Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dir.

> Non ti conosce il mondo, mentre t' ha.
>
> *Petrarca.*

Inhalt.

Seite
An meine Lieder . . . 1
Glück der Armuth . . . 3
Des Frühlings erſte Blüten . . . 5
Vertrauen . . . 9
Jägers Morgenlied . . . 11
Die Tochter Jephthah's . . . 13
An die Phantaſie . . . 17
Beim Beginn des Jahres 1827 . . . 20
Die Wahl . . . 22
Die Dulderin . . . 23
Entſagung . . . 25
Am Rhein . . . 27

Wanderlieder.

1. Künſtlers Wanderlied . . . 29
2. Des Einſamen Wanderlied . . . 30
3. Kriegers Wanderlied . . . 31

Seite

  - 4. Des Unzufriedenen Wanderlied. 31
  - 5. Ida's Wanderlied. 32
- Frühlingsgefühle. 34
- Abſchied. 37
- Hymne. 39
- Lebensbilder. 41
- Troſtloſigkeit. 43
- Lebensfahrt. 45
- Liebchen. 47
- Die Inſel. 48
- Wo wohnet Frieden? 50
- Fiſchers Nachtlied. 53
- Frage und Antwort 54
- Das Wahrzeichen. 56
- Nachtlied. 57
- Der Roſe Traum. 58
- Der Funke der Liebe. 60
- Liebeswünſche. 62
- Mein Ruheplatz. 63
- Gruß durch Zugvögel. 66
- Das Buch der Verheißung. 68
- Am Weihnachtabend 70
- Leben und Lieben. 72
- Geburtstagsliedchen zum 7. Mai. 73
- Frühlings Erwachen. 75
- Der Zauberer. 78
- Räthſel. 80
- Die trügenden Stimmen. 81
- Mein Wunſch. 83
- Canzonen zu Zedlitz' „Todtenkränzen“. 85
- Das Licht des Lebens. 87

Seite

Liebesliederchen:

1. Der Liebe Erwachen. 89
2. Der Liebe Malerei. 90
3. Der Liebe Sehnſucht. 91
Grablied. 92
Das Chriſtuskind auf dem Kreuze ſchlafend. 94
„Wenn du wärſt mein eigen.“ 96
Lebensbilder. 98
„Dein Bild allein.“ 100
Pilgerfahrt. 102
Augen und Sterne. 106
Altes Mährchen. 108
Liebeständelei. 111
An den Schlaf. 113
Entſtehung der weißen Roſe. 115
Keine Fragen! 118
An die Nymphe des Kreuzbrunnens in Marienbad. 120
Am Bach. 122
Hoffnung. 124
Erſtes Begegnen. 125
Muthloſigkeit. 126
Der Verluſt. 128
Wiegenlied einer polniſchen Mutter. 129
Der polniſche Auswanderer. 131
Das Kleinod. 133
Wohin? — 135
Davids Harfe. 136
An die Natur. 138
Stanzen. 140

Freiheitslieder:

1. 143

Seite

2. Cato. 145
3. Rouſſeau. 147
4. Ulrich von Hutten. 149

Am Waldquell zu Marienbad 151
Bei Dir. 152
An meine Leier. 153
Der Stern der Magier. 154
König Enzio. Geſchichtlicher Romanzen-Cyklus. 157
Der Genius der Dichtkunſt. 170
Meeresſtille. 173
Morgenland. 175
Bitte. 177
Glück ohne Ruh. 179
Caprice zu C. M. v. Weber's B-dur-Caprice. 182
Im Walde. 184
Liebesliederchen. 187
Die Prieſter zu Sais. 191
Die Nachtwandlerin. 193
Die Geſchwätzige. 195
Mitleid. 197
„Quand on n'a pas ce qu'on aime,
„Il faut aimer ce qu'on a.“ 199
Auch ein Lied von der Treue. 201
Viſion. 205
Die Sybille von Cumä. 207
Einſamkeit des Herzens. 210
Auswanderer im Frühling. 212
Ryno's Hochzeit. 215
Traurige Liebe. 219
Guter Rath. 220
An die Nacht. 222

Seite
Frühling. 227
Drei Kronen. 229
In der Ferne. 231
Ein Plätzchen nur. 232
In unruhiger Erwartung. 233
Sappho. 235
Lebensſonne. 237
Goldenes Loos. 239
Mein Thal. 242
In Bekümmerniß. 247
Huldigung. 249
Das Beſtändige. 251
Letzter Troſt. 253
Erſte und letzte Liebe. 255

Dichterlieder:

1. Der Dichter. 256
2. Des Dichters Invocation. 259
3. Des Dichters Gebet. 263
4. Der ſterbende Dichter. 265
Leben. 269
Der Schwur. 272
Dir. 276
Die Thränen. 278
Jakob's Traum. 279
Die Schiffenden. 281
Prometheus. 282
Schickſalslied. 285
Meine Sprache. 287
Genügſamkeit. 289
Treue. 291
Erinnerung an Heidelberg. 292

Seite
Der Paria. 296
Schiller's Denkmal. 300
Die Schröder-Devrient. 301
Arion. (An mich). 302
Licht in Nacht. 305
„Frühling wäre abgeblüht? —“ 308

An meine Lieder.

Nun ſo zieht denn in die Ferne,
Folget eurem innern Drang,
Folget einem guten Sterne,
Der euch führ' die Welt entlang.

Losgeriſſen von dem Herzen,
Das euch liebend Leben gab, —
Bald in Wonne, bald in Schmerzen, —
Seid ihr Blüten ohne Stab.

Flatternd in die wilde Weite,
Hält kein Herz euch ſorgſam feſt,
Daß es eure Schritte leite; —
Vöglein, ſeid ihr ohne Neſt.

Nun ſo ſuchet, traute Lieder,
Euch denn ſelbſt die Heimat auf;
Schüttelt Staub von dem Gefieder
Und beginnt ſtill euren Lauf.

Überall giebt's Leid zu hehlen,
Das vor fremdem Blick erbebt;
Überall giebt es ja Seelen,
Die der Seele Gruß belebt.

Möchten Lieb- und Troſtesworte
Sie aus eurem Mund empfah'n! —
Klopft nur an des Herzens Pforte,
Und es wird euch aufgethan.

Glück der Armuth.

Glück der Armuth will ich ſingen! —
Zwar wird ſie ſo oft verkannt,
Daß ich kaum es wag', zu bringen
Opfer ihr mit leiſer Hand.

Doch ich folg' des Herzens Drange,
Auszuſprechen mein Gefühl,
Und beim holden Liebesklange
Komme leichter ich zum Ziel.

„Was willſt du die Armuth preiſen? —“
Fragt ihr, ſtaunet wol und lacht!
Doch ich will es euch beweiſen,
Daß auch ſie wol glücklich macht.

Seht, die kleinſte aller Gaben,
Sie entzückt des Armen Herz;
Eine Freude, ihn zu laben,
Tröſtet ihn für manchen Schmerz.

Alles, deſſen er ſich freuet,
Dankt der eignen Kraft er nur,
Und wenn er den Samen ſtreuet,
Schützt allein ihn die Natur.

Heuchler bleiben ſtets ihm ferne, —
Was brächt' er wol für Gewinn? —
Doch der Freund ſieht ihn ſo gerne,
Der ihn liebt mit Seel' und Sinn.

Alle ſeine Geiſtesblüten
Treiben reiche, kräft'ge Frucht,
Weil Natur ihn thut behüten,
Schmeichelei ihn nie verſucht.

Theilet er aus ſchwachen Händen
Ärmern Brüdern treulich mit,
So iſt's mehr als Reiche ſpenden,
Weil er ſelbſt drum darbend litt.

In den bangen Schmerzenſtunden,
Wenn er hülflos und verzagt,
Hat er Troſt bei Dem gefunden,
Dem umſonſt nie Tugend klagt.

Darum lebet auch Vertrauen
Reger in des Armen Bruſt,
Daß er ſeinen Gott einſt ſchauen
Werde, deſſen ſich bewußt.

Für das Loos, ihm hier beſchieden,
Tröſtet ihn des Herren Wort:
„Die in Thränen ſä'n hienieden,
„Ernten ew'ge Freuden dort. —"

Des Frühlings erſte Blüten.

Aus der Erde dunklem Schooße,
Zu der Sonne Angeſicht,
Schau'n die erſten Blümchen, loſe
Lächelnd, auf ins Frühlinglicht.

Sanfte Weſte lockten milde
Sie hervor aus ihrer Haft;
Denn der Boreas, der wilde,
Stürmt nicht mehr mit toller Kraft.

Manchen Baum hat er geſpaltet,
Der da trotzte ſeiner Wuth;
Über Blumen aber waltet
Demuthſinn, die ſichre Hut.

Zephyr's Küſſe gießen Leben
Über Flora's Kinderſchaar;
Darum will ſie's auch vergeben,
Daß er ihr einſt treulos war.

Und die Blumen ſtrecken leiſe
Knospen erſt, dann Blüten vor;
Recht nach holder Kindesweiſe
Schauend in die Welt empor.

Wenn ſie ſehen, daß ſich's dorten
Ganz behaglich leben läßt,
Stellen ſie an allen Orten
Sich mit ihren Wurzeln feſt.

Ihre jungen Kronen breiten
Aus ſie in dem Sonnenſchein;
Laſſen Nahrung ſich bereiten,
Saugen Thau und Friſche ein.

Frühe, eh' die Lerche Lieder
Zu dem Frühlinghimmel ſingt,
Steigen Blumenengel nieder,
Hold und freundlich, leichtbeſchwingt;

Halten Pinſel in den Händen,
Tauchen ſie in Ätherglanz,
Wo ſich tauſend Sonnen wenden
In Aurora's Roſenkranz.

Und mit dieſen Farben malen
Sie die Blumen zarter Hand;
Doch vor Tages erſten Stralen
Fliegen ſie ins Heimatland.

Und die Blumen steh'n geſchmücket
Zwiſchen grüner Blätterpracht.
Wohin nur das Auge blicket,
Anmuth ihm entgegenlacht.

Auf des Waldes dunkler Stelle
Blüht die Anemone gern,
Blau, wie tiefen Meeres Welle,
Weiß und glänzend, wie ein Stern.

Das Maasliebchen aber breitet
Sich die Wieſen bunt herab,
Und die Schlüſſelblume ſtreitet
Ihm den Rang vielleicht noch ab.

Wo die hohen Buchen ſtehen,
Dort in ſtiller Einſamkeit,
Blüht das Veilchen, ungeſehen,
Doch nicht in Vergeſſenheit.

Wenn die Schönheit überwieget
In Bewund'rer kaltem Sinn,
Anmuth, in ſich ſelbſt geſchmieget,
Reißt doch ſtets die Herzen hin.

Wird ſie auch nicht laut erhoben,
Prangt ſie nicht im ſtolzen Kreis,
Der Verklärungglanz von oben
Sichert ewig ihr den Preis.

An des Bächleins kühlem Rande
Blühet das Vergißmeinnicht;
Weiter dort im feuchten Lande
Maienglöckchen, zart und licht.

Und zu unſerem Entzücken
Tauſend andre, fern und nah,
Daß ſie Einen Lenz nur ſchmücken,
Steh'n in ihrer Schöne da.

Aber, ſüße Frühlingboten,
Klagt nicht ob dem kurzen Sein,
Das zum ſtillen Reich der Todten
Euch ſo frühe führet ein.

Ihr entgeht drum manchen Stürmen,
Sehet nicht des Herbſtes Graus,
Wie die Wolken ſchwarz ſich thürmen,
Winde toben mit Gebraus.

Fühlet nicht die eiſ'gen Lüfte
Statt des milden Zephyrs Weh'n,
Miſſet nicht die ſüßen Düfte,
Sehet nicht den Glanz vergeh'n;

Schnee und Eis die Flur bedecken
Und den Baum entlaubet, wild
Aufwärts dürre Zweige ſtrecken, —
Der Vergänglichkeit ein Bild.

Euch war ſtets der Himmel heiter,
Stets der Äther wolkenlos,
Sonnenſtralen die Begleiter,
Immer grün der Erde Schooß.

Was wollt ihr denn noch auf Erden? —
Eure Laufbahn iſt vollbracht.
Schlaft jetzt, ferne von Beſchwerden,
Bis ein neuer Lenz erwacht.

Vertrauen.

Wandle deines Lebens Pfade
Heiter und mit frohem Sinn,
Wende zu dem Geiſt der Gnade
Deinen Blick vertrauend hin.
Hoffe nur auf Seine Milde,
Sie durchdringt die Schmerzensnacht,
Und verehre Ihn im Bilde
Der Natur in ihrer Pracht.

Wähne dich nur nicht verloren,
Wenn ein kleines Leid dich quält;
Du biſt wol von Ihm erkoren,
Der Sein liebſtes Kind erwählt,
Es zu läutern durch den Schmerz.
Glaube feſt nur an Sein Walten,
An Sein treues Vaterherz; —
Es wird ſtets dich aufrecht halten.

Blicke auf in jene Räume,
Biſt du durch den Gram gebeugt;
Es ſind keine leeren Träume,
Was ſich glänzend dort dir zeigt.
Schau' dann auch zur Erde nieder,
Lieb' ihn in der Unſchuld Welt,
Die in Blum' und Pflanzen wieder
Er vors Auge dir geſtellt.

Alles ſpricht in ſchönen Klängen:
Wie die Roſe durch den Duft,
Philomele in Geſängen,
So das Mückchen in der Luft.
Preiſe Ihn in ſeiner Macht!
Ehre Ihn durch dein Vertrauen!
Er, der über Alle wacht,
Wird auf dich mit Liebe ſchauen.

Jägers Morgenlied.

Auf zum muntern Jagen,
Lieben Brüder, auf!
Friſches, frohes Wagen
Stärkt des Lebens Lauf.
Folgt dem Hörnertone
Freudig durch die Flur,
Ihrem treuſten Sohne
Lächelt die Natur.

Laßt ſich Andre ſtrecken
Auf dem Kanapee!
Über Wieſ' und Hecken
Setzen wir durch Schnee.
Wer ſich mit Behagen
Pflegt, gehört uns nicht.
Alles ſich verſagen,
Das iſt Waidmanns Pflicht.

Dumpfen Zimmers Klauſe
Enget ihm die Bruſt;
Ferne nur vom Hauſe
Findet er die Luſt.
In der wilden Weite
Hat er ſeine Welt,
Hat ſein Rohr zur Seite,
Oben — Himmels Zelt.

Da fühlt er Vertrauen
Und das Herz ſo leicht,
Aufwärts muß er ſchauen,
Daß die Sorge ſchweigt.
Und der Welt Getümmel
Naht ihm nicht von fern,
In dem Buſen — Himmel,
Folgt er ſeinem Stern.

Nicht Geſchmack am Morden
Iſt's, der ihn bewegt;
Edler Waidmannsorden
Solchen Schimpf nicht trägt.
Nein, nur Kraftgefühle
Und des Mannes Muth
Kommen da im Spiele —
Und das ſteht ihm gut.

Doch die Zeit entweichet,
Hunde bell'n im Chor,
Hörnerklang erreichet
Schon mein lauſchend Ohr.
Auf, Geſellen, eilet!
Bringt die Roſſe bald. —
Fort nun, unverweilet,
Fort in unſern Wald!

Die Tochter Jephthah's.

„Ammon's Kinder ſind beſieget,
„Dankt dem Herrn Gott Zebaoth.
„Der es wunderbar gefüget,
„Uns gerettet aus der Noth.
„Jetzt gedenken meiner Schwüre
„Will ich in der Heimat gern.
„Wer zuerſt aus meiner Thüre
„Tritt, wird Opfer unſers Herrn.“

Freudig in die Heimat kehret
Jephthah, als der Ruhm geſtillt;
Was die Noth ihn hat gelehret, —
Seinen Schwur — er ſei erfüllt.
Aber voller Graus und Beben
Blickt er weg von ſeinem Haus;
Sie, der er geſchenkt das Leben,
Seine Tochter tritt heraus. —

Tritt heraus, ihn zu begrüßen,
Unter lautem Zimbelklang,
Ihn an ihre Bruſt zu ſchließen,
Zu erfreuen mit Geſang.
Tritt heraus, geſchmückt mit Kränzen,
Wie die Opferlämmer ſind. —
Weh! ſein Schmerz kennt keine Grenzen, —
Opferlamm — ſein einzig Kind!

Er zerreißt ſich die Gewänder
Und ſtreut Aſche auf ſein Haupt:
„Mußt' ich denn bezwingen Länder,
„Daß mein Glück mir ſei geraubt!
„Muß ich meine Roſe brechen
„Mit der eignen Vaterhand,
„Dem Gelübde zu entſprechen,
„Opfern ſie zum Altarbrand!"

„Doch der Eid iſt ausgeſprochen,
„Und ich kann nicht mehr zurück!
„Mög' er denn jetzt ungebrochen
„Brechen meines Lebens Glück. —"
Und das Mägdlein ſinket leiſe
Vor dem Vater auf die Knie,
Es verſtummt der Lieder Weiſe,
Und in Thränen ſiehet ſie:

„„Nimm, o Vater, dieſes Leben,
„„Das du mir einſt ſelbſt verlieh'n;
„„Der, der Macht hat, es zu geben,
„„Hat auch Macht, es zu entzieh'n.

„„Deine Klag' und Thränen ende,
„„Wein' nicht um mein kurzes Sein;
„„Sterbe ich durch Vaterhände,
„„Kann mein Tod nicht bitter ſein.""

„„Nur zwei Monde laß mich gehen
„„In der Berge Einſamkeit,
„„Daß ich auf den ſtillen Höhen
„„Würdig mich zum Tod geweiht.
„„Kehre ich zurück voll Frieden,
„„Held, dann ſammle deinen Muth;
„„Dann gedenke, daß hienieden
„„Ward gar hoch erkauft mein Blut.""

„„Was der Herr uns auch geſendet,
„„Groß und gut bleibt's ewiglich;
„„Werd' es dann auch bald vollendet! —
„„Und nun, Vater, ſegne mich. —""
„Ziehe hin, du Saron's Roſe,
„Lilie du aus meinem Thal!"
Seufzt der Arme, Kinderloſe,
Segnet ſie voll bittrer Qual; —

Läßt ſie in die Berge ziehen. —
Kurze Friſt ſcheint ihm Gewinn.
Doch die Monde ſchnell entfliehen, —
Vor ihn tritt die Tochter hin;
Unſchuld in den reinen Blicken,
Lächeln um den ſüßen Mund; —
Seine Freude, ſein Entzücken! —
Mahnet ihn an ſeinen Bund.

„Nun," ruft Jephthah, „ſo vollbringe
„Ich den unheilvollen Schwur,
„Und mit letzten Kräſten ringe
„Ich ob Liebe und Natur."
Spricht's, und augenblicks durchbebet
Schon der Tod des Mägdleins Herz,
Und auf Engelsflügeln ſchwebet
Ihre Seele himmelwärts.

An die Phantaſie.

Phantaſie!
Auf, mein Sang, und preiſe ſie!
Laß zum Lob der ewig Schönen
Deine Saiten laut ertönen
In harmoniſch vollem Klang;
Denn nur ihr gehört dein Dank.

Phantaſie!
Die mir oft den Pinſel lieh,
Lehrte mich, ihn zu gebrauchen,
Ihn in ihre Glut zu tauchen,
Malend, was die Wirklichkeit
Selten oder nie verleiht;

Gab mir Traum —
Reicher denn der Welten Raum,
Schöner als der Welt Geſtalten
Aus dem Leben ſich entfalten;
Schmückte ſie mit Stralenglanz,
Mit der Lieb' und Freude Kranz.

War es Nacht, —
Hatt' in Thränen ich gewacht,
Schickte ſie den Genius leiſe,
Recht nach holder Feen Weiſe,
Öffnend mir ein Paradies,
Wo mich Gram und Sorg' verließ.

War es Tag, —
Tiefer Kummer auf mir lag, —
Und ſie naht auf leichten Schwingen,
Fliehen Wolken, Sterne dringen
Zu des Himmels blauem Zelt,
Und verklärt war mir die Welt.

Wenn der Schmerz
Blutig drückt mein wundes Herz, —
Hat ſie nur den Balſam funden,
Der da heilet meine Wunden, —
Wird der Schmerz auch ſchon geſtillt
Und in Wehmuth mild gehüllt.

Trat das Glück
Vor mich hin mit Stralenblick, —
Sie ſtand neben ihm und ſchmückte
Holder noch, was mich entzückte,
Führte mich an ihrer Hand
In ein goldnes Wonneland.

Ewig nah,
Iſt zu jeder Zeit ſie da,
Giebt, wo Andre hart verſagen,
Lindert, wo ſie kann, die Klagen,
Wiegt das Herz in ſüße Ruh',
Lächelt dann ihm Hoffnung zu.

Phantaſie!
Götterkind, verlaß mich nie!
Mag das wechſelvolle Leben
Nehmen, was es hat gegeben, —
Öde iſt mein Daſein nicht,
Stralet, Holde, mir dein Licht.

Beim Beginn des Jahres 1827.

Dem Genius des angetretnen Jahres
Wird manche Bitte, mancher Wunſch gebracht;
Man naht ſich froh den Stufen des Altares,
Wo uns manch holdes Bild entgegenlacht.

Und Alles, was das volle Herz begehret,
Und Alles, was es ſuchte und nicht fand, —
Dem neuen Jahr iſt's hoffend zugekehret,
Und träumt Erfüllung in der Zukunft Land.

Doch ich, ich trete nicht in jene Reihen,
Ich leg' die Wünſche in des Herren Schooß;
Mag er verſagen oder ſie verleihen,
Ich bin zufrieden ſtets mit meinem Loos.

Nicht bitt' ich um ein langes, frohes Leben,
Denn ach! es hält uns nur am Staube feſt;
Mög' er es nehmen, der es hat gegeben, —
Mir ſcheint der Tod ein ſtilles Wonnefeſt.

Doch bitt' ich nicht um Tod, denn hier auf Erden
Iſt unſer Wandel Schule künft'ger Zeit;
Durch guten Kampf und manche Prüfung werden
Geläutert wir zu jener Seligkeit.

Nicht bitt' ich um Befreiung von den Sorgen,
Vom Schmerze nicht, der mir den Buſen engt;
Ihm iſt's, daß ich ſie trage, nicht verborgen,
Er weiß, warum er's über mich verhängt.

Und um das Glück nicht bitt' ich, denn es trüget
Uns oft mit ſeines falſchen Goldes Schein,
Und ſchmeichleriſch in ſtarre Selbſtſucht wieget
Durch allzugroße Gunſt es oft uns ein.

Nein, lieber Gott, du kenneſt meine Seele,
Du weißt das Eine, was mir immer Noth;
In deine Hand ich meinen Weg befehle
Mit Allem, was mir lächelt, was mir droht.

Gieb du, o Herr, nach deinem Wohlgefallen,
Gewähre mir nach deiner ew'gen Huld;
Doch laß mich nie in bang Verzagen fallen,
Gieb Kraft mir zur Ergebung und Geduld.

Die Wahl.

(Nach dem Engliſchen.)

Zwei Freier nah'n, und Gaben bieten
Sie dir, o Mägdlein, ſchön und hold;
Jetzt wähle zwiſchen Frühlingblüten
Und dem Demantenſchmuck mit Gold.

Sie wählt die ſtralenden Rubinen,
Ihr Haar iſt reich damit geſchmückt;
Doch bald ſie quälend ihr erſchienen,
Wie ſtille Sorg' den Buſen drückt.

Wol mag für Diademe taugen
Des Diamantes prächt'ger Stral;
Doch bleiche Wangen, trübe Augen
Verrathen ihre Seelenqual.

Die Pulſe fieberhaft erbeben,
Wenn Frühlingblüten Sie erſeh'n.
Ihr konnt der Lenz nicht Blumen geben,
Als bis auf ihrem Grab ſie ſteh'n.

Sie ward zur Ruhe bald getragen,
Mit Purpurpracht und Wappenglanz; —
Und Einer folgt und legt mit Klagen
Aufs ſtille Grab den Blumenkranz.

Die Dulderin.

Hörtet ihr denn jemals eine Klage,
Einen Seufzer nur aus meinem Mund? —
That ſich, zwiſchen euch am frohen Tage,
Nicht mein Daſein nur durch Frohſinn kund? —

Wann verſchmäht' ich jemals eine Freude,
Bot ſie auch das kleinſte Blümchen nur,
Und war ich nicht immer im Geleite
Aller hohen Wonnen der Natur? —

Schloß ſich denn mein Herz vor euch, ihr Frohen,
Wie die Blume vor der Sonne zu? —
Bin ich jemals eurer Näh' entflohen?
Raubte Neid mir meines Buſens Ruh?

O, ich neide nicht, was euch beglücket,
Wenn's die Seele ſchmerzlich auch entbehrt,
Wenn's auch bange oft ſie niederdrücket
Und an ihres Lebens Wurzeln zehrt.

Alle ſind nicht einem Glück berufen,
Sehr verſchieden wird es uns zu Theil;
Aber aufwärts führen alle Stufen,
Schmerz und Wonne ein'gen ſich zum Heil.

Sagt nicht, daß ich kalt mich von euch wende,
Liebe lebt ja nur in meiner Bruſt;
Reichet mir getroſt nur eure Hände,
Fürchtet nicht, mich kränke eure Luſt.

Wunden, die von Freunden nicht zu heilen,
Müſſen aber ſtets verborgen ſein.
Meine Freuden ſollt ihr mit mir theilen,
Doch die Thränen laßt nur mir allein.

Entſagung.

Wollet ihr denn, Wünſche, nimmer ſchweigen,
Haſt du, Herz, Entſagung nicht gelernt?
Sei bereit, in Demuth dich zu beugen,
Wenn auch Freud' und Hoffnung ſich entfernt.

Denkſt du immer nur der eignen Freude,
Immer nur, was dich entzückt, betrübt? —
Armes Herz, die Eigenliebe meide;
Glücklich iſt, wer Andre nur geliebt.

Wer für Andre lebt ſein ganzes Leben,
Seiner ſelbſt zu keiner Stunde denkt,
Ganz ſich weiht dem innigſten Beſtreben,
Das in Andrer Wohlfahrt ſich verſenkt —

Weſſen lange Wanderſchaft hienieden
Einem Opfer gleichet ohne Lohn,
Der erfüllt ſein Daſein! Heil'gen Frieden
Trägt er dann im ſtillen Herzen ſchon.

Und es wallt ſein Fuß zwar noch auf Erden,
Doch ſein Haupt umgiebt ſchon Himmelſchein,
Und der Engel, der er einſt ſoll werden,
Zog ſchon jetzt in ſeine Hülle ein.

Alſo werde, Herz! — Schau nur gelaſſen
Auf die Trümmer deines Glücks herab;
Denn der höchſte Wunſch, den du kannſt faſſen,
Wird gewiß erfüllt; er heißt — — das Grab.

Am Rhein.

Seid mir gegrüßt, ihr ſegenreichen Auen,
Wohin mein Fuß ſich freudig hat gewandt;
O laß dich vom entzückten Aug' beſchauen,
Mein ſchönes deutſches Vaterland.

Wie bietet doch auf dieſen weiten Fluren
Das Schöne noch dem Schöneren die Hand;
Wie zeigſt du überall des Wohlſtands Spuren,
Mein reiches deutſches Vaterland.

Erinnerung aus längſt vergangnen Zeiten
Wird mir von den Ruinen zugeſandt,
Die wechſelnd jeden meiner Schritte leiten
Im ernſten deutſchen Vaterland.

Und edle Kunſt, wie man ſie nicht mehr findet,
Ließ ihres Daſeins ſchönes Unterpfand,
Das Malerei und Baukunſt uns verkündet
Im frommen deutſchen Vaterland.

Gar manche Wiſſenſchaft iſt hier erblühet,
Und manches Schöne hier zuerſt genannt,
Wenn man dir auch den lauten Ruhm entziehet,
Mein großes deutſches Vaterland.

Ich liebe dich, fehlt dir auch Spaniens Sonne,
Italiens Himmel, des Franzoſen Tand,
Des Briten Stolz und Hellas ew'ge Wonne,
Ich liebe dich, mein Vaterland! —

Wanderlieder.

I. Künſtlers Wanderlied.

Ich ziehe ſo ſelig durchs Leben
Und ſchweb' wie auf Wolken dahin;
Die Kunſt, mir als Freundin gegeben,
Verkläret mir Seele und Sinn.

Ihr opfr' ich an jedem Altare,
Ihr dank' ich das himmliſche Licht,
Das treu in dem Buſen ich wahre,
Damit mir's an Freud' nicht gebricht.

Sie ſpendet mir ewige Wonnen,
Sie macht mir das Daſein ſo leicht,
Mir ſtralen im Schmerze noch Sonnen,
Weil ſie ihren Zauber mir reicht.

Ich kenne nicht Feſſeln der Erde,
Nicht Druck und nicht Mangel der Welt,
Vergeſſen iſt jede Beſchwerde,
Wenn ſie nur im Arme mich hält.

Ich nenne mich König des Schönen,
Im Himmel, auf Erden, — ganz gleich!
In Farben, Geſtalten und Tönen
Beherrſch' ich ein ewiges Reich.

Und hab' ich einſt Großes erfüllet,
So ende nur, fröhliches Sein;
Dann iſt deine Sehnſucht geſtillet,
Dann gehe zum Himmel nur ein.

---

2. Des Einſamen Wanderlied.

Ich gehe verlaſſen durchs Leben,
Ich habe nichts mehr, was mich liebt;
Nur wankende Schatten umſchweben
Mein Herz, bis zum Tode betrübt.

Seitdem mich die Einz'ge verlaſſen,
Erſcheint mir die Welt wie ein Grab;
Wenn Liebe und Treue erblaſſen,
Dann bricht wol der ſicherſte Stab.

Wohin ſoll ich ſchauen in Freuden,
Und wohin mich wenden im Schmerz? —
Wer theilet mit mir meine Leiden,
Verſtehet und tröſtet mein Herz? —

Vergebens mein Suchen und Sehnen!
Ihr Ebenbild finde ich nicht.
O fließt nur, ihr ſtrömenden Thränen,
Vielleicht daß mein Auge dann bricht!

Ja, leuchtet nur, friedliche Sterne,
Mit eurem bezaubernden Schein!
Ach, droben bei euch wär' ich gerne —
Um nur bei der Einz'gen zu ſein.

3. Kriegers Wanderlied.

Ich fliege ſo muthig durchs Leben,
Denn mein iſt der Ruhm dieſer Welt.
Und mit meinem kühneren Streben
Kein Andrer das Gleiche mir hält.

Nicht acht' ich der Myrten und Roſen,
Die Liebe und Freude mir beut;
Wo Schlachten, wo Kämpfe nur toſen,
Da iſt mir der Lorbeer geweiht.

Und er iſt das höchſte der Ziele;
Denn er giebt unſterblichen Glanz,
Wenn längſt ſchon der irdiſchen Spiele
Verblühte ſonſt jeglicher Kranz.

Ihn ſuch' ich, ihn will ich gewinnen
Auf ſtürmiger, leuchtender Bahn;
Dann reiße der Tod mich von hinnen, —
Ich drang zur Unſterblichkeit an.

4. Des Unzufriedenen Wanderlied.

Ich gehe verdroſſen durchs Leben
Und weiß nicht warum und woher;
Denn mir iſt zu wenig gegeben,
Und Hader und Neid plagt mich ſehr.

Bald ſeh' ich, daß Andre ſich freuen,
Die wen'ger beſitzen als ich;
Dann muß es mich immer gereuen,
Daß ſtets ich dem Frohſinn entwich.

Bald ſuch' ich nach allerlei Gaben,
Die ſelten man findet vereint;
Und könnt' ich dann wirklich ſie haben, —
Ihr Zauber erloſchen mir ſcheint.

Nichts macht auf der Welt mir Vergnügen,
Mir ſelbſt bin ich ſelbſt eine Laſt.
Die Menſchen, ſie wollen nur trügen,
Ich habe ſchon längſt ſie gehaßt.

Wann geht denn die Plage zu Ende,
Wann komme ich wirklich zur Ruh? —
O Tod, ſchicke du deine Spende
Und drücke die Augen mir zu!

5. Ida's Wanderlied.

Und wie ziehe ich denn durchs Leben,
Und wie ſtellt die Welt ſich mir dar? —
Als Weg, auf dem heimwärts zu ſtreben,
Stets Sorge der Pilgerin war.

Wol bringt er mir liebliche Blüten,
Ich pflücke ſie dankbaren Sinns,
Und weiß ſie im Herzen zu hüten,
Und freue mich lang des Gewinns.

Doch manche entblättern die Winde
Am trüben und nächtlichen Tag —
Vielleicht daß in ſchön're Gewinde
Ein Engel für droben ſie brach.

Nichts hält mich, was auch ich erkoren,
Nichts feſſelt mein irdiſches Sein,
Nicht klag' ich um was ich verloren; —
Was mein iſt geweſen, bleibt mein.

Der flüchtige Wechſel des Lebens
Betrübt und verwirret mich nicht.
Die Klage, ſie tönet vergebens; —
Geduld iſt ein tröſtendes Licht.

Und ſo will ich ruhig denn wallen
Zum Ziel in des Ewigen Schooß;
Und lieben und hoffen vor allen
Sei immer mein ſeliges Loos.

Frühlingsgefühle.

„Freuſt du dich nicht des Lebens,
„Das rings ſo froh erwacht? —
„Erglänzt denn dir vergebens
„Der Frühlingſonne Pracht? —"

„Erquickt dich nicht der Blüten,
„Des blauen Himmels Schein,
„Die jetzt ſo reich vergüten
„Des Winters lange Pein? —"

„Das Daſein iſt erneuert,
„Der Tod uns nun verläßt,
„Der ganze Erdkreis feiert
„Ein Auferſtehungfeſt! —"

Und ſahſt du nie verblühen,
Zerſtört nie, was gelebt,
Nie Todesnebel ziehen,
Wo Leben jüngſt geſchwebt.

Sahſt du noch nie zerfallen
Der Erde Schmuck und Pracht,
Nicht Alles traurig wallen
Zum Ziel — in Grabesnacht? —

Gieb Etwas, das beſtehet,
Das ohne Wechſel iſt,
Und nicht in Staub verwehet,
Nach kurzen Daſeins Friſt.

Von Allem, was auf Erden
So hold ſcheint, wähle dir;
Es muß zu Aſche werden,
Denn ach! — es iſt von hier.

Ich ſeh' nur bleiche Schatten,
Nicht wahren Lebens Spur;
Ich fühle leiſ' ermatten
Den Menſchen, die Natur.

Gott kann ich lieben, loben,
Doch dieſe Welten nicht;
Denn Wonne iſt nur droben,
Wo ohne Wechſel Licht.

Wol ſind ſie hold, die Sterne,
Fürs arme ird'ſche Land,
Doch hält in weiter Ferne
Noch ſchön're Vaters Hand.

Die lieben Blumen blühen,
Verwelken — — das ihr Loos!
Doch ſchön're Blumen glühen
In meines Vaters Schooß.

Kalt iſt die Welt und trübe,
Wer ſehnt ſich nicht hinaus!
Es wohnt die ew'ge Liebe
In meines Vaters Haus.

Dahin mein Flehen, Sehnen,
Dahin mein irrer Lauf! —
O nimm — ich fleh' mit Thränen —
Nimm, Vater, bald mich auf!

Abſchied.

Erlöſchen werden bald die heil'gen Sterne,
Die meinem Daſein kurzen Glanz verlieh'n,
Dann muß ich wieder in die öde Ferne
Des Lebens mit gebrochnem Herzen zieh'n.

Dann ſteh' ich einſam auf des Glückes Trümmer,
Das wie ein Tempel jetzt zum Himmel ſteigt,
Und ſchön geſchmückt, als wie mit Feſttagſchimmer,
Die Sel'gen ſelbſt zu mir hernieder neigt.

Dann iſt des Herzens ewig reges Sehnen
Das Einz'ge, was mich noch am Staube hält;
Dann ruf' ich deinen Namen unter Thränen
Hinaus in meine leergewordne Welt.

Doch ſpricht man viel von Freud' und Wonn' hienieden,
Und Jugend ſei des Glückes auch Gewähr. —
Zu deinen Füßen nur war mir die Welt beſchieden,
Getrennt von dir iſt Tod, iſt Alles leer.

Sie war doch mein, die Welt' und alle Schmerzen
Und Klag' und Trauer wiegen es nicht auf,
Daß eine Liebe lebt in dieſem Herzen,
Die weder wankt noch wechſelt in dem Lauf.

Daß ein Gefühl in meiner Seele lebet,
Von Tauſenden umſonſt, umſonſt erfleht,
Das jeglichen Gedanken treu umſchwebet,
Und einſt mit mir zur ſtillen Heimat geht.

O, daß ich dieſe Liebe hier gefunden,
Es überwindet doch der Trennung Graus,
Und ſöhnet mich in meinen ſchwerſten Stunden
Noch ſchön mit dem verarmten Daſein aus.

Hymne.

So weit um mich her die Blicke auch ſchweifen,
So viele der Bilder ſie flüchtig ergreifen, — —
Schatten nur ſind's, die vorüber mir ſtreifen,
Schatten vom wahren, vom wirklichen Sein.
Denn in des Buſens verſchwiegener Stille
Waltet des Lebens, des ſchöneren, Fülle;
Umwebt bald von froher, bald trüberer Hülle,
Trag' ich im Herzen — dein Bild allein.

Kümmert denn mich nur das Treiben und Leben,
Mich, daß die Menſchen erſchaffen und ſtreben,
In ihrem Wahn ſich zum Höchſten erheben? —
Ach, es iſt Alles ſo nichtig und klein! —
Ich ſeh' vergebens die Blumen erblühen,
Sonnen und Monde und Sterne hinziehen,
Ewig im wechſelnden Tanze entfliehen, — —
Ich ſeh' auf Erden — dein Bild allein.

Alles, was je ich geliebt und verehret,
Was ſich als Schönſtes der Seele verkläret,
Wird von der ewigen Flamme verzehret, —
Einer iſt edel, iſt herrlich und rein.
Wohin die Wellen der Liebe auch ſchlagen,
Wohin die Flügel der Sehnſucht mich tragen,
Ich ſeh' durch Reihen von Nächten und Tagen
Immer und ewig — dein Bild allein.

Will ſich die Seele zum Himmel aufſchwingen,
Los von den Feſſeln des Irdiſchen ringen
Und in den Raum der Unendlichkeit dringen,
Hin zu den Quellen vom ewigen Sein; -
Himmel iſt dort, wo ſein Athemzug wehet,
Himmel, wo fern ihn mein Auge erſpähet,
Himmel und Seligkeit, die nicht vergehet —
Mir iſt der Himmel — dein Bild allein.

Möge die Zeit nun die Schwingen entfalten,
In ihrem eiſernen, ruhigen Walten
Stunden zu Tagen, zu Jahren geſtalten,
Bringen der Freuden und Schmerzen Verein; —
Möge das Daſein ſich nächtlich umtrüben: —
Mir iſt doch ewige Wonne geblieben,
Trag' ich im Buſen die Kraft, dich zu lieben,
Lebt mir im Herzen — dein Bild allein.

Lebensbilder.

Frühlingslüfte ſäuſeln milde
Über blühende Gefilde,
Balſam ſpendet jeder Hauch.
Süßen Klang der Nachtigallen
Aus dem Haine hört man ſchallen,
Und um jeden Baum und Strauch
Wogt ein reiches, frohes Leben,
Worin Bien' und Vöglein ſchweben.
Auf den Wellen ziehen leiſe
Schwäne ihre Silberkreiſe,
Und die Sonne ohne Glut
Taucht ſich in die kühle Flut.

Ach, wo finden dieſen Frieden
Wir im Menſchen wol hienieden? —
Von den vielen Millionen,
Die auf unſerm Erdball wohnen,
Wahrt kaum Einer ihn der Bruſt.
Aber deſſen ganzes Leben
Gleicht des Himmels ew'ger Luſt.
Milde verſchweben,
Friedensbewußt,
Wird dereinſt das Kind vom Frieden.
Selig, wem dies Loos beſchieden! —

Doch im Sturme untergehen
Muß der Stürme wildes Kind.

Hörſt du's durch den Eichwald wehen?
Das iſt nicht der Abendwind. —
Siehſt den Himmel du in Gluten?
Das iſt nicht der Sonne Licht. —
Und die wilden Waſſerfluten,
Segen bringen dieſe nicht.
Vor des heißen Tages Flammen
Sinken Blum' und Blatt zuſammen,
Und das Wen'ge, was geblieben,
Wird vom Wirbelwind vertrieben.
Dann wird's Nacht,
Wenn Zerſtörung iſt vollbracht.
Und aus ungemeßner Ferne
Schauen drein die heil'gen Sterne,
Und das Auge Gottes wacht.

Doch im Menſchen bleibt die Spur
Der verwüſteten Natur,
Wenn wir ihn auch nicht mehr ſehen,
Zephyr' um die Stätte wehen,
Blumen duften ſüß und lind — —
Doch im Sturme untergehen
Muß der Stürme wildes Kind.

Troſtloſigkeit.

Warum weckt ihr, rauhe Lüfte,
Mich aus meinem Grab, ſo tief? —
Meine Liebe iſt mir ferne —
O, wie ich ſo ſelig ſchlief!

Warum weckt mich Morgenſonne
Aus des Traumes ſtiller Nacht? —
Weiß ſie nicht: von Ihm zu träumen,
Holder iſt's, als wenn ſie lacht.

Warum wecken Blum' und Sterne
Glüh'nde Sehnſucht in mir auf,
Warum nehmen Flut und Wolken
Ewig meiner Liebe Lauf? —

Warum ſingen Nachtigallen
Mit dem ſüßen Klagelaut
Alle Schmerzen meines Buſens,
Die ich keinem Ohr vertraut?

Ein Gedächtniß ſeiner Schöne
Iſt für mich nur die Natur,
Und worauf der Blick auch falle,
Sieht er ſeines Weſens Spur.

Ewig wandelt mir zur Seite
Trauernd die Erinn'rung mit;
Wie ich Aug' und Sinn auch wende,
Sie nur leitet jeden Schritt.

Nun denn Liebe, heil'ge Liebe,
Dir geweiht ſei mein Altar,
Und dies Herz, das du verzehreſt,
Bringt ſich ſelbſt als Opfer dar.

Lebensfahrt.

Umrauſcht von den Wogen der Zeiten,
Steh'n wir in dem Nachen und gleiten
Dahin auf der unſichern Bahn.
Wir kommen, erſcheinen, verſchwinden,
Getrieben von Stürmen und Winden,
Und Keiner lenkt ſelbſt ſeinen Kahn.

Von ew'gen Geſetzen getrieben,
Iſt Keiner zurück noch geblieben,
Und Alle erwartet ein Ziel.
Bald wünſcht man in Eden zu weilen,
Und bald aus den Wüſten zu eilen,
Zu enden das neckende Spiel.

Umſonſt ſind dort Wünſche, hier Klagen;
Mit Ruhe den Wechſel zu tragen,
Das lehren Erfahrung und Zeit.
Mitunter zwar brechen die Herzen
In wechſelnden Wonnen und Schmerzen; —
Sie waren den Stürmen geweiht!

Äonen und Welten erzählen
Von Liebe und liebenden Seelen; —
Man ſieht ſie Jahrtauſend' einmal.
Nur einmal, daß Zwei ſich gefunden,
Zu einem die Nachen verbunden,
In dieſem Gewühl ohne Zahl.

Ja, wären nur Freuden beſchieden,
Dann wären ſie glücklich hienieden. —
Doch flücht'ger als Winde iſt Glück. —
Es thürmen ſich drohende Wogen,
Und Einer vom Andern gezogen
Sieht trauernd auf Trümmer zurück.

Aus dieſem Schiffbruche ſich retten,
Heißt nur mit dem Schmerz ſich verketten;
Doch trägt man die Schmerzen noch gern.
Dereinſt muß der Strom ſich ergießen,
Ins Meer der Ewigkeit fließen; —
Das bleibet ein tröſtender Stern.

Darum nur nicht bangen, nicht zagen,
Wer liebet, darf nimmermehr klagen; — —
Ruht ſtill nur der Hoffnung im Schooß.
Laßt kommen und gehen Äonen,
Laßt ſenken und heben ſich Kronen, — —
Euch fiel doch das lieblichſte Loos.

Liedchen.

Laßt mir die Klage,
Laßt mir den Schmerz,
Daß ich ſie trage
Still himmelwärts.

Wehrt nicht der Thränen
Ewigem Lauf,
Weckt doch mein Sehnen
Vergangnes nicht auf.

Schweiget vom Glücke,
Hab' es gekannt!
Aber dem Blicke
Schnell es entſchwand.

Morgenſtern ſcheinet
Spät wol und früh,
Mit Sonne vereinet
Ward er noch nie.

Bin ſo geſchieden
Vom Glück dieſer Welt.
Lieb' iſt hienieden
Mit Leiden umſtellt.

Die Inſel.

Siehſt du in des Stromes Wogen
Jenes grüne Inſelland? —
Meine Wünſche ſind gezogen
Mit ihm an den fernſten Strand.

Dieſe Wünſche liehen Flügel
Jener Inſel, und ſie trug
Über Thäler, über Hügel
Fort uns, fort — im ſchnellen Flug.

Zu des Himmels fernſter Ferne
Schwebte ſie mit uns empor;
Dort, im Kreis der Sonn' und Sterne,
Sie der Flügel Kraft verlor.

Doch wie ſonſt die blaue Welle
Ihre Ufer mild umſpielt,
So trug nun des Äthers Helle
Sie, von weicher Luft gekühlt.

Und wir waren — nur wir Beide —
Auf dem Inſelchen allein,
Und des Himmels reinſte Freude
Zog in unſre Herzen ein.

Wonn' umfing nun die Beglückten,
Wonne, die ſie nie verließ,
Und von nahen Sternen blickten
Engel in dies Paradies.

Sieh, dies waren Wünſch' und Träume! —
Biſt genügſam du wie ich? —
Ließeſt du der Erden Räume? — —
Wär' das Welt genug für dich? —

Wo wohnet Frieden?

„Ich ſuche Frieden. —
„Iſt er hienieden
„Menſchen beſchieden? —“

Ich forſchte vergebens
Im Taumel des Lebens,
Wo Freude die Freude verdrängt.
Die Wonnen verglühen,
Die Roſen verblühen,
Doch nimmer der Friede dran hängt.

Den Freunden des Schönen,
Der Wiſſenſchaft Söhnen,
Ihr Streben vielleicht er belohnt? —
So wähnt' ich! — In Kreiſen
Der Klugen und Weiſen
Der Friede, der Friede nicht wohnt.

Dann ging ich inmitten
Der Thäler, wo Hütten
Kaum ſtörten die Waldeinſamkeit.
Ich glaubt' ihn zu finden,
Sah Träume verſchwinden; —
Kein Tempel war dort ihm geweiht.

Nun ſucht' ich im Herzen
Der Menſchen; — fand Schmerzen,
Vergänglich wie Freude und Luſt.
Die Guten entſagten,
Die Böſen verzagten,
Den Frieden bewahrt keine Bruſt.

Und ſo ging ich einen Abend,
Als die Glut der Sonne ſank,
Und der Mond ſich hob erlabend,
Meinen ſtillen Weg entlang.
Schatten, wandelnd mir zur Seiten,
Störten nicht die tiefe Ruh,
Und mein Auge flog den Weiten
Des geſtirnten Himmels zu.

„Giebt's denn auf der Erde Räumen,
„Friede, nirgends deine Spur?
„Iſt denn unſre Sehnſucht — Träumen
„Von der Wahrheit Schatten nur? —"
Alſo fragt' ich! — Eine Pforte
Hemmte meinen irren Lauf;
Schnell verſtummten meine Worte,
Und ein Friedhof nahm mich auf.

Weiße Leichenſteine ſchienen
Silbern durch die Mondennacht. —
Tannen und Cypreſſen grünen,
Keine Blume freundlich lacht;
Über ſchwarzen Kreuzen pranget
Rosmarin, die Todtenkron',
Und um Sarkophage hanget
Still die Weid' von Babylon.

O der Ruhe, o der Kühle,
Die das Herz hier ſüß umfing! —
Das im Seligkeitsgefühle
Tiefſten Friedens unterging.
Auf ein Grab ſetzt' ich mich nieder,
An Cypreſſen lehnt' ich mich: —
Da, wie ſel'ger Geiſter Lieder,
Nachtwind durch die Zweige ſtrich:

„„Du ſucheſt den Frieden. —
„„Er iſt dir hienieden
„„Im Grabe beſchieden. —““

Fiſchers Nachtlied.

Jeden Abend hergezogen
Komm' ich, wenn die Sonne ſinkt
In des Meeres grüne Wogen,
Weil ich meine: Liebchen winkt.

Schnell hat mich der Kahn getragen,
Und mein Netz iſt voll und ſchwer;
Mühe ſcheu' ich nicht und Plagen,
Denn mein Liebchen freut ſich ſehr.

Ach, wie froh an dieſem Strande
Harr' ich manche halbe Nacht,
Bis das Kniſtern in dem Sande
Mir verkündet: Liebchen wacht.

Kommſt du nicht? — Kommſt du denn nimmer,
Nimmermehr an dieſes Herz? —
Nein! es ſieht des Mondes Schimmer
Dort dein Grab, hier meinen Schmerz.

Sterne kommen, Sterne ſcheinen
Tröſtend bis zum Morgenroth;
Ich muß jede Nacht durchweinen;
Süßes Liebchen, biſt ja todt.

Frage und Antwort.

Willſt du auf meine Fragen,
Mein liebes Mädchen, ſprich,
Getreu mir Antwort ſagen? —
„Ich will es, frage mich. —“

Wer hat die Erd' geſchmücket
Mit ſo viel Blumenpracht?
Wohin das Auge blicket,
Die Au', der Garten lacht. —

„Der Frühling iſt gekommen,
„Ganz leiſe, über Nacht,
„Hat ſie in Arm genommen,
„Den Brautkranz ihr gebracht. —“

Wer lehrt die Nachtigallen
Ihr wunderſüßes Lied
Durch tiefe Stille hallen,
Daß es ins Herz uns zieht? —

„So aus der Seele klagen,
„Als ſei ihr wund das Herz,
„Ohn' Troſt, bis zum Verzagen,
„Das lehret nur der Schmerz. —“

Wer heißt die Vögel ziehen,
Wenn Winter kommt ins Land,
Auf leichtem Fittig fliehen
Zu einem wärmern Strand? —

„Es geht dahin ihr Streben,
„Der Flügel iſt ihr Kahn,
„Und daß ſie gern entſchweben, —
„Die Sehnſucht hat's gethan. —“

Doch wer heißt's Pärchen kehren
Zum lieben, alten Neſt,
Und wer mag es wol lehren,
Daß nimmer es ſich läßt? —

„Erinn'rung froher Stunden
„Läßt dort nur ſüß ſie ruh'n.
„Was aber ſie gebunden,
„Kann nur die Liebe thun. —“

Die Liebe? — Laß mich fangen
Der Blicke Himmelslicht! —
Was ſagen meine Augen? —
„O ſtill! das weiß ich nicht. —“

Das Wahrzeichen.

Wie ernſt das holde Auge blickt,
Wie iſt die Stirn ſo trüb';
Vom Frohſinn, der ſie ſonſt geſchmückt,
Die Spur nicht übrig blieb.

Wol lächelt hie und da der Mund,
Das Auge lächelt nicht,
Und grad' dies Lächeln macht es kund,
Daß ſtill das Herz ihr bricht.

Die Thräne hehlt die Wimper kaum,
Die aus dem Buſen ſteigt;
Doch nie giebt ſie ihr offen Raum,
Und ihre Lippe ſchweigt.

Die Scherze, die ſie ſonſt geübt,
Die Spiele, die ſie ſpielt',
Und was ihr kindlich Herz geliebt,
Wird nicht geſeh'n, gefühlt.

Sie iſt nicht froh, wo ſonſt entzückt,
Verändert iſt ihr Sinn;
Was hat die Blume früh geknickt? —
„Die Lieb' zog drüber hin. —“

Nachtlied.

Zur Ruhe iſt gegangen
Der Menſchen Treiben, Thun;
Sie finden ihr Verlangen, —
Nur mein Herz kann nicht ruh'n.

Jetzt erſt wird Alles ſtille,
Die Nacht zieht groß einher,
Mit ihres Friedens Fülle; —
Schlaf, Herz, was willſt du mehr.

Zu dir kommt auch der Frieden,
Wenn gleich der Buſen ſchwer;
Er naht ſich gern den Müden, —
Schlaf, Herz, was willſt du mehr.

Denkſt du vergangner Zeiten? —
O, ſie ſind dir Gewähr,
Daß ſie auf ſchön're deuten. —
Schlaf, Herz, was willſt du mehr.

Denkſt du des fernen Lieben? —
Dein Freund liebt dich ſo ſehr;
Dein Schmerz würd' ihn betrüben. —
Schlaf, Herz, was willſt du mehr.

Der Roſe Traum.

Die Roſe liegt ſo ſtille
In Dorn und Laubes Hut,
Als ob in Schönheitsfülle
Sie ſelbſtbewußt ſich ruht.

Doch ſolch ein eitles Wähnen
Hegt meine Roſe nicht; —
Nur tiefes, heißes Sehnen,
Das von der Zukunft ſpricht.

Ihr Ruhen iſt nur Träumen,
Und ach! wie hold, wie ſüß! —
Wird Wirklichkeit nicht ſäumen
Zu thun, was Traum verhieß? —

Vom ſchönſten Himmel ſteigen
Sieht ſie den Zephyr mild,
Zur Erd' herab ſich neigen
Aufs liebliche Gefild.

Dann fühlet ſie ihn leiſe
Auf Blumendüften nah'n,
Wie immer engre Kreiſe
Voll Liebe ſie umfah'n.

Und ſeines Athems Fächeln
Iſt Glück, das nichts ermißt. —
Nun dieſes ſel'ge Lächeln! —
Er hat ſie wach geküßt. —

Ihr Traum zeigt nichts von Stürmen,
Von Winter und von Schnee,
Nicht wie ſich Wolken thürmen,
Und nicht der Trennung Weh.

Nur Wonne ohne Gleichen
Fühlt ſie in Zephyr's Arm,
Und wähnt: ſie könn' nicht weichen
Dereinſt dem Schmerz, dem Harm.

Ich will den Zauber brechen
Nicht durch ein hartes Wort.
Die Zukunft wird es ſprechen, —
Nimmt Lebensfreude fort.

Nein, freue du dich immer
An dieſem goldnen Schaum; —
Des reinſten Glückes Schimmer
Gleicht ganz der Roſe Traum.

Der Funke der Liebe.

Der Funke der Liebe, im Herzen geboren,
Geht nimmer Dem, der ihn empfunden, verloren,
Er glühet und brennt in die Ewigkeit fort;
Denn wäre dem Menſchen die Kraft nicht gegeben,
Zu lieben bis hin ins unſterbliche Leben,
So gäb's wahre Liebe nicht hier und nicht dort.

Nicht wird er entzündet an roſigen Wangen,
Und nicht an dem Feuer des Jugendverlangen,
So flüchtigem Dienſte iſt er nicht geweiht.
Und ſelber die Freude auf ſchimmerndem Flügel,
Sie bringet ihm nicht der Unſterblichkeit Siegel. —
Der Funke der Liebe wohnt über der Zeit.

Und nicht kann er langſam mit Tagen veralten,
Auch nicht an dem Eiſe der Jahre erkalten,
Das andre ſo heiße Gefühle verwiſcht.
Es mögen auch glühende Thränen erzählen,
Daß ſtill ſie gebrochen die mildeſten Seelen; —
Der Funke der Lieb' nicht in Thränen erliſcht.

Die Aſche der Theuren ſelbſt kann ihn nicht decken;
Er weiß aus Zerſtörung das Leben zu wecken,
Und Gräber und Staub hemmen nicht ſeinen Lauf.
Denn ſo wie der Phönix aus rein'genden Flammen, —
Bricht einſtens das Erdengerüſte zuſammen, —
So ſchwingt er ſich froh zur Unſterblichkeit auf.

Liebeswünſche.

Wenn ich ein Vöglein wär', flög' ich zu dir,
Sänge dir Lieder, blieb' einſam nicht hier.

Wenn ich ein Blümlein wär', wollt' ich dir blühen,
Wollt' deine Blicke ſtets hin auf mich ziehen.

Wenn ich ein Lüftchen wär', würd' ich dich kühlen,
Fröhlich um Locken und Stirne dir ſpielen.

Wenn ich ein Bächlein wär', wollt' ich dir rauſchen,
Wie auf ein Märchen ſollt'ſt du auf mich lauſchen.

Wenn ich ein Stern wär', dir ewig zu ſcheinen,
Sicher dann ſollteſt du nimmermehr weinen.

Wenn ich der Schlaf wär', käm' leiſ' ich hernieder,
Fächelte Ruh' dir mit weichem Gefieder.

Wenn ich der Traum wär', ſo brächt' ich dir Grüße
Fern von der Lieben und Blumen und Küſſe.

Wenn ich die Sehnſucht wär', zög' in dein' Sinn,
Wenn ich die Liebe wär', blieb' ich darin.

Mein Ruheplatz.

Nur zum Sterben, nicht zum frohen Leben,
Gönnet mir den Platz an ſeiner Bruſt; —
Und des Todeskampfes grauſes Beben
Wandelt ſich in ſüße Himmelsluſt.

Ewig zieht's mich heimatlich zum Herzen,
Wo das meine eigne Wärme fand;
Nimmer kann ich, nimmer es verſchmerzen,
Daß uns nur ein Augenblick verband.

Denn der Augenblick gab meinem Weſen
Mehr der Wonn' als langer Jahre Zahl.
Leicht und ſelig fühlt' ich mich, geneſen
Von der unbeſtimmten Sehnſucht Qual.

In des Lethe Wogen ſank vergeſſen
Jedes Nachtſtück meines Lebens hin,
Jede Freude ſchien mir ungemeſſen,
Jeder Tag der Ewigkeit Gewinn.

Goldne Wölkchen trugen ſanft und leiſe
Mich dahin auf meinem Erdenpfad;
Gram und Sorge war der Pilgerreiſe,
Ach, auf tauſend Meilen nicht genaht.

Wonnezeit, entſchwandeſt du uns Beiden
Wie in Nebeln frühes Morgenroth? —
O, das Weltmeer hätt' uns müſſen ſcheiden,
Oder nichts, gar nichts als nur der Tod.

Wozu leben, wenn das Weſen ferne,
Das die Seele meines Lebens iſt;
Dem das Glück erſcheint mit gleichem Sterne,
Dem die Lieb' mit gleicher Wage mißt.

Wozu leben, wenn dahingeſchwunden
Alle Hoffnung auf die beſſ're Zeit,
Auf die Wiederkehr der ſüßen Stunden,
Die ſich, ach, faſt niemals uns erneut.

Wozu leben, wenn der Tag von heute
Dem von morgen Thrän' auf Thräne bringt,
Wenn Erinn'rung giebt dem Schmerz Geleite,
Jeder Ton wie Abſchiedklage klingt? —

Bringt hinaus die Blum', daß Frühlingſonne
Noch einmal die welkende erquickt;
Sie erblüht' im Winter, euch zur Wonne, —
Ihre Kraft hat er mit Eis zerdrückt.

Jetzo kommen ſie zu ſpät, die Stralen,
Welche ſonſt ihr Glanz und Schmuck verlieh'n;
Wenn ſie lieblich auch die Blätter malen, —
Sie muß ſinken, welken und verblüh'n.

Laßt mich ſterben, wo ich nicht konnt' leben,
Hangend an dem heil'gen Angeſicht;
Froh wird meine Seele dann entſchweben,
Wenn mein Aug' in ſeinem Auge bricht.

Wenn ſein Lächeln Seligkeit verkündet,
Welche ſonſt nur Engelmund verhieß,
Dann im Tod die freie Seele findet
Ihrer Liebe ew'ges Paradies.

Gruß durch Zugvögel.

Seh' ich durch des Himmels Weiten
Auf dem leichten Fittig gleiten
Zieh'nder Vögel muntre Schaar,
Rufen Stimmen in mir leiſe:
Dürft' ich doch die liebſte Reiſe
Machen auf dem Flügelpaar.

Ach, ihr ſeht die Heimat wieder,
Wo ihr ſangt die erſten Lieder,
Findet erſter Liebe Haus;
Seid im lebenswarmen Süden
Von des Winters Tod geſchieden
Und der Stürme wild Gebraus.

Aber ich, — ans Land gebunden,
Wo ich nie mich heimiſch funden,
Wo mein Herz nie friedlich ruht, —
Darf nicht einmal Wünſch' und Klagen,
Sich in mir erhebend, ſagen; —
Bergen muß ſie Buſens Hut.

Nun ſo will ich denn auch ſchweigen!
Mag kein Ohr ſich zu mir neigen,
Soll auch keines mich verſteh'n;
Und nur ihr, verſchwiegne Schaaren,
Mögt der Worte Sinn bewahren,
Die nun bittend zu euch fleh'n.

Ziehet hin in jene Ferne,
Wo mir unter beſſerm Sterne
Weilt der einzig liebe Freund;
Dort, wo er lebt, laßt euch nieder,
Singet ihm ſtets frohe Lieder,
Daß nur Frühling um ihn ſcheint.

Ach, und euer heitres Singen
Möge täglich neu ihm bringen
Meiner Liebe treuſten Gruß.
Seht, vielleicht könnt ihr ihm ſagen:
Aus der Ferne hergetragen
Bringen wir dir Geiſterkuß.

Und er würde euch verſtehen,
Auf zu euch, ihr Vögel, ſehen; —
Wahrt euch dann den holden Blick!
Wenn der Winter iſt entflogen,
Bringt ihr mir, kommt ihr gezogen,
Edens Ölzweig, ihn zurück.

Das Buch der Verheißung.

Ein Buch der Verheißung iſt milde gegeben
Zum Troſte dem Menſchen im irdiſchen Leben,
Das ewig aufs Neue ihn ſtärkt und erquickt.
Es iſt nicht von ſterblichen Händen geſchrieben,
Und Menſchenwitz kann's nicht erklären noch trüben;
Doch Jeder verſteht's, der es einmal erblickt.

In den unermeßlichen blauen Gefilden,
Da zeigen ſich goldene Chiffern und bilden
Unzählbare glänzend lebendige Reih'n.
Im Süden und Norden, wohin man ſich wendet,
Sah nimmer ein Aug' dieſe Schrift noch beendet;
Sie dringet dir tief in die Seele hinein.

Wenn längſt jeder Ton deiner Freude verhallet,
Wenn längſt ſchon kein tröſtendes Wort dir erſchallet,
Und Jubel verſtummt, ſowie Klage und Leid; —
Dann ſchaue empor zu den leuchtenden Sternen,
So wechſellos wandelnd durch himmliſche Fernen;
Sie ſind dir zur Schrift der Verheißung geweiht.

Und will an die Allmacht dein Glaube einſt wanken,
So hebe empor nur die freien Gedanken
Zum Himmel voll Sterne, im reinſten Azur.
Sie, die alle Welten im Tanze geleitet,
Hält über dich auch ihren Schild ausgebreitet,
Und, wo du auch wandelſt, du ſiehſt ihre Spur.

Und ſind dir die Kräfte gebrochen zum Hoffen,
Es ſteht immer tröſtende Zuflucht dir offen
Im Buch der Verheißung, — vergiß es nur nicht. —
Es werden die ſtralenden Züge dir ſagen
Durch Nachte voll Thränen und Schmerzen und Klagen:
„Sei du nur getroſt, durch die Nacht dringet Licht.“

Am holdeſten ſcheinet den Schwachen und Müden,
Sich ſehnend und nimmer gelangend zum Frieden,
Das Buch der Verheißung vom Himmel herab:
„O, laſſet nur bluten die heimlichen Wunden,
„Bald habet ihr Ruhe und Frieden gefunden,
„Wenn ich nur herniederſtral' auf euer Grab.“

Drum ſollteſt du jemals ermatten, zu lieben,
Und wär' dir vom Schmerz dieſer Zweifel geblieben,
So rette hinauf dein verzagendes Herz.
„Dort, über den Sternen, wird Liebe noch leben! —“
O Wort der Verheißung, du biſt uns gegeben
Als heilender Balſam für jeglichen Schmerz.

Am Weihnachtabend.

Stehſt du freundlich wieder offen,
Meiner Kindheit Paradies,
Das ich unter frohem Hoffen
In der Jugend Muth verließ? —

Haben Zauberlandes Räume
Hell ſich wieder aufgethan,
Schaukeln meine alten Träume
Wieder mich in ſüßem Wahn? —

Gießt der Kerzen muntrer Schimmer
Licht durch meine Lebensnacht,
In der ſchon ſeit Jahren nimmer
Ruheſterne mir gelacht? —

Wär' ich niemals doch geſchieden
Aus dem engbeſchränkten Reich;
Dann wär' meiner Seele Frieden
Noch wie damals ewig gleich.

Ach, nun ſcheinen Weihnachtkerzen
Wie der Fackeln düſtrer Zug,
Wenn zum Grab gebrochne Herzen
Auf der Bahre hin man trug.

Oder wie die Abendröthe
Noch den Horizont bemalt,
Wenn ſich ſchon die Nacht erhöhte,
Längſt nicht mehr die Sonne ſtralt.

Abglanz des verlornen Glückes
Find' ich, wo ſonſt Glückes Spur;
Nenne Gunſt des Augenblickes
Dieſen bleichen Schatten nur.

Matt verſanken kleine Freuden
Vor der Liebe Sonnenglanz. —
Nah der Liebe ſteht das Scheiden,
Es zerriß mir meinen Kranz.

Flattern auch noch kleine Blüten
Hier und dort mir freundlich zu,
Nehm' ich ſie, wie ſie ſich bieten;
Doch ſie geben keine Ruh'.

Einem Sterne zugewendet
Ewig bleibt mein Angeſicht,
Und der Stral, den er mir ſendet,
Iſt des Daſeins Lebenslicht.

Leuchtet nur, ihr Weihnachtkerzen,
Durch die Winternacht ſo mild;
Alſo ſtralt durch Gram und Schmerzen
Meiner einz'gen Liebe Bild.

Leben und Lieben.

Die Blitze, ſie zucken vom Himmel herab,
Die Stürme umtoben ein einſames Grab,
Und drunten im Grabe ſchläft friedlich und tief
Ein Herz, das das Leben zu Schmerzen berief.

Wol ward es getroffen von Angſt und von Pein,
Doch nimmer gebrochen durch dieſe allein;
Das Glück, welches Andern der Lebensbaum trägt,
Es hat dieſes Herz in das Grab hingelegt.

Und was nicht gelungen dem Haß und dem Neid,
Die Liebe hat früh es dem Tode geweiht.
Mit „Leben und Lieben" — dem Wonnegebet —
Hat es ſich ein Grab und den Frieden erfleht.

Geburtstagliedchen zum 7. Mai.

Geiſt der Liebe, ſchauſt du wieder
In der Sonne Frühlingspracht,
Auf die grüne Erde nieder,
Die im Blütenſchmucke lacht.

Geiſt der Liebe, blickſt du wieder
In mein einſam trauernd Herz,
Führſt zurück ihm ſeine Lieder,
Zu betäuben ſeinen Schmerz.

Weckeſt du die alten Laute
Jener innern Stimme auf,
Meiner Seele ſtill Vertraute,
Trotz des Lebens Wechſellauf.

Ja, ſie ſind mir treu geblieben,
Was ich auch entbehrt', verlor;
Träumen kann ich, dichten, lieben,
Zaubern aus dem Nichts hervor.

Mit dem Lenz erwacht das Leben
Frühlingsjung in meiner Bruſt;
Der Geſang iſt mir gegeben
Zum Erſatz für jede Luſt.

Wünſchen darf ich nichts, noch hoffen,
Nichts nenn' ich auf Erden mein;
Keine Zukunft ſteht mir offen
Und zum Grab geh' ich allein.

Aber nimmer will ich klagen,
Daß ich nicht den Himmel fand;
Nur die Liebe kann mich tragen
In der Liebe Vaterland.

Darf ich doch im Herzen ſingen,
Was ganz ſtill der Mund verſchweigt,
Mich in Tönen aufwärts ſchwingen,
Wenn die Erde rauh ſich zeigt;

Meines Herzens Sprache leihen
Allem, was das Auge ſchaut,
Es zu meinen Boten weihen
Und zu meiner Liebe Laut.

Geiſt der Liebe, allen Segen,
Himmelsfrieden, ſüße Ruh',
Was ſonſt lag auf meinen Wegen,
Trag' es meinem Freunde zu.

Frühlings Erwachen.

Es lächelt der Himmel
Im reinen Azur,
Der Blumen Gewimmel
Verzieret die Flur.

Der Vögel Geſänge
Durchſchmettern den Wald,
Die Nachtigall Klänge
In Einſamkeit hallt.

Wohin man ſich wendet,
Strömt Jubel und Licht,
Wird Freude geſpendet
Und Trauer zunicht.

Wohin man ſich wendet,
Der Frühling erwacht,
Der Tod iſt beendet,
Und Tag folgt auf Nacht.

Es freut ſich am Leben,
Wer jüngſt noch geweint,
Ermunternd das Streben
Nach Glück ihm erſcheint.

Es heben ſich Herzen,
Die jüngſt noch ſo ſchwer,
Vermindert ſind Schmerzen,
Sie drücken nicht mehr.

Es lächeln die Augen,
Von Thränen noch naß,
Und Scherze umhauchen
Die Wange, noch blaß.

Aber trauernd ſchauet meine Seele
In die Luſt der ganzen Welt hinein,
Welche Freuden ich für Andre zähle —
Ich muß fern von jeder Freude ſein.

Wie des Samums Weh'n zu einer Wüſte
Auch den ſchönſten Blumengarten macht,
Wenn ſein Hauch die zarten Blüten küßte: —
Alſo hat die Liebe mir gelacht.

Und wo ſie ſich einen Tempel fodert,
Ach, da ſtürzet jeglicher Altar;
Feuer, das mit ihr zum Himmel lodert,
Bringt das Weſen ſelbſt als Opfer dar.

Es verzehret kleine Freudenblüten,
Macht zur Wüſte auch das reichſte Herz;
Ewig muß im ſtillen Buſen hüten
Man des Leidens und — des Glückes Schmerz.

Glaubt ihr nicht an jenen Schmerz im Glücke,
Der prophetiſch durch die Seele bebt? —
„Halte feſt die flücht'gen Augenblicke,
„Wie ein Luftgebild ſind ſie entſchwebt!“

Der die Augen, welche Liebe ſtralten,
Plötzlich mit Geſpenſtern grauſig ſchreckt,
Und die Stirn, wo Wonnen ſüß ſich malten,
Mit der Trauer finſterm Schleier deckt!

Seht, vor ihm iſt längſt ſchon untergangen
Meiner Hoffnung heitrer Sonnenſtral;
Mag er auch für alle Welten prangen,
Mir, ach mir erſcheint er nicht Einmal.

Treu ſind nur die Sterne mir geblieben,
Treu mit ihrem tröſtend ſtillen Licht.
Glücklich kann ich nicht mehr ſein, — doch lieben,
Lieben kann ich, bis das Auge bricht.

Der Zauberer.

Von Zauberei will man nichts wiſſen,
Man iſt jetzt klug und aufgeklärt;
Und doch wird Der dran glauben müſſen,
Den die Erfahrung hat bekehrt.

Ich weiß zum Beiſpiel viel zu ſagen
Von einem mächt'gen Zauberer;
Ob's mehr giebt, muß man mich nicht fragen,
Für mich iſt er nur da, nur er!

Und iſt er da, ſo ſcheint verſchwunden
Das Weltenall vor meinem Blick,
Im Spiegel, den ich dann gefunden,
Stralt nur ſein Weſen mir zurück.

Die Blume, welche er gebrochen,
Wie iſt ſie lieblich anzuſeh'n;
Wie klingt das Lied, von ihm geſprochen,
Gleich Zauberſang dem Ohre ſchön.

Berühret ſeine Hand die Saiten,
Melodiſch tönen ſie allein. —
Er muß den heitern Scherz mir deuten,
Soll er auch wirklich heiter ſein.

Sein Auge find' ich ſtets am Himmel,
Und ſeinen Blick im Sternenheer;
Sein Lächeln lichtet das Gewimmel
Gleichgült'ger Menſchen um mich her.

Die Lüfte wehen reiner, freier,
Thut ſeine Nähe ſich mir kund;
Nie lieb' ich alles Schöne treuer,
Als wenn vom Schönen ſpricht ſein Mund.

Das Schönſte, was ich ſah, war wieder
Nur die Erinnerung an ihn,
Sowie im Nachhall ſüße Lieder
Leiſ' über Echo's Lippen zieh'n.

Er iſt des lauten Tags Gefährte,
Er iſt der Nächte holder Traum;
Im Herzen, das er ganz verklärte,
Hat gar nichts außer ihm noch Raum.

Wohin ich wende die Gedanken,
Erſcheint mir überall ſein Bild;
Die ganze Welt iſt ohne Wanken
Und Wechſel nur von ihm erfüllt.

Und das, o liebe kluge Leute,
Das wäre keine Zauberei? —
Was wär' es denn? — Man dicht' und deute
So viel man will — es bleibt dabei!

Ob Spruch und Stab dabei im Spiele,
Das weiß ich nicht. — Sucht nur umher,
Vielleicht gelanget ihr zum Ziele. —
Ich weiß, er zaubert, ach, nur er! —

Räthſel.

Ich weiß eine Gruft, ſie iſt dunkel und tief,
Es ruhet für immer, was einmal dort ſchlief;
Und wen man auch weckte und was man auch rief,
Vergebens will Antwort man haben.
Die Bruſt iſt die Gruft und Hoffnung darinnen begraben.

Auch iſt dieſe Gruft ſchön mit Blumen geſchmückt;
Doch hat man wol nimmer ſo düſtre erblickt,
Sie ſtehen wie alle zu frühe geknickt,
Bethöret von Frühlings Erglühen.
Erinn'rungen ſind's, ſie können nicht welken noch blühen.

Denn nimmer geht freundlich die Sonn' ihnen auf,
Für Glückliche, ach, nur beginnt *die* den Lauf! —
Doch Morgen- und Abendthau ſenket ſich drauf;
Er iſt's, den die Blumen erſehnen.
Errathet ihr ihn? — Was könnt' es wol ſein — als die Thränen.

Die trügenden Stimmen.

Ich horchte auf der Freud' Geſänge,
Die um die Jugend froh erblüh'n,
Und ſie ins Reich der heitern Klänge,
Voll ewig reiner Harmonie'n,
Auf ihrem Sonnenfittig zieh'n.
    Aber ach! der Jugend Tage
    Sind entſchwunden vor der Zeit,
    Sang verwandelt ſich in Klage,
    Und im Liede ſingt das Leid.

Ich horchte auf des Glückes Schmeicheln,
Das tauſendfältig mir genaht,
Und ohne Wanken oder Heucheln,
So weit das Aug' durchflog den Pfad,
Mit Roſen ihn beſtreuet hat.
    Aber ach! wie ſchnell entflogen
    Iſt der überſtolze Traum;
    Meine Roſen ſind gebrochen,
    Ließen nur den Dornen Raum.

Ich horchte auf der Wahrheit Worte,
Hing ſtill an ihrem Angeſicht;
Ich hoffte einzugeh'n zur Pforte,
Durch die ihr heißerſehntes Licht
Wie Sonne durch die Wolken bricht.

Aber ach! der inn're Spiegel
Faßte rein den Glanz nicht auf;
Meine Seele hatte Flügel,
Doch ſie irrt' in ihrem Lauf.

Ich horchte auf der Liebe Laute;
Sie drangen wie der Engel Chor,
Der Paradieſes Wonnen ſchaute,
In mein entzückt betroff'nes Ohr,
Und trugen jubelnd mich empor.
Aber, was ſie auch mir ſingen,
Sie verſtummten, ach! zu früh,
Seit ſie nicht mehr zu mir dringen,
Lauſch' ich andern Lauten nie.

Und ich horch' der Muſen Tönen
Nur ſo dann und wann noch hin,
Um das Leben auszuſöhnen, — —
Mit des Liedes Luſtgewinn
Zu erheitern meinen Sinn. —
Doch die Saiten hallend beben
Wie ein langes Echo nach,
Und der Schmerz, im Buſen lebend,
Wird auch in den Liedern wach.

Mein Wunſch.

Wie arm, mein Herz, und ach! wie arm, mein Leben,
Seid ihr doch von der Wiege bis zum Grab;
Ich habe nichts dem einz'gen Freund zu geben,
Der mir ſein Herz, das große, reiche, gab.

Wol wahr! ich ſtrebte nicht nach dieſem Lohne,
Ich ſuchte nicht danach, als ich ihn fand;
Gleich einer Fürſtin nahm ich meine Krone,
Und ich verdient' ſie, weil er ſie mir wand.

Zwar weilt mein Fuß in Nebeln dieſer Erden,
Allein mein Haupt umfließt der Krone Schein;
Und Wonnen, die uns durch die Liebe werden,
Sie zogen all' in meinen Buſen ein.

Das dank' ich ihm! — Und was konnt' ich ihm bieten
Für dieſes Demants ungemeſſ'nen Schatz? —
O ſtill, mein Herz, es giebt nichts zu vergüten,
Nur Liebe iſt der reichen Lieb' Erſatz.

Und doch fühl' ich bisweilen ſolch Verlangen,
Die Welt zu werfen hin vor ſeinen Fuß;
Blieb' auch ſein Auge nimmer daran hangen,
Ein flücht'ger Blick genügt' als ſchönſter Gruß.

Umſonſt ſuch' ich nach Worten und nach [illegible]
Die wiedergeben, was im Bu[illegible] [illegible]
Sie bleiben fern vom Sonnenthron des Schönen,
Ein bleicher Schatten iſt mein wärmſtes Lied.

Ja, wär' ich Meiſterin der Melodieen,
Dann ſtrömte mir des Wohllauts Quell herab,
Dann ſollten prächtig meine Lieder blühen
Als Roſenkranz um ſeinen Pilgerſtab.

Canzonen

zu Zedlitz' „Todtenkränzen".

1.

Wol haſt du Recht! „Was Menſchen Schmerzen nennen,
Iſt Glück für Jene, die in Flammen wohnen."
Ihr Element ſind Wonnen nur und Gluten,
Sie bauen gleich dem Phönix ihre Thronen
Aus Scheiterhaufen, freudig zu entbrennen;
Sie ſtürzen ſich in wilde Meeresfluten,
Sich ſehnend zu verbluten.
Sie ſammeln um ſich her des Weltalls Wonne,
Und Paradieſe ſieht man ſie erbauen;
Doch nimmer wird ihr Auge ſie erſchauen,
Sie blüh'n entgegen einer ſchönern Sonne.
Und dieſe reichen Herzen können träumen,
Genießen nimmer auf der Erde Räumen.

2.

Weil ſie ſich wenden zu den Idealen,
Vergeſſen ſie der Güter dieſes Lebens,
Vergeſſen oftmals auch der eignen Schranken,
Der ſchwachen Menſchlichkeit, ob ihres Strebens,
Zu finden Das, was ihre Träume malen;
Und ſo umſchlingen ſie, wie Epheuranken,
Erhabene Gedanken,

Und pilgern misverſtanden durch die Erde,
Die häufig ihrer ſpottet, als der Thoren.
Doch wer ſagt uns, daß ſie nicht ſind erkoren,
Daß ihre Seele der Altar nicht werde,
Auf dem die Gottheit ihre Flamme nähret,
Die, Ird'ſches läuternd, himmelan ſich kehret.

3.

O dürftet ihr doch reden, ſel'ge Schatten
Der Liebenden, der Sänger! Eure Worte,
Sie würden, wie die Blumen fremder Zonen,
Uns Kunde geben von dem Wunderorte,
Den ihr erreicht, erſtrebt habt ohn' Ermatten.
„Wir ſind die Glücklichen vor Millionen,
„Uns galt ein Tag Äonen,
„Die Welt beſaßen wir in unſern Herzen;
„Wir haben in Momenten Glück empfunden,
„Das lange Menſchenalter nicht gefunden,
„Es hat bezahlet unſre tauſend Schmerzen.
„Wir fehlten, irrten oft, doch treu geblieben
„Iſt uns für Ewigkeit die Kraft — zu lieben.“

Das Licht des Lebens.

Einen Hymnus möcht' ich ſingen
Der Verklärerin der Welt,
Weihrauch zu dem Altar bringen,
Der das heil'ge Feuer hält.
Denn vor allen Wunderwerken
Schätz' ich hoch des Lichtes Schein,
Und dem ſchönſten Licht auf Erden
Will ich meine Töne weih'n.

„Leicht iſt das wol zu erkennen,
Nur der Sonne ziemt der Preis.“ —
Nein, der Sonne Stralen brennen
Zu verzehrend meinen Kreis.
Ihre heißen Flammengluten
Braucht vielleicht ein kaltes Herz,
Doch das meine muß verbluten
In dem Stral, am wilden Schmerz.

„Iſt's die Sonne nicht, — die Sterne
„Leuchten mild in deine Bruſt. —“
Nein, in ihrer kalten Ferne
Ahnen ſie nicht Leid noch Luſt.
Wenn ſie kommen, wenn ſie gehen,
Iſt es wol ein ſüßes Licht;
Doch das Menſchenwort verſtehen
Sie, des Himmels Blüten, nicht.

„Wär' es denn der Schein der Kerze
„In des frohen Feſtes Saal? —"
Nein, — ſie leuchte nur dem Scherze
Bei dem heitern Tanz und Mahl.
Mich verwundet ihr Geflimmer
Und das Bild, das ſie erhellt,
Und mich treibt der grelle Schimmer
Fort in meine eigne Welt.

„Nun, dann weiß ich nur noch Flammen
„In dem traulichen Kamin."
Nein; — ſie führen zwar zuſammen,
Wenn des Winters Stürme zieh'n,
Nach der ſtill gewohnten Weiſe
Vater, Mutter und das Kind;
Doch es fliehen aus dem Kreiſe,
Die, wie ich, hier einſam ſind.

Aber *einem* Stral entflammet
Meines Edens Friedensort,
Lieb' und Treue in ihm flammet,
Und die Wahrheit wohnt nur dort.
Sterne werden erſt und Sonne
Hell durch dieſes Wunderlicht,
Das, zu meines Lebens Wonne,
Nur aus ſeinem Auge bricht.

Liebesliederchen.

1. Der Liebe Erwachen.

Iſt es noch dieſelbe Erde,
Die mein flücht'ger Fuß berührt,
Oder hat ein neues „Werde!“
Neue Wunder hier vollführt?

Stralte mir der alte Himmel
Schon mit dieſem lichten Blau,
Und der Blumen bunt Gewimmel,
Schmückt' es ſtets ſo reich die Au'? —

Zogen mir der Stunden Kreiſe
Immer ſo im Flug dahin,
Und entfaltete ſich leiſe
Längſt ein Eden meinem Sinn? —

Nein, ich bin wie aufgewachet
Aus dem tiefen, langen Traum,
Und die Welt, die um mich lachet,
Wahrlich, ich erkenn' ſie kaum.

Und ſeit wann dies neue Leben,
Das ſo wonnig mich durchdringt
Und mit nie gefühltem Beben,
Zitternd, feſt das Herz umſchlingt? —

Weiß ich, wer die Wunder ſpendet? --
Träumend, ſinnend ſteh' ich da;
Doch ich glaub', es ward vollendet,
Als — ich Ihm ins Auge ſah.

---

2. Der Liebe Malerei.

Wieder hab' ich ihn geſchauet,
Zu dem ſtets das Herz mich zieht,
Dem die Seele ganz vertrauet,
Dem der Fuß doch ſcheu entflieht.

Meine Augen aufzuſchlagen,
Wenn in ſeiner Näh' ich bin,
Mag ich Arme nimmer wagen;
Doch — ein flücht'ger Blick reicht hin.

Denn wer einmal ihn geſehen,
Der vergißt ihn nimmermehr,
Und wohin ich möge gehen,
Schwebt ſein Bild rund um mich her.

Seine Augen ſeh' ich immer
Mild und klar wie Sternenlicht,
Und ich denk', der Liebe Schimmer
Iſt's, der himmliſch ſie durchbricht.

Seiner ſchönen Stirne Stralen,
Wie Kriſtall ſo rein, ſo hell! —
Wollte man die Hoheit malen,
Schöpfe man an dieſem Quell.

Wenn er geht, — der Seele Schwingen
Heben leicht und ſtolz den Gang;
Wenn er ſpricht, — die Worte klingen
Von des innern Wohllauts Klang.

Doch die ſüßen Lippen ſtören
Aus den Träumen mich heraus; —
Möcht' ein Wort von ihnen hören,
Und — ſie ſprechen's doch nicht aus.

3. Der Liebe Sehnſucht.

Was ziehen die Wolken am Himmel dahin,
Entführen mir ferne den fröhlichen Sinn,
Verſchweben in Sonnen-, in Sternenſchein; —
Wie mag es ſo ſelig da droben ſein!

Was rauſchen die Wogen am Uferrand,
Beſpülen liebend das blühende Land;
Der Himmel lächelt tief in ſie hinein, —
Wie mag es ſo ſelig dort unten ſein!

Was klopfet das Herz mir ſo bang in der Bruſt,
In ſüßem Schmerz und in zagender Luſt;
Was fodert ſein Auge die Seele mein, —
O könnt' ich denn ſelig auf Erden ſein? —

Grablied.

Es ſenkt ſich der Tod in des Winters Gewand
Hernieder aufs traurig verblühete Land,
Das Leben verſinkt in die kältende Gruft,
Zerſtöret wird Alles, — ein Spielwerk der Luft.

Der Sturmwind betreibet phantaſtiſches Spiel
In welkenden Blättern der Bäume gar viel,
Und wenn er in ihnen ſein Abendlied ſingt,
Wie Märchen der Feen und Elfen es klingt.

So ſchaurig iſt Alles, ſo lockend zur Ruh, —
Ich deckte wol gerne mit Erde mich zu
Und ſchlummerte drunten recht friedlich und tief,
Bis Sonne des Lenzes zum Leben mich rief.

Mein Hügel dort wäre zwar einſam und kalt;
Denn längſt ſind entfloh'n vor des Herbſtes Gewalt
Die Blüten, mit denen der Frühling ſich ſchmückt
Und jegliches Aug' in dem Glanze entzückt.

Doch all' meine Blumen, die Er mir einſt gab,
Ich will, daß man ſie zu mir lege ins Grab;
Dann mag es auch äußerlich öd' um mich ſein,
Darinnen umweht mich der Frühlinge Schein.

Und ſucht man vergebens ein Kreuz auf dem Grab,
So ſuchet nur weiter, o ſchauet hinab;
Das Kreuz, das ich trug durch ein Leben voll Schmerz,
Ich drück' es im Tode noch ans treue Herz.

Das Chriſtuskind auf dem Kreuze ſchlafend.

(Nach einem Gemälde.)

Willſt du denn ewig zagen,
Du ängſtlich klopfend Herz;
Biſt nicht bereit, zu tragen
Den allerherbſten Schmerz.

Und rühmeſt dich zu lieben,
Sprichſt wol von Opfern gar,
Und magſt Geduld nicht üben,
Nicht Demuth bringen dar.

Fandſt du denn im Gewühle
Des Lebens nicht bewährt:
Es würden Schmerzgefühle
Durch Liebe ſchön verklärt? —

Sie ruhe auf dem Kreuze,
Wenn's blutig auch ſie drückt,
Und jedem Erdenreize
Sei man durch ſie entrückt! —

Sie ſchlaf' im tiefſten Frieden,
Wenn auch die Bruſt voll Harm,
Ihr ſei das Glück beſchieden,
Zu ruh'n im treuſten Arm. —

Sie leide nichts von Sorgen,
Von Kummer dieſer Welt,
Sie trag' in ſich geborgen,
Was über jene hält.

Sie flieg' auf Engelſchwingen
Empor zum Himmelslicht;
Die bangen Thränen dringen
In ihre Sphäre nicht.

O, was dies Bild verkündet,
Halt' feſt in aller Noth:
„Die Liebe überwindet
„Die Schmerzen und den Tod."

„Wenn du wärſt mein eigen.“

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein,
Wie wollt' ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,
Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie wär' die Welt dann ſchön,
Es bliebe nichts zu wünſchen,
Als ſtets — dich anzuſeh'n;
Und, ganz verſunken in mein Glück,
Erhielt' die Welt nicht einen Blick.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie würd' ich dann ſo gut;
Auf deine Hoheit ſtützte
Ich meinen ſchwachen Muth.
Mein höchſter Lohn, mein höchſtes Glück
Erglänzte mir in deinem Blick.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie ſchien' mir hold der Tod,
Er träfe uns zuſammen; — —
Und, gleich dem Abendroth,
Wär' er der Schluß des Tags voll Glück,
Verzehrend ſüß, ein Liebesblick.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Bis einſt mein Auge bricht,
So würd' ich droben ſagen:
„Ich laß ihn ewig nicht!
„Im Himmel ſelbſt ohn' ihn kein Glück!"
Das iſt mein Troſt, mein Hoffnungsblick.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Lebensbilder.

Auf am blauen Himmelsbogen
Kommt der ſtille Stern gezogen,
Wenn im Weſt die Sonne ſank.
Seit viel tauſend langen Jahren
Zieht er in der Brüder Schaaren
Seinen ew'gen Weg entlang,
Hofft die Sonne zu erreichen; —
Sieht er ſie in Nacht erbleichen,
Iſt der erſt' am Abendhimmel, —
Schaut mit heißem Sehnſuchtblick
Nach der Hohen ſtets zurück, —
Harrt am längſten im Gewimmel, —
Und entſchwebet und entſchwindet,
Eh' er ſeine Liebe findet.

Auf des See's ſmaragdnen Wogen
Kommt der ſchöne Schwan gezogen,
Herrſcher dieſer klaren Flut,
Die ſich ſchmiegt um ſeine Glieder; —
Und er ſehnet ſich, durch Lieder
Auszuſprechen Buſens Glut,
Um von ſüßen Melodieen
Sanft gewiegt dahin zu ziehen.
Nicht erfüllt den Wunſch das Leben! —
Dann erſt, wenn der Tod ihn ruft,

Sprenget der der Töne Gruft,
Daß im Klang er mög' entſchweben;
Und er muß zur Heimat ſchwinden,
Will er Ziel der Sehnſucht finden.

Wie die Schwäne, wie die Sterne,
Zieh' auch ich in weiter Ferne
Von des Daſeins einz'gem Glück.
Mag auch Frühlingſonne prangen,
Meine Sonn' iſt untergangen,
Seit er ſchwand aus meinem Blick! —
Und die armen, ſtillen Lieder
Bringen nimmer ihn mir wieder
Und die Klag' darf Niemand hören! —
Feſt verſchloſſen in der Bruſt
Bleibt die ſchwermuthvolle Luſt,
Und ich fühl' mit ew'gen Zähren:
Soll ich meine Liebe finden,
Muß ich erſt im Tod entſchwinden.

„Dein Bild allein“.

„Dein Bild allein“ hebt ewig unverloren
Sich aus des Buſens Heiligthum empor,
Und gleich dem Phönix, den der Glanz geboren,
So geht es aus dem Flammenmeer hervor,
Wenn alle Schmerzen, welche mich durchdringen,
Vor ſeinem Nah'n in Harmonie verklingen.

„Dein Bild allein“ ruht auf des Herzens Grunde
Wie eine Perl', zu der der Taucher drang;
Er ſenkt ſich furchtlos zu des Meeres Schlunde,
Nicht Well' und Wogen hemmen ſeinen Gang,
Nicht ſchrecken ihn der wilden Flut Gefahren; —
Er ſieht das Kleinod, und er will's bewahren.

„Dein Bild allein“ den ſtillen Altar ſchmücket,
Auf dem die Flamme meiner Liebe glüht;
Der Pilger iſt am Gnadenbild entzücket
Nicht mehr, als Wonn' in meinen Buſen zieht,
Wenn ich die Blum', auf meinem Weg gefunden,
Zum Opferkranz für den Altar gebunden.

„Dein Bild allein“ hält ſelbſt in ihren Träumen
Unwandelbar die Seele liebend feſt,
Und in der Traumwelt ungemeßnen Räumen
Iſt's der Gedanke, der ſie nie verläßt,
Der nächtlich auf dem Mondenſtrale ſchwebet
Und bleichen Traum mit Tagesglanz belebet.

„Dein Bild allein“ ſtralt mir in Zauberfarben,
Von zarter Hand der Liebe treu gemalt;
Wenn alle Gluten ringsumher erſtarben,
Es trotzet der Zerſtörung, der Gewalt;
Und was ich lieben ſoll, was mich erfreuen,
Es muß von ihm ſich eine Ahnung leihen.

„Dein Bild allein“, die immerblüh'nde Roſe,
Inmitten Schnee's und Winterſtürme Weh'n,
Ihm wird nicht eins der tragiſch ernſten Looſe:
Vergöttert, dann vergeſſen ſich zu ſeh'n.
Es iſt zu ſchön für das Vergeſſenwerden,
Und ſeines Gleichen ſuch' ich nicht auf Erden.

„Dein Bild allein“ läßt nicht in Worte faſſen,
Nicht malen mit den ird'ſchen Farben ſich;
Und ach, ich kann, ich kann es nimmer laſſen,
Denn wenn ich's ließe, niemals ließ' es mich.
Nie war mir etwas treu, ſo ganz, ſo mein,
Als wie dein Bild, dein ſüßes Bild allein.

Pilgerfahrt.

Einſam zieht durch Winternächte
Leiſen Schritts der Pilger hin;
Aufgeregter Stürme Mächte
Stören nicht den ernſten Sinn.
Ob die Frühlingslüfte wehen,
Ob die Windsbraut grauſig tobt,
Wie die Tage auch vergehen,
Ruhe hat er ſich gelobt:

Ruhe bei den tiefſten Schmerzen,
Ruhe am verfehlten Ziel,
Ruhe mit gebrochnem Herzen
In dem wilden Weltgewühl;
Ruhe, wenn den Kranz die Menge
Ihm als Opfer dargebracht;
Ruhe, wenn dieſelben Klänge
Ihn als Schwärmer dann verlacht.

Ach, in ſeiner Jugend Tagen
Schien ihm nichts gewiß als Glück; —
Dieſe nie erfüllten Sagen,
Schmeichelnd unerfahrnem Blick! —
Eilend nur durch Roſenthale,
Nannt' die ganze Welt er ſein,
Und die Schönſt' im Fürſtenſaale
Sollte ſeine Liebe weih'n.

Dann, des Ruhmes Bahn durchfliegend,
Heros im Heroenchor,
Alle Größe ſtolz beſiegend,
Hob er ſie zu ſich empor.
Und die Sterne wollt' er winden
Um das ſüße Angeſicht,
Und den Himmel wollt' er finden,
Und das Alles — fand er nicht.

Zwar Erfüllung ſolcher Wonnen,
Die im Buſen ihm erblüht,
Hätten, wirklich ihm gewonnen,
Wol zu mächtig ihn durchglüht.
Darum ſchwand auch ſeinem Munde
Stets die Nektarſchale hin,
Oder, trank er ſie zum Grunde,
War ein Tropfen Wermuth drin.

Und der kleine Tropfen ſchmeckte
Bitter durch den Göttertrank,
Und der ew'ge Gram bedeckte
Seiner Freuden Jubelſang.

Für die Ewigkeit geblieben
Auf der Erde weitem Raum
Iſt ihm nur das Bild der Lieben,
Seiner ſchönſten Träume Traum.

Dieſem Schatz droht kein Verderben,
Hat Erfahrung ihn gelehrt; —
Könnte unſre Liebe ſterben,
Wär' ſie nicht der Liebe werth. —
Doch, was ſonſt das Daſein ſchmücket,
Hat er von ſich abgethan,
Was den Menſchen ſonſt entzücket,
Iſt ihm Puppenſpiel und Wahn.

„Flücht'gen Nebelbildern gleichen
„Unſre Freuden, unſer Leid,
„Wenn die Hände ſie erreichen,
„Sind die Formen ſchon zerſtreut; —
„Weiß es, kann nicht ruhig werden,
„Nicht im Denken, Wollen, Thun,
„Werde, ſturmbewegt auf Erden,
„Erſt im Himmelshauſe ruh'n.“

So der Pilger, als er ſchreitet
Sinnend durch die Winternacht;
Traum der Jugendſtunden gleitet
In die Bruſt ihm unbewacht;
Spät're Träume, luſtbeklommen,
Folgen jenem leichten Tanz,
Und zu hellem Licht entglommen,
Beut' Erinn'rung ihm den Kranz.

Melancholiſch rauſchen Fichten
Geiſterhaft in Windes Weh'n; —
Wohl! das ſtimmt zu den Geſichten,
Die durch ſeine Seele geh'n. —
Und das lange Nachtſtück, Leben,
Zieht vorbei ihm ohne Graus,
Ahnungſchauer ihn durchbeben,
Er erwacht — im Vaterhaus.

Augen und Sterne.

Was die Dichter euch erzählen,
Sterne dort am Himmelszelt,
Daß ſie euch zum Sinnbild wählen, —
Gilt's den Sternen dieſer Welt, —

Das, ihr armen, ſchönen Lichter,
Haltet nur für Wahrheit nicht;
Denn es iſt ja nur der Dichter,
Der ſo ſchmeichelnd zu euch ſpricht.

Wählen würde ich euch nimmer
Zum Vergleich mit Augenſtral;
Dieſe Glut und — Sternenſchimmer!
Giebt's da wirklich eine Wahl? —

Kalte Sterne, könnt ihr weinen? —
Zog der Thräne Silberflor
Über euren Glanz, den reinen,
Mildernd je den Schleier vor? —

Könnt ihr lächeln, arme Sterne? —
Wißt, wenn mir ſein Auge lacht,
Blick' ich nicht in Himmelsferne,
Und ihr ſelbſt verſinkt in Nacht.

Ihr müßt kommen, glänzen, gehen
Ohne Seele immerdar;
Kalt den Schmerz am Grabe ſehen,
Kalt die Braut am Traualtar.

Für mein Herz könnt ihr nicht taugen,
Die ihr nichts mir gebt als Schein; —
Aber wollt ihr, ſüße Augen,
Meines Lebens Sterne ſein?

Altes Mährchen.

Als Kind ſchon hört' ich ſingen und ſagen
Von einer alten Wundermähr,
Die ſich aus fernen Nebeltagen,
Weit aus der Vorwelt ſtamme her.
Bald ſchmücke ſie in Prachtgewänder
Der Dichtkunſt zaub'riſch ſich heraus,
Bald flatt're ſie durch Fabelländer
Und ſei auch dort ganz wohl zu Haus;
Denn wenn man Alles recht ermißt,
Sie immerdar dieſelbe iſt.

Dann dacht' ich oft mit ſtillen Sorgen:
„Wird mir die Fabel werden klar?
„Drin liegt noch andrer Sinn verborgen,
„Als je in Gellert's Fabeln war.“
Doch erſt in ſtolzer Jugend Schimmer
Verſtand ich dieſen Kindheitstraum,
Seitdem verläßt ſein Sinn mich nimmer,
Erfüllt der öden Seele Raum;
Und welches Bild ich auch erwählt,
Ein jedes nur von — Lieb' erzählt.

Von einem Vöglein hört' ich ſingen,
Das ſich, wohin kein Auge ſchaut,
Wohin die Späher niemals dringen,
Ins tiefſte Herz ein Neſt gebaut.
Dort ſingt's in ſüßen, milden Tönen
Ganz heimlich froh und traurig dann,

Kann nie ſich von dem Neſt entwöhnen,
Böt' man ihm auch ein ſchön'res an,
Und weit und breit iſt es bekannt,
Und — Liebe wird ſein Nam' genannt.

Dann hört' ich auch, ein Stern erſtehe
Ganz plötzlich wie ein Meteor,
Das nimmer auf- noch untergehe,
Im ew'gen Lichte ſtral' empor,
Das alle Freuden hold verkläre,
Weit ſchöner als durch Sonnenſchein,
Um ſelbſt des tiefen Schmerzes Zähre
Zum reinen Spiegel ſich zu weih'n;
Denn alles Weh und alle Luſt
Bringt Liebe nur in Menſchenbruſt.

Von einer hohen Zauberblume
Ward mir die Sage auch einmal,
Erblühend in dem Heiligthume
Des Buſens an dem Feuerſtral,
Der, aus verwandter Seele dringend,
Die Knosp' erſchließt zu Götterpracht
Und, ſie in heil'ge Kränze ſchlingend,
Zur ſchönſten Himmelsblüte macht. —
Wenn ſie auch hier in Staub zerfällt,
Die Liebe lebt in beſſrer Welt.

Und eine Leier, zart beſaitet,
Voll nie geahnter Harmonie,
Wenn Meiſterhand ſie übergleitet —
So klingt noch andre Melodie; —
Sie ruhte ſtill und tief verſteckt,
Bis ſie, berührt von einer Hand,

Zum neuen Leben auferwecket,
Noch nie der Töne Ende fand. —
Der Liebe Laut harmoniſch klingt,
Und wenn er auch durch Leiden dringt.

Doch laßt ihn ruh'n, gönnt ihm den Schlummer,
Erweckt ihn nicht durch euer Wort,
Es ſpricht ein gar ſo tiefer Kummer
Aus ſeinem weichen Moll-Accord,
Den ihr in eurem frohen Leben,
In eurem Jubel nicht verſteht,
Und darum wol mit Furcht und Beben
Von der zerbroch'nen Leier geht. —
Es rührt ſie wieder jene Hand
Nur in der Liebe Vaterland.

So wurden höchſte Erdenſchönen,
Der Stern, die Blume licht und laut;
Indem wir ſie zur Herrin krönen,
Wird unſre Liebe uns vertraut.
Sie überſtralt mit reinen Flammen
Das Daſein bis zum ſtillen Grab,
Und ſinkt auch dort das Herz zuſammen,
Die Liebe ſinkt nicht mit herab.
Die Gottheit ihr kein Ende mißt,
Weil alles Einz'ge ewig iſt.

Liebeständelei.

Hab' ich wirklich dich gerettet
Aus des wirren Lebens Reih'n,
Biſt du ganz an mich gekettet,
Biſt du endlich, endlich mein? —
Darf ich mich nun überlaſſen
Einer wonnereichen Zeit,
Müſſen meine Träum' erblaſſen
Vor dem Glanz der Wirklichkeit? —

Darf ich's denken, darf ich's glauben,
Daß du nun mein eigen biſt,
Nimmermehr mir wegzurauben
Durch die Welt und Menſchenliſt?
Daß in ſel'gen Himmelshöhen
Engel unſers Glücks ſich freu'n,
Und der Liebe Augen ſehen
Nieder, um die Lieb' zu weih'n? —

Halt' mich feſt an deinem Herzen —
Sieh, mir ſchwindelt vor dem Glück;
Standhaft trug' ich Leid und Schmerzen,
Und nun beb' ich bang zurück. —
Halt' mich feſt an deinem Herzen,
Dieſem heil'gen Friedensport,
Aller Lieb' und Wahrheit Kerzen
Leuchten, flammen mir von dort.

Wie des Himmels höchſte Gnade
Stralt dein liebes Auge mir,
Müßt' ich ſterben, flöge g'rade
Meine Seel' empor zu dir.
Und du gäbeſt neues Leben
Meinem Daſein, neues Licht;
Könnt' ich ganz in dich verſchweben,
Fürcht' ich auch das Sterben nicht.

Sollt' ich bei den Geiſtern weilen? —
Nein! — Ich flög' zwar himmelwärts,
Wohin alle Geiſter eilen, —
Doch der Himmel iſt dein Herz.
Und du nähmſt mit ew'ger Milde
Deinen Flüchtling auf, gewiß!
Öffneteſt ihm die Gefilde
Deines ſtillen Paradies'.

Thäteſt dann die goldne Pforte
Leiſe, leiſe wieder zu,
Und in dieſem Ruheorte
Fänd' ich meine ew'ge Ruh'.
Wie das Bienchen einen Morgen
In dem Kelch der Tulpe liegt,
Schlief' ich, ganz in dir verborgen,
Von und in dein Herz gewiegt.

An den Schlaf.

Wo biſt du hin,
O freundlich milder Schlummer,
Der treu mir war in Kinderzeit,
Und jetzt, ein falſcher Freund im Kummer,
Nie ſeinen Mohntrank mir geweiht; —
Was hat gewandelt deinen Sinn,
Wo biſt du hin?

Du fliehſt den Schmerz,
Die bangt vor feuchten Augen,
Den Glücklichen gehört dein Kranz;
Sie dürfen ſeinen Balſam ſaugen,
Sich tauchen in des Traumes Glanz;
Für ſie haſt du ein freundlich Herz
Und fliehſt den Schmerz.

O glaube mir,
Du wärſt an andrer Stätte
Ein vielwillkommner, lieber Gaſt.
Ein müdes, heißes Auge rette,
Ein Herz, das nur den Jammer faßt;
Die ſehnen ſich ſo bang' nach dir,
Das glaube mir.

Erhöre mich!
Für mich will ich nicht flehen,
Obgleich ich ſchmerzlich dich entbehrt;
Zu ihm, dem Fernen, ſollſt du gehen,
Im Schlafe ſei ihm Ruh' gewährt,
Die wachend ſeiner Bruſt entwich,
Erhöre mich!

Gieb ihm den Traum,
Der, würdig ſeiner Seele,
Den freien Geiſt zu Sternen trägt,
Ihn löſt vom Menſchenloos der Fehle,
Und keine höh're Wonne wägt
Als ew'ge Lieb' im ew'gen Raum,
Den ſchönſten Traum!

Einſt find' ich dich!
Du ſinkſt mit ſchwarzen Schwingen
Dann auf mein bleiches Haupt herab;
Ihr Rauſchen wird harmoniſch klingen,
So wie ein Todtenlied ums Grab;
Und wenn der Schmerz des Lebens wich,
Dann find' ich dich.

Entſtehung der weißen Roſe.

Der Lenz war gekommen,
Das Thal war grün,
Die Sonne entglommen
Zur Erde ſchien.

Der Nachtigall Klage
Durchflötet den Hain,
Die Wonne der Tage
Schien ewig zu ſein.

Es blühet die Roſe
In purpurner Pracht,
Aus ſchwellendem Mooſe
Die Liebliche lacht.

Die Sonne erblicket
Das ſchöne Gebild,
Ihr Strahlen entzücket
Das ganze Gefild.

Nun all' ihre Flammen
Die Roſe durchglüh'n,
Sie brennen zuſammen,
Verkläret ſie blüh'n.

Und Roſe und Sonne
Statt Zwei ſind nun Eins,
Ein Spiegel der Wonne
Des ſüß'ſten Vereins.

Ihn feiern die Lieder
Auf blumiger Flur,
Von ihm tönt es wieder
Rings in der Natur;

Und Erde und Himmel
Erfreuen ſich drob,
Und Lebens Gewimmel
Wird jubelndes Lob.

Die Sonne am Morgen —
Wenn Roſe noch ſchlief
In Blättern geborgen —
Zum Leben ſie rief.

Iſt jene geſendet
Zur nächtlichen Ruh',
Die Roſe dann ſpendet
Ihr Düfte noch zu.

So nehmen und geben
Sie beide das Glück,
Und doppeltes Leben
Iſt beider Geſchick.

Doch es nahet ſich auf Stürmen
Dunkler Wolken mächtig Heer,
Ihre Schatten düſter thürmen
Um die ſchöne Sonn' ſich her.

Morgen geht, der Abend weichet
Dann der Nacht, die Tage flieh'n,
Ohne daß die Sonne leuchtet,
Weil zu wild die Stürme zieh'n.

Endlich, endlich überwunden
Hat ſie all' das nächt'ge Graus;
Ihren Sieg nun zu bekunden,
Geht ſie ſtolz von Oſten aus.
Ihres Lichtes erſte Stralen
Suchen gleich die Roſe auf,
Um die Schöne hold zu malen
In des ganzen Tages Lauf.

Doch die Roſe — nicht entblättert,
Noch gebrochen man ſie ſah,
Auch zu Boden nicht geſchmettert, —
Nur erbleichet ſtand ſie da.
Mit dem Lebenslicht entſchwunden
War die Farb' vom ſchönſten Glück;
Als ſie jenes wiederfunden,
Blieb dies Schmerzenbild zurück.

Keine Fragen!

Was dringet ihr mit Fragen
Neugierig auf mich ein? —
Ich weiß euch nichts zu ſagen,
Mein iſt's Geheimniß, mein!

Was ſoll ich euch erzählen
Von meiner ſüßen Lieb';
Der Aufſchluß wird euch fehlen,
Mir ſelbſt er ferne blieb.

Zwar kann ich euch verkünden,
Mein Lieben war wol ſchön,
Wie's ſelten iſt zu finden, — —
Doch fragt mich nur nicht — wen? —

Mein Herz war ſchnell verloren;
Ich ging im Traum herum,
War dann wie neugeboren — —
Doch fragt mich nicht — warum? —

Mit ew'ger Wonne blickte
Ich ihm ins Auge froh,
Sein Daſein mich entzückte — —
Doch fragt mich nur nicht — wo? —

Die goldnen Stunden flogen
Zu flüchtig uns dahin;
Auch er iſt fortgezogen — —
Doch fragt mich nicht — wohin? —

Ich meinte, überſtehen
Würd' ich die Trennung nie,
Und doch, doch iſt's geſchehen — —
Doch nimmer fragt mich — wie?!

An die Nymphe des Kreuzbrunnens in Marienbad.

Von der Oſtſee grünen Wogen,
Wo die Möve ſchwirrt am Strand,
Ferne her komm' ich gezogen,
Nymphe, in dein Böhmenland.

Hoffend war ich, aber bange
Steh' ich nun vor deinem Haus,
Was ich wünſche und verlange, —
Giebſt du, Nymphe, es heraus? —

Manche deiner Schweſtern waren
Hart und kalt ſchon lange mir;
Laß mich deine Gunſt erfahren,
Spende du Geneſung hier.

Zwar recht großen Ruhm bereiten
Würde ich dir eben nicht,
Solche Cur der Alltagsleiden
Fällt gar leicht nur ins Gewicht.

Und die Krücken, welche Andre
Hängen in ſolch Heiligthum,
Hab' ich nicht; du ſiehſt, ich wandre
Munter noch genug herum.

Schmeicheln ſie doch deinem Blicke? —
Sollteſt du beſtechlich ſein? —
Nun, ſo will ich ſtatt der Krücke
Dir mein beſtes Liedchen weih'n.

Kann an Tönen dir genügen,
Ei, dann bin ich gern bereit,
Und du ſiehſt — die Krücken liegen
Von dem Liede nicht zu weit.

Am Bach.

Wohin, o mein Bächlein, ſo ſchnelle,
Wohin nur im eilenden Lauf;
Es ſtrebt die gekräuſelte Welle
Zu halten die Nachbarin auf.

Gern möcht' ſie die Fliehende haſchen,
Verſucht es vom Morgen zur Nacht,
Verſucht es, ein Küßchen zu naſchen, —
Die Müh' wird zu Schanden gemacht.

Ihr Wellen, ihr rauſchet ohn' Ende,
Nie ſieht man, daß eine ſich ruht,
Auch nimmer, daß eine ſich wende
Inmitten der flüchtigen Flut.

Ihr plaudert ſo traulich zuſammen
In Sprachen, vom Herz zu verſteh'n,
Die nicht der Grammatik entſtammen
Und doch durch die Seele mir geh'n.

Was ihr euch einander berichten
Könnt, bleibt dem Verſtändniſſe fern;
Mir ſchwatzet ihr alte Geſchichten,
Und ach, die hör' ich ſo gern! —

Kann auf eu'r Gemurmel ich lauſchen,
So wird's um die Bruſt mir ſo weit,
Der Ort, die Umgebung, ſie tauſchen — —
Ich lebe in anderer Zeit! —

Wer hat euch's Geheimniß gelehret,
Daß ihr mir den rechten Ton ſingt,
Der ſelten von Wen'gen gehöret,
Noch ſeltner von Wen'gern erklingt.

Und wollt ihr mir das nicht erzählen,
So ſollt ihr nun dienſtbar mir ſein;
Ich will euch zu Boten erwählen,
Horcht auf und bewahrt es euch fein:

Eilt, hüpfet durch Thäler und Fluren,
Vor Strömen bewahret euch mir,
Und trefft ihr vom Liebſten die Spuren,
So flüſtert: „Wir grüßen von ihr."

Hoffnung.

Es ringt aus Winterſtürmen
Der Frühling ſich empor,
Der Schnee muß Keime ſchirmen,
Und Lenz lockt Blüten vor.

Auf Finſterniß der Nächte
Folgt heitres Morgenlicht.
Der Kampf der dunklen Mächte
Am Sonnenſtral ſich bricht.

Nicht iſt die Raupenſchale
Des Schmetterlinges Grab,
Er fliegt zum Blumenmahle,
Die Hülle ſinkt herab.

Der Seele reinſte Freuden
Ruh'n in des Kummers Schooß,
Und ringen ſich durch Leiden
Erſt von dem Ird'ſchen los.

Dann hebet ſich aus Thränen
Das ſchönſte Glück empor,
Und trauern, dulden, ſehnen
Baut nur der Wonne Thor.

Erſtes Begegnen.

Mir iſt, als kennt' ich dich ſeit Jahren,
So heimiſch fühl' ich mich bei dir,
Nie hab' ich ſolche Ruh' erfahren,
Wie du mir bringſt; o bleibe hier!

Mir iſt, als müßt' ich dir vertrauen
Mein Schifflein auf dem Lebensmeer,
Um feſt auf deine Kraft zu bauen,
Wenn's meinem Ruder folgt nicht mehr.

Mir iſt, als müſſe ich dir klagen,
Was nimmer ſonſt mein Mund verräth;
Du bringſt ja Glück, verſcheuchſt die Plagen,
Und ſchwieg' ich, — hätt's dein Aug' erſpäht.

Mir iſt's, als könnt' ich niemals laſſen
Von dieſem lieben, holden Blick;
Am Grabe würd' er mich erfaſſen,
Das Leben ſtrömt aus ihm zurück.

Mir iſt, als wär' ich ganz dein eigen,
Ein Theil von dir, vielleicht dein Traum,
Vielleicht dein Glück — die Worte ſchweigen! —
Ach, wohnt es auf der Erde Raum? —

Muthloſigkeit.

Was hab' ich denn verloren,
Was ſucht mein Auge nur? —
Ich ſinne lang' und finde
Doch nicht die rechte Spur.

Ach, Alles iſt ſo traurig
Und nicht nach meinem Sinn,
Ich ſtrebe in die Ferne
Und frag' mich ſelbſt: wohin? —

Denn jener Himmelsgarten,
Den einſt ich ſah im Raum,
Der alle Wonnen faßte,
War doch gewiß nur Traum.

Und doch that mir die Ahnung
So himmliſch wohl, ſo weh;
In Wirklichkeit hienieden
Ich nur das Letztre ſeh'.

Entzaubert iſt das Leben,
Gern legt' ich mich ins Grab,
Und zög' all' meine Schmerzen
Zur ſtillen Gruft hinab.

127

Ein Blick des Aug's zur Sonne
Füllt blendend es ſo ſehr,
Daß dann die ganze Erde
Nur kalt erſcheint und leer.

Der Verluſt.

Gieb mir meine Seele wieder,
Du, der ſie gefeſſelt hält
Am gebrochenen Gefieder,
Einſam, ſtill in deiner Welt.
Gieb mir die Gedanken wieder,
Die ſich ewig zu dir wenden,
Ohn' zu ruhen, ohn' zu enden,
Immer wogend auf und nieder.

Alles iſt mir untergangen,
Selbſt die holde Poeſie,
Die mich troſtreich ſonſt umfangen
Und dem Schmerz die Thräne lieh.
Alles iſt mir untergangen
Mit dem lieben, ſüßen Sterne,
Der nun zieht in weiter Ferne,
Und der einzig mein Verlangen.

Als ich hoffte, konnt' ich ſingen, —
Kann doch Roſ' im Winter blüh'n,
Sonne durch die Scheiben bringen,
Ihr verkündend Sommers Glüh'n! —
Doch jetzt kann ich nimmer ſingen,
Hoffnung, Muth ſind mir gebrochen,
Still iſt meines Herzens Pochen
Und geknickt die kühnen Schwingen.

Wiegenlied einer polniſchen Mutter.

Erloſchen iſt der Sonne Licht,
Kein Sternlein durch die Wolken bricht.
Die Nacht zieht trüb' herein.
Wohl Dem, der in der Erde ruht,
Der ſich den Platz erkauft mit Blut, —
Schlaf' ein, mein Sohn, ſchlaf' ein!

Was ſollſt du ſeh'n auf dieſer Welt,
Wo ſtets die Macht den Sieg erhält
Und blut'ge Geißel ſchwang, —
Wo nur die Tirannei beſteht
Und heil'ge Freiheit untergeht, —
Schlaf' lang, mein Sohn, ſchlaf' lang!

Dein Vater ſtarb den Heldentod
In meinem Arm, vom Blute roth,
Inmitten Schlachtgebrüll.
O beſſer ſterben für das Recht,
Als leben ein Tirannenknecht! —
Schlaf' ſtill, mein Sohn, ſchlaf' ſtill!

Und wenn das Recht zum Himmel zog,
Weil hier auf Erden Alles log,
So ſegn' ich ſeinen Lauf;
Dann läßt es einſt das Banner weh'n
Und unſer Polen auferſteh'n, —
Dann, dann, o Sohn, wach' auf!

Der polniſche Auswanderer.

Es iſt vorbei! — die alten Ketten
Umklirren neu das Vaterland.
Der Söhne Kraft konnt' es nicht retten,
Obgleich Begeiſtrung Helden fand.
Ja, Helden! wol darf ich es ſagen,
Die ſtaunend unſre Welt geſeh'n,
Von denen einſt Gedicht und Sagen
Die wunderbare Mähr' erhöh'n.

Und doch umſonſt! und doch verloren
So hohe Kraft, ſo feſter Muth!
Vom Schickſal ſind wir auserkoren,
Getauft zu ſein mit Schmach und Blut.
Mit Blut? — O Land, zu deinen Ehren
Fließ' es in Strömen durch die Flur! —
Mit Schmach? — den herben Kelch zu leeren
Vermag ein Gott, ein Sklave nur.

Begegnen ſollt' ich nun dem Spotte,
Der ſich der Willkür zugeſellt? —
Mich beugen vor der niedern Rotte,
Die ſpähend Sinn und That umſtellt? —
Empfangen, dankend für die Gnade,
Was unſer gutes Recht verlangt? —
Nein, nein! hier theilen ſich die Pfade;
Sei ruhig, Herz, und nicht erbangt.

Ich ziehe in die weite Ferne,
Wo man der Freiheit Tempel baut,
Und, feſt vertrauend ihrem Sterne,
Dereinſt auf die Erfüllung ſchaut.
Wo noch in Glut die Herzen ſchlagen,
Wo Heldenſinn bewehrt die Hand,
Wo man noch darf das Edle wagen, —
Dort ſuch' und find' ich's Vaterland.

Das Kleinod.

Kennſt du den unſchätzbar einen
Himmliſch klaren Diamant,
Deſſen Stralen ewig ſcheinen,
Ob dich auch die Nacht umwand? —

Der, ein Stern in Wolkenhülle,
Wie der ſel'gen Geiſter Blick,
Auf des Todes grauſ'ge Stille
Himmelsfrieden gießt zurück? —

Der des Schmerzes heiße Wunden
Durch ein Lächeln milde kühlt,
Dich in deinen trübſten Stunden
Wie ein Engelsgruß umſpielt? —

Der, wenn dich die Schuld vernichtet,
Wenn nicht Troſt gewährt dein Fleh'n,
Dorthin deine Augen richtet,
Wo des Himmels Palmen weh'n?!

Der, trotz tauſend bittern Thränen,
Die die fremd' und eigne Schwäch' erpreßt,
Alles Leiden zu verſöhnen,
Nie und nie dich ſinken läßt? —

Wenn des Grabes finſtrer Schauer
Uns mit allen Schrecken droht,
Stillt nur Eines unſre Trauer: —
Lieb' iſt ſtärker als der Tod.

Wenn vernichtet und gebrochen
Matt im Buſen zuckt das Herz,
Stillt nur Eins ſein heißes Pochen: —
Lieb' iſt mächt'ger als der Schmerz.

Wenn von Reue wir zerriſſen,
Sind verzagt an Gottes Huld,
Löſt nur Eins von Schlangenbiſſen: —
Lieb' iſt größer als die Schuld.

Alle Schätze zu vereinen,
Brächte nicht ſo reich Gewinn;
Froh geb' ich ſie für den einen
Unſchätzbaren Demant hin.

Wohin? —

Lüfte des Himmels, wo ziehet ihr hin? —
Wir ſchweben und weben
Ein fröhliches Leben, —
In Blättern zu wühlen,
Die Stirnen zu kühlen,
Mit Blumen zu ſpielen, —
So ſäuſeln wir linde herab und herauf,
Und enden im Äther den ſpielenden Lauf.

Wogen des Stromes, wo ziehet ihr hin? —
Wir rauſchende Wellen
Verſinken und ſchwellen,
Wir küſſen Geſtade
Und locken zum Bade;
Verſchlungene Pfade,
Sie führen uns endlich zum Ziele daher,
Wir finden die Ruhe, die Ruhe im Meer.

Sehnſucht im Buſen, wo zieheſt du hin? —
Hinauf zu den Sternen,
In himmliſche Fernen,
Durch endloſe Weiten
Laß träum'riſch mich gleiten,
Ohn' Grübeln und Deuten, —
So ſchwebe ich lächelnd der Ewigkeit zu
Und finde dort oben, nur oben erſt Ruh'! —

David's Harfe.

Finſterniß wallt um die Krone,
Die des Königs Haupt bedeckt,
Und auf ſeinem Purpurthrone
Wird von Larven er geſchreckt.
Düſtre Schattenbilder ſchweben
Sinnverwirrend um ihn her,
Nichts erhellt ſein dunkles Leben,
Leuchtet ſeiner Seele mehr.

Tief gebeugt von bittern Schmerzen,
Die der Größe ewig treu,
Tiefer durch die Wund' im Herzen,
Welche Sünd' ihm ſchlug und Reu',
Zweifelnd an erprobten Freunden,
Zagend vor der Zukunft Nacht,
Zitternd vor verborgnen Feinden,
Iſt er in der Hölle Macht.

Sieh! da tritt ein Hirtenknabe
Vor den kranken König hin;
Harf' und Lieder ſeine Habe,
Seine Schätze — Sängerſinn.
Und er ſingt. — Die frohe Weiſe
Hallet wieder im Palaſt. —
Leiſe fällt, ganz träum'riſch leiſe,
Von des Königs Haupt die Laſt.

Stille lauſcht er auf die Lieder,
Auf die Töne lind und weich,
Und er ahnt den Himmel wieder
Und des Friedens heil'ges Reich.
Eilig die Dämonen fliehen
Ihren Traumeshöhlen zu,
Und in ſeinen Buſen ziehen
Sanft allmälig Troſt und Ruh'.

David's Harfe! ſüß erklinget
Uns noch jetzt dein Friedensklang,
Daß er mild zum Herzen dringet,
Wenn es drinnen trüb' und bang.
Kleine Lieder, ihr ſeid wenig,
Macht die Bruſt doch ſtill und rein;
Bin ich wie der kranke König,
Muß ich ſelbſt mein Sänger ſein.

An die Natur.

Nimm du mich auf in deinem Mutterarm!
Du ſtillſt ſo mild des Herzens krankes Pochen,
Du heilſt ſo ſanft, was blutend und gebrochen,
Es ſchweigt bei dir Verzweiflung, Schmerz und Harm.
Dein Lächeln gibt Frieden,
Und Ruhe dein Gruß;
O, wär' mir hienieden
Doch ewig beſchieden
So ſel'ger Genuß!

Nimm du mich auf an deiner Mutterbruſt!
So nah fühl' ich mich dann, ſo hingegeben
Der Liebe Gottes und dem höhern Leben, —
Die Ahnung wird als Wahrheit mir bewußt.
Verſtummt ſind die Klagen,
Im Buſen wird's ſtill;
Ob Sorge und Plagen
Bin leicht ich getragen,
Wie Gott es will!

Nimm du mich auf in deinem Mutterſchooß! —
Das Ziel von ſo viel buntverſchlung'nen Wegen
Iſt deiner Liebe höchſter, letzter Segen, — —
Der ſtille Tod iſt unſer Friedensloos.
Das Grab bleibt uns Allen,
Es zeigt himmelwärts;
Nach mühſamem Wallen
Wie ſelig zu fallen
Dem Vater ans Herz! —

Stanzen.

Auf Wellen des Geſanges
Strömt all mein Leiden fort,
Der Wohllaut weichen Klanges
Iſt meiner Schmerzen Port.
Die ſtillen Harmonieen
Umfangen mich ſo weich,
Und tauſend Wonnen blühen
Im Phantaſieenreich.

Wol leid' ich manche Plagen
Durch meines Kreuzes Laſt;
Die Dichtkunſt hilft ſie tragen
Und gönnt mir freundlich Raſt.
Denn, wenn in wilden Wogen
Verzweiflung mich ergreift,
Wenn, taumelnd fortgezogen,
Mein Blick auf Erden ſchweift; —

Wenn ich verzagend wähne,
Ich ſei verſtoßnes Kind,
Und keine Hand die Thräne
Mir trocknet, die ſtill rinnt;

Wenn all' und jede Freude
In meiner Hand zerfällt,
Und ich mit meinem Leide
Allein bin auf der Welt: —

Dann ſchwebt ein Engel nieder
Und ſtimmt mit zarter Hand
Die goldne Leier wieder,
Die lange ſchweigend ſtand.
Er greifet durch die Saiten
Den kräft'gen Vollaccord
Und laßt die Töne gleiten
Süß wie ein Zauberwort.

Und meine Bruſt durchdringen
Schmerz, Wehmuth, Seligkeit,
Sowie des Alphorns Klingen
Des Schweizers Weh erneut.
Der Heimat goldne Pforten
Sind ſtralend aufgethan;
Mein Aug' erkennt: nur dorten
Geht meine Friedensbahn.

Die Klage löſt ſich leiſe
In Rhythmus und in Klang,
Des Jammers trübe Weiſe
Wird friedlicher Geſang.
Mein Hoffen und mein Lieben
Kehrt ſich dem Himmel zu,
Und iſt auch Schmerz geblieben,
Ich ſinge ihn zur Ruh.

Sowie Oreſt in Hallen
Der Götter ſicher war,
Daß er nicht mehr verfallen
Der Eumeniden Schaar, —
So fühl' ich mich geborgen
Im Hain der Poeſie,
Und meines Lebens Sorgen
Verſchwebt in Harmonie.

Freiheitslieder.

I.

Orkane erſchüttern die gährende Welt,
Wie ſelten die Zeit ſie geboren,
Und Alles, was heilig war, wanket und fällt,
Das Maaß geht den Menſchen verloren.
Sie drängen und treiben nach Freiheit und Licht,
Wo beide man ſchöpfet, das wiſſen ſie nicht;
Im Alten, was lange beſtanden,
Nur finden ſie läſtige Banden.

Doch weil man geopfert im Tempel des Baal,
Heiſcht das denn den Sturz der Altäre? —
Weil Misbrauch dem Mächt'gen gedient ohne Wahl,
Raubt das dem Geſetze die Ehre? —
O, forſchet nach Wahrheit, dem heiligen Stern,
Nie war er ſo ſtralend und nie doch ſo fern;
Von Selbſtſucht verdunkelte Augen
Zu ſeiner Erkenntniß nicht taugen.

Und wollt ihr die Prieſter der Freiheit denn ſein,
So ſeid nicht die Knechte der Sünden,
So machet von Stolz und von Habſucht euch rein,
So laßt euch vom Ehrgeiz nicht binden;
So ſchaut nicht auf eigenen Vortheil zurück,
Nur thuet das Recht, nur begehret kein Glück. —
Wer nicht in der Leidenſchaft Banden,
Nur der hat die Freiheit verſtanden.

Wol iſt das ein Weg über Felſen und Dorn,
Die blutige Schmerzen bereiten;
Oft zweifeln die Wandrer, im göttlichen Zorn,
Ob fürder ſie können Ihn ſchreiten;
Allein, ihres hohen Berufes bewußt,
Zermalmen ſie Dornen mit ſiegender Luſt,
Und leuchten als Helden von Weiten
Den kommenden, ſtaunenden Zeiten.

Gering iſt von dieſen Heroen die Zahl! —
Jahrhunderte kamen und ſanken,
Und führten in Clio's umfaſſenden Saal
Heroen im Reich der Gedanken,
Und Andre in Kriegen und Siegen groß,
Verhängend bald blut'ges, bald ſegnendes Loos; —
Sie mögen den Göttlichen gleichen,
Doch nie ihre Hoheit erreichen.

O ihr, die da ehret mein dürſtendes Herz,
O laßt euch den Weihrauch gefallen,
Der, furchtſam geſtreut, doch nur himmelwärts
Zum goldenen Throne ſoll wallen,
Auf dem ihr, die Richter der Freiheit, ſteht,
Und ſinnenden Auges herniederſeht
Auf das verwirrende Streben
Im jetzigen Wollen und Leben.

2.

Cato.

Der Stern war untergangen
Von Romas größter Zeit,
Die Freiheit lag gefangen,
Geſtürzt die Herrlichkeit.
Auf Sklaven und auf Siegen
Erbaut ſich Cäſar's Thron,
Die Diademe liegen
Zu ſeinen Füßen ſchon.

Im Volke war geſunken
Die alte Römerkraft,
Erloſchen jeder Funken,
Der Freiheit will und ſchafft.
Sein Wollen war ein Schwanken
Zum Schmeicheln jeder Macht,
Es hat nur noch Gedanken
Für Spiele, Brot und Pracht.

So ganz, ſo tief gefallen,
Muß es ſich Herrſchern weih'n;
Wo große Sieg' erſchallen,
Wird es auch groß noch ſein,
Mit ſtolzen Lorbeerzweigen
Bedecken ſeine Schmach,
Bis ſich die Zeiten neigen
Zu Romas letztem Tag.

Ein Auge ſah mit Beben
Erfüllt die Zeiten ſchon,
Woran Jahrhundert' weben — —
Du, Romas größter Sohn! —
In ſeinem Buſen nagen
Die Schlangen bitt'rer Pein,
Ein Cato kann nicht klagen
Und kann nicht Retter ſein.

Das iſt von allen Schmerzen,
Was ihn am tiefſten traf:
Kraft nur im eignen Herzen,
Im Volke — Todesſchlaf!
Er kann es nicht erwecken
Zu ſeiner Tugend Glanz,
Denn es verſchmäht voll Schrecken
Den Bürger-Ehrenkranz.

Und Cato's große Seele
Bedrückt dies Sklavenland,
Sein Leben ohne Fehle
Schließt Tod durch eigne Hand.
Als Heros unter Knechten
Geht er zur Freiheit ein,
Und ewig wird Gerechten
Sein Name heilig ſein.

3.

Rouſſeau.

In alten Schweizerlanden,
Wo längſt die Freiheit lebt,
Als um den Welttheil Banden
Die Tirannei noch webt,
Wo ſie die weißen Fahnen
Als Siegesgöttin ſchwingt,
Und Tell's und Arnold's Manen
Ein hoher Ruhm erklingt, —

Wo frei zu eiſ'gen Firnen
Die Gemſe eilt im Lauf,
Frei ſchwingt zu Felſenſtirnen
Der Adler ſich herauf,
Frei ſtürzt von Bergeshöhen
Der Waſſerfall herab,
Und freie Lüfte wehen
Um freier Helden Grab: — —

Dort ward der Mann geboren,
Den noch kein Lied beſang,
Von Göttern auserkoren
Zu höchſten Ruhmes Rang.
Mit ſeinem großen Herzen
Umfaßt er ein Idol,
Verfolgt's mit tauſend Schmerzen, —
Es iſt der Menſchheit Wohl! —

Er zeigt den goldnen Morgen,
Sich ringend aus der Nacht,
Sobald, vom Licht geborgen,
Die Wahrheit groß erwacht;
Von ihrer Hand die Pforten
Der Freiheit aufgethan,
Und Recht und Tugend dorten
Nur wandelnd eine Bahn.

O Rouſſeau, heil'ger Seher,
Wie war dein Herz ſo groß!
Doch ſchlug es immer ſchwerer
Entgegen ſeinem Loos.
Du trankſt in tiefen Zügen
Den Undank deiner Zeit,
Galt'ſt als Prophet der Lügen,
Dem Haß, der Schmach geweiht.

Des Wahnſinns ſchwarze Schwingen
Umweh'n dein krankes Haupt,
Phantome dich umringen,
Die Ruh' iſt dir geraubt.
Man ſpottet, daß nur Schäume
Dein Hirn erzeuget hat,
O Rouſſeau, deine Träume —
Sind groß wie Römerthat.

4.

Ulrich von Hutten.

Was ſchwebt der ernſte Schatten
Nur dort am Zürcher See? —
Zu Ufnau's grünen Matten
Senkt er ſich aus der Höh'!
Er ſchaut mit düſterm Sinnen
Aufs ferne Vaterland,
Wo für ſein kühn Beginnen
Er keine Stätte fand.

Doch wußt' er wohl zu führen
Die Feder wie das Schwert,
Verſtand den Muth zu rühren,
Zu kämpfen für den Heerd.
Und Max, der edle Kaiſer,
Um ſeine Stirne wand
Des Dichters Lorbeerreiſer
Durch ſchönſter Jungfrau Hand.

Doch weil für Wahrheit werben
Er wollt' die ganze Welt,
So mußt' er flüchtig ſterben,
Der ritterliche Held.
Kein Platz war ihm geblieben
In Deutſchlands weitem Gau,
Und einſam ſtarb er drüben
Auf einer Schweizer-Au.

Jahrhunderte, ſie zogen
Ob ſeiner Aſche hin,
Und auf- und abgewogen
Ward viel mit engem Sinn.
Allein für Unterdrückte
Wol ſelten Einer ſagt, —
Der nie der Macht ſich bückte —:
„Es koſt, ich hab's gewagt. —"

Jetzt Knaben kindiſch ſpielen
Mit Hutten's ſcharfem Speer,
Doch falſch und falſch ſie zielen,
Er iſt der Hand zu ſchwer.
Er trifft nur, wenn nicht Lüge
Noch Eigenſucht ihn lenkt,
Wenn man ihn nach dem Siege
Vor Überwundnen ſenkt.

Drum ſchwebt der ernſte Schatten
Dem Vaterlande fern,
Auf Ufnau's grünen Matten,
Bleich wie der Morgenſtern.
Was ſoll er hier noch ſehen,
Wo man die Wahrheit höhnt? —
Laßt ihr Pannier erflehen,
Dann iſt ſein Geiſt verſöhnt.

Am Waldquell zu Marienbad.

Es rauſchen ſo leiſe die Winde,
So leiſe der liebliche Quell,
Die Lüfte umhauchen mich linde,
Es lächelt der Himmel ſo hell.
Die Bäume auch grüßen herunter,
Die Wellen zieh'n nickend die Bahn,
Und Blümelein ſchauen ſo munter
Mit freundlichen Augen mich an.

Beſeelet mit heiligem Leben
Iſt rings die Natur um mich her.
Der Urſtoffe ſchaffendes Streben,
Ein nimmerbar raſtendes Heer,
Durchſtrömet das Sandkorn, die Sonnen
Mit thätiger, liebender Glut, —
Ein unerſchöpflicher Bronnen,
Der nimmer verſieget noch ruht.

Doch daß nicht im wilden Getriebe
Verirre des Einzelnen Lauf,
So zog uns die ewige Liebe
Mit himmliſchen Banden hinauf.
Und wenn wir auf Erden zu lieben
Nur treulich und dauernd verſteh'n,
So mögen die Welten zerſtieben, —
Der Geiſt wird in Liebe beſteh'n.

Bei Dir.

Hier laß mich ruh'n, — hier brach des Lebens Morgen
Für meine träumeriſche Seele an;
Die Nacht mag kommen, bin ich doch geborgen
Im ew'gen Lichte deiner Sonnenbahn.

Was ich gedacht, dir hab' ich es zu danken,
Was ich gefühlt, du hauchteſt mir es ein;
Und meines Weſens haltungloſem Schwanken
Gabſt du die feſte Richtung, du allein.

Ich höre dich, kann nicht an Unheil denken,
Kann nicht an Böſes glauben und dich ſeh'n;
Dein liebend Auge könnte Welten lenken,
Wie ſoll mein Stern denn andre Wege geh'n! —

Wie ſoll ich Andres denken noch und faſſen,
Als daß du Seele meines Lebens biſt,
Und daß die Liebe, wie *wir* ſie umfaſſen,
Nicht nach dem hergebrachten Maaßſtab mißt.

Drum laß mich ruh'n, hier, wo des Lebens Morgen
Als himmliſche Aurora mir erblüht,
Die durch des dumpfen Daſeins enge Sorgen
Verklärend nun als ew'ge Sonne zieht.

An meine Leier.

Komm, meine Leier, Troſtesengel,
Nimm mich mild auf in deiner Hut,
Und wehe mir mit Lilienſtengel
Die Ruhe in des Buſens Glut.
Dir darf ich Alles kindlich ſagen,
Wovor erſchrickt der Menſchen Ohr,
Du läßt mich weinen, läßt mich klagen,
Ziehſt nimmer harte Schranken vor.

Du bieteſt mir des Wohllauts Fülle
In Wort und Bildern freundlich an,
Du ſenkſt dich golden, ſtralend, ſtille,
Als Schützer auf die rauhe Bahn.
Du drängeſt nicht das laute Pochen
Zurück der wonnereichen Bruſt.
Du gönneſt, iſt das Herz gebrochen,
Dem Auge ſeiner Thränen Luſt.

Und ward ich nimmer noch verſtanden,
Im ganzen Umfang meines Sein,— —
Wenn Lieder ſich der Bruſt entwanden,
Schien's fremde Seelen zu erfreu'n.
Mag auch auf öden, fernen Wegen
Das Glück verblüh'n in meiner Hand,
Dich, heil'ge Leier, trag' entgegen
Ich dankentzückt dem Heimatland.

Der Stern der Magier.

Wo um Bethlems arme Hütten
Stolze Palmen friedlich weh'n,
Wo die ſtillen Bäche mitten
Durch Sarona's Roſen geh'n, —
Hemmte einſt der Stern der Sterne
Überraſchend ſeinen Lauf,
Hielt die Magier aus der Ferne
Hier — an einer Krippe auf.

Von des Sonnentempels Stufen,
Über Berge, Ström' und Au'n,
Waren ſie dahergerufen,
Höchſtes Wunder zu erſchau'n;
Meinten flammende Propheten
In des Volkes Kreis zu ſeh'n,
Ach! und blieben mit Gebeten
Nur vor einem Kinde ſteh'n.

Doch im Glauben ſah'n der Zeiten
Höchſtes Wunder ſie erblüh'n,
Ew'ge Liebe durch die Weiten
Auch der ſpät'ſten Tage zieh'n,

Alle Weſen, mild umwunden
Von dem ſchönſten Friedensband,
Bis ſie Tod im Grab gefunden,
Leben dort im Vaterland.

Und die Magier, jubelnd kehrten
In die Heimat ſie zurück,
Und, wohin ſie kamen, lehrten
Sie von künft'ger Tage Glück.
Doch der Stern auf ihren Bahnen
Schwand aus klarem Himmelszelt,
Stralt nur Denen, die da ahnen
Einer Liebe heil'ge Welt.

Ihnen ſchwebt er vor in Räumen,
Die das Auge nicht durchfliegt,
Doch an die in Wonneträumen
Sich die Seele hoffend ſchmiegt.
Ihnen gießt er ſeiner Flammen
Heil'ge Schmerzen in die Bruſt,
Läßt aus Klage Jubel ſtammen,
Aus dem Lächeln Thränenluſt.

Sie nur führt in Sturmesnächten,
Wie des Lämpchens heimiſch Licht,
Er, zum Trotz den finſtern Mächten,
Treu zurück zu ihrer Pflicht.
Ihnen glänzt er durch die Wellen
Wilden Lebens tröſtend nah,
Läßt ihr Schifflein nicht zerſchellen,
Steht als ew'ger Pharus da.

Ihnen öffnet er die Thore
Einer Zukunft rein und licht,
Daß die dämmernde Aurore
Tröſte, wenn das Herz auch bricht;
Wenn die Seele bang hienieden
Nichts als Wüſten überſieht,
Ohne Schutz und ohne Frieden
Zu der ew'gen Liebe flieht.

Wem der Stern iſt aufgegangen,
Reicht die Gottheit ihre Hand,
Und er fühlt ſich ohne Bangen
Zweien Welten anverwandt. —
Auch in meine Sonnenferne
Fühl' ich ſeine Flammen weh'n;
Denn es blieb der Stern der Sterne
Über ſeinem Haupte ſteh'n.

König Enzio.

Geſchichtlicher Romanzen-Cyklus.

I. Die Begegnung.

Feſtlich tönen die Drommeten,
Die Fanfaren jubeln drein,
Banner, Fahn' und Helmbuſch wehten
Über ſtolzer Krieger Reih'n,
Die in langgedehnten Zügen
Sich Bologna's Thoren nah'n.
Glück gewährete ihren Siegen,
König Enzio zu ſah'n.

Mild und ernſt auf hohem Roſſe,
Zwiſchen froher Feinde Schaar,
Scheint er Herr von dieſem Troſſe,
Da er doch Gefangner war.
Von der weißen Stirne fließen
Goldne Locken lang zurück,
Und die blauen Augen ſchießen
Blitze — Hohenſtaufen-Blick.

In Bewundrung ganz verſenket,
Schaut das Volk des Helden Pracht,
Den kein einz'ges Schmähwort kränket;
Huldigung wird faſt gebracht.
Und Bologna's ſchöne Frauen
Steh'n auf blumigem Balkon,
Hold und reizend anzuſchauen,
Liebesgöttinn' auf dem Thron.

Aber Enzio's Aug', geblendet,
Weilt bei einem ſüßen Bild,
Das ihm Himmelsſtralen ſendet,
Einem Stern gleich, hehr und mild.
Und die Herrin ſeiner Seelen
Steht im ſchönſten Palaſt da;
Feiernd ſchallt's aus tauſend Kehlen:
„Lucia Viadagola!"

Als ſein Roß vor ihren Thoren
Stutzet einen Augenblick,
Schauet Enzio ganz verloren
In ihr Antlitz. — Scheu zurück
Tritt ſie, naht dann flüchtig wieder,
Nimmt, als wie im leichten Spiel,
Eine Roſe, wirft ſie nieder,
Und ſie fehlet nicht das Ziel.

Enzio's Haupt ſich dankend neiget,
Roſe ruht an ſeiner Bruſt;
Wenn auch ſtill die Lippe ſchweiget,
Dieſer Dank gibt höchſte Luſt.

Aber Enzio denkt: „Im Herzen
„Spott' ich meiner Feinde Macht,
„Hoffnung ſtralet meinen Schmerzen
„Und ein Engel meiner Nacht.“

2. Der Gefangene.

Hoch gelobt vor den Altären
Hat Bologna, daß kein Lohn,
Keine Drohung, keine Ehren
Löſen je des Kaiſers Sohn.
Aber königlich gehalten
Müſſe der Gefangne ſein,
Knecht' und Diener um ihn walten,
Ihn umgibt des Purpurs Schein.

Groß' und Vornehme, ſie zeigen
Täglich ſich bei Enzio's Mahl,
Gar mitunter führt den Reigen
Er in ſeiner Feſte Saal.
Und bei Spiel und Tänzen ſchlinget
Innig ſich der Seelen Bund;
Wie ein Engelgruß erklinget
Liebeswort aus Lucia's Mund.

„Traue mir, o Herr, ich rette
„Dich, du königlicher Aar!
„Sicher brech' ich deine Kette,
„Führ' dich durch der Wächter Schaar.

„Nicht im dumpfen Kerker bleichen
„Darf der Wangen Roſenlicht,
„Und den Glanz des Blicks verſcheuchen
„Soll die grauſe Haft dir nicht.“

„Nur Geduld! er wird einſt tagen,
„Deiner Freiheit goldner Schein,
„Dann iſt's Zeit zum kecken Wagen,
„Jetzt mußt du ergeben ſein.
„Aber ich, Herr, im Gebete
„Liege täglich, ſtündlich da!
„Wenn ich Rettung dir erflehte,
„Denke deiner Lucia. —“

„„Denken dein? — das muß ich immer,
„„Herrin meiner Seele, du
„„Schwebſt im Sonn'= und Sternenſchimmer
„„Vor mir, gönnſt dem Sinn nicht Ruh.
„„Ach! wol möcht' ich auf dem Throne
„„Wieder freier König ſein,
„„Theilen mein Herrſcherkrone
„„Und zur Königin dich weih'n. —““

So vergehen lange Tage,
Und mit immer heiterm Blick
Trug des goldnen Kerkers Plage
Enzio, — ein ſchwer Geſchick. —
Aber mit dem ſchönſten Gruße
Schwebt um ihn der Muſen Gunſt,
Und er treibt in ſeiner Muße
Der Provence heitre Kunſt.

Dieſes Erbtheil ſeiner Väter
Kann der Feind ihm nicht entzieh'n;
Aber früher oder ſpäter,
Wo der Dichtkunſt Roſen blüh'n,
Wo ihr ew'ger Zauber waltet,
Flieht gemeiner Sorgen Chor,
Und die Schwingen hell entfaltet,
Trägt ſie hoch den Geiſt empor.

Zu der Laute Silberſaiten
Singet Enzio manches Lied,
Das durch ſeines Kerkers Weiten
Wie ein heller Frühling zieht;
Singet ſeinen großen Kaiſer,
Den er freudig Vater nennt,
Singet Ruhm und Lorbeerreiſer,
Singt die Glut, die in ihm brennt.

---

3. Die Flucht.

Einſt zu Enzio tritt am Morgen
Früh ein Knecht mit grauem Haar,
Reicht, geheimnißvoll verborgen,
Ihm ein kleines Blättchen dar.
In der Griechen bunten Zeichen
Lieſt der König dieſes Wort:
„Wenn die Tagesflammen weichen,
„Folg' dem treuen Diener dort.“

„Wird dich in die Keller führen,
„Laß dein Staunen flüchtig ſein,
„Haſt nicht Zeit mehr zu verlieren. —
„Auf der Villa harr' ich dein,
„Harre mit windſchnellem Pferde,
„Mit Geleite wohlverſeh'n,
„Daß es zu befreund'ter Erde
„Raſch im Fluge möge geh'n.“

Und im Flug' auch iſt verſchwunden
Jener Bot', dem Enzio winkt;
Tödtlich langſam zieh'n die Stunden,
Bis denn endlich Sonne ſinkt.
Unruhvoll, bewegt im Herzen,
Schaut der König tauſend Mal
Auf zum Himmel, ob die Kerzen
Dort nicht glüh'n im ew'gen Stral.

Endlich Sterne! Ihren Schleier
Hüllt die Nacht um unſre Welt —
Eine Mutter, die voll treuer
Lieb' ihr Kind im Arme hält. —
An der Mauer, Brück' und Pforte
Wandeln Söldner auf und ab;
Wer hinaus will, muß die Worte
Sprechen, die der Feldherr gab.

Langſam, ohne aufzublicken,
Müde von der Bürde, ſchwer
Tragend Fäſſer auf dem Rücken,
Kommen Knechte träg daher.

Richt'ge Loſung ruft ihr Leiter
Jedem Wächter kräftig zu,
Ungeſtöret zieh'n ſie weiter,
Schloß und Riegel fall'n im Nu.

Bleibet nur zu überſchreiten
Noch das letzte Thor zurück;
Deſſen Wächter läſſet gleiten
Seinen ſcharfen Späherblick,
Sieht durch Faſſes Spalte wallen
Einer Locke goldnen Schein,
Rufet: „Laßt die Fäſſer fallen!
„Hier muß König Enzio ſein. — “

Ohne Mühe überwunden
Wird der Knechte kleine Schaar,
Und gefangen und gebunden
Droht dem König neu Gefahr.
Streng wird er in Haft gehalten,
Es verſchwindet Glanz und Pracht
Und der Diener thätig Walten. —
Jetzt iſt er in Feindes Macht.

4. Enzio's Klage.

In Bologna's Kerkermauern
Saß der bleiche Enzio,
Sang zur Laute nun mit Trauern
Eine trübe Weiſe ſo:

„Großer Vater, deine Siege
„Sieht mit Staunen dieſe Welt,
„Während ich in Feſſeln liege,
„Während mich der Kerker hält.“

„Freudig dürfen meine Brüder
„Folgen deinem Heldenpfad;
„Aber mich wirft Gram darnieder,
„Wenn ſich nicht die Freiheit naht.
„Doch mit allen deinen Kämpfen
„Kannſt du nicht den Sohn befrei'n,
„Nicht den Trotz der Feinde dämpfen,
„Retter in der Noth nicht ſein.“

„Großer Vater, Ruhm und Liebe,
„Was dein hohes Herz bewegt,
„Sind des meinen Flammentriebe,
„Daß es heiß nach Freiheit ſchlägt.
„Fließe Blut aus tauſend Wunden,
„Wenn ſie nur der Lorbeer kühlt!
„Muß der Sel'ge nicht geſunden,
„Den die Myrte hold umſpielt? — “

„Aber du, du Herz der Herzen,
„Süßes Weib mit Engelſinn,
„Bleibſt du mein in dieſen Schmerzen,
„Sinkt nicht grauſam Alles hin? —
„Halten nicht die ſchweren Ketten
„Ewig ferne mich von dir? —
„Kann dein Lieben mich nicht retten,
„O ſo ſchmacht' ich endlos hier.“

„Weh! ach weh! ſo jung an Jahren,
„Kühn, voll ſtolzem Kriegermuth,
„Muß das Herbſte ich erfahren,
„Miſſen unſer höchſtes Gut:
„Muß des Ruhmes goldne Krone
„Wie ein bleiches Traumbild ſeh'n,
„Fern der Liebe Roſenthrone,
„Fern vom Paradieſe ſteh'n."

5. Lucia.

Und die Laute ſinket leiſe
Bebend aus der matten Hand,
Es verſtummt die trübe Weiſe,
Seufzer er ſtatt Worte fand;
Als ſein Aug' er düſter hebet,
Steht ein feiner Knabe da,
Und von Enzio's Lippen bebet:
„Herr des Himmels, Lucia!"

„Biſt du's wirklich, Weib — — nein, Engel!
„Bringſt mir ſüßes Abſchiedwort,
„Schwebeſt dann mit Lilienſtengel,
„Heilige, zum Himmel fort? —
„Mußteſt den gefangnen Armen
„Einmal noch du tröſtend ſchau'n,
„Und mit göttlichem Erbarmen
„Lehren ihn auf Gott vertrau'n? —"

„Süße, nein, ich will nicht klagen,
„Da ich deine Liebe fand;
„Sie giebt Kraft, mein Leid zu tragen,
„Beſſ'rer Zukunft Unterpfand.
„Wenn die ird'ſche Hülle ſinket
„In die Grüfte dumpf und ſchwer,
„Dann Vereinigung uns winket,
„Lucia, dann trennt nichts uns mehr. —“

„„Trennen, Enzio, immer trennen!
„„Faſſ'ſt du dieſes Wortes Sinn? —
„„Kaum kann ich es denken, nennen;
„„Die Gedanken ſchwinden hin.
„„Ich, o Enzio, kann nicht leben,
„„Mag nicht athmen fern von dir!
„„Jede Schranke mußt' ich heben,
„„Und nun bleib' ich immer hier. —““

„Hier, im Kerker? — Willſt du ſcherzen,
„Wenn das tiefſte Leid uns droht? —“
„„O, vertraue meinem Herzen,
„„Uns trennt nichts mehr als der Tod. —““
„Wie! du Kind der Prunkpaläſte,
„Das dem Glücke ruht im Schooß,
„Wollteſt, fern dem Glanz der Feſte,
„Theilen des Gefangnen Loos? —“

„Und du wähnſt, ich würde dulden,
„Daß dein Herz dies Opfer bringt,
„Daß die Herrin aller Hulden
„Für mich mit dem Elend ringt? —“

„„Herr, du hatteſt mir verſprochen,
„„Mich zu heben auf den Thron;
„„Warum wird dein Wort gebrochen? —
„„Löſt' ich deine Eide ſchon? — ““

„„Treulich mußt du mit mir theilen,
„„Sei's den Purpur, ſei's die Haft;
„„Darf ich immer bei dir weilen,
„„Bricht kein Schickſal meine Kraft. — ““
„Lucia, kann ich es denn faſſen,
„Daß, entfernt von Luft und Licht,
„Deine Jugend ſoll erblaſſen,
„Deine Schönheit frühe bricht? — “

„„Ach, mir blühet jede Wonne,
„„Wenn dein liebes Auge lacht,
„„Ohne dich giebt's keine Sonne,
„„Bei dir giebt es keine Nacht. — ““
„Dieſe Liebe, Güt' und Treue
„Hegte nie ein Weib ſo rein!
„Heil'ger Engel, bleib' und weihe
„Mich zu deinem Himmel ein! — “

6. „Dir will ich wohl.“

Bleich ſtand hinter Kloſtergitter
Eine hohe', ernſte Frau;
Vor ihr kniet ein junger Ritter
Und ein Diener alt und grau.

„Nimm ihn, deines Vaters Segen,“ —
Alſo ſpricht ihr ſanfter Mund, —
„Wird dich führen allerwegen,
„Thun dir Gottes Gnade kund.“

„Aber forſchen iſt vergebens,
„Wer dein edler Vater war,
„Er ruht aus von Müh' des Lebens,
„Sammt der hohen Ahnen Schaar.
„Sei der Ritter reinſte Blume,
„Biſt dann jenen nahverwandt;
„Biſt der Frauentreu' zum Ruhme
„Bentivoglio genannt. — “

Heiße Thränenſtröme fließen,
Trüben ihren milden Blick,
Und nach demuthvollem Grüßen
Zieht der Jüngling ſich zurück. —
Doch der Alte küßt mit Zähren
Ihres Nonnenkleides Saum:
„„Muß der Heil'gen Gunſt gewähren
„„Letzten Wunſch im Erdenraum?““

„„Seh' ich in der That Euch wieder,
„„Die ich in der Wiege ſah? —
„„Knie ich wirklich vor Euch nieder,
„„Lucia Viadagola? — ““
„Dieſer Name, guter Alter,
„Ruht in Enzio's ſtillem Grab.
„Dank dir, der du warſt Erhalter,
„Freund des Sohns, den ich ihm gab.

„Ach, wir müßten zu beneiden
„Von den Sel'gen ſelber ſein,
„Hätten wir uns Elternfreuden
„In dem Kerker dürfen weih'n.
„Zweiundzwanzig Lenze woben
„Um dies Paradies die Bahn,
„Und ich weiß, es wird dort oben
„Hell uns wieder aufgethan."

„Enzio ſchläft den tiefen Schlummer, —
„Meine Seele nach ihm ringt,
„Harrend mit Gebet und Kummer
„Auf den Tag, der Freiheit bringt.
„Doch bis dahin will ich weihen
„Mich dem Dienſte am Altar,
„Und mein Gott wird mir verzeihen,
„Daß mein Leben — Lieben war. —"

Der Genius der Dichtkunſt.

Ein Gott, zu deſſen Hochaltären
Der Prieſter reinſten Weihrauch bringt —
Ein König, den mit Lieb' und Ehren
Des Volkes Andacht treu umringt —
Ein Engel, deſſen heil'ge Gabe
Als höchſter Segen wird verehrt —
So herrſcht Er mit dem Zauberſtabe,
Der eine ganze Welt verklärt.

Du fragſt umſonſt, wo ſeine Wiege,
Wo ſeiner Kindheit frohes Reich? —
Er trug vom Anbeginn die Züge
Unſterblicher, war ihnen gleich.
Nicht angſt- und mühevoll geboren,
Trägt er auch nie die ird'ſche Spur;
Steht an des Himmels Stralenthoren,
Ein Pförtner göttlicher Natur.

Wem öffnet er die goldne Pforte?
Wem bringt er liebend Troſt und Ruh'?
Wem flüſtert er die hohen Worte
Vom ewigen Geheimniß zu? —

Du weißt es nicht, wo tief verborgen
Der Demant liegt im dunklen Schacht;
Und wähnſt mit deinem eitlen Sorgen
Doch zu durchſpäh'n der Schöpfung Nacht. —

Er kommt, er geht, er ſchwebt hernieder,
Nie der Berechnung unterthan!
Die Bruſt der Seinen hallet wieder,
Wenn er auf ſeiner Wolkenbahn
Melodiſch reget ſeine Schwingen, —
Den Vollaccord der Harfe greift; —
Sowie der Memnonsſäul' ein Klingen
Entſchwebt, wenn Morgenſonn' ſie ſtreift.

Du ſtrebſt umſonſt, ihn feſtzuhalten,
Du flehſt umſonſt um ſeinen Gruß,
Als freier Herrſcher will er walten,
Frei dir verleihen Kron' und Kuß.
O beug' in Demuth deine Kniee
Vor ſeines Lächelns Sonnenſchein,
Wirſt lächelnd ſelbſt dann ſonder Mühe
Des Göttlichen Gefährte ſein.

Wirſt mit ihm durch die Welten fliegen,
Ins Buch der ew'gen Wahrheit ſchau'n,
Die Schmerzen freudigkühn beſiegen,
Mit ihm dich ruh'n in Edens Au'n;
Wirſt, die Unendlichkeit im Blicke,
Vergeſſen deines Lebens Nacht,
Wo Leid ſo nahe ſteht dem Glücke,
Daß nie ein ew'ger Frühling lacht.

Der iſt bei ihm, bei ihm gefunden!
Er giebt, was deiner Wünſche werth,
Den reinſten Balſam allen Wunden,
Den Troſt, ſo jede Bruſt begehrt.
Er iſt der König alles Schönen,
Sein weites Reich — des Menſchen Herz;
Und jeden Zwieſpalt auszuſöhnen,
Bringt ſüßen Weihrauch ihm der Schmerz.

So herrſcht er mächtig auf dem Throne
Seit dem Beginn von Raum und Zeit;
Die ſchönſten Perlen ſeiner Krone
Sind Thränen, die der Dank ihm weiht;
Die Morgenröthe ſeine Flügel,
Des Himmels Azur ſein Gewand,
Die Schöpfung ſeines Weſens Spiegel,
Das Weltenall ſein Vaterland.

Meeresſtille.

Leiſe wogt die weiche Welle,
Küßt des Ufers blum'gen Saum,
Glänzt in des Kriſtalles Helle,
Tändelt mit dem Flutenſchaum,
Trägt mit Zephyrs lindem Fächeln
Schiff und Nachen treu zum Port,
Und des Himmels Sterne lächeln
Auf dem feuchten Spiegel fort.

Flüſternd, wie ein Liebesbote,
Streift der Nachtwind drüber hin,
Flammend dann vom Morgenrothe
Sieht das Meer man purpurn glüh'n,
Und es zeigt erſtaunten Blicken
Wunderſchöpfung ſeiner Macht,
Reichſter Phantaſie Entzücken, —
Der Morgana Feenpracht.

Doch was auf den tiefſten Gründen
Dieſes ſtillen Meeres ruht,
Kann das Menſchenaug' nicht finden,
Mild verhüllet es die Flut;
Schützt mit feſtem, weichem Walten
Manch Geheimniß groß und klein,
Hüllt in ihres Schleiers Falten
Trauernd manch Atlantis ein.

So der Dichter! — Lieblich ſinge
Er von ew'ger Schönheit nur,
Und vom eignen Kampfe bringe
Nie zum fremden Ohr die Spur.
Er erſchaffe Zaubers Fülle,
Wo ein Eden ewig thront,
Und verberge, daß ganz ſtille
Ein Atlantis in ihm wohnt.

Morgenland.

Wär' ich doch in jenem Land geboren,
Wo der Ganges unter Palmen fließt,
Wo die Sonn' in jedem Tanz der Horen
Prächt'ge Stralen auf die Erde gießt,
Wo der Götter ewig heitres Leben
Alles Daſein wonnereich erfüllt,
Goldne Fäden um das Weltall weben,
Um den Schöpfer ſich die Schöpfung hüllt.

Hier iſt's kalt! Im Norden, hart und dunkel,
Blüht die Blume meiner Sehnſucht nicht,
Und des liebſten Sternes Glanzgefunkel
Stralet nie in ungetrübtem Licht.
Düſter ſieht der Menſch in ſich verſenket,
Sinnt, was in der Formen Tiefe ruht,
Doch was mühſam grübelnd er erdenket,
Koſtet anzuwenden Kampf und Blut.

Daß er ſelbſt ſich reich und frei entfalte,
Wie die Schöpfung auf des Lenzes Spur,
Daß die Freude heiter um ihn walte, —
Das verſagt die eiſerne Natur.
Arbeitvoll und ängſtlich iſt ſein Leben,
Dürftig zugemeſſen Glückes Raum! —
Morgenland, zu dir hin möcht' ich ſchweben,
Dort verträumen meinen Erdentraum.

Auf die heil'gen Wellen möcht' ich lauſchen,
Die von Göttern künden manche Sag',
Die geheimnißvoll durch Thale rauſchen,
Wo begann der Menſchheit junger Tag.
Mit geweihter Lotosblume Kränzen
Schmückt' ich gern den Buſen und das Haar,
Schaute gerne zu den Feiertänzen,
Die ſich feſtlich reih'n um den Altar.

Wandelte mit ernſtbewegter Seelen
In der mächt'gen Tempel Heiligthum,
Deren Wunder fernſter Zeit erzählen
Alter Kunſt und alter Andacht Ruhm.
Und mit dieſen Schätzen dann verſinken,
O Natur, in deinen Blumenſchooß,
Ew'ge Lieb' und ew'ge Ruhe trinken, —
Selig, ſelig wäre dann mein Loos.

„Thörin! daß dir goldnes Loos gefallen,
„Biſt du nimmer deſſen dir bewußt? —
„Warum nach dem Morgenlande wallen? —
„Sieh, es wohnt voll Glanz in deiner Bruſt. —
„Seine Palmen wehen dir zu Häupten,
„Seine Sonne glüht in deine Nacht;
„Wenn die Welten auch um dich zerſtäubten,
„In dir lebt des ganzen Weltalls Pracht."

Bitte.

Wol iſt's eine Gabe, die freudig entzückt,
Den eignen, wie Anderer Buſen beglückt,
Die göttliche Gabe der Lieder;
Doch was ſie uns koſtet, das ahnet Ihr nicht,
Und wie uns das Herz oft in Thränen zerbricht,
Das ſagen die Tön' Euch nicht wieder.

Ihr ſeht nur des Regenbogens Pracht,
Der lieblich und bunt aus der düſteren Nacht
Der ſchwärzlichen Wolke ſich hebet;
So ſeht Ihr auch nur unſrer Farben Glut,
Doch nimmer wie in dieſer flammenden Flut
Die Seele erzittert und bebet.

Sind wir denn beſſer für Kämpfe geſtählt,
Weil uns der Genius vor Andern erwählt,
Zu ſingen die Wonne der Siege?
Ach! in unſrer warmen, beweglichen Bruſt
Strömt heiß ſo die Quelle des Wehs wie der Luſt,
Trägt's Glück ſelbſt verzehrende Züge.

Drum heget nur Nachſicht und tadelt's nicht ſehr,
Wenn wir die irdiſchen Wege ſo ſchwer
Erkennen und wandeln hienieden.
Wen einmal der Genius mit Adlerflug
Hoch über die Nebel der Erde trug,
Der hat in den Nebeln nicht Frieden.

Glück ohne Ruh.

Es führt dich zum Throne,
Mit Roſen umlaubt,
Es ſetzt dir die Krone
Aufs demüth'ge Haupt;

Es wirft dir zu Füßen
Die Schätze der Welt,
Das Süßſte vom Süßen
Für dich iſt beſtellt;

Die Sterne erglänzen
Als Licht deiner Bahn,
Die Palmen umkränzen
Den Weg himmelan.

Das Schönſte hienieden
Errangeſt ja du,
Nun gieb dich zufrieden,
Im Glück finde Ruh'.

„O ſchweige und plage
„Mit Lehren mich nicht!
„Die Weisheit der Tage
„Iſt's, die aus dir ſpricht.

„Wer einmal getrunken
„Vom himmliſchen Quell,
„Dem lebet der Funken
„Im Buſen ſo hell;

„Entflammt ſich und zündet
„Für Ewigkeit fort,
„Und, was er auch findet, —
„Doch nimmer den Port.

„Denn höher als Sterne,
„Als Throne und Kranz,
„Winkt ſüß aus der Ferne
„Ein dämmernder Glanz,

„Von dem hell ins Leben
„Der Wiederſchein ſtralt,
„Mit wonnigem Beben
„Das Daſein ummalt.

„In mir iſt erwecket,
„Was ſchlafend ſonſt lag,
„Aus Träumen geſchrecket
„Zum lichteſten Tag.

„Die Erden erſcheinen
„Ein Sandkorn dem Blick,
„Und lächeln und weinen
„Iſt gleiches Geſchick.

„Im Auge die Thränen,
„Die Perlen im Haar,
„Sie ſtillen das Sehnen
„Der Bruſt nimmerdar.

„Und hätt' ich die Welten
„Durcheilet im Flug,
„Gleich ſiegreichen Helden, —
„Nie hätt' ich genug!

„Und wären die Sonnen
„Mein heimiſches Land,
„Für höhere Wonnen
„Das Herz blieb' entbrannt!

„Und doch iſt mein Leben
„So blühend und reich;
„Das Ahnen und Streben
„Dem Glücke wol gleich.

„Dies Nimmergenügen
„Beſchützt meinen Sinn
„Vor mattem Erliegen
„Dem ird'ſchen Gewinn.

„Mich führt dem Vereine
„Der Seligen zu
„Die Liebe alleine, —
„Das Glück ohne Ruh'."

Caprice,

zu C. M. v. Weber's B-dur-Caprice.

Ha! Beſſer der Tod in kriſtallenen Wellen,
Als matt an den Klippen des Lebens zerſchellen,
Und beſſer ein Trunk aus der kühlenden Flut
Als ewiger Durſt in der Leidenſchaftsglut!
Ja, beſſer ein frühzeit'ger Stillſtand dem Herzen
Als dieſes Gemiſche von Wonne und Schmerzen,
Die wild mich verzehren,
Den Sinn mir bethören,
Der Sehnſucht nicht wehren,
Als Flammen aufwallen, —
Dann kalt in der Hand mir als Aſche zerfallen.

Nichts g'nüget den Kräften, nichts feſſelt mein Streb
Verarmt iſt die Welt, und entzaubert das Leben.
Der Ruhm iſt ein Irrlicht auf derniger Bahn,
Die Liebe ein Mährchen, ein kindiſcher Wahn,
Die heitere Kunſt iſt ein matter Betrug,
Die Tugend und Wahrheit, ſie ſind unſer Fluch.
Im ſeligen Schimmer
Erglänzen ſie immer, —
Wir feſſeln ſie nimmer;
Wir fall'n in den Staub,
Den Geiern Prometheus' ein ewiger Raub.

Ach! einſt erglänzte dieſe Erde
Voll heil'ger Schönheit meinem Blick!
An meiner Eltern trautem Heerde,
Da kannte ich ein ſtilles Glück.
Da zog an jedem goldnen Morgen
Der goldne Friede mir herauf,
Und leicht vergaß ich kleine Sorgen
In meines thät'gen Tages Lauf.

Und war die Arbeit nun vollendet,
Wenn mild die liebe Sonne ſank,
Im Abendlied ward dann geſendet
Zum lieben Gott Gebet und Dank. —
O Thor, der du die ſel'ge Stille
Vertauſchteſt mit Geräuſch der Welt,
Nur Trümmer haſt du jetzt in Fülle,
Von Leichenfackeln matt erhellt.

Drum öffnet den Schooß mir, o kühlende Fluten!
Nicht mag ich erſtarren, nicht will ich verbluten
Im Kampf mit dem Leben voll Drache und Eis.
Ich ſterbe als Jüngling! — Doch würd' ich auch Greis,
Ich könnte kein Daſein von Neuem beginnen,
Ich könnte nicht Glauben, nicht Liebe gewinnen.
Drum leiſe hinab
Ins wogende Grab!
O Flut, waſche Schuld nun und Thränen mir ab!

Im Walde.

Fink. Frei und munter hüpfen wir
Auf den ſchwanken Zweigen,
Trillern da und dort und hier
Oder ruh'n und ſchweigen.

Wiegen heimlich uns im Neſt,
Fürchten Jäger wenig,
Haben alle Tag' ein Feſt,
Froher wie ein König.

Ach, du armer Menſch, du biſt
Herzlich zu beklagen;
Was die ſüße Freiheit iſt,
Kannſt du nimmer ſagen.

Herrſcheſt oder biſt ein Knecht,
Weißt dich nicht zu retten; —
Doch der Finken frei Geſchlecht
Kennt nicht Kron' noch Ketten.

Lerne das! dann wirſt du mehr
Theilen unſre Freude:
„Freiheit wohnt im Wald umher
„Für uns alle beide."

Lerche. Auf der Wolken lichtem Wagen
Schweben wir die helle Bahn,
Von der Frühlingsluft getragen,
Zu der lieben Sonn' hinan.

Bringen unſre heitern Lieder
Vor den goldnen Stralenthron,
Und der Schöpfung Dank hallt wieder
Aus dem ew'gen Jubelton.

Ach! die armen Menſchen ſingen
Auch dem Schöpfer manches Lied,
Aber nicht mit heitern Schwingen
Auf zum Himmel es ſie zieht.

Ihre Bruſt iſt tief durchdrungen
Von dem Leide ſchwer und bang;
Wenn am ſchönſten ſie geſungen,
War's gewiß ein Klaggeſang.

Nachtigall. Selig Loos fiel unſerm Leben
In der Schöpfung bunten Reih'n,
Dürfen, ganz der Lieb' ergeben,
Einzig ihrem Preis uns weih'n,

Singen ihre Freud' und Schmerzen,
Ihre Sehnſucht und ihr Glück,
Mild bewegen alle Herzen,
Thränen locken in den Blick;

Dürfen unbefangen ſagen,
Wenn die Wonne füllt die Bruſt,
Oder unſre Leiden klagen,
Wenn entfloh'n die ſüße Luſt.

Ach, die Menſchen müſſen ſchweigen,
Müſſen fern einander ſteh'n,
Dürfen ihre Lieb' nicht zeigen,
Die ſich oft am liebſten ſeh'n.

Darum haben ſie's erfunden,
Daß das Lied ſtatt ihrer ſpricht,
Weil ja ſonſt in bittern Stunden
Wilder Schmerz ihr Herz zerbricht.

Chor. Aber wunderbar zu neiden
Müſſen doch wir Vögel ſein!
Freiheit, Frohſinn, Liebesfreuden
Gab der Himmel uns allein.

Liebesliederchen.

1.

Ich hätte nie geſungen,
Ich ſtände ſchweigend ganz,
Wär' nicht zu mir gedrungen
Dein Wunderweſen-Glanz.

Schwarz ruht und trüb der Spiegel
Der Fluten in der Nacht,
Bis wie auf Geiſterflügel
Der Mond ſich hebt und lacht.

Ein Silberſchleier ſchwebet
Herab nun auf die Flut,
Und jede Welle bebet
Und zittert in der Glut.

2.

Jetzt brauch' ich andre Zeichen,
Als mir bisher genug;
Die Alltagsworte reichen
Nicht an der Seele Flug.

Ein König alter Zeiten,
Durch eines Rings Magie,
Wußt' Vogelſang zu deuten,
Dem er die Sprache lieh.

Mein Wiſſen reichet weiter,
Es überfliegt die Welt,
Weil Liebe, mein Begleiter,
Den Weltkreis trägt und hält.

3.

Seit mir dein Lächeln lohnet,
Fürcht' ich nicht Nacht, noch Tod;
Auf deiner Stirne wohnet
Ein ewig Morgenroth.

Aus deinem Auge ſprühet
Ein Daſein, das nie bricht,
Und ach, dein Kuß erglühet
Wie Leben und wie Licht.

4.

O lieblich iſt's, zu ſagen,
In Bildern immer neu,
In trüb'n und guten Tagen,
Daß Lieb' die alte ſei.

Aus Himmelsſphären bringe
Ich jetzt der Geiſter Gruß,
Die Frühlingsblüten ſchlinge
Ich dir um Haupt und Fuß.

Und ſtillt kein Lied mein Sehnen,
Genüget nichts dem Sinn,
So ſink' ich unter Thränen
Zu deinen Füßen hin.

5.

Ins Herze mein geſchrieben,
Da ſteht ein Nam' allein,
So glänzend wie beim trüben
Gewölke Sternenſchein.

Er ſteht in Flammenzeichen
Ganz göttlich einſam da,
Von Keinem zu erreichen,
Er tödtet, was ihm nah'.

Mich, mich allein belebet
Der Feuerſtral ſo mild,
Und meiner Bruſt entſchwebet
Im Liede dann dein Bild.

6.

Laß mich ewig vor dir knieen,
Ewig dir ins Auge ſchau'n;
Blumen können nur erblühen,
Wenn die Sonne ſtralt den Au'n.

Blumen können Duft nur ſpenden,
Wenn der Zephyr ſie umſpielt,
Mit den Flügeln, den behenden,
Ihre heißen Kelche kühlt.

Die Prieſter zu Saïs.

Eingehüllt in weite Schleier,
Die in bunten Farben ſpielen,
Worin launig Weſte wühlen,
Ruhet ſie in heil'ger Feier,
Unſre Mutter, unſre Liebe;
Lächelt bald, bald blickt ſie trübe,
Und des Schleiers zartes Wehen
Läßt nicht klar die Stralen ſehen
Aus der Augen Himmelslicht,
Läßt die Sprache nicht verſtehen,
So die Götterlippe ſpricht.

Hohe Mutter, du alleine
Bleibſt den armen Kindern treu, —
Stets dieſelbe, ſtets doch neu —
Wenn ſie, müd' und matt vom Scheine,
Aus dem wirren Weltgewimmel
Zu dir flieh'n, wie in den Himmel,
Und, ſich ſchmiegend dir zu Füßen,
Tändeln unter deinem Grüßen.
Doch ſie ſinken nicht ans Herz
Dir mit wildem Überfließen
Eines heißen Liebesſchmerz.

Süße Blicke, gebt mir Frieden,
Daß mein Herz gleich Blumen ruht;
Und die Stürme, mir beſchieden,
Bannt ſie in der Lieder Glut.

7.

Du thöricht Herz, ich faſſe
Mit beiden Händen dich,
Und werfe dich zu Boden
Und zürne ſehr: „Nun brich!“

„Du zeigſt, ein Zauberſpiegel,
„Nur ewiglich ein Bild,
„Das ganz mir die Gedanken,
„Die Seele ganz erfüllt.“

Doch ach, was hat's gefruchtet? —
Es war ein arger Wahn!
Verhundertfacht nun lächelt
Das holde Bild mich an.

Nur die wenigen Erwählten,
Die in ihrer Wiege ſchon
Du beſeelt mit Wohllautston —
Die dem Genius früh Vermählten —
Die, den Kampf in Harmonieen
Aufzulöſen, ewig glühen —
Sie nur heben deine Schleier,
Schauen an dich ſtill und groß,
Trinken deines Weſens Feuer,
Sinken dann dir mit der Leier
Freudejauchzend in den Schooß.

Die Nachtwandlerin.

Weich und mild in Zauberhelle
Stralt der Mond am Himmelszelt,
Zweifelhaften Lichtes Welle
Schmiegt ſich träum'riſch um die Welt.

Raſch von ihrem Lager hebet
Oda ſich zur zwölften Stund',
Schlaf um ihre Seele ſchwebet,
Doch es ſpricht ihr ſchöner Mund:

„Harre, Odo, harr' im Garten
„Meiner! Ach, ſchon manche Nacht,
„Im vergeblichen Erwarten,
„Hab' ich treulich dort gewacht."

„Heute kommſt du! heute lauſche
„Ich auf deinen holden Gruß,
„Und die Himmelswonne tauſche
„Ich dir ab mit ſüßem Kuß."

Doch nicht wandelt ſie die Stiegen
Abwärts — zum bewußten Ort —
Ihre Schritte aufwärts fliegen,
Heiße Sehnſucht treibt ſie fort.

Und ein übermenſchlich Wagen
Reißt ſie hin zum kühnſten Lauf,
Ohne Bangen, ohne Zagen
Schwingt ſie ſich zum Giebel auf.

Engelgleich, von Licht umwoben,
Schwebt ſie auf dem Dache hoch;
So, durch Mondenſtral gehoben,
Eine weiße Taube flog.

Aber heimlich auf den Wegen
Wandelt Odo durch die Nacht
Einem Liebesglück entgegen,
Das ihm nicht bei Oda lacht.

Zufall hat ihn hingetragen
Jenen wohlbekannten Pfad,
Auf dem er in frühern Tagen
Liebend Oda ſich genaht.

Zufall hat ſein Aug' gewendet
Zu dem Fenſter, wo ſo oft
Blick und Gruß ſie ihm geſpendet,
Die er zitternd kaum gehofft.

Jetzo, — — darf dem Sinn er trauen,
Der ein gräßlich Wunder zeigt, — —
Wie vom Himmel dort, vom blauen,
Sie zu ihm herab ſich neigt!

Feſtgebannet an der Stelle,
Schreit er: „„Oda!““ furchtbar laut. —
Traurig leuchtet Mondeshelle,
Und zerſchmettert liegt die Braut.

Die Geſchwätzige.

Heiſche nicht das dumpfe Schweigen,
Wenn mein Herz nach Worten ringt,
Um in Tönen dir zu zeigen,
Was die Seele mir durchdringt.

Meinſt du, ſüße Liebesworte
Wären in des Buſens Hut,
Gleichſam hinter Kloſters Pforte,
Aufbewahret feſt und gut? —

O, du irreſt! Lieb' genießet
Gern der Gegenliebe Kund',
Nur der Haß, das Grab verſchließet
Finſter auch den finſtern Mund.

Hörſt du, was die Wellen rauſchen? —
„Holde, bleib'! o fliehe nicht!
„Laß uns Kuß um Küſſe tauſchen,
„Bis am Strand das Leben bricht."

Willſt du auf die Vögel hören? —
„Komm', mein Liebchen, komm' zum Neſt!
„Waldeseinſamkeiten ſtören
„Nicht das traute Liebesfeſt."

Meinſt du, daß die ſchöne Roſe
Zephyr ſchweigend ſtets umſchwebt? —
Wir verſteh'n nur ihr Gekoſe
Nicht, wenn ſie vom Kuſſe bebt.

Und ich Arme ſollte ſchweigen,
Da, was liebt, ſo gerne ſpricht? —
Nein, ich muß mein Herz dir zeigen —
Glaubſt gar ſonſt: ich lieb' dich nicht.

Mitleid.

Auf des Berges höchſten Zinnen
Neſt des Adlers einſam thront.
Dieſen Ruheort gewinnen
Kann nur, wer in Wolken wohnt;

Wer zur Erde ſelten wieder
Sich herabläßt aus den Höh'n,
Dann den Staub von dem Gefieder
Schüttelt, frei emporzugeh'n;

Wer der Sonn' mit hellen Blicken
In das Stralenantlitz ſchaut,
Wem, ohn' mit dem Aug' zu zücken,
Vor dem tiefſten Grund nicht graut.

So der Adler! einſam ſchwebet
Er der Wolkenheimat zu.
Wo ſonſt jedes Weſen bebet,
Findet er nur Schutz und Ruh'.

Armes Herz, du willſt erreichen
Jenes Donnervogels Flug? —
Wohl! ſo lern' ihm darin gleichen,
Daß die Welt dir nicht genug;

Daß du deine reinen Flügel
Unbefleckt erhältſt vom Staub;
Daß der innern Hoheit Siegel
Nimmer ſei des Ird'ſchen Raub.

Daß du deines Glückes Sonne
Ruhig mild ins Antlitz ſiehſt;
Daß, wenn Schmerz dir naht ſtatt Wonne,
Du vor ſeinem Graus nicht fliehſt.

Aber kannſt du es denn meiden,
Daß dein Loos die Liebe ſei? —
Opferſt du auch ihre Freuden,
Ihre Schmerzen bleiben treu.

Denn das Mitleid ſchmiegt ſich leiſe
An der Liebe weiche Bruſt,
Zieht dich ewig hin zum Kreiſe
Bittern Leidens, kurzer Luſt.

Ein Altar ſei fremden Schmerzen
In dem Buſen dein geweiht!
Selig ſind die warmen Herzen,
Arm iſt Adlers Einſamkeit.

„Quand on n'a pas ce qu'on aime,
„Il faut aimer ce qu'on a.

Wohlgedacht und wohlgeſprochen,
Damit kommſt du durch die Welt!
Nichts ſtillt ſo des Herzens Pochen,
So der Wage Zünglein hält.
Immer nur hübſch Troſt gefunden
Im Bereiche deiner Hand,
Sicher giebt es gute Stunden,
Wenn auch Nacht den Tag umwand.

Sicher giebt's noch kleine Blüten,
Wenn dein Kranz in Trümmer ſank;
Lichter können auch vergüten
Gold'ner Sonne Untergang.
Iſt's die Kleine nicht, die Große
Hat ein Herzchen dir zu weih'n;
Wenn auch nicht ob großem Looſe,
Kannſt dich ob der Terne freu'n.

Statt des Traums der Jugendtage,
Statt der Wünſche Himmelsflug,
Iſt ſchon die bequeme Lage,
Anſeh'n, Geld vollauf, genug.

Und, ſowie der Nachwelt Krone,
Wie des Ruhmes heilig Licht,
Wie die hohen, ew'gen Lohne, — —
Glänzet ſo dein Orden nicht? —

Spotte du des armen Thoren,
Der nach *einem* Stern nur ſchaut,
Ihn zum Pharus ſich erkoren,
Und in *ſeinem* Licht nur baut.
Sei du ſelig im Getümmel
Deiner kleinen Lebensfriſt;
Aber wiſſe, daß der Himmel
Tröſtet Den, der troſtlos iſt.

Auch ein Lied von der Treue.

In Perus Blumenthalen
Tobt wild die blut'ge Schlacht,
Zu wiederholten Malen
Von Spaniern angefacht.

Und Perus bange Söhne
Erliegen dieſem Krieg,
Und der Drommeten Töne
Verkünden Spaniens Sieg.

Doch iſt bezahlt er theuer
Durch Don Alonzo's Blut,
Der adlergleich an Feuer,
Ein Löwe iſt an Muth.

Nun bringen ſie getragen
Auf blut'gem Schild den Held,
Geſtürzt durch kühnes Wagen; —
Sie legen ihn ins Zelt.

Die Ärzte ſteh'n im Kreiſe
An ſeines Lagers Rand,
Und folgen ihrer Weiſe
Mit Salben und Verband.

Da ſtürzt zu ſeinen Füßen
Ein troſtlos Mädchen hin;
Die heißen Zähren fließen,
Bewildert iſt ihr Sinn;

Denn mit gebrochnem Herzen
Sieht Maja, daß der Tod
Mit ſeinen herbſten Schmerzen
Dem Heißgeliebten droht.

„Was wollt Ihr!“ ruft ſie bebend,
„Ihm naht der Tod in Eil!
„Kein Arzt erhält ihn lebend,
„Ihn traf ein gift'ger Pfeil! —“

Alonzo hebt die Augen
Wie aus dem Todesſchlaf. — —
„Laßt Euch das Gift ausſaugen,
„Euch dienet mancher Sklav; —“

So läßt ein Arzt ſich hören.
Alonzo ſpricht mit Kraft:
„„Wollt Ihr mich denn entehren,
„„Indem Ihr Rettung ſchafft? —““

„„Und muß ich heute ſterben,
„„Verzweifeln werd' ich nicht.
„„Doch Keinen zu verderben,
„„Iſt eines Ritters Pflicht. —““

Und nun, auf ſein Verlangen,
Bleibt er mit ihr allein;
In ſeinem Todesbangen
Soll Maja Troſt ihm ſein.

„„Hör', Süße, meine Bitte,
„„Ich bin mir Schuld bewußt;
„„Ich riß aus ſtiller Hütte
„„Dich wild an meine Bruſt. —““

„O, laß das eitle Sorgen,
„Das war kein frevles Thun!
„Ich wünſchte ja, geborgen
„An deiner Bruſt, zu ruh'n. —“

„„Und als nun deine Brüder
„„Verfolgten unſre Spur,
„„Da warf mein Schwert ſie nieder
„„Auf heitrer Blumenflur. —““

„O, laß! ich hab' dem Streite
„Gar manche Thrän' geweint!
„Doch warſt du mir bis heute
„Ein Bruder und ein Freund. —“

„„Haſt, Holde, du vergeben,
„„So fürchte ich kein Droh'n,
„„So tret' ich ohne Beben
„„Vor meines Gottes Thron.““

„„Drum laß uns, Maja, beten
„„Zur heil'gen Jungfrau treu,
„„Daß ſie in Todesnöthen
„„Mir ihre Gnade leih'! —““

„„Zu deinen Liebeswerken
„„Gehört die letzte Nacht,
„„Dein Lächeln wird mich ſtärken,
„„Als hielt' ein Engel Wacht. —““

Ein ſchwerer Schlummer ſinket
Aufs müde Haupt herab,
Der Todesengel winket,
Geöffnet iſt das Grab.

„Dank dir, o Gott der Gnade,“
Spricht Maja freudenvoll,
„Daß ich vom dunklen Pfade
„Ihn liebend retten ſoll. —“

Und ſeiner tiefen Wunde
Naht ſie ſich ohne Graus,
Und ſaugt mit treuem Munde
Das gift'ge Blut daraus.

Als hold der Tag ſich hebet,
Hüllt ew'ge Nacht ſie ein;
Von ihren Lippen ſchwebet:
„Fahr' wohl, Alenzo mein! —“

Das Licht vom Morgenrothe
Fällt lieblich in das Zelt,
Umſtralt die treue Todte
Und den geneſ'nen Held.

Viſion.

In ſtillen und heiligen Stunden,
Da ſah' ich der Wunder gar viel!
Von himmliſchen Blüten umwunden,
Stand froh ich am endlichen Ziel.

Die Arme der ewigen Liebe,
Sie öffneten ſegnend ſich mir;
Der Erdenwelt träum'riſch Getriebe,
Es löſte in Ruhe ſich hier.

Nie folgten auf Tage die Nächte,
Und nimmer auf Wonne der Schmerz;
Es kämpften nie feindliche Mächte
Um ein und das nämliche Herz.

Kein Aug' mußt' in Thränen ſich hüllen,
In Dornen nicht greifen die Hand;
Kein Engel verbluten im Stillen,
Den drückend die Kette umwand.

Kein banges und ängſtliches Streben
Erfüllt mit Verlangen die Bruſt;
Harmoniſche Saiten erbeben
Und klingen nur Friede und Luſt.

Ein ununterbrochener Reigen
Umſchlingt der Geſchaffenen Sein,
Und unter den Palmengezweigen
Ruht Liebe und Treu' im Verein.

Es tönt nicht die bitterſte Klage
Von Trennung den bebenden Hall;
Gelöſet iſt jegliche Frage,
Denn Alle beſitzen das All. —

Doch ob ich in dämmernder Ferne
Geſchauet dies ſel'ge Geſicht,
Ob droben auf beſſerem Sterne,
Das weiß und das ſage ich nicht.

Vom ewigen Morgenrothe
Umfloß mich der Glanz und das Glück;
Doch wie ein vergeßlicher Bote,
So bring' ich nur Wen'ges zurück.

Die Sybille von Cumá.

Die Orakel ſind geſprochen,
Das Prophetenwort verhallt,
Und, von vielem Schmerz gebrochen,
Krankhaft nur die Bruſt noch wallt.

Um den Blick webt Todesſchleier,
Der die Zukunft kühn durchdrang,
Und erloſchen iſt das Feuer,
Das mit allen Stürmen rang.

Doch des Todes ſel'ger Friede
Naht ſich der Sybille nicht.
Da erhebet ſie das müde
Haupt; die bleiche Lippe ſpricht:

„Meiner Heimat heil'ge Erde,
„Die in froher Kindheit nur,
„Fern von Gram und von Beſchwerde,
„Mir geöffnet ihre Flur — —“

„Es erſcheint den trüben Augen
„Deines Zaubers Füll' und Pracht,
„Als ob Sonnenſtralen tauchen
„Aus des Meeres tiefer Nacht!“

„Alles Glück gab die Sybille
„Längſt den Unterird'ſchen hin,
„Und es kehrt der Götter Wille
„Nach der Zukunft ihren Sinn.“

„Aber heißer Sehnſucht Schmerzen,
„Sie durchzucken meine Bruſt;
„Wecken in dem todten Herzen
„Menſchlichen Verlangens Luſt.“

„Einen Blick — den letzten, herben —
„Noch auf dich! — dann ſei's geſcheh'n.
„Doch ich kann und mag nicht ſterben,
„Eh' mein Auge dich geſeh'n.“

Der Sybille war verboten,
Je zu nah'n dem Vaterland;
Doch es fliegen ſchnellſte Boten
Hin nach Cumäs fernem Strand.

Einer Urne enge Räume
Werden dort mit Erd' gefüllt,
Die der Kranken Sehnſuchtsträume
Und ihr bang Begehren ſtillt.

Und man hoffet, daß geſunden
Werde die Sybille leicht,
Wenn Gewährung ſie gefunden,
Wenn die Ungeduld verſcheucht.

Wie die Lampe matt auflodert,
Von dem Lufthauch angeregt,
Alſo bang und bänger fodert
Sie, was ihre Bruſt bewegt.

„Hohe Götter, meinem Flehen
„Neiget gnädig euch herab,
„Laßt ein Wunder mir geſchehen,
„Gönnt mir endlich Ruh' im Grab. —“

„„Herrin, aus der Krankheit Schlingen
„„Reiße kräftig jetzt dich auf,
„„Denn von Cumäs Erde bringen
„„Wir dir her im ſchnellſten Lauf. —““

Und verklärt ihr Aug' drauf weilet;
Drückt ſie ſterbend an das Herz; —
Und die Handvoll Erde heilet
Mild der Erde herbſten Schmerz.

Einſamkeit des Herzens.

Was die Hand auch mag ergreifen,
Wohin meine Blicke ſtreifen,
Einſam ſteh' ich und allein.
Gleich dem Alcyon fortgezogen
Von des Meers bewegten Wogen,
Find' ich nie die Heimat mein.

In der Menſchen Luſtgewühle,
Bei dem Tanz, beim frohen Spiele,
Muß ich ewig einſam ſteh'n;
Denn im lauten Glanz der Tage
Können ſie nicht meine Sprache
Und mein Wollen nicht verſteh'n.

Die Natur in ihrer Stille
Faßt nicht eines Herzens Fülle,
Das voll Sehnſucht zu ihr ſpricht.
Blumen blühen, Sterne ſcheinen; —
Wie die Menſchen lächeln, weinen, —
Wiſſen Blum' und Sterne nicht.

Daß der Leier Saiten klingen,
Daß ſich Lieder ihr entſchwingen,
Nimmer mir den Sinn verklärt.
Denn ſie ſind im Schmerz geſungen,
Wie der Pelikan die Jungen
Mit dem eignen Herzblut nähret.

Großer Geiſter Hochgedanken
Heben über Raumes Schranken,
Sind uns ewig lieb und nah'.
Aber in den hehren Kreiſen
Stehe zitternd zwiſchen Weiſen
Ich mit meiner Thorheit da.

Wohin flüchten? — Was beginnen? —
Ach, umſonſt wär' all' mein Sinnen,
Tönte nicht dein ſüßes Wort.
Deiner Liebe reiche Fluten
Löſchen meiner Sehnſucht Gluten,
Tragen friedlich mich zum Port.

Auswanderer im Frühling.

Sie.

Blick' empor! es kommt gezogen
Frühling mit dem Blumenſchmuck.
Des kriſtall'nen Himmels Bogen,
Reiner Lüfte weiches Wogen
Hebe deiner Seele Druck.

Er.

Licht und Blumen, Lenzesfeſte,
Nicht begehret ſie mein Sinn.
Kümmern mich Orkan und Weſte?
Wie der Vogel nach dem Neſte,
Streb' ich nach der Heimat hin.

Sie.

O, verſcheuche die Gedanken,
Die ſo finſter ſich dir nah'n!
Wie mit Epheus feſten Ranken
Hältſt du, ohne je zu wanken,
Düſter an dem düſtern Wahn.

Er.

Faßt dein Herz denn nie dies Sehnen
Nach dem heil'gen Vaterland,
Nach den ſüßbefreund'ten Tönen,
Zeugen deiner Wonn' und Thränen,
Dort, wo deine Wiege ſtand? —

Sie.

Höre ich nicht deine Schritte? —
Stralt dein Aug' nicht Himmelslicht? —
Stehet hier in ſtiller Hütte,
Recht in unſrer Liebe Mitte,
Deines Kindes Wiege nicht? —

Er.

Schweben nicht Erinnerungen
An die Freuden, uns ſo werth,
An die Lieder — früh verklungen,
An die Kränze — nicht errungen,
Um der Heimat trauten Heerd? —

Sie.

Nimmer wußt' ich, was ergötze!
Kranz und Lieder wurden dein.
Wie der Fiſcher in dem Netze,
Halt' ich alle meine Schätze,
Dich, dein Kind, im Arme mein.

Er.

Sieh', des Kranichs Schaaren eilen
Mit den Wolken dort hinab;
Dürften ihre Bahn wir theilen,
Ach, und endlich, endlich weilen
In der Heimat — ſei's im Grab!

Das Kind.

Schau' den Regenbogen dorten,
Vater! mußt nicht traurig ſein;
Hinter deſſen goldnen Pforten
Wachen Engel, ach und dorten
Geht's zum Vaterlande ein.

Ryno's Hochzeit.

Dicht fällt der Schnee, ſcharf weht der Wind,
Die Mutter trägt das bleiche Kind;
Es wimmert laut, der Hunger nagt,
Mit heißem Schmerz die Mutter klagt:
„O, weine nicht! noch kurze Zeit,
„Dann iſt geſtillt das bitt're Leid.
„Siehſt du dort jene Thürme ſteh'n? —
„Da wirſt du deinen Vater ſeh'n.
„Er wohnt dort in dem ſchönſten Haus,
„Und Froſt und Hunger flieh'n daraus.
„Er giebt dir ſüßes Zuckerbrod,
„Ein weißes Kleid, mit Bändern roth; —
„Denn hat er auch vergeſſen mein,
„Sein liebes Kind wird ihn doch freu'n.
„Drum weine nicht, du armes Kind,
„Dem Ziele wir ganz nahe ſind.“

Graf Ryno's Haus ſtralt hell hervor;
Sie naht ſich dem geſchmückten Thor;
Am Feuer ſteh'n der Diener Reih'n
Und leben hoch beim Becher Wein.
Sie ſpricht: „Wer meldet mich dem Herrn? —
„Ich ſpräche mit Graf Ryno gern. —“

„„Ich glaub's!““ ruft einer aus der Schaar,
„„Doch iſt's unmöglich heut', fürwahr!
„„Denn bei dem prächt'gen Hochzeitſchmaus
„„Nimmt ſolch Geſindel ſchlecht ſich aus. —““
„O, gönnt mir nur ein einzig Wort,
„Dann geh' ich leiſe wieder fort. —“
„„Die junge Gräfin würde traun
„„Nicht freundlich auf ſolch Dirnlein ſchau'n. —““
„O, nennt dem Grafen Anna gleich,
„Erbarmt euch mein, was ſchadet's euch? —“
„„Der Graf iſt weit gereiſt im Land,
„„Hat manche Anna wol gekannt. —““
„Bei eurer Seelen Seligkeit,
„Laßt mich ihn ſprechen — noch iſt's Zeit! —
„Ein Tröpfchen Wein — mein Kind — — es ſtirbt. —“
„„Was thut's, ob Bettlerbrut verdirbt? —““
„Gönnt einen Platz am Feuer mir,
„Es ſtirbt vor Froſt, aus Hunger hier. —“
„„Hinweg! was ſoll das Klaggeheul? —
„„Wir hetzen Hund' auf dich in Eil. —““
„Erbarmen! gleich will ich ja geh'n,
„Nur laßt mich erſt den Grafen ſeh'n. —“
„„Das Weib iſt toll!““ ſo ſchreit die Schaar;
Sie faſſen ſie beim ſchwarzen Haar
Und ſchleudern, im entmenſchten Sinn,
Sie leblos vor die Thüre hin.

Der Nachtwind rüttelt wild ſie wach.
Das Kind ihr todt im Schooße lag.
Verklungen war Muſik und Tanz,
Erloſchen auch der Lichter Glanz.
„Du biſt ſo kalt, mein armes Kind,
„Und meine Hände eiſig ſind.
„Dein Vater ruht wol weich und warm

„Der holden Braut im ſchönen Arm.
„O weine, Kind, ſei nicht ſo ſtill,
„Dein Tod iſt nicht des Himmels Will'.
„Wach' auf! ich will dich wärmen ſchön,
„Will ein Paar Kohlen holen geh'n,
„Die in des Hofes Mitte dort
„Noch unerloſchen glimmen fort.“

Sie holt vergeßnen Feuerbrand
Und ſchirmt ihn ſorgſam mit der Hand,
Und legt ihn hin zum Kind erſtarrt,
Das aber nicht lebendig ward. —
Verzweiflung packt die Mutter an
Und hüllt ſie in des Irrſinns Wahn.
„Ha ſo! das Feuer iſt zu klein,
„Ein größ'res ſoll dir Rettung ſein!
„Zum Himmel hoch ſteig' es hinauf,
„Und Gottes Gnad' geh' ihren Lauf.“

Eh' zehn Minuten noch vergeh'n,
Rund um das Haus die Flammen weh'n;
Der Sturmwind heult, die Funken ſprüh'n.
Die Fenſter und die Mauern glüh'n,
Die Treppen drohen ſchon den Fall,
Ein Feuermeer wogt überall,
Das grauſig ziſcht und brauſt und kracht,
Eh' inn' und außen Hülf' erwacht.

Graf Ryno ruft nach Rettung laut
Für ſich und die geliebte Braut;
Er ſtürzt hinaus auf den Balkon
Und bietet königlichen Lohn.
Doch Keiner kann den Flammen nah'n,
Wer drinnen iſt, muß Tod empfah'n.

Als Anna Ryno dort erblickt,
Die Freud' ihr wild im Auge zückt:
„O, feire du dein Hochzeitfeſt,
„Wenn du dein Kind nur nicht verläßt! —
„Bei mir ward es den Todten gleich,
„Du wirſt es retten, biſt ja reich;
„Ich bring' es dir, — nimm hold es auf,
„Dann ſchließ' ich freudig meinen Lauf.“

Und mit dem Kinde, ſtarr und bleich,
Stürzt ſie ſich in das Flammenreich.
Da wankt das Haus, der Giebel kracht,
Und die Zerſtörung iſt vollbracht.

Traurige Liebe.

Ich liebte dich mit Schmerzen,
Seit dich mein Aug' erſchaut;
Mit Jubel und mit Scherzen
War nimmer ich vertraut.

Ich liebte dich mit Thränen,
So glühend und ſo bang;
Das Lächeln fand im Sehnen
Nach dir den Untergang.

Wol fleht' ich um den Segen
Des Himmels, — um das Glück,
Doch ach! von allen Wegen
Stieß es mich rauh zurück.

Jetzt lieb' ich meine Schmerzen
Mehr als des Glückes Pracht;
Sie ſind die Bergmannskerzen
In tieſer Grubennacht.

Sie zeigten mir den einen,
Unſchätzbaren Demant; —
Wie mag ich denn nur weinen,
Da deine Lieb' ich fand? —

Guter Rath.

Flüchtig ſei die ſüße Liebe,
Und ihr meint, vom Wahn bethört,
Nur, wenn ewig ſie euch bliebe,
Sei ſie auch des Höchſten werth.

Blickt umher! in flücht'ger Schöne
Pranget Alles, was entzückt;
Hier der Nachtigallen Töne,
Dort die Flur, ſo reich geſchmückt.

Flüchtig iſt der Regenbogen,
Schnell entſchwebt, ein traumhaft Bild,
Flüchtig ſind des Stromes Wogen
Und die Frühlinglüfte mild;

Flüchtig froher Kindheit Spiele,
Wie der Jugend ſtolzer Sinn,
Flüchtig auch des Lebens Schwüle, — —
Ach! der Wechſel iſt Gewinn.

Laſſet drum vorüberwehen,
Was die äußern Sinne ſtreift;
Für die Ewigkeit beſtehen
Kann nur, was im Innern reift.

Wollt ihr, daß in eurem Herzen
Unvergänglich Liebe ſei; —
Liebt zum Grabe, liebt mit Schmerzen,
Und ſie bleibt euch ewig treu.

An die Nacht.

Heil'ge Nacht, du ſinkſt mit deinem Frieden
Mild herab auf all' die Kranken, Müden,
Die in ihrer Pilgerſchaft hienieden
Brennend quält der hellen Sonne Pracht;
Und der Glückliche beginnt die Feier
Seines ſtillen Danks auf jener Leier,
Deren Ton ſtets in dem Buſen wacht.

Göttlich wie das Aug' der ew'gen Liebe
Schaut der Mond auf dieſer Welt Getriebe,
Das ſich ſtill in deine Schleier hüllt.
Ach, viel tauſend Augen voll von Thränen,
Vieler Geiſter Kämpfen, Wollen, Wähnen,
Vieler Herzen heißes, banges Sehnen
Ruhet träumend, — aber ungeſtillt.

Wie dort oben in den Wundertänzen
Doch die ſchönen Sterne lieblich glänzen,
Diademengleich die Nacht bekränzen!
Myriaden Welten ahnt das Herz.
Hie und da taucht aus dem Erdendunkel
Auch ein Licht empor wie Sterngefunkel,
Auch ein Weltchen, reich an Glück und Schmerz.

Bei der Lampe mattem Scheinen
Arbeitſam die Mutter wacht,
Friedlich ſchlummern ihre Kleinen,
Ihr bringt Ruhe nicht die Nacht.

Ach, ein Heer von bangen Sorgen
Schlingt ſich um den treuen Sinn;
Sei es Abend, ſei es Morgen,
Nimmer hat ſie deß Gewinn.

Für die Kinder muß ſie walten,
Seitdem Er im Grabe ruht,
Muß verdienen und erhalten,
Muß bewahren feſten Muth.

Darf der Thränen Luſt genießen
Nimmer, ob das Herz auch bricht;
Wenn die bittern Quellen fließen,
Sieht das Aug' zur Arbeit nicht.

Dort ſchimmern die Kerzen
Beim bräutlichen Mahl,
Von Tänzen und Scherzen
Erſchallet der Saal.

Die Schönſte und Beſte,
Sie ſteht dort als Braut,
Als Kön'gin vom Feſte, — —
Dem Jammer getraut!

Das Herz iſt gebrochen,
Verſchenkt ward die Hand,
Nun ſtillet das Pochen
Nicht Gold und Demant.

Ihr Wort iſt gegeben,
Empfah'n am Altar,
Jetzt fühlt ſie mit Beben
Ihr Opfer erſt klar.

Das Aug' voll heißer Thränen,
Im Buſen bittern Harm,
Das Herz ganz ſchwer vom Sehnen,
Doch liebewarm, — —
So ruht die Andacht ſtill in Gottes Arm.

„Die Sterne glänzen Liebe,
Und Liebe trägt die Welt,
Ob auch der Schmerz ihr bliebe!
Sie ſtützt und hält,
Was ringt und kämpfet, und auch Den, der fällt.“

„O, ſenke dich in jene Fülle,
Die aus der Wahrheit Quelle bricht,
Und, iſt nur feſt dein Wille,
So zage nicht
Und ſtrebe freier nur nach höherm Licht.“

„Und laß dir nie den Sinn verbauen
Durch Menſchenworte, die verweh'n;
Um Lieb' und Wahrheit, voll Vertrauen,
Mußt ſtets du fleh'n,
Dann wird dein Erdenweg auch aufwärts geh'n.“

Ehrgeiz treibt von ſeinem Pfühle
Unruhvoll den Jüngling auf,
Überflügeln das Gewühle
Soll ſein freier, kühner Lauf.

Wie das Herrlichſte gewinnen? —
Wie erringen Kron' und Kranz? —
Das erfüllet all ſein Sinnen,
Raubt ihm Ruh' und Freude ganz.

Zürnend überſchau'n die Blicke
Alle, die ſich ſeiner Bahn,
Dieſem Rennplatz hin zum Glücke,
Eifrig, wie er ſelber, nah'n.

Und kein Blick zur Sternenhelle
Flüſtert ihm die Ahnung zu:
Größe hangt an keiner Stelle,
Darum ſprich den Wahn zur Ruh'.

„Dein Lämpchen, es lacht
In friedlicher Nacht,
Erwache und höre mein Fleh'n!
Aus himmliſcher Ferne
Erglänzen die Sterne
Und möchten den Schweſterſtern ſeh'n.“

„Verſcheuche den Traum
Wie flüchtigen Schaum,
Und wenn er auch Wonne dir giebt.
Genieße die Stunden,
Von Liebe umwunden,
Man lebt nur, ſolange man liebt.“

Und das Fenſter klirrt beſcheiden,
Und in ihren Mutterſchooß
Hüllet Nacht die ſel'gen Beiden,
Die da zogen goldnes Loos.

Aber dich zu grüßen
Strebt des Dichters Sinn,
Leget dir zu Füßen
Harmonieen hin.

Segne du den deinen,
Heil'ge, ſtille Nacht,
Wenn beim Ampelſcheinen
Noch ein Dichter wacht.

Trockne du die Zähre
Ihm mit duft'ger Hand,
Daß ſein Lied verkläre,
Wo er Leiden fand.

Dann nur kann er loben
Den, deß mächt'ger Ruf
Sonn' und Sterne droben,
Tag' und Nächte ſchuf.

Frühling.

Haſt du deines Tempels Pforten,
Milder Prieſter, aufgemacht,
Strömt uns Sehnenden von dorten
Reich entgegen deine Pracht? —
Sind in deinem Dom willkommen
Alle, die ſich freudig nah'n,
Um, in Sehnſucht heiß entglommen,
Deinen Segen zu empfah'n? —

O wie ſtolz, wie groß geſchmücket
Iſt der mächt'ge Tempel dein!
Wohin nur das Auge blicket,
Kann es ſich an Wundern freu'n.
Hunderttauſend Sängerkehlen
Tönen feſtlichen Choral,
Wind und Wellen ſich vermählen
Zu der Orgel mächt'gem Schall.

Feſtes Kerzen zünden Sterne,
Mond und lichte Sonne an,
Weihrauch ſpenden Blumen gerne,
Duftend auf dem Wieſenplan.
Und er ſelbſt im Blütenkleide,
Er, der Prieſter, ſtehet da,
Breitet ſeine Arme beide
Aus für Alle, fern und nah'.

Dieſem trocknet er die Zähre,
Jenem grüßt er lächelnd zu,
Daß des Grames Blick ſich kläre,
Daß die Pein ſich löſ' in Ruh'.
Streut er auch mit vollen Händen,
Bleibt die Gabe dennoch werth;
Denn geſchickt weiß er zu ſpenden,
Was ein Jeder ſtill begehrt.

Andacht ſchöpft aus dieſem Bronnen
Sich die Nahrung ihrer Glut;
Das Vertrauen wird gewonnen,
Schlummert in der Liebe Hut;
Auf der Schönheit Flügel hebet
Die Begeiſtrung ſich empor,
Und in reiner Freude bebet
Der geſchaffnen Weſen Chor.

Wo den Altar nun erleſen
Und das Prieſteramt vollzieh'n,
Um im Namen aller Weſen
Lied' und Andacht auszuglüh'n,
Daß des Dankes heilig Feuer
Schwebe himmelan und klar? —
Menſch, zu dieſer ſtillen Feier
Sei dein Herz der Hochaltar.

Drei Kronen.

Von der Lieb'- und Freudenblüte,
Von der Roſenkron' umlaubt,
Wiegt mit ſorgloſem Gemüthe
Stolz der Menſch ſein junges Haupt,
Meint, an dieſe Wunderblume
Leg' das Schickſal nicht die Hand,
Wähnt ſich ſchon im Heiligthume
Sichern Glücks, — und wird verbannt! —

Ach, von inn' und außen ſtürmen
Wilde Wetter auf ihn ein,
Schwarze Wolken auf ſich thürmen
In der Blitze falbem Schein.
Und zu Boden hingeſchmettert,
Sucht er ſeiner Krone Gut;
Weh! die Roſen ſind entblättert,
Dornen färben ihn mit Blut.

Selig, wer die Dornenkrone
Milden Sinns durchs Leben trägt;
Wem, gleich fern von Angſt und Hohne,
Still das Herz im Buſen ſchlägt;
Wer die Blut- und Thränentropfen
Leiſ' umhüllt, die Gram erpreßt,
Wer, trotz bangem Herzensklopfen,
Nie die Lieb' erkalten läßt.

Nach den allerbängſten Stunden
Stralet Morgenroth aufs Neu'; —
Rinnt das Blut aus tauſend Wunden,
Wird die Seele jauchzend frei,
Ringet nach dem höchſten Lohne,
Zieht den Himmel ſich herab,
Und gewinnt die Stralenkrone
Dieſſeit ſchon vom dunkeln Grab.

In der Ferne.

Im Gebirg' du, ich am Meere,
Nur vereint durch Sehnſuchtglut,
Fühlen wir des Schickſals Schwere,
Die als Trennung auf uns ruht.

Wie auch Wald und Wellen rauſchen,
Harmonieenreich iſt's nicht,
Sinn und Seele mag nur lauſchen,
Wenn die liebſte Stimme ſpricht.

Mag Gebirg' und Woge prangen,
Schön von Sonn' und Mond ummalt, —
Ach, der Blick wird nur gefangen,
Wenn ins Aug' das Auge ſtralt.

Wellen ruhen, Berge ſchimmern
Träum'riſch, wie in ſtiller Luſt,
Und der Hoffnung Sterne flimmern
Tröſtung in die heiße Bruſt.

Ein Plätzchen nur.

Und kann ich das Glück nimmer finden,
Und drückt auch das Schickſal mich hart,
Nie ſoll eine Klag' es verkünden,
Daß niemals ihr Segen mir ward.

Nie ſoll auch ein Thränchen nur blinken,
Verrathend vom Schmerze die Spur,
Wenn ich in den Arm dir darf ſinken,
Wenn du mich nur liebſt, o Natur!

O, ſchaue mit ſegnendem Blicke
Herab auf mein Treiben und Thun,
Und, was mir verſagt vom Geſchicke,
Gieb du mir — ein Plätzchen zum Ruh'n.

Denn, wie ich umher auch getrieben,
Dies friedliche Plätzchen mir ruft;
Nicht ruh' ich am Herzen des Lieben,
So ſei's in umgrüneter Gruft.

In unruhiger Erwartung.

O, laßt mich trinken aus der goldnen Schale,
Die hold das ſonſt ſo harte Schickſal reicht,
Und ſtoßt mich nicht hinweg vom Freudenſaale,
Aus dem der alte Schmerz jetzt ſcheu entweicht.

Ich lebte nicht, ich wandelt' wie im Schlafe
Durch dieſe lichte, farbenreiche Welt,
Ich trug mein Daſein wie ein Sklave,
Der ſich zum Troſt an ſeinen Träumen hält.

Mir brachten bunten Wechſel nicht die Stunden,
Das Leid erleichternd durch der Scherze Spiel,
Der Dornenkranz war nicht für mich durchwunden
Mit Blütenknospen, meiner Sehnſucht Ziel.

So ſchleppte ich in banger Qual die Plage,
Vom Schickſal auferlegt, gelaſſen hin,
Und wünſchte nur, doch hofft' ich kaum, es tage
Dereinſt vielleicht dem nachtumhüllten Sinn.

Der Taube gleich, vom Sturme matt getrieben,
So zuckte mir in tiefſter Bruſt das Herz,
Ich kannte kaum das ſüße Glück, zu lieben,
Doch kannt' ich wol der Liebe heißen Schmerz.

Nun flieht er vor den milden Geiſterhänden,
Die aus den Wolken Labung niederthau'n,
Die unſichtbar die nächt'gen Schleier wenden,
Daß meine Augen froh die Sonne ſchau'n.

Nun will ich liebend auch, mit durſt'gem Blicke,
In ihrer Stralen Götterreichthum ſteh'n,
Und muß erblinden ich von dieſem Glücke, —
Getroſt, o Herz, ich habe ſie geſeh'n!

Und in dem Freudenkelche ſei kein Tropfen,
Der nicht wie Nektar meinen Lippen recht;
Iſt er verſiegt, — dann, Herz, hör' auf zu klopfen,
Du, Mund, verſtumme, und ihr, Augen, brecht!

Sappho.

Deine Leier iſt verklungen,
Deine Sänge ſind verhallt;
Um die Bruſt, die ſchmerzbezwungen
Bang nach Frieden hat gerungen,
Längſt die ſtille Woge wallt.

Deines Geiſtes Blüten ſanken
In den Zeitenſtrom hinab,
Doch — woraus ſie ohne Wanken
Leben und Begeiſtrung tranken, —
Liebe ſinkt nicht mit ins Grab.

Segnend hauchte dieſen Funken
Die Natur dir freundlich ein;
Wer aus ſolchem Kelch getrunken,
Nimmer wird er hingeſunken
In das dumpfe Leben ſein.

Zwar — dir waren Liebesflammen
Feindlich wie ein Blitz geweiht,
Und das Opfer ſank zuſammen; —
Aber aus der Aſche ſtammen
Ruhm und die Unſterblichkeit.

Wo Begeiſtrung ihre Kronen
Drückt auf ein erwähltes Haupt,
Wo die Lorbeerkränze thronen,
Kann Genuß denn dorten wohnen? —
Wird an Glück da nur geglaubt? —

Wer der Götter Feſtgelage
Theilt und ihres Himmels Licht,
Gilt es ihm denn eine Klage,
Daß ihm für die Erdentage,
Ach, ein Hüttchen oft gebricht? —

Doch! wol giebt es ſchwere Stunden,
Wo die Größe nicht genügt,
Wo, von heißer Angſt umwunden,
Matt die Seele ihren Wunden,
Ihrem Durſt nach Glück erliegt.

Wem von Göttern nicht das Siegel
Höchſter Hoheit aufgedrückt,
Irrt ſich in der Wahrheit Spiegel,
Und zur Strafe ſind die Flügel,
Weh! gebrochen und zerknickt.

Schöner Schwan! ſo nahmen Wogen
Koſend dich in ihren Schooß,
Und, von ihnen fortgezogen,
Biſt du himmelan geflogen,
Biſt verkläret, rein und groß.

Mag der Schmerz ſich wild verbluten
In dem irdiſch kurzen Traum,
Deiner Seele ew'ge Gluten
Heben hoch dich aus den Fluten. — —
Venus ſtieg aus Meeresſchaum.

Lebensſonne.

Kann das Aug' dich nicht erſpähen,
Wird es um mich Nacht und trübe,
Nebel um die Stirne wehen,
Es verſinkt der Stern der Liebe;
Meine Sonne iſt verdüſtert,
Meine Roſen ſind verblüht,
Und der Wind im Laube flüſtert
Dumpf und hohl ein Trauerlied.

Kann die Hand dich nicht erreichen,
So verſchweben die Geſtalten,
Farb' und Form von ihnen weichen,
Seelenloſe Schatten walten,
Grau in Grau verſchwimmt das Leben!
Ohn' die Stralen meines Lichts,
Die das Weltenall durchbeben,
Iſt mir Alles, Alles — Nichts.

Doch wenn mir die Gluten ſtarben,
Senke ich den Blick nach innen;
Dort erblüht in tauſend Farben
All mein Denken, all mein Sinnen;
Was in äußrer Welt verloren,
Giebt die inn're mir zurück,
Gleich dem Phönix neu geboren,
Grüßt mich ewig neu das Glück.

Denn dein Wunderbild entſchwindet
Nimmer aus der tiefſten Seele,
Wenn mein Auge es nicht findet,
Wacht es auf in Zauberhöhle,
Giebt dem Buſen mild Geneſen,
Giebt der Phantaſie die Pracht; — —
Und ein Traum von deinem Weſen,
Er verklärt die tiefſte Nacht.

Goldnes Loos.

Wie magſt du denn klagen,
Was trübt deinen Blick,
Als hielten nur Plagen
Umhüllt dein Geſchick? —

„Die Jugend entflohen,
„Die Tage dahin,
„Entfremdet den Frohen
„Der düſtere Sinn;

„Der Frühling entſchwunden,
„Der Himmel erbleicht,
„Durch bittere Stunden
„Der Frohſinn verſcheucht;

„Die Sonne ermattet,
„Die Flammen verglüht,
„Und Gräber, umſchattet
„Von Blumen, — verblüht! — “

Das klinget wol trübe
Ein grauſger Verein!
Doch iſt denn die Liebe,
Die Liebe nicht dein? —

Laß Jugend entfliehen,
Den Frühling mit ihr,
Die Freuden hinziehen, — —.
Sie bleibet bei dir.

Und willſt du ſie meiden,
Verſtoßen wol gar;
Still weiß ſie zu leiden,
Bleibt treu immerdar.

Bereit, ſtets zu theilen,
Sei's Jubel, ſei's Schmerz, —
Am Buſen zu weilen,
Und wär' er von Erz; —

Von ferne zu ſtehen,
Wenn Tröſtung gebricht,
Demüthig zu flehen:
O zürne drum nicht; —

Der Thränen nicht achten,
Dem Harm nicht entflieh'n,
Nur ewig zu trachten,
Dich ihm zu entzieh'n. —

Und jubelnd zu Füßen
Dir ſinken voll Luſt,
Wenn liebend du ſchließen
Sie willſt an die Bruſt —

Sich weih'n dem Verderben,
Am Kreuze zu ruh'n,
Zu lächeln im Sterben — —
Kann Liebe nur thun!

241

Zerſplittre dein Leben
Nicht hier und nicht dort;
Was einſt ſie gegeben,
Giebt ewig ſie fort.

Im Himmel, auf Erden,
Gering oder groß,
Mußt ſelig du werden,
Iſt Liebe dein Loos.

Mein Thal.

Du ſtilles Thal, dich ſeh' ich wieder,
Wo einſt, in Stunden ſchwer und bang,
Die Weiſe meiner armen Lieder
In Mollaccorden trüb' erklang;
Wo mir die herbſte Pein des Lebens,
Die Trennung, Wermuthsbecher gab,
Wo, matt vom Ringen, ich vergebens
Nur flehte um ein frühes Grab.

Ihr Schmerzen der zerriſſ'nen Seele,
Ihr Leiden, die kein Herz begreift,
Das nicht im Kampf mit ſeiner Fehle,
In keiner Feuerglut gereift, — —
Ihr ſeid nun fern hinabgezogen,
Steht tief am duft'gen Himmelszelt,
Auf euch erhebt ein Friedensbogen
Sich lächelnd über meiner Welt.

O, ſeid geſegnet mir, ihr treuen
Begleiter durch ſo manches Jahr,
Ihr halft den Altar mir erneuen,
Euch bracht' ich manches Opfer dar.

Ihr tauchtet in die Prüfungsflammen
Der Seele ſtralendes Gewand,
Was unächt war, das ſank zuſammen,
Das reine Gold allein beſtand.

Und was aus Trümmern ich gerettet,
Es trotzet nun der Stürme Wuth,
Mit meinem Weſen tief verkettet,
Bleibt es mein heilig höchſtes Gut,
Und in der Welten weiten Räumen
Entdeckt' ich ähnlich Kleinod nie,
Die Menſchen nennen es nur träumen — —
Ich nenn' es Lieb' und Poeſie.

Du ſtilles Thal, auf gold'nem Flügel
Naht dir der Herbſt, ſtill, ohne Graus,
Er ſchüttet über Flur und Hügel
Den Segen ſeiner Gaben aus.
Sei mir gegrüßt, du ſtiller Bote
Der ſturm= und wetterloſen Zeit,
Du gleichſt dem Lebensabendrothe,
Das nicht verſengt und nur erfreut.

Wir Alle ſah'n des Lenzes Schöne
Und Duft und Blüten, ſchnell verblüht,
Der Nachtigallen Liebestöne,
Sie ſangen nur — ein Wanderlied.
Wir Alle warfen uns der Fülle
Des Sommers trunken an die Bruſt; — —
Bald tobten Stürme durch die Stille,
Orkane ſtörten unſre Luſt.

Und nicht zu feſſeln, nicht zu halten
War hier der Elemente Wuth,
War dort der Schönheit ſüßes Walten; — —
In Aſche ſank des Herzens Glut.
So, müd' und matt, ein Spiel der Wellen
Im Leidenſchaften-Ocean,
Froh, wenn nicht Klippen es zerſchellen,
Langt es in deinem Hafen an.

Du borgſt vom heitern Lenz die Farben,
Daß unſer Auge nicht erſchrickt,
Wenn es ſtatt Blüten, die da ſtarben,
Der Früchte reiche Pracht erblickt.
Du kühlſt des Sommers ſchwüle Gluten
Und ſeiner Sonne mächt'gen Heerd,
Der, ein Vulkan mit Lavafluten,
Das dürft'ge Leben ſchnell verzehrt.

Du neckſt uns nicht mit bangen Sorgen,
Mit Blitz und Donner ſpielſt du nicht,
Der Abend bringt, was uns der Morgen,
Vom Schlaf erwachend, ſchon verſpricht.
Das leidenſchaftlich wilde Streben,
Das rings erfüllte die Natur,
Es iſt zur Ruhe nun gegeben, — —
Wer ahnt noch der Gewitter Spur? —

O, fülle du mit deinem Segen
Das heiße, mattgekämpfte Herz,
Wenn es, den Wunden nicht erlegen,
Noch blutend zuckt in ſeinem Schmerz.

O, ſtatt der jungen Lenzesblüten,
Des Sommers vollem Blumenkranz,
Mögſt du ihm liebend nur behüten
Des blauen Himmels treuen Glanz.

Den Himmel und die ew'gen Sterne,
Die, ach! dem Blick, von Gram erfüllt,
In ihrer hohen Geiſterferne
Ein Thränentropfen ſchon verhüllt.
Dir iſt das Friedensamt beſchieden,
Du Genius auf dem Erdengrab,
O, bette ſanft in ihm die Müden
Und trockne alle Thränen ab!

Du ſtilles Thal, ein tiefer Frieden
Umfängt mich ſüß in deinem Schooß,
Von allem Segen, mir beſchieden,
War keiner noch ſo rein, ſo groß.
In dieſen Bergen, dieſen Höhen
Verhallt das ängſtliche Gewühl
Der Menſchen, die nach Schatten ſpähen
Im traumhaft kurzen Lebensſpiel.

Mir iſt ſo fremd, was hoch ſie halten,
Daß einſam ich in ihrem Kreis;
Mir leuchten andere Geſtalten,
Als ſie ihr Aug' zu finden weiß.
Doch wenn wir auch uns nicht verſtehen,
Als Feinde haben wir uns nie
Ins Auge und ins Herz geſehen, — —
Sie dulden mich, — ich liebe ſie.

Ich nähme gern von ihren Sinnen
Das Eiſenband, das dumpf ſie hält,
Damit ſie ſchauten: ihr Beginnen
Entzaubre dieſe reiche Welt.
Wie gern auch möchte ich ſie lehren:
Die Liebe ſei das wahre Sein;
Doch würden ſie ſich von mir kehren
Und mir ein Lächeln höchſtens weih'n.

Das kränkt mich nicht! im Herzen immer
Ruht, was kein Menſch mir nehmen mag,
Sowie geweihter Ampel Schimmer
Dem Altar ſtralet Nacht und Tag.
Und ach! auf ihren öden Wegen
Sind ſie im Kampf mit dem Geſchick;
Was ihnen wird vom höchſten Segen,
Iſt nur ein Troſt — doch nie das Glück.

Mir ward's vor Tauſenden gegeben!
Kein inn'rer Zwieſpalt drückt mich bang;
Ein reicher Strom, ſo wallt mein Leben
Dahin im ungetrübten Gang.
Die Liebe lächelt meinem Herzen,
Die heitre Dichtkunſt meinem Sinn, — —
O Menſchen, wundgedrückt von Schmerzen,
Vergebt mir, daß ich glücklich bin!

In Bekümmerniß.

Was weckt ihr mich aus meinen goldnen Träumen,
Was ruft ihr auf der ird'ſchen Sorgen Heer,
Die Roſenwolken meines Glückes ſäumen
Ja noch den blauen Himmel um mich her.

In mir ertönt ja noch ein feſtlich Klingen
Der ach! ſo ſeltnen Seelenharmonie,
Noch trägt mich ja auf den kriſtallnen Schwingen
Mein Schutzgeiſt, meine reiche Phantaſie.

Noch iſt mir ja nichts Heiliges hienieden
Zum Mährchen worden und zum Kinderſpiel,
Das matt und welk aus Hand und Sinn, den müden,
Als taube Blüte von dem Baume fiel.

Noch lächelt meinem Aug' die alte Sonne,
Noch ſpielt um meine Stirn die Frühlingsluft,
Noch find' im Arme der Natur ich Wonne,
Noch fürcht' ich nicht die Nacht, den Schmerz, die Gruft.

O, habt Erbarmen! gönnt mir, zu vergeſſen,
Daß kalt ein Abend meinem Glanze naht,
Und zürnt mir nicht und nennt mich nicht vermeſſen,
Wenn einſam iſt und kühn mein Erdenpfad.

Still laßt mich zieh'n! ſtört nicht mein Fremdlingweſen,
Ich ſtöre eure bunten Wege nicht;
Doch was ihr nennt vom kranken Wahn geneſen,
Ich nenn' es Gift, das mir das Herz zerbricht.

Huldigung.

Lieder kann wol ſüß ich ſingen,
Kann erfreuen manches Ohr,
Schmerzen, die im Buſen ringen,
Kann zum Dienſte ich bezwingen
In dem Harmonieenchor.

Jede Wonne, die durchdrungen
Meine heißbewegte Bruſt,
Was mir bleibt, was mir verklungen,
Alles, Alles wird geſungen,
Höllengluten, Himmelsluſt.

Und das Wort, — noch nie verſagte
Es die treuen Dienſte mir;
Was ich Kühnes auch nur wagte,
Ob ich jubelte, ob klagte,
Tönte eine Echo hier.

Der Empfindung ew'ge Quelle
Lieh dem Worte hohen Flug,
Daß es ſtrömt' als mächt'ge Welle,
Bald als Bächlein ſilberhelle,
Flitter niemals braucht' und trug.

Darum fleh' ich wie in Träumen,
Mit der Stirne auf der Hand,
Daß ich, — was ich Erdenräumen
Allerſchönſtes ſah entkeimen,
Nimmer in ein Lied gebannt.

Oft erklang von meiner Leier
Deines Wunderweſens Werth,
Dann erhob mein Herz ſich freier, —
Aber ach! die dürft'ge Feier
Hat nur mich, nicht dich geehrt.

Statt die Sonne ſchön zu malen
Mit der vollen Farbenglut,
Malt der arme Künſtler Stralen,
Wie ſie auf den Höh'n und Thalen
Zittern, und auf Meeresflut.

Alſo habe ich genommen
Einzeln Stralen deiner Pracht,
Und ſie ſind zu Glanz entglommen,
Wie am Heil'genſchrein die Frommen
Liebend je ihn angefacht.

Ach, wie ſänge ich ſo gerne
Höchſte Hymnen, dir geweiht!
Meine Lieder ſind nur Sterne,
Deinem Sonnenweſen ferne,
Abglanz ſeiner Herrlichkeit.

Das Beſtändige.

Die Tage der Jugend im Traume entfliehen,
Die Kränze der Schönheit noch ſchneller verblühen,
Die Knospen der Hoffnung, ſie fallen früh ab,
Verhüllen nicht lange die Ausſicht aufs Grab;
Die Schläge des Herzens ſelbſt werden ganz ſtill,
Vorüber zieht Alles, wie Schickſal es will.

Momente zu feſſeln, die flüchtig entſchweben,
Bezahlten wir gern mit dem ferneren Leben;
Der Tag unſrer heiligſten Wonne verſinkt,
Eh' wir es gewahren, und Hesperus blinkt; —
Und wenn unſre Seele voll Jubel noch wacht,
Umfängt uns ſchon finſter und ſchweigend die Nacht.

Und doch überdauert wol etwas die Tage, —
Die alte, die nimmer verſtummende Klage,
Die in unſern Liedern den Grundton ſtets ſingt,
Auf Stralen des Glückes zum Himmel ſich ſchwingt,
Beim Kindlein in friedlicher Wiege ſchon wohnt,
Kein Herz und kein Leben, noch Alter verſchont.

Wir finden ihn ewig, den ſchaurigen Schatten,
Im Lichte der Sonne auf glänzenden Matten,
Auf ſilbernem Raſen, wenn Mond und wenn Stern
Sich heben und lächeln aus himmliſcher Fern';
Und, was auch ergriffen die ſehnende Hand,
Die Klage allein hielt im Wechſel Beſtand.

So bleibe mir treu! Mit melodiſchem Klingen
Sollſt ſanft du dich ſtets meinem Buſen entſchwingen,
Und wird er verhärtet, ſo lebe allein
Du, mild wie die Echo im Felſengeſtein; —
Dann fliehe das Leben, dem Wechſel geweiht,
Vorüber, vorüber, wie Schickſal gebeut.

Letzter Troſt.

So viel Schmerzen und ſo heiße Gluten! —
Wie iſt's möglich, daß demſelben Sinn,
Daß demſelben Buſen ſie entfluten,
Daß die Schmerzen nicht ſich wild verbluten,
Daß die Flamm' nicht ſtirbt in Aſche hin? —

Hat der Schmerz nicht eiſige Gewalten? —
Drücken ſie die kühnſte Bruſt nicht ſchwer? —
Ach! in Heklas tiefem Schooße walten
Feuer, doch um ſeinen Scheitel falten
Eiſesmaſſen ihr erſtarrtes Meer.

Und der Schmerz ſchwebt auf den hellen Sinnen
Schwarz, wie Wetter um das Morgenroth.
Mag das Herz in Thränen auch zerrinnen,
Ruhe, Ruhe kann es nicht gewinnen,
Iſt gebrochen wol, — doch nimmer todt.

Nicht verlöſchen ſo viel tauſend Zähren,
Was unſterblich hier im Buſen ruht,
Griech'ſchen Feuers Lauf läßt ſich nicht ſtören,
Wellen können ſeiner Bahn nicht wehren,
Und nur Erde ſtillet ſeine Glut.

Sie giebt tiefe Nacht und ew'ge Kühle, —
Und das iſt's, wonach die Seele ringt;
Ohne Licht und Wärme der Gefühle
Stirbt das Leben hin im leichten Spiele,
Nimmt gelaſſen, was Genuß ihm bringt.

O, Geduld! es wird auch mir einſt tagen
Friedenslicht aus meines Vaters Haus.
Mög' ich jubeln, weinen oder klagen, —
Iſt das Herz nur erſt zu Grab getragen,
Ruht es ewig von den Kämpfen aus.

Erſte und letzte Liebe.

Als die Sonne deiner Jugend frühe
In des Todes Schattenarme ſank, —
Als, vereinſamt, öden Daſeins Mühe
Deines Lebens Luſt und Kraft bezwang; —
Als das dunkle Heer von Gram und Schmerzen
Dich umfing mit langer, trüber Nacht, —
Da iſt ſpät noch dem umflorten Herzen
Liebe, wie der Morgenſtern, erwacht.

Bleich und ernſt, von Wolken früh umzogen,
Glänzt er — kühn wie einſt die Sonne — nicht,
Ziehet durch den Tag am Himmelsbogen
Kaum geahnet, ſtill und ohne Licht.
Dich zu wärmen hat er keine Stralen,
Dich zu tröſten hat er keinen Glanz,
Gleich der Sonn' mit Farb' und Feuer malen
Kann er nicht den hingewelkten Kranz.

Darum tritt er nimmer in die Schranken
Mit der Sonne; läßt ihr das Gebiet,
Aber ewig treu und ohne Wanken
Durch die Pforten deiner Nacht er zieht;
Schwebt als Abendſtern dir leiſ' entgegen
In des Äthers weichem Dämmerſchein,
Und, dein Führer auf den lezten Wegen,
Schlummerſt du in ſeinem Lächeln ein.

Dichterlieder.

1. Der Dichter.

Wo lernt' ich meine Lieder,
Wo hört' ich je den Klang,
Der als ein Echo wieder
Aus meinem Buſen drang? —
Wo wohnte nur mein Meiſter,
Wo war die Schule mein,
Wo führten hohe Geiſter
Ins Heiligthum mich ein? —

Wie lenkt' ich dort die Schritte,
Wie regelt' ich den Lauf,
Wer hielt in goldner Mitte
Den allzu Flücht'gen auf? —
Wo fand ich meine Leier,
Nahm kühn ſie in die Hand,
Und fühlt' vom ew'gen Feuer
Mich Augenblicks entbrannt?

Nie kann ich ihn durchdringen,
Den eignen Dichterſinn,
Ich weiß nur, ich muß ſingen,
So lang' ich leb' und bin.

Ein Wandrer aus den Fernen,
Im unbekannten Land,
Richt' ich mich nach den Sternen,
Geführt von Gottes Hand.

Und ſind die Wege dunkel,
Und iſt auch rauh mein Pfad,
Doch unterm Sterngefunkel
Dem Ziele ſei genaht.
Und mag der Fuß auch fehlen,
Wenn Dornen ihn gedrückt,
Den richt'gen Pfad erwählen
Muß, wer zum Himmel blickt.

Die Welt hat ſtreng Geſetze
Und fodert Dienſte auch,
Doch ach! des Dichters Schätze
Sind nicht für ihren Brauch.
Von allen ihren Wonnen
Schweigt ernſt und kalt ſein Mund,
Und thut nur höh're Sonnen
Prophetiſch vor ihr kund.

Doch weil ihr Blick umnachtet
Aufs bunte Treiben ſchaut,
So wird er oft verachtet
Und ſelten ihm vertraut.
Ein Träumer muß er heißen,
Ein Blinder und ein Thor,
Der ſich in Wahnes Kreiſen
Aus ſeiner Bahn verlor.

Drum darf in Einſamkeiten
Er auch nur heimiſch ruh'n,
Dort ſtört kein fremdes Deuten
Sein Sinnen und ſein Thun,
Dort ſieht er Farben glühen,
Die nicht die Welt gewähret,
Dort hört er Harmonieen,
Die ſonſt ſein Ohr nie hört.

Zwar baut er keine Hütte
Nach eurem Wunſch und Sinn,
Doch lenkt er eure Schritte
Zum ew'gen Tempel hin,
Und deſſen Stralenpforten
Erſchließt ſein Ruf vor euch. —
Ihr ſchaut beſeligt dorten
Ein überirdiſch Reich.

O, gönnt uns unſre Gluten,
Löſcht eiſig ſie nicht aus,
Wir müſſen ſonſt verbluten,
Vergeh'n im dumpfen Graus.
Im großen Weltengleiſe
Warum für uns ſo bang? —
Gehört zum Sonnenkreiſe
Nicht des Kometen Gang? —

Doch erſt wenn bittre Härte
Gebrochen unſer Herz,
Wenn ſtill es deckt die Erde, — —
Dann ſchmilzt des Buſens Erz.

Dann nahet ihr mit Thränen,
Mit Kränzen und Gebet,
Des Dichters Grab zu krönen, — —
Doch ach! für ihn zu ſpät.

2. Des Dichters Invocation.

Ich möchte nicht von hinnen ſcheiden,
Eh' ich im Liede ausgeglüht,
Was wechſelvoll mit Schmerz und Freuden
Mir mächtig durch den Buſen zieht.
Ich möcht' am Ziele meines Strebens
Froh jubeln vor der letzten Raſt:
Ich war beim Feſtgelag des Lebens
Ein ernſter, doch ein ſel'ger Gaſt.

Und Alles, was mir Wonnen brachte,
Ich ſtellt' es auf den Dankaltar,
Und was ich fühlte, wollte, dachte,
Im Liede würd' es hell und klar.
Die Erde feierte ich gerne,
Die treue Mutter, die Natur,
Mit ihrem Kranz der heil'gen Sterne,
Mit ihrem Brautkleid — Blumenflur.

Die ſchöne Welt! ihr ſei geſungen!
Denn ſtralt ſie mir nicht Liebesblick,
Iſt mancher Mißton auch erklungen, —
Doch fand in ihr das Herz ſein Glück.

Und ach, die Menſchen, meine Brüder!
Ich drückte allen gern die Hand,
Ich hauchte es in meine Lieder,
Wie eng uns Luſt und Leid verband.

Ich möchte, für des Daſeins Mühen,
Wol liebend ihnen Troſt verleih'n,
Mit Roſenkränzen ſie umziehen,
Und jeder Bruſt willkommen ſein.
Mit meinem Ton ſollt' ihre Klage
Auflöſen ſich in Wehmuth weich,
Mein Jubel ihre Sonnentage
Erheben in ein himmliſch Reich.

Und wo die Herzen mächtig klopfen,
Wo nach dem Höchſten ſtrebt das Sein,
Da ſpendete den Nektartropfen
Ich aus der goldnen Schale mein.
Dann dürfte ſchon mein Nam' verſchweben,
Ein dürres Blatt, vom Wind entführt,
Wenn ſolch ein Stral von meinem Leben
Ein andres Leben mächtig rührt.

Ich möchte an dem Tempel bauen,
Der über Wolken hoch ſich hebt,
Den nie die Menſchenaugen ſchauen,
Zu dem der Menſchengeiſt doch ſtrebt.
Und dieſem Bau aus allen Zeiten
Fügt' ich mein Sandkorn freudig bei,
Und wüßte, daß durch Zukunftsweiten
Es ſtets an ſeinem Platze ſei.

Nicht kann ich Fundamente gründen,
Die trotzen jedes Sturmes Macht,
Noch auch die hohe Kuppel ründen,
Die ob dem Ganzen ruhig wacht;
Doch um die ſchöne Säule ſchlingen
Kann meine Hand den bunten Kranz,
Zum Schmuck des Hochaltares bringen
Darf ich der Bilder heitern Glanz.

Die heil'ge Flamme darf ich nähren,
Die rein für jede Größe brennt,
Die, wenn auch Alle weg ſich kehren,
Doch nur den Weg nach oben kennt;
Die nie dem Götzendienſt gefröhnet,
Die nie Gemeines hat verklärt,
Die nur den Gott mit Stralen krönet
Und höchſte Wahrheit nur verehrt.

Es darf auch meine Stimm' erſchallen
In jenem jubelvollen Chor,
Der aus des Tempels ſtillen Hallen
Schon durch Jahrtauſend' ſteigt empor;
Der, wie die Klänge auch ertönen,
Ob Pſalmen, ob ein Liebeslied,
Doch nur zum Preis des ewig Schönen
Begeiſternd durch die Tage zieht.

Doch, wer da will Begeiſtrung geben,
Dem ſei ſie ſelbſt bekannt, vertraut,
Dem ſtrale ſie durchs ganze Leben
Als heilig hohe, reine Braut.

Nicht Erdenglück kann ſie ihm bringen,
Drum ſtreb' er nie nach ird'ſchem Lohn;
Allein im Schatten ihrer Schwingen
Bebt aus der Bruſt der rechte Ton.

Da wird nur mühelos geſchaffen,
Und doch ſteht's da in voller Kraft,
Da braucht nicht Hohn, noch Spott die Waffen,
Die Wahrheit ſiegt ob Leidenſchaft.
Des Egoismus Stimme ſchweiget,
Und der Parteien heftig Wort
Vor ihrem Zauberſtab ſich beuget, — —
Das All durchdringt ein Vollaccord.

Und wen ſie aus der Welt Gedränge
Emporträgt zu des Himmels Licht,
Dem wird's im Buſen wol zu enge,
Behaglich klopft das Herz ihm nicht.
Doch nur empor! und ſollt' er laſſen,
Was er auf Erden ſich erbaut,
Die trübe Fackel muß erblaſſen
Dem, der zur ew'gen Sonne ſchaut.

Dort wandeln in vertrauter Reihe
Die Sel'gen, die für Bild und Klang
Der Gaben letzte, höchſte Weihe,
Begeiſtrung, flammengleich durchdrang.
Weil ſie der ganzen Menſchheit Schmerzen
In heißer Bruſt heiß durchgefühlt,
So fanden ſie für alle Herzen,
Was lieblich Klag' und Gluten kühlt.

O, dürft' ich an der Pforte ſtehen
Und ſtets ihr Götterantlitz ſchau'n,
Ihr Sinn, er würde mich umwehen
Wie Geiſtergruß, mit heil'gem Grau'n.
Muß ich drum leiden, muß ich ringen,
So ſei das Leben kampfgeweiht,
Wenn einſt ich nur, auf freien Schwingen,
Mich nah'n darf ihrer Herrlichkeit.

3. Des Dichters Gebet

Kniee ich vor falſchen Götzen,
Nun, ſo ſtürze der Altar!
Hält mich Irrthum in den Netzen,
Zeige mir, was recht und wahr!
Sind geblendet meine Augen
Von dem Glanz des Erdenlichts, — —
Laß ſie Sonnenſtralen ſaugen,
So erkennen ſie das Nichts.

Ach, die arme Seele ſchlinget
Sich mit heißem Liebesdrang
Feſt an Das, was Erd' ihr bringet; —
Aber, ſtört es ihren Gang,
Wol, ſo ſende deine Blitze,
Laß den Blumenſchmuck verweh'n; —
Iſt gebrochen jede Stütze,
Wird die inn're Kraft erſteh'n.

Grauſig iſt, was ich erbitte,
Und das Herz im Buſen bebt,
Denn in ſeiner Freuden Mitte
Iſt der Menſch von Traum umwebt,
Spielt mit lieblichen Geſtalten,
Pflückt nur Roſen froh ſich ab,
Und die Träume, ſie umwalten
Und verklären ihm das Grab.

Aber ich, — ich bin ein Bote,
Dort, von fernen Bergeshöh'n;
Was ich ſah vom Morgenrothe,
Dürfen Nebel nicht umweh'n.
Rein muß Reines ich verkünden,
Blenden darf kein Flitterſchein,
Denn ich ſoll den armen Blinden
Pharus, doch kein Irrlicht ſein.

Weil dem Dichter froh ſie trauen,
Weil er lenket ihre Bahn,
Muß zum Himmel auf er ſchauen,
Aber nicht auf ird'ſchen Wahn.
Wie dem Steuermann der Nachen,
Folgen gern ſie ſeiner Hand,
Wenn ſie ſchlafen, muß er wachen,
Führen ſie ins Heimatland.

Kann er je es ſich verzeihen,
Wenn er ſie in Strudel reißt,
Wenn, ſtatt ihren Weg zu weihen,
Er vom Pfade ab ſie weiſ't? —

Wenn dann die verirrten Seelen,
Taumelnd in der finſtern Nacht,
Lug und Trug ſtatt Wahrheit wählen,
Sinken in der Hölle Macht? —

Nein, wer je ſich Dichter nannte,
Wer die heilige Miſſion
Tief in Geiſt und Sinn erkannte, — —
Der erbebt vor ſolchem Hohn.
Und er wird das Lied erwägen,
Das ſich ſeiner Bruſt entſchwingt,
Damit ſtets der Menſchheit Segen
Sich um ſeine Leier ſchlingt.

So wie einſt in Mamre's Thale
Engel ſegnend eingekehrt,
Alſo ſei vom Ideale
Rein und hell die Bruſt verklärt.
Untergehen muß, was trübe,
Sinken, was erdacht und hohl,
Und es bleibt nur ew'ge Liebe,
Ew'ge Wahrheit ſein Idol.

4. Der ſterbende Dichter.

Des Lebens letzte Stunden
Umſchweben ſchon mein Haupt,
Die Seele wird geſunden,
Der Heimat nicht beraubt.

Wol bin ich jung an Jahren,
Doch an Durchlebtem alt,
Mit früh ergrauten Haaren
Dem Grabe zugewallt.

Doch ob auch weiß die Locken,
Und ob mein Auge trüb,
Der Schnee mit ſeinen Flocken
Dem Herzen ferne blieb.
Hier ſproſſen Frühlingsblüten,
Hier glüht des Sommers Nacht,
Hier tobt Orkanes Wüthen,
Hier lächelt Mondennacht.

Wol hab' ich viel gelitten,
Gekämpfet und geklagt,
Oft wähnt' ich mich inmitten
Der Nacht, die nimmer tagt;
Oft riſſen Wahnſinns Schmerzen
Mir wund und matt die Bruſt,
Oft war dem wilden Herzen
Verzweiflung eine Luſt.

Doch wenn nach heißem Ringen
Ich matt am Boden lag,
So löſten ſich die Schwingen,
Und um mich ward es Tag.
Mich trugen lichte Flügel
Hinauf zu Himmels Höh'n,
Ich durft' im Weltenſpiegel
Die ew'ge Wahrheit ſeh'n.

Und o! den Kelch der Liebe,
Ihn trank mein durſt'ger Mund,
Daß ihm kein Tropfen bliebe,
Tief aus bis auf den Grund.
Und ward auch meine Seele
Von Irrthum angeſteckt,
Die Lieb' hat ihre Fehle
Erbarmend' zugedeckt.

Nicht darf ich ſtolz mich zeigen
Mit Dem, was ich gethan,
Mein Wollen muß ſich beugen
Vor jeder großen Bahn;
Doch in dem Weltgewimmel
Mit Keinem ſei getauſcht,
Iſt zwiſchen Erd' und Himmel
Mein Daſein doch verrauſcht.

Der Sturm der Leidenſchaften,
Der Wonnen Silberblick, —
Vom dumpfen Treiben rafften
Die Seele ſie zurück.
Ein Sonnentempel thronte
In meiner Bruſt verklärt,
Der mir die Dienſte lohnte
Mit Flamm', die früh verzehrt.

Und ich, ich ſollte klagen,
Daß mir die Erd' entflieht,
Daß ich in Sommertagen
Schon ſing' ein Schwanenlied? —

Wo je die Gunſt der Götter
Dem Dichter Segen gab,
Da tobten auch die Wetter
Auf ſeine Stirn herab.

Verbannung, Armuth, Ketten,
Der Menſchen bittrer Hohn,
Wer kann ihn davor retten,
Den kühnen Götterſohn? —
Von all den blut'gen Wunden,
Die ihm das Leben ſchlägt,
Kann er denn wol geſunden,
Er, der den Lorbeer trägt? —

Erquickend iſt der Schlummer
In früher, ſtiller Gruft,
Es weht für uns nur Kummer
Aus dumpfer, ird'ſcher Luft.
Den Todeskelch, den herben,
Ich leer' ihn ungetrübt,
Hab' ich doch bis zum Sterben
Geſungen und geliebt.

Leben.

Was iſt leben? — Iſt es handeln,
Die Geſtalt der Welt verwandeln,
Altes ſtürzen, Neues ſchaffen,
Sei's durch Lehre, ſei's durch Waffen,
Kühn die Meere überfliegen,
Fels und Vorurtheil beſiegen,
Stets bereit die ſtarke Hand,
Stets zur That der Geiſt gewandt? —
„Vieles thun — iſt noch nicht leben.“

Was iſt leben? — Iſt es dichten,
Die Geſtalt der Welt vernichten,
Über ihre Rieſentrümmer
Gießen Regenbogens Schimmer,
Spielen mit der Sonne Stralen,
Wolkenbilder lieblich malen,
Mit den Elfen, Genien, Feen
Hand in Hand im Mondſchein geh'n? —
„Selig dichten iſt nicht leben.“

Was iſt leben? — Iſt es leiden,
Still verzichten auf die Freuden,
Ohne Hoffnung, ohne Klage
Wandeln durch die düſtern Tage,
Wenn ſich Wetterwolken zeigen,
Gleich das Haupt in Demuth neigen,
Nie im ſtillen Sinn bewußt
Sich des Glücks, der Schmerzen Luſt? —
„Leiden, ach! iſt noch nicht leben.‘

Was iſt leben? — Iſt es lieben,
Jubelnd ſchwerſte Pflichten üben,
Sei's auf eines Menſchen Wegen
Oder zu der Menſchheit Segen;
Ohne Wandel, ohne Grauen
Auf die größten Opfer ſchauen,
Die der Buſen freudig bringt,
Wenn ihn Liebesglanz durchdringt? —
„Doch iſt lieben — noch nicht leben.“

Was iſt leben? — „Warum halten
„Reinen Lichtſtral, laß ihn walten,
„Nimm ihn auf in deine Seele,
„Welche Formen er auch wähle;
„Ob es ſpiegle ſich in Zähren,
„Ob im Lächeln, — mußt ihn ehren;
„Denn nicht ein Gefühl allein,
„Nur die Summe deines Sein
„Ganz empfinden, — das iſt leben.“

„Willſt du leben, o ſo fliehe
„Nicht des Daſeins ſchwerſte Mühe

„Handle heute, träume morgen,
„Wahr' die Liebe, trag' die Sorgen,
„Halt' wie reines Gold beiſammen
„Deines Weſens lichte Flammen,
„Übers bunt verwirrte Spiel
„Schaue feſt aufs letzte Ziel!
„Wer da kämpfet, ringt und ſtrebt —
„Der nur lebt."

Der Schwur.

„Harald, du willſt es wagen,
„Den Göttern treulos ſein,
„Der Väter Dienſt entſagen,
„Dem fremden falſch dich weih'n? —

„Laß droh'n des Kaiſers Heere, —
„Und, wenn ſein Zorn erſchallt,
„So kämpf' für Glaub' und Ehre,
„So ſtirb als Held, Harald. —“

„„Laß ab, laß ab, Gunilde,
„„Ich fürchte nicht den Tod;
„„Krieg tobt durch die Gefilde,
„„Bringt meinem Volke Noth.““

„„Der Kaiſer bietet Friede
„„Mir für des Glaubens Preis,
„„Ich bin des Blutes müde
„„Und nehm' das Palmenreis. —““

„Harald, die Götter rächen
„An dem Verräther ſich,
„Und Schreckenszeichen ſprechen
„Aus Prieſtermund für mich.“

„Du bringeſt dir Verderben
„Mit deiner zarten Scheu,
„O, lehr' dein Volk, zu ſterben,
„Und bleib' dem Glauben treu. — “

„„Nicht ziemet wilder Jammer
„„Der Königin ſo mild,
„„Geh' ſtill in deine Kammer,
„„Verlaſſe mich, Gunild'. — ““

„Ich darf nicht mehr dir wehren,
„Da hart dein Mund mir ſpricht,
„Doch ich — von den Altären
„Der Götter laſſ' ich nicht. — “

„„Gehorchen und ergeben
„„Wirſt du dich dem Gemahl,
„„Wo nicht — verſtoßen leben!
„„Ich ſchwör's! du haſt die Wahl. — ““

„Und muß ich wirklich wählen,
„So ſei es gleich geſcheh'n!
„Ich geh' für deine Seelen
„Zu meinen Göttern fleh'n. — — “

Im Heiligthum verborgen,
Vernimmt ihr Ohr die Stimm'
Der Prieſter, die, voll Sorgen,
Voll Haß und bitterm Grimm,

Des Königs Tod beſchließen,
Der, ihrem Dienſte feind,
Mit ſeinem Leben büßen
Soll, daß er Chriſtenfreund.

„Harald, thu' auf die Pforte,
„Ich muß dich, König, ſeh'n!
„O, gönne mir zwei Worte,
„Sonſt iſt's um dich geſcheh'n! — “

„„Naht ſanft und ſtill Gunilde,
„„Gehorſam, dann, o traun!
„„Werd' ich mit Lieb' und Milde
„„Ihr holdes Antlitz ſchau'n. — ““

„Ich bin für's Leid geboren,
„Doch Glauben wählte ich! — “
„„So iſt's und bleibt's geſchworen,
„„Ergeben ſeh' ich dich. — — ““

Und als die Nacht ſich ſenket,
Iſt Mörderſchaar nur wach,
Die ihre Schritte lenket
Hin zu Harald's Gemach.

Da tritt im Purpurkleide
Er ſorglos vor ſie hin;
Sie kennen ſein Geſchmeide,
Sie morden ihn und flieh'n.

Als Sonn' der Nacht entſproſſen,
Zeigt ſich ein ſchaurig Bild,
Von ihrem Blut umfloſſen, —
Die Königin Gunild'.

Im purpurnen Gewande
Harald's, im Mondenſtral,
Täuſcht' ſie die Mörderbande
Und rettet' den Gemahl.

Harald gedenkt mit Beben
Des Schwurs, vor dem ihm graut; —
Er hat Gunild', ergeben
Bis in den Tod, geſchaut.

Dir.

Meinſt du, dich hätt' ich vergeſſen,
Weil mein Lied oft mächtig klingt,
Kühn im Raume ungemeſſen
Wie ein junger Aar ſich ſchwingt? —

Meinſt du, ſüße Liebeslieder
Wären jetzt wol ausgeglüht,
Tönten nicht im Herzen wieder, —
Frühling wäre abgeblüht? —

Laß mich ſingen, laß mich ſagen
Alles, was den Buſen füllt;
Wollen, träumen, jubeln, klagen,
Giebt des innern Weſens Bild.

Und wenn ich das Schöne ſinge,
Denk' ich nur an dich allein,
Wenn ich heitre Kränze ſchlinge,
Iſt's, dein Auge zu erfreu'n.

Wenn ich auf zum Himmel fliege,
Grüß' ich dich in deiner Welt;
Feire ich der Wahrheit Siege,
Biſt du dieſer Siege Held.

277

In Vergeſſenheiten tauchen
Könnt' ich Leben, Sonnenlicht,
Aber dich, Licht meiner Augen,
Seele meines Lebens, nicht! —

Die Thränen.

Seid ihr immer da, ihr Thränen,
Treu der Freude, treu dem Schmerz,
Heut gelockt von Liebestönen,
Morgen ſchmelzend Haſſes Erz? —

Oder muß nur ich ſo weinen,
Weil mein Herz ſo thöricht iſt,
Daß es um den einzig Einen
Alles Glück der Welt vergißt? —

Thränen, die ins Meer verſinken,
Alſo ſpricht der Sage Mund,
Werden einſt als Perlen blinken
Auf dem dunklen Wellengrund.

Gram wird einſt ſich mild verklären
Überm finſtern Thal der Zeit,
Und ſo fließt denn, meine Zähren,
Fließt ins Meer der Ewigkeit!

Jakob's Traum.

Oftmals zieh' ich durch die Wüſte,
Recht in tiefſter Seel' gedrückt,
Wünſchend, daß ein Mund mich grüßte,
Augen hold mich angeblickt; — —

Daß die Frohen freundlich ſagten:
„Dank' dir, die ſo lieblich ſingt;"
Und die Armen und Verzagten:
„Unſern Sinn haſt du beſchwingt."

Aber ſtumm ſind mir die Herzen!
Und, mein Haupt auf einem Stein,
Schwer und heiß von tauſend Schmerzen,
Schlumm're ich in Thränen ein.

Doch alsdann gewähren Träume,
Was das Leben hart verſagt,
Aufgethan ſind mir die Räume,
Wo's um ew'ge Liebe tagt.

So wie einſt dem rauhen Pfühle
Jakob's Engel ſich genaht,
Und im ſeligen Gewühle
Ihm gezeigt des Himmels Pfad:

Alſo ſchweben lind und leiſe
Sie herab auf meine Bahn,
Und ich ruh' in ihrem Kreiſe
Wie der Hirt von Kanaan.

Die Schiffenden.

Mag die Welle uns umtoben,
Mag Orkan und Blitz uns dräu'n,
Mag kein Sternenlicht dort oben,
Hier kein Pharus helle ſein; —

Stehen wir im kleinen Nachen
Gegenüber ſtarr dem Tod,
Unſre Kräfte kaum, die ſchwachen,
Schützen uns in dieſer Noth; —

Dennoch, ohne Furcht zu zeigen,
Wollen wir beiſammen ſteh'n,
Demuthvoll die Stirne beugen,
Doch uns feſt ins Auge ſeh'n.

Denn ſolange Lieb' und Glauben
Noch in unſerm Buſen wohnt,
Iſt Vertrauen nicht zu rauben
Zu dem Gott, der droben thront.

Fern von Klage, fremd den Schmerzen,
Langen wir, auf ſtürm'ger Bahn,
Arm in Arm, und Herz am Herzen,
Im erſehnten Hafen an.

Prometheus.

Auf dem rauhen Felſenbette
Schmachtet der Titanenſohn,
Und der Geier und die Kette
Ward dem Mächtigen zum Lohn,
Der mit kecken, ſtarken Händen
Sich den Göttern gleichgeſtellt,
Himmelsfeuer wollt' entwenden,
Selbſt zu ſchaffen eine Welt.

Und der alte Titan lieget
Jetzt auf einem harten Pfühl,
Und der Gott, der ihn beſieget,
Treibt mit ihm ein grauſam Spiel.
Alſo iſt's: wer Großes wollte,
Groß zu leiden ſei bereit;
Denn der neid'ſche Gott, er grollte
Nimmer mit der Niedrigkeit.

Aber warum ohn' Erbarmen
Kehret er auf mich den Groll? —
Warum gießt er mir, der Armen,
Leidensbecher übervoll? —

Warum kann ich mich nicht retten
Von der dornenreichen Bahn? —
Warum ſchmiedet er in Ketten
Mich dem Felſen Schickſal an?

Ach, um ſo viel Schmerz zu tragen,
Bin ich kräftig nicht genug,
Sich auf Himmelspfad zu wagen,
Zittert meines Genius Flug.
Wo die Götter Schätze hüten,
Blieb dem Sinne unbekannt,
Denn es fielen Wunderblüten
Müh'los nur in meine Hand.

Nicht zum Kämpfen, noch zum Ringen
Iſt gemacht der ſchwache Arm,
Und der Geiſt kann nicht bezwingen
Jedes Leid und jeden Harm.
Heimiſch nur in Lied und Liebe,
Bin ich furchtſam wie ein Kind,
Fliehe aus dem Weltgetriebe,
Zage dort, wo Stürme ſind.

Dennoch ward des Schmerzes Siegel
Auf die Stirne mir gedrückt,
Er umweht mit Rabenflügel
Dieſes Haupt, zur Erd' gebückt.
Weil zwei Blumen ich gebrochen,
Die auf meinem Weg erblüht,
Iſt der Fluch mir ausgeſprochen,
Vor dem jede Wonne flieht.

Zu gebeugt, um ihn zu wenden,
Kann ich nichts, gar nichts mehr thun,
Als nur fleh'n: er möge enden,
Ich auf ſo viel Schmerzen ruh'n.
Nage denn, du grimmer Geier,
Nage, bis das Herz mir bricht.
Süße Liebe, traute Leier,
Ach, warum ſchützt ihr mich nicht!

Schickſalslied.

Hab' ich nicht mit euch gerungen
Wie der Gott, der Python ſchlug,
Wähnte thöricht euch bezwungen
Und des heißen Kampfs genug, —
Und nun kriecht ihr, alte Schmerzen,
Wie aus finſtern Höhlen Schlangen,
Nah und näher meinem Herzen,
Und mich faßt ein grauſes Bangen.

Alles, Alles iſt vergebens!
Welche Blüte ich auch fand,
Sie erſtirbt am Baum des Lebens,
Sie zerfällt in meiner Hand.
Denn, ſowie ich ſie berühre,
Wird ſie, ach! des Ird'ſchen Raub,
Wird zu Aſche, wird zu Staub,
Und die Erde nimmt das Ihre.

Doch ich muß das Wagniß büßen,
Welches Glücklichern gelingt;
Ströme meines Herzbluts fließen,
Und die arme Bruſt bezwingt,
Ach, nicht mehr in ihren Höhlen
Jene Schlangen, die mich quälen,
Die, ohn' jemals aufzuhören,
Gift'gen Stachel gen mich kehren.

Götter, ihr, in ſel'gen Höhen,
Ihr verſteht kein Menſchenleid,
Des Olympos Lüfte wehen
Von der Stirn den Schmerz der Zeit.
Und hienieden giebt es Seelen,
Die nicht ringen mit den Plagen,
Die nur demuthvoll ſie tragen,
Die Ergebung frühe wählen.

Doch mir wurden andre Gaben!
Nicht den Göttern bin ich gleich,
Wohne, über Schmerz erhaben,
Nicht in ihrem heitern Reich.
Aber auch zum dumpfen Leide
Schuf mich nicht der Geiſt der Welt;
Nimmer mich die Feſſel hält,
Mir genügt nicht ird'ſche Freude.

Denn es ſang an meiner Wiege
Trüb' und ernſt die Parz' ein Lied,
Das durch Lebens bunte Züge
Wie ein finſtrer Genius zieht.
Glück ſoll mir wie Traum verwehen,
Nichts nenn' ich auf Erden mein,
Kämpfend muß ich untergehen,
Oder kämpfend Sieger ſein.

Meine Sprache.

Ich, ich ſollt' armſelig ſingen,
Wie's behagt der armen Welt,
Sollte den Ton laſſen klingen,
Der ins Ohr ihr ſchmeichelnd fällt? —
Sollte meinen Jammer ſchmücken,
Daß er ja voll Grazie ſei,
Sollt' mit Anſtand unterdrücken
Meines Buſens Schmerzensſchrei? —

Nein, in ſolche Feſſeln ſchmiede
Ich die freie Seele nicht!
Wär' für mich ein Troſt im Liede,
Wenn der Mund, das Herz nie, ſpricht? —
Fragt der Sturm und fragen Wellen,
Ob gefällt ihr mächt'ger Klang? —
Fragt's der Vogel, wenn im hellen
Himmel ſchmettert froh ſein Sang? —

„Wohl! in Weltenharmonien
„Tönen ſie nur unbewußt,
„Wie ein Gott es hat verliehen! —"
Wohnt kein Gott in meiner Bruſt? —
Er, er hat mir ja gegeben
Voll Erbarmen jedes Lied,
Das durch mein ſo ſchaurig Leben
Wie ein Zauberſegen zieht.

Freundlich läßt es mich vergeſſen
Dieſe Erd' und ihre Qual.
Kann ich denn den Jubel meſſen,
Der mich hebt zum Göttermahl? —
Und im Sturme der Gefühle
Bietet kühn das Wort ſich dar,
Wie der Blumen bunt Gewühle
Eine Frühlingsnacht gebar.

Mag's als Diſſonanz hier tönen; —
Doch halt' ich am Glauben treu,
Daß in einer Welt des Schönen
Es kein harter Miston ſei.
Darum red' ich meine Sprache! —
Mag ſie nie zum Herzen geh'n,
Wart' ich ſtill und ohne Klage, — —
Droben wird man ſie verſteh'n.

Genügſamkeit.

Was wollt ihr denn gewinnen
Mit eurer wilden Haſt,
Sucht ihr durch That und Sinnen
Auf fremden Sternen Raſt? —

Strebt ihr nach Ruhmes Krone,
Lockt euch der Ehrſucht Schein? —
Wollt ihr im Schutz der Throne
Geehrt, geprieſen ſein? —

O, arme Menſchenkinder,
Ihr wißt nicht, was euch fehlt;
Wär' euer Herz geſünder,
So blieb's euch nicht verhehlt.

Ich will Geneſung bringen,
Doch ſpotten dürft ihr nicht:
Nach Liebe müßt ihr ringen,
Dann wird es plötzlich Licht.

Die Liebe hat Genügen
In öden Wüſtenei'n;
Muß ſie auf Dornen liegen,
Es däucht ihr Flaum zu ſein.

Sie baut aus Zweigen fröhlich
Des Hüttchens leichte Laſt,
Und wohnt darin ſo ſelig
Wie in dem Prunkpalaſt.

Sie braucht nicht weite Räume,
Nicht Thronſaal und nicht Schatz; –
Das Heer der goldnen Träume
Hat ja im Hüttchen Platz.

Treue.

Ach, was hilft es mir, zu ſterben? —
Wenn auch, in der kühlen Gruft,
Staubgeborne Hüll' erwerben
Könnte Schlaf, nach dem ſie ruft! —

Ach, was hilft's, wenn ich geſchloſſen,
Stumm und bleich die Lippe wüßt',
Wenn mein Aug', ſonſt glanzumfloſſen,
Nicht mehr Liebesſpiegel iſt? —

Mag dem Körper Ruhe werden,
Meiner Seele wird ſie nicht,
Denn ſolang du lebſt auf Erden,
Nimmer ihre Feſſel bricht.

Nicht der Mund, das Aug', die Locken,
Gaben ſie in deine Hand;
Mögen Lebens Pulſe ſtocken,
Sie bleibt feſt dir zugewandt.

Und wo ſel'ge Geiſter ziehen,
Von des Paradieſes Thür,
Würde trauernd ſie entfliehen, — —
Meine Seele bleibt bei dir.

Erinnerung an Heidelberg.

1.

Dort oben auf den Höhen
Vom Heidelberger Schloß,
Wo Licht und weiches Weben
Vom Abend uns umfloß:
Da ſtanden wir und ſchauten
Herab auf's ſchöne Thal,
Wo Schatten ſchon ergrauten
Um Stadt und Fluß zumal.

Doch Abendſonne ſtralte
Noch auf die Berge mild,
Ihr Roſenglanz ummalte
Der traur'gen Ritter *) Bild.
Die ſchönſte der Ruinen
Erglüht' in Purpurpracht;
Doch wie die Stralen ſchienen — —
Es ward doch endlich Nacht.

---

*) **Traurige Ritter. — Dieſe Benennung entſtand zufällig für die beiden Statuen in den, von Epheu umrankten, Niſchen des weſtlichſten Thurmes.**

Die Sonne war geſchieden,
Der Himmel bleich und grau,
Auf dieſen Kirchhofsfrieden
Sank nächtlich kühl der Thau.
O mußt du, Sonne, ſinken
Nach ſolchem lichten Tag? —
Ahmſt du des Glühwurms Blinken,
Vergänglich Weſen, nach? —

Und in dem matten Schimmer,
Der farblos auf ſie fällt,
Lag der Ruine Trümmer
Wie 'ne zerſtörte Welt.
O, mußteſt du denn fallen,
Romant'ſche Herrlichkeit? —
Und waren dieſe Hallen
Vergänglichem geweiht? —

Es zog der Wehmuth Schatten
Durch meine Seele hin,
Daß Alles ſoll ermatten,
Natur und That und Sinn,
Daß Ewigkeiten tauge
Nicht das Geſchöpf der Zeit. — —
Da blickt' ich in dein Auge
Und ſah — Unſterblichkeit.

2.

Mich zieht ein ewig Sehnen
Ins Heidelberger Thal,

Einſt Zeuge unſrer Thränen
Und unſrer Abſchiedsqual,
Jetzt Zeuge ſel'ger Stunden,
Durchwandelt Hand in Hand
Auf Wegen, ſelbſterfunden,
Am grünen Neckarſtrand.

Das Schloß, der Berg, die Bäume,
Die Thäler, ferne Höh'n,
Wie bunte Feenträume,
So ernſt und doch ſo ſchön! —
Doch wär' es Traum geblieben,
Hätt' nie mein Herz entzückt,
Wenn nicht das Bild des Lieben
Mich daraus angeblickt.

Auf all der Schönheit ſchwebteſt
Du zarter, hoher Geiſt,
Und magiſch du belebteſt,
Was ſonſt nur Traumbild heißt.
Nicht mehr die Nebelferne
Das Allerſchönſt' enthält, — -
Es wohnt auf meinem Sterne,
Du Genius meiner Welt.

Drum ſchaue ich voll Wonne
Auf dieſes reiche Land,
Weil eine höh're Sonne
Das durſt'ge Auge fand.
Drum eil' auf dieſen Wegen
Ans Herz ich der Natur,
Weil mir in dir entgegen
Tritt höh're Gottesſpur.

Dort möcht' ich Hütten bauen
Und ſingen Lieb' und Leid,
Mit eignen Augen ſchauen
In die Glückſeligkeit.
Das Lied, es tönte freier,
Als je zuvor es klang,
Reichſt du mir dort die Leier
Mein ganzes Leben lang.

O Sehnen, heißes Sehnen,
Schwankſt zwiſchen Schmerz und Luſt!
Ström' aus in dieſen Tönen,
Erleichtre mir die Bruſt.
Mir iſt ja nicht beſchieden
Des Glückes goldner Stral! — —
O, fänd' ich letzten Frieden
Im Heidelberger Thal!

Der Paria.

Unter Palmen wandelt ſtille
Leila an dem Ganges hin,
Die Natur, in Glanz und Fülle,
Stralt der holden Wallerin;
Heller ſtralt ihr Glückes Sonne,
Koſt und fächelt Schmeichelwind,
Süß verheißend jede Wonne
Der Brahmanen ſchönſtem Kind.

Und es tritt aus den Geſträuchen
Dort ein Mann, wie Kriſchna ſchön,
Auf den Wangen nur, den bleichen,
War des Grames Spur zu ſeh'n.
Leila ſieht er und entfliehen
Will ſein ſcheuer, flücht'ger Fuß,
Höh're Mächte aber ziehen
Ihn entgegen ihrem Gruß.

Zitternd geht er ihr zur Seiten,
Ob auch groß das Herz ihm wallt,
Läßt das Aug' bang übergleiten
Die vergötterte Geſtalt,

Wagt es zögernd nur und leiſe
Zu erwiedern ihrem Wort,
Das in ſüßer Liebesweiſe
Wie auf Wellen trägt ihn fort.

„Willſt du immerdar mir ſchweigen? —
„Wiederhallt nie deine Bruſt? —
„Soll allein ich denn nur zeigen
„Dieſes Herzens Liebesluſt? — “
„„Deiner Liebe Götterſegen
„„Bringt mir Armen nicht Gewinn,
„„Ich muß flieh'n aus deinen Wegen,
„„Weil ich — ach, ein Paria bin.“ “

„Du, ein Paria? — Laß uns eilen,
„Daß kein fremdes Aug' uns ſchaut!
„Laß mich deine Hütte theilen,
„Nimm mich auf als deine Braut. — “
Und mit goldenem Gefieder
Scheucht die Lieb' hinweg den Schmerz,
Senket taubenſanft ſich nieder
In des Paria ſelig Herz. — —

„Wo iſt Leila, Kind der Götter? — “
Tönt's aus der Brahmanen Mund,
„Führten Sturm und Blitz und Wetter
„Sie zum Herrn des Erdenrund? — “
Und ſie ſuchen. — Doch ſie finden
Nimmer Leila's zarte Spur;
Nicht in Berg und Thal und Gründen,
Nicht auf heitrer Blumenflur.

Zufall nur bringt ſie von Weiten
Vor des Paria's Hüttenthor,
Das in Waldes Einſamkeiten
Zwiſchen Bäumen ſich verlor.
Niemals hätten auf der Stelle
Sie nach Leila nur geſpürt,
Wie ihr ſtolzer Fuß die Schwelle
Des Verachteten berührt.

Ha, Entſetzen! — auf dem Mooſe
Vor des Hüttchens niedrer Thür
Ruht ſie, ſchön wie eine Roſe,
Und der Paria kniet vor ihr.
„Tod dem Frechen! — Ihm gefunkelt
„Hat nicht dieſer Diamant!
„Tod ihr, deren Glanz verdunkelt
„Ward durch ſolche Räuberhand! —“

Und die ſcharfen Steine fliegen!
Dem Brahmanen=Machtgebot
Muß die Menſchlichkeit erliegen; —
Vor dem Paria ſteht der Tod.
Wild umtobt von dem Verderben,
Ein Gedank' ihm Jammer giebt:
„„Arme Leila, du mußt ſterben,
„„Weil den Paria du geliebt. —““

Blutend aus den grauſen Wunden,
Sinkt er ſtill in ihren Schooß,
Stirbt von ihrem Arm umwunden,
Stirbt — und preiſt ſein ſelig Loos.

Trüb' wird Leila's Blick und trüber,
Es umdunkelt ſich ihr Sinn,
Eine Leiche, ſinkt ſie über
Dem geliebten Paria hin.

Letzte Liebespflicht erweiſen, —
Scheiterhaufen ihnen bau'n, —
Keiner will's! — Aus dieſen Kreiſen
Flüchten ſie mit ſtolzem Grau'n.
Aber Kama *) hat im Stillen
Sie der rauhen Erd' entrückt,
Und es ſind die ſchönen Hüllen
Nie von Menſchenaug' erblickt.

---

*) Der Gott der Liebe bei den Indiern.

Schiller's Denkmal.

Sie wollen dir erbauen
Ein Denkmal groß und hehr,
Das in den deutſchen Gauen
Weithin zu ſehen wär'.

Und deinem Namen ſchlingen
Sie ihre Namen an; —
O weh! auf fremden Schwingen
Steigt keiner himmelan.

Sie ſinnen und ſie meſſen
Den Marmor und das Erz;
Ein Denkmal unvergeſſen
Weiht dir das deutſche Herz.

Jahrhunderte zerſchmettern
Das prächt'ge Denkmal dort;
Es lebt auf dünnen Blättern
Dein Geiſt unſterblich fort.

Die Schröder-Devrient.

Der Zauberinnen Töne,
Die im Theſſalier Land
Durch ihre Götterſchöne
Den Mond herab gebannt; —

Des Orpheus ſüße Klänge,
Der ſelbſt den rauhen Stein
Durch ſeine Wunderſänge
Gefügt in Glied und Reih'n; —

Sie ſind uns längſt verhallet, —
Der Sänger und die Fee'n, —
Doch dein Geſang erſchallet,
Und Fabeln neu erſteh'n.

Verkörpert ſchau'n wir wieder,
Was Griechenland gekannt:
Du biſt der Geiſt der Lieder
Im ſterblichen Gewand.

Die hohen Götter haben
Nicht irdiſchem Bemüh'n,
Nur ſolchen Wundergaben
Unſterblichkeit verlieh'n.

Arion.

(An mich.)

So wie Arion mit der Leier
Sich von dem Bord des Schiffes ſchwang,
Und mit der ſtolzen Seele Feuer
Kühn in die kalte Woge ſprang,
Nicht fürchtend Klipp' und Felſenriffe,
Die Untergang ihm angedroht,
Nicht achtend Ungeheu'r der Tiefe,
Verhängend blut'gen, grauſen Tod; —

Wie er den Wellen trug entgegen
Ohn' Furcht und Reu' das ſtolze Herz,
Als ſei auf den umdräuten Wegen
Geſchützt er durch ein dreifach Erz, —
Und wie mit ſeinem ſüßen Spiele
Er ſchmeichelnd die Delphine rührt,
Daß ſie zum rettenden Aſyle
Auf ihrem Rücken ihn geführt; —

So wähl' auch du die Leidenswellen
Und folge deiner Seele Drang,
Die lieber mag am Fels zerſchellen,
Als dulden niedern Untergang;

Die, wenn die Menge ſie umdräuet,
Nicht feilſcht und um das Daſein fleht,
Nicht Angſtgebete zitternd ſchreiet, —
Nein! die dem Kampf entgegengeht.

O dulde nicht, daß Göttergabe
Je werde des Profanen Raub,
Daß ſel'ger Geiſter ſchönſte Habe
Je ſinke in gemeinen Staub.
Und kannſt du ſiegreich ſie nicht retten,
So ſtürz' in voller Herzensglut,
Mit kühngebrochnen ird'ſchen Ketten,
Hinab dich in die Schmerzensflut. —

Es rührte nicht durch ſeine Klänge
Der Halbgott mit der Zauberhand
Die roh gefühllos dumpfe Menge,
Die neidiſch nur ihn rings umſtand; —
Und du wähnſt kindiſch: deine Lieder
Sie ſänken wie des Morgens Luſt
Vom roſ'gen Frühlingshimmel nieder,
Willkommen jeder Menſchenbruſt? —

Du wähnſt, aus deinen zarten Saiten
Den Zauberfaden auszuzieh'n,
Dem durch die labyrinth'ſchen Weiten
Du folgen willſt ohn' Sorg' und Müh'n? —
Nimm ihn zur Richtſchnur! — Folge immer!
Er ſtralt der Wahrheit heil'gen Schein,
Wie fernen Paradieſes Schimmer,
Ins finſtre Leben dir hinein.

Doch laß das kindiſch eitle Wähnen,
Als ſei es damit abgethan,
Als langteſt friedlich du mit Sehnen
Im ſchnell erreichten Hafen an. —
Der herrlichſte der hohen Gäſte,
Siegprangend mit dem Sängerpreis,
So kehrt Arion heim vom Feſte — —
Und ihn umgiebt der Mörder Kreis.

Da ſchlägt er ſeine Saiten wilder
Und ſtürzt ſich in die ſalz'ge Flut,
Doch ſind die Elemente milder
Als aufgeregter Menſchen Wuth. —
So halte feſt im feſten Herzen,
Was es an Kraft und Sang nur hegt;
Denn weißt du's, ob aus deinen Schmerzen
Kein rettender Delphin dich trägt?

Licht in Nacht.

Aus Faden, die dort oben
Die ſtrenge Parze kennt,
Wird das Geſpinnſt gewoben,
Das man das Leben nennt.
Ein Windhauch kann's zerſtören,
Von allen Seiten droht
Gefahr, kaum abzuwehren,
Und endlich gar — der Tod! —

Er greift mit harten Händen
Das arm' Gewebe an,
Dann muß die Parze enden,
Er fragt nicht wo, noch wann.
Und ob noch etwas bleibet
An einem höhern Ort,
Wenn es in Aſche ſtäubet, — —
Das frag' die Gräber dort. — —

Doch heiliges Erbarmen
Wohnt in des Gottes Bruſt,
Er gönnt den dürft'gen Armen
Des Himmels ſel'ge Luſt.

Mit einem Stral der Krone,
Die ſeine Stirne ſchmückt,
Hat er von ſeinem Throne
Für ewig ſie beglückt.

Und dieſer Stral, er ſpaltet
In tauſend Fäden ſich,
Und, wie der Schmerz auch waltet,
Er nimmermehr erblich.
Ein Jeder mag ihn finden,
Der nur vom Auge hebt
Die irdiſch dumpfen Binden,
Vor Himmelsglanz nicht bebt.

Und ſchmückt der goldne Faden
Das dunkle Leben dein,
So ſtralt auf allen Pfaden
Dir ew'ger Sonnenſchein; —
So iſt ein ſel'ges Schweben
Des Daſeins rauher Gang,
So tönt durchs ganze Leben
Nur ein Triumphgeſang.

Sowie der Nächte Dunkel,
Mit ſeinem düſtern Grund,
Des Sternenheers Gefunkel
Giebt deſto ſchöner kund:
So ſchlang des Gottes Wille
Das finſtere Geſpinnſt,
Damit aus ihm enthülle
Sich herrlichſter Gewinnſt.

Der goldne Faden malet
Dir ab des Himmels Spur,
Der Grund, worauf er ſtralet,
Iſt wie ſein Schatten nur.
Wie der auch zagt und ringet,
Er iſt dem Tod geweiht;
Der goldne Faden ſchlinget
Sich um Unſterblichkeit.

„Frühling wäre abgeblüht? —“

Und ſo wär's, ihr Frühlingsblüten,
Aus mit eurer heitern Pracht,
Und die Sommerblumen glühten,
Wo der Lenz noch jüngſt gelacht! —

Ach, und auf die flücht'gen Tage
Reicher Sommersherrlichkeit
Folgt der Herbſt, die Todtenklage
Der Natur, im Gang der Zeit! —

O, ihr lieben, kleinen Lieder,
Wenn ihr könnt, ſo bleibt mir treu,
Steigt in meine Seele nieder
Und erfriſchet ſie aufs Neu'.

Palmen und Cypreſſen wehen
Wol melodiſch durch den Sinn,
Doch die Augen mein, ſie ſehen
Liebend zu euch Veilchen hin.

Aber gern will ich's verſchmerzen,
Daß ihr meiner Bruſt entflieht,
Wenn ihr nur in fremde Herzen
Wie ein kleiner Frühling zieht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 39 Vers 2 ſtatt: So viele lies Soviel
⸗ 46 ⸗ 7 ⸗ Aus dieſem Schiffbruche ſich retten lies Sich aus dieſem Schiffbruch retten
⸗ 64 ⸗ 12 ⸗ die ſich, ach, faſt lies die ſich nie, ach
70 ⸗ 8 ⸗ ſüßem lies ſüßen
⸗ 78 ⸗ 4 ⸗ bekehrt lies belebrt
⸗ 82 ⸗ 19 ⸗ hallend beben lies hallen bebend
133 ⸗ 18 ⸗ Die die fremd' und eigne lies Dir von eigner
⸗ 153 ⸗ 2 ⸗ mich mild lies mild mich
160 ⸗ 19 ⸗ mein lies meine
⸗ 233 ⸗ 7 ⸗ Ich trug mein Daſein wie ein Sklave lies Ich trug mein Daſein mühſam wie ein Sklave —
⸗ 249 ⸗ 20 ⸗ und lies noch
⸗ 266 ⸗ 10 ⸗ Sommers Nacht lies Sommers Pracht

Neue Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Neue Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

P.o. germ. 549 g/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dir.

Was Du mir gabſt, bring' ich wieder:
Alte Liebe, neue Lieder.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Reiſeſkizzen: 1
  Mein Poſtillon. 3
  Äpfelblüten. 4
  Im Fichtelgebirge. (Troſt allen Kleinen). 5
  Der Dom in Regensburg 6
  Abſchied von München. 7
  Dem Watzmann gegenüber, bei Berchtesgaden. . . . 8
  Auf dem Königſee. 9
  Auf dem Heimwege nach Salzburg. 10
  Der Wallfahrer zu Maria Plain. 12
  Andreas Hofer. 13
  An die Ruhe. 15
  Roſane. 17
  Der Rheinfall bei Schafhauſen. 18
  An meinem dreißigſten Geburtstage in Lucern. . . . 19
  Der Gletſcher an die Sonne. 23
  Die Aar (bei Bern). 24
  Interlachen, wahre Begebenheit. 25
  Tell. 28

Seite
Der Staubbach. 29
Der Schmadribach. 30
Der Aarfall bei Handeck. 31
Die Rache der Königin. 32
Elfenau. 34
Heimkehr. 35

Der arme Fiſcher. 37

Der Kampf auf der Wartburg, Liederkranz. 57
1. Einleitung. 59
2. Einladung. 61
3 Der Morgen im Gebirge. 64
4. Das Erwachen. 66
5. Selbſtgefühl. 70
6. Geſpräch. 72
7. Klingſor's Betrachtung. 76
8. Der Einzug. 78
9. Der Empfang. 83
10. Nächtliche Huldigung. 87
11. Die Minneſänger. 90
Wolfram von Eſchilbach, das Lied von der Wahrheit. 91
Heinrich von Veldeck, das Lied von der Freude. 93
Reinhard von Zweʒen, das Lied von der Hoffnung. 95
Walter von der Vogelweide, das Lied von der Treue. 97
Bitterolf, das Lied vom Glauben. 99
Heinrich von Oſterdingen, das Lied von der Kraft. 101

Minnelieder: 104
Eſchilbach's Minnelied. 104
Veldeck's Minnelied. 106

Seite

Zwetzen's Minnelied. 107
Walter's von der Vogelweide Minnelied. . . 108
Bitterolf's Minnelied. 109
Ofterdingen's Minnelied. 111

Legenden: 113
Eſchilbach, Legende vom heiligen Chriſtoph. . 113
Veldeck, Legende vom heiligen Johannes. . . 116
Zwetzen, Legende vom heiligen Martin. . . 118
Walter von der Vogelweide, Legende vom heiligen Georg. 120
Bitterolf, Legende vom heiligen Antonius. . . 122
Ofterdingen, Legende von der heiligen Margarethe. 124

Schluß des Sängerkampfs. 125
12. Brunhildis. 128
13. Verſuchung. 132
14. Herausforderung. 142
15. Der Entſchluß. 145
16. Der Kampf. 148
Ofterdingen, Geſang der Feen. 149
Eſchilbach, Geſang der Engel. 153
Ofterdingen, Herzog Leopold. 157
Eſchilbach, Landgraf Herrmann. 160
Ofterdingen, der Kaiſer. 163
Eſchilbach, der Papſt. 166
Ofterdingen's Liebeslied. 169
Eſchilbach's Liebeslied. 172
Unterredung. 173
Eſchilbach's Gebet. 174
Schluß. 176

Anmerkungen. 179
Rudolf. 181
I. 183

Seite
II. 190
III. 199
IV. 204
V. 211
VI. 219
VII. 224

Reiseskizzen.

Mein Poſtillon.

„Fahr' zu, ſahr' zu, o Poſtillon,
„Dein Liebchen harrt auf der Station. —"
„„Kein Liebchen mich gefeſſelt hält,
„„Frei eil ich durch die ganze Welt,
„„Seh' auf Vergangnes nie zurück,
„„Halt' nur die Zukunft feſt im Blick,
„„Darf nimmer zögern, raſten, ruh'n,
„„Muß allezeit friſch Arbeit thun,
„„Schaff' manchen Tag nun ſchon ſo fort,
„„Bring' Jeden treu an ſeinen Ort;
„„Sei ruhig drum! kommſt zur Station! —
„„Tod iſt ein ſichrer Poſtillon. —""

Apfelblüten.

Traurig macht Ihr mich, Ihr Blüten;
Seid ſo roſig, ſüß und lieb!
Könnt' ich vor dem Herbſt Euch hüten,
Daß Euch ew'ge Jugend blieb'!

Doch die Zeit wird an Euch ſtreifen;
Ihr erblaſſet und verblüht!
Ihr, die wie die Roſen glüht,
Müßt zu ſauren Äpfeln reifen! —

5

Im Fichtelgebirge.

(Troſt allen Kleinen.)

Der Wanderer:

Du ſprudelſt ja ſo munter,
Als müſſ' es nur ſo ſein,
Vom mooſ'gen Fels herunter,
Du Bächlein winzig klein.

Und zwanzig Schritt' — zu Ende
Iſt dann Dein kecker Lauf,
Und eines Kindes Hände
Bau'n Dir die Brücken auf.

Der Bach:

Haſt Recht! Blut der Nationen
Floß meinen Ufern nicht,
Bei Herrſchern auf den Thronen
Fall' ich nicht in's Gewicht.

Und meine Wellen brauſen
Nicht wie ein ſtolzes Meer,
Und Schiff und Dampfboot ſauſen
Nicht raſch auf mir daher.

Nicht kann ich Dich entzücken,
Wie Donau und wie Rhein,
Doch wol — ein Herz erquicken,
Und einen Mund erfreu'n.

6

Der Dom in Regensburg.

Wie mochtet Ihr vollenden,
Ohn' Hülf' von Rieſ' und Gnom,
Mit den Mirakelhänden,
Den Regensburger Dom!

Hat nicht der Rieſ' erhoben
Dies mächtige Geſtein?
Hat nicht der Gnom gewoben
Den Demant-Farbenſchein? —

Hat nicht der Zwerg behende
Das Schnitzwerk ausgeführt,
Das wie des Frühlings Spende
Den dunkeln Eichbaum ziert? —

Nein! — Was mit Glanz und Fülle
So große Wunder ſchafft,
Das iſt der deutſche Wille
Und iſt die deutſche Kraft.

Abſchied von München.

Alle Künſte kannſt Du meiſtern,
Lehren was die Schule ſpricht;
Doch das Dichterherz begeiſtern,
Reiches München, kannſt Du nicht.

Dem Watzmann gegenüber,
bei Berchtesgaden.

O Alpen, ganz erdrücken
Muß Eure Majeſtät
Das arm' Geſchlecht der Mücken,
Das auf zwei Füßen geht.

Doch mag der Menſch wol ahnen
Bei Euch der Seele Lauf,
Schwingt über Euch Titanen
Zu Eurem Herrn ſich auf.

9

Auf dem Königsſee.

Geſagt wird und geſungen
Von Nix' und Waſſerfee;
Nie iſt ein Lied erklungen
Dem Geiſt der Bergeshöh'. —

Doch wenn die Waſſerhöhle
So magiſch uns umſchlingt,
Daß wie zur liebſten Seele
Die eigne Seele ringt:

So lockt des Berges Stirne
Wie unerreichtes Glück,
Und zu der kühnſten Firne
Hebt ſehnend ſich der Blick. —

Dich tragen eigne Gluten,
Du armes Menſchenherz,
Bald in die kühlen Fluten,
Und ſtolz bald himmelwärts.

Es iſt der Sehnſucht Schatten,
Dem Du die Farben weihſt;
Denn Zwerg und Nixe hatten
Nie was Du ihnen leihſt.

Dein Suchen und Dein Wähnen
Wohnt nicht im Erdenraum!
Du magſt das Glück erſehnen:
Es finden — bleibt ein Traum.

Auf dem Heimwege nach Salzburg.

Endziel des Strebens
Aller, zur Ruh',
Urquell des Lebens,
Schöpfer, biſt Du.

Todt iſt und trübe,
Chaos — die Welt,
Wenn nicht die Liebe
Segnend ſie hält.

Alles empfindet
Froh ihren Hauch,
Alles verkündet
Jubel ihr auch.

Hymnen erſchallen
Dir von dem Bach,
Vögelein hallen
Lieblich ſie nach.

Flur und Wald rauſchen
Pſalmen im Chor,
Gräſerchen lauſchen
Nickend empor.

II

Und ich, der Du das Lied gegeben,
Die Du beſeelt mit ſußem Klang,
Von meiner Leier ſollte ſchweben
Nicht Dir zuerſt mein Lobgeſang?
Doch weil Dein Geiſt das All beſeelet,
Und zu mir redet für und für:
So iſt, was auch mein Lied erwählet,
Nichts, Herr, als ein Gebet zu Dir.

Der Wallfahrer zu Maria Plain.

Kommt ein Jüngling mühbeladen
Zu der Mutter aller Gnaden,
Leget vor des Altars Kerzen
Demuthvoll zwei wachsne Herzen,
Eines glühend purpurroth,
Eines bleich und weiß wie todt.

„Schau' herab, Du Schmerzenreiche,
„Daß Verzweiflung von mir weiche! —
„Dir, ganz rein und ohne Fehle,
„Gingen Schwerter durch die Seele;
„Doch der Hölle Flammenpein
„Wüthet, wenn das Herz nicht rein.

„Siehſt Du's glühen, brennen, flammen? —
„Schwere Schuld mußt' ihm entſtammen.
„Siehſt Du dort das ſtarre bleiche? —
„Ach, es ward durch mich zur Leiche! —
„Laß im Paradieſ' es ruh'n,
„Und das meine ſtille nun. —“

Und die Hand vom Wunderbilde
Nimmt das weiße Herze milde:
„„Lieb' und Schmerz hat es gebrochen,
„„Selig iſt es drum geſprochen. —““
Und dem Jüngling winkt ſie zu,
Und ſein Herz geht ein zur Ruh'.

Andreas Hofer.

Zu Innsbruck in der Kirche
Steht Max', des Kaiſers, Grab,
Umringt von hohen Herren
Mit Kron' und Herrſcherſtab.
Phantaſtiſche Geſtalten,
Sie zeigen drunter ſich,
So wie der große Alfred
Und Held Theoderich.

Und zu des Grabmals Füßen,
In ſchlichter Landmannstracht,
Steht fern ein Marmorbildniß
Und hält getreulich Wacht.
Das iſt der André Hofer,
Der ächte Sohn der Treu';
Ihm ziemet wol die Ehre,
Daß er dort Wächter ſei! —

Für Treue kämpft' und ſtarb er,
In Treue hing er ganz
An ſeinem frommen Glauben
Und an dem Kaiſer Franz.
Er ahnte nichts vom falſchen,
Verderbten Freiheitsſchein,
Er wußte nur, man müſſe
Treu ſeinem Kaiſer ſein.

Doch wäre ich die Wittwe
Des Wirths im Paſſeyr-Thal,
Ich hätt' geſagt zum Kaiſer
Und ein für alle Mal:
„Ich danke für den Adel
Und für des Wappens Kranz,
Ich trage Hofer's Krone,
Die ſtralt im reinſten Glanz;

Die brachten ihm die Engel
Vom allerächtſten Gold,
Als dort auf Mantua's Wällen
Sein Blut iſt hingerollt.
Denn der Verheißung' ſchönſte
Steht in der Bibel ſchon:
Biſt Du getreu zum Tode,
Wird Dir des Lebens Kron'. —“

An die Ruhe.

(In Maria Plain.)

Wo ſind' ich Dich? —
Wo drückt des Lebens Schwüle
Nicht wie Gewitterwolken dumpf die Bruſt,
Wo ſchlummern Wünſche und Gefühle
Wie Kindlein an der Mutter Bruſt
Im Buſen ein, der friedbewußt? —
Wo ſind' ich Dich? —

Wann ſind' ich Dich? —
Wann iſt der Wermuthstropfen
Im herben Lebensbecher ausgeleert,
Der jetzt das Herz zu heißerm Klopfen,
Zu Sturmesgluten nur bethört,
Und an des Lebens Wurzeln zehrt? —
Wann ſind' ich Dich? —

Ein weißer Schwan,
Schwebſt Du in ſtillen Gleiſen
Hoch über'm trüben Thal der Erdenwelt,
Bleibſt fern den Thoren wie den Weiſen,
Laßt nieder Dich, wo's Dir gefällt.
Nah' mir, nah' den bewegten Kreiſen,
Du weißer Schwan!

16

Dein Flügel weht,
Gebrochen iſt die Kette,
Die meinen Kahn auf wilde Fluten zieht;
Der Strom ſteht ſtill im blum'gen Bette,
Die Sterne lächeln, Nebel flieht,
Wenn um die letzte kühle Stätte
Dein Flügel weht!

Roſane.

(Zwiſchen Landeck und Flirſch in Tyrol, wo ſich der wilde Bergſtrom, die Roſane, wie in Verzweiflung durch's enge Thal ſtürzt.)

„Haſt Du einmal mich verloren,
„Bringt mich keine Macht zurück —“
Spricht Roſane, und verſchwindet
Vor des Berggeiſts bangem Blick.

Treu iſt er ihr nicht geweſen,
Schaut 'ne Andre liebend an,
Und Roſane ſtürzt verzweifelnd
Auf die wilde Felſenbahn.

Er gebietet allen Quellen,
Allen Bächen ihren Lauf:
„„Stürzet Euch zu ihr hernieder,
„„Haltet die Roſane auf. —““

Und ſie rieſeln, fließen, ſtürzen,
Wie der Bergesfürſt gebot;
Doch Roſanens mächt'ger Wille
Lockt ſie in den frühen Tod.

„Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
„Nimmer kehr' ich heimatwärts!
„Glücklichen mögt ihr gebieten, —
„Frei geht durch die Welt der Schmerz.“

Der Rheinfall bei Schafhauſen.

Wol ſehnt' ich mich, zu ſinken
Dem Weltgeiſt an die Bruſt,
Um ew'ge Ruh' zu trinken
In ſtiller, tiefer Luſt.

Doch als die Waſſerhölle
Sich aufthat meinem Blick,
Da bebt' ich vor der Schwelle
Des Todes bang zurück.

Die kalten Arme ſtreckten
Sich lockend mir nicht aus,
Die wilden Donner weckten
Statt Sehnſucht mir — nur Graus.

So feſſelt uns das Leben
Durch der Gewohnheit Band,
Und naht der Tod, ſo beben
Wir vor der kalten Hand.

Sei ſtill, Du arme Seele,
Und lern' geduldig ſein;
Denn, was auch Sehnſucht wähle,
Die Schmerzen bleiben Dein.

An meinem dreißigſten Geburtstage, in Lucern.

Auf Sommers roſigem Gefieder
Und noch dem ſchönen Lenze nah,
Kehrt flüchtig jener Tag mir wieder,
Der meine kleine Wiege ſah.
Die träumeriſche Gabe: Leben,
Empfing ich ſelbſt im tiefen Traum,
Und mocht' es bleiben, mocht' entſchweben,
Es galt nicht mehr wie Wellenſchaum.

Doch Anfangs blieb der Tag dem Kinde
Ein blumenreicher Freudentag,
So lang des dumpfen Daſeins Binde
Noch auf dem kleinen Herzen lag.
Allein ich mußte früh erfahren,
Daß Puppen, Spiel und Jubel leer,
Und ſchon in meiner Kindheit Jahren
Begehrte und verlangt' ich mehr.

Und was? — O, Alles, was wir kennen,
Beflügelt nicht zum Wunſch den Sinn;
Zu dem, was keine Worte nennen,
Strebt unſre ganze Seele hin!
Das will ſie finden, das erringen,
Das ſuchen über Land und See;
Darnach entfaltet ſie die Schwingen
Und ſucht und ſucht mit tiefem Weh',

Bald droben in der Schar der Sterne,
Bald in der Abendlüfte Spiel,
In der Gebirge Dämmerferne,
Und in der Dichtkunſt ſel'gem Ziel,
Im Sang und Liede, ſüß geſungen,
In Farben, die das Auge liebt —
Doch Alles ſpricht mit tauſend Zungen
Von dem — was es uns nimmer giebt.

Dies hüllte meiner Jugend Tage
In magiſch dunkle Ahnung ein
Von Schmerz und Trauer; aber Klage
Entſtrömte nie den Lippen mein.
Vielleicht war's Thorheit, daß ich kehrte
Von dem, was ich beſaß, den Blick;
Das Schickſal, ach! mir nicht gewährte
Ein ſtilles Herz, ein ſtilles Glück.

Wem nicht das Erſte iſt beſchieden,
Der ſtrebe nach dem Andern nicht,
Doch ringen muß er nach dem Frieden
Und wenn im Kampf das Herz auch bricht.
Der tröſte ihn, wenn auch der Kummer
Von ſeinem rauhen Pfühl nicht weicht,
Ihm zuruft wachend und im Schlummer:
„Du haſt gewollt und nicht erreicht. —"

Was Andern lächelt, was ſie freuet,
Das läßt mich kalt und rührt mich nie;
Doch nimmer hab' ich es bereuet,
Daß anders ich gefühlt als ſie.
Den Demant wollte ich beſitzen! —
Und lag Vermeſſenheit darin,
Beſcheid' ich mich! — Des Glimmers Blitzen,
Ich mocht' es nicht und warf ihn hin. —

Doch, führt der Tag der Sonnenwende
Mir keine ird'ſche Sonne zu,
So bracht' er einſt wol andre Spende
Als den Genuß in ſtumpfer Ruh'.
Wie aus des ſtolzen Stromes Wogen
Erhob ſich, gleich dem Frühlingstag,
Die Sonne, die am Himmelsbogen
Hoch aus den trüben Wolken brach.

Sie iſt das höchſte Segenszeichen,
Vor dem jedwedes Glück erbleicht;
Gewolltes konnt' ich nicht erreichen,
Doch das Erſehnte iſt erreicht.
O Du, der wie ein Gott dem Leben
Die Seele und den Sinn verlieh'n,
Laß mich die Hände zu Dir heben
Und Dir zu Füßen laß mich knie'n.

Mein Auge hat auf dieſer Erden,
Seit es Dich ſah, nichts mehr geſeh'n;
Du mußteſt ihm ein Pharus werden
Und als Polarſtern auf ihm geh'n.
Nun bin ich in des Lebens Mitte,
Nun führt mich jeder Tag herab
Zum Alter, und mit jedem Schritte
Nah' ich dem furchtbar ernſten Grab.

Nicht lern' ich mehr auf Andres ſchauen,
Auf Andres ſtützen meinen Arm,
Auf Andres meine Hoffnung bauen,
Und Tröſtung finden für den Harm.
Des Lebens ird'ſche Roſen ſinken
Verdämmern wie die Abendglut,
Doch Himmels heil'ge Sterne winken
Dem, der im Arm der Liebe ruht.

Und darum ſei es mir geſegnet,
Dies arme Daſein, weil ich Dir,
Der Lebensſonne, bin begegnet
Und Du Dich mild geneigt zu mir;
Und darum ſei dem armen Tage
Des Liedes Huldigung gebracht,
Weil mir an ihm die Liebesſage
Zu heller Wahrheit iſt erwacht.

Der Gletſcher an die Sonne.

„Was ſtreuſt Du Deine Roſen
Auf mein erſtarrtes Haupt,
Das Stürme wild umtoſen,
Dem Lenzſchmuck iſt geraubt? —

Was ſtralen Deine Gluten
An meine Bruſt von Erz? —
O wiſſe, Flammenfluten
Erwärmen nicht mein Herz.

Längſt bin ich abgeſchieden
Von Lebens Luſt und Weh',
Zu ſtillem, eiſ'gem Frieden,
In ſtiller, kalter Höh'.

Und Deine Roſenſchleier
Weh'n mich vergeblich an,
Dem aller Welten Feuer
Das Eis nicht ſchmelzen kann.

Drum ſoll mich nicht umziehen
Ein falſcher Liebesſchein, —
Kann ich nicht liebend glühen,
Laß kalt und todt mich ſein."

Die Aar (bei Bern).

Wie ſich auch die Fluten ſchmiegen
Liebeflehend um das Thal,
Schmeichelnd ihre Wellen wiegen,
Goldig von dem Sonnenſtral;

Wie auch Sehnſucht heim ſie führet
An den ſchon verlaſſnen Strand:
Dennoch bleibet ungerühret,
Schön, doch kalt das grüne Land,

Schauet in die Spiegelfluten
Triumphirend nur hinein,
Sucht in jener Liebesgluten —
Seiner Schönheit Wiederſchein.

Interlachen.

(Wahre Begebenheit. Elsbeth von Scharnachthal hieß, nach Johannes Müller, das kühne Mädchen.)

„Interlachen! Interlachen! —
Hölle klingt ſo furchtbar nicht.
Qual und Pein mag ſie entfachen,
Doch das Herz ſie nicht zerbricht.

Und das Kloſter wirft den Schleier
Auf die Bruſt von Lieb' verzehrt,
Wie der eiſ'ge Mehlthau — Feuer
Einer Roſe ſelbſt zerſtört. —“

Alſo klagt voll bittrer Schmerzen
Elsbeth mit zerriſſ'nem Sinn.
Ach, ſie ſehnet ſich zum Herzen
Des geliebten Jünglings hin.

Doch das Kloſter droht der Armen
Und des Vaters ſtreng Gebot; —
Süßer wär' der Liebewarmen
In der ſtillen Gruft der Tod.

Interlachen, Interlachen,
Deine Glocken tönen laut,
Und von Bern im ſchmucken Nachen
Kommt daher die Himmelsbraut.

Blumen ſchmücken ihre Locken,
Bräutlich iſt ſie angethan,
Und im Feſtesſchall der Glocken
Geht zur Kirche ſie hinan.

Vom Verwandtenkreis umgeben,
Hebt ſie kaum das Auge ſcheu;
Aber ohne Furcht und Beben
Ruft ſie am Altare frei:

„Vor dem Meineid zagt die Seele,
„Überwindet Angſt und Scham,
„Drum vor Gott und Welt erwähle
„Hier ich meinen Bräutigam.

„Thomas Gütſchi! Engel ſchauen
„Liebend auf der Liebe Bund! —
„Frommer Prieſter, woll' uns trauen,
„Ihm gelobet Treu' mein Mund. —"

Ihnen wird des Prieſters Segen. —
Alles zürnt der Leidenſchaft,
Nennet Elsbeth keck, verwegen —
Ach, wer kennt der Liebe Kraft? —

Interlachen, Interlachen,
Deine Herrlichkeit verſank,
Und in Chor und Zelle wachen
Hora nicht und Vesperklang.

27

Es verfiel in dumpfe Stille
Dein ſonſt weitberühmter Dom;
Doch der Liebe mächt'ger Wille
Überdau'rt den Zeitenſtrom.

Tell.

Dein Name wird geprieſen,
Dein lauter Ruhm erſchallt
Nicht blos auf Uri's Wieſen
Und grüner Bergeshald' —

Nicht blos, wo Du gewandelt
Als kühner Jägersmann,
Und ſchlicht und groß gehandelt,
Wie's Jeder ſoll und kann: —

Für Völker und für Zeiten
Erglänzt Dein Name, Tell,
Durch die Vergangenheiten
Wie eine Sonne hell.

Erſt ſprengteſt Du die Ketten
Des Volks mit kräft'gem Sinn,
Dann, um ein Kind zu retten,
Gabſt Du Dein Leben hin.

Dran mögen wir ermeſſen,
Was wahre Freiheit ſei:
Wer ſtets ſich ſelbſt vergeſſen
Kann, der allein iſt frei.

Der Staubbach.

Holde Nymphe, laß das Scherzen!
Sieh', mit Deinem leichten Spiel
Feſſelſt nimmer Du die Herzen
Und gelangeſt nicht zum Ziel.

Lieblich wär' Dein Silberſchimmer,
Wär' Dein Schleier zart und klar,
Fürchtete man nur nicht immer,
Du verſchwebteſt ganz und gar.

Willſt Du feſſeln und entzücken,
Zeig' uns, daß Du Seele haſt;
Wenn wir deren Spur erblicken,
Wird auch unſre Seel' erfaßt.

Der Schmadribach.

Sie erbauten eine Wiege
Ihm von funkelndem Smaragd,
Daß von Kindheit an er liege
Ganz umringt von Feenpracht.

Über wilde Felſenſpitzen,
Über ſchimmerndes Geſtein,
Fliegt als Jüngling er mit Blitzen
In das Leben kühn hinein.

Aber Öde ihm zu Füßen,
Wüſte um das reiche Herz,
Kein Erwiedern ſeinem Grüßen! —
Da erfaßt ihn heißer Schmerz.

Und noch einmal von den Zinken
Stürzt er, Erde anzuſchau'n,
Ob ihm endlich, endlich winken
Die geträumten Segensau'n.

Alles todt! — Nicht mag verbluten,
Nicht ermatten er im Lauf,
Nachbarlich erbrauſen Fluten
Und ſie nehmen mild ihn auf.

Schön begonnen, ſchön vollendet
Ward ſein reiches Leben früh,
Eh' es in Ermattung endet; — —
Wohl Dir, Kind der Phantaſie!

Der Aarfall bei Handeck.

O, welch' eine Flut!
Verzweifelnde Schmerzen und Leidenſchaftglut,
Sie ſtürzen herab
Von Höhen des Lebens in's ſchaurige Grab.

Kein Auge erſieht
Die Tiefe, wohin ſie im Falle entflieht.
O, Seele voll Qual,
Wie trägſt Du den Sturz und die Kämpfe zumal! —

Aber ob der wilden Wogen
Ungewittergleichem Lauf,
Hebet ſich der Regenbogen
Lächelnd und zum Himmel auf,

Malt mit Frühlings hellem Schimmer
Öder Felſenkluft Geſtein,
Webet über rauhe Trümmer
Einen zarten Heil'genſchein.

Und ſo wird's bewegte Leben,
Das ſein Friedenslicht bekrönt,
Wenigſtens doch im Entſchweben
Mit dem Schickſal ausgeſöhnt.

Die Rache der Königin.

„Der Kaiſer iſt gefallen! —"
Ertönt's im Schweizerland;
Der Neffe, die Vaſallen
Erhuben blut'ge Hand.
Ohn' Lilj' und Palmenſtengel
Naht jetzt mit düſterm Sinn
Ein ſchöner Racheengel,
Agnes, die Königin.

„Mein Vater, ſie ſannen Dir gräßlich Verderben!
Von Mördern zu fallen und einſam zu ſterben,
Ohn' Kindeshand pflegend die grauſige Wunde,
Ohn' Troſt und ohn' Balſam aus geiſtlichem Munde,
Und ſo wie ein Hund wol am Wege verdirbt,
Alſo Kaiſer Albrecht, mein Vater, hinſtirbt! —
Doch weil Alles fern war vom Todbette Dein,
Soll jetzt meiner Rache die Welt Zeuge ſein. —"

Und treu ward nun erfüllet
Der wilden Rache Schwur,
Ihr heißes Dürſten ſtillet
In Strömen Bluts ſich nur;
Die Schuld und Unſchuld ſinket
Vor Henkershand dahin,
Wenn kalt und lächelnd winket
Agnes, die Königin.

„Mein Vater, mein Vater, von Süden nach Norden
Sind Opfer in Scharen zu Theil Dir geworden.
Ich durfte in Blut wie in Maienthau baden,
Vom brennenden Rachdurſt die Seele entladen,
Zum Himmel aufſchreien, daß Gott ſelbſt es hört,
Welch' Fieber von Liebe und Haß mich verzehrt,
Jetzt waſch' ich das Blut von den Händen mir ab
Und baue uns beiden ein königlich Grab. —"

Und Kloſter Königsfelden
Erſteht, und wird geweiht
Dem milden Herrn der Welten,
Der jedem Feind verzeiht.
Und auf der Seele Feuer,
Auf ihren ſtolzen Sinn,
Wirft einen Nonnenſchleier
Agnes, die Königin.

„Mein Vater, mein Vater, nichts bleibt mir auf Erden,
Dich hab' ich geliebet, Du mußteſt Staub werden!
Mich ekelt die Welt und ihr jämmerlich Treiben,
Nur Deiner Erinn'rung will treu ich noch bleiben;
Und wo Du geſtorben, da ſteht der Altar,
Da bringe ich täglich mein Herze Dir dar,
Da bin ich in Hoffnung ſtill mit Dir vereint,
Bis ich mich zu Tode geliebt und geweint. —"

Elfenau.

Wol ſah ich die Alpen und Matten,
Die Thäler mit grünlichen Seen,
Die Felſen mit finſteren Schatten,
Die Gletſcher auf ſchwindelnden Höh'n;

Wol ſah ich die Pracht und die Wonne
Auf Meyringens lieblicher Flur,
Wol ſchwand mir die himmliſche Sonne
In Uri's gewalt'ger Natur;

Doch wie ſich auch Fülle des Schönen
Entfaltet dem ſtaunenden Blick,
Doch dacht' ich mit Freude und Sehnen
An Elfenau's Tage zurück.

Und ſtieg von den Bergen ich nieder,
Und ſuchte die häusliche Raſt,
So kehrte vertrauend ich wieder,
Und ſchien ein willkommener Gaſt.

Drum wenn mir die Luſt und die Klage
Des Lebens wie Träume verweh'n,
So werden noch Elfenau's Tage
In Licht und in Glanz um mich ſteh'n.

Heimkehr.

Grüß' Dich Gott, Du Thal von Baden
Hab' Dich lange nicht geſchaut!
Keine Ferne kann Dir ſchaden,
Biſt mir jetzt wie einſt vertraut.

Aus der Herrlichkeiten Fülle
Schweizeriſcher Prachtnatur
Komm' ich wieder auf die ſtille,
Schlichte vaterländ'ſche Flur.

Kein Contraſt iſt hier zu ſehen!
Keiner Alpenroſe Licht
Stralt von unwirthbaren Höhen!
Gletſcher ruh'n auf Wieſen nicht!

Offen liegſt Du da und eben,
Grün iſt Berges wald'ge Wand;
Einem reinen, treuen Leben
Gleichſt Du, deutſches Vaterland.

Darum kehr' ich auch ſo gerne,
Und mit Thränen in dem Blick,
Aus der ſchönern, reichern Ferne
Still begnügt zu Dir zurück.

Darum — wie ich ſtreifen werde,
Oſt- und weſt- und ſüdenwärts —
Einſt ſoll doch in deutſcher Erde
Ruh'n mein deutſches Dichterherz.

Der arme Fiſcher.

„Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin.“
Göthe.

Schön Clärchen ſaß vor ihrer Thüre
Und ließ die Spindel fleißig dreh'n;
Es war als ob das Ding ſich rühre
Noch 'mal ſo ſchnell, wie ſonſt geſcheh'n;
Denn Clara ſpann, mit frohem Sinnen
Von Hochzeitfeſt und Tanz und Schmaus,
Den Faden für ihr bräutlich Linnen,
In eigne Truh und eignes Haus.

Georg hat ſie zur Frau begehret,
Der ſchöne arme Fiſchersmann;
Der Vater hat ſie ihm gewähret,
Sobald er ſie ernähren kann.
Jetzt giebt es tüchtig ſich zu rühren,
Früh auf und ſpät noch wach zu ſein,
Um die Geliebte heim zu führen,
Eh' noch der Winter bricht herein.

Es waren Frühlings gute Zeiten;
Der Fiſchfang nie ſo reichlich war;
Des Meeres dunkelblaue Weiten
Erglänzten wie der Himmel klar.
Bei Tag und Nacht konnt' man die Netze
Auswerfen in das Flutenreich,
Und ſicher ſein, daß ſie voll Schätze
Sich zeigen würden immer gleich.

So hat Georg der Braut erzählet,
Und ſo ſpricht ja der Vater auch. —
Doch der ſich nicht mit Arbeit quälet,
Er hat genug für Hausgebrauch.
Die Jugend, meint er, müſſe ſchaffen
Und ſich erringen den Genuß,
Und mühſam Haus und Weib erraffen,
Um ſich zu freu'n an Herd und Kuß.

Drum giebt er Claren ſeinen Segen —
In Worten, aber nicht in Gold;
Georg verſucht auf Meereswegen,
Ob ihm das Glück wol lächle hold.
An jedem Abend, wenn es dunkel,
Schwimmt er davon im kleinen Kahn,
Hat unterm lichten Sterngefunkel
Manch guten Fiſchzug ſchon gethan. —

Jetzt naht er, mit der Braut zu koſen,
Bevor die ſpäte Fahrt beginnt.
Er küßt die friſchen Wangenroſen
Und haſcht die Hand, die emſig ſpinnt.
„„Nein, nein, Georg, ich brauch' die Hände,
„„Das Schäkern vor der Arbeit weicht!
„„Wir nahen uns der Sonnenwende,
„„Und dieſes Garn iſt ungebleicht. —““

„O Clärchen, gönn' mir die Minuten! —
„Bedenk', wie bald ich ſcheiden muß
„Und auf den nächtlich dunkeln Fluten
„Nur träumen kann von Deinem Kuß.
„Getrennt durch Arbeit, Müh' und Sorgen
„Den ganzen lieben langen Tag,
„Kannſt Du mir ſchon dieß Stündchen borgen —
„Ich bin dann ſpät für Beide wach. —“

„„Man kann ja plaudern und doch ſpinnen;
„„Warum ſoll nur die Arbeit ruh'n? —
„„Die Hand im Schooß kann nichts gewinnen,
„„Und Vortheil bringet ſtets das Thun. —““
„Wol wahr! — Doch meine Augen blicken
„So gern in's Deine voller Luſt,
„Und meine Hände möchten drücken
„Die Deinen an die treue Bruſt;

„Doch Deine Händ' und Blicke halten
„Den armen Faden alſo feſt,
„Daß mich bedrückt Dein emſig Walten,
„Und Sehnſucht mir den Buſen preßt. —“
„„Was ſchwatzeſt Du! — Ich thu' das Meine,
„„Daß uns der Prieſter am Altar
„„Als Mann und Frau recht bald vereine;
„„Georg, iſt Dir denn das nicht klar? —

„„Du ſollteſt Dich vor mir nur ſcheuen,
„„Wenn Thätigkeit mir würde ſchwer;
„„Sprich, lernſt Du ſolche Träumereien
„„Da draußen auf dem weiten Meer? —““
„O Clara, auf dem hohen Meere,
„So ganz allein in tiefer Nacht,
„Wo mit mir über Waſſers Leere
„Der Nachtwind und der Stern nur wacht,

„Indeſſen drunten in den Gründen
„Geſchäftig ſich ein Leben regt,
„Das unſre Sinne nicht ergründen —
„Wol wird davon die Bruſt bewegt. —“
„„Haſt je ein Seegeſpenſt geſchauet? —
„„Sag' an, Georg, auf welchem Platz? —
„„Wie ſah es aus? — Hat Dir gegrauet? —
„„Erzählt' es Dir von keinem Schatz? —““

„Nichts ſah ich, nichts hab' ich gehöret;
„Auch ſchützt mich wol ein fromm Gebet,
„Wenn das Geſpenſt ſich zu mir kehret,
„Von dem bei uns die Sage geht.
„Doch ſelbſt ohn' ſolche Spukgeſtalten
„Iſt's wunderbar auf hoher See,
„Im Buſen Wünſche ſich entfalten
„Voll Sehnſuchtsglut und Liebesweh.

„Die Wogen, wie ſie ewig rauſchen,
„Ohn' Raſt und Ruh', ohn' Zweck und Ziel,
„Wie ſie nur ihren Platz vertauſchen,
„Neu zu beginnen altes Spiel —
„Und wie ſie dann ſo zärtlich flüſtern,
„Wie wol ein ſchönes Weib im Traum
„Den Namen nennt im nächt'gen Düſtern,
„Der füllet ſeines Buſens Raum, —

„Wie eine Stimme bittre Klagen
„Bisweilen aus der Tiefe ſpricht,
„Und von dem Nachtwind fortgetragen
„Sich an der fernen Klippe bricht —
„Und wie die Sterne niederthauen
„Gleich goldnem Regen auf die Flut,
„Als müßten ſie das Wunder ſchauen,
„Das auf verhülltem Grunde ruht —

„Das macht mich Armen ſo verlangend,
„Durchzittert ſo mein heißes Herz,
„Daß ich, bald jubelnd, bald erbangend,
„Vergehen möcht' in Luſt und Schmerz. —
„O, theile dieſe Einſamkeiten
„Nur eine einz'ge kurze Nacht!
„Laß uns auf ſtillen Wellen gleiten,
„Wo nichts als unſre Liebe wacht! —

„Nun zieht mich's fort in weite Ferne,
„Die träumend ich mir ausgemalt,
„Wo nächtlich blinken andre Sterne,
„Wo eine andre Sonne ſtralt.
„Komm' mit! — Du kannſt mich, Clara, lenken,
„Mit einem Kuß, mit einem Blick!
„Bei Dir kann ich nur Dein gedenken,
„Gieb meiner Seele Ruh' und Glück. —"

„„Das würde ſich auch wahrlich ſchicken! —
„„Georg, Du ſchwatzeſt wie ein Thor;
„„Mich ſoll Dein Schmeicheln nicht berücken.
„„Schau' her, da ſteigt der Mond empor;
„„'s iſt Nacht, wir müſſen jetzt uns trennen.
„„Doch wenn die Welle Dich umſchmiegt,
„„Laß Dir von ihrem Flüſtern nennen
„„Wo Schatz der See verborgen liegt;

„„Den wollen wir zuſamm'n heben,
„„Dann fahr' ich mit Dir ohne Graus,
„„Und dann — welch' herrlich frohes Leben
„„Erwartet uns im eignen Haus. —""
Er wollte liebend ſie umfangen,
Doch ſie entſchlüpfte ihm im Nu; —
Der goldne Mond war aufgegangen,
Er eilte ſeinem Nachen zu.

Das Netz war längſt hinabgeſenket,
Georg ſaß ſtill in ſeinem Boot,
Und künft'ger Zeiten er gedenket,
Ob ſie ihm bringen Freud', ob Noth;
Ob er in enger Fiſcherhütte
Auch finden mag wonach er ringt,
Ob einſt in Weib und Kinder Mitte
Die Sehnſucht nicht mehr zu ihm dringt; —

Die Sehnſucht, dieſe glüh'nde Sonne,
Die jedes Aug', ſo ihre Pracht
Begeiſtert, für der Erde Wonne
Und Schätz' und Luſt erblinden macht. —
Da kommen leiſe, ſüße Töne
Fern über's Waſſer hergerauſcht,
Er trocknet eine große Thräne
Und Ohr und Blick und Seele lauſcht.

„Gezogen von Wogen,
Die Euch nicht gehorchen,
Getragen von Klagen,
So heute wie morgen,
Umgaukelt, geſchaukelt
Von flüchtigen Trieben,
Mit Zwecken, die necken,
Was wißt Ihr vom Lieben?

Gewinnen und minnen
Erfüllt Eure Tage,
Ihr wanket und ſchwanket
In kindiſcher Plage,
Ihr haltet, geſtaltet
Das Ewige nicht,
Und bebend, verſchwebend
Das Daſein zerbricht.

O Menſchen, Ihr Armen,
Wie trüb' Euer Loos!
Ihr könnt nur erwarmen
In liebendem Schooß,
Und Lieb' iſt auf Erden
So dürftig, ſo kalt,
Hat nicht über Seele
Und Herz nicht Gewalt. —"

So klingt das Lied. — Iſt es geſungen,
Iſt's Geiſterſtimme, die es ſpricht;
Iſt's aus der Tiefe her erklungen —
Georg, entzückt, begreift es nicht.
Ihm iſt, als ob die zarten Töne
Im eignen Buſen ihm erwacht,
Als ob ein Echo voller Schöne
Sie herrlich dann hervorgebracht.

„Wer biſt Du, zauberhaftes Weſen,
„Das mir in meiner Sprache ſingt? —
„O, zeig' Dich mir, laß mich geneſen
„Von Unruh', ſo die Bruſt durchdringt. —
„Ich breite ſehnend meine Arme
„Nach der geliebteſten Geſtalt,
„Daß ſie an meiner Bruſt erwarme —
„Doch immer bleibt ſie ſtumm und kalt;

„Und was ich ſag' und wünſche, deutet
„Sie immer in dem engſten Sinn . . . . . —"
So murmelt er — und plötzlich gleitet
Ein Nachen ihm zur Seite hin,
So blendend wie von Bergkryſtallen,
Wie eine Seeroſ' zart und leicht,
Und keine Ruder hört man ſchallen; —
Georg ſchaut hin, erbebt, erbleicht. —

Ein ſchönes Weib ſitzt in dem Nachen. —
Ob ihn das Seegeſpenſt verſucht? —
Er eilt, das Kreuze ſchnell zu machen,
Und wendet dann den Kahn zur Flucht.
Da ruft die Stimme, die geſungen,
Mit melancholiſch ſüßem Ton:
„„Dein Klagen iſt zu mir gedrungen,
„„Nun fliehſt Du mich, iſt das mein Lohn? —““

„Wer biſt Du, Weib? — Ich ſah Dich nimmer,
„Vor Deinem Glanz beb' ich zurück!
„Es bricht ein überird'ſcher Schimmer
„Aus Deiner Wunderaugen Blick,
„So wie des Mondes Silberſtralen
„Zerſchmelzen auf der dunkeln See, —
„Dein Kahn ſind Perlenmutterſchalen; — —
„Du biſt 'ne Meermaid, eine Fee. —“

„„Ich bin's, nach der voll heißem Sehnen
„„Dein durſtend armes Herz verlangt,
„„Das nur zum Troſt an ird'ſche Schönen
„„Sein Wünſchen und ſein Lieben hangt.
„„Ich bin's, die längſt Dir vorgeſchwebet
„„Im nächtlichen, im Tages-Traum,
„„Vor der verſchwindet, was da lebet,
„„Wie vor der Perle — Meeres Schaum.

„„Ich bin's, nach der Du liebend breiteſt
„„Die Arme aus im Sternenlicht,
„„Wenn einſam auf der Flut Du gleiteſt, —
„„Ich bin's, Georg, kennſt Du mich nicht? —
„„Du haſt Erhörung nicht gefunden,
„„Wie Du auch flehteſt, bei der Braut,
„„Ich theile Deine ſtillen Stunden . . . . . —““
„Wer hat, o Weib, Dir das vertraut?

„Wie kenneſt Du mein armes Leben,
„Was kümmert Dich der Fiſchersmann?
„Geheimnißvolle Fäden, weben
„Sie mich an ſolch ein Weſen an? —“
„„Geheimniß trägt und lenkt die Welten,
„„Des Räthſels Wort ſich nie Dir bot; —
„„Auf ſpannenweit mag Löſung gelten, —
„„Doch faßſt Du Liebe oder Tod? —

„„Nach Freiheit dieſes mächt'ge Drängen?
„„Den Wunſch, zu ruh'n und thun zugleich?
„„Begreifſt Du's, was den Buſen ſprengen,
„„Erſchaffen möcht' ein Weltenreich? —
„„Dich ſelbſt kannſt Du ja nicht verſtehen,
„„So gieb Dich furchtlos mir denn hin,
„„Und laß das kindiſch eitle Spähen
„„Nach meinem Weſen. Sieh', ich bin! —

„„Ich liebe Dich mit jener Liebe,
„„Die nur in Träumen Dich beſchlich,
„„Weil ſie auf Erden dämmert trübe,
„„Ich liebe Dich, ich bin für Dich. —““
„Weißt Du denn nicht, die holde Clare
„Iſt meine Braut, iſt lieb und gut;
„Wir wandeln froh bald zum Altare,
„Das ſtillt vielleicht der Sehnſucht Glut.

„Dann hab' ich ja den kleinen Hafen
„Des Lebenszweckes ſtill erreicht,
„Durch Müh' und Arbeit, Sorg' und Schaffen
„Werd' nimmer ich daraus verſcheucht. —“
„„Du wirſt es nicht durch Sorg' und Mühe,
„„Du wirſt's durch Deiner Seele Drang;
„„Er warnt vor Eiſenketten! — fliehe! —
„„Bereite Dir nicht Untergang. —““

„Könnt' ich ihn denn bei Dir nicht finden? —
„Weiß ich's, ob Du nicht, ſchönes Weib,
„Dich mit dem Böſen magſt verbünden,
„Mir zu verderben Seel' und Leib? —"
„„Ich kenne nichts von Deinem Böſen,
„„Und Falſchheit zog mich nicht empor,
„„Ich kam, von Qual Dich zu erlöſen,
„„O Thor, Du Thor, Du armer Thor!

„„Ich brauch' Dich nicht. Für Ewigkeiten
„„Liegt meine Zukunft golden, licht,
„„Ich kann die Deine Dir bereiten,
„„Du ſchwacher Träumer kannſt es nicht. —
„„Noch einen Rath, bevor wir ſcheiden:
„„Dort liegt der Erde dürftig Loos,
„„Begnüge Dich mit ihren Freuden;
„„Kannſt Du es nicht — mach' ſchnell Dich los.

„„Wenn Du mich rufſt, ſo werd' ich kommen. —""
Verſchwunden war das zarte Boot.
Die Sterne allgemach verglommen,
Im Oſt entbrannte Morgenroth.
Georg umfing ein Heer von Träumen,
Dann der erquickend ruh'ge Schlaf,
Bis ihn aus blauen Himmelsräumen
Ein heller Stral der Sonne traf.

„Wie hab' ich doch ſo ſchwer geträumet,"
Ruft er, „und wie iſt mir geſcheh'n,
„Daß ich ſo ganz und gar verſäumet,
„Nach meinem Netz mich umzuſeh'n. —"
Doch alles Suchen nach dem Netze
Blieb ohn' Erfolg, es war dahin,
Mit ihm des Fiſchfangs reiche Schätze,
Mit ihm die Hoffnung auf Gewinn.

Er ſchlich betrübt und tief geſchlagen
Sich fort am ſand'gen Meeresſtrand.
„Was wird ſchön Clärchen dazu ſagen!
„Schon hat ſie Träumer mich genannt;
„Jetzt bin ich's wol! — Vor den Geſtalten,
„Die ich im Schlafe jüngſt erſchaut,
„Verſchwindet ganz der Erde Walten,
„Das ohnehin mir nicht vertraut. —"

Schön Clärchen ſprang ihm froh entgegen:
„„Nun ſprich, Georg, wie war der Fang? —""
„Das Glück liegt nicht auf meinen Wegen!
„Ich hatte Träume ſüß und bang
„Von Himmelsſtimmen, Wunderaugen, —
„Darob verlor ich Fiſch und Netz . . . . . —"
„„Da ſiehſt Du's! — Deine Träume taugen
„„So wenig wie Dein leer Geſchwätz.

„„Wer weiß, ob Du zum Lieb erkoren
„„Nicht irgend eine Waſſerfei,
„„In ihrem Arm Dein Netz verloren . . . . —""
„Nein Clara, nein! ich bin Dir treu. —"
„„Was hilft mir aber Deine Treue,
„„Wenn Du ſo gar nichts für mich thuſt,
„„Vor meinen Augen hier auf's Neue
„„In Deinen Schwärmereien ruhſt? —

„„Das große Netz iſt fort! — Die kleinen,
„„Sie hangen dort vor Deiner Thür,
„„Laß unſre Kräfte uns vereinen,
„„Und ſchnell in's Boot — ich geh' mit Dir. —""

„Sie geht mit mir, um zu gewinnen! —"
So denkt er, doch er ſagt es nicht; —
Und nimmer wich aus ſeinen Sinnen
Das ſchöne nächtliche Geſicht.

In Arbeit war der Tag entſchwunden,
Schön Clärchen hat ihm hold gelacht.
Jetzt nahen wieder jene Stunden,
Wo einſam er im Kahne wacht.
Wird ihm das Zauberlied erklingen,
Das ihn in Schlummer eingewiegt? —
(Wähnt er) — das ſich mit Taubenſchwingen
Liebkoſend um die Bruſt ihm ſchmiegt? —

Doch Alles ſtumm! — Die Wogen rauſchen
Uralten, ewigen Geſang;
Kein andrer Ton iſt zu erlauſchen. —
Da ruft er in dem Seelendrang:
„Du ſchweigſt mir, Holde, ſchweigeſt immer,
„Und ich bin noch in Sehnſucht wach!
„O, mich verlangt nach Traumes Schimmer,
„So wie dem Kranken nach dem Tag.

„O, laß mich Deine Stimme hören,
„Verſinken mich in Deinen Blick,
„Worin die Sterne ſich verklären . . . . . —"
„„Da bin ich! rufſt Du mich zurück? —""
So flüſtert's, und der kleine Nachen
Schwebt ſilberglänzend zu ihm her.
„Um Gott! — Iſt dies denn wirklich Wachen?
„Kein-Traum? — Was neckſt Du mich ſo ſehr? —"

„„O, fern von Neckerei und Scherzen! —
„„Der allertiefſten Wahrheit Bild,
„„Wie es verborgen Dir im Herzen
„„Seit frühſter Kindheit, ungeſtillt,
„„Ein ſelig Märchen iſt erſchienen,
„„Das man nicht glaubt, doch liebend hegt, —
„„Du ſiehſt es jetzt! — Die Blätter grünen,
„„Die Zauberblüte auf ſich ſchlägt

„„In Duft und Glanz; — Du darfſt ſie pflücken,
„„Sie fällt von ſelbſt in Deinen Schooß;
„„O, wolle ſie an's Herz nur drücken,
„„Und überirdiſch, ſtralend, groß,
„„In ew'ger Jugend ſel'ger Schöne,
„„In hoher Freiheit Himmelsluft,
„„Und ohne Jammers bittre Thräne,
„„Wie ohne Furcht vor Tod und Gruft,

„„Wird reich Dein Daſein ſich entfalten
„„Zu ungeahnter Harmonie.
„„Doch Deiner Erdenwelt Gewalten,
„„So feſſelnd und ſo matt, entflieh'!
„„Dort will die Liebe — Hütten bauen,
„„Die Sehnſucht ruh'n — am warmen Herd,
„„Die große Hoffnung — Früchte ſchauen,
„„Wovon ſich der Beſitzer nährt.

„„Woran ſich Deine Seel' auch hanget,
„„Und wie ſie ſtrebt nach ſicherm Port,
„„In Zweifeln jubelt und erbanget —
„„Befriedigung — ſie wohnt nicht dort.
„„Für Dich nicht dort! — Denn weit und weiter
„„Als ſelbſt des Adlers kühner Flug, —
„„Des hohen Strebens hoher Deuter, —
„„Dich Wollen und Verlangen trug.

„„Brich der Gewohnheit arme Ketten,
„„Zum Glücklichſein o habe Muth,
„„Auf dieſem Weg kannſt Du Dich retten! —
„„Was in der Zukunft Schleier [illegible]
„„Von Druck und Schmerz [illegible]gen Sorgen,
„„Von herber Schmach, von Reu' und Pein,
„„Es iſt vor Deinem Blick verborgen; —
„„Ich weiß, es wird Dein Schickſal ſein.

„„Dein Lächeln ob der Menſchen Handeln
„„Und Thun und Treiben rächet ſich;
„„Sie werden es in Thränen wandeln! —
„„O komm', Georg, ich ſchütze Dich.
„„Dir öffnen ſich die weiten Hallen
„„Tief unten auf dem Meeresgrund,
„„Wo mächt'ge Säulen von Korallen
„„Der Perlenmutter-Kuppel Rund

„„Seit Ewigkeiten unterſtützen,
„„Wo Wunderweſen Dich umſteh'n,
„„Wo Schätze Dir entgegenblitzen,
„„Die nie geahnt Du, nie geſeh'n;
„„Wo Du des Daſeins Glanz und Helle
„„Wie ein Unſterblicher erſchauſt,
„„Indeſſen droben mit der Welle
„„Der Zeitenſtrom vorüberbrauſt. —""

So ſpricht das ſchöne Weib, umwoben
Das Götterhaupt vom Sternenkranz.
Sie ſteht im Nachen hoch erhoben,
Auf ihrer Stirne ſtralt ein Glanz
Von Lieb', Erbarmen, tiefer Trauer,
Mit überirdiſcher Gewalt. —
Georg erbebt. Ihm iſt, als ſchau' er
Verkörpert ew'ger Lieb' Geſtalt.

Sie beugt ſich lockend zu ihm nieder,
Und mit den zarten Händen winkt
Sie leiſ' und weich, wie Schwangefieder; —
Da ſchließt ſein Auge ſich, er ſinkt
Und ſinkt, und liſpelt im Verſinken:
„O, wie ich ſtill und ſelig bin!
„Laß Deinen Zauberkelch mich trinken,
„Du Göttliche, nimm ganz mich hin. — “

Und lieblich wirbelt's auf den Wellen,
Wo nur ein leerer Kahn noch ſchwebt,
Von Stimmen, unſichtbaren, hellen,
So wie die Abendglocke bebt:

„Die reinſten der Perlen,
Wir ſuchen ſie aus,
Und hegen ſie ſorgſam
Im ſchützenden Haus.

Was unſer geworden,
Das ſchwebt durch die Zeiten,
So hell wie am Himmel
Die Sterne nicht gleiten.

Der Erden Getümmel
Bei uns nicht ertönt,
Erlangen und Streben
Den Willen nicht höhnt.

O, ſeliger Jüngling,
Dir war wol beſchieden
Die himmliſche Ruhe
Ohn' banges Ermüden.

Du bracheſt die Feſſeln
Mit ſehnendem Sinn,
Befriedigung iſt jetzt
Dein Lohn und Gewinn.

Zwei goldene Looſe
Nicht konnten Dir werden,
Dir blieb nur das Wählen
Von Himmel und Erden.

Du haſt überwunden
Die bängliche Wahl,
Jetzt theilſt Du auf ewig
Unſterblicher Mahl;

Jetzt weilſt Du geborgen
In ſtillen Regionen,
Wo Jammer und Plage
Des Lebens nicht wohnen;

Die zaubriſche Tiefe
Iſt jetzo Dein Haus,
Das Meer giebt den köſtlichen
Schatz nicht heraus.

Doch wem auf der Erde
Sich Schönes erſchließet,
So iſt's weil der Liebling
Der Meerfee'n ihn grüßet.

Und wen auf der Erde
Das Leben nicht hält,
Er komme, er komme
In unſere Welt."

Wie lang ſchön Clärchen tief im Herzen
Wol trug des armen Fiſchers Bild,
Iſt ungewiß; — von heißen Schmerzen
Schien ſie nicht allzu ſehr erfüllt.
Gewiß iſt's, daß nach halbem Jahre,
Als heitre, wolgeſchmückte Braut,
Sie einem Andern am Altare
Ward froh und freudig angetraut.

Der Kampf auf der Wartburg.

Liederkranz.

Poor race of men — — — —
How dearly ye pay for your primal fall!
Some flowrets of Eden ye still inherit,
But the trail of the serpent is o'er them all.
Thomas Moore: Lalla Rookh.

1.

Einleitung.

Als ich ernſt und ſtill gegangen
Über den Thüringerwald,
Blieb mein Auge voll Verlangen
An der Wartburg ſinnend hangen,
An der mächtigen Geſtalt.

Wie ſo öde ihre Mauer,
Wie zerfallen früh're Pracht!
Die Natur ſchien mir in Trauer,
Daß für gaffende Beſchauer
Dieſe Stätte ſei gemacht.

Einſt in jener Zeit der Lieder,
Wo durch deutſche Gaue klang,
Aus dem Munde treu und bieder
Berg hinauf und Thal hernieder,
Frauendienſt und Minneſang: —

Da war heitres, reges Leben
Auch auf jenem ſtillen Schloß,
Wie's Geſang und Liebe geben,
Die zum Himmel froh erheben,
Den, der ihre Gunſt genoß.

Ach, und Alles iſt verklungen,
Tiefes Schweigen herrſchet nun! —
Ob der Knapp' das Schwert geſchwungen,
Ob der Sänger hat geſungen — —
That und Wort zuſammen ruh'n.

Nur die guten, alten Sagen
Thun Vergangenes noch kund,
Und das Bild aus frühern Tagen
Durch Jahrhunderte getragen
Bringt's der treue Sängermund.

Denn wo Poëſie gewaltet,
Wo erklang ihr ſüßes Wort,
Dieſer Zauber unerkaltet,
Über den die Zeit nicht ſchaltet,
Lebt für alle Zeiten fort.

Ernſte Burg, zu Deiner Feier
Säng' ich gern ein herrlich Lied,
Das wie goldner Sonne Feuer
Durch der Winternebel Schleier
Über Deine Trümmer zieht.

Aber für ſo hohes Streben
Sind die Kräfte zu gering;
Nur mit ephemerem Leben
Mög' es Deine Zinn' umſchweben,
Wie ein bunter Schmetterling.

2.

Die Einladung.

Herbei zum frohen Feſte,
Ihr Sänger, friſch herbei!
Je größre Zahl der Gäſte,
Je ſchöner das Turnei.
Der Landgraf von Thüringen,
Graf Herrmann, wohlbekannt,
Hat ſeltner Art ein Ringen
Verkündet weit im Land.

Nicht gilt's, mit Schwert und Lanze
Dem Gegner kühn zu nah'n,
Und nicht im Waffentanze
Zu meſſen weite Bahn;
Die Erde ſoll nicht ſaugen
Der tapfern Helden Blut,
Die Thrän' aus ſchönen Augen
Nicht gelten Kampfeswuth.

Nur Sängern mit der Leier
Und mit dem Harfenlaut,
Iſt dieſes Feſtes Feier
Gar wunderbar vertraut.

Sie ſollen friſch turnieren
Mit ſüßem Liederklang;
Den Sieger wird dann zieren
Der hohen Gräfin Dank.

Ein Jeder iſt willkommen,
Der nur die Saiten ſchlägt,
Wird gaſtlich aufgenommen
Und von dem Herrn verpflegt.
Ob Welf, ob Ghibelline —
Dem forſchet Keiner nach,
Er herrſche oder diene —
Wenn nur Geſang ſein Fach.

Und wer am ſchönſten ſinget,
Wird Feſtes König ſein,
Der Jubel ihm erklinget,
Er führt beim Tanz den Reih'n.
Die Herzen holder Frauen,
Sie ſchlagen ihm vielleicht,
Und ernſte Männer ſchauen
Ihm freundlich und geneigt. —

O, heitre Sängerkrone,
Du drückſt die Stirne nicht,
Schwebſt ob phantaſt'ſchem Throne
Und ſtralſt von Roſenlicht.
Wen Du haſt hold umrauſchet,
Dem blüht unſterblich Heil,
Und Königskronen tauſchet
Er nicht für Sängertheil. — —

Drum ſind der Wartburg Pforten
So ſtattlich aufgethan,
Drum zieh'n von allen Orten
Die Wanderer heran.
Thüringens Berg' erglänzen
In bunter Schar Gewühl,
Als ob von zweien Lenzen
Der Schmuck hier niederfiel.

3.

Der Morgen im Gebirge.

Heitre Morgenlüfte ſpielen
Um der Eiche ernſtes Haupt,
In der Birke Blättern wühlen
Flüſternd ſie, und neubelaubt
Wiegen ſich ringsum die Äſte,
Schaukeln auf dem ſtarken Arm
Frohe Vöglein in dem Neſte,
Liederreich und liebewarm.

Bienen ihre Weiſe ſummen,
Suchend ſich das Morgenbrot; —
Wer da lebt vom Hauch der Blumen,
Fürchte nimmer Hungersnoth. —
Fröhlich kriecht das Würmchen wieder
Vor zum lichten Tagesglanz,
Und der Waldbach hüpft hernieder
Launenhaft, wie Elfentanz.

Selbſt der ſtarre Felſen ſchmücket
Sich mit Mooſen, zart und fein,
Aus den Spalten freundlich nicket
Steinbrech und Waldmeiſterlein.
Hie und da glänzt bunt Geflimmer; —
Ob's ein Tröpflein Morgenthau,
Ob's von edlen Steinen Schimmer, —
Sieht das Auge nicht genau.

Aber Reichthum, Wonn' und Leben
Herrſcht in der Gebirgeswelt,
Aller Elemente Streben,
Schaffend iſt es hier geſellt.
Reiner wehen hier die Lüfte,
Heller ſtralt das Sonnenlicht;
Pflanzenreichthum ſpendet Düfte,
Bach und Quelle fehlen nicht.

O, Du ſchöner Bergesmorgen,
Segen, Segen über Dich!
Aus der Bruſt entflieh'n die Sorgen,
Wenn auch Jammer uns beſchlich.
Heiter wird's im dumpfen Sinne,
Fried' und Ruh' umweh'n uns da;
Auf des Berges hoher Zinne
Sind wir Gottes Himmel nah'. —

4.

Das Erwachen.

Am Felſenhang in friſcher Kühle,
Gebettet auf dem weichen Moos,
Ruht ſorglos, einen Stein zum Pfühle,
Ein Jüngling in des Schlummers Schooß.

Die braunen Locken flattern düſter
Um ſeine Stirne ſtolz und bleich;
Wie ahnungsvolles Liebgeflüſter
Umweht der Morgenwind ihn weich.

Er träumt: ein böſer Dämon ſtrecke
Mit Teufelsgier nach ihm die Hand;
Ein lichter Engel aber decke
Ihn ſchützend an Verderbens Rand. —

Zwei Frauen, ſchwarz mit weißem Schleier,
Sie ziehen ſtill den Weg daher;
Die Eine, deren Augenfeuer
Der mächt'gen Seele iſt Gewähr,

Sie iſt die Herrin jener Andern; —
Sie ſtralet wie das Morgenroth; —
Und daß ſie Beide einſam wandern
Gebietet Luſt, ſo ſcheint's, nicht Noth.

Die edle Schöne ſenkt die Blicke
Vom Himmel auf die Erd' herab,
Und wendet ſchaudernd ſie zurücke,
Als ſähe ſie den Tod am Grab.

Denn drüben an dem Felſenhange,
Wo ſorglos ſchlummert jener Mann,
Da ringelt eine gift'ge Schlange
Ganz leiſe lauernd ſich heran.

Doch raſch und ohne lang' zu ſäumen
Durchkreuzet ſie den ſchmalen Pfad;
Sie weckt ihn nicht aus ſeinen Träumen, —
Ein Stein den Wurm zerſchmettert hat. —

Drauf will ſie, wie ſie kam, entweichen,
Doch feſſelt ſie hier Zaubermacht! —
Sie ſtreift wie ſinnend an Geſträuchen, —
Der ſchöne Jüngling iſt erwacht.

„Bin ich zum Glücke denn geboren,“
Ruft er und ſtaunt die Dame an,
„Hat mich der Himmel auserkoren
„Dem Hirten gleich von Kanaan? —

„Ich ruhe im Gefahrenkreiſe
„Hier unter blauen Himmels Dach,
„Und ſie entflieh'n, wie Traum ſo leiſe,
„Denn Engel halten bei mir Wach! —“

Mit hoher Röthe auf den Wangen,
Doch ruhig ernſt die Dame ſpricht:
„„Nicht ſolcher Dank war mein Verlangen,
„„Drum weckt' ich aus dem Schlaf Euch nicht. —““

Und ſanft ſenkt ſie das Haupt zum Gruße,
Wie von dem Thron die Königin,
Dann wandelt ſie mit leichtem Fuße
Den Waldweg unter Bäumen hin.

Er ſchaut ihr nach. Sein Auge ſpendet
Vergöttrung dieſer Gottheit Spur;
Als ſie verſchwunden, ſinkt's geblendet
Zurück auf Berg und Wieſenflur.

Ein Zauberglanz weht um die Wipfel
Der Bäume, ſchwebet himmelwärts,
Verklärt der Felſen ſtarre Gipfel,
Verklärt des Jünglings trunknes Herz. —

Da wecket ihn der Tritt der Roſſe
Aus ſeinen ſel'gen Träumerei'n;
Ein Ritter an der Spitz' vom Troſſe
Scheint Herr der ganzen Schar zu ſein.

An ſeiner Seite wird geführet
Ein Frauenzelter, blendend weiß,
Bequem und prächtig aufgezieret — —
Doch fehlt die Herrin in dem Kreis.

„Sie iſt die Dame dieſes Ritters,“
So ſeufzt der Jüngling. Bange Luſt
Senkt ſich wie Schwüle des Gewitters
In die bewegte, heiße Bruſt.

Mit eiferſüchtigem Verlangen
Schaut er dem hohen Ritter nach; —
Da färbt ein Glutſtrom ſeine Wangen, —
Der Wolfram iſt's von Eſchilbach.

5.

Selbſtgefühl.

„Mächtiger Sänger, es ſoll Dich bekämpfen
Dort meine Laute, mein Lied und mein Herz,
Zagende Sorge kann nimmermehr dämpfen
Kampfluſt und Liebe vereinet zu Schmerz.

„Tönt auch Dein Name von Oſten nach Weſten,
Herrlich geprieſen, ein Wunder von Ruhm, —
Steh' ich nicht auch in der Reihe der Beſten,
Iſt nicht der Lorbeer auch mein Eigenthum? —

„Herz, mir im Buſen wie ſchlägſt Du ſo wilde,
Reget Dich Liebe, beweget Dich Leid? —
Biſt Du verkläret vom himmliſchen Bilde,
Biſt Du verdüſtert, durch Ruhmſucht entzweit? —

„Nimmer, o nimmer! — Der Ruhm und die Liebe
Reichen einander, wie Götter, die Hand;
Hier in dem Erdenthal neblig und trübe
Sind ſie allein mit dem Himmel verwandt; —

„Schöpfen aus nimmer zu leerendem Bronnen,
Spenden des Segens unſchätzbarſtes Gut;
Was auch die ſtrebende Seele gewonnen,
Nur für Vollendung entflammen ſie Glut.

„Klopfe noch höher, mein Herz! — nich: Gemeines
Iſt's, was beflügelt den raſcheren Schlag;
Göttererſcheinung iſt ewig nur Eines,
Was auch der Sterbliche nennen ſo mag.

„Göttererſcheinung iſt's, wenn ſich gehoben
Hoch zu den Sternen der Sterbliche fühlt,
Wenn nur der Rauſch des Verlangens dort oben
Sich an dem Trunk der Unſterblichkeit kühlt. —“

6.

Geſpräch.

„Nun, Dein Ziel iſt nicht geringe,
„Glück dazu, mein junger Fant! —
„Halt' den Ruhm nur in der Schlinge
„Und die Liebe mit der Hand.
„Dieſe Waar' iſt etwas eitel
„In dem lockern Weltenlauf,
„Doch, iſt goldgeſpickt Dein Beutel,
„Haſt Du leichtlich ſie zu Kauf. —“

Alſo ließ ein Mann ſich hören,
Deſſen Blick und Wort voll Hohn
Manchen jungen Kopf bethören
Mocht' um der Begeiſt'rung Lohn.
Seine ſchwarzen Augen blitzen
Wie ein Irrwiſch in der Nacht,
Und die grauen Haare ſitzen
Wie vom Sturm zurecht gemacht.

Von der Schulter hangt hernieder
An der rothen Schnur die Laut'. —
Habt ihr wirklich, ſüße Lieder,
Eine Heimat dort gebaut? —
Staunend ſpricht der junge Sänger
Stolz und kalt den Fremdling an:
„„Nun, mein Lied ſtört Euch nicht länger,
„„Wandelt fort auf Eurer Bahn. —“ “

„Du gefällſt mir, mein Geſelle,
„Und Dein Trotz macht mir nicht bang;
„Gönn' mir eine Ruheſtelle
„Neben Dir am Felſenhang. —“
„„Frei geräumt ſei Euch die Stätte,
„„Denn mich führt mein Weg noch weit. —““
„Meinethalb! — Du giebſt, ich wette,
„Mir bis Eiſenach Geleit. —“

„„Ja, ich geh' zum Sängerfeſte! —
„„Kühner Muth ſchwellt mir die Bruſt,
„„Daß der deutſchen Dichter beſte
„„Kämpfen dort voll friſcher Luſt.
„„Auf der Wartburg will ich ringen,
„„Wie es nur mein Sinn vermag,
„„Und mit Gottes Hülf' bezwingen
„„Selbſt den Wolfram Eſchilbach. —““

„Wie? — Den Meiſter, der geſungen
„Parcival und Titurel,
„Siehſt Du ſchon von Dir bezwungen? —
„Wahrlich, Du biſt keck, Geſell! —
„Kannſt Du mit dem Starken meſſen
„Dich, ſo mußt Du tüchtig ſein,
„Mancher Name wird vergeſſen
„Neben ihm, wird matt und klein.

„An dem deutſchen Dichterhimmel
„Glänzet nur ein ew'ger Stern,
„All das kleine Sterngewimmel
„Bleibt der großen Sonne fern. —“
„„Solltet Ihr das wirklich denken,
„„Seid im Irrthum Ihr, fürwahr!
„„Oder, hofft Ihr mich zu kränken,
„„Täuſchet Ihr Euch ganz und gar.

„„Ich bin Heinrich Ofterdingen,
„„Und mein Name, weitbekannt,
„„Hat ein gutes, reines Klingen
„„Überall im deutſchen Land. —““
„Ofterdingen? — Wohl gelitten
„Bei dem Herzog Leopold? —
„Mancher iſt zum Ruhm geſchritten,
„Wenn nur Fürſtengunſt ihm hold. —“

„„Gleich bekennt mir Eu'r Begehren,
„„Sprecht, was wollet Ihr von mir! —
„„Meinen Namen laßt in Ehren,
„„Er iſt meines Volkes Zier.
„„Und ob's Euch beliebt, zu höhnen
„„Mich voll Mißgunſt, gilt mir gleich,
„„Euer Lob wird mich nicht krönen,
„„Euer Beifall macht nicht reich. —““

„Meinſt Du? — Nun, wir wollen ſehen,
„Wie da morgen pfeift der Wind,
„Wenn ich werd' als Richter ſtehen
„Über Dir, Du ſtolzes Kind. —“
„„Wie, Ihr wäret?““ . . . — Ja, mein Knabe,
„Meiſter Klingſor heiße ich. —“
„„Süße Hoffnung, fahr' zu Grabe,
„„Er ſtellt Wolfram über mich! —““

„So viel höher, wie die Sterne
„Über unſrer Erde ſteh'n,
„Und aus ungemeſſ'ner Ferne
„Unerreichbar auf uns ſeh'n. —“
„„Unerreichbar? — Nein, zerſtören
„„Sollt Ihr meinen Willen nicht;
„„Suchet Andre zu bethören,
„„Eure Kraft an meiner bricht.

„„Lebet wohl! — Im Sängerkreiſe,
„„Unter Landgraf Hermann's Schutz,
„„Sehen nach vollbrachter Reiſe
„„Wir uns ohne Groll und Trutz.
„„Dann will ich Euch, Meiſter, zwingen,
„„Daß Ihr anerkennen ſollt:
„„Wir im edlen Deutſchland ſingen
„„Kräftig ohne Fürſtenſold. —""

7.

Klingſor's Betrachtung.

Es iſt doch zum Erbarmen,
Und wirklich wie ein Spott,
Daß dieſe winz'gen Armen
Geſchaffen hat ein Gott. —
Ein Gott! — nach ſeinem Bilde
Voll Hoheit und voll Kraft,
Der wie zum Spaß in's Wilde
Hinein den Plunder ſchafft.

Wie das ſich kindiſch brüſten
Mit ſeinem Willen kann, —
Und gilt es, ſich zu rüſten,
So iſt man unterthan.
Und wie ſich das entzündet
Im übermüth'gen Groll,
Wenn einer 's Wort nicht findet
Zu der Vergött'rung Zoll.

Jetzt biſt Du auf dem Wege,
Du Bürſchlein überklug,
Wo ich Dir Fallen lege,
Die hemmen Deinen Flug.
Wo ſo der Ehrgeiz waltet,
Da hab' ich leichtes Spiel,
Wo Hochmuth ſich entfaltet,
Komm' ich gar ſchnell zum Ziel.

Und mächtig ſollſt Du ſteigen,
Denn, traun! — Du biſt nicht ſtumpf;
Hab' ich Dich dann zu eigen,
Welch herrlicher Triumph! —
Was ſcher' ich mich um Tröpfe,
Die taumeln durch die Welt,
Auf helle, reiche Köpfe
Iſt nur mein Sinn geſtellt.

Im Himmelreich, dort oben,
Da iſt's des Tropfs Beruf,
Den weiſen Gott zu loben,
Der ihn ſo kläglich ſchuf.
Doch mancher auch gehöret
Nicht zu der Lämmerſchar.
Wenn der ſich zu mir kehret,
Iſt's Freude doch fürwahr.

Nicht immer will's ſich fügen
So ganz nach dem Geſchmack,
Oft muß ich mich begnügen
Mit ganz gemeinem Pack.
Doch das bleibt ohne Zweifel,
Troß aller Welten Pracht:
Gott hat es wol dem Teufel
Auf Erden leicht gemacht. —

8.

Der Einzug.

Eiſenach hat ſeine Thore
 wohlgemuthet aufgethan,
Und von allen Seiten ziehen
 fremde Scharen lang heran.
Roß und Maulthier, Knapp' und Ritter,
 Alles will verpfleget ſein,
Und der Wirth an Herbergsthüren
 ladet gaſtlich zu ſich ein.

Wol hielt Landgraf Hermann immer
 ein gar prächtig Hofgelag,
Dem es nie an fremden Gäſten,
 vornehm, reich und ſchön, gebrach,
Und manch ritterlich Turnieren,
 manches Feſt hat ſchon entzückt
Der neugier'gen Menge Augen,
 Die durch Schauen ſich beglückt.

Aber ſolch ein reges Leben,
 ſolch Gewimmel rings herum
Zeigte nimmer ſich! — Die Gaffer
 ſtehen ganz betäubt und ſtumm.
Nicht allein die Sänger-Ritter
 ſtellen ſich mit ihrer Schar,
Wohlberitten, wohlgeführet,
 ganz wie edle Herren dar; —

Sondern Fremde, die erfuhren
von dem ſeltnen Kampf die Kund',
Wurden davon hergezogen
viele Meilen in der Rund';
Denn für edle Sangeskünſte
klopfte damals jeglich Herz,
Wie für zarte Minnedienſte
unter feſtem Panzers Erz. —

Jetzo, wo der gute Harniſch
nicht der Ritter Bruſt mehr ſchirmt,
Wo im wilden Weltenkampfe
Die Gefahr ſie rings beſtürmt,
Jetzo ſind die armen Herzen
in gar bitterlicher Noth,
Pfeil des Egoismus ſchießet
ohn' Erbarmen ſie zu Tod'.

Darum, liebe Herrn und Ritter,
niemand ſich drob wundern kann,
Wenn für Pergament und Wappen
Ihr noch kämpfet Mann für Mann.
Seht, das Herz iſt ſchon verloren
mit dem Harniſch ſtark und rein;
Nähme man Euch Schild und Helme,
büßtet Ihr den Kopf wol ein. —

Von der Wartburg Söller ſchauet
auch die Gräfin auf den Zug,
Welcher durch die Berge windend
nach der Höhe fort ſich trug.
Und ſie fragte den Begleiter
ihr zur Seite, den Kaplan:
„Wer iſt an des Zuges Spitze,
jener Ritter wohlgethan? —"

„„Das iſt unſer Sängerkönig,
Ritter Wolfram Eſchilbach. —""
„Und die Dam' auf weißem Zelter,
ſtralend wie der junge Tag? —"
„„In der Pfalz die ſchönſte Jungfrau,
ſeine Schweſter Brunehild,
„„Die im Kloſter ſelbſt nicht ſichrer
iſt, als hinter Wolfram's Schild. —""

„Kennet Ihr den Jüngling dorten,
der im Geh'n die Laute rührt,
„Und dem nur ein einz'ger Knappe
ſchlicht die ſchlichten Roſſe führt? —""
„„'s iſt der Heinrich Oſterdingen
aus der Herzogsburg zu Wien,
„„Weltberühmt und hochgeprieſen,
Leopoldus ehret ihn. —""

„Wol mit Recht! er weiß zu wecken
in der Bruſt den Zauberquell,
„Und das Lied der Nibelungen
gilt wol einen Titurel.
„Doch wie herrlich ſind die Zeiten,
wo ſolch' Zwiegeſtirn ſich zeigt,
„Und am deutſchen Dichterhimmel
tauſendfältig ſich verzweigt! —

„Seht Ihr jene Beide ziehen
mit den Harfen in dem Arm,
„Einer ernſt und ſinnend ſchauend,
und der Andre ohne Harm? —"
„„Das iſt Heinrich Veldeck, fröhlich
immerdar ſein Lied erklingt;
„„Und der Ernſte, deſſen Buſen
ſich nur Wehmuth ſtets entſchwingt,

„„Walter von der Vogelweide
heißt er, und ſein Sang verehrt
„„Nur die Königin Irene,
deren Bild ſein Herz verklärt. —““
„Herrlich iſt es, wenn ein Sänger
fort in die Unſterblichkeit
„Trägt den Namen eines Weibes,
dem er ganz ſein Herz geweiht.

„Dann umſtralt den dunkeln Namen
einer Glorie zwiefach Licht,
„Die aus Poëſie und Minne
ihm der treue Sänger flicht,
„Und ſo lang der, wie die Eiche,
in dem Stral des Ruhmes glänzt,
„Dieſer zarte Name epheu=
gleich den mächt'gen Stamm umkränzt.

„Hochbeglückt iſt wol Irene,
Kaiſerstochter, Königin,
„Doch die Huld'gung dieſes Sängers
acht' ich höheren Gewinn; —
„Alles Andre fällt dem Grabe
doch anheim, ſpät oder früh —
„Und ein kleines Wort der Liebe
durch Jahrhundert' altert nie. —“

„„Dennoch iſt's ein irdiſch Opfer
auf des Buſens Hochaltar,
„„Der von heil'gem Weihrauch, Dame,
flammen ſollte immerdar,
„„Denn ein einz'ges Wort der Liebe
iſt's, das ewig feſtbeſteht,
„„Wenn mit Fürſt= und Sängerkronen
einſt die Welt in Trümmer geht. —““

Und aus ſeiner Kutte Falten
ziehet er ernſt den Roſenkranz,
Wendet ſich zu der Kapelle
aus des Tages heiterm Glanz. —
Und die Gräfin ſchauet ſinnend
in das blaue Himmelszelt,
Das Verheißung ew'ger Liebe
niederſtralet auf die Welt. —

9.

Der Empfang.

Im großen Saal der Wartburg,
im feſtlichen Gewand,
Da ſteht der Landgraf Hermann,
die Gräfin an der Hand.
Er ſpricht verbindlich: „Liebe
geehrte Herrn und Frau'n,
„Die meine Augen freudig
zum Feſt verſammelt ſchau'n,

„Die Sänger ſind gekommen,
und das Turnier beginnt,
„Wo man ohn' Schwert und Lanze
den Lorbeerkranz gewinnt.
„Doch weil aus Laien-Munde
gar oft Verblendung ſpricht,
„So wie im Fackelſcheine
erliſcht das Mondenlicht:

„So habe ich berufen
vom fernen Ungarn her
„Den würd'gen Meiſter Klingſor,
geübt im Lied gar ſehr.
„Sein Wort ſoll dann entſcheiden
ohn' Hader, Groll und Zwiſt,
„Wenn die verſchied'ne Meinung
nicht zu vereinen iſt.

„Und jetzt erlaubt den Sängern,
ſich, Gräfin, Euch zu nah'n,
„Sie glüh'n, aus Euren Händen
den Dank bald zu empfah'n. — “
Er winkt. — Die Thüren öffnet
nun weit der Seneſchall;
Und wie von hundert Kerzen
wird's leuchtend in der Hall'.

Und Meiſter Klingſor ſchreitet
der Erſt' im Sängerchor,
In Feuerfarb' gekleidet
ſpringt hart und grell er vor.
„Wo ſolche Schönheit waltet,“
ſpricht er zur Landgräfin,
„Da wäre mein Entſcheiden
ein frevelnder Beginn. — “

Drauf naht im Purpurkleide,
die Laut' am Silberband,
Sich Eſchilbach der Gräfin;
er führt an ſeiner Hand
Ein Weib ſo ſchön, daß ringsum
ein Murmeln ſcholl im Saal;
Aus Luft und Glanz gewoben
ſchien ſie ein Sonnenſtral.

„Vergebt mir, hohe Dame,“
ſpricht er mit weichem Ton,
„Daß gleich der erſten Huld'gung
die Bitte folget ſchon:
„Brunhildis, meiner Schweſter,
vergönnt, daß ſie erſcheint
„Mit Euren Frau'n, ſo lange
das Feſt uns hier vereint. — “

„Ich dank' Euch, Ritter, daß Ihr,
der ſüße Lieder ſingt,
„Uns dieſe ſüße Blume
in unſre Kreiſe bringt. —"
Sie neigt ſich zu Brunhilden,
küßt auf die Stirn ſie lind,
Da glichen ſie zween Roſen
im reichen Kranzgewind.

Und Oſterdingen's Auge -
wie eine Biene trinkt
Den Hauch der Roſe — alſo
in Brunhild es verſinkt.
Kaum hört er, daß die Gräfin
mit Lächeln fragt ihn hold:
„Gewiß bringt Ihr mir Grüße
von Herzog Leopold? —"

„O Herrin," ſpricht er träum'riſch,
„ich ſah der Engel Gruß. —"
„Die Dichter haben freilich
manch' ſeligen Genuß,
„Drum iſt's nicht mehr als billig,
daß ſie in ihrem Lied
„Uns geben, was prophetiſch
ihr geiſtig Auge ſieht. —"

Und Walter Vogelweide,
im Kleide amaranth,
'ne welke Roſ' am Gürtel,
ohn' weitern Schmuck und Tand,
Und Heinrich Veldeck ſcherzend,
in hellem Maiengrün,
Und Bitterolf und Zwetzen,
gar ſchön geſchmückt, — ſie zieh'n,

Die Herrin zu begrüßen
mit ſüßem, zartem Wort,
Empfehlen ihrer Huld ſich,
wie einem ſichern Hort.
Und manche von den Frauen,
verlockt durch all den Schein,
Sie wünſchet wol im Stillen,
die Landgräfin zu ſein.

10.

Nächtliche Huldigung.

Der Nachtwind ſäuſelt durch die Äſte,
Kein Sternlein war am Himmel wach,
Ein tiefes Schweigen deckt die Veſte,
Im ſüßen Schlummer Alles lag.
Nur Ofterdingen wandelt ſtille
Und hochbeglückt im Eichenhain,
In ſeinen Buſen zog die Fülle
Des neubeſeelten Lebens ein.

Und als der jungen Liebe Wogen
Zu ſtürmiſch ſchwellen ſeine Bruſt,
Unwiderſtehlich fortgezogen
Wird er von des Geſanges Luſt.
Und unter Brunhild's Fenſter ſchläget
Die Saiten er mit ſtarker Hand,
Was ihn zu Götterjubel reget
Im Liede ſich der Bruſt entwand.

„Ich war ein Träumer, kindiſch ſpielend
„Mit meinen bunten Phantaſien,
„Nicht Wonne und nicht Schmerzen fühlend,
„Wenn ſie entſtehen — und entflieh'n.
„Ich war ein Kind, dem feſtverſchloſſen
„Des Lebens ſeltſam Räthſel blieb,
„Das Kinderfreuden nur genoſſen,
„Wie ſie der Zeitſtrom zu ihm trieb.

„Ich war ein Blinder, meine Tage
„Durchwandelt' ich in tiefer Nacht,
„Und wenn bisweilen eine Frage
„Nach Sternen in mir aufgewacht,
„So ſprach ich: nicht aus weiter Ferne,
„Du armer, ſehnſuchtreicher Thor,
„Aus Deinem Buſen ruf' die Sterne,
„Die nimmer untergeh'n, hervor.

„Da ſang ich meine mächt'gen Lieder; —
„Und wenn ihr Klang den Buſen hob,
„Zog ich den Himmel zu mir nieder,
„Den ich aus Glut des Herzens wob.
„Doch nicht genügte dem Verlangen
„Das ſelbſtgeſchaffne Himmelreich, —
„Da blieb mein Aug' an Deinem hangen,
„Und Erd' und Himmel wurden gleich.

„Jetzt weiß ich von dem Paradieſe,
„Von dem ich ahnend ſonſt geträumt,
„Jetzt weiß ich, daß auf Edens Wieſe
„Die Blume meines Lebens keimt.
„Seitdem Du mich zum Himmel hebeſt,
„Trink' ich der Sel'gen heitre Ruh';
„Du Taube mit dem Ölzweig ſchwebeſt,
„Ein Stral des Ew'gen, auf mich zu. —"

„Brunhildis hört des Sängers Weiſe,
Die wie ein Nachtſturm mächtig rauſcht,
Sie ſchleicht von ihrem Lager leiſe
Zum Fenſter hin und lauſcht — und lauſcht.
„„O dürft' ich, ſchöner Ofterdingen,
„„Erwiedern auf Dein ſüßes Wort;
„„Die Gluten Deiner Seele ſchlingen
„„Mich feſt an Dich für hier und dort. —""

Die Zimmer über Brunehilde
Sind der Landgräfin Schlafgemach;
Erfreut, geſtört von manchem Bilde,
Ruht ſie auf ihrem Lager wach.
„Wem mag des Sängers Lied erklingen? —
„Wem weiht er ſeiner Bruſt Altar? —“
Befangen willſt zum Licht Du dringen? —
Die Lieb' allein iſt feſt und klar. —

11.

Die Minneſänger.

Wollt Ihr wirklich Eure Lieder,
Dieſen zarten Geiſterhauch,
Dieſe Seelenblüte, nieder
Legen vor das Menſchenaug'? —
Wollt Ihr Eure ſel'gen Stunden,
Wahnſinnsſchmerz und Götterglück,
Was gedacht Ihr, was empfunden,
Kühn entſchleiern fremdem Blick? —

Fürchtet Ihr nicht Witz der Spötter,
Der in kalten Herzen wohnt? —
Nicht den Hohn, der ſelbſt die Götter
Eures Cultus nicht verſchont? —
Habt Ihr aus demüth'ger Seele
Jede Eitelkeit verbannt,
Daß Ihr's tragt, wenn Eure Fehle
Wird vom harten Sinn erkannt? —

Wollt Ihr nichts, als nur verklären
Der verhüllten Gottheit Bild; —
Den auf Eure Weiſe ehren,
Der den Weltentempel füllt? —
Klopfet Euch das Herz nicht bänger
Nach dem irdiſchen Gewinn? — —
Dann, nur dann, Ihr trauten Sänger,
Tretet vor die Schranken hin.

Wolfram von Eſchilbach.

Das Lied von der Wahrheit.

So wie im Oſt die Roſenflammen,
Verkündend uns den jungen Tag,
Als Wunderglanz der Nacht entſtammen,
Die tief und ſchwer auf ihnen lag, —
Wie ſie in tauſend Flammenzweigen,
Noch nie von Künſtlerhand gemalt,
Die große Sonne endlich zeigen,
Die ſegnend auf uns niederſtralt:

So dämmert ahnungsreich die Schöne
Der Wahrheit durch die Nebel klar,
So harret ſie, bis ſie bekröne
Den Himmel, der ihr Heimat war.
Und hat ſie ſiegreich überwunden
Die Wolken, die mit finſterm Hohn
Des zarten Lebens erſte Stunden
Vernichtend zu erſticken droh'n; —

Und hat mit großem, ernſtem Schritte
Die ſchwülen Wetter ſie zerſtört,
Die in des Tages heißer Mitte
Entzünden ſich an ihrem Herd:
Wie auf des Meers geſtillten Wogen
Schwebt ſie der Stätte ihrer Ruh',
Am friederfüllten Himmelsbogen,
In lächelnder Vollendung zu.

Und iſt ſie dann hinabgeſunken
In's rothe, glutumfloſſ'ne Meer,
So haben Stern' ihr Licht getrunken
Und bringen troſtreich uns Gewähr,
Daß, wenn wir ſie auch nicht mehr ſchauen,
Sie dennoch ſegnend fortbeſteht,
Für andrer Welten andre Auen
Alliebend auf- und untergeht.

Auf unſern tiefverhüllten Wegen,
Im engbegrenzten Erdenthal,
Laßt uns mit heil'ger Andacht pflegen
Den gottgebornen Liebesſtral.
Laßt uns in treuer Bruſt behüten
Den Samen göttlichen Vereins,
Daß er entfalte ſich zu Blüten,
Denn Lieb' und Wahrheit ſind nur eins.

Heinrich von Veldeck.

Das Lied von der Freude.

Blumen ſind Freude,
Freude iſt Liebe;
Lieben heißt: übe
Froh Dich im Leide;
Denn es verblühen
Roſen und Nelken;
Willſt, wenn ſie welken,
Du nicht mehr glühen? —

Willſt einem Lenze
Weihen Dein Leben,
Ohne noch Kränze
Ferner zu heben? —
Weil Dir die Roſen
Flüchtig entſchwunden,
Haſt Du im Koſen
Dornen gefunden; —

Decke die Wunde
Kräftig im Nu;
Süßerem Munde
Wende Dich zu.
Lilien prangen
Herrlich und hehr,
Wecken Verlangen
Wol noch weit mehr.

Wurm aus der Tiefe
Kriecht zu Dir hin,
Daß er dort ſchliefe,
War nicht Dein Sinn.
Laß denn die Weiße,
Wenn ſie Dich trügt! —
Sommer verfliegt,
Aſtern im Kreiſe

Wehen und winken
Herrlich geſchmückt;
Magſt dort beglückt
Seligkeit trinken.
Stürme, ach! nahen
Winterlich kalt,
Und ſie umfahen
Zarte Geſtalt.

Dann iſt es trübe,
Dann wird es Nacht;
Wart' bis mit Liebe
Frühling friſch lacht.
Spur des Verfalles
Wohnt überall — —
Liebe nicht Alles,
Liebe das All. —

Reinhard von Zwetzen.

Das Lied von der Hoffnung.

Was glüht im fernen Morgenland
Der Stern den Magiern zugewandt,
Was achten ſie es Hochgewinn,
Zu wandeln, wo er weiſt ſie hin? —
Vertrauend zieh'n in ſeinem Stral
Sie ſicher über Berg und Thal,
Und wo er blinkt,
Ihr Auge trinkt
Entzücken und die ſel'ge Hoffnung winkt.

Was ſtralt dort auf Ägyptens Flur
Das höchſte Wunder der Natur? —
Ein ganzes Volk, gedrückt und arm,
Sucht ſeine Heimat liebewarm,
Zieht in der Wüſte ohne Ruh'
Dem Lande der Verheißung zu.
Die Sonne ſinkt,
Vom Himmel blinkt
Die Feuerſäul' und ſel'ge Hoffnung winkt.

Was hebt uns über's Todesloos
Hoch aus des Grabes finſterm Schooß? —
Die Blumen und der Schmetterling
Umſpielen es; — ein ew'ger Ring
Schlingt aus Vergänglichem hinauf
Uns in der Ewigkeiten Lauf.
Die Hülle ſinkt,
Das Auge trinkt
Vollendung und die ſel'ge Hoffnung winkt.

Die Feuerſäul', der heil'ge Stern,
Sie locken uns durch's Leben fern;
Und Schmetterling und Blume ſpricht,
Daß nie uns fehle Zuverſicht,
Bis wir an Lieb- und Hoffnungshand
Erreichen unſer Heimatland; —
Einſt Hoffnung ſinkt,
Erfüllung winkt,
Und unſre Seele ew'ge Liebe trinkt.

Walter von der Vogelweide.

Das Lied von der Treue.

Der letzte Hauch von Edens Lüften,
Der unſre heiße Stirne kühlt,
Wenn aus Entſagung, Trennung, Grüften,
Der Schmerz ſich hebt und uns zerwühlt, —
Der letzte Troſt aus Engelsmunde,
Als Er aus ſeinem Paradies
Den Menſchen mit der Schreckenskunde
Hinaus in's harte Leben ſtieß: —

Es iſt das kleine Wörtchen: Treue,
Das eine Welt vor uns erſchließt,
Wo unter ew'ger Himmelsbläue
Die Roſe unverwelklich ſprießt,
Die einſt an unſerm heißen Herzen
Erblüht' zu voller Schönheitspracht,
Und wie des Altars ew'ge Kerzen
Verkläret auch die tiefſte Nacht.

Und wär' ſie unſerm Aug' entrücket
So fern wie jene Sonne dort,
Und wär' das Ohr nie mehr erquicket
Durch ihrer Stimme Mollakkord,
Und gäb' es keinen Hoffnungsſchimmer,
Daß uns die Zukunft einſt vereint,
Daß unſer Aug' die Thrän' nicht immer
So einſam und verlaſſen weint,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Und ruhte ſie im Sarkophage,
Genießend droben Sel'ger Lohn,
Und ſchwebten ihr die goldnen Tage
Vorüber auf des Kaiſers Thron,
Und möchte eine Welt ſie haſſen,
Die ihr die Dornenkrone flicht,
Und hätte Gott ſie ſelbſt verlaſſen, —
Ich ließe meine Roſe nicht!

Das giebt dem innern Leben Würde,
Das ebnet ſelbſt den Felſenſteg,
Das nimmt des Daſeins ſchwerſte Bürde,
Den Zwieſpalt aus dem Buſen weg.
Ich ſteh' am Ziel von meinem Sehnen,
Der Weltkreis ſtralt ein Bild zurück,
Und mir ſind — ach! — der Liebe Thränen
So ſüß wie kaum der Liebe Glück. —

Bitterolf.

Das Lied vom Glauben.

Unter Sternen, Blum' und Sonnen
Wandelt fröhlich Ihr dahin,
Schöpfet aus dem tiefen Bronnen
Reichbegabt den tiefen Sinn,
Und des Lebens Luſtgewinn.
Perlen werden Eure Thränen,
Euer Schmerz ſprießt aus der Glut,
Mit der Ihr voll heißem Sehnen
An der Quelle alles Schönen,
An der Bruſt der Liebe ruht.

Brennen auch die blut'gen Wunden,
Iſt es, wie die Roſe glüht,
Wenn in hohen Mittagsſtunden
Sonne auf ſie niederſieht
Und in ihren Buſen zieht.
Kämpft in That und in Gedanken
Ihr auch mit der Sorgen Chor,
Dennoch geht Ihr aus den Schranken,
Schön geſchmückt mit Lorbeerranken,
Siegreich und gekrönt hervor.

Wer ſtatt auf die Blum' und Sterne
Auf das ſchwarze Kreuze baut,
Das durch trübe, ſchwüle Ferne
Ernſt und mahnend niederſchaut,
Winkend dem, der ihm vertraut, —
Was ſoll dem der bunte Schimmer,
Was die Roſe, was der Kranz,
Was der Sterne hell Geflimmer! —
Ach! es ſind nur arme Trümmer
Von des Paradieſes Glanz.

Hat der Pilgersmann ein Zeichen,
Iſt er froh ſich deß bewußt,
Daß er endlich es erreichen
Muß, weil aus der ſtarken Bruſt
Er vertrieb der Erde Luſt? —
Weiß er, daß ihn dort umwehen
Lilie und Palmenkron',
Daß er nach ſo bangem Flehen
Wird im Chor der Sel'gen ſtehen
Um des Höchſten Stralenthron? —

Nein, o nein! — Ob er dem Ziele
Nahen wird — ob er im Licht,
Froher Engelſchar Geſpiele,
Amaranthenkränze flicht —
Ach, das Alles weiß er nicht.
Ging' er auch noch tief gebückter,
Ferner noch von Luſt und Scherz,
Dennoch tauſendfach entzückter,
Als Ihr Freudenkinder, drückt er
Liebeheiß das Kreuz an's Herz.

Heinrich von Ofterdingen.

Das Lied von der Kraft.

Wol ſpaltet ſich in tauſend Stralen
Der Liebe flammenreiches Licht, —
Aus tauſend demanthellen Schalen
Strömt Lebensquell, der nie gebricht, —
Verkündet wird von tauſend Zungen
Ein und daſſelbe große Wort,
Wie's Jedem in der Bruſt erklungen
Und durch ſein Weſen tönet fort; —

Und wohl uns, daß alſo geſchaffen
Der Menſchheit Baum ſich kräftig hebt,
Durch Wurzel, Blatt und Zweig erraffen
Die Nahrung will, nach der er ſtrebt;
Daß unbegrenzt ſich offenbaren
Die nur geahnten Harmonien,
Die aus dem Grundton, aus dem wahren,
In jede durſt'ge Seele zieh'n.

Wohl uns, daß — wie die kluge Schlange,
Wenn eine Wunde brennt ſie heiß,
Verborgen unter'm Felſenhange
Das Heilkaut aufzufinden weiß —

Alſo der Menſch für ſeine Wunden
Mit eigner Hand den Balſam wählt,
Der ihn von Krankheit läßt geſunden
Und ferner für den Kampf ihn ſtählt.

Doch Eins iſt, was die Stralen windet
Zu einem mächt'gen Feuerball,
Was die verſchiednen Zungen bindet
In einen kräftig ſtarken Schall,
Was aus den Quell- und Stromesfluten
Ein großes Lebensmeer erſchafft,
Was eine Welt mit ihren Gluten
Und Schmerzen trägt — es iſt die Kraft! —

Du hohe, felſenfeſte Säule,
Die unſers Schöpfers gnäd'ger Ruf
Beim Weltenbau zu unſerm Heile
In jedem Menſchenbuſen ſchuf; —
Wer Dich umſchlingt mit beiden Armen,
Dem wird die Herrſchaft ob der Welt,
Der rauhe Stein ſelbſt muß erwarmen,
Der Fels vor ſeinem Winke fällt.

Mag auch ſein Blut in Strömen fließen,
Er achtet's nicht und ſchreitet vor,
Denn ſelbſt aus ſeinen Wunden ſprießen
Ihm Kräfte neuverjüngt empor.
Umziſchet ihn der Hohn der Menge,
Die nur gemeine Seelen wiegt,
Ein Wort zermalmet das Gedränge, —
Er lächelt und — er hat geſiegt.

Was er gewollt — es iſt errungen,
Was er gedacht — es iſt geſcheh'n,
Was er gehaßt — es iſt bezwungen,
Was er gethan — wird fortbeſteh'n,
Was er geliebt — es iſt erhoben,
Hoch über dieſe Welt des Scheins,
Bis in den höchſten Himmel droben —
Denn Kraft und Liebe ſind nur Eins.

Minnelieder.

Eſchilbach's Minnelied.

Über den Wolken da wohnt meine Liebe,
Hoch im kryſtall'nen, ätheriſchen Haus,
Über dem Wechſel von licht und von trübe,
Über vergänglichem, ſchwankendem Graus.

Hell auf dem Throne in Roſenlicht waltet
Sie mit dem Lilienſtab in der Hand;
Neigt ſie zu mir ihn hernieder, entfaltet
Stralend dem Blick ſich ein magiſches Land.

Wonne, nur Wonne, wohin ich mich wende! —
Engel der Freude und Genien der Luſt
Gießen die duftende, roſige Spende
Auf ihren Wink in die lechzende Bruſt.

Zephyre künden die liebliche Nähe
Koſend und ſchmeichelnd und freudig mir an,
Fächeln mit goldenem Flügel das Wehe
Irdiſcher Sorgen mir fern von der Bahn.

Bleibe nur dort, im phantaſtiſchen Lichte,
Zaubriſcher Engel! — Ach, ſtiegſt Du herab,
Würde die Göttererſcheinung zunichte,
Und Dich erwartete Tod und das Grab.

Bleibe nur dort! — In den himmliſchen Fernen
Biſt Du mein eigenſtes, köſtlichſtes Gut,
Giebſt meiner Seele den Flug zu den Sternen,
Leihſt ihr den Wunſch, der dort oben nur ruht. —

Veldeck's Minnelied.

Bin ich bei Dir, mein ſüßes Leben,
So fühle ich das glüh'nde Streben
Nach Sang und Lied im Herzen nicht.
Ich ruh', mein Haupt auf Deinem Buſen,
Es ſchweigen mir die ernſten Muſen,
Wir hören nur, was Amor ſpricht.

Die Lippen wollen nur verſinken
In Deinen Kuß, die Seele trinken,
Sich baden in dem Wonnerauſch;
Und in den ſüßen Feuerfluten
Ausſtrömen Schmerz- und Liebesgluten, —
Des allertiefſten Lebens Tauſch.

Die Hand will ſchmeichelnd Dich umfangen,
Nur tändeln Dir um Stirn und Wangen, —
Das Aug' ſaugt Deine Blicke ein; —
Was ſoll das Herz Dir dann noch zeigen? —
Du weißt es ja, ich bin Dir eigen,
Du fühlſt entzückt: ich bin ganz Dein.

Doch fern von Dir, da wird zum Liede
Des Herzens Glut, und ſuchet Friede,
Erſatz — im Melodiengruß.
Der Bruſt bewegte Wellen ſchäumen
Als Geiſt empor in Dichterträumen — —
Sprich, fühlſt Du nicht den Geiſterkuß? —

Zwetzen's Minnelied.

Ohne Dich, —
Wie dunkel ſind die Tage,
Wie trüb' der Himmel, Sonne kalt!
Es ſtürzt auf mich des Irdiſchen Gewalt,
Und Herz und Sinn erleichtert keine Klage.
Der holde Glanz des Daſeins iſt verſchwunden,
Und drückend das Gewicht von Tag und Stunden, —
Ohne Dich.

Ohne Dich, —
Liegt wie in dumpfen Träumen
Der Geiſt gefeſſelt, ohne Kraft;
Und wenn aus angebornem Trieb' er ſchafft —
Nur taube Blüten dieſer Saat entkeimen. —
Wie ſpät im Herbſte blaſſe Roſen blühen,
So kann auch ich nicht jubelvoll erglühen —
Ohne Dich.

Ohne Dich, —
Erſtarrt die arme Seele,
Wie's Vöglein, das die Mutter ließ,
Wie's Kind, das man aus Vaterhaus verſtieß,
Wie eine Blume in der Felſenhöhle. —
Und quälend die Gedanken mich umſchweben:
Ich kann nicht ſterben und ich mag nicht leben —
Ohne Dich.

Walter's von der Vogelweide Minnelied.

Beginne wieder Deine Feier,
  Die langvertraute Dir,
Und laß ertönen, meine Leier,
  Den ew'gen Preis von Ihr.

Ich weiß nur einen ſüßen Namen,
  Der ſtets mein Herz erregt;
Ob tauſend gingen, tauſend kamen,
  Es blieb doch unbewegt.

Doch wenn Dein ſüßer Nam' erklinget,
  So bebt die Seele mein;
Die Liebe den Geſang durchdringet,
  Um beide Dir zu weih'n.

Und wie die Seele an Dir hanget —
  Du weißt, Du ahnſt es kaum;
Wie ſie nach Deiner Huld verlanget,
  Bleibt Dir — ein Sängertraum.

In dieſem Traume meines Lebens
  Liegt wol ein tiefrer Sinn,
Als er dem Ziele manches Strebens
  Sich darbeut als Gewinn.

Doch nimmer wirſt Du mir verſagen,
  Du Milde ſonder Zorn,
Zu preiſen bis in fernſten Tagen
  Dich „Roſe ohne Dorn."

Bitterolf's Minnelied.

Jungfrau, reine,
Die ich meine,
Herrin Dú der höchſten Huld! —
Ach, Du hebſt voll Lieberbarmen
Zu Dir den gedrückten Armen,
Süßer Urquell der Geduld.

Wem Dein Segen
Strömt entgegen,
Wer Dir tief in's Auge ſieht,
Wem die Liebesſterne blinken,
Muß in ihren Glanz verſinken, —
Muß vergehen, wenn er flieht.

Doch nicht fliehen,
Ewig glühen,
Gleich der Sonnenſcheibe dort,
Will aus ungemeſſ'ner Gnade
Deine Liebe, unſre Pfade
Ebnen, lenken ſtill zum Port.

Ird'ſche Liebe
Flammet trübe,
Wie das Erdenleben auch,
Wird in Schmerzen oft geboren,
Geht in Schmerzen oft verloren,
Leicht bewegt von jedem Hauch.

Jrd'ſche Schöne —
Ach, es wähne
Keiner, daß ſie dauernd ſei! —
Flücht'ger Lenz entführt die Roſen; — —
Wer iſt dann dem Kuß, dem Koſen,
Der Vergötterung noch treu? —

Doch Dein Lieben
Kann nichts trüben,
Deine Schönheit welkt nie hin.
Ewig auf demantnem Throne
Stralſt Du mit der Sternenkrone,
Aller Himmel Königin.

Ofterdingen's Minnelied.

Darf ich's wagen, Ihr zu zeigen,
Wie ſie mir das Herz erfüllt? —
Ach, es iſt ihr ganz zu eigen,
Doch in Schweigen
War's bisher gehüllt.

Zitternd ich von ferne ſtehe,
Stumm und zagend, athme kaum;
Ich, ſo ſtolz in Fürſtennähe,
Bange flehe:
Gieb Vertrauen Raum.

Seit dem ſchnell erfochtnen Siege,
Der im Flug mein Herz berückt,
Iſt mir's, als ob Deine Züge
In der Wiege
Schon mich angeblickt; —

Als ob froh im Kinderſpiele
Selig jubelnd wir gelacht,
Als ob in dem Weltgewühle
Die Gefühle
Mächtiger erwacht; —

Als ob treu Dir anzuhangen,
Deine Seele, Holde, rührt, —
Als ob unſer Glutverlangen
Uns mit Bangen
Zu einander führt.

Oder bin ich's nur alleine,
Den die Hoffnung ſüß beſchlich? —
Wirſt Du nie im Liebvereine
Froh die Meine —
Herz, dann brich! —

Legenden.

Eſchilbach:

Legende vom heiligen Chriſtof.

Ein mächt'ger Rieſ' im Heidenland,
Er wohnt' an eines Stromes Rand,
Und trug auf ſeinem ſtarken Rücken
Die Reiſenden hindurch, weil Brücken
Die wilde Woge duldet nicht.
Der Rieſ' oft bei ſich ſelber ſpricht:
„Gar traurig iſt es, dienſtbar ſein
Dem Erſten, der da kommt gegangen;
Gern würd' ich mich zu eigen weih'n,
In Tod und Leben Dem anhangen,
Der aller Welten Herrſcher wär'. —“

Ein großer König kam daher.
„„Nur ſchnell, ich bin der Herr der Welt,
„„Komm', trage mich, hier haſt Du Geld. —“ “
„Das ſoll geſcheh'n, wie leicht, wie gern,
„Ich ſuche ja den Weltenherrn. —“
„„Gewiß, ich bin's! — Mein iſt das Land
„„Soweit dem Aug' es iſt bekannt,
„„An jedem Tag hab' ich ein Feſt,
„„Man huldigt mir von Oſt nach Weſt . . . . . —

„„Doch, lieber Rieſe, trag' mich dort
„„Hinab, recht fern von jenem Ort;
„„Es lauert da der Feind auf mich. —““
„O weh, Herr König, fürchteſt Dich? —
„Dann biſt Du Herr ja nur zum Schein,
„Kannſt nimmermehr der meine ſein. —“

Der Teufel kam ſehr keck geſchritten.
„„Komm', trage durch des Stromes Mitten
„„Den ſtarken Herrn der ganzen Welt. —““
Der Rieſe denkt: das iſt mein Held! —
Und flugs alſo zum Teufel ſpricht:
„Du fürchteſt Dich vor Feinden nicht? —“
„„Ha, ich mich fürchten!““ — lacht der Teufel, —
„„Du haſt ja wunderliche Zweifel! —
„„Der Erdkreis iſt mir untergeben
„„Und dienet mir mit Angſt und Beben . . . . —
„„Doch, lieber Rieſe, ſei ſo gut,
„„Und trag' mich abwärts durch die Flut,
„„Das Kreuze dort beleidigt mich. —““
„O weh', Herr Teufel, fürchteſt Dich? —
„Dann biſt Du ja nur Herr zum Schein,
„Kannſt nimmermehr der meine ſein. —“

Ein zartes Knäbchen kommt gegangen,
Mit goldnen Locken, Roſenwangen,
Und bittet freundlich: „„Trage mich. —““
„Das ſoll geſcheh'n, doch ſorge ich,
„Dir bangt, wenn nicht mein Arm Dich hält. —“
„„Nie bangt mir, ich bin Herr der Welt. —““
„Siehſt mir ſo aus, mein kleiner Wicht!
„Bin oft betrogen, glaub' es nicht. —“
Und ſieh', des Knaben zarte Laſt
Wird ſchwer und ſchwerer, drohet faſt

Den Rieſen in die Flut zu beugen,
So tief muß er ſich drunter neigen.
„Was iſt denn das? — In meinem Leben
„That ich ſo ſchwere Laſt nicht heben,
„Wie dieſe mir zu tragen fällt. —“
„„Du trägſt den Herrn der ganzen Welt. —““
Und wie der Rieſe um ſich ſchaut,
Er kaum den eignen Blicken traut; —
Ein heller Stralenkranz umlaubt
Des zarten Knaben lockig Haupt,
Und ſchön erglänzen rings die Fluten
Vom Wiederſchein, in Purpurgluten,
Und aus des Knaben Auge bricht
Ein überirdiſch, — göttlich Licht. —
Und mühſam trägt er ihn zum Strand.
Da kniet er hin, küßt ihm die Hand:
„Du biſt der Herr, nicht blos zum Schein,
„O, wolle auch der meine ſein. —“

Der Rieſe ward ein frommer Chriſt;
Sanct Chriſtof er geheißen iſt. —

Veldeck:

Legende vom heiligen Johannes.

Der Jünger, den der Herr geliebt,
Dem ſterbend er die Mutter giebt,
Er hatte auf der Patmos drüben
Der Offenbarung Buch geſchrieben;
Mit ſeligtrunknem Aug' erſchaut,
Was er den Blättern anvertraut,
Denn ſeine Seele war ſo rein,
Daß ſie ertrug des Himmels Schein.
Drauf ging nach Griechenland er fort
Und lehrte mild das ew'ge Wort
Von einem zu dem andern Ort,
Und ſtreute aus den Lebensſamen
In des geliebten Heilands Namen,
Und gläubig kehrte Vieler Sinn
Sich zu dem Wort vom Kreuze hin.

Das ſah'n mit ſcheelem Blick die Weiſen,
Aus deren ſonſt gedrängten Kreiſen
Die Schüler allgemach verſchwanden,
Und ſich zum fremden Lehrer fanden.
„O, wären wir den Fremdling los!
„Er giebt uns ganz den Todesſtoß. —"
Und heimlich ſuchen ſie voll Tücken
Den Unſchuldvollen zu berücken.
Sie laden ihn zum Feſte ein,
Und ſchütten Gift in ſeinen Wein.

Er kommt. — Das Feſt wird froh begangen,
Er ſpricht mit ihnen unbefangen;
Doch als er ſieht den Goldpokal,
Gedenkt er ſeines Heilands Mahl,
Und tiefe Andacht ihn ergreift, —
Der Wehmuth Hauch ihn überſtreift —
Er ſegnet ſtill den Becher ein,
Des Herrn Gedächtniß ihn zu weih'n.
Da ringelt aus dem Purpurwein
Sich hoch empor ein Schlängelein.
Und ſanft ſtellt er den Becher hin:
„„Es bringt Euch nimmermehr Gewinn,
„„Was Ihr gen mich auch Böſes ſchafft;
„„Mit mir iſt Gott und ſeine Kraft. —““

Er geht bewegt aus ihren Kreiſen. —
Ein tiefes Graus erfaßt die Weiſen. —

Zweyen:

Legende vom heiligen Martin.

In Gallien lebt' ein mächt'ger Held,
Voll Ruhm und Anſeh'n in der Welt,
Und überdas ſo mild, ſo gut,
Daß nimmer ſein Erbarmen ruht.
Allein er mocht' ſich nicht bequemen,
Den Chriſtenglauben anzunehmen.

Umgeben von dem Dienertroß
Kam eines Tags auf weißem Roß
Er kühn und hoch einhergeſprengt; —
Ein Purpurmantel ihn umfängt. —
Im Winter war es und ſehr kalt,
Deshalb der Mantel um ihn wallt. —
Da ſpricht ein armer nackter Mann
Den hohen Ritter flehend an:
„O, gebt mir gnädig voll Erbarmen
„Ein Kleid, damit ich mög' erwarmen. —"
„Hier haſt 'nen Pfennig, fort, Du Hund! —"
Ertönt's aus eines Dieners Mund. —
Der edle Ritter ſagt: „„Mit nichten,
„„Damit kann er ja nichts ausrichten!
„„'s iſt bis zur nächſten Stadt noch weit,
„„Er braucht zur Stell' ein warmes Kleid. —""
Er zieht ſein Schwert; den Purpur weich
Zertheilt er in zwei Hälften gleich,
Giebt eine an den armen Mann,
Zieht mit der andern ſeine Bahn.

Und als er in die Herberg' kam
Und ſich ein ſtilles Zimmer nahm,
Da ſinkt auf's Lager er zur Ruh',
Es fallen ihm die Augen zu.
Doch kaum, daß er ſie hat geſchloſſen,
Sieht er den Herrn von Licht umfloſſen,
Der jenen halben Mantel trägt,
So er dem Armen umgelegt.
Wie Engelſang im Paradies
Ertönt es hold und himmliſch ſüß:
„Was dem Geringſten Du gethan,
„Das nehm' ich für mich ſelber an. — “

Und als der Ritter drauf erwacht,
Iſt er zu heilger Lieb' entfacht,
Getauft, wird Martin er genannt,
Und iſt als Biſchof Tours' bekannt.

Walter von der Vogelweide:

Legende vom heiligen Georg.

Im Lande Cappadocia
Der Teufel die Prinzeſſin ſah;
Da Schönheit mächtig ihn berührt,
So hat er ſchleunig ſie entführt.
Zur ſelben Zeit zog aus in's Feld
Herr Sanct Georg, der tapfre Held,
Um unermüdet zu erlöſen
Die Menſchen von dem Druck des Böſen;
Zu brechen hier Tyrannenketten,
Und fromme Unſchuld dort zu retten.
Er hört der Dame Angſtgeſchrei,
Eilt auf dem Streitroß flugs herbei;
Der Teufel merkt, daß es ſich handelt
Um Leib und Leben; ſchnell verwandelt,
Ein Lindwurm ſteht er ſcheußlich da,
Wie noch kein Aug' ihn jemals ſah,
Sucht Roß und Reiter zu umſchlingen,
Und ſo den Kampfpreis zu erringen.
Doch Sanct Georg ſich mächtig wehrt,
Schwingt in der tapfern Hand ſein Schwert;
Mit Ritterſinn und Glaubensmuth —
Gering nur achtet er ſein Blut —
Greift er den grauſen Lindwurm an,
Und heftig fort der Kampf ſich ſpann,
Indeß im heißen Angſtgebet
Zum Himmel auf die Dame fleht.

Doch wer da kämpft den guten Streit
Und der gerechten Sach' ſich weiht,
Wer ſucht durch ſeiner Lanze Blitzen
Das Rechte, Wahre nur zu ſchützen,
Der muß am Ende herrlich ſiegen,
Der Teufel ſelbſt vor ihm erliegen,
Und wenn er auch allein'ger Herr
Auf dieſer ſchönen Erde wär'.

So kam's, daß Sanct Georgens Hand
Den grimmen Lindwurm überwand.
Da ſprach die Dame: „„Retter mein,
„„O möchtet Ihr doch Herr mir ſein. —""
Der Ritter ſprach: „Du Fürſtenkind,
„Verloren Deine Worte ſind,
„Ich zieh' im ew'gen Kampfe weiter,
„Denn ich bin meines Gottes Streiter! —
„Ein guter Engel ſei Dir Leiter! —"

Er geht. — Sie bleibt. — „„Nun zieht er dort,
„„Und trägt mein Herze mit ſich fort. —""
Und in der Seele tiefer Trauer
Entflieht ſie hinter Kloſtermauer. —

Bitterolf:

Legende vom heiligen Antonius.

Antonius, der Eremit,
War blind, doch unermüdet zieht
Er lehrend, predigend umher,
Und fällt es ihm auch noch ſo ſchwer.
Ein kecker Heidenknabe iſt
Sein Führer; doch ſeit langer Friſt,
Soviel der Heil'ge thät' ihn lehren,
Der Burſch nicht wollte ſich bekehren,
Trieb unverzagt nur Hohn und Spott
Mit allen Heil'gen und mit Gott,
Indeß ſein Herr nichts that als ſinnen,
Wie für den Glauben ihn gewinnen.

Einſt denkt der Knab': „Ich möcht' doch ſeh'n,
Wie's einem Heil'gen müßte ſteh'n,
Wenn er recht arg gerieth in Zorn. —“
Drauf über Diſteln, Stein und Dorn,
Auf wilder, unwegſamer Bahn,
Führt er den heil'gen, blinden Mann
In eine rauhe Felſenenge.
„Hier,“ ſpricht er, „iſt des Volks die Menge! —
„Sie lauſchen lautlos Alle hier
„Auf Troſt und Lehre, Herr, von Dir. —“
Antonius ſpricht aus tiefem Herzen,
Giebt Balſam für jedwede Schmerzen,
Verheißt den Frieden jeder Bruſt,
Die frommen Glaubens ſich bewußt,
Er trocknet mild des Jammers Zähre,
Und giebt dem Herrn allein die Ehre.

Der tolle Knabe lacht faſt laut,
Daß er dies Späßchen hat gewagt,
Und daß der Heil'ge ihm vertraut;
Doch als der nun zum Schluſſe ſagt:
„„Ich ſegn' Euch in des Herren Namen, —““
Da ſprachen alle Steine: „Amen. —“
Der Knabe ſtürzt auf's Angeſicht,
Die Reu' ihm faſt das Herz zerbricht.
Er fleht: „Vergieb! und muß ich ſterben,
„So rette mich von dem Verderben. —“
„„Du armes Kind! — Die Rettung iſt
„„Alleine beim Herrn Jeſu Chriſt,
„„Und wenn die Menſchen ihm auch ſchweigen,
„„So wird der Stein ſelbſt für ihn zeugen. —““

Ofterdingen:

Legende von der heiligen Margarethe.

Voll Demuth harrt der letzten Stunde
Margrethe in des Kerkers Grunde.
Wenn Morgenſonn' die Erde grüßt,
Ihr Auge ſich dem Lichte ſchließt;
Das Märtyrthum iſt ihr bereitet,
Sie hat ſich ernſt drauf vorbereitet,
Und mit Gebeten jetzt durchwacht
Sie ihres Lebens letzte Nacht.

Wie fromm ſie ſei, wie rein und gut,
Der Teufel faßt ſich dennoch Muth,
Tritt vor ſie hin und ſpricht zu ihr:
„Ich rette Dich, ergieb Dich mir! —
„Was willſt Du morgen Pein erleiden,
„Woran ſich Deine Henker weiden? —
„O, lebe doch in Luſt und Freuden!
„Du biſt ſo jung, Du biſt ſo ſchön,
„Solch Weib darf nicht zum Tode geh'n,
„Der Weltkreis muß ihm offen ſteh'n. —“
„„Zum Tode kehrt ſich all mein Hoffen,
„„Ich ſeh' das Paradies ſchon offen,
„„Ich werde unter ſeinen Palmen
„„Mitſingen in den ew'gen Pſalmen,
„„Und ausruh'n in dem Himmelsport —
„„Und Du, Verſucher, heb' Dich fort! —““

Hat ſie gleich ruhig ernſt geſprochen,
Des Teufels Muth iſt ungebrochen,
Er hofft, die Furcht in ihr zu wecken,
Zu überwinden ſie durch Schrecken.
Verwandelt in 'nen Feuerdrachen,
Speit Flamm' und Schwefel aus ſein Rachen,
Und ſelbſt die Hölle mag nicht glühen
So heiß, wie ſeine Augen ſprühen.

Doch mit dem gotterfüllten Sinn
Tritt Margareth zum Altar hin,
Ergreift das Kreuz und hält es hoch
Dem Teufel vor, der tief ſich bog;
Dann ſtellt ſie unverletzt vom Feuer
Den zarten Fuß auf's Ungeheuer,
Das heulend ſich im Staube windet,
Zum Widerſtand nicht Kräfte findet:
„O, hab' Erbarmen, laſſe mich,
„Du biſt weit mächtiger als ich. —"
Sie lächelt und der Teufel wich.

„Ein jeder Ritter hat geſungen" —
Der Landgraf ſpricht — „was auf der Welt
„Als Höchſtes, Reinſtes ihm erklungen,
„Woran er ſich im Leben hält.
„Ein jeder hat mit Liebesmühe
„In zarten Worten uns geſagt,
„Wofür er kämpfe, ſinge, glühe,
„Und was in ſeinem Innern tagt.

„Doch wer am ſchönſten nun von Allen
„Erſchloſſen hat das Zauberreich,
„Das möchte ſchwer zu ſagen fallen; —
„Ein Sänger ſingt nicht Allen gleich.
„In unſern Seelen ſchlummern Klänge,
„Oft tiefverhüllt und unbewegt;
„Für uns iſt Meiſter der Geſänge
„Wer zum Bewußtſein ſie erregt.

„Drum meine ich, es müſſe weiter
„Der Wettkampf gehen um den Kranz,
„Wenn nach der Ruhe unſre Streiter
„Erkräftigt ſind zum Waffentanz. —“
„Somit iſt er noch nicht beendet,
„Und ich beſcheide mich ganz leicht —“
Sich Klingſor zu dem Grafen wendet —
„Den Kranz hätt' Wolfram ich gereicht. —“

„Und ich ihn nimmermehr genommen! —
„Herr Klingſor, ſeht, Ihr kennt mich ſchlecht;
„Einſtimmig muß ich ihn bekommen,
„Nur dann iſt er mein gutes Recht.
„Wenn nicht die Seelen mir erbeben,
„Wenn nicht im ungeahnten Glanz
„Des Himmels hoch entzückt ſie ſchweben — —
„Was ſoll mir dann von Euch der Kranz? —

„Ich ſtehe hier zum fernern Streite,
„So lange ich nur ſingen kann;
„Zum Sängerkampf ich mich bereite
„Bis auf den allerletzten Mann. —“
„Auf Euren ſtolzen Heldenwegen,“
Spricht Ofterdingen, hoch erglüht,
„Tret' ich Euch ſelbſtbewußt entgegen,
„Zu ſehen, wem die Palme blüht.

„Geöffnet ſind auch mir die Schranken,
„Auch mir der Stern des Ruhmes winkt,
„Vielleicht daß er, nach langem Schwanken,
„Nicht vor dem Euren unterſinkt. — “
„Wer nach dem höchſten Ziele ſtrebet,
„Muß Widerſtands gewärtig ſein,
„Und Keiner, der auf Erden lebet,
„Ging mühlos zur Verklärung ein. — “

Die andern Ritter alle ſchweigen,
Sie wünſchen ferner nicht den Streit,
Vor den zwei Macht'gen ſich zu beugen,
Sind ſie in ihrem Sinn bereit. —
Der Landgraf führt zum muntern Feſte,
Zum Tanz und heiteren Gelag
Die Menge der geehrten Gäſte, — —
Ein froher Schluß dem frohen Tag. —

12.

Brunhildis.

„„Oſterdingen, Oſterdingen,
Sollte ich Dich nicht verſteh'n,
Sollt' aus Deinem Liederklingen,
Ach, nur Täuſchung mich umweh'n? —
Sollte meines Herzens Sprache
Deinem Worte ich nur leih'n? —
Was ich leiſ' zu hoffen wage,
Sollt' es, ach! ein Traum nur ſein? —

Männer, wie ſeid Ihr zu neiden,
Ungebundne, Freie! — Ihr
Brauchet nicht den Zwang zu leiden,
Den man nennt des Weibes Zier.
Jubelnd ſingt Ihr Eure Liebe,
Klagend ſingt Ihr Euren Schmerz,
Und erleichtert ſo das trübe
Leben und das kranke Herz.

Und Ihr weiht Euch ſtolz der Ehre,
Wenn die Laute nicht genügt,
Und Ihr ſiegt mit Schwert und Speere,
Wie durch Lieder Ihr geſiegt.
Und das Süßeſte vom Süßen,
Eures Ruhmes Hochgewinn,
Legt dann freudig Ihr zu Füßen
Dem geliebten Weibe hin.

Oſterdingen, Oſterdingen,
Preis der deutſchen Ritterſchaft,
Deine Herrlichkeit zu ſingen,
Ward vom Himmel mir nicht Kraft.
Aber mächtig ſie zu fühlen,
Tief und heiß für ſie zu glüh'n,
So viel Kraft in den Gefühlen
Hat der Himmel mir verlieh'n. — ““

Und es rauſchet in den Zweigen,
Der Geliebte vor ihr ſteht;
Tief bewegt, die Lippen ſchweigen,
Doch das Auge Liebe fleht.
Ob ſie bleibe, ob ſie fliehe —
Welche Luſt und welche Pein! —
Endlich ſinkt er auf die Kniee:
„O Brunhildis, werde mein! — “

Haben Engel es geſponnen
Mit der reinen Geiſterhand,
Iſt's verklärt vom Licht der Sonnen, —
Starker Liebe Zauberband? —
Sprach der Mund, der durch ein: Werde! —
Alle Welten gehen heißt,
Auch den Spruch, der auf der Erde
Seelen zu einander reißt? —

Tief im Dunkel, unergründet,
Ein Geheimniß iſt die Macht,
Ahnung ihre Spur nur findet,
Drum iſt auch um Liebe Nacht. — —
„„Sag' dem Bruder Deine Bitte,
„„Daß er unſrer Lieb' ſich freut,
„„Daß ſein Segen, ach, die Hütte
„„Unſers heil'gen Glückes weiht. — ““

„Bin in jenem Kampf ich Sieger,
„So geſchieht es auch zur Stund',
„Doch ein armer Unterlieger
„Thut ſo großen Wunſch nicht kund.
„Stolz will ich von ihm erheben
„Seiner Schätze Hochgewinn,
„Er ſoll mir die Schweſter geben,
„Stolz, daß ich ihr Ritter bin.

„Doch wo nicht, ſo muß ich fliehen —
„Weh! — Dein ſüßes Angeſicht;
„Bis zum Weltenende ziehen —
„Betteln, Mädchen, kann ich nicht! —“
„„Aber ich kann's, ich, Brunhilde!
„„Wohin Du auch kehrſt den Schritt,
„„Hab' Erbarmen, übe Milde,
„„Oſterdingen, nimm mich mit! —

„„Ach, kaum daß ich Dich gefunden,
„„Daß mir ſtralt Dein Liebesblick,
„„Wendet ſich in wenig Stunden
„„Launenhaft vielleicht das Glück.
„„Und dann ſoll ich kalt vergeſſen,
„„Was mir Deine Liebe bot? —
„„Nein, ich hab' die Wonn' ermeſſen, —
„„Scheiden kann uns nur der Tod. —““

Und mit heißen Thränenfluten
Stürzt ſie an des Sängers Bruſt,
Und er wird in dieſen Gluten
Sich des Himmels erſt bewußt. — — —
Wieder rauſcht es in den Zweigen,
Wieder tritt ein hoher Mann,
Auf dem Antlitz ernſtes Schweigen,
Zu Brunhildis ernſt heran.

Und die ſtolzen Augen feſter
Oſterdingen zugewandt,
Fragt er: „Locket Ihr die Schweſter
„Alſo von des Bruders Hand? —
„Ritterlich ſie zu begehren,
„Ziemte wahrlich ſich für Euch;
„Nimmer jetzt ſie Euch gewähren
„Will ich, wärt Ihr königgleich. — “

„Dieſe Schmach von Eurem Munde
„Büßet Ihr mit Eurem Blut. — “
„Wenn's beliebt zu jeder Stunde
„Morgen, ſteh' ich Eurer Wuth. — “
Und Brunhildis, fortgezogen,
Winkt ihm ihren Abſchiedsgruß; —
Heinrich meint, der Erde Bogen
Wanke unter ſeinem Fuß. —

13.

Verſuchung.

Mit furchtbarem Heulen
Erwachet der Sturm,
Die kreiſchenden Eulen
Umſchwirren den Thurm.
Ein grauſig Gewitter
Beginnt mit Gewalt,
Zerſchmettert wie Splitter
Die Bäume im Wald.

Kein Sternelein ſchauet
Vom Himmel herab,
Das Dunkel umbauet
Die Welt wie ein Grab.
Und Blitze, ſie zücken
Wie höhniſch darein
Mit feindlichen Blicken,
Als ob ſie ſich freu'n.

Aber Heinrich ſteht noch immer
Schweigend, eingewurzelt da,
Achtet nicht des Sturms Gewimmer,
Nicht des Aufruhrs fern und nah.
Wie durch Zauber feſtgeſprochen,
Ein Gebild aus todtem Stein
(Wäre nicht des Buſens Pochen)
Müßt' er fremdem Auge ſein.

„Ha, des Übermuths! — Verachten
Will mich jener ſtolze Thor? —
Welche Blicke! — O, ſie fachten
Haß zur wilden Flamm' empor. —
Wohl, Natur! — in Deinem Grimme
Biſt Du mir bekannt, vertraut,
Leihſt der Seele mein — die Stimme,
Den Gedanken — einen Laut.

Donner, ich verſteh' Dein Toben,
Deinen Zorn, Du Blitz und Sturm;
O, Ihr möchtet von dort oben
Fels zerſchmettern, Menſch und Wurm.
Sagt, Ihr Elemente, ſaget,
Wenn ein Zeichen reden kann:
Hat ein Geiſt an Euch gewaget,
Was ein Menſch mir angethan? —

Wollt in dieſen wilden Wettern
Ihr Euch rächen für den Hohn,
Jenen Thörichten zerſchmettern,
Der gerüttelt Euren Thron? —
Oder habt Ihr nur Erbarmen —
Weh! — mit meiner tiefen Schmach;
Nun ſo reicht mit tauſend Armen
Tauſend Werkzeug' mir der Rach'. —

Wie! — er will mir keck verſagen,
Was für mich, für mich erblüht? —
Hindert er's in Sommertagen,
Daß die Sonn' am Himmel glüht? —
Daß der Duft der Maienroſe
Über dem Gefilde ſpielt? —
Daß der Wandrer, obdachloſe,
Sich im Eichenſchatten kühlt? —

Nun dann! — Frei wie jene Sonne,
Wie die Roſe, wie der Baum,
Zieht der Liebe hohe Wonne
Über'n ganzen Erdenraum.
O Brunhildis, meine Süße,
Harre aus nur in Geduld! —
Dennoch ich als Braut Dich grüße;
Liebe iſt nicht Schmach, noch Schuld.

Morgen! morgen! — O, erringen
Muß ich erſt den Sängerpreis,
Dann mit Waffen ihn bezwingen,
Der ſo tief zu kränken weiß.
Dann, wenn ich in Glanz und Ehren,
O Geliebte, werb' um Dich,
Soll er ſchon Dich mir gewähren! —
Himmel, Hölle, rettet mich. —“

Ein Blitzſtral entzündet
Die Krone des Hains,
Das Aug' faſt erblindet
Vom Glanz dieſes Scheins.
Die ſchönſte der Eichen
Im Hui ſteht entbrannt,
Mit feurigen Zweigen
Zum Himmel gewandt,

Von Flammen umfangen
In dürſtender Glut,
Gleich züngelnden Schlangen,
Begierig nach Blut.
Sie kämpft mit den Flammen,
Dem Sturme, ſo wild, — —
Dann ſtürzt ſie zuſammen, —
Die Rach' iſt geſtillt.

„„Alſo ſei's! —““ ruft Ofterdingen
In die wilde Nacht hinein. —
„Hört' ich, Ritter, Euch nicht ſingen
„Mit dem Sturme im Verein? —
„'s war mir, als ob Eure Stimme
„Gar den Donner übertönt,
„Sie erklang im mächt'gen Grimme,
„Als ob eine Welt Ihr höhnt. —“

„„Nicht doch, Klingſor, würd'ger Meiſter,
„„Nur ein Menſch verhöhnet mich,
„„Und mir iſt's, als müſſe Geiſter
„„Für die Rache werben ich. —““
„Liebes Kind, die beſte Rache
„Lebt im eignen Buſen auf,
„Hält getreu und dauernd Wache,
„Gehet ſtill dann ihren Lauf. —“

„„Recht! — Ich brauch' der Elemente,
„„Brauch' der Geiſter Hülfe nicht,
„„Meine eignen ſtarken Hände
„„Halten über ihm Gericht.
„„Meine eignen guten Gaben
„„Siegen wol dies eine Mal;
„„Denn, beim Teufel! — neu ſie haben
„„Sich im Haß verſtärkt, — wie Stahl,

„„Der im Feuer unverloren,
„„Härter, ſchärfer nur erglüht, —
„„Wie der Phönix neu geboren
„„Aus der Flammenprobe zieht. —““
„Nur ſo keck nicht und vermeſſen! —
„Wolfram iſt ein ſtarker Held.
„Nimmer dürft Ihr es vergeſſen,
„Daß er Euch die Wage hält;

„Daß, durch Ruhe überlegen,
„Er jedwede Waffe führt,
„Und beſonnen Euch entgegen
„In dem Kampfe treten wird. —“
„„Tod und Hölle! — ich muß ſiegen
„„Mit dem Liede, mit dem Schwert,
„„Er muß mir zu Füßen liegen
„„Toderwartend, unbewehrt, —

„„Wie ein Sklav vor'm Überwinder,
„„Wie ein Hund vor ſeinem Herrn, —
„„Und ich werde nicht gelinder
„„Mit ihm fahren — ſchwör' ich gern! —““
„Ja, ich kann das wohl begreifen,
„Wenn Ihr ihn nur erſt ſo habt.
„Aber Eure Sinne ſchweifen
„Toll umher! — Die Wildheit labt. —“

„„Ha, er ſoll, er muß mir ſterben,
„„Dieſer ſtolze Eſchilbach! —
„„Ihn von Grund aus zu verderben,
„„Meine Seele, ſei nun wach.
„„Wie! der Thor will mich verſchmähen,
„„Mich, den jener Engel liebt? —
„„O, ihr meine Augen! ſehen
„„Sollt ihr, daß er ſie mir giebt.

„„Du mein Ohr, Du ſollſt es hören,
„„Daß ſein letzter Seufzer mir
„„Wiedergeben wird die Ehren,
„„Die er frech geraubet hier. —““
„Wohl! ganz gut! — Ihr thut ſehr weiſe,
„Wenn Ihr Euch ſo rächen könnt.
„Kämt Ihr nur nicht aus dem Gleiſe,
„Wär' das Raſen Euch gegönnt. —“

„„Wenn Du nichts als arme Lehre
„„Über Langmuth und Geduld
„„Mir zu geben weißt, ſo kehre
„„Schleunig um mit Deiner Huld.
„„Wenn die Flammen hoch auflodern,
„„Löſchen Waſſertropfen nicht,
„„Meere dieſe Gluten fodern,
„„Selbſt der Strom an ihnen bricht. —““

„Freilich, Manches vorzuſchlagen
„Euch zum Heile, wüßt' ich wol;
„Setzt Euch, eh's beginnt zu tagen,
„Auf den Baumſtamm ſchwarz und hohl.
„Euch ſoll ſich der Sieg zuwenden,
„Meiſter bin ich dieſer Kunſt,
„Doch dafür gebt Ihr in Händen
„Mir 'nen Hauch, ein wenig Dunſt. —“

„„Sprich verſtändlicher und offen,
„„Wenn ich Dich begreifen ſoll;
„„Ich, zum Tode ſchier getroffen,
„„Geb' dem Retter reichen Zoll. —““
„Nicht doch! über Schätz' und Güter
„Spotte ich, wie über's Geld,
„Denn ich ſelbſt bin ja der Hüter
„Aller Schätze dieſer Welt.

„Und es macht mir Spaß, zu ſehen,
„Wenn ich ſie umher geſtreut,
„Wie die Menſchen dann vergehen
„In Bemühung, Angſt und Neid;
„Wie ſie haſchen, wie ſie zittern
„Vor Begier nach blankem Staub,
„Als ob Drachen Beute wittern,
„Wölfe ausgeh'n auf den Raub.

„Nein, Kind, was Du ſollſt mir laſſen,
„Wie geſagt, es iſt ein Hauch,
„Nicht zu greifen, nicht zu faſſen,
„Nützlich für gar keinen Brauch;
„Unſichtbar, iſt nicht zu wiegen,
„Keine Mühe es erwirbt,
„In die Weite ſoll es fliegen
„Flüchtig, wenn der Menſch einſt ſtirbt.

„Ob der Raub von Elementen,
„Ob für andre Frucht der Kern,
„Einerlei! — In meinen Händen
„Hätt' ich Deine Seele gern. —
„Sag' mir, ob nach Deinem Tode
„Viel nach Deiner Seel' Du frägſt,
„Wie nach köſtlichem Kleinode,
„Wenn im Leben Schmach Du trägſt? —“

„„Schmach, ja Schmach! — Mit dieſen Worten
„„Schließeſt Du des Himmels Thür,
„„Öffneſt mir der Hölle Pforten! —
„„Bleib' ich, oder folg' ich Dir? —““
„Laß von alten Ammenmärchen
„Nicht umnebeln Deinen Geiſt,
„Da Du doch nicht um ein Härchen
„Mehr von Deiner Seele weißt,

„Als von jener Lüfte Leben,
„Die bald kühlend Dich als Wind,
„Bald als Stürme Dich umſchweben,
„Tändelnd bald, dann grauſig ſind;
„Die im Äther fortgeſchwommen,
„Wie auf unſichtbarem Meer,
„Heute gehen, morgen kommen,
„Niemand weiß wohin, woher.

„Wenn für Deines Lebens Zeiten
„Guten Dienſt ſie Dir gethan,
„Kümmre Dich in Zukunfts Weiten
„Ferner nicht um ihre Bahn.
„Weißt Du, denn ob ſie es ſchlimmer
„Hat in meinem bunten Reich,
„Als in jenem kalten Schimmer,
„Den Ihr nennt das Himmelreich? —

„Dort giebt's ew'ges Lamentiren
„In der Hymnen Andachtszoll,
„Doch bei mir nur Jubiliren,
„Wie's noch nie um Dich erſcholl.
„Denn wir jammern nicht um Sünden,
„Wir beweinen keinen Schmerz,
„Die da beide feſt umwinden
„Auf der Erd' das Menſchenherz.

„Sünde, Knabe, iſt das Leben! —
„Wer nicht ſündigt, lebt auch nicht. —
„Und man will den Stein erheben,
„Grauſam halten ſtreng Gericht,
„Wenn — wo alle Früchte reifen
„An dem mächt'gen Lebensbaum —
„Auch der Menſch ſie will ergreifen,
„Auszuſchmücken Zeit und Raum? —

„Nein, ich ſage: froh genießen
„Mög' er, was die Erd' ihm beut,
„Und die Reu' wird nie entſprießen
„Dieſer bunten Herrlichkeit.
„Ohne Reu' giebt's keine Schmerzen,
„Dies iſt meine Theorie,
„Kann man ſie hinweg nicht ſcherzen,
„Spotte man nur über ſie.

„Darum ſehe ich's mit Freuden,
„Wenn der Menſch ſein Daſein liebt,
„Darum ſeh' ich keine Leiden,
„Wenn er alle Kräfte übt.
„Darum iſt's in meinen Reichen
„Froh und luſtig nur beſtellt,
„Und mit ihnen zu vergleichen
„Wol kein andres in der Welt. —"

„„Nein, o nein! — Du willſt mich täuſchen;
„„Beſſer weiß ich's, als Du's ſagſt;
„„Glauben wolle nicht erheiſchen
„„Für die Lügen, die Du wagſt.
„„Denn verbannt aus höhern Reihen,
„„Von dem Strom der Seligkeit,
„„Iſt, wer Deinem Dienſt ſich weihen
„„Mag, für all' und jede Zeit. —""

„Nach Gefallen! — Doch 'ne Frage
„Ich nicht unterdrücken kann:
„Biſt am Schluſſe Deiner Tage
„Du ein wen'ger großer Mann,
„Wen'ger ein berühmter Dichter,
„Der Jahrhunderte entzückt,
„Wenn Dein Seelchen Höllenlichter
„Statt des Himmels Glanz erblickt? —

„Oder: wenn ſtatt Ruhmes — Schande
„Deinen Dichternamen deckt,
„Wenn durch tauſend ferne Lande
„Schmachvoll ſich Dein Ruf erſtreckt; —
„Wird es dann Dir Troſt gewähren,
„Daß die arme Seele Dein
„Thront im vollen Glanz der Ehren
„Und wol gar im Heil'genſchein? —"

„„Nein, ich will nicht unterliegen;
„„Teufel! Teufel! Du haſt Recht! —
„„Laß den Feind mich nur beſiegen,
„„Und ich bin Dein eigner Knecht! —““
„Topp! es gilt! er ſoll erleiden
„Untergang auf mein Gebot;
„Doch den Namen Gottes meiden
„Mußt Du; das bringt gleich Dir Tod.

„Aber folge mir von hinnen,
„Habe noch viel guten Rath,
„Morgenlicht umſtralt die Zinnen,
„Und der Hahn gekrähet hat. —“
Ofterdingen's Seele ſchaudert,
Wie vor allzu ſchwerer Laſt;
Doch der Teufel, als er zaudert,
Hat ihn ſchon beim Haar erfaßt. —

14.

Herausfoderung.

Nie hat wol nach ſtürmiſcher, tobender Nacht
Der Morgen in lieblicherm Glanze gelacht,
Und nie hat den ſchneidenden Zwieſpalt empfunden
Je einer, wie Heinrich, im Laufe der Stunden.

Brunhildis verharret im heißen Gebet,
Zur Herrin des Himmels die Liebende fleht,
Und Engel mit goldenen Fittigen tragen
Zum Throne der Jungfrau die rührenden Klagen.

Und als nun der Hofhalt umgiebt ſeinen Herrn
(Die Meſſe beendet, dann ſieht er es gern),
Da nahet entſchloſſen aus glänzendem Kreiſe
Herr Heinrich dem Grafen und ſpricht ſeine Weiſe:

„Herr Wolfram von Eſchilbach hat durch ein Wort
„Die Ehr' mir gekränket, den heiligſten Hort,
„Drum fodr' ich zum Kampf ihn auf Leben und Sterben,
„Und aber: ich fodr' ihn auf Leben und Sterben.

„Und weil nicht entſchieden der geſtrige Streit,
„Und weil wir zum Sängerkampf ſind noch bereit,
„So ſtehe der Henkersmann zwiſchen uns Beiden,
„Und aber: er ſteh' mit dem Schwert zwiſchen Beiden.

„Und wer mit dem Kranze die Locken umlaubt,
„Dem fall' des Beſiegeten blutiges Haupt,
„Denn Einer von Beiden muß ehrlos verderben,
„Und aber: ich fodr' ihn auf Leben und Sterben. —"

Herr Wolfram von Eſchilbach tritt aus dem Kreis:
„Ich nehme mein Wort nicht zurück und ich weiß,
„Daß Kranz und daß Recht meine Lieder umſchweben;
„So laß uns denn ſingen auf Tod und auf Leben. —"

„Ihr Herrn," ſpricht der Landgraf, „wie ſeid Ihr ſo wild,
„Daß grimmige Rache den Haß Euch nur ſtillt? —
„Nie ſah ich ſo fremde, ſo feindliche Sitte,
„O, kämpft mit dem Schwert und erhört meine Bitte. —"

„Er hat mich gefodert, ich ſtelle mich ein,
„Beſtimmung der Waffen gebührt ihm allein. —"
„Hat Recht er, ſo muß ich in Unehre ſterben,
„Hab' Recht ich, dann ſoll er in Unehr' verderben. —"

„Erbarmt Euch," fiel zitternd die Landgräfin ein,
„Wie dürft Ihr, Herr Heinrich, ſo rachdürſtend ſein? —
„Wie möchte ich Arme mit bebenden Händen
„Dem wilden Beſieger den Kampfpreis wol ſpenden? —

„Wie müßt' ich bereuen das heitere Spiel,
„Wenn Einer als blutiges Opfer ihm fiel'! —
„Was roſig erblüht, wie ein heiterer Morgen,
„Weshalb ſind darin wol die Stürme verborgen? —

„Laßt ab, meine Ritter, vom Kampfe laßt ab,
„O, ſtürzt Euch ſo muthwillig nicht in das Grab,
„O, gönnet einander das liebliche Leben. —"
Die Stimme verſagte in Thränen und Beben.

„Frau Gräſin, Ihr ſeid wol ein Engel an Huld,
„Doch reinigt nur Blut uns von Schmach und von Schuld,
„Und wer der Beſiegte, wird bald ſich entſcheiden,
„Der Mond darf nur lächeln auf Einen von Beiden. —“

„Nicht bin ich gewillt, dies Entſetzen zu ſchau'n,
„Und hoffe, es folgen dem Beiſpiel die Frau'n.
„O weh' Euch, Herr Heinrich, was mocht' Euch bethören,
„Im Buſen die Menſchlichkeit ſo zu zerſtören? —“

15.

Der Entſchluß.

„Brunhildis, meine Süße,
„Thu' auf Dein Kämmerlein,
„Gönn' mir die letzten Grüße,
„Bald muß geſchieden ſein. —"
„„Biſt Du's! — O, meine Augen,
„„Verbannt jetzt Thränenflut,
„„Aus dieſen Sternen ſaugen
„„Dürft ihr den Lebensmuth. —""

„Geliebte, nur noch Stunden
„Beſchirmet uns *ein* Dach,
„Denn Du biſt nicht gebunden
„Mir treu zu folgen nach.
„Ich aber zieh' in's Weite
„Wol noch in dieſer Nacht,
„Wenn ich im Sängerſtreite
„Das Meine hab' vollbracht. —"

„„Nun denn, ſo laß uns ziehen
„„Bis in die fernſte Fern',
„„Uns werden Wonnen blühen,
„„Wir folgen einem Stern. —""

„Nein, nein! — Der Deine ſchwebet
„Am Paradieſesrand,
„Und um den meinen bebet
„Ein Licht wie Höllenbrand. — “

„„Um Gott, was iſt geſchehen! —
„„Droht, Heinrich, Dir der Tod? — ““
„O nein, ich mag wol ſehen
„Noch manches Morgenroth.
„Durch Klingſor's Künſte ſiegen
„Werd' ich im Sängerſtreit,
„Doch ſeinem Dienſt zu fügen
„Muß ich dann ſein bereit.

„Zum fernen Ungarlande
„Führt er mich wol mit Recht,
„Mich feſſeln ſeine Bande,
„Brunhild, ich bin ſein Knecht. — “
„„Wie iſt der Mann verwegen,
„„Der ſo die Freiheit wagt! —
„„Doch treu auf allen Wegen
„„Folg' ich Dir, Deine Magd. — ““

„Und wenn Dein Bruder fallen
„Durch meine Siege muß? — “
„„So werd' ich weinend wallen,
„„Gebannt an Deinen Fuß. — ““
„Und wenn ich armer Sklave
„Erringe Freiheit nie? — “
„„So hüt' auch ich die Schafe,
„„Und theile jede Müh'. — ““

„Und wenn im frühen Tode
„Mir Rettung nur erſcheint? —“
„„So iſt er mir ein Bote,
„„Der mich mit Dir vereint. —““
„Und wenn ich dann zur Hölle
„Hinlenken muß den Schritt? —““
„„So geh' auch ich zur Hölle,
„„O Heinrich, treulich mit. —““

16.

Der Kampf.

Der Landgraf ſitzt mit ernſter Miene
Streng unter'm Purpur-Baldachine,
Die Gräfin iſt ihm nicht vereint
Und keine Frau im Saal erſcheint.
Die Minneſänger ſitzen ſtumm
Mit allen Rittern rings herum.
Die Knappen und die Diener lauſchen,
Man höret faſt den Athem rauſchen.
Und in des Saales Mitte ſtanden
Die Kämpfer, Beid' in Prunkgewanden;
Der Eine ernſt und hoch und bleich,
Der Andre faſt dämonen-gleich;
Und hinter ihnen, blutigroth,
Der Henker, wie der ſichre Tod;
Und halbverſteckt vom Pfeiler weiſt,
Sich Klingſor, dieſer böſe Geiſt;
Und Alle harr'n der nächſten Stunde,
Und jedes Tons aus Sängermunde.

Ofterdingen:

Geſang der Feen.

Wir, die Kinder leichter Lüfte,
Schweben tändelnd Hand in Hand
Über dumpfer Erde Klüfte
Im ätheriſchen Gewand,
Überdauern alle Zeiten,
Wie die Sonne jeden Tag,
Und die leichten Feen gleiten
Nicht dem Sturz der Welten nach.

Unſer buntes Walten grüßte
Indiens träumeriſche Welt;
Wir umſchwebten in der Wüſte
Der Araber gaſtlich Zelt,
Aus der Palmen Wipfel goſſen
Ambraduft wir ihnen hin,
Und von Zauberglanz umfloſſen
Ward ihr kriegeriſcher Sinn.

Wo in Spanien glüh'nde Frauen
Lauſchen auf den Liebesſang,
Unſer Treiben war zu ſchauen,
Unſer Stimmchen leiſ' erklang.

Wenn der edle, ſtolze Ritter
Für des Herzens Herrin wacht,
Haben wir am Fenſtergitter
Ihm vertrieben manche Nacht;

Rauſchten in den Myrtenzweigen,
Girrten in dem Taubenneſt,
Thäten überall ihm zeigen
Das erſehnte Liebesfeſt. —
Und ſogar im kalten Norden,
Wo Druidenmacht gebot,
Iſt uns auch ein Plätzchen worden, —
Neben Nacht das Morgenroth. —

Und der Lichtalf hat gewoben
Manches ſüße Zauberlied,
Denn wir Feen herrſchen droben,
Wie dort unten tief im Süd.
Unſer ſpielend heitres Schweben,
Es umkreiſet die Natur;
Es verräth ihr reges Leben
Überall der Feen Spur.

Wo des Mondes zarter Flimmer
Nachts die Erde weich ummalt,
Iſt es unſrer Locken Schimmer,
Der in Euer Dunkel ſtralt.
Wenn am Winterfirmamente
Nordlichtspracht iſt hell zu ſeh'n,
Ei, das iſt, weil wir behende
Unſre goldnen Spindeln dreh'n.

Iſt ein Stern vom Himmel fallen? —
Ach, bei unſerm frohen Spiel,
Wo die Lüft' in Jubel ſchallen,
Eine Fee im Laufe fiel.
Schnee iſt — unſrer Kränze Blüten,
Abgeſtreift; die Fee nur weiß,
Wie ſie hell und roſig glühten! —
Erdenluft macht ſie zu Eis.

Wenn die Frühlingslüfte gaukeln
Um den Baum und um Geſträuch,
Iſt's, weil ſich die Feen ſchaukeln
Auf dem ſafterfüllten Zweig.
Wenn um Millionen Äſte
Millionen Blumen blüh'n,
Braucht die Kränz' am Hochzeitfeſte
Eine Feen-Königin.

Wenn der Nachtigallen Klage
Durch die ſtillen Haine zieht,
Braucht die Kön'gin beim Gelage
Auch ein ſchmachtend Hochzeitlied.
Wenn von Weſtwinds zartem Fächeln
Tauſend Lüftchen werden wach,
Dann entſchwebt mit ſüßem Lächeln
Sie zum heil'gen Brautgemach.

Wenn der Liebe weiches Schmachten
Euch erfüllt mit Wonneluſt,
Wenn die Gluten ſich entfachten
In der ſehnſuchtreichen Bruſt;
Wenn nach ſüßen Roſenwangen,
Nach des Buſens zartem Schnee
Eure Lippen heiß verlangen —
Dann träumt Ihr von einer Fee.

Feenhand und Feenweben
Spinnt den Faden Eures Seins,
Gießt in Euer dunkles Leben
Abglanz unſers Götterſcheins.
Doch was Ihr von Glück erleſen,
Auf dem matten Erdenraum,
Ach, es iſt, Ihr armen Weſen,
Flücht'ger als ein Feentraum.

Eſchilbach:

Geſang der Engel.

Harfen rauſchen, Saiten klingen! —
Unſre Seele wird nie matt
Einen Jubelpſalm zu ſingen
Der erhabnen Gottesſtadt,
Wo des Lebens Ströme wallen,
Wo die heil'gen Palmen ſteh'n,
Wo die ew'gen Hymnen ſchallen,
Himmelslüft' um Zion weh'n.

O Du Stadt, zu der der müde
Pilger ſeine Schritte lenkt,
Wenn der Seelenbalſam: Friede,
Sich in ſeinen Buſen ſenkt,
Wenn er aus der Erde Gründen
Voller Sehnſucht aufwärts ſchaut,
Wenn dem ſonſt befangnen Blinden
Heimatsahnung niederthaut,

Wenn dem heißen Liebesſehnen
Keine ird'ſche Welt genügt,
Wenn ein Auge voller Thränen
Kalt die Schätze überfliegt,

Welche reich an allen Orten
Ihm das Glück ſo willig beut —
O, dann öffneſt Du die Pforten
Deiner Stralenherrlichkeit.

Was dem Geiſteraug' ſich zeiget,
Was dem Seligen dort winkt,
Davon unſre Lippe ſchweiget,
Und ein goldner Schleier ſinkt.
Selbſt Ihr Menſchen faßt die Fülle,
Die aus Eurem Buſen bricht,
In der ſtaubgewobnen Hülle
Eures armen Wortes nicht.

Höher wie der Engel Töne
Über Euer Lied geſtellt,
Stralt der ew'gen Zion Schöne
Ob der Schönheit Eurer Welt.
Und nicht Engelmund alleine,
Nein, jedwede Creatur
Singt im mächtigen Vereine
Loblied auf den Höchſten nur.

Denn der Jammer wilder Schmerzen,
Denn die Klag' aus kranker Bruſt,
Denn der Seufzer ſchwacher Herzen
Stimmen in des Weltalls Luſt, —
Wie die ungeheuren Klänge
In den großen Harmonien
Durch die lieblichern Geſänge
Unverſtanden aufwärts zieh'n.

Darum ſind zu allen Zeiten
Anderm Dienſt wir noch geweiht;
Bald in ird'ſchen Hüllen gleiten
Wir, den Menſchen angereiht,
Unerkannt durch ihre Kreiſe;
Bald im ſtralenden Gewand
Bringen wir in mancher Weiſe
Botſchaft aus dem Vaterland.

Gaſtlich hat in Mamre's Hainen
Fremdlinge der Greis geehrt,
Ahnet nicht, daß unter ſeinen
Bäumen Engel eingekehrt.
Und der Jüngling, dem des blinden
Vaters Leid die Seele rührt,
Den Gefährten muß er finden,
Der ihn ſchnell zum Ziele führt.

Und der Hochgebenedeiten,
Aller Welten reinſter Magd,
Hat von uns der Erzgeweihten
Einer Botſchaft angeſagt.
Und als auf des Feldes Halmen
Sich vereint der Hirten Schar,
Sangen wir des Jubels Pſalmen
Dem, der nun geboren war.

Alſo iſt von je geſchehen
Allen, die der Herr geliebt,
Alſo wird es fortbeſtehen
Dem, der ſich im Glauben übt.
Wo die heil'ge Liebe wohnet,
Wo der Schmerz zum Himmel ſah,
Wo das Leid der Tugend lohnet,
Iſt gewiß ein Engel nah.

Darum tretet mild entgegen
Jedem, der ſich Euch genaht,
Darum ſtreut der Liebe Segen
Über Euren Erdenpfad,
Darum ſei Erbarmens Fülle
Stets in Eurer Bruſt geweckt —
Wißt Ihr, ob die Menſchenhülle
Nicht den Engel Euch verdeckt? —

Ofterdingen:

Herzog Leopold.

Was weht auf Accons Zinnen
Der Babenberg Panier,
Hoch wie des Fürſten Sinnen,
Dem es gefolgt bis hier? —
Was rauſcht es in den Lüften
So mächtig, ſtolz und klar,
Wie über Felſenklüften
Zur Sonne ſchwebt der Aar? —

Wol mag es ſtolz dort ſchweben! —
Es trägt den Heldenlauf
Von Leopoldus Leben
Zum Himmel hoch hinauf.
Es iſt das ächte Zeichen,
Wie kühn er iſt und frei,
Von Keinem zu erreichen,
Sei's wer es immer ſei.

Doch ſieh! es iſt verſchwunden; —
Und nicht des Feindes Hand,
Mit neuem Glück verbunden,
Warf's von der Mauer Rand.
Nicht iſt's des Halbmonds Farbe,
Was dort herunter weht;
O nein! die Leoparde
Vom Haus Plantagenet.

Drauf Leopold im Grimme
Verläßt das Kreuzesheer,
Und ſeine Feldherrnſtimme
Ruft auch die Seinen her.
Als Accon ſie verließen
Und ſchifften heimatwärts,
Da ſprach er: „Er ſoll's büßen,
Der freche Löwenherz; —

Er ſoll mir anerkennen,
Daß Deutſchlands Heldenthum
Wol höher iſt zu nennen,
Als ſeines Englands Ruhm.“
Und was er ſo geſprochen,
Es wird auch bald erfüllt;
Kein Schwur wird je gebrochen,
Bis Rache iſt geſtillt.

Als Richard voll Verlangen
Enteilt zur Heimat ſein,
Hält Leopold gefangen
Ihn auf dem Dürenſtein.
Und hinter Schloß und Gitter,
Bei Söldnern immer wach,
Da büßet Englands Ritter
Die zugefügte Schmach.

Doch Leopold erkläret,
Daß er nicht Richter ſei;
Nur Deutſchland ſei geehret,
Dann werde Richard frei.
Nach Worms er ihn entſendet,
Wo Heinrich Hof juſt hält,
Und als der Reichstag endet,
Alſo der Spruch ihm fällt:

Er ſoll in Treu' anhangen,
Beim deutſchen Kaiſer ſteh'n,
Und Engelland empfangen
Als deutſchen Reiches Lehn.
Dies ſei ihm eine Lehre,
Woran er ewig denkt,
Daß nimmer er die Ehre
Von einem Deutſchen kränkt.

Eſchilbach:

Landgraf Hermann.

Wo Fahn' und Banner winken
Zu ſtolzem Siegesglanz,
Wo Helm und Schwerter blinken
Im wilden Waffentanz,
Wo tauſend Lanzenſpitzen
Wie Flämmchen hell erglüh'n,
Als ob mit ſcharfen Blitzen
Die Wolken ſich durchzieh'n; —

Wo kühner Roſſe Tritte
Voll Unruh' ſtampfen, ſcharr'n,
Wo mit gemeſſnem Schritte
Der Loſung Wachen harr'n,
Wo, durch *ein* Wort erreget,
Die kriegeriſche Welt
In Ordnung ſich beweget —
Da glänzt der Kriegesheld.

Zum Schloſſe ſeiner Ahnen
Schickt er als Beute hin
Die ſchwer errungnen Fahnen,
Den herrlichen Gewinn;
Aus überwundnen Reichen
Vergrößert er ſein' Hab',
Und ſeines Ruhmes Zeichen
Umrauſchen noch ſein Grab.

Doch andern Ruhms Trophäen
Und andre Lorbeerkron'
Die freud'gen Augen ſehen
Um einen Friedensthron.
Statt Eiſenpanzers Klirren,
Statt Lanzenknechte Gang,
Hört man die Laute ſchwirren
Und lieblichen Geſang.

Wol ſtrebt man auch nach Siegen
Mit Kraft und frohem Muth,
Doch um die Stirne ſchmiegen
Sich Kränze ohne Blut.
Und qual= und angſtvoll ſtöhnet
Und jammert hier kein Feind,
Vielleicht, daß er verſöhnet
Dem Lied die Thräne weint.

Auch iſt des Lebens Blume,
Der Minne Seligkeit,
In dieſem Heiligthume
Ein Altar hell geweiht.
Und wie die Engel ſchauen
Vom Himmel ſüß und hold,
So lächeln edle Frauen
Den zarten Minneſold.

O Fürſt, der Du erwählet
Zum Schmucke Deiner Zeit,
Nicht was den Buſen ſtählet,
Nur was den Geiſt erfreut;
Der freundlich Du Dich wendeſt
Den heitern Künſten zu,
Und ihnen Segen ſpendeſt —
Geprieſen, Fürſt, ſeiſt Du!

Wenn einſt im Lauf der Tage
Des Volkes Meinung ſchwank,
Ob es dem Krieger ſage
Der Zeit Fluch oder Dank;
Dann lebt mit Sängernamen
Der Deine hell vereint,
Wie aus dem goldnen Rahmen
Ein köſtlich Bild erſcheint.

Ofterdingen:

Der Kaiſer.

Wer gleichet auf der ganzen Welt
Wol unſerm Herrn und Kaiſer,
Im Krieg gab's nimmer ſolchen Held,
Im Rath war Keiner weiſer.
Er hielt mit ſtarker, kluger Hand
In guter Zucht das deutſche Land,
Und mit Verehrung und Vertrauen
Mocht' man in ſeinem Schutze bauen.

Der Purpurmantel dient' ihm nicht,
Bequem ſich drein zu hüllen,
Die Krone war ihm kein Gewicht,
Den Ehrgeiz dran zu ſtillen;
Wo ſie erglänzte wie ein Stern,
Da war das Rechte nimmer fern,
Der Mantel aber ſchirmt' und ſchützte
Ein Volk, das auf den Herrn ſich ſtützte.

O weh', die Kalykadnus-Flut,
Wie ſie verräthriſch blinket!
Wie Barbaroſſa, groß und gut,
Unrettbar drin verſinket!

Er, deſſen Wink war ein Gebot,
Er ruhet nun, erſtarrt im Tod,
Zu Antiochia begraben, —
Und todt ſind alle ſeine Gaben. —

Wie mochteſt Du die Völker Dein,
  O Kaiſer, nur verlaſſen,
Dein Auge, hell gleich Sonnenſchein,
  Wie konnte es erblaſſen,
Wie Deine Hand im Sarge ruh'n,
Die ſo gewöhnt an kräft'ges Thun,
Wie Deine Lippe ſchweigen,
Dein Haupt in Staub ſich neigen? —

Wer auf der Welt ſo mächtig war,
  Daß ſie ihm lag zu Füßen,
Dem muß auch wol die Geiſterſchar
  Das Wunderreich erſchließen.
Vor Deiner hohen Majeſtät
Des Grabes Finſterniß verweht,
Wie vor der Sonne heil'gem Feuer
Der Nacht und Nebel dumpfe Schleier.

O Barbaroſſa, Du lebſt fort
  In dem Kyffhäuſer Berge,
In tiefer Felskluft ſchläfſt Du dort
  Und Dich bewachen Zwerge.
Der rechte Arm das Haupt Dir ſtützt,
Dein Rothbart durch das Dunkel blitzt;
So biſt Du der gewalt'ge Meiſter,
Wie ſonſt der Menſchen, jetzt der Geiſter.

Einſt, wenn um den Kyffhäuſer Berg
Die Raben nicht mehr fliegen,
Dann wecket ſorgſam Dich der Zwerg
Und Du erſtehſt zum Siegen.
Dann, großer Kaiſer, wachſt Du auf,
Beginneſt neuen Heldenlauf,
Und wirſt durch ew'ge Zeiten
Dein glücklich Volk geleiten.

Eſchilbach:

Der Papſt.

Was iſt wol aller Welten Pracht
   Und Hoheit aller Kaiſer,
Des Zepters und des Schwertes Macht
   Und Kron' und Lorbeerreiſer,
Verglichen mit dem hohen Dom,
Der ſich zum Himmel hebt in Rom,
Den Petrus hat mit Gott gegründet, —
Wo alles Heil uns wird verkündet. —

Der Mächtige, der dorten lebt,
   Den ſchon ſeit Petrus Tagen
Des heil'gen Geiſtes Kraft erhebt
   Der Tiara Schmuck zu tragen, —
Er herrſcht nicht blos in dieſer Welt; —
Voll Gottesmacht die Rechte hält
Den Schlüſſel, der uns All' erlöſen
Und retten kann, die Gut' und Böſen.

Vor ihm verſinkt der kühnſte Geiſt,
   Das hellſte Thun erblaſſet;
Was noch ſo herrlich ſich erweiſt,
   Nie ſeine Hoheit faſſet;

Was auch ein Andrer thut und ſchafft,
Begründet ſich auf ird'ſche Kraft,
Nur ihm gehorchen Himmelsmächte
Und ſie erkräft'gen ſeine Rechte.

Wie Ungewitter tobt und brauſt
   Im hohen eiſ'gen Norden,
War König Etzel hergeſauſt
   Mit ſeinen Hunnenhorden.
Er drang in's Land Italia vor,
Bis zu der ew'gen Roma Thor,
Da trat ihm Leo fromm entgegen
Und Etzel floh aus ſeinen Wegen.

Und nicht der wilde Menſch allein,
   Die Wuth der Elemente
Muß dem Gewalt'gen dienſtbar ſein,
   Deß Herrlichkeit ohn' Ende.
Der heilige Gregorius
Des Feuers Macht gebieten muß;
Allmälig ſinken da die Flammen,
So tobend wild, in Aſch' zuſammen.

Ein Wort von ihm — und noch ſo fern,
   Umringt von den Genoſſen,
Erzittern ſelbſt die kühnſten Herrn
   Vom Bunde ausgeſchloſſen,
In dem der Kirche heilig Band
Sie an die Schar der Chriſten wand.
Ein Wort macht beben alle Throne,
Gewährt und nimmt die Kaiſerkrone.

O wohl uns, daß ein geiſtig Reich
Das Jrd'ſche überwaltet,
Daß hier ſich ſchließet der Bereich,
Wo roher Wille ſchaltet.
Was wir mit geiſt'gem Auge ſeh'n,
Wird durch Jahrtauſende beſteh'n! —
Des Geiſtes Licht kann wol auf Erden
Verdunkelt, nie gelöſchet werden. —

Oſterdingen's Liebeslied.

Still, o ſtill! — Verrauſcht ihr Klänge
Wilden Treibens, fremder Mähr',
Was im wirbelnden Gedränge
Lobt und treibt und regt die Menge
Rühret meine Bruſt nicht mehr.
Wol erbrauſen hoch die Wogen,
Wenn der Sturmwind ſie bewegt;
Doch, wenn er davongezogen,
Wenn der Zephyr kommt geflogen,
Spielend nur die Flut ſich regt.

Liebe, ſüßer Himmelsbote,
Du beſchwichtigſt den Orkan,
Der ſo wild und feindlich drohte! —
Angeſtralt vom Morgenrothe,
Lenkeſt Du der Menſchen Bahn.
Weich von Licht und Duft getragen
In dem Äther hell und klar,
Führt Dich unter ſüßen Klagen,
In ſmaragdnem Feenwagen,
Leicht ein zärtlich Taubenpaar.

Lüfte wehen reiner, freier,
Thut ſich Deine Nähe kund;
Von der Welt hebſt Du den Schleier,
Sie erglänzt in Wunderfeuer
Wie das heil'ge Sonnenrund.
Liebe, Du verleihſt den Deinen
Immerdar den Jakobs-Traum;
Mit der Himmelsſchar, der reinen,
Dürfen ſie ſich ſelig einen
Und verklären ird'ſchen Raum.

Du erbaueſt goldne Brücken,
Die ſonſt keine Hand erhebt,
Und erſchließeſt trunknen Blicken
Nie geahntes Hochentzücken,
Vor dem faſt das Aug' erbebt,
Wenn es ſieht, wie ſoviel Segen,
Soviel Wonne, ſoviel Luſt,
Niederſtrömt gleich Frühlingsregen
Und mit mächtigem Bewegen
Bis zum Sterben füllt die Bruſt.

Dank Dir, daß Du giebſt uns Thränen! —
Alſo weint der ſchöne Tag
Wol mit heißem Liebesſehnen
Der Entſchwundenen, der Schönen,
Der geliebten Sonne, nach, —
Und es ruh'n die ſüßen Zähren
Auf der Flur als Thau ſo mild;
Morgenſonn' wird ſie verklären,
Wird ſich freu'n, daß, ſie zu ehren,
Selbſt aus Thränen ſtralt ihr Bild.

Aber Du, o Herz voll Hulden,
Engel, lächelnd meiner Nacht,
Hab' im thörichten Verſchulden,
Statt das Schickſal zu erdulden,
Ich nur Schmerzen Dir gebracht;
Hab' ich, wie des Sturmes Wüthen
Auf der duft'gen Blumenau,
Hart gebrochen alle Blüten,
Worauf Deine Thränen glühten,
Zart und rein wie Maienthau: —

So vergieb! und halt' im Herzen
Feſt das alte Schickſalswort,
Das, ſo wie des Himmels Kerzen,
Mögen Wolken ſie umſchwärzen,
Dauert durch die Zeiten fort:
Süßer iſt's, den Schmerz zu tragen,
Der Dein Daſein rings umgiebt,
Süßer ſind der Liebe Klagen,
Als wenn Du in Erdentagen
Nie geweint und nie geliebt.

Eſchilbach's Liebeslied.

Sag' mir an, Du Wunderweſen,
Sage mir, wo ſtammſt Du her? —
Biſt zum Boten Du erleſen
Einer neuen, ſel'gen Mähr'? —

Haſt im Traum Du Dich verloren
Aus dem lichten Heimatland? —
Ward die Prüfung Dir erkoren,
Hier zu wohnen, hergebannt? —

Weile ich in Deiner Nähe,
So erfaßt mich heil'ges Grau'n;
Schweigend in der Fern' ich ſtehe,
Kaum nur wagend aufzuſchau'n.

Himmelslicht, es ſtralt noch immer
Von der Stirn Dir hell und rein,
Durch der Augen milden Schimmer
Glänzet es wie Sternenſchein.

O, entfalte nicht die Schwingen,
Bleibe, lächle, ſegne hier;
Oder mußt Du aufwärts dringen,
Schöner Geiſt, nimm mich mit Dir.

Alſo hat er mild geſungen. —
Drauf zu Heinrich hingewandt:
„Ritter, wohl hab' ich gerungen,
„So mit Kraft, wie mit Verſtand,
„Um nur Eurer bunten Weiſe
„Nachzukommen! — Doch das Glück
„Hielt mich eiſern, wenn auch leiſe
„Von dem letzten Ziel zurück.

„Jetzo ſcheint's nicht mehr als billig,
„Daß auch ich beſtimmen kann
„Eine Weiſe, der Ihr willig
„Folgen müßt, wie ich gethan. —"
Stolz und kalt ruft Ofterdingen:
„„Gern! ich bin zum Kampf nicht matt! —
„„Meinen Kranz will ich erringen,
„„Wenn es ſein muß, Blatt für Blatt! —""

Eſchilbach's Gebet.

Verſtummet, Ihr irdiſchen Klänge,
Verhalle, Du wirbelnder Ton,
Wol wird es im Buſen zu enge,
Wol ſchwindet der irdiſche Lohn.
O, laß mich wie früher noch ſingen,
Nur Dir, Herr, zu Ehre und Preis!
Was kann ich denn Höh'res erſchwingen
Als Palmen- und Lilienreis.

Nicht will ich für Güter der Erden,
Für Leben, vergänglichen Ruf,
Dir untreu und abtrünnig werden,
Der liebend zum Sänger mich ſchuf;
Der ſegnend Du ſprachſt dieſe Worte:
„Geh', dichte und ſinge mein Lob,
„Es freuen an jeglichem Orte
„Die Engel, die Menſchen ſich drob. —“

Der Demant, ſo Du mir vertrauet,
Nicht ſoll er veruntreuet ſein,
Daß Jeder die Herrlichkeit ſchauet,
Bring' ſchmucklos ich ihn und allein.
Nicht mag ich ihn herrlich bekränzen
Mit Purpurgeflimmer und Gold,
Wo reine Demanten erglänzen,
Wird rein auch Bewund'rung gezollt. —

Im hohen und prächtigen Münſter,
Mit Säulen und Bildern gefüllt,
Wo mächt'ge Gewölbe, ſonſt finſter,
Von magiſchem Licht ſind umhüllt,
Das purpur und azur gemalet
Die farbigen Scheiben durchdringt; —
Da wird wol das Aug' überſtralet! — —
Doch wird auch die Seele beſchwingt! —

Am ſchmuckloſen, dürſt'gen Altare,
Ohn' Bild, ohne Kerzen und Kranz,
Enthüllt ſich das Ew'ge, das Wahre,
Erwachet der Glaub' nicht an Glanz.
Mein Herz iſt die ſchlichte Kapelle,
Die nimmer den Blick auf ſich zieht; —
Der Lampe, der ewigen, Helle,
Drin leuchtend, o Herr, iſt mein Lied.

Begrenzt iſt des Menſchen Erkennen,
Begrenzet ſein Wiſſen, ſein Drang! —
Die flammenden Welten durchrennen,
Erſpäh'n des Geheimniſſes Gang —
Wol mag ſich die Seele dran üben, — —
Und folgen dem göttlichen Ruf:
Den Gott im Geſchaffnen zu lieben,
Der himmliſche Herrlichkeit ſchuf.

Doch ach! in dem Auge oft Zähren,
Verläßt er den wirbelnden Lauf,
Kehrt heim aus der Weite der Sphären
Und ſucht die Beſchränkung ſich auf.

Und hat er mit feuriger Lippe
Geprieſen des Ewigen Macht,
Dann kniet er an demüth'ger Krippe,
Wo göttliche Liebe ihm lacht.

Wie einſtens mit köſtlichen Gaben
Die Kön'ge vor Bethlehems Stern
In Demuth erwieſen ſich haben,
Ihm huldigend, Ihm, als dem Herrn:
So ſoll auch das Höchſte der Güter,
Was mein iſt, Dir eigen nur ſein,
Und meine Geſänge und Lieder
Laß fromm mich, o Herr, ſtets Dir weih'n. —

Lautlos herrſcht im Kreiſe Schweigen,
Keine Lippe Beifall zollt;
Doch es wachen andre Zeugen
Und ein ferner Donner rollt.
Und auf Heinrich, den ſo Kühnen,
Alle Blicke angſtvoll ſchau'n,
Denn es zuckt durch ſeine Mienen,
Unheilkündend, finſtres Grau'n.

Wild ſchlägt er der Laute Saiten
Und, im Auge Schmerz und Hohn,
Seinen Lippen Wort' entgleiten,
Ohne Sinn und ohne Ton.
Bang die Hörer rings erzittern
Und die Kraft der Seele bricht,
Denn die Donnerſchläg' erſchüttern
Sie wie nahes Strafgericht.

Da ſucht Heinrich zu erheben
Sich zu alter, voller Kraft:
„Warum kindiſch denn erbeben
„Vor des Blitzes Flammen-Schaft? —
„Weiß ich's denn, ob er die Krone
„Meines Sieges mir nicht bringt,
„Ob er mich nicht hebt zum Throne,
„Wohin meine Seele ringt? —

„Siegen will ich, ſiegen! ſiegen! —
„Und wenn auch das Leben bricht,
„Will ich drum nicht bang erliegen,
„Fürchte Kampf mit Gott ſelbſt nicht! —“
Da, mit fürchterlichem Schalle,
Rollt der Wetterſchlag herab,
Es erdröhnt die mächt'ge Halle — —
Dann iſt's lautlos wie im Grab.

Schlangengleiche Blitze zücken
Durch die eingebrochne Nacht,
Finſter iſt's vor allen Blicken,
Fackeln werden ſchnell gebracht.
„Wo iſt Heinrich Ofterdingen? —“
Tönet es von Mund zu Mund.
Eſchilbach, bereit zum Singen,
Stand allein im Saalesrund.

„Wo iſt Klingſor hingeſchwunden? —
„Beide fehlen, ſucht ſie nur. —“
Aber nimmermehr gefunden
Ward auch je die kleinſte Spur. —
Da eröffnen ſich die Pforten
Und die Gräfin tritt herein:
„„Seht Ihr wol, Herr Wolfram, dorten
„„In der Kirche jenen Schein? —

„„Hört Ihr das Profundis tönen? —
„„Wißt Ihr, wem das Alles gilt? —
„„Ihr! der Schönſten aller Schönen,
„„Eurer Schweſter Brunehild.
„„Jener Blitz, der uns erſchreckte,
„„Faßte gierig ſüßen Raub,
„„Und die holde Blume ſtreckte
„„Er danieder in den Staub.

„„Aber ſeht, wie wildes Wüthen
„„Selbſt zerfleiſcht die eigne Hand;
„„Wie der Künſte Himmelsblüten
„„Sich in Gift und Dorn gewandt.
„„Pfleget ſanft ihr heil'ges Feuer
„„In der eignen Seele Ruh'; —
„„Und mit des Erbarmens Schleier
„„Deckt die Heimgegangnen zu.“ “

Anmerkungen.

Menzel's Geſchichte der Deutſchen, S. 359:

„Landgraf Hermann von Thüringen verſammelte die edelſten Sänger Deutſchlands auf der Wartburg. — Das waren Heinrich von Veldeck, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eſchilbach, Bitterolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Oſterdingen, Klingſer von Ungarland.

Mit Räthſeln und ſinnreichen Fragen begannen ſie an Witz, Scharfſinn, Schnellkraft und Tiefe des Geiſtes ſich zu überbieten. Dann erhub Oſterdingen den Ruhm Herzog Leopold's von Öſtreich, und Eſchilbach den des Landgrafen Hermann.

Der Parteienkampf der Zeit zwiſchen Welfen und Ghibellinen wird in ihren Gedichten bemerkbar. — Die Sage meldet, der Streit zwiſchen Wolfram und Heinrich ſei ſo ernſthaft geworden, daß ſie um den Preis des Lebens geſungen. Der Scharfrichter ſei bereit geweſen, denjenigen von beiden auf der Stelle hinzurichten, der von dem andern beſiegt werden würde. — Da ſei der gewaltige Eſchilbach mit ſeinen metallenen Klängen Sieger geblieben, Heinrich aber ſei durch die Zauberei des fremden Sängers und Schwarzkünſtlers Klingſor von Ungarland gerettet worden. Dieſer Kampf geſchah 1207 in dem großen Saal auf der Wartburg.“

Daß ich von Oſterdingen wie von dem Verfaſſer der Nibelungen ſpreche, thue ich nicht auf meine, ſondern auf A. W. Schlegel's Autorität, obgleich wol ziemlich gewiß iſt, daß mehrere Sänger daran gearbeitet.

Walter von der Vogelweide nennt die ſchöne Griechin Irene, Gemahlin Kaiſer Philipp's von Hohenſtaufen, Taube ohne Galle und „Roſe ohne Dorn."

Herzog Leopold hat ſich zwar von Richard Löwenherz tüchtig Löſegeld geben laſſen, doch ſein Lobredner durfte das wol übergehen.

Die Sage von Barbaroſſa iſt bekannt. — Wo ich all die Legenden gehört, weiß ich nicht.

Rudolf.

J'étais jeune et superbe.
Voltaire.

I.

Du Land der Freiheit und der Freiheitshelden,
Ehrwürd'ge Schweiz, Du biſt der Edelſtein,
Den, wie auch ſtrebten ſtolze Herrn der Welten,
Sie nimmer flochten ihren Kronen ein.
Wo über Felſen wilde Ströme fallen,
Wo Gemſ' und Adler wohnen kühn, doch ſcheu,
Wo Lieder froh von Alp' zu Alpe ſchallen,
Da wird des Menſchen Seele ſtolz und frei.

Vor jener Hand, die ſtolzer Gletſcher Säulen
Errichtet hat und durch Jahrtauſend' trägt, —
Die der Lawine Donnerſturz zertheilen
Und lenken kann, und ihren Fall erregt, —
Die auf dem unwirthbaren Bergesrücken
Die heitre Alp', den grünen Frühling ſchuf, —
Vor ihr nur beugen ſich mit Demuthsblicken
Die ſtolzen Seelen, als vor höherm Ruf.

Denn alle Macht des Menſchen, ſie verſchwindet
Vor dieſer Kraft der göttlichen Natur.
Wer ſucht nach flücht'ger Größe, wenn er findet
Uralt unwandelbarer Größe Spur? —
Wo ſtralte je auf einem Kaiſerthrone
So herrliches und ewiges Kleinod,
Als wie den Gletſcher mit der Roſenkrone
Bekränzt das Morgen- und das Abendroth? —

Wo glänzte ſo des Sapphirs tiefe Bläue —
Wie berg- und waldumgebne weite Seen? —
Der Wieſen Schmuck erquicket ſtets auf's Neue
Das durſt'ge Aug'; — iſt ein Smaragd ſo ſchön? —
Und Ihr, o Ströme, die als junge Quellen
Entſpringet an der Hochgebirge Fuß, —
Nach Nord und Süden ſtrömen Eure Wellen,
Ihr bringt den Völkern Eurer Freiheit Gruß.

Doch ſie verſteh'n Euch nicht. Was Ihr erzählet
Von einem Hirtenvolk mit ſchlichtem Sinn,
Das durch Entſagung ſich zur Kraft geſtählet,
Das nicht begehret Herrſchaft, noch Gewinn,
Das bis zum Tode löwengleich geſtritten
Für nichts — als für die freie Bergesluft,
Für Unabhängigkeit in freien Hütten,
Und für den freien Schlaf in freier Gruft, —

Das Alles rauſcht Ihr, Wellen, unverſtanden
Vorüber an der fremden Völker Ohr; —
Die jubeln, wenn auch feſt umſtrickt von Banden,
Hoch auf im unverſtandnen Freiheitschor.
Die Freiheit gleicht dem Schatz in jener Sage,
Den der Entdecker ſchweigend Nachts bedeckt,
Daß im betäubenden Gewirr der Tage
Kein Kobold ihn mit ſeinem Scheinbild neckt.

Wo Tauſende ſich ſammeln, um zu heben
Mit Axt und Schaufel den erſehnten Schatz,
Wo unruhvolles, eigenſücht'ges Leben
Sich drängt und treibt auf einem winz'gen Platz,
Da flieht erſchrocken dieſes Schatzes Hüter,
Läßt falſchen Glimmer nur auf ſeiner Bahn;
Das köſtlichſte, ätheriſchſte der Güter
Vertraut er dieſen Tobenden nicht an.

Du Hirtenvolk, Du hatteſt ihn gefunden
In ſtiller Nacht, der Freiheit Heiligthum!
Ihn zu erhalten, bluteten die Wunden
Und kränzte Dich der ächte Heldenruhm.
So war es einſt! Doch, armes Auge, wende
Hinweg Dich von demjenigen, was iſt!
Der heil'ge Schatz fiel in unheil'ge Hände,
Da ſiegte Falſchheit, Neid und Menſchenliſt.

Ein Gifttrank ward den Völkern zubereitet
Aus ihrem eigenſten und reinſten Blut.
Er war nicht tödtend, doch verſteinert ſchreitet
Der eine Theil, der andre raſ't in Wuth.
Du haſt begierig auch den Trank getrunken,
Du thöricht Volk, und Deine Stütze bricht;
Die Freiheit liegt zum Tode hingeſunken, —
Die Alp' allein, ſchützt ihre Kinder nicht.

O, weſſen Auge kann ohn' Jammer ſchauen
Auf das, was iſt, auf dieſen wirren Traum,
Auf den Millionen ihre Hoffnung bauen,
Die nie erfüllt, verflüchtigt wird wie Schaum.
Ob aus der Sturmesſaat einſt Blumen ſprießen,
Ob aus dem Chaos neu die Welt ſich hebt,
Ob kommende Geſchlechter froh genießen, — —
Mag ſein! — Doch erſt, wenn dieſes nicht mehr lebt.

Doch wenn des Menſchen Hoffnung iſt verdunkelt,
Und wenn die Gegenwart betrübt den Blick,
Dann kehrt er zur Erinn'rung glanzumfunkelt,
Mit Sehnſucht zur Vergangenheit zurück.
Dann ſchwebt er gern auf jenem weiten Meere,
Deß Woge längſt verſunkne Inſeln hegt,
Wohin aus engbeſchränkter Daſeinsſphäre
Die Phantaſie auf goldnem Kahn ihn trägt.

Und was ihn heimiſch macht in fremden Zeiten,
Es iſt das alte, ew'ge Zauberband,
Womit der Weltgeiſt durch der Schöpfung Weiten
Die Menſchen traulich an einander wand.
Und mögen Stürme noch ſo tobend wehen,
Der Lenz hat einſt wie jetzt die Flur umſpielt;
Und mögen Millionen untergehen,
Das Herz hat einſt wie jetzt in Lieb' gefühlt.

Die blut'ge Schlacht von Nancy*) war geſchlagen,
Der kühne Karl fand ſeinen Untergang,
Der große Plan, den er im Sinn getragen,
Verweht — wie eines Feſtes froher Klang.
Ein mächtig Reich im Weſten erſt zu gründen,
Und dann gen Oſt mit Rieſenkraft zu zieh'n,
Der Chriſten Erzfeind dort zu überwinden, — —
Das konnt' er träumen, nimmermehr vollzieh'n.

Doch weil ſein ſtolzer Schritt auf Siegeswegen
Der Väter alte Freiheit nicht mehr ehrt,
So trat das Schweizervolk ihm feſt entgegen,
Mit ſtarkem Muth und gutem Recht bewehrt.
Nach Granſons und nach Murtens heißen Schlachten,
Gewährte die von Nancy letzten Sieg.
Der Herzog fiel; mit ihm ſein ſtolzes Trachten;
Mit ihm Burgund; — beendet war der Krieg.

Und mit dem jungen Lenz ſenkt ſich der Friede
Mit ſeinem Segen auf die Schweiz zurück.
Heimkehrend feiert wol in manchem Liede
Der kriegesfrohe Jüngling Ruhmes Glück;

---

*) 1477, Januar 6.

Doch zu der altgewohnten ſchlichten Weiſe,
Die wol entſpricht dem arbeitſamen Sinn,
Verlaſſend ſeiner tapfern Thaten Kreiſe,
Begiebt ſich jeder zu den Seinen hin.

Und ſchnell vertilget ſind die blut'gen Spuren,
So Schlacht und Krieg auf dem Gefilde ließ,
Und es erblüht auf Waadtlands reichen Fluren
In Herrlichkeit ein neues Paradies.
Der Landbewohner braucht ſich nicht zu ſchützen,
In ſtädt'ſchen Mauern angſtvoll eingeengt;
Der Städter eilt zu ländlichſtillen Sitzen,
Beſeligt, daß der Feind ſie nicht bedrängt.

Auch Hans von Hallwyl eilt zu ſeinem Schloſſe*),
Das auf dem Felſen an der Aar ſich hebt,
Mit Weib und Kind; und mancher Kriegsgenoſſe
Mit Berns Feldhauptmann dort gar fröhlich lebt.
Allein die Frohſte aller Frohen kehret
Sich Blanca Hallwyl zu des Vaters Schloß;
Nun iſt die ſüße Freiheit ihr gewähret,
Die ſeit der Kindheit Tagen ſie genoß.

Sie fühlte ſich in Berns gewalt'gen Mauern
An Körper wie an Seele dumpf beſchränkt,
Und, wie mit Heimwehs ſchmerzlich ſüßem Trauern,
Voll Sehnſucht ſie der grünen Flur gedenkt.

---

*) Da dieſes Gedicht keinen beſonderen Anſpruch auf geſchichtliche und topographiſche Genauigkeit macht, ſo hat die Verfaſſerin geglaubt, das in dem Aargau liegende Schloß Hallwyl ohne Übelſtand in eine romantiſchere und mehr zu der Dichtung paſſende Gegend verſetzen zu können.

Nun iſt ſie wieder dort; nun ſieht der Morgen
Sie mit der Lerche unter'm Himmelszelt;
In frohem Jubel, fern von allen Sorgen,
Trifft ſie der Abend in der Bergeswelt.

Seit achtzehn Monden, als Burgund, der wilde,
Mit Krieg und Blut verheerete die Waadt,
Durchſtreifte Blanca Flur nicht und Gefilde,
Betrat ihr Fuß nicht der Gebirge Pfad.
Jetzt nimmt Beſitz ſie wieder von den Auen,
Jetzt zieht ſie ein als Frühlingskönigin,
Ihr Reich — ſo weit iſt's, als die Blicke ſchauen,
Und ihre Krone iſt ihr freier Sinn.

Ihr Prunkpalaſt wölbt ſich aus Himmels Bogen,
Die Säulen ſind dort drüben Gletſcherreih'n;
Die Hügelmatten und des Fluſſes Wogen
Und Hütten, Herd' und Hirt ſind Schilderei'n,
Die ihres Saals gedehnte Wände ſchmücken, —
Auf denen ſtets ihr Blick mit Liebe weilt.
O, welche Seele theilt nicht ihr Entzücken,
Die der Natur in Lenzesarme eilt.

Hier fühlt ſie ſich in ihrer Heimat Mitte,
Hier iſt ihr Alles ſüß bekannt, vertraut;
Nur fremd iſt ihr die arme, niedre Hütte,
Unfern vom Schloß, am Uferrand erbaut.
Nur kürzlich erſt hat ſie ein Mann errichtet;
Zurückgezogen ſtill er ſie bewohnt;
Doch gaſtfrei iſt er Jedem gern verpflichtet,
Und ernſt verſchmäht er's, daß man ihn belohnt.

Oft tagelang die Berge er durchſtreifet,
Und Hinderniß, Gefahren reizen ihn;
Selbſt wenn er ruht — ſein dunkles Auge ſchweifet
So ſtolz umher, als ob ihm Welten blüh'n.
Wie ärmliche Gewand' ihn auch umgeben,
Der Gang iſt frei, die Haltung ritterlich;
Die Stirn verkündet ein bewegtes Leben,
Der Mund viel Gram; und Rudolf nennt er ſich.

Dies war die Antwort auf des Mädchens Frage;
Dies wußte man; Geburt und Schickſal nicht.
„Es wird ein Müder ſein, der auf die Tage
Im bunten Weltgewimmel kein Gewicht
Mehr legen kann; weil er die großen Zeiten
Der Jüngſtvergangenheit erlebt, geſeh'n,
So zieht er ſich zurück in Einſamkeiten
Und ſinnt“ — ſpricht Blanca — „ich kann das verſteh'n.“

II.

Die Sonne ſank und zündete im Sinken
Ein Opferfeuer auf den Bergen an,
Und all die Silberkuppen glüh'n und blinken
Wie liebentflammt auf ihrer nächt'gen Bahn.
Am Himmel ſchwimmen goldner Wölkchen Flocken
Wie Schmetterlinge in dem Sonnenlicht,
Wie aufgelöſte, weiche, blonde Locken
Um ein verklärtes, ſchönes Angeſicht.

Vergoldet hüpfen Fluſſes raſche Wellen,
Als ob die Nix' mit Flämmchen ſie beſtreut,
Und wirbelnden Atomen gleich im hellen
Azur die Mückenſchar im Tanz ſich freut.
Das Abendläuten ruft die thät'ge Menge
Zurück zu ihrer Hütte ſtillem Dach;
In tiefer Ferne werden Alphorns Klänge
Wie Sehnſucht nach dem Heißgeliebten wach.

O, Abend! Abend! ſchönſter Himmelsbote,
Du giebſt der müden Welt den Friedenskuß;
In Sorg' und Arbeit ſeit dem Morgenrothe,
Verſchmachtete ſie ohne Deinen Gruß.
Du nahſt; — die Arbeit ſinkt aus matten Händen,
Erholung winkt, dann ſchließt das Aug' ſich zu;
Du bringſt die Nacht und ihre Geiſter ſpenden
Uns Vielbewegten doch den Traum der Ruh'.

Und auf des Hügels friſchen Wieſenmatten
Steht Rudolf. Was in ſeiner Bruſt ſich regt,
Iſt's die Erinn'rung, die, wie Abendſchatten,
Verdüſternd ſich auf inn're Welten legt? —
Gedanken, ſo die Seele übergleiten,
Sie ſpiegeln ſich in ſeinem Auge ab,
Und leicht iſt ihre Sprache wol zu deuten:
Die Bruſt iſt großer Wünſche frühes Grab.

Alſo ward es beſtimmt für's Erdenleben:
Erreicht mag Kleines, nie das Große ſein;
Doch ſel'ger iſt's, zum Größten hinzuſtreben,
Als am Beſitz des Kleinen ſich zu freu'n. —
Es naht dem Ernſten eine junge Dirne,
Von Furcht getrieben, zitternd, athemlos;
Vom Lauf erhitzt iſt ihre Wang' und Stirne,
Und bebend fragt ſie: — ihre Angſt iſt groß —

„Haſt Du die Herrin nicht geſehen? —
„Sie ſtreift umher auf Berg und Flur;
„Ich Ärmſte, ach, kann nicht erſpähen
„Der Allzukühnen flücht'ge Spur.
„Sie wollte das Gebirg durcheilen,
„Sie zu begleiten iſt mir Pflicht, —
„Doch bangte mir; ſie hieß mich weilen
„Und warten, ach! und kommt jetzt nicht."

„„Ich habe Niemand hier geſehen
„„Und kenne nicht die Herrin Dein;
„„Doch will ich gern ſie ſuchen gehen. —
„„Sprich, welche Richtung ſchlug ſie ein? —""
„O, guter Fremdling, tauſend Segen!
„Sieh', Fräulein Bianca nahm den Lauf
„Auf ganz gefahrvoll wilden Wegen
„Zu jener Bergesſpitz' hinauf. —"

„„Hier ruhe, Kind, und ſei nicht bange,
„„Ich bring' das Fräulein Dir zurück. — ""
Er geht, und hinter'm Felſenhange
Entſchwindet er bald ihrem Blick.
Und ſteil empor die Schritt' ihn tragen,
Und immer ſteiler wird der Weg;
Wie mochte ſich ein Weib nur wagen
Auf ſolchen Gemſenjäger-Steg! —

Doch endlich auf den höchſten Sproſſen
War er der Langgeſuchten nah;
Wie eine Lilie, glutumfloſſen,
Stand ſie im Roſenlichte da.
Des blendenden Gewandes Falten
Beweget leicht der Abendwind,
Als ob ein weißer Schwan entfalten
Die Schwingen möchte, zart und lind.

Als Tritte nah'n, ſtreicht ſie die Locken,
Vom Traum erwachend, ſchnell zurück;
Befremdet nur, doch nicht erſchrocken,
So trifft ihr Auge Rudolf's Blick.
„Zu Fräulein Blanca hergeſendet
„Hat mich die bange Dienerin;
„Sie fleht, daß Ihr den Gang beendet,
„Mit ihr zum Schloſſe kehrt Euch hin. —"

„„Ich danke Euch! — Wie kann ſie ſorgen,
„„Daß Unheil und Gefahr mir droht,
„„Wenn ich in Einſamkeit verborgen
„„Mein Auge bad' im Abendroth. — ""
„Dem Überkühnen ja entgegen
„Gefahr, Verderben treten ſoll. —"
„„O nein! ich bin ja nicht verwegen,
„„Mein Herz iſt nur vertrauenvoll. — ""

„Die frohe Jugend iſt es immer,
„Ihr ſtralt die Welt wie ein Demant,
„Sie wird enttäuſcht, wenn ſie nur Glimmer
„Anſtatt des reinen Goldes fand. — “
„„Sie darf ihr Herz nicht kindiſch hangen
„„An dies und jenes, was verweht;
„„Wol mag ſie den Demant erlangen,
„„Wenn ſie, was er nicht iſt, verſchmäht. — ““

„So jung, ſo ſchön, und ſo zu fühlen
„Wie ſpät'res Leben es nur lehrt,
„Iſt ſelten! — Habt bei Tanz und Spielen
„Ihr jene Wahrheit wol gehört? — “
„„In meinen Bergeseinſamkeiten,
„„Hier unter meines Himmels Zelt,
„„Kann ich des Lebens Sprache deuten — —
„„Dort unten ſchweiget mir die Welt.

„„Habt Dank und ſchlaft in ſüßem Frieden! — ““
Und wie das Morgenroth verſchwebt,
So flüchtig war ſie ſchon geſchieden,
Als noch ihr Gruß ſein Herz durchbebt.
„Ich ſah das Glück mit goldner Krone,
Ich ſah des Ruhmes ſtralend Licht,
Ich blickt' in Hütten, blickt' auf Throne —
Ein ſolches Weſen ſah ich nicht. — “

Und als nach vierundzwanzig Stunden
Die Sonn' im Weſten wieder lacht,
Hat Rudolf jenen Weg gefunden,
Der ihn zu Blanca hat gebracht.

Sie ſteht ſchon dort von Licht umfangen;
Als er den Abendgruß ihr bot,
Umſpielt ein Lächeln ihre Wangen,
Wie Blitz durchbricht das Morgenroth.

„„O ſprecht,““ rief ſie ihm froh entgegen,
„„Was führt Euch heute wieder her? —
„„Ihr kommt nicht blos der Sonne wegen,
„„Die dort verſinkt im Glutenmeer! —
„„Euch treibt, wie mich, des Dankes Feuer,
„„Ihr preiſt, wie ich, des Himmels Macht
„„In Eures Buſens ſtiller Feier; — —
„„Vor einem Jahr war Murtens Schlacht. —““ *)

Da birgt in ſeinen beiden Händen,
Wie tief ergriffen, er ſein Haupt.
„„Weshalb entſetzt Euch von mir wenden? —
„„Ich hab' Euch zu erfreu'n geglaubt.
„„O, wenn Euch theure Todte liegen
„„Auf jenem blut'gen Ehrenfeld,
„„Vergebt mir! — Denkt, daß glorreich ſiegen
„„Dem Manne Ruhm bringt, wenn er fällt. —““

„O, glorreich ſiegen und verbluten —
„Und keine Thräne ſei geweint! —
„Allein in der Verzweiflung Gluten
„Verlor ich dort den liebſten Freund. —“
„„Tragt Ihr Burgund in Eurem Herzen,
„„Daß Euch der Sieg nicht Troſt gewährt? —““
„Der Himmel ſchütz' Euch vor den Schmerzen,
„Von denen jeder Troſt ſich kehrt! —

---

*) 1476, Juni 22.

„Ich hab', o Jungfrau, viel gelitten
„Und viel gewollt und viel gefehlt;
„Vergeſſenheit in ſtillen Hütten
„Hab' ich nur jetzt als Buß' erwählt.
„Doch fürchtet nichts! — nie hat Gemeines
„Verlocket mich auf meinem Gang;
„Was ich erſtrebte, war nur Eines, —
„Und doch die Kraft es nicht errang.

„Vorüber ſind der Jugend Tage,
„Der Hoffnung und der Wünſche Schar,
„Ich ſelbſt bin nur noch eine Sage,
„Ein Traum von dem, was einſt ich war.
„Drum gönnt mir, Fräulein, Eure Nähe,
„Der Sinn bei Euch wird licht und hell;
„Wenn ich in Euer Auge ſehe,
„Trink' ich Vergeſſens ſüßen Quell. —"

„„Vergebt und bleibt! ach, eine Freude
„„Kann ich nur ſelten Einem ſein;
„„Denn meine guten Eltern beide,
„„Sie wünſchten anders mich; allein
„„Wie jetzt ich bin, bin ich geweſen;
„„Von jeher war ich ſtill, doch wild;
„„Jetzt ſchelten ſie dies wilde Weſen,
„„Ich bin nicht fromm, nicht ſanft und mild.

„„Die Mutter zürnt in Hauſes Kreiſe,
„„Daß ich ſo fremd, ſo ungeſchickt;
„„Der Vater, daß der Männer Weiſe
„„Mich in der tiefſten Seel' entzückt.
„„Bei Spindel, Herd und Webſtuhl findet
„„Der freie Sinn kein Zauberband,
„„Doch was mit Feſſeln ihn umwindet,
„„Das iſt mein Land, mein Vaterland.

„„Und alle Thaten, die es zieren,
„„Und alles Große, was geſcheh'n,
„„Und Lieder, die den Buſen rühren, — —
„„Das kann durch meine Seele geh'n.
„„O, das beſchäftigt all mein Sinnen,
„„Das reget meine Theilnahm' an,
„„Und oftmals meine Thränen rinnen,
„„Daß ich nur fühlen, thun nichts kann. —““

„Das Thun iſt falſch! — An unſre Thaten
„Hängt ſich der Folgen trüber Schein,
„Das Unkraut überwuchert Saaten, — —
„Gefühl und Wille nur ſind rein. —“
„„Wol rein, doch ſind ſie matt wie Sterne,
„„Nur ſchwach ihr Glanz und bleich ihr Licht;
„„Aus ihrer kalten Dämmerferne
„„Durchglühen ſie die Seele nicht.

„„O, ſeht das Wirken doch der Sonne!
„„Ihr gleicht gewiß die große That;
„„Sie zu bewundern, iſt ſchon Wonne,
„„Sie ſtralt auch dem geringſten Pfad,
„„Sie gießt des Lichtes reine Freuden
„„Allſegnend über jeden Tag,
„„Und läßt, muß ſie nun endlich ſcheiden,
„„Noch eine Welt in Andacht nach.

„„Meint Ihr, daß nicht nach hundert Jahren,
„„Wenn längſt kein Zeitgenoß mehr lebt,
„„Der Schweizer werd' im Herzen wahren,
„„Was heut' in meinem Buſen bebt? —
„„Daß es ihn nicht antreiben werde,
„„Beiſamm in Eintracht feſt zu ſteh'n,
„„Damit auf freier Schweizer=Erde
„„Nur heil'ger Freiheit Banner weh'n? —

„„Hoch über alle Zeiten wohnet
„„Die große That, in ew'ger Pracht,
„„Und im Gedächtniß Aller thronet
„„Der Menſch, das Volk, ſo ſie vollbracht.
„„Was heut' vor einem Jahr geſchehen,
„„Ich preiſe es im tiefſten Sinn,
„„Und dankbar meine Augen ſehen
„„Nach jenem heißen Schlachtfeld hin. —““

„Könnt Ihr ſo ſtark den Haß erfaſſen,
„Wie Eure Bruſt in Liebe glüht,
„Wie müßt Ihr Karl den Kühnen haſſen! —“
„„O nein! mein Haß iſt längſt verſprüht.
„„Er iſt beſiegt, er iſt gefallen,
„„Im Kampf mit ihm ward Ruhmes Theil
„„Den ſchlichten Schweizerhirten allen — —
„„Drum bet' ich für ſein Seelenheil. —““

Sie ſchweigt, geht dann mit ſchnellem Schritte
Bis an des Felſens jähen Rand;
Dort hebt ſie, wie mit Dank und Bitte,
Zum Himmel auf die zarte Hand:
„„O Du, der meinem Volk beſchieden,
„„Daß es Dir Dankesthränen weint,
„„O ſchenke Deines Himmels Frieden
„„Verſöhnt, verſöhnend, Freund und Feind. —““

Und wie des Friedens ſchönſter Bote
Steht ſie, ein lichter Engel, da;
Und jener Glanz vom Abendrothe
War matt, als er ihr Auge ſah. —
Ein Grauen hat ihn tief durchdrungen,
Und Rudolf's Wange iſt erbleicht;
Von ſeinem Arme feſt umſchlungen
Enthebt er der Gefahr ſie leicht.

Sie ſchien von Wolken ihm getragen,
Wie's oft zu zeigen pflegt der Traum.
„O Blanca, laß das wilde Wagen,
„Dein Fuß berührt den Felſen kaum.
„Vergieb, vergieb dem kind'ſchen Bangen,
„Ich kann dort oben Dich nicht ſeh'n!
„Ich ſeh' den Tod ſchon nach Dir langen —
„Du biſt für dieſe Welt zu ſchön. —“

Zum erſten Mal blickt ſie mit Beben
Ihm in das dunkle Augenpaar,
Ganz tief — ganz lang — — das alte Leben
Verwandelt und — vergeſſen war!

III.

In ſtiller Nacht ſchwebt in dem kleinen Nachen
Noch Rudolf auf des Fluſſes klarer Flut.
Die ernſt gedankenvollen Seelen wachen
Am liebſten, wenn im Schlaf die Erde ruht.
Dann Geiſterſtimmen dämmernd ſie umrauſchen,
Dann ſtört des Tages greller Prunk ſie nicht.
Dann hoffen ſie ein Wort doch zu erlauſchen,
Das von dem ewigen Geheimniß ſpricht. —

Die Sterne lächeln aus dem Waſſerſpiegel
Zu ihren Brüdern dort im Äther auf;
Der Nachtwind treibt mit leiſem, kühlem Flügel
Den kleinen Kahn in ſeinem ſchwanken Lauf,
Der einen Lichtſtreif wie von flüſſ'gem Feuer
Zerſchmelzend durch die dunkeln Wellen ſtreckt,
So wie das ſilberne Gewölk im Schleier
Der Nacht am Horizonte ſich verſteckt.

Und Rudolf ſtützt im Kahn ſein Haupt und blicket
Auf jenen Streif: „Er iſt mein Lebensbild,
So flüchtig hab' ich einſt die Welt durchzücket,
So früh hat mich Vergeſſens Wog' umhüllt.
Zertrümmert iſt, was kräftig ich erbauet,
Nie ausgeführet wird, was einſt ich ſann.
Geſpenſtiſch bin ich ſelbſt! mir ſelber grauet
Vor meinem Daſein, das dem Tod ich abgewann.

Und nichts, gar nichts, was auf der Welt mein eigen,
Und tauſend Flüche, doch kein Segenswort
Auf dieſes Haupt! — und ringsumher nur Leichen.
Ihr Nachtgeſpenſter, Höllenbilder, fort! —
Ich dulde ja des Fegefeuers Flammen,
Die ſtille Ruh' verzehrt den Feuergeiſt;
Und aus Erinn'rung mir nur Qualen ſtammen,
Wenn ſie auf einſt und jetzt den Sinn verweiſt. —“

O, welche Schmerzen gleichen wol der Trauer,
Die um verfehltes Leben uns ergreift;
Sie gleicht dem Mehlthau, der mit eiſ'gem Schauer
Für immer alle Blüten überſtreift.
Das Daſein ganz umſonſt durchlebt zu haben,
Den Wahn, den Irrthum ſeh'n, wenn es zu ſpät,
Erkennen die Verſchwendung ſchönſter Gaben — —
Iſt wol ein Schmerz, der über Alles geht! —

Die kurze Sommernacht iſt ſchnell verſchwunden,
Der Morgen graut, es naht der junge Tag;
Rudolf hat, wie die Flut, nicht Schlaf gefunden,
Leicht wird aus ſeinen Träumerei'n er wach.
Der friſche Morgenwind, aus Oſten ſäuſelnd,
Iſt Bote der erwachenden Natur;
Das Blatt am Baum, die Well' im Fluſſe kräuſelnd,
Erſtirbt er flüſternd in dem Thau der Flur.

Halb träumend fragt der Vogel aus dem Neſte,
Leis zwitſchernd, ob ihn ſchon der Morgen ruft,
Spreizt dann die Flügel, putzet ſich auf's Beſte,
Stürzt froh aufjubelnd fort in's Bad der Luft.
Da wehen plötzlich roſenrothe Schleier
Auf's kalte, ſtolze Haupt der Gletſcher hin,
So wie der Liebende erglüht in ſtillem Feuer,
Wenn ſich ihm naht des Herzens Königin.

Sie kommt! ſie kommt! wie glüht ſo mächtig dorten
Des Oſtens purpurreiches Wolkenthor!
Da thun ſich auf die goldgeſchmückten Pforten,
Da wandelt ſie, groß wie ein Gott, hervor.
„Sie kommt und bringt auch meinem Leben Wonne,
Auch mir des Daſeins Blütenkrone winkt,
Mir ſtralet eine zweite, ſchön're Sonne,
Die ſelbſt durch meine tiefſten Nächte blinkt. —“

Was ihm das Herz ſo wunderbar beweget,
Wenn Blanca's ſüße Stimme zu ihm ſpricht,
Wenn nur ihr flücht'ger Schritt von fern ſich reget,
Das faſſet Rudolf's ernſte Seele nicht.
Er wußte wol, was ihm das Weib geweſen,
Was ſeine Gunſt, was ſeine Laune giebt,
Doch ſeiner Zauberkraft verborgnes Weſen,
Das kannt' er nicht — er hatte nie geliebt.

Und heller als ein Lichtſtral ſchwebet
Sie von des Vaters Schloß herab,
Der leichte Fuß im Laufe hebet
Den Thau kaum von dem Raſen ab.
Und Rudolf ſteht vor ſeiner Hütte
Von ihrem Gruße wie verklärt,
Es ſpricht die Lippe keine Bitte,
Und auch ihr Mund hat nichts gewährt.

Doch wandelt er an ihrer Seite,
In träumeriſcher, ſel'ger Ruh',
Ohn' Zweck und Ziel nur fort in's Weite
Den ſtillen Bergeshöhen zu.
Es ſchlafen alte, tiefe Schmerzen
Wie eingelullt von Zauberſang,
Und aus geheimſtem Quell der Herzen
Der Lieb' uralte Sprache drang.

Wer kennt ſie nicht? — Sie iſt erfunden
Im Seelenſturm, wie das Gebet,
Und wie die Zeit auch hingeſchwunden,
Seit Anbeginn ſie fortbeſteht.
Und doch meint Jeder, dem ſie klinget,
Daß ſie von ihm erfunden ſei;
Für ihn, wenn ſie von Lippen dringet
So ſüß und doch ſo zagend ſcheu,

Als ob vom Ton ſie ſchon erbeben,
Der traumhaft fließt aus ihrer Bruſt. —
Im Frühling weinen ſo die Reben
Aus Überfülle, unbewußt. —
Dann wieder ihre Blicke zeugen,
Als Hand in Hand ſie wandeln fort,
Daß der beglückten Liebe Schweigen
So ſüß iſt, wie der Liebe Wort.

Im Fluge iſt der Tag entflohen,
Dahin gerauſcht die ſel'ge Zeit,
Es giebt nicht Stunden für die Frohen,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.
„Und ſoll ich heut' Dich nicht mehr ſehen? —
„Ertönet ſchon des Hirten Lied? —
„Iſt droben auf den Bergeshöhen
„Die Sonnenroſe abgeblüht? —

„Umfängt mich jetzt mit ſchwarzem Flügel
„Die lange, ewig lange Nacht,
„Bis hinter jenem Wolkenhügel
„Die Sonne, wie Dein Auge, lacht? —
„O, meine Blanca, in dem Nachen,
„Geſchaukelt von der kühlen Flut,
„Muß ſinnend ich die Nacht durchwachen,
„Woher mir ſtammt ſo köſtlich Gut.

„Mir, der ich nie nach Lieb' gerungen,
„Der andre Schätze ſchöner fand,
„Dem ihre Ahnung nie erklungen, —
„Mir fällt ſie jetzt in dieſe Hand,
„Die, nur gewöhnt an Schwert und Lanze,
„So rauhem Dienſt nun widerſtrebt, —
„Dir Blumen pflücken möcht' zum Kranze, —
„In Deiner zarten Hand erbebt. —

„Wie trübe war es noch und dunkel
„Vor wenig Stunden um mich her,
„Doch jetzt umfängt mich Glanzgefunkel,
„Wie auf dem hohen, offnen Meer,
„Wo in des Sommers lauen Nächten
„Mit Phosphorſchein die Welle ſprüht,
„Als ob von zauberiſchen Mächten
„Das kalte Element erglüht.

„Nein, Blanca, ich will Dich nicht laſſen! —
„Im Schlafe kommt der Traum ſo wild;
„Doch mit Bewußtſein will ich faſſen
„In meinen Arm Dein holdes Bild.
„Genug, zuviel hab' ich geträumet,
„Mein Leben iſt damit entfloh'n;
„Doch was ich Thor im Wahn verſäumet, — —
„Du reichſt mir tauſendfachen Lohn.

„Leb' wohl, leb' wohl! und ſchlaf in Frieden
„Bis froh der junge Tag erwacht!
„Ein lichter Traum ſei Dir beſchieden,
„Mir einen Kuß, — dann gute Nacht. —"

IV.

Die Tage kommen und entſchwinden
In ungeſtörtem, heiterm Glück,
Daß ſie ſich jeden Morgen finden,
Erhellet Rudolf's, Blanca's Blick.
Wenn, ſinkt der Abend dämmernd nieder,
Die Trennung ſchmerzlich ſie berührt, — —
Der heitre Tag vereint ſie wieder, —
Die Sonne ſie zuſammenführt.

Nicht kümmert ſie, von Glück umfloſſen,
Der Zukunft eiſern ſchwerer' Fluch,
Und was ihr dunkler Schooß verſchloſſen; —
Der Lieb' iſt Gegenwart genug.
O, ſich erwarten, finden, lauſchen
Auf der Geliebten Stimme Klang — — —
Äonen mögen dann verrauſchen,
Für dies Glück ſind ſie nicht zu lang.

„„O Rudolf, ſprich, aus welcher Ferne
„„Kamſt Du ſo einſam zu uns her? —
„„Verirrteſt Du von fremdem Sterne
„„Dich, oder über's weite Meer? —
„„Ich ſah doch wol der Männer viele,
„„Und Krieger, Ritter mannigfalt,
„„Und Sennen bei dem Hirtenſpiele; —
„„Doch Du biſt anders von Geſtalt,

„„Von Blick, und Wort, und Geiſt! — o ſage,
„„Biſt Du ein König fremder Au'n? —
„„Vergieb mir meine kind'ſche Frage,
„„Du biſt ſo königlich zu ſchau'n,
„„Wie ich mir denke, daß erſtralen
„„In Hoheit nur ein König kann,
„„Mit dem ſich rings auf Berg und Thalen
„„Nicht meſſen darf ein einz'ger Mann. — ""

„Ich trage, Blanca, keine Kronen,
„Und keines Purpurs lichten Schein!
„In Deiner Bruſt nur will ich thronen,
„In Deinem Herzen König ſein.
„Doch aus gemeinem Stamm entſproſſen,
„O Süße, iſt Dein Rudolf nicht;
„Um meine Wieg' war ausgegoſſen
„Der Glanz, der jetzo mir gebricht.

„In unſern wildbewegten Zeiten
„Wird manch Verhältniß wol zerſtört;
„Kann man nicht ſtolz dagegen ſtreiten,
„In Demuth ſei dann Gott geehrt. — "
„„Sei Fürſt, ſei Bettler! Dich gefunden
„„Hab' ich, Du wirſt mir nie geraubt; —
„„Und wie ich hier für Dich gewunden,
„„Für Dein geliebtes, hohes Haupt,

„Aus Bergesblumen, zart und milde,
„„Den friſchen, düftereichen Kranz,
„„So weht von Deinem ſchönen Bilde
„„Unſtörbar Lebens reichſter Glanz.
„„Und biſt ein Fremder Du inmitten
„„Des Vaterlandes freier Welt,
„„In meiner Bruſt erbauſt Du Hütten
„„So dauernd wie das Himmelszelt.

„„Und biſt ein Flüchtling Du, gemieden,
„„Verſtoßen gar von Freund und Feind, —
„„Die Heimat iſt Dir dort beſchieden,
„„Wo Du mit Blanca biſt vereint.
„„O, blicke nicht ſo ſüß und trübe
„„Mit Deinem tiefen Aug' mich an!
„„Die mächt'gen Stralen Deiner Liebe
„„Mein armes Herz nicht faſſen kann. —

„„Komm', ſetz' Dich! ich will Dir erzählen
„„Von dem, was früher mich bewegt. —
„„Jetzt biſt Du Herrſcher meiner Seelen,
„„Dein Herz in meinem Buſen ſchlägt;
„„Sonſt, weißt Du, hatten Andrer Thaten,
„„Das Schickſal meiner theuern Schweiz,
„„Und was die Männer ſonſt berathen,
„„Für mich den allergrößten Reiz.

„„Der Vater mußte mir berichten
„„Was bei Corvin und Hunyad
„„Er viel an Kriegen und Geſchichten
„„Erlebt und mitgefochten hat.
„„Noch mehr wie nach den bunten Sagen
„„Von Ungarn und von Türkenſchlacht
„„Wußt' ich den Oheim Stein zu fragen,
„„Der unſre Kriege durchgemacht.

„„Er ward in Iverdun gefangen; —
„„Und als Burgund bei Granſon*) ſtritt,
„„Da Brandolf Stein, auf ſein Verlangen,
„„Nah' an des Herzogs Seite ritt.

---

*) 1476, März 3.

„„Schon war der Tag ihm halb verloren,
„„Ob dreifach größer auch ſein Heer, —
„„Da tönt in der Burgunder Ohren
„„Ein wilder Laut vom Berge her; — —

„„Und es erbeben Flur und Halden,
„„Es zittert ſelbſt die freie Luft,
„„Es iſt das Horn von Unterwalden,
„„Es iſt der Uri-Stier, der ruft.
„„Sind das noch Eidgenoſſen-Scharen? —
„„Ruft Karl, zum Oheim hingewandt. —
„„Das, gnäd'ger Herr, ſind erſt die wahren,
„„Vom Hochgebirge hergeſandt!

„„Das ſind ſie, die einſt Öſtreich ſchlugen,
„„An Sempachs und Morgartens Tag
„„Die Schweizerfahnen ſiegreich trugen,
„„Als Herzog Leopold erlag.
„„Und Karl ſprach wild: wie ſoll das enden!
„„Und ſeine Krieger ſind erſtarrt; —
„„Bald müſſen ſie zur Flucht ſich wenden,
„„Und prächt'ger Sieg den Schweizern ward.

„„Und den, den er ſo ſtolz geſchauet,
„„So ſieggewohnt, ſo überkühn,
„„Als wär' die Welt für ihn erbauet, —
„„Bei Nancy ſah der Oheim ihn,
„„Todt und entſtellt von tiefen Wunden
„„Und ſo mit Blut und Eis bedeckt,
„„Daß er nicht einen Zug gefunden,
„„Und nichts Bekanntes hat entdeckt.

„„Was war das Ziel ſo heißen Strebens,
„„Und welche Früchte pflückt' er ab
„„Vom reichgeſchmückten Baum des Lebens? --
„„Ein blutumfloſſ'nes, frühes Grab. —
„„O Rudolf, Du, Du kämpfteſt nimmer
„„Für Herrſchſucht und für Tyrannei,
„„Für Ketten in dem Purpurſchimmer, — —
„„Dein hoher Geiſt war immer frei? —""

„Und iſt er's jetzt? — Hältſt Du gefangen
„Ihn nicht mit unſichtbarem Band? —
„Woran mit aller Kraft wir hangen,
„Daraus ſich eine Kette wand,
„Die wir mit Stolz und Jubel küſſen,
„Die wir zum höchſten Schmuck uns weih'n,
„Die wir für eine Welt nicht miſſen, — —
„Sprich, ſoll ich nicht Dein Sklave ſein? —"

„„Mein Sklave willſt Du gar Dich nennen? —
„„O, treibe nimmer mit mir Spott;
„„Als Herrn muß ich Dich anerkennen,
„„Als Freund, Gebieter — o als Gott!
„„Nein, Du biſt Herr, wohin Du ſendeſt
„„Des hohen Geiſtes ruh'gen Blick;
„„Daß Du ihn liebend zu mir wendeſt,
„„Das iſt mein Stolz, mein Ruhm, mein Glück! —""

„Wie mochteſt Du mich auserwählen
„Zum Kleinod für Dein hohes Herz? —
„Ich bin nicht jung, nicht ſchön, mir fehlen
„Wol Anmuth, Frohſinn, heitrer Scherz.
„Weshalb haſt Du Dein reiches Leben,
„Den frühlingshellen Liebesſinn,
„In meine harte Hand gegeben? —"
„„Weil Du es biſt und ich es bin. — — —""

Wo unberechnend, unbezwungen,
Und unbezwinglich durch die Kraft,
Das ganze Daſein iſt durchdrungen
Von allgewalt'ger Leidenſchaft, — —
Da ſind die hergebrachten Fragen:
Warum? — weshalb? — ganz ohne Sinn.
Mit Blanca muß dann Jeder ſagen:
Weil Du es biſt und ich es bin.

Wol ſelten mag dies Wort erklingen
In unſrer kalten, klugen Welt,
Die's liebt die Gründe zu durchdringen,
Und die nur einen Grund — das Geld! —
Als wahren Eckſtein anerkennet,
Worauf beruht Gebäudes Fuß,
Das ärmlich ſie: das Glück benennet,
Und gleich es ſtellet mit Genuß.

Doch mag ſie ihre Puppenſpiele
Durch große Namen adeln! — fern
Bleibt ſie der Urwelt der Gefühle,
Beherrſcht von einem andern Herrn.
Mag ſie mit Goldſtaub ſich ergötzen! —
Es kommt die Zeit, wo er verweht,
Wenn über allen ird'ſchen Götzen
Die große Liebe fortbeſteht.

Was iſt ſonſt groß? — Es meinet Jeder,
Der ein paar tauſend Verſe macht,
Daß wol ein größrer Geiſt die Feder
Nie in Bewegung hat gebracht. —
Und wer Maſchinen hat erfunden,
Die ohne Sorge und Gefahr
Dem Dienſt des Dampfes ſind verbunden, —
Er iſt ſo groß wie Newton war.

Und wer die Schwachen unterdrücken
Und jedem Mächt'gen ſchmeicheln kann,
Um weiſe dann umher zu blicken, — —
Der große, der loyale Mann! —
Und wer behauptet, daß geſunden
In Willkür nur ein Jeder kann,
Weil ihm die eig'ne Hand gebunden, — —
Der große, freigeſinnte Mann! —

Und wer auf jungen Rednerbühnen
Durch Wortſchwall Auffeh'n machen kann,
Hofft Bürgerkronen zu verdienen,
Und heißt ein großer, kühner Mann! —
So wähnt man, daß die traur'gen Blößen
Verhüllt ſind, wenn man ſie nicht nennt;
Man tröſtet ſich mit kleinen Größen,
Weil man das Große, ach! — nicht kennt.

Doch, Blanca, was hat Deine Liebe
Mit fernen Zeiten nur gemein? —
Ob groß ob klein, ob hell ob trübe, —
Du wandelſt nur in ihrem Schein.
Wohin ſie führt, kann Dich nicht kümmern,
Du folgſt dem Zauberſang, der ruft; —
Du ſiehſt den Stern der Liebe ſchimmern —
Ob über Thron — ob über Gruft. —

V.

Der Morgen war ſo hell emporgeſtiegen,
Als brächt' er Segen für die ganze Welt,
Und Rudolf's ſehnſuchtsvolle Blicke fliegen
Hinauf zum tief azurnen Himmelszelt.
„Steht erſt die Sonne auf dem Berge drüben,
So wird auch Blanca fröhlich ſich mir nah'n;
Noch niemals iſt ſie länger ausgeblieben,
Sie kam ſo treu ſtets mit der Sonne an.

Und wie ich Abends zu der Sonne ſage:
Auf morgen dann! o heute geh' zur Ruh'!
So rufe ich am Schluß vom frohen Tage
Daſſelbe Wort der Heißgeliebten zu.
Ich weiß, ſie kommt; ich weiß, mir iſt beſchieden,
Die Wunderblume meiner Welt zu ſchau'n! —
Du wildes Herz, ſo gieb Dich doch zufrieden,
Lehrt nicht die Liebe hoffen und vertrau'n? —“

Wol lehret ſie das ſüße, milde Hoffen,
Doch unzertrennlich bange Furcht auch iſt;
Wer jubelnd ſieht den ganzen Himmel offen,
Mit einem Blicke auch die Hölle mißt —
Doch Blanca kommt; und ſeine Schritte fliegen,
Sein Herz ihr zu! — Um Gott, was iſt geſcheh'n! —
Auf ihren ſonſt ſo klaren, milden Zügen
War Ausdruch tiefſten Schmerzes heut' zu ſeh'n.

Es zieht auf ihrer Stirn, ſonſt frühlingshelle,
Der Angſt Gewölk; die blaſſe Lippe bebt,
Wie auch die Hand und wie des Buſens Welle,
Und nur im Aug' der Liebesſtral noch lebt.
Sie ſpricht — und krampfhaft ihre Arm' umfaſſen
Den ſtarren Rudolf — kurz und ſcharf das Wort:
„„Ich kann ja leicht vom Leben laſſen,
„„Doch nicht von Dir! — drum Rudolf — fort. —""

„Was iſt geſchehen? — laß mich's wiſſen,
„Mich martert Deine Seelenpein!
„Beſinn' Dich; — wirſt Du mir entriſſen,
„Und kann das, darf es möglich ſein? —"
Sie ſchaudert tief in ſich zuſammen,
Streift wild die Locken von der Stirn:
„„Glüh'n wirklich noch der Sonne Flammen? —
„„Erglänzet dort des Gletſchers Firn? —

„„Verändert iſt die Welt, das Leben,
„„Seit geſtern Vater mir befahl:
„„Du wirſt dem Graf von Greyerz geben
„„Die Hand als treues Ehgemahl.
„„Nein, rief ich, will zum Tode ſchreiten,
„„Doch nimmermehr zum Traualtar;
„„Es würd' uns Beiden Schmerz bereiten,
„„Das ſteht vor meiner Seele klar.

„„Die gute Mutter ſprach: ergeben
„„Zeig' Deinem Vater Dich, mein Kind. —
„„Sie wußte nie in ihrem Leben,
„„Was eigene Gefühle ſind.
„„Da ſprach der Vater: Blanca, nimmer
„„Haſt Du mir Freude noch gemacht,
„„Jetzt zeiget ſich ein Freudenſchimmer,
„„Der mir aus Deinem Daſein lacht.

„„Mein Hoffen ruht auf keinem Sohne,
„„Der Mann, der Dich begehrt, iſt brav,
„„Schmückt Dich mit einer Grafenkrone,
„„Mein Schlachtgenoſſe war der Graf.
„„Er wirbt um Dich; den Weibern ſchmeichelt
„„Der Glanz; — Du wirſt nicht thöricht ſein. —
„„Mein Vater, rief ich, nie geheuchelt
„„Hab' ich, — am Altar ſprech' ich: Nein! —

„„Der Vater rief, Zorn auf der Stirne:
„„Das Kloſter oder der Gemahl!
„„Ich breche Deinen Trotz, Du kecke Dirne,
„„Ich ſchwör's! Dir bleibet jetzt die Wahl.
„„Da rief ich: Deine Worte brechen
„„Mein Herz; gehorchen kann ich nicht!
„„Und, laß mich wahrhaft zu Dir ſprechen,
„„Auch in das Kloſter geh' ich nicht.

„„Der Vater blickte forſchend lange,
„„Sprach dann, doch nur gezwungen, leicht:
„„Dem Vater macht der Trotz wol bange,
„„Der ſchnell vor dem Gemahle weicht.
„„Der Graf kommt morgen voll Verlangen
„„Den Sinn zur ſchönen Braut gewandt,
„„Und Tags darauf wird er empfangen
„„Am Traualtar Gelübd' und Hand. — —

„„O Rudolf, morgen iſt ja heute!
„„Willſt Du mich retten? Lieber, ſprich! —““
Der wildeſten Verzweiflung Beute
Stand er vor ihr, die Farbe wich
Von ſeinem Antlitz: „Blanca, haſſen
„Mußt Du den Mann, der's Herz Dir bricht,
„Und nicht Dich rettend kann umfaſſen!
„O Blanca, fluche Du mir nicht. —“

„„Ich liebe Dich! — Doch ſag', weßwegen
„„Biſt Du gebunden? — Geh' nach Rom,
„„Der heil'ge Vater giebt Dir Segen
„„Und vom Gelübd' Dispenſation.
„„Wenn Du nicht kannſt, ſo will ich gehen
„„So weit, ſo weit der Fuß mich führt,
„„Und Tag und Nacht um Rettung flehen,
„„Bis ich die ganze Welt gerührt.

„„Doch ſag', mein Rudolf, was Dich bindet,
„„Ein Ausweg bietet ſich gewiß,
„„Den nur mein banges Aug' nicht findet
„„In dieſer grauſen Finſterniß. —""
„So höre denn! — doch hab' Erbarmen,
„Wenn ich Entſetzen thu' Dir kund! —
„Den Du umſchlingſt mit Liebesarmen, —
„Iſt Karl der Kühne von Burgund,

„Der, wunderbar aus Todes Banden
„Gerettet, that den höchſten Eid,
„Daß er, von Todten zwar erſtanden,
„Doch todt ſein wolle für die Zeit.
„Allein im engen Kloſter bergen
„Mich, in der dumpfen Zelle ruh'n, —
„Das konnt' ich nicht! — In Wald und Bergen
„Konnt' ich ja auch die Buße thun.

„So kam ich her und lebte ſtille,
„Bis ich Dich, meine Blanca, ſah;
„Des Lebens Luſt und Glanz und Fülle
„Umfing mich wie ein Zauber da.
„Ich wagte nicht, den Mann zu nennen,
„Den Deine ſüße Lieb' umfing! —
„Was ſollteſt Du den Namen kennen! —
„An mir, an mir Dein Herze hing. —"

„„An Dir, an Dir hangt meine Seele,
„„Ob Karl, ob Rudolf, gilt mir gleich!
„„Aus Millionen ich Dich wähle
„„Und theile Hütte, Königreich.
„„Du ſollſt auch niemals Karl Dich nennen,
„„Als Rudolf hab' ich Dich geliebt;
„„O, nimmer werden wir uns trennen — —
„„Dank Dir, o Gott, der Gnade übt.

„„Daß Du genüber meinen Landen,
„„Mit blut'gem Schild und Schwert bewehrt,
„„Als Feind im Kampfe haſt geſtanden — —
„„O, glaube nicht, daß es mich ſtört.
„„Die Schönheit iſt der Himmelsfunken,
„„Der ſtralend in mein Leben ſcheint,
„„Er iſt vor Deinem Glanz verſunken,
„„Der alle Schönheit in Dir eint.

„„Sieh', hinter jenen Alpenzinken,
„„Da liegt Italiens Wunderland,
„„Wo goldne Zauberfrüchte winken; —
„„Dahin zieh' ich an Deiner Hand.
„„Da leben einſam wir, verſchollen
„„Für's laute Treiben dieſer Welt,
„„Und nie die Menſchen ahnen ſollen,
„„Wen nur mein Arm umfangen hält.

„„Und, Rudolf, wenn ich ganz Dein eigen,
„„Dein Weib, wie Deine Liebe bin — — —""
„O, wolle aus Erbarmen ſchweigen — —
„Margrethe York iſt Herzogin! — —"
Sie ſah ihn an mit einem Blicke
Voll Wahnſinn, Liebe, Angſt und Graus,
Dann trat ſie einen Schritt zurücke,
Brach in ein wildes Lachen aus,

Dann ſchloſſen ſich die Augenlieder,
Sie ſtürzt gebrochen in den Staub; — —
Er kniet an ihrer Seite nieder,
Der ſchwärzeſten Verzweiflung Raub.
„O Gott, was iſt aus uns geworden! —
„Todt — die vergötterte Geſtalt
„Durch mich! — Mußt' ich Dich denn ermorden? —
„Wach', Blanca, auf, Du biſt ſo kalt. —“

Und wie von Krankheit ſchwer geneſen
Spricht ſie halb klagend, halb erfreut:
„„Es iſt gewiß nur Traum geweſen,
„„Es giebt nicht ſolche Wirklichkeit. —““
Und langſam ihre Thränen floſſen
Gleich winterlicher, eiſ'ger Flut.
So hält ſie Rudolf feſt umſchloſſen,
Ihr Haupt an ſeinem Herzen ruht.

Die Stunden ſchwermuthvoll entſchweben,
Die ſonſt in Roſenglanz gelacht,
Und ſtatt der goldnen Schleier, beben
Die Nebel einer tiefen Nacht.
Doch nimmer kommt nur leiſe Klage
In Blanca's treuen, feſten Sinn;
Ein Engel an dem Sarkophage,
Schaut tröſtend ſie auf Rudolf hin.

„„O, faſſe Dich! ich bin geweſen
„„So glücklich wie die Sel'gen ſind,
„„Und recht vom Himmel auserleſen,
„„Ganz wie ein vielgeliebtes Kind.
„„Ich hatte Paradieſes Freuden
„„Drei große Sommermonde lang;
„„Sie waren mein — ſie müſſen ſcheiden —
„„Das iſt des Lebensräthſels Gang.

„„Doch fern der Jammer, fern die Thräne!
„„Sie waren mein — das iſt genug.
„„In meiner Seele bleibt das Schöne,
„„Das mich zu Sonnenhöhen trug.
„„Ich ſegne Dich und meine Liebe
„„Und Schmerz und Wonne, die ſie bot;
„„Sie bleibt, iſt's jetzt dem Blick auch trübe,
„„Ein unvergänglich Morgenroth.

„„Sie iſt das Höchſte der Kleinode,
„„Nichts trübet ihren lichten Schein,
„„Sie wird, o Rudolf, noch im Tode
„„Mein jubelndes Triumphlied ſein.
„„Der Fels: das Schickſal — mag wol hemmen
„„Der Alltagsliebe matte Glut,
„„Umſonſt iſt ſein Dagegenſtemmen
„„Bei dieſes mächt'gen Stromes Flut.

„„Wol rauſchen ſtürmiſch auf die Wogen,
„„Doch nimmer ihre Kraft ſich bricht;
„„Sie ſind darüber fortgezogen,
„„Der Schickſalsfelſen ſtört ſie nicht;
„„Und haben ſie ihn überwunden
„„Im Waſſerfall, — voll ſtolzer Ruh'
„„Iſt dann der Lebensweg gefunden, — —
„„Sie wallen ſtill dem Weltmeer zu.

„„So meine Lieb'! ihr Quell verſieget
„„In keinem ſandig matten Lauf;
„„Sie ſtammt vom Himmel und ſie flieget
„„Mit der befreiten Seel' hinauf.
„„In dieſen letzen Stunden zeigen
„„Möcht' ich Dir gern mein ganzes Herz,
„„Im Glücke mocht' ich ſinnend ſchweigen,
„„Doch Worte leihet mir der Schmerz,

„„Um Dir zu ſagen, Dir, dem Süßen,
„„Wie Deine Liebe mich entzückt,
„„Damit, wenn Deine Thränen fließen,
„„Du denken darfſt: ſie war beglückt,
„„Sie kannte Wonne wie nur ſelten
„„Ein ſtaubgebornes Weib ſie fand,
„„Und dieſe Krone aller Welten
„„Nur ich um ihre Stirne wand. —““

„Du biſt ein Engel! doch ertragen
„Wirſt Du die dunkle Zukunft ſchwer,
„Mit ihrem Druck von Jahren, Tagen . . . —“
„„Es giebt jetzt keine Zukunft mehr! —
„„Denn, was mir nun zu thun geblieben,
„„Iſt: erſt als Kind gehorſam ſein,
„„Doch ewig Dich, nur Dich zu lieben! —
„„Leb' wohl! Leb' wohl! ich bleibe Dein. —““

VI.

Ave Maria! läutet's dort im Walde,
Wo ſchlank ein Thurm ſich aus den Bäumen hebt; —
Und auf den Fluren rings, auf Berg und Halde,
Nur ein Gefühl in tauſend Herzen lebt.
Für einen Augenblick ſchweigt das Getümmel,
Des vielbewegten Lebens bunte Spur,
Das Auge ſchaut empor zum Abendhimmel
Und Andacht regt in jeder Bruſt ſich nur.

Ave Maria! — Deine Glockentöne,
Wie tauchen ſie das Herz in ſel'ge Ruh',
Wie ſchließen ſie durch ihre heil'ge Schöne
Des Erdenlebens dunkle Pforten zu.
Der Jubel und der Gram und alle Schmerzen,
Auf Deinen Klängen friedlich eingewiegt,
Entſchlummern, wie das Kind am Mutterherzen
Von Engelsträumen ſüß umgaukelt liegt.

Ave Maria! — Wie die Mutterliebe
Die Kleinen ſorgſam Abends heimberuft,
Daß keins im tiefen Walde einſam bliebe,
Daß keinem ſchade Nachtes die rauhe Luft:

Alſo verſammelſt Du zu Deinen Füßen,
Wenn's Abend wird, auch Deiner Kinder Schar,
Und ob der Reu', der Andacht Thränen fließen,
Du bieteſt huldreich Allen Segen dar.

Ave Maria! — Zu dem Sonnenthrone
Das bange Herz nicht immer kühn ſich wagt,
Doch Dir, der Jungfrau mit der Stralenkrone,
Wird voll Vertrauen jedes Leid geklagt.
Und weil des Weibes Liebe ſchon auf Erden
Den Abglanz eines Paradieſes zeigt,
Drum ſollt' ihr aller Zeiten Huld'gung werden,
Mit der die Welt vor einem Weib ſich neigt.

Des Abends Roſenglut war längſt verſchwommen,
Gleich flücht'ger Liebe in dem Lebenskranz,
Die zarten Sterne allgemach entglommen
Wie zum Erſatz für Tages Sonnenglanz.
Nur aus des Kloſters dürftiger Kapelle
Ertönte Sang und ſchimmerte noch Licht,
So wie des Glaubens ew'ge, milde Helle
Durch Nacht des Lebens und des Todes bricht.

Da ſchallt das Glöcklein draußen an der Pforte.
Vielleicht ein müder, armer Pilgersmann,
Der, heimwärts wandernd von dem Gnadenorte,
Die frommen Mönche ſpricht um Herberg' an.
Der Pförtner eilt gewohnten Dienſt vollziehen:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt! tritt Fremdling ein!“
Doch voll Entſetzen würd' er gern entfliehen,
Denn er gewahrt im blaſſen Sternenſchein,

Von ärmlichen Gewanden wild umgeben,
Barhaupt und Fuß, gewaltig von Geſtalt,
Da einen Mann, deß Glieder heftig beben, —
Als wie gepackt von Fiebers Sturmgewalt, —
Der, wie mit letzter Kraft, auf ſeinen Armen
Ein Weib im ſchimmernden Gewande trägt,
Das angſtvoll er mit heiligem Erbarmen
Und höchſter Anſtrengung am Buſen hegt.

Er tritt herein, erwiedert nicht das Grüßen;
Läßt nieder ſich und hält auf ſeinen Knie'n
Das blaſſe Weib; zwei Thränen langſam fließen
Aus ſeinem heißen Auge auf ſie hin.
Sie regt ſich nicht; ihr Auge bleibt geſchloſſen
Und ſtumm der Mund; die Stirn iſt weiß wie Schnee;
Vom goldgeſtickten Kleide lang umfloſſen,
Glich ſie der allerſchönſten Waſſerfee.

Um ihre Schultern aufgelöſet hangen
Die reichen Locken, doch kein Wangenroth
Verkündet Leben, und mit innerm Bangen
Der Pförtner leiſe ſpricht: „das Weib iſt todt. —"
„„Iſt todt! —"" hallt's von des Fremden Lippen wieder,
Verrathend eine Welt von eiſ'gem Schmerz,
Verrathend, daß kein Troſtgedanke nieder
Je ſteigen wird und ſchmelzen Grames Erz.

„Wer biſt Du, Fremdling, und wer iſt die Bleiche? —"
Der Pförtner ſchlägt ein Kreuz und ruft es laut.
„„Was ſie jetzt iſt? — Du ſiehſt es — eine Leiche!
„„Sie war mein Kind, mein Engel, meine Braut. —""
Der Wahnſinn ſcheint aus dieſen Jammerworten
Den armen, ſtillen Pförtner anzuglüh'n;
Er ſchließt behutſam erſt des Kloſters Pforten,
Eilt mit der Botſchaft dann zum Prior hin.

Ach! wen nur Einmal Schmerzes Sturm umwehet,
Der kennt für ewig dieſes Samums Hauch! —
Drum mitleidvoll der Abt beim Fremden ſtehet — —
In ſeiner Bruſt ruht eine Todte auch. —
„Mein Sohn! das Grab verhüllt der Erde Kummer,
„Ein wenig Staub drückt nicht des Staubes Kind;
„Gönn' Deiner Todten ungeſtörten Schlummer —
„Am Grabe fließt auch Deine Thräne lind. — “

„„Komm', meine Blanca, ſpricht in jenen Tönen
„„Unrettbarer Verzweiflung dumpf der Mann,
„„Der Todtenkranz wird Deine Stirne krönen,
„„Da es der Brautkranz, Süße, nimmer kann.
„„Mir aber gönnt' am Fuß der heil'gen Stätte,
„„Ehrwürd'ger Vater, nur ein wenig Raum
„„Zu jenem letzten, kühlen, kleinen Bette,
„„Wo uns der Schlaf umfänget ohne Traum. — “ “

„Mein Sohn, wenn Deine letzte Stund' gekommen,
„Dann werde Dir die heißbegehrte Gruft;
„Allein vergiß nicht, daß nur ſeine Frommen
„Der Herr ſo früh vom ird'ſchen Tagwerk ruft.
„Wenn keine eitle Schmerzen uns geblieben,
„Wenn matt wir uns gebetet und geweint,
„Dann winkt die ew'ge Gnad', und unſern Lieben
„Sind wir dann froh in Gottes Schooß vereint. — “

Der Prior winkt; zwei Brüder nahen leiſe
Der todten Blanca. Doch der Fremde tritt
Mit Zornesblick und herrſchgewohnter Weiſe
Hervor und ſpricht: „„Zurück! nicht einen Schritt!
„„Ich werde ſelbſt zur Ruhe ſie beſtatten,
„„Ich rang ſie drum den wilden Fluten ab,
„„Ich trug ſie über Berg und Wieſenmatten,
„„Und leg' ſie jetzt allein in's frühe Grab! — “ “

Er ſolgt den Brüdern, die voran ihm ſchreiten
Zum kleinen Friedhof, die Geliebt' im Arm,
Die ſeine Blicke freundlich übergleiten — —
Dann ſich verfinſtern in dem tiefſten Harm. —
Und als das Morgenroth auf duft'gem Flügel
Dem Schooße ſich der trüben Nacht entwand,
Da lächelt es auf einen ſchwarzen Hügel, —
Auf einen Schläfer an des Hügels Rand.

VII.

So lebte Rudolf in des Kloſters Mauer,
Empfing mit Dank der Mönche Gnadenbrot,
Doch wie ſie war, ſo blieb auch ſeine Trauer;
Denn Troſt, wie Klage ihm nicht Lind'rung bot;
Weil nie ein Klagewort aus ſeinem Munde
Dem fremden Troſte leiſen Anlaß gab,
Mild einzudringen in des Buſens Grunde,
Wie eine Perl' in's dunkle Muſchelgrab.

Gleich wie des alten Titan mächt'ger Rücken
Zur Straf' einſt trug des Erdenballes Wucht,
So mochten Rudolf Schmerzeswelten drücken,
Doch keine Klage hat er je verſucht.
Das arme Menſchenwort iſt wol erfunden
Um auszudrücken Menſchenleid und Luſt,
Doch es verſtummt bei jenen tiefen Wunden,
Unheilbar offen in verſchwiegner Bruſt.

Wo Rettung, Lind'rung möglich, o da klage
Der Jammer, was aus ſeinem Buſen bricht;
Wer als unmöglich ſie erkannt, der trage
Gelaſſen; unnütz jammern ziemt ſich nicht. —
Die Sonne kam und ging; an Blanca's Grabe
Fällt ſtets ihr erſter, wie ihr letzter Stral
Auf Rudolf, der bei der verſunknen Habe
Nun Wache hält, an ſeiner Todten Mal.

Des Herbſtes eiſ'ge Stürme ihn umſauſen,
Die welken Blätter rieſeln auf ihn hin;
Ob Weſte wehen, ob Orkane brauſen,
Was kümmert das den ſchwermuthvollen Sinn? —
Doch bleich und immer bleicher ſind die Wangen,
Und düſterer wird das ſtolze Augenpaar;
Wie früher Schnee den grünen Baum umfangen,
So wandelt ſich in Grau ſein ſchwarzes Haar.

Da tritt der milde Abt zum blaſſen Kranken
Erbarmend hin: „Wenn Du vor Gottes Thron
„Nun bald erſcheinen mußt, ſind die Gedanken,
„Der Sinn, das Herz ihm zugekehrt, mein Sohn? —
„Läßt Dich Dein tief zerſchlagenes Gewiſſen
„Noch auf Vergebung hoffen? — Senkt die Reu',
„Zwar läuternd, doch mit ſcharfen Schlangenbiſſen,
„In Deine Bruſt ſich, macht ſie ſündenfrei? —“

„„Ehrwürd'ger Vater, kann ich denn bereuen,
„„Daß ich ſie liebte, daß ſie mich geliebt? —
„„Doch kommt daher mein Schmerz! und ſtets erneuen
„„Muß er ſich, wenn mir Gott nicht Gnade giebt. —“ “
„Mein Sohn, für das gedrückte Herz iſt beichten
„Erquickung, die von Engelsflügeln weht.
„Nicht kann ich Armer Deinen Pfad erleuchten,
„Doch einen wir dann gläubig das Gebet,

„Und legen es dem Weltenherrn zu Füßen,
„Der liebend wahrnimmt hier im Staub den Wurm,
„Der uns die Schmerzen ſendet, abzubüßen,
„Was wir gefehlt im Leidenſchaftenſturm,
„Der uns empfängt mit offnen, milden Armen,
„Wie der verlorne Sohn ihn einſt geſeh'n,
„Als er nur ſprach — nicht flehend um Erbarmen —
„Getroſt! ich will zu meinem Vater geh'n. —

„O, hörſt Du nicht den ew'gen Ruf der Gnaden,
„Der durch Jahrtauſende für uns erklingt: —
„Kommt her, die Ihr mühſelig und beladen!
„Mein Troſt Erquickung Euren Seelen bringt. —
„O, ſtürze Dich in dieſer Gnade Bronnen
„Und trinke Leben aus des Lebens Quell;
„Dann haſt Du Ruh' und Frieden Dir gewonnen,
„Dann iſt die Erde, wie der Himmel hell. —“

„„Du Mann des Glaubens, Deinem Buſen weihen
„„Will ich, was ſich verbirgt vor Tageslicht.
„„Bereuen kann ich nicht; doch ach! verzeihen,
„„Ehrwürd'ger Vater, kann ich auch mir nicht. —
„„Sprich, ward bekannt in dieſen Einſamkeiten
„„Der Name Karl's des Kühnen von Burgund,
„„Den Herrſchſucht und Erob'rungsluſt nur leiten,
„„Zu unterwerfen dieſes Erdballs Rund? —

„„Ich bin's! — Doch wie der Menſchenpöbel uns verkennet,
„„Die wir von großem Willen ſind beſchwingt; —
„„Wie er mit ganz gemeinen Namen nennet,
„„Wonach die Kraft der ſtarken Seele ringt; —
„„Wie er nach Ellen zählet und nach Pfunden, —
„„Wie kleinliche Berechnung ihn bethört, —
„„Wie er nach Jahren mißt, nach Tagen, Stunden,
„„Was auf die Wagſchal' aller Zeit gehört; —

„„Wie er, ein Hund, ſich windet vor dem Throne,
„„Und ſchmeichelnd Staub von unſern Füßen küßt, —
„„Dann den Titanenſturz mit gift'gem Hohne
„„Begeifert, — — danket Gott, wenn Ihr's nicht wißt.
„„In meinem Buſen war das mächt'ge Drängen
„„Nach ungemeſſ'ner Größe! — Über eine Welt
„„Bis in die fernſten Zonen Licht verhängen,
„„Die Völker bilden, führen, ſo wie jener Held

„„Des Alterthumes bis an Indiens Grenze
„„Geführt den fabelhaften Wunderzug,
„„Und nicht durch's Schwert allein errang die Kränze —
„„Dahin auch mich der Wunſch, der Wille trug.
„„Und auf des herrlichen Gebäudes Spitze
„„Stolz meinen Namen ſchreiben, daß die Zeit,
„„Die viel vergißt, auf jenem Götterſitze
„„Den Namen forttrüg' zur Unſterblichkeit,

„„Daß ſeiner man gedenke, wenn dem Keime
„„Die grüne Saat entſprießt — wenn aus dem Schacht
„„Des Goldes Segen ſtrömet — wenn die Bäume,
„„Mühvoll gepflanzt, verbreiten Waldes Nacht — —
„„Dies war von Jugend auf mein ernſtes Streben! —
„„War es ein Fehl, ſo hab' ich's ſchwer gebüßt;
„„Denn nichts errang mein vielbewegtes Leben,
„„Und keine Frucht am Dornenkranz mir ſprießt. —

„„Im Oſten ſank vor wilden Schwertes Streichen
„„Uralt ehrwürd'ger griech'ſcher Kaiſerthron,
„„Das heil'ge Kreuz mußt' blut'gem Halbmond weichen,
„„Paläologos fiel vor Mahom's Sohn. —
„„Und keine Hand um dieſe Schmach zu rächen
„„Erhob ſich in Europa weit und breit! — —
„„Mir ward die Kraft! — Ich wollt' den Türken brechen,
„„Und alter Kreuzzug ſollte ſein erneut.

„„Doch um in That und Wahrheit auszuführen,
„„Wozu die Seele fühlte den Beruf,
„„War es nothwendig, daß ich nach Gebühren
„„Ein ſicher Königreich mir erſt erſchuf.
„„Der eilfte Ludwig lauerte voll Liſten
„„Mit Lug und Trug in ſeinem ſchlauen Kopf,
„„Thät als mein Lehnsherr immerdar ſich brüſten; —
„„Der Kaiſer Friedrich iſt ein armer Tropf,

„„Für Geld Jedwedem käuflich; — dieſe Beiden
„„Wollt' ich mir ferne halten durch die Macht.
„„Bin ich zu weit gegangen, muß ich leiden,
„„Was allzu kühn ich über mich gebracht.
„„Ich würd' es auch mit feſtem Muthe tragen,
„„Wenn nur des Namens Ehre rein und klar,
„„Wenn künftige Geſchlechter nur nicht ſagen,
„„Daß blos Erob'rer Karl der Kühne war. —

„„Dies drückte einſt auf meiner trüben Seele; —
„„Jetzt iſt die kleine Ehrſucht lange todt! —
„„Jetzt quälen mich wol andre, herbe Fehle; —
„„Ich brachte ihr — o ihr! — den grauſen Tod. —
„„Es haben ihn wol Tauſende gelitten,
„„Von mir geführt in's blut'ge Schlachtgefild,
„„Doch haben ſie nicht meinethalb geſtritten,
„„Sie fochten für das eigne Wahngebild; —

„„Für etwas Ruhm, mehr Gold und ein'ge Ehre,
„„Sie ſuchten ihren Vortheil und ihr Glück; —
„„Nicht mehr als billig! — Doch nicht eine Zähre
„„Netzt um ihr Schickſal meinen trüben Blick. —
„„Ich war ihr Glücksloos — und es hat gefehlet! —
„„Das rührt mich nicht. — Doch für den tiefen Schmerz
„„Iſt dieſer harte Buſen nicht geſtählet,
„„Daß ich zerbrach dies eine ſchöne Herz.

„„Sie liebte mich, mich ſelbſt! — Was ich ihr brachte,
„„Ob Heil, ob Jammer, nahm ſie ruhig hin;
„„Seit dieſe Liebesglut in ihr erwachte,
„„Schien jegliches Gefühl ihr Hochgewinn. —
„„Ich war vermählt, wie Fürſten ſich vermählen,
„„Dem Herzogshut, vielleicht der Königskron'; — —
„„Wie dürfte ihnen wol der Erbe fehlen? —
„„Maria ward's; ich hatte keinen Sohn.

„„Doch um mein Herz an Weiber zu verlieren,
„„Hatt' ich nicht Zeit, noch Anfod'rung, noch Luſt.
„„Die Jugend ſchwand — ohn' Liebesſtral zu rühren
„„In meiner kriegeriſchen, erzumhüllten Bruſt.
„„Die Schweizerkriege kamen und ſie ſtürzten
„„Den Tempel meines Ruhmes; — er ward Staub! —
„„O, daß die Schmerzen meine Tag' nicht kürzten! —
„„Daß nicht Verzweiflung mich verſchlang als Raub! —

„„Mir ahnte Böſes, als ich meinen Rappen
„„Beſtieg an Nancys wildem Schlachtentag,
„„Und da mein goldner Löw', des Helmes Wappen,
„„Herab auf meinen Sattel fiel und brach.
„„Das kommt von Gott! — ſo murmelte ich leiſe,
„„Und einem Diener gab ich mein Gebot,
„„Verſiegelt über mannigfache Weiſe,
„„Wie es zu halten ſei nach meinem Tod.

„„Darauf zur Schlacht! — und wie ſie ſich geſtaltet,
„„Wenn Campobaſſo kein Verräther war,
„„Darüber undurchdringlich Dunkel waltet,
„„Und auch vor meinem Blick iſt es nicht klar.
„„Ich fiel und lag vermiſcht mit andern Leichen,
„„Von Freund- und Feindesblicken ungekannt;
„„Durch tiefe Wund' entſtellt, ohn' Helmeszeichen,
„„Nicht weiß ich, wen ſtatt meiner man genannt.

„„Barmherz'ge Brüder fanden mich, entdeckten
„„Noch Lebensſpur und pflegten ſorgſam mich;
„„Und tauſend Müh' und Güte es erzweckten,
„„Daß ſcheu der Tod von meinem Haupte wich.
„„Doch tiefe Schwermuth ſchlug die Rabenflügel
„„Zuſammen über dem zerknirſchten Geiſt.
„„O, daß man der Erinnerungen Spiegel
„„Nicht kann umhüllen, wenn er Larven weiſt! —

„„Da boten mir die guten frommen Brüder
„„In heißem Mitleidsdrang ihr Ordenskleid.
„„Nun ſah ich Ausweg, ſah ich Rettung wieder! —
„„Durch Buße ſei das Leben wie erneut. —
„„Doch wer im freien Weltgewühle
„„Und feſſellos hat ſtets gelebt, —
„„Den ängſtigt Kloſters dumpfe Schwüle,
„„Wie vor Gefängniß man erbebt.

„„Nur Licht und Luft, nur Flur und Forſten! —
„„O, wie die Zell' und Mauer engt — —
„„Nur das Gebirg, wo Adler horſten,
„„Wo ſcheu der kühne Gemsbock hängt! —
„„Nie ſollte Menſchenaug' erſpähen
„„Des Herzogs Karl des Kühnen Loos,
„„Nie den gefallnen Thoren ſehen,
„„Der ſonſt hochfliegend, ſtolz und groß.

„„Und auf dem Schauplatz jener Schlachten,
„„Wo ſich das Glück von mir gewandt,
„„Wo meinen Namen man verachten
„„Und haſſen mußt', im Schweizerland — —
„„Da wollt' ich Hütten mir erbauen,
„„Von Granſon, Murten nicht zu fern,
„„Damit die Blick' in Demuth ſchauen
„„Der eignen Größ' erloſchnen Stern.

„„Alſo geſchah's! — Einſiedleriſches Leben
„„Führt' ich in tiefer Abgeſchiedenheit. —
„„Den ernſteſten Gedanken hingegeben,
„„Geſchichte und Natur im Aug', befreit
„„Die Seele ſich von dumpfer Schwermuth Schlingen; —
„„Nur milde, weiche Trauer bleibt zurück,
„„Wie ſie dem Ernſten inwohnt, mög' erringen,
„„Verlieren er, was ihm das höchſte Glück.

„„O, dieſe ſüße Trauer iſt für Liebe
„„Wie das Gewölk für Regenbogens Pracht.
„„Wenn ſie nicht wäre, ſo erhübe
„„Der Himmelsſtral ſich nicht in voller Macht.
„„Sie kam! — O Vater, laß mich ſchweigen,
„„Das arme Wort malt ſie Dir nicht;
„„Kann ich denn wol dem Blinden zeigen
„„Der Sonne und des Mondes Licht? —

„„Kann er begreifen jener Gluten,
„„Die eine Welt mit Zauber ſchmückt? —
„„Und Mondes zarte Silberfluten,
„„Der in ein Traumland uns entrückt? —
„„O, ihrer Augen Liebesbronnen,
„„Welch tiefe, ſüße Mondennacht! —
„„Wo flammen je ſo reine Sonnen
„„Wie Stirn und Lippe, wenn ſie lacht? —

„„Und dieſe freie, ſtolze Seele,
„„Die Trug, Verſtellung nie geübt!
„„Dies zarte Herz ganz ohne Fehle,
„„Azur, von Wolken nicht getrübt!
„„Wol wird ſie droben jetzt im Himmel
„„Vor Gottes Thron ein Engel ſein,
„„Doch glitt ſie ſchon durch's Weltgewimmel
„„Um Haupt und Herz den Engelſchein. —

„„Sie kam — und Alles war verſchwunden,
„„Vergangenheit, Erinn'rung fort!
„„Ein Leben hatt' ich neu gefunden,
„„Für allen Jammer ſichern Hort.
„„Konnt' ich denn anders, als vertrauen
„„Dem Glück, ſeit ihre Liebe mein? —
„„Das Glück mußt' ihr in's Auge ſchauen
„„Und demuthsvoll ihr Sklave ſein! —

„„Geſchick hatt' anders es beſchloſſen. —
„„Die Roſ' verblüht, es ſtarrt der Dorn. —
„„Auf meinem Haupte ausgegoſſen
„„Hat Gott das volle Maß vom Zorn. —
„„O, als ſie kam, um mir zu klagen,
„„Daß ſich ihr nahe ein Gemahl,
„„Da mußt' ich ihr die Wahrheit ſagen — — —
„„Es traf ſie wie ein Wetterſtral.

„„Denn jede Sünd' und Schmach im Leben,
„„Dem Räuber, Mörder, Henkersſohn —
„„Sie hätte liebend es vergeben,
„„Wär' in die Welt mit mir gefloh'n.
„„Doch nimmer durft' ich vor ihr lügen,
„„Sie mußte Alles wiſſen klar.
„„Ich konnt' ſie tödten, nicht betrügen — —
„„Und ſo erfuhr ſie, daß vermählt ich war.

„„Nun war es aus! Die Liebe nicht, ihr Weſen
„„Zerbrach ich mit dem rauhen Wort;
„„Sie konnte nicht zum heitern Glück geneſen,
„„Doch bis zum Tode liebte ſie mich fort.
„„Er nahte ihr, ein wildes Ungewitter! —
„„Statt Sonnenſtral der Blitz ihr Haupt umzückt. —
„„So mäht das Kornfeld gleichgültig der Schnitter
„„Und hat die ſchönſte Blume auch geknickt. —

„„O, als beim Abſchied wir das Wort nicht ſprachen:
„„„Auf Morgen!" — das war mehr als Todesgraus.
„„Im Wahnſinnsſchmerz zwei arme Herzen brachen,
„„Und unſer kurzer Traum von Glück war aus.
„„Wie dem Verzweiflungsvollen iſt vergangen,
„„Ohn' Hoffnung auf ein Morgenroth, die Nacht — —
„„Ich weiß es nicht! — Kein Troſt hat ihn umfangen
„„Und ohne Thräne hat er ſie durchwacht.

„„Nicht blos zu ſterben wünſcht' ich; zu verſinken
„„In die Vernichtung für die Ewigkeit,
„„Um nur Vergeſſens Becher auszutrinken
„„Und zu verwiſchen Leben in der Zeit! —
„„O, daß der Menſch es länger als Sekunden
„„Ertragen kann, daß ihn der Schmerz ſo beugt,
„„Das, Vater, hat der Teufel ſelbſt erfunden,
„„Gott hätt' Erbarmen mit dem Leid gezeigt.

„„Und wenn man meint, jetzt ſei man auf dem Grunde
„„Der Schlangenhöhle, ſchier zu Tod genagt,
„„Sein ſtiller Balſam heile unſre Wunde — —
„„Dann wird man wie ein Wild erſt aufgejagt,
„„Gehetzt, getrieben, rings umher geſcheuchet;
„„Kein Ruheplatz ſo weit das Auge reicht,
„„Kein Labequell, nach dem der Buſen keuchet,
„„Die Erde wankt, allein der Schmerz nicht weicht! —

„„Und in des nächſten Morgens heitrer Frühe —
„„So roſig als ob von der Erd' entwich
„„Für immerdar Gram, Schmerz und jede Mühe —
„„Da läuteten die Glocken hochzeitlich,
„„Da riefen ſie in die Kapelle
„„Den Grafen und die bleiche Braut,
„„Da drängt' auch ich mich hin zur Schwelle,
„„Wo's Volk neugierig ſtand und ſchaut'.

„„Der Graf von Greyerz, hochgeboren,
„„Trat ſtolz und ſchön vor den Altar,
„„Stolz auf die Braut, ſo er erkoren,
„„Stolz, daß durch ſie beglückt er war. —
„„Doch ſie — ein Marmorbild, ein Engel,
„„Ein holder abgeſchiedner Geiſt,
„„Der aufwärts ſchwebt mit Lilienſtengel
„„Und Körperfeſſel ſchon zerreißt,

„„Das tieſe, zarte Aug' nach oben
„„Gewendet, als ob dem Gewühl
„„Sich ſchon die Seele fühlt entheben — —
„„So wandelt ſie zu ihrem Ziel.
„„Und keine Spur von all den Wunden
„„Auf dem geliebten Angeſicht! —
„„Sie hatte Alles überwunden,
„„Und bebte vor dem Tode nicht. —

„„In mir war's dumpf, wie jene Schwüle
„„Vor dem Gewitter, unheilſchwer.
„„Und Ahnung, Jammer, Angſtgefühle,
„„Sie trieben unſtat mich umher.
„„Wie Kain ward ich fortgedränget! —
„„Nur fort! — das glüht' in meinem Hirn. —
„„Und als der Abend Schleier hänget
„„Auf's Thal und auf des Gletſchers Stirn, —

„„Da ſprang ich in den kleinen Nachen,
„„Um auf dem Fluſſe zu entflieh'n,
„„Ob in den feur'gen Höllenrachen,
„„Ob in den Tod — gleichviel wohin.
„„Der Mond ſtand tief, der Fluß war dunkel.
„„Doch Hallwyl's Schloß, am Uferrand
„„Auf ſteilem Fels, in Lichtgefunkel
„„Und hellem Mondſchein war entbrannt.

„„Und als ich dieſe meine Augen
„„Erhob zu ihrem Kämmerlein,
„„Um ſie zum letzten Mal zu tauchen
„„Vielleicht in ihrer Lampe Schein, — —
„„Da, Vater, hoch auf dem Balkone
„„Gewahr' ich ſie! — Sie nimmt herab
„„Mit bleicher Hand die Myrtenkrone
„„Und wirft ſie in das Wellengrab.

„„Sie ſieht mich nicht; ſie blickt nach oben,
„„Als meſſe ſie den Himmelsflug. — —
„„Wie haben Wolken nicht gewoben
„„Den Wagen, der ſie ſicher trug! —
„„Wie wandelten nicht die Gewande
„„Sich in ein Schwanenflügel=Paar,
„„Und führten ſicher ſie zum Lande,
„„Wo Freiheit und wo Liebe war! —

„„Da hebet ſie die beiden Hände
„„Wie im Gebet zum Himmel hoch — —
„„Das Waſſer rauſcht — ſo war ihr Ende, —
„„Mein Vater, und ich lebe noch. —““
Und Rudolf deckt mit beiden Händen
Sein bleichentſtelltes Angeſicht.
Der Prior möchte Troſt ihm ſpenden,
Doch findet er die Worte nicht.

Und lautlos Beider Thränen fließen; —
Die Thränen, dieſe Perlenſaat,
Die aus der Herzensmuſchel ſprießen,
Wenn ſie der Schmerz durchbohret hat.
„Wer viel geliebt, dem wird vergeben,
„Mein Sohn“, — der milde Prior ſpricht's —
„Ihr ward gewiß das ew'ge Leben
„Dort oben an dem Quell des Lichts.

„Und Liebe deckt der Sünden Menge;
„Drum hoffe nur, Dir iſt verzieh'n.
„Dir werden, über'm Weltgedränge,
„Dereinſt noch Friedens Palmen blüh'n. —“

Er legt die fromme Hand auf Rudolf's Locken
Und betet um Errettung aus der Noth, —
Und Rudolf's Herz ſteht ſtill, die Pulſe ſtocken, —
Und milder als das Leben — iſt der Tod. *)

---

*) Das Fortleben Karl's des Kühnen nach der Schlacht von Nancy war eine Volksſage der damaligen Zeit, deren auch Johannes von Müller in ſeiner „Geſchichte der Schweiz", Buch V., Kapitel I., S. 128, in einer Anmerkung mit folgenden Worten erwähnt: — „Daher auch, weil nur Außerordentliches ihm zieme, „ſein Tod viele Jahre bezweifelt worden. Man gab vor, er habe „ſich in eine Einſamkeit verzaubert, wo er ſieben Jahre büßen und „in beſſern Zeiten zurückkommen werde; ſo wie dieſes von Kaiſer „Friedrich dem Zweiten geglaubt wurde."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Venezianiſche Nächte,

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

[illegible]

Venezianiſche

Nächte,

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Zueignung 1
Gruß an Italien 5

Erſte Nacht.

I. 13
II. 24
III. 38
IV. 45
V. 52
Bemerkungen 60

Zweite Nacht.

I. 63
II. 76
III. 90
IV. 107
V. 113
Bemerkungen 121

I^1

Dritte Nacht.

I. 125
II. 139
III. 150
IV. 161
V. 181
VI. 191

Dir.

Sind die Tage trüb' und dunkel,
Ohne Sonne, Licht und Pracht,
Zephyrsweh'n und Blumgefunkel —
Fliehe dann zur ſtillen Nacht.
Sie verhüllt mit ihrem Schleier
Unſre abgeblühte Welt,
Und das Auge kehrt ſich freier
Hin zu ihrem Sternenfeld.

Losgeriſſen von der Erde, —
Die uns dann nur Freuden beut,
Wenn des Frühlings heitres „Werde"
Sie mit Blüten rings beſtreut —
Von dem grauſen Weltgetümmel
Wenden aufwärts wir den Blick,
Suchen an dem nächt'gen Himmel
Nur Beruhigung — kein Glück.

Weil jetzt dunkel meine Tage,
Weil mir Lenz und Liebe fehlt,
Darum hab' ich ohne Klage
Mir die ſtille Nacht erwählt,
Schaute liebend und verlangend
In ihr träumeriſches Aug',
Badete, im Arm ihr hangend,
Meine Bruſt in ihrem Hauch.

Ihre Lüfte wehten kühlend
Von der Stirn den Staub mir ab,
Ihre Geiſter brachten ſpielend
Mir den goldnen Zauberſtab.
So von höheren Gewalten
Unterſtützt in meinem Thun,
Sah ich Formen und Geſtalten
Unter ihrem Mantel ruh'n.

Nein, nicht ruh'n! — Dem Spiel des Lebens
Folgt' ich auf geheimer Spur.
Am erſehnten Ziel des Strebens
Iſt der Menſch im Grabe nur;
Denn in ihm, zu allen Stunden,
Sind die Leidenſchaften wach,
Und mit Lieb' und Schmerz umwunden
Hält die Nacht ihn wie der Tag.

Wie? — Zum Lohn ſo vieler Sorgen
Dieſe eine bittre Frucht?
Hab' ich dafür bis zum Morgen
Oftmals müde mich geſucht?
Brachte gar nichts ich zurücke
Von dem kühn gewagten Flug?
Eine Thräne mehr im Blicke
War's, was ein die Forſchung trug? —

O, mein Freund, verſchlungne Weiſe
Wirren Lebens ſtellte Dich
Jetzo fern von meinem Kreiſe!
Aber hell ſtralſt Du für mich.
Und jemehr mit trüben Nächten
Trüb Erkenntniß ſich gepaart,
Deſto wen'ger mocht' ich rechten, —
Denn Du wardſt mir offenbart.

Du, ein Stern am Himmelsbogen,
Biſt der ew'gen Sonne Sohn,
Formſt aus lichten Azurwogen
Unantaſtbar Dir den Thron.
Wenn der Menſchen Angſtgewimmel
Mir verfinſterte den Sinn,
Floh ich ſchnell in Deinen Himmel,
Kniete huld'gend vor Dir hin.

4

Und Dein hohes, klares Weſen,
Es erhellte meine Nacht,
Frei fühlt' ich mich und geneſen,
Wenn ich Deiner nur gedacht.
Es verſtummten alle Klagen,
Und der Schmerz des Lebens wich,
Denn ich ſlocht aus Nacht und Tagen
Kranz und Huldigung für Dich.

Gruß an Italien.

Italien, Du Land der Sonnen
Und der Erinnerung! — Es flieht
Zu Dir, wem Lebensglück zerronnen,
Wer einſam nur auf Gräber ſieht.
Er ſindet Troſt in Deinem Schooße,
Denn er vergißt ſein eignes Leid. —
Hier, wo erblühte alles Große,
War's niederm Untergang geweiht. —

Groß iſt Dein Volk, als der Scipionen
Und Andrer göttergleicher Geiſt
Zu unverwelkten Lorbeerkronen
Den Pfad, den Gang, den Flug ihm weiſt.
Doch geh'n die Tage ſchnell verloren,
Wie jenes Cactus Wunderpracht,
Aus jahrelangem Trieb geboren,
Erblüht und welkt in einer Nacht.

Vorüber ſind des Volkes Zeiten! —
Die großer Menſchen brechen an.
Cäſare, Antonine ſchreiten
Erhaben auf erhab'ner Bahn.
Nicht ſind ſie groß, nicht ſchön wie jene, —
Sie tragen ihrer Zeiten Joch; —
Doch thun ſie Großes, thun das Schöne,
Und vielem Glanz vergiebt man noch.

Allein, wie ſich der Regenbogen
Auf düſtrer Wolk' nur heben kann,
Und traumgleich iſt dahin geflogen,
Wenn letzter Sonnenſtral zerrann: —
So iſt ihr Kommen, ſo ihr Gehen
Ein Scheidegruß vom lichten Tag! —
Italien, Deine Stirn umwehen
Die finſtern Nebel Deiner Schmach.

So rangſt Du durch Jahrhundert' bange
Mit dem Tyrannen, dem Barbar,
Den, wie der Sumpf die gift'ge Schlange,
Dein eigner falſcher Schooß gebar.
Verloren ging in all der Schande,
In all den Kämpfen Deine Kraft;
Umwunden durch der Knechtſchaft Bande,
Ward ſie zur Liſt, zur Leidenſchaft.

Auch ſind die Tage der Heroen
Vor andrer Aera ſtill erbleicht:
Wie Mährchen vor der Wahrheit flohen,
So Alles der Idee jetzt weicht.
Wie die gebraucht, mißbraucht iſt worden,
Wie ſich das hohe, geiſt'ge Reich
Auflöſt in Mönch- und Nonnenorden,
Und der Gemeinheit ſtellt ſich gleich,

Wie ſie, die ernſt im Gleichgewichte
Erhalten konnten, ſollten — Zier
Des Purpurs mit dem höhern Lichte
Von oben; — wie ſie voller Gier
Nach dem Genuß des Herrſchens ſtrebten,
Doch nach des Herrſchers Größe nicht, —
Wie ſie vor keiner Sünd' erbebten, —
Das ſteht vor höherm Weltgericht!

Es wird die Wen'gen auserleſen,
Die rein das Gute nur gewollt,
Die nicht gefeilſchet mit dem Böſen,
Die nicht dem Moloch Dienſt gezollt;
Die, eingedenk in ihrem Herzen,
Des Göttlichen Vicar zu ſein,
Nicht borgten von der Wahrheit Kerzen
Für ſich den falſchen Heil'genſchein.

Und weil in jener Zeit ſo trübe
In Schlamm verſenkt das Leben war,
So machte mild die ew'ge Liebe
Der Künſte Segen offenbar.
Der Menſch, verwildert auf den Pfaden,
War ohne Gott im Erdenrund:
Die Gottbegeiſterten, ſie thaten
In Marmor, Farb' und Stein ihn kund.

Und dieſer Glanz iſt Dir geblieben,
Wenn ſonſt auch Alles ſank in Staub;
Sein Licht kann keine Wolke trüben,
Nie wird er des Vergeſſens Raub.
Wenn einſt auf Blättern der Geſchichte
Der Mediceer Name fehlt,
Wird er in ſeinem ſchönſten Lichte
Von einem Marmorbild erzählt.

Das Land, wo Rafael einſt ſtralte,
Wo Pergoleſe's „Stabat" tönt,
Sibyllen und Propheten malte
Der Mächt'ge, der Sanct Peter krönt;
Wo Dante's tiefe Wort' entſchleiern
Der Hölle Pfuhl, des Himmels Dom,
Petrarca's Lieder Liebe feiern,
Erhaben überm Zeitenſtrom: —

Es iſt geweiht für alle Zeiten! —
Der Cultus der Erinnerung
Wird zauberhaft es übergleiten,
Erhält es ewig friſch und jung. —
Dahin entflieht, wenn Euch entſchwunden
Der Silberblick des Lebens iſt,
Der nach Minuten, höchſtens Stunden,
Nie nach Dezennien ſich mißt; —

Dahin entflieht, iſt Euch geraubet
Die Liebe, Eures Buſens Ruh',
Das, was Ihr einſt ſo ſtolz geglaubet:
Der Menſch geh' der Vollendung zu. —
Dort ſeht in einem Sarkophage
Ihr tauſend Aſchenkrüg' vereint,
Und leicht verſtummt die eigne Klage,
Wenn um den Weltenſchmerz Ihr weint.

Und kann ſein Stachel milder werden,
So iſt es auf Italiens Flur,
Wo Pomp des Himmels und der Erden
Sich eint zum Segen der Natur.
O, Deinen Himmel, Deine Sonne,
Vergißt der nicht, der ſie genoß,
Nicht Deines heil'gen Lichtes Wonne,
Das wie ein Zauber ihn umfloß.

Geheimnißvolles Licht! Dein Weben,
Es gleicht der Lieb'! — Wir ahnen's kaum,
Und doch verklärt's das ganze Leben!
Die Welt wär' ohne Licht ein Traum,
Wie Leben ohne Lieb' es wäre! —
Und doch, — was ſind ſie beide? — Gruß
Aus einer fernen, ſel'gen Sphäre? —
Der Wahrheit Bote? — Geiſterkuß? —

Vielleicht ein trügeriſcher Schimmer,
Fata Morgana unſrer Bruſt,
Auf Wellen unſres Bluts ein Glimmer
Von Sinnenreiz und Augenluſt? —
O, Licht und Liebe! wir umfangen
Nicht Euer tiefverhülltes Sein,
Doch um Euch würdig zu empfangen,
Sei's Auge klar, die Seele rein.

Sind ſie verdüſtert, werfen beide
Die Glanzgebilde nicht zurück,
Wie in dem trüben See der Haide
Ermattet bricht der Sonnenblick.

Erſte Nacht.

„Honte éternelle à qui pourrait vouloir usurper un sentiment d'estime."

Mad. *de Staël.*

I.

Auf oriental'ſchen Purpurkiſſen,
Im reichgeſchmückten Prachtgewand,
Umringt von allen den Genüſſen,
Die blind verhängt des Reichthums Hand,
Und ſchön, als ob, um ſie zu ſchmücken,
Der Demant und die Perle ſchal,
Erwartet, Sorge in den Blicken,
Die Dogareſſa den Gemahl.

Er kommt noch nicht. Sie wieget leiſe
Das Haupt von Locken ſchwarz umringt,
Und ſummet eine ſchlichte Weiſe,
Wie man ſie an der Wiege ſingt.
Doch nicht entſchlummern die Gedanken, —
Was ſie vielleicht gewünſcht, geglaubt; —
Sie wachen, wachen, und umranken
Als Dornenkranz das ſchöne Haupt.

Nun endlich nahen raſche Schritte;
Marin Falieri iſt's, ihr Herr.
Sie kennt die ſtolzen, feſten Tritte,
Kein Einz'ger wandelt ſo wie er.
Gefurcht die Stirn, gebleicht die Haare,
Blieb ungebrochen ſtets ſein Sinn.
Doch zogen ſechsundſiebzig Jahre
Bewegten Lebens ihm dahin!

Und das war kühn! — Seit Kindheitstagen
Fühlt er in ſich den Muth, die Kraft,
Des Adlers hohen Flug zu wagen,
Der ihn empor zur Sonne rafft.
Trotz Sorg' und Müh', Verdienſt und Streben,
Der Erſte in dem Staat zu ſein,
Gelangt er nur im ſpäten Leben
In die erſehnten Dogenreih'n.

Wonach der Menſch endlos gedrungen,
Was mühſam ihm das Glück gewährt,
Das wird ihm, hat er's dann errungen,
Von ungemeſſ'nem, höchſtem Werth.
Und nicht im Stillen mag er's halten! —
Von Oſt nach Weſten möcht' er ſchrei'n,
In tauſend Zügen es entfalten:
„Des Lebens Krone iſt jetzt mein! —"

So trug die Krone, die erſehnte,
Er endlich auf der Greiſenſtirn,
Doch nicht ſo mächtig frei, wie's wähnte
Sein jugendlich entzündet Hirn.
Das iſt der Fluch, der allem Wollen
Anhängt ein bleiernes Gewicht:
Mag Glück das ſchönſte Lächeln zollen,
Wie Du's gewollt, erreichſt Du's nicht.

Falier war Doge, doch beſchränket
Durch der Patrizier Recht im Rath. —
Empfindlich jetzt durch ſie gekränket,
Sein Zorn zum Haß entflammt ſich hat. —
Er ſchreitet wild durch die Gemächer,
Kein Diener wagt es, aufzuſeh'n;
Dann bleibt er wuthentbrannt, ein Rächer,
Vor ſeinem ſchönen Weibe ſteh'n.

„Sprich, weißt Du ſchon, daß unſre Ehre
„Venedigs Herrn zum Spotte dient?
„Daß ſie dem Lügner leichte Lehre
„Gegeben? er den Frevel ſühnt
„Durch kurze Haft? — Und dies Verbrechen,
„So falſch, ſo hinterliſtig ſchlecht, —
„Von Henkershänden nur zu rächen, —
„Als Maskenſcherz iſt's ihnen recht!"

„Iſt nichts mehr heilig? Nicht die Ehe
„Des Greiſes? Nicht der Dogenhut
„Auf meinem Haupt? — So komme Wehe
„Auf die verderbte Schlangenbrut. —"
„„Mir ſcheint, o Herr, daß unſrer Ehre
„„Die glänzendſte Genugthuung
„„Die leichte Strafe ja gewähre.
„„Der Steno, übermüthig, jung,

„„Er wähnet ſich durch Euch gekränket;
„„Er ſinnt auf Rache; doch er trügt
„„Sich, wenn er uns zu ſchmähen denket;
„„Denn ganz Venedig ſagt: er lügt.
„„Träf' mich die Schmach, ſo wüſchen Ströme
„„Von Blut vom Flecken mich nicht rein.
„„Sie trifft mich nicht. Der Frevler ſchäme
„„Sich ſtill. Wir können ihm verzeih'n. —""

„Du darfſt es, Dia, Hohe, Reine!
„Doch ich will nicht gelaſſen ſein,
„Wenn falſch' und gift'ge Worte meine
„Schneeweiße Taub' der Sünde zeih'n!
„Weil ich Dir unbedingt vertraue,
„Weil Deine Tugend iſt mein Schild,
„Will ich, daß ganz Venedig ſchaue
„Auf Dich wie auf ein Heil'genbild.

„Verherrlicht ſei'ſt Du aller Orten! —
„Und ſelbſt wo jede Ehrfurcht wich, —
„Das Sklavenherz im Bagno dorten,
„Das nichts mehr ehrt — es achte Dich. —"
„„Zu ſtolz, Falieri, zu vermeſſen
„„Entfaltet ſtets ſich Euer Sinn.
„„Wohl dem, den ganz die Welt vergeſſen! —
„„Ihm droht Verluſt nicht, noch Gewinn

„„In all den trüben Menſchenaugen,
„„Die ſtets nur nach dem Scheine ſpäh'n,
„„Von ihm geblendet, nimmer taugen
„„Das Wahrſte, Einfachſte zu ſeh'n. —""
„Dem Hirten auf den grünen Wieſen,
„Dem Fiſcher in dem engen Kahn,
„Ward dieſes Schickſal angewieſen!
„Wir, Dia, geh'n auf andrer Bahn.

„Vor Menſchenblick darf uns nicht bangen,
„Europa ſchauet auf uns hin;
„Drum ſoll es nur mit Andacht hangen
„An meiner ſchönen Herzogin.
„Und wähne nicht die Welt erblindet!
„Wen rein ſie nennet, edel, groß,
„An wem ſie keinen Tadel findet, —
„Der iſt auch rein und makellos. —"

„„Ja, für die Welt! —““ „Gewiß! wir ſchreiten
„Vor Gott als Sünder zum Gericht.
„Doch weshalb willſt Du mit mir ſtreiten?
„Du biſt in Herz und Seele licht.
„Was weißt denn Du vom Sein und Scheine?
„Du führſt den Namen in der That;
„Du biſt der Tag, der helle, reine,
„Wie je die Welt geſeh'n ihn hat.

„O Dia, nicht mit kind'ſchem Triebe,
„Wie er dem Jüngling nur gebührt,
„Vertrau' ich Dir. Nein ſieh, ich liebe
„In Dir, was ja die Menſchheit ziert:
„Die feſte Treue. Auserkoren
„Ward ich von Deinem Vater Dir;
„Du warſt wol nicht für mich geboren,
„Doch Du gelobteſt Treue mir;

„Und weil Du's thateſt feſt und ſtille,
„So hingſt Du am gegebnen Wort,
„Und zeigteſt, daß der reine Wille
„Im reinen Herzen wirke fort.
„O, nur Dich anzuſchau'n verkündet
„Schon Deine herrliche Natur,
„Denn das entzückte Auge findet
„Vom Alltagsweibe keine Spur.

„Dir glühen keine Roſenwangen,
„Den Mund umſpielet Lächeln nicht;
„In Deinem Aug' iſt aufgegangen
„Noch nimmer ird'ſcher Liebe Licht.
„Wie mochte Dich man Tag nur nennen,
„Der hold mit Jedem koſt und lacht,
„Für den ſich Tauſende bekennen? —
„Du biſt die heil'ge, hehre Nacht. —"

Und ſchweigend blickte Dia nieder,
Als ſo der Doge zu ihr ſprach,
Und die geſenkten Augenlieder
Verhüllten, was im Auge lag.
Er aber kehrt zurück zum Grimme,
Zum Haß, der nicht der Bruſt entwich,
Und rief mit donnergleicher Stimme:
„Ich räche Dich und räche mich. —"

Sie blieb allein. Mit beiden Händen
Strich über ihre Stirn ſie hin,
Als woll' ſie ſich gewaltſam wenden
Von dem, was martert ihren Sinn.
Denn jene Ruhe iſt verſchwunden,
Die er auf ihren Zügen ſah,
Und Spuren hart durchkämpfter Stunden
Steh'n an der Stelle deutlich da.

Und tiefe Stille war's im Zimmer.
Es ſenket ſich die Mitternacht,
Wie Thau vom duft'gen Sternenſchimmer,
Hernieder auf die Welt. Es wacht
Der, dem der Tag zu ſchnell entſchwebte,
Zu ſchnell der langen Stunden Flug! —
Wer je in Schmerz, in Wonne lebte,
War dem der dürft'ge Tag genug? —

Die ſchlafen, die vom Glück nichts wiſſen,
Vom Elend nichts! — Für ſie nur taugt
Der Schlaf. Sie dürfen Stunden miſſen,
Die ein bewegtes Leben braucht.
Und Dia ſchlief nicht. Es verzehrte
Der Tag ſie mit dem hellen Schein;
Nur wenn die Nacht ihr wiederkehrte,
Dann wagte ſie's, ſie ſelbſt zu ſein.

Was rauſcht die purpurne Gardine? —
„„Camillo, Du? — Was willſt Du hier? —
„„Ich ſehe nur des Dogen Miene,
„„So voll Vertrau'n und Lieb' zu mir.
„„Und ich betrüg' ihn! — Ich betrüge,
„„Die ganz Venedig ſtaunend ehrt;
„„Mein Leben mache ich zur Lüge!
„„O, iſt es dieſe Folter werth? —““

„Das Leben nicht, doch unſre Liebe! —“
„„Nein, nein, Camillo! Lügen — nicht!
„„Ich wollte Alles leiden, bliebe
„„Mir nur zum Troſt der Wahrheit Licht. —““
„Du kannſt es haben. Wirf zu Füßen
„Dem Dogen Dich, bekenn' die Schuld!
„Im Kloſter wirſt Du dafür büßen,
„Daß Du vertrauet ſeiner Huld.

„Und dann, von aller Welt gemieden,
„Weil anders Du wie ſie geſinnt,
„Auf immerdar von ihr geſchieden,
„Was ſoll Dich tröſten, armes Kind? —“
„„Der Gott, der ſanft den Sturm läßt wehen,
„„Wenn man das Lamm geſchoren hat. —““
„Und mein Verzweifeln kannſt Du ſehen? —“
„„O nein! ich ſchweige müd' und matt.

„„Ich ſpiele fort im Puppenſpiele,
„„Ich thue meine Maske an,
„„Und ſorge nur, daß im Gewühle
„„Mir Keiner ſie entreißen kann.
„„Und hinter ihr, da darf ich weinen,
„„Verzweifeln, jubeln und bereu'n;
„„Verſteh' ich nur die Kunſt zu ſcheinen,
„„So fragt mich Niemand nach dem Sein.

„„O Ihr, Ihr großen, ſtarken Seelen,
„„Die Ihr die Kraft zum Opfern habt,
„„Ich kann mich nimmer zu Euch zählen,
„„Ich bin nicht reich, wie Ihr, begabt.
„„Und Andre giebt's, die liebend fehlten,
„„Und über die man brach den Stab;
„„Sie tragen ſtill, was ſelbſt ſie wählten,
„„Der Menſchen Tadel, bis zum Grab.

„„Auch ihnen darf ich nicht vergleichen
„„Mein elend Daſein! Ach, mein Pfad
„„Läßt mich vor jeder Seel' entweichen,
„„Die ſchlicht und wahr gezeigt ſich hat.
„„Ich bin verworfen, bin verdammet!
„„Ich harre in der Lüge aus,
„„Die, tiefſtem Höllenpfuhl entſtammet,
„„In niedern Herzen baut ihr Haus.

„„Camillo, ſprich, haſt Du beſonnen
„„Und klar gedacht, was lügen ſei? —
„„Ich hatte müde mich geſonnen,
„„Da fiel mir's plötzlich heute bei.
„„Merk' auf! — Es ſtreiten alle Sünden
„„Der Menſchen wider ein Gebot;
„„Doch Reue kann von Schuld entbinden. —
„„Der Lügner aber ſpielt mit Gott.

„„Frech denket er: der weiß es droben;
„„Was thut's? — die Menſchen wiſſen's nicht;
„„Und wenn nur ſie mich ehren, loben,
„„So lach' ich über's Weltgericht! —““
„Erbarmen, Dia, ſchweig', o ſchweige!
„Der Wahnſinn ſpricht aus Dir ſo wild. —“
„„Selbſt Du erſchrickſt, wenn ich Dir zeige
„„Mein eigenes, mein wahres Bild.

„„Die Liebe ſelbſt erſtarrt vor dieſen
„„Meduſenzügen! — Ach, ich bin
„„Der Lüge ewig zugewieſen!
„„Der Teufel nimmt die Seele hin. —““
Verzehrt ſcheint ſie von innern Flammen,
Die Stirne, nicht die Wange, glüht;
Dann ſinkt ſie ſtumpf in ſich zuſammen,
Und jede Lebensſpur entflieht.

II.

Die Ehrſucht gleicht der großen Hyder,
An der ſich ewig neu erzeugt
Ein Haupt, das gierig Beute wieder
Begehrt, ſich nie geſättigt zeigt,
Und, wenn ſie Hunger hat, verwegen
Den Buſen ſticht, den ſie bewohnt; —
Ein tück'ſcher Gaſt, der, ſtatt mit Segen,
Mit Undank ſeinem Wirthe lohnt.

Falieri's Bruſt hegt dieſe Schlange.
Mit ſeinem Herzblut ſtill genährt,
Iſt heimiſch ſie darin ſchon lange,
Hat manches Schöne aufgezehrt.
Nicht duldet ſie in ihrem Kreiſe,
Daß große Tugenden gedeih'n;
Allmächtig drückt ſie, wenn auch leiſe,
Das Edle fort in ferne Reih'n.

Nichts ſuchet ſie, als nur das Ihre;
Nichts will ſie, als das Reich der Welt;
Ob Gut', ob Böſes triumphire —
Iſt gleich, wird ſie nur hochgeſtellt.
So wagt den Kampf ſie zu beginnen
Der kleinen Seelen, — widerlich, —
Weil wahrer Ruhm nie zu gewinnen
Auf dieſem Weg, im Kampf für's Ich. —

Was ſinnt der Doge? — Was umziehet
So ſchaurig wild ſein Greiſenhaupt,
Daß oft ſein Auge Blitze ſprühet,
Als hab' er ſie vom Zeus geraubt? —
Und Männer niedern Standes gehen
Oft aus und ein in dem Palaſt,
Und die Patrizier dort zu ſehen
Iſt mehr ihm noch als ſonſt verhaßt.

Denn ſtatt mit ihm ſich zu verbinden,
Der Steno zu vernichten denkt,
So wollten ſie nicht Unrecht finden
An dem, der ihren Herrn gekränkt.
Des Steno Haft war kurz gemeſſen,
Er iſt ſchon frei, und Niemand ſpricht
Von ſeiner Unart mehr; vergeſſen
Hat ſie allein der Doge nicht.

Ihm iſt ſie mehr als unbeſonnen,
Als eines frechen Jünglings Scherz,
Der, wenn das Maskenſpiel zerronnen,
Nicht Sinn, noch Seele trifft, noch Herz.
Er ſieht darin ein neu Beſtreben —
Vielleicht mit Recht — gen ſeinen Stand
Und ſeine Würde zu erheben
In Übermuth die tolle Hand,

Die kecklich all und jede Wehre
Zu führen weiß, nichts Heil'ges ſchont,
Und wenn es auch das Höchſte wäre,
Das über alle Zeiten thront.
Drum werde ſie mit Kraft gebrochen! —
Nichts auf der Welt kann ſo ihn freu'n, —
Dann hat er Dia's Schmach gerochen,
Dann herrſcht er unumſchränkt allein.

„In Dir iſt nicht die früh're Stille,
„Geliebte Dia, ſo wie einſt!
„Du fühlſt gekränkt Dich, aber ſtille
„Die Thränen, ſo Du heimlich weinſt.
„Denn jene, die mit Frauenehre
„Und Fürſtenmacht getrieben Spott,
„Sie ſtürzen bald! — Ich geb' die Lehre:
„Wer nichts mehr ehrt, verdient den Tod.

„Denn wo ſich alle Bande löſen
„Der Sitte, Zucht und frommer Scheu,
„Da ſinket thieriſch hin zum Böſen
„Der Menſch; wird Sklav — und wähnt ſich frei.
„Will er von keiner Andacht wiſſen,
„Iſt ihm die Tugend leerer Schall,
„Hat er den Altar umgeriſſen
„Im eignen Herzen, — o, zum Fall

„Iſt er dann reif. — Das wahrt der Seele
„Die Größe, wenn ſie freudig ehrt
„Das Groß' und Schöne, von der Höhle
„Des Böſen ſich verachtend kehrt,
„In ſtiller Andacht huld'gend knieet
„Vor frommer Treu', an Liebe glaubt,
„Den Genius ahnt, der ſegnend ziehet
„Den Heil'genſchein um's Menſchenhaupt.

„Doch anders iſt's in unſern Zeiten!
„Entweiht wird Alles und gehöhnt.
„Drum ſeh' ich ſchon den Rächer ſchreiten,
„Und die Gerichtspoſaun' ertönt. —
„Beruh'ge Dich, Du zartes Weſen,
„Dich ſoll die Ehrenkron' umweh'n,
„Und heiter, wie Du einſt geweſen,
„Sollſt Du Dich ſelbſt verkläret ſeh'n. — "

„„O, nicht für mich, Herr und Gebieter,
„„So unverdiente Herrlichkeit! —
„„Vergieb dem Steno. — Biſt Du Hüter
„„Der tollen Jugend Deiner Zeit? —““
„Mit Steno hab' ich nichts zu ſchaffen:
„Das Ganze, deſſen Theil er iſt,
„Bekämpfe ich mit meinen Waffen,
„Und ſiege, traun! in kurzer Friſt. —“

Und fort geht er, wie er gekommen,
Gedankenvoll, im Entſchluß feſt,
Den ſeine ſtarre Seel' genommen,
Die unbeugſam vom Haß nicht läßt. —
Camillo naht, wenn er gegangen;
Und Dia, ſchwachen Herzens, weiſt
Den Heißgeliebten bald mit Bangen
Zurücke, und bald wieder reißt

An ihre Bruſt ſie ihn mit Zähren. —
Ob Liebe die, ob Reue weint,
Wer will's entſcheiden! wer erklären
Die Räthſel, die das Herz vereint! —
Doch giebt's ein Wort, das alle deutet, —
Das der Verwirrung Samen ſtreut, —
Das ſtets dieſelben Wege ſchreitet
Seit Anbeginn der Welt, wie heut'; —

Das paraſitiſch frech umſchlinget
Den blüh'nden Baum, — und fort und fort
Mit ſtillem Gift ſein Mark durchdringet, —
Und: Schwäche! heißt das kleine Wort. —
Und wie auf heißem Folterbette,
Rang Dia's Herz umſonſt nach Kraft,
Um zu zerreißen eine Kette,
Die ihr ſoviel des Jammers ſchafft.

„„Camillo, ach, des Dogen Sinnen
„„Geht auf gar wilde Rache aus.
„„Was ſoll ich Elende beginnen?
„„Mich packt die Angſt mit Fiebergraus.
„„Ich habe nicht die Kraft, zu ſagen:
„„Steh' ab, o Herr, ich hab's verdient! —
„„Doch ſpricht mein Herz: Du mußt es wagen,
„„Vielleicht biſt Du dadurch entſühnt.

„„Und wenn entſühnt nicht, doch befreiet
„„Von dieſer Lüge Höllenqual! —
„„Und ſieh! daſſelbe Herz, es ſcheuet
„„Die Schuld nicht ſo, wie den Gemahl,
„„Und wie die Welt. Ein Henker quälet,
„„Wie Menſchenfurcht den Schwachen, nicht.
„„In Gottesfurcht hingegen ſtählet
„„Der Sinn ſich, daß die Kraft nie bricht. —“ “

„Wie kannſt Du lieben und ſo zagen,
„Verfinſtern ſo Dein ſchönes Sein? —
„Entſchließe Dich, Dein Kreuz zu tragen,
„Dann zieht der Friede in Dich ein. —“
„„Wer rein ſo wie der Herr der Hulden
„„Gelebt, der wird, wie er gebot,
„„Das Kreuz der Schmerzen fromm erdulden. —
„„Das Kreuz der Sünde drückt zu Tod. —

„„Und lieben? — … Weiß ich, ob ich liebe? —
„„Die Liebe, ſagt man, mache frei
„„Und hell und klar; — in mir iſt's trübe,
„„Ich leb' in finſtrer Sklaverei.
„„Ich ſehe nicht zu meinen Füßen
„„Die kleine dürft'ge Flitterwelt!
„„Als meinen Herrn muß ich ſie grüßen,
„„Ich hab' ſie über mich geſtellt.

„„Ich weiß nichts von dem Hochgefühle,
„„Das uns auf goldnen Schwingen trägt,
„„Und uns am ſeligſten der Ziele
„„In Gottes Vaterarme legt.
„„Ich kann der Erden Glanz nicht miſſen,
„„Bin Fremdling in der Reinen Schar!
„„Was ſoll die Heuchlerin denn wiſſen
„„Von Liebe? — Liebe iſt ja wahr. —“ “

„So blick' auf mich, dann wirſt Du faſſen,
„Was heiße, tiefe Liebe kann;
„Um nimmermehr von ihr zu laſſen,
„Nehm' ich auch Schuld und Sünde an. —“
„„Und wohin führt denn all Dein Trachten?
„„Was thuſt, was wagſt Du denn für mich?
„„Nicht mich allein muß ich verachten, —
„„Camillo, ich verachte Dich.

„„Liebt' ich ein Weib, — ſäh' ich's zerriſſen
„„Von Jammer, nimmer möcht' ich ruh'n!
„„Ich würde dann zu handeln wiſſen,
„„Und etwas, etwas für ſie thun.
„„Allein Du liebſt mich nicht! wie könnte
„„Man lieben mich, die von der Spur
„„Des Schönen, Guten längſt ſich trennte?
„„Denn, ach, das Schöne liebt man nur. —““

Die Stimme bricht ein Strom von Thränen.
Verſunken in Melancholie,
Ohn' Kraft, ihr Schickſal auszuſöhnen,
Scheint ein gefallner Engel ſie.
Sie kennt ja den verlornen Himmel,
Der ihrer Jugend einſt geſtralt,
Als ſie durch's bunte Weltgewimmel
In unbefangner Ruh' gewallt.

Um ſie und in ihr herrſchte Friede,
Die Pflichterfüllung war ihr Luſt,
Das Leben leicht; mit ſüßem Liede
Sang Freude ſie in Andrer Bruſt.
Sie war die Perle aller Frauen,
Falieri's Stolz, ein Diamant,
Auf den entzückt die Blicke ſchauen,
Der ohne Gleichen wird genannt.

Sie trug mit Ruhe dieſe Krone,
Die ihr gebührte, ihr allein!
Und trägt ſie jetzt noch fort zum Hohne
Des wahren Weſens, — für den Schein! — —
Camillo kniet zu ihren Füßen:
„Schlag' auf Dein Auge, ſieh' mich an,
„Laß nicht durch Deinen Zorn mich büßen,
„Daß ich noch nichts für Dich gethan. —"

„„Ich zürne nicht! — O laß verhallen
„„Das kind'ſche Wort und hab' Geduld.
„„Der Menſch, wenn er mit ſich zerfallen,
„„Mißt Andern bei die eigne Schuld,
„„Nennt die Verhältniſſe Verräther,
„„Schlägt an den ſtolzen Buſen nicht,
„„Sagt ehrlich nie: ich bin der Thäter,
„„Geh' mit mir, Herr, nicht in's Gericht.

„„Vergiß das Wort, Camillo, Lieber!
„„Was ſollſt Du thun? — Nur aufgeregt
„„War ich vom Schmerz, — der giebt ein Fieber,
„„Worin man nicht die Worte wägt. —““
Und ſeine Stirne küßt ſie leiſe,
Als müſſ' Erinnerung entflieh'n
Aus dem geheimſten Seelenkreiſe,
Wo liebend ihre Lippen glüh'n. — — —

Was iſt ein Wort? — Der Hauch des Windes
Scheint kaum ſo flüchtig, kaum ſo leicht;
Die Seifenblaſen eines Kindes
Sind ſchneller nicht verweht, erbleicht.
Wie Bienen ſummen, Käfer ſchwirren,
Wie ſchmetternd grell ein Vogelchor
Im engen Käfig: ſo verwirren
Sich Worte oft vor unſerm Ohr.

Und dann: als ob an unſrer Wiege
Die Mutter ſang ein Zauberwort,
Das durch des Lebens krauſe Züge
Stets unvergeſſen tönet fort, —
So wachet wie aus dunkler Ferne,
Wenn wir kaum dran gedacht, es auf,
Und wird zum hellen Angelſterne,
Nach dem ſich richtet unſer Lauf.

Doch wehe, wenn das Wort erklungen
In feindlich harter Melodie,
Wenn es ein böſer Geiſt geſungen,
Dem man das Ohr bethöret lieh!
Und dreifach weh' dem Wort, geſprochen
Mit böſem Sinn! — Zu böſer Stund'
Aus ſeinem Schlangenei gekrochen,
Macht es den Weg um's Erdenrund.

O, wahrt das Wort, daß es vermeſſen
Nicht wider Euch die Spitze kehrt;
Es wird, habt Ihr es längſt vergeſſen,
Von unterird'ſcher Macht gehört;
Und, aufbewahrt bis zu der Stunde,
Wo es an Euch ſich rächen kann,
Fällt es, mit Nemeſis im Bunde,
Als unverſöhnter Feind Euch an. — —

Der Morgenſtern iſt untergangen,
Die Gondel trägt Camillo fort;
Von Liebesträumen ſüß umfangen,
Gedenkt er doch an Dia's Wort.
„Ja, wär' ich reich und vornehm, — ſtürmen
Wollt' ich den Himmel, wenn dafür
Ich müßte Welt auf Welten thürmen! —
Jetzt iſt die Hand gebunden mir.

Für Dia nur möcht' ich erringen
Von jeder Blüte einen Kranz,
Mit Sonnen ihre Stirn umſchlingen,
Und ihren Fuß mit Roſenglanz,
Den höchſten Thron mit ihr beſteigen,
Den Scepter leihen ihrer Hand,
Das Weltall geben ihr zu eigen, — —
Doch — der Plebejer iſt gebannt!

Und Er ſteht da, der ſtolze Alte,
Ein Wächter vor dem reichſten Schatz; —
O, daß der Himmel gnädig walte,
Einſt tret' ich dann an ſeinen Platz. —"
Die Gondel hält. — „So früh, mein Vater,"
Ruft er dem Greis Bertuccio zu,
„Seid Ihr ſchon auf? — Der Schlaf, was that er,
„Daß Ihr ihn flieht? O, gönnt Euch Ruh'. —"

„„Das Alter hat nicht Zeit, zu ſäumen,
„„Der Tag des Wirkens iſt ein Stral
„„Des flücht'gen Blitzes! Du darfſt träumen,
„„Ich muß jetzt fort in's Arſenal. —""
„So helf' ich Euch. Weshalb nur alle
„Geſchäfte ſo gehäuft auf Euch? —"
„„Bracht' ich's zu Ende, nun, dann falle
„„Mein welker Leib, — dann iſt's mir gleich. —""

„Zu Ende! was? —“ „„Camillo, höre,
„„Jetzt endlich wird die Rach' geſtillt,
„„Die ich ſeit Clara's Tode ſchwöre
„„Tagtäglich neu .... —““ „Ihr ſeid gewillt,
„Des Adels Herrſchaft auszurotten? —“
„„Ich bin's, und Andre ſind's mit mir,
„„Die ihres Rechts nicht laſſen ſpotten; —
„„Und nicht Plebejer nur ſind wir!

„„Denn Er ſteht ſelbſt an unſrer Spitze ... —““
„Er ſelbſt? — Mein Vater, ſaget, wer? —“
„„Er, der mit einem einz'gen Blitze
„„Den Adel tödten möchte — Der! —““
Camillo taumelt. Furchtbar helle
Wird ein Entſchluß vor ſeinem Blick.
Iſt es der Himmel, iſt's die Hölle,
So ihm verhilft zum höchſten Glück? —

„Und wenn die Ausführung? —“ „„Noch heute,
„„In ſtiller Nacht; ſo der Beſchluß.
„„Du biſt der Unſern einer? — Deute
„„Ich recht? —““ „Ich thue, was ich muß.
„Es folget Jeder den Gewalten
„Der Liebe und des Haſſes; ſtrebt
„Das Schickſal freundlich zu geſtalten,
„Mein Vater; doch mein Herz erbebt. —“

„„Du Thor! — Auf dieſer weiten Erde
„„Hängt man's an eine Creatur;
„„Daß die beglückt, verherrlicht werde, —
„„Dahin geht alles Streben nur.
„„Und ward vom Sturme ſie vernichtet,
„„Und lächelte das Glück ihr nicht,
„„So ſei ein Grabmal ihr errichtet,
„„Von dem die ſpät'ſte Zukunft ſpricht.

„„O, meine Clara, Pyramiden
„„Und Mauſoleen ſind geweiht
„„Den Sel'gen, die dahingeſchieden
„„Im vollen Glanz der Herrlichkeit.
„„Du mußteſt heimlich bluten, wimmern, —
„„Ein Opferlamm am Kreuzesſtab, —
„„Drum ſei mit koloſſalen Trümmern
„„Bezeichnet Dein zu frühes Grab.

„„Nein, nein, Camillo, nicht erzittern
„„Darf bang der Menſch, wenn es nun gilt,
„„Den Erdkreis ſelber zu erſchüttern
„„Für das geliebte Götterbild. —““
„Wohl! — dem geliebten Götterbilde
„Sei dargebracht der kühne Schwur.
„Nun ſchütz' es mich mit eh'rnem Schilde
„Und leuchte mir auf finſt'rer Spur. —“

III.

O Du, Venedig, Wunderblüte,
Entſproſſen aus dem Freiheitsdrang,
Der ſtarke Seelen ſo durchglühte,
Daß er das Element bezwang, —
Dich trägt, wie eine Waſſerblume,
An ihrer Bruſt die Meeresfee,
Schmückt Dich zu ihrem eignen Ruhme
Mit allen Schätzen ihrer See.

Du warfſt, vor wilden Hunnenhorden
Entfliehend, Dich in ihren Schooß
Vertrauenvoll, — und biſt geworden
Durch ihre Gunſt reich, mächtig, groß;
Freuſt heiligen Vertraun Gewinnes
Dich, herrſchend ob der Erde Reich. —
Vertraut getroſt nur, feſten Sinnes,
Dem Gotte in und über Euch.

Das herrliche Venedig, träumend
Liegt es nun da. Das nahe Meer
Erbrauſt und treibt die Wogen ſchäumend
Bis tief in die Lagunen her.
Die Flotte, draußen in dem Hafen
Vor Malamocco, liegt geſchützt,
Und alle Gondoliere ſchlafen,
Denn keine Gondel braucht man itzt.

Und ſiehet man auf den Canälen
Auch eine ſchweben, hier und dort,
So darf man ſicher darauf zählen,
Daß gern ſie ſchlüpfte in den Port.
Nur Pflicht, nur Leidenſchaft geleiten
In dieſe bange Nacht hinaus. — — —
Ha, weſſen Gondel mag wol gleiten
Vor Nicolo Lioni's Haus? —

Er ſelbſt, ein Glied vom Rath der Zehne
Entläßt mit Liebe eben jetzt
Das Töchterchen, die zarten Söhne,
Mit denen er ſich froh ergötzt.
„„Schlaft, Kinder! Eure Wieg' umwehet
„„Die Ruhe mit dem Palmenzweig,
„„Denn Euer Vater wacht und ſpähet
„„Mit Lieb' und Sorge ja für Euch. —""

Ein Diener kommt. „Herr, es begehret
„Ein Fremder Eintritt. —“ Und ihm nach
Folgt raſch Camillo: „Niemand ſtöret
„Uns hier in Eurem Schlafgemach? —“
„„Kein Menſch. —““ „Heißt Euren Diener gehen. —“
„„Es iſt geſcheh'n. Was Eu'r Begehr? —““
„Herr Nicolo, Ihr werdet ſehen,
„Ich bringe wunderbare Mähr'.

„Hört ſtill mich an. Um zwölf erſchallet
„Sanct Marcus Glocke. Einer Schar
„Verſchworner Ihr zum Opfer fallet;
„Der Signoria droht Gefahr. —“
„„Sanct Marcus Glocke darf erſchallen
„„Nur wenn der Doge es gebeut. —““
„Ganz recht! Und deshalb wird ſie hallen
„Um Mitternacht. Er will es heut'. —“

„„Wie kommt denn Ihr zu dieſer Kunde?
„„Wie wißt Ihr, daß Verſchwörung droh'? —““
„Von meinem Vater, der im Bunde:
„Von Iſrael Bertuccio. —“
„„Dem Chef des Arſenals? —““ „Ich ſage:
„Von ihm! — Doch höret den Bericht
„Zu Ende, daß es vor Euch tage,
„Und unterbrecht mich ferner nicht.

„Der Doge haßt den Adel lange,
„Der ſeine Herrſchaft eng beſchränkt.
„Seit Steno's Spottvers hat dem Hange
„Er ganz ſich hingegeben, denkt
„Auf Rache nur, und ziehet leiſe
„Diejen'gen Bürgen zu ſich hin,
„Die heimlich, zwar in andrer Weiſe,
„Auch hegen den gehäſſ'gen Sinn.

„Mein Vater, furchtlos vor Gefahren,
„Iſt ganz dem Dogen gleich geſinnt,
„Seit Barbaro vor wen'gen Jahren
„Ermordete ſein ſchönes Kind. —"
„„Sein Kind ermordet? — Welch Verbrechen!
„„Mit Gift? Mit Dolch? —"" „O, thöricht Wort!
„Er wußte ihr das Herz zu brechen; —
„Herr Nicolo, iſt das kein Mord? —

„Dem Vater iſt es zu vergeben,
„Wenn, tiefgekränkt, er eifrig war
„Dem Rachedurſte hingegeben; —
„Dem Greiſe krümmt Ihr drum kein Haar. —
„Denn Ihr ſeid Vater, und bewahren
„Mög' Euch der Himmel vor dem Schmerz,
„Den einſt der meine hat erfahren,
„Als ſtille ſtand der Schweſter Herz.

„Auch ſind die Bürger nur Bethörte,
„Verlockte, und der Doge iſt
„Alleine ſtrafbar; denn er nährte
„Zum Haß ſie auf mit arger Liſt.
„Er, der vor Allen hat geſchworen
„Der Republik der Treue Eid,
„Er ſei zum Opfer auserkoren!
„Doch blinden Thoren thut kein Leid.

„In wilder Wuth, arm und geringe,
„Gelingt das Wagniß ihnen nie;
„Sie kennen nicht den Stand der Dinge,
„Das iſt Entſchuldigung für ſie. —
„Hier ſind die Namen Aller. — Traget
„Nur Sorge, daß der Doge ſei
„Zuerſt gefangen, und es waget
„Sich Niemand vom Complot herbei. —“

„„Du edler Jünling, hochverpflichtet
„„Sind alle Edlen Deinem Rath.
„„Wenn ſich, was Du mir hier berichtet,
„„Als Wahrheit ausgewieſen hat,
„„So öffnen ſie dem treuen Sohne
„„Der Republik das goldne Buch,
„So fordre frei noch andre Lohne .... —““
„Ich will nur ſie! ſie iſt genug. —“

43

Nothwend'ge Faſſung hat gewonnen
Lioni; rufet nicht allein
Den Rath der Zehn; ſetzt noch beſonnen
Für ſeltnen Fall die Giunta ein.
Dann zieh'n bewaffnet ihre Scharen
In den herzoglichen Palaſt,
Um dieſen kühnen Greis zu wahren,
Der mächtig liebt und mächtig haßt.

Er hatte, ohne Furcht und Bangen
Vor der Entſcheidung, hingebracht
Bei ſeinem Weibe dieſen langen
Und ſtürm'gen Abend, durchgedacht
Mit ihr ſein vielbewegtes Leben,
Wie es das ſpäte Alter liebt,
Das gern ſich kehrt zum Jugendſtreben,
Weil ihm die Zukunft wenig giebt.

„Der Lebensbecher geht zur Neige,"
Sprach endlich er; „den letzten Trunk
„Möcht' ich nicht gerne ſchlürfen feige
„Und matt; nein, mit Begeiſterung
„Ihn an die welke Lippe drücken,
„Ihn triumphirend dann im Rauſch
„Des Sieges leeren mit Entzücken, —
„Und dann — — bin ich bereit zum Tauſch.

„Dann leb' ich fort in Deinem Herzen,
„Das feſt an alter Treue hält,
„Und Deine Thränen ſind die Kerzen,
„Um meinen Katafalk geſtellt.
„Nicht wahr, o Dia, keine Plage
„War Dir der alternde Gemahl? —"
„„Weshalb, Falieri, dieſe Frage?
„„Ich gab Euch Antwort tauſendmal. —""

„Und dennoch hör' ich ſie ſo gerne,
„Und immer klingt ſie lieb und neu,
„Wie Harfenklang aus weiter Ferne; —
„Drum gieb ſie mir. —" „„Ich — lieb' Euch treu. —""
„Dies ſei das letzte Deiner Worte!
„Nun ſchlaf' zu ſüßen Träumen ein.
„Ich öffne ſtolz der Zukunft Pforte,
„Für Dich, für Dich, Du Perle mein. —"

IV.

Camillo's Gondel fliegt behende
Trotz Sturm und Blitz zum Vaterhaus.
„Mit der Verſchwörung iſt's zu Ende! —
„Den Dogen ſah ich eben aus
„Dem Palaſt kommen; von Hatſchieren
„Geführt vor's hohe Tribunal,
„Hat trotzig er bekannt; ihn rühren
„Nicht Reue und Gewiſſensqual. —“

„„Gefangen er? — Ha, ein Verräther
„„Kam in den Bund! ein gift'ger Molch!
„„Camillo, nenne mir den Thäter,
„„Und augenblicks trifft ihn mein Dolch. —““
„Ihr müßt Euch, Vater, ruhig halten,
„Verloren habt Ihr Euer Spiel;
„Beugt Euch den mächtigen Gewalten,
„Denn nie gelanget Ihr zum Ziel. —“

„„Und iſt der Preis ſo glüh'nden Strebens
„„Denn wirklich meiner Hand geraubt,
„„So fahre hin, o Reſt des Lebens,
„„So kriech' in's Grab, mein weißes Haupt. — —
„„Gelaſſen, Sohn! ich leg' die Hände
„„Nicht an mich ſelbſt, ich harre aus;
„„Ich bin noch vor der Sonnenwende
„„In meiner Clara ſtillem Haus.

„„Der Bube, der den Dogen ſtürzet,
„„Verrathend bringet auf's Schaffot,
„„Er iſt's, der meine Tage kürzet.
„„Ich gehe froh zu meinem Gott,
„„Zum Gott der Liebe, der den Vätern
„„Mit heißer Glut die Bruſt erfüllt, —
„„Und nicht vor tückiſchen Verräthern
„„Sie ſchützt durch ſeiner Allmacht Schild. —

„„Komm', ſchwöre mir bei Clara's Leiche
„„Dem Buben Rache und Gericht. —""
„Erbarmen, Vater, wenn ich ſchweige ... —"
„„Genug, mein Sohn, ich fluch' Dir nicht.
„„So ernte denn, wenn Dir nicht grauet
„„Vor dem, was bübiſch Du gewannſt,
„„Und lebe, Sohn, wenn auf Dich ſchauet
„„Ein reines Aug', — ſo Du es kannſt. —""

Camillo ſtürzt hinweg, getrieben
Von wilden Furien. „O mir war
Ein andrer Ausweg nicht geblieben,
Der Himmel ſelbſt bot ihn mir dar.
Und iſt's denn Sünd', daß ich gerettet
Von Mord und Blut mein Vaterland,
Daß ich den Vater losgekettet
Von der Verſchwörung argem Band? —"

So ruft er laut. Im Buſen drinnen
Ein leiſes Stimmchen aber ſpricht:
„Du wollteſt nur für Dich gewinnen,
Und dachteſt an Venedig nicht.
Was hilft's, daß Du erhabne Zwecke
Vorſchieben möcht'ſt mit Eid und Schwur? --
Du weißt, was hinter dieſer Decke: —
Du handelteſt für Dia nur."

„Zu ihr, zu ihr! dort wird verwehen
Das Bangen, ſo mich jetzt beſchleicht!
In ihre Augen muß ich ſehen,
Der Teufel ſelber dann entweicht. —"
Und heimlich auf verborgner Stiege
Eilt er zu Dia's Zimmer hin, —
Wo die Verſtörung ihrer Züge
Ihm zeigt, wie aufgeregt ihr Sinn.

„„Nein, nein, jetzt will ich nicht mehr tragen
„„Die Folterqual! — Was es auch ſei,
„„Komm' über mich, und alle Plagen
„„Erduld' ich, Kloſter, Tyrannei,
„„Verachtung; — denn ich hab's verdienet!
„„Ich lebe ſo nicht länger fort! —
„„Wenn ich vor Gott nicht bin entſühnet,
„„Begeh' an meiner Seel' ich Mord.

„„Ich will nicht länger ſo mehr leben;
„„Und wär' auf mich gezückt der Stahl,
„„So wollt' ich ſterben ohne Beben!
„„Gleich muß ich fort zu dem Gemahl.
„„Er ſprach ganz ſeltſam, ſchwer und trübe,
„„Doch ſo vertrauenvoll, daß, ach!
„„Als er mich fragt' um meine Liebe,
„„Zur Wahrheit mir der Muth gebrach.

„„Camillo, jetzt hab' ich gebetet
„„In der Verzweiflung heißem Drang,
„„Und Gott hat ſelbſt zu mir geredet:
„„Geh' Deines Lebens ſchwerſten Gang. —'''
Das dunkle Auge voll von Thränen,
Und dem Triumphe ſchon ganz nah,
Die ſchönſte aller Magdalenen,
Stand vor Camillo hoch ſie da.

„Es iſt zu ſpät, o laß es heute,
„Und bleibe bei mir. Nimmermehr
„Kannſt Du den Dogen ſprechen! — Beute
„Bin ich vom gier'gen Sorgenheer;
„Ich wähne mich davor geborgen,
„Wenn ſüß Dein Athem mich umweht;
„Verſchiebe Deinen Plan auf morgen,
„Denn heute, Dia, iſt's zu ſpät. —"

„„Ich ſag' Dir: nein! — Die bleichen Zeugen,
„„Die Sterne, ſind nicht fürchterlich.
„„Im Licht der Sonne muß ich ſchweigen,
„„Sie blickt verachtend ja auf mich. —""
„Du kannſt den Dogen jetzt nicht ſprechen. —"
„„Ich will! — Was hält den Sklav zurück,
„„Wenn Wunder ſeine Feſſeln brechen,
„„Und Freiheit winkt, ſein höchſtes Glück?! —""

„Umſonſt, umſonſt iſt all Dein Wollen!
„Du folgeſt, Dia, meiner Bahn,
„Auf der die Würfel günſtig rollen.
„Jetzt hab' ich viel für Dich gethan. —"
„„Und was? o ſprich! —"" Und ſchwere Schritte,
Wie von geſchloſſ'nen Söldnerreih'n,
Erſchallen, — ſchreiten in die Mitte
Des Palaſthofes ſchweigend ein.

Erſchreckt vom Lärme, der ſonſt nimmer
Ertönt in dieſer ſpäten Stund',
Fliegt ſie an's Fenſter. Fackelſchimmer
Thut ihr ein ſeltſam Schauſpiel kund,
Woran erſtarrt die Augen hangen:
Marin Falieri, ihr Gemahl,
Umringt von Schergen, geht gefangen
Zur großen Treppe am Portal.

Dort, wo ein jeder Doge ſchwöret
Der Treue Eid, dort hält die Schar
Mit ihm; der kalte Nachtwind ſtöret
Und wühlt in ſeinem weißen Haar.
Nicht ſchmücken ihn die Herzogskrone,
Der Purpurmantel, ſo er trug,
Doch ſteht er da wie auf dem Throne,
Mit Würd' und Stolz in jedem Zug.

Und jener Mann, der Mann daneben,
Wie fürchterlich iſt er bewehrt! —
Vermag denn Menſchenhand zu heben
Dies breite, blanke, ſcharfe Schwert? —
Und Dia richtet ihre Blicke
Starr auf Camillo's Angeſicht;
Wie krampfhaft auch die Lippe zücke,
Sie findet Ton und Worte nicht.

Mit dieſem leblos eiſ'gen Gruße,
Der jede Lebensblume knickt,
Hat einſt die zaubriſche Meduſe
Die bangen Menſchen angeblickt. —
Wozu auch überflüſſ'ge Fragen? —
Sie weiß es jetzt, — es iſt kein Wahn! —
Camillo's wilde Blicke ſagen:
„Das iſt's! das habe ich gethan."

Da wirbelt's ihr in dem Gehirne,
Der Palaſt bebt, die Erde dröhnt,
Der Angſtſchweiß perlt auf ihrer Stirne,
Sie möchte ſchrei'n, kein Laut ertönt, —
Und grell, wie die Poſaunen ſchallen,
Hört ſie des Dogen Wort allein:
„Weit beſſer iſt es, ſtolz zu fallen,
Als in Venedig Sklav zu ſein. —"

Und als er alſo laut gerufen,
Da blitzt das Schwert, da ſchwirrt die Luft;
Sein Haupt rollt von den Marmorſtufen,
Der Henker wirft ihn in die Gruft.
„Gerechtigkeit ward hier vollzogen!"
Ruft man dem Volk zu. Aufgemacht
Sind weit der Thore mächt'ge Bogen; —
Es ſteht entſetzt; — und Dia — lacht.

V.

Du ſchöngeſchmückte, reiche Erde,
Du ordnungsvolle, lichte Welt,
Auf Euch hat Gottes ſegnend „Werde“
Den ſchönen Menſchen hingeſtellt;
Und nicht als kindiſchen Geſpielen
Von Blum' und Vogel, Bach und Strauch!
In Sinn, Gedanken und Gefühlen
Ward er begabt mit reinerm Hauch.

„Nun herrſche!“ ſprach der große Meiſter
Zu ſeinem Liebling; doch auf das
Nothwend'ge Eine ſtrenge weiſt er:
„Beherrſch' Dich ſelbſt und halte Maß! —
Dann wandelſt Du durch die Gefilde
Des Lebens, wie ich Dich gedacht,
Gewollt und ſchuf, — nach meinem Bilde —
In ſel'ger Ruh' und ſtiller Macht. —“

Entlaſſen wird mit dieſem Segen
Der Menſch. Sein forſchend Auge las
In der Natur verſchlungnen Wegen
Die ew'ge Richtſchnur: Ordnung, Maß.
Doch er, ein Liebling ſeines Gottes,
Soll ſklaviſch dienen wie Natur?
Iſt denn ein Zeichen bittern Spottes
Sein reichbegabtes Weſen nur? —

Er darf ſie kühnlich überſpringen,
Die engen Grenzen, wenn ihm däucht,
Daß jenſeits nur, auf Azurſchwingen,
Sein Höchſtes ihm die Krone reicht.
Im überſtolzen Jugendtraume,
Die Bruſt von Siegesluſt geſchwellt,
Tritt hin er zum Erkenntnißbaume,
Und nimmt die Frucht, und ißt, und fällt. —

Uralt, uralt iſt die Geſchichte,
Und doch klingt Jedem ſie ſo neu,
Daß, lieſt er ſie in dem Gedichte,
Er meint, daß es die ſeine ſei.
Und was nun folgt, — ſie wiſſen's Alle;
Sie tragen, und ſind ſich's bewußt,
Das Kainszeichen, Spur vom Falle,
Bald offenbar, bald in der Bruſt. — —

Einſt kehrte von dem heil'gen Grabe
Ein blaſſer Wandersmann zurück,
Mit Muſchelhut und Pilgerſtabe,
Und jenem tiefen Schmerzensblick,
Den einſt der fromme Maler ahnte,
Und ſeinem Petrus ihn verlieh,
Als an die Schuld der Hahn ihn mahnte,
Und der Verrätherei ihn zieh.

Und als ſein Fuß den heil'gen Boden
Venedigs zagend, ſcheu betritt,
Da eilt er in geliebter Todten,
Nicht in der Lebenden Gebiet.
An zweien ſchwarzen Kreuzen knieet
Er nieder, läßt den Thränen Lauf,
Und Todesſehnſucht ihn durchglühet:
„O Vater, Clara, nehmt mich auf.“

Dies hat er manches Jahr gebetet,
Gefleht! — Umſonſt! — Wie Reu' auch nagt,
Der wird vom Schmerze nicht getödtet,
Dem ſie im Buſen grimmig wacht.
„Und nun zu ihr! O, welch ein Jammer!
Wie trägſt du, Herz, die bange Qual,
Wenn du in ihrer grauſen Kammer
Verlöſchen ſiehſt der Schönheit Stral?! —“

An eines finſtern Kloſters Pforten
Zieht er die Glocke, leiſ', mit Graus,
Und aus dem Gitterfenſter dorten
Sieht ſchnell die Pförtnerin heraus.
„Grüß Gott, Beata, kennſt mich nimmer?
„Ich muß zu ihr, bin wieder da;
„Vielleicht bringt ihr das Rettungſchimmer? —
„Fünf Jahr ſind's, ſeit ich ſie nicht ſah. —"

„„Ach, Herr, umſonſt iſt Euer Hoffen,
„„Der Wahnſinn hält die Beute feſt!
„„Des Himmels Gnade ſteh' ihr offen,
„„Die nie vom größten Sünder läßt!
„„Ich führe Euch vor ihre Schwelle,
„„Und öffne 's Gitter ihrer Thür;
„„Dann hört und ſeht Ihr ſie; die Zelle
„„Verließ ſie nie, ſo lang ſie hier.

„„Ihr wißt, wie ihr vor Menſchen grauet,
„„Und wie ſie ſich verhüllt ſo gern,
„„Wenn nur ein Auge auf ſie ſchauet;
„„Seid ſorgſam drum und bleibt ihr fern. —""
Die Alte öffnet Schloß und Thüre
Und läßt Camillo ſchwatzend ein.
„Daß ich den Pfad nicht mehr verliere,
„Weiß jetzo ich; laß mich allein."

Ihm pocht das Herz, und Fieberſchauer
Durchrieſeln ihn. Er ſoll ſie ſeh'n!
Soll ſeh'n in fürchterlicher Trauer
Ein liebliches Geſchöpf vergeh'n,
Das jetzt, — ein Vogel im Gewitter, —
Bewußtlos mit dem Schickſal ringt.
Sich ſammelnd nahet er dem Gitter,
Wo ihre Stimme leiſ' erklingt.

Schlank ſteht ſie da, im weißen Kleide,
Von ſchwarzen Locken lang umhüllt,
Ohn' Prunkgewand und Goldgeſchmeide,
Ein unbeweglich Marmorbild.
Geſenkt ſind ihre Augenlieder,
Die Stirn bedeckt die rechte Hand,
Die linke hanget ſorglos nieder,
Wie oftmals er ſie ſinnend fand.

Verwildert ſind nicht ihre Züge;
Nur unausſprechlich tiefes Weh,
Als ob den Schmerz der Welt ſie trüge,
Macht ſie zur ſchönen Niobe.
Sie redet. — Kann man reden nennen
Den hingehauchten innern Ton,
Der, ohn' die Lippen nur zu trennen,
Der Seele ſcheint im Traum entfloh'n? —

„„Du wiſchſt von meiner Stirn das Zeichen
„„Der Schmach nicht ab, Herr und Gemahl,
„„Nicht Buß' und Reu' kann Dich erweichen,
„„Du biſt ſo hart wie jener Stahl,
„„Der, gegen Dich gezückt, geſchwungen,
„„Auf meine Stirn zurück ſich bog,
„„Und dann, in's Haupt tief eingedrungen,
„„Ein Vampyr, am Gehirn mir ſog.

„„Er nagt noch fort! — ſeit Ewigkeiten,
„„Für Ewigkeit, — es ſei darum!
„„O, wilde, unerhörte Leiden
„„Trag' ich im Haupte ſtill und ſtumm,
„„Deß eingedenk, was ich geweſen. —
„„Der iſt gerecht, der Strafe gab! —
„„Doch von der Schmach mußt Du mich löſen,
„„Das Brandmal nimm, Gemahl, mir ab.

„O, wüßteſt Du, wie es ermattet,
„„Zu ſteh'n mit aufgehob'ner Hand,
„„Die immerdar die Stirn beſchattet,
„„Wo jenes Mal tief eingebrannt!
„„O, wüßteſt Du, wie ich ſo müde
„„Bin dieſer Stellung immerfort,
„„Du gönnteſt Ruhe mir und Friede,
„„Und wiſchteſt weg das grauſe Wort.

„„Sinkt jetzt die Hand herab, — o Grauen! —
„„Mit Menſchen füllt ſich mein Gemach,
„„Und hunderttauſend Augen ſchauen
„„Die Lüge hier, das Wort der Schmach. —
„„Erbarmen! —““ Sinkend auf die Kniee
Verſtummt ſie; ruft dann laut mit Wuth
Und hohler Grabesſtimm': „„Entfliehe,
Du falſches Weib, uns trennet Blut. —““

Sie fliegt empor. Des Wahnſinns Schimmer
Hält jetzt im Aug' den irren Lauf.
Camillo ſtürzt in's kleine Zimmer,
Und fängt in ſeinem Arm ſie auf.
„O, meine Dia, wach', erwache!
„Camillo iſt's, ich bin bei Dir!
„Zu gräßlich, Gott, iſt dieſe Rache
„Für meine Schuld — an ihm! an ihr! —“

Sie blickt empor; der dunklen Augen
Halbausgebrannte Sonnen ſeh'n
Ihn an, als wollten ſie ſich tauchen
In ſeine Bruſt und ſie durchſpäh'n.
„„Wer nennt Camillo,““ ſpricht ſie bebend,
„„Der weiß nicht, wie er weh' mir thut!
„„Camillo, ach! iſt nicht mehr lebend,
„„Denn er ertrank — in jenem Blut. —““

Sie ſtellt ſich, langſam abgewendet,
So hin, wie er zuerſt ſie ſah.
Camillo's Schickſal iſt vollendet, —
Er iſt für Dia nicht mehr da.
Ob Stunden ihm, ob Jahre haben
Bezeichnet, was man Leben nennt,
Gilt gleich! — Der Menſch iſt todt, begraben,
Wenn ihn ſein Liebſtes nicht mehr kennt. —

Bemerkungen.

Die hiſtoriſchen Data dieſer Erzählung ſind ſehr bekannt und z. B. ausführlich zu leſen in: „*Sismondi*, Histoire des républiques italiennes du moyen âge“; vol. VI, chap. XLI. — Zwei Veränderungen habe ich mir erlaubt:

1) die, daß nicht Bertram, der Pelzhändler von Bergamo, dem Lioni die Verſchwörung entdeckt, ſondern Camillo;

2) die, daß ich den Dogen in der Nacht ſeiner Verhaftung hinrichten laſſe, ſtatt daß es zwei Tage darauf geſchehen iſt: 1355, April 17.

Die Verſe, die Steno an den Thron des Dogen ſchrieb, heißen:

„Marin Falieri dalla bella moglie,
Altri la gode ed egli la mantiene. —“

Zweite Nacht.

The course of true love never did run smooth -
But, either it was different in blood — — —
Or, if there were a sympathy in choice,
War, death or sicknes did lay siege to it,
Making it momentany as a sound,
Swift as a shadow, short as any dream,
Brief as the lightning in the collied night — —
So quick bright things come to confusion.

Shakspeare: „Midsummernightsdream."

I.

Venedigs Meer glänzt wie ein Spiegel
Von flüſſigem Aquamarin,
Den weich mit roſenduft'gem Flügel
Die Frühlingslüfte überzieh'n,
Die, aus des Südens Hauch gewoben,
Ein Gruß aus fernen Zonen ſind,
Indeß vom Hochgebirge droben
Erquickend weht der Alpenwind.

Der Mond ſtreut ſeine Silberfunken
Auf die bewegte, ſtolze Flut,
Die, wie ein Herz von Liebe trunken,
Im nächt'gen Schlummer ſelbſt nicht ruht.
Und fern an Horizontes Saume,
Wo leicht ein blauer Nebel ſchwebt,
Phantaſtiſch wie aus Feentraume,
Venedigs Wunderbau ſich hebt.

Es thaut der Friede lind vom Himmel
Herab auf Golf und Land und Stadt; —
Doch ob der Menſchen bunt Gewimmel
In ſeinen Armen Ruhe hat,
Ob es der Schmerzen kann vergeſſen,
Ob Qual und Sorgen ihm vergeh'n,
Das wirſt **Du**, Menſch, gar leicht ermeſſen,
Wenn Du — in Deine Bruſt geſeh'n. —

Die Gondel dort auf hohem Meere
Trägt Tiepolo und Fiora leicht,
Aus deren glückumwob'ner Sphäre
Der Schmerz, ſo ſcheint es, ſcheu entweicht.
Seit ein'gen Monden feſt verbunden,
Iſt langer Sehnſucht Ziel gekrönt;
Sie ſind vom Roſenband umwunden,
Und ihre Häuſer ſind verſöhnt.

Das Morgenroth, der Regenbogen,
Der Sterne und der Sonne Blick,
Des Meers ſmaragdne, klare Wogen
Sind dunkle Folie ihrem Glück. —
O Liebe! Liebe! Nektartropfen,
Der Lebens Wermuthtrank durchdringt,
Wie ſollte **Dir** das Herz nicht klopfen,
Da Du gewährſt, wonach es ringt —

Bewußtlos erſt, mit dumpfen Sinnen,
Nicht wiſſend, wo der Wünſche Ziel
Und wie das Kleinod zu gewinnen,
Das ach! vielleicht der Träume Spiel; —
Bis ſich den hell erwachten Blicken
Des Daſeins Kron' entgegenneigt,
Und mit Unſterblicher Entzücken
Der Menſch empor zum Himmel ſteigt. —

Und doch hat Tiepolo gewendet
Sein ernſtes Aug' zum Himmelszelt,
Und Fiora meint, ihr ſei entwendet
Der Glanz, das Licht der ganzen Welt. —
„„Mein Tiepolo, was ſuchſt Du dorten?
„„Wohin iſt Deine Seel' entrückt?
„„Die Engel öffnen Edens Pforten,
„„Wenn flehend Du ſie angeblickt; —

„„Und ich bin hier und ſehe trübe
„„Dem Fluge des Geliebten nach; —
„„Denn weiß ich es, ob meine Liebe
„„Ihn ganz zu feſſeln auch vermag? —
„„Sie kann nur wie ein Stern Dir glänzen, —
„„Ein Blümchen nur auf Deiner Bahn
„„Iſt Fiora; — doch Du ſtrebſt nach Kränzen
„„Und zu der Sonne ſelbſt hinan! —

„„Doch ach! die Sonne mag verbrennen
„„Den Kühnen, der ſich ſtolz ihr naht,
„„Und wie ſich Ruhmes Kränze nennen, —
„„Sie welken auf der Menſchen Pfad.
„„Warum die Seele denn verſchwenden
„„An all den trügeriſchen Schein?
„„Zum Ewigen mußt Du ſie wenden,
„„Und ewig iſt — die Lieb' allein! —""

Und Fiora beugt ſich zu ihm nieder,
Und über ſeine Locken ſtreiſt
Die Hand, ſo zart wie Schwangefieder.
Doch bittre Wehmuth ſie ergreift; —
Denn unbeweglich in die Höhe
Schaut regungslos er und zerſtreut,
Er achtet nicht auf ihre Nähe,
Und ihre Stimm' ihn nicht erfreut.

Ein liebend Weib, das je erfahren
Den Schmerz, entſpringend dieſem Quell,
Wird für die Ewigkeit ihn wahren! —
Es ſteht in ſeinem Buſen hell
Mit Flammenzügen eingegraben:
Er, der Dein Eins und Alles iſt,
Kann fern von Dir noch Seele haben,
Kann denken das, was Du nicht biſt!

Und eiferſüchtig will man ſchelten
Ein armes Herz, das ahnend fühlt,
Wie ſchon ein Lufthauch kann erkälten,
Und ein Moment die Blum' zerwühlt.
O, nennt doch nie das Herz geringe,
Von ſtarrer Eigenſucht getrübt,
Verloren an gemeine Dinge, —
Es iſt ja groß, ſobald es liebt.

Doch, kann es lieben, wo die Menge
Vor armen Götzen arm ſich neigt,
Wo in des Lebensmarkts Gedränge
Nur die Alltäglichkeit ſich zeigt? —
Die Perle iſt nicht zu verſchwenden,
Nicht in profanen Staub zu ſtreu'n;
Wir ſchließen, mit gefaltnen Händen,
Sie in des Buſens Heil'genſchrein.

Dort findet ſie das einz'ge Weſen,
Dem der geheime Schlüſſel ward,
Des Schreines Siegel abzulöſen; —
Ein Gott hat es ihm offenbart! —
Sein iſt die Perl'! — In eine Schale,
Wie einſt Ägyptens Königin,
So legen wir beim Lebensmahle
Zu Füßen ſie dem Einz'gen hin. —

Und Fiora, die erſtarrt geſchwiegen,
Tritt wie ein Schatten leicht zurück,
Und hängt an des Geliebten Zügen
Von Ferne nur mit trübem Blick.
Da ruft er plötzlich: „Fiora, Süße,
„Wo biſt Du, meiner Augen Luſt?
„Wenn ich in meinen Arm Dich ſchließe,
„So weicht der Druck von dieſer Bruſt,

„Die, ſorgenvoll gepreßt, bekümmert,
„Nicht Deinem Buſen ähnlich ſieht,
„Wo ſtets der Stern der Liebe ſchimmert,
„Und bräutlich ſtets die Fackel glüht. —
„O Weiber, Glück iſt Euch beſchieden,
„Für ein Gefühl nur lebet Ihr;
„Und wir zerſplittern unſern Frieden
„Und unſer Weſen — ach, wofür?! —"

„„Nein, wähne uns doch nicht erleſen,
„„Zu wandeln in des Friedens Licht!
„„Dies Leben für ein einzig Weſen
„„Giebt wohl Entzücken, — Ruhe nicht.
„„Dein Lächeln läßt mich zwar erglühen,
„„Wie eine Blum' im Sonnenſchein, —
„„Doch Wolken Deine Stirn umziehen,
„„Dann iſt's, als ob Gewitter dräu'n.

„„Wenn liebend ſich Dein Herz mir zeiget,
„„So ſinkt der Himmel mir herab,
„„Doch wenn mir Deine Seele ſchweiget,
„„So ſinke lebend ich in's Grab.
„„O Tiepolo, von ſolchen Kämpfen
„„Die Weltgeſchichte nichts erzählt,
„„Und doch ſind ſie ſo ſchwer zu dämpfen
„„Wie Aufruhr, dem ein Herrſcher fehlt.

„„Nur weil wir immer lächeln müſſen,
„„So glaubt Ihr, was vor Euch erſcheint,
„„Und mögt kaum ahnen, nimmer wiſſen,
„„Welch Leid im Herzen ſich vereint. —““
„O, wenn in Thränen Deine Seele,
„So lächle Deine Lippe nie!
„Vertrauenvoll mit Gram und Fehle,
„Zu Deinem treuſten Freunde flieh.

„Ich will Dich tröſten, mit Dir klagen,
„Mein Kuß entwölkt das Auge Dir .... —“
„„Und Du willſt einſam Schmerzen tragen,
„„Und gönneſt keine Theilung mir? —
„„Nein, mein Geliebter, ich begehre
„„Von Deiner Schmach, von Deinem Ruhm,
„„Von Deinem Grab und Deiner Ehre
„„Die Hälfte als mein Eigenthum.

„„Daß nimmer unſre Treue wanke,
„„Ob Nacht umher, ob lichter Tag, —
„„Das war der göttliche Gedanke,
„„Als Gott uns ſchuf! — Ich denk' ihn nach! —
„„Drum ſage mir, was Dich bekümmert,
„„Was um die Stirn Dir Wolken legt,
„„Was tief aus Deinem Auge ſchimmert,
„„Als ob ein Traum Dich wild bewegt.

„„Iſt es ein Glück — ſo laß mich's theilen,
„„Iſt es ein Unrecht — mach' ich's gut,
„„Iſt es ein Schmerz — ich kann ihn heilen, —
„„Es ſtrömt ſo reich der Liebe Flut! —
„„Drum rede, aus Erbarmen, rede,
„„Dein Schweigen iſt der Tod für mich! —
„„Verlaſſenheit in wilder Öde
„„Iſt nicht ſo ſtarr, ſo fürchterlich. —""

„Sei ruhig, Kind! Mit Deinem Hange
„Nach Alleräußerſtem zu ſpäh'n
„In Luſt und Leid — machſt Du mir bange ...."
„„Muß ich denn Äußerſtes nicht ſeh'n? —
„„Du ſchwebſt allein in Deinem Kahne
„„Auf dem bewegten Lebensmeer,
„„Und die Gefahren, die ich ahne,
„„Sie rauſchen unſichtbar daher;

„„Doch ihre ſchwarzen, ſchweren Flügel
„„Umwehen Deine lichte Stirn,
„„Und drücken der Verzweiflung Siegel
„„Mit Wahnſinnsglut in mein Gehirn.
„„Du biſt, Geliebter, mir entriſſen,
„„Du folgeſt einer dunklen Spur .... —““
„O Gott! wie kannſt Du, Fiora, wiſſen? ... —“
„„Ich weiß ja nichts! ich liebe nur! —““

Und glühend ſinkt ſie vor ihm nieder,
Erſchöpft, geängſtigt; er bedeckt
Mit Küſſen ihre Augenlieder,
Wie man ein lieblich Kind wol neckt;
Und was auch ſeinen Sinn gehalten,
Er drängt's zurück und ſpricht zu ihr:
„Die Nacht weckt wunderbar Geſtalten
„Und Bilder auf! ſo auch in mir!

„Schau' jene breite Silberſäule,
„Die auf das Meer der Mond ergießt,
„Wie ſie bei nächtlich dunkler Weile
„Zuſammen mit dem Himmel fließt.
„So, mein' ich, ſei in trüben Zeiten
„Des großen Menſchen kühner Lauf;
„Gefährlichſtes muß er beſchreiten,
„Dann ſteigt er licht zum Himmel auf.

„Was kümmern ihn auf ſchlamm'gem Grunde
„Die Ungeheu'r, der Drachen Brut,
„Nachſchnappend ihm mit gier'gem Munde
„Und lechzend nach ſo reinem Blut?
„Was ſoll er vor der Tiefe zagen,
„Die nur dem *ſcheuen* Wandrer droht?
„Zur Höhe fühlt er ſich getragen,
„Zu Sternen und zum Morgenroth.

„Wahr iſt's, nicht Brücken ſind gebauet
„Ob dieſer Kluft, und ſchwindeln muß
„Dem nicht, der ſolcher Bahn vertrauet,
„Hochherz'gen Sinns, mit feſtem Fuß.
„Mein Fuß iſt feſt; doch ob die Seele
„Für den Beruf auch ſtark genug, —
„Das wüßt' ich gern; danach erwähle
„Und heb' und ſenk' ich meinen Flug. —‘

„„O, grüble nicht und ſuch' zu wandeln
„„Im Stral des Großen, Schönen nur,
„„Dann wirſt Du groß und ſchön auch handeln!
„„Es ward vertraut Dir, zur Natur. —
„„Denn lebſt Du in der Atmoſphäre
„„Erhabner Geiſter, ſo erträgſt
„„Du nimmermehr die dumpfe Schwere
„„Der Niedrigkeit, und freudig regſt

„„In reiner Luft Du Deine Schwingen,
„„So gold- und laſurſtralend, wie
„„Ätheriſch ſie den Schmetterlingen
„„Der reiche Herr des Lebens lieh. —
„„Unſterbliches wird der erreichen,
„„Der mit Unſterblichem vertraut,
„„Der, nicht begnügt von ſeines Gleichen,
„„Empor, empor zum Höchſten ſchaut. —““

„Dir ſtralen Himmel, Erd' und Welten
„Zurück Dein reines Ebenbild;
„Du glaubſt das, was Du biſt! — Dir gelten
„Nicht böſe Zeichen! — Unterm Schild
„Der Nacht beſchleicht oft grauſes Bangen
„Mein Herz, als ob Geſpenſter mit
„Den Knochenarmen nach mir langen,
„Unſichtbar dräuen jedem Schritt.

„Iſt es der Weltgeiſt, der enthüllet
„Sein Antlitz, und mit ird'ſchem Grau'n
„Des Staubgebornen Bruſt erfüllet,
„Der nicht gewohnt iſt, ihn zu ſchau'n? —
„Iſt's Ahnung ungeborner Thaten,
„Getragen noch im Zukunftſchooß? —
„Sind's Warnungſtimmen, die verrathen,
„Daß unſer harr' ein ſchweres Loos? —

„So hat dem Brutus, vor dem Tage
„Philippis, als er einſam wacht',
„Ein Geiſt verkündet — ſpricht die Sage —:
„Dies Deines Lebens letzte Nacht.
„Da weiß er ſich vom Tod erkoren,
„Sein Schickſal iſt ihm offenbar,
„Und als Philippis Schlacht verloren,
„Beut er die Bruſt dem Schwerte dar. — "

„„Gerechtigkeit iſt ihm geworden! —
„„Von Brutus ſprich mir nimmermehr! —
„„Wer ſeinen Freund und Vater morden
„„Kann, der verfällt dem Furienheer;
„„Die geißeln ihn mit blut'gen Händen,
„„Die ſchwirren Tag und Nacht um ihn,
„„Die peitſchen ihn zu der Welt Enden,
„„Um in das Grab mit ihm zu zieh'n.

„„Schau' an Oreſt, wie ſie zerbrechen
„„Das muttermörderiſche Herz!
„„Doch hat er Gräuelthat zu rächen, —
„„Des Vaters Tod, den eignen Schmerz. —
„„Der Brutus aber, der Verruchte,
„„Legt an den Freund die falſche Hand,
„„Der ſterbend noch ſein Auge ſuchte .... —""
„Und unterjocht' ſein Vaterland.

„Nein, Fiora, davon mußt Du ſchweigen;
„Dir fehlt der alte Römerſinn;
„Die Liebe nahm Dein Herz zu eigen,
„Das Vaterland wohnt nicht darin.
„Drum weißt Du nichts von Schmach und Kette,
„Von Druck und gift'ger Sklavenpein;
„Du kennſt nur eine Freiheitſtätte
„Und Heimat — in dem Arme mein!

„Komm', Süße, komm'! Der Nachtwind ſäuſelt
„Zu kühl um Deine zarte Bruſt.
„Die mächt'ge Woge, ſiehſt Du, kräuſelt
„Vor ſeinem Hauche ſich mit Luſt.
„Das thut Dir weh. Du biſt gewoben,
„Als ächte Blum', aus Glanz und Licht,
„Drum ſei auch ſorgſam aufgehoben,
„Dort wo kein Sturm Dich rauh zerbricht. —"

Und heimwärts ſchwebt der kleine Nachen.
Und Fiora ſchweigt und denkt und ſinnt,
Bis endlich, zwiſchen Schlaf und Wachen,
Der Traum beruh'gend ſie umſpinnt. —
Der Traum! die Welt, noch zu entdecken,
Uralt und ewig neu, bekannt
Der höchſten Luſt, dem tiefſten Schrecken,
Und die noch kein Columbus fand.

II.

In Tiepolo's Gemach erwarten
Zwei Männer ihn. „Wo bleibt nur er!
„Die Zeit iſt koſtbar, und wir harrten
„Schon eine Stund'," ruft Badoër.
„Was mußten wir uns auch erſchließen
„Dem Schwärmer, der uns nicht verſteht? —
„Der, ſtatt mit uns das Glück zu grüßen,
„Auf Abenteuerpfaden geht. —"

„Das gilt mir gleich! denn ſieh, wir brauchen
„Den reinen Menſchen, hochgeſtellt
„Im Volk, wie in der Edlen Augen, —
„Den nie der Eigennutz befällt,
„Der die Gefahr und die Beſchwerde
„Nicht ſcheut, und jeglich Opfer bringt,
„Wenn er nur Freiheit für die Erde,
„Für ſich — ein wenig Ruhm erringt.

„Den brauchen wir an unſrer Spitze!
„Ein ſolcher Menſch iſt koſtbar traun! —
„Auf uns, trotz allem unſerm Witze,
„Wird ewig man mißtrauiſch ſchau'n.
„Das Haus Querini, hochaufſtrebend,
„Und reich, und kühn, und ehrgeizig,
„Venedig manchen Dogen gebend
„In beſſern Tagen, — ha, es wich

„Der Ungerechtigkeit, dem Neide,
„Ward ausgeſchloſſen vom Senat!
„Zwar ich und Benedetto, beide,
„Wir wußten längſt im Herzen Rath.
„Doch weil auf unſrer Stirn die Rache
„Mit klarer Schrift geſchrieben iſt,
„So kann man ſprechen: eigne Sache
„Bezwecket der Querini Liſt.

„Du, Badoër, — nun, Deinen Willen
„Und Deine Kraft, — ich ſchätz' ſie hoch;
„Indeſſen — andre Zweck' erfüllen
„Und Wünſche Dir den Buſen noch.
„Dem wunderlichſten der Geſchlechte
„Gehöret aber Tiepolo:
„Sein Bruder, den die heil'gen Rechte
„Des Volks zum Dogen wählten, — floh!

„Ja, er entfloh, als ihm entgegen
„Der jetz'ge ſtolze Doge trat,
„Den nicht des Volkes Wunſch und Segen
„Herbeirief, nur der große Rath.
„Und der befahl: das Volk zu bringen
„Zu Ruh' und Schweigen. Tiepolo
„Gehorchte folgſam. Nicht gelingen
„Wollt' ihm die Aufgab'; — er entfloh!

„Und in Treviſo lebt' er lange,
„Bis Gradenigo's Anſeh'n feſt,
„Und ihm vor Zwietracht nicht mehr bange,
„Die wie Verbrechen auf ihm preßt. —"
„Nun ſolche Furcht, vor dem Geſetze
„Sog Bajamonte nimmer ein!
„Wie kann von dieſem groben Netze
„Ein tücht'ger Mann gefangen ſein?

„So lang ſich ſchon der Weltkreis drehet,
„War das Geſetz die Frucht der Macht
„Des Einzelnen, der höher ſtehet;
„Und ſchnöden Mißbrauch hat's gebracht!
„Seh'n wir's nicht jetzo? — Ausgeſtoßen
„Für Gegenwart und künft'ge Zeit
„Aus der Verwaltung ſind wir Großen,
„Weil feindliche Partei gebeut.

„Und wir, wir ſollten blöde leiden
„Von unſers Gleichen dieſen Spruch,
„Den, um als Recht ihn einzukleiden,
„Man ſchreibt in des Geſetzes Buch?
„Wahnſinn'ge nur und kind'ſche Tröpfe
„Ergeben ſich ohn' Schwertesſtreich,
„Doch nicht Venedigs beſte Köpfe, —
„Und Bajamonte denkt uns gleich. —"

„So mäß'ge Dich! — Ich hab' erzählet
„Von Bajamonte's Bruder Dir;
„Daß dieſer andern Weg erwählet,
„Wir wiſſen's, deshalb ſind wir hier.
„Für uns kann es nur Vortheil bringen,
„Wenn dieſer Name wird genannt,
„Er iſt von gutem Klang bei Dingen,
„Erheiſchend eine reine Hand. —"

Und ganz in ihren Plan verloren,
Verfolgend das erſehnte Ziel,
Wird Tag und Stund' ſchon auserkoren,
Wie zu 'nem Feſt und Maskenſpiel, —
Als langſam auf die Pforten gehen
Und Tiepolo erſcheint — ſo blaß —
Daß, könnte jetzt ein Feind ihn ſehen,
Er laſſen müßt' vom alten Haß.

Nicht zagend und auch nicht verwegen,
Iſt er dem ernſten Kampf geweiht,
Gepanzert vor des Schickſals Schlägen,
Doch auch zum Tode ſtill bereit. —
Iſt er der Prieſter am Altare,
Der Weihrauch ſpendet, Hymnen ſingt? —
Iſt er das Opfer, dem die Haare
Der Trauerkranz ſchon trüb umſchlingt? —

„Glaubt mir, daß ich die Sitte ehre,
„Um liebe Gäſte zu empfah'n;
„Allein ich war noch auf dem Meere
„Mit meinem Weib; die Wellenbahn,
„So grenzenlos und ohne Schranken,
„Sie ließ mich wähnen, daß zu Haus
„Ich ſei; — ſpät kehrten die Gedanken
„Zurück und löſchten Träume aus.

„Ihr habt nicht lange Weil' empfunden,
„Die Müßiggang zu zeugen pflegt;
„Dem fliehen pfeilgeſchwind die Stunden,
„Der große That im Buſen trägt. —
„Mir ziehen ewig tauſend Bilder,
„Beſeelt, beſeelend, durch den Sinn;
„Sie reden ſtreng bald und bald milder,
„Und weiſen ſtets auf Eines hin.

„Drum glaubet: war ich Euch auch ferne,
„So hielt mich Lauheit nicht zurück;
„Wir folgen ja demſelben Sterne
„Und theilen treu ein gleich Geſchick. —“
„So ſind wir Drei denn feſt entſchloſſen,
„Zu ſteh'n am Steuer nun fortan;
„Wie groß die Zahl auch der Genoſſen,
„Sie dienen nur in unſerm Plan.

„Das ſchöne Schiff, ſo wir erbauet,
„Bemannt, gelichtet, aus dem Port
„Geführet, — wer ſich ihm vertrauet,
„Muß blind gehorchen unſerm Wort.
„Das Volk iſt ſtumpf, zum Dienſt geſchaffen,
„Leicht angeregt zu Haß und Wuth,
„Wenn man ihm ſagt, es könn' erraffen
„Der Menſchen Höchſtes — Geld und Gut. —“

„Wie, Badoëri, ſo erbärmlich
„Denkſt Du vom Volk, und willſt dennoch
„Dich weihen ihm, das klein und ärmlich
„Nur ſchleppet ſein geziemend Joch?
„Dein Leben ſchlägſt Du in die Schanze
„Für das, was Du nicht liebſt, noch ehrſt?
„Vergiſſeſt, das mit Schwert und Lanze
„Du Deiner Feinde Hand bewehrſt?

„Weshalb denn ſpielen mit dem Höchſten,
„Was ſegnend uns die Gottheit gab:
„Mit reiner Liebe für den Nächſten
„Und mit des Lebens ſüßer Gab'? —
„O, denke nach das holde Leben, —
„Ob nicht das Wort ſchon Dich umſchmiegt,
„Wie Frühlingsblüten duftend beben,
„Wenn Zephyr ſie am Buſen wiegt: —

„Der Kindertage ſel'ge Haine,
„So friſch und bunt voll Herrlichkeit,
„Als ob das junge Herz, das reine,
„Mit ſeinem Glanz ſie überſtreut; —
„Der Jugend prächt'ge Säulenhallen,
„Wo große Bilder uns umſteh'n,
„Wo Lieb' und Hoffnung mit uns wallen,
„Wo wir dem Glück in's Auge ſeh'n; —

„Des Mannes hehre Sonnenthrone,
„Die ſiegreich er aus Trümmern hebt,
„Die er mit keinem ird'ſchen Lohne,
„Mit eigner Größe nur umwebt; —
„Des Greiſes ſtille Friedensinſel,
„Wo ird'ſches Treiben nicht mehr tönt,
„Wo in Erinnerung den Pinſel
„Er taucht und Gegenwart verſchönt: —

„Das Alles, Alles iſt ja Leben! —
„Wie ſtumpf, wie thöricht wäre der,
„Bereit den Demant wegzugeben,
„Wenn nicht noch etwas Höh'res wär'! —“
„Das zu erlangen iſt mein Sinnen.
„Nicht blind werf' ich mein Leben weg;
„Ich ſetz' es ein, um zu gewinnen
„Ein reicher Loos, — das iſt mein Zweck.

„Und ſehe ich nicht Sonnenthrone,
„Auf Wolken fabelhaft erbaut,
„So ſtralet mir die Herzogskrone,
„So lockt Venedig mich als Braut. —“
„Halt ein! — Nie darfſt Du ſie umſchlingen
„Mit frechem Arm, in ſchnöder Luſt,
„Nach dem Beſitz nie frevelnd ringen,
„Nie ſchwelgen an der reinen Bruſt.

„O mein Venedig, Königinne
„Der Seelen, hat mein Herz allein,
„In frommer Glut entbrennend, inne,
„Was Deinen Söhnen Du ſollſt ſein? —
„Seh' ich allein von Purpurſtralen
„Dein göttergleiches Haupt umwallt? —
„Iſt über Meer und Berg und Thalen
„Zu mir allein Dein Ruf erſchallt? —:

„Ich lieg' in Ketten, meine Söhne,
Die Kön'gin weint in Sklaverei!
O, duldet nicht, daß man mich höhne
Mit Gaukelſpiel — und macht mich frei! —
Ihr ſeid an meiner Bruſt genähret,
Und Euer junger Buſen flog
Der Größe zu, die Euch gelehret,
Für die ich ſorgſam Euch erzog.

Und jetzt verleugnet Ihr die Liebe,
Mit der ich Euch gehegt, durchglüht?
Ihr folget dem gemeinſten Triebe,
Der in die Niedrigkeit Euch zieht?
Ihr reißt den Mantel mir in Fetzen
Und ſchmückt Euch mit dem Purpurtand?
Ihr wühlt voll Gier nach meinen Schätzen,
Mit eigenſücht'ger, kalter Hand? —

O, thut was Euch geziemt: das Nächſte!
Und hebt mich wieder auf den Thron.
Wem nicht Venedig iſt das Höchſte,
Der iſt auch nicht Venedigs Sohn! — —"
„Ich bin's! ich bin's! o Mutter, Große! —
„Für Dich veracht' ich Schmerz und Grab;
„Für Dich ring' ich dem Höllenſchooße
„Die Freiheit, Deine Krone, ab. —"

„Doch daß Dir Diamanten glühen,
„Die Du gefördert aus dem Schacht,
„Daß Dir die Blumen hold erblühen,
„Die Du geſä't, gepflegt, bewacht: —
„Das kannſt Du nimmer hindern, nimmer,
„Selbſt wenn Du's wollteſt! — Hell und klar
„Ergießt von jener Kron' ein Schimmer,
„Ein goldner Reif ſich um Dein Haar. —“

„Fällt er allein auf meine Stirne,
„So wandl' er ſich in Finſterniß,
„Verſenge lodernd mein Gehirne,
„Zernage es mit Schlangenbiß. —
„Die Freiheit gleicht der ew'gen Sonne;
„Sie ſtralt dem ganzen Weltſyſtem,
„Sie giebt dem Wurm im Staube Wonne,
„Sie iſt der Schöpfung Diadem.

„Sie fraget nicht, ob wir genießen
„Nach Würden und Verdienſt ihr Licht,
„Sie ſpendet es im Überfließen
„Der Herrlichkeit, und feilſchet nicht.
„Sie ſchafft uns Muth und Luſt am Leben,
„Hebt unſern Blick zu Gott hinauf,
„Giebt Freudigkeit zum Vorwärtsſtreben,
„Erhellt das Ziel und lenkt den Lauf.

„Wenn ſie mit ihrem lautern Schimmer
„Des Daſeins Schattenſeite malt,
„So werden Grab und Schmerz und Trümmer
„Von ihrer Roſenglut beſtralt,
„Sind, wie die Gegenwart, erkoren
„Zum allgemeinen Lebensbund;
„Denn nichts iſt todt und nichts verloren,
„Wo Sonn' und Freiheit thun ſich kund.

„Wahnwitzig ſei der Thor geheißen,
„Gedenkt er an ſein winzig Loos
„In ihren überird'ſchen Kreiſen! —
„Für ein Herz iſt ſie viel zu groß.
„Die Welt mit allen Gen'rationen
„Erſchöpft nicht ihre Gotteskraft,
„Die von Aeonen zu Aeonen
„Allewig neue Wunder ſchafft. —"

Er ſchweigt. Auch Badoëri ſchweiget,
Deß enges Herz ihn nicht verſteht;
Doch unwillkürlich es ſich beuget
Vor einer Glut, die's All durchweht.
Querini blickt mit mildem Sinnen
In Bajamonte's ſchwärm'riſch Aug';
Des Buſens Eis fühlt er zerrinnen
Vor dieſem feur'gen Frühlingshauch:

„Du ſprichſt, ſo wie mein Sohn geſprochen
„Noch heute mir: begeiſtrungvoll!
„Die raſchen Jünglingsherzen pochen
„Wie es das Männerherz nicht ſoll.
„Wir mögen auch der Sonn' uns freuen,
„Der Freiheit auch; — doch ſcheint's uns Pflicht,
„Daß wir auf menſchliches Gedeihen
„Anwenden ihr ätheriſch Licht.

„Es hindern Schranken uns, zu fliehen
„Zur Sonne, deren Flamm' verzehrt;
„Doch Flammen hat ſie uns geliehen
„Für unſer Dunkel, unſern Heerd.
„Ich bitte, Bajamonte, wende
„Nun auf die Freiheit an dies Bild;
„Das Schrankenloſe führt zum Ende,
„Die Schranke giebt uns Schutz und Schild. —“

„O, zieht ſie vor, berechnend, weiſe,
„Mit klugem Sinn und feſter Hand! —
„Verlaſſen werd' ich Eure Kreiſe,
„Wenn mein erſehntes Ziel ich fand.
„Ich muß nur kämpfen, nur erringen,
„Zum Pharus ſtillen Blicks nur ſeh'n;
„Und ſegnet Gott mich mit Gelingen, —
„So möge dann mein Nam' verweh'n. —“

„Du haſt kein Recht an Deinem Namen!
„Er iſt nur ein geborgtes Gut
„Von einer Reihe würd'ger Ahnen,
„Das jetzt auf Deinem Haupte ruht.
„Nur eine Zeit, um ihn zu mehren,
„Vertraute man Dir dieſen Schatz,
„Drum iſt es Pflicht, ihn hoch zu ehren,
„Ihm zu bewahren ſeinen Platz.

„O, daß mein Ohr, wenn einſt ich ſterbe,
„Nur nicht der Ahnen Zorn vernimmt: —
„Was machteſt Du mit Deinem Erbe?
„Für Deine Enkel war's beſtimmt! —
„Bis zu der Nachwelt ſpät'ſten Tagen,
„Stolz, daß auch ſie Querini's ſind,
„Sei denn mein großer Nam' getragen
„Von Kindeskind zu Kindeskind. —“

Wie wunderbar iſt doch verſchlungen
Der Menſch mit ſeinem tiefſten Ich!
Was er gewollt, gethan, errungen —
Ganz heimlich dachte er an ſich;
Beſchränkt der eine, dumpf und enge,
Wie eine Schneck' in ihrem Haus,
Der andre dehnt es durch die Menge
Der Zeiten und Geſchlechter aus.

Wol mochten Tiepolo's Gedanken
Auf dieſem Wege weiter geh'n;
Doch ſprach er: „Laßt uns drob nicht zanken,
„Wir müſſen feſt in Eintracht ſteh'n.
„Den Faden haben wir geſponnen,
„Der Labyrinthes Ausgang weiſt;
„Sich ſelbſt beherrſchend und beſonnen
„Seh' jeder drauf, daß er nicht reißt.

„Ich bin noch mehr wie ſonſt entſchloſſen,
„Da Fiora heut geſagt mir hat:
„Nur der Unſterblichen Genoſſen
„Gelingt unſterblich große That. —
„Wie einſt in Delphis Heiligthume
„Die Prieſterin Verborgnes ſah,
„So liegt vor dieſer holden Blume
„Der Wahrheit Buch geöffnet da."

III.

Der Silberwolken weiches Lager,
Auf dem in ſchwermuthvoller Ruh'
Der Mond geſchlafen, bleich, als trag' er
Ein ſchweres Herz dem Morgen zu, —
Iſt von Aurorens luſt'gem Boten,
Dem Morgenwind, verſcheucht ſchon lang,
Damit, wie ſie es ihm geboten,
Nichts hemme ihren Himmelsgang.

Und Azur ſtralt vom Firmamente,
Wie's nimmer ird'ſcher Pinſel malt,
Und ſpiegelt ſich im Elemente,
Das fremd' und eigne Schönheit ſtralt.
Die Sonne wirft den goldnen Schleier
Herab zur Erde, die, vergnügt
Wie eine Braut, zur Hochzeitfeier
Sich in die lichten Falten ſchmiegt.

Und hell und munter nun ertönen
Die Stimmen dieſer Feſtnatur,
Drommeten ſchallen, Cymbeln dröhnen,
Ein Jubellied erklinget nur.
Das bunte, frohe Volksgewimmel,
Das den Genuß in Luſt verſprüht, —
Die nur Italiens ſel'ger Himmel
An ſeinen ſel'gen Kindern ſieht, —

Erfüllt die Straßen, die Canäle
Und die Piazzetta weit und breit,
Indeß es laut aus voller Kehle
Trotz Paukenwirbel lärmt und ſchreit.
Und alle ſind mit Feſttagskleide
Geſchmückt, und manche fremde Tracht,
Manch orientaliſches Geſchmeide,
Erzählet von Venedigs Macht.

Es hangt von Fenſtern und Balkonen
Herab des Teppichs bunte Laſt,
Von überwundenen Nationen
Manch Banner an der Schiffe Maſt.
Auf Kuppel, Dom und Thürmen ſchwebet
Venedigs heiliges Symbol:
Der Löwe, der geflügelt ſtrebet
Nach höchſter Macht von Pol zu Pol.

Als endlich im geweihten Chore
Die Glocken hallen voll und hehr,
Da öffnet 's Arſenal die Thore, —
Der Bucentauro ſchwimmt daher.
Und wieder tönen Cymbelklänge; –
Die Senatoren paarweiſ' nah'n; —
Zuletzt der Doge; – und die Menge
Jauchzt ſeinen Namen himmelan.

Und hier, auf der Piazzetta, ſteiget
Er ein; ihm folget der Senat;
Ein Admiral am Steuer zeiget
Dem Bucentauro ſeinen Pfad.
Und Gondeln folgen ſeinem Kiele
Zu Tauſenden, in bunter Schar, —
So flattern Vögelchen im Spiele
Um den gewalt'gen, ernſten Aar.

Und ſo wie der mit mächt'gem Flügel
Die friſchen Morgenlüfte ſchlägt,
Und in der Sonne goldnen Spiegel
Mit feſtem Aug' ſieht, unbewegt, —
Wie's den nicht kümmert, daß die Thale
Der Erde dämmernd er verläßt,
Weil ihn im lichten Himmelsſaale
Erwartet ſel'ger Götter Feſt: —

So ſchwebt der Bucentaur von hinnen!
Lagunen, Hafen läſſet er
Weit hinter ſich, um zu gewinnen
Sein Element — das freie Meer.
Es iſt erreicht. — Ein flücht'ges Zeichen —
Und, wie gehemmt durch Zauberkraft,
Liegt er nun da! — Die Gondeln weichen,
Ein freier Raum iſt ihm geſchafft.

Und tiefe Still' im weiten Kreiſe!
Kein Ruderſchlag, kein vorlaut Wort,
Man rührt kein Glied, man athmet leiſe,
Und nur die Welle plätſchert fort; —
Denn von dem reichgeſchmückten Sitze
Hebt ſtolz der Doge ſich empor,
Und ſchreitet zu des Schiffes Spitze
Mit feierlicher Würde vor.

Und hoch in ſeiner Rechten blitzet
Der goldne Ring, beſtimmt der Braut,
Die mächtig ſeine Krone ſchützet,
Der er Venedigs Wohl vertraut.
„Hör' an, Du Göttergleiche, Große,
„Mein ſtolzes Wort, der Treue Eid;
„Nimm gnädig auf in Deinem Schooße
„Den Ring, den Dein Gemahl Dir weiht.

„Bewahr' mir Deine Perlenkrone,
„Bleib huldvoll wie bisher geſinnt,
„Und hebe auf zum höchſten Throne
„Venedig, Dein geliebtes Kind. —"
Smaragdes- und Rubinengluten
Entbrennen in dem Sonnenſchein
Am Ring; er ſinket in die Fluten,
Und gierig ſaugt das Meer ihn ein.

Den Lilienkelch für Augenblicke
Ein Tropfen Thau alſo verklärt;
Doch Sonne fordert ihn zurücke, —
Ein Stralenkuß — er iſt verzehrt. —
„Heil unſerm Dogen! Heil der Schönen! —"
Aus hunderttauſend Kehlen ſchallt;
Wie laut auch die Fanfaren tönen,
Vom Jubelſchrei wird's überhallt. —

Und pomphaft, wie der Zug gekommen,
Nur fröhlicher, weil er am Ziel,
So kehrt er heim, zur Luſt entglommen,
Die ſeiner harrt bei Feſt und Spiel. — —
Zwei dunkle Augen aber flogen
Gleichgültig ob dem Jubel hin; —
Wer Schweres auf und ab gewogen
Und Ernſtes, dem bleibt ernſt der Sinn. —

Was Bajamonte auch im Stillen
Empfunden, er ſchloß ſich nicht aus
Der frohen Schar, um Fiora's willen,
Und kehrt erſt ſpät mit ihr nach Haus. —
„„O, mein Geliebter, laß den Nachen
„„Bereiten, laß uns auf der See
„„Im weichen Sternenlichte wachen —
„„Des Tags Getümmel thut mir weh!

„„Wenn ich nicht in den ſtillen Stunden,
„„Die ſtets ihm folgen, manch Gebild
„„Der Phantaſie verwiſcht, gebunden, —
„„So folgt es mir in's Traumgefild;
„„Es breitet Nebel, ſpöttiſch lachend,
„„Vor jenen Spiegel im Gemüth,
„„Aus dem mir, ſchlafend oder wachend,
„„Mein Tiepolo entgegenſieht.

„„Und nicht ſo ernſt wie heute eben!
„„O nein, ſo hold, ſo lieberglüht
„„Wie einſt, als mir ein Zauberleben
„„Aus Deinem Lächeln aufgeblüht. —
„„Kannſt Du denn nimmer mehr ſo lächeln? —
„„Bin ich nicht mehr, was einſt ich war? —
„„O, hätt' ich Edens Palmen! — fächeln
„„Wollt' ich damit die Stirn Dir klar.

„„In meinem Buſen iſt des Glückes,
„„Der Seligkeiten reichſter Quell;
„„Du würdigſt ſie nicht eines Blickes,
„„Dein Auge wird nicht davon hell;
„„Ich ſeh' es in die Ferne ſchweifen,
„„Verſinken in der Zukunft Nacht; —
„„O lernteſt Du, wie ich, begreifen:
„„Daß glücklich iſt, wer glücklich macht. —""

„Du haſt das rechte Wort getroffen! —
„Doch nicht für ein Geſchöpf allein
„Lebt ja der Menſch. Darf er nicht hoffen
„Durch größ'res Glück beglückt zu ſein? —
„Wenn heißer Wunſch und Dank und Segen
„Des Volks, dem Wohlthat man erzeigt,
„An unſre Bruſt ſich liebend legen
„Wie fromme Kinder, — o, dann ſchweigt

„Das alte, tiefe, glüh'nde Sehnen!
„Es übt kein Recht mehr, iſt verſcheucht;
„Wir jubeln unter Wonnethränen:
„Nun endlich iſt das Ziel erreicht. —"
„„Dein Volk bedarf nicht Deiner Sorgen;
„„Es iſt nicht elend. Sorgſam hegt
„„Mein großer Vater es, geborgen
„„In ſeinem Arme; — ſchützt und pflegt.

„„Nie, hört' ich ſagen, ſei Venedig
„„Zu größrer Herrlichkeit erblüht,
„„Als unter ihm. Gott ſei ihm gnädig!...
„„O, Du biſt krank? — Die Wange glüht! — ““
„Nennſt Du das herrlich, wenn mit kahlen
„Gebräuchen, Formen man es ſpeiſt? —
„Wenn man ihm nur die goldnen Schalen,
„Verbergend Staub und Aſche, weiſt? —

„Wenn man mit dürft'gen Cer'monieen
„Verblendet ſein geſundes Aug'? —
„Für Euch Genuß, für uns die Mühen.
„So lügt man nach uraltem Brauch. —
„Sah'ſt Du's? — Die Nicolotti banden
„Heut' ihre Barke wohlgeſchmückt
„Hart an des Bucentauro Randen; —
„Sie ſind mit dieſem Recht beglückt! —

„Die Inſel Sanct' Marie formose
„Empfängt einmal in jedem Jahr,
„Den Dogen ſelbſt in ihrem Schooße,
„Der ganzen Signoria Schar. —
„Die Pievegati ſpeiſen jährlich
„Bei ihm, ſind ob dem Kuß entzückt,
„Den er, wie Judas einſt, ſo ehrlich
„Auf ihrer Aller Wangen drückt. —

„Ja, Handel treiben, reichlich eſſen,
„Den Seckel füllen, iſt erlaubt;
„Doch ſeiner wahren Intereſſen
„Wird nach und nach das Volk beraubt.
„Und meine Augen müſſen ſehen,
„Wie's immer mehr entwürdigt iſt,
„Wie früh're Kräfte untergehen,
„Erdrückt von ſolcher böſen Liſt.

„Und meine Ohren müſſen hören,
„Wie man denjen'gen lobt und preiſt,
„Der, ſtatt der Schlaffheit ernſt zu wehren,
„An ſich allein die Herrſchaft reißt. —
„Nicht Gradenigo blos, Dein Vater,
„Iſt's, der in Teufels Schlingen fiel;
„Die Signoria, ſeine Rather,
„Sie alle ſpielen falſches Spiel.

„Doch aufgedecket ſoll es werden!
„Das Volk, vom Todesſchlaf erweckt,
„Muß ſeh'n, wie ſich die Schlangen nährten,
„Die ihm ſein Herzblut aufgeleckt. —“
„„So iſt es das, Du wilder Schwärmer,
„„Was mich entfremdete von Dir?
„„Schenk' mir Vertrau'n! — Du wirſt nicht ärmer,
„„Ich reicher, wenn Du theilſt mit mir. —““

„Nein, ſüße Fiora, unerſchüttert
„Und hell ſei ſtets Dein Sinn, Dein Blick,
„Und wenn auch ſcheu die Erde zittert,
„Umfange Ruhe Dich und Glück. —“
„„Es iſt Dein Loos, das ich mir wähle!
„„Will elend ſein, wenn Du es biſt!
„„Unglücklich iſt die ſtolze Seele,
„„Wenn ſie nicht ganz, ganz glücklich iſt.

„„Und kann ich's ſein, wenn Du Dich kehreſt
„„Fernab von mir, auf rauhe Bahn,
„„Wenn Du gebieteriſch mir wehreſt,
„„Theilnehmend, traulich Dir zu nah'n? —““
„Was willſt Du auf den Felſenſpitzen,
„Umtobet von der Wetter Wuth,
„Wo Dornen Deine Füße ritzen,
„Ein Abgrund drohend auf ſich thut? —

„Kannſt ein Geheimniß Du ermeſſen,
„Klar Deinem Aug' in nächt'ger Stund',
„Und, denkſt Du's nicht, doch unvergeſſen
„Gebettet auf des Buſens Grund? —
„Was Dir vom Himmel niederſtralet,
„Was jede Sonne in Dir reift,
„Gefühl, Gedank' und Traum Dir malet,
„Was wie Dein Schatten mit Dir läuft? —

„Wenn Du erwachſt, am frühſten Morgen,
„So ſchlägt's mit Dir die Augen auf;
„Glaubſt Du Dich Nachts davor geborgen —
„Auf Deinem Pfühl ruht nicht ſein Lauf.
„Gegraben iſt's mit eh'rnem Stifte
„In Dein Gehirn, zu jeder Friſt! —
„O, manch Geheimniß gleicht dem Gifte,
„Das Diamanten ſelbſt zerfrißt! —

„Nein, ſolche zarte Weiberſeelen, —
„So rein nur wie der Diamant,
„Doch nicht ſo feſt, — ſie darf nicht quälen,
„Was Männermuth und Witz erfand.
„Einſt in den großen Römertagen,
„Da war's dem Weibe nicht zu ſchwer,
„Das Schwerſte mit dem Mann zu tragen! —
„Jetzt giebt es keine Porcia mehr. —"

„„Und kann ich Deine Laſt nicht heben,
„„So macht ein Ausweg doch mich froh. —""
„Was kannſt Du thun, mein ſüßes Leben? —"
„„Treu mit Dir ſterben, Tiepolo! —""
Sie ſah ihn an, ſanft, freundlich, trübe,
Doch heldiſch und begeiſtert nicht,
Es lag nur tiefſtergeb'ne Liebe
Auf ihrem ſchönen Angeſicht.

Da füllt ſein Auge ſich mit Thränen
Und Ahnungſchauer ihn umweh'n:
„Will nicht das Glück den Ausgang krönen,
„So kann das, Fiora, leicht geſcheh'n! —
„Die jetz'ge Signoria duldet
„Kein Ehrenmann, und ihre Laſt,
„Die uns bedrücket unverſchuldet,
„Wird theilweis bitterlich gehaßt.

„Drum ſind zuſammen wir getreten,
„Drei treue Männer, treue Freund'
„Venedigs, um aus dieſen Nöthen
„Zu retten das, was rettbar ſcheint:
„Des Volkes Kraft. Geheime Faden
„Umſpinnen jetzt noch unſern Bund,
„Doch wie Gewitter ſich entladen,
„Mit Blitz und Donner wird er kund. —"

„„O, Herr des Himmels! muß ich hören,
„„Daß Du auf wilde Zwietracht ſinnſt? —
„„Daß, ſtatt den Dogen zu verehren,
„„Du heimlich ihm den Fallſtrick ſpinnſt? —
„„Ich bin ſein Kind! — Haſt Du's vergeſſen? —
„„Er ſagte: dies Verſöhnungspfand,
„„Deß hohen Werth Du haſt ermeſſen,
„„Ich leg' es ſtolz in Deine Hand. —

„„Du nahmſt mich hin, — und ſein Vertrauen
„„Verräthſt Du doch; biſt nicht verſöhnt! —
„„Ich kanns nicht faſſen, mag's nicht ſchauen,
„„Daß Treu' und Glauben Du gehöhnt. —
„„O, laß dem edlen, ſtolzen Greiſe
„„Die letzten Tage ungetrübt,
„„Die auf der ſchwülen Lebensreiſe
„„Der gute Gott ihm gnädig giebt.

„Wie mag es nur ſo tief Dich kränken,
„„Daß Du nicht ſitzeſt im Senat ..... —““
„So niedrig kannſt Du niemals denken
„Von Deinem Gatten! Meine That
„Begehret keine ird'ſche Lohne,
„Vom Eigennutze iſt ſie frei;
„Und Du begehreſt, daß ich ſchone
„Die väterliche Tyrannei? —

„Hätt' ich allein durch ſie gelitten,
„Würd' ich ſie dulden, ſtill und ſtark,
„Doch in Paläſten, wie in Hütten,
„Verzehret ſie Venedigs Mark. —“
„„Gewiß, ich irrte! — Weil Du g'rade
„„So rein, wie groß und edel biſt,
„„So übe an Dir ſelbſt doch Gnade,
„„Befleck' Dich nicht durch Hinterliſt. —““

„Das ſind doch die allein'gen Waffen,
„Die man dem Sklaven übrig läßt,
„Um ſich ſein Recht damit zu ſchaffen!
„Wer tadelt's, daß er hält ſie feſt? —"
„„Kann denn kein Vorwurf Dich erreichen,
„„Biſt unverwundbar wie Achill
„„Du — ach, ſo laſſe Dich erweichen,
„„Erhöre was ich bitten will.

„„Gedenke Deiner kleinen Wiege,
„„Auf die Dein Vater oft ſich bog.
„„Und Deine kleinen, kind'ſchen Züge
„„Mit ſel'gem Lächeln überflog.
„„Gedenke Deiner frohen Spiele,
„„Die er belauſcht, wol gar getheilt,
„„Wenn kein Gefährte, kein Geſpiele,
„„Theilnehmend Dir zur Seite weilt'.

„„Gedenke Deines Vaters Segen,
„„Der Dich umfließt, wenn hochbewegt
„„Dein freud'ges Jünglingsherz entgegen
„„Dem Edlen und dem Großen ſchlägt.
„„Gedenk', gedenke der Gebete,
„„Die er für Dich zu Gott geſandt;
„„Zu jeder Zeit, an jeder Stätte
„„Das treue Vaterherz Dich fand.

„„Gedenke, daß Geduld er übte; —
„„Erbarme Dich und ſprich nicht: nein! —
„„Dem, der den eignen Vater liebte
„„Muß jeder Vater heilig ſein! —
„„O, wende Dich nicht weg! — Entſchloſſen
„„Biſt Du noch nicht, — biſt ſanft und gut! —
„„Welch dunkler Strom kommt da gefloſſen?
„„Weh! es iſt meines Vaters Blut. —““

„Halt, Fiora, ein, halt ein! ich ſchwöre:
„Das kann und wird, ſoll nicht geſcheh'n!
„Mit meinem Leib und meiner Ehre
„Will ſelbſt ich für ſein Leben ſteh'n. —“
„„Du armer Menſch kannſt nicht gebieten
„„Dem Strom, nahmſt Du die Schleuſe fort;
„„Und losgelaſſ'nen Volkes Wüthen
„„Willſt zügeln Du mit Deinem Wort?

„„O, irr' Dich nicht! Haſt Du's entwunden
„„Von der wohlthät'gen Feſſel Zwang:
„„Biſt Du ſein Knecht, mit ihm verbunden
„„Zum Siege wie zum Untergang.
„„Und dann! — Mein ſtolzer Vater bettet
„„In Ruhe nicht ſein edles Haupt;
„„Er hat ſein Daſein ja verkettet
„„Mit dem, was er das Rechte glaubt.

„„Er oder Du! — Ich ſeh' es, fallen
„„Muß Einer Deinem blut'gen Plan! —
„„Erbarme Dich! — Des Wahnſinns Krallen,
„„Sie packen das Gehirn mir an. —
„„Drum reiß Dich los von jenen Allen,
„„Die Neid und Ehrgeiz nur erfüllt! —
„„Du biſt der ew'gen Schmach verfallen,
„„Wenn Dir des Vaters Haupt nichts gilt. —'

„Ich weiß, Dein Herze kann nicht tragen
„In gleichem Maaße wie es liebt;
„Drum durfte ich vorhin auch ſagen,
„Daß es jetzt keine Porcia giebt. —"
„„Erbarmen! — Kämpfe mit der Schlange,
„„Die giftig in die Bruſt Dir ſchlich.
„„O Tiepolo, Du machſt mir bange — —
„„Ha, Brutus! — nun verſteh' ich Dich! —""

„Hör', Fiora, mäßige das Pochen
„Des Herzens; das, was ich geſagt,
„Wähnt' ich zu einer Frau geſprochen,
„Die vor dem Schickſal nicht verzagt.
„Vergiß es drum! — Mein Mund ſoll ſtehlen
„Die Thräne aus dem Auge licht;
„Sie könnt' verräth'riſch viel erzählen … —"
„„Sei ruhig, ich verrath' Dich nicht! —

„„Nur Eines fleh' ich: Übereile
„„Dich nicht! — Die Zeit verändert viel! —
„„Ein leichter Windhauch führt die Pfeile
„„Oft von dem ſcharfgemerkten Ziel;
„„Den Samen, ſo die Menſchen ſtreuen,
„„Hüllt lang' die Erde ſorgſam ein,
„„Daß er zum Segen mög' gedeihen! —
„„O wart'! es könnte Dich gereu'n. —““

„Wenn günſt'ge Wind' die Segel ſchwellen,
„Der Wolken Schar im Lenz zerrann,
„Dann traut der Schiffersmann den Wellen
„Sein vielgeliebtes Fahrzeug an;
„Dann winkt das Glück, und nicht erbleichen
„Darf er, wenn er verläßt den Port! —
„So harr' auch ich auf Schickſalszeichen,
„Und winken ſie — ſo muß ich fort. —“

IV.

Noch falſcher als das Glück der Kronen,
Als der gereizte ſchwarze Sklav,
Als unterdrückte Nationen,
Als Meereswog' — ſcheinbar im Schlaf —,
Als die Hyäne in der Wüſte,
Als für den Wandrer Irrlichtſpur,
Als Fee Morgana's Zauberküſte,
Noch falſcher iſt — das Leben nur.

Wen Morgens es in ſeinen Armen
Als den geprieſ'nen Liebling hält,
Den ſchleudert's Abends ohn' Erbarmen
Mit Hohn und Spott fort in die Welt.
Es übt an uns, wie Mächt'ge pflegen,
Despotiſch ſeine Launen aus,
Verſpricht uns huldreich Gunſt und Segen,
Und ſchickt uns dann getäuſcht nach Haus.

So wird, nach oriental'ſchen Sagen,
Ein Armer ſeiner Hütt' entführt
Im Schlaf, und in den nächſten Tagen
Mit Harun's Größ' und Macht geziert;
Hört ſich als Herrn der Gläub'gen grüßen,
Sieht ſich auf Bagdads goldnem Thron,
Ein Sklavenheer zu ſeinen Füßen, —
Und wähnt ſich des Kaliphen Sohn.

Ein Schlaftrunk endet dieſe Scherze!
In ſeiner Hütte, arm, beraubt,
Erwacht am Morgen er zum Schmerze,
Weil kindiſch er an's Glück geglaubt.
Doch Harun kümmert nicht der Jammer
Des Ärmſten, der ſo kläglich fiel
Aus dem Palaſt in finſtre Kammer, —
Er ſinnt nur auf ein neues Spiel. — —

Und ewig giebt es einen Thoren,
Der auf das Leben ſich verläßt;
Der meint —: Was Andre auch verloren,
Ich halte, was ich habe, feſt. —
So hält er's feſt; — geſpannt die Sehnen,
Die heiße Bruſt voll Angſt und Zorn,
Die Stirn entflammt, das Aug' voll Thränen,
Den Fuß geritzt vom ſcharfen Dorn, —

So hält er's feſt, — lacht ob dem Volke,
Das Großes haſcht mit ſchwacher Hand; —
Und ſieh! und ſieh! — er hält die Wolke,
Die aus Irion's Arm ſich wand. — —
Noch Andre giebt's — doch die ſind ſelten,
Und Thoren nenn' ich ſie nicht gern, —
Die ſchafft das Leben um zu Helden,
Zu Sklaven nicht, auch nicht zu Herrn.

Denn ſie erkennen jenes Weben,
Das göttergleich, meiſt ungeahnt,
Durch's täuſchende und wirre Leben,
Sich ſeine lichten Gänge bahnt;
Das, unauslöſchlich griechiſch Feuer,
Wie Naphtha auf dem Altar brennt
Für den, der ſich ſein ſtiller, treuer
Und tiefergeb'ner Prieſter nennt.

Und in der Andacht reinen Fluten,
Umſtehen ſie den Hochaltar;
Sie nähren reichlich ſeine Gluten,
Sie bringen Weihrauch, Blumen dar.
Und ſo wie Semele von Flammen
Des Zeus, in Liebe ward zerſtört,
So ſinken ſie einſt ſtill zuſammen,
Nur von der ew'gen Glut verzehrt. —

Kein Menſch geht unverſehrt hinieden
Aus Lebens Feuerprobe vor;
Der ſei mit ſeinem Loos zufrieden,
Der nur ſein Glück, nicht ſich verlor. — —
Vor Fiora's Augen war verſunken
Ihr reiches, flücht'ges Paradies;
Vom Rauſch der Seligen noch trunken,
Fragt ſie ſich oft: wer ſie verſtieß?

Und wenn ſie dann mit eiſ'gem Schauer
Ganz leiſe ſprach: „Er hat's gethan,“
Dann nagt' und nagte gift'ge Trauer
In ihrer Bruſt mit Schlangenzahn.
Es war vorbei! Die trauten Stunden,
Die unbefangne Heiterkeit,
Vertrau'n und Frohſinn ſind entſchwunden,
Wie eines Lenzes Blütenzeit.

Und welche Frucht kann wol gedeihen,
Wo ſo die milde Luft gebricht? —
Was werden ſoll, das muß ſich freuen
Am Sonnen- wie am Freudenlicht. —
Entfremdet ſind ſich beide Gatten,
Sie leben melancholiſch fort;
Getrennet, ach! hat ſie ein Schatten … —
Nein! eine Welt, — ein einzig Wort. — —

Im Weſten ſchwamm ob blauen Wogen
Ein ſchmales, duft'ges, goldnes Band,
Das, als ſie ſank vom Himmelsbogen,
Die Sonne um ihr Grab geſpannt.
Es lag ſo ſtill, ſo friedlich dorten,
So lockend und ſo fremd zugleich,
Und ohne Brücken, ohne Pforten,
Wie ein erſehntes Zauberreich;

Wie eine Küſte fremder Zonen,
Wohin das Aug' mit Sehnſucht ſchweift,
Wo alle, alle Wünſche wohnen,
Die hier vom Lebensbaum geſtreift. —
Und Fiora ſaß und blickt' und blickte
Von dem Balkon auf's dunkle Meer,
Und keine Thräne, ach, erquickte
Die heiße, trübe Wimper mehr.

Es peitſcht die lange Angſt wie Fieber
Das Herzblut ſchwindelnd, brauſend auf,
Vertrocknet jede Nerv' und Fiber; —
Der Schmerz nur gönnt den Zähren Lauf. —
Da hebt der Weſtwind ſich und kreiſelt
Um Roſ' und Myrth' auf dem Balkon,
Steigt hoch und höher und verſäuſelt
Im Abendlauten-Glockenton.

Und von dem Buſen ſpringt der Riegel,
Der ihren Jammer feſt verſchloß;
Umwehet von der Andacht Flügel,
Ringt ſich Gebet und Thräne los.
O Abendlauten, Abendlauten!
Du ſagſt der Welt zur guten Nacht,
Daß Allen, die ſich Gott vertrauten,
Ein ſegnend Aug' den Schlaf bewacht.

Ach, oben in dem kalten Norden,
Wo Eis umgiebt der Menſchen Bruſt,
Da biſt Du überflüſſig worden,
Sie wiſſen nichts von Inbrunſtluſt.
Doch jenſeits, wo die Alpen grauten,
Wo's Herz bewegt, der Himmel mild,
O Abendlauten, Abendlauten!
Wie manchen Schmerz haſt Du geſtillt. —

Und als aus dieſer Andacht Fluten
Sich Fiora neugeſtärkt erhob, —
Ein junger Phönix, der aus Gluten
Ein friſches Daſein kühn ſich wob, —
Da ſprach ſie laut: „„O, Herr der Seelen,
„„Beſchütze Du mein Liebſtes! — Ach,
„„Ich kann nicht zwiſchen Beiden wählen! —““
Und ging in's ſtille Schlafgemach.

V.

In eben dieſer Nacht beſchloſſen,
Jetzt ſtark genug, die Ausführung
Des großen Plans die drei Genoſſen;
Und Tiepolo, im hohen Schwung,
Sieht ſich am Ziel ſchon ſeines Strebens,
In der Heroen hehrem Kreis, —
Ahnt nicht, daß Alles iſt vergebens,
Und daß der Doge Alles weiß.

Dem war Gewißheit längſt gewonnen, —
Denn tauſend Augen für ihn ſpäh'n, —
Doch ließ er, klug und ſtill beſonnen,
Die Sache ihren Fortgang geh'n;
Beſchleunigt nichts, hält nichts zurücke,
Bis, ſchwer von ihrer eignen Wucht,
In ſeine Hand, vor ſeinem Blicke,
Herabfällt die gereifte Frucht.

Verſammelt ſind getreue Scharen
In dem herzoglichen Palaſt,
Und der Senat kennt die Gefahren,
Damit er ohne Furcht und Haſt
Dem Augenblick entgegentrete,
Der jetzt bedroht Venedigs Macht,
Eh' noch die lichte Morgenröthe
Verſcheucht die kurze Sommernacht. —

Ha, welch Getümmel in den Straßen,
Den engen, zur Piazzetta hin;
Signale rufen, Hörner blaſen,
Ein Menſchenmeer wogt wild darin.
Und: „Nieder, Gradenigo, nieder!
Die falſche Signoria fort!"
So tönt ein Ruf, — und immer wieder; —
Er ſchnaubt und tobt und lechzt nach Mord.

Und Lanzen blitzen, Schwerter klirren,
Die Bogenſenne iſt geſpannt,
Der Pfeil bereit, zum Ziel zu ſchwirren,
Sobald das Aug' es nur erkannt.
Von Mund zu Munde hallet wieder
Das wuthentbrannte, grauſ'ge Wort:
„Der Doge Gradenigo nieder!
Die Signoria nieder! fort!"

Und Fiora hat in Schlafesarmen
Den Vater und Gemahl verſöhnt
Geſeh'n; — da weckt ſie ohn' Erbarmen
Der Schrei, der durch Venedig tönt.
Sie fährt entſetzt empor und lauſchet: —
Vielleicht hat ſie auch dies geträumt! —
Vielleicht daß Sturmes Flügel rauſchet,
Daß die Giudecca tobend ſchäumt! —

O nein! o nein! Die Elemente
Sind nicht ſo wild wie Menſchenwuth,
Sie ſtrecken nicht die gier'gen Hände
Zur Rache aus nach Bruderblut! —
Sie ſpringt vom Lager, wirft den Schleier
Um das erbleichte, ſchöne Haupt, —
Auf dem Balkone hört ſie freier
Die Menge, die nach Opfern ſchnaubt.

Und eine dunkle Rieſenſchlange
Wälzt näher ſich und näher her,
Und über ihrem Ringelgange
Liegt brütend das Verderben ſchwer.
Venedigs dürftig enge Gaſſe
Wird von dem Aufruhr überfüllt,
So wie geſchmolznen Erzes Maſſe
Aus Tiegel und aus Ofen quillt.

Und ſo wie das Verderben bringet,
Wenn das Gehäuſe es zerſprengt, —
Wenn es als Lava vorwärts dringet, —
So wird auch Greuel hier verhängt.
„Fort mit dem Dogen! tödtet! tödtet!“
Erſchallet das Gebrülle hier. —
„„Allmächt'ger Gott, ich hab' gebetet,
„„Und Du erſchlägſt den Vater mir! —““

So ſchreiet Fiora. Das Gelände
An dem Balkon erfaßt ſie wild,
Als ſuchten krampfhaft ihre Hände
Für ihren Vater Wehr' und Schild;
Und plötzlich ſchleudert von der Brüſtung
Sie eine Marmorvaſ' herab,
Die einen Mann in ſchwarzer Rüſtung
Trifft — und ihn ſchmettert in das Grab. —

Dann ſtürzet ſie in die Gemächer
Des Gatten. „„Tiepolo, komm' her!
„„Den Vater morden ſie! Als Rächer
„„Steh' auf! Du ſchwurſt bei Deiner Ehr'! ... —““
Doch Alles ſtill; — leer ſind die Zimmer; —
„„Wo kann der Unglückſel'ge ſein! —““
Ihr Schrei erſtirbt in leis Gewimmer, —
Wohlthät'ge Ohnmacht hüllt ſie ein. —

Und draußen iſt ſchon Blut gefloſſen,
Ein wüthendes Gefecht begann.
Auf beiden Seiten die Genoſſen,
Sie kämpften wacker Mann für Mann.
Da läßt der Doge ſich die Pforte
Des Palaſts öffnen, und Gehör
Für ernſte und gewicht'ge Worte
Verlangt bei den Verſchwornen er.

Es wird geſtattet. — „Streckt die Waffen! —“
So ruft er ſtreng. — „Die Führer vor!
„Mit ihnen habe ich zu ſchaffen,
„Nicht mit dem Volk, das ſich verlor!“
„Wo ſind die Führer?“ — hört man fragen —
„Verließen ſie uns heimlich ſchon? —
Ha! Marc Querini liegt erſchlagen
Und Benedett, ſein ſchöner Sohn.

Und Tiepolo? — Der iſt verſchwunden.
Ob todt? geflüchtet? — Keine Spur
Ward noch bis jetzt von ihm gefunden! —“
Und Badoër alleine nur
Soll mit dem Dogen jetzt verhandeln? —
Entmuthigt, weil das Glück ihm lügt,
Wagt er nicht trotzig mehr zu wandeln, —
Und Gradenigo — hat geſiegt.

Doch welcher Samen ward geſtreuet
Durch dies verunglückte Complot?
Ward nichts verbeſſert, nichts erneuet?
Blieb alt Geſetz und alt Gebot? —
Das, wofür Bajamonte glühte,
Die Freiheit, mußt' ſie untergeh'n? —
Gewiß! — Nur dornenvoll erblühte
Dem Volke draus — **der Rath der Zehn.** —

So wie die Eiſenſtang' im Wetter
Den Blitzſtral abzulenken weiß,
So ſtehet als Venedigs Retter
Er da, der herzogliche Greis.
Und als der Aufruhr ganz beendet,
Und nirgends die Gefahr mehr dräut,
Da preiſt den Himmel er und ſendet
Zur Tochter Botſchaft und Geleit.

Sie lag, von ihren Frau'n umgeben,
Im Dankgebet vor dem Altar,
Und brachte für des Vaters Leben
Gott und den Heil'gen Hymnen dar. —
„„Was ſoll ich länger hier verweilen?
„„Zum Vater hin, der nie mir fehlt!
„„Er wird die bange Sorge theilen,
„„Die mich um Bajamonte quält. —““

Und als die Diener ſie geleiten
Die Treppe nieder, vor das Thor,
Und als die Fackelträger ſchreiten,
Die Fackeln hoch, der Herrin vor,
Da wird es hell, als wie vom Blute
Des feur'gen Morgenroths, als ob
Des Nordlichts Schein, Kometenruthe
Den Schimmer um die Straße wob.

Und Fiora fährt erſchreckt zurücke.
Da liegt der Mann im Todesſchlaf
Zu Füßen ihr, vor ihrem Blicke,
Den jene Marmorvaſe traf.
Sie winkt den Dienern: aufzuheben
Den Mann, und wenn das Leben ſchwand,
Ihm Ruheſtatt im Grab zu geben; —
Da trifft ihr Auge ſeine Hand.

Nur ſeine Hand. — Denn ohne Hülle
Iſt die allein; — das Antlitz liegt,
Wie in der Gruft, verborgen, ſtille,
Vom Helmesgitter ganz umſchmiegt.
Es nahen Diener, nach dem Leben
Zu forſchen; — aber Fiora winkt
Sie herriſch fort; die Diener beben,
Und Fiora ſchwankt und ſinkt — und ſinkt

Auf ihre Kniee zu der Leiche,
Und ſtarrt ſie an mit Jammerblick;
Dann ſchüttelt ſie das Haupt, das bleiche,
Als werfe ſie die Angſt zurück;
Dann ſtürzt ihr rollend Auge nieder
Auf jene Hand, die ſie ergreift,
Betrachtet, wendet, auf und nieder —
Wie prüfend — mit dem Finger ſtreift.

Und dreimal mit dem Haupte nicket
Bejahend ſie und ſchmerzbewußt,
Und die gerungnen Hände drücket
Sie krampfhaft, eiſern auf die Bruſt.
Der Körper ſtarr, das Aug' in Flammen,
Nimmt ſie mit überird'ſcher Kraft
Das tiefſte Leben nun zuſammen, — —
Sie hat den Helm hinweggerafft.

Und als nun die geliebten Züge,
Ganz unentſtellt, ſanft, ohne Graus,
Als ob ein Schlafender ſie trüge,
Sie angeſchaut, — da war es aus.
Da blickt ſie ſchweigend, tödtlich müde,
Erwartend auf; — da zuckt ihr Herz; —
Sie lächelt, und der ew'ge Friede
Erlöſt ſie mild von jedem Schmerz.

Bemerkungen.

In dem vorletzten Jahre des Dogen Pietro Gradenigo (1310) faßten Bajamonte Tiepolo, Baſſeggi und Querini, ſelbſt Edle, den Entſchluß, die neue Regierung umzuſtürzen; zu welchem Ende ſie unter den Bürgern eine Partei ſammelten. Aber ein Weib, die an ihr Fenſter eilte, weil ſie den Lärm ſehen wollte, warf einen davor ſtehenden Blumenſtock um; er ſiel auf den Kopf des vorübergehenden Tiepolo, und tödtete ihn. Nach ſeinem Tode wurde die Verſchwörung unterdrückt, und von dem großen Rath eine Commiſſion zehn ſeiner Mitglieder zu Unterſuchung der Sache auf nur vierzehn Tage ernannt, alsdann auf ſechs Wochen, nach dieſem auf unbeſtimmte Zeit verlängert, und endlich (das iſt der Rath der Zehn) unter dem Dogen Franceſco Dandolo perpetuirlich erklärt (1335). — Dieſe Zehn haben über alle ruheſtörenden Bewegungen und über jeden, ſie erregen könnenden, Mißbrauch der Gewalt heilſam zu wachen. —

Joh. Müller, Allgemeine Geſchichte,
Buch 17, Cap. 9.

Boémond Tiépolo, frère de ce Jacques que le peuple avait voulu opposer à Gradénigo, se mit à la tête d'une conjuration et s'associa les principaux chefs des maisons Querini et Badoëro. Ils associèrent à leurs projets la masse des pléběiens mécontens. Les conjurés projetèrent de s'emparer par la force de la place de St. Marc et du palais ducal, de tuer le doge, de dissoudre le grand conseil, et de le remplacer, selon l'ancien usage, par une élection annuelle. —

Pour réprimer les complots des mécontens, et pour assurer par une puissance dictatoriale le salut de ceux qui gouvernaient l'état, le grand-conseil institua le conseil des Dix. Il l'autorisa à poursuivre et à punir les délits des nobles par une procédure secrète et inquisitoriale, qui, ne donnant aucune garantie à la société, peut sauver le coupable et punir l'innocent, mais qui, par son mystère même, inspirait à toute la nation la terreur profonde qu'on voulait entretenir en elle.

Sismondi: Histoire des républiques italiennes,
tome IV, chap. XXVIII.

Dritte Nacht.

„Durch!"

Theodor Körner.

I.

Wohin, o Herz, mit Deinen raſchen Schlägen,
Mit Deiner ungezähmten, wilden Glut?
O, laß den Sturm der Leidenſchaft ſich legen,
Und gieße Öl auf innre Wogenflut.
Laß ab, laß ab Dich in den Traum zu wiegen,
Daß Du erkämpfen kannſt, was Du erſehnſt;
Das harte Schickſal ſchreibt mit ſtarren Zügen
Den Weg Dir vor, den Du zu wählen wähnſt.

Und Du biſt ſelbſt Dein Schickſal! — Nicht entfliehen
Kannſt den geheimnißvollen Fäden Du,
Die aus des Weſens Tiefe aufwärts ziehen,
Wie Nebel aus der Erd' in nächt'ger Ruh'.
Drum, wie Du auch in Schmerz und Thränen ringeſt,
Den Arm bewehreſt, und erſtarkſt die Hand,
Wie Du die Willenskraft zur That beſchwingeſt, —
Du biſt in einem engen Kreis gebannt.

Und ewig ſteh'n das Sehnen und das Sollen
Sich feindlich gegenüber, und der Geiſt,
Ein Knecht des Zwieſpalts, mag nur leiſe grollen,
Ohnmächt'ger Sklav', der an der Kette reißt.
Wol würd' er gern in eine lichte Sphäre
Der Sehnſucht folgen, die dorthin ihn ruft,
Allein ihn feſſelt des Geſetzes Schwere,
Die nicht ihm gönnt äther'ſche Lebensluft.

Nach allen Seiten hin ſoll er entfalten,
Was ſich in einer Blüt' zum Lichte drängt;
Er ſoll die Farbe in Nüancen ſpalten,
An der ſein Aug' entzückt und trunken hängt;
Er ſoll die tauſend Blumen in dem Garten
Mit Sorgfalt pflegen, ach, und Einer nur
Möcht' er mit zarter Liebesmühe warten! —
Schön iſt nur Eine auf der bunten Flur! —

Der Menſch ſoll ewig! und das Schwerſte immer!
Nie was dem Herzen eine Luſt und leicht!
Zum Lohne wird ihm dann des Demants Schimmer,
Wenn Wunſch und Hand ſtolz nach der Sonne reicht.
Und daß er ſoll, klingt ewig ihm vor Ohren
Als unabänderlicher Schickſalsſpruch,
Der tief aus ihm, und für den er geboren
Den unbewußt er ſchon im Herzen trug;

Der ſtill geſchlummert in der kind'ſchen Wiege,
Und der die Knabenbruſt zum Trotz erregt,
Der ſtets beherrſcht des Manns, des Jünglings Züge,
Der ſich in's Grab erſt mit dem Greiſe legt. —
Die Sehnſucht aber iſt's, die neben dieſen
Gewicht'gen Worten auch ihr Liedchen ſingt,
Das, gleich dem Hauch von duft'gen Blumenwieſen,
Erfriſchung und des Traumes Schwüle bringt.

Sie ſingt und ſingt; der Menſch hört, horcht und lauſchet,
So wie der Schweizer auf des Alphorns Klang,
Wie der Verbannte ſelig ſich berauſchet,
Wenn Heimatſprache einmal zu ihm drang.
O, wie ſo feindlich beide Stimmen ſchallen!
Und ach! ein Echo iſt ja nur die Bruſt;
Jedweden Ton muß ſie zurückehallen,
Gebotes Strenge wie der Sehnſucht Luſt.

Und in den ſchneidend wechſelnden Accorden,
Im ungefügen, grellen Doppelchor,
Iſt da der Melodie ihr Recht geworden,
Und trugen Diſſonanzen ſie empor? —
Nein, dieſer Wechſelſang von Wonn' und Klagen
Der heil'gen Leier ihre Reinheit nimmt;
Die Saiten ſpringen, wenn ſie hart geſchlagen, —
Für eine Hymne nur ſind ſie geſtimmt.

Die ſoll ertönen durch das ganze Leben,
Als Braut- und Wiegenlied, als Schwanenſang,
Und all die wirren Diſſonanzen beben
Durch ihren ſtillen Feierglockenklang.
Darum, o Herz, bewältige Dein Toben,
Daß Du die Kraft im Strudel nicht verſchäumſt;
Hör' nicht auf jene Stimmen, ſchau' nach oben,
Damit Du Deine Hymne nicht verſäumſt.

Und ſchmiege Dich mit brünſt'gen Liebesarmen
An die Natur, die jenen Schleier webt,
Der leis verhüllend zwiſchen uns, den Armen,
Und unſerm Schöpfer lieblich niederſchwebt.
Und horch' voll Andacht jenem Weltchorale,
Der ſeit dem Anbeginn der Zeiten war, —
Geheimnißvoll ſingt in der Kathedrale
Alſo ein Chor die Pſalmen unſichtbar. —

Und ſchaue tief mit inn'gen Liebesblicken
Auf Alles, was der Schleier Dir verhüllt,
Wie Moſes im begeiſterten Entzücken
Im feur'gen Buſche ſah Jehovah's Bild.
Gieb Alles hin, — den Sinn, das Herz, die Seele,
Begehre nichts von dieſer Welt des Scheins,
Ertrag' in Demuth fremd' und eigne Fehle,
Und werde mit Dir ſelbſt und Gott nur eins. —

Doch giebt's Momente, wo der Menſch verzaget
Selbſt unter dem ſaphirnen Himmelsdom,
Wo er, beängſtigt von der Größe, klaget:
„So mächtig Alles! — ich nur ein Atom;
So freudig Alles! — ich nur voller Thränen;
So lieblich Alles! — ich nur ohne Kranz.
Ich bin verſtoßen aus der Welt des Schönen,
Vergeſſen bin ich ob der Sphären Glanz.

Hier kann mich Gottes Auge nicht erſpähen,
Im Reich der Schöpfung bin ich ja ſo klein! —
Doch ſoll es jetzt erbarmend auf mich ſehen,
Denn ich, o Herr, denn ich bedarf ja Dein. —"
Dann ſucht ſein Fuß des ernſten Domes Schwelle,
Er fühlt geborgen ſich im Gotteshaus,
Und Andacht flutet von der heil'gen Stelle
Entgegen ihm und treibt das Zagen aus.

O Dank Euch, heißen Dank, Ihr großen Meiſter,
Die Ihr dem Menſchen eine Freiſtatt gabt,
Wo er ſich einſam vor dem Geiſt der Geiſter
In Ahnung ſel'ger Ruh' getröſtet labt.
Wer trat je ein in dieſe ſtillen Hallen,
Woran Jahrhundert' Müh' und Zeit gewandt,
Und faltete erſtaunt, entzückt von allen
Den Herrlichkeiten, betend nicht die Hand? —

Mir war es ſtets, als ob ich nun geborgen
Vor dem Geräuſch des wirren Lebens ſei,
Als brauch' ich für mein Daſein nicht zu ſorgen;
Denn für die Ewigkeit fühlt' ich mich frei, —
Als hätt' urplötzlich mich ein Sturm getragen
Auf eine ſtille Inſel in dem Meer,
Als hört' ich, wie im Traum, die Brandung ſchlagen
Ganz fern und dumpf nur von der Küſte her. —

Und ſo wie kühn die Palmen aufwärts ſteigen,
Wie rieſenhafte Garben auf dem Feld
Vereint ſich heben und die Ähren neigen:
So iſt der Pfeiler lange Reih' geſtellt.
Und wie im friſchen, kräftigen Gedränge
Das grüne Laubgewölb die Waldung krönt, —
Das Aug' verblödet vor der Formen Menge, —
So iſt mit Zierath reich der Stein verſchönt.

Und wie der Zephyr über Roſen ſäuſelt,
Und ſpielend leicht die laue Frühlingsluft
Mit reinem Hauch zu goldnen Wölkchen kräuſelt:
So quillt aus Altarblum' und Weihrauch Duft. —
O, dieſer tiefe, zauberhafte Frieden!
Und Alles ſo vertraut mir, ſo bekannt,
So ganz vom Tummelplatz der Welt geſchieden,
Und doch ſo innig der Natur verwandt. —

Und Bilder ſchauen von dem Altarſchreine
In Schönheit nieder; ihre Lippe ſpricht:
Auch unſre Kunſt gehört zu dem Vereine,
Der für das Höchſte ſeine Kränze flicht. —
Der Sonne heller Stral iſt ausgeſchloſſen,
Daß nichts erinn're an der Erde Pracht;
Wie über Diamanten hingefloſſen
Durch hohe, bunte Fenſter mild er lacht.

Und auf die Quadern thaut er zitternd nieder,
Wie wenn ein Meteor vom Himmel fällt,
Und macht, am Pfeiler aufwärts ſteigend wieder,
Den Bau zu einer Regenbogenwelt. —
Und ob die Kuppel nun das Werk beſchließet,
Ob ſchlank der Thurm ſich in die Wolken hebt,
Nur ein Gedanke iſt's, der uns begrüßet:
Der fromme Geiſt, der in dem Ganzen lebt.

Ein Menſchenalter konnte nicht vollenden
Den Rieſenbau; doch Jeder trug herbei
Andächtig Scherflein mit beſcheidnen Händen,
Daß künftiger Geſchlechter Stolz er ſei.
Sich ſelbſt vergaß man, und die Hoffnung g'nügte,
An das Genießen dachte Keiner mehr,
Wenn ſich ein Stein nur an den andern fügte,
Der Nachwelt kündend: dies zu Gottes Ehr'.

O Kraft des Glaubens, nimmer kannſt Du lügen,
Und nicht den Berg verſetzeſt Du allein!
Du zwingſt den Stein, ſich ſchöner Form zu fügen,
Und giebſt ihm Anmuth, hauchſt ihm Seele ein.
O Erwin Steinbach, reiche, hoher Meiſter,
Palladio, Buonarotti Deine Hand!
Es glaubt an die Gemeinſchaft großer Geiſter
Der nicht, der ihnen ſich nicht fühlt verwandt. — —

Durch der Procuratien hohe Bogen
Schritt Benedetta zu San Marco hin,
Verſchleiert tief; doch Aller Augen flogen
Auf dieſe ſchlanke, ſchöne Wallerin, —
Denn wie der Mond die Wolke goldig malet,
Die neidiſch ſeine Schönheit trüb umflicht,
So durch des Schleiers dichte Falten ſtralet
Die Marmorſtirne und der Augen Licht.

Und die Duenna wandelt ihr zur Seiten,
Ein Diener hinter ihr, der Polſter trägt;
Des Roſenkranzes prächt'ge Perlen gleiten
Durch ihre feinen Finger; tiefbewegt
Entſtrömen ihrer Seele die Gebete,
Eh' noch ihr Fuß des Tempels Schwell' betrat,
Und eh' ſie knieet an der heil'gen Stätte,
Iſt Andacht ihr mit Taubenflug genaht. — —

Heut' hat der Vater ihre Hand verſprochen
Lenardo'n, ſeines Jugendfreundes Sohn,
Und bald, nach ein'gen bräutlich heitern Wochen
Vertauſchen ſie den Schwur am Altar ſchon.
Warum noch zögern, eh' der Bund geſchloſſen?
Sie kannten ſich ſeit ihrer Kindheit ja,
Sie hatten Spiel und Feſt vereint genoſſen
Und blieben ſtets ſich in der Jugend nah.

Es hatte Benedetta abgewieſen
Gar manchen Freier mit beſcheidnem Dank;
Der Vater ließ gewähren ſie, doch dieſen
Empfahl er ihr aus vollem Herzensdrang.
„Ein braver Menſch, wird Dich auf Händen tragen,
Dich innig lieben; vornehm von Geſchlecht
Und reich wie Du, kannſt Du ihm nicht verſagen
Dein Ja, — und thäteſt Du's, es wär' nicht recht.—"

„Dein Wunſch, mein Vater, gilt mir für Befehle;
Ich bin Lenardo's Braut, wenn es Dich freut.
Der gute Gott erſtarke meine Seele,
Damit uns nie der kühne Schritt gereut. —"
„Was fürchteſt Du, mein Kind, er wird Dich ehren,
Beſchützen, achten, wie's des Gatten Pflicht,
Dir Deine Wünſch' und Freuden gern gewähren ....—"
„Vielleicht, mein Vater; doch ich lieb' ihn nicht. —"

„Iſt auch nicht nöthig, Kind; mit ruh'gem Blicke
Siehſt Du ihn ſtets wie jetzt, ganz ſchlicht und klar,
Und Ruhe braucht der Menſch zu ſeinem Glücke .... —"
„Iſt dieſes Wort, wie ich nicht zweifle, wahr,
So wird Dein Kind das glücklichſte auf Erden;
Denn eine unbegreiflich kalte Ruh'
Strömt beim Gedanken, bald ſein Weib zu werden,
Vom ganzen Weltkreis, Vater, auf mich zu. —"

Der Vater ſchien mit ſeinem Blick zu tauchen
Auf Benedetta's tiefſten Seelengrund;
Sie ſah ihn an mit ernſten, milden Augen,
Mit freundlichtrübem Lächeln um den Mund.
Dann ſprach er ſtreng: „Ein Andrer hat beweget
Dein thöricht Herz, geſtehe gleich es ein. —"
„Mein Herz iſt ſtill; denn wär's in Lieb' erreget,
So könnt' ich nie Lenardo's Gattin ſein. —"

„Genug, mein Kind, ich bin mit Dir zufrieden. —"
Lenardo eilte ſelig nun herbei,
Und pries das Heil vom Himmel ihm beſchieden, —
Und Benedetta's Hand war nicht mehr frei. — —
Ob dieſer Schickſalswendung tief betroffen
Die Jungfrau in der Kirche niederkniet,
Und all ihr Glauben, Sehnen, Wünſchen, Hoffen
Auf Schwingen des Gebets zum Himmel zieht.

„„Kannſt Du des Glückes goldnen Stral mir ſenden,
So gieb was ſtill das Herz, kein Wort, begehrt;
Kannſt Du es nicht, ſo lehre mich zu wenden
Den Blick auf's Kreuz, das allen Schmerz verklärt.
Ich fordre nichts, ich laß von Dir mich führen,
Ich nehme, Herr, was Du gewährſt und giebſt;
Der heil'ge Troſt wird ſtets mein Herz berühren,
Daß im Verſagen Du noch Liebe übſt. —""

Und ſie erſteht vom Purpurſammetkiſſen
Erquickt, getröſtet; — ihrer Seele Schwung
Hat von der Erde ſie emporgeriſſen,
Getaucht in Andacht und Begeiſterung.
„„O Theure, laß uns nicht nach Hauſe eilen,
„„Der Diener harre unſer am Portal.
„„Auch ohn' zu beten iſt es ſüß, zu weilen
„„Im Dom, beglänzt vom letzten Sonnenſtral.

„„Sieh' dieſen Stral! Iſt's nicht wie Jakob's Leiter,
„„Auf der der Engel lichte Schar ſich zeigt?
„„O, dürft' empor ich, weit und immer weiter,
„„Denn ach, zu mir kein Engel niederſteigt. —""
Ihr Auge badet ſich im goldnen Streifen, —
Ein glanzvertrauter, ſtralender Demant; —
Dann birgt ſie's, müde ſo umher zu ſchweifen,
Und wie nach Innen ſchauend, mit der Hand.

„Jetzt laß uns geh'n," ſpricht die Duenna leiſe,
Und hat der Pflegbefohlnen Arm erfaßt,
„Du folgeſt Deiner wunderbaren Weiſe
„Mit beſſ'rer Muße doch in dem Palaſt. —"
Und Benedetta wendet zur Duenna
Gleichgültig ſich; da plötzlich bleibt ſie ſteh'n,
Wie angezaubert, als ob ſie erkenne
Ein Bild, das einſt nur dämmernd ſie geſeh'n.

Es lag ein knieender Mann auf nacktem Steine
Entfernt vom Altar; einfach ſein Gewand;
Und jener Sonnenſtral im roſ'gen Scheine
Als Glorie um ſein ſchönes Haupt ſich wand.
Die beiden feſtgefaltnen Hände drückte
Voll heißer Inbrunſt betend er an's Herz,
Ein ſieggekrönter Heiliger, ſo blickte
Er ſelig auf und doch in tiefem Schmerz.

O, dieſes Aug' war großer Kämpfe Spiegel,
Und manche Furche zeugt von Leidenſchaft,
Doch die ſchneeweiße Stirne trug das Siegel
Der Reinheit und der mächt'gen Willenskraft.
„„Sieh' jenen Mann, gieb ihm dem Lilienſtengel
„„Und hülle ihn in Lichtgewande ein,
„„Dann haſt Du, Freundin, einen jener Engel,
„„Deß Seele, trotz dem Fall, blieb zart und rein.—""

„Ein ſchöner Bettler, Kind, laß uns von hinnen;
„Was ſtehſt Du denn ſo träumeriſch nur da? —"
„„O, die Erſcheinung! muß ſie denn zerrinnen?
„„Sie iſt das Schönſte, was ich jemals ſah.
„„So lächeln Heil'ge, die in Martern ſterben,
„„Sebaſtian ſo, durchbohrt vom ſcharfen Pfeil;
„„Er denkt: mag immerhin der Leib verderben,
„„Gerettet iſt der Seel' unſterblich Theil. —""

„Wie Du mich ängſtigſt, Kind, ich kann's nicht ſagen!
„Phantaſt'ſchen Auges ſiehſt Du Alles an,
„Und das Gewöhnlichſte in unſern Tagen
„Iſt ſtets für Dich mit Zauber angethan. —"
„„Ich wende vom Gewöhnlichen das Auge
„„So kalt wie vom Erhabnen Ihr zurück;
„„Doch daß ich's in Natur und Wahrheit tauche
„„Mit Seligkeit — das iſt mein Stolz, mein Glück!

„„Wo ich der heil'gen Wahrheit Spur auch finde,
„„Sei hell ſie oder trüb, mit Schuld gepaart,
„„Da ſinkt von meinem Haupt die ird'ſche Binde,
„„Da hat die Gottheit ſich mir offenbart.
„„Und kannſt gewöhnlich Du den Beter nennen,
„„Der für den Himmel ganz der Erd' entwich
„„Auf Andachtſchwingen; dann mußt Du bekennen:
„„Du ſiehſt verzaubert unſre Welt, nicht ich. —""

Und ſchweigend lehnt ſie ſich an eine Säule
Ihm gegenüber, ſchaut ihn gläubig an, —
Als ob vor einem Altarbild ſie weile, —
Da ſtand er auf, und ach! ihr Glück zerrann;
Denn in des Domes dunklen Bogenhallen
Verſchwand er wie ein Diamant im Schacht.
„„Jetzt, Liebe, iſt es Zeit nach Haus zu wallen; —
„„Wie ward es denn ſo plötzlich finſtre Nacht? —""

Sie geh'n. Gebrochen iſt die Zauberfeſſel,
Und Benedetta ſeufzt, erwacht vom Traum.
Sie nahet am Portal dem Weihekeſſel,
Da tritt ein Mann zurück und läßt ihr Raum,
Mit ruh'gem Anſtand, ganz wie ihres Gleichen; —
Er iſt's! o Gott, kann das der Beter ſein? —
Sie dankt ihm bebend mit des Hauptes Neigen; —
Er ſchien ein König ihr — und ſie ſo klein. —

II.

Es ſenkt erquickend ſich die nächt'ge Kühle
Vom Sternenhimmel ſegenvoll herab,
Und auf dem Marcusplatz wogt ein Gewühle
Genießend froher Menſchen auf und ab.
Der Caffeehäuſer lichterfüllte Reihen
Sind ganz mit Herrn und ſchönen Frau'n beſetzt,
Die zierlich plaudern, während ſich im Freien
Das Volk am lieben Puppenſpiel ergötzt.

Und vor Policinello's dürft'gem Baue
Steht es entzückt, beklatſcht was ihm gefällt; —
Du närriſch Volk! die Caffeehäuſer ſchaue!
Sind da nicht ſchön're Puppen hingeſtellt? —
Und jener Mann, der in San Marco's Dome
So fromm gebetet, ſchweigend ſchreitet er,
Wie fortgeriſſen von dem Menſchenſtrome,
In antheilloſer Einſamkeit umher.

Ein abgeſchiedner Geiſt, aus ſeinem Grabe
Gerufen, müßte ſo von ferne ſteh'n,
Und all den Flittertand und all die Habe
Der Glücklichen mit dieſem Auge ſeh'n.
Es freut ihn wol, daß er auf Freude ſiehet,
Die mühevoll der Menſch vom Leid gewann,
Doch weiß er auch, wie ſchnell die Roſ' verblühet,
Und währte ſie — er hat nicht Theil daran. —

„Vom Schickſal in die Einſamkeit getrieben, —
Wie auf der Bergeshöh' von Waſſerflut
Bisweilen Muſcheln ſind zurückgeblieben, —
So fremd bin ich der Welt! — Die Still' iſt gut! —
Ich kann mich ſammeln und mit Ernſt drauf ſinnen,
Obgleich ich es zehn Jahre ſchon gethan,
Wie einen feſten Standpunkt mir gewinnen,
Um dann zu wandeln eine neue Bahn.

Noch weiß ich nichts! Des Dankes Thränen fließen
Der Wolluſt, das ich endlich, endlich frei!
Nur beten kann ich und dies Glück genießen,
Dies höchſte, ew'ge, ach! und mir ſo neu.
Mit jedem Kahn möcht' ich die Wellen theilen,
Mit jedem Windhauch über Länder zieh'n,
Mit jedem Vogel durch die Lüfte eilen:
So friſch fühl' ich die Kräfte mir erblüh'n.

Ich möcht' als Gärtner Paradieſe gründen,
Als Schiffer nach den ſel'gen Inſeln ſpäh'n,
Als Bergmann ungeahnte Schätze finden,
Das All durchmeſſen, an's Weltende geh'n.
Wol nennen mich die Menſchen nicht: Genoſſen,
Und von Gemeinſchaft ſchloſſen ſie mich aus;
Doch Du, mein Gott! Du haſt mich nicht verſtoßen,
Ich bin bei Dir und brauch' kein irdiſch Haus.

Oft dachte ich: als Kain fortgetrieben,
Da folgte ihm ſein treues Weib doch nach,
Bewahrt' ihn vor Verzweiflung, und ihr Lieben
Erleichterte den Fluch, der auf ihm lag.
Das iſt die wahre Treue, die nicht Hölle
Für den Geliebten ſcheut, nicht Grab und Tod!
Sie flieht des Paradieſes Blumenſchwelle
Und theilet lächelnd des Verſtoßnen Noth.

Doch ſie iſt längſt in Weiberbruſt zerſtoben,
Und wäre ſie — ſie würd' nicht mir ſich weih'n!
O blicke, Deodat, getroſt nach oben
Und ſuche nichts! Dir bleibet Gott allein. — —"
In einem jener lichterfüllten Räume
Saß Benedetta ſchweigend, ganz verſenkt
In jene unbeſtimmten, ſchweren Träume,
Die nicht das Herz empfindet, Geiſt nicht denkt.

Ein qualgeborner Zuſtand! ach, und ferne
Von heitern lichtumfloſſ'nen Phantaſien,
Die oft dem jungen Auge und ſo gerne
Dem Aug' der Bräute hold vorüberzieh'n.
Der Vater aber und Lenardo, Beide,
Bemerkten ihr zerſtreutes Weſen nicht,
Sie waren ſo erfüllt von eigner Freude,
Daß Alles ihnen ſtralt im Freudenlicht. —

Wo wäre auch der Fröhliche zu finden,
Der nicht vom Ernſt erſchreckt hinweg ſich kehrt?
Er mag den Menſchenbuſen nicht ergründen,
Damit kein fremder Schmerz ſein Jubeln ſtört.
Auch meint er wirklich: Jugend könn' erfüllen,
Ein wenig Schönheit und ein wenig Geld,
So ganz das Herz, um jeden Wunſch zu ſtillen; —
Wol ihm! er hat's behaglich auf der Welt.

Und gern iſt ihm die dürft'ge Luſt zu gönnen,
Denn früh zerfällt das Reich der Wirklichkeit;
Er muß ſich von den luſt'gen Schätzen trennen,
Wenn ihm das Alter, wenn der Tod ihm dräut.
Und jenes andre Reich, das er verſchmähet,
Unhaltbar hat genannt, — ein Kinderſpiel —
In Licht und Kraft unſterblich es beſtehet,
Wenn längſt ſein kleines Reich in Trümmer fiel. —

Lenardo und der Vater ihr zur Seite,
Sie ſtörten nicht des Mädchens dumpfe Ruh';
Da hob ihr Auge ſich und flog in's Weite
Der ſtillen Nacht und den Geſtirnen zu.
Doch wie ein Wandrer, den des Zieles Ferne
Erſchreckt, und dem an Eifer es gebricht,
So blieb es hangen an dem dunklen Sterne
In Deodat's verklärtem Angeſicht.

Der hatte lange, lange ſchon geſtanden,
Bemerkt, gedacht, gewünſchet, — nichts, o nichts! —
Die Sinne, die Gedanken ihm entſchwanden
Gleich Wolken in der Glut des Morgenlichts.
O Schönheit! — wie aus Alabaſterſchalen
Die Flamme lieblich lächelt gleich dem Mond:
So kannſt Du durch des Menſchen Hülle ſtralen,
Nur wenn ein Gott ihm in dem Buſen wohnt.

Daran biſt Du, die Wahre, zu erkennen:
Ob Du des Göttlichen Revelation! —
Was eitle Mod' und Schmeichelei ſo nennen,
Nicht währt's, denn Deinem Weſen ſpricht es Hohn. —
Als Benedetta hocherröthend ſchläget
Ihr Aug' zu Boden, lächelt Deodat
Erſtaunt und trübe, daß er angereget
Dies ſchöne Mädchen zur Verwirrung hat.

Er ſeufzet demuthvoll: „Auf keine Weiſe
Stör' ich, Du weißer zauberhafter Schwan,
Dein ſtilles Meer und die ſmaragdnen Kreiſe,
Die rings umfunkeln Deine Lebensbahn.
Doch es erquickt mich in der tiefſten Seele,
Zu ſchau'n den Menſchen, wie ihn Gott gedacht,
Die ächte Perle, rein und ohne Fehle,
Vom Grund der See an's Tageslicht gebracht. —"

„Siehſt Du den blaſſen Bettler dort, verſunken
„In Deine Schönheit, meine holde Braut?
„So hat ein armer Thor einſt ſehnſuchttrunken
„Bis zum Erblinden in die Sonn' geſchaut. —"
„„Lenardo ſcherzt! ich gleich' der Sonn' ſo wenig,
„„Wie jener ernſte Mann dem Bettler gleicht;
„„Er kommt mir vor wie ein entthronter König,
„„Um den nicht mehr die Schar der Schranzen ſchleicht.—""

„Nun ja, ein Bettelprinz! das mein' ich eben,
„Es läuft dergleichen Volk jetzt viel umher! —"
Ruft Leonard mit eiferſücht'gem Streben,
Den Mann herabzuſetzen, welcher mehr
Als er es wünſcht des Mädchens Theilnahm' weckte.
„„Und iſt er das, wie ſehr mußt Du bereu'n,
„„Daß auf gefallne Größe ſich erſtreckte
„„Dein armer Spott; — es muß Dir kränkend ſein! —""

„Ich ſpotte nicht! Trotz ſeiner ſtolzen Miene,
„Und daß Du ihm gebaut ein Königshaus,
„Biet' ich ihm hier die winzige Zechine
„Und ſchwöre Dir, er ſchlägt dies Glück nicht aus. —“
Erſtarrt ſah ſie ihn an; er aber nahte
Dem Fremden: „Guter Freund, an dieſem Ort
„Sieht ungern Euresgleichen man; ich rathe,
„Nehmt dieſe Gabe und begebt Euch fort. —“

„Ich danke, edler Herr, für Eure Gabe
„Und für den Rath, ob gut, ob bös gemeint;
„Denn mir genüget was ich g'rade habe,
„Und da nur bleib' ich, wo es gut mir ſcheint. —“
„Elender, wie, Du wagſt mich zu verhöhnen?
„Und weißt Du denn, wer jetzo mit Dir ſpricht? —“
„Ich weiß es nicht! Mein Schwert mag Euch verſöhnen .... —“
„Ich ſchlage mich mit einem Bettler nicht. —“

Ein Lächeln zuckte um des Fremden Wange:
„Mein Anzug wol erregt in Euch den Wahn;
„Schon dankt' ich für die Gab', doch ich verlange
„Und nehme ſelbſt vom Kaiſer ſie nicht an.
„So legtet Ihr auch *ſelbſt* in meine Worte
„Den Hohn; und iſt mein Name von Gewicht —
„Ich bin Graf Deodat; an jedem Orte
„Zu Eurem Dienſte .... —“ „Händel ſuch' ich nicht! —“

Und triumphirend nicht, wie er gegangen,
Kehrt Leonardo zu der Braut zurück,
Aus deren Aug' und Seele tödtlich Bangen
Verdränget war von einem ſel'gen Glück.
Ihr Vater hat den Zwieſprach nicht vernommen;
Er ſpricht mit Freunden wichtig und gelehrt;
Doch Benedetta hat von Angſt beklommen
Mit ihrem Herzen jedes Wort gehört.

„„Wie arm und ſtolz, und dennoch wie beſcheiden! —
So folgt ihr Sinnen des Geſpräches Gang —
O, ihm zu dienen, welche ſüße Freuden!
Ganz heimlich, ohne Worte, ohne Dank. —““
Ihr war wie einem Feldherrn, der gewonnen
Hat ſeines Lebens erſte, ſchwere Schlacht,
Und Leonardo hatte ſchnell beſonnen
Ob ſeines Irrthums ſelbſt zuerſt gelacht.

So ſchienen ſie denn Beide froh und heiter,
Und waren leiſe, leiſe mißgeſtimmt;
Doch Niemand hört' in ihrem Buſen weiter,
Was nur das eigne geiſt'ge Ohr vernimmt.
Die Stunden gingen mit gewohnter Schwere,
Minuten währten die beſtimmte Zeit;
Nur in der Liebe warmer Atmoſphäre
Wird die Sekunde oft zur Ewigkeit!

Die Jahre wiederum zu kurzen Stunden! —
So füllt ein Tropfen Roſenöl den Raum;
Jedoch ein Roſengarten iſt verſchwunden,
Um zu erpreſſen dieſen duft'gen Schaum. —
Und heimgekehret in ihr ſtilles Zimmer,
Das friedeſpendend, traulich ſie umfing,
Entzündet Benedetta Ampelſchimmer,
Indeß der Schlaf auf allen Stirnen hing.

Sie nahm die Laute, ließ die Finger gleiten
So träumriſch wie ſie wandelt im Gemach;
Bald rauſchen heller, kräftiger die Saiten —
Es ward ein Lied in ihrem Buſen wach:

„„Könnt' ich es ſagen,
Könnt' ich es ſingen,
Was mir erfüllet ſo Seele wie Sinn;
Dann würd' ich wagen
Kräftig zu ringen,
Um zu erringen ſel'gen Gewinn.

Könnt' ich es deuten,
Könnt' ich es faſſen,
Bild meiner Träume, halb mir bekannt:
Kühn wollt' ich ſchreiten,
Nimmermehr laſſen
Ach, mein erreichtes, mein himmliſches Land.

Wie die Titanen
Himmelan ſtiegen,
Tapfer auf Berge Berge gethürmt; —
Rauhere Bahnen
Würd' ich erfliegen,
Hätte Olympos umſonſt nicht erſtürmt.

Weh, ich verirre,
Taumle und ſchwanke,
Trübe umfängt mich urewige Nacht!
Ach und der wirre,
Bange Gedanke
Ward doch zur Ruhe nimmer gebracht.

Herz, ſei doch ſtille,
Lerne Dich beugen,
Denn ſonſt zerbricht Dich des Sturmes Gewalt!
Göttlicher Wille
Woll' Dich mir zeigen,
Dann hab' ich Anker, Hafen und Halt.

Soll ich mein Herze
Schweigend zerdrücken?
Hab' ich den Muth dazu, hab' ich die Kraft?
Soll ich im Schmerze
Dornen mir pflücken,
Während die Roſen mir ſind entrafft?

Leben voll Sorgen,
Buſen voll Plage,
Nirgends der Liebe alltröſtendes Licht!
Nirgends ein Morgen,
Der meinem Tage,
Wenn auch Gewitter, doch Sonne verſpricht! —""

Du thöricht Mädchen, ſehnſt Dich nach Gewittern!
Weißt Du denn nicht, zum Tode trifft der Blitz!
Er macht des Berges eiſ'ge Stirn erzittern,
Vom Felſen ſchleudert er des Adlers Sitz.

Und Du, Du forderſt ihn in Deine Schranken,
Mit Götterboten willſt Du meſſen Dich?
Und was beginnſt Du, wenn die Kräfte wanken,
Wenn Dir der Jugend ſtolzer Muth entwich?
„„Und bin ich nicht zum letzten Ziel gedrungen,
So prüft' und übt' ich doch mein gutes Schwert!
Wie Jakob hab' ich mit dem Herrn gerungen,
Und die Erinn'rung iſt des Lebens werth. —""

III.

Erwachen! — In dem erſten Augenblicke,
Wo die Empfindung ob Betäubung ſiegt,
Der Schlaf in dumpfe Höhlen flieht zurücke,
Und friſch und leicht, von Morgenluft gewiegt,
Ein junger Schmetterling, die Seele ſchwebet
Und froh ſich ſchwinget über's Nebelmeer, —
Ach, leicht verletzbar dann ihr Flügel bebet,
Ein Tropfen Thaues drücket ſchon ihn ſchwer!

Wie ſelig iſt's, am Morgen zu erwachen,
Wenn unſer Herz ſich mit der Welt erneut,
Wenn unſre ſchönſten Träume nicht ſo lachen
Wie dieſer Zauberglanz der Wirklichkeit,
Wenn nicht die Sonne blos im Himmelsſaale
Ob unſerm Haupte fremd und freundlich zieht, —
O nein! wenn herzverwandt mit heißem Strale
Sie in dem Buſen auferſteht und glüht.

Wer ſich gebadet hat im Wonnerwachen,
Wer dieſen Tagesfrühling hat gekannt,
Der weiß von einem andern auch zu ſagen,
Ihm nah, wie Schatten mit dem Licht, verwandt;
Der möcht' erwachend ſich in ſeine Decken
Begraben, um nur nicht den Tag zu ſeh'n,
Die Stunden nicht, die ſich geſpenſtiſch recken,
Minuten nicht, die feſtgezaubert ſteh'n!

In kühler, ſtarrer Bläue nicht den Himmel,
Gewölb' des Kerkers, den er nicht zerbricht!
Die Menſchen nicht im bänglichen Gewimmel! —
Dann, meint er, ſieht er auch ſein Elend nicht. —
Das wär' vielleicht der größte Schmerz des Lebens:
Erwachen, wenn man geſtern Abſchied nahm,
Und nun ganz ſtill ſagt: „Alles iſt vergebens!
Das Glücksſchiff ſcheitert an der Trennung Damm —"

Doch einen giebt's, der eiſiger noch ſchimmert:
Erwachen Tag für Tag ganz hoffnungslos! —
Scheintodtbegrabner hat ſich matt gewimmert,
Und trägt nun ſtumpf ſein fürchterliches Loos.
Die Stimm' und Thräne fehlet ihm zum Jammer,
Und zur Verzweiflung hat er nicht mehr Kraft;
Stumpf liegt er da in unterird'ſcher Kammer,
Und ſtöhnt nach Rettung aus der grauſen Haft. —

Und wie begrüßteſt Du den jungen Morgen,
O Benedetta? — Kurz war ihre Ruh';
Wie ſie das Haupt gebettet, voller Sorgen,
So trug ſie es dem neuen Tage zu.
Erſt als die Sonne ſchmilzt im Abendröthe, —
Dem Flammenkuſſe zwiſchen Tag und Nacht, —
Da eilt ſie nach San Marco zum Gebete,
Erſehnet Frieden von des Glaubens Macht.

Doch ach! voll unausſprechlich tiefem Wehe,
Fällt gleich ihr erſter Blick auf Deodat;
Jetzt ſieht ſie nur zerſtreut in die Höhe,
Und ihre Andacht geht auf ird'ſchem Pfad.
„„Was will der Menſch! was ſtört er meine Bahnen; —
So flüſtert angſtvoll ſie — ach, ungetrübt,
Ohn' dieſe bangen Kämpfe nur zu ahnen,
Hab' ich ja nichts bisher als Gott geliebt.

Und da ich jetzt ihm danken will, erflehen
Der Heil'gen Fürſprach' und der Jungfrau Huld,
Da muß mein Auge, ach, den Fremdling ſehen,
Und mich bedrücket ein Gefühl von Schuld. —""
Und als ſie vom Gebete ſich erhebet,
Schaut ſie noch einmal auf den fremden Mann,
Und ſeine Seele zittert und erbebet
Wie Thau, der vor dem Sonnenſtral zerrann. — —

„„Ich fahr' nach Lido zum Gebete heute,““
Sprach zur Duenna ſie des Tags darauf,
„„Mich ſtören in San Marc die fremden Leute,
„„Die Neugier ſchlug den Tummelplatz dort auf. —““
„Fern iſt der Lido! eine Wetterwolke
„Sah längſt ich ſchon am Horizonte zieh'n;
„Laß Dich im Dom nicht ſtören von dem Volke.... —“
„„Ich ſage Dir, ich muß zum Lido hin!

„„Nach tiefen, tiefen Abgeſchiedenheiten
„„Anachoretiſch dieſes Herz verlangt!
„„Ich brauche Einſamkeit; doch zu begleiten
„„Brauchſt Du mich nicht, wenn vor dem Sturm Dir bangt. —““
„Es zürnt der Vater, wenn er es erführe..... —“
„„O ſei getroſt, das nehme ich auf mich;
„„Und Paolo, dem treuen Gondoliere,
„„Zu Beiſtand, Schutz und Schirm vertraue ich. —““

„„Gottlob! ſo bin ich heute denn entronnen, —
Denkt Benedetta auf der Waſſerfahrt, —
Dem Zaubernetz, das, aus zwei Augenſonnen
Gewebt, mein Herz umſtrickte feſt und zart.
Ich werde heut' das Wunderbild nicht ſehen,
Das Gott mit Liebeshand in's Leben rief,
Und das, wie Morgenroth auf Gletſcherhöhen,
In meinem Buſen längſt ſchon heimlich ſchlief.

Daß den Triumph ich meinem heißen Sehnen
Und dem verſchwiegnen Wunſche abgewann,
Das ſollte mich wol gar mit Freude krönen!
Das rechne mir, o Herr, als Tugend an. —““
Sie naht dem Lido, und die Kirche winket
Ihr friedlich zu; die Sonne ſinkt im Weſt;
Im Oſten donnert's fern, der Blitzſtral blinket
Gleich Feuerſchlangenbrut aus dunklem Neſt.

„„Mit Dir, Natur, bin ich in tiefem Frieden,
Mir drohet nicht des Wetters Zorngericht.
Warum denn ſchein' ich mir ſo abgeſchieden,
Ein Paria, in dem freien Himmelslicht? —““
Und weinend ſinkt ſie an des Altars Schwelle
Mit Inbrunſt nieder; betet, klaget, fleht;
Sie ſieht nicht um ſich her des Blitzes Helle,
Sie hört den Sturm nicht, der verzweifelnd weht.

Sie fühlte nur der Seele heißes Ringen,
Sie hörte nur den eignen Jammerſchrei,
Sie bebte nur vor ihrer Thorheit Schlingen, —
Doch ſie erhob ſich ſtill, gefaßt und frei.
Da naht der treue Paolo mit Zagen:
„Signora, hört, wie die Lagune brauſt!
„Wir dürfen nimmer jetzt die Heimfahrt wagen;
„Dies iſt ein Sturm, wovor dem Stärkſten grauſt. —“

„„O, möchte nur mein Vater keine Sorgen
„„Um meinetwillen hegen! Ach, ich bin
„„Wol hier ſo ſicher wie zu Haus geborgen ......
„„Doch geht's vielleicht, — noch führſt Du mich wol hin?““
„Ihr wißt es, Euch gehorchen iſt mir Wonne,
„Mein Leben gilt mir nichts, doch Eures viel,
„Und bei Sanct Nicolas und der Madonne!
„Dies wär' fürwahr ein übermüthig Spiel. —“

„Drängt Euch die Rückkehr, wollet mir vertrauen,—“
Sprach eine tiefe Stimme ihr ganz nah;
Und faſſungslos, durchbebt von tiefem Grauen,
Rief Benedetta: „„Iſt er ewig da? —““
Beſcheiden ſagte Deodat: „Ich lebe
„Hier auf dem Lido. Wollt Ihr wirklich fort,
„So bring' ich heim Euch ungefährdet, — gebe
„Mein Wort darauf! — Doch bleibt am ſichern Ort.—“

„„Am ſichern Orte!““—ſprach ſie zweifelnd, ſinnend,
Und wiegt das Haupt, — „„o Gott, wer ſagt es mir! —““
Doch endlich Faſſung ſo wie Ruh gewinnend,
Fügt ſie hinzu: „„Nun denn, ich bleibe hier.
„„Allein wie kommt's, daß Ihr die Fahrt gewaget
„„In dieſem Elementenkampf, wobei
„„Mein ſtarker Gondolier doch ſelbſt verzaget? —““
Er ſagte trüb': „Ich lernte Mancherlei! —“

„„Und nicht von Menſchenwitz und Menſchenlehren?““
„Von Gott und Schickſal lernte ich allein. —“
„„O Friedensbote, woll' mich gnädig hören,
„„Du ſollſt Orakel meiner Seele ſein. —““
„Das kann und darf ich nicht! Nur ein Orakel
„Gab uns der Schöpfer: unſer eignes Herz. —“
„„Ja, wenn es ewig ruht im Tabernakel
„„Des Friedens, — dann nur zeigt es himmelwärts.

„„Doch ich, vom übergroßen Licht geblendet,
„„Bin blind, — es ſchwimmt vor meinem dunklen Blick.—
„„Drum ſagt mir: Alles, was das Schickſal ſendet,
„„Kommt es von Gott und führt zu ihm zurück? —““
„So jung und ſchon ſo elend, um zu wagen
„Den Zweifel, den nur die Verzweiflung hegt? —
„O ſeid getroſt! — Gott wird Euch liebend tragen,
„Wenn Ihr Euch ganz in ſeine Arme legt.

„Denn wie ſich auch die Züge kraus geſtalten,
„Und augenblicklich bergen ſeine Huld, —
„Sie werden ſich vor Eurem Aug' entfalten;
„Ihr leſt darin: zu Gott durch Schmach und Schuld. —
„Doch das ſind Worte, die Ihr nicht verſtehet,
„Die nimmermehr durchkreuzen Euren Pfad;
„O dankt Ihm, daß Ihr nicht den rauhen gehet,
„Ich dank' Ihm, daß er ſo geführt mich hat. —“

„„Und wenn uns etwas naht, das wir nicht faſſen,
„„Das kaum wir träumten, das wir nie gedacht, —
„„Das unſer ganzes Leben macht erblaſſen,
„„Verſinken in Vergeſſenheiten, — Nacht, —
„„Das unſre Kartenhäuſer kalt vernichtet,
„„Und dafür nur ein einzig Gnadenbild
„„In tiefer Wüſte hoch und ernſt errichtet; —
„„Das, wie ein Strom, den Buſen überſchwillt,

„„Und ſo verändert dieſe kleine Stätte,
„„Daß ſie das eigne Auge nicht erkennt,
„„Wenn er zurückefließt in's alte Bette; —
„„Das ohne unſer Zuthun tief entbrennt
„„In unſrer Bruſt; — — iſt das die Feuerſäule,
„„Die einſt den Kindern Iſrael's voran
„„Geſtralt, und ſie geführt zu ihrem Heile? —
„„Und weiſt ſie uns durch Nacht nach Kanaan? —““

„Habt Ihr den Muth, den Wüſtenpfad zu gehen
„Und, weil der heitre Erdenglanz Euch ſchwand,
„Nur auf die Feuerſäule hinzuſehen,
„Dann kommt Ihr wahrlich in's gelobte Land. —“
„„Nun iſt mir wohl! Das endet alles Schwanken,
„„Ihr ſprachet Worte göttlichen Gewichts,
„„Signor! — O, könnte meine Seel' Euch danken,
„„Wie ſie es fühlt! — Doch ſie iſt arm und nichts. —

„„Vorgeſtern ſah ich in San Marc Euch beten;
„„O dieſer Mann, ſo dacht' ich ſtill bei mir,
„„Gewiß er würde Engelworte reden! —
„„Und ſo erſchient Ihr als ein Engel hier. —““
„Mit Stolz und Demuth füllt Ihr meine Seele,
„Daß Euch, wie eine Perle, ich gewann;
„Ich bin ein armer Menſch, voll Sünd' und Fehle….—“
„„Was thut's, was thut's, wenn man ſo beten kann!—

„„Lebt wohl! Der Regen ſäuſelt mild hernieder;
„„Ich muß nun fort. Gott ſegne Euch. —““ „Jedoch
„Ihr ſcheidet nicht, Ihr kehret morgen wieder? —
„Mir iſt als hätt' ich viel zu ſagen noch. —“
Sie ſah ihn an, und eine Thrän' entbebte
Der Wimper; zagend fragte ſie: „„Ihr auch? —““
Doch ohn' die Antwort zu erwarten, ſchwebte
Sie fort — ein Wölkchen in dem Frühlingshauch. —

Die Welt war aus der Fieberglut geneſen,
Wie Thränen fiel ein weicher Regen ſtill
Herab, und Benedetta's ganzes Weſen
War ruherfüllt. — „„Jetzt weiß ich, was ich will!
Ob Glück mir wird, das liegt in Gottes Händen;
Doch trag' ich nicht die blindgewählte Pein!
Jetzt ſeh' ich klar, jetzt wähl' ich, und vollenden
Will ich's, um treu mir ſelbſt und frei zu ſein. —““

Und in der Sterne mitternächt'gem Schimmer,
Dem fromm ihr Herz den Gruß der Engel lieh,
Zum Vater in dem hohen Bücherzimmer
Ging feſten Schrittes, todesmuthig ſie.
Doch demuthvoll mit flehender Geberde,
Sprach ſanft und leiſe ſie, geſenkt das Haupt:
„„Vergieb, vergieb, daß ich Dich kränken werde!
„„Ich kann nicht thun, was Du gehofft, geglaubt.

„„Ich folge nicht Lenardo'n zum Altare,
„„Ich ſchwör' ihm nicht der heil'gen Treue Eid,
„„Ein elend Leben ich uns Beiden ſpare,
„„Wir ſind getrennt für alle Ewigkeit. —““
„Wodurch ſo plötzlich? —“ „„Meine Augen hatten
„„Ein Bild der Offenbarung, und im Nu
„„Deckt' für die Ewigkeit des Bildes Schatten
„„Nicht blos Lenardo, nein, die Welt mir zu. —““

„Mit dürren Worten: Du liebſt einen Andern? —“
Sie ſchwieg; das Auge ſtralt in fremdem Licht.
„Und denkſt an ſeiner Hand dahinzuwandern?
„Antworte offen mir. —“ „„Daß weiß ich nicht.—““
„Sehr ſeltſam! Nun, Du wirſt zu ſagen wiſſen,
„Wer es denn iſt, der Deiner Kindespflicht
„Und dem Verlobten frevelnd Dich entriſſen;
„Ob er Dich liebt. —“ „„Das Alles weiß ich nicht. —““

„Genug, mein Kind, von dieſen tollen Dingen!
„Du wirſt Lenardo's Weib, es bleibt dabei. —“
„„Mein Vater, Gott kann nicht zum Meineid zwingen,
„„Wie ſollteſt Du es können? — Ich bin frei. —““
„So geh' und lebe frei und ausgeſchloſſen
„Vom Vaterherzen! Bring' das Spiel zu End'! —“
„„Ich gehe, willſt Du wirklich mich verſtoßen,
„„Auf meiner Mutter Villa bei Sorrent. —““

„Ha, freche Dirne, willſt Du ſo in's Weite
„Mit einem unbekannten Buben flieh'n? —“
„„Nie werd' ich, ſelbſt an des Erwählten Seite,
„„Ohn' Deinen Segen, lieber Vater, zieh'n. —““
„Hör' Kind, beſinne Dich drei lange Tage,
„Dann ſprechen ſchließlich von der Sache wir. —“
„„Wie Du befiehlſt; doch was ich heute ſage,
„„Das wiederhol' ich bis zum Grabe Dir. —““

IV.

„Ob ich ſie heute ſehe? —" So erwachte
Aus goldenſel'gen Träumen Deodat,
Und lange vor der Abendglock' bewachte
Er jede Gondel, die dem Lido naht.
O, dieſes Zittern, dieſes bange Lauſchen,
Dies Spähen in die Fern' mit Aug' und Ohr;
Der raſche Herzſchlag! — Doch die Wellen rauſchen —
Und heben nicht die holde Nymph' empor.

„Und wenn ſie nimmer käm'!" rief er beklommen,
Und fügt gefaßt hinzu: „Dann ſuch' ich ſie
Im Weltenall! — Getroſt! **drum muß** ſie kommen.
Ich irrte in der Zeit; es iſt noch früh.
Das heiße Tagsgeſtirn muß erſt erbleichen,
Sich tauchen in die kühle Dämmerfern',
Bevor die Herrſchaft ob der Erde Reichen
Beginnt der zauberhafte Abendſtern.

O, meines Lebens glutdurchſtrömte Sonne,
O Jugend, Jugend! bachiſcher Geſang,
Der trunken, feurig, aus der tiefen Wonne
Des friſchen Daſeins ungetrübt entſprang — —
Ihr flücht'gen Geiſter ſeid mir früh entflohen,
Und lange mußt' in Dämmerung ich ſteh'n,
Um jetzt, ein Fremder in den Reih'n der Frohen,
Zum Abendſterne freudig aufzuſeh'n. —"

Die ſchwarze Gondel naht; aus ihrem Dunkel
Trat Benedetta lächelnd an den Tag; —
Ein Schmetterling, der mit Kyrſtallgefunkel
Aus ſeiner engen Raupenſchale brach.
„Ihr kommt, Gottlob! —" jauchzt Deodat entgegen —
„Ihr hattet nichts geſagt und kommt — zu mir!
„Wer mocht' Euch meinen Wunſch an's Herze legen? —"
„„Ich wußte wol: hier warten würdet Ihr!

„„Doch jetzo ſprecht, was habt Ihr mir zu ſagen? —
„„Kann ich Euch helfen, dienen, nützlich ſein? —
„„Vertrauet Euch mir an ohn' Furcht und Zagen.... —""
„Ich wünſche nichts! Bei Euch iſt Alles mein. —"
„„So mußt' es kommen! —"" ſprach ſie. — Ihr Empfinden
Ward in dem ſpiegelklaren Antlitz wach;
Man könnte Welten Glücks vertrauend gründen
Auf dieſe Treue, die im Auge lag.

Sie gingen ſchweigend in der Kirche Gängen
Beiſammen; keine Sylbe rang ſich los;
Doch die Gefühle, die ſich ſtürmiſch drängen,
Gleich Wog' auf Woge, ſind der Bruſt zu groß,
Wie ſie dem Wort es ſind. — Er bleibet ſtehen
Am Hochaltar, legt ſeine Hand auf's Herz,
Hebt dann die ihre zu des Himmels Höhen,
Und leiſ' doch feſt ſagt ſie: „„Zu Tod und Schmerz. —""

Dies war der erſte ihrer Liebesſchwüre,
Dies war der erſte bräutlich ſüße Laut! —
Nur dem eröffnet Lieb' die Himmelsthüre,
Dem vor dem Tode und dem Schmerz nicht graut.
„Und jetzt," ruft Deodat, „muß ich erzählen
„Mein Leben, und die tiefſte Bruſt zur Schau
„Hinbreiten Dir, und keine Schuld verhehlen! —"
„„O, fürchte nichts! ich kenne Dich genau!

„„Momente giebt's, wo ſich die Schleier löſen,
„„Die zwiſchen Seel' und Seele ſind geſpannt, —
„„Da ſah ich Dich zuerſt! Nicht blos Dein Weſen,
„„Ich hab' das Weſen nun der Welt erkannt.
„„Nichts kann mich dauernd täuſchen und verblenden,
„„Ich bin ein Bergmann mit dem Grubenlicht,
„„Das ſtralend an des finſtern Schachtes Wänden,
„„Am Glimmer und am ächten Gold ſich bricht.

„„Biſt Du gefallen? — nun, Du biſt erſtanden;
„„Biſt Du geknickt? — Du richteteſt Dich auf;
„„Warſt Du gefeſſelt? — Du zerbrachſt die Banden;
„„Warſt Du verirrt? — Du regelteſt den Lauf. —
„„Drum magſt Du mir Entſetzliches verkünden,
„„Was uns für's Leben trennt; — ich bin Dir treu;
„„Ich werde droben Dich verkläret finden
„„Und ewig lieben! — Nun erzähle frei. —““

Und freundlich ſetzt ſich Benedetta nieder,
Und lehnt das Haupt zurück an den Altar;
Sie blickt durch die geſenkten Augenlieder
Auf Deodat, der hingeknieet war
Auf tiefrer Stufe, demuthvoll, zur Beichte.
Nichts regte ſich im ſtillen Gotteshaus,
Und nur die Flamme in der ew'gen Leuchte
Goß über die Geſtalten Stralen aus.

Und er begann: „Wenn Du nach Norden ſieheſt,
„Erblickſt am Horizont Du Bergesrand,
„Und wenn Du über die Gebirge zieheſt,
„So ſteigſt herab Du in mein Vaterland.
„Hold liegt es da in ſeiner grünen Wiege,
„Das ſchöne Salzburg, wie ein Lieblingskind,
„Dem ſegnend die Natur durch tauſend Züge
„Verkündet, daß ſie mütterlich geſinnt.

„Dort wuchs ich auf, ein feurig wilder Knabe,
„Des Vaters einzig Kind, in ſeinem Schloß,
„Das ganz inmitten ſeiner reichen Habe
„Im Thale lag, durch das die Salza floß.
„Die Mutter ſtarb mir früh. Ein junger Vetter,
„Mit mir erzogen, ward mir Bruder, Freund;
„Bei einem Ritt war ich ſein Lebensretter,
„Und neue Bande hatten uns vereint.

„Der Himmel hatte reich mich ausgeſtattet
„Mit edlem Sinn, mit Kraft, und hellem Geiſt;
„Doch dieſe Lichter wurden auch beſchattet,
„Weil regelloſer Flug in Wirbel reißt.
„Und regellos war wol mein Jugendleben,
„Ich that und trieb und ließ was mir gefiel;
„Der Vater mochte nicht Befehle geben,
„Er ließ mich frei und liebte mich zu viel.

„Auch macht' ich nimmer Kummer ihm, nur Freude;
„Ein wenig Sorge wol, wenn ich zu kühn
„Auf Felſen, Gletſcher, öde Bergeshaide
„Mit Aar- und Gemſenjäger wollte zieh'n.
„Doch legte ich nun freudig ihm zu Füßen
„Die wilde Gems, den ſcheuen Hirſch, den Aar,
„Dann pflegt' er mich in ſeinen Arm zu ſchließen,
„Und ſprach: das macht Dir Seel' und Auge klar.

„Ich lernte viel, ich wollte Alles wiſſen,
„Erforſchen aller Dinge letzten Grund,
„Die Stern' und Blumen wie Vertraute grüßen,
„Verſteh'n was große Geiſter thun uns kund.
„Doch nimmer wollte ſich mir offenbaren
„Das eine kleine Schöpfungswort der Welt,
„Da ließ ich kalt die Wiſſenſchaften fahren
„Und warf mich glühend in ein andres Feld. —

„Die Wiſſenſchaft iſt ein ſteril Exempel,
„Das der gelehrtſte Rechner löſet nie!
„Die heitre Kunſt thut ihren Sonnentempel
„Mir auf, dies Reich der ew'gen Harmonie! —
„So jubelt' ich; und der Gedanken Fülle,
„Der vollen Bruſt entſtrömend, ward zum Lied,
„Und meinen Träumen lieh der Pinſel Hülle,
„Verwirklichte der Phantaſie Gebiet.

„Doch ſo wie Fieſole auf ſeinen Knieen
„Stets malte der Madonna Angeſicht,
„So malt' ich nicht, mocht' ich auch zittern, glühen; —
„Ich wollte wiſſen, wiſſen! — glauben nicht. —
„Dann floh ich in die Einſamkeit der Berge,
„Und badete die Stirn im nächt'gen Thau,
„Und über Kobold, Fee und Elf' und Zwerge
„Hielt ich phantaſtiſch eine Geiſterſchau.

„Da war ich König auf dem luſt'gen Sitze,
„Da fühlt' ich mich vom Körper nicht beſchwert,
„Der Himmel war mein Zelt, mein Schwert die Blitze,
„Der Donner Schlachtgebrüll, der Sturm mein Pferd.
„Und kehrt' ich heim in Morgenrothesgluten,
„So lockte mich des Fluſſes dumpf Gebraus,
„Ich warf mich durſtig in die kalten Fluten,
„Und ſpähte nach der Nix' kryſtallnem Haus.

„Denn mit gleichgült'gem Aug' umherzublicken
„In dieſem wundervollen Weltenbau,
„Vermocht' ich nicht! Ich mußte ſinnend pflücken
„Das arme Gräschen auf der Frühlingsau'.
„Ich ahnte wol das Weben höh'rer Geiſter,
„Den Faden ſucht ich in dem Labyrinth;
„Doch wandt' ich mich nicht an den rechten Meiſter,
„Ich baut' auf Sand, ich ſä'te in den Wind.

„Vielleicht fragſt Du, ob nie ſich Lehrer fanden,
„Von denen fromm ich unterwieſen ward? —
„Sie lehrten mich, wie ſie es ſelbſt verſtanden,
„Doch Gott ward mir durch ſie nicht offenbart.
„Es war nicht ihre Schuld und nicht die meine;
„Von Innen auf muß das Verſtändniß blüh'n.
„Der Keim gedeihet nur im Sonnenſcheine —
„Und dieſe Sonne — wollte mir nicht glüh'n.

„Wol ſah ich oft das gute Landvolk kommen
„Aus ſeinen Bergen viele Meilen weit
„Nach Salzburgs ſchönem Dom, um dort im frommen
„Gebet zu feiern eine Feſteszeit.
„Ich ſah wol ein: ſie konnten, mußten beten,
„Um tauſend Dinge winzigen Gewichts,
„Um Hülfe in den täglich neuen Nöthen; —
„Doch beten ich? wozu? — ich brauchte nichts. —

„Ich ſehnte mich nach neuen, großen Kreiſen,
„Nahm an den Vorſchlag, den mein Vater bot,
„Und ging mit Adolar ein Jahr auf Reiſen,
„Und fand heimkehrend meinen Vater — todt.
„Das war ein Schlag. — Bis in den Grund vernichtet
„Für alle Ewigkeit wähnt' ich mich da;
„Und doch, wie ſchnell ward mir die Welt gelichtet,
„Als ich Thereſens ſüßes Auge ſah.

„Ich war der Herr von einem reichen Erbe,
„Mein Name gut, ich der Familie Zier,
„Man drang in mich, daß um ein Weib ich werbe;
„Die erſte Liebe führte mich zu ihr. —
„O könnte, Benedetta, ich Dir malen
„Dies zarte, holde, friſche Erdenkind,
„Geformt wie aus des Frühroths erſten Stralen,
„Und weich und ſchwankend wie die Blumen ſind.

„Sie ſchaute nicht mit Deinen tiefen Augen
„Mich an, und um ihr Sein floß nicht das Licht,
„Aus dem verklärt die Engel könnten tauchen,
„Und das aus Deiner Marmorſtirne bricht.
„Du biſt die Lilie, himmelglanzumfloſſen,
„Die heil'ge Blume, die den Engel krönt;
„Sie war das Röslein, unſrer Erd' entſproſſen,
„Und drum mit allem Erdenſchmuck verſchönt.

„So trat ſie friſch aus ihrer Kloſterzelle
„In eine Welt, die völlig fremd ihr war,
„Ich ſtand am Eintritt auf der Lebensſchwelle
„Und führte wonnberauſcht ſie zum Altar.
„Sie ahnte, wußte, dachte nichts, ſie glaubte
„Was ich ihr ſagte und der Himmel weiß,
„Daß ich ihr keine ihrer Freuden raubte,
„Nur ſie umzog mit Liebeszauberkreis.

„Sie liebte Tanz, Muſik und heitre Feſte,
„Den bunten Putz, das ſchimmernde Gewand; —
„In unſerm Hauſe drängten ſich die Gäſte,
„Ich ſchmückte ſie mit Perl' und Diamant.
„Zu ihrer Seele ich die meine machte,
„Und blind trieb ich mit ihr Abgötterei,
„Erfüllte jeden Wunſch, eh' ſie ihn dachte,
„Und ach, — der bunte Wunſch war ihr ſo neu!

„Zwei Jahre bracht' ich an Thereſens Seite
„Im höchſten Rauſch des Jugendlebens zu;
„Ein Frühling war's, der Himmelsblumen ſtreute,
„Und der mich wiegte in des Taumels Ruh'.
„Ich mocht' nichts Andres wünſchen und verlangen,
„Als leben ſo, und ewig, ewig ſo!
„Dies Bild des Glücks mußt' immer vor mir hangen,
„Und dies Bewußtſein macht' mich götterfroh.

„Ich floh den Schlaf; ich bat: o laß uns wachen,
„Verträumen nicht Gefühl der Seligkeit;
„Wenn Lieb' und Wonne einſt uns nicht mehr lachen,
„Dann, dann, Thereſe, iſt es Schlafenszeit! —
„Und wir beſtiegen dann die Berge droben
„Bei Fackelſchein, und ein geſchmücktes Zelt
„Und fröhliche Muſik empfing uns oben,
„So magiſch wie in einer Märchenwelt.

„Bisweilen fuhren wir im ſchmalen Boote
„Gleich emſ'gen Fiſchern auf dem Fluſſe hin,
„Erwartend, daß der Kuß vom Morgenrothe
„Die fernen Schneegebirge laſſ' ergluh'n.
„Mit meiner Laute und des Freundes Flöte
„Ward oft das ſtille Echo aufgeweckt;
„Thereſens Sang ertönte ſüß und blöde,
„Wie wenn ein Vöglein den Geliebten neckt.

„Und ging ſie auf die große, mächt'ge Sonne,
„So rief ich überſtolz: O bringe Licht
„Der ganzen Menſchheit, Frieden, Segen, Wonne;
„Was kommſt Du mir zuerſt? — Ich brauch' Dich nicht! —
„Die Seele war berauſcht zum Überfließen,
„Ein Freudenbecher, glüh'nden Weines voll;
„Das Glück der Erden lag zu meinen Füßen,
„Ich nahm es hin, wie mir gehör'gen Zoll. —

„In Adolar war oftmals ich gedrungen,
„Er ſolle ſich ein eigen Hüttchen bau'n,
„Um, Herz mit liebem Herzen feſt verſchlungen,
„Beglückt wie ich, in's Paradies zu ſchau'n.
„Doch kalte Antwort kam aus ſeinem Munde,
„Und Blick und Ton und Meinung that mir weh':
„Wol bin ich überflüſſig Eurem Bunde!
„Mißgönnſt Du mir, daß ich Dein Glücke ſeh'? —

„So ließ ich ihn dann geh'n auf ſeinem Wege.
„Doch ſah mit Schmerz ich, daß er finſter ward,
„Als ob ſein Buſen wilde Kämpfe hege.
„Zerfallen ſchien er mit der Gegenwart,
„Und von der Zukunft mochte er nichts hoffen; —
„Dies warf er abgebrochen, düſter hin. —
„O, hätt' ich ihn gezwungen, wahr und offen
„Mir zu geſteh'n, warum ſo trüb' ſein Sinn!

„Ich that's nicht, weil mich marterten die Fragen,
„Und d'raus ich ſchloß, es müſſ' auch ihm ſo ſein; —
„Nur ungezwungen kann ich Alles ſagen,
„Wer in mich dringt, der ſchließt das Herz mir ein. —
„Doch mit Thereſen ſprach ich von dem Armen,
„Ob ſie nichts wiſſe, ahne, unbewußt
„Ihm ſelber, ſein Geheimniß voll Erbarmen
„Entlocken könne ſeiner bangen Bruſt.

„Sie ſprach wie immer, freundlich unbefangen:
„Ich ſehe nicht gleich Dir ſo hell und klar,
„Und denk' auch nicht an ihn! Doch Dein Verlangen
„Erfüll' ich, und wir tröſten Adolar;
„Er wird ſich mir genüber offner weiſen! —
„Wolan, auf morgen! rief ich hocherfreut.
„Du weißt, ich muß zwei Tage lang verreiſen,
„Er bleibt bei Dir, — Du haſt Gelegenheit. —

„Dies war die erſte Trennung, und mein Wagen
„Erwartete zwei Stunden mich; das Wort
„Des Abſchieds war ſo fürchterlich zu ſagen!
„Zuletzt riß ich mich los und ſtürzte fort. —
„Sie blickte noch von dem Altane nieder,
„Als Frühlingsgöttin von dem Blumenthron,
„Und rief mir zu: wir ſeh'n uns fröhlich wieder! —
„Und als ich wiederkam, — war ſie entfloh'n.

„Auf meinem Schreibtiſch, halbverwiſcht von Thränen,
„Fand ich ein Blättchen, das ſie zitternd ſchrieb:
„Ich liebe Dich, doch nichts kann uns verſöhnen,
„Zwei Tage machten elend mich, — vergieb. — —
„O Benedetta, laß mich ſchweigen, ſchweigen
„Von der Verzweiflung, die mich übernahm,
„Als unter meiner Liebe Roſenzweigen
„Die gift'ge Rieſenſchlang' zum Vorſchein kam.

„Sie ſchnürte mir die Bruſt ſo wild zuſammen,
„Daß ich nicht faſſe, wie das Herz nicht brach;
„Sie ſchoß durch mein Gehirn ſo grauſe Flammen,
„Daß Finſterniß des Wahnſinns auf mir lag.
„Und war ich wieder zu mir ſelbſt gekommen,
„Wollt' ich ergründen dieſes Mißgeſchick,
„So hatt' das Herz den Trauerweg genommen,
„Und in Verzweiflung ſank ich ſtarr zurück.

„Wie nun das Leben tödten, was beginnen,
„Und womit füllen dieſe Öde aus?
„In eine Thräne wünſcht' ich zu zerrinnen,
„Um nicht zu ſeh'n die Trümmer und den Graus.
„Dann wieder ging auf Rache all mein Trachten,
„Und hielt den bittern Haß im Buſen wach;
„Die ganze Menſchheit mußte ich verachten,
„Weil er ſo bübiſch falſch und ſie ſo ſchwach.

„Das Schloß, der heitre Wohnſitz meiner Ahnen,
„Der Kindheit und der Jugend holder Port,
„Es drängte mich, durch unabläſſig Mahnen
„An die Vergangenheit, in's Weite fort.
„Nur Andres ſehen, hören, treiben, denken!
„Nur nichts von dem, was früher mir gefiel!
„Nur in den Lethe ganz und gar mich ſenken!
„Das war mein einz'ger Wunſch, mein letztes Ziel.

„So fing ich an mich wild umherzutreiben;
„Und ſtatt zu üben meiner Seele Kraft
„Im Kampf mit Schmerz, wollt' ich mich nur betäuben,
„Und trieb wie raſend eine Leidenſchaft, —
„Das unbegreifliche, dämonenhafte,
„Verlockendſüße, trügeriſche Spiel,
„Das, flüchtig erſt verſucht, bald gleich dem Safte
„Des Tollkrauts auf die durſt'gen Lippen fiel.

„Wie ſie uns anſchau'n mit den Zauberaugen,
„Die widrig grellen Karten; ſo allein
„Muß Klapperſchlangenblick das Hirn auſſaugen
„Den armen, ſinnverwirrten Vögelein.
„Ich ſpielte, um zu faſſen dieſe Netze,
„Den Mittelpunkt vom magiſchen Geſpinnſt;
„Gleichgültig warf ich hin die größten Schätze,
„Und dachte an Verluſt nie, noch Gewinnſt.

„Ich wollt' erſpäh'n des Glückes Zauberhöhle,
„So wie einſt Fauſt der Dinge letzten Grund,
„Ich wagte dran Vermögen, Leib und Seele,
„Eh' ich erkannt: ſie ſei der Hölle Schlund.
„Und als ich das erkannte, war geſponnen
„Aus meiner eignen Kraft, wie von Asbeſt,
„Das Haar, woran der Teufel mich gewonnen! —
„Ich hing in meiner Thorheit Schlingen feſt. —

„Ich war ein Bettler! — Schloß, Vermögen, Erbe
„Der Väter hin! — und dennoch ſpielt' ich fort! —
„Verſank in Niedrigkeit, in tiefe, herbe,
„Und borgt' auf meinen Namen, auf mein Wort.
„Und ſo wie einſt ich manche Nacht durchwachte
„An ihrer Seit', erwartend Morgenroth,
„So lebt' ich Tag und Nacht beim Spiel und dachte
„Nur ewig: ſchwarz! und hoffte ewig: roth!

„Bisweilen wenn in meiner dumpfen Kammer
„Das Wahngewebe vor den Blicken wich,
„So ſtürzt' ich nieder, ſchrie im höchſten Jammer:
„Mein Gott! mein Gott! wie denkſt Du nicht an mich.
„Dann war es wol, als ob aus Himmelsferne
„An's Herz mir klopfe eine ſtarke Hand;
„Doch näher winkten mir die Irrlichtſterne, —
„Die roth und ſchwarzen, — und der Stral entſchwand.

„Es war vorbei! Mir wollte Niemand borgen!
„Mir blieb nur ein geladenes Piſtol
„Und ein Dukaten! Blind mußt' ich gehorchen
„Dem Dämon, der mich trieb. Mein Kopf war hohl;
„Vor meinen Augen tanzten ſchwarze Schatten
„Und feuergelb' im ſchwindelnden Gemiſch, —
„Mein Leben fühlt' ich nur in dem Ermatten
„Der Pulſe, — ſo trat ich zum grünen Tiſch.

„Das Goldſtück flog auf Roth; — vor meinen Ohren
„Erbrauſete ein wutherfülltes Meer, —
„Ich hörte nichts, — gar nichts, — dann: Roth verloren!
„Und griff bewußtlos an mein Mordgewehr.
„Ich taumelte vom Tiſch drei Schritt zurücke, —
„Ha, welch Entſetzen! dort ſteht Adolar
„Mit ſtolzer Haltung und mit kaltem Blicke! —
„Es fällt mein Schuß; — er iſt nicht mehr, — er war! —

„Was nun erfolgte, willſt Du's weiter hören?
„Erliſcht im Buſen nicht die Liebeshuld? —
„Ich ward verdammt zehn Jahr' zu den Galeeren,
„Weil jener Umſtand milderte die Schuld. —
„Und als ich nun dies Endurtheil vernommen,
„Da ſank ich vor verſammeltem Gericht
„Auf meine Knie und rief in Dank entglommen:
„Barmherz'ger Gott, nein, Du vergaßt mich nicht! —

„Doch glaube nicht, daß mir die kurze Weile
„Geſchenkten Lebens dieſen Dank erpreßt, —
„Die Überzeugung war's, gleich einer Säule
„In meiner tiefſten Bruſt begründet feſt: —
„Nimm hin und trag' in Demuth Deine Ketten,
„Und danke ihm, der Dich zur Buße führt;
„Aus Blut und Schmach wirſt Du die Seele retten,
„So wie die Finſterniß das Licht gebiert.

„Das Daſein ſelbſt und Alles, was dem Leben
„Noch Werth und Anmuth leiht, war mir nicht mehr!
„Ich war ein Sklav, zu Sklaven hingegeben,
„War ein Verbrecher ohne Nam' und Ehr'.
„Der Mörder durfte ſagen: Meinesgleichen!
„Der Räuber, ſich entſetzend, vor mir flieh'n,
„Jedweder Böſewicht die Hand mir reichen,
„Und ich, — in Scham, in Abſcheu nicht, erglüh'n.

„Das ſah ich Alles klar mit eh'rnen Zügen
„In meine Schickſalstafeln eingeätzt.
„Konnt' ich drei Jahr in geiſt'gen Feſſeln liegen,
„So kann ich's zehn in Sträflingsketten jetzt, —
„So dacht' ich; — damals wollte nicht zerſpringen,
„Wie ein Kryſtallgefäß gefüllt mit Gift,
„Die Seele; — nun! ſie wird nach Faſſung ringen,
„Wenn jetzt die Schmach, nicht mehr die Schuld, ſie trifft. —

„In dieſem Sinn verlebte ich die Tage
„Zehn herbe Jahr' hindurch; nie murrte ich,
„Und in Gebete wandelt' ich die Klage,
„Auf daß mich nur Verzagen nie beſchlich.
„Jetzt lernt' ich an der Hand des Schöpfers gehen, —
„Ein Kind, das von der Krankheit erſt genas; —
„Das Buch der Bücher lernte ich verſtehen,
„Seitdem ich es im eignen Schickſal las! —

„Ich ſaß an Babels Strömen und vereinte
„Mit dem gefangnen Volk den Klaggeſang,
„Und dacht' ich fernen Zions, — o ſo weinte
„Ich hoffnungsglühend und doch ſchwermuthsbang.
„Ich kehrte mich mit dem verlornen Sohne
„Vom Sünderwege ab auf richt'ge Bahn
„In tiefer Reu' und Demuth, aber ohne
„Entſetzen, — und der Vater nahm mich an.

„Mit dem Apoſtel breitet' ich die Arme,
„Nicht nach Vergangnem, nach der Zukunft hin.
„Mit David fühlt' ich, wie im Leid und Harme
„Sich läutre und erkräftige der Sinn.
„Die angedrohte Pein, das Fegefeuer,
„Erlitt ich ſchon in jeglicher Geſtalt,
„Wie ſie kein Wort beſchreibt! — Doch frei und freier
„Ward ich durch ſeine rein'gende Gewalt.

„Und wie der Menſch vielleicht nach dieſem Leben
„Auf beſſerm Stern ein Daſein friſch beginnt,
„So ſollten mir den Tod die Ketten geben,
„Damit ich, einſt in Freiheit, wie ein Kind
„Aufjubeln möge, neu- und frohgeboren, —
„Daß Gott mir einen, einen Blick geſchenkt! —
„Denn todt iſt Keiner, elend, noch verloren,
„An den, — ſei's mild, ſei's zürnend, — Gott gedenkt. —

„So kam der Tag, der mir die Freiheit brachte
„Und unverhofftes Glück! — Ein alter Ohm,
„Ein Geiſtlicher, der nimmer mein gedachte,
„Verſtarb jetzt kinderlos und reich in Rom.
„Nun konnt' ich erſt die großen Schulden zahlen,
„Die mir geblieben; dann mit dem, was mein,
„Hinüber geh'n nach Perus Sonnenthalen;
„Denn ach, Europa iſt für mich zu klein. — — —"

Er ſchwieg und ſchaute wehmuthsvoll und trübe
Empor zu Benedetta's Angeſicht,
Die wie ein Engel in dem Stral der Liebe
Erglühte, quillend aus dem ew'gen Licht.
„Kannſt Du mich lieben noch? —" beginnt er bange
Und zagend. — „„Noch? — O, jetzt erſt recht! —
„„Jetzt weiß ich, was ich fühlt' und ahnte lange:
„„Du biſt aus einem göttlichen Geſchlecht!

„„Mein erſtes Wort, als in San Marcos Halle
„„Ich beten Dich geſehen, wird nun wahr;
„„Du biſt ein Engel! — Trotz dem Sündenfalle
„„Iſt Deine Seele licht und rein und klar;
„„Denn Lüg' und Hochmuth blieb Dir ewig ferne,
„„Du warſt nur kindiſch ſtolz und menſchlich ſchwach; —
„„Wer ſchlägt da an die eigne Bruſt nicht gerne,
„„Und ruft der Schwäche die Vergebung nach! —““

„So ſpricht die Liebe! Wird Dein Vater wagen
„Sein einz'ges holdes Kind der blut'gen Hand
„Anzuvertrau'n .... —“ „„Ich werd' ihm Alles ſagen; —
„„Mein Herz und Deines; — und wenn Hoffnung ſchwand,
„„So bleibt die Liebe übrig! — Sie genüget,
„„Um ruhig durch das Leben hinzugeh'n;
„„Denn, wenn ſie auch im ird'ſchen Kampf erlieget, —
„„Sie weiß, wo ihre Siegespalmen weh'n. —““

V.

„„Ich muß Lenardo heute Nacht noch ſprechen, —
Denkt Benedetta, als ſie heimgekehrt, —
Sein Herz wird nicht von der Erklärung brechen,
Und mich bedrückt's, wenn ſeine Täuſchung währt. —""
Sie läßt ihn augenblicklich herbeſcheiden,
Und ſinnt und denkt, wie ſie's am Beſten ſagt;
Was ſie berühren wolle, was vermeiden,
Ob ſie die Bitte, ob den Sturm ſie wagt.

Sie möchte ihn um keinen Preis verletzen,
Und iſt entſchieden doch ihm weh' zu thun!
O, dürfte ſie mit ihres Vaters Schätzen
Sich Freiheit kaufen! — Ha, er kommt! was nun! —
Sie ſtreicht von ihrer Stirn die dunklen Locken
Beklommen, athemlos und haſtig ſcheu;
Sie ringt nach Worten, ruft dann ohn' zu ſtocken:
„„Verzeih', Lenardo, mir, und gieb mich frei.

„„Ich lieb' Dich nicht, kann nimmer Dir gehorchen,
„„Kann nimmermehr Dir treue Gattin ſein.
„„Die Liebe läßt nicht heucheln ſich, noch borgen,
„„Ich ging nur in des Vaters Wünſche ein. —""
„Und wünſcht er nicht mehr, daß wir uns verbinden?
„Verwandelt wär' er in ſo kurzer Friſt? —"
„„O nein! Ich mußte nur dasjen'ge finden,
„„Was mächt'ger als des Vaters Wünſche iſt. —""

„Wen liebſt Du, ſchöne, falſche Ungetreue? —"
„„Ich bin nicht falſch, ich bin mir ſelbſt getreu,
„„Ich ſchütz' uns Beide vor zu ſpäter Reue;
„„Drum danke mir, — und kannſt Du's nicht, — verzeih'. —""
„Wen liebſt Du, Benedetta? —" „„Laß die Fragen,
„„Was kümmert's Dich! — Gieb mir zurück den Ring,
„„Den Du ſeit der Verlobung haſt getragen.... —""
„Ich geb' ihn nicht auf Deinen bloßen Wink!

„Iſt denn Dein Vater mit Dir einverſtanden,
„Und billigt er Dein wunderliches Thun?
„Nur wenn er's thut, ſo löſ' ich unſre Banden.... —"
„„Wohl mir! ſo darf ich dann in Frieden ruh'n!
„„Denn nimmermehr kann mich mein Vater zwingen,
„„Ein Ja zu ſprechen, wenn mein Herz ſagt: Nein.
„„In Dich, Lenardo, will ich nicht mehr dringen.
„„Doch in ſein Herz, und das wird gnädig ſein. —""

Lenardo geht zum Alten, fragt mit Zürnen,
Ob er der Meinung ſeiner Tochter ſei? —
„O, welche Plage hat man mit den Dirnen,“
Ruft der; „doch ſei getroſt, es bleibt dabei.
„Sie wird wol in den nächſten Tagen kommen,
„Und weinen, fleh'n, von ihrer Herzensnoth
„Erzählen; aber nichts macht mich beklommen, —
„Das Kind gehorcht, wenn Vaterfluch ihm droht. —“

Auf Benedetta laſteten die Stunden,
Die zwiſchen jetzt und letztem Schickſalſpruch.
Worin ſie ehedem Zerſtreuung funden
Und Luſt und Freude, — nichts that ihr genug.
Das Marmorzimmer ſchien ihr heiß und enge,
Die hochgewölbte Decke drückte ſie.
In's Freie fort! doch nicht in's Volksgedränge! —
In die geliebte Bildergalerie.

Doch Titian's lichtgeborne Zauberfarben,
Und Veroneſe's Pracht, und Gian Bellin
In ſüßer Grazie, — alle, alle ſtarben
Vor ihrem kalten Blick entzaubert hin. —
Wolan, zur Gondel denn! An den Paläſten,
Den ſchönen Kirchen, leicht dahin geſchwebt! —
Wie oft gehörte das zu ihren Feſten, —
Doch heut' iſt Stein und Farbe unbelebt. —

Das Meer! das Meer! das wird ſie kühl umwehen,
Das lenkt auf die Unendlichkeit den Blick; —
Wenn nicht, ſo werden Stunden doch vergehen,
Bis ihre Gondel kehrt zur Stadt zurück. — —
Ach, Wahrheit iſt's! wenn unſer Weſen glühet,
Wie Roſ' im Lenze und im Freudenſchein
Der eignen Schönheit: — Zauberleben ſprühet
Aus Erd' und Himmel, Farb' und Buch und Stein;

Doch iſt die Glut in Aſche nun verſunken,
Und ſehnt nach fremdem Hauche ſich das Herz,
Um anzufachen den verglimmten Funken: —
Dann iſt das All, wie unſre Bruſt, von Erz. — —
Wir ſind ſo reich, daß wir die Seel' verſchwenden
An alles Sein, aus innerm Überfluß;
Zurück empfangen wir das, was wir ſpenden,
Und nennen's Freud', Erhebung, Troſt, Genuß. — —

Am Lido trägt die Welle ſie vorüber;
In ſeiner Nähe Palm' und Lilie weh'n; —
Doch Ungewißheit martert gleich dem Fieber, —
Sie mag vor der Entſcheidung ihn nicht ſeh'n. —
Zurück zum Dom! — Wo ſie zuerſt ihn ſchaute,
Will jetzt ſie beten. War's denn immer ſo,
Daß ihr vor all den ernſten Bildern graute,
Als ob ihr Vater finſtern Blickes droh'? —

Die altteſtamentariſchen Geſtalten,
Gemalt auf zeitgebräunten, goldnen Grund,
Erheben ſich wie richtende Gewalten,
Verſagen kalt mit ewig ſtrengem Mund.
„„Barmherzigkeit, o Gott! —““ ſo ächzt ſie leiſe, —
Dies wahrſte, ſchlichtſte, paſſendſte Gebet,
Zu jeder Stunde und in jedem Kreiſe,
Ob wol, ob übel es dem Menſchen geht. —

Barmherzigkeit! Er möge nehmen, laſſen,
Verſagen, geben, — ſtets: Barmherzigkeit! —
Mit dieſem einz'gen kleinen Wort umfaſſen
Wir jedes Menſchenſchickſal, einſt wie heut'! — —
Und kaum hat die beſtimmte Stund' geſchlagen,
Als ihren Gruß ſie ſchon dem Vater bot:
„„Ich bringe Antwort Deinen frühern Fragen;
„„In Deiner Hand liegt Leben und liegt Tod. —““

Und ſie beginnet Deodat's Geſchichte,
So treu wie er ſie ſelber ihr erzählt,
Erlaubt ſich keine Lücke im Berichte,
Und weder Schuld, noch Schmerz, noch Strafe fehlt. —
„Und dieſer Mann iſt wirklich ſo verwegen,
„So übermenſchlich raſend, trunken, toll,
„Zu glauben, daß ich ihn mit meinem Segen
„Erfreu'n, mein Kind ihm anvertrauen ſoll? —“

So fragt der Vater zürnend, ſieht mit großen,
Erſtaunten Augen ſeine Tochter an, —
Als glühend ſie nun den Bericht geſchloſſen, —
Und forſchet, ob ſie red' im Fieberwahn. —
„Er ſtellet mir nicht einen einz'gen Bürgen,
„Wodurch die Zukunft Dir geſichert iſt,
„Er kann verlaſſen, martern Dich, erwürgen, —
„Ein ſolcher Böswicht iſt voll arger Liſt. —"

„„Mein Vater, Etwas muß man immer wagen,
„„Wenn man auch Etwas will gewinnen nur,
„„Und an den Bau des Glückes legt mit Zagen
„„Die ſchwache Hand jedwede Creatur.
„„Allein, wer Alles will, wie ich, gewinnen,
„„Der ſetze auch ſein Alles in das Spiel!
„„Da nützt kein Zaudern, Wägen, noch Beſinnen; —
„„Fort fliegt der Pfeil! nur Gott lenkt ihn zum Ziel. —

„„Der arme Fiſcher wirft ja ſeine Netze
„„In's Meer! Doch kann der Elemente Wuth
„„Gar leicht ihm rauben dieſe einz'gen Schätze!
„„Und dennoch thut er's. Iſt der Fiſchzug gut,
„„So läßt ſich d'rauf ein ſtilles Hüttchen bauen.
„„Ein Feld, ein Garten, ach, ein eigner Herd ....
„„Mein Vater, muß der Menſch nicht ſtets vertrauen?—""
„Er thut es, Kind, ſolang die Jugend währt. —"

„„Nein, immerdar! Du ſelbſt, o Vater, ſchenkeſt
„„Lenardo'n Dein Vertrauen — und wofür? —
„„Weil ſeines Vaters freundlich Du gedenkeſt,
„„Weil er vor Deinen Augen lebet hier. —
„„Wo war Gelegenheit, um ihn zu prüfen? —
„„Und was hat in Verſuchung ihn geführt? —
„„Du kenneſt nicht die unerforſchten Tiefen
„„In ſeiner Bruſt, haſt nimmer ſie durchſpürt.

„„Er ſelber kennt ſie nicht, kann ſie nicht kennen;
„„Sein Leben war bis jetzt ohn' Sorg' und Müh',
„„Er brauchte Pflicht und Sehnſucht nicht zu trennen,
„„Zu opfern, kämpfen, zu erringen nie.
„„Er gleicht dem Schiff vor Anker in dem Hafen:
„„Der heitre Wimpel tanzt am ſchlanken Maſt,
„„Es wiegt ſich auf den Wellen, denn es ſchlafen
„„Die Stürm', es ahnet nicht der Segel Laſt.

„„Nur auf dem Meere draußen wohnen Stürme;
„„Zum Segel ſpannt die Leidenſchaft ſich auf;
„„Das Schiff beginnet nun durch Wellenthürme,
„„Durch Schlünd' und Höhen einen bangen Lauf.
„„Doch wie es dann zum Hafen wiederkehret,
„„Und ob man ihm vertraut auf fernerm Pfad,
„„Das hat Lenardo uns noch nicht gelehret;
„„Allein wir wiſſen es von Deodat. —""

„Nun, ſchlechter eine Prüfung überwinden,
„Als der Geprieſene es hat gethan,
„Das wird man ſchwer bei einem Manne finden! —“
„„Iſt es ſeit heut’ erſt, daß man fallen kann? —
„„Doch von dem tiefen Sturze auferſtehen,
„„Und nie an Gott verzweifeln, nie an ſich,
„„Und aufwärts ſchauend immer vorwärts gehen, —
„„Das iſt ein Sieg, vor dem manch Starker wich. —““

„Und wollt’ ich Dir den tollen Schritt erlauben,
„So kränkt’s Dich, wenn man Dich für thöricht hält,
„Wenn Niemand theilet Deinen frommen Glauben .... —“
„„Für mich will ich das Glück, nicht für die Welt. —““
„Leg’ ab den Trotz, er kann doch nimmer taugen
„Für ſolch’ ein Küchlein guckend aus dem Neſt. —“
„„Er ziemt mir nicht, und ich kann ihn nicht brauchen;
„„Ich bin entſchieden, darum bin ich feſt. —““

„Auch ich bin feſt, und deshalb bleibt’s beim Alten! —“
„„Mein Vater, dieſer Traum iſt längſt vorbei;
„„Die Sonne könnt’ ſich Mitternachts entfalten,
„„Eh’ einem andern Mann ich ſchwöre Treu’. —““
„O Benedetta, mache mir die Freude. —“
„„Erbarmen! bitte nichts! mein Herz zerbricht. —““
„So treffe denn mein Fluch Euch alle Beide .... —““
„„Halt ein, o Vater! das verdien’ ich nicht.

„„Ich wähle frei, und das iſt keine Sünde,
„„Da Gott den Willen uns gegeben hat;
„„Ich leide nicht, daß fremde Hand mich binde,
„„Weil ich nicht haften kann für fremde That.
„„Wir wollen Beide ja Daſſelbe gründen:
„„Mein Gück haſt Du für eignes Glück gezählt;
„„So laß es mich auf eigne Weiſe finden!
„„Es iſt ſo ſelten, daß der Menſch ſelbſt wählt.

„„Der Eine hat nicht Muth, nicht Kraft der Andre,
„„Der Dritte möchte jede Mühe flieh'n;
„„Ich hab' den Muth, daß einſam fort ich wandre,
„„Und Gott giebt Kraft, Du — Segen! — laß mich zieh'n. —""
„Nein, Thörin, nimmer geb' ich meinen Segen. —"
„„Wohlan, ſo iſt mein Schickſal ausgewählt. —""
„Wie ſuchſt Du nun Dein Glück? — auf welche Wegen? —"
„„Ich ſuche nichts, ich bleibe unvermählt. —""

„In heitrer Jugend willſt Du einſam leben? —"
„„Ich bin nicht *einſam*, denn dem Herzen nah'
„„Wird mich dies hohe Wunderbild umſchweben;
„„Ich bin nicht *heiter*, denn Er iſt nicht da. —"
„Der Kummer ſoll den frühen Tod Dir bringen? —"
„„Solang Er lebt hat mir das Leben Werth,
„„Und mit der Trauer will ich kräftig ringen,
„„Damit ihr Ausdruck nicht Dein Lächeln ſtört.

„„Und kann ich nicht ſogleich die Kraft vereinen,
„„So gönnſt Du mir Sorrentos lichte Flur,
„„Und ſtille Zeiten, um mich auszuweinen,
„„In einer ſchönern, tröſtenden Natur.
„„Dort, wo der Mutter kleine Wieg' geſtanden,
„„Harr' ich in Hoffnung, Thränen und Geduld ....—““
„Auf meinen Tod, zerbrechend Deine Banden? —“
„„Auf Deine Liebe und auf Gottes Huld. —““

Er will ihr forſchend in das Auge ſehen;
Doch, ſo wie Eis zerrinnet und der Schnee
Zerſchmilzt, ſobald die lauen Weſte wehen,
So ſchmilzt ſein Herz vor dieſem tiefen Weh.
Er winkt ihr zu, — ſie liegt zu ſeinen Füßen; —
Die Thür geht auf, — Lenardo iſt es ſchon! —
Der Vater ruft ihm zu, und Thränen fließen
Auf Benedetta's Haupt: „Nicht mehr mein Sohn! —“

VI.

Die Kirch' auf Lido ſtralt mit ſeltnem Schimmer
Durch eine heiße, dunkle Sommernacht,
Für die kein Stern mit tröſtendem Geflimmer,
Kein Mond, dies milde Himmelsauge, wacht.
Und mit der Orgel rieſenhaften Klängen,
Die hoch aufſchwellen, wie ein tönend Meer,
Vereinen Stimmen ſich zu Lobgeſängen,
Und ſingen Lieb' und Hoffnung — Preis und Ehr'.

Und vor dem Altar, — wo ſie einſt geglühet
In Angſt und Mitleid ob dem rauhen Pfad,
Den der Geliebte früh' gewandelt, — knieet
Jetzt Benedetta neben Deodat.
Ein Feſt, dem Pomp und Jubel Farben leihen,
Iſt dieſes nicht; — hier iſt kein Gaſt, kein Freund!
Der Vater nur, und Diener nur, — in Reihen
Dahingeſtellt — und manches Auge weint.

Und ernſt, ſo wie das Leben, iſt die Feier.
Jedoch ein ſtralend überird'ſcher Glanz
Umgiebt die ſchöne Braut, — ein goldner Schleier,
Gehalten von dem hoffnungsgrünen Kranz, —
Gewoben aus dem Himmelsfreudenſcheine,
Der Deodat's begeiſtert Aug' verklärt, —
Gefloſſen aus dem Seelenglutvereine, —
Und der ſo lange wie die Liebe währt. —

Für alle Zeit geknüpft ſind heil'ge Bande;
Die Orgel ſchweigt, ſie gehen vom Altar;
Es harrt ein kleines Schiff, an Lido's Strande,
Der Vater ſegnet ſcheidend nun das Paar.
Es zieht dahin! — Die weißen Segel ründen
Sich, als der Nachtwind fort das Schifflein treibt;
Die Liebenden vor jedem Blick entſchwinden
Im Lebensmeere, — doch die Liebe bleibt.

Lieder und Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin, Poſen und Bromberg,
Druck und Verlag von Ernſt Siegfried Mittler.
1837.

P. o. germ. 543 c/3

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Liebeslieder:

I. 3
II. 5
III. 6
IV. 7
V. 8
VI. 9
VII. 11
VIII. 12

Frühlingslieder:

I. 13
II. 14

Sommerlieder:

I. 15
II. 17
III. 18
IV. In Luzern 19
V. 20
VI. 21
VII. Abendlied 23
VIII. Nachtlied 25
IX. Bei St. Saphorin 27
X. Bei einem Lorbeerblatt in Montreux 28

Seite

Herbſtlieder:

I. 29
II. 31
III. Wineta 33
IV. 35
V. 36
Winterlied (Mondnacht) 37
Händel 42
Mozart 44
Beethoven 46
Heloïſe. Ein Fragment 48
Isleif und Sigrid 59
Manfred. Erſter Geſang 89
Zweiter Geſang 112
Corona. Eine Erzählung 139

Lieder

und

kleinere Dichtungen.

Liebeslieder.

I.

Haſt Du wol drüber nachgedacht,
Daß Du mein eignes Mein
Im Flug, wie Traum der Sommernacht,
Wardſt dort am grünen Rhein?

Es iſt gewiß im Spiel Magie
Von wunderbarer Art;
Es ahnen nur gar Wen'ge ſie, —
Dir ſei ſie offenbart.

Viel tauſend Schiffer fahren wol
Hinab, hinauf den Rhein;
Der rauſcht bald ſanft, bald wild und hohl
Im Sonn- und Mondenſchein.

Doch ihnen iſt es Waſſer nur,
Nur Welle, was ſo ſpricht,
Was hier ſich an der grünen Flur,
Dort an der Klippe bricht.

Sie hören nicht den Nixenſang,
Noch Lied der Lorelei,
Ihr Kahn geht ſeinen ſtillen Gang
Dahin, daher, vorbei.

Doch manchmal hört ein Schiffersmann
Der Lorlei lieblich Lied, —
Nicht widerſtehen kann er dann
Bis es hinab ihn zieht.

Für ſie läßt er der Erde Luſt,
Für ſie die Pracht der Welt, —
Er ſinket ſtill an ihre Bruſt
In dem kriſtallnen Zelt. —

So gingen Alle auch vorbei
An mir ganz ungeſtört,
Nur Du haſt's Lied der Lorelei
In meiner Bruſt gehört.

II.

Zu den tauſend Melodien,
Die — weiß nicht woher und wie —
Bunt durch meine Seele ziehen,
Setzeſt Du die Harmonie.

Für des Feuers Flammenfunken,
Das, der Bruſt entſteigend, war
In das All verſtreut, verſunken,
Baueſt Du mir den Altar.

Für die glüh'nden Farbentöne,
Womit ich das Erdenrund
Malte ohne Kraft und Schöne,
Beutſt Du goldnen Hintergrund.

Meine flatternden Gedanken,
Fantaſien, Traum und Wahn,
Kraus wie wilde Rebenranken,
Führſt Du auf die lichte Bahn.

Wol verdank ich Gott mein Leben,
Doch allein beglückt es nicht!
Du haſt Seele mir gegeben,
Meinen Augen holdes Licht.

Drum mit Seele, Lied und Schmerzen
Muß ich ewig Dich umfahn,
Und Dich ſtralt aus meinem Herzen
Deine eigne Schöpfung an.

III.

O, nur einmal noch verſinken
In des Auges Zaubernacht,
Wo zugleich die Sterne blinken
Und der lichte Morgen lacht.

O, nur einmal ſchweigend hören
Auf die Stimme tief und ſüß! —
Engel könnte ſie bethören,
Locken aus dem Paradies. —

O, nur einmal noch erglühen
An des Lächelns Frühlingsluft,
Das in meiner Bruſt zum Blühen
Jegliche Empfindung ruft.

O, nur einmal träum'riſch liegen
An dem Buſen weich und feſt;
Auf des Herzens Schlag mich wiegen,
Wie ein Vogel in dem Neſt.

O, nur einmal noch vergehen
An des Kuſſes Flammenflut,
Wenn die Seel' in Himmelshöhen,
In des Lebens Tiefen ruht. —

Nein, o nein! Einmal genüget
Dieſer glüh'nden Seele nicht,
Und die falſche Lippe lüget,
Wenn ſie: „ewig ſo!" nicht ſpricht.

IV.

Seh' ich in Dein tiefes, treues,
Wundervolles Augenpaar,
So erblick' ich nimmer Neues,
Nur mein Bild ſtellt ſich mir dar.

Und ich denke froh begnüget:
„Hat Natur mit buntem Scherz
Blum' und Mückchen oft gefüget
In des Bernſteins goldnes Herz;

Nun, ſo mag mein Bild denn wohnen
In des Augs kriſtallnem Haus!
Soll ja in der Bruſt auch thronen,
Füllen Sinn und Seele aus!“ —

Wehe mir! Kaum weggekehret
Haſt Du Deinen ſüßen Blick,
So bin ich nicht drin verkläret,
Ander Bild ſtralt nun zurück!

Holder, reicher, friſcher, neuer,
Wie die Welt es bietet dar; —
Sprich: iſt mir Dein Herz nicht treuer,
Als Dein falſches Augenpaar? —

V.

Wenn die Menſchen ſtaunend fragen:
„Iſt die Lieb' denn ganz verblühe,
Welche einſt in frühern Tagen
Alle Buſen hat durchglüht? —“

Wenn ſie müde ſich geſonnen,
Was verflüchtigt hat den Stral,
Der, aus Himmelslicht geſponnen,
Nicht mehr glänzt im Erdenthal; —

Fürchtete ich nicht ihr Drohen
Meinem Uebermuth, ich rief':
„„Seht, er iſt zu mir geflohen,
Barg in meiner Bruſt ſich tief;

Denn die Liebe leidet Götzen
Nimmer neben ſich, und Ihr
Webet an gar manchen Netzen,
Haſcht nach Schein und Glanz und Zier. —“

Daß mein Herze darf umſchließen,
Was die Erd' an Liebe hä't,
Selig iſt's! denn Dir zu Füßen
Leg' ich ſo die Lieb' der Welt.

VI.

Ich war nicht zu Hauſe im Himmel
Und war es auf Erden auch nicht,
Ich ging durch das bunte Gewimmel
Als Blinder, dem Führung gebricht.

Was ſollt' ich bewundern und lieben?
Was konnt' mich beglücken allhier?
Die Erde lag traurig im Trüben,
Der Himmel zu ferne von mir.

Da kamſt Du mit tiefſinn'gem Blicke,
Erkannteſt mich froh und gerührt,
Und bauteſt die goldene Brücke,
Die einzig zum Himmel nur führt.

Und als ſie ob irdiſchen Wogen
Hoch ſchwebte im ſtralenden Schein,
Da bin ich hinüber gezogen
Als Kön'gin ins Herz Dir hinein.

Und ich, die ſo arm und verloren
Noch eben umher war geflohn,
Stolz nahm ich, wie dafür geboren,
Beſitz von dem lieblichen Thron.

Nun ſah ich die Welt mir zu Füßen,
Mit holden Gebilden geſchmückt;
Nun that ſich der Himmel erſchließen,
Ich war zu den Sel'gen entrückt.

10

Die Liebe gab Heimat und Friede
Mir, hat mich mit Kronen umlaubt, —
Doch, wirſt Du der Königin müde,
Sind Himmel und Erd' mir geraubt.

VII.

Bin ich nicht zu Deinen Füßen
Hingeſunken, demuthvoll,
Bei dem erſten holden Grüßen,
Das aus Deinem Auge quoll?

Hat mich nicht mit ſüßem Klingen
So durchbebt Dein erſtes Wort,
Daß jetzt tauſend Lieder ſingen
Seine Melodien fort?

Haſt Du mir Dein tiefſtes Leben,
Deines Weſens Glanz und Schmuck,
Nicht zu eigen hingegeben
Mit dem erſten Händedruck?

Auf dem Meeresgrund ganz ſtille
Liegt die Muſchel unſcheinbar,
Doch ſie birgt in dunkler Hülle
Eine Perle rein und klar.

Warum die ihr Sterngefunkel
Dieſer Muſchel anvertraut,
Ruhet tief in jenem Dunkel,
Das nur Gottes Aug' durchſchaut.

VIII.

„Dein Bild allein" flog durch Tage und Nächte
Wie der Polarſtern dem Schiffer voran,
Legte als Schutz und als Schild ſeine Rechte
Auf meine Stirn, und die Wolke zerrann.

„Dein Bild allein" — wenn die Seele umdunkelt
Trüb in den Thalen des Todes hinſchlich —
Hat mich im Glanze der Lieb' angefunkelt,
Vor deren Stralen die Finſterniß wich.

„Dein Bild allein" wohnt in ſeliger Höhe,
Wohin der Jammer der Erde nicht ſchleicht,
Fernab den Menſchen, in göttlicher Nähe,
Die ein begeiſtertes Aug' nur erreicht.

„Dein Bild allein" lieh dem Geiſte die Flügel,
Daß er zu Dir in die Heimat ſich ſchwang,
Abwärts ſich kehrend vom trüben Geklügel,
Tief in unſterbliche Ahnung verſank.

„Dein Bild allein" — es bewohnet die Zelle
Einſamen Buſens mit ſtiller Gewalt,
Wie in der dunkeln und öden Kapelle
Lächelnd und ſegnend die Heil'gengeſtalt.

„Dein Bild allein" prägt in tiefſinn'gen Zügen
Grüße und Mahnung des Himmels mir ein;
Drum werd' ich einſtens zum Himmel auffliegen
Bringend ihm wieder nur „Dein Bild allein."

Frühlingslieder.

I.

O Lenz, Du wohnſt im Herzen mir
So wie rings auf der Welt.
Die Flur, der Garten prangt in Zier,
Geſchmückt das grüne Feld.

Mein Herz ſtralt auch von Hofnungsgrün,
Von Liebesroſenglut,
Und tauſend Freudenbäume blühn,
Worunter Zukunft ruht.

Wie draußen in dem Sonnenſchein
Der Bienenſchwarm ſich regt,
Sich tauchet in die Blumen ein
Und Honig heimwärts trägt: —

So ſchwirren durch die Seele mein
Viel tauſend Melodien,
Um ſüß berauſcht vom Freudenwein
Als Lieder zu erblühn.

II.

Wie wandle ich ſo leicht dahin
An Deiner Hand, an Deiner Seite;
Zehn Meilen geh' ich und ich bin
Nicht müde, wenn ich mit Dir ſchreite.

Die Seele ſchwebt dereinſt wol ſo
Befreit in einer lichtern Sphäre; —
O, ich bin jetzt ſo frei und froh,
Als ob ich ſchon im Himmel wäre.

Sommerlieder.

I.

O Sommerſonnenwende,
Du golden heitrer Tag,
Du küſſeſt mich ſchon wieder
Mit Deinem Strale wach!

Einſt brachteſt Du die Gabe
Des heil'gen Lebens mir;
Aus Licht und Glanz gewoben
Erglänzt es für und für.

Drauf legteſt Du die Blüte
Des Lebens vor mich hin —
Ein Blitzſtral zog die Liebe
Durch Seele mir und Sinn.

Seitdem ſteht mir die Sonne
Allewig im Zenith,
Ob Winter komme, gehe,
Ob Nacht die Erd' umzieht.

Seitdem iſt mir vor Schmerzen
Und vor dem Tod nicht bang;
Es droht ja meinem Glücke
Kein Sonnenuntergang.

Doch doppelt jubelnd heute
Bring' Dank und Gruß ich Dir,
O Sommerſonnenwende,
Denn Er grüßt Dich mit mir.

II.

Der blaue Himmel über mir
Und Du an meinem Herzen,
Die Erd' in Sommers bunter Zier,
Hell, wie von Altarkerzen;

Die Sonne ſtralend Glück und Luſt,
Dein Aug' mir mehr als Sonne; —
Wie faßt nur meine enge Bruſt
Den vollen Strom der Wonne?

Kein Wort erklärt, kein Sinn begreift,
Was ihn ſo mächtig ſchwelle;
Das Lied, ein ſcheuer Vogel, ſtreift
Nur leis an ſeine Welle.

Bis in die Tiefe ſinkt es nicht,
Den Jubel kann's nicht ſingen,
Worin das Leben ſelbſt zerbricht
Um neu ſich aufzuſchwingen.

Dürft' ich in Sommers Herrlichkeit
Wie eine Roſ' verwehen,
Aus Deinem Arm, nach kurzer Zeit,
Ganz ſtill zu Grabe gehen.

III.

„Mein Herz iſt mir zu mächtig,
Die Bruſt iſt ihm zu klein, —
Hinauf zum Himmel möcht' ich,
Raum wird dort oben ſein.“

So flog oft der Gedanke
Im heißen Sehnſuchtsdrang,
Wenn an der ird'ſchen Schranke
Mein Herz ſich blutig rang.

Und jetzo ſtralt die Fülle
Des Glücks ſo reich mich an,
Daß ich die Flut nicht ſtille,
Und nicht beherrſchen kann.

Im ſeligen Gedränge
Will jede Kraft ſich freun, —
Jetzt iſt das Herz zu enge
Und für mein Glück zu klein.

IV.

In Luzern.

Hätt' ich eines Malers Auge,
Seine kunſtgeübte Hand,
Mit der Farben ſchönſtem Hauche
Schmückte ich die Leinewand.

Hätte ich des Dichters Gabe,
Der Natur im Lied verſchönt,
Daß es fremde Seelen labe, —
Holder See, Du würd'ſt gekrönt!

Doch ich kann nicht dichten, malen,
Wie manch Anderer es kann;
Denn das Glück, die Schönheit ſtralen
Mich vereint zu mächtig an.

Ja, mein Herz iſt überſtrömet
Von dem tiefen Flammenkuß
Dieſer Götter, — doch er lähmet
Meinen bangen Genius.

Hymnen tönen ohne Ende
Hier von Berg und Thal zurück;
Schweigend falt' ich meine Hände
Und verſinke in mein Glück.

Und die reiche Wunderfülle,
Schneegebirg und See und Land,
Trägt mein Herz ſo licht, ſo ſtille,
Wie das Gold den Diamant.

V.

Ruhig, Herz! Mit Deinem wilden Schlage
Sprengſt Du Schranken nicht von Zeit und Raum.
Ew'ges willſt Du? — Ach, Dein ſind nur Tage!
Dauerndes? — Iſt denn nicht alles Schaum!

Was verſchwendeſt Du des Daſeins Fülle
In dem ungemeſſnen Sehnſuchtsdrang?
Am Beſitz begnüge Dich doch ſtille,
Das Unendliche begehr' nicht bang.

Sieh' den Sonnenſtral! Auf grünen Matten,
Auf ſmaragdnem, ſammetweichem Pfühl,
Ruht er ſchweigend unter Baumes Schatten,
Wie die Liebe am erſehnten Ziel.

Sieh' den Mond, wie er auf Wolken lieget,
Träumend ruht, — iſt auch bewegt die Bahn;
An des Seraphs Silberſchwingen ſchmieget
Alſo ſich die fromme Andacht an.

Sieh', Vulkane werden endlich müde,
Ruhen nach Vernichtungs Durſt und Graus;
Heißem Krieg folgt endlich doch der Friede, —
Ruhe drum von Deinem Pochen aus.

Suche Dir doch einen Friedenshafen,
Lieblich iſt die Welt und bunt und weit. —
„Wenn die Wellen und die Stürme ſchlafen,
Dann, nur dann kommt meine Ruhezeit.“

VI.

Müſſen ewig Nächte kommen
Nach des Tages heil'gem Licht,
Das zu Roſenglut entglommen
Lügneriſch von Dauer ſpricht?

Müſſen ewig rauhe Lüfte
Meines Edens Flur umziehn,
Daß der ſchönſten Blüten Düfte
Raſch wie Ambrahauch verglühn?

Müſſen ewig meine Schwingen
Weiter, himmelweiter wehn,
Als zu dem, was ich erringen
Kann und was die Augen ſehn?

Müſſen ewig Schranken mahnen
An's gebrechlich dumpfe Haus,
Drin die Seel' auf ihren Bahnen
Duldet allen ird'ſchen Graus?

Ende überall und Grenze!
Matte Freude, dürft'ge Glut,
Welke oder blaſſe Kränze,
Ach, — und Sehnſucht die nicht ruht!

Sehnſucht, die durch alle Spähren
Im Kometengange ſchweift,
Die, um jeden Kelch zu leeren
Gift- und Nektarſchal' ergreift!

Sehnſucht, die wie Meereswogen,
Wenn empor ſie zieht der Mond,
Sich am Glanze feſtgeſogen,
Der in andern Himmeln wohnt!

Sehnſucht, die um ferne Sonnen
Sich mit Liebesarmen ſchlingt,
Und aus eignem Flammenbronnen
Dennoch heißre Gluten bringt! —

Ach, es ſtrebt mein tiefſtes Weſen
Von der Feſſel, die mich hält,
Frei und leicht ſich abzulöſen,
Wie die Frucht vom Baume fällt.

Will ich Andres denn als enden
Dieſes engbeſchränkte Spiel,
Um in allen Elementen
Frei zu ſein ohn' Maaß und Ziel!

VII.

Abendlied.

Biſt Du wirklich mir entſchwunden
Für die ewig lange Nacht?
Muß denn ſein der ſchönen Stunden
Flug mit Träumen hingebracht?

Ich, ich mag und will nicht ſchlafen,
Suchen nicht die dumpfe Ruh';
Schwebe ſie den müden Sklaven,
Trauernden und Kranken zu.

Denn Du biſt zwar fortgegangen
Und ich ſeh' Dein Auge nicht,
Aber alle Himmel prangen
Ja in ſeinem tiefen Licht.

Friedlich ſchwebt des Mondes Nachen
Auf der dunkeln Wolken Bahn;
Ach, die milden Stralen lachen
Mich mit Deinem Lächeln an.

Nachtwind ſäuſelt durch die Aeſte; —
Wie geheimnißvoller Sang
Tönet mir aus jedem Weſte
Deiner ſüßen Stimme Klang.

Und des Lemans blaue Wellen
Liſpeln, wenn ſie weich empor
Steigen, ſinken, wieder ſchwellen,
Deinen Namen in mein Ohr.

Schauten ſie aus ihrer Höle
In den Buſen mir hinein,
Oder ſollt' es meiner Seele
Ewig waches Echo ſein?

Nun ſo will ich ſchlafen gehen,
Schiffen zu dem fremden Port;
Denn auch durch die Träume wehen
Still des Echos Töne fort.

VIII.

Nachtlied.

Iſt die Welt Dir zu geringe,
Die Dich hier gefeſſelt hält,
Daß Du ſtrebſt aus ihrem Ringe
Nach der lichtern Traumeswelt?

Ekeln Dich die Puppenſpiele
Und die matten Larven an,
Womit Keiner doch am Ziele
Sich und Andre täuſchen kann?

Sehnt Dein Auge ſich Geſtalten,
Lichtgewobene, zu ſchau'n,
Wie ſie nimmer ſich entfalten
Auf der Erde Nebelau'n?

Nun, ſo ſchlaf', und ſchlafe lange!
Alle, die das Leben drückt,
Werden auf dem ſchwülen Gange
Troſtreich oft zum Traum entrückt.

Und er küßt die ſtolzen Stirnen
Und die heißen Augen lind,
Wie des ſchroffen Berges Firnen
Glutgewölk-umzogen ſind.

Und damit an Dir er übe
Seines Zaubers reichſte Macht,
Hält der Mond und Deine Liebe
Ueber Deinem Schlafe Wacht.

IX.

Bei St. Saphorin.

Ja, unſterblich große Schmerzen
Und der Seelen tiefſtes Weh
Hörteſt Du von großen Herzen
Ausgeſprochen, ſchöner See!

Klage um zerriſſnes Leben
Tönt hier Harolds Melodie,
Und der Liebe Klagen beben
Um den Fels von Meillerie.

Du, ſo vieler Leiden Zeuge,
Siehſt jetzt meinen frohen Blick,
Und mein Herz, wenn ich auch ſchweige,
Stralet Deinen Glanz zurück.

X.

Bei einem Lorbeerblatt in Montreux.

Damit nicht der fromme Glaube,
Daß kein Blitz dem Lorbeer ſchade, —
Weil ihm höh're Macht begnade, —
Werde loſem Spott zum Raube:

Darum darf er nicht umwehen
Dichters Stirne und ſie kühlen,
Sondern nur am Grabe ſtehen
Und mit ſeinem Schatten ſpielen.

Herbſtlieder.

I.

Ich hatt' einſt eine Hütte
Am ſchönen Genfer See, —
Wenn ich nur ihrer denke
Thut mir das Herz ſchon weh!
Wenn ich nur ihrer denke
Berg' ich die Thränen kaum,
Und ſeufzend ſag' ich leiſe:
Sie war gewiß ein Traum.

Die ſchweren Rebgewinde
Erkletterten ihr Dach,
Der Nußbaum wehte linde
In's friedliche Gemach,
Die Blumendüfte zogen
Wie Weihrauch leicht empor,
Des Lemans blaue Wogen
Sangen uralten Chor.

Und in die Fenſter ſchauten
Die Berge ernſt und wild,
Wohin das Aug' ſich wandte
Erblickt's ein ander Bild.
Hier dunkelblaue Felſen
Dem lichten Schneeberg nah,
Dort ſammetgrüne Alpen,
Und Rebenhügel da.

Und in dem Häuschen webte
Und wallete das Glück,
Das tiefe, das nicht bebte
Vor einer Thrän' im Blick,
Das in die fernſten Himmel
Mit froher Demuth drang,
Und ſelbſt durch's Erdgetümmel
Noch Edens Blüten ſchlang.

Wie heiter war der Morgen,
Wie ſtralend war der Tag,
Wie ſeligſtill das Leben,
Wenn Nacht auf Erden lag.
Wie flog der Stunden Reihe;
Denn nichts war uns gering,
Und Ernſt und Scherz uns grüßten,
Wie Bien' und Schmetterling.

Kann ſolche Wonn' entkeimen
Dem dürft'gen Erdenraum?
Iſt's Seligkeit zu träumen,
So war mein Glück ein Traum.
Jetzt iſt die Hütte ferne,
Der Liebſte iſt nicht dort; —
Ich läg' im Grabe gerne
Und träumte ewig fort.

II.

Früher wußt' ich bunte Lieder
Und Geſänge mancherlei;
Aber jetzt ſchreib' ich nur nieder
Meinen Schmerz, der immer wieder
Zeigt, daß er alleine treu.

Alle Farben ſind erblichen,
Womit früher ich gemalt,
Grau hat ſich in grau geſchlichen,
Denn die Sonne iſt entwichen,
Deren Glanz mich angeſtralt.

Wie ſoll mir der Mond nun ſcheinen,
Wie der bleichen Sterne Schaar?
Ach, ihr Licht ſcheint ja zu weinen,
Mögte gerne ſich vereinen
Mit der Sonne, warm und klar.

Ich mag nicht mit Schatten ſpielen
Wenn das Weſen mir entſchwand,
Nicht in welken Kränzen wühlen,
Nicht mich ruhn an nahen Zielen,
Wenn ich nicht das Höchſte fand.

Trauernd muß am Sarkophage
Seines Glücks der Genius ſtehn,
Aber ſchweigend; denn die Klage
Würd' wie Märchen oder Sage
Durch's Geräuſch der Zeiten wehn.

Tönet nicht mein Jubelreigen
Glückgeſchwellt, in hoher Luſt,
Dem die Sel'gen ſelbſt ſich neigen, —
Nun ſo will ich ſchweigen, ſchweigen
Mit dem Schwerte in der Bruſt.

Fahrt dahin, ihr matten Gaben!
Eure ſchattengleiche Pracht
Kann nicht meine Seele laben!
Meine Sonne muß ich haben,
Meine Sonne oder Nacht.

III.

Wineta.

Wie rauſchen Deine Wellen,
Du heimatliche See,
So ſanft und ſtill, und ſchwellen
Wol nie zu wilder Höh'.

Wenn ich dich nur erblicke,
So glaube ich gar ſchwer
An Waſſers falſche Tücke,
Du blaues, balt'ſches Meer!

Und doch, ſo ſpricht die Sage,
Haſt du in alter Zeit
Zerſtört an einem Tage
Wineta's Herrlichkeit.

Mit Thürmen und Paläſten,
Mit Schiffen reich an Gut,
Mit Pracht und Glanz an Feſten,
In deinem Schooß ſie ruht.

Und fährt an Feiertagen
Der Fiſcher auf der See,
So ſteigt wie Geiſterklagen
Ein Klang dumpf in die Höh'.

Die Glocken auf dem Grunde,
Sie läuten Sonntag ein,
Sie bringen fromme Kunde,
Wo mag Wineta ſein. —

Mein Herz iſt untergangen
Im tiefen Lebensmeer,
Es liegt von Nacht umfangen
In Gram und Thränen ſchwer.

Selbſt der Geſang muß ſtocken,
Und nur in Sonntagsluſt,
Dringt, gleich Wineta's Glocken,
Ein Lied aus meiner Bruſt.

IV.

Der Sturmwind tobet wilde
Durch die Gewitternacht,
Verheeret das Gefilde,
Zerſtört des Waldes Pracht.

Er heult auf öden Grüften,
Er kreiſchet um den Thurm,
Er donnert in den Klüften,
Der allgewalt'ge Sturm.

Die Aeolsharf' erſchüttert
Wol auch ſein wilder Gang,
Doch durch die Saiten zittert
Nur weicher, trüber Klang.

O Aeolsharf' im Herzen,
O Poeſie, mein Glück!
Von meinen wilden Schmerzen
Hall ſüßen Sang zurück.

V.

Aus der heißen Sehnſucht Glut,
Die nicht raſtet und nicht ruht,
Lind'rung nicht und Troſt mir gönnt,
Immer in der Ferne brennt,
Immer in dem Buſen ringt
Und nur eine Sprache ſingt, —
Möcht' ich flieh'n zu eiſ'ger Flut
Aus der heißen Sehnſuchtsglut.

In der Hoffnung kühlem Schatten
Würde gern das Herz den matten
Pulsſchlag ſtillen Lebens klopfen,
Wenn der eine Balſamtropfen
Ließe all die tiefen Wunden,
Die der Schmerz gebehrt, geſunden!
Aber Troſt und Lind'rung hatten
Nie der Hoffnung kühle Schatten.

Zuverſicht iſt Morgenroth;
Sie nur endet meine Noth,
Sie nur ſchwebt am Saum der Nacht,
Die in Thränen ich verwacht,
Nur ihr ſüßer Glanz verſpricht
Meiner Sonne nahes Licht.
Allen Jammer würd'ſt du ſtillen,
Wollt' dein Schleier mich umhüllen
Morgenrothe Zuverſicht.

Winterlied.

Mondnacht.

Wie? beut denn Alles nur Erinnerungen?
Iſt denn das Leben nur ein weites Grab,
Das gierig kaum Gebornes ſchon verſchlungen
Hat, eiferſüchtig auf die eigne Gab'?
Muß ſelbſt Natur im ſüßen Roſenſchleier
Beraubt des Reizes traurig vor uns ſtehn,
Wie eines Feſttags frühgeſtörte Feier,
Wo ſtatt der Blumen — Leichenkränze wehn?

Ja, reizlos iſt ſie, wenn das Auge ferne,
Das, wie die Sonne, Farb' und Glanz ihr leiht,
Und unſerm dürft'gen, mittelmäß'gen Sterne
Aufgeht in ungeahnter Herrlichkeit.
Seit Du Dein Auge von mir abgewendet,
Seit mir erloſch der tiefe, klare Schein,
Hat nimmer mir die lange Nacht geendet —
Denn ohne Dich, wie könnte Licht wol ſein.

Du biſt der Lichtſtral aus der ew'gen Quelle,
Die eine Welt mit Glut und Kraft durchdringt,
Der magiſch meinem Blicke Zauberhelle,
Dem Herzen ungemeſſne Wonne bringt.
Und Alles, was ich einſt mit Dir genoſſen,
Was ich entzückt an Deiner Seite ſah,
Es ſteht von Deinem Stralenglanz umfloſſen
In der Erinn'rung ſelbſt noch ſtralend da.

Dort ſchwebt der Mond, der zarte goldne Nachen
Auf Winterhimmels kaltem blauen Meer;
Ich würde nimmer ſeinen Glanz bewachen
Mit Sehnſucht und mit Treue, wenn nicht er
Durch ſeinen hellen Blick die großen Stunden
Erweckte, die, in der Vergangenheit
An Deiner Seite traumhaft mir entſchwunden,
Jetzt auferſtehn im friſchen Jugendkleid.

Sprich, denkſt Du noch an jene Augenblicke? —
Es war am Abend vor dem Trennungstag,
Der, eine Welt von neugefundnem Glücke
Zertrümmernd, feindlich an des Abends Grenze lag.
Im Fenſter ſtanden wir und ſchauten ſchweigend
Empor zum ernſten Heidelberger Schloß,
Auf das der Mond, ſich durch die Wolken zeigend,
Mit wehmuthvollem Lächeln niederfloß.

Wir hatten beide keine Worte. Klagen,
O Gott, ſie waren uns ja nicht erlaubt!
Wir mußten ſchweigend einen Schmerz ertragen,
An den allein, wer ihn gefühlt hat, glaubt.
Ob ich geweint, ob ich gebetet habe, —
Ich weiß es nicht! Ich weiß auch nichts von Dir!
Ich fühlte nur mein Leben ging zu Grabe,
Denn meine Seele wandte ſich von mir.

Doch zum Erſatz fühlt' ich im Buſen keimen
Die Immortellenblüte: Liebeskraft;
Sie mag den Trauerflor mit Gold umſäumen,
Sie iſt's, die jeder Wunde Balſam ſchafft.
O, dieſe Quinteſſenz vom Menſchenleben:
Der tiefſte Schmerz gepaart mit höchſtem Glück, —
Sie war durch Dich, durch Dich mir ja gegeben
In dieſem einen Mondſcheinaugenblick.

Drauf zogen lange Jahre ſtarr vorüber
Im dumpfen Brüten, brachten keine Ruh,
Bis ſich das Herz entrang dem matten Fieber
Und flog der Freiheit und der Freude zu.
Und jene Stadt, die uns ſo werth geblieben,
So hold romantiſch an dem Neckarſtrand,
Sie ſah uns wieder, ſah daß unſer Lieben
Für alle Zeiten unſre Seelen band.

Sprich, weißt Du noch wie wir am Neckar gingen
Am herbſtlich ſtillen Abend, ſtill wie er?
Uns trug das Glück auf ſeinen goldnen Schwingen,
Licht war das Daſein, Leben war nicht ſchwer;
Und lieblich war die Erde anzuſchauen,
Geheimnißvoll umſchlungen von der Nacht,
Indeſſen träum'riſch hinter weichen, blauen
Gebirgen, Mond wie eine Ampel wacht.

Und langſam ſtieg er höher, zitternd höher; —
So bebte einſt das Licht in Pſyches Hand,
Als dem verſchwiegnen ſüßen Lager näher,
Sie im Geliebten einen Gott erkannt. —
Und endlich ſchwebt, auf Bergesſpitz entzündet,
Ein dunkler Pharus mit dem treuen Licht,
Er droben! und in Feenmärchen findet
Man ſüßern Glanz und weichern Zauber nicht.

Doch ich, ich fand ihn! Tief in meinem Herzen
War mehr als dieſer ird'ſche Zauberglanz;
Da iſt der Liebe Altar, deſſen Kerzen
Wol anders ſtralen als ein Sternenkranz.
Alſo der zweite Abend. — O, des dritten
Gedenkſt Du! Wenig Monden ſind es nur
Als uns die Herrlichkeit umfing inmitten
Von Interlachens heitrer, grüner Flur.

O, welch ein Abend! Sieh, die Atmoſphäre
Iſt ſegensvoll, weil mich Dein Hauch umweht!
Die Luft iſt ſelbſt melodiſch, denn ich höre
Die Stimme, die mir tief zum Herzen geht!
Mein trunknes Auge badet mit Entzücken
Sich in der Bäume und des Thales Grün;
Geweihet iſt das All von Deinen Blicken,
Die wie ein Engelgruß die Erd' umziehn.

Dort prangt die Jungfrau, — eine weiße Roſe,
In unentweihter Majeſtät erblüht
Zu einem melancholiſch ernſten Looſe: —
Von fremder Flamm' nur wird ſie angeglüht.
Bald wirft die Sonne ihre heißen Stralen
Umſonſt an dieſes eisumpanzert Herz,
Jetzt fließet wie aus Alabaſterſchalen
Das Mondlicht nieder, ſtill wie Liebesſchmerz.

Und während hier das große, ew'ge Leben
In der Natur voll Ruhe zu uns ſpricht,
So mahnt an's ephemere Menſchenſtreben
In Interlachens dunkelm Thal das Licht,
Das wie Johanniswürmchen lieblich blinkend
Die Nußbaumwaldesnacht vertraut durchdringt,
Die Wanderer zur ird'ſchen Ruhe winkend,
Indeß nach Himmelsruh die Seele ringt.

O Liebe, Liebe! Du kannſt ſie gewähren,
Du ſenkſt den Menſchen in den Friedensſchooß
Der Gottheit! kannſt zum Diamant verklären
Die herbſte Thräne, ſo das Aug' vergoß!
Eröffneſt der Erinn'rung Feenräume,
Wenn Gegenwart nur ödes Schneefeld iſt,
Und wiegſt den Menſchen mild in Wonneträume,
Damit er leicht die Wirklichkeit vergißt!

41

Seh' ich das weiche Mondlicht niederthauen,
Gedenk' ich unſrer Liebe, wie ſie doch
Aus Nacht erblüht iſt! Nie kann ich es ſchauen
Ohn' dankbar froh zu ſagen: „ſie blüht noch.“
Und eine andre ſel'ge, ſchöne Lehre
Mein Herz aus Leid und Wonne noch gewann:
Wie das Geſtirn in ſeiner goldnen Sphäre,
So ſicher geht die Liebe ihre Bahn.

Händel.

Es ſteiget aus den Tiefen
Ein ernſter, mächt'ger Dom
Von Tönen, die ſtill ſchlieſen
Gleich Perlen in dem Strom.

Wie groß er iſt und finſter!
Wie dunkel und wie ſchwer!
Erhebt ſich je der Münſter
Jn's freie Aethermeer? —

Doch unſichtbare Hände
Von Lieb' und Kraft umſchwingt
Sie ſchaffen ohne Ende
Bis er empor ſich ringt;

Bis von der ſtarken Säule
Der Schmuck und Zierrath quillt,
Und um die kleinſten Theile
Noch Prachtgewande hüllt;

Bis Mauer, Altar, Blende,
Erhält ſein Heil'genbild,
Wohin das Aug' ſich wende,
Bald kräftig und bald mild;

Und bis von Licht durchwoben
Der Thurm zum Himmel ſteigt; —
Ein Wächter, der nach oben
Den Pfad des Heiles zeigt. —

Heil Dir, Du ernſter Meiſter,
Du ſchaffeſt Licht aus Nacht;
Du haſt im Reich der Geiſter
Den hehren Dom vollbracht.

Mozart.

Wie die Palmen rauſchen,
Balſamlüfte wehn,
Und mit leiſem Lauſchen
Leis die Bäche gehn!

Wie die Schwäne ziehen
Durch den Silberſee,
Wie die Stern' erblühen
In der Himmelshöh'!

Wie von allen Zweigen
Schwebt die Harmonie,
Im gefäll'gen Reigen
Lächelnd, ohne Müh! —

Mit dem Zauberſtabe
Weiht ſie ein das Land,
Wo ſie reiche Gabe,
Schätz' und Fülle fand

Marmorſäulen heben
Licht ſich wie der Tag,
Tragen leicht im Schweben
Hoch ihr goldnes Dach.

Weiche Kuppeln bauen
Auf ſich von Kriſtall,
Sonn' und Himmel ſchauen
Drein, all überall.

Alle Freuden dringen
In den Zauberort,
Alle Schmerzen klingen
Hier melodiſch fort.

Deines Genius Stempel
Drückſt Du, Meiſter, drauf,
Und der griechiſche Tempel
Trotzt dem Zeitenlauf.

Beethoven.

Doch wollt ihr in tief-tiefſter Seele
Erkennen der Töne Magie,
So nahet der zaubriſchen Höle —
Von Sphynxen bewachet wird ſie.

Geheimniß umſchwebt ihre Schwelle,
So wie es die Schöpfung umſchwebt;
Doch ſtralt ſie von Glanz und von Helle,
Wie's nur aus dem Urlicht ſich hebt.

Gewaltige Stürme und Wogen
Erſchüttern ſie tief in den Grund;
Doch wölbt ſich der himmliſche Bogen
Darüber, thut Friedensgruß kund.

Wol flammet von Blitz und Gewittern
Die ſommerlich drückende Nacht;
Doch ſilberne Sterne auch zittern
Hernieder in ſeliger Pracht.

Wol ringen die tobenden Herzen
In Leidenſchaft, Kämpfen und Glut;
Doch löſen von jedem ſich Schmerzen,
Wenn ſiegend, wenn ſterbend es ruht.

Der Magus, der tiefſinn'ge ſchauet
Prophetiſch mit wiſſendem Blick
Auf das, was die Zukunft erſt bauet,
Wie auf das Vergangne zurück.

Er ſchafft mit harmoniſchem Walten
Ein Reich, das die Schöpfung enthält
In wechſelnden, ew'gen Geſtalten; —
Denn er iſt ſo groß wie die Welt.

Heloïſe.

(Ein Fragment.)

Es herrſchte tiefe Still' im engen Zimmer,
Als wehe hier nur äußern Lebens Schein;
Durch runde Fenſterſcheiben fiel der Schimmer
Der Abendſonne matt gebrochen ein.
Ein kleiner Betpult war vom Licht umwoben,
Das goldig an den braunen Wänden glänzt,
Und einen Tiſch mit Büchern, Charten, Globen,
— Wie Freud' und Ruhm die Wiſſenſchaft — bekränzt.

Geordnet ſtand der ſchönſten Blumen Fülle
Umher, die Laute hing am grünen Band;
Ein Geiſt des Friedens, ſchien es, und der Stille
Beherrſchte ernſt dies abgeſchiedne Land.
Wol glich es einer engen Kloſterzelle,
Tief abgeſchieden vom Geräuſch der Welt,
Und doch! wie ferne war von dieſer Stelle
Die Ruhe, die im Kloſter ſich gefällt.

Ein ſchönes ernſtes Mädchen, ſchwarz gekleidet,
Saß regungslos im tiefen Seſſel da,
Ein Zauberbild von dem kein Auge ſcheidet
Gleichgült'gen Blicks! Wer dieſe Sterne ſah, —
Kriſtallenklar, der Seele reiner Spiegel,
Enthüllend jeglichen Gedankens Flug;
Die zarte Lippe, welche nie das Siegel
Der Lüg' und Falſchheit und Verſtellung trug;

Die ſchwarzen Locken, gleich der Thränenweide
Sich ſenkend auf des Nackens Silberſee;
Dies Lächeln ſchwebend zwiſchen Schmerz und Freude,
Ein melancholiſch Glück, ein ſüßes Weh
Verrathend, o, der ſucht geſpannt das Auge,
Die Sonne dieſer Schönheitswelt, und bebt
Wenn ſich, wie dunkle Wolken vor dem Hauche
Der Luft, die ſchwarze Wimper langſam hebt.

Denn hier verſchmolzen nicht zu ſüßen Flammen
Die Lieb' und Sehnſucht, die der Mund verräth;
Dies Auge ſchien aus einer Welt zu ſtammen,
Durch die kein Sturm der Leidenſchaften weht.
Nichts Trübes war in dieſem reinen Schimmer,
Nichts Erdgebornes in dem dunkeln Stral;
Geſtirne ſchauen ſo mit Glanzgeflimmer
In Winternächten auf ein fernes Thal.

Nicht Liebesſehnſucht lag im Naphtafeuer,
Das aus dem oriental'ſchen Auge brach,
Nicht Liebesahnung zog der Wimper Schleier
Auf dieſen ruh'gen, ewig klaren Tag.
Aetheriſch loderten nur Feuerfunken
Von Wiſſensdurſt, wie bei dem Cherubin
Drin auf; die Wimper iſt nur leis geſunken
Um ſchützend inn're Welten zu umziehn.

Fremd war dies Auge in dem Angſtgedränge
Von Eitelkeit und Selbſtſucht, Trug und Schein,
Drum war auch ihre Seele fremd der Menge,
Von keinem noch verſtanden und allein, —
Bis er, der Magus mit dem Zauberſtabe,
Berührt den ungeahnten ſtillen Schacht,
Geheimnißvoll das Leben weckt im Grabe,
Den Demant fördert aus der Felſennacht.

Er führte ſie zum unverſiegten Bronnen
Wo, ewig neu, die Wiſſenſchaft entſprang:
Harmoniſch ſchlangen ihren Reih'n die Sonnen
Durch's All der Schöpfung fort äonenlang;
Und lieblich wie mit goldenem Gefieder
Umrauſchten Platons ſel'ge Träum' den Flug
Der Sphären, ſchwebten wie von Sternen nieder
Als Taube, die der Heimat Oelzweig trug.

Und heil'ge Bücher thaten ihre Schätze
Tiefſinnig auf, ſo wie die Meeresflut
Mit zarten Perlen füllt des Fiſchers Netze,
Sobald er über dem Atlantis ruht.
Und Auguſtin mit ſeinem Flammenherzen,
Und Platons überirdſcher Seelenſchwung, —
Sie reichten beid' dieſelben Wahrheitskerzen,
Dieſelbe Schale der Begeiſterung.

Ein jeder rief in ſeiner eignen Sprache
Das Wörtchen Liebe durch das weite All, —
Die ewig junge, nie verſchollne Sage,
In jedem Buſen weckend Wiederhall.
Und ach, wie himmliſch wußt' er es zu deuten!
Sie ſah auf einem lichten Blumenfeld
Den Geiſt der Liebe ewig ſchirmend ſchreiten,
Und Abeilard ward Genius ihrer Welt.

Er ſchöpfte ja zu ihrem Feſtesmahle
Den Lebensquell in ſeine reine Hand;
Er flocht ihr aus dem vielgeſpaltnen Strale
Der Wiſſenſchaft ein ſilberhelles Band;
Er ſchloß ihr magiſch mit der Wünſchelruthe
Verborgnen Strom der Seligkeiten auf;
Er lieh ihr Flügel, daß mit kühnem Muthe
Stets weit und weiter dring' ihr ſtolzer Lauf.

Er war der Zionswächter, war der Bote,
Der ihrer Wanderung das Ziel verhieß; —
Die Stirn erglänzt ihm wie vom Morgenrothe,
Sein Aug' ſtralt Ahnung von dem Paradies,
Von ſeinen Lippen klingt's wie Harfentöne
Begleitend Pſalmenchöre hoch entzückt;
Er iſt das Urbild jener ew'gen Schöne,
Die meiſt verſtümmelt nur der Menſch erblickt. —

Da ſpringen plötzlich, wie von Frühlingstrieben
Belebt, die Blüten ihres Herzens vor,
Und mit dem mächt'gen Zauberſpruche: lieben!
Erſchließt ſich eines Wunderlandes Thor.
Und bebend, trunken iſt ſie eingeſchritten,
Sieht überall des Göttlichen Symbol,
Begreift die Liebe als der Schöpfung Mitten,
Die ihre Boten ſchickt von Pol zu Pol.

Jetzt ruht ſie ſchweigend in dem tiefen Seſſel,
Geſchloſſnen Aug's, das Haupt zurückgelegt,
Und harret des Moments, wo er die Feſſel
Des Lehrerzwanges abzuſtreifen pflegt,
Wo er nicht mehr den dumpfen Schülerſinnen
Ach, oftmals unverſtandne Worte ſchenkt,
Die, wie ein Wüſtenfluß, vergeblich rinnen,
Der ſeinen Strom in öden Sand verſenkt.

Und doch, doch lieben ſie ihn Alle glühend,
Den hohen Lehrer! Eine Zauberkraft
Umweht den Genius, deſſen Athem blühend
In Wüſteneien die Oaſis ſchafft.
Sie lieben ihn! ſelbſt die ihn nicht verſteh[illegible]
Sind ſtolz die Jünger Abeilards zu ſein.
Wie ſollte ſie ihn kalten Blickes ſehen?
In ihrem Aug' trägt er den Heil'genſchein.

Und ſtummer noch als ſonſt war ihr das Leben,
Und fremder noch das Puppenſpiel der Welt;
Wie Nebelmeere ſieht ſie ſie verſchweben,
Die nicht der Blick durchdringt, die Hand nicht hält.
Bei Abeilard iſt nur für Heloïſe
Die ſel'ge Ruh mit ſüßem Thun vereint,
Von ihm entfernt ſehnt ſie zum Paradieſe
Wie ein verſtoßner Engel ſich, und weint — —

Sie weint die ſchweren, heißen Thränentropfen,
Im Auge giftig brennend, die das Herz
Mit allgewalt'gem, tödlichbangem Klopfen
Der Seel' entpreßt, wie Funken aus dem Erz.
Das öde Daſein bietet Folterqualen,
Verzagtheit ringelt ſchleichend ſich daher,
Erloſchen ſind der Hoffnung lichte Stralen; — —
Warum ſo plötzlich? — Ach, er kommt nicht mehr!

Nicht heute mehr! Die Stunde iſt vergangen,
Die regelmäßig den Geliebten bringt;
Die Sonne iſt vom Abendroth umfangen,
Aus deſſen Arm die Nacht ſich ſchweigend ringt.
So ſollen wieder vierundzwanzig Stunden
In der Erwartung Flammenpein vergehn!
So ſoll an Sinn und Seele ſie gebunden
Still auf dem Scheiterhaufen: Sehnſucht, ſtehn!

„„Was weiß denn er, der ernſte Mann, von Liebe?
Er ahnt ja nicht, was mir im Herzen lebt;
Könnt' er es ahnen, o die Thräne bliebe
Nicht ungetrocknet! — Doch der Stolze ſtrebt
Die Welt zu ſehn, bewundernd, ſich zu Füßen;
Er iſt des Beifalls Weihrauchduft gewohnt,
Von einer Welt hört er ſich: Meiſter, grüßen,
Sein Streben iſt mit Ruhm und Ehr gelohnt!

Was mußt' ich denn an ihn mein Herz verſchwenden?—
Ach, fragt der Pilger denn am Heil'genſchrein,
Dem er ſich betend naht mit frommen Spenden,
Ob er dem Heil'gen mag willkommen ſein? —
O nein! er fragt nicht! — Mit demüth'gem Sinne
Legt er ſein Beſtes ſtill auf den Altar; — —
Was thut es denn ob meine Zähre rinne? —
Uneigennützig bring' das Herz ihm dar. —""

Noch immer ruht ſie auf derſelben Stelle;
Sie wähnt ſich hoffnungslos, und iſt ganz Ohr.
Ha, fernes Kniſtern auf dem Gang! — Die Welle
Des Bluts treibt athemlos die Bruſt empor; —
Sie will zur Thüre, — horchen, — doch die Glieder
Verſagen ihren Dienſt. — Das iſt ſein Gang! —
Er naht, er kommt! — Nach Athem ringt ſie wieder,
Und ſchweigend jubelt ſie dem Himmel Dank.

Die Thür fliegt auf; die letzten Roſengluten
Des Abends fallen auf dies ſchöne Bild,
Das, wie von Meiſterhand, aus lichten Fluten
Des Goldgrunds in erhabner Schönheit quillt.
Er war nicht ſchön, wie es die Menſchen nennen,
Mit Roſenwangen und mit Jugendpracht,
Mit jenen Farben, die im Frühling brennen,
Vom Lebensrauſch und Taumel angefacht.

Er ruhte in des Lebens Sonnennähe,
Der flücht'ge Frühling ſchmückte ihn nicht mehr;
Doch war's bei ihm, als ob den Geiſt man ſehe,
Durchſichtig, majeſtätiſch edel, der
Nur ſo viel Form erheiſchet um auf Erden
Zu ſein der Menſchenſchaar bekannter Gaſt,
Und der an Hoheit, Grazie und Geberden
Mehr als die ird'ſche Schönheit in ſich faßt

In ſeinem Aug' wohnt Tiefblick des Propheten
Und die Melancholie der Größe; und
Um die ſchneeweiße, zarte Stirne wehten
Die dunkeln Haare; tief ernſt war ſein Mund;
Doch wenn er lächelte ſo ſchien ein Schleier
Enthoben von der ſchweigenden Natur,
Sie ſtralte lieblich wie im Roſenfeuer,
Ein heitrer Gott ging grüßend durch die Flur.

So trat vor Heloïſe er und ſchaute
Sie an mit ſeinem lichten Sonnenblick,
Und ach! die lange Qual des Mädchens thaute
In Thränen auf, am ungehofften Glück.
„Du weineſt, Holde? —“ fragte er beklommen,
Als er nicht Freud' auf ihrem Antlitz ſah,
Das ſonſt verklärt erſchien von ſeinem Kommen. —
Sie ſagte: „„Nein, nicht mehr, denn Du biſt da.

„„Doch die gewohnte Stunde war verſtrichen,
„„Dich heute noch zu ſehen hofft ich nicht,
„„Und ſiehe, als der Hoffnungsſtern erblichen,
„„So geht Erfüllung auf, wie Sonnenlicht.
„„Und auf die grauſe Ebbe der Gefühle,
„„Wo meine Seele ihre Hülle läßt,
„„Folgt Wonnefluth im brauſenden Gewühle
„„Und hat die flücht'gen Zähren mir erpreßt.

„„Doch heiter iſt mein Blick und ſie verſiegen
„„Vor Deiner Augen ewig reinem Blau;
„„Die Sonne trinket ſo mit warmen Zügen
„„Aus Blumenkelchen nächtlich kühlen Thau. —““
Er trat zum Fenſter, ſchaute in die Farben
Des Weſtens, die wie Träum' im Jugendſinn
Vor fahlem Grau der Wirklichkeit hinſtarben,
Und horchte bang auf ihre Worte hin.

O, ſie ſchien glücklich ihm! denn ohne Zagen
Erkannte ſie der Liebe Herrſchaft an,
Und war bereit den Dornenkranz zu tragen,
Erblühte ihr nur eine Roſe dran.
Sie öffnete ihr Herz gleich einer Blüte
Vor des erſehnten Lenzes Glanz und Licht,
Sie ſorgte nicht, ob ſie daran verglühte
Und bebte vor dem Flammentode nicht.

Doch er! — In ſeinem ſtarken Herzen riſſen
Die Kämpfe tiefe Wunden. Sollte er,
Der Priſter bei dem Tempelſchatze: Wiſſen,
Der mächt'gen Leidenſchaft nicht werden Herr?
Und ſollte er, der mannichfach gefunden
Das Schwanken der Gefühle und geſehn
Empfindung flüchtig wechſeln, — überwunden
Von ſeinem und von ihrem Herzen ſtehn?

Doch wie Prometheus auf dem Felſenbette
Umſonſt ſich vor dem grimmen Geier wand:
So riß an der demantnen Liebeskette
Umſonſt die feſte und geprüfte Hand.
Nur eng und enger zog er ſie zuſammen!
Wie aus Creuſa's bräutlichem Gewand,
So brachen draus hervor die heißen Flammen,
Verzehrten lodernd jeden Widerſtand. —

Sie trat zum Tiſch und wählte die Folianten.
Geängſtigt durch ſein Schweigen, wähnte ſie:
Der Thorheit zürn' er. Ihre Wangen brannten
In Fieberangſt. So finſter war er nie!
Sind's fremde Sorgen, die ihn ſo verſtören?
Iſt überdrüßig er der Schülerin?
Soll ſie nicht mehr ihn lieben, ihn verehren,
Ihm huld'gen wie dem Gott die Priſterin?

Da bricht ſie endlich dieſes grauſe Schweigen
Mit Todesmuth: „„Du zürneſt mir, nicht wahr?
„„Ich hab' gefehlt ſo heftig mich zu zeigen;
„„Allein vergieb, verzeih mir, denn es war
„„Dich zu verletzen nimmermehr mein Wille!
„„O komm', die armen Bücher warten hier,
„„Die Laute auch; — ich bin jetzt ſanft und ſtille,
„„Und wär' ich's nicht, o Gott, was thät' es Dir?

„„Du ziehſt dahin auf Deinen hehren Bahnen,
„„Als leuchtendes Geſtirn der Erdennacht;
„„Iſt es zu kühn zu hoffen und zu ahnen,
„„Daß es auch meinem düſtern Pfade lacht?
„„Ich folg' ihm nicht, ich ſchaue nur nach oben,
„„Ich tauche mich nur in den Silberſchein;
„„Ich will ja nicht von ſeinem Glanz gehoben,
„„Nein, nichts als nur ſein ſtiller Schatten ſein. —""

Gefaltet hob ſie ihre Hände flehend,
Und ſah zu ihm empor und himmelwärts.
Von Liebe überwältigt und vergehend
Drückt er die zarten Hände feſt an's Herz,
Und zieht ſie an die Bruſt; — die Lippen ſinken
Magnetiſch zu einander, wie die Glut
Der Sonn' und Roſ' ſich gegenſeitig winken. —
Und bis die Seele an der Seele ruht.

Isleif und Sigrid.

(Fiera.) „„Daß nimmer unſre Treue wanke,
Ob Nacht umher, ob lichter Tag, —
Das war der göttliche Gedanke,
Als Gott uns ſchuf! — Ich denk' ihn nach! —““

Zweite Venezianiſche Nacht.

1.

Was ſchwebt dort auf dem Felſen?
Iſt's wol ein Adler ſcheu?
Iſt's eine dunkle Wolke?
Iſt's Kobold oder Fey?
O nein! ein Mann beſtreitet
dem Adler dieſes Recht,
Dem Kobold und der Wolke, —
Isleif, der treue Knecht.

Er ſpähet nach den Neſtern
voll zartem Eiderflaum,
So weich wie Moos im Lenze,
ſo leicht wie Meeres Schaum.
Und von den ſteilſten Klippen
hat manches er geraubt,
Damit die edle Sigrid
drauf bett' ihr ſchönes Haupt.

Und hat er nun beſtanden
dies Wagniß ſtark und kühn,
Auf ungebahntem Pfade
will er noch weiter ziehn;
Den Falken will er fangen,
der nur im Norden lebt,
Der weiß wie eine Schneeflock'
an Islands Himmel ſchwebt.

Den ſcheuen dann zu zähmen
und abzurichten ſein,
Daß er dem leiſen Rufe
ſtets muß gehorſam ſein,
Die größte Müh' und Sorgfalt
hat Isleif dran gewandt,
Denn Sigrid trägt den Falken
auf ihrer ſchönen Hand.

Und ob ſein Aug', ob Sigrids,
die kühn're Seele malt,
Ob ſein Gefieder glänzend
wie Sigrids Nacken ſtralt,
Ob er ſein Haupt erhebet
wie Sigrid frei und hehr, —
Das fragt wol mancher Andre,
doch Isleif fragt's nicht mehr.

Er ſtand an ihrer Wiege,
fünf Jahre älter nur,
Dann ſpielt er mit der Kleinen
auf eisbedeckter Flur;
Er ſah wie eine Schneeroſ'
zur Jungfrau ſie erblühn, —
Da fühlt' in ſeinem Buſen
er Schmerz und Freude glühn.

Die Freude: wenn ſie lächelnd
ihn anſchaut, und verlangt
Den Dienſt von ſeinen Händen,
wenn ſie ihm gütig dankt,
Wenn er für dieſes Lächeln
mit den Gefahren ringt,
Wenn ſie den Sagen lauſchet,
den Liedern, die er ſingt.

Den Schmerz: wenn er gedenket
wie ſchön und hold ſie ſei,
Er, mit geſpaltner Lippe,
ſo unſchön und nur treu;
Sie Ulfs, des Reichen, Tochter,
aus edelſtem Geſchlecht,
Und er, der arme Isleif,
ihr allerletzter Knecht.

Er wußte nicht, daß Sigrid
an ihn, an ihn nur denkt,
Daß ſeiner ſtillen Treue
ſie längſt ihr Herz geſchenkt,
Daß, trotz geſpaltner Lippe,
ihr Isleif ſchöner war,
Als Baldur ſelbſt, der Schönſte
in hoher Aſen Schar.

Mit ſeinen Liedern baut er
in ihrer Bruſt ein Neſt,
Worin ſich Lieb' gebettet,
ganz heimlich, doch ganz feſt.
Ein Kuß von Braga weihte
zu deſſen Kunſt ihn ein;
Wie könnte Braga's [1]) Liebling
nicht Sigrids Liebling ſein? —

2.

An Ulfs, des Reichen, Grenze
ſteht gar ein ſtattlich Haus,
Da gehen viele Knechte
geſchäftig ein und aus,
Da hangen viele Waffen
blank an die Wand gereiht,
Da wiehern muntre Pferde,
der Herd flammt Gaſtlichkeit.

Doch mag von Norweg's Küſte,
vom grünen Engelland,
Er Kauf- und Schiffsherrn locken
durch ſeinen mächt'gen Brand,
Mag frohes Lied erſchallen,
und ſtrömen Meth und Bier,
Die muntre Jagd ſich tummeln, —
man ſiehet Ulf nicht hier.

Hier wohnt der ſtolze Olaf,
ein junger, reicher Mann,
Der längſt vom todten Vater
dies große Erb' gewann.
Der Vater war ein Todfeind
von Ulf, dem er mit Trug
Sein ſchönes Weib beſtrickte,
den Ulf dafür erſchlug.

Für immer ſind geſchieden
der Jüngling und der Greis,
Denn Haß in zweien Buſen,
das iſt wie Flamm' und Eis;
Das lebet abgeſondert
auf ſcharf getrennter Bahn,
Sich ſelbſt müßt' es zerſtören,
wollt' es dem Feinde nahn.

Und nicht die Rach' alleine
durchglühet Olafs Bruſt,
Weit mächt'ger tobt und woget
die heiße Liebesluſt.
Der Haß gleicht wol dem Strome,
deſſ' Woge voll und ſchwer,
Doch Liebe iſt das ew'ge,
das unerſchöpfte Meer.

Und Sigrids Schönheit drückte
in Olafs Bruſt ſich feſt,
Wie eine fremde Blume
ſich in den Bernſtein preßt;
Und tönte Sigrids Stimme,
ſo war's als ob der Klang
Der Skaldenharfe bebend
in Ohr und Herz ihm drang.

Nie hat er ſie geſprochen,
doch wußte er genau
Die Stimm' zu unterſcheiden
von jeder andern Frau,
Und ſah mit den Geſpielen
er ſie im ſchwanken Kahn,
So ſchienen jen' ihm Möven,
doch ſie ein ſtolzer Schwan.

Geerbt von ſeinem Vater
hat er das heiße Blut,
Das, keine Schranke achtend,
auflodert bis zur Wuth,
Das Hinterliſt nicht ſcheuet,
nicht Trotz und nicht Verrath,
Bis es das Ziel des Strebens
erreicht, genoſſen hat.

Um Sigrid frei zu werben
wie jeder andre Mann, —
Unmöglich! — Zwiſchen Beiden
der dunkle Blutſtrom rann,
Und eine Brücke führet
nicht über ihn dahin; —
„Doch giebt's noch andre Pfade!“
denkt er mit glühndem Sinn. —

In abgelegner Felsbucht
auf buntem Muſchelſand
Sitzt Sigrid und ein Dirnlein
am ſtillen Meeresſtrand,
Und Isleif ſteht beſcheiden,
gelehnet auf ſein Schwert,
Von ferne da und wartet,
ob ſie auch ſein begehrt.

Und als die Jungfrau'n müde
des Spiels mit Muſcheln ſind,
Als ſie genugſam Meergras
geſtreut in Well' und Wind,
Genugſam Moos gepflücket,
verzierend Felſenſpalt,
Da ruft ihn Sigrid: „„ſinge
von Gyda und Harald. —““

Harald Schönhaar[2]).

Sprach Gyda: „„in Liebe bin Dein ich ſogleich,
Begrüßet Dich laut das norwegiſche Reich
Als König, Harald.

Viel giebt es der Jarl', einen König allein!
Ich will die beneidete Königin ſein
Vom König Harald. —""

Harald ſprach: „wolan denn, um Dich zu beſitzen
Soll blutig mein Schwert wie der Nordlichtſchein blitzen
Für König Harald.

Und dieſes mein Haupthaar, das goldig erglänzet,
Es wachſe ſo lang, bis die Kron' mich umkränzet
Als König Harald. —"

So tobt denn in Norweg der blutige Krieg,
Und immer gedenket an Gyda und Sieg
Und König — Harald.

Und wenn er gewaltige Schlachten gewann,
So rief er: „nur weiter zum Throne hinan,
Zum König, Harald! —"

Und Jahre vergehen bevor er geſieget
Und Norweg in Furcht und Entſetzen dalieget
Vor König Harald.

Es waget kein Jarl ſich mit ihm zu vergleichen,
Und jetzt, als die Mächtigſten, Stärkſten ihm weichen,
Iſt König — Harald.

Und als nun die goldene Kron' ihn umgab,
Da neiget ſich Gyda voll Liebe herab
Zum König Harald.

Und ſiehe, es ſtralet nicht Skinfari's Mähn' 1)
Wie rollende Locken ſo lang und ſo ſchön
Des Königs Harald.

Und fern durch die Zeiten in Norwegens Land
Wird wegen der Locken ſtets „Schönhaar" genannt
Der König Harald.

Und kaum iſt Isleifs Stimme
mit ſüßem Klang verhallt,
Wie Frühlingslüfte ſäuſeln
im friſchen Birkenwald,
So rauſcht ein Kahn ans Ufer
und Olaf liebentbrannt
Mit dreien Knechten ſpringet
heraus, das Schwert zur Hand.

Und wie der Geier ſchießet
hernieder aus der Höh'
Mit ſcharfem Aug' und Fängen
auf ein erzitternd Reh,
Alſo ergreift er Sigrid
und trägt ſie zu dem Kahn,
Indeß die Knechte dringen
zu Isleif wild heran.

Der ſieht nur Sigrids Jammer,
hört nur ihr Angſtgeſchrei;
Mit rieſenhafter Stärke
wirft er zurück die Drei,
Erreichet Olaf, führet
auf deſſen rechten Arm
Gewaltgen Streich, dem ſolget
ein Blutquell roth und warm.

Und Sigrid nun befreiet,
faßt Olafs eignes Schwert,
Der, wilden Schmerz bekämpfend,
zum Kahn zurückekehrt.
Er winket ſeinen Knechten
und murmelt vor ſich hin:
„Du wilde, weiße Taube,
Du ſollſt mir nicht entfliehn. —“

Doch Isleif blaß und blutend
zu Sigrids Füßen ſinkt,
In deren blauem Auge
der Dank, die Liebe blinkt,
Und ſie zerreißt den Schleier,
verbindet jede Wund',
Mit bitterm Meereswaſſer
benetzt ſie Stirn und Mund.

„„O Isleif, ich verdanke
Dir mehr, unendlich mehr,
Als Gyda dem Harald, denn
Du ſchützeſt meine Ehr',
Und dieſe acht' ich höher,
als goldner Krone Licht! —““
So ruft ſie und er ſeufzet:
„ich that nur meine Pflicht. —“

Jetzt eilet Ulf zur Rettung
der lieben Tochter her,
Die Dien'rin floh vom Kampfplatz,
verkündend ihm die Mähr';
Und Isleif wird gepfleget
wie ein getreuer Sohn,
Und Sigrids zarte Sorgfalt
gewährt ihm höchſten Lohn.

3.

Der kurze Sommer fliehet,
der lange Winter naht,
Die dunkeln Nächte decken
des Böſen dunkeln Pfad.
Sigrid ſitzt in der Halle
von ihren Frau'n umringt,
Am Webeſtuhl und lauſchet
wenn Isleif Lieder ſingt.

„„Hör', ſpricht ſie eines Abends,
Du ſingeſt immerdar
Von Männerkraft und Treue,
bewähret in Gefahr.
Es ſind auch edle Frauen
getreu in Leid und Noth;
Die Lieder wiſſen's! ſinge
drum heut' Seekönigs Tod.

Seekönigs Tod.

Die Schlacht iſt gewonnen von mächtiger Hand,
Der Seekönig lieget verblutend am Strand.

Er ruft die Getreuen: „Der Tod iſt nicht ſchwer,
Doch leben und ſterben will ich auf dem Meer.

Drum bringet zu Schiff mich und wenn es gewann
Die Höhe des Meeres, ſo zünd' ich es an. —“

Sein Schildknappe flehet: „Geh', Herr, nicht allein!
Laß mich in Walhalla Dein Schildknapp noch ſein. —"

Der Seekönig ſpricht: „Du biſt jung und geſund,
Dein harret in Midgard[4]) noch fröhliche Stund'. —"

Sein Waffengenoſſe erhebt ſich: „O Freund,
Wir freun uns der Feſte Walhalla's vereint. —"

Der Seekönig ſpricht: „Du mußt König nun ſein,
Ich find' über Byfroſt[5]) den Weg wol allein. —"

Sie bringen auf's Schiff ihn, er ruhet am Maſt,
Er hat mit der Rechten die Fackel gefaßt.

„Lebt wol, Ihr Getreuen, ertönet ſein Wort,
Den Anker gelichtet! —" Die Well' trägt ihn fort.

Und ſiehe, da tritt raſch ein Weib vor ihn hin,
Entreißt ihm die Fackel; ihm ſchwindet der Sinn.

„Was willſt Du, Gunilde, wo kommſt Du nur her?
Ich ſuche den Tod auf dem offenen Meer. —"

„„Das weiß ich, drum will ich dem Tode mich weihn,
Ich will in Walhalla Walkyre Dir ſein. —""

„Der Freund und der Knappe gehorchten dem Herrn,
Und blieben in Demuth dem Könige fern. —"

„„Vergib mir! ich gehe auf anderer Bahn,
Sie konnten Dich fragen, — ich habe gethan. —""

Da reicht er ihr dankbar und heiter die Hand,
Sie ſchleudert die Fackel, auflodert der Brand.

Es ziſchet das Feuer, die Flamm' um ſie her, —
Da ſinket das Schiff und verſinket im Meer.

Und als nach ein'gen Stunden
des Hauſes Treiben ſchweigt,
Vormitternächt'ger Schlummer
ſich ſchwer hernieder neigt,
Als Sorg' und Vorſicht ſchlafen,
als Treue nicht mehr wacht,
Da haben Haß und Liebe
zu grauſer That entfacht.

Es nahet Olaf heimlich
mit ſtarker Knechtesſchaar,
Und nimmt die Nacht verräthriſch
zu Ulfs Verderben wahr.
Auf's ſtille Dach des Feindes
wirft er den Feuerbrand,
Den Hof an allen Ecken
entzündet ſeine Hand.

Er hofft: in des Getümmels
Verwirrung, Angſt und Noth,
Wenn Keiner weiß zu ſagen,
woher Gefahr nur droht,
Wenn aus dem Schlaf erwecket
Entſetzen ſie beſtürmt, —
Dann iſt auch Sigrid minder
vor Ueberfall geſchirmt.

Dann muß die That gelingen,
die Sommers ihm mißlang,
Als jener tolle Jeleif
ſo wild die Waffe ſchwang.
„Ihr Knechte, ich verheiße
Euch Allen Freud' und Glück,
Bring' ich vom kühnen Zuge
die ſchöne Braut zurück. —“

Ha, wie das Feuer züngelt,
wie das Gebälke kracht,
Als Nachtwind hat den Funken
zur lichten Flamm' entfacht.
Ha, wie die rothe Zunge
zum Himmel hoch ſich ſtreckt,
Ein rieſenhaftes Unthier,
das roth vom Blute leckt.

Und das Getümmel drinnen!
der Weiber Angſtgeſchrei!
Befehl und Drohung, Klagen
und Fragen mancherlei!
Hier will der Eine retten,
was nicht der Rettung werth,
Ein Andrer ſteht bewildert,
und Alle ſind verſtört.

Nur Ulf allein bewahret
der Ueberlegung Ruh',
Befiehlt den Knechten weiſe,
und ſpricht den Weibern zu.
Sein Aug' iſt aller Orten,
er überſieht geſchwind
Wo's fehlt und wie zu helfen, —
doch weh! wo iſt ſein Kind?

Und eine Dirne jammernd
kommt athemlos daher:
„O rettet Jungfrau Sigrid,
der Isleif kann nicht mehr!
Er fiel aus allen Kräften
den Räuber Olaf an,
Doch der hat viele Knechte,
Isleif iſt nur ein Mann! —“

„Laßt Haus und Ställe brennen,
kommt, folgt und helfet mir,“
Ruft Ulf und eilet haſtig
zur hintern Hofesthür;
Dort ſieht er Schwerter blitzen,
und wie das Eiſen klirrt
Hört er, wenn auf den Gegner
es ſauſend niederſchwirrt.

„Ha, Olaf! ruft er grimmig,
hier haſt Du Deinen Lohn,
Du falſchen Vaters falſcher
und hinterliſt'ger Sohn!“
Der wendet ſich zum Greiſe,
als er die Stimme hört,
Und beide ſtürzen wüthend
und blind in Feindesſchwert.

Und als nun beide ſinken
in fremd' und eignes Blut,
Da ſtrömt aus Sigrids Augen
die bittre Thränenflut;
Denn leichenähnlich lieget
dort Isleif blaß und wund,
Und ach, des Vaters Antlitz
thut Todesnähe kund.

Und Olafs Knecht' entheben
auch ihren bleichen Herrn
Der blutgetränkten Erde; —
man läßt ſie fliehen gern.
Es winkt mit letzten Kräften
der Greis ſein Kind heran:
„Ich ſterbe, drum beſchütze
Dich treu ein tapfrer Mann;

Und weil ich einen treuern
und tapfrern nie gekannt
Als Isleif, ſo eracht' ich
ihn würdig Deiner Hand. —"
Sein Auge bricht und krampfhaft
packt er des Schwertes Knauf,
Und aus dem Hauſe wirbeln
die letzten Funken auf.

4.

Zehn Jahre ſind vergangen;
wie ſtattlich ſieht's hier aus!
Ein größeres Gehöfte
umgiebt ein größer Haus.
Vier muntre Knaben jubeln
umher in Kinderluſt,
Und Isleif herzt ſie, Sigrid
drückt ſie an ihre Bruſt.

Schon zogen dreißig Lenze
ob Sigrids Stirne hin,
Doch neue Schönheitsblüte
war jedes Jahr Gewinn.
Sie freute ſich der Schönheit,
weil er pries Wang' und Haar,
Sie freute ſich der Knaben,
weil er ihr Vater war.

Sie liebte Isleif mächtig
mit einer Bruſt von Erz,
Und doch ſo zart, ſo glühend
wie nur ein Weiberherz.
Sie dankt ihm alles! Isleif
riß ſie von Schmach zurück,
Beſchirmt ihr Leben, ſchmückt es
mit ſüßem Liebesglück.

Und Olaf lebt noch immer
in ſtarrer Einſamkeit,
Kein Weib theilt ſeine Kammer,
kein Kind ſein Herz erfreut.
Wie Hekla Feuer heget
und es mit Eis bedeckt,
So iſt die Glut des Herzens
verglimmt nicht, nur verſteckt.

Doch wer die Lieb' wie Isleif
aus der Erfahrung kennt,
Und weiß wie unauslöſchlich
ſie im Verborgnen brennt,
Der iſt gen ihren Ausbruch
ſtets wachſam auf der Hut,
Gedenkt des Heklas Eisdeck'
und ſeiner innern Glut.

Drum wo ſich Sigrid zeiget
umgiebt ſie immerdar
Von treuerprobten Knechten
'ne auserleſ'ne Schaar,
Und Isleif ſtark und ſorgſam
hält ihr zur Seite Wacht
Als Herr zugleich und Hüter
für ſeinen Schatz bedacht.

So ziehen ſie nach Skolholt
an einem Wintertag,
Wo Sigrids Ohm, der alte
Thorolf, im Sterben lag.
Der, reich und ohne Kinder,
des Bruders einzig Kind
Und Enkel wünſcht zu ſchauen,
eh' Leben ihm verrinnt.

Sigrid zu Pferd' hat Hakon,
den Jüngſten, auf dem Schooß,
Doch Sven und Rollo tummeln
ſchon ſelbſt ihr kleines Roß,
Und Inge wird gehalten
von einer treuen Magd, —
So ziehen ſie von dannen
als trüb der Morgen tagt.

Die Erd' iſt ſchneebedecket,
der Himmel droht mit Schnee,
Wie eine einz'ge Eisſcholl'
erſtreckt ſich weit die See,
Vollendet hat die Erde,
ſo ſcheint's den Lebenslauf,
Doch friſches Leben gehet
im Menſchenbuſen auf.

Wie froh die Knaben jubeln,
wie ſie ſo keck den Gang
Der Pferd' anfeuern, Sigrid
wird vor der Kühnheit bang;
Sie hält nur deſto feſter
den Kleinſten in dem Arm,
Schützt ihn vor rauhem Luftzug,
hüllt in den Pelz ihn warm.

Dann ſchauet ſie auf Inge
im Schutz der Magd zurück,
Dann folget ſie dem Aelt'ſten
mit ſtolzem Mutterblick.
Die waren froh und flüchtig
der Schaar vorausgeſprengt,
Und ahnen die Gefahr nicht,
die über ſie verhängt.

Im Hinterhalt liegt Olof,
die Knaben ſind umringt,
Ein einz'ger Schrei des Schreckens
an's Herz der Eltern dringt;
Verhängten Zügels flieget
nun Isleif raſch voran;
Die Knechte folgen ſchleunig,
wie jeder mag und kann.

Und Sigrid, halb gezogen
zu Mann und Söhnen hin,
Wär' gerne doch entflohen
mit ahnungsſchwerem Sinn;
Doch was den Ihren drohet,
ſoll auch ihr Schickſal ſein,
Für Alle will ſie Rettung
und nicht für ſich allein.

Und weil zerſtreut, zerſplittert,
getrennet iſt die Schaar,
So beut ſie Olafs Knechten
der Blößen manche dar.
Wenn Isleif und die Seinen
auch kämpfen wie noch nie,
So iſt doch Olaf Sieger,
in Banden liegen ſie.

Und Isleif, Sigrid, alle
die Knaben klein und groß,
Trifft ſammt den treuen Dienern
ein und daſſelbe Loos.
Mit Glut im Buſen kehret
jetzt Olaf heim den Lauf,
Und ſtellt in ſeiner Halle
rings die Gefangenen auf.

Sich dann zu Sigrid wendend:
„Merk' auf, ich liebe Dich,
Wie nie ein Mann noch liebte!
darum, erhöre mich.
Sieh, Du biſt ſein geweſen,
o werde jetzo mein,
Dann ſollen auch die Deinen
ſogleich in Freiheit ſein. —“

Nachdem er ſo geſprochen,
hat ſie ſich weggekehrt,
Und ihres Blicks Verachtung
durchbohrt ihn wie ein Schwert.
Im wilden Zorn entbrennet
nun ſein gereiztes Blut,
Er fragt mit Donnerſtimme
und kaum bezähmter Wuth:

„Iſt er, den Du ſo liebeſt,
aus niedrigem Geſchlecht
Und mit geſpaltner Lippe,
kein mißgeborner Knecht? —“
Und Sigrid ſchaut auf Isleif
mit ſtralendem Geſicht,
Und legt die Hand auf's Herze,
als königſtolz ſie ſpricht:

„„Die Eſche Ygdraſill[6]) iſt
der allererſte Baum,
Skidbladner[7]) iſt das erſte
der Schiff' auf Meeresraum,
Der erſte Aſ' iſt Odin
im hohen Aſenſaal,
Der erſte aller Männer
iſt Isleif, mein Gemahl. —““

Da rollt zu ihren Füßen
das blonde Haupt des Sven,
Und Olaf fragt: „iſt Isleif
noch jetzt ſo hold und ſchön? —“
Das Blut ſtürzt ihr zum Herzen,
doch wie das erſte Mal:
„„Der erſte aller Männer
iſt Isleif, mein Gemahl. —““

Und Rollo's Haupt von ſeinem
ſchneeweißen Nacken rollt,
Und Olaf fragt: „iſt Isleif
noch immer ſchön und hold? —“
Sie ſpricht und fühlt im Buſen
den ſcharfen, ſpitzen Stahl:
„„Der erſte aller Männer
iſt Isleif, mein Gemahl. —““

Und Isleif ſchreit: „Erbarmen!“
und alle Knechte ſchrei'n,
Und Olafs eigne Diener:
„Herr, wolle gnädig ſein!“
Nur Sigrid, übergoſſen
von ihrer Söhne Blut,
Drückt ſchweigend ihre Hände
vor ihrer Stirne Glut.

Doch Olafs grauſe Klinge
um Inge's Haupt nun ſchwirrt;
Es fliegt herab; er fraget:
„wie nun? haſt Dich geirrt? — “
Sie ſpricht — im Auge blinket
ein wilder Wahnſinnſtral —:
„„Der erſte aller Männer
iſt Isleif, mein Gemahl. — ““

Und wie der Schnee des Hekla
zu leichengrau erbleicht,
Wenn letzter Stral der Sonne
von ſeinem Scheitel weicht,
So iſt von ihrem Antlitz
die Lebensfarb' entflohn,
Und leblos ſtürzt ſie nieder
auf ihren jüngſten Sohn.

5.

In Olafs Hauſe lebet
Sigrid gefangen nun,
Doch einer Kön'gin könnte
man nicht mehr Ehr' anthun.
Zu ihrem Dienſte ſtehen
die Mägde ſtets bereit,
Es fehlt ihr nicht an Pelzen
und glänzendem Geſchmeid.

Ein Webſtuhl, Purpurwolle
und Seide lieget da,
Ein Zelter prangt im Stalle,
der ſchönſte fern und nah;
Doch ſtumm und bleich und düſter,
und ſtill im Schooß die Hand,
Den tiefſten Gram im Auge
und ſtets im Trau'rgewand,

Ohn' je ein Wort zu ſprechen,
zu heben ihren Blick,
Sitzt Sigrid lange Monde,
verſtummt vor dem Geſchick.
Ein einz'ger Schrei zu Zeiten
dem blaſſen Mund entfährt,
Wenn fern ſie Olofs Stimme,
wenn ſeinen Schritt ſie hört.

Nicht trug ihm goldne Früchte
die ſchauervolle Saat,
Nie hat ſie ihm gelächelt,
nie iſt er ihr genaht,
Und wie ſie vom Entſetzen
ward nimmermehr gebeugt,
So jetzt auch von der Ehrfurcht
ſie ungerührt ſich zeigt. —

Drei Sommer haben Island
den langen Tag gebracht,
Drei Winter hüllten finſter
es ein in lange Nacht,
Da tritt zur blaſſen Sigrid
einſt Olaf ruhig hin:
„Wiſſ', daß ich Deines Schweigens
von Herzen müde bin.

Ich hab' um Dich geworben
in Demuth und Geduld,
Du haſt geweint, geklaget,
vergieb jetzt Liebesſchuld.
Ich hab durch meine Treue
an Deiner Lieb' ein Recht;
Sag, haſt Du nicht vergeſſen
den mißgebornen Knecht? — "

Da flammt in ihrem Auge
der Sehnſucht feuchter Stral:
„„Der erſte aller Männer
iſt Isleif, mein Gemahl. — ""
„Er war's! ſchon längſt umfängt ihn
des Grabes feſter Hort. — "
„„Er lebt in meinem Herzen
in ew'ger Schönheit fort. — ""

„Wolan, ſo ſei gewärtig
in nächſter Tages Früh,
Daß ich zum grünen Dänmark
mit Dir, der Sklavin, zieh.
In Dienſtbarkeit und Elend
beſinn' Dich dort drei Jahr,
Ob je ein Mann ſo liebend,
ſo treu wie Olaf war. — "

Die goldnen Locken ſchneidet
er ab dem ſtillen Weib,
Mit dürftigen Gewanden
umhüllt er ihren Leib;
So bringt er ſie zu Schiffe
nach Dänmarks grüner Flur; —
Nie zeigt ſie von Beſorgniß,
von Furcht die kleinſte Spur.

Ob wild die Woge tobet,
ob Sturm die Segel bläht,
Ob günſtig ihren Pfaden
der milde Weſtwind weht,
Ob Feindesſchiffe drohend
verſtören ihre Bahn, —
Mit ungebrochnem Schweigen
langt ſie in Dänmark an.

Und Olaf übergiebt ſie
der ſtrengen Schweſter ſein:
„Hier dieſe faule Dirne
üb' meinem Dienſte ein;
Sie iſt verſtockt, verſteinert
aus ſtarrem Eigenſinn,
Und wär' doch meinem Haushalt
ein ſchätzbarer Gewinn. —“

So zieht er heim. Für Sigrid
ein Daſein jetzt beginnt
Von andrer Färbung; doch wie
am Stein herniederrinnt
Die Flut des Regens, alſo
erträgt ſie ſtarr ihr Loos,
Behält trotz Straf und Drohung
ſtets ſtill die Hand im Schooß.

Nie iſt ſie zu bewegen
zur kleinſten Arbeit nur,
Es ſei im Haus und Garten,
im Feld, auf Wieſenflur;
Nie ſitzet ſie am Webſtuhl,
mag nie die Spindel drehn, —
Das ſind ihr alles Dinge,
die nimmer ſie angehn.

Und ſei's allein, ſei's daß ſie
der Diener Schaar umkreiſt,
Stets iſt ſie fremd und einſam, —
ein abgeſchiedner Geiſt.
Man hört nur ihre Stimme,
wenn Störung ihr nicht droht,
In tiefer Nacht — dann ſingt ſie
von des Seekönigs Tod.

Bald ſind ſo Herrn wie Diener
von Mitleid ganz erfüllt;
Nicht frecher Scherz und Spottluſt
wird mehr an ihr gekühlt.
Wie Freya's Sehnſuchtsthränen *)
ſich wandelten in Gold,
So ſtimmen Sigrids Schmerzen
ihr alle Seelen hold.

Und jeder läßt ſie gerne
den ſchmalen Platz am Herd,
Das Stückchen Brod genießen,
von Arbeit unbeſchwert.
Als wieder ſind verronnen
im Flug der Jahre drei,
Da kehrt aus Island Olaf
zurück mit ſeltner Treu'.

Und als er bei der Schweſter
nach Sigrid forſcht und fragt,
Da ſpricht ſie: „das iſt warlich
die wunderbarſte Magd.
Wenn ich auch zürnte, ſchmälte,
es war umſonſt geſchehn;
Drum ließen wir ihr Freiheit
auf eignem Weg zu gehn.

Soll ich Dir rathen, Bruder,
ſo laß auch Du ſie ziehn
Wohin ſie will, ſie bringet
Dir nimmermehr Gewinn. —"
Und zu der bleichen Sigrid
tritt Olaf ernſt heran,
Und über ſeine Züge
des Mitleids Schatten rann.

Denn er erſchrak vor jenem
gewalt'gen Seelenſchmerz,
Der leblos ſie verwandelt
in ein Gebild von Erz.
Er fragt: „hab' ich noch immer
an Deiner Lieb' kein Recht,
Und liebſt Du noch den Isleif,
den mißgebornen Knecht? —"

Sie ſprach, und eine Thräne
ſich in ihr Auge ſtahl:
„„Der erſte aller Männer
iſt Isleif, mein Gemahl!
Und bald, o bald bin ich ihm
in Wingolfs9) Saal vereint,
Wo Trennung uns nicht drohet,
und Liebe nicht mehr weint. —""

„So trockne Deine Thränen,
Du biſt in Wingolfs Saal, —
Ruft Olaf — hier iſt Hakon,
hier Isleif, Dein Gemahl;
Sie lebten dieſe Jahre
hindurch an Norwegs Strand,
Des Blutvergießens müde,
hab' ich ſie weggeſandt. —"

Vom Schmerz kann man erzählen,
von Kummer und von Leid,
Doch nicht vom Sternenglanze
der höchſten Seligkeit;
Man kann den Schatten malen,
doch nimmermehr das Licht,
Drum endet hier von Iſleif
und Sigrid der Bericht.

Bemerkungen.

Den Stoff zu dieſem Gedichte gab: „Ingoeld Schönwange, aus den ſkandinaviſchen Sagen von Beer.“

1) Brago, der erſte der Skalden — Gott der Dichtkunſt.

2) Harald Schönhaar (Haarfager) war der erſte König von ganz Norwegen; 863 — 936. Sein Joch war vielen Jarlen unerträglich, ſie verließen das Land und fanden in andern Gegenden Sitze, z. B. Rollo in der Normandie; viele begaben ſich nach Island.

3) Skinfaxi, heißt das Pferd, womit der Tag fährt; es erleuchtet mit ſeiner Mähne die ganze Luſt und Erde. Die Nacht fährt voran mit dem Pferde Rimfaxi, und jeden Morgen bethaut es die Erde mit dem Schaum ſeines Gebiſſes.

4) Midgard, — die Erde. Midgardſchlange, — das Meer.

5) Byfroſt, (die Aſenbrücke) der Regenbogen, die Brücke, welche von der Erde nach dem Himmel führt.

6) Bei der Eſche Ygdraſill halten die Götter täglich Gericht. Sie iſt der höchſte und größte aller Bäume; ihre Zweige breiten ſich über die ganze Welt und reichen über den Himmel hinauf. Dies iſt der Götter heiligſte Stelle.

7) Skidbladner, Odins Schiff, iſt ſo groß, daß es alle Aſen faßt, hat immer guten Wind und iſt ſo künſtlich gemacht, daß man es zuſammenfalten und in die Taſche ſtecken kann.

8) Freya iſt die vornehmſte der Aſinnen nach Frigga. Ihr Gemahl Odo zog fernhin fort, da weinte Freya ihm nach und ihre Thränen waren Gold.

9) Alle Tugendhaften leben nach dem Tode bei Allvater in Wingolf; die Böſen aber fahren zur Hel (Hölle) und hernach in Niflheim oder die neunte Welt.

Edda. Ueberſetzung von Prof. Rühs.

Manfred.

„But they live in the verse, which immortaly saves."

Byron.

Erſter Geſang.

Novemberſtürme brauſen und der Regen
Strömt endlos nieder durch die trübe Nacht,
Der bange Wandrer ſeufzt auf wilden Wegen:
O, wär' doch erſt die Wanderung vollbracht!
Das Nachtgevögel kreiſchet um die Wette
Mit dem Orkane, und dem ſumpf'gen Bette
Der tückſche Kobold, Irrlicht, ſich entwand
Und lockt den Wandrer an Verderbens Rand.

Iſt dies Italien, ſo hoch geprieſen,
Mit ſeiner Sonne, ſeinen Paradieſen,
Mit ſeinen Thälern, wo Granaten glühn,
Wo Aloë und Cactus feurig blühn,
Und Myrthendüfte durch die Zweige ziehn?
Mit ſeinen roſigen und blauen Bergen,
Phantaſtiſch, als ob eine Feenhand,
Um ein geheimes Zauberreich zu bergen,
Es mit des Gürtels holdem Reiz umwand?
Iſt dies das Land, wo Zitherklänge ſchwirren,
Wo Lieb' und Lied auf allen Lippen girren?
Wo glüh'nde Lebensluſt das All bewegt,
Im Menſchenbuſen mächt'ge Wogen ſchlägt,
Und bald zum Himmel, bald zur Höll' ihn trägt?
Iſt dies die ſüße Braut, die zu umfangen
Der Erde Herrn mit wildem Drang geſtrebt?

An der entzündet Fürſtenblicke hangen,
Von ihrer Schönheit, ihrem Glanz belebt?
Für die ſie aus der ſichern Heimat zogen,
Geringe achtend ihres Volkes Thron,
Um ſich zu ſchmücken mit der reichern Kron',
Nachdem ſie vor der Braut das Knie gebogen? —
Und ſie, die Braut, mit ſüßem Liebesfeuer
Im dunkeln Auge, und vom Silberſchleier
Des Meers umwallt, mit Diadem und Kranz
Geſchmückt, mit Erd' und Himmelsglanz, —
Sie ſchließt an ihre Bruſt den trunknen Thoren!
Doch, ſich verwandelnd, fahren Dolches Spitzen
Wie Schlangen aus ihr auf, und Schwerter blitzen,
Und er, den ſie umfangen, iſt verloren! —

O wol! das iſt Italien! iſt die Schöne,
Für die gefloſſen edles, reines Blut,
Für welche Deutſchlands größte Heldenſöhne
Verſplittert Leben, Frieden, Glück und Muth!
Das iſt das falſche Land, woran gebrochen
Die Kraft der Hohenſtaufen unterſank.
O, einen Fluch hat das Geſchick geſprochen
Und dies Geſchlecht verdammt zum Untergang!
Drum lockt es ſie aus ihren deutſchen Gauen
Jenſeits der Alpen, bietet Herrlichkeit
Der Welten in Italiens Sonnenauen;
Ihr Herz begehrt, was ihre Augen ſchauen, —
Und dem Verderben ſind ſie ſtill geweiht!

Ihr Thoren, wäret ihr daheim geblieben
Auf Hohenſtaufen, mitten in dem lieben,
Geſegneten und frohen Schwabenland!
Zieht nicht der Neckar zwiſchen Rebenhügeln,
Die lächelnd ſich in ſtillen Fluten ſpiegeln,

Durch grüne Fluren hin ſein Silberband?
Erblühte nicht die holde Liedesweiſe
Dort ſinnig in dem Minneſängerkreiſe,
Verlieh dem Leben einen lichten Schein?
War nicht das Volk getreu und ſtark und bieder? —
Was horchtet Ihr nicht auf die deutſchen Lieder,
Was mochtet Ihr nicht Deutſchlands Fürſten ſein? —

Nein! zieht getroſt dahin, Ihr großen Kaiſer,
Und müßt Ihr fallen, — baut auf Lorbeerreiſer,
So wie der Phönix ſeine Scheiterhaufen,
Auch Euer Grab, erhabne Hohenſtaufen.
Weil Ihr nicht glücklich war't, darf Euch nicht ſchmähen
Der Nachwelt Mund! Gemeine Seelen ſehen
Auf den Erfolg und preiſen das, was glückt.
Doch niedrig iſt, wer vor dem großen Willen,
Konnt' er auch nicht die große That erfüllen,
In Demuth und Verehrung nicht ſich bückt.
Der Wille macht die Größe. Das Gelingen
Giebt Gott allein. Wie auch die Menſchen ringen,
Erflehen mögen ſie's, doch nicht erzwingen.

So ſtreut im Herbſt der Landmann ſeine Saat,
Indeſſen die Gedanken fröhlich ſchweifen
Zum nächſten Sommer, wo die Aehren reifen,
Wo reiche Ernte er zu hoffen hat.
Drum achtet er gering die ſaure Mühe,
Und ob die Stirne auch erglühe,
Er denkt der Zukunft, denkt an Weib und Kind.
Doch, ſtatt daß er die goldne Frucht gewinnt,
Naht ihm der Tod; er muß im Winter ſterben,
Und auf ſein Feld gießt die Natur Verderben,
Gewalt'gen Regen, Stürme, Wirbelwind.
Daß jetzt ſein Sohn ein Bettler iſt, verſchuldet

Hat er es nicht; er that das Seine treu;
Er hat in Sorg' und Mühe viel erduldet
Und hoffte, daß der Himmel gnädig ſei.
Der war es nicht. Weshalb? — O keine Frage;
Sie tönt umſonſt ſeit Anbeginn der Tage!
Doch, wenn dem Himmel Jubelpſalme ſchweigen,
So laßt das Miſerere aufwärts ſteigen.

Ihr edlen Kaiſer, zieht getroſt von hinnen,
Und ſtreuet aus die goldne Saat! Verrinnen
Muß manch Jahrhundert bis zum Erntetag.
Wenn einſt Sanct Peters Marmorſäulen wanken,
In Trümmer fallen freien Geiſtes Schranken,
Die Sonne aufgeht, die der Welt gebrach:
Dann wird man ſegnend Eure Namen nennen,
Wird Euer hohes Ziel nicht mehr verkennen,
Und Eure Kraft von Eurem Unglück trennen. —
Denn ſie war's, die zuerſt die Feſſel brach,
Als tief die Erd' in geiſt'gen Banden lag; —
Dann wird man Eurem Sturze Thränen weihen,
Und Schwäch' und Fehler eingedenk verzeihen
Der alten Lehre: daß, wo helles Licht,
Auch tiefer Schatten nimmermehr gebricht.

Der Sänger aber ſchauet zu Euch hohen
Und ſtralenden Geſtalten froh empor,
Daß ſich nicht ganz der Maaßſtab der Heroen
Von unſrer mittelmäß'gen Welt verlor.
In Schönheitsfülle ſchaut Ihr lächelnd nieder,
Um Eure Lippe ſchweben ſüße Lieder,
Sie iſt des Kuſſes einer Göttin werth,
Und Euer Haupt wird nicht ſo hell verklärt
Vom Diadem, wie von dem Lockenhaar,
Ambroſich ringelnd um die Stirne klar.

Kein Vorzug, keine Gab' blieb Euch verſaget,
Euch war die Wiſſenſchaft, die Kunſt vertraut;
Im Geiſterreich iſt Euch ein Thron erbaut,
Wie Ihr im irdiſchen die Krone traget.
Und daß kein Demant, keine Perl' drin fehle,
So gab das Schickſal zu der großen Seele
Euch Unglück, welterſchütternd, rieſengroß,
Vollendend Euer ſtralend, tragiſch Loos.

Gelichtet ſind der Hohenſtaufen Reihen
Bereits; die beiden Friedrich ſind dahin,
Der ſtrenge Heinrich mit dem harten Sinn.
Der holde Philipp, dem ſelbſt Gegner weihen
So Lob wie Thränen, fiel von Mörderhänden;
In blüh'nder Jugend mußte Conrad enden,
Und Enzio in Bologna's Kerkermauern
Das heitre, reiche Leben trüb vertrauern.
Nur Friedrichs Enkel lebt noch fern im Norden,
Der unglückſel'ge Knabe Conradin, —
Dem in der Wiege ſchon der Fluch geworden,
Daß trügeriſche Kronen für ihn blüh'n, —
Und Friedrichs und der ſchönen Lancia Sohn,
Der edle Jüngling Manfred, der im Süden
Bekämpft den übermächt'gen Kirchenthron.
Vor Allen iſt ein Leben ihm beſchieden,
So hell und flüchtig wie ein Stern, der fällt,
Eh' wir's gewahren, von dem Himmelszelt.

Er reitet hin durch die Novemberſtürme
Und wen'ge Freunde folgen ſeinem Pfad.
Er darf nicht ruhen unterm heil'gen Schirme
Der Treu' des Volkes; inn'rer Zwieſpalt hat
Das ſchöne Land Neapolis zerriſſen.

Der eine Theil will nur vom Pabſte wiſſen,
Der andre, von dem fernen Conradin,
Ein dritter hängt an Manfred ſich, durch ihn
Erwartend, hoffend günſtiges Geſchick, —
Und alle denken an ihr eignes Glück.
Wo will er hin? Wo kann er Hütten bauen?
Und welchen Händen darf er ſich vertrauen?
O Schmach! Er eilt zur Stadt der Sarazenen! —
Dies Volk empfing Luceria zum Geſchenk,
Iſt dankbar Friedrichs Wolthat eingedenk. —
Nur dort allein darf Manfred frei ſich wähnen,
Nur dort allein ſchlägt ihm der Treue Herz,
Und ſchirmt ihn mehr als Mauer, Wall und Erz.

Mit den Gefährten, zween Capece, reitet
Er mühſam auf dem dunkeln Pfade fort;
Oft irret er im Wege, oft auch gleitet
Das Pferd und ſtrauchelt; — endlich iſt der Ort
Erreicht, der bangerſehnte. Lichter flimmern
Und auf der Mauer Lanzenſpitzen ſchimmern.
„Macht auf das Thor, ſo eilig wie ihr könnt;
Hier außen harrt Fürſt Manfred von Tarent!“
So ruft Capece. Drinnen ſprichts: „das Thor
Schloß eigenhändig heut der ſtrenge Mohr,
Bevor die Reiſ' er antrat und gebot
Es nicht zu öffnen, weil Gefahr uns droht. —“
„Sie droht auch mir,“ fällt Manfred lebhaft ein,
„Wollt ihr nicht mir, dem Herrn, gehorſam ſein? —“
„Wir ſind's, o Herr! allein der Schlüſſel iſt
Dort auf dem Schloſſe bei Marchiſio, und
Der giebt ihn nicht in dieſer ſpäten Stund'. —“
„Er ſoll ihn geben! Saget ihm: ihr wißt,
Daß Manfred außen harrt. —“ Die Krieger eilen
Aufs Schloß, um den Befehl ihm zu ertheilen.

Marchiſio aber ruft, als ſie ihn wecken:
„Ich geb' ihn nicht! —“ und füllt ihr Herz mit Schrecken.
Des Ungehorſams Botſchaft eilig bringen
Dem Fürſten ſie. „So ſchaffet andern Rath!
Weiß keiner denn von Euch verborgnen Pfad,
Um heimlich in die Stadt herein zu dringen? —“
„Dort in der Mauer öffnet ein Kanal
Zum Waſſerabfluß ſich, zwar eng und ſchmal.... —“
„Genug! ich habe keine andre Wahl. —“

Er ſteigt vom Pferd. Da nahen raſche Schritte
Dem Thor von innen, und Befehl und Bitte —
So hold vermählend ſich im Frauenmund —
Thut eine ſilberhelle Stimme kund:
„„Mein Vater iſt nicht hier, daher befehle
Ich in Luceria! Schlagt die Thore ein!
So muß der hohe Herr empfangen ſein!
Wollt Ihr, daß wie ein Dieb er ein ſich ſtehle? —““

Da, von dem Beil zerſchmettert, fällt das Thor,
Und durch die Krieger drängt ein Weib ſich vor,
So lieblich wie das junge Morgenlicht
Durch finſtres Nachtgewölke ſtralend bricht.
Sie ſinkt vor Manfred demuthvoll auf's Knie,
Die Stirne beuget bis zur Erde ſie:
„„Willkommen ſei von der geringen Magd
In ihres Volkes Namen Dir geſagt.
Es faſſet Dich, den ſeltnen Edelſtein,
O Herr und Fürſt, in's Gold der Treue ein. —““

Und alle Sarazenen jubelnd breiten
Die Arme aus und heben ihn empor,
Und durch Lucerias dunkle Straßen ſchreiten
Sie triumphirend nach dem Schloſſe vor.

Das ſchöne Mädchen iſt voran geeilet;
Am ſchnell erleuchteten Portale weilet
Sie, zu empfangen den verehrten Herrn.
Ihm, der von ihrem Volk ſo hoch geprieſen,
Der Allen ſtralt, ein unerreichter Stern,
Ihm ſei die tiefſte Huldigung erwieſen.

Sie blicket ſinnend auf zum Himmelsbogen,
Und ſieh! die düſtern Wolken ſind entflogen
Von jener Stelle, wo die Krone glüht,
Aus der die Gemma ſtralend nieder ſieht.
„„Wie? dieſen Stern, der da beherrſcht mein Leben,““
So ſpricht ſie forſchend, „„der ein lichtes Sein
Und Schönheit, Glanz und Namen mir gegeben,
Ich ſeh' ihn jetzt ob ſeinem Haupte ſchweben?
Und Gemma führet bei dem Glück ihn ein? — ““

Es naht der Zug mit Jubel. „Bringt ſogleich
Marchiſio her! — “ ruft Manfred zürnend aus;
„Was ſchließt vor dem Gebieter er das Haus?
Bin ich nicht Herr in dieſem kleinen Reich? — “
„„Du biſt's! und nicht allein der Sarazenen!
Mit anderm Diadem wird man Dich krönen. — ““
„Wie ward Dir dieſe Kunde, ſchönes Weſen?
Doch — Du biſt heimiſch in dem Zauberreich. — “
„„Nein! in den Sternen habe ich's geleſen. — ““

Marchiſio nahet zitternd, todesbleich,
Und ſinkt auf's Knie: „O zürnet nicht! der Mohr
Befahl Gehorſam; — doch ich war ein Thor
Und kein Verräther! Glaubt mir, ich bin treu. — “
„Wo iſt der Mohr? — “ „Luceria zu empfangen
Als freies Lehn,, iſt er zum Pabſt gegangen. — “
„Unmöglich!" ruft der Fürſt. — Ein wilder Schrei,
Verzweiflungsvoll, bricht aus des Mädchensbruſt:

„„Unmöglich, ſag' ich! Ha, Verräther, mußt
Du, Dich zu retten, meinen Vater ſchmähn? —““
„Ich lüge nicht, die Zeit wird Euch belehren. —“
„So muß ich denn das Allerherbſte ſehn,
Wie ſich geprüfte Diener von mir kehren,“
Spricht Manfred und kann ſeinem Schmerz nicht wehren. —
Da ſtürzt das Mädchen hin zu ſeinen Füßen:
„„Er muß ja lügen, edler Fürſt! — Doch, lügt
Er nicht, — ſo laß des Vaters Schuld mich büßen;
Nimm hin mein Leben, das im Staube liegt,
Nimm hin mein Blut, laß es in Strömen fließen;
Vielleicht, daß ſeine Schuld dann leichter wiegt. —““
Und wie der Feuerlilj' ätheriſch Flammen
Entſteigen in der glühnden Sommernacht —
So zeigt ſie ſich in ihrer Seele Pracht,
Und Lieb' und Schmerz entbrennen heiß zuſammen,
Zwei Genien, die aus einer Blüte ſtammen.

Und Manfred ſchauet in ihr tiefes Auge.
So ſchwarz, ſo dunkel lag die Welt einſt da,
Eh' ſie, beſeelet von dem Götterhauche,
Das heil'ge Licht des Lebens, Liebe, ſah.
Allein dies Aug', das ſolche Flammen ſprüht,
Wie muß es ſein, wenn es in Sehnſucht glüht? —
Er hebt ſie auf: „Durch Deine holde Treue
Bin ich ja hier; um Deinethalb' verzeihe
Ich Deinem Vater. —“ „„Ach, Du magſt verzeihn,
Er iſt doch nicht von ſeiner Schande rein.
Die Schmach hat bittre Schale ausgegoſſen
Auf ſeine Stirn, und ſie mit Fluch umfloſſen.
Der Schlummer aber gieße goldne Schale
Auf meines Fürſten edles, ſchönes Haupt;
Er trinke aus des Traumgotts Feſtpokale
Die Freuden, die ihm wachend ſind geraubt. —““

„Es iſt gewiß,“ ſo ſpricht am nächſten Morgen
Fürſt Manfred trübe, „er hat mich verrathen,
Vergeſſend meines großen Vaters Thaten
Und ſeiner Huld! Doch hier bin ich geborgen;
Von hier beginn' ich einen neuen Lauf;
Aus ſichern Neſte fliegt der Adler auf!
Ich bin ſo einſam und ſo kühn wie er;
O, daß ich auch ſo frei und ſiegreich wär'. —“

Er ſammelt um ſich her die Schaar der Treuen,
Und ſpricht voll Huld zu ihnen und voll Muth.
Magnetiſch zieht er Alle an. Von neuen
Genoſſen, die ergeben ihm mit Gut
Und Leben ſind, iſt bald die Stadt erfüllt;
Er ziehet täglich aus zu Heldenzügen,
Und überall muß ihm der Feind erliegen,
Und ſeine Macht, wie die Lavine, ſchwillt.

Doch kehrt er heim vom blutigen Gefilde,
So wirft er Panzer fort und Helm und Schwert,
Und bei der Leier werden die Gebilde
Der Lieb' und Luſt von ſüßem Sang verklärt:
Er löſt ſich auf in Klängen weich und milde,
Vertraut dem Liede, was das Herz begehrt,
Verſtummet nur wenn Gemmas Augen winken,
Um Labung aus dem Liebeskelch zu trinken.

Wie alle Mädchen ihres Volks verſtand
Sie manche Künſte, ſchlug mit zarter Hand
Geübt und kräftig goldner Harfe Saiten,
Um den Geſang harmoniſch zu begleiten;
Und wie ein Schmetterling den Blumenkranz
Umflattert, ſchwebte ſie dahin im Tanz,
Und wie die Lerchen jubelnd aufwärts ziehn,
So leicht rührt ſie beim Tanz den Tambourin.

Ernſt war Fürſt Manfred in den erſten Tagen,
Doch bald rang ſich ſein heitrer Geiſt empor,
Der nie den Schwung, trotz Müh' und Sorg', verlor,
Und er begann nach froher Kunſt zu fragen,
Die früh um ſeine Wiege war erklungen,
Die jeder ächte Hohenſtaufe liebt,
Die der Begabte auf dem Thron ſelbſt übt,
Und die auch ſeinen Buſen hat durchdrungen.

Jetzt durfte Gemma hoffen zu erfreuen
Das Auge, das ihr Vater hat getrübt;
Bisher blieb ſie entfernt den bunten Reihen,
Um Manfreds Zorn und Schmerz nicht zu erneuen
Durch ihren Anblick. — Ach, war er dem Kind
Des falſchen Mohren feindlich nicht geſinnt? —
Doch jetzt, als Freude er und Scherz begehret, —
Ein mühſam Wandernder, der ſeine Laſt
In der Oaſis niederlegt, die Raſt
Und Ruhe für den Augenblick gewähret, —
Da fühlt ſie freudig alle Pulſe klopfen!
Sie darf ihm huldigen, darf ihn zerſtreun,
Ihm ſpenden des Vergeſſens Balſamtropfen,
Ihm ihren Dienſt, wie einem Gotte, weihn.

Und als ſie nun zuerſt des Fürſten Saal
Gefolgt von einer Mädchenſchaar betrat,
Da iſt ſie ſchüchtern ihm, doch froh genaht
Und fleht: „„O wende Deiner Augen Stral,
Den glanzgebornen, unſerm Tanze zu!
So ſchaut das Sonnenaug' in heitrer Ruh'
Auf der Planeten buntverſchlungne Reihen,
Die nur von ihm ſo Licht wie Ordnung leihen. —""

Gewährung lächelt ihr ſein heitrer Blick.
Da eilt ſie zu dem Mädchenkreis zurück,
Und die Muſik im Jubellaut ertönt.
Nun ſchweben Genien mit Silberſchwingen
Herbei, getragen von dem ſüßen Klingen,
Und alle ſind mit vollem Kranz gekrönt;
Der eine iſt's mit Lorbeer, der mit Myrthen,
Um eines andern Stirn ſich Roſen gürten,
Hier ſchlingt die Palme ſich durch's Lockenhaar,
Und dort erglänzt die Sternenkrone gar.
Doch mal'riſch theilet ſich die Genienſchaar,
Das Glück auf goldner Kugel ſchwebt herbei, —
Gebietriſch ſtolz und göttlich frei, —
Und es beginnet ein verführend Ringen
Mit jedem Genius im lichten Tanz,
Es haſcht und er vertheidigt ſeinen Kranz;
Allein das Glück kann Götter ſelbſt bezwingen
Und ihre Kränze legen überwunden
Mit Huldigung ſie vor dem Glücke hin.
Das hat ſchon längſt ein Ziel heraus gefunden;
Es ordnet triumphirend den Gewinn,
Und raſch und blendend, wie des Lichtes Stral,
Durchfliegt es neckend, trügeriſch den Saal,
Bis es vor Manfred wie gefeſſelt weilt,
Und alle Kränz' und Blumen ihm ertheilt.
Die Kugel iſt bei dieſer Spend' entrollt,
Und ſieh! das Glück hat Treue ihm gezollt.

Gerührt ſagt Manfred Preis und Dank und Lob
Der ſchönen Gemma, und ihr Auge hob
Sich ernſt und tief, und ruhig ſagte ſie:
„„Wär ich das Glück — o, ich verließ Dich nie. —""
„Ein jedes Wort aus Deinem ſchönen Munde
Bringt mir vom fabelhaftem Glück die Kunde;

Vom Vater ward Verrath mir und Gefahr,
Die Tochter bringt mir rührend Treue dar. —"

„„Vergieb ihm, Herr! In ſeinen Adern fließet
Das Blut der Negerin, die ihn gebar.
Im heißen afrikan'ſchen Lande grüßet
Die Sonne ſegnend nicht die Kreatur.
Zerſtörend, feindlich wirkt ſie; die Natur
Bezeugt es! Ungeheuer, giſt'ge Schlangen
Und wild Gethier, das uns erfüllt mit Bangen,
Sie hauſen in der ungemeſſnen Wüſte,
Die nie ein Baum erfriſcht, kein Bächlein küßte.
Ach, da verbrennet auch des Menſchen Hirn,
Da wird ſein Blut von Leidenſchaft zerwühlt,
Und giſt'ge Falſchheit wohnet in der Stirn,
Die nie vom lauen Abendthau gekühlt.
Das oriental'ſche Blut, vom Vater ſtammend,
Hat keine Macht ob einer Neg'rin Kind,
Es blieb den wildern Kräften treu geſinnt; —
O richte huldvoll, Herr, und nicht verdammend. —""

Und Manfred ſagte ſcherzend: „Hüte Dich,
Du holdes Enkelkind der Mohrin! Schlich
Die angeſtammte Wildheit auch ſo ganz
Aus Deinem Herzen, wie die Farbe wich
Von Deiner Stirn und Deiner Wangen Glanz? —"
„„Bis jetzt, o Herr, hat Segen nur die Sonne
Den Auen meines Herzens dargebracht,
Und Freudeblumen ſind in reicher Pracht
Erblüht; mein Leben war nur Licht und Wonne.
Ob giſt'ge Pflanzen nicht denſelben Räumen
Im Wetterſtral, im Sonnenbrand entkeimen, —
Verborgen liegt es vor dem Menſchenblick.
Ein günſt'ger Stern beherrſche mein Geſchick! —""

„Und kannſt Du wirklich in den Sternen leſen?
Verkünde mir die Zukunft, ſüßes Weſen. — “
„„Es ſteht auf Erden wie am Firmament:
Dir werden Kronen, Manfred von Tar[illegible] — ““

Drauf kam ſie jeden Abend in die Halle.
Dem Lenze gleich, deſſ' Blüten mancherlei,
Erſchien auch ſie mit Gaben wechſelnd neu;
Bald mit dem Liede, bald mit Cymbelſchalle,
Phantaſtiſch den bewegten Reigen führend,
Die Herzen ſtets, nicht blos das Aug', berührend.
Und Manfred, deſſen Seele immer offen
Für alles Schöne iſt, wird tief getroffen
Von ihrem Zauberſtab, den unſichtbar
Und ungeahnt die Feenkönigin
Auf Gemmas Wiege lächelnd legte hin;
Nur ihre Anmuth macht ihn offenbar. —
Ach, unergründet iſt noch die Magie,
Die ihren Lieblingen Natur verlieh;
Man fühlt ſie nur, doch man erforſcht ſie nie!
Und das allein giebt ihr die Allgewalt,
Denn vom Erforſchten wendet man ſich kalt. —

„Sag', weißt Du noch welch Wort Du einſt geſprochen,
In jener Nacht, als ich zuerſt Dich ſah,
Als klar Dir wurde, was der Mohr verbrochen?
Dein Leben boteſt Du zur Sühne da; — “
So ſprach Fürſt Manfred einſt zu Gemma ſtrenge; —
„Erfülle jetzt Dein Wort, es iſt nun Zeit;
Zum Sühnopfer halte Dich bereit. — “
Sie horcht entſetzt auf dieſe rauhen Klänge:
„„Wie? Sterben ſoll ich jetzt? Nie war die Welt
So ſchön vor mein begeiſtert Aug' geſtellt,

Nie rauſchten mir ſo tiefe Wonnemeere,
Nie ſtralten ſo die Stern' in goldner Sphäre,
Nie tauchten aus der Bruſt ſo ſel'ge Lieder
Gleich Schwänen auf, mit glänzendem Gefieder! —
O, mitten in der Herrlichkeit zu ſterben,
Das iſt doch hart! Mußt Du mich, Herr, verderben,
So gönne mir das Leben nur ſo lang,
Wie in Lucerias Mauern Du verweilſt!
Wenn Du zum Kampf, zum Sieg, zum Thron enteilſt,
Dann geh' ich gern des Lebens letzten Gang. — „“
Da ruft er: „Deinen Tod nicht, doch Dein Leben,
Dein Herz und Deine Lieb' will ich allein;
Kannſt Du mir das ſtatt blut'ger Sühne geben? — “
„„Ach, ohne Sühne iſt es längſt ſchon Dein. — “ “

Und ihrem Aug' entquollen große Thränen,
Wie ſie im Lenz die junge Rebe weint,
Wenn ſie mit Liebesinnbrunſt und mit Sehnen
Die zarten Arm' zur Sonn' zu ſtrecken ſcheint.
Und unbewußt auf ſeine Schulter neiget
Sie ſanft ihr Haupt, gleich einer Roſe ſchwer
Vom Morgenthau der ſüßen Thränen; — er,
Entzückt daß ihre Liebe ſich ihm zeiget,
Preßt an den Buſen ſie voll heißer Flammen, —.
Sie blickt empor, begegnet ſeinem Kuß,
Und ſinket wie vom Blitz durchbebt zuſammen,
Gleich Semele bei ihres Gottes Gruß.

„Was iſt geſchehn, o Gemma? Sprich, Geliebte!
Entdecke mir den Dämon, der da trübte
Urplötzlich, tückiſch, unſern ſel'gen Rauſch.
O ſchweige nicht! Gieb Worte Deinem Grauen;
Was ſahſt, was hörteſt, dachteſt Du? — Ich lauſch'
Auf jede Sylbe; — ſchenke mir Vertrauen. — “

„„O Manfred, Manfred! weh, die Sterne lügen
Dem Menſchen nimmer, ſie ſind treu und wahr!
Sie machen's dem Geweihten offenbar,
Wenn Falſchheit will ein armes Herz betrügen.
Und Du biſt falſch! — ““ Sie zeigte himmelwärts:
„„Siehſt Du wol ſtralen das Scorpionenherz,
Antares, droben? — Der hat es verrathen:
Du läßt mich einſam einſt auf öden Pfaden.
Als ich mein Aug' empor hob zu dem Deinen,
Als meine Seele ſich in Dich verlor,
Da brach Antares widrig grell hervor — —
Was mußt' er grad ob Deinem Haupte ſcheinen? — ““
„O, laß die Sterne, die den Menſchen necken,
Die jetzt ſich zeigen und dann überhüllt,
Wenn Wolken ſich am Firmament erſtrecken,
Doch nie entſchleiern wahrer Zukunft Bild.
Und kennt die Liebe denn noch andre Sterne
Als des Geliebten Auge? — Sieh mich an!
Entfliehe nicht mir in die luft'ge Ferne;
Weiß ich denn wirklich ob ich Dich gewann?
Du biſt ſo traumgleich, — doch ſchon in der Wiege
Trug Alles was ich liebte Deine Züge.
Schlank biſt Du wie Appollos Lorbeerreis,
Und wie ſein hehrer Schwan ſo ſtolz und weiß,
Wie Venus Tauben zärtlich ſüß und treu,
Wie die Gazelle Deiner Heimat ſcheu,
Biſt wie ein deutſches Lied ſo rein und klar,
Und doch wie Orients Mährchen wunderbar.
Dem Regenbogen gleich, der da enthält
Harmoniſch alle Farbenpracht der Welt,
So, Wunderweſen, iſt in Dir vereint,
Was, ſchon vereinzelt, göttlich uns erſcheint. — “
Und wie der Weſtwind leiſe, leiſe,
Erſtirbt auf duft'ger Blumenflur,

Als wär' er heimiſch in dem Kreiſe, —
Alſo verhallet Manfreds Liebesweiſe,
Und Antwort giebt ein langer Kuß ihm nur.

Biſt Du im jungen Frühling wol gegangen
Mit leichtem Schritt und friſcher Lebensluſt
Im Blütenhaine, wo die Vögel ſangen,
Und wo die Lüfte üppig, unbewußt
In grünen Zweigen rauſchend, weich umſchlangen
Mit Geiſterarmen Deine heiße Bruſt?
Und wenn ſie in den duft'gen Blüten wehen,
Wenn goldner, roſiger und weißer Schnee
Herab Dir rieſelt, — wenn Dich überſäen
Die bunten Flocken, — mög'ſt Du nicht vergehen
In dem geheimnißvollen Wonneweh',
Das in der Schöpfung weitem Kreis erklingt,
Und wie ein Echo aus der Bruſt ſich ringt?
Und fühlſt Du nicht durch jede Nerve beben
Die tiefe, heil'ge Freudigkeit zum Leben?
Und mögteſt Du nicht in dem Element
Des Lichts, der Luft, ein ſel'ger Geiſt verſchweben,
Damit vom All Dich keine Schranke trennt, —
Damit Du Alles, was kein Name nennt,
An Götterfreude und an Götterſchmerzen,
Aufnehmen könnteſt im erlöſten Herzen? —

So wandelte nun Gemma durch die Tage.
Der Strom des Glücks, der aus der Liebe quoll,
Ward groß bis er zum Meer des Lebens ſchwoll;
Und drauf erbaute ſie, wie nach der Sage
Der Alcyon, ſich ein Neſt, ſah rings umher
Geſchaukelt und getragen ſich vom Meer.
Die Erde lag in tiefer Dämmerferne,

Ein roſ'ger Schleier hüllte ein die Sterne,
Die ganze Zukunft lag in den Minuten,
Wo ſie und Manfred Seel' an Seele ruhten;
Die Gegenwart war ſein, war er,
Vergangenheit gab es nicht mehr.

Oft ging er in den Kampf. Die Lebensgeiſter
Des Mädchens flogen hin auf die Gefilde,
Wo ſich ihr neu, in einem andern Bilde
Entrollte ihres Herzens Herr und Meiſter.
Sie durfte ihn nicht in die Schlacht begleiten, —
Und treulich hielt ſie, was er ihr gebot, —
Doch ihre Seele ſchwebte durch die Weiten
Zu ihm, zu ihm! ihr Körper war wie todt.
Ihr Mund berührte weder Trank noch Speiſe,
Der Schlummer war ein ſchnell verſcheuchter Gaſt,
Ein Flüchtling, der auf unruhvoller Reiſe
Gezwungen nur ſich gönnet kurze Raſt.
Vorüber rauſchten ungezählt die Stunden,
Und doch war Ewigkeit in den Sekunden.
Sie dachte, fühlte, hört' und ſah
Gar nichts, denn Manfred war nicht da.

Auf hohem Söller lag ſie regungslos
Dem Pfad nachblickend, den der Fürſt genommen,
Und jenem, wo er ſollte wiederkommen,
Mit ſtarrem Auge und die Hand im Schooß;
Und ob es Tag war, ob die Nacht ihr Reich
Entfaltete, — es galt ihr gleich!
Und führten treue Diener ſie hernieder,
So lächelte ſie ſanft und hieß ſie gehn,
Blieb unbeweglich ſtehn,
Und wie der Schwan in's ſchneeige Gefieder
Zum Schlaf das Haupt, den ſchlanken Nacken ſchmiegt,

Indeſſ' die Woge und der Traum ihn wiegt:
Alſo hielt ſie ihr Haupt vom Arm umwunden,
Nicht achtend auf den Flügelſchlag der Stunden.

Doch wenn nun Manfred endlich wiederkehrte,
So flog ihr Leben aus der Starrſucht auf;
Das Eis des Grams, der Froſt der Sorge ſtörte
Nicht mehr der Liebeswelle mächt'gen Lauf;
Sie brauſte höher auf; ein Regenbogen
Der Freud' erhob ſein triumphirend Thor,
Das in den Himmel ſchwindelnd ſich verlor, —
Und Gemma wiegt ſich auf den Silberwogen:

„„Mein ſchöner Held, — ſo flüſtert einſt ſie leiſe —
Seit Deiner Liebe Nektar mich entzückt,
Fühl' ich nicht mehr mich von dem Schmerz bedrückt,
Daß der Prophet des Paradieſes Kreiſe
Für ewig jeder Weiberſeel' entrückt.
Mich hat auf Erden Licht und Glanz umfloſſen,
Weil Manfreds Auge zärtlich auf mich ſieht;
Ich hab' den Kelch der Seligen genoſſen,
Der mir auf Deinen Zauberlippen glüht; —
Dies Paradies an Deiner Bruſt entſproſſen,
Das mit dem Leben, mit der Treu' nur flieht,
Ach, es genügt um ſelig zu entſchweben,
Und der Prophet kann nur den Nachhall geben.
Und wenn Du einſt in heitern Regionen
Im Arm der Houri ſel'ge Wolluſt trinkſt,
Und zwiſchen Palmenlauben, Roſenthronen
In der Erinn'rung Jugendtraum verſinkſt, —
Dann denk' an mich! O, meiner Seele Funken
Iſt dann in's Sonnenall zurück geſunken,
Doch ihren Zweck erreichte treu ſie hier:
Sie gab des Paradieſes Ahnung Dir. — ““

„Und wol mir, Gemma, daß in Deinem Arme
Die Liebe mir die ſtille Freiſtatt beut!
Wol bin ich Fürſt und Krieger, doch es freut
Mein Herz ſich nicht in dieſem wilden Schwarme,
Der mich umgiebt, wie es erheiſcht die Zeit.
Dem Fürſten ziemet, daß er drein ſich ſchicke,
Daß auch die rauh'ſte ihn gewaffnet ſeh',
Daß er mit feſter Hand und ſcharfem Blicke
Das Steuer lenke auf bewegter See;
Daß ob des Schiffes Mannſchaft er regiere
Mit Kraft und Strenge bald, und bald mit Huld,
Und unberührt von Schwäche und von Schuld,
Zum ſichern Hafen die Getreuen führe.
Drum muß ich jetzt vom Streite der Parteien
Das ſchöne, reiche Vaterland befreien.
Der Welfe ſoll nicht an Apuliens Schätzen
Mit höhnendem Triumphe ſich ergötzen; —
Mit der Tiare ſoll'n die Päpſte nicht
Auslöſchen meiner Ahnen Kronen-Licht!
Und die ehrgeiz'gen, falſchen Ghibellinen,
Sie ſollen ihr gebeugt, doch ihr nur dienen —
Nicht mir! Sie werde dem, dem ſie gebührt,
Und den nicht ſie, nein, der die Krone ziert.
Als Conrad kam, da blieb mein Wunſch ihr fern,
So huld'ge ich auch Conradino gern.
Ich brauche nicht den Thron um meine Kräfte
Zu üben, zu entfalten, wenn das Land
Der Kunſt und Liebe mich nur nie verbannt. — “

„„Mein Manfred, junger, ſtolzer Adler, hefte
Stets auf die Sonne einen feſten Blick.
Du biſt geboren für ein groß Geſchick,
Darfſt nicht gehorchen, mußt befehlen,
Biſt Herr und Meiſter aller Seelen;

Du brauchſt den Thron um zu entfalten
Dein ganzes reichbegabtes Sein!
Um treu das Höchſte zu verwalten
Und für die Dauer zu geſtalten,
Muß man ein freier König ſein.
Die ganze Menſchheit iſt erfreuet,
In Ruhe jedes Herze ſchlägt,
Wenn, was ſo ſelten ſich erneuet,
Ein großer Menſch die Krone trägt. — ''

„Du Flammenſeele, lichte Salamander,
Wie gab Dir die Natur dies ird'ſche Kleid,
Umhüllend Dich mit Form der Menſchlichkeit?
Gewiß, Du biſt geſchaffen für ein ander
Und lichteres Geſtirn! Mit Furcht und Beben
Umfang' ich Dich! mir däucht Dein ganzes Weſen
Strebt, ſich in eignen Gluten aufzulöſen
Und in ein Flammenreich mir zu entſchweben. — “

„„O, fürchte nichts! zu Deinen Füßen liegt
Gefeſſelt und gebunden dieſer Geiſt,
Der nimmermehr das Zauberband zerreißt,
Das Deine Lieb' um ſeine Flügel ſchmiegt.
Für Dich nur ſchwebt er feurig kühn empor,
Für Dich nur ſtrebt er nach erhabnen Zielen; —
Ich will nur mit dem Lorbeerblättchen ſpielen,
Das ſich aus Deinem vollen Kranz verlor.
Du aber ſollſt auf Ruhmes goldnen Schwingen
Und mit dem Heldenſchwert ihn Dir erringen. — ““

„O, wem der Sinn von dem Geſchick gegeben
Um einzudringen in den reichen Schacht
Des Daſeins, wo das Gold, der Demant lacht,
Wo Naphta ſprühet in äther'ſcher Pracht,

Und wo phantaſtiſch Zwerg und Dämon weben, —
Wie wunderbar erſtralet dem das Leben!
Mir iſt's zu ſeltnem Glanze aufgegangen.
Zieh' ich zur Schlacht, hör' ich die Fahnen rauſchen,
Seh' Schwerter gegenſeitig Blitze tauſchen,
Die Roſſe ſtampfen mit Triumphverlangen,
Hör' die Drommeten ſchmettern, Schilde klirren
Und Lanzen ſauſen, wie der Senſe Schwirren, —
So wird die Bruſt mir weit, das Aug' verklärt,
Die Welt, das eigne Daſein jubelnswerth,
In's Element der Kraft mögt' ich mich tauchen,
Mit tiefen Zügen ihren Athem ſaugen,
Mein Leben dann in ihrer Füll' aushauchen.
Und kehr' ich heim vom raſchbewegten Zuge
Und ſuche dann die ſel'ge Stille auf,
Um in der Einſamkeit dem feſten Lauf
Der Wiſſenſchaft zu folgen und dem Fluge
Des holden Dichters, der den Menſchengeiſt
Mit ſich empor zu Sternenhöhen reißt, —
So ſtrömt von Neuem eine ſolche Fülle
Von Daſeinsfreude brauſend auf mich nieder,
Daß ich die übermächt'ge Flut nur ſtille,
Sie bannend in den klaren Bach der Lieder.
So ſchwelgen Seel' und Geiſt beim Göttermahle,
Und heil'ger Rauſch entſtrömet goldner Schale.
Doch das genüget nicht allein, —
Das Herz will ſelig ſein!
Es ſchmachtet nach dem Liebesglücke,
Wie Roſe nach dem Abendthau,
Und wie nach einem Sonnenblicke
Der ganze Blumenflor der Au'.
Bei Schlacht und Liedern ſehnt es ſich nach Liebe,
Doch wenn ſie ſein, — nur daß ſie ewig bliebe!
Durch ſie nur wird der Dreiklang erſt vollendet,

Gerundet zu der tiefen Harmonie,
In der ſich alles Daſein löſt und endet
Wie Gottes Schöpfung, — ohne bange Müh'. —
O, meine Gemma, Kunſt und Forſchung übt
Und Wiſſenſchaft der Menſch, — der Engel liebt. —“

Zweiter Geſang.

O Zeit, mit Deinen Eiſenbanden
Umwindeſt Du die Welt! Der Sklav,
Den in entfernten, fremden Landen
Das harte Loos der Knechtſchaft traf,
Iſt nicht ſo willenlos ergeben,
So unterthänig, ſtumpf und blind,
Wie es die Menſchen, ach! im Leben
Vor Deinem ſtarren Zepter ſind.
Kein Reich der Liebe läßt erwarmen
In ſteter heil'ger Glut das Herz,
Kein Reich der Tugend voll Erbarmen
Umhüllt die Bruſt mit Schild und Erz;
Und unſichtbar dem Blick der Menge,
Verſchleiert, wie der Götter Spur,
So gehen ſie durch's Weltgedränge,
Und Wen'ge grüßen, ſchau'n ſie nur.
Denn ob urſprünglich auch der Menſch geboren
Ihr Weſen zu begreifen, zu umfahn,
So hat er längſt die Seelenkraft verloren
Um das zu halten, was er auserkoren,
Und iſt der Zeit drum knechtiſch unterthan.
Doch auch der ſtärkſte Geiſt kann nicht begreifen
Womit und wie ſie ihre Wunder ſchafft,
Das ſchärfſte Aug' hat, ſie zu überſtreifen
Und zu erſpähen ihre Eigenſchaft
Und ihr zu folgen, weder Blick noch Kraft.

Da iſt kein Herz, das freudig für ſie ſchlüge,
Da iſt kein Sinn mit ihr in Harmonie,
Geſpenſtiſche und grauenhafte Züge
Von Anbeginn man der Tyrannin lieh,
Die — ſo wie einſt die ſchaurige Meduſe —
Des Lebens raſchen Pulsſchlag ſtarr vererzt,
So daß der Menſch ſein Liebſtes ſelbſt verſchmerzt;
Ja, gar mit einem ruhig fremden Gruße
Vorüberwandelt ach, an der Geſtalt,
Für die ſein Herz in Flamm' und Glut gewallt! —
Die in der Bruſt er trug wie ein Idol,
Iſt ihm ein fremder Götze, kalt und hohl. —

So herrſcht die Zeit und herrſchet fort für immer!
Sie war's, die ob der Urnacht ſchon gebot.
Und als die Welt ſich hob auf Chaos-Trümmer,
Da ward ſie Eines mit dem Tod.
Sie heben zum Zerſtören freudig Beide
Und zum Vernichten ihre Eiſenhand, —
(Wenn in der That ſo Himmliſches wie Freude
Ihr hohler, öder Buſen je empfand) —
Sie ſchreiten Beide ohne Gnade,
Als gräßliche Nothwendigkeit,
Dahin auf urgranitnem Pfade,
Und einſt und künftig ſo wie heut'.
An Grüften iſt's, wo ſie Altäre haben,
Als Weihrauch ſteigt der Moder ihnen auf;
Und haben blüh'ndes Leben ſie begraben,
So wecken ſie den neuen Lebenslauf.
Und wenn der Weltgeiſt einſt im feur'gen Schleier
Die Trümmer der zerſtörten Welt verläßt,
Dann halten einſam ſie die letzte Feier,
Und feiern der Vernichtung Feſt.

Gebändigt lagen Welfen, Ghibellinen,
Zu Manfreds Füßen. Seiner ſtarken Hand
Und Willenskraft, die ſie in Feſſeln wand,
Sind ſie bereit, wenn knirſchend auch, zu dienen.
Das Kind im fernen Schwaben iſt vergeſſen,
Denn Kron' und Zepter ſind kein leichtes Spiel,
Das jeder treibt, dem's in die Hände fiel!
Mit Manfred aber kann ſich keiner meſſen.
Er lehnt ſich an die ſichre Säul' der Stärke,
Er hält die Wage der Gerechtigkeit,
Er führt das Schwert des Sieges in dem Streit,
Und Glücksgeſtirne lächeln ſeinem Werke.
Und vor dem Glücke beuget ſich der Pöbel, —
Der arme in dem dürft'gen Lumpenkleide,
Der reiche eingehüllt in Sammt und Seide, —
Ihm iſt das Glück ſtets des Verdienſtes Hebel.
Drum wendet er ſich ab, wenn auf den Tag
Des Glücks ſich Unglückswolken finſter thürmen;
Wozu den Jammervollen nur beſchirmen?
Im Pöbelmunde heißt das Unglück: Schmach.

Im Dom Palermos ward das Feſt vollzogen
Und Manfred mit Apuliens Kron' geſchmückt;
Der Freund war jubelvoll, der Feind gebückt. —
O Glücksverheißung, wie haſt du gelogen! —

Es ſchweben um Palermo lange Schauer
Für jeden Hohenſtaufen; dieſe Saat
Entſprießt aus der Erinn'rung jener That
Des ſechsten Heinrichs, — füllt die Seel' mit Trauer. —
Apuliens König Wilhelm war geſtorben,
Conſtantia folgt ihm im Normannenreich;
Das Erbrecht hat nun ihr' Gemahl erworben,
Und er beſteigt den neuen Thron ſogleich.

Doch blieben für das Volk von Glanz umfloſſen
Tancreds von Altavilla letzte Sproſſen,
Und der Normannen heldiſchem Geſchlecht
Gebührt in ſeinem Aug' des Erbes Recht.
Tancred von Leue wählet es zum König;
Doch frühe ſtirbt er, und ſein junger Sohn
Wilhelm, beſteigt zwar ſeiner Väter Thron,
Beherrſcht des Volkes Sinn jedoch zu wenig;
Er naht mit jedem Schritte ſich dem Fall,
Und Heinrichs Glück beſiegt ihn überall.
Doch ſtatt durch Milde Herzen zu gewinnen,
Und ſtatt der Zeit es ſtill anheim zu ſtellen,
Daß ſie beſchwicht'ge der Empörung Wellen,
Läßt Heinrich Blut in wilden Strömen rinnen,
Und ſtraft mit Martern eines Volkes Treue
Für's angeſtammte alte Fürſtenhaus,
Und Höllenqualen ſinnet er ſich aus
Und übt ſie an den Großen ohne Scheue.
Mit dreien zarten Töchtern flieht Sybille,
Die Wittwe Tancreds, fort nach Frankreichs Strand,
Um zu entgehen der gewalt'gen Hand
Des Feindes in der klöſterlichen Stille.
Nur Wilhelm bleibt in König Heinrichs Händen;
Und der läßt hart ihn ohn' Erbarmen blenden,
Um für die Zukunft jeden Streit zu enden.
Und an dem Tag wo dieſer Gräu'l geſchehn, —
(Zur heil'gen Feſteszeit, als einſt den Stern
Zu Bethlehem, verkündigend den Herrn,
Die heiligen drei Könige geſehn) —
Gebar Conſtanze ihm den einz'gen Sohn,
Für den ſo blutig er erwarb den Thron, —
Und das war Friedrich, Manfreds großer Vater.

Auf Manfreds Stirne liegt ein trüber Zug.
Sind's die Erinnerungen oder hat er
Nicht froh gewählt die Krone, die er trug?
Verſenkt er in die Zukunft wol den Blick,
Der, wunderbar geſchärft, aus höchſtem Glück,
Wie aus erhellter, fein'rer Atmoſphäre,
Das Thal der Zukunft überſchaut; die Schwere
Der Lebenswanderung prophetiſch ahnt,
Indeß an Freude Gegenwart nur mahnt?

Ha, Gemma naht! auch ſie begrüßt er trübe:
„Dein Wort iſt in Erfüllung jetzt gegangen,
Du ſahſt die Kronen in den Sternen hangen; —
Doch ſage mir, entdeckt nicht Deine Liebe
Nun ihre Bürde, Sorge und Gefahr?
Der Thron iſt gleich Laokoons Altar,
Gebiert die mordenden und giſt'gen Schlangen. —“
„„So wandle Du einher wie jener Gott
Des Griechenvolkes, der den Python ſchlug,
Der Lorbeer, ſo wie Du, und Lyra trug;
Des Gottes Größe bringt dem Drachen Tod. — ““
„Ich lebe nicht in jener heitern Höhe,
Wo gleichbedeutend Kampf iſt und Triumph;
Und wenn ich auf des Vaters Leben ſehe,
So fühl' ich meine Kräfte ſchwach und ſtumpf.
Er rang, ein gottbeſeelter Schlangentödter,
Umſonſt! Die Drachen ſtreckten ihn, —
Die Neidiſchen, die Falſchen, die Verräther, —
Lang vor der Zeit im Grabe hin.
Dann denk' ich bei mir ſelbſt: wozu verſchwende
Ich meines Lebens kurzen Morgentraum
In Pflege für den unfruchtbaren Baum? —
Der Stern der Hohenſtaufen geht zum Ende. —“
„„Und neigt er ſich zum Horizontes Saum,

Und ſinkt wol gar tief unter ihm hernieder,
So ſteige Du hinauf zum Firmamente,
Und immer höher, — dann ſiehſt Du ihn wieder.
Der Stern iſt treu, nur Menſchenkraft iſt ſchwach,
Sie folgt ihm nicht auf ew'gem Wege nach.
O, glaube mir, es ſtralte dieſen Tagen
Ein günſtiges Geſtirn! Der mächt'ge Stier,
Deſſ' Hörner reiche Segenskränze tragen
Und Freud' und Luſt in Fülle, — waltet hier.
Und an den tauſend Blumenkränzen bricht
Gemildert ſich das tückiſch grelle Licht,
Das aus dem Auge, dem Aldebaran,
Sonſt niederflutet auf die Menſchenbahn.
Du biſt geborgen, denn die ew'ge Kraft
Hat Dich für immer aus dem Staub geraſſt. — „“

„Auf Bergeshöh', in eiſiger Region,
Erheiſcht Entſagung einen ſtarren Thron.
Das Herz kann frei dort, doch nicht ſelig ſein,
Die Luſt des Lebens iſt zu ſcharf, zu fein.
O Gemma, hat Dein Herz wohl ſchon bedacht,
Das Königen ſo ſelten Liebe lacht,
Die Liebe, die zu Glücklichen ſie macht. —“
„„O Manfred, müſſen ſie das Herbſte leiden,
So laß uns ſie bedauern, — aber ſprich,
Ihr herbes Schickſal, was bekümmert's Dich?
Kann Dich der Thron von Deiner Liebe ſcheiden?
Bin ich nicht Dein mit jeglichem Gedanken,
Gefühl und Hauch, ſo meiner Bruſt entquillt?
Und muß mein Leben ſich nicht um Dich ranken
Gleich wilder Rebe um ein Götterbild,
Das lange einſam in der Wüſte ſtand,
Das lang die treue Pflanze nur umwand?
Und jetzt, weil man das Götterbild erkannt,

Weil es im Tempel würd'ge Stelle fand, —
Jetzt muß man auch der Reb' ein Plätzchen gönnen
Und nimmer ſie von ihrer Stütze trennen. — ““

Und weich wie Schwäne tauchen in die Flut,
Sie mild zertheilend mit dem Schneegefieder,
So ſinket Gemma vor dem König nieder,
Deſſ' Blick voll Wehmuth auf dem Mädchen ruht.
Doch plötzlich ruft er: „Mehr als Todesqual
Bereit' ich Dir, — doch bleibt mir keine Wahl!
Drum will ich auch nicht länger Dir verhehlen,
Daß man begehrt ich ſolle mich vermählen,
Damit ein Sohn das Reich des Vaters erbe
Und nimmer inn're Zwietracht es verderbe. —
Er ſchwieg, und ſeine Wange war erblaßt
In ihrer Seele; doch ſie ſtand gefaßt,
Demüthig auf, und ſagte ohne Schmerz:
„„Der Kön'gin Deine Krone! mir, Dein Herz!
Die arme Sarazenin darf nicht theilen
Des Königs goldnen Thron; ſie wünſcht ihn nicht; —
Doch Manfreds Liebe iſt ihr Augenlicht,
Und wird bei ihr den Tag des Lebens weilen. — ““
„Nein, Gemma, hör' mich, laß mich Alles ſagen,
Und ſtähle und erkräft'ge Deinen Sinn!
Der Liebe ſüßes Leben iſt dahin,
Die Stunde unſrer Trennung hat geſchlagen.
Der Augenblick, der — nicht die Königin! —
O nein! — die Gattin mir gegeben,
Der, Holde, trennet uns für's Leben. — “
Er ſtützet ſie mit liebendem Umfangen,
Denn Todesbläſſe decket ihre Wangen,
Und krampfhaft bebt die Lippe als ſie ſpricht
Mit bitterm Hohn und doch mit tiefem Bangen:
„„Nun, das Scorpionenherz — es log mir nicht. — ““

„O Gemma, richte gnädig mich und wende
Im Zorn nicht ab Dein ſüßes Angeſicht! — “
Er ſinkt zu Füßen ihr, in ihre Hände
Sein Antlitz bergend; — aber kalt wie Eis
Tritt ſie zurück: „„Iſt dies der Liebe Preis?
Iſt Dein Glück meines Glückes Sonnenwende?
Nein, Manfred, nein, wir ſind noch nicht zu Ende
Gieb mir zurück, was ich Dir dargebracht:
Des Herzens friſche, freud'ge Jugendblüte,
Die Welten ſchmückt durch ihre Füll' und Pracht!
Den ſel'gen Einklang tief in dem Gemüthe,
Der erſt das Daſein ganz harmoniſch macht!
Die Ruh', die nie den Liebenden verläßt! —
Dem Vogel gleich, der, ob der Sturm auch wüthe,
Vertrauend heimkehrt zu dem alten Neſt. —
Des Glaubens Feſtigkeit! Wie ich mich kehre
Alltäglich im Gebet zu Meccas Grab
Im fernen Vaterlande: alſo hab'
Ich Dir mich zugewendet, — und ich ſchwöre
Dir, Manfred, giebſt Du Alles nicht zurück,
So bin gefeſſelt ich an Dein Geſchick. — ““

„Wol weiß ich, Gemma, was Du mir gegeben;
Und Deine Anmuth, Deine holde Treue,
Wird mich phantaſtiſch, wie Du Selbſt, umſchweben
In ſel'ger und vergangner Bilder Reihe.
Doch was Du mir durch Deine Lieb' geweſen,
Das darfſt Du nimmermehr mir ferner ſein.
Des Traumes liebliche Geſtalten löſen
Sich leiſe auf im klaren Morgenſchein;
Die Liebe aber iſt im Erdenraum
Nicht dauernder, nur ſel'ger, als ein Traum.
Der Menſch ſoll wirken, iſt drauf angewieſen,
Denn Schaffen iſt des Lebens Gang;

Die Liebe aber ruht in Paradieſen
Und Edens Au'n, äonenlang. —
In Wirklichkeit darf nie ſie wiederkommen,
Doch die Erinnrung iſt mir nicht genommen! —
Sieh, Gemma, andre Bahn thut mir ſich auf,
Der freie Manfred ändert ſeinen Lauf.
Ein ganzes Volk ſchaut zu dem Herrn empor,
Er leuchte ihm als eine Sonne vor.
Der Pabſt, der nur zu gern den Vorwurf fand,
Hat ſchon Lucerias Sultan mich genannt.
Als König darf das nimmermehr geſchehn,
Weil tauſend Augen unſre Schwäche ſehn,
Um bald zu eignem Vortheil ſie zu nützen,
Und bald auf's Beiſpiel ſich bequem zu ſtützen. — “
„„Biſt Du nicht ſelbſt der ſchönen Lancia Sohn?
Und theilte ſie je Kaiſer Friedrichs Thron? — ““
„Laß ruhn den großen Vater! Nie ausfüllen
Wie er in Herrlichkeit den Thron kann ich!
Womit könnt' ich die Schwäche wol verhüllen,
Die ſich zu ihm, wie zu den Göttern, ſchlich? —
Wir müſſen ſcheiden, Gemma! Wenn die Herzen
Sich trennen, die in Zärtlichkeit geglüht,
So ſpart es ihnen viele bittre Schmerzen,
Wenn jedes einſam ſeine Pfade zieht
Und niemals das geliebte Weſen ſieht.
Drum, willſt Du heim ins Land der Sarazenen,
Und ſollen Orients Palmen Dich umwehn,
So zieh' in Frieden und erhör mein Flehn:
Vergieb mir, Holde, daß alſo in Thränen
Die Tage unſrer Lieb' zu Ende gehn. — “
„„Für ſtille Herzen rauſchen jene Palmen
Den magiſchen und ſüßen Schlummerſang,
Der Heimat Lüfte flüſtern in den Halmen
Den Traum der Kindheit fort, der dort entſprang;

Doch heißen Herzen klingt wie Hohn die Stimme
Des tiefen Friedens rings in der Natur,
Sie ſtaunen, daß in Rache, Haß und Grimme
Der Berg nicht zittert, nicht die Blumenflur.
Erbarmen, Manfred, ſtoß mich nicht von hinnen,
An Deiner Seite Orients Palmen wehn!
Nicht wahr, Du ſcherzteſt nur? Die Thränen rinnen
Aus Deinem Aug', — Du kannſt die Angſt nicht ſehn,
Nicht tragen, die bei Deinem böſen Scherz
Durch meine Adern wie geſchmolznes Erz,
Wie Lava tobend und zerſtörend wüthet, —
Doch Alles, Alles hat die Thrän' vergütet!
Ich bin ja Gemma, liederreich und ſchön; —
O, weißt Du noch, wie Du mich oft genannt?
Des Paradieſes Vogel, der aus Höhn
Der Wolken flüchtig blickt auf Erdenland,
Doch nimmer es berührt bei ſeiner Reiſe
Und, nur den Morgenthau der Palmen leiſe
Abſtreifend, ſich zum hohen Azur ſchwingt
Und, magiſch ſelbſt, nur Zauberlieder ſingt.
Das iſt ja Deine Gemma! — Doch durch Dich
Nur iſt ſie's! Deine Liebe iſt ihr Himmel,
Zu dem ſie flieht aus bänglichem Getümmel; —
Sie ſtürzt zu Boden — todt! wenn ſie entwich.
O Manfred, gönne doch dem Schmetterling,
Von Deinem Fittig zu der Sonn' getragen,
Das Plätzchen und die Luft; klein und gering,
Wer wird dort oben nach dem Winz'gen fragen!
Verſchwinden wird er in dem Glanz der Sterne,
Des Morgenroths, der Sonne — o wie gerne, —
Wenn er nur flattern darf vor Deinem Aug',
Nur trinken Deines Athems ſüßen Hauch; —
O Manfred, Manfred! ſprich ein holdes Wort! — ""

„Du folterſt mich in meiner tiefſten Seele;
Denn, was Du ſagſt, klingt in der Zauberhöle
Des Buſens mir als weiches Echo fort;
Und, was ich ſage, tönt in harten Klängen,
Wie Stürme, die der Harfe Saiten ſprengen.
Drum fahre wol, o Süße! laß mich ziehn; —
So wie für Dich, wird nie mein Herz mehr glühn. — “

Da ſprang ſie auf und aus des Gürtels Falten
Riß ſie den Dolch, gleich Schlangenzungen ſpitz
Und zuckend. — Grauſe Wetterwolken halten
Verderbenbrütend, drohend ſo den Blitz; —
Doch Gemmas Augen funkeln tödtlicher
In Haß und Rach' entflammt als er.
„„So ſtirb! — ““ ruft ſie und führt den Streich
Auf Manfreds Buſen, der ſogleich
Erhob die kräft'ge, raſche Hand
Und ihr die Waffe leicht entwand.
„Vergieb mir, Gemma! Gräßlich iſt das Weh,
Das ich auf Deiner Stirne zucken ſeh.
Wir ſcheiden, armes Kind! Leb wol — für immer. — “

Da brach ein geiſterhafter Wahnſinnſchimmer
Aus Gemmas Aug': „Ha! der Aldebaran,
Wie grimmig ſieht er mich im Zorne an! —
O, haben denn die Sterne immer Recht? —
Wolan denn, Manfred, Du haſt mich verſtoßen;
Zerſchmettert, blutig, lieg' ich auf der großen
Und weiten Erde; aber Allah rächt
Das arme Weib aus Ismaëls Geſchlecht.
Betrittſt Du einſt Al-Sirats Brücke bang,
So ſtürze Allahs Engel ohn' Erbarmen
Dich ſo hinab zum ew'gen Untergang,
Wie Du mich jetzt verſtößt aus Deinen Armen. — ““

Und wie ein Wirbelwind war ſie verſchwunden,
Ward in Palermos Mauern nicht gefunden.

Der Frühling ſchüttet ſeine reichſten Gaben
In Fülle über den apul'ſchen Strand,
Doch ſeines Kranzes ſchönſte Roſe haben
Die Lüfte hergeweht aus Griechenland,
Und ſie an Manfreds Heldenbruſt gelegt,
Der ſie am Herzen und im Herzen trägt.
Das Volk legt froh der holden Königin
Helene, Anbetung zu Füßen hin;
Denn jung und ſchön begeiſtert ſie den Sinn.
Als ſie das Ufer bei Tarent betrat
Erbrauſte Jubel, und ihr ganzer Pfad
Bis zu Neapels blütenreicher Küſte
War ein Triumphzug, der die Göttin grüßte.
Mit griech'ſcher Grazie liebte ſie das Schöne,
Kunſtvollen Tanz und Lied und Harfentöne;
Die Anmuth war ihr eignes Element, —
Zu deſſen Königin war ſie gekrönt! —
Und Manfred ſorgte, daß die Lebensluft
Der ſchönen Fee ſtets hauche Ambraduft.
So ſchien das Glück denn und die roſ'ge Freude
Gebannt für immer an Helenens Seite;
Gern trug auch Manfred ihren goldnen Kranz,
Wenn er im Drang des Lebens ein'ge Stunden
Der Freiheit (dieſen ſeltnen Schatz) gefunden,
Und er verklärte aller Feſte Glanz.
Und ſeine Freunde jubelten entzückt:
„Das Paradies wohnt wieder auf der Welt! — “
Doch Feinde murmelten, vom Haß gedrückt:
„Es iſt ein ird'ſches, das in Trümmer fällt. — “

Dem Paradies darf nicht die Schlange fehlen.
Wo lau'rt ſie hier? wo gähnen ihre Hölen?
Ach, ewig in den falſchen, neid'ſchen Seelen.
Richardo von Caſerta, Manfreds Schwager,
Betrachtete von je des Königs Glück
Mit feindlichem und eigenſücht'gem Blick;
Sein Buſen ward der Schlange heimlich Lager.
Und ſo wie ſie — nach jenen nord'ſchen Sagen —
Des Baumes Wurzeln leiſe untergräbt,
Der hoch die Welt bis in den Himmel hebt,
So heimlich ſucht er an dem Thron zu nagen.
Erzeuget in der Hölle Schwefelpfuhl,
Fand Schutz die Schlange auf St. Peters Stuhl.

Und wo verlebt denn Gemma ihre Tage? —
Entſteiget keiner Bruſt die leiſe Frage,
Ruht mitleidvoll und forſchend denn kein Blick
Auf einer Sarazenin trüb Geſchick? —
War ſie ins ferne Vaterland geflohn?
Ruht ſie ins frühe Grab gebettet ſchon?

Arab'ſche Mädchen ſind gar wol gelitten
An Manfreds Hof, mit jeder Kunſt vertraut;
Und Gemma ſtralet licht in ihrer Mitten,
Ein Demant, der aus goldner Faſſung ſchaut.
Und kalt und feſt auch, wie der Diamant,
Hat ſich ihr Sinn nach einem Ziel gewandt. —
Als einſt der Herr auf's Haupt des Mahomet
Die Hand der Weihe ſegnend legte nieder,
Da — ſpricht die Sage — fühlte der Prophet
Erſtarr'nde Kälte rieſeln durch die Glieder.
Wem je ein tiefer, mächtiger Gedanke

Hat geniusgleich den Sinn, das Herz berührt, —
Der iſt befeſtigt: ob der Erdball ſchwanke,
Er nie des Strebens Richtung mehr verliert;
Der iſt erkaltet: eine Welt in Feuer
Zerſchmelzet nimmer ſeinen letzten Zweck;
Der iſt beruhigt: hüllt ſich in die Schleier
Der Stille, geht mit Schweigen ſeinen Weg. —
Und ſo ging Gemma. Doch von jenen Gluten,
Die ſonſt mit morgenröthlich weichen Fluten
Verklärten dieſes Wunderangeſicht,
Erloſch auf immerdar das Licht.
Allein, verſchwindend von den Marmorwangen,
Ließ es ſich gern von ihrem Auge fangen,
Das wie die Sonne nun aus ruh'ger Höh'
Auf eine Wüſte blickt ohn Luſt und Weh'.
Und ſtand ſie da im buntverſchlungnen Reigen
Mit Blumenkränzen und mit grünen Zweigen,
So ſchien ſie wie ein Genius im Traum
Bewußtlos zu durchſchweben ird'ſchen Raum.
Und wer da hörte ſie zur Harfe ſingen,
Der fühlte in der Bruſt das Herz zerſpringen,
Der ahnte, daß im Sterben gleich dem Schwan,
Ihr Herz auf Tönen ſchwebe himmelan.

Wol ſtaunte Manfred als er ſie erblickte
Zum erſten Mal in ſeiner Tänzer Kreis;
Kein Zug, kein Lächeln Gemmas aber drückte
Erinnrung, Hoffnung aus; ſo kalt wie Eis,
Schien für die Liebe ewig ſie verloren;
Drum ſtörte er denn auch nicht ihren Gang,
Den wunderbaren, den ſie auserkoren.
War ſie zu neuem Lebensmuth geboren,
So ſagte er dem Schickſal heißen Dank.

Und manches Männerauge ward geblendet
Durch Gemmas zauberhaften Prismaſchein,
Der einer Welt die ſchönſten Farben ſendet,
Entſpringend aus dem Glaſe kalt und rein.
Und mancher Große legt zu ihren Füßen
Das Gold, die Perle und den Edelſtein;
Allein aus ihrem hohen Auge ſchießen
Die Blitze, die ſie der Verachtung weih'n.
„„Wer meine Liebe will, muß mir gehören,
Muß nicht Gebieter nur, auch Sklav mir ſein;
Richardo von Caſerta, kannſt Du ſchwören
Dich jedem Dienſt, den ich erheiſch', zu weihn? — ""
So ſprach ſie eines Tag's zum ſtolzen Grafen,
Der lange ſchon um ihre Gunſt ſich müht,
Und jetzt im Zorne und gereizt erglüht,
Als dieſe übermüth'gen Wort' ihn trafen.
Er ſpricht mit Groll: „Muß denn auf allen Wegen
Der Manfred ſtehn? Die Königskrone ſtahl
Er mir, — und jetzt tritt er mir hier entgegen,
Abwendend Deiner Liebe Sonnenſtral.
O, läugne nicht! er trägt allein die Schuld,
Erfreut ſich noch im Stillen Deiner Huld.
Ich würd' es tragen, wenn's ein Andrer wär';
Doch dieſer Manfred, der Verhaßte, der
Mich jedes Wunſches, jedes Ziels beraubt, —
Den Wetterſtral hernieder auf ſein Haupt! — "
„„Richardo! tönt's von Gemmas Lippen weich,
Indeß im Auge wildes Licht entglommen, —
Du haſſeſt Manfred? Wol, Du biſt willkommen,
Wenn Du ihn ſtürzeſt in's Vernichtungsreich.
Ich, Manfred lieben? O, wie ich ihn haſſe,
Wie ich den Blick, den leiſen Hauch in Gift
Verwandeln mögte, das zum Tode trift, —
Ihn, ihn! und all die Seinen — o das faſſe

Ich nimmermehr in ſolch ein armes Wort,
Allein es lebt im tiefſten Weſen fort.
Was weißt denn Du von Haß, Du armer Mann?
Um eine Krone tratſt Du in die Schranken
Mit ihm, und er war glücklich und gewann! —
Nein, elend! denn er fühlt des Thrones Schwanken.
Doch ich, ich warf mein ganzes Herz ihm hin,
Und er hat's lächelnd in den Staub getreten!
Hyänen, Tiger, können doch nur tödten,
Doch wilder iſt der rohe Menſchenſinn!
Hätt' er den Dolch in meine Bruſt geſtoßen
Und einen Kuß auf meinen Mund gedrückt,
Mein Blut wär' jubelbrauſend hingefloſſen,
Ich wär' geſtorben ſelig und entzückt.
Nun bohrt er gift'gen Dorn in meine Seele
Und läßt ihn drin; das Blut kann nicht heraus,
Wie es auch tobt! es ſchließet ſich die Höle
Der Bruſt und brütet einen Drachen aus:
Die Rache! — Ha, das kleine Wort zu ſagen,
Erquicket ſchon die lechzend wunde Bruſt, —
So wie das Wörtchen: Lieb', in frühern Tagen, —
Sie zu vollführen, — das iſt Götterluſt! — ““

„Nun, wir verſtehn uns, Gemma; er ſoll fallen. —“
„„Nicht er allein! — Wenn das dem Haß genügte,
So lebte er nicht mehr. Doch er mit Allen,
Die ihm gehören, die das Schickſal fügte
In jenen Kranz, den er ſo theuer hält,
Und der zugleich mit ſeinem Haupte fällt, —
Und was nur anhangt dieſen Ghibellinen,
Das werde Aſche, Moder, Schmach, Ruinen.
Und bieteſt Du zu dieſem Ziel die Hand,
So ſei die Rache unſer Liebesband.

Doch bis zum Ziele gehen wir allein
Und, liebſt Du mich, wirſt Du geduldig ſein. — ""

O, Lieb' und Haß erwarten ihre Zeit,
Und dehnte ſie ſich aus zur Ewigkeit,
Ihr Arm iſt zum Umſchlingen ſtets bereit.

So gingen Jahre hin mit flücht'gem Schritt.
Unſäglich war der Schmerz, den Gemma litt;
Vor ihren Augen ſah ſie ſtets Helene,
Mit holden Kindern, hold in Jugendſchöne,
Und Manfred ſchöner, höher als Gemahl
Und König! — Heimlich zog ſie oft den Stahl
Des kleinen Dolchs und ſah ihn freundlich an,
Bis wieder ſie die äußre Ruh' gewann,
Um ihre Tänz' und Lieder fortzuſetzen
Und tauſend thör'ge Augen zu ergötzen.
Sie ſtarb nicht an dem Schmerz. Gleich jenem König
Von Pontus, der mit Giften ſich genährt,
Bis er an Gift nicht ſterben konnte, — zehrt
Sich Gemma ſatt an gift'gem Schmerz, und wenig
Gilt ihr die Rach' in manchem Augenblick,
Bedenkt ſie ihr zertrümmertes Geſchick.
O, wäre ſie den Andern gleich geblieben,
Verſunken in die heitre Erdenluſt,
Und hätte leichten Herzens nie gewußt
Von höh'rer Seligkeit im wahren Lieben!
Und hätte ſie, wenn ihre heiße Bruſt
Dem Schmerz erlag, in Manfreds Aug' den trüben
Und weichen Abglanz ihres Grams geſehn, —.
Sie hätte Troſt und Balſam drin gefunden!
Es heilten dann vielleicht die Wunden,

Es wär' um Rache, wie um Haß geſchehn!
Doch jetzt? — Ihn locken Lorbeer, goldne Trauben,
Und Silberſeen und heitre Roſenlauben,
Ihm iſt die Erde eine Blumenflur:
Ihr iſt das Weltall eine Wüſte nur.

Am Firmamente droht ein grauſes Zeichen:
Der feurige, gewaltige Komet
Verkündet, daß zur Erde Aengſte ſchleichen,
Daß Stirn' und Kronen werden ſterbend bleichen,
Daß Zwietracht naht; — denn er iſt ihr Prophet. —
Wol nahet ſie! Dem Carl von Anjou bietet
Der Papſt Apuliens Krone an,
Wenn er von Manfred ſie erringen kann,
Und dieſe Huld dem heil'gen Stuhl vergütet.
Die Kronen werden nimmer ausgeſchlagen,
Und muß man Leib und Seele daran wagen;
Drum ſtreckt auch Carl die Hand begehrlich aus, —
Und der Komet blitzt über Manfreds Haus.

Der ordnet und befiehlt, verſammelt Krieger,
Ermahnt zur Eintracht Alle in Gefahr,
Und nimmermehr war Carl von Anjou Sieger,
Wenn Manfreds Sinn auch der der Seinen war.
Doch jetzt ward viel Gehäſſ'ges offenbar.
Der Eine will es Manfred nie verzeihen,
Daß er hinauf ſich ſchwang in Königsreihen.
Ein Andrer ſieht in der Veränderung
Schon Keim und Blume auch der Beſſerung.
Der Welfe will dem Anjou lieber dienen,
Als dem gehaßten, ſtolzen Ghibellinen.
Hier zittert dieſer vor des Pabſtes Bann,
Der meint, daß er in Rom gewinnen kann.

Unthätig, unentſchloſſen bleiben Viele,
Vergeſſend, daß ſie nahen ernſtem Ziele,
Vergeſſend, daß nur dem die Ruh' gebührt,
Der einen feſten Entſchluß in ſich führt.

Und immer bleicher wurde Gemma, immer
Vergeiſtigter; die wilde Seele zehrt
Den Körper auf, der wie aus Mondenſchimmer
Gewebt erſcheint, ſo flüchtig, ſo verklärt.
Ihr Auge ſchaut in eine andre Welt,
Als dieſe iſt, die ſie gefeſſelt hält.

Richardo naht: Triumph! nun wird er fallen!
Triumph, o Gemma! Mädchen, freue Dich!
Der Thor! mich hat er auserwählt vor Allen; —
Den Paß von Ceperano hüte ich. — "
„„Nun wol! das Schickſal ſelbſt will Manfreds Ende;
Er giebt ſich ſeinem Feinde in die Hände;
Zur Strafe ſeiner Sünden iſt er blind. —
Wo ſind die Lancias, die getreu ihm ſind? — ""
„Der Giordan Lancia iſt mir beigegeben,
Doch lenke ich den Alten wie ein Kind;
Er wird nicht wagen mir zu widerſtreben.
Gelingt der Plan, — o welch ein ſüßes Leben
Thut ſich mir auf! Der Carl wird dankbar ſein,
Und immer höher ſteig' ich auf der Leiter
Der Gunſt, und bade mich im Ehrenſchein,
Und ſchreite kühn von Stuf' zu Stufe weiter.
Und Gemma, Du, an der die Augen hangen
Untrennbar feſt, wie Eiſen am Magnet,
Ich darf Dich dann in Götterluſt umfangen!
Und wenn im Kuß Dein Athem mich durchweht,
Wenn Glut auflodert auf den Lilienwangen,
Wenn meine Arme die Geſtalt umſchlungen ..... — "

„„Ich ſag', Richardo, wenn der Plan gelungen!
Jetzt ſchweige mir von Kuß und Scherz und Tand. — ““
„Doch dann, Geliebte, — reiche mir die Hand! —
Dann biſt Du mein, untrennbar, glücklich, mein? — “
„„Was dann von Gemma übrig iſt, — ſei Dein! — ““

Von Fittigen der Leidenſchaft getragen
Enteilt Richardo; Gemma ſieht ihm nach,
Und ihre feſtgeſchloſſnen Lippen ſagen
Kein Wort von dem, was in dem Blicke lag.

Am engen Paß von Ceperano hüten
Richardo und des Königs alter Ohm
Den Eingang in das Reich; mit wildem Wüthen
Tobt in der Tief' der Garigliaroſtrom;
Die Brück' iſt ſtark beſetzt; die Felſen drängen
Sich nah zuſammen, die den Pfad verengen;
Und Anjou ſteht mit ſeinem Heere drüben.
Richardo ſpricht zu Lancia: „Wem kann's nützen,
Daß wir ſo lang unthätig hier geblieben?
Mich locken der Franzoſen Lanzenſpitzen
Und einen raſchen Ausfall wagt' ich gern. — “
„Ich warlich auch! Doch den Befehl des Herrn
Und Königs muß getreulich man vollführen. — “
„Mich wurmt es nur, daß wir die Zeit verlieren,
Daß Carl von Anjou dort mit ſeinen Hunden
Vor unſers Löwen Höle liegt. Ein Schlag,
Ein tücht'ger, kann den Jäger tief verwunden,
Bereitete ihm wol den letzten Tag. — “
„Ha! mögte uns doch ſolcher Streich gelingen. — “
„Hört an, Graf Lancia! Laßt der Hunde Schar
In kleinen Haufen durch den Engpaß dringen,
Dann können wir die Einzelnen bezwingen
Und ernten Ruhm und Ehre ohn' Gefahr.

Dem König bringt's unfehlbar mehr Gewinn, —
Das faſſet Euer offner Heldenſinn, —
Wenn gründlich die Franzoſen wir zerſtören,
Als wenn wir nur den Eingang ihnen wehren. — “
„Wolan, Caſerta, dieſer ſchlaue Streich
Gefällt mir ſchon! ich folge Euch. — “

Und von der Brücke ziehn ſie ſich zurück,
Und tief und tiefer in das Land hinein;
Kaum trauen die Franzoſen ihrem Blick;
Sollt' wol ein Ueberfall bereitet ſein?
Nur ſchüchtern und mit Vorſicht ziehn ſie weiter.
Da ruft Caſerta ſtatt zur Schlacht zu gehn:
„Verloren, fort! es iſt um uns geſchehn! — “
Er flieht; das Heer erſchreckt folgt ſeinem Leiter,
Und Giordan Lancia fortgeriſſen
Legt ſeinem Könige ſein Haupt zu Füßen.

Nun hatte Anjou Fuß gefaßt im Land,
Wo er gar Viele als Verräther fand;
Und Manfred trug den bittern Schmerz
Als Held, in einer Bruſt von Erz
Verſchloſſen ſtolz; ſein Auge ſchaut
Als wär' die Welt ihm angetraut;
Die Stirne ſtralt im lichten Glanz,
Als wink' ein neuer Lorbeerkranz;
Die Stimm' ertönt gebietend, frei,
Und mahnt doch mild an Ehr' und Treu'; —
Und wie der Wurf des Schickſals ſei,
Ob ihm die Königskron entfällt,
Er bleibt der Held.

Es naht bei Benevent der Tag der Schlacht.
Mit Anjou ſind Verrath und Glück im Bunde,

Und der Franzoſen Muth iſt licht entfacht.
Da fühlet Manfred, daß die große Stunde
Gekommen ſei. Der Helm mit Silberaar
Entfällt jetzt plötzlich ſeinem Lockenhaar; —
So ſtürzt er ohne königliche Zeichen
Sich in's Getümmel, wo die Seinen weichen,
Wo Schwerter blitzen, Banner wehn, —
Und Manfred ward nicht mehr geſehn.

Der Nachtwind ſtreift kalt, hohl und wild
Hin über's blut'ge Schlachtgefild.
Iſt's ein Geſpenſt, was dorten ſchwebt?
Iſt's ein Geſchöpf, das wirklich lebt?
Die Stirne, wie ſo todtenbleich!
Das Auge, wie ſo geiſtesbleich!
Und wenn das Weſen weiter geht,
Scheint's wie vom Winde fortgeweht.
Es ſucht mit Todesangſt und Pein;
Bald blickt es auf zum Sternenſchein,
Bald neigt es ſich zu Leichen hin,
Bald mögt's die grauſen Bilder fliehn.
Hier muß im Blut es ſpäh'n nach Zeichen,
Und dort die gier'gen Geier ſcheuchen.
Ha! wie ſie klaffen, dieſe Wunden! —
Und doch — er iſt's, er iſt gefunden!
„„O Manfred, meiner Augen Licht! — ““
Ruft Gemma, und ihr Herz zerbricht.

Und aus der Kron' am Himmel ſtralt die weiche
Und milde Gemma ſüßes Licht herab,
Verklärt der ird'ſchen, wilden Schweſter Leiche
Und Manfreds Grab.

O, dürfte hier der Sänger feiernd ſchweigen,
Und einen Lorbeer- und Cypreſſenzweig,
Entſproſſen aus des Ruhms und Todes Reich,
Auf dieſes ſtille Grab mit Andacht neigen.
Doch nicht im Glanze gehn die Hohenſtaufen
Zu Ende, wie ihr Aufgang es verſprach;
Der volle Strom fließt matt dahin und ſchwach,
Um ſich zuletzt im Sande zu verlaufen.
Der Blitz verzehret nicht die prächt'ge Eiche,
Er wirft ſie nieder! Dürr und hohl, entlaubt
Die welken Zweige, ihres Schmucks beraubt,
Vermodert langſam dieſe Rieſenleiche.

Helena lebte bei den Sarazenen
Mit ihren Kindern in Luceria.
Die Todesbotſchaft ward ihr dort. In Thränen
Vergehend war ſie ſelbſt dem Tode nah.
Doch Sorge für die unſchuldvollen Kleinen
Hieß ſie nach Griechenland hinüberfliehn,
Um ſie dort abgeſchieden zu erziehn,
Und ihre eignen Schmerzen auszuweinen.
Schon war ſie nahe dem apul'ſchen Strand,
Wo ſie das Schiff und treue Diener fand;
Allein die Flucht ward Anjou ſchnell berichtet,
Und Manfreds Haus bis in den Keim vernichtet.
Gefangenſchaft, die gräßliche, die ſtille,
Schließt nun die Mutter mit den Kindern ein,
Und gönnet ihnen nur des Lebens Hülle,
Um ſie lebendig ſchon dem Tod zu weihn.
Helene ſtarb an Gram und Kerkerluft,
Und ſank nach wen'gen Jahren in die Gruft.
Beatrix, ihre Tochter, fand in dunkler Ehe
Vielleicht Erſatz für leidenvolle Höhe.
Allein was aus drei Knaben hold und zart

Geworden iſt, hat niemand aufbewahrt.
Denn jener Glanz, der um den Heldentod
Des Vaters ſchwebt, — ein ew'ges Abendroth,
Das einen lichten Zukunftstag verkündet,
Aus dem ſein Name, wie die Sonn' nicht ſchwindet, —
Der Glanz verwandelt ſich ums Haupt der Knaben
In licht- und farbenloſes mattes Grau;
Und wie Zeitloſen auf der Herbſtesau,
So leben ſie und ſterben ſie, und haben
Sich nie erquickt am Tropfen Frühlingsthau.

Und „Fels der Roſen" heißet jener Ort,
Wo Manfred, den der ſtrenge Pabſt gebannt,
Auf freiem Feld die Ruheſtätte fand.
Doch Freund- und Feindeshand trug einen Stein
Darauf, um ſein Gedächtniß fromm zu weihn.
Im Lied des Volkes aber lebet dort
Die Sage noch vom ſchönen Manfred fort.

Corona.

Eine Erzählung.

„und Er ſoll Dein Herr ſein. — "
Genesis III. 16

1.

Dort wird ein Feſt begangen! Dies verkündet
Das Stralenmeer, das durch die Fenſter wallt,
Der Lampenſchein, der das Portal umwindet,
Und die Muſik, die jubelrauſchend ſchallt.
Neugierig drängt das Volk am Thor, erſehnet
Den Glanz mit Ohr und Auge zu durchſpähn;
Doch flücht'ge Schatten ſieht es nur und wähnet:
Es gäbe mehr als Schatten dort zu ſehn.

Wem gilt das Feſt? Was locket ſo die Menge?
Wozu ſoviel Geräuſch und Prunk und Pracht?
Hat dies Getümmel, dieſes Sturmgedränge,
Wol eine Seele fröhlich je gemacht? —
Die Seele? — Nein! — Doch die läßt man zu Hauſe,
Das bunte Kleid, die Maske bringt man hin. —
Die Flöte hätte im Orkangebrauſe,
Wie Seele hier, den nämlichen Gewinn. —

Die Maske aber übet ihre Künſte,
Die öden Spielerei'n, den winz'gen Trug, —
Unhaltbarer als des Champagners Dünſte —
Für Masken! — Jede weiß es iſt nur Lug.
Doch wie das Spiel am grünen Tiſche immer
Gefährlich iſt, allmählig uns verſtrickt,
So auch der Masken Spiel! Sie wiſſen nimmer,
Daß, ſtatt der Andern, ſie ſich ſelbſt berückt.

Doch dieſes Feſt? — Ernſt iſt das Menſchenleben,
Iſt jene Nacht, die auf der Wiege lag,
Sind jene Schleier, die das Grab umſchweben,
Doch ernſter iſt dies Feſt: ein Hochzeitstag.
Und o, wie fürchterlich wird der entweihet,
Verhöhnt durch Eitelkeit und Schmauſerei!
Der Neid, die Neugier, was im Sumpf gedeihet
Der Menſchenbruſt, das dränget ſich herbei.

Das mißt das Brautkleid, ſchätzet die Rubinen,
Den Eh'kontrakt, das Nadelgeld, das Glück
Des Bräutigams .... — O, welche Schmach zu dienen
An dieſem Tag als Ziel dem frechen Blick;
O, zaubert Einſamkeit um dieſe Beiden!
Daß heute nur kein fremdes Aug' ſie ſeh'!
Sind ſie beglückt — erhöht ſind ihre Freuden,
Sind ſie es nicht — verborgen bleibt ihr Weh.

Zwei Väter haben dieſen Bund geſchloſſen,
Die Kinder folgten; Hubert ohne Hehl,
Daß ſeinem Herzen nicht der Wunſch entſproſſen;
Corona fand im Vaterwort Befehl.
Und heut, wo ſie das heil'ge Wort gegeben,
Daß ſie dem Manne, der nicht ihre Wahl,
Gehorchen wolle für ihr ganzes Leben, —
Heut ſah ſie zagend ihn zum erſten Mal.

Denn Hubert hatte auf des Vaters Bitte
Gleichgült'ge Antwort aus Paris geſandt:
„Muß es denn ſein, ſo füg' ich mich der Sitte,
Und Sie verfügen über meine Hand.
Doch vor der Hochzeit bin ich überflüßig,
Und hier giebt's andre Unterhaltung noch,
Denn der mit Frauen bin ich überdrüßig;
So giebt die Hochzeit Ueberraſchung doch. —“

Spät war er geſtern Abend angekommen,
Und als die Stunde heut erſchienen war,
Trat er zur Braut, die blöde und beklommen,
Und führte kalt und ſtolz ſie zum Altar.
Kein freundlich Lächeln mogte er ihr gönnen,
Und keinen Blick, der in die Seele dringt,
Kein fragend Wort, um forſchend zu erkennen,
Ob ſie ein Herz in die Verbindung bringt.

Sie wagte nicht die Augen aufzuſchlagen
Zu dieſem ſchönen Fremden, der ihr Mann
Jetzt werden ſollte. Heimlich und mit Zagen
Sah von der Seite, lächelnd, ſie ihn an,
Faſt kindiſch — doch mit lieblich blauen Augen,
Durch die man wie durch leuchtenden Saphir
Bis auf den Grund der Seele konnte tauchen —
Und das mißfiel dem Bräutigam an ihr.

Da war kein Trotz, kein Uebermuth zu dämpfen,
Nicht eine Ahnung von Koketterie,
Nicht Leidenſchaft noch Liebe zu bekämpfen
Für einen Andern, Frühgeliebten, wie
Es Hubert heimlich ſchon gewünſcht, erſonnen,
Um ein'gen Reiz zu leihn dem matten Spiel;
Denn Spannung hätte Eitelkeit gewonnen,
Und aufgeregt in ihm doch ein Gefühl.

Jetzt aber — Gott! was ſoll er mit dem Kinde,
Das ganz bereit ſich ſeinem Willen fügt,
Und wie ein zarter junger Stamm im Winde
Vor jedem Hauch, in jede Form, ſich biegt.
Schon langweilt ſie ihn ſehr, und ungebrochen
Iſt noch ſein Schweigen; nur das ernſte „Ja!“
Hat er mit Gleichmuth, weinend ſie, geſprochen;
Kein Wörtchen ſonſt; — ſie ſitzen lautlos da.

Doch endlich, wie gemahnt an ihre Nähe:
„Sie tanzen gern? — “ fragt haſtig er die Braut.
Sie hob den Kopf ſehr lieblich in die Höhe,
Als habe ſie bis jetzt ſich's nicht getraut,
Und ſprach: „„„Gar herzlich gern.“““ — „Wie iſt das möglich?
Ich kann nur kind'ſches Treiben darin ſehn!
Man muß ſehr jung ſein oder ganz unſäglich
Vergnügt, um ſich zu freun am tollen Drehn. —“

„„„Ich bin wol jung.““ — „Und auch wol fröhlich im̄er?“
„„„Ich war's bis jetzt. — “““ Und eine Thräne wob
Um's große Auge ihren Silberſchimmer,
Das ſie nicht ruhig mehr zu ihm erhob. —
So zittert ahnungsvoll die weiße Taube,
Wenn kaum bemerkbar noch der Geier iſt;
So bebt das Vögelchen im grünen Laube
Verhüllet, vor der Klapperſchlange Liſt. —

Denn wol war Hubert ſchön, wie Ideale
Der Mädchen ſind; das Antlitz edel, bleich,
Das Auge ſchwarz mit tiefem Flammenſtrale,
Und um die Stirn die dunkeln Locken weich
Geringelt; — aber Eiſeskälte hauchte
Sein Ton, und ſeinen feſtgeſchloſſnen Mund
Umzuckte Spott, wie Blitze; nimmer tauchte
Hier Liebe auf, nie ward hier Milde kund.

Corona fühlte ſchmerzlich ſich getroffen
Von dieſem Ton und ſeinem harten Blick;
Ihr junges Herz, ſo heiter ſonſt und offen,
Sank ſcheu davor in ihre Bruſt zurück.
Er aber haßte Thränen bei den Frauen,
Weil ſie ihn früher oftmals arg bethört;
Er konnte viel, nur Eines nicht: Vertrauen! —
Das hatt' ihn nicht die große Welt gelehrt.

Drum ſprach er kühl: „Wozu die Thränen, Liebe?
Klar will das Leben angeſchauet ſein.
Die Zähre macht Ihr ſchönes Auge trübe ..... — “
Sie ſagte ſchnell: „„„Und wäſcht vom Schmerz es rein. —“““
„O Schmerz! Das iſt ein Wort, womit Sie ſpielen,
— Die Damen mein' ich — wie es gut ſie dünkt. — “
„„„Es macht doch Schmerz, wenn wir ganz deutlich fühlen,
Daß jenes Aug' mißfallend auf uns ſinkt ... — “““

Sie ſtockte, ſchwieg. Er fragte unbefangen:
„Und mögten Sie gefallen mir?“ — „„„Wie gern! — “““
Sprach ſie ermuthigt, ohne Scheu und Bangen. —
„Auch Andern?“—„„„Nein! wozu? die ſind mir fern. —“““
Er dachte: beſſer wär's wenn ſie im Stillen
Ihr Netzchen fortgewebt und aufgeſpannt,
Als daß ſie mich mit ihrem guten Willen
Langweilig macht von Anfang an bekannt. —

Corona war vom Vater ernſt erzogen,
Und nimmer fiel ihr der Gehorſam ſchwer;
Sie wähnte nicht, daß unterm Himmelsbogen
Für eine Frau ein ander Schickſal wär'.
Drum war ſie ſanft und ruhig, aber heiter,
Sie kannte ihren Platz, ſie füllt' ihn aus
Als gute Tochter, meinte, daß auch weiter
Ihr Pfad ſo leicht ſei, wie im Vaterhaus.

Nicht Leidenſchaft und ſeltnes Glück begehrte
Ihr ſtilles Herz; nur einen milden Sinn;
Und, wie der Heliotrop zur Sonne, kehrte
Sie treu und liebend ſich zum Gatten hin,
Wenn er ihr freundlich nur verſtatten wollte
Auf ihn, als ihren Führer, hinzuſehn,
Der ſie beſchirmen und berathen ſollte,
An deſſen Hand ſie traulich dürfte gehn.

So trat ſie unverkünſtelt in das Leben,
Und unverdorben, ohne Falſch und Arg,
Vertrauenvoll ſah ſie den Schleier ſchweben
Vor jener Kluſt, worin ſich Zukunft barg;
Sie iſt bereit zu tragen und zu lieben,
Zu folgen ſtill auf des Gemahls Gebot,
Und freundlich jede Pflicht der Frau zu üben, —
Sie fühlt ſich von der Zukunft nicht bedroht.

Dazu ein holdes Antlitz, das mit klaren,
Kriſtallnen Augen blühend um ſich ſchaut,
Und jene Zuverſicht von achtzehn Jahren ... —
Wie hätte ſie wol nicht dem Glück vertraut!
Und dieſes zarte, jugendliche Weſen,
Das wie aus einem Urwald in die Welt
Hinaustritt, iſt vom Schickſal auserleſen,
Daß es in Huberts harte Hände fällt. —

Entblättert war des Feſtes Roſenkrone,
Die müden Gäſte ſchieden allgemach;
Coronas Vater ſprach zum Schwiegerſohne,
Indeß ſein Kind in ſeinen Armen lag:
„Dies Kleinod geb' ich Ihnen zu behüten. —"
Mit Kälte ſagte Hubert: „Meine Frau
Iſt keine Sklavin im Serail! Gebieten,
Befehlen mag nur Dienern ich genau;

Doch ſie iſt frei gleich mir, und keins von Beiden
Wird, hoffe ich, dem Andern läſtig ſein. —"
„Wolan! mein Segen, Kind, folgt Deinem Scheiden,
Und führet Dich bei Deinem Gatten ein. —"
Der Vater heißt ſie gehen und gerühret
Hat er mit feuchtem Aug' ihr nachgeblickt.
Raſch wird Corona in das Haus entführet,
Das Huberts Vater für das Paar geſchmückt.

2.

Gewohnten Kaltſinns ſprach am nächſten Morgen
Zur Gattin Hubert: „Höre jetzt mich an;
Des Vaters Wunſch — das blieb Dir nicht verborgen —
Bezeichnete allein mir dieſe Bahn.
Nie hätte ich zum Weibe Dich erkoren,
Doch keine Andre auch, deſſ' ſei gewiß!
Ein Narr, der ſeine Freiheit hat verloren
Für's nüchtern-ſchlaffe Ehſtands-Paradies!

Iſt's die Geſellſchaft, die ſo eingerichtet,
Iſt's Fluch, dem Keiner ganz entfliehen kann, —
Kurz, beide Theile ſind vom Joch vernichtet:
Ihr langweilt oder Ihr betrügt den Mann.
Doch Du, Corona, ſcheineſt mir vor Allen
Ein ſanftes Herz; darüber freu ich mich.
Du wünſchteſt geſtern ſehr mir zu gefallen;
Weißt Du es noch? Du kannſt es! Willſt Du? Sprich. —“

Sie hatte zugehöret halb erſchrocken
Und halb erſtaunt; ſie ahnte nicht von fern,
Was er denn wolle, ſtrich die braunen Locken
Sich ſinnend von der Stirn, und ſagte: „„Gern. —““
„So gieb mir volle Freiheit! Laß mich gehen
Und kommen, thun und treiben, was mich freut,
Begehre nicht mich ſtets bei Dir zu ſehen,
Vor allem aber — keine Zärtlichkeit.

Du, Deinerſeits, biſt Herrin allerwegen,
Ich gönne gern Dir Deinen eignen Gang;
Sieh Menſchen, — jeder kommt Dir gern entgegen,
Nur mich erlöſe von der Ehe Zwang. — "
„„Du biſt der Herr, ſprach ſie mit leiſem Beben,
Doch ſag' weshalb Du mich ſo von Dir ſtößt;
Warum haſt Du mir Deine Hand gegeben,
Wenn ich Dir Widerwillen eingeflößt? — ""

„Nicht Du! die Ehe." — „„Doch Du haſt verſprochen
Mir Deine Liebe, Deinen Schutz zu leihn. — ""
„Das heiſcht die Form! damit iſt nichts verbrochen!
Die Frau ſchirmt ſtets am beſten ſich allein. — "
Aus ihren Augen rollten große Thränen,
Wie Thau vom Himmel auf die Roſe fällt.
„Wenn Weiber weinen, muß ich immer gähnen,
Das rührt am wenigſten mich auf der Welt. — "

Er wandte ſich zum Gehn. Da ſprang in Eile
Vom Seſſel ſie — ihr Aug' war ſanft und licht —
Und faßte ſeine Hand und bat: „„O weile!
Und ſei nicht hart! Du ſiehſt, ich weine nicht. — ""
„Mein Gott, Corona, was kannſt Du verlangen? — "
„„O nichts, als was Du geben magſt."" — „Was thu'
Ich nur zu ſtillen dieſes kind'ſche Bangen? — "
„„Ach, liebe mich! Kannſt Du nicht lieben, Du? — ""

„Nicht ſo um eines Weibes Sklav zu werden. — "
„„Mein Sklav? Du ſpotteſt! Herr ſollſt Du mir ſein. — ""
„Die Herrſchaft zahlt mit Sklaverei auf Erden!
Die goldne Kette drückt, und wär' ſie fein
Vom ſchönſten, weichſten Lockenhaar geſponnen,
Ich mag ſie nicht ertragen! Legſt Du ſie
Um meinen Nacken, haſt Du nichts gewonnen,
Und ich vergebe den Verſuch Dir nie. — "

„„O fürchte nichts,““ ſprach ſie ſo weich und milde,
Wie Hauch des Lenzes, der zerſchmelzt das Eis.
Doch ſeine Bruſt lag hinterm ſtarren Schilde
Der Eigenſucht, die nichts vom Mitleid weiß. —
Corona lebte nun nach ſeinem Willen,
Das Einz'ge was zu thun ihr übrig war;
Oft weinte tief betrübt ſie, doch im Stillen,
Vor Hubert war ihr Auge immer klar.

Auch vor den Vätern. — Nie die fernſte Klage,
Kein bittres Wort und keinen Vorwurfsblick!
Und wenn ihr Vater wagte eine Frage,
So ſprach zufrieden ſie von ihrem Glück.
Sie täuſchte Alle, — ſie, der das Betrügen
Ganz fremd. Die Frauen ſchrie'n: „Sie iſt ſo kalt,
Sie läßt am äußern Glanze ſich genügen,
Drum hat ſie über Hubert nicht Gewalt. — “

In unſrer Welt, wo dann von ihrer Liebe
Die Männer reden, wenn die Frau nicht mehr
Sie hören darf, — wo Jammer fern ihr bliebe,
Wenn ſie nicht gäb' der Eitelkeit Gehör, —
Verſteht es ſich von ſelbſt, daß um dies ſchöne,
Einſame Weſen, eine Männerſchar
Sich drängte, daß dem Mann ſie ſich verſöhne,
Und wenn auch der Gemahl ein Erzbarbar.

Doch keine Liebe wollte ihr erblühen,
Und drum auch keiner je Erhörung fand.
Ein ſtiller Genius ſchien ſie hinzuziehen,
Der nichts von ird'ſcher Leidenſchaft gekannt.
Die Männer ſchwuren zwiſchen Zorn und Trauern:
„Bei ihr verſchwendet man die Zeit, die Müh'!
Der Hubert iſt wahrhaftig zu bedauern, —
Was hilft die Galathee, bleibt ſie Statue! — “

Auch manche Frauen nahten ſich ihr freundlich,
Liebkoſend wie die Kätzchen, glatt und weich,
Und ganz bereit mit Sammetpfötchen feindlich
Ihr beizubringen einen ſcharfen Streich.
Doch fühlt' ſie ſich zu niemand hingezogen,
Vertraulich reden durfte ſie ja nie;
In ihrer Bruſt, wie in des Meeres Wogen,
Lag tief der Schmerz, dem ſie nicht Worte lieh.

So ſaß ſie einſt allein an ihrem Flügel,
Mit Sinn und Seele in Muſik verſenkt,
Die, wie der Lenz dem Thal, dem Fels, dem Hügel,
Jedweder Menſchenbruſt ein Blümchen ſchenkt.
Sie ſang und fühlte ſich empor getragen
In's Land, wo jede Diſſonanz verhallt,
Und wo die Glut der Schmerzen und der Klagen
Als Opferduft aus ſüßem Weihrauch wallt.

Da öffneten ſich haſtig alle Thüren
Und rauſchend trat die Gräfinn Laura ein;
Sie wollt' um keinen Preis das Glück verlieren
Ein unwillkommner Bote hier zu ſein.
Sie warf ſich lebhaft in Corona's Arme
Und rief bewegt: „Du liebes frommes Herz,
Wie innig folg' ich Deinem ſtillen Harme,
Wie ganz begreif' ich Deinen tiefen Schmerz! — "

„„Ich kann Dich, Liebe, gar nicht recht begreifen;
Was meinſt Du nur? Was iſt mit mir geſchehn? — ""
„Warum, Corona, willſt Du fremd abſtreifen
Der Freundin Theilnahm? Nein, das iſt nicht ſchön. — "
„„So ſprich es aus und führe mich zum Klaren!
Mein Vater, ach! und Hubert — iſt er todt? — ""
„Wer denkt daran! Haſt Du denn nichts erfahren
Von ihm?" — „„Und was? Wie Du mich quälſt, o Gott!""

„Nun, alle Welt weiß, daß er in den Schlingen
Roſetta's liegt — das iſt nicht neu für Dich —
Doch ſolchen prächt'gen Schmuck ihr darzubringen,
Der Deiner werth iſt, das iſt freventlich!
Ich war beim Juwelier, ließ ihn mir zeigen; —
Der ſchönſte Kranz! Die Blätter von Smaragd,
Die Maienglöckchen, — Perlen die ſich neigen
Und aneinander reihn, — ſüperb gemacht!

Wie lieblich würd' er Deinen Farben paſſen,
Und zum Smaragdcollier, das Du ſchon haſt!
Für dieſe Tänzerin ihn machen laſſen! —
Nein, warlich, Dein Gemahl iſt mir verhaßt. — “
Corona hatte während dieſer Rede
Sich ſchnell geſammelt und, zwar aufgeregt,
Beſonnen über ihre inn're Fehde
Den alten Schleier ihrer Ruh' gelegt.

„„Roſetta, ſprach ſie, ſuchet zu gewinnen
Was ſie nur kann! das iſt des Handwerks Pflicht —
Von Hubert und von Andern! — Tänzerinnen
Beneide ich um Diamanten nicht.
Noch geſtern gab mir dieſe Prachtaigrette
Mein guter Vater und erfreute mich. — ““
„Er gab ſie, rief nun Laura aus, ich wette,
Um Dich zu tröſten, — zum Erſatz für Dich. — “

„„Nun, ſprach Corona, beſſer iſt's doch immer,
Wenn den Erſatz die Vaterhand uns giebt,
Als wenn's ein Andrer thut. —““ Von einem Schimmer
Verlegenheit war Laura's Blick getrübt;
Das Wort traf ſie; doch lebhaft ſprach ſie weiter:
„Wie gut, daß dieſe Nachricht Dich nicht ſtört,
Daß Du gleichgültig bleibſt, ja, kalt und heiter; —
Die Männer ſind nicht unſrer Liebe werth. — — “

„„Vor ſolcher Laura's-Liebe mag bewahren
Der gute Himmel meinen Freund und Feind;
Ach, oftmals habe ich es ſchon erfahren
Wie gleißneriſch ſie iſt und wie ſie's meint — ""
So ſprach Corona ſeufzend, als verlaſſen
Die liebevolle Freundin hat den Saal.
Jetzt denkt ſie auch der Botſchaft nach, und haſſen,
Ja, wirklich haſſen mögt' ſie den Gemahl.

Mag Schätze und Demanten er verſchwenden,
Das gilt ihr gleich, ſie hat des Tands genug;
Doch zu der Tänzerin kann er ſich wenden,
Und nie zu ihr, die ſeinen Namen trug!
Für jene weiß er Gaben zu erdenken,
Und giebt ſie freundlich, wol gar liebevoll,
Und ſeine Frau weiß ſtündlich er zu kränken,
Die ſein nur denkt und die er lieben ſoll!

Und in die ſonſt ſo reine Seele drangen
Verachtung, tiefe Bitterkeit hinein; —
Der goldne Altarkelch hat ſo empfangen,
Vergiftet von des Frevlers Hand, den Wein. —
Bis alle Welt ſprach von der Demantkrone,
Nicht eher mogte Laura's Zunge ruhn.
Doch Huberts Vater ging zu ſeinem Sohne
Und bat ihn raſch die Sache abzuthun.

„Das wäre ohnehin geſchehn! Roſette
Erhält den Kranz nur als bedungnen Preis;
Es ſpinnt für mich daraus ſich keine Kette. — "
„Von Ketten, dächt' ich ſchwiegſt Du, ſprach der Greis,
Corona giebt ſie warlich nicht zu tragen. — "
„Verklagt ſie etwa um dies Kränzchen mich? — "
„Das that ſie nie." — „Sie hat nicht Grund zum klagen,
Sie thät's, wie alle Frau'n, ſonſt ſicherlich. — "

„Mit ihr ſind nur gar Wen'ge zu vergleichen;
Ein Wunder iſt's, daß Du es nicht durchblickſt,
Und Dich mit andern, die ſie nicht erreichen
An Schönheit, Werth und Anmuth, ſtets verſtrickſt. — “
„Nein, nie! Die Kurzweil darf mich nicht beſiegen,
Ich ſpreng' die Feſſeln! — Wenn ſie ſicher ſind
Uns dauernd feſtzuhalten, ſo betrügen
Die beſten Frau'n den beſten Mann geſchwind. — “

Was war zu ſagen drauf? — Der Vater machte
Nun Waffenſtillſtand nach dem kurzen Krieg.
Der Hubert hatte Recht! Er ſelbſt gedachte
An ſeine ſchöne, todte Frau — und ſchwieg. —
Drauf ging ſehr artig Hubert zu Coronen,
Verkündete ihr einen Reiſeplan,
Und fragte endlich ob ſie ſei geſonnen
Ihn zu begleiten; — und ſie nahm es an.

Nicht in der Hoffnung, näher ihm zu kommen,
Wie ſie es früher heimlich wol geglaubt,
— Der Wahn war längſt gleich Abendroth verglommen,
Das letzten Sonnenblick der Erde raubt, —
Aus Sehnſucht nur nach etwas Andrem, Neuen,
Nach bunten Bildern, einem fremden Ort,
Um ſich im raſchen Wechſel zu erfreuen,
So zogen ſie denn nach Italien fort.

3.

Wol lieblich iſt es frei dahin zu eilen
Durch Städt' und Länder, über Berg und Fluß,
Und ungebunden dort nur zu verweilen,
Wo dar ſich bietet Freude und Genuß.
Wol ſelig iſt's die Schöpfung zu genießen
In tiefen Zügen, die Natur, die Kunſt,
— Zwei Ströme, die aus einer Quelle fließen,
Zwei Sterne ſtralend durch den Erdendunſt. —

Doch dieſe Freude iſt nur dann vollkommen,
Wenn mit dem liebſten Herzen wir vereint,
Wenn all' die Schönheit unſrer Bruſt entnommen
Und abgeſpiegelt in der Welt erſcheint. —
Corona reiſte, wie die Menſchen pflegen,
Die Mißbehagen nur und Unruh treibt;
Von all den bunten, vielverſchlungnen Wegen
Kein lichtes Bild in ihrer Seele bleibt.

Wol hätte ſie noch Freude haben können
An dieſem tröſtend linden Himmelszelt,
An dieſen Farben, die in Bildern brennen,
An der verſunknen Götter Marmorwelt.
Am heitern Volk, das in der Saltarelle
Auf den Ruinen todter Größe ſpringt,
Und ſorglos über drohn'der Lavawelle
Den Tamburin mit muntern Händen ſchwingt.

Verbittert aber war Corona's Seele.
Wenn das Geſchick auch goldne Frucht ihr bot,
Wies ſie ſie weg; ihr war's als ob ſie hehle
Nur Staub und Aſche hinterm falſchen Roth.
Das iſt der Jammer bei dem äußern Glanze,
Verbunden mit der innern, herben Qual:
Der Hohn des Schickſals, der mit blühndem Kranze
Verzieret hochzeitlich ein Todtenmal.

Gleich einer Königin, vom Thron geſtoßen,
Die keiner Hütte Zuflucht ſuchen mag,
Ging ſie dahin mit Würde und verſchloſſen, —
Und Aller Augen ſah'n ihr ſtaunend nach.
Vorzüglich Dominic's. Ihm war dies Weſen
Gleich Feenmährchen fremd und wunderbar;
Vom Zauber mögte er, vom Bann ſie löſen,
Der heimlich um ſie her geſchlungen war.

Doch war ihm wol in ihrer Atmoſphäre
Und anders als bei Frauen er's gewohnt;
Er fühlte nicht die ew'ge, inn're Leere,
Die ſonſt ob allem Liebesglück gethront.
Er war voll Kraft und Schönheit, und verwegen
Und ſtolz wie einer. Nichts ſchien ihm zu fern,
Zu unerreichbar hoch auf ſeinen Wegen,
Nicht Perl' des Meeres, nicht des Himmels Stern.

Dies war nicht Huberts kalter Stolz, der Alles
Verſchmähete; nein! kecker Uebermuth
Des Jünglings, der, uneingedenk des Falles
Vom Icarus, nicht raſtet und nicht ruht.
Was er gewollt, das muß ihm auch gelingen,
Was er geliebt, muß ihm zu eigen ſein,
Wonach er ſtrebt, das muß er auch erringen, —
Er ſetzt das Leben ſelbſt zum Preiſe ein.

Jetzt war der Sporn gewaltig, denn die Liebe
Schlich ſich zum erſten Mal in ſeine Bruſt;
Als er erkannte, daß auch ſie ihn triebe,
Ward er ſich froh der Uebermacht bewußt.
Mit ihrem Scheinbild hatt' er ſich geſchwungen
— Wie häufig ſchon — an das erwünſchte Ziel,
Das oftmals er aus Trotz ſich nur errungen;
Jetzt ward zum Ernſt das ſonſt ſo leichte Spiel.

Corona war zu völlig unbefangen,
Gleichgültig ob ſie Eindruck macht, ob nicht,
Um in den loſen Schlingen feſtzuhangen,
Die meiſtens Eitelkeit den Frauen flicht.
Das ſah er wol; drum trat er in die Schranken
Mit jenen nicht, die ſtets um ſie gedrängt
Nur Phraſen, ſtatt Gefühle und Gedanken,
Sich mühevoll aus öder Bruſt gezwängt.

Doch galt es irgend etwas auszuführen,
Was ſie gewünſcht, — war er der Erſte da;
Vor ihrem Auge mogt' er ſich verlieren,
Als unſichtbarer Diener blieb er nah.
Und wenn in ſeltnen, flücht'gen Augenblicken
Nach einem Herzen ſehnend ſie geſpäht,
Um ihr Gefühl, ihr Inn'res auszudrücken, —
Iſt's Dominic, der ihr zur Seite ſteht.

So hat ſie ſich gewöhnt, daß frohe Stunden
Sie ihm verdanket, der ſie ſelig theilt;
Der Huldigungen hat ſie viel gefunden,
Doch nie ein Herz, das ſtill bei ihr verweilt,
Um ſich mit ſeinem Fühlen, Denken, Wollen
Feſt anzuſchmiegen ihrer eignen Bahn, —
Als Strom deſſ' hunderttauſend Wogen rollen
Mit ſtiller Sehnſucht in den Ozean.

Und Dominic wird endlich der Gedanke,
Der in ihr aufwacht, wenn ſie Schönes ſieht,
Der ihre Seele, wie die Epheuranke
Ruinen, grün mit Feſtesſchmuck umzieht,
Der zauberhaft das ungemeſſne Sehnen
Nach fremdem Glück, gleich Wiegenliedern, ſtillt,
Und doch, wie Nachts des Waldhorns fernes Tönen
Mit heißer Wehmuth ihre Bruſt erfüllt.

So folgen wir im Traum dem ſüßen Klingen
Unwiderſtehlich, über Meer und Land,
Wir haben Kraft, wir haben leichte Schwingen
Ein Genius bietet uns die treue Hand,
Wir können Alles, Alles überwinden, —
Nur dorthin, dort, wo jene Klänge wehn,
Wo wir der Harmonien Schöpfer finden,
Und in das Eden der Verheißung ſehn.

Sie ging dahin mit fliegend leichtem Schritte,
Vergeſſend Kränkung, Elend, altes Weh,
Ihr ſchien, als breite unter ihre Tritte
Den Roſenteppich aus die ſchönſte Fee. —
O, wenn Corona in vergangnen Tagen
Nicht wund gedrückt wär' durch die Hand von Erz,
Wie Kerzen ſtill die reine Flamme tragen,
So milde hätte auch geglüht ihr Herz.

Doch immerdar verkannt, zurückgedränget,
Brach jetzt hervor die allgewalt'ge Glut;
— So aus der Wunde, lange eingezwänget,
Stürzt, Lebenskraft verbrauſend, ſich das Blut. —
Anbetend lag ihr Dominic zu Füßen;
Er ſah die Liebe in ihr Weſen ziehn,
Wie Roſenlichter aus dem Oſten fließen,
Verkündend nah der Morgenſonne Glühn.

Er ſah, belebt von zaubriſchen Gewalten,
— Wie Blumen lang verdeckt von Schnee und Eis,
Im Mittagsſtrale plötzlich ſich entfalten, —
Erwiedrung keimen, ſeiner Liebe Preis.
Er ſah, was nimmer noch ſein Aug' erblicket,
Ein Herz, das Liebe nur, ſonſt nichts, begehrt,
Das, gleich dem Schmetterling, ſich nur erquicket
An Liebesglut, von Liebesthau ſich nährt.

Und wie an einem Stiel zwei Roſen flammen
Und ſich vereinen in dem ſüßen Duft
Entſtrömend ihnen, — brannten ſie zuſammen,
Und Leidenſchaft ward ihre Lebensluft. — —
Neapels Carneval war jetzt verfloſſen,
Als Hubert nach Sicilien vorwärts trieb;
Corona hatte mitzugehn beſchloſſen,
Ein Wunſch, ein Blick von Dominic — ſie blieb!

Als Hubert wiederkam, ſah, und erkannte, —
Durchblitzte heft'ger Unmuth ſeinen Sinn,
Es kränkte ihn, der weg von ihr ſich wandte,
Daß ſie zu Dominic ſich kehrte hin; —
Zu Dominic, dem übermüth'gen Knaben,
Der keck mit ihm in jede Schranke trat,
Vertrauend auf die angebornen Gaben,
Sich nimmer ſcheut zu kreuzen ſeinen Pfad!

Corona hatte jetzt im Preis gewonnen;
Sie zu erkämpfen war er feſt gewillt;
Der Nebel iſt vor ſeinem Aug' zerronnen,
Der lange ihre Schönheit ihm verhüllt.
Er ſieht erſtaunt, daß er den Schatz beſeſſen
Und jahrelang geachtet ihn für Staub;
Doch dieſer frechen Hand, die ihn vermeſſen
Ergreifet, läßt er nicht den kühnen Raub.

Corona's Auge konnte nicht beachten
Die Aend'rung Huberts, denn ſie lebte ganz
Für Dominic und in ihm! All ihr Trachten
Hing, wie der Schiffer an des Polſterns Glanz,
Am Lächeln ſeines Angeſichts. Ihr Leben
War nur, verkörpert dargeſtellt, ein Bild
Der Wünſche Dominics. In dieſem Streben
Blieb Huberts Wechſel tief vor ihr verhüllt.

Nur Dominic ſah ſcharf und hell. Ein Toben
Der Eiferſucht entzündete ſich nun;
Sie mußt' ihm Treue tauſendmal geloben
Mit ſchweren Eiden, nimmer konnt' er ruhn.
Wie ein Tyran und wie ein Knabe quälte
Er ſie; er hing an ihr mit Raſerei
Viel mehr, als wie mit Liebe, denn ihm fehlte
Vertrauen, — darum übt er Tyranei.

Doch jede Sultanslaune zu erdulden,
Und, lächelt er, zu ihm zu fliegen hin,
Und nie den Unmuth wirklich zu verſchulden, —
Da iſt Corona eine Meiſterin.
Einſt trat er ungewöhnlich früh in's Zimmer,
Warf ſich zu Füßen ihr und ſah ſie an
In ſtummer Seligkeit. Da macht ein Schimmer
Von wildem Zorn ſich durch die Wonne Bahn:

„Warum ſo ſchön geſchmückt in dieſer Frühe? —
Erwarteteſt Du Hubert? ſicherlich!
Indeſſen ich in Ungeduld verglühe. —"
„„Du weißt ich ſchmücke mich allein für Dich!
Auch bin ich nicht geſchmückt; nur die Granaten,
Die mir die Kammerfrau vorhin gebracht,
Sind, weiß nicht wie, zum Kranze mir gerathen; —
Das hat den Eindruck Dir von Schmuck gemacht. —""

„Man trägt nicht Kränze in den Morgenſtunden!
Nur Deine Abſicht ſag' mir treu und wahr. — "
„„O Gott, ich habe ſpielend ihn gewunden
Und drückte ihn auch ſpielend in das Haar. — ""
„Corona!" — rief er und ſein Auge brannte,
Wie aus Gewitterwolken, mit dem Glanz
Des Blitzes, den ſie aus Erfahrung kannte;
Und zitternd nahm ſie ab den Blumenkranz.

„Corona! — " rief er noch einmal; es pochten
Die Adern ſichtbar auf der weißen Stirn,
Und Liebe, Grimm und wilde Drohung kochten
Den wüſten Fiebertrank für ſein Gehirn.
Sie raſch umfaſſend und vom Boden hebend
Sprach er: „Jetzt hab' ich Dich in meiner Macht!
Ein Druck von meiner Hand und nicht mehr lebend
Biſt Du! — Was haſt Du bei dem Kranz gedacht? — "

„„Dir zu gefallen, — "" ſprach ſie leiſe, ſtammelnd,
Und ihre Wange war zu Schnee erblaßt;
Denn krampfhaft, alle ſeine Kräfte ſammelnd,
Hielt er ſie wie von Todeshand erfaßt.
Da brach ſein Grimm. „Vergieb, o meine Süße! — "
Er legte ängſtlich ſie auf's Sopha hin,
Mit heißen Küſſen deckend ihre Füße,
Ganz Sorgfalt in dem wandelbaren Sinn.

Als roſ'ge Farben ihr Geſicht verklärten,
— Wie Blüten, die vom rauen Nord verſcheucht,
Bei Zephyrswehen treulich wiederkehrten, —
Da rief er, von der Sanftmuth ganz erweicht:
„Du Engel, der mich huldvoll auserkoren,
Werd' ich denn nie Dein treues Herz verſtehn?
Mit mir hab' Mitleid, als mit einem Thoren, —
Warum, Corona, biſt Du auch ſo ſchön! — "

Und feſter nur nach ſolchen Scenen ſchmiegte
Corona ſich vertrauenvoll an ihn;
Der Glaube war's, der ſie in Schlummer wiegte:
„„Er liebt mich doch und wird ſtets für mich glühn““
Bemerken aber mußte ſie indeſſen,
Daß Hubert war verändert rückgekehrt,
Sie hatte lange gänzlich ihn vergeſſen,
Bis ſeine Artigkeit ſie endlich ſtört.

Da, mit der Liebe hellem Blick durchſchaute
Des Wechſels Urſach ſie bis auf den Grund,
Und wenn ihr auch in tiefſter Seele graute,
That ſie doch kalt Verachtung nur ihm kund.
Hartnäckig wich er nicht von ihrer Seite,
Bis eines Abends ſie gebietriſch ſprach:
„„Graf Hubert, nicht aus Laune und ſeit heute, —
Wir ſind geſchieden ſeit dem erſten Tag. —““

„Die Frau läßt ſich verſöhnen, kann vergeben... —“
„„Momente giebt's, wo das zu Ende geht. —““
„Sie kann den Sünder mildiglich erheben..... —“
„„In früh'rer Zeit vielleicht! nun iſt's zu ſpät. —““
„Sie muß gehorchen.“ — „„Ja, der heil'gen Liebe,
Doch warlich einer Kinderlaune nicht. —““
„Wenn mir der Wunſch nur zu befehlen bliebe.... —“
„„So wäre nicht gehorchen meine Pflicht. —“

„Um einen holden Blick zu diſputiren
So lang und ernſtlich, lohnet nicht der Müh',
Drum ſag' ich kurz: ſtatt länger Krieg zu führen
Biet' ich den Frieden.“ — „„Doch ich will ihn nie. —““
Sich neigend ſprach er ſcharf mit kaltem Hohne:
„Jetzt, Gräfin, mein' ich, ſind wir völlig quitt,
Die Tugendheldin trägt nicht mehr die Krone!
Wer weiß wie bald ſie ſie mit Füßen tritt. —“

Gleichgültig dann, als ob ihn nichts erreget:
„Ich reiſe morgen heimwärts —“ fügt' er bei, —
Und ſie entgegnete, auch unbeweget,
Daß gern zur Rückkehr ſie entſchloſſen ſei.
Drei Jahre hatte ſie den Schein gerettet
Für ihn; ſie that daſſelbe jetzt für ſich;
Auch wußte ſie, daß Dominic gekettet
Wie ein Planet, nicht von der Sonne wich.

Kaum daß Corona wieder ſich befindet
Nach ſchneller Reiſe heimatlich in Wien, —
Wo ſie den theuren Vater freudig findet, —
Als auch ſchon Dominic daſelbſt erſchien,
Beglückt, daß er nach kurzen Trennungswochen,
Wie eine Roſ' im Herbſt, Corona fand;
Und doppelt ſelig, als ſie ausgeſprochen,
Wie gänzlich ferne ſie von Hubert ſtand.

Wol hat es deſſen ſtolzen Sinn gekränket,
Daß ſeine eigne Gattin ihn verſchmäht,
Der noch jedwedes Weiberherz gelenket,
Wie ſich der Nachen nach dem Ruder dreht.
Doch ihr zu zürnen oder ſich zu rächen,
Das fiel kaum einen Augenblick ihm ein;
Aus Kälte wußt' er nichts von jenen Schwächen:
In Lieb', in Haß, ſich einer Frau zu weihn.

Auch hatte ſie ihn nimmer hintergangen;
Er war es ja, der ſie zuerſt verſtieß;
Da durfte gern ein Anderer empfangen
Des Herzens Gabe, die er von ſich wies.
Und triumphirend ſah er dies Exempel
Von ſeiner Weiberkenntniß; denn die Frau, —
Anſcheinend wie die Prieſterin im Tempel, —
Durchſchaute er von Anfang an genau.

161

So macht's der Menſch: Zuerſt will er nur hören
Den Trieb, die Laune und die Leidenſchaft;
Und ſpäter ſucht er ſelbſt ſich zu bethören,
Als folge er dem Grundſatz und der Kraft. —
Wol ſprach der Vater warnend zu Coronen
Und deutete beſorgt auf Dominic;
Doch, wie am Herzen ehmals ſie Scorpionen
Verleugnete — ſo jetzt ihr ſel'ges Glück.

4.

Daß in dem tollen, wirren Weltgetriebe
Bisweilen, wie ein ſeltner, hoher Gaſt
Auf flücht'ger Reiſe, — flüchtig nur die Liebe
Mit ſüßem Lächeln unſre Hand erfaßt:
Weiß jeder längſt! Denn alle Gen'rationen
Verkünden, daß ſie pfeilgeſchwind enteilt;
Sie mag nicht zwiſchen falſchen Götzen thronen,
Sie will die Huldigung und ungetheilt. —

Wol baut die Liebe ihre Ehrenpforten
Vor Dominic, und froh zog er hinein
Als Siegerkönig, den mit Jubelworten
Sein Volk empfängt, und ſeinen Stralenſchein
Anbetend anſchaut. Aber zu erringen
Iſt viel Triumph noch, und gar mancher Sieg
Zum Ruhm, zur Herrſchaft mögte er ſich ſchwingen
Nicht im Boudoir, — im Cabinet! im Krieg!

Doch fehlet ihm der einz'ge, ſtarke Hebel
Der heutzutag titaniſch, aus dem Schwarm
Zur Größ' erhebet, über all den Pöbel:
Der Reichthum! Dominic iſt leider arm.
Und in dem jungen, wilden Kopfe brennen
Phantaſtiſch Rieſenträume, zauberhaft,
Von Größe, Macht und Glanz, wie ſie ſich nennen. —
Die Liebe weicht der neuen Leidenſchaft.

Noch täglich, ſtündlich, kommt er zu Coronen,
Er hat Vertrauen nur zu ihr allein,
Erzählt nur ihr, was er ſich ausgeſonnen,
Doch Liebe tritt allmälig aus den Reih'n.
Er ſpricht von ſich, von ſeiner Zukunft Tagen,
Von ſeinem Glücke; — doch die Liebe kennt
Kein Ich — und eh' die Lippen laut es ſagen,
Hat von dem ihren ſich ſein Herz getrennt.

Sie glaubt es nicht, ſie kann's, ſie darf's nicht glauben,
Weil dann zu Füßen ihr die Erde ſchwankt!
Der Himmel wird ihr nicht die Stütze rauben,
Um die ſich ihre ganze Seele rankt!
Blos Laune iſt's, ſie muß vorübergehen,
Wie manche Wolke, die den Sinn durchflog!
Sie könnte ja nicht Erd', nicht Himmel ſehen,
Die Welt wär' Trug, — wenn Dominic ihr log!

Einſt warf er auf den Divan ſich verdroſſen
Und rief: „Es iſt vorbei! Ich halt's nicht aus!
Corona, unſre Trennung iſt beſchloſſen,
Ich muß zu meinem Vater, muß zu Haus.
Hier gelt' ich nichts, ich habe kein Vermögen, —
Dort iſt mein großer Name etwas werth,
Er bahnt den Pfad, er führt mich auf den Wegen
Des Ruhms, mein Sinn iſt ganz ihm zugekehrt. — “

„„O, laſſe Dich von dem Phantom nicht blenden
Und bleibe doch bei mir! Und brauchſt Du Gold, —
Ich bin Fortuna, kann Dir Schätze ſpenden,
Und bleibe länger, als die Falſche, hold. — “
Und wie ein Sylphe eilt ſie zu dem Schreine,
Der bunt mit ſeltnem Holze ausgelegt,
Die herrlichſten und reichſten Edelſteine,
Das prächt'ge Erbe ihrer Mutter, hegt.

Ein Druck der Feder — gleich dem ſtummen Hüter
Im Harem — macht die Schätze offenbar,
Und wie die Odaliske dem Gebieter,
Reicht knieend ſie ihm ihre Gabe dar. —
Als hätte eine Schlange ihn verwundet,
Fuhr Dominic empor; ſein Blick, der mild
Auf ihrem Treiben ruhte, jetzt bekundet
Den Zorn, der ſeinem ſtolzen Buſen ſchwillt.

„Ha! das muß ich erdulden? — Anzubieten
Wagſt Du die Diamanten mir! — o mir,
Der Sterne pflücken mögte und ſtatt Blüten
Der Lilien winden um die Locken Dir? — “
Drauf warf ein Armband er zu Boden wüthend
Und trat darauf und rief: „Ich bin kein Dieb. — “
Corona fragte bebend und begütend:
„„Iſt ein Geſchenk von mir Dir denn nicht lieb? — ““

„Die Roſe will ich, die Dein Haar getragen,
Das Band, das ſich an Deinen Buſen ſchmiegt! —
Wärſt Du ein Mann, für dieſes tolle Wagen
Empfändeſt Du, was eine Kugel wiegt. — “
Sie ſah ihn traurig an und ſagte lieblich:
„„So tödte mich und nimm die Gabe an;
Von ſeiner Frau, ſo mein' ich, iſt es üblich,
Empfängt doch ein Vermächtniß ſtets der Mann. — ““

„Von ſeiner Frau! ſprach Dominic gedehnet,
Und fügte ſchnell hinzu: Du biſt ein Kind
Voll Huld und Grazie, das nimmer wähnet,
Wie thöricht, wie verkehrt die Männer ſind. — “
Er hat an ſeinen Buſen ſie gezogen
Und küßt ihr Auge, damit ſie nicht ſieht,
Daß die Gedanken durch den Sinn ihm flogen,
Wie ferner Donner durch die Berge zieht. — —

Das iſt's! Corona hat das Wort geſprochen!
Die reichſte Frau, die werde ihm zu Theil!
Und der Gedank' erſtickt des Herzens Pochen,
Daß er auf dieſem Pfad nur findet Heil.
Bei ihr traf er des Lebens reinſte Freuden,
Jetzt ſucht er nur des Reichthums höchſten Glanz;
Für immer will er von der Liebe ſcheiden, —
In ihren Händen bleibt ſein Roſenkranz.

Denn keine kann und wird ſo innig lieben,
Und nichts begehren als Erwiederung;
O, die Erinn'rung wird ihn oft betrüben,
Doch treibt ihn fort der neuen Richtung Schwung.
Wie er die Liebe ohne Schranken wollte,
Sei jetzt des Kampfes Preis auch koloſſal,
Und nicht den Schönſten, nur den Reichſten zollte
Fortan er Huldigung! — Er hat die Wahl. — —

Und wieder ſitzt Corona an dem Flügel,
Den träumeriſch berührt die zarte Hand;
Denn Dominics Geſicht trägt jetzt das Siegel
Des Schweigens, das ſie nie an ihm gekannt.
Er iſt wol freundlich; er verließ ſie eben
Mit holdem Gruß; doch ſprach er nicht ein Wort
Von ſeinen Planen, ſeinem künft'gen Leben,
Wie ſonſt wol! — Bleibt er oder geht er fort? —

Da öffnen rauſchend ſich die Flügelthüren,
Und wieder tritt die Gräfin Laura ein:
„Ich habe wirklich Zeit nicht zu verlieren,
Doch muß ich dieſer Sache ſicher ſein!
Durch Dich werd' ich am treueſten belehret
Von dem Gerücht, das heut die Stadt durchtobt,
— Da er zu Deinen Freunden ja gehöret —
Daß Dominic ſich geſtern hat verlobt. — “

„„Geſchwätz von leeren Köpfen, müſſ'gen Zungen!
Mit wem verlobt ihn denn die Welt geſchwind? — ““
„So iſt denn nicht ein Wort zu Dir gedrungen? —
Mit des Banquiers Salmoni einz'gem Kind. — “
„„Ich kann nicht glauben, daß den Hut des Fürſten
Er einer Geldwag' gegenüber ſtellt. — ““
„Ach, meine Liebe, heut zu Tage dürſten
Die Männer einzig, ewig nur nach Geld.

Doch, da Du gar nichts weißt von dieſer Sache,
So iſt wie tauſend andre ſie Gerücht!
Weil ich juſt heute viel Beſuche mache,
Belehr' ich jeden, der mir widerſpricht! — “
Geſchichten, Witze, hundert Anekdoten
Erzählte ſie, und ſchwirrte endlich fort.
Corona aber glich faſt einer Todten,
Saß regungslos, ſtarr an demſelben Ort.

Und wie verzaubert eine Somnambüle,
Beſchaute ſie die gräßliche Viſion,
Die jeglichem Gedanken und Gefühle
Entgegengrinzte mit der Hölle Hohn.
Und wie viel Stunden ſchleichen noch vorüber
Eh' Dominic ſie morgen wiederſieht! —
Da ſchüttelt glühend, eiſig ſie ein Fieber,
Der Athem ſtockt und die Beſinnung flieht. — —

Nur für Minuten iſt ihr Aug' geſchloſſen
In dieſer langen, endlos langen Nacht,
Und keine Thräne hat es lind umfloſſen
Und ihr den Schmerzensbalſam dargebracht.
Gar lange vor der Stund' am nächſten Morgen,
Wo Dominic ſie zu beſuchen pflegt,
Iſt ſie ſchon auf, um angſterfüllt zu horchen
Auf jenen Wagen, der ihn zu ihr trägt.

Er kam. Er hatte müde ſich geſonnen,
Wie ihr den Schlag erleichtern, der ſie traf.
Er trat herein — ſein Blick fiel auf Coronen,
Ihr Blick durchbohrte ihn — er ward ihr Sclav.
Sie legt auf ſeine Schulter ihre Hände
Und ſagte: „„Dominic, es iſt nicht wahr! — ““
Und wie das Echo an der Felſen Wände
Spricht tonlos er zurück: „Es iſt nicht wahr. — “

Da wich die Spannung, und in Thränenfluten
Schien ſie ſich aufzulöſen. Wild verſtört
Erbebt er: „Sie wird ſich zu Tode bluten,
So dacht' er, wenn die Wahrheit ſie erfährt. — “
Er war der reichen Braut verlobt im Stillen —
Angeblich: weil er wartet voll Verdruß
Auf einen Brief mit ſeines Vaters Willen;
Im Grunde: weil er's ihr doch ſagen muß.

Und täglich kommt er, ſieht und ſpricht Coronen,
Hat täglich ſeinen Vorſatz feſt gefaßt,
Und jedes Mal iſt ihm die Kraft zerronnen,
Das Wort erſtorben und die Lipp' erblaßt.
Corona war wie jene Geiſteskranken:
Die Wahrheit wußte längſt die ganze Welt;
Sie aber lebt vom trügriſchen Gedanken,
Vom Irrthum, an dem krampfhaft feſt ſie hält.

Der Unglückſel'ge, der vom Fels gefallen,
Greift, ſchwebend über'm Abgrund, nach dem Aſt,
Um dieſen welken, dürren, zu umkrallen,
Und hängt an ihn ſich mit der ganzen Laſt
Des Körpers. Ach, er weiß, er muß doch ſterben,
Der Aſt muß endlich brechen, rettungslos
Iſt er geweih't dem drohenden Verderben, —
Freiwillig aber läßt er ihn nicht los.

Sie fragte nicht, wie ſonſt in ſel'gen Zeiten,
„„Liebſt Du mich noch? — "" mit übermüth'gem Scherz;
Doch was ſie thut und ſpricht iſt nur zu deuten,
Als baue ſie noch Welten auf ſein Herz.
Sie wähnet, ſolch Vertrauen müſſ' ihn binden,
Der Falſchheit nur begegne man mit Liſt;
Doch das Vertrauen, das die Felſen gründen
Und brechen kann — wie ferne es ihr iſt!

Sie ſchaut ihm in die Augen um zu ſehen,
Ob nicht ein Baſiliskenblick ihr droht;
Sie ſchlingt den Arm um ihn um zu erſpähen,
Ob nicht ein Dolchſtoß bringe ihr den Tod. —
O, ſeltne Gnade iſt es groß zu ſterben,
Wie Cäſar, der verhüllt ſein Angeſicht,
Damit die Mörder, welche ihn verderben,
Sich weiden an den Todesqualen nicht. —

Zu ungewohnter Stunde trat ihr Gatte
In ihr Gemach und ſprach: „Da Dominic
Sich übermorgen ſoll vermählen, hatte
Die Abſicht ich, daß einen Tag zurück
Der Ball geſtellt ſei, den wir angeſetzet; —
Er führt die kleine Frau dann bei uns ein. — "
„„Ob ſpäter die, ob früher uns ergötzet,
Gilt gleich! der Ball muß übermorgen ſein. — ""

„„So iſt's doch wahr! — "" ſpricht ſie, als er gegangen,
Und wiederholet langſam, ſcheu: „„Doch wahr! — ""
Und ſchüttelt wild das Haupt, als werfe Schlangen
Entſetzt ſie ab. „„So werd' es endlich klar! — ""
Da öffnet ſich die Thür und auf der Schwelle
Steht Dominic. Mit ausgeſtreckter Hand,
Wie mit dem Zauberſtab, hat auf die Stelle
Sie regungslos den Bleichen hingebannt.

„„Doch wahr?““ fragt ſie, die Hand gebietriſch hebend.
Er neigt das Haupt bejahend, ohn' ein Wort.
„„So geh'! —““ Sie kehrt ſich von ihm ab, — und bebend,
Gequält, und doch erleichtert, ſtürzt er fort.
Sie ſah erwartend auf; ihr war als werde
Gericht der Himmel halten offenbar;
Doch der blieb blau und heiter, kalt die Erde; —
Da ſagte ſie: „„Die Lüge nur iſt wahr. —““

Der Balltag kam. Wie drängten ſich die Wagen
In Reih'n vor dem erleuchteten Portal!
In Maſſen iſt die Menge hergetragen,
Und ſchwirrt und flutet durch den prächt'gen Saal.
Vor allen Frauen. Bei Gladiatorſpielen,
In alter Zeit ſchon, war es ſüße Luſt,
Daß, wenn die Kämpfer ſtolz, mit Würde fielen,
Sie Beifall jauchzten aus der vollen Bruſt.

Jetzt ſpäh'n ſie nach dem Opferlamme gierig; —
Doch eine Frühlingsgöttin ſchwebt umher.
Wie? Was iſt das? Iſt die Geſellſchaft irrig?
Iſt Dominic ihr jetzt ſchon gar nichts mehr?
Kein heimlich Zittern, Zucken und Erbeben,
Kein bittres Lächeln, kein gezwungner Scherz,
Nach ungewohnter Fröhlichkeit kein Streben!
Es iſt gewiß! ſie hatte nie ein Herz! —

Sie hatte eins, vor langen, langen Zeiten,
— So ſchien es ihr — als ſie geliebt, beglückt,
Die Lebenswellen ſah vorüber gleiten;
Jetzt haben dieſe Wellen es erſtickt.
Ja, damals war mit einem Gott geflogen
Sie in das Reich der Liebe und der Treu',
Jetzt ſtürzt er ſie herab vom Regenbogen,
Und in dem Sturze bricht das Herz entzwei.

Doch ohne Herz lebt ſich's gar leicht auf Erden,
Viel leichter, als wenn man's im Buſen trägt,
Und ſeine Brut von Sorge, Gram, Beſchwerden,
So wie der Pelikan die Jungen, pflegt.
Wie viele Martern hat ſie ausgeſtanden,
Als einſt um Hubert es in Schmerz gebebt,
Als darauf ſeine Feſſeln ſie umwanden, —
Jetzt will ſie ſehn, wie ohne Herz man lebt.

Und Thorheit, Frevel, all die falſchen Spiele,
Die in der Welt ſich acclimatiſirt, —
Wie in dem Sumpf der eklen Thier' Gewühle, —
Sie werden jetzt geſchickt von ihr vollführt.
Sie kennt der Liebe ew'ge Zauberſprache,
Sie kennt der Unſchuld Silberglockenton,
Sie heuchelt ſie und nimmt mit Wolluſt Rache
An allen Männern, mit gewalt'gem Hohn.

Nichts iſt ihr heilig. Wo ſie fromme Bande
Zerreißen, wo ſie Jammer ſtiften kann,
Mit Gift den Becher füllen bis zum Rande, —
Da hebet ihre Rolle glänzend an.
Und wie der Mime, ſeiner Kunſt zur Ehre,
In ihr vergißt ſein eignes, tiefſtes Ich,
Und wiedergiebt nur fremde Charaktere:
So ſpielt Corona auch — und meiſterlich.

Nun muß ſie vorwärts, kann nicht ſtehen bleiben;
Wer einmal in den Opiumrauſch verſank,
Fühlt ew'ge Sehnſucht um ſich zu betäuben
In dem verführeriſchen Zaubertrank.
Sie will ja nur Betäubung. Nichts von jenen
Gefühlen, die ſie mächtig einſt bewegt!
Von Demuth nichts, von Wonne nichts und Sehnen,
Damit das Herz ſich nur nicht wieder regt.

So gehen Jahre hin, — und was für Jahre!
Wie hohl, geſpenſtiſch, und wie frevelhaft!
Die Sünde iſt darin das einzig Wahre;
Die Lüge ſteht darin allein in Kraft. —
Da ging ſie einſt durch Bildergallerien,
Alljährlich durch den Kunſtfleiß ausgeziert,
Wohin Neugierige in Schaaren ziehen,
Um ſtolz zu kritteln, wie es ſich gebührt.

Vor einem Bilde war ein groß Gedränge
Kaum wußte man weshalb man hier ſo ſtand;
Es gab der reichern, ſchöneren in Menge,
Und manche von berühmtern Meiſters Hand.
Dies war ganz ſchlicht und doch — wie herzbewegend:
'ne arme Herde war zerſtreuet rund
Umher in einer öden, heißen Gegend,
Ein Mann ſtand einſam in dem Vordergrund.

Nur Lumpen ſind als Kleidung ihm geblieben,
Dem eine Hütte und das Brot gebricht,
Die Sünde ſteht auf's Antlitz ihm geſchrieben,
Allein im Auge flammet Glaubenslicht.
Er wendet ſich um muthig fortzuſchreiten,
Der nächſte Abend darf ihn hier nicht ſehn, —
Und goldne Worte um dies Bild bedeuten:
„Will mich aufmachen und zum Vater gehn. —“

Corona ſtand und ſtand, und blickt' und blickte,
Der Angſtſchweiß perlt auf ihrer ſchönen Stirn,
Denn eine Eiſenhand gewichtig drückte
Dies Bild und dieſe Worte in ihr Hirn.
Und als ſie nun mit Flammenzügen ſtehen
In dem Gedächtniß ihr, da rafft mit Graus
Sie ſich zuſammen, und ohn' anzuſehen
Die andern Bilder, fährt ſie raſch nach Haus.

Graf Hubert ſaß vergraben in Papieren
Und ſann verwickelten Geſchäften nach,
Da öffnete Corona leis die Thüren
Und ſchwebte, wie ein Geiſt, in das Gemach.
Unangemeldet und in ſeinem Zimmer! —
Er ſtaunt verwundert; doch als art'ger Mann,
Und weil ſie bleich iſt, wie der Mondenſchimmer,
So bietet er ihr einen Seſſel an.

Mit ernſter Stimme ſprach ſie: „„Vor zehn Jahren
Sah'n beide wir zum erſten Mal uns heut!
Zum letzten Mal werd' ich Sie heut gewahren,
Ich nehme Abſchied für die Ewigkeit. — ""
„Und wohin werden Sie die Schritte wenden? —"
„„In's Kloſter."" — „Wol, nah iſt das Oſterfeſt;
Und dann?" — „„Ich will mein Leben drin vollenden. — ""
„Im Kloſter? Sie? — Das hält Sie nimmer feſt. —"

„„Da unſrer Scheidung nichts im Wege lieget,
— Sprach ſie und achtete des Einwands nicht, —
Hab' ich in dieſer Art mit mir verfüget,
Und halte die Verkündigung für Pflicht. — ""
„Nie war ich Herr; drum leiſe nur zu fragen
Erlaub' ich mir: wie kommt Ihr leichter Sinn
Jetzt auf den Einfall Nonnenkleid zu tragen? —"
Sie ſagte tonlos: „„Weil ich elend bin. — ""

Und Anſtandshalber, ſprach er noch dagegen:
Sie aber machte, ohn' zu hören drauf,
Nur Anordnungen über ihr Vermögen; —
Da ließ er denn der Sache ihren Lauf.
„Inconſequent ſind immerdar die Frauen!
— Rief er als ſie gegangen; — erſt in Noth
Freiwillig ſich geſtürzt, und dann drauf bauen,
Erretten werde ſie der liebe Gott! —"

Unmäßig war das Staunen, als man hörte,
Corona nehme das Novizenkleid
In einem fernen Kloſter; doch es währte
Nicht lang, ſo kam ſchon andre Neuigkeit.
Und, ehe ſie den Schleier noch genommen,
Iſt in der Freund' Erinnerung ſie ſchon
Mit Todten und Begrabenen verſchwommen. —
Graf Hubert ging auf eine Miſſion.

5.

Giebt Zwang und Einſamkeit der Seele Frieden,
Die wie ein Schiff durch's Meer des Lebens flog,
Mit ſtolzen Segeln, ohne zu ermüden,
Vorüber an den reichſten Küſten zog,
Und nur zum Ausruhn, nie zum Ruhn verweilte,
Von jedem trügeriſchen Wind gelenkt,
Bis endlich doch das Schickſal ſie ereilte,
Und ſie zerſchmettert in das Meer verſenkt? —

Zerſchmettert ſein, iſt noch nicht Friede haben!
Bisweilen keimt aus Trümmern er hervor,
Wie die Ruinen ſich allmälig haben
Geſchmücket mit beſcheidnem Blumenflor,
Wie über Thebens Mauern und Paläſte
Der Sohn der Wüſte ſein Gezelt erhebt,
Und wie die Schwalbe ſich mit ihrem Neſte
An eines Tempels letzte Säule klebt.

Die große Seele geht aus den Stürmen
Verklärt nur, gleich dem Himmel, rein hervor;
Die ſtarke weiß die Felſen aufzuthürmen,
Befreit den Pfad ſich, wenn ſie ihn verlor.
Für Manche iſt die Prüfung nur ein Feuer,
Das Fetiſchdienſte in die Aſche beugt
Durch Tempelbrand, und höher dann und freier
Den Gott erhaben überm Götzen zeigt.

Doch über Andre ſauſt ſie wie Gewitter,
Nicht reinigend, nur wild verheerend hin!
So ſcheint die Wunde nur verharſcht; ein Splitter
Von der geworfnen Lanze blieb darin.
Der birgt ſich in der tiefſten Lebenshöhle,
Wo Arzteshand ihn nicht erkundet hat,
Und um ihn krümmt und windet ſich die Seele,
Wie um den falſchen Wurm das Roſenblatt. —

Corona heißt nun Schweſter Magdalene
Und trägt barmherz'ger Schweſtern würd'ges Kleid,
Sie pflegt der Kranken, trocknet Jammers Thräne,
Iſt einzig ihrer frommen Pflicht geweiht.
Wo Alle bangen iſt ſie unerſchüttert,
Und ohne Abſcheu, wenn auch Allen graut,
Bei keinem Dienſt hat ihre Hand gezittert,
Gefaßt hat ſie den Todeskampf geſchaut.

Sie, die ſonſt nur auf Teppichen geſchritten,
Geht auf der Gaſſe jetzt im plumpen Schuh,
Drängt ſich beherzt durch rohen Volkes Mitten,
Und trägt dem Elend eine Labung zu.
Sie, die geſchminkt, vergoldet ſah die Sünde,
Graziös in Formen und im Modeputz,
Erblicket jetzt ſie ohne Königsbinde,
Sich wälzend in des tiefſten Elends Schmutz.

In ſpäter Nacht, in früher Morgenhelle,
Iſt ihre Hülfe, ihre Treue wach,
Sie gönnt ſich kaum Erholung in der Zelle,
Im thät'gen Eifer thut's ihr keine nach.
Und wie ſie ſonſt im Taumel ſich betäubet,
Um zu ertödten die Erinnerung:
So jetzt im Dienſt; doch ihre Seele reibet
Umſonſt ſich auf, — ſie wird nicht wieder jung.

Sie wirft ihr Ich nicht in die Läutrungsgluten;
Sie klammert ſich an's äußere Gebot,
Um nur nicht in Verzweiflung zu verbluten;
Die Liebe iſt in ihrem Herzen todt.
Und die allein verleiht die Adlerſchwingen,
Worauf die Seele aus dem Sturmgebiet
Vermag zu Regionen hinzudringen,
Aus denen nie der ſel'ge Friede flieht.

Sie aber liebt nichts innerhalb der Mauern
Des Kloſters und nichts draußen in der Welt;
Zu Gott ſieht ſie empor mit bangem Schauern,
Nicht mit der Andacht, die ihm wohlgefällt.
Sie ſinkt getroſt nicht in die Arme deſſen,
Der dem verlornen Sohn entgegen kam;
Sie flehet immer: „„lehre mich vergeſſen! — ""
Statt daß der Reue Kreuz ſie auf ſich nahm.

Wol hat die Sünde jenen Glanz vernichtet,
Der ſich urſprünglich um die Stirn ihr wand!
Doch wider ihn war jede Hand gerichtet,
Und ſie erhob gen keinen ihre Hand.
Sie, die das Gute wollte, ward gezogen
Zum gift'gen Pfuhl des Böſen offenbar;
Sie, die nur lieben wollte, ward betrogen,
Nachdem ſie erſt zurückgeſtoßen war.

Und hätte ſie die Kraft doch haben ſollen
Unangetaſtet durch den Pfuhl zu gehn,
Und auf die Schlangen, die ſich gleißend rollen
Zu Füßen ihr, beſiegend hinzuſehn;
Und hatte nicht die Kraft, weil in den Adern
Das Blut zu mächtig brauſte; — fürchterlich
Muß ſie mit der Natur, mit Gott ſelbſt hadern; —
Die Unglückſel'ge, ſie verachtet ſich.

Das war der Splitter aus des Feindes Lanze!
Gericht der Menſchen ſtört nicht unſern Lauf;
Wir beugen nur das Haupt dem Stein, dem Kranze; —
Doch wer ſich ſelbſt verachtet, ſteht nicht auf.
So quälen ſie die folternden Gedanken,
Wenn ſie einmal das Denken ſich erlaubt;
Drum muß ſie ſich mit allen Kräften ranken
Um's blinde Thun, das die Beſinnung raubt. —

Wenn von Atlantis Sagen uns erzählen,
So klagen wir, daß es verſunken iſt;
Ach, ein Atlantis liegt in manchen Seelen,
Deſſ' Herrlichkeit kein Menſchenaug' ermißt.
Denn wo der Schöpfer ſich die Lieblingsſtelle
Erkor, und eines Edens Keime ſtreut, —
Da flutet jetzt die bittre Meereswelle,
Aus der empor die ſchroffe Klippe dräut. — —

Wer zählt die Jahre, die wie ſtille Leichen
In Katakomben ruhn! Wer zählt die Flut
Endloſer Tage, die ſich alle gleichen,
So wie die Leichenſtein' in Herrenhut! — —
Ein Reiſender, und vornehm, reich, begehret
Einſt vom barmherz'gen Haus die Pflegerin,
Weil Krankheit ihm das Lebensmark verzehret.
Und Magdalena ſchickt die Oberin.

Der Kranke lag in einem prächt'gen Zimmer;
Durch rothen Vorhang goß der Sonnenſtral
Auf ſeine Wangen der Geſundheit Schimmer,
Und wehe! ſie erkannte den Gemahl!
Ihn ſoll ſie jetzt mit zarten Händen pflegen,
Der ihr den Dornenkranz auf's Haupt gedrückt!
Für ihn erflehn des Himmels beſten Segen,
Der grauſam in die Hölle ſie geſchickt!

Zum erſten Male packt ſie das Entſetzen
Vor ihrer Pflicht, verſagt ihr Hand und Fuß
Den Dienſt; — ſie ſchwindelt, raſch muß ſie ſich ſetzen,
Beſinnen ſich, daß ſie gehorchen muß.
Ja, Hubert iſt's! Sie kann ihn nicht verkennen,
Iſt auch mit grau gemiſcht ſein ſchwarzes Haar,
Wenn ſeine Wangen auch im Fieber brennen,
Die Stirn nicht frei iſt und das Aug' nicht klar.

Er lieget da in wilden Phantaſien,
Die Aerzte ſprechen aus ihr: hoffnungslos!
Sie muß ſich ſeiner Pflege unterziehen,
Bis er verſinket in des Grabes Schooß.
Sie fleht, daß Gott die Gnade möge ſchicken,
Daß unbewußt den Todesweg er geh',
Damit verborgen ſei vor ſeinen Blicken
Ihr unheilbares, grenzenloſes Weh.

Wenn ſeine Beute ſchon der Tod umſchlungen,
Der Körper nicht mehr leiſtet Widerſtand,
Kommt ein Moment oft, wo empor gerungen
Die Seele ihre Kraft hat. Hubert fand
Auch dieſen Augenblick. Er rief; ſie eilte
An's Lager, und urplötzlich kannt' er ſie,
Trotz der Verwüſtung, die ſie früh ereilte,
So daß er ängſtlich laut: „Corona! —“ ſchrie.

Dann ſprach er ſanft: „Du ſiehſt, ich muß nun ſterben,
Und ſterb' auch leicht! Das Leben iſt nicht werth,
Daß wir uns Leib und Seele dran verderben.
Nur ein Gedanke iſt's, der mich beſchwert:
Ich fehlte gegen Dich; kannſt Du vergeben? —“
„„Der Herr befiehlt's.““ — „Von Herzen aber?“ —
„„Nein. — ““

„Noch jetzt willſt Du auf mich den Stein erheben? — “
„„Ich würde ohne Dich nicht elend ſein. — ““

„Du fandeſt nicht den heißgewünſchten Frieden? — “
„„Ich ſag Dir, ich war elend, bin es noch;
Ich habe von der Welt mich zwar geſchieden,
Doch nicht von mir; ich trage fort mein Joch.
Ich fühle noch die Pein, die Schmach, verſtoßen,
Betrogen und gefallen dann zu ſein;
Wie viele Thränen auch darob gefloſſen, —
Von der Erinn'rung wäſcht uns Gott nicht rein.

So ſchleppe ich denn alle meine Mängel,
Und immer ſchwerer, durch das Leben hin,
Und weine über den gefall'nen Engel,
Der ich durch Dich vielleicht nur worden bin. — ““
„Gieb mir die Hand! Laß uns in Frieden ſcheiden;
Die Unverſöhnlichkeit iſt Unnatur. — “
„„Sie hat ja ſtets geherrſchet ob uns Beiden!
Ich bin zerfallen mit der Creatur.

Nur Meſchliches hab' ich von ihr begehret,
Unmenſchliches ward mir von ihr zu Theil;
Wer immerdar nur Giftestränke leeret,
Der ſieht am Ende auch im Gift das Heil
Um ſtark zu werden. Und ich bin's geworden!
Ich lebe ja mir flammt noch geiſt'ges Licht!
Und mehr vermag der Menſch nicht; denn ermorden
Kann er den Leib, doch die Erinn'rung nicht. — ““

„Gieb mir die Hand.“ — „„Du haſt ſie ja verſchmähet
Im Leben! wozu jetzt der nicht'ge Spott. — ““
„Vergebung, die der Sterbende erflehet! — “

„„Ich kann es nicht; — doch Dir vergebe Gott. —““
Da lehnt er in die Kiſſen ſich zurücke,
Ein leichter Schauer durch die Züge bebt;
Starr ſind die Glieder und verglaſt die Blicke; —
Er hat nun Frieden. — Magdalene lebt. —

Aſtralion.

Hahn-Hahn

P.o.germ.
549 f

Aſtralion.

Eine Arabeske

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin, 1839.
Verlag von Alexander Duncker.

BIBLI
RE
MON

Die Tauben:

Hat's denn über Nacht geregnet
Waizenkörner voll und ſchwer?
Seht, o ſeht! wie reich geſegnet
Iſt der Hof doch rings umher!
Wie ſie rund und goldig liegen!
Wie der Himmel gut es meint!
Brauchen nicht ins Feld zu fliegen
Heut' ſo lang die Sonne ſcheint.

Die Sperlinge:

O wie dumm ſind doch die Tauben,
Einfalt in dem hübſchen Kleid!
Könnt Ihr es denn wirklich glauben,

Daß für Euch der Himmel ſtreut?
Seid Ihr ſeine Lieblingskinder,
Daß er Wunder für Euch thut?
Nun, wir ſind auch frohe Finder
Und der Waizen mundet gut.

Die Tauben:

Immer gierig, immer eſſen!
Garſt'ges Volk — und wie gemein;
Wollen uns mit ihm nicht meſſen,
Mag's auf ſeine Weiſ' ſich freun.

Laßt uns andre Vögel fragen
Was dies zu bedeuten hat:
Liebe Schwalbe, kannſt Du's ſagen?
Du weißt immer guten Rath.

Die Schwalben:

Nicht umſonſt iſt's, daß wir bauen
An die Häuſer unſer Neſt.

In den Palaſt einzuſchauen,
In die Hütte — welch ein Feſt!
Nichts kann uns der Menſch verhehlen!
Iſt er draußen lieb und gut,
Wiſſen wir doch zu erzählen,
Daß er's oft zum Schein nur thut.
Heute aber klinget lieblich
Der Bericht von dieſer Nacht, —
Wie's bei Menſchen ſelten üblich, —
Drum, Ihr Tauben, gebt hübſch Acht.
Wollet nicht den Hals ſo zierlich
Und das Aug' ſo ſchmachtend drehn:
Ach, wir haben's ungebührlich
Oft bei Mädchen ſchon geſehn! —
Drinnen iſt ein Menſch geboren
Ueber Nacht, ganz winzig klein,
Liegt in Decken wie verloren,
Soll das ſchönſte Knäbchen ſein;
Denn es zwitſcherten die Frauen
Durch einander: „O wie ſüß,
O wie hold iſt's anzuſchauen,
Englein aus dem Paradies! — —“
Das Gewirr und das Gedränge

Füllte an das kleine Haus,
Und dem Vater ward's zu enge,
Er trat in den Hof hinaus —
Und mit jenem heißen Drange,
Den der Menſch alleine kennt,
Den er in dem Ueberſchwange
Seines Glücks die Liebe nennt:
Bringt er Ehre, Preis und Segen
Froh dem guten Geiſte dar,
Sagt, daß nie auf ſeinen Wegen
Solch ein ſel'ger Jubel war,
Daß er mögt' die Welt beglücken,
Wohlthun jeder Kreatur,
Selbſt die todte Erde ſchmücken,
Um der ſtarren einzudrücken
Seiner Vaterfreude Spur.
Pflanzen will er Strauch und Bäume,
Daß der müde Wandersmann
In dem Schatten kühle Träume
Und Erquickung finden kann;
Daß, wenn längſt von allen Winden
Name ward und Leib zerſtreut,
Dieſe Zeugen noch verkünden,

Wie ein Vaterherz ſich freut; —
Allen Dienern will er ſchenken
Helles Geld und dunkeln Wein; —
Ja, der Vöglein thut er denken
Und läßt Waizen für ſie ſtreun.
Kurz, der Mann iſt mild und bieder,
Und wir Vöglein ſollten nun
Dankbar eine Freude wieder
Machen ihm und Gutes thun.

Die Tauben:

O wie gern! doch ſeinem Kinde
Werde unſers Dankes Lohn,
Denn das ſchönſte Angebinde
Freut den Vater in dem Sohn.

Die Sperlinge:

Wohl, wir wollen auch nicht geizen,
Satt ſind wir und leicht beſchwingt;

Er ſtreut öfter wohl den Waizen,
Sieht er, daß es Nutzen bringt.

Die Schwalben:

Storch, Du thuſt uns den Gefallen!
Alle Vögel ruf' herbei,
Klappre, laß es tüchtig ſchallen,
Daß die Zahl vollſtändig ſei.

Der Storch:

Aus Gärten und Feldern,
Aus tiefdunkeln Wäldern,
Aus ſchaurigen Klüften,
Aus Wolken und Lüften —
Erhebt Eure Segel,
Kommt ſchleunig, Ihr Vögel!

Die Vögel:

Die Lüfte durchſchwommen,
Ein ſchwebendes Meer!

Wir nahen, wir kommen,
Was iſt Dein Begehr?

Die drei erſten:

Ein kleiner Menſch beginnt die Bahn,
Der Vater hat uns wohlgethan,
Wir wollen ihm was ſchenken,
Er ſoll an uns gedenken.
Nun ſinnet, was die Vögelſchar
Am Beſten bietet Menſchen dar:
Was Alle ſind zufrieden,
Das werde ihm beſchieden.

Der Adler:

Zu heitern Regionen,
Wo Nebel nicht wohnen,
Zu einſamen Höh'n,
Wo Stürme nicht wehn,
Mit kräftigen Schwingen
Kühn aufwärts zu dringen,
Zu Häupten die Sonne,

Zu Füßen die Welt,
Das iſt eine Wonne,
Der nichts gleich geſtellt!

Die Tauben:

Ach, was ſoll der Menſch da oben,
So verlaſſen und allein!
Soll ſein gutes Glück er loben,
Müſſen zwei beiſammen ſein.

Der Adler:

Die Großen ſind einſam,
Die Kleinen in Scharen,
Wer je in die Welt kam,
Der konnt' es gewahren.
Der Schützling des Adlers ſei einſam, doch groß,
Und nimmer des niedrigen Pöbels Genoß.

Der Gimpel:

Doch dann — wie würd' es ſich wohl ſchicken
An Schultern Flügel ihm zu ſticken?

Der Rabe:

Der Menſch, mein Gimpel, laß Dir ſagen,
Wird, wenn er auch die Luft durchſchweift,
Vom Federflügel nicht getragen —
Ob Dein Gehirnchen das begreift?

Der Gimpel:

Der Rabe kann es nie vergeſſen,
Daß er auf Odins Schulter geſeſſen.

Die Eule:

Ich würde wagen
Vorzuſchlagen, —
Daß Nachts der Menſch recht deutlich ſieht,
Was rings umher geſchieht.

Der Falke:

Nein, lieber was am Tag paſſirt!
Dann kann er leichtlich doch erſpähn

Ob gut, ob ſchlecht die Sachen ſtehn,
Und was zu ſeinem Glück ihn führt.

Der Rabe:

Nachts zu ſehn iſt überflüſſig,
Weil dann alles Leben ſtill,
Und das wache Auge müßig,
Das doch etwas ſehen will,
Sich Geſpenſter ſchaurig macht,
Ueber die am Tag man lacht.
Ach, die Menſchen geben Blößen
Ohne Maß und ohne Zahl!
Wollten ſie im Dunkeln leſen,
Irrten ſie ſich jedes Mal.

Die Elſter:

Falkenblick
Iſt auch kein Glück!
Sich zu haſchen ſolch ein Häschen,
Das da hebt ſein dummes Näschen,
Oder einen armen Täuber,

Zitternd vor dem wilden Räuber,
Oder gar ein magres Huhn,
Das mag jeder Dieb wohl thun.

Der Falke:

Wie ſie weiß ſich brennen will!
Gute Elſter, ſchweige ſtill;
Wo es nur recht blinkt und blankt,
Haſt Du gerne zugelangt.

Die Elſter:

Laß vergeſſene Geſchichten!
And'res giebt es hier zu ſchlichten.
Seht, ich meine: eine Zunge
Unermüdlich und gewandt,
Und dabei auch eine Lunge,
Die ihr treulich giebt die Hand,
Wäre unſerm Menſchenkinde
Doch das beſte Angebinde;
Denn ein Kluger gilt für dumm,
Wenn er ſchweigſam iſt und ſtumm,

Und der iſt ein tücht'ger Mann,
Welcher nur recht ſchwatzen kann.
Fehlen hie und da Gedanken,
Rede er nur immer fort,
Leiſe und allmählig ranken
Sie ſich auf von Wort zu Wort,
Und wenn ſie auch gar nicht kommen,
Hat's doch keiner wahrgenommen.

Der Kuckuck:

Coucou! was, Elſter, ſchwatzeſt Du?
Coucou! gönn' Deiner Zunge Ruh'.

Die Elſter:

Du kannſt ja nur von Dir erzählen
Und alle andern Worte fehlen,
Da iſt die Tugend wirklich klein
Ein ſchweigender Geſell zu ſein.

Der Rabe:

Vögel, Vögel, haltet Friede!
Ich bin Eures Zankes müde!

Müßt Ihr, wie der Menſch auf Erden,
Stets beim Streit perſönlich werden?
Sind wir denn allhier verſammelt,
Daß ein jeder Worte ſtammelt?
Wählet Euch die Sprecher aus! —
Stille war in Odins Haus,
Ich allein, in beſſern Tagen,
Durft' ihm Alles, Alles ſagen.
Ich war gleichſam ſein Miniſter,
Seine wahre rechte Hand;
Denn wenn ich nicht wär', was wüßt' er
Wohl von Unterthan und Land? —

Der Zeiſig:

Seid nur Beide obſolet,
Doch die Schöpfung fortbeſteht.

Der Rabe:

Aber wie! es iſt ein Jammer!
Schwänge Ihr doch noch den Hammer,
Um die Frechen zu erſchlagen,

Welche Spott und Läſtrung wagen.
Meinem Alter ziemt es nicht
Dir zu zürnen, kleiner Wicht. —
Vögel, habt Ihr mit Bedacht
Jetzo Eure Wahl gemacht?

Die Singvögel:

Nachtigall ſoll Sprecher ſein.

Die Flugvögel:

Einen Andern woll'n wir haben.
Denn uns wurden andre Gaben:
Adler ſoll uns Sprecher ſein.

Der Adler:

Ich hab' es geſaget
Und bleibe dabei:
Wer aufwärts ſich waget,
Iſt froh nur und frei.
Wer in dem Getümmel

Verweilet und gern,
Dem bleibet der Himmel
Allewiglich fern.
Wer fliehet die Höhen,
Weil einſam ſie ſind,
Den wird man nicht ſehen
Als himmliſches Kind.
Hinauf denn und muthig
Durch Stürme und Blitze!
Was thut es, ob blutig
Der Buſen ſich ritze?
Was thut's, ob zerſtöret
Das tieftiefſte Herz?
Im Siege verkläret
Zum Jubel ſich Schmerz.
Das macht ja das Große:
Daß ewig der Flug,
Verſchmähend die Roſe,
Zur Sonne hintrug.
Auf daß dieſer Knab' ein Unſterblicher werde,
So reißt ihn empor von der dürftigen Erde,
Und gebet der Seele die ſtrahlenden Flügel —
Dann trägt der Unſterblichkeit ſtolz er das Siegel.

Die Flugvögel:

Wohlgeſprochen! das gefällt!
Ja, der Knabe werd' ein Held
Oder ein gewalt'ger König.
Alles Andre iſt zu wenig.

Die Nachtigall:

Ach, die Größe ſchaffet Qualen
Und wir wollen Glück ja bringen.
Muß es denn die Welt durchſtrahlen,
Und durch Martern rein ſich ringen?
Laßt den armen, großen Herzen
Ihre Schmerzen,
Tiefe Schatten, helles Licht —;
Stilles Glück gewährt die Größe nicht.

Daß harmoniſch alle Gaben
Sich wie Blumen ſtill entfalten,
Daß auch Andre ſich erlaben
An den ſegnenden Gewalten,
Daß, gleich frommen Nachtviolen,
Süßverſtohlen,

Ruht die Welt in Schlaſes Gruft,
Dennoch ſie umhaucht ein Balſamduft:

O, die heil'ge Kraft gewähren
Laßt uns dieſem zarten Kinde,
Daß es keine andre Zähren
Weine, als nur ſanfte, linde.
Ewige Harmonie ertöne
Und verſchöne
Ihm das dumpfe Erdenzelt,
Dann erfreut ſein Daſein auch die Welt.

Die Singvögel:

Harmonien ſollen tönen
Und des Knaben Wiege freuen,
Damit inn're Harmonie
Treu ihm bleibe, ſpät und früh.

Die Nachtigall:

Gebt ihm des Geſanges Freuden
Und er hat für alle Wunden,

Die das Schickſal ihm bereiten
Möge, Linderung gefunden.
Jedes Schmerz- und Klagewort
Wird zum heiligen Akkord;
Jeder Wonneſeufzer ringt
Sich zur Hymne auf, beſchwingt.
Lächelnd wird er vorwärts ſchreiten,
Lächelnd Palmen ſich erſtreiten,
Die er fromm dem Himmel bringt.

Der Adler:

So laſſet uns geben
Die Sänge dem Kinde,
Daß ſtets ihn das Leben
Geborgen erfinde.
Wer weiß, ob zum Kämpfen
Sein Herz ſtark genug,
Ob Leiden nicht dämpfen
Den wagenden Flug.
Ich ſtimme der Nachtigall
Freudig jetzt bei,
Und hoffe, Ihr folget all,
Wer es auch ſei.

Die Flugvögel:

O gewiß! der edle Aar
Spricht ſo richtig und ſo klar.

Alle Vögel:

So werde denn zu ſeinem Heil
Dem Knaben des Geſanges Theil.

Die Lerche:

Meine heitern Matutinen
Mögen ihm zum Vorbild dienen,
Die vom Himmel niederſteigen
Und gleich ſchweigen,
Wenn ich aus dem Wolkenſaal
Kehre heim in's Erdenthal.

Der Fink:

Mögen meine Freiheitslieder
Aus der Bruſt ihm tönen wieder,
Daß im friſchen grünen Wald

Jubelnd ſeine Stimme ſchallt,
Und im Palaſt matt verhallt.

Die Nachtigall:

Möge er auf ſeinen Wegen
So viel Luſt den Menſchen bringen,
Wie bei Frühlings erſtem Regen
Ihnen giebt mein einfach Singen.

Der Rabe:

Das Alles iſt ſehr wohl gethan!
Doch, liebe Vögel, ſaget an:
Was ſo die Menſchen ſingen nennen,
Von Eurem Zwitſchern iſt's zu trennen.
Ihr machet Eure Sachen ſchön,
Doch ach, ſie können nichts verſtehn,
Wenn Worte nicht zu ihnen gehn.

Die Droſſel:

Sie brauchen Worte, wir nur Klang;
Ein Jeder richte den Geſang

Nach ſeiner Art und Weiſe ein,
So wird er ſchon verſtändlich ſein.

Die Nachtigall:

Wir haben nur die Harmonien
Dem Knäbchen ſegenvoll verliehn;
Die Worte wird er leichtlich machen,
Wenn Klänge in der Bruſt erwachen.

Der Rabe:

So wird er denn ein Dichter ſein?

Alle Vögel:

Ja, dazu wollen wir ihn weihn!

Der Schwan:

O, welch ein großes Wort habt Ihr geſprochen!
Ihr Thoren, wißt Ihr, was Ihr auf ihn legt?
Wißt Ihr, wie manches Dichterherz gebrochen,

Indeß den Lorbeer ſtolz die Stirne trägt?
Ihr ahnet nicht in Euren Einſamkeiten,
Bei Euren unbefangnen Melodien,
Wie namenloſe Qualen ihn begleiten,
Durch welche Stürme ſeine Wege ziehn.

Ihr ſingt im grünen Wald, auf öder Haide,
Ein Braut- und Wiegenlied für die Natur,
Und unverfolgt von Schmähſucht, Haß und Neide
Seid Ihr Organ des ew'gen Friedens nur.
Der Menſch iſt längſt dem Zwieſpalt heimgefallen,
Als Kind der Ewigkeit und Kind der Zeit;
Der Dichter fühlt und ſinget es vor allen,
Welch tiefen Jammer dieſer Zwieſpalt beut.

Und wenn es ihm gelingt ihn auszuſöhnen
In ſeinem Lied, ſo wird die Wirklichkeit,
So wird ſein eignes Herze ihn verhöhnen —
Die Erd' iſt nah, der Himmel iſt ſo weit!
Und könnt' er ſelbſt das eigne Herz bezwingen,
Doch müßt' er ſtets die Noth der fremden ſehn,
Und könnte nur auf des Geſanges Schwingen
Mit ſeinen Idealen traulich gehn.

Was wißt denn Ihr von jenem Weltenſchmerze,
Den auch die Pöbelmenge nie begreift,
Und der doch ewig in des Dichters Herze,
Wie eine Perle in der Muſchel, reift?
Was wißt denn Ihr von jenem Nebelſchleier,
Der ſich um ihn, wie um Gebirge, legt,
Und den nur der durchſchauet, der da freier
Als Menſchenſatzung forſcht und prüft und wägt?

Was wißt denn Ihr in Euren grünen Hallen
Von jenem furchtbar harten Schickſalshohn,
Daß ſelbſt die Sterne aus dem Himmel fallen,
Der Dichter von dem goldnen Sonnenthron?
Er will ja ewig, wie einſt die Titanen,
Olympos ſtürmen, ach! und wenn er fällt,
So muß der Rieſenſturz ihn gräßlich mahnen,
Wie tief er liegt und wie er hoch geſtellt.

Und dann, Ihr Thoren, was kann jetzt ein Dichter
Für dieſe ſpöttiſch kalte Welt noch ſein,
Die nur beklatſcht, wenn grelle, ſcharfe Lichter
Beleuchten ihres Katzengoldes Schein.
Ja, damals in den längſtverſunknen Tagen,

Als ich Apollons heil'ger Vogel war,
Und Poeſie vereint mit Götterſagen, —
Da brachte man dem Dichter Huld'gung dar.

Da brannten noch die Herzen für das Schöne,
Da nannte man die Hoheit — Thorheit nicht!
Da flammte glorreich um Apollons Söhne
Der Strahlenkranz, den die Begeiſtrung flicht.
Ein ganzes Volk lauſcht auf die Siegeshymne,
Die Pindar bei olymp'ſchen Spielen ſang,
Ein ganzes Volk jauchzt wie mit einer Stimme
Und jubelbrauſend Sophokles den Dank.

Da war der Dichter heilig, war ein Seher
Des Schönen, das ihm von der Lippe quoll;
Der Gott war in ihm, wenn ihm hoch und höher
Von dem Geſang der mächt'ge Buſen ſchwoll.
Ein Gott erfand für ihn die goldne Leier,
Mit einem Gott theilt er den Lorbeerkranz,
Von einem Gotte ſtammt ſein heil'ges Feuer,
Das ferner Zukunft ſpendet Licht und Glanz.

Und weil den Gott in ſeiner Bruſt er ehrte,
So ſuchte er auch göttlich wohlzuthun,

Er ſtrafte ernſt, er drohte und er lehrte,
Er rief zum Kämpfen auf, und nicht zum Ruhn.
Er kniete nicht vor jenem falſchen Götzen,
Dem Mammon, hin begehrend deſſen Huld,
Er ſuchte nicht das Laſter zu ergötzen,
Verworfenheit zu ſchminken, Lüg' und Schuld.

Das Groß' und Schöne hob er auf die Throne,
Gebührend ihnen — und die Niedrigkeit
Hat mit des Geißelhiebes bitterm Hohne
Zur Schmach, die ihr gebühret, er geweiht.
Ob glücklich er geweſen, wie man heute
Das Glück betrachtet, das die Sehnſucht ſtillt? —
Er war nicht innerer Verwirrung Beute,
Des Gottes Botſchaft hatte er erfüllt.

Denn ſehet, wie der blinde Mäonide,
Joniens Sänger, durch die Heimat zog,
Verherrlicht iſt ſein Volk in ſeinem Liede,
Das durch Jahrtauſende, ein Phönix, flog.
Das wußte er; denn große Seelen haben
Gefühl der eigenen Unſterblichkeit.
Das iſt ihr Glück! die kleinen ſuchen Gaben
Des Augenblicks, und Freuden in der Zeit.

Alle Vögel:

Wir ſehn, daß Herrlichſtes auf Erden
Für immerdar der Dichter ſei,
Drum ſoll es unſer Schützling werden,
Wie Du auch klagſt — es bleibt dabei.

Der Schwan:

O, habet Mitleid doch mit dem Verbannten,
Pflanzt nicht die Roſe auf das ſtarre Grab.
Faßt nicht in Blei den köſtlichen Demanten,
Stoßt nicht den Dichter in die Welt herab.
Einſt war er Herr in Tagen der Heroen,
Und unter des Arabers luſt'gem Zelt,
Und unter Wunderbildern, lichten, hohen,
Von Indiens träumeriſcher Götterwelt.

Und Herr, als ſich vor ihnen, den Propheten,
Die Völker und die Könige gebeugt,
Als hell um ihre Stirn die Flammen wehten,
In denen Gott auf Horeb ſich gezeigt.
Und Herr, als er mit Lieb'- und Glaubensgluten
Begeiſterung in alle Seelen ſang,

Die über Berg und Land und Meeresfluten
Nach Paläſtinas heil'gem Grabe drang.

Und er, und er, von dem noch Wunderſagen,
Wie von den Göttern, durch die Schöpfung wehn,
Er ſollte jetzt den Schmerz, die Schmach ertragen,
Und unter Knechten, ſelbſt ein Sclave, ſtehn?
Im Dienſte wilder, tobender Parteien,
Nicht für die Wahrheit reden — nein für's Geld,
Und für den Beifall, den aus ihren Reihen
Die Rotte ihrem frechen Sprecher zollt?

Statt das Erhabne freudig zu verklären,
Es zeigen von der Narrenkapp' umſchellt,
Und ſtatt die ewge Weltweisheit zu lehren,
Sich üben in der Weisheit dieſer Welt?
Sich in die Schulen drängen, wo der Meiſter
In alterſchwacher Aufgeblaſenheit,
In unreif junger Frechheit für die Geiſter
Ein abgeſchmeichelt Monopol verleiht?

Und kraft deſſelben — wie am Handwerkſchilde
Die Zünfte hangen — auch mit Handwerkſpruch

Den Meiſter preiſen und die eigne Gilde,
Und auf die andern ſpeien Spott und Fluch?
Das ſollte er, einſt Himmliſcher Genoſſen,
Von der Kamöne keuſchem Mund geküßt?
Er muß! ſonſt bleibt der Mitwelt Ohr geſchloſſen,
Die da nur lebt, wo ſie das Handwerk grüßt.

Altäre aber ſtürzen, Tempel ſchänden,
Und jede Krone treten in den Staub;
Zerwühlen Koth und Blut mit gier'gen Händen,
Mit toller Leidenſchaft nach eklem Raub;
Statt Freiheit — ausgelaſſne Willkür preiſen,
Statt Tugend — Schlauheit; heuchelnd dem Verſtand,
Begeiſterung gleich, den Ehrenplatz zu weiſen; —
Dies Handwerk iſt der Mitwelt wohlbekannt.

Und ach! wo wär' die übergroße Seele,
Die zu ihr ſpräche: „geh, ich mag Dich nicht!
Die Zukunft iſt's, die ich mir auserwähle,
Die meinen Namen ſtellt in's wahre Licht."
Wer kennt den Durſt nach ſtillen Ewigkeiten,
Stützt ſich auf Gott und auf ſich ſelbſt allein,
Entſchließt ſich unbeachtet fortzuſchreiten — —
Die Seele nur wird wahrer Dichter ſein!

Der Adler:

Beſchließe die Rede,
Du änderſt es nicht!
Bei Vögeln in Fehde
Wär' mein Wort Gewicht.
Mein Wunſch aber milde
Der Nachtigall wich;
Siehſt Du in dem Bilde
Kein Beiſpiel für Dich?

Der Schwan:

Für eignen Vortheil hab' ich nicht geſprochen,
Die Prophezeihungsgabe wachte auf.
Mein Schweigen wird fortan nicht mehr gebrochen,
Wie auch die Dinge nehmen ihren Lauf.

Die Elſter:

Nun, das heiße ich doch ſchwatzen.
Fälſchlich bin ich wohl verſchrien!
Denn mit ſolchen leeren Fratzen
Mögt' ich nie den Schnabel mühn.

Der Rabe:

Man nennt die Art und Weiſe, wie er ſprach,
Begeiſtert; doch man ahmt nicht gern ſie nach.
Sie iſt ſchon lange gänzlich aus der Rede,
Man liebt den Witz, nicht die langweil'ge Ode.

Der Kuckuck:

Coucou! Coucou!
Was predigſt Du!
Coucou! Coucou!

Der Rabe:

Du gleichſt dem Volk, von dem der Schwan erzählt,
Das ſeinen eignen Namen auserwählt,
Und immer mit dem Schrei die Erde ſtört,
Damit ſie etwas doch von ihm erfährt.

Der Kuckuck:

Ob ich es, ob's ein Andrer thu',
Nur immer zu! Coucou! Coucou.

Der Adler:

Empfange, o Knabe,
Im dämmernden Schlaf
Die lieblichſte Gabe,
Die Sterbliche traf.
Dein Daſein durchweben
Wird goldener Klang,
Und lang überleben
Soll Dich Dein Geſang.

Alle Vögel:

Schlaf' nun, ſchlafe, liebes Kind,
Wir verſäuſeln wie der Wind.
Wachſt Du auf am Lebensmorgen
Flattre ſingend aus dem Neſt,
Kehrſt Du Abends heim, geborgen
Singe wieder Dankesfeſt;
Sing' am Grabe, ſing' im Tod,
Das verkläret jede Noth. (fliegen fort.)

Die Wolken:

Welch ein Zirpen, Schmettern, Gellen,
Sinnverwirrtes Stimmanſchwellen!

Welch ein Flattern, Rauſchen, Fliegen
In den unabſehbar'n Zügen!
Wollen dieſe kleinen Vögel,
Ueberſtolz auf ihre Segel,
Stets mit uns den Kampf beginnend,
Leider oft den Preis gewinnend —
Wollen ſie durch all dies Raſen
Uns erſchüttern und verblaſen,
Daß der kleine Schläfer dorten
Aufgethan ſeh' Himmels Pforten?

Dies gefiederte Geſchlechte
Maßet an ſich unſre Rechte,
Fliegt mit uns kühn um die Wette,
Sucht auf Felſen ſich ein Bette,
Buhlt mit Stürmen und mit Winden,
Iſt am Himmel ſtets zu finden,
Will vor uns nicht wanken, weichen,
Thut, als wär' es unſers Gleichen,
Iſt doch aus dem Ei gekrochen,
Lebt und ſtirbt in wenig Wochen,
Während wir auf Geiſterbahnen
Wallend, auch an Geiſter mahnen.

Unberechenbare Wege,
Das ſind unſre Lieblingsſtege.
Wo wir her, wo hin gekommen,
Hat noch Niemand wahrgenommen.
Von der Höhe aufgeſogen,
Von der Tiefe angezogen,
Von der Erde ausgehauchet,
Aus den Waſſern aufgetauchet,
Schwindelnd himmelan geſtiegen,
Dann in einem Nu verfliegen,
Voll, wie Meere, wogen, wallen,
Dann in kleinen Tropfen fallen,
Mond- und Sternenglanz verdunkeln,
Ja, ſogar der Sonne Funkeln, —
Bald in grau und ſchwarz ſich bräunen,
Goldig dann und purpurn ſcheinen,
Immer wechſelnd in Geſtalten,
Nie in einer Form zu halten —
Das iſt Etwas von dem Vielen,
Womit ohne Raſt wir ſpielen.

Doch noch andre Kräft' und Gaben
Wir zu unſ'rer Freude haben.

Wolken auf des Mächt'gen Stirne,
Die verdüſtern das Gehirne
Von den untergebnen Seelen,
Die nicht wiſſen, wo's mag fehlen,
Stumm ſich beugen, kläglich zittern,
Wie das Rohr in Ungewittern,
Dieſes thun und Jenes laſſen,
Furchtſam ſtottern und erblaſſen —
Luſtig wär's, wenn nicht ſo ärmlich,
Wie das Menſchenpack erbärmlich.

Wenn wir ziehn in's Haupt der Weiſen,
Die ſo ſtill in ihren Gleiſen,
Unbeſorget vor Gefahren,
Ruhig und geduldig waren —
Wenn die Phantasmagorien
In dem ſtrengen Sinn erblühen,
Wenn, verbot'ne Frucht zu naſchen,
Nach dem Zweig die Hände haſchen —
Wenn ſie, die ſo feſt geſtanden,
Fallen in verborg'ne Banden —
Dann iſt's luſtig wohl zu ſehen
Wie unſicher Weiſe ſtehen.

Spielen wir um kluge Köpfe,
Werden d'raus die beſten Tröpfe,
Halten Alles an fünf Zipfeln,
Stehn auf Himalaya's Gipfeln,
Kannten Moſes und Propheten,
Können von der Sündfluth reden,
Sehen in des Himmels Fenſter,
Fürchten ſich doch vor Geſpenſter —
Und erſtaunt muß man verſtummen,
Wie die Klugheit kann verdummen.

Trüben wir das Aug' der Schönen —
Welch ein Schmerz den Adamsſöhnen!
Wenn die Frau ſie auch verlachen,
Woll'n ſie Glück bei ihr doch machen,
Hold von ihr doch angeſehen,
Angeſtaunt, geliebt daſtehen,
Sparen weder Sorg' noch Mühen
Stolzen Blick auf ſich zu ziehen.
Eitles Weib iſt wohl verächtlich,
Eitler Mann noch mehr beträchtlich;
Denn das Weib iſt nur geſchaffen

Mittelding von Menſch und Affen,
Folgt bei ſeinen kind'ſchen Spielen
Winz'gen, angebor'nen Zielen,
Doch der Mann entſagt der Würde
Mit der Schöpfungskronenbürde.

Gar um ganze Völker linde
Schlingen wir die dichte Binde,
Daß ſie Alles mißverſtehen,
Was auch mag umher geſchehen.
Dieſe fallen in die Klauen
Von den Schwarzen, Braunen, Grauen,
Laſſen ſich die Seckel leeren,
Um an Himmelskoſt zu zehren.
Jene taumeln rothen Mützen
Nach mit Wuthzerſtörungsblitzen,
Laſſen Blut in Strömen rinnen,
Tauchen ihre Mützen drinnen,
And're folgen in die Ferne
Einem tollen Irrlichtſterne,
Den zum Führer ſie erkoren,
In den Sumpf bis an die Ohren.

Kurz, in jeder Menſchenſeele
Liegt unfehlbar eine Höhle,
Worin wir uns leiſ' entſpinnen
Und dann Uebermacht gewinnen.
Der Montblanc geht ſo verloren
In dem Nebel, thalgeboren.

Knabe Du, in ſtiller Wiege,
Ja, verſuch' es, fliege, fliege!
Was die Vögel Dir nicht gaben,
Sollſt von uns Du jetzo haben.
Fliege! doch Du wirſt zerſchellen,
Wo verborgne Felſen ſchwellen!
Fliege! doch auf matten Schwingen,
Die mit jedem Lüftchen ringen!
Fliege, bis Dir wird vergehen
Athem in den friſchen Höhen!
Flieg' und blicke ſtolz verachtend
Auf die Erd' in Nebel ſchmachtend,
Wo Du hätteſt ſichres Bleiben,
Wollte Dich nicht Thorheit treiben!
Wirſt doch nie zum Himmel fliegen,
Weil davor wir Wolken liegen. (ziehen fort.)

Die Sonne:

Hämiſche Wolken, wie ſucht Ihr den Segen
Sanfter Geſchöpfe zu wandeln in Fluch.
Seh' ich Euch ziehen und wallen und regen,
Ahne ich immer des Haſſes genug,
Kämpfe mit Strahlen dem Dunkel entgegen
So wie mein Gott, der den Python erſchlug.

Ich bin der Herd und die ewige Quelle,
Woraus das Leben der Schöpfung entſpringt,
Ohne mich läg' es auf finſterer Schwelle,
Wo mit der Urnacht Vernichtung ſich ringt,
Ahnete nimmer die ſelige Helle,
Die aus dem heiligen Lichte ſich ſchwingt.

Als jener Geiſt, dem die Welten ſich neigen,
Dem die Geſtirne wie Staub unterthan,
Brachte die Stürme des Chaos zum Schweigen, —
Flog ſeinem Winke als Bote voran,
Führend den himmliſchen, ewigen Reigen,
Licht auf die junge, die goldene Bahn.

Wie ſich voll Schönheit im ſchützenden Schimmer
Staunend nun hebet und reget der Tag!

Wie er, ſich brechend, mit ſüßem Geflimmer,
Auf dem Gebirg, wie auf Blumen da lag!
Wie für die Nächte er tröſtend und immer
War in dem Mond und den Sternen noch wach!

Aber das herrlichſte, leuchtendſte Siegel
Prägt auf die Stirne des Menſchen er klar,
Drückt ihm ins Auge den ſtrahlenden Spiegel,
Worin die Schöpfung ihm wird offenbar,
Hebt ihn mit muthigem, ſiegreichem Flügel
Ueber die Welt, gleich dem herrſchenden Aar.

O, und der Menſch, wie er ohne Genügen
Taucht in des Weltenalls Jubel und Luſt,
Stolz ſich bewaffnet zum Kämpfen und Siegen!
Wie er des ſtärkenden Trunkes bewußt,
Licht in den langen und durſtigen Zügen
Schlürfet in Auge und Seele und Bruſt!

Aber das Chaos hat nimmer vergeſſen
Wer ihm die Herrſchaft ſo ſchleunig entrang,
Ohne mit ihm in dem Kampf ſich zu meſſen
Unwiderſtehlich die Sieg'spalme ſchwang,

Und in das Reich, das ſo lang es beſeſſen,
Wie ein erlöſender Sieger eindrang.

Drum hat das Chaos für alle Aeonen
Fehde geſchworen dem heiligen Licht,
Nagt unermüdlich an all ſeinen Thronen,
Die es mit Wolken und Nebeln umflicht,
Gönnet ihm nimmer die ſtrahlenden Kronen,
Weil ſie ihm drohen wie Straf' und Gericht.

Nicht allein in den unbänd'gen Gewalten
Wilder Naturkraft gewahrt ſich der Streit!
Naht ſich das Licht in verſchiednen Geſtalten,
Iſt auch das neidiſche Chaos nicht weit,
Sind ſeiner Wolken verhüllende Falten
Stets zum Verſchlingen, zum Stören bereit.

Ach, in den menſchlichen, ſchwankenden Seelen
Thut ſich's am heftig gefährlichſten kund!
Sucht ſich die Tugend am Lichte zu ſtählen,
Dränget es ſchlangengleich ſich in den Bund,
Will ſich die Weisheit den Lichtpfad erwählen,
Drückt es an Dornen und Felſen ſie wund.

Wo eine Blüthe des Lichtes entſproſſen,
Wie ſie gepflanzt ward, behütet, genannt,
Wer ihren Duft, ihre Farben genoſſen,
Wer ſie zu Kränzen, zu Kronen auch wand —
Stets ſind Lawinen darüber gefloſſen
Stets ward erobert das heilige Land.

Schlugen ſie nicht den erhabnen Propheten
Thöricht an's Kreuz und frohlockten ſo ſehr?
Wußten mit Becher voll Schierling zu tödten
Sie nicht den Griechen, ſo lieblich und hehr?
Schleppten ſie nicht den Columbus in Nöthen
Kettengedrückt aus Amerika her?

Tröſteten künftiger Zeit Lorbeerreiſer
Dichter, die Elend und Schmach lebend traf?
Bittergetäuſchte, entmuthigte Kaiſer
Streckten ſich froh aus zum ewigen Schlaf.
Wo nur auftauchte ein Edler und Weiſer
Fiel der Verfolgung anheim er als Sklav.

Stets durch die Reihen der Völker und Zeiten
Siehet das Aug' dies verfinſterte Bild,

Siehet die Schlange vergiftend hingleiten
Durch des geſegneten Edens Gefild, —
Aber auch ewig den Erzengel ſtreiten
Wider den Satan, mit flammendem Schild.

Kämpfe, o kämpfe, Du muthiger Streiter,
Laß nicht ermüden die tapfere Hand!
Dring' mit dem Lichtſchwerte vorwärts und weiter,
Wohin kein Fuß noch die Pfade erfand!
Ich bleib' im Kampfe Dich ſegnend und heiter
All' Deinen Qualen und Müh'n zugewandt.

Retten kann ich Dich nicht, wenn Dich die Wogen
Donnernd und brauſend zum Untergang ziehn,
Wenn Dir der Pfeil in den Buſen geflogen,
Wenn Deine Thränen und Wunden Dir glühn —
Aber Dein Grab ſoll der farbige Bogen,
Wie ein Triumphthor den Sieger, umblühn.

O, dann verwandeln die dornigen Kränze
Sich in den friedlichen Heiligenſchein!
Wo Blut und Thränen gefloſſen, da glänze
Mit dem Rubine die Perl' im Verein,

Und Dein entwickeltes Leben ergänze
Sich in den Fluten vom ewigen Sein.

Knabe dort unten in kindiſcher Wiege,
Du biſt der Meine, bevor Du's gedacht.
Streite! und, will es das Schickſal — erliege
Nur vor der äußern, nicht inneren Nacht,
Aber vergiß nie, daß all Deine Siege
Fördern des Lichtes, des herrlichen, Macht.

Chor der Elemente:

Dir ſtrahlt das Licht, Dich grüßt das Glück,
Verſtehe nur Dein ernſt Geſchick,
Verſtehe nur die Wundermacht,
Die Dir im Buſen ſchafft und wacht,
Und trenne nie Dein eignes Sein
Von Lebens ewigem Verein,
Denn ſageſt Du Dich davon los,
So mißverſteheſt Du Dein Loos;
Für Dich zu leben iſt ein Wahn,
Du biſt des Weltenalls Organ,
Du biſt die Aeolsharfe lind,

Die klingt, ſo lange weht der Wind:
So lang' der Weltgeiſt wallt und webt,
Stets angeregt Dein Herz erbebt.
Damit der Einklang Dir nicht fehle
Mit uns, Geſchwiſtern Deiner Seele,
Empfange, was wir Dir verleihn,
Es wird ein Segen für Dich ſein.

Das Waſſer:

Zum Wogen und Wallen,
Zum Steigen und Fallen,
Zum Drängen und Eilen,
Zum nimmer Verweilen,
Zum Alles Umfaſſen
Und Alles Verlaſſen,
Zum weichen Umſchlingen,
Zum ſtolzen Entringen
Zu raſtloſen Wegen
Empfang' meinen Segen:
Ich hauche die ewige Sehnſucht Dir ein,
Sie wäſcht Dir die Seele vom Ueberdruß rein.

Die Luft:

Ich kenne nicht Feſſeln, noch Ketten und Bande,
Ich weiß nichts von Formen, ich trag' nicht Gewande,
Ich bin kaum zu Haus auf der irdiſchen Welt
Und baue ihr dennoch ein ſchützendes Zelt.
Kaum werd' ich beachtet im rauſchenden Leben,
Und doch, ohne mich, muß der Menſch ja erbeben,
Vergehen in Aengſten, als ob ſich verbarg
Ein ſcheintodter Kranker im drückenden Sarg.
Ich trage auf leichten, durchſichtigen Schwingen
Die Welten, wenn ſie ſich dem Chaos entringen,
Doch wenn ich ſoll dienen zu niederem Zweck,
So iſt meine Reinheit und Lieblichkeit weg.
Als ewige Freiheit umweh' ich Dein Haupt,
Daß Leidenſchaft nie Deinen Adel Dir raubt.

Das Feuer:

Eine goldne Aureole
ſchlinge ich um die Natur,
Eine heil'ge Prieſterbinde,
die man trägt im Tempel nur,
Der Veſtalin weißen Schleier,
der nur reine Stirnen kränzt,

Und die Königskrone, die nur
　　von geſalbtem Haupt erglänzt
Stern und Auge, Sonn' und Seele
　　wo ich mir ein Haus gebaut
Sind durch meine Himmelskräfte
　　erdenfrei und gottvertraut
Sind vom Staub emporgeriſſen
　　durch das inn're Licht verklärt
Wie der Diamant durch Flammen
　　ſeine Flammenſchönheit nährt
Was vor mir die Probe leidet,
　　für die ganze Zukunft bleibt
Und was nicht beſteht — als Aſche
　　ſinkt's zuſammen und zerſtäubt
Denn ich mache ſchön und kräftig,
　　ſtark und klar, und friſch und jung —
Nimm ihn hin den heil'gen Becher
　　ewiger Begeiſterung.

Die Erde:

Was kann denn ich Dir geben,
Das Dir willkommen ſei

An Früchten, Blumen, Reben
Beſitz' ich mancherlei,
Und meine Gab' verſchönet
Des Menſchen Lebenstraum —
Doch Du, Du biſt verwöhnet
Und achteſt meiner kaum.

Sie gaben ohne Bitte
Der Götter Schätze Dir,
Und eine kleine Hütte
Gebricht Dir ſtets dafür.
Wo Andern Freuden ſprießen,
Iſt Dir die Stätte leer,
Zum ruhigen Genießen
Gelangſt Du nimmermehr.

Darum, mein armer Knabe,
Wirſt Du von mir empfahn
Nur eine ſchlichte Gabe —
Dereinſt nimmſt Du ſie an!
Biſt Du von Herzen müde,
Und giebt Dein Zauberſtab

Nur Andern, Dir nicht, Friede —
Dann ſchenk ich Dir ein Grab.

Du wirſt die Dinge ſehen,
Die ſonſt kein Auge ſieht,
Du wirſt auf Pfaden gehen,
Die jeder Fuß ſonſt flieht,
Du wirſt Dein Herz zerſpalten
Mit Wahnſinns-Luſt und Leid,
Um ſtets Dich zu entfalten
In neuer Herrlichkeit.

Du wirſt Dein Selbſt verſchwenden,
Um zu erringen Glück,
Und ach! von Felſenwänden
Hallſt Du Dir ſelbſt zurück.
Und wirſt Du dann ermatten,
So geh' getroſt nach Haus,
Und ruhe Dich im Schatten
Des grünen Grabes aus.

Der Weltgeiſt:

Als ſich die wilden Kräfte quellend regten
Und gen einander ſtürmten wie in Schlachten.

Wo Krieger Bruſt an Bruſt ſich feindlich legten,
Zum fremden Untergang den eignen machten;
Als Haß und Liebe im Verlangen gährten,
Als Nacht und Tag um wüſte Herrſchaft rangen,
Als Licht und Dunkel neidiſch ſich verſtörten —
Da bebte durch das Chaos grauſes Bangen.

Ich aber ſchwebte über den Gewäſſern,
Und ſah das Kämpfen, das gewalt'ge Ringen,
Und aus der Urverwirrung einen beſſern
Zuſtand der Weltkraft ſich allmählig ſchwingen.
Und als der Kampf auf's Höchſte war gediehen,
Da hauchte ich ſie an, die wilden Mächte;
Die feindlichen Gewalten mußten fliehen,
Gleich dem Gewölk vor dem Geſtirn der Nächte.

Und aus der Unruh wurde Ruh geberen,
In's Gleichgewicht nun traten alle Theile,
Die wüſten Säfte hatten ausgegohren,
Die blinden Triebe ſchieden ſich zum Heile.
Die Liebe ſtreute ihre goldnen Sterne
Dem Haß auf ſeine finſteren Gewande,

Die Nacht erzog den Knaben: Tag, ſich gerne
Und liebend ſchmiegt er ſich in ihre Bande.

Das Licht, die Finſterniß vereinten milde
Die Hände in des Abendrothes Schimmer:
Zwei blutigwunde Feinde unterm Schilde
Des Todes ſinkend auf die Schlachtentrümmer.
Die Sterne wandelten im lichten Tanze,
Der Urſtoff ward in linde Form gebunden;
Verſchlungen war das All zu einem Kranze —
Im Geiſte hatte es den Herrn gefunden.

Und wo des Chaos Kräfte neu ſich regen,
Da walte ich, ſo wie im Zeit=Anfange;
Der engſte Menſchenbuſen kann ſie hegen,
Zerſpringen in dem übermächt'gen Drange.
Der Leidenſchaften Sturm, der Seele Flügel,
Der Sinne Gluten und der Gaben Flammen: —
Das Alles brauſet ohne ſtarken Zügel,
Ein überſporntes Roß, in ſich zuſammen.

Denn große Gaben ſind wie goldne Sterne
Nur dadurch glänzend, daß ſie fromm empfangen

Das Licht der Sonne, und aus weiter Ferne
Mit andachtvollem Blicke an ihr hangen.
Iſt nicht die Seele größer als die Gaben,
Kann ſie ihr Sonnenlicht nicht Allen geben,
So werden ſie nicht jenen Stempel haben
Des Göttlichen, beſtimmt zum ewigen Leben.

Was wär' es mit den Deinen, Kind, geweſen,
So die Natur in Lieb' an Dich verſchwendet?
Ich werde Dir die zarte Lippe löſen,
Durch meinen Athem biſt Du erſt vollendet.
Beginne jetzt die kurze Pilgerreiſe,
Und halte feſt im Wollen und im Streben,
Am Tag der Schmach, im Ruhm- und Glückeskreiſe —
Daß Du mir wiederbringſt, was ich gegeben.

Die Mutter:

Bringt mir den Knaben, raſch ungeſäumt!
Habe ſo lieblich von ihm geträumt,
Hab' in der Wiege herzig und ſchön,
Hab' ihn erwachſen ſtrahlend geſehn.
Ach, und vom Himmel hüpfte ein Stern,

Wär ein Geſpiele des Knaben wohl gern!
Ach, und vom Himmel tönte Geſang
Zauberiſch in's Herz mir! ich meine, er klang:
„Sei uns gegrüßet, Aſtralien, Du Kind,
Dem die Geſtirne ſind liebreich geſinnt. —“
Freuten die Himmliſchen ſelbſt ſich ſo ſehr —
Mutterherz, Söhnchen, entzückſt Du noch mehr!
Aber zum Dank, daß ſie Deiner ſich freun,
Soll auch Dein Name Aſtralien ſein.

Der Arzt:

Mit Phantaſieren und mit ſtarkem Fieber
Iſt jetzt die böſe Kriſis hier vorüber.

* * *

Gedruckt bei C. G. Gude

Reiſebriefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1841.

P.o.germ. 549 g/11,1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G

An meine Schweſter.

Zwei Dinge ſtanden mir frei: entweder dieſe Briefe nach meiner Heimkehr zu einem Buch umzuſchmelzen, oder ſie friſchweg herauszugeben wie ſie geſchrieben worden ſind. Da Ihr meint, daß ſie ſich nicht übel leſen laſſen, und der Verleger auch: ſo mögen ſie denn immerhin gedruckt werden, obgleich ſie keinen andern Vorzug haben als den, daß ſie von einem gar merkwürdigen Lande erzählen, das Niemand kennt, und für das ſich Alle intereſſiren. Wer ſich ſehr zu dieſen Briefen freut — das bin ich. Wenn ich im Herbſt heim komme, werde ich ſie leſen, und dann erſt recht erfahren, was ich eigentlich geſehen habe; denn jetzt, verſichre ich Dir, ſchwirren mir die bunten wechſelnden Bilder dermaßen durch den Kopf, daß ich's nicht genau weiß.

Perpignan, 24. Junius 1841.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſter Brief. An meine Schweſter. Seite.
Reiſe von Prag über Linz, Iſchl, Salzburg durch Tyrol, über den Stelvio nach Mailand, Genua, Nizza. 1.

Zweiter Brief. An meinen Bruder.
Nizza, ſeine Geſchichte und Gegend. .... 67.

Dritter Brief. An meine Schweſter.
Nizza im Frühling. .... 109.

Vierter Brief. An meine Mutter.
Hyères. Toulon, der Bagno. .... 148.

Fünfter Brief. An Dieſelbe.
Marſeille. .... 167.

Sechster Brief. An meine Schweſter.
Aix. Provençaliſche Geſchichten.......... 181.

Siebenter Brief. An meinen Bruder.
Avignon. Petrarca. Stadt und Land Vaucluſe. .... 208.

Achter Brief. An Gräfin Schönburg-Wechſelburg.
Nimes. Römiſche Monumente. Arles. Cavalier. ... 235.

Neunter Brief. An Dieſelbe.
Montpellier. Verſchiedene Muſeen und Gemälde. Theater. .... 260.

Zehnter Brief. An meine Mutter. Seite.
Beziers; Vicomte Roger III. und ſeine Schickſale. Narbonne. Perpignan. .... 279.

Elfter Brief. An Dieſelbe.
Fahrt über die Pyrenäen. Barcelona. Die Stadt und ihre Geſchichte. .... 293.

Zwölfter Brief. An meine Schweſter.
Fahrt mit dem Dampfſchiff. Valencia; ſeine Kurioſitäten; Volk, Kleidung und Gebräuche. Alicante... 323.

Dreizehnter Brief. An Dieſelbe.
Carthagena. Ein Beſuch. Das Arſenal. Spaniſche Geſchichten. .... 342.

Vierzehnter Brief. An meinen Bruder.
Almeria. Malaga. Allerlei von Stadt und Volk. ... 366.

Funfzehnter Brief. An Gräfin Schönburg-Wechſelburg.
Granada. Die Alhambra. .... 387.

Sechszehnter Brief. An meine Mutter.
Fahrt über Lora nach Granada. Ankunft in der Cruz de Malta. .... 401.

Siebenzehnter Brief. An meinen Bruder.
Granada. Volksſitten und Gebräuche .... 417.

* * *

Erſter Reiſebrief.

Nizza, im Oktober 1840.

Nun bin ich im Winterquartier ganz bequem eingeniſtet, mein herzliebes Clärchen, und nun will ich Dir auch den verheißenen Reiſebrief ſchreiben. Ich habe gewiß eine der ſchönſten Reiſen in Europa gemacht, und gerade ſo, wie ich ſie mir in Tharant ausgedacht hatte, wo ich, wenn ich mich ein klein wenig beſſer befand, ſogleich mit Plänen für die Zukunft die troſtloſe Gegenwart erheiterte. O, der Menſch iſt ein Kind der Zukunft! die Gegenwart in Leid und Freude erfüllt ihn nie ganz und gar: und darum iſt er auch Kind der Unſterblichkeit. Eines muß ich Dir zuerſt und ein für alle Mal ſagen: die Welt liegt gerade ſo ſchön vor einem Auge als vor zweien da, deshalb betrübet Euch nicht mehr um mich, denn ich ſelbſt thue es nicht.

Freilich — wenn ich daran denke, daß ich ein ſo koſtbares Organ verloren habe und ſo entſtellt bin — und zwar durch die fahrläſſige ärztliche Behandlung in der nach der Operation nothwendigen Nachkur; nicht aber, wie nach allen vier Winden hin ausgeſprengt worden, weil ich es durch Leſen und Schreiben ſelbſt verſchuldet — ja, dann betrübe ich mich, und weine wohl gar. Aber ich habe nicht Zeit daran zu denken. Ich denke an meine Freunde, an meine Arbeiten, an meine Reiſen; ich denke, daß, wenn Gott will, daß ich den Weg meines Lebens mit einem Auge ſuchen ſoll, ſo werd' ich ihn auch damit finden; ich denke, daß Schickſale nie umſonſt über den Menſchen kommen, daß er ſie braucht wie Hammerſchläge, die das Ebenbild Gottes aus der groben Hülle von Erde herausarbeiten. Bei dem Einen iſt dies Ebenbild von Wachs: das wird freilich nur mit dem Finger geformt; bei dem Andern von Stein und Erz: da ſind eben Hammer und Meißel nothwendig: aber darf man jammern, weil man von Erz iſt? Ueber ſein Schickſal jammern, innerlich oder äußerlich; wähnen, daß alle Schaalen des Zornes oder der Bitterkeit über einen ausgegoſſen werden, wie ſonſt über keinen; das darf der Menſch überhaupt nicht. Er hält ſich dann für einen Auserwählten, und wird leicht entweder erbittert oder hochmüthig. Es iſt ihm nur zu verzeihen, wenn er im Jammer mitten drin iſt, und die Wellen der Aengſte und Schmerzen ihm die Seele umdrängen und überbrauſen. Legen ſie ſich, ſo kann er nach Luft ſchnappen, ſich beſinnen, und ſein Schickſal erkennen: thut er das nicht, ſo bleibt er unter demſelben. Wer mag das? ich gewiß nicht! Gott denkt an mich, in Sanftheit oder Strenge, einerlei! er denkt an mich. Gut! ſo will ich denn auch an ihn denken. Ich bin nicht eben ſanft, nicht reſignirt, ich verſtehe gar nicht mir durch Geduld zu helfen: aber ich helfe mir durch den Gedanken an Gott. Ich wage nicht zu ſagen, daß ich deshalb fromm ſei, ach nein! doch will es mir zuweilen nicht aus dem Sinn: an Gott denken, ſei Frömmigkeit; und wenn man das der Welt einleuchtend machen könnte und keinen entſtellenden Aufputz von Aeußerlichkeiten drum herum machen könnte: ſo würde die Welt glücklich und gut werden; denn ich bin ja beides, ſobald ich es thue. Du ſiehſt, liebes Clärchen, daß ich wirklich gar keine Zeit zu Lamentationen habe.

Aus Prag ſchrieb ich dir flüchtig ein Bülletin über mein Befinden. Auch jetzt ſag' ich nichts über dieſe königliche Stadt; ich hab' es ſchon anderswo gethan. Doch königlich iſt ſie wie keine in Deutſchland, und das kommt daher, weil ſie aus Zeiten ſtammt, wo das Königthum noch eine unangetaſtete Würde und gar keine Aehnlichkeit mit dem Zwitterzuſtand eines modernen Bürger-Königthums hatte. Alle Zwittergeſchlechter ſind der Fortpflanzung unfähig, das beruhigt mich ein wenig. In Prag liegt ganz oben auf dem Hradſchin die königliche Burg, wie eine Krone, daneben der Dom und der Palaſt des Erzbiſchofs. Die ſtolzen Häuſer des böhmiſchen Adels lagern ſich umher bis zur Moldau herab. Jenſeit des Fluſſes liegt der größte Theil der Stadt. Alles iſt überragt und bewacht durch die Königswohnung und den Dom. Iſt das nicht prächtig? ich möchte allen Königen eine ſolche Reſidenz bauen. Es war ein großes Lager bei Prag: ſchöne Regimenter hatten Parade. Werden die von Kugel und Schwert vernichtet werden, weil ſich ein Paſcha gegen einen Sultan empört hat? — Alle Leute ſehen geputzt aus: daraus geht hervor, daß es keine vornehme Leute waren. Die ſehen nie geputzt, ſondern im Goldſtoff- oder im Leinwandkleide immer ganz gleich, und das heißt vornehm, aus. Davon haben aber die Geputzten keine Ahnung! Die Kammerjungfer zieht das Atlaskleid ihrer Gebieterin an, und ſchmeichelt ſich auf ein Haar wie eine Gräfin auszuſehen. Ach guter Himmel! die endimanchirte Zofe guckt aus dem Gang, aus den

Ellbogen, aus der Naſenſpitze hervor. Die Elegance, dies Surrogat der Vornehmheit, bildet eine dritte Claſſe, und es iſt ſehr unterhaltend alle drei in großen Städten zu beobachten. Aber wie geſagt, Prag bot nur die eine: es war noch nicht die Saiſon der Geſellſchaft.

Während der zweitägigen Fahrt nach Linz ſündflutete es. Das trug nicht dazu bei das einförmige Land zu verſchönern. Böhmen iſt wie eine gute Hausfrau, hat große Verdienſte, aber keine Anmuth. Es baut Wein, Früchte und Getreide, es hat Bergwerke, köſtliche Heilquellen, edle Steine, den zarten Amethyſt, den feurigen Granat: doch die Natur iſt von melancholiſcher Monotonie, eine hügelige Hochebene mit unbegränzter Fernſicht und gar keiner Anſicht. Das war mir ſchon früher bei der Fahrt über Znaym nach Wien aufgefallen. Alles concentrirt ſich in dieſem Lande nach innen: ſeine Schönheit in Prag, das in der Mitte liegt wie ein Herz: und ſeine Tüchtigkeit in dem Boden. Der Character des Menſchen widerſpricht dem nicht. Böhmen war der Heerd, auf dem das Licht des Glaubens und die Flamme des Fanatismus ſich entzündeten, die in dem edlen Huſſ und dem wilden Ziska ihre Repräſentanten ſtellten. Und als kaum die raſenden Huſſitenkriege erloſchen waren, begann wiederum in dieſem Lande der dreißigjährige Krieg. An den alten fabelhaften Mägdekrieg glaub' ich nicht recht: doch ſei es auch nur eine Sage, ſo iſt ſie gewiß von einem wilden Volke erfunden. Um ſo trotzige Weiber zu bändigen, bedarf es gewaltiger Männer. Die Hauptunterhaltung dieſer zwei Tage beſtand für mich darin, daß ich mich mit meinem neuen Wagen befreundete. Das Neue, ſogar wenn's beſſer als das Alte, iſt zuerſt immer unbehaglich. Ein eigner Wagen wird jetzt, wo Eiſenbahnen die Erde in ihr Netz einfangen, bald kein Bedürfniß mehr ſein: aber ich bin doch ſehr dafür. Iſt es sauvagerie oder Hochmuth, genug, die Gemeinſchaft mit aller Welt im engen Raum iſt mir durch und durch zuwider. Als Spazierfahrt von Berlin nach Potsdam, als Curioſität laſſ' ich's gelten: eine wirkliche Reiſe ſo zu machen find' ich ganz unanſtändig für einen Menſchen. Er ſetzt ſich dadurch zu einem Waarenballen herab, und begiebt ſich ſeiner Sinne, ſeines Willens, ſeiner Unabhängigkeit. Menſchliche Rückſichten werden auf einen Waarenballen nicht genommen, man hat ſich nur verpflichtet ihn fortzuſchaffen: alſo: laſſ' ich meine Börſe aus dem Wagen fallen, ſo komm' ich um mein Geld: werd' ich todtkrank im Wagen, ſo komm' ich um mein Leben. Angehalten wird nicht für mich, höchſtens um mich herauszuwerfen. Findeſt Du das ſehr angenehm? — Man hebt die Dampfwagen-Erfindung bis in den Himmel. Ja ja! in den modernen Kram paßt ſie! ſie nivellirt und centraliſirt und das ſind die beiden fixen Ideen derjenigen, welche ſich Liberale nennen. Als ob die Centraliſation nicht die abſchreckendſte Tyrannei übte! als ob eine Centraliſation, wie ſie in London und Paris ſtattfindet, weniger despotiſch ihre Länder beherrſchte, als ein Kaiſer von China das ſeine! Nivellirt werden dann auch alle Schranken, Stände, Genüſſe, Bedürfniſſe. Für ein Geringes rutſcht Greis und Kind, vornehm und gering, reich und arm, Menſch und Vieh auf Dampfwagen umher. Die Fernen verſchwinden! ruft man. Freilich! doch was zwiſchen den fernen großen Punkten liegt, geht unter. Erinnerſt Du dich Meiſſens, der freundlichen Stadt, die einen ſo guten Gaſthof hatte? Jetzt iſt kein guter Gaſthof mehr da, man braucht keinen auf der dreiſtündigen Fahrt von Dresden nach Leipzig. Auf ſolchen Straßen gehen auch großentheils die Poſthaltereien ein. Die Leute, die von ihrem kleinen Verkehr bequem lebten, verarmen; die, welche Eiſenbahn-Aktien haben, werden reich. Man ſpricht von dem ungeheuren Vortheil, den die Induſtrie mit ſich führe; für wen denn? nimmt denn irgendwo die Armuth der

Armen ab? nimmt ſie nicht überall zu? macht, daß die Armen nicht hungern, Ihr Induſtriellen! dann habt Ihr ein Recht Euer Jahrhundert ein großes zu nennen. Solche kleine Abſchweifungen mußt Du geduldig hinnehmen, liebes Clärchen, und ſie überhüpfen, wenn ſie Dich zu ſehr langweilen. Es iſt mir nun einmal unmöglich einen ächten Reiſebericht, ſo eine Beobachtung von Land und Leuten, zu liefern. Ich glaube, ich habe kein eigentlich beobachtendes Auge, ſondern Wahrnehmungen: das verhält ſich zu einander wie Tageslicht und Blitz, und ich komme dabei ſehr zu kurz, ohne es ändern zu können. Uebrigens, wenn jemand zu mir ſpräche: „ich will dir alles erzählen, was ich geſehen habe:“ ſo würd' ich geſchwind antworten: „erzähle mir lieber, was du dabei gedacht haſt! wie ſich die äußere Welt in deiner Seele abſpiegelt, das intereſſirt mich, denn ich weiß ja ohnehin, daß du grünes Gras und blauen Himmel geſehen haſt.“

Blauen Himmel ſah ich denn auch endlich wieder in Linz, und eine herrlich reiche Ebene, ganz von der Donau durchwunden und begrenzt von den Alpen. Von Linz bis zum Comerſee bin ich fortwährend in den noriſchen und rhätiſchen Alpen geweſen, und hier find' ich ihre letzten Ramificationen in den Meeralpen wieder, die Nizza gegen

Norden umſchirmen. Linz iſt ſeiner ſchönen Weiber wegen berühmt, und verdient es. Regelmäßige feine Züge, und ganz beſonders gerade unverſchnörkelte Naſen ſieht man allgemein. In Norddeutſchland ſind, nicht blos die Volksnaſen, von verzweiflungsvoller Plattheit oder Verkrümmung. Es war aber ein Unglück, daß ich wenig jungen Frauen begegnete, und daß die drei, die wirklich ſehr hübſch und jung waren, einen ungemein widerwärtigen Ausdruck durch herabgezogene Mundwinkel hatten. In dieſem Zug ſitzt alle Gemeinheit! Der Neid, die Bosheit, der Geiz, der Grimm, bodenloſe Sprechwuth — die Ungrazien der Seele, wie denn ihre Grazien ſich auch um den Mund feſtſetzen. Ein Bildhauer ſagte mir einmal, der Mund ſpreche beſtimmter den Character aus als das Auge, und ich glaube darin liegt mehr, als das Vorurtheil eines Bildhauers, dem das Auge nur hinſichtlich der Form zugänglich iſt. Geiſtige Fähigkeiten bewohnen es vorzugsweiſe, Verſtand, Liſt, Scharfſinn: die bleiben immer dieſelben: Schmerz, Sorgen, Kummer zerſtören ſie nicht: ſie herrſchen fort im Auge — indeſſen Mund und Stirn das Neſt und der Thron unſrer innerlichſten Seelenſtimmung werden. Denn irgendwo flüchtet ſich der Ausdruck hin, und wenn die Leute behaupten, eine Engelſeele könne ausſehen wie ein Spitzbube, ſo behaupte ich, daß ſie nie unbefangen einen Menſchen angeblickt haben, ſondern zuerſt ſein Kleid, ſeinen Namen, ſeine Verhältniſſe, ſeinen Stand, und was weiß ich! und zu allerletzt, als ſie ſchon ganz konfus waren, ihn. — Ein Kutſcher, der uns zur ſchönen Ausſicht auf den Pöſtlinberg fuhr, war ſelbſt ſo hübſch wie eine Frau. Um es den Pferden leichter zu machen, ging er neben dem Wagen her, und erzählte viel von den Vergnügungen, die man in Linz haben könne. Dringend rieth er zu einer Fahrt im Schinakel nach einem benachbarten Dorf, um da Krebſe zu eſſen. Würdeſt Du es dieſem poſſierlichen Wort anhören, daß es ein Kahn iſt? Das öſterreichiſche Volk hat den außerordentlichen Vorzug, daß ſeine Sprache gutmüthig und komiſch klingt, nicht roh. Unſer Plattdeutſch iſt gar zu breit und ſchläfrig, das Süd-Deutſche ſo polternd und rauh, der Berliner Accent ſo zänkiſch und frech, daß es unangenehm iſt mit dem Volk zu reden. In Oeſterreich gar nicht! ein gewiſſes Wohlbehagen ohne Uebermuth ſpricht ſich drollig aus. Indeſſen ſetzte ich voraus, ein Linzer Schinakel habe wenig Aehnlichkeit mit einer Venetianiſchen Gondel, und die Waſſerfahrt unterblieb. Weshalb Linz mir ganz beſonders lieblich im Gedächtniß geblieben, iſt, — weil ich dort ein Lied ſchrieb! ein kleines, ganz gewöhnliches Liedchen, das für Andre nichts ſein wird! allein für mich war es unſäglich viel. O Clärchen! wenn man durch ſechs Monat der vernichtendſten Aengſte gegangen iſt, wenn man wie im Gefängniß gelebt hat, ohne Licht und Luft, unfrei, unthätig, abhängig, ſchmerzgequält — wenn jede geiſtige Regung, jeder keimende Gedanke erſtickt worden iſt durch das grauenvolle Schreckbild gänzlicher Blindheit — wenn man ſich zerbrochen fühlt an Leib und Seele — und man kommt nun endlich heraus, an die Sonne, in die himmliſche Freiheit, und findet Erde und Himmel, Liebe und Poeſie, Alles was ſchön und Alles was gut iſt wieder, und findet auch ſich ſelbſt dazwiſchen wieder als die Alte, mit der beweglichen, offenen, freudedurſtigen Seele — muß man da nicht glücklich ſein? —

Nun wurde auch das Wetter beſſer, ich konnte die Kaleſche zurückſchlagen laſſen, und leicht und luſtig ſitzen wie bei einer Spazierfahrt. Je näher den Bergen, deſto reicher die Landſchaft: das iſt überall ſo, auch im Salzkammergut. Dieſe große Abwechſelung und Fülle der Natur ſtimmte zur Heiterkeit. Ich kenne nichts Melancholiſcheres, als ſo eine weite, unüberſehliche Ebene, in der uns nichts frappirt, nichts den Blick feſſelt, die Fantaſie anregt. Ich werde darin von einer zernagenden Sehnſucht gepackt, nicht nach dieſem oder jenem, ſondern nur nach irgend etwas, um dieſe ſchauerliche Monotonie zu unterbrechen. Zuweilen hat das Leben einen ſolchen Anſtrich: das iſt dann der Moment, in dem man gewöhnlich einen dummen Streich macht. Nur Heilige konnten in der Thebais aushalten. — Die Traun mit ihrem reißenden, zur Hälfte ſchiffbar gemachten Waſſerfall, war der erſte Gebirgsfluß, der mir begegnete; denn die Donau, ſo lang und breit ſie auch iſt, hat keine Gletſcher-Quelle. Die grünen Gletſcherflüſſe ſind gleichſam Vollblut, ſind feurig, unermüdlich, unbezwinglich, gelenkſam, ſtark und nervig wie ein arabiſches Pferd; das können ihnen die anderen nicht nachmachen. Bei Gmunden fließt die Traun aus dem Traun-See heraus, und der ernſthafte Traunſtein ſteht daneben wie eine Feſtung und ſpiegelt ſeinen dunkeln Fels in dem klaren Waſſer. Da ſahen wir wieder viele hübſche Weiber, und noch dazu Abends am Brunnen, was ihrer Schönheit weit vortheilhafter iſt, als wenn man ſie auf dem Markt ſieht, wo ſie handeln und feilſchen und ſich zanken. Abends am Brunnen iſt die ſchwere Arbeit für den Tag abgethan: ſie ruhen ſich aus beim Waſſerſchöpfen, und plaudern von ihren Liebſten; das ſteht Allen gut. — Jenſeit des Sees liegt Iſchl. Davon gilt, was von allen Badeorten: wer da eine unterhaltende Saiſon zugebracht, findet es wunderſchön, wer durchreiſt, mittelmäßig. Ich hatte es mit Interlachen vergleichen hören. Gott behüte! keine Ahnung davon! wo iſt ein Aequivalent für die Krone von Interlachen, für die Jungfrau? Der Bergkeſſel, in welchem Iſchl mitten drin liegt, iſt zwar von äußerſt wilder, maleriſcher Formation, aber ſo eine weiße Schneelilie ſieht doch anders aus. Indeſſen iſt die Natur doch immer grandios genug, um die Gentileſſen verſchwinden zu machen, welche die Menſchen hinzugethan, die Tempelchen, Paraſols ꝛc. auf den hübſcheſten Ausſichtspunkten erbaut haben: und das iſt dann auch recht gut. Aber die Inſchrift auf dem Badehauſe kann ſie freilich nicht verſchwinden machen! die ſagt auf lateiniſch: Alles beſteht aus Salz und Sonne; — und die pointe dieſes Axioms iſt dabei der Gleichklang und der Gegenſatz von Sale und Sole. Ich weiß nicht, ob die Chemie dieſe Behauptung durchführen kann: aber ich weiß, daß die Wiſſenſchaft gräßlich iſt, wenn ſie pikant ſein will. Der Weg nach Salzburg, immer am Fuß des ſchroffen Gebirgs und an lieblichen blauen Seen vorüber, macht eine herrliche halbe Tagreiſe aus, und Salzburg ſelbſt iſt von einer Anmuth, die gar nicht mehr deutſch iſt: ein italieniſches Element ſpielt hinein. Worin dies beſteht, weiß ich aber wirklich nicht! der Himmel iſt es nicht, er ſoll 300 Tage im Jahr regnen: die Vegetation iſt es auch nicht, denn die ganze Ebene iſt die ſchönſte Wieſe von Alleen durchſchnitten, mit Gärten beſtreut: vielleicht die Stadt ſelbſt mit ihren flachen Dächern, Kuppeln, Kirchen und Fontänen: und dann der Kontraſt in der Landſchaft: denn aus dieſer grünen lachenden Wieſe ſteigt urplötzlich der Untersberg mit ſeinen Marmorbrüchen wie ein Rieſengrab empor — recht finſter, aber doch ſo wenig verfinſternd wie Todesgedanken in der Jugend. Hinter ihr gruppirt ſich allmälig ſteigend das Hochgebirg, das aber dick umwölkt war. Wie kommt es, daß gewiſſe geſchichtliche Perſonen durch die Jahrhunderte nicht aus der Erinnerung des Volks verwiſcht, ſondern vielmehr wie Erzſtatuen hineingegoſſen werden? wie kommt es, daß ſie in Sang und Sage fortdauern, und ihre Exiſtenz halb fabelhaft, halb unſterblich wird? Nicht ihre Größe iſt's, nicht ihre Thaten ſind's: ihr Tod macht es. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa iſt eine ſolche Geſtalt für das Volk, das an ihn ſeine goldne Vergangenheit und eine goldne Zukunft knüpft. Er wäre es vielleicht nicht geworden, wenn er nicht im Kalykadnus ertrunken wäre. Wie er dort unten im Thüringſchen Kyffhäuſer einen langen Schlaf thun ſoll, ſo hier im Untersberg, und ſein großer glänzender Hofſtaat, Ritter und Reiſige und Sänger mit ihm. Die kommen bisweilen Mitternachts zur Meſſe in den Dom; er aber nicht, er ſchläft fort, er ſchläft ſo lange, bis ſein Bart dreimal um den Steintiſch herumgewachſen iſt, auf den er ſein müdes Haupt ſtützt. Dann iſt der Zauber gelöſt, der Fels ſpringt auf, er erwacht, die Seinen mit ihm, und eine neue goldene Aera bricht an. Möge ſie kommen! einen Friedrich Barbaroſſa wird ſie aber nicht bringen! Zu einem Kaiſer von Deutſchland, wie er es war, gehört die volle Großartigkeit des Feudalismus. Den haßt man heutzutag, ohne zu bedenken, daß ohne ihn der Autokratie und dem Bürger-Königthum Thür und Thor geöffnet ſind.

Salzburg hat aber noch andere klang- und ſangreiche Erinnerungen: es iſt Mozarts Wiege und Haydns Grab. Das ſind vielleicht die beiden melodieenreichſten Seelen, die je auf der Erde gewohnt! Mozart gewiß! drei Takte aus dem Don Juan ſind melodiſch reicher, als Roſſini's vollſtändiger Opern-Carrillon. Ich verſtehe von allen Künſten gar nichts als das, was die Seele des Künſtlers hineingelegt hat: darum mag ich wohl nicht würdig ſein, über Kunſtwerke, wie z. B. Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, zu reden, aber ich muß Dir bekennen, daß ſie mich trotz ihrer Melodieen ſo gleichgültig laſſen wie Geſſners Idyllen. Seine Menſchen ſind gar zu vergnügt! der Spinnſtube und den Schnittern iſt das am Ende noch zu gönnen, aber aus dem Paradieſe möchte ich gern etwas anderes hören, als daß die Blumen duften und die Vögel ſingen, und ich begreife nicht, wie Adam und Eva ſich ſo lange vom Wetter unterhalten können. Poetiſch wird das Paradies überhaupt erſt nach dem Apfelbiß: da kommt der Menſch in ſein Element, d. h. in den Kampf. Da wird er elend, da wird er groß, da wird er ſchlecht, da will er ſich tröſten für ſeine Größe, da will er ſich verſöhnen für ſeine Sünde — genug, da wird er. Und Werden heißt Menſch ſein. Und der Drang aus dieſen Kämpfen heraus und in die Region des Friedens zu kommen, iſt Poeſie: aber nicht das Verweilen darin. Mozart ſteht meiner Seele deshalb näher, weil er uns das Paradies nach dem Apfelbiß zeigt. Durch die Verzweiflungen und Entzückungen des Don Juan hörſt Du die Sphärenmuſik klingen, gerade ſo wie durch Beethovens Symphonien. Denn ohne Erinnerung an das Paradies und ohne Sehnſucht nach ihm, giebt es auch keine Poeſie.

Du ſtellſt Dir nicht vor, was ich für Ruhetage auf Reiſen habe! ſie beſtehen darin, daß ich fünf bis ſechs Stunden herumgehe und mich bis zum Umſinken ermüde. Das iſt nun einmal mein Vergnügen! Mama meint gewiß, dies Vergnügen habe die größte Aehnlichkeit mit Galeerenarbeit. Wirklich beſteht der Hauptunterſchied auch nur darin, daß ich es freiwillig thue. In Salzburg war es beſonders groß. Weißt Du, wonach man ſich richten muß, um den ſchönſten Ausſichtpunkt einer Gegend zu finden? man muß dreiſt dahin gehen, wo ein Kloſter oder ein Wallfahrtsort errichtet ſind. Die katholiſche Kirche hat das Wunderſchöne an ſich, daß ſie die Natur zu Hülfe ruft, um die Seele durch deren Erhabenheit und Ruhe zu ſtärken und zu beſchwichtigen, und daß ſie die Schönheit der Schöpfung gleichſam dem Schöpfer dedizirt. Du darfſt Dich darauf verlaſſen: wo im freien Felde etwa ein ſchöner Baum ſteht, da ſteht auch gewiß ein Gnadenbild oder ein Kruzifix darunter, damit der Menſch daran erinnert werde, daß Gott ſeine kühlen Schatten über alle Kreuzträger in der Wüſte des Lebens ausgieße. Und wenn hoch oben auf der Spitze des Berges etwa ein weißes Gebäude ſchimmert, ſo iſt es gewiß ein Kapellchen, welches den Menſchen herauflockt, damit er einmal von dort oben herab Luſt und Leid der Erde betrachte. Chriſtus ſelbſt hat ſolche Gedanken gehabt, als er mit der Bergpredigt das Volk um ſich verſammelte. Das muß andern Effekt machen, als eine Kanzelpredigt, wie man ſie bei uns allſonntaglich hinter verſchloſſenen Kirchenthüren hält! Wie mich überhaupt die verſchloſſenen proteſtantiſchen Kirchen betrüben, vermag ich nicht zu beſchreiben! Es iſt eine Barbarei ohne Gleichen in der Einrichtung, erſtens: Barbarei als Grauſamkeit genommen, zweitens: als Inſtitution würdig der Barbaren. Die Kirchen werden ja Gotteshäuſer genannt, ſo müſſen ſie auch offen ſtehen und dem Bedürfniß der Andacht entgegenkommen, und Jedem zu jeder Stunde den Zutritt gönnen. Gott iſt keiner von den Herrn, die zu gewiſſen Stunden nur zu ſprechen ſind. Es kommt mir immer wie eine Verfügung der Polizei vor, daß die Kirchen am beſtimmten Tage, zu beſtimmter Stunde ſich öffnen und ſchließen, und es iſt doch wirklich gräßlich die Andacht unter polizeiliche Aufſicht geſtellt zu ſehen. — Haſt Du Montaigne geleſen, liebes Clärchen? er ſagt: „je n'enseigne pas, je raconte;“ ſo ſage ich: „je n'écris pas, je raconte“; bei ihm ſowol als bei mir ſoll es eine Entſchuldigung für unſere ewigen Abſchweifungen ſein. Uebrigens mag der Himmel wiſſen, ob ich mit meinen Anſichten und meiner Liebe für die Natur nicht in des Teufels Netzen liege! „Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel!“ ſpricht der Kanzler im Fauſt ſo prächtig bedachtſam, und viele, viele Menſchen ſprechen eben ſo. Hat doch Jemand ganz ernſthaft geſagt: Aſtralion ſei pantheiſtiſch, eine Vergöttlichung der blinden Naturkräfte. Und ein Anderer eben ſo ernſthaft: Aſtralion ſei doch ein wenig gottesläſterlich, weil darin vom Weltgeiſt die Rede. Aſtralion gottesläſterlich! Aſtralion, den ich geſchrieben habe, wie ich bete, mit der Seele auf den Knieen! Wenn ich dergleichen höre, befällt mich eine unmäßige Traurigkeit und ich ſage zu mir ſelbſt: „Laß es doch gut ſein! verſchwende doch nicht dein Herzblut an dieſes Leben nach innen hinein, von dem du einzelne Bruchſtücke abſchreibſt und in die Welt verſtreuſt! es wird nicht verſtanden oder mißverſtanden, was du meinſt, und du drückſt es auch gar zu miſerabel aus!“ — Aber ich erhole mich doch bald von meiner Niedergeſchlagenheit und dann heißt es: „Aber was gehen mich die Leute an, die nichts verſtehen? ich ſchreibe für die, welche verſtehen, und deren giebt es doch auch, Gottlob! und du mußt dir nur Mühe geben, es immer ſchöner und ſchöner zu machen, dann hilfſt du wohl gar den Andern auch zum Verſtändniß." — Dieſer letzte Gedanke iſt vermuthlich eine Stupidität, von der jeder Autor befallen iſt: denn wenn es möglich wäre, die Welt durch Bücher glücklich und weiſe zu machen, ſo müßte ſie es ja längſt überſchwenglich ſein. Ich ſpringe nach Salzburg zurück! Auch Feſtungsberge ſind gute Ausſichtspunkte. In Salzburg findet man beide Sorten. Nirgends überſieht man das ganze Panorama der Gegend beſſer als auf dem Schloßberg, den die Feſtung krönt. Ich fand das dermaßen, daß — nachdem wir am Morgen oben auf dem ſogenannten Trompeterthurm geweſen waren, und darauf den Mönchberg, den Nonnberg, das Luſtſchloß Mirabel, die Kirchen und die ganze Stadt beſucht hatten — Abends noch eine Promenade auf den Schloßberg gemacht wurde. Von allen Tageszeiten iſt mir die des Sonnenunterganges die liebſte: der Moment, wo das Feſtliche und das Melancholiſche der Natur in einander ſchmilzt, Purpurglanz des Tages und bläuliche Schatten der Nacht, Pomp des Lebens und Ahnung des Todes. Im Grunde müſſen alle Gegenſtände in dieſer Doppelbeleuchtung betrachtet werden: die Erde vor allem! — Man überſieht von da oben prächtig Stadt und Land und Gebirg. Salzburg war früher der Sitz eines Erzbiſchofs, der Fürſt des deutſchen Reichs, und mächtig an Land und Leuten war. Aus vormittelalterlicher Zeit ſtammt bereits die Gründung des Erzbisthums: die der Stadt aus römiſcher. Als Napoleon Deutſchland mit ſeinem Finger von Erz berührte, zerplatzte es wie eine Seifenblaſe. Es gab keine Reichsfürſten mehr. Das weltliche Regiment der geiſtlichen Herrn ging an Kaiſer und Könige über, und ſo iſt denn Salzburg nach verſchiedenem Wechſel endlich an Oeſterreich gekommen. Die Stadt ſieht aus wie alle Städte, die früher glänzendere Tage gehabt: menſchenleer, grasbewachſen, unnütz weitläuftig, die großen Häuſer ſchlechtgehalten, hingegen die kleinen beſſer. Eins von jenen fiel mir beſonders auf mit ſeinen ſchwarzen Jalouſien, als ob es in Trauer wäre. Es hat einen Namen, wie das in alter Zeit wohl üblich war, und heißt der Chiemſee-Hof. In den letzten Jahren haben da die Mitglieder der vertriebenen ſpaniſchen Königsfamilie gewohnt. Aus dem Pomp des Eskurials in ſolche Ruine!.... Wie ſie mich erbarmen, dieſe vom Thron oder von ſeinen Stufen ins Exil gejagten Greiſe, Frauen und Kinder, die buchſtäblich nicht wiſſen, wo ſie ihr Haupt niederlegen ſollen, und wie gejagtes Wild in der Welt umherirren. Wer mag fremdes Elend bei ſich aufnehmen? iſt es nicht unbequem? kann es nicht erigeant werden? verpflichtet es nicht zu Mitleid und Hülfe? Und nun vollends das Elend eines Königs!.... denn da kann man mir ſagen was man wolle von Gleichheit und dergleichen ſchönen Phraſen, es iſt ein fürchterlicher Unterſchied, ob ein König oder ein Privatmann exilirt wird! Jenen umgeben immerfort die Millionen von Rückſichten und Anforderungen und Anſprüchen, die er in ſeiner früheren hohen Stellung ertragen oder befriedigen konnte, die aber in einem ſtillen, unvermögenden Alltagsleben tödtlich läſtig ſind. Ueber einem König ſind ſtets die Augen der Welt wach: es drückt ihn aber weniger, wenn dieſe Augen ſeinem Hofe und ſeinem Volk — als wenn ſie einer fremden kleinen Provinzialſtadt und ausgeſtreuten Spionen gehören. Und ſoll denn die Verſchiedenheit ſeiner Verhältniſſe zwiſchen dem Sonſt und dem Jetzt für gar nichts gerechnet werden? — —

Am andern Morgen ging es weiter nach Inſpruck, abermals während einer Sündflut, die mich verhinderte, die wilde Felſengegend von Reichenhall bis zum Paß Strab, dem Eingang ins Tyrol, zu ſehen. Der Regen hing den ganzen Tag wie ein grauer Flor um den Wagen herum, und in dem Nachtquartier von St. Johann hatte es gar geſchneit und war bitterlich kalt. Die Kellnerin wollte mir recht etwas zu gute thun, und mein Bett mit drei Feder-Kopfkiſſen ausſtatten. Ihr Mitleid war noch größer als ihr Erſtaunen, als ich ſie alle drei wegnehmen ließ. Daß ein Menſch freiwillig ſo ſchlafen könne, ſo erbärmlich, auf der kahlen harten Matratze, wollte ihr gar nicht einleuchten. — Die nächſte Sonne vertrieb den Regen: alle Berge waren friſch beſchneit, alle Thäler wogten und dampften von den ſich zuſammenballenden und dann wie Luftballons verſchwebenden Nebelmaſſen, alle Bäche waren kleine Ströme. Der Inn ſchoß uns wie eine grüne Schlange entgegen. Hier beginnen die Rhätiſchen Alpen, die dadurch eine ganz eigene Phyſiognomie haben, daß ſie mit zahlloſen Ruinen alter Schlöſſer geſchmückt ſind. Durch ganz Deutſch- und Welſchtyrol, durch Graubündten, bis zu ihrem letzten Hügel am ſüdlichen Ufer des Comerſees, von Rattenberg bis zum Caſtel Pravello bei Como, verlieren ſie nicht einen Augenblick ihren Charakter. All dieſe Schlöſſer, die früher Feſtungen waren, ſtammen daher, daß dieſe Länder ſtets Gränzländer waren, zuerſt von verſchollenen Völkern gegen die Römer; dann von den Römern gegen die deutſchen Völker, endlich von den deutſchen Kaiſern gegen Italien. Hier waren die bequemſten Alpenpäſſe, hier mußten ſie geſchirmt werden. Zum Schutz dieſer, wie überhaupt all ihrer Gränzen, ſetzten die deutſchen Kaiſer Grafen ein, die allmälig in das Lehnverhältniß zu ihren Herrſchern traten: ſo entſtanden auch die Grafen, ſpäter Herzoge von Tyrol, die mit Meinhard, dem unmündigen Sohne der Margareta Maultaſch ausſtarben, worauf denn dieſe Fürſtin ihr Land an die Erzherzoge von Oeſterreich abtrat — wenn ich nicht irre, 1363. Dieſe neuen Fürſten machten Inſpruck zur Hauptſtadt von Tyrol: unter den alten war es Meran geweſen.

Ebenſo ernſthaft wie ſeit ein Paar hundert Jahren, ſteht das Grabmal von Kaiſer Maximilian I. in der Schloßkirche zu Inſpruck — das wunderbarſte Grabmal, das ich je geſehen. Nie wird dieſe Stätte des Friedens anders geſchmückt als mit Engeln und Heiligen und allegoriſchen Tugenden, und den Thaten des Verblichenen. Letztere ſind freilich auch hier in Marmorbasreliefs an den Seiten des Monumentes, auf welchem Kaiſer Max im vollen Ornat obenauf ſitzt: jedoch der eigentliche Pomp beſteht in den großen Bronzeſtatuen, die ganz geſchwärzt von der Zeit in zwei langen dunkeln Reihen daneben ſtehen, und theils Perſonen ſeiner Familie ſind, theils geſchichtliche, die ihm beſonders lieb, und das ſind ihrer vier: der große Theoderich, Clodwig, der erſte chriſtliche Frankenkönig, Alfred von England und Gottfried von Bouillon. Das ſind doch gewiß edle Lieblinge! ſie haben ſich mir auch am beſten eingeprägt, beſonders Theoderich mit ſeinem ſchönen melancholiſchen Kopf, und Gottfried mit einer Dornenkrone auf ſeinem langen ſchlichten Haar, im ſchönen Kontraſt zu ſeiner kriegeriſchen Rüſtung. Unter den Familienſtatuen bemerkte ich Maximilian's Vater, Friedrich **III.** mit der großen ſchlaffen Unterlippe, ſeinen Schwieger-Vater Carl den Kühnen, ſeinen ſchönen Sohn Philipp, der in jungen Jahren ſterben mußte, deſſen Gemalin, die arme Johanna von Spanien, die über dieſen Tod den Verſtand verlor: Rudolf von Habsburg: doch ſind es noch weit mehr Männer und Frauen, in ſtolzen ſchleppenden, theilweiſe prächtig ciſelirten Gewändern, mit Krone oder Schwert und Gebetbuch. Unwillkürlich benimmt man ſich ganz ruhig in dieſer feierlichen vornehmen Geſellſchaft. Seitwärts von ihr, mit Blick und Stellung ihr zugekehrt, die Fahne Tyrols in der Hand, ſteht von weißem Marmor Andreas Hofer in derſelben Kirche. Ein armer Mann, ein Gaſtwirth für Säumer und Landvolk, führt vierzig Jahre lang ein unſcheinbares, mühſames, vielleicht ſorgenvolles Leben; da kommt ein einziges kurzes Jahr, macht ihn zum Helden und zum Märtyrer, gräbt ſeinen Namen unvergänglich in die Geſchichte ſeines Landes, und ſtellt ſeine Statue zu Kaiſern und Königen, und zwar zu ſolchen, bei denen man mit Ehren ſtehen darf. Was das für ein Glück iſt, wenn das Leben des Menſchen mit einem ſolchen Jahr begnadet wird! Nicht blos in der Schloßkirche zu Inſpruck, o nein, auf der ganzen Fahrt durchs Tyrol hat Hofers edle ſchlichte Geſtalt vor meinen Augen geſtanden, als ob er der Genius dieſes Landes ſei. Und wie ich mich freue, daß er mein Zeitgenoß war! ich meine, daß in unſerer Zeit ein Mann der That gelebt hat, bei dem man an einem Genius denken mag! Ach Gott, damals als er lebte, wußte ich nichts von ihm, obgleich ich doch eine Erinnerung aus meiner Kindheit an Andreas Hofer habe, die ganz eines Kindes würdig iſt: ſeine Statuette, Fuß hoch, im vollſtändigen Tyroleranzug, der das kurze Tabackspfeifchen nicht fehlte. Nach dem Eſſen wurde ſie täglich in das Eßzimmer gebracht, eine angezündete wohlriechende Paſtille hineingelegt, und dann zog der Duft aus dem Pfeifchen heraus. Mama erinnert ſich vielleicht noch dieſer Statuette, von der ich nicht weiß, ob ſie Holz oder Porzellan oder was ſonſt war. Hofer muß ſchon damals ganz ein Mann des Volks geweſen ſein, um als ſolch

Püppchen zu figuriren — eine ganz eigene Art von Verherrlichung, die aber Manchem fehlt, dem man ein großes Denkmal errichtet, und die auch ſeinem Todfeinde, demjenigen, der ihn zum Helden und Märtyrer machte, zu Theil worden iſt. Hofers Portrait und Scenen aus ſeinem Kriegerleben findet man in allen Gaſthöfen und Schenken — ich hoffe auch in Privathäuſern — oder auch auf denſelben als Wahrzeichen, wie in der Schweiz Wilhelm Tell mit den Seinen. Zuweilen iſt er wol gar ohne weitere Abſicht als die das Haus zu ſchmücken al fresco auf der äußern Mauer gemalt. Dergleichen Malereien liebt man ungemein im Tyrol in Dörfern und kleinen Städten. Eine Mutter Gottes mit dem Kinde über der Hausthür fehlt nirgends, gehört ſo weſentlich zum Hauſe ſelbſt wie das Dach. Die übrigen Malereien ſind willkürlich. Ein Kupferſchmidt z. B. läßt ſein ganzes Haus mit Keſſeln, Kannen, Pfannen und zahlloſem Geſchirr, arabeskenartig an einander gereiht, bemalen; ein Anderer mit ſeinem Lieblingsheiligen oder Schutzpatron: dieſer läßt die Schickſale ſeines Hauſes darſtellen, es brennt z. B. und ein Heiliger löſcht die Flammen ganz einfach mit einem Eimer Waſſer, oder der Sturm bedroht es und die heilige Jungfrau breitet ihren Mantel darüber aus; Jener läßt große Momente verewigen, z. B. den Andreas Hofer, oder, wie der Gaſtwirth in Brixen, den Einzug des erſten Elephanten, der vor dreihundert Jahren in dieſe Stadt gekommen iſt. Dieſe Fresken ſind natürlich nicht ſo gemalt wie die Loggien des Vatikans, ſondern mitunter recht gräßlich — die Madonnen ausgenommen, die faſt immer einen Hauch von italieniſcher Anmuth haben: dennoch find' ich dieſe originellen Dekorationen viel luſtiger, als ein von oben bis unten gelb oder weiß angeſtrichenes Haus, und da dieſe Leute gar nicht die Prätention der Originalität haben, ſo kann man ſie ihnen wohl zu gut halten.

Brixen liegt bereits jenſeit des Brenners in Welſchtyrol. Einen ſo gelinden Alpenpaß wie den konnt' ich mir gar nicht vorſtellen. Ich glaubte die eigentliche Montée beginne, als ich bereits oben war. Aber Du weißt wol gar nicht recht genau, was das iſt: ein Alpenpaß? — Um ihn zu machen, führt der Ingenieur ſeine Chauſſee immer den Lauf der Flüſſe nach, die aus dem Hochgebirg kommen, ohne jedoch die Richtung nach einem Sattel, Joch, Col deſſelben zu verlieren. Bei der Gotthard- und Splügenſtraße hat er es bequem: er cotoyirt dort die Reuß, hier den Rhein. Vom Brenner kommt kein großer Fluß, er muß alſo längs den Bächen gehen, die ſich einer in den andern ergießen. Dadurch wird die Chauſſee unregelmäßig, bald ſehr ſteil, bald ganz flach, wie nun gerade der Bach fällt. Iſt ſie regelrecht gebaut, ſo ſteigt ſie bis zum Culminationspunkt ganz gleichmäßig in jedem Klafter eine beſtimmte Zahl von Zollen. So gelangt der Ingenieur an den Fuß des Sattels, z. B. nach dem Hospital auf der Gotthardſtraße; da iſt die Waſſerſcheide: die Reuß kann nicht mehr verfolgt werden: ſie würde nur zu ihrem Quell, dem Gletſcher der Furka führen; alſo beginnen die Auffahrten im Zickzack an der Felswand des Sattels bis zum Culminationspunkt, wo ſie ebenſo wieder bergab gehen. Dieſe letzte Felswand fehlt dem Brenner. — Haſt Du verſtanden? dann bewundere ich Dich aufrichtig, liebes Clärchen! ich meinestheils verſtehe nur das, was ich ſehe oder erfinde.

In Botzen war ich vollends auf der Schwelle von Italien, hörte bereits hie und da italieniſch, und wäre, mit der Etſch ununterbrochen bergab rollend in anderthalb Tagen über Trident nach Verona gekommen. Statt deſſen macht' ich in Botzen rechts um, und fuhr das Etſchthal aufwärts nach Meran. Wie dieſe Strecke von vier Meilen voll Ruinen und Weinbau iſt, das iſt ungeheuer, und wirklich merkwürdiger, als ſchön, denn nirgends iſt ein Punkt ſo grandios oder ſo frappant, daß er das Auge feſthielte. Es wird zerſtreut, nicht gefeſſelt. Das Thal liegt zwiſchen zwei Bergreihen und iſt ſehr breit und ſteigt wenig. Dadurch hat die Etſch keinen ſtarken Fall, ſondern Muße durch das ganze Thal in Schlangenwegen zu ſchweifen und es an ihren Ufern moraſtig zu machen. Bäume, die ſolchen Boden lieben, Weiden u. dergl. wuchern da, aber als Geſtrüpp, und ſo ſieht man den Fluß wenig. Ueber die unabſehbaren Rebgelände ſtreift das Auge nur ſo hin, ich freue mich wol über die Fruchtbarkeit und das gute Clima, aber mehr kann ich nicht dafür thun. So bleibt denn nichts Maleriſches als die Ruinen auf den Bergabhängen rechts und links. Zuerſt ins Thal hineinfahrend, rief ich auch ganz überraſcht: „Ach, der ſtolze alte Thurm!... O, da iſt noch einer!... Aber jenes Schloß ſieht ganz wohl erhalten aus!... Aber dieſe Ruine iſt mit dem Felſen zu verwechſeln!“ — Und mein Kopf flog wie eine Wetterfahne hin und her. Daraus kannſt Du die Unmenge der Ruinen ermeſſen, denn ich habe gar nicht übertrieben. Eine derſelben iſt die Maultaſch, von welcher, wie Einige meinen, jene Margareta ihren Beinamen bekommen, weil ſie der Lieblingsaufenthalt der Fürſtin geweſen. Andere ſagen, ihr dicker Mund habe ihr dieſe famöſe Bezeichnung zugezogen. Trotz der abſchrekkenden Häßlichkeit, die aus ſolcher Unform entſprungen ſein muß, ſoll ſie mehr Liebesabenteuer gehabt haben als Cunizza „die Tochter der Schönheit“. Und war ſie ihrer Liebhaber überdrüſſig, ſo erwürgte ſie ſie mit eignen Händen. Wie gefällt Dir die Dame? mir beſſer als die Männer, die ſich von ſolcher Tigerin lieben und erwürgen ließen.

Ueber Meran, einem unbedeutenden Städtchen am Einfluß der Paſſeyr in die Etſch, liegt Schloß Tirol, die eigentliche Reſidenz der alten Fürſten, von dem das Land ſeinen Namen erhalten, und das zu Römerzeiten Tiriolis geheißen hat. Halb Schutthaufen, halb Wohnhaus beherrſcht es durchaus nicht die Gegend: andere Schlöſſer liegen nah umher, die impoſanter ausſehen. „Welches iſt denn Schloß Tirol?“ fragten wir zuletzt, des Umherrathens müde, auf der Paſſeyrbrücke einen Landmann, und er zeigte es. Hätte ich mir je vorſtellen können, daß Schloß Tirol ein brennendrothes Ziegeldach habe? — Uebrigens war es äußerſt ſchwierig, eine genügende Antwort zu bekommen. Der erſte, den wir fragten, entgegnete unbefangen: er verſtehe kein Deutſch. Eine Frau hatte mir erwiedert: ſie verſtehe kein Engliſch. Es war recht ſeltſam mit dem Deutſch nicht mehr verſtanden zu werden, ohne doch eine fremde Sprache zu

Hülfe rufen zu können — es hätte eben Tyroliſch ſein müſſen, dies ſchwere rauhe Idiom, das mehr mit der Kehle als mit den Lippen geſprochen wird. Kaum hatten wir dieſe Nachricht eingezogen, und die Orangenbäume betrachtet, die in freier Erde auf einer Terraſſe ſtanden, als es zu regnen anfing, und dieſen halben und den folgenden ganzen Tag dermaßen regnete, daß es unmöglich war, einen Fuß auf die Straße zu ſtellen. Ich bin gar keine ächte Reiſende, ich ängſtige mich, wenn der Weg ſehr ſchlecht oder der Poſtillon ſehr unvorſichtig iſt; ich habe einen tiefen Widerwillen gegen Unſauberkeit; ich kann manche Speiſen nicht genießen, z. B. nicht den Cichorienkaffee von Meran; ich verliere die Geduld, werde melancholiſch und bedaure, nicht daheim geblieben zu ſein, wenn ein Regentag in dem Moment eintritt, wo ich etwas Intereſſantes ſehen will; dennoch ertrage ich lieber Alles, als die Reiſeliebhaberei aufzugeben. Wahrlich! der Menſch erträgt für ſeine Liebhabereien, was ihm als Strafe ſeiner Sünden unerträglich ſein würde! So war ich denn den 24. und 25. September in einem ſolchen Abgrund von Langeweile, wie man ſie nur auf der Reiſe in einem Gaſthofe kennen lernen kann. Du meinſt vielleicht, ich hätte ja ſchreiben können. Mein liebes Clärchen! zum Schreiben gehört bei mir nicht

Zeit, Papier und Feder, ſondern Luſt, Luſt und Luſt. Ohne ſie kann ich ſo wenig ſchreiben, als ohne Hunger eſſen. Und ich hatte nun einmal keine Luſt! ich wollte ins Paſſeyrthal nach Andreas Hofers Sandhof; ich wollte auf Schloß Tirol! Statt deſſen ſtand ich im Fenſter, obſervirte Wolken und Wetterfahnen, und betrachtete ganz ſtupid die zahlloſen Ochſenkarren, die mit Trauben gefüllt, von ſchmutzigen Männern gelenkt, ſchwerfällig vorüberzogen. Es war Weinleſe, und der ekelhafte, ſäuerliche Geruch der gequetſchten Trauben zog in die Häuſer hinein. Abends hatte ich eine luminöſe Idee — ungefähr wie Monſieur Jabot, der das Fenſter aufmacht, wenn's im Zimmer raucht — ich ließ mir das Fremdenbuch bringen. Es begann mit 1833; ich hatte alſo herrlich viel zu durchblättern, ſuchte und fand Namen von Bekannten, und freute mich ſo darüber, als ob ich die Perſonen gefunden. Das machte mir eine angenehme Geſellſchaft. Der nächſte Tag ging ſo grau auf, als der verfloſſene unter. Es regnete und nebelte dermaßen, daß keine Spur der Berge zu ſehen war. Nachdem ich mich davon überzeugt, fing ich an, mein Zimmer ſo genau zu betrachten, wie der Gefangene ſeinen Kerker. Sechs Kupferſtiche ſchmückten die weißen Wände; Du erräthſt gewiß nicht, was ſie darſtellten — — Atala's und Chactus melancholiſche Liebesſchickſale! unter jedem Bilde ſtand die Erklärung deſſelben. Es waren die fürchterlichſten Caricaturen, die je ein Zeichner geliefert. — Auf meinem Bette lag eine rothſeidene, durchgenähte Decke, und darüber eine Prunkdecke von weißem Muſſelin, über und über beſäet mit phantaſtiſchen ſteifen Vögeln und Blumen, die mit der Tambourir-Nadel darauf geſtickt waren — mühſelig und geſchmacklos wie Nonnenarbeit. Ein Lichtſchirm von weißem Tafft, worauf mit grauer und ſchwarzer Seide eine Art von Landſchaft geſtickt war, machte mir denſelben Eindruck. Sie haben ſo etwas Hölzernes, Lebloſes, die Nonnenarbeiten, ſo einen Mangel an Eigenthümlichkeit und Friſche, und ſo eine vollkommene Gedankenloſigkeit, daß ſie ausſehen, als hätten unvollkommene Maſchinen ſie angefertigt. Der Lichtſchirm und die Bettdecke ſind ganz gewiß drüben im Kloſter der engliſchen Fräulein gearbeitet worden, wo eine große Penſion und Mädchenſchule iſt. Zweimal im Tag zog die weibliche Jugend von Meran — großentheils aus kleinen Barfüßerinnen beſtehend — dahin und daher. Gegen Mittag bekam ich zu meiner unſäglichen Freude ein Buch über Tyrol von einem ungenannten Autor. Nun war ich geborgen! Das Unglück wollte aber, daß dieſes Buch von der höchſten ſtatiſtiſchen und topographiſchen Pünktlichkeit und von übernatürlicher Trockenheit ſein mußte. Indeſſen — wer nichts zu eſſen hat, ſchlingt in der Noth ſteinhartes Brot herunter, und damit verging der Tag. Es mag wol ziemlich indezent für einen mit fünf Sinnen begabten Menſchen ſein, ſich auf ſo unerhörte Weiſe zu langweilen, und es iſt ein großes Unglück für mich, daß ich mich zuweilen ſo außerordentlich gut amüſire; es verwöhnt mich. Und ich brauche doch im Grunde ſehr wenig zu meinem Amüſement! Feder und Papier, oder einen Spaziergang, oder ein Geſpräch, oder gar nur einen ſtillen Gedanken. Das ſollte man doch wol zu jeder Zeit haben können! Aber die Seele iſt mitunter unzugänglich, wie die Schnecke in ihrem Hauſe, ballt ſich zuſammen, kommt nicht der Zerſtreuung entgegen, will ſich nur durch etwas Extraordinäres herausnöthigen laſſen, und iſt halb erſtaunt, halb geärgert, wenn das nicht erſcheint. Hat die Seele dazu ein Recht, oder iſt es nur eine Unart — frag' ich mich oft. Ach, die Menſchen, mit denen wir leben, unſere tägliche Umgebung, wird gewiß tauſendmal öfter verletzt als erfreut durch ſo ſchroffe Uebergänge, und nur derjenige iſt zugleich wahrhaft liebenswürdig und tüchtig, der ſich eine gleichmäßige

Seelentemperatur angeeignet hat. In der gemäßigten Zone lebt ſich am angenehmſten. Ach, Alles was ich nicht bin, erſcheint mir ſo ſehr bewundernswerth!

Am dritten Tage hörte endlich der Regen auf, doch war nicht anders als auf einem Fußweg über die Berge ins Paſſeyrthal zu gelangen. Der eigentliche Weg war ſchon durch einen frühern Wolkenbruch unzugänglich gemacht und noch nicht hergeſtellt. Ich gab auch ohne große Betrübniß die Partie auf. Ich hätte den Sandhof gewiß nicht ſo gefunden, wie ich ihn der Erinnerung Hofers würdig halte, d. h. ganz ſo einfach, ſo durch und durch anſpruchlos, wie er zu ſeiner Zeit war. Sein Schwiegerſohn hält den Gaſthof; da iſt ein wenig Oſtentation und Koketterie faſt unvermeidlich. Die Angehörigen eines großen Mannes müſſen eben ſo groß ſein, wie er ſelbſt, um ſich durch ſeinen Ruhm nicht ein wenig den Kopf verdrehen zu laſſen. Gott behüte mich vor den Kindern großer Menſchen! ſie vertiefen ſich dermaßen in die Tüchtigkeit ihrer Väter, daß ſie die eigene darüber vernachläſſigen und ganz ſo ordinäre Leute werden, wie unſer eins. Drappiren ſie ſich nun gar mit des Vaters abgelegtem Mantel, ſo werden ſie lächerlich. Das ſollte doch jeder Abkömmling eines großen Mannes vermeiden! es wirft in der That einen tiefen Schatten auf die Menſchenſeele, daß ſolch eine große Erinnerung ihr die nichtswürdigſte Eitelkeit, und nicht ein Fünkchen von edlem Stolz einhaucht. Hofers Frau und Töchter ſind todt: Sohn und Enkel leben in Wien. Letzterer, ein kleiner Knabe, iſt vor zwei Jahren vom Kaiſer, der den Sandhof gekauft, auf Schloß Tirol mit demſelben belehnt worden; er wird alſo bei den Hofers bleiben, die übrigens Herren von geworden ſind. Ich bilde mir ein, Andreas Hofer hätte das nicht angenommen, hätte nicht wegen ſeines neuen Standes zu dem Adel von Tyrol ſich rechnen mögen, da dieſer ganze Adel während des ganzen Freiheitskrieges nicht den kleinen Finger gerührt hat. Der Bauer that, was der Edelmann hätte thun ſollen. Durch ſeine That war er dem Adel voraus gegangen, wie konnte es ihn ehren, demſelben einverleibt zu werden? — Droben auf Schloß Tirol ließ ich mir viel von Hofer erzählen, denn zwei ſeiner Waffenbrüder ſind dort Hauptmann und Kaſtellan. Dieſer gefiel mir ganz beſonders mit ſeiner großen gebeugten Geſtalt, ſeinem ſchneeweißen Haar, ſeinen wunderfreundlichen blauen Augen. Blaue Augen, wenn der Himmel ſie nicht mit einem beſondern Zauber von Melancholie oder Seelenreinheit ausgeſtattet hat, mag ich nicht leiden, weil ſie gewöhnlich dümmlich oder ſchneidend klug ausſehen, und alsdann kalt und hart wie Eisſchollen im Geſicht herumſchwimmen. Dieſe zwei alten Augen waren klar und gut wie die eines Kindes, und ich werde nicht ihren Ausdruck vergeſſen, als ich ſagte: „O Gott! das war eine traurige Geſchichte.“ — Man überſieht von oben den vollen Reichthum des Etſchthales, die fernen Berge waren umwölkt, auch die Ortles-Spitze, der höchſte Punkt der rhätiſchen Alpen, ein Rival des Montblanc. Als wir gingen, begleitete uns der Kaſtellan bis zum letzten Thor. Auf einmal rief er: „Ich hätt' ein ſo wunderſchönes Nelkl droben!“ lief wieder herauf und brachte mir eine Prachtnelke, kirſchroth, groß wie ein Glas, die er mit der zärtlichſten Sorgfalt gepflegt haben mogte. Ich nahm dankbar meine ſchöne Lieblingsblume an, und ganz gegen meine Gewohnheit liegt ſie getrocknet in einem Buche zum Andenken an den guten alten Kaſtellan, der mir ſo gern eine Freude machen wollte. Auf dem Heimweg begegneten wir vielen Winzern, und der eine bat mich dringend, ihm „den Buſch“ zu ſchenken: er nannte die Nelke ſo: wahrſcheinlich fand er ſie paſſender in den Händen ſeiner Liebſten, als in den meinen. Solche Fata hat man in Tyrol! — Streifereien um und durch das Städtchen, wo ein ſchönes, reingothiſches Kirchlein, die Spitalkirche, mich ſehr erfreute, und der unendliche Schmutz der Weinleſe mich ſehr anwiderte — füllten den Tag. Der Schmutz ſcheint mir überhaupt etwas ſtark mit Tyrol verwebt zu ſein. In der Schweiz darf man dreiſt in das erſte beſte Bauerhaus gehen, ſich ſetzen, Waſſer oder Milch begehren: man findet die höchſte Sauberkeit; in Tyrol würde ich nicht dieſen Muth haben. Die Kleidung der Weiber dieſer Gegend bildet das gründlichſte Staub-Reſervoir von der Welt. Schwarzwollne Röcke ſo unmäßig weit, als wären ſie nach der letzten Mode gemacht, und weiße oder ſchwarze zuckerhutförmige Mützen von einem dicken Wollen-Filz. Wenn dergleichen Stoffe nicht mit der höchſten Reinlichkeit gehalten werden, was nehmen ſie dann nicht auf und an! — Die Männer ſehen beſſer aus: rothe Weſte, grüne Tragbänder darüber, lange braune Jacke, kurze braune Beinkleider, großer flacher ſchwarzer Hut, Strümpfe, die nur bis zum Knöchel gehen, Schuh: in dieſem Anzug ſtand ein Dutzend Elegants von Meran um den Wagen, als wir am Sonntag fortfuhren. Man ſieht große kräftige Geſtalten, dunkeläugig, mit dunkelm Haar, die Züge haben oft Regelmäßigkeit, allein es liegt ich weiß nicht was für ein herber Ausdruck darin, der mich ungemein frappirte. Wird ihnen die Exiſtenz ſo ſchwer? giebt das Leben in den Bergen ſolche Schroffheit? Andre Thäler mögen von anderm Character ſein: das Etſchthal und ſeine Verlängerung, das Vintſchgau, trugen dies herbe Gepräge.

Und ſo fuhr ich wieder in das Hochgebirge hinein, erſt durch die Rebgelände und Kaſtanienwälder — dann durch die grünen Viehweiden des Vintſchgau's, an der Etſch: und darauf, dieſe verlaſſend, längs dem Bach, der aus dem Ortlesgletſcher kommt, auf das Wormſer Joch oder den Stelvio zu. Das Nachtquartier war in Trafoi, das bereits in der ganzen öden Unwirthbarkeit des Gebirges, an der Schlucht dieſes Baches, am Fuß des Gletſchers liegt, ohne Baum und Strauch, ohne Garten und Wieſe, kalt und ſtarr, angeweht von dem beſtändigen Zugwind, der mit dem Bach eiſig aus dem Gletſcher ſtrömt. Ein ſehr unbehaglicher Ort! Dies Gefühl verminderte ſich nicht bei der Malzeit, die man uns vorſetzte: ſie war mit ſo problematiſchen Ingredienzien zubereitet, daß es faſt eben ſo unmöglich war, dieſelben zu errathen als zu genießen. Zu meinem Glück erinnerte ich mich eines Ueberbleibſels von Brioche, die ich in Inſpruck gekauft, und die in einer abgelegenen Wagentaſche das hohe Alter von ſechs Tagen erreicht. Dieſe Urahnin aller

Briochen ſtillte meinen Appetit, und mehr in der Abſicht mich zu erwärmen als zu ſchlafen, ging ich um 7 Uhr zu Bett. Gewiß hab ich manche üble Gewohnheit aus der Kindheit beibehalten, aber auch eine ganz vortreffliche, nämlich die: einzuſchlafen, ſobald ich zu Bett gegangen. Im Schlaf empfindet man weder Kälte noch Hunger, und er ſtärkt weit mehr als ein Abendeſſen. Am andern Morgen um 5 Uhr ſaßen wir im Wagen, und die eigentliche Auffahrt begann. Ich ſage die eigentliche, weil wir bereits ſeit Meran beſtändig aufwärts und zwei Stationen gar mit Vorſpann gefahren waren. Das Wetter war ſehr günſtig: bedeckter Himmel, daher kein Froſt und kein ſcharfer Wind — jedoch freilich die Möglichkeit, daß es ſchneien könne. Fünf und eine halbe Stunde dauerte dieſe merkwürdige, ſchauerliche und doch ſo ſichre Fahrt, auf der menſchliche Geſchicklichkeit die Natur inſofern überwunden hat, daß ſie wenigſtens dienen muß, wenn ſie auch längſt nicht mehr nützen will. Zuerſt iſt noch ein Abhang mit Nadelholz bedeckt, und Ziegen mögen im Sommer ihre kärgliche Nahrung zwiſchen dem Geſtein finden. Dann hört die Vegetation völlig auf; die Natur zeigt ſich in ihrer ſchroffen einſamen Wildheit; ſeit ihrem Schöpfungstage hat ſie in dieſer majeſtätiſchen Schroffheit dageſtanden, die der

Kultur nicht einen Grashalm erlaubt, und Jahrtauſende ſind ſpurlos über die Felsmaſſen dahin gerollt. Von dieſer melancholiſchen Erhabenheit macht ſich Niemand einen Begriff, der ihr nicht Aug' in Auge geſehen! er kann ſich nicht vorſtellen, wie das Herz davon gepackt und durch und durch erſchüttert wird! man wagt nicht zu reden, nicht zu athmen, um nicht die ewige Stille vorlaut zu ſtören, und doch mögte man reden und einen tiefen Athemzug thun, um ſich zu überzeugen, daß man in dieſer Welt von Stein nicht auch Stein worden iſt. Man iſt wie unter dem Bannſpruch eines allgewaltigen Zaubers: das Leben concentrirt ſich im eignen Pulsſchlag, im eigenen Herzen: aber das kleine Herz zittert ſtumm vor überwältigender Ehrfurcht. Der Mohamedaner ſpricht: „Gott iſt groß!“ und damit beruhigt er ſich über Alles, fürchtet nichts, bedauert nichts, bewundert nichts. Gegen die beiden erſten Empfindungen würd' ich auch recht gern ſagen: „Gott iſt groß!“ gegen die letzte gewiß nicht. Eine ſolche ſchweigende anbetende Bewunderung iſt ein Moment der Erquickung, den die Seele nie vergißt. — Nun geht man über aus der Region des ewigen Steins in die des ewigen Schnees. Der Gletſcher, der erſt über uns lag, liegt nun mit ſeinen blaugrünen Eiswellen neben uns, endlich unter uns. Der Bach, der aus ihm herausſtrömt, ſieht nur noch aus wie ein grauer Faden. Hölzerne Gallerien beſchirmen den Weg: theils damit er nicht verſchneit werde, theils damit die Lawinen über die ſchrägen an die Felswand gelehnten Dächer herabſchießen können, ohne den Reiſenden zu treffen und die Chauſſee zu verwüſten. Die höchſten Bergſpitzen gruppiren ſich wie weiße Kegel umher; die Ortlesſpitze ſcheint vor allen andern ſo nah, daß man ſie erklettern mögte; wie auf der Wengernalp von der Jungfrau, iſt man nur durch eine Schlucht von ihr geſchieden, aber der Fuß gleitet ab von dieſer Eispyramide und nie hat man verſucht ſie zu erſteigen. — Schnee und Schnee, vor uns, neben und über uns! ganz weiß Alles, ganz ſtill, ganz feſt! Auf einmal flog eine Krähe mit ſchwerem Flügelſchlag und eintönigem rauhem Gekrächz um eine Bergſpitze. Sie kam mir geſpenſtiſch vor, nicht lebendig. Plötzlich hält man an einer Säule. Sie bezeichnet den Culminationspunkt des Stelvio, und die Grenze zwiſchen Tyrol und dem Lombardiſchen Königreich. Wir waren oben. Montags den 28. September um halb elf Uhr Morgens, hielt mein Wagen ganz einſam auf dem höchſten fahrbaren Punkt der Erde, und ich dachte an Euch Alle, meine durch die Welt verſtreuten Meinen, um Euch in

Gedanken dieſem wunderbaren Eindruck zu aſſoziiren. Abwärts ging es ebenſo, nur ſchnell. Erſt in Rampen und durch Gallerien, dann an die Adda, die wie der Wein aus einem Faß, aus einem ganz runden Loch im Felſen herausſpringt, und mit ihr abwärts, abwärts, durch das Val Teline — das gleichſam eine italieniſche Ueberſetzung des Vintſchgaues iſt — und am Morgen des nächſten Tages an die heitern Geſtade des Comerſees. Der iſt als ob man einen Blick ins Eden thäte! Auf einem uralten, verbrauchten, wackelnden Dampfſchiff, das einen Kahn mit hundert Ochſen ins Schlepptau nahm, überſchifften wir ihn. Ich mag niemand ins Schlepptau nehmen, aber nun gar dumme Ochſen! das iſt immer eine klägliche Geſchichte! ſie war denn auch wirklich ſo kläglich, daß wir ſtatt um ſechs, um acht Uhr, alſo bei völliger Finſterniß in Como anlangten, und die letzte liebliche Partie des Sees gar nicht ſahen. Aber auf Cadenabbia und die Kotalpen der Villa Sommariva konnt' ich einen Blick der Liebe und Sehnſucht werfen, wie die Peri auf die Pforte des Paradieſes.

Ich hatte als Kind einen Guckkaſten, der die ſchönſten Gegenden Deutſchland's, Gott weiß wie! darſtellte. Die Villa des Plinius hatte ſich wie Contrebande dazwiſchen eingeſchlichen. „Pliniana am Comerſee — ſtand darunter. Aus meinen ſauern geographiſchen Studien wußt' ich denn doch ſo viel, daß der Comerſee nicht in Deutſchland liegt. Vielleicht gefiel mir das Bild darum ſo außerordentlich. Weder das Heidelberger Schloß, noch die Dresdner Brücke, noch Ehrenbreitſtein machten den Eindruck auf mich, als wenn ich las: „Pliniana am Comerſee.“ Denn ich las dieſe Worte mit ebenſo großem Vergnügen, als ich das Bild anſah: ich hörte gern den weichen vollen Klang, ohne ch, ohne ſt, und wenn ich es ausſprach, war mir lieblich zu Muth. Wie kommt ein Kind zu ſolcher Vorliebe? nämlich ein ganz gewöhnliches dummes Kind, wie ich war: denn darüber wundre ich mich gar nicht, daß der zweijährige Mozart lieber Terzen als Quinten gehört hat. Ob ein ſo ganz unentwickeltes Geſchöpf den Inſtinkt ſeiner Zukunft hat, und ſich unwillkürlich, wie die Knoſpe zum Lichte, nach dem Punkt wendet, der einſt in ſeine Seele wie ein Lichtſtral fallen ſoll? Und ganz wie Ahnungen ſind, verſchleiert, zur Hälfte wahr, iſt dies Gefühl geweſen, denn die feuchte, verödete Pliniana gefällt mir am wenigſten am ganzen Comerſee, aber ihr Name hat für mich den vollen Reiz meiner Kindheit behalten.

Italien! — — Der Eine nennt es das Land der Kunſt; der Andre das Land der Schönheit; der

Dritte das Land der Schmerzen: Einer hat es gar genannt das Land der Flöhe: und das, ſo albern es klingen möge, hat dennoch eine gewiſſe Wahrheit, und viele andre Benennungen haben es ebenfalls. Darum nenne ich Italien das Land der Contraſte; dieſe Bezeichnung umfaßt alle übrigen. In Deutſchland genießt man überall ungefähr denſelben Grad von ſubordinirter Gemächlichkeit. Man bezahlt mäßig und wird mäßig gut bedient — durchgehends, ſo weit ich es kenne! Davon keine Spur in Italien! bezahlen muß man immer viel, das iſt nun einmal ſo eingeführt; dafür wird man zuweilen bedient, als ſei man der Mittelpunkt des Univerſums, und zuweilen gar nicht. Heute liegt man auf der Folter, morgen auf der Chaise longue. Jetzt befindet man ſich wohl bis zum Uebermuth; in der nächſten Stunde ſo miſerabel, daß es einen Hund erbarmen mögte. Derſelbe Contraſt geht durch die Natur: Wüſten und Paradieſe; durch die Geſchichte: die größte Würde, die tiefſte Erbärmlichkeit; durch die Geſellſchaft: der goldenſte Glanz und das kraſſeſte Elend; durch die Kunſt: die Vollendung und der Verfall. Bald betreffen uns dieſe Kontraſte perſönlich, bald Dinge und Erſcheinungen außer uns; aber immer, bei jedem Schritt und Tritt, werden wir von ihnen gleichſam überrumpelt. Italien faßt uns an wie ein großes Schickſal, macht keine Uebergänge, führt uns nicht Stufe um Stufe. Sind wir oben, ſo müſſen wir herunter ſpringen: ſind wir unten, wieder hinauf voltigiren. Es gehört Genie dazu, um ſich darin zu finden, um zu vergeſſen, was eben geweſen, um gegenwärtig zu haben, was grade nöthig iſt. Das kann ermüden. Der Körper erträgt nicht den beſtändigen Choc des Wellenſchlages, der Geiſt nicht den der Contraſte: beide werden davon müde. Man muß ſich ordentlich einüben, dann kann man es doch länger aushalten! Vollends der, der ein Fünkchen von Talent oder Poeſie empfing, und der inſtinktmäßig die ſtarken Emotionen liebt, weil ſie ſeine Kräfte wecken, entzünden und verbrauchen! Ich war ſelig wieder den Boden Italiens zu betreten. Ach, zum erſten Mal dahin zu kommen, athemlos vor Erwartung, Ungeduld und Sehnſucht, das iſt wirklich ein wenig wie der Eintritt in das Leben. Man meint nicht: dies und das — ſondern: wenigſtens Alles wird unermeßlich ſchön ſein. O Enttäuſchungen! O Erkenntniß! O unvermeidliche gräßliche Ermüdung! .... Um ſich zu rächen nimmt man etwas das Leben und Italien en grippe. Indeſſen gleicht ſich die Sache allmälig ſo weit aus, daß ſchwerlich Einer iſt, der nicht das Leben oder

Italien ein klein wenig lieb hätte. Kommt man zum zweiten Mal, ſo iſt man etwas verſtändiger worden: man ſucht nicht Alles auf, ſondern das Anſprechendſte: man bewundert nicht Alles, ſondern das Herrlichſte. Man hat ſeine Lieblinge, man findet alte Freunde wieder, man hört alte ſüße Stimmen wieder — und ohne ſich außer Faſſung bringen zu laſſen, ſieht man doch Schatten, und Schmerz und Grab da, wo ſie ſind — nämlich überall.

Ja, mein Clärchen! für die nichtsthueriſchen Menſchen, zu denen ich gehöre, die immer die Hände im Schooß und den Kopf voll Gedanken haben, für die iſt Italien geſchaffen! Es bietet bei jedem Schritt einen Stab dar, um den die Phantaſie ihre Rebgewinde ſchlingt. Ohne dieſen Stab kriechen ſie an der Erde hin, werden grau und beſtaubt, und bilden gar nicht die freundlichen Lauben, unter denen auch Andere gern luſtwandeln mögen. Ich muß durchaus Etwas geſehen oder gelebt haben — dann kann ich ein Lied davon ſingen. Das iſt Dichterart. Dadurch daß der Dichter des ſinnlichen Eindrucks bedarf und aus einem fliegenden Sommerfädchen ſeine Schöpfungen webt, unterſcheidet er ſich vom Philoſophen: denn dieſer — hab ich mir ſagen laſſen — abſtrahirt bei den ſeinen vom ſinnlichen Eindruck. Er denkt von innen in die Welt hinaus, der Dichter denkt die Welt in ſich hinein, und giebt ſie dann wieder. Blos copiren mit dem Aug' und der Feder läßt ſie ſich nicht; dann würde ſie ausſehen ſchwarz auf weiß wie ein Buch, und ſie iſt ſo bunt! ſo bunt! Mich in mein Zimmer ſetzen und mir vorſtellen, wie bunt! — das kann ich nicht: ich muß heraus und die Farben ſehen. Dann verdichten ſie ſich allmälig in meinem Kopf zu allerlei Bildern. Ich hole ſie heraus und ſtelle ſie vor mich hin, und da ſind es denn am Ende kleine Bücher. Denn in der Feder ſteckt mein Talent, wie es bei Andern im Pinſel oder in der Stimme ſteckt. Das Talent ſitzt immer im Werkzeug, das Genie in der Seele des Werkmeiſters Wer recht klare kluge Augen hat, ſieht alle Farben an und läßt ſich von keiner abſtoßen, blenden oder verblüffen. Ich hab arme ſchwache Augen, denen dergleichen oft begegnet! ſeh ich z. B. das Feuerroth der Jacobinermützen, ſo dreh' ich mich um; oder den Purpur, den alle großen Menſchen tragen, ſo bin ich gefeſſelt. Darum ſagt' ich vorhin: ich muß Etwas geſehen haben. Alles iſt nicht für mich, ich kann es nicht erkennen, mein kleiner Blick umfaßt es nicht. Für manche Punkte wär' es auch überflüſſig; wer den Nordpol geſehen, begreift den Südpol. Wer aber nicht in Italien war, hat keine

Vorſtellung von der beſtändigen Unterhaltung, die es bietet.

Como iſt keine große Stadt, aber ſie hat ihren Marmordom und darin wunderſchöne Gemälde von Bernardin Luini. Dieſer Dom hat die Façade der Kirchen aus der Longobardenzeit: denn er ſtammt daher, ſo wie auch der von Monza. Die Longobarden wurden Chriſten ſo gut wie alle Barbaren, die im fünften Jahrhundert das Römerreich zertrümmerten, theilten und neue Reiche daraus bildeten: das Unglück wollte aber, daß ſie alle dem Arianismus zugethan waren zur höchſten Verzweiflung der katholiſchen Geiſtlichkeit. Bereits hundert Jahr früher hatte Arius gelehrt: Gott und Chriſtus ſeyen nicht ein und dieſelbe Perſon: und das Concil zu Nicäa verdammte ihn für dieſe Ketzerei. Dennoch pflanzte ſich ſeine Lehre ſo eifrig fort, daß, wie geſagt, das weſtgothiſche, das burgundiſche, das oſtgothiſche und longobardiſche Königreich ihr anhingen. Um deſto eifriger wurde ſie von der katholiſchen Geiſtlichkeit verfolgt. Es war, als ob in der ganzen chriſtlichen Religion keine andere Lehre enthalten ſei, als das Myſterium der Dreieinigkeit. Was die katholiſche Geiſtlichkeit gewollt, hat ſie auch immer durchgeſetzt: darauf kann man ſich verlaſſen. Die burgundiſche Fürſtin Clotilde ward katholiſch, und ihr heidniſcher Gemal, Clovis der Frankenkönig, ward es auch. Die bojoariſche Fürſtin Theodolinde war katholiſch und ihr arianiſcher Gemal — das war viel ärger als ein Heide! — Autharis der Longobardenkönig war es auch. Ob der Weſtgothe Reccared I. ebenfalls durch eine Frau bekehrt ward, weiß ich nicht: genug, unter ihm wich der Arianismus eben ſo aus Spanien, wie er aus Gallien und Italien gewichen war. Du kannſt Dir vorſtellen, wie hoch die Frauen, welche dergleichen bewirkten, von den Prieſtern geehrt wurden. Irre ich nicht, ſo iſt Clotilde heilig geſprochen. Papſt Gregor der Große ſchenkte Theodolinden die herrlichſten Reliquien, die im Dom von Monza aufbewahrt werden, darunter einen Nagel aus dem Kreuz Chriſti. Sie ließ ihn zum Reif biegen. Mit dieſer demüthigen Krone ſollten ſich die Longobardenkönige krönen laſſen. Das geſchieht bis auf den heutigen Tag: nur ſind Goldplatten darüber gelegt. Theodolinde baute den Dom von Monza, der mir aber nicht ſo gefällt, wie der von Como. Vier breite perpendikuläre Guirlanden, aus lauter kleinen Statuen von Heiligen beſtehend, ſchmücken von oben bis unten ſeine Façade, und zwiſchen ihnen befinden ſich die herrlichen Portale, deren mittleres von einer Pracht-Roſace gekrönt iſt. Die ganze Façade ſieht aus, als wäre ſie in Marmor geſtickt, ſo ſauber, ſo ausgearbeitet, ſo graziös, und der Marmor ſelbſt hat eine ſanfte bräunliche Färbung, ungefähr wie Milchkaffee, angenommen, wodurch er ſammetweich fürs Auge wird. O Clärchen! das ſieht anders aus, als die nordiſchen Lehmhütten! Uebrigens hat der Dom edle gothiſche Spitzbogen, eine italieniſche Kuppel, und ganz moderne kürzlich vollendete Dekkenverzierungen. Auf ſolchen Miſchmaſch muß man hier immer gefaßt ſein! aber man darf ſich darauf verlaſſen: das Schöne in einem ſolchen Bau, nämlich die reinſten Proportionen, die treuſte Bearbeitung, die innigſte Darſtellung, gehört ſtets dem Mittelalter an. Stehe ich vor ſolcher Blüte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, vor ſolcher ſublimen Hieroglyphe der Andacht, ſo fällt mir immer ein, daß jetzt ſo viele Menſchen im Mittelalter nichts ſehen wollen, als heuchleriſche Kleriſei und Raubritter und völlige Knechtſchaft des Geiſtes. Tyrannen haben die Kirchen bauen laſſen, und Sclaven haben ſie gebaut: — ſo ſprechen ſie ganz ernſthaft. Aber wer hat ſie erdacht, frage ich: haben das auch unwiſſende ſtupide Sclaven gethan? Welch ein Schwung, welch eine Imagination zu ſolcher Conception gehören — davon iſt mit dieſen Leuten nicht zu reden, denn ſie haben weder den einen noch die andre; allein die Studien und die Fertigkeit ſollte ſie doch deshalb bei dieſen Werken in Erſtaunen ſetzen, weil unſre an Studien und Fertigkeit überreiche Zeit kaum die jämmerlichſten Nachahmungen liefern kann. Die Ruine des Cölner Doms wird ſorgſam aufbewahrt, wie die Medizäiſche Venus! — Die arme Architektur! iſt ſie in Mißcredit gekommen, weil die alten ägyptiſchen Könige ihr Volk zum Bau der Pyramiden verbrauchten, oder weil ſie bei uns grade Kirchen verherrlicht? Aber ſteht ſie denn einſam da? Haben ſich nicht zu derſelben Zeit die Sprachen ausgebildet, und gehört dazu weder geiſtige Freiheit noch Eigenthümlichkeit des Volks? Der Sclave lallt die Sprache ſeines Herrn nach und vergißt die eigne. Nachdem die alten Gallier von den Römern unterjocht waren, bemühten ſie ſich latein zu ſprechen; die celtiſche Sprache ging verloren, nur nicht in dem freien Städtebund von Armorika, wo ſie noch jetzt im bas-breton zu finden ſein ſoll. Wurden nicht zu derſelben Zeit die Univerſitäten gegründet, und zählten ſo viel Tauſende von Zuhörern wie jetzt Hunderte? Hoben ſich nicht die Städte durch den Handel und eigenthümliche Inſtitutionen zu einer Friſche und Kräftigkeit des Lebens ſowol in Deutſchland als in Italien empor, von der jetzt die große Mehrzahl, ach! ſehr fern iſt?

Ging nicht die Poeſie von Mund zu Mund, von Volk zu Volk? und iſt denn das Alles möglich zu machen in Finſterniß und Sclaverei? — Dieſe Leute kennen vom Mittelalter nichts als den Bauernkrieg, der aber eine Epoche der Reformation iſt und der neuen Zeit angehört; ſie würdigen es ihrer Aufmerkſamkeit erſt, nachdem es eine Ruine worden! —

Es iſt ein Feſt ab und an ein ſchönes Bild zu ſehen. Im Grund ſah ich alle Bilder gern, weil ſie ein Stückchen von der Welt darſtellen; aber die großen Gemäldegallerien, die natürlich große Prätentionen an Bewunderung machen, lieb' ich nicht ſehr. Gern haben und bewundern iſt zweierlei, und vereint ſich ſelten in demſelben Gegenſtand. Mailand iſt voll von Leonardo, d. h. voll ſeines Geiſtes und ſeiner Schule: ſeine Bilder ſind auch hier phönixſelten. Indeſſen bewahrt doch die Ambroſianiſche Sammlung mehrere Zeichnungen und das Porträt einer Beatrice von Eſte von ſeiner Hand. Bernardin Luini iſt inſpirirt von Leonardiſchem Geiſt, iſt gleichſam der Johannes ſeiner Schule. In Fresken und Oelgemälden iſt es immer dieſer zarte träumeriſche Pinſel, der, wie die Natur in den Blumen, beſtimmte Formen und verſchwebende Weichheit zu verſchmelzen weiß. Seine Frauen und Kinder ſind von unvergleichlicher Holdſeligkeit, und eine heilige Familie in der Ambroſiana iſt von ſolcher Vollendung, daß darunter geſchrieben ſteht Leonardo habe ſie erfunden und gezeichnet, Luini gemalt. — Zu meinem Glück hatte ich ſolche Freude an den Bildern, denn an Italiens Luft und Himmel war keine zu haben. Drei Tage in Mailand bei beſtändig grauem, feuchtem, kühlem Wetter! — Um mich zu unterhalten kaufte ich dies und das. Die Handwerker ſind vortrefflich; man ſieht, daß ſie ſich von Mailands Bewohnern ernähren. Römiſche und neapolitaniſche Handwerker arbeiten für Fremde, die heute kommen und morgen gehen — folglich ſo ſchlecht wie möglich. Für eine Art von Magazinen hatte ich eine wahre Leidenſchaft, für die Offellarien oder Conditoreien, angefüllt mit der Crême des Zucker- und Backwerks. Die Scala beſuchte ich natürlich auch. Was mir diesmal am meiſten auffiel, war ihre ſtupende Größe. Meine Loge war gerade der Bühne gegenüber: ich verſichere Dich, daß die Sänger ganz klein ausſahen. Ich hörte eine Oper von einem Deutſchen, Herrn Otto Nicolai, die „il Templario“ heißt und ihr Libretto dem Ivanhoe entlehnt hat. Sie war prächtig in Scene geſetzt! Ich kann nicht beſchreiben, wie es mich beluſtigte Cedric den Sachſen in einem goldnen Saal mit weißen Handſchuhen und weißen Tricots agiren zu ſehen. Was nun die Muſik betrifft, ſo denke ich, daß Herr Otto Nicolai Donizetti und Bellini viel gehört hat. Ausgeführt wurde ſie in den großen Rollen mit den gewöhnlichen Fiorituren und in den Chören mit einer ſolchen Schlaffheit, daß das Orcheſter immer ein ſechszehntel Takt voraus war. Das Hauptamüſement des Abends beſtand für mich in dem Ballet „Ali-Paſcha von Janina.“ Ich lachte ſo, daß ich noch jetzt lache, wenn ich nur daran denke; ich war ganz matt vor Lachen, und ganz krumm. Ich ſetzte mich hinten in der Loge hin, um unbemerkt à mon aise lachen zu können. „Ueber ſolche Dummheiten!“ ſagſt du zwiſchen Mitleid und Vorwurf ſchwankend. Ja, Clärchen! wenn die koloſſalſten Dummheiten mit einem ſolchen Aufwand von Kraftäußerung und Gewaltſamkeit dargeſtellt werden, ſo iſt es übernatürlich komiſch. Cato ſelbſt würde gelacht haben, wenn er den konſpiratoriſchen Ali Paſcha, der zuletzt Alles in die Luft ſprengt, hätte herum zittern ſehen, bald vor Wuth, bald vor Freude, bald vor Alter, bald vor Furcht — genug, immerwährend zitternd wie ein Windſpiel. Und dieſe Art von Pantomime ſoll eine Kunſt ſein! Aber kein Menſch auf der Welt benimmt ſich ſo in der Leidenſchaft! und es iſt auch nicht ein Fünkchen von innerer Wahrheit in der ganzen Darſtellung! ich verſichre, es war ſo unerhört albern, daß die Berliner Pirouetten dagegen ſehr geiſtreich ſind.

Das ſind meine Mailänder Freuden. Du ſiehſt, ich nahm vorlieb. Aber wie ich ungeduldig wurde über den Appenin zu kommen, um endlich! endlich! blauen Himmel zu ſehen, der überall dieſſeits wie jenſeit der Alpen, ſehr rar geworden zu ſein ſcheint! Nun, ich kam denn auch hinüber, und zwar wie Pomona mit Früchten beladen, mit Trauben und Feigen, wie ſie nur am Fuß des Apennin wachſen. Hätt' ich ſie Euch nach Neuhaus ſchicken können! ich mag lieber eine Traube ſehen, als eſſen: ſie und die Roſe ſind das Erzeugniß der Naturkräfte in ihrer reizendſten Ueppigkeit. Ich vergaß aber bald Trauben und Apennin und Alles! der Weg iſt berüchtigt wegen ſeiner Unſicherheit. Ach, ich habe nicht die Naſenſpitze eines Menſchen geſehen, den man auch nur von fern für einen Räuber hätte halten können! Der Weg ſollte berüchtigt ſein, weil er ſo ſchlecht iſt. Er rivaliſirt mit jenen Mecklenburgiſchen Landwegen, bei denen der Beſitzer mit ſtillem Triumph ſagt: „Das macht der ſchwere Boden;“ allein er übertrifft ſie, denn er wird dadurch verbeſſert, daß man kopfgroße Steine in ſeine Löcher hineinwirft. Es hatte geregnet, und ſo war er denn grundlos, und mit ſtarken Bruſtſchmerzen fuhr ich in Genua hinein. O ja, das iſt Genua mit ſeinen verfallenden Paläſten und ſeinen finſtern himmelhohen Straßen: mit ſeinen Gärten voll Cypreſſen und Roſen, und ſeinen Häuſern voll Oel- und Knoblauchgeruch; mit ſeinen ſchönen blaßgelben Frauen und ſeinen unzählbaren Eſeln. O ja, das iſt es ganz und gar, und dort am Hafen, wo alle Gaſthöfe liegen, ſieht man Genua ins Auge, denn da ſieht man das Meer. Ich ſah es aus meinem Fenſter ſo gut, wie Schiffe und Hafendamm es zuließen, denn ich bekam eine Wohnung, die grade hundert Stufen über der Straße lag. „Ach du Arme! in eine Dachkammer hat man dich logirt!“ denkſt Du mitleidig. Mit nichten, mein Clärchen! es war le grand appartement, zwanzig Fuß hoch, mit ſchwerem Marmorbalkon, mit Szenen aus der Aeneïde al fresco an den Wänden gemalt, mit einem Meuble von jonquillefarbenem Atlas, kurz noch grade ſo, wie der Gaſtwirth es vor ſechsunddreißig Jahren von dem Marquis Serra ſammt dem Hauſe mochte gekauft haben. Aber hundert Stufen! das iſt nun einmal genueſiſche Bauart, damit man ſo hoch wie möglich über dem foudrovanten Geſchrei und den mephitiſchen Düften der Straßen ſchweben möge. Die letzteren ſind ſo arg, daß ich einen großen Strauß von dem feinen ſcharfen, ſpaniſchen Jasmin kaufte, um darin meine Naſe zu begraben, als ich auf die Acqua sola ging. An dieſe prächtige Promenade lehnen ſich viel Privatgärten und Villas, auch ein komiſches Gebäude, ein Thurm, halb gothiſch, halb chineſiſch, halb Gott weiß was! das iſt der Geſchmack der Italiener für ihre Gartenbauten. Es iſt, als ſuchten ſie eine Compenſation für den ſtolzen Pomp ihrer Paläſte in dieſen kleinen wunderlichen Conſtructionen. Der Thurm und der Garten umher gehören auch einem Marquis Serra und ſtehen dem Fremden offen. Das Gärtchen iſt nur ein Treibhaus im Freien und hat außer ſeinen ſeltnen Pflanzen ſo ſchmale Wege, daß man eine Eidechſe ſein muß, um ſich hindurch zu ſchlängeln: allein die Ausſicht vom Thurm belohnt für dies Unbehagen. Genua iſt auf vielen Hügeln erbaut, und ſeine grenzenlos engen verwickelten Straßen werden oft anmuthig durch Villen unterbrochen. Eine Villa iſt kein einzelnes Haus, ſondern ein Garten mit beliebigen Pavillons ꝛc. muß ein Haus umgeben, ehe es dieſen Namen bekommt; dann kann es aber ebenſowol innerhalb wie außerhalb der Stadtmauer liegen, es heißt Villa. Beſteigt man nun einen hohen Punkt, ſo wird man dieſe maleriſche Abwechſelung gewahr, die in einer ſo großen Stadt ganz einzig iſt. Pinien erheben ihre dunkeln weichen Kuppeln neben denen, welche ſich über die Kirchen wölben; Cypreſſen ſtellen ſich wie Säulen von Baſalt neben die Portiken der Paläſte. Zwiſchen die einförmigen traurigen Steinmaſſen unſcheinbarer Häuſer iſt plötzlich ein heitrer Garten, duftend von Roſen und Jasmin, geſtreut. Hinter Dir ſchließen Berge, auf deren höchſten Punkten Forts liegen, das Gemälde; vor Dir liegt, über die Stadt hinaus, der Hafen; zu Deiner Rechten tritt das Ufer nur wie ein Finger in das Meer hinein, indeſſen es zur Linken einen langen Felſenarm ausſtreckt, deſſen letzte Spitze der Felſen von Portofino heißt. Schützend, wachſam, ernſt, wie eine Sphynx liegt er da, dunkelbläulich; doch alle Farben, die der ſüdliche Himmel zu nüanciren verſteht, ſpielen auf ihm, wie auf den Facetten eines Sapphirs. Es iſt ſehr ſchön, Genua! aber in meinen Augen hat es ein großes Unglück: ſeine Lage erinnert mich an die von Neapel, ſeine Geſchichte an die von Venedig, und ich finde jene ſchöner, dieſe großartiger. Ich liebe keine Städte, bei denen ich Reminiszenzen an andre habe. Was die Lage betrifft, ſo bleibt mir — da ich weder Liſſabon noch Conſtantinopel kenne — Neapel die Königin und Venedig die Fee des Meeres. Genua iſt gar ſo melancholiſch! die Acqua sola war öde; man begreift nicht, für wen die prächtige Promenade gemacht iſt.

Unmöglich für die Paar Kinder, die hier umherſpringen, oder für die Paar Geiſtlichen, die hier umherſchleichen mit ihrem geöffneten Brevier in den Händen, ſcheinbar andächtig leſend, aber neugierig aufblickend, ſobald ein Frauenkleid rauſcht. Viele Paläſte ſind leer: die Doria, Serra, Palavicini leben in Rom und Neapel. Andre ſind Gaſthöfe worden, wie z. B. der meine, und ihr altmodiſch unbequemer Luxus iſt wirklich wie Genua ſelbſt recht merkwürdig anzuſehen, aber nicht behaglich, um darin zu wohnen. Wenn ich drei, vier Stunden lang umhergeſtreift bin und zum Schluß hundert Stufen erſtiegen habe, ſo iſt es gewiß ſehr natürlich, daß der erſte Schritt in meinem Zimmer zum Sopha geht. Ich hatte auch zwei, von ſtralendem Atlas, aber ach! ohne Seitenlehnen, und die Rückenlehnen zierlich geſchnitzt in Holz, weiß lakirt und vergoldet, vielleicht ſehr paſſend für die Soireen der Marquiſe Serra, aber tödtlich für arme Reiſende. Ich ſetzte mich auf den Balkon: die Sonne war in ſchweren Wolken untergegangen, das Meer grau, der Himmel auch; das Geräuſch des Hafens verſtummte; die brutale Troſtloſigkeit des Eſelgeſchreis und die ebenſo brutalen Commando-Töne ihrer Führer betäubten mich nicht mehr; ab und an ein leiſer Ruderſchlag, das ferne Gebell eines Hundes auf einem einſamen Schiff, und das eintönige Gepick eines Steinmetzen, eines einzigen! alle übrigen hatten ſeit ein Paar Stunden Feier-Abend gemacht. Der große Leuchtthurm, und die beiden kleinen am Eingang des Hafens waren angezündet: hie und da glänzte ein fernes Licht aus einem Fiſcherboot im Meer auf: in den Häuſern ſelbſt war nur ſelten ein Fenſter erleuchtet. Die Luft ging feucht und ſchwer. Es war ein unerhört melancholiſcher Abend, ſo wie er nur in Italien ſein kann durch den Contraſt mit dem Glanz und der Glut des Tages. Der ganze Horizont war trüb und ſternenlos, und der Steinmetz pickte und pickte ſeinen Marmorblock, daß mir das Herz davon weh that, weil ich dachte, er müſſe für Weib und Kinder das Brot herauspicken und ein Stein iſt ſo hart! Ich legte meinen Kopf rückwärts auf die Lehne des Stuhles mit der Traurigkeit, die mich befällt, wenn ich mich den Eindrücken der Natur überlaſſe: und ſiehe! grade über meinem Haupt ſtand ein Stern, ein einziger einſamer Stern am ganzen großen Himmel, und funkelte mir ſein unirdiſches Licht grad' in die Augen hinein, und dankbar mußt ich ihn anlächeln, als hätte er mir einen Troſt gebracht. Endlich ging ich ſchlafen. Der Steinmetz pickte noch immer. Da dachte ich eine von den koloſſalen Dummheiten, wie nur geſcheidte Leute ſie denken, denn Dumme befaſſen ſich nicht mit dergleichen Extravaganzen: alſo ich dachte: Ich möchte wol die Frau von dem Menſchen ſein, der mit ſolcher eiſernen Ausdauer arbeitet. — Wenn es zu unſrer Zeit noch böſe Feen gäbe, ſo hätte ich mir ein allerliebſtes Loos erwünſchen können!

Eigentlich wollt' ich Dir noch meine Geſchichte mit dem heiligen Graal erzählen: allein die Haupt-Sache darin iſt wieder meine Dummheit, und das könnte doch etwas zu viel werden. Darum baſta von Genua!

Vor acht Tagen war ich in der Region des ewigen Schnees geweſen: jetzt kam ich in das Palmenklima. Hatte ich nicht Recht zu ſagen, meine Reiſe habe nicht ihres Gleichen in Europa? — Der Weg von Genua nach Nizza iſt die vor funfzig Jahren ſo berüchtigte Corniche, der unbequemſte und gefährlichſte aller Maulthierwege, jetzt, ſeit Napoleons Zeit, eine höchſt bequem geführte Chauſſee — freilich ſehr ſchlecht unterhalten, was jedoch nicht Napoleons Schuld iſt — die beſtändig das Meer zur Linken, die Berge zur Rechten hat, und von den Felſen abgeſprengt iſt. Die ganze liguriſche Küſte — ſo heißt das Land bereits ſeit vorrömiſcher Zeit — iſt durch das Meer in einzelne kleine und größere Buchten zernagt, die durch Vorgebirge von einander getrennt ſind. Bald fährt man um dieſe Vorgebirge herum, bald mittelſt eines Tunnels hindurch, bald hinüber in Rampen, ſo daß man bisweilen unten am Geſtade, und bisweilen ganz hoch auf dem Berge iſt. Die Ebene, die ſich um jede einzelne Bucht lagert, hat ihre Städtchen und Dörfer, ihre Olivenwälder und Orangengärten, und ihren Torrente; das iſt nicht etwa ein Fluß, ſondern das ſehr breite, ſteinige, faſt ganz trockne Bett eines Baches, der zur Regenzeit vollkommen unpraktikabel iſt, allein die größte Zeit des Jahres kaum einen Zoll hoch Waſſer hat. Die Torrentes ſind viel zu breit, um Brücken zu haben; man fährt unbequem genug über ihr Geſtein. Hat ſich das Bergwaſſer in ihnen geſammelt, ſo ſperren ſie total den Weg der Corniche; daher iſt dieſer noch immer nicht ganz ohne Gefahr, denn ein Wolkenbruch im Gebirg kann jeden Augenblick den Torrente ſchwellen und den Reiſenden hemmen. — Die Ebenen glänzen vom Schmuck der ſüdlichen Vegetation, die durch die eifrigſte Cultur in ihrem Pomp erhalten wird; denn nicht auf dem kahlen Fels wächſt der Oelbaum: das Erdreich muß heraufgeſchaffen und durch Gemäuer feſtgehalten werden. Und für den Orangenbaum iſt es zu trocken;

um jeden einzelnen muß eine kleine Rinne für die Bewäſſerung gegraben werden. In Deutſchland meint man, Oel- und Orangenbäume wüchſen hier wie Unkraut, und die Italiener wären faule Leute, die nicht arbeiteten: das ſieht man hier anders! — In ihrer unwirthbaren Schroffheit ſind nur die Felſen der Vorgebirge geblieben, jedoch, wenn auch von der Menſchenhand, nicht vom Sonnenſtral und der Productionskraft verlaſſen. Der Cactus umklammert ihn wie ein phantaſtiſches Gewürm: die Aloe ſchießt ihren gigantiſchen Blütenſchaft wie eine Lanze aus dem Buſch ihrer bläulichen Blätter empor; der Oleander blickt uns mit ſeiner Roſenglut feurig an: die Myrthe duftet ſo zart und rein wie ſie blüht; die ganze Fülle eines nordiſchen Treib-Hauſes iſt in unbefangener Grazie und Herrlichkeit über dieſe Felſen ausgeſchüttet. Sie ſpiegeln ſich im Meer, im blauen ſtillen Meer, das ganz ruhig iſt — wie eine tiefe Leidenſchaft, weil ſie ſo mächtig, auch ganz ruhig iſt; und die klaren Wellen werfen wie aus treuem Herzen das liebliche Bild zurück. Einzelne Palmen ſtehen in den Gärten, zu einem Hain, der den Bergabhang bedeckt, verſammeln ſie ſich bei Bordighiera. Die Städte und Dörfer ſehen wüſt aus, als wären ſie geſtern und nicht vor tauſend Jahren von den Sarazenen geplündert. Um das Erdreich zu ſparen, ſind die Straßen ſo ſchmal und die Häuſer ſo hoch, daß man wie durch eine Felsſchlucht fährt. Dann wieder ſieht man herrliche Villen, wo die Ebenen etwas weiter iſt: um Savona, um Oneglia! — Entzückt, berauſcht, betäubt von all der Schönheit, von all dem Wechſel, lag ich am Abend des zweiten Tages todtmüde im Wagen. Bei glühendem Sonnenuntergang fuhren wir von dem Monte Groſſo herab. „Das iſt die Ebene von Nizza“ rief mein Reiſegefährte. — „Das iſt ein Stückchen vom Paradieſe,“ ſagte ich.

Zweiter Reiſebrief.

Nizza, im November 1840.

Warum ſoll ich aus meinen Briefen ein Kunkellehn machen, fratello? ein Allod iſt natürlicher: darum ſchicke ich Dir dieſen Brief. Es iſt ein unglaublicher Vortheil ein Genie zu ſein! man ſtiftet Kunkellehn, Allode und was man will, ohne einen Pfennig dazu nöthig zu haben, und was das Beſte dabei iſt, diejenigen, die das friedliche Vermächtniß empfangen, zanken ſich nicht darum. — Ich bin nun einen Monat hier und im Stande etwas Anderes von Nizza zu ſagen, als was ich zuerſt ſagte, nämlich „Nichts gefällt mir hier ſo gut als daß ich hier bin“ — das ſagte ich theils aus Reiſe-Ueberdruß, theils weil Nizza wirklich im erſten Augenblick ſehr unbehaglich für denjenigen ausſieht, der hier Stille, Einfachheit und Anmuth zu finden hoffte, denn es ſieht nicht aus wie eine fertige Stadt, bereit ihre Gäſte behaglich unterzubringen, ſondern wie eine werdende, wie ein einziger großer Bauplatz, auf dem Staub, Wirrwarr, Tumult, Handthierung, Eſel und Handwerker, Alles, was Lärm macht, Alles, was ich haſſe — zu Hauſe ſind. Und gerade da hinein plumpt der Fremde, der ſich etabliren will, der eine Wohnung ſucht, dem funfzig empfohlen werden, der die kaſernenähnlichen, auf Speculation gebauten hôtels garnis durchſtreift. Dieſes Zweiges der Induſtrie haben ſich die hieſigen Einwohner bemächtigt, ſie bauen, als ob ſie die Fremden regimenterweiſe unterzubringen hätten. Da das bis jetzt keineswegs der Fall iſt, da viele Reiſende durch Kriegsbefürchtungen und die große Nähe der franzöſiſchen Grenze zurückgeſcheucht werden, ſo machen dieſe großen leeren Häuſer mit ihren geſchloſſenen Jalouſien einen trüben Eindruck, um ſo mehr, da ſie die wüſten Umgebungen haben, die unzertrennlich von friſchen Bauplätzen ſind: tiefe Gruben, aus denen man die Erde genommen, um Mörtel zu bereiten, Stämme der abgehauenen Orangenbäume, Ueberbleibſel der Aloehecken, welche die früher hier gelegenen Gärten umzäunten, Schuppen, die Bauholz und Steine bedecken, unplanirtes Erdreich! Zum Erſatz aber freilich: die Ausſicht auf das Meer. Aber ich kann es nun einmal nicht aushalten rottenweiſe eingepfercht zu ſein, über mir tanzen, unter mir ſingen, neben mir ſpringen zu hören und nothgedrungen von allen Beſchäftigungen und Unterhaltungen meiner zahlloſen Mit-Inſaſſen zu profitiren. Ich bin wie ein Waldvogel, der ſingt, der macht den Wald luſtig, wer hindurch geht, hört ihn an, aber er lebt für ſich und keiner ſieht ihn. Ueberdies mußte ich die Meerausſicht, weil ſie zu blendend, meinen Augen opfern, und ſo wohne ich in der Stadt, durch ein Orangengärtchen von der Straße getrennt, neben dem allen Reiſenden wohlbekannten Hôtel des Etrangers, in einem friedlichen Privathauſe. Einen Orangengarten vor Augen zu haben, die Knospen ſich entfalten, die Früchte ſich vergolden zu ſehen; den berauſchenden Duft einzuathmen — das ſtellte ich mir vor wie das Non plus ultra der Schönheit. Es iſt auch wunderſchön, und dieſe Oliven-Haine, dieſe Hecken von Jasmin und immerblühenden Roſen, dieſe Granatbäume mit ihren mythologiſchen Früchten, dieſe einzelnen verſtreuten Cedern mit ihren altteſtamentlichen — und Palmen mit ihren chriſtlichen Anklängen, dazwiſchen kleine nordiſch grüne Wieſen, duftend von friſch gemähtem Heu und überſtreut mit unſchuldigen Feldblumen, dieſe ganze unermüdliche raſtloſe, treibende

Vegetation iſt es auch. Aber Nizzas ewige ganz unirdiſche Schönheit, Nizzas Seelenſchönheit, mögt' ich ſagen, iſt das Meer. Die Stadt iſt klein, ſie liegt an einer Bay, die durch einen Felſenvorſprung, von welchem die Ruine des alten Caſtels herabſieht, in zwei Buchten getheilt wird; die engere bildet den Haſen, die weitere zieht ſich bis zur Grenze von Frankreich hin, nachdem ſie mit den Gärten und Landhäuſern des faubourg de la croix de marbre geſchmückt worden iſt. Die Stadt iſt auch ſtill, obgleich nicht todt; wie könnte wol eine Stadt am Meere, die nicht Neapels tobenden Toledo, nicht den Haſen einer Welthandel-Stadt beſitzt, anders ſein als ſtill! Das unermüdliche Brauſen des Meeres macht jedes Geräuſch todt. — Der Felſen mit der Caſtelruine iſt mein Lieblingplatz, da ſteht man in der Mitte des ganzen Bildes, da hat man zu ſeinen Füßen das Meer, die Stadt, die Ebene, die mit ihrem welligen terrain in die Berge hineinſteigt in die Ramificationen der Meeralpen, die Ligurien von Piemont trennen und deren höchſter Punkt der Col de Tende iſt. Im ſpaniſchen Erbfolgekrieg hat Ludwig XIV. das Caſtel in die Luft ſprengen laſſen, es iſt wenig Gemäuer übrig geblieben, nur grade genug um auf die höchſte Spitze des Felſens eine zerbröckelte Mauerkrone zu ſetzen.

Ich habe da oben einen Sitz, der mich ſtundenlang feſthält! aber meine Augen ſind Schildkröten — ich trage ſie bisweilen gewaltſam in die Ebene hinein, und immer, immer kriechen ſie nach dem Meer zurück. Und was iſt zu ſehen auf dem Meer? nichts, buchſtäblich nichts! geſtern war ich drei Stunden droben und nicht ein Fiſcherkahn iſt vorbeigegangen. Das iſt es eben! weil man nichts ſieht, ſo bevölkert man es aus eignen Mitteln. Das Meer iſt wie ein gutes Buch: es überladet nicht unſre Phantaſie durch Bilder und Zuſtände, die es uns vormalt, ſondern es regt uns zu eigenen Imaginationen und eigenen Gedanken an. Wenn ich da droben ſitze, geht mir wol viel durch den Kopf, ungeborne Poeſie und Anſchauungen der Geſchichte, der Menſchenſchickſale. Aber das iſt nicht der Moment, um ſie feſtzuhalten! Sie tauchen in Maſſe auf, wie rieſenhafte Corallenklippen, ſie ballen ſich zuſammen wie Wolkenbilder, die ihre phantaſtiſchen Formen ſo ſchnell wechſeln, wie der Taſchenſpieler einen Blumenſtrauß in ein Glas Waſſer verwandelt. Später ſuche ich dann wol dies und jenes feſtzuhalten, aber — aber! Das Meer in einen Tropfen gedrängt ſieht gar ſo kläglich aus, und Du glaubſt nicht, wie das traurig macht, wenn man erkennt, daß man eine Hütte von Lehm auf ein Fundament von Granit erbaut hat. So geht es mir doch immer! Bedenke ich nun gar, daß es mir nie anders gehen wird, nie? ſo mögte ich gleich die kindiſchen Spielereien zum Fenſter hinauswerfen und mich hinterdrein. Ich wundre mich oft, daß ich es nicht ſchon längſt gethan. Aber ſo iſt der Menſch: er hat mit nichts Geduld — als mit ſich ſelbſt: er denkt beſtändig: dies wird mir gelingen, das werde ich überwinden, hier werde ich doch nicht ſchmachvoll ſtecken bleiben, ich muß nur Zeit haben, nur Zeit — nur Zeit! Dann ſetzt er ſich hin und nimmt ſich Zeit — doch meiſtens nur, um ſich vom Schickſal ergreifen und umtreiben zu laſſen. Du weißt hoffentlich, daß wenn ich ſage: der Menſch, ſo meine ich mich. Ich mag nur nicht immer ich ſagen, es klingt ſo impertinent und dann bin ich auch recht froh die übrigen Menſchen meiner Thorheit beizugeſellen.

Weißt Du, an wen ich da oben immer denken muß? an den alten Homer, der auf dieſem Meere ſchon den Odyſſeus umherirren ließ. Die Sachverſtändigen ſprechen, die Ilias und Odyſſee ſeien das vollkommenſte Epos, das kann nebenbei der Fall ſein: indeſſen ſo recht unſterblich groß iſt es doch nur, weil der arme alte blinde Homer darin jedem von uns ſein eignes Schickſal vorſingt. Ja, ſo zieht jeder von uns in den trojaniſchen Krieg der Leidenſchaften, wähnt, es ſey leicht zu erſtürmen das herrliche Troja, verſchwendet dabei ſeine Kräfte, übt ſich in Liſten, begeht Thaten des Zornes, der Verzweiflung, der Entmuthigung, reibt ſich auf in Erwartung des Sieges, wirft ſich bald blindlings bald überlegt in den Kampf, der ihm vielleicht den Untergang, vielleicht den Triumpf — doch nimmermehr Frieden bringt. Und hat er ſo zehn Jahr in dem vernichtenden Wechſel von Hoffnung und Muthloſigkeit, von apathiſcher Ermattung und verzehrender Anſtrengung verbracht, hat er am Ende Troja erobert, das gewünſchte, das erſehnte, das Ziel und der Lohn ſeiner Qualen, was hat er gefunden? einen lodernden Steinhaufen, der bald kaltes Getrümmer und graue welke Aſche wird. Nun darf er heimgehen, von wannen er gekommen, heimgehen mit ſeinen Wunden, ſeinen Enttäuſchungen, ſeinen Runzeln und Narben und weißen Haaren — dieſen nimmerfehlenden Trophäen ſeines Heldenzuges — allein er hat den Weg vergeſſen und die lange mühſelige Irrfahrt voll wunderſamer Täuſchungen, voll zauberhafter Verlockungen, voll tödtlicher Gefahren beginnt und führt ihn viele hundert Meilen über Ithaka hinaus. Allendlich betritt er ſie denn doch wieder, die ſtille heimathliche Küſte.

Ja, ja, wir Alle betreten ſie, möge ſie nun heißen Ithaka oder das Grab. Ich gönne Jedem ſein Ithaka, ohne es mir zu wünſchen. Ausruhen iſt gut, ruhen ſchädlich. Die Ruhe, wenn ſie wirklich Ruhe iſt, und ſich über alle Verhältniſſe breitet und Gegenwart und Zukunft einlullt, artet aus in Stumpfheit und breites Behagen. Dafür und dawider kann Niemand. Die Unvollkommenheit der menſchlichen Organiſation bringt es mit ſich, ſie iſt nicht im Stande, die reinſte Gabe in ihrer urſprünglichen Reinheit in ſich zu bewahren. Wer von uns hat nicht einen Juwel in der Hand gehabt und ihn in den Staub fallen laſſen, weil ſich ein Moment fand, wo der Juwel die armſelige Hand beläſtigte! War ſie widerwillig? war ſie trotzig? ach nein! ſie war ſchwach. Bettet ſich nun gar unſere Schwäche in die Ruhe hinein, ſo werden wir allzu polypenartig, lauter Gallert, ohne Knochen und Mark. Nein, nein, auf Federbetten dürfen wir nicht ſchlafen! Sieh an den Fluß, wie er durch die breite bequeme Ebene dahinſchleicht, als hätte er ſein Ziel vergeſſen; wie er ſeine Ufer in Moräſte verwandelt, als ob er ſie nicht befruchten ſollte; wie er unſcheinbar wird in dem Bett von Kies und Sand, als ob er nicht die Freude, das Leben, die Seele ſeines Thales ſein ſollte!

Und nun ſieh hinauf da oben ins Gebirg, von wannen er gekommen, wie er ſich da Platz machen und von Klippe zu Klippe ſpringen und in den Abgrund ſtürzen muß, um vorwärts zu kommen, wie ihm das gut ſteht, wie er ſich entfaltet zu Kraft, Muth, Schönheit! und nun gar, wenn ihm das Schickſal einen Felſen in den Weg ſchleudert, wie er ſich aufbäumt und ihn überſtürzt, als Geiſt auffährt und dann ſeine Siegeshymnen brauſend, triumphirend weiter rollt. Und das iſt ein und derſelbe Fluß, und der Peglione hier in der Ebene von Nizza iſt ſo ein trauriger Geſell, der es ſich bequem macht zwiſchen den üppigen Orangengärten.

Man hat ſeine Lieblingsſtellen, in Rom hatte ich das Coliſeum, hier habe ich die Caſtelruine und das Geſtade des Meeres ſelbſt. Da ſitze ich auch ſtundenlang auf den Kieſelwällen, welche die Brandung ausgeworfen hat, und wenn das Meer hoch geht, ſo lecken die Wellen nach meinen Füßen und ſpritzen ihren Schaum auf mein Kleid. Aber das thut mir nichts, und ich bleibe ſitzen unbeweglich wie ein indiſcher Fakir, und ich glaube faſt, ſtill in der Seele wie er. Das Meer magnetiſirt mich. Dies Kommen und Gehen der Wellen, dies herzſtärkende Gebraus, das bald wie Donner im Gebirg, bald wie einzelne Kanonenſchüſſe klingt, und durch welches man das Geklitter der rollenden Kieſel hindurch hört, die von der Fluth in das Meer zurückgeriſſen werden, die eben ſo herzſtärkende Luft, die nicht von der im ewigen Verweſungsproceß begriffenen Erde herweht — das Alles beſchwichtigt wunderſam. Mögen auch unſere Wünſche und Hoffnungen auf- und abſteigen und Land zu gewinnen ſuchen, wie die Wellen es machen, ſo iſt das doch nur die Oberfläche unſeres Weſens und des Meeres. Die eigentliche unergründliche endloſe Tiefe müht ſich nicht ab in den kleinen Beſtrebungen; der eigentliche große Wellenſchlag der Seele geht zu Gott.

Bei hellem Sonnenſchein iſt es unmöglich, lange auf dieſe hüpfende, plitzernde, mit Millionen von Goldflittern geſtickte himmelblaue Fluth hinzuſchauen. An ſolchen goldenen Tagen, wo Himmel, Waſſer und Erde um die Wette funkeln und glänzen, ſind die Spaziergänge in die Ebene hinein, auf ſchmalen verwickelten Fußpfaden, die aus einem Garten in den andern, von einer Campagne zur andern führen, eben recht — man findet etwas Schatten, etwas Grün. Aber an Perlmuttertagen, im Norden ſind es nur graue — kann ich mich meiner Meerliebhaberei ungeſtört hingeben. Dann überhaucht ein weicher wolkiger Duft den Himmel, die Sonne iſt nicht zu ſehen, nur zu ahnen, ſie liegt hinter dem Gewölk wie Lampenlicht, hinter einer Alabaſterglocke, verſilbert die Contoure und läßt die Maſſen in ſchwachen Regenbogenfarben ſpielen, und wirft zuweilen einen langen blaßgoldnen Strahl, wie blondes Haar in das Meer hinein. Und das Meer ſelbſt hat dieſelben weichen Tinten, und Himmel und Meer bilden mit Perlmutter gefütterte Schaalen einer gigantesken Muſchel: darum habe ich den grauen Tagen dieſen Namen gegeben. Zuweilen regnet es, aber ſelten! ja dann iſt nichts zu machen, weder hier noch ſonſt wo, dann muß man ſich zuſammenballen wie ein Vogel und ſich mäuschenſtill verhalten. Zuweilen ſtürmt es, aber auch ſehr ſelten! Das iſt prächtig. — Um den Fuß des Felſens, der die Caſtelruine trägt, führt die große Chauſſee aus der Stadt nach dem Hafen. Dieſer Felſen tritt wie ein Vorgebirge mit einem Fuß ins Meer hinein, und auf ſeinem äußerſten Punkt iſt faſt immer Wind; darum heißt die Stelle im Patois des Volkes: Robba capeo, d. h. Huträuber. Dahin muß man gehen bei Sturm, dann ſpritzen die Wellen auf die Chauſſee herauf, nachdem ſie an die Felswände geprallt und in die Höhlen hineingejagt ſind, die ſie im Laufe der Zeiten genagt haben, und dann, wie von Entſetzen gepeitſcht, fliehen ſie daraus zurück und zerſtieben in einem Regen von Schaum und Schneeflocken und dazu dröhnt ihr Gebraus aus den Höhlen heraus wie eine unterirdiſche Kanonade. Es iſt eine ewige unvergleichliche Pracht in den Schauſpielen, die das Meer täglich darſtellt und täglich neu. Dagegen ſind die Bilder, die die Erde vor uns aufrollt, matt (die Landſchaften abgerechnet, bei denen das Hochgebirg den Rahmen bildet) — denn bei ihnen hat die Menſchenhand ſo viel gethan, die Cultur, die Vegetation, wenn auch von der Natur unterſtützt, ſind das Werk der Menſchen; ſeine Wohnungen, die Stätten ſeiner Betriebſamkeit liegen umher, der Fußtritt ſeiner Bedürfniſſe und ſeiner Genüſſe iſt dem Boden eingeprägt. Der urſprüngliche Charakter, die Jungfräulichkeit der Schöpfung iſt untergegangen vor ſeinen dringenden unabweisbaren Anſprüchen. Aber ſieh an das Meer! das iſt heute ſo, wie es am erſten Schöpfungstage war, und wie es am letzten Tage der Welt ſein wird. Da iſt Gott ohne den Menſchen! die ungeheuerſten menſchlichen Beſtrebungen, Schifffahrt, Handelszüge, Seeſchlachten, Entdeckung neuer Welttheile — kurz, Dinge, welche Staaten und Völker aus ihren Axen ſchleudern und der Geſchichte ein anderes Gepräge aufdrücken, ſind über den Schauplatz ihrer Thaten, über das Meer, hinweg geglitten, wie der Hauch über den Spiegel, wie der Wind über den Sand. Da erhebt ſich kein Monument, da zerfällt keine Ruine, da ſteht keine Ehrenſäule und keine Inſchrift, und da iſt keine Spur des Todes. Das wird es wol ſein, weshalb ich es ſo liebe, und was nicht auf der Erde zu finden iſt: das Meer hat weder den Verweſungsqualm des Todes, noch den heißen betäubenden Athem des Lebens.

Uebrigens iſt gewiß das Fleckchen Erde, auf dem Nizza liegt, ein holdſeliges und geſegnetes. Es iſt, wenn man will, ein weitläuftiger Küchen- und Obſtgarten; aber für meine nordiſchen Augen wenigſtens iſt dieſe gemeine Beſtimmung geadelt durch die prächtigen Südfrüchte, die er trägt. Kohl, Salat, und was weiß ich für Gemüſe, bedecken dicht und feſt den Boden, und ihre Beete ſind von Orangenbäumen eingefaßt, während Bogengänge von Reben die Wege überwölben, die regelmäßig den Garten in Vierecke abtheilen. In den Gärten, die elegantere Campagnen umgeben, vertreten Jasmin und Roſenhecken die Rebengänge, oder vermiſchen ſich mit ihnen oder wechſeln mit ihnen ab, und ſtatt der Gemüſebeete ſind Blumenpartien angelegt. Die ſind aber immer kläglich! man verſteht hier nicht die Blumenzucht, vielleicht erheiſcht ſie zu große Sorgfalt. Einige Perſonen haben ſich gar einfallen laſſen, das anzulegen, was ſie engliſche Gärten nennen — dazu fehlt hier die Hauptſache, nämlich Raum. Ein Platz, zweihundert Fuß lang und breit, iſt wie mit Zwirnfaden durchwunden von winzigen Wegen, die allerlei Buſchwerk-Pflanzungen zerfetzen, und die ſo eng ſind, daß man hinter einander gehen muß. Kennſt du etwas langweiligeres und unbequemeres als hinter einander ſpazieren zu gehen? auf wilden Bergpfaden läßt man ſich das gefallen, oder auf Promenaden, die man erfindet, indem man ſie macht: — ſonſt nicht. Die meiſten Campagnen ſind zum Glück ohne Anſprüche gebaut, einfache und freundliche Landhäuſer. Die, welche es nicht ſind, z. B. der Piol, ein ſchloßartiges Gebäude, zu dem terraſſenartig breite Steintreppen heraufführen, ſind verfallen — vermuthlich weil die Unterhaltung mehr koſtet als der Garten einbringt, und ſehen doppelt öde in der heitern Landſchaft aus. Was nicht Garten, iſt Olivenpflanzung, und dieſe ſind ſo groß, ſo alt, ſo weitläuftig, daß ſie, an den Bergen hinaufſteigend, durchaus den Charakter von Waldungen haben. Mit ihrer willkürlichen Vegetation iſt die Natur auf Felswände und Mauern beſchränkt, die ſie denn auch über und über beſäet und bepflanzt, z. B. die Mauern mit Kapern und auf einzelnen kleinen Wieſen, die ſich um Quellen gebildet haben, und die nicht größer ſein mögen, als der Bowlinggreen in Neuhaus. Aus dem Benediktinerkloſter St. Pous, im Grunde der Ebene, und aus dem Kapuzinerkloſter Cimiez, etwas höher in den Bergen, überſieht man das Land in ſeiner ganzen Ueppigkeit. Auch der Menſchenſchlag iſt ſchön, und weil man immer in ihren Gärten umher geht, ſo ſieht man immer Menſchen. In einem Weingarten unterhalb St. Pous iſt ein junges Bauermädchen ſchön wie eine Nymphe, die Juanina heißt, und die ich liebe, weil ſie ſo ſchön iſt. Ganz feine, regelmäßige Züge, wie eine Camee, ſchwarze mandelförmige Augen, glänzend ſchwarzes Haar, Wangen wie Morgenröthe, eine kräftige bewegliche Geſtalt, und die Krone der Schönheit: Phyſiognomie! ein Bauermädchen mit Phyſiognomie findet man im Norden nicht. Es giebt wol manches hübſche Bauermädchen dort, allein es wird immer nur ein hübſcher Klotz von Fleiſch ſein, ohne Mienenſpiel, ohne wechſelnden Ausdruck, wie meine Juanina hat. Dieſen Reiz beſitzen hier faſt alle Weiber, obgleich nicht alle von dieſer ſeltenen Schönheit ſind; ſie verblühen früh, das thut recht leid. Bei den

Männern ſind mir beſonders die prächtigen Naſen aufgefallen; ſie haben wirklich Naſen wie die Götter. Dadurch erhalten die Köpfe viel Adel und es iſt ſchade, daß das Colorit ihnen das wieder raubt, denn ſie ſehen meiſt kupferroth aus. Ich liebe vorzugsweiſe brünette Carnation, die ſich meinetwegen vom matten zarten Gelb des Elfenbeins bis zur Olivenfarbe ſteigern darf. Geht aber das Gelb ſtatt in Braun in Roth über, ſo bekommt es einen brutalen Fleiſchbankanſtrich, der mir zuwider iſt.

In dem Kloſtergarten zu Cimiez iſt ein Caſſiabaum, der größte in Europa. Wir waren hingegangen, allein da hieß es wieder: „Ma non le donne.“ Die entſetzlichſten Mönche, die ich je geſehen, ſchlurften barfuß mit verwildertem Haupt- und Barthaar grauköpfig oder kahlköpfig um uns herum, vier oder fünf uralte Männer, und alle mit ſo niedrigen und gemeinen Geſichtern, daß ich — Reißaus nahm. Wenn alte Menſchen, die ihr ganzes Leben andächtiger Betrachtung oder gottſeligen Werken gewidmet haben, dennoch, trotz der natürlichen Glorie von weißem Haar, gierig und habſüchtig ausſehen: ſo iſt das ein ſchneidender Widerſpruch. Zum Unglück war gerade mit uns zuſammen ein Bauer angelangt, der auf ſeinem Maulthier zwei Fäſſer mit Wein in das Kloſter brachte. Die Mönche freuten ſich ſo darüber, daß ſie alle zugleich ſprachen und ihrem Lob und Dank kein Ende fanden. Dieſe gewaltige Freude kam mir ſehr unanſtändig vor und mißfiel mir ſo, daß ich nicht in ihrer Geſellſchaft bleiben mogte. In Klöſtern herrſcht beſtändig, ich weiß nicht, was für ein fettiger ſaurer Geruch — wenigſtens für meine verzweiflungsvoll feinen Geruchsorgane: kommt er von der eingeſchloſſenen Luft her, oder von dem Mangel an Reinlichkeit, daß ſie nicht die Kleider wechſeln können — genug! ich habe immer eine beklemmende Atmoſphäre darin gefunden. Kommt man nun vollens aus der feinen ſcharfen Luft von Nizza in ſie hinein, ſo iſt es wirklich zum Erſticken, und ich dankte dem Himmel wieder in Freiheit zu ſein. Die Aerzte ſchicken Bruſtkranke und Schwindſüchtige hieher. Da dürfen die armen Patienten von Hauſe aus ſagen: „Vergieb ihnen guter Gott! ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ — und ſich auf ihr letztes Stündlein vorbereiten; denn dieſe trockne anregende Luft wird ihr ſchwaches Lebensflämmchen bald verzehren. Kommt nun gar ein Tag voll Miſtral dazu, dieſem ausdörrenden ſcharfen Wind, welcher die Plage der Küſte, aber hier ſehr ſelten iſt, füllt er die Straßen, die Gärten, die ganze Atmoſphäre mit einem dichten Nebel von zerwirbeltem Staub: ſo iſt ein armer Bruſtkranker verloren. Ob dies Clima für Nervenſchwache gut iſt, ob es ſie nicht aufregt, ſtatt ſie nur anzuregen, will ich auch nicht behaupten. Krankheiten haben ſo verſchiedene Urſachen, daß ſich im Grunde jeder Kranke das Klima ausſuchen müßte, das ihm am erträglichſten iſt. Ich habe, dem Himmel Dank! nicht mehr nöthig, mich noch wie eine Kranke zu betrachten. Meiner Organiſation, die nur nervenreizbar, nicht nervenſchwach iſt, ſagt das Klima herrlich zu. Wir haben hier zwar auch etwas von dem Regen gelitten, der in Frankreich die furchtbarſten Ueberſchwemmungen erzeugt und Lyon und Avignon unter Waſſer geſetzt hat — aber möge es geſtern geſündflutet haben, heute ſcheint die Sonne, zehrt alles Dumpfe und Feuchte auf, und ich gehe im Muſſelinkleide ſpazieren, und nehme nur gegen Sonnenuntergang einen Shawl um. Mir war es recht, daß es regnete: der Staub wurde gedämpft. Der iſt eine Calamität von Nizza. Du kennſt dieſen Kalkſtaub von Wien her: ſtelle Dir vor, wie er hier ſein muß, wo es im Sommer gewöhnlich in vier bis fünf Monaten keinen Tropfen regnet. Der Fuß wühlt bis zum Knöchel im Staube, der weiß und dicht wie Mehl und ſo eindringend iſt, daß Kleid, Hut, Handſchuh ſogar nach Staub riechen. Bäume und

Pflanzen ſind dermaßen bepudert, daß ſie ganz fremdartig ausſehen, viele ſind auch verdorrt. Nach ſolchem Regen lebt Alles auf, blüht und duftet, daß es eine Luſt iſt. Gäbe es keinen Kalender, ſo dürfte ich mich in den Junius verſetzt glauben.

Erinnerſt Du dich, Fratello, daß ich im vorigen Herbſt, grade um dieſe Zeit, bisweilen ganz deſperat ſagte: ich bin heute wieder gefragt worden, „ob die Orangenbäume oder die Eichen ſchöner ſind!“ — Ich war darum deſperat, weil ich auf ſolche abſolute Frage gar nichts zu antworten weiß, als „ich weiß es nicht“ oder auch eine andere Frage, z. B. iſt der Rheinwein beſſer oder der franzöſiſche Wein? Sind blaue Augen ſchöner oder braune? ꝛc. — Jetzt ſehe ich mir zuweilen die Orangenbäume an, um herauszuſtudiren, ob ſie ſchöner ſind als die Eichen, und um künftige Fragen regelrecht zu beantworten: aber Alles, was ich bis jetzt ergrübelt, iſt: daß ich ſie beide unter ihrem Himmel, auf ihrem Boden am ſchönſten finde, daß der Orangenbaum in Deutſchland ewig nur ein fremder Schmuck und die Eiche in Italien ein Verbannter ſein wird. Es müſſen Analogie in der Natur und ihrer Vegetation ſein, wie zwiſchen der Kunſt und dem Volk, das ſie geboren hat, wenn Beide uns wahrhaft in der Seele erfreuen ſollen. Die ſchönſte Gemäldeſammlung voll Meiſterwerke der Italiener, der Niederländer, der Deutſchen, wird keinen ſo vollkommnen, ſo abgerundeten Eindruck machen, wie ein einzelnes Bild von Titian oder Dürer, das ſich in Venedig oder Nürnberg noch auf derſelben Stelle befindet, wohin es aus dem Atelier des Malers gebracht worden. In jener Gemäldeſammlung wird man die unnütze Frage thun: war Titian ein größerer Meiſter oder Albrecht Dürer? was doch wirklich unſäglich gleichgiltig, ſowohl für die Kunſt als für den Kunſtgenuß iſt: vor jedem einzelnen Bilde wird man ſich in den Geiſt von Titian oder Albrecht Dürer verſenken, der durch dieſe Luft, dieſe Mauern, dieſe Verhältniſſe, dieſen Boden erzeugt oder befruchtet wurde und man wird ihn würdigen oder lieben, unabhängig davon, daß es kleinere und größere Meiſter giebt. Will ich durchaus die Eiche und den Orangenbaum vergleichen, ſo kommen ſie mir vor, wie die materielle Kraft gegen die Kraft der Intelligenz: Roland neben Plato. Die ewigrege wundervolle Production des Orangenbaums hat wirklich nicht in der Körperwelt ihres Gleichen! ſie ruhet nie, auf die reizendſte Blüthe folgt die reizendſte Frucht: das feſte glänzende Blatt wird nicht verſengt vom brennenden Sonnenſtrahl, ſondern funkelt ihm entgegen wie ein Smaragd, und ehe es ſich vom Zweig ablöſt, hat es ſchon ſeine Stellvertreter in zahlloſen jungen Laubtrieben geliefert. — Genug von Orangenbäumen! —

Aber wenn man davon und vom Meer geredet hat, ſo bleibt weiter nichts von Nizza zu ſagen. Kirchen, Monumente, Denkmale der Kunſt und der Geſchichte giebt es hier nicht. In dem Punkt iſt es recht arm, beſonders wenn man an Perugia, Aſſiſi und andere kleine italieniſche Städte denkt. Zwei kleine Denkmale darf man nennen, um ſo mehr, da ſie nicht den Anſpruch machen Kunſtwerke zu ſein. Im faubourg de la croix de marbre ſteht ein ſchlichtes großes weißes Kreuz zur Erinnerung an die Zuſammenkunft, die Carl V., Franz I. und Papſt Paul III. hier im Jahre 1534 hatten, um ſich einander Friedensvorſchläge zu machen. Das zweite Denkmal zeigt, daß ſie es nur bis zu Vorſchlägen gebracht. Denn Franz I. verband ſich gegen Carl V. mit Soliman II. und dieſer ſchickte eine Flotte unter Heireddin Barbaroſſas Anführung gegen die Küſten von Ligurien und Spanien. Nizza gehörte dem Herzog von Savoyen, einem Bundesgenoſſen Carls; die türkiſche Flotte belagerte es, ſtürmte es am 15. Auguſt 1542 und ſchon war der Halbmond auf die Mauer gepflanzt. Da ſtürzt Caterina Segurana, ein Weib aus dem Volk, mit einer Art auf die Mauer, ſchlägt die türkiſche Fahne ſammt dem Fahnenträger zu Boden, erweckt dadurch den Muth der Vertheidiger — und Nizza wird gerettet. Caterinen ward die Ehre eines Triumpfzuges und einer Statue zu Theil, von der jetzt nur noch das öde Piedeſtal am Ende des Cours — (einer Ulmenallee, die als Promenade dient) — exiſtirt. Obgleich Nizza ſehr alt iſt, eine Colonie, der in Marſeille angeſiedelten Phocäer — und obgleich zur Zeit der Römerherrſchaft eine große Heerſtraße aus Italien nach Gallien und Spanien an der Küſte von Ligurien hinlief, ſo ſind doch gar keine Ueberbleibſel jener Zeit vorhanden, denn das bischen Trümmerwerk bei Cimiez, was ein Amphitheater geweſen ſein ſoll, verdient nicht den Namen, es haben hier zu arge Kriege gewüthet! Cimiez ſelbſt, einſt eine blühende Stadt, ward im ſechsten Jahrhundert durch eine Invaſion der Longobarden in Grund und Boden zerſtört. Darauf folgten unzählige: die Sarazenen, und gar die Avaren drangen bis hieher vor, ehe Heinrich der Finkler und Otto der Große ſie im zehnten Jahrhundert überwältigten und nach Ungarn zurückdrängten. Nizza gehörte, wie die Mutterſtadt Marſeille und die ganze Provence, als das Römerreich zerfiel, erſt zum weſtgothiſchen, dann zum oſtgothiſchen, endlich zum fränkiſchen Reich. Dieſes zerfiel wiederum unter den ſchwachen Carolingern und das lothringiſche, das burgundiſche, das arelatiſche Königreich erbauten aus den Trümmern Throne für ſchwache, unbedeutende Könige. Dazumal gehörte die Provence erſt zum arelatiſchen, dann zum burgundiſchen Reich, dann brachte die Gräfin Dulcia ſie im Jahr 1112 ihrem Gemahl, dem Grafen von Barcelona, als Morgengabe, welchem Hauſe ſie bis 1246 blieb. Da vermählte ſich Beatrix, Tochter Raimund Berengars IV., der ohne Söhne geſtorben war, mit Carl Graf von Anjou, der nun Graf von Provence, und 1265 König von Neapel ward. In den blutigen Streitigkeiten, die nach Johanna's I. tragiſchem Tod 1382 um jene Krone ſtatt fanden, kam die Provence an die franzöſiſche Linie der Anjou, und, als dieſe ausſtarb, durch Donation an Ludwig XI., im Jahr 1481. Nizza aber, jener Streitigkeiten und der eigenen daraus folgenden Verarmung müde, ergab ſich 1388 dem Schutz und der Herrſchaft des Grafen Amadeus VIII. von Savoyen und iſt ſeitdem nicht mehr unter andere Botmäßigkeit gekommen. Eine eigentliche Selbſtſtändigkeit, wie die italieniſchen Städte im Mittelalter, hat es nicht gehabt, daher fehlen die Monumente, die eine ſo herrliche Blüthe der geiſtigen und materiellen Regſamkeit jener Zeit waren.

Ich bedaure es hier einigermaßen für die Geſchichte eine ſo entſchiedene Liebhaberei zu haben, daß es mir bis jetzt noch nicht gelungen iſt mit einer andern Wiſſenſchaft eine kleine ephemere Liebelei zu bewerkſtelligen: das Feld der Geſchichte iſt hier arm. Und könnte ich mich z. B. für die Botanik fanatiſiren, ſo würde ich viel Vergnügen haben: denn die Flora von Nizza ſoll ſehr reich ſein. Oder für die Aſtronomie, der Horizont iſt ſo frei, die Abendluft ſo mild, Himmel und Sterne ſind von einer Transparenz, von einem Glanz, wie man es nur wünſchen kann. Aber was gehen mich Blumen und Sterne an! ſind ſie von meinem Fleiſch und Blut? gehen ſie meine Wege, theilen ſie meine Schickſale? Haben ſie mein Herz voll nimmer ſatter Sehnſucht, meinen Kopf mit ſeinem Sturm der Gedanken? wiſſen ſie, was es heißt lieben? . . . . nun ja, man ſpricht von einer Blumenliebe! Baſta von der! — Wiſſen ſie, was es heißt leiden? Mit nichten. Alſo was gehen ſie mich an? dazu bin ich nicht ſchön und ruhig wie ein Stern, nicht hold und friedlich wie eine Blume: alſo, was gehe ich ſie an? unſchön und raſtlos, wie ich bin, paſſe ich nicht in ihre Sphäre — ſie und ich — wir ſind nicht Kinder eines Hauſes. Man ſagt, die Naturwiſſenſchaften üben eine ſänftigende Gewalt über den

Menſchen, indem ſie ihn aus dem beängſtigenden Treiben der Welt in ein Reich einführen, wo die Geſetze des ewigen Friedens und der unwandelbarſten Ordnung, aus tiefſinniger Weisheit entſprungen, unangetaſtet herrſchen. Aber um ſich in ſolche Betrachtungen verſenken zu können, muß man die Seele dazu haben. Ich meine: Aſtronom iſt nicht der, der die Sterne zu nennen weiß, ihre Entfernung, ihren Auf- und Untergang kennt: Botaniker iſt nicht der, welcher die Blumen zu klaſſifiziren weiß und ſagen kann, ob dies oder das Exemplar zu den Liliaceen oder den Orchideen gehört; denn Dichter iſt nicht der, der Reime findet und Jamben von Trochäen unterſcheidet: aber das Facit, welches ſie aus ihrer Wiſſenſchaft ziehen, die Entdeckungen in ihr, die Anſichten über ſie, das ganze Gebiet der Folgerungen und Hypotheſen, welches die Wiſſenſchaft ſo weit eröffnen und in welchem die Originalität des Einzelnen Raum zur Entwicklung findet — das macht den Aſtronom oder den Botaniker aus, und wenn Gott es ihm nicht gegeben hat, ſo wird es keiner von ſelbſt. Mir hat er's nicht gegeben! Wenn man mir erzählt von den Sternen, daß ſie ſo und ſo viel tauſend Meilen von mir entfernt ſind, ſo muß ich immer ganz ungläubig lächeln; denn ich habe wol Ahnung der

Unendlichkeit, aber nicht von der, die durch Millionen Zahlen zu berechnen iſt. Und dann .... ich weiß nicht, wie es kommt, die Sterne ſind mir zuweilen ſo nah, daß ſie mir über der Stirn ſtehen, mir in das Auge ſehen, und dann wiederum ſo fern! ſo fern! wie die größten Zahlen es nicht ausmeſſen können. Ach, es mag ein hoher Genuß ſein, ſich in dieſe Wiſſenſchaften zu vertiefen, die Wege der Menſchen zu verlaſſen, und einſam im Geiſt dem Schöpfer und der Schöpfung ſeiner erſten Tage gegenüber zu ſtehen! Ich hab' es nun aber einmal zu thun mit dem Menſchen! darum kann ich nicht von der Geſchichte laſſen, ſo melancholiſch ihr Studium auch iſt. Ich nenne nicht bloß das Geſchichte, was im Allgemeinen ſo heißt, nämlich die Bildung und Entwickelung der Völker und Staaten: das iſt nur eine Facette des rohen Diamanten, Menſchheit genannt, ſondern der Gang der Kunſt, der Religion, der Literatur, die Schickſale des Einzelnen — alles das gehört in meinen Augen der Menſchengeſchichte an. Da finde ich auf jedem Blatt das uralte ewige Löſungswort der Menſchheit: Kampf. O, das iſt ein melancholiſches Wort! es geht ſo viel darin unter! es verſchlingt ſo viel Glück, zerreibt ſo viel Kraft, verbraucht ſo viel Muth! es wirbelt ſo viel Unſchuld und Hoheit und Schönheit in die Tiefe! es ſchlägt ſolche unheilbaren Wunden! wenn der Einzelne es einzeln hört, ruft er immer beängſtigt oder verzweifelnd: „ich mag, ich will keinen Kampf!“ Iſt es aber der Ruf, der durch die Jahrtauſende aus der Wiege der Menſchheit zu ihm tönt, der für alle Generationen, für alle Größe und alle Kleinheit erklungen iſt: ſo leiſtet er ihm gefaßter Folge. Glücklicher wird er nicht dadurch — o nein! es kommt im Gegentheil, ich weiß nicht, was für eine Traurigkeit, was für ein herzzerſchneidendes Mitleid über unſre räthſelhafte unvollkommne Beſtimmung über ihn, er ſieht die Trübſale der glorreichſten Schickſale, die Dornen der blühendſten Kränze der Ehre und des Glücks, die Wermuthtropfen in allen Bechern der Freude; das macht ihn nicht weniger durſtig nach Glück; allein wenn er es nicht oder unvollkommen erringt, — ſo hält er ſich wenigſtens nicht für einen Paria — ſondern für einen ächten und rechten Sohn der Menſchheit. Und dann die einzelnen großen Geſtalten, die ſich wie Tempel in der Wüſte über die Maſſen erheben, haben die friſche, freie, herzſtärkende Atmoſphäre der hohen Gebirge: da vergißt man Ermattung und Mühſal, die friſche Luft weht die Trauer von der Seele, wie Regentropfen von den Blättern ab, das Herz findet ſeinen alten ſtarken Schlag wieder; es liebt und bewundert, es will auch feſt, auch rein, auch groß ſein, es erkennt, daß im Leben viel zu machen ſei, wenn auch wenig aus dem Leben, denn alle Aeußerlichkeiten ſind harten Bedingungen unterworfen. Und ſo wird unſer inneres Gleichgewicht wieder hergeſtellt und das Leben erſcheint ernſter und dennoch leichter als zuvor. Darum liebe ich die Geſchichte.

Was nun die ſpezielle betrifft, ſo habe ich kein beſonderes Intereſſe für die des Hauſes Savoyen und weiß auch nicht viel von demſelben. Im elften Jahrhundert, als die großen Lehnsträger ziemlich unabhängig von dem franzöſiſchen König und dem römiſchen Kaiſer waren, als der Graf von Toulouſe faſt das ganze ſüdliche Frankreich inne hatte, als der Herzog Wilhelm von der Normandie die Königskrone von England auf ſein Wappenſchild ſetzte, durch welches der Querbalken des Baſtards ſich zog — da legte Humbert aux blanches mains, Graf von Maurienne, den Grund zum Hauſe Savoyen, das ſich allmählig bis über den Genfer See hinauf erſtreckte und mit der Republik Bern ſpäter in zahlloſe Fehden verwickelt wurde, und in Folge der Religionskriege auch 1567 das Pays de Vaud an Bern verlor. Aber früher, nach dem Concil zu Conſtanz, hatte Kaiſer Siegmund die Ergebenheit des Grafen Amadeus VIII. durch die Herzogswürde belohnt 1416. Ein Jahrhundert ſpäter wurden die Herzöge durch ihre Verſchwägerung mit Carl V. in die Kriege verwickelt, die darauf faſt ununterbrochen zweihundert Jahre zwiſchen Frankreich und Deutſchland fortdauerten und ganz Europa zur Theilnahme zwangen, indem ſie ſich bald um religiöſe, bald um politiſche Anforderungen und Zwiſte drehten, die in das Intereſſe der einzelnen Staaten eingriffen. Der Held des ſpaniſchen Erbfolgekrieges war neben Malborough Prinz Eugen von Savoyen, der kleine kluge Mann, der zum geiſtlichen Stande beſtimmt war, aber die Kapuze fortwarf, um das Schwert zu ziehen, und mit demſelben ſo viel Schlachten gewann. Prinz Eugen war es, der, als Kaiſer Leopold I. ſich ängſtlich berieth, wie er ſeinen Befreier Sobiesky ceremoniös zu empfangen habe, entſchieden ſagte: „Mit offnen Armen.“ Es geſchah aber nicht, weil — Sobiesky ein Wahlkönig war. Die Majeſtät von Gottes Gnaden hielt es ihrer Würde nicht gemäß. — Bei dem Friedensſchluß des Erbfolgekrieges bekam Herzog Victor Amadeus IX. Sizilien, ging nach Palermo und ließ ſich dort 1714 zum König krönen. Später wurde Sizilien gegen Sardinien umgetauſcht, und die Inſel giebt dem ganzen Reich den Namen. Es iſt recht ſeltſam unbequem zuſammengeſetzt: Sardinien ſchwimmt ganz abgelegen im Meer, der Apennin und die Meeralpen trennen Ligurien, das Küſtenland, von Piemont, und Piemont wird wiederum von Savoyen abgeſchieden durch die grajiſchen Alpen, deren höchſter Punkt der Mont-Cenis, und durch die apenniniſchen, deren höchſte Punkte der Mont Blanc und der Mont Roſa ſind. Die Sprache verbindet auch nicht dieſe verſchiedenen Provinzen: die der Regierung iſt zwar Italieniſch, aber hier z. B. verſteht das Volk ſo wenig Italieniſch, daß man ſich ihm leichter durch Franzöſiſch verſtändlich machen kann. Es ſpricht ein wahres Kauderwelſch von Patois, welches aus Franzöſiſch, Italieniſch und dem alten Provenzaliſch zuſammengeſetzt ſein ſoll. In Savoyen wird ebenfalls ein beſonderes Patois geſprochen, in Sardinien wahrſcheinlich eine eigene Mundart, Genua ſpricht das weiche ziſchende Küſtenitalieniſch. Wenn man Leute vom Volk aus den verſchiedenen Provinzen dieſes kleinen Königreichs zuſammenbrächte, mögten ſie ſich kaum unter einander verſtehen.

Eines weiß ich, liebſter Bruder, ein Buch von Nizza, ſo ein zweites: Jenſeits der Berge ſchreibe ich nicht. Ich ſchreibe Euch dieſe langen Briefe zum Erſatz dafür, weil Ihr doch einigermaßen auf ein Buch gerechnet habt. Uebrigens, in Nizza läßt ſich herrlich ſchreiben, man hat Zeit dazu, man wird nicht geſtört durch Streifzüge, durch Muſeen, Kirchen, Paläſte — und ich thue es auch. Der „Ulrich" ſchreit mich aus meinem Kopf heraus um Erlöſung an, wie ein verzauberter Prinz, und allerdings hat meine lange Krankheit einen ſo traurigen Bann um ihn gezogen, daß er ſich der Haft los und ledig wünſchen darf. Glaube aber nicht, daß er mich abhält ein Reiſebuch zu ſchreiben! fühlte ich in mir die Aufforderung zu einem ſolchen, ſo würde das Intereſſe des Augenblicks, wie immer bei mir, das überwiegende ſein und den Ulrich ins Hintertreffen ſtellen. Er würde nur dann an die Reihe kommen, wenn ich mit dem Vordertreffen fertig geworden. Aber ich habe keine innere Aufforderung und ohne ſie bin ich nicht im Stande zu ſchreiben. Das Einzige, was Nizza auszeichnet, die liebliche Natur, bietet mir keinen Stoff dar, den ich mit Blumen der Phantaſie überſticken mögte, es ſind wirklich ſchon gar zu viel Blumen da. Den Himmel, die Luft, den Sonnenſchein, genießt man täglich mit neuer Freude; hat man aber Einmal davon erzählt, ſo genügt das dem Leſer. Er kann nicht auf dem Papier den Wolkenzügen folgen, nicht dem Farben-

Bayerische Staatsbibliothek München

ſpiel des Meeres, nicht den verſchiedenen Beleuchtungen, die ſich reizend wechſelvoll um die Berge legen — und die ich in der Wirklichkeit ſehe. Er kann nicht auf dem Papier über die Contraſte in der Natur erſtaunen, welche die Eigenthümlichkeit der capriziöſen ſüdlichen Natur ausmächen, und welche die Trümmer eines Bergſturzes und die kahle heiße Felswand unmittelbar neben Hesperidengärten hinſtellen — und die mein Auge immer von Neuem entzücken. Er kann nicht vom Papier den ſtärkenden Duft einathmen, den der Wind mir zuträgt, möge er vom Meer herwehen oder in einzelnen Stößen von den Felswänden abprallen, die mit dem Gebüſch von Myrthe und Lentisque, mit Epheugewinden und Aloeſträußen, mit Thymian, Krauſemünze und andern wohlriechenden Kräutern bedeckt und parfümirt ſind. Das iſt wonnig zu genießen, jedoch monoton zu beſchreiben.

Eben ſo ſind auch die Promenaden das Hauptvergnügen von Nizza: auf dem Papier bleiben Meer und Ebene immer dieſelben, während ſie dem Beſchauer tauſendfältige Abwechſelung bieten. Wer nicht ſpazieren gehen mag oder kann, reitet auf Eſeln, die wohlgenährt und gut gehalten, mit bequemen Sätteln verſehen, einen gewiſſen gloriöſen Anflug vom Pony haben, und mich zuerſt ſehr für ſich einnahmen. Allein ihr kleiner harter Tritt greift die Bruſt gewaltig an, und ich bin meiner ſchönen mausfarbenen Ninetta, der Perle der Eſelinnen, wieder treulos worden. Fahren iſt nicht angenehm; auf den zwei Chauſſeen nach Genua und Turin fährt man bergan und die übrigen Wege ſind ſämmtlich Maulthierwege, das heißt ſie ſind gepflaſtert. All die großen Transporte hier zu Lande von Oel, Wein, Orangen geſchehen durch Maulthiere, die in langen Reihen, immer eins an den Schweif des andern gebunden, hinter einander gehen, und mit ihrem eiſernen Tritt die Wege fürchterlich verderben. Das Pflaſter widerſteht ihnen am längſten, die Chauſſee gar nicht. So bin ich denn auf den Gebrauch meiner Füße angewieſen und ich übe ſie tüchtig ein, um wieder ganz in meine alten Gewohnheiten zu kommen. Zuweilen wenn der Himmel regendrohend iſt und die Wege ſchmutzig ſind, muß ich freilich meine weiten Promenaden einſtellen. So lange wie möglich, halte ich mich auf dem Wege, der zwiſchen dem Meer und den Gärten der Vorſtadt Croix de marbre fortläuft und ein ſehr beliebter und angenehmer Spaziergang iſt. Doch in dieſem Augenblick iſt er durch den Regen verdorben, und die letzte Zuflucht der Spaziergänger, die Terraſſe, hat mich ebenfalls aufgenommen. Sie befindet ſich in der

Stadt meinem Hauſe ganz nah und iſt wirklich ſehr bequem. Die flachen Dächer einer ſechshundert Schritt langen, einſtöckigen Reihe Häuſer am Meere, ſind mit einer feſten glatten Maſſe wie mit Quadern bedeckt, und auf jeder Seite mit einer gemauerten Bruſtwehr und eben ſolchen Sitzen verſehen; das iſt die Terraſſe. Auf beiden Enden und in der Mitte derſelben ſind Treppen, welche hinauf führen, während unten in den Häuſern Cafe's und Magazine angelegt ſind, um den Spaziergängern eine zwiefache Unterhaltung zu gewähren.

Stelle Dir vor, Nizza hat eine italieniſche Oper, was London und Paris mit ihren Schätzen erkaufen, was Neapel und Mailand mühſam aufrecht halten, das will dieſe Stadt von 20,000 Einwohnern haben! Natürlich iſt die Oper herzlich ſchlecht. Wenn die neue italieniſche Muſik, die durchweg auf den Glanz und den Effect losgeht, von verwitterten Stimmen und mit Geſchrei vorgetragen wird, ſo entſetzt man ſich förmlich. Dazu kommt, daß die Manier der großen Sänger für die kleinen nicht ſowol ein Ideal, als ein Typus geworden iſt. Die Primadonna denkt nicht: „die Paſta ſang ſo, weil ſie es mit Genie, Fleiß und Studium dahin gebracht hat.“ — ſondern „die Paſta ſang ſo, folglich muß ich auch ſo ſingen.“ Und ſtatt ſich nach der großen Sängerin zu bilden, ahmt ſie ihr nach ohne ihre eigenen Mittel zu berückſichtigen. Ueberdas werden immer große tragiſche Opern von Donizetti gegeben, von Donizetti dem erfindung- und leidenſchaftloſeſten aller Componiſten! Ehedem iſt hier ein franzöſiſches Vaudeville-Theater geweſen, wo ſich alle Welt viel beſſer unterhalten hat: aber es hat aufgehört, weil man fürchtet die franzöſiſchen Prinzipien würden durch die Bühne zu ſehr verbreitet werden und einen Anklang finden, den man zu unterdrücken wünſcht, die armen Fremden müſſen nun auch unter dieſer puritaniſchen Erziehung leiden. — Eben jetzt ſind wir acht Tage ohne Nachricht aus Frankreich geweſen, ſo arg haben dort Ueberſchwemmungen gewüthet. Ich wollte zu Anfang dieſes Monats einen Streifzug durch die Provence machen, weil man nicht wiſſen kann, ob nicht bis zum nächſten Frühling Krieg oder Revolution Frankreich unzugänglich gemacht haben, allein das Wetter hinderte mich und nun laſſe ich es auf das Glück ankommen, das heißt auf einen allgemein beſchwichtigenden Umſtand. Von Frankreichs Convulſionen hat man nur dann einen Begriff, wenn man ſeine Zeitungen lieſt; Mitleid mit einem ſolchen Zuſtand überſteigt faſt den Abſcheu bei mir. In der verzweiflungsvollen Haltungsloſigkeit aller Parteien liegt ein ſo großer Abgrund von Elend, weil er eine ſo völlige moraliſche Diſſolution offenbart, daß man ſich beängſtigt ſagen muß: es iſt noch nicht der letzte Curtius in dieſen bodenloſen Schlund hinabgeſtürzt. Aber das Hypotheſiren über politiſche Zuſtände der Gegenwart iſt grade ſo unerquicklich, als Nüſſe aufzuknacken; unter zehn Nüſſen ſind neun hohl. Die Geſchichte des Tages iſt ein Kind in Windeln; der Eine prophezeit, das wird ein großer Mann, der Andere, das wird ein Taugenichts, und am Ende wird es keins von Beiden, ſondern ein ganz gewöhnlicher Menſch. Die Geſchichte des Tages beurtheilen zu wollen, iſt grade ſo, als wollte man die berühmten Arras-Tapeten beurtheilen, während noch an ihnen gearbeitet wird. Der Arbeiter wirkt ſie nach Zeichnungen großer Meiſter, aber auf der verkehrten Seite: ſieht man ihm über die Schulter, ſo erblickt man plumpe Umriſſe, ein Gewirr bunter Farben, große Confuſion, die man ziemlich deuten kann, wie man will. Nach zehn Jahren iſt die Arbeit fertig, die Tapete wird umgekehrt, und ſiehe! ein klares deutliches Bild ſpringt uns überraſchend entgegen. Nur der Meiſter, der die Zeichnung machte, und einer oder der andere Arbeiter, der an der Tapete webte, wußten im Stillen, was ſie bewerkſtelligten. Ueber die Geſchichte, wie über eine Marmorſtatue, muß die Zeit hingeſtreift ſein, ehe ſie in meinen Augen Intereſſe haben, denn der einen Größe, und der andern Schönheit bewährt nur die Zeit. Alljährlich einen neuen großen Mann zu verehren, eine neue große Inſtitution zu bewundern, einen neuen gräßlichen Tyrannen zu haſſen — und übers Jahr den erſten erbärmlich, die zweite tyranniſch und den dritten verſtändig zu finden — damit läßt man ſich in prima furia ein paar Mal anführen; aber bald entſchließt man ſich mit Verehrung und dergleichen ein wenig zu warten. Ich meine, Keiner von uns hat die eiſerne Stirne zu behaupten, daß er ſich ſeit zehn Jahren nicht einige Male hätte tüchtig anführen laſſen; denn wenn er es auch behauptete, ſo würde es ihm nichts helfen. Faſt Niemand betrachtet die äußeren Erſcheinungen anders, als durch das Prisma ſeiner Leidenſchaften, Vorurtheile und Liebhabereien und die ſind dem Irrthum unterworfen — nicht blos in Andrer Augen, ſogar in unſern eigenen; nur kommen wir immer etwas zu ſpät dahinter. Ach, es iſt recht jämmerlich, wie wir in unſern Leidenſchaften und Vorurtheilen einher ſtolziren, ſo ſicher, ſo gewiß, ſo gepanzert, und wie dann die Erkenntniß des Irrthums die einzelnen Waffenſtücke von uns ablöſt, bis wir nackt und bloß daſtehen und uns bitterlich ſchämen! — Auf Eins bin ich unglaublich neugierig: was wird binnen funfzig Jahren aus der Aſche Napoleons geworden ſein, die man jetzt aus ihrer ſtillen Gruft herausſcharrt und über den Ozean ſchleppt, um ſie mit ſchauſpieleriſchem Gepränge der Erde eines Landes anzuvertrauen, das den Cultus der Vergangenheit mit Füßen tritt. Ich habe immer gefunden, daß jene Inſelklippe im Weltmeer die paſſendſte Stätte für Napoleons Gebein war, ſie war ſein Kerker, ſein Sarg, ſein Monument; ſie gab ihm, den Europa ausgeſtoßen hatte, die letzte und die ewige Ruheſtatt — „And he was there alone with his glory“ (Und er war da allein mit ſeinem Ruhm). Nun iſt's vorbei mit ſeiner erhabenen Einſamkeit! Die Wellen des Ozeans werden nicht mehr um ſeine Gruft brauſen! ſtatt deſſen wird die Pariſer Emeute um ſie brüllen, und der Pariſer Gamin ſeine Spottlieder um ſie pfeifen. Statt ihn zu ehren, höhnt man ihn. Es iſt ein Fluch, der ſowol auf geſunkenen Nationen als auf Individuen ruht: wenn ſie das Bedürfniß empfinden eine Huldigung darzubringen, ſo finden ſie den rechten Ausdruck nicht mehr: es klebt immer wie ein Schmutz — oder Blutfleck daran und man glaubt nicht an die Aufrichtigkeit ihrer Verehrung, da ſie bereits Alles erniedrigt, mit Füßen getreten und entweiht haben. Vor funfzig Jahren warf man in St. Denis die Gebeine einer achthundertjährigen Reihe von Königen auf die Straße; darunter waren Könige, die mehr für Frankreich gethan haben als Napoleon: Ludwig XI., der König des tiers état, wenn je einer war! der das Werk begann, welches Cardinal Richelieu zweihundert Jahr ſpäter vollendete, indem jener die großen Vaſallen der Krone, dieſer den hohen Adel vernichtete und zerknickte; übrigens hinterliſtig, heimtückiſch, grauſam, ſcheinheilig, geizig, ſchmützig — véritable roi de la canaille, hätte der nicht eine Ausnahme verdient? — Und Heinrich IV. der ritterliche galante König, der dieſe Eigenſchaften, auf welche die Franzoſen ſo hohen Werth legen, in der Vollkommenheit beſaß mit allen Licht- und Schattenpunkten, und dabei Kraft genug hatte der Hyder des Bürgerkrieges ihre Köpfe abzuhauen. Und Ludwig XIV, le grand roi par excellence, unter welchem Frankreich Europa ſo gewaltig beherrſchte, wie nie unter Napoleon; denn nicht den politiſchen Zuſtänden allein gab es Regeln und Geſetze, ſondern auch den Künſten, den Wiſſenſchaften, den Sitten, dem ganzen häuslichen Leben. Zwei Gewalten breiteten ſich dazumal über Europa aus, die intenſivere Siege gewannen und verderblicheren Einfluß übten, als die Armeen Napoleons und die am Throne Ludwigs XIV. genährt wurden: die franzöſiſche Sprache und die Mode — dieſe ein Kukucks-Ei im Privatleben, jene in den Cabinetten. Nie hat ein König der National-Eitelkeit ſolche Triumphe bereitet wie Ludwig XIV.; denn dieſe beide allmächtigen Gewalten haben nicht nur die traurigen Schickſale ſeiner letzten Jahre, ſondern den Sturz ſeiner Nachfolger und ſeines Thrones überlebt. — Aber die Revolutionsmänner ließen Poiſſarden die Rollen der Engel des jüngſten Gerichts ſpielen und zerwühlten bei ihrem Geheul die Särge von St. Denis ohne Ausnahme. Wo iſt die Bürgſchaft für Napoleons Aſche, daß ihr nicht dieſelbe Profanation bevorſtehe? — Ich bin zu nah bei Frankreich, nur eine Meile von der Grenze, nur eine Tagereiſe von ihren wichtigſten Hafen- und Handelſtädten, um nicht häufig über den Var — ſo heißt der Grenzfluß — hinweg zu ſehen und in das Land hinein, welches ſeit einem halben Jahrhundert von der Gehirnentzündung befallen iſt. Die Krankheiten der Völker und Staaten dauern lange und ſind unheilbar, weil ſie immer in Marasmus übergehen. — In Marſeille befindet ſich jetzt die ſchöne luſtige Königin Chriſtine von Spanien, vergnügt ſich ſo gut ſie kann, macht Küſtenfahrten zu Waſſer und zu Lande, und ſcheint ſich nicht ſonderlich über den Verluſt der Regentſchaft zu grämen. Ich ſag' es immer: Frauen müſſen abſonderlich organiſirt ſein, wenn ſie noch die Krone zu tragen lieben, nachdem ſie deren Laſt getragen haben.

Und nun lebe wohl und froh, unterhalte Dich gut auf all Deinen Jagden und ſei liebenswürdig trotz derſelben. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie die verdrießlichen Jäger den Frauen unausſtehlich ſind, und wie Euch die Jagd mauſſade macht, hungrig, müde, ſchwerfällig — kurz, deteſtabel! — Ich würde mich freuen, wenn es ſo käme. Du kehrſt eines Abends von mehrtägigen Jagden heim; Du findeſt Neuhaus ſehr ſtill, ſehr einſam; Du wünſcheſt: wäre doch ein Menſch da, mit dem ſich plaudern ließe, und ſiehe! da iſt mein Brief! dann rückſt Du den bequemſten Deiner bequemen Lehnſtühle vor das Kamin, den Theetiſch auch, trinkſt zwei immenſe Taſſen Thee und lieſeſt mit großem Vergnügen den voluminöſen Brief. Könnteſt Du dazwiſchen ausrufen: „Das iſt mal wieder ganz wie Du!“ ſo wäre meine Freude vollkommen. Denn ich hätte Dir die Täuſchung meiner Gegenwart und meines Sprechens gegeben, und es würde mir obenein viel ſchmeichelhafter ſein, als wenn die Rezenſenten mit ihrer eingefleiſchten Oberflächlichkeit ſagen, ich ſchriebe wie ein Mann. Das iſt erſtens ſinnlos, denn Göthe war ein Mann und Clauren auch — und zweitens nicht wahr, denn man zeige mir doch einmal einen Mann, der ſo ſchreibt wie ich. Aber — „ganz wie Du“ — iſt ein ſchönes Lob, welches Uebereinſtimmung zwiſchen meinem Wort und meinem Sein, zwiſchen der Erſcheinung und dem Weſen ausſpricht und anerkennt, daß ich meine Ueberzeugung nie verleugne, meine Schwäche und Kleinheit nie verſtecke und dabei immer die Welt ein wenig de haut en bas betrachte. — Nicht wahr Contino — ſo bin ich? Nun liebe mich, wie ich bin! das wird immer und ewig das größte Lob für den Menſchen ſein. —

Dritter Reiſebrief.

◆

Nizza, Ende März 1841.

Als ich im vorigen October herkam, um den Winter hier zuzubringen, war mir ſehr angſt vor Langeweile. Ich hatte keinen Arbeitsplan, keine Gedanken — nichts! ich wollte nur meine Geſundheit herſtellen. Das iſt ſehr gut und ganz nothwendig, aber nichts weniger als unterhaltend, und ich fühlte mich wahrhaft beängſtigt ſechs Monat sur les bras zu haben. Sechs Monat ſind ein ſo großer Theil unſeres kurzen Lebens, daß Menſchen, welche die Zeit anzuwenden wiſſen, Tüchtiges und Großes darin geleiſtet haben. Luther ſaß neun Monate auf der Wartburg und überſetzte die Bibel. Für alles Große hat man herrliche Exempel, aber zugleich auch immer für den Gegenſatz! Diogenes lag Jahr aus Jahr ein in ſeiner Tonne und gilt ſeit ein Paar tauſend Jahren für einen Weiſen. Ich habe kein Talent für das Leben in der Tonne, ob für die Weisheit — das wollen wir unerörtert laſſen, mein Clärchen. Ich ſann auf kleine Touren nach der Provence, nach Toskana, Ueberſchwemmungen und Wetter ſtörten ſie; ich mußte hier bleiben. Jetzt ſind die ſechs Monate gleich verfloſſen und wie jede Zeit ohne wichtig entſcheidende oder umwälzende Momente, ſie ſcheinen mir ſehr kurz. Ich habe den Ulrich geſchrieben, ich habe das Spaniſche gelernt, ich habe einige Geſchichtswerke geleſen, ich habe zwölf Paar Strümpfe geſtrickt; ich habe faſt täglich meilenweite Promenaden gemacht: und zu guter Letzt bin ich anderthalb Monat augenkrank und drei Wochen in kläglicher Zimmergefangenſchaft geweſen: — mit dem Allen vergeht die Zeit ſehr ſchnell, verſichere ich Dich.

Nun iſt der Frühling da, und wie ein Zugvogel ſchlage ich mit den Flügeln. Mein Gott, die Frühlingsunruh — dieſe Sehnſucht nach einer neuen Sphäre, einem friſchen Leben, einer erhöhten Thätigkeit, einem ſonnigeren Daſein. — Dieſer Drang hinaus — hinauf zum Licht, zur Schönheit, zum Glück, wie er in der ganzen Natur ſich offenbart: muß der Menſch mit ſeinen feineren Sinnen, mit ſeinen reizbareren Nerven nicht weit mehr davon ergriffen werden, als die animaliſche und vegetabiliſche Schöpfung? Ich meines Theils wundre mich jeden Frühling, daß ich nicht um ein Paar Zoll wachſe. Eines thut mir leid: immer muß ich — ich bleiben! Ich kann es nicht ergründen, ob Andern auch ſo zu Muth iſt, z. B. denen, die immer in der Geſellſchaft oder denen, die in beſtändiger körperlicher Anſtrengung leben. Ich könnte ſie fragen: aber wer ſagt die Wahrheit von ſich, wenn er nicht zum Voraus weiß, daß ſie ihm zum Lobe gereicht? Und dies iſt wol nicht eben ein Lob; es ſetzt eine Art von Unbändigkeit oder von Unkultur voraus, wie bei den Wilden. Doch werden vielleicht innerlichſt alle Menſchen davon befallen und wiſſen nur deshalb nichts davon, weil ſie nicht dem Gefühl nachgeben. Die Dichter bilden ſich immer ein, fünf bis ſechs Sinne mehr als alle übrigen Menſchen zu haben, und deshalb ganz außergewöhnliche Creaturen zu ſein; und es iſt doch im Grunde weiter nichts, als daß ſie der Vernunft und Erfahrung weniger Einfluß über ſich geſtatten, als ihren momentanen Stimmungen. Von einer ſolchen hängt oft die Conception ihrer Schöpfungen ab, kann man ſie tadeln, daß ſie ſich ihnen überlaſſen? Genug, ich bin in Reiſeunruh und in doppelter, weil ich nicht recht weiß wohin, und weil meine armen, immer zur Entzündung geneigten Augen mir jeden Augenblick einen Querſtrich machen und mich aufhalten können. In Marſeille, nach gründlichen Erkundigungen, wird es ſich erſt entſcheiden, ob und wie die ſpaniſche Reiſe zu machen ſei. Ich trotze ſchon mühſam genug der Beſchwerde, allein der Gefahr gewiß nicht. Uebrigens kann ich Dir nicht beſchreiben, wie neu und wie beklemmend es mir iſt, meine Plane von meiner Geſundheit abhängig zu ſehn. Kein Geld, oder keine Zeit, oder ſonſt etwas Erforderliches nicht zu haben, ſtört freilich eben ſo ſehr, aber mir däucht nicht ſo traurig, weil die Störung nicht aus der Unbeholfenheit des Körpers hervorgeht. Daß der mir den Dienſt verſagen, daß er mich hindern werde, halbe Nächte zu ſchreiben, mich Tag's jedem Wind und Wetter auszuſetzen — fiel mir ſonſt nie ein. Seit einem Jahr hab ich auch das gelernt. Ach, ich bin ſehr gelehrig: aber ich wollte, der liebe Gott gäbe mir nicht ſo viel Veranlaſſung mich davon zu überzeugen.

Als ich Mitte Februar zur Zimmerklauſur verdammt wurde, fing der Frühling an ſich nach einem ungewöhnlich ſchlechten d. h. regneriſchen Winter zu regen. Die Mandelbäume blühten, die Wieſen dämmerten wie von grünem Nebel, die erſten Frühlingsblumen, Anemonen und Veilchen prangten — die Vegetation, welche nur in dem einzigen Monat Januar ihren Winterſchlaf hält, wachte auf, ſah zwar noch ein bischen verſchlafen, aber ganz nett aus. Gegen Mitte dieſes Monats, als ich wieder frei wurde, hatte ſie ſich vollkommen ermuntert, und jetzt iſt es hier ſchöner, als in Deutſchland im Mai, viel wärmer, viel üppiger, nur fehlt freilich die Maſſe jungen Laubes unſrer nordiſchen Bäume. Bei uns iſt die Erde zuerſt ganz grün, hier iſt ſie gleich ganz bunt — und das fängt bei den Bergen an, um die ſich Frühlingswölkchen und Sonnenſtrahlen violett und roſenroth legen, ſteigt über die Hügel und Abhänge tauſendfarbig in unmalbaren Nüancen in die Ebene hinein, — gleitet dann ins Meer und ſchwebt vom Meer wieder zur Sonne zurück. Dieſe wunderſame Farbe, glänzender als jeder Email, glühender als jeder Edelſtein, iſt nicht ſowol grün oder roth oder blau zu nennen, als Südfrühlingsfarbe, zu welcher die einzelnen Blumen und Blüthen ihr Scherflein beitragen. — Bei uns ſieht man im jungen Gras nur weiße oder blaß gefärbte Blumen, hier ſchminkt die Sonne ſie gleich, wenn ſie geboren werden. Dunkelblaue Hyazinthen, goldne Tazetten, zitronenfarbne Primeln, himmelblaue Vinken, lila und ponceaufarbene Anemonen, brauner Goldlack, über ihnen die feurige Glut der Pfirſichbäume und das Alles im Schutz und Schirm des immenſen Olivenhains, den man die Ebene von Nizza nennt; das iſt jetzt mein Reich! denn mein iſt, was ich in meine Seele aufnehme, und ſo kommt es, daß ich, ohne einen Fingerbreit irdiſchen Beſitzes, reicher bin als Kaiſer und Könige; Ihnen kann doch höchſtens Alles gehören, aber mir gehört das All. —

Vor zwei Jahren kam ich gerade um dieſe Zeit nach Rom. Der Frühling iſt hier wenigſtens einen Monat früher als dort in ſeiner Pracht — wenn man bei der melancholiſchen römiſchen Campagna überhaupt den Muth hat, von einer andern Pracht zu ſprechen, als von der der Vergangenheit. Aber auch Neapels Campagna felice hat mir nicht dieſen Blumenkorb-Eindruck gemacht, wie Nizza, Sorrent vielleicht. Neapel ſelbſt, die große Stadt, nimmt zu viel Raum ein, um nicht das Auge beſtändig auf ſich zu ziehn, während das kleine Nizza, um den Fuß des Caſtelfelſens gelagert, ganz in der Landſchaft verſchwindet. Die hieſige Gegend iſt eine liebliche Idylle; ja, ſie würde ſogar den kleinen faden, allzu abgeglätteten Anſtrich einer ſolchen haben, wenn nicht die Gebirge im Hintergrund und im Vorgrund das Meer ſie vor Erſchlaffung in der

Lieblichkeit ſchützten. Neapel hingegen mit ſeinem tobenden Vulkan und ſeinem majeſtätiſchen Golf iſt wie eine feurige, überwältigende, lyriſche Improviſation. Sobald man ſich hier vom Meer ab und ins Land hineingewendet hat, darf man keine Großartigkeit mehr ſuchen. In Beſchreibungen wird zwar vom Vallon obscur geſprochen, wie von einer kleinen Via mala, doch das iſt lächerlich! es iſt ein Felſenſpalt, der einige hundert Schritte lang und deſſen Wände hundert Fuß hoch ſein mögen, ein mageres Bächlein durchrieſelt ihn. Der wenigſt hübſche Punkt um ganz Nizza. Mir iſt am liebſten außer dem alten Caſtel, das mir immer ganz beſondere Dinge in das Ohr flüſtert, das Château de St. André, das fünfviertel Stunden von hier, tief hinten im Thal auf einem Felſenvorſprung liegt, den ein kleiner raſcher Fluß hie und da mit Waſſerfällen und Strudeln umzingelt. Da iſt nicht ſo viel idylliſche und mehr romantiſche Schönheit — ich meine, es iſt keine gepflegte, cultivirte, wohlerzogene, conventionelle, ſondern eine freiere, überraſchende, ungebändigte Schönheit, mehr Natur und weniger Civiliſation. Der Graf de St. André, dem das Beſitzthum gehört, lebt in Turin, läßt das Schloß verfallen, wahrſcheinlich um ſo viel Einnahme wie möglich daraus zu ziehen; es ſteht leer und verödet, mit zerbrochenen Fenſtern, durch welche man mit Fresken geſchmückte Säle ſieht, die von Staub und Feuchtigkeit verwittert ſind. Kein Weg führt mehr hinauf, nur Fußſteige, und nur in der Mühle unten am Schloßberge iſt Leben und Thätigkeit. Dieſe Verlaſſenheit iſt wol traurig, aber eben dadurch kommt ein Reiz über die Gegend, der hier äußerſt ſelten iſt, ſie wird romantiſch, d. h. wild, einſam, ohne Cultur und daher maleriſch. Sie beſchäftigt die Phantaſie, man ſchmückt ſie aus, man träumt, was da Alles geſchehen ſein mag, man ſtellt die Schickſale des verödeten Schloſſes und der munteren luſtigen Mühle neben einander, in der mit ihrer Betriebſamkeit und Handthierung der Geiſt der neuen Zeit wach iſt. Ein ſolches Bild giebt es nicht weiter um Nizza! ein Garten des Südens beſchäftigt mehr die Augen als die Phantaſie.

Was übrigens die Betriebſamkeit anbetrifft, ſo ſcheint ſie mir ſehr gering — die Seidenfabriken und die Kultur von Oel- und Orangenbäumen abgerechnet. Was man zu kaufen verlangt — Alles kommt aus Frankreich! Ich begehrte neulich eine Cordeliere. Man macht hier keine, ſprach der Kaufmann, aber ich kann ſie kommen laſſen. Und ſo wurde denn etwas ſo Einfaches, wie eine Gürtelſchnur aus Frankreich verſchrieben. Die unerhörte Menge von Feſttagen muß den Handwerkern ſehr läſtig ſein. Am 19. März St. Joſephstag: ſämmtliche Magazine geſchloſſen und keine Arbeit; am 21. St. Benedictstag, Alles geſchloſſen; am 25. Mariä Verkündigung, wieder Alles geſchloſſen, dreimal in einer Woche! So andächtiges Militär iſt gewiß nirgends wie hier; an jedem Feſttag wird es in die Meſſe geführt. Ob man es in Italien nicht dazu anhält, oder ob man es in den großen Städten weniger bemerken kann — genug dieſe Andacht ex officio iſt mir nirgends ſo aufgefallen. St. Benedictstag wird hier beſonders hoch gefeiert. Am Vorabend ſchon war die Straße vor ſeiner Kirche mit Fahnen geſchmückt, mit Pechkörben erleuchtet, Raketen ſtiegen praſſelnd in die Luft und am nächſten Morgen donnerten die Kanonen. Ich konnte mich Anfangs gar nicht beſinnen, weshalb ihm ſo hohe Ehren. Endlich fiel mir ein, daß er der Erſte war, welcher dem Abendland im ſechsten Jahrhundert eine Ordensregel gab. Es iſt ein edler und ernſter Orden, der der Benedictiner, und ich habe eine große Verehrung für ihn. Er öffnet denen, welchen die Welt, wie ſie nun einmal eingerichtet iſt, nicht gefällt, nicht blos eine Zuflucht, ſondern die würdigſte Wirkſamkeit: geiſtige Thätigkeit in der Wiſſenſchaft, die ihnen zugleich den warmen Pulsſchlag des Lebens erhält, weil die Bildung der Jugend ihnen anvertraut wird. Und meiner Meinung nach taugen nur die Menſchen zu Erziehern, welche mit der Welt abgethan haben, nachdem ſie alle deren Kämpfe durchgemacht. Sie müſſen die Leidenſchaften und Beſtrebungen der Menſchen aus Erfahrung kennen, aber ihnen nicht mehr zugänglich ſein. Sie müſſen wiſſen, wie Liebe und Ehrgeiz, Wiſſensdurſt, Eitelkeit und Hochmuth und all die Triebe „which flesh is heir too“ die Seele durchſtürmen und zergraben, und müſſen ſich durch ein unwiderrufliches Gelübde, auf die Erkenntniß baſirt, daß nichts von dem Allen zum Glück führe, aus jenem unruhigen wellenſchlagenden Meere gerettet haben. Die deutſche Mode finde ich ſchrecklich, irgend einen Studenten der Theologie oder Philoſophie, der eben ſeinen Univerſitätskurſus durchgemacht hat und auf eine Stelle als Pfarrer oder Schullehrer wartet, in das Haus zu nehmen und ihm Kinder anzuvertrauen, während er ſelbſt der tüchtigen Hofmeiſter Erfahrung nöthig hat. Papa und Mama haben ſelten Zeit für die Erziehung, und ſo erzieht denn ein junger Tropf friſch darauf los, und die Kinder haben es am Beſten, welche nichts von ihm profitiren. Zum Amt eines Erziehers gehört Vocation, und das iſt etwas Anderes, als der tranſitoriſche Zuſtand zwiſchen der Burſchenzeit und der endlichen Verſorgung. Alles iſt im engen Zuſammenhang, Gutes und Nachtheiliges, und wenn man dieſes wegräumen mögte, ſo hat man mit Recht Furcht, daß auch jenes eingehe. Man liebt in Deutſchland das Familienleben, man hängt und hält zuſammen, man behält die Knaben gern im Elternhauſe unter eigener Aufſicht — und das iſt gewiß gut und lobenswerth; aber man hat leider nicht immer Vermögen genug und Luſt, um tüchtige Pädagogen tüchtig zu beſolden.

Hier iſt wiederum in den höheren Ständen eine Sitte ganz allgemein gebräuchlich, über die man ſich in Deutſchland entſetzen würde: man giebt nämlich die neugebornen Kinder auf das Land zu Bauerfrauen, welche ſie zugleich mit ihrem eignen Kinde an ihrer Bruſt ernähren. Ich weiß nicht, was man bei uns lieber thäte, als ein neugebornes Kind aus dem Hauſe zu geben! Hier findet man es beſſer, das Kleine einer braven Frau anzuvertrauen, die bei ihrem Mann und ihrem eigenen Kinde bei ihrer gewohnten Beſchäftigung und Koſt bleibt, als eine taugenichtſige Amme in das Haus zu nehmen. Eines weiß ich: wenn man viel in der Welt umherwandert und ſo manche widerſprechenden Sitten und Gebräuche ſieht, und ſieht, wie Jeder gerade die ſeines Landes oder ſeiner Ueberzeugung ſo lieb hat und über Fremde zürnt oder ſpottet und ihnen nichts Gutes zutraut — und wie doch im Ganzen die Schickſale der Menſchen, der Individuen wie der Völker, ſo große Einförmigkeit in der Entwickelung zeigen — ſo kommt man unwillkürlich zu einem gewiſſen Indifferentismus gegen die bürgerlichen Inſtitutionen und zu einem immer tieferen Vertrauen zu Gott, der ſich durch all den Wirrſal und all die Widerſprüche gar nicht confus machen läßt, wie das den ſuperklugen Leuten begegnet, ſondern ſeine Menſchen auf verſchiedenen Bahnen zu demſelben Ziel führt: ins Grab zum Würmerfraß und in den Himmel zum ewigen Leben. Aber, mein Clärchen, ich bekenne Dir, daß der Würmerfraß mich fürchterlich betrübt. Ach, könnten wir doch lebendigen Leibes gen Himmel fahren!

Geſtern gingen wir ſpazieren in dem Vallon de Magnan und da ſah ich ein herziges Bildchen. Eine jener Bauerfrauen hatte den Tag in der Stadt mit ihrem Pflegekind bei deſſen Eltern zugebracht und kehrte jetzt heim in ihr Häuschen. Sie ſaß auf einem ſtattlichen Eſel im vollen Sontagſtaat: den Caireu auf dem Kopf, feuerfarbnes

Halstuch, goldnes Kreuz am ſchwarzen Bande um den Hals (daher ſtammt die Mode der croix à la Jeannette) und lange goldne Ohrgehänge. Sie hielt das Kind auf dem Schooß; eine kleine Wiege, aus Rohr geflochten, war ſeitwärts an den Sattel geſchnallt und ihr Mann lenkte den Eſel. Für ein Malerauge wäre da gleich das Motiv zu einer Flucht nach Aegypten geweſen. Der Caireu iſt ein kleines weißes Muſſelintuch dreieckig unter dem Kinn zugeknüpft, aber der hintere Zipfel abgerundet und das Ganze mit einem Streif von geſticktem Muſſelin oder von Spitzen beſetzt — ſo etwas à la Fanchon. Noch eine unſerer Moden ſcheint den hieſigen Volksfrauen entlehnt zu ſein: die Mantillen; ſie tragen ſie freilich nicht von Tafft, ſondern von möglichſt buntgeblümtem Zitz, aber ganz den Schnitt und rund herum mit Falbeln. — Sehr graziös, wenn er friſch und ein hübſches Geſicht darunter, iſt ihr Hut, la capeline, von Stroh genäht, rund und groß und ſo flach, daß er ihnen faſt wie ein Teller auf dem Kopf liegt. Ein ſchmales ſchwarzes Sammetband faßt ſeinen Rand ein, und zwei Kreuzchen von demſelben Bande machen ſeinen ſeltſamen Schmuck aus. Die Eleganten geben ihm ein roſenfarbenes Futter. Juanine ſieht reizend darin aus.

Von der Geſellſchaft ſoll ich Dir etwas erzählen? — ja ſieh! das iſt nicht mein Fach, ſie intereſſirt mich nicht. Der Menſch im Geſellſchaftskleide iſt eine factice Creatur, die ſich überall ähnlich iſt, auf gleiche Weiſe geht und ſpricht, nach gleichem Schnitt ſich kleidet und urtheilt; eine Waare aus der allgemeinen Geſellſchaftsfabrik hervorgegangen, glänzend leicht; und ehe ich mir nicht Einzelne herausgefiſcht habe, iſt mir die Geſellſchaft langweilig. Zuweilen denk' ich: Aber kann ich mich denn noch in einem Salon benehmen? habe ich nicht die ſtereotypen Phraſen und das banale Lächeln und die kleinen hergebrachten Manieren vergeſſen? Bin ich nicht ganz aus der Uebung und wird meine Inferiorität nicht kläglich zum Vorſchein kommen? Denn ſich in einem Salon nicht wie die Majorität darſtellen, das iſt Inferiorität, und die iſt einem gewiß nirgends drückender als eben dort. Dann leg' ich Hand übers Herz, und, um nicht zu verwildern, gehe ich in eine Soirée. Statt aber auf mich ſelbſt und mein Benehmen zu achten, ſehe ich mir die Uebrigen an, ſpreche im Nachhauſefahren: Ach, ſie waren Alle wie überall und ſo werde ich's denn wol auch ſein! und verfalle dann wieder in meine antigeſellſchaftlichen Allüren, bis mich eine neue Furcht vor Verwilderung packt und in eine neue

Soirée jagt. Die Geſellſchaft kommt mir vor wie ein Maskenball, auf dem es nicht von gutem Ton iſt, in der Charaktermaske zu erſcheinen; ſie begehrt den Ballanzug und ich habe nichts ſo lieb als mein bequemes Hauskleid und die Art von Geſelligkeit, welche mir das Hauskleid geſtattet und mich aufnimmt, wie ich gehe und ſtehe und von innen und außen bin. Natürlich kann ſich eine ſolche nur auf einen ſehr engen Kreis, im Grunde nur auf Einzelne beſchränken; aber ſage mir, was habe ich von Hunderten, wenn ich mit ihnen von nichts ſprechen kann, als von den Fliegen, die brummen, und den Mücken, die ſummen?

Etwas habe ich aber ſehr bedauert. In den Faſten nämlich, wo kein öffentliches Schauſpiel ſein darf, hatten ſich zwei Liebhabertheater organiſirt, die zum Beſten der Armen ſpielten, quaſi öffentlich, ein engliſches und ein franzöſiſches. Ich konnte ſie nicht beſuchen, der Augen wegen, und es thut mir leid, weil beide allerliebſt geweſen ſein ſollen. Die kleinen franzöſiſchen Vaudevilles, die nichts erheiſchen als Gewandtheit und guten Ton, eignen ſich prächtig für Liebhabertheater, wenn die Theilnehmer Schauſpielertalent haben. Dann, däucht mir, müſſen ſie beſſer ſpielen, als die Schauſpieler von Profeſſion, welche gar zu ſelten in den Stücken aus der Geſellſchaft ſich zu benehmen wiſſen. Entweder wandeln ſie auf dem Cothurn oder ſie fahren wild und plump herum oder ſie ſind ungelenk vor lauter Ziererei. Du kannſt ſehen, daß die Geſellſchaft nicht ganz klein ſein muß, indem zwei Liebhabertheater ein ziemlich bedeutendes Publikum vorausſetzen laſſen. Der Regierung liegt natürlich ſehr daran, daß es den Fremden hier in jeder Beziehung wohl gehe, und ſo hat denn der jedesmalige Gouverneur von Nizza den Auftrag, ihnen ſein Haus zu öffnen und während des Carnevals mehrere Bälle zu geben. Wo ein ſo allgemeiner Mittelpunkt für die Geſellſchaft gegeben iſt, ſpinnen ſich die Fäden der Geſelligkeit leicht und bequem fort.

Welthiſtoriſche Sommitäten haben wir in dieſem Winter nicht gehabt, aber wir tröſten uns, denn es iſt ein Zeichen, daß ſie ſich wohl befinden. Im vorigen iſt Paganini hier geweſen, todtkrank an der Auszehrung: und im Mai 1840 iſt er denn auch geſtorben, aber weder hier noch in ſeiner Vaterſtadt Genua begraben — ſondern gar nicht. Nirgends hat man die arme Leiche unter die Erde betten wollen, denn er hat die Gebräuche verſäumt, welche die katholiſche Kirche den Sterbenden vorſchreibt. Ob aus Gleichgültigkeit? ob aus Schwäche? er iſt bereits drei Monate vor ſeinem Tode ſprachlos geweſen. Genug, in einem Keller in dem benachbarten Städtchen Villafranca ſteht ſein Sarg, als ob er ein Excommunizirter und wir im Mittelalter wären. Napoleon iſt auch hier geweſen, vor langen Zeiten, als er noch ein kleiner unbedeutender Lieutenant in der franzöſiſchen Revolutionsarmee war, welche Nizza beſetzt hatte; zwei Jahre iſt er hier geweſen, und hat in einem weißen Hauſe, welches noch gezeigt wird, ſich von der Krätze kuriren laſſen — was allerdings eine etwas ignoble Erinnerung iſt. Deſſen Sarg ſteht nun auch wieder über der Erde, aber vor lauter Ehrenbezeugung. Ich kann es nicht ſagen, wie mir das Herumſchleppen der Leichname zuwider iſt. Errichte man doch Säulen, Mauſoleen uud Monumente dem Andenken großer Menſchen, und ihre unglückſeligen Gebeine laſſe man in Frieden! An ſie hat im Grunde kein Menſch mehr ein Recht! ſie gehören dem Staube, der ſie gebar und in den ſie bald zerfallen. Doch an Alles begehrt der Menſch brutal die Hand zu legen, und was er nicht in ihr oder vor Augen hat — das exiſtirt nicht für ihn. Wir ſchwimmen im dickſten Materialismus, und ich finde unſere Zeit glorreich vor andern Zeiten dadurch ausgezeichnet, daß ſie ſich mit der Krone geiſtiger Bildung nebenbei ſchmückt. Andere Zeiten hatten dieſe oder jenen: wir Glücklichen beſitzen und genießen Beides.

Jetzt gehe ich nach Frankreich. Weiß Gott, wie das werden wird! denn ich haſſe Frankreich, ich haſſe dieſen Geiſt der Eitelkeit, der Fanfaronade, des Uebermuths, der Oberflächlichkeit, mit einem Wort, den Nationalcharakter. Barbarismus! nicht wahr? Ein Herz und eine Seele mit den Peſcherähs und den Pariſern erheiſcht die moderne Humanität! O, ich bin ſehr human, aber lieben und haſſen geht vor, und „Steht mir das Lieben und Haſſen nicht frei, ſo iſt es mit meinem Leben vorbei!“

Ja, Du glaubſt es vielleicht nicht — aber ich bin doch human. Der Einzelne, wie er ſei und was er ſei, ich laſſe ihn gelten, ich befreunde mich nicht mit ihm, wenn er mir nicht homogen iſt, aber ich verwerfe nicht unbedingt ſeine Geſinnung, Anſicht, Denk- und Handlungsweiſe, ich kann von ihm lernen und, wenn das auch nicht, ich habe eine Art von Ehrfurcht vor dem Menſchen, weil in jedem ein unſterblicher Geiſtesfunken glimmt. Iſt jedoch von Maſſen die Rede, von Parteien, von Völkern, von Nationen — ja dann ſcheint es mir unmöglich nicht für und wider zu ſein. Und nicht blos für mich unmöglich, ſondern für jeden Menſchen; auch für den allergrößten und klügſten und ſtärkſten. Eine

Mutter darf ſichs nicht merken laſſen, daß ſie ihren Sohn lieber hat als ihre Tochter: ein König nicht, daß ihm die Loyalen lieber ſind als die Liberalen: er iſt nur weiſe, ſie iſt nur gut, wenn Beide die äußeren Bevorzugungen ſtandhaft unterdrücken; allein daß ihnen das Herz anders für Dieſen und Jenen ſchlage, iſt unmöglich! ſie müßten denn gar kein Herz haben. Ich habe zwar vorhin von einem gewiſſen milden Indifferentismus geſprochen. Damit verhält es ſich denn auch ſo ſo! Mitunter habe ich wol meine ſtillen Momente, wo mir die Dinge nicht an die Seele kommen, ſondern nur vor den Augen vorbeirollen, allein ich weiß nicht, ob es meine guten ſind. Ueberdies betrifft dieſer Indifferentismus auch immer nur die Form, nicht das Weſen. Aengſtige Dich indeſſen nicht zu ſehr vor meinem Barbarismus. Ich habe mir ein Mittel ausgedacht ihn zu neutraliſiren: ich habe mich nämlich überzeugt und mir felſenfeſt eingeprägt, daß die Franzoſen keineswegs das erſte Volk in Europa ſind, wie ihre Ruhmredigkeit es behauptet, welches ſich von jeher an die Spitze der Civiliſation d. h. der allgemein menſchlichen Intereſſen geſtellt hätte und dem die übrigen Völker nur ſo blindlings nachzulaufen und nachzulallen brauchten. Und nicht aus eigner Luſt und Laune habe ich mich davon überzeugt, ſondern nachdem ich ernſt und eifrig ihre Geſchichte geleſen. Von den ſächſiſchen Kaiſern an bis zum Untergang der Hohenſtaufen war Deutſchlands Macht und Anſehen durchaus überwiegend, denn die Nachfolger von Hugue Capet konnten nichts thun, als ſich gegen ihre großen Vaſallen auf dem Thron erhalten. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unter der Herrſchaft der Valois, deren Geſchlecht faſt durchgehends mit hoher Schönheit, aber weniger mit Herrſchertalent ausgeſtattet war, überwog die Macht Englands und ſetzte Frankreich bis zu einer engliſchen Provinz herab, während Deutſchland verſumpft war unter den Kaiſern aus dem Hauſe Böhmen-Luremburg. Dennoch hatte ſich die Erinnerung an Deutſchlands majeſtätiſche Gewalt noch erhalten und als Ludwig XI. in ſeinen Fehden mit und um Burgund nach Carls des Kühnen Tode nicht übel Luſt hatte dem deutſchen Kaiſer Friedrich III. Trotz zu bieten, falls ſich derſelbe ſeines Sohnes Marimilian annehmen würde bei der burgundiſchen Erbſchaft, da rieth Philipp de Commines, der Memoirenſchreiber und einer der geſcheuteſten Köpfe der Zeit, dem König von Frankreich ſehr ernſthaft: er möge ſich wol bedenken und vorſehn, denn Deutſchland ſei ſo gewaltig „que c'est chose incroyable.“ Im ſechszehnten Jahrhundert während der blutigen

Stürme der Reformation, hatte das Haus Spanien Oeſterreich das volle Uebergewicht, welches dem Verfechter der alten Kirche nothwendig bei den Katholiken zu Theil werden mußte, während England geſchickt und ſchlau unter der klugen Eliſabeth zum Haupt der neuen Lehre ſich aufwarf. Frankreich hingegen ſchwankte hin und her, wie ein Schiff ohne Steuer, während der Fanfaronaden von Franz I. und während der kläglich unentſchiedenen Politik der letzten Valois, die mit Heinrich III. ausſtarben und den Bourbons Platz machten. Im ſiebenzehnten Jahrhundert endlich, als Deutſchland ſich zu Tod geblutet nach dem dreißigjährigen Krieg, als England von Parteien zerſetzt und Spanien ohnmächtig von ſtarrer Despotie und finſtrer Inquiſition war — da kam das Uebergewicht an Frankreich indem es der Abſolutismus des Königthums zu blendender, berauſchender Höhe ſteigerte. Deutſchland, deſſen Einheit verloren war durch die Reformation, oder vielmehr durch ihre ungeſchickte Anwendung auf die Zuſtände der einzelnen Staaten dem deutſchen Reich gegenüber, hatte das Unglück die römiſche Krone erblich von einem ſchwachen Kaiſerkopf auf den andern übergehn zu ſehen und ward dermaßen beſinnungslos vor Mattigkeit, daß es ſich um Alles bringen ließ, ſogar um Sprache und Geſchmack.

Nicht ſo England! England verfiel nicht nach langen Bürgerkriegen in Marasmus und unter den eiſernen übergoldeten Zepter des Abſolutismus — ſondern klug nahm es ein neues Element, einen Sauerteig in ſeine ſich zerſetzenden Kräfte auf, und errichtete ein Königthum von den ſtolzeſten und edelſten ariſtokratiſchen Inſtitutionen umgeben, durch welches es bis zur Reformbill 1830 in unangetaſteter Größe und Hoheit ſich erhalten hat. Das achtzehnte Jahrhundert iſt Englands Jahrhundert, während im Norden ein Rieſengeſtirn aufging, Peter der Große, dieſer merkwürdigſte und vielleicht größte Menſch, der je eine Krone getragen, während Deutſchland und Frankreich mit gelähmtem Herzen, mit vergiftetem Blut, mit umnebelten Blicken im Schlaf der Abſpannung vegetirten. Plötzlich kam für Beide die Reaction dieſes Marasmus, aber eine ſehr verſchiedene; gewaltſam, wild und blutig ſprang in Frankreich die Revolution auf, und in Deutſchland erhob ſich ſtark und ſtill das Leben des Geiſtes und der Wiſſenſchaft — hier alles Theorie, dort alles Praxis. Da kam Napoleon! Gott ſegne ihn! das war der Mann, den Deutſchland brauchte! es war ſo zahm geworden, daß es Alles ſich gefallen ließ, Blut, Schmach, Leid, Geißel, Unterdrückung jeder Art. Ja, ja! es iſt gräßlich, aber wahr: ſo tief war das ganze große Volk geſunken. Endlich war die Langmuth erſchöpft, das Maaß voll: der getretene Wurm richtete ſich auf! aber ſiehe, es war kein Wurm mehr! Wille und Bewußtſein war wieder über ihn gekommen und Deutſchland that das Seine. Jetzt gebe der Himmel, daß es ſich vollkommen emancipirt von Frankreich halte und nicht dahin ſehe, was man jenſeit des Rheins treibt — oder hinſehe, nicht ſowol um es nachzumachen, als um es nicht nachzumachen. So lange ſich Deutſchland unter Frankreichs Vormundſchaft begeben, war es unwürdig und unſelig. Ach, die Deutſchen! ich habe ſie ſo lieb, denn ſie ſind ein Volk von Herz: aber leider! leider das Herz ſitzt ihnen nicht immer auf dem rechten Fleck und darum laſſen ſie ſich zur Unzeit und durch gewiſſe hohle Worte rühren. Wenn die Fremden ſie human nennen und ein Denkervolk; das ſchmeichelt ihnen! dann wollen ſie ſich dieſes Rufes würdig zeigen und dann machen ſie eine Balourdise über die andre, wie z. B. vorigen Herbſt die großen öffentlichen Sammlungen für die überſchwemmten Franzoſen, die zum Dank nichts lieber gethan hätten als einen Krieg angefangen. Ich hoffe, Ihr habt nicht einen Pfennig gegeben, denn es war eine recht miſerable Oſtentation. Zur nämlichen Zeit waren in Graubündten eben ſo arge Ueberſchwemmungen, ein armes Volk, ein armes

Land, eine arme Regierung, ein Zweig deutſchen Volks — warum geſchah für das nichts? darum: man hätte ſich ganz ſchlecht und recht menſchenfreundlich, aber nicht in der erhabenen Glorie der Humanität gezeigt. Es iſt ſehr ſchön in der Stille ein barmherziger Samariter zu ſein, allein die Zeitungen dürfen es nicht auspoſaunen. Wenn die Franzoſen ſich ſelbſt als die Träger der Humanität darſtellen, denen man ſich nur anzuſchließen braucht, um ein goldnes Zeitalter über die Welt zu breiten, ſo iſt das dermaßen lächerlich, weil ihre ganze Geſchichte ſeit uralten Zeiten dem widerſpricht, daß ich nicht begreife, wie es auf irgend Jemand Eindruck machen kann. Aber freilich, man lieſt heutzutage Journale, keine Geſchichte, man beſchäftigt ſich mit Ideologien, nicht mit Thatſachen; und nur dieſe belehren — jene verwirren. Frankreich hat ſeine großen Menſchen und großen Momente gehabt, ſo gut wie jedes andere Volk; aber daß es ſie zu etwas Anderem benutzt haben ſollte als zu ſeinem Vortheil — habe ich nie und nirgends gefunden. Schwache Bundesgenoſſen ließ es im Stich, ſtarke ſuchte es zu hintergehn; man ſpricht, darin beſtehe die Politik und ich glaube gern, daß die verwickelten und widerſprechenden Staatsverhältniſſe zuweilen dergleichen erheiſchen; nur meine ich, daß Frankreich kein Recht habe mit ſeinen großartigen Aufopferungen für fremdes Wohl zu prahlen, wenn es nur eigenſüchtigen Principien folgt. Was die Franzoſen von jeher auszeichnete, iſt eine gewiſſe freudige Kriegsluſt, ein Vergnügen an den „bons coups de lance“ wie Froissart ſpricht. Wo es Krieg gab, da zogen ſie hin, auf ihre eigene Hand und lebten, wie ſie konnten, bald von dem Ihrigen, bald von Erpreſſung und Plünderung. Dies war natürlich nur der Adel; jeder Einzelne mit ſeinem Häuflein Reiſiger und Diener, oder auch ohne ſie; jeder Einzelne ſo übermüthig, ſo ohne Disciplin, ſo voll ſeiner perſönlichen Tapferkeit, daß die Meiſten aus Unbeſonnenheit oder Tollkühnheit Blut und Leben verloren. So zogen franzöſiſche Edelleute dem König Alfons VI. von Caſtilien zu, als er Ende des elften Jahrhunderts den mauriſchen König aus Toledo vertrieb und dieſe alte Hauptſtadt der Gothen einnahm. So ſind die Kreuzzüge zur großen Hälfte von ihnen alimentirt. So machten ſie unter Prinz Johann von Burgund 1396 einen unſeligen Zug nach dem von Sultan Bajazet bedrängten Ungarn, wo ſie bei Nicopolis fürchterlich geſchlagen und faſt Alle gefangen wurden — was unglaublich viel Löſegeld koſtete. So endlich halfen ſie der Republik Venedig die Inſel

Candia gegen die Türken vertheidigen. Dieſe Luſt am wilden Taumel des Krieges iſt hervorragend und durchgehend, und es iſt dabei recht merkwürdig, daß ſie ſo viel tapfere Ritter, und ſo wenig große Feldherrn hatten. Jeder ſchlug ſich gleichſam auf eigene Hand und zu eigener Luſt, auch die Könige, wenn ſie dabei waren. Ohne genueſiſche Bogenſchützen, ſchweizeriſches Fußvolk und deutſche Lanzknechte im Sold zu haben, brachte Frankreich kein tüchtiges Heer zuſammen — bis zu Ludwig XIV.; der hatte auch große Feldherren. Ruhm haben ſich die Franzoſen zu erringen gewußt! es ſcheint mir unmöglich ihnen den abzuſtreiten; — aber Ehre? ich meine innere Würde, innere Kraft, Reſpekt vor Anderen, Ausdauer für ſich — das möchte ich nicht behaupten. Wie ich Dir ſage, dies Alles iſt keine willkürliche Annahme, ich habe es nicht erfunden, ſondern es hat ſich ſo herausgeſtellt; darum halte ich es für richtig und wahr und weil ich mir dieſen allgemeinen Umriß beſtimmt und klar eingeprägt habe, ſo hoffe ich, daß ich im Stande ſein werde die einzelnen Zeichnungen, Farben und Schattirungen an dem großen Gemälde ohne beſondere Parteilichkeit zu betrachten. Das iſt ungemein intereſſant, daß jede Provinz Frankreichs, bis ſie mit der Krone vereinigt wurde, ihre eigene Geſchichte hat, die häufig ganz unabhängig von derſelben und zuweilen ihr fremd und feindlich iſt. Ich kann das nur ſchwerlich in dieſe Briefe hinein bringen und es würde Euch auch vielleicht weniger unterhalten als mich. Aber ganz ſchenke ich es Euch nicht! ohne den geſchichtlichen, den ewig menſchlichen Hintergrund in die Bilder der Gegenwart zu malen, giebt es nur Einzelheiten, nur Zerfallenheiten; er giebt ihnen Zuſammenhang. Die Geſchichte iſt die Spindel, an der ſich die Geſchicke der Menſchheit zu einem klaren verfolgbaren Faden abſpinnen; ſie iſt der Grund und Boden, auf dem die Kunſt wurzelt; ſie gießt über die Natur den unvergänglichen Zauber, der unabhängig von Frühling und Winter iſt; ſie iſt auf das Tiefſte verwebt mit jedem Erdſtrich, den wir betreten. Nicht wahr, Ihr intereſſirt Euch auch für die Geſchichte? —

Dies iſt wieder ſo ein Hirten- oder Cirkel- oder Allodialbrief, wie die beiden im vorigen Herbſt waren. Ich kann eben ſo wenig einzeln an Euch, als ein Buch, von meiner Reiſe noch außerdem ſchreiben. Alles wegen der unglücklichen Augen! ob man nun ſo etwas drucken laſſen darf? .... Wiederholungen, Kleinigkeiten, Details, welche nur die Freunde intereſſiren, ſind unvermeidlich in Briefen. Streicht man das weg, ſo werden ſie unbehaglich kühl wie ein Zimmer, aus welchem man Arbeitskorb, Stickrahmen, Bücher ꝛc. weggeräumt hat, um Gäſte zu empfangen, damit es fein ordentlich ausſehe und nicht mit den kleinen Gewohnheiten des Alltagslebens beläſtige oder ſie verrathe. Streicht man nichts, giebt man ſie ſchlecht und recht, wie ſie geſchrieben wurden, ſo kommt man ſich beinah zudringlich vor, weil man ſo nah an die Leute herantritt! Nun, ich habe Zeit, um das zu bedenken! die Hauptſache, die Euch und mir am meiſten Vergnügen macht, iſt die: daß ich Euch jetzt von meiner ſchönen Reiſe ſchreibe.

Andere deutſche Bücher als die, welche ich ſelbſt ſchreibe, bekomme ich nicht zu ſehen. Es können in Deutſchland die herrlichſten Genies aufgetaucht ſein — ich weiß nichts davon! ich erblicke nichts von ihnen, als in der Augsburger Zeitung — meiner einzigen deutſchen Lectüre! — die Anpreiſungen der Verleger, die in jedem Blatt fünf bis ſechs Meiſterwerke in Proſa und Verſen ankündigen. Ach, die Muſen ſind gar zu demokratiſch geworden! ſie beglücken die Maſſen mit ihrer Huld; ſie inſpiriren rottenweiſe: nur wenig Menſchen ſind ſo glücklich das ſagen zu können, was ein Profeſſor zu Johannes Falk ſagte, der ihn fragte, ob er je gedichtet. „Nein, ſo gemein hab ich mich gottlob nie gemacht.“ Ich, mit meinem tiefen Widerwillen gegen die Rotten fühle mich zuweilen ſo gedemüthigt, dieſer allgemeinen Muſenbegünſtigung theilhaftig zu ſein, daß ich auf meine eigne Hand darüber roth werde. Iſt das dumm? o mit nichten! künſtleriſch poetiſche Inſpiration, die ein ganzes Volk antreibt zu dichten und zu ſingen, erfaßt nur friſche junge Völker, die ſich eben aus Kämpfen und Stürmen herausgearbeitet haben, in welchen ſich nicht mehr alle Kräfte materiell anwenden laſſen z. B. die Araber nach Spaniens Eroberung: die Provençalen nach der Zerfallenheit der Carolingiſchen Herrſchaft: die Minneſänger unter der glorreich edlen Hohenſtauffen-Zeit. Wie man in der Jugend ſingt und ſpringt, um nichts, aus heller Luſt über das Leben, als unwillkürliche Aeußerung des Wohlbefindens; ſo wird dann auch gedichtet, und Einer macht es wie der Andere. Man wird in jenen Zeiten eine große Einfachheit und Monotonie finden, durch alle Poeſien durchgehend, wenig Erfahrung, wenig Gedanken; aber es klingt und ſingt wie am Frühlingsmorgen nach Sonnenaufgang im Walde. Dann wird es Tag, Mittag, heiß und ſchwül, die kleinen Sänger verſtummen: aber Abends hebt die Nachtigall einſam zu ſchlagen an. So kommen Calamitäten über die Völker, welche ſie der Entwicklung entgegen und ihnen Erfahrung und Gedanken aufdrängen, die ſie durch blutige Schmerzen erkaufen müſſen; wer ächzt und wimmert, kann nicht ſingen, hat die heitre Weiſe vergeſſen und die Stimme iſt ihm rauh worden. Darauf tauchen die Einzelnen auf, die Großen, denen der Genius die Zunge gelöſ't und ſie zum Organ ihrer Zeit, ihres Volks gemacht hat. Jahrhunderte waren nöthig, um ſie zu erzeugen: Jahrhunderte trennen Shakeſpear von Byron, Dante von Taſſo: einſam ſteht Cervantes in Spanien da: wir haben kürzlich Heroen gehabt in Deutſchland und wir ſind gleichſam das Heer, das ſie einexercirt haben, ohne es zu wollen, durch ihren feurigen Impuls: aber ein Heer von Genies hat die Welt, die doch manches Mirakel erlebt, noch nicht geſehn und wir werden es ihr auch wahrhaftig nicht vormachen! Iſt es nun nicht ſehr traurig einem Heer von Mittelmäßigkeit einverleibt zu ſein? Die Zahlen werden überall ſo rieſenhaft, von den Staatsſchulden wie von der Menge der Parnaßerſtürmer, daß es in der Welt unerhörte Bankerots geben wird.

Da die Augsburger Zeitung meine einzige deutſche Lectüre iſt, ſo leſe ich ſie jeden Morgen ſehr andächtig — wie Du ſiehſt bis zu den Anzeigen der Buchhändler! und ich muß ſagen, daß ſie mich zuweilen wundervoll amüſirt. Ich finde es gar ſo ergötzlich von den Journaliſten, den König von Preußen bereden zu wollen, er ſei groß, wenn er eine conſtitutionelle Verfaſſung gebe. Glaube Du mir: er iſt größer, wenn er es nicht thut, wenn er ſich nicht betäuben läßt von dem Geſchrei des falſchen Liberalismus. Seit einem Vierteljahrhundert baut man Conſtitutionen und leimt ſie „mit Schweiß und Blut“ wie Mephiſtopheles und die Meerkatzen und paßt ſie an à tort et à travers, und wartet nicht ab, was ſie für Früchte bringen. Man ſagt, England! England war eine ariſtokratiſche Republik, deren Sinn, deren Herz, deren Kraft die Pairskammer iſt, die große Traditionen, großes Vermögen, große hiſtoriſche Namen und Wichtigkeit, großen Grundbeſitz — und über das die ungemeine Geſchicklichkeit und Weisheit hat ſich immer friſch aus den edelſten Säften des ganzen Landes zu alimentiren. Zu ſolchen Inſtitutionen muß ein Volk ſich heranbilden, ſie müſſen aus ihm und aus ſeinen Bedürfniſſen geboren werden, müſſen wachſen, reifen, von innen heraus, ſie laſſen ſich nicht von dem Einen nähen und von dem Andern anziehen, wie ein neuer Rock. Oder man ſagt: Aber die kleinen deutſchen Staaten, Baden, Würtemberg! Die haben keine äußere Politik von europäiſcher Wichtigkeit, folglich haben die Kammern nur über die innern Verhältniſſe, Verwaltung, Finanzen und dergleichen zu berathſchlagen, was gewiß zweckmäßig iſt. Und in ähnlicher Abſicht, meine ich, hat der König von Preußen den Provinziallandtägen mehr Spielraum gegeben. Treten Kammern in einem Staat zuſammen, der ſich um die europäiſche Politik bekümmern muß, ſo fallen ſie über die her, wie Frankreich es macht, wo Jeder ſucht, ſich als König zu gebärden, d. h. ſeine perſönliche Idee herrſchend zu machen, und das iſt Abſolutismus. Wo iſt da Fortſchritt? wo Vortheil? erfüllen ſie ihren Zweck, Vertreter der Intereſſen, Bedürfniſſe, Wünſche des Volks zu ſein? Jetzt, z. B. bei der Befeſtigung von Paris! man mag ſprechen mit Franzoſen jeder Partei — und ſie ſind hier von allen Sorten — keine iſt damit zufrieden, höchſtens einige Raufbolde meinen, ſie könnten dann gleich vom Capitain zum Marſchall überſpringen. Leute von Einſicht, wenn ſie nicht tadeln mögen, zucken die Achſeln. Was iſt das alſo für eine Volksvertretung, die nichts thut, als Millionen votiren, wie wenn ſie vom Himmel regneten, und für einen Zweck, der den Intereſſen des Volkes fern liegt? Ich habe geſagt: „Wo eine Hauptſtadt wie Paris Feſtung wird, da wird die Herrſchaft, ſei ſie Republik oder Monarchie oder was ſonſt, eine Diktatur ſein.“ Und dahin arbeitet auch Louis Philipp! nicht für ſich, ach nein! der arme König iſt daran gewöhnt, wie ein Jongleur, auf der Schneide des Schwertes balanciren zu müſſen. „Il s'est fait à cela," er hat die ſchlangenhafte Gewandtheit dazu, doch ſeinen Nachfolgern würde er gern eine andere Exiſtenz als die eines königlichen Seiltänzers bereiten, und ihnen eine Stellung ſichern, die ihnen feſten Fuß und freie Hand giebt und ſie nicht zwingt, um die Gunſt jeder Partei zu buhlen. Ich finde Frankreich ein abſchreckendes Beiſpiel für conſtitutionelle Verfaſſungen: es zeigt, wie leicht eine ſolche demoraliſirt, indem ſie der Eitelkeit die ungemeſſenſte Arena öffnet. Und gerade das iſt der Grund, weshalb die Menge heutzutage nach ihr ſchreit; und die Augsburger Zeitung macht mich lachen, weil ſie meint, der König von Preußen wiſſe das nicht. Es thut mir recht leid, dieſen Winter nicht in Berlin oder da herum geweſen zu ſein! es muß amüſanter geweſen ſein, als ſonſt — ordentlich einmal Parteien für und gegen allgemeine Zuſtände! Nehmt Ihr denn auch Partei? ich hoffe es von Euch.

Nun zum Schluß muß ich Dir von einer Bekanntſchaft erzählen, die ich hier gemacht, die Bekanntſchaft eines Mannes, der das Ideal ſeines Standes iſt. Ein großer hagerer Mann, einen halben Kopf länger als alle übrigen, gelbes ausgearbeitetes ernſtes gutes Geſicht mit gebogener Naſe und ſchwarzem Haar, nur ein Bein, das andere iſt dicht unter der Hüſte abgenommen, daher zwei Krücken, aber ganz gerade aufrechte, ruhige Haltung: ſo ſteht er an der Mauer oder auf der Brücke: gehſt Du vorüber, ſo zieht er ſchweigend den Hut, und wirfſt Du einen Sou hinein, ſo wünſcht er Dir „bonne promenade“; kurz, ein Bettler — aber wie ich nie einen geſehen. Bettler zu ſein abrutirt. Aus dem Elend ein Handwerk machen, einen Erwerbzweig, es zur Schau ſtellen, ſich damit breit und läſtig machen, nicht ſowol Mitleid als Ekel und Ungeduld in Anſpruch nehmen: das iſt Bettelei und ſie verthiert ſo, und drückt dem Menſchen ein ſo bodenloſes Gepräge von Gemeinheit auf, daß ich eine Spitzbubenphyſiognomie weniger abſchreckend finde, als ein ſo recht ächtes Bettlergeſicht. Jenes verräth doch mindeſtens die Courage, ein ſchlechter Kerl zu ſein, dieſes nur ein liederlicher. Hier ſind genug von letzterer Qualität! mit allen möglichen Leiden und Infirmitäten behaftet verfolgen ſie mit Gewimmer, Geſchrei und Gebeten. Von dem allen keine Spur bei meinem Bettler, der ſieht aus wie ein Menſch, der ſich zu einem großen Unglück reſignirt und nicht vergeſſen hat, daß er Menſch iſt. Er iſt weder zudringlich noch ekelhaft: er wendet ſich an das reine Mitleid. Seine Kleidung iſt aus hundert Stücken zuſammengenäht, aber nicht zerlumpt. Zwänge ihn nicht ſeine Verkrüpplung zu dieſer armſeligen Exiſtenz, ſo würde er ein tüchtiger Menſch ſein. Dies Vertrauen hat mir noch nie ein Bettler eingeflößt, noch nie hab ich einem ſolchen gegenüber gemeint, er ſei ein ehrenhafter Menſch. Wir ließen ihn neulich kommen und gaben ihm dies und das; er nahm es dankbar und vergnügt und gab uns die Hand — eine ganz reinliche Hand, ſo wie Freunde unter einander thun, die ſich einen Dienſt geleiſtet haben und nicht viel Worte machen mögen. Er that es ganz natürlich, ganz beſcheiden, nicht etwa, als hielte er es für unſere Schuldigkeit, ihm zu geben. Es iſt mir ſonſt auch noch nicht vorgekommen, daß mir ein Bettler die Hand gedrückt, aber ich muß ſagen, es gefiel mir ungemein. Es iſt unglaublich, wenn man es nicht ſieht und erlebt, wie der Menſch Alles adeln und Alles entwürdigen kann! was wir ſind, macht uns weder vornehm noch gemein — ich ſpreche von unſern Seelen — aber anders ſcheinen wollen als wir ſind, z. B. der Bettler noch elender als er iſt, um dadurch einen Sou mehr zu bekommen: das macht es! das zieht eine ſo ungeheure Kluft, daß man die Menſchen hüben und drüben gar nicht für eines Geſchlechts erkennen kann. O, eine kleine Geſchichte, liebes Clärchen, eine wunderhübſche, die mir eben einfällt, die jedoch nicht von hier ſtammt, ſondern aus Tharant! Da war einmal vor ſechszig Jahren und drüber ein junges Ehepaar, Tagelöhner, nicht arm für ihren Stand und ſehr glücklich, denn ſie hatten ſich herzlich lieb. Aber ſie hatten keine Kinder und das grämte den Mann allmälig ſo heftig, als ob er ein Majoratsherr ſei, der einen Sohn haben müſſe; allein er blieb beſtändig gut und freundlich für ſeine Frau. Sie grämte ſich doppelt, um ihr eigenes Leid und um das ſeine, das er ihr nicht ausſprechen mogte, und nach einer Reihe von Jahren faßte ſie ihren Entſchluß, ſagte ihm, der Himmel habe ihr nun einmal Kinder verſagt, die er ſo herzlich wünſche; vielleicht würde er mit einer andern Frau glücklicher ſein — und darum wollten ſie ſich ſcheiden, ohne Haß und Zorn, weil es für Beide am Beſten ſei. Der Mann machte wol einige Umſtände — indeſſen mit einer ſolchen Veränderung ſind die Männer meiſtens zufrieden; er willigte ein; ſie wurden geſchieden. Sie hatten ein wenig Vermögen, es gehörte der Frau, ſie behielt es natürlich und verließ ihn, und er heirathete eine Andere und hatte Kind auf Kind. So vergingen mehrere Jahre. Da kam eines Tages die erſte Frau zu dem Ehepaar und ſagte: Sie fühle ſich einſam und verlaſſen und möge doch keinen andern Mann heirathen: das Ehepaar mögte ſie aufnehmen, die Frau ihr erlauben, daß ſie ihr in der Wirthſchaft und bei den Kindern zur Hand gehe, der Mann ſie als eine treue Freundin behandeln; ſie wolle an den Kindern ſich freuen als ob es ihre eigenen wären und ihnen ihre kleine Habe zuwenden. Beide waren gerührt durch eine ſo große Anhänglichkeit, und es geſchah, wie jene es gewollt. Dieſe drei Menſchen aus einem Stande, wo Zankſucht und Klatſchhaftigkeit durch peinliche Enge der Verhältniſſe angeregt werden, lebten lange Jahre in Frieden und tiefer Eintracht mit einander, ohne daß der Mann die Eiferſucht ſeiner Frau gereizt, ohne daß die Frau mit Neid oder Scheelſucht die Geſchiedene betrachtet, ohne daß die Geſchiedene die Rechte der Hausfrau beeinträchtigt hätte. Dann ſtarb der Mann, und beide Frauen beweinten ihn und lebten nach wie vor zuſammen. Dann ſtarb die Geſchiedene; ihre Verwandte ließen es nicht zu, daß ſie ihr kleines Vermögen den Kindern vermache, und auch dieſe Kinder ſtarben alle nach einander. Niemand lebt mehr als die zweite Frau, eine Greiſin, blutarm. Sie erzählte dieſe Geſchichte und ſagte: „Ja, ich bin arm und habe in meinem ganzen Leben nichts als Armuth gekannt; aber ich bin „doch vergnügt und danke Gott alle Tage für das „viele Gute, was ich genoſſen habe.“ Clärchen, ſtelle Dir vor: Der Mann, die Freundin, die Kinder todt, ganz einſam, ganz pflegelos, achtzig Jahre, bittere Armuth — und doch dem guten Gott dankbar: iſt das nicht um die Hände davor zu falten? Wenn man das ſo lieſt, kommt es einem ganz natürlich vor: man muß es nur recht durch ſeine Seele gehen laſſen, um zu begreifen, was es auf ſich hat! Man muß nur die eigene Verzagtheit, Ungenügſamkeit, Trotz und Uebermuth damit vergleichen! Mir klopfte ſchon damals, in meiner fürchterlichen Angſt vor dem Erblinden das Herz — und jetzt, wenn dieſe Angſt aufwacht oder wenn ich traurig bin um dies und das, oder auch um nichts als um die ewigen Diſſonanzen des Lebens — fällt mir oftmals die arme Greiſin von Tharand ein und macht mich ganz ſtill. Das iſt das Schöne bei den guten Gedanken, daß zu ihnen gar kein Geiſt, keine Bildung, keine Wiſſenſchaft, nichts gehört, als ein Herz, daß Jeder ſie haben kann, auf ſeine eigene Hand, in aller Demuth und Einfalt, faſt ohne es zu wiſſen, und daß ſie trotz ihrer Unſcheinbarkeit dennoch wunderſam durch die Welt fliegen, und zu denen, die grade ihrer bedürfen als Troſt und Stütze.

Dies iſt eine wahre Geſchichte, liebes Clärchen! ich ſage das zur Abwechslung, weil ich ſo oft ſagen muß: dies iſt keine. Und hiemit will ich auch meinen Brief beenden. Am 1. April ziehe ich von dannen. Es ſollen große Räuberbanden im ſüdlichen Frankreich ſein — bis jetzt fürchte ich mich nicht vor ihnen, ſondern vor dem Staube. Es iſt gar zu entſetzlich, ſtatt Luft — Kalkſtaub einzuathmen und wie eine Leiche in der Wüſte von ihm überrieſelt zu werden. Um ihn wenigſtens nicht auf meinen Kleidern zu ſehen, habe ich mir Kleid, Schuhe, Hut, Alles ſtaubfarben machen laſſen, ſo daß ich ausſehe, wie ein rechter Erdenkloß, der ich freilich auch bin! Nur der Hut iſt mit veilchenfarbenem Taffet gefüttert und hat einen ähnlichen Schleier — das iſt den Augen angenehm. — Meine Herzlieben, gehabt Euch wohl!

* * *

Vierter Reiſebrief.

Toulon, 3. April 1841.

Herzensmama! wäre es nicht gar ſo abgebraucht zu ſagen: Man weiß das Gute nicht eher zu ſchätzen, als bis man es entbehrt; — ſo wüßt' ich wol, was ich ſagte! Ach, Nizza! dieſer Himmel, dieſe Luft, dieſe Erde, dieſe Stille, dies — Alles! ach, in der Welt iſt nicht desgleichen; und dennoch war ich's zuletzt ganz überdrüſſig und freute mich kindiſch, im Wagen zu ſitzen und von dannen zu rollen. Aber Gott ſegne es, das kleine Nizza, und erhalte ihm ſeinen milden Himmel zur Erquickung und Stärkung aller Heilbedürftigen! mir hat es die unausſprechliche Wohlthat erzeigt, daß ich in dieſem Winter nicht eine einzige Schneeflocke geſehen. So wie man es verläßt, iſt man wie durch einen Zauberſchlag in eine andere Welt verſetzt.

Die Glut des Südens, die ungeheuren Contraſte der üppigſten Vegetation und der wildeſten Kahlheit, das Gemiſch von Apathie und leidenſchaftlicher Thätigkeit, welches den ſüdlichen Charakter nicht blos in der Natur, ſondern auch im Menſchen bezeichnet — hört gänzlich auf. Sie hat Dich an der ganzen liguriſchen Küſte nicht einen Moment verlaſſen. Am Var, dem franzöſiſchen Grenzfluſſe, beginnt ein anderes Land, das bis Cannes noch recht ſchön iſt — daher haben da einige Engländer, z. B. Lord Brougham, Landhäuſer; — aber über den Berg von Leſtrelle hinaus biſt Du in der grünen, hügeligen, etwas inſipiden Provence, durch welche der Miſtral wie raſend fegte. Das iſt der Nordweſtwind, die Geißel der Küſte, welcher beſonders im Frühjahr wüthet. Man hat nicht mehr die ſchützenden Alpen im Rücken; dennoch iſt das Klima warm; der Flachs blühte, Hafer und Roggen ſtanden in Aehren; allein es iſt eine nördliche Vegetation, der Oelbaum iſt zum kläglichen Geſtrüpp herabgeſunken, während der Orangenbaum ganz verſchwindet, und an den Felsabhängen blüht nicht mehr die Myrte, ſondern die Erika. Auf den Hügeln liegen Ruinen, meiſtens von Schlöſſern und Klöſtern, die in der Revolution zerſtört wurden. In der weiten Ebene von Frejus ſind Ueberreſte römiſcher Aquädukte und Thürme. Weiterhin ſchlug Marius die gewaltige Siegerſchlacht über die uralten Teutonen. Da haſt Du drei untergegangene Generationen, nach dem gigantiſchen Maßſtab der Geſchichte und nach Völkern gerechnet! — Aber wenn die Schickſale der Maſſen auch klar zu überſehen und faſt im Voraus zu berechnen ſind: in die der Individuen flüchtet ſich genug des Räthſelhaften, des Ueberraſchenden, um jedem Einzelnen das eigene Leben neu erſcheinen zu laſſen. Manche ſolcher Räthſel gehen an uns vorüber, und wir ahnen es nicht; manche — und wir verſtehen nicht ſie zu löſen; manche endlich ſind wie ein durch eine geheime Feder verſchloſſener Kaſten, der vor Aller Augen daſteht, der Neugier und Theilnahme weckt und deſſen Inhalt man nicht zu erforſchen vermag. Eine ſolche myſteriöſe Erſcheinung iſt der Mann mit der eiſernen Maske geweſen, der ſein traurig räthſelhaftes Daſein in dem Fort der Inſel Marguerite, Cannes gegenüber, verbracht hat. — Das Volk iſt nicht ſchön, ſieht aber recht aufgeweckt aus. Die Weiber haben ein wüſtes Anſehen durch ihre ungeheuren Hüte von ſchwarzem Stroh mit hoher Form und breitem Rande, der ihnen welk um die welken Geſichter herumklappt. Iſt aber einmal eins dieſer Geſichter hübſch, ſo iſt es ſehr. Dörfer giebt es gar nicht: ich meine, was man bei uns ein Dorf nennt: eine willkürliche unregelmäßige Agglomeration von Häuſern, getrennt durch Gärten, Höfe, Felder. Es ſind lauter Ortſchaften von ſtädtiſchem Anſehen, ſtraßenweis Haus bei Haus gebaut, aber recht armſelig, zum Theil verklebte Fenſter, verfallene Thüren. Da wohnen die Leute zu drei oder vier Tauſenden beiſammen, welche das umliegende Feld beſtellen, das in Acker- und Weinbau ſtreifenweiſe eingetheilt iſt. In dieſer frühen Jahreszeit ſehen die Weinſtöcke wie Kohlſtrünke aus. Mitunter ſind ganz wüſte Landſtriche, ſteinig oder verſandet, als wäre darüber Waſſer fortgegangen. Daher war ich höchlichſt überraſcht, als wir um einen Berg bogen und die reizende Ebene von Hyères, vom Meer begrenzt, vor uns ſahen. Sie iſt ganz voll Orangen, die hier ſogar beſſer als in Nizza gedeihen ſollen. Das kleine graue Städtchen ſteigt den Berg hinan und ſieht unſauber genug aus. Man bleibt zum Glück in der Vorſtadt. Da ſind zwei Gaſthöfe und einige Häuſer, die an Fremde vermiethet werden; Alles in ſehr kleinem Styl, ſo daß man wol mit äußerſt geringen Anſprüchen herkommen muß, um ſich behaglich zu fühlen. Das Clima iſt ſehr mild. Zwei wunderſchöne Palmen, die mich an Palermo erinnerten, ſtanden in einem Garten, und auf der Promenade wird eine ganze Palmenfamilie herangebildet, wie kleine wilde Thiere in vergitterten Kaſten. Zwiſchen ihnen ſprudelt eine Fontaine, über der ſich ein kleiner Obelisk erhebt, mit der Inſchrift: „A Monsieur le Baron de Stultz, bienfaiteur de Hyères.“ Du mußt wiſſen, daß Mr. le Baron de Stultz der zu ſeiner Zeit höchſt berühmte Schneider Stultz in London war, der ſich hieher in ein hübſches Landhaus zurückzog, nachdem er ſich ein großes Vermögen und den Baronstitel „mit Nadel und mit Scheere“ erworben hatte. Er iſt todt und ſein Beſitzthum in andere Hände übergegangen. Wir wurden auch, wie alle Fremden, in einen prächtigen Orangengarten geführt, deſſen Ernte in dieſem Jahr für 18,000 Franks verkauft worden iſt; ein Blumengärtchen umgiebt das ziemlich unſchöne Haus, wo in freier Erde allerlei exotiſche Pflanzen gedeihen. Dann gingen wir an dem Hauſe vorbei, welches Cabrera bewohnt. Den hätte ich gern geſehen — den fürchterlichen Mann, der ſeiner gemordeten Mutter ein ſo gräßliches Todtenopfer brachte. Ich liebe die Menſchen, die zu lieben und zu haſſen verſtehen! ohne einige Wildheit geht's freilich nicht dabei zu, allein man weiß denn doch, wie man mit ihnen daran iſt. Ich wurde einmal gefragt, ob ich in den ſpaniſchen Angelegenheiten legitimiſtiſch oder liberal oder ich weiß nicht was ſey; ich ſagte: „ich bin cabreraiſch!“ und das iſt ganz mein Ernſt. Aus dem entſetzlichen Wirrwar aller Ideen und Principe, die drunter und drüber wirbeln, wie welke Blätter, finde ich es eine wahre Erquickung vor dem Wuſt der Theorien, ſich unter die Fahne eines Menſchen flüchten zu können. Nun lebt er in Hyères mit ſeinen zwei Schweſtern, von denen er die eine kürzlich an ſeinen Adjutanten verheirathet hat. Er iſt noch jung, einige dreißig Jahr, doch ſein ſchwarzes Haar ſoll ſchon ſehr weiß ſein. Das begreift ſich! wie der Mann aber nach einer ſo wilden Freiheit dieſe quaſi Gefangenſchaft — nach einer ſo leidenſchaftlich bewegten Exiſtenz die gegenwärtige erträgt — begreift ſich ſchwer! Ich denke mir .... er wartet. Seine Zeit wird doch wiederkommen, denn wenn ein Volk einmal mit Revolutionen en train iſt, ſo hören die ſobald nicht auf, und oft geſchieht dann das Allerunerwartetſte, weil man leichter den Berechnungen das Widerſpiel halten kann, als einem coup de main. — Außer ihm waren den ganzen Winter wenig Fremde in Hyères geweſen, was die Leute auf den hohlen Kriegslärm ſchoben und ſich ſehr verdrießlich darüber ausſprachen. Hier nun ſieht es gewaltig kriegeriſch aus! 30,000 Mann ſind eingeſchifft und die Flotte wartet nur auf günſtigeren Wind, um nach Algier abzuſegeln. Von den 30,000 werden auch wenige Frankreich wiederſehen! Das iſt ein wilder blutiger Krieg dort; ſo ein Krieg, wo Mann und Mann ſich gegenüberſtehen und ſich glühend haſſen! ein ſolcher iſt immer exterminatoriſch, und ich glaube nicht, daß die Araber dabei zu kurz kommen werden. Die Wüſte giebt andere Sehnen und andere Seelen als die Civiliſation. Da liegt ſie vor Anker auf der Rhede, die ſchöne, ſtolze Flotte, Linienſchiffe, Fregatten, Dampfſchiffe: eine ganze Armee darauf, Pferde, Munition; eine Waſſerſtadt, ein ſchwimmendes Lager, kunſtvoll eingerichtet nach tiefen Studien, ernſten Geſetzen, hoher Wiſſenſchaft. Da wird ſie übers Meer ziehen, von einem Welttheil zum andern, der Triumph des Menſchengeiſtes, der dieſe ungeheuern Kräfte erfinden oder durchdenken oder beherrſchen oder beſeelen — kurz, ſich unterthänig machen mußte. Wenn man bedenkt, was Alles zu einer Flotte gehört, welch eine Maſſe von geiſtigen und materiellen Schätzen, ſo ſinken einem die Hände herab vor Erſtaunen, vor Bewunderung, und man ruft ganz in Extaſe: „O die Civiliſation! ſie giebt dem Menſchen beinahe göttliche Kräfte.“ — O, liebe Mutter, kämeſt Du, wie ich, eben aus dem Bagno, ſo würdeſt Du, wie ich, ſagen: „Die Civiliſation kommt mir vor „wie eine Gabe des Teufels: man kann Alles mit „ihr erlangen! ſie giebt dem Menſchen Herrſchaft, „Intelligenz, Genuß, Induſtrie, Alles und Alles! „aber ſie macht ihn weder glücklich noch gut — „grade als ob er ſich dem Teufel ergeben hätte." Oder Du würdeſt wenigſtens ſagen — denn Du biſt liebenswürdiger und nicht ſo excluſiv wie ich: — „Die Civiliſation kommt mir vor wie eine Si„rene! ein ſchönes Weib, das zauberiſche Lieder „ſingt und Alle bethört, die ſich ihr nahen; aber! „aber! der ſchöne ſichtbare Leib läuft aus in einen „eklen unſichtbaren Fiſchſchweif, der die reizende „Erſcheinung zu einem Ungethüm umſtempelt." Im Bagno bekommſt Du den Fiſchſchweif zu ſehen. Da werden 2600 Männer in Ketten und zum Theil in lebenslänglicher Gefangenſchaft gehalten, damit wir Andern Ruhe haben. Das iſt die Nachtſeite der Civiliſation, und zwar ohne Geſtirne! Wo in der Welt findeſt Du eine Geſellſchaft von 2600 Menſchen beiſammen, die von Geſetzes wegen — ich ſage nicht lebenslänglich, ſondern nur ein Jahr, ja nur einen Tag für ihre guten Handlungen belohnt würden. Die guten Handlungen können nicht belohnt werden! man hat zwar Tugendpreiſe und dergleichen erfunden; aber ich weiß nicht, was für einen kleinen theatraliſchen Beiſchmack die immer haben! ich ſage auch gar nicht, daß die Tugend dergleichen Ermunterungen nöthig hätte, ſo wie das Laſter Strafe und Warnung bedarf; ich ſage nur: welch eine ſeltſam organiſirte Welt iſt die unſere, in der nichts Beſſeres für die Tugend geſchehen kann, als daß man ſie ignorirt. Nun muß ich Dir vom Bagno erzählen, fein ordentlich, wenn ich kann; mir zittern noch Hände und Herz — dann iſt ſchlecht ſchreiben. Vielleicht hat es darum einen ſo heftigen Eindruck auf mich gemacht, weil ich nie irgend eine Strafanſtalt, noch irgend ein Gefängniß geſehen. Ich habe es immer vermieden! es iſt mir peinlich, aus Neugier, die ſich Theilnahme nennt, dieſe Stätten des Jammers zu beſuchen. Zu Toulon gehört das nun einmal.

Man muß ſeinen Paß zum Commandant ſchicken; dann wird man von einem uniformirten Mann abgeholt und regelmäßig herumgeführt. Toulon iſt zum Hafen geboren; das Meer macht eine runde Bucht im Lande, und faſt bis ans Ufer treten ſchroffe, hohe, ſteile Felſen hinan, die gegen Stürme ſchützen. Im Sommer muß es ein Tropenklima haben! Zwiſchen Fels und Meer liegt die Stadt von 35,000 Einwohner, und lebt und webt von und für die Marine. Da Frankreichs Hauptintereſſen gegenwärtig nach Afrika gehen, ſo muß der

Hafen des mittelländiſchen Meeres am meiſten Wichtigkeit haben. Man beſieht alſo das Arſenal, von welchem der Bagno nur eine Abtheilung iſt. Das Arſenal iſt der Ort, wo Alles, was zum Bau, zur Ausrüſtung und Verproviantirung der Kriegsſchiffe gehört, fabrizirt und aufbewahrt wird — alſo eine große Menge rieſenhafter Gebäude, Magazine, Schmieden, Werfte, eine Seilerei, Bauplätze, Waffen- und Modellkammer, und ich weiß nicht was noch! Da ſiehſt Du nun Alles! wie das Schiff gebauet wird, und was darauf kommt, von dem ungeheuern Anker an bis zu den Arzneimitteln, welche zur Schiffsapotheke gehören. Da ſind täglich 8000 freie Arbeiter und ein Paar immenſe Dampfmaſchinen beſchäftigt. Die Thätigkeit iſt ſo groß, ſo lärmend, ſo betäubend, daß ich Angſt hatte, man würde mir in der Haſt meinen Kopf abreißen und ihn zu irgend etwas Tüchtigem verarbeiten. In dieſem weiten Raum, zwiſchen dem brauſenden Getümmel wird man zuerſt gar nicht die forçats gewahr; aber nachdem ich ſie geſehen, konnte ich das Uebrige gar nicht mehr ordentlich beſehen. Sie arbeiten in Gruppen zuſammen, oder arbeiten auch nicht, bald paarweiſe an einer Kette, bald einzeln, Manche ſogar ohne alle Kette. Sie tragen zitronengelbe Beinkleider, feuerrothe Jacken, und Mützen, je nach dem

Grade ihrer Strafe; grüne, für Lebenszeit. Wer entwiſcht und wieder eingefangen iſt, bekommt einen gelben Ermel. Ich kann's nicht ſagen, wie ignoble dieſe ſchreienden Farben ausſehen! bei Shawls, Atlas oder dgl. erträgt man das Grelle; der edle Stoff oder die Mode edeln es gleichſam. Aber ſo, von ſchlechtem Stoff, ſchlecht gefärbt, verblichen, beſchmutzt, macht dies Grün, Roth und Gelb einen ſonderbar wilden, gemeinen, abſchreckenden Eindruck. Auf der Mütze haben ſie ihre Nummer; denn im Bagno giebt es keine Namen mehr! dieſe menſchliche Bezeichnung hört für ſeine Bewohner auf. Mit dem glühenden Eiſen wird Keiner mehr gezeichnet. Man hat es für die auf Lebenszeit Verdammten unnütz — und für die auf gewiſſe Zeit, allzu grauſam gefunden. Zu beſonders ſchwerer Arbeit werden ſie nicht angehalten; ſie ſägen Holz, ſie ſchmieden. In der Seilerei und beim Nähen der Segeltücher werden ſie nicht gebraucht, weil ſie dort durch Brandſtiftung gefährlich werden könnten. Denn obgleich bei dieſen 2600 Sträflingen 500 Beamte angeſtellt ſind, ſo muß man doch immerwährend auf der Hut gegen ſie ſein. Viele thaten nichts und ſaßen in der Sonne. Ein Paar wickelten ſich Lumpen um ihre von der Kette wundgeriebenen Knöchel; Andere ſchnitzten in Holz und flochten aus Stroh dies und das, boten es auch zu Kauf an: aber von dem Einzelnen darf man nichts kaufen, ſondern in ihrem kleinen Bazar. Da wird ihnen das Geld aufgehoben, und ſie bekommen den kleinen Verdienſt, wenn ſie frei werden. Ich kaufte ein Paar Schuh, aus den Faſern der Aloe geflochten, à jour, ſchneeweiß, die mit roſenfarbenem Taffet gefuttert die niedlichſten Pantoffeln unter der Sonne ſein, und keine Spur von ihrer Geburt im Bagno haben werden. Ein forçat ohne Kette war der Handelsmann. Manche ſahen ganz neugierig die Fremden an. Einer lachte laut und hell. Er ſaß zwiſchen ſeinen Kameraden und lachte über irgend eine luſtige Geſchichte ganz munter — und doch trug er die grüne Mütze! im Bagno leben und ſterben müſſen und dennoch lachen können! Auch Beduinen ſind da, meiſtens Falſchmünzer, mit Geſichtern und Augen wie Tiger, ſo wild und ſcharf und lebhaft. Denen iſt ihr Schickſal auch nicht an ihrer Wiege in der Wüſte vorgeſungen! was wußten die von Münzen, ächten oder falſchen! Nun kommt die Civiliſation zu ihnen, nun lernen ſie die Genüſſe kennen, die man ſich durch Geld verſchafft, nun erliegen ſie der Verſuchung — und kommen mit der grünen Mütze ins Bagno. So iſt die Geſellſchaft eingerichtet: erſt verführt ſie durch ihre Lockungen, und dann ſpricht ſie ganz zornig: „Was! Du unterſtehſt dich dich verführen zu laſſen? fort mit dir, du Spitzbube!“ und der Beduine, der nichts gekannt hat als die unbändigſte Freiheit, wird an die Kette geſchmiedet! — Ein alter forçat liebkoſte ein junges Kätzchen, das er zärtlich auf dem Arm trug, und es wie ein glücklicher Vater ſeinen Kameraden zur Bewunderung präſentirte. Ein andrer lehrte einen Pudel tanzen. Ein ſchöner junger Mann ging an uns vorbei, leicht und frei von Haltung, wie auf der Promenade. Deſſen Geſchichte wüßt' ich gern! das war kein Menſch von geringer Herkunft, kein Handwerker, kein Arbeitsmann. Er wuſch ſich die Hände am Brunnen, ſo im Vorbeigehen, daraus ſah ich ſchon, daß er nicht daran gewöhnt war ſchmutzige Hände zu haben, wie ein Schmidt, ein Fleiſcher, ein Schuſter: und dann die Art, wie er es that, die Armbewegungen — die zeigten deutlich, daß ſie nicht den gewiſſen pli des Handwerkers inne hatten. Nichts iſt ſo verrätheriſch als die Armbewegungen, nicht einmal der Gang! die Gewohnheit beherrſcht ſie ſo heftig, daß ſie gleichſam unabhängig vom Willen ſind. Du magſt Dir wol nicht die Mühe nehmen darauf zu achten; aber thu' es doch zum Spaß einmal, und ſieh, ob ein gewiſſes Wackeln des Ellbogens bei

Frauen nicht Küchen- oder dgl. häusliche Beſchäftigungen verräth. Nun, jenem forçat wackelten die Ellbogen nicht, er trug auch keine Kette — ach, hier mag Mancher einen Augenblick des Leichtſinns oder der Leidenſchaft gräßlich abbüßen! Der Führer ſagte uns, Leute aus allen Ständen und von allen Religionen wären hier beiſammen, aus guten Familien, Geiſtliche — Alles! Mir kamen die Meiſten, wie ſoll ich ſagen? .... viel menſchlicher vor, als ich es mir von forçats vorgeſtellt hatte, z. B. der Katzenvater und der Tanzmeiſter des Pudels, und alle die, welche freundlich da ſaßen und kleine mühſelige Arbeiten knüpften und klebten und ſchnitzten. Weißt Du, was das vorherrſchende Gefühl in mir war? Beſchämung. O, ich ſchämte mich meiner Sünden dieſen Leuten gegenüber, welche für die ihren ſo hart beſtraft werden! Wenn ich ein recht ſchlechtes Geſicht ſah — und Manche hatten einen abſchreckenden Ausdruck! — ſo beruhigte mich das ein wenig über mich ſelbſt, und ich dachte: „der verdient es mehr als ich!“ Ja, liebſte Mutter, wer kein Engel, ſondern ein Menſch iſt, muß in ſeiner Seele zerknirſcht werden den Bagno zu ſehen. Ich zog meinen Schleier dicht vor's Geſicht und zerdrückte heimlich manch Thränchen. Bis jetzt waren wir immer im Freien, unter dem blauen Himmel und der freundlichen Sonne, die der barmherzige Gott über Böſe und über Gute ſcheinen läßt. All die hohen Gebäude ſchützten vor dem Miſtral, und es kam mir das behaglicher vor, als in der Stadt. Nun ſahen wir die Säle der forçats, wo ſie ſchlafen und eſſen — und nun erſt trat mir der ganze Schauer der Gefangenſchaft vor Augen. Nicht als ob die Säle ſo wären, wie man ſich einen Kerker vorſtellt, ſchmutzig, finſter, eng — o Gott, nein! grade das Gegentheil von dem Allen! rein wie der Quaderſtein, weiß wie der Quaderſtein, groß genug um je 200 forçats zu faſſen! Stelle Dir einen langen Saal vor, gewölbt, niedrig, von oben bis unten glänzend weiß angeſtrichen, an der Decke hängen einige Laternen, an der einen Seite ſind Fenſter kreuz und quer vergittert, doch ohne Scheiben, der Wind kann hübſch hindurch pfeifen; am Mittelfenſter plätſchert eine Fontäne. Dieſer mit Dallen gepflaſterte Saal, iſt ſeiner ganzen Länge nach von einer ungefähr vier Fuß hohen Mauer in zwei Hälften zerſchnitten. An dieſe Zwiſchenmauer lehnet ſich auf beiden Seiten ein breiter Divan, der ſo lang iſt wie ſie; dieſer Divan iſt gemauert, und ſeine Polſter ſind harte kahle Bretter, und ich bezeichne es nur ſo, um es Dir recht deutlich zu machen. Da ſchlafen ſie, dicht, ganz dicht neben einander, in Reih und Glied wie Soldaten, eng wie im Sarge, ſämmtlich mit den Köpfen an der Zwiſchenmauer, und mit dem einen Fuß an die dicke Eiſenſtange geſchloſſen, die am Fußende befeſtigt und ſo lang wie der Divan iſt. Zwei jämmerlich dünne, ganz ſchmale, grauwollne Decken, lagen ſauber zuſammengerollt an jedem Platz: die eine dient als Matratze, mit der andern bedecken ſie ſich. Der Divan iſt etwas ſchräg gemauert, ſo daß der Kopf höher liegt als die Füße. Nun denke Dir die Unſeligen in kalter Winternacht hier liegen, mit erſtarrten Gliedern, die eiskalte Kette um den Leib geſchloſſen und am Bein herablaufend, wo ſie wieder um den Knöchel geſchloſſen, und an jene Eiſenſtange befeſtigt iſt. Jede Bewegung, jede Veränderung der Stellung iſt unmöglich; nur aufrichten kann er ſich; liegt er, ſo muß er auf dem Rücken liegen — und wenn der auch von der Kette zerrieben iſt. Giebt's eine ärgere Folter? und über all dieſe Kälte und Härte des Steins eine glänzende Reinlichkeit, dieſen Luxus des Elends, gebreitet! Kein Strohhalm — nichts. Alles kühl, feſt, eiſig wie das Grab. Man erſtarrt vom bloßen Anſehen! — Auf der Zwiſchenmauer ſteht bei jedem Platz ein kleines blechernes Gefäß; das iſt ihr Speiſenapf, worin ſie täglich dreimal ihre Nahrung bekommen, Bohnen oder Erbſen, dazu täglich zwei Pfund Brot: Sonn- und Feſttags Fleiſch. An den Tagen kommt ein Prieſter in ihre Säle und lieſt Meſſe. Das Brot iſt von Waizen und recht gut, gar nicht ſchwarz oder feucht; ich hab' es in Händen gehabt. Zur Arbeit werden ſie nicht ſonderlich ſcharf angehalten: doch gegen die Subordination dürfen ſie nicht im Geringſten fehlen. Wer ſich das zu Schulden kommen läßt, nicht gehorcht, widerſpenſtig iſt, bekommt die Baſtonade vom Bourreau — dies ſind die techniſchen Ausdrücke; — er wird auf ſeine Schlafſtelle angebunden, und bekommt mit einem drei Finger dicken getheerten Strick Hiebe auf den Rücken, bis zu funfzig. Daß Manche davon ſterben, iſt nicht zu verwundern, wohl aber, daß Einige nicht dadurch gebeſſert werden! Die ſperrt man dann ein in ganz enge Kämmerchen, bei Waſſer und Brot, auf drei Jahr, ohne daß ſie ein Menſchengeſicht ſehen und eine Menſchenſtimme hören; die Einſamkeit macht ſie mürbe. Den Fenſtern gegenüber in der andern Wand des Saales waren mehre Thürchen welche in dieſe kleinen Kerker führten. Der Führer ſchob eine Klappe auf, und ich ſollte durch ein feindurchlöchertes Eiſenblech dahinein ſehen: aber mir fehlt der Muth einen Menſchen zu betrachten, der wie ein reißendes Thier behandelt wird. Mir ſchlug das Herz vor Angſt und Grauſen. An der einen ſchmalen Wand hing ein Kruzifix. Ich muß geſtehen, das tröſtete mich gar nicht! im Bagno wird man ſchlecht. Ich dachte: „weshalb hat Gott die Welt ſo eingerichtet, daß ſie ohne Verbrechen und ohne Strafe nicht denkbar iſt?“ Ach, der Jammer, die Sünde und der Fluch der Erde ſind ſo entſetzlich noch im Bagno, daß ich die Gedanken nicht bis zu dem fernen Himmel herauf bringen konnte. Ein Wort Fenelons lief mir zwar immer durch den Sinn, der von Gott ſagt: Rien n'est si digne de sa pitié qu'une grande misère; — doch was haben dieſe Elenden davon? den Himmel, und immer den Himmel mit ſeiner Ewigkeit? für dieſe verfinſterten, zerrütteten Seelen wäre Vernichtung die höchſte Seligkeit. Indeſſen das Kruzifix iſt doch da an ſeinem Platz! es iſt doch möglich, daß Einer von den Tauſenden es anblickt und dadurch an irgend ein troſtreiches Wort Chriſti erinnert wird, und Seelenkraft genug hat, um wirklich Troſt und Muth daraus zu ſchöpfen. Es iſt doch möglich, daß Einer von den Tauſenden denkt: Chriſtus war unſchuldig und litt ſtill, ſo will ich denn auch leiden, da ich doch ſchuldig bin. — Und wenn Einer ſo denkt, Mama, ſo iſt der aller Bewunderung werth! ... denn findeſt Du es nicht leichter unſchuldig am Kreuz — als ſchuldig im Bagno zu ſterben? — Dies iſt am Ende gar ein bischen gottesläſterlich! Ach, Herzensmama, der liebe Gott wird mir's verzeihen! iſt man nicht wie er, allweiſe und allwiſſend, muß man zuweilen aus lauter Liebe und Güte ein bischen deſperat werden, wenn man ſieht, wie traurig und konfus es in der Welt hergeht nach grundweiſen menſchlichen Einrichtungen, auf welche ſich die Leute viel einbilden! — Ueber der Eingangsthür im Saal hing ein Gemälde, St. Vincent de Paule, der aus Barmherzigkeit einem forçat die Kette abnehmen und ſich anlegen läßt. Dies war das Einzig-Ueberflüſſige, und grade das wünſcht' ich fort! Wozu ihnen etwas vor Augen führen, was Einmal geſchehen iſt und für Keinen von ihnen geſchehen wird? Das Geſchlecht der Heiligen iſt ausgeſtorben! — Im Vorzimmer ſaß ein Nicht-Sträfling mit eingeſeiftem Geſicht und ließ ſich von einem forçat raſiren. Den Muth hätt' ich auch nicht! Und nun, da wir aus dieſem Ort des Schreckens, der mich an Dantes Hölle mahnt, heraus ſind, wollen wir gleich fortfahren. Seltſam, daß das Erſte, was in Frankreich Eindruck auf mich macht, der Bagno iſt! — Ich küſſe die Hand, himmliſche Mutter.

Fünfter Reiſebrief.

Marſeille, 6. April 1841.

Aber der Miſtral iſt ja etwas Dämoniſches! Ich ſitze hier bereits anderthalb Tage in meinem Zimmer, wie eine Gefangene, und bei blauem Himmel und heller Sonne wüthet, brauſt und tobt der Miſtral dermaßen, daß es unmöglich iſt, einen Fuß auf die Straße zu ſetzen! Mir brennt das Geſicht, die Lippen ſind ſpröde und der Kopf iſt ganz wüſt vom Pfeifen und Sauſen. Es raſſelt in den Kaminen, die Fenſterſcheiben klirren, die Ziegel fliegen von den Dächern — gerade ſo, wie ſich bei uns der Nordoſt, und in Genf die Biſe geberdet, recht ſataniſch! „Mir iſt winterlich zu Muthe,“ und gar nicht provençaliſch. Ich begreife nicht, wie die Troubadours es angefangen haben, um beim Miſtral zu dichten. In Marſeille hat es auch freilich nie

Troubadours gegeben. Sie war von uralten Zeiten an eine Handelsſtadt, thätig, gewerbſam, der Induſtrie und dem Reichthume nachgehend, die Munizipalrechte der altrömiſchen Städte genießend, und dieſe Verfaſſung den mittelalterlichen Zuſtänden anpaſſend, in der Art der italieniſchen Seeſtädte republikaniſch organiſirt, bis unter Ludwig XIV dieſe alte Freiheit unterging. Die Marſeiller ſollen ſehr ſtolz ſein auf ihren alten Republikanismus, und man hat mir erzählt, daß, wenn man einen frägt, ob er ein Franzoſe ſei, ſo antwortet er: „Non, je suis Marseillais.“ Dem arelatiſchen Reich und der Grafſchaft Provence iſt Marſeille nie einverleibt geweſen, und ich denke mir, daß die Anklänge ſeiner alten Selbſtſtändigkeit aufgewacht ſind, als hier vor funfzig Jahren zuerſt das gewaltige Revolutionslied erſcholl, deſſen eiſern energiſche Töne Millionen elektriſirte. Es iſt ein furchtbares Lied, dieſe Marſeillaiſe! man ſieht Ströme von Blut hindurchfließen, die Flamme des Haſſes hindurchlodern, man hört das Geheul der Rache und den Schrei der Verzweiflung durch Wort und Melodie hindurch, die abwechſelnd von wildem Schwung und finſterer Melancholie ſind. Das bezeichnete die Revolution: ihr wilder Schwung, der ſich ſtark genug fühlte, die alte Welt aus ihrer Axe zu heben und ihr neue

Geſetze vorzuſchreiben. Sie war großartig, denn ſie glaubte an ſich. Sie hat ſich geirrt wie ein Schwärmer: ſie hat ſich ſelbſt und Andere betrogen wie ein falſcher Prophet: aber als ſie wie Hercules in der Wiege lag und Schlangen zerdrückte — da war ſie doch großartig, und von anderer Energie beſeelt, durch andere Gedanken beherrſcht als die waren, mit denen man ihr 1830 nachgeäfft hat. Die Revolution und die Juliustage verhalten ſich zu einander wie die markloſe Pariſienne zur glühenden Marſeillaiſe. Wer Revolution will, muß durchaus an deren regeneratoriſche Kraft glauben, und das Ding bei der Wurzel ausheben und mit friſcher Wurzel einſetzen, wie damals. Bei der Oberfläche herumſtümpern, Namen ändern und dergleichen — das heißt doch geradezu ein X für ein U machen! — Nun, die Oberflächlichkeit kann man nicht der Revolution vorwerfen! die ging tief, bis aufs Blut, bis ans Herz! die veränderte Alles, den lieben Gott und Maaß und Gewicht. Die Göttin Vernunft hat ſich nicht halten können; ſie muß wol nicht auf ſo feſter Baſis geſtanden haben, wie z. B. das Maaß, denn das beſteht fort. Es heißt in Frankreich nicht Fuß, ſondern Metre, und ein Metre iſt $\frac{1}{10.000.000}$ vom Quadranten, d. h. vom vierten Theil des Erdumkreiſes, vom Pol bis zum Aequator. (Ich habe dies förmlich auswendig gelernt, liebe Mutter, um es Dir genau zu berichten). — Ein Kilometre iſt 1000, ein Miriametre 80,000 Metres. Danach ſind die Entfernungen ausgemeſſen, und auf den Poſten giebt's keine Meilen, ſondern Kilometres. Ein Miriametre iſt 2½ franzöſiſche Lieues. Für meine geringen arithmetiſchen Fähigkeiten ſind dieſe Berechnungen zu ſchwere Exercitien, ſo daß ich höchſt ungenaue Kenntniß von den Entfernungen habe. Von Toulon hieher fuhren wir ſieben Stunden; ſo zähl' ich, das iſt mir am bequemſten. Wir mußten freilich auf einer Poſt wenigſtens eine halbe Stunde warten, weil der Wagen der Forçats ſo eben mit fünf Pferden an uns vorbeigefahren war. Nun, es iſt Dir auch wol gleichgiltig, wie viel Meilen ich in Frankreich fahre, und mir auch. Doch von jenem Wagen ein Wörtchen! Er ſieht wie eine gelbe Diligence aus, die Fenſter ſind darauf gemalt; die Thür iſt hinten; ein ſchmaler Gang zerſchneidet ihn inwendig, und zu jeder Seite iſt gleichſam eine Reihe von Schränken, d. h. von geſchloſſenen, abgetheilten Sitzen, für jeden Einzelnen. Da ſitzen ſie angekettet, einſam für ſich und haben Licht von oben; woher Luft? weiß ich nicht. Der Transport muß ſehr ſicher ſein, denn ein einziger Menſch ſaß hinten in der

Thür, und es war keine Bedeckung dabei. In der Nacht war ſchon ein Wagen durchgekommen, und wir hatten ihn im Arſenal geſehen. „C'est la saison," ſagte die Wirthin gleichgiltig; vermuthlich ſind die Aſſiſen geweſen. Das iſt eine angenehme Jahreszeit, die ſolche Früchte bringt! Hier zu Lande fahren alſo die Forçats mit Extrapoſt. — Die Poſt iſt ziemlich gut bedient, d. h. man fährt raſch genug; aber ſo ordentlich, zuverläſſig und pünktlich, wie in Preußen, iſt's bei weitem nicht, und überdies um die Hälfte theurer. Dann iſt eine unausſtehliche Mode, nämlich keine Poſtmeiſter, ſondern Poſtmeiſterinnen. Frauen in Aemtern ſind fatale Creaturen, zänkiſch, knauſerig, verſeſſen auf einen kleinen Nebenerwerb. Den wahren Erwerb verſtehen ſie nicht, können nicht aufgeben, um zu gewinnen. Ihr Fach iſt das Erhalten; ſie ſind geborne gute Wirthe. Auf tauſend verſchwenderiſche Männer kommt höchſtens eine verſchwenderiſche Frau. In einem Amte, wo ſie wie ein Mann erwerben ſollen, ſind ſie aus dem Häuſel. — Die Chauſſeen ſind gut. Hinter Toulon fährt man durch die Gorges d'Olivules, ein Felſenpaß von merkwürdig wilder Formation. Hernach wird das Land friedlich; die Torrentes haben aufgehört, wie die alten Raubritter; kleine Bäche ſchleichen durch die Wieſen, wie ſtille Bürger. Um Marſeille liegen 4000 Landhäuſer, die man Baſtide nennt, und man ſieht Gärten. Das iſt etwas Neues, wenn man aus Italien kommt, und in dem Punkte iſt Nizza ganz italieniſch. Eine Gartenanlage exiſtirt da nur als Küchengarten oder als ein Treibhaus im Freien. Schöne Bäume, Ausſichten, Sitze zum Ruhen, Wege zum Gehen verlangen ſie nicht. Will einer viel für ſeinen Garten thun, ſo pflanzt er irgend einen Buſch irgend wohin; der gedeiht, wächſt, blüht und duftet von ſelbſt. Die italieniſche Nonchalance iſt merkwürdig — doppelt hier. Wie fliegen hier die Eilwagen durch einander! Das kleinſte Neſt hat den ſeinen! welch eine Verbindung, welche Thätigkeit ſetzt das voraus, wie rege müſſen alle Intereſſen ſein und wie in einander greifen! welche Anſtrengung, um zu leben! Dieſe große Thätigkeit hat etwas ungemein Plebejiſches, und die Italiener, die zu leben verſtehen, ohne den kleinen Finger zu rühren, nehmen ſich dagegen recht vornehm aus, recht frei. Denn das iſt auch eine Freiheit, kein Sklav der Arbeit zu ſein. Etwas Anderes als Arten von Freiheit hat der Menſch nicht, und da nennt der Eine dieſes Knechtſchaft, und der Andere jenes. Man behauptet zwar, die Induſtrie ſei ein beſſerer Verbrauch der Kräfte als das Nichtsthun: wollt' ich Paradoxen behaupten, ſo ſagt' ich: „Nein! Denn die beſten Kräfte des „Menſchen liegen bei der Induſtrie eben ſo brach, „als beim Nichtsthun, und nur ſeine Arme und „Beine ſind in Bewegung geſetzt!" — Aber ich ſtrebe nicht nach Paradoxen, ich erzähle Dir nur den Eindruck, den es eben auf mich macht. Hätt' ich nur etwas zu erzählen! Dies iſt ein ächter Reiſebrief; ſo einer, der einem für ewige Zeit die Reiſebeſchreibungen zuwider machen kann; und nun ſetz' ich ihm die Krone auf und erzähle Dir — von meinem Gaſthofe! er heißt Hôtel d'Orient und iſt ganz neu, ſo neu, daß er noch nicht ganz fertig iſt. Indeſſen hat im vorigen Herbſt die Königin von Spanien ſchon hier gewohnt, und den ganzen Winter hörte man immer: „Ah! l'hôtel d'Orient!" und „O, l'hôtel d'Orient!" es wäre eingerichtet wie die guten Gaſthöfe in London, Diener in Livree, und Alles vom suprême bon genre. Die Fremden fluten dahin; doch waren wir ſo glücklich, Platz zu finden. Es iſt nun wirklich ſehr gut: zwei Häuſer hinter einander, durch Arkaden zu einem Viereck verbunden, in deſſen Mitte ein Gärtchen; hübſche Zimmer, wo kein anderes Meuble als von Mahagoni, Marmor und Bronce. Aber ich hatte mich gefreut auf gepuderte Lakeien in Schuh und

Strümpfen, und die ſind denn doch nicht. Sie warten zwar auf in einer Art von Livree, aber ſie haben noch gar nicht den gewiſſen majeſtätiſchen Lakeienſchritt und den ruhigen Takt im Dienſt; ſie rennen mit den Köpfen zuſammen und prallen aus einander, und iſt der Wirth nicht etwa Haushofmeiſter in einem großen Hauſe geweſen, ſo wird er nicht im Stande ſein, ſie einzuexercieren. Liebe Mutter, ich fürchte, Du denkſt: „Mein Kind, Du machſt etwas — ſimple Reiſebemerkungen.“ Bedenke, daß ich nichts ſehe als den Gaſthof und nichts höre als den Miſtral; wie ſoll ich da ingeniös ſein? Und doch hab ich auch hierbei meinen Grundgedanken — von wegen der Gleichheit, die man einzuführen ſtrebt, die man für möglich hält, und die doch platterdings unmöglich iſt. Das Sprichwort ſagt: Der Rock macht den Menſchen; — und iſt wie alle Sprichworte nur halb wahr. Sollte man nicht meinen, daß zwiſchen einem Kellner und einem Lakeien nur der Unterſchied von Jacke und Livree ſei? Mit nichten! im Weſen iſt der Unterſchied! — Iſt man nun nicht einmal im Stande, durch den äußern Anſtrich den Kellner in einen Lakeien zu verwandeln, wie will man es dahin bringen, durch einen gewiſſen Firniß des Geiſtes, der ebenſo oberflächlich iſt, als ein Rock, die Menſchen auf eine und dieſelbe Stufe zu ſtellen? Und iſt denn das Menſchengeſchlecht keiner andern Behandlung werth, als das Gras einer Pelouſe, das geſchoren und gewalzt wird, damit kein Halm länger als der andere ſei? Mit der Gleichheitstheorie macht man die Menſchen elend, ja verrückt. Wo das Geſetz vollkommen nivellirt, wird in irgend einer Willkürlichkeit die heftigſte Reaction auftauchen. In Nizza war Jemand, der funfzehn Jahre in Amerika gelebt hat und ungemein dafür eingenommen war. Der ſagte: ein Paria könne leichter in das Haus des Braminen kommen, als ein Menſch, der einen Tropfen farbigen Blutes in den Adern hat, in die Geſellſchaft. Er iſt eben ſo reich, geſchickt, wohlerzogen, wie alle Uebrigen: er treibt dieſelben Geſchäfte, hat dieſelben Intereſſen: umſonſt! kein Mädchen heirathet ihn! Niemand geht mit ihm um! hat er nicht Blutsgenoſſen am Ort, ſo muß er in der tiefſten Einſamkeit leben: — kurz, vor fünfhundert Jahren behandelte kein Chriſt einen Juden mit barbariſcherer Verachtung, mit excluſiverer Strenge, als der freie Amerikaner den freien Amerikaner — und zwar blos, weil jener von einem Europäer, und dieſer von einem Eingebornen ſtammt. Der Liberalismus nennt ariſtokratiſche Vorurtheile mit Achſelzucken: beſchränkt! unzeitgemäß! — wie ſollen wir denn die ſeinen nennen? Vielleicht kann die menſchliche Geſellſchaft nur im wilden Zuſtande ohne alle Vorurtheile beſtehen, und ſie werden geboren, ſo wie man ſich zu einem gewiſſen Grad der Cultur erhebt. Dann ſollten aber doch diejenigen nicht Zeter ſchreien und ſich nicht wie Auserwählte betrachten, welche eine moderne Sorte von Vorurtheilen an den Platz der alten ſetzen!

6. April. Zuweilen ruht der Miſtral ſich ein Paar Stunden aus, um Athem zu ſchöpfen, und dann mit neuer Gewalt loszubrechen. Ein Paar ſolcher Stunden benutzten wir heute früh, um auf das Fort Notre Dame de la Garde zu gehen. Geſtern war es zu kalt, daußen wie drinnen! Ich konnte nicht einmal ſchreiben, denn ſtatt der Finger ſaßen zehn kleine unbewegliche Eiszapfen an den Händen. Ich ließ Feuer machen, ſo groß wie möglich, und ſaß wie Cendrillon den ganzen Abend in der Aſche. Heute iſt's auch nichts weniger als angenehm draußen; indeſſen — ich muß doch wiſſen, wie Frankreichs erſte Handelsſtadt ſich ausnimmt. Dafür, nicht überraſchend. Ich denke, in Leipzig oder Frankfurt a. M. wird eben ſo viel Lebendigkeit und Betriebſamkeit auf den Straßen ſein. Auch die Menge und Ausſtellung der Magazine fiel mir nicht auf. Vorherrſchend ſind die der Coiffeurs; wenn die alle ihr Glück machen, ſo muß ſich jeder Marſeiller Kopf zwei bis drei mal täglich zuſtutzen laſſen. Cafees und Bureaux für Eilwagen und Dampfboote ſind ebenfalls in Unzahl. Mehrere Straßen ſind ſehr breit und haben in der Mitte eine Allee von Bäumen, um welche ſo eben das junge Laub wie Goldflittern glitzert; das ſieht denn harzig aus! und die Häuſer von Quaderſteinen mit langen Fenſterthüren und Balkons nehmen ſich recht majeſtätiſch dagegen aus. Aber das ſind doch Alles Dinge, die keinen unvergeßlichen Eindruck machen. Wer eine elegante Stadt geſehen, kennt ſie alle; und iſt das kürzlich, wie bei mir der Fall, Mailand geweſen, ſo will man die andere kaum dafür gelten laſſen. Mailand iſt wirklich von ausgezeichneter Eleganz! alle großen Häuſer haben Einfahrten, welche nur durch ein Gitter geſchloſſen ſind, und durch dies Gitter ſieht man in den von Portiken umgebenen Hof, und zuweilen noch tiefer und in den Garten hinein. Das findet man hier nicht. Das eleganteſte Haus hier iſt ganz gewiß das Hôtel d'Orient. Ferner iſt in Mailand etwas, was ich in keiner Stadt gefunden — faſt alle lombardiſchen ausgenommen — in der Mitte der Straße laufen zwei Reihen breiter Dallen, und darauf rollen die Wagen ſanft, leiſe und bequem wie auf einem Teppich. Hier haben kaum die Menſchen Trottoirs, denn ſie ſind ſchlecht und holprig: viel weniger die Wagen. Steigt man nun zu Notre Dame de la Garde auf einem ganz hübſchen Spaziergang hinauf, ſo überſieht man da droben die ganze Stadt. Sie iſt groß, recht groß, hat 140,000 Einwohner, und liegt ganz breit in einer weiten Ebene da; nicht weit vom Meer. Der Hafen iſt gegraben, und ſchneidet tief in die Stadt hinein, ſo daß die Maſten der Schiffe zwiſchen den Häuſern hervorſtechen. Nichts feſſelt das Auge, kein Thurm, keine Kuppel, kein Campanile, nicht einmal irgend ein impoſantes Gebäude. Nur Dach an Dach, und Alles grau. Wenn der Handel das Leben nur friſtet, nicht verſchönert, wie in Venedig und Genua, ſo iſt er unerquicklich. Dieſe Empfindung hatte ich da oben. Beim Nachhauſegehen ſahen wir auf unſerm Wege eine große Menſchenmaſſe. Auf unſere Frage, was da ſei? hieß es: die Börſe. Die Börſe unter Gottes freiem Himmel! eine recht ideale Anſtalt — vielleicht ein Symbol der Speculationen, welche hier ins Blaue hinein gemacht werden und für ſo Manche mit Nichts enden. Dann kamen wir an einem niedlichen Gebäude mit ſäulengetragenem Dach vorbei, das ganz und gar wie der Eingang zu einem Bazar ausſieht. Es hat auch ſein Schild über der Thür. Als ich die Aufſchrift las: „Au Christ Rédempteur“ — da erkannt ich, daß es eine Kirche war. Sie gehört den Proteſtanten. Iſt es nicht eine vortreffliche Idee, ein Gotteshaus ſo gut wie jedes andere Magazin mit einem Schilde zu bezeichnen? aber freilich eine ſehr nothwendige Vorſicht! fehlte es, ſo liefe man Gefahr, in die Kirche zu treten, wenn man eine Taſſe Kaffee begehrt, und ſtatt des Thrones der Demoiselle de comptoir erblickte man den Altar. Gott ſegne die Alten, die Menſchen mit den geſunden Sinnen und den klaren Köpfen! die bauten ſo, daß man es verſtehen kann. Sie hatten den ungeheuern Vortheil, für ihre Gedanken und Bedürfniſſe die Form erfinden zu müſſen: nichts übt ſo das Genie, als ſich auf ungebahnte Wege geſchleudert zu ſehen und ſich den Pfad bahnen zu müſſen. Er iſt jetzt ſo breit getreten und auf beiden Seiten ſo reich beſetzt mit Muſtern aller Art, daß der Geſchmack, der von all dieſen Herrlichkeiten überſtürzt und geblendet wird, förmlich darunter leidet, wie von einer Indigeſtion. — In Summa, ſollte ich Jemand rathen, wie er auf die angenehmſte Weiſe ſeine Zeit in Marſeille hinbringen könne, ſo würd' ich ſagen: Fahre beim Obelisken hinein, und bei der im ſchwerfälligen Triumphbogenſtyl erbauten porte d'Aix hinaus, und du haſt Alles geſehen, was es hier zu ſehen giebt. — Ade, Herzensmama, ich küſſe die Hand.

* * *

Sechster Reiſebrief.

Aix, 6. April 1841.

Liebes Clärchen, ich bilde mir ein, daß Du Dich von Allen am wenigſten langweilſt, wenn ich anfange etwas weitſchweiſig zu werden. Darum richte ich heute meinen Brief an Dich; denn hier, in der alten Hauptſtadt der Grafen von Provence, kommen provençaliſche Geſchichtchen an die Reihe, und dauern ihre Zeit. — Mit den Celten und Galliern, den uralten Völkern, welche einſt Frankreich bewohnten, gebe ich mich nicht ab. Ihre Druiden und Barden nehmen ſich, glaube ich, ſchöner in der Poeſie, als in der Geſchichte aus. Griechen koloniſirten an der Küſte des mittelländiſchen Meeres; die Römer dehnten ihre Eroberungen dahin aus; Julius Cäſar unterjochte Gallien gründlich. Trotz mehrerer Aufſtände blieb es römiſche Provinz und theilte alle

Pracht, alle Civiliſation, allen Reichthum, alles Wohlleben und alle Verderbniß des Kaiſerreichs, ſo daß die Städte des ſüdlichen Galliens, Nimes Narbonne, Arles, mit Rom wetteiferten in Ueppigkeit, Luxus und Schwelgerei. Verweichlichung iſt wie Roſenöl, angenehm aber nervenangreifend: die ehernen Seelen der alten Gallier ſchmolzen ebenſo vor ihr zuſammen, wie die der Römer ſelbſt, ſchmolzen und wurden wachsweich; und als die nordiſchen Völker kamen, in der doppelten Kraft der Jugend und der Barbarei — da bogen ſich jene tief vor ihnen, und trugen beſiegt ihr Joch. Die Burgunder ſetzten ſich in dem Lande feſt zwiſchen Alpen und Rhone, die Weſtgothen zwiſchen Rhone und Pyrenäen, ja über dieſe hinaus, bis ſie ganz Spanien eroberten: die Franken im nördlichen Gallien. Es war ein großer Haß zwiſchen dieſen und den beiden Völkern im Süden. Burgunder und Gothen waren Chriſten, von weniger rauhen Sitten, vielleicht auch bildungsfähiger und geſchmeidiger: ſie wußten etwas von der römiſchen Civiliſation mit ihren Sitten zu aſſimiliren und bald nannten ſie die Franken Barbaren — mit jenem ſeltſamen Inſtinkt, der die Menſchen antreibt den Sitz der Unkultur nach Norden zu verlegen. Die Franken rächten ſich, indem ihr König Clovis ſeine Macht zur herrſchenden in Gallien machte, und ſeine Söhne in den Ländern zu Königen einſetzte, aus denen er die Weſtgothen nach Spanien verdrängt, und in denen er die Burgunder unterdrückt hatte. Sein Stamm ging in den rois fainéants zu Ende! Das Geſchlecht der Merowinger erloſch gleichſam bei lebendigem Leibe unter Kutte und Tonſur. Merowinger hieß die Familie, aus der die Franken ihre Herrſcher zu wählen pflegten; ſie beſtimmten das Individuum. Bei den Weſtgothen waren die Balten das Herrſchergeſchlecht; bei den Bojoaren die Algilolfinger, bei den Oſtgothen die Amaler. Von einem König Merowé weiß nur die Sage etwas, und nennt ihn Sohn eines fränkiſchen Helden und einer Meerfee; — ſo habe ich im Sismondi geleſen. — Carl der Große beſtieg den fränkiſchen Thron, auf deſſen Stufen die Pipins bereits königliche Gewalt geübt hatten. Allein die Univerſalmonarchien zerfallen, wenn die Hand zerfällt, die ſie gegründet — und der Geiſt verweht, der ſie zuſammengehalten hat. Carls des Großen Reich, zwiſchen dem Ebro und der Eider, ging denſelben Gang, und zerſtückelte ſich dermaßen unter ſeinen Nachkommen, daß es theilweiſe ganz aus ihrer Gewalt kam, wie z. B. das Land, welches einſt die alten Burgunder inne hatten und welches Bozon unabhängig und zum Arelatiſchen

Königreich machte. Es hieß ſo wegen der Hauptſtadt Arles, und ſtand im loſen Lehnsverband mit den römiſchen Kaiſern. Dies geſchah 879. Ungefähr hundert Jahr ſpäter findet man, daß das Arelatiſche Königreich ſich in die Grafſchaft Provence verwandelt hat, ohne daß man einſieht, wie und wodurch, und ohne daß ſich deshalb ihre innern und äußern Verhältniſſe geändert hätten: und ſo beſteht ſie abermals über hundert Jahr. Man weiß während der Zeit faſt nichts von ihrer Geſchichte: Namen und Thaten ihrer Grafen ſind unbekannt: allein es muß eine ungeſtört glückliche und geſegnete Epoche geweſen ſein, ohne Kriege, ohne feindliche Invaſionen, denn in ihr gründete und befeſtigte ſich die erſte und älteſte der romaniſchen Sprachen, die provençaliſche, ſo daß ſie am Ende des elften Jahrhunderts mit Dichtern und Sängern, mit ihren Troubadours an der Spitze der modernen europäiſchen Bildung ſtand. Da ſtarb Graf Gilibert, der letzte der Bozonen, 1092. Seine Tochter Dulcia brachte die Provence als Morgengabe an den Grafen Raimund Berengar von Barcelona, während ſeine Tochter Faydiede einzelne Landſchaften, die man das Marquiſat von Provence nannte, an den Graf von Toulouſe brachte. So wie die Bozone ſich der Provence — ſo hatte ſich die Familie von St.

Gilles des Landſtrichs bemächtigt, den einſt die Weſtgothen inne hatten und der jetzt das Languedoc heißt; damals hieß es Septimanien, und war zwar unter der Lehnshoheit der franzöſiſchen Könige, doch in der That unabhängig und ſelbſtändig. Alle Intereſſen der Grafen von Toulouſe und Provence, ihr Handel, ihre Kriege, gingen nach Süden, nach Italien und Spanien; nach Norden nichts, als ihr Widerwille und Trotz — denn die geringſte Abhängigkeit von einer nominellen Gewalt in ſchwachen Händen demüthigt mehr und reizt mehr zum Widerſtand auf, als wirkliche Gewalt in ſtarken; und die Nachfolger des Hugue Capet im elften Jahrhundert ſtanden auf dem Thron Frankreichs den meiſten ihrer großen Vaſallen an Macht und Anſehen nach. — Das Languedoc gehörte nicht blos dem Graf von Toulouſe; der Graf von Foix, der Vicomte von Béziers, der von Narbonne, ſtanden zu ihm in demſelben loſen Lehnsverband wie er zum König von Frankreich. Der König von Aragon beſaß diesſeit der Pyrenäen das Rouſſillon mit der Hauptſtadt Perpignan und Montpellier zu Lehn. Das Feudalſyſtem, welches im Urſprung ſo einfach war, daß es eine Pyramide bildete, deren Fundament die Barone und deren Spitze der König war, und das keine andere Verpflichtung auflegte, als dem

Oberlehnsherrn den Eid zu leiſten und an ſeinen Kriegszügen für gewiſſe Zeit Theil zu nehmen — wurde allmälig faſt idealiſch, aber eben darum ungemein verwickelt. Die Grenzen waren nicht ſcharf gezogen, die Rechte nicht feſt beſtimmt; den Willkürlichkeiten großer Spielraum gelaſſen. Jeder Baron, auch der kleinſte, war zugleich Lehnsträger und Lehnsherr: gegen ſeinen Lehnsherrn durfte er keinen Krieg führen, oder wenn er es wollte, mußte er ihm vorher den Gehorſam aufkündigen und das Lehn zurückgeben; aber mit Seinesgleichen ſtand es ihm frei. Und ſo befand ſich der geringſte Baron ungefähr auf derſelben Stufe der Unabhängigkeit wie der König von Frankreich, der die Könige von Aragon wegen Rouſſillon und von England wegen der Normandie zu Vaſallen hatte, und ſelbſt Vaſall des Abts von St. Denis war. — Im Norden des Languedoc, zwiſchen der Garonne und Loire war noch einer dieſer großen und mächtigen Vaſallen: der Graf von Poitou aus dem Hauſe Aquitanien. In allen dieſen Landen herrſchte die provençaliſche Sprache, die Langue d'Oc, während nördlich von der Loire das Romaniſch-walloniſche, die Langue d'Oui, ſich mühſam zu bilden anfing. Frankreich war in Süd und Nord zerfallen, wie zur Zeit der Gothen und Franken, und durch Sprache, Intereſſen, Sitten, Bildung und Geſetze ſcharf getrennt — denn im Norden herrſchten fränkiſche, im Süden römiſch-gothiſche Geſetze vor; und die Provençalen ſprachen von den Franzoſen mit Verachtung, wie von rohen Barbaren. — So war es, als am Schluß des elſten Jahrhunderts der Graf von Barcelona die Provence in Beſitz nahm, und ihr etwas von arabiſcher Bildung und cataloniſchem Freiheitsſinn zutrug. Dies neue feine Element, verbunden mit dem glühenden Schwung, den zur nämlichen Zeit der erſte Kreuzzug in die Geiſter brachte, gab den Menſchen das Bedürfniß für erhöhte Zuſtände einen erhöhten Ausdruck zu erfinden, und die provençaliſche Dichtkunſt ſtand auf — ſtand auf, wie ein Meer. Alles dichtete, Alles ſang: Kaiſer und Könige, Ritter und Frauen. Die provençaliſche Sprache, die gebildetſte von allen denen, die ſich aus dem Gemiſch der barbariſchen mit der römiſchen bisher erzeugt hatten, wurde für die Poeſie das, was ſpäter das Latein für die Wiſſenſchaft wurde: die allgemein geltende. Friedrich Barbaroſſa, Richard Löwenherz, Aragonier und Italiener dichteten provençaliſch. Ohne Poeſie mochte man nicht leben; ſie ſchmückte die Feſte, ſie erheiterte die Einſamkeit, ſie ruhte aus von Fehden; ich ſage nicht, daß ſie die Sitten beſſerte, aber ſie ſtellte durch ihre Liebeshöfe, durch ihre den Frauen dargebrachte Huldigung, durch ihren Cultus der Ehre, ein Ideal auf, welches freilich das Ritterthum nie erreicht haben mag. Dies Singen und Klingen tönte durch das ganze zwölfte Jahrhundert. Der erſte bekannte Troubadour iſt Wilhelm IX. Graf von Poitou, geb. 1071, der eine Abtheilung des erſten Kreuzzuges führte: „Trouver gentiment (zierlich) en vers“ — war die Bezeichnung für dichten, finden, erfinden. Daher hieß derjenige, welcher zu finden verſtand, Troubador, woraus ſpäter franzöſirt Troubadour geworden iſt. Die Endſilbe dor iſt jetzt der ſpaniſchen Sprache eigen: Campeador, einer, der immer ſiegt; Sabedor, einer, der weiß. Doch mit der Namenaufzählung der Troubadours kann ich mich nicht befaſſen; das iſt eine Legion! und ihre Poeſien kenne ich nur aus äußerſt dürftigen und beſchränkten Ueberſetzungen — wie denn überhaupt nur die Wenigen ſie anders kennen, welche die provençaliſche Sprache ſtudiert haben, — ſo daß ich ihre eigentliche Anmuth, ihre Friſche und Naivetät nicht beurtheilen kann. Die Troubadours machen mir den Eindruck der Milchſtraße am Himmel: ihre Maſſe bildet einen leuchtenden Streif, deſſen jedes einzelne Pünktchen ein Stern iſt; aber kein Orion, kein Sirius ſpringt daraus hervor und feſſelt überwältigend den Blick. Manche Namen haben ihren Zauber! doch es gab in jener Zeit ſo wenig Urtheil und Kritik, Sage und Wirklichkeit ſpielen ſo ſtark durch einander, der ungeübte Verſtand ließ ſich ſo leicht und gern durch den Glauben feſſeln, daß jener Zauber wol nicht immer auf Thatſachen beruhen mag. Der glänzendſte Name iſt unſtreitig Bertrand de Born, Herr von Hautefort, der tapferſte Ritter und feurigſte Sänger von Aquitanien. So hieß das Land zwiſchen Garonne und Loire, welches Eleonore, die geſchiedene franzöſiſche Königin, als ihr väterliches Erbtheil an Heinrich II. von England brachte, 1152. Bertrand de Born war ein treuer Freund von Heinrichs II. Söhnen, Heinrich Court-Mantel und Richard Löwenherz; er liebte und feierte deren ſchöne Schweſter Mathilde; er wollte die Unabhängigkeit Aquitaniens von England, und reizte beſtändig die Söhne zur Fehde wider den Vater auf. Zwiſchen Kämpfen und Geſängen verbrauſte er ſein Leben, und als es endlich nicht mehr brauſte, als das Alter die Gluten kühlte und die Kräfte lähmte, da ging er nach der Sitte der Zeit in ein Kloſter, und verbrachte die letzten Tage in Beſchaulichkeit — eine ſchöne Sitte, die mir wohlgefällt, weil ſie den Greis einer Welt enthebt, der er entfremdet und überflüſſig iſt, und ihn zugleich vor dem Schmerz ſchützt, daß er ihr nicht mehr angehören kann. Denn es muß ein bittrer Schmerz ſein! ich wenigſtens werde mich nie darüber tröſten können, — alt zu werden. — Dann haſt Du den Rudello, der ſich bis zum Sterben in die Gräſin von Tripolis verliebte, und auch wirklich an der Sehnſucht ſtarb. Das kommt uns heutzutage ſchon etwas unglaublich vor; und es wird vollens fabelhaft, bedenkt man, daß er ſie nie geſehen. Man fanatiſirte ſich dazumal für die Frauen! Das gefällt mir noch einigermaßen; aber Pierre Vidal, der tout bonnement verrückt wurde, weil eine kaltſinnige Schöne ſeinen Liedern und ſeiner Liebe kein Gehör gab, gefällt mir gar nicht mehr. Er ließ ſich in ein Wolfsfell nähen und von Hunden hetzen, um ſie zu erweichen; allein die Dame gab ihm nicht ihre ſchneeweiße Hand zu küſſen, wie die Gräſin von Tripolis dem ſterbenden Rudello; und er mußte ſich ohne das tröſten oder auch ſterben — ich weiß nicht, was er gethan. Indeſſen, wenn einige Damen ſpröde thaten, und andre es waren, und wenn es gleichſam von gutem Ton bei den Troubadours war, eine ſchöne edle Frau zu feiern, und bei den Frauen, die Huldigungen anzunehmen: ſo blieb dieſe doch nicht immer auf der Grenze der Poeſie — man behauptet ſogar .... ſehr ſelten.

Du ſiehſt, es hat immer böſe Zungen gegeben! Eine Geſchichte finde ich allerliebſt, und leider! leider! habe ich grade bei der die Namen vergeſſen — nur nicht den des Dauphin d'Auvergne, in deſſen Schloß ſie vorfiel. Seine Schweſter und deren Gemahl lebten bei ihm, und ein Troubadour legte der ſchönen Dame ſein Herz und ſeine Geſänge zu Füßen. Sie ließ ſie liegen. Das kränkte den Sänger und er wollte den Hof verlaſſen. Gemahl und Bruder beſchworen die Dame, den Hof nicht um ſeine Zierde und ſeinen Stolz zu bringen, und dem Ritter ihre Gunſt zuzuwenden — ſoweit ſich die mit der Pflicht verträgt. Sie gab ihnen nach, der Ritter verließ nicht den Hof, und beide liebten ſich — aber tout de bon. Da entbrannten Bruder und Gemahl in Zorn und Eiferſucht — zu ſpät! Ich finde dies Geſchichtchen ſo niedlich, weil es zeigt, daß man ſchon damals nach Herzensluſt kokettiren, nur aber nicht lieben durfte. — Ein andrer allberühmter Troubadour, Sordello de Visconti aus Mantua, liebte Cunizza, die Schweſter Ezelinos da Romano, welche ihrer unbegreiflichen Schönheit willen „Tochter der Schönheit“ genannt wurde. Herr Sordello muß ein Elegant geweſen ſein, denn ſtatt zu ihr zu gehen, ließ er ſich durch eine ſchmutzige Gaſſe tragen, welche zur Hinterthür des feſten Hauſes der Ezeline in Verona führte. Der wilde Ezelin da Romano ſchöpfte Argwohn, verkleidete ſich einmal Nachts, trug ſelbſt den Sordello durch jene Gaſſe, und entließ ihn darauf mit einer Ermahnung. Sie wurde aber nicht beherzigt, und Sordello mußte endlich vor ſeiner Rache fliehen. — Solcher Abenteuer giebt es Tauſende. Sie ſind ſich alle ziemlich ähnlich, ſo wie die Poeſien der Troubadours ſich ebenfalls ſehr gleichen. Ich denke, ihr höchſter Reiz iſt in unſern Augen derjenige, der auch um ein Schneeglöckchen oder um ein Mädchen von ſechszehn Jahren ſchwebt: die Jugend. Ueber das kennen wir ſie ſo gut wie gar nicht. Wir wiſſen nur, daß die Dichtkunſt der Provençalen die erſte Bildungsſtufe der Literatur der modernen Völker bildet. Wir ſind ihr dankbar für ihr Daſein, wie wir mit Dank und Freude in finſtrer Nacht den erſten Streif der Morgenröthe begrüßen.

Nun denke Dir die Provence im zwölften Jahrhundert: Waldungen, Weinbau, wenig Städte, aber Klöſter, Abteien, Schlöſſer, Burgen, Wallfahrtsorte — ſo daß die Landſchaft bewegt und maleriſch war; um die Burgen gelagert kleine Dörfer; im innern Schloßhof die Ulmen, der feudaliſtiſche Baum, unter welchem die alten Urkunden beſiegelt und unterzeichnet wurden — vielleicht ein fernes Echo aus altgermaniſchen Zeiten, als die Götter unter mächtigen Bäumen wohnten; — und nun im Schloß ſelbſt dies wunderbare Leben, dies Gemiſch von tiefer Einſamkeit und jauchzenden Feſten, von Barbarei und zarter Sitte, von Unwiſſenheit und Kunſt: dieſe Männer wild, blutig, grauſam, den Ausſprüchen eines Liebeshofes pünktlich gehorchend, von ihren Fehden heimkehrend, um Lieder zu dichten; dieſe Frauen, meiſtens in klöſterlicher Abgeſchiedenheit lebend, und mit einer Macht ausgeſtattet, von der wir kaum den Schatten üben; dazu keine Regierung und doch Herrſchaft, keine Geſetze und doch Schranken; und ſo wie die Provence — das ganze ſüdliche Frankreich! Ein Föderativſtaat, vertheilt unter Herzöge, Grafen, Vicomtes, Barone und Edelleute, die alle ihre Feſtungen, wenigſtens ihren feſten Thurm hatten, worin ſie ſicher lebten, ſich in den Waffen und Geſängen übten, und die Idee der Ehre: des unverbrüchlichen Wortes, der Heiligkeit jeglicher Verpflichtung, des Schutzes der Frauen und Schwachen, und der vollkommenſten perſönlichen Freiheit — zum Fundament des Ritterthums machten. Dieſe unangetaſtete perſönliche Freiheit, die von Gott und ſich ſelbſt Alles erwartete, Niemand zu danken, vor Niemand zu kriechen und zu betteln brauchte, die keine Hülfe fand als bei ſich ſelbſt, keine Kraft als in ſich ſelbſt — entwickelte auf das Höchſte die Selbſtändigkeit des Individuums. Freilich fehlte ihr die Schattenſeite nicht, weder Willkür jeder Art, noch brutale Ueberſchätzung, noch Mißbrauch der Gewalt; — aber ſage mir, hatte die Exiſtenz nicht einen ſtolzen großartigen Schwung? — Jetzt hat das Leben des Individuums aufgehört; es vegetirt: die Maſſen bemühen ſich ihr Brot zu erwerben: das nennt man jetzt — Leben, und Fortſchritt der Humanität. Man müßte wenigſtens ſagen: es iſt die Humanität unſrer Tage.

Mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kam einer jener Stürme über das ſüdliche Frankreich dahergebrauſt, von denen ſich ein Volk eben ſo wenig erholt, als der Menſch von gewiſſen Schmerzen oder Krankheiten. Der gräßliche Albigenſerkrieg, von 1209—1229 geführt, und damit endend, daß die Inquiſition in Toulouſe zur völligen Ausrottung der unglücklichen Sectirer eingeſetzt wurde, trieb den Norden Frankreichs gegen den Süden, und raubte dieſem Alles, ſeinen Reichthum, ſeine Unabhängigkeit, ſeine Troubadours, ſeine Feſte, ſeine Sprache. Philipp Auguſt war dazumal König von Frankreich; er ſah mit Freuden die Demüthigung, ja Vernichtung der mächtigen Vaſallen in Septimanien.

Er ließ nicht nur zu, daß Innocenz III. den Kreuzzug gegen die Albigenſer predigen ließ, ſondern er forderte ſelbſt ſeine Vaſallen dazu auf ſich die verſprochenen Indulgenzen zu erwerben, und gegen die Grafen von Toulouſe und von Béziers in das Feld zu ziehen, weil die Albigenſer in deren Landen Schutz und Duldung gefunden. Dieſe Grafen, durch feudaliſtiſche und verwandtſchaftliche Verhältniſſe in Verbindung mit den Grafen von Barcelona, welche ſeit 1137 auch Könige von Aragon waren, ſahen in Spanien Chriſten und Sarazenen neben einander leben, die ſich zwar nach der Sitte der Zeit befehdeten, aber keine religiöſe Verfolgungen mit ihrem Durſt nach Krieg und Eroberungen verbanden. Sie meinten, die Duldung, die zwiſchen Chriſten und Mauren beſtehe, müßten Chriſten auch gegen Chriſten üben, und da jene Albigenſer oder Waldenſer treue Unterthanen waren, ſo beachteten ſie es nicht weiter, daß dieſe ich weiß nicht was für Dogmen der Kirche nicht annahmen, und ihre Geiſtlichen hatten, welche dem gemäß lehrten und predigten. Sie hingen glühend an ihrer Lehre und gaben Gut und Blut und Leben dafür hin; doch in den Augen der Orthodoxen waren ſie Ketzer. Eines iſt mir merkwürdig und ganz unerklärlich! die Prieſter aller Kirchen lehren: „Glaubet, ſo werdet ihr ſelig!“ wenn alſo der heiße, feſte Glaube genügt, um die Seligkeit zu bereiten, wie kann man denn dieſe an eine Kirche knüpfen wollen? Soll es denn eigentlich immer heißen: „Glaubet, was wir euch lehren, ſo werdet ihr ſelig?“ — Nun, der blutdürſtige Armand Abt von Citeaux, verſtand es ſo, und ſeine Bernhardiner predigten glühend den Zug gegen die Albigenſer. Der ſtolze eiſerne Simon von Montfort führte ihn an, und nach zwanzig Jahren war das ſüdliche Frankreich eine Wüſte, Roger von Béziers vergiftet, Raimund von Toulouſe gezwungen ſein gemartertes Land an die Krone abzutreten, indem er ſein einziges Kind Johanna an Alfons, Ludwigs **IX.** Bruder, verloben muß und ſich, obgleich jung und Wittwer, nicht wieder verheirathen darf. Er ſtirbt erſt 1249; und als Alfons und Johanna kinderlos ſtarben, ward die ganze Grafſchaft Toulouſe keinem Lehnsträger mehr gegeben, ſondern mit Frankreich vereint, 1271, und die franzöſiſche Sprache wurde die herrſchende in ihr. — Die Provence war ebenſo verwüſtet, denn die großen Heere der Kreuzfahrer lebten auf ihren Zügen von Beute und Plünderung, und ohnehin war den Franzoſen Alles, was die provençaliſche Sprache redete, der Ketzerei und wenigſtens feindlicher Geſinnung verdächtig. Nachdem der Krieg aufgehört, waren nicht nur die Großen geſchwächt, die Edelleute verarmt, manche Familie gar ausgeſtorben: ſondern Unruhe, Mißtrauen und Sorge hatte ſich der Gemüther bemächtigt, und wer nicht den Krieg und den Verluſt des Eigenthums fürchtete, hatte doch große Furcht vor der Inquiſition. Die Poeſie fand keinen Anklang mehr, die Troubadours verſtummten; eine Sprache, welche zwanzig Jahr hindurch nur Klage und Jammergeſchrei gekannt, ſchien zu ſüßen Liedern nicht mehr gebraucht werden zu können. Dazu kam, daß Raimund Berengar IV. Graf von Provence, 1245, ohne Söhne ſtarb und daß ſeine jüngſte Tochter Beatrix das Land dem Grafen Carl von Anjou, gleichfalls Ludwigs IX. Bruder, zubrachte. Die ſtolze Beatrix ſah ihre drei ältern Schweſtern auf den Thronen von Frankreich, England und Navarra, und begehrte gleichfalls von ihrem Gemal eine Königskrone. Er eroberte Neapel, und beachtete die Provence nur noch, um Geld von ihr zu erpreſſen und die Barone an ſeinen Hof und in ſeine Kriege zu ziehen. Die Schlöſſer ſtanden leer; der Hausherr empfing nicht gaſtlich den Troubadour; die Minnehöfe hörten allmälig auf, ſie, welche ſo lange den Wetteifer der Dichter angeregt indem ſie ihnen den glänzendſten und lieblichſten Lohn ertheilt — und welche dazu beigetragen hatten die Sitten zu verfeinern, indem Frauen im Namen der öffentlichen Meinung denjenigen eine Strafe auferlegten, welche die Geſetze des Anſtandes und der Zartheit beleidigten. Nach jedem Feſt und jedem Turnier wurde eine ſolche Cour d'Amour gehalten: manche aber waren permanent und vielleicht dadurch von größerem Einfluß, z. B. der zu Pierrefeu, der aus zehn der vornehmſten provençaliſchen Frauen zuſammengeſetzt war, an deren Spitze Stéphanette des Baux, Tochter des Grafen von Provence ſtand; der zu Romanin, wo die Dame des Schloſſes den Vorſitz führte. Das verfiel Alles! Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Päpſte nach Avignon. Die franzöſiſchen Könige ſorgten, daß immer ein Franzoſe die Tiara trüge, aber der ganze päpſtliche Hofſtaat, die meiſten Cardinäle waren Italiener, und die italieniſche Sprache, die Dante auszuarbeiten begann wie einen Marmorblock, und die Petrarca polirte wie eine Statue, verdrängte die provençaliſche im Herzen der Provence ſelbſt. In der Mitte des Jahrhunderts kam eine Frau dahin, die unter andern Verhältniſſen das alte reiche Leben hätte erwecken können. Reizend ſchön, fein und geiſtreich, der Liebe und den Künſten hold, war Johanna I., von der Natur zur Königin eines Minnehofes beſtimmt. Doch damals, aus Neapel vertrieben, verfolgt und unglücklich, hatte ſie andre Beſchäftigungen, ernſtere Sorgen, als den Dichtern Kränze zu flechten. Ihre Nachfolger zerrütten die Provence immer mehr in italieniſchen Kriegen, bis ſie endlich, 1434, in die Hände von René d'Anjou kommt, der ſich wie ſeine Vorfahren König von Neapel nennen läßt, ohne es zu beſitzen, und bis zu dieſer Stunde le bon roi René heißt. Seine Königstalente waren gering; ſeine künſtleriſchen, wenn nicht groß, doch vielfach: er war Dichter, Muſiker, Maler. Er ſetzte Minnehöfe ein, er ſuchte die Dichter zu befeuern und die Poeſie zu wecken; umſonſt! die provençaliſche Sprache war todt, die Langue d'Oui herrſchend, welche jetzt bereits die feſte Form der franzöſiſchen hatte; und Frankreich war ſo zerſtört durch den langen Krieg mit England, ſo verwildert durch die innern Factionen der Bourguignons und Armagnacs, ſo arm und elend unter einem blödſinnigen König und den räuberiſchen Händen der Prinzen des königlichen Hauſes, daß niemand Sinn, Zeit und Luſt für die „heitre Kunſt" hatte. König René hätte auch wol weniger haben ſollen; aber er war nun einmal ſo. Mit Poeſie und Malerei tröſtete er ſich in jedem Schickſal. Herzog Philipp von Burgund hielt ihn in Folge einer Fehde zwei

Jahr zu Dijon gefangen. Le bon roi Réné bezauberte ihn, indem er ihn und ſeinen Vater Jean sans-Peur auf Glas malte: doch frei wurde er deshalb nicht. Ludwig XI. fiel in die Provence ein; le bon roi Réné malte grade ein graues Rebhuhn, als man ihm dieſe Nachricht brachte, und gelaſſen malte er fort. So, malend und dichtend, verträumte er in jener wilden Zeit ſein Leben und ſtarb hier in Aix 1480. Wie bekannt haben Künſtler ihre Launen; er machte keine Ausnahme! er begehrte von ſeinem Enkel, Herzog Réné II. von Lothringen, daß dieſer das lothringiſche Wappen mit dem provençaliſchen vertauſche: nur unter dieſer Bedingung ſollte er ſein Nachfolger werden. Dazu konnte ſich der Herzog von Lothringen nicht verſtehen, und ſo entzog le bon roi Réné ſeinem Enkel die Provence und gab ſie ſeinem Neffen, Charles du Maine, einem ſchwachen kinderloſen Mann, ganz beherrſcht von Palaméde von Forbin, ſeinem Günſtling, den der ſchlaue Ludwig XI. für ſich gewonnen hatte. Forbin bewog ſeinen Herrn die Provence der Krone Frankreich zu vermachen; das geſchah; und als Charles du Maine 1481 ſtarb, nahm Ludwig XI. ſie freudig in Beſitz, machte Palaméde de Forbin zum unumſchränkten Statthalter, und ſagte dabei in ſeiner ſcherzhaften Weiſe: „Tu m'as fait comte (nämlich der Provence) je te fais roi.“ Das iſt noch jetzt die Legende auf dem Wappen der Familie Forbin. Seitdem wurde die Provence immer von Gouverneurs verwaltet. Der fränkiſche Stamm hat allendlich den gothiſchen beſiegt. Die provençaliſche Sprache iſt nichts mehr als ein unverſtändliches rohes patois, und ihre alte Literatur iſt in Manuſcripten eingeſargt, in Bibliotheken begraben, wie trockne Blumen in einem Herbarium. Dieſe überraſchenden Blicke, dieſer plötzliche ſchauerliche Untergang, ſind beiſpiellos in der modernen Geſchichte, und recht traurig: denn man kann es nicht laſſen große Hoffnungen auszuſpinnen für das, was vielverſprechend war und vor der Zeit ſtarb.

Ich ſtehe hier nun ganz betrübt an einer leeren Wiege. Ach ja, recht leer! das Kind iſt fort, das Götterkind mit den goldnen Flügeln, halb Engel, halb Amor, das Poeſie heißt! auf andern Stätten iſt es erzogen, und wieder auf andern Jüngling und Mann worden — und jetzt wol gar greiſenhaft oder geſpenſtiſch! denn wie käme es ſonſt, daß die Menſchen ſo wenig von ihr wiſſen wollen? „Proſa! Proſa! rufen ſie; nicht ſo viel Verſe!“ — und Du obenan, liebes Clärchen, ſprichſt ſo zu mir. „Proſa! Proſa! ſagen die Verleger, Verſe werden nicht geleſen.“ — Um mich über dieſe Barbarei zu tröſten, bilde ich mir ein, das die Einzelnen, welche ſie leſen, ſie um deſto lieber haben; die, welche ſie machen — verſteht ſich von ſelbſt! Ach, wie kann man ſie nicht lieben, die himmliſche Poeſie, dieſe edelſte, reinſte, geiſtigſte Kunſt, die von der Malerei die Bilder, von der Muſik den Wohlklang hat, und die doch nicht durch Beſtechung von Auge und Ohr gefallen kann, wie ſo häufig dieſe beiden Künſte, welche die Sinne blenden und berauſchen, und der Seele fern bleiben. Das iſt die wahre Schönheit der Poeſie, daß ſie ſo ungemein geiſtig iſt! das Auge wird wahrlich nicht beſtochen, indem es ſchwarze Worte vom Papier ablieſt; das Urtheil, die Gedanken müſſen immer wach ſein, um dem Sinn der Verſe zu folgen, wenn dieſe auch noch ſo lieblich in das Ohr fallen. Ich glaube wirklich, ſie iſt zu unmateriell, um in einer Zeit zu gefallen, wo man nichts ſo ſehr bewundert, als wenn in einer Secunde zehntauſend Töne auf einem Inſtrument oder in einer Kehle abpraſſeln. Das thut ihr aber nichts; ihre Zeit wird wiederkommen, denn Poeſie iſt die Eſſenz aller Künſte — ja, des Lebens ſelbſt! will man etwas recht Schönes ſagen, ſo ſpricht man: „In dem Bilde, in dem Buch, in der Muſik, gar in der Seele, iſt viel Poeſie.“ Was ſo verwebt iſt mit dem Sinn und mit dem Schaffen des Menſchen —

das iſt wie der Frühling, wie das Glück: im Winter und im Elend glaubt man nicht an ſie, und ſiehe! plötzlich ſind ſie da, hold und bezaubernd wie immer. — Wenn ich dem Frühling dieſe Prädicate beilege, ſo geſchieht das aus dichteriſcher Gewohnheit, die aber ſehr ſchlecht iſt, wie alle Gewohnheiten in der Kunſt; da gilt nichts als Inſpiration. — Ich habe hier einen kamtſchadaliſchen Frühling! Regt ſich etwa in Eurer Bruſt ein kleiner Neid, wenn Ihr meinen letzten Brief aus Nizza leſet: ſo verſichre ich Euch, daß Ihr ganz umſonſt ſündigt, meine Lieben! denn ich beneide Euch um Eure prächtigen Öfen. Bemantelt, verſchleiert, encapuchonirt, kam ich nach vierſtündiger Fahrt dermaßen erfroren hier an, daß ich nach Feuer ſchrie, und im ſchweren Mantel herumlief, um die Merkwürdigkeiten von Aix zu beſichtigen. Sie ſind denn auch nicht von der Art, um mich in Flammen zu verſetzen! König Rénés Marmorſtatue auf dem Cours, von David, recht ſchön, aber ein gar zu conventioneller mittelalterlicher König, ohne alle Eigenthümlichkeit; — die in Holz geſchnittenen Thüren der Kathedrale, die gothiſch, und in der Revolution ganz verwüſtet iſt: — ihr Thurm, oder vielmehr die Merkwürdigkeit daß man ihr keinen bauen kann, weil der Miſtral ihn umreißen würde:

— voilà — O, ich hätte faſt eine Hauptſache vergeſſen! ein Altargemälde, das von König René ſein ſoll. Die zwei Seitenflügel ſtellen ihn ſelbſt und ſeine Frau mit einigen Heiligen vor, und die Köpfe ſind recht gut. Das Mittelſtück iſt ziemlich konfus: Moſes, Schafe und ein Engel liegen zuſammen auf der Erde, und die Jungfrau ſitzt auf einem Baum, wie auf einem großen grünen Storchneſt und ſieht zu. Im Stadthauſe verwahrt man ſein Gebetbuch, das er ſelbſt gemalt und mit Randbemerkungen verſehen hat. Es wird auch gezeigt, aber nur zu gewiſſen Stunden. Eine ſeltſame Einrichtung! die Bewohner eines Ortes bekümmern ſich nicht um ſeine Sehenswürdigkeiten, und Fremde, die ſich darum bekümmern, ſollen die Stunden halten, als wären ſie Einwohner! Ich kann alſo nicht das Gebetbuch bewundern oder kritiſiren, denn der Gaſthof zur Mule noire iſt nicht von der Art, um einen längern Aufenthalt in Aix erfreulich zu machen. Der Wirth im Hôtel d'Orient war förmlich entrüſtet, daß Perſonen, welche bei ihm gewohnt, ſich entſchließen konnten eine Nacht in Aix zu ſchlafen, ordentlich gedemüthigt fühlte ſich der Mann uns eine Mule noire empfehlen zu müſſen! Du wirſt nun meinen, Aix ſei ein winziges Neſt. Es hat doch 24,000 Einwohner und könnte noch einmal ſo viel faſſen; aber es ſieht todt und arm aus, und hat mit ſeinen Grafen Glanz, Reichthum und Bedeutung verloren. Unter Ludwig XIV. war der Graf Grignan Gouverneur der Provence; da flogen viele von den Briefen der Frau von Sévigné hieher, wenn ihr Schwiegerſohn die Etats hielt und ihre Tochter ihn begleitete. Und die ſchöne Gräfin Grignan, die kluge kühle Schülerin von Descartes, ließ ſich aus ihrer philoſophiſchen Höhe nur grade ſo weit herab, um ſich mit den Briefen ihrer Mutter ein wenig die Zeit zu vertreiben. Mir ſind dieſe Briefe darum ſehr merkwürdig, weil ſie zeigen, daß bei Briefen der höchſte Reiz in der Form — nicht im Inhalt liegt. Jene iſt unvergleichlich durch graziöſe Nachläſſigkeit; dieſer beſteht aus eleganten Klätſchereien und den Fadaiſen der Mutterliebe — und ſeit anderthalb Jahrhunderten ſuchen dieſe Briefe eine Rivalin. Das Schloß Grignan liegt als Ruine tiefer im Lande, und die Familie iſt ausgeſtorben, wie ſo viele von den alten. An ein andres provençaliſches Schloß knüpfen ſich nicht ſolche patriarchaliſche Erinnerungen. Aus Schloß Mirabeau ging der Tribun hervor, welcher der erſten Periode der Revolution durch ſeine feurige Beredſamkeit die Bahn wies, und in Aix kaufte er die Tuchhandlung, die ihn befähigte zum Deputirten der Stadt gewählt, und ein Mitglied des tiers-état zu werden. Mirabeau hatte prächtige Gaben und eine glühende Seele: damit kann man ſich einen Platz wählen, wo man will — und man wird ihn immer zu behaupten verſtehen. Aber in meinen Augen hat Mirabeau einen Fehler, den alle ſeine Talente nicht aufwiegen: er war käuflich! dadurch iſt er für mich entadelt. Ich vergebe Alles, jede Leidenſchaft, jede Schwäche, jede Sünde, jede Thorheit, nur nicht zwei Dinge: Beſtechlichkeit und Heuchelei. Dann iſt es vorbei! dann kann ich nicht mehr bewundern, nicht mehr lieben, nicht mehr ehren. Hohle Hand machen, käuflich ſein, mit ſeiner Herzensmeinung ſpekuliren und wuchern — ſtimmt mich eiskalt. Mirabeau iſt wol ein Menſch, für den man ſich enthuſiasmiren kann: ich bin es nicht im Stande, blos deshalb — und vielleicht auch deshalb ſcheinen mir nicht alle ſeine Worte ſo unerhört geiſtreich und treffend, wie man es zu ſeiner Zeit fand, z. B. das berühmte „La patience, messieurs, est la vertu des ânes.“ Das iſt doch falſch! er hätte ſagen müſſen: „est le défaut des ânes:“ denn die ganze natürliche Allüre der Trägheit iſt Geduld. In der mächtigen feurigen Seele iſt die Geduld eine Tugend. — Dies iſt nun Dir, mein liebes Clärchen! gefällt es Dir? das wäre mir lieb: mir gefällt es nicht ſonderlich. Ich glaube, es geht der Provence wie den Troubadours: denen gefällt ſie am Beſten, die nichts von ihr kennen als ihren Namen. Ich umarme Dich.

Siebenter Reiſebrief.

Avignon, 7. April 1841.

Fratello! Zehn bis zwanzig Mal biſt Du mehr oder minder heftig verliebt geweſen — hoff' ich ſehr! denn wenn Du es nicht geweſen wäreſt, wenn Du Dein Leben in jener Schwerfälligkeit verbracht hätteſt, welche den Männern ohne dieſen Stimulant eigen iſt, und durch welche ſie eben ſo viel Aehnlichkeit vom Murmelthier als vom Menſchen haben: ſo würde mir das Deinetwegen ſehr leid thun. Nun ſage mir, haſt Du Dich je in einer dieſer erhöhten Stimmungen für Petrarca's Sonette begeiſtern können und bin ich etwa ein Murmelthier, das noch nicht zu dem Zuſtand erwacht iſt, um den holden Dichter zu begreifen? Ich habe ihn deutſch, ich habe ihn italieniſch verſucht; ich ſchäme mich es zu geſtehen — aber er ſchläfert mich ein.

Seine ſanften Verſe, die wie Wellen ſteigen und fallen, klingen in mein Ohr, wie ein Wiegenlied: doch mehr für den Leib als für die Seele, denn ſie machen mich mehr ſchläfrig als ſtill. Ach, wenn ſie ſtill machten, das wäre gut! Wie oft habe ich die Iphigenie genommen und geleſen: „Noch einen! „reiche mir aus Lethes Wellen den letzten kühlen „Becher der Erquickung! bald iſt der Kampf des „Lebens hinweggeſpült“..... — Sieh, das macht ſtill, ich weiß nicht warum, denn Oreſt ſteht mir nicht näher als Petrarca. Im Gegentheil! die Oreſteiſchen Qualen ſind mir fremd, und Petrarca's mein' ich zu verſtehen, ſo gut wie jeder Menſch. Aber er hat nicht gewußt, ihnen Wahrheit zu geben: ich glaube ihm nicht, wenn er klagt: ich möchte ihm immer zurufen: „O mein Herr, ſie ſind viel zu klug und viel zu fein, um ſich recht bitterlich zu grämen.“ Dem Oreſt glaube ich Alles! der iſt müde, der iſt zerbrochen, der iſt wund um und um! der ſehnt ſich nach Ruhe und wird umgetrieben vom Krampf des Lebens! o, der hat wirklich gelitten — und doch lebt er nur im Drama, während Petrarca im wirklichen Leben gelebt hat — aber gar zu theatraliſch, immer en scène, immer ſeinen großen Mantel maleriſch über die Schulter ſchlagend, ehe er anfing, ein Sonett zu ſingen. Er wußte zu ſehr, daß er ein großer und berühmter Mann war, ein Mann, auf den Europa hinblickte mehr als auf irgend einen ſeiner Zeitgenoſſen. Dies Bewußtſein hat ihm geſchadet, hat ihn gehindert, ſich ſorglos ſeinem Genius zu überlaſſen. Ich meine, der große Künſtler muß ſich und ſeinen Ruhm, und die Bewunderung der Welt vergeſſen, wenn er ans Schaffen geht, ohne Furcht gemein oder trivial zu werden. Dagegen ſchützt ihn ja eben ſein Genius weit beſſer, als der auf ihn gerichtete Blick der Menge. Petrarca benahm ſich immer mit der Muſe, wie ein Mann aus der guten Geſellſchaft ſich mit einer Frau benimmt, die ihn intereſſirt. Er warf ſich ihr nicht zu Füßen, er umſchlang nicht ihre Knie — nun gar in ihre Arme ſich zu werfen, durfte er ſich beileibe nicht erlauben! und darum hat ſie ihn auch nicht getröſtet, darauf verlaß Dich. Ach, die arme Muſe! gründlich tröſten kann ſie überhaupt nicht: aber doch momentan das Herz erleichtern. Petrarca's Herz jedoch wurde erleichtert durch ſein bewegtes reiches Leben, voll Ehre, voll Wiſſenſchaft, voll Verdienſt, voll Patriotismus und Thätigkeit; und der Petrarca verdient in meinen Augen weit mehr den Lorbeer auf dem Capitol, als Lauras liederreicher Verehrer. Ihm ſelbſt iſt es auch wahrlich nicht zu verdenken, wenn er den Lauro endlich lieber hat als die Laura. Es würde wol Jeder die Geduld mit einer Frau verlieren, die immerfort in the family way iſt! Herr Hugo de Sade mag ſich ohne Zweifel herzlich gefreut haben über ſeine elf Kinder, und mag ſehr glücklich geweſen ſein mit ſeiner eben ſo zärtlichen als tugendhaften Gattin; doch für Petrarca ſcheinen mir all die lieben Kleinen etwas unerfreulich. Für Laura iſt es indeſſen ein eben ſo großer Ruhm am päpſtlichen Hof zu Avignon, in ſittenloſer Zeit, als treue Gattin gelebt zu haben, als von Petrarca beſungen zu ſein. Petrarca verließ auch Avignon, wahrſcheinlich ſobald er die völlige Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe eingeſehen, und begann, vielleicht um ſich zu betäuben, ſeine Reiſen durch Italien, Deutſchland, Frankreich, mit denen er bald politiſche Sendungen, bald wiſſenſchaftliche und gelehrte Zwecke verband; und es iſt wol ſchön zu denken, daß ihn die hoffnungsloſe Liebe zum großen Mann gemacht hat, was eine ſogenannte glückliche vielleicht nicht gethan. Wenn er dann nach Avignon zurückkehrte, um den Papſt zu bewegen, ſeinen Sitz wieder in Rom aufzuſchlagen, in der Stadt des Apoſtels und der Märtyrer, in der Mitte Italiens, welches jetzt von Factionen zerfleiſcht wurde — ſo ſah er immer Laura wieder; doch nie anders als mit einem gewiſſen Gepränge, von Frauen umgeben, bei Feſten, am Hofe oder in der Kirche. Thaf ſie das, um ihn zu blenden, oder um ihn fern zu halten? Man erfährt gar zu wenig von ihr aus ſeinen Sonetten! Was empfindet ſie, oder empfindet ſie nichts für ihn? War ſie tugendhaft, oder war ſie nur eitel? Es ſcheint, als hätten ſie ſich nie geſprochen, als hätte ſie ihn nur durch ihre Blicke beſeligt oder vernichtet. In ſechs Sonetten feiert er das Glück, ihren Handſchuh aufgehoben zu haben: zu welchen Entzückungen hätte ihn ein holdes Wort begeiſtert. Ich mag immer gern den Leuten ins Herz ſehen, und einigermaßen wiſſen, wie es darin zugeht. Sehe ich nichts als eine Robe, prächtig von Sammt und Seide, ſo ſtimmt mich das gleichgiltig. Am Charfreitag, 1327, 6. April, ſah Petrarca Laura zum erſten Male in der Kirche. Er war damals drei und zwanzig Jahr alt, und ſie auch ungefähr, und bereits vermählt mit Herrn Hugo de Sade. Ich lief noch heut Abend gleich nach unſerer Ankunft umher: ich wollte durchaus jene Kirche entdecken. Hernach erfuhr ich, daß ſie bereits zerſtört iſt, wie auch Lauras Grab, welches die gräßliche Peſt von 1348 ihr bereitete. Von ihrem Hauſe, oder von dem ihres Vaters, des Herrn Audibert de Noves, exiſtirt keine Spur mehr. Der Fußtritt des Menſchen verweſt gar leicht. Petrarca ſtarb erſt 1374. Er war nicht blos mit allen Gelehrten, ſondern eben ſo ſehr mit den Fürſten befreundet, mit den Viscontis, mit Franz Carrara, mit König Robert von Neapel. Es war eine Ehre, ihn bei ſich zu empfangen. Selten hat ein großer Mann bei ſeinem Leben ſolche Huldigung genoſſen, ſolche Anerkennung gefunden, und über ſolche Nacheiferung ſich freuen dürfen, als Petrarca. Ach dagegen der alte Dante! wie der umher irrte! wie der die Stufen zum fremden Hauſe ſo ſteil, und das Brot der Gnade ſo hart fand! wie der ſich nicht zurechtfinden konnte am Hof Con grandes und ſich unbehaglich fühlte in Geſellſchaft der Höflinge! wie der erliegt unter ſeinen Schmerzen! — „nessun maggior dolore, „che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“ In dem Worte liegt mehr Leid, als in ſämmtlichen Sonetten Petrarca's. Der Mann iſt zu Hauſe im Schmerz: ihm thut Alles weh, ſogar die Erinnerung an das Glück! in ſeiner Klage iſt fürchterliche Wahrheit. Und in ſeiner Liebe zu der todten unvergeßlichen Beatrice finde ich auch mehr Wahrheit als in Petrarca's Liebe zur lebenden Laura. Dante war verheirathet mit Gemma dei Donati, er ging die hergebrachten Wege der Menſchen; doch Beatrice blieb der ſtralenreiche Schutzengel ſeines

Lebens. Er macht keine Wortſpiele auf ihren Namen, er beſingt nicht ihren Handſchuh: er erzählt nur, wie er ſie als Knabe geſehen und geliebt — und als Jüngling geliebt und verloren hat. Das erzählt er in ſeiner „Vita nova.“ Und dann erſcheint ſie wieder in ſeinem Paradieſe! Virgil hat ihn geführt durch Hölle und Fegefeuer: dazu genügen Geiſt, Kraft und Wiſſenſchaft. Aber den Himmel erſchließen, und das Auge öffnen für die Seligkeit des Paradieſes — kann nur die Liebe, und an der Hand der Geliebten wandelt er durch die himmliſchen Gefilde und verſteht ihre Wunder und Myſterien. O du alter, ewiger, tiefſinniger Dante, du haſt wol gewußt, was zu Gott führt, und wie dürftig erſcheinen neben dir jene Ausleger, welche behauptet haben: Beatrice ſei eine Allegorie der Philoſophie. Ich liebe nicht in der göttlichen Comödie die Wanderung durch das Paradies; Dante giebt uns keinen feſten Standpunkt und keinen klaren Blick: wir ſchwimmen immerfort in goldenen Wolken, und es iſt unendlich mühſelig, dabei ſein Glaubensbekenntniß und ſeine Anſichten über Sündenfall, Dreieinigkeit ꝛc. anhören zu müſſen. Doch ich rechne nicht ihm dieſe ſcholaſtiſche Schwerfälligkeit zu, ſondern ſeiner Zeit — in der die Wiſſenſchaft um ſo höher geachtet wurde, je abſtrakter ſie war, und wo jedes Werk einen gewiſſen theologiſch dürren Beigeſchmack haben mußte, der eben ſo nothwendig war, wie zu Voltaires Zeit der ſpöttiſch leichtfertige. Wo Dante ſich aus eigenem Antrieb bewegt, da iſt er freier als irgend ein Dichter irgend einer Zeit, denn wie ein Weltrichter verweiſt er in Himmel, Fegefeuer und Hölle, drückt Brandmale und Ehrenkronen auf die Stirne, nicht blos der Todten, ſondern ſeiner Zeitgenoſſen, und ſchleudert bei Lebzeiten dies foudroyante Buch in die Welt, ſtolz, unbekümmert, muthig wie ein Gott. Weißt Du einen Dichter, der eine ſo mächtige Idee nicht blos gehabt, ſondern ausgeführt hätte? ich nicht. Montaigne ſagt von Homer: er hat weder ein Beiſpiel noch einen Rival gehabt. In der Literatur der Modernen paßt das auf Dante — und auf ihn allein. — In Rom, bei einem obſkuren Kunſthändler, zu dem ich einmal gerieth, ich weiß nicht wie! ſah ich ein Gemälde von einem unbekannten Maler, das die italieniſchen Dichter darſtellte. Alle ſahen aus, wie man gewohnt iſt, ſie zu ſehen; nur Dante war nicht ſo alt wie gewöhnlich, ſondern ungefähr im Alter von einigen dreißig Jahren gemalt, ſo daß er zwar ſeine tiefen ſtarken Züge und das Gepräge heftiger Leidenſchaften, aber nicht die ſpätere Verfallenheit und Strenge hatte.

Der Leib war noch nicht ſo aufgezehrt vom Feuer der Seele! Was mir beſonders auffiel, war der Contraſt ſeines und Petrarca's Ausdrucks im Auge, in der Haltung, in den Zügen — in Allem. Dante ſtolz: aber ſtolz wie Einer! dabei jedoch nicht eine Spur von Prätention, ſondern die vollkommenſte Gleichgiltigkeit. Dies mächtige Auge blickt nicht freundlich einen Jeden an: dieſer ſcharfe feſte Mund lächelt nicht Jedem zu: er hat andere Gedanken als ſich den Leuten angenehm zu machen. Petrarca hingegen — ein ſchönes feines Geſicht, ſehr leutſelig, ſehr einnehmend, aber ungemein pretentiös, vom Scheitel bis zur Sohle ganz und gar wie ſeine Sonette. Nun ſeh ich in Gedanken immer dieſe beiden Geſtalten neben einander, und da wird Petrarca ecraſirt. Ach, wenn es doch möglich wäre, die Dinge zu beurtheilen, ohne ſie zu vergleichen! Dann mögten ſie aber allzu nebelhaft und farblos ſich darſtellen, während ſie jetzt vielleicht zu ſtarke Lichter und Schatten bekommen.

8. April. Schwerer Tag, fratello! aber angenehm, denn Alles hat mich intereſſirt. Um 6 Uhr aufgeſtanden, geſchrieben: um halb 9 Uhr herumgewandert, über drei Stunden: in aller Eile gefrühſtückt und um 12 nach Vaucluſe gefahren, das wenigſtens drei Stunden von hier iſt; um halb 9

Uhr Heimkehr und zu Mittag gegeſſen. Wie wär's, wenn ich Dir die Ausmalung dieſer Skizze überließe? Du würdeſt es vielleicht beſſer machen als ich — wenigſtens richtiger, denn mir hat Avignon ungemein gefallen, und es ſagt doch alle Welt, es ſei ein abſcheulich ſchmutziger, ruinirter, trauriger, öder Ort, wo wüſtes Volk lebt. Ich ſehe auch ein, daß alle Welt Recht hat — aber was kann ich für meinen ſchlechten Geſchmack! Zuerſt das: Avignon iſt der erſte Ort ſeit Hyères, wo die Gegend ausſieht wie von Menſchen bebaut. Um Marſeille giebt es einige Gärten, doch von dort bis zur Durance haſt Du in der ganzen unabſehlichen Ebene keinen Baum. Das Land ſieht aus wie eine Wüſte ſo trocken, ſo dürr, ſo grau. Der Oelbaum iſt zwar der Hauptzweig der Cultur, und ihm ſagt grade dieſer dürre Boden zu; da er aber im Durchſchnitt alle zehn Jahre erfriert und dann dicht über der Wurzel abgehauen wird, ſo bringen es die Schößlinge niemals bis zur Baumgeſtalt, ſondern bleiben ein Strauch; und damit ſind die Felder bedeckt. Die Ortſchaften haben immer daſſelbe unbehagliche kahle Anſehen, und über dieſe triſten Gefilde raſte der Miſtral wie eine Furie dahin. Es erheiterte mich etwas, daß ich mich bei Orgon ungefähr ſo benahm, wie Attila Schmelzle. Erinnerſt

Du Dich Jean Pauls zaghaften Feldpredigers, der da behauptet, ſein Pferd gehe mit ihm durch, im Schritt? es iſt nämlich hartmäulig und er kann es nicht zum Stehen bringen. Nun, ich übertraf Attila Schmelzle, denn ich dachte, die Pferde gingen ſtillſtehend durch. Sie ſtanden tout bonnement aus fürchterlichſter Ermüdung ſtill, nachdem ſie ungefähr eine Viertelſtunde ihre letzten Kräfte darangewendet hatten, um den gewöhnlichen Trab zu laufen. Der Poſtillon peitſchte und fluchte; ſie trippelten nur, und zwar rückwärts, vermuthlich um ihren Widerwillen zu bezeigen. Da der Wagen aber anfing, ſich bei dieſen retrograden Bewegungen zu drehen, und der Chauſſeegraben nahe war: ſo ſetzte ich ohne Weiteres heraus, um mich aus dieſer drohenden Gefahr zu retten. Draußen ſah ich nun wol, daß hier Niemand in Lebensgefahr war, als etwa die armſeligen Pferde, die zerrieben und abgehetzt Miene machten in Ohnmacht zu fallen. Es wurden andere geholt, und mit einer halben Stunde des Wartens war es abgethan. Wenn ich im Wagen ſitze, ſo habe ich meine Liebhabereien: der Poſtillon muß gut fahren, die Pferde gut laufen, und der Weg weder ſehr ſchief noch ſehr ſteil ſein; unter dieſen Bedingungen bin ich heroiſch. In Orgon wollt' ich vom Poſtmeiſter wiſſen, was das Volk eigentlich im Jahre 1814 mit Napoleon hatte machen wollen, als er hier durchreiſte nach Elba. Er wollte gar nicht mit der Sprache heraus, rieb ſich die Hände, und ſagte: „Bah! des bêtises! des bêtises!“ — Es war aber eine Betiſe von der Art, wie ſie ſich kein Menſch zweimal gefallen läßt; ſie wollten ihn maſſacriren, weiter nichts! und er mußte als Courier verkleidet mehrere Meilen reiten. Man iſt hier ſehr royaliſtiſch, nämlich bourboniſch geſinnt, wie überhaupt im ſüdlichen Frankreich; da aber eine eben ſo große Partei republikaniſch iſt, ſo halten ſich die beiden im Schach, und das iſt ein großes Glück für die gegenwärtige Regierung. Wäre nur eine Partei, oder hätten ſie ſich momentan vereinigen können, ſo ſcheint mir, daß gerade jetzt ein ungemein günſtiger Augenblick für eine Wendung der Dinge geweſen wäre. Mit der Erſtürmung der Baſtille begann die Revolution; als Buße gleichſam für die Willkürlichkeiten, die dort vorgefallen waren, fiel Ludwigs XVI. unſchuldiges Haupt, und ſein Geſchlecht lebt bis zu dieſer Stunde im Exil; und jetzt, nach zweiundfunfzig Jahren, wird ganz Paris enbaſtillirt; — das wollen wir uns nicht gefallen laſſen. So hätte man ſprechen können, und mit dem allervollkommenſten Recht. Aber es wird ſchon kommen! auf die Dauer werden die Provinzen den Druck nicht ertragen, womit Paris auf ihnen liegt. Paris kommt mir vor, wie eine Dampfmaſchine, die Frankreich gehen macht; jetzt wird der Keſſel à haute pression eingerichtet, und wenn das fertig ſein wird, ſo wird er platzen; und wir erleben es noch, Contino! — Jenſeit der Durance kommt man in das ehemalige Comtat Venaiſſin, das Ländchen, welches Johanna I. den Päpſten ſammt Avignon abtrat, das bis zur Revolution dem päpſtlichen Stuhl gehörte und durch einen Legaten regiert ward. Der Rhone begrenzt es im Weſten. Durch die Lage zwiſchen den beiden Flüſſen iſt es fruchtbarer, baumreicher, als der kreidige waſſerloſe Theil der Provence, den ich bis jetzt geſehen, und ich freute mich dermaßen über grüne fette Wieſen, und über Alleen von Pappeln und Weiden, als ob ich vor acht Tagen in der Lüneburger Heide — und nicht in Nizza geweſen wäre. Ich habe nicht das Glück, die Lüneburger Heide zu kennen, bin aber überzeugt, daß ſie keinen ſterileren Anblick gewähren kann, als das Land von Aix bis zur Durance. Avignon ſieht äußerſt maleriſch aus: crenelirte Ringmauer, crenelirte zum Theil abgebrochene Thürme, das alte Schloß der Päpſte, halb Reſidenz, halb Feſtung, halb Kirche, und mehr wie halb —

Ruine, die Kathedrale auf einer Anhöhe, unten der raſche Rhone, drüben das Städtchen Villeneuve, zu dem, wie zu Traſtevere in Rom, ein ponte rotto führt — oder geführt hat: ich verſichere Dir, es ſieht ein wenig römiſch aus und ſehr feudaliſtiſch. Drinnen herrſcht nun freilich die Deſolation, und zwar die ächte: Ruine ohne Poeſie, begraben in Schmutz, in Dürftigkeit, menſchenleer, obwol es 30,000 Einwohner zählt, trägt Alles in Avignon das Gepräge der Verſunkenheit, Menſchen und Häuſer, Kirchen und Steinpflaſter. Wir gingen geſtern Abend umher! nie habe ich eine Stadt von ſolcher Zerfallenheit geſehen. Kleine Häuſer, fenſterlos: große, mit zugemauertem Thor: Kreuzgänge zerſtörter Klöſter in ſchmutzige Höfe — Kirchen in Magazine verwandelt; Thürme, von denen bei jedem Windſtoß die Mauerſteine herunterkollern, dennoch kläglichen Wohnungen zur Hinterwand dienend, und einen abgebrochenen Schwibbogen über ſie ausſtreckend wie einen Leichenarm aus einem vermorſchten Grabe; Boutiquen von gräßlicher Unſauberkeit: Bilderladen mit uralten vergilbten Kupferſtichen, die zu ihrer Zeit recht ſchön geweſen ſein mögen, und mit ururalten Büchern in Schweinsleder gebunden, vor den Thüren ausgeſtellt auf wackelnden Tiſchen; — Alles dies von ſo verſchollenem, geſpenſtiſchem Anſehen, daß ich mich fragte, ob es hier nicht zugehe wie in der Belle au bois dormant. Ich vertiefte mich bei einem ſolchen Antiquar, um nach einer gewiſſen alten Ausgabe des St. Augustin zu ſuchen, fand ſie aber nicht: während der Zeit war es ganz dämmerig geworden, doch nirgends tauchte ein Licht, dieſer Pharus der Häuslichkeit, hinter den trüben Fenſterſcheiben auf, einzelne ſchlechtgekleidete Männer begegneten uns, und encapuchonirte Weiber bettelten kläglich und zudringlich. Ich machte lange Schritte! Im Hotel hatte ich ein mächtiges Feuer in einem mächtigen ſchwarzen Marmorkamine, das noch brannte, nachdem ich längſt zu Bett gegangen war, und das dunkle Schatten und grelle Lichter auf die rothen Vorhänge warf. Ich dachte an all die Scheiterhaufen, die hier geflammt, an all die Hexen und Ketzer, die hier Torturen unter den Päpſten gelitten hatten, an all das Blut, das hier gefloſſen iſt in der Revolution, an Marſchall Brune, den das Volk drüben im andern Gaſthofe maſſacrirt hat, 1815 aus legitimiſtiſcher Rachſucht — und die Schauer dieſer Erinnerungen machten es mir vollkommen begreiflich, daß gleichſam eine lange Trauerſchleppe ihnen nachziehen und dieſem Ort eine unheimliche Düſterheit geben müſſe. Ich ſah vor Augen die Jammergeſtalten, die Henker, die Foltern; ſpukhaft und verzerrt huſchten ſie in der flackernden Beleuchtung dahin, und ich war herzlich froh, als ich endlich ſpät einſchlief. Mich grauete, wie oft, ſo um nichts, ich kann wenigſtens keinen Grund angeben; aber dann gehen Geiſter um mich herum, gewiß! und wenn es auch nur die Geiſter meiner Gedanken ſind. Heut aber kommt mir das Alles gar nicht mehr geſpenſtiſch vor, ſondern es iſt mir nur angenehm, daß Avignon in ſo vollkommner Harmonie mit ſeinen Schickſalen iſt, und daß ich mir dieſe ſo lebhaft vor die Seele führen kann. — Die ehemalige Reſidenz der Päpſte iſt jetzt größtentheils in eine Caſerne verwandelt, und wird zu dem Behuf auf- und ausgebaut, ohne Styl, ohne Geſchmack, eben nur fürs Bedürfniß. Einige alte Fresken in Giottos ſtrenger Manier — angeblich von ihm ſelbſt — ſind an Wänden und Decken von zwei Kapellen erhalten, die aber ſelbſt nichts weiter als vier Mauern haben: denn die Revolution iſt mit ihrer wildeſten Raſerei hier losgelaſſen, und Jourdan coupe-tête hat an einem Tage in einem ſchmalen Gang dreihundert Menſchen erſchießen, und zu gleicher Zeit in einem Thurm zweihundert köpfen laſſen. Das Blut dieſer letzten klebt noch jetzt wie ein breiter bräunlicher Streif an der Mauer. Dann erbrachen ſie die Gefängniſſe und Gemächer der

Inquiſition und verwüſteten dieſe traurigen Kerker, von denen einer mit Inſchriften bedeckt iſt, die mühſelig in den Stein gegraben und, immer Klagen oder Gebete ausſprechend, von armen Gefangenen herrühren, welche eine gefolterte Exiſtenz mit einem qualvollen Tode beendeten. Manches von dem Gemäuer iſt durch Pulver geſprengt, vielleicht um es völlig von der Erde zu vertilgen, und wie es jetzt iſt, kann man gar keinen Zuſammenhang in das Gebäude bringen. Es macht einen verwirrten deſolaten Eindruck von gewaltiger Größe und feſtungsähnlicher Stärke. Von Ueppigkeit und Schwelgerei iſt nicht die geringſte Spur mehr vorhanden, und ſie zeichneten doch eben ſo ſehr die Regierung von Clemens VI. und Clemens VII. aus als Johann XXII. ſeine Hexenprozeſſe und Begharden-Verfolgung und die koloſſale Habſucht, mit der er ein Vermögen von dreihundert Millionen ſammelte, welches für jene Zeit ein unerhörter Schatz war. Einen großen ſchweren, dachloſen Thurm nennt man den Kerker von Cola di Rienzi. Weiß Gott, ob er's war! man kann ſich nicht auf die Erzählungen der Cuſtoden verlaſſen. Sie lernen die erſte beſte Beſchreibung auswendig und beten ſie gedankenlos wie ein Paternoſter ab. Nachdem ſein erſtes Tribunat durch Flucht vor dem mißvergnügten römiſchen Volk beendet war, lebte Rienzi allerdings gefangen in Avignon, und da er ein ſo kluger und gelehrter Mann war, hätte er, däucht mir, in der Abgeſchiedenheit zur Erkenntniß kommen und nicht zum zweiten Mal darauf eingehen ſollen in die Fußtapfen der Gracchen zu treten. Aber das iſt leicht geſagt und ſchwer befolgt! wer einmal geherrſcht hat, kann die Entbehrung der Herrſchaft nicht verſchmerzen. Ich glaube, es kommt daher, weil der Herrſcher den Traum der höchſten Freiheit träumt, und das iſt Menſchen von großer Kraft und hohen Gaben der liebſte Genuß, weil ſie dadurch zur vielſeitigſten Entwicklung gelangen. Man meint vielleicht: aber es iſt doch nur ein Traum, und die Verhältniſſe legen oft dem Herrſcher die Rolle des Sclaven an. Ich weiß wol! allein der Opiumrauſch — giebt er etwas Anderes als ſelige Träume, und kann derjenige ihn entbehren, welcher ſich einmal dieſem Genuß hingegeben? Rienzi bezahlte die Liebe für ſeinen Traum mit dem Leben, wie ein ächter Opiumeſſer. — Von einem nackten Felſen neben dem Schloſſe überſieht man weit und breit das große fruchtbare Rhonethal, das noch viel ausgeriſſene Bäume als Spur der letzten Ueberſchwemmung zeigt. Damals iſt die ganze Ebene in einen See verwandelt geweſen, und die Dampfboote ſind kreuz und quer von Ort zu Ort darüber hin gefahren, um die Einwohner zu retten, die ihr Hab und Gut in den Wäſſern untergehen ſahen. Jetzt fuhr das Dampfboot friedlich und mühſelig den reißenden Rhone hinauf nach Lyon. Man bemüht ſich auf dem Felſen eine Promenade anzulegen. Was mir am beſten gefiel, war die Ausſicht auf die **Basses-Alpes**, die prächtig beſchneit ihre ſcharfen weißen Linien im Oſten gegen den hartblauen Himmel abſchnitten. Wären ſie nicht geweſen, ſo hätte ich mich in Nord-Deutſchland glauben können: Klima, Vegetation, Himmel — genau wie dort. — Auf der andern Seite des Schloſſes liegt die Kathedrale, gothiſch, doch ohne Schönheit und Harmonie; dann mache ich mir nichts daraus! Ueberdas von einer Kahlheit im Innern, die mich fröſteln macht! ohne Altäre, ohne Gemälde, ohne Schmuck, von oben bis unten abgeweißt. Die Kirchen haben in der Revolution alle daſſelbe Schickſal gehabt: die kleinen ſind niedergeriſſen, die großen verwüſtet, dann, als man es nicht mehr für eine Schmach hielt zu beten und an einen Gott zu glauben, der die Schwachen tröſtet und die Weiſen führt — erbaute man gleichſam Nothkirchen, Nothaltäre, ſo wie man Nothbrücken baut, und ſeitdem hat Frankreich ſo viel zu thun und Geld auszugeben gehabt, daß es bei den Nothkirchen geblieben iſt. Erſt mußte es Europa erobern, ſo weit es ging, dann das Eroberte verlieren, und jetzt ſeit elf Jahren ſich bemühen ganz Europa zu beſeligen durch ſeine Freiheitsprojekte, welche gegenwärtig auf die Pariſer Fortifikation geſtützt, beweiſen werden, wohin dieſer großſprecheriſche Liberalismus führt und wem er zu gut kommt. Neulich ſchrieb ich an Clärchen: „ich haſſe den franzöſiſchen Nationalcharakter;“ das war im Grunde ein falſcher Ausdruck, denn wie ſollt' ich's wol anfangen, um dies armſelige Volk zu haſſen, dem man ſeinen alten Gott und ſeine alten Könige genommen — und ihm dafür nichts gegeben hat, als vague Ideen, die ihm den Kopf verwirren und den Magen nicht füllen. In der Bibel ſteht, kein Vater gäbe ſeinem hungernden Sohne ſtatt eines Fiſches eine Schlange; — hier geſchieht ungefähr ſo etwas: ſtatt Brot hat das Volk Journale. Sieh, das wollt' ich ſagen: die Pariſer Journaliſtik, die das Volk verdirbt, indem ſie es konfus macht — die haſſe ich, und mein einziger Troſt iſt der, daß ſie wie Göthes „Zauberlehrling“ ſo viel Waſſer ins Haus tragen laſſen, bis ſie es nicht mehr werden bändigen können und darin umkommen müſſen. Wenn Du wüßteſt, wie das Volk arm ausſieht!

wie in Italien — doch ohne die italieniſche Inſouciance, und daher viel beängſtigender! Ueberdas gelten weder Kirchenſtaat noch Neapel für woladminiſtrirte Länder, während Frankreich den Ruf hat. Heut iſt Chardonnerstag, hoher Feſttag der Katholiken; in der Kathedrale funktionirte der Erzbiſchof vor ungefähr hundert ſchmutzigen Weibern und eben ſo viel zerlumpten Buben. Männer in der Meſſe zu ſehen, erwartete ich ſchon gar nicht; aber doch auf der Straße, ſonntäglich gekleidet. Nichts! Bei uns Sonntags in der Kirche oder auf der Straße, in der Stadt wie auf dem Lande, wie reinlich ſehen die Leute aus, wie anſtändig. Ich habe hier nicht einen einzigen Mann erblickt, der ausgeſehen hätte, wie ein geſetzter Bürger oder ein wohlhabender Handwerker. Exiſtirt eine ſolche Claſſe nicht, oder nur nicht in Aix und Avignon? ich will Letzteres hoffen! hier ſehen die wie Geſindel aus, welche ein Gewerbe treiben. Ich finde das ein ſchlimmes Zeichen! ſie haben die derbſten Fäuſte; wird der Kopf montirt und der Magen rebelliſch, ſo ſei Gott denen gnädig, welche von dieſen Fäuſten angepackt werden. Alles hat hier die Tendenz der Centraliſation, welche das Beiſpiel von Paris anregt: einige Fabrikanten, einige Kaufleute in einzelnen Städten erwerben inſolente Vermögen; doch die Spuren eines allgemeinen Wohlſtandes aller Claſſen habe ich bis jetzt nicht entdeckt, und ich dächte, das müßte das Kriterium in einem Lande ſein, das mit Freiheit und Gleichheit prahlt. Hungern muß kein Menſch, lieber Dinand, allein regieren müſſen nur ſehr wenige: und wer den Leuten weis macht, ſie hätten Alle drein zu reden, wie man ſich beim Regieren benehmen müſſe, der thut ihnen einen ſchlechten Dienſt, ſei es aus Unverſtand, ſei es aus heuchleriſchen egoiſtiſchen Abſichten. So denk ich. Sind das abſolutiſtiſche Geſinnungen? Meinetwegen. Auf den Namen kommt mir's gar nicht an! in die Namen hat man eine ſo unerhörte Confuſion gebracht, daß man die Despotie von ein Paar Kammern Liberalismus — und die Herrſchaft eines Königs Abſolutismus nennt. — Ungefähr mit dieſen Gedanken ſtieg ich in den Wagen, um nach Vaucluſe zu fahren. Da vergingen ſie mir total! ich dachte .... rathe, woran ich dachte! — an den Wurſtwagen, auf den Onkel Berg uns vor Olims Zeiten packte, uns vier, und etwa noch ein Paar Kameraden, ſo daß wir ſaßen, hingen, ſchwebten, ich weiß nicht was! während er uns über Stock und Block kutſchierte, daß wir ſo hoch flogen. Und je ärger es ſtieß, deſto größer war der Spaß. Kinder ſind glückſelige Creaturen, weil Alles ſie ſo übernatürlich amüſirt. Nun, ein holpriger Weg, tiefer liegend als die Felder zu beiden Seiten, rechts und links Graben mit abgehaunen Weiden eingefaßt, und ein fürchterlich hart fahrender, ſtoßender, ſchmaler Wagen machte mir heut die Fahrt ſehr unbehaglich. Der eigentliche Wagen des Landes iſt ein zweirädriges, ſehr leichtes Cabriolet, womit man fährt wie der Wind und die Püſſe weniger empfindet. Säße der Kutſcher unten auf dem Fußbrett, wie bei einer neapolitaniſchen Coloſſine, ſo wär' es mir ſehr recht geweſen; das läßt aber die Gleichheit nicht zu und er ſitzt ebenfalls auf der Bank, in der Mitte. Ich dachte es mir unerfreulich, ein ſolch blau beblouſtes Weſen, ſo zu ſagen, auf dem Schooße zu haben, und ſo gerieth ich denn in dieſe rädernde Kaleſche, und kam nicht eher zur Beſinnung, als bei Vaucluſe — ich meine nicht bei dem Dorfe dieſes Namens, ſondern ſechshundert Schritt weiter bei der Quelle der Sorgue, der eigentlichen Vallée close oder Val chiusa, woraus Vaucluſe entſtanden iſt. Eine ſenkrechte Felswand im Hintergrund, rechts und links Felſen, kalkig, gelbbraun, ſeltſam zerbröckelt wie Gemäuer, zwiſchen ihnen die Sorgue in Kaskatellen aus dem Baſſin herabſtürzend, das am Fuße jener ſteilen Hinterwand liegt und aus unterirdiſchem Quell genährt wird — dies Alles im kleinen Maßſtabe, nicht wie die Schweiz, nicht wie Tyrol; das iſt Vaucluſe. Dennoch ergriff es mich über alle Erwartung. Aus dieſer Oede, aus dieſer Einſamkeit ging Petrarca hervor, in die Welt, in die Unſterblichkeit: „sic itur ad astra!“ Heut früh, im Garten der Invaliden, fand ich dieſe Worte über eine lange Liſte von Daten geſchrieben, welche Napoleons Biographie enthielten — arme rührende Fresken, mit Kohle auf die weiße Gartenmauer gemalt. Sie fielen mir in Vaucluſe ein. Faſt ein halbes Jahrtauſend trennt die beiden Männer; beide trugen den Lorbeer, beide waren der Mittelpunkt ihrer Zeit, der Eine Fürſt des Friedens, der Andere des Krieges, beide gaben ihrer Zeit einen friſchen Schwung, und beide kamen mit zermartertem Herzen — auf ſehr verſchiedene Weiſe, aber redlich zermartert — über den Sternen an. Und ich dachte an die tauſend und aber tauſend zermarterten Herzen, von denen nicht die Welt und die Jahrhunderte ſagen werden: „sic itur ad astra!“ und die dennoch im Verborgenen denſelben Weg gehen mögen. O fratello! es mag eine gar herrliche Geſellſchaft droben verſammelt ſein, über den Sternen! glaubſt Du wol, daß wir auch dahin kommen werden? in aller Stille, nicht wahr? —

Hier alſo hat Petrarca die Einſamkeit verſucht, ohne ſie ertragen zu können. Von großem Schmerz gedrückt meint man wol, ſie allein gebe Ruhe, und jeder Contact mit der Welt thue weh. Letzteres iſt ganz richtig: jede Berührung, und ſei es die einer Roſe oder eines Blicks oder eines Lüftchens thut dem weh, der gerade verwundet iſt, aber in der Einſamkeit hat man keine Zerſtreuung und ſieht nichts als die Wunde, und hört nichts als die eigene Klage, die das Echo tauſendfach zurückhallt; davon kann Keiner geneſen. Im Grunde iſt der Menſch immer einſam, denn ſeine tiefſten Leiden und ſeine höchſten Freuden theilt Niemand mit ihm, Niemand, nicht der geliebteſte Menſch, wenigſtens nicht ſo, wie man's begehrt: alſo muß man ohnehin ſchon auf genug Einſamkeit im Leben ſich gefaßt machen. Je weher die einem Menſchen thut, um ſo mehr wird er ſuchen, ſich zu bewegen — wie der Kranke ſich im Bett wälzt, um eine Lage zu finden, die ihm behaglich iſt. Petrarca, Alfieri, Rouſſeau, Byron — in welcher raſtloſen Bewegung waren ſie, wenn die geiſtige Thätigkeit einen Moment nachließ! welch Pilgern, welch Wandern, welch Schweifen — ſei es durch Alpenthäler, ſei es durch Europa; der Eine diplomatiſirend, der Andre botaniſirend; Alfieri kauft Pferde, Byron ſchwimmt;

auf einem und demſelben Platze bleibt Keiner. Es waren alle vier Menſchen mit wundem Herzen — sic itur ad astra! Die dicken, geſunden, handfeſten Herzen — was machen ſie? wo bleiben ſie? fratello, das weiß ich nicht, und ſie gehen mich auch nichts an. Was ſollt' ich mich um die grämen, die ſich nie grämen? — Wie ſie brauſt, die kleine Sorgue, wie ſie grünlich-weiß ſchäumt, und ſich ganz benimmt, als ſei ſie ein Gletſcherbach! Vielleicht iſt ſie's, man weiß nicht ihren Urſprung. Ach, und wie ich ſo einen rauſchenden Bach liebe, wie ich ihm zuhören kann, ſtundenlang, und wie ich ſo gar nichts dabei denke. Es iſt ein ſeliger Zuſtand, gar nicht zu denken, und man kommt ſo ſelten dazu! bald hat der Kopf, bald das Herz ſeine Beſchäftigung, und das macht die Gedanken, die immer wach, immer munter, bald klug, bald dumm, heut gut, morgen taugenichtſig ſind, und unſägliche Arbeit machen — ein aufwiegleriſches, tolles, thörichtes Geſchlecht! Das rauſchende Waſſer, das Meer und der Bach magnetiſiren mir die Seele — ich kann's nicht anders beſchreiben; das Gewirr legt ſich, der Tumult verhallt, es wird ſtill, ganz ſtill, ich horche auf etwas, was mächtig lauter iſt, als meine Gedanken, und was mir eben deshalb die ganze Seele überflutet. Die Frau Rath, erzählt Bettina, hat ſich den Himmel als den Ort vorgeſtellt, wo ſie ihr Feſttagskleid als Alltagskleid tragen würde: ich ſtell' mir vor, daß es ein Ort iſt, wo ich an einem harmoniſch rauſchenden Strom ſitzen werde — in welchem Habit, iſt mir einerlei. Das Waſſer der Sorgue war ſehr hoch; bisweilen ſoll es ganz flach ſein. Kommſt Du einmal her und findeſt es matt und klein, weder ſprudelnd noch rauſchend, ſo denke nur nicht, ich hätte gelogen. Eine liebliche kleine Trauerweide, halb vom Sturm umgeriſſen und über's Waſſer gebogen, die ihre langen ſchmiegſamen Zweige wie aufgelöſtes Haar troſtlos flattern ließ — wird auch vielleicht Niemand nach mir mehr ſehen: und ſie war doch ſehr graziös, recht wie die Hamadryade, die dem entfliehenden Flußgotte nicht folgen kann. Bei der Heimkehr machte ich ein Lied: und dies ſind meine faits et gestes in Avignon. Ade. Gott ſegne Dich.

Achter Reiſebrief.

Nimes, 9. April 1841.

Die Römer! das war ein Volk! was die aufrichteten, ſteht! was die anfaßten, bleibt! wo die hintraten, war's feſt! in all ihrem Thun war Mark und Sinn: das iſt der Stempel des Lebens — und darum iſt dies Gepräge eines ewigen Lebens ihren Schöpfungen beigeſellt. Die römiſchen Monumente hier herum ſind es werth, daß man dies traurige Land beſuche: ſie ſind ganz wunderſchön, und ſogar vollſtändiger als die italieniſchen z. B. der Aquäduct, den man pont du Gard nennt — theils weil er in alten Zeiten die Quelle über den Fluß fortführte, theils weil man in neuen eine wirkliche Brücke an ſeine mächtigen Pfeiler gelehnt hat. Wie liebe ich die römiſche Waſſerprofuſion und die Sorge überall gutes Waſſer hinzuſchaffen! es iſt nicht blos angenehm für Bäder und Fontänen, es iſt ſo nützlich und wohlthätig, ſetzt Gewohnheit der Reinlichkeit voraus, befördert ſie, und kommt den Aermſten zu gut wie den Reichſten. Dergleichen nenne ich liberal! In Paris, hör ich, giebt es kein andres Waſſer, als das ekelhafte der Seine, und das muß man kaufen! folglich wird ſogar die Reinlichkeit, das dringendſte Lebensbedürfniß, ein Monopol des Reichthums. Da waren die Römer andre Leute! und ſogar die Terroriſten, die in der Revolution nichts ſchonten, Kirchen, Schlöſſer, Klöſter niederbrannten und verwüſteten, haben vor ihren Monumenten Reſpect gehabt und ſie nicht zu vertilgen geſucht. Doch was ſage ich „ſogar die Terroriſten!“ das ſind nicht die Aergſten, und wenn ſie gewüthet haben, ſo geſchah das wenigſtens in der Wuth, was gewiß eine große Entſchuldigung iſt. Die ächten Terroriſten ſind eine Geſellſchaft ehrenhafter Spekulanten, bekannt unter dem Namen la bande noire, welche alle Gebäude aufkauft, die unbewohnt oder Ruinen ſind, ſie der Erde gleich machen läßt, und dann ihre Steine und den Boden, worauf ſie geſtanden, verſchachert. Auf dieſe Weiſe ſollen die ſchönſten Ruinen täglich mehr und mehr aus Frankreich verſchwinden; das Land verliert einen maleriſchen Schmuck und die Geſchichte dieſe ſteinernen Dokumente. Liebſte Emy, kennen Sie etwas Unerträglicheres auf dieſer Welt, wo doch Manches unerträglich iſt, als die Nützlichkeits-Befliſſenen — dieſe Menſchen, welche nichts auf der Erde ſehen, als ein Rechenexempel, das ſie löſen müſſen, indem ſie die Geldbeutel füllen; nämlich die eignen! die fremden, das ließ ich gelten: denn man dürfte alsdann an ein dévouement glauben. Nützlich zu ſein iſt gewiß ſehr gut, wenn es ſich auf hülfreich, dienſtwillig und mildthätig ſein beſchränkt: macht man aber ein Syſtem daraus, wo jede Exiſtenz nach ihrem materiellen Nutzen einregiſtrirt wird, wo man vom Stein wie vom Menſchen begehrt, daß ſie etwas einbringen ſollen, ſo gut wie eine Ente oder Kuh: ſo finde ich das eine ganz entadelnde Anſicht, durch welche die Erde in ein Arbeitshaus verwandelt wird. Ich halte etwas von zwei Arten nützlicher Exiſtenz! die erſte, welche den Bedürftigen Brot giebt; die zweite, welche andern Bedürftigen Freude giebt. Selig diejenigen, welche Beides verbinden. Aber ſo eine bande noire iſt mir zuwider, wenn ſie auch nicht ihre unheiligen Hände an den pont du Gard legt.

Bei Avignon fährt man über den Rhone, betritt das Langue d'Oc und hat die Provence im Rücken. Gottlob! die ſuche ich in meinem Leben nicht wieder auf. Wer in aller Welt hat dieſem unſchönen, dürren, von der Sonne verſengten, von dem Miſtral vertrockneten Lande, mit ruinirten Städten, mit wüſten Bourgaden, den Ruf der Schönheit beigebracht? Sollten es die Troubadours geweſen ſein? ach nein, die ſind ſehr unſchuldig an dieſer allgemeinen Myſtifikation, denn im Grunde weiß Niemand etwas Andres von ihnen, als daß ſie eben Troubadours waren. Oder ſollte es die Erinnerung an die alte reiche Selbſtſtändigkeit der Provence unter ihren Grafen ſein? ich denke nicht; denn das iſt eine Epoche, mit der ſich nur die Hiſtoriker beſchäftigen. Die Thäter ſind die Romanciers des vorigen Jahrhunderts, z. B. Florian, der ſeine Schäferwelt hieher verlegte, und Thümmel ſeine Abenteuer. Man war dazumal ſo wenig Reiſens gewohnt, ſo ſicher die Orte nicht zu ſehen, welche die Autoren beſchrieben, als man jetzt iſt ſie zu ſehen, daß man gar keinen Werth darauf legte zu wiſſen, wie in der Wirklichkeit die Provence beſchaffen ſei. Dazumal wurde geleſen, um der Phantaſie Nahrung zu geben: jetzt lieſt man rationell und kritiſch: man will lernen, man will ſich bilden — ſo oberflächlich, ohne Mühe, ohne Anſtrengung: der Schriftſteller ſoll den übernatürlichen Geiſt haben durch ſein Urtheil und ſeine Anſchauung dem Leſer Geiſt beizubringen, und nebenbei ſpäht man nach den Unrichtigkeiten, die er ſich etwa zu Schulden kommen läßt. Glückſeliger Florian! dir wurde aufs Wort geglaubt, und ich ſelbſt habe es vor zwanzig Jahren gethan, als ich andächtig die Galathée las. Thümmel kenne ich nicht, daher hätte ich ihn nicht anführen ſollen: ich habe nur gehört, er ſei nie im ſüdlichen Frankreich geweſen und habe geiſtreich und leichtfertig darüber geſchrieben. Wenn es keine Reiſebeſchreibung wäre, würde ich's wol leſen! ach Gott, hätten Sie meinen Widerwillen gegen die armen Reiſebeſchreibungen, ſo ſtände dieſem Brief ein trauriges Schickſal bevor! — Bei la Foux fuhren wir über den Gardon — ſo heißt jetzt der alte Gard — auf einer ſehr eleganten Drahtbrücke von doriſchen Säulen gehalten, und gingen dann eine halbe Stunde höher hinauf, wo der pont du Gard ſeine majeſtätiſchen Arkaden von einem Hügel zum andern über den Fluß wirft. Es ſind wieder die ungeheuern Quaderblöcke, ohne Cement auf einander gelegt: zwei Etagen großer Arkaden tragen eine dritte von kleinen Bogen, und dieſe wiederum die Waſſerrinne, die größtentheils noch ihr Dach hat, und in der auch der längſte Mann bequem aufrecht geht. Das Schönſte finde ich den wundervoll leichten, fliegenden Schwung der Bogen, der doch ſo feſt iſt, daß er bald zweitauſend Jahr ſich gehalten hat. Der ganze Bau ſieht aus wie gemalt, ſo klar, ſo rein, ſo graziös, und er iſt von Felsblöcken! hätte ich nie die Tempel von Päſtum oder das Coliſeum geſehen, ſo würde ich mich vielleicht weniger über Rouſſeau verwundern, der beim Anblick des pont du Gard ſeine Geliebte vergaß: aber total! jetzt finde ich dieſe Lethewirkung doch noch merkwürdiger als den Bau ſelbſt, ſo imponirend er iſt. Man hat es hier recht bequem die alte und die neue Zeit zu vergleichen: die Drahtbrücke und den pont du Gard: jene, vermuthlich auf eine gewiſſe Reihe von Jahren vom Ingenieur garantirt — die Freiburger iſt es nur auf dreißig Jahr — dieſe, auf die Ewigkeit gebaut und vermuthlich ohne Garantie: beide ſehr kühn, ſehr leicht und frei, mit unglaublicher Handhabung des Materials; die eine Sylphenarbeit, die andre Titanenwerk. Man hat die Wahl! ich bin für die Titanen: die wollten in den Olymp, und die Sylphen flattern nur ſo ins Blaue hinein.

Ein Schäfer hütete am pont du Gard ſeine Heerde, und Florian fiel mir wieder ein, deſſen provençaliſches Schäfergeſchlecht weiß und roſenfarben von Antlitz und Kleidung einherwandelt. Dieſer ehrliche Mann, ſäbelbeinig und ſchwarzgrauen Angeſichts, trug die hieſige Volkstracht: **Inexpressibles** von grobem braunem Stoff, plumpe Schuh, blaue Blouſe, und eine ehedem weiße Schlafmütze, die übrigens recht warm und recht bequem ſchien. Wenn ich nun auch keinesweges darauf gerechnet hatte eine Galathee und ihren Herzliebſten hier zu finden, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich auf die unglaubliche Häßlichkeit des Volks nicht gefaßt war. Man ſieht nur verwitterte oder brutale Geſichter — je nachdem ſie alt oder jung ſind, Männer und Weiber! ach, was waren für hübſche Weiber, nicht ſowol in, als um Nizza, beſonders in dem Städtchen Villafranca! man geht dahin über einen Berg. Wie oft bin ich ſtillgeſtanden, der Weiber wegen, welche den Berg herabkamen! ſie tragen alle Laſten in großen flachen Körben auf dem Kopf, während ſie an der Spindel ſpinnen, und raſch und leicht bergab gehen. Es gehört große Gewandheit dazu, um dies Alles auf einmal thun zu können, Sicherheit, Ruhe; aber dafür ſieht es auch wunderhübſch aus — verſteht ſich, wenn ſie hübſch ſind, und das ſind nur die ganz jungen. Indeſſen, da jeder Menſch einmal jung iſt, ſo fehlt es nicht daran; und oft mußte ich an Ihre Mutter denken — was ſie für reizende Bilder malen würde! Hier, glaube ich, zerwühlt der Miſtral die Geſichter.

Wiſſen Sie wol, daß ich hier in der Heimath von Clotilde de Vallon-Chalys bin, und daß die Sachverſtändigen behaupten, dieſe liebliche Troubadoureſſe habe niemals exiſtirt? Von wem die Gedichte herrühren, die Herr von Surville unter ihrem Namen herausgegeben ob von ihm ſelbſt, ob von einer Frau, die unbekannt bleiben wollte — hat man noch nicht ergründet; und darum ſteht es uns frei, uns für die Exiſtenz einer Clotilde, wenn auch nicht aus dem vierzehnten Jahrhundert, zu erklären: denn mit ſolcher Freiheit dichtete man damals nicht. Man konnte die Gedanken gleichſam nicht überwältigen, darum häufte man Worte. Was man nicht darzuſtellen vermogte, wollte man umſchreiben. Wenn mir alle hundert Jahr einmal ein philoſophiſches Buch in die Hand fällt, ſo muß ich immer an die alten Dichter denken. Beide ſind dunkel und ſchwerfällig, nicht ſowol weil ſie Tiefe — als weil ſie nicht die erforderliche Klarheit in ſich haben, aus welcher die Worte wie reines Waſſer aus dem Quell fließen. In Clotildens Gedichten iſt nicht dieſe Unbeholfenheit. Sie wären ein Mirakel in jenem Zeitalter geweſen, und man würde ſie gekannt haben: denn es war damals nicht Sitte ſich hinter einem angenommenen Namen — ich weiß nicht, ob aus Beſchämung oder Beſcheidenheit oder Zaghaftigkeit! zu verbergen. Herr von Surville hat, um die ſeltne

Bildung und den hohen Geiſt ſeiner Ahnherrin gleichſam zu ergründen und zu erklären, etwas gethan, was in meinen Augen Mißtrauen einflößt. Er hat aus Heloiſens Paraclet eine Pepinière gemacht, aus der eine lange Reihe von Frauen hervorgegangen, und unter einander durch Freundſchaft und Verwandſchaft verbunden geweſen ſein ſollen, die drittehalb Jahrhundert hindurch Heloiſens Geiſt und Bildung ſich mitgetheilt und übertragen haben. Das iſt eine Fiction! einen ſo regelmäßigen Weg gehen dieſe Gaben nicht. Sie überhüpfen bisweilen ein Glied oder mehrere in der Kette der Generationen, und blitzen an einer andern Stelle auf. Sie verſchwinden wie Arethuſa und brechen hervor wie ſie. Das heilige Feuer lodert immer, allein es läßt ſich keine Pflanzſchule von Veſtalen ſtiften, um es zu pflegen.

O meine Seele! ich habe Ihnen nun die Clotilde und vielleicht Ihre Vorſtellung von der Provence todt gemacht. „The tree of knowledge is not that of life.“ Wiſſen, ſehen, denken — das tödtet, denn es ſkelettirt und zerſetzt in die Beſtandtheile: und die Beſtandtheile, was ſind ſie? Staub für die Sinne, und für den Geiſt die Unermeßlichkeit, in der er zerflattert. Da iſt unſre Befriedigung nicht! im Gegentheil! wiſſen, ſehen, denken, forſchen macht uns nur noch durſtiger, während diejenigen, welche ſich gar nicht damit befaſſen, recht begnügt ſind. Ich würde das recht gern einmal verſuchen, wenn ich nur wüßte, was ich dann anfangen ſollte? ach, das iſt ſo hart im Leben, daß man nicht umkehren kann, daß man wol neue Wege einſchlagen, aber nicht auf dem alten bis zu dem Punkt zurückgehen darf, wo man gern' ſtehen bleiben mögte, und daß die Unbekanntſchaft, mit der wir uns auf die neuen wagen, uns auch kein ſonderliches Heil bringt. Nun, vor der Hand ziehe ich weiter im Languedoc. Es ſieht ein bischen freundlicher aus als die Provence — oder iſt es nur grade Nimes, was mir dieſen Eindruck macht, weil es einen ſchönen, wohlgehaltnen öffentlichen Garten mit prächtigen Kaſtanienbäumen hat. Ich bin dermaßen ausgehungert nach Bäumen, nach Grün, ich hab dermaßen alle Anſprüche an eine ſchöne Landſchaft fahren laſſen, daß dieſer Garten mir wie ein Hain der Götter vorkommt. Altrömiſche Bäder durch eine ſtarke Quelle alimentirt, ſind zu einer ſehr großartigen Fontäne umgeſchaffen und mit Statuen, Treppen und Baluſtraden von weißem Marmor reich verziert. Zu einer Gartendekoration iſt der Rococo-Styl nicht unerträglich: unter freiem Himmel und ſchönen Bäumen entſchuldigt man die Enormitäten der Kunſt — d. h. ich that es heute, weil ich eben müd geſtimmt war. Große Kanäle führen das Waſſer weiter in die Stadt hinein, die wahrlich ein großartiges Erbtheil von den Römern empfangen hat. Das herrliche Amphitheater, wohl erhalten und glücklich reſtaurirt, iſt wie der pont du Gard von ſo harmoniſchen Verhältniſſen, daß man beim erſten Blick nicht von ſeiner Größe überraſcht wird. Die Arkaden ſind ſo leicht geſchwungen, das Oval des ganzen Gebäudes iſt ſo graziös! man meint, man müſſe es auf den Tiſch ſtellen können, um es genauer zu betrachten, und dennoch haben ſeine Sitze 25,000 Menſchen gefaßt. Ich finde es ſchöner als die Amphitheater von Verona und Pompeji, eben ſeiner Verhältniſſe wegen. Das Coliſeum iſt außer der Kategorie! das ſteht wie auf anderm Planeten, oder andre Sterne beſtralen es! der Geiſt der alten Roma hält unmittelbar darüber melancholiſch majeſtätiſche Wache. Doch einen ſo lieblichen Tempel wie der, welcher hier den trivialen Namen maison carrée führt, hat Rom nicht. Dort hat mir keiner dieſen ſchwebenden, ſeligen Eindruck gemacht. Er ſieht ganz aus, als habe er ſich vom Himmel auf die Erde herabgelaſſen, als habe ein lichtvollerer Geiſt als der menſchliche ihn geboren, feinere Hände als die menſchlichen ſeine korinthiſchen Säulen aufgerichtet, und Architrav und Fries mit Arabesken geſtickt. Sie kennen die alte Legende, der Tempel zu Jeruſalem ſei erbaut, ohne daß man Axt- und Hammerſchlag dabei gehört: das fiel mir bei dieſem ein! in tiefer Stille hat der Meiſter ihn erdacht, und ihn hingehaucht — ſcheinbar mühelos, wie alles Schöne. Die Ueberwindung der Schwierigkeiten ſchlage ich in der Kunſt nicht hoch an, denn ihr Beruf iſt: die Mühſale des Lebens vergeſſen zu machen, und nicht an ſie zu erinnern. Darum finde ich dasjenige Kunſtwerk, welcher Art es ſei, ſeiner Sphäre am getreuſten, das den Stempel einer müheloſen Geburt trägt. Mühe entadelt. Sie ſtreut Staub auf die Götterſtirn. Apoll hat den Drachen überwunden, ohne daß ein Schweißtropfen ſeine Stirn trübe machte, und Apoll iſt der Gott der Künſte. O meine Seele! wenn Sie doch ſehen könnten, was ſo ſchön iſt! Sie haben das Auge und das Herz dazu. Zuweilen grämt es mich, daß Sie leben ſollen, ohne die tiefe Freude, welche man dieſen Schöpfungen gegenüber empfindet, gekannt zu haben. Bisweilen — ja, bisweilen freut es mich, daß ich das Auge bin, durch welches Sie dieſe Gegenſtände ſchauen, daß meine Worte ſie Ihnen verſtändlich machen und ihre Umriſſe tief genug Ihnen einprägen, um Ihnen die Ausmalung leicht zu machen. Und weil ich weiß, daß Sie keinem Menſchen ſo gern zuhören und folgen als mir, und keinen ſo gut verſtehen als mich, ſo genieße ich Alles doppelt: erſt für mich, und dann mich zurückſpiegelnd, für Sie.

11. April. Geſtern fuhren wir nach Arles und wieder hieher zurück. Das Reiſen hat ſeine Schattenſeiten, und beſonders die, daß man genöthigt iſt zum erſten Mal in ein Land zu kommen. Man weiß nicht aus noch ein. Man thut und läßt, wie Bücher und Menſchen es rathen. Man überſieht Wichtiges und hält ſich bei Unwichtigem auf. Mein Reiſegefährte, der übrigens Frankreich kennt, kannte zufällig nicht Arles, welches im Guide beſchrieben iſt wie ein zweites Rom. Er ſchlug mir geſtern früh vor, die Fahrt dahin aufzugeben, weil der heftigſte Miſtral wehte, den wir bisher gehabt. Aber Gott bewahre! ich hätte mir lieber die Hand abhauen laſſen, als nicht nach Arles zu fahren. Alſo hin mit Gott! Man fährt drei ſtarke Stunden durch eine unermeßliche Ebene, die zum Theil noch unter Waſſer ſtand — von vorigem Herbſt her. Es iſt das moraſtige Land, durch welches der Rhone in verſchiedenen Armen zum Meer fließt, ohne Bäume, wenig Wohnungen, und die meiſt noch unbewohnt und zerſtört. Der Sturm klang wie Donner und machte die ganze Atmoſphäre durch zerwirbelten und in die Höhe geriſſnen Staub trübe und krankhaften Anſehens. Dabei war er ſo kalt, daß der Kutſcher ſich tief vermummte in einen Mantel mit großem Pelzkragen; von mir ſage ich nichts, denn ich weiß, Sie halten mich für donillette. Die Drathbrücke über den Rhone bei Arles knarrte und pfiff dermaßen, daß es unbehaglich war hinüber zu fahren. Indeſſen war für mich die größte Schwierigkeit die, mich auf meinen Füßen zu erhalten, als es zuletzt ans Gehen kam, denn man kann nicht überall hinfahren. Der Führer ſagte uns zum Troſt, heute ſei der Sturm noch nicht in voller Blüte, die werde morgen kommen, wer dann in Arles auf der Straße gehe, müſſe ſich platt niederwerfen, wenn ſo eine bouffée komme, um nur nicht gewaltſam fortgeſchleudert zu werden. Was nun die geprieſenen gothiſchen Monumente betrifft, ſo beſchränken ſie ſich auf einen Kreuzgang und ein Kirchenportal im byzantiniſchen Styl; und die römiſchen, auf Theaterüberreſte mit zwei herrlichen Säulen von violettem Marmor, und ein Amphitheater. Dieſes hat bei Weitem nicht die glücklichen Proportionen des zu Nimes; die Bogen ſind ſchmaler, die Arena iſt enger, der Umbau ſenkt ſich flacher, iſt auch ruinirter: als römiſcher Bau gefiel es mir gar nicht. Doch als ich eintrat — ich frage Sie, ob das nicht hübſch war: was ſitzt auf den Sitzen, wo ſonſt die

Zuſchauer ſaßen, und die jetzt ganz verfallen ſind? Gebüſch, Gras, Schlingpflanzen? ja, ſehr viel! aber ein Haus, ein kleines weißes menſchenbewohntes armes Häuschen! dazu die ganze Arena eine grüne mit Blumen bedeckte Wieſe: ein alter Hirt in der Sonne ſitzend und Holz ſchnitzend: eine Ziegenheerde im Gras liegend und auf dem zertrümmerten Gemäuer herumkletternd wie auf einem Felſen; und über den abgebrochnen und eingeſunknen Arkaden drei rieſige Wartthürme von Carl Martel gegen die Sarazenen erbaut, und dieſe Ruine zu ihrem Fundament machend. Ich verſichre Sie, liebſte Emy, als Bild betrachtet giebt dies Amphitheater dem Coliſeum nichts nach. Aber das wird aufhören. Das einſame Häuschen iſt ein Ueberbleibſel von den zweihundert, die ſich im Lauf der Zeit drin und drum wie Schwalbenneſter angeklebt hatten und über zweitauſend Menſchen beherbergten; durch die Arena iſt förmlich eine Straße gegangen. In Nimes ebenſo. Dort hat man bereits Alles fortgeſchafft und die nothwendigen Reſtaurationen gemacht; hier iſt man in voller Arbeit. Man wird Wartthürme und Häuschen niederreißen, die Sitze und Treppen ſäubern und herſtellen, die Wieſe ausrotten, die Ziegen fortjagen, und ein ordentliches Amphitheater präſentiren. Ich habe nun ſchon ſo viel regelrechte geſehen, daß grade dieſes in ſeiner romanesken Verwilderung mir gefiel. Und dann war es ſo heimlich darin, ſo friedlich. Die alten Thürme hielten Wache, daß Niemand herein konnte, ſogar der Sturm mußte draußen bleiben. Wie gut hatte der alte Hirt es drin! nichts als Sonne und ſeine Heerde zu hüten. Das kann nicht ſchwer ſein! Mich überfiel die Sehnſucht hier als Ziegenhirtin leben zu können — aber als wirkliche, ohne andre Beſchäftigung und Gedanken, als die Sorge für die netten, muntern Thiere. Ich glaube, die fühlten auch Sympathie für mich, denn eine weiße zierliche Ziege kam traulich zu mir und ſchnupperte an meiner Hand. Wo iſt Befriedigung? fragt' ich vorgeſtern. O, ich weiß es ſehr gut! im engſten Kreiſe leben, nie heraus und in einen andern treten; nie mehr thun als Pflicht oder Bedürfniß des Augenblicks erfordern, nie mehr verlangen, als was ſie gewähren; nicht weiter auf der Erde ſehen, als bis zu der Mauer, die Haus und Hof umſchließt; nicht öfter zum Himmel blicken, als allabendlich, wenn man zwiſchen Schlaf und Wachen ſein Abendgebet ſpricht; — ſehen Sie, damit kann der Menſch befriedigt ſein, denn er ſteht auf einem Platz, den er ganz ausfüllt. Wenn ich nun da Ziegenhirtin wäre, ſo würde Alles gut gehen, ſobald ich mir nie einfallen ließe, auf die Wartthürme zu ſteigen und ins Weite zu ſehen, über die Stadt und die Ebene nach dem Meer. Sagen Sie, was hat der Menſch für eine unwiderſtehliche Neigung, von etwas Hohem herab die Welt zu betrachten? und es iſt ihm doch ſo gar nicht gut! er wird da immer tauſend Dinge gewahr, die er nicht erreichen und nicht verſtehen kann. Und was iſt es für eine verlockende Veranſtaltung, daß überall neben jedem Häuschen und jeder Wieſe ſo ein Wartthurm ſich befinden muß? Man hat die Vernunft, ſpricht man, um ihn nicht zu beſteigen oder um ſich wenigſtens nicht droben in Betrachtung und Sehnſucht zu vertiefen. O ja, man hat die Vernunft: doch wer übt ſie? Manchen ſchwindelt oben, Andre haben zu blöde Augen, um ſich umzuſchauen; das kann man doch nicht Vernunft nennen, wenn ſie ſich ſchleunigſt von dannen machen? Die Vernunft liegt in den Meiſten von uns wie ein Goldbarren — ein unbeweglicher Schatz, den wir nicht zu münzen verſtehen. Wiſſen Sie, welche Fähigkeit in uns am ſtärkſten die Vernunft neutraliſirt? Es iſt nicht wollen, ſehnen, wünſchen, fühlen; es iſt nicht Geiſt und nicht Leidenſchaft; es iſt können. Wer kann — ich meine, wer die Gabe hat ſelbſtſtändig irgend etwas zu geſtalten, ſei es eine Statue oder ſein Leben — der hält ſich für ſeinen eignen Herrn, ſeinen eignen König, ſeinen eignen Geſetzgeber; der ſpricht zu ſich ſelbſt: dies habe ich gekonnt, warum nicht jenes? oder: was ich geſtern konnte, kann ich auch morgen. Und ſo kommt er denn ganz allmälig zu der Grenze, wo er nicht mehr kann, und wo ihm dann zu Muth iſt, als würden ihm plötzlich die verwegenen Flügel geknickt. Er verdient's! wäre er vernünftig geweſen, ſo begegnete ihm das nicht! heißt es alsdann. Ich habe immer großes Mitleid mit den Menſchen, die viel können. Ueber kurz oder lang geht es ihnen übel, und ſie haben faſt immer kurze jauchzende Freuden und lange Schmerzen. Zum Glück ſind ſie ſelten, dieſe Menſchen, denn die Mehrzahl beſchränkt ſich auf das Thun, und das iſt ein guter calmant. Thun und Wiſſen ohne Können giebt vortreffliche Menſchen, grade den Mittelſchlag, den die Welt braucht, der immer Sonne hat, eine grüne Wieſe, und Schutz vor dem Sturm — ſo wie ich es als Ziegenhirtin im Amphitheater zu Arles gehabt haben würde. Es fiel mir ſchwer den ſtillen heimlichen Raum zu verlaſſen, und in das Muſeum zu gehen, welches aus den Ueberreſten von Basreliefs, Säulenknäufen, Statuen und dergleichen beſteht, die man hier und in der Umgegend gefunden. Ein weiblicher Kopf gefiel mir über die Maßen, obgleich er keine Naſe hat. Jemand hatte mir geſagt, die Frauen in Arles ſeien ausgezeichnet hübſch; ich geſtehe, daß ich keinen Geſchmack für die breiten, ſtumpfen Phyſiognomien habe, denen ich hier begegnet bin — ebenſo wenig wie für Gemälde, die gleichſam mit dem Maurerpinſel hingekleckſt und nur auf den Effect berechnet ſind. Der beſtimmte Schnitt, die zarte Ausarbeitung gefällt mir vorzugsweiſe bei der antiken Schönheit. Solch ein Kopf, in ſeiner feſten Vollendung, in ſeinen eigenthümlichen Zügen, iſt aus den Händen eines Meiſters hervorgegangen, und wenn er lebte, ſo würde man meinen, die Natur habe ihn mit beſondrer Vorliebe behandelt. Was hingegen ſo breit, ſo unbeſtimmt, ſo allgemein iſt, was ſo ausſieht wie eine Fabrikwaare ohne Eigenthümlichkeit, wonach man funfzig Mal hinſehen kann, ohne es ſich ins Gedächtniß zu prägen — das iſt keine Schönheit. Das kann höchſtens dem Einen oder dem Andern gefallen — und ach Gott! was gefiele den Männern nicht! Ich habe keine andre ſchöne Frau in Arles geſehen, als den naſeloſen Marmorkopf im Muſeum. — Von dieſer Expedition kam ich etwas unbefriedigt nach Nimes zurück; denn Arles ſieht überdas ebenſo verfallen und arm als Aix und Avignon aus, ebenſo ſtill, ebenſo unbetriebſam. Hier iſt doch ein bischen mehr Leben und Thätigkeit; hier ſieht man doch ab und an einen anſtändig gekleideten Menſchen auf der Straße. Ich weiß nicht, iſt es der Anzug oder ein gewiſſes polterndes Betragen, was ſie unter einander haben, genug das Volk ſieht brutal bis zur Barbarei aus. Ach, guter Himmel! die hochgeprieſene franzöſiſche Civiliſation exiſtirt in den Federn der Journaliſten.

Wir gingen heute im öffentlichen Garten zum Hügel hinauf, der die Tour magne trägt — ein uraltes wunderliches ſchwerfälliges Gebäude, deſſen Urſprung und Beſtimmung man nicht kennt und das man aufs Gerathewol römiſch nennt; vom Garten aus, als point de vue, macht es ſich ganz gut, in der Nähe nicht. Hübſche Wege führen hinauf, ſchattig und wohlgehalten. Plötzlich bei einer Wendung tritt ein Menſch uns entgegen, ganz anſtändig gekleidet, und hebt an: „Pardon, nobles Anglais etc. etc." kurz, er bettelte und gab ſich für einen ſpaniſchen Prieſter aus, der mit Don Carlos das Land verlaſſen, hielt aber ſeine Rede in ſo gutem Franzöſiſch, wie ein Spanier es ſchwerlich über ſeine Lippen bringt. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchäme ich mich immer für den Rock, den ein ſolcher Menſch trägt! Lumpen ſind die Livree der Bettelei; wer ſich in einem gewiſſen Stande nicht lieber todtſchießt als bettelt, der muß ſie auch tragen, damit man weiß, wie man mit ihm dran iſt. Seines Rockes wegen claſſifizirt man ihn anders. Bei der maison carrée waren wir von armen Weibern mit Kindern auf den Armen umbettelt wie in Italien. Ich hatte mir Polizei und Armenanſtalten in Frankreich anders vorgeſtellt: aber ich glaube, die Polizei hat alle Hände voll, um politiſche délits zu hindern, zu entdecken und zu bewachen. Die carliſtiſchen Spanier ſind hier übrigens mit offnen Armen empfangen — vielleicht wirklich aus Mitleid, vielleicht noch mehr um legitimiſtiſche Geſinnungen an den Tag zu legen.

Auf jenem Hügel liegt auch eine Taverne von ziemlich ſchlechtem Ausſehen, die den Namen Cavalier zu ihrem Schild gemacht hat. Der weckt blutige Erinnerungen! Jean Cavalier war der Maccabäus der Calviniſten, welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine ſo gräuliche Verfolgung im Languedoc erduldeten, nachdem der „große König“ das Edict von Nantes zurückgenommen. Von den Zeiten der Albigenſer her waren immer die Berggegenden des ſüdlichen Frankreichs die Stätten, wo die reformatoriſchen Grundſätze und Lehren beſonders viel Anklang fanden. Die Bewohner der Cevennen im Haut-Languedoc, der Alpen im Dauphiné waren ſämmtlich calviniſtiſch, vielleicht weil der Ernſt, der den Bergvölkern eigen iſt, ſie mehr der ernſten Kirche der Reformatoren geneigt machte; vielleicht weil ſie in ihrem einſameren und abgeſchiedeneren Leben Muße und Luſt zum Nachdenken hatten, und durch die Lehren der Reformatoren nicht gehindert wurden es auf religiöſe Gegenſtände zu wenden. In den Kriegen der Ligue war der Heerd der Calviniſten im ſüdlichen Frankreich, und ſehr zuſammengeſchmolzen an Zahl, Macht und Anſehen, erhielten ſie ſich dort ungefähr neunzig Jahr in der beſchränkten Freiheit, die ihnen Heinrich IV. durch das Edict von Nantes im Jahr 1598 geſichert hatte. Sein Enkel, der „große König“ war im Mannesalter bereits ein Greis, abhängig von einem Beichtvater und einer intriganten Frau. Pater le Tellier und Frau von Maintenon verſtanden ſich, um ihre Herrſchaft über Ludwig XIV. auf ſeine Gewiſſensſcrupel zu gründen: er, aus jeſuitiſchem Fanatismus — ſie, um dem etwanigen Einfluß einer Monteſpan vorzubeugen, oder einer andern Dame, für die der König in ſeine früheren Neigungen zurückfallen könnte, wenn er ſie reizender und liebenswürdiger als die kühle, kluge, ſchlaue und ehrgeizige Maintenon fände. Um ihn beſtändig in Athem, Unruhe und Spannung zu halten, und um ihm eine Beſchäftigung zu geben, für die er ſich intereſſiren mußte, weil ſie ſein Seelenheil fördern ſollte, beſchloſſen ſie die Bekehrung der Calviniſten, die ſich in eine Ausrottung derſelben verwandelte, da die Verfolgten ſich nicht bekehren wollten. Scheiterhaufen und Rad ſpielten ihre Rolle, und Nimes war der Schauplatz barbariſcher Hinrichtungen. Jahre lang ertrugen die Calviniſten alle Arten der Verfolgung, wanderten aus, wenn ſie konnten oder zogen ſich in die Berge zurück, und betrachteten ſich als Märtyrer. Als aber Ludwig XIV. das Edikt gab: in Frankreich exiſtire nur die katholiſche Kirche und wer darauf ertappt werde, die Gebräuche einer andern zu üben, ſei als ein Abtrünniger zu betrachten und mit den Galeeren zu ſtrafen; — da brach der Krieg aus, die Calviniſten griffen zu den Waffen, und Jean Cavalier, eines Landmanns Sohn, Bäckergeſell und vier und zwanzig Jahr alt, war einer ihrer Führer, und der einzige, welcher militäriſches Talent hatte. Er gewann ſolche Vortheile über die Truppen in Langue d'Oc, daß der König den Marſchall Villars, wie zur Ueberwindung eines mächtigen Feindes, dahin ſenden mußte, und auch dieſer verlor ein Treffen gegen Cavalier. Aber die Calviniſten waren nicht einig unter ſich. Manche beneideten Cavalier, Andre hatten ſich auf das Heftigſte fanatiſirt. Convulſiviſche Propheten ſtanden auf und trotzige Puritaner: jene wollten nur ihren Inſpirationen gehorchen — dieſe nur der Bibel; ſie warfen dem Cavalier zu große weltliche Geſchicklichkeit und überhaupt weltliche Abſichten vor. Hatte er dieſe wirklich, oder war er muthlos durch die Vorwürfe und die geringe Unterſtützung, die er bei ſeinen Glaubensgenoſſen fand, genug, es gelang dem Marſchall Villars ihn zur Unterwerfung zu bewegen. Jean Cavalier trat mit dem Regiment, das er organiſirt hatte, in die Dienſte des Königs; aber er entfloh kurz darauf nach England, ward Oberſt und ſtarb 1740 auf der Inſel Wight. Seine Unterwerfung geſchah hier. Als er der Marſchallin Villars vorgeſtellt wurde, bat ſie ihn dringend ihr etwas vorzuprophetiſiren: ich weiß nicht, ob ihn dieſe Bitte ſehr entzündet hat. Der Krieg war aus: der Calvinismus ſcheintodt; allmälig, in tiefſter Stille erwachte er wieder, bis die Revolution ihm endlich Leben und Freiheit gab. Ob es hier nun Kirchen giebt, reformirte oder katholiſche, das vermuthe ich nur, ich weiß nichts über ſie. Man kann ſtundenlang in den Städten umher gehen, ohne eine Kirche gewahr zu werden. Daher hat auch der Anblick der Städte ſelbſt etwas Zerfloſſenes, Breites, Nüchternes — was freilich auch daher rühren mag, daß ſie in ſo unüberſehbaren Ebenen liegen. Avignon ausgenommen gewähren

Alle die unmaleriſche uncharakteriſtiſche Anſicht einer Landkarte oder eines Planes. Die freundlichſten Gebäude überall ſind Theater und Juſtizpaläſte, immer mit Säulen, Portiken und Statuen verziert, nicht grade immer geſchmackvoll, indeſſen doch augenerfriſchend zwiſchen den ewigen Häuſern und Häuſern. Man wird ganz ſtumpf, ſo bald aus den Maſſen, welcher Art ſie ſeien, Häuſer oder Menſchen! nicht einzelne Sommitäten hervorragen und den Blick feſſeln. Ja man begehrt ſie dermaßen, daß man ſchon ganz vergnügt iſt, wenn ſie nur da ſind — auch ohne Schönheit. Dann hat man doch den Spaß nach Herzensluſt zu kritiſiren.

* * *

Neunter Reiſebrief.

Montpellier, 14. April 1841.

Ich bin jetzt auf der Jagd nach franzöſiſchen Kunſtleiſtungen. Avignon und Nimes haben kleine Gemäldeſammlungen; hier iſt das Musée Fabre, ein prächtiges Geſchenk des Malers Fabre an ſeine Vaterſtadt, und zugleich die einzige Sehenswürdigkeit von Montpellier. Ich muß Ihnen ein wenig von den Bildern erzählen: das iſt Ihr Fach, meine Emy. Spuren eines alten eigenthümlichen Malergeſchlechts, wie die florentiniſche, die deutſche, die niederländiſche Schule, habe ich bis jetzt noch nicht gefunden. Die Freskenüberbleibſel in Avignon ſind aus Giotto's Schule, und ein Paar Bilder auf Goldgrund im dortigen Muſeum von Unbekannten; vielleicht haben ſie denſelben Urſprung. Ob noch mehr dergleichen etwa nach Paris in die Kunſtſammlungen gebracht, ob ſie während der Religionskriege und Revolution vernichtet ſind, oder ob keine exiſtirt haben — das habe ich noch nicht ermittelt. Unter Franz I. brachte Primaticcio die Kunſt der Renaiſſance nach Frankreich, nämlich die moderniſirte und daher häufig karikirte Antike: ſo habe ich die Cinquecenten in Italien gefunden; ob Primaticcio eigenthümliche Wege gegangen, werde ich erſt ſpäter beurtheilen können, nachdem ich die Luſtſchlöſſer an der Loire geſehen, die er größtentheils gebaut und mit Malereien geſchmückt hat. Unter Ludwig XIV. nahm die Kunſt ich weiß nicht welchen theatraliſchen, conventionellen Pomp an, der ſeine ganze Zeit in all ihren Productionen bezeichnet. Ich glaube, „der große König“ wollte dahinter ſeine kleinen Schwächen verbergen! — gerade umgekehrt wie die alten Götter es machten, die in Menſchengeſtalt zwiſchen den Menſchen umherwandelten und ſich nur verhüllt den Weibern nahten, die ſie beglückten: zeigte ſich Ludwig XIV. immer in dem majeſtätiſchen blendenden Pomp des Zeus, und wenn er auch keine Semele fand, ſo machte er doch einen ſo gewaltigen Eindruck auf die impreſſionable Menge, daß Alle den gewiſſen olympiſchen Gang annahmen, um mit ihm Schritt zu halten. Man hielt den Menſchen für unwürdig der Kunſtverherrlichung, ſobald er nicht ein König war. Man ließ ſich malen als Diana, als Minerva, als Apoll ꝛc. Die Dichter ſchrieben in wunderſchönen Verſen Tragödien, in welchen mehr Prinzen und Königstöchter auftreten, als je auf der Welt gelebt haben mögen. Es kommt mir vor, als habe man eine ſo gewaltige Furcht gehabt, gemein zu ſein, ſobald man natürlich ſei, daß man ſich mit unüberſteiglichen Mauern und Schranken umringte, und jeden Blick und Schritt über ſie hinaus ſtigmatiſirte. Man glaubte nur an die Kraft, die Ehre, die Tugend, die Verdienſte eines Königs — nicht des Menſchen. Gott weiß es, ich liebe nicht die Tenier'ſchen Bauerſchenken und nicht die bürgerlichen Dramen voll tugendhafter Hofräthinnen und nichtswürdiger Amtmänner: was ſoll in der Kunſt die Rohheit und die Miſere des Alltagslebens in ihrer dürftigen oder grellen Nacktheit? als Studien laſſe ich ſie gelten, als Kunſtwerke nicht. Die Hofräthinnen ſind eben ſo wenig immer tugendhaft, als die Bauern betrunken und die Könige edel: — aber ich begreife die Zeit ſehr gut, welche auf den „grand siècle“ folgte, wo man ſo excedirt von der Erhabenheit der Könige und Götter war, daß man für nichts Geſchmack fand, als für die niedlichen Bilder von Greuze, für dieſe herzigen Kinderköpfe mit ſchönen blonden Haaren, mit friſchen ſeraphiſchen Augen, die alle ausſehen wie Ida, oder wie Tony, oder wie Ihre Mutter ſie ſo lieblich malt. Die Revolution und die Kaiſerzeit warfen ſich in das heroiſche Element, und in welchem man ſich jetzt bewegt, iſt ſchwer zu unterſcheiden: es iſt eine Miſchung von allen. Man ſtudirt alle Vorgänger, man hat alle Erfahrungen und techniſche Fertigkeit vor Augen und in den Fingern: es iſt jetzt nur die Frage, was man in der Seele habe, und überhaupt ob etwas. Die beſten Bilder der Neuen wie der Alten ſind natürlich in Paris, und ich habe in Italien gefunden, wie ſchwer es iſt, einen Künſtler zu beurtheilen, ehe man alle ſeine Werke kennt. Uebrigens wiſſen Sie wol, daß bei mir in allen Dingen nie ein anderes Urtheil ſtattfindet, als daß ich den Eindruck wiedergebe, den ſie auf mich machen. Ueberhaupt urtheilt kein Menſch anders — obgleich man von objectiver Auffaſſung und Anſchauung und wie die hohlen Worte heißen! redet; ſie ſollen bedeuten, daß man unparteiiſch und nicht vom perſönlichen Standpunkt befangen ſei. Glauben Sie ſo etwas? ich nicht. Der Eine ſieht die Dinge klarer, der Andre dunkler; der Eine ſieht ſchärfer und weiter um ſich, als der Andre; doch gerade der, welcher am ſchärfſten und klarſten ſieht, hat das nur den Gaben ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Entwicklung zu danken, und wird nimmermehr behaupten, daß Alle von ſeinem Standpunkt aus die Dinge zu betrachten und zu beurtheilen hätten oder daß es einen ſolchen gäbe. Für Theorien, die, wie Mohameds Grab, zwiſchen Erde und Himmel ſchweben, ohne ihm oder ihr zu gehören, mag eine allgemeine Anſchauung — ſo überſetze ich mir objectiv — möglich ſein: für politiſche, philoſophiſche, überhaupt für alle Syſteme; doch nimmermehr für das, was friſch und frei aus dem Leben ſelbſt hervorbricht, Jedem zugänglich iſt, Jedem an das Herz klopft. Herr von Varnhagen ſagte mir im vorigen Frühling, nachdem er Jenſeits der Berge geleſen: ich ſei trotzig. Das hat mich königlich amüſirt, um ſo mehr da er es höchſt liebenswürdig zu ſagen wußte. Finden Sie das denn auch? Ach ich Arme! wie käme ich wol zum Trotz? ſage ich nicht immer: ich glaube, oder: ich meine? Freilich, das, was ich glaube oder meine, ſage ich rund heraus. Wenn ich nicht mein franc-parler haben ſoll, ſo ſchweige ich lieber ganz und gar.

Die Familie Vernet, die durch drei Generationen der Malerei treu geblieben, iſt aus Avignon gebürtig. Joſeph Vernet, der Großvater, iſt der Marinemaler, von dem im dortigen Muſeum eine große

Menge Handzeichnungen, Skizzen nach der Natur gemacht, aufbewahrt werden. Mich intereſſiren außerordentlich ſolche flüchtige Umriſſe; ſie ſehen ſo leicht, ſo hingeworfen aus, daß ich meine, ich könnte es auch ſo machen. Aber ſiehe da! gerade zu ihnen gehört Künſtlerblick und Künſtlerhand. Carl Vernet iſt der Vater; deſſen Sachen gefallen mir nicht beſonders! Pferdeſcenen und dergleichen, die entweder konfus oder ängſtlich ausſehen, und mir den Eindruck machen, als habe er mit einer lahmen Hand gemalt. Verſtehen Sie wol, was ich meine? es giebt gewiß einen techniſchen Ausdruck dafür, ich kenne ihn nur nicht. Endlich Horace Vernet; das iſt der Sohn. Sein Mazeppa iſt da, den Sie wol aus Kupferſtichen kennen, den ſchönen Jüngling, feſtgebunden auf dem Rücken des wilden Pferdes, das mit ihm durch Flur und Wald dahinraſt; ein Wolf ſpringt ſcheu bei Seite. Das weiße Pferd gefällt mir ganz beſonders in dieſem Bilde! ein mittelmäßiger Künſtler würde nicht ermangelt haben, Mazeppa auf ein dunkles zu legen, um ſeine Geſtalt recht hervorzuheben. Die Marmorbüſten von Joſeph und Horace Vernet, letztere ſehr ſchön von Thorwaldſen gearbeitet, ſtehen neben einander, doch ohne die geringſte Aehnlichkeit. Joſeph hat ein gutes, wohlwollendes nachdenkliches Geſicht, ſchlicht von Haltung und Zügen. Horace, ein prächtiger Kopf, feingebogene Naſe, dedaigneuſer Mund, zwiſchen den Augenbraunen eine gewiſſe Falte, die ich liebe, weil ſie wie eine Flamme aufzulodern ſcheint: aber eine ſeltſam theatraliſche Haltung, der man es anſieht, daß er ſie gewählt hat, weil er meint, ſie kleide ihn. Da irrt er ſich heftig! nichts kleidet den Menſchen beſſer, als die Haltung, in die er von ſelbſt verfällt, und ich finde es recht ſeltſam von einem großen Künſtler, durch etwas Anderes als durch ſeine Werke Effekt machen zu wollen. Ein Tänzer, ein Schauſpieler iſt darauf angewieſen, ſeine Figur geltend zu machen; ihm kann man es verzeihen, wenn er ſich in einer gewiſſen Attitüde malen läßt; doch Maler, Dichter und tutti quanti — die müſſen ſich hübſch ruhig verhalten und keine Oſtentation mit ihrer Perſon treiben. Hat man dazu Luſt, ſo muß man es ſchon lieber machen, wie Frau von Monteſpan, die ſich hier als Flora von Mignard gemalt befindet, und gleichſam eine fremde Geſtalt annehmen. Das iſt nun der berühmte Portraitmaler, von dem alle Damen von Ludwigs XIV. Hof gemalt ſein wollten! Iſt es Frau von Monteſpans feine, geiſtreiche, hochmüthige Schönheit, welche durchaus nicht zur heitern lieblichen Flora paßt — oder ihre ſchwere rothe und blaue Kleidung — oder der kleine Herzog von Maine als Zephyr im grünen Taffetröckchen mit großem hellbraunem perrückenhaftem Haarwuchs — genug, ich meine, nur an jenem Hof, wo Alles conventionell war, konnte man Mignard's porzellanartiger Carnation Geſchmack abgewinnen. Ein anderer, ganz unbekannter Portraitmaler aus derſelben Zeit, Largillière, hat ein viel beſſeres und natürlicheres Colorit — wenigſtens in den beiden Portraits von Hortenſe Mancini, der ſchönen Nichte Mazarins, in die Ludwig XIV. ſo heftig verliebt war, daß er ſich mit ihr vermählen wollte, und von Pauline de Grignan, Frau von Sevigné's Enkelin. Wenn man die Portraits mancher wegen ihrer Schönheit berühmter Frauen ſieht, wie z. B. dieſe zwei, ſo wird man recht gewahr, daß die eigentliche Eſſenz der Schönheit nicht oder nur höchſt ſelten in den Zügen liegt, ſondern in den Mienen, im Lächeln, im Ausdruck beim Sprechen, in tauſend Kleinigkeiten, die dem Maler unzugänglich ſind und die aus ſeinem ſorgſamſten Gemälde eine andere Perſon machen, als das Original iſt. Frauenzimmer wie dieſe Pauline und wie Hortenſe Mancini ſollten ſich aus Eitelkeit nie malen laſſen, denn das, was ſie ſchön macht, iſt ſo fein, ſo mit der Intelligenz verwebt, ſo beweglich wie Wolken und

Wellen, daß es entſchwindet, wenn ſie dem Maler ganz ſtupid und ohne beſonderes Intereſſe gegenüber ſitzen. Das war Avignon. — In Nimes hat man die maison carrée inwendig in ein Muſeum verwandelt, damit ſie hübſch nützlich ſei, vermuthlich. Alles hat man kreuz und quer dahinein gehängt! Altes und Neues, Gutes und Gräßliches durcheinander! Ein herziges Bildchen von Palma vecchio mit dem vollen Reize des venetianiſchen Pinſels ausgeſtattet, neben einer Athalie von ich weiß nicht welchem Unglückſeligen, der da gewähnt hat, eine Frauengeſtalt, ſo kreidig, ſo nackt und ſo disgraziös wie möglich auf einem Bette — das ſei ſchön! Nicht aber der Geſchmack — nein, ich verſichere Sie, das rohe Auge erſchrickt, wenn es dergleichen nach einem Palma vecchio anſchaut. — Ein Gemälde von Paul Delaroche hat mir ſehr gefallen. Cromwell, der den Sarg öffnet, in welchem die Leiche Carls I. liegt: — vielleicht deshalb, weil dieſer Cromwell vollkommen der Vorſtellung entſpricht, die ich mir von ihm gemacht. Er ſieht aus wie die Brutalität, wie die maſſive Gewalt, wie die bodenloſeſte Gemeinheit ſelbſt, ohne einen Funken von Genie, ohne anderes Talent, als das der Heuchelei, klein und vierſchrötig von Geſtalt, mit dem plumpen Kopf und dem wilden Blick eines Büffels. Vortrefflich! meiner Idee nach ganz vortrefflich! So ſteht er da, dunkel gekleidet in einem dunkeln Zimmer, und vor ihm auf einer Bank von dunkelrothem Sammt der ſchmale Sarg, deſſen Deckel er mit der Rechten abgehoben hat, und in welchem man über dem verhüllenden Leichentuch des Königs blutiges Haupt ſieht. — Sie wiſſen, die feinen melancholiſchen Züge der Stuarts, immer ſo ernſt, als ob ihnen ein trauriges Schickſal prophezeit wäre; immer ſo bleich, als leuchtete ihnen ein trüberes Geſtirn als die Sonne; und nun doppelt bleich und ernſt durch den Tod — und welchen Tod!

Das Musée Fabre nun hier in Montpellier iſt viel größer als jene beiden und füllt zwei lange Säle und mehrere Zimmer. Verſchiedene Perſonen ſind dem Beiſpiel Fabre's gefolgt und haben es beſchenkt, ſo daß man ſich ſehr gut ein Paar Stunden täglich darin unterhalten kann. Man ſtößt doch überall auf Unbegreiflichkeiten! Fabre, der ſo wunderſchön portraitirt, iſt wie von Eis in eignen Compoſitionen. Dann erfriert ihm förmlich das Colorit im Pinſel, welches ſonſt ſo lebendig iſt. Greuze, bezaubernd in ſeinen Kinderköpfen, wird fade, ſobald er ein junges Mädchen malt. Ach, guter Himmel, welch eine Dürftigkeit in unſern ſchönſten Talenten, liebſte Emy! wie eng ſind uns die Grenzen geſteckt, in denen wir etwas leiſten können! Wahrlich, der indiſche Fakir, der ſein Leben lang ſeine Naſenſpitze betrachtet, iſt ein ſehr verſtändiger Menſch. Eine jammervolle Meinung, nicht wahr? o ja, ich weiß wol! aber das iſt nun ſo mit mir: wenn das, was ich gekommen bin zu ſehen, ſei es Kunſt oder Natur oder ſonſt was — nicht erſter Ordnung iſt, wenn es mich nicht hinreißt, mir nicht das Herz erſchüttert, mir nichts von Glauben und Liebe, von Kraft und Begeiſterung erzählt: ſo macht es mir zwar Vergnügen, doch das genügt mir nicht, und dann werde ich traurig. Sie werden meinen, das ſei eine wunderliche Wirkung des Vergnügens. Es iſt wirklich ſo! was ſo recht göttlich und unſterblich ſchön iſt, hat ich weiß nicht welche Strahlenglorie, die mir in die Seele hineinleuchtet, wie eine Verheißung unendlicher Freude. Was nur lieblich, nur anmuthig iſt, oder wie die Namen heißen mögen! hat einen irdiſch vergänglichen Glanz, und wie ſoll der nicht traurig machen? da finde ich es ſchon beſſer, gar nicht zu glänzen, und ſich auch gar keine Mühe darum zu geben, wie der Fakir. — Von Reynolds mögte ich mehr kennen! da iſt der kleine Samuel im Tempel — das finde ich einzig ſchön, was den

Ausdruck des Knaben betrifft, der auf die Knie geſtürzt iſt, als er die Stimme Gottes hört, und nun mit einem Gemiſch von Andacht und Erſtaunen lauſcht, was ſo unbegreiflich natürlich iſt, daß man unwillkürlich auch zuhört, ob man etwas verſtehen könne. Gemalt hingegen iſt es fürchterlich, mit fingerbreiten Strichen, und das habe ich nicht gern. Solche Malerei kommt mir vor, als hätte der Meiſter ſeine Kunſt nicht geliebt, ſondern nur geübt, um Geld zu verdienen.

Aus dem Musée gehe ich auf die prächtige und etwas pretentiöſe Promenade des Peyron, deſſen Fontainen durch einen eigens für ſie gebauten Aquädukt alimentirt werden, und ſuche die Ausſicht zu bewundern, denn man ſieht Alpen, Pyrenäen und Meer zu gleicher Zeit — d. h. drei bläuliche Striche im Oſten, Weſten und Süden. Das iſt wol recht merkwürdig, doch weder frappant noch maleriſch, um ſo mehr, da das Auge ganz matt wird von der Wanderung durch die unendliche baumloſe Ebene. Der Miſtral verläßt uns nicht, iſt eben ſo eiſig, doch weniger heftig. Die Zahl der Fremden, welche ihrer Geſundheit wegen herkommen, ſoll nicht groß ſein und immer mehr abnehmen. Dampfſchiffe ꝛc. machen die Reiſe nach Italien zu leicht, um nicht Jeden dahin zu locken. Indeſſen werden doch neue und recht hübſche Häuſer gebaut, und die Stadt ſieht überhaupt wohlhabend aus. Bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gehörte ſie den Königen von Aragon, und Manfreds Tochter Conſtanze wurde hier mit Peter III. vermählt, der Sicilien durch jene blutige Veſper und den Haß gegen die franzöſiſche Herrſchaft gewann. Haben Sie wol je ſo ein altes kleines löſchpapiernes Volksbuch in Händen gehabt, das man für 18 Kr. kauft und darin die Geſchichte des Grafen Peter von Provence — oder, wie er dort genannt wird, von Provincia — und der ſchönen Magelone geleſen? Wenn nicht in dieſer alten einfachen Geſtalt, ſo kennen Sie ſie wahrſcheinlich aus dem Phantaſus. Nie habe ich geglaubt, daß Peter und Magelone anders exiſtirten, als in dem Kopfe des alten Trouvère, Bernard de Treviers; doch ſiehe! nicht nur ihr Grab, ſondern auch das ihrer Kinder iſt hier — oder ſoll hier ſein, denn ich bin nicht ſo glücklich geweſen, es aufzufinden. Vor Jahren, in Würzburg, ſuchte ich das Grab Walters von der Vogelweide in allen Kirchen und Kreuzgängen, und immer, wenn ich die Kirchner nach einem berühmten Grabmal fragte, meinten ſie ganz vergnügt, ich ſuche das von St. Kilian, dem Schutzpatrone Würzburgs. Hier, nachdem wir endlich bis zum

Clos de St. Martial gedrungen waren, ſchlug die Kaſtellanin uns vor, das Grabmal des Beſitzers zu beſehen, denn von dem der ſchönen Magelone hätte ſie zwar viel ſprechen hören, doch es nie mit Augen geſehen, obgleich in dieſem Garten die Kapelle iſt, wo es errichtet ſein ſoll. Hat ſich einmal die Poeſie irgend einer Perſönlichkeit bemeiſtert und verſtanden ihr Leben einzuhauchen: ſo lebt ſie, hat nicht nur irdiſche Schickſale, ſondern ſogar ein Grab auf Erden, wie alles Menſchliche; und nimmt eine dermaßen beſtimmte Geſtalt an, daß ein ſo trockner Kopf wie der Verfaſſer eines Guide ſein muß, mit Beſtimmtheit von ihrem Grabmal ſpricht. Giebt es etwas Wirklicheres, Wahrhaftigeres als die Poeſie? Was einmal in der Sage lebt, lebt ewig. Es kommen wol die Superklugen und beweiſen, Homer habe nie gelebt, Oſſian nie, Wilhelm Tell nie; wer glaubt ihnen? ſie ſind ja da, wir hören ihre Lieder, wir kennen ihre Schickſale, ihre Thaten, wir wiſſen von ihnen, wie von lieben Freunden — dagegen richtet die Superklugheit nichts aus! — Was kann ich Ihnen denn noch von Montpellier erzählen? etwa, daß ich im Schauſpiel war und den erſten Act von Herolds niedlicher Oper l'Eclair ſah, und zwar gar nicht übel ausgeführt. Aber das Parterre iſt mir zu tumultuariſch! ich bin überzeugt, daß bei uns betrunkene Handwerksburſchen nicht wilderen Lärm in der Schenke machen, als das hieſige Publikum geſtern im Theater. Und zwar um gar nichts! ſie pfiffen, ſchrieen, ſtampften, polterten, heulten, hielten Reden, unterbrachen die Vorſtellung viertelſtundenlang, verſtändigten ſich dann mit dem Polizeidirector, oder wer der Herr war, der ſich erhob, wenn der Lärm zu arg war und ſie um ihr Begehren fragte — genug, es war nicht auszuhalten. Und abermals muß ich ſagen, daß ſich gegen dies furchtbar rohe Benehmen an öffentlichen Orten die italieniſchen Manieren ganz vornehm herausſtellen. In italieniſchen Theatern iſt wahrlich das Publikum ungenirt genug, kommt, geht, ſpricht nach Luſt und Laune, iſt nur ſtill, wenn es ſich unterhält. Doch nie verfällt es in Brutalität, um ſich wichtig oder um Aufſehen zu machen: nie bereitet es abſichtlich Störungen. Es klappert mit den Bänken beim Kommen und Gehen; doch niemals bringt es Pfeifen mit, um auf denſelben thieriſche Laute zu executiren, wie dieſe Herren — Studenten oder Pöbel. Natürlich war kein Offizier im Parterre, ſondern alle in den Logen. Die Einrichtung der franzöſiſchen Schauſpielſäle iſt wie die der deutſchen, und gefällt mir gar nicht. Ich bin für die italieniſche Einrichtung, die auch in Wien ſtattfindet, nämlich lauter getrennte Logen, ohne Wirrwar von Balkons, Amphitheater und wie dieſe pêle-mêle-Plätze heißen; dadurch iſt der Anblick eines Schauſpielſaales viel ruhiger und viel eleganter. Die Frauen ſitzen vorn in ihren Logen, die Männer hinter ihnen; ſo ſchickt es ſich. Hier und bei uns kann man alle Augenblick das Umgekehrte ſehen. Wie oft habe ich in Berlin hinter zwei Reihen von Männern geſeſſen, wenn ich nicht Luſt hatte, eine Stunde vor Anfang des Schauſpiels hinzugehen! Wie das angenehm iſt, hinter zwei Reihen breiter dunkler Rücken zu ſitzen, und welch ein lieblicher Anblick für das Parterre, ſtatt eines Kranzes von Damen — wenigſtens zur Hälfte einen Kranz von bärtigen Geſichtern über ſich zu ſehen! Bei getrennten Logen hat jede Frau es ſo bequem und ſicher in der ihren, wie in ihrem Zimmer; ſie wird nicht gedrängt, nicht geſtoßen, Niemand klettert über ſie hinweg, ſie braucht nicht equilibriſche Exercitien zu machen und über Bänke und Sitze zu voltigiren, um zu ihrem Platze zu gelangen; mit einem Wort, die franzöſiſche und deutſche Einrichtung kommt mir gegen die italieniſche recht unanſtändig vor. — Etwas ſo Gemeines wie der geſtrige Abend war, etwas ſo Nettes habe ich heute früh geſehen! Sie werden lachen, wenn ich Ihnen ſage, daß es —

eine Marketenderin war. Ein Regiment marſchirte in Parade auf, und da ging unmittelbar hinter der Muſik die Marketenderin deſſelben einher, ſo niedlich, als ob ſie im Ballet auftreten ſollte: dunkelrothe Pantalons und kurzes gleichfarbiges Kleid mit einem gelben Streif beſetzt, dunkelblauer Spenzer, kleiner ſchwarzer Hut, und ein Tönnchen über der Schulter — förmlich uniformirt wie das ganze Regiment. Die Soldaten ſahen auch ſehr gut aus, ungenirt in Gang und Haltung; aber die Muſik iſt brutal und kreiſchend. Ich glaube, nur die Deutſchen verſtehen mit der Inſtrumentalmuſik umzugehen! ſie haben das feine Ohr, welches zu deren Ausführung nothwendig iſt, und gehen nicht ſo heftig auf den Effekt los. Muſik und Poeſie ſind die Künſte der Deutſchen, denn ſie haben Seele und denjenigen Sinn, der unmittelbar an die Seele ſich wendet: das Ohr. Zu den bildenden Künſten hingegen gehört vorzugsweiſe ein ſcharfes, raſches Auge, ein entſchiedenes und doch nüancirendes Auffaſſen der Gegenſtände, eine gewiſſe Beweglichkeit des Blicks — und das fehlt ihnen. Sie formen und coloriren mit Tönen, nicht mit Meißel und Pinſel. Es mag Ausnahmen geben, doch wahrlich ſehr ſelten. Mein Gott, was giebt es nicht für eine Menge Kunſtſchulen und Akademieen in Deutſchland!

ſie treiben wol auch genug grüne Blätter, aber die Blüthen! die Blüthen! mir däucht, die wollen nicht recht zum Vorſchein kommen.

Neulich habe ich mich ſo über Rouſſeau verwundert, der am Pont du Gard ſeine Liebſte vergaß. Ich habe doch auch in Nimes über all den Alterthümern einen Menſchen vergeſſen, wenn auch keinen geliebten, und zwar ſo gründlich, daß er mir erſt hier wieder einfiel, nämlich Reboul, der bekannte Dichter, der nie ſein Bäckerhandwerk aufgegeben hat, und nie der allgemeinen Gravitation aller franzöſiſchen Talente nach Paris gefolgt iſt. Dieſer Mann iſt ein Mirakel in ſeiner Zeit, ein anmuthiger Autor und nicht von Eitelkeit und Ehrſucht beſeſſen zu ſein, ſondern friedlich und genügſam an ſeinem heimathlichen Heerde, auf ſeinem beſcheidenen Platze zu bleiben! In Nizza hatte uns Jemand Grüße für ihn aufgetragen, ſo daß wir ohne allzu große Unbeſcheidenheit ihn hätten aufſuchen dürfen. Doch ich vergaß ihn über der maison carrée! im Grunde tröſtete ich mich leicht darüber. Erſtens ſuche ich nicht gern auf, aber ich laſſe mich gern finden, dann bin ich doch ſicher, Niemand zu beläſtigen. Und zweitens finde ich nichts ſo unerquicklich und ungenügend, als drei Minuten mit einem Menſchen zu ſprechen, von dem ich die Ueberzeugung habe, daß ich ihn nie wieder ſprechen werde. Dieſe Ueberzeugung macht mich von Hauſe aus todt und matt, und ich bringe es zu weiter nichts, als zu den gewöhnlichen Phraſen der Höflichkeit. Daher bin ich nie auf der Jagd nach irgend welchen Sommitäten, künſtleriſchen oder fürſtlichen oder ſonſt, wie das ſehr Viele auf Reiſen ſind; und Sie dürfen ſich nicht wundern, wenn von einzelnen Perſonen gar nicht die Rede iſt. Mich intereſſiren die Maſſen; Einzelne nur, wenn ſie meine Freunde ſind. — Gott behüte Sie, geliebte Seele. Ade.

Zehnter Reiſebrief.

Perpignan, 19. April 1841.

Herzensmama! Als mich Frau von Waldau im vorigen Frühling zum erſten Mal nach jener unſeligen Operation beſuchte, fiel ich ihr um den Hals und lamentirte: „Ach, was hab' ich für einen dummen Streich gemacht, und wie bin ich dafür beſtraft! nun mache ich in meinem Leben keinen mehr.“ — Sie küßte mich ruhig auf beide Wangen, und antwortete höchſt gelaſſen: „Aengſtigen Sie Sich doch darum nicht! Sie werden noch ſehr oft in Ihrem Leben einen dummen Streich machen.“ Ich kann Dir nicht ſagen, wie unbeſchreiblich mich damals dieſe Zuverſicht erquickte! Jetzt fällt mir ihre Verheißung ein, weil ich vielleicht einen dummen Streich mache, indem ich nach Spanien gehe. Die Nachrichten lauten ſo unſicher, ſo widerſprechend, der

Eine verheißt ſo viel Gutes, der Andere betrachtet die Fahrt wie eine ſo arge Pönitenz, daß man nicht daraus klug werden kann. Der hieſige Banquier, dem wir empfohlen ſind und bei dem man uns alle erwünſchliche Nachrichten verſprach, ſagt nur: Bis Barcelona iſt die Reiſe durch die Pyrenäen vollkommen ſicher; darüber hinaus iſt mir Alles fremd wie auf tauſend Meilen Entfernung. — Da ich nun vielleicht von Barcelona wieder hieher zurückkomme, ſo will ich doch wenigſtens nicht zweimal die Dampfbootfahrt machen, ſondern lieber die Gelegenheit benutzen, um ohne Gefahr das Land ſelbſt zu ſehen und morgen mit der Diligence abfahren, und mich meinem guten Glück vertraun. Heute iſt das Wetter endlich etwas freundlicher: wir haben hier zwei Tage des allerheftigſten Miſtrals gehabt, und deshalb unſere Abreiſe etwas verſchoben; denn Gott mag wiſſen, wie der Pyrenäenpaß iſt, und ob da der Sturm nicht etwa den Wagen umreißt. Es heißt zwar, die Chauſſee ſei gut, aber gewöhnlich wenn geſagt wird, ach der Weg iſt vortrefflich! man fährt wie im Zimmer! — ſo kommt es ſo heraus, daß man zwanzigmal Gefahr läuft umzuwerfen. Der Weg von Montpellier hieher war deshalb angenehmer als der übrige durch das ſüdliche Frankreich, weil die Pyrenäen immer klarer und deutlicher hervortraten, und ihre lichten majeſtätiſchen Formen ſtralend über die eintönige Ebene erhoben. Zur Linken, am Ufer des Meeres, hatten wir auch hier beſtändig große Teiche oder Seen von Salzwaſſer, welche durch eine Reihe von niedrigen Dünen vom Meer getrennt ſind, und aus welchen man Seeſalz gewinnt. Von Hyères bis Perpignan findet ſich mit verſchiednen Unterbrechungen dieſe Eigenthümlichkeit, die einen großen Erwerb- und Handelszweig bildet, aber der ganzen Küſte ein moraſtiges Anſehn giebt, und ſie hie und da für die Bewohner ſo ungeſund macht, wie das in ſumpfigen Gegenden zu ſein pflegt. Dann kamen wir durch alte Städte, an deren prächtige, halbverſchollne Namen ſo manche Erinnerungen ſich knüpfen, wie an halbeingeſunkene Grabmäler. Da iſt Béziers, die unglückſelige Stadt, die im Albigenſerkriege belagert und eingenommen ward. Armand, Abt von Citeaux, wilder und blutgieriger als Simon von Montfort, der Feldherr, ſelbſt — und gleichſam der geiſtige Anführer des Heeres, ließ ſämmtliche Einwohner umbringen. Die Zahlen ſchwanken zwiſchen 35,000 und 60,000. Als man ihn fragte, wie die Ketzer von den Rechtgläubigen zu unterſcheiden wären, um für dieſe Schonung zu üben, antwortete er: „Tödtet nur Alles! Gott wird ſchon die Seinen erkennen.“ So kaltblütiger Grauſamkeit kann nur ein Mönch fähig ſein, der ſich gewöhnt hat jede menſchliche Regung dem Himmel zum Opfer zu bringen, und der, wenn ihn ſein Fanatismus zum Verfechter der Rechte des Himmels und der Ehre Gottes gemacht hat, taub und blind für die gemeine irdiſche Barmherzigkeit iſt. Ebenſo grauſam und falſcher noch als dieſer Abt, benahm ſich während dieſes entſetzlichen Krieges der Biſchof von Toulouſe, Fouquet. Er war früher in der Welt und ein Troubadour geweſen: es exiſtiren noch Liebeslieder von ihm für Azalais de Roquemartine, Gemahlin des Vicomte von Marſeille; doch müde der Liebe und Lieder trat er in den Orden der Bernhardiner, zeigte ſich als den wüthendſten Verfolger der Albigenſer, und verfuhr wider ſie bald mit Feuer und Schwert, bald mit Liſt und Lüge. Der beſtändige Kampf zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, die während des Mittelalters in tauſend Geſtalten hervortritt, machte dieſen Krieg noch giftiger — wenn es möglich iſt mönchiſchen Fanatismus durch eine neue Triebfeder zu ſpornen. Alle Biſchöfe, und Fouquet an der Spitze, ergriffen freudig die Gelegenheit den Grafen und Herren entgegen zu treten und ſie im Namen Gottes um ihre irdiſche Macht zu bringen. Es war keine Demüthigung, welche nicht die beiden

Grafen von Toulouſe, Raimund VI. und Raimund VII. durch Fouquet erfahren hätten! es gab keine Falſchheit, die er ſich durch trügeriſche Verſprechen von Schonung und Begnadigung nicht gegen die Einwohner von Toulouſe erlaubt hätte! Und dieſer Mann wird im Orden von Citeaux „le Bienheureux“ genannt, und Dante ſieht ihn in ſeinem Paradieſe! — So vertheilt die Welt ihre Kronen! ſo ſpenden Männer Gottes und gar der Genius, Ruhm und Huldigung! O Mutter, da iſt keine Krone, keine, keine! die nicht hundertmal durch eine nichtswürdige Stirne entadelt iſt — und dennoch wird der Menſch nimmer müde Blick und Hand ſehnſuchtsvoll nach ihnen zu erheben. Ob es daher kommt, daß Jeder den Wunſch hat, oder eigentlich die unwillkürliche Regung, etwas Edles, das in den Staub gefallen iſt, wieder zu Ehren zu bringen? Ach, niedrige und hohe Wünſche und Geſinnungen kreuzen ſich ſo geſchwind in unſrer Bruſt, wie die Schwerter von zwei geſchickten Fechtern und wir können nicht beſtimmen, von wo aus die Funken und Blitze ſprühen! — Während Béziers der Belagerung und Metzelei anheim fiel, hatte der Vicomte Roger all ſeine Kräfte auf die Vertheidigung ſeiner zweiten Stadt, Carcaſſone, gewendet. Als ſich nun aber Simon von Montfort mit ſeinem ungeheuren Heer vor dieſe Stadt lagerte, ſah Roger wol ein, daß auf die Dauer die Vertheidigung unmöglich ſei: überdas fühlte er ſich ſo vollkommen unſchuldig, ſo ganz frei von ketzeriſchen Meinungen, daß er wähnte, die Einnahme von Béziers werde der Blut- und Raubgier des Kreuzheeres genügen, und ihm unter Bedingungen Frieden verſchaffen. Unter der Fürſprache ſeines Oheims Don Pedros II. Königs von Aragon, wandte er ſich an Simon von Montfort, und es iſt rührend zu leſen, wie er um Schonung bittet für ſeine armen Unterthanen, und bereit iſt um jeden Preis, der mit der Ehre verträglich iſt, Frieden zu erkaufen. Doch ſeine Feinde wollten von keiner Bedingung wiſſen, und als ſie ihm gar den erniedrigenden Vorſchlag machten, ihm und zwölf Gefährten Leben und Freiheit zu ſchenken, wenn er Carcaſſone übergeben wolle: ſo brach er alle Unterhandlungen ab und entſchloß ſich zum Kampf auf Tod und Leben; und die Belagerung begann. Bald brach der fürchterlichſte Mangel in der Stadt aus: es fehlte an Waſſer. Angſt und Mißvergnügen und Muthloſigkeit ſtellten ſich ein. Roger wußte wol, daß er jetzt noch weniger auf erträgliche Bedingungen rechnen dürfe; dennoch, um für die Seinen Alles verſucht zu haben, begehrte er wieder zu unterhandeln, erhielt einen Geleitsbrief und ritt in das feindliche Lager. Kaum dort angelangt, wurde er verrätheriſch gefangen gehalten, und die Stadt eingenommen. Sämmtliche Einwohner hatten ſich durch einen unterirdiſchen Gang nach dem Thurm von Cabardis gerettet: nur 450 wurden gefangen und ſogleich verbrannt. Abt Armand bot die Lande des gefangenen Roger allen Fürſten, die den Kreuzzug mitmachten, als Lehn des Ordens von Citeaux an. Doch der Graf von Burgund und die übrigen Herren wieſen mit Verachtung den Antrag eines Mannes zurück, der ſolche Felonie an Roger begangen. Bei Simon von Montfort überwog der Ehrgeiz die ritterliche Geſinnung: er ward Lehnsträger des Ciſterzienſers. Ob er, ob Armand das letzte Verbrechen beging? Genug, der heldenhafte, vier und zwanzigjährige Roger ward im Kerker nach kurzer Gefangenſchaft vergiftet. Dies geſchah 1209 und 10. Das blutige Erbe blieb aber nicht lange bei den Montfort's! Amaury, Simon's Sohn, trat es der Krone Frankreich ab, nachdem Trencavel, Rogers Sohn, von Aragon aus verſchiedene Verſuche gemacht, um wieder in ſeine Rechte einzutreten. Von all dieſen Kämpfen und Zerſtörungen iſt keine Spur mehr in Béziers! der Name Roger iſt verſchollen und man hört nur Paul Riquet nennen und man wird zur Statue von Paul Riquet geführt. So hieß der geſchickte Ingenieur, der unter Ludwig XIV. den berühmten Canal du midi anlegte, welcher die Garonne mit dem mittelländiſchen Meer verbindet. Er iſt hier geboren und ſeine Vaterſtadt hat ſeine Statue in Erz gießen und auf der Promenade errichten laſſen. Sie iſt nicht ſchön: die ſchwere bauſchende Tracht ſeiner Zeit macht ſie plump. Der etwas geſenkte Kopf iſt ſinnend und nachdenklich von Haltung und Ausdruck und recht gut. Sonderbar nimmt ſich der Mantel aus, der dieſer ſtillen Geſtalt wie vom Sturme gepeitſcht über der Schulter hängt. Der Künſtler hat wol gemeint den Ausdruck des Lebens zu erhöhen, aber ſich ſehr vergriffen, denn nur in der Natürlichkeit der Bewegung offenbart ſich Leben. — Dann iſt da Narbonne, eine der prächtigſten Städte zur Römerzeit und ſpäter eine der Hauptſtädte des weſtgothiſchen Reiches. Ataulph, der Nachfolger Alarichs, heirathete die Schweſter des Kaiſers Honorius Placidia, hielt in Narbonne die Nachfeier ſeiner Vermählung und dehnte von hier aus die Grenzen ſeines Reichs weit über die Pyrenäen hinaus. Als er 415 ermordet wurde, ließ ſein Nachfolger und Mörder die purpurgewohnte Kaiſertochter, die ſtolze Placidia, in Koth mit niedern Sclaven vor ſeinem Wagen gehen. Darauf kehrte ſie nach Rom zurück, und nachdem Honorius geſtorben, ward ihr Sohn erſter Ehe, Valentinian III., Kaiſer, und ſie eine Zeit lang allmächtig. Manche Menſchen ſind zur Herrſchaft geboren, und aus allen Wechſelfällen ihres Schickſals taucht für ſie ein Thron empor. Narbonne theilte mit Toulouſe die Ehre Reſidenz der weſtgothiſchen Könige zu ſein, welche allmählig ganz Spanien eroberten. Es verlor ſeinen Glanz hundert vierzig Jahr ſpäter, als König Athanagild, von den Franken gedrängt, ſeine Reſidenz nach Toledo verlegte. Es blieb den Verheerungen der Franken, ſpäter den Invaſionen der Sarazenen ausgeſetzt; die Bevölkerung verſchwand, die Monumente gingen unter, es verwilderte — ſo wie überhaupt Menſchen, Zuſtände und Bildung in der Epoche verwilderten, welche dem Mittelalter vorhergeht. Als dieſes im elften und zwölften Jahrhundert in voller Blüthe ſtand, erhob ſich auch Narbonne wieder aus dem Staube, glänzte durch Handel und Reichthum, und ward gleichſam die heilige Stadt der Troubadours, als Ermengarde, Vicomteſſe de Narbonne, faſt ein halbes Jahrhundert hindurch die Königin aller Minnehöfe und die Beſchützerin der Sänger war. Sie ſtarb 1194, ehe noch der Krieg gegen die Albigenſer begonnen, die ſie mild in ihren Schutz genommen ſo wie alle Großen in Septimanien. Sie hatte keine Kinder und Narbonne kam durch Erbſchaft an das ſpaniſche Haus Lara, verlor ſeine Fürſten, ſeinen Hof, ſein buntes reiches Leben, bis es zuletzt, dem Languedoc und der Krone einverleibt, nichts geworden iſt als eine franzöſiſche Provinzſtadt, ganz ſo kläglich und bedeutungslos wie alle übrigen, mit 10,000 Einwohnern. Aus der römiſchen Zeit iſt kein andres Ueberbleibſel als Bruchſtücke von Säulen, Altären ꝛc. vorhanden; aus der gothiſchen gar keins; aus der mittelalterlichen ein prächtiges, nämlich eine Kirche, die erſte wirklich edle gothiſche Kirche, die ich in Frankreich gefunden. In Béziers hatte man uns zur Kathedrale geführt, die freilich groß und alt genug, doch ohne alle Schönheit der Proportionen oder Verzierungen iſt. Als in Narbonne wieder die Rede von einer Kathedrale war, glaubte ich wieder ſo ein rohes, plumpes Gebäude zu finden, entſchloß mich mühſam hinzugehen, und fand ſtatt deſſen eins, das wie unter einer glücklichen Conſtellation aller innern und äußern Geſtirne entſtanden iſt. Nicht das Aeußere! o nein! da hat man angebaut und zugemauert und weiß der Himmel was und wie! allein das Innere, obgleich nur der Chor vollendet ward, iſt von der ſeltenſten Großartigkeit, mit kühnen fliegenden Gewölben, mit gemalten Fenſterſcheiben, nichts zerſtört, nichts angeklekſt voll unentweihter Feierlichkeit. Man beſchäftigt ſich gegenwärtig mit dem Fortbau in beſſerm Styl als dem, welchen irgend ein Biſchof vor 150 Jahren daranzupaſſen verſucht hat. Ich konnte aber noch nichts erkennen! Geſchmackvoller wird es werden, gewiß! man wird nicht den Spitzbogen zwiſchen korinthiſche Säulen wölben: aber ob man im Stande ſein wird dem Gebäude die Harmonie, die unerſchütterliche Einheit zu geben, welche die alten gothiſchen Kirchen ſo impoſant macht, das bezweifle ich. In der Zeit der Régence und in der heutigen baut man alles Andre beſſer als Kirchen, weil einem alles Andre wichtiger vorkommt. Es iſt noch eine und ganz uralte Kirche in Narbonne, die von St. Paul; ſie iſt wie alle dieſer Art mehr merkwürdig als ſchön. Das Chriſtenthum hatte eine rauhe Wiege — man ſieht es dieſen höhlenartigen, kerkerähnlichen Gebäuden an! — Von Perpignan giebt es nichts zu erzählen, obgleich es chef-lieu eines Departements und Grenzfeſtung iſt. Du mußt wiſſen, liebſte Mutter, daß, ſo wie Frankreich keine Meilen, ſondern Kilometres hat, ſo hat es auch nicht mehr die alte Eintheilung in Provinzen, als da waren Languedoc, Provence, Normandie ꝛc. ſondern ſtatt deſſen 86 Departements, welche von Flüſſen und Bergen ihre Namen entlehnen. In jedem Departement iſt eine Stadt chef-lieu, Sitz des Präfekten. Bei dieſem römiſchen Namen darf man aber nicht etwa an den alten Präfekt von Gallien denken, ſondern ungefähr an einen Regierungspräſidenten in Preußen. Genau Beſcheid weiß ich nicht in den Funktionen beider Herren: ſie haben die Adminiſtration unter ſich, daher vergleiche ich ſie. Perpignan iſt chef-lieu des département des Basses-Pyrénées; da ich es heute gehört habe, ſo merkte ich es mir. Uebrigens gehen alle dieſe departementaliſchen Namen ſtatt der Bezeichnung der alten Provinzen eben ſo wenig in meinen Kopf, als für die alten Elemente Stickſtoff- und Sauerſtoff- und andere Gasarten; und ich tröſte mich damit, daß ihre Nomenclatur Sache des Statiſtikers iſt, während der Hiſtoriker immer vom Languedoc ꝛc. wiſſen wird. Perpignan war die Hauptſtadt der Grafſchaft Rouſſillon, welche den Königen von Aragon und bis 1659 der Krone Spanien gehörte; da ging ſie bei dem pyrenäiſchen Frieden unter Philipp IV. an Ludwig XIV. verloren. Einige Thürme der Befeſtigungen und neben den Thoren, ſind noch ganz mittelalterlich mit créneaux verſehen, die man nie an modernen Fortificationen ſieht, die aber maleriſch genug ſind und ſo etwas von Mauerkronen haben. An ein Paar alten ſtattlichen Häuſern in der Stadt nimmt man auch noch hübſche Steinmetzarbeit wahr, zierliche Fenſterbogen, Pfeiler, die ſie theilen und halbverwiſchte Wappen. Das Beſte iſt hier aber die Ausſicht auf die Pyrenäen. Ein prächtiger Schneeberg, und lange Reihen ſeiner untergeordneten Kameraden begrenzen die grüne Ebene. Wir ſahen ſie heute recht ſchön von der Promenade la Pépinière aus, wo Militairmuſik ſpielte — vor wenig Menſchen und herzlich ſchlecht. Blechinſtrumente hatten die Hauptrolle, auf einen halben Ton höher oder tiefer kam es den Leuten nicht an. Eine Muſik für Barbaren! — Die ſtillen friſchen Berge lagen rund umher, und erquickten das Auge, während das Ohr Marter litt. Morgen werde ich hinüberfahren in das fremde unbekannte Land, das wie außerhalb Europa's liegt und von hier aus wirklich ſchwerer zu erreichen ſcheint als Amerika. Dieſer Durſt etwas Neues zu ſehen iſt wirklich wie ein Fluch! man wirft ſich in Unbequemlichkeiten und Plagen aller Art, vielleicht in Gefahren, um ein Land und ein Volk kennen zu lernen, von denen man im Grunde nicht viel Gutes hört, und ohne zu wiſſen, ob man auf irgend eine Weiſe für ſeine Mühe entſchädigt wird. Hier ſteht mir noch die Wahl frei! Ich könnte meinen Weg nordwärts nach Paris nehmen, aber — das gähnt und widert mich an. Paris kommt mir vor wie eine alternde gefallſüchtige Schöne, deren verblühte wohlübertünchte Reize nur auf ganz unerfahrne Leute Wirkung machen kann. Nur daran zu denken langweilt mich dermaßen, daß ich das verwilderte rohe Spanien mit wahrem Vergnügen betrachte, denn die Rohheit kann doch am Ende gebändigt und geſittigt werden, während die Hyperkultur ohne regenerirenden Lebenskeim jenen prächtigen Blumen gleicht, gefüllten Dahlias und dergl., deren Blüthe dreimal ſo groß und voll als im natürlichen Zuſtand iſt, die aber keinen Samen tragen. — Und ſomit, geliebte Mutter, fahre ich morgen früh um drei Uhr nach Spanien von dannen. Ich küſſe die Hand.

Elfter Reiſebrief.

Barcelona, 22. April 1841.

Nun das muß ich ſagen — wenn die Reiſe durch Spanien nicht unbequemer iſt als hieher, ſo mache ich ſie lieber zu Lande als zu Waſſer! man ſieht doch, man hört doch, man hat Abwechſelung, während man auf dem Dampfboot ſo gut wie taub und blind daſitzt, und bewußtlos zwiſchen Himmel und Waſſer dahinſauſt. Ich behaupte nicht, daß die Landreiſe nach unſern Begriffen angenehm ſei. Schlüge man mir in Deutſchland vor in dieſer Art zu fahren, ſo würde ich mich für verloren halten und meine Seele Gott befehlen. Aber Eines hab ich mir feſt eingeprägt: mich nicht über Gewohnheiten und Gebräuche zu ängſtigen und zu verwundern, die uns ſeltſam und unbequem ſcheinen mögen, bei denen aber die Menſchen hier zu Lande ſich ſehr wohl befinden. Ich werde Dir die Fahrt beſchreiben, liebe Mutter, und ausführlich. Es wird jetzt ſo viel und gern gereiſt, und Spanien liegt für manchen Reiſeluſtigen ſo unzugänglich da, weil ſichre Nachrichten darüber fehlen, daß man mit kleinen Notizen einen wahren Liebesdienſt erzeigen kann.

Als ich mich in dem coupé der Diligence zu Perpignan etablirte, war mir ſchlecht zu Muth. Drei Uhr Morgens, folglich tiefe Nacht; ein enormer Wagen; außer dem coupé das intérieur für ſechs, und die rotonde für vier Perſonen, und oben auf der impériale nicht nur eine unerhörte Menge Gepäck, ſondern noch etwa ein halbes Dutzend Menſchen beherbergt. Ich bin nicht gewohnt in ſolcher rieſigen Maſchine zu fahren, die lang wie eine Straße, ſchwer wie ein Schiff und ſo eingerichtet oder bepackt iſt, daß ſie ſehr leicht umwerfen kann; ich ſehnte mich nach meinem Wagen, der friedlich mit ſämmtlichen Koffern meine Rückkehr in Perpignan erwartet, während ich mich à la légère equipirt und mit ſehr geringem Gepäck verſehen habe. Indeſſen, da Alles glücklich von ſtatten ging, da nichts zerbrach, nichts umfiel, niemand von der impériale herunterſtürzte bei den plötzlichen Wendungen, die der ſchwere Wagen raſſelnd durch die ſchmalen krummen Gaſſen machen mußte, ſo faßte ich allmählig ein Herz zu ihm und that meine Aeuglein wieder auf, die ich zuerſt aus Angſt geſchloſſen hatte. Ja, ſtell Dir vor, ſo ängſtigte ich mich! ich wundre mich wirklich ſelbſt über meine Zaghaftigkeit. Auf der erſten Station, eben als ich angefangen mich in ſeiner Atmoſphäre zu akklimatiſiren, wurde der Wagen verändert, und zur Pyrenäenauffahrt bekamen wir einen viel kleineren. Dieſe montée iſt nun gar nichts; nicht ſchön, nicht großartig, nicht gefährlich, nicht eigenthümlich, nicht hoch; ſondern ganz charakterlos. Da die Pyrenäen in der Mitte am höchſten ſind, und ſich immer mehr verflachen, wo ſie am atlantiſchen und mittelländiſchen Meer auslaufen, ſo wußte ich wol, daß ich weder einen Stelvio, noch Gotthard, noch Simplon finden würde; aber ich ſah nichts, was ſich mit den Thälern und Bächen des Brenner — ja nicht einmal mit dem Jura vergleichen konnte. Man kletterte nur ſo in den Bergen umher, die ſich durch nichts auszeichneten — höchſtens durch die Menge Ginſter, der ſie wie mit goldnem Schnee bedeckte. Junquera iſt der ſpaniſche Grenzort, wo die gewöhnlichen Formalitäten mit Päſſen und Douane vollzogen werden, und zwar ſo, wie es ungefähr überall geſchieht. In Figueras wurde zu Mittag gegeſſen, und ohne Knoblauch und Zwiebeln welche man mir als die Hauptbeſtandtheile der ſpaniſchen Küche genannt. Hier bekamen wir wieder einen größeren Wagen, der mit nicht weniger als neun Maulthieren beſpannt war. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als dieſe Heerde anfing ſich in Bewegung zu ſetzen, denn es geſchah folgendermaßen: der Kutſcher fährt à longues guides! — Bei uns dankt man dem Himmel, wenn der Kutſcher geſchickt genug iſt, um mit vier Pferden ſo fahren zu können, hier mit neun! Dieſer Künſtler in ſeinem Fach hat mit dem Condukteur der Diligence einen Platz vor dem coupé und etwas niedriger, ſo daß ich alle Evolutionen unſers Neungeſpanns bequem überſehen konnte. Jedes Maulthier hat ſeinen Namen: Pajerito, Gallando, Amoroſa, und andere, die dem Charakter oder den Eigenſchaften entlehnt ſind. Der Mazoral — ſo heißt der Kutſcher — iſt in beſtändiger Unterhaltung mit ihnen, ruft ihre Namen, ermuntert die Trägen, lobt die Behenden, befeuert Alle, und lenkt ſie mehr durch Geſchrei, als durch die Zügel. Das Vorderſte heißt faſt immer la Voluntaria, und iſt eine Art von Freiwillige mit beſonderer Intelligenz ausgeſtattet, welche ihre Kameraden anführen muß. Weil auf ihre Leiſtungen ſo viel ankommt, widmet der Mazoral ihr ganz beſonders ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Unterhaltung. So geht es über Stock und Stein, bergauf und bergab, immer im geſtreckten Trab, und nebenher rennt der Zagal, ein Knabe mit einer Peitſche, der ſeinerſeits die Thiere ermuntert, ſich auf die Voluntaria ſchwingt, wenn man durch einen Fluß fährt, oder um eine ſcharfe Ecke biegt, und, wenn er gar nicht mehr rennen kann, zum Condukteur und Majoral auf den Sitz ſpringt, und ſich da fünf Minuten ausruht. Kommt beim Geſchirr etwas in Unordnung, ſo nimmt der Condukteur die Zügel, der Majoral ſetzt herunter, voltigirt über Deichſel, Pferde, Stricke und Alles, ſtellt die Ordnung wieder her und nimmt blitzgeſchwind ſeinen Platz wieder ein. Angehalten wird nie! Die Wege ſind gräßlich, unter jeder Vorſtellung! In Perpignan ſagte man, die Chauſſee bis Barcelona ſei ſo gut wie eine franzöſiſche. Das will gewiß recht wenig ſagen; aber nur über die Pyrenäen iſt ein Weg, den man Chauſſee nennen kann, weil er wirklich einmal gemacht worden iſt; unterhalten wird er nicht, übrigens fährt man ungefähr, wo man will, oder beſſer, wo man kann, durch Graben, durch einen großen und breiten Fluß, durch Sümpfe, durch ſteile Abhänge hinauf und herab! Giebt es eine allmälige und lange Auffahrt, ſo iſt die ganze Diligence der Voluntaria anvertraut; Condukteur, Majoral und Zagal verlaſſen ihre Plätze, gehen hinter oder neben dem Wagen, unterhalten ſich zuſammen, treten auch wol in irgend eine Wächterhütte, und höchſtens wirft einer von ihnen ab und an mit einem Stein nach der Voluntaria, um ſie auf dieſe freundliche Weiſe daran zu erinnern, daß ſie eine Pflicht zu üben habe, und unter fortwährender Aufſicht ſtehe. Dieſer ganze Aufzug hat etwas unbeſchreiblich Wildes! die neun Maulthiere mit dem betäubenden Geklingel ihrer Schellen; dieſe ſchreienden und herumſpringenden Männer, mit rothen Mützen, rothen Gürteln, und Sandalen an den nackten Füßen; dieſer Aufwand von Kräften, von Lärm, von Getöſe: und das Alles, um eine Diligence fortzuſchaffen — was bei uns die einfachſte und gewöhnlichſte Sache von der Welt iſt! Verwahrloſt ſind die Wege, die Brücken, und was durch die Regierung eines Landes unterhalten ſein will; aber weder das Volk, noch das Land. Ich bin freilich in Catalonien, in der arbeitſamſten, gewerbfleißigſten Provinz von ganz Spanien, bei einem Volk, das von jeher thätig und friſch war: aber es iſt dennoch unglaublich, daß man ſo wenig Spuren der Verwüſtung und Vernachläſſigung wahrnimmt, welche die unausbleiblichen Folgen eines Bürgerkrieges und einer ſo completen Desorganiſation zu ſein pflegen, wie ſie ſeit Jahren hier geherrſcht haben. Die Felder ſind beſtellt; in den reinlichen weißen Häuschen der Dörfer und kleinen Ortſchaften klappert der Webſtuhl; die Weiber ſitzen unter den Thüren und klöppeln Spitzen, die Männer treiben ihr Handwerk. Alle ſehen tüchtig aus, ſchlank und feſt von Geſtalt, mit ſchmiegſamen Gliedern und mit einem ungewöhnlich leichten Gang. Sind es ihre Sandalen, von Hanf geflochten, die ihnen den Fuß ſchützen, ohne ihn zu beſchweren, iſt es der breite rothe Gürtel, der ihrer Geſtalt Sicherheit und Haltung giebt — genug ſie ſchreiten einher, wie ich nie das Volk habe gehen ſehen, das überall etwas Plumpes und Schweres im Gange hat. Die Weiber tragen Tücher von buntblumiger Indienne über dem Kopf und unter dem Kinn zugeknüpft, welche ſo groß ſind, daß ſie ihnen zugleich Schultern und Nacken bedecken. Es ſieht ungeſchickt aus, um ſo mehr, da ihre Jacken von Tuch enge Ermel haben, die etwas über den Ellbogen reichen, und ſehr feſt den Leib umſchließen: dagegen ſieht der Kopf immer unförmlich groß aus. In den Städten tragen ſie die Mantilla, einen Schleier von ſchwarzem Taffet mit Spitzen beſetzt oder auch ganz und gar von Spitzen, und in der Hand einen bunten Fächer. Es iſt wol nicht die allerunterſte Klaſſe, welche ſich ſo kleidet, aber doch ſchon diejenige, welche in Perpignan helmähnliche — und in Montpellier flache weiße Hauben von beſonderem Schnitt trägt; und da finde ich denn die Mantillen unendlich viel graziöſer und kleidender.

Um halb ſechs Uhr Abends kamen wir nach Gerona, wo die Diligence zur Nacht bleibt. Sie geht freilich immer um zwei oder drei Uhr Morgens ab, ſo daß es nur eine halbe Nacht iſt, indeſſen kann man ſich doch, wenn nicht ausſchlafen, ſo doch ausruhen. Die Gaſthöfe ſind merkwürdig! man geht bis in den Speiſeſaal, ohne daß ſich eine Seele blicken läßt und ſich um den Fremden bekümmert. Die Einrichtung der Zimmer iſt von der höchſten Einfachheit: roher Backſtein als Fußboden, grob übertünchte, ſchmutzigbunte Wände, Strohſtühle, ein erträgliches doch höchſt einfaches Bett; auch hier iſt es nicht anders, kaum das Nothdürftigſte! — In Gerona benutzten wir die letzte Stunde des Tages, um ein wenig die Merkwürdigkeiten zu betrachten, zu denen ich nur die prachtvolle Cathedrale rechnen kann; denn das arabiſche Bad im Kloſter der Kapuzinerinnen liegt innerhalb der Klauſur und wird nur auf eine beſondre Erlaubniß des Generalvikars gezeigt. Davon wußten wir nichts, hätten auch ohnehin keine Zeit gehabt, um ſie uns zu verſchaffen. Ein geiſtlicher Herr, den wir am Sprachgitter fanden, nahm ſich freundlich meiner an, und ſuchte für mich wenigſtens Einlaß bei den Kloſterfrauen, doch ſie blieben unerbittlich, und wir mußten uns auf die Kathedrale beſchränken, zu der eine ungemein hohe Treppe emporführt, die mich an die von Ara Cöli zu Rom erinnerte. Oben, vor dem Portal, hat man eine weite Ausſicht auf das Gebirge, drinnen war es Anfangs ſo dunkel, daß ich nicht zwei Schritt vor mir ſehen konnte, und nur ganz allmälig traten die Gegenſtände wie aus braunem Nebel hervor, und bauten ſich zauberiſch zu einer der feierlichſten ernſthafteſten gothiſchen Kirchen zuſammen. Tiefes Schweigen, majeſtätiſcher Friede und ich weiß nicht was für eine koloſſale Ruhe, thronte über dieſen drei langen Schiffen, über dieſen mächtigen Pfeilern, unter dieſen kühnen Gewölben. Es war mir faſt zu dunkel, zu ſtreng, ich mußte unwillkürlich denken, ob dieſer Dom nicht etwa dem Gott des alten Bundes gewidmet ſei. Da blickte ich aufwärts, und ſiehe! wie ein Kranz von leuchtenden Blumen lag ganz oben eine Reihe kleiner runder Roſacen mit gemalten Scheiben rings umher; und nach und nach tauchten aus den dunklen Seitenkapellen die Altäre mit vergoldetem reichem Schnitzwerk empor, wie das Licht eines Pharus — und nun fand ich den Bau von tiefſinniger

Schönheit, weil er ſo gewaltig ernſt iſt wie das Menſchenleben und doch, wie dieſes, aus dem Himmel und auf der Erde holdſelige Blüthen empfängt. An einer andern alten Kirche gingen wir auf unſerm Heimweg vorbei, in welcher der Leichnam des heiligen Narciſſus ruht, der in dieſem letzten Kriege zum Generaliſſimus der Catalonier ernannt wurde. Dieſe Art von Devotion erſcheint doppelt ſeltſam, ſobald man bedenkt, daß alle Klöſter in Spanien aufgehoben und in Catalonien gar mit Wuth zerſtört ſind; man ſollte meinen, ein ſolcher Act des Haſſes und Widerwillens gegen den größten Theil der Geiſtlichkeit bedinge Mißtrauen und Gleichgültigkeit gegen ihre Lehren, und dieſe Meinung ſoll auch keineswegs irrthümlich ſein. Doch die Menge iſt nun einmal ſo, daß, wenn ſie auch heute ſpottet und lacht in vollem Uebermuth, ſie doch morgen, ſobald irgendwie Noth eintritt, in jeden Aberglauben und jede götzendieneriſche Gewohnheit zurückfällt. Weshalb man grade die Kapuzinerinnen zu Gerona bei dieſer allgemeinen Kloſterſtürmerei verſchont hat, habe ich nicht erfahren. — Wirklich brachen wir um zwei Uhr Nachts nach kurzer Raſt wieder auf, und fuhren mehre Stunden durch einen ausgehauenen Pinienwald auf ſandigem hügeligem Wege, wo ſich ſehr bequem Räuberbanden verſtecken könnten. Ab und an trafen wir wachthabende Piquets an der Straße, und einige Soldaten löſten ſich von ihnen ab, und eskortirten uns von Station zu Station. Wenn es Kavallerie war, ſo bekamen wir nur zwei Mann, und dieſe verlangten nichts für ihre Dienſte: von den Infanteriſten liefen aber immer vier bis fünf neben dem Wagen her, eben ſo ſchnell wie er, und baten um eine kleine Vergeltung ihrer Mühe. Die armen Teufel ſahen dürftig genug aus, was ihre Equipirung betrifft, geflickt und abgetragen, und ihre Alpargotes oder Sandalen an den bloßen Füßen machen ſich ſeltſam zu dem militairiſchen Anzuge: aber Gang, Haltung und Geſtalt ſind ſo behende und kräftig, es iſt ſo viel Nerv darin, ſie ſind dermaßen rompus à la fatigue, daß ſie trotz der elenden Kleidung tüchtig ausſehen. Ich möchte wiſſen, welchen Effekt deutſches Militair in einer ſolchen machen würde! — Nachdem wir den Pinienwald überſtanden hatten, wurde die Gegend ſehr freundlich. Die Morgenſonne ſchien auf weiße Dörfer und zerſtreute Wohnungen, auf Weinberge und Felder. Wir fuhren durch mehre kleine Flüſſe, deren Ufer mit ſchönen Bäumen eingefaßt waren, worin die Nachtigallen ſchlugen; dann über kleine Bergäſte — immer ſehr unwegſam, und kamen endlich an das Meer bei Cabella. Da wurde gefrühſtückt und ich lernte eine Würze der ſpaniſchen Küche kennen, die mir durchaus nicht munden will: Safran. Man bereitet Makkaroni mit Safran, Reiß mit Safran, und nach meinem Geſchmack verdirbt man dieſe ſehr guten Sachen dadurch. Recht frappant war in Cabella der Contraſt zwiſchen den ſaubern Häuſern, worin die Bewohner ſo fleißig arbeiteten wie in einem ſächſiſchen Fabrikdorf, und den kriegeriſchen Vertheidigungsmaßregeln in dieſem jetzt ſo friedlichen Ort. Die halbe Kirche war erbaut von einer mit Schießſcharten verſehenen Mauer: an einigen Häuſern bemerkte man ſie gleichfalls, und immer ſtand mit großen ſchwarzen Buchſtaben darunter geſchrieben: Viva la constitution, oder auch: Viva Isabella II. — Jetzt iſt man mißvergnügt in Catalonien, weil die Regierung einen Handelsvertrag mit England ſchließen will. Da es die einzige Provinz iſt, die Baumwollenfabriken hat, ſo hat es bisher eine Art von Monopol für ganz Spanien darin gehabt, und die Waaren theurer und ſchlechter als die engliſchen geliefert. Die übrigen Provinzen wünſchen den Vertrag, weil die cataloniſchen Fabriken durch die Concurrenz mit England zugleich angeſpornt zu beſſerer Arbeit, und mit ihren Forderungen im Zaum gehalten werden dürften, denn jetzt ſollen ſich Fabrikanten binnen fünf bis ſechs Jahren inſolente Vermögen erwerben. Spanien bedarf eines Herrſchers, der weiſer iſt als der weiſe Salomo, um all die verſchiedenen Intereſſen der unter einander ſo unerhört verſchiedenen Provinzen zu ſchützen, zu heben, und ihre feinen zerreißbaren Fädchen zu gleicher Zeit zu einem ſtarken, gemeinſamen Faden zuſammen zu ſpinnen. Es müßte nicht ſowol einen Regenten haben, als einen Regenerator, einen von den ſeltenen Menſchen, wie ſie zuweilen in Epochen der Verwilderung und Verwahrloſung auftauchen, um, wie kühne Lootſen, das gefährdete Schiff durch einen ganzen Wald von Klippen und in ſichres Fahrwaſſer zu bringen. Es hat ſich ſo lange ausgeruht und einen ſo tiefen Schlaf durch die Jahrhunderte gemacht — und dabei ſpringt doch etwas wie innere Energie hervor, zwar nur als Funke, nicht als Flamme — daß man wol ſehr leicht an eine Desorganiſation der Kräfte, aber ſehr ſchwer an eine Diſſolution derſelben, an ein Unvermögen zu friſcher Produktion glauben mag. — Ich beſah in Cabella die Arbeit einiger Spitzenklöpplerinnen, die in emſiger Beſchäftigung unter ihren Thüren ſaßen. Es war ganz hübſch gearbeitet, aber Muſter, wie ſie ungefähr vor zehn Jahren in der Mode waren, keine Spur der jetzigen! — Die Häuſer in Dörfern und kleinen Städten ſind ſo eingerichtet: ein großer und weiter Hausflur, den man ganz überſieht, weil die Hausthür, breit und hoch wie ein Thorweg, ganz offen ſteht und ihm Licht giebt. Er iſt bald Werkſtatt, bald Kaufladen, und immer Familienzimmer. Da arbeitet der Mann von ſeinen Geſellen umgeben, und die Frau ſitzt daneben und wiegt das Kind: oder die Weiber ſitzen im Kreiſe beiſammen und ſtricken oder klöppeln. Iſt die innere Thür geöffnet, ſo blickt man in ein Hinterzimmer, das als Küche dient. Im obern Stock iſt eine große Fenſterthür, bald mit und bald ohne Glasſcheiben, doch immer mit einem Balken von Holz, worauf Blumentöpfe ſtehen, Wäſche getrocknet, Kleider gelüftet werden ꝛc. Das wird wol das Schlafgemach ſein. Darf man nach der unzähligen Menge von Kindern urtheilen, ſo iſt die Bevölkerung im Steigen: ich weiß nicht, was die Statiſtiker darüber ſagen. Von Cabella bis Mataro fährt man an der Küſte bergauf, bergab, durch eine wahrhaft ſizilianiſche Bergformation und Vegetation; dann in der Ebene bis Barcelona, wo wir geſtern Nachmittag um halb fünf Uhr ankamen. Die Stadt iſt alt, ſehr alt, ſchon zur Römerzeit bedeutend, dann von Ataulph für ſein Weſtgothenreich erobert. Aus der Sarazenen-Ueberſchwemmung tauchte das Land zwiſchen

Pyrenäen und Ebro, deſſen ſüdlicher Theil jetzt Catalonien heißt, unter dem Namen der ſpaniſchen Mark empor und ſtand unter der Oberlehnsherrſchaft Carl's des Großen, der von den ſtreitenden ſarazeniſchen Partheien zu Hülfe gerufen worden war, und es von ihrer unſichern Herrſchaft ablöſte. Einer der mächtigſten fränkiſchen Lehnsträger ward der Graf von Barcelona. Doch unter den ſchwachen Carolingern löſte ſich dies Band nach und nach. Graf Ramon Berengar III. vermälte ſich 1109 mit Dulcia, der Haupterbin Graf Gilberts von Provence, aus dem Hauſe der Bozone, und ward ſelbſt dadurch Oberlehnsherr der meiſten Großen in Septimanien. Ramon Berengar IV. vermälte ſich 1137 mit Petronille, Erbin des Königreichs von Aragonien, und ſo wurden die Grafen von Barcelona Könige — und zwar mächtige Könige, eines tüchtigen, arbeitſamen Volkes, das handel- und gewerbetreibend, kühn zur See und tapfer im Felde, nebenbei ſtolz, unbeugſam, ſtörriſch, im Bewußtſein ſeiner Kraft und in ſeinen langen Freiheitsgewohnheiten war. Zu Aragonien und Catalonien fügte der König Don Jacob I. in ſeiner langen Regierung von 1214 bis 76, die Eroberung der Baleariſchen Inſeln und des Königreichs Valencia über die Mauren; und deſſen Sohn, Don Pedro III.

die Eroberung Siciliens, 1282, als Schwiegerſohn König Manfreds. Als nun gar Alfons V. von der kinderloſen Johanna II. zum Erben von Neapel erklärt wurde, 1420, gingen die Anſprüche, die er nicht befeſtigen konnte, auf ſeinen Neffen Ferdinand den Katholiſchen über, der ſie geltend machte, nachdem er ſich durch ſeine Vermählung mit Iſabelle von Caſtilien, 1469, zum mächtigſten Herrſcher in Spanien gemacht. Er legte den Grund zu der ungeheuern Monarchie, die unter Carl V. ungefähr funfzig Jahr lang an der Spitze des Erdballs ſtand, und die den Keim zu ihrem reißenden Verfall in ihrer koloſſalen Größe, in ihrem übermäßigen Reichthum trug. — Wenn Barcelona auch längſt nicht mehr Reſidenz der Könige iſt, ſo hat es ſich dennoch, gleichſam aus alter Gewohnheit, in Thätigkeit und Wohlſtand — und der Catalonier ſich in Betriebſamkeit erhalten. Er ſoll geizig und aufrühreriſchen Sinnes ſein. Wo das Geld ſo ſchwer zu erwerben iſt wegen der Störungen, welche Kriege und Faktionen bereiten — wo es noch ſchwerer zu erhalten iſt wegen der Unſicherheit despotiſcher, ſchwacher und ſchwankender Regierungen — da darf man ſich nicht verwundern, wenn der Beſitz deſſelben überſchätzt wird. Und eben ſo wenig, wenn politiſcher, religiöſer und geiſtiger Druck es dahin gebracht hat, daß ſeine ſtolzen freien Allüren ſich in aufrühreriſche Geſinnung umgeſetzt haben, wie gährender feuriger Wein in Eſſig. Am Schluß des Erbfolgekrieges, in welchem Catalonien glühend Partei für das Haus Oeſterreich ergriffen hatte, verſuchte Philipp V. die Catalonier zu bändigen, indem er ihnen nicht nur die Waffen nahm, ſondern jedem Hauſe nur ein Meſſer, und zwar durch eine Kette an den Tiſch geſchmiedet ließ. Ich glaube eben ſo wenig, daß eine Regierung die Fehler und böſen Neigungen eines Volkes — als die Erziehung die eines Kindes ausrotten könne; aber ich glaube, daß viel für Völker und Kinder zu machen ſei, wenn man ihren guten Eigenſchaften Spielraum und Entwickelung gönnt und die böſen nicht auffriſcht, indem man ſie durch Widerſpruch reizt. Doch ach! Könige und Eltern behandeln allzu oft Volk und Kind nach Laune und Bequemlichkeit! es ſoll hübſch ſtill ſein, nicht unruhig, nicht ſchreieriſch, nicht widerſpenſtig und es hat doch oft ganz heimlich ſeine bittern Aengſte, nach denen Niemand fragt. Und andere, die es beſſer meinen, oder ſich weiſer dünken, handeln nach einem gewiſſen Syſtem, das ſie ſich aber leider öfter nach ihrer Bedürftigkeit als nach der von Volk und Kind gebildet haben; fehlt darin die Willkür, ſo tritt dafür allzu oft ſchneidende Beſchränkung ein. O, zum

Herrſchen wie zum Erziehen gehört nicht blos ein tiefes und umfaſſendes Genie, ſondern vielleicht noch mehr eine tiefe glühende ausdauernde Liebe — ich meine eine vollkommne Abnegation der Perſönlichkeit und ein beſtändiges Opfer desjenigen, was dem Mächtigen, ſei es ein König, ſei es ein Vater, ſo lieb iſt: nämlich der Bequemlichkeit, und des Vergnügens ſeinen Willen nach Luſt und Laune durchzuſetzen.

Der Gaſthof de los quatro naciones, der die miſerabelſten Zimmer, einer Dorfſchenke würdig, doch Tiſch und Bett gut hat, liegt an der rambla, einer Straße, die zugleich durch eine Allee in eine Promenade verwandelt iſt — ungefähr wie die Linden in Berlin, nur ſind die Bäume jünger. Als wir geſtern Abend von einem kleinen Streifzug durch die Stadt in das Hotel zurückgingen, war die ganze rambla ſchwarz von Menſchengewimmel. Halb beängſtigt, halb erfreut, machte ich mich ſchon auf das Schauſpiel einer kleinen Emeute gefaßt, aber es war nichts weiter, als der allabendliche Spaziergang. Frauen fehlen ganz und gar, es war kühl und regneriſch: und alle Männer waren dermaßen in ihre Mäntel vermummt, wie in Deutſchland mitten im Winter. Es war ſchon ganz finſter und ſpät, als ich noch immer das Getrappel von all den Füßen, dieſe ſonderbare kühle Promenade bei Laternenlicht von zahlloſen Männern, in meinem Zimmer hörte. Heute gingen wir viel umher. Das gute Pflaſter von breiten, flachen Steinen, und die faſt gänzliche Abweſenheit der Wagen, macht es ſehr bequem. Es iſt eine große Stadt von 160,000 bis 180,000 Einwohnern, und auch eine recht elegant gebaute und wohlhabende Stadt, die durch ihre hohen Häuſer und prächtig gepflaſterten Straßen ein wenig an Mailand, ein wenig an Neapel erinnert, aber dieſer Mangel an Wagen giebt ihr etwas Kleinſtädtiſches. Freilich, in Venedig ſind auch keine Wagen: da iſt es aber kein Mangel, ſondern eine Vollkommenheit mehr, denn die Gondel erſetzt ſie und erſpart dem Ohr ihren brutalen Lärm; hier aber vermißt man ſie, denn ſie gehören nun einmal zu unſerm Begriff von Wohlhabenheit. Von der kleinen Königin habe ich eine Menge Porträts geſehen, Oelgemälde und Kupferſtiche, Bruſtbild und ganze Figur. Ich will hoffen, daß ſie nicht ähnlich ſind, denn das iſt kein liebes, gutes Kindergeſicht. Ein brauner, harter Kopf mit plumpen Zügen, bedenklich ſchmalen Lippen, und ich möchte faſt ſagen mit einem böſen Blick. Ich dachte an Tony — wenn die gemalt wäre mit einer Krone auf ihren blonden Härchen, was das für ein liebliches Königskind ſein würde! — Zuerſt wurden wir nach einem Garten geführt, der zur öffentlichen Promenade gehört, und jardin de la Regna heißt. Da ſie ein Kind iſt, ſo paßt er für ſie! Kleine, hübſche Blumenbeete, kleine, ſchmale Wege, kleine Volieren, hier mit Kanarienvögeln, da mit Papageien, dort gar mit Perlhühnern, und mehr dergleichen kleine, unſchuldvolle Veranſtaltungen. Ich geſtehe Dir, daß ich etwas blaſirt über die Freuden des Hühnerhofes bin, und ungeduldig aus dieſem gar ſo kindlichen Garten nach den alten herrlichen Gebäuden eilte, welche aus dem Mittelalter Barcelona ſchmücken. Von den drei gothiſchen Kirchen, die Kathedrale, Sta. Maria de mar, und Sta. Maria delpino, ſämmtlich im feierlich ernſten Stil der Kirche zu Gerona — iſt die erſte durch Größe und herrliche Proportionen am impoſanteſten. Auch hier herrſcht die tiefe Dunkelheit, auch hier treten allmälig goldne Altäre und büntglühende Fenſter wie fremde Geſtirne aus der Nacht hervor. Das iſt der Hauptſchmuck der Kirchen: gemalte Scheiben und Schnitzwerk, Heiligenbilder in ihren Niſchen, Spitzbogen, Säulen und Schnörkel aller Art, Alles vergoldet über den Altären; faſt gar keine Bilder, und wo eins iſt, ſchlecht und unerkennbar in der trügeriſchen Beleuchtung. Das Grabmal von Graf Ramon Berengar II., der 1076 den Grundſtein zu dieſer Kathedrale legte, hängt ſeitwärts nach Art der alten Monumente wie ein großer Vogelbauer an der Wand. Es war Meſſe, doch Niemand in der Kirche. Es ſcheint, als ob ſtille Andacht den Menſchen hier nicht genüge, als begehrten ſie Pomp und Ceremonien, um ſich nicht ſowol zu erbauen, als vielmehr phyſiſch erſchüttern zu laſſen. Wäre ich in der Charwoche hier geweſen, ſo hätte ich ein Schauſpiel ſehen können, das in den Städten von Catalonien mit allem möglichen Gepränge begangen wird und das Volk in Schaaren herbeizieht; es wird nämlich die ganze Paſſionsgeſchichte, den Evangelien entlehnt und in Verſe gebracht, auf einem Theater dargeſtellt. Dies Ueberbleibſel der alten Myſterien und Autos sacramentalos iſt dahin verändert, daß keine burleske Partie die ernſte Handlung unterbricht, und daß keine poſſenreißeriſchen Scherze neben den geheiligten Worten des Evangeliums erklingen. Uebrigens wird es eingeübt und ſtudiert, auf maleriſchen Effekt berechnet und künſtleriſch mit ſchöngruppirten Tableaux geſchmückt, wie jede andre theatraliſche Darſtellung. Die Schauſpieler werden gewählt nach ihren körperlichen Gaben oder ihrem Talent für die Bühne. Der Chriſtus muß ein ſchöner Menſch mit einem ſchwarzen Bart — der Judas rothhaarig, die heiligen Frauen ſchön ſein.

In Tarragona hat man vor zwei Jahren die Rolle des Chriſtus einem Galeerenſträfling übertragen, der ſich durch Schönheit und Talent ausgezeichnet hat; und die ganze Stadt hat ſich verbürgt und Caution für ihn geſtellt, daß man ihn nicht vor Entzücken entwiſchen laſſen würde. Aus ſeiner Auferſtehungsglorie ging er alſo unter dem Beifall und den Thränen der Menge in den Bagno zurück. Eine Modiſtin und eine Wäſcherin ſtellten die heiligen Frauen dar, und als der Chriſtus vom Kreuz genommen in dem Schooß ſeiner Mutter gelegen hat, ſoll es ein wunderſchönes Tableau geweſen ſein. Es iſt ſehr natürlich, daß Menſchen, welche der Rührung und Erbauung durch ſo handgreifliche ſinnliche Eindrücke gewohnt ſind, unempfänglich für die Sprache werden müſſen, welche die Andacht in der Stille und Einſamkeit ſpricht. Wird man denn nie dahin kommen eine Form des kirchlichen Gottesdienſtes zu finden, welche der Bedürftigkeit unſers Geſammtweſens begegnet? die katholiſche captivirt brutal nur den ſinnlichen Menſchen, die proteſtantiſche unterdrückt ihn, ohne den geiſtigen zu wecken. Jene beſchäftigt ſchmeichleriſch Auge und Ohr und der Geiſt vagabondirt ins Blaue hinein; dieſe martyriſirt Auge und Ohr und zerknickt den Schwung der Seele durch kreiſchenden Geſang und eintönige Rede. Dort vergißt man nachzudenken über den Sinn und die innere Wahrheit der Feier; hier flüchtet man ſich aus heller Angſt in das Nachdenken hinein, um alle die unſchönen Eindrücke los zu werden, von denen man beſtürmt wird. Ach, dort wie hier muß man ſich auf ſeinen eignen einſamen Pfad werfen, wenn man die Gedanken zu einer Region erheben will, wo die Seele Sabbatfeier und Sabbatſtille findet, und wo man den Verſtand und die Sinne in Ruhe läßt.

Ein majeſtätiſcher Kreuzgang ſchließt ſich an die Kathedrale. In ſeinem innern Hof ſtehen Citronenbäume in freier Erde, aber ſchlecht gehalten, und ein kleines mürriſches Fontänchen, einen Ritter zu Pferd vorſtellend, nicht größer als ein Kinderſpielwerk. Zwirnfadendünne Waſſerſtralen ſpritzen aus Augen, Ohren, Schweif des Pferdes. Das Bedürfniß der Contraſte, die Unmöglichkeit von einem und demſelben Gedanken auf die Dauer befriedigend erfüllt zu werden, iſt ſo groß im Menſchen, daß er auf die wunderlichſten Einfälle geräth, um ſich gleichſam von großen Schöpfungen und ernſten Werken zu erholen. So muß es dem Baumeiſter gegangen ſein, der dieſen impoſanten Kreuzgang mit einer ſolchen Spielerei ausſtattete. Nachdem er ſich in die tiefſinnigſten Berechnungen und die großartigſten

Formen verſenkt hatte, verſuchte er zu ſpielen wie ein Kind. Das gefällt mir bei einem tüchtigen Menſchen.

Zwei ganz moderniſirte und mit ſtattlichen Façaden verſehene Gebäude ſind Juſtizpalaſt und Lonja. Deſto mehr wird man dort von dem innern Hof — hier von einem Saal überraſcht, deſſen merkwürdig leichten Bau ich nie und nirgends gefunden. Die Lonja iſt die Börſe, und jener Saal iſt die Halle, in welcher ſich die Handelsherrn verſammeln. Zu welcher Architectur er gehört, ob zur gothiſchen oder zur gemiſchten, iſt ſchwer zu beſtimmen: denn er hat im Grunde nichts eigentlich Charakteriſtiſches, und ſieht aus wie verſchlagen aus fremden Zonen, beinah — als ob eine Frau ihn gebaut hätte, kühn und zerbrechlich. In der obern Etage ſind Säle mit Gypsabgüſſen der Antiken für die Zöglinge der Zeichenſchule; und andre, wo das Handelsgericht gehalten wird. In einem der letzteren fand ich die Decoration recht ſeltſam, dem Fauteuil des Präſidenten gegenüber ſtand eine Statue der Lucretia, wie ſie ſich den Dolch ins Herz geſtoßen hat und zurückgeſunken daliegt. Was in aller Welt hat die Lucretia dort zu thun! überdies war es ein ziemlich mattes Produkt eines lebenden Bildhauers, von dem auch noch ein Paar Genien oder dergleichen idealiſche Geſtalten, bei und von denen man denken kann, was man will, d. h. gewöhnlich — nichts! in allen vier Ecken ſtanden. — Der Juſtizpalaſt hat außer den zierlich ſkulptirten Gallerien und Fenſtern eines inneren Hofes, noch einige kleine Curioſitäten, z. B. die Gemälde ſämmtlicher Herrſcher, die Barcelona je gehabt hat. Dieſe lange Reihe beginnt mit Ataulf und endet mit Iſabelle II. Welche zahlloſe Abſtufungen und Umwandlungen der Zeit, der Verhältniſſe, der Charaktere von jenem kriegeriſchen Helden bis zu dieſem kleinen Mädchen! und doch immer derſelbe Grundzuſtand durch die langen Jahrhunderte, immer Beherrſchte und nie Herrſcher! Iſt es der Mühe werth, fragt man ſich unwillkürlich, Revolutionen und was weiß ich für Umwälzungen mit unerhörtem Aufwand von Blut und Leben und Thränen zu machen, wenn das letzte Ende von dem Allen doch immer und ewig nichts Anderes iſt, als der Zepter in den Händen des Helden, des Weiſen, des Narren, des Tyrannen oder des Kindes — und unter dieſem Zepter kurze Wolfahrt und lange Mühſale der Völker. Was man auch erdacht und verſucht haben möge — anders wird es nicht; und das iſt nicht die Schuld der Geſetzgeber oder Fürſten, wie Manche das wol behaupten aus Heuchelei oder Kurzſichtigkeit, wenigſtens nicht hauptſächlich ihre Schuld: ſondern es iſt die melancholiſche Beſtimmung des Menſchengeſchlechts. Zu langen Freuden und kurzen Schmerzen ward noch keiner von uns geboren: wie ſollte es denn ein Volk ſein? Das ſage ich nicht aus Gleichgültigkeit gegen Einen oder gegen Alle, wol aber aus tiefer Ueberzeugung.

Barcelona iſt die Stadt in Spanien, welche gegenwärtig den lebhafteſten Handel hat. Wie das bei allen Handelſtädten geht, wenn ſie ſich nicht Kronen aufzuſetzen verſtanden, wie Venedig, Genua, die niederländiſchen und etwa die der Hanſe, ſie verlieren durch die Reibung mit Fremden ihre Originalität, ſo wie ein Geldſtück, das aus einem Beutel in den andern geht, ſein Gepräge. Barcelona ſieht aus wie dies und das, aber nicht durchaus wie eine ſpaniſche Stadt: Spanien muß man tiefer im Süden ſuchen, und da wir hier gehört haben, daß die Fremden überall vor den etwaigen politiſchen Eruptionen vollkommen geſichert ſein ſollen, weil ſich Niemand um Unverdächtige bekümmert, ſo fahren wir morgen mit dem Dampfboot nach Valencia. Die Reiſe in der Diligence iſt gar ſo ermüdend, beſonders da ſie jetzt bereits für mich den Reiz der Fremdartigkeit verloren hat. Etwas, woran ich mich hier noch gar nicht gewöhnen kann, iſt die Barfüßerei der Soldaten und ihr ärmlicher Aufzug. Sie ſind den ganzen Winter in Sommerbeinkleidern herumgelaufen, und wenn ihnen die Regierung Sold für ſechs Monat ſchuldig worden iſt, ſo bezahlt ſie für drei. Die Offiziere ſollen es noch übler haben, denn da den Gemeinen, außer ihrem ohnehin ſchon ſehr geringen Sold gar keine Subſiſtenzmittel zu Gebote ſtehen, ſo treten jene mit ihren Forderungen ſo lange zurück, bis dieſe befriedigt ſind. Ich finde das ſehr großmüthig, denn mancher Hauptmann hat auch nichts weiter, als ſeinen Sold, und wenn es ihm auch leichter wird Schulden zu machen, als dem gemeinen Soldaten, ſo lebt er dafür in Verhältniſſen, wo die Armuth doppelt drückt — einmal durch die Entbehrungen, die ſie auflegt, und dann durch den Gegenſatz mit der Welt von Luxus und Behaglichkeit, in der er ſeines Gleichen leben ſieht. In Reih und Glied ſollen ſich dennoch die Truppen recht gut ausnehmen. Man iſt jetzt in der Erwartung der Regentſchaftsbeſtimmung. Niemand zweifelt daran, daß Espartero alleiniger Regent werden wird. Es iſt ſchwer zu ergründen, ob man ſich im Allgemeinen dazu freut oder nicht, und ob er nur die Truppen für ſich hat, oder die Volksgunſt, oder eine Partei, deren Intereſſe mit dem ſeinen Schritt hält. Für einen Mann von großem Talent hält ihn Niemand: allein der Eine ſpricht, er ſei unerhört ehrgeizig und ſchlau, und der Andre, er ſei von redlicher Geſinnung und gutem Willen. Alle meinen ungefähr, daß vor der Hand nichts Andres in und mit Spanien zu machen ſei. Dies vor der Hand wird wol ſo lange dauern, bis die kleine Königin vierzehn Jahr und ſomit majorenn wird, und ſich vermählt. Espartero hat keinen Sohn — überhaupt keine Kinder — ſonſt könnte man etwas erleben. Diktatoren gehen weit! Ich hatte mir vorgeſtellt, daß das Volk in Spanien glühend und energiſch einer Partei anhinge. Aus dem Independenzkriege — ſo nennt man hier den Krieg gegen Napoleon — hat man eine ſolche gute Meinung von ihm aufbewahrt. Freilich war damals die Sache dadurch ganz von der gegenwärtigen verſchieden, daß es gegen die Franzoſen nicht ſowol eine Partei, als eine allgemeine Schilderhebung des ganzen Volks gab; während jetzt jede Provinz, ja jede Stadt, nicht ſowol Prinzipien und Ideen oder auch nur Perſonen anhängt, als vielmehr ihrem individuellen Intereſſe. In dieſen letzten fünf und zwanzig Jahren iſt die ganze Welt fürchterlich materialiſtiſch worden, und überall ſieht man Ideen vor dem Intereſſe erliegen. So weit Spanien hinter dem übrigen Europa an Cultur und

Civiliſation zurückſtehen möge — grade in dieſem Punkte nähert es ſich der allgemeinen Bildung, und der Lauheit und Flauheit, welche dieſe Richtung dem Charakter einprägt. Als die Königin Chriſtine im vorigen Herbſt, kurz vor ihrer Abdankung, nach Barcelona gekommen iſt, als man ſie und ihre kleinen Töchter ſo ſchutzlos und einſam — und ſie doch beſtändig freundlich und lieblich geſehen hat, als ſie alle drei in einem ſehr einfachen Wagen ihren Einzug gehalten haben, die Kinder auf dem Ehrenplatz, weil das eine Königin, das andere Thronfolgerin iſt, und die Mutter ihnen gegenüber: da iſt der glühendſte Enthuſiasmus für ſie ausgebrochen und eine Fluth von Rührung und Begeiſterung. Und einige Tage ſpäter hat ſich derſelbe Enthuſiasmus des Volks auf Espartero geworfen, und man hat ihn hier mitſammt ſeinem Pferde vom Erdboden aufgehoben und buchſtäblich auf Händen getragen. Man pflegt wol zu ſagen, Fürſtengunſt ſei ein wetterwendiſch Ding, aber warlich, Volksgunſt iſt es nicht minder! — Liebe Mutter, ich erzähle Dir alles, was ich höre. Viel Zuſammenhang vermag ich nicht da hinein zu bringen und noch weniger eine eigene Meinung herauszuſtellen. Dazu muß man viel länger in einem ſo ganz fremden Lande leben und verſchiedene Phaſen deſſelben mit durchmachen: und ich habe es immer höchſt impertinent gefunden, wenn Reiſende behaupten, die geſelligen, politiſchen, literariſchen und alle möglichen Zuſtände eines Landes ergründet zu haben, ſobald ſie die Naſenſpitze über ſeine Grenze geſteckt. Die liegen nirgends ſo blank und baar da, daß man gleich beim erſten Blick ſie erkennen könnte! freilich hier am wenigſten, weil die Wellen nach dem langen Sturm gewaltig hoch gehen. — Ich küſſe Deine Hand, Herzensmama.

Zwölfter Reiſebrief.

25. April 1841.

(Am Bord des Amſterdam. Rhede von Alicante.)

Nun bin ich en pleine Espagne! Land, Städte, Menſchen, wie man ſie nur hier ſehen kann! Dazu der ſchönſte Himmel und das ſchönſte Meer — und ſo ruhig, daß ich, im glücklichen Alleinbeſitz der Damen-Cabine, ſchreiben kann. Es war aber keineswegs immer ſo friedlich und bequem. Am 23. um halb ein Uhr Mittags ſchifften wir uns in Barcelona bei ſtrömendem Regen ein. Nachdem die erſte Unruhe vorüber war, die immer der Einſchiffung der Paſſagiere zu folgen pflegt, fand ich in der Damen Cabine eine Spanierin mit einer fünfjährigen Tochter, einem Säugling und deſſen Amme. Ich war in gelinder Verzweiflung ich finde Kinder unter drei Jahren kleine, abſchreckende Gebilde, und nun dieſe nächtliche Gemeinſchaft mit einer Amme und einem Säugling auf dieſem engen Raum! Indeſſen verlor ich bald die Beſinnung, denn das Wetter war ſehr ſchlecht, das Meer ſehr hoch, und die ganze Schiffsgeſellſchaft, ein paar Engländer ausgenommen, die ungeſtört dinirten, befand ſich mit mir in demſelben jammervollen Zuſtand, der bis zum Abend dauerte. Die Spanierin weinte und ſchrie abwechſelnd vor Verzweiflung, wollte ans Land geſetzt ſein, und gab ſich verloren, als das nicht geſchah. Ich ächzte wol auch ein bischen, aber nicht ſehr: wenn ich krank bin, bin ich ſtill. Den Säugling muß ich loben! er ſchrie nicht und befand ſich recht wol. Die ganze Nacht war ſchlecht, und ich dankte Gott, als es um acht Uhr früh hieß, wir wären auf der Rhede von Valencia. Geſchwind ein wenig Toilette gemacht — ach, ſehr wenig! der enge Raum, meine Reiſegefährtin! — enfin, es ging. Auf dem Verdeck war ich geblendet! Valencia lag, weiß wie ein Schwan auf ſeinem grünen Neſt, auf der Ebene da, und ein Kranz von violetten Bergen, wie von Blumen rund umher, während das Blau des ſüdlichen Himmels Vor- und Hintergrund von unvergleichlicher Transparenz bildete! Valencia! auch eins der vielen mauriſchen Königreiche, und gerade dasjenige, welches die Mauren durch ihre große agronomiſche Geſchicklichkeit zu einem Eden umwandelten! Valencia! klingend von Liedern, von Romanzen, von Guitarren, duftend von Blumen, belebt von tapfern Rittern und ſchönen Frauen, von reizenden, lockenden Abenteuern der Liebe, der Leidenſchaft und der Rache! Valencia! wer kennt es nicht! „Der Cid zu Valencia und im Tode,“ den herrlichen, königlichen Kampfpreis, den der edle Campeador durch ſein gutes Schwert ſich gewann! Das flog mir Alles durch den Sinn, als ich's ins Auge faßte mit jenem freudigen, erwartungsvollen, zitternden Blick, den wir auf etwas nie Geſehenes und doch ſchon längſt Bekanntes und Geliebtes werfen. Ein Boot brachte uns nach dem Hafen von Valencia, el Grao, und von dort eine Tartane durch eine prächtig große und friſche Allee von Ulmen und Pappeln nach der dreiviertel Stunden entfernten Stadt. Eine Tartane iſt folgende Maſchine: ein einſpänniger auf zwei Rädern liegender Karren, in den man von hinten einſteigt und ſeitwärts auf zwei ſchmalen Bänken Platz nimmt; buntbemalte Leinwand überſpannt ihn im Bogen. Ein wahrhaft hölliſches Fuhrwerk, zerſchmetternd für Kopf, Bruſt, ſämmtliche Glieder, und Nerven, aber das einzige, welches in Valencia Mode iſt, denn wir ſahen mehre Privat-Tartanen zierlicher gebaut und hinten und vorn mit Glasfenſtern geſchloſſen, jedoch immer ganz ſimpel auf ihren breiten, großen, ſtoßenden Rädern liegend. Die Bäume der Allee ſtehen in Gräben, durch welche, wie durch die ganze Ebene, Waſſer geleitet wird. Ohne dieſe künſtlichen Frigidationen, die noch aus der Maurenzeit ſtammen, würde das Land ebenſo wüſt und unfruchtbar ſein, als es jetzt üppig und friſch iſt. Das Getreide ſtand hoch und feſt, wie eine Mauer, und war durchſchnitten von Maulbeerpflanzungen, die hier ganz beſonders gepflegt werden, wegen der Seidenzucht. Ab und an ſtieg eine Palme nonchalante und träumeriſch aus dem vortrefflich beſtellten Felde empor, wie ein poetiſcher Gedanke aus einem praktiſchen Leben — fremdartig und feſſelnd. Winzige, ſchneeweiße Bauerhäuschen mit ſpitzen Strohdächern, und einige wenige Landhäuſer lagen am Wege rechts und links. Eine große, gemauerte Brücke führt über den Guadalaviar, und durch eine ſchnurgerade Allee italieniſcher Pappeln, Alameda vilja genannt, kommt man in die Stadt, die groß genug, doch ſchlecht gepflaſtert und geſtraßt und ohne ſchöne Gebäude iſt. Die Douane iſt wol das größte und beſte der neuen, die Lonja de seda, eine Halle, worin der Seidenhandel getrieben wird, das ſchönſte der alten — obgleich ſie weit hinter der graziöſen Lonja von Barzelona zurückbleibt, wegen ihrer ſeltſamen, wie Gerſtenzucker gewundenen Säulen. Zu der Kathedrale ſoll eine große Kuppel und eine Seitenkapelle von mauriſcher Conſtruction ſein. Ich muß mir gefallen laſſen, was dem Führer zu ſagen beliebt! Ehe ich nicht Granada geſehen, kann ich nicht mit Sachkenntniß von jener Architectur ſprechen. Von der Platteforme des Thurmes der Kathedrale, den man Miguelat nennt, überſieht man die Stadt und die Ebene bis zu den Bergen, die ſich im Halbkreis, doch zu fern für maleriſchen Effect, um ſie lagern. Maleriſch iſt dieſe Ebene überhaupt gar nicht, auch nicht dem Bilde entſprechend, das meine Phantaſie ſich entworfen, die auf eine zweite Conca d'oro gerechnet hatte; doch ſehr angenehm für das Auge, weil ſie um und um meilenweit grün und grün und abermals grün iſt; und vielleicht noch angenehmer für den Gedanken, daß das ausgeſogene, vernachläſſigte Spanien ein Gartenland hat, welches in der Kultur mit der Lombardei rivaliſirt und ſie in der Production übertrifft.

Eine ſolche Maſſe horrender Gemälde, wie zu Valencia, habe ich in meinem Leben nicht geſehen!

In einem aufgehobenen Carmeliterkloſter waren lange Säle mit ich weiß nicht was für Sudeleien angefüllt, und die Sammlung des Don Pedro Perez, eines ehemaligen Barbiers, verdient auch kaum einen andern Namen, als den einer alten Trödelbude. Ihm fliegen freilich die Namen Raphael, Correggio, Dominichino und andere extravagante Behauptungen von Unvergleichlichkeit und Unſchätzbarkeit ſeiner Bilder über die Lippen: aber die gräßliche Confuſion in ſeinen Zimmern, wo Gemälde, Kupferſtiche, Glas und Porzellan, chineſiſche Puppen und hölzerne Schäfer, unwichtige Curioſitäten und affröſe Antiquitäten, wie Kraut und Rüben durch einander hingen, lagen und ſtanden — ſchien mir ein getreues Symbol der Confuſion in ſeinem Kopf zu ſein. Einige Bilder von Spagnoletto und von Juan Juanes, einem Valencianer, deſſen Chriſtus mit der Hoſtie in der Kathedrale ſehr bewundert wird, mag der alte Herr wol haben. Allein ich bin nun mal zur Admiration der Mittelmäßigkeit total verdorben. Das mag ein großes Unglück oder ein großer Fehler ſein, um ſo mehr, da ich ebenfalls nicht kapabel bin, es durch ein bischen falſche Extaſe zu erſetzen, ſondern dürr wie ein Stock bleibe. Obenein war das ganze Haus von einem vernichtenden Kohl- und Knoblauch-

Arom durchzogen: da ich nun meine Seekrankheit noch nicht gründlich überſtanden haben mochte, ſo zog mich ein geöffnetes Fenſter magnetiſch an, und wo ich konnte, ſchnappte ich nach friſcher Luft, und ließ die apokryphiſchen Raphael's und Leonardo's im Stich. Dafür behandelte mich denn Herr Perez mit der mir gebührenden Geringſchätzung. Ich verfiel in ein wahrhaft tolles Lachen, als er mir ſagte, ich möchte nur da hinten irgendwo ſitzen bleiben, und mich ruhig verhalten, und die Herren vortreten laſſen, die etwas von der Sache verſtänden. — Es iſt immer ſehr lieblich unter blühenden Citronenbäumen zu ſitzen, doch nie mehr, als wenn man aus ſolchem Wuſt von ungeordneter Antiquaille und untergeordneten Kunſtſachen zu ihnen fliehen kann. Deshalb vielleicht hat die neue Promenade, la glorieta, einen ganz reizend friſchen Eindruck auf mich gemacht, obzwar ſie bei uns gewiß für ſehr unbedeutend gelten würde, und es dem Raum und der Anlage nach auch wirklich iſt. Am intereſſanteſten in Valencia iſt das Volk anzuſehen. Zwei Typen herrſchen in ſeiner Geſichtsbildung vor: der eine iſt mohriſch, mit runden, ſchwarzen Augen, platter Naſe, dicken Lippen: der andere ein Gemiſch von nordiſchem und arabiſchem Blut, feine, beſtimmte Züge, intelligenter Ausdruck, und beſonders ein wunderhübſcher, ſcharfer Schnitt von der Naſe zu kurzen Oberlippe, wenn man das Profil betrachtet. Es iſt eine ungeheure Verſchiedenheit zwiſchen ihnen und dem Volk im ſüdlichen Frankreich und in Italien. Der Provençale ſieht roh und brutal aus, der Römer finſter und hochmüthig, der Neapolitaner fratzenhaft lebendig, der Valencianer halb ernſt, halb ſchlau, ganz vornehm. Unſer Kutſcher grüßte im Vorbeifahren eine Schaar guter Freunde! unmöglich kann irgend ein Königsſohn eine graziöſere und doch ſtolzere Bewegung mit Kopf und Hand machen und verbindlich zurückhaltender lächeln, als dieſer Menſch. Die Tracht iſt ganz maleriſch. Die Beinkleider von weißer Leinwand ſind ſo weit, daß ſie wie eine Tunika flattern, und reichen nur bis ans Knie; unter demſelben beginnt der Strumpf, der bis zum Knöchel geht, und Algargates ſchützen den bloßen Fuß. Die Weſte von buntem Baumwollenzeug hat kleine, ſilberne oder verſilberte Knöpfe in Filigranarbeit. Einige tragen eine Tuchjacke, buntausgenäht, darüber, und Andere nur ihre Hemdärmel, über deren Weiße ich mich ſehr verwunderte, da es nicht Sonntag war; — Alle eine hochrothe, wollene Echarpe als Gürtel um den Leib. Die Kopfbedeckung iſt entweder ein ſpitzer, ſchwarzer Hut, oder eine hinten herabfallende, ſackähnliche, rothe

Mütze. Ueber der Schulter endlich tragen ſie die Manta: das iſt nicht ein Mantel, wie man aus der Aehnlichkeit des Namens ſchließen ſollte, der heißt Capa, ſondern etwa ein Shawl von dem buntgeſtreiften Wollenſtoff, wie man ihn bei uns in Bauerſtuben zu Decken über Tiſchen und Koffern ſieht. Wenn es warm iſt, legen ſie die Manta zuſammengerollt auf eine Schulter; wenn es kalt iſt, drapiren ſie ſich darein, wie die alten Römer in ihre Toja. Früher, d. h. vor dreißig bis vierzig Jahren, iſt es Sitte geweſen, daß ein junger Mann erſt an ſeinem Hochzeitstage die Manta tragen, ſo wie auch zum erſten Mal in einem Bett ſchlafen durfte. Die Manta bekleidete ihn damals mit einer Art von Toga virilis, zu der ihn nur die Ehe, nur die Würde berechtigte, das Haupt einer Familie zu ſein. Zu der Zeit iſt es unmöglich geweſen, ihn zu bewegen, ſeine Tracht mit der Livree zu vertauſchen, ſobald er bei einem Herrn in Dienſt trat, oder ihn zu vermögen, Waſſer zu tragen. Beides galt für ſclaviſch und unwürdig, und war durch kein Geld von einem Manne zu erkaufen. Das hat aufgehört. „Der Hunger hat ſie gebändigt," ſagte Derjenige, der mir dies erzählte, ein Spanier. Ich habe einmal von einem Bären gehört, den man durch Hunger zum Waſſertragen und Bratenwenden in der Küche abgerichtet hat; das kam mir ſchon paſſabel grauſam vor, man hätte ihn ja lieber tödten können! Aber wie mir leid that, hier dem Siege des Hungers über die uralten, ſtolzen Sitten der Vorfahren, die jedem Menſchen ſo heilig lieb ſind, zu begegnen! Ohnehin ſcheint mir der Widerwille gegen die Livree kein bloßes Vorurtheil: die Volkstracht macht den Menſchen zu einem ſelbſtändigen Individuum, zu einer Perſönlichkeit zwiſchen ſeines Gleichen; die Livree macht ihn zu einer unfreien Maſchine. Jene giebt Bedeutung, dieſe nur Bezeichnung. Ich weiß wol, daß man ſagen kann: Bah! ſo tief ſchneidet ein Rock oder ein Hut nicht in das Leben ein! — und daß man es ſogar durch Beiſpiele und Belege unterſtützen kann. Ich glaube gern, daß mit einem Volk Umwälzungen vorgehen können, ohne daß es ſeine Kleidung verändert, aber diejenigen, welche es von allen Erinnerungen und Gebräuchen, überhaupt von der Anhänglichkeit an die Vergangenheit losreißen wollen, nehmen ihm oder diskordiren ihm die Nationaltracht. Das wußte Peter der Große ſehr gut, als er ſeinen Ruſſen die Bärte ſcheeren ließ. Das weiß man heutzutage ſehr gut in Bern, wo auf gewiſſen ſonntäglichen Tanzböden die Mädchen in Berner Tracht nicht zugelaſſen werden, ſie müſſen ſich hübſch nach der Mode in irgend ein armſeliges Fähnchen von Indienne oder dergl. kleiden. — Zu meinem höchſten Mißfallen und Erſtaunen ſehe ich hier alle Frauen in unſeligen Indienne- oder Kattun- oder Zitzkleidern, oder wie man dieſen häßlichen buntfarbigen, geſchmackloſen, bettelhaften Stoff nennen mag — und nirgends eine Spur von der ſchwarzen zierlichen Basquine, welche die Spanierinnen mit ſo eigenthümlicher Grazie tragen ſollen. Im Kreuzgang jenes aufgehobenen Carmeliterkloſters mit der famöſen Gemäldeſammlung, ſaßen Stickerinnen am Rahmen und nähten mit der Tambourirnadel große viereckige Schleier von weißem Muſſelin für die Weiber vom Lande aus. Beiläufig: ſolch ein Schleier koſtet fix und fertig mit breiter Bordüre ſechs Realen, das ſind anderthalb Franken oder zehn Groſchen. Wir mußten auf den concierge warten, und die Frauenzimmer erzählten mir in der Zwiſchenzeit von dem prächtigen Anblick, den an Sonn- und Feſttagen die Glorieta gewähre, wenn alle Frauen im höchſten Putz auf ihr ſpazieren gingen. In Barcelona ſoll es ebenſo ſein. Da gehen nach der Meſſe die Frauen auf die Promenade en grande toilette, mit Ringen über den Handſchuhen, mit Diamanten gar, wenn ſie dergleichen Ohrringe oder Nadeln haben. Sonntags in ſo auffallendem Anzug auf der Promenade zu wandeln, würde bei uns ganz und gar ſchlechter Ton ſein. Ich bin recht neugierig hier einen ſolchen Anblick zu haben. Das iſt wahr, liebes Clärchen, ich gaffe die Leute hier ungefähr wie Wunderthiere an: aber ſie revangiren ſich und thun ein Gleiches. Mein Hut iſt etwas Auffallendes. Einige der Vornehmern und Eleganten ſollen zwar Hüte tragen; doch im Allgemeinen ſieht man ſie gar nicht. Ferner ſieht man überhaupt auf der Straße wenig Frauen, die nicht zum Volk gehören. Den ganzen Tag hält ſich die Spanierin in ihrem kühlen Hauſe auf, und nur Abends nach Sonnenuntergang erſcheint ſie auf der Promenade; daher braucht ſie keinen Hut. Die Mantille rahmt ihr Geſicht viel zierlicher ein und genirt weder den Blick noch die Kopfbewegung, und ſollte noch irgend ein blendender Sonnenſtral auf ſie fallen, ſo hat ſie den großen Fächer in der Hand, womit ſie ſich bequemer ſchirmt, als mit einem Hut — beſonders nach der jetzigen Mode. Ferner bietet ein Fächer den großen Vortheil, daß man hinter demſelben ſehen und nicht ſehen kann, ganz wie man eben Luſt hat. Das Spiel der Spanierin mit ihrem Fächer ſoll unnachahmlich ſein — behaupten die Männer. Wenn Uebung Grazie geben könnte, ſo ließe ſich dieſe leicht erklären, denn jedes kleine Mädchen von ſechs bis ſieben Jahren trägt ſchon ihren Fächer in der Hand. Da er bei uns einigermaßen zur grande toilette gehört, ſo war es mir wol frappant ihn bei den Frauen zu finden, die, nichts weniger als gut gekleidet, auf dem Obſt- und Gemüſemarkt Zwiebeln und dergleichen einkauften. Auf dieſem Markt hatte ich Gelegenheit ziemlich viel Volk verſammelt und es in ſeiner Kleidung und Haltung zu ſehen. Das Wetter war äußerſt angenehm, warm, doch vom Seewind gekühlt; und als wir gegen Abend zum Dampfboot zurückkehrten, war die weiche goldige Beleuchtung der Landſchaft noch vortheilhafter als die etwas zu ſcharf ſtralende des Morgenlichts. Am Bord fand ich meine ſpaniſche Reiſegefährtin wieder, welche es zu umſtändlich gefunden hatte ſich mit ihrem Kleinen an das Land ſetzen zu laſſen, und nun ſeufzend und gelangweilt den Moment der Abfahrt erſehnte — um ſo mehr, da die Amme fortwährend ſeekrank war. Es waren alle Mittel an der unglücklichen Perſon verſucht worden: keins half. Jetzt endlich fiel der Gebieterin ein, ihr Champagner geben zu laſſen, und ſiehe! das war wirkſam. Ich empfand tiefes Mitgefühl über dieſe Geneſung, erſtens der Kranken wegen, und zweitens meinetwegen; denn in dem käfigengen Raum einer Damen-Cabine iſt eine Kranke wirklich nur dann zu ertragen, wenn Alle krank ſind. Wir hatten eine kurze und glückliche Fahrt, und waren heut früh um fünf Uhr vor Alicante, dem Reiſeziel der Spanierin. Während ſie mit ihren Kindern Toilette machte, um ihren ſie erwartenden Gatten in fiochi zu begrüßen, blieb ich ruhig auf meiner Matratze liegen und ſah zu, auf welche Weiſe man in Spanien dies wichtige Geſchäft betreibt. Ungefähr wie bei uns; aber doch nur ungefähr! fünf Minuten vor dem Spiegel, um das Shawl in gehörige Falten über hübſche runde Schultern zu werfen — wie bei uns, nicht wahr? aber wenn man nicht ein Handtuch finden kann, ſtatt eins zu fordern die Hände im Kleide abzutrocknen — nicht wie bei uns! — Der Säugling bekam ein niedliches Mäntelchen von hellblauem Atlas um, und auf ſein winziges dreimonatliches Köpfchen wurde eine Haube von Blonden, mit blauen Blumen garnirt, geſtülpt. Dies Kind hatte, wie viele ſeines Gleichen, ein poſſirlich altes Geſicht; mit dieſer Mütze ſah es ganz und gar aus wie ein kleines verſchrumpftes Mütterchen. Beim Abſchied ſagte mir die Spanierin, ihr Landhaus bei Alicante ſtehe zu meiner Dispoſition — eine Phraſe der Artigkeit, welche man nie gegen Fremde verſäumt. So antwortet auch der Beſitzer auf die Frage: „Gehört Ihnen dies Buch.

oder das Tuch oder was es ſei? — nie anders als: „Und Ihnen auch“ — und bietet es ſofort zum Geſchenk an. So wird man eingeladen an der Mahlzeit Theil zu nehmen, wenn man in ein Haus tritt, deſſen Beſitzer eben bei Tiſch iſt. Lauter uralte Gewohnheiten, welche jetzt nicht viel mehr als eine Formel ſein mögen, welche aber ihren morgenländiſchen Urſprung nicht verleugnen können, und wenigſtens in den Worten das Wohlwollen und die Gaſtfreiheit bewahrt haben, die ſie früher in der That übten. Einen größern Contraſt als die Gegend von Alicante mit der von Valencia kann man ſich nicht vorſtellen. Er frappirte mich um ſo mehr, da er durch gar keine Abſtufung vorbereitet war. Vor zwölf Stunden ſah ich Friſche und Kraft in voller Ueppigkeit, in rechter Jugendblüte um Valencia gelagert, und die Cultur behaglich ausgedehnt auf der weiten und breiten lachenden Ebene; heute früh den ſchroffen, nackten, heißen Felſen, ſtarr am Meere ſich hinziehend, ohne Vegetation, ohne Cultur, nichts als Schärfe und Dürre, und Alicante eingeklemmt zwiſchen Fels und Meer, wie das Product dieſer Natur, wie eins mit dem Stein. In der Stadt drinnen ſah es viel heiterer aus als wir erwartet hatten: hübſche weiße Häuſer mit flachen Dächern, von Baluſtraden umgeben, und die Straßen beſſer gepflaſtert und weit reinlicher, als in Valencia. Mein erſter Gang iſt immer in die Cathedrale: die von Alicante bot aber nicht die geringſte Merkwürdigkeit, wenn Du nicht etwa das dafür rechnen willſt, was wir auch in Valencia bemerkten, daß nämlich die Frauen in den Kirchen ganz morgenländiſch auf den Matten kauern, womit der Fußboden bedeckt iſt. Zuerſt knien ſie nieder, aber nach ſehr kurzem Gebet laſſen ſie ſich gleich umfallen, und verharren in der bequemeren Stellung. Die größte Sehenswürdigkeit von Alicante iſt unſtreitig das Haus des Marques Algorſa. Eingedenk des Don Pedro Perez hörte ich äußerſt mißtrauiſch zu, als wieder die Rede von einer Gemäldeſammlung in einem Privathauſe war, doch ſo wie ich dieſes nur betrat, ſah ich wol, daß hier ein anderer Geiſt walte, als in dem Pandämonium des ehemaligen Barbiers. Von der Schwelle an war dies Haus comme il faut. Sogleich und ohne alle Fragen nach Namen und Herkunft der Fremden, ließ uns der Marques ſeine Zimmer öffnen, welche buchſtäblich ſeine Zimmer waren, denn er bewohnt ſie, und Bücher, Karten, Kupferſtiche und Journale, welche auf den Tiſchen lagen, zeigten, daß ſich der Hausherr zwiſchen ſeinen Bildern aufzuhalten pflege. Alle Zimmer waren gut möblirt, mit hübſchen Teppichen, und mit ſehr vielen, und einigen ſehr guten Gemälden geſchmückt. Die meiſten ſind aus der ſpaniſchen Schule: mit der geht es mir wie mit der arabiſchen Baukunſt: ich muß auf Glauben annehmen, was man mir von ihr erzählt. Der Marques zeigte uns ein Paar Bilder von Murillo, eine kleine höchſt unſchöne Magdalene und einen Heiligen, deſſen Namen ich vergeſſen habe, der mir jedoch ſehr gefiel, weil er wahr und natürlich ausſah. Ein liebliches Bild aus Leonardo's Schule hing wie eine fremde zarte Blume zwiſchen all den — Bäumen; denn in der That, ſo, ſcheint mir, verhalten ſich die italieniſchen Maler zu den ſpaniſchen. Ich bin heißhungrig auf ihre beſten Leiſtungen! es iſt ein großer Vortheil, wenn man dieſe zuerſt ſehen kann. An den beſten Werken eines Malers oder einer Schule nimmt man wahr, was ſie überhaupt im Stande ſind zu leiſten, und ihre Eigenthümlichkeit, ihr Streben, ihre Richtung treten klar und verſtändlich uns entgegen. Indem ſie wie ein Lichtſtral in unſer Auge fallen, öffnen und erhellen ſie es zugleich. Lernt man zuerſt die untergeordneten Bilder einer Schule kennen, an denen die Fehler die Vorzüge überwiegen, bei denen die Originalität des Malers auf dem plattgetretnen Pfade der Routine verſchwunden iſt, in denen man ſtatt des characteriſtiſchen

Zuges nur die Manier findet: — lernt man ſie vollens auf ſolche Weiſe kennen, wie ich hier, wo man mir bei jedem Gemälde zu verſtehen giebt oder gradezu ſagt: es ſei bewundernswerth, es ſei eine herrliche Schöpfung eines herrlichen Malers: — ſo wird man ganz verwirrt und abgeängſtigt, denn außer zur Liebe, überredet man ſich zu nichts ſo ſchwer als zur Bewunderung. — Ich weiß nicht, ob wir ſo geboren ſind oder ob wir uns ſo machen — genug, nichts macht uns ſo viel Vergnügen als die Kritik, weil ſie uns immer ein kleines Gefühl von Ueberlegenheit giebt, — aber ganz ohne Grund, verſichere ich Dir! Der Kritiker erkennt wohl die Fehler eines Werkes, und bleibt zuweilen für deſſen Vorzüge blind. Das oberflächlichſte Auge vermag Fehler wahrzunehmen: ein tieferes und durchgebildeteres hat Wahrnehmungen der Schönheit. Es iſt ſo kinderleicht zu kritiſiren, daß ich mich verwundre, wie es uns dennoch Spaß machen kann — um ſo mehr da die unbedeutendſten Menſchen am eilfertigſten damit bei der Hand ſind. Sie haben freilich ein ganz beſondres Motiv: ſie fühlen ſich genirt durch die fremde Ueberlegenheit, und um aus dieſem unbehaglichem Gefühl herauszukommen, werfen ſie ſich in die Kritik. Das giebt wenigſtens eine Haltung! Durch dieſe Ueberzeugung, die ſich auf manche

Erfahrung gründet, bin ich zu großem Widerwillen gegen das ewige Mäkeln und Tadeln und Kritiſiren gelangt, wodurch man ſich und Andere ſo herzlich langweilt. Denn im Grunde hört doch jeder verſtändige Menſch lieber loben als tadeln, weil es angenehmer iſt an gute und ſchöne Dinge zu denken, als an häßliche und ſchlechte. — So geht es mir nun hier all dieſen Bildern gegenüber: tadeln mag ich nicht, bewundern kann ich nicht. — Einige Herren von der Dampfbootgeſellſchaft ſind zu den Forts um Alicante heraufgeſtiegen, um die Ebene zu ſehen, die freundlich und bebaut jenſeit der Felſenwand liegt und la huerta — der Garten — heißt. Wir beſuchten die Alameda oder Promenade, ſahen vor dem Thor ein kleines Feld mit reifer Gerſte und fuhren um drei Uhr Nachmittags an Bord zurück — wo ich mich amüſirt habe Dir zu ſchreiben, liebes Clärchen.

Dreizehnter Reiſebrief.

26. April 1841.

(Hafen von Carthagena, am Bord des Amſterdam.)

Nichts iſt angenehmer, liebes Clärchen, als kleinen Gewohnheiten nachhängen zu dürfen, nachdem man gezwungen geweſen iſt von ihnen abzulaſſen! Ich habe nun einmal die, allein zu ſchlafen, und da geſtern keine Dame gekommen iſt mein Reich zu theilen, ſo war ich in der Cabine ſo behaglich wie in meinem Zimmer, und ſchlief vortrefflich. Der Amſterdam iſt ein großes und ſehr gutes Dampfboot, das engliſche Maſchinen und faſt gar nicht die zitternde Bewegung hat, welche den Dampfbooten eigen und ziemlich nervenerſchütternd iſt. Dazu kommt noch, daß die Damen-Cabine in der Mitte des Schiffes, nicht wie gewöhnlich im Hintertheil deſſelben liegt, ſo daß man faſt gar nichts von der Bewegung ſpürt. Ihre Wände ſind zierlich boiſirt, Thüren ſchließen die vier Cabinetchen, in welchen ſich je zwei und zwei Schlafſtätten über einander befinden. Ein großer Spiegel iſt in der Hinterwand eingerahmt und ein ſehr breites und bequemes Sopha ſteht darunter. Beiläufig: darauf ſchlafe ich, denn die kleinen Bettſtellen kommen mir vor wie Särge und ich mag nicht bei lebendigem Leibe da hinein kriechen. Ein hohes kuppelähnliches Fenſter gewährt recht vollſtändig Licht und Luft, und unter demſelben, in der Mitte des Zimmers, ſteht der runde Tiſch, an welchem ich Dir ſchreibe, auf einem ſehr bequemen Fauteuil ſitzend. Iſt das nicht ein niedliches Cabinetchen? Geſtern Abend, als der ſchwediſche Conſul in Alicante, an den ich empfohlen war, an Bord kam, um mich zu beſuchen — war es ein Salon; über Nacht ein Schlafzimmer. So lebt man auf dem Meer, mein Clärchen.

Jeden Morgen komm' ich ganz neugierig auf das Verdeck, als ob ich in meinem Leben kein Land geſehen hätte. Der Anblick von Carthagena iſt nicht anmuthiger als der von Alicante; derſelbe Mangel an Vegetation, dieſelbe ſchroffe, nackte Felſenformation, die hier wo möglich noch ſchärfer iſt, da ſie wie Krebsſcheeren ins Meer hineingreift und Carthagena's vortrefflichen Hafen bildet, der einſt für Spanien war, was jetzt Toulon für Frankreich iſt: nämlich der bedeutendſte für die Kriegsſchiffe. Ach, jetzt iſt nicht ein einziges da. Carthagena iſt kläglich zu beſehen! — Um halb zehn Uhr waren wir geſtern Abend abgefahren, und um fünf lagen wir heut früh vor Anker. Es dauert immer ziemlich lange, bis das Schiff freie pratique und die Reiſenden Erlaubniß erhalten an das Land zu gehen, denn die Sanidad, die Polizei und die Douane ſenden ihre verſchiedenen Beamten an Bord, um den Geſundheitszuſtand, die Päſſe und die Koffer und andre Effecten zu inſpiziren. Geſtern war ein Reiſender verloren gegangen, ein Portugieſe; das gab großen Tumult. Wir mußten uns Alle auf dem Verdeck einſtellen und wenn man den Namen ausrief, klar und verſtändlich antworten: hier! — Doch wurde mir dieſe Ceremonie erlaſſen, da es ſich ja um einen Mann handelte. Ob und wo er ſich wiedergefunden, hab' ich nicht gehört; es wird aber wol geſchehen ſein, denn des Morgens iſt die Confuſion und Unruhe von einigen hundert Menſchen immer groß für den ſo ſehr beſchränkten Raum des Dampfbootes. Wir waren heute in Geſellſchaft zweier Herrn an das Land gegangen, die an einen Kaufmann ein Empfehlungsſchreiben hatten, und ſo bin ich denn in einem Privathauſe geweſen, und zwar bin ich förmlich hereingeplatzt, wie eine Bombe, denn wir traten in das Magazin jenes Kaufmanns, der ein Quincailleriehändler iſt, die beiden Herrn gaben ihren Brief ab, und ſogleich, nachdem er ihn geleſen, bot unſer improviſirter Wirth mir die Hand — nicht den Arm — und führte uns die Treppe hinauf in ſeinen Salon. Seine Nichten erſchienen, wir wurden mit Biscuit und ſüßem Wein bewirthet, und die jungen Mädchen gaben mir einen Fächer — wie man wol bei uns jemand ein Fußbänkchen giebt, um es ihm recht bequem zu machen. Als ich den Fächer ſehr hübſch fand, theils weil er es wirklich war, theils aus Artigkeit, baten ſie mich ſogleich ihn zu behalten: ſo will es die Sitte. Im Nebenzimmer ſtand ein Flügel, aber ſie wollten weder ſingen noch ſpielen. Die Zimmer waren von der höchſten Einfachheit, was das Ameublement betrifft: weiße Wände, ein Sopha und geflochtene Strohſtühle, Fußboden von Backſtein; aber wenigſtens vierzehn Fuß hoch und in demſelben Maaß geräumig, folglich prächtig kühl. Feine Matten aus einer gewiſſen Pflanze ſtrohähnlich geflochten, Esparta genannt, hingen auswendig vor den Fenſtern. Geht die Sonne fort, ſo rollt man ſie auf wie ein

Rouleau, wird die Hitze größer, ſo beſprengt man ſie mit Waſſer, wodurch die Kühle ſehr vermehrt werden ſoll. Es amüſirte mich die Einrichtung eines Bürgerhauſes zu ſehen, das gar nicht auf den Beſuch von Fremden gefaßt war, und ich meine, daß bei uns ſchwerlich junge Mädchen dieſes Standes, wildfremden Menſchen gegenüber, ſo unverlegen und doch artig ſich benehmen würden. Darauf machte uns der Herr des Hauſes die Honneurs von Carthagena und führte uns nach dem Arſenal. Vor drei Wochen habe ich das zu Toulon in vollem Flor der Thätigkeit geſehen: heute dieſes, welches einſt ebenſo ausgeſtattet war, 7000 Menſchen beſchäftigte — während jetzt ganz Carthagena nur 12000 Einwohner zählte — nach demſelben großartigen Zuſchnitte gebaut und eingerichtet, und ganz, aber ganz todt iſt. In einem Hof ſind die alten Anker aufbewahrt, und in einem andern ſaß ein Dutzend Menſchen und rieb verroſtete Kugeln ab: darauf beſchränkte ſich was von Magazinen und Thätigkeit übrig geblieben war! Gras, Unkraut und Blumen wucherten überall. Von den großen, weitläuftigen Gebäuden waren alle verfallen, einige in Ruinen. Ich finde ſchon die Induſtrie und das Getriebe des Handwerks unerquicklich genug, doch von dem deſolaten Eindruck, den ihre Ruinen machen, hat man nur dann eine Vorſtellung, wenn man ein ſo koloſſales Monument derſelben vor Augen hat. An dieſe langen, unabſehbaren, triſten Gebäude, ganz für den Zweck der Nützlichkeit, alſo vollkommen ſchmucklos errichtet, läßt ſich nicht ein poetiſcher Gedanke, nicht eine ſang- und klangreiche Erinnerung knüpfen. Es iſt ein Gerippe ohne die verſöhnende Hülle des grünen blumenreichen Grabes, die die holdſelige Natur über die Ruinen, dieſe Leichen der Zeit, zu breiten pflegt. Die Tempel des Alterthums, die Schlöſſer des Mittelalters ſind ſo poetiſch in ihrer Verfallenheit, weil in ihren Trümmern die Geiſter umgehen, die einſt in ihnen lebendig waren. Aber ich frage: was für ein Geiſt mag in einer verfallnen Seilerei umgehen? Die Induſtrie hat keinen Geiſt und ſetzt keinen in Bewegung: ſie kennt nur poſitive Spekulationen und ſetzt dazu Arme und Beine in Bewegung. Stockt ihr Triebrad, ſo denkt man an weiter gar nichts, als Dürftigkeit, Verarmung und Bettelei. Ach, arm ſein iſt eben ſo gut als reich ſein, denn die Bedürfniſſe wachſen in dem Maaß, als es leicht wird ſie zu befriedigen. Wem es ſchwer wird, der hat wenige! Doch Verarmung — die iſt hart, drückend und bitter, weil mit ihr das unwillkürliche Gefühl des Geſunkenſeins verbunden iſt. Und nun gar die Verarmung eines

Volkes! Man ſagt zwar, Spanien ſei nicht arm zu nennen, denn es habe in ſeinem Boden unglaubliche Reſſourcen. Was helfen die, wenn man nicht verſteht ſie in Bewegung zu ſetzen? eine waſſerloſe Gegend bleibt ohne arteſiſchen Brunnen waſſerlos, und wenn ſie zwanzig Klafter unter der Erde das Weltmeer hätte! Und manche Provinzen Spaniens haben, buchſtäblich, kein Waſſer, ſo daß man nicht durch Irrigationen den Mangel an Regen erſetzen kann, der an dieſer Küſte ſo groß iſt, daß in ſechs bis ſieben Monaten des Jahrs kein Tropfen fällt. Ja, einer der Herrn an Bord, ein Bewohner von Alicante, hat eine Dürre von achtundzwanzig Monaten erlebt! — In andern Provinzen fehlen die Menſchen. Zur Zeit der Mauren hat Spanien zwanzig Millionen gehabt; Einige ſagen dreißig gar; jetzt hat es zehn. Damals war das Land wohlhabend, blühend, genügte allen Anſprüchen eines üppigen Volkes, alſo mußte es freilich Reſſourcen beſitzen, die im Zuſammenhang mit der Menſchenmenge waren, und die untergingen oder brach liegen blieben, als jene auf ſo ſchauderhafte Weiſe zuſammenſchmolz. — Ueberall fehlt Communication durch Canäle und Chauſſeen, und ſomit die Aufforderung das Land ſorgfältig zu bebauen, denn es exiſtiren keine Mittel, um die Produkte fortzuſchaffen — grade wie in Sizilien! Die ungeheure

Ebene von Caſtilien trägt in Fülle den beſten Weizen; man ſchüttet ihn den Schweinen vor, weil der Abſatz fehlt. Aller Handel beſchränkt ſich auf die Küſten. Da er den engſten Beſchränkungen unterworfen iſt, und da die Regierung nicht im Stande iſt dieſelben aufrecht zu halten, indem ſie ihre Beamten ebenſo ſtark beſoldet als ſtreng beaufſichtet, ſo ſoll ein ſo unerhört großer Schmuggelhandel getrieben werden, daß der rechtliche faſt unmöglich gemacht wird. Die Douaniers ſind von frechſter Käuflichkeit. Mein Gott, wer ſuchte nicht davon Vortheil zu ziehen? Es ſtreifen unabläſſig Gardes-côtes an der Küſte auf und ab; allein man meint, daß ſie der Schmuggelei mehr förderlich als hinderlich ſind. Carthagena iſt das leibhafte Bild von Spaniens Verfall, und zum erſten Mal iſt es mir recht lebendig vor Augen getreten! Das Land, welches einſt den Handel beider Indien in Händen hatte, welches die unüberwindliche Armada ausrüſtete, beſitzt nicht ein einziges Kriegſchiff mehr und ſein hauptſächlichſter Handel wird durch Schmuggler gemacht. Wenn wir leſen von Carthago's, Griechenland's oder Rom's Untergang, ſo finden wir in dem Gedanken, daß lange Jahrhunderte ſie unter ihrem Schutt begraben haben, daß eine neue Religion, eine gänzliche Umgeſtaltung der Geſellſchaft, andre Politik und Staatsverhältniſſe ſeitdem eingetreten ſind, eine Art von Beruhigung. Das iſt nicht der Fall mit Spanien! deſſen Größe beginnt in dem Moment, den wir als den Anfang der neuen Geſchichte betrachten, vor drei und ein halb Jahrhunderten, folglich gehört ſie, wie auch ihr Untergang, ganz der modernen Zeit an; und nur zweihundert Jahr ſchließen beide ein, denn im Jahr 1500 ward Carl V. geboren, eben als ſeine Großältern Ferdinand und Iſabelle im Apogäum ihres Glückes und Ruhmes waren, und im Jahr 1700 ſtarb Carl II., der letzte Sproſſe des Hauſes Oeſterreich in Spanien, und mit ihm ward die ſtolze Bedeutſamkeit des Landes zu Grabe getragen. Den Bourbons des achtzehnten Jahrhunderts klebt, ich weiß nicht was für eine ausſaugende Fähigkeit an. Wo ſie herrſchten, in Spanien, in Neapel, in Frankreich — überall ſchien ein Vampyr entnervend auf dem Lande zu brüten, und vielleicht ſind die Bewegungen, welche wir erleben, nicht ſowol Aeußerungen wieder erwachter Kraft, als die letzten Convulſionen der Schwäche — ſowol in Frankreich als hier.

Da ich gar nichts von Carthagena zu berichten habe, ſo will ich Dir ein wenig von der ſpaniſchen Geſchichte erzählen, liebes Clärchen. Doch halt! ich habe dennoch in der traurigen Stadt etwas

Wunderſchönes geſehen — nämlich einen Menſchen! einen jungen Mann in der Tracht, die ich Dir geſtern beſchrieb, auf einen Stab geſtützt und an eine Mauer gelehnt. Es iſt ganz extraordinär, wie ſchön die Menſchen hier gehen und ſtehen. Männer mit grauem Bart halten ſich und ſchreiten wie Jünglinge. Sie ſtehen meiſt mit gekreuzten Füßen, indem ſie ihren langen Stab unter die rechte Achſel ſtützen. Schöne alte Statuen ſieht man in dieſer Stellung, und jener junge Mann glich ihnen ganz und gar. Ich that auch, als ob er eine ſolche ſei, denn kaum zehn Schritt von ihm entfernt ſah ich ihn durch die Lorgnette an. Er mochte ſich wol ärgern über dieſe wunderſame Impertinenz und es doch für Pflicht halten zu grüßen; genug er wendete den Kopf etwas verdrießlich ab, während er leicht den Hut berührte — und das war nun vollens hübſch! — Der Name Carthagena erinnert an den Urſprung der Stadt: Carthager haben ſie gegründet, und Hamilcar, Hannibal's Vater, machte große Eroberungen in Spanien. Doch ſchon mehre Jahrhunderte vor ihnen hatten Phönizier ſich angeſiedelt, den reichen Boden exploitirt, Cadix gegründet. Einige Meilen von Valencia liegt Murviedro; dieſe Stadt ſoll das alte Sagunt ſein, das ſich ebenſo hartnäckig und tapfer und ebenſo unglücklich gegen die Carthager vertheidigte, als ſich ſpäter die Numantiner gegen die Römer vertheidigten, und auf einem großen Scheiterhaufen mit Weib und Kind umkamen, nachdem der Hunger ihnen unmöglich gemacht hatte, die Stadt länger zu halten. Cajus Scipio war es, der die Römer nach Spanien führte und die Carthager in ihren blühenden Colonien angriff, während Hannibal gen Rom gezogen war. Spaniens völlige Unterwerfung geſchah aber erſt durch Agrippa, Kaiſer Auguſtus Schwiegerſohn und Feldherr: von da an war es dreihundert Jahr lang in Ruhe und Glück eine römiſche Provinz, und ſtellte in Seneca, Martial und Lucan, in Trajan und Hadrian ihr Contingent an großen Männern, welche Rom brauchte, um ſeine Macht aufrecht zu halten. Die Invaſionen der Barbaren kamen wie Gewitter an dem ſchwülen Himmel des Kaiſerreichs herauf; die Vandalen donnerten durch Spanien hindurch nach Afrika, die Alanen zerſtreuten ſich im Lande, die Sueven ſchlugen in Gallizien ihre Zelte auf. Zuletzt kamen die Gothen: gebildeter oder bildungsfähiger dachten ſie weiter, als an den Kampf und Genuß der Gegenwart, ſuchten nicht blos ein fremdes Reich zu verheeren, ſondern ein eigenes zu gründen, und concentrirten ihre ganze Macht, um Spanien zu unterwerfen, nachdem ſie von den Franken aus Septimanien vertrieben waren. Unter König Leovigild's Herrſchaft, von 568 bis 86, wurde wirklich Spanien ganz dem gothiſchen Scepter unterworfen, nur an der Südküſte hatten die Römer noch einige feſte Plätze, und im Norden trotzte das kleine Volk der Basken in ſeiner gebirgigen Heimat ebenſo den Gothen wie einſt den Römern. Die Basken ſind nie unterjocht, haben ſich nie mit den Eroberern, welches Volks ſie ſeien, abgegeben; niemand weiß, woher ſie ſtammen, niemand findet in ihrer Sprache Analogien mit andern Sprachen: ſie ſind fremden Geſchlechts, vielleicht Spaniens Urvolk. — Es folgte nun eine Reihe weſtgothiſcher Könige in ungeſtörter Herrſchaft. Das nächſte Jahrhundert war ein bedeutſames für Spanien, denn kaum waren die Römer gänzlich aus ihren feſten Plätzen vertrieben, ſo verſuchten auch ſchon die kriegeriſchen Sarazenen von Afrika aus Invaſionen zu machen — doch ohne Erfolg; und König Egiza ſetzte ſeiner Herrſchaft ein würdiges Denkmal, indem unter ihm (von 687 bis 701) die gothiſchen Geſetze geſammelt und zu einem Codex vereinigt wurden, deſſen Baſis das Feudalſyſtem bildete — dieſe feſte edle Pyramide von Schwert und Schild errichtet, feſt zum Kampf, feſt zum Schutz. Doch Spanien ſollte nicht auf ſo friedlichem Wege den Gang ſeiner

Bildung geben! Zehn Jahr ſpäter, am 26. Junius 711, verlor König Roderich Krone und Leben in der Schlacht von Xerez de la Frontera gegen den arabiſchen Feldherrn Tarik, und vor dem damals unüberwindlichen Schwert der Mohamedaner, welches, wie das des Erzengels, im Feuer des Glaubens geſtählt, ſchmolzen die Gothen zuſammen, zerſtoben, und ſammelten ihre Ueberreſte in den nördlichſten Gebirgszügen Spaniens, in Aſturien, und ſetzten die Reihe ihrer Könige fort. Pelagio hieß Roderich's Nachfolger. Doch nicht blos Namen und Thaten dieſer Fürſten verſchwinden in Dunkelheit und Unſicherheit: ſogar der gothiſche Name geht unter und zum Gegenſatz gegen die ungläubigen Emirs und Khalifen, heißen ſie die chriſtlichen Könige. Es iſt unmöglich die Geſchichte all dieſer einzelnen kleinen chriſtlichen und arabiſchen Königreiche im Kopf zu haben, denn nach und nach wurde jede Provinz, ja jede Stadt ein beſondres und unabhängiges. — Abderrahman I., der letzte Sproſſe der Omejaden — Nachfolger Omar's — in Syrien, entfloh aus Bagdad vor den Ueberwindern ſeiner Familie, den Abaſſiden, kam nach Spanien, fand dort die Araber dem Hauſe Omar's getreu, und gründete daſelbſt ein unabhängiges Khalifat, 756, deſſen Reſidenz Cordova wurde: bis dahin war Spanien durch Statthalter beherrſcht worden, abhängig vom Khalifat zu Bagdad. Abderrahman I. trug dreißig Jahr lang mit Ruhm, Glück und Würde den Titel Emir al Mumenim, Beherrſcher der Gläubigen, und im neunten und zehnten Jahrhundert hob ſich das arabiſche Reich in Spanien, das man anfing das mauriſche zu nennen, durch alle Künſte und Wiſſenſchaften des Krieges und Friedens zu ſtralender Höhe, die um ſo überraſchender und unbegreiflicher iſt, je tiefer die Nacht dieſer Epoche für das übrige Europa. Kein Zweig des Wiſſens, den die Araber nicht gepflegt, kein Feld der Speculation, das ſie nicht bebaut hätten! Sie vertieften ſich in die feine dialektiſche Philoſophie der Griechen, und waren zugleich die praktiſch geſchickteſten Bebauer: ſie trieben eifrig die Naturwiſſenſchaften, ſtudirten Arznei- und Sternkunde, und hatten die vortrefflichſten Fabriken. Im zwölften Jahrhundert z. B. war Valencia bereits ſeiner Papierfabriken wegen berühmt: erſt im dreizehnten führte Alfons X. von Caſtilien es in ſeine Staaten ein, und gar erſt im vierzehnten kam es nach Italien, nach Treviſo und Padua zuerſt. Sie liebten dermaßen die Geſchichte, daß ſie nicht nur Lebensbeſchreibungen und Genealogien ihrer berühmten Männer, ihrer Khalifen und großen Familien verfaßten, ſondern ſogar ihrer Pferde und Kameele.

Die Erzeugniſſe der arabiſchen Dichtkunſt ſind bekannt, keineswegs zwar die Produktionen ſelbſt; — denn die liegen begraben und nur den Gelehrten zugänglich in den großen Bibliotheken — aber durch den Einfluß, den ſie auf den ganzen Occident und ſeine ſich neu entwickelnde Literatur übten. Von der Maſſe ihrer poetiſchen Erzeugniſſe giebt Dir die Andeutung vielleicht eine Vorſtellung, daß der Catalog derſelben vier und zwanzig Foliobände in der Bibliothek zu Madrid füllt. Aber alle dieſe gelehrten und künſtleriſchen Beſchäftigungen befriedigten weder ihr Streben, noch erfüllten ihr Leben. Für Kriegsluſt und Ehrſucht blieb ein großer Spielraum übrig; — ein allzu großer, denn im elften Jahrhundert begannen ſchon die Feldherrn und Statthalter der einzelnen Provinzen, ſich von der Obergewalt des Königs von Cordova frei zu machen, und ſo entſtanden die mauriſchen Königreiche von Toledo, von Sevilla, von Valencia und von Granada. Dadurch nun wurde die Gewalt des Emir al Mumenim zu Cordova ſehr beſchnitten und beſchränkt und, da die chriſtlichen Könige von Leon, von Navarra, von Caſtilien und von Aragon ihnen ungefähr gleich an Macht und Ausdehnung ihrer Ländereien geworden waren, ſo gab es der Kriege und Fehden zwiſchen Chriſten und Mauren kein

Ende, und allmälig ſank die Schaale des Sieges immer mehr und mehr zu Gunſten der erſten. Das erſte große Ereigniß in dieſen Fehden war, daß König Alfons VI. von Caſtilien die uralte Hauptſtadt der Gothen, Toledo, wieder eroberte, 1085, und ſeine Reſidenz dahin verlegte. Sein Vater war Ferdinand I, der Große, welcher das alte ächt gothiſche Königreich Leon oder Oviedo mit Caſtilien vereinigte, indem er die Schweſter des letzten Königs, der in gerader Linie von Don Pelagio abſtammte und Bermudes III. hieß, heirathete. Unter dieſem König Ferdinand I. und ſeinen Söhnen lebte der Cid (Rodrigo Lairez, geboren um 1026 auf dem Schloſſe Vivar bei Burgos in Alt-Caſtilien, geſtorben zu Valencia 1099, nach Siſmondi, 1102, nach Conde). Nirgends kannſt Du beſſer deſſen Geſchichte und zugleich die von ganz Spanien zu ſeiner Zeit leſen, als im Herder, und ſo wie dieſes wundervolle Gedicht zugleich der Poeſie und der Hiſtorie angehört, beiden Ehre macht und von beiden ſeine Glorie empfängt, ſo war der Cid ſelbſt eine von den ſeltenen herrlichen Erſcheinungen, tüchtig wie die Wirklichkeit, ſchön wie das Ideal, Blüte und Krone des Ritterthums, der Stolz der Geſchichte, der Heros der Poeſie und unſterblich in beiden. Es war aber keineswegs blinder Religionseifer das Motiv dieſer Fehden und höchſtens ſchob ein eroberungsluſtiger König es ſeiner Neigung unter. Es war der Geiſt der Zeit mit dem Schwert Herrſchaften zu gründen und auszubreiten, und man ſieht die chriſtlichen Könige eben ſo ſehr ſich unter einander als die Mauren befehden, wie ſie denn auch in Friedenszeiten bei Feſten und Turnieren keinen Unterſchied zwiſchen mauriſchen und chriſtlichen Rittern machten und am Hof eines Khalifen ſo gut wie an dem eines Königs lebten. Der finſtre Geiſt fanatiſcher Unduldſamkeit war noch nicht über ſie gekommen; in kriegeriſcher Geſchicklichkeit waren ihnen die Mauren gleich, in wiſſenſchaftlicher überlegen und feiner in Sitte und Bildung; ſie lernten von ihnen und der beſtändige ritterliche Verkehr ſchützte ſie vor mönchiſchem Fanatismus. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren ſämmtliche mauriſche Königreiche untergegangen, Granada ausgenommen. Valencia, in welchem der Cid eine vorübergehende Herrſchaft geſtiftet hatte, ward 1238 vom König von Aragon erobert, und der König von Caſtilien, Ferdinand III., der Heilige, eroberte zuerſt die alte Maurenhauptſtadt Cordova 1236 und darauf Sevilla 1237. Dieſer Ferdinand III. ſetzte den Rath von Caſtilien ein, wodurch die königliche Willkür eben ſo ſehr beſchränkt wurde, als in Aragon durch den Gran–Justicia. Dieſe beiden Königreiche hatten allmälig auch die kleineren chriſtlichen verſchlungen und obwol in ihrem Innern manche Umwälzungen vorſielen, ſo erhielten ſie ſich doch immer à la hauteur der andern größern Staaten in Europa, ſo daß z. B. Frankreich und England ſich immer um ihre Alliance bemühten, und als Ferdinand der Katholiſche im Jahr 1469 Iſabelle, die Erbin ihres Bruders, Heinrich IV. von Caſtilien, heirathete, ſing der Keim der ſpaniſchen Uebermacht an ſich zu entwickeln. Eine neue Zeit beginnt für Spanien, ruhmwürdig wie eine! aber ſelten haben wol die herrlichſten Blüten des Ruhms ſo vergiftete Früchte getragen. Iſabelle war eine große Königin und eine kluge und verſtändige Frau, von keiner Eitelkeit, von keiner gemeinen Neigung beherrſcht: doch ſie zahlte den Tribut der Menſchheit. Diejenige, über die die Erde keine Gewalt zu haben ſchien, verſiel dem Himmel, aber dem Himmel, wie ihn ein mönchiſcher Beichtvater begreift. Das war ein großer Fehler! Königinnen dürfen keinen andern Beichtvater haben als Gott! Don Juan de Torquemada, einer von den Fanatikern, wie ſie die Reaction gegen die allmälig ſich entwickelnde Reformation erzeugen mußte, ließ ſich von ihr das Verſprechen geben, alle Ketzer, Muhamedaner und Juden, auszurotten, ſobald ſie den Thron beſtiegen hätte. Sie hielt Wort. 1474 folgte ſie ihrem Bruder auf dem Thron von Caſtilien und 1478 legte ſie auf das freie, ſtolze, politiſch und religiös ungefeſſelte Spanien das Joch der Inquiſition. Ferdinand war ſehr mit dieſer Inſtitution zufrieden, weil ſie ihm Mittel in Händen gab die Geiſter zu beherrſchen, indem ſie bedrückt und geängſtigt wurden. Darauf richteten beide Könige ihre ganze Macht gegen das letzte mauriſche Königreich und nach einem zehnjährigen Kriege war dasſelbe vernichtet, die Reſidenz Granada ging über und König Abu-Abdallah floh nach Afrika, 1492. In dem nämlichen Jahr wurden auch 300,000 jüdiſche Familien ihrer Religion wegen aus Spanien vertrieben; daraus kann man auf den unleidlichen Druck jeder Art ſchließen, den die Mauren zu ertragen hatten. Kaum gehörte ganz Spanien den katholiſchen Königen, ſo entdeckte Columbus ihnen eine neue Welt und Gonzalvo von Cordova eroberte ihnen Neapel. Der ſechszehnjährige Jüngling, der ſpäter Kaiſer Carl V. wurde, folgte ſeinen Großältern in Spanien 1516. Alles, was lebt, iſt einem traurigen Geſetz unterworfen; ein Staat, ein Menſch, eine Blume, haben ein und daſſelbe unabänderliche Schickſal: der Moment ihrer höchſten Blüte umhüllt ſchon den innerlich ſich entwickelnden Verfall, ſo wie die Erde, wenn ſie der Sonne am nächſten iſt, nicht vier und zwanzig Stunden älter werden kann, ohne ſich von ihr zu entfernen. Bei einer Blume iſt dieſer Moment ſehr kurz, dauert nur ein Paar Tage: bei dem Menſchen iſt er oft nicht viel länger: bei Staaten kann er Jahrhunderte dauern. Unter Carl V. nahm die ſpaniſche Monarchie einen ſo gewaltigen Schwung, ſetzte ſo außerordentliche geiſtige und materielle Kräfte in Bewegung, daß die Abſpannung nothwendig bald eintreten mußte, um ſo mehr da dieſe ganze Größe etwas Factices hatte; denn nicht nur, daß die Kronen Deutſchlands, Spaniens, Neapels, Mailands, der Niederlande und beider Indien auf einer Stirn lagen, ſondern auch das Gold, welches in Strömen aus Amerika daher floß und in Spanien mündete, konnte nur vorübergehende Zuſtände hervorbringen. Die Zeiten Carl's des Großen waren vorüber, die andern europäiſchen Staaten und die Völker ſelbſt ſträubten ſich gegen die Uebermacht eines Scepters. Die Reformation bot ihnen erwünſchte Gelegenheit zum Widerſtand. Sie drang nicht nach Spanien. Spanien war in dem dreifachen Taumel der Siege, des Reichthums und der Schmerzen wegen der Wunden, die Carl V. unheilbar ſeinen alten Inſtitutionen geſchlagen hatte. Philipp II. vergrößerte ſie immer mehr und mehr. Seine ſtarre Hand griff unbarmherzig in ſie hinein, und Blut und Thränen, Menſchen und Schätze, Armeen und Flotten, Leben, Seelen und Geiſter — alles galt ihm nichts und mußte ihm dienen, um ſeine Idee zu unterſtützen, nämlich die: der Schutzpatron der katholiſchen Kirche in ihrer uralten, unangetaſteten Einheit zu ſein. Der ſpaniſche Charakter deteriorirte ſich immer mehr und mehr, die Ritterlichkeit ging über in ſoldatiſche Wildheit, die Unabhängigkeit ſetzte ſich um in Bedrückung der Schwachen und in Kriecherei vor dem König: die religiöſe Freiheit, welche Jahrhunderte lang im Verkehr mit den Mauren ſich aufrecht erhalten hatte, verſchwand völlig unter der Despotie der Inquiſition: die gräßlichen Schauſpiele der Auto da fé und der beſtändige Druck einer religiöſen Spionerie machten wild und ſcheu zugleich. Die beſtändigen Kriege verbrauchten die tüchtigſten Menſchen, Handel und Gewerbe ſanken, die Luſt zur Arbeit verſchwand, theils weil man glaubte alles mit amerikaniſchem Golde erkaufen zu können, theils weil man nicht Sicherheit der Perſon und des Eigenthums hatte. Die unmenſchlichen Bedrückungen, welche die Abkömmlinge der alten Mauren, die Moriskos, zu erdulden hatten und welche ſo weit gingen, daß man ihnen das Singen ihrer alten Lieder- und den Gebrauch ihrer Bäder verbot, reizten ſie zu heftigen Aufſtänden, die nach und nach ihre gänzliche Vernichtung und Vertreibung herbeiführten und Spanien um viele Hunderttauſende, ſeiner arbeitſamſten Bürger brachte. Als Philipp II. 1598 ſtarb, befand ſich Spanien bereits in der heftigſten Geldnoth und der Herzog von Lerma, der ſtatt Philipp's III. regierte, vermehrte ſie noch. Der Krieg gegen die Niederlande koſtete bis zum Waffenſtillſtande von 1609 ſechshundert Millionen Dukaten. Wie zum Erſatz für all dieſe Opfer und Leiden hatte Spanien in dieſer Zeit ſeine größten und berühmteſten Schriftſteller und Künſtler. Cervantes ſtarb 1616 in Armuth und Dunkelheit. Lope de Vega, der 1635, und Don Pedro Calderon de la Barca, der 1687 ſtarb, traten beide gegen das Ende ihres Lebens in den geiſtlichen Stand, erwarben ſich eben ſoviel Geld als Ruhm und genoſſen hohe Ehren bei Volk und Königen. Denn Philipp IV., der 1621 den Thron beſtieg, war zwar eben ſo unthätig und bigott wie ſein Vater, ſuchte aber für einen ſchönen Geiſt zu gelten, ſchrieb Theaterſtücke und rief Calderon und den Maler Velasquez als Kammerherren an den Hof. Während deſſen herrſchte der Graf-Herzog von Olivarez unumſchränkt und mit mehr Unglück als es einem Mann von Talent erlaubt iſt. Spanien mußte die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anerkennen, es verlor Portugal an das Haus Braganza, das Rouſſillon an Frankreich, die Inſel Jamaika an England. Es wurde immer ſchwächer und bedeutungsloſer, immer ſchwächer an Menſchen und Geld, und das Königsgeſchlecht immer ſchwächer an Leib und Seele. Der ewig kränkelnde Carl II. wurde ſchon bei Lebzeiten wie eine Leiche betrachtet, deſſen Nachlaß gierige Erben ſich theilten, und nach ſeinem Tode 1700 brach der ſpaniſche Erbfolgekrieg aus, der nach dreizehn Jahren den Enkel Ludwig's XIV., Philipp V., zum Beſitz der ſehr geſchmälerten Krone Spaniens brachte. Er ſtarb in tiefer Melancholie und ſein älteſter Sohn Ferdinand VI. im Wahnſinn. Sein Bruder, Carl III, bis dahin König von Neapel, folgte ihm und ſuchte Spanien, gleichſam mit Gewalt, aus ſeiner Verfallenheit emporzureißen. Er vertrieb die Jeſuiten, die ſeitdem nie wieder feſten Fuß in Spanien haben faſſen können. Mit dem Beginn der Bourboniſchen Dynaſtie hatten die öffentlichen Autos da fé aufgehört: aber heimlich trieb die Inquiſition ihr Weſen fort und machte noch im Jahr 1780 einer unglücklichen Frau einen Herenprozeß und verbrannte ſie in Sevilla, weil ſie beſchuldigt worden war — Eier gelegt zu haben. Die neueſte Geſchichte Spaniens kennt Jedermann, kein Menſch verſteht ſie: ſeit vielen Jahren beſteht das Land, ſo zu ſagen, ohne Regierung, und der jedesmalige Herrſcher ohne Anſehen. Durch die beſtändigen Wechſel iſt man gleichgültig geworden, fürchtet nicht viel und hofft noch weniger, kennt kein gemeinſames Intereſſe, zerſplittert die Kräfte oder läßt ſie brach liegen. Brach — iſt das wahre Wort für Spanien. Gute Nacht, Herz! ſolche Promenade durch die Jahrhunderte macht müde.

Vierzehnter Reiſebrief.

Malaga, 29. April 1841.

Jetzt befinde ich mich endlich einmal wieder in einer Stadt, die wie eine Stadt ausſieht und nicht wie eine Felſenhöle. Geſtern Morgen haben wir den Amſterdam verlaſſen, um von hier nach Granada zu gehen. Ich bin herzlich froh darüber. Die Erde hat eine angenehme Sicherheit! Immerfort auf einem wackelnden, zitternden, ſchwankenden Fußboden zu ſtehen, zu gehen, zu ſchlafen — imfort in einem kleinen ſchwimmenden Hauſe zu wohnen, das iſt auf die Dauer peinlich bis zur Unerträglichkeit. Du wirſt vielleicht meinen, eine Dauer von fünf Nächten ſei keine: für den, der die Waſſerfahrten liebt, allerdings nicht: aber ich habe mich nirgends anders behaglich auf dem Waſſer gefühlt, als in einer Gondel in Venedig, und immer wird für mich eine Waſſerreiſe faute de mieux ſein. Ueberdas ſind die kleinen Städtchen an der Küſte, wo das Dampfboot den Tag über bleibt, von einer ſtupenden Langweiligkeit! In zwei, drei Stunden hat man das ganze Ding inſpicirt und doch am Ende nichts geſehen, denn Carthagena ſieht aus wie Alicante und Almeria wie Carthagena — eins ein wenig beſſer oder ſchlechter als das andere, doch nichts von charakteriſtiſcher Verſchiedenheit untereinander. In das Land hinein würde man wol gern kleine Excurſionen machen, wenn man, wie bei uns, auf der Stelle einen Miethwagen fände oder geſattelte Pferde oder Eſel. Von ſolchen bequemen Anſtalten iſt hier aber nicht die Rede! Ueberdas iſt die Hitze in den Mittagsſtunden zu groß, um jene Schwierigkeiten überwinden zu laſſen. Am ſieben und zwanzigſten lagen wir auf der Rhede vor Almeria, einem Städtchen von 12 bis 16000 Einwohnern, das auf der einen Seite die dürren, ſchroffen Felſen dieſer Küſte, aber auf der andern eine flache, am Meer fortlaufende, fruchtbare Ebene und grüne Bäume hat. Grüne Bäume ſind doch immer der reizendſte Anblick von der Welt! Ihr da unten in Deutſchland freut Euch jetzt unausſprechlich über die erſten grünenden Knospen, die den Abſchied des Winters verkünden, und ich hier, unter dem ſommerlich heißen

Himmel, zwiſchen Cactus und Zuckerrohr, bekenne, daß ich nichts ſo ſchön finde, als ein Paar liebe gute grüne Bäume. Der Felſen über Almeria wird von einem mauriſchen Schloß, Alcazaba genannt, gekrönt, während ſein Abhang mit einer Pflanzung von Cactus bedeckt iſt, deren Früchte die Nahrung der ärmern Einwohner ausmachen. Das Schloß iſt ſehr verfallen, obwol es in ſpäteren Zeiten noch als Befeſtigung gedient hat. Merkwürdig ſah die Stadt von oben aus, ganz wie ein Gottesacker, deſſen Leichenſteine die flachen, ſchneeweißen Dächer der Häuſer bilden. Nur in dieſen drei letzten Städten habe ich in Spanien ſo ganz flache Dörfer geſehen. Von innen macht ſich Almeria weniger leichenhaft. Die Häuſer ſehen, eben durch ihre blendende Weiße, reinlich und freundlich aus, und die Eiſengitter, welche nicht blos die untern Fenſter, ſondern auch die obern und die Balcons mit verſchließen, geben ihnen etwas Orientaliſches. Wehende Schleier, blitzende Augen, ſchöne Geſtalten, weiße Hände mit grüßenden Blumen — ſiehſt Du nicht dahinter, Fratello, aber Du denkſt ſie Dir, und glaube mir, es iſt viel beſſer, wenn die Localitäten Dir geſtatten, ſie mit Deinen Vorſtellungen zu beleben, als wenn ſie ſich einfallen laſſen dieſelben realiſiren zu wollen. Die Wirklichkeit ſieht immer nüchtern und gemein gegen unſere Träume aus — einige wenige von Gott begnadigte Stätten und Monumente ausgenommen. Aber Gott allein weiß auch nur, wie die auf die Erde und ins Leben gerathen ſind! Im Allgemeinen ſuche ich nie nach Realiſirung, ſondern nach Anregung zu Träumen. In Begleitung zweier Reiſegefährten machten wir wieder ein Paar Beſuche bei wildfremden Menſchen, bei einem Kaufmann und einem Marques, und wurden von beiden mit derſelben Gaſtfreiheit und Zuvorkommenheit empfangen. Die Bewirthung mit Wein und Biscuits war wieder gerade ſo wie in Carthagena, auch die Einrichtung der Häuſer. Von den Millionen verſchiedener Stühle, Tiſche, Sophas, wie man ſie bei uns erfunden hat, zum Liegen, zum Sitzen, zum Kauern, zum Schlafen, zum Verdauen, zum Arbeiten, zu Gott weiß was, hat man hier keinen Begriff. Nirgends ſieht man andre Stühle als von Stroh und lange ſimple harte Sophas, in die man nicht bis über die Ohren verſinkt. Dafür ſind aber alle Zimmer prächtig hoch und die Treppen vortrefflich. Um ein Uhr fuhren wir an Bord zurück, was diesmal wegen des Windes und hohen Meeres recht unangenehm war, weil die Dampfſchiffe immer zwei bis drei engliſche Meilen von der Küſte Anker werfen. Das kleine Boot tanzte wie toll auf den Wellen herum und die Wellen waren auch ganz ausgelaſſen und beſpritzten uns. Die Meergötter trieben freilich nur Poſſen mit einander, wollten uns nur necken, nicht ängſtigen; doch Scherze ſind nur gut zwiſchen gleich und gleich, und wenn ſich die Götter zu ihnen herablaſſen, ſo iſt es auf Koſten der Menſchen. Ich kam krank vor Angſt an Bord an, erholte mich aber bald, denn der Amſterdam wurde weniger geſchaukelt als das kleine Boot. Es iſt hier die ſonderbare Sitte, daß alle möglichen Menſchen an Bord des Dampfſchiffes kommen dürfen, während es vor Anker liegt. Männer und Frauen, Vornehme und Geringe überſchwemmen es, dringen in alle Cabinen, beſehen, betaſten, bewundern und einige ſollen in ihrer Bewunderung ſo weit gehen, daß ſie die Dinge mitnehmen, die ihnen beſonders gefallen, z. B. ſilberne Löffel. Daher tragen auch die Bedienten des Dampfbootes Sorge die Kaffeelöffel verſchwinden zu machen, ſobald eine ſolche Schaar entert. Bisweilen trinken ſie auch ungenirt den Caffee oder Thee aus, den ſie gerade eingeſchenkt finden. Ein Paar ſchöne Männer vom Volk waren am Bord, mit zierlichen, bunt ausgenähten, braunen Tuchjacken, Hemden und weiten Beinkleider von blendend weißer Leinwand. Die Frauen ſehen lange nicht ſo gut aus in ihren matten

Indienne-Anzügen. Von ihren berühmt ſchönen Füßen weiß ich noch gar nichts zu ſagen, ich habe nur fette, platte, auseinandergefloſſene geſehen, von denen manche in durchbrochenen Strümpfen ſteckten, das iſt wahr. Gegen Abend machte das Volk den Leuten von bel air Platz. Es kamen wol ein Dutzend Damen und noch mehr Herren, unter denen der Präfect von Almeria. Von den Damen ſahen einige wegen ihrer wunderſchönen ſchwarzen Augen und Haare recht prächtig aus, beſonders in einiger Entfernung. Alle trugen Mantillen von ſchwarzen Spitzen mit goldenen Nadeln am Hinterkopf befeſtigt, platt geſcheiteltes Haar und eine natürliche Blume über dem Ohr — ein Kopfputz, wie er nicht friſcher und graziöſer ſein kann. Unter den Reiſenden auf dem Dampfboote befanden ſich mehre junge, tanzluſtige Männer, welche den ſchönen Damen nicht beſſer die Honneurs machen zu können glaubten, als wenn ſie einen Ball improviſirten. Es ſetzte ſich jemand im Salon an das Piano und auf dem Verdeck wurde flugs und freudig getanzt. Façons machten ſie gar nicht, darum ſind ſie liebenswürdig, darum amüſiren ſie ſich. Ich habe gehört und geleſen, die Spanier ſeien ceremoniös: das muß in andern Provinzen ſein, oder am Hof vielleicht; hier gewiß nicht. Ceremoniös ſein heißt in meiner

Sprache: Form ſtatt des Inhalts geben; und ſie ſind nun zwar von der äußerſten Höflichkeit in ihren Reden, doch ſie beſchränken ſich nicht darauf, ſie thun für den Fremden, was ſie können. So z. B. hatte mir am Morgen der Marques Torrealta ein Paar Zeilen von ſeinem Sohn gegeben, der in Granada lebt und der Schwiegerſohn des Grafen Ofalia iſt, damit ich, wenn ich die Abſicht hätte nach Madrid zu gehen, mir von ihm Briefe dorthin geben laſſen könne. Ich denke, nur unbeſcheidene Reiſende, die ſich läſtig und zudringlich gezeigt haben, werden über allzu ſteifes Ceremoniel klagen dürfen. Jetzt auf dem Schiff, nachdem einige Walzer und Contretänze getanzt worden waren, wünſchten wir einen Bolero oder Fandango zu ſehen. Dieſe Tänze ſind eigentlich nicht vom bon genre; Perſonen aus der guten Geſellſchaft tanzen ſie höchſtens in kleinen häuslichen Zirkeln (das wußte ich aber damals noch nicht), jedoch, um zu zeigen, daß ſie ſich wie zu Hauſe fühlten, waren ſie ſogleich zum Bolero bereit. Er ſcheiterte aber an der Ungeſchicklichkeit der Herren. Dies kann man doch wahrlich kein ceremoniöſes Benehmen nennen. Sind die Vornehmen ungenirt und natürlich, ſo iſt es das Volk nicht minder. Das iſt wahr, es trinkt die Taſſe Kaffee aus, die für Dich eingeſchenkt iſt, allein nicht frech und zudringlich, ſondern gleichſam als wäre es Dein Gaſt. Es behandelt Dich ungefähr wie Seinesgleichen, jedoch beſtändig als caballero, denn es hält ſich auch für einen caballero. Nirgends findeſt Du die brutale Unverſchämtheit des Parvenu, den der moderne Liberalismus giebt. Hier ſteckt noch in den Sitten des Volks der alte ritterthümliche Freiheitsſinn, der vor ſich und Andern Achtung hat. Ob dies tiefer geht, als nur in dem Umgang, kann ich nicht behaupten; ſchon da macht er einen angenehmen Effect, gleich entfernt von der italieniſchen Kriecherei und der franzöſiſchen Impertinenz. — Die Abfahrt des Dampfboots machte um acht Uhr dem Ball ein Ende, und nach kurzer nächtlicher Fahrt, langten wir geſtern früh um ſechs in Malaga an, d. h. im Hafen, denn bis wir in das Hotel kamen, das dauerte der Weitläufigkeiten auf der Douane wegen mehre Stunden. Nicht nur daß Beamte an Bord geſchickt werden, um daſelbſt alle Effecten zu viſitiren; geht man ans Land mit denſelben Koffern, welche ſie ſo eben durchgeſehen, ſo beginnt dort dieſelbe Geſchichte. Der Tumult mit Ruderern, Laſtträgern, und wie die gierigen Harpyien heißen mögen, die ſämmtlich haben, haben und haben wollen, und comme de raison beſtändig zehnfach mehr als ihnen zukommt, hat etwas dermaßen Betäubendes und Sinnverwirrendes, ſogar für mich, die ich doch nur paſſiv, nicht activ an dieſer Scene Theil nehme, daß einem immer zu Muth iſt, als wäre man aus ſtürmiſcher Gefahr gerettet, wenn man endlich müde und matt zwar, indeſſen doch sain et sauf im Gaſthof anlangt. Malaga iſt die erſte Stadt, wo wir mit unſern Sachen ans Land gegangen ſind, daher die unerhörten Umſtändlichkeiten, von denen Keiner verſchont bleibt, der Spanier ſo wenig, als der Fremde.

Die Gegend um Malaga iſt reizend. Gleich hinter der Stadt wird das Land ſchon wellenförmig, und ſteigt ſo von Hügel zu Hügel bis in die Berge hinein, ganz allmälig, aus Blumen- und Orangengärten in Weinberge, und aus dieſen in kahle Felſen. Kleine grüne Wieſen, Feigen und Maulbeerbäume, einzelne ſchlanke Palmen, Bouquets von Cypreſſen, viele verſtreute Landhäuſer, kühle heimliche Thäler, welche die Höhenzüge nach allen Richtungen wie Furchen durchziehen, geben der Landſchaft den Reiz des Wechſels und der Bewegung. Sie iſt ungleich ſchöner und mannigfaltiger als die von Valencia. Gegen Abend, als das Sonnenlicht anfing roſenfarben zu malen, ſtiegen wir auf den Thurm der Cathedrale, um den Ueberblick von Stadt, Land und Meer zu haben; — und das iſt nun allerdings ſehr ſchön, aber doch bei weitem nicht wie Palermo. Ach, Fratello! viel ſehen blaſirt, das iſt unvermeidlich. Bei dem Schönen denkt man unwillkürlich an das Schönſte und –– ſeufzt. Der Eine verfällt in Gleichgültigkeit, der Andere in Traurigkeit! ich — in Traurigkeit, und zwar deshalb: man weiß gar nicht, wie man es machen ſoll, um nicht ſtupid zu werden. Ich bin jetzt auf der Südküſte von Spanien, ich habe den Anblick eines Meeres, das transparent, ſchillernd und webend wie ein ſilbergeſtickter Schleier von hellblauem Flor iſt, einer Erde, die ſich wie eine üppige Blumenkrone mit Geraniumhecken, mit Granat und Oleandergebüſch, alles in flammender Blüthe, um dieſen Schleier legt, einer Bergreihe, die wie ein Diadem von Rubin und Amethyſt Kranz und Schleier zuſammenhält: und ich bin im Stande an einen andern Ort zu denken und zu ſagen: „Aber doch nicht ſo ſchön wie Palermo!“ Wenn das nicht ſtupid iſt, ſo weiß ich's nicht! — Dann kenne ich Menſchen, die nie weiter geweſen ſind, als zwanzig Meilen um ihre Heimath herum, und die nun innerhalb dieſer geheiligten zwanzig Meilen jede Schlehdornhecke, jeden Graben mit Weidenbäumen eingefaßt, jede Schaafheerde, jedes kümmerliche Dörfchen von unvergleichlicher Anmuth und Lieblichkeit finden, aus lauter — Unſchuld. Iſt das nicht auch ein wenig ſtupid? Sollten nun gar dieſe Menſchen ein eignes Haus, oder gar einen Hof und Garten beſitzen, ſollten ſie einen Schornſtein gebaut, einige Enten gezogen, ein Paar Stachelbeerſträuche gepflanzt haben, ſo verſichere ich Dir, daß die Pyramiden, der Phönix, und die Früchte der Heſperiden in ihren Augen ſchlechtes gemeines Zeug ſind gegen ihren Schornſtein, ihre Enten, ihre Stachelbeeren. Contino, wir wollen einen Traktat ſchließen, Du und ich! wenn ich im September nach Neuhaus komme, ſo ſei Du nicht in der Admiration vor Deinem Garten, und ich verſpreche Dir, daß ich Neuhaus nicht im Entfernteſten mit Palermo oder auch nur mit Malaga vergleichen, ſondern mich ohne Umſtände herzlich darüber freuen werde. Es iſt aber noch ſehr lange hin bis zum September, und ich bin ſehr fern von Euch! ach ſo fern, daß, wenn ich's bedenke, das weite Meer, die großen Länder, die hohen Berge, ſo beklemmt es mir das Herz. Und dennoch gehe ich noch weiter fort, von der Küſte fort und über die letzten Ramificationen der Sierra nevada in das ungekannte unſichre Land hinein. Wer weiß, was uns auf dieſer Fahrt begegnet! Bis jetzt noch nicht das geringſte kleine Abenteuer! Erleb' ich keins, ſo erlüg ich eins —

dazu bin ich entſchloſſen, um ſo mehr, da das bei uns Dichtern erfinden heißt, und unſer Recht iſt. Freilich ſchreib' ich Euch nicht als Dichter, ſondern als ich — da heißt dann wieder das Erfinden ganz proſaiſch lügen. Einſtweilen will ich Dir höchſt ehrlich von Malaga's Kurioſitäten erzählen. Dazu gehört zuerſt die Cathedrale, ein ungemein prächtiges großartiges Gebäude aus dem vorigen Jahrhunderte, deſſen Decoration nicht überladen ausſieht, weil die Dimenſionen immens ſind. Dann die Alameda, eine lange vierfache Allee von Paradiesbäumen, ſo nennt man ſie hier; ſie haben akazienähnliches Laub, Blüthen von Form und Farbe wie der perſiſche Flieder, und duften ſtark und mir ſehr unangenehm, faſt wie Hollunder, ſehen aber ganz allerliebſt aus. Die Alameda iſt immer eine Straße oder ein Platz in der Stadt, dieſe iſt eine ſehr ſchöne Straße — ich glaube die einzige grade in ganz Malaga — mit hübſchen eleganten Häuſern. Unter den Bäumen ſind Bänke, und Stühle werden vermiethet. Da ſitzt und geht man tagtäglich, aber erſt nach Sonnenuntergang. Die Frauen von Malaga ſollen zu den ſchönſten in Spanien gehören. Auf einige Schritte Entfernung frappiren ſie ungemein, ihrer ſchönen dunkeln Augen und Augenbraunen wegen, doch Naſe und Mund ſcheinen mir nicht au niveau derſelben zu ſein. Alle tragen eine Blume im Haar, aber alle, ſchmutzige und zerlumpte Weiber, andere mit grauem Haar. Die Roſe oder Nelke iſt ihnen nothwendiger, glaub' ich, als das Hemd. Die Tracht der Männer vom Volk iſt ganz anders als von Valencia an der Oſtküſte herab. Die flatternden weißen Beinkleider, der ſpitze Hut ſind verſchwunden, und enge kurze Beinkleider von Tuch, an den Seiten mit Knöpfen, lederne Kamaſchen, offen an der Wade, und Hüte mit abgeſtumpfter Form und mit zwei Pompons geſchmückt — an deren Stelle getreten. Dazu tragen ſie kleine braune Tuchjacken, auf dem Rücken, an Kragen und Ermeln zierlich mit buntfarbigen Arabesken von Tuch und Seide ausgenäht; ſie präludiren zum andaluſiſchen Majo, und bei all dieſer Zierlichkeit haben ſie die Navaja im Gürtel, die Navaja, ein Taſchenmeſſerchen anderthalb Fuß lang, mit einer Schneide anderthalb Zoll breit in der Mitte und ganz ſpitz zulaufend, die ſie höchſt geſchickt zu anderen Dingen noch als zum Brotſchneiden zu brauchen wiſſen. Hier und in Granada ſoll der Mord am häufigſten ſein. Heißes Blut haben ſie, zu Zank und Streit finden ſie immer — zu Haß und Rache oft Gelegenheit; die Navaja iſt immer bei der Hand, und da fliegt ſie dann recht leicht dem Gegner in die Rippen oder ſchlitzt ihm den Bauch auf. Daraus macht man aber nicht viel, d. h. gar nichts. Es ſind gleichſam Duelle ohne Secundanten: ſtatt ſich zu prügeln, bringen ſie ſich um. Iſt der Fall ſehr eclatant, oder hat der Mörder ſich auf keine Weiſe retten können, ſo ſchickt man ihn für ein Paar Jahre auf die Galeeren. Da das ſonderbare Geſetz exiſtirt, daß, wer bei einem Ermordeten gefunden wird, auf der Stelle des Mordes verdächtig und gefänglich eingeſetzt wird, ſo nimmt Jeder Reißaus, der Abends Hülferuf oder ſonſtigen verdächtigen Lärm hört; Dank dieſem Geſetz bringt ſich der Mörder faſt immer in Sicherheit, und Leute, die nur verwundet waren, ſterben aus Mangel an Beiſtand. Etwas sauvage ſind dieſe Sitten denn doch! ich bin nicht für die Prügeleien, aber Menſchenblut iſt doch etwas Koſtbares, was Schonung verdient, und die Fauſt ſpringt nicht ſo leicht damit um als die Navaja. Ich ſah immer die Leute darauf an, wo ihnen Grimm und Blutgier denn eigentlich ſteckt, wenn ſie ſo munter und geputzt einherwandeln, und da iſt's im Grunde recht beängſtigend, daß man's gar nicht gewahr werden kann. Fremden begegnet übrigens nie das Allergeringſte! und es nimmt ſich auch Jeder in Acht, wie er kann, und es iſt eine Art Geſetz für ihn, nie den Geldbeutel zu ziehen, oder zu zeigen, daß er Geld bei ſich habe. Das geht ſo weit, daß die Phraſe, mit der man Bettler ebenſo ſicher abfertigt, als in Italien mit dem wackelnden Finger, die iſt: „ich habe nichts bei mir.“ Hat man das zwei oder dreimal geſagt, ſo laſſen ſie ab. Es muß alſo wol allgemeine Sitte ſein, kein Geld bei ſich zu führen. In Almeria haben wir am meiſten Bettler und von zudringlicher Art gefunden, ungefähr wie in Monreale in Sicilien; hier faſt gar keine. Malaga iſt wohlhabend durch den Handel — und was für ein angenehmer, reinlicher Handel! nichts als ſüßer Wein, Orangen, Feigen, Roſinen — ein ganzes Deſſert! ich meine, es muß viel angenehmer ſein, mit all dieſen hübſchen Sachen zu handeln, als mit Talg oder Branntwein. Und die Hauptſache iſt, daß die Leute reich dabei werden. Freilich, bis in das tiefe Volk ſteigt der Reichthum wol nicht herab, indeſſen findet es in Handelsſtädten, auf den Schiffen und in den Magazinen, doch leichter Beſchäftigung als anderswo. — Ein Gegenſtand des Luxus, von dem man ſich in Spanien ganz entwöhnt, ſind Wagen; das Klima iſt zu gut, als daß ſie, wie bei uns, zum allgemeinen Bedürfniß werden könnten, und da die Spanier im Ganzen ſparſam ſind, ſo ſcheuen ſogar die Reichen eine

Ausgabe, die ihnen von gar keinem Nutzen iſt. Uebrigens mag es in ruhigeren Zeiten auch ganz anders geweſen ſein! man ſcheut ſich jetzt vielleicht, zu viel Reichthum zur Schau zu ſtellen. Der Banquier, an den ich adreſſirt bin, ſagte mir, die Autoritäten wären ſo gänzlich ohne Anſehen, daß wenn es dem Volk von Malaga einfiele, ſich auf die Häuſer der Reichen zu werfen und ſie auszuplündern, ſo würde Niemand es daran zu hindern vermögen: allein es iſt ein gutmüthiges Volk, trotz ſeines wilden Blutes, das nur Aufwallungen, keine nachhaltigen Plane hat. In den verſchiedenen Aufſtänden der letzten ſtürmiſchen Jahre iſt von den höchſten Autoritäten nur eine einzige Perſon umgebracht, und Ermordung der Mönche bei Aufhebung der Klöſter, wie z. B. in Catalonien, iſt gar nicht vorgefallen. Aber die Klöſter ſind durchweg aufgehoben, ausgenommen die Frauenklöſter, welche ſich mit Erziehung und Krankenpflege beſchäftigen, und ihre unglücklichen Bewohner leben Gott weiß wo und wie! Die Regierung hat zwar einem Jeden täglich einen Franken zugeſagt, doch ſie hat kein Geld, womit will ſie bezahlen? Warum ſie kein Geld hat; das iſt übrigens unbegreiflich! ſie hat Klöſter und Klöſtergüter eingezogen und verkauft, ſie bezahlt ihre Beamten nicht, ſie thut nichts für die Adminiſtration des Landes, ſie hat zwar Krieg geführt, doch das Koſtbarſte deſſelben, die Waffen, hat England geliefert und ſie ſind bis jetzt nicht bezahlt, und die Truppen haben nicht den ihnen zukommenden Sold erhalten; hingegen werden doch beſtändig die Abgaben gezahlt, und man hört nirgends von inſolentem Vermögen, welches ſich Einzelne, Miniſter oder Banquiers, auf Koſten der Staatskaſſen gemacht hätten. Eſpartero ſelbſt, der ſehr reich iſt, hat nicht jetzt etwa, ſondern früher in Amerika durch Spiel ſein Vermögen erworben, und darauf eine reiche Heirath gemacht. Das Geld muß alſo verwahrloſt werden und in der allgemeinen Confuſion untergehen, grade wie in der ſchlechtgeordneten Wirthſchaft einer Privatperſon. Dazu kommt, daß jede Stadt, ja jeder Flecken, ſein beſonderes Ayuntamiento oder Munizipalität hat, welches die einlaufenden Abgaben nach Gutdünken, ganz willkürlich und ohne regelmäßige Rechenſchaft darüber abzulegen, verwaltet. Der vollkommenſte Mangel an Centraliſation findet ſtatt. Jeder Ort lebt mit ſeinem Ayuntamiento auf eigne Hand und eigne Rechnung, bekümmert ſich um keine andere Behörde, und am wenigſten um die zu Madrid. Seit funfzig Jahren hat man das Land daran gewöhnt, nirgends Heil und Hülfe finden zu können als indem jeder Einzelne ſich ſeiner Haut wehrt, ſo gut er kann. So ſind die Leute geboren, ſo ſind ſie alt geworden; ſie kennen es nicht anders. Jeder denkt an den Vortheil ſeiner Ortſchaft, ſeiner Stadt, höchſtens ſeiner Provinz, an Spanien — Keiner! vielleicht giebt es auch nicht ſowol Spanier, als Catalonier, Basken, Andaluſier. In dieſer Hinſicht mag Spanien Aehnlichkeit mit Frankreich vor Ludwig XI. haben, wo Burgund, Bretagne, Provence ꝛc. nur nominell von der Krone abhingen, und ihre getrennten Intereſſen verfolgten. In unſern platten, wohleingerichteten Zeiten ſieht man mit Schauder und Verachtung auf jene herab. Ich weiß aber warlich nicht, ob es beſſer iſt, daß ſich die verſchiedenartigſten Völkerſchaften alle über einen Kamm — oder gar nicht ſcheeren laſſen. Im erſten Fall werden ſie gar ſo — lämmerhaft, im zweiten bleiben ſie etwas bärenhaft. Nun, ſind ſie hier Bären, ſo ſind ſie geſchmeidiger und ſchöner, als anderwärts die Lämmer, und noch habe ich nicht durch ihre blutgierigen Allüren gelitten. Geht man gegen Abend durch die Straßen, ſo hört man faſt aus allen Häuſern heraus das Geklapper von Caſtagnetten und das dumpfe fron, fron, fron der Guitarren. Ein klingendes melodiſches Guitarrenſpiel iſt nicht ihre Sache! ſie fahren mit dem Daumen über alle fünf Saiten und ſchlagen dabei auf eigenthümliche Weiſe gegen das Holz. Es iſt eine wilde eintönige Muſik, die aber ihren Zauber hat, ſo gut wie der Dudelſack und das Tambourin. — Ich bin etwas aus der zuſammenhängenden Aufzählung der Kurioſitäten herausgekommen, Fratello! aber vielleicht kommt Dir Alles, was ich geſagt habe, ein wenig wie eine ſolche vor. Durch das Schreiben hat ſich freilich der Eindruck abgeſchwächt, und Du findeſt es wol nicht ſo merkwürdig wie ich, die ich es vor Augen habe. Ich muß Dich noch einmal auf die Alameda zurückführen und Dich auf die drei oder vier Equipagen aufmerkſam machen, welche langſam in den beiden äußeren Alleen auf- und niederſchleichen und mit Maulthieren beſpannt ſind. Gegen all die eleganten Leute, die ſchönen Frauen, die hübſchen Häuſer, die vielen Blumen, machen dieſe Paar bemaulthierten Wagen einen dürftigen Eindruck. Die langohrige, dünnſchweifige Beſpannung verleugnet zu wenig ſeine Abſtammung. Aber man hält hier viel auf die Maulthiere; ſie ſollen koſtbarer als Pferde ſein, weil ſie viel ſtärker und ausdauernder ſind. Ich dächte, um einen Wagen die Alameda auf und nieder zu bewegen, dürfte die Stärke der Pferde ausreichen! — Eine andere hübſche Promenade iſt nach dem Gottesacker der Engländer,

d. h. man wühlt buchſtäblich im tiefen Sande längs des Meeres oder unter dem Felſen fort, der das Caſtel trägt, bis die kleinen Gartenanlagen beginnen, welche der engliſche Conſul hat machen laſſen, und die ſich vor dem Gottesacker befinden. Ihr ſchönſter Schmuck ſind ihre Blumenmaſſen, Hecken von Geranium, Roſen und Nelken in Fülle und in heißer duftender Blüthe; und ihre Ausſicht: rechts die Stadt, links die Hügelreihe hinab nach Velez Malaga, vorn das Meer, das uralte, ewigneue, ewigſchöne Meer. Dann ſteigt man etwas höher den Berg hinan, und tritt durch ein Thor, das wie ein Triumphbogen ganz dicht mit rankenden Roſen überwebt iſt, in den Gottesacker. — Kennſt Du wohl Doſen und Schachteln, die man bei uns von Pappe macht und den Deckel mit bunten Muſcheln beklebt? Grade ſo, nur etwas größer ſind hier die Gräber — unſäglich geſchmacklos und kindiſch! das fällt um ſo mehr auf, da der Gottesacker ſelbſt mehr als Geſchmack, nämlich Sinn, in ſeiner Anlage verräth; man hat ihn nämlich ſo einzurichten gewußt, daß er, obgleich am Abhang liegend, nirgends eine Ausſicht auf die Erde, ſondern überall nur auf den Himmel und das Meer bietet. Die Bilder der Vergänglichkeit haben hier ein Ende! Die Weinreben, welche ihre graziöſen Guirlanden um einige Gräber zogen, ſtanden bereits in Blüthe — alſo zwei volle Monate früher als in Deutſchland. Ja, im Süden bin ich! wir kamen an einem Hauſe vorbei, einem Magazin oder desgleichen, und ſahen unter den Arbeitern, die da herausgingen, wol ein halbes Dutzend Mohren; die leben hier alſo wie zu Hauſe! Malaga hat einen Künſtler ganz eigner Art, der Vilches heißt, und aus Thon fußhohe Figuren ſpaniſcher Trachten und Gewohnheiten knetet und kolorirt, zierlich wie bei uns die Statuetten von Porzellan, doch viel ausdrucksvoller. Da ſind ſie Alle, in ihren bunten verſchiedenen Anzügen, tanzend oder rauchend, zu Fuß und zu Pferd, der Eine mit der Navaja, der Andere mit der Guitarre, dieſer mit der Escopeta, jener mit ſeiner Schönen beſchäftigt. Auch Gruppen, Stiergefechts- und Beichtſtuhl-Scenen weiß er ungemein lebendig und charakteriſtiſch darzuſtellen. Wenn das Figürchen in rohem Thon, ohne Farben und Glaſur daſteht, ſo könnte man es ſehr wohl für das Modell zu einer großen Statue halten: ſo ſauber iſt es gemacht. Das iſt aber nicht ſein Genre: mit dieſem Kunſtzweig en miniature, der von jeher in Malaga florirt hat, macht er ſein Glück.

Contino, gehab Dich wohl! — Ich geh' ſchlafen, ſo früh es auch noch iſt, denn morgen früh um drei Uhr gehts auf und davon nach — Granada!

Funfzehnter Reiſebrief.

Granada, 3. Mai 1841.

Quie'n no ha visto Granada, no ha visto nada, heißt das Sprüchlein hier zu Lande — und warlich! es hat ganz Recht! Granada iſt eine von den Städten, die wie Rom, wie Venedig, einzig eigenthümlich und ohne Gleichen auf der Erde ſind. Ihre Geſchichte, ihre Monumente, ihre Vergangenheit, ihre Schönheit, umweben ſie mit einer Glorie, von der man, wie bei dem Stralenkranz der Heiligen, nicht recht weiß, ob ſie Poeſie oder Wirklichkeit iſt. Aber grade darum ſind ſie ſchön! grade darum iſt die Phantaſie in beſtändiger Thätigkeit und hilft nach, wenn die Realität nicht ausreichen will — und kein Maler ſchmeichelt ſo anmuthig, als eine rege Phantaſie! grade darum wohnen Geiſter in ihnen, tauchen Geſtalten aus ihnen empor, welche nicht auf dem dürftigen, platten Boden der übrigen Welt zu wohnen pflegen! grade darum ſind wir in ihnen zu Hauſe wie in unſrer eigentlichſten Heimath! denn das macht mich nicht heimiſch in einem Ort, daß ich ſeine Straßen kenne, oder daß ich die Leute zu nennen weiß, die in ſeinen Häuſern wohnen, ſondern ob etwas Tiefgekanntes und Langbefreundetes in ihnen lebt, oder ob neue herrliche Bekanntſchaften mir daraus wie Offenbarungen entgegen treten. So ging es mir in Venedig, ſo geht es mir hier. Ich weiß nicht, weshalb mir beſtändig Venedig hier einfällt! Es muß wol der Originalität wegen ſein, oder weil es mir ebenfalls einen ſo ganz feenhaften Eindruck machte, und weil es ebenfalls in ſo vollkommner Uebereinſtimmung mit ſeiner Geſchichte iſt. Hier lernt man die Araber verſtehen, dieſe Menſchen halb von Sammt und Perlen, halb von Stahl und Erz. So iſt das Klima: ſo iſt das Land: ſo ſind ihre Monumente. Das Klima: Südens Gluth und Nordens Kräfte; das Land: die ſchönſte, wechſelvollſte Ebene von der ſchneebedeckten Sierra nevada begrenzt: die Alhambra: rauher harter Stein von außen, von innen — ja was von innen? auch Stein, aber Stein, der mehr Aehnlichkeit mit Perlen, mit Spitzen, mit Wolken hat, als mit Stein. Wie ſoll ich das

Unbeſchreibliche beſchreiben? Ich kann es nicht; aber es kann auch kein Anderer. Da iſt ein Engländer, der mißt ſie aus, nach Schritt und Zoll, der zählt die Säulen und giebt ſich viel Mühe. Es wird ihm auch gewiß gelingen, einen genauen Grundriß der Alhambra zu liefern; iſt aber das die Alhambra? — Da iſt ein Belgier, ein geſchickter Zeichner, den der König Leopold hergeſchickt hat: der wird wunderniedliche Bilder und Anſichten von ihr geben: doch das iſt auch noch nicht die Alhambra. Zu der gehört ihre ganze duftende, leuchtende Scenerie; ihre ſchlagenden Nachtigallen, ihre glühenden Roſen, ihre plätſchernden Waſſer, ihre maigrünen Bäume, ihre aromatiſchen Orangen und Myrten; ihr Tauſend und eine Nacht-Himmel. Hier könnte man Märchen dichten von Roſe und Nachtigall, wenn die Perſer es nicht ſchon ſo lieblich gethan hätten! Die Nachtigallen ſchlagen Morgens und Abends und Mittags, ungeſtört, ununterbrochen, wie kleine unſterbliche Echos der Lieder, die hier einſt erklungen ſind; und die Roſen blühen purpur-, gold- und roſenfarben wie unvergängliche Denkmale der vergänglichen irdiſchen Schönheit der mauriſchen Frauen, die einſt hier von tauſend Sängern und Rittern gefeiert und geprieſen worden iſt. — Wir wollen zuſammen in die Alhambra gehen, meine Emy. — Sie haben es bequem mit mir: denn ich wohne in der Cruz de Malta, und ſo wie ich aus der Thür trete, bin ich in der Straße Gomorez, die geradesweges zur Alhambra hinaufführt und die deshalb nicht mehr gepflaſtert, ſondern bereits wie die Promenaden ſelbſt chauſſirt iſt. Ihr letztes Haus linker Hand iſt die Cura de Gomar, welches der Verräther beſaß, der die Königin Zoraide fälſchlich beſchuldigte, in unerlaubter Leidenſchaft für einen Abencerragen befangen zu ſein. Der zornentbrannte König Aben-Abdallah el chieo (d. h. der Kleine) ließ dreißig Abencerragen umbringen, und erfüllte ſo die Abſicht des Gomar, der das Haupt der Zegris und jenen feindlich war. Das Haus hat keine mauriſchen Ueberreſte, ſondern den kleinen ſäulengetragenen Porticus, der den Patio, d. h. den innern Hof, umgiebt und den man hier in allen Häuſern ſieht. Gewöhnlich iſt in deſſen Mitte eine kleine Fontäne; dann erinnert er auffallend an das Atrium der Alten. Durch ein hübſches Thor von röthlichem Sandſtein, das zwar modern iſt, aber doch den ächten mauriſchen Hufeiſenbogen hat, gehen wir zu dem grünen Berge hinauf, der die Alhambra heißt, einſt die Citadelle von Granada und Reſidenz der mauriſchen Könige war, und jetzt eine reizende Promenade mit herrlichen Ruinen und kleinen unſcheinbaren Wohnungen iſt: denn das kleine Leben der Gegenwart drückt ſich bedürftig an die todte Größe und findet in ihr die Stätte ſchon zur Hälfte bereitet. Nun werde ich Ihnen etwas ſagen, was Sie freuen wird! Iſt hier nicht eine vage Erinnerung an das Heidelberger Schloß? Dieſe Fülle der ſchönſten grünen Bäume, dieſe klaren, kühlen Durchſichten, die röthliche Färbung des Geſteins und der Gebäude — ja, ja, das Heidelberger Schloß iſt wirklich eine deutſche Alhambra, ritterlich, lieder- und ſagenreich, liebeswarm und behelmt wie dieſe. — Verſchiedene Wege ziehen ſich hinauf, breit und bequem, ſtets im Schatten. Die Waſſer rieſeln einem entgegen in halb verſteckten Canälen, mit Gras und Blumen überwachſen: dort flattert ein halber Strahl herab als Waſſerfall, hier flattert er wieder empor als Fontäne. So mag es im Elyſium ſein, träumeriſch, geheimnißvoll, ſchön wie die ewige Jugend. So gelangen wir zum erſten Thor. Sehen Sie im Schlußſtein des Bogens die ſteinerne Hand? Im zweiten Thor werden Sie einen Schlüſſel ſehen. Es war eine alte Sage bei den Mauren, Granada könne nur dann erobert werden, wenn dieſe Hand jenen Schlüſſel ergreifen würde. Warum macht die Erfahrung ſolche vertrauensvolle Sagen zu Schanden? Am zweiten Januar 1492 ging Granada an die katholiſchen Könige über und jene Hand rührte ſich nicht! — Unter dieſem Thore iſt die Schloßwache; denn die Alhambra wird noch immer wie ein königliches Schloß betrachtet, das auch ſeinen eignen Gouverneur hat. Nun kommen wir in eine ganz unſchöne, nichtsverſprechende Partie, wo man zwiſchen hohen verfallenden Mauern und niedrigen wüſten Häuſerchen ganz beſtürzt fortgeht und noch beſtürzter wird, wenn man plötzlich das immenſe Carré des Palaſtes von Carl V. gewahr wird. Ohne Dach, ohne Fenſter, ohne innere Mauern, doch mit einer pomphaft verzierten Front ſteht es da, ein unfertiger Palaſt, doch keine Ruine, und das kommt daher, weil er niemals zum Leben gekommen iſt, ein coloſſaler Embryo. Mit einer Ecke ſtößt dies Gebäude an den alten mauriſchen Palaſt, von dem Carl V. einen Theil hat niederreißen laſſen, um dieſes aufzuführen. Es iſt recht merkwürdig, daß die großen Herrſcher keinen Geſchmack in der Baukunſt hatten. Friedrich II. neues Palais im Garten von Sansſouci mag von derſelben prächtigen Geſchmackloſigkeit ſein. Sie ſind der großen Ideen zu gewohnt, um etwas Anderes als die Größe ſchön zu finden. Wir wollen dies Prachtſtück rechts liegen laſſen. Links erhebt ſich die Terra de la vela; von ihrer Zinne wehten zuerſt die drei Fahnen der vereinigten Königreiche Caſtilien, Leon und Aragon an jenem verhängnißvollen zweiten Januar. Jetzt hat man von der Plateforme die ſchönſte Ausſicht auf den Doppelgürtel, den die Vega und das Gebirge um die Stadt legen, und hier hängt auch die Glocke, welche den Waſſerleitungen das Signal zu den nach Stunden abgemeſſenen und genau vertheilten Irrigationen für die ganze Vega giebt. Eine der Terraſſen, die den Thurm umgeben, iſt ein Urwald von Roſen und dazwiſchen ſtehen Weinbäume, ich ſage Bäume, denn ſie ſind es! mannsdick und tragen Trauben, von denen acht Beeren ein Pfund wiegen ſollen. Die andere Terraſſe trägt andere Früchte, Diſteln und Dornen der Menſchheit; ſie iſt der Hofraum des Gefängniſſes der Galeerenſclaven. Nun zur eigentlichen Alhambra! Wir ſtehen vor einem ſchlichten Thor in einer kahlen Mauer; es thut ſich auf — drinnen liegt der Myrtenhof, auf ſpaniſch: patio de los aragones. Ein länglich viereckiges Baſſin, Blumenbeete, Myrtenhecken, Marmorballen, Marmorſäulen; Sie mögten ſich umſehen; aber das iſt nicht der Mühe werth. Weiter, weiter! Gerade durchgegangen! Jetzt ſind wir im Löwenhof. —

Wer hierher kommt, den Kopf voll Gedanken an die maison carrée zu Nimes, oder an die Tempel von Päſtum, oder an St. Peter, oder an den Straßburger Münſter — der wird ſich ſehr getäuſcht finden. Hier ſind nicht die ernſten, zarten Linien der griechiſchen — oder der ſtolz geſchwungene Bogen der neurömiſchen — oder das tiefſinnige Gewölbe der gothiſchen Baukunſt. Bei allen dieſen Architecturen ſcheint das organiſche Leben das Vorbild geweſen zu ſein, die Säule mahnt an die Palme, der Pfeilerbündel an die Aehrengarbe. Hier ſieht man Kryſtalliſation! Phantaſtiſch wie der Winter ſie an eine Fenſterſcheibe haucht, geheimnißvoll wie ſie ſich im dunkeln Felſen ausbildet, klar und fein, wie die Menſchenhand, ihr nachahmend, den Edelſtein facettirt. Weil Alles in dieſen Edelſteinproportionen iſt, ſo ſind die Dimenſionen damit übereinſtimmend und die Alhambra iſt nicht ſo groß wie irgend ein Palaſt von Quaderſtein gebaut: aber die vollkommenſte Harmonie aller einzelnen Theile und ihrer Decorationen machen die Räume frei und leicht. Die Wände der Gemächer ſind vom Fußboden an à hauteur d'appui mit bunter Fayence bekleidet, die eine zierliche Moſaik bildet, in der beſtändig, trotz aller Mannigfaltigkeit, wie in einem Kaleidoſcop, die Sternform herrſcht. Der obere Theil der Wände iſt mit Stuck bekleidet, der wie ein Spitzenſchleier klar, fein und brochirt ſie überzieht. Man mögte roſenfarbenen Taffet dahinter halten, um die zierlichen Muſter beſſer hervortreten zu laſſen. An einigen Stellen ſieht man auch Ueberbleibſel eines farbigen Fonds, hellblau oder feuerfarben: aber der gräßliche Maurerpinſel iſt über die meiſten ſchon ſo oft mit weißem Kalk herübergefahren, daß jene Spuren faſt gänzlich vertilgt ſind. Dieſe, übrigens höchſt lobenswerthe reinliche Gewohnheit, die Wände alljährlich anzuweißen, iſt auch auf die Alhambra ausgedehnt. Ich mögte hier gern mit meinen eigenen Fingern den Kalk herunterkratzen. Die Decken der Säle ſind hoch emporſteigende Gewölbe, aus Millionen kleiner Gewölbchen zuſammengeſetzt, als wären ſie mit Honigwaben tapeziert. An ihnen ſieht man deutlich bunte Farben und reiche Vergoldung. Nichts giebt Ihnen einen ſo vollkommenen Eindruck von Feenpalaſt als die Alhambra. Die Badegemächer in den unteren Räumen ſind zugewölbt und empfangen ihr Licht durch ſternförmige Oeffnungen, die die Decke durchbrechen, wodurch das Licht wundervoll gemildert wird. Unter dieſen Sternen mögte man ſein Leben verträumen, zum Handeln, zum Thun kommt man hier nicht. Es iſt ſehr natürlich, daß Menſchen, welche halbe Tage hier zubrachten und träumeriſch auf das monotone, melodiſche Geplätſcher der Fontänen horchten und gewohnt waren, gleichſam nur im Sternenlicht zu leben, die heißen Tage der Bedrängniß nicht ertragen konnten. Uebrigens kann man ſich nichts Heimlicheres, Behaglicheres als dieſe Badezimmer vorſtellen. Die Kinder hatten ihre eigenen kleinen Bäder, jedes Einzelne mit ſeiner kleinen ſterndurchbrochenen Kuppel verſehen. Gallerien und Portiken haben flache Decken von Holz, reich und kunſtvoll geſchnitzt, oft mit Perlmutter eingelegt. Auf dieſe Weiſe iſt auch das Gewölbe des prächtigen Saales de los Ambajadores. Die Säulenhalle des Myrtenhofes führt zu ihm und durch ſeine Fenſter, die freilich jetzt durch garſtige blaue hölzerne Fenſterladen geſchloſſen ſind, ſieht man auf die Stadt hinab. Um den Löwenhof liegen drei andere Säle mit den dazu gehörigen Kabinetten; die vierte Seite iſt der Eingang und ſtößt an den Myrtenhof. In dem Saal der Abencerragen fand jenes Blutbad ſtatt, die dreißig wurden in dem Marmorbaſſin in deſſen Mitte geköpft. Der König hatte den Untergang des ganzen Stammes beſchloſſen; doch ein getreuer Page warnte und rettete dadurch die Uebrigen. Der Juſtizſaal liegt dem Eingang gegenüber und der Saal de las dos Hermanos dem der Abencerragen. Ihre Thüren exiſtiren nicht mehr! die Angeln ſieht man noch. Offen liegen ſie da und ein Säulengang verbindet ſie mit einander. Er umſchließt den Patio, welcher wegen ſeiner von zwölf Löwen getragenen Fontäne der Löwenhof heißt. Ich muß geſtehen, daß dieſe Thiere nicht ſo ſchön ſind, als ob Thorwaldſen ſie gemacht hätte. Der Saal de las dos Hermanos, ſo genannt wegen der zwei großen Marmorballen, die einen Theil ſeines Fußbodens ausmachen, hat ein reizendes Erkerchen, von wo man in den Garten der Lindaraja hinabſieht, der ebenfalls ſeine tanzende Fontäne und ſeine Roſenbüſche und Orangenbäume hat. Alles iſt Duft und Glanz, durch kühle Schatten wie durch Schleier gemildert. Wer war Lindaraja? Eine ſchöne Frau, die Geliebte eines mächtigen Khalifen: mehr weiß man nicht von ihr: aber ihr lieblicher Name wirft einen Frühlingsſchein über das Gärtchen. Es kam mir wie gefegt vor, friedlicher, blühender als die übrigen Stätten. Den Vorzug haben wir, beſonders wenn wir ein Paar hundert Jahre todt ſind: wenn nichts von uns lebt als unſer Name, denkt Jedermann an etwas Schönes. Moderne Gänge führen nach einem entfernteren Thurm, der das Ankleidezimmer der Königin heißt. Seine zierlichen Dimenſionen mit dem gemauerten Altan harmoniren gar nicht mit den harten, ſtolzen Fresken, die Michel Angelo's Schüler an die Wände gemalt. Philipp II.

berief ſie dorthin, um für ſeine Gemahlin ihre Kunſt zu üben. Eliſabeth von Valois war die letzte, der das Gemach diente. Es macht einen wunderbaren Eindruck aus den Fenſtern dieſes Schmuckkäſtchens heraus und auf die Sierra nevada zu ſehen. Gegen die funkelnde Pracht des Schneegebirges ſind alle Herrlichkeiten eines Toilettenzimmers, und wenn es auch das einer Königin beider Indien iſt, nur gering — dies ſind die Hauptbeſtandtheile der Ueberbleibſel von der alten mauriſchen Königswohnung, und wie Zerſtörungsluſt, Unverſtand und Geſchmackloſigkeit auch darin gewüthet haben: ſie genügen, um uns einen Begriff von den Menſchen zu geben, für welche ſie einſt errichtet wurden — von ihren feinen ernſten Sitten, von ihrer Liebe für Pracht und Stille, von ihren reinlichen, weichlichen Gewohnheiten, von ihrer Neigung für wollüſtig träumeriſche Schwelgerei. Augenſcheinlich waren dies ſämmtlich innere Höfe — die äußeren exiſtiren nicht mehr — wohin nie der Lärm des Krieges, wie der Hufſchlag der Pferde drang. Hier lebten die Khalifen ihr häusliches Leben. Da iſt es denn ſehr merkwürdig für Menſchen von ſo glühender Sinnlichkeit, für die das Daſein ein Rauſch von ſo feuriger Trunkenheit war, daß nicht eine Darſtellung in all dieſen Ornamenten ſich findet, welche das

Auge durch ein üppiges Bild zu reizen ſuchte. In allen antiken Wandmalereien ſieht man immer nur die Menſchengeſtalt in den lieblichſten, mannigfachſten Stellungen, menſchlich ſchöne Götter und göttlich ſchöne Menſchen, durch Mythen und Sagen vereint und verbunden, meiſtens zum frohen Sinnengenuß. Die Marmorſtatuen der Götter in ihren Tempeln ſind nicht ſtrenger als im Schlafgemach, und jeder Ausgeburt fiebernder Imagination war in der bildlichen Darſtellung ihr Erguß erlaubt. Vielleicht flüchtete dieſe, bei den Völkern des Südens ſo trunkene Imagination ſich bei den Mauren in ihre Lieblingskunſt, die Poeſie; vielleicht verbrauchten ſie ſie ganz und gar in ihrer brauſenden, ſchäumenden Exiſtenz — vielleicht gar wollten ſie der Seele Ruhe gönnen und ſie nicht durch das Auge wecken; genug: alle Ornamente ihrer Gemächer ſehen aus wie herabgelaſſene — nicht wie gelüftete Schleier. Man denkt an Zauberformeln, an magiſche Zeichen, an aſtrologiſche Bedeutung, wenn man dieſe wunderſamen, unüberſehlich wechſelvollen, in Stein geprägten Arabesken verfolgt, die ſich wie Wolken, wie Gedanken, wie Träume, wie Alles, was unfaßlich iſt, jagen und ranken und verſchlingen, und doch auf eine Grundform zurückzuführen ſind. Dazu kommt, daß die arabiſchen Buchſtaben ſelbſt wie

Schnörkel ausſehen, und daß ein Spruch aus dem Koran oft die Verzierung eines Thürbogens oder eines Frieſes macht. Dieſer in der Alhambra immer wiederkehrende Spruch iſt ſtets ein und derſelbe, und heißt: „Gott allein iſt der Sieger“. Ein ſchöner Spruch in einer Königswohnung, wol gewählt, um jeden Stolz und jede Sorge, jede Freude und jeden Schmerz, Uebermuth wie Verzagtheit, zu mildern und zu dämpfen. Das religiöſe Element, das ſich ernſt und feierlich durch allen Pomp und alle Süßigkeit der Erde ſchlingt, das ſich Platz macht auf den Stätten der fröhlichſten Feſte, der heimlichſten Entzückungen, das alle irdiſchen Wonnen auf flüchtiges Beſtehen zu beſchränken ſcheint, giebt der Alhambra eine ganz eigenthümliche Würde — und das iſt es eben, was kein Zeichner und Bildner und Beſchreiber wiedergeben kann. Aber ich, liebes Herz, habe für Sie gethan, was ich konnte, und habe Sie mit mir hinaufgenommen. Sind Sie zufrieden? — Ach, ich habe Ihnen heute recht con amore vorgeplaudert, liebſte Emy! morgen muß ich reiſebeſchreibern, damit — wenn es einmal Einem von Euch einfällt, hieher zu reiſen — Ihr wißt, wie es einem geht auf der Fahrt nach Granada. Ade, meine Seele. Gott mit Ihnen.

Sechszehnter Reiſebrief.

Granada, 4. Mai 1841.

Herzensmama! Den Mann wollt ich loben, der ein Daguerreotyp für die Gedanken erfände! das wäre doch endlich einmal wieder ſo eine recht gründlich neue, erdballumwälzende Erfindung! Ich ſetzte mich auf das Sopha, Kopf in die Hand, ganz ruhig, ganz bequem, und nach einer Viertelſtunde wäre mein beſter Brief auf das Papier gehaucht, und ich hätte nicht nöthig gehabt Hand noch Fuß deshalb zu rühren. Es würde ganz gewiß mein beſter werden; denn die materielle Unbequemlichkeit des Schreibens thut, ſo klein ſie iſt, den Gedanken Schaden. Die Finger können nicht mit ihnen Schritt halten; das macht mich zuweilen verdrießlich, zuweilen müde, und ich breche ab, ohne den Gedanken bis zu Ende verfolgt zu haben. Auf der

Reiſe vollens kann das Schreiben läſtig werden. Heute erzähle ich von dem, was ich geſtern geſehen: aber ich bin in unruhiger Erwartung deſſen, was ich ſehen werde, ſobald nur der Brief erſt glücklich zur Poſt befördert iſt. In einiger Abſpannung komme ich ohnehin nur hier an das Schreiben, weil ich dafür keine andere Zeit habe als die ganz nothwendige, um mich auszuruhen. Bisweilen greiſe ich ganz matt zur Feder und ſiehe da! ſtatt mich zu fatiguiren, ermuntert ſie mich: denn es macht mir doch ſo gar viel Spaß Dich von meiner ſpaniſchen Campagne zu unterhalten. Ja, ja, Mama! die Landreiſen bieten warlich ein Pröbchen von den Strapazen einer Campagne. Jetzt, da ich die Alhambra glücklich erobert habe, bin ich obenauf und mir iſt ganz triumphatoriſch zu Muth. Durchs Fegefeuer ins Paradies — wo iſt der Tropf, der ſich dazu nicht freudig entſchlöſſe! Jedoch wieder durch das Fegefeuer auf die kalte harte Erde zurück — dazu entſchließt man ſich nicht, ſondern man unterwirft ſich nur der Nothwendigkeit: und das werde ich auch thun, wenn die Rückfahrt nach Malaga angetreten werden muß. Einſtweilen bin ich in Granada! Ach, das iſt ein Eden, und die Alhambra iſt die Blume dieſes Edens. Aus der Ferne erſcheint ſie wirklich wie eine große, ſtralende, feurigrothe Blüthe mitten im kräftigen Grün der Gärten. welche ſich unter, um und über ſie legen, den Berg heranſteigen und im Generalif ihre letzte ſchwebende Laubkrone bilden. Doch auf ein Paar Augenblicke muß ich ſie zu vergeſſen ſuchen, ſonſt komme ich gar nicht zur Beſchreibung der Fahrt und Ihr könntet am Ende wähnen, ich ſei mühelos dahingeſchwebt.

Erinnerſt Du Dich einer gewiſſen großen Familienkutſche, die früher bei Dir exiſtirte? Woher Du dieſes Erbſtück beſaßeſt, dazu reicht mein Gedächtniß nicht mehr aus: aber ich weiß wol, daß wir Kinder mit Lehrer, Gouvernante, mit einem halben Dutzend Puppen und einigen Vogelbauern, ungefährdet unſere Reiſe darin zurücklegten, wenn auch nicht ganz bequem. Eine ſolche Kutſche, hochroth von außen, weißgrau von innen, mit fünf Pferden beſpannt, Majoral und Zagal dazu, wurde zur Fahrt nach Granada gemiethet, hin und zurück für vierzehnhundert Realen, und für jeden Tag des dortigen Aufenthalts achtzig Realen, mit der Bedingung den Wagen zu kleinen Ausfahrten gebrauchen zu können. Ein Real iſt nach preußiſchem Gelde zwei Silbergroſchen und ein und ein Viertel Pfennig. Die Entfernung von Malaga nach Granada beträgt ein und zwanzig und eine halbe ſpaniſche, das iſt ungefähr neunzehn deutſche Meilen. Am 30. April, Morgens vier Uhr, waren wir ſämmtlich marſchfertig, nämlich wir und zwei Reiſegefährten, mit denen wir uns ſchon ſeit Barcelona vereinigt hatten. Ein dritter ſchloß ſich zu Pferde unſerer Arche an, die, wie weiland die Noachiſche, noch außerdem mit einem Vorrath von Lebensmitteln verſehen war. Es war noch dunkel, als wir aus Malaga längs des Guadalmedina heraus und gleich in die Berge hinein fuhren. Eine lange, langweilige montée! lauter Krümmungen und Windungen! Nach drei Stunden wird man unten Malaga noch ganz deutlich gewahr. Die Berge ſind bis oben herauf mit Wein bepflanzt und zahlloſe Winzerhäuschen liegen in den Schluchten, wo ſie gegen den Sonnenſtral geſchützt ſind. In den unkultivirten, allzu ſteinigen Partien dieſer Berge blühten der Ciſtus und viele wunderſchöne und bei uns unbekannte Bergpflanzen. Durch eine hügelige Hochebene ging es dann weiter. Der Anblick des Landes von da oben herab iſt ganz ſeltſam; Hügel legt ſich an Hügel, Berg an Berg; ſo wellt ſich das Terrain fort, ohne einen beſtimmten Bergrücken zu zeigen; es ſieht aus, als ob die Urfluthen es umgeackert hätten. Der Weg iſt ziemlich gut geführt, aber ſeit vielen Jahren auch nicht im geringſten unterhalten, ſo daß wir ſämmtlich nach der Venta ſchmachteten, wo Mittag gemacht werden ſollte. Eine Venta iſt ein einſamer Gaſthof, ungefähr im Dorfſchenkenſtyl; nämlich vorzugsweiſe für Unterbringung der Maulthiere und Pferde eingerichtet. Stallung füllt den untern Raum: im obern befinden ſich kleine Gemächer, in welchen Betten aufgeſchlagen werden, wenn man Sieſta halten, oder die Nacht dort zubringen will. Eine weite Halle, die keine andere Thür als den Thorweg, keinen andern Fußboden als Straßenpflaſter, keine andre Fenſter als deren Oeffnungen hat, iſt zugleich Küche, Wohnzimmer der Wirthsleute, allgemeiner Salon und Speiſeſaal für ſämmtliche Reiſende. Bei uns würde das ſehr ſchmutzig ausſehen, wegen des beſtändigen Rauches, Küchenruſſes und aller Geräthſchaften, welche der nordiſche Küchenbedarf erheiſcht. Hier zu Lande iſt der ſimpel! man braucht einen Topf, man ſtellt ihn in einem Winkel auf ein kleines Feuerchen, das über drei Spänchen entzündet wird, man wirft in ihn die Ingredienzien, welche grade im Hauſe vorräthig ſind, Erbſen und Kartoffeln, Kohl und Schinken, Wurſt und Speck, man kocht das zuſammen, und der Puchero iſt fertig. In Catalonien heißt er die Olla, dort wie hier bedeutet ſein Name — Topf: dort wie hier iſt er die hauptſächlichſte, häufig die einzige Speiſe eines

Mittagsmahls, ſobald dies kein Diner ſein ſoll: und dort wie hier ſchmeckt er gar nicht übel, wenigſtens kann Jeder ſich etwas herausfiſchen, was ihm ſchmeckt. Rauch und Ruß giebt es bei dieſen primitiven Einrichtungen gar nicht, und die ſpaniſche Gewohnheit alljährlich die Wände jedes Hauſes friſch zu weißen, iſt der Reinlichkeit höchſt vortheilhaft. Daß man des Ungeziefers von Flöhen, Mücken und Wanzen nicht los werden kann, liegt hauptſächlich am heißen Klima, und dann am Gebrauch der hölzernen plafonds. In die alten ſchwarzen Balken niſtet ſich das garſtige Gewürm unvertilgbar hinein. Da wir grade den Puchero fix und fertig fanden, ſo machte er uns, mit unſern Proviſionen verbunden, eine ſehr gute Mahlzeit, und meine Begriffe von einer Venta wurden reſpectuöſer. Bisher hatte ich keine andre, als die, weche Don Quixote mir beigebracht: da giebt es immer ſo viel Prügeleiea, Geſchrei und Gezänk, zerbläute Rücken und geröthete Naſen, ſpitzbübiſche Wirthe und ſchmuzige Mägde, verbrannte Speiſen und alles erdenkbare irdiſche Elend — daß es mir zu verzeihen iſt, wenn ich ſie mit einiger Geringſchätzung betrachtete. Im Innern des Landes, auf weniger frequenten Straßen, in der Mancha z. B., wo Don Quixote ſeine Irrfahrten hielt, ſollen übrigens bis zu dieſer

Stunde die Ventas noch eben ſo wie zu ſeiner Zeit ſein. Und das wird ſich auch nicht früher ändern, als bis Reiſende fremder Länder ihre Gebräuche und Bequemlichkeiten her verpflanzt haben. Die Spanier reiſen in Geſchäften, oder wenn ſie eilig oder ängſtlich ſind, mit der Diligence: da brauchen ſie keine Nachtlager. Wer das zu ermüdend findet, fährt mit einem Kutſcher und ſchleppt Lebensmittel — wol gar ſein Bett mit ſich. Man reitet auch: doch mit denſelben Vorkehrungen, wie man fährt. So iſt man es von Alters her gewohnt und dem unterzieht man ſich wie jeder andern unerläßlichen Unbequemlichkeit. Zum Vergnügen reiſen die Spanier nicht in ihrem Lande. Da ſie ſparſam ſind, ſo mögen ſie wahrſcheinlich nicht gern viel Geld auf ihren Reiſen ausgeben, und die Gaſtwirthe würden bei der Verbeſſerung ihrer Häuſer keinen Vortheil finden, da die Zahl der Fremden doch nur gering iſt. Wenn die Kriege hier aufhören, wenn die Straßen ſicherer werden — oder eigentlich wenn Erfahrung die Furcht vor ihrer Unſicherheit überwunden hat — und hauptſächlich wenn ein Paar tauſend Engländer alljährlich kommen und uns die Wege bereiten werden; ſo wird ſich allmälig mehr Bequemlichkeit einfinden. Aber Engländer gehören weſentlich dazu! wo die ſich aufhalten, da geht es reinlich und ordentlich zu. Malaga, das durch den Handel viel in Verkehr mit Engländern iſt, hat einen äußerſt ſaubern guten Gaſthof, wo der Kellner engliſch ſpricht. Es iſt mir recht lieb endlich einmal in einem Lande zu ſein, wo die franzöſiſche Sprache nicht dominirt; hier hilft ſie einem ſo gut wie gar nichts. Spaniſch zu verſtehen iſt natürlich am Beſten! nicht nur, daß es ſehr angenehm iſt überall mit den Leuten zu ſprechen, und ſie ſprechen zu machen: ſo mag es auch vortheilhaft ſein bei der Harpyien-Klaſſe, die den Unglückſeligen ganz und gar in der Hand hat, der nicht im Stande iſt mit ihnen über die Preiſe und Forderungen zu debattiren.

Nach zweiſtündiger Raſt verließen wir die Venta, und fuhren, fuhren, fuhren bis acht Uhr Abends! wir hatten eine zweite Bergreihe, einen höheren Felſenzug zu paſſiren, immer auf dieſen ſchlechten Wegen, die aber einige hübſche Ausſichten in tiefere Thäler gewährten. Cultivirt iſt dieſer Landſtrich gar nicht; dafür hat er prächtige immergrüne, und Korkeichen. Am Wege ſtand ein einſames Kreuz, deſſen Inſchrift ſagte, daß hier im vergangenen Sommer ein Reiſender ermordet ſei. Nach und nach dunkelte es. Menſchen und menſchlichen Wohnungen begegneten wir gar nicht. Langſam ſchlichen die müden Pferde die ſteilen, finſtern, ausgefahrnen Hohlwege herab, die mit Ginſter, wilden Roſen und andrem Geſträuch eingefaßt, den etwaigen Wegelagerern bequeme Schlupfwinkel geboten hätten. Doch nichts rührte ſich, was auch nur den leiſeſten Verdacht hätte wecken können! warlich die ſpaniſchen Räuber haben es ſo gut wie der liebe Gott! kein Menſch ſieht ſie, aber Jeder glaubt ſein demüthig an ſie. Ich nicht mehr! ich denke, es ſind ſo wenig Reiſende in Spanien geweſen, und ihre dortigen Schickſale ſind ſo gar nicht zu controlliren, daß ſie vorgezogen haben von ihren Abenteuern mit Räubern — ſtatt von ihrer Furcht vor denſelben zu erzählen. Herr von Cuſtine, deſſen elegante Briefe aus dem Jahr 1831 übrigens das einzige neue Werk über Spanien ſind, welches ich durchblättert habe, macht es zwar nicht ſo, ſondern ſpricht redlich von ſeiner herzlich großen Furcht vor Joſé Maria und von ſeiner Angſt in jeder einſamen Venta; doch Joſé Maria iſt todt! der Räuberkönig von Andaluſien, ſtolz und vornehm wie Carl Moor, der ganz allein an eine Diligence heranritt und ruhig ſagte: „Uhr und Geldbeutel, meine Herren!“ und ſie eben ſo ruhig in Empfang nahm, der nie Frauenzimmer ausplünderte und ſie ſtets achtungsvoll behandelte — Joſé Maria iſt von ſeinen eignen

Leuten umgebracht, als er anfing ſich mit der Regierung vertragen zu wollen. Sehr zaghafte Seelen mögen ſich wol erſchrecken, wenn ſie auf ihren einſamen Wegen Männern begegnen mit der Navaja im Gürtel und der Escopeta auf dem Rücken, wie das hier die übliche Landestracht iſt. Aber ich bin keine ſehr zaghafte Seele, wenigſtens nicht vor der Gefahr. Wie ich mich in derſelben benehmen würde, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu erproben. Das weiß ich wol, daß ich nicht im geringſten erſchrak, als zu mehren Malen bewaffnete Männer an den Wagen traten, uns erklärten, ſie ſeien die Wegewächter und ſich dafür einiges Geld ausbaten. Sie waren auch wirklich ſo beſcheiden mit einigen Franks zufrieden zu ſein. Der Mond war bereits aufgegangen, als wir unſer Nachtquartier Lora erreichten. Der dortige Gaſthof macht Anſprüche eine Fonda, d. h. ein Hotel erſten Ranges, zu ſein. Er zeichnet ſich aber nur dadurch vor einer Venta aus, daß er in einer Straße liegt und nicht einſam am Wege. Uebrigens ganz dieſelbe innere Einrichtung: unten, Stallraum und Küche eins: oben, kleine Gemächer, die freilich ihre Balkons, jedoch ohne Fenſter und nur mit Thüren, hatten. Die Wände waren weiß wie immer, aber die ſchwarzen Balken der Decke verſprachen nichts Gutes und hielten Wort. Betten ſtehen nie in dieſen Zimmern. Kommen Reiſende, ſo werden Feldbetten hereingebracht, eine Matratze, ein Kopfkiſſen und eine wollene Decke darauf gelegt, alles mit ſehr weißen und ſehr groben Betttüchern bedeckt — und das iſt denn Dein Lager. Da die Matratzen einige Aehnlichkeit von Säcken voll Aepfel oder Kartoffeln haben, ſo ſind ſie unbequem genug, aber ich war ſo gräßlich müde, daß ich gleich auf der Stelle einſchlief. Als wir am andern Morgen eine ſehr ſtarke Rechnung bezahlen ſollten, und die Herren einige Einwendungen machten, entgegnete der Wirth gelaſſen, wir verlangten auch ſehr viel; immer friſche Hand- und Betttücher! dergleichen fiele den Spaniern nie ein. — Das iſt gewiß merkwürdig! ein Volk, das die weißeſten Hemden und die weißeſten Wände unter der Sonne hat, macht in jenem Punkt ſo geringe Anſprüche. Lora liegt am Xenil. Die Nachtigallen flöteten in den Granatbüſchen und die Fahrt nach Granada könnte reizend ſein, wenn der Weg am Fluß fortliefe, oder wenn nur überhaupt irgend ein gemachter Weg wäre! aber nichts! immer querfeldein und, trotz der Ebene (Vega) von Granada, die bereits hier beginnt, nicht durch dieſe, ſondern an deren Rand fort, über hügeliges und ziemlich unfruchtbares Land. Der Nachtſack eines unſerer Reiſegefährten ging verloren. Der Majoral ritt bis Lora zurück, um ihn zu ſuchen. Um uns die Zeit zu verkürzen, fuhren wir indeſſen bis zu einer nahen Venta und hielten Frühſtück ſtatt Mittagsmahlzeit. Die Venta war ganz wie die geſtrige, nur wackelten Tiſch und Stühle noch ein wenig mehr und das Tafelgeſchirr war auch nicht ganz ſo reichlich — vielleicht deshalb, weil eine Geſellſchaft Maulthiertreiber bereits bei ihrem Frühſtück ſaßen und uns ſogleich gaſtfrei einluden, daran Theil zu nehmen. Der Majoral kam übrigens ohne den Nachtſack zurück, was Niemand von uns in Erſtaunen ſetzte; aber deſto mehr die bereits hier in Granada eingetroffene Nachricht, daß er im Wirthshaus in Lora abgeliefert ſei. Vier Leguas von Granada, kommt man in die Beſitzung des Herzogs von Wellington hinein, die Ferdinand **VII.** ihm geſchenkt hat und die Sota de Roma heißt. Sie ſoll ſehr groß ſein und ſich faſt bis zur Stadt erſtrecken; doch ſieht man nirgends eine Spur von Schloß, großartiger Anlage, oder beſſerer Feldbeſtellung. Stundenlang ſahen wir Granada, ohne es erreichen zu können. Es ſchien, als ob wir es in weitem Bogen umkreiſten. Endlich ließ ſich der Majoral aus den höhern Regionen in die Vega herab. Sie iſt von Canälen durchſchnitten, welche das Waſſer durch ſie vertheilen, das von den Bergen über Granada herkommt. Die Bewäſſerungen ſind hier ſo wichtig und nothwendig, daß zu gewiſſen Stunden die Schleuſen geöffnet und geſchloſſen werden, damit jeder Landſtrich zu ſeinem Recht komme. Dieſe Canäle benutzt man als kleine Hohlwege zum Fahren, obgleich eine Gondel hier mehr zu brauchen wäre, als eine Kutſche. Indeſſen, das ging noch an! Nun haben aber die Bauern quer durch dieſe Canäle ganz ungenirt Erdwälle aufgeworfen, um dem Waſſer irgend eine ihnen bequeme Richtung zu geben; und über dieſe mußten wir voltigiren. Das gab ſo gräßliche Stöße und Püffe, daß wir ausſtiegen und oben auf dem Rand des Canals gingen, während unſre ſchwerfällige, gravitätiſche Karroſſe,, die mich lebhaft an einen Kardinalswagen zu Rom erinnert, mit dem kleinen flinken Zagal um die Wette über jene Wälle hüpfen mußte. Als dieſe Fahrt ihr Ende erreichte, waren wir in der Vorſtadt, und fuhren an einer reizenden Promenade vorbei in die Stadt hinein und zur Cruz de Malta, welche mit dem Café de Comercio um die Ehre rivaliſirt, Granada's erſtes Hotel zu ſein. Sie nahm uns auch gaſtlich auf, und in prima furia der Freude überhaupt ein Unterkommen zu finden, ſchien ſie mir ganz vortrefflich. Das iſt wirklich eine Noth! Die Gaſthöfe ſind nicht ſo groß wie bei uns, haben nicht mehr Zimmer als ein Haus von Mittelgröße: nun entladet ſich ſo eine Kutſche vor demſelben, oder gar eine ganze Dampfboot- oder Diligencegeſellſchaft; nun mögte doch Jeder gern ſein Kämmerchen haben; da iſt man denn ſo froh, wenn man eins erwiſcht, ſo froh, als wäre man königlich etablirt! Hernach mindert ſich denn das Entzücken! mein Zimmer iſt von der Simplizität einer Nonnenzelle: eine Fenſterthür, in der zwei Scheiben durch Bretter erſetzt ſind; keine Vorhänge — dieſer Luxus iſt ganz unbekannt in Spanien — vielleicht betrachtet man die Esparta, welche von außen davor und über den Balkon herabhängt, als Vorhang: weiße Wände, an denen drei finſtre Heiligenbilder in Oel gemalt hängen; das gewöhnliche kleine ſchneeweiße Feldbett, vier Strohſtühle; zwei Tiſche von grobem braun angeſtrichnem Holz — auf dem einen ſchreibe ich Dir, der andre dient als Toilette und iſt mit wunderſchönen Blumen geſchmückt; iſt dieſe Einfachheit nicht wirklich einer Zelle würdig? Aber ich habe mich ſchon ganz daran gewöhnt, und bin obenein mit ſo kleinen Erwartungen von Bequemlichkeit nach Spanien gekommen, daß ſie faſt immer übertroffen werden. — Das Haus ſelbſt iſt im Viereck gebaut; der kleine innere Hof, der dadurch entſteht, heißt der Patio und hat in der Mitte eine Fontäne: eine Säulenhalle umgiebt ihn oben und unten: auf ſie haben alle Zimmer ihren Ausgang. Die obere iſt durch Fenſter zu einer geſchloſſenen Gallerie gemacht: unten iſt Alles offen, und die ganze Hauswirthſchaft wird da betrieben. Ein großer Weinſtock breitet ſeine Ranken wie ein Zelt über den Patio aus. So, mehr oder weniger, iſt die Einrichtung aller Häuſer — ganz auf ein mildes Klima berechnet. Bei uns würde der Zugwind hübſch durch Zimmer pfeifen, welche eine Balkonthür, und ihr gegenüber eine andre, auf eine luſtige Gallerie führende, haben. Doch iſt das Klima von Granada bei weitem weniger heiß als an der Küſte. Hier liegt die Sierra nevada im Süden, und das macht gleich einen ſolchen Unterſchied, daß die Cactus- und Orangenpflanzungen aufgehört haben, und daß die ganze Vegetation einen Anſtrich von nordiſcher Friſche und Kraft trägt. Eine ſolche Fülle und Pracht von Blumen, beſonders von Roſen, habe ich nirgends geſehen! kein Garten, kein Fenſter, kein Frauenkopf ohne Roſen! — Es hat heute den ganzen Morgen geregnet. Der Majoral wurde beordert mit dem Wagen herzukommen; wir wollen ausfahren. Er fand die Zumuthung ſehr ſtark, im Regen fahren zu ſollen, und es hat Kunſt und Mühe gekoſtet ihn zu dieſer Heldenthat zu überreden! — dermaßen ſelten und gefürchtet iſt hier der Regen. — Ich küſſe die Hand, Herzensmama, die Karroſſe kommt ſogleich.

Siebenzehnter Reiſebrief.

Granada, 5. Mai 1841.

Ach meine Kindlein, Granada iſt ſchön, aber ganz ſchön! es iſt nicht ſowol dies oder jenes Einzelne, ſondern das Ganze, was einen ſo wundervollen Eindruck von Harmonie macht. Granada iſt wie ein Menſchenantlitz, das ein Paar ſchöne glänzende nachdenkliche Augen hat, man ſieht immer in dieſe Augen hinein und findet am Ende das Geſicht bezaubernd, obwol der Zauber nur in den Augen liegt. Die Alhambra iſt ſo ein ſtrahlendes Auge! man kann und kann ſich nicht davon losmachen. Und das geht nicht den Fremden allein ſo! wir ſprachen mit einem jungen Spanier, der in unſerm Gaſthof wohnt, von den übrigen Sehenswürdigkeiten, die wir noch beſuchen wollten. „Thun Sie das, antwortete er: aber wie oft waren Sie auf der Alhambra“? — Dieſer junge Mann macht hier juriſtiſche Studien, nachdem er ein Paar Jahr in Deutſchland geweſen und unſerer Sprache ganz mächtig iſt. Wie das überraſcht, hier deutſch zu hören! er ſagt, die fremden Literaturen wären in Spanien ſo gut wie unbekannt. Man habe jetzt angefangen die engliſchen Geſchichtsſchreiber zu überſetzen, Robertſon und Gibbon, und ſie würden mit wahrem Heißhunger geleſen und wieder geleſen. Das kann ich mir vorſtellen! man hat hier ſchwerlich die Erlaubniß, ja nur die Möglichkeit gehabt, ſo unbefangen wie Robertſon, und ſo zerſetzend wie Gibbon zu ſchreiben! Auch Thiers Revolutionsgeſchichte ſoll ſehr gefallen. Ich kenne ſie nicht; mir kann nichts gefallen, was aus dem Kopf kommt, denn ich mag keine Gaukler zu Staatsmännern und Geſchichtsſchreibern. Ich habe dem jungen Mann gerathen doch auch etwas in dieſem Fach für ſeine Landsleute zu thun und aus dem Deutſchen zu überſetzen: Ranke's Geſchichte der Päpſte. Das iſt ſo ein Buch ohne profeſſoriſchen Beiſchmack, welcher den fremden Nationen bei unſerm Werken nicht recht munden will. Uns mundet er auch nicht, Gott weiß es! aber wir ſind nun mal daran gewöhnt zu ſchlingen und zu kauen, bis wir's herunter haben. Die Fremden nicht! die begehren von ihren Hiſtorikern, wie von guten Malern, Klarheit und Colorit und gewandte Darſtellung: und wir ſollten das auch thun, und unſern gelehrten Herrn nicht einbilden, ſie hätten mit der Gelehrſamkeit die Dinge erſchöpft und dürften uns wie ihre Studenten behandeln. Daß ein Mann, der ſich dem gelehrten Stande gewidmet hat, nun auch wirklich gelehrt ſei — findeſt Du das bewundernswerth, Fratello? ich nicht! die Gelehrſamkeit muß ſein wie das Fundament eines Hauſes, tief und feſt, und unſichtbar das ganze Gebäude tragend. Genug, die Geſchichte der Päpſte ſcheint mir ein Buch von allgemeinem Intereſſe für alle Nationen, und ich habe es dem jungen Spanier recht eindringlich gemacht. Von deutſchen Juriſten kennt man hier Puffendorf auf den Univerſitäten. Du weißt vielleicht etwas von dieſem würdigen Manne, dem es gelungen iſt in Spanien einzudringen. Ich muß bekennen, er iſt mir total fremd, und ſein Name kommt mir altväteriſch verſchollen vor. — Es iſt hübſch hier zu Lande, daß nicht blos das Volk die Volkstracht trägt. Dieſer junge Mann wirft ſich freilich Abends, wenn er in die Geſellſchaft geht, in Euern abſcheulichen Frack; aber ſonſt hat er die kleine kurze Jacke an, und den allerliebſten andaluſiſchen Hut auf, deſſen Form von ſchwarzem Sammt und der Schirm von Filz iſt, zwei Pompons auf derſelben Seite, einer oben an der Form, der andere am aufwärts gebogenen Schirm machen das Hütchen zierlich und verwegen, und die jungen Männer ſehen gar nett damit aus — keck, doch gar nicht brutal. Das iſt wundervoll bei ihnen: man befindet ſich immer wie in guter Geſellſchaft. Heute ſchenkte mir einer eine Roſe — eine prächtige Roſe von Damaskus. Ueberall bekommt man Blumen? die Gärtner, die Aufſeher geben immer wahrhafte Blumengarben mit. Die zu ſchleppen iſt nun gar nicht meine Liebhaberei! indeſſen ich nehme ſie, und die Herren tragen ſie mir gütigſt nach Hauſe. So kam es denn, daß ich keine in der Hand hatte Dies mochte ihm wol ſehr unpaſſend vorkommen; kurz, er trat aus einer Gruppe von jungen Leuten heraus und reichte mir eine Roſe. Nun bitte ich Dich, dieſe Scene nach Deutſchland zu verlegen! wird ſie da nicht übernatürlich albern ausfallen? wird der junge Menſch nicht impertinent ausſehen, und die Frau verblüfft oder geärgert? hier gar nicht! hier iſt die Sitte lind und leicht, und es wird mir durchaus nicht ſchwer darauf einzugehen. Was nun den innern Sittenzuſtand betrifft, ſo ſoll der bis zur Verwilderung verfallen ſein. Die Frauen beſchäftigen ſich nicht, lernen nichts, amüſiren ſich mit nichts als mit Koketterien. Hübſch und anmuthig ſind ſie, es wird ihnen nicht ſchwer zu gefallen, und ſie thun alles dafür. Niemand hat das Recht ſtreng zu ſein, und ſo fehlt ſogar die oberflächliche Schranke der äußern Rückſicht. Das beginnt ſchon mit den jungen Mädchen! ſie laſſen ſich entführen, ſie kommen wieder, ſie leben in der Geſellſchaft fort, ganz ungenirt; es thut ſogar ihrem Etabliſſement keinen Schaden! Dergleichen iſt doch ziemlich unerhört bei uns. Nun kann man ſich aber vorſtellen, wie weit die Frauen gehen, wenn ſie ſo früh und und auf ſo entſchiedene Weiſe gewiſſe Allüren annehmen. Das iſt die Schattenſeite der geſellſchaftlichen Zuſtände — und eine ſo dunkle, daß ich nicht gern hinſehen mag. Ich bin auch zu kurze Zeit hier, um mich vergewiſſern zu können, ob ſie nicht übertrieben iſt: folglich ſteht es Dir ganz frei anzunehmen, die liebenswürdigen Andaluſierinnen vereinigten mit ihrer Anmuth die Tugend der Heiliginnen. Nett ſind ſie, das iſt wahr! Wir fuhren vorgeſtern nach dem aufgehobenen Karthäuſerkloſter. Es war irgend ein hoher Feſttag, Kreuzerfindung meine ich. In die Kirchen geht man nicht viel, ſie haben ihre Zeit gehabt! dort alſo findet man keine Menſchen; ſie verſammeln ſich in und vor den Häuſern. Da ſitzen ſie in Gruppen beiſammen, die Männer in ihrer allerliebſten Tracht, die Frauen mit einer Roſe im zierlich geflochtenen, glänzend ſchwarzen Haar: Einer ſpielt die Guitarre, die Uebrigen hören zu, oder ſie plaudern und ſchäkern. Aus den Häuſern klingt das Geklapper der Caſtagnetten, und durch die langen Balkonthüren ſieht man ab und an tanzende Frauengeſtalten. Dies iſt Alles das Volk; Du darfſt Dir alſo keine eleganten Häuſer oder irgend ein Raffinement von Luxus oder Schauſtellung oder Eitelkeit denken: nein! es iſt die alltägliche Unterhaltung, der gewohnte Gebrauch: aber eben in der Alltäglichkeit dieſer heitern Sitten liegt für uns ernſthafte Leute ein unbeſchreiblicher Reiz. Wir meinen, da müſſe es eine Hochzeit geben oder dergleichen äußere Veranlaſſung. Mit nichten! ſie beluſtigen ſich auf ihre eigene Hand. So kamen wir nach der Cartuja, welche auf einem Hügel vor der Stadt grün und ſchattig liegt. Sie gehört jetzt einem Privatmann, und das große weitläuftige Gebäude ſcheint keine Beſtimmung zu haben. In Nebenhäuſern wohnen Gärtner, Aufſeher und dergleichen. Als wir an einem dieſer Häuschen vorbeigingen, hörten wir drinnen Guitarre und Caſtagnetten, und blieben am offnen Fenſter ſtehen. Es waren wol ein Dutzend Frauenzimmer beiſammen und amüſirten ſich mit

Tanz. Kaum gewahrte uns die Frau vom Hauſe, ſo lud ſie uns ein, hereinzutreten, bot mir die Hand zum Willkommen, wie das bei Vornehmen und Geringen üblich iſt, und der Bolero, der durch unſern Eintritt momentan unterbrochen war, begann von Neuem. Er wird paarweiſe getanzt, die Tänzer ſchlagen ſelbſt die Caſtagnetten dazu, und wer dies Talent nicht beſitzt, ſchnippt mit den Fingern. Die Caſtagnetten geben den Takt an: ihr zierliches Geraſſel lenkt die Bewegungen. Ein junger Mann, der Einzige zwiſchen all' den Frauen, ſpielte die Guitarre, d. h. er ließ ihre Saiten nicht ſowol klingen als ſchwirren, und eins der Mädchen ſang dazu. Der Geſang iſt ganz und gar unlieblich, rauhes wildes Getön, das auf eine näſelnde Weiſe ausgeſtoßen wird. Ueberdas keine Spur von Harmonie in der ganzen Muſik! Ein deutſches Ohr meint, die Stimme müſſe die Melodie ſingen, die Guitarre ſie begleiten, und die Caſtagnetten den Takt dazu ſchlagen: dann ſei Einklang drin. Der fehlt ganz und gar, und beſonders wegen des Geſanges! Caſtagnetten und Guitarre machen ſich recht gut zuſammen: ihr vages Geſchwirr hat etwas Träumeriſches, Nachläſſiges; die Phantaſie ſpinnt es aus — gerade ſo wie der Dudelſack der Piferari: allein der Geſang zerreißt das Ohr, welches ſie eingewiegt haben. Der Tanz ſelbſt beſteht aus Bewegungen einander gegenüber, die gewöhnlich am Schluß desſelben lebhafter werden. Die ganze Kunſt liegt in der Weichheit und Rundung und in der Leichtigkeit dieſer Bewegungen; denn die Füße haben keine ſchwierigen pas auszuführen. Auch auf dem Theater iſt es nicht anders, obgleich da mit einigen Verbrämungen von Pirouetten und entrechats getanzt wird. Beiläufig: nie wird ein andres Ballet auf der ſpaniſchen Bühne getanzt, als die Nationaltänze, und man liebt ſie ſo leidenſchaftlich, daß ſie keinen Abend im Zwiſchenakt des Schauſpiels fehlen dürfen. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen dem ſpaniſchen Tanz und dem unſern, auf und außer dem Theater, beſteht darin, daß dieſer mehr mit den Füßen, jener mehr mit dem Oberleib ausgeführt wird. Es iſt ein beſtändiges Biegen und Wiegen und Schmiegen, das man bei uns gar nicht kennt. Die guten Bauermädchen in der Cartuja tanzten übrigens ohne alle verführeriſche Weichheit, derb und plump, wie ihre großen Füße und ihr ſtarker Körper es vorausſetzen ließen; aber auch ohne alle Ziererei und Anſprüche, ſo daß es doch recht luſtig zu ſehen war. Wenn ſie ausgetanzt hatten, gingen ſie zu jedem der anweſenden Männer und gaben ihm den abracito, d. h. eine kleine Umarmung. Das iſt ſo der Gebrauch!

dieſe geringe Gunſt, welche in weiter nichts beſteht, als daß die Frau ihren Arm einen Moment auf die Schulter des Mannes legt, während er ihren Leib umfaßt, gerade wie beim Walzer — ſoll ihn tröſten oder beruhigen oder erfreuen, oder das Alles zuſammen. Ich amüſirte mich königlich bei dieſer Scene, denn alle Mädchen waren auffallend häßlich, und ein wenig ſchadenfroh ſah ich zu, wie meine Herren Gefährten den abracito pflichtſchuldigſt freundlich und dankbar annehmen mußten. Die Mädchen vollzogen übrigens dieſen Gebrauch ſo ernſthaft, als ob ſie eine Verbeugung machten, ohne Verlegenheit und ohne Zudringlichkeit; aber ſie vergaßen keinen Mann, und ſowol der Guitarreſpieler als unſer kleiner Zagal, ein vierzehnjähriges Bürſchlein, bekamen von allen der Reihe nach den abracito. Der Zagal war dabei, weil unſer Majoral für gut fand uns mit fünf Pferden ſpazieren zu fahren. Die Kutſche war des Umhangs von brauner Leinwand entkleidet, welcher auf der Reiſe die funfzigjährige fraicheur ihres Lacks verhüllend geſchützt hatte, und er fand jetzt die Equipage ſo elegant, ſo ganz und gar vom bon genre, daß er durchaus auf der Promenade einen vuelto, oder wenigſtens einen voltecillo mit uns machen wollte. Es war die Stunde der großen Promenade auf dem reizenden Spaziergang el Salon; es wimmelte von Menſchen, und ziemlich viel Wagen, worunter einige recht elegante, fuhren wie in Italien Schritt vor Schritt in den Fahralleen auf und ab. Wir hatten gar keine Luſt uns mit unſerm Fünfgeſpann brauſend in dieſe Corſofahrt zu ſtürzen; die Fremden werden ohnehin fürchterlich angegafft, und die „Sennora muy rubia“ nun vollens! Das heißt: „ſehr blond“ und das bin ich. Dem Majoral wäre dies allgemeine Aufſehen grade höchſt ſchmeichelhaft geweſen, und ſo koſtete es Mühe ſeiner Phaëtons-Laune Einhalt zu thun. Der Salon iſt eine ganz deliziöſe Promenade! vier Reihen prächtiger Bäume, mit drei waſſerreichen hochſtralenden Fontänen; die Fahrwege zu beiden Seiten, und jenſeit derſelben kleinere Gänge zwiſchen Roſen und andern duftenden Geſträuchen, mit kleinen Fontänchen vermiſcht; Bänke überall, und Alles gut, reinlich und ordentlich gehalten. Wegen des großen Waſſerreichthums und der vielen Bäume ſind in Granada ſo viel Nachtigallen, wie ich nie gehört habe. Ungeſtört durch das große Menſchengewimmel ſingen ſie überall auf den Promenaden ihr glühendes Klagelied, und nichts ſcheint mit deſſen ſüßen Melancholieen übereinzuſtimmen als das weiche Mondenlicht, das ſich zitternd wie ein ſcheuer Liebesblick auf die flatternden Waſſerſtralen legt, und von ihnen gleichſam gehoben wird und weichgebrochen abprallt. Es iſt eine auflöſende Ueppigkeit in dieſer Natur — grade deshalb weil ſie nicht einen ſo verſengend heißen Charakter hat. In den gar ſo wilden Gluthen, welche ſelbſt den Felſen zu zerſchmelzen ſcheinen und die Vegetation pulveriſiren, wie auf der Südoſtküſte von Spanien, wird einem nicht wohl. Man verſchmachtet vor Durſt und kann ihn nicht ſtillen — ſo iſt mir wenigſtens dort zu Muth. Kein Baum, kein Schatten, keine Blume, kein Waſſer — denn das Meer iſt feurig und glänzend wie ein goldener Schild, nicht kühl und plätſchernd wie hier die Bäche und Quellen. Aber hier wird einem wohl bis ins Herz hinein! Das Leben fühlt ſich angeregt und zugleich calmirt. Die Atmoſphäre iſt warm, und es rieſeln doch erfriſchende Luftſtröme durch ſie. Die Vegetation iſt üppig von Farben und Duft, und es legen ſich doch kühle tiefe Schatten über ihren Glanz. Reizende Bilder fallen ins Auge, ohne grell hinein zu ſtechen. Anmuthige Gedanken gaukeln durch die Seele, ohne ſie leidenſchaftlich aufzuwühlen. Das Blut fließt friſch und leicht, nicht fieberhaft durch die Adern. Wenn das Leben ein Traum iſt, wie Manche es behaupten, ſo muß es wonnig ſein es hier zu verträumen! es muß ſein voll Liebe ohne

Schmerz, voll Sehnſucht ohne Klage, voll Genuß ohne Dorn, voll Ruhe ohne Langeweile — ach Fratello! Du ſiehſt wol, daß ich bereits von Traum befangen bin!.... Und ich hätte doch noch Manches zu erzählen, von Kirchen, von Bildern: — ich habe nur nicht recht Luſt. Wenn mir etwas recht wundervoll gefällt, oder wenn ich mich glücklich fühle, ſo ſage ich nicht gern: das iſt hierum oder darum: Beſchreibung und Analyſe ſind ſo übernatürlich leichenhaft neben dem lebendigen Gefühl des Seins, das ich in mir pulſiren fühle; — ich mag lieber ſo ins Blaue hinein ſprechen, ein bischen dumm, ein bischen thöricht. Ihr kommt dabei zu kurz — ich nicht. Glaube Du mir: Leute wie ich ſind nie glücklicher, als wenn ſie momentan ein wenig verdummen, nicht ſehr und nicht lange, aber nur grade genug, um in einer Empfindung befangen zu ſein. Granada macht dieſe Wirkung auf mich. Die Menſchen ſehen hier heiterer als irgendwo aus, recht als ob ihnen das Leben nicht ſchwer würde. Das Bild der Zufriedenheit giebt Dir Niemand auf der Welt ſo lebendig, als ein junger Andaluſier zu Pferd, der ſeine Querida (Geliebte) vor ſich auf dem Sattel hat. Die Sättel ſind ſehr breit und ſtark gepolſtert; die Frau ſitzt da ganz bequem und der rechte Arm des Liebſten iſt ihre Lehne. Das

Pferd hat vor der Bruſt eine lange hochrothe Troddel, und Mähnen und Schweif ſind oft mit bunten Bändern durchflochten. Die bunte Jacke, die geſtickten Kamaſchen des Mannes, der zierliche Kopfputz der Frau — Alles vereint ſich zu einem feſtlichen Bilde, und die zwei Leute ſchauen ſo munter drein, daß man ihnen wol anſieht, wie die fröhliche Färbung nicht allein von der bunten Jacke herrührt. Die Kamaſchen ſind ein weſentlicher Theil des Anzugs: unter dem Knie und über dem Knöchel zugeknöpft, ſind ſie an der Wade offen und laſſen den Strumpf ſehen; ich ſage den Strumpf — das Bein iſt aber gemeint, und ſie thun ſich ſehr viel auf ihre ſchöne Figur zu gut. Das ſieht man wohl an der äußerſt knappen, engen Kleidung. Du kennſt die Geſchichte: „Si j'entre je ne prends pas.“ Nun, was jener Elegant von einem Theil ſeines Anzugs zum Schneider ſagte, das ſagt der Andaluſier vom ganzen, und da die offne Kamaſche gar nicht übereinſtimmt mit der ſonſtigen Knappheit, und ſonderbar debraillirt ausſieht, ſo traut man ſeiner Eitelkeit eine kleine Koketterie zu. Die Kamaſchen ſind immer von gelbem Leder — einfach, mit Leder und Seide von derſelben Farbe ausgenäht; elegant, mit den buntfarbigſten Blumen in Seide über und über geſtickt. — Mit dieſen netten Leuten contraſtiren auf frappante Weiſe die ſchwarzbraunen Zigeuner, die, mit wenigen Lumpen nothdürftig bekleidet, keine andere Wohnung haben, als Hölen im Berge der Alhambra und des Sacro Monte. Da kriechen ſie denn zuweilen heraus und betteln, und ſehen zum Erſchrecken wild und ſchmuzig aus. Ich weiß nicht, ob man ſie in Verdacht hat: genug, es geſchehen häufige Mordthaten in Granada. Kürzlich hat man im Dickicht der Promenaden auf der Alhambra ſelbſt einen ganz ausgeplünderten Leichnam — und heute früh auf dem Wege nach Sacro Monte wieder einen gefunden. Es geſchehen aber keine Nachforſchungen, weder bei Zigeunern noch bei Chriſten. Wir gingen neulich Abends gegen zehn Uhr am Darro, am Fuß der Alhambra, in einem ziemlich einſamen Theil der Stadt ſpazieren; plötzlich tauchten auf beiden Seiten der Straße zwei Männer mit großen Stöcken in den Händen auf, ſtellten ſich ſo, als ob ſie uns den Weg vertreten wollten, und baten um ein Almoſen. Ich denke, wenn ſtatt drei Herren etwa nur einer bei mir geweſen wäre, ſo hätte ich eine kleine Räuberſcene erleben können. Jetzt ließen ſie ſich mit der gewöhnlichen Redensart: „Tenemos nada,“ abfertigen. Ich hatte aber gar keine Luſt mehr weiter am „goldnen Darro“ und im ſilbernen Mondſchein zu promeniren, und wir kehrten um. Einem der Herrn iſt übrigens tout de bon eine Börſe mit zwei hundert Franks vor dem Theater aus der Taſche geſtohlen. Er hat es ſogleich bemerkt und angezeigt, aber den Troſt bekommen, das ſei ſchwer wieder zu erlangen. Daran iſt auch nicht zu zweifeln, beſonders wenn man bedenkt, daß einer der Polizeiwächter vor dem Theater — ein Preſidario iſt. Erräthſt Du, was das iſt? ſchwerlich! ein Galeerenſclave iſt's — ni plus ni moins! In der That, man begreift nicht, wie bei ſolchen Einrichtungen noch irgend eine Ordnung beſtehen kann! Kein Menſch fragt einem Morde nach; ein Diebſtahl vollens iſt eine ganz unbedeutende, unſchädliche Sache, nicht der Rede werth — vielleicht zugelaſſen zum Beſten der armen Galeerenſclaven. Aber auf dem Platz vor dem Theater ſteht das Monument der Donna Mariana Penella, die in den letzten Jahren Ferdinand's VII. hier erhenkt worden iſt, weil ſie eine conſpiratoriſche Fahne geſtickt und den Liberalen geſchenkt hat. Welchen bittern Groll muß ein ſolches Regiment bei dem Volk erzeugen! auf der einen Seite die grenzenloſeſte Fahrläſſigkeit, auf der andern die eiſernſte Strenge. Die Folge davon iſt; daß Jeder ſich, wie er kann, Recht zu ſchaffen ſucht, der Eine mit der Navaja, der

Andre durch Beſtechung, und daß die Demoraliſation unentwirrbar, wie ein Rattenkönig wird. Es mag hier wol beſſer zu träumen, als wirklich zu leben ſein, Fratello.

* * *

Von derſelben Verfaſſerin ſind unlängſt in demſelben Verlage erſchienen:

Aſtralion.

Eine Arabeske. 1839. 8. Velinpap. ſteif geh. $\frac{1}{12}$ Thlr.

Gräfin Fauſtine.

1841. 8. Velinpapier. geh. 2 Thlr.

Der Rechte.

1839. 8. Velinpapier. geh. 2 Thlr.

Ulrich.

1841. 2 Thle. 8. Velinpapier. geh.

Ferner erſchienen daſelbſt:

Arnim, C. O. L. von (Oberſchenk und Kammerherr Sr. Majeſtät des Königs) Reiſe nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfang des Jahres 1841. Mit Titelkupfer. 1841. 8. Velinpap. geh.

Mit dem Doppeltitel:

Arnim, C. O. L. von (Oberſchenk und Kammerherr Sr. Majeſtät des Königs) Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reiſenden. 2r Bd. Mit Titelkupfer. 1841. 8. Velinpap. geh.

Cooper, J. Fenimore, Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Engliſchen von Dr. Georg Nicol. Bärmann. 2 Thle. gr. 12. Velinpap. geh. 3 Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Characteristik der Welt und Literatur. 1838 bis 1840. 4 Bde. Mit vollständigem Namenregister. gr. 8. Velinpap. geh. à Bd. 1¾ Thlr.

Dasselbe. V. oder Neue Folge I. 1841. gr. 8. Velinpapier. geh. 1¾ Thlr.

Erwin, F. Th., (Profeſſor F. Kugler), der letzte Wendenfürſt. Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlin's. 2 Thle. gr. 12. Velinpap. geh. 2½ Thlr.

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, Göthe und Einer ſeiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeſchichte. gr. 8. geh. Velinpap. ½ Thlr.

Geibel, Emanuel, Gedichte. 8. Velinpap. geh. 1 Thlr.

D'Israeli (Verf. von Vivian Grey ꝛc.) Henriette Temple. Eine Liebesgeſchichte. Dem Engliſchen nacherzählt von Dr. Georg Nicol. Bärmann. 3 Thle. gr. 12. Velinpapier. geh. 3¼ Thlr.

Italia. Erſter Jahrgang. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopiſch, H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Andern. Herausgegeben von Alfred Reumont. 1838. 8. cartonnirt. Mit Titelkupfer. 2 Thlr. **netto.**

Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Ida Gräſin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherr v. Gaudy, Gaye, C. Fr. von Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von Alfred Reumont. 1840. 8. cartonnirt. Mit Titelkupfer. 2 Thlr. **netto.**

Kopiſch, Auguſt, Gedichte. gr. 12. Velinpap. geh. 1¾ Thlr.

Mügge, Theodor, Novellen und Skizzen. 3 Bde. gr. 12. Velinpap. geh. 4 Thlr.

Inhalt: 1. Bd. Die Spanier in London; der Unverſöhnliche; Abſicht und Zufall; der Candidat. 2. Bd. Die Brüder; Roſinchen. 3. Bd. Streifzüge durch Belgien; der Retter.

Mügge, Theodor, die Vendéerin. Ein Roman. 3 Thle. gr. 12. Velinpap. geh. 3¼ Thlr.

Revolution, die franzöſiſche, von 1789 bis 1836. gr. 12. Velinpap. geh. ¾ Thlr. **netto.**

Temme, J. D. H., (Königl. Preuß. Inquiſitoriats-Director und Criminal-Gerichtsrath) und **G. A. Nörner,** (Königl. Preuß. Stadtgerichts- und Criminalgerichts-Rath), der Proceß Lafarge, beleuchtet nach Preußiſchem Strafrechte. 1841. gr. 8. Velinpap. geh. 1¼ Thlr.

——, ——, Daſſelbe. Zweite Auflage. 1841. gr. 8. Velinpap. geh. 1¼ Thlr.

Werner, Fr. A. Ueber die wechſelſeitigen Anforderungen zwiſchen Eltern, Lehrer und Schüler behufs des Muſikunterrichts. gr. 8. Velinpap. geh. ½ Thlr.

◆

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reiſebriefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1841.

P. o. germ. 542 1/11,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mf. G

Inhalt des zweiten Bandes.

Achtzehnter Brief. An meinen Bruder. Seite.

Blick auf die Stadt. Die Kathedrale. Fray Gerundio. S. Juan de Dios. S. Domingo. Fray Cetan. S. Jeronimo. Bivarambla. Das Generalif. ...... 1.

Neunzehnter Brief. An meine Mutter.

Abſchied von der Alhambra. Rückreiſe nach Malaga. Fahrt nach Gibraltar. Die Feſtung, die Anlagen, die Bevölkerung, die Affen. Erſter Eindruck von Cadiz. ...... 23.

Zwanzigſter Brief. An meine Schweſter.

Eſparteros Ernennung zum Regenten. Allgemeine Lauheit. ...... 30.

Ein und zwanzigſter Brief. An Dieſelbe.

Cadiz, ſeine Frauen und Promenaden. Die Palmen. Die Gemälde von Murillo. Nachfeier der Regentſchaftsernennung. ...... 57.

Zwei und zwanzigſter Brief. An Dieſelbe.

Fahrt nach Sevilla. Andaluſiſche Leiden. ...... 75.

Seite.
Drei und zwanzigſter Brief. An meine Mutter.
Eine Corrida. .... 90.
Vier und zwanzigſter Brief. An Gräfin Schönburg-Wechſelburg.
Zuſtände. Sprache. Theater. Wieder Fray Gerundio. 108.
Fünf und zwanzigſter Brief. An Dieſelbe.
Murillo. .... 122.
Sechs und zwanzigſter Brief. An meinen Bruder.
Caſa de Pilato. Geſang. Nationaltänze. Himmelfahrtpromenaden. .... 146.
Sieben und zwanzigſter Brief. An Gräfin Schönburg-Wechſelburg.
Wieder Murillo. Zurbaran. Montañes. Italica. Die Barucha. Reiſeſchwierigkeit. .... 164.
Acht und zwanzigſter Brief. An meine Schweſter.
Spaniſche Schriftſteller. Die Kathedrale. Die Bibliothek. Die Lonja. Die Tabacksfabrik. .... 190.
Neun und zwanzigſter Brief. An meinen Bruder.
Ein Regentag. .... 222.
Dreißigſter Brief. An meine Schweſter.
Eine Störung. .... 228.
Ein und dreißigſter Brief. An meine Mutter.
Aufenthalt in Cadiz. .... 237.
Zwei und dreißigſter Brief. An meine Schweſter.
Fahrt nach Liſſabon. .... 264.
Drei und dreißigſter Brief. An Dieſelbe.
Der Ajuda Palaſt. Portugieſiſche Schickſale. Das Kloſter von Belem. Die Quinta von Belem. Das Stiergefecht. Die öffentliche Promenade. .... 281.
Vier und dreißigſter Brief. An Dieſelbe.
Kirchen: die Sé, S. Roque, die Eſtrella, S. Vicente

Seite.

de Fora, die Ruine der Karmeliterkirche. Der Aquäduct von Alcantara. Die Galegos. Die Hunde. Verwilderungen. Promenaden. .... 310.

Fünf und dreißigſter Brief. An Gräfin Schönburg-Wechſelburg.

Cintra. Die Penna. Penna verde. .... 330.

Sechs und dreißigſter Brief. An Dieſelbe.

Das Schloß. Das Korkkloſter. Collares. .... 344.

Sieben u. dreißigſter Brief. An meine Schweſter.

Die Frohnleichnamprozeſſion. Fahrt nach Almada. ... 360.

Acht und dreißigſter Brief. An meine Mutter.

Abreiſe von Liſſabon. Fahrt bis Gibraltar. .... 373.

Neun und dreißigſter Brief. An Dieſelbe.

Fahrt nach Barcelona. 386

Vierzigſter Brief. An meine Schweſter.

Die letzte Fahrt. Ankunft in Perpignan. .... 405.

Nachwort. .... 416.

Brief aus Berlin vom 5. Novbr. 1841. .... 419.

Achtzehnter Reiſebrief.

Granada, 6. Mai 1841.

Geſtern war ich in dithyrambiſchen Launen, Contino, dann kann Niemand irgend etwas mit mir anfangen — und ich ſelbſt am Wenigſten. Jetzt denk' ich mit Schrecken daran, daß wir morgen wieder fortfahren und daß ich noch allerlei zu erzählen habe, wozu ich trotz meiner drei Briefe gar nicht habe kommen können. Nicht als ob ich neben der Alhambra irgend ein Gebäude oder Kunſtwerk in Granada bedeutend fände, aber ich habe doch nun einmal die Pflicht übernommen, ſo lange ich in Spanien bin, Euch etwas ausführliche Berichte zu erſtatten, und will ſie nach beſten Kräften erfüllen. Ohnehin wundert Ihr Euch vielleicht, daß ich noch nicht das Generalif genannt, welches Cuſtine z. B. über die Alhambra ſtellt. Das iſt mir unbegreiflich! die architektoniſchen Ueberreſte ſind gering und ſehr durch Reſtaurationen verdorben, Altes und Neues iſt durcheinander geworfen; der Garten freilich allerliebſt, eine Menge kleiner Terraſſen über einander emporkletternd wie eine grüne Treppe, doch das Schönſte ganz gewiß die Ausſicht auf die Alhambra, die Stadt und die Vega. Das Generalif liegt ſehr hoch: das Auge plongirt von da oben herab in ein Meer von friſcher Vegetation, gewellt durch die verſchiedenen Nüancen der Wieſen und Gärten, der Felder und Baumgruppen. Die Stadt, aus röthlichem Stein erbaut, taucht mit ihren Kuppeln und Thürmen wie eine koloſſale Korallenklippe daraus empor. Einzelne bläuliche Hügel z. B. die Sierra Elvira, unterbrechen das Terrain, ohne es unruhig zu machen. Der Darro legt ſich wie ein ſilbernes Halsbändchen um die Alhambra herum, während der Xenil in größeren Windungen durch die Vega zieht und ſie mit ſeinem kühlen Schneewaſſer erfriſcht, das in den Schluchten der Sierra Nevada entſpringt. Die kleine aride Hügelreihe, auf welcher wir von Lora her gefahren kamen, ſieht in dem großen reichen Bilde nur wie ein dunkler Schattenſtrich aus, und den Rahmen formt das Gebirge, hier mit Schnee bedeckt, da röthlich und ſchimmernd, dort grau und ernſt, je nachdem das Licht darauf fällt. Von der Torre de la Vela haſt Du dieſelbe Ausſicht; doch iſt ſie vom Generalif ſchöner, weil Dir der Palaſt der Alhambra mit all' ihrem Beiwerk von Torre de la Vela, Torre Verneja, Kaiſer Carl's Palaſt, und eine Fülle von Promenaden, Gärten und Blumen wie eine geſchmückte Odaliske zu Füßen liegt. Auch die Stadt überſchauſt Du bequem, und ich kann Dir die Gebäude nennen, welche Dir beſonders ins Auge fallen. Zuerſt die Kathedrale, ein ſchönes und mächtiges Gotteshaus, im Jahr 1506 begonnen, kein reiner Styl: Nachahmung des moresken, Erinnerung des gothiſchen, Vorbereitung zur Renaiſſance, welche aber in Spanien weit großartiger aufgefaßt wurde als in Italien. Der Uebelſtand, daß das Chor gerade in die Mitte des Mittelſchiffes hineingebaut iſt — eine Eigenthümlichkeit ſämmtlicher ſpaniſchen Kathedralen — zerſtört gänzlich den Eindruck, welchen ſie durch ihre großartigen Formen und pomphaften Verzierungen machen könnten, denn man iſt nicht im Stande das Innere mit einem Blick aufzufaſſen. Möge man an den Hochaltar, oder in die Seitenſchiffe, oder unter die Eingangsthüren treten — überall ſtößt man an dies kleine für die Chorherrn gebaute, und meiſtens mit übertriebenen Dekorationen ausgeſtattete Haus, das ſich breit macht, wo es durchaus nicht hingehört, und dem innern Raum ſeine Freiheit, ja ich möchte ſagen ſeine geſunde Atmoſphäre nimmt. Für mich iſt der Totaleindruck der entſcheidende, feſſelnd oder abſtoßend, wie's kommt. Ein Kunſtwerk, ein Buch, ein Menſch, ſobald ſie mir auf den langen fragenden verſtändnißſuchenden Blick gefallen oder nicht — dürfen hernach ihre Fehler haben oder ihre Vorzüge, ich werde nicht blind für dieſelben ſein; aber — meine Wahl iſt getroffen! Einzelne Fehler beeinträchtigen nicht, einzelne Vorzüge erſetzen nichts. Wie der fremde Gegenſtand ſich zuerſt in meine unbefangene unvorbereitete Seele geprägt hat, ſo bleibt er, darum liebe ich ganz beſonders für das erſte Sehen vortheilhaftes Licht, klare Stimmung, die Möglichkeit des Ueberblicks, kurz ſo wenig Störung wie möglich. Das iſt nun ſo meine Art: vom Ganzen geh' ich über zu den Details. Vielleicht kann man es auch umgekehrt machen, allein ich meine, die Auffaſſung müſſe alsdann weniger beſtimmt und ſcharf werden, ſich ein bischen verflachen. Der Juwelier ſchätzt den Diamant, der Goldarbeiter die Faſſung — Jeder nach ſeinem Handwerk. Aber dieſer hat es mit weniger köſtlichen Dingen zu thun als jener. Die tiefe geheimnißvolle Glut des Edelſteins, ſein magiſches Licht, ſeine Sonnenfarben ſind von höherer Schönheit als ſeine köſtliche Faſſung, und ſo verhält ſich das Ganze zu den Einzelheiten.

Das Ganze irgend einer Erſcheinung iſt gewiſſermaßen immer etwas Vollendetes, Abgerundetes, für ſich Beſtehendes, und das hat in meinen Augen mehr Werth als die Details, weil dieſe ſich oft ſo wunderlich ausnehmen wie Alpenpflanzen auf kleinen Steinhaufen in unſern botaniſchen Gärten. — Wir hörten eine ſonntägliche Meſſe in der Kathedrale. Eine ganz herrliche Orgel erklang mit großer Inſtrumentalbegleitung und trug die Ouvertüre von Paers Lodoiska vor — ein Stück, das ich vor ungefähr hundert Jahren mit Clärchen à quatre mains hämmerte. Es waren wenig Menſchen in der Meſſe, und als dieſe Muſik anhub, wunderte ich mich nicht länger darüber. Vom Chorherrn-Häuschen bis zum Hochaltar iſt der Fußboden ſtets mit feinen Strohmatten bedeckt; darauf kauern die Weiber höchſt gemächlich und ſpielen mit ihrem Fächer weltlich graziös, während ihnen der ſchwarze Anzug und die verhüllende Mantille etwas Nonnenhaftes giebt. In der Kirche ſieht man niemals Hüte oder bunte Kleider; auf der Promenade letztere ſehr häufig und noch dazu in recht grellen Farben und blumigen Stoffen — und Hüte ab und an. — Außer ihren fünf Schiffen hat die Kathedrale noch einen Kreis von kleinen Kapellen umher. In der einen iſt das hölzerne reich vergoldete Muttergottesbild aufgeſtellt, welches ſich während der Belagerung von Granada im Heer der katholiſchen Könige befand, und bei jedem Sturm auf die Stadt vorangetragen wurde. Nun hat es hier ſein Plätzchen gefunden — und die Könige das ihre — das letzte, eine Grabſtätte! Ja, ſie haben ein Paar herrliche Marmor-Monumente, Ferdinand und Iſabella das eine, Philipp von Oeſterreich und die wahnſinnige Johanna, Carls V. Mutter, das andre; weißer Marmor, rund herum viel Engel, Propheten und Heilige, und obendrauf im großen Königsornat die Statuen der Todten — Alles ſauber und klar gearbeitet von genueſiſchen Künſtlern. Iſabella hat ein ſcharfes Geſicht, ſtarke Züge, große Naſe, man kann ihr nicht ins Auge ſehen, nicht wiſſen, ob der Blick ihr Antlitz erleuchtet oder verfinſtert hat. Ich meine, es müſſe ein klarer guter Blick geweſen ſein! Sie war gut, ſobald ihr Beichtvater ihr nicht zur Seite ſtand, und von unſrer Natur bleibt uns immer etwas im Ausdruck zurück, mögen wir uns übrigens nach beſten Kräften civiliſirt oder brutaliſirt haben. Ferdinand ſieht ſchlau genug aus, und in all ſeinen Porträts immer dasſelbe Geſicht, das ſpricht für die Aehnlichkeit. Philipp iſt ſo wenig ſchön, daß ich meine, die Hofleute haben der Leidenſchaft der armen Johanna für ihn ein Compliment machen wollen, und ihn deshalb

„den Schönen" genannt. Viele prächtige Meßgewänder werden gezeigt, welche Iſabelle auf Sammt und Seide mit Gold geſtickt hat — Arbeiten würdig einer Königin! auch ein Meßbuch mit zierlichen Miniaturen, Kron' und Schwert, und eroberte mauriſche Fahnen; ein kleines Muſeum von weltlichen Reliquien der großen Königin! Dies Alles füllt eine Kapelle, die von außen an die Kathedrale gebaut iſt, und in ihrem unteren Gewölbe die Särge enthält. Die engen dumpfen ſchwarzen Kaſten ſind das eigentliche wirkliche Ende von all der irdiſchen Herrlichkeit. Was hilft das Marmordenkmal, was helfen Krone und Schwert — ſie mußten doch da hinunter in den kalten finſtern Keller, ſie mußten doch ſterben! Ach, daß der Menſch ſterben muß! ſchon das Wort iſt traurig: ſterben, hinſterben, abſterben — kennſt Du etwas Melancholiſcheres? Der Tod iſt es nicht, o gar nicht! wer weiß, welch eine freudige Auferſtehung wir im Tode feiern, welcher ſchönen Entwickelung wir entgegen gehen, oder welchen tiefen ungeſtörten Schlaf wir ſchlafen werden. Der Tod iſt ein Geheimniß, und jedes Geheimniß hat ſeine Reize — je räthſelhafter, deſto ſüßlockender. Aber das Sterben iſt kein Geheimniß; es iſt das gräßliche Schauſpiel, das wir vor Augen haben, täglich, minutlich, und das uns aus jedem

Leben höhniſch entgegengrinzt. Das Sterben geht auf bekannten Wegen einher, durchs Alter, durchs Krankenbett, durch die Niederlage aller Kräfte, aller Fähigkeiten — in den Sarg. Den Tod kann der Menſch ſich wünſchen, mehr noch! der Tod kann die heimlichſte glühendſte Sehnſucht des Lebens ſein: aber Niemand auf der Welt wird je wünſchen zu ſterben. Sobald ich Sterbeanſtalten gewahr werde, Gewölbe, Särge und dergleichen, wird mir beklommen zu Muth und das Daſein ſchrumpft mir ſo erbärmlich zuſammen, daß nichts mich freuen oder reizen mag. Damit lebt ſich's ganz miſerabel und ich ſchäme mich auch immer ſehr — hinterdrein; aber man wird von manchen Dingen unwiderſtehlich niedergeworfen, keine ſogenannt vernünftige Betrachtung, kein Raiſonnement ſchützt dagegen, und das Höchſte, was man thun kann, iſt, daß man's ſich nicht merken läßt vor den Leuten. Es iſt wie mit der Geſpenſterfurcht: man lacht ſcheinbar darüber, während es einem eiskalt den Rücken herab rieſelt. — Wir erlebten doch eine drollige Scene vor dieſer Kapelle. Der Aufſeher verweigerte uns ſehr ernſthaft den Eintritt, weil Fray Gerundio und Tirabeque drinnen wären. Fray Gerundio iſt der Name eines ſehr beliebten politiſchen Journals, welches ein Advokat, Don Modeſto Lafuente, vom Standpunkt eines erklauſtrirten Mönches und eines Laienbruders, genannt Tirabeque, ſchreibt. Don Modeſto war nun wirklich in der Kapelle, und der gute Sakriſtan hat ihn dermaßen mit ſeinem Journal identifizirt, daß er nicht nur von Fray Gerundio's Anweſenheit ſteif und feſt überzeugt war, ſondern auch an Tirabeque's Exiſtenz und Anweſenheit glaubte. Journaliſten ſind zwar heut zu Tage die einzigen literariſchen Sommitäten — Vaudevilliſten vielleicht auch — doch ſo weit bringt es wol ſelten einer, daß das Volk meint, ſeiner hochheiligen Perſon dürfe ſich kein andrer Menſch nahen, und die Stätte, wo er ſich befinde, ſei ein gefeyter Zauberkreis. Indeſſen ließ ſich der Sakriſtan denn doch belehren, dem ſei nicht alſo, und dieſelben Mauern umfingen uns und Spaniens beliebteſten Publiziſten, ein Glück, das ich höchſt gleichgültig hinnahm. Ich liebe nicht den Journalismus; ſtatt die Leute zu belehren und aufzuklären, wie das ſein Zweck ſein ſollte und wie er auch immer prahlt, verdummt er ſie, indem er ſie daran gewöhnt ihre Meinung nicht ſowol aus eigenen Anſichten und Erfahrungen herauszubilden, als vielmehr ſie fix und fertig aus einem Journal herauszuſchöpfen. In Nizza war ein Mann, der uns jeden Abend die Früchte ſeiner Morgenlectüre in der gazette de France auftiſchte. Tags darauf, wenn wir die Zeitung bekamen, fanden wir ganze Phraſen wieder, welche er ſich Wort für Wort eingeprägt hatte. Er war übrigens ein charmanter Mann, aber es mochte ihm an Zeit, Luſt, Fähigkeit, was weiß ich! gebrechen, um über die Legitimität nachzudenken, und ſo fand er denn die gazette de France höchſt bequem. So geht es den meiſten Menſchen; unbeſtimmte Anſichten ſchwirren ihnen chaotiſch durch den Kopf: ſie ſind ariſtokratiſch, revolutionär, legitimiſtiſch ꝛc ꝛc, je nach ihrem Stande, ihrer Erziehung, ihrem Vortheil, ihren Wünſchen, ſo ins Blaue hinein, tief und hoch darüber nachzudenken iſt nicht ihre Liebhaberei; o Wonne! da fällt ihnen ein Journal in die Hand, welches ſie gänzlich dieſer Mühe überhebt und ihnen obenein die gehörige Schlag- und Stichworte ihrer Partei einprägt — und nun bilden ſie ſich ſteif und feſt ein, ſie hätten eine Meinung, während ſie doch nur eine Zeitung haben. Was nun Fray Gerundio betrifft, ſo hab' ich noch nicht irgend eines ſeiner Blätter bekommen können. Ich höre, er ſoll im Volkston und oft ſehr witzig alle Zuſtände, alle Ereigniſſe, alle Sommitäten die Revue paſſiren laſſen, allgemein geleſen werden, und ſeinem Herausgeber, der gar keine Mitarbeiter haben ſoll, ein bedeutendes Vermögen erwerben. Durch Proceßführung würde ihm das auch ohne Zweifel gelingen, doch auf eine weniger amüſante und die Eitelkeit befriedigende Weiſe. Es iſt zu bemerken, wenn auch nicht zu verwundern, daß, wenn ſich ein Land in der Gährung zwiſchen alten und neuen Zuſtänden befindet, die Advokaten herzutreten, um das Recht zu ſprechen und jedem Theil das Seinige zuzuſtellen. Gott behüte das edle Spanien vor einem advocatus diaboli, wie Robespierre es war! Am Tage unſrer Ankunft hier in Granada ſoll eine Emeute ſtatt gefunden haben wegen des Zolles für die Einfuhr an den Stadtthoren: ſie muß aber nicht bedeutend geweſen ſein, denn nirgends ſahen wir Patrouillen auf den Straßen, oder geſchloſſene Kaufläden, oder Spuren von Unfug, und die Promenaden wimmelten von Spaziergängern. Heute erwartet man eine zweite und die Wachen ſollen verſtärkt ſein: wir gingen ſchon heute früh um ſechs Uhr, und dann wieder um zehn auf die Alhambra, wo man die ganze Stadt überſieht, doch nirgends eine Volksbewegung! ich würde recht gern eine erleben — wenn ſie nämlich ohnehin vorfällt. Das Volk ſieht ſo ganz und gar nicht aus, als ob es ſich für Revolution irgend einer Art intereſſire; die letzten Kriege haben in Andaluſien keinen Anklang gefunden! es machten wol Generale einen Streifzug heran oder hinein, doch keinem gelang es ſich feſtzuſetzen oder eine große Partei zu gewinnen. Man iſt gleichgültig, denn man weiß ſehr gut, daß der Krieg nicht für die Aufrechthaltung eines großen Princips, oder zum Beſten des Landes geführt wird, ſondern für den Vortheil Einzelner. Bei uns ſtellt man ſich die Spanier vor, wie vom glühendſten Fanatismus beſeelt, feurig den liberalen Fahnen folgend, oder blindgläubig dem Kreuz, das ihnen ihre Prieſter vorhalten. Ach Gott, welch ein Irrthum! ſo gründlich, wie hier, iſt nirgends die Prieſtermacht gebrochen! ſie liegt ganz, aber ganz und gar am Boden, man tritt ſie mit Füßen oder geht gleichgültig über ſie hinweg; wo ein Spott zu machen, eine Verachtung zu bezeichnen, ein Widerwille auszudrücken iſt, da geht es über die Mönche her. Ich habe auf der Straße noch nicht einen einzigen Geiſtlichen erblickt, und die Leere der Kirchen iſt ſchauerlich für ein katholiſches Land. Nein! die Prieſter begeiſtern hier nicht mehr! und was den Liberalismus betrifft, ſo ſcheint mir, daß man Eſpartero's Regentſchaft hauptſächlich deshalb wünſche, damit er mit der Armee, die ihm ſehr ergeben iſt, die revolutionäre Partei zerbreche. Das Revolutioniren wird in Frankreich nicht aufhören, denn jeder Einzelne iſt wie beſeſſen von Eitelkeit, von dem unauslöſchlichen Drang en scène zu ſein. Ehedem war nur der franzöſiſche Adel damit behaftet und damals gab es nur einen Schauplatz für ihn: den Hof. Seit der Revolution graſſirt dieſe Influenza durch alle Stände, und hat ihren Schauplatz in den Kammern und in den Journalen aufgeſchlagen. Die Maſſe der ewig verwundeten und ewig unbefriedigten Eitelkeiten bildet den Sauerteig des modernen Revolutionismus. Mache jeden Revolutionär zum Miniſter, ſo iſt er ruhig, denn er meint nun zu glänzen! — Die Spanier ſind nicht von dieſer Eitelkeit behaftet, oder ſie nimmt eine andre Richtung bei ihnen; überdas iſt es in Spanien leichter ſie zu befriedigen: es hat keine Hauptſtadt, nach welcher Hunderttauſende drängen, ſondern jede Stadt hält ſich für ebenſo wichtig als Madrid, es hat keinen Luxus, kein Raffinement der Lebensgenüſſe, in denen Einer ſchwelgt, während Tauſende darben, durch die Einer ſtrahlt, während Tauſende verfinſtert ſind. So wenig Contraſte in den äußern Zuſtänden findet man gewiß nirgends! Ein Haus iſt wie das Andere, beſſer oder ſchlechter gehalten, mit oder ohne Fenſterſcheiben macht den Unterſchied — nicht Größe noch Pracht. Alle Welt geht zu Fuß, alle Welt iſt gleich gekleidet. Jeder Mann raucht ſeine Cigarre, jede Frau ſpielt mit ihrem Fächer. Vornehme und

Geringe leben äußerſt mäßig. Reiche und Arme haben dieſelben Vergnügungen, den Spaziergang nämlich und die Stiergefechte. Dazu kommt die große und ganz allgemeine Höflichkeit in den Manieren und die Verbindlichkeit und doch Traulichkeit in der Rede. Z. B. die Franzoſen und Italiener treten in ein Café oder Restaurant oder jeden öffentlichen Ort mit dem Hut auf dem Kopf; der Spanier grüßt immer die Anweſenden, und wenn ſie ihm wildfremd ſind, aus allgemein menſchlicher Artigkeit. Man wird beim Namen genannt, aber Du heißt nicht „Graf Hahn“ ſondern „Don Fernando“ — während doch die Anrede „Usted“ iſt, ein Wort welches „Euer Gnaden“ bedeutet und welches Du jedem Bauer, jedem Bettler geben mußt. Bei einer ſo wahrhaften und außerordentlichen Gleichheit findet die Eitelkeit wenig Nahrung und Spielraum. Auf das Effektmachen geht man hier nicht los — wol aber auf die Stellen, und dieſe Triebfeder iſt freilich überall dieſelbe. Jedoch, da der Bauer ſich ganz ſo gut dünkt als ein Miniſter oder General, ſo iſt die Jagd nach Stellen auf den Kreis derjenigen beſchränkt, welche mehr ehrgeizig und geldgierig ſind als ſtolz. Daher kommt es denn auch, wie ich vorhin ſagte, daß das Volk gar nicht revolutionäriſch ausſieht, ſondern gleichgültig und ernſt in der

Ruhe, und wenn es munter iſt, ganz ungemein fröhlich. Ach Liebſter! wohin bin ich gerathen! Bitte, nimm die Weitſchweifigkeit nicht übel. Aber das iſt nun ſo: das ſpaniſche Volk intereſſirt mich über alle Maßen, und man kommt immer auf dasjenige, was uns am lebhafteſten anſpricht, wenn man ſich auch vornimmt von etwas Anderm zu reden.

Wir ſind alſo noch immer oben auf der Plateform des Pavillons im Generalif wegen der Ausſicht auf die Stadt. Gewahrſt Du jene Kirche mit den vier herrlichen Säulen von Serpentin vor dem Portal? das iſt S. Juan de Dios, der ſpaniſche St. Vincent de Paula, einer von den Heiligen mit der glühenden, erbarmenden Menſchenliebe im Buſen. Er iſt geboren zu Monte Major in Portugal, 1495, und gründete den Orden des Hoſpitiums. Iſt es zu glauben, daß man das Kloſter, welches zu dieſer Kirche gehörte, mit allen übrigen 1835 aufgehoben, und das Hoſpital in ein Militairlazareth verwandelt hat? Ich finde, man hätte lieber jenes Kloſter drüben einziehen dürfen — ein vornehmes, wo nur „Marquesas y Condesas“ Zutritt haben, denn die Nonnen beſchäftigen ſich mit nichts, als die herrlichſten Confitüren zu kochen. Niemand ſchätzt dies Talent mehr als ich; doch will man die Klöſter nur ihrer Nützlichkeit wegen dulden, ſo ſcheint mir eins von barmherzigen Brüdern nützlicher als von kochenden Schweſtern — abgeſehen davon, daß Frauen von ſo entſchiedenen häuslichen Gaben, daß ſie ſich dem Kloſter weihen, um in Einſamkeit und Gottſeligkeit den Zuckerbäckern ins Handwerk zu greifen — auch in der Welt ſehr gut ihr Fortkommen finden, und ihren Männern äußerſt nützlich ſein dürften. Die „Marquesas y Condesas“ hätte man verheirathen ſollen: mit ihren Kloſtergütern ausgeſtattet, wäre das ganz charmant gegangen; die barmherzigen Brüder hätte man nicht verjagen ſollen. Es giebt zu viel Elende und Leidende auf der Welt, um nicht denjenigen ein Plätzchen zu gönnen, welche ſich mit der unglaublichſten Aufopferung der Linderung des Jammers widmen. Die Kirche S. Juan de Dios hat einen äußerſt prächtigen Camarin. Was das iſt? es iſt gleichſam ein Allerheiligſtes von Pomp, eine Kapelle mit einer wahren mosaique von Marmor, Vergoldung, Schnitzwerk in Holz und Elfenbein, Gemälden, Marqueterie, Spiegeln, von oben bis unten dick inkruſtirt. Geſchmackvoll? gar nicht. In der Mitte ſteht unter ſäulengetragenem Baldachin die ſilberne Urne mit den Gebeinen des Heiligen: jener ſoll ehedem auch von Silber geweſen, aber von den Franzoſen geraubt ſein. Ein Biſchof von Granada, Ortega, hat auf ſeine Koſten im vorigen Jahrhundert dieſen Camarin geſtiftet. Die Gemälde waren meiſtentheils kleine unbedeutende Miniaturen, und große häßliche Porträts von allen Königen, die der Ehre der Heiligſprechung theilhaft worden ſind. Im Kreuzgang des Hoſpitals iſt das Leben von S. Juan de Dios plump und hart in vielen Bildern gemalt. Mit den ſpaniſchen Gemälden kann und kann ich mich nicht befreunden! In dem aufgehobenen Kloſter S. Domingo iſt eine Gallerie von allen Bildern der hieſigen verſchiedenen Klöſter eingerichtet; nur die Cartuja hat ihre eigenen behalten; und ſieh! von allen hat ſich nicht ein Einziges mir eingeprägt. Das iſt ihre Schuld — nicht meine. — Ich habe ein Auge für die Schönheit. Mißverſteh' mich nicht! ich meine ſo: was für etwanige Vorzüge ein mittelmäßiges Bild haben mag — das kann ich Dir nicht expliciren; aber ob ein Bild ſchön iſt, das weiß ich immer. Vielleicht müßt' ich ſagen: ich hab' die Seele für die Schönheit; doch das klingt wol noch impertinenter. Genug, die Maſſe iſt ganz ſchlecht, ausgezeichnet keins, einzelne ſind ziemlich gut; in dieſen iſt beſtändig die Gruppirung das Vorzüglichſte, dann kommt die Perſpective, und zu allerletzt die Menſchengeſtalt. In ihr ſind die Hände am beſten. Ich ſage von den Bildern, wie vom ganzen ſpaniſchen Volk: viel Genie, wenig Bildung. Wie ſchlecht dieſe Gemälde aufgeſtellt und gehalten ſind, iſt gar nicht zu glauben! lange dumpfe Säle, keine Fenſter, nur Balkonthüren, die weder gehörig ſchließen, noch gehörig beleuchten und Staub und Feuchtigkeit eindringen laſſen, keine Rahmen oder hölzerne mit Oelfarbe, den Marmor nachahmend, angeſtrichen — es iſt eine Miſere! Wie der Zuſtand der Gemälde ſein mag, kannſt Du Dir abmeſſen; beſchmutzt, beſtaubt, geplatzt, droht ihnen völlige Zerſtörung, und es wäre auch nicht ſchade drum. Mit ganz beſondrer Andacht wurden wir in einen Saal geführt, in welchem die Statue der Donna Mariana Penella aufgeſtellt iſt, bis jetzt nur in Gyps, allein man hofft durch Sammlungen und freiwillige Beiträge die Summe zuſammen zu bringen, welche zur Ausführung in Marmor nothwendig iſt. Ich hoffe das Gegentheil, denn nie und nie, Fratello, hat die Sculptur ein ſolches Monſtrum geboren! durch eine ſolche Statue verewigt zu werden, iſt eine Art von Schmach! ich weiß wahrlich nicht, ob die Häßlichkeit die Lächerlichkeit übertrifft oder umgekehrt! Stell' Dir, bitte, folgende Statue vor: ein kleines unterſetztes Weiblein, maſſiv gegliedert, tüchtig geſchnürt, um die überquellende Fülle zu bändigen; darüber ein Kleid von ganz gewöhnlichem Schnitt mit kurzen Ermeln — und all' dieſe Enormitäten gekrönt durch einen dicken Kopf mit plumpen Zügen und mit zwei Lockenbüſcheln auf den Schläfen. Bis jetzt waren die Statuen St. Johannes Baptiſtas und des Heilands am Ponte molle in meinen Augen die gräulichſten Ausgeburten der Sculptur, nun entreißt ihnen Donna Mariana Penella die Palme! — Ach wie viel ſchöner, wie wahrhaft rührend iſt das Denkmal, welches ihr bereits errichtet iſt! ich ſpreche nicht von dem Marmorwürfel vor dem Theater, der ihre Statue tragen ſoll; aber der große wüſte Platz, dort am Ende der Stadt, zwiſchen dem Irrenhauſe und einer Kirche, das iſt der Richtplatz geweſen und da hat man auch Donna Mariana erhenkt. Auf der Stelle nun, wo dies geſchehen iſt, hat man ein ſchmuckloſes weißes Kreuz errichtet und der Tod einer Unſchuldigen hat gleichſam dieſe traurige Stätte geheiligt: der Platz dient ferner nicht zu Hinrichtungen. — Die Gemälde in der Cartuja ſind beſſer gehalten, und beinah alle vom Bruder Cotan an Ort und Stelle gemalt. St. Bruno und ſeine Karthäuſer werden darin verherrlicht und ihre Mirakel und Leiden dargeſtellt — mit gläubiger, aber dürrer Seele, mit einer ſtarren mönchiſchen Seele, in welche nie das Wetterleuchten der Liebe nie die Berauſchung der Schönheit gedrungen iſt. Mein Gott, wie anders malte Fra Angelico da Fieſole! Du kennſt die alte Sage: wenn Kinder im Schlaf lächeln, ſo kommt das, weil ſie mit Engeln ſpielen. Sehen Fieſole's Bilder nicht genau wie ſolche Kinder aus, unentwickelt, träumeriſch und ganz verklärt? ſein ganzes Leben war auch eine Gemeinſchaft mit Engeln — ich habe es ja wol im Jenſeits der Berge erzählt — und ſie wehten ihm auf ſilbernen Flügeln mit Lilien und Palmen ſüße Extaſen zu. Die fehlen ganz dem Fray Cotan! Alles iſt ſchwarz, ſtreng und ernſt bei ihm. Vielleicht war er nicht glücklich in ſeinem Kloſter! .... Ach, was geht das mich an? es iſt wirklich ein bischen albern, glaub' ich, immer die innern Schickſale der Menſchen aus ihren äußern Werken und Thaten heraus buchſtabiren zu wollen, denn bis zum geläufigen Leſen bringt man es doch nicht; dazu iſt die Schrift zu hieroglyphiſch. Die Kirche der Cartuja iſt ganz bunt von Marmor und kraus von Stuccatur; doch das Prächtigſte iſt die Sacriſtei mit ihren Thüren und Kleiderſchränken von der herrlichſten Marqueterie: Elfenbein und Perlmutter und Schildkröt in Mahagoni und Cedernholz eingelegt. Die Regierung hat ſich zwar beim Verkauf der Cartuja die Kirche mit Zubehör vorbehalten, allein kein Menſch bekümmert ſich um die Aufſicht, und ſo werden dieſe unſchätzbaren Herrlichkeiten verſchwinden — Niemand wird wiſſen, wie und wohin.

Ebenſo iſt es gegangen mit den Gebeinen des Gonzalez de Cordova „el gran Capitan.“ In der Kirche S. Jeronimo, die er gebaut hat, bezeichnet ein ſchlichter Stein vor den Stufen des Hochaltars ſeine ehemalige Grabſtätte. Grade als wir da waren, wurden die Ueberreſte ſeines Sarges zuſammengefegt; ob und wo die Aſche exiſtire, wußte man nicht genau. Bei der Aufhebung der Klöſter haben natürlich die Kirchen mitgelitten, ohne daß ſie, wie einſt in Frankreich, zerſtört oder ausgeplündert worden wären. Es iſt gleichſam ein Sturmwind durch ſie hingefahren; die Beter ſind vertrieben, die Andächtigen mitſamt der Andacht verſchwunden, die Meſſen verſtummt; ſie ſehen nicht einſam aus — ſondern öde. S. Jeronimo zeichnet ſich durch ſeine buntgemalten Holzfiguren aus. Die ganze Altarwand iſt mit Statuen von Heiligen bedeckt, und ſeitwärts knien Gonzalez und ſeine Frau. Ich liebe nicht das farbige Holz, es hat etwas Grelles und Hartes, aber die Arbeit iſt bewundernswerth! das Meſſer macht aus dem Holz, was der Meißel aus dem Marmor. Man ſieht ſehr viel Holzbildhauerei — denn dieſen Namen verdient ſie — in Spanien, doch fand ich noch keine, welche ſo angenehm, ſo gar nicht an Puppen erinnernd iſt.

Das iſt Alles! wir haben nicht mehr Kirchen beſehen. Sie gleichen ſich auch ſämmtlich, ſo wie ſich in Italien ebenfalls alle Kirchen gleichen, doch zwiſchen ſpaniſchen und italieniſchen iſt ein frappanter Unterſchied: jene meinen es ernſtlich, dieſe thun nur ſo. Spanien iſt die Heimath St. Dominico's, zu Calacerega iſt er 1170 geboren, und ſo wie hier, hat nirgends die Inquiſition Fuß gefaßt und geherrſcht; ſie erhielt das alte Dogma zu derſelben Zeit unangetaſtet aufrecht, als ſich die Jeſuiten in Italien bemühten es zu vertheidigen. Das ſieht man dort und hier den Kirchen an. — Ob ich Dir die Alcazeria als ein Gebäude oder einen Platz bemerkbar machen ſoll, weiß ich wirklich nicht! es iſt eine Agglomeration von kleinen Boutiquen unter einem Dach, aber zerſchnitten durch freie, ganz ſchmale Straßen, und ſtammt noch aus der mauriſchen Zeit her. Ein Stadttheil hat ebenfalls noch ſeinen mauriſchen Namen Albaicin erhalten, aber der alte berühmte Platz der Bivarambla, wo alle Feſte begangen wurden, wo alle wichtigen Ereigniſſe vorfielen, iſt nicht ſo glücklich geweſen, und heißt jetzt Plaza de la Conſtitucion. Aber ich meine, die Bivarambla wird die Conſtitucion um ein Erkleckliches überdauern, obgleich ſie momentan verdrängt iſt.

Und nun, Contino, da wir doch einmal oben ſind, und nie wieder herauf kommen werden, ſieh Dich ein wenig im Generalif um, welches einem genueſiſchen Kaufmann gehört. Dort ſtehen die uralten rieſigen Cypreſſen, unter denen Königin Zorayde dem geliebten Abencerragen nächtliche Zuſammenkünfte gab; — denn ich muß Dir aufrichtig geſtehen, ſeit ich das Porträt vom Rey Chico, den wir Boabdil nennen, geſehen habe, glaube ich gern, daß der armen Königin ein andrer Mann beſſer gefallen mogte. Aber was in aller Welt ging das den ſpionirenden Gomar an? Er war ein ſchwacher Mann, der arme Boabdil! ſeine ſtolze Mutter Aira ſagte zu ihm: „O weine wie ein Weib über den Verluſt einer Krone, die Du nicht wie ein Mann vertheidigen konnteſt;“ — als er nach der Uebergabe von Granada weinend über das Gebirge nach dem Meere zog, um ſich nach Afrika einzuſchiffen. Wir lieben nicht weinende Männer. — Der Garten iſt gewiß für Liebende: klein, ganz hoch, ganz ſtill, Myrtenlaube, Lorbeerberceau, dunkel und verſchwiegen und traulich; kühle Fontänen, deren Geplätſcher das Liebesgeflüſter zudeckt; — was half es? der Verrath, der Neid, der Haß wachten dennoch und ſtörten geſchäftig das heimliche Glück, „weil Leid denn immer ſüße Liebe trifft.“ So iſt nun mal die Veranſtaltung vom ewigen Schickſal getroffen! — Iſt dies nicht niedlich? Treppengeländer von Waſſer! fürchte nicht, daß die Stufen etwa von Luft ſein könnten, ſie ſind von Marmor; auf jedem Abſatz tanzt ein Fontänchen wie ein kleiner Elf. Und legſt Du die Hand auf die Baluſtrade, ſo huſcht die Nixe ganz kühl und bebende hinüber — denn ſie iſt zu einem winzigen Kanal umgeſchaffen. Hier iſt die Heimath des „Sommernachtstraumes!“ ganz und gar! ein Bübchen drei Jahr höchſtens alt, das kaum laufen konnte, brachte mir Blumen, empfing höchſt ernſthaft ein Geldſtück, betrachtete es und ſteckte es gelaſſen in ſeine Taſche. Haſt Du je ein Kind Geld in die Taſche ſtecken ſehen? ich nie! es ſieht übernatürlich komiſch aus, ſuperverſtändig. Das Bübchen iſt ein Zettel en herbe, das nach Diſteln ſchreien wird, wenn ihm je Titania die Eſelsohren ſtreichelt. — Ade, ade, Gräflein! ich muß nur ganz plötzlich abbrechen, denn die Sonne beginnt zu ſinken, und wir wollen ihren Untergang von der Torre de la Vega ſehen, und zum letzten Mal auf die Alhambra gehen!

Neunzehnter Reiſebrief.

Cadiz, 16. Mai 1841.

Eine große Pauſe, liebſte Mutter, in meinen Briefen! das macht die Rückreiſe von Granada nach Malaga und dann die Fahrt hieher. Aus Malaga hätte ich Dir wol ſchreiben können, denn wir hatten zum Glück vier und zwanzig Stunden Zeit, um uns von den Püſſen und Stößen zu erholen, die wir in reichlichem Maaß in unſrer Karroſſe genoſſen hatten; da aber die Rückfahrt genau ſo gemacht wurde wie die Hinfahrt, ſo wäre der Brief für einen ſpaniſchen zu mager geweſen. Nun will ich nachholen, damit Ihr hübſch au courant bleibt! — Der letzte Abend in Granada war noch gar angenehm. Wir ſahen die Alhambra voll fröhlicher Menſchen. Eine große Geſellſchaft Einheimiſcher hatte dort zu Mittag gegeſſen, und tanzte, bis es finſter wurde in dem Saal de los embajadores. Einer unſrer Reiſegefährten, der am Nachmittag auf die Alhambra gegangen war, wurde ſogleich freundlichſt eingeladen am Tanz Theil zu nehmen, und hatte ſich herrlich amüſirt. Es iſt unmöglich anmuthigere Manieren zu haben, als dieſe Menſchen — durchgehends: denn dies waren nicht Leute wie die Gärtnerfamilie in der Cartuja, ſondern aus der guten Geſellſchaft, wie wir zu ſagen pflegen, um den ſteifen, langweiligen, preziöſen, unbeholfenen Kreis zu bezeichnen, in dem wir leben. Ich habe die Deutſchen immer von verzweiflungsvoller Hölzernheit gefunden; wie ſie mir nun vollens jetzt vorkommen werden, davor ſchauert mich. Alle Männer trugen andaluſiſche Jäckchen und Hüte — ein Paar Offiziere ausgenommen. Als ſie in die Stadt zurückkehrten, gingen wir mit ihnen, um die patriotiſche Hymne zu hören, die ſie ſangen. Uebrigens war weder die Muſik noch der Geſang derſelben angenehm: wenn man bei uns ſo ſingen würde, ſo klänge es ganz gewiß ſehr viel reiner und ſchöner: aber man ſingt nicht ſo bei uns! welch ein Scandal zu ſingen auf öffentlicher Promenade, unter Gottes freiem Himmel, ungenirt wie ein Vogel! Studenten dürfen ſich höchſtens einen ſolchen Exceß von Munterkeit erlauben — ach, und vielleicht bewahrt auch niemand bei uns über die Studentenjahre hinaus den dazu gehörenden fröhlichen Sinn. Wie dem nun ſei! ich finde einen Zuſtand der Geſellſchaft beneidenswerth, in welchem es erlaubt iſt ſich auf die allereinfachſte Weiſe zu amüſiren, zu tanzen in der andaluſiſchen Jacke nach dem Gekratze einer alten Geige, und zu ſingen ohne am Flügel einen Kreis andächtig gelangweilter Zuhörer zu haben. Ich kann gar nicht aufhören mich über die leichten Formen des ſpaniſchen Lebens zu verwundern, um ſo mehr, da wir uns ganz das Gegentheil vorſtellen. Vielleicht in Caſtilien, vielleicht am Hof und noch dazu am Hof von ehedem, mag man den Sitz der ſpaniſchen Etikette, der Häufung ſchwerfälliger Formen finden; hier gewiß nicht. Ich kann mir auch gar gut vorſtellen, wie das gekommen. Die Könige aus dem Hauſe Oeſterreich, die drei Philipps mit den engen Herzen, den ſtarren Geiſtern, dem despotiſchen Willen — und ſpäter gar die aus dem Hauſe Bourbon, mit Begriffen ihrer Zeus-Aehnlichkeit à la Louis XIV., fühlten ſich beeinträchtigt in ihrer Würde, in ihrem Anſehen zwiſchen dieſem Volk von Caballeros, und ſammelten, um es fern zu halten, die undurchdringlichen Wolken der Etikette um den Olymp ihres Thrones. Da ſie beſtändig in Madrid und in den umliegenden

Luſtſchlöſſern lebten, ſo nahm die Reſidenz und wahrſcheinlich auch ganz Caſtilien die Färbung an, welche dem Monarchen wohlgefiel. In ſeiner Umgebung, ſeiner Nähe folgte man dem Impuls, den er gegeben; doch je ferner vom Thron, um deſto weniger. Die Ringe werden immer ſchwächer, die ſich um den ins Waſſer geworfenen Stein zingeln, und plump wie dieſer Stein auch geweſen ſein möge — die Sierra morena ſcheint ſeinen Einfluß gebrochen zu haben. Ich denke, das iſt großentheils noch Wirkung des orientaliſchen Blutes. Wir ſtellen uns zwar immer den Orient als den Sitz des Despotismus und knechtiſcher Unterwürfigkeit vor, weil wir dabei an die Türken, die Sultane und Mehmed Ali ꝛc. denken; allein die Araber waren nicht träge und apathiſch, wie die Türken es im Lauf ihrer ſtagnirenden Zuſtände geworden ſind, ſie waren ſtolzer, lebhafter: ihrer Wüſtenfreiheit eingedenk hatten ſie das Bewußtſein der Gleichheit; daher ihre außerordentliche Höflichkeit gegen Jedermann, ihre Gaſtfreiheit, ihre Frugalität in den Bedürfniſſen des Lebens. Und eben dies, mein' ich, iſt aus dem orientaliſchen Blut in das andaluſiſche übergegangen und hat ihm eine leichtere Miſchung gegeben. A propos von Blut! wie in Venedig das „sangue blue,“ ſo iſt in Spanien „sangre azul“ die Bezeichnung für die höchſte Vornehmheit. Dort bedeutet es die ganz alten ins goldne Buch eingetragenen Familien; hier diejenigen, welche keinen Tropfen jüdiſchen Blutes in ihrem Stammbaum haben; und das ſollen ſehr wenige ſein. Die ſpaniſchen und portugieſiſchen Juden gelten wiederum zwiſchen ihres Gleichen in andern Ländern für den hohen Adel, ſo daß die reichſte Jüdin in Deutſchland, Frankreich ꝛc. mit Freuden den ärmſten Juden von jener Abkunft heirathet. Wo doch die Ariſtokratie ſich hingeflüchtet hat! Dies hat mir Jemand erzählt, der ſelbſt von jüdiſch-ſpaniſcher Familie iſt.

Feſtlich durch ihre ſeltne Schönheit und ihren lieblichen Frühlingsſchmuck empfing uns die Alhambra; feſtlich durch ihr frohes Volk mit Tänzen und Geſängen, entließ ſie uns. Ich habe manche ſchöne Stätten der Erde geſehen, und einige ſchönere: keine, welche einen ſo vollkommnen Eindruck von glanzvoller Heiterkeit machte, als Granada. Iſt es dieſe anmuthige Alhambra, iſt es die anmuthige arabiſche Geſchichte ganz voll ſchöner Frauen, tapfrer Ritter, ſüßer Lieder und tiefer Weisheit, iſt es die anmuthige Jahreszeit, die wir mit ſeltenem Glück getroffen haben; genug, Granada und der Mai — der ächte, von dem alle Dichter ſingen und den ich hier erlebt habe — ſind meiner Erinnerung für immer wie Eins und daſſelbe eingeprägt. Und nicht ich allein bin entzückt! es ſind vier Herren mit mir, verſchieden von Geſchmack, Alter, Geſinnung, von Allem, was die Menſchen verſchieden macht: Alle ſind bezaubert. Granada allein verdient die Reiſe nach Spanien! — Dies kannſt Du übrigens in doppelter Bedeutung nehmen, fällt mir ein, und meinen, daß ich ſagen wolle: nichts außer Granada verdiene die Reiſe. Ich wollte ſagen: und wenn in Spanien nichts wäre als Granada, ſo wär' es der Reiſemühen werth. — Von der Rückfahrt giebt es nichts zu erzählen, als daß ſich der verlorne Nachtſack allerdings in Loxa vorfand, aber eine Nath war aufgeſchnitten. Unbefangen ſagte der Majoral: der Finder habe ſehen wollen, was darin ſei. Die Kleidungsſtücke mußten nicht nach ſeinem Geſchmack geweſen ſein, denn es fehlte nichts davon, hingegen Seife und Pommade; und mit abermaliger Ungenirtheit wurde geſtanden, die Mädchen im Gaſthof hätten dieſe angenehmen, duftenden Sachen verbraucht. Ich bin ein wenig verlegen, welcher Miſchung des Blutes ich dieſe etwas ſchwankenden Begriffe über den Beſitz zuſchreiben ſoll, Herzensmama! ich denke — den Zigeunern! und ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht allzu ſehr über mich luſtig machen, da ich es ſelbſt thue. Am Abend des zweiten Tages langten wir wohlbehalten in Malaga an, nachdem ſchärfere Augen als die meinen oben vom Gebirge herab die Küſte von Afrika ganz deutlich geſehen. Die Vegetation um Malaga iſt ungleich ſüdlicher als jenſeit der Sierra nevada, und für uns Nordländer iſt es doch ſtets von neuem ein Vergnügen den langen Blüthenſchaft der Aloe, die Pelargonienhecken mit purpurfarbenen und violetten Blumen, und die Granatenbüſche mit ihrer kleinen feurigen Fackel im zarten Laube, ſo am ſtaubigen Wege ſchöner als in unſern Treibhäuſern gedeihen zu ſehen. Der Phénicien war bereits im Hafen von Malaga eingelaufen, gönnte uns aber, wie ich ſchon ſagte, vier und zwanzig Stunden Zeit, worüber ich ſeelenfroh war. Man muß ſich doch beſinnen dürfen, doch in Gedanken überblicken und ordnen, was man geſehen hat! ich mag ſehr gern raſch fahren, doch nicht raſch reiſen. In Malaga hörte ich zu meinem großen Bedauern, daß ich eine kleine Emeute verſäumt hatte. Zu dieſem Vergnügen kann ich gar nicht gelangen, denn in Granada gab es keine am letzten Abend, und es gehört doch eigentlich zu Spanien — grade wie die Räuber, von denen ich auch nur reden höre. Es ſcheint, als ſolle ich in Spanien nichts ſehen, als Schönes. — Am neunten, um halb zehn Uhr Abends, lichtete der Phénicien die Anker, ein unangenehmes, knarrendes, wackelndes Dampfſchiff, das ſchwache Maſchinen und die unausſtehlichſte zitternde Bewegung von der Welt hat. Es ſoll aber bei Weitem das beſte zwiſchen Marſeille und Cadiz im Sommer ſein; denn die großen Dampfſchiffe, zu denen der Amſterdam gehört, machen nur in den Wintermonaten dieſe Reiſe, und im Sommer die von Havre nach Petersburg. Für das mittländiſche Meer iſt außer dem Phénicien nur die ſpaniſche Dampfſchiff-Compagnie, und zu der hat man noch weniger Vertrauen, weiß der Himmel, ob mit Recht! — Als ich mich der Damen-Cabine näherte, hörte ich ſchon ein höchſt verdächtiges Concert darin, und richtig! ſie wimmelte von Kindern, wie ein Neſt von jungen zwitſchernden Vögeln. Es waren freilich nur drei Kinder — ſehr wenig für eine engliſche Familie — wüßteſt Du aber, wie eng dieſe Cabine iſt, und bedenkſt Du, daß eine Mama und zwei Bonnen ihnen beigeſellt ſind, ſo wirſt Du den Ausdruck wimmeln nicht übertrieben finden. Nun, meine ſpaniſche Campagne bietet mir außer ihren vielen Annehmlichkeiten auch eine an, die ich gar nicht zu würdigen weiß, nämlich die Gelegenheit, mich von meinen kleinen Gewohnheiten zu entwöhnen. Auf der Reiſe nach Granada und in Malaga, mußt' ich beſtändig wegen

Mangels an Raum mein Zimmer mit meiner Kammerjungfer theilen — auf dem Phénicien gar in einer fremden Kinderſtube ſchlafen! il faut passer par là. — Die Nacht war kurz, die Fahrt glücklich, der ſtarke Oſtwind günſtig und Gibraltar um vier ein halb Uhr früh erreicht. Dieſer Wind, der uns den Spaß verſchaffte die Affen auf der Weſtſeite des Felſens zu ſehen, wohin ſie nur durch ihn getrieben werden, ſammelte ſo viel Wolken und machte die Atmoſphäre ſo trübe, daß wir die Küſte von Afrika nur undeutlich ſchimmern, und von den zwei Säulen des Hercules nur die europäiſche ſahen. Am Fuß des uralten, finſtern kahlen Felſens von Calpe liegt Gibraltar, und bietet ihm ſeine ſaubern Straßen, ſeine niedlichen Häuſer, ſeine Gärten, Villen, Blumen und Promenaden demüthig an, wie ein Opfer, um den drohenden Tyrannen zu verſöhnen und mild zu ſtimmen. Wirklich, ich kenne wenig Orte, die ſo merkwürdige Contraſte bieten, wie Gibraltar. Eine kleine freundliche Stadt, in der man auf den erſten Blick nichts, aber auch gar nichts von dem gewahrt, was zu einer Feſtung gehört, keine Citadelle, keine Forts, keine Thürme, nur eine niedrige, aber allerdings ſtark mit Kanonen beſetzte Mauer, und die doch die uneinnehmbarſte Feſtung der Welt iſt, weil der Felſen ſelbſt Citadelle und inwendig wie ein Maulwurfshügel durchgraben und mit Kanonen geſpickt iſt. Dieſer kahle heiße Felſen, auf den die Sonne mit ſolcher Gewalt prallt, daß die Stämme einer kleinen Palmengattung, Palmita genannt, ſchwarz verkohlt ſind, und daß man im Julius und Auguſt nicht um Mitternacht die Hand auf eine Kanone legen kann — hat an ſeinem Abhang, wenn auch nur bis zur Höhe von ein Paar hundert Fuß, die friſcheſten Gärten mit einer Fülle der ſchönſten Blumen, der ſchattenreichſten Bäume: den Arbre de Judée mit ſeinen pfirſichblütfarbenen Blüthen, den Bella-sombra, ſo genannt wegen ſeines reichen vollen Laubes, den Korallenbaum, der mit glänzend hochrothen, ſchotenförmigen Blüthen bedeckt, und noch ohne Blätter war: Hecken von Pelargonien, prangend im feurigſten Email: Bäume und Büſche von Roſen, kletternden, rankenden, tauſendfarbigen: und ich weiß nicht was Alles für fremdländiſche Geſträuche, für Produkte einer Zone, die mein Auge nie geſehen! Es kam mir ſo fremd, ſo bewundernswerth, ſo feenhaft vor wie eine Balletdekoration. Da ſieht man auch ſolche Zaubergärten aus Nebel und Wolken emporſteigen, und dann verſchwinden ſie urplötzlich und machen den finſtern Hölen der Unterwelt Platz. Und grade ſo könnte das hier auch kommen, wenn Gibraltars dreizehn hundert Kanonen einmal ihre Rachen öffnen, und der Felſen ſeine verborgenen Flammenſchlünde, wie ein Vulkan, ausdonnern müßte. Was Ausdauer und Fleiß, Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft nur leiſten können, iſt hier geleiſtet worden, und der Menſch hat alle Elemente beſiegen [illegible] und glorreich beſiegt, um feſten Fuß auf einem Felſenabhang zu faſſen, der zugleich von der Sonne und von ihrer Reverberation im Meer verbrannt zu werden droht. Und neben dieſen Triumphen des menſchlichen Willens, die man anzuſtaunen und zu bewundern nicht müde wird — wofür intereſſirt man ſich aufs Lebhafteſte? wonach ſpäht, fragt, guckt man? — nach den Affen, liebe Mutter! nach den Affen, den einzigen wilden in Europa, denn zahme giebt es überall genug. Sie ſehen recht drollig aus, ſo in der Freiheit. Im Käfig der Menagerie ſah ich ſie nie ohne Abſcheu, wegen ihrer karikirten Menſchenähnlichkeit und wegen der zuckenden Haſt ihrer Bewegungen, welche wie Krankheit oder Deſperation, durch die Gefangenſchaft erzeugt, ſich ausnahmen. Hier, in wilder toller Freiheit, haben alle dieſe Capriolen, Sätze und Purzelbäume etwas unglaublich Luſtiges. Bald herzen ſie ſich, bald prügeln ſie ſich, da ſetzt ſich eine zärtliche Familie zuſammen ins Gras, und Papa und Mama ſäubern das

Kind unter heftigen Liebkoſungen von unbequemen Thierchen; dort jagt eine ganze Heerde ſpornſtreichs die ſteile Wand hinauf und herab; hier ſitzt einſam ein grauer Alter und blickt wie ein Weiſer auf die Thorheiten der jungen Welt herab, oder eine zärtliche Mutter trägt ihr Kleines auf dem Rücken aus dem Getümmel. Wovon ſie leben, weiß man gar nicht! da wachſen keine Früchte, keine Wurzeln — nur allerlei Gräſer. Und eben ſo auffallend iſt es, daß man nie und nie einen Leichnam gefunden hat. Kurz, ihr Leben und ihr Tod auf dieſem Felſen iſt mirakulös. Was ſpreche ich aber von Affen! ich könnte doch wahrlich von Menſchen ſprechen, denn ſie ſind hier ebenfalls ſo, wie nicht überall — verſchieden an Race, an Kleidung, an Sprache, bunt zuſammengewürfelt — wiederum muß ich ſagen: wie im Ballet durch den Zauberſtab einer Fee, denn in der That nur da ſieht man auf einem Fleck ſolche Menge eigenthümlicher Trachten. Da wandelt der ernſthafte Maure aus Tanger oder Tetuan, mit dem majeſtätiſchen Turban, dem buntfarbigen Kaftan oder dem weißen Haik, und den gelben Pantoffeln an den nackten Beinen. Da eilt geſchäftig der Jude vorüber, im ſchmutzigen Kaftan, mit Käppchen und Pantoffeln von ſchwarzem Leder, wie er überall, wo Muſelmänner leben, ſie tragen muß.

Da geht der engliſche Soldat in ſeiner ſchönen Uniform wohl gekleidet, gut gehalten, friſch von Antlitz, tüchtig von Haltung: da der Andaluſier, bunt wie ein Colibri, die ſchöne Geſtalt wolgefällig präſentirend, mit feurigen Augen nach allen Weibern ſchauend: da der derbe Matroſe im buntgeſtreiften Hemd, einen Foulard um den Hals, das blanke lakirte Hütchen auf einem Ohr: da der Bergſchotte, der maleriſchſte von Allen — wenn er nicht Soldat wäre! urtheile ſelbſt! zu dem kurzen ſchottiſchen Rock, der von den Hüften bis ans Knie reicht — zu dem Plaid, den er halb als Mantel, halb als Schürze über die Schulter knüpft — zu der dreizipfligen Patrontaſche von Pelzwerk vorn vom Gürtel herabhängend — zu den weiß und hochroth gewürfelten Strümpfen, die mit hochrothen Bändern um die Mitte der Wade befeſtigt werden — zu den tief ausgeſchnittenen Schuhen mit großen Schnallen — zu Gabel und Meſſer im Strumpfband — zur befederten Pelzmütze — zu nackten Beinen — zu Allem, was ungenirt, bequem, leicht, und maleriſch ausſieht, trägt er eine ganz gewöhnliche rothe Uniform, bis ans Kinn verknöpft, deren Schöße ungeſchickt über ſeinen faltigen flatternden Rock herabfallen. Auch verſchiedene Frauen miſchen ſich in das bunte Gemälde, und machen es noch lebendiger.

noch beweglicher: denn neben der kleinen Andaluſierin, die zierlichen Schrittes mit ihrer Mantille einhertrippelt, gehen die Weiber von der Inſel Menorca im feuerfarbnen Mantel mit breiten Streifen von ſchwarzem Sammt beſetzt, und den kleinen runden Capuchon dicht um den Kopf gezogen, während triſte engliſche Bonnen mit tiefem Strohhut und langen Schritten daherziehen, von reizenden, friſchen, ſchneeweiß gekleideten engliſchen Kindern umgaukelt. Wie das Alles munter, raſch und thätig durch einander geht! auf tauſend Meilen wähnt man ſich fern von Spanien! das Leben iſt mühſelig genug: der Boden erzeugt nichts, oder vielmehr es giebt keinen Boden, und die Bedürfniſſe müſſen doch einigermaßen befriedigt werden. Auch der Dienſt ſoll ſchwer ſein, unerhörte Wachſamkeit erfordern. Die engliſchen Militairs gehen nicht gern nach Gibraltar, und das begreif' ich ſehr gut, denn die ganze Exiſtenz hat dort etwas Faktices! unerhört merkwürdig, um einen Tag — aber zu merkwürdig, um einige Jahre da zu leben: abgeſehen von den läſtigen Beſuchen, welche das gelbe Fieber zuweilen macht. Die engliſchen Soldaten ſollen noch mehr als die Offiziere Widerwillen gegen Gibraltar haben, und ich habe Geſchichten von Deſertionen oder von Verſuchen dazu gehört, von meilenweitem Schwimmen, von Ueberklettern des Felſens, die mich ſchwindlich machten vor Grauſen über die Tollkühnheit. — Uebrigens mußt Du Dir den Felſen von Calpe nicht wie eine Säule vorſtellen, ſondern etwa wie einen Fuß: er hat ungefähr ſolche Form. Welcher Bergkoloß mag es geweſen, und wohin mögen die übrigen Trümmer ſeiner granitnen Glieder geflogen ſein? hing er mit der Sierra von Ronda, oder mit dem afrikaniſchen Abyla zuſammen? und haben die Urfluten ihn abgeriſſen, und ihn dort durch ein Meer von Sand — hier durch das Weltmeer von ſeiner ehemaligen Kette getrennt? Wie dem nun ſein möge! gleich einer Klippe ſchießt dieſer Felſen von Calpe urplötzlich vierzehn hundert Fuß hoch aus dem Meer empor, und hat keine andre Verbindung mit der Erde, als eine ſchmale ſandige Landzunge, welche ſich an der Bucht hinzieht, wo die Städtchen Algeſiras und San Roque liegen. Wir ritten den ganzen Felſen hinauf. Seit einiger Zeit zeigt man Ausländern nicht mehr die unterirdiſchen oder unterfelſiſchen Feſtungswerke, dieſe Gallerien und Säle, hell und luftig, wie zu einem Feſt eingerichtet, und dabei ſo unüberwindlich ſicher. Indeſſen der Oberſt erwirkte uns die Erlaubniß, und friedliche Eſel trugen uns auf ſichern Wegen im Zickzack bis dahin, wo Felſenthore die Gallerien ſchließen, und Schildwachen die Unberufenen abweiſen. Wenn dies nicht die Citadelle des Gottes Mars ſelber iſt, ſo weiß ich's nicht! Ehrenbreitſtein und Franzenshöhe bei Brixen ſind gewiß enorme Feſtungen, man ſieht's ihnen wol an, ſchon von außen, und nur wenn man drinnen iſt, wird man das Menſchenwerk gewahr; die Natur hat die Hauptſache gethan, darum werden auch ſchwerlich Menſchen etwas dagegen ausrichten können. Ach, wenn die Spanier je Gibraltar nehmen könnten! Doch wer nimmt heut zu Tage den Engländern etwas? läßt man ſie nicht nehmen, was ihnen gefällig iſt? ſchalten und walten ſie nicht nach Gutdünken auf dem Erdboden? O die Engländer! wenn ich ſie nicht liebte, ſo würde ich ſie haſſen! Weil ſie aber in meiner Zeit die Einzigen ſind, welche ſich nicht vor Revolution fürchten, und ohne zaghafte Rückſicht auf eine ſolche thun — ſo lieb' ich ſie. Die Franzoſen ſind das Volk des Wortes, wir des Gedankens, die Engländer der That. Wir ſind um ſo viel beſſer, rückſichtsvoller, menſchenfreundlicher, als der Gedanke reiner und feiner iſt als die That, und gleichſam in einer höhern Zone ſchwebt; doch ſtärker, muthiger — ich meine moraliſch muthig — zuverſichtlicher ſind die Engländer, und damit wird ein Volk groß. O, es wird dennoch fallen, das große England, aber, wie Rom, nachdem es die Welt beherrſcht hat. — Die ſüdlichſte Spitze des Felſens von Gibraltar, die punta de Europa heißt, iſt nicht der ſüdlichſte Punkt in Europa, wie man zu ſagen pflegt, ſondern Tarifa iſt es. Der Felſen iſt auch nicht ganz und gar von den Ingenieurs minirt, ſondern eine ſchöne Stalaktitenhöhle ſtellt ihre phantaſtiſchen Formen den regelrechten der Mathematik und Strategie gegenüber, und beide thun einander keinen Schaden. Sogar eine Ruine hat der Felſen aufzuweiſen, einen arabiſchen Befeſtigungsthurm aus Tariks Zeiten, und nirgends, mein' ich, kann eine Ruine ſo fremd ihrer Umgebung ſein als dieſe hier: — hier, wo jedes Haus, jeder Baum, ich möchte ſagen, jeder Grashalm das Gepräge ſorgſamer Erziehung und Wartung trägt. Dies alte einſame Gemäuer ſteht nun da ſeit mehr als elf hundert Jahren und erzählt die bekannte Geſchichte von der Vergänglichkeit menſchlicher Macht und Herrlichkeit, eine Geſchichte, die um ſo eindringlicher wird, je ſchlichter das Monument iſt. Die glänzende, thatenreiche Araberherrſchaft iſt längſt untergegangen; ihre Abkömmlinge irren als ächte Söhne Ismaels in der Wüſte umher; ihr Einfluß auf die europäiſche Bildung iſt vergeſſen, iſt durch neuere, überwältigendere Einflüſſe in Schatten geſtellt, und dieſer alte Thurm von ſchlechtem Material ſteht immer da, und ſieht allen Umwälzungen gelaſſen zu, ohne daß eine derſelben ihm ſchaden könnte. Er war Zeuge, wie die ſtolzen Gothen vor den feurigen Arabern ſanken und verſchwanden: wie das Khalifat zugleich im Orient und im Occident, gleich dem Blüthenſchaft der Aloe, in überraſchend kurzer Zeit emporſchoß, und flammenähnliche Blüthen trug: wie allmälig der Gegenſatz, der ſie einſt zerſtören und ihren verflatternden Saamenſtaub in ſich aufnehmen ſollte, ſich in den kleinen chriſtlich-ſpaniſchen Königreichen entwickeln; wie nach ſieben hundert ſieben und ſiebenzig Jahren — ob das nicht eine kabbaliſtiſche Zahl iſt — das Khalifat in Spanien den katholiſchen Königen, der Halbmond dem Kreuz weichen mußte: wie Columbus, der freudige zuverſichtliche Seefahrer, aus dem Hafen von Palos ausſchiffte, um eine neue Welt zu entdecken: wie die ſpaniſche Monarchie ſo groß wurde, daß in ihren Grenzen die Sonne nicht mehr unterging; und wie auf dieſen langen Tag eine lange Nacht folgte, die ſo grau, ſo ſternlos war, daß wiederum ein fremdes Volk kommen, und hier, auf derſelben Stätte, wo Tariks Thurm an dem Felſen klebt, ſeine Hütten, ſeine Gezelte aufſchlagen durfte, die vielleicht auch einſt nach elf hundert Jahren ein Monument von Englands Macht abgeben werden, während England ſelbſt eine verſchollene

Größe ſein wird. Dieſer Thurm iſt für mich eine Laterna Magica, unſcheinbar und unförmlich, doch voll wunderſamer, wechſelnder, dahinrauſchender Bilder. Ich ſagte vorhin, er ſei von ſchlechtem Material, und das iſt er im höchſten Grade, denn die Araber bauten nicht von Quadern wie die Römer, oder von Marmor wie die Griechen, oder von Backſtein wie wir, ſondern — ich bin ganz beſchämt es ſagen zu müſſen — von Lehm. Ja, ja, ſtell Dir vor! norddeutſche Lehmhütten und die Alhambra ſind von einem und demſelben Material! wie und womit man es zubereitet hat, um ihm die Feſtigkeit zu geben, welche allen Einflüſſen der Witterung trotzt, mag der Himmel wiſſen. Hier kann es wol von der Sonne gedörrt und gleichſam verglaſt ſein, aber das Klima von Granada iſt ganz anders, hat viel Regen und Feuchtigkeit und die großen Thürme ſtehen dennoch vollkommen erhalten da. — Gott, was bin ich weitſchweifig! Nimm es nicht übel, Herzensmama! Du haſt keinen Begriff davon, wie Alles in dieſem Lande, Großes und Kleines, Altes und Neues, durch und durch von dem verſchieden iſt, was wir gewohnt ſind zu ſehen, zu bereiſen, ja, zu denken. Wir ſind gleichſam herangebildet, um Italien und die Schweiz kennen zu lernen; wir werden von Kindesbein an mit ihrer Geſchichte, ihrer Kunſt, ihrem Volk, ihrer Natur vertraut gemacht; wir kommen zu ihnen wie zu alten Bekannten, und jedermann ſpricht vom Coliſeum und vom Montblanc lange bevor er ſie geſehen. Aber Spanien! wer weiß etwas von Spanien? kein Menſch! zwei oder drei ſind da geweſen, und noch dazu als Soldaten oder Kaufleute. Die Uebrigen wiſſen nur das, was in Büchern davon geſchrieben ſteht; und welches Buch iſt ſo glückſelig, zugleich einen tiefen Eindruck zu machen und ein klares anſchauliches Bild zu liefern. Hab' ich je gewünſcht gut zu ſchreiben — ich meine darſtelleriſch — ſo iſt es jetzt, um Euch mindeſtens ein winziges Theilchen der Emotionen wiederzugeben, der Ueberraſchungen, der Verwunderungen, die mich bei jedem Schritt und Tritt überrumpeln. Weil dies ein Boden iſt, den unſre Füße noch nicht platt getreten, ein Erdreich, das unſre Hände nicht umgegraben, ein Land, das unſre Künſtler und Gelehrten noch nicht zu ihrem Atelier und ihrem Studierzimmer gemacht — darum intereſſirt mich Alles, aber Alles: und vielleicht über die Gebühr, denn nicht Alles iſt ſchön, und noch weniger mag es angenehm ſein: — und darum bin ich auch noch nicht fertig mit Gibraltar. Sollte ich Dir kein Wörtchen ſagen von dem mauriſchen Magazin bei dem Herrn Meſſias, das nichts als afrikaniſche Waaren enthält? und ſo hübſche! Pantoffeln, Mützen, Taſchen, Pfeifen, Gürtel, feine Wollenſtoffe, Gold- und Silberſtickereien auf Sammt und Maroquin, fertige Kleidungsſtücke — nichts iſt in Europa gefertigt, Alles aus einem fremden Welttheil gekommen! und das merkt man ihnen auch an; die Pantoffeln z. B. haben einen ſo unbequemen Schnitt, daß ich nicht darin gehen konnte. Doch wenn ich auch auf die ſchönen goldgeſtickten Pantoffeln verzichtete, ſo ließ ſich Herr Meſſias dadurch nicht abſchrecken. Der Mann hat den Fion ſeines Gewerbes! dies Geſchwätz, dies Geplauder, dieſe Bereitwilligkeit, dieſe dienſtfertige Freundſeligkeit — wer kann dem widerſtehen? Keiner von uns konnte es. „Nein, nein! ſagte er, die Pantoffeln paſſen Ihnen nicht; Sie haben einen zu ſchmalen Fuß! aber der Haik wird herrlich paſſen, verſuchen Sie nur den Haik an.“ Und richtig! als ob ein Paar Pantoffeln und ein Haik eines und daſſelbe wären, kaufte ich ihn. Du weißt wol gar nicht, was das iſt, liebe Mutter? Kennſt Du einen Burnuß? nun, der Burnuß iſt ein von Pariſer Schneiderinnen zugeſtutzter Haik: der Mantel der mauriſchen Männer, von feinem Wollenſtoff, ganz weiß, mit einem Capuchon. Ich beſitze nun einen ächt afrikaniſchen Mantel, der nichts weniger als barbariſch, ſondern ſehr elegant ausſieht, und bedaure nur, daß es viel zu heiß iſt, um ihn tragen zu können. — Sollte ich Dir ferner nicht ein Wörtchen ſagen von den Südfrüchten, die ich in Gibraltar gegeſſen? nun endlich weiß ich, wie Datteln und Orangen ſchmecken — denn die kleinen dürren verſchrumpften Dinger, die man bei uns Datteln nennt und für eine große Delicateſſe gelten läßt, und unſre eſſigſauren, dickhäutigen Orangen, geben keinen Begriff davon. Dieſe Orangen ſind wirklich deliziös! ſie kamen aus Tariſa, oder aus Tetuan, ſind klein, haben eine Schaale, ſo dünn wie ein Apfel, faſt gar kein Fleiſch, und einen ſo feurigen, aromatiſchen, erquickenden Saft, daß mir immer ſcheint, ich hätte ein Glas Champagner getrunken -- ſo fein und geiſtig und unſtofflich ſind ſie! Solche Orangen kann bei uns nicht Kaiſer noch König eſſen, denn die Sonne des ſechs und dreißigſten Grades muß ſie reifen, und dann vertragen ſie den Transport in die Ferne nicht mehr. Der Mai iſt grade der Monat, in welchem ſie zu ihrer Reife gelangen, da ſie nun bei uns im Februar oder März anzukommen pflegen, ſo kann man ſich vorſtellen, wie unreif ſie ſind, wenn man ſie im Dezember und Januar vom Baum nimmt, um ſie zu verpacken. — Eßwaaren ſind wirklich das letzte, wovon man anſtändiger Weiſe ſprechen darf, und bis zu dieſem Punkt hab' ich Gibraltar ausgebeutet! Um ſieben Uhr Abends mußten wir auf unſerm krachenden Phénicien ſein, der noch um ein Bedeutendes heftiger krachte, weil das Meer ziemlich bewegt war. Er iſt ſehr lang und ſehr ſchmal, wie ein Fluß-Dampfſchiff gebaut, geht daher bei ſtillem Meer und gutem Wetter ſehr geſchwind, doch nicht von der Stelle, wenn es Wellen giebt. Es ſcheint, daß ich mich an die Seefahrten gewöhne, denn ich wurde nicht ſeekrank, und ſchlief um ſo beſſer, da die kleine Familie in Gibraltar bei der Großmama verblieben war, ein Ereigniß, über das die Großmama ſich nicht mehr freuen konnte als ich. So ſchifften wir denn durch die Meerenge, und aus dem mittelländiſchen Meer in den großen atlantiſchen Ocean hinein. Ja, ja! ein Heros hat zwar einſt hier die Grenzen der Welt niedergeſetzt; doch was kümmern wir uns um die unwiſſenden Einrichtungen der alten Heroen? wir haben Dampf, und wiſſen, daß wir pünktlich und ſicher morgen früh im Hafen von Cadiz einlaufen werden. Und ſo zog denn Deine Tochter ſchlafend und ſorglos, in tiefer Nacht, auf bewegten Wellen, auf dem Meerespfade dahin, den ein Halbgott des Alterthums für zu gefahrvoll hielt. Bei Cap Trafalgar ſind wir auch vorbei gekommen, wo Nelſon ſeinen letzten glorreichen Sieg gewann, und darauf, tödtlich verwundet, ſtarb. Ein ſchöner

Tod — ſo über die herrlichſte That des Lebens das Herzblut auszuſtrömen! — Heute früh um halb fünf Uhr waren wir auf der Rhede von Cadiz, ehedem der Sitz der Freiheit und des Reichthums, das der Napoleoniſchen Macht unerſchütterlich widerſtand, durch deſſen Straßen das Gold in Barren gekarrt: — und das ſpäter keine Silberflotten mehr in ſeinem Hafen, wol aber die ſiegende des Herzogs von Angoulème auf ſeinem Trocadero ſah. Das iſt doch gewiß ein ganz eigenes und demüthigendes Schickſal! — Die Anſicht von Cadiz iſt wunderlieblich, als wär' es aus lauter Villen zuſammengeſetzt: blendendweiße Häuſer, mit Miradors — das ſind Balkons durch Glasfenſter geſchloſſen — von oben bis unten, und mit Thürmchen von einer oder von zwei Etagen, um friſchere Luft und freiere Ausſicht zu genießen. Dazu die langen Alleen der Alameda am Meer, und in der Stadt ſelbſt eine Reinlichkeit auf den Straßen, Trottoirs zu beiden Seiten, Trottoir für die Maulthiere in der Mitte, auf jedem freien Platz ſchöne ſchattende grüne Bäume, eine glänzende Sauberkeit der Häuſer, Blumen, Papageien und Kanarienvögel in allen Fenſtern, dunkeläugige Frauen in allen Miradors — kurz, viel mehr Aehnlichkeit mit einem Garten, mit einem Gewächshaus, gar mit einer Volière, als mit einer von gewöhnlichen Menſchen bewohnten Stadt. Ich weiß keine, keine, die ihr auch nur entfernt zu vergleichen wäre! es ſieht aus, als würde ſie täglich friſch gewaſchen von der Fluth. Wir wollen ſehen, ob dieſer Eindruck ſich bei längerer Bekanntſchaft erhält.

Zwanzigſter Reiſebrief.

Cadiz, 13. Mai 1841.

Geſtern, liebes Clärchen, kam die längſt erwartete Nachricht von Eſpartero's Ernennung zum alleinigen Regenten an. Man ſprach von Illumination, von Prozeſſion ſeines Porträts durch die Stadt, von Gott weiß was für Jubel. Ich war ganz glücklich eine Gelegenheit zu haben, um das andaluſiſche Volk in Freude und Bewegung zu ſehen, und überhaupt zu erleben, wie ein für ganz Spanien wichtiges und inhaltvolles Ereigniß aufgenommen würde. Nun — wenn Du Dir das Nonplusultra der Gleichgültigkeit, den allervollkommenſten Mangel irgend eines Zeichens der Theilnahme vorſtellſt: ſo weißt Du, wie dieſe Nachricht in Cadiz empfangen wurde! — Wir gingen gleich ganz neugierig und geſpannt nach der Kaſerne am Meer, wo allabendlich Militairmuſik — leider ſehr ſchlecht ſpielt. Die Truppen machten einige kleine Evolutionen, und wie das immer und überall iſt, die Leute ſahen zu; dann verliefen ſie ſich: und als nach Sonnenuntergang ein kleines armſeliges Gerüſt über dem Thor der Kaſerne, mit den Porträts der Königin und des Regenten und mit ein Paar Dutzend Lämpchen, enthüllt wurde, mochten kaum hundert Menſchen dieſer dürftigen Feier beiwohnen, und das waren die gewöhnlichen Spaziergänger; Volk? keine Spur! ſchöne Andaluſier ritten auf ihren geſchmückten Pferden langſam über den Platz, und warfen einen Blick von oben herab auf die klägliche Veranſtaltung, einen Blick — „o wie theuer, Herr König, Dein' Kron' und Reich?“ Und kalt ritten ſie weiter. Dazu ſpielte die Muſik keine ſiegestrunknen Märſche, keine jubelnden Fanfaren, kein patriotiſches Lied, in welches das Volk — wenn es da geweſen wäre — hätte einſtimmen können; ſondern ich weiß nicht was für triſte, ſchläfrige Stücke. Es fehlte eben gänzlich und überall der Animo. Wir trafen einige Bekannte, Spanier. Der Eine ſagte, ihm ſei zu Muth wie bei einer Leichenfeier — und damit hatte dieſe Ceremonie allerdings die größte Aehnlichkeit; — der Andre ſagte, er hoffe Eſpartero werde zu ſeiner Zeit den Dank empfangen, welchen er verdiene. Von der Königin Chriſtine, von ihrem feſten Charakter, ihrer Anmuth, ihrer Geſchicklichkeit die Menſchen zu gewinnen, ſprachen ſie in einem ganz andern Ton. Was hilft das? die Armee iſt für Eſpartero, und da die Ultra-Liberalen gegen Alles ſind, was nur einigermaßen wie Ordnung und Regierung ausſieht, ſobald es nicht ihre eigene iſt: ſo kann ſich die moderirte Partei, an deren Spitze die Königin Chriſtine ſtand, nicht zur Uebermacht emporarbeiten. Und dann, ſcheint mir, iſt man in Spanien der politiſchen Arbeiten ſo herzlich ſatt und überſatt, daß man die Dinge gehen läßt, wie ſie eben wollen, und ſich begnügt die Achſeln zu zucken, höchſtens zu murren. Ein Volk kann nicht funfzig Jahr lang in beſtändiger Begeiſterung ſein; das ſpaniſche hatte ſeine Epoche im Independenzkriege, jetzt iſt die Reaction eingetreten, und Einzelne benutzen die allgemeine Abſpannung, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Siegt eine Partei, ſo iſt das nicht, weil ſie tüchtiger oder dem Bedürfniß entſprechender — ſondern nur weil ſie momentan durch ihren Führer, oder durch irgend ein einſeitiges Intereſſe, etwas weniger matt iſt, als die anderen Parteien. Man kann unmöglich etwas Anderes ſagen, wenn man ſieht, mit welcher Lauheit dies Ereigniß aufgenommen iſt. Und Cadiz hat gar keinen Grund mit Eſpartero's muthmaßlichen Abſichten hinſichtlich des Handelstractats mit England unzufrieden zu ſein, wie Catalonien es iſt. Man meint auch, daß es in Barcelona nicht ruhig zugehen, daß es Aufſtände geben werde; Einige ſagen, Catalonien wolle ſich gern losreißen und eine Republik bilden. Doch das ſind bloße Muthmaßungen ins Blaue hinein, oder Wünſche und Chimären von Dieſen und Jenen. Wie Eſpartero ſich jetzt benehmen, was er thun wird, um die Finanzen in Ordnung zu bringen, um Vertrauen zu gewinnen — darauf kommt es nun an. Ein Mann, der die Menge elektriſirt, der durch ſeine Erſcheinung, ſeinen Zuſpruch begeiſtert, der die Magie übt, welche immer einer hohen Ueberlegenheit, ſei ſie welcher Art ſie wolle, zu Gebot ſteht: iſt er ganz und gar nicht, das geſtehen ſogar ſeine Anhänger; ſo muß er dann um ſo mehr gründliche, ernſte Verdienſte beſitzen! wer in ſeiner Stellung nicht captiviren kann, ſo daß man blindlings auf ſeine Vortrefflichkeit ſchwört, dem bleibt nichts übrig, als von ſeiner Tüchtigkeit zu überzeugen. Es iſt heut zu Tage Mode anzunehmen, der erſte beſte Schreinersſohn verdiene mehr eine Krone zu tragen als ein Königsſohn; nun wollen wir ſehen, ob Eſpartero dieſen Glauben rechtfertigt? — Ich kann es nicht ſagen, welchen traurigen Eindruck der geſtrige Tag mir gemacht hat. Ich kann ſehr gut begreifen, daß man einen gebornen Thronfolger bei ſeiner Thronbeſteigung kalt und froſtig empfange, weil er Anlaß zu geringen Erwartungen und zu Mißfallen gegeben hat: das iſt traurig genug für ihn und für ſein Volk. Aber ein erwählter Regent, der nicht die Sympathie des Volks für ſich hat und dem die traditionelle Glorie fehlt, die auf einem alten Königsgeſchlecht liegt — was will der ausrichten? und wie kommt er überhaupt dazu, Regent zu ſein? — Dieſe Frage haben gewiß ſehr Viele geſtern Abend gethan. — Ich konnte mich gar nicht überzeugen, daß der Tag ohne irgend einen Ausbruch von Theilnahme und Zufriedenheit zu Ende gehen könne, ich dachte, im Theater werde eine patriotiſche Hymne erſchallen, das Parterre einſtimmen, das Ayuntamiento ſeine Freude ausſprechen ꝛc ꝛc, und wir gingen in die Oper. Aber es paſſirte nichts, gar nichts. Ich glaube, ich bin die einzige Perſon in ganz Cadiz geweſen, die eine Regung von Intereſſe verſpürt hat; und ſicherlich habe ich davon einen ſtarken Beweis geliefert, indem ich Donizetti's langweiligen Robert Devereur bis zu Ende anhörte, immer in der Vorausſetzung, es könne unmöglich ſo ſtill vorübergehen. Heut' hab' ich erfahren, die Theaterdirection habe geſtern ein Uebriges gethan, und zwar Folgendes: der Saal wird durch fünf Lampen-Kronleuchter erhellt, ein großer in der Mitte, die vier kleinern in den Ecken: geſtern war die Erleuchtung durch vier miſerable Kronleuchter mit Talglichtern verſtärkt, was mich unſäglich choquirte, denn ich finde nichts ſo gemein, ſo an die Schenke erinnernd, als ein ſtinkendes, dampfendes Talglicht, und die hübſchen Frauen in ihren Logen ſahen ganz grau von der häßlichen Beleuchtung aus. Nun, dieſe Talglichter haben zu Ehren Eſpartero's gebrannt, und wär' ich an einem andern Tage in die Oper gegangen, ſo hätte ich nicht Gelegenheit gehabt, mich über dieſe plebejiſche Einrichtung zu ärgern, die ſo gar nicht in Harmonie mit dem Luxus einer italieniſchen Oper iſt. Die Sänger waren erträglich, das Orcheſter recht gut, Coſtüme und Dekorationen ungemein elegant. Es iſt zu verwundern, daß eine Stadt, die höchſtens ſechzig tauſend Einwohner haben ſoll, im Stande iſt eine ſolche Oper zu halten. Wenn ich nur nicht überall von Donizetti verfolgt würde, von dieſer Incarnation der Routine! ſeine Triolen wirken narkotiſch auf mich. Beim Nachhauſegehen ſahen wir auch die allgemeine Illumination: zwei Häuſer hatten erleuchtet, das eine vier Lämpchen, das andere zwei auf einen Balkon geſtellt. Das war Alles! — Nun will ich einmal meinen Brief mit der ſpaniſchen Formel ſchließen die hier keinem Zettel fehlen darf: Deine treue Schweſter Ida.

Q. B. L. M.

d. h. que besa las manos. Schreibt ein Mann einer Frau, ſo heißt es: los pie's.

* * *

Ein und zwanzigſter Reiſebrief.

Cadiz, 14. Mai 1841.

Es iſt ein wunderlieblicher Ort, ganz dazu gemacht, um von Füßen in ſchwarzen Atlasſchuhen und ſeidenen Strümpfen betreten zu werden. Hausthüren von Mahagoni, gläſerne Balkons bis unters Dach, die Häuſer weiß und glänzend, wie mit Stuck bekleidet, Blumen in den Fenſtern und an allen Straßenecken zum Verkauf in Maſſen, wie ich ſie nie geſehen. Knaben laufen umher, beſonders gegen Abend, mit einem ſechs Fuß langen Rohr in der Hand, in welches von oben bis unten Nelken eingeſteckt ſind; ehe ſie auf die Promenade oder ins Theater geht, kauft jede Frau eine friſche Nelke und ſteckt ſie über das Ohr. Dann, wenn die Sonne untergegangen iſt, kommen ſie heraus, hauptſächlich auf den ſchönen eleganten Platz St. Antonio, der mit Dallen gepflaſtert, von Bänken und wunderſchönen Bäumen umgeben, ein regelmäßiges Viereck, und die beſuchteſte Promenade mitten in der Stadt iſt. Die Lichter aus den Häuſern blitzen wie Lampen durch das Laub, die Sterne funkeln mit ſüdlichem Glanz am ſüdlich klaren Himmel, die Luft iſt von einer Weichheit, von einer einſchmeichelnden Süßigkeit, möcht' ich ſagen, ſo daß man wie von unſichtbaren Banden im Freien feſtgehalten wird: — und ſo geht man da hin und her, auf und ab. Die Männer rauchen Cigarren. Dies furchtbare, unausgeſetzte Rauchen iſt das Einzige, was mir an den Spaniern mißfällt; der geliebte Cigarito erliſcht nie zwiſchen ihren Lippen. Sie drehen ſich ſelbſt häufig ihre Cigarren aus Papier und gehacktem Taback, weil das ſparſamer iſt; man entſchließt ſich den Arom von verbranntem Papier einzuziehen, um nur die Wonne des Rauchens nicht zu entbehren. Gar Frauen ſind von dieſer Leidenſchaft befallen, geben ſich ihr indeſſen doch nur im Innern ihrer Häuſer hin, und man ſieht es äußerſt ſelten — zum Glück! ich finde es ſchon für Männer paſſabel gräßlich, wie ein Schornſtein zu dampfen, aber ſie ſind nun einmal etwas brutaler Natur, die armen Männer, und danach ſchmecken ihre Liebhabereien. Hingegen die Frauen ſind es nicht, und verfallen ſie aus Neugier oder Nachahmungsſucht in die Liebhabereien der Männer, ſo werden ſie monſtrös. Ich habe Frauen ſpielen ſehen an der Bank zu Baden-Baden mit krampfhafter Paſſion. Wie das ausſah, wenn ſie gierig mit dem rateau das gewonnene Geld zuſammenſcharrten — harpyienhaft! Eine war jung und hübſch, ſie ſteht mir noch vor Augen im weißen Crèpe-Hut mit einer langen roſenfarbenen Feder: ihr Mann wollte ſie fortführen; es fielen harte Worte, ſie fing an zu weinen — an der Bank! um rouge et noir! wegen ein Paar Karten! Das iſt doch gewiß monſtrös, faſt eben ſo ſehr als wenn ſich ein Weib vom Volk betrinkt. Pfui! wie fallen mir ſo häßliche Sachen ein! Hier betrinkt ſich keine Seele, nicht das Volk, nicht die Soldaten, Niemand! ſind ſie ſo mäßig? ſind ſie ſo kräftig? genug, hier im Vaterlande der beſten und ſtärkſten Weine erregt nichts ſolchen Abſcheu, als wenn ſich Jemand betrinkt. Es paſſirt auch nur Fremden. Dafür will ich ſchon gern dem Spanier ſeine Cigarito gönnen! — Während nun die Männer dies Vergnügen auf der Promenade haben, haben die Frauen wirklich kein anderes als zu plaudern, denn das, geſehen zu werden und zu ſehen fällt weg, weil es dunkel iſt. Hier iſt wirklich die Dämmerung von unglaublicher Kürze, und zehn Minuten nach Sonnenuntergang iſt's Nacht — natürlich nicht rabenſchwarz, aber doch ſo, daß man nur von den Augen bemerkt werden kann, denen daran liegt aus der Menge heraus einen gewiſſen Gegenſtand aufzufinden. Daraus ſchließ' ich, daß die Frauen von Cadiz nicht ganz ſo gefallſüchtig ſein müſſen, wie man es ihnen vorwirft; man ſieht ſie wenig, und nur im Halbdunkel. Vor fünf und zwanzig Jahren auch haben ſie nie etwas Andres getragen als ſchwarze Kleider von Atlas oder Seidenſtoff, ſehr kurz, ſehr eng, mit ganz eng anſchließenden Ermeln, die, um recht knapp den Arm zu umſpannen, vom Ellenbogen bis zum Handgelenk mit goldnen oder ſilbernen Knöpfchen zugeknöpft wurden. Wenn der Schnitt der Kleider nicht wechſelt, wenn nicht die Mode alle ſechs Monat den Rock um eine halbe Elle verkürzt oder verlängert, wenn nicht die Elegance darin beſteht, heut' ein weißes, morgen ein blaues, übermorgen ein rothes Kleid zu tragen: ſo kann man ſich immer in ſo ſchönen Stoff kleiden, wie Atlas iſt. Allein der Zepter der Mode hat ſogar bis hieher ſeine Gewalt ausgedehnt, man folgt ihm, man iſt nicht reich genug, um alle ſeine Variationen in Atlas zu machen, baumwollene Zeuge ſind an die Stelle der ſeidenen getreten, und nur der Fuß hat ſeine zierliche Umhüllung behalten. Der Schnitt der Schuhe iſt ſeltſam: faſt bis zu den

Zehen und ganz rund ausgeſchnitten, auch vorn an der Spitze rund, haben ſie ſelten Bänder, und da die Füße kurz und fett ſind, ſo liegen die Schuhe wie ein ſchwarzer Strich um ſie herum; nach unſern Begriffen iſt das gar nicht hübſch, aber ſie ſahen allerdings ſehr klein aus. Die Andaluſierinnen ſind ja auch berühmt wegen ihrer kleinen Füße. Ich will dieſen Ruhm nicht ſchmälern, der Fuß iſt wie die ganze Figur fein von Knochen, klein und fett, aber ſehr leicht zu fett, breit und fleiſchig. Die Schuhe, die mir lang genug waren, waren zu weit, und zu kurz die, welche mir in der Breite paßten. Nimmſt Du dazu, daß die größte Andaluſierin wenigſtens einen halben Kopf kleiner iſt als ich, und daß ſie ſich mit aller Gewalt die möglichſt engen Schuhe anzwängt, ſo hab' ich wol nicht Unrecht zu ſagen: der Fuß ſieht klein aus. Hüte tragen ſie gar nicht. Eine Innovation ſind die Mantillen von hellblauem oder roſenfarbenem Taffet — aber eine ſehr häßliche! dieſe bunten hellen Farben machen ſich nicht gut über dem Kopf, und ſind zu hart für die mattgefärbten Geſichter. Bei ſo nachtſchwarzem Haar und ſolchem Elfenbein-Colorit iſt nur ſchwarz oder weiß vortheilhaft, und alles Bunte ſchneidend. Blonde Frauen können ſo ziemlich tragen, was ſie wollen: wenn es nur nicht grade orange- oder feuerfarben iſt, werden ſie beſtändig gleich hübſch oder gleich häßlich ausſehen. Schwarze Frauen können ſich durch Farben grundgarſtig und wunderſchön machen. Die alte ſpaniſche Tracht war wie von einem Maler für die ſpaniſche Frauenſchönheit berechnet — und nun machen ſie das ſelbſt zunicht. — Ich weiß nicht wodurch, denn es exiſtirt keine Spur von Aehnlichkeit, aber die abendlichen Promenaden auf der Plaza S. Antonio — die jetzt „de la Constitucion“ an ihren Ecken angenagelt bekommen hat — erinnern mich an die von St. Marc in Venedig, und da vermiſſe ich die gute öſterreichiſche Militärmuſik und die Sorbetti des Café Florian. Die hieſige Frugalität iſt unglaublich! Wir waren in einem Café und fragten nach Gefrornem. Wir haben noch keins! war die Antwort. Nun wann denn? in einer Stunde? — Nein? im nächſten Monat. — Darauf zu warten, iſt ein bischen zu langweilig. In dieſem Clima wäre Gefrornes Jahr aus Jahr ein ſehr angenehm, doch man beſchränkt ſich auf die eigentlichen Sommermonate, und trinkt beſcheiden Zuckerwaſſer. Der Mangel an friſchem Waſſer iſt eine wahre Calamität für mich! nirgends exiſtirt es, als in Granada. Auf der ganzen Oſt- und Südküſte iſt es lau, weich und fade, und ich habe nun mal das Unglück mit nichts den Durſt ſtillen zu können, als mit klarem kaltem Waſſer. Die hieſigen ſüßen Weine hineinzumiſchen ſchmeckt ganz widerlich: ſo trinke ich denn immer Limonade und eſſe Orangen, und ruinire mir den Magen. Dies wird wol jedem Fremden geſchehen, der nach Andaluſien kommt. Dafür ſieht er denn die ſchönſten Sachen, z. B. den Palmengarten, der zum aufgehobenen Kapuzinerkloſter gehört. Was für Palmen! hoch wie Pappeln, Kronen wie Pinien, Schmiegſamkeit wie Thränenweiden. Kein Baum iſt ſo ſchön wie die Palme! ſie kommt mir immer vor wie eine wunderſchöne, vornehme Frau: ſo gleichgültig, ſo nachläſſig in der Ruhe, ſo zitternd bewegt, wenn nur ein Lüftchen weht, und ſo mächtig leidenſchaftlich im Sturm. Geſtern Mittag war heftiger Seewind. Wie ſie ſich bogen, ſich zur Erde neigten — als ob aufgelöſtes Haar und Trauerſchleier ſie umflatterten, und wie der ſchlanke Stamm doch immer nachgab, um ſich nicht zerbrechen zu laſſen. Iſt es nicht lieblich ſo feſt zu ſein, und ſo gar nicht trotzig? Und meinſt Du, ich machte den Frauen dadurch ein Compliment? ganz und gar nicht! die Beſten ſind ſo, und die Beſten ſind in Europa grade ſo ſelten wie die Palmen. Ich bin nicht dazu geſchaffen, um den Leuten Complimente zu machen; ſage ich etwas, was ſo klingt, ſo iſt es eine Wahrheit. Gegen Abend gingen wir wieder nach dem Garten; nun war es ganz ſtill geworden, die Luft ruhig, der Himmel roſig, die Palmen unbeweglich; als ob ſie ihr herrliches Haupt auf ihren Arm ſtützten, und ſich in ſüße Träume vertieften, und ſeltſam zauberhafte Gedanken hätten — ſtanden ſie da, und blickten nach dem Meer hinüber. Man hätte ihre Geheimniſſe belauſchen mögen! — Im Kapuzinerkloſter ſind Bilder von Murillo — die erſten, die ich in Spanien ſehe, und wirklich dieſem Maler zutraue. Wie in Rom Alles von Rafael und Michel Angelo ſein ſoll — z. B. die Form der Karren der Campagnolen und die Tracht der Schweizer — ſo in Andaluſien jedes Bild von Murillo. Aber hier der St. Franziscus, die Conception und die Vermählung der St. Caterina ſind wirklich von ihm. Letzteres iſt unvollendet, weil er vom Gerüſte fiel, als er es malte, krank nach Sevilla geſchafft wurde und ſechs Monat ſpäter dort ſtarb. Man nennt Conception eine Darſtellung der h. Jungfrau auf dem Halbmond, Engel umher und zuweilen die Taube über ihrem Haupt, zuweilen auch nicht. Conception iſt auch ein ganz gewöhnlicher Frauennamen, ebenſo Encarnacion, Dolores, Anguſtias, obgleich dies eigentlich nur Beinamen der Marientage ſind. Getauft werden ſie Maria de la Concepcion, Maria de los Dolores, doch hernach läßt man der Kürze wegen eine Hälfte des Namens — und der Unterſcheidung wegen faſt immer die erſte Hälfte fallen, und die ſonderbaren Worte bleiben übrig. Dies in Parentheſe. Was nun die Gemälde betrifft, ſo halte ich ſie deshalb für Murillos, weil ſie von einer Natürlichkeit in Haltung, Stellung, Ausdruck ſind, die mich bei Murillos Bildern in Wien und München ganz ungemein frappirt hat. Er malt den Menſchen, wie er leibt und lebt, er malt die Züge, die Geſtalt, nicht ſchöner als ſie ſind, ohne antike Form, ohne griechiſchen Typus; ſeine Kunſt liegt in der Wahrheit des Ausdrucks. Daher werde ich von ihm nicht ſowol entzückt oder hingeriſſen, oder bezaubert, wie von den drei großen italieniſchen Meiſtern Rafael, Titian und Leonardo, ſondern überwältigt; daher kann man von jenen viel leichter ein Gemälde beſchreiben, die Idee, den Charakter, die Auffaſſung, und was eben zum Gemälde gehört, als von ihm. Murillo's Bilder muß man ſehen, durchaus, ſonſt hat man keinen Begriff von dieſer Wahrheit, dieſer Natürlichkeit. Aber um Himmels willen, denke nicht an die Wahrheit und Natürlichkeit von Mieris Frauen in Atlaskleidern und Teniers tanzenden Bauern. Ordinär iſt Murillo nie, und zwar deshalb, weil er Spanier malte, nicht Holländer. Ich bin zwar nie in Holland geweſen, jedoch überzeugt, daß ich dort auf einer Kirmeß ganz dieſelben Geſtalten finden würde, die Teniers und Oſtade gemalt haben, ſo wie ich hier in Andaluſien die Originale zu Murillos Bettelbuben in München finde. Es ſind grade ſechs Jahre, ſeit ich in München war, und ich beſinne mich nicht deutlich auf die Einzelheiten jener Bilder, aber wol auf den Eindruck, den ſie mir machten. Ich ſchrieb damals an Mama, Murillo und Rubens vergleichend, von welchem Letzteren man mir durchaus eine hohe Meinung beibringen wollte: „des Einen Bettelbuben ſehen ſelbſtbewußt, menſchlich-vornehm, frei und ſtolz aus wie verzauberte Königskinder: des Andern Amors und Götterkinder wie die mit Milchbrot genährte Progenitur eines Bäcker-Ehepaares.“ Die Worte mögen nicht genau ſo geweſen ſein, der Sinn war dieſer: Rubens begriff den Adel des Standes, Murillo den Adel des Menſchen, daher ſieht jener immer hoffährtig — dieſer immer vornehm aus. Dabei fällt mir mein Bettler von Nizza ein — ob der nicht von ſpaniſcher Abkunft war. Mit derſelben Ruhe, demſelben Ernſt wird in Spanien gebettelt. Keine Spur von italieniſcher Zudringlichkeit, kein Geheul, kein Gewimmer, keine ekelhaften Wunden und Verſtümmlungen! auch an

Zahl ſind die Bettler hier unvergleichlich geringer. Almeria iſt der einzige Ort, wo ſie uns umzingelten und nachliefen wie in Perugia, Aſſiſi, Salerno ꝛc. Hier in Cadiz hab' ich gar keine geſehen. Ob ſie mit den aufgehobenen Klöſtern verſchwunden ſind? Das wäre nicht unmöglich. — In einer Zelle des ehemaligen Kloſters der Kapuziner ſteht Murillo's St. Franciscus, auf der Erde, ohne Rahmen, dem Auge viel zu nah, viel zu niedrig für die Perſpective: ſo ungünſtig wie möglich. St. Franciscus und St. Sebaſtian ſind die Lieblingsheiligen der italieniſchen Maler; des Einen glühende Extaſen, des Andern Märtyrthum regt ihre Phantaſie und ihren Pinſel an. Ich habe St. Franciscus und St. Sebaſtian wirklich in allen möglichen und unmöglichen, glaublichen und unglaublichen Attitüden geſehen — unter andern in Bologna einen Franciscus mit ganz ſchwarzen Rändern unter den Nägeln und die Knöchel grau; mit einem Wort, abſcheulich ſchmutzige Hände ungemein geſchickt gemalt, um anzudeuten, wie ihn die Seele über alle körperliche Bedürftigkeit hinweg getragen habe — was mir, beiläufig geſagt, gar nicht von der Seele gefällt, denn reine Hände thun der Heiligkeit keinen Abbruch, und unterſcheiden Menſchenhände von Thierpfoten. Nun alſo: ich bin des St. Franciscus etwas ſatt, aber dieſer gehört einem andern Geſchlecht an! der Gegenſtand iſt ungefähr immer derſelbe; hier hat er die Wundenmale bereits empfangen, und das Cruzifix erſcheint ihm mit Cherubsflügeln — wahrſcheinlich nach einer Legende. Er kniet, hat aber den Oberleib grade aufgerichtet und den Kopf etwas zurückgelehnt, um der Viſion gleichſam nachzuſtreben: wenn ſie verſchwindet, wird er zuſammenſinken, das fühlt man der tödtlich ermatteten Geſtalt wol an. Gott, welch ein Antlitz, welch ein überirdiſches ſtilles Entzücken im Auge, und was für fatiguirte Züge! die Art, wie der Mund ein wenig geöffnet iſt, der Leidenszug, der vom Auge an über die Wange herabgleitet, die eingeſunkene Schläfe — all dieſe ſtummen, unwiderleglichen Zeugen zerreißender Kämpfe, myſteriöſer Schmerzen, glühender Aſpirationen, vernichtender Entmuthigungen; — alle Folterqualen und Bitterkeiten einer Exiſtenz, die im Leben keine Befriedigung findet, die nach einer maßloſen ſchmachtet, und dennoch den Anſprüchen des Daſeins nur mit flammender Anſtrengung ſich entringt: — Alles, mein Clärchen, Alles, was jeder von uns im kleineren Maaßſtab, in geringeren Schwingungen durchgemacht hat — liegt mit Feuerſchrift auf dieſem ſchönen, ruinirten Geſicht, ohne Uebertreibung, ohne Härte, ohne Affectation, ganz einfach, ſchlicht und wahr.

Ich habe ähnlichen Ausdruck über die Züge gleiten ſehen, wenn unbewacht, unbewußt, tiefe Schmerzen oder ihre Erinnerung hier und da in einer Seele auftauchten, im vertrauten Geſpräch, oder ich weiß ſelbſt nicht wie und wodurch angeregt. Aber freilich, die Verklärung, die, wie die Morgenſonne über einem Schlachtfeld, in St. Franciscus Auge aufgeht — die gehört dem Heiligen an, und dem glückſeligen Maler, der im Stande war ſeine Seele ſolchen Inſpirationen zu öffnen. — Wir ſtanden Alle lautlos da, jeder ſtumm an die Wand gelehnt, ohne ein Wort der Bewunderung zu finden. Das ſind die beſten Bilder! die gehen nicht blos in das Auge, ſondern in die Seele — wenigſtens mir. Ich habe vor ihnen meine ſtillen Gedanken, nicht über die Kunſt und Geſchicklichkeit des Malers, nichts, was das Gemälde — ach nein! nur was mich ſelbſt betrifft. Ich dachte: warum ſträubt ſich der Menſch gegen den Schmerz? nimm ihn doch an, trage ihn doch! weißt du denn, ob er nicht die dunkle Wolke iſt, ohne welche der Regenbogen innerer Verklärung ſich nicht über deine Seele legen kann? — Ich meine, es müßte ihn recht freuen, den alten Murillo, wenn er wüßte, daß ſein St. Franciskus ſolche Wirkung übt, denn hält man ſie auch nur eine Minute hindurch feſt, und taucht ſie unter in dem ewigen Wechſel der Gedanken, ſo kann ſie ſich doch in Zukunft einmal wieder Platz machen, und unberechenbar erquickend und troſtreich ſein. Die Seele iſt ein gar getreuer Haushalter: ſie ſpeichert ſorgſam jedes Geldmünzlein auf, und man weiß es kaum, man denkt nicht daran, man lebt und verſchwendet von dem Seinen thöricht und leichtſinnig, und geräth dann häufig in große Noth, weiß nicht, woran man ſich halten, worauf man ſich ſtützen ſoll. Dann tritt ſie herzu, giebt dies und zeigt das, erinnert hieran und erinnert daran, und mit ihrer Hülfe arbeitet man ſich wieder empor und ſteht ein bischen auf feſten Füßen — aber nicht ſehr lange! Die Leidenſchaften, die Schwächen paſſen immer auf, ſchlau und gierig wie Raubthiere, die ſie auch wirklich ſind — denn ſie leben von unſerm beſten Blut, und wir wollen das nie früher glauben, als bis wir ihnen nichts mehr zu geben haben. Ach, ich bin traurig, Clärchen! ich bin es, weil ich gar keine andre, als gemalte Heilige kenne! — In einem Kämmerchen der Kathedrale iſt eine heilige Magdalene, ebenfalls von Murillo, als ein ganz beſonderes Geſchenk aus Madrid gekommen. Die hat es noch nicht ſo weit gebracht als St. Franciskus, iſt mitten drin im Kampf, hat die Erde verlaſſen, und der Himmel hat ſich ihr noch nicht aufgethan! Die Magdalena bereut wirklich, und grämt ſich ſo wahrhaft, daß ſie ganz blaß und mager davon iſt. Zu der Selbſtverleugnung, eine Magdalena ohne ſchöne Schultern und Arme zu malen, hat es nur Murillo gebracht. Vielleicht malten die italieniſchen und deutſchen Meiſter ſie auch häßlich und dürr genug, ich erinnere mich grade keiner: aber das geſchah in aller Unſchuld, ſie konnten es noch nicht ſchöner machen! wer ein ſchönes Weib malen konnte, Titian, Guido, Guercino, e tutti quanti, malte gewiß die Magdalena ſo! und wenn ſie auch ſchon im härnen Gewande, mit aufgelöſtem Haar in der Wüſte weinte, betete, faſtete, und ſich bitter härmte, ihre Venusgeſtalt durfte nicht darunter leiden. Murillo aber iſt der Maler der Seelen! er zeigt, wie die Verklärung der Seele gleichſam eine Glorie über den Körper webt: iſt ſie dort nicht eingetreten, ſo fehlt ſie hier. Er iſt von einer alles niederſchmetternden Simplicität. Ich glaube, daß höchſtens ein halbes Dutzend der allerſchönſten italieniſchen Gemälde neben ihm nicht manierirt und geziert ausſehen würden. Dafür mögen die Italiener wol viel korrekter zeichnen, denn dieſe beiden ſchönen Gemälde haben unleugbar ſeltſame Fehler in den Proportionen. Ich ſchmachte nach Sevilla, nach ſeinen Meiſterwerken, und kann gar nicht dahin gelangen. Es iſt freilich eine tägliche Abfahrt der kleinen Dampfboote angezeigt, die den Dienſt zwiſchen Cadiz und Sevilla thun; aber ſeit drei Tagen iſt keines gegangen: wir hoffen morgen! und hoffen es um ſo mehr, da am ſechszehnten das erſte Stiergefecht dieſer Saiſon in Sevilla ſtatt findet, und wir gar gern im Herzen von Andaluſien dies fremdartige Schauſpiel ſehen mögten. Alle großen Städte in Andaluſien, Malaga, Cadiz, haben ein Gebäude nach dem Muſter der alten Amphitheater gebaut, welches plaza de Toros heißt und worin die Corrida (Stiergefecht) — ſtatt findet. Zweihundert Corriden werden alljährlich von der Regierung durch ganz Spanien vertheilt; in Catalonien ſind ſie nicht Sitte, in Andaluſien iſt es eine wahrhafte Leidenſchaft! man zählt die Tage bis zu ihrem Anfang, man hört nur reden von Toros und Toros, man erſchöpft ſich in Muthmaßungen, Hoffnungen und Wünſchen, ob Montes, der berühmte Espada aus Madrid, zu den Corriden nach Ronda oder hieher kommen, oder ob man ihn überhaupt aus Madrid fortlaſſen werde, wo alle acht Tage in der guten Jahreszeit eine Corrida iſt. Espada heißt der, welcher den Stier tödtet; in Caſtilien mag man ihn vielleicht Matador nennen, hier hört man nicht das Wort, das übrigens viel bezeichnender iſt, denn Matador heißt Tödter, Espada Schwert.

Am funfzehnten. Um zwei Uhr Mittags fahren wir mit dem Dampfboot Andaluz nach Sevilla, obgleich heftiger Wind ſein ſoll. Ich will durchaus nicht die morgende Corrida verſäumen, und bin lange genug hier geweſen, um mir den Charakter des freundlichen Cadiz einzuprägen. Es thut ordentlich weh zu hören, daß der Handel, welcher die Stadt ſo wohlhabend und heiter gemacht hat, jetzt complet null und nichtig ſein ſoll. Man begreift das im Grunde nicht, denn es hat doch immer den immenſen Handel des Xerez Weines mit England und allen andern Ländern: vielleicht kommt der Handel mit Wein den Leuten armſelig vor, welche des Handels mit Goldbarren gewohnt waren; vielleicht bringt er auch nicht einen ſo allgemeinen Wohlſtand hervor — denn damals hat ein Hauptverdienſt der Laſtträger und Karrenführer darin beſtanden, das Gold aus dem Hafen in die Häuſer der Kaufleute zu ſchaffen, und weil dazu ſichre und treue Menſchen gehören, ſind ſie ſo ſtark bezahlt worden, daß ſich viele ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Dergleichen fällt nun freilich nicht mehr vor. Beim Transport eines Weinfaſſes riskirt der Eigenthümer nicht ſo viel als bei einem Sack mit

Goldkörnern. Cadiz iſt jetzt noch wohlhabend, weil die Leute darin von ihren Renten leben, die früher durch den Handel reich geworden ſind; aber ein ſolcher Reichthum erſchöpft ſich leicht. — Ach, ich muß doch ſagen, daß geſtern eine Nachfeier wegen Esparteros Regentſchaft ſtatt fand: die öffentlichen Gebäude waren pflichtſchuldigſt illuminirt, im Theater qualmten die Talglichte vor ſehr wenig Menſchen, und im Zwiſchenakt von Donizettis „Lucia di Lammermoor“ wurde Riego's Hymne mit friſch untergelegten Couplets geſungen. Als die Prima Donna gehörig mit Kopf und Schultern dazu kokettirte, fing das Parterre Feuer und klatſchte. Ein erhabenes Feſt! —

Zwei und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 16. Mai 1841.

Aber ich will nicht, daß Ihr Euch einbilden ſollt, meine Kindlein, ich führte unausgeſetzt ein Götterleben. Keineswegs! Ich ſehe nicht ein, warum ich lauter Jubelbriefe ſchreiben ſoll. Heut will ich einmal zur Abwechslung lamentiren. Ich könnte ſo anfangen: wir kamen geſtern in weicher warmer Mitternacht unter dem unausgeſetzten Conzert der Nachtigallen in den Orangenhainen des Guadalquivirs, hier an — und das würde die Sonnenſeite ſein, die ſich eigentlich für Briefe ſchickt. Aber ich bin egoiſtiſch. Ich will Euch auch durch meine Plagen ſchleppen. Und tyranniſch obenein: denn ich weiß ſehr gut, daß Ihr, um nur überhaupt Nachricht von mir zu haben, Alles ganz aufmerkſam leſt, was ich ſchreibe, und ſo zwinge ich Euch gewiſſermaßen meine Jeremiaden anzuhören. Das macht mir Spaß! ich glaube, ich habe viel Neigung zur Tyrannei, d. h. zu üben, und hätte ich nur genug Genie dazu, ſo wollte ich mit den Menſchen machen — was ich wollte! denn im Grunde giebt es doch gar kein anderes Vergnügen auf der Welt, als ſeinen Willen durchzuſetzen. Das wiederhole ich mir auch immer bei jeder Verdrießlichkeit meiner ſpaniſchen Campagne. Ich ſelbſt bin doch nur die einzige Perſon, der gegenüber ich meinen Willen geltend machen kann; und ich habe ſie ja durchaus machen wollen. „Tu l'as voulu, Georges Dandin! tu l'as voulu!“

Alſo: geſtern um zwei Uhr waren wir am Bord des Andaluz! Sehr heftiger Oſtwind, dieſer dicke heiße Wind, der die Atmoſphäre trübe und wolkig, und die Luft ſo heiß macht, daß man in beſtändiger Transſpiration iſt — der ſpaniſche Sirocco, beklemmend, betäubend, nervenangreifend, der geſtern den ganzen Tag, und ſchon vorgeſtern geweht hatte. Das Meer war ſtark bewegt, und daher die Einſchiffung unbequem. Nur in Barcelona giebt es einen Quai, zu welchem vom Dampfſchiffe eine Brücke hinüber geworfen wird: ſonſt muß man überall im Boot hinfahren; bei Valencia, bei Almeria wenigſtens eine halbe Stunde weit. Giebt es Wellen, ſo wird man immer tüchtig naß, und hat obenein etwas Angſt, denn das Boot gleitet mit ſolcher Vehemenz von den Wellen herab, daß man meint, es müſſe unter einem wegrutſchen. Eine peinliche Empfindung, aber ganz körperlich, oder nervös, wenn man will; zu wirklicher Furcht iſt nicht die geringſte Veranlaſſung. Wir kamen früh, und erſt nach und nach mehr Menſchen, bis es denn zuletzt ſehr voll ward. Das kleine Dampfſchiffchen taumelte tüchtig hin und her. Eine alte Dame wurde ſeekrank, ſo wie ſie nur den Fuß an Bord ſetzte, und trippelte in großen Aengſten umher. Eine ſehr fette, ſchwere Frau hatten die Matroſen ins Waſſer fallen laſſen, und unbefangen blätterte ſie ihre Gewänder eins nach dem andern auf, damit der Wind ſie trockne. Wenn nämlich das Boot das Dampfſchiff erreicht hat, muß man den günſtigen Moment abpaſſen, um heraus und auf die kleine Treppe zu ſpringen, die zum Verdeck hinaufführt; die Matroſen helfen nach, und heben. Dieſe Maſſe mußte wol widerſpenſtig geweſen ſein! ſie triefte bis zu den Knien. Eine Gefährtin ſagte ihr zum Troſt, bei dem heftigen Winde würden die Kleider ſehr ſchnell trocknen; dieſer Zuſpruch ward aufgenommen, wie er's verdiente, d. h. verdrießlich. Ich kenne nichts Einfältigeres, als einem Menſchen, dem etwas Unangenehmes widerfahren iſt, als Troſt zu ſagen: es werde aufhören. — Man weiß ja ſelbſt ſehr gut, daß es nicht ewig dauert. Ein Troſtzuſpruch kann nur dann ſeine gute Abſicht erfüllen, wenn er etwas Ueberraſchendes vorbringt, was den Gedanken des Leidenden eine andre Richtung giebt. Ich bin nicht für das Tröſten; der Menſch muß ja nun doch einmal das Seine leiden, Großes und Kleines, Schweres und Geringes, man leide mit ihm, oder ſonſt laſſe man ihn zufrieden. — Um fünf Uhr liefen wir bei San Lucar in die Mündung des Guadalquivir ein, und fuhren nun ſtromaufwärts. Der Wind legte ſich, und der Abend wurde ſehr ſchön. Ich war nun auf dem alten Bätis, der zur Römerzeit dem jetzigen Andaluſien den Namen Bätica gab, und Goldkörner in ſeinen Wellen rollte. Jetzt rollt er Sand, und zwar in ſolcher Menge, daß die Schifffahrt auf ihm der zahlreichen Sandbänke wegen ſehr unbequem iſt. Um mehr Waſſer zu haben, fahren die Dampfſchiffe immer zu den Stunden, wo ſie von der Fluth Vortheil ziehen können, die ſich bis Sevilla bemerkbar machen ſoll. Aber nicht genug! um zehn Uhr Abends ſaß unſer Andaluz, ſo klein er auch iſt, glücklich und ſicher auf einer Sandbank, und es öffnete ſich uns die angenehme Perſpective bis gegen Morgen ſo zu verharren. Nun frag' ich: wenn man unbequem genug, und doch ſo bequem, wie es auf dem Andaluz nur möglich war, auf einem Koffer ſitzt — wenn man von Wind und Wellen müde geſchaukelt und ganz ſchläfrig iſt — wenn man für ſeine ſchwachen Augen die Nachtluft und die Nebel des Fluſſes fürchtet — was fragt man dann nach dem Conzert der Nachtigallen und nach den Orangen- und Granatenhainen des Guadalquivir. Mir, meines Theils, waren ſie höchſt gleichgültig! — Indeſſen, nach einer guten halben Stunde, gelang es dem Andaluz ſich loszudrehen, und wir ſchwammen weiter, unſäglich langſam. Die Sterne blitzten und funkelten — ich meine, ſie nie in ſolchem Brillantfeuer geſehen zu haben. Es giebt Stimmungen, da kann ich ſtundenlang in die Sterne blicken, oder ins Waſſer, oder ins Grüne, ich glaube ſogar in nichts — nur ſo ins Weite hinein; und dann habe ich nicht eine Spur von Ungeduld oder Langeweile! im Gegentheil! dann iſt mir zu Muth, als hätte ich für immer mit aller Ungeduld und Langeweile abgethan. Aber ſolch ein Fakirzuſtand kommt nicht über mich, wenn ich eben will, ſondern ganz von ſelbſt; und geſtern Abend war er mir auf tauſend Meilen fern. So machte ich mir denn auch gar nichts aus den Sternen, und wünſchte das nützliche, tüchtige Sonnenlicht herbei, das doch wirklich ſeine Beſtimmung erfüllt und leuchtet, während die Sterne nur funkeln, und das kann jeder Irrwiſch auch. So lang' es Tag war, hatte ich keine Schönheit an den niedrigen, moraſtigen Ufern des breiten Guadalquivir bemerkt: Wieſen, in denen die Rinderheerden weiden, aus welchen die Stiere für die Corriden hervorgehen: weite, breite Ebenen, unüberſehbar: am Horizont, ganz fern, hie und da ein blauer Berg auftauchend: beſtimmt, charakteriſtiſch, maleriſch — nichts. Jetzt waren die Ufer vielleicht ſchärfer und ſchöner, und ich konnte ſie nicht ſehen! Es iſt ſehr unangenehm in einem Lande zu reiſen, wo nur Anſtalten getroffen ſind, um den Reiſenden fortzuſchaffen, allein nicht die geringſten um ſeine ſonſtigen Wünſche zu befriedigen. Man iſt hier auf die Dampfſchiffe reduzirt, und muß dem Himmel dafür danken, denn ein Kutſcher ſoll drei Tage zur Reiſe von Cadiz nach Sevilla brauchen. Ohne eine Merkwürdigkeit zu ſehen, macht man dennoch keinen Schritt in Andaluſien, und ſo hatten wir denn auch bei Sonnenuntergang ein ſehr merkwürdiges und ſogar hier äußerſt ſeltnes Schauſpiel. Ein Vogelſchwarm flog am weſtlichen Ufer auf, ein ſo ungeheurer, daß er ſich ganz ſchwarz, wie eine Wolke über die Sonne legte, wirklich Myriaden! man erſchöpfte ſich in

Muthmaßungen, was das für Vögel ſein könnten. Plötzlich machten ſie eine Wendung und flogen von der Sonne fort. Nun ſahen ſie nicht mehr ſchwarz, ſondern roſenfarben aus: ich glaubte, das käme von der Beleuchtung: aber nein! die Sonne ſank, und im feurigſten Roſenroth zog die Vögelwolke langſam gen Süden, der Küſte von Afrika zu. Es waren Flamingos, und Niemand unter den Spaniern erinnerte ſich je eines ſolchen Heeres. Die Pracht der Farben iſt der hauptſächlichſte Zauber in der ſüdlichen Natur. Sie hat etwas vom Edelſtein, iſt köſtlich, glühend, magiſch — und unerquicklich. Das Auge weiß gar nicht, wohin ſich flüchten, Alles brennt, Alles blendet, Himmel und Erde, Blumen und Vögel. Ach, wenn es aus dem dichten kühlen Laubdach eines nordiſchen Buchenwaldes hervorblicken dürfte! Ach, meine Kinder! die Erde hat überall ihre Schönheiten; hier ſind ſie bunt, dort ſind ſie grün; und es iſt nur ſchade, daß jede allein keine vollkommene Schönheit ausmacht. Nun denkt man immer: aber ſollte denn nicht ein einziger Punkt auf dieſer Erde ausfindig zu machen ſein, wo die Schönheit vollkommen iſt? — und man ſucht und ſucht — umſonſt! Der Menſch hat einen großen und ganz unlöſchbaren Durſt nach der Vollkommenheit, in jeder Art, auf jede Weiſe. Das iſt ſein

Fegefeuer und ſeine Seligkeit! O ja, ſein Fegefeuer; denn unerbittlich verbrennt es ihm ſeine kleinen Freuden und Wünſche und Glücklichkeitsanſtalten, und macht ihm begreiflich: dies habe ihm nicht Farbe gehalten, und jenes ſei in Aſche zerfallen, und das ſei immer nur Staub geweſen; und das thut weh bis zur Verzweiflung. Aber wenn er auch erkennt, daß nichts von dem, was er gewähnt, etwas Vollkommnes war, ſo bleibt ſein Durſt danach doch derſelbe, und das iſt ſeine Seligkeit; dann nicht befriedigt zu werden von all den mittelmäßigen ſtaubfarbenen Zuſtänden des Lebens, iſt eine ganz immenſe Seligkeit, denn ſie beweiſt uns, daß wir einer andern Ordnung der Creaturen angehören als die Thiere. Ich weiß wol, die Leute ſprechen: man müſſe ſich beſcheiden, und hübſch zufrieden ſein und dergleichen. Aber wer ſo ſpricht, der denkt eigentlich gar nichts dabei, und wer denkt, der ſpricht nicht mit ſolchen Gemeinplätzen. Zufrieden ſein iſt eins — befriedigt ſein iſt ein Anderes. Zufrieden ſein ſpielt an den Radien des Kreiſes umher, befriedigt ſein dringt in den Mittelpunkt deſſelben ein: Ich z. B. bin außerordentlich zufrieden, daß ich ſo intereſſante Reiſen mache, daß ich ſo viel Schönes ſehe, daß meine Freunde mich lieben, daß ich Bücher ſchreibe, die mich unterhalten und Andern gefallen; aber daß ich nun für alle Ewigkeit dadurch befriedigt ſein ſollte — o mit nichten! Um zufrieden zu ſein, hat man tauſend und aber tauſend Gründe und Veranlaſſungen, und derjenige muß ziemlich ungeſchickt ſein, der ſie ſich nicht einleuchtend machen kann. Um befriedigt zu ſein, muß man gar keine Gründe mehr nöthig haben. Zufriedenheit iſt das hausbackne Brot des Lebens, Befriedigung iſt himmliſche Manna. Bah! ich radotire! nun das iſt Euch wol eben nichts Neues. — Wovon ſprach ich denn eigentlich? ach ja, von den Flamingos. Ich war bereits mit ihnen fertig, und faſt gelangweilt im Finſtern — bis Mitternacht; da kamen wir in Sevilla an. Ich habe Euch ſchon irgendwo erzählt, nicht wahr, daß die Douane ſich auf jedes Dampfſchiff wie eine Geierſchaar auf einen Cadaver ſtürzt, und an Bord Koffer, Mantel- und Nachtſäcke und Alles durchſucht. Darauf glaubt man mit ſeinen Habſeligkeiten ans Land gehen zu können. O ja, ans Land wol, aber zuerſt in die Douane, wo eine abermalige Durchſuchung geſchieht. In Malaga und Cadiz, wo wir mit unſern Sachen den Amſterdam und Phénicien verließen, dauerte es wenigſtens zwei Stunden, bis Menſchen und Bagage den Gaſthof erreichten. Aber es war doch wenigſtens heller Tag, man ſah um ſich, man erkannte die Gegenſtände. Geſtern, tiefe Nacht! keine andre Erleuchtung als die Laternen der Douaniers, ſinnverwirrendes Gedränge und Geſchrei! zahlloſe Laſtträger an Bord, dienſtfertig, zudringlich! unglückliche Frauen, die ohne männliche Begleitung da waren, kreiſchten nach ihren Sachen! ſämmtliche Männer zankten mit Laſtträgern, Douaniers und Gott weiß wem! ein wahrer Hexenſabbat! Dazu ſahen die ſtockdunkeln langen Alleen längs des Fluſſes, die ſchwarzen regungsloſen Häuſermaſſen, das ſchmale Brettchen, über welches man an das Ufer gehen mußte, gar nicht einladend aus! Endlich, endlich waren wir expedirt! — Nun begann eine Galopade. Wir wollten zu Naſh, in den engliſchen Gaſthof. Es waren aber wenigſtens noch ſechs Engländer da, die auch zu Naſh wollten. Der Oberſt ſchickte ſeinen Bedienten vorauf, um Zimmer zu beſtellen; das konnten die Uebrigen aber ebenfalls gethan haben, und ſo gingen wir denn fliegenden Schrittes wie man die alten Götter malt — nur nicht ſo bequem auf Wolken, ſondern im tiefen Sande oder auf ſpitzen Steinen. Am Thor wurden wir aufgehalten; die zweite Viſitation ſollte beginnen. Zum Glück waren die Douaniers ſchläfrig und die Nacht dunkel. Sie ließen ſich Geld in die Hand ſtecken, Niemand ſah es, und unangefochten erreichten wir Naſh. Auf der Treppe kam uns der Bediente entgegen: das Haus war beſetzt und konnte keine Seele vom Dampfſchiff aufnehmen. Alſo zur Fonda de la Reyna, an der wir ſchon vorüber gezogen und in der Spanier geblieben waren. In großer Sorge auch dort kein Unterkommen zu finden, gelangten wir zur Fonda. Himmel, welch ein Lärm! der Patio wimmelte von Menſchen — die Reiſenden, die Laſtträger, die Hausleute ſprachen, fragten und erklärten zu gleicher Zeit. Daß für die Sennora ein Zimmer da ſei, entwirrte ſich zuerſt, und ich eilte, davon Beſitz zu nehmen. Es war zwei Uhr. Als ich im Bett lag, ja, ich geſtehe es, früher nicht! fiel mir ein, ob denn meine Reiſegefährten auch dieſes Glückes theilhaftig wären. Meine Zofe brachte nach eingezogener Erkundigung die Nachricht, ſie ſäßen im Patio und ſpeiſten mit vielem Appetit. Da war ich beruhigt über ihre ferneren Schickſale, und entſchlief — obgleich mein Bett weit mehr Aehnlichkeit mit hartem, ungleichem Steinpflaſter, als mit einer Matratze hat. Alles, was den Lebensunterhalt betrifft, könnte vielleicht am beſten in ganz Europa ſein, und iſt — ſo weit ich es kenne — am ſchlechteſten. Andaluſien hat die prächtigſten Rinderheerden, aber Kuhmilch iſt eine Seltenheit! man muß Ziegenmilch trinken, die freilich ſehr viel beſſer als in Italien und Frankreich iſt; und die Butter iſt eine ungenießbare, ſafrangefärbte, allen Sinnen mißbehagende Maſſe. Es hat das vortrefflichſte Oel, aber man bereitet es ſo ſchlecht — wenigſtens nach unſern Begriffen — daß wir es nicht genießen können; die Spanier ſollen es fade finden, wenn es nicht in dieſem Zuſtand iſt. Da die Speiſen nicht anders als mit Butter oder Oel zubereitet werden können, ſo ſind ſie meiſtentheils für mich ſo widerlich, daß ich entſchieden Hunger haben muß, um zu eſſen. Was bei uns eine Hauptſache iſt: friſche Lebensmittel, darauf legt man hier keinen Werth. Man nimmt z. B. keine friſchen Eier zu Backwerk, und folglich iſt Kuchen, zu denen ſie und Butter oder Oel gehören, unſchmackhaft; der hingegen ſehr gut, der von Zucker und Mandeln gemacht wird; und die Früchte aux confitures nun gar ſind deliziös. Aber davon kann ich nicht leben. Brot — vom allerfeinſten, ſchneeweißeſten Mehl, doch ohne Sauerteig, nur mit Waſſer gemiſcht, und im Ofen zu einer ſteinharten nüchternen Maſſe getrocknet: oder was ſie nennen Pan frances, grau, ſauer und ſchwammig. Friſches Waſſer — gar nicht, auch kein Eis, um es zu erfriſchen. Thee — mit Ziegenmilch. Chocolade, das ſpaniſche Lieblingsgetränk, nach dem Landesgeſchmack ohne Vanille, ganz dick, ſchwarz und bitter. Der Zucker, den Andaluſien ebenfalls ſelbſt baut, wird nicht raffinirt, iſt daher nicht die feſte, reine Maſſe, die wir kennen, ſondern ein grünbraunes, ſandähnliches Gekrümel. Dies Alles bedeutet gar nichts an ſich! wär ich ein Jahr in Andaluſien, ſo würde mich der graue Zucker ſo wenig wie die orangenfarbene Butter choquiren. Es iſt nur für den Fremden deshalb ſo übel, weil die Geſundheit ein wenig leidet. Man iſt nicht krank, o gar nicht! aber man fühlt den Körper wie ein Unbehagen, während man ihn doch gar nicht fühlt, wenn man ganz geſund iſt. Die große Hitze mag auch das Ihre dazu beitragen. Heute ſpricht man von ſechs und dreißig Grad — in dieſer Jahreszeit eine ſeltne Temperatur. Der Gaſthof iſt ſehr gut gebaut, dicke Mauern, kleine Fenſter; die Sonnenſtrahlen dringen nicht hinein. Der Patio iſt von Marmorſäulen umgeben, welche die offne Gallerie des obern Stockwerks tragen. Wir Alle laſſen unſre Zimmerthür nach dieſer Gallerie auf, und das Fenſter dazu, um etwas Luft zu haben; und nicht der geringſte Zugwind entſteht. Eine Leinwand iſt zeltähnlich über dem Patio ausgeſpannt, um auf jede Weiſe die Sonne auszuſchließen; die Dämmerung calmirt. Später im Sommer bewohnt man nur das Erdgeſchoß der Häuſer, weil in den obern Etagen die

Hitze unerträglich wird. Unten haben die Zimmer etwas Kellerähnliches, die Fenſter ſind ſo hoch angebracht, daß man nicht auf die Straße ſehen kann. und der ziemlich große Speiſeſaal hat ein einziges ſolches Fenſter. Daher iſt der Patio nicht blos eine Annehmlichkeit, ſondern eine Nothwendigkeit; man läßt die Thüren auf, um ſehen zu können; die Frauen des Hauſes ſitzen mit ihrer Arbeit im Patio; da iſt auch das Büffet, da wird Limonade und Naranjade zubereitet, da treiben die Kellner ihre Geſchäfte, führen Rechnung, ordnen die Weinflaſchen in großen Glasſchränken; da kommen Beſuche zu der Wirthin; da ſitzt der blinde Guitarrenſpieler und läßt die Saiten ſchwirren. Der Patio iſt das eleganteſte und intereſſanteſte Gemach des Hauſes, zugleich Vorzimmer und Salon, ſehr reinlich, ſehr freundlich, mit ſeinen Marmorſäulen, ſeinen hohen, hellen Glasſchränken, ſeinem ſaubern Büffet: er iſt das Herz des Hauſes, alles Leben, alle Bewegung geht von ihm aus, und er hat den Vorzug, daß man bequemer in ihn hineinblickt, wie man ſonſt in die Herzen zu thun pflegt. Was nun die Zimmer betrifft, ſo iſt aus ihnen die geringſte Ahnung, nicht blos der Elegance, ſondern der Bequemlichkeit verbannt. Wer gewohnt iſt vor einem Spiegel ſeine Toilette zu machen, den beklage ich!

denn der Spiegel hängt unmittelbar unter dem Plafond, und iſt doch nicht größer als eine halbe Elle. Solche Strohſtühle mit nach vorn gebogenen Lehnen, findet man bei uns höchſtens in den Bauerſtuben. Solche Tiſche mit gekreuzten Füßen, auf denen ein Brett liegt, und das Ganze mit einer gewiſſen gemeinen blauen Farbe angeſtrichen — ebenfalls nur dort. Von Flöhen und Wanzen will ich nicht reden; das gilt bei uns für eine große Indezenz — vielleicht weil ſie bei uns wirklich mit der Unſauberkeit zuſammenhängen, die allerdings etwas ſehr Unanſtändiges iſt; — hier nicht, hier ſind ſie ein Produkt des Klimas, und man klagt über ſie, wie bei uns über Mücken. Nun ſeht! all dies Leid hab' ich zu überſtehen, und überſteh es ganz tapfer — denn um vier Uhr gehen wir in die Corrida! —

Drei und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 17. Mai 1841.

Hilf Himmel, liebe Mutter! welch ein bluttrieſendes, freudebrüllendes, wüthigjubelndes Schauſpiel! iſt es ſchön? iſt es gräßlich? ich weiß nicht recht! Beides vielleicht und zu gleicher Zeit. Ich habe kein Urtheil darüber: denn ſieh! eine Corrida iſt nicht etwas, was mißfällt oder gefällt, wie eine Oper, ein Ballet, eine Parade, wie irgend eins der Schauſpiele, welche wir zu ſehen gewohnt ſind, ſondern ſie flößt Abſcheu ein oder Leidenſchaft. Es giebt mehr ſolche Dinge, für die man ſich nicht mittelmäßig intereſſiren kann; wer ſich nicht für ſie fanatiſirt, wird auf eine foudroyante Weiſe abgeſtoßen: wen nicht ein Schauer des Entzückens überrieſelt, den ſchüttelt Grauſen. So ſind z. B. die italieniſchen Sopraniſten. Ich denke nicht, daß irgend

Jemand ſie gleichgültig anhören kann, wie jeden andern Sänger. So iſt's mit dem Auſterneſſen: man ißt ſie paſſionirt oder gar nicht. So iſts gar hie und da mit Menſchen: wer ſie nicht bezaubernd findet, findet ſie unerträglich. Mit Menſchen iſt es aber äußerſt ſelten; ſie ſind niemals ſo ganz, ſo complet, ſo Eines, um in dieſer heftigen Weiſe zu wirken: wären ſie jenes, ſo würde dieſes nicht ausbleiben; denn man hat tauſendfach Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß, je gemiſchter und je geſchmeidiger der Charakter, um ſo mehr gefällt er allgemein, und um ſo weniger werden Einzelne von ihm hingeriſſen; folglich muß auch der Gegenſatz ſtatt finden. Wär ich ein vernünftiges, kaltblütiges Geſchöpf, ſo wär' ich auch ſchon mit meinem Urtheil fertig, und ich würde ſagen: es iſt ein gräßliches Schauſpiel! — Aber, liebe Mutter, Alles, was darum und daran hängt, dieſe Menſchenmaſſe, dieſe Feſtlichkeit, dieſe Scenerie, dieſe jauchzende Theilnahme — hat etwas Berauſchendes, Fortreißendes, und es könnte wol geſchehen, daß ich mich wie eine ächte Andaluſierin für die Corrida enthuſiasmirte, wenn ich noch drei oder vier ſehen würde. Denke doch nur, daß ich mich geſtern zwiſchen 14,000 Menſchen befand, die in einem ſolchen Rauſch von Erwartung und Spannung, ſolchem Taumel von

Jubel und Freude waren, wie Du in Deinem ganzen Leben nicht einen einzigen geſehen haſt. So etwas iſt ganz unmöglich in Deutſchland; es fehlt das Temperament, es fehlt die Gelegenheit, es fehlen die uralt traditionellen Gebräuche. Und nun vollends in Norddeutſchland! da applaudirt man mit den Fingerſpitzen, da liſpelt man Bravo, da exiſtirt gar keine unbefangne Hingebung an das Amuſement. Man hat etwas Scheues, Froſtiges — ich kann's nicht beſchreiben, ich merk' es auch kaum, wenn ich mitten darin lebe, ich bin vielleicht ebenſo; allein jedes Mal, wenn ich aus der Fremde dahin zurückkehre — erſt aus Wien, dann aus Italien — hat's mich berührt, als ob ich aus Sonnenſchein in Mondſchein käme. Freilich iſt es auch ſchwer ſich in Norddeutſchland zu amüſiren! man hat nicht, womit: man ſitzt immer in ſeiner Cotterie beiſammen. Sind das kluge Leute, ſo iſt's gut: ſind es dumme, ſo iſt's auch gut: man iſt dermaßen an ſie gewöhnt, daß man gar nicht mehr merkt, wie und was ſie eigentlich ſind. Und dann geht man ins Theater, und ſitzt da ſtramm und ſteif vier, fünf Stunden auf einem Fleck, hört mittelmäßige Muſik und ſieht ſchlechte Schauſpieler. Nein, die Muſik iſt gut — wenn nicht etwa eine tirilirende Prima Donna ſingt. Die Muſik iſt unſer beſtes Vergnügen und ganz gewiß ein viel edleres, als eine Corrida: doch aus ihrer Taubheit werden von tauſend Menſchen höchſtens drei durch ſie geweckt. Und wie viel Tauſende faßt denn ſo ein Conzert- oder Opernſaal? drei bis vier tauſend, denk' ich. Die Plaza de Toros faßt 14,000, und war geſtern gedrängt voll. Die beſten Plätze — Steinbänke, und Sonne im Rücken — koſten nach preußiſchem Gelde ein und einen halben Thaler: die ſchlechteſten, wo man ſteht und Sonne hat, zehn Silbergroſchen. So iſt dies Vergnügen Jedem zugänglich, und Jeder bringt daſſelbe athemloſe Intereſſe dafür mit. Um dies zu haben, braucht man keinen Kunſtſinn, keine Bildung, keine Kenntniſſe: man braucht gar nichts zu ſein als nur ein Zeuge des Kampfes zwiſchen der Stärke und der Geſchicklichkeit. So iſt die urſprüngliche Idee geweſen, das bin ich überzeugt; aber ſie wird nicht mehr ſo durchgeführt. Niemand kennt den Urſprung der Corriden, ob ſie Ueberbleibſel der römiſchen Gladiatorenkämpfe, ob ſie von den Arabern eingeführt ſind; ſo hat man mir geſagt, geleſen hab ich nichts darüber. Ich glaube, es war ein ritterliches Spiel, von dem Pferd und Lanze des Picador übrig geblieben ſind; noch vor funfzig Jahren miſchten ſich die vornehmſten jungen Männer hinein, und noch vor fünf und zwanzig war es Sitte, daß Niemand, weder Männer noch Frauen, anders als in andaluſiſcher Volkstracht bei dieſem Volksfeſt erſcheine. Das hat aufgehört; auf den Sitzplätzen gab es keine Majos. Die Corriden werden jetzt von Unternehmern gepachtet, welche Stiere und Pferde liefern, und Eſpadas, Picadors und Zubehör bezahlen. Jeder Stier koſtet im Durchſchnitt drei tauſend vier hundert Realen. Der Eſpada bekommt für jeden getödteten Stier achtzig Duros (ſo nennt man hier die Piaſter) das ſind vierhundert fünf und zwanzig Franken. Jeder Picador bekommt funfzig Duros für die Corrida, und jeder Banderillero zwanzig. So waren hier die Preiſe. Ein ſehr berühmter Eſpada läßt ſich vielleicht ſeine Geſchicklichkeit theurer bezahlen. Die Pferde koſten ſehr wenig: man nimmt dazu die allerelendeſten Thiere, denn da es nun doch einmal ihr Loos iſt in der Arena zu bleiben, und da die Vortrefflichkeit einer Corrida nach der Zahl der darin umgekommenen Pferde gilt: ſo will der Unternehmer doch nicht gradezu ſein Geld verſchwenden. Die geſtrige Corrida war herrlich, wie ſeit zwanzig Jahren keine in Sevilla! ſieben und zwanzig Pferde ſind getödtet, acht Stiere; alle Picadors ſind verwundet, und der eine wird vermuthlich ſterben.

Ich war geſtern in lebhafter Spannung. Ich wußte wol, daß ich ein etwas wildes und grauſames Schauſpiel haben würde, allein in dieſer Art ſtellte ich es mir nicht vor! ich meinte ſo: der Stier greift an, der Picador vertheidigt ſich und ſein Pferd, bald mit der Lanze, bald die Flucht ergreifend: ſie meſſen ſich mit einander, die Chance iſt ungefähr gleich für beide Theile; und haben die Picadors den Stier genug ermüdet, ſo macht der Espada ihm den Garaus. Ohn' etwas Blut geht's freilich nicht dabei zu: — aber ein Ochs wird ja doch geſchlachtet! — So dacht' ich. Man ſagte mir, ich würde ein „Corazon de manteca“ (ein Herz von Butter) haben. Gott bewahre! Theilnahme, ein wenig Angſt, Bewunderung, Freude, machen ja die angenehmſte Emotion von der Welt aus, und niemals lebt ſichs friſcher und intenſiver als in Emotionen! — O meine arme Mama, Du haſt an mir eine bedeutend einfältige Tochter! nie und nie lern' ich begreifen, daß die Dinge in der Wirklichkeit anders zugehen als in meinem Kopf. Sobald ich auf keine Weiſe dabei intereſſirt bin, bin ich vielleicht nicht einfältig; aber ein Funke von Intereſſe für irgend etwas, und wenn's auch nur der Anblick einer Corrida iſt, reicht hin, um mich in ganz ſtupide Erwartung von Herrlichkeit zu verſetzen. Um halb fünf Uhr waren wir in der Plaza de Toros, die vor der Stadt an den Alleen des Guadalquivirs liegt; — ein recht ſtattliches Gebäude, zirkelförmig, zwei Stockwerke, das untere mit ununterbrochenen Sitzen, das obere durch Säulen in verſchiedene Logen getheilt. Aber dies obere Stockwerk läuft nicht rund herum, man hat einen Theil einſtöckig gelaſſen, und durch denſelben die Ausſicht auf die große Façade der Kathedrale. In der Mitte jener Logen, deren erſte Bank der beſte Platz iſt, befindet ſich die des Ayuntamientos, das während der ganzen Corrida mit entblößtem Haupt daſaß; — und unter ihr das Muſikcorps. Riego's Hymne wurde geſpielt, eine heitre Melodie ohne alles heroiſche Element. Der unterſte Sitz iſt ſechs bis acht Fuß, ich weiß nicht, wie hoch über dem Erdboden, aber hoch genug, damit die Zuſchauer bequem über die hölzerne Wand hinwegſehen können, welche zirkelförmig in der Arena umläuft, und einen breiten Gang vor dem unterſten Sitz bildet. Dieſe Wand hat vier breite Flügelthore, aus denen ſämmtliche Cadaver geſchafft werden, und durch welche die Picadors einreiten: einen beſondern Eingang für die Stiere: und acht ſchmale Oeffnungen, aus denen die Banderilleros aus der Arena in den innern Gang ſchlüpfen können, wenn der Stier ſie zu ſcharf verfolgt. Dieſer innere Gang war übrigens auch voll Zuſchauer, die ſich, Gott weiß wie, an die Wand hinauf reckten und ſtreckten um zu ſehen. Mit dem Schlag halb fünf Uhr öffnete ſich das der Ayuntamientologe gegenüber liegende Thor, und unter Fanfaren zogen in die Arena drei Espadas, drei Picadors zu Pferde, zehn Banderilleros, und zwei Dreigeſpanne von Maulthieren, machten ihr Compliment und wurden jauchzend begrüßt. Die Espadas ſind ſehr elegant gekleidet: das Majo-Coſtüm iſt idealiſirt, oder eigentlich theatraliſirt, denn der ächte Majo iſt das Ideal andaluſiſcher Elegance: ſie ſind in Seide von Kopf zu Fuß, Jäckchen und kurze Beinkleider von einer Farbe, Weſte und breiter Gürtel von der andern, z. B. grün und roſenfarben, ponceau und blau, braun und lila; alle Näthe mit Silber beſetzt; fleiſchfarbne Strümpfe, Schnallenſchuh; in jeder Taſche des Jäckchens ein Foulard und einer um den Hals geknüpft ſtatt Cravatte; Hut auf dem Kopf und ſein Schwert in der Hand, das drei Fuß lang, ein einen halben Zoll breit, zweiſchneidig und zugeſpitzt iſt. Ein ungeheurer Haarzopf, der im Nacken aufgeneſtelt und geflochten wie bei Frauen iſt, macht ihm den Kopf dick und ungeſchickt. Dies Haar ſoll aber der Stolz eines Espada ſein, und wer es

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nicht ſtark genug hat nimmt falſches zu Hülfe. Die Banderilleros ſind eben ſo gekleidet, auch der Zopf fehlt ihnen nicht: doch ſtatt des Hutes haben ſie eine ſchwarzſeidne vielfach betroddelte Mütze auf, und über dem Arm hängt ihnen ein Shawl von greller Farbe, fünf oder ſechs Ellen lang. Die Picadors ſehen höchſt plump und häßlich aus; das Sattelzeug iſt hoch und ſchwer, die Lanze eine ordinäre Stange mit einer zwei Zoll langen eiſernen Spitze. Die goldgeſtickte ſeidne Jacke, die hinten auf den Schultern zwei große Blumenſträuße wie Quaſte hängen hat, paßt gar nicht zu ledernen Beinkleidern, und der breitrandige weiße Filzhut mit buntem Band und Blumenbouquet ebenſo wenig zu großen Stiefeln. Obenein ſieht das Bein ganz unförmlich aus, denn es iſt mit Kork umgeben, um Stöße und Sturz weniger gefährlich zu machen. Armſelige Klepper, die kaum das liebe Leben haben, und denen ein Auge verbunden iſt, vollenden den disgraziöſen Aufzug des Picadors.

Darauf verließen Espadas und Maulthiere die Arena, die Banderilleros vertheilten ſich in derſelben, und die Picadors ſtellten ſich an der hölzernen Wand auf. Alles war todtenſtill, erwartungsvoll, athemlos. Nun winkt einer der Ayuntamiento-Herrn mit einem weißen Tuch, ein Trompetenſtoß erfolgt, der beſondre Eingang öffnet ſich — der Stier tritt in die Arena. Welch ein Getöſe ihn empfängt, wie man klatſcht, jauchzt, Hüte und Tücher ſchwenkt, wie man ihm Lob und Ermunterung zuruft, welche fieberhafte Aufregung alle Gemüther packt — das iſt nicht zu ſagen. Der Stier tritt ein im kurzen Trab, ſteht ſtill, ſieht ſich um, halb ſcheu halb wild, ſcharrt, wendet ſich hier hin und dort hin, als ob er den Feind wählen wolle, läuft dann auf einen Picador los, ſtellt ſich, beugt den Kopf bis zur Erde, ſpringt und ſtößt zu. Der Picador hält ſtockſtill: ſeine Geſchicklichkeit beſteht darin, daß er mit der Lanze den Stier abſtößt in dem Moment, wo dieſer losſpringt. Gelingt ihm der Lanzenſtoß, ſo wird das Pferd wenig oder gar nicht verwundet, und donnernder Beifall iſt ſein Lohn: gelingt er nicht, ſo fahren die Hörner des Stieres in den Leib des Pferdes, reißen ihm den Bauch auf und die Eingeweide heraus. Es fällt. Nun iſt Gefahr für den Picador! der Stier kann ebenſowol ihn als das Pferd mit Hörnern und Füßen zermalmen. Die Banderilleros retten ihn. Sie flattern herbei, ſchwenken ihre Shawls um den Kopf des Stieres, entziehen ihm den Anblick ſeiner Beute, locken ihn fort, und werfen ihm ihren Shawl vor die Füße, wenn er ihnen zu nahe kommt, ſo daß ſie Zeit haben zu entſpringen, entweder durch die ſchmalen Oeffnungen in der hölzernen Wand, oder auf ſie hinauf — wo ſie dann rittlings ſitzen bleiben, ſo lange der Stier ihren Shawl zertrampelt. Wendet er ſich einem andern Gegenſtand zu, ſo holen ſie ihn ſich wieder. Während der Zeit hat der Picador ſich aufgerafft: er iſt ſelten ſehr beſchädigt; Kleidung, Sattel, Pferd ſchützen ihn. Das unſelige Pferd wird auch wieder emporgeriſſen: bisweilen hängen ihm die Eingeweide wie blutige Beutel aus dem Leibe, bisweilen ringeln ſie ſich los und ſchleppen auf der Erde nach, oder das Blut rinnt aus einer Bruſtwunde wie ein Bach — es hilft nichts! ſo lange es den Picador tragen kann, muß es ihn tragen und ſich abermals der Wuth des Stieres ausſetzen, und nur wenn es zum Tode erſchöpft unter ihm zuſammenſtürzt, bringt man ihm ein friſches und läßt es liegen in gräßlichen Convulſionen. Manche ſind auf der Stelle todt. Der Stier ſtieß mit ſolcher Vehemenz zu, daß er Pferd und Picador von der Erde hob und dann fallen ließ: jenes ſtreckte ſich und war todt, dieſer ſtand mit Hilfe der Banderilleros auf, und der Stier, der ſeinen Kopf bis zum Genick in den Bauch des Pferdes gebohrt hatte, ſchüttelte ſich, daß es wie ein blutiger Regen um ihn herum flog, ging auf eine neue Beute los, und wahnſinniges Freudejauchzen: „Bravo, Toro!“ zeigte genugſam, wen man im Grunde für den Helden des Schauſpiels halte. Je mehr Pferde fallen, deſto größer die Beifallsbezeugungen für den Toro, aber zugleich Invectiven gegen die Picadors. Der eine Stier griff nach einander alle drei Picadors an, verwundete zwei derſelben und tödtete ihre Pferde: zwei neue Picadors erſchienen: daſſelbe Schickſal! nach zehn Minuten lagen ſieben todte oder ſterbende Pferde in der Arena, und der Stier hatte noch keine Wunde. Ich meine, dem Apis hat man keine größere Bewunderung zollen können! Doch die Picadors wurden verhöhnt, obgleich der eine hinkte und der andere einen verbundenen Kopf hatte. — Ein neues Zeichen wird gegeben. Banderilleros treten auf, welche keinen Shawl haben, ſondern zwei Stäbchen mit Blumen und Bändern umwunden, aber mit einem Widerhaken verſehen. Um den Stier noch mehr zu reizen, oder um ihn von Neuem aufzuſtacheln, wenn er bereits von den Picadors Wunden bekommen hat, deren Blutverluſt ihn ermüdet, müſſen ſie ihm dieſe Stäbchen ins Genick hereinhäkeln. Ein ungemein geſchicktes Manöver! der Banderillero ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, biegt ſich mit einem Stäbchen in jeder Hand ſo weit wie möglich vornüber, läßt den Stier grade auf ſich losſtoßen, ſetzt ihm die Pfeile ins Genick, während der Stierkopf unter ſeinen Armen iſt, und ſpringt ſeitwärts oder gar zwiſchen den Hörnern hinweg, ehe der Stier Zeit gehabt hat ihn empor zu ſchleudern. Dazu gehört eine unglaubliche Gewandtheit, Leichtigkeit und Kraft. Der Banderillero, dem dies gelingt, rivaliſirt in der Gunſt des Publicums mit dem Toro. Dieſer wird durch die Widerhaken, welche er umſonſt abzuſchütteln verſucht, immer böſer oder immer matter, und zuweilen beginnt er erſt dann die Picadors heftig anzugreifen. Auch er hat nach und nach mehre Wunden empfangen, und immer im Genick, weil das die gegen den Stich empfindlichſte Stelle iſt: auch ſein Blut fließt, ſpritzt bisweilen ganz hoch heraus und überrieſelt ihm Kopf und Nacken. Die Banderilleros ſchwirren ihm immerfort mit ihren Shawls vor den Augen, necken ihn, machen ihn ſchwindlig: er dreht und wendet ſich, betäubt, konfus: er greift ſelten mehr an.

Und abermals ein Signal! der Espada erſcheint: in der Rechten ſein Schwert, in der Linken ein Stöckchen, um ſeinen Arm gleichſam zu verlängern, und darüber ein feuerfarbenes Tuch. Er verbeugt ſich vor dem Ayuntamiento, improviſirt, wenn er das Talent dazu hat, einen Toaſt, wirft ſeinen Hut in die Arena, und geht grade von vorn auf den Stier los. Der ſtellt ſich, ſpringt auf das rothe Tuch ein, und in demſelben Moment ſtößt ihm der Espada das Schwert ins Genick, ſo daß es meiſtens ſenkrecht zwiſchen den Schulterblättern ſteht, wenn der Stier den Kopf aufrichtet. Die Kunſt des Espada beſteht darin mit dieſem einen Stoß zu tödten. Das geſchah nur einmal. Gewöhnlich iſt ein zweiter erforderlich, und es koſtet oft Mühe den ermatteten Stier zu einem zweiten Sprung auf das rothe Tuch zu reizen: denn ohne dieſen Sprung würde die Kraft des Espada nicht zum Todesſtoß ausreichen. Der Stier rennt ſich ſelbſt das Schwert ins Genick und zuweilen bis zum Heft. Legt er ſich nach dem erſten Stoß, ohne zu ſterben und ohne wieder aufzuſtehen, ſo kommt ein Chulo und macht ihm den Garaus; das geſchah auch einmal. — Wenn der Stier todt iſt, kommen die beiden Dreigeſpanne von Maulthieren herein; das eine ſchleift ihn fort, das andre die todten Pferde, die Blutſpuren werden verſcharrt. Dem Espada wirft man derweilen nicht bloß kahle Bravos zu, ſondern Cigarren, auch Duros; Einer bekam gar einen roſenfarbnen Gürtel. Iſt die Arena gereinigt, ſo beginnt das Spiel von Neuem.

Dies, liebe Mutter, iſt eine getreue Beſchreibung des Hergangs einer Corrida. Die einzelnen Nüancen, welche von der Stärke oder der Wuth des Stieres, und von dem Muth und der Geſchicklichkeit der Menſchen herrühren, ſind unzählbar. Der eine Stier war z. B. ein eine viertel Stunde in der Arena, der andre nur eine halbe; ein dritter, der nicht ſehr kampfluſtig war, ſprang vier Mal über die hölzerne Wand, als ob er ahne, daß ihm drinnen der Tod gewiß ſei: zum fünften Mal konnte er vor Schwäche nicht mehr hinüber und fiel zurück. Was das aber für einen Tumult in dem Gange gab, wenn der Stier hineinſetzte! wie die Menſchen liefen, ſprangen, ſtürzten und ſchrien, und hin und her rannten! der Stier iſt aber auf Flucht bedacht, nicht auf Kampf, darum thut er ihnen nichts, er läuft und ſucht einen Ausweg. Die Chulos (Aufwärter der Arena) öffnen eines der Thore in der hölzernen Wand: er meint, ſie führe ins Freie, und läuft richtig aus dem Gang in die Arena wieder hinein. Zuweilen zerbricht die Lanze des Picadors: zuweilen ſchleudert der Stier das Schwert des Espada wieder aus dem Nacken; dann hat der nichts zu ſeiner Vertheidigung, und die Banderilleros müſſen den Stier beſchäftigen, ſo daß der Espada, wie es ſeine Pflicht iſt, ſelbſt das Schwert wieder aufheben kann. Was den oben erwähnten Toaſt betrifft, ſo ſagte der Eine: „Brindo a usia y a ausencia, a toda la compañia y a la regencia.“ Die andern verhalten im Getöſe. Als der ſiebente Stier in die Arena kam, dämmerte es bereits und wir gingen fort. Der achte iſt ganz feig geweſen und das gräßliche Schauſpiel iſt eingetreten, daß man ihm die Sehnen der Füße zerſchnitten und dem Volk erlaubt hat ihn zu maſſakriren. Ach, es iſt zu bluttriefend! ein Volk, das ſolche Feſte hat, muß unmenſchlich und féroce werden, und kann man ſich über ſeine Grauſamkeit im Kriege und über manche Zuſtände und Züge von Barbarei wundern, wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte lang Autos da Fé und Corridas ſeine Augenweide waren und ſind? Aber daß je die Corridas aufhören könnten, iſt gar nicht zu denken. Wer König iſt oder Regent — das iſt dem Andaluſier höchſt gleichgültig: die dürfen ſchwach, dumm, ungeſchickt, Alles ſein, was ihnen beliebt. Aber die Stiere, die Picadors, der Espada — wenn die nicht tüchtig ſind, ſo gehts ihm ans Herz! für die enthuſiasmirt er ſich, für und gegen die ergreift er Partei. Ja, dahin iſt's mit dem Volk gekommen, in ſolche Verfallenheit ſind alle höheren Intereſſen gerathen, daß es auf einen Stier und einen Espada ſeine feurigſten Sympathien conzentrirt! — Höchſtens der achte

Theil der Zuſchauer waren Frauen. Auch Kinder ſah ich. Etwas ſah ich — das war mir merkwürdig, und zwar im allerhöchſten Grade. Es waren wenigſtens 10,000 Männer zugegen — und kein Einziger trug eine Brille. Bei uns iſt mindeſtens Einer von Dreien bebrillt! Körperliche Schwächen und Gebrechlichkeiten exiſtiren hier nicht oder man verbirgt ſie. Auf keine Weiſe thut man elegant mit ihnen. Ein Andaluſier weiß ſehr gut, wie albern es ausſieht, wenn man ſich eine Frau durch die Lorgnette betrachtet. Der Franzoſe meint, das ſei bon genre. Der Deutſche ſetzt ernſthaft und gelaſſen ſeine Brille dazu auf. Das iſt häßlich genug, aber doch nicht impertinent. Du wirſt meinen, liebe Mutter, ich hätte gar kein Recht mich über Brillen und Lorgnetten zu ſcandaliſiren, da ich nicht leben kann ohne ſie. Das iſt ein großer Unterſchied. Frauen können thun, was ſie wollen, und es wird immer ganz charmant ſein, wenn ſie es nur charmant machen. Nun wirſt Du wiſſen wollen, ob ich ein „Corazon de manteca" hatte. Das verſteht ſich — zuerſt! Als das erſte Pferd niederſtürzte, und der Stier es zertrat, und der Picador am Boden lag, und ich nicht wußte, wie er ſich retten würde, und Alle ſo grauſam und blutdürſtig um mich herum ſchrien und brüllten — verfiel ich in ein konvulſiviſches Weinen. Doch nicht lange! der Picador ward gerettet, die Aufmerkſamkeit neu gefeſſelt. Man ſagte mir auch, ich ſollte doch um Himmels willen kein Aufſehen machen: Thränen wären ganz mal à propos in einer Corrida. Ohnehin hatte ich einen Hut auf — den einzigen in der ganzen Plaza de Toros! Der große Wunſch nicht bemerkt zu werden, ſtählte meine Nerven. Beim zweiten Pferde floſſen wol noch einige Thränen, doch ich drückte die Zähne zuſammen, und ſah die übrigen zwanzig fallen trocknen Auges, doch nicht ohne eiskalten Schauer: fünf ſind gefallen, nachdem wir fortgegangen. Eben erfahr ich, daß der eine Picador geſtorben iſt. — O Himmel, ich mag keine Corrida mehr ſehn. Einmal iſt genug um zu wiſſen, wie es dabei hergeht! Ich küſſe die Hand, Herzensmama.

Vier und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 19. Mai 1841.

Hier, liebſte Emy, lautet das Verslein: „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla:“ und ein andrer Spruch ſagt: „Wer nicht König von Sevilla iſt, iſt keiner.“ Von ſo unvergleichlicher Schönheit finde ich es nicht. Es hat ſeine Herrlichkeiten, die zum Theil auch ſehr merkwürdig ſind, z. B. die Kathedrale, ein vollkommen edles und großartiges gothiſches Gebäude aus dem funfzehnten Jahrhundert, gewiß das ſchönſte aus jener Epoche, welches exiſtirt: — ihre Campanile, die zierliche Giralda, von den Arabern gebaut zu einer Sternwarte: — der Alcazar, die Reſidenz der mauriſchen Könige bis zum Jahr 1248, wo Ferdinand III., der Heilige, König von Caſtilien, Sevilla einnahm: der Alcazar, der mich entzücken würde um ſein ſelbſt willen, wenn ich nicht die Alhambra kennte, und der mich jetzt entzückt, weil er mich an ſie erinnert, ohne mit ihr rivaliſiren zu können: — und zwiſchen dieſen Blüten mauriſcher und chriſtlicher Architectur die Lonja oder Börſe, ein ruhig vornehmes Gebäude im doriſch-ioniſchen Styl, von ſolider Pracht, das Archiv aller Papiere, die auf Amerika Bezug haben ſeit der Entdeckung — eine enorme Bibliothek! — dann die reizenden Promenaden la Criſtina und las Delicias, ſtundenlang am Guadalquivir fortlaufend. Ach, Sie werden meinen, daß ich ſehr verwöhnt bin, um nicht dieſe Stadt ein Weltwunder zu finden! vielleicht kommt es daher: die Gegend iſt traurig, flach, dürftig und mager bebaut, ohne Dörfer, ohne Bäume; der Mangel an Kultur, an Thätigkeit macht ſich ſchmerzlich bemerkbar. So eine große Ebene ohne Menſchenwohnungen und nur mit ſeltnen und geringen Spuren menſchlicher Betriebſamkeit iſt beklemmend wie eine Wüſte. Die war ſehr gut für die alten Anachoreten und ihre Bedürfniſſe oder vielmehr für ihren Mangel an Bedürfniſſen; aber für ein Volk unſrer Tage iſt das eine nichtstaugende Heimat. Wie reich bebaut iſt die Ebene von Valencia, und ſie hat doch keinen Guadalquivir, der die Bewäſſerung ſo leicht macht, und ſo nützlich ſein könnte, wenn man ihn zu brauchen verſtände! Schön iſt er gar nicht mit ſeinen kahlen flachen Ufern, denn die Orangenhaine, von denen man ſpricht, und die allerdings unterhalb Sevilla exiſtiren, machen in der Landſchaft keinen andern Effect, als daß man wünſcht, ſie mögten ein Paar hundert Mal größer ſein. Man wirft dem Andaluſier Trägheit und Widerwillen gegen die Arbeit vor: nur bei ſeinen Vergnügungen ſoll er munter und friſch ſein. Wenn aber nichts geſchieht, um der Induſtrie Spielraum, und dem Handel Freiheit zu geben, ſo iſt es ſehr natürlich, daß Leute lieber die Caſtagnetten (Castañuelas) ſchlagen, als das Feld beſtellen, da ſie ohnehin durch Clima und Gewohnheit der Arbeit abhold ſind. Für Fabriken fehlt hier die Hauptſache: Menſchen. Eine ſo immenſe Stadt wie Sevilla hat nur 95,000 Einwohner. Für Feldbau und Viehzucht, worauf das Land angewieſen iſt, fehlen im Innern Communikationen, nach außen Sicherheit, und überall Ruhe, Ordnung, Zuverſicht. Die ungeheure Zerüttung der Finanzen, die entſetzliche Dilapidation, welche jede Einnahme ſpurlos verſchwinden läßt, drückt auf Allen. Die Einen bleiben arm, weil ſie keine Wege zum Erwerb haben: die Andern verarmen, weil ſie nicht bezahlt und beſoldet werden. Die Reichen — denn es ſoll wirklich hier und in ganz Spanien mehr reiche Leute geben, als man meint — halten ihr Geld im Kaſten, buchſtäblich, baare Summen, weil ſie zu Unternehmungen, zu Kauf, zu Spekulation oder was es ſei, keine Gelegenheit oder kein Zutrauen haben: der bürgerliche Krieg kann jeden Moment wieder ausbrechen, und dann lebt nicht nur die feindliche, ſondern auch die befreundete Partei immer auf Koſten derjenigen, die etwas haben. Die alten und vornehmen Familien endlich, die großen Grundbeſitz haben, ſind theils gründlich ruinirt, wie überall: theils ſtecken ſie in ſo großen Schulden und Verwirrungen, aus denen Andre ihren Vortheil ziehen, daß ſie bald ruinirt ſein werden — auch wie überall. Die Wenigen, bei denen keins von Beiden der Fall iſt, halten ihre Zuſtände auf dem alten Fuß, der freilich für die neuen Zeiten und die Forderungen der Gegenwart weder paſſend noch erſprießlich ſein mag. Liebſte Emy, ſagen Sie mir, mit welchen Flammenzungen haben in andern Tagen die Menſchen geredet, ſo ein Lykurg, ſo ein Savonarola, daß ſie ein Volk vermogten, zum allgemeinen Beſten den eigenen Vortheil zu opfern. Das kommt mir eben ſo mirakulös vor, als die Speiſung der Fünftauſend mit zwei Fiſchen! Und zu meinem tiefſten Schmerz iſt jetzt immer Frankreich da, um die alten großen Erſcheinungen durch

Nachäffung lächerlich zu machen! hat es nicht die St. Simoniſten? oder hat es ſie noch? frag' ich; Unkraut, das in einer Nacht aufſchießt, welkt eben ſo ſchnell. Das iſt der Probierſtein der Inſtitutionen. Die Munizipalverfaſſung oder das Ayuntamiento, welches jede Stadt, jedes Dorf beſitzt, die Freiheiten und Gerechtſame jeder Provinz, oder wie man in Spanien ſpricht: jedes Königreichs — denn es heißt immer „el Reyno de Valencia, el Reyno de Murcia, etc., — Alles, worauf der Spanier ſo ſtolz iſt und was ihm auch wirklich ein edles Gefühl von Unabhängigkeit, von allgemein menſchlicher Würde gegeben hat — hat gewiß die Probe der Jahrhunderte beſtanden. Doch in ſo zerquälten, ſchwankenden Epochen, wo ohnehin alle Kräfte ſich zur Zerſetzung neigen, weil ein großes allgemeines Intereſſe den egoiſtiſchen Zwecken Vieler gewichen iſt — da machen ſie eine Einheit der Handlung unmöglich, wenn der Handelnde nicht etwa ein Napoleon oder ein Kardinal Richelieu iſt. Jeder Ort entrichtet ſeine Abgaben, und das Ayuntamiento verwaltet ſie — Gott weiß wie! Aufſicht und Controlle giebt es nicht von oben herab, und Gott weiß wozu. Glauben Sie mir, ich übertreibe nicht: in Spanien, Stadt und Land, ſo weit ich es kenne, iſt nichts gut gehalten, aber gar nichts, als — die

Promenaden: die, und zwar auch nur die beſuchten, wie hier die Chriſtina, vortrefflich: hingegen die reizende Delicias iſt ganz verwildert. In den Städten keine Spur von irgend einer öffentlichen Baute: ungepflaſterte Plätze, barbariſch gepflaſterte Straßen, keine Anſtalten, um friſches Waſſer zu haben — ich glaube, wir trinken hier tout bonnement Waſſer des Guadalquivir, wenigſtens ſchmeckt es ſchlecht genug dazu! — In andern Ländern, wo Klöſter aufgehoben ſind, hat man doch eins oder das andre zu einer Schule, zu einem Armenhaus eingerichtet — hier nicht. Sie ſtehen meiſtens leer. Das enorme Kapuzinerkloſter vor der Stadt hat ein Engländer für einen Spottpreis gekauft und wird darin eine Fabrik von Fayence anlegen. Von den Wegen, oder vielmehr dem Mangel an Wegen, an Brücken, ſchrieb ich ſchon neulich. Ich kann nicht fertig werden mit meinem Erſtaunen, meinem Entſetzen, über dieſe maßloſe Verwahrloſung. Da ſtreiten ſie ſich nur ſeit einem Vierteljahrhundert, wer König von Spanien ſein ſoll, und wie er's ſein ſoll: und was während dieſer Zerrüttungen aus Spanien ſelbſt wird, darum bekümmert ſich keiner; das läßt man gehen, fallen, ſinken — und einer wie der andern Partei ſcheint es völlig gleichgültig zu ſein. O wenn doch der liebe Gott dem Espartero eine von den großen Seelen beſcheert hätte, welche die kleinen Seelen tyranniſch nennen, ſo etwas von Peter dem Großen, etwas von Napoleon: den eiſernen Willen, um energiſche Maßregeln durchzuſetzen, den klaren Blick, um ſie den Verhältniſſen anzupaſſen, die unerſchütterliche Strenge, um ſie aufrecht zu halten. Die Fueros würden wol etwas dabei leiden, aber Spanien würde ein civiliſirtes Land werden. Und wäre das am Ende ein Glück? muß ich zuletzt fragen? das hat auch ſeine rabenſchwarzen Nachtheile: das unnatürlich geſteigerte Raffinement des Lebens, die koloſſale Verſchiedenheit des Vermögens, die Sclaverei, welche der Luxus der Einen den Schultern und den Geſinnungen der Andern aufbürdet — gehen damit Hand in Hand. Arm mag der Andaluſier ſein, doch armſelig iſt er nicht, nicht kriechend, nicht geldgierig, und ſeine Bedürfniſſe ſind ſo gering, daß er ſie mit wenig anſtrengender Arbeit befriedigen kann. Große Studien mag er nicht gemacht und es ſchwerlich bis zum Schreiben gebracht haben: dafür kennt er die alten Romanzen, und hat vielleicht bei der Geſchichte vom Cid leſen gelernt — wenn er's gelernt hat. Fliegende Buchhandlungen unter freien Himmel an einer Kirchenecke aufgeſchlagen, die ihre Waaren über einem ausgeſpannten Bindfaden aufhängen und für einige Kreuzer verkaufen, machen am meiſten Glück in Andaluſien. Auf Quartblättern von ſo vortrefflichem Löſchpapier, als ob es aus Deutſchland käme, mit entſprechendem Druck, findet man da eine unendliche Menge Romanzen. Ich habe noch keine vom Cid auftreiben können, wol aber die vom Grafen Alarcos und der Infantin, aus der Friedrich Schlegel eine Tragödie, und, wenn ich nicht irre, eine ſehr gezierte gemacht hat, während das Original prächtig ſchlicht und naiv iſt. Dann auch Legenden und große Thaten der Könige, z. B. die Eroberung Sevillas durch S. Fernando. Das iſt ihre Lektüre: wer leſen kann, trägt ſie vor, die übrigen hören zu, oder ſie lernen ſie auch auswendig. Dieſer geiſtige Umgang mit Königen, Helden und Heiligen mag die Wiſſenſchaft nicht ſehr fördern und auf das Studium der Geſchichte und Theologie, oder auf deren Kritik eben keinen Einfluß üben; indeſſen iſt ſolche Lektüre doch weit unterhaltender und unſchädlicher als Zeitungen, die ſie gar nicht oder falſch verſtehen. Was man in Frankreich ſo häufig ſieht: Zeitungsleſer in den unterſten Klaſſen — ſieht man hier gar nicht. Es wird ihnen wol gehen wie mir: ich finde die raiſonnirten Artikel allzu langweilig. Die Romanzen ſind in vierfüßigen Trochäen geſchrieben, ohne Reim, allein durchgehends in Aſſonanzen. Der „Conde

Alarcos,“ der ſieben zweiſpaltige Quartſeiten füllt, hat von Anfang bis zu Ende, einen Vers um den andern, die Aſſonanz auf ia. Dieſe Monotonie mißfällt mir nicht, iſt gleichförmig und beſchwichtigend wie das Gemurmel eines Baches: aber ich meine, es müßte gewaltig holprig werden, wenn wir es im Deutſchen nachahmen wollten, denn bei uns enden die Worte faſt nie mit Vokalen, und die Konſonanten am Schluß heben die Weichheit der Aſſonanz auf. Die ſpaniſche Sprache klingt ſchön wie keine andre! gegen ſie iſt italieniſch ſehr hart, denn es hat faſt überall ein t, wo im ſpaniſchen d iſt. Und doch iſt ſie durchaus nicht weichlich, ſpricht jeden Buchſtaben ohne Zuſammenziehung aus. So wird ſie gelehrt, und in Caſtilien wahrſcheinlich auch geſprochen. Hier iſt der Accent ganz unglaublich lispelnd, das d wird aſpirirt, das s verſchluckt: ſehr ſchwer zu verſtehen, und zu ſprechen gar nicht. Mein Ohr gewöhnt ſich leichter als meine Zunge: es hat nur mit der Theorie zu thun, und die iſt überall leichter als die Praxis. Wär' ich zum Sprechen gezwungen, d. h. müßt' ich mich ſelbſt den Spaniern verſtändlich machen, um allerlei zu erfahren und zu fragen, ſo würd' ich wol mehr von der Sprache lernen: allein da unſre Reiſegefährten alle Sprachen der Welt reden, iſt mirs viel angenehmer und kürzer Dolmetſcher zu haben, die raſch hinſagen, was ich ſtammeln müßte. Uebrigens kann man, wenn man ſich einige Phraſen genau genug merkt, um ſie à propos zu gebrauchen, mit ihnen eine Art von Converſation machen: wie es denn in jeder Sprache gewiſſe, immer wiederkehrende, wenig bedeutende Redensarten giebt. Wenn ein Mann nur: „Hombre!“ und: „Vaya, vaya!“ mit den gehörigen Nüancen des Ausdrucks zu ſagen weiß, ſo iſt er im Geſpräch geborgen. Hombre heißt Mann. Vaya iſt unüberſetzbar. Wie viel tauſendmal in einer Stunde man Hombre ſagen hört, geht ins Unglaubliche, denn die Männer nennen ſich unter einander ſo und gebrauchen noch außerdem das Wort als Ausruf. Die Frauen ſagen nicht Hombre zu einem Mann, wol aber, wenn ſie ihn zwei oder drei mal geſehen haben und freundlich zu ihm ſprechen wollen: Hijo, d. h. Sohn; doch in der dritten Perſon. Z. B. ſo: „El hijo es muy amable“ — wenn er ihr etwa ſchöne Sachen ſagt. — In Granada war ich zweimal im Theater, eigentlich des Bolero wegen, der im Zwiſchenakt getanzt wird, und der ſo unwandelbar zum Schauſpiel gehört wie ein Saynete oder Poſſe zum Nachſpiel. Einmal wurde eine Taſſo-Tragödie gegeben, in der ſein Wahnſinn ausbricht; unendliche Declamationen und gar keine Handlung! dazu ſpricht man auf der Bühne mit einem durchaus künſtlichen, eintönigen, ich mögte ſagen typiſchen Accent, der jede eigenthümliche Inflexion des Individuums ausſchließt, und den Ausdruck der Leidenſchaft unmöglich macht, indem er ihn beſtändig in den Schranken eines künſtlichen Pathos erhält. Eine Prinzeſſin kann wol zur Noth mit ihren Hofdamen ſo reden von Wind und Wetter u. dgl. — doch wenn ihr die Dinge ans Herz gehen, wenn der Schmerz kommt, die Angſt, der Jubel, die Troſtloſigkeit: ſo muß die Stimme anders zittern und beben und klingen, als es mit dieſem angenommnen Ton möglich iſt: denn nur eine Maſchine redet ſo, — kein Menſch. — Das andre Mal war's ein zweihundert Jahr altes, ſehr berühmtes Luſtſpiel, wo eine junge Perſon in verſchiednen Verkleidungen verſchiedene Herzen gewinnt, Väter, Mütter, Liebhaber u. dgl. Um einem Luſtſpiel folgen zu können, wo ſehr ſchnell geſprochen wird, und wo Witze und Scherze ſich jagen, muß man die Sprache ganz gut verſtehen: und das kann ich nicht. Die Declamation war weniger ſteif und monoton, doch das Spiel weit von dem entfernt, was wir ein natürliches nennen. Ich ſah immer Schauſpieler, die ihre Rolle mehr oder weniger geſchickt darſtellten: nicht handelnde Menſchen.

Sie gaben mir nicht die Illuſion, daß ſich dies wol könne zugetragen haben. Es blieb für mich immer die Bühnenwelt, nicht meine Welt. Die Art, wie Saynetes geſpielt werden, iſt ganz dieſelbe wie bei uns, im Volkston, mit improviſirten Witzen, mit Anſpielungen auf Ereigniſſe des Augenblicks. Ja ich hörte ſogar, daß die Schauſpieler zuweilen nur das Thema en bloc bekämen und es dann improviſirend ausführten, wie in Italien die comedia del arte. Da ich ein Paar Mal im Theater an der Wien war, ehe ich vollkommen alle Locutionen der Wiener Volksſprache inne hatte, ſo verwunderte ich mich nicht, daß ich von der andaluſiſchen nichts verſtand, und bedauerte nur an der großen Hilarität des Publikums nicht Theil nehmen zu können. Es iſt zuweilen nur ein einziges Wort, oder die Art, wie es ausgeſprochen wird, oder eine Beziehung auf gewiſſe Vorgänge und Ereigniſſe, was unwiderſtehlich komiſch iſt. Man muß daher nicht blos die Sprache, ſondern die Eigenthümlichkeiten, Liebhabereien und Gewohnheiten des Volks kennen, wenn man ſich im Volkstheater amüſiren will. In Cadiz war ich in der italieniſchen Oper, die überall, außerhalb Italien, für Leute vom bel air iſt, welche etwas Andres als Bolero und Saynete ſehen und hören wollen. Hier war ich noch nirgends: aber dafür hab ich endlich ein Paar Aufſätze vom Fray Gerundio geleſen. Wem die Geſchicklichkeit gefällt das Wort wie einen Kreiſel herumzupeitſchen, bis zur Athemloſigkeit, bis zum Ueberdruß — wer Antitheſen geiſtreich findet, und Häufung der Adjective witzig — der wird ſie mehr goutiren als ich. Man lieſt in Deutſchland wenig franzöſiſche Zeitungen, und ſo ſind Sie vielleicht nicht ſo glücklich die Feuilletons von Jules Janin zu kennen, breites, plattes, weitſchweifiges Geträtſch, leer und unſchmackhaft wie Hülſen ohne Kern, und dabei ein ſolcher Strom von Worten, beſonders von Adjectiven, daß man ihnen wol anmerkt, daß ſie das Deficit von Urtheil und Kritik decken ſollen. Nun, jene Aufſätze erinnerten mich daran, beſonders der, wo er Alles beſchreibt, was er in Malaga geſehen hat, — „Frauen, ſo ſüß wie ihre Kartoffeln, Männer, ſo feurig wie ihre Weine.“ In dieſem Styl geht's fort. Einiges iſt treffender. Ueber die Folgen eines dortigen Aufſtandes ſagt er: „Die Leichen verſchwanden im Gottesacker, die Richter in ihren Häuſern, und die Thäter auch in ihren Häuſern.“ Das iſt bezeichnend: doch übernatürlich geiſtreich kommt es mir nicht vor. Ein andrer Aufſatz iſt ganz matt. Er vergleicht darin Eſpartero mit dem Majoral, der ihn — nämlich den Verfaſſer — von

Malaga nach Granada gefahren. Er habe ihn ermahnt vorſichtig zu ſein, nicht bergauf bergab zu jagen, ſchlechte Stellen zu vermeiden, ꝛc. worauf der Majoral geantwortet: er kenne den Weg am beſten: — und wirklich wären ſie wohlbehalten in Granada angelangt. So ſolle man auch ruhig den Espartero kutſchiren laſſen. — Sie ſehen, liebe Emy, daß man in Spanien noch à peu de frais bewundert wird. Ach, was ſag' ich da! ganz Spanien bewundert doch Fray Gerundio, während bei uns jedes Neſt den ſeinen hat und anbetet. — Ade, Seele!

* * *

Fünf und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 20. Mai 1841.

Darin bin ich glücklich oder unglücklich — ich weiß nicht recht! — daß ich, wenn ich mich zum Schreiben hinſetze, nie weiß, was ich eigentlich ſchreiben werde. Das iſt für mich ſelbſt glücklich, weil ich dadurch auf bequeme und unterhaltende Weiſe erfahre, was ich bei den Dingen denke und meine, die mir eben einfallen. Doch für Euch weniger, weil ich häufig nicht nach dem Punkt hinkomme, wo Ihr mich erwartet, und wo ich Euch ſtatt deſſen im Stich laſſe. Ach, erwartet mich lieber nirgends! ich werde wol am Ende irgendwo landen, aber wo?.... Liebes Herz! wenn wir das wüßten — wüßten, *wohin* wir kommen, *wie* wir ankommen — das wär ein bequemes und ſchönes Leben! All unſer Leid kommt ja nur daher, daß wir nichts von dem Allen genau wiſſen, und daher ins Blaue hinein, nach Luſt und Laune und Leidenſchaft, wollen. Wüßten wir, was Gott weiß, ſo würden wir auch wollen, was er will. Jetzt ſollen wir's auch wollen, und wiſſen nichts. Das iſt wirklich zu ſchwer, um es immer zu können. Halte là! ich nehme wieder Reißaus. Ich wollt' Ihnen ſchon geſtern von Murillo erzählen und er verwandelte ſich unter meiner Feder in Fray Gerundio. Ja! ich wollt' Ihnen ſagen, daß, wenn Sevilla ſelbſt mir auch nicht wie ein Weltwunder vorkommt, ſo beſitzt es doch eins in Murillo. Wenn ich nur von ihm ſprechen könnte! ich meine ſo: daß ich etwas von ihm ſagte, was ihn anſchaulich machte für Sie. Sie wiſſen, ich verſtehe nichts von der Kunſt, oder beſſer vom Studium, und von techniſchen Ausdrücken nun gar nichts. Ein Maler hat mir geſagt, Titian habe keinen Styl. Ich konnte das gar nicht begreifen, bis er mir erklärte, das ſolle heißen, Titian habe mehr nach der Natur als nach der Antike ſtudirt. In dieſem Sinn kann man von Murillo ſagen: er hat keinen Styl, und von Rafael: er hat den vollkommenſten. Rafael ſchuf die Antike zur Heiligen um, Murillo den Menſchen. Wundern Sie Sich nicht, daß ich dieſe beiden Namen zuſammen ſtelle; nur ſie verdienen die eng-

Gemeinſchaft. Aehnlichkeit iſt übrigens keine andre in ihnen, als daß Jeder auf ſeinem Wege das Höchſte erreichte, und das Vollkommenſte ſchuf; — denn ſie lebten in gar verſchiedenen Zeiten und Zuſtänden: Rafael war der Lieblingszögling griechiſcher Schönheit, dem die Grazien verſchwenderiſch alle ihre Gaben ſchenkten, und ihm Aug' und Seele gaben, um ſie zu erkennen; Murillo wurde angeſtralt von der Schönheit der ſchlichten Natur, und ſtatt der griechiſchen Grazie neigte ſich der extatiſche Glaube zu ihm und weihte ihn in himmliſche Myſterien ein. So wie Rafael der Maler der Madonna — iſt Murillo der der Heiligen. Beide haben auch andre Meiſterwerke geſchaffen: aber in jenen Darſtellungen ſind ſie ganz außer aller Proportion mit den übrigen Malern. Neben der Madonna Siſtina ſieht jede andre irdiſch aus: neben S. Thomas de Villanueva jeder Heilige unheilig. Was nun die Weichheit und Beſtimmtheit des Pinſels, den Schmelz der Farben, die correcte Zeichnung betrifft, ſo mein' ich, daß Rafael eben ſo viel über Murillo ſteht als unter ihm in der Gruppirung. Verſtehen Sie mich! Rafael hat nicht etwa ſchwer oder unklar — aber er hat doch gruppirt: während ſich bei Murillo die Geſtalten zuſammenfinden wie die Sterne zu einer Conſtellation. Iſt es Ihnen nicht begegnet vor der Madonna Siſtina zu denken: „Ach, wenn doch die heilige Barbara ihren Kopf etwas weniger nach der linken Seite wenden wollte; die Stellung kann weder Menſch noch Heilige aushalten!“ — Mir iſt's begegnet: ſo wie mir wol bei Murillo der Wunſch kommt, Haar und Glorie, oder Mantel und Erdboden müßten weniger in einander laufen. Murillos Kinder ſind etwas ganz Wunderbares! ſie ſehn nicht blos frappant wie Kinder aus — ſondern auch wie Kinder an. Sie haben ſo einen gewiſſen kleinen halb ſtupiden, halb geheimnißvollen verſchleierten Blick, und den giebt er auf eine unbegreifliche Weiſe wieder. In der Madonna de la Servilleta z. B. iſt der Kopf des Kindes eine wahre Maravilla. Es ſieht Sie grade an, und mit einer ſolchen Lebendigkeit, daß Sie meinen, es werde das Köpfchen wenden und Ihnen nachblicken, wenn Sie ſeitwärts treten, und daß Sie ganz verwundert ſind, wenn es nicht geſchieht. Wie nun dieſe einzigen, unſchätzbaren Bilderkleinodien gehalten werden, das iſt zum Erbarmen! Ungereinigt, ohne den nothwendigen Firniß, ohne Rahmen zuweilen, hängen ſie da, ſtehen ſie an der Wand, oder ſchutzlos in den Gängen, wo ſie copirt werden. Jeder Sudler darf Quadrate von Schnüren über ſie machen, um es bei ſeiner Pinſelei bequemer zu haben, und da dieſe Quadrate bei Einigen permanent ſind, um den herrlichen Künſtlern die Mühe des jedesmaligen Ueberziehens zu ſparen, ſo haben die Faden bereits ihren Abdruck auf dem Gemälde gelaſſen. Wir riſſen, heimlich und loſe, leiſe einige herunter, da konnte man es gewahr werden. Aber ſo geſchickt wir's auch machten, ſo iſt es doch ſehr unrecht, daß die Gemälde ſo ſtehen, um dergleichen Willkürlichkeiten zuzulaſſen: denn nicht Alle, die dahinkommen, haben Liebe für die Bilder, ſondern Manche nur Neugier, und plumpe ungeſchickte Hände krallen daran herum. Der Beweis davon iſt das Zeichen eines Fingernagels, das wir heute im S. Auguſtin fanden, und das in den erſten Tagen nicht da war. Und man muß Gott danken, wenn nur ein Nagel eine Narbe darauf macht! das Bild ſteht auf der Erde, ohne Rahmen an die Wand gelehnt! man kann es umſtoßen, mit dem Fuß durchfahren! Da ſitzt wol eine Art von Cuſtode in Lumpen, giebt man dem aber ein Paar Duros, ſo ſchweigt er, und das Unglück iſt geſchehn. Ohnehin iſt er beſtändig ſchlaftrunken, gähnt, um ſich die Kinnladen zu verrenken, und vergißt nie vor ſeinem aufgeſperrten Munde mit dem Daumen ein Kreuz zu ſchlagen, damit ihm der Teufel nicht hineinfliege; — ſo iſt der Glaube.

Beiläufig: vor der Stirn ſchlägt man das Kreuz als Ausdruck des Dankes; nicht blos Bettler, ſondern Leute niedern Standes, die von Vornehmeren etwas geſchenkt bekommen. — Sie ſehen wol, daß bei einem ſo völligen Mangel an Aufſicht und Ordnung allen Murillos hier das Schickſal bevorſteht, welches da Vincis Nachtmahl in Mailand getroffen hat. In zwei öffentlichen Gebäuden ſind ſie alle beiſammen: in der Kirche der Caridad, und im Muſeum. Die Caridad war ein Hospital von Barmherzigen. Aus Murillos Atelier ſind die Gemälde dahin gebracht; es ſind fünf: Moſes, die Speiſung der Fünftauſend, S. Juan de Dios, ein kleiner Salvator mundi, ein kleiner Johannes der Täufer. Das ſechste, ein Pendant zum S. Juan de Dios, die heilige Iſabelle mit den Kranken, hat man ins Muſeum von Madrid gebracht. Ob ſich nach zehn Jahren dieſe fünf Gemälde noch in der Caridad finden werden, iſt ſehr fraglich. Nichts wäre leichter als mit den beiden kleinen Gemälden einen Unterſchleif zu machen! ein Maler kommt hin, copirt ſie, ſpart nicht einige Duros, nimmt die Originale mit, läßt die Copien an deren Stelle, die überdas hoch und ſchlecht beleuchtet iſt, aufhängen — und weg ſind ſie! Dergleichen iſt hier gar nicht unmöglich, und Baron Taylors Ankäufe für Paris beweiſen es. Ohne Beſtechlichkeit und Unterſchleif der Aufſeher und Beamten geht ſo etwas nicht zu, und man hat kaum den Muth es zu bedauern. Die Gemälde ſind gerettet, geſchützt und gewürdigt, und ob ein Cuſtode für ſeine Miſſethat ein bischen mehr oder weniger im Fegefeuer geplagt wird, iſt mir vollkommen gleichgültig. Das Muſeum iſt ein aufgehobenes Kloſter mit langen Gallerien voll Gemälde, die niemand anſehen mag, weil der eine Saal mit denen von Murillo und Zurbaran gefüllt iſt, welche man aus verſchiedenen Klöſtern und Kirchen hieher gerettet hat. Man ſagt, daß ſie nur interimiſtiſch hier ſind, daß man die Kirche, welche zu dieſem Kloſter gehört und die ganz wüſt iſt, ausbauen, einrichten, und zum wahren Muſeum umſchaffen wolle. Lieber Gott, womit? wer ſoll's Geld hergeben? wer hat's dazu? Gebaut wird allerdings in der Kirche, doch bis ſie fertig ſein wird, können auch die Mäuſe mit den Bildern fertig ſein — beſonders mit den zwei großen, die ſamt dem berühmten Cruzifix von Montañes in einer Art von Rumpelkammer oder Keller, ohne Fußboden, herumſtehen. Sie denken gewiß, ich übertreibe; Sie können ſich eine ſolche Barbarei gar nicht vorſtellen. Ach, kommen Sie nur her, Sie werden ſchon die Wahrheit finden! Ja, kommen

Sie mir her, meine Seele, denn verwahrloſt, beſchmutzt, ruinirt, wie ſie auch ſein mögen — nirgends ſehen Sie Schöneres; ja vielleicht nirgends ebenſo Schönes. Ich kann's mir nicht begeben, ſo thöricht es auch ſein mag, Ihnen einige der ſchönſten Gemälde zu beſchreiben. Ich thue es eigentlich mehr zu meinem, als zu Ihrem Vergnügen, denn ich präge ſie mir ſelbſt dadurch tiefer ein, während ihre überirdiſche Schönheit für Sie in meinen irdiſchen Worten verloren geht.

Im Muſeum führe ich Sie zuerſt vor den S. Thomas de Villanueva; das iſt ein Biſchof, der einem halben Dutzend Armen Almoſen giebt. Im Jenſeits der Berge hab ich von Rafaels Transfiguration geſagt: ſie vereine allen Jammer der Erde und alle Seligkeit des Himmels — oder ungefähr ſo; genug, ich meinte, man ſieht dort den Himmel offen. Im S. Thomas hat ſich der Himmel auf die Erde und zu ihrem Leide herabgeneigt, und ſeinen Frieden, ſeine Milde, ſeine lichtvolle Seligkeit in ein einziges Menſchenantlitz gegoſſen. Liebe Emy, in eine Creatur unſers Geſchlechts, unſers Gleichen, die auf unſern alltäglichen Wegen gegangen iſt, unſre ſtillen Schickſale gehabt hat, die kein Prophet war, kein Apoſtel, nichts von dem, wozu man außerordentliche Gaben und Gnaden vorausſetzen muß —

ſondern ein ſchlichter Menſch, wie ich, wie Sie! — Sie ſehen's ja auch! es geht nichts Ungewöhnliches in ihm, mit ihm vor. Er ſchwebt nicht in Extaſe, er hat keine Viſion, er flüchtet ſich nicht ins Gebet vor den Anfechtungen und Qualen der Erde: er ſteht da in der Vorhalle ſeines Hauſes und vertheilt Almoſen. Gedanke und Compoſition ſind ganz einfach, ganz natürlich, und eben dadurch ſo eindringlich und ans Herz klopfend, daß es einem gar nicht aus dem Sinn will. S. Thomas ſteht weiß und ſchwarz wie ein Dominikaner gekleidet, mit Biſchofsmütze, und Krummſtab in der Linken, neben einem Tiſch, worauf die Bibel liegt, und giebt mit der Rechten einem Bettler Almoſen, der halb nackt vor ihm kniet und Ihnen den Rücken zuwendet. Der Bettler iſt wol lahm, denn er hat ſich mühſam an einem Stock aufgerichtet, um die Gabe zu empfangen. S. Thomas blickt zu ihm nieder; daher ſehen Sie nicht ſeine Augen, aber Sie fühlen den Blick in ihrer Seele, mild wie Sternenlicht, warm wie der Sonnenſtral, klar wie der Tag, von oben herabkommend wie alles Gute! S. Thomas iſt ein alter Mann, aber kein Greis, keine Spur von Hinfälligkeit, von Gebeugtheit. Man ſiehts ihm an, daß die Menſchengeſtalt vergänglich — aber nicht, daß ſie Staub und Aſche iſt.

Er iſt nicht zu fern vom Mannesalter, um nicht mehr die Stigmate des Lebens, die tiefen Furchen der Leidenſchaften, im Antlitz tragen zu können; aber er hat keine, wie dort der S. Auguſtin: ſie zogen an ſeiner Seele wie Wolken vorüber; ſie haben ſie nicht wie der Blitz flammend zerſpalten: darum iſt ſeine Stirn jung und friſch, und der Bogen der ſchönen ſchwarzen Augenbrauen unverkrümmt. Die Schmerzen des Lebens werden für manche Seelen zu Diamanten, aber erſt nachdem ſie ſelbſt mit unſäglicher Anſtrengung ſie geſchliffen haben: für ihn waren ſie immer nur wie Thautropfen, welche die Sonne aufzehrt, nachdem ſie ſich darin geſpiegelt hat. Iſt's denn möglich, daß dies Alles in einem Menſchenantlitz liege, und noch dazu in einem gemalten? O ich verſichre Sie, noch viel mehr! Es gibt nur gar keine Bezeichnung für dies Erbarmen, das doch nicht traurig — für dies Lächeln, das doch nicht heiter ausſieht. Er ſteht um eine Stufe höher als die Uebrigen: hinter ihm ſeitwärts wird ein Fenſter ſein: es iſt unſichtbar, aber das Licht kommt von dort, und ſo macht es ſich dann ganz von ſelbſt, daß ſein himmliſcher Kopf n einer höhern, helleren Sphäre ruht. Das iſt ſeine alleinzige Glorie. Wie gefällt Ihnen dieſer Maler, Emy? — Zur Linken von S. Thomas, neben dem knieenden Mann, ſteht ein armer kranker Knabe und ſieht den Heiligen mit einer Zuverſicht an, wie ſie nur ein Kind haben kann, weil es noch nicht darin getäuſcht worden. Er bittet nicht, er erwartet nur, aber ſo ſicher wie vom lieben Gott. Es iſt ein armer, ſchmutziger, häßlicher Bube, mit einem kranken Kopf; wer kein großes Mitleid mit ihm hat, wird Widerwillen gegen ihn haben; darum jammert er einen doppelt. Ein Greis, der geſenkten Hauptes daſteht, und eine Frau mit jenem bittern Ausdruck, den die Gewohnheit des Elends manchen Phyſiognomien einprägt, ſchließen dort die Gruppe. Zur Rechten des Biſchofs, ganz im Vorgrund, ſitzt eine Frau auf der Erde, und ihr Kindchen wirft ſich ihr jauchzend in den Schooß, indem es ihr das Geld zeigt, welches es ſo eben empfangen hat, und ſie ſieht ſo freundlich und ſo heiter das Kind an, als ob ſie nicht ein bettelarmes Weib wäre. Dieſe herzige unſchuldvolle Gruppe macht einen troſtreichen Gegenſatz zu jener, auf der das Unglück mit ſeinem ganzen Gewicht laſtet. — Von der meiſterhaften techniſchen Vollendung des Bildes, von der ſchwebenden Leichtigkeit der Gruppirung, der beſtimmten Zeichnung, der klaren Farbe, dem lebendigen Colorit, wiſſen nur Sachverſtändige würdig zu ſprechen; das iſt nicht mehr mein Fach.

Nun dies Bild: ein Mann und ein Kind — Beide die Schönſten, die ich in meinem ganzen Leben, gemalt und ungemalt, geſehen habe: S. Joſé und der kleine Chriſtus. Ich weiß nicht, weshalb die Maler den heiligen Joſeph immer wie einen kahlköpfigen Greis vorſtellen! ſie wiſſen's vermuthlich ſelbſt nicht. Murillo malt ihn ganz anders, als ſchönen, ernſten, höchſtens vierzigjährigen Mann. Wie dem die Reſignation gut ſteht, ganz anders gut als dem Greiſe, das haben ſich die andern Maler gar nicht vorſtellen können! dazu gehörte eben Murillos unbegreiflich tiefe Erkenntniß der Seelen. S. Joſé ſteht grade vor Ihnen, ein großer, ſchlanker Mann, ſchwarz von Auge, von Haar und Bart, im langen dunkelbraunen Kleide. Er ſieht zum Bilde heraus, gedankenvoll, ſorgenſchwer, tiefſinnig die wunderſame Zukunft des wunderſamen Kindes ermeſſend, bei deſſen Geburt die Engel Halleluja ſangen, und das jetzt unbefangen und ſorglos in ſeinen Armen ruht. Es ſteht neben ihm auf einem Sockel von Marmor, hält in der Rechten einen Zweig mit weißen Blumen, die wie Tuberoſen ausſehen, und lehnt das Köpfchen zurück und an S. Joſés Bruſt, als ob es müde ſei. Die volle unnachahmliche Grazie der Kindheit — wie es ſo nachläſſig halb ſteht, halb liegt, wie es die Arme hänger läßt, wie es mit den großen duftigen braunen Augen ſo ſorglos träumeriſch, und doch ſo ſeltſam ahnungsvoll Sie anſchaut, wie es ein lilafarbnes Kleidchen anhat, aus dem Hals, Füße und Arme ſo friſch und weich zum Vorſchein kommen — iſt zauberhaft auf der Leinwand feſtgehalten. Es kommt mir vor wie der Abdruck eines Kindes! Iſt es das lilafarbne Röckchen, oder die wundervolle Weichheit und Schönheit des blondlockigen Köpfchens, genug, ich nenne dies Chriſtuskind immer: der kleine Amethyſt, denn es iſt ganz ſo zart und köſtlich wie dieſer Edelſtein. Man fühlt ſich dem Bilde gegenüber von unſäglicher Liebe überſtrömt! jede Mutter wird mit Wonne an ihr Kind denken, und zugleich wie S. Joſé ſorgenvoll in deſſen verhüllte Zukunft ſchauen. Und vielleicht wird jede Frau an den Mann denken, den ſie am meiſten geliebt hat, denn der S. Joſé iſt einer, zu dem man ein Herz faſſen, bei dem man eine ewige Gewißheit haben darf. Finden Sie dieſe Gedanken zu weltlich? meinen Sie, daß die Bilder nur ſchön ſind, wenn vor ihnen die irdiſchen Gefühle unſers Herzens verſtummen? — ach nein! Liebſte, wie der Menſch nun einmal iſt, ſo iſt's ihm beſſer, daß das verklärt werde, was ſich ihm im Herzen regt, als daß es verſtumme.

Murillo iſt der Maler der Männer, wie die Italiener Maler der Frauen ſind. Er hat ſie gemalt vom Kinde bis zum Greiſe in immer gleicher Vollkommenheit. Sehen Sie nur hier den Greis, S. Feliz de Cantalizio! Das war ein Laienbruder bei den Capuzinern, aber ſo fromm, ſo gottſeligen Wandels, daß, als er einſt durch einen Wald ging, die heilige Jungfrau ihm erſchien und ihm als Zeichen der Huld das göttliche Kind in die Arme legte. Sehen Sie, da kniet er im finſtern Walde, in ſeiner geflickten Kutte, der Bettelſack liegt neben ihm: und in dies dürftige dunkle Leben bricht auf einmal ein freudiger Goldglanz, wie ein Morgenroth, wie eine Verheißung herein, und das Schönſte, was im Himmel und auf Erden iſt, neigt ſich holdſelig zu ihm herab. Aber dieſem Greiſe darf man ſchon eine Gnade erweiſen! der bleibt demüthig! ſehen Sie dieſen flammenden, innigen, ſchüchternen Dank, dieſe demüthige Freude, dieſen zitternden Jubel! wie er das Kind hält, ſo zagend und doch ſo überglücklich! wie das alte Geſicht ſtralt vor ſeliger Ueberraſchung, daß ihm, dem Unwürdigen, eine ſolche Ehre widerfährt! wie er verklärt ausſieht, ohne daß man weiß, ob das Licht aus ſeiner Seele ſtralt oder von der Glorie ausgeht, in welcher die Jungfrau ſchwebt! Ja, ſie ſchwebt wirklich! für die ätheriſche Haltung dieſer zarten, ſchlanken, nach vorn ſich neigenden Geſtalt giebt es keine andre Bezeichnung, und es braucht nicht den zitternden Goldnebel rund um ſie her, nicht ihren flatternden dunkelblauen Mantel, nicht ihr leicht zurückgewehtes hellbraunes Haar, um uns darauf aufmerkſam zu machen. Dies Weſen würde, wenn es auch auf der Erde ſtände und ginge, immer nur ſchweben. Ach, welch ein Weſen! wie jung, wie blumenzart, wie kindlich heiter. Es iſt ein ganz junges Mädchen — Jungfrau mögt' ich ſie in inſofern nicht nennen, daß zur Jungfrau eine Art von Bewußtſein gehört, Sinnigkeit, Ernſt, Stille, eine gewiſſe Sammlung, eine Ahnung ſchwerer Schickſale, hoher Beſtimmung. Eine Jungfrau, ſo unſchuldig ſie iſt, muß über ſich nachgedacht haben; das junge Mädchen nicht! unentwickelter als die Jungfrau hat es mehr Unbefangenheit und ſteht der Kindlichkeit um eine Stufe näher. So iſt dieſe Madonna. Sie ahnt kein Leid, ſie weiß von keinem Gram! ihr und ihres Kindes Leben ſind aus Licht und Liebe gewebt, und Licht und Liebe gehen nicht auf dornenvollen Wegen! Ihr weiches, morgenröthlich warmes Antlitz, die zarten beweglichen Züge ſind von engelhafter Heiterkeit überhaucht. So iſt auch ihre Stellung: — denn ſie hat ſich zwar entſchloſſen dem frommen Greiſe die Freude zu machen und ihm ihr liebes Kind in die Arme zu legen: aber nun mögte ſie es auch gern wiederhaben! nun hat er's lange genug gehalten! Sie neigt ſich herab und breitet die Arme aus, um das Kind zu empfangen, das ſie in Gedanken ſchon herzt und küßt. O Du lieber Engel! haſt Du's denn gar nicht gehört, daß der Engel der Verkündigung zu Dir ſprach: Und es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen? — Das Kind ſelbſt iſt erſt wenige Monate alt, ein kleiner gallertartiger Kloß, ſchwankend zwiſchen Thierchen und Pflanze, wofür ich mich trotz Murillos Kunſt auf keine Weiſe paſſioniren kann.

Sagen Sie mir, können Sie wol aus meinen Worten die unglaubliche Verſchiedenheit herausleſen, mit der Murillo ſeine heiligen Männer characteriſirt? Trotz dem, daß ſie alle zu einer Familie gehören, und zwar unverkennbar zu einer ſpaniſchen, ſind ſie ſo beſtimmt und fein individualiſirt, daß man trotz der außerordentlichen Einfachheit der Compoſitionen, die meiſtens nur aus zwei bis drei Figuren beſtehen, nie auf Monotonie ſtößt. Kommt es daher, weil das Studium und Vorbild der Antike, welche unwillkürlich an einen gewiſſen Typus gewöhnt, in ſeiner Kunſt verſchwindet; oder daher, weil er nicht eigentliche Kirchenbilder malte, deren

Compoſition immer etwas Kaltes hat. Ich nenne Kirchenbilder die, welche augenſcheinlich dazu beſtimmt ſind über einem Altar zu hangen, und weil ſie zur Betrachtung, zum Gebet und zur Andacht auffordern ſollen, in einer Gruppe von Heiligen dieſe Seelenſtimmung ausdrücken, während die Jungfrau mit dem Kinde auf einem Thron oder in den Wolken das Symbol iſt, daß ein höherer liebender Geiſt die Gebete empfängt und die Seelen lenkt. So ſind in Dresden die Madonna Siſtina, drei Correggios, ein Bagnacavallo — und gewiß viele Andre, aber ich erinnere mich ihrer nicht. Von der Kunſt des Malers hängt es ab, die Andacht und Beſchaulichkeit ſeiner Heiligen in die Seele des Beſchauers übergehen zu laſſen. Ich geſtehe, mir iſt das ſelten geſchehen; indeſſen mag das meine Schuld — nicht die der Maler ſein! Ich fand ſelten Einheit in dieſen Bildern; man hätte jede Figur für ſich allein hinſtellen können und ſie hätte nichts dadurch verloren, weder an Schönheit noch an Bedeutſamkeit. Ich vermißte den Funken des Lebens, den Herzſchlag, den Athemzug. Die Jungfrau ſchien mir mehr ein Symbol als eine Viſion zu ſein. Das ſtimmt mich kalt. Vom Symbol weiß ich ſelbſt genug: wie aber den Glückſeligen zu Muth iſt, die eine Viſion haben, das weiß ich nicht, und Correggios Heilige bringen es mir nun einmal nicht bei. Solche Bilder hat Murillo gar nicht gemalt: ſie müſſen nicht im ſpaniſchen Geſchmack geweſen ſein: der war mehr für die Myſterien der Religion, als für ihre Wirkung auf den Menſchen, mehr für Extaſen und Viſionen, als für Nachdenken und Beſchaulichkeit. Der liebte es den Menſchen in unmittelbare Berührung mit der Gottheit zu bringen, und daher haben Murillos Heilige faſt immer etwas bei der Madonna oder bei dem Heiland zu thun — wenn ich mich ſo platt ausdrücken darf. Der liebte das geheimnißvolle Dogma, und keines mehr, als das von der Menſchwerdung Chriſti; daher hat Murillo ſehr viele Conceptionen gemalt: die Jungfrau in Wolken auf dem Halbmond ſtehend nennt man hier ſo. Man hat eine ſolche Verehrung und Andacht zu dieſem Dogma, daß ihm zu Ehren Carl III. im vorigen Jahrhundert den Orden, „de la pura y limpia concepcion“ ſtiftete, welcher noch immerfort ſehr vertheilt wird. Nun ich wollte ſagen, dieſem ſpaniſchen Glauben an, und dieſer Liebe für die Wunder, verdankt man Murillos ſchönſte Bilder.

Hier iſt der S. Auguſtin! Ach, auf ſeinem Antlitz wohnt weder der himmliſche Friede von S. Thomas, noch die himmliſche Freudigkeit von S. Feliz.

Bittrer Gram und heiße Schmerzen haben ihm die Stirn zerfurcht. Das flammende Auge iſt tief eingeſunken, und wie von unterirdiſchem Feuer ſind die Wangen aufgezehrt und abgemagert. Was zergrämt ihn denn ſo? iſt's die Erinnerung an Adeodat? an Adeodats Leben oder an ſeinen Tod? oder iſt's Trauer, daß ſein ſpekulativer Kopf voll ſubtiler afrikaniſcher Dialektik ihm einſt das klare friſche Waſſer des Glaubens getrübt hat? oder iſt's Reue, daß ſeine glühende brauſende Jugend ſo Manches geliebt hat, was nicht der Liebe würdig war? — Es wird wol das Alles ſein! Ach, wie er ſich müde gebetet, matt gerungen hat! wie er immer und immer ſein heißes Herz vom Pfeil durchbohrt fühlt! Nun iſt er auf die Knie geſunken, fleht nicht mehr und betet nicht mehr, und bietet nur ſchweigend ſein flammendes, pfeildurchbohrtes Herz dem göttlichen Kinde an: „Mache Du damit, was Du willſt." Und das Kind, auf dem Schooß der Mutter ſitzend, ſieht ſich lieblich nach ihr um, während es die Hand an den Pfeil legt, um ihn aus dem armen, heißen, wunden Herzen zu ziehen. Iſt es meine unverwüſtliche Liebe zu S. Auguſtin, die Sie kennen, oder die große Aehnlichkeit, welche die Madonna mit Ihnen hat — genug, vor dieſem Bilde iſt mir ganz heimatlich wohl. Die Madonna hat Ihr dunkelbraunes leichtgewelltes Haar, Ihre Stirn, wie ſie ſich zur Naſe ſenkt, Ihren Schnitt des Auges, kurz den obern Theil Ihres Geſichts. Denken Sie Sich, ob ichs freundlich anſehe! — Der untere Theil iſt ganz anders, voller, kürzer, nicht ſo edel, aber äußerſt lieblich. Der Ausdruck iſt durchaus mütterlich: geſenkten Auges blickt ſie auf das wunderſchöne lächelnde Kind, gar nicht auf S. Auguſtin. Es iſt, als wiſſe ſie wol, daß es nur das Rechte thun könne und nicht ihrer Beiſtimmung bedürfe. In dieſer ſchönen ſtillen Geſtalt entdeckten wir heute mit Entſetzen den eingekrallten Fingernagel.

Ach, ich muß aufhören! ich ängſtige mich Sie ganz konfus zu machen! Aber wie iſt es möglich das Muſeum zu verlaſſen, ohne nicht wenigſtens einen Blick auf S. Antonio zu wenden — S. Antonio von Padua, wie er genannt wird, obgleich er in Liſſabon geboren iſt — der Kapuziner mit dem Lilienzweige. Er gehört dazu, um die Collection der Männerköpfe vollſtändig zu machen: denn er iſt ein Jüngling. Ganz, ganz jung, die Züge fein bis zur Transparenz, das Colorit zart bis zum Frauenhaften, ſchmale hellrothe trockne Lippen, wenig blondes Haar, das ſich in dünnen Locken um die breite Tonſur legt. Er kniet; ein Gebetbuch liegt vor ihm, und auf demſelben ſitzt nach einer

Legende das Chriſtuskind, es hebt die Rechte ſegnend gegen ihn auf. Mit einem Ausdruck von himmliſcher Hingebung ſchmiegt S. Antonio ſein Haupt unter das Aermchen des Kindes, aber wider ſeinen Willen, unbewußt, liegt in ſeinem Auge und mehr noch um ſeinen Mund eine ſolche ſchmachtende Zärtlichkeit, daß mir angſt und bange wird vor den Kämpfen, die er noch wird zu beſtehen haben. Da er ein Heiliger iſt, ſo wird er ſie ſchon ſiegreich durchmachen; aber ſagen Sie, iſt's nicht admirabel dieſen Ausdruck einem Jüngling zu geben, und wenn er auch ein Heiliger iſt? Ich kann gar und gar nicht aufhören mich über Murillos Verſtändniß der Seelen zu entzücken. Er hat ſie belauſcht in ihren geheimſten Offenbarungen. Sein Leben war äußerſt einfach. Bartolomeo Eſteban Murillo, geboren zu Sevilla 1599, verheirathete ſich und ſtarb dort im Alter von ſechs und ſechzig Jahren. Einige haben gemeint, er ſei ſehr arm geweſen; es exiſtiren aber Notizen über einige ſeiner Bilder, die ihm gut bezahlt ſind; doch freilich war ſeine Exiſtenz geldarm im Vergleich zu ſeinen Zeitgenoſſen Rubens und Van Dyk. Zehn Jahr ſoll er beſchäftigt geweſen ſein für das große Kapuzinerkloſter hieſelbſt zu malen, aus welchem nach der Aufhebung die Gemälde ins Muſeum gekommen ſind. Daher die vielen Kapuziner, S. Feliz, S. Antonio, S. Franciscus. O nur ein Wort von Letzterem! es iſt nicht der von Cadiz, dort iſt der Heilige die Hauptfigur, hier iſt's Chriſtus. Nach einer Legende nämlich löſte ſich der Körper des Heilands ein wenig vom Kruzifix ab, und legte ſeinen rechten Arm auf die Schulter von S. Franciscus. In dem milden, ungemarterten Kopf des Heilands, deſſen reiches hellbraunes Haar gleichſam einen Schirm gegen die Dornenkrone gebildet hat, liegt eine überſchwengliche Gnade, eine Fülle der Liebe, gegen welche der Dank des S. Franciscus immer nur matt erſcheinen kann. — Murillos Bettelbuben und kleine Bilder, die nicht beſtellt ſein mogten, hat er ſelbſt hier auf den Markt gebracht, ich glaube eben ſo ſehr, um dort mitten im Volk ſeine Studien zu machen, als um ſie zu verkaufen. Aus der Maurenzeit ſtammt noch die andaluſiſche Gewohnheit der großen Marktplätze mit permanenten Buden her. Da hat man alle Lebensmittel und viel andre Bedarfsgegenſtände auf einem Fleck beiſammen, und der Platz wird nie von Menſchen leer. Noch jetzt könnten da die Maler herrliche Studien machen und ihren Blick üben. Murillo hat gewiß, indem er den einen Bettelbuben verkaufte, einen andern ſich eingeprägt. Nun ſitzen im Muſeum wol ein halbes Dutzend Maler und kopiren ihn und immer ihn, und Gott weiß, wie ihnen das gelingt! fratzenhaft! — Nur Einer, der en miniature kopirte, der machte ſeine Sache gut. S. Feliz war ihm ſehr gelungen, S. Thomas außerordentlich. Aber der Mann klagte, daß er ſeine Arbeit nicht verkaufen könne. Es kommen noch nicht genug Reiſende, reiche Engländer hieher. Der allgemeine Zug geht immer nach Italien, und merkwürdiger Weiſe finden ſich in dem unerſchöpflich reichen Lande noch beſtändig Kunſtgegenſtände, nicht blos zu bewundern, ſondern auch zu kaufen. Copien müſſen freilich jetzt meiſtentheils das Beſte thun; doch welchem Verſtändigen iſt nicht eine gute Copie nach Rafael und Titian lieber, als eine ganze Gemäldeausſtellung, wie ich ſie in Rom geſehen habe? — Wenn die Maler erſt wiſſen werden, was man von Murillo lernen kann — nein, ſo etwas lernt ſich nicht! aber was man bei ihm ſehen kann, welche Natürlichkeit, welche Wahrheit: ſo werden ſie in langen Zügen hieher wallfahrten, ſich an ihm ausbilden, und ſeine Kunſt in Kopien und in ihrer Wirkung auf ſie ſelbſt anſchaulich machen und verbreiten. Ein ſolcher Magnet lockt dann auch Reiſende herbei, und in zwanzig Jahren mag hier wol ein ganz andres Leben hinſichtlich der Kunſt und des Intereſſes für ſie herrſchen, als jetzt. — Meine Herzens Emy, ich verlaſſe Sie im Muſeum. Von der Caridad ein andres Mal, und dann auch von Zurbaran. Ade, Ade!

◆

Sechs und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 21. Mai 1841.

Geſtern Abend hab ich mich ſehr amüſirt. Wir ließen uns Tänzer kommen und alle möglichen Nationaltänze vortanzen, die Jota, die Mancheña, den Zapatero, den Lolé, den Jaleo, und verſchiedene Boleros. Dieſe Leute gehören zum hieſigen corps de ballet. Es waren ihrer acht, vier Erwachſene und vier Kinder. Das Orcheſter beſtand aus einer Geige, einer Guitarre und dem Geraſſel der Caſtagnetten ſämmtlicher Tänzer. Der Schauplatz war im Speiſeſaal, und die Zuſchauer beſtanden aus unſern ſämmtlichen Hausgenoſſen, einer engliſchen Familie, die im andern Gaſthof wohnt, und ein Paar Damen aus der Stadt, von denen ich Dir gleich erzählen will. Außerdem waren die Tänzerinnen von ihren Müttern und Dueñas begleitet, ſo daß die Geſellſchaft aus ziemlich verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war.

Aber erſt von vorgeſtern Abend! — Morgens zwiſchen elf und drei Uhr beſchäftigen wir uns mit den Sevillaniſchen Merkwürdigkeiten, zu deren Genuß man ſeine fünf Sinne beiſammen haben muß. Dann wird geſpeiſt, im Patio ausgeruht, und gegen Abend kommen diejenigen an die Reihe, die keine große Anſtrengung erfordern. So wanderten wir denn vorgeſtern nach der Caſa de Pilato, ſo genannt, weil es gebaut ſein ſoll wie das Haus des Pilatus in Jeruſalem. Ein Herzog von Medina Celi hat ſich den Plan aus Paläſtina mitgebracht. Es gehört noch dieſer Familie, die ſehr reich, ſehr alt, und ſo vornehm iſt, daß wenn ein König von Spanien den Thron beſteigt, ſo thun die Medina Celi Einſpruch, weil ihr Ahnherr aus königlichem Geſchlecht und einſt dem Thron am nächſten geweſen, aber aus Ungerechtigkeit übergangen worden iſt. Medina Celi iſt der Herzogstitel, der Familiennamen iſt de la Cerda, ſo wie der der Medina Sidonia Guzman iſt. Philipp's IV. Miniſter, der Graf-Herzog von Olivarez war aus dem Hauſe Guzman. Aber es war ſchon längſt königlich worden! Heinrich von Traſtamara, deſſen Mutter die wunderſchöne Eleonore de Guzman war, beſtieg nach der Ermordung ſeines Stiefbruders, Peters des Grauſamen, den Thron von Caſtilien, 1369. — Nun, dieſe Caſa de Pilato iſt ein ſchönes, ſtattliches Haus, mit zwei Höfen, Garten, offner Halle voll Statüen, Büſten und vielen antiken Marmorfragmenten aus Italica. Italica, jetzt ein armſeliges Dorf eine Meile von Sevilla, war einſt das Rom der alten Bätica, Trajans und Hadrians Vaterſtadt, und reich wie eine ächte Römerſtadt an Kunſtſchätzen, ein wahrer Marmorbruch! Sevillas achtzig tauſend Marmorſäulen ſollen ſämmtlich aus Italica ſein. Scheint Dir die Zahl enorm? verbürgen kann ich ſie freilich nicht; bedenke aber, daß jeder Patio von antiken Marmorſäulen umgeben iſt, daß zehn bis zwölf dazu gehören, nämlich zu einem Hauſe mittler Größe, wie z. B. unſer Gaſthof iſt, und daß es hier wenig Häuſer ohne Patio giebt. Groß ſind die Häuſer gar nicht, höchſtens zwei Stockwerke über dem rez de chaussée, allein gar freundlich, weiß und nett. Die Hausthür ſteht immer auf; ſie führt in eine kleine Vorhalle, und dieſe iſt durch eine Gitterthür geſchloſſen, durch welche man in den Patio ſieht, der häufig Orangenbäume und Blumentöpfe zwiſchen ſeinen Säulen und in der Mitte eine Fontäne hat. Zuweilen ſieht man jenſeit des Patios abermals eine kleine Halle und hinter ihr den Garten des Hauſes, grün und ſchattig. Es iſt wunderniedlich. Nur mit einem großen Maßſtab darfſt Du durchaus nicht kommen, Fratello, darfſt Dich nicht durch den innern Hof, die Marmorſäulen, die Gallerien zu dem Glauben verleiten laſſen, es wären Paläſte Farneſe und Borgheſe. Man weiß hier die Dimenſionen ſo glücklich zu benutzen, daß ein Bauſtyl, der in Italien wie für pomphafte Königswohnungen geboren, hier das Erforderniß jedes Privathauſes iſt. Daher ſiehſt Du hier nicht wie in Italien den ſchreienden Contraſt der prächtigſten Paläſte mit den kläglichſten zerfallenden Häuſern, ſondern eine große Einförmigkeit und Gleichheit der Bauart, welche es äußerſt ſchwierig macht eine Straße von der andern zu unterſcheiden und ſich zurechtzufinden — um ſo mehr da ſich die Straßen, verwirrt wie ein Knäuel Garn, durch einander wickeln. Was wir ein großſtädtiſches Anſehen nennen, hat Sevilla ganz und gar nicht, und überhaupt keine andaluſiſche Stadt! Weder breite grade Straßen, noch regelmäßige Plätze, noch hohe große Häuſer; weder Wagen noch elegante Magazine. Von Wagen kennt man hier drei oder vier Equipagen Abends auf der Promenade, die große Diligence von Madrid, und einige zweirädrige Karren, welche Oel und Wein u. dgl. transportiren: — von Magazinen: Conditoreien, Lederwaaren aller Art vom einfachen Schuh bis zu den prächtigſten Kamaſchen mit koſtbarer Seidenſtickerei, und dann die, welche die Erforderniſſe des Volksanzugs enthalten, Fächer, Männerhüte, bunte Jacken, deliziös geſtickt und ausgenäht; doch keine Spur von denen, welche unſre Städte zieren und auf den Luxus der höhern Stände berechnet ſind: keine Modewaaren, keine Bijouterien, keine Seidenſtoffe, keine von den Millionen Gegenſtänden der Elegance und des Nutzens. Wir ſind ſtraßauf ſtraßab gegangen, um eine Muſikalienhandlung mit Liedern und Tänzen des Volks zu finden — umſonſt. Manches iſt erſchrecklich wohlfeil! ich habe mir Schuh machen laſſen und noch dazu nach meinem Schnitt, von maikäferfarbenem Maroquin, ſehr zierlich: das Paar koſtet elf Realen. In meinem Leben hab' ich keine ſo billigen gehabt! — Aber wenn Sevilla nicht den großſtädtiſchen Character trägt, ſo darfſt Du Dir doch nichts Kleinſtädtiſches vorſtellen, nichts von dem Wollen und doch nicht Können, von den hohen Anſprüchen und Prätenſionen, von dem ängſtlichen Streben nach Mode, Elegance und bon genre einer kleinen Stadt. Man iſt hier wie man iſt. Kleinſtädtiſche Orte und Menſchen mögten gern ſein, wie man in der Reſidenz iſt.

Aber ich habe mich ganz aus der Caſa de Pilato verirrt. Der zweite Hof iſt im mauriſchen Geſchmack. Wie das ſchwer ſein muß die richtigen Proportionen zu treffen, die, welche jeder Architektur eigenthümlich ſind, und welche man nicht nach Gutdünken vergrößern oder verkleinern darf. Man darf nicht den joniſchen Tempel ſo hoch bauen wie eine Kirche, nicht dem mauriſchen Bogen die weite Schwingung des neurömiſchen geben. Das beruht, denk' ich, auf geheimnißvollen Geſetzen, auf den verborgenen Analogien zwiſchen der Kunſt und der Natur. Die Menſchengeſtalt iſt auch nur ſchön innerhalb gewiſſer Grenzen, häßlich bis zur Monſtroſität darunter und darüber. Das zieht ſich durch, durch alles Geſchaffene, und die Schöpfungen des Menſchen können ſich, vielleicht unbewußt, nicht von dieſer Regel losmachen. Das Genie verſucht's auch nicht. Es hat in ſich die ewige Regel, und wühlt und gräbt und arbeitet in den äußern Stoffen umher, um ſie jener anzupaſſen. Man ſagt wol, das Genie brauche keine Regel oder verſchmähe ſie. Das ſieht aber nur ſo aus! Zuerſt ſpringt es über die Kluft, aber hernach verfehlt es nie eine Brücke herüber zu ſchlagen, damit wir Andern nachkönnen. Das Genie iſt der Inſtinkt der Intelligenz, hat eine gewiſſe primitive Macht und Einſicht, welche dem

Talent und der Geſchicklichkeit fehlen, und thut daher keine Mißgriffe wie ſie. Sag' mir, hab' ich Dir vielleicht neulich ſchon geſchrieben, das Genie ſei der Inſtinkt der Intelligenz? oder ſonſt irgendwo? oder hab' ich's nur gedacht? oder zu Jemand geſagt? Ich muß es machen wie Jean Paul. Einer warf ihm vor, er habe zweimal in verſchiedenen Büchern dieſelbe Phraſe gebraucht. „Gott! antwortete er, wie kann ich denn Alles behalten, was ich in meinen gedanken- und bändereichen Werken ſage." — Nun, wenn ich's auch geſagt habe, ſo kannſt Du es immer noch einmal leſen, denn es paßt hieher. Der Baumeiſter dieſes mauriſchen Hofes iſt kein Genie geweſen, hat nicht die ewige Regel wie einen Magnet gefühlt, zu der er immer hinſtreben müſſe, unabläſſig hin, ſondern wie eine Feſſel, die ihn in unbequemen Schranken hält. Mit einem Wort: er hat die richtigen Proportionen verfehlt: er hat's groß machen wollen, und es iſt weitläuftig worden, ſo etwas byzantiniſch. Als ich die Kirchen in Palermo ſah, dacht' ich mir gleich, die Araber würden wol nicht umſonſt ſo lange in Sicilien geweſen ſein, und von ihrer Baukunſt der chriſtlichen wol Einiges mitgetheilt haben. Das iſt auch wirklich ſo. Der byzantiniſche Bogen hat freilich nicht mehr den Hufeiſenſchwung, welcher einer Säulenhalle eine ganz eigenthümliche Transparenz giebt, allein die Art, wie er auf dem Knauf ſteht, und dieſer dicke ſehr ouvragirte Knauf ſelbſt, ſtammen von den Arabern. So auch die eingelegte Arbeit der Wände; nur ſind ſie in Palermo und in einigen italieniſchen Kirchen von weißem Marmor mit bunten Steinchen, und in den mauriſchen Gebäuden von weißen und bunten Kacheln, ſehr klein und zierlich, doch nicht ſo prächtig. Manche Zeichnungen ſind ganz dieſelben. — In dem Garten des Pilatus-Hauſes ſtehen die ſchönſten Orangenbäume von der Welt, ohne die gewöhnliche kugelförmige Krone, die gar zu beſchoren ausſieht, mit freien vertheilten Zweigen, hoch und leicht wie Ulmen. Alle Gänge ſind mit breiten flachen Steinen gepflaſtert. Das liebt man hier. Im Garten des Alcazar iſt's ebenſo: und der Hauptſpazierplatz, inmitten der Criſtina, wo alle Welt ſich zuſammendrängt, auch. Es geht ſich wirklich ſehr angenehm darauf, die ſeidnen Schuh und Strümpfe werden nicht beſtaubt; allein ſie ſind es ſchon leider auf eine klägliche Weiſe, ehe ſie dahin kommen. — Das Haus iſt ſehr groß, mit verſchiedenen Flügeln und Terraſſen. Wir ſtanden auf der einen, und der Führer erklärte uns, von welchem Balkon Pilatus den gegeißelten Chriſtus dem Volk gezeigt habe, und wo das Feuer angezündet geweſen, an welchem ſich Petrus gewärmt. Eine prächtige Frauenſtimme mit Pianobegleitung unterbrach ihn, indem ſie uns zerſtreute. Er ſagte uns, der Adminiſtrator der Medina Celiſchen Geſchäfte bewohne den Flügel und dies ſei deſſen Nichte. Ich trat an die Baluſtrade der Terraſſe, unmittelbar neben dem Balkon, aus deſſen Thür der ſchöne Geſang ertönte, und ſogleich luden mich ein Paar Damen freundlich ein hereinzukommen und mich auszuruhen. Ausruhen iſt nun einmal die Redensart! Ich ließ mich nicht umſonſt einladen: die Dueña empfing uns, und Donna Manuela nahm auf die erſte Bitte wieder ihren Platz am Piano und ſang die anmuthigſten Volkslieder auf die anmuthigſte Weiſe, und mit einer ſonoren, glockenreinen Altſtimme, jeder Ton aus tiefſter Bruſt: — und mit einem ganz unbeſchreiblichen Vortrag. Denn ſie ſeufzte wirklich, ſie jauchzte wirklich, aber ſingend, während man bei uns den Seufzer ſingt. Wir lernen wirklich zu viel, und werden davon ganz dumm! wir lernen ſogar ſingen! Es iſt gut, daß man ſich übt rein zu ſingen und die Stimme biegſam zu machen: doch damit begnügen ſich die Lehrer nicht, ſie bringen uns den Vortrag bei! Als ob man Conzertſängerin werden ſollte! Das bewirkt denn weiter nichts, als daß ſich ſehr Wenige zu Conzertſängerinnen eignen, und eben ſo Wenige ein Lied friſch und natürlich von der Leber weg ſingen. In einem jener Lieder beſchreibt ein Majo ſeine Manola, ihre Reize, ihren eleganten Anzug, zu dem weſentlich der breite Sammetſtreif um die Mantilla gehört. Wenn er meint, daß er von ihrer Schönheit zu viel oder zu ausführlich geſprochen — was wol der Fall ſein mögte! — ſo unterbricht er ſich mit einem: „holá!“ Doch nach kurzer Pauſe ſprudelt die Luſtigkeit wieder auf, und mit dem Freudenruf: „Alza!“ beginnt er von Neuem. Die Anmuth eines ſolchen Liedes beſteht einzig in der Friſche und Unbefangenheit des Vortrags. Schwerfällig und geziert geſungen iſt es unerträglich, und ſogar eine Stimme wie Donna Manuelas würde ohne Reiz bleiben. Der Majo, das weißt Du wol, iſt der andaluſiſche Elegant des Volks — eine Creatur, die bei uns gar nicht exiſtirt, denn ein endimanchirter Handwerksgeſell oder Kaufmannsburſche verhält ſich zum Majo wie ein Truthahn zu einem Paradiesvogel. Nun mögteſt Du auch wol wiſſen, was die Manola iſt. Frage die Männer, die werden mehr von ihr wiſſen. Sie iſt ein ſpaniſches, und hauptſächlich ein Madrider Product, ſo wie die Griſette ein Pariſer iſt. Ihre Funktionen ſind unbeſtimmt; am meiſten Verkehr hat ſie mit den Helden der

Stiergefechte. Sie iſt berühmt wegen ihres Witzes, und pikant wegen des kleinen Dolches, den ſie im Strumpfband trägt, mit dem ſie auf der Stelle eine Beleidigung rächt oder eine Zudringlichkeit abwehrt. Doch ſagte man mir — und zwar mit einem kleinem Bedauern, das ich ſehr gut begreiſe — die Manolas würden nach und nach civiliſirt, und das eigentliche Geſchlecht ſei im Grunde ſchon ausgeſtorben. — Sehr zufrieden mit unſerm Abend und unſrer Bekanntſchaft verließen wir die Caſa de Pilato, und Donna Manuela mit ihrer Schweſter und ihrer Dueña wurden eingeladen geſtern Abend den Tänzen bei uns zuzuſehen. Gott, was hat mir die Dueña für Spaß gemacht! ſie amüſirte ſich vortrefflich, die Tänzer gefielen ihr ungemein, ſie erinnerte ſich dabei ihrer Jugend, wo ſie auch Fandango getanzt habe, und machte Bemerkungen — de l'autre monde! Denke Dir ja keine Gouvernante, auch keine Geſellſchafterin: nein! die Dueña iſt ſo etwas von einer Hofdame, mit graziöſen Manieren und verbindlichen Redensarten, und dieſe war ganz gewiß typiſch mit ſchneeweißem Haar und lebhaften ſchwarzen Augen, groß wie eine Andaluſierin, d. h. mir bis zur Schulter reichend, fächerſpielend und äußerſt redſelig. Die drei Damen waren in ſchwarze Seide gekleidet und hatten die Mantilla mit goldnen Nadeln am Haar feſtgeſteckt. Ich hatte große Luſt Donna Manuela um ihren Fächer zu beneiden, der von Elfenbein, geſchnitzt und vergoldet, und mit einer Rococo-Malerei war. Man hat mir ähnliche zu Kauf geboten, doch nicht ſo ſchöne. Wär' ich die Nichte des Adminiſtrators vom Vermögen der Medina Celi, ſo würd' ich mir wol einen kaufen: jetzt ſind ſie mir zu theuer.

Ueber die Tänze ſchrieb ich ſchon aus Granada, wie mir däucht, daß der Oberleib le beau rôle habe, während bei den unſern die Füße glänzen. Du haſt von Fanny Elsler die Cachucha tanzen ſehen: das iſt zugleich der Gipfel und der Stamm aller übrigen; der Stamm — denn ſie haben ungefähr alle denſelben pas und dieſelben Wendungen: der Gipfel — denn in keinem flammt die Leidenſchaft heftiger auf. Die Cachucha und der Lolé iſt der nämliche Tanz, was die Hauptfiguren und den Sinn betrifft, nur die Muſik iſt verſchieden und der Loló iſt ausgeführter. Die beiden Tänzerinnen — denn die Kinder gelten nicht! in der Kunſt iſt jede Kinderleiſtung nur eine kleine farbloſe Knoſpe, und die kleinen Tänzer waren geſtern Abend nur da, weil die großen nicht zwei Stunden hinter einander tanzen können; alſo: die beiden Tänzerinnen waren recht gut, beſonders die eine, die ältere und weniger ſchöne. Die jüngere kaum dreizehn Jahr alt, war ein außerordentlich hübſches Mädchen, zart von Zügen, voll und ſein von Geſtalt. Dreizehn Jahr iſt hier der Moment der lieblichſten Jugendfriſche, entſpricht dem ſiebenzehnten oder achtzehnten bei uns, und mit derſelben Rapidität verblüht ſie auch. Frauen von acht und zwanzig Jahren ſind Großmütter, und ſehen ſo aus, auch wenn ſie's nicht ſind. Das rührt hauptſächlich von der Figur her, die ganz gallertartig aus einander fließt. Schon bei zwanzig Jahren iſt der zierliche Knochenbau der Andaluſierin in Fett begraben, und eben er, der ſie in der Jugend äußerſt lieblich macht, entſtellt ſie im ſpätern Jahren, weil er der wuchernden Fleiſchmaſſe keine Haltung giebt. Die Andaluſierin hat nicht die mächtigen Schultern, den ſtarken Nacken der Römerin; ſondern die hübſchen ſchmalen Schultern der Venusbüſten, eine Schönheit, von der man bei uns keine Ahnung hat, und zwar deshalb, weil wir die Schönheit einer Frauengeſtalt nach ihrer größeren oder geringeren Aehnlichkeit mit einer Zeichnung aus dem Modejournal beurtheilen. Ich kann mich nicht entſinnen, ob Du ein großer Verehrer der römiſchen Frauenſchönheit biſt: für mich iſt ſie zu maſſiv. Indeſſen begreife ich doch, daß ſie einen Character von Kraft und Leidenſchaftlichkeit hat, der anziehend genug iſt. Die andaluſiſche Schönheit iſt ganz anders, ſehr üppig, ſehr reizend — aber für mich zu weichlich, um magnetiſch zu ſein. Ich weiß wol, daß dies Alles, wenn es irgend ein Gewicht haben ſollte, von einem Mann geſagt ſein müßte, denn es hat ſich nun einmal die Meinung feſtgeſetzt, keine Frau ſei im Stande die Schönheit einer andern zu würdigen: — vielleicht weil ſie es nicht immer will! — Aber ſag mir, was geht mich die fremde Schönheit an? ich werde durch ſie nicht hübſcher, nicht häßlicher, und ich ſehe nicht ein, warum mich eine lebende ſchöne Perſon in tiefere Schatten ſtellen ſoll, als die Violante oder eine Tizianiſche Bella. Mein Geſchmack iſt vielleicht nicht richtig, doch gewiß unbefangen. Ueber die hübſche junge Tänzerin war geſtern Abend nur eine Stimme, und auch darüber, daß die andre viel ſchöner tanze. Sie hatte eine Schmiegſamkeit der Bewegungen ohne Gleichen! wie eine Gerte bog ſie ſich und ſchnellte wieder auf, ſank auf die Knie, dann langſam mit dem Oberleib rückwärts, faſt bis zur Erde, und hob ſich dann plötzlich ebenſo elaſtiſch als graziös mit einem einzigen raſchen Sprung wieder in die Höhe. Einer der Herren fand, daß ſie viel beſſer als die Elsler tanze, und ich fand es auch; nicht ſo geglättet, ſo allerliebſt ſtudirt, ſo deliziös kokett wie ein Tanz ſein muß, der durch das Pariſer Ballet geglitten iſt, aber friſcher und viel unbefangner. Die Eine hat alle ſpaniſche Tänze ſtudiert und giebt deren Eſſenz in der Cachucha wieder; die Andre iſt beim Lolé groß geworden und hat von Kindesbeinen nichts Andres getanzt. Der Lolé iſt die Natur der Andaluſierin: ganz Ueppigkeit. Die Jota iſt ein aragoniſcher Tanz, wild, mit großen Sprüngen, plump im Vergleich zu den übrigen, z. B. zum Jaleo, wo die Füße ſich nicht vom Boden heben, und das Tänzerpaar keinen größern Raum zu ſeinen Evolutionen braucht als einen Tiſch. Den Lolé tanzt nur eine Frau, den Zapatero auch; die übrigen werden paarweis getanzt, aber von ſo vielen Paaren, wie zur Zeit wollen. Die Muſik dieſer ſämmtlichen Tänze hat nichts Frappantes; jede Melodie geht unter im Geſchwirr der Guitarre und im Geraſſel der Caſtagnetten. Dies Geraſſel hat wiederum etwas höchſt Characteriſtiſches: zuerſt betäubt und zuletzt berauſcht es. Hören und ſehen vergeht einem dabei und davon. Indem ich dies ſo ſchreibe, geht's mir durch den Kopf, ob man dieſe Tänze unanſtändig nennen ſoll. Es iſt wirklich recht merkwürdig, daß man über das, was anſtändig iſt, ſo ungemeine vage Begriffe hat, und noch dazu in unſrer Zeit, der es warlich nicht an Subtilität gebricht. Vor zwanzig Jahren, als unſer lieber ehrlicher Walzer, unſer ächter Nationaltanz, in England eingeführt wurde, ſchrie man Zeter: unanſtändig im höchſten Grade fand man ihn, gefährlich gar, wie irgend ein moraliſches Gift. In Frankreich iſt er noch jetzt den jungen Mädchen verboten, und man muß verheirathet ſein, um ſich mit ſeiner Gefährlichkeit vertraut machen zu dürfen. Unſer Walzer! bei dem wir groß geworden ſind, wie die Andaluſierinnen beim Lolé! unſer Walzer, der mir wie der heiterſte Ausdruck der Freude vorkommt, und von dem andre Nationen grade das ſagen, was ich vorhin von den Caſtagnetten: er berauſche! — Ich glaube, wenn man einem Tanz zuſieht, muß man in einer Stimmung ſein, als ob man gern mittanzen mögte. In catoniſcher Laune wird man ihn immer albern und vielleicht auch immer unſittlich finden — höchſtens die Menuet ausgenommen.

Geſtern war Himmelfahrtstag und große Promenade mit ſpringenden Waſſern im Garten des Alcazar und hernach in der Criſtina. Auch in den Delicias ſollen viel Menſchen geweſen ſein; da war ich aber nicht, weil die Tänzer um acht Uhr beſtellt waren, und der Spaziergang dahin zu lang geworden wäre. Wir waren neulich in der Frühe da, von ſechs bis acht Uhr. Man braucht ungefähr zwei Stunden, um von unſrer Fonda dahin und zurück zu gehen. Wenn man erſt aus der Stadt heraus iſt, geht man ununterbrochen in einer Allee und am Guadalquivir. Die Delicias erinnern mich etwas an die Caſcinen in Florenz; es ſind ebenfalls ſchöne Bäume und Fahrwege, und die Flüſſe haben Aehnlichkeit mit einander. Nur fehlt hier der Apennin, und die glänzende, wechſelvolle, reichbelebte Landſchaft. Es iſt eine Art von Baumſchule mit den Delicias verbunden, aber nicht wie bei uns von Obſtbäumen, ſondern von Mimoſen, von Granaten, und ich weiß nicht was alles für Köſtlichkeiten. Das wird gehalten ſo elend wie möglich, ſteht wie Kraut und Rüben ſo konfus, blüht jedoch ſo prächtig, als ob es keiner Pflege bedürfe. Der Garten des Alcazar iſt hingegen ſehr gepflegt, die Wege mit glatten Steinen gepflaſtert, Blumen und Hecken geordnet und geſchoren. Er war gedrängt voll Menſchen: man ſchlich Schritt vor Schritt, Kopf an Kopf. Schöne Mantillen, weiße und ſchwarze, von Blonden, Spitzen und Taffet, hingen über ſammetſchwarze Haare. Ab und an tauchte auch ein Hut empor: allein er wurde nie gut getragen! die Haltung des Kopfes, des ganzen Körpers, alle Bewegungen ſind auf die Mantille berechnet. Die Andaluſierin mit einem Hut ſieht aus, als ob ſie ihn zur Schau trüge, und das iſt doch wirklich das Disgrazióſeſte und Uneleganteſte, was einer Frau begegnen kann.

Ade, Fratello, leb' recht wohl.

Sieben und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 23. Mai 1841.

Ich habe Sie etwas lange im Muſeum gelaſſen, liebes Herz. Verzeihung! ich kann nicht immer zum Schreiben kommen, es giebt gar mancherlei zu ſehen und, was für mich viel hinderlicher iſt, ich bin nicht beſtändig zum Schreiben aufgelegt. Zuweilen überwind' ich wol die kleine Unluſt, wenn die Zeit ſehr drängt: zuweilen iſt ſie aber ſtärker als ich, und ich laſſe einen und wol gar mehre Tage ſo ruhig hingehen, als ob mein Aufenthalt in Spanien jahrelang dauern ſollte. Nun, heute will ich Ihnen von der Caridad erzählen, nämlich vom Moſes. Das iſt ein großes Gemälde, einige zwanzig Figuren, und mehre Thiere, alles in der höchſten Perfection der Farbe und der Zeichnung, und daher, was die Kunſt und die überwundene Schwierigkeit betrifft, vielleicht höher als der S. Thomas — und was die Wahrheit, Innerlichkeit und Natürlichkeit betrifft, neben ihm ſtehend. Iſt es Ihnen wol geſchehen, daß man Sie in einer Gallerie vor irgend ein Bild geführt hat, das ein Paar Heringsköpfe darſtellt, oder ein ausgeweidetes Schwein, oder dergleichen reizende Gegenſtände? und nun begehrt man, Sie ſollen ſich entzücken über die Wahrheit der Darſtellung! im Berliner Muſeum iſt mir das einmal geſchehen! vor ein ausgeweidetes Thier hat man mich geführt, und das ſollt' ich bewundern. Vor ſolchen Bildern bin ich nun aber wie ein Stock! wo keine Seele iſt, da rührt ſich meine Seele nicht: eine Kunſt, die keinen Gedanken zu ihrem Grundton macht, läßt nicht in mir die Terz vibriren. Kann man vor blutigem Fleiſch und vor Eingeweiden etwas Andres denken, als: ach Gott, ja! es iſt recht ekelhaft natürlich gemalt! — Mit der Natürlichkeit iſt's dann auch was Eignes! Nach der Natürlichkeit eines Bauerweibes fragt kein Menſch. Die plumpe, rohe, unentwickelte, ungebildete Natur gereicht uns zu gar keinem Vergnügen. Wenn wir uns über die Natürlichkeit einer Perſon freuen, ſo iſt immer sous entendu, daß es eine liebliche und ſchöne, oder feine und hohe Natur ſei — eine Natur, welche in den complicirten Verhältniſſen der Geſellſchaft, und den Verlockungen der Eitelkeit gegenüber, ein wundervolles Bewußtſein, nicht etwa ihres Werthes, ſondern ihrer Beſtimmung behalten hat, und dadurch vor der Verſchrobenheit geſchützt iſt. Grade ſo iſt's mit der Natürlichkeit der Heringsköpfe und der des Moſes! zu jenen gehörte nur ein Pinſel, zu dieſem ein Geiſt. — Oder man hat Sie auch vor ein Gemälde geführt, deſſen merkwürdige Verkürzung der Gegenſtand des Staunens von Künſtlern und Laien ausmacht. Und allerdings! das iſt denn auch ungemein geſchickt; — wenn man nur nicht dem Dinge anſähe, daß das ganze Bild nur der Verkürzung wegen gemalt iſt. — Liebe Emy, ich ſage dies Alles nicht umſonſt! .... welch ein Maler muß dieſer Murillo ſein, da man dasjenige, was den gemeinſten Gegenſtänden einen Reiz verleiht, und den verſchrobenſten den Stempel der Kunſt aufdrückt: die höchſte Natürlichkeit und das tiefſte Studium — nur nach und nach, wie eine Zugabe, an ſeinen Gemälden herausfindet. Ein Maler, der nichts gemalt hätte als den knieenden Bettler im S. Thomas, und das Kind auf dem weißen Pferde im Moſes, würde unſterblich ſein. Nun ich verſichre Sie! dieſe bewundernswerthen Figuren ſind mit einer ſolchen Gleichgültigkeit ins Gemälde hineingeworfen, als wären ſie Staffage, und der Geſamteindruck iſt ein ſo großartiger, ſo allmächtiger, daß man drei, viermal vor jene Gemälde hintreten kann, eh' man daran denkt, die Einzelheiten nach Gebühr zu würdigen. Alſo der Moſes!

Das Wunder iſt geſchehen! das uralte, ewig neue, täglich ſich wiederholende Wunder, das für uns Alle mehrmals im Leben, wenn auch nicht auf materielle Weiſe geſchehen iſt! Waſſer ſprudelt in der Wüſte, und der harte heiße Fels iſt zum labenden Brunnen worden. Das hat weder menſchliche Weisheit noch menſchliche Kraft bewerkſtelligt, ſondern einzig die Gnade deſſen, der uns „je und je geliebt hat.“ Aber der Menſch iſt gar eine ſinnliche Kreatur! über dem Genuß der Gabe vergißt er den Geber, und nur der Einzelne, der Auserwählte, den Gott auf höhere Stufe geſtellt und zu weltumkehrenden Schickſalen auserkoren hat, nur der macht's anders und vergißt die irdiſche Bedürftigkeit über dem göttlichen Geber. Moſes ſteht in der Mitte des Bildes ganz ruhig, ſeinen Stab zwiſchen den emporgehobenen Händen und blickt dankend zum Himmel mit großen milden Augen, mit der extatiſchen Innigkeit des Propheten, der gewohnt iſt durch ſeine Gebete die Welt zu überwinden — ich meine die Welt in der bibliſchen Bedeutung: die Macht des Irdiſchen in uns und außer uns; — und ich mögte ſagen, um ſeine tiefe Ruhe zu bezeichnen, mit der Gewohnheit der Andacht. Ihm ſind die Wunder Gottes vertraut! Daher hat er nichts von dem wilden, unruhigen, exaltirten Weſen, das ich wol ſonſt mit großem Unbehagen an Moſesbildern wahrgenommen, die durch materiellen Kraftaufwand zu erſetzen ſtreben, was ihnen an geiſtiger Kraft mangelt. Daher ſchaut er ſo mild und ſo klar drein! die göttlichen Offenbarungen haben ihm alle verwirrten Räthſel des Lebens gelöſt. Er iſt vom Geiſt erleuchtet. Die hochberühmten Propheten von Michel Angelo verhalten ſich zu ihm, als wären ſie vom Geiſt beſeſſen — und ob vom göttlichen? das iſt ſehr fraglich. Moſes denkt an Gott. Aaron ſteht zu ſeiner Rechten und denkt an Moſes. Getheilt zwiſchen Erſtaunen und Bewunderung, mit freudigem Schreck betrachtet er den mächtigen Bruder, ohne jedoch ganz deſſen Hoheit zu verſtehen. All die übrigen Geſchöpfe, Menſchen und Thiere, ſind beſchäftigt ihren Durſt zu ſtillen, oder ſtreben danach, oder ſind Andern dazu behülflich; und nun iſt es wieder ein Meiſterſtück des Genies, daß unter ſo vielen in die ſinnliche Bedürftigkeit verſunkenen Geſtalten, nicht eine einzige durch Gier oder Brutalität abſtoßend, während doch manche durch ihre fürchterliche Wahrheit herzzerreißend iſt, z. B.

die Mutter ganz in der Ecke des Gemäldes, welche haſtig und ſeitwärts gekehrt trinkt, damit das kleine Kind, das ſie auf dem linken Arm trägt und das nach ihrem Becher greift, ihn ihr nicht entreiße. Zur Verſöhnung ſteht neben ihr ein Vater, einer von Murillos unvergleichlich ſchönen Männern, mit einem braunen Turban. Gott, wie zärtlich lächelt er auf das ſchöne kleine Mädchen nieder, indem er ihr aus einem großen Gefäß Waſſer in das kleinere gießt, das ſie zu ihm herauf reicht! — Auf der andern Seite giebt eine ſchöne Frau einem Knaben zu trinken; ein zweiter drängt ſich herzu und ſchreit, und hat große Luſt dem kleinen Unerſättlichen ein Paar Püffe zu verſetzen. Aber der läßt ſich's nicht anfechten, wird auch die Püffe gelaſſen hinnehmen — vor der Hand! und nur trinken! trinken! bis kein Tropfen mehr in der Schaale iſt. Ein Mann hat ſich auf die Knie geworfen und läßt das Waſſer aus dem Felſen in eine Kanne rinnen, während er den Quell mit einem Ausdruck fixirt, als könne er jeden Moment verſiegen. Neben ihm ſteht ein Hund und trinkt das Waſſer, das aus dem Felſen auf die Erde, und dann weiter fließt. O dieſer Hund! er iſt gewiß mehrmals fortgejagt worden, um den Menſchen Platz zu machen; wie er ſich herangeſchlichen hat, wie er haſtig und ſcheu trinkt, wie er mit dem rührenden Ausdruck, den nur ein Hund oder eine unterdrückte Creatur hat, demüthig um Verzeihung zu bitten ſcheint, daß er auch durſtig iſt. Ihm gegegenüber ſind zwei Schaafe, die ſich ganz ſtupid zu einem Keſſel drängen, den ein junges Mädchen voll Waſſer geſchöpft hat, um ihn mehren Perſonen zu reichen, die hinter ihr ſtehen. Aber ein weißes Pferd hat ſeinen matten Kopf auch ganz begierig nach dieſem glückſeligen Keſſel herabgeſtreckt, während ein Kind auf ſeinem Sattel zwiſchen zwei Hängekörben ſitzt, und jauchzend mit dem Finger nach dem Felſen deutet. Von dieſem Pferde ſprach ich vorhin: der Beſchauer ſieht es von hinten, allein das Kind hat ſich auf dem Sattel ſo umgedreht mit halbem Leibe, daß es einen grade anlacht. Ach guter Himmel! reicht dies Alles wol hin, um Ihnen eine Ahnung von dem Leben, der Bewegung, der Handlung zu geben, welche in dieſem mirakulöſen Bilde pulſirt? oder eine Vorſtellung von dem Genie dieſes Malers, der den Propheten, das Kind, den Hund, den Alltagsmenſchen, Alle zuſammen und Jeden einzeln, ſo tief in ſeiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und daraus ein ſo harmoniſches, einfaches und erhabenes Ganze gemacht hat. Ich, je mehr ich Murillo ſehe, um deſto unvergleichlicher kommt er mir vor. In dieſen gar ſo großen Compoſitionen — ich dächte, wir hätten neulich acht und zwanzig lebende Weſen im Moſes gezählt — ſind gewöhnlich drei bis vier Hauptfiguren und die andern ſehen zu, oder treiben Ueberflüſſigkeiten, die nur geſchehen, um das Bild zu füllen: oder auch die Handlung zerfällt in einzelne Gruppen, die unter ſich keine nothwendige Verbindung haben. Hier iſt jedes Einzelne durch und durch characteriſtiſch, und dennoch dem Ganzen untergeordnet. An dieſem Moſes hätte die ganze Düſſeldorfer und die ganze Münchner Schule, und jeder Zögling, der ihnen längſt entwachſen iſt und ſeine eigne Schule zu gründen ſtrebt — ich meine, was in Deutſchland Maler iſt, hätte ſein Lebelang daran zu ſtudieren, und ſolch ein Studium thäte ihm Noth. Damit Sie indeſſen keinen Verdacht gegen meine Unparteilichkeit in Sich aufkommen laſſen können, beeil' ich mich Ihnen zu ſagen, daß der Pendant zum Moſes, die Speiſung der Fünftauſend, eine von jenen großen leeren Compoſitionen iſt. S. Juan de Dios iſt heftig nachgedunkelt, ſo ſchwarz in einigen Theilen, daß man es kaum erkennt. Es ſtellt nach einer Legende den Heiligen vor, der einen Kranken am Wege gefunden hat und ihn mühſelig auf ſeinen Schultern heim trägt: als er beinah unter der Laſt erliegt, tritt ein Engel zu ihm und unterſtützt ihn. S. Juan ſieht nach meinem Sinn zu erſchrocken aus. Derjenige, zu dem die Engel kommen ihm zu dienen, muß ja mit den Engeln vertraut ſein, und wird ihre Hülſe mit demüthigem Erſtaunen, doch ohne Schreck annehmen. Indeſſen, ein engliſcher Maler, der dies Bild in Aquarel copirt, ſagt, es ſei eines der beſten. Ich geb' Ihnen auch kein andres Urtheil als den Eindruck, welchen es auf mich macht. Das iſt ſo meine Weiſe: ſtatt des Urtheils den Eindruck, und ſtatt einer Beſchreibung ein Bild. Ob ſie die richtige iſt? für mich gewiß! für fremde Augen kann ich freilich nicht einſtehen. Oft denk' ich: wenn Sie dieſe Bilder ſehen würden, ſo würden Sie ganz andre Dinge aus ihnen herausſehen; denn wir lieben Daſſelbe, Sie und ich, allein wir lieben es auf ſehr verſchiedne Weiſe und es ſind ſelten die nämlichen Schönheiten, die uns frappiren. — Es ſind noch gar manche Gemälde außer denen, die ich genannt habe, von Murillo im Muſeum: mehre Concepcions, eine Verkündigung, eine Anbetung der Hirten, ein Ecce homo, verſchiedene Madonnen und Heilige; doch die trockne Nomenclatur iſt ſo unerquicklich wie der Gang durch eine Bibliothek, und ausführlich könnte ich ſie nicht beſchreiben, weil ſie mich nicht ſo tief ergriffen haben. Nicht alle ſind unter gleichen Geſtirnen geboren! nicht alle ſind auf gleiche Weiſe von der Sonne des Geiſtes durchſtralt und umfloſſen! nicht alle gehören jener höchſten Sphäre, jenem Allerheiligſten an, wohin der Genius wol immer ſtrebt, jedoch nicht immer gelangt! Denn der Menſch, wenn auch der Genius in ihm wohnt, behält ewige Analogie mit der Natur, und ſo wie die ihre Frühlingszeit hat, wo ſie in Fülle und Herrlichkeit produzirt: ſo hat er auch die ſeine: nur iſt ſie nicht bei ihm regelmäßig an eine Epoche gebunden. Frühling wird auf der Erde, wenn die Sonne höher und immer höher über ſie heraufſteigt; Frühling in der Menſchenſeele, wenn ſie ſich momentan zu reinerer Erkenntniß des Göttlichen, zur Sonne der Geiſter, empordrängt. Dann iſt ſie von friſcheren Lüften umweht, und ein hellerer Stern ſtralt ihr zu Häupten. In ſolchen Momenten arbeitet der Eine ein Bild aus, und der Andre ſich ſelbſt. Wovon ſie abhängen, dieſe geſegneten Momente? liebes Herz, das iſt ein Geheimniß zwiſchen jedem Einzelnen und Gott. Aber der Menſch erlebt manchen Frühling, und je nachdem er vom Schöpfer dazu beſtimmt iſt, trägt er ſeine Blüten. Viele Menſchen blühen auch nach innen, wie die Feigen. Steril iſt Keiner, kann Keiner ſein — hoff' ich! hat doch das Haideland ſeine liebliche Erika! Aber freilich, ſo eine Murillo-Natur hat eine großartigere Flora! —

Von Zurbaran, ſeinem Zeitgenoſſen, macht man hier viel. Ich geſtehe, daß ich in deſſen Bildern immer nur Leinwand mit menſchlichen Figuren bemalt erblicke. Im Muſeum ſind einige, z. B. S. Bruno und der Papſt. Der Heilige ſitzt auf einem Stuhl und der Papſt ſitzt auf einem andern Stuhl, und ſie ſehen ſich an. Ferner ein großes Altarbild S. Thomas von Aquino und andre gelehrte Heilige darſtellend, das im untern Raum eine Zugabe von andächtigen Zuhörern hat, unter andern Carls V. Porträt. Da aber Zurbaran 1598 geboren iſt, vierzig Jahr nach des Kaiſers Tod, ſo iſt jenes Porträt nicht nach der Natur. Ein Ecce homo von ihm gefällt mir ausnehmend, und beſſer als der von Murillo, und der ſchönſte von allen iſt vielleicht der von Alonzo Cano im Hauſe des Kanonikus Cepera, ein melancholiſches, erhabenes Gemälde. Dieſer Alonzo Cano iſt eben ſo tüchtiger Bildhauer als Maler geweſen und nach Montañes der beſte Holzſchneider. In jener Gallerie Cepera befindet ſich ein reizendes Figürchen von ihm! Kennen Sie das Märchen von „Prinzeſſin Schneeweißchen“ die ſchlafend von weinenden Zwergen in einen gläſernen Sarg gelegt wird, weil ſie ſie für todt halten? ſo, in prächtigen Gewändern, das feine Köpfchen von braunen Locken umwallt, liegt eine Figur, ungefähr ein, einen halben Fuß lang in einem ſchützenden Glaskaſten, und nichts iſt ihrer Schönheit ſo vortheilhaft, als ihr Schlaf; denn bei dieſer colorirten Holzſculptur iſt das Auge der Stein des Anſtoßes, faſt immer grell und hart. Nun decken die Augenlieder es zu, und es iſt bewundernswerth wie fein die kleinen Züge und die Händchen ausgearbeitet, und wie ſtolz die Falten der Kleider gehalten ſind. Neulich haben mir ſolche Figuren einen großen Schreck gemacht. Ich ſchrieb Ihnen ſchon von einer Art Polterkammer im Muſeum, wo Zurbarans S. Thomas von Aquino und Murillos himmelfahrende Jungfrau aufbewahrt werden. Gleiches Schickſal hat ein Kruzifix von Montañes, das für ſein Meiſterwerk gilt, und jetzt in einem Winkel auf der Erde liegt. Zwei knieende weibliche Geſtalten, vermuthlich die heiligen Frauen, liegen daneben, und dieſe Geſellſchaft war es, die mir in dem halbdunkeln wüſten Raum einen beängſtigenden Eindruck machte; ſie ſah gar ſo menſchlich aus! Obgleich dies wol ein Lob iſt, ſo konnte ich doch nicht ihre künſtleriſche Schönheit beurtheilen, denn Sculpturen wollen aufgeſtellt und aus dem gehörigen Geſichtspunkt betrachtet ſein, um den richtigen Effect zu machen, wollen nicht auf der Erde beſtaubt und beſchmutzt liegen. Ueber einem Altar mögen ſie wunderſchön ſein; jetzt waren ſie mir in der Ferne graulich, und in der Nähe gräulich, mit ihren harten Lippen und grellen feſten Augen. Murillos himmelfahrende Jungfrau iſt dazu beſtimmt ganz oben über einem Hochaltar, dem Haupteingang der Kirche gegenüber, zu hängen: jetzt ſteht es auf der Erde, und reicht bis an die Decke, und macht ſich doppelt ſchlecht, weil es aus nichts beſteht als aus Wolken und der koloſſalen Geſtalt der Jungfrau. Aber denken Sie Sich, wie das ſein muß, wenn Beleuchtung und Räumlichkeit die gehörigen ſind! Sie treten in die Kirche und ſehen im Hintergrund über dem Altar große lichte Wolken, und in ihnen, auf ihnen, die Jungfrau halb ſchwebend, halb ruhend, im weißen Kleide, im dunkelblauen Shawl; und ganz einſam! Wer ſollte auch bei ihr ſein? Aber wo iſt der Maler, der das begriffen hätte?... Titian hat's doch begriffen. Allein ſein Gemälde in Verona, wo die Jungfrau einſam ihre Himmelfahrt hält, iſt keines ſeiner gelungenen, denn ſie ſieht aus, als ob ſie ſich mühſam und ſchwerfällig aus den Wolken heraus arbeite, in welche ſie bis an die Knie verſunken iſt. Murillos Jungfrau ſchwebt hoch und frei auf ihnen: ſie hat die Hände vor der Bruſt gefaltet, und ihr mildes Auge erdenwärts geſenkt, als ob ſie auch im Himmel nicht den Blick von dieſer Erde wenden möge, wo ſie geliebt und gelitten hat. Sie iſt weder eine Königin des Himmels, noch eine mater dolorosa, noch eine Mutter des Welterlöſers, — ſondern eine ächte „Consolatrix afflictorum“ der katholiſchen Kirche. Ja, ſo geht mir das! mit Murillo kann ich gar nicht fertig werden, und wenn ich von den Uebrigen drei Zeilen geſchrieben habe, ſo mein' ich, es ſei ſchon zu viel. Vielleicht meinen Sie es auch. Indeſſen iſt Montañes doch einer der erſten ſpaniſchen Künſtler, und die ehmalige Kapuzinerkirche zu Italica enthält ſeine allerdings bewundernswerthen Werke; jedoch neben Murillo kann kein Andrer aufkommen — Velasquez vielleicht; den kenn' ich nicht. Der lebte in Madrid am Königshof, und er ſoll in demſelben Grade der Vollendung und Wahrheit der Maler der Ritterlichkeit und begeiſtert von der Idee der Ehre ſein, wie Murillo der Maler der Heiligen und erfüllt vom Glauben iſt. Dies ſagte mir der engliſche Maler, deſſen ich vorhin erwähnte, der lange in Madrid geweſen iſt. Wie ſchön, daß die großen Künſtler, ohne es zu ahnen, und noch viel mehr, ohne es zu wollen, in ihren Schöpfungen die Repräſentanten des Characters ihres Volkes und der Richtung ihrer Zeit werden. Sie ſtellen das Ideal auf. Der Glaube mag nie den mächtigen Schwung und die tiefe Innerlichkeit gehabt haben, mit dem Murillo ihn, gleichſam wie mit zwei Flügeln, ausſtattet; das Ritterthum nie die ſtralende Hoheit, die auf innerm Werth baſirende äußere Würde, die Velasquez ihm verleiht: aber Beider Werke beweiſen, wie Glaube und Ritterthum von Einzelnen aufgefaßt wurden, und von Allen aufgefaßt werden ſollten. Ach, es iſt ſchwer, begeiſtert für eine Idee, und doch ohne Fanatismus zu ſein! es iſt faſt nur dann möglich, wenn dieſe Idee ganz friſch, ganz ſtark, wie ein junger Hercules aus der Wiege der Zeit ſpringt. Mit den Widerſachern kommen ihr wol größere Kräfte, jedoch ſie verliert ihre Reinheit: denn jeder Kampf befleckt — jeder! und Keiner kommt aus einer Schlacht zurück, der ſich nicht Staub oder Blut abwaſchen müßte. Leſen Sie das Gedicht vom Cid, von dieſem Menſchen, der im Leben wie im Liede ſelbſt wie ein Hymnus auf die Ehre war: und dann leſen Sie einmal, wie z. B. Calderon die Ehre verſtanden im „Don Gutiere,“ den Schlegel überſetzt hat, oder im „Stern von Sevilla.“ Wenn der Cid vom König Alfonſo den Eid begehrt, daß derſelbe nicht ſeinen Bruder König Sancho habe ermorden laſſen, und für dieſe Kühnheit in die Verbannung geſchickt wird; ſo begreift man ſehr gut, daß ein ächter Ritter auf dem König, dem er gehorchen ſoll, nicht den Verdacht eines Verbrechens dulden darf. Später aber geht dieſe hohe Andacht zu dem König in blinden Gehorſam für ſeine Befehle über. Man heirathet, wen er will, man bringt ums Leben, wen er will. Seinem Wink zu gehorſamen iſt Ehre. Was daraus für geſchraubte und verdrehte, alle menſchliche Würde mit Füßen tretende Situationen hervorgehen, findet man in jenen Tragödien. Alle Gefühle werden verſchroben, keines behält den Inſtinkt des Rechtes, welcher untrennbar von wahrer Empfindung iſt; der Fanatismus iſt an die Stelle der Begeiſterung getreten, eine factice Regel an die Stelle des ewigen Geſetzes. Don Gutiere ermordet die geliebte Donna Mencia, weil ſein Verdacht über ihr ſchwebt; doch nicht wie Othello, halb raſend vor Eiferſucht und Verzweiflung; — nein! kühl und gelaſſen läßt er einen Wundarzt kommen und ihr die Adern zerſchneiden, und als der König ihn zur Strafe gleich darauf mit einer andern Frau verheirathen will, ſo bedankt er ſich pflichtſchuldigſt für die gnädige Strafe, und heirathet ſie. Finden Sie das ſchön? Nein, da lob' ich mir meine Romanze vom „Conde Alarcos.“ Der hat einſt der Infantin die Ehe verſprochen, aber eine andre Frau geheirathet, und als nun nach Jahren die Infantin und der König begehren, daß er ſeine Frau umbringe, um jene zu heirathen, da erwürgt er die geliebte Gräſin mit tauſend Thränen. Nun erſetzt die poetiſche Gerechtigkeit, was der menſchlichen mangelt, und Alarcos, die Infantin und der König ſterben am dritten, am zehnten und am zwanzigſten Tage. Ich will, wenn ich ſpäter dazu Zeit habe, verſuchen die Alarcos-Romanze zu überſetzen. Recht treu wird's aber nicht möglich ſein, denn die Aſſonanzen ſind allzu geſchraubt im Deutſchen und ich muß ſtatt deſſen den Reim nehmen. Reimloſe Verſe, wie im Herderſchen Cid kann ich nicht machen — wenigſtens ſind ſie mir bis jetzt nie eingefallen, und was mir nicht von ſelbſt einfällt, das kann ich nicht. — Die alten Tragödien von Calderon und Lopez de Vega werden faſt niemals und nirgends aufgeführt. Ein beliebter Bühnendichter iſt der Herzog von Rivas, der hier lebt, ein Mann von mittleren Jahren und einfachem Aeußeren. Neulich, während der großen Himmelfahrtstag-Promenade, ſetzte ſich ein alter freundlicher Herr zu uns, erkannte uns ſogleich für Fremde oder vielleicht weil er uns dafür erkannte, und nannte uns verſchiedene Sommitäten von Sevilla, und darunter auch den Herzog von Rivas, der es uns bequem machte ihn zu ſehen, indem er ſich auf die andre Seite zu uns ſetzte. Grade jetzt wird ſein neueſtes Schauſpiel mit vielem Beifall hier gegeben, Franz I. in Madrid heißt es — doch meine Augen ſind allzu angegriffen, ich kann nicht ins Theater gehen. Was ich von Auge habe, verbrauch' ich für Murillo, und dann ſchreib' ich. Es iſt immer und überall ein großes Leid ſich nicht auf ſeine Geſundheit verlaſſen zu können, doch ganz beſonders bei einer Reiſe wie dieſe, wo jede Spur von Pflege und Bequemlichkeit fehlt, und wo man doch beſtändig verlockt wird die Sorge für die Geſundheit bei Seite zu ſetzen. Nachdem wir in den erſten Tagen eine faſt unerträgliche Hitze hatten, iſt es plötzlich kühl, ja, des Unterſchieds wegen, faſt kalt geworden, denn der Thermometer iſt von ſechsunddreißig auf ſiebzehn Grad gefallen, und heftige Regenſchauer, die mehrmals täglich ſtark und plötzlich niederſtürzen, machen die Luft noch feuchter. Ein dicker heißer Wind, der die ganze Atmoſphäre voll Staub wirbelt, geht dem jedesmaligen Regenguß vorher. Es wäre alſo ſehr angenehm einen Wagen zu haben; doch der Luxus eines Wagens, um in der Stadt herum zu fahren, iſt hier unbekannt. Himmel! was war's für ein Aufzug, in dem wir vorgeſtern nach Italica fuhren! Das Ding heißt eine Barucha; die einzige Aehnlichkeit zwiſchen ihr und einer Kaleſche beſteht darin, daß ſie vier Räder und einen bedeckten Siţ hat. Ueberflüſſigkeiten, als da ſind Federn, Polſter, Wagenthüren, Tritte, Kutſcherſiţ, kurz das, was den Unterſchied zwiſchen einem Wagen und einem vierrädrigen Karren macht, verſchmäht die Barucha. Der Rückſiţ iſt eine ſimple hölzerne Bank. Zwei armlange eiſerne Haken entern ihn an den Vorderſiţ und vertreten zugleich die Stelle der Portieren inſofern, daß man ſich an ſie anklammern kann, um nicht herauszufliegen. Uebrigens iſt man vollkommen dem heitern Spiel der Elemente preisgegeben, und ſchwebt in ſo ungewöhnlicher Höhe, wie ich mich nie über der Erde befunden, wenn's nicht auf einem Thurm war. Regnet es, windet es, ſtäubt es, ſcheint die Sonne: ſo genießt man das Alles aus der erſten Hand, ſchuţlos, rettungslos. In dieſer Maſchine, die mit vier Pferden beſpannt und durch Majoral und Zagal befehligt wurde, donnerten wir durch die krummen, gräßlich gepflaſterten Straßen, über die wackelnde hölzerne Brücke des Guadalquivir, durch die Vorſtadt Triana durch, in welcher das erſte Inquiſitionsgericht in Spanien eingeſeţt wurde, und ſo ins Land hinein, ſturmumbrauſt, ſtaubumwirbelt, zerſtoßen und zerſchleudert — eine diaboliſche Fahrt, die zum Glück nur fünf viertel Stunde dauerte. Ein ganz ſchöner, und merkwürdiger Weiſe ſehr wohl erhaltener antiker Moſaikfußboden unter freiem Himmel, iſt das intereſſanteſte Ueberbleibſel des prächtigen Italica, das mich an Päſtum erinnerte — auch Hütten, öde Gegend, welliges Erdreich, vielleicht durch Schutt und Trümmer erzeugt, Erinnerung an ungeheure verſchollene Größe, doch freilich keine Tempel! und auch keine Einwohnerſchaft von unglückſeligen, fieberkranken Bettlern. Wir traten vom Regen überfallen in eine dieſer Hütten, und wurden ſehr freundlich und gar nicht zudringlich bettelhaft empfangen: der Puchero kochte in einem Winkel. — Die Ueberbleibſel des Amphitheaters konnten wir des Regens halber nicht beſuchen. Wenn man andre kennt, ſoll es auch nicht der Mühe werth, und nur zerbröckeltes Gemäuer ſein. Die römiſchen Ueberreſte von Italica verdienen nicht die Fahrt in ſolcher Höllenmaſchine, wie die Barucha iſt: aber wol die heiligen Geſchichten in Holzſculptur von Montañes, in der troſtlos vereinſamten, ruinenhaften Kirche. Sie liegt auf einer Anhöhe, und man findet, daß ſich Sevilla ſehr gut von dort aus präſentire. Man ſieht allerdings ihre Größe, ihre zahlloſen Thürme und Kirchen, und Giralda und Kathedrale alle andern weit überragend — allein dieſe Maſſe von Häuſern ſieht in der ziemlich bedeutenden Entfernung doch nur wie eine dicke graue Linie aus, und ich kenne nur eine Sorte von maleriſchen Linien — nämlich die der römiſchen Aquädukte. Ganz lang und ganz grade ziehen die ſich fort, und ſind dennoch wunderſam ſchön und lebendig in der Landſchaft. Unbegreiflich, daß ſich hier keine Spur derſelben findet! die Römer waren nicht Leute, die ſich mit dem Guadalquivir als Trinkwaſſer begnügten. — Das Land ſelbſt kam mir hier, mitten drin, weniger wüſt vor als neulich von der Giralda herab, wo der Mangel an Bäumen gar ſo auffallend iſt. Hier ſahen wir wol bebaute Felder, doch reich und kräftig waren ſie nicht. An manchen Stellen war bereits das Korn geſchnitten, an andern noch nicht. Wenn die ganze Ernte geſchehen iſt, ſo werden die Stoppeln angezündet, um den Boden zu düngen mit ihrer Aſche. Dann iſt wochenlang die ganze Atmoſphäre in Rauch verwandelt, der Himmel grau und die Sonne trübe durch ihn, und da die große Hitze des Julius und Auguſt, die durch keinen Regentropfen erfriſcht, durch kein Lüftchen gekühlt wird, grade mit dieſer Epoche zuſammentrifft, ſo ſoll dann eine vernichtende Schwüle auf der Ebene von Sevilla brüten, deren Deſolation mit nichts zu vergleichen iſt.

Nun werde ich Ihnen etwas ſagen, und Sie werden die Hände zuſammenſchlagen und rufen:

„Wie iſt das möglich!“ — Ich gehe nicht nach Cordova. Wenn ich wie Sie ruhig auf meinem Sopha ſäße ſo würd' ich's auch grade ſo machen, und ſehr erſtaunt ſagen: „Nicht nach Cordova, zur alten Maurenhauptſtadt, zum Weltwunder-Dom!“ — Iſt man aber an Ort und Stelle, wird man die Schwierigkeiten gewahr, mit denen man zu kämpfen hat, ſo begreift man ſehr wohl, daß es möglich iſt. Die Diligence iſt die wenigſt unbequeme Art in Spanien zu reiſen; das finden auch alle Leute, und daher ſind bis zum fünften Junius ſämmtliche Plätze genommen. So lange kann ich nicht warten, denn ich will mit dem nächſten engliſchen Dampfſchiff, das von Gibraltar nach Liſſabon geht, dorthin und, wenn das Glück gut iſt, weiter um die ganze pyrenäiſche Halbinſel herum und nach den baskiſchen Provinzen; — denn in Spanien ſind die Provinzen intereſſanter, wichtiger und characteriſtiſcher als die Hauptſtadt, die im Grunde nur Reſidenz, aber nicht der Sitz der allgemeinen Intereſſen und Stimmungen, und nicht von überwältigendem Einfluß iſt. Mit einem Kutſcher koſtet die Fahrt nach Cordova, hin und zurück und einen Tag dort, fünf Tage. Ich weiß nicht, ob der Dom dieſe Zeit und dieſe mühſelige Fahrt werth iſt! Dann iſt noch eine dritte Art die Reiſe zu machen möglich: in einer Barucha und mit Extrapoſt: allein zu dieſer Strapaze gehört eine Herkules Geſundheit, und die hab ich nicht. Es iſt nun freilich ſehr unangenehm den Dom von Cordova nicht zu ſehen; indeſſen tröſt' ich mich doch leichter darüber, als wenn's etwas Andres wäre, denn Sie wiſſen, man hat ihn zu einer chriſtlichen Kirche umgewandelt, und die Bedürfniſſe und den Schmuck einer ſolchen in ihn hinein gebracht. Das paßt nun gar nicht zuſammen! der Glaube der Mohamedaner iſt feſt und klar, beſtimmt in allen ſeinen Lehren und Verheißungen, Stahl für die Erde, Gold für den Himmel. So iſt der chriſtliche nicht! unbegreifliche Lehren, tiefſinnige Myſterien, geheimnißvolle Verheißungen machen ſeine Eſſenz aus. Der Islam iſt die Idee der Befriedigung, das Chriſtenthum die der Sehnſucht. Das ſpricht ſich aus, und muß ſich ausſprechen in der Kunſt, beſonders in der Baukunſt, die vorzugsweiſe eine Hieroglyphe der Religion iſt. Islam und Chriſtenthum ſind Kinder eines Vaters — und das iſt Gott! aber ſie gehen auf verſchiedenen Wegen ihrer Entwickelung und Beſtimmung zu, wie das nun einmal die Art und Weiſe der Kinder eines Hauſes iſt, wo das eine oft ein großer Menſch und das andre ein ganz alltäglicher wird. Ihre Erzeugniſſe und Schöpfungen entſprechen der Idee, die ſie beſeelt und die ſie ſich bemühen darzuſtellen. Man kann nicht dieſe Schöpfungen mit einander vermiſchen, ohne daß etwas Kreiſchendes daraus würde — und man hat's doch gethan im Dom zu Cordova. Ich denke, Allah muß noch ebenſo darin wohnen, wie die alten Götter im Pantheon zu Rom. Uebrigens iſt er zu allererſt von den weſtgothiſchen Königen gegründet, und folglich eine chriſtliche Kirche geweſen: doch aus dieſen gar zu tiefen fernen Zeiten ſoll nichts übrig, ſondern Alles das Steingewebe der Araber ſein, welches ich in der Alhambra in ſeiner Vollkommenheit kennen gelernt habe. Hier ſind im Alcazar auch einige ſchöne Ueberreſte; aber kommt's daher, daß er älter als die Alhambra iſt, oder daß er zu viel von ſeiner mauriſchen Eigenthümlichkeit eingebüßt hat, indem er Reſidenz der caſtiliſchen Könige ward, nachdem der heilige Ferdinand 1248 Sevilla eroberte: genug, die Alhambra ſieht aus wie der Typus und das Ideal der arabiſchen Architektur und der Alcazar wie eine moderniſirte Nachahmung derſelben. Er hat doch noch gar ſchöne Thüren von eingelegtem Holz, und einige ganz herrliche Deckengewölbe, die ſich wie Wolken von goldenen Tropfen aufbauen und zuſammenlehnen, beſonders in der Sala de los embajadores. Stellen Sie Sich vor, was dieſer arme ſchöne Saal hat leiden müſſen! ſeine zierlichen Wände hat man durchbrochen und ſchwerfällige Balkons, tribünenartig, da heraus gebaut; und ſeine verſchlungenen Arabesken hat man mit einer Art von Fries übermalt, beſtehend aus den Porträts ſämmtlicher chriſtlich ſpaniſchen Könige von Ataulph bis zur wahnſinnigen Juana — gemalt, wie mit einem Maurerpinſel! Ein andres Zimmer, welches Ferdinand VII. zum Schlafgemach diente, iſt von einer ebenſo kunſtfertigen Hand mit einer Landſchaft begabt worden, Thüren ſind in die Wände gebrochen, ohne Rückſicht auf das Arabeskengewebe, das ſie überzieht — ſo geht man um mit dem Schönen! — Es iſt recht ſeltſam, daß Alles, was ſchön und groß iſt, durch eine Epoche der Barbarei und Verkennung geht, während welcher es mißhandelt oder mit Füßen getreten, oder vernachläſſigt, oder beachſelzuckt wird. In dieſer Epoche ruinirt man's zuweilen, wie z. B. da Vinci's Abendmahl, oder wie manche römiſche und gothiſche Gebäude, ſo, aus Gleichgültigkeit, aus ſimpeln Unverſtand; und dann, hinterher, wenn's zu ſpät iſt, kniet man nieder vor dieſen Ruinen, wehklagt über die Stumpfheit früherer Tage — und wer weiß, ob man nicht in demſelben Moment aus Nichtachtung und Gleichgültigkeit irgend etwas ruiniren hilft! nicht aus Bosheit, aber weil unſer Blick ſo befangen iſt. Die Engel kamen zu Abraham und er erkannte ſie nicht! O liebes Herz, ſeit ſo viel tauſend Jahren, in denen der Menſch ſo klug und geſchickt worden iſt, hat er doch nicht gelernt das Gute und Schöne, dieſe ewigen Engel, zu rechter Zeit zu erkennen. Wenn der Wunderbau halb verwittert, das Gemälde halb verwiſcht, der Menſch halb todt iſt — wenn Verſtümmelung, dieſer Fluch oder dieſe Beſtimmung Alles deſſen, was die Erde berührt, ihr Erbtheil worden iſt — dann werden wir gewahr, welche Schönheit ihnen ingewohnt hat. Etwas Vollkommnes ſollen wir nun einmal nicht auf Erden ſehen! .... O wenn Sie wüßten, wie ſatt meine Augen des Unvollkommnen ſind! — Ade, liebe Einzige. Wie bin ich ſo fern von Ihnen, von allen den Meinen. Am Tag hab ich nicht Zeit recht zu bedenken, was für Länder und Ströme und Berge mich von Euch trennen; aber Nachts kann ich oft nicht ſchlafen wegen dieſes Gedankens. Iſt das Heimweh? ach nein! an Deutſchland liegt mir nicht viel — aber an Euch. Ade, ade!

* * *

Acht und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 25. Mai 1841.

Ich ſchreib und ſchreibe, und kann gar nicht fertig werden mit Sevilla! .... Ich würde es auch weiter nicht bedauern, wenn ich nur wüßte, daß meine Folianten Euch eine Anſchauung von Stadt, Volk, Land, Kunſt gäben. Aber je mehr ich das Alles betrachte, um deſto unmöglicher ſcheint es mir. Ich ärgere mich oft, daß die Maler nicht verſtehen ihren Gemälden das Colorit des Lebens zu geben; und es geht mir gewiß eben ſo! die Farben werden einem unter der Hand zu roſenroth oder zu ſchwarz: — mitunter auch zu unbeſtimmt, denn ich denke manchmal, Ihr könntet meinen, ich übertriebe oder erfände — und dann zieh' ich die Segel ein. Es ſind hier Sitten und Gebräuche, die man bei uns im höchſten Grade unanſtändig oder gemein finden würde: hier, gar nicht. Geſtern Nachmittag ſaßen wir Alle im Patio, als plötzlich vor dem Hauſe ein Menſchenknäuel ſich zuſammenballte, aus deſſen Mitte eine gellende Muſik erſchallte. Ich glaubte, es wären Zigeuner: keineswegs! Studenten aus Salamanca waren es, die mit Tamburin und Caſtagnetten, mit Pfeife und Geige herumzogen, und muſizirend, improviſirend, geſtikulirend ſehr luſtig, ſehr impertinent und ſehr zudringlich bettelten. Ihr Anzug war — wenn nicht zerlumpt, doch dicht davor, und ihr ganzes Anſehen vollkommen liederlich. So auch ihre Muſik; trommeln und raſſeln, Witze und Späße waren die Hauptſache. Bei uns würde man dieſe „pobres estudiantes“ Vagabonden nennen und gar nicht dulden. Hier hat das nichts zu ſagen. Im Land herum ziehen, Poſſen reißen, betteln, verträgt ſich ſehr gut mit der Würde der vier Facultäten, welche dieſe Herrn vielleicht dereinſt repräſentiren werden. Es war eine Szene, wie man ſie ähnlich im Gil Blas lieſt, in dieſem witzigen, menſchenkenneriſchen Buch, das die Spanier bis auf dieſe Stunde nicht dem le Sage zugeſtehen wollen, und behaupten, er habe es nur überſetzt, denn nur ein Spanier könne dermaßen Land und Sitte kennen. Dieſe Behauptung iſt eine Ehre mehr für le Sage, und beweiſt nichts gegen ihn. Im vorigen

Jahrhundert blieben die großen Autoren nicht unbekannt, nicht einmal in Spanien, und man würde den des Gil Blas kennen, wenigſtens ahnen, wenn Spanien damals einen einzigen gehabt hätte, dem man mit Recht ein ſolches Meiſterwerk zuſchreiben dürfte. Das ſechszehnte Jahrhundert war für die Literatur das große in Spanien, und ihre Abendröthe ſtreckt ſich bis in die erſte Hälfte des ſiebenzehnten hinein. Lopez de Vega ſtarb 1635 zu Madrid, reich an Ruhm, Geld und Ehren; ebenſo Calderon 1687. Fruchtbarer als Lopez de Vega mag ſelten ein Autor geweſen ſein; er hat 2200 Theaterſtücke gemacht, und im Ganzen 21,300,000 Verſe geſchrieben, die indeſſen nicht alle gedruckt ſind. Bedenkt man, daß er zuerſt Sekretair des Herzogs von Alba, dann Marineſoldat und bei der Armada war; — daß er Wittwer von zwei Frauen war, und darauf in den geiſtlichen Stand trat: ſo fragt man ſich, woher er die Zeit zu all dieſen Beſchäftigungen nahm, da er ſein Leben doch nur bis zu dem gewöhnlichen Alter von drei und ſiebenzig Jahren brachte. Die ſpaniſchen Autoren hatten alle ein bewegtes, thaten- und erfahrungreiches Leben. Sie, wie die alten Italiener, wie Dante und Petrarca, hatten zu viel Bedürfniß des vollen Daſeins, um ſteif und feſt hinter dem Schreibtiſch zu ſitzen; hatten

Kräfte und Gaben, die ſich nicht mit der Feder verbrauchen laſſen; hatten andre Schauplätze, andre Arenen nöthig, als die friedlichen, einſamen der Studierzimmer. Garcilaſo de la Vega, der Jüngling, der Eklogendichter, war ein ausgezeichneter, eifriger Soldat, der Carl's V. Feldzüge gegen Tunis, gegen Frankreich mitmachte, und bei drei und dreißig Jahren an ſeinen Wunden zu Nizza ſtarb. — Don Diego Hurtado de Mendoza, ſpaniſcher Geſandter in Rom, iſt der Verfaſſer des „Lazarillo de Tormes," eines Romans, der Typus des Guſto picaresco worden iſt — d. h. genre gueux; ich weiß nicht wie man genre gueux auf deutſch nennt: — Spitzbuben- oder Taugenichtsroman müßte man vielleicht ſagen. Ich bitt' Euch, ſtellt Euch einmal irgend einen Geſandten unſrer Tage vor, ob der nicht fürchten würde ſich ganz lächerlich oder gemein zu machen, wenn er ſo einen Lazarillo mit ſeinen Bettlerſchickſalen ſchriebe. Mendoza hat übrigens noch ein ſehr merkwürdiges Buch und ganz andern Inhalts geſchrieben: den Aufſtand der Mauren in den Alpujarras. Von 1566 bis 68 dauerte dieſer Aufſtand, der durch den unerträglichen Druck hervorgerufen wurde, unter welchem die Mauren erlagen. Alles verbot ihnen Philipp II., ſogar den Gebrauch der Bäder und das Singen ihrer alten Volkslieder. Da ſtellte ſich Don

Fernando de Valor an ihre Spitze, nahm ſeinen mauriſchen Namen Aben Humeya wieder an, und er und ſein Nachfolger Aben Aboo führten zwei Jahr lang in dem Gebirgszug der Alpujarras einen Krieg gegen Philipp II., der erſt dann endete, als Don Juan de Auſtria ihnen die Spitze bot. Er überwand ſie, und fünf und achtzig Tauſend mauriſche Familien wurden ausgerottet. Dieſe traurigen Geſchichten beſchreibt Mendoza wenig Jahre, nachdem ſie vorgefallen — denn 1575 ſtirbt er — und unter der Regierung Philipp's II.! ich habe das Buch nur flüchtig in Händen gehabt, doch was ich las war frei und unbefangen geſchrieben. Das iſt doch Muth! Philipp II. und die Inquiſition paßten auf! — O die Inquiſition! auch gegen die armen Autoren hat ſie gewüthet. Ich weiß zwei grauſame Geſchichten. Luis Ponce de Leon, 1527 zu Granada geboren, folgte ſchon bei ſechszehn Jahren dem Kloſterberuf, ward Auguſtinermönch zu Salamanca, widmete ſein großes Dichtertalent einzig den göttlichen Dingen, und ſeine Muſe kannte keine andere als myſtiſche Extaſen. Er überſetzte das „Hohe Lied“ des Salomon ins Spaniſche und zeigte es ganz heimlich einem Freunde — ganz heimlich: denn die Inquiſition hatte ſtreng alle und jede Beſchäftigung mit der Bibel unterſagt. Der Freund verräth ihn, und fünf finſtre Kerkerjahre beſtraften den armen Dichter für ſeine Vorliebe für die myſtiſche Poeſie der Bibel. Quevedo hatte noch anders zu leiden! Er war 1580 zu Madrid geboren, und hieß mit ſeinem ganzen Namen Don Francisco de Quevedo y Villegas. Er hat hiſtoriſche, religiöſe, moraliſche Schriften, Poeſien, und das Leben des Gran Tacaño, einen Spitzbubenroman, geſchrieben, der ins Deutſche überſetzt, wenn ich nicht irre von Tieck, und für mich ungenießbar langweilig iſt. Enfin! Quevedo gilt für einen ausgezeichneten Autor. Wie allen ſeinen literariſchen Zeitgenoſſen genügte auch ihm nicht der Ruhm und die Beſchäftigung, welche die Feder giebt. Er ging mit dem Vizekönig, Herzog von Oſſuna nach Neapel, nahm Theil an der Verſchwörung, welche derſelbe in Venedig durch den Herzog von Bedmar gegen die Republik anzettelte, entkam glücklich der Rache der Signoria, ſtürzte mit Oſſuna 1620, ſaß drei und ein halbes Jahr in Folge dieſer Schickſale im Gefängniß, warf ſich nach ſeiner Befreiung eifrigſt in gelehrte Studien, trat in Correſpondenz mit allen Gelehrten Europas — und ward urplötzlich aus dieſem friedlichen Leben herausgeriſſen und in einen gräßlichen Kerker geworfen, weil man ihm ein Libell zuſchrieb. Nach zwei Jahren erkannte man ſeine Unſchuld und entließ ihn; aber im Kerker war ſeine Geſundheit zerrüttet, ſein ganzer Leib mit Wunden bedeckt, ſein Vermögen war verſchwunden, und ruinirt, verarmt, zergrämt, ſtarb er bald darauf, 1645. Sind das nicht Schickſale? und ebenſo traurige und bewegte, als Dantes und Taſſos! .... nur mit dem Unterſchied, daß bei den Spaniern die Inquiſition, nicht die Liebe, das Leid bringt. Zuweilen auch die Armuth, zuweilen die Vernachläſſigung der Zeitgenoſſen, z. B. dem Don Alonzo de Ercilla, der 1540 zu Madrid geboren nach Peru ging und dort das bedeutendſte ſpaniſche Epos ſchrieb, die Araucana, während er als Soldat gegen die Völker Chilis kämpfte, die er in ſeinem Gedicht beſang. Es wurde gar nicht in Spanien beachtet, obgleich er es dem König dedizirt hatte: und er auch nicht: arm und niedergeſchlagen ſtarb er, man weiß nicht wann noch wo; und nachdem er todt war, erklärten die Spanier die Araucana für ihr erſtes Epos. Arm ſtarb auch hier zu Sevilla am drei und zwanzigſten April 1616 Miguel de Cervantes Saavedra, arm, doch nicht niedergeſchlagen. Das war ein Menſch, der ſtärker war als alle Schickſale! der hatte die Seele dazu, um ſie alle zu überwinden — und er hat ihr Wort gehalten. Zu Alcala de Henarez im Jahr 1549 in Armuth und Dunkelheit geboren, ward er Soldat, wie das zu jener Zeit in Spanien die beſte Laufbahn war, weil es beſtändige Kriege in Flandern, in Italien, in Amerika, mit England, gegen Heiden, Türken und Proteſtanten hatte. In der Schlacht von Lepanto verlor Cervantes die linke Hand, dann wurde er von den Mohamedanern gefangen, und fünf und ein halbes Jahr in Algier in Sclaverei gehalten. Nachdem er mit andern Chriſtenſclaven endlich losgekauft war, ſchrieb er, um zu leben, Comödien, und lebte denn auch wirklich — äußerlich, dürftig genug, innerlich ſo reich, daß er den Don Quixote ſchrieb, deſſen erſter Theil 1605 erſchien. Trotz des ungeheuern Beifalls, den dies Buch auf der Stelle fand, blieb Cervantes in ſeiner beſchränkten Lage, und ſchrieb und ſchrieb, um zu leben, bis er zuletzt eine kleine Anſtellung in Sevilla bekam; — und darauf ſtarb er. Ach, wie lieb' ich ſolch ein Leben, in welchem nichts glänzt, als der Genius! da giebt's kein Gold, keine Ehren, keinen Königshof, keine Würden — da giebts nichts als den Don Quixote und den unſterblichen Ruhm. O dieſer Don Quixote! wie er ſo frei in der Welt ſteht! wie er ſich vor Nichts beugt, und Alles ſo hoch achtet! wie er das Leben ſo nachläſſig nimmt, und ſo tiefſinnig; ſo ernſt und ſo wundervoll heiter! wie er den ewigen melancholiſchen Kampf der Größe mit der Alltäglichkeit, der Hoheit mit der Engherzigkeit, in ſo ſchlichtem Gewande darzuſtellen weiß, daß wir mitleidig lächeln und traurig die Achſeln zucken, und nichts verachten lernen, nicht einmal die Stumpfheit — und nichts überſchätzen lernen, nicht einmal die Größe. Ach nein! mit all ſeiner Seelengröße und Herzensreinheit macht er niemand glücklich und ſich ſelbſt lächerlich, der arme Don Quixote! und als er das zuletzt ſelbſt erkennt — da ſprechen die Leute er ſei verſtändig worden: aber er legt ſich hin, und ſtirbt, traurig, zergrämt — denn die Glorie iſt von ſeinen Illuſionen gewichen. O Aller Schickſal! .... Kindlein, es giebt Dinge, bei denen mir das Herz zittert vor Freude, vor Andacht — und bei denen ich mich frei und glücklich fühle wie in Geſellſchaft höherer Geiſter: dazu gehört Don Quixote, Beethovens Muſik, Dante — nicht ſowol die göttliche Comödie, als er, Dante ſelbſt, ſein Leben, ſein Lieben: und noch ſo Einiges. Wenn ich mich mit dieſen Menſchen oder ihren Werken beſchäftige, ſo hab' ich beſſere Gedanken, reinere Wünſche, leichtere Erkenntniß als ſonſt: ſo fühl' ich alle Schmerzen tiefer, und bin doch gefaßter ſie zu ertragen, und mir iſt feſtlich zu Muth. Bei Andern hingegen ganz alltäglich, z. B. bei Göthe. Ja ja! er iſt Göthe und ich bin nichts! aber er iſt doch nur meines Gleichen, er hebt mich nicht über meine Sphäre empor, er läßt nicht größere Geiſter an mir vorüber ſchweben, ich athme nicht freier, nicht tiefer in ſeiner Region. Ich kann nicht dafür, und er wol auch nicht! ich bin nun mal ſo beſchaffen: wer ſich nicht zum König meiner Seele macht, wer nicht ſtärker iſt als ich — der bleibt meines Gleichen, und wenn er auch den Fauſt geſchrieben hat, vor dem ich eine Verehrung habe wie vor keinem deutſchen Gedicht. Er ſcheint mir vollkommen, ganz rund, ganz reif — nämlich der erſte Theil; der zweite iſt überreif, wie eine Frucht, die zu lange am Baume geſeſſen hat. Man iſt jetzt in der Adoration vor Göthe, ſogar die Franzoſen ſprechen von ihm — freilich nicht ſo viel als von Hoffmann, der bei ihnen der Repräſentant der deutſchen Literatur iſt — und daß ſie von ihm ſprechen, beweiſt nicht, daß ſie ihn kennen, noch weniger daß ſie ihn verſtehen — indeſſen, das Sprechen iſt nun einmal das Höchſte, was ſie leiſten können, und ſo ſprechen ſie denn auch von Göthe. Unſre Zeit iſt materialiſtiſch und poſitiv: ſo hat Göthe die Menſchen dargeſtellt, den Fauſt, den Egmont, den Wilhelm Meiſter; das verſteht man, das begreift man. Die Außendinge ſind uns dermaßen über den Kopf gewachſen, daß wir nicht daran

denken ihnen zu widerſtehen, und er zeigt den Menſch
in beſtändiger Abhängigkeit von denſelben, ſehr wa
ſehr fein — aber eben darum iſt mir bei ihm ga
alltäglich zu Muth. Wenn dieſe Richtung der Ze
vorüber ſein wird, ſo wird Schiller zu Ehren ko
men! Der zeigt den Menſchen in der Kraft un
in der Freiheit, welche die Begeiſterung giebt, Wi
helm Tell, die Jungfrau von Orleans, Max Picc
lomini, über die jetzt ſehr Viele die Achſeln zucken
wie über öde Fiction. Leſ ich Schiller, ſo fühl' ic
mich oft recht beſchämt, ich meine, recht zur Er
kenntniß meiner Kleinheit gebracht, ſeiner hohen und
zarten Geſinnung gegenüber. Ich denke, das geht
Andern auch ſo, und um aus dem unbehaglichen Gefühl der Beſchämung herauszukommen ſagen ſie: „Bah! Schwärmerei! Phraſenmacherei! Unſinn!“ Ja ja! ſo hab ich reden hören von dem edeln Schiller, von einem Dichter, der wie kein andrer das Ideal von der Beſtimmung des Menſchen in ſeinen Poeſien darzuſtellen ſucht. Daher kommt auch nur er mir wie ein großer Dichter vor, Göthe wie ein großer Autor. Aber von ſpaniſchen Schriftſtellern ſprach ich eigentlich! da iſt noch Calderon, der ein ſechszehnjähriger Jüngling war, als Cervantes ſtarb, und der es ſich anfänglich auch ſauer genug werden ließ, um ſein Leben durchzubringen

und ſein Talent zu entfalten. Später ging es ihm glänzend gut, denn Philipp IV., der leidenſchaftlich das Schauſpiel liebte und ſelbſt einige Theaterſtücke ſchrieb, zog ihn an den Hof nach Madrid und überſchüttete ihn mit Gunſt und Reichthum. Die Bigotterie, die an dieſem Hofe Mode war, ſteckte auch Calderon ſpäter an, und er trat wie Lopez de Vega in den geiſtlichen Stand, ohne ſeine Stellung in der Welt aufzugeben. So etwas iſt mir nun ganz unerträglich! man muß nicht einem König zu Gefallen ſein Seelenheil machen wollen. Aber guter Himmel! in jener Zeit des ſtarren Royalismus that man Alles dem König zu Gefallen, und man würde ſich ebenſo gut dem Teufel als dem lieben Gott ergeben haben. Das mildert die Sache etwas; der Gehorſam erſcheint zwar noch ſtupider, jedoch die Heuchelei nicht ſo groß. Ich hab ſchon neulich geſagt, daß ich an Calderon's Werken keinen Geſchmack fände. Sie ſind ſo zahlreich, daß ich vielleicht nicht die rechten herausgefunden habe; vielleicht hängt es aber auch mit unſern verſchiedenen Geſinnungen zuſammen: er iſt royaliſtiſch, ich bin ariſtokratiſch; ich ſehe im König den Oberlehnsherrn, er den Gnadenſpender.

Ach, ſolche Digreſſionen ſind recht überflüſſig! hab ich denn ſchon nach Gebühr von der Kathedrale geſprochen, von dieſem Wunderbau in zwiefacher Hinſicht: erſtlich weil er aus dem funfzehnten Jahrhundert und im gothiſchen Styl, zweitens, weil er dennoch ſo groß und erhaben iſt wie man in der Zeit nicht zu bauen pflegte, indem der junge, friſch erwachte italieniſche Styl bereits anfing ſich geltend zu machen, auch dort, wohin er nicht gehörte. Im Schwung der Bogen, im Geſchmack der Verzierung, in der Zuſammenſtellung der Pfeiler, in ich weiß nicht welchen leiſen Disharmonien, verkünden die gothiſchen Gebäude des funfzehnten Jahrhunderts, daß ihre Regel durch eine neue modifizirt worden, und entſtellt ſei. Nicht ſo dieſe Kathedrale! ſie hat den hohen Ernſt, den majeſtätiſchen Frieden, die großartige Einſamkeit, das geheimnißvolle Schweigen, mit welchem der gothiſche Styl ein Gotteshaus ausſtattet. Keine zerſtreuende Ueberladung, keine beklemmende Mißbildung iſt in dieſen reinen gewaltigen Formen wahrzunehmen. Wünſcht man auch die Pfeiler ſchlanker, und das Gewölbe fliegender, ſo kommt das wol nur daher, weil unſre Wünſche nie aufhören, weil ſie beſtändig weiter gehen als alles Sichtbare und alles Erreichbare, denn weder Druck noch Verkrümmung laſten auf dieſen edlen Verhältniſſen. Fünf Schiffe liegen majeſtätiſch neben einander: kein Chor begrenzt und kein Querſchiff durchſchneidet ſie. Ins Mittelſchiff iſt freilich das wunderliche Gebäu hineingeſetzt, welches in allen ſpaniſchen Kirchen die Stelle des Chors vertritt: aber hier verſchwindet es in dem gewaltigen Raum. Kapellen liegen längs der beiden äußern Seitenſchiffe: jede von ihnen hat einen bildergeſchmückten Altar, und ein hohes buntes Fenſter, das ſeinen myſtiſchen Glanz in die Kirche hineinwirft. Dieſe Altargemälde ſind von Meiſterhand, von Murillo, von Zurbaran, von Vargas; aber — iſt die Beleuchtung ihnen nicht vortheilhaft, oder ihr Werth nicht erſter Ordnung, oder der Totaleindruck mächtiger als der der Einzelheiten — genug, ich habe nie dazu gelangen können ſie zu bewundern. Blickt man in der Diagonallinie durch das Innere der Kathedrale, ſo mein' ich, daß man keinen herrlichern architektoniſchen Anblick haben könne, denn wie die Pfeiler ſich vor einander ſchieben, und wie die Gewölbe und Bogen ſich zerſchneiden und entwickeln — das ſcheint ganz ſo wunderbar, und iſt doch ganz ſo einfach klar, wie jedes Erzeugniß des Genies. Verwirrt ſinkt das Auge in dieſe Geheimniſſe, und erhellt ſteigt es aus ihnen empor, geſtärkt durch ich weiß nicht welche unirdiſche Gewißheit. Aber allein muß man in der Kirche ſein! Jeſus! ich habe eine Taufe darin erlebt und eine Prozeſſion — das war unaushaltbar. In der Taufkapelle ſteht ein Poſitiv, und während die Ceremonie vor ſich ging, ſpielte der Organiſt mit großer Geläufigkeit die Muſikſtücke, die ihm eben einfielen — die Cachucha, und die erſte Arie des Figaro aus dem Barbier von Sevilla. Die Cachucha in der Kirche! Ihr werdet es vielleicht nicht glauben — aber es iſt wahr. Die armſelige Prozeſſion irrte vernachläſſigt und unfeierlich in dieſen Räumen umher — eine Handvoll Geiſtliche, Sakriſtane, Chorknaben, mit dem Biſchof an der Spitze, der ſeine gräßlich unförmliche Körpermaſſe mühſam wackelnd fortſchob, und ganz ausſah, als habe man einen Froſch auf die Hinterfüße geſtellt und mit einem Talar umhängt. Ach was für ein Unglück ſo auszuſehen, ſo häßlich zu ſein! ſo ganz überwunden von der breiten leiblichen Exiſtenz, daß man watſchelt und ſchnauft, wenn man die Hoſtie trägt! Fette Menſchen ſind mir ohnehin zuwider! ſie können ja keinen ans Herz drücken, ohne daß ſich ihr Bauch dazwiſchen ſchiebt. Der Biſchof verekelte mir die Kathedrale auf zwei Tage. Sonſt geht man, weil täglich daran vorbei, auch täglich hinein. In der Kapelle des Schatzes werden viel heilige Kleinodien aufbewahrt, Altargefäße und Reliquien, unter ihnen auch der Schlüſſel von Sevilla, den die Mauren dem St. Ferdinand mit der Stadt übergaben, und auf deſſen Bart die Worte ſtehen: „Dios abrirá, el Rey entrerá;“ d. h. Gott wird öffnen, der König wird einziehen. Sie ſind mir gar ſo merkwürdig dieſe Mohamedaner! Mit Gott tröſten ſie ſich in allen Schickſalen, und ihre ſteinerne Zuverſicht wankt nie. Das kommt mir doch unerhört unentwickelt vor. Wer ſich ein wenig in der Welt umſieht und umhört, dem drängen ſich unabweislich manche Fragen räthſelhaft auf und führen Krieg mit der Zuverſicht. Sie mag ſie allmälig überwinden und in Feſſeln ſchlagen, aber wenn ſie ſich auf gar keinen Kampf eingelaſſen hat, ſo ſcheint ſie mir nicht rechter Art, nicht durchgearbeitet, ſondern angenommen; und ſo iſt ſie wol bei den Mohamedanern. Ach, das Räſonniren fördert uns nicht viel, aber der blinde Gehorſam auch nicht. Der niemals räſonnirende Mohamedaner hat von der Seelenruhe zur Apathie nur einen halben Schritt zu thun; und wir — wir mögten es gern durch Räſonniren dahin bringen, daß wir „Ruhe finden für unſre Seelen.“ Bisweilen finden wir ſie denn doch wirklich auf Augenblicke — und das iſt mir genug, ich mag kein Mohamedaner ſein. Unſre Religion hat Verheißungen, auf die wir beſtändig hingewieſen werden: folglich ſind wir auf Hoffnung und Erwartung, auf Sehnen und Streben beſchränkt, und zu raſtloſer innerer Bewegung angeſpornt. Da iſt's dann unmöglich nicht zuweilen aus dem Schritt in den Galopp zu fallen. Dieſe innern Oszillationen ſind um ſo ſtärker, je mehr der Menſch nach Entwickelung ſtrebt, und ſie fehlen folglich dem Mohamedaner, weil er nicht nach ihr ſtrebt. Wie Gott ihn geſchaffen hat, was Gott über ihn verhängt: Alles iſt gut. Vielleicht befindet man ſich ſehr wohl bei dieſer Zuverſicht und dieſer Diät für die Seele. Mir iſt ſie nun mal zu dürr. — In der Sakriſtei der Kathedrale befinden ſich zwei lebensgroße Gemälde von Murillo, jedes das Porträt eines Biſchof's darſtellend, friſch und lebendig, mit geiſtigen Zügen, ganz anders ausſehend als der watſchelnde Fettklumpen in Goldbrokat. Was für ſchöne Porträts von geiſtlichen Herrn aus alten Zeiten findet man auch in Italien, welche feine, vornehme, kluge und gedankenvolle Geſichter: aber in Wirklichkeit exiſtiren ſie faſt gar nicht mehr — nicht einmal dort, wo es doch von ihnen wimmelt, viel weniger hier, wo man nur einen erblickt, wenn er eben funktionirt. Was man nächſt ihnen am wenigſten ſieht — ſind Bettler! Ich kann gar nicht genug mein Erſtaunen darüber ausſprechen! zwei oder drei ſitzen im Gang, der aus dem Vorhof voll Orangenbäumen in die Kathedrale führt: aber mäuschenſtill, ſchweigend erwartend. Keine Belagerung, keine Zudringlichkeit, keine Wunden noch Widerlichkeiten. Zwei Mal, das iſt wahr! traten in oder vor der Kirche ganz anſtändig gekleidete Frauenzimmer mit einer Bitte um Unterſtützung an uns heran. Ihre Penſionen, ſagten ſie, würden ihnen nicht gezahlt, ſie wären Wittwen und Mütter. Vielleicht war's nicht wahr: aber man weiß ja, daß die Regierung die Penſionsfonds der Beamten und Militärs eingezogen hat: vielleicht war's traurige Wahrheit. Ab und an ſpringt dann auch auf der Promenade ein Bettelbube, oder ſchleicht ein Greis heran: kurz es ſind allerdings mehr Bettler hier als bei uns, doch nicht ſo viel als in Frankreich. Spanien iſt ein Land, welches ſich von Jahr zu Jahr verändert, weil im Grunde nichts feſt iſt — denn nichts hat eine andre Baſis als Willkür und Gewohnheit. Das ſind zwei hölzerne Dinge, die mir wie hölzerne Säulen vorkommen: ganz ſtark, ſobald ſie neu ſind, und unrettbar vermorſcht, ſobald der Wurm ſich in ihnen eingeniſtet hat. Er wird hier wol bald im letzten Stadium ſeiner Arbeit ſein! Grade ſind es zehn Jahre, ſeit der Graf Cuſtine hier war, deſſen Reiſebeſchreibung mir immer wieder einfällt, weil ich ſonſt nichts über Spanien geleſen habe, und es nun ſo ganz anders finde, als er im Jahr 1831 es gefunden, z. B. die Bettler. Ich bin überzeugt, daß ſie großentheils mit den aufgehobenen Klöſtern verſchwunden ſind. Er klagt über die große Unfreundlichkeit der Menſchen, über ihren Mangel an Dienſtfertigkeit: man könne zehnmal in die Kathedrale kommen, ehe einem die verſchiedenen Kapellen geöffnet würden: man müſſe ſich beſtändig nach den Stunden der Sakriſtane geniren. Von zwölf bis drei iſt allerdings keine Kirche in ganz Spanien geöffnet, noch wird ſie geöffnet: die Leute eſſen und halten ihre Sieſta, und darin laſſen ſie ſich durchaus nicht ſtören. Das erfährt man, ſobald man den ſpaniſchen Boden betritt. Dieſe drei Stunden abgerechnet ſind die Kirchen bis zum Abend auf, und bei unſerm erſten Begehren hat man uns ohne Umſtände die ganze Kathedrale gezeigt. In Privathäuſern ſind wir höchlichſt überraſcht durch die große Liberalität, womit man bereit war uns zu zeigen, was wir wünſchten. Ohne andre Förmlichkeit, als daß einer der Herrn ſein Viſitenbillet hineinſchickte, baten wir um Einlaß in das Haus Olea, um ein altmauriſches Gemach — und in die Häuſer Cepera und Maeſtro, um deren Gemäldeſammlungen zu ſehen — und auf der Stelle, ohne Umſtände und ohne Neugier wurden wir zugelaſſen, genirten Niemand, brauchten uns nicht in ein Fremdenbuch zu ſchreiben — mit einem Wort: der Zutritt war hier ganz ſo bequem, als zu den großen Privatgallerien in Rom, wo der Fremde auch — wie in ſeinem Eigenthum umherwandeln darf. Dieſe Veränderung, vielleicht durch etwas lebhafteren Verkehr mit Reiſenden bewirkt, iſt vortrefflich und ſpricht von Seiten der Beſitzer für ächtes Intereſſe an der Kunſt, welches einem Jeden den Genuß ihrer Schöpfungen gönnt. Das mauriſche Zimmer iſt, was die Arabesken betrifft, ſehr niedlich: doch weder die Thüren noch der Plafond ſind erhalten, und ſtatt der Lambris von bunter Fayence hat man den Wänden die gewöhnliche weiße Uebertünchung gegeben, ſo daß es mir doch keinen andern Eindruck als den einer Nachahmung gemacht hat. Von Ceperas Sammlung hab ich neulich geſprochen, wegen der ſchönen Sachen von Alonzo Cano, der 1601 zu Granada geboren war und 1667 dort ſtarb, nachdem er, wie Murillo, hier in der Schule des Juan de Caſtillo gebildet, und darauf zum Hofmaler in Madrid ernannt worden war. Wenn auch nicht das tiefe Seelenleben — die Bewegung des Lebens giebt ſein Pinſel ganz herrlich wieder, und deshalb ſtell' ich ihn viel näher an Murillo, als den bewegungsloſen Zurbaran. Im Hauſe Cepera ſoll Murillo im Jahr 1682 geſtorben ſein; eine Inſchrift über der Thür ſagt es. Von Andern wird es beſtritten! .... das geht den großen Menſchen ſo: man ſtreitet ſich nach ihrem Tode um ihre Wiege wie um ihr Grab, und macht ſich eine Ehre daraus es zu beſitzen: aber ihr Fußtritt iſt ebenſo vergänglich wie der unſre, der Wind weht darüber hin, die Zeit wirbelt Staub darüber, und die meiſten dieſer Stätten ſind apokryphiſch. In der Sammlung des Canonikus Maeſtro iſt eine ſchöne heilige Catalina von Murillo. — In dieſer Beziehung würde Herr von Cuſtine Sevilla ſehr vortheilhaft verändert finden: ob er die folgende ſo nennen würde? .... Zu ſeiner Zeit hat die Ave Maria-Glocke jeden Abend auf der Alameda das Zeichen eines allgemeinen Gebets gegeben. Die Männer haben die Hüte gezogen, die Frauen das Geſicht mit dem Fächer bedeckt, und Ruhe und Schweigen haben einen Augenblick über dieſer beweglichen, plaudernden Menge geſchwebt. Das iſt nun vorbei, aber gründlich! aber unwiederbringlich! Abend für Abend hab ich die Ave Maria-Glocke auf irgend einer von Sevillas Promenaden gehört, doch Keinem fiel es ein ſich in eine betende Stellung zu werfen. Es mag wol ein recht frappanter Anblick geweſen ſein, dieſer plötzliche und ganz abgebrochene Moment: doch ich meine, die Andacht hat wenig dabei verloren. Zur Andacht gehört innere Sammlung; Andacht heißt: an etwas denken. Aber ſo, blitzſchnell, aus dem Geſpräch heraus, an göttliche Dinge denken, ſich der Gnade Gottes empfehlen, um gleich darauf eine abgebrochene Unterhaltung fortzuſetzen, deren Gegenſtand Kleid und Mantille oder die chronique scandaleuse iſt — das iſt doch allzu ungenügend und unerquicklich. Ich liebe nicht dies Einſtreuen des Gebets bei Eſſen und Trinken und Spazierengehen. Zu dieſen alltäglichen Verrichtungen bringen wir doch nur unſre alltägliche Stimmung mit und das mechaniſche Geplapper eines Vaterunſers ändert ſie nicht — denn mechaniſch wird, was ſich an ein äußerlich gegebenes Zeichen knüpft. Ihr denkt hoffentlich nicht, daß ich meine, man ſolle alle hundert Jahr Einmal, oder bei beſonders hohen und ernſten Gelegenheiten beten. Nein, ich meine in der Stille, in der Einſamkeit, wenn doch eine etwaige Sammlung ſtatt finden kann. Nun, wie geſagt: dieſe Abendgebets-Mode iſt hier vorüber, und inſofern mag das bedauerlich ſein, als man hier ſeit langen Zeiten von Religion nichts hatte, als die Form, und jetzt auch dieſen Schatten verloren hat. Es ſollte mich nicht wundern, wenn in der Stille die Reaktion zu dieſer unendlichen Gleichgültigkeit, eine wilde Aszetik, ſich hervorbilden ſollte. Beide Male als die katholiſche Kirche erſchüttert wurde, indem man ihre Dogmen angriff, ſtanden Spanier auf, um ſie zu vertheidigen und Gott weiß mit welchem Erfolg! Den Lehren der Waldenſer ſetzte St. Dominik im zwölften Jahrhundert die Inquiſition entgegen, der Reformation St. Ignatius den Orden der Jeſuiten — Beide Männer wie die katholiſche Kirche einen jeden grade brauchte zu ſeiner Epoche: der erſte gewaltſam, der zweite fein. Sollte ihr jetzt, in einem nicht minder bedenklichen Moment, in Spanien ein Vertheidiger fehlen? — In der Kathedrale iſt ein einziges Grab — wenigſtens nur eins, das man betrachtet, nämlich von Ferdinand Columbus, Sohn des Weltentdeckers. Er hat ſich zum letzten langen Schlaf unter dem Ruhm ſeines großen Vaters gebettet und auf ſeinen Grabſtein den Vers ſetzen laſſen:

A Castilla y a Leon
Otro mundo dió Colon.

Aber er hat nicht gemeint, es ſei genug für ihn der Sohn eines großen Mannes zu ſein, ſondern er hat ſich aufrichtig bemüht dem Vaterlande nützlich zu werden, und die Columbiſche Bibliothek geſtiftet, welche an die Kathedrale ſtößt. Sie enthält die handſchriftliche Copie einiger Briefe, die Columbus geſchrieben, und Gott weiß wie viel tauſend Bücher, denen die erheiternde Zugabe aller Bibliotheken, einige ſchöngemalte Gebetbücher, einige Palimpſeſten u. dgl. nicht fehlen. Sie ſoll viele intereſſante Manuſcripte aus dem aufgehobenen Kloſter Simancas beſitzen. Eine kriegeriſche Reliquie hat ſich in ſie hinein verirrt, und nimmt ſich wunderlich genug in dieſen Räumen aus; es iſt das Schwert des Vargas, des ſpaniſchen Feldherrn, der unter dem heiligen Ferdinand die Stadt eroberte. Vielleicht hat der Vers, der dem Schwert beigefügt iſt ihm den Eingang in die Bibliothek verſchafft, obgleich dieſer Vers doch nichts Merkwürdiges hat, als ſein Alter und ſeine Prahlerei, denn er ſagt im Namen des Schwertes: „Ich bin das achte Weltwunder im Abſchneiden der Mauren-Kehlen, und wenn ich nicht weiß wie Vielen, ſo weiß ich doch, daß ich Sevilla gewann.“ Vor ſechs hundert Jahren war aber die Tapferkeit nicht ſowol eine gute Eigenſchaft als vielmehr eine Nothwendigkeit. Ein untapfrer Ritter war überhaupt gar kein Ritter mehr, war ein Unding; da iſt die Großſprecherei recht auffallend.

Eine zweite Bibliothek iſt wirklich höchſt merkwürdig, und ganz einzig in der Welt. Jede ſpaniſche Stadt von einiger Handelswichtigkeit hat ihre Lonja, oder Börſe, wo Geld- und Handelsgeſchäfte getrieben werden. Sie iſt überall ein ſchönes Gebäude, wunderſchön in Barcelona, auch in Valencia, auch hier: nur hier im ganz andern Styl, nämlich doriſch-joniſch, ein wenig ſchwer vielleicht, doch recht edel und ruhig, mit einer majeſtätiſchen Treppe und ſchönen Sälen. Dieſe enthalten auf Repoſitorien von Mahagoni- und Cedernholz alle Papiere, welche auf Amerika Bezug haben, von der Entdeckung an! Rechnungen, Verordnungen, Geſetze, Correſpondenzen, und was alles für unendliche Papiere. Die liegen nun da wie Reliquien von Spaniens verſchollner Größe, in dieſer Stadt, die ehedem eine der wichtigſten Handelſtädte in Europa war, als die Silberflotten nach Cadiz kamen, und Sevilla Cadiz als ihren Stapelplatz und ihren Hafen betrachtete.

Ein andres ſehr großes und ſtattliches Gebäude iſt die Tabacksfabrik, zu welcher der Fremde ſogleich geführt und dem dabei triumphirend erzählt wird, das über fünf Tauſend Menſchen darin arbeiten. Das iſt nun allerdings recht bedeutend und erfreulich: bedenkt man aber, daß zur Maurenzeit über hundert Tauſend Menſchen in den Seidenfabriken Arbeit fanden, ſo kommt einem die Zahl weniger impoſant vor. Davon abgeſehen iſt es eine großartige Anſtalt, in welcher man die Geſchichte des Tabacks ſtudieren und in ihre verſchiedenen Zweige verfolgen kann — Schnupftaback, Rauchtaback, Cigarren, und wie dieſe Umbildungen der edlen Nicotiana heißen! Das Gebäude hat fünf und dreißig Millionen Realen gekoſtet, und iſt Eigenthum der Regierung, wie denn auch der Verkauf des Tabacks es iſt. Sie ſoll indeſſen nicht viel Vortheil davon ziehen, weil Verwaltungs- und Unterhaltungskoſten dieſes rieſenhaften Gebäudes ſehr ſtark ſind. Die Säle, in welchen die Cigarren gedreht werden, ſind am intereſſanteſten, weil dreitauſend Frauen und ſiebenhundert Männer dies Geſchäft vollziehen. Stellt Euch dieſe enormen Säle vor, in jedem mehre hundert Weiber an kleinen niedrigen Tiſchen beiſammen ſitzend, und die Tabacksblätter zwiſchen den Händen und der Tiſchplatte rollend, und dieſe einförmige Arbeit erheiternd durch Geſchwätz, Geſang und Gelächter — welch ein betäubendes Geſchwirr und Geſumſe! man kann nicht ſagen Lärm — doch dies unbeſtimmte Geräuſch war ſtärker als eigentlicher Lärm. Jede Arbeiterin verdient im Durchſchnitt fünf Realen täglich; es hängt von der Anzahl Cigarren ab, die ſie liefert. Sie waren ſämmtlich recht gut gekleidet, in bunten Zitz, Einige mit geſtickten Muſſelin- und ſeidnen Tüchern, faſt Alle mit zierlich geflochtenem, blumengeſchmücktem Haar, und Alle — häßlich, ohne häßlich auszuſehen! Ja, das iſt recht ſeltſam! breite Geſichter, plumpe Züge, eine Fülle von ſchwarzem Haar, aber grob und hart, ſo daß man es keineswegs immer eine Schönheit nennen kann — ſo ſind ſie; alſo zuweilen recht häßlich, und im Ganzen doch gar nicht übel. Das iſt wie manche Blumen, die einzeln hart ausſehen, und zuſammen in einem Beet viel Effect machen, Tulpen, Ranunkeln u. dgl. Außer zwei kleinen niedlichen Mädchen von acht und zwölf Jahren, die mit ihrer Mutter da waren, aber an einem beſondern Tiſchchen ſaßen, arbeiteten keine Kinder in der Fabrik. Ich kenne nichts Jämmerlicheres als ſolche arme kleine Creaturen, die arbeiten müſſen, um ihr Brot zu verdienen, indem ſie ihre kleinen ungeregelten Kräfte in die mechaniſche Geſchäftigkeit der Fabrikarbeit hineinzwängen. Es iſt Kindern ſo unausſtehlich auf einem Fleck zu ſitzen und immerfort daſſelbe zu thun, daß ich meine, ſie werden durch Schläge oder Hunger dazu gezwungen, und nichts erbarmt mich ſo als ein gemartertes Kind — vielleicht deshalb, weil es ſo unnatürlich iſt. In ein Zimmer neben der Treppe werden täglich um ein Uhr Mittags alle Säuglinge gebracht, um von ihren Müttern genährt zu werden, denn mit ſtrengſter

Pünktlichkeit muß alles von ſtatten gehen, und der Appetit eines ſolchen Würmchens muß ſich ſchon nach einer Speiſeſtunde richten. Wie die Kinder der arbeitenden Claſſe überhaupt exiſtiren, wovon ſie leben, wie ſie nicht umkommen vor Verwahrloſung, woher ihnen bei ſchlechter Nahrung, ſchlechter Luft, ſchlechter Pflege die Kräfte des Gedeihens kommen — das iſt wirklich eins von den unbeachteten, täglich ſich erneuernden Wundern Gottes! — Die ſpaniſchen Kinder ſcheinen mir ſehr wenig hübſch zu ſein — ich ſpreche von den vornehmern: die Kinder des Volks ſtecken hier wie überall in einem ſolchen Futteral von Unſauberkeit, daß es ſchwer wird ihre Schönheit oder Häßlichkeit zu gewahren. Aber die andern werden gar ſo ſchlecht angezogen; in ganz langen Kleidern, mit großen dunkeln Taffethüten wandeln die kleinen Mädchen umher, und ſehen mit ihren dunkeln, harten Geſichtern wie zwerghafte Mamas aus. Wenn ſie heranwachſen, legen ſie den Hut ab, und die Mantilla an.

Von mauriſchen Gebäuden nimmt der Alcazar den erſten Platz ein. Früher erſtreckten ſich ſeine Mauern und Höfe bis zur Torre de Oro am Guadalquivir. Jetzt iſt die allgemeine Ringmauer der Stadt enger geworden, zwiſchen ihr und dem Fluß liegen die Promenaden, und die Torre ſteht abgeriſſen am Ufer, einſam und zwecklos wie eine Ruine — Ruine der Zeit, nicht des Materials. Dieſer Thurm iſt lange nicht ſo hoch und ſchön wie die Giralda, die man aus einer mauriſchen Sternwarte in den Glockenthurm der Kathedrale verwandelt hat, ſondern ſchwer und gedrungen: aber er bringt Wechſel in das Gemälde, durch ſeine Lage wie durch ſeine Form. Die Giralda beherrſcht alle übrigen Thürme und ſieben und vierzig Kirchen Sevillas. Sie iſt zweihundert und funfzig Fuß hoch und viereckig wie der Campanile in Venedig, hat auch wie er inwendig keine Treppen, ſondern ſehr bequeme Rampen. Der wunderlich konfuſe Bau der Kathedrale, der äußerlich durch mannigfache Architektenlaunen — denn Geſchmack kann man's nicht nennen — gegangen iſt, wird durch die Giralda gleichſam in Ordnung gehalten. Leicht und frei dominirt ſie das Ganze, und beruhigt den Blick, der einen Mittel- und Ausgangspunkt ſucht, und ihn nur in ihr finden kann. Die übrigen Kirchen ſollen ganz unintereſſant ſein, daher hab ich ſie nicht beſucht: nur in der eines aufgehobenen Kloſters waren wir, um zwei Grabmonumente der Familie Guzman zu ſehen, die im ſechszehnten Jahrhundert mit einem übertriebenen Luxus der Ausſchmückung errichtet worden ſind. In Email, bei einem Schmuck- oder

Reliquienkaſten, oder bei einem Tafelgeſchirr von Gold und Silber, nimmt ſich all dies Schnörkel- und Blätterwerk, dieſe Kränze, dieſe Genien und Guirlanden recht gut aus: allein in Marmor will's mir nicht gefallen. Der muß im größern Styl, d'une manière plus large bearbeitet werden. Ich glaube, daß Benvenuto Cellini, der zugleich Bildhauer und Goldarbeiter war, der Sculptur jener Zeit geſchadet hat, indem er in ſie die Niedlichkeiten der Goldſchmidtsarbeit hineinbrachte. Das Auge wie der Geſchmack gewöhnen ſich an gewiſſe Zierlichkeit, die bei den kleinen Verhältniſſen eines Bechers vollkommen an ihrem Platz, aber in größeren wie die Schlingpflanze iſt, die den Baum umſtrickt und erdrückt. Wenn ich ſage Benvenuto Cellini, ſo mein' ich nicht ſowol ihn, den drolligen Kauz, den ich gern genug habe, obgleich ich ſeinen Perſeus nicht mag — als das Heer der Nachtreter, das nun einmal dazu beſtimmt iſt uns die Richtung zu verekeln, die irgend ein tüchtiger Menſch auf ſeine eigne Hand genommen. In der Kirche von Italica iſt das Grab des Stifters der Familie Guzman, Don Guzman el Bueno. Er vertheidigte Tarifa gegen die Araber, und bei einem ihrer Stürme ward ſein Sohn gefangen. Sie drohten ihm mit deſſen Hinrichtung, wenn er die Stadt nicht übergebe: aber Guzman el Bueno warf ihnen von der Mauer herab ſeinen eignen Dolch zu, um damit ſeinen Sohn zu tödten, wenn ſie wirklich dieſe nutzloſe Grauſamkeit begehen mögten, und die Araber, einſehend, daß ſolche Standhaftigkeit unbezwinglich ſei, gaben ihm den Sohn zurück, und ließen von der Belagerung ab. „Der Gute“ iſt ein Beiwort, welches in jener Zeit das höchſte Lob enthielt. El buen Rey, el buen Conde, heißt's in jeder Romanze. Wird jetzt ein Mann „der gute“ genannt, ſo iſt's eine Art von Tadel, und er hat große Luſt es übel zu nehmen. So ändern ſich die Tugenden, oder die Begriffe über ſie, je nach der Zeit, in welcher ſie geübt werden. Es iſt recht beängſtigend, wie ſogar Weniges im Verlauf der Zeiten ſtabil bleibt, und daß der Menſch nach fünf hundert Jahren durch dasjenige lächerlich werden kann, was ihm jetzt zu Lob und Ehre gereicht. Der Indifferentismus iſt eine üble Sache — aber ſchwer zu vermeiden.

Nun, meine Lieben, dies iſt der letzte Brief aus Sevilla. Morgen wollen wir nach Cadiz zurück, wenn es irgend möglich iſt, d. h. wenn der Regen es erlaubt, der heut wie eine Sündfluth herabſtürzt, und mich ins unbehagliche, kahle, finſtre Zimmer bannt. Bei ſolchem Wetter vermißt man ſchmerzlich die Bequemlichkeiten nordiſcher civiliſirter Städte und Häuſer.

Lebt wohl! lebt beſſer als ich.

* * *

Neun und zwanzigſter Reiſebrief.

Sevilla, 26. Mai 1841.

Es iſt immer ſehr mißlich zu ſagen: morgen will ich dies oder das thun. Morgen kommt und wirft den Plan über den Haufen. Ich bin dermaßen daran gewöhnt, daß ich mich faſt ängſtige, wenn irgend einer meiner Wünſche ſich in mir zum Plan verdichtet. Nun kommt was dazwiſchen! ſag' ich mir. So hat ſich denn auch heut' ein ſolches Meer von Regen ergoſſen, daß ich meine Abreiſe bis morgen verſchoben habe, denn ich wage nicht mich einer Erkältung auszuſetzen, da meine Augen eben jetzt ſehr ſchlecht ſind. In dieſer Jahrszeit kann Sturm und Regen unmöglich lange anhalten, und ſo bin ich einmal wieder aufs Warten angewieſen. Aber wie ganz beſonders unangenehm das hier iſt, kannſt Du Dir gar nicht vorſtellen. Im Gaſthof zu ſitzen und auf gut Wetter zu harren, iſt überall eine Pönitenz — aber nun in einer Fonda de la Reyna, wo der Wind ſchrillende Melodien durch fingerbreite Thür- und Fenſterſpalten pfeift, und der Regen den Patio überſchwemmt und in die Gallerien hineinſchlägt — wo die nackten Kalkwände ich weiß nicht was für eine unbehaglich fröſtelnde Empfindung geben, welche durch die dunkelgrau angeſtrichenen Thüren noch erhöht wird — wo ich keinen friſchen Trunk Waſſer haben kann, und wo man mir antwortet, wenn ich Abends zum Thee oder zur Chocolade Milch begehre: es iſt keine da. Meine Laune iſt denn auch keineswegs roſenroth, ſondern grau, aber dunkelgrau — wie meine Thüren. Zwei unſrer Reiſegefährten ſind vorgeſtern mit der Diligence nach Madrid abgereiſt. Einzelne Männer haben es gut! die finden überall ein Mittel, um fortzukommen, die ſetzen ſich auf jeden Platz und machen ſich nichts aus Enge und Gedränge, aus Fatigue und ſchlechter Geſellſchaft. Ein Platz findet ſich immer, dazu ſchafft der Conducteur Rath: will man aber einige haben und nicht die allerſchlechteſten — ja, dann muß man ſie wochenlang vorausbeſtellen. Im Grunde iſt's eine große Thorheit für eine Frau in dieſem Lande zu reiſen, und ich rathe einer jeden aufrichtig davon ab. Für dieſe Koſten, dieſe Beſchwerden, dieſe Entbehrungen, iſt das Vergnügen nicht groß genug. So ſag' ich ganz ernſtlich. Es iſt wahr .... ich bin verdrießlich: doch ſchriebe ich beſtändig nur in guter Stimmung, ſo bekämſt Du keine Vorſtellung von den Unbehaglichkeiten und Mühſalen, mit denen man hier zu kämpfen hat. Morgen müſſen wir nach Cadiz, denn übermorgen geht von dort das engliſche Dampfſchiff nach Liſſabon ab, welches alle acht Tage die Fahrt zwiſchen Gibraltar und England macht. Verſäumen wir es, ſo müſſen wir acht Tage in Cadiz verſitzen, was ſehr langweilig und ſtörend wäre, denn es iſt zwar eine gar freundliche und nette Stadt, jedoch ohne alle Monumente der Geſchichte oder der Kunſt, wie Granada und Sevilla — und dergleichen begehrt man zur Reiſeunterhaltung. Zudem fang' ich an die Sommerhitze zu fürchten, die nach ſolchen Regengüſſen plötzlich und foudroyant eintreten ſoll; kurz, mein Fratello, ich erlebe hier einen ſchlechten Moment — ſo einen, der uns zwar keine große Fatalitäten bringt, aber doch genug kleine, um uns zu ängſtigen und zu ärgern. Geſtern Abend bei Sonnenuntergang wurde es plötzlich ſchön, wie das bei Regentagen häufig der Fall iſt. Die Sonne nimmt dann all ihre Kraft zuſammen um mit ihren Scheideſtralen, wie mit goldnen Lanzen, das Gewölk in den Grund zu bohren. Wir benutzten den günſtigen Augenblick um in die Chriſtina zu gehen. Ach, wie war es ſchön! ein lauer Wind — leider ein regenbringender! — ſchüttelte die Bäume, und der Regen fiel von ihren Blättern langſam und in ſchweren Tropfen herab. Ohne daß eigentlich Blumen blühten, war doch die ganze Atmoſphäre mit Wohlgeruch erfüllt, der aus dem Laube, den Kräutern und Pflanzen, der Erde ſelbſt, quoll. Durch das reiche kräftige Laub ſchimmerte der Guadalquivir, den die Sonnenſtralen momentan zum „goldnen Bätis“ umſchufen, bald in langen Blitzen, bald mit hüpfenden Sternen. Die Nachtigallen ſangen mit ihren kleinen Feuerkehlen wie mit Fanfaren ein Abendlied von dem Siege des Lichtes über die Finſterniß. Die Giralda ſtand roſenroth übergoſſen wie ein Pharus, wie eine Pyramide des Orients da, einſam, Alles überragend, ſtolz und melancholiſch wie ein ächter Herrſcher. Ich kam mir verzaubert vor! am Guadalquivir, in Hainen von Orangen und Granaten, zwiſchen morgenländiſchen Monumenten, im tiefſten Süden von Europa, der afrikaniſchen Küſte näher als irgend einem andern europäiſchen Lande — wie kam ich dahin? wie war ich aus meiner kühlen Heimat in dieſe tiefe heiße Ferne verſchlagen, deren bloßer Name ſchon bei uns wie Märchen und Poeſie klingt? Andaluſien! weckt das nicht Romanzen und Lieder, und tönt nicht Caſtagnette und Guitarre darin? liegt nicht etwas Feenhaftes darin, ſo ein geheimnißvolles Abracadabra, welches dem innern Auge wunderſame Bilder vorüberführt voll Pracht, voll Schönheit, voll Leidenſchaft, reicheren Exiſtenzen angehörend? — Ich bin wirklich in Andaluſien, wiederholte ich ein Paarmal wie um mich ſelbſt davon zu überzeugen, denn warlich! nach zehn Jahren werd' ich es ſelbſt kaum mehr glauben, weil es ſo anders iſt, als wir es kennen, und ſo ganz ohne Analogie mit unſern civiliſirten Ländern. Ich ſage Dir, müßte man nicht deshalb auf unſichern Dampfbooten, in diaboliſchen Fuhrwerken, auf gräßlichen Wegen fahren: hätte man nicht beſtändig ſteinharte Matratzen und oft Flöhe und Wanzen darin: litte man nicht Hunger und Durſt, und gar manche Beleidigung der Sinne; würde der Körper nicht ſo arg martyriſirt: — warlich, kein Menſch würde wieder hier heraus wollen. Warum die Nachtigallen fortgehen, die bedürfnißloſen Nachtigallen, warum ſie in einem nordiſchen Ellernbruch, ſtatt in einem andaluſiſchen Garten ſingen mögen — das iſt freilich räthſelhaft. Aber vielleicht ſind die Räthſel der Schöpfung dem Menſchen unverſtändlicher als der Nachtigall. Ich habe ſchon oft gedacht: um je größer und entwickelter die Intelligenz, um ſo ſelbſtändiger und dadurch entfernter von der Gottheit das Individuum, weil der Drang ſich zu emanzipiren, Glück und Schickſal, Ziel und Weg, Erde und Himmel zu ſchaffen und zu wählen, um ſo heftiger iſt. Aber dann denk ich, um mich zu tröſten, daß Gott ein größerer Magnet für die Menſchenſeele als für die Nachtigall ſein muß, eben weil er die höchſte Intelligenz iſt. — Iſt das dumm oder klug? ich würde gern eine Nachtigall fragen.

Dreißigſter Reiſebrief.

Cadiz, 28. Mai 1841.

O Kinder, hört meine historia calamitatis, und dankt Gott, daß Ihr in einem Lande lebt, wo Ihr, wenn Ihr reiſen wollt, Poſtpferde vor Euren Wagen ſpannen laßt und ungeſtört von dannen fahret.

Geſtern früh regnete es nur ſchwach und der Sturm hatte ſich beruhigt. Es windete wol noch, aber nicht bedrohlich, und die Abfahrt des Trajano ging um halb zwölf Uhr glücklich von ſtatten. Als wir zum Guadalquivir hinunter gingen, kamen wir bei einem Hauſe vorbei, auf deſſen Schwelle ein Mann in Hemdärmeln ſaß, der mir den freundlichſten huldvollſten Gruß von der Welt mit der Hand zuwinkte. Ich konnte mich zuerſt nicht beſinnen, mit wem ich denn eigentlich in Sevilla in freundſchaftliche Verbindung getreten ſei, doch genauer hinſehend erkannte ich — meinen Schuhmacher! Denke Dir, Clärchen, wenn Herr Schmidt, oder wie heißt der Schuhmacher in Berlin? Dich mit einem ſo huldreichen Gruß entließe, was würdeſt Du für Augen machen! nun es iſt unmöglich dieſe Leute anders als mit freundlichen anzuſehen, obgleich ich gewiß nicht die Vertraulichkeit mit Schuſter und Schneider liebe. Das kommt daher, weil ſie die guten Manieren nicht ſowol nachäffen als haben, und ſich weder zudringlich noch impertinent benehmen. Der Trajano wimmelte von Menſchen, denn die Stiergefechte ſollen in Cadiz und in Xerez beginnen, und das ſind Ereigniſſe, für welche ſich die Andaluſier mit der glühendſten Leidenſchaft intereſſiren, ſo daß ſie zwanzig Meilen und darüber machen, um ihnen beizuwohnen. Sehr viel Menſchen auf einem ſehr engen Raum ſind immer unerfreulich, beſonders wenn er der unausweichliche eines Dampfboots iſt, und wenn dieſe Menſchen Spanier ſind. Denn ich finde ſie ſehr liebenswürdig, die Spanier, aber ſie haben abſcheuliche Gewohnheiten, erſtens das ununterbrochene Rauchen, zweitens das unaufhörliche Ausſpucken. Ich und die Engländer, wir wollen immer vor Verzweiflung darüber aus der Haut fahren, denn dieſe letzte Sünde begeht kein Engländer, wenn er ſich auch die erſte zu Schulden kommen läßt. Ach, auf Reiſen begehr' ich überhaupt nie mit andern Nationen zuſammenzutreffen als mit Engländern, denn es ſind reinliche, ruhige Leute, die ſich alle Tage die Hände waſchen, und Haar und Bart putzen, und ſtill für ſich ſind. Es iſt Mode zu ſagen, die Engländer wären unausſtehlich auf Reiſen, und Manche finden, daß der Rhein, die Schweiz und Italien ihre Schönheit verloren haben, weil die Engländer dort die Mehrzahl der Reiſenden bilden. Daraus geht ſchon hervor, daß es nicht lauter wohlerzogene Leute ſind, und daß mancher Krämer und mancher vornehme Tropf ſein Geld, ſeine Unwiſſenheit und ſeine Langeweile in die Alpen und in das Coliſeum trägt. Aber um Gottes willen was geht das die Uebrigen an? — Hat eine engliſche Familie um zwölf Uhr Mittags mit Thee gefrühſtückt — haben ein Paar engliſche Damen eine Alpengegend ſchlecht gezeichnet — hat ein Dandy im Vatican von Pferderennen geſprochen — augenblicklich ſchreibt ſo ein deutſcher oder franzöſiſcher Touriſt in ſeine „Impressions de voyage“: man könne in der Welt nicht mehr zu einem ruhigen Genuß der Kunſtſchätze und der Natur kommen, denn die Engländer verdürben Alles durch ihre Gegenwart, durch ihren Thee, ihre Albums und ihre weiße Wäſche. Ich meine, daß ſich diejenigen ſehr wenig in die Kunſtgegenſtände und in die Naturſcenen vertieſt haben müſſen, die ſich ſo leicht ſtören laſſen, denn wirklich ſtörend, ſchreieriſch, lärmend, unruhig, zudringlich iſt kein Engländer. Carikaturen giebt's unter ihnen erſter Ordnung, das weiß der Himmel! machen ſie ſich durch Kleidung, Haltung und äußeres Erſcheinen lächerlich, ſo iſt das ihre Sache, und ich habe wol zuweilen Stoff zum Lachen, doch nie zum Aerger darin gefunden. Zurückhaltend ſind ſie, das iſt wahr! ſie machen nicht Reiſekameradſchaft mit dem Erſten Beſten. Das iſt's, glaub' ich, was die Uebrigen ärgert. Der Franzoſe iſt von Natur geſelliger, der Deutſche zutraulicher oder ich weiß nicht was! da nennen ſie denn die Zurückhaltung Hochmuth. Gott bewahre mich vor der Traulichkeit der Deutſchen! das iſt als ob man von einer Bärentatze kareſſirt würde. Ich ſpeiſte einmal an einer table d'hôte in Deutſchland, und zu meiner Rechten ſaß eine Dame, die mir wildfremd war, wie die ganze Geſellſchaft, zu der ſie gehörte. Es wurde Fiſch herumgegeben, und, eh er zu uns gelangte, brach ein freundſchaftlicher Zwieſpalt zwiſchen meiner Nachbarin und ihrer Geſellſchaft über die Gattung deſſelben aus. In dem Augenblick ſtellt der Kellner einen Teller mit Fiſch vor mich hin. Aber blitzſchnell iſt er entſchwunden, meine Nachbarin hat ihn fortgeriſſen, reicht ihn dem Herrn, der ihr gegenüberſitzt, mit der Frage: „iſt das Aal oder nicht?“ und ſtellt ihn wieder vor mich hin, nachdem er ihn beäugelt hat, indem ſie ſagt: „um Vergebung!“ — Ich verbeugte mich demüthig: bei ſolchen Gelegenheiten bin ich die Höflichkeit ſelbſt — aus Angſt. Ich führe dieſe Geſchichte als ein Beiſpiel deſſen an, was man nie und unter keinen Umſtänden von Engländern zu fürchten hat: brutale Vertraulichkeit: und das iſt doch im Grunde das Allereinzige, wodurch man Andere beläſtigt. Aus dem großen Engländerſtrom, der von der Nordſee nach Italien brauſt, mögen wol viele Carikaturen auftauchen, die ihre Schroffheiten und Lächerlichkeiten grell zur Schau tragen. In einem Lande wie hier lernt man ihre Verdienſte ſchätzen. Im engen Raum eines Dampfſchiffes, im ebenſo engen und gemeinſchaftlichen eines ſpaniſchen Gaſthofes, iſt es ein ungeheures Glück mit ſtillen, reinlichen Menſchen ohne polternde Gewohnheiten zu leben, und geſtern auf dem Trajano war's gleich eine ganz konfuſe Wirthſchaft durch all die Spanier. Ich hatte einen großen Schreck, als es plötzlich hieß, das Dampfboot würde in San Lucar an der Mündung des Guadalquivir bleiben, denn draußen im Meer ſei der Wind zu heftig: doch er ergab ſich beſſer, als man fürchtete, und wir langten um halb neun Uhr in Cadiz an. Das Thor war aber ſchon geſchloſſen und ſo mußten die Koffer an Bord bleiben, was ſehr unbequem war, weil am andern Morgen um neun Uhr das engliſche Dampfboot ſchon nach Liſſabon abgehen wollte. Die Päſſe ſollten nun noch viſirt werden, und ach Gott, das wird hier Alles ſo nachläſſig, ſo unpünktlich beſorgt, daß man in beſtändiger Unruhe ſein muß. Am andern Morgen, nämlich heute früh um ſieben Uhr, erſcholl die Nachricht: es möge ſich nur Niemand an Bord des Dampfſchiffes bemühen, weil es bereits dermaßen mit Paſſagieren von Gibraltar überfüllt ſei, daß Keiner, kein Einziger aufgenommen werden könne. Dieſer Schreck! ſich mit Vorkehrungen und allen Erforderlichkeiten abgemüht und zerarbeitet zu haben — und ganz umſonſt, das war doch wirklich unausſtehlich verdrießlich. Ich ergab mich gleich in mein Schickſal; die Unmöglichkeit macht mich ruhig. Aber der Oberſt und ein Paar der Herren, denen ſehr daran lag nicht aufgehalten zu werden, verſuchten ihr gutes Glück und gingen doch an Bord — kamen aber unverrichteter Sache zurück. Und ſo ſitzen wir denn hier, ungefähr ein Dutzend Menſchen, im Hotel des Herrn Wall, das äußerſt ſauber und erträglich bequem iſt, und müſſen uns acht Tage in Cadiz die Zeit vertreiben. Wenn ich das hätte ahnen können, wär' ich ruhig mit einem Kutſcher nach Cordova gefahren! Ja, ja, Kindlein! ſo geht's einem in Spanien! wer von Euch keinen Schatz von Geduld und Langmuth, und keinen Ueberfluß an Zeit und Geld hat, der komme nicht her, denn wie das Alles in Anſpruch genommen wird, davon macht ſich nur der einen Begriff, der's erlebt hat. Was fängt man nun hier an? Wir haben heute ſchon unſern engliſchen Maler ins Kapuzinerkloſter zum S. Franciscus und zu den Palmen — und dann in die Kathedrale geführt, in dieſen Marmorkaſten, der unter der Schwere ſeines eignen Pomps dermaßen erliegt, daß er gar nicht aus ſeiner kauernden Stellung heraus und in die Höhe kann. All ſeine bauchigen und bauſchigen Linien geben ihm einen gewiſſen perückenhaften Anſtrich, der nirgends weniger hinpaßt, als in große, reiche architektoniſche Maſſen. Nun ſind wir im Grunde fertig mit Cadiz, da wir ja bereits einen viertägigen Aufenthalt hier machten. Mit den allerliebſten Promenaden kann man doch nur die ſpätern Abendſtunden füllen. Zum Glück beginnen hier übermorgen die Stiergefechte. Ach ja, ich werde hingehen, ſo roh das Vergnügen auch iſt. Was ſoll ich ſonſt anfangen? Heut haben wir ſchon die Pferde geſehen, die dazu beſtimmt ſind, ihr elendes Leben in der Plaza de Toros auszuhauchen. Sie wurden herein getrieben, eins immer magrer und ſchlechter als dies andre — eine ganze Heerde, und das Volk drängte ſich neugierig, um ſie zu ſehen. Nein, die Intereſſe überſteigt alle Vorſtellung. Jeder lebt und webt jetzt in ſeliger glühender Erwartung der Corridas. Kein Handwerker will arbeiten. Der Schuſter, der Schneider weiſen die geringſten Anforderungen an ihre Geſchicklichkeit zurück. Die Wäſcherin hat erklärt, es ſei das Non plus ultra der Gefälligkeit, wenn ſie für mich wüſche: doch plätten müſſe meine Jungfer, denn ſie könne ſich unmöglich damit befaſſen in dieſer Woche. Die beiden Töchter von Herrn Wall's Haushälterin, die ganz und gar zur dienenden Claſſe gehören, machen gewaltige Toilettenunkoſten, indem jede von ihnen dreißig Piaſter für ihren Anzug ausgiebt. Kurz, Cadiz iſt in einem Freudentaumel, und alle Aufregung, aller Enthuſiasmus, alle Theilnahme, die ich ſo völlig bei Espartero's Regentſchaftswahl vermißte, find' ich jetzt in ungeahntem Maaß. Auf der Straße hört man von nichts reden als von los toros. Die Gemüther ſind dermaßen davon ergriffen, daß es förmlich anſteckend wird. Man kann nicht laſſen ſich für etwas zu intereſſiren, was ſo durchgehends und allgemein ein Volk und ein Land elektriſirt, wenn's auch unſerm Geſchmack und unſern Begriffen widerſtrebt. Iſt das Vortheil oder Nachtheil des Reiſens?

Ein und dreißigſter Reiſebrief.

Cadiz, 3. Junius 1841.

Die acht Tage ſind um, liebſte Mutter, und ich habe gar nicht geſchrieben! Es war nicht ſowol Mangel an Stoff, als phyſiſche Unmöglichkeit ihn zu bearbeiten, denn meine Augen waren ganz, aber ganz krank, und die Kopfnerven dadurch ſo angegriffen, daß ich drei Tage ſtill auf dem Sopha in Dunkelheit und Unthätigkeit verbrachte. Dieſe hat bis jetzt fortgedauert, aber in den letzten Tagen bin ich doch immer gegen Abend ins Freie gegangen und ein Paar Stunden draußen geblieben, ſo daß wenigſtens das ſchauderhafte Gefühl der Blindheit mich nicht mehr ängſtigt. Ich werde doch noch am Ende blind werden! ich habe die Ueberzeugung; denn was dem Menſchen am ſchwerſten wird, ja, ihm unerträglich vorkommt: das trifft ihn. Es mag wol keine nutzloſe Grauſamkeit, ſondern nothwendig zu ſeiner Entwickelung ſein: dennoch ängſtigt er ſich darüber ab — nicht ſowol für die Zukunſt, in der doch immer die Hoffnung lebt, als für die Vergangenheit, die ihm ſeinen Leichtſinn und ſeine Thorheit vorwirſt. Wie leicht hätteſt du das vermeiden können! wie unbegreiflich, daß du es nicht thateſt! wiederholt man ſich wol tauſendmal. Was hilft's! es iſt zu ſpät. Man hat ſich rettungslos ruinirt aus heller Stupidität. Bei einem Tropf hat ein Wunderdoctor leichtes Spiel, und die Geſchichte der Tröpfe iſt nicht mit mir zu Ende. Gott behüte Dich, Mama, und Euch Alle, und erhalte Euch Euer geſundes Urtheil über jeglichen blauen Dunſt, der in der Welt gemacht wird. — O die Finſterniß! wie ſie auf der Seele laſtet und ſie ſo verwirrt, ſo unfähig und dumpf macht. Licht giebt Muth, giebt Freudigkeit, giebt Zuverſicht, giebt Kraft, giebt Alles, was nöthig iſt, um zwiſchen dem Leben und einem permanenten Kerker einen Unterſchied zu machen. Es ſind Menſchen, die in einem ſolchen und in der Blindheit leben, und ſchon lieber elend wie ſie ſind, als gar nicht leben mögen. Ach ja! der Menſch iſt zäh und biegſam — zäh an dem irdiſchen Daſein haltend, biegſam, um aus demſelben Nahrung zu ziehen, wie das Moos aus dem Stein. So iſt's vom Schöpfer eingerichtet, damit der Menſch dieſen Abſchnitt ſeiner Exiſtenz vollſtändig durchmache und ſie nicht abſchüttele, wenn allerlei Deſolationen über ihn kommen. Und wie ein Paar Thautropfen auf das Moos fallen, um es zu erquicken, ſo hat denn auch der Blinde die ſeinen — daran zweifle ich nicht. Aber dieſe Exiſtenz in tiefer undurchdringlicher Nacht ſcheint mir bejammernswerther und troſtloſer als Worte es ſagen können! Mein Gott, was thut man nicht für ein freundliches Lächeln, für einen guten Blick! was für Beruhigung und Erquickung kann mit dem Aufgang eines Sternes, mit dem Morgenroth, mit dem Mondſchein über uns kommen! welch eine beſchwichtigende Gewalt liegt in den Naturbildern, die an uns vorüberrollen! und welch ein Hülfsmittel bei tauſend Drangſalen gewährt die Beſchäftigung des Geiſtes und der Hand, welche vom Auge gelenkt wird. Mein Gott! ſehen — iſt unſer halbes Leben, und es fehlt dem Blinden! Von ſeinem todten Auge prallt das freundliche Lächeln und der Stral der Sonne und der Glanz der Natur ab, ohne einen Funken der Theilnahme, der Erwiederung zu wecken. Die eine Hälfte des Grabes: die unendliche Nacht, hat ſich des Blinden bemeiſtert, und macht ihn bei Lebzeiten halbtodt, abgeſchieden von Seinesgleichen und von der Erde, mit denen er nicht mehr durch den empfänglichſten und einflußreichſten der Sinne zuſammenhängt. Zuweilen machen die Leute ſentimentale Redensarten über die Blinden, wie heiter ſie wären, wie ſtill, wie zufrieden, und wie folglich ihr Zuſtand gar ſo jammervoll nicht ſein müßte. Das kommt mir vor, als ob man Caspar Hauſers Zuſtand in ſeinem unbekannten Kerker nicht ſo gar jammervoll finden wollte, weil er eine Puppe hatte, mit der er ſpielte. Nein! wem Ahnungen der Blindheit wie Nachtvögel um die Stirn geſchwirrt haben, der wird ſich mit einem ſo jubelnden Entzücken in das ſchwächſte Dämmerlicht des Tages ſtürzen, wie die kleine Lerche an jedem Morgen aus ihrer dunkeln kalten Furche ſelig ins Morgenroth hinein fliegt. — Der volle Tag iſt hier zu grell und zu heiß für Jedermann, und erſt wenn die Sonne ſinkt, verläßt man allmälig das Haus, ſo daß nach ihrem Untergang die Promenaden am beſuchteſten ſind. Meine Schritte ſind aber zu lang für das Auf- und Niedergehen auf der Alameda am Meer, oder auf der Plaza S. Antonio, die auch de la Constitucion heißt. Wir gehen alle Abend zur Puerta de tierra (Erdthor) heraus, und auf die ſchmale Landzunge, welche die Halbinſel oder eigentlich die Sandbank, auf welcher Cadiz gebaut iſt, mit dem feſten Lande verbindet. Auf dieſer Landzunge hat man einen prächtigen, ſchnurgraden, breiten Weg angelegt, der die Perſpektive auf eine große recht hübſche Kirche im nächſten Dorf hat, und mit zwei Baumreihen eingefaßt iſt. Aber dieſe Bäume, Akazien und Pappeln, wollen gar nicht gedeihen! weder die glühende Sonne noch die Meerwinde ſind ihnen förderlich, und ſie ſtehen ganz klein und dürr da. Weshalb pflanzt man nicht Palmen? die würden fortkommen, und welch eine Allee würde das geben! rechts und links vom Wege hat man hie und da ein Stückchen Garten angelegt, d. h. ein Paar dürftige Beete, welche die Lieblingsgemüſe der ſpaniſchen Küche tragen: Zwiebeln und Knoblauch. Die eigentliche Vegetation dieſes Landſtrichs, welche die Natur frei und üppig hervorbringt, iſt aber weder Zwiebel noch Pappel, ſondern die Aloe, die ſich wie ein Wald des Bodens bemeiſtert hat und ihn zu beiden Seiten des Weges bis zum Meer bedeckt. Aus ihrem wunderbaren Blätterbau iſt jetzt der Stengel in ſeiner höſten Höhe — ich meine wol dreißig Fuß emporgeſchoſſen, und hat an ſeiner Spitze bereits die Blütenknospen herausgetrieben. Das ganze Gewächs, blaugrün von Farbe, ſcharf und unbeweglich von Formen, kommt mir vor wie ein Product der Kunſt, wie ein koloſſaler in Bronce gegoſſner Kandelaber, der zu geheimnißvollen Feſten ſich entzünden müßte. Und wer weiß ob's nicht ein Feſttag für die Erde iſt, der, wo ihr die Sonne im Zenith ſteht! und ſteht ſie da, ſo blüht die Aloe — recht als ob das Sonnenlicht die kleinen Lichter auf den Kandelabern anzündete. Es muß prächtig ausſehen: die Blüte iſt hochgelb und blitzt aus dem Stengel heraus wie eine Gasflamme aus dem Schnabel der Lampe. In drei Wochen wird die Illumination fertig ſein. Wie kleine Maſtbäume Kähne und Wellen — ſo überragen die Stengel den Wuſt der Blätter, und heben feſt und regungslos ihre kleinen regungsloſen Wimpel in den glänzendblauen, wolkenloſen Himmel hinein. Dieſer Anblick verſetzt mich immer nach Arabien, in irgend eine Wüſte, pilgernd zu irgend einem halb verſunknen Tempel eines untergegangenen Gottes, nach Tadmor oder nach Baalbek. All dieſe Pflanzen des Orients oder der Wüſtenzone, Ceder und Aloe, Cypreſſe und Palme, haben einen ganz eigenthümlichen Character von Ruhe, Frieden und Schweigen, der halb wie Schlaf, halb wie Majeſtät ausſieht, und mir im tiefen Einklang mit Sphynx und Pyramide, und mit der träumeriſch phantaſtiſchen Exiſtenz des Morgenländers zu ſein ſcheint. Betrachtet man dagegen unſre Bäume mit ihren getheilten und zerriſſnen Zweigen, mit ihrem beweglichen Laub, mit ihrem Wehen, Flüſtern und Rauſchen — iſt es nicht als ob ein thätiger, regſamer Geiſt mit ihnen zu ſchaffen hätte? haben ſie nicht ein gewiſſes leidenſchaftliches unruhiges Streben, ſo etwas Tief-Sehnſuchtvolles? ſind ſie nicht wie wir ächte Kinder des Occidents, welche ſich nicht wollen genügen laſſen mit der Sonne, die ihnen vom Orient kommt? Oder iſt das Alles nicht wahr, und die Palme weiter nichts, als ein Gewächs der heißen — und die Eiche der gemäßigten Zone? Nein nein! wenn Einer ſo ſprechen könnte, der würde ſich die Welt entgöttern. Denn Najade und Dryade ſind wie Seifenblaſen zerflattert, aber das Myſterium von der Einheit der unſichtbaren Macht und der ſichtbaren Erſcheinung, folglich vom Zuſammenhang und Akkord des Weltalls iſt geblieben, und wer nicht daran glaubt, glaubt nicht an den göttlichen Geiſt in ihm und das göttliche Walten über ihm. Ich halte es nicht für möglich, daß irgend etwas ohne Zuſammenhang in dieſer Welt der tiefſinnigſten Ordnung hineinplumpen könnte; aber daß wir uns müde ſinnen um ihn aufzufinden — ach ja, das iſt leicht möglich! — Jene Erdzunge abgerechnet, wird Cadiz rundum vom Meer beſpült, und wenn man es umgeht hat man ſehr verſchiedene Eindrücke von der

Stadt ſelbſt, denn an der Alameda ſieht ſie elegant, am Hafen zurückgekommen, und bei den Feſtungswerken und Caſernen öde und ruinenhaft aus. Da wechſeln zerfallende Gebäude ohne Fenſter und ohne Dach mit großen wüſten ſandigen Plätzen ab, während an der Alameda und im Innern der Stadt die Häuſer gepflegt und geſchmückt wie Villas, und die Plätze mit Bäumen bepflanzt wie Gärten ſind: denn hier lebt die Gegenwart, und die lebt in Cadiz buchſtäblich von ihren Renten: und jene vereinſamten Stätten waren ehemals lebendig, als Cadiz eine wichtige See- und Handelsſtadt war und mehr Magazine, Werfte und Caſernen brauchte, als gegenwärtig ganz Spanien .... nicht ſowol braucht als hat. Bei dieſen zerfallenden Gebäuden im Mondlicht vorbei zu gehen, ohne zu wiſſen ob da nicht ſchlechtes Geſindel ſich eingeniſtet hat, und ohne eine Menſchengeſtalt wahrzunehmen ſo weit Aug' und Ohr reichen — das iſt recht graulich! Ich muß in Cadiz gar oft an die Wüſte denken: dort auch. So todtenſtill, ſo unerhört einſam, ſo tiefer weißer Sand, ſolche große Gebäude, deren Beſtimmung man nicht kennt, und die nun verwittern wie der Fels, das Meer ganz leiſe und unermüdlich gegen den Strand rieſelnd, immer kommend und gehend, auf und nieder, einförmig wie die Bewegung einer Wiege: — es war als ſtehe das Federwerk der Welt ſtill! Du haſt keinen Begriff von dieſer Stille ohne Menſchen, ohne Bäume, ohne Pflanzen: ja, wenn nur eine Möwe die Wellen geſtreift hätte, oder eine Fledermaus oder ein kleiner Nachtfalter herumgeſchwirrt wären — das hätte einen großen Lärm gemacht. Mir war zu Muth als höre ich den Mond oben am Himmel rollen, ihn, der doch warlich leiſe wie ein Traum iſt. So muß es in der Wüſte ſein, ganz gewiß! ich kenne nicht Afrika, und werd' es vermuthlich nie kennen lernen, aber ich habe die Ueberzeugung, daß es dieſen Eindruck machen muß: unermeßliches Schweigen. Ruinirte Häuſer ohne Thür und Fenſter, kommen mir vor wie Todtenköpfe mit Naſen-, Mund- und Augenhölen. Ich dachte an die Tauſende von Leichen, die in den Wüſten liegen mögen, und die der Sand und die Hyänen zu Todtenkopf und Geripp gemacht haben, von denen Niemand was weiß: und ich dachte, daß auch ohne Wüſtenſand und ohne Hyänen das Grab und die Zeit bei uns Allen daſſelbe thun, und daß es doch als ein Zeichen von unerhörter Kraft oder unerhörter Gedankenloſigkeit recht merkwürdig ſei, daß wir im Stande ſind ein Leben zu lieben das unwiderruflich ſo endet. — Allmälig kommt man dann aus dieſen Strecken in belebtere, und zuletzt auf die Plaza San Antonio, die mit der Straße, welche zum Schauſpielhauſe führt, die beſuchteſte Abendpromenade iſt. Ich glaube ich ſchrieb ſchon neulich, daß ſie mich an den Markusplatz in Venedig erinnert: aber wol nur durch die Zuthaten, die Menſchen, den Himmel, den Mond, denn von der architektoniſchen Schönheit des marmornen Markusplatzes hat dieſer nichts, als höchſtens die regelmäßig viereckige Form — doch dafür hat er gar ſchöne dichtbelaubte Bäume, die ihn rings umgeben, unter denen Bänke ſich hinziehen, und durch die das Licht in den glänzend weißen Häuſern traulich und heiter hindurch ſchimmert. Bin ich dort, ſo vergeſſe ich, daß die Erde nichts iſt als eine Katakombe: die leichte, helle Seite des Lebens tritt hervor, wie beim erſten Mondviertel, das wir grade jetzt haben, ich gehe zum Zuckerbäcker, eſſe ein wenig excellenten Marzipan und unvergleichliche Abrikoſen aux confitures, und denke: um es hier vollkommen lieblich zu machen fehlt nichts als recht gute öſtreichiſche Militärmuſik. Aber daran ſind die Spanier nicht gewöhnt, und woran ſie nicht gewöhnt ſind, das darf man hier nicht ſuchen. Das Gefrorne z. B. iſt ganz ſchlecht. Wir verſuchten es in dem Café, wo man uns neulich auf das Ende des Monats vertröſtet hatte. Die Spanier ziehen vor Aqua fria, Eiswaſſer, zu trinken und dazu irgend eine Confitüre zu eſſen — daher iſt's immer voll bei den Zuckerbäckern von Männern und Frauen. Deren kleine Magazine ſcheinen die zahlreichſten in Cadiz zu ſein, dann Schuhmacher, Esterofabriken, und was ſo zum gewöhnlichen häuslichen Leben gehört. Esteros ſind die Fußteppiche von feinem geflochtenen Stroh, in welches man durch bunte Farben zierliche Muſter hineinbringt, ſo daß ſie nicht nur durch Friſche, Glätte und Reinlichkeit ſehr angenehm — ſondern auch zugleich ein Schmuck der übrigens höchſt ſchmuckloſen Zimmer ſind. Die Lichter in den Magazinen machen die abendliche Erleuchtung für Cadiz aus, die freilich in dieſem Augenblick überflüſſig iſt, denn der Mond hängt nicht wie eine Lampe, ſondern wie ein Kronleuchter am Himmel. Ach, wie das ſchön iſt, was das für Farben ſind, wenn die Sonne untergeht! ſie ſinkt in's Meer, und verwandelt es und den Abendhimmel in einen feurigen Ofen, deſſen Gluten kein Menſchenaug' ertragen kann. Dann geht dies flammende Roth in orange über, und dieſes zerſchmilzt in Purpur, das weicher und immer weicher werdend in Millionen von Roſenwölkchen zerblättert, die allmälig verſchwimmend eine lilafarbene, ſilbrige Tinte über den ganzen Himmel hauchen, bis die Nacht plötzlich ihren Schleier darüber wirft, ihren mächtigen, tiefblauen Schleier, den die Sterne funkelnd durchbrechen und mit dem Mond an Glanz rivaliſiren. Hier iſt wirklich ein ſtupender Uebergang vom Tag zur Nacht, den ich bis jetzt noch nicht in ſüdlichen Gegenden gefunden: der Mittelzuſtand der Dämmerung iſt nur momentan und jenes wunderſame Farbenſpiel mag kaum zehn Minuten dauern. Dieſen Augenblick verbring' ich am liebſten auf der wallartigen Mauer, die den Hafen beſchützt, auf der noch einige drohende Kanonen ſtehen, die aber zu einer breiten und ſehr langen Teraſſe planirt iſt, von welcher man die lieblichſte Ausſicht hat. Auf der einen Seite der Hafen, mit ſeinen vor Anker liegenden Segelſchiffen, und ſeinen raſtlos thätigen Dampfſchiffen, deren beſtändiges Gehen und Kommen ſogar hieher die Idee der Betriebſamkeit bringt: und über den Hafen hinaus der Golf von Cadiz, an deſſen gegenüberſtehendem Ufer Puerto Sta. Maria liegt — wo ſich die Niederlagen der Weinhändler von Cadiz befinden: tiefer ins Land hinein Xerez, wo dieſer herrliche feurige Wein wächſt, und dazwiſchen einige Dörfer, wo die wohlhabenden Einwohner von Cadiz im Frühling und Herbſt ihre Villeggiatura halten. Die Lage derſelben iſt aber ſo, daß die Hitze im Sommer dort noch unerträglicher ſein ſoll als in der

Stadt, und daß ſchon jetzt der Frühlingsaufenthalt auf dem Lande zu Ende iſt. Beiläufig muß ich bemerken, daß ich bisjetzt die Hitze keineswegs unerträglich finde: die Zimmer ſind hoch, haben wenig Fenſter, über dem Patio ein Zelt — ſo iſt's im Hauſe verdunkelt und kühl: nämlich kühl im Vergleich zur Empfindung, die man hat, wenn man Mittags in die Sonne heraustritt, und die dann freilich ſo iſt, als ob man mit ſiedendem Waſſer übergoſſen würde. Seit acht Tagen geh' ich aber nicht vor ſechs Uhr Abends heraus, und dann iſt's eine himmliſche Luft, ſehr warm, ja heiß, aber ſo leicht, ſo lind, ſo weich, als wär' die Atmoſphäre von Atlas und Sammet: und ſo bleibt's auch nach Sonnenuntergang, was dann freilich ſehr glücklich iſt, denn man würde ſich ſonſt ſehr leicht erkälten, da man ſich beſtändig in einer gelinden Transpiration befindet. Für mich iſt dies Clima entzückend. — Von der andern Seite der Hafenmauer ſieht man in die Stadt hinein, die ich mit nichts vergleichen kann, als mit einem Tafelaufſatz von weißem blumengeſchmückten Porzellan. Jedes einzelne Haus ſieht ſo aus mit den Vaſen, den Gallerien und dem Belvedere-Thürmchen auf ſeinem flachen Dach; und die ganze Stadt ebenfalls, indem die zahlreichen Bäume, die ihre Plätze umgeben wie Bouquets aus weißen Schaalen herausſtechen. Der eine iſt mit Mimoſen bepflanzt, die bei uns in Gewächshäuſern ſorgſam in kleinen Töpfen gezogen werden, und hier zu einem lieblichen Baum gedeihen, mit breiten, flügelartigen Zweigen, welche ihr Laub wie Fühlſäden ausbreiten und mit nervoſer Schüchternheit zuſammenfalten, wenn eine andre Berührung als die des Sonnenſtrales es überhaucht. Daß ich hier unter dem ſechs und dreißigſten Grade bin, merk' ich bei jedem Schritt und jedem Blick. Es iſt ein gar großer Unterſchied mit Neapel und Sizilien, wo ich freilich auch viel früher im Jahr war, und daher nicht wiſſen kann, was die Sonne bewerkſtelligt, wenn ſie ſich dem Solſtitium nähert. Aber die Vegetation um Palermo und Taormina vereinte auf einem Fleck die reiche Abwechſelung, welche durch ganz Spanien verſtreut, von den Pyrenäen bis zum Felſen von Calpe iſt. Dafür waren es aber gleichſam nur Proben ihrer Kräfte, die zu vielſeitig ſind um ſich ausſchließlich einem Produkt zu widmen, wie hier den Palmen und den Aloes. Hier iſt die Vegetation viel einförmiger und viel ärmer an Maſſe, daher auch die Landſchaft eintöniger, aber von ganzem Character, abſolut, ſchroff, wie das die einſeitige Richtung immer — und daher im Grunde nur in der Natur nicht unerträglich iſt. Beim Golf von Cadiz fehlen die wunderſchönen Berge, welche denen von Palermo und Neapel ſo hohen Reiz verleihen. Im Norden zieht ſich wol die Sierra de Ronda wie ein blauer Kamm dahin, doch zu fern um die Landſchaft zu ſchmücken begrenzt ſie ſie nur. Ich meine, daß ein Landſchaftsmaler, der den Zauber ſeiner Kunſt in der Farbe fände, dieſe Natur vorziehen müßte — und wer in den Formen und dem Reichthum eines Bildes, jene Gegenden. Und ich bin doch recht glücklich ſie vergleichen zu können, wenn auch mit halbblinden Augen nur. Ja, das ſind ſie, und müde von Thränen, von Schmerzen, von Arbeit, von allerlei: aber nicht müde der ewigen, heiligen Freude an der Natur, deren Bilder ich wie Kleinodien in meinen Blick und meine Seele ſammele, damit ſie mir dereinſt von Innen entgegen ſtralen, wenn die ganz blinden Augen nicht mehr im Stande ſein werden ſie von außen zu gewahren.

Dieſe Woche begann mit zwei großen Feſten, mit dem Pfingſtfeſt, und mit der erſten diesjährigen Corrida. Ich bin überzeugt, daß man ſich um jenes nicht den tauſendſten Theil gekümmert hat, wie um dieſe. Ich ſchrieb in meinem letzten Brief von der Berauſchung, in die Cadiz verſenkt ſei; anderweitige Theilnahme daran zu nehmen machte mir mein Befinden unmöglich, und ich bedaure es auch nicht. Einmal es zu ſehen iſt ganz gut, der Kurioſität wegen: doch wenn man nicht in der Liebhaberei für ein ſo blutdürſtiges Vergnügen geboren und erzogen iſt: ſo braucht man ſie ſich nicht einimpfen zu laſſen. Ich habe nicht gehört, ob man ſich Zeit genommen das Pfingſtfeſt mit den gehörigen Meſſen und Ceremonien zu feiern. Ich wäre gar gern in die Kathedrale gegangen um zu ſehen, ob mehr als eine Handvoll Menſchen in der Erwartung des Nachmittags noch Raum zur Andacht des Morgens fänden — was ich ſehr bezweifle. Niemand darf weniger als ich die Andacht der Menſchen nach ihrem Kirchenbeſuch abmeſſen wollen, denn Du weißt, ich würde ſchlecht beſtehen, wenn man mir das thun wollte. Aber das iſt auch was Andres! ich habe von Natur ſo eine etwas beſchauliche Richtung, wie eine ächte Tochter des Nordens die ich bin, und ich befaſſe mich mit den äußern Ceremonien nur deshalb nicht ſehr, weil ſie mich nicht befriedigen. Wen ſie befriedigen, der hat ganz Recht ſich mit ihnen zu beſchäftigen: ich halte ihn deshalb nicht für ſchlechter noch beſſer, nicht für glücklicher noch unglücklicher als mich. Ohn eben in die Kirche zu gehen, weiß ich ja doch, daß ich zu denen gehöre, die Gott liebt .... und züchtigt. Das hab ich nicht gelernt aus dieſem und jenem, nicht hier gehört und dort geleſen: ſondern es iſt über mich gekommen, in Allem, durch Alles, wie der Strom des Lebens ſelbſt .... ach, ich weiß nicht wie! aber Gott wird es wol wiſſen. Dies iſt nun ſo meine Allüre und vielleicht eine ganz allgemeine da oben bei uns, wo man ernſter und ſtiller iſt als im Süden, und wo die Natur und das Leben uns ſelten und wenig durch Glanz zerſtreuen, ſo daß er uns nicht bei allen Dingen und in allen Erſcheinungen zum Bedürfniß werden kann. Hier iſt das Leben viel berauſchender, bunter und jubelnder: der Menſch lebt mehr nach Außen, folglich auch mehr außerhalb in Formen, als innerlich in Gedanken: darum mein ich, daß hier der Pomp und Glanz des Cultus weſentlich zur Andacht gehören und daß ſie in ſtiller Einſamkeit und Betrachtung, ſo auf unſre Weiſe, hier wol phönixſelten ſein möge. Man vergißt immer, wenn man den Kultus der katholiſchen Kirche heidniſch und ſinnlich und weiß der Himmel wie! nennt, daß er unter dem Himmel und aus dem Volk des Südens entſprungen iſt, und folglich gar nicht anders ſein kann. Mein Herrgott! die Menſchen ſehen eine ſolche Pracht von Sonne, von Marmorhäuſern, von Blumen, von Frühling, von Schönheit — ſie leben in einer Atmoſphäre ſo voll Licht und Duft — die bloße Exiſtenz, das Athmen, das Blicken hat etwas ſo berauſchendes und Verführeriſches, daß der Kultus warlich nicht anders konnte, als ihnen die gewohnten Herrlichkeiten laſſen, und dieſelben adelte, indem er ſie mit dem Gedanken an Gott durchgeiſtete. Die Natur iſt eine Offenbarung Gottes: er hat ſie den Völkern des Südens anders gegeben, als denen des Nordens. Jeder Kultus iſt der Ausdruck wie man glaubt, ſich am Beſten und Sicherſten mit Gott in Verbindung zu ſetzen. Die alten Germanen machten ihre Eichwälder zum feierlichen Tempel ihrer Götter, weil ſie nichts Majeſtätiſcheres kannten. Die alten Ghebern beteten das Feuer an, weil ſie durch daſſelbe die höchſten Wohlthaten zu empfangen meinten. Die Calviniſten ſetzen ſich zwiſchen vier kahle weiße Kirchwände, um ungeſtört den Gedanken, dies herrliche Geſchenk der Reformation, zu Gott zu wenden. Jeder macht's wie er's verſteht — und weil dies Verſtändniß ſo gar verſchieden iſt, ſo glaub' ich nicht, daß *ein* Kultus Allen und für immer genügen könne. Ich gönne der katholiſchen Kirche den ihren, und es betrübt mich, daß die Menſchen hier die alte Zuverſicht zu demſelbem verloren haben, ohne eine neue zu gewinnen. Doch wer kann wiſſen was die Zeit ausbrütet? Die alte Welt wußte es nicht, daß jene Apoſtel beiſammen waren um ſich in heiliger Eintracht und tiefer Demuth vorzubereiten zur Verbreitung der mildeſten, troſtreichſten und ſeligſten Lehre. Sie wußte nicht, daß die Erde mit der höſten Erſcheinung begnadet worden war, die Gott ihr je geſendet — mit einer Erſcheinung, von der jene heiligen Männer nur die Schüler waren. Sie wußte nicht, daß dieſe flüchtige, von Dunkelheit, Verfolgung und Leid umgebene Erſcheinung ein Licht umhüllt habe, das heller ſtralen ſollte, als alle die, welche ſeit Jahrtauſenden von den Weiſeſten und Edelſten entzündet worden waren. Nie hat's in der Geſchichte einen gewichtigeren, einflußreicheren, umwälzenderen Moment gegeben, als jene Paar Jahre des Lebens Chriſti, und dennoch vergingen Generationen ehe man deſſen allgemein gewahr wurde. Ach, der Menſch müßte alt werden, alt wie die Felſen, wenn er ſich gehörig in der Zeit orientiren ſollte! nun hat er's ſchwer. Die tiefen Geiſter prophezeihen, die denkenden ſpeculiren, die frommen glauben — und ich .... möchte das Alles zuſammen thun, um zu ergründen wie Gott die Welt regiert. Iſt Dir wol je die unerhörte, durchbohrende, zerſetzende Menſchenkenntniß der Bibel aufgefallen, liebe Mutter? mich frappirt ſie dermaßen, und immer von Neuem, daß ich zuweilen meine, ſie ſei ganz ſpeziel für mich geſchrieben. Aber was hat denn Moſes von mir gewußt? muß ich jedesmal fragen, wenn mir einfällt daß ſich Eva bethören ließ, weil die Schlange ihr vorſpiegelte, ſie werde gottähnlich werden. Brächte die Schlange es nur dahin, daß ich ihr glaubte, ſo iſt gar keine Frage, daß ich trotz des Beiſpiels der Eva es grade ſo machen würde wie ſie — ſo wie auch gar keine Frage iſt, daß ich im Mittelalter mich mit Zauber und Hexerei abgegeben und in „les sciences occultes“ vertieft, und vielleicht mein Leben auf dem Scheiterhaufen verhaucht hätte — und das Alles .... um zu verſtehen wie Gott die Welt führt, was mich doch nicht im mindeſten angeht. Wär' ich ein König, ſo hätte dieſer Wunſch nach tieferer Weisheit, nach einem ſalomoniſchen Verſtändniß der Dinge, doch einen Sinn: aber ſo, für mich allein, was fing' ich damit an? — Lieber Himmel, wenn man tagelang auf dem Sopha liegt, im Finſtern, zu nervos iſt um ſprechen oder vorleſen hören zu mögen: aber doch nicht eigentlich krank, folglich ſeiner Sinne und Gedanken Meiſter iſt: ſo wird man wirklich von ganzen Heeren von Gedanken überrumpelt, und es iſt nur zu bedauern, daß ſie nicht beſſer und nicht klüger ſind. Ich kann mir ſehr gut vorſtellen, wie Menſchen von exaltirterer und feurigerer Seele als die meine, in ähnlichem Zuſtand und unter ähnlichen Umſtänden ihre raſtloſen Gedanken zu Planen, Entſchlüſſen und Syſtemen verdichtet haben, z. B. Loyola. Bis zu einem tüchtigen Fanatismus hab' ich's aber noch nicht bringen können: ich werd' immer zuvor geſund, ohne Zeit gehabt zu haben mich in deſſen Chryſalide gehörig zu verpuppen.

Nun muß ich doch noch über die verſchiedenen Stiergefechte ein Wörtchen ſagen, denn es wäre ganz unnatürlich in Cadiz zu ſein und ſich nicht mit ihnen zu beſchäftigen. Das erſte iſt von der Mittelart geweſen, nicht matt aber auch nicht blutig: das zweite — ganz ſchlecht! nicht mehr als drei Pferde ſind in der Arena geblieben, und das Volk iſt empört vor Unwillen über die ſchlechten Stiere geweſen. Unſer Wirth theilte dieſen Zorn, und auf meine Frage wie es geweſen ſei? antwortete er verdrießlich und achſelzuckend: „Una miseria!“ — Das dritte und letzte hat aber Alles gut gemacht, und die Schmach der beiden andern mit reichlichen Blutſtrömen abgewaſchen. Die Stiere ſind muthig geweſen und haben zwanzig Pferde getödtet und drei Piccadors verwundet, von denen zwei todtkrank im Hospital liegen. Die Zeitung bringt jeden Morgen ein Bülletin über ihr Befinden, und erzählt Alles, was ſie ſagen und thun.

Geſtern hat der eine geſagt: er würde wol ſterben müſſen, aber das Ayuntamiento und die Stadt Cadiz müßten nun doch geſtehen, daß in Madrid ſelbſt nicht beſſere Picadors ſein könnten. Woher es kommt, daß die Stiere zuweilen feig und zuweilen muthig ſind? fragt man. Da es im Intereſſe der Unternehmer iſt, wenn nicht ſo gar viel Pferde getödtet werden, ſo ſollen die Chulos den Stieren ehe ſie in die Plaza de toros treten, einen Keulenſchlag vor die Stirn geben, der ſie betäubt und ermattet. Der Beſitzer der Heerde, aus der die Stiere zur letzten Corrida gewählt ſind, hat ſie vor der Schmach der Feigheit und vor der Grauſamkeit der Chulos ſchützen wollen, und ſie deshalb in den letzten zwölf Stunden ihres Lebens nicht verlaſſen; und wirklich ſind ſie nun auch in dem gehörigen Feuer geweſen. In der Nacht, die jeder Corrida vorhergeht, um zwei Uhr, werden die Kampfſtiere in die Stadt getrieben, indem man eine Schaar zahmer, glockenbehängter Ochſen und Kühe hineintreibt; mit denen laufen ſie von ſelbſt. Vom Thor bis zum Stall, der an die Plaza de Toros ſtößt, iſt ein Weg zwiſchen ſtarken Bretterwänden für ſie eingerichtet, ſo daß ſie ungefährdet und ungefährlich ihre Beſtimmung erreichen. Die Ochſen und Kühe werden dann aus dem Stall herausgeführt und die

Kämpfer bleiben drin, der Aufſicht der Chulos bis zum nächſten Nachmittag überlaſſen. Jener Beſitzer hat ſich aber nicht von ihnen getrennt, ſondern ſie zärtlich bewacht, denn dieſe Stiere werden theuer bezahlt, und wenn ſie ſchlecht ſind, ſo nimmt man künftig keine aus ſeiner Heerde. — In Xerez ſind auch eben jetzt drei Corridas geweſen, und in der letzten hat ſich eine Art Wunder zugetragen. Nämlich: ſo lange der Kampf des Stieres mit den Piccadors dauert, iſt alle Theilnahme des Volks für ihn; beginnt aber der mit dem Espada, ſo wendet ſie ſich gegen ihn, und ſein Fall wird von demſelben wüthenden Jubel begleitet, wie zuerſt jeder ſeiner mörderiſchen Stöße. In Xerez iſt der in den Annalen der Corridas unerhörte Fall eingetreten, daß das Intereſſe für den Stier auch während des Kampfs mit dem Espada ſtatt gefunden, und das Volk bewogen hat, einſtimmig und gebieteriſch, ſein Leben zu verlangen. Man hat alſo ein halbes Dutzend Ochſen in die Arena gelaſſen, und blutend, verwundet, aber triumphirend, iſt der Held des Tages ihrem wohlbekannten, friedlichen Schellengeläut nach- und mit ihnen herausgelaufen. Die Plaza de Toros in Xerez ſoll die ſchönſte und größte in Andaluſien ſein; die hieſige iſt nur von Holz; das kommt mir bedenklich vor bei der Menſchenmenge und der Cigarrenliebhaberei. Der Schluß der Corridas zu Ronda iſt ein Gegenſtück zu Xerez. Da haben am dritten Tage Frauenzimmer in Männerkleidern als Picadores und Eſpadas agirt, und auch wirklich ein Paar unglückliche Stiere, denen man Kugeln von Kork auf die Hörner gelegt, zu Tode gemartert. Solche Frauen haſſ' ich. Ronda liegt droben in der Sierra, vielleicht zwanzig Meilen von hier, gar wunderſchön und maleriſch. Gegen Ende Mai iſt dort alljährlich ein großer Markt, ſo eine Leipziger Meſſe für Andaluſien, der die Corridas nicht fehlen dürfen. Eine Geſellſchaft Engländer kam von dort hieher, und ich ſammele all die verſchiedenen Nachrichten ſorgſam ein — auch die, daß ſich hier während jeder Corrida das Militär ſchußfertig zu halten hat, um bei einer etwaigen Emeute gleich auf dem Platz zu ſein. Am letzten Tage ſchlich ich ſchon ein wenig herum, und da bemerkten wir in einer Caſerne und am Thor ganz beſonders kriegeriſche Vorkehrungen, die zum Glück überflüſſig geweſen ſind. Aber wie die Menſchen ſich zur Plaza de Toros drängten! förmlich umlagert war ſie. Von den Dächern der Häuſer, gar von der Kathedrale herab, ſuchten die Neugierigen in die Arena hineinzublicken, ohne Einlaß zu zahlen. Die, welche in den benachbarten Straßen wogten, konnten nicht das Allergeringſte wahrnehmen: aber ſie waren doch wenigſtens in der Nähe des Schauſpiels, das jedem andaluſiſchen Herzen eine Wonne iſt: ſie blickten, als ob ſie die Wände durchbohren wollten: ſie lauſchten auf jeden Freudenruf, jede Fanfare, jedes Zeichen des Beifalls und der Ermunterung drinnen: ſie theilten ſich ihre Vermuthungen, ihre Anſichten mit: ſie waren zierlich gekleidet zur Ehre des großen Feſtes. Und als nun endlich um acht Uhr Abends der Menſchenſtrom aus der Plaza de Toros in die Straßen hineinquoll, ſo daß das Steinpflaſter beweglich ſchien von meiner Hafenmauer aus — als Alle auf ihren Zügen, in ihren Worten und Bewegungen das Gepräge der gewaltſamen Emotionen trugen, die während vier Stunden in ihnen thätig geweſen waren — da hatte dieſer fieberhafte Freudentaumel wirklich etwas Beängſtigendes, etwas Wahnſinniges, und ich dachte: möge Gott ſie behüten damit kein anderer Blutrauſch über ſie komme, als der einer Corrida. — Ach, Verzeihung! Du biſt gewiß ſchon gelangweilt von den ewigen Stiergefechten, da ich ja bereits aus Sevilla ein Langes und Breites darüber geſchrieben. Aber ſieh! das iſt anſteckend hier, es ſchwebt in der Luft wie die Cholera, und macht ſich auch wie ſie, Jedem bemerklich mehr oder minder nach ſeiner Diſpoſition. Was hätte ich auch ſonſt von Cadiz ſagen können? etwa, daß wir keine Muſikalienhandlung haben auftreiben können zu meiner großen Betrübniß, indem ich noch immer nicht die Jagd nach Volksliedern und Tänzen aufgeben mag; — oder daß in der erſten Buchhandlung nicht ein kleines Geſchichtswerk in ſpaniſcher Sprache über den Zug der alten Catalonier nach Griechenland zu finden war? Das wäre Alles auch nicht eben erfreulich. Aber etwas gar Hübſches hab ich doch noch geſehen, ein kleines Kunſtwerk in ſeiner Art — oder ein Kunſtproduct, denn die Hände ſind dabei thätig geweſen, nicht die Seele, und ich nenne Werk was von geiſtigen, und Product was von materiellen Kräften erzeugt iſt. Dies befindet ſich nur momentan in Cadiz, wohin es von einem unſrer Hausgenoſſen aus Manilla gebracht worden iſt. Es iſt eine Echarpe von Batiſt. Ich nenne den Stoff ſo, weil es der feinſte iſt, den wir kennen; aber dieſer, aus den Faſern einer gewiſſen Pflanze in einem kleinen Handwebſtuhl gewebt, hat auf einem Fuß zwei Hundert Faden *mehr*, als das feinſte Gewebe, das in Europa gemacht wird, und iſt dabei eben ſo feſt, und viel gleicher und feiner als der allerſchönſte Batiſt. Stelle Dir vor das Blatt einer Theeroſe — ſo blaßgrünlich weiß, ſo ſchimmernd zart, ſo lieblich weich zu berühren iſt dieſer reizende Stoff. Die Echarpe war rundherum ſchwerfällig in weißer Baumwolle geſtickt, nicht ſchlecht, aber ſo recht eine ſteife, plumpe Roſenguirlande, ohne Geſchmack aus dem erſten beſten Stickbuch abgezeichnet. In Stroh werden eben ſo unbegreiflich zierliche Arbeiten in Manilla gemacht, z. B. Cigarrentaſchen, weich wie von Sammet. Manilla iſt die Hauptinſel der Philippinen, dieſer großen ſpaniſchen Colonie, die vier Millionen Einwohner und ſo kunſtfertige Hände hat, und die dennoch dem Mutterlande nichts einbringen ſoll.

Nun, meine gute Mama, geht's wieder weiter, in's Meer hinein und nach Liſſabon; — aber von dort kehr' ich um, darauf verlaß Dich! —

Ich küſſe die Hand.

* * *

Zwei und dreißigſter Reiſebrief.

* * *

Liſſabon, 3. Junius 1841.

So weit wie man ungefähr in Europa von einander entfernt ſein kann — denn Rußland kommt mir aſiatiſch und abgeſondert vor — ſo weit ſind wir von einander, mein liebes Louischen. Ich hab es nun wirklich durchgeſetzt, trotz Unwohlſein und Hinderniß, und bin an der äußerſten Grenze unſers Welttheils, an der einen Küſte des atlantiſchen Ozeans, deſſen andre der neuen Welt gehört. Jetzt, wenn ich weiter wollte, müßt' ich mich dem Meer anvertrauen: das Land fehlt mir unter den Füßen. Aber die Seereiſen gehören nicht zu meinen Liebhabereien. Ohne krank zu ſein empfind' ich dennoch beſtändig ein leichtes Unbehagen an Bord eines Schiffes, und da es am ſchwächſten iſt wenn ich liege, ſo verharre ich denn tapfer in liegender Stellung ſo lang' ich es aushalten kann — und das iſt doch recht langweilig. Abgeſehen von dieſer untauglichen Beſchaffenheit meines Körpers, iſt unſre Seereiſe ſehr glücklich geweſen. Sie war die längſte, die ich je gemacht. Geſtern früh um zehn ein halb Uhr lichtete der Braganza die Anker im Hafen von Cadiz, und heute Mittag um zwei ein halb Uhr betraten wir die portugieſiſche Erde bei der Douane von Liſſabon, bei dieſer Stätte, zu der jeder Fremde ohne Barmherzigkeit geſchleppt wird um zu ergründen in wie fern ſeine Siebenſachen dem Handel von Portugal ſchadenbringend ſind. Man ſollte wol an dieſe langweilige, unerträgliche, zeitraubende Prozedur gewöhnt ſein, wenn man in Italien und Spanien gereiſt iſt; doch ich geſtehe, daß mich jedes Mal, wo ich mich ihr von Neuem unterwerfen muß, auch die Ungeduld von Neuem packt. Mein Herrgott! ſteht mir's denn nicht auf der Stirn geſchrieben, daß ich eine neugierige Reiſende, und keine Contrebandiſta bin? Dies Einfangen armer, müder, ungeduldiger Leute, dies ungaſtliche Zerwühlen des miſerabelſten Arbeitsbeutels, in welchem ein Taſchentuch und ein Schreibtäfelchen grade Raum haben, dies Spähen, Suchen, Lauern — iſt mir verhaßt. Ich kann's im Leben nicht ausſtehen dies Spähen nach dem was ein Andrer hat und nicht hat, treibt und nicht treibt — dies armſelige Bekümmern um eines Andern Suppennapf oder Geldbeutel — dies inquiſitoriſche Forſchen nach Dingen, die nicht tiefer verſteckt ſind als unter einem Kofferdeckel, und bei denen man ſofort verbotene vorausſetzt — ich kann's und kann's und kann's nun einmal nicht ausſtehen, und die Douane erinnert mich ſtets daran; vielleicht haſſ ich ſie deshalb ſo herzlich. Unſre Seefahrt hat alſo acht und zwanzig Stunden gedauert, was für eine ſo bedeutende Entfernung gewiß nicht viel iſt. Der Braganza iſt ein engliſches Dampfboot von drei Hundert Pferden Kraft, und gehört einer Compagnie, die alle acht Tage eins von London nach Gibraltar abgehen läßt, welches auf der Hin- und Rückfahrt bei Liſſabon und Oporto anlegt. Dieſe engliſchen Dampfboote ſind das einzige Verbindungsmittel zwiſchen Andaluſien und jenen beiden größten und wichtigſten Handelsſtädten Portugals. In Cadiz hat man uns in eine ſchmeichleriſche Hoffnung eingewiegt — und zwar hat's der portugieſiſche Conſul ſelbſt gethan, bei dem perſönlich Erkundigungen eingezogen wurden — nämlich, daß das portugieſiſche Dampfboot „der Oporto“ endlich! endlich! ſeinen längſt verheißenen Dienſt zwiſchen Cadiz und Santander im nördlichen Spanien, von Liſſabon aus beginnen werde. Mitte Junius, verſicherte der

Conſul, ginge es ab von Liſſabon. Wer war froher als ich! ich hatte die Ausſicht die ganze Halbinſel zu umſchiffen! von Santander würde man ſchon Mittel finden in die baskiſchen Provinzen, und dann in die franzöſiſchen Pyrenäen oder nach Bayonne zu kommen! Aber ſchon auf dem Braganza wurde uns geſagt, der Oporto befinde ſich ſeit mehren Monaten zur Ausbeſſerung ſeiner Maſchinen in England, und es würde vor der Hand ſchwerlich zur Ausführung eines ſolchen Projects kommen; und hier iſt uns bereits daſſelbe beſtätigt. Dies nur als Beiſpiel wie es hier an Allem fehlt, an Einſicht, an Kraft, an Geld, an gutem Willen! — und wie man ſich auf nichts, aber auf gar nichts verlaſſen kann, wenn man's nicht ſelbſt erlebt und durchgemacht hat. Daher wiederhol' ich ab und an zu Nutz und Frommen derjenigen, welche in ihrem Lehnſtuhl ſitzend dies leſen und denken: wie intereſſant, dies Volk, dies Land, dies Das, dies Jenes! — — O ja, ſehr intereſſant; nur aber iſt die Reiſe ſelbſt die unbehaglichſte unter der Sonne, weil man bei jedem Schritt auf Störungen, Hinderniſſe, ja Unmöglichkeiten trifft. Von hier nach den baskiſchen Provinzen zu Lande zu gehen, querfeldein durch Portugal und Spanien zu ziehen, das haben wol Truppen verſucht, doch ſonſt Niemand, und ich werd' es warlich Keinem vormachen, ſondern fein demüthig wieder dahin gehen, von wannen ich gekommen. Nun, einſtweilen bin ich hier, mein liebes Louischen, und laſſe getroſt das Schickſal walten. — Das Wetter hat die Fahrt herrlich begünſtigt: keine Hitze, kein Wind. Ich etablirte mich geſtern mit einer Matratze auf dem ſehr geräumigen Verdeck, und badete mein Auge in dem unendlichen Blau, welches Meer und Himmel um mich, vor und über mir ausſpannten — in dieſem Blau, das ich nicht anſehen kann, ohne daß ſehnſuchtsvolle Wünſche in mir wach werden, Wünſche ohne Namen, Sehnſucht ohne Grenzen! denn auf die dicken, handfeſten, nennbaren Wünſche kommt man nur, wenn man die derbe, friſche, hausbackne Erde anſieht. O ich liebe ſie ſehr, die ſchöne reiche Erde, ich verachte ſie gar nicht, weil ſie ein bischen derb iſt, und das Hausbackne iſt's ja grade, was der Menſch braucht und verlangt. Aber ich bin nun mal für das, was er nicht braucht und doch verlangt! und das fällt mir immer ein, wenn ſich die Blicke in Meer und Himmel recht ungeſtört vertiefen. Das können ſie nirgends ſo wie auf einem Schiff! Man iſt losgeriſſen von der Erde, von Häuſern und Bäumen, von Feldern und Thieren, von Allem was Gedanken des Eigenthums, der Sicherheit, des Beſtehens, des Wurzelfaſſens giebt. Man ſchwimmt auf ein Paar Brettern über dem ungeheuern Abgrund, und man ſchwimmt von einer unſichtbaren Macht getrieben, die im Dampfkeſſel brodelt, der geheimnißvollen Richtung nach, welche eine wunderbare Nadel bezeichnet. Es iſt etwas Magiſches in dieſem Zuſtand, ſo recht etwas wie der Menſch es liebt, der immer bereit iſt oder ſich bereit wähnt jedes Räthſel zu löſen, mit jeder Macht zu ringen, jede Kraft zu bewältigen, in oder über jeden Abgrund zu ſpringen und ſich doch am Ende blindlings in die Arme einer verhüllten Führung wirft, die ihn ach wie oft! weit abführt von den bekannten Stätten, und ihn ſelig durch ungeahnte gleiten läßt — ſo wie mich durch den großen atlantiſchen Ozean. — Die Reiſegeſellſchaft war nicht zu zahlreich; es gab kein Gedränge, keine Unordnung. Der Dienſt wurde mit engliſcher Pünktlichkeit vollzogen, d. h. Jeder that ganz ruhig, was ihm auf ſeinem Platz zu thun oblag, vom Capitän an bis zum letzten Diener herab. Solche Leute bet' ich an im praktiſchen Leben! Gleich entfernt von Wichtigthuerei und von dem Sichzerreißenwollen vor lauter Geſchäftigkeitstrieb, vollziehen ſie ihre Pflicht ohne ſie wie eine Laſt, noch wie ein Mittel um ſich gelten zu machen, zu betrachten. Der erſte Platz koſtet zwei und zwanzig Piaſter, Koſt und Trinkgeld inbegriffen, und da die Küche ſehr gut und mit Früchten, Weinen, Deſſert, und was man nur irgend begehrt, reichlich ausgeſtattet iſt, ſo iſt der Preis gewiß nicht zu hoch. Ein Bevollmächtigter der Regierung iſt an Bord jedes dieſer Schiffe, um die Poſt zu beſorgen, und dafür zahlt die Regierung der Compagnie für jede Fahrt ſechs oder ſieben Hundert Pfund Sterling. Die Koſten derſelben ſind alſo immer gedeckt, mögen Paſſagiere ſein oder nicht, und die Compagnie hat nicht nöthig, bei deren Verpflegung um einen Hühnerflügel und eine Taſſe Thee zu knauſern, damit ſie zu ihrem Vortheil komme. Kein Volk verſteht ſich mehr auf, und bemüht ſich mehr um den Erwerb, als die Engländer: ſie haben auch die gehörige Engherzigkeit, die ein weſentlicher Beſtandtheil des kaufmänniſchen Genies iſt, indem ſie nichts in der Welt gewahr werden läßt als den eigenen Vortheil: aber ſie verfolgen denſelben nicht ängſtlich geizig wie Krämer, ſondern mit ſplendidem Aufwand wie Großhändler, die ſie auch wirklich ſind. Abends hatten wir ein Conzert, ach! ein gräßliches! Zwei Spanier waren an Bord, zwei Künſtler, die nach London wollten um Gold und Ruhm zu ärnten: ein Bauchredner und ein Horniſt. Der erſte hatte mich ſchon ſchuldloſer Weiſe, ſehr geärgert. Beim Diner erhob ſich unten im Speiſeſaal ein fürchterlicher Lärm von Hunden, die ſich unter einander und mit einer Katze biſſen, und ich war in Verzweiflung über die rückſichtsloſen Menſchen, die ihre Beſtien aufs Dampfſchiff ſchleppen, wo ſie ſtets unbequem ſind. Hunde ſind allerliebſt neben dem Wagen laufend, oder als Begleitung auf einem einſamen Spaziergang, oder höchſtens im eignen Zimmer; aber wo viele Menſchen ſind, von denen Manche einen Widerwillen gegen den Geruch oder andre Zugaben der Hunde haben: da find' ich es barbariſch ſie mitzuſchleppen. Katzen ſind mir nun immer ein Greuel! und ich fürchtete, jene Schlacht könne ſich bis zu meiner Station oben auf dem Verdeck hinziehen. Das that ſie denn auch wirklich — doch nur in der Perſon jenes Bauchredners. Die feurigen Weine mogten wol die beiden Künſtler belebt haben, genug, nachdem der eine ſich müde gebellt und gemiaut, und mit allen Stimmen eines Hühnerhofes gekräht und geſchnattert hatte — holte der andre einen ſchönen Mahagonikaſten herbei, zog aus demſelben ein ſchönes ſilbernes Horn, ſtellte ſich aus ganz beſonders liebenswürdiger Aufmerkſamkeit zu meinen Füßen hin .... und blies, hilf Himmel! die ärgſten Mißtöne, die je menſchliche Lippen entweiht haben. Er hätte vielleicht die ganze Nacht durchblaſen, wenn nicht der Bauchredner von Ruhmdurſt verzehrt und entſchloſſen geweſen wäre Blick, Ohr und Beifall der Geſellſchaft auf ſich zu wenden. Er benutzte eine Pauſe, in welcher der erſchöpfte Horniſt nach Luft und Athem ſchnappte, um ſeine Guitarre zu holen und eine Menge Lieder und Romanzen zu ſingen, von denen einige in der wilden andaluſiſchen Weiſe ſehr nett waren. Da überdies die Abendluft das Horn mehr zu verſtimmen ſchien als die Guitarre, ſo ſchenkten wir dieſer größere Aufmerkſamkeit, und der Horniſt mußte ſein ſchönes Inſtrument wieder in ſeinen ſchönen Kaſten packen, und verſtummen. Obgleich es wunderſchön auf dem Verdeck und heller Mondſchein war, ſo wagte ich doch nicht mich der ſpätern Nachtluft auszuſetzen, und ſchlich in die Cabine, die ich mit zwei Engländerinnen theilte, welche ich ſchon in Sevilla kennen gelernt. Nachts um zwei Uhr fuhren wir um das Cap Vincent, die ſüdweſtlichſte Spitze von Portugal und folglich von Europa herum — und augenblicklich verkündeten der ſtärkere Luftzug und die längeren Wellen, daß wir nicht mehr zwiſchen Afrika und Europa ſchifften, ſondern im weiten grenzenloſen Weltmeer. Dank der felſenhaften Statur des Braganza wurde er wenig erſchüttert, und Mittags hatten wir das Unbehagen überwunden, denn bei einem runden Leuchtthurm im Meer fuhren wir in die weite Mündung des majeſtätiſchen Tajo hinein. Ja, er iſt ſehr majeſtätiſch, voll, breit, mit großen, wellenſchlagenden Waſſern, der einzige Fluß des Südens, den ich Strom nennen mag. Anfangs ſieht er aus wie ein See, oder wie ein Meerbuſen: die beiden Ufer ſind zu fern von einander um ihm den Flußcharacter zu geben; doch allmälig nähern ſie ſich, indem ſie zu gleicher Zeit zu anmuthigen Hügeln ſich erheben, und nach und nach tritt Liſſabon an und auf der Hügelreihe zur Linken hervor, indem es ſich glänzend und phantaſtiſch aus dem bläulichen Duft der Ferne, des Himmels und des Waſſers hervorhebt, und wie ein Elf bald an einer Bergſpitze hängt, bald unten am Ufer fortſchwebt — denn zuerſt gewahrt man natürlich nur die einzelnen großen Gebäude, oder lange weiße Straßen, und erſt ſpäter treten die Maſſen zuſammen. Um halb zwei Uhr fuhren wir an dem erſten Gebäude vorüber, das zu Liſſabon gehört, an dem ſogenannten Schloß von Belem, das ein Fort — und düſter und unförmlich von Anſehen iſt. Sehr langſam, denn es ging die ſtarke Strömung aufwärts, glitten wir weiter und vorbei an zahlloſen Windmühlen, an Schloß Ajuda, am Kloſter von Belem, am Kloſter von Neceſſidades, welches gegenwärtig der

Palaſt der Königin iſt, an Gärten und Feldern, die ſich in die Stadt hinein vertiefen, an neugepflanzten Promenaden, am großen Quay des Platzes, welchen die Douane mit andern öffentlichen Gebäuden umgiebt und in deſſen Mitte die Reiterſtatue vom König Don José I. ſteht. Aber nicht neben oder hinter einander liegt dies Alles, ſondern theilweiſe über einander, gethürmter, zerriſſener, ruinenhafter und maleriſcher, als ich je irgend etwas geſehen — Kuppeln hoch oben über Häuſermaſſen ſchwebend, verfallende Kirchen einſam auf Bergesſpitze hangend, große Maſſen von Bäumen über den Dächern auftauchend, Hohes und Tiefes, Großes und Kleines, Stadt und Land ſeltſam durcheinander gewürfelt, ohne Regel und ohne Ordnung, doch mit chaotiſcher Großartigkeit. Ueber eine Meile lang ſoll ſich die Stadt am Fluß hin ausdehnen: ſie verſchwimmt in der Ferne mit der Landſchaft, und im Vorgrund ſtören Schiffe, Maſten, große und kleine Kähne die Anſicht, indem ſie das Bild ſelbſt noch bunter und reicher machen. So ſah ich bei meiner Ankunft das linke Ufer. Das rechte hat nicht einen ſo langen Hügelrücken, ſondern das Terrain iſt wellig bewegt, grün und angebaut, und die Dörfer Almada und Caſilhas, und zahlreiche Quintas mit Lorbeerhecken und Citronenhainen, geben ihm ein ländlicheres, freieres Anſehen, welches von doppeltem Reiz iſt, der großen Stadt gegenüber, die 230,000 Einwohner und die Quinteſſenz von Portugals Betriebſamkeit in ſich ſchließen ſoll. — Ich fuhr von der Douane zum Engliſchen Hotel in einer Equipage, die mal wieder einzig in ihrer Art und ohne Gleichen in der übrigen Welt, aber hier ſehr zahlreich und freilich auch ganz zweckmäßig iſt. Sie heißt Ceje, und beſteht aus zwei himmelhohen Rädern, die eine winzige Kaleſche tragen, und aus einer Gabel, in welche ein Pferd geſpannt iſt, während ein zweites daneben läuft und den Poſtillon trägt, der im runden Hut, in der blauen Jacke, und in großen Stiefeln à l'écuyère einen gewiſſen uniformirten und civiliſirten Poſtillonsanflug hat, wodurch er ſich eben ſo ſehr von einem franzöſiſchen Kutſcher in blauer Blouſe, als von einem andaluſiſchen im Majokoſtüm unterſcheidet. Ich hab wenig Talent zum Voltigiren: denn hätt' ich nur das Geringſte, ſo müßt' es ſich durch meine Fahrten in Tartane, Barucha und Ceje herrlich ausgebildet haben. Nun ſteh ich aber immer ganz verblüfft wie ich da hinaufkommen ſoll, vor dieſen Maſchinen und beneide Katzen, Schlangen, Sperlinge, um Gelenkigkeit oder Flügel. Sitzt man übrigens erſt drin, in ſolcher Ceje, ſo geht die Fahrt recht gut, abgeſehen davon, daß der Raum in ihr für zwei ſehr dünne Perſonen ſehr eng iſt. Das ganze Ding iſt ſo leicht, daß das Pferd in der Gabel es ohne große Anſtrengung die ungeheuer ſteilen Straßen hinauf und herab zieht. Das Engliſche Hotel von Madame Belem liegt ziemlich hoch, und die Straße iſt vor der Thür ſo ſteil, daß man ſchief vorfahren muß um die Ceje zum Stehen zu bringen. Das iſt freilich ein wenig unbequem, doch inwendig iſt das Haus ſo nett, ſo ſauber, ſo ganz gut gehalten, und für mich, die ich durch die ſpaniſche Einfachheit eben nicht verwöhnt worden bin, ſo elegant, daß mir ganz behaglich zu Sinn ward. Eine Tapete, ein dunkelrothſeidner Divan, verſchiedene Gattungen von Tiſchen, Vorhänge beſonders, Vorhänge von brochirtem Muſſelin, machten mir den Eindruck von unerhörtem Luxus — ſo elend hab' ich mich bis daher beholfen, ich armes Geſchöpf! Ach, und als ich die Jalouſien öffnete und auf den Balkon trat — aus dem friſchen, verdunkelten Zimmer in dieſen Sommernachmittagsglanz hinein — das war wirklich zauberhaft, und nicht ohne Aehnlichkeit mit dem überraſchenden Effekt eines Dioramas. Ich war nur eine Treppe geſtiegen; aber das Zimmer liegt nicht der Straßenſeite zugewendet, ſondern über einer Terraſſe, welche das Dach eines Hauſes in einer tiefer liegenden Straße, und zugleich einen kleinen Luſtgarten unſers Hotels bildet, an den ſich andre ähnliche Gärtchen nachbarlich ſchließen. Es ſind nicht blos Terraſſen auf die man Blumentöpfe geſtellt hat, ſondern wirkliche Gärten mit Hecken und Lauben — nebenbei aber immer Dächer. Das liegt buchſtäblich unter meinen Füßen, und ſteigt von dort bergab bis zum Fluß, der von Oſten nach Weſten fließt und ſeine von der Sonne übergoldeten Wellen glorreich zwiſchen den herrlichen Ufern hindurch, und ins Meer oder in den Abendhimmel hinein führt — man kann's nicht genau unterſcheiden. Es ſieht wunderprächtig aus! hier die Stadt mit ihrem Gewühl von Häuſern und Straßen, über denen Kirchen und Kuppeln ſich mühſam erheben; auf der andern Seite die idylliſche Landſchaft, die weniger überraſchend und impoſant, aber von einem heitern, friedlichen Character iſt; Beide, ſchöne Bilder der Erde, ihres Reichthums, ihrer Kraft, ihres Segens, ihrer Genüſſe, eine wahre Cybele, die „gute Göttin“ par excellence! — und dazwiſchen nun der herrliche Flußgott, der ſeinen bläulichen, golddurchwirkten Mantel in weichen Wellen nach ſich ſchleppen läßt, und ihn trennend zwiſchen beide Ufer wirft, damit jedes für ſich ſchön und reizend und dann durch ihn verbunden, ein vollkommneres Ganze ſei.

Stündlich ziehen kleine Dampfboote nach und von Almada hinüber und herüber, und ſtatt der bunten Wimpel und weißen Segel eines Schiffes, ſchwebt ihre ſchwarzgraue Rauchwolke wie ein beſchmutzter Trauerflor ihnen nach — oder wie eine Drohung der Unterwelt, der Elementargeiſter, welche ſich für ihre Knechtſchaft am Menſchen rächen mögten. Friedlich liegen die ſparſamen Schiffe vor Anker, die geringen Ueberbleibſel einer Marine und eines Handels, welche in andern Zeiten das Seefahrervolk der Portugieſen ſo mächtig gemacht haben, wie Völker und Individuen immer werden, wenn ſie ihre Anlagen auszubilden, und ihre Gaben zu gebrauchen wiſſen. Ach, ganz unbeweglich liegen ſie da, die armen Schiffe, als hätten ihre Anker Wurzel geſchlagen auf dem Grunde, und als wagten ſie ſich nicht mehr hinaus, weil ihre Flagge nicht mehr die Königin der Meere iſt! Aber ſie ſehen doch gar lieblich aus mit ihren ſchlanken Maſten und ihrem kunſtvollen Takelwerk, das die geſchmeidige Menſchenhand dem Spinnengewebe nachgeahmt hat! und vornehm ſehen ſie aus, ganz vornehm, in der Bewegung wie in der Ruhe, gegen die plebejiſche Geſchäftigkeit des Dampfboots, das mit großem Gepolter und gleichſam mit Händen und Füßen ſchlagend, tobend und ſchwitzend in der Arbeit, und ſtupid und ſchwerfällig in der Ruhe iſt. Das Dampfboot macht mir immer neben dem Schiff den Effect, als ob eine Köchin neben mir ſtände. Ich trennte mich ſchwer von meinem Balkon, auf dem ich hoch und frei wie auf einer Sternwarte ſtand, um einen Gang durch die Stadt zu machen. Das Innere einer großen Stadt hat entweder etwas Konfuſes oder etwas einförmig Regelmäßiges, und wenn uns dieſes beim erſten Blick langweilt, ſo betäubt uns jenes. Der Stadttheil, der nach dem famöſen Erdbeben vom erſten November 1755 erbaut iſt, und zu der jene Praça de commercio mit der Reiterſtatue und fünf ſchnurgrade, von ihr ausgehende Straßen gehören, ſieht genau ſo aus wie irgend ein Stadttheil in irgend einer modernen europäiſchen Reſidenz. Die zahlreichen Magazine von Gold- und Silberarbeitern ſind mir ſehr aufgefallen: die Portugieſinnen müſſen den Schmuck außerordentlich lieben. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Volk, und dem von Andaluſien! weder eine Nationaltracht, noch Nationalphyſiognomie! Alles durch einander gewürfelt, recht wie in einer See- und Handelsſtadt! Mohrenlippen, Allerweltsnaſen, ſüdliche Augen, mauriſche Farbe, und dazu runder Hut, Rock oder Jacke, wie überall für die Männer, und für die Weiber große dunkelbraune

Tuchmäntel und auf dem Kopf geſteifte Tücher von weißem Muſſelin, die unter dem Kinn à la Fanchon geknüpft werden. Die Menge der Negerinnen iſt frappant! die fünfte Frau guckt gewiß mit einem ſchwarzen Geſicht aus dem Muſſelintuch heraus. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie reizend fände. — — —

Drei und dreißigſter Reiſebrief.

Liſſabon, 6. Junius 1841.

Liebes Louischen, ich bitte um Nachſicht mit dem gar ſo dürren Tagebuchſtyl dieſer Briefe. Ich ſchwirre wie ein Irrwiſch herum, und kann folglich nicht wie ein denkender Menſch ſchreiben. Ich muß mich begnügen Alles, was ich ſehe und höre aufs Papier zu werfen, unbekümmert um Ordnung und Zuſammenhang. Die Art iſt auch gewiſſermaßen ſo übel nicht; man hat dann Alles beiſammen, chronologiſch, wie, und genau, was man gelebt hat, ein bischen dürr, ein bischen hölzern, aber recht praktiſch zum Leitfaden, zum Nachſchlagen, wenn Ihr einmal nach Liſſabon reiſen wollt. Ich für mein Theil deteſtire die Tagebuchſchreiberei, und würde ſie nie übers Herz bringen, wenn ſie hier länger als eine Woche dauern könnte. Wer in aller Welt war der unſelige Dichter, der ſich vornahm täglich eine gewiſſe Zahl von Verſen zu machen um nicht mit der Poeſie aus der Uebung zu kommen? Ich denke, daß die Leute die ihr Tagebuch ſchreiben es thun um nicht mit dem Denken, oder mit Kalligraphie und Orthographie aus der Uebung zu kommen. Manche behaupten es ſei förderlich für die innere Bildung: — der Kinder vielleicht, wenn Papa und Mama ihnen daraus ihr kleines Sündenregiſter vorwerfen, worauf ſie denn weinend geloben müſſen es nicht mehr thun zu wollen. Doch welcher Menſch hat denn Zeit ſeine eigenhändig geſchriebenen Dummheiten oder Klugheiten nachzuleſen! Es iſt ja um ſo viel beſſer und angemeſſner junge neue Gedanken zu haben, als friſches ſprudelndes Waſſer beſſer zu trinken iſt, als das aus einer Ciſterne. Man lebt ja immer neu, alſo muß man auch immer neu denken, denn denken iſt das Leben der Seele, und es iſt nur ſehr bedauerlich, daß es gar ſo oft ein taugenichtſiges Leben iſt. Ach, wir haben Alle große Bücher, Tagebücher, Jahrbücher, Lebensbücher, in uns in unſerm Herzen, und wir können ungeſtört in ihnen nachblättern und nachſchlagen! da ſteht mehr Wahrheit drin, ernſtere Lehren, gewichtigere Ermahnungen, als was wir flüchtig im Sturm der Schmerzen, im Rauſch der Freuden, im Strudel der Leidenſchaften davon auf's Papier werfen mögen. Das Buch iſt wahr, das lügt und trügt nicht: drum iſt es auch das einzige, auf welches der liebe Gott etwas giebt, und auf die äußern Bücher nur in ſo fern, als ſie mit jenem übereinſtimmen. Es parlamentirt auch nicht, es ſagt Ja oder Nein, und das iſt etwas wozu wir uns gar ſo ſchwer entſchließen, wenn wir über uns ſelbſt zu Gericht ſitzen. Mit jedem andern Urtheil ſind wir raſch bei der Hand — zu raſch! doch mit uns ſelbſt gehen wir um wie mit einem rohen Ei, wie mit der allerzerbrechlichſten Waare — die wir denn auch freilich ſind. Und haben wir nicht den Muth gradezu das Buch unſers Innern vor uns aufzumachen, und den Blick feſt und ſtark darein zu verſenken, ſo werden wir nichts über uns ſelbſt erfahren, und hätten wir Folianten von Tagebüchern geſchrieben. — Alſo zu dem meinigen! — Unſer erſter Weg war nach dem Schloß Ajuda, weil es das prächtigſte Gebäude von Liſſabon iſt und eine der ſchönſten Ausſichten auf die Stadt darbietet. Es liegt einſam auf einem abgeſonderten, kahlen Hügel, durch Felder, Gärten und Thäler gleichſam losgeriſſen von der Stadt: aber eine zwiſchen zwei Hügeln geſchlagene Brücke führt dahin von dem Stadttheil Buenos-Aires, in welchem der Palaſt und Garten von Receſſidades liegen. Ajuda iſt auch ein königlicher Palaſt, doch unvollendet; nur das Mittelgebäude iſt fertig, von ſchönen großartigen Verhältniſſen, und ganz und gar mit dem herrlichſten lilafarbnen Marmor bekleidet. Entſpräche das Innere dem Aeußeren, ſo würde er trotz ſeiner Unvollendung ein prachtvoller Palaſt ſein. Wie's aber drinnen ausſieht, wie er möblirt und decorirt iſt — das überſteigt allen Glauben. Möblirt iſt er ſo gut wie gar nicht. Das war nicht Mode bei den Königen von Portugal! ſie hatten in dem einen Zimmer einen Thron und in dem andern ein Bett, und das ſcheint ihnen genügt zu haben; die übrigen Leute ſtanden. Freilich wird jetzt nur große Cour und dergleichen Hoffeſte darin gehalten, allein man iſt heutzutag durchaus nicht daran gewöhnt in ſolchen Prachtgemächern nichts zu finden als ein Paar Dutzend Stühle mit Damaſt bezogen. Man ſieht ſich um nach Vaſen und Fresken, nach Gemälden und Statuen, nach Vergoldungen, Kronleuchtern und Kandelabern. Aber nichts da! Eine herrliche Marmorfaçade, aus deren Fenſtern einen reizenden Blick auf die Stadt und den Fluß; aber die nächſte Umgebung, das Plateau, worauf es liegt, ganz wüſt, und die inneren Räume ausgewüſtet: das iſt der Ajuda Palaſt. In frühern Zeiten ſtand hier die Kapelle von Noſſa Senhora de Ajuda — Mariahilf, oder Stella maris, denn ſie war den Schiffern heilig, und fuhren ſie in die Mündung des Tajo hinein, ſo erblickten ſie ihre Patronin aus weiter Ferne, und ſprachen ein Dankgebet für ihren gnädigen Schutz. Bei dem Erdbeben von 1755 ſtürzte der königliche Palaſt unten am Fluß ein, und Pombal wählte den Hügel von Ajuda um einen neuen darauf zu erbauen. Er hatte aber nicht Zeit ihn zu vollenden, denn ſein Regiment war aus als der König Joſeph Emanuel ſtarb. In der ganzen neuern portugieſiſchen Geſchichte, von der Thronbeſteigung des Hauſes Braganza an, von 1640 bis auf den heutigen Tag, iſt im Grunde Joſeph Carvalho Marquis von Pombal der einzige große Mann, den Portugal erzeugt hat. Ich nenne den Staatsmann, ſei er König oder Miniſter, groß, der das Bedürfniß der Zeit, des Landes und des Volkes erkennt, und die Mittel findet um es herbei zu ſchaffen. Daß er dabei nicht immer mit weißen Handſchuhen zu Werk gehen kann, daß er zuweilen ins friſche Fleiſch einſchneiden muß, und daß er den Leuten an Blut und Leben kommt — iſt freilich beklagenswerth für denjenigen, den es trifft, aber es muß wol außerhalb der Grenze menſchlicher Macht liegen, dergleichen gräßliche Nothwendigkeiten zu vermeiden, da es noch keinem Regenerator gelungen iſt ſein Werk ohne Thaten der Grauſamkeit zu verrichten. Um Carl den Großen rollen die Köpfe der Sachſen umher, wie um Peter den Großen die der Strelitzen, wie um Cardinal Richelieu die Köpfe von allen Denen, welche dem Prinzip der monarchiſchen Einheit entgegenſtrebten, das er begründete, und durch welches er die anarchiſchen Zuſtände Frankreichs bändigte und deſſen Uebergewicht in Europa herbeiführte. Ich, für meine Perſon, haſſe den Cardinal Richelieu eben ſo ſehr, als den Advokaten Joſeph Carvalho, welche beide nach der Demüthigung, ja Vernichtung des Adels ſtrebten — jener mit dem Hochmuth des Prieſters, der immer von Gottes Gnaden decretirt, dieſer mit dem Hochmuth des Emporkömmlings, der den Abſolutismus als ein Vorrecht ſeiner Verdienſte in Anſpruch nimmt. Und dieſer Prinzipe wegen haſſe ich ſie recht gründlich, aber ganz perſönlich, Aug' in Auge, ich den Prieſter, den Advokaten; — doch in der Geſchichte ſehe ich wol ein, daß ihnen eine höhere Stelle zukommt, als ich Luſt hätte ihnen anzuweiſen. Die ſtarken und begabten Menſchen, welche für ihr Land eine neue Bahn brachen, und ihr Volk auf eine neue Stufe hoben, gehören weſentlich ihrer Zeit an, conzentriren in ſich das Verlangen, das Bedürfniß, die Erkenntniß, das Beſtreben und die

Kräfte der Zeit, welche alle dumpf und unklar in der Maſſe gähren und kochen, und haben vor dieſer nur zwei Dinge voraus — aber zwei Dinge, welche ihnen ihr ungeheures Uebergewicht geben: den tiefen Blick, der Bedürfniß, Mittel und Erfolg überſchaut; und die gebietende Hand, welche den Gehorſam erzwingt oder erzaubert — denn tüchtige Herrſcher haben immer tüchtige Diener gehabt, immer! die Zeit bereitet ihnen die Wege, aber ihr Talent läßt ſie denjenigen erkennen und wählen, der zum Ziel führt. Losgeriſſen von ſeiner Zeit, ohne Analogie und Sympathie mit ihr, ohne Organ ihrer Aktion oder Reaktion zu ſein, war nie ein großer Mann. Er verhält ſich zu ihr wie die Krone eines Baumes zu deſſen Wurzel. Daher will ich denn auch nicht dem Cardinal Richelieu in der Geſchichte ſeinen Ehrenplatz als Upas-Baum ſtreitig machen. Pombal vertrieb die Jeſuiten aus Portugal, 1759, und ſie ſind nie dahin zurückgekehrt. Unter der Regierung Johanns III., von 1521 bis 57, wurden ſie und die Inquiſition in das damals ſo reiche, ſo blühende Land eingeführt, das durch drei friedliche Jahrhunderte den Grundſtein zu ſeiner Größe gelegt hatte, welche ſo ganz außer Verhältniß zu ſeiner materiellen Macht war, wie nur Intelligenz und raſtloſe Thätigkeit es bewerkſtelligen können.

Graf Heinrich von Burgund, Schwiegerſohn vo König Alfons VI. von Caſtilien, eroberte als kaſt liſcher Lehnsträger Portugal über die Mauren, welch ſich auf ihren Eroberungszügen auch am Tajo feſt geſetzt, und gründete die erſte Dynaſtie der König 1095. Sie nahmen keinen großen Platz in de europäiſchen Geſchichte ein, bis unter Johann II. von 1481 bis 95, und unter deſſen Sohn Emanue dem Großen, von 1495 bis 1521, die Männe Diaz, Vasco de Gama, Albuquerque und Cabra die Krone der Meere und fremder Welttheile fü ihr kleines Vaterland errangen, das plötzlich reich an Gold, Macht und Ruhm wurde, und für den Unternehmungsgeiſt und die Handelsluſt ſeines Volkes eine weite Bahn geöffnet ſah. Aber unter Johann III., dem Sohn Emanuels des Großen, wurd bereits dieſer außerordentliche Schwung durch jene beiden Inſtitutionen gelähmt, und mehr noch that es die lange Minderjährigkeit ſeines Enkels und Nachfolgers Sebaſtian, der als kleines Kind den Thron beſtieg. Von ſchlechten Rathgebern oder von dem unbeſtimmten Thatendrang der Jugend angeſpornt, mißverſtand der Jüngling Sebaſtian ſeine königliche Beſtimmung: ſtatt zu erhalten, wollte er erobern: ſtatt ſein Volk zu heben und zu ſchützen, wollte er ein fremdes bekehren. Die Folge davon war die Schlacht von Alcaſſar in Afrika, 1578, Sebaſtians geheimnißvoller Tod, der Untergang ſeiner großen Armee — und für Portugal: der Verluſt ſeines kinderloſen Königs, all der Schätze von Gut und Blut und Menſchen, welche zu dieſer Expedition verſchwendet worden, und endlich gar ſeiner Unabhängigkeit, 1581, als Philipp II. von Spanien ſein Erbſchaftsrecht durch ſiegende Gewalt, welche ihm die Zerfallenheit innerer Parteien gab, gelten machte. Der eiſerne Druck der ſpaniſchen Herrſchaft währte bis 1640, und es iſt wol er hauptſächlich, der ein ſo fürchterliches Mißbehagen erzeugte, daß man mit dem Herzog von Braganza als König von Portugal vorlieb nahm. Johann IV. hatte keine andre Verdienſte als ſeine Verwandtſchaft mit dem ausgeſtorbenen Königshauſe, aber ſeine Partei, d. h. die antiſpaniſche, gewann für ihn durch die Schlacht von Montes Claros den unabhängigen Thron von Portugal. Doch die Hülfsquellen des Landes waren ruinirt, die Kräfte erſchöpft, und ein Jahrhundert voll ſchwacher und bigotter Könige ſog ihm wie ein Vampyr das Lebensblut aus. Der Adel war in ein paraſytiſches Höflingsgeſchlecht ausgeartet, wie zu jener Zeit überall, nur nicht in England. Seine Gier nach Vermögen, nach einträglichen Aemtern, die er nur zum eignen Vortheil verwaltete, brachte die Finanzen in die heftigſte Zerrüttung. Da beſtieg Joſeph Emanuel den Thron, 1750, und Pombals Herrſchaft begann. Wer nicht mit ihm ging wurde zerbrochen: die Jeſuiten zerſtoben, der Adel wich; mit raſtloſem Eifer bemühte er ſich die Finanzen zu ordnen, und Manufakturen und Landbau zu heben, welcher letztere ganz vernachläſſigt war. Etwas gewaltſam ging er denn freilich dabei zu Werk, z. B. ſo, daß er die Weinſtöcke ausreißen ließ, um die Beſitzer zum Kornbau zu zwingen. Einige meinen, er habe die famoſe Conſpiration von 1758 nur erdichtet um dadurch die Einflußreichſten und Mächtigſten des Adels auf das Blutgerüſt zu bringen, und um ſich zu rächen, weil die Familie des Marquis von Tavora ſeinen Sohn zum Schwiegerſohn verſchmäht hatte. An die Rache will ich glauben; denn Kind und Greiſin auf dem Schaffot hinrichten zu laſſen, ſieht wol aus wie eine Genugthuung für perſönliche Beleidigung; doch an die Erdichtung der Conſpiration nicht. Nur glaub' ich freilich, daß ſie mehr gegen Pombal als gegen den König gerichtet war. Als dieſer 1777 ſtarb, war die Herrſchaft des allgewaltigen Miniſters zu Ende; er zog ſich auf ſeine Güter zurück, und was er auch Tüchtiges bezweckt und geſäet haben mogte — es ging im Keim unter während der Regierung von Donna Maria I., die als einziges Kind Joſeph Emanuels den Thron beſtieg, während ihr Gemal nur den Königstitel führte. Die Schwäche und Bigotterie ihrer Familie ging bei ihr in förmlichen Wahnſinn über, und ihr Sohn, Johann VI., mußte 1790 die Regierung übernehmen, nachdem der Kronprinz, ſein älterer Bruder, geſtorben war. Er war für den geiſtlichen Stand beſtimmt, der arme Don João, und würde vielleicht als Erzbiſchof oder Kardinal friedlich vegetirt haben, während er jetzt freilich auch nur vegetirte — doch keineswegs friedlich. Im Jahr 1807 floh er mit ſeiner ganzen Familie vor den Franzoſen nach Braſilien, von wo er 1814 nach Napoleons Untergang zurückkam. Dieſer Moment iſt in einem wüſten Prunkſaal des Ajuda Palaſtes durch eine Freske folgendermaßen verewigt: am Ufer ſteht der Genius von Portugal, umgeben von der Freiheit und ähnlichen langweilig typiſchen, allegoriſchen Figuren. Sie ſuchen ſich zu freuen ſo gut ſie können — was dem Maler eben ſo ſchwer geworden iſt, als dem Genius des Landes. Ueber dem Meer kommt geſchwommen ein langer Zug von Muſchelwagen, jeder von Tritonen oder Delphinen gezogen. Aber weder Neptun, Venus noch Amphitrite thronen in dieſen Muſcheln! nein! ſie enthalten ganz andre Perlen!

In der erſten ſitzt der König Don João VI. im Hofanzug des vorigen Jahrhunderts; die Meerluſt ſäuſelt um ſeinen Haarbeutel, und die Wellen ſpritzen an ſeine Schnallenſchuh. Ich muß geſtehen, daß er mir nicht ſowol den Effect einer Perle, als den einer Auſter machte, und ich bin überzeugt, daß wenn eine Auſter die Menſchengeſtalt annehmen könnte, ſo würde es keine andre ſein, als die des Königs Don João VI. Alles iſt bei ihm von einer gewiſſen zerfließenden Kugelform, der Bauch, der Kopf, das Geſicht, gar die Augen, gar der Mund! ein fürchterlicher, unausgebildeter, runder, halboffner Mund, mit herabhangenden Winkeln, und klaffenden Lippen, ein Mund, der nichts kann, als lallen und ſchmatzen. Im erſten Moment brach ich vor dieſer Figur in ein tolles Lachen aus: im zweiten ſchloß ich die Augen; ein ſolches Menſchenantlitz beſchämt mich, denn es iſt meines Gleichen! Sehe es aus ſo häßlich es wolle durch Plumpheit der Züge oder durch Zerſtörung, durch Alter, Krankheit, Gram, und wie er heißen möge der Mehlthau der Schönheit! nur nicht gemein! — ich nenne gemein, wo die Aehnlichkeit mit dem Thier vorherrſcht. In der zweiten Muſchel ſitzt die Königin Donna Carlota mit dem Kronprinz Don Pedro, in der dritten die älteſte Infantin mit Don Miguel, in der vierten noch zwei Infantinnen, und ſo fort, verſchwimmender und undeutlicher der Nachzug. Die Königin hat ihrerſeits ein entſetzliches Geſicht, ſo böſe, ſo tückiſch, wie ich nur Büſten von Caracalla geſehen habe. Doch ſie ſieht noch abſchreckender aus, denn ich weiß nicht welche Verſchlagenheit, welche Falſchheit in ihren ſeitwärts gedrehten Augen lauert! Das Geſicht des Königs beſchämt mich, das der Königin macht mich ſchaudern. O Himmel, das edle Menſchenantlitz! wie iſt es dort ſo thieriſch, und hier ſo diaboliſch! Es ſind noch mehr Porträts im Ajuda Palaſt; beſtaubt und beſchmutzt ſtehen und liegen ſie in greulicher Verwahrloſung umher: und immer haben König und Königin nicht nur dieſelben Züge, ſondern auch genau denſelben Ausdruck. In den Geſichtern der Infanten und Infantinnen ſind als Grundzüge die väterlichen: kugelrunde Augen, und ein klaffender Mund; aber die Jugend erbarmt ſich ihrer, ich meine in den Porträts, und vielleicht haben ſie ſelbſt ſpäter etwas für ſich gethan, und Intelligenz und Seele walten laſſen. Don Pedro galt ja für einen ſchönen Mann, und Don Miguel, den ich flüchtig in Rom geſehen bei St. Peters-Feſten, mag wol auch ſo eine gewiſſe brutal ſoldatiſche Schönheit ſein. Dieſe verſchiedenen Gemälde, al fresco und in Oel, bilden die alleinigen Ornamente des Ajuda Palaſtes. Vom Balkon des Thronſaals hat man eine der reichſten und ſchönſten Ausſichten, wirklich eine von denen, die ſich durch ihr gar ſo ſeltnes Gemiſch von Großartigkeit und Lieblichkeit mit Neapel meſſen darf, mit St. Elmo, oder mit den Camaldoli. Die Lage der Stadt iſt ganz einzig, denn ſie bietet wahrhafte Gebirgszuſtände dar, ſchroffe Felſen, Schluchten, ſteile Abhänge. Und neben dieſem Gewirr die majeſtätiſche Ruhe des herrlichen Tajo, der mit der ziſchenden, näſelnden, portugieſiſchen Ausſprache Teſcho genannt wird. Außer dieſen wunderprächtigen Bildern, welche die Fenſter einrahmten, war im Thronſaal nichts, als der Thron — und den ſtieß ich um, oder eigentlich zertrümmerte ich ihn .... ſo ſchwach war er! Ich legte nur meine Hand auf ſeine mächtig hohe mit dunkelrothem Sammt bezogene Rücklehne, und ſtreichelte dieſen Sammt ganz ſanft, weil ich ihn gern mag, als plötzlich zu meinem großen Entſetzen die ganze Lehne umſtürzte und die Eſtrade herabpolterte. Es wird wol der erſte und einzige Thron bleiben, den ich erſchüttere! — Aus dem Palaſt ins Kloſter! ehedem war dieſer Schritt nicht weit! Nach dem herrlichen Hieronymitenkloſter von Belem, das Emanuel der Große erbaute, nachdem Vasco de Gama den Weg nach

Oſtindien um Afrika herum entdeckt hatte! Don Pedro hat dies Kloſter ſamt vielen andern aufgehoben, und darin eine Erziehungsanſtalt für acht Hundert arme oder Waiſenkinder geſtiftet. Die ungeheuern Schätze des Kloſters hat er verbraucht um ſeiner Tochter die Krone zu erkämpfen. Was man von den Reichthümern der Mönche von Belem erzählt, klingt ein wenig fabelhaft: von Goldgeſchirr ſoll Jeder geſpeiſt haben und mit ſechs Maulthieren gefahren ſein: vielleicht waren ſie reich genug um es zu können. Nun, man hat denn redlich Sorge getragen, daß von dieſen Herrlichkeiten keine Spuren übrig blieben, wenigſtens keine andre, als das Gebäude ſelbſt, Kloſter und Kirche, in letzterer das Grab Emanuels des Großen — oder, wie er auch zuweilen genannt wird, des Glücklichen. Wenn ich einen König oder einen Kronenträger „glücklich" nennen höre, ſo fällt mir immer jener mauriſche König zu Cordova ein, der bei ſeinem Tode niederſchrieb: daß er in ſeinem langen, weiſen, mit Prosperitäten jeder Art geſegneten Leben, grade elf glückliche Tage gehabt. In Parentheſe, eh' ich's vergeſſe! bitte, meine Kindlein, ſprecht nur immer hübſch Cŏrdŏvă aus, und Grănādă, alſo grad' umgekehrt wie's zu geſchehen pflegt. Die politiſchen Revolutionen brachen ſich vor den Marmormauern des Kloſters von Belem, obgleich ſie durch das große Erdbeben von 1755 mächtig erſchüttert, und theilweiſe umgeſtürzt waren. Es iſt ſehr glücklich, daß man ſich hier und in Spanien begnügt hat die Mönche zu verjagen oder ausſterben zu laſſen, ohne die Klöſter ſelbſt von der Erde zu vertilgen, wie in Frankreich. Verwüſtet, umgebaut, und für andre Beſtimmung eingerichtet wie ſie nun ſind, bleiben ſie doch wenigſtens intereſſante Monumente für die Geſchichte und die Kunſt, geben ernſte Lehren von der Wandelbarkeit alles deſſen, was der Menſch für unwandelbar hält, ermahnen die Gegenwart, nicht die Vergangenheit zu verachten, indem ihr Beſtreben, ihre Richtung von der Zukunft ebenſo in den Staub getreten werden dürfte, wie ſie Luſt hat es mit der Vergangenheit zu thun, — und ſchmücken endlich die Erde mit dem melancholiſchen Pomp der Ruinen, der ihr, der Ewigjungen und Ewigſchönen ſo lieblich ſteht wie ein flüchtiger Trauergedanke einem Antlitz von ſiebenzehn Jahren. Wo die Klöſter vertilgt ſind, iſt die Poeſie aus der Landſchaft entſchwunden, und ſie iſt der Proſa des Lebens, dem Bedürfniß und dem Genuß anheim gefallen. Verjagte man die Camaldoli oben von ihrem Berge bei Neapel, ſtiftete man dort ein Waiſenhaus, ſo mögte das wol ſehr nützlich ſein, und obenein würd es dann nicht mehr am Thor heißen: „Ma non le donne!“ — allein von der Stätte ſelbſt würde ein großer Reiz ſchwinden. Es hat etwas Erſchütterndes auf dem ſchönſten Fleck der Erde, wo das Herz ſich von Liebe und Freude überſtrömt fühlt, Menſchen zu finden, die aller irdiſchen Liebe und Freude entſagt haben, und von aller irdiſchen Schönheit hinweg in eine verſchleierte Ewigkeit ſehen. Es hat etwas Erſchütterndes zu denken, daß ſie beten wenn wir jubeln, daß ſie entſagen wenn wir genießen, daß ſie ſich abwenden wo wir ſuchen, daß der Goldglanz unſers Glückes ſich nie um ihre Stirn legt und das Schwert unſrer Schmerzen vielleicht zehnfach in ihre Seele dringt. Ob ein ſolcher Zuſtand vernünftig oder nützlich iſt, ob er der Beſtimmung des Menſchen entſpricht, ob gar der Menſch fähig iſt ſich in dieſer Sphäre zu erhalten — das weiß ich nicht, und es geht mich auch nichts an, denn ich betrachte die Welt nicht mit adminiſtrativen oder moraliſirenden Tendenzen — ſondern mit gar keinen, und das iſt Poeſie. Nicht die Baſtardpoeſie, die didaktiſche, die beſchreibende; ſondern die ächte: Schönheit ahnen, wo wir ſie nicht ſehen, und ſie feiern wo wir ſie ſehen. — Das Kloſter von Belem iſt in einem ganz beſondren Styl gebaut — weder gothiſch, noch mauriſch, noch italieniſch. Der

Bogen zwiſchen den Pfeilern iſt wunderbar abgeplattet, grade oben, wo er den höchſten Schwung haben ſollte. Die Sculptur iſt dermaßen dabei verſchwendet, daß kein thalergroßer Fleck leer iſt. In der Kirche hat man die Verwüſtungen durch das Erdbeben wieder hergeſtellt; im Kreuzgang, den die vier Gebäude des Kloſters bilden, nicht; da iſt denn die obere Etage viel zu niedrig gegen die untere, und viel zu kahl. Ein Baſſin und ein Blumengärtchen füllen den innern Hof: lange Schlaf-, Schul- und Speiſeſäle ſind an die Stelle der einzelnen Zellen getreten, und Hunderte von Knaben, in weiß und blau geſtreifte Leinwand uniformirt, wimmeln in den ehemals ſo einſamen Corridors. Es iſt heut Sonntag, drum hatten ſie keinen Unterricht, und waren äußerſt munter. Einige hatten Beſuch von ihren Müttern. Väter hab ich nicht geſehen! wo mögen die ſein? todt? einer andern Claſſe der Geſellſchaft angehörend? von fremdem Volk, in fernen Ländern lebend? Ein Knabe ſprach franzöſiſch, ein andrer engliſch!.... ſolch Waiſenhaus iſt mir, ich kann nicht ſagen wie beängſtigend! traurig auch, und rührend auch, aber hauptſächlich beängſtigend. Mein Herrgott, iſt die Erde denn wirklich groß genug für einen ſo ungeheuern Nachwuchs von Menſchen? es will doch jeder von dieſen acht Hundert Knaben dereinſt leben, eſſen, trinken, etwas haben, etwas beginnen, etwas verbrauchen: .... wo ſoll denn das für ſie herkommen? ein Erbtheil haben ſie nicht, Zuflucht, Schutz und Stütze auch nicht. Die blutarmen oder taugenichtſigen Eltern ſind todt, oder haben ſie verlaſſen. Höchſtens haben ſie eine unglückſelige Mutter, die bereit iſt ihr Elend oder ihre Verworfenheit mit ihnen zu theilen. Sie bekommen hier freilich Unterricht in Elementarwiſſenſchaften, in Künſten und Handwerken, und Leute, die ſich nicht dadurch fortzuhelfen brauchen, meinen immer, wenn nur ein Menſch etwas gelernt hat, ſo ſei das ganz genug für ein redliches und ſicheres Fortkommen in der Welt. Als ob es heutzutag an Menſchen fehlte, die etwas gelernt haben! .... an Raum, an Gelegenheit, am Tummelplatz fehlt es um mit dem Gelernten weiter zu kommen als bis zum trocknen Brot. Alle Carrieren ſind gepfropft voll Aſpiranten, in jedem Fach, in jeder Facultät, in jeder Claſſe der Geſellſchaft ſchiebt, ſtößt und drängt ſich die Menge. Man ſpricht wol: es verhungert doch keiner! .... Ach Gott, was wiſſen wir denn von denen, die verhungern? bekümmern wir uns um ſie, haben wir ein Auge für ſie? Ja, wenn ſie kommen und betteln, dann geben wir ihnen etwas, wodurch ſie heute vor dem Verhungern geſchützt ſind — oder geben ihnen auch nichts, je nachdem wir geſtimmt und bei Laune ſind; aber es kommen doch nicht Alle betteln, und die welche nicht kommen, verſchwinden in der Maſſe für unſer Auge. Alſo damit dürfen wir uns keineswegs beruhigen. Und dann giebt es überdas Dinge, die eben ſo gräßlich ſind als zu verhungern! betteln, Almoſen nehmen, kriechen, ſtehlen, und wie all die Erniedrigungen und Entwürdigungen heißen mögen, die den Menſchen locken und zähmen und umringeln, der ſeinen Platz am Tiſch des Lebens begehrt und ſucht, und keinen leeren finden kann. Und dann! wenn man Eltern, wenn man Geſchwiſter hat, welch ein Unterſchied!.... ſogar in dem Fall, daß ſie nichts für uns thun können, daß ſie unſre Leidensgefährten ſind. So haben wir denn doch wenigſtens Gefährten! ſo können wir denn doch an die vergangenen Tage denken, wo die Eltern für uns ſorgten, wo die Geſchwiſter mit uns ſpielten! ſo iſt's doch nicht immer und überall dies grenzenloſe, ſchauerliche Verlaſſenſein geweſen, und wir haben unſre guten Tage gehabt. Aber ſo ein Menſch! mit der Wiege in das Waiſenhaus geſchleudert, an das fremde kühle Mitleid gewieſen, das ihn von Staatswegen verpflegt, mit einem Vater, der ihn verleugnet, mit einer Mutter, der er eine Schmach iſt, ohne Geſchwiſter, ohne Verwandte, ohne Namen — mein Gott! ich find' es bewundernswerth wenn er kein Bandit wird. Der Menſch hat es warlich zu ſchwer auf der Welt, der bei ſeinem erſten Erſcheinen in derſelben nicht einmal die Stätte bereitet findet, auf der ſeine Wiege ſtehen ſoll. Ich habe mal geleſen: man hätte die Beobachtung gemacht, daß natürliche Kinder immer reicher von der Natur begabt, talentvoller und klüger als andere wären. Ich weiß nicht auf welche Erfahrungen man dieſe Behauptung ſtützt: in der Geſchichte, mein' ich, hat man ſie nicht machen können. Sie wimmelt von natürlichen Kindern faſt ebenſo ſehr wie das Kloſter von Belem, aber es treten uns doch nur wenige bedeutende Namen aus deren Reihen entgegen: Carl Martel, Leonardo da Vinci, der Marſchall von Sachſen, d'Alembert — mir fallen keine andre ein. Mit der Geſetzgebung iſt's doch ein ganz eignes Ding! nach dem Code Napoleon hat die Mutter eines unehelichen Kindes nicht das Recht für daſſelbe irgend eine Unterſtützung von deſſen Vater zu fodern. Als die Königin Johanna I. von Neapel 1349 in die Provence kam, gab ſie unter mehren andren auch das Geſetz: daß die Mutter eines unehlichen Kindes von dem Mann, den ſie als deſſen Vater nenne, die Verſorgung deſſelben zu ſodern habe. Eins dieſer Geſetze iſt ſo ungerecht wie das andre, wenn man nach dem gewöhnlichen menſchlichen Gefühl urtheilt; ich find' es nur ganz wundervoll ergötzlich, wie jedes ſo deutlich ſeine Abſtammung verräth. Zuweilen, wenn mir die Unterdrückung der Frau in den bürgerlichen Zuſtänden, gar ſo arg auffällt, ſtell' ich mir vor um mich zu tröſten, wie das ſein würde, wenn nur Königinnen, und zwar abſolute auf den Thronen der Erde ſäßen und vom Standpunkt ihres Geſchlechts aus Recht und Gerechtigkeit ſprächen, und Geſetze gäben und handhabten. Doch wirklich wünſchen würd' ich es nie! es geſchieht nur um mein Müthchen zu kühlen durch einen momentanen Rachegedanken. Wie man ihnen die Stellung nun einmal gemacht hat, in dieſer Unterdrückung, Vormundſchaft und Abhängigkeit, iſt es bewundernswerth wie fein, ſchlau und geſchickt ſie ſich zu benehmen wiſſen, um doch ſtets einigermaßen zu ihrem Recht zu kommen — nicht ſowol zum bürgerlichen, als zum menſchlichen, denn dieſes heißt: Gleichheit der Geſchlechter, jenes nicht. Wär' ich keine Frau, ſo glaub' ich, daß ich die Frauen ganz außerordentlich bewundern würde. Nun ſchickt ſich das nicht — denn es kommt mir vor als ob ich mich dann mit bewunderte — und ich muß es den Männern überlaſſen, die ſich deſſen ſo herzlich ſchlecht entledigen. — Die Herzogin von Braganza, welche aber hier die Kaiſerin heißt, ſoll ſich ſehr für Schulen, Waiſenhäuſer und alle Anſtalten der Barmherzigkeit intereſſiren, und ſie perſönlich beaufſichtigen — vielleicht aus wirklicher Theilnahme, vielleicht aus Pietät für die Erinnerung des Gemals, der mehre dieſer Anſtalten ins Leben gerufen. Ein Zimmer im Kloſter iſt mit den Porträts der Könige von Portugal nicht ſowol geſchmückt, als ausſtaffirt: da hängt auch ein ſehr großes Gemälde, ganze Figuren und Lebensgröße, vom Kaiſer Don Pedro, wie er mit ſeiner Gemalin und Tochter am Arm dieſe Anſtalt beſucht hat. Die Malerkunſt ſteht in Liſſabon auf einer erſtaunlich niedrigen Stufe. Den Wuſt der Allegorie hat ſie zwar in dieſem Bilde weggelaſſen; was aber Leben, Ausdruck, Colorit, ꝛc. betrifft: ſteht es nicht höher als jener Triumphzug Don Joãos VI. im Ajuda Palaſt.

Die Quinta von Belem war der Lieblingsaufenthalt der Königin Carlota. Eine Quinta iſt ein Landhaus, zuweilen nur mit einem Garten, zuweilen mit weitläuftigerem Grundbeſitz. Die von Belem hat einen wunderſchönen Garten mit himmelhohen Lorbeerhecken und unabſehbaren Gängen zwiſchen denſelben, mit verſchnörkelten Marmorſtatuen und Durchblicken und Ausſichten auf die Stadt;

allein wir konnten uns deſſen nur ſehr oberflächlich erfreuen, weil es zwei Uhr Mittags und eine vernichtende Hitze war — eine ſolche Hitze, daß es einem vor den Augen flimmerte, als ob man vor der Glut eines Schmelzofens ſtände. Das Haus wurde uns nicht geöffnet, weil der Caſtellan nicht zu finden — vermuthlich bei der Sieſta war; und ich bedauerte es nicht. Mich intereſſiren im Grunde nur bewohnte Zimmer, und wo möglich ſo bewohnt, daß der Beſitzer eben aus der Thür gegangen iſt; dann iſt doch Leben drin! Gewohnheiten machen ſich breit, Beſchäftigungen treten hervor, die Richtung der Gedanken verräth ſich; es iſt Athem drin und Sinn. Bei Prunkgemächern ſuch' ich das nicht! da begehre ich architektoniſche Schönheiten oder den edlen Luxus der Künſte. Von dem Allen hat die Quinta von Belem nichts, und der Name der Königin Carlota, dieſer unholden grauſamen Frau, iſt nicht geeignet um einen lieblichen Schimmer über kahle Wände und leere Räume zu gießen. — Bei den Fahrten nach dieſen verſchiedenen Orten hab ich denn von meiner Seje aus die Stadt etwas geſehen, ich meine die Häuſer, und ſie viel weniger originel und hübſch gefunden, als die andaluſiſchen. Sie ſehen ganz gewöhnlich aus, und haben nicht einmal durchgehends Balkons, ſondern etwas von dem abgeſperrten Anſehen unſrer nordiſchen Steinkaſten. Mirador und Patio ſind verſchwunden, und die einzige Aehnlichkeit mit Cadiz iſt nur noch die unerhörte Menge der Papageien, die vor allen Fenſtern quarren und quackeln und ſchreien, und die ebenſo unbequemen, ſchmetternden Kanarienvögel. Ich begreife nicht wie vernünftige Menſchen, die doch gern ein ruhiges Wort reden und ihre ſtillen Gedanken haben mögen, ſich entſchließen können ihr Zimmer mit dieſen Thieren zu theilen, deren ewige raſtloſe Beweglichkeit und deren ohrzerreißende Stimme ein friedliches Gemach in eine unbehagliche Menagerie verwandelt. In Treibhäuſern, zwiſchen fremdländiſchen Pflanzen, machen ſich Papageien und Kanarienvögel ſehr gut indem ſie den Eindruck einer andern Zone vervollſtändigen helfen; aber im Zimmer erlaub' ich ſie nur Kindern. Kinder müſſen etwas zu pflegen, zu liebkoſen, zu erziehen und zu plagen haben: Kaninchen, Hunde, Tauben und alles mögliche Gevögel. Es hat ſich gewiß jedes junge Mädchen einmal für irgend ein Gethier paſſionirt, und es gepflegt, geliebt, und bei ſeinem Tode beweint. Ich wenigſtens hab' es treulich gethan. Aber es kommt doch der Moment, wo ein Papagei das Herz nicht mehr ausfüllt, wo man andere Intereſſen hat als die für das gefiederte Geſchlecht, und wo es der Sorgen und Freuden, der Gedanken und Geſchäfte zu viel giebt um ſich der Pflege der Kanarienvögel zu widmen. Dann ſollte man ſie in ihren Käfigen ausſterben laſſen, wie die Mönche in den Klöſtern von Portugal. Man hat ſich aber hier und in Cadiz dieſen kindiſchen Geſchmack zu bewahren verſtanden, und die gellenden Töne jener beiden Vögelarten ſchmettern betäubend aus allen Fenſtern auf die Straße hinaus. Ich liebe außerordentlich die Bewegung des Lebens, aber der Lärm des Lebens iſt mir zuwider, und muß wo möglich vor meiner Zimmerthür verhallen. — Nachmittags beſuchten wir das Stiergefecht, das in der guten Jahrszeit alle vierzehn Tage in der Plaza de Toros ſtatt findet, und mich nicht ſonderlich unterhalten hat, denn es geht nicht ernſtlich dabei zu, es fließt kein Blut, der Stier wird nur ein wenig harpunirt und geprickelt von dem Picador, und kann ſich nur wenig rächen, weil er Kugeln von Kork auf den Spitzen der Hörner, und weil der Picador gute muntre und ſtarke Pferde hat, welche aus dem Marſtall der Königin geliefert werden. Wenn man nicht die ſpaniſchen Corridas kennt, mögen dieſe ganz nett ſein, ſo unſchuldig, ſo kindlich; aber ich ſage mit der Herzogin von Longueville: „Je n'aime pas les plaisirs innocens.“ — Espadas giebt's gar nicht bei dieſen Stiergefechten, und nur einen Picador, der im Hofkleid von hellblauem Atlas, mit dreieckigem Hut, Manchetten und weißen Handſchuhen ganz gentlemanlike zu Pferde ſitzt. Die Banderilleros ſind wie in Andaluſien gekleidet. Wenn ſie und der Picador den Stier genugſam geneckt, und ihm am Halſe einige leichte Fleiſchwunden beigebracht haben, ſo kommt der Hauptſpaß. Der Picador verläßt die Arena, doch kein Espada betritt ſie mit dem feuerfarbnen Mantel und dem breiten Schwert um den letzten Kampf auf Leben und Tod zu beginnen: ſondern die Banderilleros werfen ſich auf den Stier, auf ſeine Hörner, ſeinen Nacken, ſeinen Schweif, packen, ergreifen und bändigen ihn, und halten ihn endlich ſo feſt, daß er ſich nicht von der Stelle bewegen kann. Dann iſt er beſiegt! Die Ueberwinder haben vorher ihre gehörige Anzahl von Püffen und Stößen empfangen, ſind oft genug gefallen und geſtolpert; nun triumphiren ſie und ärnten Lob und Beifall. Darauf öffnet ſich das Thor der Arena, ſechs friedliche Ochſen mit Glocken um den Hals treten ein, die Banderilleros laſſen den Stier los, und vergnügt läuft er mit ſeinen guten Freunden, ihrem Geklingel folgend, von dannen, und wird gepflegt und geheilt. So mild geht es zu bei einer Corrida in Liſſabon! Die Plaza de Toros (auf portugieſiſch: praça de touros) iſt bei Weitem nicht ſo groß wie in Sevilla, und ganz von Holz; übrigens aber in derſelben Art mit Logen und offnen Sitzen, mit Schatten- und Sonnenplätzen eingerichtet. Die Frauen in den Logen waren vollkommen nach der franzöſiſchen Mode, und zwar nach der neueſten mit ganz engen Ermeln gekleidet, und trugen Hüte und Shawls. Die Männer, vornehm wie gering, waren angezogen wie überall, und nur die Frauen vom Volk ſaßen vom Hals bis zur Fußſpitze in ihre ſchweren dunkelbraunen Tuchmäntel mit langen Pelerinen gewickelt, und fächerten ſich verzweiflungsvoll — denn es war eine Hitze, wie ich ſie bis jetzt noch nirgends gefunden. Der Fächer und das weiße Muſſelin Kopftuch paſſen gar nicht zu den plumpen Mänteln, und die Frauen ſehen auch nichts weniger als graziös damit aus. Um halb acht Uhr war das Spiel zu Ende, und wir gingen zu Fuß zurück. Man muß hier wirklich wie eine Ziege klettern, und dazu iſt das Pflaſter in dieſen hochgelegnen Straßen ſo holprig, daß man beſtändig Gefahr läuft die Füße zu zerbrechen. In den untern und neuern Straßen iſt's viel beſſer, und ſie haben außerdem Trottoirs. Ich ging aber doch, theils um mich von der Fahrt in der Seje zu erholen, die mich den halben Tag herumgeſchüttelt hatte, theils um den Abend zu genießen, der nach Sonnenuntergang lieblich wurde, denn ein muntrer Wind wehte vom Tajo herüber, und auf der öffentlichen Promenade, zwiſchen ihren zwölffachen unabſehbaren Lorbeerhecken, fühlte man nur ſeinen Hauch, und war gegen die Zugluft geſchützt. So ſtattlich, ſo vornehm wie dieſe Promenade hab ich ſelten eine gefunden! ſie ſieht aus, als ob man nur mit Schleppkleidern anſtändig genug wäre um ſie zu betreten. Sie beſteht nur aus Lorbeer, theils Bäume, theils Hecken, theils Sträuche, die als Vaſen und Pyramiden zurecht geſtutzt ſind; aber die Bäume ſind ſo hoch und dicht, daß ſie auch um Mittag Schatten und Kühle gewähren. Eine magre Fontäne liegt am Anfang, und eine andre am Ende der Hauptallee. — Meine ganze Reiſegeſellſchaft iſt in die italieniſche Oper gegangen; ich war müde, und laſſe mir gern Zeit. Buenas noches, señorita.

Vier und dreißigſter Reiſebrief.

Liſſabon, 7. Junius 1841.

Die Reiſearbeit wird fortgeſetzt, mein liebes Louischen. Heut ſind hauptſächlich Kirchen an die Reihe gekommen. Sie haben durchweg nicht mehr den ſpaniſchen, ſondern ganz entſchieden den italieniſchen Renaiſſance-Character, ſogar da wo ſie urſprünglich gothiſch ſind. z. B. die Sé, welche die Hauptkirche, die Kathedrale von Liſſabon iſt. Die ſpaniſchen Kirchen von Malaga, von Granada, ja ſogar der ſchwerfällige Marmorkoffer von Cadiz, ſind alle im italieniſchen Styl, nach einer der griechiſchen Säulenordnungen, und mit den Anwendungen von Kuppeln und Bogen erbaut, wie die großen italieniſchen Baumeiſter des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts es zuerſt gemacht hatten. Mit der Erweckung und Belebung des griechiſchen und römiſchen Alterthums, der Wiſſenſchaften, der bildenden Künſte, ging die Revolution in der Architektur Hand in Hand. Man fand die gothiſche zu finſter, zu hart, zu ernſt, zu regellos, und ſie war es wirklich für jene Zeit des Strebens nach Licht und des Studiums; denn die gothiſche Architektur iſt ein Mirakel unter den Künſten, iſt myſtiſch wie ein religiöſes Dogma, ſcharf wie ein mathematiſcher Satz, phantaſiereich wie eine Dithyrambe; ſie zehrt und nährt ſich von den verſchiedenſten Richtungen des Geiſtes, und zu jener Zeit ſollte eben nur die eine gelten, die der Forſchung und Bildung im Sinn des Alterthums. Es war etwas ſchwierig die chriſtlichen Elemente mit derſelben zu vereinigen, und ich meine, daß es der italieniſchen Baukunſt auch nicht ſonderlich gelungen iſt; im Jenſeits der Berge hab' ich's wol ſchon geſagt, und mich genugſam über ihre Ziererei und Koketterie beim Kirchenbau ausgeſprochen; und ſo brauch' ich's denn hier nicht zum zweiten Mal zu thun, denn die hieſigen Kirchen ſind ganz in jenem Sinn und Styl, und wie die Loretto-Kapelle übers Meer nach Italien geflogen ſein ſoll, ſo ſcheinen ſie von Italien übers Meer hieher geflogen zu ſein. Aber von den ſpaniſchen Kirchen wollt' ich nur ſagen, daß ſie ſich eine erſtaunenswerthe Unabhängigkeit erhalten haben, trotz dem, daß ſie doch auch nicht mehr nach gothiſchem, ſondern nach italieniſchem Muſter erbaut ſind. Waren die gothiſchen Monumente zu überwältigend in Spanien um je ihren Einfluß auf die Baukunſt ganz einbüßen zu können — war es die keuſche unſinnliche arabiſche Architectur, welche den ſchwelgeriſch pomphaften Ausgeburten der italieniſchen entgegentrat — oder iſt der Einfluß des kirchlichen Dogmas hier wirklich ſtärker und ungebrochner geblieben und hat er der modernen Bildung nicht die Zügel ſchießen laſſen — genug, die ſpaniſchen Kirchen ſind nicht immer ganz geſchmackvoll in der Verzierung, aber großartig, majeſtätiſch, von edlen Verhältniſſen, und mit einem gewiſſen feierlichen Ernſt ausgeſtattet, ſind ſie, und ich meine der liebe Gott braucht keine Umſtände zu machen um ſie als Gotteshäuſer anzuerkennen. Die meiſten italieniſchen Kirchen würd ich in ſeiner Stelle verleugnen, und die hieſigen auch. Die von S. Roque hat eine Kapelle, deren Pracht Roms würdig iſt, und auch daher ſtammt. Ihre drei Wände ſind mit drei römiſchen Moſaikbildern bekleidet, welche ebenſo vollkommen in Färbung und Zeichnung als die im St. Peter ſind. Sie ſtellen vor: die Verkündigung, die Taufe Chriſti, die Ausgießung des heiligen Geiſtes, und der Sacriſtan ſagte, ſie wären nach Originalen von Rafael, von Michel Angelo und von Guido Reni. Ich meine es muß heißen, nach Originalgemälden ihrer Schule, denn die iſt bei allen dreien unverkennbar; und ich würde den Gedanken recht glücklich finden die berühmteſten Meiſter Italiens auf dieſe Weiſe zu vereinigen und zu verewigen, wenn nur die Gemälde ſelbſt ſchöner wären. Der köſtliche Marmor des Fußbodens, der Reichthum des Altars, der mit Amethyſt, Topas und andern Edelſteinen inkruſtirt iſt, entſprechen den koſtbaren Wänden, und zur Moſaik-Kapelle in S. Roque wird jeder Fremde ſo eilig und ſchleunig geführt, als ob es das Heil ſeiner Seele fördere; ſie ſoll das Prächtigſte ſein, was Liſſabon aufzuweiſen hat. Die übrigen Kirchen beſitzen nun auch freilich nichts der Art, aber gar nichts. Die Eſtrella iſt die Kirche eines vornehmen Nonnenkloſters, welches das Vorrecht hat alljährlich einen Beſuch von der Königin zu empfangen. Sie enthält das Grabmal der Königin Donna Maria I. mit einer Inſchrift, die ungefähr ſagt: So wie ihr Leben die Wonne der Welt war, ſo war ihr Tod die Trauer derſelben. Bedenkt man, daß die Arme wahnſinnig war, und verwahrloſt und verwildert in ihren Schlöſſern und Gärten umher irrte, ſo erſtaunt man, daß ein ſo großes Leid, ein ſo herbes Schickſal, denjenigen welche dies Monument ſetzten nicht einen einzigen Gedanken wahrer Trauer eingegeben hat. Ach, die Großen der Erde ſind beklagenswerth! lebend werden ſie durch Schmeichelei verwöhnt, und todt — verhöhnt! Die Eſtrella ſcheint ganz nach dem Vorbild vom S. Peter erbaut, und auch mit derſelben materiellen Vortrefflichkeit. Bei Beſteigung ihrer Kuppel gewahrt man es. Die Mauern, die Treppen, die Gewölbe ſehen aus, als ob ſie nicht gemauert, ſondern friſch aus Stein gehauen wären, ſo ebenmäßig, tüchtig und ſtark — ganz wie dort. Und auch wie dort, hat man von oben herab ein herrliches Panorama, bei dem ich die abgeſchmackte Phraſe brauchen werde: man muß es ſehen, beſchreiben läßt es ſich nicht. Nimm's nicht übel! Ich habe aber ſchon von der Ausſicht von meinem Balkon und vom Ajuda Palaſt geſprochen, alſo würden es nur Wiederholungen ſein, denn die Hauptbeſtandtheile bleiben immer dieſelben, und ob nun hier dies Gebäude mehr hervortritt, und dort jenes, das iſt zu leſen wirklich vollkommen gleichgültig. Freilich iſt die Eſtrella ſo hoch, daß man von der Kuppel herab die ganze Stadt und die Landſchaft bis zum Horizont überblickt, ſo daß das Meer, und die Ebene von Eſtremadura mit in das Gemälde hineintreten: doch grade deshalb würde die Beſchreibung um ſo viel zerfloſſener werden, als das Panorama in der Wirklichkeit an Reichhaltigkeit gewinnt. Auf einem Berge, der durch den ganzen Thaltheil der Stadt von der Eſtrella getrennt iſt, liegt die Kirche S. Vicente de Fora, in deren unterirdiſchen Gewölben die Mitglieder des Hauſes Braganza die letzte Ruheſtatt finden. Ob zwar es nicht die Stunde der Sieſta war, ſo war dennoch die Kirche geſchloſſen, und weit und breit kein Pförtner. Der Kutſcher erbot ſich dienſtwillig ihn herbei zu ſchaffen, und wir warteten auf der Teraſſe vor der Kirche — warteten und warteten, weiß der Himmel wie lange! Endlich wurden Nachforſchungen angeſtellt, nicht ſowol um des Pförtners, als um des Kutſchers wieder habhaft zu werden — denn ich habe gar keine Zeit zum Verſchwenden übrig — und ſiehe da! er war nur um die Ecke gegangen, dachte nicht daran den Pförtner zu ſchaffen, unterhielt ſich vortrefflich mit einem Kameraden, und fand es ſehr bequem für ſich und ſeine Pferde unſre Fahrt auf dieſe Weiſe zu verlängern, weil wir die Eeje ſtundenweiſe genommen hatten. Die Kirche, erfuhren wir jetzt, iſt nur Morgens geöffnet. Der Weg nach S. Vicente führt an einigen Ruinen vom großen Erdbeben vorüber, von denen eine recht prächtig, wie ein Portal oder ein Triumphbogen ausſieht, woran ſich jetzt ein ſehr unſcheinbares Haus gelehnt hat. Am erſten November 1755, am Tage Allerheiligen, grade als alle Kirchen voll Menſchen waren, fand jenes ſchauderhafte Ereigniß ſtatt, deſſen Spuren Liſſabon wol nie vertilgen wird. Und es wäre auch ſchade drum! die Ruine der Karmeliterkirche, welche ebenfalls damals zuſammenbrach und Hunderte unter ihren Schutt begrub, iſt ganz gewiß das maleriſchſte und edelſte Gebäude in Liſſabon. Sie liegt hoch, auf einer ſchroffen Hügelwand, ſo daß ſie den großen Platz Roſcio etwa ſo beherrſcht, wie ein altes Caſtel eine Stadt. Thurm und Gewölbe ſind eingeſtürzt, nur die äußern Mauern ſtehen aufrecht, zwiſchen ihnen die ſchönſten gothiſchen Pfeiler, und über denſelben ſteigen einzelne ſtolz geſchwungene Bogen empor und ſtrecken ſich gen Himmel wie Geiſterarme, die etwas ſuchen und nicht erreichen können. Sie macht ſich gar wunderſchön, fern wie nah. Auf dem Roſcio ſelbſt, der ein ganz regelmäßiges Viereck iſt, und neben ſich den eben ſo großen und regelmäßigen Fruchtmarkt hat, liegt eine andre Ruine, die viel merkwürdiger als maleriſch iſt; nämlich die des Inquiſitionsgebäudes, welches vor mehren Jahren abbrannte, und jetzt zu einem Volkstheater ausgebaut werden ſoll. Eine größere Umgeſtaltung ihrer Beſtimmung haben

Mauern wol nie erlebt! Es iſt mir faſt beängſtigend, daß Thorheit und Fröhlichkeit bis zur Ausgelaſſenheit ihr Weſen auf dieſer Stätte treiben ſollen, wo die finſterſten Geiſter dämoniſch gehauſt haben, welche je ihre Geißel über dem Menſchengeſchlecht ſchwangen. Ich weiß nicht — aber mir iſt zu Muth, als würde ich einen Garten drüber anlegen, Bäume und Blumen pflanzen, halb als friedliches Verſöhnungsopfer für die blutgedüngte Erde, halb als blühendes Grab für die unglückſeligen Todten. Wenn nicht Sonne und Himmel hineinſehen, würde mir bange ſein, daß die alten Geſpenſter drin umgingen. Doch das iſt Unſinn! es giebt ja keine Geſpenſter — ſpricht man, und ich muß bekennen, daß ich an das reſpektable Geſchlecht der Geſpenſter auch nicht glaube, welche bald im Mönchsgewande mit einer Blendlaterne herum ſpuken, bald als Knochengeripp mit Leichentuch und Ketten, bald als Rittersmann mit einem feueraugigen Hunde. Allein ich möchte wiſſen was das iſt, und ob man das nicht ein Geſpenſt nennen könnte, was bisweilen hinter uns her ſchleicht, oder über unſer Haar ſäuſelt, oder jede unſrer Bewegungen momentan dermaßen lähmt, daß wir nicht im Stande ſind die Augen aufzuſchlagen oder unſern Platz zu verlaſſen. Oder iſt Euch das nie geſchehen, Abends, wenn Ihr ganz allein wart, oder Nachts, bei einem Buch, einer Arbeit? Man iſt mit allen Gedanken bei ſeiner Beſchäftigung, man iſt nicht furchtſam, nicht ſchreckhaft, nicht graulich, nicht kränklich, ſondern im völlig normalen Zuſtand, und plötzlich wird man überfallen von einem namenloſen Grauen, das in gar keiner Beziehung zu unſrer Stimmung und unſrer Beſchäftigung ſteht, und momentan all unſre Fähigkeiten paralyſirt. Das iſt mir doch ſchon öfter widerfahren, und ich weiß ſehr gut, daß das kein Krampf, kein Froſt, kein körperlicher Zuſtand iſt, denn ich ſage mir, wenn er vielleicht einige Stunden gedauert haben mag: „Nun? was heißt denn das? ich glaube du fürchteſt dich?" — oder ſo etwas. Dann hört es auf, und ich ſchöpfe ganz erleichtert Athem, und leſe oder gehe oder ſchreibe weiter. Wenn die Seherin von Prevorſt noch lebte, würde ſie mir gleich erklären, ob blaue oder graue Geiſter ihren Schabernack mit mir trieben. Ach, das iſt das Unglück bei ſo vielen Dingen: die Sache ſelbſt iſt gar nicht dumm, aber die Erklärungen und Deutungen und Auslegungen ſind es ſo übernatürlich. — Ein ganz herrliches, gemeinnütziges Gebäude, das in dem modernen Europa nicht ſeines Gleichen hat, iſt die berühmte Waſſerleitung von Alcantara, die aus den Bergen zwiſchen Liſſabon und Cintra das Waſſer in die

Stadt hinein führt. Sie iſt ganz in der Art der römiſchen Aquäducte gebaut, nur nicht in ſo ſchönen Verhältniſſen. Die einzelnen Bogen ſind nicht gleich breit, man hat ſich da vielleicht nach den Eigenthümlichkeiten des Terrains gerichtet; und alle ſind grade oben, wo ihr Schwung am höchſten und ihre Wölbung am freiſten ſein ſollte, platt gedrückt. Da ſie durch Thäler und über Berge laufen, ſo iſt auch ihre Höhe nicht dieſelbe. Der größte Bogen ſoll ein Hundert und ſieben Fuß breit, und zwei Hundert und dreißig Fuß hoch ſein. Dieſe Bogen tragen die eigentliche Waſſerleitung, den kleinen übermauerten Canal, in welchem das Waſſer fließt: und neben demſelben iſt ein ſchmaler Gang, in welchem man ganz ſicher und bequem gehen kann. Die Selbſtmörder ſollen dieſen Platz vorzugsweiſe wählen um ihrem Leben ein Ende zu machen indem ſie ſich von oben herabſtürzen und zerſchmettern. Vor ein Paar Jahren hat man in einer Woche achtzehn Leichen beim Aquäduct gefunden, und unter ihnen junge Leute aus guter Familie, wolhabend, in glücklichen Verhältniſſen lebend. Dieſe Umſtände, verbunden mit der gar ſo großen Zahl, haben denn doch die Aufmerkſamkeit der Polizei erregt; man hat beobachtet und entdeckt, daß dieſe Unglücklichen keinesweges Selbſtmörder, ſondern Schlachtopfer von

Räubern waren, welche die häufigen Promenaden nach dem Aquäduct benutzten um die Leute auszuplündern, nachdem ſie ſie durch einen Stockſchlag au den Kopf betäubt hatten, und ſie dann von oben herab zu werfen, um durch den Verdacht des Selbſtmordes jeden andern zu entfernen. Jetzt ſoll es auf dieſem Punkt ziemlich ſicher ſein, und ich wandelte unverzagt oben in dem ſchmalen Gang. Das Waſſer mündet in der Stadt in einem großen vierzig Fuß tiefen Baſſin, über welches der Kaiſer Don Pedro ein ſchönes Gebäude errichtet hat; — und alimentirt von dort die verſchiedenen Fontänen. Um dieſe Fontänen ſind die Galegos gelagert, welche für das Privilegium des Waſſertragens die Verpflichtung der Feuerlöſchung haben. Die Galegos ſind Spanier aus Galizien, nördlich von Portugal, ein ſtarker, arbeitſamer, tüchtiger Menſchenſchlag, auch redlich und zuverläſſig, wie man ſagt, die ſich wie die Savoyarden und Auvergnaten durch Frankreich, und wie unſre kleinen Beſenbinder von Butzbach durch Europa — ſo durch die pyrenäiſche Halbinſel vertheilen um ſich eine kleine Habe zu erwerben. Früher, als der Haupthandel von Cadiz in Gold beſtand, waren Galegos die Kärner deſſelben, und ſollen ſich bei dieſem mühſeligen Geſchäft bedeutendes Vermögen erworben haben. Das hat nun aufgehört: und ſo einträglich wie dort das Goldkarren mag hier das Waſſertragen nicht ſein. Dennoch beläuft ſich ihre Zahl auf 30,000, und ſie bilden eine beſondre Corporation, die ihre eigenen Geſetze hat, und ſolidariſch iſt. Deshalb halten ſie auf Ehrlichkeit, wenigſtens unter ſich. Sie verrichten bereitwillige Dienſte als Commiſſionär, als Laſtträger, und wozu man ſie eben brauchen mag, und ſehen recht baumſtark und zuverläſſig aus. Wie die Galegos die Verpflichtung der Löſchanſtalten haben, ſo hat, wer in Liſſabon einen Laden beſitzt, diejenige: ein Gefäß mit Waſſer vor ſeine Thür zu ſtellen, damit die 20, bis 30,000 herrenloſen Hunde, welche in der Stadt herum vagabondiren, überall ihren Durſt löſchen können. Früher ſoll ſich deren Zahl auf 40,000 belaufen haben, aber man hat vor einigen Jahren ein kleines Blutbad unter ihnen angeſtellt, und würde es wol noch mehr ausgedehnt haben, wenn nicht das Volk gewünſcht hätte ſeine alleinige Straßenreinigungs-Polizei zu behalten — nämlich die Hunde. Außer ihnen und der Luft, bekümmert ſich niemand darum. Aller Kehricht des Hauſes und der Küche wird Abends auf die Straße geworfen; — ſo wie die Hunde das hören, ſtürzen ſie herbei, freſſen was nur irgend verſchlingbar iſt, und was übrig bleibt zehrt und trocknet die ſcharfe Luft über Nacht auf. So iſt mir erzählt worden. Ich bin in hoch- und abgelegenen Gaſſen geweſen, wo mir ſchien, daß weder Hunde noch Luft über Nacht ihre Pflicht gethan, und wo es ausſah wie in Neapel um den Mercatello. Hingegen unten, in dem neuen und eleganten Theil, war es ganz ſo reinlich wie in jeder civiliſirten Stadt; alſo mein' ich, daß hier Menſchenhände Luft und Hunde unterſtützen. Wenn letztere bei ihren nächtlichen Mahlzeiten geſtört werden, ſollen ſie fürchterlich böſe werden und wüthend über den Unglücklichen herfallen, der ihnen nicht weit aus dem Wege geht. Sie ſehen grauenhaft aus, dieſe Hunde! ſcheu wie wilde Thiere, keiner beſtimmten Race angehörend, geſpenſtiſch mager, die Rippen durchbrechen faſt die Haut, die auf ihnen klebt, und nun ſo ſchmutzig, ſo ungepflegt! und wären ſie auch wunderſchön, ſo würden ſie doch immer durch ihren wilden Zuſtand einen unbehaglichen Eindruck machen. Kann denn nicht der Tag kommen, wo ihre Progenitur ſo zahlreich wird, daß ſie die Menſchen angreift? Von der Verwahrloſung und Unordnung der hieſigen Zuſtände, von der Mangelhaftigkeit der Geſetze, oder der Gleichgültigkeit gegen ihre Aufrechthaltung, iſt es ſchwer hier — und anderwärts unmöglich ſich eine Vorſtellung zu machen. Manches, was mir ganz ernſthaft erzählt wird, klingt ſo unglaublich, daß ich kaum den Muth habe es wieder zu erzählen, z. B. daß binnen Jahresfriſt über tauſend Menſchen in Portugal verſchwunden, nämlich ermordet ſind, ohne daß deshalb Einer zu ernſter Rechenſchaft gezogen ward. Erwiſcht man einmal einen Mörder oder Räuber, gegen den die allgemeine Stimme ſich recht laut [illegible]t, ſo wird er wol gehenkt: aber man giebt ſich keine Mühe um ihn zu erwiſchen. Man hat einigen Perſonen, welche Raubanfälle gelitten hatten, gerathen, die Räuber nicht gerichtlich zu verfolgen, weil ſie dann ſich und ihre Freunde der Rache derſelben ausſetzten. Bei einer andern Perſon iſt Hausdiebſtahl geſchehen; ſie kennt den Thäter, ſie würde gern zu dem ihrigen kommen: allein die Richter beachten keine Klage bei der ihnen nicht etwas Erkleckliches zum Voraus in die hohle Hand fällt. Mir ſcheint ich habe nie und nirgends von einer ſolchen Gier nach ungeſetzlichem Erwerb gehört als hier. Grade jetzt befindet man ſich in einer Miniſterial-Kriſis: die Königin iſt heut von Cintra hereingekommen um morgen dem Staatsrath beizuwohnen, in welchem neue Miniſter gewählt werden ſollen. Man ſpricht dazu: „Wenn die alten doch nur blieben! ſo ſchlecht ſie ſein mögen, ſo haben ſie doch ſchon ihre Sache gemacht, und die

Taſche gefüllt — und das geht bei den neuen von vorn wieder an.“ Die Herren ſelbſt haben deſſen auch gar kein Hehl. Jeder Secretär oder Abſchreiber in der Staatskanzlei bildet ſich ein, der Staat ſei dazu da, damit an ihn die Reihe des Portefeuilles, d. h. des Beutelfüllens komme. Und iſt es zu verwundern, daß der Plebs ſo denkt, wenn die Vornehmen, die Großen, denen an der Würde des Staates wie an ihrer eigenen Ehre liegen ſollte, die dazu geboren ſind dieſelbe aufrecht zu halten — wenn der Herzog von Palmella ſagt: Jetzt, ſeitdem er eine reiche Schwiegertochter habe, begehre er nicht mehr Miniſter zu ſein. Dieſe Schwiegertochter war das einzige Kind eines Banquiers, der ihr bei ſeinem Tode ein enormes Vermögen hinterließ, ſo daß ſie reicher war als die Königin ſelbſt, die, wie bekannt, täglich ein Conto Reis hat, nämlich tauſend Thaler. Dieſe reiche Erbin war ein zehnjähriges Kind, welches die Mutter nicht verloben wollte, als der Herzog von Palmella ſie entführte, ſie in Frankreich erziehen ließ, und ſie nach einigen Jahren mit ſeinem Sohn verheirathete. Klingt das nicht wie eine mittelalterliche Begebenheit? Ganz ſeltſam ſind hier die Einrichtungen, ganz verkehrt — nach unſern Anſichten! die Orden erben vom Vater auf den Sohn, und ſollen doch im Grunde das perſönliche Verdienſt belohnen; hingegen der Name erbt nicht unbedingt und bedarf der Beſtätigung des Monarchen. Wenn der ſie verweigert, ſo bekommt z. B. der älteſte Sohn des Marquis Saldanha nach deſſen Tode nicht dieſen Namen, ſondern muß ſich mit dem allgemeinen Familiennamen de Caſtro begnügen. Jetzt kommt uns doch unſer Name wie unſer allerperſönlichſtes, unverlierbarſtes Eigenthum vor, das wir wahrlich von Gottes Gnaden haben. Dieſe Einrichtung muß ſich noch aus den Feudalzeiten herſchreiben, wo nach jedem Todesfall die Belehnung immer von Neuem nothwendig war. Aus den Zeiten der Patriarchen, wenigſtens, ſtammen die Karren, mit welchen das Landvolk die Feldfrüchte in die Stadt ſchafft! ſtell Dir ein Brett vor, in welches rund herum am äußern Rande ſenkrechte Stäbe geſteckt ſind, eine Art roher Paliſſade, damit das Herabfallen der Gegenſtände verhütet werde. Dies Brett liegt auf einer Achſe, deren äußere Enden in ſtarke hölzerne Scheiben einlaufen; dieſe beiden Scheiben ſind die Räder, und ſie drehen ſich mitſamt der Achſe an dieſem antediluvianiſchen Fuhrwerk. Zwei Ochſen ziehen es, und der Führer geht neben her, ermahnt und ermuthigt die Thiere, und ſtößt, ſchiebt, hält und lenkt den Karren, je nachdem deſſen Unbeholfenheit es bedarf. Eine reizende Eigenthümlichkeit dieſer Räder iſt, daß ſie ſich unter fortwährendem Quicken und Pfeifen, wälzen um durch ihre infernaliſchen Töne die Ochſen in die Eile hinein zu ängſtigen. Solch Vieh macht ſich aber nichts daraus, und menſchliche Ohren müſſen es anhören!

Ich verbringe nach ſolchem mühſeligen Tage, in dem man unendlich viel mehr zu ſehen und zu hören bekommt als einem lieb iſt, die Abendſtunden mit wahrer Wonne auf der Promenade, auf dem paseo publico, von dem ich Dir geſtern ſchrieb, und auf S. Pedro de Alcantara, der von der Nachbarſchaft einer Kirche dieſen heiligen Namen hat. Wie jener aus nichts beſteht als aus majeſtätiſchen, ſchnurgraden Gängen, ſo iſt dieſer nichts als ein Blumengarten, terraſſenartig an einem Felsabhang angelegt, und gar reizend durch ſeine ſchwebende Lage, den herrlichen Blick in die phantaſtiſche Stadt hinein und den entzückenden Duft des Heliotrop. Wie bei uns Epheu die Mauern tapeziert — ach, was ſag ich Epheu! der iſt auch ſchon rar genug! nein, gutes ehrliches Moos! ſo ſind die Mauern der verſchiedenen Terraſſen ganz dick mit Heliotrop überzogen, und die Unſcheinbarkeit dieſer kleinen Blume rächt ſich triumphatoriſch durch ihren glühenden, berauſchenden, ſchönheiterſetzenden Duft. In ſolcher Atmoſphäre hat das Auge keine Rechte und keine

Anſprüche. — Aber wie wunderlich verfallen die Stadt von einem ſolchen Standpunkt ausſieht, der nicht hoch genug iſt um, wie die Eſtrella, den Effekt einer Grundriß-Anſicht zu geben, aber hoch genug, um in den Wirrwar von Berg und Thal, von Straßen und Feldern, von Marktplätzen und Wüſten, von Gärten und Ruinen, die Einſicht zu gewähren! Eine ſo konfuſe Lage iſt mir nie vorgekommen! Genua will nichts dagegen ſagen. Das Terrain, auf welchem Liſſabon gebaut iſt, ſcheint durch ein Erdbeben umgeackert zu ſein — anders kann ich's nicht beſchreiben; hier iſt ein Fels in die Höhe gehoben, da iſt eine Schlucht geſprengt, dort ſind allmälig Hügel aufgeſtiegen, und daneben ein Paar Felsblöcke herabgekollert; und all dies zerſetzte, geängſtigte Erdreich hat den Menſchen nicht abgehalten es zu überbauen — ſo lockend, ſo vortheilhaft, ſo ſegensreich war die Nähe des großen herrlichen Stromes, der grade bei Liſſabon ſein Bett verengt, und dadurch die Ufer anmuthiger und die Strömung raſcher macht. — Eine durchaus gartenmäßige Anlage iſt der Gottesacker der Engländer, neben welchem das Haus ihres Pfarrers und ihrer Kirche liegt. In einem großen Hain von Cypreſſen, Arbre de Judée und Bella sombra, den vortreffliche Wege durchſchneiden, und aus dem glänzende tauſendfarbige Bosquets der prächtigſten Pelargonien herausſtralen, ſind die Todten gebettet und mit Monumenten zugedeckt, die mir nicht ſehr geſchmackvoll vorkamen. Doch muß ich geſtehen, daß ich ſie auch nur ziemlich obenhin betrachtet habe. Ich liebe nicht den froſtigen Pomp ſolcher Denkmale. Ich habe freilich — tauſend und aber tauſend Mal unberufen! — kein geliebtes Grab, und weiß daher nicht, ob es mir nicht auch ein Bedürfniß ſein würde ein ſolches vor allen Uebrigen auszuzeichnen; aber jetzt mein' ich, ein ſchöner grüner Raſenteppich müſſe die ſtillen Todten ſtill bedecken ohne den Wuſt von harten Steinen und ſchweren Urnen und Pyramiden. Aber es iſt dennoch gar ein lieblicher Gottesacker, blühend und freundlich wie eine Oaſe — und Liſſabon mit ſeinen majeſtätiſchen Trümmern und ſeinen einſamen, koloſſalen Gebäuden hat grade in jener Gegend etwas Wüſtenhaftes, das um ſo reizender jene Fülle von Grün und von Blumen, von Schatten und Glanz hervorhebt. Ich weiß nicht was für Mittel die Engländer haben, um dem Erdreich, das ihre Hand berührt, gleichſam eine andre Eigenthümlichkeit aufzudrücken. Das frappirte mich ſchon ſo außerordentlich in Gibraltar, und jetzt wieder hier. Der Boden wird wie von andern Lebenskräften durchſtrömt und zu Productionen angeregt, die einem andern Himmelſtrich anzugehören ſcheinen, weil rund umher nicht ihres Gleichen iſt, und die dennoch ſo herrlich gedeihen, als wären ſie in ihrer wahren Heimat. Es iſt ein ſchönes Talent ſich ſo auf den Schmuck und die Behandlung der Erde zu verſtehen, und die Völker des Südens beſitzen es ganz und gar nicht! Das Beſte was ſie thun können iſt: die Natur gewähren zu laſſen; denn ſie verſtehen nicht ihr nachzuhelfen. — Gute Nacht.

Fünf und dreißigſter Reiſebrief.

Cintra, 8. Junius 1841.

Herzliebe Emy! jetzt bin ich auf einer der Stätten, welche man ein Paradies nennt, und in der That! wenn primitive Fülle und Friſche der Natur, wenn die Vereinigung von Meer, Gebirg und Ebene in ihrer vollen ungeſtörten Majeſtät, zu dieſem Namen berechtigen, ſo verdient ihn Cintra. Ich indeſſen, würde es niemals ſo nennen! nach meiner Meinung gehört zum Paradieſe ein Character von ungetrübter Heiterkeit, ein Lächeln wie es uns aus funfzehnjährigen Augen anblitzt: den Comerſee hab' ich ſo genannt, und nur ihn. Hier iſt eine andre Natur! ſo ſtell' ich mir irgend eine abgeſchiedene Inſel der Südſee vor: oder in der Urwelt, ehe die Erde mannigfache Umwälzungen erlitten, mag ſie ſo geweſen ſein, ſo melancholiſch trotz ihres Reichthums, ſo einſam trotz ihrer Fülle, ſo unbelebt trotz ihres Wechſels. Hier ſcheint mir nichts zu wachen als Sonne, Mond und Sterne, nichts zu leben als die Jahreszeiten, nichts zu athmen als der geheimnißvolle Geiſt, der in den Elementen rege iſt. Es herrſcht eine Ruhe, eine Stille, eine Schwermuth ohne Gleichen! Ja ja, eine Inſel, die aus dem Schooß des Meeres eben geboren, und nie von einem Menſchenfuß betreten iſt, muß ſolch traumbefangenes Anſehen haben. Und doch ſind hier Menſchen und ihre Wohnungen, und zwar nicht die rohen der Bedürftigkeit, ſondern Quintas in denen die Reichen und Vornehmen von Liſſabon den Sommer zubringen, Gaſthöfe, Paläſte, gar ein königliches Schloß. Cintra mag wol eine kleine Stadt ſein, aber das ändert nicht den Character der Landſchaft. Heute früh um fünf Uhr fuhren wir im Omnibus her, und ſo hab ich denn abermals ein mir ganz neues Fuhrwerk kennen gelernt, das aber bei Weitem das Beſte von allen auf der pyrenäiſchen Halbinſel gebräuchlichen iſt. Man ſteigt zwar von hinten ein und ſitzt ſeitwärts, doch der Kaſten ruht auf Druckfedern und ſechs prächtige ſchwarze Pferde werden ganz comme il faut von zwei Poſtillonen gelenkt. An andern Orten iſt ein Omnibus für die Bequemlichkeit des Volks eingerichtet; hier nicht, denn das Volk hat nichts in Cintra zu thun: hingegen benutzen ihn Perſonen aus den höhern Ständen ſehr fleißig, um zwiſchen der Stadt und ihren Quintas hin und her zu fahren, und ihre Freunde hier und dort zu beſuchen. Da jeder Platz zwei Cruſados (anderthalb Thaler) koſtet, ſo würde auch wol dieſer Preis hinreichen um das Volk zu verſcheuchen. Zwei Engländer und ein Portugieſe, der gut franzöſiſch und engliſch ſpricht, waren unſre Reiſegefährten, und in drei und einer halben Stunde machten wir die Fahrt von fünf Meilen — was für den ziemlich ſchlechten und theilweiſe bergigen Weg ſehr ſchnell iſt. Der Höhenzug, welcher das nördliche Ufer des Tajo begrenzt, ſcheidet Cintra von Liſſabon, und man überſteigt ihn an ſeiner niedrigſten Stelle, wo er im Lande ausläuft, ganz nah bei Cintra. Auf der andern Seite läuft er parallel mit dem Tajo, nähert ſich demſelben bei der Mündung und bildet dort das ſchroffe Felſenvorgebirge, Zocca de Lisboa genannt. Denn Lisboa, oder mit portugieſiſcher Ausſprache, Liſchboa, heißt die Stadt, die wir, Gott weiß warum, Liſſabon nennen. Das Land zu beiden Seiten des Weges iſt vollkommen unbebaut, ſobald man die Vorſtädte von Liſſabon hinter ſich hat. Was man bei uns Felder nennt, ſcheint man hier nicht zu kennen. Man ſagt mir, der Boden ſei zu ſteinig um irgend eine Cultur zuzulaſſen, und nichts bedeckt ſeine Felſenkruſte, als kurzes grünes Geſtrüpp. So ſieht er denn ganz ungemein grün aus! und Sie wiſſen: eine einzige Farbe in der Landſchaft giebt immer etwas Schwermüthiges, ſelbſt wenn es das freundliche Grün iſt, weil ſie nicht dem Spiel des Lichts, dem Wechſel der Schatten, den Gaukeleien der Nüancen genügt, und das ſuchende Auge langweilt ſtatt es zu befriedigen. Zuweilen bringt eine Quinta etwas Abwechslung in die Einförmigkeit, oder ein Paar Bogen der Waſſerleitung von Alcantara ſteigen bedächtig in der Ferne von einem Hügel zum andern, oder man kommt wol gar durch ein Dorf, in der Mitte der Fahrt, wo ein Paar Minuten Halt gemacht wird. Die Quinta von Queluz gewahrten wir links vom Wege, verſteckt in einer großen und dichten Maſſe von Bäumen. Dort amüſirte ſich Don Miguel mit wahrhaften Caracallas-Scherzen, indem er Stiere in die Gemächer kommen ließ, um die Perſonen zu ängſtigen mit denen er ſpeiſte oder ſich unterhielt. Dort machte er ſeinen Barbier zum Baron von Queluz — eine Perſonage, die ſo gänzlich unbedeutend iſt, daß man jetzt auch nicht die geringſte Spur ihrer Exiſtenz mehr hat. Und dort ſtarb auch am vier und zwanzigſten September 1834 der Kaiſer Don Pedro, deſſen früher und unzeitiger Tod noch immer betrauert wird. Nach meiner Meinung hat weder er noch ſeine Tochter ein Recht zu der Krone von Portugal; denn 1825 war bereits die Unabhängigkeit Braſiliens als eines ſelbſtändigen Reiches zu Stande gekommen, und Don João VI. behielt ſich nur für ſeine Perſon den kaiſerlichen Titel vor. Als er 1826 ſtarb, konnte folglich Don Pedro Kaiſer von Braſilien nicht König von Portugal werden, und ebenſowenig zu Gunſten ſeiner Tochter auf die Krone verzichten, nachdem er dem Lande eine Conſtitution gegeben, die er gar nicht zu geben hatte. Das ſcheint mir ſonnenklar! aber in Portugal waren zwei gar verſchiedene Parteien, die engliſche und die ſpaniſche: jene hing Don Pedros freiſinnigen Einrichtungen an, dieſe dem ſtarren Abſolutismus Don Miguels und ſeiner Mutter, Donna Carlota, die eine ſpaniſche Prinzeſſin und Ferdinands VII. Schweſter war. Die ſtupide Grauſamkeit, die blutdürſtige Schwäche von Mutter und Sohn haben wol hauptſächlich bewirkt, daß eine Partei Don Pedros Recht zu der Krone behauptete und vertheidigte. Ich denke nicht, daß er ein anderes hatte, als das, welches ſeine guten Abſichten ihm gaben. Wir ſehen in Frankreich, was ein kluger und geſchickter Herrſcher, der einige kleine Kriechereien und Schmeicheleien nicht ſcheut, trotz einer Conſtitution machen, d. h. ſeinen Willen durchſetzen kann. Vielleicht hätte das auch Don Pedro verſtanden, und dann iſt freilich ſein Tod ſehr zu bedauern. Jetzt wahrlich hat er dem Lande keinen guten Dienſt gethan! wo die Geſetze über Alles herrſchen, wie in England, da ſind ſie auch im Stande die unfehlbaren Gährungen und Unruhen einer conſtitutionellen Verfaſſung zu bändigen: wo die Geſetze entweder fehlerhaft, oder nicht vorhanden, oder nicht aufrecht zu halten ſind, weil ſie weder aus dem allgemeinen Bedürfniß geboren noch auf daſſelbe berechnet ſind, wie in Portugal, was kann da wol die Conſtitution andres bewirken, als eine gänzliche Desorganiſation des morſchen Körpers, wie das zu heftige Arzeneien immer thun. Jetzt mühen ſich ein Paar hundert Menſchen in Portugal ab, um Aemter, Stellen und Vermögen zu erlangen, und ein Miniſterwechſel jagt den andern. Stände ſelbſt ein tüchtiger Mann den Staatsgeſchäften vor, ſo würde dennoch die Oppoſition, welche ihn zu verdrängen ſucht, all ſeine Fähigkeiten in der Ausübung paralyſiren. Ein Staatsmann kann unmöglich binnen drei Monaten die guten Früchte ſeiner Verwaltung aufweiſen. Er muß doch Zeit haben um ſeine Anordnungen einzurichten, durchzuführen, zu behaupten oder zu modifiziren. Davon iſt hier nicht die Rede! nach drei Monaten meint die Oppoſition, nun ſei er lange genug am Ruder geweſen, nun müſſe ſie ſich wieder gelten machen, und ſchreit, minirt und arbeitet ſo lange, bis ſie eine Veränderung herbeiführt, nämlich eine Veränderung der Perſonen! die Zuſtände, die Intereſſen bleiben immer gleich ſchwankend, und an das Land ſelbſt denkt kein Menſch. Der Handel liegt vollkommen danieder, der Feldbau ſteht auf der allerniedrigſten und roheſten Stufe, die Colonien dienen zu nichts als den jeweiligen Gouverneur zu bereichern, die Juſtiz exiſtirt nur dem Namen nach, die Finanzen ſind in der heftigſten Zerrüttung, oben fehlt die Kraft, unten die Zuverſicht, überall die Ordnung, und dies arme, verwilderte Land wird mit einer Conſtitution begnadet! Ebenſo gut könnte man den Hottentotten eine geben! Es ſoll hier auch eine vollkommne Apathie gegen die politiſchen Ereigniſſe und miniſteriellen Umwälzungen ſtatt finden. Sehr begreiflich! die Namen ändern ſich, die Dinge nicht, und für eine Perſon, für einen Namen kann man ſich wol enthuſiasmiren, doch nicht für den beſtändigen Wechſel derſelben. Von Don Pedro redet man wie von allen Menſchen, die mitten in einer bewegten Laufbahn ſtarben, und die im Grunde mehr Sympathie durch ihren frühen Tod, als durch ihr Leben wecken. Uebrigens mag er zwiſchen ſeiner Familie wirklich wie ein großer und edler Menſch geſtralt haben. Nur glaub' ich nicht, daß er für Portugal ein großer Mann war oder hätte werden können. Der Regenerator eines ſo verfallnen und ruinirten Landes muß abſolut ſein. Kein Kapitán eines lecken Schiffes wird die Mannſchaft zuſammenberufen und ſie fragen, was nach ihrer Meinung zu thun ſei; ſondern er wird befehlen: An die Pumpen! zieht die Segel ein! den Maſtbaum nieder! — und man wird ihm gehorchen ohne Widerſtand. Portugal iſt ja aber ein jämmerlich leckes Schiff. Es kommt mir auch viel verwahrloſter noch vor als Spanien! das Volk ſoll höchſt gutmüthig ſein; das artet denn gar leicht in Trägheit und Schläfrigkeit aus. Die Andaluſier ſehen mir viel muntrer und aufgeweckter aus, und wenn auch nicht energiſch, doch lebhaft. Hier, obgleich ſich in Liſſabon das Leben und die Bewegung von ganz Portugal konzentrirt, und obgleich die Stadt ein Paarmal ſo groß als die größte andaluſiſche iſt, wird doch eine ſolche Schwerfälligkeit, ſolch ein Mangel an Verkehr gewahrt, als ob im Geäder des Organismus das Lebensprinzip ſtagnire. Und nun gar dieſe kleine Fahrt ins Land hinein, nach Cintra, verſtärkt den Eindruck auf eine beängſtigende Weiſe. Ach Gott, ich bin keine Perſon, die nichts begehrt, und der nichts gefällt als Cultur und Civiliſation! im Gegentheil! wie oft hab ich gefunden, daß ſie die maleriſche Schönheit der Natur beeinträchtigen, und daß ihre Einſeitigkeit ermüdet. Aber unſre Zeit iſt in ihrem Streben und ihrer Richtung ſo ganz auf die Civiliſation baſirt, auf Verkehr, Betrieb- und Arbeitſamkeit, Mittheilung der Gedanken, phyſiſche und geiſtige Bewegung, Bildung in jedem Fach, Wiſſen in jeder Richtung, daß man ſich in Urzeiten und Urwelten verſchlagen meint, wenn ſie fehlen, und daß man ſich abängſtigt um Gegenwart und Zukunft eines Volkes, das von den Fortſchritten der übrigen Völker keine Ahnung zu haben ſcheint. Welch ein unerhörtes Unglück, daß der Beherrſcher dieſes Landes eine gute, junge, dicke Frau ſein muß! ....

O, Cintra iſt ſchön! es lehnt ſich an den Höhenzug, deſſen ich vorhin erwähnte, und hat vor ſich die Ebene, die vom Meer begrenzt wird. Die Ebene iſt ganz ungeſtört grün: am Abhang der Berge liegen Quintas zwiſchen Lorbeerhecken und Citronenhainen: herrliche Kaſtanienbäume ſteigen höher empor, und plötzlich hört die Vegetation auf, und in den ſchroffſten, wildeſten Formationen thürmen ſich Felſen von zertrümmerten Kalkſteinblöcken auf, und auf deren höchſter Spitze ſchwebt einige tauſend Fuß über dem Meer die Penna von Cintra — ehedem ein Kloſter der Hieronymiten, welches zu dem von Belem gehörte, und das jetzt der König zu einem Schloß aus- und umbauen läßt. Es werden auch Pflanzungen und Gartenanlagen umher gemacht, doch mit großer Mühe: es windet beſtändig, zuweilen ſtürmt es heftig, und der Schnee liegt oft fußhoch droben. Unſer erſter Gang war heute Morgen zur Penna hinauf; da orientirt man ſich am beſten in der Landſchaft, und da oben trug ſie das Gepräge grenzenloſer Schwermuth, das ich ſo beſtimmt und ſo ungeſtört noch nie in irgend einer Landſchaft gefunden habe. Sie kommt mir ganz vor wie ein Menſch, dem gewaltige Schickſale das Herz gebrochen haben, ein ſchönes, ſtarkes glühendes Herz — und der ſich nun ſtumm in ſeine Schmerzen wickelt, alles erträgt, alles gleichgültig hinnimmt, aber nichts thut um ihrer los zu werden, und immer ganz freundlich dazu lächelt. Nicht wahr, liebe Seele, dieſe Beſchreibung macht Ihnen den Character der Landſchaft anſchaulicher, als eine topographiſche? — Das Schloß, oder wenigſtens das alte Kloſtergebäude iſt klein, und in Miniatur wie das Kloſter von Belem mit dem etwas gedrückten

Bogen im innern Hof, der ſonſt Kreuzgang war, gebaut. Jetzt kommen einige Mauern und Thürme hinzu um das Ganze ſchloßähnlicher zu machen. Einige Zimmer ſind bereits fertig und höchſt einfach eingerichtet, jedoch intereſſant inſofern, daß die Meuble wirklich alt, und nicht mit Schnitzwerk und eingelegter Arbeit den alten nachgeahmt ſind, wie die Mode das jetzt begehrt. Sollten die Anpflanzungen je gedeihen, ſo müßte nach einigen Generationen die Penna ein reizender Aufenthalt für die Sommermonate ſein. Jetzt iſt ſie ſchön durch ihre Lage und ihre Ausſicht, doch nicht behaglich zu bewohnen, denn von dem kahlen Fels reverbiren die Sonnenſtralen auf eine entſetzliche Weiſe, und während man von Glanz und Hitze zu leiden hat wird man von Windſtößen umgewirbelt. Letzteres war aber heut wenig der Fall! es war recht ungeſtört heiß. Gegen Abend beſuchten wir Penna verde (Penna heißt Fels) eine große Quinta, mit weitläuftigem Garten, die dem Marquis Saldanha, aus dem Hauſe Caſtro, gehört und dem Publikum geöffnet iſt. Sie liegt ganz lieblich, umhüllt und vergraben von Bebaumung, am Abhang des Berges, und bietet verſchiedne Ausſichtspunkte, die aber ſtets dieſelbe Anſicht der Landſchaft gewähren. Weil Penna verde weniger hoch liegt als das Felſenſchloß, das par excellence „die Penna“ kurzweg heißt, ſo überſieht man nicht wie dort das Land zu beiden Seiten des Höhenzuges, nicht den Tajo und in der Ferne dämmernd Liſſabon, ſondern nur die Ebene und das Meer. Die verſchwebenden Färbungen des Abendhimmels, und die abendliche linde Luft, waren viel übereinſtimmender mit der ganzen Gegend als die glänzende, ſcharfe Mittagsbeleuchtung. Das wechſelnde Licht, das aus der Glut des Sonnenuntergangs in Dämmerung ſich verlor, verlieh der Landſchaft einen Reiz, der ihr wegen ihrer Einfarbigkeit fehlt, und ſo kommt es, daß mir Penna verde beſſer gefallen hat, als die Penna, obgleich die Lage weniger frappant, und die Ausſicht weniger umfaſſend und großartig iſt. Aber ſchlecht gehalten, verfallen und verwildert iſt es ſo ſehr, wie nur eine große Anlage ſein kann, an der der Beſitzer keine Freude hat. Der Weg dahin, an Sitiais vorbei, das ebenfalls dem Marquis Saldanha gehört und öffentlich iſt, windet ſich unter prächtigen Kaſtanienbäumen hinauf. Aber der ſchönſte Punkt in Cintra iſt vielleicht der, wo der engliſche Gaſthof liegt, den ich bewohne, und der eine Commandite von dem zu Liſſabon iſt. Hier kann man ſich wirklich für ein Paar Minuten in das lieblichſte Alpenthal verſetzt wähnen! eine ſchroffe

Felswand, rieſelnde Quellen, üppige Bäume, eine ſtarke, friſche Natur. Doch ſo wie man den Blick nicht auf den einen Punkt gefeſſelt hält, und ihn zur Seite wendet, ſo gewahrt man in den großen Citronengärten die Fülle der ſüdlichen Vegetation und die Nachläſſigkeit, mit der hier jeder Zweig des Landbaus betrieben wird; denn mit alten dürren Aeſten, von Unkraut umwuchert, von Schlingpflanzen halb erſtickt, ungereinigt, ungepflegt, ſtehen die edlen Bäume ganz verwildert da, und tragen nicht die Hälfte von dem, was ſie bei einiger Aufmerkſamkeit tragen würden. Das hält indeſſen die Nachtigallen nicht ab in ihnen zu flöten, und die Johanniswürmchen in ihnen zu leuchten. Was der Menſch vernachläſſigt, deſſen erbarmt ſich die Natur erſt recht! aber es geht mir durchs Herz, wenn ich die ſchöne Erde ſo vernachläſſigt ſehe, die doch hier gleichſam nur ein gutes Wort begehrt, um dem Menſchen ihre herrlichſten Gaben zu ſpenden. — Es thut Liſſabon Schaden, daß ich aus Andaluſien komme. Käm' ich aus Deutſchland oder England direct her, ſo iſt keine Frage, daß es einen viel ſtärkern Eindruck machen müßte. Jetzt kommt es mir im Vergleich zu Andaluſien bereits nordiſch vor, und der Norden ohne Cultur iſt etwas gar Trübſeliges. Und wie man hier bis ans Weltende verſchlagen iſt, und gar nicht zu Lande umkehren kann! nur immer Waſſerreiſen, die unbehaglich und gefährlich ſind! An die Entfernung, die uns trennt darf ich nicht denken.... dann ſinkt mir das Herz. Bin ich nur erſt wieder in Deutſchland, ſo werd ich auch nicht mehr herausgehen — für's Erſte! — —

Sechs und dreißigſter Reiſebrief.

Cintra, 9. Junius 1841.

Heute früh war ich im Schloß, das ſehr alt und wunderlich gebaut iſt. Zwei ungeheure, kegelförmige Thürme überragen es, die aber nicht Thürme, ſondern Küchenſchornſteine ſind. Das kleine Zimmer exiſtirt noch, in welchem König Sebaſtian den Rath verſammelte, bevor er die afrikaniſche Expedition antrat — die unſeligſte für Portugal! mit ihr begann es bergab zu gehen, zu ſtürzen. Der Drang etwas Außerordentliches zu thun iſt ein Fluch der auf der Mittelmäßigkeit ruht, und ſie in kleinen Verhältniſſen lächerlich, in großen, und zwar auf dem Thron, verderblich macht. Die Mittelmäßigkeit iſt von der Paſſion behaftet ſich hervorzuthun, und das läuft immer unglückſelig ab. Die deutſchen Herrn, die bei dem König ſind, zeigten mir das ganze Schloß, in dem einige recht ſchöne Säle ſind, die Empfangsgallerie, der runde Saal, an deſſen Plafond die Wappen der alten portugieſiſchen Adelsfamilien gemalt ſind, das Speiſezimmer, deſſen Plafond mit Elſtern überſäet iſt, welche ſämmtlich mit einem Zettel im Schnabel gemalt ſind, auf dem auf portugieſiſch: „Nichts für ungut!“ ſteht. Dieſe Worte hat ein König zu ſeiner Gemalin geſagt, als ſie in das Zimmer tretend ihn überraſchte wie er eine hübſche Hofdame küßte, und aus Rache hat die Königin ſie in dieſer Weiſe verewigen laſſen. Uebrigens kann man ſich nichts Einfacheres, im Grunde nichts Aermlicheres vorſtellen, als die Einrichtung des Schloſſes. Jedes Meuble wird aus dem Palaſt von Neceſſidades durch Galegos hergetragen: deshalb beſchränkt man ſich auf das Nothwendige, und ich bin ſehr erſtaunt, daß Könige wirklich im Stande ſind, ſich ſo ungemein zu beſchränken. Nicht ein elegantes Meuble, nicht ein Kunſtwerk! nicht irgend etwas von den tauſend niedlichen Kleinigkeiten, an die man jetzt ſo ſehr gewöhnt iſt! nicht ein einziger bequemer Lehnſtuhl! König und Königin haben fein bürgerlich ein Schlafzimmer. Im Kabinet der Königin ſteht ihr Schreibtiſch ſo, daß ſie das Licht im Rücken hat, wenn ſie davor ſitzt — daraus ſchließ ich, daß es nicht oft geſchieht. Ein Preſſe-papier von dunkelrothem Sammet, mit zwei reizenden Miniatüren, die Kinder des Königs Leopold, war das einzige Niedliche und Elegante in dem ganzen Kabinet. Das Zimmer des Königs iſt noch einfacher. Nichts ſteht drin als Stühle und ein großer Schreibtiſch, an dem er zeichnet und radirt, und der deshalb auch beſſer geſtellt iſt. Daneben ſteht der Stickrahm der Königin mit einer eingeſpannten Tapiſſerie in Wolle; und da verleben ſie ihre Tage, ſo ſchlicht, ſo bürgerlich wie möglich, und die beiden Prinzen, herzig nette Kinder, ſpielen um ſie her. Solche Exiſtenz mag vielleicht nicht unglücklich ſein, Manche mögen ſie ihrer Einfachheit wegen loben und bewundern; in meinen Augen entſpricht ſie zu wenig der Beſtimmung der Könige um mir zu gefallen. Wer einmal Königin iſt muß andre Dinge zu thun haben, als das Leben am Stickrahm zu verſitzen, was eine leibverkrummende und geiſtverdummende Beſchäftigung iſt, ſobald man ſeine Tage damit ausfüllt; und wenn man's nicht hat, nicht haben kann, ſo iſt eben die Stellung ſchief und die Lage verfehlt, und ich beklage eine ſolche Königin ebenſoſehr, als ich die Bürgersfrau beklagen würde, die keine Hauswirthſchaft hat, in der ſie thätig ſein kann. Was nun das Familienleben betrifft — wol dem, der darin ſeine volle, ungetrübte Befriedigung findet, und der ſich mit Herz und Seele darin verſenken, und darüber äußere Sorgen und Plagen vergeſſen kann! nur iſt für mich dies beſtändige, dies minütliche Beiſammenſein dermaßen beängſtigend, daß ich nicht begreife, wie zwei Menſchen es auf die Dauer ertragen können. Ich glaube Jean Paul ſagt: „Theile Alles mit deinem Freunde, nur nicht dein Zimmer.“ Wie viel weniger mit einem Mann! Mann und Frau müſſen Theilnahme für ihre gegenſeitigen Beſchäftigungen haben, aber nicht ſie alle theilen wollen. Der Schreibtiſch in dem einen Zimmer und der Stickrahm in dem andern, wird die Herzen nicht trennen, die wirklich in Liebe verbunden ſind. Ich glaube die liebenswürdigſte Frau kann ihrem Mann unerträglich werden, wenn ſie ſich an ſeine Seite ſchmiedet. Man will doch kommen und gehen, doch ſich bewegen und regen dürfen, ohne daß zwei Augen oder zwei Lippen fragen: wohin und woher? warum und wozu? Und wenn ſie nicht fragen, wenn ſie nur ſo da ſitzen, ohne Theilnahme, aus Gewohnheit — dann iſt es ja ganz und gar unnütz. Mein Heiland! wenn nicht Jeder für ſich ein wenig geht und hört und denkt und ſpricht, wovon ſollen dann die Zwei miteinander reden? wie ſollen ſie es anfangen um einigen Wechſel in die Monotonie des täglichen Lebens zu bringen? Am bewundernswertheſten find' ich es, daß hier zwei Perſonen dieſelbe Neigung zum beſtändigen Beiſammenſein zu haben ſcheinen, oder daß wenigſtens die eine ſich durchaus der Neigung der andern fügt. Das weiß ich wol: ich hielt es nicht aus! ich ſagte ganz gewiß über kurz oder lang: „Bitte, nun geh!“ und das iſt ebenſo unerfreulich zu ſagen als zu hören. Uebrigens giebt es auch ſtille ruhige Seelen, denen nichts zur Laſt wird, weil ſie Alles von Anfang an mit Gleichmuth hinnehmen, und weil ſie nicht die Uebergänge von Jubel zur Abſpannung kennen; für die mag eine ſolche Exiſtenz ganz beglückend ſein .... und ich gönne ſie ihnen von Herzen. Das Schloß von Cintra hat keinen Garten, keine Promenaden. Eine ganz kahle Terraſſe befindet ſich vor den Zimmern der kleinen Prinzen, und iſt grade ſo groß, daß ſie ein wenig herumlaufen und die friſche Luft genießen können, ohne in den Hof hinab gehen zu müſſen. Sowol dies Schloß als der Ajuda Palaſt laſſen nicht die geringſte Betrübniß in mir aufkommen, daß meine Zeit zu kurz iſt um Mafra zu beſuchen, welches einſt, gleich dem Escurial königliche Reſidenz, Kirche, Kloſter und Bibliothek war, aber jetzt verödet und verfallend daliegt, und keinen Erſatz für die mühſelige Fahrt von vier Meilen auf ſchlechten Wegen darbietet, als den Anblick eines ganz koloſſalen Steinhaufens. Man ſieht ihn von hier am Rande des Horizontes ſich erheben. Ich forſche und frage immer nach Kunſtwerken, nach Gemälden, Sculpturen: doch umſonſt! es exiſtiren keine. Vielleicht iſt vieles der Art in dem Erdbeben von 1755 untergegangen, das ja einen Schaden von mehr als ſieben hundert Millionen Thalern gemacht haben ſoll, und dreißig Tauſend Menſchen verſchlungen hat. Portugal iſt ſeitdem zu ſehr in finanzieller Zerrüttung geweſen, um viel für die Ausbildung der Künſtler thun, oder deren Mangel durch die Werke der Fremden erſetzen zu können. Man mag auch im Allgemeinen weniger Sinn und Liebhaberei für die bildende Kunſt, als für die Muſik haben, die ſich mit lebhaſtem Intereſſe für die italieniſche Oper und das Ballet ausſprechen. Trotz aller politiſchen Revolutionen, trotz Bürger- und Bruderkrieg, haben ſie nie aufgehört ihre Triller und Rouladen, und ihre Pirouetten und Entrechats zwiſchen das Getümmel militäriſcher Evolutionen, den Donner der Kanonen, und die Seufzer der Eingekerkerten, Verfolgten und Verbannten zu werfen. In Coimbra, der Univerſität des Landes, hat man eben jetzt einen Lehrer für die deutſche Literatur angeſtellt. Ob die den Portugieſen ſonderlich behagen wird? Indeſſen iſt's der Anerkennung werth, daß man die geiſtigen Intereſſen auf jede Weiſe zu heben und zu fördern ſucht, die Beſoldung neuer Lehrer nicht ſcheut, und daß man überhaupt nicht das Vermögen eingezogen hat, welches dergleichen Stiftungen zu beſitzen pflegen. Eine Reiſe nach Coimbra iſt mit größern Unbequemlichkeiten und Mühſalen verknüpft, als eine Reiſe von England nach Amerika, und doch iſt es nur dreißig Meilen von Liſſabon entfernt! allein der gänzliche Mangel aller Wege, aller Sicherheit, aller Bequemlichkeit, macht ſie zu einer höchſt unſichern Expedition, zu der man neun Tage, und was weiß ich für Vorkehrungen und Anſtalten nöthig hat. Hier reitet man viel auf Eſeln, die ganz ordentlich geſattelt und gezäumt werden, und einen ziemlich raſchen Trab laufen, der nicht allzu unbequem iſt, weil die Thiere größer ſind als bei uns. In der Frühe regnete es heute ſehr ſtark, und es war ſo kühl, daß mich fröſtelte — ſeit langer Zeit zum erſten Mal. Doch gegen Mittag hatte nicht nur der Regen aufgehört, ſondern der ſchönſten, leichteſten Luft Platz gemacht und dem glänzendſten Himmel, welche alle Feuchtigkeit ſchnell verzehrten und den ſcharfen Sonnenſtral lieblich temperirten. Wir machten einen großen Spazierritt zum ſogenannten Korkkloſter hinauf und über das freundliche Dorf

Collares wieder zurück. Der Oberſt und unſre übrige Reiſegeſellſchaft, mit der wir ſeit Sevilla zuſammen geweſen, ſind vorgeſtern mit dem Braganza nach England gegangen. Wie die Menſchen auf Reiſen zuſammengewirbelt werden! fremd in fremden Ländern lernt man ſich kennen, verlebt Tage und Zuſtände mit einander, welche ohne Analogie mit denen des gewohnten Alltaglebens ſind, ſieht ſich in Situationen, welche nie wiederkehren, nimmt Theil an den kleinen guten und böſen Schickſalen, die auf Reiſen all' Augenblick wechſeln, geht traulicher miteinander um als man ſonſt im gewöhnlichen Gleiſe des geſelligen Lebens zu thun pflegt — und trennt ſich dann plötzlich mit der großen Wahrſcheinlichkeit ſich nie wiederzuſehen. Aber dem Oberſten werd' ich doch wol noch in der Welt irgendwo begegnen — und das ſoll mich immer freuen! — Jetzt haben ſich wieder zwei Engländer an uns geſchloſſen, Vater und Sohn, die aus ihrem heimatlichen Yorkſhire zu Schiff nach Liſſabon gekommen, zum erſten Mal auf dem Feſtlande ſind, und ihrer Bewunderung kein Ende finden. Der Sohn weniger, denn er iſt außerordentlich leidend, und Krankheit ſtumpft ab; aber der Vater. Es iſt mir angenehm einen ältlichen Mann zu ſehen, der ſo wenig kennt, und der ſich nicht ſcheut Erſtaunen und Bewunderung unbefangen auszuſprechen. Er hat nie eine Nachtigall gehört, nie ein Johanniswürmchen geſehen — es giebt keine im Yorkſhire! und ſo tauſend Dinge Ich komme mir ſelbſt recht uralt neben ihm vor, recht welterfahren, recht wichtig. Sagen zu dürfen: „Geben Sie Acht! das iſt die Nachtigall!“ — iſt ein großes Vergnügen. Ach ja! wenn ich, ſo wie jetzt, daran denke, ſo mach' ich mich über mich ſelbſt luſtig, das verſteht ſich! aber dennoch, liebſte Emy, iſt es recht merkwürdig, wie dem Menſchen nichts ſo angenehm iſt, als ſich einem andern überlegen zu fühlen, wenn auch nur durch die Bekanntſchaft mit der Nachtigall. — Wir ritten anfangs auf dem ſchönen ſchattigen Wege von Penna verde unter dem grünen Laubengang der Kaſtanienbäume; aber bald mußten wir den ziemlich ungebahnten Felſenpfad einſchlagen, der ſich wie im Hochgebirge über und durch Geröll und Trümmer von Kalkfelſen emporwindet, und den die Eſel wie Ziegen erkletterten. Es mogte anderthalb Stunden währen, bis wir das Korkkloſter erreichten, das oben auf dem Kamm des Höhenzuges in einer wahren Felſenwildniß liegt. Kapuziner haben es ehedem bewohnt: jetzt iſt's verödet, und nur ein lahmer Wächter verſieht das Pförtneramt. Es iſt grauſig — dies Kloſter! ſtellen Sie Sich kein Gebäude vor! ſo armſelig ein ſolches wäre, würd' es doch einigermaßen für menſchliche Bedürfniſſe eingerichtet ſein! Nein! die einzelnen Niſchen oder Hölen, welche von den übereinandergerollten oder zerklufteten Felsblöcken gebildet ſind, haben die Mönche in Zellen verwandelt indem ſie die innern Wände gegen die Feuchtigkeit mit Kork bedeckten, und einiges Gemäuer von Wänden und Gängen verbindet dieſe Zellen, und macht aus ihnen eine ſchauderhafte Aglomeration von Räumen, die durch Finſterniß, Enge, Luftmangel, Unſauberkeit, viel mehr Aehnlichkeit mit Viehſtällen als mit menſchlichen Wohnungen haben. Gebückt muß man ſich durch die ſchmalen niedrigen Gänge drängen; gebückt in die Thürlöcher hineinkriechen, gebückt gehen und ſtehen. In eine Zelle, die etwas heller als die übrigen war, guckte ich hinein — ſie war grade hell genug um mir die Wände ſchwarz tapeziert von Ungeziefer zu zeigen. Gebieteriſch verlangte ich hinaus aus dieſem ekelhaften Ort, der mir nichts einflößte als den unüberwindlichſten Abſcheu. Wie iſt es möglich, daß Menſchen wähnen können, ſie wären Gott wohlgefällig wenn ſie lebten wie das Vieh. Hat er denn nicht genug Thiere geſchaffen ohne daß der Menſch ſich zu verthieren braucht? Ich glaube, daß der, der ſich freiwillig zu einer ſolchen Exiſtenz entſchließt, eine ſtarke thieriſche Beimiſchung in ſeiner Organiſation haben muß, eine Unbeweglichkeit des Geiſtes, eine Schwerfälligkeit der Sinne, eine Stumpfheit der Empfindung, welche ihn gefühllos machen gegen Martern, vor denen fein organiſirte Creaturen zurückbeben. Ich muß geſtehen, ich begreife viel eher die Alten, welche ſich zu ihren heiligen Feſten ſchmückten und ſalbten und mit Blumen bekränzten um auch den Körper ſo ſchön und feſtlich wie möglich im Tempel darzuſtellen, als jene Mißgeburten der chriſtlichen Ascetik; und ich bin feſt davon überzeugt, daß Gott gewaſchene Hände, wenn ſie zum vertrauenvollen Gebet ſich falten, lieber hat als ungewaſchene. Können Sie Sich wol einen ſolchen Zuſtand vorſtellen, wie den hier oben, auf der Spitze eines Felſens, in Hölen wohnend, ohne Garten zu beſtellen, ohne Feld zu bebauen, ohne Kranke zu pflegen, ohne Kinder zu unterrichten, ohne Bibliothek, ohne irgend ein Mittel den Geiſt anzufriſchen, die Seele zu ſtärken, einzig und allein auf die eigenen Gedanken angewieſen? Können Sie Sich vorſtellen, daß man ſo lebt, Tage und Jahre hindurch, ohne den Verſtand zu verlieren oder in Stupidität zu verſinken? daß die Seele Elaſticität genug behält, um ſich aus der Apathie, in welche ſie nothwendig aus Mangel an Thätigkeit und Beſchäftigung verſinken muß, ſtark und freudig zu großen Gedanken, zu feurigen Gebeten emporzuſchwingen? Ich kann es nicht; weder für mich, noch für andre! — O, eine Zelle zu haben, oben auf dem Berge, dem Meer gegenüber, abgeſchieden vom Getümmel; und dahin ſich zu flüchten auf zwei oder drei Tage, und ungeſtört, unverwirrt, gleichſam von oben herab, die menſchlichen Verhältniſſe und Schickſale zu betrachten, und ſich in der friſchen Atmoſphäre das Herz abzubaden vom Staub der Welt, und gute Gedanken auszudenken, und gute Entſchlüſſe feſt zu machen, bei denen man ſo leicht da unten geſtört wird; ja, das mag eine große Erquikkung ſein. Aber dann muß man doch wieder herab, zu Seinesgleichen, leben und leiden und lieben wie ſie und mit ihnen, und den Pulsſchlag Aller im eignen Leben fühlen! O liebes Herz, ich will mich ja ſehr gern zu Tode leben, doch nicht zur Stupidität oder Thierheit! und lieber will ich mich zwiſchen den Menſchen todt bluten, als ſolche Exiſtenz führen in der ich vergeſſe, daß ich ein Menſch bin. Außerhalb des Kloſterbezirks war es aber gar ſchön droben — wieder urweltlich, eine wilde, ſtarke, einſame Natur; hier der Höhenzug, eine ſchroffe, kahle Felsformation; dort, das Meer, weiter, größer, als das Aug' es zu überſchauen vermogte; und unten das Land, grün und mit Hügeln gewellt, wie ein großer Gottesacker. Von keiner Ausſicht, auf keinem Punkt verändert es ſeinen melancholiſchen Character, doch ohne je finſter zu werden. Es lächelt immer, es lacht nie. Wir ritten noch eine Strecke auf dem Bergrücken fort, und dann nach Collares herab, das am Abhang liegt und eine große Menge freundlicher Quintas hat. Unſer Reiſegefährte aus dem Omnibus hatte uns geſtern Abend beſucht und uns eine Empfehlung für eine der ſchönſten Quintas in Collares gegeben, zu der wir dann auch ſofort Zutritt erhielten. Aber all dieſe Landhäuſer ſammt ihren Gärten ſind viel hübſcher in einiger Entfernung als in der Nähe. Hier war der Garten ſehr groß und recht gut gehalten, mit prächtigen, ſchattenreichen Bäumen, doch ſonderbar angelegt, halb ſpieleriſch, halb ſteif, ſo daß es einem nicht wohl drin wird. Der Heimweg von Collares nach Cintra iſt ſchöner als alle dieſe Gärten! Am Fuß des Berges läuft die Straße, aber doch in einer gewiſſen Höhe, welche den freien Blick auf die Ebene geſtattet, die zur Linken ihr grünes Kleid ausbreitet, worauf Citronenhaine, Landhäuſer und Gärten wie einzelne Sträuße geworfen ſind: — während zur Rechten die Kaſtanien eine ununterbrochene Guirlande bilden, hinter denen die heißen nackten Felſen aufwärts klimmen.

Anmuthig ſchlängelte ſich die Straße, wurde bald enger, bald breiter, ſtieg hier und ſenkte ſich dort, vertiefte ſich zuweilen in den Kaſtanienwald und trat dann plötzlich an eine Quinta heran. Die, welche dem Herzog von Beckford gehört und Monſerrat heißt, liegt ganz einſam auf dem Plateau eines grünen Hügels, und beſteht aus einem einzigen ſtattlichen Schloß, ohne Garten, ohne Nebengebäude: nur einzelne Baumgruppen ſtehen umher. Das macht ſich wunderſchön — wenigſtens hier. Der Erbauer hat verſtanden ſeine Schöpfung in Einklang mit der ganzen Landſchaft zu bringen, und ihr den Character der Abgeſchiedenheit zu bewahren. Mitunter war der Weg ſo ſchmal, daß wir uns in das Gebüſch drängen mußten, um den famöſen quiekenden Ochſenkarren Platz zu machen, die mit Steinen oder Reiſig beladen, langſam daherzogen, und ſich viertelmeilenweit ankündigten. Sobald dies ſchauderhafte Gepfeife begann, verſuchte mein Eſel jedes Mal Reißaus zu nehmen, was ich ihm gar nicht verdachte. Die zahlreichen Windmühlen oberhalb Collares drehen ſich ebenfalls mit einem ähnlichen widerwärtigen Ton, und ſollen abſichtlich ſo eingerichtet ſein um dem Müller anzuzeigen, ob ſie gehen oder ſtillſtehen. All dieſe muſizirenden Einrichtungen machen mir den Effect von Kinderſpielzeug, und ich finde das Klappern unſrer Windmühlen beſſer, denn es thut denſelben Dienſt, zerreißt nicht die Nerven, und macht nicht die Eſel ſcheu. Wir kamen um drei Uhr in unſre freundliche kühle Cottage zurück, die durch die nahe Felſenwand gegen die Mittagsſonne geſchützt iſt. Es war ſehr heiß worden, und die Promenade hatte über vier Stunden gedauert. Die Sonne broncirt hier förmlich die Haut. Das Volk hat eine ganz beſondre Färbung, und ich fange auch ſchon an mich mit gewiſſen ſüdländiſchen Nüancen des Colorits zu ſchmücken. Die Handſchuh behalt' ich ſchon an; doch ums Gelenk ſie zuzuknöpfen — das iſt bei der Hitze unaushaltbar! ſie verſchieben ſich, und die Sonne hat mir recht hübſche braune Armringe gebrannt, die ich als Trophäen meiner Wanderzüge — faſt hätt' ich geſagt: nach Europa, zurückbringen werde. Um fünf Uhr geht der Omnibus nach Liſſabon ab, und ich verlaſſe Cintra auf Nimmerwiederſehen. Morgen iſt die Frohnleichnamsprozeſſion, die ich nicht verſäumen darf. Ich werde das Volk dabei verſammelt ſehen, und das iſt das einzige Vergnügen, welches ich mir davon verſpreche, denn durch Pomp und Mangel an Andacht wird ſie doch nicht die römiſchen Ceremonien übertreffen. — Und ſo hab' ich denn nun auch Cintra geſehen!

Ich weiß wirklich nicht, liebe Emy, ob ich ſagen ſoll: „beneiden Sie mich!“ Zuweilen will's mich bedünken, als habe derjenige mehr Vergnügen, der nichts kennt, nichts geſehen hat, und ſich die ganze Welt nach Gutdünken ausmalen und mit ſeinen Imaginationen bevölkern kann. Das kann ich nicht mehr, und die Beſchränkung des Spielraums für die Phantaſie iſt ein Verluſt, von dem es fraglich iſt, ob er durch die Erkenntniß der Realität aufgewogen wird. — Gott behüte Sie, liebe Seele! ich denk an Sie am Tajo wie an der Oſtſee

Sieben und dreißigſter Reiſebrief.

Liſſabon, 10. Junius 1841.

Geſtern Abend um halb neun Uhr hatte mich der Omnibus wohlbehalten und in ſehr guter Geſellſchaft hieher zurückgebracht, mein liebes Louischen. Die beiden Tage in Cintra waren ſehr angenehm, doch ein wenig ermüdend geweſen! immer im Freien und in ſteter Bewegung, hätte ich wol gewünſcht mich heute ein wenig ausruhen zu dürfen — doch unmöglich! Ich hatte nur grade Zeit mein roſenfarbenes Bett zu verlaſſen um in die Prozeſſion, oder vielmehr ihr voran zu ſpringen. Du verwunderſt Dich wol über das roſenfarbene Bett? ja, ſtell Dir vor! roſenfarbene Vorhänge, und ebenein von Flor, ſo leicht und luftig wie möglich, der Hitze — und doch undurchdringlich, der Mücken wegen. Die Königin hat in ihrem Schlafzimmer Vorhänge von himmelblauem Flor: das iſt doch den Augen angenehm und gefiel mir weit beſſer. Nun, ich kroch wie eine ſehr ſchläfrige Aurora aus meinen Roſenwolken heraus, und der Prediger der deutſchen proteſtantiſchen Gemeinde, der von der größten Gefälligkeit für mich iſt, kam uns abzuholen, und führte uns in ein portugieſiſches Haus, der Sé grade gegenüber, aus deren Portal die Prozeſſion hervorgehen ſollte. Den Anfang der Ceremonie hatten wir ſchon verſäumt, nämlich die Ankunft von König und Königin im Staatswagen. Jetzt war große Meſſe: nach deren Beendigung ſollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, und die Königin während ſeiner ganzen Dauer auf der Tribüne bleiben, die von Außen neben dem Portal der Sé errichtet, und mit einem ſehr breiten Baldachin überſpannt war. Die Fenſter aller Häuſer, an denen die Prozeſſion vorbeiging, waren mit rothem Stoff bekleidet und gepfropft voll Menſchen, mehr Neugierige als Andächtige! die Frauen aufs Zierlichſte geſchmückt und nach der franzöſiſchen Mode gekleidet. Die Tochter des Hauſes, das mich gaſtfreundlich aufnahm, ein funfzehnjähriges Mädchen, iſt die ſchönſte Perſon, die ich auf dieſer Reiſe geſehen, mit ihren Augen von ſchwarzen Diamanten und ihren Marmorzügen. Die Mutter muß eben ſo ſchön geweſen ſein! Die freundlich unbefangenen Manieren der Südländerinnen erfreuten mich wieder gar ſehr bei ihr, denn obgleich ſie nur portugieſiſch ſprach, und ich ihr nur in ſehr elendem Spaniſch antworten konnte, ſo wußte ſie doch mich ganz behaglich in ihrem Hauſe zu machen. Eine lange Reihe von Zimmern war geöffnet, und es wimmelte drin von Menſchen, meiſtentheils Portugieſen, einige Deutſche, die hier anſäſſig ſind, und einige Engländer. Die Deutſchen ſind ſo zahlreich, daß ſie eine eigene Gemeinde bilden; hauptſächlich ſind es Kaufleute, dann Handwerker, Militär, und einige Gelehrte. Endlich exiſtirt hier auch noch deutſches Geſindel, das ehedem zu Don Pedros Heer gehört hat, aber jetzt eine fatale Geſellſchaft bildet, mit der die gute nichts zu thun haben mag. Die Kaufleute ſind meiſtens ſchon in der zweiten und dritten Generation hier etablirt, und durch Verkehr und Verheirathung mit Portugieſinnen faſt nationaliſirt; doch kennt und ſpricht man immer noch die deutſche Sprache, intereſſirt ſich für deutſche Literatur, und es war mir recht überraſchend, daß meine kleinen Bücher bis hieher gedrungen ſind. Ebenſo frappirten mich die Namen von deutſchen adligen Familien, Oynhauſen, Wiederhold, die hier ganz wie portugieſiſche exiſtiren. Als in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Portugal zur Leitung ſeiner Kriegsmacht die Grafen von der Lippe und von Waldeck nach einander aus Deutſchland berief und an die Spitze des Heeres ſtellte, ſind mehre Deutſche von Adel mit jenen Herrn nach Portugal gegangen und haben ſich in Liſſabon verheirathet und ganz und gar niedergelaſſen. Eine Gräfin Oynhauſen nimmt einen Platz in der portugieſiſchen Literatur ein, indem ſie Wielands Oberon ins Portugieſiſche überſetzt hat. Ich konnte mir alles Mögliche erzählen, und Perſonen und Namen nennen laſſen, denn es dauerte lange bis die große Meſſe beendet war und die Prozeſſion ihren Anfang nahm. Dieſer Anfang war denn aber ſo einzig poſſierlich, daß er all' meine Erwartungen übertraf. Neger eröffneten den Zug! ſie trugen feuerfarbene Gewänder und blieſen die Trompete wie Engel des jüngſten Gerichts. Wenn Amphion durch ſeine himmliſchen Melodien die Steine zu Mauern aufbaute, ſo iſt es unbegreiflich daß die Mauern vor dieſen Tönen nicht in Schutthaufen zerfielen! Jeder Muſiker ſtieß in die Trompete ſo gut er konnte, nämlich mit aller Kraft ſeiner Lunge: ſonſt ließ er ſich auf nichts weiter ein, weder auf Takt noch auf Melodie. Jeder blies bis ihm der Athem ausging, und bis ihm die Augen aus dem Kopf zu treten drohten. Der Eine hielt es länger aus, als der Andre, dann machte er eine Pauſe von willkürlicher Länge, und hub auch willkürlich wieder an zu trompeten — grade wie Kinder es machen! Hinter den Mohren erſchien doch zu Roß der Ritter Sanct Georg, Schutzpatron des Caſtels. Der Schutzpatron der Stadt iſt St. Antonius, den man von Padua zu nennen pflegt, der aber hier geboren iſt, und bei den jungen Mädchen in ganz beſonderer Verehrung ſteht — denn er verſchafft ihnen Männer. Mir däucht, er hätte eben ſo gut figuriren dürfen, als Sanct Georg! aber die Prozeſſion beſteht aus lauter Männern, und die fürchten vielleicht ſeinen Einfluß. Genug, Sanct Georg erſchien zu Roß, in ſilbernen Stiefeln, im goldgeſtickten Sammetmantel, im diamantenbeſetzten Hut — eine hölzerne Puppe, die bei jedem Schritt des Pferdes widerlich von einer Seite zur andern wackelte, wie eine ungeſchickte Marionette. Früher hat ihm — ich meine, der Herzog von Carvalho ſeinen Hut geborgt, welcher dermaßen mit Diamanten beſäet geweſen iſt, daß man die Farbe des Sammet nicht hat erkennen können: doch ſeitdem die Mönche nicht mehr da ſind um dem Herzog zu expliziren, wie ſegenbringend dieſe Handlung für ihn iſt, muß ſich Sanct Georg mit ſeinem eigenen, ſchlichtern Hut begnügen. Sein ſchön geſchmückter Page folgte ihm, ein Knäbchen, das ſich zu Pferde ſehr zu ängſtigen ſchien, denn zwei Kirchendiener gingen neben ihm und hielten ihn feſt. Dann folgten viele ſchöne und ſehr geſchmückte Pferde, ſämmtlich aus dem königlichen Marſtall, und von Stalldienern in großer Livree am Zügel geführt. Dieſer erſte Aufzug war vollkommen wie bei einer Maskerade, und der einzige amüſante. Auf Andacht hatte ich natürlich gar nicht gerechnet, jedoch auf Pomp. Auch der fand nicht ſtatt! Ohne Schmuck der Fahnen und Bilder und Blumen, defilirten die einzelnen Corporationen und Kirchſpiele, unordentlich, in unregelmäßigen Zwiſchenräumen, mit erlöſchenden Kerzen, matt, kühl, grau. Soldaten bildeten ein Spalier, durch das Niemand dringen durfte um den Zug nicht zu ſtören — Niemand! aber die Hunde, die verwilderten Thiere, die ſich überall einfinden und gewohnt ſind nach Gutdünken umher zu laufen, ließen ſich durch ein Paar Kolbenſtöße nicht abweiſen, fanden vermuthlich den breiten Weg zwiſchen dem aufgeſtellten Spalier ſehr bequem zu ihren Evolutionen, und rannten oder ſchlichen darauf fort, je nachdem es ihnen einfiel. Dieſe Hunde kommen mir in ihrer geſpenſtiſchen Wildheit vor, wie das fahle Pferd in der Apokalypſe! ihre Exiſtenz hier hat etwas Unheimliches, Unheilverkündendes. Die Eingebornen mögen ſie kaum bemerken:

ich geſtehe, daß ſie meine Aufmerkſamkeit vielleicht über Gebühr feſſeln, denn ſie bringen etwas vollkommen Uneuropäiſches hieher. Dieſe Prozeſſion, von wilden Hunden durchkreuzt, iſt wirklich ein Sinnbild der konfuſen, wand- und bandloſen Zuſtände von Portugal, denen immer und überall das Eine, was jedem Lande Noth thut, fehlt: Ordnung! — Menſchen, wie geſagt, durften nicht das Spalier durchbrechen. Sie wogten hinter den Soldaten, zu beiden Seiten Kopf an Kopf, nicht mehr noch minder neugierig, als man es überall bei allen öffentlichen Ceremonien, wo es etwas zu ſehen giebt, gewahr werden kann. Der Zug wurde beſchloſſen durch den Baldachin, den der König mit ſieben der vornehmſten Herrn, über dem Erzbiſchof hielt, der in großem Ornat war und die Monſtranz trug. Ehedem hieß das Haupt der Geiſtlichkeit Kardinal-Patriarch von Portugal: dem gegenwärtigen fehlt noch die Beſtätigung des Papſtes zu dieſer Würde. Als der vorige geſtorben iſt, hat eine große Partei den Wunſch ausgeſprochen, eine Reformation in den Zuſtänden der Kirche und Geiſtlichkeit vorzunehmen und eine luſitaniſche Kirche, etwa nach dem Vorbild der anglikaniſchen, unabhängig vom päpſtlichen Stuhl zu ſtiften. Allein die Königin hat ſich nicht darauf eingelaſſen. In politiſcher Beziehung mögte eine ſolche Abſonderung nützlich ſein; in religiöſer ſchwerlich! da thun die Reformationen nicht viel Gutes: ſie verändern die äußern Formen, nach Menſchenart! das innere Weſen zu verändern ſteht nicht in ihrer Macht. Und indem ſie eine Autorität antaſten und erſchüttern, berauben ſie ſich des Rechtes auf eine andre zu fußen. Thun ſie es dennoch, ſo verfallen ſie in Willkür, grade wie diejenigen gethan, welche zu reformiren ſie ſich bemühen. Ich denke nicht, daß die anglikaniſche Kirche mit ihrer ſtarren Orthodoxie und ihrem beſchränkten Methodismus dem Heil der Seelen förderlicher iſt, als die katholiſche Kirche; allein der Macht der engliſchen Könige iſt ſie es allerdings geweſen. — Der König Don Fernando ſieht recht hübſch aus, groß, ſchlank, blond, ganz deutſch. Er und alle Herrn waren in großer Uniform, beſternt und bebändert, mit entblößtem Haupt, und trugen über den Schultern kleine Mäntel von weißem tulle und beſondrem Schnitt, in der Art wie unſre Pelerinen — was recht drollig ausſah über den Epaulettes. Wenn der König und ſeine ſieben Gefährten des Tragens müde waren, ſo wechſelten ſie ab mit acht andern Herrn, und wanderten alsdann mit Kerzen hinterdrein. Da die Prozeſſion doch wol zwei Stunden dauern mag und durch bergige Straßen zieht, ſo mag es recht mühſelig ſein den großen ſchweren Baldachin auf hohen goldnen Stangen zu tragen. Die Königin ſitzt während der Zeit in der äußern Tribüne. Die Entfernung war zu groß, als daß ich mehr von ihr hätte ſehen können als ihre Figur, die weißgekleidet und ganz enorm ſtark war. Die Kaiſerin war nicht gegenwärtig, ſondern geſtern Abend nach Cintra gefahren. Auch mehre Herrn hatten daſſelbe gethan, um ſich von der Theilnahme an der Prozeſſion zu diſpenſiren. Die Kaiſerin ſoll allgemein geliebt werden — eine Auszeichnung, die nur ihr zu Theil wird. Die Portugieſen mögen keine Ausländer, mögen nicht dieſen König, mogten nicht Don Auguſto — vielleicht weil ſie bei den Ausländern fremdes Intereſſe und fremde Einflüſſe argwohnen und haſſen. Die Kaiſerin in ihrer tiefen Abgeſchiedenheit, giebt freilich dazu keine Veranlaſſung, und lebt nur für die Erziehung ihres einzigen Kindes und für Werke der Barmherzigkeit. Sie ſoll ſehr liebenswürdig für Fremde ſein; — aber was ſollt' ich bei ihr? ich konnte ihr doch unmöglich ſagen, wie ſehr es mich jammert, daß jung und ſchön und geiſtreich wie ſie iſt, ſie in dieſe einſame Wildniß verſchlagen ward; — und wo es ſich nicht ſchickt zu ſagen, was ich ſagen mögte, da bleib' ich fort, mein liebes Louischen. Die Königin ſoll ohne alle Anmuth und Huld in ihrer äußern Erſcheinung ſein, und ſo wenig die Unterhaltung lieben, daß ſie nur mit denjenigen Perſonen ſpricht, welche ſie ſeit einer Reihe von Jahren kennt. — Mit der Rückkehr des Königs in die Sé iſt die Ceremonie zu Ende, und König und Königin fuhren in einem prächtigen Staatswagen, mit ſechs prächtigen Schimmeln in Geſchirr von hellblauem Sammet und Gold, nach dem Schloß von Neceſſidades zurück. Ein zweiter Wagen mit ſechs Braunen in roth und goldnem Geſchirr folgte mit ihren Damen, und ein Paar ganz gewöhnliche Ceſen beſchloſſen den Zug. Das Volk gaffte ſtumm. Die Frohnleichnamsprozeſſion zu Liſſabon iſt weder merkwürdig, noch feierlich, noch prächtig, noch impoſant, und wären nicht viele Tauſende von Zuſchauern auf den Beinen, welche die Fenſter, Straßen und Plätze füllten, ſo wär' im Grunde gar nichts an ihr zu ſehen, weil ihr gänzlich der kirchliche Pomp, Mönche, Brüderſchaften, mit einem Wort, das Uebergewicht der Geiſtlichkeit fehlt. Die Rückfahrt der Königin ſah ich nicht mehr in dem angenehmen portugieſiſchen Hauſe, ſondern in einem deutſchen, wo ebenfalls eine Maſſe Menſchen war, und wo es zum Schluß des Feſtes Bonbon gab. Ich bin die erſte Deutſche, welche je ohne andern Zweck als den des

Reiſens hieher gekommen iſt, und ich kann es den Menſchen nicht verargen, wenn ſie darüber ein wenig verwundert waren. Aber in dem erſten Hauſe ſahen ſie nicht ſo verwundert aus — und das war mir angenehmer. — Man hatte mir geſagt, Abends würde große Oper und die Königin mit dem ganzen Hof in der Vorſtellung ſein. Aber grad' umgekehrt iſt dies einer der wenigen hohen Feſttage, an denen die ſämmtlichen Theater geſchloſſen bleiben, und ſtatt in die Oper zu gehen, fuhren wir nach Almada hinüber. Mit dem Dampfboot iſt man in einer Viertelſtunde drüben. Am Morgen war es ſehr heiß geweſen; jetzt wurde es ſo ſtürmiſch und kühl, daß ich ſehr gut mein Shawl brauchen konnte. Es regnete auch etwas; indeſſen die Wolken verſchwinden ſchnell, und als wir auf einem Ausſichtspunkt über Almada ſtanden, war die Beleuchtung ſo wunderſchön gedämpft und dem gegenüberliegenden Ufer ſo vortheilhaft, wie einzelne lange Lichtſtreifen immer ſind, die den bedeckten Himmel deshalb zu durchbrechen ſcheinen, um etwas beſonders Schönes herauszuheben und aufs Günſtigſte darzuſtellen. Von hier präſentirt ſich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, die ſich aber durchaus nicht in Flachheit verläuft, wie das bei einer großen Stadt in einer Ebene am Fluß der Fall ſein würde, denn ihre verſchiedenen hochliegenden Gebäude, ihre mit Kirchen und Kuppeln gekrönten Felſen, ihr Caſtel, ihre Schlöſſer und Klöſter überragen ſie — und nicht etwa teraſſenartig oder amphitheatraliſch! nein! zerſtreut, abgeriſſen, willkürlich! und die glühenden Farben der Abendſonne, welche bald mit vollem Glanz darauf ſchien, bald gleichſam verſtohlen einen heißen Stral darauf warf, machten das Bild ſo maleriſch, ſo phantaſtiſch, daß es an Originalität ſeines Gleichen ſuchen dürfte. Der Tajo iſt ebenfalls einzig ſchön! ſo nah bei der Mündung und doch ſo voll und feurig! wie lieb' ich ihn deshalb! er hat die Welt geſehen und iſt bekannt worden mit ihren Reizen, aber er hat ſich nicht dadurch ermatten laſſen, und geht in ſtolzer Kraft an ihr vorüber und durch ſie hin, ungefeſſelt, ungebändigt, in königlicher Freiheit. Ach wie lieb' ich ſolche Leute, und wie ſehr bedaure ich, daß der Tajo kein Menſch iſt. — Höchſt anſtößig in dem ſchönen Bilde waren die unzähligen Windmühlen für meine Augen. Ich kenne keine plumperen Maſchinen, und da ich aus Norddeutſchland her immer gewohnt bin den Mangel an fließendem Waſſer mit ihnen in Verbindung zu bringen — ein Mangel, welcher in der Landſchaft eben ſo fühlbar iſt, als der an friſcher Luft im Zimmer: ſo kamen ſie mir vor wie ein häßlicher Fleck in dem reizenden Gemälde. Ueberdas begreif' ich nicht, wozu ſie hier ſind, da man ja im Strom genug Waſſermühlen anlegen kann, welche viel beſſer und feiner das Korn zermahlen. Vielleicht ſind die Windmühlen ein uralter Gebrauch, und man hat ſie deshalb beibehalten, wie man auch ſtatt des Pfluges noch immer einen gekrümmten Haken, von der ſimpelſten Form beibehält, deſſen urahnlicher Typus ſeinen Urſprung bis zu Abrahams Zeiten hinaufführen kann. — Gute Nacht, liebes Louischen! ich bin todtmüde.

* * *

Acht und dreißigſter Reiſebrief.

Gibraltar, 14. Junius 1841.

Warten müſſen oder gejagt werden: — anders geht's nun einmal nicht bei den Dampfbootreiſen, Herzensmama! Diesmal wurde ich recht unbehaglich aufgeſcheucht, als es am Morgen des elften plötzlich hieß: der Royal Tar ſei bereits in Liſſabon angekommen, und werde nicht am andern Tage, ſondern ſchon Nachmittags um vier Uhr abgehen. Dagegen iſt nichts zu machen, wie gegen das Fatum! ich hätte freilich acht Tage länger in Liſſabon bleiben können, aber dann auf den Phénizien verzichten müſſen, der, ſo ſchlecht er iſt, doch für das beſte Dampfboot zwiſchen der ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſte gilt. Ueberdas geſteh' ich, daß Liſſabon kein Ort iſt, der mich lange feſſeln könnte, wie Granada oder Sevilla. Die Lage der Stadt iſt höchſt originell und maleriſch, und es iſt intereſſant ihre verſchiedenen Anſichten aufzuſuchen. Ich habe die Ausſichtspunkte vom Caſtel auf der einen — und von der Eſtrella-Kirche auf der andern Seite der Stadt, endlich jenſeits des Fluſſes von Almada geſehen, und obgleich ich nicht zweifle, daß noch andere und ebenſo ſchöne aufzuſuchen ſind, ſo glaube ich doch, daß ſie nicht andere Farben, ſondern höchſtens andere Schattirungen in das Gemälde bringen würden. Das was ich überall ſuche und liebe, und wodurch die geiſtige Richtung und Bildung einer Zeit und eines Volkes ſich ſo beſtimmt ausſpricht: die Kunſt — ſuche ich dort umſonſt. Zwei herrliche Gebäude ſind da voll Eigenthümlichkeit und Charakter, das eine gothiſch, das andere die italieniſchen Regeln nach dem nationalen Geſchmack modelnd, jenes eine ganze, dieſes eine halbe Ruine: die Karmeliterkirche und das Kloſter von Belem. Die übrigen Gebäude ſind entweder zu alt, und deshalb umgebaut und geflickt wie ein alter Menſch, der ſich durch falſche Zähne und Perrücke zu helfen ſucht, oder ſie ſind nach dem großen Erdbeben gebaut, theils im Stelzenſchritt des vorigen Jahrhunderts, wie der Ajuda-Palaſt, theils in der vollen nüchternen Majeſtät des Nutzens, den unſre Zeit liebt, wie die beiden großen kahlen Gebäude: die

Kornhalle und die Oelhalle, in welchen immer gewiſſe Vorräthe aufgeſpeichert ſein müſſen, auf Rechnung der Regierung, für den Fall einer Hungersnoth. Ueber Gemälde habe ich bereits geſprochen: über Sculptur zwar noch nicht — aber aus dem ſehr einfachen Grunde, weil ich keine ihrer Werke gefunden. Das Volk endlich, das mich in Spanien ſo ungemein intereſſirt hat, daß ich von allem Zauber der Kunſt und allen Reizen der Natur immer und immer wieder zu ihm zurückkehrte, um mich mit ſeinen Geſinnungen, Sitten, Trachten, Gebräuchen zu beſchäftigen — das Volk hat in Liſſabon nicht jenen unverwiſchten Stempel ingeborner Eigenthümlichkeit, welche das Auge des Fremden anzieht und feſſelt. Ich kann mich wol irren — allein der Eindruck, den es auf mich macht, iſt der der Erſchlaffung in der Verwilderung. Mir kommt vor, als habe es durch den Verkehr mit der Fremde, worauf das Land durch ſeine Küſtenausdehnung angewieſen iſt, nichts gewonnen an Umſicht, Thätigkeit und Geſchicklichkeit, und nur die Talente und Tugenden verloren, die jedem Volk wie jedem Individuum eigen ſind. Mir kommt vor, als ſei es nicht abgeſchliffen wie ein Diamant, ſondern pulveriſirt wie gefärbtes Glas. Portugal iſt kein Land, das wie Spanien in jeder Provinz, ja in jeder Stadt, ein andres Intereſſe zu ſchonen und zu pflegen hat, oder das verſchiedene Volksſtämme beſitzt, deren jeder nach ſeinen uralten Rechten, Gewohnheiten und Traditionen, ſeinen Fähigkeiten und Gaben gemäß, behandelt ſein will. Es iſt einzig auf den Handel angewieſen. Das Land ſoll der Bebauung widerſpenſtig ſein durch Dürre, felſigen Boden und Mangel an künſtlicher Bewäſſerung, und das Volk dem Ackerbau, weil er weniger einträglich iſt als der Weinbau, welcher letztere jedoch nicht durchweg gedeiht. Durch die alte Gewohnheit nach den Colonien zu gehen, und in Braſilien und Oſtindien Vermögen zu erwerben, iſt man der Betriebſamkeit abhold worden, und möchte gern genießen ohne zu arbeiten. Die häufigen Auswanderungen nach anderen Welttheilen haben das Land entvölkert: in allen Provinzen, zu allen Zweigen der Cultur, ſoll es an Menſchen fehlen, und wol auch an gutem Willen um durch Thätigkeit zu erſetzen, was an Zahl mangelt. Auf dem Handel drückt England mit der ganzen Macht ſeines vernichtenden Uebergewichts. Es ſoll eine Dampfſchiffverbindung zwiſchen Liſſabon und der weſtlichen Küſte von Frankreich unausgeſetzt zu hintertreiben wiſſen, um allein die Hand auf Portugal halten zu können. Früher, als Braſilien noch damit in Verbindung geweſen, haben die Schiffe aus dem Norden, aus Dänemark, Schweden und Norddeutſchland, Liſſabon gleichſam wie die erſte Station betrachtet, und dort manche Geſchäfte gemacht, wenn ſie ſich dadurch die fernere Reiſe erſparen konnten: doch jetzt gehen ſie direct nach Braſilien, und ſo verliert Liſſabon auch den Zwiſchenhandel. Es iſt kläglich wie leer und ſtill der Hafen iſt! Die Marine hat längſt die retrogade Bewegung aller übrigen Zuſtände gemacht: dennoch wird jetzt an einem Linienſchiff gearbeitet, welches ſich ſeiner Vollendung nähern, jedoch ſchon vor zwanzig Jahren begonnen ſein ſoll. Aus derſelben Zeit ſtammen auch die unbeendigten Bauten her, die mir auf der praça de comercio den Eindruck von Thätigkeit und Leben machten, ehe ich erfuhr, daß faſt ein Vierteljahrhundert vergangen iſt, ſeit man ihren Grundſtein gelegt. Alles macht den Eindruck, als ſei die Bewegung des Lebens durch Ketten um Hände und Füße gehemmt. Aber Disciplin thut Noth, Zucht und Ordnung, und ehe nicht ein ruhiger, ſtarker Scepter dieſe in Portugal heimiſch macht, und die Feſſeln löſt — ehe kann kein Heil über das verwahrloſte Land kommen, das keine andre Zucht kennt, als die Tyrannei des brutalen Abſolutismus, oder die des Ehrgeizes und der Geldgier. Nochmals muß ich ſagen: es iſt ein unerhörtes Unglück, daß auf dem

Thron dieſes Landes eine dicke junge Frau ſitzt! wer bei zwei und zwanzig Jahren mit einer ſolchen Körpermaſſe befrachtet iſt, über den hat die Materie zu viel Gewalt, um nicht den Geiſt allmälig einzulullen, und die Fühlfäden der Seele mit Fett zu umwickeln und abzuſtumpfen. Zu viel Eifer thut nicht gut auf dem Thron; aber etwas muß man ſich doch die Dinge zu Herzen nehmen, ſelbſt hören, ſelbſt ſehen, ſelbſt urtheilen — und nicht immerfort Tapiſſerien nähen. Vor zehn Jahren, als Don Miguel noch in Liſſabon gehauſt hat, da muß es ein kurioſer Aufenthalt geweſen ſein. Da ſaß im Grunde kein Kopf feſt. Da wollte das Volk zwei Herren verbrennen, die ohne Paß nach Mafra gekommen waren, weil es ſie für Ketzer und Gottesleugner hielt: und ſie retteten ſich nur dadurch, daß der Eine das erſte beſte Stück beſchriebenen Papiers aus der Brieftaſche zog, den Ereiferten darbot, und ihnen ſagte: dies ſei der Paß, und er hoffe ſie könnten leſen. Es konnte aber Keiner leſen, und da Keiner ſeine Unfähigkeit in dieſem Punkt eingeſtehen wollte, ſo ließen ſie in Gottesnamen das Papier für einen Paß gelten, und bezeigten ſich ſehr zufrieden mit deſſen Inhalt. Der proteſtantiſche Prediger war der eine dieſer Herrn, und er ſelbſt hat mir dieſe fabelhaft klingende Geſchichte erzahlt. Als er vor zwölf Jahren nach Liſſabon gekommen iſt, war das Geſetz noch nicht aufgehoben, welches jeden andern Kultus als den katholiſchen als einen ketzeriſchen bezeichnete, und ihn dafür mit der Todesſtrafe belegte. Und neben dieſen uralten Geſetzen haben auch uralte Moden noch exiſtirt: die Vornehmen ſind in großen ſchwerfälligen Karroſſen mit Ochſen beſpannt gefahren. Dergleichen ſieht man nicht mehr. Die Ceje herrſcht ſo allgemein, daß ſie gar Todtenwagen iſt. Es wurden nicht viel Umſtände mit dem Sarge gemacht! man ſtellte ihn quer vor die Sitzbank, ſo daß Kopf- und Fußende über die Ceje herausragten, und der Kutſcher fuhr damit recht munter von dannen. Einige Cejen, vermuthlich Privateigenthum, ruhten auf vier Rädern, doch die Form des Kaſtens und die Beſpannung blieben ſich gleich. — Wir benutzten den letzten Morgen zu einer mehrſtündigen Streiferei durch die Stadt, bei der wir an einer Kirche vorbeikamen, die zu glatt für eine Ruine, aber doch zu alt für einen Bau ausſieht, welcher etwa noch auf Beendigung hoffen dürfte. Im vorigen Jahrhundert, nach dem Erdbeben, hat ein Krämer ſich plötzlich von der Vocation durchdrungen gefühlt eine Kirche zu erbauen, und da es ihm an Mitteln dazu gefehlt, die Unterſtützung frommer Seelen zu dieſem heiligen

Werke in Anſpruch zu nehmen. Er hat Almoſen geſammelt, und ſogleich nach der erſten Collecte das Fundament legen laſſen. Anfangs ſind die Beiträge ziemlich groß geweſen, doch am Ende immer ſchwächer und ſchwächer geworden, ſo daß die Kirche nicht weiter gediehen iſt, als die vier Mauern bis zum Dach. Darauf iſt auch der fromme Krämer geſtorben, und dies wunderliche Monument ſeiner Gottſeligkeit harrt, vermuthlich umſonſt! eines Gläubigen, der ſich ins Himmelreich hinein bauen möchte. Dann klimmten wir auch zum Caſtel empor, durch ſehr ſteile und ſehr unſaubere Gaſſen, aber oben war es ſchön und recht dazu geeignet um den letzten Blick auf Liſſabon zu werfen, hoch, frei, umfaſſend. Doch nicht das flüchtigſte Bedauern, es verlaſſen zu müſſen und es nie wieder zu ſehen, regte ſich in mir. Es iſt kein Ort, der meine Sympathie weckt, das fühl' ich! bei Sympathien darf man nicht fragen: warum und weshalb? Aber Du haſt gewiß an den Briefen ſelbſt gemerkt, daß es ſo iſt; ſie kommen mir ungewöhnlich dürr vor. Nehmt's nicht übel! ich kann mich zu keiner Liebe und Bewunderung heraufarbeiten, und was mir nicht aus der Seele kommt, das kommt gar nicht. Einer Bekanntſchaft muß ich Erwähnung thun, weil man höchſt ſelten Gelegenheit hat ſie zu machen: es iſt die mit einem lebendigen Chamäleon. Ein Engländer hat es von ſeinen Reiſen mitgebracht, einen Strauß auch, und beide Thiere auf der Terraſſe des Gaſthofs etablirt. Der Strauß iſt noch nicht ausgewachſen, ein häßlicher Vogel, der nicht fliegen kann, dumm und ungeſchickt, wie eine Pute ausſieht, und bei dem geringſten Geräuſch in Todesangſt herumſpringt. Das Chamäleon war zwiſchen den Ranken einer Paſſionsblume, welche die Mauer bedeckte, am Fuß feſtgebunden, ein kleines Thier, nicht größer als eine Eidechſe, und dermaßen ganz und gar grün, daß ich's erſt gar nicht zwiſchen den Blättern gewahr werden konnte. In hohen Affecten der Liebe oder der Selbſtvertheidigung mag es die Farben wechſeln, wie bei uns die Sage geht; im ruhigen Zuſtande geſchieht es nicht. Sehr auffallend iſt an dem Thier der immenſe Kopf, in welchem ſich die Augen ſo bewegen, daß wenn das eine nach vorn blickt, ſo blickt das andere nach hinten. Es muß in einem Lande leben, wo es ſehr mit Feinden umringt iſt und wo es großer Wachſamkeit bedarf, und all' die Vorſicht hat es doch nicht vor Gefangenſchaft bewahren können. Dem Kriege gegen den Menſchen ſind die armen Thiere nicht gewachſen. Dies war die letzte Kurioſität in Liſſabon. Um vier Uhr Nachmittags, am elften Junius, gingen wir an Bord des Royal Tar, eines ſo maſſiven, felſenähnlichen, viereckigen Dampfbootes, wie man es zur Fahrt durch die breiten Wellen des Ozeans nur wünſchen kann. Ich habe mich auch nie ſo wohl auf dem Meer befunden, als während dieſer Fahrt. Ich las, ich ging umher, ich ſpeiſte in dem Salon mit der übrigen Geſellſchaft, die nur aus wenigen Perſonen beſtand; ich ſah die Küſte von Portugal, welche aber nicht die wilde ſchroffe Formation der ſpaniſchen bietet. Alles in dieſem Lande kommt mir gegen Spanien abgeſchwächt und verwiſcht vor. Am zwölften, um ſechs Uhr Morgens, umſchifften wir Cap Vincent, und um neun Uhr Abends lagen wir vor Anker auf der Rhede von Cadiz. Da ich eben ſo gut an Bord ſchlief, als auf dem Lande, ſo beehrte ich Herrn Wall nicht zum dritten Mal mit meinem Beſuch; aber als wir am nächſten Morgen um ſieben Uhr weiterfuhren, heftete ich die Blicke ſo lange wie möglich auf das anmuthige, porzellanene Cadiz, denn ſie haben ſelten etwas Freundlicheres geſehen. Anfangs lag es ſo klar und friſch da, als habe es ſich über Nacht im Meer gebadet; die Morgenſonne färbte die Häuſer golden und roſenroth, und wie eine Blumenguirlande ſchien es zwiſchen Himmel und Waſſer zu ſchweben. Darauf verſchwanden allmälig die einzelnen Formen, dann die beſtimmten Umriſſe, zuletzt die Farben, ſo daß nur eine dämmernde weiße Linie den Azur des Meeres von dem des Himmels ſchied: endlich war es, als ob die fernſten Wellen darüber hinrieſelten, und Cadiz war verſchwunden. Ade, ade, liebliches Cadiz! — Die Fahrt, das Wetter blieben herrlich den ganzen geſtrigen Tag. Bei Trafalgar ging es vorbei, bei Palos und bei Tariſa, wie bei drei Sockeln, auf denen die Geſtalten Tariks, Columbus und Nelſons ſich majeſtätiſch erhoben, drei Helden, fern von Spanien geboren, von fremden Völkern, in verſchiedenen Jahrhunderten, hier vereint, der erſte und der letzte gegen Spanien, und der dritte, der größte von ihnen, für Spanien, und doch unheilbringend wie kein Anderer. Ach, Gold macht nicht groß und nicht gut, und doch ſtreben die Menſchen danach mit Fieberdurſt, als ob alle Größe und alle Güte davon abhingen. Am hellen glänzenden Mittag rauſchten wir diesmal durch die Meerenge in das mittelländiſche Meer hinein, und die Küſte von Afrika präſentirte ſich mit dem Felſen von Abyla ebenſo deutlich, als die andaluſiſche mit dem von Calpe. Die Küſte von Afrika! ich bitte Dich, Herzensmama, ſtelle ſie Dir vor, nackt und kahl, zerriſſener Fels, kalcinirtes Geſtein: hie und da eine Palme: übrigens Oede und Schweigen. Muß ſie nicht ganz nothwendig ſo ausſehen, um dem Bilde nur einigermaßen zu entſprechen, welches unſre Fantaſie ſich ausgemalt? O die Natur! es iſt eine kapriziöſe Perſon, aber bezaubernd in all ihren Launen! — Die Küſte von Afrika, liebe Mutter, iſt ein blaues, ſanftbergiges Land. Aus ihren ſchön geformten Hügelreihen treten einige höhere Felſen kühn und ſtark hervor, ohne ſich jedoch aus dem Zuſammenhang loszureißen, wie der Felſen von Calpe gethan. Weiße Städte, Tanger, Ceuta, liegen in der Ebene zwiſchen dem Meer und dem Bergrücken. Aus der tiefern Ferne im Innern des Landes dämmert ein dunkelbläulicher, gezackter Streifen am Horizont: das iſt der Atlas. Darunter liegt der alte Titane, der die Welt tragen muß! an dieſer Küſte ſuchte Hercules die Gärten der Hesperiden! auf dieſen Wellen irrte Odyſſeus ſehnſuchtsvoll umher! O liebe Mutter, laß ſie fahren die Bilder der Wüſte und die Gedanken an Raubſtaaten, Hyänen und Barbaresken! Du findeſt hier eine Szenerie, welche ſich ganz für die goldenen Mythen, für die lieblich gedankenvollen Sagen des Alterthums eignet. Erinnerungen an den Genfer See, an ſeine glänzenden Farben, ſeine reichen Formen, ſeine heitern Ufer zogen an mir vorüber, geſtern ſchon, als wir um vier Uhr Nachmittags im Hafen von

Gibraltar einliefen, und heute den ganzen Tag — den ich abwechſelnd auf der Promenade und im Fenſter meines Zimmers, der reizendſten aller Meeranſichten gegenüber, verbracht habe. Der Tag meines erſten Aufenthalts in Gibraltar, war ebenſo umwölkt wie dieſer ſtralend iſt; daher bin ich jetzt ſo wundervoll überraſcht als wär ein Vorhang fortgezogen.

Neun und dreißigſter Reiſebrief.

Barcelona, 21. Junius 1841.

Dies waren acht recht ſchwere Tage, liebe Mutter! die Hand zittert mir ſo, daß ich kaum die Feder halten kann, obgleich ich ſchon ſeit geſtern Mittag um zwei Uhr hier bin. Mein Banquier in Perpignan hat die Güte gehabt mir eins von Euren Briefpäckchen hieher entgegen zu ſenden, und ſo hatte ich denn die Freude endlich! endlich! wieder Nachrichten zu erhalten, die ich während zwei voller Monate, und in ſo unerhörter Entfernung bitter vermißt hatte. Ich habe deſto öfter geſchrieben! mögtet Ihr nur all meine Briefpackete erhalten haben, denn Copien hab' ich nicht, und ſo etwas ſchreibt ſich nicht zum zweiten Mal — oder wenn es ſich ſchreibt, ſo wird es was andres. Ich hoffe aber Ihr werdet, wenn auch langſam, Alles bekommen. Die Briefe ſollen ſich zuweilen verſpäten, aber nicht verloren gehen. — Jetzt erlaube mir ein wenig zu lamentiren über meine überſtandenen Schickſale, welche aber doch noch nicht ſo ganz überſtanden ſind, weil ich heut Abend wieder an Bord gehe um die letzte Fahrt mit dem Phénicien zu machen. Wie gut mir Gibraltar gefallen, und wie glücklich ich die Reiſe dahin gemacht, ſchrieb ich Dir vor acht Tagen. Ich habe ſeitdem das nette Almeria, das kalcinirte Alicante, das blühende, gartenähnliche Valencia wiedergeſehen: aber ich muß ſagen, daß ich das Gemälde, welches ſich um Gibraltar aufrollt, über die andern ſtelle, weil es durch zwei Küſten Wechſel und Reichthum bekommt. Und Gibraltar ſelbſt — wie das gehegt und gepflegt iſt, und wie einem ſolche Aufmerkſamkeit wohl thut, wenn man aus den portugieſiſchen Wildniſſen kommt! ſo ſchickt ſich's doch für Menſchen! Die Lilien auf dem Felde werden zwar vom lieben Gott genährt weil ſie nicht arbeiten können; könnten ſie aber, ſo würde er auch zu ihnen das Wort ſprechen, das erſte Wort, welches er zum erſten Menſchen ſprach, als dieſer das Leben auf der rauhen Erde begann: „Im Schweiß deines Angeſichtes ſollſt du dein Brot eſſen!“ Verdienen muß ſich Jeder ſeine Exiſtenz; um's Leben muß Jeder arbeiten! iſt's nicht fürs Brot des Leibes, ſo iſt's für das der Seelen: iſt's nicht im Schweiß der materiellen Arbeit, ſo iſt's in namenloſen geiſtigen Qualen. So iſt's eingerichtet für den Menſchen, der auf dieſer Welt lebt, und dies Geſetz iſt nicht zu umgehen. Aber lieblich ſchmücken darf er die Welt, die ſich ihm anfänglich ſo hart entgegenſtellt: und wenn er das thut, wenn er Blumen zu pflanzen und Früchte zu ziehen verſteht, wenn er das Daſein adelt, indem er nicht an der thieriſchen Bedürftigkeit haften bleibt, ſo werden auch ihm und ſeiner Schöpfung die Schönheit und der Segen zu Theil, welche die Lilien auf dem Felde ſchmücken. Was die Menſchenhand leiſten kann, hat ſie in Gibraltar geleiſtet, und den brennenden Felſen in ein Blumenbeet verwandelt. Abends ſpielten zwei Muſikchöre auf der Promenade, das eine unten, das andre oben; und zwiſchen den eleganten Frauen, welche ſich in Muſik, Abendluft, Arom der Blumen, und Farbenprunk gar lieblich ausnahmen, wandelten die ernſten Mauren majeſtätiſch trotz ihrer unſaubern Gewänder umher, die ſich in ſchmutzigen aber maleriſchen Falten um ihre langen, magern Geſtalten legten, und die ſchlanken engliſchen Offiziere präſentirten wohlgefällig ihre ſchönen Pferde — oder ſchönen Figuren. Es war Sonntag. Ich habe früher gehört, am Sonntag ſäße ganz England mit den Händen im Schooß und langweilte ſich zur Ehre und zum Wohlgefallen Gottes. Mit Vergnügen hab' ich in Gibraltar geſehen, daß nicht alle Engländer von dem Spleen des beſchränkten Methodismus befallen ſind. Ach, frommſein macht gar klug, giebt Erkenntniß und Würdigung der Dinge; aber fromm thun verdummt, weil im Händefalten, und Stillſitzen, und Kopfhängen, und was noch weiter zur Etiquette des Methodismus gehört, nichts wohnt was das Herz ſtill, und den Geiſt freudig macht. Denn Formeln ſind Unkraut für die Seele; wo ſie wuchern giebt's bald keinen innern Gehalt mehr. Wer gar ſo viele Complimente macht, ſei's mit den Menſchen, ſei's mit dem lieben Gott, der erſchöpft ſich darin und bleibt am Ende leeren Herzens, unbegnügt und Keinem genügend ſitzen. Die Muſik ſchloß mit dem God save the Queen. Das iſt ein Volkslied nach meinem Sinn! das Lied eines ganzen Volkes, voll Andacht, voll Innigkeit, voll feierlicher Majeſtät — möge ſie es hören, die kleine Königin da oben auf ihrem ſchönen Inſelthron, hören und verdienen! — Die Sonne war ins Meer geſunken, und ihr feuriger Glanz verſchwand ſehr ſchnell vor der blauen Nacht; denn ſchwarz ſind ſie nicht, dieſe ſüdlichen Mittſommersnächte, nicht finſter, nicht undurchdringlich, ſondern von einem duftigen Dunkelblau, zu welchem das Meer ſein Ultramarin, der Himmel ſeinen Azur, und das Gebirge ſeinen bläulichen Schimmer liefert, welcher den fernen Höhen eigenthümlich iſt, im Norden wie im Süden. Ein feiner heißer Wohlgeruch, den ich bisjetzt nur am Comerſee, und in geringerem Grade geſunden, durchwehte die Luft: es war die Caper, deren weiße Blüte mit dem großen Büſchel von lilafarbenen Staubfäden, an kleinen unſcheinbaren Stengeln, zwiſchen unbedeutenden Blättern in prächtiger Fülle hing, und die Mauern mit einer aromatiſchen Tapete überwob. Jedes Land hat ſeinen eigenthümlichen Duft: im Norden riecht es nach Wieſen und Heu, im Süden nach Orangen und Capern: und jedes hat auch ſein eigenthümliches Geräuſch: diskordantes Gequiek gehört zu Portugal, Guitarre und Caſtagnette zu Spanien, der Dudelſack zu Neapel, das Geläute der Heerdenglocken zur Schweiz, das Klappern der Webſtühle zu Sachſen. Dies Alles, vermiſcht mit der Sprache, mit dem Brauſen der Meereswellen, mit dem Rauſchen des Fluſſes, mit dem Winde oder den Stürmen — gehört ſamt dem Duft weſentlich zur Phyſiognomie eines Landes und iſt, wie jede Phyſiognomie, zu fein um zergliedert und beſchrieben zu werden: man kann ſie nur andeuten. — Am vierzehnten Junius um ſieben Uhr Abends verließen wir Gibraltar, eine der merkwürdigſten Stätten, welche je mein Fuß betreten hat, und nahmen die Plätze bis Portvendres, um bei etwaigem Zudrang immer geſichert zu ſein. Dieſer hat denn auch redlich ſtatt gefunden! auf jeder Station hat ſich die Geſellſchaft vergrößert und immer vergrößert, ſo daß unſre winzige Damen-Cabine, welche nur ſechs Betten hat, in Valencia mit acht Frauen vollgepropft wurde. O Himmel! das war eine Reiſe! — Wenn man, wie ich, eben von einem großen, ſchlichten, ruhigen engliſchen Dampfboot kommt, wo vom Capitän bis zum Kohlenſchütter Alle pünktlich und genau ihre Obliegenheit vollziehen; und wenn man, auch wie ich, eine Zeitlang viel mit Engländern in Verkehr geweſen iſt, mit dieſen ordentlichen, geſetzten Menſchen, die ſich um Niemand kümmern: ſo kommt einem die Wirthſchaft auf einem franzöſiſchen Dampfboot ganz toll — und die Franzoſen ſelbſt etwas gar zu ſehr harlekinartig vor. Außer dem Capitän ſind noch drei Herrn an Bord des winzigen Phénicien, die ſich alle drei mit dem Befehlen abgeben. Urſprünglich mag jeder von ihnen ſeinen eigenen Bereich gehabt haben; allein in dem engen Raum waren Colliſionen allzuſchwer zu vermeiden um nicht zuweilen ſtatt zu finden. Hab' ich doch gelacht ſo wie ich an Bord kam! Der Capitän war noch in

Gibraltar beſchäftigt, und der Second (das iſt ſein Titel; es wird wol ſo in der Art wie Lieutnant ſein) vertrat ſeine Stelle, d. h. er empfing die Päſſe der Reiſenden und gab überhaupt auf die Einſchiffung Acht. Der Second iſt aus Paris, folglich in ſeinen Augen von andrem Stoff als alle übrigen Erdenkinder; ferner hübſch — was man hübſch zu nennen pflegt, weiße Zähnchen, blonde Löckchen, zierliches Bärtchen; endlich elegant au suprême degré. Er iſt kurzſichtig, wie heutzutag alle vornehmen und eleganten Leute ſein müſſen, und um ſein zartes Näschen nicht zu verſtümmeln trägt er keine Brille, ſondern am ſchwarzen Schnürchen ſeine Lorgnette. Ich hoffe Du ſiehſt daraus, daß er vollkommen vom bon genre iſt; aber wie dieſe Lorgnette ſich macht, wenn er durch ſie die Paſſagiere überzählt, oder die Koffer und Mantelſäcke anguckt, die in den untern Raum geſchafft werden, oder die Leute über die Schulter anblickt, welche ſich ſeine Befehle zu holen haben: das kannſt Du Dir freilich nicht vorſtellen; denn ein Mann, der ſeine Geſchäfte mit ins Aug' geklemmter Lorgnette beſorgt, iſt mir wenigſtens noch nicht vorgekommen. Dieſe Szene ſtimmte mich äußerſt heiter, und da ſtilles Meer und ich allein in der Cabine war, ſo ging die kurze nächtliche Fahrt nach Malaga ſehr gut und ruhig vorüber.

Bei Sonnenaufgang waren wir im Hafen. Die Kathedrale und das Caſtel, das noch aus der Maurenzeit iſt, glänzten wie Berge von Gold, und die Sierra Bermeja (vermeille) verdiente im Morgenlichte ihren lieblichen Namen. Mit wahrer Freude beſuchte ich die edle Kathedrale wieder und die anmuthige Alameda, und ſah wieder die graziöſen Frauen mit der Nelke über dem Ohr und die ſchönen Männer in der zierlich geſtickten Jacke, und den Guitarrenſpieler auf dem Quay, und die langen vergitterten Fenſter mit blumengeſchmücktem Balkon — lauter Dinge, von denen in Liſſabon keine Spur iſt, und die den ſpaniſchen Städten ſolche wundervolle Lebendigkeit und Friſche des Augenblicks verleihen. Ich ſage abſichtlich: des Augenblicks, denn wenn man die Gegenſtände länger feſthält, ſo wird man wol gewahr, daß ſie nicht alle ſo friſch und heiter ſind, wie ſie ſich darſtellen; aber wer, wie ich, am Morgen kommt und am Abend geht, der nimmt die Erinnerung an Malaga mit, wie einen friſchgepflückten Blumenſtrauß. Das Dampfboot ſollte die Fahrt nach Carthagena in einem Zuge machen, ohne ſich in Almeria aufzuhalten, und das war mir ganz Recht, da das Städtchen nichts Intereſſantes darbietet, als ſeine Bauart, die ich afrikaniſch nenne, weil die Häuſer wie viereckige weiße Kaſten ausſehen.

Wir verließen Malaga am funfzehnten, Nachmittags vier Uhr, und ſollten in achtzehn Stunden etwa in Carthagena ſein; doch es erhob ſich ein ſtarker Wind, das Meer wurde unruhig, der lange dünne Phénicien vermochte nicht die Wellen zu durchſchneiden, und ſtatt am ſechszehnten um zehn Uhr Morgens, langten wir erſt um Mitternacht im Hafen von Carthagena an, und dort erklärte der Capitán, er werde vier und zwanzig Stunden im Hafen bleiben, und warten bis der Wind ſich lege. Ich war ſehr krank geweſen, und ein großer Theil der Schiffsgeſellſchaft auch. In Malaga hatte ich mehre Gefährtinnen bekommen, unter andern eine alte kugelrunde Dame, deren Zungenfertigkeit alles Denkbare — o nein! alles Erdenkbare übertrifft, und die lange Monologe hält, wenn Niemand Luſt hat ihr zu antworten. Es war alſo nicht eben angenehm an Bord! doch bei dem ſtarken Winde iſt die Aus- und Einſchiffung höchſt unbequem, und das troſtlos zerfallende Carthagena kein Ort, in dem man Erholung ſuchen darf, noch Bequemlichkeit, Pflege oder Zerſtreuung, und ſo ging ich denn nicht ans Land, ſondern begnügte mich aus der Ferne die großen, öden, halbruinirten Gebäude zu betrachten, welche noch aus den Tagen des alten Glanzes herſtammen. Sie ſind ungefähr von einer Farbe mit den Felſen, welche den Hafen umſchließen, und der ſüdöſtlichen Küſte von Spanien ſolch ein heißes, unwirthbares, wildes Anſehen geben. Es iſt als ob dieſe Felſen das innere Land gegen zudringliche Beſuche, gar Blicke, ſchützen ſollten, ſo ſchroff, ſo blendend, ſo brennend liegen ſie da. Ein Ereigniß hatte ſo eben Carthagena in Zorn und Empörung verſetzt. Ein engliſcher Schmuggler war von ſpaniſcher Seite ertappt und confiſcirt worden; da erſcheint eine der engliſchen Briggs im Hafen, welche angeblich zum Schutz des Handels an der Küſte kreuzen, und befreit und entführt das Schmugglerſchiff, ohne daß man gewagt hätte es zu vertheidigen. Franzöſiſche Briggs ſtationiren unter gleichem Vorwand an der Küſte, und thun vermuthlich ebenfalls das Ihre um die Schmuggelei auf jede Weiſe zu befördern. Gar die Dampfboote ſollen es thun. Es iſt höchſt auffallend, daß Jedermann an Bord dieſer Dampfboote, ohne Umſtände, ohne Erlaubniß, kommen, es beſehen, und überall darin herumgucken und herumkriechen darf. Daraus entſteht eine Unordnung, eine Verwirrung, ein Lärm, die zu läſtig ſind, als daß man nicht einen Zweck haben ſollte um ſie zu dulden, und dieſer iſt: daß man in der Confuſion Contrebande machen kann. An jenem Tage im Hafen von Carthagena ſind die Menſchen unabläſſig den Phénicien hinauf und herabgeklettert, anſtändige Leute und fürchterliches Geſindel, Alles durcheinander. Sie verhindern die Leute den Dienſt zu thun, die Cabinen in Ordnung zu bringen: ſie beengen den ohnehin engen Raum, ſie gucken einem über die Schulter, wenn man ſchreibt oder lieſt, ins Geſicht, wenn man auf dem Sopha liegt: und als wir fragten, weshalb dieſe Unruh geduldet würde, hieß es: es würde nicht freundlich ſein, wenn man dieſe Leute nicht zuließe. An Bord der engliſchen Dampfboote, als ſie im Hafen von Liſſabon, Cadiz und Gibraltar lagen, kam Niemand, der nicht dazu gehörte oder Erlaubniß dazu hatte. Das weiß der Himmel! die Engländer üben Willkür auf empörende Weiſe, aber mit der Ruhe und Ordnung der Kraft: die Willkürlichkeiten der Franzoſen haben hingegen immer etwas Geſindelhaftes. — Nach vollen vier und zwanzig Stunden hatte der Wind ſich gelegt, und ziemlich ruhig zogen wir weiter, nach Alicante. Da iſt ein erträglicher Gaſthof, da ſtürzte ich mich förmlich ans Land um die Wonne des feſten Fußbodens zu genießen. Alles Andere war mir gleichgültig, die Stadt, das Volk, die Gallerie Algorſa! ich begehrte nichts zu ſehen und zu haben, als ein Zimmer, das nicht ſchwankt. Die Freude war von kurzer Dauer! um Mittag erhob ſich der Wind ſtärker und ſtärker. Er iſt bei der großen Hitze ein Segen für die Küſte, weil er die Luft erfriſcht, aber er tummelt die Wellen dermaßen, daß man in Alicante und Valencia, wo es keine Hafen giebt, immer auf der Fahrt zum Dampfboot ganz durchnäßt wird. So hatte ich nur Zeit einige Perſonen zu ſehen, die mich gaſtfreundlich aufſuchten und einluden, und kehrte ohne davon Gebrauch zu machen, nach dem Phénicien zurück. Da gerieth ich in einigen Zorn! Wir waren faſt Alle um acht Uhr früh, oder wenigſtens im Lauf des Morgens ans Land gegangen, und als ich um zwei Uhr Mittags zurückkam, war unſere Cabine noch in derſelben Confuſion, worin ich ſie verlaſſen hatte. Ich hatte meine Jungfer mit mir nach Alicante genommen, weil ich zwiſchen meinen fünf ſpaniſchen Reiſegefährtinnen keinen Platz zu meiner Toilette finden kann: daher hatte ſie nicht aufräumen und Ordnung machen können. Der Phénicien beſitzt keine Schiffskammerfrau wie der Amſterdam und die engliſchen Dampfboote, und wie Ordnung und Schicklichkeit es erfordern, ſondern der ganze Dienſt wird von männlichen Domeſtiken verſehen, auch in unſerer Cabine, und da müſſen wir beſtändig hinter den Herrn zurückſtehen, weil deren Zahl weit größer iſt, oder weil ſie ſich nachdrücklicher beſchweren. Aber als ich alle Canapees umgeriſſen, und die Matratzen drunter und drüber liegend fand, und das enge Zimmerchen von dickem Staub durchwirbelt ſah, und als Niemand daran dachte ordnende Hand an dieſe Verwüſtung zu legen, da beklagte ich mich, und hatte die Satisfaction, daß am nächſten Morgen, als wir vor Valencia lagen, unſre Cabine zuerſt an die Reihe kam. Das hilft aber alles nichts. In dieſer Jahreszeit, und bei dieſer tollen Einrichtung mit wollnen Fußteppichen, ſtatt mit wachsleinenen, ſind Staub und Ungeziefer nicht zu bändigen. Die Wanzen nehmen wir uns einander ganz unbefangen ab, und den einzigen Scorpion, den ich je geſehen, hat neulich ein Engländer in ſeinem Bett in der Cabine gefunden. Valencia iſt reizend: nicht maleriſch — dafür iſt die Ebene zu weit, das Gebirg zu fern, die Stadt zu flach gelegen; aber von einer ganz holdſeligen Freundlichkeit. Wie ein großes Gartenhaus in einem wohlgepflegten fruchtbaren Garten liegt es da, und ſcheint Jeden gaſtfrei zu ſich einzuladen, indem es eine lange, ſchattige Allee, die jetzt freilich ihr friſches Grün verloren hat, vom Thor bis zum Grao ausſtreckt, wol dreiviertel Stunden. Der Baumreichthum erfreut gar ſo ſehr um Valencia! hier braucht man die Maulbeerbäume zur Seidenzucht, und hat die ganze Ebene mit ihnen bepflanzt, unbeſchadet der Mais- und Gemüſefelder, die in ihrem Schatten gedeihen. Deshalb hegt man hier nicht das ſpaniſche Vorurtheil gegen den Schaden, den die Bäume ſtiften ſollen; und dafür iſt Valencia wie Granada ein wahrer Smaragd von Erfriſchung und Erquikkung in dem Schacht des ſpaniſchen Landes, wo gar viele Edelſteine noch vergraben, und andere ungeſchliffen daliegen. Die lange Fahrt von Valencia hieher, die zwei und zwanzig Stunden dauerte, und die an der faſt immer ſtürmiſch bewegten Mündung des Ebro vorbeiführte, wurde von herrlichem Wetter und ſtillem Meer begünſtigt, ſo daß ich nichts weiter zu leiden hatte, als die nervoſe Abſpannung und Reizbarkeit, welche ſich nach großer Fatigue und Mangel an Ruhe und Schlaf einſtellen. Ich bin ein ſtilles Geſchöpf mit einſiedleriſchen Gewohnheiten: wenn ich Tag und Nacht von einem halben Dutzend Frauen umſchwirrt und umplaudert werde, und mich nicht regen noch bewegen kann ohne eine Andere zu ſtören, und in fremder Atmoſphäre athmen, ſchlafen und leben muß: ſo komm' ich aus dem Häuſel, denn alles das iſt meinen Gewohnheiten ſchnurſtracks zuwider. Die kugelrunde Spanierin iſt der Gegenſtand meiner höchſten Verwunderung — nicht allein wegen ihrer unermeßlichen Redſeligkeit, ſondern mehr noch wegen ihrer ſeltſamen Liebhaberei unſre Cabine nicht zu verlaſſen. Wer nicht krank iſt bleibt ſo gern wie möglich auf dem Verdeck oder wenigſtens im obern Salon, wenn er nicht ans Land gehen mag. Sie nicht! ſie ſitzt immer unten! ſie verzehrt unten mutterſeelenallein ihre Mahlzeiten! ſie iſt weder in Carthagena, noch Alicante, noch Valencia am Lande geweſen. An jenem Nachmittag in Alicante thronte ſie mit ihrem Fächer in der Hand zwiſchen den umgewälzten Matratzen, wie ein Held auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt — und das beſtändig mit guter Laune, mit vortrefflicher Geſundheit und mit unſäglicher Sprechluſt. Wen ſie von der Schwelle unſrer Cabine aus erwiſchen kann, mit dem macht ſie Converſation; aber ſie geht nicht hinauf! die engen Wendeltreppen ſind ihr zu beſchwerlich, ſpricht ſie und nun gar das Hinab- und Heraufklettern um ans Land zu gehen! Fett, weich und ſchwarz wie ſie iſt, kommt ſie mir in der Cabine vor, wie eine Schnecke in ihrem Hauſe. Ich, die ich nicht leben kann ohne friſche Luft, wollte ihr begreiflich machen, es ſei der Geſundheit ſchädlich immer da unten zu ſitzen. Sie lachte mich aus, und antwortete, daß ſie ſich viel beſſer befände als ich. Das war richtig! Sie hat ſich nun einmal herunter rollen laſſen, als ob ſie ein Waarenballen ſei, und wird erſt in Portvendres wieder ans Tageslicht kommen. Eine ſolche Perſon iſt fürs Reiſen geſchaffen! Genuß und Zerſtreuung bedarf ſie nicht, und Beſchwerden fühlt ſie nicht. Ich, liebe Mutter, mit meinen dreifachen Fühlfäden an allen Sinnen, leide viel und genieße viel. — Barcelona macht einen wahrhaft pompöſen Eindruck, wenn man aus dem ſüdlichen Spanien kommt. Es iſt nicht nur viel größer als die dortigen großen Städte, Sevilla, Cadiz, Malaga — ſondern es ſieht auch viel großartiger aus. Alle jene Orte mit ihren graziöſen kleinen weißen Häuſern, ſind zu ländlich, zu phantaſtiſch gebaut, um unſern Begriffen von einer ſtattlichen ſtädtiſchen Bauart zu entſprechen. Hier giebt es keinen Patio mehr, keine ſprudelnde Fontäne, keine vergitterten Balkons; man lebt hier ſchon wie civiliſirte Leute, nicht ſo viel im Freien, ſondern mehr im Hauſe, und hat in demſelben einen andern Salon als den Patio. Barcelona ſchließt ſich mehr an Europa, jene Städte mehr an den Orient. Geſtern war Sonntag, und die abendliche Promenade auf eine ſolche Weiſe beſucht, daß ich meine, es müſſen zwanzig Tauſend Menſchen ſpazieren gegangen ſein. Die ganze Rambla, die ganze Eſplanade, und der ganze Weg nach Barceloneta (dem Hafen von Barcelona) wogte und wallte viele Stunden hindurch von Menſchen. Die Frauen waren ſo geſchmückt wie möglich, und ab und an war auch eine geſchmackvoll gekleidet. Im Ganzen gefielen mir die Stoffe nicht und ich fand es recht edel von den Barceloniſchen Frauen, daß ſie ganz tapfer die ſchwergeblümten grellen Muſſeline ihrer eigenen Fabriken trugen, ſtatt mit den engliſchen und franzöſiſchen ein wenig Contrebande zu machen. Ein prächtiges Lanciers-Regiment, das gut beritten und wohl uniformirt war, ſind die einzigen Soldaten, welche mir in Spanien einen militäriſchen Eindruck gemacht. Daß die Leute kriegeriſch ſind, ausdauernd und genügſam, tapfer und gewandt, wenn es einen Independenzkrieg giebt: daran zweifelt gewiß Niemand, der ſie mit unbefangenem Auge betrachtet: aber ob ſie ſich der militäriſchen Zucht und Ordnung fügen mögen und disciplinirbar ſind — iſt eine andre Frage. Bei allen andern ſpaniſchen Soldaten dacht' ich immer: „was prächtige Leute!“ aber bei dieſen Lanciers: „ein prächtiges Regiment!“ Es iſt mir ſehr lieb, daß ſie auch dazu ſich eignen, und daß es ihnen an keinem Talent fehlt, ſobald nur Jemand da iſt, der es auszubilden verſteht: aber ich für meine Perſon mache mir nicht viel aus der ſtrammen ſoldatiſchen Haltung, welche den Menſchen ihre eigenthümliche abſchleift. Da oben bei uns in Deutſchland iſt nichts dran verloren! da gehen und ſtehen die Leute ſo ſchwerfällig, daß ihnen ein großer Dienſt dadurch geſchieht, wenn man ihnen beibringt ſich zu tragen ſtatt ſich zu ſchleppen: aber hier, wo ſie ſich zu halten und zu ſchreiten wiſſen, da wird ihnen nichts gegeben was ſie nicht ſchon hätten. Daher find' ich auch, daß die Spanier viel beſſer in ihrer Volkstracht als in der Uniform ausſehen, was bei uns nur für diejenigen Leute der Fall iſt, die eine elegante und vornehme Haltung haben. Für die Maſſe, die nur das Surrogat des guten Anſtandes, den Zwang, kennt und ohne denſelben in Plumpheit und Rohheit verfällt, für die iſt die Uniform geboren. Jene Lanciers hatten auch ſehr gute Muſik, ganz glockenreine Trompeten — das einzige Inſtrument, das ich für Soldaten liebe, weil es tragiſch und heroiſch wie kein andres, und nebenbei ebenſo herzſtärkend und nervenſtählend als die Trommel iſt. Dieſe Muſik, der herrliche Abend, die fröhlichen Menſchen, der feſte Boden unter meinen Füßen, erfriſchendes Gefrornes, brachten mich allmälig wieder zu meinen fünf Sinnen, die ich ſtets auf dem Dampfboot in großer Gefahr bin zu verlieren: und als ich im Gaſthof den ſchwediſchen Generalkonſul fand, der mir Eure Briefe brachte, und Nachricht von ſeinem Sohn haben wollte, welcher bis Sevilla unſer Reiſegefährte geweſen iſt — da ermunterte ich mich ganz und gar, mit Erzählen und Plaudern und Leſen, und dermaßen, daß ich das einzige Erträgliche, was dieſer Gaſthof darbietet, das Bett, am Ende gar nicht genießen konnte. Trotz der tödtlichſten Ermüdung bracht' ich's nicht zum Schlaf. Meiner miſerablen Geſundheit wegen freu' ich mich, daß die ſpaniſche Campagne zu Ende geht. Heute Morgen gingen wir wieder in der Stadt umher, deren ſtolze Gebäude mir gar gut gefallen, und darauf durchſtöberte ich zwei Muſikalienhandlungen um die Nationaltänze und Lieder zu finden, nach denen ich in Cadiz umſonſt geſucht. Es war hier ebenſo vergeblich! man hat ſie im Gehör von der Wiege an, und nur ballet- oder opernmäßig zugeſtutzt erſcheinen ſie im Druck. Ade, Herzensmama, ich gehe an Bord.

Vierzigſter Reiſebrief.

Perpignan, 24. Junius 1841.

Land! Land! nach einer Abweſenheit von zwei Monaten und zwei Tagen, bin ich hier wieder glücklich angelangt, mein liebes Clärchen, und dieſe Reiſe die mir damals wie ein dummer Streich vorkam, gehört jetzt zu meinen liebſten Erinnerungen. So ändern ſich — nicht die Dinge, aber der Standpunkt von wo wir ſie betrachten. Gott, ich bin herzensfroh! mir iſt zu Muth als hätte ich eine wahre Heldenthat gethan. Das iſt doch gar nicht der Fall; allein ſo iſt nun einmal die Wirkung des Schönen auf mich: es ſtimmt mich freudig. Und Spanien iſt ſchön, liebes Clärchen, oder hat wenigſtens alle Elemente dazu, wenn auch vergraben, vereinzelt, verkannt, gar mißbraucht. Mit den civiliſirten Ländern, mit Frankreich, mit den Rheinlanden, mit der Schweiz, mit Italien iſt es durchaus nicht zu vergleichen, ermangelt ihrer Genüſſe, ihrer Annehmlichkeiten, ihrer Cultur, ermangelt auch der geordneten Weiſe, in der man in der Schweiz die Herrlichkeit der Natur — und in Italien die der Natur und der Kunſt genießen kann. Unordnung iſt gegenwärtig ein Hauptzug in den ſpaniſchen Zuſtänden, in allen: in politiſchen, in religiöſen, in ſittlichen, in adminiſtrativen! In allen macht ſich ein beklemmender Mangel fühlbar, den ich nur durch das Wort Unordnung bezeichnen kann. Uebel und Mißbräuche aus alten Zeiten haben die Baſis all jener Zuſtände unternagt, und ſie laſſen ſich nicht mehr durch die großen Traditionen der nämlichen alten Zeiten ſtützen und aufrecht halten; und ach! die modernen Mittel, unklar aufgefaßt, kreuz und quer angewendet, zu egoiſtiſchen Zwecken der Einzelnen erniedrigt, ſtiften in ganz andern Ländern Verwirrung, als in Spanien, das noch gar nicht dazu gelangt iſt eine ruhige, auf Erfahrung baſirte Prüfung machen zu können, ob es durch Anwendung jener Mittel wirklich zum Fortſchritt komme. In Barcelona war man keineswegs zufrieden mit Eſpartero. Jemand, der eben aus Madrid gekommen und eilf Tage dort geweſen war, erzählte: kein Menſch bekäme den Regenten zu ſehen, am Tage läge er auf dem Sopha und rauche Cigarren, Nachts ſpiele und Morgens ſchlafe er. Ach Gott nein! ſo darf ſich freilich der Regent von Spanien nicht benehmen! wenn das wahr iſt, ſo muß er ein unbedingtes Vertrauen in die Armee ſetzen und deren Beiſtand gewiß ſein, quand même. Man meint aber, daß die Zuneigung der Armee ſich verlieren dürfte, ſobald er, um einige Ordnung in die Finanzen zu bringen, den Theil derſelben verabſchieden würde, der nach Beendigung des Krieges überflüſſig worden iſt. Die Ernennung des Grafen Linage zum Gouverneur der Havanna ſoll eine Vorſichtsmaßregel ſein, die er getroffen, um ſich in dem Fall, daß er ſich nicht in Spanien halten kann, bei dieſem Vertrauten und Ergebenen eine Freiſtatt zu ſichern. Ich hörte auch, er ſei früher gar nicht abgeneigt geweſen, die Regentſchaft mit der Königin Chriſtine zu theilen, welche ihrer Anmuth und Freundlichkeit wegen beim Volk ſehr beliebt iſt: aber ſeitdem ſie ihm ſein unredliches Verfahren mit den Worten vorgeworfen hat: „Ich habe Dich gemacht zum Herzog, zum Grand von Spanien und zum General der Armee; doch zum Caballero hab' ich Dich freilich nicht machen können“: — ſeitdem ſoll er einen tiefen Haß gegen ſie hegen. Wäre dies nur eine erfundene Anekdote, ſo würde ſie wenigſtens inſofern characteriſtiſch ſein, als ſie zeigt, wie die Ehre ein Caballero zu ſein in den Augen eines Spaniers die höchſte iſt. Caballero entſpricht dem engliſchen Gentleman und dem italieniſchen Galantuomo. So ſagte einmal unſer Schiffer auf dem Comerſee: „Napoleon fu gran Capitano, ma no fu Galantuomo,“ weil er nicht die alte Freiheit der Lombardei hergeſtellt. Der altmodiſche, früher im Deutſchen gebräuchliche Ausdruck: Kavalier, muß durchaus, ſeiner Bedeutung nach, von dem Caballero abſtammen, und durch die Verbindung des Hauſes Oeſtreich mit Spanien zu uns gekommen ſein; denn das franzöſiſche chevalier und cavalier hat eine eingeſchränktere Bedeutung. — Mir kommt vor, als habe die Königin Chriſtine noch einen ſo großen Anhang, daß mir ihre Abdankung in Valencia vorſchnell erſcheint. Indeſſen iſt die Oppoſitionsliebhaberei jetzt dermaßen an der Tagesordnung, daß vielleicht der bloße Name Chriſtine einer Partei angenehmer klingt, als der von Eſpartero, und deshalb wiederholt und immer wiederholt werden mag. Was ich für Spanien aus Herzensgrund wünſche iſt, daß ſein Regent adminiſtratives Genie haben, und die Finanzen und die Juſtiz ordnen möge. So lange hierin die Navaja, und darin die Beſtechung dominiren, kann es nicht auf feſten Füßen ſtehen.

Ich hab' es in einem günſtigen Moment kennen gelernt: die wilde Gährung war vorüber, und das letzte Stadium des Marasmus, wo man aus Schwäche Convulſionen hat, wie Frankreich — noch nicht eingetreten. Und vielleicht tritt es gar nicht ein! vielleicht geht ein ſegenbringendes Geſtirn über dem edlen Volk und dem ſchönen Lande auf, und reift es einer Entwickelung entgegen, die ſeit Jahrhunderten gehemmt worden iſt. Amen. Ja, ſchön iſt das Land, ſo in ſeiner wilden Weiſe, wie ich ſie Euch hie und da beſchrieben habe, tropiſch, feurig, unbändig, zuweilen gar abſtoßend, zuweilen kultivirt. Lieblich und anmuthig wie Italiens Natur und Italiens Kunſt, iſt Spanien nie. Immer hat es eine ernſte oder eine großartige Beimiſchung, immer vibrirt die Energie darin, auch in den nackten wilden Felſen, auch in den weiten traurigen Ebenen, die nur wüſt ſind, weil die pflegende Menſchenhand fehlt, auch in den üppigen Vegas von Granada und Valencia, die den vollen Pomp der Vegetation darbieten. Energiſch iſt auch die ſpaniſche Kunſt, die Architektur, die Malerei, ohne die leiſeſte Spur von Weichlichkeit und Ueppigkeit. Energiſch war das ſpaniſche Volk noch in unſern Tagen, im Independenzkriege: und ich kann nicht glauben, daß die letzten dreißig Jahre es gänzlich um dieſen Character gebracht haben ſollten. Denn der Character eines Volks hängt mit dem Boden zuſammen auf dem es lebt, und mit dem Blut, das durch ſeine Adern fließt. Spaniens Clima, ſein Boden, die Miſchung des gothiſchen und arabiſchen Blutes, kommen mir in ihrer Verſchmelzung vor, wie Stahl, welcher gehärtet wird indem man ihn aus dem Feuer nimmt um ihn in eiskaltes Waſſer zu tauchen. Ein ſolcher Stahl kann ſtumpf werden, aber auch wieder auf's feinſte und ſchärfſte geſchliffen; und zerbröckeln und vermodern thut er nie. Darum hat mir das ſpaniſche Volk trotz ſeinem Mangel an Induſtrie, trotz ſeiner verwahrloſten Zuſtände, trotz der Verwirrungen die ſeinen Wohlſtand hemmen, nicht den traurigen Eindruck gemacht, den mir das römiſche in ſeiner hochmüthigen — und das neapolitaniſche in ſeiner ausgelaſſenen Bettelhaftigkeit machte; denn arm iſt's, aber nicht armſelig; ungebildet iſt's, aber nicht ohne Talent; und wenn ihm die Lichtſeite der Civiliſation fehlt: nämlich Mittel zum lebhaften materiellen und geiſtigen Verkehr, Anregung und Beförderung zum Austauſch der Produkte und der Ideen; ſo fehlt ihm auch die tiefe Schattenſeite derſelben, die unerhörte Ungleichheit der Exiſtenzen, welche in den Schwelgenden Erſchlaffung und Gleichgültigkeit — und in den

Darbenden Neid und Erbitterung erzeugt. Die Spanier ſind das unſklaviſchſte Volk, das ich kenne. Ich ſage nicht: das freiſte, denn wo die Navaja der Ordnung ins Handwerk pfuſcht, kann wol ebenſowenig von Freiheit die Rede ſein, als wo dieſe ſich auf die Guillotine ſtützt: aufs Geſetz muß ſie ſich ſtützen, aber in Spanien hat jede Provinz ihre eigene Geſetzſammlung, während es an der Aufrechthaltung des Geſetzes fehlt. England iſt das Land der Freiheit ohne Gleichheit: ſo wie dort herrſcht wol nirgends das Geſetz, und nirgends ein ſchneidenderer Contraſt in den bürgerlichen Zuſtänden. Frankreich iſt das Land der Gleichheit ohne Freiheit: denn das Geſetz wird nach Willkür umgeſtoßen, aufgebaut und zugeſtutzt, und Jeder trachtet nach ſeiner perſönlichen Befriedigung: darin beſteht die franzöſiſche Gleichheit. Die Spanier ſind nicht verzehrt von Uebermuth und Egoismus, wie England, noch von Eitelkeit und Geldgier wie die Franzoſen. Aus alten Zeiten iſt ihnen etwas übrig geblieben von ſtolzer Ruhe und menſchlicher Würde, und wenn dieſe Eigenſchaften nur nicht in Trägheit und Hochmuth übergehen, wenn man dem vorbeugt indem man dem Geiſt einige Regſamkeit gönnt und den materiellen Intereſſen die Wege bereitet: ſo mein' ich müßten ſie das tüchtigſte Volk in Europa werden. In jener letzten ſchlafloſen Nacht in Barcelona, als der Sereno Stunde und Wetter abrief, als die Guitarren bis gegen die Morgendämmerung durch die Rambla ſchwirrten, und die betäubende Luſtigkeit der Caſtagnetten dazwiſchen auftauchte: als ich dieſe Töne hörte, die ich nur hier hören kann, und die, wie die Sprache, die ſtolze, klingende, vornehme Sprache Spaniens, zur Phyſiognomie des Landes gehören; und als ich mir ſagte, dies ſei nun zum letzten Mal, nie würde mein Fuß wieder dieſen Boden betreten, dieſe Töne hören, dies Volk ſehen, welches einem ungewiſſen Schickſal entgegen geht; da, liebes Clärchen, wurde mir ganz wehmüthig zu Sinn, denn ich dachte ich würde mich fortan überall langweilen. Das Fremdartige, das Unalltägliche, das Grandioſe, iſt freilich keineswegs immer bequem, aber es hat einen gewaltigen Reiz indem es unabläſſig die Phantaſie anregt und beſchäftigt, die in unſern heimiſchen wohlgeordneten Zuſtänden ſchlafen gehen muß. Mir war, als würde ich fortan nicht mehr phantaſieren, ſondern kritiſiren — und das macht mir gar keinen Spaß. Daher iſt es mir auch ganz unmöglich jetzt irgend etwas über Frankreich zu ſagen. Vielleicht ein andermal, oder ſpäter, Ihr habt jetzt ja auch ſo erſchrecklich viel Briefe, daß Ihr des Leſens ganz überdrüſſig ſein müßt. Ueber die letzte Fahrt, von Barcelona nach Portvendres, kann ich nur ſagen, daß ſie vollkommen glücklich binnen zwölf Stunden gemacht wurde. Die Küſte von Katalonien macht ſich herrlich vom Meer aus. Von Barcelona an, bei Mataro und Calella wird ſie immer hügeliger und bergiger, bis ſie endlich als ein Aſt der Pyrenäen an den Hauptſtamm des Gebirges ſich lehnt. Jenſeits Barcelona, aus dem Innern des Landes taucht der Monſerrat einſam und ſägeförmig auf. Zahlloſe Barken glitten mit dem lateiniſchen Segel wie mit Schmetterlingsflügeln durch die tiefblauen Wellen, und der feurige Stral der Abendſonne ſchmolz die Einzelnheiten gleichſam in einen goldnen Rahmen hinein und zu einem mächtigen Bilde zuſammen — mächtig, flammend und ſchön, wie es ſich für den letzten Blick auf Spanien ſchickt. Dienſtag, den zwei und zwanzigſten, früh fünf Uhr waren wir im Hafen von Portvendres, und gingen mit einem großen Theil der Dampfbootgeſellſchaft ans Land. Da verfielen wir der Douane! aber wie! Jedes Taſchentuch wurde aus dem Koffer genommen, jedes Portefeuille losgemacht, und ein Frauenzimmer führte uns in ein beſondres Gemach, um zu unterſuchen, ob wir nicht Contrebande in unſern Kleidern hätten. Der kugelrunden Spanierin wurden die Kleider, die ſie trug, Stück für Stück durchblättert. Sie lachte ſehr bei dieſer ignoblen Prozedur, und fand es äußerſt ergötzlich, daß man ihren ehrwürdigen Körper in Verdacht hatte ein Seidenwaaren- oder Spitzenballen zu ſein. Wir andern kamen viel ſchneller und leichter davon, aber mir ſtanden doch die Thränen in den Augen vor Aerger, daß ſolche rohe Hände ſich unterſtehen konnten mich anzufaſſen. Kaum war dieſe Qual überſtanden, ſo begann eine neue. Da das Dampfboot nicht regelmäßig in Portvendres anlegt, ſondern größtentheils direkt von Barcelona nach Marſeille geht: ſo giebt es in dem elenden Neſt von 800 Einwohnern kein andres Mittel um fortzukommen, als die Diligence, die jeden Morgen um vier Uhr nach Perpignan abgeht, alſo bereits fort war ehe wir kamen. Außerdem weder Poſtpferde, noch Kutſcher, noch nichts! Aber den Tag und die Nacht in dieſer Schenke zu verbringen, die mich mit Ziegenmilch und mit Flöhen empfing, das war allzu widerwärtig! umſomehr da ich vorausſetzen durfte in Perpignan Briefe von all meinen Freunden zu finden und mir einbildete — abergläubiſch wie ich bin! — daß es mir Glück bringen würde, wenn ich ſie an meinem Geburtstag leſen könnte. Ich wollte alſo durchaus hin, und da ich denn gleich dans les grandeurs bin, wie Ferdinand behauptet, ſo begehrte ich eine Staffette um mir durch meinen Banquier einen Wagen ſchikken zu laſſen. Aber kein Pferd war in Portvendres aufzutreiben, und meine Staffette verwandelte ſich in einen ſchlichten Fußboten, der mir zuſchwor, er wolle die vier Meilen in fünf Stunden laufen. In Berechnung, Erwartung, Ungeduld und Abſpannung verging die Zeit, bis der Wagen endlich am ſpäten Nachmittag anlangte. Um elf Uhr Abends war ich in Perpignan, und hatte die unausſprechliche Befriedigung in der letzten Stunde meines Geburtstages Eure lieben Briefe zu leſen. — Gott grüß Euch! Gott ſegne Euch! — Auf Wiederſehen, mein Clärchen.

* * *

Nachwort.

Berlin, 27. October 1841.

Da ſind nun die Reiſebriefe gedruckt, liebes Clärchen. Mögten ſie Euch und Allen die ſie leſen gefallen, trotz der Unvollkommenheiten von Wiederholung, Nachläſſigkeit, Perſönlichkeit, überflüſſigem Geſchwätz, Verweilen bei Nebendingen, welche nun einmal den Briefen im Allgemeinen ankleben, und beſonders den meinen; denn ein Brief muß mirs Herz frei machen — ſonſt mag ich ihn lieber gar nicht ſchreiben. Daß meine Perſon ſich zu breit mache — was gar leicht in Briefen geſchieht! — fürchte ich nicht; hingegen meine Meinung? — — aber wozu ſchreibt man, wenn nicht um ſeine Meinung zu ſagen? Anders ſchreiben, als ich denke und fühle, habe ich noch nicht gelernt, nicht einmal gelernt zu ſchreiben um zu gefallen, und ich meine, daß wenn ich Dieſem oder Jenem gefalle, ſo iſt's gewiß deshalb, weil ich's nicht darauf anlege. Als ich vor vierzehn Tagen herkam, war bereits die Hälfte des zweiten Theils gedruckt, und ich geſtehe Dir, mir gingen die Augen über vor Entſetzen wegen all der Druckfehler. Ich glaube Du hätteſt beſſer gethan die Originalbriefe ſtatt ihrer Copie drucken zu laſſen; dann hätte doch nur der Setzer ſündigen und meine Schrift nicht leſen können, jetzt hat's auch noch der Abſchreiber gethan! Faſt nicht ein einziges ſpaniſches Wort iſt richtig geſchrieben, und bei manchen iſt eine höchſt ärgerliche Willkür eingetreten, z. B. bei der politiſchen Märtyrin von Granada Doña Maria Piñeda, welche gar nicht anders als Mariana Penella genannt wird. Ferner iſt gedruckt worden: der Rhone. Ich aber ſpreche wie man in der Schweiz an der Wiege dieſes Fluſſes ſpricht: die Rhone. Dann ſprech' ich auch mehre und nicht mehrere — und wie ich ſpreche, ſo ſchreib' ich. Und wenn mir ein Grammatiker beweiſt, daß es falſch iſt, ſo werd' ich ihm dankbar ſein. Dergleichen kleine Schmerzlichkeiten treffen im Grunde nur mich; Ihr werdet ſie überſehen oder corrigiren. Und ſomit — Glück auf mein Büchlein, mach Deinen Weg!

* * *

Berlin, 3. November 1841.

Dieſe Zeilen richten ſich an diejenigen Perſonen, welche ſo gütig geweſen ſind, mir ihre Theilnahme und ihr Wohlwollen auszuſprechen — aber leider anonym. Ich habe die freundlichſten Briefe erhalten, und ohne Unterſchrift des Namens. Weshalb? iſt es denn eine Schmach mir zu ſagen, daß ich etwas Gutes geſchrieben habe? Ich ſtreife jetzt vielleicht gleichgültig an Perſonen vorüber, denen ich für ihre Theilnahme gern die Hand drücken würde: und das iſt nicht meine Schuld. Den „Zwei Leſerinnen des Jenſeits der Berge“ aus Halle, welche mir ihre chriſtliche Liebe in Proſa und Poeſie ausgeſprochen und mir zu meiner Blindheit gratulirt haben, weil mir nun ohne Zweifel ein ganz beſondres Gnadenlicht aufgehen würde — bin ich ſehr verbunden für ihre frommen Wünſche, und zugleich herzensfroh, daß ſie nicht realiſirt worden ſind.

Da dies Buch eine Briefſammlung an verſchiedene Perſonen iſt, ſo möge auch dies Brieflein hier einen Platz finden, den ich ihm nirgends ſonſtwo zu verſchaffen wüßte.

* * *

Verbeſſerungen im erſten Theil.

Seite 22.	Zeile 22.	Lies:	Strub ſtatt Strab.
28.	20.		dem ſtatt den.
29.	8.		nach Hoſpital ſtatt nach dem Hoſpital.
34.	1.		Chactas ſtatt Chactus.
44.	20.		Katalpen ſtatt Ketalpen.
51.	5.		ward ſtatt war.
54.	9.		ſeh ſtatt ſah.
64.	25.		aufgeſchafft ſtatt aufgeſchaffen.
73.	8.		Triumph ſtatt Triumpf.
77.	3.		hinter Lampenlicht kein Komma.
81.	2.		einzelne ſtatt einzelnen.
	3.		kleine ſtatt kleinen.
114.	26.		Meer ſtatt Mee.
120.	26.		Caireu ſtatt Cairee.
158.	6.		adeln ſtatt edeln.
170.	3.		10000 ſtatt 80000.
171.	23.		d'Olioules ſtatt d'Olivules.
177.	8.		herzig ſtatt harzig.
179.	10.		du ſtatt de.

Seite	213.	Zeile	1.	Lies:	verwebt ſtatt verweſt.
=		=	13.	=	Can ſtatt Con.
=	226.	=	5.	=	die reißende ſtatt den reißenden.
=	230.	=	11.	=	Calessine ſtatt Colossine.
=	248.	=	4.	=	douillette ſtatt donilette.
=	271.	=	12.	=	Peyrou ſtatt Peyron.
=	281.	=	18.	=	Arnaud ſtatt Armand.
=	285.	=	6. 7.	=	Arnaud ſtatt Armand.
		=	15.	=	Arnaud ſtatt Armand.
=	289.	=	12.	=	Regence ſtatt Régence.
=	292.	=	4.	=	können ſtatt kann.
=	296.	=	17.	=	Mayoral ſtatt Mazoral.
		=	26.	=	Mayoral ſtatt Mazoral.
=	298.	=	1.	=	yoral ſtatt joral.
=	303.	=	26.	=	Calella ſtatt Cabella.
=	304.	=	6.	=	Calella ſtatt Cabella.
		=	10.	=	umbaut ſtatt erbaut.
		=	14.	=	constitucion ſt. constitution.
		=	15.	=	Isabel ſtatt Isabella.
=	305.	=	21.	=	Calella ſtatt Cabella.
=	306.	=	19.	=	Calella ſtatt Cabella.
=	307.	=	1.	=	öſtlicher ſtatt ſüdlicher.
=	312.	=	3.	=	Reyna ſtatt Regna.
		=	14.	=	del pino ſtatt delpino.
=		=		=	Styl ſtatt Stil.
=	315.	=	14.	=	närriſches ſtatt mürriſches.
=	326.	=	8.	=	Irrigationen ſt. Frigidationen.
		=	23.	=	vieja ſtatt vilja.
=	327.	=	12.	=	Miquelet ſtatt Miguelat.
=	330.	=	17.	=	Alpargates ſtatt Algargates.
=	332.	=	21.	=	diskreditiren ſtatt diskerdiren.
=	346.	=	15.	=	zählt ſtatt zählte.
=	357.	=	13.	=	Lainez ſtatt Lairez.
=	362.	=	16.	=	Autos ſtatt Auto.
=	371.	=	6.	=	dem ſtatt den.
=	387.	=	1.	=	Quien ſtatt Quie n.

Seite	390.	Zeile	4.	Lies:	marez ſtatt morez.
„	„	„	7.	„	Casa ſtatt Cura.
„		„	11.	„	Abu ſtatt Aben.
„	„	„	„	„	chico ſtatt chieo.
	391.	„	16.	„	heller ſtatt halber.
	392.	„	26.	„	Torre ſtatt Terra.
	393.	„	20.		arayanes ſtatt aragones.
	396.	„	24.	„	Hermanas ſtatt hermanes.
	397.	„	6.	„	Hermanas ſtatt hermanes.
	„	„	17.	„	geſezt ſtatt geſegt.
	431.		18.	„	Doña Maria Piñera ſtatt Donna Mariana Penella.

* * *

Verbeſſerungen im zweiten Theil.

Seite 2. Zeile 20. Lies: arrive ſtatt arive.
10. 16. gehörigen ſtatt gehörige.
10. 3. Ehrenbreitſtein und Franzenshöhe bei Brixen ſind gewiß enorme Feſtungen, man ſieht's ihnen wol an, ſchon von außen; hier aber ſieht man nichts als einen einzigen Felſen, und nur wenn man drinnen iſt ꝛc. ꝛc.
Seite 42. Zeile 11. Lies: entwickelte ſtatt entwickeln.
48. 7. gekarrt wurde ſtatt gekarrt.
8. die ſiegende Fahne des Herzogs ſtatt die ſiegende des Herzogs.
82. 10. denn nicht ſtatt dann nicht.
83. 12. ſaß ſtatt ſaſt.
85. 22. vielleicht hier am beſten ſtatt vielleicht am beſten.
87. 3. graubraunes ſtatt grünbraunes.
113. 20. nun ſtatt nur.
160. 25. ungemein ſtatt ungemeine.
198. 22. lichtere ſtatt leichtere.
207. 18. zwei Dinge ſtatt zwei hölzerne Dinge.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erinnerungen
aus und an Frankreich.

Von

Ida Gräſin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1842.

P. o. gr. 549 [illegible] ( )

An Gräfin Schönburg-Wechſelburg.

Greifswald, Dezbr. 1, 1841.

Ich war bis daher immer ſchwankend, ob ich die Erzählungen von meiner Reiſe ebenſo durch Frankreich fortſetzen ſollte, wie ich es durch Spanien gethan. Ich wußte nicht, ob es die Menſchen ſehr unterhalten würde — und das wünſcht doch ein Autor — denn ſo unbekannt Spanien uns iſt, ſo bekannt iſt uns Frankreich. Wer ſich in Deutſchland überhaupt mit Schreiben abgiebt, hat in den letzten zehn Jahren gewiß über Frankreich geſchrieben, Journaliſten und Publiziſten und Romanciers und Touriſten und Hiſtoriker und Alle. Das iſt ziemlich entmuthigend. Ja ja! ſpricht man, wenn ſolch ein nachzügleriſches Buch oberflächlich durchblättert worden iſt, das haben Raumer und Börne, Lewald und Mundt ſchon längſt geſagt. Das muß ich mir gefallen laſſen, und im Grunde grämt's mich nicht, liebſte Emy, denn ich trete mit Niemand in die Schranken, und halte mich fein ſtill für mich, ſo daß ich, wenn ich hinter den Uebrigen zurückgeſtellt werde.... es nicht bemerke. Warum meine Schwankungen jetzt aufgehört haben? werden Sie fragen. Das kommt ganz von ſelbſt! niemand hat mich aufgefordert oder ermuntert, mich an die Arbeit zu machen, und ich kann auch nicht ſagen, daß mir plötzlich eine neue Anſchauung oder ein helles Licht über ſie aufgegangen wäre. Mich ergreift nur zuweilen eine ganz unüberwindliche Schreibluſt, und dann ſetz' ich mich hin und ſchreibe das, was ich mir lange genug durch den Kopf habe gehen laſſen, um es, wie flüſſiges Metall, in die Form gießen zu können, die mir grade im Sinne liegt. — Seit drei Monaten bin ich aus Frankreich heimgekehrt. So lange ich dort war, hab' ich nicht eine Zeile darüber geſchrieben; theils aus Mangel an Zeit, theils aus Furcht allzu ungerecht gegen Land und Volk zu ſein, welche mir beide, ſo unmittelbar auf Spanien folgend, gar matt und farblos ſchienen. Die Sonne muß erſt eine Zeitlang untergegangen ſein, bevor wir in dem Mond etwas andres ſehen, als einen weißen Fleck; und wie die Sonne hat Spanien auf mich gewirkt; glühend, brennend, blendend; keiner Farbe entſprechend, aber auch keine vermiſſen laſſend; keiner beſtimmten Schönheit angehörend, aber ſie in ſich verſchmelzend; mächtig, beherrſchend, die Phantaſie anregend, zukunftsgewiß. Von dem Allen hab' ich keine Spur in Frankreich gefunden! es kam mir, ich kann nicht ſagen, wie grau, vermeriſcht und betäubt vor! Hätte ich damals geſchrieben, ſo wär' es ein Buch von ſchlaftrunkner Mattigkeit worden, das wußt' ich inſtinktmäßig. Nicht ein Fünkchen von Poeſie loderte in mir auf, nicht ein Hauch von lyriſcher Stimmung flog mir durch den Sinn. Ganz treu, ganz gewiſſenhaft, und mitunter, wenn hiſtoriſche Erinnerungen aufwachten, auch mit Intereſſe, ging ich Schritt vor Schritt vorwärts, aber ich tanzte nie, und noch weniger flog ich. Ich betrug mich vollkommen wie eine gute Ehefrau, die pünktlich ihre Pflicht erfüllt ohne ſich weiter auf Grazie und Liebenswürdigkeit und Bezauberung einzulaſſen. Wie war das auf einmal anders, als ich an die Moſel kam — und gar an den Rhein! O liebes Herz! am Rhein bin ich nie älter als zwanzig Jahr! da iſt ein wellen- und flügelſchlagendes Element, ſo ein ächter Liederrauſch in mir! da fühl' ich mich heimatlich! Möge ich dahin kommen von der Oſtſee oder vom Guadalquivir — immer iſts dies tiefe, namenloſe Heimatsgefühl, das mich zugleich glücklich, reich und ruhig macht. Ach, der Rhein! was wollen dagegen die andern Flüſſe ſagen, Seine, Garonne, Tajo? das ſind ja nur kleine untergeordnete Kräfte, aber keine Macht erſter Größe, wie der Rhein. Es giebt einige Flüſſe, die repräſentiren ganze Zeiten und Völker und Ideen in der Geſchichte. Da iſt der Scamander; der gehört zur griechiſchen Heroenwelt, wo die Götter Partei nahmen für die Menſchen, und mit ihnen und gegen ſie ſtritten, und ihnen dadurch ich weiß nicht welche unirdiſche Kraft und Schönheit einhauchten. Da iſt der Nil, der prieſterliche Strom, geheimnißvoll wie ein Dogma, ſegensreich wie das Walten eines göttlichen Geiſtes, verhüllt in ſeinem Urſprung und offenbar in ſeiner Wirkung wie eine göttliche Lehre. Da iſt der Jordan: das iſt der Strom der Offenbarung! über ſeinen Wellen rauſchet der klingende Flügelſchlag der Taube und eine andre Stimme als die, womit Menſchenlippen zu reden pflegen, hallt wie ein Echo der Ewigkeit darüber hin. Da iſt der Tiber, der kleine trübe Fluß, rieſengroß und ſtralend im Wiederſchein von Romas unſterblichen Kronen. Da iſt der Rhein, der heldenhafte Strom! über den gehen die Völker nie anders als mit gezogenem Schwert, während doch an ſeinen Ufern, recht wie im Schirm eines Helden, das Leben frei, ſicher und üppig ſich lagert. Wie klingen die Becher, wie ſchallen die Lieder, wie flüſtern die Sagen, wie klirren die Waffen, und wie horcht er dem Allen ſo traulich zu, ſo ermunternd, und murmelt unabläſſig ſein Wort dazwiſchen: ſeid ſtark, meine Kinder, ſeid ſtark! Dem Rhein fall' ich ans Herz; — anders nah' ich mich ihm nie. Bei ihm bin ich zu Hauſe. Ich lege Hut und Handſchuh fort, ich ſetze mich nieder, ich ſehe mich um nach den alten Bekannten, den blauen Bergen, den Rebhügeln, den Ruinen, den Nußbäumen, den alten Domen; — und ſie ſind immer getreulich da, und wir nicken uns gegenſeitig freundliche Grüße zu. Dann ſprach ich zu ihm: „Nun erzähle mir was, mein Alter! was iſt denn unterdeſſen hier paſſirt"? Und dann erzählt er mir, zuweilen Neues, zuweilen Altes, auch Uraltes, ich hör' immer gern zu und er iſt ein unermüdlicher Erzähler. Dann thu' ich auch gern etwas ihm zu Ehren, mach ein Lied, oder ſo etwas. Diesmal ließ ich mir von einem armen Guitarreſpieler Beckers Rheinlied ſpielen und ſingen; das machte mir mehr Vergnügen, als hätt' ich ſelbſt eins gemacht. Sie meinen vielleicht, das Rheinlied ſei ſchon längſt wieder aus der Mode. Leider ja! ich glaub' es gern! aber als es Mode war, da war ich da draußen, wo man keinen Begriff hat weder vom Rhein, noch von den Liedern, die man an ſeinen Ufern ſingt; das mußt' ich nachholen, und mög' es in der Mode ſein oder nicht, ich hab' es lieb. Die Kritik hat zwar behauptet, es ſei ein armes unbedeutendes Lied, dem nur der Moment wo es erſchien Wichtigkeit gab, es ſei ein kleines Gelegenheitsgedichtchen, es ſei nicht hoch genug und nicht tief genug; nun, Sie kennen dieſen nichtsſagenden Wortkram, hinter welchen ſich ſo oft der Neid und der Aerger über die eigene Unfähigkeit feig verſtecken, und wenn ich an das Schulgezänk und den mißgünſtigen Hader denke, die in Deutſchland graſſiren, ſo verbittert mir das den Rhein ein wenig, es iſt für einen Augenblick vorbei mit meiner ſtolzen Freudigkeit, und ich ſinge meine vaterländiſchen Hymnen pian pianino. Aber um auf Frankreich zurückzukommen: jetzt, in der Erinnerung, und gar hier im äuſſerſten Norden, ſcheinen mir die Pyrenäen, und die Rebhügel der Garonne, und die alten Städte an der Loire mit ihren Schlöſſern und Kathedralen, nicht ſo unmerkwürdig, wie ſie mir vier Wochen nach der Sierra Vermeja, nach dem Tajo, und nach Sevilla und Gibraltar vorkamen. Und dann iſt mirs intereſſant, daß ich ohne es zu beabſichtigen eine chronologiſch-hiſtoriſche Reiſe durch Frankreich gemacht habe, was ſehr ſelten geſchieht, indem die Meiſten zuerſt nach Paris, und darauf in die Provinzen gehen, während ich zuletzt in Paris war. Man ſagt zwar, bei der gegenwärtigen Centraliſationstendenz ſei Paris zugleich Kopf und Herz von Frankreich. Aber wenn es auch jetzt ſo wäre — was ich doch nicht unbedingt behaupten mögte — ſo iſt es doch nicht immer ſo geweſen. Es herrſchte ein ſehr ſelbſtändiges und ſelbſtthätiges Leben in den Provinzen, und an jede derſelben knüpft ſich eine große Epoche der franzöſiſchen Geſchichte. Die Provence und die ganze Küſte des mittelländiſchen Meeres war der Boden, auf welchem die Römerherrſchaft am glänzendſten Fuß faßte und gedieh, wie die herrlichen Monumente aus jenen Tagen es bezeugen. Das alte Aquitanien — Languedoc, Gaſcogne, Guyenne — vom Fuß der Pyrenäen bis über die Garonne hinaus, war der eigentliche Heerd des Feudalweſens. Das Land um die Loire, die Städte Tours, Bourges, Amboiſe, wurden Sitze des nach der Obergewalt ringenden Königthums, wie die Schlöſſer um Paris, Fontainebleau, Verſailles, der abſoluten Monarchie, und wie endlich Paris ſelbſt ſeit einem halben Jahrhundert Sitz und Heerd der Revolution iſt, die in Frankreich gährt. Das iſt nun freilich nicht untereinander ſo ſcharf begrenzt, ſo abgeſchnitten, wie ich es hier aufgeſtellt habe. Die Ideen und Tendenzen jeder Epoche verzweigten ſich mehr oder minder durch alle Provinzen und alle Geſinnungen fanden hier mehr Widerſtand, dort mehr Ermunterung; aber im Allgemeinen kann man, glaub' ich, ihre Wiege oder ihren Thron an gewiſſe Stätten knüpfen, die von geheimnißvollem Einklang und Einfluß mit und auf Charakter und Zuſtände des Volkes ſind. Wie z. B. Paris nicht der Sitz der Revolutionen ſein ſollte, das wäre gar nicht zu begreifen! Dieſe Vereinigung von Genuß und Entbehrung, von Luxus und Elend, von Schwelgen und Darben, iſt ſchwerlich auf einem andern Fleck der Erde ſo zuſammengedrängt. Die Place de la Concorde ſtralt von Gold — ſehr geſchmacklos und unpaſſend nach meiner Meinung, denn man hat nicht den Römerſinn, der Forum und Tempel ſchmückt und das Haus ſchlicht läßt, ſondern man begehrt im Hauſe den raffinirteſten Luxus, und da müßte man's denn geradezu mit Perlen und Diamanten decoriren, weil vergoldete Bronce bereits auf den Straßen ſteht — genug, jener Platz iſt ganz extravagant herausgeputzt, und drinnen in der Stadt, z. B. um den Thurm von St. Jaques de la Boucherie, wie ſieht's da aus! Da ſind die Straßen Pfützen, und die kleinen Plätze worin ſie auslaufen Moräſte, und die Häuſer Hölen, und die Luft Qualm — und darin wühlen und arbeiten ſich die Menſchen mit einer Gier, mit einer Genußſucht ab, welche durch nichts im Zügel gehalten, und durch alle Umgebungen, alle Sinne, alle Beſtrebungen wahnſinnig aufgereizt werden. Ich erinnere mich, daß mir bereits in Neapel dieſer ſchauderhafte Contraſt zwiſchen der Villa reale und der innern Stadt bleiſchwer auf dem Herzen lag; aber es war dort der gewaltige Unterſchied, daß die Natur und der zufällige Umſtand eines milden Climas der weſentliche Schmuck und Reiz von Neapels Herrlichkeit ſind, während in Paris die Herrlichkeiten gefliſſentlich auf gewiſſen Punkten zuſammengedrängt erſcheinen, recht wie eine Schauſtellung der Ueppigkeit, des Uebermuths und der Lebensfreuden. Nach Neapel gehen die Fremden, die Reichen, die Vornehmen, die Glücklichen der Welt, der Sonne und des Himmels wegen; die ziehen niemand nach Paris! aber der Arme beneidet den Reichen kaum um den Anblick der neapolitaniſchen Landſchaft, jedoch ſehr um ein Mittagseſſen im Café de Paris. Alle Genüſſe in Paris, alle Amüſements, dieſe Theater, dieſe Cafés, dieſe Magazine, dieſe Schauſtellungen, dies herausgeputzte Weſen, dies Losgehen auf den Effect — haben etwas ſo unerhört Materielles, blenden dermaßen das Auge und betäuben das Ohr und erregen die Wünſche, daß man wirklich nur die Wahl hat ihnen gegenüber zwiſchen kühler Langerweile und feuriger Berauſchung. Von hundert

Menſchen werden ſich vielleicht drei gelangweilt fühlen von all dem bunten Tand und Wuſt, und dieſe drei ganz gewiß nur in dem Fall, daß ſie Mittel beſitzen um ſich das zu eigen zu machen, was ſie verſchmähen, und dieſe Mittel ſind Geld, Geld und Geld. Die Uebrigen ſind geneigt ſich in den Taumel zu werfen; wer die Mittel hat, kann es; wer nicht, mögte ſie erringen, erwerben, erjagen, erhaſchen, nur aber haben, haben durchaus! Nirgends iſt mir die Angſt des Lebens grauenhafter aufgefallen wie in Paris. Es kam mir vor wie in einer ununterbrochenen Danaidenarbeit des Verlangens, der Begier nach Gewinn und Genuß. Bedenkt man nun gar den frechen nichtsachtenden Journalismus, der bis zur letzten Stufe des Volkes herabſteigt, und die rohen, keines Urtheils fähigen Köpfe umnebelt durch brutale Utopien: wie kann man ſich da verwundern, daß die Lava der Revolutionstendenz unaufhörlich gährt und brodelt. Ach, ein trauriger Ort — Paris! unheimlich wie eine geſchminkte Leiche! — Aber ich will es vor der Hand bei Seite laſſen, und erſt durch ganz Frankreich ziehen, wie ich es in der Wirklichkeit gethan habe. Als ich in den Pyrenäen war, ja, noch an der Loire, beſann ich mich ſehr, ob ich überhaupt meinen Fuß in den Staub der großen Babel hineinſetzen, und nicht etwa lieber durch die Normandie und Picardie nach Belgien gehen ſolle: allein die Furcht bei meiner Heimkehr mit warum? und weshalb? überſtürzt zu werden, und darauf nichts antworten zu können, als ganz ſtupid: „Weil ich nicht mogte“; war ſtärker als meine Abneigung. Ich ging hin. Nun hab ichs geſehen, und es bei Weitem weniger überwältigend in ſeiner Wirkung auf mich gefunden, als ich es mir in der Ferne einbildete. Manches hat mir gefallen, Vieles hat mir mißfallen, entzückt hat mich nichts. Liebe Emy, ich will Ihnen nun allerlei ſchreiben! Sie allein hab' ich ſeit meiner Heimkehr noch nicht geſehen; dies ſoll mir ein Erſatz dafür ſein. Ich erzähl' Ihnen gern, denn Sie verſtehen mich gut. Briefe werden es nicht; bei denen muß ich immer zu Anfang ſagen: liebſte Emy, und zum Schluß: Ade! — das iſt langweilig, und wenn ichs nicht thue, ſiehts kahl und unvollſtändig, gar nicht wie ein ordentlicher Brief aus. Das ſah ich mit Mißfallen an meinen „Reiſebriefen.“ Jetzt kann ich, unbekümmert um Anfang und Ende, ſo recht aus dem Hundertſten ins Tauſendſte kommen, und das wird mir den Winter ganz licht und bunt machen. Nebenbei muß ich mir ein wenig Mühe geben um mich gehörig zu erinnern, zu ordnen, und nicht blos in größter Haſt, wie in den Reiſebriefen, Alles aufs Papier zu werfen, kreuz und quer, was ich hörte und ſah. Das thut mir gut, denn ich habe von Natur nicht viel Neigung fürs Beſinnen. Hat ſich einmal der gewiſſe graue Schleier über die Kohlen gelegt, ſo denk' ich ſelten daran ihn fortzuhauchen, um mich an ihrer verborgenen Glut zu erwärmen. Und doch friert mich zuweilen! Ach, wer da lebt hat in ſich ein verſchüttetes Pompeji — Götterbilder mit einer Aſchenkruſte bedeckt, die man nicht immer haben mag, ſei's aus Scheu, ſei's aus Trauer: und daher ſtammt wol bei mir jene Widerwilligkeit, um bei der Vergangenheit zu verweilen. Nun, meine Erinnerungen aus Frankreich ſind nicht von der Art, um mich in ſehnſuchtvollen Schmerz zu verſenken.

Das Languedoc.

Wiſſen Sie was mir zuerſt und ganz unerhört auffiel in Perpignan, nachdem ich durch einige Tage des Ausruhens gleichſam wieder Beſitz von dem feſten Boden genommen hatte? — daß die Menſchen ſo kleinſtädtiſch ausſahen. In Spanien gab es Momente, wo ich mich abgeſchnitten von Europa fühlte, zwiſchen einem wilden, nachläſſigen, rohen Volk, das auf ſeine eigene Hand, nach Laune, Leidenſchaft und Traditionen, unbekümmert um den Gang der Cultur und die Anſprüche der Civiliſation, in den Tag hinein lebt. Ohne einige Wildheit geht's denn freilich nicht dabei zu; aber auf der andern Seite hat dieſe Sorgloſigkeit, dieſe Unabhängigkeit von dem Joch der Mode und der Geſellſchaft, dieſer Muth an Unterhaltungen Freude zu finden, die das übrige Europa tadelt oder belächelt, etwas ſo Jugendliches und Friſches, daß dadurch ein eigenthümliches Leben in die Erſcheinungen hineintritt, und das hat für mich, die ich „das wohlerzogene Kind gebildeter Eltern“ bin — wie Immermann ſo ergötzlich von ſeinem Münchhauſen ſagt — vielleicht des Kontraſtes, vielleicht der Analogie mit der eigenen Neigung wegen, einen unſäglichen Reiz. Kennen Sie etwas Langweiligeres als unſre Millionen von civiliſirten Leuten, die ſämmtlich elegant ſein und gebildet reden wollen, und Kunſt- und Weltanſchauungen haben — das iſt das Modewort! — welche ſie ſorgſam aus ihrer Journal-Lecture, oder aus ihrer ſparſamen Unterhaltung mit irgend einem klugen oder auch nicht klugen Gelehrten einſammeln? Es iſt ſehr herrlich einen gebildeten Geiſt — und ſehr angenehm elegante Manieren zu haben, und dumme und tölpiſche Leute ſind abſtoßend. Aber die Spanier ſind weder dumm und tölpiſch, noch ſind ſie auf der Jagd nach Elegance und Bildung; ſondern es iſt ihnen geſtattet ſich nach ihrer Eigenthümlichkeit zu entwickeln, während man in andern Ländern durch die Schule und durch die Geſellſchaft angewieſen wird innerhalb einer gewiſſen Form ſich zu entwickeln, welche ſehr häufig nicht die iſt, die man ſeiner Natur nach wählen würde. Aber man wird nicht gefragt, man wird vom Strom fortgewirbelt, ehe man Beſinnung und Kraft hat um ſich zu widerſetzen, und ſiehe da! man ſitzt in der Zwangsjacke ohn' es gewahr zu werden, und Viele! Viele! ziehen ſie ihr Lebenlang nicht wieder aus und nennen ſie mit einigem Triumph die würdige Uniform der Civiliſation, und das herrliche Product der allgemeinen Bildung. Ich bin nun mal mehr für die ſelbſtändigen Werke, als für die allgemeinen Producte, in denen ein gewiſſes dermaßen vegetabiliſches Element vorherrſcht, daß ſich die Cypreſſe auf den Orangenbaum pfropfen läßt und in Gottesnamen Orangen trägt. Als ſchlichte Cypreſſe würde ſie freilich nur eine kleine ſchlechte ungenießbare Frucht tragen, allein mit ihren Orangen iſt's auch nicht weit her; ſie haben Form und Farbe, nicht Saft und Geſchmack. Und doch! wenn dieſe Orangen Menſchen wären, ſo würden ſie ſich für feiner und gebildeter halten, als ihre Stiefſchweſtern, die gewöhnlichen Cypreſſenfrüchte. Das iſt das Traurige bei dieſer Richtung: ſie macht ſo eitel; denn auf Aeußerlichkeiten, auf unweſentliche Dinge, auf einen Beſitz, der uns zufällig anheim gefallen, auf Gaben, deren wir uns nicht recht gewiß fühlen — ſind wir eitel; auf unſer Weſen nie. Daher kommt es, daß große Menſchen nicht eitel ſind. Sie haben das Bewußtſein von dem was ſie ſind; die Uebrigen, von dem was ſie haben; das Sein macht ruhig, aber das Beſitzen nicht. Wenn ſich ein Menſch von gewöhnlichem Schlage, wie das die Meiſten denn doch nur ſind, in großen Kreiſen bewegt, ſo wird ihm die Eitelkeit ein bischen erſchüttert und wol gar ausgerottet, weil er nicht recht findet, womit ſie nähren; zwiſchen der Menge tritt er unbemerkt ins Dunkel der Unbedeutenheit zurück. Aber kleine, enge, wenig Wechſel zulaſſende Kreiſe, ſind die Treibhäuſer der Eitelkeit. Wer da dominirt — dominirt von Grund aus; wer da den Ton angiebt, thut es unumſchränkt; wer da eine Sommität geworden iſt, rivaliſirt höchſtens mit dem Dalaï Lama — ſonſt mit Niemand. Und es werden ſo wenig Anforderungen gemacht, es gehört die Vereinigung ſo geringer Elemente dazu um eine ſolche Suprematie zu gründen, daß Jeder mit Fug und Recht meint ſie erringen zu können. Sie berührt freilich mit ihrem Zepter nur Aeußerlichkeiten, den Ton, die Mode, das Intereſſe für Bildung und Kunſt, aber grade die Aeußerlichkeiten machen ſich im Leben am Breiteſten, und ſpringen am Grellſten hervor, ſo daß der, welcher ſie zu handhaben und zu beherrſchen verſteht, der Geſichts- und Brennpunkt ſeines Kreiſes wird. Das fällt nirgends ſo ſcharf ins Auge, als in einer kleinen Stadt. In einer großen wechſeln die Beſtrebungen des Ehrgeizes mit denen der Eitelkeit ab, und zuweilen nimmt das Beſtreben einen höhern Schwung, und der Ruhmdurſt oder große Intereſſen der Menſchheit beleben es; doch ſolche Arena öffnet ein kleines Städtchen nicht! wer darin lebt, hat ſeinen Entſchluß gefaßt und ſein Leben ſo oder ſo, aber immer friedlich und für die möglichſte Bequemlichkeit, eingerichtet; und wer von ſeinen Verhältniſſen dahin gewieſen wird, betrachtet den Aufenthalt immer nur als einen tranſitoriſchen und bringt's darin nicht bis zu einem nachhaltigen Heimatsgefühl. Kleine Städte ermüden durch Einerlei, große durch Unruh; in dieſen wird die Seele leicht überreizt, in jenen aufgetrocknet. Sie haben denn auch ihr Gutes neben dem Schlimmen, und Beide gemeinſchaftlich das Allerſchlimmſte: Kleinſtädterei, die in einer großen Stadt verſchiedener Cotterien ſich bemeiſtert, in einer kleinen einen allgemeinen Rattenkönig bildet. Worin das kleinſtädtiſche Weſen beſtehe, iſt ſchwer zu definiren: in Wichtigthuerei mit Armſeligkeiten — ſag' ich, obgleich

ich wol fühle, daß es nicht charakteriſtiſch genug iſt, und in einem grenzenloſen Mangel an Unbefangenheit und Natürlichkeit.

Perpignan iſt Nachbarſtadt von Spanien: das merkt man an dem allabendlichen Beſuch der großen Promenade, die ihre herrlichen ſchattenreichen Alleen vor dem Thore ausbreitet — nicht mehr, nach ſpaniſcher Sitte, in der Stadt ſelbſt. Das induſtriöſe Prinzip, welches in Spanien ganz im Hintergrund liegt, macht ſich hier ſogleich bemerkbar, indem nicht mehr Marmorſitze unentgeltlich den ermüdeten Spaziergänger einladen, ſondern Stuhlvermiether eifrig ihre Geſchäfte treiben. Von ſieben Uhr bis nach Sonnenuntergang, und dann in der ſpärlichen Beleuchtung einiger Laternen, währt die Promenade, welche durch Militairmuſik belebt, doch nicht verſchönt wird. Da ſah ich mir die Leute an, und fragte mich, ob der obenerwähnte Dalaï Lama einer tiefern Devotion und Adoration genießen möge, als der General, der in Perpignan ſteht und den Grenz-Cordon commandirt. Dieſe Minauderie der Frauen, und dieſe Befliſſenheit der Männer war unaushaltbar. Hätte Julius Cäſar eine moderne kleine Stadt gekannt, ſo würde er gewiß nicht ſein famöſes Wort vom Erſten und Zweiten geſagt haben — das mir übrigens nie gefallen hat. Zwiſchen welchen Menſchen man der Erſte und Zweite ſein mögte: darauf kommt es an, und ich werde nie begreifen, daß man lieber zwiſchen Tropfen der Erſte, als zwiſchen Tüchtigen der Zweite ſein mögte — aber freilich, zwiſchen denen auch nicht immer der Zweite! — Gegen die Spanierinnen ſehen die Franzöſinnen recht geziert aus, und recht verliebt in ihre Kleider. Jene mögen auch gern bemerkt werden, aber um ihrer Perſon willen; das iſt wenigſtens natürlich für die Jugend und Schönheit; — aber dieſe ſcheinen ihre Perſon nur wie ein Anhängſel ihrer Kleider zu betrachten, und wenn die Spanierin durch ihren Gang ihre Figur zu präſentiren ſucht, ſo ſucht die Franzöſin vor Allem ihr wohlgarnirtes Kleid zu präſentiren. Daß die graziöſen und lebhaften Bewegungen eines Kopfes, den die Mantilla und eine Roſe reizend ſchmücken, die Blicke der Männer auf ſich ziehen, find' ich ſehr begreiflich; da ich aber nie begreifen werde, daß ein wohlgarnirtes Kleid auf einen Mann Effect machen kann, ſo hatte ich die größte Luſt den Damen von Perpignan zu rathen, ſie mögten ſich etwas Anderes ausdenken. Indeſſen, ſie werden das Terrain für ihre Operationsplane beſſer kennen als ich! — Es hat etwas höchſt Unerquickliches die Menſchen nicht anders zu ſehen, als in ihrem oberflächlich geſelligen Treiben. Man findet vielleicht Stoff um einen

Augenblick zu lachen, wenn man grade guter Laune iſt, aber im Ganzen ermüdet es mich, wie eine ſchlechte Komödie. Die Schauſpieler treten hervor, ſpielen ihre Rolle ab, und verſchwinden dann hinter den Couliſſen ihres häuslichen und intimen Lebens; und die Dramen und Tragödien, welche ſich dort entwickeln, und die Farcen, die dort vorfallen, bleiben mir verborgen. Das iſt als ob ich mich mit crême fouettée ſättigen ſollte! Aus dieſem Unbehagen rette ich mich hinaus in Flur und Wald; da weiß man doch woran man iſt! die Luft, die Berge, die Bäume ſind zu ſtark, zu tiefſinnig, um theatraliſch zu ſein. Stellen Sie Sich daher meinen Schreck vor, als ich gewahr wurde, daß der Canigou gar nicht mehr der ehrwürdige Schneeberg war, den ich vor zwei Monaten bewundert hatte. Er hatte jetzt zur Mitſommerzeit ſein winterliches Gewand wie einen Maskenanzug abgelegt, und ſah ganz gewöhnlich blau aus. Das fehlt noch, daß auch die Berge mir nicht mehr Farbe hielten! Aber wenn auch nur blau, ſo iſt's doch ein gar majeſtätiſcher Berg, dem ſeine iſolirte Lage und ſeine Höhe von 8600 Fuß etwas Warthurmähnliches geben. Er ſieht aus, als ſolle er die Küſte bewachen, denn er iſt nur 15 lieues vom Meer entfernt, und er ſchickt keine Vorpoſten von kleinen Hügeln ins Land, ſondern verſieht einſam ſein Amt; das macht ihn ſehr reſpectabel. Hier heißen die hohen Berge, welche ſich über die ganze Kette erheben: Pic, ſo wie im Berner Oberland Horn, und im Waadtland Dent, und in Savoyen Aiguille, und um Baden bei Wien Kegel: das hängt wol mit ihrer Form zuſammen. Der höchſte Punkt der Pyrenäen iſt der Pic de la Maladetta; 1837 Toiſen hat ihn der Eine gemeſſen, und 11000 Fuß der Andre. Ich befaſſe mich mit dieſen Zahlen um Ihnen ungefähr ihre Höhe anzudeuten, die freilich bedeutend geringer als die der Alpen iſt. Und die Pyrenäen verlaſſen wir vor der Hand nicht mehr! ich ging zwar noch nicht in ſie hinein, ſondern über Narbonne und Carcaſſonne nach Toulouſe; allein ſie begrenzen überall den Horizont, rahmen jedes Bild ein, geben der flachen, freundlichen Landſchaft einen tüchtigen Hintergrund, und ſind immer da, wie der Grundton in einer Melodie, wie der Grundgedanke in einer Lebensrichtung, wie etwas wozu man Zuverſicht haben darf. Das Land iſt ſehr, ſehr eben und flach; aber bebaut, grün und friſch, mit Pappeln, Kaſtanien, Obſtbäumen, zwiſchen denen man denn auch noch Granatbüſche in feuriger Blüte gewahrt — ungleich anmuthiger als die Provence. Der Canal du midi ſchleicht mit langſamem Fall dahin, und viele Reiſende benutzen aus Neugier ſein

Poſtſchiff, das von Pferden gezogen mir nicht ſehr lockend ſchien. Die Neugier zu erleben, wie es in den Schleuſen in die Höhe oder Tiefe gebracht wird, iſt nach dem zweiten oder dritten Mal gewiß vollſtändig befriedigt — und für Dinge die mir nicht ans Herz gehen bin ich auch nicht neugierig. So begnügte ich mich denn in Carcaſſonne die Einrichtung dieſer Schleuſen zu bewundern. Dieſer Canal iſt für den Handelsverkehr im Languedoc höchſt wichtig, indem er Toulouſe mit dem mitländiſchen Meer und den Salinen von Cette in Verbindung ſetzt.

Carcaſſonne iſt eine intereſſante alte Stadt! die ville haute oder cité liegt um und auf einem Hügel auf der einen Seite der Aude, und die ville basse auf der andern. Letztere nennt ſich auch: der moderne Theil, und iſt es im Vergleich zu jener; aber ihre ernſthaften Häuſer von Quaderſtein, welche von der Zeit geſchwärzt ſind, ihre hohen Mauern, ihre mächtigen Bäume, die ſich wie ein unantaſtbarer Gürtel in breiten Alleen um ſie lagern, ihre alten ſchlichten Kirchen — ſtellen ſie in meinen Augen ſehr fernab von dem, was wir unter einer modernen Stadt verſtehen, und das thut ihr bei mir keinen Schaden. Ich mag ſo gern die alterthümlichen Häuſer, welche den vornehmen Familien, dem Adel der

Provinz gehören, mit ihrem ſteinernen Wappen im Frontiſpiz, oder dem Namenszug im eiſernen Geländer des Balkons; mit ihrer Lage in der Mitte zwiſchen Hof und Garten, ſo daß nicht alle Welt gleich von der Straße in ihre Thür ſpringen kann; mit den hohen feierlichen Ulmen im Garten, die ihre ſtarken Aeſte hoch über das Dach hinaus ſtrecken, als ob ſie das Haus und Alle die drinnen ſind beſchirmen wollten; und wol gar mit einer Wetterfahne, denn die durfte urſprünglich nicht Jeder welcher wollte auf ſein Haus ſetzen, ſondern nur wer ſeine ſiegreiche Fahne auf eine erſtürmte Mauer gepflanzt, war dazu berechtigt. Es weht ein individuelles Leben durch jene alten Tage, welches mich, ich weiß nicht ob mit mehr Freude oder mehr Erſtaunen durchdringt. Die alltäglichſten Dinge gewinnen dadurch Sinn und Bedeutung, und da iſt keine auch noch ſo geringe Erſcheinung, die nicht aus einem Gedanken entſprungen, und gleichſam ſymboliſch wäre. Ach, daß es dem Menſchen ſo gar viel leichter wird an der Form feſtzuhalten, als das Weſen in ſich zu bewahren! an das Symbol ſich zu klammern, als ſich vom Geiſt durchweben zu laſſen! Nur dadurch iſt es zu erklären, wie die friſcheſten, bedeutſamſten Momente, ſowol im individuellen als im Geſammtleben, zu Mumien verſchrumpfen können, wenn man nicht immer und immer den Gedanken feſthält und wirken läßt, aus dem ſie geboren ſind. Aber um Mitternacht ſteht ein andres Geſtirn zu unſern Häupten als in der Morgendämmerung; und ebenſo wechſeln auch die Grundgedanken, welche die Richtung einer Epoche beſtimmen, und zuweilen kommt mirs gar vor, als habe ſie überhaupt keinen, und laſſe ſich ſteuerlos umhertreiben. — Sie glauben nicht wie ernſthaft und poetiſch die alten Häuſer in Carcaſſonne ausſahen; Gras im Hof, Moos auf dem Dach, Roſt am Gitterthor — ſo waren gar manche! recht verlaſſen lagen ſie da! die Beſitzer kümmern ſich nicht um ſie, verbringen lieber den Winter in Paris als in Carcaſſonne, oder ſind zu arm, um an ihre Erhaltung und Verſchönerung etwas wenden zu können. Kennen Sie wol das Mährchen von der ſchönen Prinzeſſin, die mit ihrem ganzen Hofſtaat in einen hundertjährigen Zauberſchlaf verfällt? ich dachte, wenn in dieſen Häuſern Leute aufwachten, die hundert Jahr drin geſchlafen hätten — die müßten ſich verwundern! — Und dies iſt der neuere Theil der Stadt. Der alte iſt wirklich ſchon zu alt — ſo krumm, ſo gebückt und geflickt — da giebt's keine Schönheit mehr! Das Schloß überragt ihn; Thore, Thürme und doppelte Ringmauer ſind wirklich jene uralten, vor welchen

Simon von Montfort im Albigenſerkrieg lag, und welche Graf Roger ſo heldenhaft vertheidigte. Dachlos, zerbröckelt und verfallen wie ſie ſind, geben ſie doch noch ein recht anſchauliches Bild von ſolcher alten Feſtung, die eigentlich nur durch Hunger oder Verrath zu bewältigen war. Durch Erfindung des Schießpulvers und Anwendung des Geſchützes ward der alten Kriegskunſt der Garaus gemacht, und perſönliche Tapferkeit und Ausdauer erlagen vor ſcharfſinniger Berechnung. Der Sieg der Maſſen über das Individuum iſt ein Hauptmerkmal, um die alte Zeit von der neuen durch eine tiefe Kluft geſchieden zu zeigen. Die Tochter des Kaſtellans führte uns umher, eine derbe Schönheit, welcher der Kopfputz der Frauen im Languedoc ausnehmend gut ſtand. Es iſt nur ein Tuch, bei armen von Baumwolle, bei wohlhabenden von Seide, das ſie wunderhübſch um den Kopf zu knüpfen wiſſen. Dieſe junge Perſon trug einen gelb und ſchwarzen Foulard, und zeigte mir ſehr bereitwillig, wie ich ihn zu legen hätte; dabei erzählte ſie Wundergeſchichten von der Madame Carcaſſe, die in einer extraordinären, keiner hiſtoriſchen Zeitrechnung angehörenden Epoche, Carcaſſonne gegründet habe; und dann kam ſie auf ihre eigenen Schickſale, in denen ſie nichts ſo merkwürdig fand, als daß ſie in einem Lande geweſen ſei, wo es Kanonen gebe — und dies Land war Corſika! ich hatte nicht gedacht, daß in Frankreich Kanonen eine ſolche Seltenheit wären, und daß eine junge Franzöſin von ſo ſtupender Dummheit ſein könnte. Man ſtellt ſich die Franzöſinnen, beſonders die aus dem ſüdlichen Frankreich, ganz beſonders munter, nett, gewandt, wol gar witzig vor. Hübſch ſind ſie allerdings, aber vierſchrötig, und lebhaft mit Antworten oder dgl. gar nicht. Da man immer von Frauenzimmern bedient wird, in Gaſthöfen, Magazinen, Cafés, überall, überall! ſo ſieht man ſie ſehr viel und bei mancherlei Beſchäftigungen, aber ich finde ſie nichts weniger als graziös. In Spanien ſchienen mir zwei Drittheil der Bevölkerung aus Männern zu beſtehen; hier, grade umgekehrt. Ich weiß nicht, was für abſonderliche Geſchäfte die Männer hier zu treiben haben — aber die gewöhnlichen treiben ſie nicht. Frauenzimmer ſitzen im Kaufladen, Frauenzimmer nehmen in der Werkſtatt Beſtellungen an, Frauenzimmer beſorgen das Haus, und führen zugleich den Beſen und die Feder. Mir kommt vor, als hätten hier die Frauen das Regiment. Das jammert mich! mit dem Regiment iſt viel Arbeit verbunden, und ich hab' es nicht gern, wenn die Frauen ſich ſo erſchrecklich abarbeiten müſſen. Dazu ſind doch wirklich die Männer gut genug! und dann haben ſie ja auch nichts andres zu thun, während die Frauen aus einem Kindbett ins andre müſſen. Wenn ich zuweilen die Emanzipations-Utopien leſe, welche ſich Frauen, vornehmlich Franzöſinnen, für ihr Geſchlecht erſinnen, wie es ebenſogut wahl- und ſtaatsdienſtfähig und Gott weiß was! ſein ſoll als die Männer, ſo mach' ich auf das Alles nur die einzige Bemerkung: „trefft die Veranſtaltung, daß ſtatt Eurer die Männer ins Wochenbett kommen, und Ihr werdet gewiß Eure Pläne durchführen können .... aber ſonſt nicht.“ Ausnahmen ſind eben Ausnahmen — und wie viele exiſtiren denn überhaupt in der Geſchichte? wie viel Frauennamen hat ſie überhaupt in erſter Linie aufbewahrt? Die Königin Semiramis und die arme Sappho? die goldenen Tage des Alterthums haben ihnen eine Glorie gemacht, durch welche man ſchwer bis zu ihrer wirklichen Perſönlichkeit dringt. Oder Catharine von Medici, die Intriguante im großen Styl, und Eliſabeth von England, die wie ein Mann tüchtig und beſonnen herrſchte und lebte, und doch wie eine Frau am gebrochnen Herzen um den geliebten Eſſex ſtarb? Oder Chriſtine von Schweden, mißgeſtaltet an Leib, mißgebildet an Geiſt, ohne Würde mit — ohne Adel ohne Krone, bizarr zuſammengeſetzt aus einem

Drittheil Verſtand, einem Drittheil Laune und einem Drittheil Eitelkeit, eine von den abſurden Perſonen, die einem für alle Ewigkeit die genialen Frauen zuwider machen können? Oder Catharina die Große, halb ein Sardanapal — halb ein Selbſtherrſcher in Weiberkleidern? Oder Maria Thereſia, Königin von Ungarn, die ſchöne Mutter der ſchönſten Kinder, die ſtarke, edle Frau, rein auf dem Thron, rein im Familienleben, die Zierde unſers Geſchlechtes? Die lieb' ich! die tröſtet mich für ſo eine Chriſtine! die zeigt mir, daß wenn die Frau nur ein Herz hat, ſo thun ihr Geiſt und Größe und Genie keinen Schaden! In einem Zimmer der kaiſerlichen Burg zu Prag hängt ihr lebensgroßes Porträt zwiſchen denen ihrer ganzen Familie, Gemal und zehn oder zwölf Kinder. Ach, was iſt ſie ſchön! eine Stirn ſo leicht und feſt, als könnten nur gute Gedanken in ihr wohnen; ein großes Auge mit dem hohen klaren Blick, der nicht ſpähet, aber erkennt; ein beſtimmter ſcharfer Schnitt der Züge, der den ſichern und in ſich klaren Charakter zu verkünden ſcheint; und darüber ich weiß nicht welch ein Hauch von kaiſerlicher Majeſtät und frauenhafter Anmuth. Die Töchter, Marie Antoinette, Caroline von Neapel und wie all' die Uebrigen heißen, ſind lieblicher, feiner, reizender; aber Maria Thereſia ſieht doch aus wie die Sonne dieſes Planetenſyſtems. Dies ungefähr ſind die hiſtoriſchen Sommitäten unſers Geſchlechts, und ich meine, dies geringe Facit müßte in Erwägung gezogen werden bei deſſen Emanzipationsprojecten.

Von der Tour narbonnaise hat man einen weiten und freien Ueberblick der ganzen Gegend. Das Heer Simons von Montfort hat bequem ein Lager in der reichbebauten Ebene aufſchlagen können. Wie die mag verwüſtet worden ſein! ich bringe hier nicht die Gedanken an den Albigenſerkrieg aus meinem Kopf heraus. Er hat, wie alle Religionskriege, etwas ſo unerhört Wahnſinniges — denn ich kann's nicht anders nennen, wenn man Menſchen in irgend einen beſtimmten Glauben hineinzwingen will. Sie können vor Angſt verſtummen oder heucheln, und dann muß man ja ſtets gewärtig ſein, daß das unzerſtörbare Element des Glaubens ſich eine Bahn zu brechen wiſſen werde — und dann beginnt der alte Kampf vielleicht in neuer Form wieder. So war es hier. Die Albigenſer verſchwanden nur, um zu ihrer Zeit als Hugenotten in den Kriegen der Ligue wieder aufzutreten; und nachdem die Hugenotten verſtummt waren, fand man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder nöthig, die Calviniſten zu verfolgen und auszurotten. Das war immer ungefähr auf denſelben Stätten: aus den Bergen des Dauphiné und des Languedoc, wo das Leben, weniger nach Außen gekehrt, weniger Zerſtreuung darbot, und wo die abgeſchiedenere Exiſtenz mehr zum Nachdenken auffordern mogte, ſtiegen die neuen Lehren in die Thäler hinein, und verbreiteten ſich dann weiter in den Ebenen. Ob hier noch jetzt ein ketzeriſches Feuer glimmen mag? Ach, was ſag' ich! Es herrſcht ja vollkommene Glaubens- wie Gewerbefreiheit in Frankreich, und die Pechfackeln der Intoleranz ſind durch die kalten Waſſerfluten der Toleranz gründlich gelöſcht worden. — Von der Tour narbonnaise herab ſahen wir eine große Prozeſſion junger Mädchen, die in weißen Kleidern und Schleiern, mit weißen Roſenkränzen im Haar, nach der alten Kathedrale der Cité zogen, um dort das erſte Abendmal zu empfangen. Wir zogen nach. Ich mag gern junge Mädchen ſehen; ihre ſtille, verſchleierte, blumenhafte Exiſtenz übt große Magie über mich — hauptſächlich durch Alles das, was ſie nicht ſowol beſitzen, als was ich in ſie hineinlege, denn das iſt nicht mehr und nicht minder, als den Keim zu allen Vollkommenheiten. Ein litthauiſches Sprichwort ſagt: „Lauter gute Mädchen! woher kommen all' die böſen Frauen?“ Das iſt einem auch wirklich unbegreiflich, wenn man ſolche ſchneeweiße Lämmerſchaar auf einem Fleck beiſammen ſieht. Stellt man ſie ſich aber in der Welt zerſtreut vor, auseinander geriſſen durch die ſtrudelnde, konfuſe Geſellſchaft, in ihr beherrſcht durch Eitelkeit oder Leidenſchaft, den zwei Magnetbergen, vor denen das Lebensſchifflein in Trümmer geht, weil ſein Eiſenwerk, ſeine Stärke, an ihnen hängen bleibt: ſo wird es ſehr begreiflich. Ich wollt', ich wär' bei zwanzig Jahren geſtorben; dann hätt' ich meine beſte Zeit gelebt, ungefähr vier gute Jahre. Denn vor ſechszehn Jahren iſt man wirklich zu dumm. Oder war ich es nur? Möglich! Genug, ich meine, wenn man ſtupid iſt in der Kindheit des Leibes und Geiſtes, da hat man nichts vom Leben, und erſt wenn es anfängt, uns lieblich gedankenvoll anzuſehen, erſt dann wird es hübſch. Aber ach! ſobald wir ihm den gedankenvollen Blick zurückgeben — iſt's vorbei mit dem Glück. Mögten Sie es wol aber feſthalten, wie es damals war? ich nicht! o, nicht um die Welt! Damit ſterben, ja. Damit leben, nein. — Die weißen Jungfrauen von Carcaſſonne überfüllten dermaßen die kleine enge Kathedrale, daß meines Bleibens nicht lange darin war. Ich dachte, wir würden unbemerkt hinausſchlüpfen können, denn es war Meſſe und Muſik; doch mit nichten! ein galonirter Kirchendiener ſetzte uns nach und fragte, ob wir nicht die neuentdeckte Kapelle ſehen wollten, denn die Gelegenheit, einen Franken zu verdienen, läßt hier ſo leicht Keiner vorüber gehen. Die neuentdeckte Kapelle! das frappirte mich. Und man kann ſie mit Wahrheit ſo nennen. Das Pfarrhaus mit Hof und Garten lehnt ſich an den Chor der Kirche; kürzlich iſt ein kleines Stallgebäude weggenommen worden, um mehr Raum zu ſchaffen, und dabei iſt ein allerliebſtes Kapellchen zum Vorſchein gekommen mit dem Grabmal des Biſchofs Wilhelm Rudolf vom Jahre 1266. Das Gewölbe, die zierlichen Fenſterbogen ſind wohlerhalten, die Thür nach dem Chor, welche man vermauert hatte, iſt wieder geöffnet; aber die Mauer nach dem Pfarrgärtchen zu iſt zur Hälfte eingeſtürzt; Schlingpflanzen hängen und Roſenſträuche blühen vor der Breſche, und das ganze Bildchen bekommt dadurch einen Anſtrich von einſiedleriſcher Verwilderung, der es ſehr maleriſch macht. — Die kurze Tagereiſe bis Toulouſe iſt ſehr angenehm, weil das Land ſo reich iſt, und immer reicher und blühender und cultivirter wird, je näher man an dieſe alte Hauptſtadt des Languedoc kommt. Von der letzten Poſt ab fährt man in einem wahren Garten, der von Villen und Landhäuſern belebt wird; Promenaden mit dem größten Baumluxus drängen ſich um die Stadt, und die Pappelallee, welche den Canal du midi einfaßt, zieht ihre lange, dürre Linie in ununterbrochener Einförmigkeit meilenweit dahin, durch Wieſen und Felder und Gärten, wie ein getreuer Pädagog, der ſeinen Zögling wohlbehalten abzuliefern hat. Und ſo begleitet ſie denn ihren Canal richtig bis zu ſeiner Mündung in die Garonne. Ach, wie iſt das langweilig, ſtets gradeaus gehen zu müſſen! Das kann man nicht den Straßen von Toulouſe vorwerfen; ſie wimmeln kreuz und quer durcheinander wie Ameiſen, und ihre zahlreichen Kirchen, und ihre alten morſchen Häuſer, welche großentheils aus Holz und Backſteinen gebaut ſind — was man bei uns Fachwerk nennt — geben ihr ein ſeltſam verſchollnes Anſehen. Sie iſt denn auch freilich alt genug! Von dem Glanz ihrer römiſchen Tage iſt ihr nur die Sage übrig geblieben und der Name ihres Stadthauſes, welches ſtolz: das Capitol heißt, und ein großes, ſtattliches, geſchmücktes Bauwerk aus den letzten Jahrhunderten iſt. Als Hauptſtadt des weſtgothiſchen Reiches hielt ſich Toulouſe kaum hundert Jahre; denn Ataulf erhob ſie im Jahre 413 dazu, und ſchon 507 ging ſie nach der Schlacht von Vouglé an Clovis den Frankenkönig verloren. Doch ſowol unter den Franken als unter den Gothen behielt ſie eine Munizipalverfaſſung, die aus den

Römerzeiten und Einrichtungen ſtammte, wenn ſie gleich der neuen Ordnung und den veränderten Zuſtänden ſich anpaſſen mußte. Als darauf das Haus der Grafen von St. Gilles mächtig im Languedoc wurde, und von der Hauptſtadt ſeiner Grafſchaft den Namen der Grafen von Toulouſe empfing, wollte ein günſtiger Stern, daß dieſe Herren ſorgſamer und gerechter für ihre Unterthanen waren, als es in den Tagen der Willkür und Gewalt zu ſein pflegt. Sie ſchützten die Rechte der Städte, ſie hielten die Commune aufrecht, ſie beſchirmten Handel und Gewerbe, ſie gönnten und verſchafften jeder Lebensäußerung die Sicherheit ihres ſtarken Schutzes, und der Kaufmann und der religiöſe Sectirer genoſſen der Freiheit ſo gut wie der Baron und der Troubadour. Das dauerte ſo lange, bis Philipp Auguſt nicht blos Mann und König, ſondern mächtig in Frankreich geworden war. Als Carl der Kahle am 14. Junius 877 das Edict von Kierſy gab und feſtſetzte: die Statthalter in den verſchiedenen Herzogthümern und Grafſchaften des Reichs ſollten nicht mehr wie bisher nach Willkür vom König ernannt werden, ſondern erblich ſein; — da ruinirte er den letzten Schatten der königlichen Gewalt, die Carl der Große gegründet hatte. Dieſe Statthalter und einige Häupter von großen Familien begannen das Feudalſyſtem, indem ſie die freien Leute und Landbauern zum Schutz gegen Sarazenen und Normannen in Vaſallenſchaft nahmen, d. h. ihnen für gewiſſe zu leiſtende Kriegsdienſte ein Landeigenthum gaben, und ſie durch Beſitz aus der Verthierung und Feigheit riſſen, in welche ein Volk verſinkt, das ſich ſchutz- und rettungslos den räuberiſchen Invaſionen fremder Völker preisgegeben ſieht. Die großen Herrn erſetzten die fehlende Gewalt, die vom König hätte ausgehen ſollen; dadurch betrachteten ſie ſich als vollkommen unabhängig, und wurden es in der That, wenn auch die Formen ſie in gewiſſe Schranken wieſen. Nicht nur die erſterbenden Carolinger, ſondern auch Hugues Capet und drei ſeiner Nachfolger ließen die Macht der großen Lehnsträger im ſüdlichen Frankreich unangetaſtet; der vierte, Ludwig VI., war ſo glücklich, die Tochter und Erbin des mächtigſten unter ihnen für ſeinen Sohn zu gewinnen, und Eleonore von Poitou und Aquitanien brachte dieſe Landſchaften nach dem Tode ihres Vaters, Wilhelm X., an den jungen König, Ludwig VII. Aber thörichter Weiſe, um eines nie erwieſenen Verdachtes willen, ließ er ſich 1152 wieder von ihr ſcheiden, und ſogleich vermälte ſich Heinrich Plantagenet mit ihr, der 1154 den Thron von England beſtieg, und durch ſeine eigenen Erblande, Normandie und Anjou, und durch die ſeiner Gemalin ein furchtbarer Vaſall wurde. Nie war wol eine Handlung, welche dem Privatleben eines Fürſten angehört, von ſo ungeheurer und unheilvoller politiſcher Conſequenz, als die Scheidung von Eleonore; denn wenn auch Philipp Auguſt, der Sohn von Ludwig VII., ſowol die Normandie als Aquitanien wieder mit Frankreich vereinigte, 1204, ſo erhob England doch mehr als 100 Jahre ſpäter Anſprüche und Forderungen, die, durch kräftige Könige unterſtützt, Frankreich ins Verderben fremder Kriege brachte, aus denen allmälig ein Bürgerkrieg ſich bildete. Philipp Auguſt, der fünfzehnjährige Knabe, empfing bei ſeiner Thronbeſteigung, 1180, den Lehnseid, welchen Heinrich II. ihm leiſten mußte, der Greis und der Mächtigere ihm, dem Kinde. Es heißt darin: „.... moi, Henri, j'aiderai selon mon pouvoir Philippe roi de France, *mon seigneur*, contre tous les hommes; et moi, Philippe, j'aiderai de tout mon pouvoir Henri roi d'Angleterre *mon homme* et mon fidèle etc. ....“ — So tief war die Subordination des Feudalismus eingedrungen. Aber deſto tiefer fühlte Philipp Auguſt ſich in ſeinem Anſehen gekränkt, daß das ſüdliche Frankreich einer freien und unabhängigen Entwickelung entgegenging, und ſich um ſeine Kriege und

Eroberungen im Norden wenig kümmerte. Er beſchloß, die ſtolzen Grafen zu zerbrechen und zu demüthigen. Er trat mit Papſt Innocenz III. in einen Bund, und der Albigenſerkrieg begann, 1209. Deſſen Ende war: Untergang des Hauſes von St. Gilles, Vereinigung ihrer Grafſchaft mit der Krone, zitternde Furcht der übrigen großen Vaſallen, und plötzlicher Stillſtand des freien, friſchen, regſamen Lebens im Languedoc. Roger von Béziers war vergiftet, Raymund VI. von Toulouſe zu Tode geängſtigt; da ſtarb auch Philipp Auguſt, 1223, er der mehr als irgend ein König für die Centraliſation der Gewalt in einer Hand gethan hat. — An allen Kirchen von Toulouſe ſah ich mich um, ob hier wol die Stätte ſein möge, wo Raymund demüthig draußen an der Thür kniete, während drinnen Gottesdienſt war. Als Exkommunizirter durfte er nicht die heilige Stätte betreten. Er war ein ſchwacher, milder Mann, ganz der Kirche unterworfen, ihres Troſtes und Zuſpruchs bedürftig, aber zu gutmüthig, um aus freiem Antrieb unbarmherzig gegen die armen Sektirer zu ſein. Bei der Belagerung von Toulouſe fiel Simon von Montfort, der wilde Feldherr, 1218, deſſen glühender Ehrgeiz dem Papſt und dem König ein willkommnes Werkzeug geweſen war. Sein Tod hemmte nicht den Gang der Begebenheiten; ſie waren in zu heftige Schwingungen gebracht, um plötzlich ſtillſtehen zu können, und wenn auch langſamer und lauer, ſo ſetzten doch die geiſtliche und weltliche Macht ihre Abſichten durch. Die Dominikaner errichteten der Inquiſition einen infernaliſchen Thron in der heitern Sängerſtadt, und Graf Raymund VII., obgleich Wittwer in jungen Jahren, durfte ſich nie wieder vermälen, um keinen Sohn zu haben, ſo daß bei ſeinem Tode, 1249, die Grafſchaft durch ſeine einzige Tochter Johanna an deren Gemal Alfons kam, einen Enkel von Philipp Auguſt. — Nachdem die wilden Stürme der Verfolgung und des Eifers ſich allmälig ausgetobt hatten, begann die Stadt wieder ſich zu heben, und mittelſt ihrer Freiheiten und Gerechtſame, die ſie vom König in kritiſchen Momenten durch reiche Steuern erweitern und beſtätigen ließ, zu Handel und Reichthum zu kommen. Ihre oberſten ſelbſtgewählten Magiſtratsperſonen hießen, wahrſcheinlich im Hinblick auf ihren Verſammlungsort: Capitouls, und das Parlament von Toulouſe erwarb ſich nach und nach einen ſo hohen Ruf, daß die ſchwierigſten Rechtsfälle ihm zur Entſcheidung und Sanctionirung vorgelegt wurden. Dieſe Parlamentsmitglieder oder Capitouls vererbten zwar nicht ihre Stellen, weil aber die

Söhne faſt immer der Laufbahn der Väter folgten, ſo wurden ſie ihnen übertragen, und aus dieſer Vokation und Gewohnheit gingen allmälig die berühmten und großen Magiſtratsfamilien hervor, welche der ariſtokratiſche Adel faſt als ebenbürtig betrachtete, und im vorigen Jahrhundert „la noblesse de robe" — zur Unterſcheidung von der „noblesse d'epée", wie er ſich ſelbſt, nannte. Dies gilt ebenſowol von dem Parlament zu Paris, und in allen großen Städten Frankreichs. Die Lamoignon, die De Thou, welche im vorigen und vorvorigen Jahrhundert durch perſönliche Tüchtigkeit, Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit glänzten, gehörten dieſen alten Magiſtratsfamilien an. — Es waren die Capitouls des vierzehnten Jahrhunderts, welche einigen Neid darüber empfanden, daß ihr ſchönes und reiches Toulouſe die Zier entbehre, die es zur Zeit ſeiner Grafen ſo glänzend geſchmückt hatte. Sie wollten auch des Ruhmes theilhaft werden, der dem Hauſe von St. Gilles eine Glorie gegeben: ſie wollten die Flamme der Poeſie aus der Aſche wecken. Zum 1. Mai des Jahres 1324 beriefen ſie eine Verſammlung von Sängern und Dichtern, und ſetzten demjenigen, der das beſte Gedicht in provençaliſcher Sprache liefern werde, ein goldnes Veilchen zur Belohnung aus. Es war ein ungeheurer Zufluß, und

Arnaud Vidal aus Caſtelnaudary ward Sieger in dem Kampf, erhielt den Preis und wurde zum Doctor „del gai saber" gemacht. Wie gefällt Ihnen der Doctor, der auf den Troubadour geimpft wird? ſehen Sie nicht dieſem philiſterhaften Doctor ganz genau an, daß die ehrwürdigen Capitouls ſtatt der ſchönen Frauen der Liebeshöfe die Preiſe vertheilen? Dies iſt der Urſprung der Jeux floraux. Im Jahre 1355 wurde feſtgeſetzt, daß das Veilchen der Preis für die beſte Chanſon ſein ſolle, und man fügte für das Sirvente eine ſilberne Eglantine, und für die Ballade eine „flor de gaug" hinzu. Dieſe Blumen werden im Allerheiligſten des Capitols von Toulouſe ſorgſam aufbewahrt und gezeigt, und ich meine, es müſſe dem Botaniker ſchwer fallen, ihre Claſſe zu beſtimmen. Mit den Jeux floraux zuſammen wird gewöhnlich der Name Clémence Iſaure genannt. Deren Stifterin iſt ſie nicht, und ob ſie eine Beſchützerin derſelben war, hab' ich nicht ausfindig machen können. Sie gilt aber dafür, und ihr Name iſt der Schlachtruf in dieſem Kampfe der Poeſie. In einem Zimmer, wo die ſchöngeiſtige Akademie von Toulouſe noch heutzutage ihre Sitzungen hält, ſteht eine alte, ſeltſam nonnenhafte Statue, und gilt für die von Clémence Iſaure, und gegenüber hängt ein großes modernes Gemälde, das von Atlas und Sammet rauſcht und bauſcht: das ſoll ſie vorſtellen, wie ſie die koſtbaren Blumen vertheilt. In einem großen Saale ſtehen in Niſchen an den Wänden zwei lange Reihen von Marmorbüſten der Berühmtheiten von Toulouſe. Um mir ihre Namen zu merken, hätte ich ſie an Ort und Stelle aufſchreiben müſſen. Ich bin nur für die Namen, die man von ſelbſt im Gedächtniß behält! .... aber ich find' es doch recht nett, daß die Stadt ihre kleinen Sommitäten nach Kräften ehrt. Und für ſie mögen es auch große ſein; ich kann mich nun unmöglich mit allen Bürgerkronenträgern befaſſen! höchſtens mit griechiſchen und römiſchen: dazu ſind wir nun mal abgerichtet. — Im innern Hof des Capitols wurde im Jahre 1632 der Gouverneur vom Languedoc, der Herzog von Montmorenci, enthauptet. Da war es aus mit dem Feudalismus, aus mit dem Anſehen der Städte; da erbaute Cardinal Richelieu die Baſtille des Abſolutismus, und Ludwig **XIII.** thronte ganz zaghaft und ſtupid in ihr, und ſtammelte verſchüchtert die Decrete nach, welche ſein Miniſter ergehen ließ. Der hohe Adel konnte ſich nicht an den Zwang und den ſtrengen Gehorſam gewöhnen, den Richelieu von den Beamten des Königs forderte. Die Gouverneure der verſchiedenen Provinzen hatten vorzüglich im ſechszehnten Jahrhundert, unterſtützt durch Religions- und Bürgerkrieg, ein Anſehen und eine Macht in ihren Statthalterſchaften zu erringen gewußt, die den Königen beeinträchtigend und gefährlich war. Heinrich IV. trug die Krone nicht lange und nicht ſicher genug, um die großen Herrn in die Schranken zurückzuweiſen, die ſie als gefährliche Parteihäupter überſprungen. Es ward das große Werk Richelieus. Er benutzte den Aufſtand im Languedoc, den Montmorenci, im Einverſtändniß mit dem ſtets mißvergnügten und ſtets unentſchloſſenen Bruder des Königs, veranlaßt hatte, um den Herzog auf das Schaffot zu bringen. Seit Ludwig XI. den Grafen von St. Pol und den Herzog von Nemours enthaupten ließ, war durch Richterſpruch kein ſo vornehmes Haupt gefallen, als das von Montmorenci — denn der Herzog von Biron, den Heinrich IV. hinrichten ließ, hatte nicht dieſe Bedeutung, dieſe Partei, dieſe Familie für ſich. Die Montmorenci waren den Guiſen ſtets feindlich, und ſtets königiſch geſinnt geweſen, aber mit einer gewiſſen Haltung, die große Anſprüche an Unabhängigkeit verkündigte. Die Zeiten waren vorüber, in denen dieſe ſich durchſetzen ließen. Da ich doch einmal von Hinrichtungen ſpreche, so fällt mir Jean Calas ein. — Kennen Sie deſſen entſetzliche Geſchichte?

Calas war ein Greis, ein geachteter Bürger von Toulouſe, deſſen Redlichkeit durch keinen Makel je befleckt worden war, er war Calviniſt ſamt ſeiner ganzen Familie. Sein älteſter Sohn, ein wüſter Menſch, trat zur katholiſchen Kirche über, oder beabſichtigte es — das erinnere ich mich nicht genau — Aber, wie dieſe Uebertritte dann wol nicht dem Durſt der Seele genügen und die innerliche Umwandlung des Menſchen bewerkſtelligen können, ſo ging es auch ihm. Traurig, mißvergnügt, zerfallen, machte er ſeinem Leben ein Ende, und erhenkte ſich im älterlichen Hauſe. Das vom verrückteſten Fanatismus ausgeſprengte Gerücht: Calas habe ſeinen Sohn um der verſchiedenen Religionsmeinung willen — erhenkt, ſand Glauben, nicht allein beim Volk, ſondern beim Parlament, bei Hof, in ganz Frankreich; und das hochweiſe Parlament von Toulouſe erklärte den Greis für ſchuldig und verdammte ihn zum Tode. Damals gab es noch keine „mildernde Umſtände“ bei ſolchen Verurtheilungen, und Calas wurde hingerichtet. Seine Wittwe ging nach Paris, und ſchrie nicht nach Gerechtigkeit — die war nicht mehr herzuſtellen! aber nach einer andern Unterſuchung. Ihr Schrei wäre wol verhallt am Hofe Ludwigs XV., wenn ſich nicht ein Mann ihrer angenommen hätte, der für alle herrſchenden

Mißbräuche einen ſchneidenden Haß in der Seele, und ein ätzendes Gift in der Feder hatte. Das war Voltaire. Diesmal ging das Gift nicht weiter, als bis zu dem Punkt, worauf es berechnet war. Er ſetzte durch, daß eine zweite Unterſuchung begann und, unparteiiſcher oder einſichtsvoller geleitet, ergab ſich aus derſelben die Unſchuld des armen Calas — für ihn zu ſpät! — Toulouſe hat viele, viele alte Kirchen, von denen manche in Magazine und Pferdeſtälle verwandelt ſind. Das Auguſtinerkloſter iſt ein Muſeum worden, mit deſſen Einrichtung man noch beſchäftigt war. Die Gemälde lagen noch ſo herum, und Anfangs wurde uns der Eintritt verweigert. Indeſſen — es erſchien ein Herr mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloch, gewährte uns verbindlich die Erlaubniß, und führte uns nach dem wunderhübſchen Kreuzgang, in welchem römiſche und altchriſtliche Grabmäler, Altäre und andere Monumente aufgeſtellt ſind. Er gab über Alles Auskunft und ſprach ganz gut. Ich hielt ihn für den Direktor des Muſeums, und als er mir beim Ausgang meinen Sonnenſchirm wiedergab, dankte ich ihm ſehr charmant für ſeine Güte. Er aber ſagte gelaſſen: „Madame, on paye." Und ein Ritter der Ehrenlegion empfing mit einer Verbeugung einen Franken! alſo bis zum Portier iſt das arme rothe Band bereits herunter geſtiegen. Die Gallerieaufſeher ſind überhaupt hier zu Lande wunderliche Perſonagen! In Nimes in der Maison carrée war's ein Jüngling im ſchwarzen Sammtrock und Barett, Haar à la malcontent, langer Bart, vornehm nachläſſig gekreuzte Arme, und was denn ſo zur typiſchen Kunſtjünger-Haltung gehört. Aha! dacht' ich, das iſt einer von den tauſend verkannten Rafaels, an denen man jetzt ſo überreich iſt! — und ich hatte wol Luſt ein wenig über die alberne Figur zu lächeln. Aber ich bin von Natur höflich — nicht gegen meines Gleichen, doch gegen die, welche unter meinem Stande ſind. Ich mag niemand verletzen, und dieſe Möglichkeit kömmt nicht leicht vor zwiſchen Leuten, die ſich auf gleichem Fuß gegenüberſtehen; die gewöhnlichen guten Manieren reichen da vollkommen aus. Und ſo war ich denn ſehr höflich in meinen Fragen und Bemerkungen gegen den malcontenten Jüngling, während er ſeine Antworten über die Achſel mir zuwarf. In der Mitte der Maison carrée ſtand eine einſame Marmorbüſte. Ich fragte ihn, was das ſei. „C'est Sigalon!" antwortete er in einem Ton, der großen Verdruß über meine Unwiſſenheit verrieth. Dieſer Ton, dieſe Manieren und dieſer Herr Sigalon in ſolchem Tempel aufgeſtellt — verdroſſen mich, und ich fragte mit wundervoller Impertinenz: „Et qu'est-ce que c'est que Sigalon?" Er ſah mich mit einem wüthenden Blick an, aber er mußte mir denn doch ſagen, daß es ein Maler, aus Nimes gebürtig, ſei, der einen Preis bekommen habe. Für etwas ſo Alltägliches ſteht nun ſeine Büſte im ſchönſten Tempel der Welt! — Beim Fortgehen gab ich Acht, ob der hohe Jüngling ſich herablaſſen würde, Geld anzunehmen. O ja! Nun, dann find' ich, muß er die Manieren ſeiner Stellung haben. Ueberhaupt ſcheint mir das Volk im Languedoc entſetzlich unfreundlich — auch unter einander. Täglich haben die Poſtillone auf der Landſtraße Streit! Acker- oder andre Wagen jagen ſo lange, bis ſie der Extrapoſt voran ſind; dann fahren ſie Schritt, und zwingen dadurch den Poſtillon von der Chauſſee herunter und mit ihnen um die Wette zu fahren. Der Poſtillon ſiegt dann zwar zuletzt, aber ſie haben doch das Vergnügen der Neckerei gehabt, und an gegenſeitigen Drohungen, Fluch- und Schimpfworten, gar Peitſchenhieben, hat's nicht gefehlt. Die Kinder am Wege werfen mit Steinen nach dem Wagen. Meine Kaleſche iſt beſtändig niedergeſchlagen; da flog neulich ein großer hinein. Bei Carcaſſonne begegneten wir einem enormen Transport von Hühnern, welche in

Körben auf langen Karren von Touloufe nach Barcelona gefahren werden. Dieſe Körbe kamen mir vor wie Sclavenſchiffe, und die unglücklichen Thiere waren darin auf ſchreckliche Weiſe über einander gepackt. Das können Vögel, die an beſtändige Bewegung gewöhnt ſind, gar nicht aushalten, und auf der 50 Meilen langen Reiſe ſtirbt wenigſtens ein Drittheil. Wir fragten den Mann, weshalb er nicht lieber von Hauſe aus ein Drittheil weniger mitnähme, — das verſetzte ihn in heftigen Zorn; unbegreiflich warum? Vielleicht war er betrunken, denn die Leute trinken hier heftig! Ein Zug von Ochſenkarren hielt neulich ſtockſtill auf der Chauſſee; ein Paar hundert Schritt weiter lagen drei Fuhrleute wie todt mitten auf dem Wege. Dergleichen frappirt außerordentlich, wenn man aus Italien und Spanien kommt, wo es nie vorfällt. Iſt aber jener Hühnertransport nach Barcelona nicht merkwürdig und ganz ſpaniſch? Barcelona hat ein milderes Clima als Toulouſe, und ſo würde die Hühnerzucht dort beſſer gedeihen; aber nein! das iſt zu unbequem, erfordert zu viel Sorgfalt. Ueber die Pyrenäen läßt man das Geflügel kommen! — Hier herrſcht eine unerhörte Thätigkeit! die Diligencen fliegen dutzendweiſe in alle vier Winde. Das ſind keine königliche Anſtalten, wie in Deutſchland, ſondern von Privatperſonen und Geſellſchaften eingerichtet. Der großen Rivalität wegen ſollen ſie ſehr wohlfeil ſein, aber um doch etwas zu dem Ihren zu kommen, nehmen ſie alles mögliche Gepäck, Waarenballen, Kiſten und Kaſten oben auf das Impériale mit, ſo daß ſie mehr wie Güterwagen, als wie Diligencen ausſehen. Eine hatte gar ein Fuder Heu obenauf geladen. Der Courierwagen, la Malle, der die Briefe befördert, und nebenbei für zwei Perſonen Platz hat, iſt ſamt der Extrapoſt die einzige königliche Anſtalt. Die Poſtillone ſehen aber ganz wie Fuhrleute aus, mit ihrer blauen Blouſe, ihrem breiten hellgrauen Filzhut und ihrer langen Peitſche, welche ſtatt unſers Poſthorns das Signal giebt. Ungeheure hölzerne oder Lederſtiefel, die ihm bei einem etwaigen Sturz das Bein ſchützen ſollen, und die er anzieht, ehe er zu Pferde ſteigt, bezeichnen den Poſtillon. Da nur ſelten eine Poſt gefahren wird, ohne daß der Poſtillon beim Geſchirr ändern und knüpfen und ordnen müßte, ſo iſt's dann immer eine große Noth in dieſen Maſchinen zu gehen, die ihn ganz unbeholfen machen. Fürchterlich behandelt der Poſtillon ſeine Pferde, ſchlägt und ſtößt ſie, läßt ſie ſich wund reiben am Geſchirr! und die Thiere zittern wie Windſpiele, und nie hab' ich ſolche ſcheue Pferde geſehen. So wie ſie angeſpannt ſind, rennen ſie, was ſie können, um nicht mißhandelt zu werden, und auf der Station angelangt, ſtehen ſie da und ängſtigen ſich ſo, daß ihnen die Seiten fliegen. Ich fahre ſo gern! aber hier komme ich zu keinem Vergnügen dabei. Dieſe wilden barbariſchen Leute, die toll und rückſichtslos einherjagen, ängſtigen auch mich; die Pferde jammern mich, ich meine, ſie müſſen ſtürzen, und ich ſitz' immer mit der Hand am Wagenſchlag, um heraus zu ſpringen, ſobald etwas vorfallen ſollte.

Die Pyrenäen.

Sie in den Tyroler Aplen, meine Seele, ich in den Pyrenäen, Sie in Gaſtein, ich in Bagnères. Weshalb ſind wir denn immer ſo weit von einander geriſſen, und recht, wie jetzt, Jede einſam auf einer Bergesſpitze?

Geſungen ward's an der Wieg' uns,
Und ward uns trauriger Stern:
Mit Fremden ſind wir vereinigt,
Und Eins von dem Andern ſo fern!

Ich glaub', ich habe zuweilen das Heimweh, — ſo ein Gefühl, das nicht Schmerz, nicht Trauer, nicht Sehnſucht, aber heißer, tiefer, nagender, als das Alles, und von ſolcher Intenſität iſt, daß ich drin verſinke, wie in einem uferloſen Meer. Die

Wellen rauſchen über mir zuſammen, Gedanke und Beſinnung ſchwinden, das Herz iſt ſchwer, aber ſo ſchwer, wie man's ſich von einem armen, kleinen Herzen gar nicht vorſtellen kann, denn es ſinkt und ſinkt, und zieht mich wie in eine unergründliche Tiefe hinab, und ich laſſe mich denn auch ſo hinabſinken. Ob das wol Heimweh iſt? Einzelne Stätten oder Bilder tauchen unbeſtimmt aus dem großen Wogenchaos empor, bei denen ich denke, wie um mich wieder herauf zu arbeiten: „Ja, wenn ich da wäre“ — oder: „Wenn Du hier wärſt;“ aber ich glaube, das ſind Trugbilder. So weit der Himmel blau iſt, wird es wol für mich immer gleich auf der Erde ſein — und zwar ſo, daß ich dies Gefühl, welches ich Heimweh nenne, nimmer los werden kann. Man zerſtreut ſich, man betäubt ſich, man mühet und mattet ſich ab in tauſendfacher Arbeit und Anſtrengung — und dann fährt man plötzlich, wie aus dem Traum auf, und mit der Hand über die Stirn, und fragt ſich: „Nun? was ſoll denn das Alles vorſtellen? Schlaftrunk? Rauſch? Arznei? Iſt das nothwendig?“ — Ach, ja! es iſt ſehr nothwendig, und darum eben hat die Vorſehung in uns Alle einen ſolchen Drang zum Thun und zum Schaffen gelegt. Im Alter hört der auf, von ſelbſt, dann hat man den Blitzableiter nicht mehr nöthig. Ich freue mich recht dazu, wenn ich auch einmal alt ſein, und ganz ſtill daſitzen werde, die Händ' im Schooß, aber nicht gelangweilt, und neben mir — das kühle Grab. Das Leben ſo an ſich vorbei rinnen zu ſehen, wie einen Bach, nach dem wir nicht mehr durſtig ſind — und die Bilder des Lebens zu betrachten, ohne von ihnen angelockt und geblendet zu werden — und den ganzen Schatz des eigenen Daſeins ſo voll und ſtark und beiſammen in der Seele zu haben, daß nichts mehr in ſie hineindringen mag, daß ſie ihr Genügen hat an ihren Erinnerungen — und all die Trümmer und welken Blumen und tauben Blüten aus dem Herzen zu ſchütteln, mit denen es ſich auf dem langen Wege ach! oft recht nutzlos befrachtet hat, ſo daß nichts drin übrig bleibt, als das, was unvergänglich iſt — glauben Sie wol, Emy, daß ich einſt ſo weit kommen werde? Das würde mir tröſtlich ſein. Es lebt ſich leichter, wenn man ſich ſagen darf: „noch ein Paar Tage oder Jahre, und Ruhe und Stille kommen über Dich, wie Dämmerung übers Abendroth, dann ſtreckſt Du Dich aus, und falteſt die Hände, und thuſt die Augen zu, und ſchläfſt ein.“ — O ich ſage mir das ja auch: „Noch ein Paar Tage!“ aber ich ſag' es ſchon, ſo lange ich mich auf mich ſelbſt beſinnen kann, und dann — ich weiß nicht, wie es zugeht, aber meine Tage haben alle mehr als vierundzwanzig Stunden, und es regt ſich etwas Anderes in ihnen, als der Perpendikel der Zeit. Was mir am Alter ſo beneidenswerth ſcheint, iſt, daß es keine vernichtende Entmuthigungen mehr hat, mehr haben kann. Es ſtrebt nicht mehr, es kämpft nicht mehr; es hat zwar Manches nicht erreicht, allein es erkennt, daß es nun bereits zu ſpät ſei, um ſich deshalb anzuſtrengen; es iſt gleichgiltig gegen die Gegenwart, lebt in der Vergangenheit, und weiß nur noch von einer unirdiſchen Zukunft. Es hat keine Zuverſicht mehr zum eigenen Können, es überſchätzt nicht ſeine Kräfte, es ſpricht nicht zu ſich ſelbſt: „Nun? magſt du wo anders ſtehen bleiben, als in der erſten Reihe?“ Es bleibt gelaſſen ſtehen. Muß man denn durchaus achtzig Jahr alt werden, ehe man zu dieſer Weisheit gelangt? So tief und fern ich in mein Leben zurückſehe, war es ſtets im Wechſel zwiſchen einer überwältigenden Zuverſicht zu mir ſelbſt, zu Gott, zu Allen und Allem, und einer zerknickenden Entmuthigung — zwiſchen Siegeslied und Angſtſchrei — zwiſchen glühendem triumphatoriſchem Jubel über all die Kränze und Kronen, die das Leben zeigt, und maßloſer Trauer über die dürftigen Verwelklichkeiten, die man ſich in jenen Wäldern von Lorbeer und Roſen und Myrthen abrupſt — zwiſchen einer Liebeskraft, die Alles begehrt, und einer Gleichgiltigkeit, die nichts genießen mag — zwiſchen einem Schritt, der ſo kühn, frei und friſch iſt, als ob er mich auf den Gipfel des Olymp tragen ſollte, und einer Muthloſigkeit, die mich regungslos macht, weil ſie mir zuflüſtert, der Schritt werde doch nicht dazu ausreichen. Bei dieſer letzten Erkenntniß ſollt' ich mich beruhigen, nicht wahr? aber wer weiß, ob es die richtige iſt! und dann — ich mag nirgendwo hin, als auf den Olymp, liebes Herz, und die platte Erde gefällt mir nicht genug, um in ihr Wurzel zu faſſen. Der Stolz kommt dann auch dazu, dieſer Stolz des Lucifer, der immer höher und höher will, und der auf nichts Werth legt, als auf das, was er noch nicht erlangt hat; der läßt mich denn auch nicht lange raſten. Was liegt mir an Lob, Beifall, Bewunderung? nicht ſo viel! Mir ſelbſt muß ich Genüge leiſten, durch und durch, ganz und gar, nicht in einem Liede oder in einem Buche, ſondern in dem ganzen vollen Sein, ſo daß ich denken kann: „Ach! nun iſt's gut, rund, klar, vollkommen!“ — dann ſoll fremder Beifall mich freuen. Jetzt kommt er mir vor, wie ein Almoſen, und macht mich faſt traurig. Die Leute ſprechen bisweilen zu mir: es ſei gar nett, daß ich hübſch anſpruchslos ſei. Dann muß ich mich immer verwundern. Ich würde ja ſehr gern Anſprüche machen, wenn ich nur wüßte worauf. Und ſo iſt es doch auch keinesweges mit mir, daß es mir gleichgiltig wäre, wenn, wie und was mich lobt. Ein Wort, eine Bemerkung, ja ich möchte ſagen, ein Blick, der Verſtändniß verräth, können mich entzücken! ein Zuruf, eine Ermunterung kann mich beſeligen! Das iſt's eben! Lob iſt für mich kein Ruhepolſter, ſondern eine Ermunterung, und ich habe eine ſo glorreiche Meinung von den Menſchen, daß ich ſie von ihnen fordere, daß ich meine, ich könne ohne ſie zu nichts kommen, und daß es mich grämt, wenn ich ſie hier und da nicht ſo finde, wie ich ſie erwartet hab'. Aber das muß ich doch wieder ſagen: an dem alltäglichen, banalen Lob liegt mir nicht ſo viel. Wenn ich nun erſt alt ſein werde, ſo bedarf ich auch der Ermunterung nicht mehr. Dann denk' ich: „Du haſt das Deine gethan! es iſt zwar ſehr wenig, es iſt nichts, als daß Du das Schöne geliebt, und das Große geehrt, und das Wahre geſucht haſt, aber Du haſt doch Deine ganze Seele mit all ihren kleinen Kräften und Fähigkeiten dran geſetzt, — und mehr kannſt Du nicht leiſten.“ — Liebe Emy, bei achtzig Jahren werde ich ganz unglaublich glücklich ſein. Ich weiß nicht recht, wie ich auf dies Alles gekommen bin. Man hat ſo ſeine Melancholien, in denen einem die eigene Beſtimmung unerträglich erſcheint, weil die Halbheit und Unvollſtändigkeit der Exiſtenz uns grade recht grell entgegen getreten iſt. Weshalb ſind Sie in den Alpen ſtatt in den Pyrenäen? Weshalb haben Valencia und Andaluſien Farben ohne Schatten, und die Pyrenäen Schatten ohne Farben? Weshalb muß ich beſtändig durch die Lüfte fliegen, oder auf dem Boden liegen, ſtatt zu gehen, vernünftig und gelaſſen, wie es ſich ſchickt für geſetzte Leute? — Und ich ſehe nicht ein, warum ich nicht meine Melancholien ſo gut wie meine Freuden haben, und warum ich nicht davon ſprechen ſollte. Wer ſich dafür intereſſirt, was ich von der Stadt Toulouſe ſage, der wird ſich doch warlich weit mehr für das intereſſiren, was ich von mir ſelbſt ſage; denn eine Menſchenſeele, ſo klein und arm und ſchwach ſie ſei, iſt doch viel wichtiger und auch merkwürdiger, als ſo eine Stadt Toulouſe mit ihren Capitouls und ihren Jeux floraux.

Bagnères de Luchon iſt nur eine ſtarke Tagereiſe von Toulouſe, aber tief, ganz tief in den Pyrenäen, in einem Thal am Fuß des Hochgebirges — wie Interlachen, doch im kleinen Maßſtab. Der Port de Venasque ſchließt hinten das Thal; er hat ewigen Schnee, indeſſen nur einzelne weiße Flecke, und nicht ſo eine große weiße Kuppe wie die Alpen haben. Hinter dem Berge liegt Spanien. In vier Stunden iſt man in Aragon. Ein muntres Gebirgsflüßchen, die Pique, kommt vom Port de Venasque herunter, durchſtrömt das ganze Thal, und wirft ſich in die Garonne, nachdem ſie ſelbſt eine Menge noch kleinerer Flüßchen und Bäche aufgenommen hat, die ihr aus jeder Schlucht, aus jedem Nebenthal entgegenrieſeln. Die Gebirgsnatur kommt mir vor, wie ein recht vollkommener Menſch, vom ſchönſten Gliederbau, vom feinſten Organismus, vom reinſten Blut, friſch, frei, empfänglich, zuverläſſig, unbeſchadet heftiger Leidenſchaft, liebenswürdig, unbeſchadet eiſerner Stärke; ein Menſch, dem ich auf Leben und Tod vertrauen könnte, der mich vielleicht zerbrechen, aber nie verlaſſen würde, ein Menſch, dem ich zagen würde, einen Kuß zu geben, aber auf deſſen Arm ich mich beſtändig lehnen mögte. Es iſt ſo ganz etwas Andres, als die ſeidenpapierne Niedlichkeit der gartenmäßig bebauten Ebenen, die mir vorkommen, wie ein Menſch vom bon genre, deſſen ganze Liebenswürdigkeit in ſeiner eleganten Haltung und Toilette beſteht, und bei dem es ganz unmöglich iſt, zu ein wenig Liebe, oder ein wenig Haß, oder ein Paar Gedanken angeregt zu werden. Ich kann's gar nicht aushalten, immer ſo oberflächlich freundlich angeſehen zu werden, wie es von den cultivirten flachen Gegenden — oder Menſchen — geſchieht; nie fragend, nie zweifelnd, nie theilnehmend, nie und nie mit einem Blick, der die Seele ſucht — und findet. Es bleiben mir keine Erinnerungen davon zurück — das iſt bei mir der Probierſtein der Dinge! Ich ſage wol oft, daß ich die Erinnerungen nicht mag, und das iſt ganz richtig, inſofern ich ſie in die Kathegorie „das war“ ſtellen, und wie etwas hinter mir Liegendes betrachten muß, z. B. Erinnerungen aus meiner Kindheit und erſten Jugend, die mich weder warm noch kalt machen, und mit denen ich nichts anzufangen weiß. Aber dann giebt's Erinnerungen, die eine gewiſſe göttliche Allgegenwart haben. Die ſind nicht wie ein Komet oder ein Meteor ſpurlos hinter dem Horizont verſchwunden, ſondern ſie ſind wie der Sternenhimmel ewig zu unſern Häupten, wenn der Tag ihn auch mit zu grellem Licht, und die Nacht ihn auch mit Wolken zudeckt. Bei den Erinnerungen — ſei's ein Glück, ſei's eine Schönheit, ſei's ein Schmerz, ſei's eine Seligkeit — ſprech' ich: „das iſt! und das iſt!“ und ſo kommt es denn, daß ich eigentlich keine Vergangenheit kenne, ſondern nichts, oder eine ewig lebendige, herzſchlagende Gegenwart. Erinnerungen? iſt das nicht ein traurig klingendes

Wort, Emy? denken Sie da nicht unwillkührlich an getrocknete Blumen, und haben dieſe getrockneten Blumen nicht etwas von Todtenkränzen? Aber iſt es denn möglich, Momente und Begegniſſe und Erſcheinungen einzuſargen und mit ſolcher Krone von todten Blumen zu ſchmücken? Blumen müſſen blühen; ſonſt lieber gar keine. Was in mir ein bewußtes Leben gelebt, mir Erkenntniß, Richtung, Schwung, Entwickelung gegeben hat, unberechenbar wirkſam für's allerinnerlichſte Federwerk des Daſeins geweſen iſt — das lebt in mir fort, und wenn's Aeonen wären! Glauben Sie, daß der Menſch im Stande iſt etwas Todtes in ſich zu bewahren? das Menſchenherz iſt wie das Waſſer, es wirft die todten Körper aus! Manche Dinge haben ein Scheindaſein in uns gelebt; wer darf das leugnen? aber dahinter kommt man doch ſehr bald; man ſieht ſie ſchwinden, vielleicht mit Wehmuth, vielleicht mit Reue, die Wellen der Tage rieſeln über ſie hin, ſie ſind fort, doch nicht geſtorben, denn ſie lebten nie, weil keine Wahrheit in ihnen war. Sterben laß ich nichts in mir! ich gebe von meiner Seele, von meinem Sein dazu, damit nichts todte Vergangenheit, ſondern Alles pulſirende Gegenwart ſei. Sie haben auch immer ſoviel mit den Erinnerungen zu thun; das mögt' ich Ihnen gern ausreden, denn ich bilde mir ein, daß ſie ſchädlich ſind. Orpheus rettete die geliebte Euridice aus dem Orkus, er hielt ſie in ſeinen Armen, er führte ſie den Weg zur Oberwelt empor — da blickte ſie zurück in das Reich der Schatten und — war für ihn verloren, anheim gefallen dem finſtern Orkus. Armer Orpheus! arme, arme Euridice! Nein, wir wollen nicht hinab zu den Schatten, in die Unterwelt. Hinauf wollen wir, zu den Weſen, zum Licht, und dem himmliſchen Orpheus vertrauend folgen, der uns die rettende Hand bietet. — Ja, was ich vorhin ſagen wollte, war: das iſt der Probierſtein der Dinge, ob ſie einen grauen Wuſt, oder einen beſtimmten Eindruck in mir zurück laſſen; ob ſie mich anſehen mit den blickloſen Augen einer Statue, oder mit den blickenden eines friſchen Menſchen, und das Letztere thut die Gebirgsnatur.

Es war ein ſchöner, wunderſchöner Tag, den wir in der Vallée du Lis zubrachten. Wir waren ſchon einen ganzen Tag in Luchon geweſen, hatten ſchon Spaziergänge gemacht nach den Waſſerfällen von Montauban, nach der Ruine von Caſtel vieil auf dem Wege nach Spanien, hatten ſchon das ganze Städtchen inſpicirt, ſeine niedlichen Häuſer mit Thür- und Fenſterrahmen von grauem Marmor, das fließende Waſſer in den Rinnſteinen, die herrliche vierfache blühende Lindenallee, an der meiſtens die Fremdenwohnungen liegen; — und kannten doch noch nicht den eigentlichen Charakter der Gegend, denn der Port de Venasque, der uns bei unſrer Ankunft von Toulouſe wie ein Pharus entgegenglänzte, war durch dichte Wolken verſchleiert, und ein grauer Himmel lag über den Bergen wie ein Pappdeckel. Dann iſt mir's unheimlich zwiſchen ihnen, und ich fühle mich beklemmt, wie im Gefängniß. Die kalten harten Felswände machen mich frieren, und Bäume, durch deren Laub kein Sonnenſtrahl glitzert, ſehen drohend aus. Der Sonnenſtrahl iſt wie die Liebe: er mildert das Harte, er erwärmt das Kalte, er verklärt das Farbloſe, er ſchmilzt das Vereinzelte in eine warme innige Gruppe zuſammen, er ſtellt die Welt und das Individuum in idealiſchem Lichte dar. Dieſer glückſelige Moment kam denn endlich für Luchon, und mit ihm der Führer und die Pferde, und der Entſchluß, einen weiten Spazierritt zu machen. Ach, wie das angenehm iſt, in der Frühe zu Pferde zu ſteigen, und die Ausſicht auf einen ganzen Tag in der Wildniß zu haben. In der Wildniß darf man ſeinen Hut abnehmen, Niemand ſieht's, Bach und Berge haben nichts dagegen; der Morgenwind weht das Haar zurück und zerwühlt es neckend, und macht die Stirn marmorkühl; die

Bruſt thut gute tiefe Athemzüge, ſo daß die reine erquickende Luft bis an's Herz dringt; gute Geiſter weben und ſpielen um einen herum; ſie machen mich fröhlich, mich freut's gar ſehr, daß ich mit ihnen auf gleichem Fuß bin, ich werfe Kußhände hin, ſo in's Blaue hinein — wen's trifft, der hat's! mit den Lüften zu charmiren, iſt erlaubt! Wir ritten erſt längs der Pique bis Caſtel vieil hinauf. Der Venasque lag vor uns, glühend vom Morgenlicht, roſig verſchönt, wie ein junges Mädchen, das zum erſten Mal hört, es ſei hübſch — gar nicht ſo göttlich ſelbſtbewußt, ſo imperatoriſch feurig, wie die Jungfrau zu glühen pflegt. Dies ſchüchterne Kind gefiel mir recht wohl. Aber da, wo die kleine Lis ſich wie ein grünes blankes Eidechslein in die Pique hineinſchlängelt, da bogen wir rechts ab, verfolgten ihren Lauf, verloren den Venasque aus dem Hintergrund, und bekamen ſtatt ſeiner den mächtigen Glacier des Chabioules, der 1630 Klafter hoch iſt, und aus deſſen Schneefeldern die Lis in herrlichen Kaskaden herabſtürzt. Das Thal, dem ſie ihren Namen giebt, iſt ein ächtes Hirtenthal, lauter Wieſen, die ſich wie Teppiche über den gebügelten Boden legen, Heuſcheunen darauf verſtreut, und Viehheerden; ab und an ein Menſch, ein ſtiller einſamer Hirt. Sträuße von Laubholz ſchmücken das hohe Ufer der Lis, verdecken zuweilen die Ausſicht, und rahmen zuweilen gräziös ein Bildchen ein. Nadelholz bedeckt die Bergabhänge, dicht wie eine Tapete. Der Thau beperlte noch die Wieſen, und erfriſchte die Feldblumen. Die Pferde zertraten den Thymian unter ihren Hufen, und die ganze Atmoſphäre war mit Duft erfüllt. Einzelne winzige Nebelwölkchen hingen noch hie und da an den Bergſpitzen, aber ſie glitten bald in den Aether hinein, denn die Sonne ſtieg immer höher, und als wir um eilf Uhr bei der Sennhütte ankamen, war's ein heißer Sommermittag. Ich ſag' übrigens nur aus ſchweizeriſcher Gewohnheit Sennhütte; es war gar keine Sennwirthſchaft drin, ſondern eine ganz gewöhnliche Gaſthauswirthſchaft, im Styl der Wildniß, mit nichts verſehen, als mit Brot, Butter, Käſe und mit prächtiger Milch. Aus dem Fenſter des Hüttchens blickt man auf die Waſſerfälle, die ſich von der graden, glatten Felswand wie beſinnungslos herunterſtürzen; aber ich mochte nicht drinnen bleiben. Es ſtanden Erlen umher; da ſetzt' ich mich in's Gras und in den Schatten, und ſah mich um. Lieben Sie wol den hohen Sommermittag? ich, leidenſchaftlich. Er hat ſo ein gewiſſes glühendes Schweigen, das ich gar gut verſtehe; nur freilich nicht im Zimmer, da leidet man von der Hitze und weiter nichts. Im Gebirg' muß man ſein, in der Einſamkeit, in der Freiheit: man muß ſchweigen dürfen; man muß mit Jemand reden können, ohne Converſation zu machen; man muß nicht angetrieben werden, hierher und dahin zu gehen, oder aufzubrechen, oder dergleichen; man muß nicht angeſehen werden; kurz, es muß nicht eine Landpartie ſein, die man in den Bädern zu machen pflegt, wo ein Dutzend Menſchen ſich zuſammen begiebt, um die ſchöne Natur zu genießen, und wo es all' Augenblick heißt: „Jetzt genug Sonnenuntergang. Jetzt etwas Thee! Jetzt etwas Mondſchein! Bewundert, ganze Compagnie! Faßt Euch!“ — und wo den Nachzüglern heftig aufgepaßt wird. Das iſt kein Vergnügen nach meinem Sinn. Ich bin zu ſchwerfällig, um mich in dieſem Miſchmaſch der Geſelligkeit und der Natur zurecht zu finden. Wenn ein Moment mich beherrſcht, ſo beherrſcht er mich abſolut; — aber dermaßen, daß ich ſtundenlang unbeweglich daſitzen kann, hingegeben der geheimnißvollen Macht, die in mir, über mir, um mich waltet, und mir das ganze Sein in unlösbare goldene Feſſeln ſchlägt, zu fein, um mich zu drücken, zu feſt, um mich nicht zu überwältigen. Ob ich denn noch ein ſelbſtbewußtes Geſchöpf bin, ob ich in einer Sphäre weile, die höher oder tiefer als unſre gewöhnlichen

Zuſtände liegt, ob ich mich als einen Theil der Elemente fühle, oder als einen Theil des göttlichen Geiſtes, der das All' erfüllt — danach fragen Sie nicht, denn ich weiß es nicht! ich weiß nur, daß ich in ſolchen Augenblicken Aſtralion ſchreiben würde, wenn ich es nicht bereits geſchrieben hätte. — Die Empfänglichkeit für das Schöne und die Freude daran ſtumpft ſich doch gar nicht ab! ich höre wol zuweilen Klagen, daß mit der Zeit die Eindrücke ſchwächer würden, daß man ſich ihnen nicht mehr ſo unbedingt in die Arme werfen könne, daß die Kritik immer wachſam ſei; ich kann nicht darin einſtimmen, obgleich ich jedes Mal, nachdem ich etwas recht Schönes gehabt oder geſehen habe, ganz verzagt denke: Jetzt iſt's vorbei! ſo etwas geſchieht dir nicht mehr, begegnet dir nicht mehr. Als ich aus Italien heimkam, meint' ich, außer Rafael und Tizian geb' es keine Maler. Ich kam nach Spanien und ſah Murillo und, o Himmel! mit welchem Entzücken. So geht mir's immer. Wenn's nur das Rechte iſt, ſo dringt es mir in die Seele. Ach, was wäre das auch für eine traurige Wirkung des Schönen, daß es kalt machte gegen das Schöne! Gegen das Häßliche, Gemeine, Rohe ſoll es gleichgültig machen, und wenn es nur möglich wäre, ſich mit lauter Schönem zu umgeben, im Gedanken wie in der Wirklichkeit, in Menſchen und Dingen, in der Natur und Kunſt, ſo würde man ganz verklärt davon werden. Aber damit hat's gute Wege! es fliegen einem ſo viel Dummheiten und Thorheiten durch den Sinn — es ringeln ſich ſo viel Verlockungen unwiderſtehlich heran — man prallt gegen ſo manches Schlechte und Gemeine, wie man ſich auf der Straße an einen Stein ſtößt, aus Unbeſonnenheit, — man hat ſich auch nicht immer ganz beiſammen, die Wachſamkeit, die Kraft ſind todtmüde und gehen ſchlafen, und dann dringt etwas Fremdartiges und Störendes in uns hinein, das wir gar nicht wieder loswerden können — man hat einen wunderbaren Hang, die Geheimniſſe des Lebens, die Tiefe der Schickſale ergründen zu wollen, und geräth dabei auf Wege, die man, wenn man ehrlich ſein will, Abwege nennen muß — ach naiv! über unſre innere Schönheit ſinkt leicht ein grauer Flor, und die innere Verklärung dauert nicht länger, als ſo ein Mittag in der Vallée du Lis.

Der Waſſerfall brauste wie eine Orgel voll erhabener Harmonien, nicht ſtörend, nicht betäubend, nicht einmal die Stille unterbrechend. Was ſie unterbrach, war das Gebell eines Hundes, oder der Geſang eines Vogels, oder das Geläute einer Glocke, wenn die Kühe ſich langſam bewegten; darin lag vergängliches Leben, verhallender Ton. Aber der Grundzug blieb doch die Stille. Ich hörte, wie die kleinen Würmer im Graſe kniſterten, und wie die Inſecten durch die Luft ſchwirrten. Zuweilen kamen auch die Stimmen aus der Hütte bis zu mir, und ein Paar kleine Kinder, mit ungeheuern Strickzeugen bewaffnet, ſchlichen ſich heran und ſtarrten mich mit weitaufgeriſſenen Augen an, ebenſo dämmerig wie die Kühe, die ſie hüteten. Trotz der Stille ging dennoch der Ausdruck mannigfachen Daſeins rund um mich her. Da waren Menſchen, da waren Kinder, da waren Heerden, da waren kleine wilde Thiere, da war zitterndes Laub und ſchäumende Wellen und duftende Blumen, und für alle dieſe Exiſtenzen war ein unſichtbarer Quell da, aus dem jede ihren individuellen Athem zog. Das giebt ich weiß nicht was für eine unirdiſche Zuverſicht! was für ein Vertrauen, welches weiter reicht als bis zum morgenden Tage! man gehört inniger der ganzen Kette der Weſen an! man lebt intenſiver und doch weit weniger als ein abgeſchloſſenes Ich. Was der Menſch begehrt, iſt nicht: dies oder das, oder Eines oder Alles zu haben; — o nein! ſondern: gehabt zu ſein, im Kreiſe des Alls, unverloren und unverlierbar ſich zu fühlen, das iſt ſein Begehren. — Abgeſehen von der erfriſchenden, herzſtärkenden Stimmung, die mich dort überkam, hatt' ich auch noch meine beſondre Freude darüber, daß das frühlingsholde Granada, und das feenhafte Gibraltar, und das melancholiſche Cintra mich nicht blaſirt hatten gegen den nordiſchen Ernſt eines einfachen wilden Felſenthales.

Ueberhaupt hat mir Bagnères de Luchon ſehr gefallen, und von allen Badeorten der Pyrenäen würde ich dort am liebſten eine Saiſon zubringen. Obgleich ein Städtchen, liegt es doch mitten auf einer mit Alleen durchſchnittenen Wieſe; obgleich am Fuß des Hochgebirges, iſt das Thal doch weder rauh noch eng, und bietet eine große Mannigfaltigkeit anmuthiger Spaziergänge dar — ich meine nicht ſowohl um zu promeniren, als um herumzuſchweifen! — bei denen man ſich überall im Gebirge fühlt. Wir machten Streifzüge in das Thal von Arreau, auf den wildbewachſenen Berg von Super-Bagnères; aber das Wetter war ſehr ungünſtig, und es gehörte meine unverwüſtliche Liebhaberei dazu, um nicht abgeſchreckt zu werden. Bis jetzt hatten ſich ſehr wenig Badegäſte eingefunden, und die Gier der Einwohner, um dieſe Wenigen feſt zu halten und etwas von ihnen zu gewinnen, war beängſtigend. Die Hausbeſitzer baten und flehten, Wohnung bei ihnen zu nehmen, nicht im Gaſthof zu bleiben. Es iſt wahr, der Gaſthof des Herrn Salles iſt nicht vorzüglich, eine Art von Hütte; aber für drei Tage war's nicht der Mühe des Umzuges werth. Mein Gott, ſagte eine Frau ganz eifrig, für drei Stunden, wenn Sie wollen, ſteht Ihnen mein Haus zu Gebot. — Die armen Leute thaten mir recht leid. Von dem Gewinn von ſechs bis acht Wochen müſſen ſie das ganze Jahr leben, und haben immer die Sorge, daß ein ſchlechter regneriſcher Sommer wie der heurige ſie um dieſen ſpärlichen Erwerb bringt. —

Die Fahrt von Bagnères de Luchon nach Bagnères de Bigorre bietet einen reichen Wechſel der anmuthigſten und grandioſeſten Bilder. Man fährt zuerſt längs der Pique aus dem Gebirg heraus; da iſt es ganz wild: ſchroffe Abhänge, viel Nadelholz, prächtige Wieſen, Fabriken und Sägemühlen unten am Fluß; dann wird es milder, der Fels wird Berg, die Wieſe Garten, die Tanne Obſtbaum; Schlöſſer liegen auf lieblichen Hügeln; der Charakter ſänftigt ſich; die Mühe und Herbheit des Lebens tritt in den Hintergrund; man wendet ſich von deſſen Wetterſeite ab und der Sonnenſeite zu. Die Pique fällt in die Garonne, und die Garonne hat einen ganz eigenthümlich freundlichen Charakter — oder beſſer, einen jovialen. Ohne Reben und Weinberge kann ſie gar nicht exiſtiren. Ich nenne ſie: die hübſche Kellnerin; und wie es mir angenehm iſt, wenn eine ſolche grüßend an meinen Wagen tritt, ſo ſeh' ich auch die Garonne immer gern. Bei Montrejeau nimmt ſie die Reſte auf, die ihr das Schneewaſſer des Mont-perdu durch das ganze Thal von Arreau zuführt — und geht dann ihrem Wege auf Toulouſe zu. Und nun fährt man immerfort auf hügelig gewelltem Erdreich, bald ganz hoch, bald ganz tief, beſtändig kletternd, beſtändig zur Rechten die Ebene des Languedoc, und zur Linken die Kette der Pyrenäen: ein Meer von Hügeln, von Bergen, von Felſen, die wie ſteinerne Wellen übereinanderklettern, ſteigen, ſchweben, und durch Formen und Maſſen unabläſſig das Auge beſchäftigen. Aber die höchſten Punkte der Centralkette, der Pic du Midi, der Vignemale, der Mont-perdu, ſind durch die näheren Vorberge verdeckt, wie Könige durch ihre Garden, und nur zuweilen gewahrt man ſie momentan in irgend einer tiefern Schlucht, oder über einem ſcharfen Ausſchnitt. Nirgends bilden ſie eine lange weiße ununterbrochene Drapperie, wie ſie über die Schweizeralpen zwiſchen Himmel und Erde ſich hinzieht. Nirgends reihen ſie ſich zu einer glänzenden Perlenſchnur zuſammen, wie die Schneeberge des Berner Oberlandes thun, wenn man aus dem

Jura bei Solothurn kommt, oder wenn man ſie von der Platteforme der Kathedrale von Bern betrachtet. In ihren Einzelheiten mögen die Pyrenäen als Nebenbuhler der Alpen auftreten dürfen; im Effect ihrer Geſammtheit dürfen ſie es nicht wagen. — Schön iſt es, wenn man irgend einen hohen Punkt des Weges erreicht, und von da in die einzelnen Thäler hinabſieht, die ſich wie Adern verbinden und verzweigen. Jedes Thal hat ſein Flüßchen; das iſt ſein Blut; das giebt ihm Leben und Friſche; das zwingt es zu allerlei Bewegungen und Rückſichten, und verhindert es, ſchläfrig vor ſich hin zu gehen. Ich liebe den Blick von oben herab, vom Berg in Schluchten, vom Thurm in Straßen; nicht daß ich dieſe Anſichten maleriſch fände — gar nicht! aber ſie geben mir zu denken, was da unten wol für konfuſe Zuſtände ſein und für traurige Geſchichten vorfallen mögen, und was das für ein Glück iſt, wenn man ſich ein armſeliges Augenblickchen hoch hinauf retten und in einer weniger erſtickenden Atmoſphäre athmen darf. Manche Menſchen ſind für's Gewühl geſchaffen; je mehr Treiben um ſie herum, je mehr Laſt auf ihren Schultern, je mehr Arbeit in ihren Händen, deſto beſſer iſt ihnen zu Muth. Glückſelig reiche Organiſationen, die ich oft beneidet habe! Mich verdummt es; mir giebt's immer die

Sehnſucht nach einem geiſtigen Bade, wie man nach einer ſtaubigen Tagereiſe wol Sehnſucht nach einem leiblichen zu haben pflegt. Der Staub fehlte denn auch nicht, der feine blendende Staub der kalkigen Chauſſeen, der ſich förmlich in die Augen hineinbrennt. Dazu kam auch noch große Noth mit den Pferden! in Luchon ſpannte man Reitpferde vor, die gar nicht ziehen konnten, und der Poſtillon ſchwor, es wären die beſten in der ganzen Poſthalterei. Um das zu beweiſen, trieb er die Thiere über alle Gebühr an, und plötzlich gab es einen heftigen Ruck, der Wagen ſtand ſtill, der Poſtillon ſchrie Zeter. Er lag auf der Erde, ſein Sattelpferd lag auf ihm, und der Wagen ſtand über Beiden, die Hinterräder hüben, die Vorderräder drüben, ſo daß der Kopf des Pferdes vor dem einen Wagenſchlag, und der Schweif vor dem andern lag. Fuhrleute waren zum Glück in der Nähe; ſo lange ſie nur von dem accident hörten, waren ſie nicht ſonderlich dienſtwillig, aber als ſie den Zuſtand des Poſtillons ſahen, ſehr. Wenn der gemeine Mann hier nicht grob iſt, ſo kommt er mir ungemein wohlerzogen vor, und zwar ſeiner Sprache wegen, welche in Deutſchland den wohlerzogenen Leuten angehört. Ich ſage nicht den Gebildeten: das könnten Manche, die ſehr gebildet ſind und doch nicht franzöſiſch ſprechen, übel nehmen. Wohlerzogen bezieht ſich auf die Formen, auf die äußere Erſcheinung, auf die Manieren, welche in der guten Geſellſchaft gelten, auf disciplinariſche Gewohnheiten, welche von Eltern auf Kinder übergehen. Man kann ſehr wohlerzogen und ohne alle tiefere Bildung — und ſehr gebildet, aber nicht ſonderlich wohlerzogen ſein. Nachdem ich dieſe Definition vorausgeſchickt, darf ich wol hinzufügen, daß im Allgemeinen nur der erſte Stand der Geſellſchaft wohlerzogen iſt — ohne erwarten zu müſſen, deshalb wieder einmal „Hyperariſtokratin“ genannt zu werden. Seltſam! demokratiſch darf man ſein, das iſt eine große Ehre, dadurch überragt der Menſch um eine Kopfeslänge wenigſtens ſeines Gleichen; royaliſtiſch darf man auch ſein: das giebt eine gewiſſe büreaukratiſche oder militairiſche Würde; aber ariſtokratiſch nicht, beileibe nicht! das iſt von Hauſe aus halb Sünde, halb Lächerlichkeit. Buchſtäblich: von Hauſe aus! Ich erinnere mich lebhaft, als meine erſten Lieder erſchienen — Sie wiſſen, die alten, die lieben! — und als ich ganz geſpannt und neugierig war, was die Leute wol dazu ſprächen, und als ich noch meinte, die Kritik ſei da, um den Autor zu bilden: da war eine der erſten Rezenſionen, die ich las, in der Zeitung für die elegante Welt. Ob ſie lobend oder tadelnd war, hab' ich vergeſſen; ich meine, ſie lobte; aber ewig unvergeßlich iſt mir, daß der Referent ſich halb freudig, halb gerührt darüber ausſprach, „daß das ſtolze Ariſtokratenherz auch einmal geblutet habe.“ Dies war der Sinn, anders die Wendung der Phraſe. Es machte mir damals einen unglaublichen Eindruck; ich ſah daraus, was ich zu erwarten hatte: ich ſah, daß das kleine Wort Gräfin auf dem Titelblatt mich zu einer Art von Monſtrum machte, das merkwürdigerweiſe ein Fünkchen Seele und Geiſt habe; denn in jenen erſten Liedern würde ſelbſt der liebe Gott nicht im Stande ſein, weder eine ariſtokratiſche noch eine andere Geſinnung zu entdecken, weil ſie ſich nicht damit befaſſen. Aber die Gräfin gab den Ausſchlag. — Seitdem bin ich für immer eiskalt gegen jeden Vorwurf der Art, und wenn ich daran denke, daß ich die Familie Thierſtein im Ulrich gezeichnet habe, ſo muß ich mir das Zeugniß geben, daß ein ſolcher Vorwurf mich auch nicht treffen kann. Dies hindert mich aber nicht zu behaupten, daß die Wohlerzogenheit etwas iſt, was ſelten bei Fleiſcher- oder Bäckerſöhnen gefunden wird, und daß jene Fuhrleute mit ihren verbindlichen Redensarten, wie z. B.: „Nous sommes charmés Madame etc.“; — mir ganz ungemein wohlerzogen vorkamen. Nachdem ſie mit großer Mühe den

Wagen abgehoben hatten, ſtanden zu meinem freudigſten Erſtaunen Pferd und Poſtillon geſund und nur ein wenig hinkend auf, ganz bereit, die Reiſe fortzuſetzen. Ich hatte aber das Zutrauen zu ihnen verloren, und ging über eine Stunde zu Fuß, bis der Weg weniger hügelig wurde. Hernach, auf der letzten Poſt vor Bagnères de Bigorre, in Escaledieu, wurden wieder ſchlechte Pferde angeſpannt, und noch dazu um über den hohen Berg zu fahren, welcher dieſe beiden Orte von einander trennt. Abermals wanderte ich. Wenn Sie mich ſehr zaghaft finden, ſo muß ich es mir gefallen laſſen. Erinnern Sie ſich, daß Sie mir einmal einen Aufſatz von Herder vorlaſen, worin er ſagt: unſere Eigenſchaften hingen ſehr mit unſerer körperlichen Organiſation zuſammen; der Löwe ſei muthig, weil ihm das Blut durch eine ganz enge Pulsader ins Herz ſtröme; das Reh ſcheu, weil es eine weite Pulsader habe? Ich bin überzeugt, meine Organiſation ähnelt mehr dem Reh als dem Löwen — und überhaupt die der Frauen! ſie haben wol Muth, wol Kraft, wol unbegreiſlichen Heroismus, wenn's etwas Großes gilt, etwas Geliebtes, ein Kind, einen Mann; aber dann handeln ſie inſtinktmäßig, oder wenn Sie lieber wollen, durch Inſpiration — nicht mit beſonnenem Muth. Wie ich's anfangen ſollte, um mich auf meine eigene Hand für meine werthe Perſon zu begeiſtern, das wüßt' ich nicht! und ſo bleibt mir denn nichts übrig, als zaghaft zu ſein. — Escaledieu liegt lieblich in einem kleinen grünen Thale voll Kaſtanien und Eichen. Jetzt iſt's ein Fabrikgebäude, früher war's eine Abtei, welche Beatrix, Gräfin von Bigorre, im Jahre 1242 gründete. Trotz ſeiner gegenwärtigen Beſtimmung hat es einen abgeſchiedenen heimlichen Ausdruck, ſehr verſchieden von dem Charakter der Landſchaft, welche man überſchaut, wenn man den Culminationspunkt jenes Berges erreicht hat. Escaledieu liegt in einem Thal; Bagnères in einer Ebene. Bagnères heißt in der Sprache des Landes Bäder; alſo Bäder von Luchon, Bäder von Bigorre; aber das letztere, berühmter und beſuchter als das erſtere, hat vorzugsweiſe den Namen Bagnères ſich zu eigen gemacht, und iſt dasjenige, wovon man in Deutſchland zu ſprechen pflegt. Da wo der Adour aus dem Thal von Campan herauskommt, und in die gewellte Ebene ſich hineinſchlängelt, welche zwiſchen Pyrenäen und Garonne ſich ausbreitet, da liegt das freundliche Städtchen Bagnères, an weiche, ſchön bebaumte Hügel gelehnt, von lieblichen Promenaden umgeben, dem offnen Lande zugekehrt, mit dem es durch eine ſchöne Chauſſee, durch den Verkehr der Fremden,

den Beſuch der Kranken, die Betriebſamkeit ſeines Völkchens, in lebhafte Verbindung ſteht. Es war grade Sonnabend und der Wochenmarkt beendet, als wir in Bagnères hineinfuhren. Die Einwohner hatten ihre Einkäufe gemacht, und das Land- und Bergvolk ging heim — kräftige Geſtalten, Männer und Weiber, breitſchultrig, muskulös, aber unſchön, plumpe, unausgebildete Züge. Ferner etwas Grundhäßliches: krumme Beine, die vom Bergſteigen mit ſchweren Laſten auf Kopf oder Rücken herrühren, oder auch von dem allgemeinen Gebrauch der Holzſchuhe, und die, trotz des ſchweren Schrittes, den Gang wackelig machen. Ich liebe ſehr einen feſten, freien Gang, und wenn er nichts ausdrückte als unverkrümmte Glieder und einen ungebrechlichen Körper. Wie ſchön gehen die Spanier! vom Scheitel zur Sohle iſt Nerv in Haltung, Schritt, Bewegung. Das haben ſie zum Theil ihrer Fußbekleidung zu danken; die Alpergates und die offnen Kamaſchen drücken nicht und ſind nicht mühſam zu ſchleppen. Aber ſo ein franzöſiſcher Holzſchuh, der gar keine Aehnlichkeit mit einem menſchlichen Fuß hat, oder ſo ein deutſcher Stiefel, der auch weniger wie ein Kleidungsſtück als wie eine Zwangsmaſchine ausſieht, oder die armen nackten Füße der Neapolitaner auf ſcharfen Steinen, auf brennendem Sande — die müſſen dem Gang wol all' ſeine Friſche nehmen. A propos von bloßen Füßen! einige Tage ſpäter gingen wir auf dem Wege nach den Bädern du Salut, und begegneten einer Wärterin mit einem allerliebſten Kinde von fünfzehn Monaten, das mit ſeinen kleinen zarten bloßen Füßchen auf der Chauſſee gehen lernen ſollte. „Monsieur et Madame" hatten ſich dies recht ausgedacht, um den Knaben kräftig zu machen, ſagte die Wärterin. Iſt es nicht merkwürdig, wie Eltern aus lauter Liebe die Kinder martern? und noch merkwürdiger, daß es im Grunde gar keine Liebe giebt ohne Marterthum? entweder wir verhängen es, oder wir leiden es. Es muß ſo ſein! gleichgültige Zuſtände und Verhältniſſe berühren uns nicht, dringen uns nicht an's Herz, viel weniger hinein — wie ſollen ſie uns weh thun? aber die Liebe macht das Herz zur Mimoſe: ein Hauch weht darüber hin, und es thut weh! und je tiefer und größer die Liebe, deſto empfindlicher das Herz, deſto häufiger das Leid. Vielleicht iſt die Liebe, welche Eltern für Kinder haben, die allerſchmerzenreichſte. Sie iſt ohne Erwiederung; der Sohn geht ſeinem Beruf nach, die Tochter mit dem erſten beſten Mann in die Welt; ſie verehren die Eltern, ſind ihnen dankbar, wol auch zärtlich — aber von aufopfernder, überwältigender Liebe keine Spur! kann auch nicht ſein; dieſe Liebe gehört dem Geſchlecht, das um ſie aufblühen wird, und alle Liebe, die ſie von ihren Eltern empfangen, und alle Schmerzen, die ſie ihnen gemacht, erzeigen und empfangen ſie von eignen Kindern. Die Liebe der Eltern iſt ohne alle Selbſtſucht, oder ſollte es ſein, denn nichts iſt empörender als ihr Egoismus. Aber Eltern ſind Menſchen, und immer wird der Menſch wünſchen, da über Alles geliebt zu werden, wo er über Alles geliebt hat. Darauf muß ſo eine arme Mutter verzichten! zu jenem Mann, zu jener Frau wird die Zuverſicht, das Vertrauen, die Sehnſucht — werden tauſend Gefühle ihrer Kinder gehen, die ſie kaum in ihnen geahnt hat! fremder Einfluß wird ſie beherrſchen; fremder Richtung werden ihre Wege nachgehen; fremde Geſinnungen und Anſichten werden ſich in ihnen feſtſetzen und ſie zu etwas ganz Anderem, oft zum Gegenſatz von dem machen, was ſie im Elternhauſe waren! und für all' dieſe Verluſte, all' dieſe Entfremdungen, all' dieſe kleinen namenloſen Bitterkeiten, ſoll ſie ſich tröſten und tröſtet ſie ſich wirklich in dem Gedanken: „aber die Kinder ſind nun glücklich, und glücklicher als bei mir.“ Das freut ſie! Das find' ich ganz übernatürlich, denn ich muß geſtehen, wenn ein Mann, den ich tief geliebt hätte, ſich von mir ab- und einer andern Frau zuwendete, und wirklich glücklicher mit ihr wäre: ſo würde mich das mit nichten freuen, ſondern grade über alle Maßen traurig machen. Gegen ſolche Geſinnung giebt's prächtige, tönende Phraſen von Selbſtverleugnung, von edlem Stolz, von Allem, was die Ueberlegung zuflüſtert, nicht das Gefühl. Aber halten Sie ſie für wahr, und glauben Sie, daß ein andres liebendes Herz als eben das einer Mutter mit voller Aufrichtigkeit ſprechen werde: „Ich danke Gott, daß die Julie oder der Franz jetzt glücklicher ſind als bei mir!" Ich meines Theils würde mit einer ſo kühlen Liebe nichts zu ſchaffen haben mögen.

Die Tracht der Männer hat nichts Eigenthümliches; die Weiber tragen den Capulet, von ſchwarzem, feuerfarbenem oder weißem Tuch, der von beſonderem Schnitt, halb Capuchon und halb Mäntelchen iſt, über Kopf und Rücken herabfällt, aber weder das Geſicht gegen die Sonne, noch die Bruſt gegen die Kälte ſchützt. Der feuerfarbene Capulet, rund herum mit einem ſchwarzen Bande beſetzt, iſt der eleganteſte, und macht den Anblick recht luſtig, wenn viel Weiber beiſammen ſind; aber die Einzelne ſieht nicht ſchön damit aus. Solch ein ſchreiender Wollenſtoff dicht ums Geſicht macht Teint und Augen todt. Iſt es warm, ſo wird der Capulet flach wie ein Taſchentuch zuſammen, und oben auf den Kopf gelegt, und ſehr geſchickt ſtellen ſie Körbe, Töpfe, Krüge darauf, und tragen gewandt ſchwere Laſten, während ſie mit unermüdlichem Fleiß ſtricken. Nicht bloß Bagnères, nein, die ganzen Pyrenäen ſind eine ungeheure Strickſchule. Alt und jung, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Blinde und Lahme ſtricken mit einem beklemmenden Eifer, und nicht etwa nur Strümpfe, ſondern höchſt kunſtvolle Sachen, in tauſendfarbiger Wolle, nach allerlei Muſtern, und mit ganz beſondrem Fadenſchlag. Ich hab' wirklich nicht geglaubt, daß ſo viel verſchiedene Kleidungsſtücke exiſtirten, als ich in den großen Magazinen von Bagnères geſtrickt geſehen habe. Es wird ein lebhafter Handel damit getrieben. Manche dieſer Sachen ſind ſehr zweckmäßig, andere recht kurios; allein auch viele höchſt geſchmacklos. So zeigte man mir eine Schürze, auf welcher ſich vier Männlein und vier Weiblein in der Landestracht mit obligaten Roſenkränzen befanden. Wer um Gotteswillen kauft eine ſolche Enormität wie eine wollne Schürze, an der jedes Fädchen und jedes Fäſerchen getreulich hängen bleibt! Der wunderſchöne zarte Wollenſtoff, den man Barèges nennt, und der leicht wie Muſſelin und weich wie Cachemir iſt, wird auch hier gewebt; ein Kleid koſtet 150 Franken. Das iſt die eine große Induſtrie des Landes. Die andere iſt von etwas dauerhafterer Art als von Strickwolle; es ſind die Marmoreien — ich weiß nicht, wie ich Marbrerie anders überſetzen ſoll. Die Pyrenäen haben die herrlichſten und reichſten Marmorbrüche, die in allen Farben des Regenbogens und der Edelſteine ſpielen; nur der weiße ſteht an Reinheit dem von Carrara nach. In Bagnères ſind drei große Fabriken, wo der Marmor geſägt, verarbeitet und polirt wird, und wo man ſeiner Bearbeitung folgen kann, vom rohen ſchweren Block bis zum zierlich gedrechſelten Tiſch. Einer dieſer Tiſche war wirklich prächtig! rund, Platte und Fuß von weißem Marmor, und in der Mitte der Platte eine große Roſace von den ſchönſten bunten Marmorſorten eingelegt. Der vehemente Adour treibt die Mühlen, deren Sägen die Marmorblöcke in Platten zerſchneiden, welche zu Tiſchen, Kamingeſimſen, Conſolen gebraucht werden. Die Sägen machen die Pendelbewegung, und zerſchneiden mit ihr zwei Blöcke auf einmal. Marmor iſt hier Alles, Thür- und Fenſterrahmen wenigſtens, zuweilen ganze Häuſer, z. B. das große impoſante Badehaus; da es aber dunkelgrauer Marmor iſt, und dazu meiſtentheils Schieferdächer, ſo haben die Häuſer nichts Freundliches, nichts Einladendes. Diejenigen, welche mehr im Styl eines Landhauſes erbaut ſind, und nicht in Straßen, ſondern in Gärten und auf Wieſen liegen, findet man ſelten. Zahlreiche Quellen, theils zum Baden, theils zum Trinken, ſind um Bagnères herum geſtreut, durch ſchöne Spaziergänge mit der Stadt verbunden, und durch irgend eine hübſche Anlage oder ſchöne Ausſicht für diejenigen zum einfachen Ziel einer Promenade gemacht, welche nicht nöthig haben, der Geſundheit wegen ihnen zuzuſprechen. Ob Bagnères eine wirkſame Heilquelle, weiß ich nicht! uralt iſt ſie, ſchon von den Römern gekannt und gebraucht; dann, zu Montaigne's Zeit, der Sammelplatz der guten Geſellſchaft und der Vereinigungspunkt aller Unterhaltung, Zerſtreuung und Erholung, die man von je her in Bäder verlegt hat und von ihnen begehrt. Dafür gilt es auch noch jetzt. Wie man nach dem Gebrauch der rheiniſchen Bäder nach Baden-Baden zu gehen pflegt, lediglich um ſich zu amüſiren, ſo ſoll Bagnères im Auguſt und September von Menſchen wimmeln, die ihre Badekur in Luchon, St. Sauveur, Cauterets abgemacht haben, und eine Nachkur friedlicher Erholung brauchen. Ich ſage friedlich, denn geſpielt wird hier nicht, die Elegance von Baden-Baden ſucht man ganz vergebens, und die Vergnügungen beſtehen in denen der Geſelligkeit und in Streifereien in der Umgegend. Lieſt man franzöſiſche Beſchreibungen von Bagnères — ja, dann meint man in ein Dſchinniſtan des Luxus, der Herrlichkeiten und der Reize zu gerathen. Ich meinte, einen Ort zu finden, der Alles überbiete, was man in Deutſchland Elegance nennt, und die ganze Pariſer Crème der Geſellſchaft mitten drin. Guter Himmel! erſtlich weiß ich nicht, ob in Paris noch ſolch' eine Crème exiſtirt, ob ſie darin nicht ebenſogut untergegangen iſt als in einem Milchtopf, den man zuviel geſchüttelt hat; aber dann weiß ich, daß ſie in Bagnères nicht war; — denn da war niemand, als eben einige Ausländer wie wir. Eine ruſſiſche Familie, ein Irländer und der liebenswürdige Biſchof von Conſtanz bildeten die Geſellſchaft, mit der wir vom 3. bis zum 15. Julius im Hôtel Frascati gelebt haben; und wenn noch andre Leute da waren, ſo zählten ſie nicht, denn das Hôtel Frascati giebt den Beſuchern von Bagnères ihre Bedeutung. Es iſt ein ſehr guter, bequemer Gaſthof, in welchem man ſich recht comfortable befindet, ſobald man nichts begehrt als Reinlichkeit und Ordnung; aber die Bäder, welche mit ihm verbunden ſind, ſowol wie der Tanzſaal, der Speiſeſaal und die Geſellſchaftszimmer ſind von einer unübertrefflichen Simplicität, und nicht ſowol im Styl von Ems, Wiesbaden und Baden-Baden; nicht von den böhmiſchen Bädern, nicht von Doberan, ja nicht einmal von Putbus, ſondern im Styl eines recht gemeinen Gaſthauſes, z. B. die Tribüne für das Orcheſter iſt mit einer gewiſſen blauen Farbe angeſtrichen, die ich Schenkenblau nenne, weil ſie Tiſche und Schränke in Schenken zu verherrlichen pflegt; und im Concertſaal giebt's keine Stühle, ſondern ſchmale harte Bänke mit dunkelrothem Kattun bezogen, der auch dürftig die Fenſter drappirt. Ich wollte mich erſt gar nicht zur Ueberzeugung bequemen, dies ſei Frascati, das faſhionable, das elegante Frascati. Hernach glaubt' ich, es ſei eine verblühte Schönheit, eine herabgekommene Größe, unterdrückt durch einen neueren und luxuriöſeren Emporkömmling; aber nein! es war und blieb das einzige, das hochgeprieſene Frascati. Ich weiß ſehr gut, daß man ſich in einem ſchlechtdecorirten Tanzſaal ebenſo amüſiren kann als in dem allerreichſten und geſchmackvollſten; nur iſt dieſe Manie der Franzoſen, Alles herauszuſtreichen, was ſie ſind und was ſie haben, gar thöricht, denn ſie ſpannt des Fremden höchſte Erwartung, und kaum die geringſte wird befriedigt. Zwei Franzoſen gehörten auch zu unſerer kleinen Tiſchgeſellſchaft. Der eine trug einen der ſtolzeſten Namen Frankreichs; aber ach! daß man einen ſolchen Namen trägt, genügt nicht! er muß einem auch gut ſtehen. Nein, wenn der alte Adel ſo wird, ſo muß er caſſirt werden! dafür bin ich auch. Solche Pairs kann ſich kein Menſch gefallen laſſen, und ich theile vollkommen die Anſicht des Grafen Montgommery. Catharine von Medici ließ ihn hinrichten, weil er in jenem unglücklichen Turnier ihren Gemal getödtet hatte, darauf Calviniſt und gefangen worden war. Das Gericht hatte ihn und ſeine Nachkommen des Adels verluſtig erklärt. Auf dem Grève-Platz, vom Schaffot herab, ſprach er zum Volke: „Faites savoir à mes enfans, qui ont été ici déclarés roturiers, que s'ils n'ont la vertu des nobles pour s'en relever, je consens à l'arrêt." (D'Aubigné.) Der andre war ein Graf aus Toulouſe, deſſen Namen ich nie gehört habe, ein kränklicher junger Mann, der uns zu imponiren ſuchte, indem er täglich in einem neuen Anzug bei Tiſch erſchien. Bald trug er einen Rock mit zwei Kragen, bald ohne Kragen; heut' ein blaues baskiſches Barett, morgen eine betroddelte Sammetmütze; und immer ſah er aus, als habe ihn kein Schneider, ſondern ein Trödler bekleidet. Solche Aufputzerei giebt den Männern einen unerhört albernen Anſtrich. Eine Kleinigkeit machte mir viel Vergnügen.

Er behauptete, von ganz ungewöhnlicher Körperkraft zu ſein, und ſiebenundzwanzig Männer nacheinander beſiegt zu haben in einem gewiſſen Manövre, das darin beſteht, daß zwei Männer den Elbogen des rechten Arms auf den Tiſch ſtützen, die rechte Hand verſchränken und daß nun jeder ſucht, den Arm des Gegners hinunter zu drücken. Die Herausforderung wurde ſogleich angenommen, und der Liefländer mit einiger Mühe, und der Irländer mit gar keiner beſiegten Beide den Franzoſen. Das freute mich königlich. Warum war er ſo prahleriſch, wenn doch nichts dahinter ſteckte? Das iſt's aber: die Tüchtigkeit prahlt nicht; ſie zeigt ſich.

Ich war zwölf Tage in Bagnères; von denen hatten zwei Sonnenſchein; an den übrigen regnete es, bald mehr, bald weniger, aber immer triefte der Himmel. Das ſtörte natürlich alle weiteren Exkurſionen; wir mußten uns auf die nächſten beſchränken, und auch da immer auf ein Sturzbad gefaßt ſein. Zum Glück blieb ich guter Laune, wurde nicht ungeduldig, verlangte nicht abzureiſen, ſondern zog höchſt gelaſſen alle Tage Kaloſchen an, ließ mich beregnen und wanderte, ſo daß ich doch all' die ſchönſten Punkte um Bagnères kennen gelernt habe, nur freilich nicht in der gehörigen Beleuchtung. Indeſſen iſt dieſe hier weniger nothwendig als im Hochgebirg. Dieſes kann durch Nebel ganz todt gemacht werden, wie wenn Rauch ein Zimmer gefüllt hat; hingegen in der Ebene ſind Nebel nicht ſo überwältigend, hängen nicht ſo ſchleierhaft herab, machen nur den Himmel grau. Feld und Wieſe ſind doch ſichtbar, Haus und Garten zeigen doch die Spuren menſchlichen Treibens; es glänzt nichts, es fehlt viel, aber es herrſcht kein Chaos. Das eigentliche Hochgebirg iſt auch nicht von Bagnères aus zu gewahren; es liegt zu nahe am Fuß der Vorberge. Von denen iſt einer der höchſten der Pic du midi de Bigorre. Er beherrſcht das Thal von Griſe, durch welches der Adour fließt, der in mehreren Waſſerfällen vom Tourmalet herabſtürzt. Faſt alle Thäler haben ſich aus den ſie umgebenden Höhenzügen einen Pic du midi gewählt, welcher die übrigen Bergſpitzen überragt, und welchen ſie als den König ihres Diſtrikts betrachten. Der eigentliche Pic du midi, der in der Geſammtkette der Pyrenäen einen der erſten Plätze einnimmt, zeigt ſich am impoſanteſten in Pau, und iſt 1530 Klafter hoch. An einem ſchönen Tage war ich in Griſe; aber das Thal, die Berge, der Adour, die ganze kahle Szenerie ließ mich eiskalt; und nicht in einem einzigen Moment fühlt' ich mich emporgehoben über die ordinaire Freude, eine berühmte ſchöne Gegend zu ſehen. Ebenſo im Thal von Campan; nur freilich mit dem Unterſchiede, daß ich dieſes nicht einmal hübſch fand. Wir ſind mehrmals in Campan geweſen, das ungefähr eine Meile von Bagnères liegt; aber ſtets iſt mir das Thal dürftig erſchienen. Die Berge zur Linken ſind ganz kahl und ſteril, und die zur Rechten haben auch im Grunde nur da reiche Bebaumung, wo das Thal in die Ebene ausläuft. Der Adour iſt zu ſchmal für deſſen Breite, er füllt es nicht, er ſtürzt nicht genug; es ſieht leer aus, unbefriedigt. Seine zahlreichen Marmorbrüche geben ihm hie und da etwas Ruinirtes, und zugleich einen Anſtrich von mühſamer Betriebſamkeit. Maleriſche Bergformen, phantaſtiſche Schluchten, überraſchende wechſelnde Bilder bietet es gar nicht. Es iſt einförmig und doch nicht ſtill, denn zur Stille gehören Abgeſchiedenheit und Befriedigung. Jean Paul nennt es das Campanerthal, und verſetzt einen Roman dahin. Leben läßt ſich freilich überall ein Roman; aber ihn an gewiſſe Stätten hinzudenken, das iſt mir ebenſo unmöglich, als mir von gewiſſen Menſchen vorzuſtellen, daß ſie jemals auch nur ſeinen Schatten, ſeinen Traum, ſeine Ahnung durch ihre Seele haben gleiten laſſen; — ich meine nicht, was das Schreiben, ſondern was das Leben deſſelben betrifft. Das iſt aber ganz gewiß höchſt abſurd! denn es hat doch jeder Menſch ein Herz, folglich Wünſche, Anſprüche, Verlangen, Foderung; folglich Combinationen, Störungen, Mißgriffe, Täuſchungen all' dieſer verſchiedenen Regungen; das Alles giebt Stoff genug zu einer Geſchichte, und die Geſchichte des menſchlichen Herzens iſt der Roman. — Madame Cottin hat in Bagnères gelebt, und der Name des berühmten Autors der Mathilde iſt an ein kleines Thalchen geknüpſt, wohin ſie gern ging, und das man Elysée Cottin genannt hat. Ich habe früher wol ihre Bücher geleſen, und ohne mich der Einzelheiten zu erinnern, mein' ich, daß ſie mir den Eindruck von einer gewiſſen melancholiſchen Paſſivität machten. Leiden muß man, ach Gott, ja! immer leiden; aber weil das nun einmal vom Schickſal ſo eingerichtet iſt, ſo muß der Menſch es nicht wie einen Fluch betrachten, ſondern wie ein herbes Heil, ſich nicht davon zerrütten laſſen, ſondern recht innerlichſt unüberwindlich davon werden. Das Leid ſei immerhin da; nur aber blicke es mir Aug' in Auge, gehe es mir zur Seite, ſchlafe es auf meinem Kiſſen, trinke es aus meinem Becher, ſei es mein Gefährte, den ich kenne, von dem ich weiß wohin und woher! Nur aber nicht muß es mich ohnmächtig machen, wie die Klapperſchlange den Vogel paralyſirt durch Blicke, bis er beſinnungslos in ihren Rachen taumelt! Ich kann mich wol entſchließen, Leid zu haben, aber das Leid ſoll nicht mich haben. Ohn' ein wenig Reciprocität geht es freilich nicht dabei zu, und was ich wirklich habe, das beherrſcht mich auch. Gut denn! ſo ſei es mir wie die Conſtellation, unter der ich geboren bin, und gegen die zu revoltiren mir nie einfällt. Ja, Conſtellationen giebt's, die unſer Leben beherrſchen; das glaub' ich! nicht die da oben am blauen Himmel, ſondern hier, mitten in unſrer Welt, in unſern alltäglichen Verhältniſſen! da blitzen Momente auf, da ſpringen Begegniſſe ein, die viel weniger zu berechnen ſind, als der Lauf der Geſtirne, und die zuweilen auf lange Zeit, zuweilen auf immer dem Leben die Richtung geben. Unter dem Einfluß ſolcher Sterne gehen die Menſchen dahin. Mir geſchieht manchmal, wenn's mir gut geht, innerlich, oder wenn ich meine, daß mir irgend etwas gelungen ſei, oder wenn ich etwas Schönes geſehen oder gedacht habe: kurz, wenn das Herz ſtärker als gewöhnlich ſchlägt — daß ich unwillkürlich ganz raſch aufwärts ſehe und heimlich ſage: Ach! mein Stern ſteht mir im Zenith! Aber bei dem Allen gehen die Menſchen doch mehr im Schatten als im Licht ihres Sterns durchs Leben, denn je heller er iſt, um ſo tiefer iſt der Schatten, den er die Gegenſtände werfen läßt. Und ſolche Menſchen würde ich gern finden, die, wie die Maler die Aurora malen, mit dem Stern über der Stirn in die Welt hineinfliegen, und den Tag ihres Daſeins vom Aufgang bis zum Untergang verklären. Aber ich finde ſie nicht! nicht unter den Lebenden, nicht unter den Todten! nicht in der Vergangenheit, nicht in unſern Tagen! nicht unter den Großen, nicht unter den Kleinen. Nicht Einer, aber auch nicht ein Einziger von ſo viel tauſend Millionen iſt ungeknickt am Ziel angelangt, und ſich geknickt, gehemmt, gebrochen, gefeſſelt fühlen, und dagegen ringen, das iſt: Leid haben. Als Chriſtus im Olivengarten vor dem Tode zurückſchauderte und zu Gott um Rettung ſchrie, meinen Sie, er hätte da kein Leid gehabt? Aber er beſann ſich, er nahm es an, es gehörte zur Vollendung ſeines Schickſals, das erkannte er, und damit war er gefaßt, und ging ſtandhaft in den Tod, wie er ebenſo ſtandhaft in's Leben gegangen wäre. Ach, meine Seele, die Nacht im Olivengarten hat wol Jeder nach dem geringeren Maßſtab ſeines kleinen Herzens durchgemacht. Doch weil wir nicht Alle göttlich ſterben können, ſollen wir uns wenigſtens bemühen, tüchtig zu leben, und nicht ſo entſetzlich breiweich zu werden, wie die Menſchen der Madame Cottin. — Ein Roman, wenn er nur einigermaßen erträglich iſt, muß ein Gemälde, mindeſtens eine Skizze des Zuſtandes der Geſellſchaft geben, aus der er, wie eines ihrer Kinder, heraustritt; muß zeigen, welche Sitten, welche Mißſtände und Gebräuche, welche Anſichten, welche Richtungen in der Zeit leben, die er repräſentiren ſoll. In der Beziehung ſind mir die Romane aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts recht merkwürdig, und Jean Paul fällt mir wieder ein, der gewiß ein ſcharfer Beobachter und ein tiefer Menſchenkenner war. Damals müſſen die Menſchen ein wahres Chaos von Gefühlen in ſich beherbergt haben, das ſie weder ordnen konnten, noch etwas damit anzufangen wußten; es geht immer kopfüber, kopfunter, aber ohne Kraft, ohne Beſonnenheit, mit einer ſo gewaltſamen oder ſo ſentimentalen Ueberſchwenglichkeit, daß mir angſt und bange dabei wird, und daß ich immer rufen möchte: Holà! behaltet doch ein wenig Feuer von all' der Flamme übrig, für ſpäterhin! — Das Leben webt immer den Aufzug, in welchen der Romancier ſeine Feder einſchlägt, denn das Leben iſt ſein Gebiet, und nur dort findet er Anknüpfungspunkte für ſeine Phantaſien. Er kann deren Gebilde übertreiben, entſtellen, karrikiren, veredeln, und man kann vielleicht von Jean Paul ſagen, daß er das Alles gethan; aber dennoch ſind die Grundzüge nicht etwas willkürlich Angenommenes, ſondern dasjenige, was ihm aus der Geſammtmaſſe des Lebens entgegenſprang. In dieſem letzten Vierteljahrhundert müſſen Erziehung und Bildung ſich gradezu auf die andre Seite gelegt haben, und ich halte es für unmöglich, daß Jean Paul ſelbſt, jetzt, einen Titan oder Hesperus ſchreiben würde. Es iſt eine zerſetzende Beſonnenheit über die Menſchen gekommen, und das fühlt ſich in den Romanen heraus. Mit Humor ſind ſie nie geſchrieben, ſogar die nicht, die Anſpruch darauf machen; aber fein und geiſtreich — höchſt ſelten tief; denn bis zur Tiefe, zum Grunde der Seele ſteigt der einſeitig ausgebildete und geübte Blick nicht ſo bald hinab, und häufiger ſtellen ſie den Menſchen erfrierend als zerſchmelzend dar. Wie bin ich denn auf die Romane gekommen! — Eine andre Promenade bei Bagnères ſchmückt ſich gleichfalls mit dem berühmten Namen einer Frau: les Allées de Maintenon. Meines Wiſſens war Frau von Maintenon nicht hier, ſondern in Barèges, wohin ſie den kleinen Herzog von Maine wegen ſeines lahmen Fußes begleitete. Die Frau hatte einen wunderbaren Stern! als Kind hütete ſie die

Gänſe, als Matrone das Gewiſſen eines Königs, bei funfzehn Jahren heirathete ſie einen geſcheuten armen Krüppel, bei funfzig Jahren einen mächtigen Monarchen. Sie war ſehr geſcheut, ſehr fein, ſehr wohlthätig, ſehr tugendhaft, ſehr geehrt, ja ſogar ſehr geliebt vom grand Roi; und in ihrem ganzen langen achtzigjährigen Leben find' ich doch nicht einen einzigen Moment, der mir ausſehe, wie Befriedigung. Wir ſind freilich blaſirt über die morganatiſchen Ehen; zur Zeit Ludwigs XIV. mogte eine ſolche wie ungeheures Glück oder ungeheure Ehre betrachtet werden. Ich für meine Perſon mögte keinen Mann haben, deſſen Namen ich um irgend einer Zufälligkeit willen nicht tragen dürfte. Hätte ich den Bauern Hans lieb genug, um ihn zu heirathen, ſo würd' es mir ſehr angenehm ſein zu heißen wie er; Halbheit iſt immer fatal; in der Ehe tödtlich! für den einen Theil dies Verhältniß, für den andern jenes, das giebt Spaltungen und Mißſtimmungen, die unvermeidlich und unauslöſchlich ſind. — Das waren zwei berühmte Frauen! nun kommt ein berühmter Mann, und zwar von einem andern Zuſchnitt der Berühmtheit, denn er geht mit Ruhm durch die Jahrtauſende. Nichtsdeſtoweniger hat er es ſich müſſen gefallen laſſen, daß ſich ſein Name ebenfalls an eine Promenade knüpft, und obenein, daß er dadurch lügt, denn le Camp de **César**, auf einem Berge bei dem hübſchen Dorfe Pouzac, weiſt nicht die geringſte Spur von den Ueberbleibſeln eines römiſchen Lagers auf, ſondern bietet nur ſein hohes Plateau zum günſtigen Ausſichtspunkt, zugleich in die Ebene nach Tarbes, und in verſchiedene kleine Nebenthäler dar. — Das Schönſte, was ich bei Bagnères gefunden, iſt ganz gewiß der ſeltene Reichthum von großen alten Bäumen, meiſtens Linden und Kaſtanien, aber auch Eichen, und dann auch Pappeln. Die ganzen Bergabhänge ſind ein wehender Wald; alle Hügel ſind mit einer Waldkrone geſchmückt; jedes Thal hat ſeine verſtreuten Baumgruppen, und unter ihnen Hütten, ſtille Gehöfte, auch ab und an ein hübſches Landhaus. Seh' ich ein Häuschen unter großen Bäumen, ſo mein' ich immer, da müſſe das Glück heimiſch ſein, da müßten recht zufriedene Menſchen wohnen. Stadthäuſer mag ich anſehen, ſtraßab, ſtraßauf — dabei fällt mir's nie ein, Bäume, friſche Luft, und freier Raum, gehören nothwendig zu meinem Ideal von Glück. Ich bin gar kein Zimmerliebhaber! auch das traulichſte hat etwas Kerkerhaftes gegen die Freiheit da draußen, und es iſt recht ſeltſam, daß ich die Menſchen, die ich am meiſten liebe, unter dem ſchönen lichten weiten Himmel kennen gelernt habe. Auch Sie, und Sie zuerſt! Nun iſt mir immer zu Muth, als ob mir draußen kein Leid geſchehen, nichts Böſes nahen dürfe; als ſei ich unmittelbarer im Schutz Gottes, als wehe mir die Luft den irdiſchen Staub von der Stirn, die irdiſche Qual aus dem Herzen, als ſäuſelten und rauſchten mir die Bäume geheimnißvolle Sänge zu. Ich glaub', ich hab' manches Lied von ihnen gelernt, und es war nur ſchlimm, daß ich es in meine Sprache überſetzen mußte, denn dadurch hat es von ſeiner Schönheit verloren. Einen großen Fehler haben ſie — die Bäume, und recht im menſchlichen Styl: den Fehler ihrer Vorzüge; ſie ſind ſtark, aber rauh. Wenn man ihn umfaßt, ſolchen Baum, wenn man die Stirn an ihn lehnt, ſo thut's weh, wegen der harten Rinde. Und ich thue es doch gern! dieſe Kraft, die nimmer wankt — dies Streben nach oben, das nimmer ermattet — dieſe Stärke, die nimmer vor der Sonne erſchlafft, und vom Orkan nur gebrochen wird — dieſe Beweglichkeit, die wie ein ſeiner, regſamer, ſeelenvoller Geiſt ihn durchzittert — dieſe Ruhe, die ihn durch das Eis des Winters und die Gewitter des Sommers, zu immer gleichmäßiger herrlicher Entfaltung führt — dieſe wundervolle Schönheit voll tiefen Ernſtes und holder Anmuth — flößen mir zu viel Bewunderung und Zuverſicht ein, als daß ich ſie ihm nicht zuweilen ausdrücken müßte; und dann iſt mir's leid, daß er, trotz ſeiner himmliſchen Gaben, doch auch nur ein rauher, herber Geſell iſt. So geht's einem mit ſeiner Liebe, ſogar zu den unvernünftigen Bäumen, die doch nichts von Raiſonnement wiſſen, welches die Menſchen ſo hart macht.

Mitte Julius zerſtreute ſich unſre kleine Geſellſchaft. Was von Bagnères auszubeuten war, war geſchehen; ich hatte mich vollkommen von den Beſchwerden der ſpaniſchen Reiſe erholt, und ſo ging's denn weiter, und jetzt recht eigentlich in's Hochgebirge hinein. Es beginnt bei Lourdes, einem Städtchen, deſſen Schloß, kühn und wild auf einem ſchroffen Felſen liegend, in alten Tagen der Schlüſſel der Pyrenäen, die ſtärkſte Feſtung im Béarn, und einer der ſicherſten Punkte war, welche die Engländer in der Gascogne inne hatten. Denn dies iſt die Gascogne, und ſo wie das Languedoc zur Zeit des Feudalismus in die verſchiedenen Grafſchaften von Toulouſe, von Foix, von Béziers zerfiel, alſo ſie in noch zahlreichere. Hier hatten die Grafen von Armagnac, Béarn, Albret, Comminges, Bigorre, ihren Sitz, und all' dieſe kleinen Fürſten haben ihre Geſchichte, die oft recht groß iſt — ſo groß wie die von Frankreich ſelbſt; und recht wild und blutig, wie die ganze Zeit war. Alle nannte der König von Frankreich „beau Cousin;“ einige wurden Könige von Navarra, durch Heirath, durch Erbſchaft, erſt die Grafen von Foix, dann, als auch die ausgeſtorben waren, die Grafen von Albret, und „le Bearnais“ — wie ihn ſeine Gegner verächtlich nannten — wurde gar König von Frankreich, und einer der wenigen, deren Andenken geliebt und geehrt geblieben iſt. Eine kleine Geſchichte muß ich Ihnen erzählen, die mir gar ſo traurig vorkommt. Der Graf von Foix, Gaſton, ſeiner wundervollen Schönheit wegen zubenannt Phöbus, war doch nicht glücklich mit ſeiner Frau, und ſie lebte bei ihrem Bruder, dem Könige von Navarra. Gaſton Phöbus hatte einen Sohn aus dieſer Ehe, ein einziges Kind, das er leidenſchaftlich liebte. Er ſchickte einſt den vierzehnjährigen Knaben zu der Mutter nach Pampelona. Da wußte der König von Navarra ſich ſeines Zutrauens dermaßen zu bemeiſtern, daß der junge Gaſton ihm glaubte, als er ihm ein Pulver gab, welches ſein Vater im Wein trinken ſolle, damit er dadurch ſein Herz wieder der Gräfin zuwende. Aber es war kein Liebestrank, ſondern Gift, und der König von Navarra wollte Vormund ſeines Neffen werden, oder ihn

Bayerische Staatsbibliothek München

ſelbſt ſpäter aus dem Wege ſchaffen. Der junge Gaſton kam nach Schloß Orthès zurück, fand aber nicht gleich Gelegenheit dem Vater das Pulver beizubringen; und da er ängſtlich das Beutelchen hütete, worin es verwahrt war, ſo erregte das die Aufmerkſamkeit ſeiner Umgebung. Man ſprach davon zu Gaſton Phöbus. Er fürchtete, es ſei ein böſer Zauber gegen den Knaben gerichtet. Als Gaſton ſchlief, ward ihm das Beutelchen abgenommen, das er ſtets um den Hals trug, das Pulver unterſucht. Es war aber Gift. Der Vater fragte den Knaben, was er mit dem Pulver habe machen wollen, und der Sohn geſtand bange und zitternd, daß er es ihm habe geben wollen. Da ließ ihn der Vater in's Gefängniß ſetzen, in den feſten Thurm von Orthès. Und nun grämten ſie ſich beide fürchterlich. Gaſton Phöbus, weil er glaubte, ſeines lieben Kindes Herz habe ſich von ihm ab- und der Mutter zugewendet, und er wolle ſie rächen; Gaſton, weil er nicht begreifen konnte, wie ſein Vater ihm ſolch Verbrechen zutrauen möge. Er wollte ſterben, er enthielt ſich drei Tage aller Speiſe, er lag auf ſeinem Bett ganz ſtill, oder er ſchrie troſtlos nach dem Vater. Man brachte dem die Nachricht, daß Gaſton ſich ſterben laſſe vor Schmerz und Erſchöpfung. Das brach dem Vater faſt das Herz. Wollte er den Knaben nur tröſten und beruhigen, oder ihn befreien — genug, er ging in den Thurm. Kaum gewahrte Gaſton ihn, ſo ſprang er vom Lager auf und dem Vater an den Hals — und augenblicklich ſtieß er einen hellen Schrei aus, ward blaß, und fiel todt hin. Der kleine Dolch, den Gaſton Phöbus ohne Scheide im Gürtel zu tragen pflegte, war durch des Knaben Herz gegangen. Gaſton Phöbus hatte ſeinen Sohn getödtet. — Das Ende der Familie Armagnac iſt nicht ſo tragiſch, aber gräuelvoll. Graf Johann V. verliebte ſich in ſeine Schweſter, bekam vom Papſt Dispens, und heirathete ſie; aber nach einigen Jahren ging ſie in's Kloſter, und er heirathete Johanna von Foix. Dies gehört eigentlich nicht zu ſeinem Ausgang, aber als ein Zug des Sittenzuſtandes und der unermeßlichen Verwilderung, in welche man durch die Desorganiſation Frankreichs während der Kriege mit England gerathen war, iſt es doch recht merkwürdig. Nun, als Ludwig XI. im Jahre 1461 den Thron beſtieg, da ließ er das große Geſchäft ſeines Lebens darin beſtehen, die Willkür, den Trotz, die Macht und den Einfluß der Fürſten, die er freundlicher als jeder andre König ses beaux Cousins nannte, auf jede Weiſe und durch jedes Mittel zu vernichten, ja, ſie ſelbſt auszurotten. Er gerieth mit Johann von Armagnac in Zwiſt; deſſen Feſtung Lectoure, die da drüben jenſeit Tarbes liegt, ward belagert; ſie capitulirt und wird übergeben. Aber das Wort wird dem Grafen nicht gehalten, er wird erdolcht vor den Augen ſeiner Frau, und darauf ſie, die Unglückſelige, gezwungen, einen Trank zu nehmen, der das Kind im Mutterleibe tödten ſollte. Aber ſie ſtarb mit ihrem ungebornen Kinde. Ludwig XI. wollte keine Sprößlinge dieſes Geſchlechts! vier Jahr ſpäter, 1447, ließ er ſeinen Geſpielen und Jugendfreund, Herzog Jacques von Nemours, hinrichten, weil er ein Vetter des ermordeten Armagnac war. — Die Gascogne war der Heerd der innern Kriege, welche Frankreich zerfleiſchten; im zwölften Jahrhundert die großen Vaſallen gegen den König von England, den ſie nicht zum Lehnsherrn wollten; im vierzehnten und funfzehnten, durch kurzen Waffenſtillſtand unterbrochene Kämpfe, Anfangs nur um die Provinzen, welche England in Frankreich beſeſſen und an Philipp Auguſt verloren hatte, ſpäter um die Krone Frankreichs ſelbſt; im ſechszehnten, die Religionskriege, die ſich immer hierher, zum Haupt des Kalvinismus hinzogen, und von hier aus politiſche und religiöſe Zwecke verfolgten. Dies Land hat wunderſame Menſchen geſehen; Menſchen, die uns wie Mährchen vorkommen! Bertrand de Born, den Liederhelden, der ſeine Geſänge mehr donnerte, als dichtete. Bertrand du Guesclin, den großen Connetable, deſſen Leben friſch, bunt, kriegeriſch und großmüthig, wie das der alten Paladine iſt. Obgleich von Geburt ein Bretagner, war doch hier der Hauptſchauplatz ſeiner Thaten, hier, wo er im ſchwarzen Prinzen, König Edwards III. Sohn, der zu Bordeaux reſidirte, einen Gegner hatte, der ſeiner würdig war. — Es iſt wirklich recht unbequem, ein gutes Gedächtniß zu haben! wenn ich ſo ſitze und ſchreibe, fallen mir immer tauſend Geſchichten ein, von großen Menſchen, von intereſſanten Momenten, von charakteriſtiſchen Zügen aus der Hiſtorie, die ich alle Ihnen erzählen mögte, z. B. jetzt du Guesclins ganzes Leben. Und ich muß doch dieſe Neigung unterdrücken, der Weitläufigkeit wegen. Dann mögt' ich mich gleich hinſetzen und du Guesclins Leben beſchreiben, für ſich, in einem beſondern Buche, aber nicht was man nennt in einem „hiſtoriſchen Roman,“ — ein Zwittergeſchlecht, das mir zuwider iſt — ſondern ernſthaft, treu, hiſtoriſch, ohne den Krimskrams von Lieb' und Leid, den wir im Romane gewohnt ſind, und der neben den großen Begebenheiten gar ſo überflüſſig ausſieht. Bei den Romanen von Walter Scott, welche in dieſem Genre ſchon darum das Beſte ſind, weil er ihn erfunden hat, ſchien mir immer, daß man die ganzen Liebesepiſoden, ja, die Liebenden ſelbſt, wegſtreichen könne, ohne dadurch dem Intereſſe des Buches ſonderlich — und gar nicht ſeinem Werth zu ſchaden. Die Sitten der alten Zeiten, die Anſichten, welche ſie beherrſchten und ihnen Geltung gaben, ſind uns ſo fremd, ſo ungewohnt, daß wir uns darauf beſchränken müſſen, ſie zu erzählen, höchſtens verſuchen dürfen, ſie durch ihren Zuſammenhang zu erklären, aber nie, ſie unſern Anſichten anzupaſſen. Das thut der hiſtoriſche Romancier gar ſo leicht. In du Guesclins Leben iſt ein Moment recht bezeichnend für das, was ich meine. Er ward im Jahr 1367 in der Schlacht von Najara gefangen genommen, welche er für Heinrich von Traſtamara gegen deſſen Stiefbruder, Peter den Grauſamen von Caſtilien, gewann. Die Engländer unterſtützten Peter; du Guesclin kam in ihre Hände, und um ihn ſo lange, wie möglich, feſtzuhalten, forderten ſie ein enormes Löſegeld, das er ſowol aus eigenen Mitteln, als mit Unterſtützung des Königs von Frankreich, ſchwer zuſammen bringen konnte. Du Guesclin ſchickte Botſchaft nach der Bretagne, zu Tiphaine Raguel, ſeiner Frau, und gebot ihr, Alles zuſammen zu bringen, was ihr an Gold und Goldeswerth zu Gebote ſtehe, um ihn aus der läſtigen Gefangenſchaft zu befreien. Sie that es, ſie verkaufte Alles, ihr Geſchmeide, ihr Tiſchgeſchirr, gar ihren eigenen ſilbernen Becher. Da kam eine Schaar armer bretagneſcher Edelleute in die Heimat, welche ebenfalls in jener Schlacht gefangen und auf ihr Ehrenwort entlaſſen worden waren, um ſelbſt ihr Löſegeld herbeizuſchaffen. Aber ſie hatten nichts, und auch ihre Familien waren nicht im Stande ihnen zu helfen. Sie wandten ſich hülfeſuchend an Tiphaine, und ſie that, was ſich für ſie ſchickte. Sie half den armen Waffenbrüdern ihres Mannes, gab ihnen die Summe, welche du Guesclin befreien ſollte, und ließ dieſem ſagen, was ſie gethan habe, und daß er warten müſſe. — Handelte heutzutag eine Frau ſo wie Tiphaine Raguel, ſo würden die Einen ſprechen: „Unvernünftige Perſon! man muß ſie unter Curatel ſtellen!“ — und die Andern: „Zwiſchen den Waffenbrüdern wird ſich auch wol ein Liebhaber befinden.“ — Und ungefähr in dieſem Sinn ſchreibt auch der Romancier! findet er, daß der Liebhaber ſich nicht ſchickt für die edle Dame, ſo macht er einen alten grauen Freund und Rathgeber, oder einen jungen blonden Milchbruder daraus, kurz immer eine extraordinäre Perſonage, und webt um ſeine Heldin eine Glorie von Rührung, von Dankbarkeit, von töchterlicher oder ſchweſterlicher Liebe, die etwas ganz andres aus ihr machen, als Bertrand du Guesclins

Frau. Die fand, ſie müſſe handeln in dem Sinn ihres Mannes, und da er als Ritter, der Schutz der Schwachen, der Helfer der Bedrängten war, und dieſe Geſinnung nie durch die That Lügen ſtrafte, ſo zauderte ſie nicht, ſeine Wohlfahrt der ſeiner Waffenbrüder nachzuſtellen. Nun hab' ich doch eine Geſchichte erzählt! Ich muß ſuchen mir einen Sultan — wie hieß der mährchenliebende, ſchläfrige Mann? — anzuſchaffen; da kann ich mich ungeſtört und furchtlos meinen Scheherazaden-Launen hingeben. — Ich ſprach von Lourdes. Da ſtürzt der wilde Gave de Pau aus ſeinen Bergen hervor und in's Land hinein. Er hat eine ſtürmiſche, gedrangſalte Jugend! von der Brèche de Roland, auf der ſpaniſchen Grenze kommt er herab, und ſo in einem Sturz bis Lourdes. In dem lieblichen Thal von Argelès ruht er ſich ein wenig aus, wie in dem Arm einer Geliebten. Das iſt ihm zu gönnen! immer Felſen, immer Klippen, immer Mühſale und Schreckniſſe, — ſo iſt das Leben nicht, ſo iſt nur ein böſer Traum. Einen Moment der Verklärung hat jede Exiſtenz, und die Menſchen ſind dumm, welche nicht begreifen, daß es eben nur ein Moment ſein kann, weil ſie ja ſonſt etwas Alltägliches ſein würde, und im behaglichen Genuß der Alltäglichkeit, im Schlafrock und hinter dem Ofen —

ade die Verklärung. Dennoch muß ich bekennen, daß ich zuweilen herzlich dumm bin! — In Lourdes war Jahrmarkt, und da wir ziemlich lange auf Pferde warten mußten, unterhielt ich mich damit, das Volk zu betrachten, das im Feſttagsanzug und in großen Maſſen beiſammen war. Der rothe Capulet der Weiber dominirte alle übrigen Farben. Die Männer trugen viel dunkelbraune Baretts, und das Haar darunter ziemlich lang, und rund geſchnitten, ſo mittelalterlich. Sie ſind nicht ohne Phyſiognomie, beſonders wenn ſie ſprechen; die Augen werden ihnen dann ganz licht; aber die Züge ſind plump, beinahe formlos, und den beſtimmten Schnitt, die klare Ausarbeitung ſo eines ſpaniſchen Geſichts, ſucht man vergebens bei ihnen. Vollends bei den Weibern! Das Leben iſt ſchwer in den Bergen, iſt ein ſaurer Kampf um die materielle Exiſtenz, bald mit der rauhen Erde, die wenig hervorbringt, und viel Arbeit erheiſcht, bald mit dem eiſernen Himmel, der ſeine Stürme und Waſſerfluten, Ungewitter und Lavinen wüthen läßt. Da geht in der ſteten Sorge und körperlichen Anſtrengung wol die Schönheit zu Grunde, die mindeſtens der Ruhe, wenn auch nicht der Pflege bedarf. Die Frauen ſehen mir alle wie verkleidete Männer aus, ſo breitſchulterig und wie aus einem Stück. Breite Schultern ſind hier eine große Schönheit, und eine große Empfehlung für die Ehe. Die Männer meinen, je breitere Schultern eine Frau hat, deſto mehr Söhne werde ſie bekommen, und da ihnen Töchter läſtig ſind, theils der Verſorgung halber, theils weil ſie bei der Arbeit nicht ſo viel Hülfe leiſten können, ſo denken ſie an Söhne ſo ſehr wie irgend ein Majoratsherr, und die Frau hat es ſchlimm, die nicht hält, was ihre Schultern verſprochen. Anders wird ſie nicht betrachtet, als wie irgend ein Thier oder ein Meuble, das zur wirthſchaftlichen Einrichtung des Mannes gehört. Welch' eine anmuthige Beſtimmung! und dieſe Frauen leben ganz munter und guter Dinge, kommen im Sonntagſtaat auf den Markt nach Lourdes, ſind ſtolz darauf, einen rothen Capulet zu haben, ſehen diejenige, welche nur einen ſchwarzen trägt, über die Achſel an, und ſind glückſelig, wenn der Ertrag ihrer Butter oder ihrer Welle ihnen geſtattet, ein blankes Kreuzchen am ſchwarzen Bande, dies beliebte Halsgeſchmeide, zu kaufen. Vielleicht iſt es unſre eigentliche Beſtimmung, nichts zu ſein, als ein gutes Thier. Ich vertiefte mich darüber in Betrachtung und ſtarrte ganz nachdenklich in das Gewühl hinein, das ſich wie Wellen an einer Klippe an meinem Wagen brach. Neben mir, vor einer Quincaillerie-Bude, war es beſonders groß; dieſe Ohrgehänge, dieſe Kreuzchen, dieſe Ringe von Bronce und buntem Glas wirkten magiſch auf die Frauen, und was ſie nicht kaufen konnten, bewunderten ſie mit unendlichem Geſchwätz. Die Redſeligkeit des Volkes iſt doch in allen Ländern gleich groß. So wenig Gedanken und ſolch ein Strom von Worten! dieſe Fülle muß wol eine Art von Erſatz für jenen Mangel ſein. Gedanken können uns ſo ſtumm machen, daß wir faſt ſtupid erſcheinen. Es iſt die Kunſt der Perſonen, mit denen wir umgehen, oder ihre Eigenthümlichkeit, daß ſie verſtehen uns ſprechen zu machen. Mit manchen Menſchen kann man gar nicht ſprechen, nicht friſchweg, nicht aus der Seele heraus, nicht Alles, was einem eben einfällt. Man kann es ſogar nur mit ſehr Wenigen. Aber wenn man's nicht kann, ſo langweilt man ſich auf der Stelle, denn wenn man doch nichts erfährt, wozu ſoll man ſich die Mühe machen, die Lippen zu bewegen? Ich begehre gar nicht von extraordinär hohen oder tiefen Dingen zu ſprechen, meinetwegen ſei's eine Tagsgeſchichte, ſei's eine neue Mode, nur aber ſpreche man darüber aus ſich heraus, ſo daß man im Stande iſt Urtheil, Meinung, Anſicht, Geſchmack — wenn nicht zu erkennen, doch vorausſetzen zu dürfen. Das thun aber nur Wenige, die

Meiſten paſſen auf, was im Allgemeinen dazu geſagt wird, und danach richten ſie ſich mit ihren Aeußerungen ein. Wer in dieſer vorſichtigen Weiſe ſpricht, immer bedacht iſt, keine Blöße zu geben, geſchickt fallen läßt, was er nicht vertheidigen mag — von dem heißt es, er mache eine gute Converſation. Aber ich muß doch dabei an das Volk denken, das ich in's Gebildete, in's Cultivirte überſetzt wiederfinde.

Von Lourdes ab fährt man in dem Bett, welches ſich der Gave de Pau zwiſchen den Felſen gebrochen und erwählt hat, auf einer guten Chauſſee, bald auf dieſem, bald auf jenem Ufer. Bei Argelès erweitert es ſich zu dem lieblichen Thal, deſſen ich vorhin erwähnte. Es kommt mir vor wie ein goldnes Becken mit Kleinodien gefüllt, wie die alten Völker ſie ihren Herrſchern darzubringen pflegten. Ganz oben herum ſtehen die Berge, wild, zackig, hie und da mit Schnee gefleckt; dann kommen andre, deren dunkles Nadelholz die gelbliche, röthliche, bläuliche Färbung der Felſen ſcharf hervorhebt, dann noch andre mit Viehweiden und Laubholz bedeckt; dann Hügel von Reben überklettert, von Kaſtanien beſchattet, dort ein Kirchlein darauf, hier eine Ruine; endlich der ebene Boden, vom Gave durchrauſcht, von zahlloſen Bächen durchrieſelt, angeweht von friſcher Bergluft, angeglüht vom Sonnenſtrahl, der von oben herab hineinblitzt, emaillirt von Wieſen, von Baumgruppen, von Dörfern, von einzelnen, höchſt maleriſchen, halb verſteckten Gehöften, belebt von Menſchen, die Heu machen und Holz fällen, von Viehheerden — ach! ſind das nicht köſtliche Kleinodien? und alle ſo auf einem Fleck beiſammen, daß ein kleines Auge ſie überblickt. Die Fülle in der Natur — das iſt ihr höchſter Reiz! da iſt nicht Eines und nicht Etwas, da iſt Alles, und immer, und immer friſch! kein Mangel, keine Dürftigkeit, keine Furcht vor dem Verſiegen dieſes endloſen Quells wird fühlbar — man hat ſein Genügen! — Es war ein heißer Tag, verdeckter Himmel, aber glühende Sonnenblicke, welche zuweilen die Wolken wie Augenlieder ſchwer, langſam, unwiderſtehlich hoben. Es ging eine leidenſchaftliche Unruh durch die ganze Natur. In den hohen Bergen donnerte es, aber langſam, aber in großen Pauſen, wie eine Mahnung, nicht wie Drohung oder Zorn; ſo ſpricht das Gewiſſen zu uns, oder die Stimme eines treuen Freundes. Zuweilen fuhr ein Windſtoß von einer Bergſpitze herab, die Bäume ſchüttelten ſich, der Gave rauſchte hoch auf; dann ward es todtenſtill, kein Lüftchen, kein Blättchen regte ſich, alles ſchwieg in beklemmender athemloſer

Erwartung. Ich muß wol ſchon etwas Aehnliches gelebt haben! es kam mir ſo bekannt vor. Aber was mit dem Thal zuletzt geſchehen iſt, ob ein Gewitter kam, oder ein Wolkenbruch, oder — nichts, ob gegen Abend die ſchwülen Mittagswolken ſich vertheilten und der Sonne einen klaren Untergang geſtatteten, das weiß ich nicht. Wir fuhren hindurch, unter den Mauern der uralten Abtei von St. Savin und von Schloß Miramont, und Beaucens nach Pierrefitte. Da iſt die letzte Poſtſtation; man hat nur zwei Wege vor ſich, eigentlich zwei Engpäſſe, zwei Schluchten; der eine fährt in die Bäder von Cauterets, längs dem Gave de Marcadau, der andre nach Luz, längs dem Gave de Pau. Ich wollte zuerſt deſſen Wiege kennen lernen, ich intereſſirte mich ſehr für ihn. Gave heißt in celtiſcher Sprache Waſſer, hab' ich geleſen; Sprachforſcher müſſen wiſſen, ob wirklich noch Ueberbleibſel derſelben in der Sprache des Volks nachzuweiſen ſind. Deſſen Patois iſt mir ganz unverſtändlich; und wenn es franzöſiſch ſpricht, ſo iſt darin die ſpaniſche Nachbarſchaft unverkennbar. Es ſpricht ciercle ſtatt cercle, estalle ſtatt stalle, das iſt ganz ſpaniſch. Die Schlucht, in welcher man ſtark aufwärts fährt, iſt an manchen Stellen ſo ſchmal, daß man nichts ſieht, als den gegenüberliegenden Felſen, und den Gave de Pau nur hört, wie er tief, tief unten brauſt. Die Chauſſee iſt von der Felswand abgeſprengt, und ſcheint hie und da über den Abgrund zu ſchweben, zuweilen wirft ſie ſich mit einer Brücke, wie mit einem kühnen Sprung, auf die andre Felswand hinüber. Nie ſieht ſie gegen dieſe ungeheuren Maſſen anders aus, als ein winziger Fußpfad, und ſie iſt ſo ſchmal, daß die Poſtillone an gewiſſen Ausweichpunkten Signale geben — oder geben ſollen. Es iſt eine großartige, ſtolze Natur! das Menſchenwerk ſchleicht ganz ſcheu neben ihr hin; ein Bergſturz, ein Wolkenbruch, ein Orkan kann es in jedem Augenblick vernichten. Zaghaft blickt das Auge in die Höhe, wie in die Tiefe: dort nichts als ſtarres Geſtein, in ſeinen Spalten mit ſparſamer froſtiger Vegetation bekleidet, hier der Fluß, tobend gegen Klippen getrieben, gegen Felſen wüthend, — dort, Erſtarrung und Tod; hier, ein verzweiflungsvolles Leben. Doch ſtanden kleine Blumen am Wege, gelbe und blaue. Nur am hohen Mittag kann die Sonne in dieſe Schlucht hineinſcheinen, und die Blumen färben. Was das für anſpruchloſe Gebilde ſein müſſen, um bei ſo wenig Sonne heiter und hübſch auszuſehen, zu blühen und zu duften. Wir meinen immer, wir hätten dazu, Jahraus Jahrein, ein ganzes Sonnenſyſtem uns zu Häupten nöthig. Wenn wir nur Luſt hätten — was könnten wir nicht Alles von der Natur lernen! Dinge, mit denen wir weiter kämen, als mit Botanik und Mineralogie! Aber wir ſehen uns einen Augenblick ihre tiefſinnigen Bilder und Erſcheinungen an, und haben flüchtig einen guten Gedanken dabei: und dann fallen wir wieder ganz ſchwerfällig in uns ſelbſt zurück, oder verſchwenden uns in nichtswürdigen Atomen an unſinnige Beſtrebungen, und vergeſſen unſre eignen guten Gedanken. Ich wenigſtens kann von Glück ſagen, wenn ich einmal wieder einen in mir erhaſche. Allein es kommt mir doch vor, als bliebe mir von ihnen, trotz ihrer Flüchtigkeit, ein Arom in der Seele zurück, wie Weihrauchduft in einer katholiſchen Kirche. — Endlich mündet dieſe unwirthbare Schlucht abermals in einem ziemlich weiten Becken, das mir nach dem Thal von Argelès nicht ſehr reizend ſchien. In der Mitte liegt der Flecken Luz; von der linken Seite kommt der Gave de Baſtan aus dem unwirthbaren Felſenthal von Baréges heraus; zur Rechten liegt die ſehr ſchroffe Bergwand, zu deren Füßen der Gave de Pau ſich rollt, und an deren Abhang — wenn man eine mauerartige Schroffheit Abhang nennen darf — eine Reihe von Häuſern wie ein weißer Strich ſich hinzieht. Das iſt St.

Sauveur, das berühmte Bad. Da ich Pfeffers nicht kenne, ſo hab' ich nie einen Badeort von ſo frappanter Lage wie St. Sauveur geſehen. Stellen Sie ſich ein Paar hundert Fuß über dem Gave eine vom Felſen abgeſprengte Straße vor, die auf der Seite nach dem Felſen zu, durchgehends — und auf der nach dem Abhang zu theilweiſe mit Häuſern eingefaßt iſt; das iſt Alles. Geht man bis zum Ende der Straße, ſo verwandelt ſie ſich in einen niedlichen Fußweg, der zu einem graziöſen Waſſerfall führt, und dann hört auch der auf, und Felsblöcke ſperren den Pfad. Man muß wieder umkehren. St. Sauveur hat nur einen einzigen Aus- und Eingang. Will man nicht den Berg emporklettern, an den es ſich lehnt, und der natürliche Terraſſen von Wieſen und von waldbewachſenen Plateau's hat, ſo muß man immer zum Gave hinab und über ſeine Brücke; dann kann man umherſtreifen, nach Luz, nach Baréges, nach den Ruinen der alten Templerkirche und des Schloſſes von St. Marie. Die Entfernungen ſind nicht groß, und man fährt raſch, trotz der bergigen Wege, meiſt mit Vorſpann; genug, man hatte uns wie von einer großen Tagereiſe von der Fahrt von Bagnères nach St. Sauveur geſprochen, und ich fürchtete die Finſterniß auf gefahrvollen Wegen, als wir — ich weiß nicht mehr warum — erſt um zehn Uhr morgens von Bagnères abreiſten. Aber um halb vier Uhr waren wir bereits in St. Sauveur. Ich weiß nicht, welch' ein unbegreifliches Vergnügen die Menſchen darin finden, alles, was ſie thun, größer, länger, weiter, mühſeliger darzuſtellen, als es wirklich iſt. Ich hatte mir nach den Beſchreibungen entſetzliche Mühſale, höchſt gefährliche Wege, kaum zu erreichende Entfernungen vorgeſtellt für die ganze Pyrenäen-Reiſe; aber ganz unnützer Weiſe! die einzige wahrhaft große und widerliche Unbequemlichkeit, die ich gefunden, iſt die bettelhafte Zudringlichkeit der Leute. Führer, Pferdevermiether, Seſſelträger, Kellnerinnen, Wäſcherinnen umſchwirren jeden ankommenden Wagen, werfen ihre Adreſſe hinein, klettern auf den Wagenſchlag, um ſich mündlich zu empfehlen, beſchwören den Poſtillon, zu ihren Gunſten zu reden, zanken ſich unter einander und machten mir einen unerträglichen Eindruck. Ich kam mir vor, wie ihre Beute, ihrer räuberiſchen Habgier preisgegeben; ich war betäubt von all' den Anpreiſungen, die ich nicht zu ſchätzen verſtand, und von all' den Vorſchlägen, die ich nicht annehmen konnte. In Italien geht's an manchen Orten auch ſo her; aber wie poſſierlich! da kann ich doch lachen, wenn der Schiffer im Boot mir Kußhände zuwirft, oder wenn der Eſeltreiber die Hand aufs Herz drückt, das ohne Weiteres zu mir fliegen mögte aus heller Liebe zu einem Carlin. Und dann: wenn die Männer nur verſtehen, am rechten Ort zu ſacriren, und wieder am rechten Ort einen Scherz zu machen, ſo kommt man in Italien prächtig vorwärts. Aber hier darf ein Mann weder das eine noch das andere; jenes beleidigt, dieſes weiſt nicht ab, macht im Gegentheil noch zudringlicher, denn die Mehrzahl dieſer Raubvögel beſteht aus Frauenzimmern, und haben die einmal den Entſchluß gefaßt, ſich nicht abweiſen zu laſſen, ſo könnte man ein Kartätſchenfeuer auf ſie richten, und es würde nichts helfen. Frauenzimmer in Geſchäften und Gewerben verfallen für mich ins Geſchlecht der Monſtra. Damit ſo viel Leute wie möglich von dem Fremden Vortheil ziehen, beſtehen in St. Sauveur und in Cauteretz höchſt läſtige Einrichtungen. Man iſt in einem Gaſthof abgeſtiegen; will man abreiſen, ſo fordert man die Rechnung; nun entſteht ein Wirrwarr, eine Confuſion ohne Gleichen. Statt einer Rechnung kommt ein halbes Dutzend, denn hier iſt ein Gaſthof eine Agglomeration von verſchiedenen Perſonen und Intereſſen; der Zimmervermiether, der Traiteur, der Cafétier haben Jeder das Ihre geliefert, und ehe man ihre verſchiedenen Foderungen beiſammen hat, vergeht die Zeit — und die Geduld. Bettler giebt es ſo viel wie in Italien, und eben ſo grauſenhafte. Unſelige Krüppel, die auf allen Vieren kriechen, ſchrecklich Verſtümmelte und Entſtellte. In ganz Deutſchland zuſammengenommen hab' ich nicht ſo viel Elende geſehen als hier. Wenn ſie dort exiſtiren, ſo bringt man ſie in ein Kranken- oder Armenhaus, und läßt ſie nicht ſo fürchterlich verwildern, wie den Knaben, den ich in Bagnères ſah. Ich lag im Fenſter und beobachtete Wind und Wolken; es hatte heftig geregnet, ich wünſchte auszugehen, aber es war allzu ſchmutzig! die Straßen ſind chauſſirt, trocknen leicht auf, ſind jedoch eben ſo leicht in Moraſt verwandelt. Und durch dieſen Moraſt kam ein Knabe daher gekrochen, die Beine nackt bis übers Knie, und die Ermel bis zum Elbogen reichend, ſo daß es förmlich ausſah, als ſei ſein Anzug für dieſe Promenade eingerichtet. Auf Händen und Knien wühlte er ſich ganz behende durch den dicken Schmutz fort und ſammelte das Geld auf, das man ihm aus den Fenſtern zuwarf. Ein Bäckermädchen brachte ihm ein Brot; das nahm er in die ſchmutzige Hand, aß davon und kroch damit weiter. Kaum war er um die Ecke, als eine große Cavalcade daher geritten kam, worunter ein kleines Mädchen ſich befand, das ihr Pferd nicht lenken konnte. Gefahren wird auch viel. Da iſt es doch in der That heillos, daß, wenn auch die gewöhnliche Menſchenliebe ſchweigt, die Straßenpolizei nicht deren Amt übernimmt und ſolch' unſelige Geſchöpfe in Sicherheit bringt und vor Verthierung bewahrt. Bei jedem Pferdewechſel wird man von dichten Bettlerhaufen umdrängt, bei jeder Auffahrt eines Berges, wo man genöthigt iſt, langſam zu fahren, erklingt die Bettellitanei von Schaaren von Kindern. Seltſam kontraſtirt damit das Verbot der Bettelei, welches man öffentlich angeſchlagen findet. In Pierrefitte, wo wir wieder Pferdenoth litten, weil fünf Wagen nach Cauteretz durchgegangen waren, trat ein Blinder an den meinen und reichte mir ich weiß nicht was für einen armen Blumenſtrauß. Seitdem ich eine Ahnung davon habe, was es heißt blind ſein, richtet kein Blinder umſonſt eine Bitte an mich; ich gab ihm einen Franken. Aber ich verwünſchte meine Großmuth, als nun alle Kinder und alte Weiber von Pierrefitte ſich einbildeten, ich hätt' eine ganz beſondere Liebhaberei für Blumen, allerlei Unkraut abrupften und mich damit bombardirten. Ich warf gelaſſen all' ihre Sträußer wieder aus dem Wagen heraus, was die alten Mütterchen ſehr übel nahmen, und murrend und keifend endlich davonſchlichen. Es iſt gewiß ſehr traurig, alt zu ſein, allein ich bin es nicht genug, um mich bis zum Mitleid von dieſem Unglück durchdrungen zu fühlen; und was ich nicht empfunden oder erlebt habe, wenigſtens in Analogien oder im Gegenſatz, das rührt mich mittelmäßig. Ach Gott, giebt's denn aber irgend ein menſchliches Leid, für welches man keine Analogie im Herzen fände? Nun, meine Philanthropie kommt auf jeden Fall ſechs Monat zu ſpät, wie ſich das für ſie ſchickt, die eine ächte und rechte Frucht des Raiſonnements iſt, und nicht, wie die Barmherzigkeit, eine Blüte des Gefühls.

Wir verbrachten den Nachmittag und Abend in St. Sauveur mit Promenaden nach den Orten, die ich vorhin genannt. Nur freilich nach Baréges kamen wir nicht, ſondern nur bis zur Hälfte des Weges. Ich wollte auch gar nicht hin. Es ſoll ein kleiner troſtloſer wilder Ort ſein, für nicht mehr als ſechs- bis ſiebenhundert Badegäſte eingerichtet, dazu ſechshundert und zweiundſechszig Klafter über dem Meeresſpiegel und zwiſchen hohem Gebirg, alſo dermaßen kalt, daß man immerwährend Kaminfeuer haben muß; — übrigens wunderwirkſames Waſſer, das ich von Herzen allen Andern lieber gönne als mir. Ich hab' großes Vertrauen zu Bädern und Brunnen, und was die Menſchen auch ſtudiren und nachahmen mögen: immer halt' ich den lieben Gott für einen größern Chemiker als Struve, und immer trink' ich lieber ein Paar Becher klaren perlenden Geſundbrunnens, als daß ich einen Löffel dicker, übelſchmeckender Arzenei ſchlucke. Aber das Gefühl der Geſundheit iſt ein ſo glückſeliges, beſonders an ſolchem Ort, zwiſchen all den Kranken und Leidenden, daß man ſich damit wie ganz beſonders begnadigt vorkommt, und gern etwas thut, um dieſe herrliche Gabe zu erproben. Ich that es dadurch, daß wir fünf Stunden ununterbrochen ſpazieren gingen. Luz hat einige freundliche Häuſer, aber im Ganzen iſt's von dürftigem Anſehen. Der Hauptnahrungszweig all' dieſer Ortſchaften iſt für die Einen die Fremden und Badegäſte, für die Anderen Viehzucht. Es wird wenig Getreide gebaut; der Boden eignet ſich mehr für Wieſen. Waſſerfluten zerſtören häufig den beſtellten Acker, und reißen die Erde von den Bergabhängen herunter. Die Heerden werden von Anfang Junius bis Ende Oktober in die Berge, von einer Weide zur andern getrieb.n, und die Hirten machen da oben Käſe und Butter. Die Butter iſt bei Weitem nicht ſo gut und ſo reinlich wie in der Schweiz; vom Käſe weiß ich nichts, denn ich eſſe ihn nicht. Die Frauen der Hirten bleiben unten im Thal und hüten das Haus und die Kinder. Die Thäler von Luz, von Baréges und Gavarnie haben zuſammen ſechstauſend Einwohner, die in einigen zwanzig größern und kleinern Dörfern vertheilt ſind. Sie heirathen beſtändig unter einander; ob ihre ſtupende Häßlichkeit nicht daher rührt? Der Menſchenſchlag iſt ſehr robuſt, aber man ſieht viel Kröpfe. Dieſe Mißgeſtaltung hindert die Leute nicht, ſehr alt zu werden, und wenn es etwas Paraſytiſches iſt, ſo ſtört es doch keineswegs den Organismus. Man wird nicht mit dem Kropf geboren, man bekommt ihn; hat man ihn aber einmal, ſei's in der geringſten Anlage, ſo iſt er unvertilgbar. In Bern bekommen nicht blos Menſchen, wenn ſie älter werden, oftmals einen Kropf, ſondern auch Hunde, gar Pferde. Ich meine, es muß doch mit einer gewiſſen Beſchaffenheit des Trinkwaſſers zuſammenhängen. All' ſolche Mißbildungen ſind mir heftig zuwider! in Spanien giebt's gar nicht dergleichen; das ganze Volk hat Vollblut wie ein Rennpferd. — Die Sitten dieſes pyrenäiſchen Hirtenvolkes ſollen von großer Strenge und Reinheit, beſonders in der Ehe ſein, ſo daß eine Verletzung derſelben gar nicht vorkommt. „Wer weiß ob wahr?" ſagte jener ungariſche Prediger tröſtend zu ſeinen Zuhörern, nachdem er ihnen die Qualen der Hölle dargeſtellt. Wer weiß ob wahr, ſag' ich; aber erzählt hat man es mir. Und warum ſollte es denn auch nicht wahr ſein? viel Arbeit, viel Sorgen, ununterbrochene Beſchäftigung, ſchwere Mühſale, um das tägliche Brot herbeizuſchaffen, das Beiſpiel der Eltern und des ganzen Kreiſes, in dem das Leben ſich bewegt, uralte Gewohnheit, die faſt zu religiöſer Tradition worden iſt — wenn das Alles nicht wirkſam wäre, um den Menſchen innerhalb der Schranken des Geſetzes feſtzuhalten — welche Macht wär' dann im Stande, es zu thun? Und dann! dieſe Leute ſind fromm; ſie haben eine große Andacht zur heiligen Jungfrau. Bei den großen und plötzlichen Gefahren, denen ſie auf ihren rauhen Bergen, in ihren ſchauerlichen Schluchten ausgeſetzt ſind, wo jeder unſichre Fußtritt den Tod bringen kann: bedürfen ſie des Glaubens an eine unmittelbare Hand aus den Wolken, die ſie ſchirmt und leitet, und Elend und Tod von ihnen abwendet. Dieſe milde Hand reicht ihnen die heilige Jungfrau, und in all' ihren Drangſalen geloben ſie ihr eine geweihte Kerze oder eine Anzahl von Roſenkränzen, und fühlen ſich beruhigt in ihrem Schutz. Das bejammern die Aufklärungsbefliſſenen wie eine Umnebelung des menſchlichen Geiſtes! darf man denn das dumm und ſchlecht nennen, was dem Menſchen Vertrauen zu einer göttlichen Kraft giebt, die da anfängt, wo ſeine eigene Kraft aufhört? Der Glaube macht ſelig — der Schwung der Seele, welcher über alle Gedanken und alles Wiſſen hinaus in göttlicher Zuverſicht ruht; aber nicht das Bild oder die Geſtalt, an welche er ſich wendet. Der Jehovah des alten Teſtamentes iſt eine ſehr beſtimmte Geſtalt; der modern philoſophiſche unperſönliche Gott eine ſehr unbeſtimmte; aber ich meine, wer in der tiefen Zuverſicht zu dieſem oder jenem Troſt und Ruhe findet, der iſt ſelig und gar nicht dumm, denn er hat das Ziel alles menſchlichen Strebens, Befriedigung erreicht. Warum ſollen denn dieſe armen Leute ſo ſehr dumm ſein, weil ihre innigſte Andacht zur Mutter Gottes geht? In dem dürftigen Kirchlein von Luz, auf einem Nebenaltar, da ſteht ſie mit einem hochrothen Capulet, ganz und gar eine gentille pastourelle. Sie kennen hier nichts Schöneres. Mich rührte dieſe demüthige Geſtalt. Ich dachte an Chriſtus, der auch ſo arm, ſo einfach zwiſchen dem Volk lebte, und daß wir nicht ſollten uns ſo ſchnell vom Volk abwenden, weil es roh und unſauber iſt, und das oftmals nur, weil es elend iſt. — Iſt es der poetiſche Duft, den die Kunſt in Liedern und Bildern um die heilige Jungfrau gewebt, oder iſt es ihre bibliſche, demüthig tragiſche Geſtalt, genug, ich habe aus dichteriſchem Enthuſiasmus eine hohe Andacht zu ihr, und das Roſenkranzgebet, das eine Erinnerung an ihre Freuden und Schmerzen, an die Roſen und Dornen ihres Lebens iſt, gefällt mir wundervoll. In der Kapelle der Burg zu Nürnberg iſt eine Tafel von Veit Stoß, dem Holzbildhauer, auf der der ganze Roſenkranz in Bildern ſauber geſchnitzt iſt, ſo daß ſich dieſe einzelnen Bilder wie die Perlen des Roſenkranzes rund an einander reihen. Ich kann mir gar kein holdſeligeres Gedicht vorſtellen, als ihr Leben! wie der Engel ſie grüßt; wie ſie über die Berge geht zur Eliſabeth; wie die Magier und die Könige zu ihrem Sohne kommen und wie ſie dann mit ihm nach Aegypten fliehen muß; wie ſie ihn ſucht und im Tempel findet zwiſchen den Weiſen und Gelehrten, die den als Kind bewundern, den ſie als Mann haſſen und verfolgen werden. Und dann ihre ſchüchterne Erſcheinung, als ihr Sohn Mann worden und Lehrer des Volkes iſt. Vielleicht hat ſie ihn darauf nicht eher wieder geſehen als am Kreuz. Darauf ſtirbt ſie zwiſchen den Jüngern; aber nicht ihre Leiche ruht im Grabe: es iſt mit Blumen gefüllt, und ſie thront in der ewigen Herrlichkeit. Iſt das nicht ein ganz einzigſchönes Gedicht zu nennen, voll aller Wunder, aller Emotionen, aller Wendungen des Schickſals, aller Zuſtände, welche das Leben verklären und vernichten, bis zur glorreichen Apotheoſe? Ja, wenn man ſo etwas erfinden könnte! —

In jener Kirche ſieht man eine vermauerte Thür, durch welche ehedem die Cagots zum Gottesdienſt hereinkommen und zu ihren beſtimmten Plätzen gehen mußten. Die Cagots waren ein verfluchtes Geſchlecht, das ſeine elende Exiſtenz unter der allgemeinen Mißhandlung, Verachtung und Verſpottung hinſchleppen mußte wie die Paria's in Indien. Woher ſie ſtammen, darüber giebt's verſchiedene Hypotheſen; der Eine ſagt, es wären die Ueberbleibſel der alten Weſtgothen, welche vor den Franken in die Gebirge geflohen wären, und nie den Haß des ſiegenden Volksſtammes durch ſcheue Demuth hätten auslöſchen können; der Andre: Sarazenen hätten ſich nach den großen Kriegszügen durch Aquitanien im achten Jahrhundert, in den Bergen verloren, dort angeſiedelt; und obwol ſie im Lauf der Zeit Chriſten geworden, ſo habe doch das Volk die Tradition ihres ungläubigen Urſprungs bewahrt, und in dieſem ein Stigma gefunden, das ſie zu einer von Gott verfluchten und von den Menſchen zu fliehenden Race mache. Wie dem nun ſei — die Cagots haben Jahrhunderte lang die ganze volle Laſt eines Daſeins getragen, das von ihres Gleichen mit Infamie belegt war. Sie durften mit Niemand ſprechen, der nicht zu ihnen gehörte, kein Haus betreten, an keinem Feſt, keiner Verſammlung Theil nehmen, dem Gottesdienſt nur halb verſtohlen beiwohnen. Sie mußten ein beſondres Zeichen vorn an ihrer Kleidung tragen, damit Jeder ſie ſogleich erkennen möge und nach Luſt ſie fliehen oder ſie mißhandeln könne. Sie mußten ihre Hütte verlaſſen, wenn ein Verirrter oder Reiſender zufällig bei ihnen einkehrte. Nur die Religion erbarmte ſich ihrer, traute, taufte ſie. Uebrigens mogten ſie umkommen in Elend, Krankheit, Armuth, Mangel jeder Art — kein Menſch ſah hin! ob und wie ein Cagot lebte und ſtarb, was ging das die Uebrigen an! In dem gräßlichen Elend, das die Folge dieſer Ausſtoßung war — durch die Ehen, welche ſie immer nur untereinander eingehen konnten — entartete das Geſchlecht leiblich und geiſtig. Fürchterliche Krankheiten ſetzten ſich bei ihnen feſt, Stumpf- und Blödſinn niſteten ſich ein, je mehr das ſchlechte Blut von einer Generation auf die andre überging: der Cretinismus wucherte bei ihnen. Der iſt geblieben, wie er auch in manchen Gegenden der Schweiz ſeine traurig geheimnißvolle Pflanzſtätte hat; aber der Haß gegen die Cagots iſt erloſchen, und ſie ſelbſt ſind es, ſeitdem die gegen ſie gerichtete Acht nicht mehr exiſtirt. Ob nicht manches Leid und manche

Schmach ebenſo von ſelbſt verſchwinden würden, wenn man aufhörte, ihnen ungerechter Weiſe dieſe Namen beizulegen?

Es war ganz dunkel und ſpät als wir nach St. Sauveur zurückkamen, und ich todtmüde. Vor der Thür des Gaſthofes erwartete uns eine Männerſchaar, welche ſich als Führer und Seſſelträger ankündigten, und für den andern Morgen ihre Dienſte anboten. Sie erhielten den Beſcheid, wir hätten ſchon Reitpferde beſtellt, und das war wirklich der Fall. Aber ſie ließen nicht nach. Pferde? auch für die Dame? der Weg ſei doch entſetzlich beſchwerlich nach Gavarnie, Felsblöcke müſſe man erklettern ſo hoch! und fünf Stunden hin, fünf Stunden zurück machten zehn Stunden zu Pferd — und das ſei doch ſehr viel. Wie geſagt, ich war äußerſt ermüdet; indeſſen hätt' ich bedenken können, daß am nächſten Morgen die Ermüdung ausgeſchlafen ſein würde. Aber nein! ſo weit reicht meine Ueberlegung nicht. Denken kann ich, bedenken nicht. Beim denken ſieht man den Gegenſtand grad' in die Augen; beim bedenken geht man rund um ihn herum: und bis zu dieſer Evolution hab' ich's noch nie gebracht. Ich dachte nur: Himmel! zehn Stunden zu Pferd? da fall' ich in den Gave vor Erſchöpfung! — Und ich ſagte den Männern, ſie ſollten mich tragen. Sie geriethen in eine Art von freudiger Wuth, verſprachen, ſie wollten mit mir hintanzen, verſprachen klaren Himmel und gutes Wetter! der Weg, der noch eben ſehr beſchwerlich und gar gefährlich geweſen war, wurde jetzt höchſt ſicher; gar ſeine Länge ſchrumpfte von fünf auf vier Stunden ein — ſo liegt ihnen der Erwerb am Herzen! Ein Pferd koſtet nur fünf Franken nach Gavarnie, die Trägerei fünfundzwanzig oder dreißig — ich weiß es nicht mehr! und die kommen vier Leuten zu gut. Uebrigens fand ich ſie ſehr redlich, daß ſie nicht ſechs Träger begehrten, was natürlich den Preis erhöht und die Beſchwerde für ſie mindert. — Es regnete heftig über Nacht, und als ich um fünf Uhr aufſtand war's wüſtes Wetter — wie man in den Alpen ſpricht; grau, kalt, unfreundlich, wolkig. Ich hatte gar keine Luſt, an ſo ungünſtigem Tage in die Nähe der Gletſcher mich zu begeben; aber die Leute paßten ſchon auf, hatten ſchon Pferd und Tragſeſſel bei der Hand und verhießen das herrlichſte Wetter, ſobald die Sonne über die Bergſpitzen käme. Um ſechs Uhr marſchirten ſie mit mir von dannen, und in den gewaltigen Felsſpalt hinein, der nach Gavarnie, dem Chamouny der Pyrenäen, längs dem Gave de Pau führt. Können Sie ſich wol die dreifache Metamorphoſe vorſtellen, welche dieſer Gave in ſeinem Bett, ſeinem Lauf, ſeinem Charakter, von ſeinem Kaskadenurſprung bei Gavarnie bis zu ſeinem Ausfluß in die Ebene bei Lourdes erleidet? Von Lourdes bis Argelès iſt ſein Bett ein Felſenthal, und er ein raſcher, heftiger grüner Bergſtrom; von Pierrefitte bis Luz iſt ſein Bett eine Felſenſchlucht, und er ein brauſender, mächtiger, unwiderſtehlicher Strom; von Luz bis Gavarnie iſt ſein Bett ein Felsſpalt, und er ein ſchäumender, milchweißer Waſſerfall. Die beiden Thäler von Luz und von Argelès gönnen ihm das Ausruhen auf ſeinem mühſamen Wege, und kommen mir vor wie ſeine Liebe. Die erſte Liebe, im Thal von Luz, iſt etwas vehementer Natur. Er kommt ſo athemlos, ſo verwildert, ſo ſtrudelnd an, daß er ſich ans erſte beſte Herz wirft, welches ihm begegnet, und ganz erſtaunt iſt, daß es überhaupt eine Stätte auf der Welt giebt, wo man momentan raſten dürfe. Er hält ſich auch nicht lange darin auf, und das alte wilde Leben beginnt von Neuem. Da kommt das Thal von Argelès: das iſt die letzte Liebe; da langt er nicht mehr ſo beſinnungslos an, da ſpringt er nicht — ſondern er tritt hinein, und da empfängt ihn das volle Paradies der Liebe, mit ſeinem Glanz, ſeiner Freudigkeit, ſeiner Fülle, ſeiner Verklärung. Aber das Schickſal läßt Keinen im Paradieſe. Auch er muß fort; und er geht! aber wie ernſt, wie gehalten. Er iſt noch kräftig, muthig, ſchön — und um Sie gleich über ſeine ferneren Schickſale zu beruhigen: er bleibt es auch; denn ich hab' ihn bei Pau gradeſo wiedergeſehen — allein mit der Liebe und ihrer Verklärung iſt's aus! die hat er gelaſſen bei der holdſeligen Fee des Thales von Argelès. Iſt dies nicht eine allerliebſte Geſchichte? ich habe ſie Wort für Wort auf den Wellen des Gave de Pau geleſen. —

Meine Leute trugen mich ſehr ſicher und ſehr geſchickt, und wenn ſie auch nicht grade tanzten, ſo war ihr Schritt doch merkwürdig raſch. Bedenkt man, welch' eine Laſt beim Bergſteigen das Geringſte iſt, was man tragen muß, ſo erſtaunt man über die unerhörte Uebung, die dem Tragen einer Perſon vorhergegangen iſt. Der Tragſeſſel iſt nur von Stroh, und mit einer Capote von Wachstuch bedeckt, die man auf- und herabſchlagen kann; man ſitzt ganz ſicher und bequem. Wir überholten eine andre Geſellſchaft, bei der ſich nicht nur Frauen tragen ließen, ſondern gar ein Mann, ein großer, mächtig dicker alter Herr, dem das Reiten zu beſchwerlich ſein mogte; — oder vielleicht war er krank. Das ſah aber beängſtigend aus! er überfüllte den kleinen Seſſel dermaßen, daß es ſchien, als müſſe der umkippen, und ſechs Träger wechſelten ſich bei ihm ab. Die ſchönſte Partie des ganzen Weges iſt le passage de l'échelle von St. Sauveur bis zur erſten Brücke über den Gave; da ſteigen die waldbewachſenen und zerklüfteten Felswände ſenkrecht, ſieben- bis achthundert Fuß tief zu ihm herab; die Ufer ſcheinen ſo nah im Vergleich zu der ungeheuern Höhe der Felſen, daß man meint, man könne nöthigen Falls herüber ſpringen; zwiſchen dem Moos und den Bäumen flattern kleine Waſſerfälle ſchnurgrade in die Tiefe herab, leichtſinnig wie unbeſonnene Kinder; und der Gave macht ſo ſcharfe, heftige Wendungen, denen die Felswände troß ihrer Schroffheit doch haben nachgeben müſſen, daß man alle fünfzig Schritt ein neues Bild, eine neue Anſicht vor Augen hat, und jedesmal meint: ſo maleriſch, ſo großartig, ſo gebieteriſch ſei nichts Vorhergehendes geweſen.

Bei dem Dorf Gèdre iſt ein Ausruhpunkt für die Träger, und die Natur erholt ſich dort auch von ihren gewaltſamen Anſtrengungen; indeſſen iſt die Lage in einem Bergkeſſel, im Hochgebirge zu rauh, um einen großen Reichthum der Vegetation — dieſen Schmuck der Thäler — zu geſtatten. Ueberdas fließt nicht nur der Gave de Pau durch dieſen Keſſel, und verwüſtet ihn häufig durch ſeine Ueberſchwemmungen, ſondern der Gave de Héas, den er hier aufnimmt, und der aus dem See gleiches Namens oberhalb Gèdre kommt, richtet noch ärgere Zerſtörungen an. Nicht blos das Schmelzen des Schnee's, ſondern jeder Regen, jeder Hagelſchauer überfüllt das enge Becken des See's von Héas mit Waſſer, das ſich dann mit wilden Fluten, und Felsſtücke und Geſtein fortreißend, in den Gave wälzt, und die ſpärliche Kultur des Thals von Gèdre zerſtört. Dieſer See ſoll höchſt bedrohlich ſein, und ſich wol einmal mit dem Berge, der ihn trägt, in daſſelbe hinabſtürzen können — ſpricht man. Aber Berge pflegen doch nicht umzufallen wie ein Glas Waſſer — mein' ich. Dieſes kleine boshafte Ungeheuer von Gave de Héas bildet übrigens hinter dem Wirthshaus von Gèdre einen der reizendſten Waſſerfälle, den ich je geſehen. Er treibt ſein Weſen ganz für ſich, in einer hohen, ſtillen Grotte; man ſieht nicht, woher er kommt und wohin er geht; es iſt rund umher kein Raum weder für ihn, noch für ſonſt etwas, als das kleine Raſenfleckchen, auf dem man ſteht und ihm zuſieht, wie er tanzt — nicht wie er ſtürzt. Er hat wunderweiche Bewegungen und eine gewiſſe milde Alabaſterfarbe, welche er dem gedämpften Tageslicht und den dichten Geſträuchen verdankt, die ſich wie ſehnſüchtige Arme nach ihm ausſtrecken, ohne ihn erreichen zu können. Ihn? ich ſollte ſprechen: ſie! — denn es iſt eine muthwillige trotzige Nymphe, die der Berggeiſt da eingekerkert hält. Nun wollen wir ſehen, wer Sieger bleibt! es ſind beides Götter, ſie unbändig, er unerſchütterlich; ſie die ewige Bewegung, er die ewige Ruhe. Und recht wie bei Göttern dauert der Kampf lange, lange! vielleicht Jahrtauſende. Die kleinen Kämpfe der Menſchen ſind kurz und matt. Fühlen wir, daß es uns weh thut — gleich laſſen wir den Arm und uns ſelbſt hinterdrein ſinken, oder ſchütteln unmuthig ab ſtatt gefaßt zu tragen. Ach, meine Seele, der Menſch iſt winzig, aber wie er iſt muß ich ihn lieben, ihn ſuchen, ihn ergründen — in Allem. Iſt er ſolcher Liebe werth? ſprach ich zuweilen, wenn mir ſeine Schwäche und Verkehrtheit in mir ſelbſt oder in Anderen grell vor Augen tritt; beſchäftige dich doch mit den kalten Steinen, oder den nützlichen Thieren, oder den lieblichen Blumen; beobachte, unterſuche, ſtudire die! da iſt auch Leben zu verfolgen, auch Geheimniß zu enträthſeln, auch Stoff zu Bewunderung, auch anbetungswürdige Weisheit! laß die Creatur fallen; nimmt denn eine, von ſo vielen Millionen nur eine einzige, deine Schickſale ſo zu Herzen, wie du ihrer alle? das iſt ſehr fraglich. — Und dann ergreift mich eine heftige Luſt, Poeſie und Phantaſie und Alles, was drum und dran hängt, für immer abzuſtreifen, und mich in eine Wiſſenſchaft zu werfen. In welche? würden Sie es wol rathen? in die Wiſſenſchaft von den Steinen und Gebirgen. Die ſind, und ſind ohne Leben. Iſt das nicht etwas ganz Unbegreifliches in unſrer Welt des Lebens und Strebens, ſo ſtill, ſo ſtarr, ſo regungslos, ſo unveränderlich, ſo ohne Blüte des Daſeins zu exiſtiren? Sie kommen mir auch nie anders als verzaubert vor, die Steine und Felſen, und ich glaube, wenn ich ihre Wiſſenſchaft ſtudirte, ſo wär' es hauptſächlich um zu verſuchen, ob der Zauber nicht zu löſen und der Bann nicht von ihnen zu nehmen wäre. Solche Phantasmen ſchicken ſich wol nicht für die Wiſſenſchaft, und ſie mögte mich ſchwerlich für ihren Zögling anerkennen. So werd' ich denn immer wieder zu meinen ſehr unwiſſenſchaftlichen Anſchauungen der Natur zurückgeführt, und wenn ich menſchliche Schickſale und Wege, und Analogie mit menſchlicher Beſtimmung hinter ihren Formen und Erſcheinungen wahrnehme, ſo daß ich nicht weiß, ob ich äußere Bilder oder innere Zuſtände ſehe — nur dann, mein' ich, tritt ſie mir in ihrer wundervollen, tiefſinnigen Schönheit und ſo entgegen, wie Gott ſie gedacht hat. Bis ich's nicht dahin gebracht habe, daß ſie mir meinen Blick, meinen Herzſchlag, meinen Händedruck wiedergiebt — bis ich nicht meine ganze Seele an ſie verſchwendet habe, wie Pygmalion an die geliebte Natur — bis mein armſeliges und doch wunderſam ſchönes Leben nicht mit dem unendlichen Leben des Weltalls untrennbar zuſammenſchmilzt — bis dahin, Emy, iſt mir die Natur nichts mehr, als das Sandkorn, das unter meinen Füßen liegt. Ja, ja! meine Seele muß ich freilich dranſetzen! aber was thut's? gehe ſie auf in ihren eigenen Flammen, bis ſie dereinſt Licht wird.

Gèdre iſt ungefähr die Hälfte des Weges nach Gavarnie; bis dahin zeigte ſich der Character des Hochgebirges von ſeiner maleriſchen Seite; jetzt kehrt er die ſchroffe heraus. Die Felſen werden immer kahler und kahler; ihre Wände ſchrägen ſich ab, als wollten ſie allmälig die Spitze vorbereiten; ab und an blitzt ein Schneefeld aus der Höhe herab, wie ein fremder Stern; eine ungeheure Maſſe zertrümmerter, und ſeltſam gethürmter Felsblöcke, le grand chaos, oder in der Sprache des Volkes la peyrada genannt, erzählt von unerhörten Convulſionen, welche in den Urzeiten dieſe Giganten erſchüttert haben. Die Waſſerfälle von Arroudet und von Oſſoue bringen Bewegung in dieſe verſteinte Welt. So gelangt man nach dem elenden Dörfchen Gavarnie. Ein weiter Felſenkeſſel umgiebt es, deſſen Hinterwand, ſeiner Halbkreisform wegen, das Amphitheater genannt wird; der Gave de Pau fällt aus einer Höhe von 1266 Fuß davon herab, in Thau zerflatternd, wie der Staubbach im Lauterbrunnen-Thal. Wäre das Wetter günſtig geweſen, ſo hätt' ich einen Anblick von ſeltner Erhabenheit gehabt, denn die Schneeberge der brèche de Roland und der tours de Marboré ſollen in den phantaſtiſchen Formen von Mauern und Thürmen über dem Amphitheater ſich erheben, doch ſie waren mit dichten Nebeln umzogen, und ſchickten gar ſturmgepeitſchte Wolken voll Regen und Donner zu uns herab. Indeſſen kam das Gewitter nicht auf, und wir gingen zum Amphitheater. Bei ſolchen Staubbächen iſt es natürlich nicht die Maſſe und die Fülle des Waſſers, die überraſchen kann, ſondern nur ihre unſtoffliche Geiſterhaftigkeit. Wie ein Hauch, wie ein Flor, wehen ſie von ihrem himmelhohen Felſen herunter. An dem lindeſten Luftzug brechen ſie ſich in ſanften Biegungen, wölben ſich wie zarte Segel von Mouſſelin, wogen und wallen hin und her, wie Wölkchen im Abendwind, wie Locken beim Tanz, und gleiten endlich zitternd und geſchmeidig bis zum Fuß des Felſens herab, wo ſie dann ihr kleines Bett bereitet finden. Der Staubbach von Lauterbrunnen rieſelt über einen grünen blumigen Hügel weiter: die Kaskade von Gavarnie muß ſich ihren Weg unter Schneebrücken bahnen. Ponts de neige nennt man dieſe Maſſen von Schnee, welche wie feſte Gewölbe den Boden bedecken, ſo daß man auf ihnen gehen kann, und daß es ihrer Dauerhaftigkeit keinen Eintrag thut von dem Waſſer unterminirt zu werden. Oben, zwiſchen den einzelnen Felſen und in ihren Spalten, haben große Gletſcher ſich gelagert, und langſam ſickert das Waſſer, das ſie ausſchmelzen wie eiſige Thränen über das Geſtein, ſammelt ſich unten, und zieht ſchmale ſchwarze Furchen durch den Schnee. Es war ein großartig winterliches Bild, ſo recht mit der vollen majeſtätiſchen Deſolation des Winters, der jede ſelbſtſtändige Regung der Natur in Feſſeln und Banden ſchlägt, und nichts gelten läßt, als ſein ſtarres Geſetz. Die Felſen ſo gleichgültig, der Schnee ſo kalt, die Gletſcher ſo froſtig, der Himmel ſo grau, die Luft ſo hart — und der Waſſerfall wie ein trüber Traum, nicht zu faſſen und nicht zu überwältigen, raſtlos vom Felſen gleitend, um ein gequältes Leben zu beginnen, ſo wie er die Erde berührt. Das iſt Gavarnie — am ungünſtigen Tage geſehen! ein großer Verluſt! aber im Gebirg' muß man immer auf dergleichen Störungen gefaßt ſein, und nun vollends in einem ſo regneriſchen Sommer!

Den Rückweg nach St. Sauveur machten wir in drei Stunden, weil es bergab ſchneller geht, und um vier Uhr Nachmittags waren wir wohlbehalten wieder da, nur etwas erfroren, denn zuletzt windete und hagelte es heftig. Die Träger blieben trotz des böſen Wetters friſch und munter, und in beſtändiger Unterhaltung mit einander, wenn nicht mit mir. In einer Ruhepauſe kauerte ſich die ganze Geſellſchaft um meinen Seſſel nieder, und der Eine bat mich, ihm zu erlauben, meine Schuh' anzuſehen — es waren Gummi-Galoſchen — denn er behaupte, ſie hätten keine Nath, und ſein Kamerad behaupte, ſie hätten eine; und darauf hätten ſie einen Franken gewettet, weil ſie gar niemals ſo merkwürdige Schuh' geſehen. Ich zog einen aus; ſie überzeugten ſich von deſſen Nathloſigkeit, und ich war ganz froh, daß ſie doch nicht zu bedürftig wären, um einen Frank verwetten zu können. Der Weg iſt übrigens ſo ſicher, daß alle Welt ihn zu Pferde machen kann — wie denn auch ein allerliebſtes zehnjähriges Mädchen ihn machte, immer mit ihrem Vater vor mir herreitend, während ich mich ganz träge ſchleppen ließ. Die Mädchen lernen heutzutag ſo enorm viel, und ſo Manches nur, um es wieder zu vergeſſen oder bei Seite zu legen, weshalb lernen ſie nicht reiten? das kommt ihnen doch für die Geſundheit zu gut, giebt ihnen grade Haltung und feſte Hand, und nimmt ihnen eine gewiſſe Unbeholfenheit, die ihnen ſehr leicht in Folge des ewigen Krummſitzens anklebt, und die der Tanzmeiſter nicht abſtreift. Dieſe Kleine ſah herzig auf ihrem grauen Pferdchen aus! ihre langen blonden Zöpfe hingen unter dem hellblauen baskiſchen Barett herab, und ihren Reitrock befeſtigte ſie mit einer hellblauen Schärpe um den Leib. Sie hieß Annette, ihre Mutter war todt; der Vater trennte ſich nie von ihr; wo er war, mußte ſie auch ſein, und von ihrem ſechsten Jahr an hatte ſie reiten gelernt, damit ſie ihn auf ſeinem Landgut durch Feld und Wald begleiten könne. Wir machten in Gavarnie Bekanntſchaft, und ich geſtehe, Vater und Tochter, die ich ſah, intereſſirten mich mehr, als Rolands Breſche, die ich nicht ſah. Nach der Sage der Bergbewohner, hat ſich Herr Roland mit ſeinem Streitroß auf die Felſenmauer geſchwungen, die Frankreich und Spanien ſcheidet, und mit ſeinem Schwerte eine Breſche von 300 Fuß hinein gehauen, auf einen Schlag! — So gut wie mir die kleine Annette in ihrem etwas phantaſtiſchen Anzug gefiel, ſo ſehr mißfiel mir, daß die Männer ſich hier allgemein in einen ähnlichen werfen. Täglich ſieht man große Cavalcaden bis zu 12 und 20

Perſonen, welche nähere und fernere Exkurſionen durch Berg und Thal machen, und immer ſind die Männer in einem gewiſſen fabelhaften Aufzug dabei, der vermuthlich vom suprême bon genre in den pyrenäiſchen Bädern iſt, aber ihnen nichts deſto weniger herzlich ſchlecht ſteht. Das baskiſche Barett ſitzt gar nicht mit der gehörigen Nachläſſigkeit auf ihren wohlfriſirten Haaren, und da ſie an eine ſteife Cravatte gewöhnt ſind, ſo nimmt ſich der locker geknüpfte Foulard recht kläglich unvollſtändig um ihren Hals aus. Die rothe Schärpe, die aus Catalonien oder Aragon herüber gekommen, wiſſen ſie nun gar nicht zu tragen! Die Spanier winden ſie ſich drei- oder viermal ganz breit und ganz feſt um die Hüften, ſo daß ſie ihnen Haltung giebt, und ſtecken Meſſer, Papiere, Taſchentuch, Geldbeutel — Alles in ſie hinein; es iſt ein ſtarker einfacher Gürtel. Aber die Elegants von St. Sauveur und Cauteretz legen die Schärpe einmal um den Leib, knüpfen ſie auf der linken Seite zuſammen, und laſſen nun die langen Enden herabfallen oder nachflattern, ſo daß ſie keinen Sinn mehr, und nur die verfehlte Beſtimmung hat, ihren Inhaber ſchön zu machen. Sie kamen mir recht poſſierlich vor. Daß man ſich auf einer Bergreiſe bequem anzieht und von der hergebrachten Tracht abweicht, weil ſie den Körper genirt, find' ich ſehr natürlich; aber ſich zu einer Landpartie aufzuputzen, wie Frauenzimmer zum Ball, das will mir nicht an Männern gefallen. Dazu kommt, daß ſie gar nicht ihren Vortheil kennen, ſobald ſie ſich in bunte Farben werfen. Ihre Züge, ihr Colorit, ihre Bewegungen paſſen nicht zu roſenroth und himmelblau und maigrün. Das iſt für uns — und auch nicht für uns Alle. Bei einer ſehr hübſchen Frau mag man wol an eine Blume oder einen Colibri oder einen Schmetterling erinnert werden, und dahin paſſen die glänzenden Farben; aber um Gotteswillen ein Mann, bei dem man geneigt wäre an einen Paradiesvogel oder an ein Vergißmeinnicht zu denken — müßte doch warlich ein beklagenswerthes Geſchöpf ſein! und die Kleidung thut viel dazu. Ich finde die jetzige Tracht der Männer ſo prächtig charakteriſtiſch, daß ich ſie auf keine Weiſe für ſie verändern mögte, was man auch gegen ihre unmaleriſche Form vorbringt. Ernſt, dürr, phantaſielos hat ſie einen gewiſſen Zuſchnitt von nothgedrungner, knapper Verſtändigkeit, mit der man grade in der Welt ausreicht. Unſre Tracht iſt nicht minder charakteriſtiſch, vergraben in ein Paar hundert Ellen Mouſſelin oder Taſſt rollt man mehr einen Waarenballen, als eine Perſon durch die Geſellſchaft, und Niemand kann ahnen, was für eine Chryſalide in dieſem Cocon verpuppt liegt, ja, ob überhaupt eine geflügelte Pſyche drin eingehaftet ſei. Es iſt eine recht bequeme Tracht! —

Am andern Morgen hing das Thal voll dicker Nebel. Wir warteten zwei Stunden, ob es ſich auflichten werde, umſonſt! Ganz unentſchloſſen fuhr ich fort. Cauteretz und den Pont d'Eſpagne nicht zu ſehen, that mir bitter leid; aber was half es, bei ſo ungünſtigem Wetter hinzufahren? In Pierreſitte, wo ſich der Weg nach Cauteretz von dem nach Lourdes trennt, regnete es heftig. Da faßt' ich einen Entſchluß, und wir fuhren ganz aus dem Gebirg heraus, um in Pau beſſeres Wetter zu erwarten.

Pau iſt reizend! das Land umher ſo reich, ſo warm, ſo anmuthig, lauter Hügel und doch eine große Ebene, und dazu eine Anſicht der Pyrenäen, wie in Bern der Alpen. Freilich verhalten ſich jene zu dieſen, wie Knaben zu Männern; ihnen fehlt der tiefe Ernſt, die hohe Majeſtät, aber dafür haben ſie eine gewiſſe kapriziöſe Kühnheit in ihren Formen, die das Auge ſehr feſſelt, und eine jugendliche Grazie und Glut in ihren Umgebungen, die ganz hinreißend ſind. Hätte ich nicht im September in Deutſchland ſein wollen, ſo hätte ich mich für einige Monate in Pau etablirt. Nun war ich nur ein Paar Tage da, und grade zu der Zeit, als die Unruhen wegen des Recenſement in Toulouſe vorfielen. Man ſchien ſehr gegen dieſe Maßregel der Regierung zu ſein, und etwas Gehäſſiges und Mißgünſtiges in ihrem Bemühen zu finden, eine gewiſſe Ordnung in die Art und Weiſe hineinzubringen, wie die Abgaben erlegt werden ſollten. Daher kam mir vor, als ſuche man die Unruhen geringer darzuſtellen, als ſie wirklich geweſen ſind, und was mir am allermerkwürdigſten war: man fand das Benehmen des Präfecten, der davon lief — und des Generals, der die Unruhſtifter demüthig bat: jetzt, da der Präfect davon gelaufen ſei, mögten ſie ſich doch als zufrieden geſtellt betrachten; — das fand man ganz in der Ordnung. Es waren ſehr viel Reiſende da, die in die Bäder gingen, meiſtens Franzoſen, und aus allen Gegenden Frankreichs. Es wurde immer, an der Table d'Hôte, auf der Promenade, in Cafés von den Toulouſer Unruhen geſprochen; aber ich hab' nicht gehört, daß man jemand anders getadelt hätte als die Regierung. Einmal ſaß ich bei Tiſch neben einem recht verſtändig ausſehenden Mann, und da denn auch die Rede darauf kam, ſo erlaubte ich mir, ihn zu fragen: ob es in der Stellung eines Präfekten nicht entehrend ſei, vor einer Emeute davon zu laufen.

Gewiß, ſagte er, o ganz gewiß! **aber** .... das Volk wollte ihn umbringen, und hätte es auch ſicherlich gethan. — Ein Behaupten der Stellung in gewiſſen ſchwierigen Momenten, ein Feſtſtehen quand même, ſcheint alſo kein nothwendiges Erforderniß für einen hohen Beamten in Frankreich zu ſein. Als der Mann mit ſeinem langgezogenen „Mais" kam, ſchien mir ſeine Phyſiognomie gar nicht mehr verſtändig.

Pau war die Hauptſtadt des Béarn, und das Schloß die Reſidenz des Landesherrn. Hier lebte Heinrich I., Graf d'Albret, König von Navarra, und die feine, geiſtreiche Margarete, „la reine des Marguerites." Hier gebar Jeanne d'Albret, ihre Tochter, den Knaben Heinrich, der damals, 1553, nicht die geringſte Ausſicht hatte, König von Frankreich zu werden. Hier lebte dieſer Heinrich mit ſeiner Gemalin, Margarete von Valois — beide ſo verwickelt in Intriguen der Liebe und Politik, daß ſie gegen einander die vollkommenſte Nachſicht übten. Margaretens Memoiren ſind erſtaunenswerth, obgleich ſie Sorge trägt, ſich in einem wahren Heiligenſchein darzuſtellen. Dieſer Glorie widerſpricht aber nicht blos ihr Leben, ſondern auch der Umſtand, daß ſie von all den zahlloſen und häufig ſehr gemeinen Abenteuern ihres Gemals weiß, der ſich in allen ſchwierigen Fällen an ſie wendet, und nicht blos ihre Nachſicht, ſondern gar ihren Beiſtand bei manchen Begebenheiten mit ihren Hofdamen erbittet. Dann reitet er auf die Jagd, und wenn er Abends heimkehrt, iſt die Sache abgethan. Einmal bittet er ſie gar für eine Hofdame, die ihm ganz beſonders am Herzen liegt, ſie möge nochmals zu ihr gehen, und ſie fragen, wie ſie ſich befinde; das nimmt ſie denn endlich übel. „Les cent Nouvelles" ſind nicht von ihr, ſondern von der erſten Margarete: es ſind Bearbeitungen der alten Fabliaux oder Contes pour rire, welche auch dem Boccaccio größtentheils den Stoff zu ſeinen Erzählungen gaben. Die Margarete war die Schweſter von König Franz I., geboren 1492, in erſter Ehe mit dem Herzog von Alençon und nach deſſen Tode mit Heinrich I., König von Navarra, vermält. Sowol bei ihrem Bruder als bei ihrem Gemal hatte ſie großen Einfluß, und bei den religiöſen Streitigkeiten, welche grade damals anhuben mit voller Gewichtigkeit hervorzutreten, war ſie eine erklärte Beſchützerin des Calvinismus. Da dieſer ſich mit einer puritaniſchen Sittenſtrenge darſtellte, und da ſie Alle bei ſich aufnahm, welche ſich zu dieſer Kirche bekannten, und ſonſt keine Freiſtatt fanden, ſo iſt es um ſo unbegreiflicher, daß ſie Zeit und Luſt behielt, um ſich mit ihren Fabliaux zu beſchäftigen. Wenn man ſich vorſtellt, daß in der Geſellſchaft häufig über die Bücher geſprochen wird, die grade an der Tagesordnung ſind, und daß dieſe Bücher zum Theil den Ton wiedergeben, der die Geſellſchaft beherrſcht, ſo muß man ſich etwas beklemmt durch denjenigen fühlen, der am Hof der geiſtreichen Königin von Navarra zu Pau Mode geweſen iſt. In ihr Leben drang nichts davon hinein! ſie lebte für Staatsgeſchäfte, nicht für Liebesintriguen; ſie war zu klug, zu ſcharfſinnig und zu umſichtig, um ſich von Leidenſchaft beherrſchen zu laſſen. Sie ſtarb betrauert und verehrt auf dem Schloß Odos bei Tarbes, 1549. Ihr einziges Kind war Jeanne d'Albret. Das war ein Charakter! das ganze Leben aus einem Stück: Calviniſtin und Mutter. Wie ſie bei der Geburt ihres Sohnes ein bearniſches Volkslied ſang, damit das Kind nicht im Leben von ihrer Klage empfangen werde; ſo war ſie bis zum Ende ſtandhaft, geduldig, unerſchütterlich. Ihr Gemal war Herzog Anton von Vendôme, aus dem Hauſe Bourbon. Nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, 1555, wurde er König von Navarra, und er, wie die ganze Familie Bourbon, erklärte ſich für die reformirte Kirche, hauptſächlich, weil die Guiſen ſich gegen ſie erklärten. Beide Parteien rangen nach dem Tode Heinrichs II., und während der Regentſchaft Catharinens von Medici um die Obergewalt im Staat, und König Anton von Navarra ward als das Haupt der Calviniſten angeſehen, als die dumpfen Feindſeligkeiten, 1560, in wirklichen Bürgerkrieg übergingen. Während der Friedensunterhandlungen und Waffenſtillſtände, welche dieſe Kriege nur ſo lange unterbrachen, bis jede Partei wieder Athem geſchöpft hatte oder eines Vortheils gewiß zu ſein glaubte, begaben ſich die Häupter der Reformirten an Catharinens Hof, und dann ſuchte dieſe alles hervor, was ihr an Schmeichelei, Ueberredung und Bezauberung zu Gebot ſtand, um ſie zu gewinnen. Ihre ſchönen Hoffräulein, von denen ſie 150 um ſich hatte, mußten dabei die Hauptrolle ſpielen. Viele von ihnen waren calviniſtiſch; das war Catharinen höchſt gleichgültig, ſie kannte keine Art von Fanatismus, ſie ſagte höchſt gelaſſen, als nach der Schlacht von Dreux die katholiſche Partei gefährdet ſchien: „Eh bien! nous prierons Dieu en français." Aber das war ihr keineswegs gleichgültig, ob die Hoffräulein geſchickt genug waren, die kalviniſtiſchen Herrn in ihrem Glaubenseifer zu dämpfen. Die drei Brüder Chatillon waren von reinem Gold; ihr Glaube war mehr Sache des Gewiſſens als der Politik; von ihnen prallten die

Amorspfeile ab, welche „l'escadron de la reine" ihnen zuſendete. Bei den Bourbons war der Glaubenseifer ſo ſtark mit Ehrgeiz verſetzt, daß dieſer, nicht jener den Verlockungen widerſtand. Prinz Louis von Condé, der Bruder Antons von Navarra, ließ ſeine Gemalin ſterben aus Gram über ſeine Leidenſchaft für Fräulein von Limeuil; aber ſeine Partei verließ er nicht. Und nicht weniger ſtandhaft fand Fräulein von Rouet den König von Navarra, bis er 1562 ſtarb. Jeanne d'Albret befaßte ſich mit keiner Art von Intrigue. Ihr Schwager, der Prinz von Condé, trat jetzt als das Haupt der Reformirten auf, und erſt als er 1569 in der Schlacht von Jarnac meuchlings ermordet wurde — erſt da brachte ſie ihren ſechszehnjährigen Sohn ins Lager der Calviniſten, und der junge Heinrich von Navarra wurde als ihr Vorfechter betrachtet. Die Schlacht von Montcontour, welche blutig für ſie verloren ging, gab den Katholiken Muth und Zuverſicht; ſie ſannen auf völlige Unterdrückung, gar Ausrottung der Gegner. Man wollte ſie an den Hof ziehen, ſchmeicheln, blenden, verderben. Heinrich von Navarra ſollte Margarete von Valois heirathen. Aber Jeanne d'Albret ließ nicht ihren Sohn zur Zuſammenkunft nach Blois gehen. Sie ging ſelbſt. Sie wollte ſelbſt die Beſprechung und Ausgleichung der Intereſſen überrnehmen, bei denen die Wohlfahrt ihres Sohnes und ihrer Kirche gleich betheiligt war. Man hielt ſie unglaublich hin mit Unredlichkeiten und Vorſpiegelungen aller Art. Ueberdas wollte Margarete nicht ihren Sohn heirathen, denn ſie liebte Heinrich von Guiſe. Carl IX. zwang ihn zur Vermälung mit Catharine von Clèves, ſo daß Margarete nicht länger darauf beſtehen konnte, ihn heirathen zu wollen. Jeanne d'Albret ſchrieb 1571 an ihren Sohn aus Blois über Margarete: „Elle est belle et bien avisée, et de bonne grace; mais nourrie en la plus maudite et corrompue compagnie qui fut jamais." Dann über die Sitten: „Ce ne sont pas les hommes ici qui prient les femmes, ce sont les femmes qui prient les hommes." Dann über ihre eigene Stellung: „Vous pouvez dire que ma patience surpasse celle de Griseldis." Endlich, als man ſich geſichert hielt, einen entſcheidenden Schlag wagen zu können, kam die Verlobung zu Stande. Gleich darauf, am 9. Junius 1572, ſtarb Jeanne d'Albret, deren Wachſamkeit man fürchtete, an Gift; am 18. Auguſt fand Heinrichs und Margaretens Vermälung ſtatt; ſie ſprach kein Ja vor dem Altar, aber Carl IX. bog ihren Kopf mit ſeiner Hand, wie bejahend, herunter; am 24. Auguſt war die Bartholomäusnacht. Dieſen Greueln und dem Anblick des Uebertritts ihres Sohnes hatte der Tod Jeanne d'Albret enthoben. D'Aubigné, Heinrichs Stallmeiſter und treuer Waffengefährte, ſagt von ihr in ſeinen Memoiren: „Cette reine n'avait de femme que le sexe; l'ame entière aux choses viriles, l'esprit puissant aux grandes affaires, le coeur invincible aux adversités." Iſt das nicht prächtig? der Charakter ſowol als deſſen kurze beſtimmte Zeichnung? Dies Herz „invincible aux adversités" mögt' ich gar gern auch haben.

Jene Zeiten, jene Menſchen, jene Bilder, machten mir Pau doppelt intereſſant. Der König Louis Philippe läßt das Schloß herrlich herſtellen. In der Revolution ward es verwüſtet und ausgeplündert, dann zwanzig Jahr Kaſerne. Die Reſtauration geſchieht im Renaiſſance-Styl, ſo wie es in den Tagen Heinrichs und Margaretens geweſen, mit reichem Schnitzwerk und Vergoldung. In den Caſſetten der Plafonds iſt überall die Chiffer H. und M. angebracht. Nach Ueberbleibſeln von zertrümmerten Kamingeſimſen hat man neue mit denſelben Arabesken in weißem Marmor gefertigt. Das ganze Meuble des Schloſſes, Stühle und Tiſche, Spiegelrahmen und Kronleuchter, bekommen jene reichen prächtigen Formen und jene zierliche Ausarbeitung, welche dem Styl der Renaiſſance eigen iſt, und ihn von dem ſchwülſtigen und bauſchigen Rococo des achtzehnten Jahrhunderts unterſcheidet. Man iſt noch mitten in der Arbeit, aber vollendet wird das Schloß von Pau wie eine köſtliche Reliquie von ſeinem grünen Hügel herabſtrahlen. Auch die Lage iſt reizend: unmittelbar an die Stadt gelehnt, von Bäumen umgeben, die tieferliegende Vorſtadt am Gave beherrſchend, mit der bunteſten Ausſicht auf Land und Gebirg, und durch eine ſehr hübſche Promenade mit einem Eichwald verbunden, der zu Heinrichs Zeiten ein Park war, worin er jagte, und der jetzt die anmuthigſten Spaziergänge bietet. In einem Saal des Schloſſes wird Heinrichs Wiege gezeigt. Es iſt eine Schildkrötenſchaale, die auf einer Art Bahre von blauem Sammet, mit goldnen Lilien geſtickt, zwiſchen Fahnen hängt, welche die Wappen von Frankreich und Navarra tragen. Da hat das Bübchen drin gelegen, das ein ſo großer König werden ſollte — oder auch nicht drin gelegen, denn ſo wie er geboren war, nahm ſein Großvater ihn in ſeinen Schlafrock, zeigte ihn dem Volk von Béarn, und gab ihm ſtatt der Ammenmilch Wein zu trinken, damit er ein tüchtiger Mann werden möge. Vielleicht iſt dies nur eine Paradewiege geweſen. Daneben ſtehen zwei magnifique Vaſen von Porphyr, und zwei eben ſolche Tiſchplatten, von denen die eine in der Art des florentiniſchen Moſaik eingelegt iſt. Der König von Schweden hatte ſie kürzlich ſeiner Vaterſtadt Pau geſchenkt. Sie ſind von ſchwediſchem Porphyr. In einem Hauſe neben der Mairie iſt König Carl Johann geboren; aber der Eine zeigte dieſes und der Andere jenes, ſo daß ich nicht weiß, in welchem. Seine Wiege wird ſchwerlich eine Schildkrötenſchaale, ſondern ganz gewöhnlich geweſen ſein, aber der Knabe, der darin lag, war doch zu noch merkwürdigeren Schickſalen beſtimmt als Heinrich von Béarn. Das ſind keine alltägliche Gaben und Fähigkeiten, die in unſern Tagen aus einem dunkeln Bürgerhauſe auf den Thron führen und dort erhalten. Bernadotte hat verſtanden, was Bonaparte nicht verſtanden hat. Seine Namensverwandten exiſtiren noch hier, und in ganz kleinen Verhältniſſen. Einer unſrer Tiſchgenoſſen bekam einmal grade während des Speiſens ich weiß nicht mehr was für einen Zettel, den ein Thorſchreiber Bernadotte unterſchrieben hatte. Es muß doch ein königliches Gefühl ſein, von da ausgegangen und auf dem Thron von Schweden angelangt zu ſein. Solche Carriere zu machen iſt der Mühe werth! Mit Gold und Purpur das graue Leben aufzufärben, das ſich in ſtiller Alltäglichkeit vor einem ausdehnte, muß eine unerhörte Befriedigung gewähren, nämlich die: daß alle Kräfte und Talente in der höchſten Anſpannung und Bewegung geweſen, deren ſie fähig ſind. Das iſt, däucht mir, der unlösbare Zauber, der magnetiſch den Ehrgeiz, den Ruhmdurſt in ihrer ſtürmiſch bewegten Sphäre feſthält. Man ſagt: ſolche Menſchen wären oft ſehr unglücklich. Nun ja! was thut's? und wer iſt denn glücklich, ewig und dauerhaft und ganz unwandelbar? ſo einen hat die Welt noch nicht geſehen, und wird ihn auch nicht ſehen, denn ſie iſt nicht darauf eingerichtet. Aber ich wüßte nicht, weshalb jene Menſchen unglücklicher als andre ſein ſollten. Sie leben ja mehr, reicher, vielſeitiger, ausgebildeter, kräftiger, ſtrebender; und da wir geboren werden, um zu leben, ſo muß das Bewußtſein, unſrer Beſtimmung zu entſprechen, uns die höchſte Befriedigung gewähren. Es giebt vegetabiliſche Naturen; die bleiben auf ihrem Platz, und ſind da ganz und gar an ihrem Platz, ſo daß ſie recht nett Wurzel faſſen, treiben, blühen, Früchte tragen können; die werden beſtändig meinen: weil ſie es ſo weit gebracht hätten ohne ſonderliche Anſtrengung und Unruh, ſo ſei das Erreichen eines Zieles die Krone des Daſeins. Die ſtrebenden Naturen ſind ihnen peinlich, denn die bleiben nicht im Gleiſe, die zerfahren die gute, glatte, ſichre Chauſſee, und ihre Atmoſphäre iſt Wirbelwind;

zuweilen brechen ſie den Hals, zuweilen das Herz, zuweilen fahren ſie auf, zu Thronen, zu Kronen, gen Himmel, in die Unſterblichkeit. Ohne Kampf, ohne Raſtloſigkeit können ſie das freilich nicht bewerkſtelligen; und da ſprechen dann jene aus ihrem ſtill behaglichen Winkel heraus: Gott, was iſt der Menſch unglücklich, was ſchafft er ſich für Leid und Qual. Und der ſpricht ſeinerſeits: Wie beklagenswerth ſind die, welche auf ihrer Scholle oder hinter ihrem Ofen hocken müſſen. Will man durchaus vom Unglück eines Menſchen reden, ſo muß man das in ganz beſtimmter Weiſe thun und ſagen: Er hat Unglück im Spiel, oder in ſeiner Carriere, oder bei Frauen, oder auf der Jagd, oder in ſeinen Projecten, oder ſonſtwo. Aber: er iſt unglücklich — kann man im Grunde von Niemand ſagen, den man nicht bis in die innerſte Seele hinein kennt; alſo kaum von ſich ſelbſt.

Pau iſt nicht groß, hat nur 13,000 Einwohner, iſt aber ſtattlich gebaut und ſieht dennoch gar nicht todt aus. Ich weiß nicht, woran es liegt, daß es eine Ausnahme macht, und nicht, wie die übrigen alten, nach größerem Zuſchnitt und ſtolzeren Zuſtänden erbauten Städte, unbelebt ausſieht. Sind es die Fremden, die ſich gern längere Zeit aufzuhalten pflegen? oder die vielen Durchreiſenden, die aus dem nördlichen Frankreich nach dem ſüdlichen und in die Pyrenäen gehen? oder iſt Pau ein Mittelpunkt zwiſchen dem Gebirg und dem ebenen Lande, wo die Bewohner beider Regionen Gelegenheit finden, ſich in ihren Intereſſen zu begegnen? Genug, es ſieht ſehr munter aus, hat ganz hübſche Magazine, Menſchen auf den Straßen, belebte Marktplätze, gut gehaltene Häuſer, volle Gaſthöfe, und dabei gar nicht die Flachheit, welche eine kleine Stadt leicht annimmt, wenn ſie einzig vom Verkehr mit Fremden ſich ernährt. Das Landvolk nahm einen eben ſo großen Platz in dem Bilde ein, als die ſtädtiſche Bevölkerung; und hatte ich jenes am Morgen Handel und Wandel treiben, und auf die Mirakel eines Marktſchreiers und einer Marktſchreierin geſpannt horchen hören, ſo konnt' ich am Abend dieſe auf der place royale verſammelt ſehen, wo Militairmuſik unter himmelhohen vierfachen Alleen ſpielte. Dieſer Platz iſt nur auf drei Seiten mit Häuſern umgeben; die vierte iſt frei, der Erdboden fällt ſchroff und tief herab, eine ſteinerne Bruſtwehr iſt gezogen und verwandelt den Platz in eine große Terraſſe, von wo man die lieblichſte und wechſelvollſte Ausſicht hat. Denn das Auge gleitet vom Gave de Pau, der unten durch die Vorſtadt fließt, in die üppige Ebene hinein, dann aufwärts zu dem Höhenzug des Jurançon, bedeckt mit Weinbergen, Gärten und Landhäuſern, und dann von Stufe zu Stufe das blaue Gebirg empor, bis zum Pic du midi, der ſteil wie eine Pyramide aufwärts ſteigt und ſich oben wie eine Schlangenzunge in zwei Spitzen ſpaltet. Das iſt der eigentliche Herr vom Béarn; ihn ſucht und findet immer der Blick. Zwei Söhne der Pyrenäen lernt' ich in Pau kennen, in dem Moment, der ihrer Liebenswürdigkeit am günſtigſten iſt; nämlich zwei Bären in früher Jugend, der eine blond, der andere braun. Die Bärenmutter war droben in den Bergen getödtet, und ihre Brut gefangen. Nun trug ein Mann ſie unter den Armen, wie ein Paar dicke Möpſe, ohne Maulkorb, und ich durfte die wilden Beſtien ſtreicheln. Sie haben drollig plumpe Bewegungen, in der Art, wie junge Jagdhunde, und ich ſtand zwiſchen all' dem Volk auf der Straße, und lachte über ihre Poſſierlichkeit, — auch wie das Volk. Als ich fortging, wunderte ich mich recht, was alles für Gegenſtände ich mit Intereſſe anſehen kann: Murillos, den Himmel, das Menſchenantlitz, junge Bären — Alles, was es zu ſehen giebt, und wirklich in dem Augenblick, wo ich es ſehe, mit großem Vergnügen. Ich hab' eine rechte Volksnatur, gaffen und nicht arbeiten, das iſt mein liebſtes Leben; und die Fähigkeiten, welche das Volk vorzugsweiſe hat, Gedächtniß und Phantaſie, hab' ich ebenfalls. Bei der Marktſchreierin waren wir zuvor auch ſtill geſtanden. Es war eine Dame im rothen Rock und ſchwarzen Spenzer, und ich hielt ſie zuerſt für eine Marketenderin, aber der grüne Schleier an ihrem ſchwarzen Filzhut gab ihr einen unſoldatiſchen und prätentiöſen Anſtrich. Sie ſtand in einer zurückgeſchlagenen, mit zwei Pferden beſpannten Kaleſche, mutterſeelenallein, und ſchrie Zeter. Die Thiere hätten mit ihr durchgehen können! Es war unmöglich, auch nur eine Sylbe zu verſtehen; ſie ſprach Patois. Ich wußte nicht, welchen Wunderbalſam für alle Krankheiten, welche Schönheitseſſenz für alle Häßlichkeiten ſie verkündete und pries. Endlich fing ſie an, gedruckte Zettel zu vertheilen, und da las ich denn mit großem Erſtaunen, daß es die edle Schreibekunſt war, welche ſie ſich anheiſchig machte, in wenig Lectionen den Schülern beizubringen. Das iſt aber nichts! die Wunderdinge, welche man nicht in der Schule lernen kann, gehören ins Bereich der Marktſchreier, und es iſt wirklich traurig, zu ſehen, wie alle Erſcheinungen von ihrem urſprünglichen Charakter abweichen, und ſich mit allen möglichen fremdartigen Elementen vermiſchen, ſo daß ihnen ihr originelles Gepräge verloren geht; gar der Marktſchreierei. Das kommt mir vor wie jene Verſuche, Kranke dadurch vom Tode zu retten, daß man das Blut aus den Adern eines Geſunden in ihre Adern überführt.

Ach, die alten Grafen von Béarn müſſen ein herrliches Leben gelebt haben, da oben auf ihrem Schloß. Heutzutag iſt das Schloßleben ohne Nerv und ohne Poeſie. Das fühlen auch die, welche es führen, und ſuchen ſich nach Kräften davon loszumachen, gehen im Sommer in Bäder, im Winter in große Städte, reiſen ſo viel wie möglich, und wenn ſie durch Geſchäfte und Verhältniſſe feſtgehalten werden, ſo gähnen ſie, dieſer unbefangen, jener verſtohlen, und ermuntern ſich nur durch den Gedanken, daß ihre Pflicht oder ihr Beruf ſie bindet. Früher war das Schloßleben ein Strom, der alle kleine Bäche in ſich aufnahm, und der Bewegung an ſeine Ufer brachte. Jetzt iſt's ein Teich, der häufig trocken liegt, weil die Bäche, die ihn ernähren könnten, Mühlen zu treiben und Fabriken in Bewegung zu ſetzen haben. Durch äußern Zufluß iſt übrigens auch nichts zu bewerkſtelligen, ſobald ein inneres belebendes Princip fehlt. Und im Schloß iſt kein Leben! nichts von dem, was die Welt bewegt und anregt, kommt von dort! macht ſich eine Lebensäußerung fühlbar, ſo iſt es faſt immer die des abſoluten Widerſtandes, ſelten der Reaction! Aber der kahle Widerſtand lähmt die Bewegung, und verſteinert die Geſinnung, ſo daß zugleich Mangel an Verſtändniß und an Thatkräftigkeit eintritt. Dem Einzelnen, der dieſe Exiſtenz führt, mag ſie nicht immer in ihrer ſiechen Geſtalt erſcheinen, beſonders wenn ihm daran liegt, ſich über ſie zu täuſchen. Und dann hat der Einzelne auch ſo viel tauſend kleine Intereſſen des Augenblicks, die ihn ſpannen und bewegen, und wird durch ſeine individuellen Verhältniſſe dermaßen in Athem gehalten, daß er nur in ſeltnen Fällen und Momenten darüber zum Bewußtſein kommen mag. Wer aber unbefangen jene Zuſtände betrachtet, dem wird ihre Mangelhaftigkeit bald fühlbar — und je nachdem ſeine Geſinnung iſt, thut's ihm weh, oder es freut ihn. Mir thut's weh. Man ſagt zwar, jetzt ſei es beſſer, denn die Zeit ſei im Fortſchritt begriffen. Ach, Fortſchritt! dazu gehört eine höhere Entwickelung! Iſt denn der Herbſt ein Fortſchritt der Natur zu nennen, weil er ſpäter kommt als Frühling und Sommer, und ſtatt grüner Blätter gelbe hat? Oder das Alter ein Fortſchritt im Menſchenleben, weil es rothe Wangen blaß macht, und an die Stelle kräftiger Zuverſicht kränkelnde Beſonnenheit ſetzt? Und warum ſoll dies Uebergehen aus einer Epoche in die andere in der Weltgeſchichte unbedingt Fortſchritt heißen, da es in der Natur und im Individuum doch nur unter gewiſſen Bedingungen ſo genannt werden darf?

König Louis Philippe wird das Schloß herrlich ausbauen. Dann wird einmal einer ſeiner Söhne dahinkommen, Reden hören, Reden halten, Soldaten die Revue paſſiren laſſen, ein Diner einnehmen, eine Nacht im Zimmer der Königin Margarete ſchlafen, und ſehr befriedigt weiter reiſen. Ob irgend jemand außer dem Präfekten, dem Maire, dem Kaſtellan und den Truppen ſich um die Anweſenheit des Prinzen gekümmert, ob jemand ihn geſehen, ja, nur gewünſcht hat, ihn zu ſehen — das iſt ſehr fraglich. So ſind jetzt die Zeiten, und nicht etwa nur in Pau. Als Heinrich von Béarn geboren war, kam das Volk in Schaaren aus Thal und Gebirg zur Stadt und begehrte das Kind zu ſehen, das lange erwartet und ein Knabe war; denn Jeanne d'Albret war mehre Jahre kinderlos vermält, und ihre Eltern hatten nie Söhne gehabt. Nun war's denn endlich ein Knabe! und da des Menſchen tiefſtes Bedürfniß nun einmal iſt: Zuverſicht faſſen zu dürfen; — und da der Charakter des Mannes mehr Bürgſchaft für dieſelbe zu leiſten ſcheint, als der des Weibes: ſo war die Freude doppelt groß. Und ſpäter, wenn Jeanne d'Albret mit ihrem Knaben auf dem Arm im Schloßgarten ging, ſo drängte ſich das Volk herzu, die Männer zogen den Hut, die Greiſe riefen ihr Segenswünſche zu, die Weiber knieten vor ihr nieder und bewunderten ihr Kind, und zeigten es ihren Kindern. Und darum, mein' ich, müſſen die alten Grafen von Béarn ein herrliches Leben da oben geführt haben. Das iſt nun aus und vorbei, und kommt nie wieder. Nie wieder! welch' ein trauriges Wort .... ſogar, wenn es ſich auf die alten Grafen von Béarn bezieht, um die man ſich doch nicht das geringſte Herzeleid zu machen braucht. Es fällt einem nur gleich ſo Manches ein, das auch nie wiederkommt! Man muß lieber an die materiellen Zuſtände denken, an den kräftigen, muntern Menſchenſchlag, der in ſeiner gasconiſchen Mundart — welche ich leider gar nicht verſtehen konnte — zuweilen recht treffende und poſſierliche Sachen ſagen ſoll; an die guten Weine, die ich leider nicht trinke; an die vortrefflichen Früchte, die ich leider nicht eſſe; dabei kann man, wenn man den guten Willen dazu mitbringt, wieder einigermaßen munter werden; denn für die Prosperität des Menſchengeſchlechts iſt's viel wichtiger, daß es Weine vom Jurançon und Bayonner Schinken giebt, als daß gewiſſe Zuſtände kommen, ihre Zeit dauern, gehen, und dann nie wieder kommen. Vor meinem Zimmer im Gaſthof lag eine ſtille abgeſchloſſene Terraſſe, auf welche außerdem kein einziges führte. Da hatt' ich mein Reich allein, zu meiner Freude! die Gaſthofgemeinſchaft iſt mir zuweilen fürchterlich läſtig. Spät Abends ging ich da auf und ab. Eine tiefe Schlucht, welche wie das Bett eines Waldbaches ausſieht, zerreißt die Stadt in zwei, durch eine hohe Brücke verbundene Theile, und auf ſie ging die Terraſſe hinaus. Gärten und Bäume klettern an der andern Seite der Schlucht empor, und an ihrem Rande ziehen ſich die Häuſer hin, hohe, dunkle, ſteinerne Häuſer, in denen die einzelnen erhellten Fenſter mich ſonderbar geheimnißvoll anſahen. Solche einzelne Lichter am ſpäten Abend erzählen mir Wundergeſchichten, und ſehen Sie, Emy! wenn ich mir den ganzen Tag gepredigt und mich recht in die Vorſtellung hineingewickelt hatte, daß die Menſchheit nichts ſo nothwendig zu ihrer Wohlfahrt brauche, als materielle Proſperität, die mir durch Bayonner Schinken herrlichſt repräſentirt ſcheint — und wenn ich dann Abends auf meine Terraſſe ging, und die kleinen flimmernden Lichter beobachtete, ſo mußt' ich ſagen: Es iſt aber nicht wahr! mit dem Segen der behaglichen leiblichen Exiſtenz iſt's nicht genug! den Segen der Arbeit, den Segen der Häuslichkeit, den

Segen mühevoller in Sorg' und Thränen — oder ſüßer in Freud' und Liebesglück durchwachter Nächte, den Segen raſtloſer Thätigkeit, den Segen geiſtiger Entwickelung und Ausbildung — Alles, was jene Lichter beſcheinen, braucht der Menſch ebenſo nothwendig, als das tägliche Brot, und viel nothwendiger, als Bayonner Schinken; und hat wol Jeder da drüben das, was er braucht? — Mir kommt vor, als erfülle das Schickſal unſre Wünſche häufig ſo, als ob es in demſelben ein Wörtchen mißverſtanden hätte, z. B. ſtatt früh, ſpät; ſtatt jetzt, einſt; ſtatt geben, nehmen. Von dieſen kleinen Mißverſtändniſſen mit dem Schickſal könnten ſolche ſpäte einſame Lichter viel erzählen — und das macht ſie mir intereſſant, wie beredte Augen über einem feſtgeſchloſſenen Mund.

Jene Häuſer ſahen übrigens bei Nacht anmuthiger aus, als bei Tage. Außer dem Hôtel de Gontaud — Hôtel nicht in ſeiner demokratiſchen Gaſthofsbedeutung, ſondern in der urſprünglichen ariſtokratiſchen, gaſtfreien, Haus bedeutend — iſt mir keines durch irgend eine Originalität aufgefallen, und jenes auch hauptſächlich wegen der Bäume, die eine melancholiſche Düſterheit im Hof verbreiteten. Die Namen Gontaud, Grammont, Guiche, welche unter Ludwig XIV. zur Blume des Hofadels gehörten, ſtammen aus der Gaſcogne, und waren hauptſächlich mit und durch Heinrich IV. an den Hof und nach Paris gekommen.

Die einzigen ſchönen Tage des Sommers verbrachte ich in Pau. Sie waren ſo ſchön, daß ich plötzlich wieder Vertrauen zu ihnen faßte, und ins Gebirg zurückreiſte — nach Cauterets. Ich liebe ſolche kleine Kreuz- und Querzüge weit mehr, als hintereinanderfort, ohne andre Nothwendigkeit als die der räumlichen Nähe, Exkurſionen zu machen. Es iſt freilich Zeitverſchwendung! aber ich muß geſtehen, daß ich die koſtbare Veranſtaltung Zeit gar nicht gehörig zu würdigen weiß, und mich immer mit oder in ihr benehme, als ſei ſie ein Stückchen von der Ewigkeit. Und ſo ging es denn getroſt den Weg zurück, den wir gekommen waren. Das war wirklich ein großes Glück! damals ſündflutete es dermaßen, daß man nichts ſah, als die Häuſer und Bäume an der Chauſſee — diesmal, eine der herrlichſten Landſchaften in den ganzen Pyrenäen! der Weg geht immer die baumbewachſenen Ufer meines geliebten Gave de Pau entlang, bald auf der einen, bald auf der andern, und während man zur Rechten das Gebirg mit ſeinen höchſten Spitzen, dem Vignemale, dem Marboré, der Brèche de Roland hat, entwickeln ſich, durch die vielfachen Wendungen des Gave, neben jenen fernen großartigen Bildern, in der Nähe äußerſt liebliche, — von der Wallfahrtkirche zu Betharam mit ihrer kühnen epheubewachſenen Brücke, bis zu dem Schloßberg von Lourdes, von wo man in's Thal von Argelès, und in die Schluchten ſieht, in die es ſich im Hintergrunde ſpaltet, und die jede durch einen Schneeberg geſchloſſen wird. Ich kenne nichts Anmuthigeres, als bei ſchönem Wetter durch eine ſchöne Gegend raſch und leicht dahinzurollen! es iſt ein Vergnügen, deſſen ich nie überdrüſſig werde, und das ich in jeder Stimmung wie eine Wohlthat empfange. Manche Perſonen leſen, ſchreiben gar im Wagen, ich nicht. Ich denke nicht einmal, ich ſchreib' auch nicht, ich phantaſire nur. Ich fühle mich leicht wie der Vogel, der ſeine kapriziöſen Züge durch die Luft macht, und dabei von einer gewiſſen beſinnungsloſen Heiterkeit iſt — die ſich übrigens viel mehr für den Vogel, als für den Menſchen ſchickt: das geb' ich zu! aber der arme Menſch kann wirklich nur heiter ſein, wenn er ſich nicht beſinnt. Beſinnt er ſich, ſo mag er fröhlich werden, wenn er Urſach zur Freude hat, oder luſtig, wenn er vergeſſen und verbergen mögte, daß er ſie nicht hat; aber mit der klaren himmelblauen Heiterkeit, mit dieſer Aetherfärbung der Seele iſt's vorbei. Lieber mach' ich wol zuweilen im Fahren — auch wie der Vogel, ohne Worte. — Von Pierrefitte geht die Chauſſee nach Cauteretz, Anfangs in ſcharfen Rampen aufwärts, und dann immerfort ſtark ſteigend in einer ziemlich engen Felſenſchlucht. Doch ſie iſt freundlicher, milder, als die nach St. Sauveur. Schöne Buchen und Linden beſchatten den Weg und ſchmücken die Felswände. Eilf Brücken ſind in kühnen ſichern Bogen über den Gave geſchlagen, der unten brauſt. Die eine heißt Pont de Diable, und ein ſchöner Waſſerfall, der von den Gletſchern des Pic de Viscoz herabkommt, donnert unter ihr fort. Endlich erweitert ſich die Schlucht zu einem Becken, und auf grünen Wieſen, von Waſſerfällen umrauſcht, von Bächen umrieſelt, zwiſchen zerſtreuten Bäumen, 2900 Fuß über dem Meer, liegt der kleine Flecken Cauteretz, der jetzt das beſuchteſte Bad der Pyrenäen iſt, und mehr Kranke aufnehmen kann, als Baréges und St. Sauveur zuſammen. Zur Zeit der Königin Margarete — der Schweſter von Franz I. — hatte es bereits große Berühmtheit, und die Source de la Reine hat von ihr den Namen empfangen. Einmal gerieth ſie dort in große Gefahr. Es war im September, als ungeheure Wolkenbrüche dermaßen die Bäche und Ströme ſchwellten, und das Thal überſchwemmten, daß die Badegäſte weder in den Häuſern bleiben, die unter Waſſer ſtanden, noch aus den Bergen heraus konnten, weil jeder Weg unwegſam, und jeder Bach ein reißender Strom war. Sie mußten Umwege machen, ſie verirrten ſich in den Wäldern; Einige wurden von Räubern ausgeplündert, Andre von Bären gefreſſen. Die Spanier kamen noch am ſchnellſten über das Gebirg nach Haus; aber die Franzoſen mußten durch Aragon und dann durch's Rouſſillon ihren Heimweg ſuchen. Das erzählt ſie ſelbſt. Jetzt iſt die Saiſon in Cauteretz im Auguſt zu Ende. Es ſcheint mir ſehr unbequem, daß die ſämmtlichen zehn Heilquellen alle mindeſtens eine halbe Stunde vom Flecken, und zum Theil auf hohen und ſteilen Bergen liegen. Bei gutem Wetter iſt die Beſchwerde nicht groß, ſich dahin tragen zu laſſen; doch wenn es regnet, geben die leichten Tragſeſſel keinen genügenden Schutz. Das Thal von Cauteretz ſieht recht munter aus, hauptſächlich durch die verſchiedenen Waſſerfälle, die Gruppen von Hügeln und Felsmaſſen um ſich verſammeln; doch ſie verſchwinden alle! alle! vor denen im Thal von Jéret! Da iſt der ſogenannte Pont d'Espagne, der ſeine ganze Berühmtheit verdient, und der ſchönſte Waſſerfall iſt, den ich vielleicht je geſehen habe. Nichts hat mir in den Pyrenäen ſo gefallen als er. Es war ein kriſtallner Morgen am 21. Julius, der Himmel Azur, das Gebirg Diamant, und der Vignemale mit ſeiner Schneekrone von ich weiß nicht welchem unirdiſchen Licht beſtrahlt. Wer nicht im Hochgebirg geweſen iſt, weiß nicht, was für ein reiner Goldglanz um die höchſten Spitzen unſrer grauen Erde ſchwebt, und welcher Verklärung ſie fähig iſt, und in welchen ſtolzen edlen Formen ſie zum Himmel aufſtrebt. Ja, Alles was zum Himmel aufſtrebt wird ſchön, und verklärt ſich eben durch dies Beſtreben. So ein Morgen, ſo ein Anblick, geben mir Flügel und Richtung. Dann bin ich nicht mehr der Vogel, der ſich beſinnungslos von den Lüften tragen läßt; nein, dann weiß ich ſehr gut was und wohin ich will; ich will auch hinauf, o! nur hinauf, ſonſt nichts, aber das gewiß! — Ich ritt, der Weg iſt unausgeſetzt ſehr ſteil, und dadurch beſchwerlich, doch nicht im mindeſten gefahrvoll. Zum Aarfall von der Handeck im Berner Oberland iſt zuweilen der Pfad ſo ſchmal, daß ich, wenn ich die Augen niederſchlug, ſenkrecht vom Pferd herab in den Abgrund ſah, und daß meine Füße immer darüber ſchwebten. Thut da das Pferd einen Fehltritt, oder macht man eine lebhafte unvorſichtige Bewegung, ſo kann es einem übel gehen, denn es iſt da kein andrer Platz zum fallen, als in die Aar hinunter. Doch hier, ſo extravagante Beſchreibungen von den Schreckniſſen des Pfades man auch leſen möge, hier müßte man ganz beſondres Unglück haben, um in den Gave zu ſtürzen. Eine halbe Stunde braucht man, um von Cauteretz nach la Raillière zu kommen; das iſt die berühmteſte und wirkſamſte Quelle, über die ein ſchönes Badehaus mit Marmor bekleidet und mit 24 Badezimmern erbaut iſt. Von der Terraſſe präſentirt ſich der Waſſerfall von Laitour ſehr gut, der im Hintergrund das Thal von Cauteretz ſchließt. Nun biegt man mit einer plötzlichen Wendung in den Val de Jéret hinein, und nun ſtürzt einem deſſen Gave in ununterbrochenen Kaskaden über ungeheure Felsblöcke ganz außer ſich entgegen. Solche Vehemenz hab' ich nie geſehen! Fall auf Fall, und einer immer ſenkrechter als der andre! wie der Blitz die Wolke zerſpaltet und dann in ihr verſchwindet, ſo reißt ſich der Gave durch die Felsblöcke durch, und ſchießt in die Tiefe hinab, ſo daß er momentan dem Auge verborgen bleibt. Ach, da muß er untergehen — denkt man. Mit nichten. Da unten faßt er ſich, ſammelt ſich, ſchickt als Gruß, als Beweis ſeines Lebens eine flimmernde Wolke von Thau und Nebel herauf, und kommt wie ein Taucher aus der Tiefe, ungebrochen und muthvoll zu neuem Wagniß, wieder zum Vorſchein. In der Cascade de Mahourat iſt er noch nicht in ſeiner vollen donnernden Kraft; aber bei der Cascade du Cerizet überrieſelte mich der Schauer der Bewunderung, der mich ſelten ergreift, doch alsdann ſo, daß aus dieſem Gemiſch von Entſetzen und Entzücken eine ganz überwältigende Emotion wird. Nicht, als ob ich Luſt hätte in Ohnmacht zu fallen! O nein! wie könnte man wol einer ſo maßloſen Fülle des Lebens gegenüber ſich um das Bewußtſein des eignen Lebens bringen laſſen? Nein! recht göttlich und unſterblich fühl' ich mich, und wenn nicht jener gebieteriſche Inſtinkt wäre, der mich an's gebrechliche menſchliche Daſein feſſelt, ſo könnt' ich mich in voller Seelenfreude in dieſen titaniſchen Strudel hineinſtürzen. Wir ſtiegen von den Pferden und gingen auf einen Felſenvorſprung, der etwas abhängig und ganz mit ſammetweichem Moos bedeckt iſt, und von dem man grade in die Tiefe, aber nicht bis auf deren Grund herabſieht. Ein Paar wunderſchöne Tannen haben ihre mächtigen Wurzeln um das Geſtein geſchlagen, und wehen mit ihren breiten dunkeln Aeſten wie mit traurigen Siegesfahnen über einem Heldengrab. Einer dieſer Tannen warf ich mich in die Arme; ich umſchlang ſie, und dankbar für mein Vertrauen hielt ſie mich feſt, und ließ mich nicht hinabgleiten.

Der Gave kam an, taumelnd, ſchäumend, bäumte ſich hoch auf wie ein Roß, und that den gewaltigen Sprung in die Tiefe. Da verſchwand er; es donnerte nur hinter ihm drein. Athemlos bog ich mich nach vorn, über den Rand des Felſens, um zu erſpähen, was mit ihm geſchieht. Umſonſt! ich ſah nichts! denn eine ſchwebende Flut, wogend und wallend wie Wellen, ſteigt in raſtloſer kräuſelnder Bewegung aus dem Abgrund auf, und deckt mit ihrem Schleier von feuchtem Staub die gewaltigen Geheimniſſe zu. Einzelne Wölkchen löſen ſich von ihr ab, wirbeln höher, fallen in kriſtallnen Tropfen auf das Moos, hängen ſich an die dunkeln Nadeln meiner Tanne, und die Sonne verwandelt ſie in Tauſende von kleinen Prismen. Aber ein wunderſchöner Regenbogen ſpannt ſich wie eine Geiſterbrücke über den ſchauerlichen Schlund. Das war wirklich von ganz überirdiſcher Schönheit! ich dacht' an eine Seele, die mit Schmetterlingsflügeln aus dem dunkeln Tode freudig aufwärts fährt; ich dacht' an die Liebe, die wie eine Glorie alle Finſterniſſe des Daſeins verklärt; ich dacht' an ein treues Herz, das ſich zitternd und feurig mit all' ſeinen Gluten auf die Stätte wirft, wo ihm ein geliebtes verloren oder untergegangen iſt. O, ich dachte nur Schönes, und wo wäre der Unſelige, der hier etwas Andres, als Schönes denken könnte. Dieſer reizende, feenhafte Schleier, ſilbern, mit Diamanten überſät, und mit dem buntfarbigen Bande des Regenbogens gleichſam zuſammengehalten, ſieht unbegreiflich phantaſtiſch aus: Giganten ringen mit einander im verzweiflungsvollen Kampf; und Elfen werfen lächelnd ihre Gürtel in die Arena. Giebt's in Gaſtein auch ſolche Bilder von Schönheit erſter Ordnung, ſolche Murillos der Schöpfung, liebe Emy? Und nun die Muſik zu dieſem Bilde — wie ſie mich erquickt! wie ſie mir die Nerven ſtählern macht! ſo muß die Muſik einer Schlacht ſein: da denkt auch Keiner an Furcht und Gefahr, nur an Sieg. — Ich wollte gar nicht fort. Der Führer verſicherte, es kämen noch mehre, eben ſo ſchöne Waſſerfälle, und endlich der vom Pont d'Espagne, womit dieſer gar nicht zu vergleichen ſei. Ganz ungläubig und ganz betrübt riß ich mich von meiner Tanne los, und ich muß ſagen, daß es dem Geſchmack des Führers keine Ehre machte, wenn er wirklich die Waſſerfälle von Bouſſé und vom Pas de l'Ours eben ſo ſchön findet, als den von Cerizet. Pas de l'Ours hat deshalb ſeinen Namen, weil ein Bär und ein Hund hier ein Treffen ſich geliefert haben, und endlich beide in den Gave geſtürzt ſind. Es war aber ein rechtes Glück, daß jene beiden Waſſerfälle mich nicht ſonderlich überraſchten und feſſelten; denn der Pont d'Espagne hätte alsdann unmöglich von noch größerer Wirkung ſein können. So wie dieſer Val de Jéret iſt, ſcheint er ausdrücklich dazu gemacht, um die Emotion immer vibrirend zu erhalten, und ſie nie in Abſpannung übergehen zu laſſen. Dadurch iſt er ſehr einzig, das glauben Sie nur! es giebt faſt keine Gegend, die nicht im Bereich von wenigen Stunden neben den höchſten Schönheiten ihre matten Momente aufzuweiſen hätte, und zwar ſo matt, daß man ganz kühl gegen ſie wird. Es iſt mit ihnen wie im Leben: neben der Hymne wird ein Gaſſenhauer geſungen. Nicht ſo im Val de Jéret, der iſt von Anfang bis zu Ende ein Hohes Lied zu Gottes Ehren. Welche grandioſe Harmonie, welche erhabene Modulationen werden da von unſichtbaren Chören ausgeführt! Wohl dem, dem davon ein Ton, eine Note, ein Akkord in die Seele fällt, und darin haften bleibt. Er wird ihn nachſtammeln oder nachlallen; aber nie und nie vergeſſen, daß auch er eine Stimme in jenen Chören ſein ſoll. — Je näher am Pont d'Espagne, deſto heftiger das Brauſen. Sturm und Donner und Glokken und Orgel wühlten ihre großen Stimmen durcheinander, und ein unterirdiſches Getöſe, als ob Cyclopen auf ihrem Ambos ſchmiedeten, gab dazu den

Takt: das war der Waſſerfall. Endlich ſtanden wir denn auf der kleinen bebenden Brücke, unter welcher der Gave de Gaube und der Gave de Pentacoſte in einem Sturz von 150 Métres ſich vereinen, und ein Chaos von Schaum bilden, das in der glühenden Mittagsbeleuchtung wie flüſſiges Gold ausſieht. Oberhalb der Brücke haben die Waſſer noch gar kein Bett, und kommen ganz wild und ungebändigt von der Croupe des Berges herab, der oben amphitheatraliſch von einem ſchmalen Schneeſtreif geſäumt wird, ſo daß er ſich ſcharf gegen den Azur des Himmels abſchneidet. Die Sonne ſtrahlte mit aller Macht aus dem Himmel, auf den Schnee, in's Waſſer, auf's naſſe Geſtein, es war ein Funkeln und Glänzen, wie in der Schatzkammer aller Elemente, und ein Leben, wie auf ihrem Heerd. Mir war ernſt und andächtig zu Muth'. Ich dacht' an den Pſalm: „Licht iſt dein Kleid, das du anhaſt.“ Wär' ich allein geweſen, hätt' ich mich niedergekniet; aber es wimmelte voll Menſchen, und es iſt die Frucht der guten Erziehung, daß man nichts thun mag, wodurch man auffällt. In ſeinen beſten Empfindungen läßt man ſich durch ſie ſtören! ich ſage nicht: in den ſtärkſten. — Eine Bretterhütte, eine Laube von Tannenzweigen und Wirthsleute laden zu Erfriſchung und Ruhe ein. Es gehört mit zu der Ironie, die irgend ein boshaftes Geſtirn in unſer Leben hineinblitzen läßt, daß man bei großen Emotionen Appetit entweder bekommt oder verliert. Was in aller Welt hat der Magen mit unſrer Bewunderung, unſerm Schmerz, unſrer Freude zu thun? Genug, da oben in der Wildniß wird ſehr auf ihn ſpeculirt, und die Leute finden ihre Rechnung dabei. Von den Tauſenden, die allſommerlich zum Pont d'Espagne wallfahrten, wird kaum Einer ſie nicht füllen helfen; und ich war nicht der Eine. Ich aß Kuchen. Ja, im Urgebirg, neben dem ewigen Schnee, zwiſchen Gletſchern und uferloſen Gewäſſern, gab es ſehr guten Kuchen, der ganz friſch von Cauterets dahin geſchafft worden war. Die Entfernung wird nicht über anderthalb Stunden betragen, und nur weil man ununterbrochen außerordentlich ſcharf ſteigt, wähnt man ſich in eine Region verſetzt, die meilenweit von Cauterets entfernt ſein müßte. Jenſeits der Brücke geht der Pfad weiter, und über den Kamm des Gebirges nach Spanien. Dieſer Weg, ſo wie auch der Port de Gavarnie, und der Port de Venasque über dem Thal von Luchon, werden ſehr von den Contrebandiſten benutzt, beſonders im Winter, wo ſie für weniger kühne Reiſende unzugänglich ſind. Man hält es auch für gar keine Schmach Contrebandiſt zu ſein, um ſo weniger, da viel Muth, Gewandtheit und Liſt dazu gehören, um ihn aus den Gefahren aller Art zu retten, in die ſein verwegenes Leben ihn ſtürzt.

Wie aus dem Himmel ſtieg ich nach ein Paar Stunden wieder auf die Erde herab — aus der Welt wie Gott ſie geſchaffen, voll Freiheit, voll Licht, voll Kraft, in die Welt, wie der Menſch ſie ſich zurecht gemacht, voll Sclaverei, voll Lüge und voll Erbärmlichkeit. O, es ſollte mir ja ſehr gleichgültig ſein, was die Menſchenwelt iſt, wenn ſie nur nicht auch mir ihr Joch aufwerfen thäte, und mich eben ſo unfrei, unwahr und unkräftig machte, wie alle Uebrigen. — Kaum auf der Hälfte des Rückweges ſah ich mich nach dem Vignemale um. Er thronte in voller Majeſtät über ſeiner Vaſallenſchaar, aber ein leichtes Wölkchen hing wie eine weiße Locke von ſeinem ſtolzen Haupt herab. Wenn man viel im Freien lebt, lernt man die Wetterzeichen kennen, und ich ſah wol, daß dies kein gutes ſei. Gehorſam dem Beiſpiel ihres Herrn, ließen alsbald ſämmtliche Pics die kleine Kriegsfahne wehen, und ſo plötzlich, als ob ſie wirklich in einem Moment über den Zinnen aufgegangen ſei. Von den Spitzen der höchſten Berge ſenkten ſie ſich auf die inferiören, dann über die Abhänge, endlich auf die Hügel herab, und um vier Uhr Nachmittags ſah das Thal von Cauteretz wie ein Keſſel voll brodelndem Nebel aus. Gegen Abend löste ſich der in feinen Regen auf, und ich hatte das Vergnügen, die ganze ſchöne Welt unter Schirmen die vorſchriftsmäßige Abendpromenade machen zu ſehen. Am andern Morgen, um halb ſieben Uhr fuhren wir fort, und in einem Zug nach Auch.

Aquitanien.

Man pflegt von Tarbes über Pau und Bayonne nach Bordeaux zu fahren. Als Hauptpoſtſtraße wird ſie vermuthlich gut gehalten und bedient ſein — das iſt ſchon ein gewichtiger Grund, um ſie zu wählen. Ferner bleibt man bis Bayonne immer im Thal des mit dem Adour vereinigten Gave de Pau, behält die Ausſicht auf die Pyrenäen, kommt durch das Land der franzöſiſchen Basken, und jenſeits Bayonne durch die Landes, wo die Menſchen auf Stelzen leben, wie die amerikaniſchen Wilden auf Bäumen. Doch all' dieſe Lockungen ließen mich eiskalt: ich wollte nach Nérac. Als Margarete von Valois ſich endlich entſchloß, den Hof ihres Bruders zu verlaſſen, und zu ihrem Gemal in's Béarn zu gehen, wollten ihr die glaubenseifrigen reformirten Geiſtlichen, welche dort die Mehrzahl bildeten, nicht die Meſſe im Schloß von Pau geſtatten. Das nahm ſie übel; ſie ging mit Heinrich nach Nérac, und der Hof lebte dort herrlich und in Freuden, hauptſächlich intriguirend, ſelten politiſirend. Margaretens Liebhaber war damals Heinrich von Bouillon, Graf von Turenne, und ihr Gemal bemerkte es nicht, oder entſchuldigte es, bis ihr Bruder, König Heinrich III., ſich das perfide Vergnügen machte, ihn darüber aufzuklären. Dieſer Brief entzündete wieder die Fackel des Bürgerkrieges. Heinrich von Béarn war vielleicht mehr gegen ſeinen boshaften Schwager, als gegen ſeine Frau erzürnt, und Margarete, rachedurſtig, entzündete alle Damen ihres Hofes, und durch ſie alle Männer, welche zu ihren Füßen lagen, zu einem Kreuzzug gegen ihren unritterlichen Bruder, und die Reformirten, immer mit Heinrich von Béarn an der Spitze, aber ohne einen politiſchen Zweck und ohne einen Funken von religiöſer Inbrunſt, begannen den Bürgerkrieg, welcher in den traurigen Annalen dieſer religiöſen Kämpfe der ſiebente iſt, und ſeines Urſprungs wegen la guerre des Amoureux heißt. Aus den Feſten Margaretens zu Nérac hervorgegangen, ging er in demſelben Jahre, 1580, in den Feſten unter, durch die Catharine von Medicis zu Coutras den Frieden vermittelte. Ich weiß nicht, welchen Hintergrund von Anmuth, Schönheit, Kriegsluſt und Galanterie ich mir für Nérac gewoben — welch' eine Szenerie ich mir dafür ausgemalt hatte! das alte Schloß, wo die Grafen von Albret reſidirten, der Park, den Margarete angelegt, exiſtirten noch — das wußt' ich. Ich meinte, das Alles müſſe eben ſo ſchön ſein als Pau, gar ſchöner; denn Margarete war zu ſehr eine ächte Tochter Catharinens von Medicis, um ihre Lebensfreuden einer Meſſe zu opfern — und davon mußten ſich noch Ueberbleibſel finden. Aber es ſind nur wenige und ganz beſonders bevorzugte Stätten, welche das Glück haben, das auch wenigen Menſchen nur zu Theil wird: im Alter ſchöne Ruinen zu ſein. Wir gingen alſo über Nérac nach Bordeaux; und immer wieder und wieder muß ich bei großen und bei kleinen Dingen ſagen: ſelig der, dem der Himmel unerfüllte Wünſche beſcheert.

Zum vierten und letzten Mal fuhr ich durch das holdſelige Thal von Argelès und durch Lourdes. Von jetzt an kehrte ich den Pyrenäen ganz entſchieden den Rücken und fuhr gen Norden. Bei Tarbes kommt man in die Ebene hinein, welche ſich vor Bagnères de Bigorre ausbreitet, und durch welche der Adour fließt. Er hat mich früher nie hingeriſſen, viel weniger jetzt, wo er ganz breit, matt und auseinander gefloſſen iſt, und nachdem ich noch ſo eben dem Gave de Pau einen Liebesgruß zugewinkt. Von Tarbes ſoll man eine großartige Anſicht des Gebirgs haben. Der Himmel war ſo grau, die Atmoſphäre ſo ſchwer, daß Tarbes mir vorkam, als ſei es mit einem Sargdeckel zugedeckt. Ich habe nichts dort geſehen als die Straße, in der die Poſt liegt, vor der wir eine volle Stunde auf Pferde harren mußten. Zum Glück fand ich auf dem Briefpoſtbüreau zwei Briefe, die mir freundlich und theilnehmend die Zeit vertrieben. Gott, ſo ein Brief! der hat wirklich eine merkwürdige Beſtimmung! Ein weißes Blättchen, dünn wie Taft, zerreißbar wie Muſſelin, mit kleinen krauſen ſchwarzen Zeichen beſchrieben, dann mit ein wenig Siegellack geſchloſſen, das leicht wie Glas zerſpringt, wird zwiſchen Tauſende ſeines Gleichen geworfen, und fliegt viele hundert Meilen in die Welt hinein, über Land und Meer, über Strom und Gebirg, nach dem Ort und zu der Perſon, die oben drauf genannt ſind. Ganz ſchmutzig kommt er an, zerdrückt und grau; durch viele Hände iſt er gegangen und manches Auge hat ihn geſehen; und dennoch iſt er ein unangetaſtetes Heiligthum geblieben, und die Rohheit, die nicht vor einem Piſtol — und die Frechheit, die vor keiner Sitte zurückprallt, müſſen ſcheu den höchſten Gipfel erreicht haben, eh' ſie es wagen, dieſen kleinen Wall von Papier zu erſtürmen und einen Brief zu erbrechen, der nicht an ſie gerichtet iſt. Und was Alles kann es bringen, dies winzige Blatt! mit welchem Herzklopfen wird es erwartet, mit welchem Jubel oder welcher Troſtloſigkeit geleſen. Vielleicht haben nur Briefe uns in unſrer allertiefſten und wahrſten Geſtalt geſehen, und zwar deshalb — weil ſie keine Augen haben. Es macht mir großes Vergnügen, beſonders in Orten, wo viele Fremde zu ſein pflegen, die Austheilung der Briefe vor dem Büreau anzuſehen; nur muß ich ſelbſt keine zu erwarten haben. Man ſtellt ſich nicht vor, wie ſich in Nizza z. B. und in Florenz vor dieſem vergitterten Fenſter die Menſchen zuſammendrängen und die Wagen halten, wenn der Courier gekommen iſt! was es da für bittende, dringende, forſchende Fragen giebt! und was für Geſichter! entmuthigt, verdrießlich, ſtrahlend, beruhigt — je nachdem es Nein oder Ja heißt. Einige reißen geſchwind die Briefe auf und leſen ſie, indem ſie fortgehen; Andere nehmen ſie unerbrochen nach Haus. Die erſten — ach das ſind gute Briefe! bei denen weiß man im Voraus, daß ſie keine üble Nachricht bringen, daß ſie nur Liebe und Freundlichkeit und lauter angenehme Dinge ſagen, und daß wenn auch irgend eine traurige Botſchaft ſich in ſie hereingeſchlichen, ſie doch nicht von der Art iſt, um uns das Herz zu brechen. Es iſt eine wahre Seelenſtärkung, ſie zu leſen, ganz langſam, ganz freudig, Wort für Wort, alle vier Seiten; — denn ſolche Briefe haben vier beſchriebene Seiten. Die Andern ſind entweder ganz gleichgültigen Inhalts, oder von einem ſolchen, der todt und lebendig machen kann. Solche Briefe ſind fürchterlich! ſie machen die Hand, die ſie hält, ſchwer wie Blei und kalt wie Stein; ſie machen die Pulſe mit ſolcher Vehemenz ſchlagen, daß es vor den Augen flimmert und vor den Ohren brauſt; ſie machen die Gegenwart ſo ungeheuer groß und wichtig, daß die Sekunden einen Klang haben und hörbar vorüberſchreiten; ſie machen die innerſte Seele ſo unwiderſtehlich zittern, wie der Magnet während des Nordlichts zittert! Und das Alles, bevor ſie geleſen ſind. Und ſie werden auch ganz anders geleſen: mit einem Blick der ganze Brief, um ſeine Bedeutung zu erfaſſen — und erſt ſpäter die einzelnen Worte. Dieſe Briefe haben ſelten mehr als drei Seiten, und häufig nur eine. Was ich für Studien mache! und alle nach der Natur .... und wol am meiſten an mir ſelbſt.

Bei Tarbes verläßt man die Ebene und den Adour, und fährt in ein hügeliges und ziemlich inüppiges Land hinein, wo faſt jeder Flecken einen hiſtoriſchen Namen hat, den er ſich entweder in den Kriegen gegen die Engländer, oder in den Religions- und Bürgerkriegen erworben. Aber dieſe kleinen Orte, z. B. Rabaſtens und Mirande, ſehen traurig und verſchollen aus, recht als ob ſie ſich ſeit jenen Tagen nicht mehr zu ihrer Wichtigkeit hätten erheben können. Freilich ſind es auch nur ganz winzige Orte von ein- oder zweitauſend Einwohnern, denen früher das Schloß, das ſie beherrſchte, oder ſtarke Mauern und Wälle Bedeutſamkeit gaben; die iſt nun mit ſamt ihren Mauern geſunken — und ſo mag es wol allen Bedeutſamkeiten gehen, welche ſich hinter einem wandelbaren Bollwerk verſchanzen, ſtatt die Stirn frei dem Angriff zuzuwenden. Trotz der kleinen Emeute, welche in Auch als ein Nachhall der Toulouſer ſtatt gefunden, oder vielleicht in Folge derſelben, ſah auch dieſe Stadt todtenſtill aus. Gras wächſt auf Straßen und Plätzen ungenirt und ungeſtört. Die Stadt liegt wie auf einer Hochebene, rundum ſehr frei, ſo daß man weit in die Ferne ſehen kann; nur hat ſie nichts, dieſe Ferne, was den Blick ausruhte. Die Kathedrale von Auch, deren Ruhm dazu beigetragen, mich auf dieſen Weg zu führen, entſprach nicht meinen Erwartungen, und ſteht tief hinter denen von Tours und

Rheims zurück. Ueber die moderne Façade könnte man noch zur Noth hinweg ſehen, wenn das Innere dem guten Willen zu Hülfe käme. Aber es iſt aus dem Jahr 1400, und gedrückt und nüchtern, wie damals der Bauſtyl war, dem ein belebendes Prinzip fehlte. Schön ſind einige gemalte Fenſter mit ganz prächtigen Farben aus dem Jahr 1513; noch ſchöner iſt das Holzſchnitzwerk im Chor, von italieniſchen Meiſtern im Jahr 1529 ausgeführt: die Stühle der Chorherrn, die Wand, an der ſie ſich hinziehen, und beſonders der Baldachin, der oben rundum über ſie fortläuft, und in ſeiner durchbrochenen Arbeit ſo weich gehalten iſt, daß er Falten zu werfen ſcheint. Als der Kirchendiener uns deutſch ſprechen hörte, fing er auch an, es zu ſprechen; es klang mir ganz ſeltſam, tief unten in der Gascogne! er war während des großen Krieges einige Jahre in Deutſchland geweſen, und muß es ſehr gründlich verſtanden haben, um es noch jetzt, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren, ein wenig radebrechen zu können. Er ſagte, es kämen wenig deutſche Reiſende nach Auch; — und ſie thun wohl.

Am andern Tage kam ich nach Nérac! das Land umher iſt ungemein freundlich, von kleinen Flüßchen durchſchnitten, grün, voll Gärten und Landhäuſer, nicht großartig, aber ſo recht geſegnet mit behaglichen Lebensgütern. Im Grunde kann ich die Behaglichkeit als den Hauptzug eines Charakters gar nicht ausſtehen. Es würde mir leichter werden, mich mit Menſchen zu befreunden, die ſich in allerlei Teufeleien — als mit ſolchen, die ſich in die Behaglichkeit eingeniſtet haben. Die bringt man nicht rück- noch vorwärts zu tiefer Trauer oder großer Freude; die haben ſich entſchloſſen, ſich nie den Appetit verderben und nie im Schlaf ſtören zu laſſen; die ſprechen ganz gelaſſen: „Ei, ei!" wenn man ihnen ſagt: Ich bin glücklich! oder: Ich leide! — in die hätte ſelbſt Prometheus kein Fünkchen himmliſchen Feuers hauchen können; die wecken dermaßen den Geiſt des Widerſpruchs in mir, daß ich mich, ihnen gegenüber, in eine ganz übertriebene Agitation ſtürzen mögte. Zum Glück iſt die Natur kein Menſch, ſo große Luſt ich auch immer habe, ſie zu vermenſchlichen; ihr Leben nimmt, wie das der alten Götter, tauſendfache Geſtalt an, und tritt es mir in ſeiner Fülle und Behaglichkeit zu brutal für die Menſchenform entgegen, ſo darf ich ja nur denken, ſie zeige ſich jetzt in den Functionen — einer Kuh etwa, die da verſorgt und ernährt. Nérac iſt ein ganz abſcheuliches Neſt, ſchmutzig, arm, und das Schloß ſieht mehr aus wie ein verfallener Speicher, als wie die Reſidenz der Grafen von Albret. Es iſt kein

Schloß, keine Ruine, kein Haus; es iſt ein unſaubrer Steinhaufen, wüſt und verwahrloſt, zwiſchen abſchreckenden Umgebungen, der einem auf dem Lande lebenden Privatmann gehört, und zuweilen als Magazin für Vorräthe, und meiſtentheils gar nicht dient. Eine arme Familie wohnte in einem untern Winkel dieſer abſtoßenden Höhle, und die Frau ſuchte ſich als Kaſtellanin darzuſtellen, hatte aber keinen Schlüſſel zu den obern Räumen, und geſtand auch, daß es dort nichts zu ſehen gebe. Auf einem öden konfuſen Raum neben dieſem ſogenannten Schloß ſteht eine Statue Heinrichs IV., die der Graf Digeon im Jahr 1829 ſeinem Andenken hat ſetzen laſſen. Sie iſt von Bronze und gar nicht übel, recht treuherzig und lebhaft im Ausdruck; aber ſie ſteht zu verloren da, um Eindruck zu machen. Höchſt niedergeſchlagen über dies klägliche Ergebniß meiner Reiſe kam ich in den Gaſthof zurück, und verſuchte es zu machen wie die Behaglichen, und mich durch leiblichen Genuß zu tröſten. Aber das gelingt mir nie! Nérac iſt wegen ſeiner Rebhuhnpaſteten berühmt; die wollt' ich haben, denn was weiß ich davon, ob man im Winter oder im Sommer ſie zubereitet. Die hübſche dicke Wirthin ſah mich halb erſtaunt halb mitleidig an. Daß ein menſchliches Weſen in ſo tiefer Unwiſſenheit über ihre Rebhuhnpaſteten vegetire, ſchien ihr höchſt beklagenswerth. Genug, man macht ſie nur im Winter. Die letzte Zuflucht ſtand mir offen: ſpazieren gehen, oder wenn Sie lieber wollen, herumgehen. Das hat man immer frei; Straßen und Wege giebt's überall; und in Nérac giebts la Garenne, die Promenade am Fluß, die Margarete angelegt. Hätt' ich ein Fleckchen Erde, das mein wär', ich pflanzte ſo viel Bäume darauf, als da Raum wäre. Die Schlöſſer zerfallen, die Kirchen veröden — aber die Bäume grünen und werfen ihren heitern Blätterſchmuck oder ihren kühlen Schatten über lange Menſchengeſchlechter. Zuweilen wünſch' ich ſehr, ein Fleckchen Erde zu haben, das mein wär'. Doch, was hab' ich nicht ſchon Alles gewünſcht! Mögliches und Unmögliches! Ueberdas ſeh' ich ja auch den Moment dämmern, wo dieſer Wunſch erfüllt werden wird. Das kann man von wenig Wünſchen ſagen, allein von dieſem mit voller Beſtimmtheit, denn jeder Sarg braucht ein Paar Fuß Erde. — Wir gingen weit über die Garenne hinaus nach einem Gebäude, das mit ſpitzen Thürmchen über große Bäume emporragte. Ein Teich, eine Mühle, einige Hütten lagen drum herum. Es war ein recht ländliches Bildchen — beſonders in der Ferne. In der Nähe wurde es gar zu wüſt und unordentlich. Das kleine Schloß heißt Nazaret, und gehört einem Landmann, der es für ſeine Bedürfniſſe eingerichtet hat. Ziegen wohnen unten im großen Thurm, daneben Hühner; Ackergeräth lag drunter und drüber vor der Thür; die Leute ſahen grob und ſchmutzig aus, und ſteckten mit nackten Füßen in ihren affröſen Holzſchuhen, die ſchon ganz allein hinreichen, ihnen den Anſtrich von Plumpheit zu geben, welcher durch die harte polternde gascogner Ausſprache ihren Gipfel erreicht. Es iſt ein unſchönes Volk! aber das Land iſt hübſch und bleibt es auch jenſeit Nérac. Wir fuhren am nächſten Morgen ſechs Stunden faſt ununterbrochen durch wunderſchöne Waldungen, die einen einſamen und abgeſchiedenen Charakter tragen, den ich ſelten in Frankreich gefunden, der auch ſogleich verſchwand, als wir bei Bazas auf die große Poſtſtraße von Bayonne nach Bordeaux kamen, und den der reichſten und ſorgfältigſten Cultur annimmt, und ihren Culminationspunkt in der Ebene der Garonne ein Paar Meilen rundum Bordeaux erreicht. Ja, die Garonne iſt noch immer die hübſche Kellnerin aus Languedoc; aber hier ſieht ſie aus, als ginge ſie zur Hochzeit, freudeſtrahlend, lebenathmend, feſtlich geſchmückt, ſtatt mit Myrthen — mit Weinlaub bekränzt. Bordeaux ſelbſt iſt ſehr ſtattlich, ſehr prächtig, mit großen ſtolzen Häuſern von Quaderſtein, großartigen öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Promenaden, mehren ſehr intereſſanten alten Kirchen, einer Brücke, wie ich ſie nie ſo ſchön geſehen — eine rechte Welthandelſtadt. Es iſt eine Stadt, die im Guide vier Seiten füllt, und mit der ich in vier Zeilen fertig bin. Ueberhaupt wird mir der Horizont jetzt ein wenig grau, und die Erinnerung bleibt wie die Wirklichkeit war. An der Loire werd' ich mich wol wieder ermuntern! Nicht als ob mir Bordeaux und das ganze Land zwiſchen Garonne und Loire mißfallen hätte, nicht als ob ich durch unerfüllt gebliebene Erwartungen mißgeſtimmt worden wäre; nein! es hat mir gefallen; nein! ich erwartete gar ſo viel nicht; — — das wird's eben ſein! Es war keine Spannung in mir. Sie iſt für mich, was für den Seiltänzer das ſtraffe Seil iſt, das ihn bei ſeinen Sätzen und Sprüngen hebt und ſchnellt. Fehlt ſie, ſo kommt mir vor, als habe man bei einer Harfe oder Guitarre nichts vergeſſen als — die Seiten aufzuziehen. Sind ſie aufgezogen, ſo verſteh' ich zu ſpielen in meiner Weiſe; aber ich kann ſie eben ſo wenig aufziehen, als ich im Stande bin, mir für all' meine Schreibereien eine einzige Feder zu ſchneiden. Ja, ganze Bücher ſchreib' ich, und wenn ich ſie nicht ſchwarz auf weiß hätte, ſo würd' ich's ſelbſt nicht glauben, denn über das, womit ich ſie ſchreibe, bin ich nicht Herr. Der Menſch iſt ſeltſam eingerichtet! ein wahrer Kieſelſtein iſt er, grau, hart, formlos, häßlich; da berührt ihn das Eiſen, und auf einmal entwickelt ſich ein Element, welches das Prinzip alles Lebens iſt: Feuer, Flamme, Licht. Aber der Kieſel bleibt ein ſchlechter Stein, wie zuvor. Wie iſt er denn gekommen zu dem himmliſchen Funken? — — —

Aus der Römerzeit beſitzt Bordeaux ein altes Gemäuer, welches le palais de Galien genannt wird, und wie ein Thor ausſieht; aus der Gothenzeit nichts. Die Citadelle von Blaye ſoll ein altes Gebäude umſchließen, in welchem ſchon der König Caribert, ein Enkel des Clovis, geſtorben iſt. Ich war nicht da. Blaye iſt für mich d'odieuse mémoire. Wenn ich nichts von den drei Juliustagen wüßte, die ſich ſo gern nach der franzöſiſchen Revolution nennen laſſen mögen, nur die Reaction betrachte, die ſie zuwege gebracht haben, und ſie mit derjenigen vergleiche, die damals ſtattfand: den Aufſtand in der Vendée mit der kriegeriſchen Turlupinade der Herzogin von Berry: ſo würd' ich gar nicht anders können, als ein heftiges Mißtrauen gegen jene großen Tage empfinden. Denn ein Pol hält dem andern die Wage, und in dieſem Feldzug der Herzogin von Berry, welcher, wie der einer Marketenderin, mit einem Wochenbett endigt, liegt, ich weiß nicht was für eine bodenloſe Trivialität. Habe man doch Wochenbetten nach Herzensluſt, nur nicht ſo entſetzlich mal à propos, wenn man eben die Rolle einer Ste. Geneviève, einer Jeanne d'Arc, einer Römerkönigsmutter ꝛc. ꝛc. ſpielt. Ach, die Frau von Bonchamps, wenn die, verfolgt und gejagt wie ein Wild, an der Seite ihres todtwunden ſterbenden Mannes in den Wildniſſen der Vendée hinter einem Buſch, wie eine Zigeunerin, wie ein Thier des Waldes ihr Kind zur Welt bringt: da treten mir die Thränen in die Augen, und ich meine, alle Heiliginnen des Kalenders und alle Heldinnen der Geſchichte müſſen Reſpect haben vor dieſer armen gemarterten Frau, die nicht hat, wohin ſich mit ihrem Kinde zu betten, und der die Freiheit mit Todesgefahr und die Gefangenſchaft mit Tod droht. Da geben die Umſtände einem ſo alltäglichen Ereigniß eine Glorie von Würde und Kraft, während daſſelbe die Herzogin von Berry mindeſtens ſehr lächerlich machte. Es liegen noch andre berühmte Schlöſſer um Bordeaux, von denen Chateau-Margaux gewiß ſehr Vielen bekannt ſein wird, die nicht wiſſen, daß das Schloß de la Brède und Schloß Montaigne Wiege und Eigenthum von Montesquieu und von dem berühmten Verfaſſer der „Essais“ waren. Iſt je ein Menſch unbewußt zum Ruhm gelangt, ſo iſt es wahrlich dieſer alte Michel de Montaigne! Er ſetzte ſich hin, ſchrieb ſeine Gedanken auf, ohne Syſtem, ohne Ordnung, ohne Regel, ohne entfernt daran zu denken, daß andre Augen als die ſeinen ſie leſen würden, daß ihm Lob oder Tadel oder Ehre daraus erwachſen könnten; was ihm einfiel, warf er aufs Papier, kreuz und quer, oft weitſchweifig, zuweilen wundervoll, präzis, immer mit der ſorgloſeſten Nachläſſigkeit. Am Ende ward ein großes Buch daraus, von dem man ſeit dreihundert Jahren das ſagen kann, was Montaigne von Homer ſagt: „Homère n'ayant eu nul qu'il pût imiter avant lui, n'a eu nul après lui qui le pût imiter." Ich hab' ſeit langer Zeit eine tiefe Freundſchaft mit Montaigne geſchloſſen. Seine wundervolle Gleichgültigkeit gegen den Erfolg in der Welt iſt mir in unſern Tagen der Anſtrengung, der Mühen und der Eitelkeit ein wahres Labſal; er hat ſeinen Geiſt für ſich, zu ſeinem eigenen Vergnügen. Mit einer Indolenz, die Alles verſchmäht, verbindet er eine Regſamkeit, die Alles umfaßt. „Je le confesse, ſagt er, je ne vois rien seulement en songe et par souhait ou je me puisse tenir. La seule variété me paye et la possession de la diversité: aumoins si quelque chose me paye. — — Il n'y a de satisfaction ça bas que pour les ames ou brutales ou divines." Unabläſſig betrachtet, beobachtet und bedenkt er den Menſchen; aber er verſchwendet ſich nicht an ihn. Mit ſeinem Herzen iſt er zurückhaltend, nicht mit ſeinen Gedanken; doch nicht aus Dürftigkeit noch aus eitler Scheu behält er ſein Herz für ſich. „Aux amitiés communes je suis stérile et froid; car mon aller n'est pas naturel, s'il n'est à pleine voile;" ſpricht er, und er weiß wol, wie wenig den alltäglichen Freundſchaften damit gedient iſt, wenn ein Theil mit vollen Segeln in ſie hinein geht. Dafür ſagt er dann von ſeinem Freunde Etienne de la Boëtie, den er verlor: „Si on me presse de dire pourquoi je l'aimais, je sens que cela ne se peut exprimer qu'en repondant: Parceque c'était lui, parceque c'était moi. Il y a au delà de tout mon discours et de ce que j'en puis dire particulièrement, je ne sais quelle force inexplicable et fatale, médiatrice de cette union. — Si je compare tout le reste de ma vie — quoiqu' avec la grace de Dieu je l'aye passée douce, aisée, et sauf la perte d'un tel ami, exempte d'affliction poisante, pleine de tranquillité d'esprit — si je la compare, toute, aux quatre années qu'il m'a été donné de jouir de la douce compagnie et société de ce personnage, ce n'est que fumée, ce n'est qu' une nuit obscure et ennuyeuse. Depuis le jour que je le perdis, je ne fais que trainer languissant, et les plaisirs mêmes qui s'offrent à moi, aulieu de me consoler, me redoublent le regret de sa perte. Nous étions à moitié de tout; il me semble que je lui dérobe sa part. J'étais déjà si fait et accoutumé à être deuxième partout, qu'il me semble n'être plus qu'à demi." Nun Herz, an wen denken Sie denn, wenn Sie dies leſen? Ich weiß wol, daß ich an Sie und an mich denke, und mich freue, mehr als Worte es ſagen können, daß aus tiefen Jahrhunderten, aus fernen halbverſchollenen Zeiten, aus dem Munde der Weiſen — der eine, uralte, ewige Ton der Liebe erklingt, der, wie ein Echo, auch durch unſre Seelen hallt, und ebenſo rein und klar auch in zukünftigen Generationen und Zeiten hineinhallen wird. Dieſe Sprache wird von Jedem verſtanden, dieſe Sympathie von Jedem nachgefühlt, und ſogar der, welchem eine ſolche „force inexplicable" nicht das Herz durchſchüttert hat, iſt ſtill vor ihr. Sie geht wie der Sonnenſtrahl, ganz golden, ganz unangetaſtet durch die Welt, eindringlicher, umfaſſender, verſtändnißvoller als die Lehren der Weisheit, welche der Definitionen des Verſtandes bedürfen. Und Gottlob! niemand darf ſagen, Montaigne ſei ein ſentimentaler Kopfhänger, ein idealiſtiſcher Träumer geweſen. Er war Rechtsgelehrter, und dieſe kühle, überlegende, zerſetzende Wiſſenſchaft mag wol dem Hang zur philoſophiſchen Spekulation nicht entgegen ſein, aber ich meine, ſie muß ſich ihrer poſitiven Natur nach gegen Alles ſträuben, was unklar iſt. Das thut auch Montaigne, aber mit der Ueberlegenheit eines höhern Geiſtes, der nicht ſeine kleinen Geſetze gelten machen, ſondern das ewige Geſetz erkennen will. Darum war ſeine Deviſe: „Que sais-je?" — und es iſt ſchwer zu begreifen, wie dies melancholiſche anſpruchloſe Wort ihn im nächſten Jahrhundert zum religiöſen Zweifler hat ſtempeln können. Pascal thut's. Weil Montaigne nicht Alles oder nicht auf dieſelbe Weiſe glaubt wie Pascal, ſo ſpricht Pascal: Montaigne glaubt nichts. — Am 28. Februar 1533 war Montaigne geboren und 1592 ſtarb er. Bei ſechs Jahren ſprach er ſchon fertig Latein, und ſeine ganze Erziehung war ernſt und gelehrt. Später wurde er Parlamentsrath in Bordeaux und heirathete. Dann machte er große Reiſen nach Deutſchland, nach Italien. In Rom beehrte man ihn mit dem Titel eines römiſchen Bürgers, während man ihn in ſeinem von Factionen aller Art zerriſſenen Vaterlande nicht ſehr beachtet. Er ſagt ſelbſt ganz unbefangen: „En mon climat de Gascogne on tient pour drolerie de me voir imprimé. D'autant que la connaissance qu'on prend de moi s'éloigne de mon gîte, j'en vaux d'autant mieux.“ Im Jahr 1582 war er Maire von Bordeaux. Im Muſeum iſt eine Statuette, die ihn darſtellt, wie er die Ernennung dazu von Heinrich III. erhalten hat. Seine letzten Lebensjahre verlebte er auf ſeinem Schloß, kränklich, doch jede ärztliche Hülfe ſtandhaft von ſich weiſend und nur der Heilkraft der Natur vertrauend. Er hatte keine Kinder; Marie de Gournay war „sa fille d'alliance“, und durch ihren Geiſt eines ſolchen Vaters würdig. Sie hat ein Wort geſagt, um das ich ſie beneide: „L'homme est l'ombre de Dieu, et son oeuvre est son ombre.“ — Sehen Sie, das iſt Montaigne. Haben Sie nicht Luſt, ſeine Bekanntſchaft zu machen? Ach, und wenn Sie nun ſeine **Essais** zur Hand nehmen, drei dicke Bände, ſehr fein gedruckt, altes Franzöſiſch, Wortfügungen, die uns nicht geläufig ſind, Sätze ſo lang wie die Seite, Gedankenſprünge von einem Gegenſtand zum andern, zuweilen Trockenheit, zuweilen eine Derbheit des Ausdrucks, die jetzt nicht gebräuchlich — ſo denken Sie am Ende: Aber wo ſtehen denn all' die ſchönen Sachen, die ſie darin gefunden hat?

Montesquieu iſt 1689 auf dem Schloß de la Brède geboren, und wurde Präſident des Parlaments von Bordeaux. Ein philoſophiſcher Geiſt, ſtreng zum Syſtem ſich neigend, unabläſſig bemüht, zu claſſifiziren und zu ordnen, voll Feinheit, Freiheit, Menſchenliebe; — ein Styl, der durch den Sprach-Schmelztiegel des grand siècle gegangen iſt, und neben der Präziſion des Ausdrucks die Energie der Ueberzeugung hat; — ſo iſt er mir vorgekommen. In den Regentagen von Bagnères las ich l'Esprit des Lois und die Novellen der Königin Margarete. Ich wundre mich zuweilen, daß mich die vielen und verſchiedenen Lektüren nicht konfus machen. Aber gar nicht! ſie wohnen nur im Gedächtniß, und das ſtört die übrigen Fähigkeiten nicht. Ich kann eine gewiſſe Vorſtellung, die ich mir vom menſchlichen Kopf mache, gar nicht los werden: ich finde, er hat die allergrößte Aehnlichkeit mit einem Schreibſchrank voll verſchiedener Fächer. Wie in dem hier Briefe, da Hefte, dort Excerpte, dort Rechnungen in ihren beſondern Fächern liegen, ſo im Kopf Gedächtniß, Scharfſinn, Phantaſie, Schöpfungskraft — Alles ſäuberlich in ihren Abtheilungen. Dann haben die Schreibſchränke ein ganz geheimes und verborgenes Fach für Kleinodien von Gold — oder von Papier; und das iſt bei Manchen leer. Und der Kopf hat's auch; da haust der Genius drin. Gott, welch' ein herrlich organiſirtes Meuble iſt ſolch ein wohlgeordneter Kopf! aber iſt's denn möglich, daß mir dieſe Vorſtellung durch einen Blick in den meinen beigebracht ſein könnte? der hat doch wol im Grunde mehr Aehnlichkeit mit einem Prisma, durch welches bunte Farben ſtreifen.

In Bordeaux war eben ein Herr Fonfrède geſtorben, ein berühmter Journaliſt — natürlich von der Oppoſition; der Ruhm eines Journaliſten bedarf dieſer Baſis; und vielleicht jeder Ruhm! denn Oppoſition iſt Kampf, und der iſt der Nahrungsſtoff des Ruhmes. Bordeaux war in Gram verſenkt über dieſen Todesfall; aber es ſchien denn doch, als ob man dem Ruhm des Herrn Fonfrède keine ſo lange Dauer zutraue, als dem von Montesquieu und Montaigne, denn man beeilte ſich, Subſcriptionen zu eröffnen, um ihm ein Denkmal zu ſetzen, was man für jene beiden Männer nicht nöthig gefunden. Der König Louis Philippe ſchickte einen ſeiner Adjutanten an die Familie des Verſtorbenen, um ihr, wie das bei hohen Häuptern üblich, ſeine Condolenz abzuſtatten. Darf man ſich wundern, daß der Journalismus ſich für eine königliche Macht hält, wenn die Könige mit ihm wie mit ihres Gleichen umgehen? — Die Manie der Denkmale iſt ein Zeichen der Zeit! Man hat einen ſolchen Unglauben an jede Art von Fortdauer für die Zukunft, die Größe eines

Menſchen erſcheint ſelbſt denen, die ihn groß nennen, ſo zweifelhaft, und ſein Ruhm ſo ſchwankend, daß man es nöthig erachtet, ein Zeugniß dafür in Erz oder Stein zu prägen, und ein Monument zu errichten, wenn kaum die Leiche kalt geworden. Nach hundert Jahren wird's einen Beweis für die hohe Ueberlegenheit eines Menſchen ablegen, wenn ihm kein Denkmal errichtet iſt. Zu dem hat man denn doch das Vertrauen gehabt, daß ſein Geiſt oder ſeine Wirkſamkeit in der Erinnerung fortleben, und ſich zugleich in die Zukunft hinein bethätigen würde. Man kann freilich ſagen, ein Denkmal thue der wahren Größe keinen Eintrag. O nein! was könnte der wol ſchaden? Aber es ſchadet den kleinen Leuten, indem es ſie ganz und gar um den Maßſtab für dasjenige bringt, was von einer Generation zur andern als ein Gegenſtand der Verehrung und Dankbarkeit und Ermunterung übergehen ſoll. Oder man kann ſagen, es ſei doch ſehr erfreulich, daß heutzutage jedes Talentchen und jedes Momentchen ſeine Anerkennung finde. Aber weshalb? was hat die Mitwelt davon, was geht's die Nachwelt an, daß irgend ein Großwürdenträger aus irgend einem Gebiet — genieſt hat, und daß ihm ſeine Getreuen für dieſe Kraftäußerung ein Monument errichten? Wer hat nur geſagt: „Frauen ſind die gebornen Beſchützerinnen der Mittelmäßigkeit.“ Faſt klingt es mir, als hätt' ich es ſelbſt in einem Augenblick von übler Laune, oder von Aerger über einen beſondern Fall geſagt. Gleichviel! wenn's wahr iſt, ſo ſind heutzutag die Männer Weiber worden. Und das iſt auch ganz richtig: es hängt mit der Eitelkeit zuſammen. Nur die Eitelkeit einer Frau läßt ſie Freude am Beſchützen finden: die großen Menſchen bedürfen deſſen nicht, oder laſſen es ſich nicht gefallen; da nehmen ſie mit der Mittelmäßigkeit vorlieb, und ziehen und pflegen und putzen die, und bringen es zuletzt bis zu einer kleinen Adoration, in der ſie die Befriedigung des Narciſſus am Bach finden. Aber das iſt nicht die ächte, und ich glaube, es fällt auch nur den Frauen ein, welche ſich dafür tröſten wollen, daß ſie nichts gefunden, was ihrer tiefen andächtigen Liebe werth iſt. Die Liebe einer Frau kann Schutz ſein; jedoch ihr Beſchützen iſt immer nur Protection, und die genügt ihrer Eitelkeit, nicht ihrem Herzen. Wenn die Männer Weiber werden, ſo geſchieht das eben durch ihre Eitelkeit, und ſie feiern das Talentchen mit einer Oſtentation, welche deutlich offenbart, wie ſehr ſie ſich ſelbſt dadurch zu verherrlichen hoffen. Meinetwegen brauchte es gar keine Mittelmäßigkeiten auf der Welt zu geben. Wo ich ſelbſt dann bleiben würde? fragen Sie vielleicht. O ich! ich ſetzte mich fein demüthig zu den Füßen der Größe nieder: da iſt mein Platz, und ein ſehr herrlicher! da will ich knien mein Leben lang und mich ſehr geehrt fühlen, wenn ich's darf; allein für die Vergötterung der Mittelmäßigkeit werd' ich nie eine Sylbe verſchwenden.

Von allen Gebäuden in Bordeaux hat mir die Brücke am beſten gefallen, die über die Garonne von der place de Bourgogne nach dem Dorf Baſtide führt. Sie iſt mit unglaublicher Kunſt und Mühe erbaut, weil ſich die Ebbe und Fluth heftig fühlbar machen, und ſie ſoll die größte in Frankreich ſein; ihre Länge beträgt 530 Mètres. Man kann in ſie hinein gehen, wie in jedes andere Gebäude. Ihre ganz flachen ſchönen Bogen haben ein doppeltes Gewölbe, das hoch genug iſt, um ſich in ihrem Zwiſchenraume faſt aufrecht zu halten, ſo daß man Reparaturen an Pfeilern und Bogen machen kann, ohne die Communikation von einem Ufer zum andern zu unterbrechen oder eine Nothbrücke aufzuſchlagen. Sicher und unſichtbar geht man in dieſem Corridor von einem Ende zum andern, während einem die Wagen mit donnerndem Getöſe dicht über den Kopf fortrollen; und nur in der Mitte der Brücke, da wo die Bogen am höchſten geſchwungen ſind, wird er ſehr niedrig. Ich hatte nie eine ſolche Conſtruktion geſehen; ſie kam mir meiſterhaft vor: ſo ganz zweckmäßig und tüchtig, und dabei wahrhaft anmuthig, leicht und hell. Von Baſtide präſentirt ſich Bordeaux herrlich. Vor ſich hat man die Brücke über den raſchen mächtigen Strom; zur Rechten, ſtromabwärts, den Hafen mit ſeinem Gewimmel von zahlreichen Schiffen; zur Linken, ſtromaufwärts, die friſchen hügeligen Ufer der Garonne, mit ihren Weinbergen, Gärten, Dörfern, Landhäuſern; und drüben die Stadt, aus deren dunkler Häuſermaſſe die zwei reizenden Thürme der Kirche von St. André wie Raketen emporſteigen, und der freiſtehende Thurm von St. Michel, den man zum Telegraphen umgeſchaffen, und der alte wunderliche Thurm von Peyberlan, und viele andre, die zu ihren Kirchen gehören. Dies Bild war ſchöner als die, welche ich im Muſeum und in der Kunſtausſtellung zu ſehen bekam. Letztere war über die Gebühr ſchlecht, eine Farbenkleckſerei, daß einem die Augen übergingen. Zum Glück war eine Gewerbeausſtellung mit ihr verbunden, und da gab es magnifique Sachen, beſonders in Meubles. Die Kunſt mußte vor der Induſtrie die Segel ſtreichen; ſie hätte ſich lieber gar nicht neben ihr blicken laſſen ſollen. Im Muſeum frappirte mich ein Gemälde ganz ungeheuer: die Abreiſe der Herzogin von Angoulème im Jahr 1815 aus dem Hafen von Pauillac, nachdem Napoleon von Elba wiedergekommen — von Gros. Das war ſo eine Art Hofmaler von Ludwig XVIII., und es iſt ihm gelungen, aus dieſem Moment die vortrefflichſte Theaterſzene zu machen, die ſchlechte Schauſpieler nur liefern können. Freilich war es ein übler Moment, und es iſt unbegreiflich, warum man ihn hat durch den Pinſel verewigen laſſen! die arme Herzogin haranguirte umſonſt die Truppen, und war genöthigt, ſich nach England einzuſchiffen, als ſie den beabſichtigten Eindruck verfehlte; grade deshalb hätte Gros ihr doch wol den einfachen Ausdruck tiefer Trauer geben können. Ein Künſtler, der das tragiſche Schickſal dieſer Frau wenig genug begreift, um eine Theaterheldin aus ihr zu machen, iſt keiner; oder höchſtens mit dem Pinſel, mit der Seele gewiß nicht. Dazu iſt es ſo übermäßig disgraziös! die Herzogin hat eine Feder von ihrem Hut genommen, und giebt ſie einem alten treuen General. Aber um Gottes Willen, wo ſoll der Mann die lange Feder laſſen? warum giebt ſie nicht ihr Tuch, ihren Handſchuh? die kann man auf's Herz legen; hingegen ſolche Feder beläſtigt nur. Mir wurde ganz beklommen bei dem Gedanken, viele ſolcher Gemälde in Paris ſehen zu müſſen. Da ich von Bildern ſpreche, will ich doch eines nennen, deſſen Maler Jouy heißt, und in welchem zwei Figuren ſehr gut ſind. Zwei Figuren auf einem Bilde, ſo groß wie die Wand — das zeigt genugſam, daß ich's nicht mehr mit Murillo zu thun habe! Es iſt Urbain Grandier, der zum Tode geführt wird. Er war Pfarrer zu Loudun im Poitou, und zog ſich die Ungnade des Cardinal Richelieu durch eine Satyre zu, wurde auch vor Gericht gezogen, unter dem Vorwande ſeiner zu leichten Sitten — doch unſchuldig befunden. Cardinal Richelieu kannte das Wort Verzeihung nicht. Er verſtand die zu verderben, die ihm mißfielen. In einem unſeligen Nonnenkloſter, wo Unthätigkeit und Einſamkeit leere ſchwache Köpfe noch ſchwächer macht, fand er durch ſeine Creaturen und Helfershelfer Unterſtützung. Es tauchten Convulſionärinnen zwiſchen den Nonnen auf: ſie waren vom Teufel beſeſſen, hieß es, ſie wurden exorciſirt, und ſie erklärten, Urbain Grandier habe ſie durch infernaliſche Beſchwörungen verhext und in dieſen Zuſtand gebracht. Aerzte erklärten die Nonnen wirklich für krank; Geiſtliche für wirklich vom Teufel beſeſſen: Urbain Grandier wurde abermals vor Gericht gezogen, durch alle Foltern geſchleppt, durch Martern zu Geſtändniſſen gebracht, und endlich hingerichtet. In dem Bilde hat er eben Kirchenbuße gethan, und iſt im Armenſünderhemd oben auf der Freitreppe der Kathedrale in die Knie geſunken. Sein Kopf mit großen geiſterhaften Augen, ganz ſtupid von den übermäßigen Qualen des Leibes und der Seele, iſt gräßlich wahr, ohne alle Verzerrung. Tief hinten im Auge dämmert noch ſo etwas wie Geiſt und Leben, aber es hat kein Bewußtſein mehr; die menſchliche Kraft iſt erſchöpft, und die göttliche kommt ihr auf Erden nicht mehr zu Hülfe. Die zweite Figur, die mir gut gefiel, war der Soldat, der die Freitreppe vor Urbain Grandier hinabgeht und eine Fackel hält — wahrſcheinlich, um den Scheiterhaufen anzuzünden. Die unerſchütterliche Ruhe dieſes Mannes, der von nichts weiß, als von dem Befehl ſeines Hauptmanns, kein Mitleid kennt, keine Theilnahme, keine Ueberlegung, kein Erbarmen — nichts von dem, was aus dem Menſchen einen Menſchen macht; — und der dennoch ganz männlich und ſtark neben jener zermarterten Jammergeſtalt ausſieht — hat mir tiefen Eindruck gemacht. Durch Uebermaß bürgerlichen Leides werden wir abrutirt, durch Gewohnheit laſſen wir uns in geiſtige Feſſeln ſchlagen — wozu haben wir denn eigentlich unſre Seele, wenn ſie uns davor nicht ſchützen kann? — Bei Urbain Grandiers gräßlicher Geſchichte iſt es mir wieder einmal recht aufgefallen, was Frauen für geſchickte Werkzeuge abgeben können, wenn ſich ein Kopf mit Willen und eine geſchickte Hand finden, um ſie zu brauchen. Da iſt keine Thorheit, kein Verbrechen, keine Narrheit, zu der ſie ſich nicht hätten ſtimuliren laſſen. Sich hinreißen laſſen — o das iſt etwas andres! das thun ſie denn doch auf ihre eigne Hand und für eigne Rechnung, und da hören ſie auf Werkzeug zu ſein. Aber es iſt ein Punkt, den ſcheint die Natur abſichtlich ſchwach gelaſſen zu haben, um ihre übrige außerordentliche Feinheit zu neutraliſiren: die Phantaſie. Wem es gelingt die zu exaltiren und zu fanatiſiren, der iſt ihr Herr und Meiſter. In ſolchen Nonnenklöſtern, wo das Herz an allen natürlichen Gefühlen darbt, ſetzt ſich der friſche Quell des Gefühls in den gährenden Moſt der Phantaſie um. Der umnebelt das Gehirn bis zum Wahnſinn, und macht Viſionärinnen und Convulſionärinnen, die oft keine Ahnung von den Zwecken haben, denen ſie dienen, aus dieſen unſeligen Frauen — wenn man ein Geſchöpf, das nicht lieben darf, noch Frau nennen kann.

Das weſtliche Frankreich iſt ein wunderſchönes Land. Hat man Bordeaux verlaſſen und die Garonne im Rücken, ſo hört freilich die Ueppigkeit des Weinlandes auf, das mir ſtets ganz beſonders geſegnet und zu Lebensfreude und Genuß beſtimmt ſcheint, aber es bleibt herrlich cultivirt, voll Felder und Gärten, mit zahlreichen Dorfſchaften, mit ſchönen Wieſen, die ſich um muntre Flüſſe lagern, mit großen Waldpflanzungen von Nuß- und Kaſtanienbäumen, mit einzelnen Schlöſſern, mit intereſſanten Städten; der Weinbau hört nicht ganz auf, er bildet nur nicht mehr den vorherrſchenden Charakter. Das ſüdweſtliche Frankreich von Toulouſe bis zur Loire, die Rheinländer und die Lombardei, geben mir den Eindruck von tüchtiger ſorgſamer Cultur, welche die Kräfte des Bodens und des Climas vollkommen zu brauchen und zu behandeln verſteht. Im Canton Genf, in der Vega von Valencia, iſt dieſe Behandlung freilich noch ſorglicher, faſt ängſtlich, ganz gartenmäßig; aber es ſind Strecken von wenigen Meilen, und jene ſind Länder, in denen man einige Tage immer gradeaus fahren kann. Ich faſſe Zuverſicht zu einer ſolchen guten ſegenvollen Erde, und Muth für das Geſchlecht, das ſie bewohnt und pflegt. Der Boden iſt treu, und arbeiten müſſen, iſt kein Unglück. Nicht arbeiten wollen, das iſt eins. Aber ich glaube, daß dieſer Widerwille ſelten da erſcheint, wo der Menſch des Lohnes und der Frucht ſeiner Arbeit gewiß iſt, und da das Land in Frankreich unter lauter kleine Eigenthümer vertheilt iſt, ſo hat ein Jeder das größte Intereſſe für ſein Fleckchen Erde. In dieſer Claſſe ſoll viel Wohlhabenheit herrſchen. Die Städte ſehen nicht ſo aus. Ein Paar große Handelſtädte abgerechnet, und wieder ein Paar, welche durch ihre Lage wie Pau — oder durch ihre Beſtimmung, wie Toulon, zu einem Mittelpunkt ſpeciellen Verkehrs geworden — ſind die meiſten, kleine und große, herabgekommen, wie in der Provence Aix und Avignon ꝛc., ſo hier Angoulême, Poitiers und die meiſten an der Loire. Sie waren freilich ehedem nach viel größerem Zuſchnitt berechnet, mit ihren Citadellen, ihren Schlöſſern, ihren Kirchen, ihren Fürſtenſitzen; aber ſollte man nicht meinen, daß die Freiheit, der man ſich heutzutage rühmt, manche Beſchränkung gehoben, die früher ſtatt gefunden, und dadurch den Kräften Spielraum gegeben habe, um ſich nach allen Seiten zu verſuchen und auszubreiten, und durch Allgemeinheit zu gewinnen, was das Leben an intenſiver Kraft verlor? Der unglaubliche Widerwille gegen Provinzſtädte, die Meinung, daß eine ſolche nicht anders als erbärmlich ſein könne, mag, wie alle Meinungen, wol auch dazu beitragen, ſie wirklich erbärmlich zu machen. In Perpignan ſpeiſte ein Zollbeamter aus der Stadt, von ſeinem durchreiſenden Freunde eingeladen, an der Table d'Hôte. Gott, was lamentirte der Mann über das Unglück, in Perpignan leben zu müſſen! ſeine Tochter wollte er nach Paris in eine Erziehungsanſtalt bringen, denn es war nicht möglich, ihr in Perpignan die gehörige Bildung beizubringen — einem Mädchen, das dazu beſtimmt iſt wieder einen Zollbeamten oder einen Krämer zu heirathen! Aus einer Provinzſtadt zu ſein, hängt einen Makel — wenn nicht an die Ehre, doch an das Anſehen, wogegen man ſich dadurch vertheidigen zu müſſen glaubt, daß man ſie aus allen Kräften verachtet, und ſomit gleichſam gegen jeden Einfluß proteſtirt, den ſie auf die Perſönlichkeit üben könnte. Die Häuſer ſehen aus, als würden ſie ungern bewohnt, öde, verfallen; nirgends ein Blumentopf am Fenſter, oder eine Bank vor der Thür, wie in norddeutſchen Landſtädtchen, wol gar ein Gärtchen, mit einem weißen Stacket umgeben, oder, wie in Sachſen ſo häufig, große Roſenbäume oder Weinſtöcke am Hauſe, die es in eine freundliche Laube verwandeln. Das großſtädtiſche Anſehen iſt ſehr ſchön, wenn es die kahle Räumlichkeit durch Leben und Treiben unterſtützt und hebt; fehlen dieſe, ſo macht es den unbehaglichen Eindruck eines Menſchen, der mit prahleriſchen Anſprüchen auftritt, und nicht zu ihnen berechtigt iſt.

Wie nun auch die übrigen Häuſer ſein mögen — die Gaſthöfe ſind ſehr gut, ſo, wie man eigentlich in Deutſchland gar keinen Begriff davon hat. Freilich iſt hier auch ein großer Unterſchied zu machen! Nachdem man in Frankreich die Gleichheit eingeführt hat, und zwar in dem Grade, daß es Jedem frei ſteht, ſich Graf oder Marquis oder wie er ſonſt will, zu nennen, ſo hat man denn doch gefunden, daß die Geſellſchaft eine Demarkationslinie ziehen, und ihr willkürliches Gebot an die Stelle des Geſetzes bringen müſſe. Für die ideellen Vorzüge des Namens und der Geburt iſt man nicht mehr, ſondern für die materiellen: wer Geld hat, iſt grand seigneur, und wird als ſolcher behandelt. Es giebt tauſenderlei Weiſen, das Geld auszugeben, und es ſcheint als gehöre die, mit Extrapoſt zu fahren, nicht zur allgemeinen Liebhaberei. Meſſagerien, Diligencen, Couriere, ſind ſo zahlreich, ſo billig und fahren ſo ſchnell, daß es leicht iſt, eine Vorliebe für ſie zu erklären. In den Pyrenäen begegneten wir vielen Extrapoſten, denn da gab es viel Ausländer; auf der ganzen Fahrt von Bordeaux nach Tours — nicht einer; das kann Zufall geweſen ſein, aber es ſind doch drei Tagereiſen. Wer mit ſeinem eignen Wagen reiſt, gilt alſo für außerordentlich reich, und wird demgemäß aufgenommen. In Pau, Angoulême, Poitiers, beſtanden die Gaſthöfe aus zwei getrennten Häuſern, das eine für Reiſende mit der

Diligence, und das andre für Reiſende mit Extrapoſt, und da ſchien ſich denn die Sorgfalt der Reinlichkeit und Elegance dem letzteren ganz beſonders zuzuwenden. Kleiner war es dafür. Im ſüdlichen Frankreich hab' ich nicht dieſe Veranſtaltung — und dafür denn auch große Unſauberkeit und große Unordnung in den Gaſthöfen gefunden.

In dem ſüdlichen Frankreich war ich in der Heimat der Troubadours und an der Wiege der lyriſchen Poeſie. Hier hat man die provençaliſche Sprache nie im Volk geſprochen; hier iſt ein andrer Volksſtamm, eine andre Sprache, eine andre Literatur, und andre Dichter; hier iſt das fränkiſche Element vorherrſchend, die romaniſch-walloniſche Sprache, Langue d'Oui, die Trouvères, und die Romanenliteratur. Roman nannte man alle längeren Werke, in Proſa und Verſen, die in jener Sprache geſchrieben waren, und da das epiſche Talent hier das lyriſche überwog, ſo ſind die alten Trouvères die eigentlichen Erfinder der Romane. Der älteſte bekannte iſt le roman du Brut ou des Bretons aus dem Jahre 1155, von Maitre Gaſſe. Der Held deſſelben iſt Arthus, Sohn Pendragons, letzter König von England aus celtiſchem Stamm, und Vertheidiger des Landes gegen die Angelſachſen. Der Roman vom heiligen Graal, in Verſen, von Chrétien de Troyes, bringt die brittiſche Ritterſchaft in Verbindung mit der heiligen Geſchichte. Die Paladine Lancelot du Lac, ſein Sohn Galaad, Perceval le Gallois, haben alle ihre eignen Schickſale. Triſtan de Lionais, in Proſa, iſt 1190 von einem unbekannten Trouvère verfaßt. Dieſe Romane ſind entweder zu Ehren, oder doch unter dem mittelbaren Einfluß der engliſchen Könige aus dem Hauſe Plantagenet geſchrieben, deren Erblande eben dies Land zwiſchen Garonne und Loire war. Von dort verbreitete ſich der Geſchmack für ſie an den Hof der franzöſiſchen Könige, und unter deren Ahnherrn fand ſich in der Perſon Carls des Großen der glorreiche König, um den ſich die Helden gruppiren, wie Planeten um die Sonne. Die Chronik des Erzbiſchofs Turpin iſt der erſte Roman, welcher Carl den Großen zum Gegenſtand poetiſcher Verherrlichung macht. Der Name des Trouvère iſt unbekannt, auch die Zeit, wann er geſchrieben. Am Schluß der Kreuzzüge, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſollen die meiſten verfaßt ſein. Aus der Epoche ſtammen unter andern: **Renaud de Montauban, les quatre fils Aymon, Huon de Bordeaux, Doolin de Mayence**; und wo finden wir ſie heutzutag? im Arioſt, in Wielands Oberon, in Alringers Doolin, in dem kleinen löſchpapiernen Volksbuch, die vier

Haymonskinder. Das ſind lauter Geſchichten, welche ſich der alte Trouvère, Huon de Villeneuve, ausdachte. Ein andrer, ſehr berühmter war Adenez, Waffenherold von König Philippe-le-Hardi, der ſchrieb Berthe au grand pied und Ogier le Danois. Und wie aus und nach dieſen Vorbildern die epiſchen Gedichte und Ritterromane ſpäterer Tage entſtanden ſind, ſo auch aus den alten Fabliaux oder contes pour rire, die meiſtens galante oder burleske Abenteuer in Verſen erzählten — die Novellen, welche an Boccaccio, die Königin von Navarra und La Fontaine den Stoff gaben. So ſind die Vergangenheit und die Gegenwart nicht nur — ſondern auch die Wirklichkeit und die Poeſie durch geiſtige unzerſtörbare Fäden zu einem ſo feſten Geſpinnſt zuſammengewebt, daß das wundervoll Grenzenloſe unſrer ſcheinbar ſo winzigen und dürftigen Exiſtenz mir ein wahres Meer von Freude durch das Herz flutet. Man wird demüthiger und zugleich zuverſichtlicher, wenn man die eigene nicht als einen abgeriſſenen und abgeſchloſſenen Ring, wol aber als ein Glied der ewigen Kette betrachtet, durch die das Leben in unaufhörlichen Strömungen kreist. Und mit Demuth und Zuverſicht iſt gut leben! man fühlt ſeine Kraft und überſchätzt ſie nicht. Von der Beſcheidenheit halt' ich nicht viel! das iſt ſo eine von den Plundertugenden der Welt, die ihr Pfauenrad nach beſten Kräften ſchlägt und ſich mit ihrer Vortrefflichkeit brüſtet. In der Beſcheidenheit hab' ich faſt immer Affectation gefunden. Dies von ſich abwehren wollen, beweiſt, wie ſehr man mit ſich beſchäftigt iſt. Anſpruchlos ſein iſt gut, da zeigt man ganz unbefangen, daß man nicht immer an ſich denkt. Davon indeſſen hat man weiter keine Freude. Von der Demuth hat man ſie, und zwar darum, weil ſie uns der Größe gegenüber ſtellt. Mit der Beſcheidenheit bleibt man hübſch in der Geſellſchaft, mit der Anſpruchloſigkeit zwiſchen den Menſchen, in der Demuth hat man zu thun mit Gott, mit dem Gewiſſen, mit der Ewigkeit; — denn wenn ich mich in der Geſellſchaft umſchaue, ſo ſeh' ich doch warlich nicht ein, wie ich's zu einer Anwandlung von Demuth bringen ſollte.

Bei Cubzac, einem Dorf, wo über die Dordogne eine pompöſe Drathbrücke führt, liegen die Ruinen des Schloſſes, welches die vier Haymonskinder erbaut haben. In Blaye wurde Roland begraben, nachdem er 778 in der Schlacht von Ronceval gefallen. Im Poitou lebte der Ritter von Luſignan, der Gemal der reizenden Fee Meluſine, durch ſie Stammvater eines Geſchlechts, das die Kronen von Jeruſalem und Cypern trug; aber traurig ſein Lebenlang, weil er durch dieſelbe kränkende und ſpähende Neugier, welche einſt Pſyche von Amor trennte, die holde Geliebte betrübte und verlor. Wie ſie tiefſinnig ſind, dieſe alten Mythen und Sagen! das unbedingte Vertrauen machen ſie zur Baſis des tiefen Liebesglückes, und es gelingt nicht dem Gott und nicht der Fee, es dem ſchwachen Menſchenherzen einzuflößen, das unbewußt ſeiner Schwankungen ſich bewußt iſt. Auf der Stätte ſolcher Sagen frag' ich mich immer: wo iſt denn eigentlich der Punkt, wo Poeſie und Wirklichkeit ſich trennen? ſind ſie nicht etwa wie Leib und Seele zwei Seiten deſſelben Dinges, und werden die Erklärungen des Scharfſinns immer an der Felſenklippe ſcheitern, um deren Spitze die zwei Ströme des Endlichen und Unendlichen ſich zu einem Meer ausbreiten? — Ich weiß wol, das, was ich lebe, kommt mir zuweilen gar nicht wie die Wirklichkeit, ſondern wie ein geſpenſtiſches Larvenleben vor, und zuweilen wie ein Zuſtand, der einer feinern und freieren Ordnung der Dinge angehört, während das, was Poeſie ſein ſollte, nach gemeiner Alltäglichkeit ſchmeckt.

In Angoulême iſt die Kathedrale das merkwürdigſte Gebäude in ſeiner Art, das ich je geſehen, ſo plump, ſo ſchwerfällig, daß es mich an ägyptiſche oder indiſche Bauwerke erinnerte. Inwendig iſt ſie gothiſch, aus ſpäterer Zeit, und recht ſchön; aber was ihr Aeußeres und ihren unvollendeten Thurm betrifft — da weiß ich nicht, welcher Urzeit ſie angehören mag. Mir däucht, ſie ſteht ungefähr auf derſelben Stufe künſtleriſcher Entwickelung, wie die chriſtliche bildende Kunſt des ſiebenten und achten Jahrhunderts, von der man in Italien an Grabmälern Proben hat. Es iſt ein neugebornes Kind in Windeln, und die Windeln ſind die Hauptſache daran. Eine Unzahl kurzer dicker Säulen, durch einen breiten Bogen verbunden, reihen ſich wie Etagen übereinander, tragen nichts, ſtützen nichts, und ſchmücken auch nichts, denn ſie treten nur zur Hälfte aus der Mauer hervor, und zuweilen gar ſchleicht ſich ein Pilaſter zwiſchen ſie. So iſt der Thurm und die ganze Façade. Verſchiedene Monſtra, von denen ſchwer zu ſagen, ob ſie mit oder ohne Abſicht der bildenden Hand ſo monſtrös gerathen, präſentiren ihre Unform neben der der Säulen, und man muß geſtehen, daß auch nur ſie dahin paſſen. Etwas Barbariſches, Groteskes, ſowol in der Auffaſſung als Darſtellung, entlockt ein unwillkürliches Lächeln. Ein Troglodytenvolk, das von einem im Himmel wohnenden Gott hört, müßte einen ſolchen ſchwerfällig aufſtrebenden Tempel ihm zu Ehren bauen. Kleine, verkümmerte, mißbildete Anklänge an den Styl der römiſchen Amphitheater, deren Umbau aus einer Mauer beſteht, an welche zwei oder drei Säulenreihen von verſchiedener Ordnung in Etagen ſich lehnen, mögen dann auch dazwiſchen aufgewacht ſein. Genug, ich war petrifizirt, und dachte, ob nicht etwa der ſchwarze Stein, den die Araber vor Mohamed in Mecca anbeteten, ſo ausgeſehen habe; denn ganz ſchwarz, wie ein Felsſtück von Baſalt, iſt dieſe Kathedrale, und wie ein Felſen iſt ſie in den Ritzen und Spalten des Gemäuers und um den Fuß der Säulen mit wilden allerliebſten Blumen bewachſen. Büſchel von kleinen, wilden Nelken, und von zierlichen Glockenblumen, ſchwankten amaranth- und lillafarben in reizenden Sträußen an dem finſtern Geſtein. Es war, als habe die Natur mit ihrer himmliſchen Freundlichkeit gut machen wollen, was dem menſchlichen Unvermögen nicht gelungen war. Mit dem goldigen Strahl ihrer Abendſonne, und mit den heitern Farben ihrer Blumen ſchmückte ſie das arme Menſchenmachwerk, als wolle ſie es adeln und verklären, um es desjenigen würdiger zu machen, dem es geweiht iſt. — Vom alten Schloß ſind zwei Thürme übrig, aber durch Baracken und ein Café verbaut. Im Ganzen macht ſich Angoulème doch ſehr gut. Es liegt auf einem ſteilen Kalkplateau, hoch über der freundlichen Ebene, am

Ufer der Charente, und herrliche Promenaden, welche auf den alten Wällen und unterhalb derſelben angelegt ſind, umkreiſen die ganze Stadt. Unten am Fuß des Berges, liegen die Vorſtädte, und ſeitwärts, auf einem andern Hügel, iſt eine immenſe Caſerne erbaut — recht ſtörend in dem übrigens ganz hübſchen Bilde. Der große viereckige Steinkaſten erdrückt Kathedrale, Schloßthürme, faſt die ganze Stadt, obgleich er außerhalb derſelben liegt. Dieſe nämliche Lage hatte auch in Pau eine neue Caſerne, und mir fiel dabei das Prätorianerlager ein. Auf der Promenade wünſchte ich, ich weiß nicht welche Auskunft über die Stadt zu haben, und ich ſah mich nach Jemand um, der ſo ausſähe, als ob er im Stande wäre eine Antwort zu geben. Wir ſtanden an der Bruſtwehr einer Terraſſe, und zu meiner Freude trat ein Geiſtlicher in demſelben Augenblick an ſie heran, legte beide Arme darauf, und ſah in's Abendroth hinein. Der Mann fiel mir ungemein auf — denn er trug Handſchuh! Sie können ſich nicht vorſtellen, wie das in Frankreich ſelten iſt, einem Geiſtlichen zu begegnen, der einigermaßen anſtändig ausſieht. Man begegnet ihnen freilich überhaupt ſehr ſelten, nur in den Pyrenäen ſchienen ſie in einiger Thätigkeit zu ſein, aber grade da frappirte uns die Rohheit und Armſeligkeit ihrer Erſcheinung.

Vielleicht giebt ihnen die Gewohnheit, mit dem Volk hauptſächlich zu verkehren, etwas von den brutalen Allüren des gemeinen Mannes. Ich wende mich gern am fremden Ort, wenn ich eine Frage über Land und Leute thun mögte, an Geiſtliche, weil ſie gewöhnlich gut Beſcheid wiſſen, ſei's aus Nothwendigkeit oder aus Intereſſe: und dabei hatte ich ein Paarmal Gelegenheit gehabt, mich ihnen zu nähern, und ſehr wenig befriedigt zu ſein. Ich fand in ihnen etwas von der Stumpfheit, welche die Sorge um's tägliche Brot zu geben pflegt. Dieſe Leute haben freilich keine Familie zu ernähren, aber ſie ſollen gar elend beſoldet werden, und im Gebirge ſind die Gemeinden ſo arm, daß ſie eher der Unterſtützung durch ihren Pfarrer bedürfen, als ſie ihm geben zu können. Nun, die Handſchuh jenes geiſtlichen Herrn in Angoulème imponirten mir außerordentlich — denn ſie waren ſchwarz, und ich dachte, er ſei vielleicht in Trauer, und ich wollte ihn nicht ſtören. Hernach fiel mir ein, er möge ſie wol nur der Uebereinſtimmung mit ſeinem rabenſchwarzen Anzug wegen tragen — und da entſchloß ich mich, ihn anzureden und zu fragen. Er wußte von nichts, er war erſt ſeit acht Tagen in Angoulème, aber er hatte ein ſo angenehmes Organ, wie ich mich ſelten erinnere, gehört zu haben, und ſprach ſo ganz wie ein gebildeter Mann, daß wir ohne weitere Veranlaſſung ein Weilchen mit ihm fortredeten. Man iſt in der Admiration vor der Schönheit und den Talenten; bei einem Mann find' ich keine Schönheit und kein Talent ſo beſtechend, als wenn er gut ſpricht — nicht fade, aber auch nicht belehrend, nicht dumm, aber auch nicht klug, nicht wie ein Tropf, aber auch nicht wie ein Buch, nicht langweilig, aber auch nicht bemüht zu amüſiren, nicht trivial, aber auch nicht gewählt: kurz — gut! wird er dabei von einem angenehmen Organ unterſtützt, läßt er ſich von ſeinem Amt oder Stand nicht verleiten in einen ſalbadernden, dozirenden, fanfaronirenden Ton zu verfallen, ſo wüßt' ich nicht, welch ein Talent in der Geſellſchaft wünſchenswerther ſein könnte. Es iſt grade das, was man am ſeltenſten findet, und um deſſen Ausbildung man ſich am wenigſten bemüht. Rezitiren und deklamiren lernen die Kinder, während man ihnen erlaubt ſo polternd, kreiſchend, übereilt, unzuſammenhängend, zerſtreut, ſchreieriſch zu ſprechen, als ſie wollen. Ich gebe ſehr Achtung wie die Leute ſprechen, ob klar und ſchlicht, ob geziert und hochtrabend, ob breit und konfus, ob kurz oder weitſchweifig, ob frei oder zurückhaltend; denn wie ſie ſprechen, ſo denken ſie auch einigermaßen und ſo ſieht's ungefähr in ihrem Kopf aus. Von den drei ſchönen Schweſtern von Mortemar, die neben ihrem Geiſt, ihrer Anmuth, auch das Talent gut zu ſprechen hatten, hieß es denn doch am Hof Ludwigs XIV: „Madame de Thianges parle comme une personne qui rève, Madame de Montespan comme une personne qui lit, et Madame de Fontevrault comme une personne qui parle." — Dieſe Frauen waren aus Poitou. Eine ihrer Ahninnen, Jeanne de Vivonne, ſteht als wunderhübſche Statue in der Kirche von St. Jean zu Poitiers. Dieſe Kirche iſt rund und ſoll ein römiſcher Tempel geweſen ſein, wie ſich denn überhaupt Poitiers ſehr mit ſeinen römiſchen Ueberbleibſeln von Aquaduct, Amphitheater, Palaſt brüſtet. Rolands Stute hatte keinen andern Fehler, als daß ſie todt war; dieſe Monumente haben keinen andern, als daß ſie im Grunde nicht mehr exiſtiren, ſo gering ſind ihre Reſte. Jene Kirche hat man in ein Muſeum verwandelt, das aber höchſt dürftig iſt, und ſich auf einige Bruchſtücke von Sarkophagen und Altären beſchränkt, die man um Poitiers gefunden. Eine ungewöhnlich große Amphore, ganz wohlerhalten, iſt das einzige bemerkenswerthe Stück, und dann freilich Jeanne de Vivonne, die man in der Revolution von dem friedlichen Grabmal herabgeſtürzt, auf dem ſie einige hundert Jahr gekniet, und die man nun, als Antiquität, ganz unbefangen zwiſchen den römiſchen untergebracht hat. Aber was wollen hier römiſche Monumente bedeuten, da man gar noch celtiſche hat: gewaltige Steine, 20 bis 30 Fuß hoch, grade aufgerichtet, wie Material zu einem Cyclopenbau. Wer weiß, welche Myſterien um die vollzogen ſind, welche Bardengeſänge ſie gehört, welche Druidenopfer ſie geſehen haben! In der Bretagne ſollen noch ſehr viele der Art ſein, aber was ſie ſind, ob Grabmäler, ob Ueberreſte geheiligter Monumente, oder ſonſt was, das ſucht man heraus zu ſtudieren. Mögen ſie nun der Grabſtein einer Leiche oder einer Zeit ſein — es ſchwebt um ſie das Geheimnißvolle einer unenträthſelbaren Vergangenheit, und Forſchung und Wiſſenſchaft ſtehen vor ihnen, wie jener Orientale vor dem Berge, der die Schätze der Welt verbirgt, in den er durch ein Zauberwort eindringen könnte, und der ſich nicht auf das Wort beſinnen kann. Indeſſen — an Allem, was der Forſchungsgeiſt und deſſen Erfolge betrifft, iſt nie zu verzweifeln. Da er die ägyptiſchen Mumien und die verkohlten Papyrusrollen von Pompeji beredt gemacht, ſo gelingt es ihm vielleicht auch, den celtiſchen Steinen eine Sprache beizubringen. — So große Schlachten hat dieſer Boden geſehen, wie ein Held nur immer zu gewinnen wünſchen kann, Schlachten, in denen ſtets

Völker gegen Völker kämpften. In dieſen Gefilden war die Schlacht von Vouglé im Jahr 507, in welcher Clovis Alarich II. beſiegte, und die Barbarei des Franken an die Stelle der weſtgothiſchen Civiliſation ſtellte; und 733 die Schlacht von Tours, durch welche Carl Martel den Halbmond des Islam jenſeits der Pyrenäen zurückdrängte; und 1356 die Schlacht von Poitiers, in der König Johann von Frankreich ein Gefangener des Königs von England, und Frankreich ſelbſt in Gefahr gebracht ward, eine engliſche Provinz zu werden. Für ſolche Schlachten intereſſire ich mich ſo glühend, als wär' ich ein alter Soldat! in ihnen werden die Schickſale der Menſchheit auf Jahrhunderte beſtimmt. Schlachten, welche eroberungsluſtige Könige oder unruhige Factionen oder eigenſüchtige Parteien ſich liefern, ſind mir höchſt gleichgültig, denn ſie werden zwar mit großer Erbitterung, jedoch nicht mit der vollen Kraft geliefert, welche die Entſcheidung durch einen Schlag herbeiführt. Sie laſſen beſtändig ein Hinterpförtchen offen, und gönnen einen Rückhalt, ſo daß der beſiegte Theil denken darf: Morgen bin ich obenauf. Es gilt wol nicht, wenn man ein Buch ſchreibt, daß man aus einem andern etwas abſchreibt? Neulich hab' ich's ſchon bei Montaigne gethan, und es iſt mir ganz ſchwer auf's Herz gefallen, denn Sie wollen ja etwas von mir, und nicht von andern Leuten leſen. Wenn das nicht wär', ſo würd' ich Froiſſarts Erzählung von der Schlacht von Poitiers abſchreiben. Ich ſag': ſeine Erzählung; — denn das giebt dieſen alten Chronikenſchreibern ihr eigentliches Intereſſe, wenn ſie erzählen, was ſie geſehen, gehört, gelebt haben. So macht es Jean Froiſſart, der zu Valenciennes 1333 geboren war, zu Anfang des folgenden Jahrhunderts ſtarb, und ſein ganzes Leben, halb als Trouvère, halb als irrender Ritter, mit Reiſen durch Frankreich, England, Flandern hinbrachte. Von einem Königshof zieht er zu dem andern, von einem Grafenſchloß aufs andre. Ueberall iſt er gern geſehen; überall unterhält er ſich vortrefflich. Bald läßt er ſich wunderſame Geſchichten erzählen, die er dann auch mittheilt, bald erzählt er ſelbſt die Begebenheiten. Es iſt ein Leben, eine Friſche, eine Theilnahme in ſeinem Buch, zu der man's heutzutage nicht bringt; man räſonnirt zu viel, man vertieſt ſich zu ſehr in Betrachtung und Kritik, man bemüht ſich viel zu heftig, dem Gegenſtand eine neue Seite abzugewinnen; man iſt nie mit voller Seele bei der Sache, denn man ſteht nicht mehr mitten drin, ſondern man muß rund um ſie herum gehen, um von allen Seiten ihre Anſicht zu gewinnen. Dazu wird der Hiſtoriker gezwungen durch die Anſprüche, welche man an ihn macht, und in der Bemühung, ſie zu befriedigen, geht in ſeinen Werken nichts unter, als die Lebensluft. Er macht, daß Mumien einherwandeln, aber er läßt uns nicht zwiſchen Menſchen leben, ſo wie mein alter Froiſſart. Und dennoch hat er verſtanden, ſie, trotz aller Wahrheit, mit einem gewiſſen poetiſchen Reiz zu ſchmücken, indem er in Sprache, Auffaſſung und Erzählung, nie von der Courtoiſie und Ritterlichkeit jener Tage abgeht, und ſich immer wie in der Geſellſchaft der „nobles chevaliers et des belles dames et demoiselles" benimmt.

Zu jener Zeit mag's luſtiger in Poitiers geweſen ſein, als jetzt. Gott, was ſah es triſt aus! und doch war's ein Feſttag, einer von den glorioſen Juliustagen. Was es von Menſchen hatte, gab es zum Beſten, und noch dazu wohlgeputzte, befederte Frauenhüte und Männer im Frack; aber es war eben ſehr wenig. Auf der großen Promenade war Muſik; und dahin wandelte man; ſpäter ſollte dort auch Illumination ſtattfinden, doch von der weiß ich nichts! ich war todtmüde von der Wanderſchaft durch die weitläufige Stadt, von einem Gebäude zum andern, auf Steinpflaſter, das mich lebhaft an Sevilla erinnerte. Die Kirchen ſind wie die zu Angoulème; die du Porche iſt vielleicht noch älter und auch kleiner, daher ſieht ſie wirklich wie eine kleine Mißgeburt der Architektur aus. Notre-Dame iſt viel größer und ausgearbeiteter, die Kathedrale noch mehr; da iſt es denn, als ob die Glieder ſich regten, und die plumpen Windeln abzuſtreifen ſuchten. Die Sage über die Gründung von Notre-Dame iſt lieblich: Ein junger Mann begegnete auf der Straße von Poitiers einem wunderſchönen Mädchen, das ihm lockend winkte, mit ihr zu gehen, und er war gern dazu bereit. Er folgte ihr, knüpfte das Geſpräch mit einer Frage um ihren Namen an, und ſie antwortete, daß ſie Marie heiße. Sie gingen grade an einem Gnadenbild vorüber, und der Gedanke, daß die heilige Jungfrau auch Marie heiße, machte auf einmal den jungen Mann andern Sinnes. Er kniete vor dem Gnadenbilde nieder, und gelobte den Bau einer Kirche ihr zu Ehren, und dann ging er nach Haus. — Ich finde die kleine Sage darum lieblich, weil etwas unerklärlich Wahres in ihr liegt. Der geringſte Umſtand, das gleichgültigſte Wort kann uns durch Gott weiß welchen geheimnißvollen Zuſammenhang urplötzlich aus einer Stimmung heraus, und in eine andre reißen, von der wir uns tauſend Meilen entfernt wähnen. Sind dieſe unwillkürlichen Regungen der Menſchenſeele vielleicht goldne Fäden, durch welche ſie mit geliebten Herzen, oder mit höhern Geiſtern, oder mit reineren Naturen in Verbindung ſteht? und laufen ſie vielleicht in der Hand Gottes zuſammen? Liebes Herz, es giebt himmliſche Myſterien in unſerer breiten irdiſchen Welt, und ich kenne nichts Erquickenderes, als mich aus dem blauen klaren Winterhimmel des Verſtandes, in dem einem das Herz in der Bruſt gefriert und das Blut in den Adern gerinnt, herauszubegeben, und mich ganz tief, ganz ſtill in jene hinein zu betten, und mich von ihren Roſenwolken und Roſendüſten überhüllen zu laſſen. Hab' ich mich ſo recht in ihnen gewiegt, ſo komm' ich zurück wie aus einer andern Welt, wie wenn ich aus dem Frühlingsmorgen in's Haus zurückkomme. Mir iſt zu Muth, als hätt' ich mir einen Kranz um die Stirn daher mitgebracht. Und dieſe himmliſchen Myſterien werden oft Illuſionen genannt! Ach, der Name ſoll mich nicht grämen! es giebt auch Menſchen, welche Tiefſinn — Träumerei nennen, und Poeſie — Unwahrheit. Wenn Alles das Illuſion iſt, was man nicht erklären kann, ſo müßte alles Erklärbare Wahrheit ſein — und ach! darin iſt doch ſo viel Lüge! — Mir ſind ſolche Illuſionen wie die Sterne: man ſagt mir tauſendmal, die Sterne wären gar nicht ſo golden, ſo funkelnd, ſo zauberiſch, wie wir ſie ſehen thäten, ſondern eigentlich ſehr groß, ſehr grau und ſehr garſtig, aber dafür recht erdenähnlich: was geht mich das an? ich frage! ich brauch' gar nicht mehr Erden als die eine, auf der ich lebe; aber Sterne brauch' ich, die mir in dunkeln Nächten ihr heiliges Licht in die Seele gießen. Und was der Menſch ganz nothwendig braucht — aber ſo nothwendig wie die Blume, die ſich im Keller ohne Sonnenlicht verfärbt, und wie die Schildkröte, die langſam, langſam, langſam, tief aus dem Lande ans Meeresufer zurückkriecht — das iſt das mächtigſte, unabweislichſte und heiligſte Bedürfniß ſeiner Weſenheit, und ein ſolches darf man nicht Illuſion nennen, weil es ausſieht wie ein goldner Stern und nicht wie eine beſtaubte Erde. Glauben Sie, daß die Wahrheit, wie man zu ſagen pflegt, nackt in der Welt umher ſpaziere? ich glaube, das iſt eine Verleumdung, um ſie als brutal in Mißkredit zu bringen; ich glaube, ſie hüllt ſich ins Gewand der Myſterien, um immer und ewig im Beſitz des höchſten Reizes zu ſein, welcher die Menſchenſeele an ſich zieht. Denn was ſie erforſcht und ergründet hat — damit iſt ſie fertig, und der Gedanke, daß zweimal zwei vier macht, wird ſie nicht lange feſſeln. Ach, wir ſind nicht glücklich organiſirt, ich meine nicht ſo, daß wir glauben dürften, unſre Beſtimmung ſei: glücklich zu werden. Es ſind zuviel Widerſprüche in uns. Wir wollen erlangen, und haben wir, ſo finden wir es fade. Wir wollen Zuverſicht, und haben wir, ſo werfen wir uns in eine Sphäre, wo ſie fehlt. Wir wollen Licht, und haben wir, ſo gehen uns die Augen davon über. Wir wollen Ruhe, und ſie langweilt uns; Arbeit, und wir ſeufzen hoch und tief über unſre Anſtrengungen; Gleichgültigkeit, und wir ringen die Hände vor Sehnſucht; Liebe, und ſie thut uns weh; keine Liebe, und es thut auch wieder weh; Genuß, und wir zucken hinterdrein die Achſeln. Das Alles wollen wir, nicht etwa nacheinander, nein! neben und durcheinander, und es gehört warlich die immer rege Einwirkung einer höhern Macht dazu, um in dieſe unendliche Verwirrung ein wenig Ordnung zu bringen. Mein einziger Troſt dabei iſt der, daß ich's für unſre Beſtimmung halte, zu werden. Es giebt kein anderes Leben in der Schöpfung, als werden. Das Sein iſt nur der Same, nicht die Blüte des Werdens, denn aus unſerm Sein kann ja nur unſer Werden hervorgehen. Was wir werden ſollen, das iſt Gottes Geheimniß; wie wir werden, iſt das unſre. Da giebt's räthſelhafte Sonnenblicke und Regenſchauer, Stürme und Thautropfen; aber die Pflanze hat ſie nöthig, um zu gedeihen. Bedächten wir das ein wenig ernſtlicher, als wir zu thun pflegen, und beſonders in den Momenten, wo es uns wahrhaft Noth thäte, ſo könnten wir uns ſehr damit helfen und ſtill machen. Wollen wir's immer thun, meine Meine! es iſt doch ſo ſchön, eine ſtille lichte Seele zu haben. — Worte giebt's, die ich haſſe! z. B. das, welches ich oben gebraucht habe: thun wollen. Gegen das Wollen hab' ich eine herzliche Verachtung! es iſt ein lahmer Geſell, der ſich auf die dünne Krücke des Könnens ſtützt; die bricht, und dann ſagt er ganz beſchämt: aber ich kann nicht! und das ſoll man ihm dann glauben! Ich find' es übrigens viel leichter, gleich zu thun, ſogar das Schwerſte, als ſich zuvor mit dem Wollen abzuarbeiten. Ich kann auch gar nicht wollen; dabei hab' ich zu viel Diſtractionen, die mich abziehen und leicht auf andre Gedanken bringen. Wollen und bedenken iſt nicht mein Fach, aber denken und thun.

Es ſind noch viel mehr Kirchen in Poitiers; die uralte Ste. Radegonde, welche eine merowingiſche Königin dieſes Namens gegründet hat, und Montierneuf mit dem Grabmal des letzten Grafen von Aquitanien, Wilhelm X., der 1137 ſtarb. Hätt' ich gewußt, daß dies Monument erſt zwanzig Jahr alt ſei, ſo würde ich wol nicht den weiten Gang nach der entlegenen Kirche gemacht haben; aber wie ſoll man Alles wiſſen? Lohnlakayen giebt's nicht, mit denen man ſich einigermaßen verſtändigen könnte. Irgend ein dummer Stalljunge oder dergleichen wird einem mitgegeben, der nur grade die Straßen kennt, welche zu den Sehenswürdigkeiten führen; da muß man ſich denn ſeinem guten Glück anvertrauen. Dieſer weite Weg verhinderte uns auch, die Illumination der Promenade zu ſehen, wir gingen auf dem nächſten heim, an großen Gärten vorbei, an leeren wüſten Stellen, die wie unbenutzte Bauplätze ausſahen und mit Bretterzäunen umgeben waren; durch lange leere Straßen. Es ging ein hohler Abendwind, der traurig und ſchwer durch die alten hohen Bäume rauſchte, und große Wolken einſam durch den Himmel trieb. Ich mag zuweilen ganz gern, wenn ſolch' Klagen durch die Natur geht. Wer weiß, was ihre Geiſter zu leiden haben, welchen Druck, welche Beſchränkungen! ich gönn' es ihnen, daß ſie mal ſo recht aus voller Bruſt aufſeufzen, und es rührt mich, daß ſie es ſtets nur Abends thun — Abends, wenn es Niemand hört und ſieht, und wenn ſie nichts darüber verſäumen. Am Tage thun ſie ſo fleißig und geſchäftig das Ihre! das iſt ein Keimen und Treiben und Blühen, ein Austauſch von Licht und Luft; der Wind weht emſig die Atmoſphäre rein, das Waſſer tränkt raſtlos ſeine Ufer, die Bäume recken ſich zum Himmel auf und ſtreuen Schatten oder Früchte um ſich, die Blumen geben auch, was ſie haben — ihre Schönheit. Und das dauert von Sonnenaufgang bis Untergang. Dann wird's Abend, und dann ſcheint's, als hätten ſie ihr Tagewerk vollbracht und dürften ſich ein wenig ihrer Neigung überlaſſen. Und ſie ſind ſehr verſchieden geſtimmt, die Geiſter der Natur, o ſehr! zuweilen — welch' ein himmliſcher Friede, welch' ein Ruhen an Gott: in ſüßer, träumeriſcher Ekſtaſe, lautlos, regungslos, begnügt ſtrecken ſie ſich aus, und ein andächtiges Gebet geht ihrem Schlaf vorher: das iſt meiſt im hohen Sommer. Zuweilen haben ſie ihre Verzweiflungen: ſtürmendes Verlangen, zerbrechende Kämpfe: eine Zeit iſt aus, die neue ſoll beginnen; dort ſind ſie nicht mehr heimiſch, und hier noch nicht; ſie haben ſich noch keinen Platz erobert, und die alte Welt genügt ihnen doch nicht mehr: das iſt im März, wenn der leidenſchaftliche Südweſtwind anhebt, und mit ſeinem Hauch den Schnee zerſchmilzt und dem Winter ſeine Beute abjagt. Zuweilen haben ſie geheimnißvolle, ſelige Feſte; dann tauſchen ſie wunderſame Myſterien gegen einander aus: die Blumen duften ſtärker, die Waſſer rauſchen lauter auf, durch die Bäume rieſelt ein Schauer. Was geſchieht ihnen? ich weiß es nicht:

die Nacht deckt es zu, und wenn's auch nur eine kurze Juniusnacht iſt. Zuweilen haben ſie ihre melancholiſchen Momente, ſo wie an jenem Abend in Poitiers, und öfter im Spätſommer; dann mögen ſie wol darüber nachdenken, daß es zu Ende iſt mit der Liebe und zu Ende ſich neigt mit der Schönheit, und daß es ſehr traurig iſt, in den Herbſt und Winter hinein zu müſſen. Begreiflich, darüber melancholiſch zu werden! — Ich lag noch lange im Fenſter des Gaſthofs und ſah dem Treiben der Wolken zu, das immer unruhiger und ſtürmiſcher wurde, und mich dadurch immer mehr und mehr feſſelte. Es gab eine wahre Wolkenſchlacht! ſie ſammelten ſich, ſie ſtanden, ſie flohen, ſie zogen wieder herauf, ſie wollten ihren Platz behaupten und nicht vom Himmel weichen. Zuweilen zitterten ſie auseinander, und ein Stern blitzte hervor. Was dem Sturm nicht gelungen war, gelang dem Stern: er überwältigte ſie, wenigſtens momentan. Bald verhüllten ſie ihn wieder! Das ging ſo fort mit einer Vehemenz, einer Geſchwindigkeit, einem Tumult, daß ich mich nicht ſatt daran ſehen konnte. Der Gedanke: ſie ſind raſcher als mein Herz: — freute mich ſo. Den Ausgang der Schlacht erwartete ich nicht, und am andern Morgen war keine Spur von ihr, ſondern Alles zur Ordnung zurückgekehrt, die

Sonne hell, der Himmel klar. Bei dem Menſchen geht's nicht ſo geſchwind! hat ſich in dem die Unruh einmal eingeniſtet, ſo kann manche Sonne aufgehen, bevor ihm der Himmel wieder licht wird. — Wir fuhren nach Tours. Der Weg war ſo ſchlecht, daß auf jeder Station während des Pferdewechſels die Schmiede herzuſtürzten, wie Raubthiere die Beute wittern, um zu ſehen, ob an dem Wagen nichts zerbrochen ſei. Aber er hielt's aus. Ein Poſtmeiſter ſagte voll Admiration: das müſſe wol ein engliſcher Wagen ſein. Es machte mir wundervolles Vergnügen, ſagen zu dürfen: Nein! ein deutſcher. In Châtellerault, das berühmte Meſſerfabriken hat, geſellte ſich zu den beutegierigen Schmiedegeſellen ein Weiberſchwarm, mit Meſſern und Scheeren bewaffnet. Die ſollten wir alle — und wo möglich noch eine Niederlage dazu, kaufen! Ich muß ſagen, daß mir die Spanier mit Escopeta und Navaja keinen ſo blutdürſtigen Eindruck gemacht haben, als dieſe Frauenzimmer mit ihren widerlichen Inſtrumenten: kleine Meſſer kommen mir wie Schlangenzungen vor — ganz giftig; und ich denke dabei immer an jene Frau, die mit einem niedlichen Meſſer und mit zierlichen weißen Händen einen wunderſchönen Apfel ſchälte und ihrem Mann gab; und der aß und ſtarb, denn das Meſſer war vergiftet. Betrüben Sie ſich nicht! ich glaube, dies iſt ein Märchen. Aber ich dankte dem Himmel, als ich wohlbehalten dieſer gefährlichen Zudringlichkeit entronnen war! Einige Frauen ſtellten ſich auf die Wagentritte, und zerrten ſich gegenſeitig davon herab; andere hatten ſich Stühle mitgebracht, auf die ſie kletterten, um auch gehörig zum Bock hinaufreichen zu können; und in dieſem Zuſtand der Belagerung, während ſie mir mit ihren ſpitzigen Meſſern vor den Augen herum flimmerten und mit betäubender Zungenfertigkeit ihre Waare prieſen, verharrte ich innerlich ergrimmt, bis der Poſtillon klatſchte und von dannen fuhr. Bei all' ſolchen kleinen Zügen der Habgier und der Zudringlichkeit iſt es mir ein wahres Labſal, denken zu dürfen: dergleichen geſchieht in Deutſchland nicht! ich bin es kreuz und quer durchzogen, doch ſo etwas iſt mir nie paſſirt. Plump ſind die Deutſchen, ja! aber unbeſcheiden wie die Franzoſen ſind ſie nicht. Will man mit Jenen nichts zu thun haben, ſo ſagt man: Ich danke — oder: ich brauche Sie nicht — und damit iſt's gut; aber die Franzoſen nehmen das ganz entſetzlich übel, fühlen ſich in ihrer Eitelkeit verletzt, und werden grob. So lange Sie glauben, etwas gewinnen oder erlangen zu können, ſind ſie von ſchmeichleriſcher Zudringlichkeit; hört das auf, ſo tritt Grobheit an deren Stelle. Robheit mit Eitelkeit übertüncht: ſo kommt mir der Volkscharakter vor. Und gerade dies übertünchte Weſen, dieſe Goldſchaum-Dorüre der Oberflächlichkeit iſt das, was mich am ſicherſten und ganz unüberwindlich abſtößt, und daher iſt es mir unmöglich, dieſem Charakter eine liebenswürdige Seite abzugewinnen. Auch die Sitten des Volks haben nichts Anmuthiges! ich hatte ſie mir fröhlich und munter, meinetwegen leichtfertig, aber doch eben leicht vorgeſtellt. Ich hab' keine Fröhlichkeit gefunden, keine Lieder gehört, keine Tänze geſehen, kein unbefangenes Geplauder bemerkt. Wenn wir Abends durch die Städte gingen, und Sonntags das Volk auf den Straßen und Promenaden ſahen, ſo waren die Männer meiſtens rauchend und Zeitungen leſend in den Eſtaminets beiſammen, und die Frauen für ſich. Das letzte halbe Jahrhundert hat, glaub' ich, heftig das Volk deteriorirt. Es hat von Natur einen leichten Kopf, und der iſt ihm nicht ernſt worden, ſondern finſter und konfus, weil es durch Zuſtände gegangen iſt, die es nicht hat übermeiſtern können. Die Revolution und die Kaiſerzeit haben es außer ſich gebracht und geblendet, ſo daß es in der Exaltation den Maßſtab für die eigenen Kräfte viel zu hoch anlegte. Die Exaltation iſt längſt verraucht, wie ihre Natur das mit ſich führt, aber bei der darauf folgenden Ernüchterung fühlt es ſich nicht wohl in ſeiner eigenen Haut, und verfällt dadurch in eine unbeſtimmte Unruh, welche die gegenwärtigen unvertrauenvollen Zuſtände auch ſchwerlich beſchwichtigen werden. Das Volk macht mir einen unbehaglichen Eindruck, ohne mir das Bedauern einzuflößen, welches ich den ſpaniſchen Verwilderungen und Verwahrloſungen gegenüber empfand. Ich gönne ſeiner Eitelkeit die Demüthigung der Erkenntniß, daß es nicht das erſte Volk der Welt iſt; denn wie es ſich auch dagegen ſträuben möge — es fühlt das, und mögte es doch weder ſich ſelbſt noch Andern eingeſtehen.

Druck von Eduard Haenel in Berlin.

Erinnerungen
aus und an Frankreich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1842.

Das Land an der Loire.

Von Tours bis Amboiſe pflegt man das Land zu nennen le jardin de la France. Ich würde dieſen Namen unbedingt den Ufern der Loire entziehen und denen der Garonne geben. Kann ſein, daß das unerträglich regneriſche Wetter, welches ſich nach einigen Ruhetagen mit erneuerter Gewalt fühlbar machte, den Eindruck des Landes ſchwächte. Allein davon abgeſehen fühlte ich mich zwiſchen großen grünen Wieſen, Pappelalleen, Obſtbäumen, Feldern, Nadelhölzern vollkommen im Norden, im freundlichen, cultivirten, aber im Norden. Es giebt Momente, wo es mir ganz und gar bedauerlich vorkommt, und wie ein herbes Schickſal erſcheint fern von den ſonnigen Segnungen des Südens leben zu müſſen. Dort — gar nicht! Mein Intereſſe gleichſam für den geiſtigen Boden, aus welchem ſo viele große Menſchen, wichtige Momente und ernſte Schickſale emporgekeimt waren, überwog das für den materiellen Boden. Hier begann die franzöſiſche Geſchichte einige Conſiſtenz zu gewinnen. Von 1152, wo Heinrich II. ſich mit Eleonore von Guyenne vermählte, bis 1451, wo Dunois die Guyenne als die letzte engliſche Provinz in Frankreich wieder für Carl VII. eroberte, war Macht und Einfluß der engliſchen Könige ſehr ſtörend für die franzöſiſche Monarchie. Unter Philipp Auguſt und ſeinen Nachfolgern hatten ſie zwar keinen Beſitz in Frankreich mehr, allein ſie warteten immer auf eine Gelegenheit, um zu ihren verlorenen Rechten zu gelangen, und fanden ſie, als die directe Linie der Capetinger mit Carl dem Schönen im Jahre 1328 ausſtarb. Edward III. behauptete näheres Recht an die Krone zu haben als Enkel Philipps des Schönen durch ſeine Mutter Iſabelle — als Graf Philipp von Valois, welcher deſſen Neffe war. Aber die Etats généraux hatten bereits 1316 bei dem ſöhneloſen Tode Ludwigs X. die Succeſſionsunfähigkeit der Töchter feierlich erklärt; und die Franzoſen waren noch nicht, wie hundert Jahre ſpäter, durch Faktionen und Parteiungen demoraliſirt genug, um ſich einem fremden Könige zu unterwerfen. Der Graf von Valois beſtieg den franzöſiſchen Thron, und

Edward III. blieb nur der Krieg übrig, wenn er ſeine Anſprüche nicht aufgeben wollte. Er begann ihn. Die Schlachten von Crécy und von Poitiers gaben ihm die Normandie und Aquitanien; König Johanns Gefangenſchaft ſicherten ſie ihm. Die Valois waren keine Männer der Kraft; ſchön waren ſie, anmuthig, auch ſchlau und geiſtreich zum Theil: große Herrſchergaben ſind immer ſelten, und ich denke, ſie haben deren nicht viel mehr noch viel weniger in ihrer Reihe aufzuweiſen, als die meiſten Königsfamilien; — aber ſie hatten Unglück! Carl der Weiſe ſtarb in jungen Jahren, Carl VI. lebte in langem Blödſinn, Heinrich II. ward im Turnier von Freundeshand getödtet, Heinrich III. ermordet; ſie hatten eben kein Glück! Wollte man ſagen, ſie wären noch mehr thöricht, unfähig und unverſtändig geweſen, als unglücklich, ſo würde das nur meine Meinung beſtätigen — denn das Glück macht gut, was die Thorheit verdorben hat. Die engliſchen Könige wußten ſehr gut, Unglück und Unfähigkeit der franzöſiſchen zu benutzen, und das Wiegenkind Heinrich VI. nahm den Thron von Frankreich ein, während der Dauphin Carl hier im Land an der Loire, in Chinon meiſtens und in Bourges, ein klägliches, thatloſes, von Frauen und Günſtlingen abhängiges Leben führte, und während das Volk die fremde Herrſchaft haßte, Parteiführern anheim fiel, und von Freund und Feind maßlos zu leiden hatte. Und aus dieſem gemarterten und verwahrloſten Volke, das keinen König hatte und kein Brod, dem die Sicherheit des Lebens fehlte und die des Eigenthums, das jeder Willkür preisgegeben, jeder Bedrängung ausgeſetzt, und in dieſer Verwilderung ebenſowol feig als blutdürſtig worden war — ging das junge Mädchen hervor, das Frankreich rettete, um auf dem Scheiterhaufen als Ketzerin zu ſterben. Still, fromm, demüthig, auf nichts und auf Niemand ſich verlaſſend als auf den Gott, der im Schwachen mächtig iſt, that Jeanne d'Arc Wunder wie keine Heilige ſie je gethan. Sie ſtand nicht unter fremdem Einfluß, ſie war kein Werkzeug in andrer Hand, keine Partei dirigirte und kein Prieſter fanatiſirte ſie. Wie eine Vertreterin und Repräſentantin des guten Prinzips, das in dem Kampf böſer Geiſter völlig erloſchen ſchien, um ſich in ihr deſto glanzvoller zu conzentriren, erſchien ſie wahrhaft von Gott geſendet, und trat unmittelbar unter ſeiner Hand hervor. Sie war 1409 zu Greux, im Kirchſpiel von Domremy in der Champagne geboren. Ihre Eltern waren wohlhabende Bauern, glühende Armagnacs, bitter die engliſche Herrſchaft haſſend und Alles was ihr anhing. Ihre drei Brüder nahmen heftig Theil an den Schlachten, welche die Kinder von Greux den Kindern des benachbarten Dorfes Marey lieferten, das burgundiſch geſinnt, und folglich für England war. Oft kehrten die Knaben blutig in ihr Dorf zurück. Mit dieſer brennenden, durch Leid jeder Art ins Herz geätzten Liebe für den angeſtammten König, ward Jeanne von der Wiege an umgeben und mit ihr ernährt. Als ſie heranwuchs verbrachte ſie Stunden und Tage unter dem arbre des fées, in der Nachbarſchaft ihres Dorfes, von dem wunderbare Sagen voll geheimnißvoller Einwirkungen und Viſionen ſeit alten Zeiten im Volk lebten. Wer kann wiſſen, was da durch ihre Seele gegangen iſt? Sie hütete die Heerden ihrer Eltern, ſie beſorgte häusliche Verrichtungen, aber immer feſter und feſter ward die Ueberzeugung in ihr: ſie ſei beſtimmt, die Belagerung von Orléans, der einzigen wichtigen Feſtung des Dauphins, aufzuheben, und ihn zur Krönung nach Rheims zu führen. Es giebt Ueberzeugungen, die ſich im Menſchen mit ſolcher Kraft und ſolchem Uebergewicht über alle andern ausbilden, daß man den Grund dazu in ihrer unausbleiblichen Verwirklichung oder in ihrer unerſchütterlichen Wahrheit vorausſetzen muß. Gewiß iſt, daß Jeanne d'Arc unabhängig von menſchlichen Einwirkungen zu den ihren gelangte — beachtenswerth, daß ſie geſund und kräftig war, und daß ihr die Entwickelung ihres Geſchlechts fehlte. Im Winter von 1429 ſtellte ſie ſich unter den Schutz einer kleinen Kriegerſchaar, die ſich zum Dauphin begab, und zog mit derſelben, ganz ihrer Sendung voll, demüthig aber feſt und ſtark, quer durch ganz Frankreich zum Hoflager in Chinon. Aus dem Dorfkirchlein von Fierbois, ſeitwärts am Wege zwiſchen Châtellerault und Tours, nahm ſie ein Schwert vom Grabmal eines Ritters, und am 24. Februar ward ſie dem Dauphin vorgeſtellt. Das Zimmer, in welchem dies geſchah, wird noch im Getrümmer des alten Schloſſes zu Chinon gezeigt. Wie begeiſternd und kräftigend ihre Erſcheinung wirkte, geht aus den einfachen Thatſachen hervor, daß die Engländer am 21. Mai Orléans verließen, und daß der Dauphin am 17. Julius zu Rheims gekrönt wurde. Nun war ihre Miſſion erfüllt, nun wollte ſie heim. Ich weiß nichts, was lieblicher und rührender wäre, als ihr Benehmen nach der Krönung. Während der Ceremonie ſtand ſie in der Kathedrale ganz nah neben dem König und dem Hochaltar, mit ihrer Fahne in der Hand, der weißen liliengeſtickten Fahne, der die Soldaten von einem Ende Frankreichs zum andern zuverſichtlich und ſiegreich folgten. Später, vor Gericht, böſer Zaubermittel angeklagt, ſuchte man in jeder ihrer Handlungen einen Beleg dafür, und man befragte ſie auch um dieſe. Sie antwortete einfach: „L'étendard avait été à la peine, c'était bien raison qu'il fût à l'honneur.“ Nach der Krönung umarmte ſie mit heißen Thränen die Knie des Königs und ſagte weinend: „Gentil roi, ores est exécuté le plaisir de Dieu, qui voulait que vinssiez à Reims recevoir votre signe sacre, en montrant que vous êtes vrai roi, et celui auquel le royaume doit appartenir. J'ai accompli ce que messire m'a commandé, qui était de lever le siège d'Orléans et de faire sacrer le gentil roi; je voudrais bien qu'il voulût me faire ramener auprès mes père et mère, à garder leurs brébis et bétail, et faire ce que voudrai faire.“ — Chronique de la Pucelle.) — Aber die Heerführer ließen ſie nicht in die Heimath gehen! ihre Einwirkung auf den Sinn der Soldaten war allzu begeiſternd, und daher ihr Platz im Heer unerſetzlich. Von Bitten und Vorſtellungen gerührt, nicht überzeugt, blieb ſie, blieb muthig, kräftig, zuverſichtlich zum Recht des Königs und zum Gelingen ſeiner Sache; aber nicht mehr mit dem Gefühl der Nothwendigkeit, daß ſie derſelben helfen ſolle und werde. Iſt das nicht bewundernswerth und ganz einzig:

ſo Großes gethan zu haben, ſo glänzenden Erfolg zu erlangen, in ſo ſeltener, unumſchränkter Stellung ſich zu ſehen, umringt von Gehorſam, Andacht, Verehrung, und nicht einen Augenblick zu vergeſſen, daß ſie der Sache nur ſo lange nothwendig iſt, als ſie ſich ein Werkzeug Gottes zu ſein fühlte — und aus dem ſiegesfreudigen Leben heim zu wollen, um die Heerden des Vaters zu hüten — und als man es verweigerte, ſich zu reſigniren und treulich fort zu dienen, wenn ſie auch nicht mehr helfen kann — ich muß ſagen, ſie kommt mir wie eine große Heilige vor. Am 24. Mai 1430 wurde ſie bei Compiègne gefangen und vor das geiſtliche Gericht zu Rouen geſtellt, deſſen Vorſitzer der Vicar der Inquiſition und der Biſchof von Beauvais waren; denn es lag den engliſchen Heerführern daran, ſie als eine böſe Zauberin darzuſtellen, damit das engliſche Heer wieder Muth nach ihrem Tode faſſen, und glauben möge, es ſei nur vor hölliſchen Mächten erlegen. Sie ſetzte oft ihre Richter ſelbſt in Erſtaunen durch ihren klaren Verſtand, ihre Reinheit, ihre Treuherzigkeit. Man fragte ſie, ob ſie in der Gnade Gottes ſei. Sie antwortete nachdenklich: „C'est une grande chose de répondre à une telle question.“ Einer der Aſſeſſoren unterbrach ſie; er hieß Jean Fabri und Gott ſegne ihn, den Ehrenmann! er ſagte: „Oui, c'est une grande question, et l'accusée n'est pas tenue d'y repondre." Da rief ihm der Biſchof wüthend zu: er thäte beſſer zu ſchweigen, und Jeanne d'Arc ſagte: „Si je n'y suis pas, Dieu m'y veuille recevoir, et si j'y suis, Dieu m'y veuille conserver." Dann, als man ſie um ihre Fahne fragte: „Je le portais aulieu de lance, pour éviter de tuer quelqu'un, je n'ai jamais tué personne." Dann, als man wiſſen wollte, welche Kraft ſie ihrer Fahne zuſchrieb: „Je disais: entrez hardiment parmi les Anglais — et j'y entrais moi-même." Aber ebenſo einfach verharrte ſie auch bei ihrer Behauptung, von Gott geſendet und durch himmliſche Erſcheinungen dazu berufen zu ſein; und wenn man ſie momentan durch Drohungen und Spitzfindigkeiten verwirrt gemacht und zum Widerruf genöthigt hatte, ſo blieb ſie doch nie bei dieſer Verleugnung ihrer Ueberzeugung. Sie wollte auch gar nicht gern ſterben! unerſchrocken war ſie mit ihrer Fahne die Erſte in der Schlacht geweſen, aber ſo ſterben zu ſollen, als Verbrecherin, als Hexe, in gräßlicher Qual und auf dem Scheiterhaufen — davor fürchtete ſie ſich, und ſie hätte gern Alles eingeſtanden, deſſen man ſie beſchuldigte; doch es kam ihr wie eine Verleugnung Gottes vor. Die Prieſter lieben nun einmal nicht, wenn Andre als ſie im Namen Gottes ſprechen, und ſie betrachten ſich als das einzig reine Organ, das er annehmen dürfe; ſo wurde Jeanne d'Arc verdammt, als Ketzerin „transgressant la loi divine et les ordonnances canoniques," und am 30. Mai, 1431, auf dem Markt zu Rouen verbrannt. Sie ſtarb — als es nun doch endlich zum ſterben kam — ſtill und gelaſſen. König Carl VII. bewegte nicht ſeinen kleinen Finger, um das arme junge Mädchen zu retten, das ſeine Krone und ihr Leben ihm gab. Aber das Zaubermittel, welches Jeanne d'Arc gegen die Engländer angewendet, wirkte noch mit ihrem Tode fort: die Franzoſen behielten das Bewußtſein der Schmach, des Elends und der Zerriſſenheit, in die ſie durch die fremde Herrſchaft geſtürzt worden waren, und vereinigten ſich mit aller Kraft gegen dieſelbe. Die Engländer wichen und wichen. Nach zwanzig Jahren war Carl VII. unbeſchränkt König von Frankreich, und ſei es, daß die Jahre und die Erfahrung günſtig auf ihn gewirkt, oder daß ihm die Zuſtände mehr Freiheit ließen, ſeine beſondern Talente zu entwickeln — genug er traf Einrichtungen, um die zügelloſen Soldaten zu bändigen und um den Uebermuth der Prinzen und der großen Vaſallen zu unterdrücken, welche ihm ganz die Liebe ſeines Volks gewannen. Er errichtete regelmäßig beſoldete Ordonnanz-Compagnien, deren Führer er für die Verbrechen der Soldaten verantwortlich machte, und die Ueberbleibſel dieſer wilden Kriegsleute, die Ecorcheurs, Routiers, Armagnacs genannt wurden, mußte der Dauphin Ludwig auf Begehren Kaiſer Friedrichs III. gegen die Schweizer führen, die unter ſich und mit ihm um die Toggenburgſche Erbſchaft haderten. Frankreich wurde dieſe Plage los. Der kluge Dauphin ſah dieſe Schweizer in der Schlacht zu St. Jacob an der Birs, er ſah ſie nicht ſiegen, nur fallen; aber er beſchloß wol damals ſchon, um jeden Preis dies Volk in ſein Intereſſe zu ziehen — und Gott weiß, wie gut es ihm ſpäter gelang! — Carl VII. errichtete außer jenem beſoldeten Heere in den Städten die Francs-archers; dadurch wurden die Feudalarmeen unbedeutend und die großen Vaſallen verloren ihr Gewicht, denn der König hatte eine von ihnen unabhängige Stütze, und die Monarchie wurde allmälig abſolut.

Das Alles that Carl VII., feiner, umſichtiger, als ſeine erſtaunten und mißvergnügten Großen es ihm je zugetraut; und das ging von hier aus, denn er hatte das Land an der Loire gern, zog darin von einem Schloß zum andern, und ſchenkte Loches der geliebten Agnes Sorel.

Aber nicht wahr? damit kann man ſchon eine Gegend lebendig machen, und wenn's eine Steppe wäre. Uebrigens hatte faſt jede Station ihre Particularität, und war nicht ſo verdrießlicher Art wie der Ueberfall zu Châtellerault. Bei Les Ormes liegt das Dorf Haie, wo Réné Descartes geboren iſt, der aus einem Ingenieuroffizier ein großer Philoſoph geworden, der da behauptet hat: die ganze Welt habe ſich zuſammengewirbelt. Behaupten iſt Eines, durchführen iſt ein Anderes; und möge es ihm auch gelungen ſein — ich bin nun einmal, was Kosmogonien betrifft, aus voller Seele für den alten poetiſchen Moſes. Bei Sainte Maure liegt das vorhin erwähnte Fierbois. Ein einziges Mal hat Jeanne d'Arc das arme Dorf betreten, und es hat ſeinen unſterblichen Namen. Bei Montbazon liegt eine höchſt maleriſche Schloßruine, und es gehörte einſt jener ſchönen und intriguanten Herzogin, der es den Namen gab. Sie war zur Zeit der Fronde die glühende Feindin der Herzogin von Longueville. Wenn ich in Gedanken dem Laufe der Loire abwärts folgte, ſo kam ich nach der Trappiſten-Abtei Meillerave, zu dem Orden, in welchen der Herr von Rancé ſich flüchtete vor Grauſen über das unfehlbare Ende alles Lebens, nachdem er Frau von Montbazon als Leiche geſehen. Damals aber, 1666, war Soligny la Trappe in der Normandie, von Botrou II. Graf von Perche im 12. Jahrhundert geſtiftet, das Haus des Ordens, von dem er auch den Namen annahm. Er befolgte die ſtrengſte Regel des St. Bruno, der die Karthäuſer geſtiftet hat. Rancé wurde Abt in la Trappe und reformirte den Orden, der etwas von ſeiner Strenge nachgelaſſen. Durch ein Dekret der Nationalverſammlung wurden die Trappiſten 1790 aus Frankreich verbannt; ſie gingen nach England, nach Val-Sainte im Canton Freiburg, und als ſie 1817 die Erlaubniß zur Rückkehr bekamen und la Trappe zerſtört fanden, etablirten ſie ſich in der ehemaligen Bernhardiner Abtey Meillerave, bis ſie 1831 geſchloſſen wurde. Es gab auch Klöſter von Trappiſtinnen, eben ſo eiſern und ſteinern wie jenes delle Trente tre in Neapel, an das ich gar nicht ohne eine gewiſſe Erſtarrung der Seele denken kann. Nicht weit von Meillerave iſt Palais, wo 1079 Peter Abailard geboren ward — dieſer zauberhafte Menſch, der neben den dialektiſchen Productionen ſeines ſcharf- und tiefſinnigen Kopfes die lieblichſten Liebeslieder dichtete; deſſen Schule der Philoſophie und Theologie zu Paris ſo beſucht war, daß zuweilen mehr Studirende als Bürger dort geweſen ſein ſollen; der die ſchönſte und geiſtvollſte Frau des Jahrhunderts ſich nach und ins Kloſter zog; und deſſen Ruhm dennoch ſo völlig untergegangen, daß ſeine größte Glorie iſt: von Heloiſe geliebt worden zu ſein. Selten, ſelten mag das Auge eines Gelehrten über die Blätter hingleiten, welche die Bibliotheken von ihm beſitzen, noch ſeltner mag er daraus eine andere Befriedigung ziehen, als die, welche man empfindet, wenn man eine Curioſität abgefertigt oder eine Pflicht erfüllt hat. Aber Tauſende wallfahrten zum Grabmal von Abailard und Heloiſe, ſo apokryphiſch es auch ſein möge, und ſo ſtörend — wenigſtens für mich — die aufgeputzte, herzloſe Umgebung des Père la Chaiſe-Gottesackers zu Paris auch iſt; und daß ſie es mit Theilnahme thun, zeigen die tauſend Kränze, welche jenes Grabmal in ein Blumenbeet verwandeln. Und glauben Sie, daß die Kränze dem Genie Abailards gegolten? oder ſeiner Liebe? ich denke, neun Zehntheil gehören Heloiſen, und mit Recht: Abailard hat ſich lieben laſſen, Heloiſe hat geliebt. Uebrigens iſt das auch ganz ſo in der Ordnung! das Beſte, was ein Mann für eine Frau thun, das höchſte Glück, was er ihr bereiten kann, iſt: daß er ihr Gelegenheit giebt, ihr Herz zu offenbaren. Abailard ſtarb 1142 als Benediktinermönch zu Cluny, Heloiſe zwanzig Jahre ſpäter als Abtiſſin von Argenteuil. Wie er ihr ganzes Leben beſtimmt und gelenkt, einſt ihrem Herzen, ſpäter ihrem Ordenshauſe Geſetz und Regel gegeben, und nichts von ihr verlangt hat, als die Quinteſſenz aller Opfer, aller Ergebenheit, aller Treue — wie ſie die Seine war über das Leben hinaus, und nicht mit der banalen Phraſe: bis ans Grab — das hat die Sage lieblich aufgefaßt, indem ſie erzählt, daß, als man ihre Leiche in ſein Grab gebettet, ſeine Todtenarme ſich nach ihr ausgeſtreckt haben. Ihre Aſche noch war ſein Eigenthum. Glückſelige Heloiſe! ich ſage nicht — glückliche.

Von dem geraden Wege nach Tours bin ich ein wenig abgeirrt. Verzeihen Sie mir's! ich werde über Chinon dahin zurückkommen, das der Geburtsort von Rabelais iſt. Ich nenne ihn, weil er auch zum Stolz der Touraine gehört, und wegen ſeines Witzes und beißenden Humors als der Typus der Satyriker gilt. Mir iſt er zu burlesk. Farcen müſſen im kleinen Styl, nicht koloſſal gehalten werden, und wem's nur gilt ſich über Alles luſtig zu machen, der braucht dazu vielleicht mehr Frechheit als Witz.

Nun, da iſt denn endlich Tours! wenn St. Gregor und St. Martin die Stadt nicht mehr beſchirmen ſollten, die ehedem ihnen geweiht war, und die in unſern unheiligen Zeiten die Heiligthümer zerſtören und entadeln ließ, welche einſt ihr Palladium geweſen: ſo iſt davon wenigſtens keine dem Auge ſichtbare Spur der Umgebung eingeprägt. Tours liegt ſehr anmuthig in einer weiten Ebene zwiſchen der Loire und dem Cher, an dem Ufer des erſten Fluſſes, und eine Kette von Hügeln rund umher, wie ein freundlicher Kranz, aus dem ganz ernſthaft, wie dunkle Blumen, Ruinen, alte Thürme, verfallene Abteien hervortreten. Ebenſo iſt auch die Stadt; zum Theil freundlich und elegant wie die neue — zum Theil ernſt und ſinnvoll wie die alte Zeit; ſchöne moderne Häuſer, in prächtiger ſchnurgerader Straße, dazwiſchen die Kathedrale, die Thürme der Abtei von St. Martin, die Reſte des alten Schloſſes. Wir fuhren von einer langen Anhöhe hinab; da konnte man ſo recht das ganze Gemälde überſchauen, und es iſt wirklich eines langen Blickes werth. St. Martin und St. Gregor waren Biſchöfe von Tours. Von dem erſten weiß ich nichts als die Legende von ſeinem mit dem Bettler getheilten Mantel. St. Gregor iſt 539 geboren und 593 geſtorben und der älteſte Geſchichtſchreiber der Franzoſen. Er erzählte ihre Geſchichte von der Zeit an wo die Franken ſich in Gallien feſtſetzten bis auf ſeine Tage. St. Franciscus de Paula iſt freilich auch hier geſtorben; aber der iſt ein Fremdling und aus dem fernen Calabrien, und Ludwig **XI.** ließ ihn in einer ſeiner Anwandlungen von Devotion zu ſich kommen, damit der arme fromme Mann ihm ſein Gewiſſen ruhig mache. Dieſer Ludwig **XI.**! es gingen ihm wirklich Gedanken und Abſichten durch den Kopf, die eines Königs würdig ſein mögten, aber ſein Charakter zog ihre Ausführung immer in eine niedrige Sphäre herab. Die Intrigue und die unauflöslich mit ihr verbundene Heuchelei war ſein Element. In ihr war er aufgewachſen, ſie hatte ihn mit ihren ſchlechten Säften genährt: daher war etwas verkrümmtes und mißrathenes in ſeinem Charakter — ſo wie Bäume verkrümmt bleiben, die im Walde an zu engen dumpfen Stellen ohne erforderliche friſche Luft und helles Licht ſtehen. Eine Viertelmeile von der Stadt liegt Pleſſis-les-Tours, jetzt ein Landhaus, früher das Schloß, das Ludwig **XI.** vorzugsweiſe zu bewohnen liebte, und in welchem er 1483 ſtarb. Das Haus iſt ganz unanſehnlich, und lehnt ſich an einen Thurm, der im Fundament alt ſein mag, aber neu aufgeführt iſt. Ein Baumgarten liegt rund umher. Drei Kinder ſpielten im Graſe, und eine alte Wärterin ſaß daneben, hielt ein viertes auf dem Schooß und kämmte es ſehr aufmerkſam. So iſt der Ort beſchaffen, in welchem Ludwig **XI.**

ſeine letzten Lebensjahre ſcheu und wild wie ein Raubthier verbrachte, um welchen zahlloſe Bogenſchützen aufgeſtellt waren, die unbarmherzig Jeden niederſchoſſen, der eine beſtimmte Entfernung überſchritt; und um den achtzigtauſend Fuchseiſen herumlagen für den Fall, daß es Einem gelingen könne, ſich durch die Schildwachen unbemerkt zu ſchleichen. Ganz gewöhnlich ländlich ſah es drinnen im Hauſe aus! der Saal iſt verſchwunden, in welchem der König Maus-Hetzjagden halten ließ, als ſeine Geſundheit ihm nicht mehr erlaubte, auf die Jagd zu gehen. Iſt das nicht recht charakteriſtiſch für ihn, ſich an den Aengſten und Todesqualen eines ſo armſeligen kleinen Thieres zu weiden? Die Römer liebten Gladiatorenkämpfe, die Spanier lieben Stiergefechte: das iſt denn doch wenigſtens eine aufrichtige Barbarei, eine ehrliche Freude an den Kämpfen der Kraft. Aber, großer Gott! ſo eine Maus todtgehetzt zu ſehen und daran Ergötzen zu finden — das ſchickt ſich doch wahrlich nicht für einen Menſchen, ſondern nur für eine Katze. Am Hofe Ludwigs XV. machte einmal ein Fremder dadurch ungeheures Aufſehen, daß er behauptete, den Charakter einer jeden, ihm übrigens völlig unbekannten Perſon, unfehlbar zu ergründen, ſobald ſie ihm drei Fragen der Wahrheit gemäß beantworte: dieſe waren: welche ihre Lieblingsblume, welches ihr Lieblingsbuch ſei, und in welcher Epoche ſie am liebſten gelebt haben mögte. Die zwei letzten Fragen laß ich gelten: die erſte kommt mir wunderlich vor, wenigſtens Männern gegenüber. Ich habe nie gedacht, daß ein Mann eine Lieblingsblume haben — wenn aber, daß es eine andere ſein könne, als die Roſe! — In Wien war Jemand, der aus der erſten beſten Handſchrift den Charakter des Schreibers bis in die Nüancen hinein enträthſelte. Ich glaube, man kann aus den Vergnügungen der Menſchen und aus der Art, wie ſie ſich dabei benehmen, ſehr auf ihren Charakter ſchließen, weil das die Momente ſind, in denen ſie ſich meiſtens in ihrer Natur gehen laſſen. — Unten in dem Keller des Hauſes ſollen noch Spuren der ehemaligen Gefängniſſe exiſtiren. Es wurde nach der Hausfrau gefragt und geſucht, damit ſie den Schlüſſel bringe oder ſchicke; aber es geſchah nicht, und ich bedauerte es nicht. Wenns nicht etwas ganz Außerordentliches an ſolchen unterirdiſchen Orten zu ſehen giebt, ſo bleib' ich lieber oben im Sonnenlicht. Katakomben, Burgverließe, Grabgewölbe machen mir alle ein und denſelben traurigen Eindruck, der unabhängig von dem Gedanken an ihre Beſtimmung iſt; denn z. B. die blaue Grotte auf Capri, von der alle Welt ſagt, ſie ſei zauberſchön, erweckte in mir hauptſächlich das Gefühl, ſie ſobald als möglich verlaſſen zu wollen. Daß das Auge rund umher von Steinen und Mauern abprelle, daran iſt man gewöhnt, aber eben darum muß es ſich aufſchlagen und in den Himmel verſenken können.

Als wir unſre Promenade durch die Stadt beginnen wollten und einen Lohnlakeyen begehrten, wurde uns wieder ſo ein dummer Stallburſche geſchickt, der nicht einmal den Weg nach Pleſſis-les-Tours wußte. Den wollt' ich nicht, ein andrer war nicht da; ſo gingen wir aufs Gerathewol von dannen, und nach der Kathedrale. Es iſt in Frankreich die erſte gothiſche Kirche in Form eines lateiniſchen Kreuzes, welche ich geſehen, und ganz unſäglich ſchön, und wunderbar künſtlich. Der Chor beſteht eigentlich nur aus rieſenhaften buntgemalten Fenſtern, zwiſchen denen ganz dünne Rippen emporſchießen und das Gewölbe tragen. Es ſieht unbegreiflich aus! daß von Außen Strebebogen dagegen gelehnt ſind, um es zu ſtützen, bemerkt man drinnen nicht; man denkt auch eben nicht daran, wie es zugehen möge, daß auf dieſen wie von Diamanten zuſammengeſchmolzenen Fenſtern, auf dieſen Wänden von Glas das Dach ruhen könne; man hat nur jenes Gefühl von ekſtatiſcher Freude, von andächtiger Bewunderung, von ſeligem Erſtaunen, welches uns aus einer tiefen Schönheit überwältigend entgegenſtralt. Iſt dies dann noch die Erde? iſt dies ein Gebäude aus Stein und Mörtel, von Menſchenhänden zuſammengefügt? iſt dieſer Schmelz von Blumen, von Schmetterlingen, von Sonnenlicht wirklich noch Farbe? Sagen Sie mir, woher hat's der Menſch, daß er ſolche Schönheit erſchaffen kann! welche leuchtende Offenbarungen müſſen ihm durch die Seele fluten, welche Geiſter ihn begrüßen, welche Bilder an ihm vorüber ziehen, welche Kräfte ihn befähigen, bevor ſolche Wunderſchöpfung ſich in ihm kryſtalliſirt, Form und Geſtalt annimmt, und endlich! endlich! aus ihm heraus und in unſere Welt hineintritt. O, wer in eine ſolche innere Seelenwerkſtatt ſchauen dürfte! was müſſen da für Schätze aufgehäuft ſein. Um ein Halsband zu machen, braucht der Juwelier zehnmal ſo viel Diamanten und Gold und Perlen, damit er zwiſchen den Kleinodien die Wahl habe, damit er aufs Beſte anordnen und zuſammenpaſſen könne. So ſchön es auch ſei — immer hat er noch ſchöneres, und der edelſte Stein, die köſtlichſte Perle ſind ihm vielleicht noch übrig geblieben, weil ſie nicht in die Faſſung paßten, oder weil er nicht verſtand, ihnen die richtige zu geben. So muß das auch mit allen geiſtigen und künſtleriſchen Schöpfungen ſein! der Meiſter verbraucht nicht alle ſeine Kräfte in ihnen, und wenn er auch meint, es ſei deren Blüte — ſo iſt es vielleicht nur ihr Schaum geweſen. Ich glaube, jeder von uns hat in ſich eine Schönheitswelt, zu welcher die äußere, möge ſie eine ſelbſt- oder eine fremdgeſchaffne ſein, ſich verhält wie die Terz zum Grundton: nur weil er da iſt, vermag ſie ſo lieblich zu klingen; ohne ihn würde ſie ein dürftiger, kahler Ton, keine Harmonie ſein. Haben wir je das verſtanden, was uns nur von Außen entgegenflog? Das Verſtändniß muß in uns ſeine leuchtenden Augen aufſchlagen und uns mit tiefſinnigem Blick anſehen — dann wird's uns klar in der Seele. Haben wir je das ſchön gefunden, wozu wir weder Analogie noch Sympathie mitgebracht? wenn wir etwas Schönes hören, ſo meinen wir immer, das hätten wir längſt gedacht und geſagt und gefühlt: alſo muß die Schönheit, die wir bewundern, doch wol weiter nichts als eine Offenbarung derjenigen ſein, die in uns lebt — wenn auch ſchlafend oder träumend nur — und darin beſteht hauptſächlich ihre günſtige Wirkung auf uns, daß wir gewahr werden, welche Herrlichkeiten im Menſchen vergraben liegen. Ach, wol vergraben! auf der Oberfläche unſers Weſens mühen wir uns ab, arbeiten daran und dafür, und um die Tieſe kümmern wir uns wenig. Es iſt ſo dunkel da unten, daß wir kein rechtes Herz haben, uns da hinein zu wagen, und wenn wirs thun, ſo führen wir in uns ſelbſt ein armes Bergmannsleben: von Schätzen umringt darben wir. Denn ach! wie wenig fördern wir herauf und ans Tageslicht, und wer weniger giebt als er geben mögte, der fühlt ſich arm. Ja, ja! an Material iſt ſie reich, jene innere Seelenwerkſtatt! aber welche Entmuthigungen, welche Troſtloſigkeiten in ihr gebrütet haben — das ergründet der fremde Blick nicht, und der meine thäte auch beſſer, auf dem äußern Erzeugniß haften zu bleiben!... hier beſonders, wo es durch und durch glorreich und ohne die Schollen der Beſchränkung und Unvollendung oder Zerſtörung iſt. Zwei zierliche Thürme, zu denen man bequem emporſteigt, überragen ſchlank und hoch den Bau, wie Maſtbäume ein Schiff, und von oben taucht das Auge in die Stadt und die Ebene hinein. Eine Frau führte uns umher — eine wahre Pflegemutter der Kathedrale! wie alte Diener ſich dermaßen mit ihrer Herrſchaft zu identifiziren pflegen, daß ſie bei deren Thun und Treiben „wir" ſagen, ſo hatte ſich dieſe Frau in die Kirche verſenkt und ſprach von ihr in gleicher Weiſe, und mit einer Liebe, einem Stolz, einer Zärtlichkeit, die mich freuten. Ich lobte ſie, daß ſie ſo gut die Honneurs ihrer Kathedrale zu machen wiſſe, und klagte ihr, daß man uns Niemand verſchafft habe, der ein Gleiches für die ganze Stadt zu thun verſtehe. Sie ſagte, ſie wolle uns Jemand verſchaffen, ging fort und kehrte nach einer Viertelſtunde mit einem alten kleinen Herrn zurück — das Ideal eines Cicerone, keine Frage ſchuldig bleibend, kleine Ueberraſchungen vorbereitend, von verbindlichen Manieren, geſprächig aber nicht geſchwätzig, dazu 73 Jahre, ſchneeweißes Haar, ganz gerade Haltung und junge lebhafte Augen. Nun waren wir wohl berathen! — Er führte uns zu einem Gebäude, das unſtreitig das merkwürdigſte in Tours, und zwar — ein Pferdeſtall iſt. Als die Revolution hier wüthete, verwüſtete ſie mit vielen andern Kirchen auch die von St. Julien, welche darauf für 30,000 Franken Aſſignaten — das iſt ungefähr, was man in Oeſtreich ſo abſichtslos witzig „Schein" nennt — an den Erſten Beſten zum beliebigen Gebrauch verkauft wurde. Später wollte die Geiſtlichkeit der Kathedrale ſie für 100,000 Franken in baarem Gelde zurückkaufen, allein der Beſitzer verlangte mehr, und der Handel zerſchlug ſich. Darauf fand ſich ein Spekulant, der ſie für 160,000 Franken an ſich brachte, und an einen Gaſtwirth vermiethete, der neben ihr das Hotel St. Julien einrichtete, und ſie zu Pferdeſtall, Diligencebüreau, Wagenremiſe und Heumagazin umſchuf. Eine ſolche Entweihung in ſo frappanter Geſtalt iſt mir nie vorgekommen! Eine Ruine ſieht immer edel aus, weil ſie große Schickſale bezeugt; ein verfallenes und verwahrloſtes Gebäude ſieht traurig aus, weil es ſich ſelbſt und ſeine Zeit überlebt hat; aber dieſes, wohl erhalten wie Eines und ſchön wie Keines — ſchöner in den Verhältniſſen als die Kathedrale ſelbſt — und nun ſo erniedrigt im Dienſt des gemeinen Lebens, das iſt wirklich wie eine Heilige in ſchlechter Geſellſchaft! Dazu iſt ſie — faſt mögt' ich ſagen, leider! gar nicht zerſtört. Die wunderſchönen fliegenden Gewölbe ihrer lateiniſchen Kreuzform, die zarten Skulpturen ihrer Fenſter, die ſchlanken biegſamen Rippen ihrer Pfeiler ſind unangetaſtet, ſo daß ihre Schönheit gar nicht gelitten hat. Aber nun ſtellen Sie Sich eine Diligence vor, die in dieſe heiligen Räume hinein raſſelt, und eine andere, die unter Lärm und Geſchrei gepackt wird — die Schiffe der Kirche in eine gepflaſterte Straße verwandelt; die Kapellen in Räume für Wagen und Pferde, oder in Büreau's, die Altäre in Schreibtiſche; den Weihrauch in die Emanationen des Stalles; die andächtige Stille und den Pomp des Gottesdienſtes in das brutale Getümmel der Fuhrleute, der Stallknechte, der Reiſenden; ob das nicht unheimlich iſt! Ordentlich weh that es mir, daß dieſe ſtillen hohen Hallen hören mußten, wie die Leute ſich in ihnen zankten, und ſo fürchterlich ſchimpften und fluchten. Dafür hat das Volk eine ganz beſondre Liebhaberei! es flucht mit der Geläufigkeit eines Trommelwirbels, und zuweilen ohne Zorn, aus lieblicher Gewohnheit, wie man ſich wol ein zärtliches oder Schmeichelwort ſagt. — Die uralte hochberühmte Abtei von St. Martin hat ein beſſeres Schickſal gehabt: ſie iſt durch eine Pulvermine geſprengt, und zwei ihrer mächtigen fünf Thürme ſind übrig blieben als Erinnerung an ihre majeſtätiſche Pracht, und als maleriſche Zierde für die Stadt. Es war im Jahr 1793 als ein gewiſſer Mornand, der noch jetzt lebt, dazumal ein wüthender Jakobiner, am Martinstage ſprach: „Je m'en vais donner un bouquet à Martin"; und die Mine anlegte, durch welche die Abtei in die Lüfte flog. Die berühmte oberhalb Tours gelegene Benediktiner-Abtei Marmoutiers zerſtörte er auf die nämliche Weiſe, kaufte dann die Ruine als Nationalgut, und erbaute ſich in ihnen ein kleines Haus, das er noch bei 88 Jahren bewohnt. Dies erzählte Alles mein kleiner Cicerone, der jene wilden Tage durchgemacht, aber nicht als

Jakobiner. Dafür ſah er denn auch jetzt ſo comme il faut aus, daß ich mich nicht entſchließen kann, ihn in die Claſſe der Lohnlakayen zu verweiſen. Ein kleines unanſehnliches Haus, das ein Lederhändler bewohnt, und das ganz von dieſem fatalen Gewerbe parfümirt war, gehörte einſt dem Triſtan l'Ermite, dem famöſen Profoß von Ludwig XI. An verſchiedenen Stellen hat er ſein Wappen angebracht, ein ſprechendes und ſeinem Gewerbe entlehntes. Auf einem flachen Stein an der Treppe, und in der Mauer im Hof, iſt ein zierlicher Strick, der ſich zu einer Halsſchlinge verknüpft, eingehauen. Es ſcheint alſo, daß er ganz ſtolz darauf war, der Hofhenker zu ſein. Die Treppe dieſes Hauſes iſt recht originel, eine Wendeltreppe von Backſtein und weiter nichts — aber ſo geſchickt gebaut, daß ſie ſo glatt wie von Eiſen gegoſſen ausſieht, und daß ihre weichen Wendungen mich an die Form der Calla erinnerten, welche ſich auch aus ſich ſelbſt heraus zu wickeln ſcheint. In dem Treppenhauſe ſind allerlei Künſtlichkeiten angebracht, Röhren, durch welche man etwas von oben nach unten hinabwerfen kann; und von der Plateforme aus, zu der ſie führt, ſoll Meiſter Triſtan mit Pleſſis les Tours telegraphirt haben. — Ein andres Haus war einſt die Kanzlei Ludwigs XI., und gehört jetzt einem reichen Banquier, der es ſehr niedlich im modern gothiſchen Styl ausgebaut hat. Wenn man dem nicht mit ganz beſonders feinem Geſchmack zu folgen, und der ganzen Umgebung ſein Gepräge aufzuſtempeln verſteht, ſo kommt er mir gar zu ſehr wie ein Maskenanzug vor. Kein Jahrhundert hat ſo gut wie das unſre verſtanden zu copiren; aber eben dies Talent macht, daß es ſeine Fähigkeiten an die Außendinge verſchwendet, und daß ihm der Sinn, der innere Zuſammenhang mit der äußern Erſcheinung, vollkommen verſchloſſen bleibt. Wunderſam gedankenlos erſcheinen mir die meiſten Productionen ſeiner Kunſtfertigkeit, und zwar in dem Grade, daß ich mich zuweilen ganz heimlich frage: ob dies oder jenes nicht etwa das Erzeugniß der äußerſt geſchickten Hände .... eines Narren ſein dürfte? — Wohlverſtanden, liebes Herz, nur in der Kunſt, und nicht in den Leiſtungen des Verſtandes und der Berechnung. Das iſt wieder die ſtarke Seite des Jahrhunderts! wo die begehrt wird, da kommt es zu ſich und zeigt ſich, wie z. B. bei der Brücke von Bordeaux; und ich find' es nur unbegreiflich, weshalb es ſich mit einer Art von Wuth auf die Kunſt wirft. Was in ihr geleiſtet iſt, ſollte es ſammeln, ordnen, bewahren und erhalten, meinetwegen auch ſtudieren, aber dem Produziren etwas Einhalt thun.

Statt deſſen baut, malt, bildhauert es unaufhaltſam, und verdummt uns durch ſeine Erzeugniſſe. Ja ja! das Urtheil läßt ſich verdummen! Als das Auge im vorigen Jahrhundert nichts ſah als Perrücke, Reifrock und Hackenſchuh, verlor der Geſchmack dermaßen ſein geſundes Urtheil, daß er die Unnatur bezaubernd ſchön nannte. Mit der Kunſt iſt es nicht anders! möge ſie ſein wie ſie wolle — allmälig gewöhnt ſich das Auge an ſie, befreundet ſich ſpäter mit ihr, und nimmt zuletzt den Geſchmack gefangen. Das Jahrhundert macht es in dieſer Hinſicht mit uns wie manche Eltern mit ihren Kindern: die Talente und Tugenden, welche die armen Kleinen nicht haben, ſollen ihnen angebildet werden. Dadurch werden ſie denn recht herzlich verſchroben, und leiſten doch nichts Tüchtiges; aber freilich, das Uebertünchungsprinzip hat ſein Recht behauptet. Ich weiß ein Wort, das regiert das Jahrhundert! verzeihen Sie nur, daß es kein deutſches iſt, und daß ich es weder zu überſetzen noch ein gleichbedeutendes zu finden verſtehe; es iſt quaſi. Quaſi genial iſt die Kunſt, quaſi tugendhaft die Geſellſchaft, quaſi fromm die Kirche, quaſi liberal die Politik, quaſi frei ſind die conſtitutionellen Staaten, quaſi ſicher die abſoluten. Stellen Sie Sich genial, fromm, liberal ohne quaſi vor, würden Sie es dann noch auf die Kunſt, die Kirche, die Politik anwenden mögen? Quaſi iſt ein herrliches Wort, und wol werth, daß man ein deutſches dafür erfinde; denn „als ob“ und „man thut ſo“ ſind doch nur matte Umſchreibungen. — — Alſo quaſi gothiſch iſt die ehemalige Kanzlei Ludwigs XI. in Tours ausgebaut. Viele und recht hübſche neue Bauten ſchmücken die Stadt, Gärten und Landhäuſer die Umgegend. Wir fielen auch hier wieder in die Juliusfeſte hinein, die aber mäßig gefeiert wurden; auf den breiten Trottoirs der ſchönen rue royale ging man ſpazieren, und auf der Brücke über die Loire. Da hat man eine liebliche Anſicht des Fluſſes! auf der einen Seite ſpiegelt ſich die Stadt mit ihren ernſthaften Thürmen in ihm, und auf der andern eine grüne, reichbebaumte Hügelreihe, und kleine freundliche Inſeln ſind wie Smaragden in eine ſilberne Faſſung mitten in ſeine Strömung hineingeworfen. Ich war zwei Abende in Tours, und beide verregneten. Am letzten waren einige öffentliche Gebäude illuminirt zum Beſchluß der Feſte, und das Volk lief mit Regenſchirmen neugierig und ſchauluſtig dahin; — ich nicht. Aber wirthſchaftliche Studien hab' ich gemacht, und erfahren, daß die gebacknen Pflaumen von Tours die beſten in ganz Frankreich und ein wichtiger Handelszweig ſind, indem ungeheure Sendungen davon in alle Weltgegenden gemacht werden. Gebackne Pflaumen ſind in Deutſchland etwas recht Gräßliches, was in den Gaſthöfen ohne Widerrede zu einem zähen Kälberbraten gehört; doch hier in ihrer Heimath ſind ſie von weniger dürrer Natur, und auch die friſchen Früchte ſind ſehr gut — nur litten ſie durch den Regen. Ich litt auch durch ihn, und ſehr, auf der Fahrt nach Amboiſe, denn die Ufer der Loire ſtellten ſich gar traurig dar, und die Felſenwohnungen, von denen ich gehört hatte wie von etwas höchſt Maleriſchem, kamen mir abſtoßend elend vor. Wenn man ſagt, daß zwiſchen Tours und Amboiſe die Häuſer nicht aufhören, ſo iſt das ſo zu verſtehen, daß ſich in dem Kalkfelſen auf dem rechten Ufer der Loire, der ſich längs der Chauſſee hinzieht, Hölen befinden, vielleicht Steinbrüche, vielleicht abſichtlich zu dieſem Zweck gemacht, denen man eine gemauerte Façade von einer Thür und einem oder zwei Fenſtern gegeben. Zuweilen hat man aus der Felſenwand ſelbſt die Façade heraus gehauen; immer aber ſehen dieſe Wohnungen nicht wie Häuſer aus, ſondern wie Zigeunerhölen. Darin leben die Beſitzer der kleinen Felder, Obſt- und Weingärten, welche oben auf dem Felſen liegen. Zwiſchen den Bäumen und Geſträuchen dieſer natürlichen Teraſſe lauſchen die Schornſteine hervor, und der Rauch ringelt ſich um den Rebſtock. An einem warmen Sommertag, wo man vor Hitze zerſchmilzt, mögen dieſe Hölen den Eindruck von anmuthigen Grotten, von kühlen Sommerwohnungen machen; aber ich kann verſichern, daß ſie bei grauem Himmel und Regenwetter, ſogar mitten im Sommer, höchſt unerfreulich und ſchauerlich kalt ausſehen, und daß die Felſenwohnungen der Touraine an Unbehaglichkeit des Eindruckes keineswegs hinter norddeutſchen Lehmhütten zurückſtehen. So viel ich aus meinem Wagenwinkel heraus bemerken konnte, wechſelten ſie ab mit Landhäuſern und hübſchen Gärten, während die Chauſſee immerfort ſehr erhöht am Fluß fortlief, um vor deſſen Ueberſchwemmungen ſicher zu ſein. Amboiſe iſt nur ſechs Lieues von Tours, und ein klein armſeliges Neſt, mit einer wackelnden hölzernen Brücke; aber mit einem wunderhübſchen Schloß. Seine Façade erhebt ſich auf einem ſchroffen Felſen über die Stadt. Carl VII. hat es gebaut. Carl VIII. ſtarb ganz plötzlich beim Ballonſpiel in den untern Räumen. Ich intereſſire mich wenig für dieſen kleinen Fanfaron, der die italieniſchen Kriegszüge ſo leichtſinnig wie ein Turnier übernahm; allein Philippe de Comines, der kluge Hiſtoriker, der durch die Schule ſeines Vaters Ludwigs XI. gegangen war, ſagt ein Wort über ihn, das gewiß ſelten von einem Menſchen, und noch weit ſeltner von einem König geſagt wird: „La plus humaine et douce parole d'homme qui jamais fut, était la sienne; car je crois que jamais à homme ne dit chose qui lui dût déplaire." — Das ſetzt eine ganz wundervolle Seelengüte voraus, eine Nachſicht, eine Milde, eine Humanität ohne Gleichen. Durch Worte nicht zu verletzen iſt um ſo ſchwerer, je mehr man geneigt iſt, ſie als etwas Flüchtiges zu betrachten, als einen Ableiter für Zorn, Mißmuth, üble Laune, an welchen der Blitz herunterfährt ohne zu ſchaden, zu treffen und zu zünden. Aber eben weil es ſeiner Natur nach flüchtig iſt, ſollten wir es nicht hart und ſcharf machen, ſo daß es ſich in die Erinnerung hineinätzt. Was flüchtig iſt, ſollte nie anders als lieblich ſein. Weshalb einem Menſchen drei Sekunden weh thun? Sie meinen vielleicht: warum überhaupt? — Ja, wenn's durch unſere Handlungsweiſe iſt, da ſind denn doch die Umſtände und Verkettungen häufig von der Art, daß man nicht ſieht, wie man's hätte ändern ſollen — ſogar hinterdrein nicht ſieht; aber ein bittres Wort oder einen Vorwurf zu unterdrücken, ſteht immer in unſrer Macht; das iſt ſo wenig, daß wir es immer können, und wenn wir's nicht thun, ſo gereut es uns jedesmal. Das iſt die Probe! es giebt Dinge, die gewichtiger und nachhaltiger ſind, und weher thun als ein Wort, und ſie gereuen uns nicht. — Hier war im Jahr 1560 die berühmte Verſchwörung der Hugenotten gegen den jungen König Franz II., welchen ſie aus den Händen ſeiner Oheime, der Guiſen, heraus und in die ihren bringen wollten. Sie ward entdeckt, und die Veranlaſſung zu Hinrichtungen und Verfolgungen, an denen ſich der Bürgerkrieg endlich entzündete. Jetzt gehört das Schloß an Madame Adelaide, welche es mit dem feinen Geſchmack reſtauriren und arrangiren läßt, der in der Familie Orléans zu Hauſe zu ſein ſcheint. Es hat nicht den Pomp der Sculpturen und des Schnitzwerkes, wie das Schloß zu Pau, und die innere Einrichtung entſpricht dieſer Einfachheit, aber eben darum macht es den Eindruck von höchſt geſchmackvoller Anordnung. Die Plateforme eines Thurmes iſt zum Speiſeſaal umgeſchaffen, aus deſſen Fenſtern man rundum die Gegend wie ein freundliches Panorama überſieht, wenn man ſie ſieht; an jenem Tage war ſie nebelgrau. In einem Salon ſteht die Büſte der Königin. Ich fragte den Kaſtellan, ob ſie ähnlich ſei. Vor zehn Jahren ſehr, entgegnete er, aber die Königin habe ſich ſeitdem verändert — „car elle n'est pas toujours bien gaie," fügte er hinzu. Das glaub' ich gern! hat je ein ſchuldloſes Haupt den Druck einer Krone empfunden, ſo iſt es das dieſer armen Königin! Immer eine Mörderhand gegen den Gemal, gegen die Söhne gerichtet zu ſehen, immer für liebe Leben zittern zu müſſen, immer nur zweideutig glückliche Erfolge der größten Anſtrengungen zu gewahren, immer wenigſtens einen Sohn auf fernen gefahrvollen Expeditionen zu haben — wo wäre das eiſerne Herz, das dieſen Sorgen und Aengſten ſtill halten könnte ohne zu beben. Sorgen machen ſo müde, und Aengſte ſo wund: das prägt ſich dann im Antlitz aus, und nimmt ihm die Schönheit — nämlich das, was der Künſtler und der Gleichgültige Schönheit nennt. Ich bin kein Künſtler, und ſorgenvollen Augen gegenüber bin ich auch nicht gleichgültig; mir kommt ſolch ein Antlitz leicht ſchön vor. Nur wenn ich das bloße Wort Sorgen höre, macht es mir eine Emotion zu Gunſten desjenigen, der ſie empfindet, und ich glaube das kommt daher: Als ich ein ſehr kleines Kind war, ſaß ich einmal auf dem Schooß meiner Mutter den Kopf an ihre Bruſt gelehnt; ſie ſeufzte, und ich fragte ſie, warum ſie ſeufze. „Ich habe Sorgen, mein Kind,“ ſagte ſie. Nun wußt' ich gar nicht was das war: Sorgen! aber mit einem wunderſamen Inſtinkt fragt' ich nicht darum — denn ſie laſſen ſich ja nur erklären, indem man ſie erlebt — und verſuchte mir aufzudenken, was das wol ſein könne. Natürlich konnt' ich es nicht, und war es Gram über dieſe meine Unfähigkeit, oder hatte der traurige Seufzer meiner Mutter mein Herzchen erſchüttert, genug, mir ſchlichen zwei Thränchen in die Augen; und wenn ich auch binnen fünf Minuten jenes fremdartige Wort und meine Studien darüber vergaß, ſo iſt mir doch der Eindruck durch ſo lange Jahre hindurch unauslöſchlich geblieben, und tauchte immer lebhafter auf, je beſſer ich die Bedeutung deſſelben verſtehen lernte. — Die Büſte des Königs ſtand gegenüber und gefiel mir gar nicht: platte Züge und eine gewiſſe heimliche Klugheit in den zuſammengedrückten Augen! — Ein Garten iſt rund um's Schloß angelegt; durch hübſche Baumgruppen, über friſche Pelouſen und reiche Blumenpartien, blickt man theils in die Stadt hinab, theils fernhin ins Land, und gelangt zur Kapelle, die ein wahres Kleinod, eine Perle der Architektur iſt. Freilich nur ganz klein, aber die vollkommenſte Miniatüre des gothiſchen Styles, die mir je vorgekommen! Wie der Froſt an die Fenſterſcheiben phantaſtiſch regelmäßige Formen haucht, welche ausſehen wie von einem Künſtler hingezaubert, wie ſolch ein Hauch iſt dies Kapellchen, zart und rein, klar und feſt, lieblich und hoch wie ein Stern. Die großen Dimenſionen muß man bei Seite laſſen, muß nicht denken an die Kathedralen von Sevilla, von Barcelona, von Tours; denn dieſe Kapelle iſt nicht viel größer als das Sakramentshäuschen in ihnen; aber das iſt eben ſo ſchön bei ihr: man denkt gar nicht an jene. Es iſt das Kriterium der Vollkommenheit, ob man ſo ganz von ihr überwältigt und erfüllt wird, daß man die Vergleiche vergißt. So lange ich vergleichen und ganz kühl ſagen kann: ſehr ſchön! ſchöner als dies, nicht ſo ſchön als das! — ſo lange bin ich nicht hingeriſſen, nicht durchſtralt, ſo lange fehlt mir nichts in meiner Bewunderung als das Eine, das Höchſte — daß mein Herz unwillkürlich und unwiderſtehlich getroffen werde. Grade wie in der Liebe! man kann ſehr lieb haben, man kann ſehr gut ſein, und achten und ehren nun gar! aber es trifft nicht das Herz und man liebt nicht. Dieſe Aehnlichkeit muß ganz nothwendig ſtatt finden; denn was uns übermeiſtert iſt immer nur die Offenbarung der Schönheit, und unſer Entzücken darüber nennen wir einem Kunſtwerk gegenüber Bewunderung — und einem Menſchen, Liebe. Könnte man es dahin bringen, im Menſchen nur das herrlichſte Kunſtwerk des Schöpfers zu ſehen, ſo würde man ſich viel Leid erſparen. Jetzt meint man immer, weil er unſere

Gleichen ſei, unſrer Welt angehöre, unſre Wege gehe, ſo dürfe man gleichſam die Hand auf ihn legen, und ihn zu unſerm Eigenthum machen; und man thut's. Bedächte man dann nur wenigſtens, daß jedes Eigenthum in Feſſeln ſchlägt, jeder Beſitz ſeine Laſt mit ſich führt, daß Sonne und Mond ihre Schattenſeite haben: ſo würde man doch einigermaßen à la hauteur der Liebe ſein, und das Leid, wenns kommt, gelaſſen als zu ihrem Gefolge gehörig, annehmen. Liebte man nur die Kunſt, oder die ganze Menſchheit en bloc, oder die Wiſſenſchaft, oder ſonſt etwas auf oder über der Erde — von Gott gar nicht zu reden! — was uns immer Farbe und Stand hielte: ſo würden wir nicht mit ſolcher Vehemenz unſer Individuum im Kriegen und Streben nach ſeinem ganz perſönlichen Ziel iſoliren, und hinterdrein lamentiren. Ach, liebes Herz! bei all ſeinen wundervollen Fähigkeiten wohnt dem Menſchen eine unbegreifliche Stupidität inne, die ſie alle, alle! neutraliſirt, und ihn dumm, elend, ſchlecht, ganz das Gegentheil von dem, was er ſein könnte, macht. Und wenn's allein in der Liebe wäre, ſo könnte man ſich tröſten und ſagen: es giebt Gott lob noch vernünftige Leute, die ſich von dieſer böſen Fee kein Leid anthun laſſen! Aber nun grade dieſe verſtändigen Leute ſind ebenſo ſehr in Verblendung und Vorurtheilen eingewindelt, und kommen ebenſo wenig zum luziden Bewußtſein — denn der Verſtand iſt grade ſo einſeitig als die Leidenſchaft. Sehe ich mir an wie's in der Welt hergeht, die Schickſale Einzelner und Aller; und überall, im kleinſten wie im weiteſten Kreiſe, lauter Strudel, und wie man da kopfüber hineingeht: ſo wundre ich mich, wie feſt der liebe Gott ſeine Welt zuſammengefugt hat, daß ſie nicht auseinanderplatzt wie eine Pulvermine. Mit nichten! ſie hält es aus, und wir halten es auch aus. Was die Fabel von Prometheus erzählt, der doch ein gewaltiger Titane war, könnte die Wirklichkeit von vielen Menſchen erzählen, die gar keine Titanennatur haben. Aus den Eingeweiden ihres Lebens, aus ihren innern Schickſalen entwickelt ſich immer neu, immer friſch ein Element, das allen Schmerzen zur Nahrung dient und ihnen allen trotzt. Was wurde denn am Ende aus dem alten Prometheus da oben auf ſeinem einſamen Felſen? Die Ozeaniden kamen zu ihm, und ſangen ihm Lieder, und er klagte ihnen; genug, auch er hielt es aus. Darauf iſt der Menſch, Titanennatur oder nicht, nun einmal eingerichtet! Er gleicht darin dem Kinderſpielwerk, das man Stehauf nennt: rundum gekollert kommt es immer wieder auf ſeine Füße zu ſtehen. Oder wenns ein höhe rer Geiſt, ein ſtärkeres Herz iſt, das in den Strudel hinabfährt, ſo bringt er wol gar wie ein kühner Taucher einige Perlen aus der Tiefe zurück, und die Wellen haben ihm die Augen friſch gewaſchen. A propos von Perlen kehre ich zur Kapelle von Amboiſe zurück! — Die zierlichen Statuetten von Heiligen, welche im Innern wie eine Guirlande unter den Fenſtern umherliefen, und unter graziöſen Spitzbogenbaldachinen ſtanden, ſind alle, bis auf eine einzige verſtümmelt geweſen und fortgeſchafft. Nach dieſer einen will man nun auch die übrigen wieder anfertigen laſſen. Ueber den Spitzbogen befindet ſich eine Gallerie, ein Fries, mit nichts zu vergleichen, als mit einem Halbſchleier von Blonden — Spitzen ſind zu hart. Seidenweich, federleicht, meint man dies Gewebe hin und her wehen zu ſehen, und vergißt vollkommen, daß ein Steinmetz es gearbeitet hat. Denn dies iſt Stein, nicht Lehm wie die Alhambra, nicht Holz wie der Chor in der Kathedrale von Auch — hellgrauer Sandſtein! Die Kapelle ſteht mitten im Garten, ganz frei, als wäre ſie auch eine Blume zwiſchen all den übrigen Blumen. Es thut mir leid, daß Regen und Sturm über dies Wunderwerkchen ſo rückſichtslos dahinfahren, wie über ein gemeines Ziegeldach; ich mögt' es unter eine Glasglocke ſtellen. Wunderwerke müßten ihre eigene Sonne haben, ihren eigenen Himmel, Schutz gegen die Unbilden unſrer groben Welt, in der ſie lieblich und vereinzelt daſtehen, wie Genien zwiſchen Menſchen. Ohn' eine kleine Wehmuth kann ich ſie nicht betrachten, noch weniger ihrer gedenken. Mir iſt als wären gar keine rechte Anſtalten gemacht, um ſie zu beherbergen; gar, als könne unſer an die derbe Alltäglichkeit gewöhntes Auge die feine und ſubtile Eſſenz ihres Weſens nicht erfaſſen. Wenn ſie ſind groß wie eine Kathedrale, hoch wie eine Pyramide, reich wie der Vatikan — ja, dann imponirt uns die Maſſe, und wir ſtaunen mehr die Menge der Schönheiten an, als daß wir ihre Eſſenz bewunderten. Aber wenn ein Schmetterling an uns vorüberfliegt, das laſſen wir ganz gleichgültig geſchehen.

Chenonceaux liegt vier Lieues von Amboiſe. Es iſt das Schloß, welches Franz I. mitten im Cher von Philibert Delorme bauen ließ. Darauf ſchenkte Heinrich II. es an Diane de Poitiers, und nach ſeinem Tode mußte ſie es gegen Schloß Chaumont an Catharine von Medici vertauſchen. Dann gehörte es der Gemalin Heinrichs III., welche ihr Trauerjahr darin verlebte, kam an die Herzoge von Vendôme, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an Herrn Dupin, einen fermier général, deſſen geiſtreiche und liebenswürdige

Frau die Sommitäten ihrer Zeit bei ſich verſammelte, und durch ihre beſtändige Anweſenheit zu Chenonceaux, wie durch ihre perſönliche Güte und Klugheit, das Schloß durch alle Stürme der Revolution unangetaſtet hindurch brachte. Sie ſtarb daſelbſt 1799, bei 92 Jahren, und der gegenwärtige Beſitzer iſt ihr Enkel. Aus all den verſchiedenen Zeiten, und von den verſchiedenen Herrn bewahrt Chenonceaux Erinnerungen; es iſt ein kleines hiſtoriſches Muſeum, wohlgehalten, mit Liebe gepflegt, und doch ein ſehr anmuthiger und comfortabler Landſitz. Die Gegend iſt eine Wieſenebene vom Cher durchwunden, mit der friſchen und ein wenig feuchten Vegetation, und dem ſtillen Charakter einer ſolchen. So iſt auch der Garten, der ganz mit der Landſchaft übereinſtimmt, und nur durch ſeinen Baumreichthum ein erhöhtes, aber nicht gekünſteltes Leben in ſie bringt. Auf einer Sandbank im Cher liegt das Schloß; eine Brücke führt auf den kleinen freien terraſſenartigen Platz vor demſelben. Zum entgegengeſetzten Ufer führt eine bedeckte Brücke, nämlich eine lange, auf gewölbten Bogen gebaute Gallerie, welche Diane errichten und ſchmücken ließ: das iſt der Feſtſaal. Ueberall, am Fries des Kamins, an den Thüren, am Plafond findet ſich die Chiffre Heinrichs II., ein H. von dem geliebten Halbmond durchſchlungen: in andern Gemächern iſt die Chiffre Franz I., ein gekröntes F. über einem Salamander, der Flammen ſpeit. Was Heinrich II. hat bauen oder anordnen laſſen, oder was Diane eingerichtet hat, gar die Münzen und Medaillen, die unter ihm geprägt ſind — Alles iſt unfehlbar an jener Chiffre zu erkennen. In der Münze zu Paris fand ich einen Henrid'or von 1552, mit dem Lilienſchilde zwiſchen zwei Halbmonden, und auf dem Revers wieder den Halbmond mit dem H. zwiſchen zwei gekreuzten Pfeilen. Und eine Medaille: Heinrichs Portrait, mit einer Diane chasseresse auf dem Revers und der Umſchrift: Nomen ad astra. Er hatte ſein Leben dermaßen mit dem dieſer zauberiſchen Frau verwebt, daß er unter ihrem Einfluß ſtand, wie der Nachtwandler unter dem des geheimnißvollen Geſtirnes, das ihn beherrſcht. Diane war 1499 geboren und die Tochter des Herrn von St. Vallier, der in die Verſchwörung des Connetable von Bourbon verwickelt war. Um das Leben ihres Vaters bei dieſer mißlichen Angelegenheit zu retten, ſoll ſie, wie böſe Zungen behaupten, Franz I. erhört haben. Ihr Gemal war Louis de Brézé, Groß-Seneſchall der Normandie. Nach ſeinem Tode, 1539, legte ſie die Trauerkleider nie wieder ab, und trug beſtändig Weiß und Schwarz. Daß ſie die ſchönſte Frau ihrer Zeit war, iſt nicht ſehr merkwürdig; denn am Ende — Eine muß es ja ſein! aber daß dieſe Zeit bis zu ihrem Tode, oder mindeſtens bis zum Tode Heinrichs II. dauerte, iſt ſehr merkwürdig, denn da war ſie 60 Jahre alt. Franz I. klagte ihr einmal, daß ſein älteſter Sohn ganz unempfindlich gegen die Schönheit und Anmuth der Frauen, und daher auch ſehr unliebenswürdig ſei. Sie entgegnete, daß ſie das für unmöglich halte, und ſie bewies, daß es ihm, wenigſtens ihr gegenüber, unmöglich war, obgleich ſie damals 40 und er 20 Jahre zählte; und ſo lange Heinrich lebte, liebte er ſie, und mit Leidenſchaft, und weder die Schönheit und Jugend Catharinens von Medici, noch ihre Ränke und Intriguen, noch die Verlockungen andrer Frauen, vermogten je den Zauber zu brechen, den Diane über ihn geworfen. Ob ſie nicht im Beſitz jenes Talismans des Orients war, den man der Cleopatra zuſchrieb? er bewirkte, daß man ſie nie vergeſſen, nie ihres Gleichen finden konnte, und ſie daher ewig vermißte. Ob wol wirklich ſo ein Talisman exiſtirt? ich meine, ob wirklich eine Schönheit, ein Geiſt, ein Herz, eine Leidenſchaft, eine Anmuth, ein Reiz ſo übermächtig wirken könne, daß ſie dauernd wirken, und über alles Denkbare und Glaubliche hinaus — eben wie bei Heinrich II.? und ob uns dieſer Taliſman im Laufe der Zeit wol abhanden gekommen ſein mag, weil man gar nicht mehr ſolche Wundergeſchichten hört? In Deutſchland mögen ſie überhaupt niemals vorgefallen ſein; da ſind die Männerköpfe oder Herzen weniger impreſſionable. Man will mir keine fremde Worte erlauben, liebe Emy; ich hoffe, Sie machen nicht den Anſpruch, daß ich für Dinge, welche dem deutſchen Sinn und Weſen fremd ſind, deutſche Worte erfinden, oder ein Wort gebrauchen ſoll, das nur unvollkommen die Bedeutung wiedergiebt oder umſchreibt. Impreſſionable zu ſein, iſt nun einmal keine deutſche Fähigkeit. Tief und treu ſein iſt ſehr deutſch, und iſt viel beſſer als impreſſionable ſein; aber es iſt etwas andres! es liegt darin nicht dieſer zündende Blitz, nicht dieſer treffende elektriſche Schlag, von denen man ſich gar nicht recht wieder erholen kann. Wenn ich die franzöſiſchen Memoiren und ſo manche Einzelheiten in der Geſchichte über das Leben gewiſſer Perſonen leſe: ſo kann ich mich nicht des Erſtaunens erwehren, wie es kömmt, daß Menſchen von ſo großer Eitelkeit, ſo verheerendem Leichtſinn, wie im Allgemeinen die Franzoſen ſind, dennoch ſo mächtiger Leidenſchaft fähig waren, wie manche Züge es bethätigen. Zwiſchen all dem Wuſt von Oberflächlichkeit und ſpieelriſcher Zerſtreuungs- und Genußſucht, taucht plötzlich wie ein Fels zwiſchen Sandbänken, irgend eine eiſerne Leidenſchaft auf, die dem ganzen Leben Färbung und Richtung giebt. Nehmen Sie die oberflächlichſten Memoiren zur Hand, die Sie wollen, und Sie werden dennoch gewiß von irgend einer ſolchen Erſcheinung darin überraſcht werden. Vielleicht conzentrirte ſich das Gefühl in Einzelnen um ſo heftiger, je matter es in der Menge ſich regte; ſo wie ich jetzt grad' umgekehrt denke: der Talisman der Cleopatra iſt deshalb für einzelne Frauen verloren gegangen, weil wir mehr in Maſſe eine Art von ſubordinirter Liebenswürdigkeit beſitzen, welche der allgemeine Stand der Bildung und unſere ſpeziellen durch Erziehung entwickelten kleinen Talente mit ſich bringen. Ich bin aber gar nicht für dieſe Allerweltsliebenswürdigkeit, für dieſe Copien in Sepia, ohne Farbe, ohne Colorit, ohne Eigenthümlichkeit, nach einem feſtgeſetzten Typus; und wär' ich ein Mann, ſo würd' ichs noch weniger ſein, und mich heftig gelangweilt nach irgend einer Beſitzerin jenes Talismans umſehen. Worin liegt der Zauber? Schönheit, Geiſt und Güte üben ihn oftmals nicht; und wo das eine oder das andre unleugbar fehlt — da herrſcht er. Und wenn er herrſcht — unzerſtörbar! ſelbſt durch das, was faſt durchgängig abſtößt und erkältet: unzerſtörbar durch Widerſprüche im Charakter, nicht zweier Perſonen, ſondern einer. O, ich mögte die Seelen ſkelettiren wie die Anatomen die Leiber, um ihre unbegreiflichen Räthſel und Myſterien zu ergründen. Der Durſt iſt um ſo heftiger, je unmöglicher er zu ſtillen iſt; und das iſt wirklich ein großes Glück für mich, denn jetzt hab' ich mein Lebenlang Beſchäftigung vollauf, darüber nachzudenken, und wer weiß, ob mir dieſe ſkelettirten Seelen beſſer gefallen würden, als jedes andre Knochengeripp, und mir mehr vom Leben erzählen könnten. Das Leben iſt das große Geheimniß des Schöpfers, und immer wird der Menſch davor ſtehen wie vor einem Buch, das er meint leſen zu können, weil es eben ausſieht wie ein ganz gewöhnliches Buch, und das dann zu ſeinem großen Erſtaunen in einer ganz fremden Sprache geſchrieben iſt, die er Wort für Wort und Reihe um Reihe erlernen muß, indem er ſie lieſt. Und hat er mit mühſeliger Uebung das Buch durchſtudirt, ſo iſt es ſehr glücklich für ihn, wenn er von deſſen Inhalt befriedigt iſt; allein Andern kommt nichts davon zu gut. Es iſt mit dem Leben wie mit der Freimaurerei: man muß drin ſein, um damit Beſcheid zu wiſſen, ausplaudern darf man nichts, und das Wenige, welches die Nicht-Eingeweihten etwa erfahren, iſt zu oberflächlich, um ſie zu belehren. Sie können ſich damit tröſten, daß die Aufnahme in's Leben Keinem verweigert wird, und daß Jeder Gelegenheit genug zu eigenen Erfahrungen findet. Ach ja, Herz! der Menſch verſteht zu leben, und *daß* er lebt, iſt gar nicht auffallend, denn aus Allem weiß er Nahrung zu ziehen; Mithridates lebte von Gift, und es bekam ihm recht gut! aber *wie* er lebt, wie er's anfängt, um ſich an das Gift zu gewöhnen, oder an den Nektar, oder an die Hausmannskoſt — das iſt eben die Kunſt des Einzelnen. Wir geben uns viel Mühe, um die Motive zu den Handlungen der Menſchen zu erkennen und zu erklären; glauben Sie, daß wir etwas Andres erklären als die Motive, nach denen wir handeln würden? Und mit all den Erklärungen kommt man doch gar nicht vom Fleck; ſie ergründen nicht das Weſen, nur die Erſcheinung; aber die Erklärer wollen das nicht glauben, und wenn man ihnen zuhört, wie ſie mit voller Ueberzeugung reden, und wenn man ſich bewußt iſt, ebenfalls aus voller Ueberzeugung eine ſchnurſtracks zuwider laufende Meinung zu haben, und wie der Conflict all' dieſer Meinungen nichts ändert, nicht Geburt, nicht Tod, nicht einmal was dazwiſchen liegt — denn eſſen und trinken, ſchlafen und arbeiten, leiden und lieben müſſen — ſo wünſcht man wol ein wenig in die Couliſſen blicken zu dürfen, um zu erſpähen, in welcher unſichtbaren Garderobe die Einzelnen ihre Geiſtes-Toilette machen, durch welche ſie anders ausſehen, ohne anders zu ſein. Meine Liebhaberei, aufs Skelett der Dinge loszugehen, mag am Ende wirklich in Manie ausarten. Ich führe gern mit der Taucherglocke in die Meerestiefe, und mit dem Luftballon in die Aetherhöhe! Aber weshalb ſag' ich Skelett? Vom Leben will ich wiſſen, nicht vom Tode! ins Herz der Dinge will ich, da pulſirt das Leben! ach, wie ſelig iſt Gott, der ſo mitten drin ſteht! — — —

In Chenonceaux giebt's viel zu ſehen! ein lebensgroßes Gemälde von Diane im Jägerinkleide, von Titian. Ich halt' es weder für einen Titian noch für ihr Porträt! ſo banal-conventionel war weder ſein Pinſel noch ihr Antlitz. Das Trauerzimmer mit Meubles von ſchwarzem Sammet, in welchem Louiſe de Vaudemont ihren Gemal Heinrich III. beweinte. Dabei war mir das Merkwürdigſte der Gedanke, daß ſie ihn wirklich beweint hat — dieſer Mann, der mit Vergnügen in Weiberkleidern umherging, und ſeine Hunde ſo zärtlich liebte, als wären es ſeine Kinder, ſie auf den Armen trug, ſie pflegte, mit ihnen ſpazieren fuhr. Er war freilich ſchön und von ganz beſonders einnehmenden Manieren, wie ein ächter Valois; er war auch klug — von jener oberflächlichen Klugheit, welche Knoten zu ſchürzen weiß, um Andere mit der Löſung zu beſchäftigen! — dennoch find' ich es erſtaunenswerth, einen Narren zu lieben, und ganz auf ſeine Liebhabereien und Neigungen und Unterhaltungen einzugehen zu mögen, und ihn dermaßen nach ſeinem Tode aus voller Seele zu betrauern, daß man ins Kloſter geht, wie jene Königin. Was liebt man denn eigentlich, wenn man liebt? den Gegenſtand der Liebe, oder die Liebe ſelbſt und ihre Emotionen? Gott, den Gegenſtand der Liebe! keine Frage! rufen Neunundneunzig von Hundert — und ich mit. Sieht man aber eine Unzahl von Beiſpielen, wie das der Louiſe de Vaudemont, ſo wird man bedenklich und zögert ſehr mit der Antwort. In ihrem Fall übrigens iſt eines ſo unbegreiflich wie das andre; denn es kann wol ſehr glühende Emotionen geben, ein Herz ſeinen Erinnerungen oder einer andern Neigung oder gar ſeinen Thorheiten abzuringen, aber — gegen Schooßhunde in die Schranken treten zu müſſen, das ſtell' ich mir nicht ſehr erregend vor. — Ferner iſt da der kleine Theaterſaal, in welchem zum erſten Mal le devin du village aufgeführt wurde, die Oper, von der ich nichts weiß, als daß Rouſſeau ſie ſelbſt gedichtet und componirt hat. Wenn es ihm gelungen iſt, ihr ſeine glühende melancholiſche Seele ſo einzuhauchen wie ſeiner romance à trois notes „Que le jour me dure", ſo muß ſie lieblich ſein. — Dann viele Portraits; die Schönheiten der Fronde, mit der reizenden Herzogin von Longueville an der Spitze, ein liebliches und intriguantes Geſchlecht, bei dem der Verſtand die Ueppigkeit in ſo weit temperirt, daß die äußere Erſcheinung nicht allein von ihr beherrſcht wird. Und Schönheiten aus Ludwigs XV. Zeitalter, bei denen Letzteres ſo vollkommen ſtatt findet, daß ſie ganz unangenehm ausſehen. Der gräßlich indezente Anzug mag wol hauptſächlich die Schuld tragen; allein auch in den feinen weichen Geſichtern liegt ein Ausdruck, der mit dem Anzug übereinſtimmt. Es ſind lauter Herzoginnen und Gräfinnen; aber mir war als befände ich mich in ſehr ſchlechter Geſellſchaft! nicht eine einzige ſah comme il faut aus. Und Familienporträts der Madame Dupin, Frauen in Reifröcken ſo breit wie Flügelthüren, und in Coiffüren ſo hoch wie Grenadiermützen, bei denen der Anzug zu viel hat, was bei Jenen zu wenig. Und Porträts von einigen Königinnen der Valois, z. B. von der Marguerite, die wahrlich nicht ſo veſtalenhaft ausſieht, wie ſie ſich beſtrebt ſich zu ſchildern; und von Anna von Bretagne, welche durch ihre Vermälung mit Carl VIII. dies Herzogthum mit der Krone Frankreich vereinigte. Die ſieht hübſch! ſie ſieht nämlich gar nicht hübſch aus, aber wunderhübſch an. Hinter den Augen regt ſich eine Seele, auf den Lippen ein Gedanke, der Wort werden will. Solche Geſichter hab ich lieb! ſie ſind ſo lebendig, daß ſie davon ganz klar werden, und das konfuſe, verſchleierte Anſehen verlieren, welches ſich gar zu häufig der Frauengeſichter bemeiſtert. Es rührt daher, weil die meiſten nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Wie ſollten ſie's auch wiſſen, da ſie ſich weit mehr um das zu kümmern haben, was Andre wollen; und wenn einmal Eine es dennoch weiß, was ſie will, ſo darf ſie's nicht ſagen, nicht merken laſſen, muß ſchleichen und laviren — wie ſoll ſie davon ſchön werden! eigenſinnig wird ſie, und das prägt ſich dann auch ſo deutlich in ihrem Antlitz aus, daß mir ein konfuſes ſchon lieber iſt. Bei dem hab' ich denn doch die Hoffnung, daß es ſich aufklären könne. — Dann Diana's Zimmer mit dem kleinen Toilettentiſch und dem Bett von weißem Atlas, welche noch aus ihrer Zeit ſtammen ſollen, was ſchwer zu glauben iſt von einem vergänglichen Seidenſtoff. Das Zimmer iſt groß und hat nur ein Fenſter mit der weiten Ausſicht in die kühle ſtille Landſchaft hinein. Mir iſt ſie zu kühl, um mir wohl zu thun! ein Fluß in einer Ebene macht mich beſtändig fröſteln, weil ich meine, daß ihm ſelbſt nicht recht warm werden könne bei ſeinem ungeſtörten widerſtandloſen Lauf. — Im Ganzen hat mir Chenonceaux ſehr wohl gefallen. Die Anlage ſo wie die gegenwärtige Einrichtung ſind ohne Oſtentation, und das macht immer einen guten Eindruck. Bei der Heimfahrt ſündflutete es, ſo daß aus der Beſteigung der Pagode von Chanteloup nichts werden konnte. Wir fuhren rund um ſie herum, und das iſt Ehre genug für das häßliche Ding. Chanteloup war das Schloß des Herzogs von Choiſeul, des Miniſters Ludwigs XV., und ein Diamant der Rococo-Zeit. Aller Pomp, alle ſtelzenhafte Grandezza, alle übertriebene Majeſtät, alle ſinnloſe Pracht jenes Geſchmacks, den nur eine völlig blaſirte Zeit erzeugen konnte, waren über Schloß, Garten und Anlagen von Chanteloup ſo dick ausgeſchüttet wie aus dem Füllhorn einer Rococo-Göttin des Ueberfluſſes. In Bildern hab' ich's geſehen. Da kam die Revolution, und all' die Herrlichkeit verſchwand! das Schloß wurde verwüſtet und ausgeraubt, ſpäter verkauft und niedergeriſſen; die Bäume wurden umgehauen, die Terraſſen planirt, die Canäle und Baſſins verſchüttet, Felder darauf angelegt. Jene Pagode oder Kioſk, — wie man den geſchmackloſen Thurm nennt, der ganz genau wie ein Baumkuchen ausſieht — blieb zufällig aufrecht in jenen Stürmen, und jetzt gönnt ihr der Eigenthümer den Platz, und man beſucht ſie der ſchönen Ausſicht wegen. Sie ſieht geſpenſtiſch aus, verſchollen und monſtrös, ſo auf dem kahlen Felde, hier ein Paar Fruchtbäume, da etwas Nadelholz. Das fängt jetzt überhaupt an, ſich ein wenig zu breit zu machen! einzelne Tannen ſind ſehr maleriſch in der Landſchaft, aber in Maſſe machen ſie immer einen ſchwarzen Fleck darin.

Nach Blois geht's beſtändig längs der Loire, und da das Wetter etwas freundlicher war, ſo kam mir auch die Landſchaft wärmer und lebhafter vor. Ein heller Sonnenſtrahl fiel auf Schloß Chaumont, das recht alterthümlich und wohlerhalten auf einem Hügel am linken Ufer liegt. Einfacher und ſchmuckloſer als Chenonceaux mußte ſich Catharine von Medici, ſo lange ihr Gemal lebte, mit Chaumont begnügen. Später tauſchte ſie mit der Herzogin von Valentinois; aber ſie tauſchte, ſie nahm nicht gewaltſam Chenonceaux. Es iſt ein eigenthümlicher Charakter, dieſe Catharine! im Grunde iſts gar keiner, und ich wundre mich, wie ſie zu dem Rufe eines blutdürſtigen, leidenſchaftlichen und grauſamen gekommen iſt. Bei vierzehn Jahren wurde ſie vermählt, 1533, und lebte ſechsundzwanzig Jahre, die Blüthezeit des Lebens, in vollkommner Unterdrückung am franzöſiſchen Hofe. So lange ihr Schwiegervater lebte, ſorgte die herrſchſüchtige Herzogin von Etampes dafür, daß Catharine keinen Einfluß auf ihn gewinne, und als er 1547 ſtarb, trat Diane bei ihrem Gemal in demſelben Verhältniſſe auf. Sie war ſchön, ſchlau und fein, doch mit all ihren Ränken und Liſten gelang es ihr nicht, die Nebenbuhlerin zu beſiegen; da reſignirte ſie ſich. Heinrich II. mochte ſie nun einmal nicht! ſie war zehn Jahre kinderlos geweſen; darauf hatte ſie viele, aber er mochte ſie doch nicht. Sie war gekränkt in jedem Gefühl, als Königin, als Gattin, als Weib; ihre Eitelkeit war verletzt, ihrer Neigung zur Intrigue war der Spielraum verſagt; ihr blieb nichts übrig als die Unterwürfigkeit. Ihr nicht — wie den meiſten Frauen! Um ſich nicht dem Schickſal zu unterwerfen, wenn es zerknickend und beeinträchtigend wirkt; und um ſich ehrlich zu unterwerfen, ohne Rückhalt, und ſich in Gottesnamen zerknicken zu laſſen; — dazu gehören andere Gaben, andere Kräfte! dazu gehört aber ein Charakter — nämlich das, was ich ſo nenne, liebe Emy, denn es liegt viel Willkür in all ſolchen Definitionen; ich meine Erkenntniß der Beſtimmung, und unverbrüchliche

Entſchloſſenheit ihr nachzukommen; — und den hatte Catharine gar nicht. Ihre Zeitgenoſſin, Eliſabeth von England, die hatte ihn! darum war ſie auch klar und ſicher, und ſchwankte nie von einer Partei zur andern! Entſchloſſen ließ ſie Marie von Schottland, die katholiſche Tochter der Guiſen köpfen; entſchloſſen warf ſie ſich zum Bollwerk des Proteſtantismus auf; entſchloſſen nahm ſie die ſpaniſchen Kriege an. So war Catharine nicht. Sie trat nie an die Spitze der Umſtände, um ſie zu beherrſchen; ſie verſuchte ſie heimlich zu untergraben, und gelang das nicht, ſo unterwarf ſie ſich momentan und fing ſogleich wieder ihre Intriguen an, wenn ſie den Augenblick günſtig glaubte. Sie hatte auch nicht den Blick, der in die Zukunft hineindringt und ihren Zuſammenhang mit der Gegenwart tief genug erfaßt, um in dem Keim die dereinſtige Frucht zu gewahren; ſie begnügte ſich mit kleinen Erfolgen. Hinhalten, aufſchieben, nichts abſchlagen und nichts gewähren, unentſchieden laſſen, wie die Katze mit Sammetpfoten ſtreicheln, und will das nicht fruchten, auch einmal den Sprung des Tigers auf ſeine Beute thun, das, däucht mir, war das Element, in welchem ſich ihre Politik, ihre Neigung, ihr ganzes Leben bewegte. Vielleicht war ſie von Natur herrſchſüchtig; aber mit weiblicher Schmiegſamkeit hatte ſie das bis zu ihrem vierzigſten Jahre vergeſſen. Als ſie unter ihren Söhnen die Bedeutung erlangte, nach der ſie früher umſonſt geſtrebt, wollte ſie nicht herrſchen, ſondern nur — Einfluß haben. Daher ſchwankte ſie auch immer zwiſchen den Parteien hin und her, war nie Freundin der Guiſen, Feindin der Chatillons, nie von Herzen katholiſch oder kalviniſtiſch. Daher verſtand ſie auch gar nicht, die Fäden zu entwirren, die ſie zuſammengedreht; das ſollte denn ſo ein blutiger Schlag wie der der Bartholomäusnacht gut machen. Sie hatte im Grunde einen gemein weiblichen Charakter: ſie wollte locken, verführen und zu ihren perſönlichen Zwecken gebrauchen, und ſie hatte die Leidenſchaftloſigkeit und die ſchlangengleiche Klugheit, welche dazu gehören, um Andere zu bethören. Für ein blutdürſtiges Ungeheuer halt' ich ſie nicht, ebenſowenig für eine große Herrſcherin. Dennoch iſt es intereſſant, ihr Leben zu verfolgen, wie auf jene unſcheinbare vierzig Jahre dreißig andre folgen, in denen ſie immer im Vorgrund des Zeitgemäldes, wenn auch nicht im Mittelpunkte des Zeitgewebes ſteht. Neben den verſchiedenartigſten Geſtalten, neben ihren hinſterbenden Söhnen, neben den edlen Chatillons, den hochſtrebenden Guiſen, den ehrgeizigen Bourbons, neben dem milden Kanzler l'Hôpital und den wilden fanatiſchen Prieſtern beider Parteien; — und überall, in jedem entſcheidenden Augenblick, bei Friedensvermittlung und Ständeverſammlung, bei dem ſogenannten Religionsgeſpräch zu Poiſſy, wo Theodor de Beza für die Calviniſten das Wort führte, und im Louvre in jener Greuelnacht, wo ſie ausgerottet werden ſollten; immer und überall zeichnet ſich Catharine ſtill, fein, farblos und in einer Weiſe hin, der man Uebergewicht und Einfluß ſo wenig abſprechen kann, als einer böſen Fee. — — So kamen wir nach Blois. Ach, das iſt ſchön, ſchöne alte Kirchen, ſchöne Brücke, ſchönes Schloß, ſo belebt Alles, nicht grade von Menſchen der Gegenwart, nein! es ging mäßig lebendig da her; — aber von Menſchen der Vergangenheit ein wahres Gewühl! Beſonders da oben im Schloß, das auf einer Höhe liegt, und ſtolz die ganze Stadt bekrönt. Jetzt iſt es eine Kaſerne — o Jammer! Primaticio's anmuthiges und Manſards ſtolzes Gebäude — eine Kaſerne! — ich haſſe die Kaſernen; aber was hilft's? das Schloß von Blois muß man doch ſehen! Die vier Gebäude, welche den inneren Hof umſchließen, ſind aus vier verſchiedenen Zeiten; das älteſte hat noch der Graf Stephan von Blois gebaut, der 1154 als ein Enkel Wilhelms des

Eroberers auf dem Thron von England ſtarb. Der Theil iſt plump und unausgebildet, auch wol ſehr reſtaurirt. Aus den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts, unter Ludwig XII., iſt ein anderer Theil gebaut, ohne beſtimmten Styl, nicht gothiſch, nicht italieniſch, ſondern national mögt' ich ſagen, nach eigenem Geſchmack und Bedürfniß, ſchlicht, mit wenigen ſimpeln Verzierungen. Dann, ungefähr vierzig Jahre ſpäter, baute Primaticio unter Franz I. den dritten Theil: ächter Renaiſſance-Styl, wie er ſich außerhalb Italien nothwendig ausbilden mußte, ſogar unter den Händen eines Italieners! Wie er auch durchdrungen ſein mogte von der Schönheit und Reinheit der antiken Formen und Vorbilder — der nationale Geſchmack, Clima, Bedürfniſſe legten dem Primaticio gewiſſe Bedingungen auf, die er berückſichtigen mußte, wenn ſeine Schöpfungen nicht einen gewiſſen fabelhaften und unzweckmäßigen Charakter an ſich tragen ſollten; und ich finde, daß ihm dieſe Verſchmelzung der anmuthigen antiken Ornamente mit den Räumen und Dimenſionen, welche er in der Gegenwart vorfand, ganz wundervoll gelungen iſt. Als großer Meiſter, der er war, unterwarf er ſich nicht der ſtarren Regel; er modifizirte ſie. Er that das mit der Baukunſt, was eine Frau von gutem Geſchmack mit einer Mode thun ſoll: nicht blindlings folgen, ſondern ſie anwenden, beſchränken, vervollſtändigen, damit ſie zu ihrer ganzen Eigenthümlichkeit paſſe. Dieſer Flügel des Schloſſes iſt von einer friſchen Originalität, die ich faſt immer bei den Erzeugniſſen des Renaiſſance-Bauſtyls vermiſſe. Ich denke, etwas Graziöſeres als den Thurm mit der Wendeltreppe, die in die großen Gemächer führt, wird man ſchwer in Frankreich oder ſonſtwo finden; aber freilich, antik iſt es nicht! — Der vierte Theil endlich, der jetzt die große Façade und den Haupttheil bildet, der auf die Stadt herabſieht, iſt in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Ludwig XIII. von Manſard gebaut, ſtarr und ſtolz, voll kühler Majeſtät. Das nationale Gepräge iſt vollkommen verwiſcht, die runden Thürmchen, die Wendeltreppe, die zierlich vom ſteinernen Fenſterkreuz zerſchnittenen Fenſter ſind verſchwunden; ſtatt deſſen Säulen und Pilaſter, und Pilaſter und Säulen im Ueberfluß, und eine Verſchwendung des Raumes, welche von jetzt an immer crescendo ging — als ob der Palaſt eines Königs ein Symbol der Unermeßlichkeit ſein ſollte. Indeſſen, Rococo würd' ich es noch nicht nennen; dieſe Bezeichnung ſpar' ich mir für das achtzehnte Jahrhundert auf. Es iſt aber das Präludium dazu. Die Architektur hält bis dahin noch an den regelrechten, großartigen, impoſanten Formen feſt: allein ſie werden ſo übertrieben, daß ſie nicht mehr aus einem geſunden und tüchtigen Boden des Geſchmacks und des Bedürfniſſes erwachſen können; er artet in Extravaganz und Bizarrerie aus, und ſeine Producte in Monſtroſitäten. Rococo iſt ein Monſtrum, aber zuweilen ein recht ergötzliches, ſo wie monſtröſe Blumen, gefüllte Dahlien u. dergl. auch ganz hübſch ſind — eben durch ihre übertriebenen Schönheiten. Das Wort Rococo erfanden die Revolutionsmänner, und belegten damit ohne Unterſchied alles Alte. Zwei Mittel ſtanden ihnen zu Gebot, um das Alte, mitſamt der Anhänglichkeit, der Ehrfurcht, dem Einfluß, das es genoß, zu vertilgen: das eine war, es in Blut zu ertränken, das zweite, es lächerlich zu machen; und Guillotine und Rococo thaten das Ihre. Ich ſetze den Uebergang von dem Renaiſſance- zum Rococo-Styl in die letzten Jahre Ludwigs XIV., die einen ſcharfen Zeitabſchnitt bilden. Vom Glück und vom Selbſtvertrauen verlaſſen, überdrüſſig der olympiſchen Freuden ſeiner Jugend, wendete ſich Ludwig XIV. kühl und vornehm, als vornehmer Mann, der er unleugbar war, dem lieben Gott zu, und ſorgte mit Frau von Maintenon und ſeinen Jeſuiten-Beichtvätern ſehr gelaſſen und unermüdlich für ſein Seelenheil, indem er die Kalviniſten im ſüdlichen Frankreich köpfen und rädern, ihres Eigenthums berauben, für bürgerlich todt erklären ließ — zur Ehre Gottes. O Himmel! daß Gott ſich muß gefallen laſſen, all' den Beſtialitäten des Fanatismus, der Heuchelei und der Dummheit ſeinen Namen beigemiſcht zu finden! Sagen Sie mir, glauben Sie, daß irgend ein Menſch, ſei er ſo dumm oder ſo klug er wolle, zu der aufrichtigen Ueberzeugung gelangen könne, daß in dem, was grade er glaubt, das Heil für Alle liege? Ich kann es nicht! ich finde eine ſo krankhaft übertriebene Anmaßung darin, eine ſolche Ueberſchätzung der eigenen Erkenntniß, daß von Aufrichtigkeit nicht mehr die Rede ſein kann. Ohne eine gewaltige innere Verſchrobenheit und eine plötzlich gewaltſame, von Außendingen eingeimpfte Beſchränkung geräth man nicht in dieſen fanatiſchen Zuſtand. Wem's von Außen gekommen iſt, der will es auch von Außen Andern beibringen, daher Zwangs-, Reiz- und Verlockungsmittel; daher die Bekehrungsſucht; daher die Liebhaberei, Proſelyten zu machen. Meinen Sie, daß Ludwig XIV. an Gott glaubte? O mit nichten! an ſich glaubte er, an ſeine Einſicht, ſeine Auserwähltheit, ſeine Erkenntniß, ſeine Befähigung. Wie er früher im weltlichen Gebiete ſich ſelbſt und ſeine Perſon und ſeinen Willen zu Richtſchnur, Maaß und Geſetz aufwarf, ſo jetzt im kirchlichen, aus dem er gern ein himmliſches Gebiet gemacht hätte. Aber die weltlichen Sünden der Anmaßung und Ueberſchätzung, ſo gefährlich und verderblich ſie einem abſoluten König ſind, wie Ludwig **XIV.** es ſelbſt erfahren hat, wirken doch wahrhaft vergiftend erſt dann, wenn er ſie auch auf das religiöſe Gebiet erſtreckt. Das Gefährlichſte des Abſolutismus, das Nachhaltigſte, das Eindringendſte iſt der ungeheure Einfluß einer einzigen Perſönlichkeit auf die ganze moraliſche Richtung der Zeit. Ludwig **XIV.** machte die ſeine heuchleriſch, und nichts unterminirt die Seelen ſo gründlich als Heuchelei; ſie zieht ihnen den feſten Boden unter den Füßen fort und zwingt ſie, wie paraſitiſche Pflanzen, zu leben und zu ſterben mit dem äußern Gegenſtand, den ſie in Ermangelung einer Innerlichkeit umſchlungen haben. Mit Ludwigs **XIV.** Tode trat die Reaction ein. Auf die bibliſchen Tragödien von St. Cyr folgten die Orgien der Regentſchaft. Man fühlte ein ſolches Bedürfniß, die Verachtung der Heuchelei an den Tag zu legen, daß man die Sitte — Prüderie nannte, und im Anſtand nur deſſen Schein finden wollte. Der lange Zwang hatte erniedrigt, nicht gehoben; denn Sclaverei, welcher Art ſie ſei, entadelt immer, und wer etwas thut oder läßt, weil er die Peitſche dafür bekommt oder das Recht: der petites entrées im Schlafzimmer des Königs wird nicht lange das Gefühl ſeiner menſchlichen Würde bewahren. Das Leben nahm einen extravagant ſinnlichen Charakter an, der immer von Neuem ſtimulirt werden mußte, um nicht in bodenloſe Abſpannung überzugehen. Die Kunſt, die Mode, die Sitten gingen alle in dieſer Richtung neben einander, und haben etwas Hirnverbranntes, Betrunkenes. Man übermalte und verkleiſterte ſich das Geſicht mit Schminke, mit Schönpfläſterchen, mit Puder, man machte aus den Schuhen Stelzen, und aus den Kleidern Gebäude, und das nannte man ſchön. Man lebte in der Ehe fremder als Fremde zuſammen, denn ein Fremder durfte eine Frau in die Geſellſchaft begleiten, und das durfte der Gemal nicht, und durfte ſie zu Stunden ſehen, die jenem verboten waren, und die er in ſeiner petite maison zubrachte: und das nannte man guten Ton. Die Kunſt erlag wie Mode und Sitte unter dieſem Wuſt allgemeiner Verſchrobenheit, die Malerei wurde läppiſch, die Architektur barock. Sie, die wie keine andre Kunſt im Ebenmaß ihre Schönheit findet, verlor ſich in ausſchweifende Disproportionen, und mußte die langen edlen Linien, die ihr ſoviel Würde geben, in bauchige und bucklige Schnörkel und

Schwenkungen zerbrechen. Der Zwinger in Dresden iſt ein hübſches Exemplar von Rococo. —

Im Innern iſt das Schloß zu Blois ganz für ſeine gegenwärtige Beſtimmung eingerichtet, nämlich in kahle große Säle zertheilt, welche zu Wohnungen, Magazinen, Vorrathskammern dienen, und in welchen nichts zu ſehen iſt. Wo mag die ſchöne Valentine Visconti geſtorben ſein? Nachdem Johann von Burgund ihren Gemal, den Herzog von Orléans, ermordet, und nachdem ſie vergebens zu ihrem blödſinnigen Schwager Carl VI. um Rache geſchrien, ging ſie hieher, und ſechs Monate nach dem Tode ihres Gemals war ſie todt. Das waren dazumal doch ganz andre Herzen! ſie liebten und haßten mit jugendlicher Vehemenz, ſie füllten das Leben mit *einem* Gefühl aus, und fand das keine Nahrung mehr, ſo brach das Leben ſelbſt zuſammen. Jetzt kann man ſich gar nicht mehr rächen, wenn einem was zu Leide gethan wird! man kann gar nicht mehr mit ſo einem prächtigen großartigen Gottesgericht gegen den Beleidiger auftreten, ihn auf Leben und Tod zum Kampf in die Schranken, und Gott ſelbſt zum Zeugen rufen. Wenn einer Frau jetzt Unrecht geſchieht, ſo hat ſie keinen Ritter, ſondern einen Advokaten; ſtatt ihm ihren Handſchuh zu ſchenken, giebt ſie ihm einen Beutel mit Gold;

ſtatt an ihr Recht zu glauben und dafür ſein Leben aufs Spiel zu ſtellen, feſſelt ihn das geiſtige oder materielle Intereſſe, das er an ihrem Prozeß findet. Guter Himmel, liebe Emy! iſt das denn wirklich Civiliſation? Humanität? umſomehr, da ſehr häufig ungerechte Prozeſſe nicht blos geführt, ſondern auch gewonnen werden? Man ſpricht wol: es war eine Barbarei, denn die Unſchuld konnte vor der Stärke erliegen. Jetzt frag' ich: erliegt nie das Recht vor einem Machtſpruch oder vor der Chikane? Ich finde den Gedanken, auf dem das Gottesgericht beruht, daß der Unſchuld eine ſiegreiche Kraft beiwohne, ſehr eines edlen Menſchen würdig, und den Zweikampf etwas, das ſich viel mehr für ihn ſchickt als eine Verklagung. Ja, ſogar der ſchwache Nachhall des Zweikampfes, das Duell, welches Manche barbariſch und widerſinnig finden, kommt mir keinesweges ſo vor. Es repräſentirt noch immer die Idee von dem unwiderſtehlichen Siege des Rechts, und in dieſer Idee hat es eine ganz unüberwindliche Baſis. Würde Ihnen ein Mann gefallen, der ſeine Ehre durch einen Richterſpruch herſtellen ließe ſtatt durch ein Duell? mir ſehr ſchlecht, und ich denke allen Menſchen; denn man meint doch immer, nur in ſeiner Hand liege ſeine Ehre, und wer jene nicht für ſich aufheben möge, kümmre ſich um dieſe nicht ſehr. Das Duell ſoll gegenwärtig höchſt ſelten in der franzöſiſchen Armee ſein. Sie iſt von dieſer Barbarei zurückgekommen, und an ihre Stelle iſt die Gemeinheit getreten: der Streit endet nicht mit Piſtolen, ſondern mit Prügelei. Dies ſagte ein Franzoſe, kein Legitimiſt, bemerk' ich ausdrücklich, denn denen iſt nicht recht zu trauen in ihren Aeußerungen über die Gegenwart Frankreichs; der herrſchende Zuſtand mißfällt ihnen durchgehends, und es wird nichts gethan oder unterlaſſen, was ſie nicht bitter tadelten. — Uebrigens hat ſchon der heilige Ludwig, der 1270 ſtarb, indem er überhaupt die Rechte des Feudalismus beſchränkte und Privatfehden verbot, auch Gottesgerichte durch Zweikampf verboten, und Rechtsgelehrte zu Schiedsrichtern eingeſetzt. Dieſe kannten das römiſche Recht und verfuhren nach demſelben, während der Adel nur ſein traditionelles Recht kannte, welches jetzt nicht mehr gelten ſollte. Dadurch, daß er gezwungen wurde, ſich bei mannigfachen Vorkommenheiten dem Richterſpruch zu unterwerfen, kam die ganze Handhabung der Geſetze an die Rechtsgelehrten, und da dieſe vom König abhingen, an die Könige. Sie ſtellten ſich gut miteinander; die Könige brauchten geſchickte Werkzeuge, welche ihren Willen im Namen des Geſetzes ausführten, und die Rechtsgelehrten brauchten den königlichen Schutz gegen die vermeintliche oder wirkliche Beeinträchtigung, welche ſie häufig bei ihren Obliegenheiten von Adel und Geiſtlichkeit erfuhren. Um deren Macht zu brechen, ſtrebten ſie aus allen Kräften, die königliche abſolut zu machen, und nebenbei für ſich einen Reflex dieſes Abſolutismus zu bewahren. Die Verſchlechterung der Münzen, die drückendſten Auflagen, Willkürlichkeiten bei zweifelhaften Zuſtänden, infernaliſche Prozeſſe, z. B. den der Tempelherrn, den der Kanzler Wilhelm von Rogaret unter König Philipp dem Schönen leitete — Alles unterſtützten und vertheidigten die Rechtsgelehrten zu Gunſten der Monarchen, und es iſt wol recht merkwürdig, daß dieſe neue Ordnung des Rechtszuſtandes die Gottesgerichte abſchaffte, und die Tortur einführte. Undankbar, wie die Mächtigen es leicht werden, bewieſen ſich die Könige, nachdem ſie ſich im Abſolutismus feſtgeſetzt, auch gegen dieſe ihre getreuen Diener. Prosperität iſt das, was der Menſch auf die Dauer am ſchwerſten verträgt; ſie erſchlafft ganze Stände und Kaſten, ſo gut wie Individuen, und erſt wenn ſie etwas zu leiden haben, kommen ſie wieder zu Kräften und Beſinnung, und tüchtige Männer, wie De Thou und Matthieu Molé ſetzten ſich ſtandhaft den Eingriffen der königlichen Gewalt in den böſen Tagen Ludwigs XIII. und in den Verirrungen der Fronde entgegen. Unter Ludwig XIV. bog halb Europa den Nacken, wie hätt' es nicht die Jurisprudenz thun ſollen? aber dafür nahm ſie ihren Aufſchwung in der Revolution. Advokaten und nichts als Advokaten von Marat bis auf Odilon Barrot. — Wiſſen Sie wol, daß es ein Ländchen in Europa giebt, wo ſie gar nicht exiſtiren? Im Canton Appenzell muß Jeder vor der Landsgemeine ſeine Klage und Vertheidigung ſelbſt führen. Vor einigen Jahren kam die Zulaſſung der Advokaten bei Rechtshändeln zur Sprache, wurde aber faſt einſtimmig von der Landsgemeinde verworfen. In unſern complicirten und geſchraubten Verhältniſſen iſt's ordentlich erfriſchend, an ſo einfache zu denken.

Wo mag die ſchöne Madame Guyon geſtorben ſein? nachdem ihretwegen Boſſuet und Fénélon, die beiden würdigſten Prälaten Frankreichs, in Streit gerathen waren, und nachdem faſt der franzöſiſche Hof ſich mit dem päpſtlichen Stuhl deshalb entzweit hätte, bog der edle Fénélon ſein mildes Haupt vor der Autorität des Papſtes, widerrief ſeine Meinung und hörte auf, Madame Guyon zu beſchützen. Sie wurde hieher verwieſen. Ich geſteh' Ihnen, ich habe nie ganz ihrer Doctrine und ihrem Leben folgen können, und bin ſchwerfällig mitten drin ſtecken geblieben. Sie lehrte l'amour desinteressé, nämlich: Gott zu lieben ſelbſt in der Vorausſetzung, daß man nicht von ihm geliebt werde. Solche Spitzfindigkeiten verſteh ich nicht! ſie ſind mir ſehr unerquicklich, und eine unerwiderte Liebe iſt mir undenkbar. Die Flamme des Herzens, die Flut der Seele lodern und wollen nicht ins Blaue hinein, ſondern erfaſſen und umſchlingen ihren Gegenſtand, und heben und halten uns in ſeiner Sphäre feſt; und da ſollte es keine Segnungen geben, die von ihm ausgehen, keine Verklärungen, die er verleiht, keine Tröſtungen, die er ſpendet, keine Ekſtaſen, mit denen er das Weſen überſtrömt? Giebt es das Alles nicht, ſo liebt man nicht; giebt es das, ſo iſt es ja eben die Wirkung der Gegenliebe. Hätte Madame Guyon mir mit ihrer eindringlichen Beredſamkeit erklärt, was ſie meinte, und mich dazu mit ihren ſchönen blauen Augen angeſehen, die voll ſo hinreißender Schwärmerei waren, daß ſie mehr noch überzeugten als ihre Worte, und ſelbſt die kühle Frau von Maintenon hinriſſen: ſo mögt' ich vielleicht zum Verſtändniß ihrer myſtiſchen Doctrine gekommen ſein. Ich hab' wenig Anlage für die Schwärmerei, glaub' ich! ſie ſucht freilich den Himmel, allein ſie hält ſich zu ſehr in der Region der Wolken auf, und da iſt mir nicht heimatlich; mich zieht's aus den Wolken heraus, mögen ſie grau oder gold- und roſenfarben ſein, zu den klaren, lichten Sternen, zur Sonne — zur Sonne der Seelen. Das iſt ſo meine Natur: Licht muß ich haben, Aug' in Aug' muß ich ſehen, ans Herz muß ich dringen, und die Sonne muß mir im Scheitelpunkt ſtehen. Und weil es Momente giebt, wenn auch flüchtig und vorüberrauſchend nur, in denen mir all' dieſe Bedingungen erfüllt ſind, während deren freudige Erkenntniß und ſeliges Bewußtſein mich wie mit ſtarken Flügeln über alle Schwankungen, Zweifel und Bangigkeiten erheben: ſo mein' ich, daß ich meiner Natur nachleben müſſe, ohne mich auf die Wege zu wagen, welche Andere einſchlagen. Das iſt wahr: es fehlt viel, daß jene Flügel immer entfaltet wären! ſie hängen oft recht trübſelig ſchlaff herab, und ich gehe mühſam und dumpf im tiefen Staube, doppelt traurig, weil ich wol weiß, daß nicht ſie mir fehlen, ſondern nur Kraft und Energie, um ſie zu entfalten. Flattern könnt' ich allenfalls mit ihnen, bis in die Wolken käm' ich wol — aber das mag ich eben nicht, da wart' ich lieber .... und nicht umſonſt. Emy, liegt Ihnen das Leben wol zuweilen ſo ſchwarz und ſchwer auf der Seele, wie die Nacht auf dem Walde? nicht Ihr kleines beſondres Leben, wenigſtens nicht das allein;

aber das ganze, das allgemeine, mit ſeiner Zerſplitterung und ſeinem Wuſt, ſeiner Unvollſtändigkeit und ſeinem Ueberdruß, ſeinem Wechſel und ſeiner Einförmigkeit; mit ſeinem Gemiſch von Todtenmeer-Charakter, in welchem alles Lebendige ſtirbt, und von Aether-Charakter, in welchem die ganze Schöpfung lebt und webt; und zwiſchen dieſer formloſen Agglomeration, die gewaltig und grauenhaft wie das Bild einer indiſchen Gottheit iſt, kein anderer Ton als die ſchrillende Frage: Wozu das Alles? Damit jeder von uns ſich fünfzig oder ſechszig Jahre mit flüchtigen Freuden und langen Schmerzen in dieſem Tumulte abarbeite, und dann einer andern Generation Platz mache? Und ſo fort, von Jahrtauſend zu Jahrtauſend? — Kennen Sie ſolche Stimmung? mich überkommt ſie zuweilen mit geſpenſtiſcher Rapidität. Ich meine ganz munter zu ſein, oder ſehr beſchäftigt, oder in andre Gedanken verſunken! ſieh da! ein Wölkchen am fernſten Horizont, und urplötzlich die Seele voll Nebel! Dann wär' der Moment da, um mich mit meinen Flügeln zu zeigen; dann wird das Warten ſchwer. Die Nachtluft iſt dem Körper ſchädlich, ſprechen die Aerzte. Ach, dem Geiſte auch. In der Finſterniß zu brüten, iſt ein Kerkerleben, oder ein ermattendes Umherirren im Walde. O Himmel, welch Entzücken, wenn dann endlich der erſte Strahl des Morgenlichts in dieſe ſchwarze nächtliche Welt hineinblitzt, ſie aus ihrer Erſtarrung weckt, und mit einem Schauer überrieſelt, von dem ich nicht weiß, gehört er der Freude über den kommenden — oder dem Grauen über den vergangenen Moment. Dann fährt ein Rauſchen und Klingen durch die Seele, wieder wie im Walde — aber am frühen Morgen, wenn die Bäume ſich den Schlaf von den Aeſten ſchütteln, die Vögel ihre kleinen Kehlen ſtimmen, die Blumen ſich im Thau die Augen klar waſchen, und die langen goldnen Morgenſonnenſtrahlen wie Fanfaren ein Halleluja in die Schöpfung hineinſenden — und dann blättert die Morgenluft die Flügel auf, und es geht mit ihnen gradeswegs zur Sonne, und das Herz ſingt auch ein Halleluja. All' unſre Nächte wiegt das Morgenroth auf, und jede Paſſionszeit die Auferſtehung. — — Ach, ich ſchreib' Ihnen zu viel! Ich bin nicht daran gewöhnt, von Häuſern und Bäumen und Sachen mit Ihnen zu ſprechen, das geſchieht immer nur nebenher: ſo folg' ich auch jetzt der alten Gewohnheit, und ſchreib' und ſchreibe, als wären Sie und ich allein auf der Welt. Im Grunde ſind wir's. Mit der Perſon, die ich liebe, fühl' ich mich immer allein, wie auf einem andern Geſtirn, und unter deſſen Einfluß, freier, als irgendſonſtwo. Da verfall' ich leicht in Allüren, die ſonſt ein wenig mehr in den Hintergrund treten. Aber ich hab's Ihnen gleich zu Anfang geſagt; ich würde aus dem Hundertſten in's Tauſendſte kommen. Ich halte Wort, und Sie dürfen ſich nicht darüber verwundern. Wird es Ihnen zu viel, ſo legen Sie die Blätter fort; das dürfen Sie, und ich werde mich nicht verwundern. —

In dem Flügel des Schloſſes zu Blois, den Primaticio erbaut hat, ſind mehre große Gemächer leer geblieben, und zwar die, in welchen Szenen aus den Zeiten Heinrichs IV. vorfielen. Der Saal wird gezeigt, in dem ſich die Etats-généraux im Jahre 1576 und 1588 verſammelten, um wo möglich der kirchlichen Zerriſſenheit Einhalt zu thun, welche politiſche Verwirrung, Parteien und Bürgerkrieg in ihrem Gefolge hatte. Drei junge Männer ſtanden dazumal an der Spitze der Angelegenheiten. Sie waren von gleichem Alter, trugen denſelben Namen, und theilten daſſelbe Schickſal, unter Mörderhänden zu ſterben. Heinrich III., König von Frankreich, Heinrich von Bourbon, König von Navarra, der nach Jenem Heinrich IV. wurde, und Heinrich von Guiſe, aus dem Hauſe Lothringen. Der erſte hatte Feinheit und Verſtand, aber einen miſerablen Charakter. Er intriguirt, er iſt devot, er hat Liebhaber, und putzt ſich wie ein Weib, er pflegt Hunde und Affen; heute ſtiftet er die Flagellanten und durchzieht mit ſeinen Günſtlingen in wilden Bußübungen die Straßen; morgen läßt er die italieniſche Schauſpielergeſellſchaft li Geloſi aus Venedig nach Paris kommen und im Hôtel de Bourbon ſpielen, wobei er meiſtens als Frau gekleidet, mit Spitzen und goldnen Ketten um die bloßen Schultern erſcheint. Er amüſirt ſich vortrefflich ſamt dem ganzen Hof an den gröbſten Unanſtändigkeiten dieſer Schauſpiele, welche das Parlament ſittenverderblich, und die Hugenotten ſündlich nennen. Er ſtudiert den Machiavel, und benimmt ſich immer mit Anſtand und Würde, ſobald er öffentlich auftreten und reden muß. Er paſſionirt ſich für die Herrn von St. Méguins, Arques und Caumont, und nebenbei — für das Bilboquet. Während er abſichtlich, um die großen Familien, namentlich die Guiſen zu demüthigen, von ſeinen Günſtlingen die königliche Autorität und die Finanzen ruiniren läßt, liegt er im Lehnſtuhl und übt ſich ſtundenlang im Bilboquet. Eine recht verächtliche Creatur! — Der zweite Heinrich war intelligent, lebhaft, einſichtig, tapfer; in ſeinen Worten eben ſo klug und gutmüthig, als in ſeinen Handlungen zuweilen thöricht: leichtſinnig und verſchwenderiſch ohne Grenzen, immer guter Laune, immer nachſichtsvoll, mit einem wahren Schatz von treffenden, ſchmeichelnden, geſcheuten Antworten und Bemerkungen, ohne Würde den Frauen zugethan, ohne Anſtand dem Spiel, unſchön, mit groben Zügen, mit widerlichen körperlichen Eigenſchaften. Weder ſeine beiden Frauen, noch ſeine zahlloſen Mätreſſen, noch die Damen, denen er ſeine Huldigung widmete, liebten ihn. Die Marquiſe von Verneuil ſagte ihm einmal: „Bien vous prend d'être roi, car sans celà on ne pourrait vous souffrir." Vor der Thür von Gabrielle d'Eſtrées, wohin man ihn geführt, um den Herzog von Bellegarde bei ihr zu ertappen, kehrte er um und ſagte: „Celà la fâcherait trop." Dennoch beherrſchten ihn dieſe Neigungen bis zur völligen Rückſichtsloſigkeit. Nach der Schlacht von Coutras, die er 1587 in der guerre des trois Henris — wie man den echten Bürgerkrieg nannte — glänzend gewann, verfolgte er nicht ſeinen Sieg, ſondern eilte mit den eroberten Fahnen in's Béarn, um ſie der ſchönen Coriſande d'Andoins, Gräfin von Grammont, zu Füßen zu legen. Und noch ein Jahr vor ſeinem Tode entfloh die Prinzeſſin von Condé, die vierzig Jahr jünger als er war, vor ſeinen läſtigen Liebesbewerbungen nach Brüſſel. Nachdem er dreimal die Religion gewechſelt hatte, erſt Katholik, dann Proteſtant, und wieder Katholik geworden war, beſtrebte er ſich dermaßen ſeine Feinde, die Katholiken, zu gewinnen, daß er darüber ſeine alten Freunde ganz verabſäumte; nur an Sully hing er unwandelbar, und ließ ſich viele Vorſtellungen und Ermahnungen von ihm gefallen. Er war weder im Einzelnen liebenswürdig, noch im Ganzen groß, aber er hatte Momente von Liebenswürdigkeit und Größe, die ſeine Schwächen vergeſſen machten, das Vertrauen hervorlockten, und zu immer neuen Hoffnungen berechtigten. Als er König geworden war, benachrichtigte man ihn, daß die katholiſchen Prieſter nicht das Kirchengebet für ihn hielten, und ſchlug ihm vor, dagegen einzuſchreiten. Er ſagte freundlich: „Attendons! ils sont encore fâchés!“ Das iſt doch herzig! — Das fanatiſche Parlament von Paris ermahnte er zur Ruhe, in politiſcher und religiöſer Beziehung, es möge die Hugenotten in Frieden ihre beſchränkte Freiheit genießen laſſen, und nicht das Volk zu fanatiſchen Forderungen aufreizen, denn es würde nichts helfen: „J'ai sauté sur les murailles, ſchloß er, je saurai sauter sur les barricades.“ — Seiner Rede in den Etats hörte Gabrielle d'Eſtrées hinter einem Thürvorhange zu. Nach beendeter Ceremonie ging er zu ihr und fragte, wie er ihr gefallen. Sie antwortete: ſehr gut; nur wundere ſie ſich, daß der König geſagt habe, er wolle ſich unter die Vormundſchaft jener Herrn ſtellen. „Ventre saint-gris! rief Heinrich lachend, je l'entends bien avec mon épée à côté!" So ſprach er ſich immer aus: ſcherzhaft, nachläſſig, umſichtig. Konnte man ihn nicht immer ehren, ſo konnte man ihm doch gut ſein. Seine politiſchen Projecte von einem europäiſchen Gleichgewicht ſind nicht nur nie zur Ausführung, ſondern auch in ſeinem eigenen Kopf ſchwerlich zur Reife gekommen. Vielleicht hat man überhaupt einen flüchtigen Einfall für einen feſten Plan gehalten. Spanien zu bekriegen, und den ſpaniſchen Einfluß in Frankreich, der ſich aus den Religionskriegen herſchrieb, zu brechen, war ſein dominirender Wunſch, ſeit er den Thron beſtieg, und das einzige Mittel, wodurch Sully ſeinen Verſchwendungen Einhalt thun konnte, war, ihm zu ſagen, er müſſe daran denken, einen Schatz zu ſammeln, um den ſpaniſchen Krieg führen zu können. Wie er nun einmal war, durch ſeine Fehler und ſeine Vorzüge, wurde er der Held ſeines Volks. Er repräſentirte es in Licht- und Schattenſeiten. Und wie ſeine Béarner mit Liebe ſeine Wiege umſtanden, ſo folgt auch ſeinem Andenken die Liebe nach. Er iſt der einzige König der neuern

Zeit, und höchſt wahrſcheinlich der letzte, der im Munde des Volks le bon roi heißt.

Der dritte Heinrich war von andrem Stoff, eine von den hochſtrebenden, energiſch herrſchſüchtigen Naturen, die das Bewußtſein ihrer Kräfte und den Willen, ſie anzuwenden, haben, und mit dem eigenen Vortheil den allgemeinen zu verbinden wiſſen. So war das Geſchlecht der Guiſen: hochfahrend in Gedanken, kühn in Thaten, reichbegabt, voll Talent, Verſtand, Schönheit. „Tous ces princes lorrains avaient si bonne mine, qu'auprès d'eux les autres princes paraissaient peuple," — ſagt die Marſchallin von Retz von ihnen. Sie ſtammten aus königlichem Blut. Réné d'Anjou, der Schäfer- und Sängerkönig der Provence, der Urenkel König Johanns von Frankreich, erbte Lothringen nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, und war ihr Ahnherr. Durch die Frauen wollten ſie von Carl dem Großen abſtammen. Jetzt waren ſie eine Nebenlinie des herzoglichen Hauſes Lothringen. Mit Franz von Guiſe begann ihr Einfluß in Frankreich. Er herrſchte unter Heinrich II. mit Diane de Poitiers um die Wette, der König erhob ſein Herzogthum Guiſe zur Pairie, er nahm den Engländern Calais ab, den einzigen Punkt, den ſie bis dahin aus allen Kriegen eiſern feſtgehalten hatten, und verjagte ſie aus Frankreich. Das rechtfertigte ſeinen Ruhm und Einfluß. Seine fünf Brüder wußte er in glänzende Stellungen zu bringen, ſeine Schweſter auf den Thron von Schottland, ſeine Nichte, Maria Stuart, auf den von Frankreich. Er heirathete Anna von Eſte, die Tochter des Herzogs von Ferrara und der Prinzeſſin Renata, welche eine Tochter Ludwigs XII. war. Er trat mit nie wankender Entſchloſſenheit auf die katholiſche Seite, als die Religionsfragen anfingen die Gemüther in Gährung zu bringen. Religiöſe Ueberzeugung iſt bei Männern der That ſelten das alleinige Motiv, das ihre Handlungsweiſe beſtimmt. Sie nehmen den Zuſammenhang mit den allgemeinen Zuſtänden und die Conſequenzen zu ſehr in Erwägung, um nicht von verſchiedenen Triebfedern bewogen zu werden einer Meinung anzuhangen. Wol mehr gegen England und die Niederlande, als für die katholiſche Kirche mogte Franz von Guiſe in die Schranken treten. Gleich im erſten Bürgerkrieg, am 19. Februar 1563, wurde er bei der Belagerung von Orléans meuchlings durch Jean Poltrot, einen proteſtantiſchen Edelmann, erſchoſſen. Er war 42 Jahr alt. Die Zeiten waren blutig und fanatiſch, die Köpfe exaltirt, die Sitten ungebändigt und zügellos, die Demoraliſation ſo groß, daß nicht einmal die allgemeine Meinung brandmarkte und in die Stelle der mangelnden Gerechtigkeit trat. Der Mord war gleichſam als letztes Mittel anerkannt. Der edle Coligny hat ſich nie gegen den Verdacht gerechtfertigt, Urheber deſſelben zu ſein. Guiſe war nur einmal der ſtarke Verfechter des Katholizismus! So wurde einundzwanzig Jahr ſpäter das Haupt der Reformirten, Wilhelm der Schweigſame von Oranien, zu Delft von Gérard erſchoſſen. Die Religion diente dazu, die Menſchen zu verſteinern, ſtatt zu mildern. Im Namen Gottes führten ſie aus, was ſie in ihrem eigenen Namen nie gethan haben mögten. Calvin ließ zu Genf den unglücklichen Michel Servet verbrennen; Eliſabeth ließ Maria Stuart enthaupten; das Recht des Gewaltigen gegen den Hülfloſen in dieſer Weiſe üben, nenn' ich Mord, auch wenn ein Richterſpruch es unterſtützt. Dazumal war kaum ein Mann in Frankreich, deſſen Namen die Geſchichte aufbewahrt hat, der keinen Mord begangen hätte, oder nicht durch Mord umgekommen wäre. Auch in die geſellſchaftlichen und Familienverhältniſſe niſtete er ſich. Er trat zwiſchen Männern an die Stelle des Duells; er entſchied zwiſchen Eheleuten. Er war ſo alltäglich, daß es genug war, plötzlich zu ſterben und ſelbſt zum thörichtſten Verdacht Anlaß zu geben. Als Prinz Heinrich von Condé 1588 plötzlich ſtarb, hieß es, ſeine Frau, Charlotte de la Trémouille, habe ihn vergiftet, und ſie liebte ihn leidenſchaftlich! und ſie hatte ſich mit ihrer katholiſchen Familie entzweit, um ihn, den Proteſtanten, zu heirathen? Aber ſie wurde verklagt, vor Gericht geſtellt, und mußte ſich vertheidigen: ſo hergebracht war der Mord. Das entſchuldigt Niemand, allein es charakteriſirt die Zeit. Franz von Guiſe hatte drei Söhne; der älteſte war Heinrich, dann der Herzog von Mayenne, und der Kardinal Louis von Lothringen, und eine Tochter, die Herzogin Catharine von Montpenſier. In dieſer Frau lebte der glühende Ehrgeiz der Guiſen! was ihre Brüder unternahmen, unterſtützte ſie mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden, ohne Rückſicht und ohne Furcht. Wie ſie triumphirend die Scheere zeigte, mit der Heinrich III. geſchoren, bevor er, wie der letzte Merovinger, in's Kloſter gebracht werden ſollte, ſo rühmte ſie ſich ſpäter durch Clément ihren ermordeten Bruder an dem König gerächt zu haben. — Als Heinrich III. 1574 den Thron beſtieg, war Heinrich Guiſe Gouverneur der Champagne, ſein Bruder Mayenne der Bourgogne, ſein Vetter Mercoeur der Bretagne. Er war ihr Haupt und ihre Seele, und von ihnen, wie von der ganzen Partei, als das Bollwerk des Katholicismus und der Ehre betrachtet. Er war eifrig katholiſch, ein glühender Theilnehmer der Bartholomäusnacht, in der er ſeinen Haß oder ſeine Rache an Coligny vollzog. Er war hoch ariſtokratiſch, ſtrebte nie nach der zweideutigen Günſtlingsehre beim König, fühlte nicht ſich, ſondern den ganzen Stand tief beleidigt, als der König ſeine Mignons zu Herzögen von Joyeuſe und von Epernon machte, und ſuchte deren wahnwitziger Verſchwendung und Ausgelaſſenheit mit dem ganzen Uebergewicht ſeiner beherrſchenden Perſönlichkeit beim König entgegen zu treten. Er war von leutſeliger Rede und von Adlerblick, der Abgott des Pariſer Volks, das ihn mit Liebe „le Balafré" nannte, wegen der Schmarre, die er von einer Wunde in der Kinnlade aus der Schlacht von Dormans behielt. — Das war der Mann, den die Sainte Ligue zur Ausrottung der Hugenotten und zur Vertheidigung gegen den wachſenden Uebermuth der königlichen Günſtlinge, an ihre Spitze zu bringen wünſchte. Aber Heinrich III. that etwas, das dieſen Wunſch und ſein Verlangen zerbrach. Nachdem zu Blois die erſten Etats-généraux gehalten waren, 1576, wo die Stände ſich mit wunderſamer Stupidität dahin erklärten, daß ſie nur die katholiſche Religion in Frankreich haben, allein zur Bekriegung der Reformirten keine Steuern geben wollten, ſtellte ſich Heinrich III. feierlich an die Spitze der Ligue, und führte ein Jahr lang Krieg gegen die Hugenotten. Deren Zahl war bereits vom dritten Theil der Bevölkerung Frankreichs auf den zehnten geſunken, und dieſer war meiſt verarmt, und konnte nicht lange den Krieg führen, weil es auf eigene Koſten geſchehen mußte. Dennoch gab ihnen Heinrich III. nach einem Jahr den Frieden, weil er ſeiner Oberhaupts-Stellung müde war, und erklärte die Ligue für aufgelöst. Das erzeugte immer mehr bittres Mißvergnügen. Man ergoß ſich in Pamphlete und Satyren gegen ihn und ſeine Lieblinge; das Volk verachtete ihn; die Prieſter donnerten von den Kanzeln gegen ſeine Lauheit, die da verabſäumte, die Höllenbrut der Hugenotten mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nun gar ſtirbt ſein jüngſter Bruder, der Thronfolger, 1584! auf Kinder iſt beim König nicht zu rechnen: ſo iſt Heinrich von Navarra, der Ketzer! Thronfolger. Da tritt die Ligue wieder zuſammen, die Städte ſchließen ſich ihr an, beſonders der tiers-état von Paris, ſie intriguirt, ſie fanatiſirt, ihre Prieſter ſind faſt lauter Jeſuiten, ſie will zum Thronfolger den katholiſchen Kardinal von Bourbon, den Oheim Heinrichs von Navarra; dieſen nicht, durchaus nicht! ſie greift zu den Waffen, um zugleich ſeine Anſprüche und ſeine Religion zu unterdrücken, und Heinrich III., um die Ligue für ſich unſchädlich zu machen, muß Guiſe an die Spitze ſeiner Armee ſtellen, und ſucht nur heimlich Ligue und Hugenotten durch einander aufzureiben. Dies iſt la guerre des trois **Henris**. Keine Partei brachte es zu glänzenden Erfolgen. Die Hugenotten waren uneins unter ſich, Heinrich III. von Navarra vergaß Schlachten und Gefahren bei der ſchönen Coriſande. Die Ligue fühlte ſich gelähmt, weil ſie für den König handeln ſollte, gegen den doch ihre innerlichſten Geſinnungen gerichtet waren. In denſelben ward ſie durch die Sympathie des Volks beſtärkt, welches von glühendem Haß gegen den König erfüllt war, weil er dem Bürgerkrieg nicht gründlich ein Ende zu machen verſtand. In Paris gährte die Aufregung lange, und brach endlich mit wilder Eruption am 12. Mai 1588 in der journée des barricades aus. Die Bürger wollten den König abſetzen, und ſperrten ihn ein, indem ſie bis dreißig Schritt vor's Louvre Barrikaden aufwarfen. Catharine von Medici ließ ſich in ihrer Sänfte durch ſie hindurch und zu Heinrich Guiſe tragen. Sie kannte ſeinen Einfluß auf das Volk; ſie parlamentirte mit ihm. Was für Hoffnungen und Pläne durch ſeinen ehrgeizigen Kopf auch fliegen mogten, vor der Hand begehrte er nur die Ausrottung der Calviniſten und die Entfernung der königlichen Günſtlinge, deren Verſchwendung und Ausgelaſſenheit dem Volk ein Greuel waren. Aber ich denke, er hat für ſich weiter in die Zukunft und nach dem Thron hingeſehen, und ſeine Schweſter hat wol im Einverſtändniß mit ihm für Heinrich III. jene Scheere beſtimmt. Während Catharine ihre milden Ueberredungskünſte an ihn verſchwendete, und er ſeinerſeits ſeine thätige Mitwirkung zur Beſchwichtigung der Aufgeregten verſprach — fand der König ſchleunige Flucht am Gerathenſten, und ging heimlich nach Chartres. Nun brach der Aufſtand in Paris los. Es organiſirte ſich eine Art von republikaniſcher Commune unter ſechszehn Vorſtehern der verſchiedenen Corporationen, genannt les Seize, welche darauf beſtand, den König abzuſetzen. Obgleich Heinrich III. durch ſeine heimliche Flucht gezeigt hatte, daß er ſich Guiſe nicht anvertrauen und deſſen Einfluß nicht benutzen wolle, ſo ſah er doch für den Augenblick keine andere Hülfe, als ſich ihm unbedingt in die Arme zu werfen. Er macht ihn zum Lieutenant-général des Königreichs und, auf ſeinen Rath, giebt er das Unionsedikt, welches Ketzer für immer vom Thron ausſchließt, verzeiht den Pariſern die journée des barricades, und verſammelt die zweiten Etats-généraux zu Blois, um dem Elend der Kirche und der Finanzen abzuhelfen. Das war aber ſchwer! die Günſtlinge hatten dreiundzwanzig verſchiedene Steueredikte in einem Monat vom König geben laſſen, deren Ertrag ſie verſchlangen; die Stände wollten durchaus keine Steuern bewilligen, aber ſie ſchrien nach Frieden im Lande und Einheit in der Kirche. Der König ſchmeichelte Allen, ſogar den Deputirten vom tiers-état, ohne ſie gewinnen zu können. Dazu war er ſo arm, daß ſein Haushofmeiſter ihm den Dienſt aufſagte. „C'était chose piteuse un roi si nécessiteux et un peuple si pauvre." Daß die Uebermacht von Heinrich Guiſe ihm mißfiel und ſeinen Stolz verletzte, iſt leicht erklärlich! von ſeinen Günſtlingen beherrſcht zu werden, das kränkte ihn nicht, denn ſo jämmerlich er war — ihnen gegenüber ſtand er noch immer hoch genug, um ſeine Nachgiebigkeit Güte und freien Willen zu nennen. Bei Guiſe konnte er das nicht mehr; da galt es nicht ſowol nachgeben als gehorchen. Dennoch iſt es ſchwer zu begreifen, wie er ihm dermaßen all' ſeine Drangſale zuſchreiben konnte, um zu wähnen, daß ſein Heil vom Tode Heinrichs abhinge. Ich denke, ihn trieb der rein perſönliche Widerwille der Schwäche, die ſich in Macht und Anſehen unterdrückt ſieht, gegen die

Stärke, die ſich erkühnt, ihr Geſetze vorzuſchreiben; oder auch die unbezähmbare Irritation, welche ſich in bedenklichen Momenten ſchwacher Charaktere bemeiſtert, und ſie drängt auf den am meiſten hervorragenden Gegenſtand das ganze Gewicht ihres Zornes und Haſſes zu wenden. Genug, ohne Catharine zu Rath zu ziehen, faßte der König mit ſeinen Günſtlingen ſeinen Entſchluß, und da der Plan Vielen mitgetheilt wurde, ſo erhielt Heinrich Guiſe zahlreiche verſteckte Warnungen, auf ſeiner Hut zu ſein. Er verachtete ſie. Er fühlte ſich dem König und den herrſchenden Umſtänden zu nothwendig, um nicht aus dieſem Gefühl eine verblendende Sicherheit zu ſchöpfen. Frau von Noirmoutiers kam von Paris nach Blois, um ihn auf heimliche Gefahr aufmerkſam zu machen. Er ſagte nur: „On n'oserait." Er ging nach wie vor allein zum König. Am 23. Dezember 1588, Morgens um acht Uhr, kam er, um dem Conſeil beizuwohnen. Der Saal exiſtirt, und der Kamin, an den er ſich ſtellte, ehe er zum König hineinging. Es war kaum Tag, wenig Herrn waren gegenwärtig; darunter ſein Bruder, der Kardinal von Guiſe. „Il paraissait pâle et défait; on assure qu'il sortait d'un rendezvous avec Madame de Noirmoutiers. Il se plaignit d'un frisson, il fut pris par un saignement de nez, il se fit apporter quelques confitures pour se restaurer. On crût que pour la première fois il eût l'idée de son danger." (**De Thou.**) — Dann ging er aus dem Saal ins Vorzimmer des Königs, und als er ſich der Thür zu deſſen Gemach näherte, fielen acht Hofleute über ihn her und erſtachen ihn. Er zog noch ſein Schwert, konnte es aber nicht mehr gebrauchen, und ſtarb ſchweigend, ohn' einen Hülfe- oder Klageruf auszuſtoßen. Er war achtunddreißig Jahre alt. In Zeiten der Aufregung leben die Menſchen ſchnell und vollenden früh ihre Laufbahn, weil wichtige Momente ſich drängen, weil die Epochen nach Jahren zählen, und nicht wie in ruhigen Zeiten nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten, und weil für jede derſelben die Vorſehung einen andern Vertreter braucht. Nachdem der Mord geſchehen, kam Heinrich III. aus ſeinem Gemach ins Vorzimmer, ſtieß mit dem Fuß an die Leiche, und ging dann auf einer geheimen Treppe zu ſeiner Mutter hinab, deren Zimmer grade unter dieſen ſich befanden. Sie lag gichtkrank im Bett, hatte den Lärm gehört und fragte beſorgt, was er bedeute. „Ce matin je suis redevenu roi de France, ayant fait mourir le roi de Paris," ſagte der König. „Dieu veuille que vous ne soyez devenu ainsi roi de néant," entgegnete Catharine:

„vous avez taillé, mais il faut coudre.“ Und damit ließ ſie ihr ſorgen- und ſchmerzenſchweres Haupt in die Kiſſen zurückfallen. Zwölf Tage ſpäter, am 5. Januar 1589, ſtarb ſie, und am 1. Auguſt deſſelben Jahres ermordete der junge fanatiſche Dominikanermönch Jaques Clément zu St. Cloud König Heinrich III. Auch er war achtunddreißig Jahre alt; der Letzte ſeines Hauſes. Die Bourbons beginnen. Ihr Stammvater iſt Graf Robert von Clermont, der jüngſte Sohn Ludwigs des Heiligen. Faſt fünf Jahre mußte Heinrich IV. gegen die Ligue, an deren Spitze der Herzog von Mayenne getreten war, und mit den Intereſſen und Animoſitäten der Einzelnen kämpfen, ſie überwinden, gewinnen, erkaufen, ehe es ihm gelang, den Thron zu beſteigen. Sechs Millionen Thaler, verſchiedene Gouvernements, Marſchallſtab und andre Ehrenſtellen koſtete die Pacifikation. Für 400,000 Thaler und den Marſchallſtab öffnete Graf Coſſé Briſſac, den Mayenne zum Gouverneur von Paris gemacht, am 22. März 1594, früh vier Uhr, die Thore der Stadt dem König Heinrich IV., und L'Huillier, prévôt des marchands, überreichte ihm die Schlüſſel. Da ſprach Briſſac zu L'Huillier: „Il faut rendre à César ce qui appartient à César!“ und ſtolz erwiderte der: „Il faut le lui rendre et non pas le lui vendre.“ Allein ſo dachten Wenige! Nur Mayenne ergab ſich nach zwei Jahren, ohne irgend einen perſönlichen Vortheil zu begehren noch zu erlangen. Eine brennende Geldgier zieht ſich von Anbeginn durch den franzöſiſchen Charakter. Denen, die am Staatsruder ſind oder ſein mögten, iſt es mit Ausnahme der Guiſen und Cardinal Richelieu's weit mehr ums Geld zu thun, als um Befriedigung des Ehrgeizes, und ſie ſuchen viel heftiger nach den Genüſſen der Eitelkeit, als nach der Herrſchaft; und ich denke, daß ſie bis zu dieſer Stunde ziemlich treu ihrem alten Charakter ſind. — Am 14. Mai 1610 wurde denn auch Heinrich IV. im Alter von ſiebenundfünfzig Jahren zu Paris ermordet — und das iſt der Ausgang von den drei Heinrichen, deren Schickſal mir im Schloß zu Blois ſehr durch den Kopf ging. Der Thurm ſteht noch, und auf ſeiner Platteforme noch der Steintiſch mit der Platte von Erz, wo Catharine ihre aſtrologiſchen Beobachtungen zu machen pflegte. Auch ſchöne gothiſche Kirchen hat Blois, St. Nicolas und die Kathedrale; aber ich hatte mich zu ſehr ins Schloß vertieft, um das Auge recht offen für andere Gegenſtände zu behalten.

Wie von Amboiſe nach Chenonceaux, ſo fährt man von Blois nach Chambord; — aber nicht mit denſelben Vergnügen. So was Klägliches wie Chambord ſtellt man ſich gar nicht vor — um ſo weniger, da es einen gewiſſen pomphaften Ruf genießt. Ich zweifle nicht, daß es denſelben zur Zeit ſeines Erbauers Franz I. glänzend gerechtfertigt haben mag: aber ſeitdem es in der Revolution ausgeplündert und verwüſtet, dann von Napoleon dem Marſchall Berthier gegeben, und endlich durch Subſcription bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux gekauft und ihm geſchenkt worden iſt, alſo über ein halbes Jahrhundert, iſt nichts, gar nichts zu ſeiner Erhaltung und Herſtellung geſchehen. Es liegt einige Stunden von Blois. Genau nach den Entfernungen dürfen Sie mich nicht fragen! nach der Uhr ſehe ich nur im häuslichen Leben, auf Reiſen nicht. Zuweilen wird mir die Zeit ſehr lang, zuweilen ſehr kurz; danach richt' ich mich gewöhnlich. Daß ich mich mit der Myriamètre-Rechnung nicht zu ſehr befaßt habe, freut mich jetzt herzlich, da ein franzöſiſcher Gelehrter die Unrichtigkeit ihrer Baſis auf den Quadranten entdeckt haben will. Der Poſtillon fuhr leider von der Chauſſee herunter, um eine Viertelſtunde zu erſparen, und über ganz elende Feldwege, bisweilen querfeldein; und da mein Wagen breiter war als die Geleiſe des Landes, ſo ging es langſam und unſicher vorwärts. Die Unſicherheit ſteigerte ſich, als wir in einen breiten, ſchnurgeraden, wenigſtens eine halbe Stunde langen Weg kamen, der mit dem prächtigen Namen Revenue Charles X. ausgeſtattet iſt und auf das Schloß zuläuft. Es war urſprünglich ein Jagdſchloß; Wald umgiebt es noch jetzt im weiten Umkreis, aber kein hoher, majeſtätiſcher — wenigſtens nicht da, wo wir fuhren — mehr Unterholz. Der Weg, ſo lang und breit er auch iſt, bleibt doch nur ein recht ſchlechter Waldweg, ungeheuer ausgefahren, theilweis mit Gras bewachſen, auf dem man eigentlich gar nicht mit einem bepackten Wagen fahren kann; der Regen mogt' ihn wol auch ſehr verdorben haben. Es war ſchon gar nicht, als ob man ſich einem königlichen Schloß nahe! und hat man's erreicht, ſo ſieht's noch weniger ſo aus. Primaticio hat es erbaut, wenigſtens die Anlage gemacht, die große innere Halle mit der berühmten doppelten Wendeltreppe in ihrer Mitte. Es iſt recht künſtlich, wie er die zwei Treppen in demſelben Treppenhaus ſo verſchlungen hat, daß man auf der einen nicht ſehen kann, wer auf der andern geht. Die Halle iſt in griechiſcher Kreuzform, die Treppe ſteht frei wie ein ſchlanker Thurm in der Mitte, und urſprünglich hat ſie bis ins oberſte Stockwerk hinaufgereicht. Gegenwärtig iſt ſie aber durch ganz ordinäre Balken und Bretter in verſchiedene Etagen zerſchnitten, und dadurch völlig effectlos. Und ſo iſt das Ganze auch. Es fehlen nicht blos Dekorationen, Sculptur, Schnitzwerk, Malerei; es fehlt ſogar der Platz für ſie; denn Raum wäre wol da, aber ſo wie auf einer Dreſchtenne: die kann man ſich nicht mit Farben und Basreliefs verziert vorſtellen. In den Schlöſſern von Amboiſe und Chenonceaux iſt das Walten eines ordnenden Geiſtes ſichtbar, der die Gegenwart glücklich auf die Vergangenheit geimpft hat, und uns das Produkt Beider darreicht: Comfort und lebenvolle Erinnerung. Im Schloß zu Blois, und da auch freilich nur in dem einen Flügel, aber in dem intereſſanteſten — iſt der Phantaſie denn doch die Möglichkeit gelaſſen, die Räumlichkeit herzuſtellen und mit den Geſtalten zu bevölkern, die ſich einſt in ihr bewegten. Hier ſieht's aus, als hätte ein Regiment Soldaten das Nachtquartier drin gehabt; es hat nicht einmal die rohe Ordnung einer Kaſerne. Die Fußböden ſind zerſtört, die Fenſterſcheiben zerbrochen; ganze Fenſterrahmen ausgefallen und dafür mit Brettern zugeſetzt; die Wände und Decken roh mit Kalk übertüncht, der denn auch nicht mehr ſehr weiß iſt und ſehr feſt ſitzt. Ein Kämmerchen wurde das Kabinet von Franz I. genannt, ſorgſam hinter Schloß und Riegel gehalten, und recht bis zuletzt aufgeſpart, wie ein guter Biſſen. Ein Paar gekrönte F. ſind allerdings noch in der Decke wahrzunehmen; allein die größte Merkwürdigkeit dieſes Kabinets beſteht in etwas, das nicht mehr da iſt: nämlich in der Fenſterſcheibe, auf die Franz I. ſein Verschen grub: „Souvent femme varie — **Bien fol qui s'y fie.**" Das iſt ein abgebrauchter Vorwurf. Ich hab' nie eingeſehen, warum Frauen beſtändig ſein ſollen, da doch Männer es nicht ſind. Alles für Alles — ja. Etwas für Etwas — nein! nicht der Mühe werth! Aber Alles oder auch nur Etwas für Nichts — nein, nein, und dreimal nein. Zur Beſtändigkeit gehört Reziprozität. Ich wüßte gern, ob der Menſch — nicht Mann nicht Frau — überhaupt der Menſch wol recht beſtändig ſein kann. Die Zuſtände ſind oft ſo eng und gebieteriſch, daß er es ſein muß; die Ehre, die Stellung, gar das Brot, ſchmieden ihn feſt. Aber, Rückſichten nehmen und ihnen gemäß handeln, das iſt doch noch nicht beſtändig ſein! Wenn ein Menſch in ſelbſtgewählter unabhängiger Lage, täglich, während aller äußern Wechſelfälle des Lebens, mit tiefſter Ueberzeugung ſagte: Dieſen und nur dieſen Zuſtand mit all' ſeinen Conſequenzen würd' ich auch heute mir wählen! — das wär' Beſtändigkeit zu nennen. Sie meinen am Ende, das ſei gar nichts Extraordinäres? Täglich, Emy! täglich!

Alle Jubeljahr — o! da ſagt man's mit voller Ueberzeugung. Da hat man vergeſſen, was für Schwankungen dazwiſchen liegen, und wie die innere Magnetnadel dabei aus ihrer Richtung gekommen iſt — als ob ſie die wirkliche und in der Nähe der Pole ſei! Und warlich, ich find' es noch glücklich genug, wenn man's von Epoche zu Epoche mit Ueberzeugung ſagt. Man begegnet doch auch Menſchen, die über eine verfehlte Exiſtenz oder eine verſchobene Stellung klagen, oder die oberflächlich daran herum ändern, oder die gar nicht in eine beſtimmte Richtung hinein können. Mangel an Selbſtändigkeit und Kraft erzeugt Unbeſtändigkeit. Daher ſind es die Frauen ein wenig von Natur. Ach! nehmen Sie's nicht übel! aber wahr iſt es doch, und iſt es denn eine Schmach, ſo zu ſein, wie man von Gott geſchaffen iſt? Er hat die Frau in größerer Abhängigkeit vom Mann haben wollen, als umgekehrt. Kein kluger Mann iſt je durch eine dumme Frau dumm geworden; aber geben Sie der klügſten Frau einen dummen Mann, und er verdummt ſie dermaßen, daß ſie nach einer Reihe von Jahren verſchroben oder verderben iſt. Frauen und Töchter haben ſich, ihren Männern und Vätern zu Liebe, in deren trockne Studien vertieft, und Intereſſe daran gefunden: aber daß ein Mann oder ein Sohn ſeiner

Frau oder Mutter zu Lieb auch deren Arbeiten liebgewonnen, und etwa ein Paar Strümpfe geſtrickt hätte, um all' ihre Beſchäftigungen zu theilen — der Fall iſt noch nicht vorgekommen in den Annalen des Menſchengeſchlechts. Weil viel mehr Hingebung in der Frau, iſt der fremde Einfluß ſtärker auf ſie, und in dem Moment, wo er am allerſtärkſten iſt, macht man ihr einen Vorwurf daraus, und nennt ſie unbeſtändig. Nun, es mag ein Mirakelmann auf der Welt exiſtiren, der ein Recht hat, darüber zu klagen. Weil ich ihn nicht kenne, will ich nicht behaupten, daß ſeine Exiſtenz unmöglich ſei. Nur aber Franz I. hatte nicht dies Recht! — Er iſt mir recht zuwider, dieſer Fanfaron des Königthums und der Chevalerie, der immer mit ſeiner „foi de gentilhomme!" um ſich wirft, und nie ſein Wort hält. Man hat ihn Carl V. gegenüber zu einem heroiſchen, noblen Charakter machen wollen; ich finde, daß ſie ſich zu einander verhalten wie der Leichtſinn zur Beſonnenheit, denn Unbedachtſamkeit iſt keine Aufrichtigkeit, und das hat Franz I. wol bewieſen. Was nun ſeine chevaleresken Geſinnungen betrifft — wiſſen Sie, wie er ſich mit der Gräfin Chateaubriand benahm? Bei Frauen, und in einem ſolchen Verhältniß beſonders, ſollte man meinen, daß ſie hervortreten könnten. Françoiſe de

Foix, vermälte Gräfin Chateaubriand, war einige Jahre die Königin ſeines Herzens und ſeines Hofes, und ihre drei Brüder, Odet de Foix, Graf von Lautrec, Lesparre und Lescuns, waren durch ſie ebenfalls in hoher Gunſt, tapfre Männer, die in den Schlachten des Königs alle drei fielen. Der Herzogin von Etampes mußte die Gräfin weichen; ſie zog ſich in die Einſamkeit eines ihrer Schlöſſer in der Bretagne zurück. Der König ſchickte ihr einen Boten, und ließ die Kleinodien zurückfordern, die er ihr geſchenkt! Briefe, ein Porträt, eine Haarlocke fodert man zurück, aber Diamanten hat außer dem ritterlichen König Franz I. wohl nie ein Mann zurückbegehrt! Er hatte dieſe Diamanten für die Gräfin faſſen laſſen; Ringe mit Deviſen, Nadeln und Spangen mit ihren verſchlungenen Namenszügen; es waren Geſchenke, wie die Liebe ſie macht. Frau von Chateaubriand, mit dem Takt einer Frau und einer gekränkten Frau, ertrug nicht den Gedanken, dieſe Sachen in gleichgültige Hände kommen zu ſehen. Sie ließ alle Steine ausbrechen, die ganze Faſſung zuſammenſchmelzen, und ſchickte darauf den Goldklumpen und die Diamanten an den König. Was ihm eine Glorie gemacht, iſt ſeine Liebe für die Kunſt und der Schutz, den er Künſtlern und Gelehrten gab, die theils der Kriege, theils ihrer politiſchen oder religiöſen Meinungen wegen Italien verließen. Die Gelehrten Alamanni und Lascaris der Grieche lebten in Paris; Da Vinci ſtarb in des Königs Armen; Primaticio und Benvenuto Cellini berief er zu ſich; Cardinal Bibbiena, der Autor der erſten modernen Comödie, war päpſtlicher Legat an ſeinem Hof. Für das Obdach und das Brot, welches man dem Genius giebt, bekommt man eine Ehrenkrone zurück! der Tauſch iſt vortheilhaft genug. — Von Außen iſt das Schloß von Chambord eine Agglomeration von mehren thurmähnlichen Gebäuden, welche die größte Aehnlichkeit mit koloſſalen Taubenſchlägen haben. Sie ſind untereinander verbunden, aber nicht regelmäßig, und in ſpäterer Zeit iſt nach Willkür und Bedürfniß hinzugebaut. Die Façade nach dem Hof zu iſt nie fertig werden, und es macht einen ſeltſam hölenhaften Eindruck, daß man unmittelbar vom grasbewachſenen Steinpflaſter des Hofes, ohne Stufen, ohne Freitreppe, durch eine ganz gewöhnliche niedrige Thür in die große Halle tritt. Ein ſchöner ſchlanker durchbrochener Thurm mit einer Wendeltreppe im innern Hof erinnert an den zu Blois, und durch die auf ihm angebrachte Chiffre, daß Heinrich II. ihn hat erbauen laſſen. Das Frappanteſte von Chambord iſt ganz gewiß die Menge und die Verzierung der Schornſteine. Sie ſind geſchnitzt und gedreht wie die Thürme im Schachſpiel, und mit wunderlichen Geſtalten von Drachen, Greifen, Fiſchen, als Wetterfahnen gekrönt. Es können unmöglich wirkliche Schornſteine in ſo unerhörter Maſſe auf einem Gebäude nothwendig ſein! Alle Thürme, große und kleine, ſind mit Schiefer von verſchiedenen Nüancen gedeckt, ſo daß helle Carreaux in die dunklere Fläche eingelegt ſind und eine Art von Moſaik bilden. Von einem der Ausſichtsthürme blickten wir auf das Dach herab, und es machte ſich wie ein Schachbrett mit ſeinen Figuren. Die Ausſicht in die Gegend iſt weit genug, aber mager; große Flächen, Sand, Feld, Holz, und Alles ſo kahl neben — gar nicht bunt durch einander, und die Loire auch ſchon ganz ſchlaftrunken in der Ferne dazwiſchen. Wir fuhren über die Chauſſee zurück, und dann nach Orléans, wo wir ſehr ſpät ankamen. Daher weiß ich nicht, wie die Ufer der Loire zuletzt ausſehen. Bei Menars machten ſie ſich noch recht gut, ſo wie Frauen in gewiſſen Jahren in vortheilhafter Toilette ſich auch noch gut machen, nur aber ſchön ſind ſie nicht mehr. Das Schloß und der Garten ſind im Styl des vorigen Jahrhunderts und gehörten der Frau von Pompadour. Das iſt doch gut, daß die Revolution dieſer widerlichen Maitreſſenwirthſchaft ein gründliches Ende gemacht hat! Auf das Privatleben der Fürſten wird wol ebenſogut wie auf andre Leute das kleine Wort quaſi paſſen, welches für voll gilt: quaſi moraliſch; indeſſen zu ſich auf den Thron ſetzt doch keiner mehr ſo eine Pompadour. Dazu iſt die öffentliche Meinung zu mächtig werden. — In Meung iſt einer der Autoren des Roman de la Roſe geboren. Wilhelm von Lorris begann dies große Gedicht im dreizehnten Jahrhundert und ſtarb darüber hin, und Jean de Meung ſetzte es im vierzehnten fort. Solche Fortſetzung ſcheint mir ein unerfreuliches und undankbares Geſchäft, wie überhaupt jede gemeinſchaftliche Autorſchaft. Es iſt doch nicht anders möglich, als daß der Eine den Andern dominirt; dieſer wird Handlanger ſein, jener Baumeiſter. Da begreif' ich nicht, wie ſie ſich in ihren Grenzen halten, und noch weniger, wie ſie wechſelſeitig mit einander zufrieden ſein können. Wenn ich mit einem Andern zuſammen arbeitete, ſo würd' ich nie aus dem Verdacht herauskommen, daß ich ihm großen Schaden thäte, und er mir noch größeren. Ich könnt' es auch gar nicht! ich müßte denn nothwendig Alles mit ihm beſprechen und abmachen, und das verſteh' ich nicht. Was ich ſchreiben will, ſitzt mir ſtill und feſt im Kopf und rührt ſich nicht, wie junge Vögel im Neſt, ehe ſie flügge ſind. Sind ſie's aber einmal, hab' ich ſie ſo weit aufgeätzt mit meinen Gedanken, ſo fliegen ſie zwitſchernd von dannen. Auf Verabredung könnt' ich mich nicht darüber einlaſſen. — Der Roman de la Roſe iſt ein großes allegoriſches Gedicht. Ich habe Bruchſtücke davon zu leſen verſucht, aber ohne Vergnügen. Ich fand ſie auch keinesweges allegoriſch, ſondern ſehr gradezu und recht plump; dabei von ſo übernatürlicher Weitſchweifigkeit, daß ſie mich nervenſchwach machten. Der Leſer hat ſelten Luſt, bei einem Buch ſeine fünf Sinne ſcharf beiſammen zu haben, aber große, deſſen Geiſt und Inhalt wie einen Arom einzunehmen. Die Ernte eines ganzen geiſtigen Roſengartens ſoll ihm der Autor als ein Fläſchchen Roſenöl präſentiren, das ihm den Kopf inwendig parfümirt. Dafür ſpricht er denn zum Dank: „Ach, wie ſchön!“ Aber das ſind gute Bücher, die den Leſer zwingen, ſeine fünf Sinne aus ihrem Verſteck heraus zu holen, und ihn zu eigenen Gedanken ermuntern, zu Ausſpinnung eines Gegenſtandes veranlaſſen. Verliert ſich der Autor in Breite und Zerfloſſenheit, ſo bringt er den Leſer nicht dahin, und beide irren wie auf einer weitläuftigen Ebene herum, ohne ſich zu begegnen, geſchweige ohne ſich zu treffen und getroffen zu werden. Es iſt übel für mich, daß ich ſo viel leſe, und daher ſo genau weiß, wie einem Leſer zu Muth iſt. Wer ſich mit Schreiben abgiebt, müßte im Grunde gar nicht leſen, ſobald ihm daran liegt, zu ſeiner eigenen Schreiberei etwas Zuverſicht zu behalten.

In Orléans giebt's zwei Dinge, die Kathedrale und die Statue der Jeanne d'Arc, zu denen man gleich geht. Die Statue wird niemand feſſeln! ein garſtiges Kunſtproduct, ohne Seele, ohne Schönheit, ohne Charakter! ein fanatiſirtes Frauenzimmer, das ſich blind in die Schlacht wirft und darauf zu ſchlägt, mit fliegenden Haaren, Kleidern, Gliedern. Es iſt als ob die Franzoſen eine ſtille, wahre Begeiſterung, wie ſie in Jeanne d'Arc glühte, gar nicht verſtehen könnten! Sie hat keinen Künſtler inſpirirt, keinen Dichter gefunden. Ein Mann, der zwiſchen den Großen ſeines Jahrhunderts aufgeſtellt iſt, und der ſich berufen fühlte, die Welt auf das Ungeziefer aufmerkſam zu machen, das in Menſchengeſtalt auf ihr herumkriecht, hatte in dieſer ſchlechten Geſellſchaft dermaßen den Takt für das Schöne verloren, daß Jeanne d'Arcs reine Geſtalt ihm wie ein Blendwerk vorkam. Wie ein umgeriſſenes Heiligenbild zog er ſie durch den Straßenkoth. Das that Voltaire! Er war ein gewandter Dichter, ein brillanter Autor, ein feiner Kopf, aber er hatte ein ungeheures und unerſetzliches Unglück: er glaubte an nichts;

daher war ihm das Leben Blendwerk und der Menſch Scholle. Ohne Glauben iſt in der Welt nichts Gutes auszurichten. Man kann zerſtören, aufbauen nicht; vergiften, heilen nicht; blenden, aufklären nicht; man kann Unkraut ausreißen, aber das Erdreich iſt nun einmal ſo, daß wenn nicht ſogleich guter Saame hineingeſtreut wird, ſo weht ihm der nächſte Wind doch wieder Unkraut zu. Wer eine Wunde macht, um zu heilen, muß ſie auch verbinden können, ſonſt verblutet ſich der Kranke daran; und das verſtand er freilich nicht, denn ihm war die Welt ohne Gott, ohne die göttlichen Offenbarungen der Kraft und der Herrlichkeit und der Wahrheit und der Reinheit, mit denen Gott uns begnadet und durch die er uns zu ſich zieht. Er hat zwar zu Ferney eine Kirche gebaut und ſie durch eine Inſchrift Gott dedizirt; aber ſo ein Gott, der ſich in eine Kirche bannen, durch ſie abſpeiſen läßt und abgeſchieden in ihr wohnt — ach, wie fremd und ungenügend iſt der unſerer Seele, die unabläſſig von ſeiner Hand gehalten, von ſeinem Hauch umweht, von ſeinem Licht durchſtrahlt ſein mögte. Die Zuverſicht haben, daß dies geſchieht, nenn' ich Glauben. Sie iſt wie jener Eſchenbaum in der Edda: ſie trägt die Welt. Sie giebt, wie der Altar der alten Götter, denen Kraft, die ihn umfaſſen. Sie ſteht da wie eine Säule, die Gott zwiſchen Himmel und Erde aufgerichtet hat, und an die man ſich lehnen darf, wenn Entmuthigungen, Zweifel und Deſolationen an der Seele nagen. Sie gleicht jenem melodiſchen Glockenſpiel im Paradieſe der Orientalen, das alles lärmende Getöſe der Erde überklingt. Ach, wir umfaſſen ſie nicht immer, lehnen uns nicht immer auf ſie, horchen nicht immer nach ihr hin — aber eben darum ſind wir auch elend, und ſind es nur dann nicht, wenn wir es thun. Wie muß dem zu Muth ſein, der es nie thut! Es giebt Menſchen, Reichbegabte, ſtrahlende Genie's, und doch ſind ſie von ſo unbegreiflicher Unvollkommenheit in ihren Werken, daß man ganz irre an ihren Talenten wird, und das kommt daher, weil ſie keine hohe Seele haben, weil ſie zu ungöttlich ſind, um an das Göttliche glauben zu können. Und dann kommt auch wol einer, der leiſtet wenig und thut Eines, und das iſt denn ſo himmliſch, daß man auch wieder ganz irre wird und nicht weiß, woher er's hat: deſſen Seele gehört einer höhern Ordnung an. Ja, davon bin ich überzeugt! — — Aber iſt es nicht ſchön, daß wir Deutſche unſere größten Dichter in die Schranken geſtellt haben, um die verunglimpfte Jeanne d'Arc in die Glorie der Poeſie hinein zu heben, welche ihre Landsleute ihr verſagten? Und iſt es nicht ganz wunderlieblich, daß endlich zwiſchen dieſen Niemand anders als ein junges Mädchen ſich erhob, um ſie zu verherrlichen? Das junge Mädchen iſt nun todt; als ſie lebte und die Statue der Jeanne d'Arc machte, hieß ſie Marie d'Orléans; dann ward ſie Herzogin von Würtemberg, Frau und Mutter. Sie hätte vielleicht die Bahn der Kunſt verlaſſen, vielleicht noch viel Schönes in ihr geleiſtet; jetzt iſt es nur das Eine, und ich find' es ein recht ſeliges Schickſal, ſo, mit einer Blüte des Genius die Welt zu grüßen, und von ihr zu ſcheiden. Aus dem grandioſen Guckkaſten-Wuſt der Gallerie von Verſailles hat ſich nichts in meine Erinnerung geprägt, als jene Statue, welche die ſtille, demüthige, in ſich gekehrte, glaubenvolle Jeanne d'Arc in vollkommenſter Simplicität darſtellt. Sie war keine Heroine, keine Fanatikerin, keine Amazone, ſondern ein junges, frommes Mädchen, und es war mir eine Freude, ſie von dieſer ſchlichten und anſpruchloſen Seite aufgefaßt zu finden. An der Statue zu Orléans eilte ich ſchnell vorüber und zur Kathedrale. Die Façade iſt neu und unſchön. Ich trat ganz geſchwind hinein und ſagte: Ah! — aber gar nicht vor Erſtaunen oder Ueberraſchung, ſondern ſo recht aus tiefer Bruſt, weil mir plötzlich ganz wohl zu Muth wurde. Wie frei, wie licht, wie hoch! ein lateiniſches Kreuz und fünf Schiffe! ganz rieſenhaft und doch ganz leicht! grandios, als hätte die ganze Welt darin Platz, heilig, als hätte die Welt nichts darin zu ſchaffen! Unter Heinrich IV. iſt das Innere fertig gemacht, unter Ludwig XV. hat der Baumeiſter Gabriel die beiden großen Thürme gebaut. Die Façade abgerechnet iſt auch die äußere Architektur ſchön und edel. Die Kirchen haben hier während der Religionskriege ſehr gelitten. Die Hugenotten, welche von den Katholiken Ketzer genannt wurden, nannten dieſe wiederum Götzendiener, und ſuchten mit heiligem Eifer dieſe Götzen zu zerſtören, indem ſie nicht blos aus den Kirchen die Heiligenbilder verbannten, ſondern gar zuweilen das Geſchütz gegen die Portale richteten, welche vorzugsweiſe reich mit Statuen und Bildwerken geſchmückt zu ſein pflegten. — In Orléans überlegte ich ſehr, ob ich nicht etwa Paris rechts liegen laſſen, und über Rouen und Amiens, durch Belgien, heimreiſen ſolle. Die Furcht, daß ich es hinterher bedauern und doch am Ende getrieben ſein würde, nach Paris zu gehen, beſtimmten mich; denn Frankreich zog mich ſo wenig an, daß ich ein für allemal wünſchte, damit abgethan zu haben. Und dann, ich geſteh's! noch größer war die Furcht, daß man ſagen werde: Es iſt doch aber dumm, ſo um Paris herumzufahren! —

Daß man ſage: ich ſei hochmüthig, oder eigenſinnig, oder wankelmüthig, oder ſonſt etwas kränkt mich wenig; allein für dumm zu gelten — das wäre mir ſchwer, und es ſieht allerdings dumm aus, ſchnurſtracks das Gegentheil von dem zu thun, was alle gebildete und geſcheute Leute unſrer Zeit mit großem Vergnügen thun. Es ſieht aus, als wolle man etwas ganz Apartes haben, und das iſt freilich noch mehr als dumm — albern! Albernheit iſt die Dummheit in voller Blüte! Diesmal hab' ich ſie vermieden. Wir fuhren nach Fontainebleau.

Paris.

Von Heinrich IV. an verlegten die Könige von Frankreich ihre Reſidenz nach Paris und nach den Schlöſſern in der Umgebung. Es war, als erkannten ſie die Wichtigkeit und den Einfluß ihrer Hauptſtadt dadurch an, daß ſie ſuchten, ſie nicht aus den Augen zu verlieren. Ludwig XIII., als eifriger Jäger, der er war, liebte ganz beſonders Fontainebleau, das mitten in einem großen Walde, und eine halbe Tagereiſe von Paris liegt. Es iſt ein Städtchen von 8000 Einwohnern, und eine der größten Straßen in Frankreich, die von Paris nach Lyon, führt hindurch, ohne es zu beleben. Es ſollen ſchöne, wilde Partien im Walde von Fontainebleau exiſtiren, gar Felſengegenden; woher die aus dem ſandigen Boden kommen ſollen, begreif' ich nicht! und ich hab' auch nichts der Art zu ſehen bekommen, ſondern nur einen mächtig großen Wald, der regelmäßig in breite Wege zerſchnitten iſt, welche auf gewiſſen Punkten ſternförmig zuſammenlaufen; das iſt wol eine Jagdeinrichtung. An die meiſten königlichen Schlöſſer um Paris knüpft ſich ein Moment, der ſie für die Geſchichte intereſſant macht; an dieſes — Napoleons Abſchied! Hier im Hof nahm er Abſchied von ſeinen Getreuen, und ging von hier aus nach dem liliputaniſchen Reich, welches ihm den Verluſt der europäiſchen Herrſchaft erſetzen ſollte. Es iſt doch ſeltſam, daß die Inſeln ſo wichtig waren in ſeinem Leben: auf einer wilden, unbändigen Inſel, die nichts vom Joch der Civiliſation wiſſen mag, und von Traditionen der allerperſönlichſten Freiheiten ſich ernährt, iſt er geboren. Auf einer winzigen Inſel wurde ihm ein Thron angewieſen, der nicht ſowol wie eine Strafe, ſondern wie eine Ironie des Schickſals ausſah. Eine Inſel wurde der Scheiterhaufen, in deſſen Flammen ſich ſein Leben aufzehrte. Und eine Inſel endlich war die Klippe, an der er alle Kraft ſeines Genies, ſeiner Macht, ſeiner Geſchicklichkeit verſchwendete, ohne ſie weder überwältigen, noch untergraben zu können. Im Leben ſeltener Menſchen ſieht Alles ſelten aus! — Mit welchem Gefühl mag er ſeine Abdikation hier geſchrieben haben! ich kann mir nicht vorſtellen, daß er es mit Aufrichtigkeit gethan, daß irgend ein Mann, mit ſolcher Kraft, mit ſolchen Talenten ausgeſtattet, es je aufrichtig thun könnte. Kaiſer Carl V. iſt der einzige Monarch, dem ich es zutraue. Der war gar ſo klug, ohne Leidenſchaftlichkeit, ohne Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt, der ſah ein, daß ſein Geiſt, niedergedrückt durch körperliche Leiden, nicht mehr Schwung und Klarheit genug habe, um den Anforderungen an einen Kaiſer zu genügen; und mit bewundernswerther Seelenſtärke ſuchte er ſich nicht darüber zu täuſchen, und ging, wie ich glaube, ohne rückhaltiges Verlangen nach der Weltbühne, die er verließ, in's Kloſter von St. Juſt. Man ſagt zwar oft: ein Kaiſer habe es doch ſchwer und mühſelig, und oft müſſe ihn die Krone drücken, und der Purpur ihn in Feſſeln ſchlagen. Ach Gott! in den jämmerlichſten Verhältniſſen giebt's Mühſal, Druck und Ketten; um das zu empfinden, braucht man nicht Kaiſer zu ſein. Aber was wiſſen wir denn aus unſerm Winkel heraus, wie ſolchem Mann zu Muth iſt, der die Schickſale eines Volkes zu leiten, und die Richtung einer Zeit zu beſtimmen hat. In ununterbrochener Thatkraft hat er kaum Zeit, die Feſſel zu fühlen, die ſich auch um ihn, wie um alle Kinder des Staubes ſchlingt. Und einem ſolchen muthet man die Entſagung einer Krone zu? Das iſt weiter nichts, als eine quaſi höfliche Form, um ihn wegzuſchicken. Aber es zeigt wenig Menſchenkenntniß, daß man meint, er werde immer die Noth des Augenblicks gegenwärtig behalten, welche ihn zur Entſagung vermogte. Umſtände und Stimmungen wechſeln wie der Wind! Wenn's ihm nicht unmöglich gemacht wird, davon Vortheil zu ziehen, wie auf St. Hélène, ſo wird er es unabläſſig verſuchen. Das mag nicht groß und nicht edel ſein, und mir gefällt Napoleon niemals weniger, als bei ſeiner Rückkehr von der Inſel Elba; allein ich wundre mich doch, daß man damals nicht darauf vorbereitet geweſen iſt. Das kleine runde Tiſchchen wird gezeigt, an welchem er die Abdikation geſchrieben, und welches er auch ſonſt gebraucht hat — wenigſtens, um mit dem Federmeſſer hineinzuſtoßen, entweder in Gedanken oder im Zorn. Spuren davon ſind auf der Tiſchplatte. Man kann ſie aufſchlagen. Unter derſelben iſt eine Metallplatte eingelegt, und die Worte der Abdikation ſind darauf gegraben. Dies Tiſchchen ſteht in den Gemächern, welche der Kaiſer bewohnt hat, und welche noch grade ſo eingerichtet ſind, wie zu ſeiner Zeit. Man erkennt auf der Stelle alle Meubles des Kaiſerreichs! Die Revolution hatte Rococo abgeſchüttelt, und ſich dem römiſchen Alterthum zugewendet. Da ſie aber deſſen Inhalt nicht hatte, in ihrer Ausbildung keinen langſamen ſichern Schritt ging, ſondern binnen zehn Jahren in die Terreur, das Direktorium, das Conſulat und das Kaiſerthum hinein und wieder heraus ſchwankte: ſo ermangelt Alles, was ſie ſchuf und leiſtete, der Baſis, auf welcher die Werke der Römer noch heutzutag unerſchütterlich ruhen: des Hinblicks auf die ewige Roma, als auf den Punkt, von dem alle Größe ausſtrahle. Die Franzoſen bildeten ſich nicht nach dem antiken Geiſt und Charakter — wie das denn überhaupt ſchwer, ja unmöglich nach den Umwälzungen von achtzehn Jahrhunderten ſein würde — ſie ahmten ihm nach, und noch dazu in ihrer Weiſe, d. h. an der Oberfläche hangen bleibend. Die Franzoſen halte ich für das wenigſtfähige Volk, ſich in den Geiſt eines andern Volkes hinein zu verſetzen, oder ihn in ſich aufzunehmen. Sie können es nicht, denn ſie ſind zu voll von ſich. Sie verſuchen zwar, ſich mit fremder Literatur, fremder Kunſt, fremden Sitten zu beſchäftigen; ſie reiſen in fremde Länder, ſie ſchreiben darüber; zuweilen ſieht's gar aus, als gingen ſie mit Intereſſe dabei zu Werke: allein im Ganzen iſt's doch immer, als kämen ſie von einem Streifzug durch den Mond zurück, ſo fremd, unerſchloſſen und unverſtanden iſt ihnen die unheimiſche Umgebung, und ſo ſeltſam faſſen ſie ſie auf. Ungefähr wie Voltaires Micromégas, hoch, wie von einem Firſtern, blicken ſie auf die übrigen Völker herab. — Damals aber, als alle Kräfte in Gährung waren, und ſich zu organiſiren ſtrebten, ſchien das römiſche Alterthum etwas zu ſein, das der Berückſichtigung werth; und mit einer Art von Wuth warf man ſich hinein, als ob man ſich gewaltſam daran binden und halten wolle, um nicht auf Abwege zu gerathen. Man baute, man malte, man dichtete genau nach antiken Formen, und Stühle und Tiſche, Hausgeräth und Geſchirre bekamen einen römiſchen Zuſchnitt — oder das, was man ſo nannte: etwas Grades, Geſpreiztes, Scharfes, Dürres, welches grade ſo leicht aus der Uebertreibung ſchlichter, einfacher Formen hervorging, als hundert Jahr früher die Ueberſchwenglichkeiten des Rococo aus den grandioſen Formen der Renaiſſance erblühten. Kühl und kahl, ſtramm und ſteif, von froſtigem Pomp, mehr theatraliſch, als imperatoriſch, tritt mir in der Kaiſerzeit die Kunſt in ihren verſchiedenen Zweigen entgegen, ſogar in dem, welcher ſich der häuslichen Einrichtung gewidmet hat. Es herrſcht großer Luxus und wenig Geſchmack. — Das Schloß iſt übrigens ſehr prachtvoll, und hat mir von allen um Paris am Beſten gefallen — Neuilly ausgenommen; aber Neuilly iſt nicht ſowol ein königliches Schloß, als ein königliches Landhaus, und Fontainebleau iſt ganz Schloß: Säle, Gallerien, Prunkgemächer, verſchiedene vollſtändige Appartements, wie eben das von Napoleon, und das von Marie Antoinette, welches ebenfalls in ſeinem alten Zuſtand erhalten iſt. An deſſen einem Fenſter wird die Fenſterſtange gezeigt, welche der arme Ludwig XVI. ſelbſt geſchmiedet und ſauber ciſelirt hat, von blauem Stahl mit Vergoldung — recht hübſch. Ach, die Könige müſſen etwas Anderes ſein, als geſchickte Handwerker! der Horizont einer Werkſtatt iſt zu eng für ſie. Allein es hat doch etwas Rührendes zu ſehen, daß er ſeine Erholungen und Freuden in ſo ſchlichter Sphäre ſchöpfte, und dadurch als Menſch den Menſchen ſo nahe ſtand, die ihn aus ihren Werkſtätten heraus langer Marter und blutigem Tode weihten. — Uebrigens hat Fontainebleau ſchon unter Franz I. exiſtirt, und die prachtvolle Gallerie de Diane, mit dem glänzenden Kamin, auf dem der ſilberne Halbmond ſich um goldne Lorbeerzweige legt, erinnert wieder an jene ſchöne Frau. Dieſer magnifike Kamin iſt freilich reſtaurirt, aber ich hoffe, nicht willkürlich. Als vor fünf Jahren die Vermälung des Herzogs von Orléans hier ſtatt fand, ſind dazu prächtige Einrichtungen gemacht. Vergoldung, Gemälde, Schnitzwerk, Hautelice-Tapeten — wohin man das Auge wendet! In der Schloßkapelle hat die verſtorbene Prinzeß Marie zum Schnitzwerk des Beichtſtuhls und zu den Glasmalereien der Fenſter die Zeichnungen gemacht. Mich intereſſirt Alles, was zum Privatleben dieſer Königsfamilie gehört, denn es müſſen liebenswürdige Frauen und begabte Männer ſein; daher muß ich Ihnen von einem Tiſch erzählen, der mir gar wohl gefällt, und der in keinem der königlichen Schlöſſer im Familienſalon fehlt. Es iſt ein großer runder Tiſch, um den rund herum verſchloſſene Schubfächer laufen, die geräumig genug ſind, um Tapiſſerie, Stickmuſter, Seide und Wolle, und was zu ſolchen Handarbeiten gehört, zu verwahren; da ſitzt die Königin mit ihren Töchtern und Schwiegertöchtern arbeitend herum, und jede der Damen hat ihr eigenes Schubfach. Iſt das nicht recht ein traulich häusliches Bild, dieſer arbeitſame Kreis von hübſchen jungen Frauenzimmern, und dazwiſchen dieſe gute Königin, die ſie immer Alle um ſich verſammelt, als ſei ſie nur durch den Anblick derjenigen, die ihrem Herzen nahe ſtehen, zu befriedigen. Das Sprichwort ſagt: die beſte Frau ſei die, von der gar nicht geſprochen werde. Ich bin nicht für ſolche negative Exiſtenz! von dieſen Frauen allen wird nichts anders als Gutes geſprochen, das iſt doch ein Lob, wie es menſchlichen Weſen gebührt!

Der Garten ſieht ſehr prächtig von oben herab aus: Alleen, Baſſins, Statuen, ſo recht ruhig und regelmäßig, als ob man nur langſamen Schrittes darin wandeln dürfe, und dazu enorm groß, ganz unabſehbare Gänge. Er imponirte mir recht. Ich bin gar nicht an ſolche majeſtätiſch koloſſale Gartenanlagen gewöhnt, kenne keine in dieſem Styl als Schönbrunn, welches mir ebenfalls ungemein imponirte. In unſern Gärten in Deutſchland iſt mehr Aehnlichkeit mit der Natur, mehr Freiheit, mehr lyriſcher Schwung, zuweilen eine kleine lyriſche Confuſion, die ich ihnen auch nicht weiter übel nehme. Bei ſo einem Garten von Fontainebleau, von Verſailles, iſt aber eigentlich gar keine Aehnlichkeit mit der Natur; ſie ſehen aus wie der Grundriß irgend eines rieſenhaften Schloſſes, den der Gärtner mit Bäumen und Raſen und Blumen bewerkſtelligt hätte. Die Gänge und freien Plätze kommen mir vor wie Gallerien und Säle, die Hecken wie Wände, gar die Baſſins, die Terraſſen, die Pavillons, die Meubles, der ganze Garten, wie ein Gebäude — ſo kunſtfertig iſt er, ſo wohlgeordnet. Aber ſehr impoſant, das muß ich ſagen! wenn man ſich nur erſt daran gewöhnt hat. Wir waren nur in der Nähe des Schloſſes, denn es regnete ununterbrochen ganz fein und durchdringend. Nach dem Hof zu ſieht die Façade, wegen der großen Freitreppe in Hufeiſenform, wunderlich aus. Die Schwenkungen und Biegungen, welche die Gänge des Gartens nicht machen, macht dieſe Treppe, allein der Totaleindruck des Schloſſes iſt dennoch ſo, daß Feierlichkeit, Pracht und Vornehmheit darin überwiegen, und daß ich meine, etwas von ſpaniſchem Ernſt darin wahrzunehmen, der unter Ludwig XIII. durch ſeine Vermälung mit einer ſpaniſchen Königstochter, oder vielleicht durch ſeine eigenen abgeſchiedenen Gewohnheiten an den franzöſiſchen Hof kam. Das üppige ſinnliche Element, welches ſich vorher und nachher durch allen Pomp und alle Elegance Bahn bricht, tritt hier ganz zurück. Ludwig XIII. liebte nicht die Frauen und ihren Umgang; am meiſten noch — ſeine eigene! wenn man eine Laune Liebe nennen will. Solche Männer ſind entweder ganz eminent, wie Carl XII. oder Friedrich der Große, oder ganz kläglich, wie eben Ludwig XIII., dem nicht nur Herz und Talente fehlten, ſondern der auch ein triſtes, ungeſelliges, moroſes Weſen hatte, ſein Reich dem Kardinal Richelieu, und ſeine ſchöne Gemalin ihren Neigungen überließ. Er war nicht König, nicht Herrſcher, nicht Gemal, nicht Sohn, nicht Freund, Vater — nur ſo zufällig; er war nichts als Jäger, und darum hatte er Fontainebleau ſo gern, und ſtattete es mit dem Glanz aus, welchen ihm Richelieu vom Königthum übrig ließ. Dem Geſchmack einer Frau huldigte er dabei auf keine Weiſe. Eben fällt mir ein, daß ich damals, an Ort und Stelle, gar nicht an Chriſtine von Schweden gedacht habe, die in Fontainebleau den Monaldeschi umbringen ließ; warum? iſt mir nie recht klar worden; — vielleicht aus Caprice! ſie war die Frau dazu. Ihre Erinnerung muß dort gründlich erloſchen ſein, denn die Kaſtellane pflegen doch ſorgſam alle Begebenheiten zu behalten und zu berichten, welche auf ſolchen Stätten vorfallen.

Gegen Mittag verließen wir Fontainebleau, und fuhren auf ſo ſchlecht gepflaſtertem Wege, wie er nirgends, aber am wenigſten zwiſchen einem Luſtſchloß und einer Hauptſtadt zu erwarten iſt, nach Paris. Ich glaub', er ſtammt noch aus den Tagen Ludwigs XIII. her! Damals mag er, im Vergleich zu den übrigen Wegen mit Recht „route royale" genannt worden ſein, ſeitdem man aber die Chauſſeen kennt, erſcheint ſolch ein Steinpflaſter ganz barbariſch, und ich wüßte nichts, was den Kopf mehr ermüdete, als eine lange Fahrt auf demſelben. Villejuif iſt die letzte Poſt vor Paris. Wenn man den Ort verläßt, fährt man eine geringe Anhöhe hinan, und ſieht nun in der Ferne die große Stadt, von der man bis dahin keine Spur gewahrte, wie eine ſchwärzliche, formloſe, dunſtumhüllte Maſſe vor ſich liegen. Was zuerſt klar in's Auge ſpringt ſind die beiden Thürme von Notre-Dame, dann, links, die Kuppel vom Invalidendom, und im Hintergrund der Arc de l'Etoile, der die geringe Unebenheit des Bodens zwiſchen den Champes-élysées und Neuilly ſo glücklich hoch hervorhebt, daß er mit jenen beiden Monumenten rivaliſirt. Dieſe drei Punkte ſind recht bedeutungsvoll, repräſentiren Anfang, Mittelpunkt, Ende: Notre-Dame das alte Paris, wie es unter Philipp Auguſt begann Hauptſtadt Frankreichs zu werden; die Invalidenkuppel „das große Jahrhundert," das ſeinen goldenen Baldachin über den Thron Ludwigs XIV. ausbreitete; der Triumphbogen den Beginn des Verfalls, in welchem ſich Frankreich gegenwärtig befindet, berauſcht, wie es iſt, nicht geſtählt noch gewarnt durch die Kaiſerſiege. Es gefiel mir ſehr, daß man, ſo wie man nur Paris erblickt, ſogleich Haltpunkte, nicht blos für's Auge, ſondern für die Gedanken trifft, von denen man von einer Stufe der Entwickelung zur andern fortgleiten kann. Der erſte Blick gewährt ein Réſumé der Geſchichte der Stadt, der Monarchie, des Volks! Ich war ganz, aber ganz captivirt. Der Regen hatte aufgehört, ich ſtand im zurückgeſchlagenen Wagen, um bequemer um mich zu ſchauen. Die Geſchichte des Jahrhunderts, deſſen Kinder wir ſind, das hier aus ſeiner blutgetränkten und lorbeergekränzten Wiege hervorging, Europa in Brand ſteckte, und Frankreich in die Flammen ſchleuderte, die es jetzt heimlich zerfreſſen — zog groß und traurig an mir vorüber. Ich hatte einen Moment der Liebe für das Land und dieſe Nation, und ich bewies es dadurch, daß ich ihnen — den Krieg wünſchte. Ja wirklich! einen Krieg, für den das Volk Partei nehmen mögte. So ein Sturzbad iſt wirkſam gegen körperliche und geiſtige Zerrüttung, und in der Thatkräftigkeit geht die vernichtende Beſchäftigung mit den Ausgeburten der Fantaſie unter. Jetzt iſt Frankreich gar ein elender Sclav: in ſeinen Schwächen liegt es in Feſſeln! Nicht weil es ſtark, einig und feſt iſt, wird ſeine Kraft in Schranken gehalten, ſondern weil es haltungslos, zerriſſen und trotzig iſt, liegt ihm das Joch ſchwer auf dem Nakken. Ich denke, wenn's noch zwanzig Jahr in dieſer Gährung, die es Freiheit nennt, fortbeſteht, ſo muß es ganz morſch und welk ſein, wie Einer, dem ſchleichendes Fieber das Lebensmark aufzehrt. Bekäme es Krieg, ſo würde es durch den Druck und die Willkürlichkeiten, welche unausbleiblich in ſeinem Gefolge ſind, vielleicht zur Erkenntniß kommen, und ſeine bedingte Freiheit ſchätzen lernen — von der es ſchwer zu begreifen iſt, wie ſie unbedingter ſein könnte. Es giebt keine vom Geſetz anerkannten Privilegien und Vorrechte eines Standes oder einer Claſſe der Geſellſchaft zum Nachtheil der andern. Es giebt weder einen kirchlichen, noch einen Gewerbzwang. Jeder kann ſein, glauben, treiben, was ihm gut dünkt, ohn' im Geringſten durch Herkunft, Religion, Familie, von irgend einer Laufbahn zurückgehalten zu werden. Jeder darf ſeine Meinung offenkundig ſagen und ſchreiben, Jeder darf ſeine Weltverbeſſerungsplane ungenirt in's Leben treten laſſen, und Religionen und Verbrüderungen nach Herzensluſt ſtiften. Jeder kann das höchſte Ziel, welches Ehrgeiz, Ruhmdurſt, Genußſucht ſich ſtecken, zu erreichen hoffen, ſobald er dazu drei Mittel, aber rein perſönliche hat, Talent, Geld, Glück; von Hauſe aus iſt Keinem das Ziel entrückt. Wenn man wollte, könnte man dies Alles wol Freiheit nennen, und ſich darin zufrieden fühlen: aber man will nicht.

Welch' eine Confuſion muß da herrſchen, wo der Verſuch, Ordnung durch polizeiliche Maaßregeln aufrecht zu halten, als fluchwürdige Tyrannei verſchrien wird. In dieſer Verwirrung der Begriffe und Anſichten fühlt man ſich unfrei, und deshalb elend. Ja; es iſt wahr, durch ganz Frankreich ſieht man viel Gensdarmen, welche die öffentliche Sicherheit zu bewachen haben; aber wer kann wiſſen, wie es ohne ſie hergehen mögte? Ueber zu ſtrenge polizeiliche Aufſicht klagen gewöhnlich nur die, welche ſie zu fürchten Grund haben. — Wie geſagt, beim erſten Anblick von Paris hatte ich den einzigen Moment der Theilnahme für Frankreich, deſſen ich mir bewußt worden bin. Und er dauerte nicht lange. So wie wir in den Faubourg St. Marceau hineinkamen, fiel mir der alte Name von Paris ein, und ich fand, daß es ihn im höchſten Grade verdiene. Schmutz und mephitiſche Dünſte ohne Gleichen! Und das ging immer ſo fort, durch die Barriere d'Italie, den Boulevard de l'Hopital herab, abſcheuliches Steinpflaſter, tiefer Koth, wie auf der Landſtraße, und erſtickende üble Gerüche. Vor der Barriere war mir ſchon ein großes Gebäude zur Linken aufgefallen: das war Bicètre, ein Gefangen- Kranken- Armen- und Irrenhaus für Männer; jetzt, dem Boulevard zur Rechten, wieder eins, das war die Salpétrière, eben ſolche Anſtalt für Weiber. Wie es mich in Toulon ganz ſchwermüthig machte, daß das erſte, was mich in Frankreich frappirte, der Bagno ſein mußte: ſo hier, daß ich meinen Einzug in Paris zwiſchen dieſen traurigen Hospitälern hielt. Und hätt' ich damals ſchon gewußt, was ich ſpäter ſah, daß der Boulevard de l'Hopital reinlich und ſauber zu nennen war, im Vergleich mit der ſchauderhaften Unſauberkeit jener Häuſer, ſo würd' ich es noch mehr geweſen ſein. Endlich, endlich! mündete der Boulevard beim Jardin des Plantes, der Brücke von Auſterlitz gegenüber, und nun, als wir die Seine entlang fuhren, präſentirten ſich an ihren beiden Ufern, auf ihren unabſehbaren Quais, ihre merkwürdigſten Gebäude nacheinander: das Hôtel de Ville, Notre-Dame, der Juſtizpalaſt, das Louvre, die Tuilerien, eine Menge ſchöner Brücken, und das macht ſich ſehr majeſtätiſch. Elegant wird es erſt in der rue de Rivoli, welche in ihrer vollen Länge mit einer einzigen Façade gebaut iſt, und die ganze Einförmigkeit des bon genre beſitzt. Aber es iſt doch eine ſehr vortreffliche Straße, denn ſie hat die reinſte Luft, die man in Paris haben kann, indem ſie nur aus einer Reihe Häuſer beſteht und den Garten der Tuilerien vor ſich hat. In ihr liegen eine Menge Gaſthöfe, und ich freute mich jeden

Morgen, wenn ich aufſtand, daß ich meine armen, von Gasbeleuchtung und enormer Anſtrengung todtmüden Augen, auf den Kaſtanienbäumen ruhen laſſen durfte, wenn ſie auch ſchon verfärbt genug ausſahen, um einen ganz herbſtlichen Eindruck zu machen. Ich ſage „die reinſte Luft;“ aber das will nicht bedeuten „reine,“ ſo groß und breit auch der Tuileriengarten und ſo nah die Champs-élysées ſein mögen. Alle Abend um ſieben Uhr, ſobald man zur Beleuchtung der Straßen ſchritt, verbreitete ſich, ich weiß nicht vermöge welcher mangelhaften Einrichtung der Gasröhren, durch Straßen, Häuſer und Zimmer der allerwiderlichſte Geruch, der mindeſtens eine Viertelſtunde wie ein dicker Qualm in der Atmoſphäre brodelte, und nur allmälig verſchwand. Es iſt die Stunde, in der man in's Theater fährt, da hatte man Gelegenheit, ihn im vollen Maße zu genießen. Die Geruchswerkzeuge müſſen ſehr ſtumpf bei den Pariſern ſein, oder ſie müſſen das blendende Licht ſo lieben, daß ſie für den Genuß, welchen einer ihrer Sinne findet, das Märtyrthum des andern vergeſſen. Mir hat die Luft nicht zugeſagt. Ich war nicht krank, wie in Rom — o gar nicht! ich habe mich drei Wochen lang ganz übermäßig angeſtrengt, um Alles kennen zu lernen, was mir erreichbar war — und kennen lernen heißt mehr, als nur ſehen, und es iſt mir recht gut bekommen. Von Morgens zehn Uhr bis Abends zwölf war mein Wagen da; die Entfernungen ſind meiſtens ſo groß, daß ich mich während des Fahrens von einem Punkt zum andern etwas ausruhte, und dann richteten wir die Excurſionen ſo ein, daß immer Abwechſelung in ſie kam; ſo war es mir möglich, aufmerkſam und munter zu bleiben, allein es gehört doch eine gute Geſundheit dazu. Nur mein' ich, die Luft, in der 900,000 Menſchen athmen, hat zu viel Stickſtoff für mich. Ich kann hindurch gehen, und mit Intereſſe oder Neugier eine kurze Zeit drin leben; auf ein Paar Wochen kann meine Theilnahme für anregende Erſcheinungen genug in Anſpruch genommen werden, um die tiefe Antipathie zu übertäuben, allein ſie bleibt mir antipathiſch. Man hat Sympathien und Antipathien mit Menſchen, mit Völkern, mit Büchern, mit Gegenden, mit der Luft, mit Allem — oder auch mit nichts; denn wer ſie in einer dieſer Richtungen gelten läßt oder leugnet, muß ſie in allen gelten laſſen oder leugnen. Wer Neigung und Vorliebe auf Ueberlegung und Berechnung gründet, wer ſich erſt nach einem gewiſſen Ueberſchlag des Nutzens oder Behagens anziehen läßt — wird die Sympathie leugnen. Wer ſich gewöhnt hat, unwillkürliche Regungen dem feſten

Zügel der Selbſtbeherrſchung zu unterwerfen, wird von ihr ſagen, was man wol von Geſpenſtern zu ſagen pflegt: ſie mag exiſtiren, doch ich halte nichts von ihr. Wer Begegniſſe gehabt hat, die außerhalb der Willenskraft und über der Berechnung lagen, weiß oft mehr von ihr, als ihm lieb iſt; denn man bildet ſich leicht ein, es ſei Nothwendigkeit der anziehenden oder abſtoßenden Macht zu gehorchen, ein Fingerzeig des Himmels führe uns hohem Glück entgegen; was wir nicht geſucht und doch gefunden, ſei ein hochheiliges Geſchenk der Vorſehung; und am Ende gewöhnt man ſich wol gar, Seelenunarten, Launen und Leidenſchaften, Sympathien zu nennen. Dadurch wird das, wodurch ich ſie mir erkläre: der ätheriſche Hauch, den die Seele vielleicht aus höhern Welten von himmliſchen Geiſtern als Warnung und Weiſung mitbekommen hat, — in eine dicke trübe Atmoſphäre verwandelt, welche der Einwirkung des friſchen Lichtſtrals, wie er eben in uns hereinbrechen mögte, undurchdringlich iſt, und ſich wie ein ſchwerer Nebel um unſre Stirn legt. Dies in Bezug auf Menſchen. Gegen unſre Sympathie für Landſchaften oder Stätten brauchen wir weniger auf unſrer Hut zu ſein. Sie wird nur da erweckt, wo uns etwas Gutes zu Theil werden ſoll, ſei es Ruhe, Erkräftigung, Aufmunterung, Troſt, ein Augenblick Friede, eine flüchtige Freude. Sie wirft uns ſelten in Thorheit, obzwar ſie uns zuweilen fürchterlich exaltiren kann. Manche Stätten ſind von der Art, daß es wol jedem fühlenden Menſchen unmöglich ſein würde, ſie ohne eine gewiſſe Sympathie zu betreten, z. B. eine gothiſche Kirche, das Coliſeum, einen Gottesacker, das Geſtade des Meeres. Die Andacht der Gläubigen, die Todesſeufzer der Märtyrer, die Aſche in den Gräbern und die Thränen auf ihnen, die fliegenden Gedanken der Bewunderung, der Freiheit, der namenloſen Sehnſucht; — dies Alles durch lange Jahrhunderte auf jenen Stätten von Menſchen empfunden, und immer wieder und wieder nachempfunden, wirft eine Feſſel um das Herz jedes Beſchauers! — vorausgeſetzt, daß er eins habe. Denn es reiſen jetzt ſo viele kranke, verbildete, rohe, gelangweilte, blaſirte Leute, daß es ſehr ungerecht ſein würde, von dem Fleiſchklumpen, der ihm Blut durch die Adern treibt, zu verlangen, er ſolle die Funktionen des Herzens, in ſeiner unmateriellen Bedeutung, übernehmen. Ja, ja, ſehr ungerecht! verlangt man Geiſt von allen Menſchen, weil ſie ein Gehirn haben? Mit Nichten. Warum denn ein Herz? hält man das etwa für gemeiner, für alltäglicher? das wäre ein ſeltſamer Irrthum. Man kann ſich darauf verlaſſen, wenn ein Menſch, ſtralend von Geiſt, wie eine Sonne, erleuchtend und erwärmend iſt, ſo kommt das daher, weil er ein prächtiges Herz hat. Hat er das nicht, ſo hat er nur Verſtand, Scharfſinn, Wiſſenſchaft — keinen Geiſt. Herz und Geiſt gehören zuſammen, wie Altar und Opferflamme. Man ſpricht: ſie wären unverträglich; himmliſche Seelen wären dümmlich, geſcheute Köpfe hätten kleine kühle verſchrumpfte Herzen. In der Region der Mittelmäßigkeit iſt das ganz richtig! da haben ſolche ſtille milde Seelen ſelten Energie, und da kümmern ſich die geſcheuten Köpfe nicht immer um reine Geſinnung, Dankbarkeit, Pietät u. ſ. w. Aber bei großen Menſchen giebt es, trotz der größern Contraſte, trotz der größern Fähigkeit, von allen Seiten aufzunehmen, zu faſſen und zu verarbeiten, dennoch mehr Einheit und Abrundung — mehr Vollendung. Es iſt ein ſo glückliches Gleichgewicht in ihnen, daß es ſchwer fällt, einer beſondern Fähigkeit ihre Größe beizumeſſen; aus der Harmonie der ganzen Weſenheit geht ſie hervor. Shakeſpeare z. B. oder Peter der Große — würde man nicht ſehr verlegen ſein, ihrem Geiſt oder ihrem Herzen ihre Größe zuzuſchreiben? Das ſind zwei Namen, welche die Jahrhunderte aufbewahren und ehren; aber unwillkürlich werd' ich doch an die Schwäche gemahnt, welche an aller menſchlichen Größe haftet! der hohe Dichter ſchmeichelte der Königin Eliſabeth; der große Czar betrank ſich. O, der Muhamedaner hat Recht „Gott iſt groß!“ zu ſagen.

Gleichgültig konnt' ich nicht für Paris ſein, konnte nicht theilnahmlos den Ort betrachten, von dem, ſeit zweihundert Jahren, ſo manche Blitze und Raketen in die Welt hineingeflogen ſind — den Feuerheerd, an dem zuweilen der Jupiter tonnant ſeine Donnerkeile entzündete, und der zuweilen, wie in einer Hexenküche, von tollen Spukgeſtalten umkreiſt wurde. Als ein großes geſchichtliches Monument, zu welchem jede Epoche in ihrem Styl einen Beitrag liefert, war es mir ſehr intereſſant: aber ſo, als Stadt, als Sitz des Luxus und der Herrlichkeit, hat es mich nicht überraſcht, geſchweige geblendet. Es hat eben mehr Luxus als Geſchmack, mehr Geſchicklichkeit als Sinn. Es geht zu ſehr darauf los, Effect zu machen. Dadurch langweilt es Einige, blaſirt Andre, und blendet nur die, welche einzig von äußern Eindrücken abhängen und ſich ihnen beſinnungslos hingeben. Uebereinſtimmung zwiſchen dem Gedanken und dem Ausdruck, zwiſchen dem Weſen und der Erſcheinung bietet es nicht. Es hat etwas Comödiantenhaftes an ſich — einen Flitterſtaat, der genau betrachtet, flimmernder Plunder iſt;

und der gehört faſt immer der neuern Zeit an. In mancher Hinſicht iſt es unvergleichlich! die Kunſtſammlungen des Louvre kann man gleich nach dem Vatikan nennen, und Monſieur Félix im passage des Panorames iſt der erſte Kuchenbäcker unter der Sonne. Die Fabrik der Gobelin-Tapeten, der Porzellan-Malerei in Sèvres — ja, das ſind Dinge, die man eben nur dort ſehen kann, und ſie ſehen, heißt ſie bewundern. Ich will aber nicht ſo konfus Alles durcheinander werfen! dann finden Sie ſich gar nicht darin zurecht. Was mich am meiſten intereſſirte, kommt zuerſt an die Reihe. Es ſind

Die Kunſtſammlungen.

Das iſt eine ſchöne heilige Welt, die ſich im Louvre aufthut! In ganz frühen Zeiten Reſidenz der Könige, und zugleich Feſtung und Gefängniß, mit Mauern und Graben umgeben, durch Thürme und Thore geſchützt, verſchwand es unter Franz I., um in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, unter ihm und ſeinen Nachfolgern, allmälig wieder zu erſtehen. Bis auf den regierenden König haben ſich alle Könige von Frankreich berufen gefühlt, etwas für die innere oder äußere Verherrlichung des Louvre zu thun. Sie haben ihn gar als ihre Reſidenz verlaſſen, und die weniger großartigen Tuilerien gewählt. Im Louvre wohnt der Genius der Künſte. Die berühmteſten Architekten Frankreichs haben daran gebaut: der erſte Baumeiſter, den Franz I. berief, war Pierre Lescot; Manſard, Perrault folgten ihm. Die größten Bildhauer, Jean Goujon, Puget, ſchmückten es mit ihren Sculpturen. Die Colonnade gilt für eine der prächtigſten der Welt. Im Ganzen find' ich es intereſſant, als eine Muſterkarte des Geſchmacks verſchiedener Zeiten, und impoſant durch ſeine Größe und die Pracht ſeiner Ausſtattung, aber nicht ſchön als Gebäude, denn es hat keine Einheit, kann ſie nicht haben. Jeder Baumeiſter ſcheint ſich beſtrebt zu haben, von dem Plan ſeines Vorgängers abzuweichen, vielleicht nicht abſichtlich, nur aus dem Oppoſitionsgeiſt, welcher dem Menſchen inwohnt. So iſt's mit allen Dingen. Jeder bringt zum Bau der Zeit ſein Scherflein getragen, das oft ganz widerſinnig und verkehrt ſich ausnimmt, und nicht in die Umgebung zu paſſen ſcheint; aber es wird doch, bald gewaltſam, bald gewandt hineingefügt, und am Ende wird ein großartiger, kunſtvoller Bau daraus, an dem die Nachwelt zwar Manches zu tadeln und zu kritiſiren weiß, und den ſie dennoch als ein charakteriſtiſches Erzeugniß der Vergangenheit nicht anders haben mögte.

Von nationalem Geſchmack in Malerei und Sculptur hab' ich vor der Renaiſſance keine Spur gefunden. In den Provinzen glaubt' ich, daß man vielleicht ſeine Werke, mindeſtens deren Ueberbleibſel, in die Pariſer Muſeen geſchafft habe; aber nein. Bis zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts hat Sinn und Liebe für die Kunſt gefehlt, oder geſchlummert, und es iſt mir höchſt merkwürdig, daß ſie ſich darauf nicht aus dem religiöſen, ſondern aus dem wiſſenſchaftlichen Element entwickelt hat, welches Italien durch Erweckung und Studium des Alterthums auch nach Frankreich brachte. Deshalb iſt ſie etwas, das für mich ewig fremd und kalt ſein wird. Des Menſchen erſter Gedanke iſt Gott, und ſein letzter iſt Gott. Dazwiſchen mag viel liegen, viel Wiſſenſchaft, viel Studium, Eifer, Leidenſchaft, Geſchicklichkeit: Alles, was dem Geiſt zu ſeiner Entwickelung und Ausbildung behülflich iſt und ihn verſchiedene Richtungen verſuchen und allerlei Wege wählen läßt. Aber die Ahnung von einer höhern Schönheit, einer heiligeren Kraft, einem reineren Licht, als die ſind, welche die Erde herrlich machen — aber die Sehnſucht nach der Sphäre, in der ſie heimiſch ſind — aber der Wunſch, ſie ſo rein wie möglich aufzufaſſen und darzuſtellen, Gott zu Ehren und den Menſchen zum Wohlgefallen — aber der

Drang, mit den edelſten Kräften der Seele Dem eine Huldigung darzubringen, der ſie ihr eingehaucht hat, und die Gefühle zu verſinnlichen, welche Ihm geweiht ſind, Glaube, Andacht, Demuth, Opfer — das ſind die leiſen Stimmen, welche die Anfänge der Kunſt leiten und ihr die Pfade weiſen. Ungeweckt von einer religiöſen Idee konnte ich ſie mir bis daher nicht vorſtellen, nicht begreifen, daß ſie ohn' einen Fra Angelico, ohn' einen van Eyck ihre Bahn in der Welt betreten würde — gleichſam ohne Morgengebet! Hier iſt's geſchehen. Hier hat man mit der Wiſſenſchaft angefangen. Das iſt kein guter Anfang für die Kunſt! er giebt zu viel Fremdes und entwickelt zu wenig Eigenthümliches. Ich hab' es ſchon einmal irgendwo geſagt: in der Kunſt gilt können mehr als wiſſen; denn Empfänglichkeit und Schöpferkraft ſind ihre Flügel, und die ſetzt die Wiſſenſchaft ihr nicht an. Statt deſſen verpflanzt ſie die Kunſt auf einen Boden, welcher ihr nicht heilſam iſt; auf den der Nachahmung. Sie ſoll nicht gehen wie ein Kind mit ſchwankenden unſichern Schritten, ſondern gleich wie ein Mann einherſchreiten; dadurch geräth ſie in einen geſpreizten Zuſtand. Sie ſoll nicht aus ſich heraus ihre Eingebungen wählen, aus Furcht, ſie möchten nicht großartig genug ſein, ſondern ſie ſoll ein Thema verarbeiten, das ihr aufgegeben wird; dadurch verfällt ſie in Flachheit. Die Anfänge der Kunſt müſſen ihr ſelbſt unbewußt ſein. Glauben Sie mir's! Mit Ahnungen und Inſpirationen muß ſie beginnen, nicht mit Studium; mit innern Anſchauungen, nicht mit äußern Beobachtungen. Dann, wenn ſie kräftiger ſich fühlt und klarer, durch Uebung von Hand und Auge, durch die Freude des Schaffens, durch die Niedergeſchlagenheit des Mißlingens, durch das Bedürfniß, nicht auf einen Fleck ſtehen zu bleiben, vorwärts zu gehen, freier um ſich zu ſchauen — dann wird ihr zur Nothwendigkeit werden, ſich mit der Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, welche ihr homogen iſt, und in den Zweigen der menſchlichen Forſchung, welche ihre Beſtrebungen fördern und erleichtern, wird ſie Honig aus unſcheinbaren Blüten ſammeln. Und wie ſie ihre erſten dunkeln Regungen, ihre inſtinktmäßigen Verſuche, dieſe blaſſen Streiflichter am Morgenhimmel, ahnungsvoll mit der Sonne in Verbindung brachte, die ihr noch hinter Wolken lag: ſo wird ſie, wenn der volle, glänzende Mittſommertag als Bewußtſein, Erkenntniß und Begeiſterung über ihrem Haupt daher rollt, nun erſt recht als ein Organ der göttlichen Schönheit ſich fühlen, welche über die Welt zu verbreiten ſie berufen iſt. Meinen Sie nicht, das dies der natürliche Gang der Kunſt iſt, wie er ſich im einzelnen Künſtler und in ihrem Weltgang geſtaltet? In Frankreich anders! keine Verſuche, keine Anfänge! ſollte die Revolution oder früher Religions- und Bürgerkrieg Alles zerſtört haben? das iſt nicht glaublich. Man muß annehmen: wie ſich in Einzelnen die Talente verſchieden, bald früher bald ſpäter entwickeln, ſo wol auch in Völkern. Primaticio, der 1531 nach Frankreich kam, nachdem er ſich in den Schulen des Innocenz da Imola und des Giulio Romano gebildet, hat den Sinn für bildende Kunſt geweckt und ſeine Richtung beſtimmt. Da Vinci kam freilich ſchon 1518 dahin; aber krank und ſchwach lebte er nur ſechs Monate, und konnte ihr keinen Aufſchwung geben. Primaticio, wie ſeine großen italieniſchen Zeitgenoſſen, war zugleich Architekt, Zeichner und Maler; aber ſeine Gemälde, die freilich auch nur ſehr gering an Zahl ſind, machen mir den unerquicklichen Eindruck der Cinquecenten: viel Künſtelei, gar keine Wahrheit; viel Studium der Formen, gar kein Genie. Von ſeinen Schülern und Zöglingen exiſtiren keine Werke. Es fehlen gänzlich die Stufen zu einer nationalen Kunſtentwickelung, wie man ſie in Venedig, in Florenz mit ſo tiefem Intereſſe, vom Keim bis zur Blüte, vom Moos bis zur Palme verfolgen darf. Plötzlich, in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, iſt Clouet da, ein ganz vortrefflicher Portraitmaler, deſſen Meiſter man nicht kennt, und deſſen Pinſel die letzten Könige aus dem Hauſe Valois ebenſo fein aufgefaßt als dargeſtellt hat. Ganz ſo plötzlich erſcheint auch Simon Vouet, ohne vorbereitenden Zuſammenhang; und nun treten in ſeinen Schülern die Männer auf, welche man die größten Maler in Frankreich nennt: Lebrun, 1619 bis 90, zu Paris geboren und geſtorben; Mignard, 1610 zu Troyes geboren und 1695 zu Paris geſtorben; Euſtache Leſueur, 1617 bis 55, zu Paris geboren und geſtorben. Lebrun malte heilige und profane Gegenſtände, antike und bibliſche Geſchichten, Porträts und Heilige mit großer Fertigkeit, nicht ohne Kraft, nicht ohne Wahrheit, aber ohne den geringſten Anflug von Begeiſterung. Er kommt mir vor wie ein tüchtiger Mann, der ſich redlich ſeinem Amte widmet, aber ſich ganz entſetzlich ſchämen würde, wenn man ihm darin Schwung oder Inſpiration zutraute. Die eigentliche Magie ſeiner Kunſt hat ihm daher auch nie zu Gebot geſtanden: ſeine Farben ſind von eiſerner Härte. Mignard befaßte ſich nicht mit hiſtoriſchen Gegenſtänden; er malte ſchöne Heiliginnen und Porträts, die unter ſeinem Pinſel ſchön wurden. Seine Farben ſind nicht die der Natur, aber innerhalb ihrer conventionellen

Sphäre ſind ſie ſehr vollkommen, zerſchmelzen und leuchtend wie Email. Er hatte den ächten und wunderſeltenen Porträtmaler-Blick: er verſtand nicht nur das Antlitz einer Perſon wiederzugeben, ſondern auch ihre Phyſiognomie, ſo daß ſeine Gemälde, trotz alles conventionellen Wuſtes des damaligen Zeitgeſchmacks, dennoch ihren individuellen Charakter haben. Frauenköpfe, die ſo ſchwer zu malen ſind, gelangen ihm außerordentlich. Sein feiner, beweglicher, graziöſer Pinſel eignete ſich vollkommen dazu, die Nüancen ihrer Züge und Stimmungen abzuſchatten. Leſueur endlich, den man wol ſeines kurzen Lebens oder ſeines Genies wegen den franzöſiſchen Rafaël zu nennen pflegt, mag in der Seele herrliche Viſionen gehabt haben, aber auf dem Wege bis zur Leinwand verblichen ſie, und nur ihren Schatten hielt er feſt. Oder hat er ihnen abſichtlich die Friſche des Lebens abgewiſcht? das dacht' ich auch mitunter vor ſeinen Bildern; — hat er der Materie ihren höchſten Reiz nehmen wollen? Jetzt iſt's nur das Unglück, daß ſeine Geſtalten doch nicht verklärt ausſehen, aber häufig abgeſtorben und ſchattenhaft. — Claude Lorrain und Nicolas Pouſſin gehören auch dieſem Jahrhundert, aber ſie empfingen ihre Bildung in Italien, lebten und malten dort, und man ſieht es ihren Farben wol an. Ich hab' ſchon zuweilen gemeint, dieſſeit der Alpen gäbe es gar keine Maler mehr. Das iſt nicht wahr — denn die Niederländer wiſſen vortrefflich mit der Farbe umzugehen, und haben doch auch nur nordiſchen Himmel und nordiſches Sonnenlicht. Woran liegt es denn, daß es mir immer und immer wieder in Frankreich und Deutſchland einfällt? Vielleicht daran: daß ſich die Niederländer begnügen, dem Einfluß ihrer Natur und ihres Himmels gemäß zu malen, während Franzoſen und Deutſche ſich demſelben zu entziehen ſtreben, und ſich mit der Phantaſie in ein Labyrinth von Farben werfen, welches ſie durch keinen Vergleich mit der Wirklichkeit aufklären können. — Das achtzehnte Jahrhundert war überall zu ſchlaff und zu weichlich, um in der Kunſt tüchtig zu ſein. Greuze, Joſeph Vernet und Largilliere, Genre-, Marine- und Porträtmaler, von denen allen ich mich erinnere, Ihnen aus Montpellier geſchrieben zu haben, gehören ihm doch an, ſind ſehr berühmt und ſehr geſchickt; aber der erſte iſt doch gewiß, wenn auch in höchſt lieblicher Weiſe, ſo weichlich, daß er im Grunde nur Kinder malen kann; der zweite war zwanzig Jahr in Italien, und der dritte hatte einen Flamländer zum Lehrer. Die Revolution kam und warf Genrebilder und Marinen über den Haufen, und der leidenſchaftliche Jakobiner David, der zu Paris geboren war, 1750, und 1825 dort ſtarb, verpflanzte die Kunſt auf den republikaniſch heroiſchen Boden, der dazumal ganz Frankreich überzog. Er hatte, ſcheint mir, das Talent, welches man ſo ſehr bei Michel Angelo, bei Rubens, bei Cornelius hervorzuheben pflegt: Compoſition, nämlich Erfindung der Gruppen und ihre Zuſammenſtellung. Ferner verſtand er ſich gewiß ganz außerordentlich auf Muskeln und Knochen und alle anatomiſche Wiſſenswürdigkeiten des menſchlichen Körpers — nur aber gar nicht darauf, dieſen Körper den Affecten der Seele unterzuordnen. All' ſeine Geſtalten ſehen furios aus durch ihre Stellung, durch ihre Glieder, und beſtändig, als würden ſie durch einen äußern Impuls, nicht durch innere Nothwendigkeit in dieſe Vehemenz hineingetrieben. Man erſchrickt vor dieſen Marionetten im tragiſchen Styl, und man verwundert ſich, daß es möglich iſt, mit ſolchen Mitteln zu ſo hohem Ruhm zu gelangen. Man hat ihm vermuthlich ſeine Gewaltſamkeit als Größe angerechnet, weil ſie ſo überraſchend aus der Weichlichkeit der frühern Epoche herausſchoß, wie der Blitz aus der Wolke. Girodet, Guérin, Gros, Gerard, die bis in unſre Tage lebten, erſt ſeine Zöglinge, dann Rivale ſeines Ruhmes waren, genießen ſchon die

Ehren des Louvre, während das gegenwärtig lebende Geſchlecht im Luxembourg ſeine Produktionen verſammelt ſieht. Das gefällt mir ungleich beſſer, ich werde ſpäter davon erzählen! aber mit jenen Herrn kann ich mich nicht befreunden. Mögen immerhin in Girodets Sentimentalitäten und in Guérins Enormitäten einzelne Schönheiten aufzutreiben ſein; ihre Werke ſind Treibhauspflanzen, ſind nicht in der friſchen Luſt geboren, wo das Genie Athem ſchöpft, ſind Producte des Pinſels, nicht Ausſtrahlungen der Seele, und daher ſind Farbe und Ausdruck immer theatraliſch — ja, wenn ich z. B. an Girodets Endymion denke, mögt' ich ſagen comödiantenhaft! das Wort fällt mir jetzt überhaupt ſehr oft ein. Aber es iſt auch ſchwer, in den Kunſtgeſchmack eines fremden Volks einzugehen! jedes hat ſeine eigenthümlichen Neigungen, Regeln, Vorlieben, mehr! ſeine eigenthümlichen Sinne, nach denen es Anſprüche an die Kunſt macht und ſich von ihren Leiſtungen befriedigt fühlt. Ohr und Auge müſſen von Kindheit auf daran gewöhnt und die ganze Bildung darauf gerichtet geweſen ſein. Irgend ein allgemeiner Zug des Charakters oder eine volksthümliche Nüance deſſelben, für welche der Fremde weder in ſich noch in ſeinem Volk eine Analogie findet, kann der Kunſt eine ſehr beſtimmte Färbung geben; ſie iſt an Ort und Stelle nicht ſo willkürlich, nicht ſo capriciös als wir meinen; wir kennen nur nicht die feinen Nerven, durch welche die einzelne Erſcheinung mit der geſammten Weſenheit verbunden iſt. Das ſuch' ich mir ſehr einzuprägen, um in meinen Anſichten ſo unparteiiſch wie möglich zu ſein. Aber ich kann doch nicht anders, als von der franzöſiſchen Kunſt genau das Gegentheil von dem zu ſagen, was ich von der ſpaniſchen ſagte: wenig Genie und viel Bildung.

Das Gemäldemuſeum, beſtehend aus der franzöſiſchen, italieniſchen, niederländiſchen und ſpaniſchen Schule, füllt unabſehbare Gallerien und Säle im Louvre. Es iſt ein ordentlicher Spaziergang, nur hindurch zu gehen. Aber ebenfalls in unendlichen Räumen iſt das Muſeum der Antiken, das ägyptiſche Muſeum, das Marinemuſeum, das der Handzeichnungen; dann Säle mit pompejaniſchen Utenſilien; andere mit wundervollen Arbeiten in Gold, Email, edlen Steinen aus der Renaiſſance-Zeit; — und Alles im Louvre! und Alles gut gehalten und zuweilen mit großer Pracht aufgeſtellt -- freilich nicht immer zweckmäßig, namentlich nicht die italieniſchen Gemälde, welche in einer Gallerie ſich befinden, welche an beiden Seiten Fenſter, alſo das möglichſt ungünſtige Licht hat.

Ein ſolcher, ganz der Kunſt gewidmeter und von ihr erfüllter Raum, ſo ein Palaſt, in dem der Genius herrſcht, macht mir immer einen herzſtärkenden Eindruck. Unter ſeinem goldnen Zepter iſt feierlicher Friede; in ihren ſchönſten Schöpfungen treffen ſich ſeine Auserwählten, in Zeit und Raum ſo weit geſchieden, beiſammen; die Blüte der Jahrtauſende und des menſchlichen Geiſtes iſt zu einem grandioſen Kranz zuſammen gewunden, deſſen höchſter Reiz, deſſen unvergängliche Jugend in der Mannigfaltigkeit ſeiner Blumen liegt. Das iſt wahr: ſo ein Moſes, ſo ein San Thomas von Murillo, dieſe Fabel-Aloes, die nur alle hundert Jahre Einmal blühen, ſind mir lieber. Jedoch, die ſind eben nur Einmal und dann nicht mehr, und kann man ſie nicht haben, ſo iſt ſolch' ein tauſendfarbiger Kranz von Blumen aller Zonen doch ein herrlicher Erſatz. Und was für Blumen! Ich laſſe mich aber nicht auf Beſchreibungen ein. Dazu iſt das Louvre zu reichhaltig. Ich habe Ihnen die Heroen der franzöſiſchen Kunſt vorhin ſo ſkizzirt, wie ſie mir nach ihren Erzeugniſſen vorgekommen ſind; aber um die einzelnen Gemälde hervorzuheben — dazu wäre mir durchaus erforderlich, daß mir aus dieſer großen Milchſtraße einige Sternbilder erſter Ordnung ins Herz leuchteten; und das iſt nicht geſchehen. Was die andern Schulen betrifft, ſo hab' ich in keiner Gemäldeſammlung ſo viel Sachen von Rafael, da Vinci, Titian, Rubens und von den Spaniern auf einem Fleck geſehen! Es ſind ungeheure Mittel in Bewegung geſetzt, um ſie zu erlangen, und mehr als das materielle des Goldes. Aufwand von Mühe, Auswahl, Studium, Geſchmack — nichts iſt geſpart. Reichthum, würdig der Könige, die auch über geiſtige Mittel zu gebieten haben, trat mir befriedigend entgegen. Sie ſind gewiß höchſt erſtaunt, daß ich zwiſchen jenen Meiſtern Rubens nenne! Liebes Herz! das thu' ich aus menſchlichem Reſpect. Die Kunſtverſtändigen ſagen mir unabläſſig, Rubens ſei ein großer Maler, den man beileibe nicht ſo über die Achſel abfertigen könne. Da ich nun gar nicht kunſtverſtändig bin, ſo will ich gern glauben, daß er Meriten hat, die mir verborgen ſind, und deshalb nenn' ich ihn bei einer Gelegenheit, wo ich mich nicht darauf einzulaſſen brauche, ſie zu expliziren; denn ſolche, die ſich mir offenbaren, hat er nicht. Ich kann die Vorſtellung nicht los werden, daß er mit aufgeſtreiften Hemdärmeln, wie ein Schlächter, der im Fleiſch wühlt, gemalt habe, und zwar mit einem in Wein getauchten Pinſel. Könnte man ſich in Fleiſch betrinken, ſo würd' ich ſagen, daß er es thut. Ach, er iſt ein geſchmackloſer Mann! In einer Unzahl allegoriſcher Bilder hat er das Leben der Marie von Medici dargeſtellt. Eins iſt die Geburt Ludwigs XIII.; da ſteht die Fruchtbarkeit neben der Königin und zeigt ihr die fünf Kinder, welche ſie noch in Zukunft zur Welt bringen ſoll, und welche einſtweilen aus dem Füllhorn der Göttin herausgucken, wie junge kahle Vögel aus dem Neſt. Mir graut vor ſo einer handgreiflichen dicken Phantaſie! — Aber Erfahrungen macht man, Erfahrungen, die wirklich unglaublich ſind, wenn man ſie ſo kahl erzählt! nämlich die, daß neben den Spaniern die meiſten Italiener manierirt ausſehen, vorzüglich da Vinci, Rafael nur in einzelnen Bildern nicht, und durchgängig am wenigſten die Venetianer. Die Venetianer haben ſpaniſche Klarheit, Kraft und Unbefangenheit, und überdas die Gabe der Schönheit, welche den Spaniern nicht ſelten fehlt. Außer den ſpaniſchen Gemälden, welche der König Louis Philippe hat ankaufen laſſen, befinden ſich ſchon mehre Murillo's aus früherer Zeit im Muſeum, und hängen nicht zwiſchen ihren Landsleuten, ſondern zwiſchen den Italienern. Da kann man ſie ſo recht vergleichen, und eine heilige Familie von Murillo neben einer von Rafael betrachten; — aber ſagen, welche ſchöner ſei, das kann man nicht! ich nicht. Stand ich vor dem Rafael, ſo dacht' ich: „Nein, ſo zart, ſo idealiſch, ſo gedankenvoll iſt Murillo nicht; dieſe hingehauchte Reinheit der Formen hat er nicht!“ — Stand ich vor dem Murillo, ſo dacht' ich: „Aber dieſe ſchlichte, in ihrer Sorgloſigkeit ſo tiefe Natur, aber dieſe ausgehauchte Innigkeit der Seele hat Rafael nicht.“ Ach, ich muß ein wenig von Murillo ſprechen! Es war mir zwar ganz befremdlich, ihn hier, ſo fern von ſeiner Heimat, zwiſchen all' den fremden Leuten zu ſehen: — mir war, als könne man ihn hier gar nicht recht verſtehen, weil man andre Anſprüche an die Kunſt macht, und immer einen großen Effect begehrt; — aber ich brachte doch das Herz und das Auge für ihn mit, die er in Sevilla verzaubert hatte, und Anklänge an jene Wunderbilder fand ich wieder; z. B. im St. Auguſtin. Nach einer Legende wandelte der Heilige am Ufer des Meeres und dachte über die Myſterien der chriſtlichen Religion nach. Da ſah er ein Kind, welches emſig in einer Muſchel Meerwaſſer ſchöpfte, und es dann in ein Loch goß, das es im Sande gegraben. Auf die Frage des Heiligen, was es da mache? entgegnete das Kind: es wolle das ganze Meer in dies Loch füllen. St. Auguſtin bemerkte, das ſei unmöglich. Das Kind erwiderte: es ſei möglicher, als das Geheimniß der Dreieinigkeit zu erklären, über welches der Heilige jetzt eben ſo tief nachdenke. — Aus dem Aether der erhabenſten Gedanken, ganz verklärt durch das myſtiſche Licht, welches ihn zu einer, dem Menſchengeiſt kaum zugänglichen Sphäre emporgeriſſen, durchgeiſtet von tiefen, unausſprechlichen Ahnungen, wird der Heilige auf einmal zur Erkenntniß zurückgeführt, daß alles Wiſſen dürftiges Stückwerk ſei. Es iſt ein Gemiſch von geiſtiger Hoheit und Klarheit, und von Demuth und Trauer in dem wunderſchönen zarten Antlitz, in dem milden Auge, das geſenkt auf dem Kinde ruht. Die Rechte hat er, halb aus Ueberraſchung, halb zum Segen, über deſſen Haupt erhoben. Die ganze Geſtalt iſt durch das lange, weite, ſchwarze Ordenskleid verhüllt, die Biſchofsmütze deckt das Haupt, die Linke hält den Krummſtab. Geiſtiger, ohn' im Geringſten ſchattenhaft oder unnatürlich zu ſein, hat man wol nie einen Menſchen dargeſtellt! Vom Körper iſt nur ſo viel da, als die Seele zu ihrer Erſcheinung braucht! er iſt ſchön, transparent und rein wie eine Alabaſterlampe. Das liebliche Kind, in lillafarbenem Kleide, kniet halb aufgerichtet zu Füßen des Heiligen, ſieht ihn mit klaren unbefangenen Augen an, weiß gar nicht, welche tiefſinnige Wahrheit es ausgeſprochen, und hält die Muſchel ſehr feſt in der Rechten, um ſogleich ſein Spiel fortzuſetzen, ſobald der

Heilige nur erſt weggegangen ſein wird. Dies Gemälde war mir von allen das liebſte. Das hingegen, welches für das Prachtſtück der Sammlung gilt, Chriſtus und Johannes Baptiſta, beide ganz grade, ganz ruhig neben einander ſtehend und den Beſchauer anſehend, gefiel mir gar nicht — gefiel mir ſo wenig, daß mir Zweifel kamen, ob es von Murillo ſei. Eins hätt' ich gern geſtohlen! ein Bildchen wie eine Schneeglocke, nicht größer als meine Hand, ausgeführt wie eine Miniatüre, und frei und lebendig wie in Lebensgröße: S. Joſeph ſitzt, und das Chriſtuskind im weißen Kleide mit einem Lilienzweig ſteht auf ſeinem Schooß. Wie ich ein ähnliches Bild in Sevilla den Amethyſt nannte, ſo nenn' ich dieſes die Perle. Aus welcher magiſchen Tiefe der Seele hat er es in ſolcher zarten Vollendung herauf gezaubert! Sein Porträt, von ihm ſelbſt gemalt, iſt herrlich. Nicht was man ſchön zu nennen pflegt, keine regelmäßige, keine feingeſchnittenen Züge; aber Energie durch und durch. Und wie blickt das klare braune Auge unter den, nach der Schläfe hochgeſchwungenen Brauen hervor! und wie lebendig iſt der Mund, deſſen ſtarke Lippen nicht ganz ſchließen, ſo daß man nicht weiß, ob der Athem ſie bewegt, oder ob ſie ſich zur Rede öffnen! Das Portrait ſeiner alten Magd iſt excellent! auf dem bejahrten runzelvollen Geſicht iſt nichts zu leſen, als die unbedingteſte Hingebung an ihr Geſchäft: ſie mörſert. Mit aller Anſtrengung, aller Aufmerkſamkeit, aller Sorgfalt, die ihr zu Gebot ſtehen, mörſert ſie, und hat keine Ahnung davon, daß außerhalb ihrer Küche, oder höchſtens außerhalb des Hauſes ihres Herrn, etwas exiſtire, das die Welt heißt. Dabei ſieht ſie aber keineswegs ſtupid aus, ſondern ſehr verſtändig — erfüllt von ihrer Stellung und ſie erfüllend; das iſt doch gewiß ſo verſtändig, wie ſehr gebildete, kluge und geniale Menſchen nicht ſind. Ich ſah ſie immer mit großem Wohlgefallen an, und wünſchte, daß die Welt mit vielen ſo zweckmäßig eingerichteten Naturen geſegnet ſein mögte.

Von Zurbaran ſind zahlloſe Gemälde vorhanden. Immer und ewig ſein heiliger Benno, und die Karthäuſer, und die Martern, die ſie zu leiden haben! hier geſpießt, da gehenkt, dort gebraten, iſt dieſe martyriſirte Geſellſchaft in jeder Hinſicht unerfreulich. Rollenweiſe mag ich nicht einmal Heilige. Ueberhaupt find' ich, daß es den Eindruck ſchwächt, wenn man Auserwählte in Maſſe darſtellt; dadurch geht ihnen ihr bezeichnender Charakter verloren. Die heilige Urſula mit ihren eilftauſend Jungfrauen, die ſich ſämmtlich mit großem Vergnügen köpfen laſſen, verweiſt mein Kopf ohne Weiteres ins Gebiet des Märchens; aber keineswegs einen Sokrates, der den Giftbecher trinkt. Und ein heiliger Franziskus, abgemattet von Faſten, Disziplin und Gebet, iſt ergreifender als eine ganze Schaar von Flagellanten. Je weniger Mittel der Künſtler zu brauchen verſteht, um Effect zu machen, deſto größer wird ihre Wirkung ſein. — Daß Velazquez mir ſo gut gefiele als Murillo, kann ich nach den Gemälden im Louvre doch nicht ſagen. Eine Anbetung der Hirten iſt ernſt und feierlich, aber ohne jenen Goldglanz der Andacht, jene Glorie freudigen Glaubens, welche jener zu verleihen weiß. Und in ſeinen Porträts iſt gar zu viel Etikette! Freilich iſt die bei ſpaniſchen Königen und Königinnen nicht zu vermeiden. Da wünſchte ich denn, daß ihm mehr Menſchen mit einem ſo entſchiedenen Charakter geſeſſen hätten, wie der Graf-Herzog Olivarez, Miniſter Philipps IV., mit ſeinem Fuchsgeſicht. Wie ſich auch das Ceremoniel der Haltung und der Tracht bemeiſtert, und wie auch das Antlitz verſucht haben möge, die allgemeine kalte, ſtarre Hoflarve anzulegen — der Charakter hat es nicht zugelaſſen, und er drückt den Zügen ſein eigenthümliches Gepräge auf. Ich war ſehr erſchrocken, als ich drei Gemälde von Moralès ſah, den die Spanier el divino nennen. Das iſt aber ſo zu verſtehen, daß er nur Gegenſtände aus der heiligen Familie malte; nicht in Bezug auf ſeine Kunſtvollendung. Er iſt der einzige ſpaniſche Maler, der die Sentimentalität gekannt hat. Von Alonzo Cano ſind einige ſchöne Sachen. Er hat wol die weltliche Herrlichkeit mehr als die himmliſche begriffen; indeſſen hat er ſie doch vornehm aufgefaßt, nicht prunkend, und ſeine heilige Jungfrau mit dem Kinde ſieht wie eine ſehr ſchöne Königin aus.

Gern ging ich aus dieſen farbenſtrahlenden Räumen in die ſtillen ruhigen Hallen der Marmorbilder; — nur ſo einmal hindurch, um das Auge zu erfriſchen! Ich liebe die Statuen wie ich den geſtirnten Himmel liebe: um ihres unerſchütterlichen Friedens willen. Das Bewußtſein der Ewigkeit iſt in ihnen ausgeprägt, und die Kraft, die Schönheit, die Trauer, die uralten immer neuen Geſchicke, ſind ja ewig! Zuweilen hab' ich Anwandlungen von Klugheit, die mich erfreuen. Erinnern Sie ſich, daß ich in Italien bei den drei berühmten Venusgeſtalten zu Florenz, Rom und Neapel höchſt gelaſſen blieb, mich auf gar keine Bewunderung einließ, in gar keine Ekſtaſe gerieth, und nur im „Jenſeits der Berge“ ſagte: ſie ließen mich kalt? Iſt's nicht wirklich recht verſtändig, ſich kein Entzücken aufdringen oder einimpfen, und ſich nicht dazu überreden zu laſſen, nicht einmal durch einen Weltruhm? Kommt es denn einmal, ſo weiß ich, daß es mein eigenes iſt, und daß ich es nicht aus fremdem Urtheil geſchöpft habe. Die fremden Urtheile beherberg' ich überhaupt nicht gern in meinem Kopf; ſie kommen mir wie Arzenei vor, die heilen und ſtärken ſoll, jedoch immer den Organismus ſchwächt oder überreizt. Hätte man Vertrauen zu ſeiner Natur, ſo würde man vielleicht langſamer zum Ziel kommen und nur ganz allmälig ſtark werden; aber dafür brauchte man auch nicht zu ſorgen, wie man das fremde Ingredienz wieder loswerden ſoll, das ſich häufig ſtärker, als wir es wünſchen, unſrer Kräfte bemeiſtert. Ich höre ſehr gern fremde Urtheile; ſie ſind anregend. Doch nachſprechen kann ich ſie deshalb nicht, weil ich zu wenig Aehnlichkeit mit einem Papagei habe. Und ſo ſtell' ich denn die Venus victrix in meinem Sinn ſo viel höher über ihre Schweſtern in Italien, als die Sonne über allem irdiſchen Lichtſtoff ſteht, und wenn's auch von einer Girandola zu Rom ausgeht. Im Jahr 1820 iſt ſie auf der Inſel Milo gefunden, und der franzöſiſche Miniſter in Conſtantinopel hat ſie ſogleich für das Louvre gekauft. Ihr fehlen nur die Arme, und man hat den feinen Geſchmack gehabt, ſie nicht zu reſtauriren. Dieſe Venus — ja! das iſt die Göttin der Liebe! göttlich unwider ſtehlich, göttlich zuverläſſig, göttlich ſtark und ſchön ſteht ſie da, und blickt ſtolz und traurig herab auf die langen Reihen der Menſchengeſchlechter, ihres Sieges, ihrer Herrſchaft gewiß. Wer ſich ihr naht, der iſt der Ihre, ihr Sclav, ihr Eigenthum — aber dafür auch der Genoſſe einer Göttin. Und nie wird ein leichtſinniges Herz ſich ihr zu nahen wagen! das bleibt bei der Medizäerin, oder bei der Venus von Canova oder vom Capitol. Bei denen iſt nur Reiz; bei dieſer iſt Macht. Jene locken; ſie feſſelt. Ich wußte gar nichts von ihr. Von der Diane à la biche, dieſer ächten Schweſter des Apoll vom Belvedère, wußte ich, und von der Venus von Arles. Als ich in den Saal trat, in deſſen Mitte ſie ſteht, wär' ich faſt in die Knie geſunken vor reiner Anbetung, und denken Sie nur — mir trat eine Thräne ins Auge. Vor einer Venus? vor einem kühlen Marmorbild? Nein, liebe Emy! vor der Gottheit meines Herzens! — — Von allen Antiken, die ich je geſehen — moderne Statuen haben mich nie entzückt, ſie gefielen mir höchſtens und auch das nur ſelten — den Apoll nicht ausgenommen und nicht einmal die Pſyche im Muſeum zu Neapel, hat keine je ſolchen überwältigenden Eindruck auf mich gemacht. Und das lag keineswegs in einer beſondern Stimmung! Jeden zweiten oder dritten Tag ging ich ins Louvre, und immer, wenn ich aus den Muſeen im obern Stockwerk kam, und zuweilen recht ermüdet und abgeſpannt war, mußt' ich doch ganz geſchwind unten hineinſchauen und ihr Huldigung darbringen. Um die Diane à la biche ſteht eine ganze Geſellſchaft von Venusſtatuen — vielleicht ſehr ſchön gearbeitet, aber manierirt, nichtsſagend, geiſtlos; ohne alles Intereſſe. Stände die Venus von Arles nicht neben der von Milo, ſo würde ihr das auch ſehr vortheilhaft ſein. Jetzt iſt ſie ganz verdunkelt, und hat doch einen lieblich melancholiſchen Kopf, der ſinnend dem Apfel zugewendet iſt, welchen ſie in der linken Hand hält. Sie iſt von holdſeliger Schönheit: allein ohne den Stempel der Göttlichkeit: ohne die ewige Zuverſicht. Sechs Wochen nach meiner Abreiſe von Paris kam ich nach Berlin, und ging an einem milden Oktobertage im Thiergarten ſpazieren. Es war ſo recht ein melancholiſcher Herbſttag, linde Luft, goldnes Laub, rieſelnde Blätter, eine tiefſtehende freundliche Sonne, die es ſehr gut meint, jedoch keine Energie mehr hat. Wir ſprachen von Italien, was da der Oktober noch für Sommergluten hat, und was für unglaubliche Reſſourcen man dort durch das Klima und durch die Kunſt findet, von denen man im Norden keine Ahnung hat — und mit einem Mal ſtanden wir vor der Venus von Milo! Ja, ſie war's! Arme hat man ihr angeſetzt; mit weißer Oelfarbe hat man den Zinkabguß angeſtrichen; ſo nah an ein Baſſin hat man ſie geſtellt, daß man ihr gar nicht recht gegenüber treten kann; mit eiſenbeſchlagenen Stöcken klopfte der Pöbel an die Göttergeſtalt, um zu ergründen, ob ſie von Stein oder Metall; das Alles mußte ſie ſich gefallen laſſen; — aber ſie war es doch. Die ganze Herrlichkeit ihres Urbildes zog mir leuchtend durch die Seele, wenn ich ſie anſah, und täglich ging ich nun an ihr vorüber, und warf ihr einen Blick innigen Dankes zu, weil ſie mich daran erinnert, wie göttlich ſchön die Liebe iſt. — Es war alſo gar keine vorübergehende Stimmung. Und jetzt, wenn ich dran denke, daß ich im Frühling nach Berlin gehen und mich dort ein wenig langweilen werde, ſo denk' ich zum Troſt: Aber ich werde die Venus von Milo alle Tage beſuchen. — Ein Paar tauſend Jahre mögen über das Grab des Menſchen dahingerollt ſein, deſſen Hand ſie geſchaffen hat! Er iſt verſchwunden, gar ſein Name iſt verſchollen. Niemand weiß von ihm, Niemand denkt an ihn. Hinabgeſunken in die ewige Nacht, hinaufgeſtiegen ins ewige Licht iſt, was von ihm ſterblich und unſterblich war. Was liegt am Individuum? Nichts! Wir ſtemmen und ſträuben uns dagegen, wir vertheidigen uns gegen dieſe oft entmuthigende Erkenntniß — aber es iſt doch ſo: an unſern Werken liegt etwas, denn ſie ſind die Erbſchaft der Zukunft, an uns ſelbſt — nichts. Ein Paar Tage denken die Nachbarn an uns und wundern ſich, wenn ſie uns nicht ſehen. Ein Paar Jahre denken die Freunde an uns, zuweilen bis auch ſie heimgehen, zuweilen nicht einmal ſo lange. Dann dämmert allmälig ein Nebel über unſer Bild, unſre Erſcheinung, endlich über unſern Namen; damit iſt's aus. Welch' eine wunderſam geheimnißvolle Beſtimmung! der Menſch geht unter und der Stein, den er berührt hat, iſt unvergänglich verherrlicht und hat eine irdiſche Unſterblichkeit.

Der Palaſt vom Luxembourg hat keine ſo dunkle Entſtehung, als das Louvre. Catharine von Medici ließ ihn durch den Architekten Desbroſſes erbauen. Er ſieht ſchwer und ſtattlich aus, aber ungeſchmückt. Marie von Medici bewohnte ihn, und ihr Gemach, von Philippe de Champagne und Rubens durch reich eingerahmte Gemälde geſchmückt, iſt eins von den wenigen, welche noch ſo ſind, wie ſie vor der Revolution waren. Das Directorium hatte ſeinen Sitz im Luxembourg aufgeſchlagen. Jetzt hält die Pairskammer ihre Sitzungen drin, und in den obern Sälen befindet ſich die Gemälde- und Statuenſammlung der lebenden Künſtler. Sie zeichnen ſich ſehr vortheilhaft neben den Werken der David'ſchen Schule, ihrer Vorgängerin, vielleicht theilweis ihrer Lehrerin aus. Der falſche Pathos, der geſchraubte Stelzengang ſind verſchwunden. Sie ſtreben nicht nach anatomiſcher Genauigkeit, und nach dem Effect der Gewaltſamkeit und der ſüßlichen Manier, ſondern nach Uebereinſtimmung zwiſchen dem Gegenſtand und der Erſcheinung — nach Wahrheit, und zwiſchen der Handlung und dem Ausdruck — nach Natürlichkeit. Sie ſtreben vielleicht etwas zu ſehr danach; es kommt wol mitunter etwas Rohes hinein; doch das iſt beſſer als Verſchrobenheit, es läßt ſich leichter bändigen und abſchleifen, als ſie ſich zurechtrücken läßt. Nur die Carnation will mir nicht gefallen! ſie ſieht meiſtens wie bei ſtudierter Beleuchtung gemalt aus, bald falb, wie bei einem Blitz in der Nacht, bald roth, wie bei chineſiſchen Lampen, bald grau und erdig, als ob es gar kein Licht auf der Erde gäbe. Es ſieht freilich wol jedes Auge die Farben verſchieden, und der Eine nennt ſchon trübe, was der Andre nur gedämpft nennt, allein die ſeltſame Carnation iſt zu allgemein, um nicht der Manier zugewieſen zu werden, welche in irgend einer Richtung die ſchwache Seite der Kunſt zu verrathen pflegt. Das Reich der Malerei iſt die Farbe; die höchſte Stufe in ihm iſt die Carnation, und daher iſt ſie auch am ſchwerſten zu erreichen. Das wird man leicht gewahr, wenn man ſich aufmerkſam mit den Gemälden beſchäftigt. Die alten Maler, die nicht viel Studium und Wiſſenſchaft hatten, und anſpruchslos und unbefangen waren, hatten dadurch ein erſtaunlich klares Auge, und einen feinen Blick für die Carnation. Die Venetianer und Spanier haben ihn auch. Alle Uebrigen haben ihn um deſto weniger, je mehr ſie ſich mit den Formen, der Gruppirung, dem Effect beſchäftigen. Ich glaube, es giebt in der Kunſt eine höchſte Region, deren Aether man auf das leibliche und geiſtige Auge wirken laſſen muß, ohne ſein Licht im Prisma aufzufangen. Es ſind einige wunderſchöne Bilder im Luxembourg, vor allen Charlotte Corday von Henri Scheffer. Es iſt darum ſo ſchön, weil nirgends die geringſte Spur von irgend einer Gewaltſamkeit oder Abſichtlichkeit hervortritt. Nicht der ſterbende Marat, nicht die, welche ihn rächen wollen, nicht die edle Mörderin, nicht die, welche ſie vor der Volkswuth beſchützen, um ſie zur Guillotine zu führen — nichts iſt grell und ſchaudererregend, Alles wahr, ernſt und traurig, und das ganze Bild in ein tragiſches Element getaucht. Denn wol war's tragiſch, daß ein ſo reines, hochherziges Weſen wie Charlotte Corday, ſich in dem Wahn verlieren konnte, Frankreichs Heil hänge davon ab, daß ſie ihre edle Hand mit dem ekelhaften Blut Marats beflecke. Nun hat ſie's gethan! er liegt hinten im Zimmer, faſt ganz dem Aug' entrückt. Zwei Männer haben ſie angefaßt, um ſie in's Gefängniß zu führen. Einer hat hinter ihr einen Stuhl drohend erhoben, um ſie damit zu Boden zu ſchmettern; Andre toben ſeitwärts herein. Sie geht in der Mitte zwiſchen jenen Beiden; ſie hört nicht, ſie ſieht nicht, ſie hat mit dem Leben abgethan; was auch kommen möge — es geht ſie nichts mehr an. Wie ein Geiſt wandelt ſie von dannen. Mit jener gewaltſamen That, zu welcher ſie alle Kraft zuſammennehmen mußte, die in den höchſten Momenten nur dem Menſchen zu Gebot ſteht, hat ſie ſich von der Erde abgeſchieden. Aber erſchrocken, beſinnungslos, geängſtigt iſt ſie eben ſo wenig, als ſie heroiſch iſt. Sie trägt ein blaßblaues ſchlichtes Kleid, mit engen Ermeln, nach der Mode der Zeit, und auf ihren langen ſchwarzen Locken eine weiße Haube, mit einem breiten, leichten Streif, der in den Nacken herabfällt. Dieſe Haube gefällt mir wundervoll, ſieht ſo häuslich aus, erzählt von ſo einfachen Gewohnheiten, daß man nicht begreift, wie der Kopf unter ihr zur Erſinnung ſo blutiger That

hat kommen können, um in Blut getränkt durch die Guillotine zu enden. Aber in Zeiten ſo wilder Gährung, wo alle guten und böſen Leidenſchaften des Menſchen wie entfeſſelte Geiſter durcheinander raſen, da iſt es doch auch wieder ſehr natürlich, daß ihr ſtrudelnder Einfluß ſich eines ſolchen Kopfes bemächtigt. Sie iſt groß und ſtark von Geſtalt, ihre Züge ſind feſt und klar, nicht fein; das mächtige dunkle Auge blickt über die Paar Erdentage fort und in die Ewigkeit hinein. Ich habe nie ein Porträt von Charlotte Corday geſehen, und ich meine, dies Bild könnte wol recht ähnlich ſein. Es iſt nur klein, und ſehr ſchön von Farbe. Wenn Delaroche die in ſeiner Gewalt hätte, ſo wär' er ein ganz außerordentlicher Maler! Bei dem Tode der Eliſabeth von England, wie ſie in ſtummer Verzweiflung zehn Tage und zehn Nächte auf dem Erdboden liegt und ſich hinſterben läßt in ihrem Gram und in ihrem Grimm um den geliebten Eſſer und gegen die treuloſe Gräfin von Nottingham — da läßt man ſich dieſe ſchauerlichen Farben, die gleichſam aus der Unterwelt ſtammen und auf ſie hinweiſen, noch gefallen. Aber warum bei Edward V., dem kleinen minderjährigen König von England, und ſeinem Bruder, welche ihr Oheim, Richard III., würgen ließ? Da ſteht der eine Knabe ganz vioett aus, und der andre ganz gelbgrau, und beide ſitzen neben einander! Es iſt dennoch ein ergreifendes Bild, das einem unwiderſtehlich mit bangem Mitleid die Bruſt beklemmt. Verlaſſen und einſam ſind die unglücklichen Kinder in einem Gemach des Towers eingeſchloſſen. Es iſt Abend. Sie ſitzen auf ihrem Bett und haben zuſammen im Gebetbuch geleſen. Der Eine iſt dabei ſchläfrig werden und nickt ein wenig ein; ſein kleiner grauer Kopf hängt ihm welk und matt auf die linke Schulter. Der Andre — das iſt der mit dem violetten Colorit — ſieht kräftiger aus, und iſt auch ganz munter geblieben. Plötzlich wird er ſehr erſchreckt, denn etwas Ungewöhnliches iſt nah, und der arme Knabe hat ſchon den richtigen Inſtinkt, daß das Ungewöhnliche faſt immer etwas Schlimmes iſt. Sein Wachtelhündchen iſt aufgeſprungen und ſtarrt um das Fußende des Bettes nach dem geſchloſſenen Fenſter herum, durch deſſen Spalte ein dunkelrother Lichtſtreif ſchimmert. Dies Licht kann der kleine Prinz nicht ſehen, nur das Hündchen; aber er ängſtigt ſich ſchon genug, lauſcht, und iſt im Begriff vom Bett herab zu ſpringen. Dieſe Kinder im Gefängniß, ohne einen andern Freund auf der weiten Welt, als den kleinen Hund, der ſie nur bewachen und warnen, nicht retten kann, gehören recht zu den traurigen Geſchichten, an denen das Leben ſo reich iſt. — Die Schlachtgemälde von Horace Vernet gefallen mir ungemein. Das kann ich ſonſt keineswegs von dieſer Gattung ſagen, in der ich gewöhnlich nichts gewahr werde, als eine große Confuſion, verhüllt in Pulverdampf. Er malte ſie ohne Pulverdampf. Wie er das anfängt, weiß ich nicht: man meint, er gehöre dazu. Aber es wird mir immer ganz klar, daß es ſo in einer Schlacht zugehe. Seine andern Gemälde, z. B. Judith und Holofernes, kommen mir gar nicht wie von ihm vor, und wenn man ſie bewundert, ſo geſchieht das wol mehr zu Ehren ſeines Namens, als ihrer Verdienſte wegen — tout comme chez nous! Das ſetzt mich auch weiter gar nicht in Erſtaunen; wol aber das: weshalb Vernet ſich ein unſchönes Modell, mit alltäglichen Zügen und krankhaften Ausſehens zur Judith wählen mogte! Sie benimmt ſich auch ganz wie ein Modell, und gar nicht wie die Judith bei der Sache. Wenn in der nicht etwas Begeiſterung, etwas wilder Fanatismus, etwas Ueberzeugung ihres guten Rechtes und ihres Bewußtſeins im Namen Gottes zu handeln durchblickt, ſo iſt ſie eine widerwärtige Perſon. Sogar mit dem Allen iſt ſie's mir. Ich find' es ſchlecht, Jemand in ſich verliebt zu machen, um ihn darauf umzubringen. Sie hätte ſich ja etwas Andres aufdenken können. Hat Charlotte Corday es doch gethan! Ich hab' wol ſchon hundert Judithbilder geſehen; doch nur ein einziges hat mir gefallen, im Palaſt Pitti zu Florenz, von Criſtoforo Allori. Die Judith imponirt mir! Wie ſie von dannen wandelt, aus dem feindlichen Lager, heim zu ihrem Volk, zum Volk Gottes, deſſen Berufene ſie war, im Goldſtoffgewande, mit ſtolzem kaltem Blick, ohne Grimm und ohne Trauer, in der Rechten ein Schwert, in der Linken, beim Haar es faſſend, das Haupt des Holofernes — da hat ſie einen majeſtätiſchen, altteſtamentlichen Charakter, vor dem ich mich in reſpektuöſer Entfernung halte und denke: Jehovas Rathſchläge ſind wunderbar. Nur der ſtrenge bibliſche Hintergrund nimmt ſolchen Gemälden ihre Herbheit, und Vernet hat das ſeine ganz modern gehalten, im Ausdruck wie in der Anordnung.

Von Statuen nenn' ich auch eine von Chaudet: den Hirten Phorbas, der den kleinen Oedip auf dem Cithären vom Baum abgelöst hat und ſich bemüht, ihn in's Leben zurück zu rufen. Ganz warm von Mitleid, von Sorgfalt iſt dieſe ſchöne Statue, und die Stellung eben ſo innig als natürlich, in der er das Kind hält und ihm aus einer Schaale zu trinken reicht. Der Hund des Phorbas ſitzt zwiſchen den Füßen ſeines Herrn und bemüht ſich, an deſſen Sorgfalt Theil zu nehmen, indem er die geſchwollenen Füßchen des kleinen Oedip leckt. Ich wüßte keine moderne Statue, die ſo warm und wahr gedacht, und ſo unbefangen ausgeführt wäre. Uebrigens iſt Chaudet geſtorben, ehe er ſie ganz vollendet hatte.

Das ganze Muſeum im Luxembourg ſcheint mir ſehr unvollſtändig. Zwiſchen den Bildhauern fehlt David, zwiſchen den Malern ein gutes Gemälde von Ingres; denn das kleine Bildchen „Roger und Angelica“ giebt keine Vorſtellung von ſeinem Talent, und iſt vor einigen zwanzig Jahren gemalt. Von Gudin iſt eine einzige Marine, und bei Weitem nicht von der Vollkommenheit der Luft- und Waſſerfärbung, und der ätheriſchen Transparenz, die ich ſonſt ſo ſehr an ihm bewunderte. Ich dächte in einem ſolchen nationalen Muſeum müßte das Allerbeſte der Jetztwelt verſammelt ſein.

Der Palaſt der Tuilerien, welcher den Raum einer Ziegelei einnimmt, die während vier Jahrhunderte alle Ziegelſteine für Paris lieferte, wurde von Philibert Delorme für Catharine von Medici erbaut. Doch nur das Mittelgebäude iſt von ihm, und auch das hat inwendig viele Veränderungen erlitten. Spätere Könige, bis auf Ludwig XIV., ließen es vergrößern und über die Gebühr erweitern; der, vollenden. Es iſt ein langes, langes Gebäude; Pavillon reiht ſich an Gallerie, und Gallerie an Pavillon — alles in einer Linie, und man ſieht nicht ein, weshalb ſie überhaupt aufhört. Es iſt ſo wenig Einheit drin, daß es ohne Störung eben ſo gut noch einmal ſo groß, als noch einmal ſo klein ſein dürfte. Mit zwei Flügeln und mit einem Eiſengitter, in deſſen Mitte der Triumphbogen des Carrouſel ſteht, iſt der viereckige Hof abgeſchloſſen. Ich finde nicht nur das Louvre, ſondern auch das Luxembourg von größerm Effekt, beſonders wol deshalb, weil der ungeheuer weitläuftige kahle Carrouſelplatz ſich wie eine Wüſte vor dem Hof der Tuilerien ausbreitet. Die Höllenmaſchine vom 24. Dezember 1800, welche den erſten Conſul in die Luft ſprengen ſollte, war am Ausgang einer Straße auf dieſen Platz angelegt, und beſchädigte einige fünfzig Häuſer dergeſtalt, daß ſie weggeräumt werden mußten. Seitdem hat er ein unregelmäßiges, verſtörtes Anſehen behalten. Drinnen im Palaſt ſind, wie in ſämtlichen königlichen Schlöſſern, viel Gemälde, namentlich in dem Marſchalls-Saal die Porträts ſämtlicher Napoleoniſchen Marſchälle, einige recht ſchön gemalt, jedoch gar zu monoton durch Uniform und ſoldatiſche Haltung.

Endlich iſt im Palais Royal eine recht intereſſante Gallerie, welche die verſchiedenen wichtigen Momente darſtellt, die der Palaſt ſelbſt gehabt hat — von ſeiner Erbauung durch Cardinal Richelieu, bis zur Thronbeſteigung des Königs Louis Philippe. Die Gemälde ſind anziehender durch hiſtoriſche als durch künſtleriſche Bedeutung, obgleich ihnen große Namen nicht fehlen. Horace Vernet hat den Moment gemalt, wo die Prinzen von Condé, Conti und Longueville, auf Befehl Annas von Oeſtreich, während der Fronde gefangen genommen wurden, als ſie eben die Treppe des Palais Royal hinabgingen. Das Gemälde ermangelt nicht des Lebens und Ausdrucks; nur aber iſt's, als ob Schauſpieler die Prinzen darſtellten, und nicht, als ob ſie ſelbſt es wären. Der König Louis Philippe hat dieſe Gemälde, wie ſo unzählige andre, während ſeiner Regierung machen laſſen. Doch ſollen die Künſtler nicht zufrieden ſein, und über Mangel an Unterſtützung klagen. Aber wer iſt zufrieden in Frankreich?

Von den Privatgallerien wünſchte ich hauptſächlich die des Marſchall Soult zu ſehen. Es muß deshalb an ihn geſchrieben werden. In Wien iſt das auch bei einigen Privatgallerien erforderlich, welche keine beſtimmte öffentlichen Tage haben: allein niemals bleibt die bewilligende Antwort aus. Daher überraſchte es mich außerordentlich, nicht nur keine bewilligende, ſondern überhaupt keine zu erhalten. Ich fragte meinen Banquier, wie das käme, und er ſagte: Marſchall Soult zeige ſeine Gallerie ſeit einiger Zeit nicht mehr, weil ihm verſchiedene Journale Grobheiten und Impertinenzen über die Art geſagt, wie er ſie in Spanien geſammelt. Iſt das zu begreifen, ſowol von Marſchall Soult, als von den Journalen? Daß er ſie durch das Recht des Stärkern erworben, weiß Jedermann, und er kann die dabei vorgefallne Illiberalität am Beſten dadurch verſöhnen, daß er liberal den Zutritt zu ihr geſtattet, und in den Beſchauern Freude und Dank weckt, daß dieſe Kleinodien aus dem barbariſchen Spanien nach dem civiliſirten Paris gerettet ſind. Statt deſſen hält er ſie unter Schloß und Riegel! Wie gefällt Ihnen dies Pröbchen von dem civiliſirten Paris? Und dieſe tugendhaften Journale, welche dem Marſchall Soult vorwerfen, gar nichts oder zu wenig für ſeine Bilder gezahlt zu haben, und mörderiſche Fabeln auf ſeine Rechnung erfinden, ſind doch allzu lächerlich! Denn daß Napoleon aus allen Hauptſtädten Europas die Kunſtſchätze nach Paris entführte — das fanden die Franzoſen ganz in der Ordnung, und ſahen eine große Ungerechtigkeit darin, daß ſpäter die Sieger ihr Eigenthum zurücknahmen. Weshalb alſo dem Marſchall zum Verbrechen anrechnen, was dem Kaiſer zum Ruhm gerechnet wurde? — Mit der Gallerie des Herrn Aguado war ich nicht glücklicher. Wieder wünſchte ich von meinem Banquier Auskunft darüber, und er ſagte: er begriffe das nicht, Herr Aguado zeige ſehr gern ſeine Gallerie, aber er ſei freilich auf dem Lande! — Nein, da lob' ich mir einen Fürſt Lichtenſtein, einen Prinz Doria und Borgheſe! Deren Gallerien ſind für Jedermann geöffnet, unabhängig davon, ob der Beſitzer in der Stadt oder auf dem Lande iſt. Da lob' ich mir Spanien, das als barbariſch verſchriene Spanien, wo nie der Fremde von einem Hauſe zurückgewieſen wird, das Kunſtgegenſtände enthält. — Es ſoll noch einige ſehenswürdige Privatgallerien in Paris geben; aber ich hatte die Luſt verloren. Ueber das iſt ohnehin eine immerwährende Schreiberei! um das Palais Royal zu ſehen, um die Tuilerien zu ſehen, wird geſchrieben! Indeſſen bekommt man dazu doch die Bewilligung, und zieht dann am beſtimmten Tage mit funfzig oder hundert oder noch mehr Menſchen, wie eine Heerde durch die Gemächer, ohne Zeit zu haben nach Luſt und Laune zu verweilen oder zu gehen. So unpaßliche Manieren ſind mir nie und nirgends vorgekommen! Um einige öffentliche Gebäude zu ſehen, z. B. die noch nicht vollendete Kirche der Madelaine, muß man einen gewiſſen gelben Zettel haben und zeigen, auf dem ſie gedruckt verzeichnet ſind. Weder das Schloß von Vincennes, noch die Sainte Chapelle im Juſtizpalaſt, an der inwendig gebaut wurde, ſtanden in dieſem Verzeichniß, und letztere beſonders hätte ich ſo gern geſehen! ſie iſt das älteſte wohlerhaltene Gebäude, und aus der Zeit des heiligen Ludwig. Nach vielen Erkundigungen hieß es denn: dazu ſei eine ganz beſondere Erlaubniß nothwendig, und es müſſe abermals geſchrieben werden — ich glaube an den Miniſter, der die öffentlichen Bauten unter ſich hat; ich kann mich in der That nicht mehr auf die Aemter und Würden der verſchiedenen Erlaubnißſpender beſinnen. Alſo wurde geſchrieben. Aber ſiehe da! es kam nichts, als der gelbe Zettel, von dem ein Paar Dutzend Exemplare im Bureau meines Gaſthofs für die Fremden bereit lagen, und den uns der Wirth längſt ohne Brief und ohne Bitte gegeben. Um im Louvre zugelaſſen zu werden, muß der Fremde ſeinen Paß vorzeigen. Nach drei oder vier Beſuchen ſagte der Portier indeſſen doch, nun ſei er nicht mehr nöthig, und ich erinnere mich, daß der Lohnlakey große Mühe hatte, uns den Zutritt zum Luxembourg zu verſchaffen, weil wir den unglücklichen Paß vergeſſen hatten. Wer in aller Welt kann immer an den denken, wenn man friedlich in einem Orte lebt, und nicht über die Grenzen fremder Länder — nur aus einem Kunſtgebiet in's andre geht.

Die Manufaktur der Gobelins iſt eine Kunſtanſtalt einzig in ihrer Art, eben ſo einzig wie die Moſaikſtudien zu Rom. Da werden die Gemälde mit Steinen copirt, hier mit Wolle, und Beides in gleicher Vortrefflichkeit. Gobelins heißen dieſe Tapeten nach ihrem erſten Erfinder. Ludwig XIV. machte auf Colberts Rath aus dieſer Privatanſtalt eine königliche, weil die Koſten für einen Privatmann zu groß, aber die Kunſt zu ſchön ſei, um ſie verfallen zu laſſen. Ihre Erzeugniſſe wurden zu Meubles und Tapeten in den königlichen Schlöſſern, und zu königlichen Geſchenken beſtimmt, und der Maler Lebrun wurde 1667 der Direktor dieſer Manufaktur. Seitdem hat ſie ſich immer mehr und mehr vervollkommnet, in Zeichnung und Nuancirung ſowol, als in Reichthum und Schönheit der Farben. Jetzt macht man ſogar ſchon Porträts! das lebensgroße des Königs, in ganzer Figur, war vollendet, und genau in Farbe und Ausdruck wie das Original; an dem der Königin wurde gearbeitet. Es iſt recht merkwürdig, arbeiten zu ſehen. Je nachdem die ſeinen Bindfädchen, welche das Grundgewebe bilden, in einem ſtehenden oder liegenden Rahmen aufgeſpannt ſind, nennt man die Arbeit Hauteliſſe oder Baſſeliſſe, und auf jenen Fäden ſind die Contoure des Gemäldes flüchtig mit ſchwarzer Farbe angegeben. Drei bis vier Arbeiter ſitzen an jedem Rahmen, je nachdem er größer und kleiner, und arbeiten zu gleicher Zeit, ſo daß der eine die rechte Hand macht, und der andre die linke. Hinter ihnen an der Wand hängt das Stück, womit ſie ſich grade beſchäftigen, aber buchſtäblich das Stück: Kopf, Hand, Fuß, was es ſei! nicht das ganze Gemälde. Das wird copirt und zerſchnitten in regelmäßige Theile, und ſind ſie mit dem einen Vorlegeblatt fertig, ſo bekommen ſie ein andres. Wie es möglich iſt Harmonie in das Ganze zu bringen? fragt man ſich, wenn man dieſe ſeltſame Arbeit ſieht, bei der Jeder mit ſeinen Hunderten von Klöppeln auf ſeinem Fleck und auch ſcheinbar ganz auf ſeine eigne Hand herumwirthſchaftet. Daß es am Ende doch ein klares, zuſammengeſchmolzenes Gemälde iſt — darin beſteht eben die Kunſt. Fontainebleau iſt auf's Reichſte mit Gobelins ausgeſtattet, welche der König nach Gemälden der namhafteſten Künſtler hat anfertigen laſſen.

Auch die Porzellanfabrik zu Sèvres, eine Stunde von Paris, hat ihre Künſtler, unter denen Conſtantin und Madame Jacotot obenan ſtehen. Die malen auf dem zerbrechlichen grellen Porzellan, mit den fahlen und veränderlichen Farben, welche nach dem Brennen ganz anders ausſehen, als vorher, die ſchönſten Bilder, die vollendetſten Kunſtwerke. Da war das Porträt von van Dyk, nach dem von ihm ſelbſt gemalten Original im Louvre — ja, zum Verwechſeln! und die Sta. Cécilia von Rafael, welche Madame Jacotot grade copirte, als ich vor ein Paar Jahren in Bologna war, hing nun auch vollendet in dieſem kleinen und ganz extraordinären Muſeum. Ach, es iſt ein großes Vergnügen, dieſe Kunſtfertigkeit des menſchlichen Kopfes, und dieſe Geſchicklichkeit der menſchlichen Hand in all' ihren Richtungen kennen zu lernen. Und wie das bewundernswerth iſt, daß, wenn der Menſch nur Talent hat, jeder Stoff ihm recht iſt, und er jeden zu verarbeiten weiß: wollne Fäden, kleine Steine, buntes Pulver mit Waſſer oder mit Oel präparirt. Auf ein Brett malt dieſer, der auf ein Tuch, jener auf einen Teller, und ein Andrer überwebt Bindfaden; und am Ende, wenn's fertig iſt, ſind's Köſtlichkeiten, welche die Könige mit Gold aufwiegen, und welche die Glorie ihrer Schlöſſer ausmachen —

und doch ſo ſchlechtes Material, daß es in tauſend Stücke zerbrochen und vom Wurm gefreſſen werden kann. Ja, vom Wurm! Das iſt das Ende aller Dinge. Und die eklen Würmer, welche die Gobelintapeten und die Hände, welche ſie wirkten, zerfreſſen, ſind wie kleine atomiſtiſche Symbole des großen, raſtlos thätigen Rieſenwurmes der Zeit, der an und um uns ſein geſchäftiges Weſen treibt.

Wir wollen nach dem Gottesacker des Père Lachaise fahren, und uns dort ein wenig ausruhen — ſagte ich einmal, ganz überſättigt und gelangweilt von all' den Herrlichkeiten, welche das Leben bunt ausſtaffiren, um ihm die Ausſicht auf's Grab zu verſperren. Denn das iſt ſo mit mir, liebſte Emy! wenn das Daſein recht aufgeregt iſt oder recht friedenvoll — in Momenten großer Schmerzen oder tiefen Glücks, oder im Gemiſch von Beiden; — dann mag ich nichts wiſſen von Grab und Tod, oder dann hab' ich auch im Grunde nicht Zeit, an ſie zu denken, weil mich das Leben ganz in Anſpruch nimmt; aber in ſolchen glatten, charmanten Tagen, voll Gemälde und Monumente und Spazierfahrten und Modiſtin und Oper und Tortoni — da werd' ich's überdrüſſig, da denk' ich leicht: „O Himmel, welch' eine Jammerexiſtenz! wie lange muß man ſich denn die bunte Miſere gefallen laſſen! es iſt doch ein rechtes Glück, daß man nicht ewig in den Straßen von Paris herum zu fahren braucht!“ Goldne Tage erträgt der Menſch; vergoldete nicht, und das Leben in Paris, und Paris ſelbſt, iſt ſo vergoldet! Es macht ſich darin ein beklemmendes Ungenügen fühlbar, und doch mag es der Ort ſein, wo die meiſten materiellen und geiſtigen Mittel — London ausgenommen — vereinigt ſind. Kommt die Spannung und Unruh daher, daß die Zuſtände immer einer Wendung gewärtig ſein müſſen, und daß man, weil man die innere und äußere Unſicherheit nicht übermeiſtern kann, ſie zu betäuben, und ſich ſelbſt ſo viel wie möglich feſt zu ſtellen ſucht? Das iſt eben die Vergoldung, der man, ſo ſtark ſie auch aufgetragen ſein möge, dennoch anſieht, daß ſie ſich abnutzen wird und weder immer dauern, noch immer blenden kann. Und wenn ſie nicht mehr blendet, ſo wird man ſie wegſchaffen wollen! aber nicht mit der Feile, ſondern mit der Axt. Den Pariſern werden ihre charmanten Tage einſt grade ſo zuwider werden, wie mir — allein ſie werden ſchwerlich nach dem Père-Lachaise wandern, um ſich davon zu erholen.

Was nun die Erholung betrifft, ſo kann ich auch warlich nicht ſagen, daß ich ſie dort gefunden. Ach, ſogar auf der Stätte der Todten herrſcht in Paris derſelbe Tumult, als zwiſchen den Lebenden. Da wird gefahren, da wird gebaut, da wird niedergeriſſen! wer nicht eine concession à perpétuité für ſein Grab gekauft hat, der muß wieder hinaus! nach ſechs Jahren wird er aufgeſcharrt, Sarg, Gebeine, Staub, was vorhanden iſt, muß Platz machen, wird, weiß Gott wohin, geſchafft. In Paris haben nicht einmal die Leichen Frieden! ſie müſſen Kämmerchen vermiethen ſpielen. Wie es nun aber möglich iſt eine geliebte Leiche dahin zu betten, wo ſie nach ſechs Jahren ausgewühlt wird? Père-Lachaise, der Gottesacker der guten Geſellſchaft, und die concession à perpétuité iſt ſehr koſtbar. Man will beim Begräbniß zeigen, daß man vom bon genre iſt, und nach ſechs Jahren — guter Himmel! wie lange iſt da der Todte vergeſſen. In Paris iſt die höchſte Befriedigung die, die Mode des Augenblicks mitzumachen. Der Gottesacker ſteigt an einem Hügel empor; oben liegt eine Kirche. Von dort hat man einen der berühmten Ausſichtspunkte auf Paris, wie von Monte Mario auf Rom, oder von der Eſtella-Kirche auf Liſſabon, oder von St. Elmo auf Neapel. Aber wie verſchieden iſt der Eindruck, den ich hier empfing. Rom! mit Ruinen durchwebt, von Wüſten zerſchnitten, von Einöde umgeben, Sonne der alten Tage, Cenotaph der eigenen Größe —

welch' einen Thron hat dort die Vergangenheit. Erinnerungen machen traurig, o ja, zum ſterben traurig, allein ſie ängſtigen nicht. Liſſabon und Neapel! wol iſt da die Gegenwart ängſtigend genug, wol fühlt man ſich beklemmt durch die Unordnung, den Druck, den Mißbrauch, den Mangel an Einſicht, Uebung und gutem Willen, welche wie ſchwere Dünſte am Horizont gelagert ſind, aber welchen ſüßen unwiderſtehlichen Zauber hat die Natur über ſie gebreitet. Wie glänzend, wie feſtlich, wie rege, und dennoch wie beſchwichtigend durch ihre Schönheitsfülle iſt dort die Natur. Wie die Geiſter der Vergangenheit in Rom — ſo miſchen hier die Geiſter der Berge, des Meeres, des Stroms, ihre großen Stimmen zwiſchen die Stimmen der Menſchen, und unſer Ohr lauſcht hin nach den Geiſtermelodien. Wir meinen wol, wir hätten unſere ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme den verſchiedenen Modulationen der Menſchenſtimme zugewendet — da trifft uns ein Ton! weht er aus den Lüften herab? rauſcht er vom Gebirg herüber? ſteigt er aus dem Meer empor? Und noch ein Ton! Wir horchen hin. Terzen folgen, Akkorde, Harmonien, die keiner Tonart angehören, für die es keine Worte giebt; ſie ziehen in unſre Seelen, wie das Wiegenlied in's Ohr eines Kindes; das Getöſe der Welt verhallt; die Wirklichkeit bricht ſich wie eine matte Welle an dem Roſenufer der Poeſie. — Das ſind Stätten für den Dichter. Trauern, und die Trauer verklären durch eine Glorie von Kraft und von Schönheit — iſt ſein Element. Es iſt um ſo reiner, je erhabener, ich meine je unegoiſtiſcher ſeine Trauer iſt; darum hat er eine Sehnſucht nach den Stätten, den Orten, den Gedanken, den Thaten, die ihn in die Atmoſphäre verſetzen, in welcher er ſich heimiſch fühlt — nicht weil er in ihr geboren iſt, oder durch Bande des Blutes und der Gewohnheit auf ſie hingewieſen wird — ſondern weil ſeine beſten Kräfte in ihr Nahrung finden. — Wähnen Sie nur nicht, daß ich Unthätigkeit wollte. O nein! ich liebe raſtloſe Thätigkeit. Die Arbeit lieb' ich freilich nicht, weder geiſtig noch leiblich, weil Mühe und Staub drum und dran hängen, aber ich erkenne das auch für einen Fehler. Thätigkeit will ich immer, Streben und Kampf, für mich, für Andre, für Alle; nur muß eine Verklärung eintreten, momentan wie der Regenbogen, meinetwegen! nur daß ſie da iſt, da ſein kann. Möge ſie aus ſchweren Schickſalen, aus ungeheuren Miſſethaten, aus unſterblicher Herrlichkeit ſich weben, wie um Rom, das ſeinen Kampf ausgekämpft hat; oder aus der Schönheitsfülle der Natur, wie um Neapel und Liſſabon, die ihrem Kampf entgegen gehen — einerlei! in herben Geſchicken und in heitern Sonnenſtrahlen waltet göttliche Gnade, und an ſie erinnert werden, iſt Verklärung, iſt der Tabor, auf dem wir gern, wie einſt Petrus, Hütten bauen mögten, und von dem wir wieder in die flache Lebensebene hinabſteigen müſſen — aber erquickt und durchgeiſtet. — Nun auf dem Père Lachaise! Auf einem Gottesacker bin ich immer friedlich geſtimmt. Ich ſehe das Ende der irdiſchen Dinge, das Grab; und da es im Leben auch himmliſche Dinge giebt, die gar nichts mit Staub und Verweſung gemein haben, alſo nicht deren Region anheimfallen können: ſo ſeh' ich über die Gräber fort und nach einem Platz mich um, wo ſie ihre bleibende Stätte haben dürften, dieſe himmliſchen Dinge; und da ich auf der Erde keinen ſinde, ſo muß es wol über der Erde ſein. Und bei den Gräbern, die ſo viele geliebte und liebende Herzen zudecken, fällt mir ein, daß dieſer Kelch der Schmerzen an mir vorübergegangen, daß Ihr lebt; Ihr, die Meinen, die ich liebe, die mich lieben, daß Euer Blick und Euer Wort mich erreichen, daß dieſelbe Sonne zu unſern Häupten, dieſelbe Erde zu unſern Füßen iſt, daß wir von demſelben Weh und demſelben Glück wiſſen — o mein Gott, daß wir leben! — Wie ſollt' ich von ſolchen Gedanken nicht zugleich friedlich und freudig geſtimmt werden? Doch es half mir nichts. Da vor mir lag die Stadt, etwas tiefer als mein Standpunkt, recht gut zu überblicken, nämlich, um einzelne Gebäude herauszufiſchen; aber im Ganzen unüberſehbar; Haus an Haus, Dach an Dach, Steinmaſſe an Steinmaſſe, dicht und feſt gedrängt, wie die Beeren an einer Traube; ſchwarzgrau, compact, langgedehnt, gleich einer Stratus-Wolke; Notre-Dame, mit ihren zwei Thürmen, die Kuppeln des Panthéon, der Invaliden, des Val de Grâce, die übrigen Gebäude zwar überragend, aber ganz von dem brodelnden Qualm verhüllt und gleichſam in ihm begraben, welcher über großen Städten ſchwebt und ihre Luft ſo fürchterlich ungeſund macht. Landſchaft — gar nicht! die Umgegend von Paris iſt Paris auf dem Lande, Paris in Schlöſſern, Gärten, Campagnen, Dörfern — lauter Vergnügungsorte, mehre Meilen im Umkreis; keine Landſchaft, ſo weit das Auge reicht. Himmel — auch nicht! Paris hat ſeinen eignen Himmel, eben jenen ungeheuren Dunſt, Emanation des animaliſchen Lebens, das in ſeinem Schooß wühlt und kocht und gährt. Wie ferner Wellenſchlag am Ufer, oder ferner Donner eines Waſſerfalls, in einzelnen Stößen, vom Winde getragen, kam zuweilen ein großes Getöſe, aber ganz wirr und unbeſtimmt, von der Stadt zu uns herüber. Es klang recht ſchauerlich. Ach, in dieſem Echo des Lebenstumultes, zwiſchen Wagengeraſſel und Pferdetritten, zwiſchen Maſchinenwirbel und Werkzeuglärm, zwiſchen Opernorcheſter und eleganter Converſation, meint' ich Angſtgeſchrei heraus zu hören und Gewimmer, Bitte und Klage, Drohung und Fluch. Damit faſt eine Million Menſchen ſo nahe bei einander lebe, ſich gegenſeitig ertrage, gebrauche, helfe, was iſt dazu für ein Verkehr nöthig! wie viel Millionen Worte müſſen deshalb gewechſelt werden! wie viel Hader und Streit, Begier und Neid, Unerſättlichkeit und Uebermuth, Sorge und Verzweiflung muß da aufwachen, geſchlichtet oder unterdrückt, befriedigt oder gereizt werden! mit welcher brauſenden Donnerſtimme und mit welchem unermüdlichen, dem Picken des Todtenwurms ähnlichen Geräuſch müſſen da die Leidenſchaften ſich kund geben! Das war dort unten, in der Stadt der Lebenden. Hier oben, auf dem grünen Berge, in der Stadt der Todten, die ihre Straßen von Gräbern, ihre Häuſer von Mauſoleen, ihre Thürme von Obelisken, ihre Gärten von welken Kränzen und, damit ihr keine Aehnlichkeit fehle, auch ihre Hütten der Armuth in jenen aufgeriſſenen und verſtörten Grüften hat — wenn's hier oben wenigſtens ſtill und ruhig, wenigſtens ohne die ſchauderhaften Contraſte geweſen wäre, welche da unten die verſchiedenen Stufen der Exiſtenz zerkluſten! aber nein! Es herrſchte eine ungeheure Verwüſtung. Eine ganze Population von Arbeitern war in tumultuariſcher Beſchäftigung, grub und ſchaufelte, baute und mauerte, fuhr und karrte. Hier geht's ja zu wie beim Bau von Babylon, dacht' ich. Dies gewaltige Treiben iſt nothwendig, um die Todten zu beherbergen; ſo viel Menſchen ſterben täglich in Paris. Die Leichenzüge folgten ſich ununterbrochen. Ging der eine, ſo kam der andre. Viele Trauergeſtalten wandelten zwiſchen den Monumenten umher, mit Blumen, mit weißen Todtenkränzen, welche ſie ihren Dahingeſchiedenen brachten; bei Weitem mehr Frauen als Männer, wie das in der Ordnung iſt: die Frau betrauert in Thränen, der Mann in der Erinnerung. Ganze Schaaren von Spaziergängern benahmen ſich wie auf der Promenade; junge Leute rauchten ihre Cigarre, Griſetten ſchnatterten mit der näſelnden und ſchnarrenden Ausſprache des Pariſer Volks durcheinander; zärtliche Paare fanden ſich auch, die Jünglinge ſahen mir aus, als ob ſie dem quartier latin angehörten, denn ſie unterhielten ihre ſchönen Damen in einem gewiſſen dozirenden Ton. Der Eine erklärte der ſeinen, wer der General Foy geweſen; der

Andre erzählte die Geſchichte von Abailard und Heloiſe. — Fremde ließen ſich vom Cuſtode herumführen und die Kurioſitäten ſeines Muſeums zeigen. Ach nein! Stille des Friedhofs wohnt hier nicht! — Und wie ſie prunken und prangen, die Monumente! eins ſo geſchmacklos als das andre, und eins immer höher als das andre, ſchwerfällig, prahleriſch, ohne Sinn und ohne Bedeutung. Kein einziges, dem man anſah, daß die Liebe es erdacht hat. Alle, alle, vom Architekten auf Beſtellung angefertigt. Himmel! wenn ich ein geliebtes Grab mit etwas Anderm als mit einem Kreuz bezeichnen wollte, ſo würd' ich dafür doch etwas zu erdenken verſtehen, ſollt' ich meinen. Kreuze — die giebt's gar nicht! die ſchicken ſich nicht für dieſen Salon. Die ſind ein unmodiſches Meuble. Wären ſie wenigſtens Rococo, ſo würden ſie vielleicht hie und da ein Plätzchen finden. Auch keine Sprüche aus der Bibel. Statt deſſen die Worte „concession à perpétuité" auf dem Eingang, ſo wie es in einigen Ländern Sitte iſt, die Häuſer mit einem Blechſchild, worauf ein Phönix, zu bezeichnen, welche in einer Feuerverſicherungsanſtalt eingeſchrieben ſind. Ein Grab rührte mich; das eines Kindes. Es hatte auch ſein kleines Haus, ſeine Niſche — wie ſoll man's nennen! — in antiker Form, und jene widerlichen Worte am Fries; aber drinnen war's herzig. Ein kleiner weißer Altar, zwei Lilienzweige daneben und das Bild der heiligen Agnes mit dem Lamm darüber; wahrſcheinlich die Namensheilige der kleinen Todten. Auf dem Altar die Spielſachen des Kindes, Püppchen von Wachs, winziges Geſchirr von Porzellan, Alles weiß und friſch; die Mutter kommt oft her! und das ganze Innere der Niſchenwände mit Kränzen weich und freundlich austapezirt. Da waltet die Liebe! all' dieſe kindlichen Kleinodien hat die arme Mutter über das Grab geſtreut. Wer weiß, ob ſie nicht heimlich hofft, das Kind einmal wieder mit ſeinen kleinen irdiſchen Schätzen ſpielend zu finden. Das Monument von Caſimir Perrier iſt — ſeine eigene Statue, hoch aufgerichtet, grade ſo, wie man ſie etwa in der Pairskammer, oder auf einem öffentlichen Platz, oder wo man ſonſt Luſt hätte, aufſtellen könnte. Am andern Abhang des Hügels ſind die Begräbnißſtellen auf ſechs Jahre. Da war eine Geſchäftigkeit wie im Frühling in den Gärten, wenn die Gärtner neue Gemüſebeete anlegen. Aber ſtatt der Steine, der Wurzeln und des Unkrauts, welche die Gärtner aus der Erde werfen, ſchafften die Todtengräber Ueberbleibſel von Särgen und deren Inhalt fort. Auf der einen Seite des Hügels die concession à perpé—

tuité durch Gold aufgewogen: eine Beſitznahme für alle Zukunft auf der Stätte, die wie keine andere an die Nichtigkeit des Beſitzes mahnt. Auf der andern Seite: die Ausführung der agronomiſchen Anſicht, den Erdboden nicht brach liegen zu laſſen. Auf beiden Seiten: die Weltlichkeit in ihrem treuſten Gepräge des Uebermuths und der Unruh, dazwiſchen auftauchend, phönixſelten, die Spur eines Gefühls, eines Gedankens, einer Seele — das iſt der berühmte Gottesacker des Père–Lachaise. Wo um den Tod ein ſolcher Mangel an Pietät ſchwebt, wie muß es da mit dem Leben beſchaffen ſein? Ich ſah mir die Rieſenſtadt an, als ob ich eine Antwort von ihr erwarte; doch ſie gab keine andre, als ihr ſurrendes Bienenſchwarm-Geräuſch. Und nun ſoll ſie noch rieſenhafter gemacht werden, ſoll in den Feſtungsgürtel hineinwachſen, den man ihr umſchnallt! Achtzigtauſend Bäume waren bereits im bois de Boulogne geſchlagen, um dem Bau Raum zu ſchaffen. Um das Volk für ihn zu intereſſiren, bekamen die Arbeiter fünf Franken Tagelohn — ſo hieß es. Es mag unwahr ſein! jede Partei lügt und verleumdet nach beſten Kräften auf Koſten der andern. Indeſſen hat doch wol Jeder die Ueberzeugung, möge er ſie nun eingeſtehen oder nicht, daß durch dieſen Feſtungsbau nur beſondre, aber keine allgemeine Intereſſen unterſtützt werden ſollen. Was halfen dem alten Rom ſeine Mauern, als Alarich davor ſtand? Während der Revolution konnten die feindlichen Armeen keinen Fuß breit in Frankreich gewinnen, geſchweige bis Paris vordringen; und hätten ſie gekonnt, ſie wären doch nicht hineingekommen, obgleich es nicht befeſtigt war. Mir ſcheint, daß die Franzoſen jetzt viel mehr Aehnlichkeit mit jenen alten Römern, als mit ihren eigenen Vätern und Großvätern haben. Und deshalb macht ihre Zukunft mir bange. Sie haben allzuſehr gegen ſich ſelbſt gewüthet, um nicht dabei ihr beſtes Blut verloren zu haben. Sie haben zu heftig alle Säulen der Zuverſicht erſchüttert, um nicht ſelbſt dabei aus der Haltung gekommen zu ſein. Im Zeitraum von vierzig Jahren haben ſie einen König hingerichtet, einen Kaiſer abgeſetzt, einen König verjagt — klingt das nicht wie aus den Annalen des erſterbenden Römerreichs? Außerdem haben ſie den lieben Gott abgeſetzt, und von der Göttin Vernunft an bis zu den Verſuchen der St. Simoniſten und des Abbé Chatel, und wie die übrigen Propheten heißen! noch keinen paſſenden Stellvertreter für ihn gefunden — ſo wenig wie in den Freiheits- und Gleichheitstheorien, welche gegenwärtig das Juste-milieu nach ſeinen Intereſſen zu deuten und anzuwenden ſucht, das Element der Entwickelung. Vor funfzig Jahren machte der tiers état die Revolution gegen Vorrechte und Mißbräuche; jetzt wird an ihn die Reihe kommen. Damals ging es über die Vornehmen her; jetzt droht den Reichen die Gefahr. St. Simoniſten, Fourrieriſten, Communiſten, Abbé Lamenais, der die Heiligkeit der Volksſouveränität im erhabenen Styl — und der National, der Siècle ꝛc., die ſie im niedrigen predigen, wie ſollten ſie nicht ungeheuern Einfluß auf das Volk gewinnen, das ſich durch ſie geſchmeichelt und geehrt fühlt, und in extravaganten Hoffnungen und Wünſchen unterſtützt ſieht. Dieſe Phaſe der Revolution iſt gewiß nicht für Frankreich zu vermeiden. Befindet ſich einmal ein Volk in einem gründlichen Gährungsprozeß, der die alten Elemente des Lebens zerſetzt, um neue daraus zu bilden, ſo vertheilt ſich dieſer aufregende Stoff durch alle Stände. Das kann man in Deutſchland recht bei der Reformation verfolgen, wo die rein geiſtige Ablöſung vom päpſtlichen Stuhl ſogleich eine Befugniß zur Ablöſung von der Obrigkeit und zur Verwerfung aller beſtehenden ſtaatlichen Verhältniſſe geben ſollte — wie das der Bauernkrieg und das anabaptiſtiſche Handwerker-Königreich zu Münſter bezeugen. Es waren andre Umſtände, andre Veranlaſſung, andre Zeiten — aber die innere Analogie eines ungeheuren Mißbehagens, einer Haltungsloſigkeit auf dem Boden, der durch ungewöhnliche Erſchütterungen bewegt worden, zieht ſich durch alle Zeiten, in welchen Revolution oder — wenn das Wort zu erſchreckend klingt — Kampf gegen das Beſtehende herrſcht.

O Himmel! ich bin ja eigentlich in der Rubrik „Kunſtſammlungen“. Liebſte Emy, verzeihen Sie mir's! ich hänge viel mehr meinen Gedanken nach, als den Rubriken an. Allein ich will doch verſuchen, mich wieder in ihre Ordnung hinein zu begeben, und Ihnen erzählen von den

Kirchen.

Und zwar gleich von der allerſchönſten, die eigentlich nicht in Paris iſt, aber doch als die alte Königsgruft weſentlich zu Paris gehört: von St. Denis. Man ſpricht beſtändig von Notredame. Ja, was das Aeußere betrifft, dieſe Portale, dieſe Gallerien, dieſe Thürmchen, dieſe Sculpturen, dieſe Roſacen — da iſt Notredame ſchöner, und faſt ſo ſchön als die Kathedrale von Rheims. Das Aeußere hat bei der zu St. Denis durch die Revolution fürchterlich gelitten; und ach, das Innere auch! die Fenſter ſind zerſchmettert, die Kapellen verwüſtet, die

Grabmäler zertrümmert; aber das Alles läßt König Louis Philippe mit gewiſſenhaftem Kunſtſinn, Fleiß und Geſchmack, und mit einem enormen Aufwand von Koſten getreu wieder herſtellen, und dasjenige, was die Revolutionsmänner nicht vernichten konnten, wenn ſie nicht die ganze Kirche niederriſſen, die unvergleichliche Schönheit ihrer innern Verhältniſſe, ſtellt ſie nach meinem Geſchmack weit über Notredame. Sie iſt, wie alle dieſe großen Kathedralen in Frankreich, in lateiniſcher Kreuzform, hat drei Schiffe und Seitenkapellen, und das Querſchiff iſt um einige Stufen erhöht. König Dagobert, der 638 ſtarb, hat ſie gegründet, allein wie ſie jetzt iſt, iſt ſie ein Bau des dreizehnten Jahrhunderts, welches das kulminirende für die gothiſche Architektur iſt. Stellen Sie ſich Lilien vor, im Maßſtab von hundert und mehr Fuß, aber Lilien mit ihren weich und zart geſchwungenen, aus tiefem Kelch aufſteigenden Blüten, laſſen Sie dieſe Blüten mit den Spitzen ihrer Blätter ſich berühren und reihen Sie ſie aneinander — das ſind die Pfeiler, die Bogen, die Gewölbe von St. Denis, durch Klarheit, Schwung und Hoheit von wahrhaft himmliſcher Schönheit. Aus den Pfeilerbündeln ſchießen drei Rippen, zart wie Blumenſtengel auf, und bilden das Gewölbe, welches zu ſchweben ſcheint, frei, kühn und ätheriſch wie der Himmel — von dem mir auch immer vorkommt, unwiſſend in der Phyſik wie ich bin! daß er über meinem Haupt ſchwebe. Und das iſt mir eine ſehr angenehme Vorſtellung; denn was ſchwebt, das hält ſich durch eigene Kraft, und wird mir nie auf den Kopf fallen, wie das doch ſehr leicht bei dem paſſiren kann, was ſo recht ſicher und feſt geſtützt und unterbaut ausſieht. Zwei Reihen Fenſter, obere und untere, ebenſo ſchön gewölbt als die Bogen zwiſchen den Pfeilern, gießen durch ihre bunten Scheiben ein morgenröthliches Licht, halb freudig und halb gedämpft in die Kirche, und zwiſchen ihnen läuft, wie eine Arabeske am Fries, eine kleine buntgemalte Fenſtergallerie zu beiden Seiten des Mittelſchiffs dahin. Dieſer Glasſtreif unter den hohen Fenſtern und unter dem Gewölbe giebt dem Bau eine feenhafte Zierlichkeit. Man glaubt gern, daß dem Baumeiſter höhere Geiſter gedient haben, daß feinere und gewandtere Hände als die menſchlichen hier thätig geweſen ſind, und daß er irgend einen Geiſterbau zum Urbild für den ſeinen gewählt. Unter dieſen friedlichen Hallen wurde mir einmal wieder recht klar, wie ſehr die Kunſt der Religion bedürfe, um ſich aus der Sphäre der Bedürftigkeit und des Handwerks herauszuarbeiten. Bei allen Völkern, von den uralten Indiern und Aegyptern an, ſind es die Tempel, bei denen ſie ihre erſten Schritte auf der Bahn der Kunſt verſuchen, und im Beſtreben, ſie immer mehr und mehr zu ſchmücken und zu verherrlichen, zu den anbetungswürdigſten Schöpfungen gelangen. Erſt nachdem den Tempeln ihr Recht geworden iſt, und nachdem die Gotteshäuſer prangen, denkt der Menſch daran, auch ſeine Wohnung zu verzieren. Erſt will er huldigen, dann genießen; erſt dem Drang der Seele folgen, welche ihre Blüten, ihre ſchönſten Gaben mit überſinnlichen Ideen in Verbindung zu bringen ſucht; dann will er die Welt, in der er lebt, die Räume, in denen ſein Daſein ihm verfließt, lieblich und ſinnvoll ausſtatten. Die Architektur iſt die Mutter der bildenden Künſte. Sie trat zuerſt auf. Die Poeſie mag wol noch früher als ſie in der Welt geweſen ſein, denn ich meine, der erſte Menſch war der erſte Dichter: was ihm mangelte, das träumte er ſich. Aber die Poeſie iſt mehr Arom und Eſſenz einer Blume, als die Blume ſelbſt. Ihren Schweſterkünſten die Stätte bereiten, das konnte ſie nicht. Sie gleicht dem Winde, der ſeltene Samenkörner aus fernen unbekannten Landen an fremde Ufer, auf Bergesſpitzen, zu einſamen Inſeln trägt und ſie dort fallen läßt, ſorglos, unbekümmert, was daraus wird. Aber die Architektur nahm ordentlich Beſitz von dem Boden, und fing an ihn zu überbauen nach gewiſſen geheimnißvollen Geſetzen, welche ihr aus der Natur, aus den Bedingungen des Menſchenweſens, aus den Aſpirationen nach dem Göttlichen und aus deſſen Offenbarungen entgegenſtrömten, und welche ſie ſpäter zur Baſis der Regeln machte. Und als nun der Raum da war, da ſollte er nicht in der abgeſchiedenen Erhabenheit der Wüſte ſich darſtellen, da ſollte ſich erweiſen, wer ihn erfülle, wem er geweiht ſei. Sculptur und Malerei traten herzu und erfüllten ihn mit ihren heiligen Göttern oder ihren göttlichen Heiligen, und die ſchönſten Gebilde des Meißels und Pinſels ſind in dem Schutz und Schirm der Kirche, aus religiöſen Ideen und aus dem feurigen Schwung der Seele geboren, welche ſich in ihren Begeiſterungen zum Höchſten drängt, und es in ſinnlichen Formen, nach ihren Mitteln, wiederzugeben und Andern vor die Seele zu führen ſucht. Nun ſtanden ſie da, die Götter, die Heiligen, und der Menſch lag auf ſeinem Antlitz, zu ihren Füßen, ſtumm, überwältigt; denn die Worte genügten ſeinem Dank, ſeiner Andacht, ſeiner Bitte nicht — die gemeinen Worte, welche die Welt gebraucht und tauſendmal mißbraucht. Da kam ſie wieder, die himmliſche Poeſie! da erbarmte ſie ſich der übervollen Bruſt, welche nach dem Ausdruck unirdiſcher Gefühle lechzte, da gab ſie der Lippe eine andere höhere Sprache, lieblich cadenzirt, ſtärker beſchwingt, harmoniſch und ſicher dahin wallend wie die Wellen des Stroms, wie die Geſtirne des Himmels; — da erklangen Hymnen und Pſalme, und die Muſik trat herzu und tauchte ſie in das Meer des unendlichen Wohllauts. Nun hatten ſie eine Heimat auf Erden, die Künſte alle; und welch' eine ſichere, ſchöne Heimat, welch' einen Heerd zur Pflege des himmliſchen Feuers! Aber wie denn das geht! die Engel fielen aus dem Himmel, der Menſch aus dem Paradieſe — und all' ihr Streben geht dahin, das Verlorne wieder zu erringen. So verloren ſich denn auch die Künſte aus ihrer Heimat, ſie dienten, ſie buhlten, ſie verkauften ſich, ſie wurden ganz konfus und betäubt, ſie verplemperten ſich an den Zeitgeſchmack, an die Mode, ſie brachten Mißgeburten zur Welt; nicht eine Einzige iſt dieſem Schickſal entgangen! dann beſannen ſie ſich wieder, rafften ſich auf zu neuem Schwung, mit friſchem Muth, brachen ſich junge Bahnen; — und ſo ſteht es mit ihnen bis auf den heutigen Tag. Und ſo ſteht es mit uns Allen, mehr oder weniger, die wir uns ihnen gewidmet haben. Das iſt recht traurig zu denken. Ach, wie glücklich ſind Sie, daß Sie ſich mindeſtens darüber nicht zu grämen brauchen! Ueberhaupt glaub' ich, daß der es beſſer hat, der nur herzinnige

Liebe zur Kunſt hat, als der, welcher ſich mit ihrer Ausübung befaßt. Jener hat den reinen Genuß ohne Anſtrengung, dieſer die Anſtrengung und oft ohne Genuß. Ein Echo ſchöner Melodien klingt immer ſchön; aber ach Gott! von den ſelbſterfundenen Melodien darf man das nicht behaupten. Dafür ſtehen ſie denn freilich zu uns im Verhältniß von leiblichen Kindern, und jene — von Pflegekindern.

Der Chor der Kathedrale wird ausgemalt, hellblau mit goldnen Sternen, ſo wie er zu Zeiten Ludwigs des Heiligen geweſen ſein ſoll. Das mißfällt mir; es ſieht grell aus. Die etwanige Nacktheit oder Kälte des Steins erhält ja bereits durch die bunten Fenſterſcheiben anmuthige Wärme. In dem Querſchiff ſtehen drei Grabmäler, welche mir als Erzeugniſſe der Renaiſſance ganz beſonders intereſſant waren. Sie ſind in ihrer Art ohne Gleichen, und wirklich unerhört merkwürdig. Ludwig XII. und Anna von Bretagne, Franz I. und Claudia von Frankreich, Heinrich II. und Catharine von Medici liegen auf den Sarkophagen nach alter Art, lang und gerade ausgeſtreckt nebeneinander, aber — als *nackte* Leichen. Es iſt nicht zu ſagen und nicht zu denken, wie ſchauderhaft das ausſieht! dieſe hagern, dürren, von Alter und Krankheiten abgezehrten Geſtalten, nur Gebeine durch den Ueberzug von Haut zuſammen gehalten, alle Kraft, alle Schönheit fort, die Züge verfallen — Bilder des Todes, Leichen, im vollen Umfang, und gar keine Menſchen mehr. Das Haar iſt ihnen von Stirn und Schläfe zurückgeſtrichen, und fällt über das kleine Kiſſen herab, auf dem ihr Kopf ein wenig erhoben liegt; das ſieht auch ſo desperat aus! Sie kamen mir wie Leiber vor, die man für die Anatomie beſtimmt hat, und ganz entſetzt prallte ich vor dieſen Gerippen zurück. Ich bin überzeugt, daß dieſer Wiſſenſchaft ihr volles Recht widerfahren iſt, daß dieſe unſeligen Statuen als Modelle oder Präparate bei einem anatomiſchen Lehrkurſus figuriren dürften; allein dergleichen Vorzüge beeinträchtigen die Schönheit zu ſehr, um nicht das Auge zu beleidigen, welches nach ihr ſucht. Das Monument Ludwigs XII. iſt nach Primaticios Zeichnung von Paolo Poncio und Jean Suſte in Marmor ausgeführt, ſchön und zart, eines glücklicher aufgefaßten Gegenſtandes würdig. Das von Franz I. iſt von Germain Pilon, und wundervoll ſind an demſelben die Schlachten-Basreliefs von Jean Goujon. Sie gehören zu den allerſchönſten modernen Sculpturen, und ich finde in ihnen ſeinen Meißel bewunderungswürdiger, als bei den Karyatiden im Antikenſaal des Louvre und bei ſeinen Nymphen an der Fontaine des Innocens. Nur Canovas Frauengeſtalten ausgenommen, Thorwaldſen nicht, leiden ſeit der Renaiſſance die Statuen an einer Schwere der Formen, an einer irdiſchen Breite, welche ſehr verſchieden von Fülle und Friſche, und ſchon der weſentliche Unterſchied zwiſchen griechiſcher und römiſcher Sculptur iſt. Er muß in der verſchiedenen Körperbildung der Völker begründet ſein, welche unwillkürlich das Auge des Künſtlers beherrſcht; denn wenn er auch Marmorvorbilder hat, ſo behalten das Leben und die lebendige Erſcheinung doch immer ihr Recht auf ihn. Jean Goujon ward ſpäter ein Opfer der Bartholomäusnacht. Das Monument Heinrichs II. endlich iſt von Germain Pilon allein, und hat ſeine ganz eigene Abſonderlichkeit: Catharine von Medici hat es ihrem Gemal ſetzen, und ihre eigene Figur, aber keinesweges als Leiche, ſondern als nackte Schäferin zu ihm auf's Sarkophag legen laſſen. Ich muß ſagen, dies Alles iſt mir paſſabel gräßlich für's Gefühl und die Phantaſie vorgekommen. Ich habe doch ſchon viel Schönes, viel Häßliches und viel Wunderliches im Bereich der Kunſt geſehen, aber noch nie eine ſo ſeltſame Verſchrobenheit. Ich muß wiederholen, was ich vorhin bei Gelegenheit der Malerei und ihrer Anfänge in Frankreich ſagte: es iſt übel, wenn

Wiſſenſchaft zur Baſis der Kunſtausübung gemacht wird. Michel Angelos Einwirkung ſcheint mir unverkennbar in dieſen Producten der franzöſiſchen Bildhauer des ſechszehnten Jahrhunderts, und Paolo Poncio war, wie er, ein Florentiner.

Die Gewölbe unter der Kirche waren ehedem Begräbnißgruft der franzöſiſchen Könige. Die Revolution verwüſtete ſie. Die Särge wurden heraus- und aufgeriſſen, die Gebeine verſtreut, die Leichen verſtümmelt. Eine Poiſſarde ſchnitt Heinrichs **IV.** kleinen Finger ab. Die unheiligſte Entweihung tobte durch dieſe Katakomben. Man hat jetzt freilich wieder viele Grabmäler, und Statuen von Monumenten, und Sarkophage geſammelt und reſtaurirt und dort aufgeſtellt, und Einige ſehen aus, als wären ſie nie in ihrer Ruhe aufgeſtört. Allein die untern Räume kamen mir doch irdiſcher vor, als die obern; der Tod wohnt ſo ganz und gar darin, und der Tod iſt doch immer wie ein großer ſchwarzer Abgrund im Leben. Es mag ſich etwas ſehr Herrliches aus ihm entwickeln, es mag eine goldgeflügelte Pſyche aus der Verpuppung ſeiner Leichentücher auffahren, wir hoffen und glauben es; jedoch für uns Lebende bleibt er der verſchlingende, unenträthſelbare Abgrund, an deſſen Rand Alles, Alles, was wir wiſſen und kennen, wünſchen und lieben zurückbleibt. Im Leben, im ſchönſten Gefühl und im freiſten Bewußtſein des Lebens, find' ich mehr Inhalt für die Ewigkeit, als in allen Mahnungen an den Tod. In ſolchen kellerhaften Grabgewölben bring' ich's nicht zu Gedanken an die licht- und glanzvolle Ewigkeit; aber wol unterm Himmel voll Sonne oder Sterne, und unter dem Himmel, welchen die majeſtätiſchen Hallen der Kathedrale mir über dem Haupt wölbten. Es iſt übrigens da unten eine ſtattliche Geſellſchaft verſammelt, lauter Könige und Fürſten mit ihren Königinnen und Fürſtinnen, mit Kron' und Zepter, mit Helm und Schwert, mit Kruzifix und Gebetbuch, mit Allem, wovor wir Ehrfurcht haben; und Alle ſo feierlich, ſtumm und ernſt, kalt und leidenſchaftlos, gar nicht mehr wie Menſchen, aber auch nicht wie Götter, fremd meinem Weſen, ein unheimliches, verſteinertes Geſchlecht. Statuen ſollten nie die todte Geſtalt des Menſchen darſtellen; ſie haben ohnehin genug gegen die Kälte des Todes zu ringen. Wenn ſie ſchön bleiben ſollen, ſo werden ſie nur ſchlafen, und die Wendung des Kopfes, die Haltung der Hände und Füße wird es verrathen. Nehmen ſie wirklich den Ausdruck des Todes an, ſo wirken ſie mehr erſtarrend als friedenbringend. Diesmal liegen Heinrich II. und Catharine von Medici in prachtvollen, ſchleppenden

Königsgewändern auf dem Paradebett, und Stickereien und Faltenwurf ſind vortrefflich im Marmor ausgeführt. Zu ihren Füßen ſteht auf einer Conſole eine flache weiße Marmorvaſe, welche das Herz von Franz I. enthalten hat. Auch ſie iſt eine graziöſe, blumenumrankte Arbeit von Jean Goujon. König Dagoberts Grabmal iſt nicht unten, ſondern im Seitenſchiff, oben, links vom Eingange. Es wurde reſtaurirt, und war dermaßen von Gerüſten umbaut, daß nur die Spitzen ſeiner zierlichen gothiſchen Thürmchen darüber hinausragten. Ehedem war eine große Benedictiner-Abtei mit der Kathedrale verbunden, und ihr berühmteſter Abt war Suger, ein Zeitgenoß Abailards. Er ſchrieb das Leben von König Ludwig VI., und als deſſen Sohn, König Ludwig VII., an dem unglücklichen zweiten Kreuzzug Theil nahm, ernannte er in ſeiner Abweſenheit den Abt Suger zum Regenten von Frankreich. Mit all' dem Feuer, welches St. Bernhard, Abt von Clairvaux, verſchwendete, um den König zu dieſem Kreuzzug zu bewegen, hatte Suger dagegen geſprochen, doch umſonſt! 200,000 Franzoſen kamen auf dieſem Zuge um, und Ludwig VII. kehrte ohne Geld und ohne Ruhm nach Frankreich zurück. Die Oriflamme, das Palladium des franzöſiſchen Heeres, war die Fahne, welche der König von

Frankreich, der für eine kleine, dem **Kloſter** zugehörende Meierei, Vaſall des Abts von St. Denis war, jedesmal bei einem bevorſtehenden wichtigen Kriegszug mit großen Ceremonien aus den Händen ſeines Lehnsherrn empfing. Uebrigens hat nach einer uralten Sage nicht König Dagobert die Kathedrale gegründet, ſondern Ste. Geneviève, die fromme junge Schäferin von Nanterre, einem Dorf bei Paris, deren Gebete die Hunnen bei ihren Invaſionen zum Rückzug zwangen, und welche dafür Schutzpatronin von Paris iſt.

Die Kirche, welche man jetzt das Panthéon nennt, war einſt die ihre, iſt es noch inſofern, daß die Apothéose de Ste. Geneviève, eine Freske von Gros das Innere der Kuppel verziert; nur aber iſt es jetzt keine Kirche mehr. Ludwig XV. ließ 1757 anfangen ſie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, griechiſches Kreuz mit einer Kuppel überwölbt, zu bauen. Die Revolution fand ſie unvollendet, und beſtimmte ſie zugleich zu Monument und Gruft für die großen Männer Frankreichs. Marat wurde darin beigeſetzt! Die Reſtauration gab ſie ihrer erſten Beſtimmung zurück; und die Juliustage ihrer zweiten. So iſt ſie denn jetzt ein enormes Gebäude, auf deſſen Fries die Worte ſtehen: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Darüber befindet ſich das berühmte Fronton von David: Frankreich das ſeinen großen Männern Palmenkränze austheilt. Staatsmänner, Künſtler, Gelehrte, Feldherren, hat er ſehr geſchickt zu gruppiren gewußt; weiß man aber nicht, wer es ſein ſoll, ſo erkennt man, außer Napoleon, doch keinen Einzigen. Drinnen iſt nichts! ſäulengetragene kalte Hallen. Das Kuppelgewölbe, ſo ungemein künſtlich gemalt es auch ſein möge, hat mir einen ganz widerwärtigen Eindruck gemacht. Ste. Geneviève thront in der ewigen Herrlichkeit, umgeben von Clovis und Clotilde, von Carl dem Großen, von Ludwig dem Heiligen, von Ludwig XVI. und Marie Antoinette, und endlich — von Ludwig XVIII. und der Herzogin von Angoulème. Daß ein Hofmaler ſeinen König bei lebendigem Leibe eine Himmelfahrt halten läßt — nun, Schmeichelei iſt ſein Amt, und wie die Welt einmal eingerichtet iſt, kann der Künſtler in ſeiner Abhängigkeit ſie wol kaum vermeiden! Aber ich wundre mich nur, daß der kluge Ludwig XVIII. nicht Geſchmack genug gehabt hat, um für ſich und ſeine Nichte dieſe Apotheoſe zu verbitten. Es iſt doch noch ungewiß, ob alle, die auf Erden einen Ehrenplatz haben, ihn auch im Himmel wiedererhalten. Die Fresken der Pfeiler, welche die Kuppel tragen, ſind von Gérard und erſt vor zwei Jahren vollendet. Die beziehen ſich auf die gegenwärtige Beſtimmung des Panthéons, und werden ganz außerordentlich bewundert. Da iſt der Tod, der die Laufbahn desjenigen unterbricht oder beendet, welcher hier zur Ruhe beſtattet wird; da iſt das Vaterland, das ihn beweint; dann die Gerechtigkeit, welche über ihn urtheilt; und endlich der Ruhm, der ihn der Unſterblichkeit zuführt; vier Bilder, 80 Fuß hoch, wie breit hab' ich vergeſſen, froſtig und buntfarbig — ein rechtes Schaugepränge. In den unterirdiſchen Gewölben des Panthéons ſind die Grabmäler von Rouſſeau, von Voltaire, vom Marſchall Lannes, vom Mathematiker Lagrange, von Senatoren aus der Kaiſerzeit, von Deputirten. Sie ſtehen recht verloren da! der Raum iſt ſo immens, daß das nächſte Jahrtauſend ihn ſchwerlich füllen wird. Von den Grabgewölben ging's hinauf zur Kuppel. Die Ausſicht von da oben herab, in dies ſchwarze tiefe Straßengewühl hinein — und die kunſtreiche Weiſe, in welcher der Bau, ich meine das Mauerwerk, ausgeführt iſt, haben mich am meiſten beim Panthéon intereſſirt.

Die Kirche der Madelaine iſt noch nicht vollendet. Sie ſollte unter Napoleon ein Tempel des Ruhmes werden, und ein prächtiger korinthiſcher Tempel iſt ſie denn auch wirklich geworden, aber man hat ihn unter den Schutz einer Heiligen, ſtatt unter den des Genius des Ruhmes geſtellt. Daß es eine Kirche ſein ſoll, kann ſich kein Menſch vorſtellen; obzwar Apoſtel in den Niſchen der herrlichen Säulenhalle ſtehen, welche rings um das Gebäude läuft. Faßt man die nicht ſogleich in's Auge, ſo darf man ebenſowol denken, es ſei ein Muſeum, eine Bibliothek, ein Theater, eine Börſe, eine Pairs- oder Deputirtenkammer, als eine Kirche. Ihr gegenüber liegt die wirkliche Deputirtenkammer, — ja, die iſt nur klein und unſchön, ſonſt dürfte man ſie auch in eine Kirche verwandeln. Im Innern wird gemalt und gebildhauert! aber es hilft Alles nichts, es kommt doch kein Geiſt hinein. Mit den Gotteshäuſern iſt's vorbei in Frankreich. Man muß ſich an den alten genügen laſſen.

Der Ungeſchmack feiert ſeinen Triumph in Notre Dame de Lorette, die ganz neu iſt. Dem Baumeiſter iſt die unbeſtimmte Idee einer Baſilika eingefallen. Als ich von einer Baſilika hörte, dachte ich gleich an meine geliebte Sta. Maria maggiore zu Rom, mit ihren klaren feierlichen langen Hallen, ſo voll Frieden und majeſtätiſcher Einſamkeit. Ach Gott, was iſt dies für ein Machwerk! man hat ſehr nette Nachahmungen von antiken Ruinen, vom Coliſeum, von den Tempeln zu Päſtum in Kork, faſt auf jeder Kunſtausſtellung ſieht man eins oder das andre dieſer ſauber gearbeiteten Modelle. Ein ſolches, aber aus bunten Steinen, Säulen, Gemälden, Vergoldungen, moſaikartig zuſammengeſetzt, iſt dieſe Kirche. Es iſt ſchwer einen ſolchen Mangel an Sinn und Geſchmack zu häufen. Um ſie in einen Schauſpielſaal zu verwandeln, fehlt ihr nichts, als Gasbeleuchtung. So weit hat ſie es noch nicht gebracht; es hängen nur ſehr elegante Lampen von grüner Bronce mit Glaskugeln darin.

Die alten Kirchen, und es giebt deren entſetzlich viele, und ich habe ſie alle mit großer Gewiſſenhaftigkeit beſucht, ſind entweder moderniſirt, oder in der Revolution verwüſtet, und darauf ein wenig im vernachläßigten Zuſtand geblieben. Keine iſt mit der zu St. Denis zu vergleichen. St. Germain l'Auxerrois gefiel mir am Beſten. Vor eilf Jahren, als man darin eine Todtenfeier für den Herzog von Berry, an deſſen Todestage beging, fanden ſich die Juliushelden dadurch beleidigt, es entſtand eine Emeute, und das Volk fing an die Kirche zu zerſtören, ja, man ſprach davon, ſie ganz nieder zu reißen. Allein die Aufregung hat ſich ſeitdem gelegt, und jetzt wird das Beſchädigte wieder ſorgſam hergeſtellt. Es iſt eine kleine Kirche, aber recht ſchön, gothiſch, mit einem admirablen Altarblatt von

Holzſculpturen; und wäre ſie auch in architektoniſcher Hinſicht weniger bedeutend als ſie iſt, ſo müßte ſie als ein hiſtoriſches Monument doch immer gepflegt werden! ihre Glocke gab in der Bartholomäusnacht das ſchauderhafte Signal zum Anfang der Metzelei. Sie liegt der Colonnade des Louvre grade gegenüber. Ich ſah mich nach dem Fenſter um, aus welchem Carl IX. nach den Flüchtlingen ſchoß, welche ſich zu retten ſuchten, indem ſie durch die Seine ſchwammen. Vielleicht iſt es ein Fenſter, das gegenwärtig eine heilige Familie von Rafael beleuchtet! Der Tod dieſes unſeligen Königs iſt wie ein göttliches Strafgericht. Die Furien, welche er in jener Nacht entfeſſelte, wandten ſich wider ihn, und peinigten ihn todt. Er ſtarb bei 24 Jahren, am 30. Mai 1574, nach dreimonatlicher fürchterlicher Krankheit, geängſtigt von namenloſen Gewiſſensqualen und von blutigen Phantaſien. „Depuis la St. Barthélémy son sommeil était souvent interrompu par un frisson d'horreur. Pour le rendormir on faisait chanter ses pages" — ſagt de Thou. Und d'Aubigné: „Je reviens à ce que j'ai vu; c'est qu'aux extrêmes douleurs il sortait du sang par les pores de sa peau presque en tous endroits."

In St. Etienne du Mont iſt das Grabmal von Ste. Geneviève, und ein großes Gemälde von Abel de Pujol, die Predigt des St. Stephanus, die den Ruhm dieſes Malers begründet hat. Die Kirche ſelbſt iſt recht merkwürdig zierlich, und hat ſchöne Glasfenſter — und auf dem einen den ekelhafteſt heiligen Gegenſtand, den je geſchmackloſe Frömmigkeit erſonnen. Das Kreuz liegt mit dem Leichnam Chriſti auf der Erde, und aus deſſen Wunde in der Seite fließt das Blut in eine Tonne. Geiſtliche mit Kelchen ſtehen daneben, und werden es als den Abendmalswein in Empfang nehmen. Iſt es nicht eine horrende Vorſtellung, Blut aus einer Leiche in eine Tonne zu zapfen? davon kann einem übel werden. Nein, weder in den Jammer noch in die Luſt der Fleiſchlichkeit darf ſich die Kunſt vertiefen.

St. Roch, die Parochialkirche vom Palais Royal, enthält einige Grabmäler berühmter Männer: von Mignard, Lenôtre, Corneille, dem Marſchall von Créqui, dem Abbé de l'Epée; aber die Monumente entſprechen nicht dem Ruhm. St. Euſtache iſt ganz poſſierlich: man hat gothiſch bauen wollen, aber mit griechiſchen Formen, und korinthiſche Säulen mit ihrem Blumenkorb-Knauf tragen den Spitzbogen, der keine andere Verbindung mit ihnen hat, als die Willkürlichkeit des Baumeiſters. Ueberall, überall fehlt ein innerer Zuſammenhang, und ſinnlos und abgeriſſen ſteht die Erſcheinung da. — Ach, es iſt langweilig, davon zu erzählen! — Notredame hab' ich gleich zuerſt bei St. Denis genannt, und ihr dadurch ihren Platz angewieſen. Ihre Orgel und Glocken ſind prachtvoll, und die Erſteigung ihrer Thürme iſt nicht beſchwerlich. Und jetzt nur zwei Worte noch vom Dom der Invaliden, den Manſard unter Ludwig XIV. gebaut hat. Die Aſche von Turenne und Vauban ruhet darin, und jetzt auch die von Napoleon. Man hat ſeinen Sarg in einer Seitenkapelle proviſoriſch aufgeſtellt. Sie iſt mit bienenbeſäetem violettem Sammet ausgeſchlagen, und ſonderbar beleuchtet, ich weiß nicht, ob durch buntes Glas oder Lampen, und ſein Hut und ſein Schwert liegen zu Füßen des Sarges. Ein Gitter ſchließt die Kapelle und Stufen führen zu ihr empor. Es wallfahrteten noch immer ſehr viele Menſchen dahin, ſo viele, daß es mir ſchlecht ging. Ich mußte Queue machen. Haben Sie das je gemacht? ich ſonſt noch nie. Stellen Sie ſich ein Regiment von Neugierigen vor, die langſamen Schrittes hinter einander, rechts — die Stufen zur Kapelle hinauf, und links wieder herab ziehen müſſen, und im Vorbeigehen eine Sekunde vor dem Gitter verweilen dürfen. Als ich oben war, wollt' ich gern ein wenig länger bleiben, und machte mich dünn, um Andere vorbei zu laſſen; doch das wurde nicht gelitten, und ich mußte fort. So hab' ich denn die ganze Einrichtung der Kapelle nur höchſt flüchtig geſehen, und obgleich ich mir vornahm, zu einer Stunde wiederzukehren, in welcher ich der Disziplin weniger unterworfen ſein würde, ſo kam es doch nicht dazu — und am Ende iſt's ja auch nur eine proviſoriſche Veranſtaltung. Hätte man ihn doch auf ſeiner einſamen Inſel gelaſſen! Vauban und Turenne ſind große Genies und berühmte Leute — allein gar keine Geſellſchaft für ihn; denn er machte ſich überhaupt nichts aus ſolcher Geſellſchaft. Er wollte überall, wo er war, herrſchen und dominiren; von Gefährten und Genoſſen wußte er nichts. Sein Geiſt war ein einſiedleriſcher König, wie jene Herrſcher des Orients, die nichts von ſich offenbaren als ihren Willen. Mit der ganzen Gewalt ſeiner zugleich ſchöpferiſchen und despotiſchen Thatkräftigkeit dominirte er die Richtung Aller, die neben ihm ſtanden, und ſtellte ſich dadurch über ſie. Und nun bringt man ihn gar zu den Invaliden, zu den alten, grauen, lahmen Krüppeln: iſt denn das ein Platz für ihn? Wozu ſteht denn das Pantheon da, wenn Napoleon zu den Invaliden wandert? Das iſt wahr! dieſe alten morſchen Krieger widmen ſeiner Erinnerung einen Kultus, den er nur bei ihnen finden kann, denn ſie verbinden damit das Gedächtniß ihrer beſſern Tage voll Jugend, voll

Sieg, voll Kraft und Zuverſicht. Für ſie iſt er der Heros, der ihnen auf glorreicher Bahn voranging und ihnen die Wege wies. Unter den Flügeln ſeiner Adler fühlten ſie ſich geſchirmt und triumphesgewiß. Aber der Menſch liebt den Menſchen, der ihm Vertrauen zu ſich ſelbſt giebt und ihm ein Gefühl eigner Tüchtigkeit einflößt. Wer zu ihm ſpricht: kämpfe, blute, leide, ſtirb — aber ſiege vorher, du kannſt es und es bringt dir Ruhm! — der beweiſt ihm Zutrauen, und durch Zutrauen kommt man ſich immer geadelt vor. Die alten Invaliden lieben in ihrem großen Kaiſer die Chimäre ihrer eigenen Größe, das Ideal ihrer Jugend, und es mag wol traurig ſein, weil's ein bischen wahnſinnig ausſieht, aber wahr iſt es doch: der Menſch liebt nichts ſo als ſeine Chimären. Zwiſchen den pompejaniſchen Wandgemälden zu Neapel ſind ein Paar wunderſchöne: ein ſeltſam fabelhaftes, geflügeltes, doch nicht ſchauderhaftes Ungethüm, eine Chimäre, ſchwebt in den Lüften, und auf ihrem Rücken liegt eine ſchöne Frau, hat ſie mit dem einen Arm umſchlungen, und reicht ihr mit dem andern aus einer goldnen Schaale zu trinken, damit der Flug nicht erlahmen, ſondern immer höher und weiter gehen möge. Haben wir nicht Alle ſo eine goldne, unverſiegende Schaale für die geliebte Chimäre, die uns über die Erde von dannen trägt, und uns der Gegenwart entführt, um uns der Vergangenheit oder der Zukunft näher zu bringen? und werfen wir uns nicht ach, wie oft! ſolchem phantaſtiſchen Gebilde in die Arme, blos um die Wonne zu haben, über die Welt emporgeriſſen zu werden und, wie ein Stern, auf unſre eigenen Schickſale herabſehen zu dürfen? und um, wenigſtens momentan, von dieſen Schickſalen unberührt und unverſinſtert zu bleiben? So werfen ſich die alten Invaliden in ihre Kaiſerzeit hinein, und je mehr Blut und Schmerzen und Wunden und Narben ſie dabei eingeſetzt und erhalten haben, deſto herrlichere Leckerbiſſen machen ſie daraus für ihre Chimäre, und deſto glücklicher fühlen ſie ſich in deren Bereich. — Ich mein', es müſſe ein tiefer Schmerz für Napoleon ſein, wenn er wüßte, daß im Grunde nur noch ſeine alten Invaliden ſein Andenken heilig halten, daß es nur noch zwiſchen dieſen Ruinen eine Strahlenkrone trägt. Schmerzen müßt' es ihn, weil es ihm zeigt, daß er ſich trotz ſeines Genies dennoch irrte über die Wege, die das Menſchengeſchlecht zu wandeln hat. Wie es jetzt iſt, ſo wird ein Napoleon ihm immer mehr eine Laſt ſein, als ein Hebel. Nun ſo habe er denn geirrt! dafür hat er auch viel gelitten, und viel, ungeheuer viel gethan, indem er die Fürſten ein wenig aus ihrem königlichen Schlaf auf den

Thronen aufrüttelte. Ich will doch ſchon lieber, daß der Menſch irre — denn das zeugt für ſtreben und wagen, — als daß er nichts thue. — Ich bin geſpannt auf das Monument, welches man über ſeinem Sarge aufſtellen will. Mir gefielen die kleinen ſehr gut, die in den winzigen Gärtchen des Invalidenhauſes die alten Leute ihrem Kaiſer geſetzt. Sie waren in der Art des „Sic itur ad astra" im Garten der Invaliden zu Avignon. Hier Napoleons Büſte zwiſchen Blumen, dort ſeine Statue, lang wie meine Hand, auf einem Sockel von Raſen. Einer hatte von Erde, Steinen, Muſcheln und was weiß ich! den großen Bernhardsberg gemacht, und darauf mit kleinen Soldaten den Uebergang der großen Armee dargeſtellt. Ein Anderer pflegte ſorgſam einen Abſenker der Thränenweide, welche auf Ste. Hélène das Grab Napoleons beſchattet. Alle huldigen ihm aus voller Seele, und der Ausdruck dieſer Huldigung kann, durch die Aeußerlichkeiten bedingt, armſelig und winzig ſein; aber dennoch pulſirt ein andrer Herzſchlag drin, als in den hergebrachten und conventionellen Formen einer Huldigung, der das Beſte fehlt — ein warmes Herz. Und darum verſprech' ich mir nicht viel von dem Monument, deſſen Modell jetzt manchen Bildhauer in Frankreich beſchäftigt. Dem talentvollſten und genialſten muß es ohnehin am wenigſten gelingen; der muß durch die Einſicht gelähmt werden, daß Ste. Hélène das beſte Grabmal für ihn war. — Das Invalidenhaus iſt immens. Es mag wol ſehr ſchwer ſein, ein Haus gut zu halten, welches von mehren tauſend Perſonen bewohnt wird; aber hier ſcheint es auch nicht eben gelungen zu ſein. Die Gänge, die Refectorien ſehen gar nicht ſauber aus, und was mich ungemein frappirte, waren die hölzernen Plafonds der Corridors. Aus Spanien her weiß ich, wie ſehr ſich das Ungeziefer in die Balken niſtet.

Von Bicêtre ſprach ich ſchon neulich, wie entſetzlich unreinlich das gehalten iſt. Es machte mir einen ganz troſtloſen Eindruck von Vernachläſſigung. Wir waren in einigen Magazinen der Straßen Caſtiglione und de la Paix geweſen, hübſche Sachen, zierlich und geſchmackvoll aufgeſtellt; dann auf der place de la Concorde, die freilich gar nicht geſchmackvoll, allein dafür magnifique iſt: in der Mitte der Obelisk von Luxor, rechts und links Fontainen von vergoldeter Bronce, rund herum zwanzig ebenfalls vergoldete Roſtralſäulen und vierzig Candelaber von Eiſen zum Behuf der Erleuchtung, und endlich in den Ecken acht ungeheure Statuen, welche die größten Städte Frankreichs vorſtellen, und von

Marmor ſind; — ſo daß aller Pomp des Materials hier verſchwendet iſt. Dann hatten wir die Tuilerien beſehen, denen es natürlich nicht an aller möglichen königlichen Herrlichkeit fehlt; und darauf fuhren wir nach Bicêtre. Es war ein grauenvoller Contraſt, ſo mitten aus der höchſten Elegance von Paris in dies Elend hinein zu treten. Die dreitauſend Greiſe, welche hier ein Unterkommen finden, könnten freilich noch viel elender ſein; ſie verhungern nicht, ſie kommen nicht um aus Mangel, ſie erfrieren auch nicht: aber daß ſie nur grade vor dieſem Alleräußerſten geſchützt ſind, und daß man es gewahrt — das eben macht ja das Elend aus. Sie gehen ſchmutzig und zerlumpt einher; ſtehlen und ſich betrinken dürfen ſie nicht. Verſtehen ſie ein Handwerk und haben ſie noch Kraft, um es zu treiben, ſo arbeiten ſie in den Werkſtätten. Das ſind nun zwar durchaus keine mühſeligen Arbeiten, und ſie werden nicht gezwungen, Körbe zu flechten und Schuhe zu machen: dennoch waren die hinfälligen, gebeugten Geſtalten recht jämmerlich anzuſehen. Die Küche war übernatürlich ſchmutzig, ſah aus wie die Straße, und duftete auch ungefähr ſo. Hingegen ganz wohlgehalten war der Saal, in welchem die Vorräthe an Wäſche aufbewahrt werden — und ich vermuthe deshalb, weil Frauen darüber zu walten haben. Oder kam es mir nur ſo vor, weil die Wäſche weiß ausſah? — Ehedem iſt ein Theil von Bicêtre Gefängniß für die zum Bagno Verurtheilten geweſen, und von ihrer Verurtheilung bis zur Anſchmiedung an die Kette haben ſie da geſeſſen. Das hat aufgehört; die Galeerenſclaven fahren zum Bagno, und das Gefängniß iſt eingeriſſen und in einen Hof verwandelt. Das Irrenhaus iſt von dem Hospiz getrennt, doch kann man Erlaubniß erhalten, es zu beſuchen. Mir fehlte Luſt und Muth dazu. Ich habe noch nie das Herz gehabt, ein Irrenhaus zu betreten. Allzu entſetzliche Orte vermeid' ich, denn ſie ätzen ſich in mein Gedächtniß, und ängſtigen mich in Krankheit oder in ſchlafloſen Nächten durch grauenvolle Bilder — und ſo ganz nutzlos! Was uns zum Nachdenken anregt, oder zur Einkehr in uns ſelbſt, das, ſo bang und traurig es uns auch berühren möge, ſollen wir gewiß nicht fliehen; aber wo nur die Phantaſie erſchüttert und zerwühlt wird, wo Zuſtände ſich darſtellen, deren Geheimniſſe nur von der Wiſſenſchaft ergründet werden können — was ſollen wir uns da halb neugierig, halb geängſtigt umhertreiben? In Bicêtre war mein Hauptgedanke der: Wenn doch von der place de la Concorde nicht das Gold — ach nein! nur das Waſſer hieher geſchafft werden könnte.

Die Salpétrière iſt ein ähnliches Hoſpiz für Frauen, nur größer noch, beherbergt fünftauſend Perſonen, hat förmlich Straßen wie ein Städtchen, und iſt etwas beſſer gehalten. Noch beſſer das Hôtel-Dieu, das Krankenhaus, obgleich lange nicht ſo gut wie z. B. das in Hamburg. Es ſind immer funfzig Kranke in jedem Saal, und da er auf beiden Seiten Fenſter hat, ſo müſſen die unglücklichen Menſchen immer ins Licht hineinſehen, was beſtändig ſehr unbehaglich, aber in Krankheit eine wahre Folter iſt. All' die verſchiedenen Hoſpize und Hoſpitäler haben früher ihre großen Güter und unabhängiges Einkommen gehabt. Doch das hat aufgehört; die Aufſicht ſoll zu ſchwierig und die verfallende Willkür zu groß geweſen ſein; der Staat erhält ſie, und ſie ſtehen ſämmtlich unter einem allgemeinen Verwaltungsrath, haben eine Pharmacie centrale, eine Boulangerie und Cave générale. Die Willkür mag aufgehört haben — um der Indifferenz Platz zu machen, d. h. da, wo nicht Ordensſchweſtern die beſondre Leitung haben. Unter den heiligen Händen dieſer Frauen ſteht alles wohl. Das konnte man recht ſehen im Findelhaus, wo ſie allein walten. Im Hôtel-Dieu ſind auch männliche Krankenpfleger, hier nur ſie. Da gehen ſie herum in ihren ſchwarzen Kleidern, mit dem Roſenkranz am Gürtel, mit der weißen ſchleierhaften Haube, und Kinder, Ammen, Wärterinnen, die Küche, die Rechnungsführung — Alles iſt ihnen übergeben. Wie geht es auch ſo ſtill und ruhig her, wie ſauber ſind die kleinen Bettchen, welche hübſche Blumen ſchmücken das Bild der heiligen Jungfrau und den Altar am obern Ende der Zimmer! Hier waltet die Barmherzigkeit, die mit der Erde ihre Rechnung geſchloſſen hat, und weder auf Lohn noch auf Lob rechnet; die nur auf die Welt blickt, um ihrer Bedürftigkeit entgegenzukommen, aber ihren Leiden und Freuden unzugänglich bleibt, und ſich mit ihrem niedrigen Treiben nicht befleckt. Und iſt es nicht ſchön und eine liebliche rührende Sühne, daß heilige Frauen, die nie Mutter waren noch ſein werden, an dieſen Verlaſſenen gut machen, was unheilige gegen ſie fehlten? daß ſie wie Engel, die ſie auch ſind, ſich derjenigen annehmen, von denen die Menſchen ſich losſagen? — Ich ſage zuweilen im Scherz: man muß aus Eitelkeit gute Gedanken denken, denn davon wird man ſchön. Sehe ich die barmherzigen Schweſtern, ſo ſag' ich es im vollen Ernſt. Ich habe nie eine häßliche geſehen. Ich meine nicht, daß ihr Geſicht nach griechiſchem Schnitt iſt, oder daß ſie alle feine Züge haben; doch wenn man ſie genau anſieht, muß man ſagen: welch ſchönes Antlitz! Ihr mühſeliger Beruf giebt ihnen ein farbloſes Colorit, und ihr einfaches und geſchäftiges Leben macht es klar und rein. Die Züge ſind wie überſchattet von Ruhe und Stille, und doch ſo gar nicht hart. Draußen in der Welt, wenn man da einmal ein ſtilles Antlitz ſieht, das über ſechszehn Jahr alt iſt, ach, wie iſt es ſo kalt! erſtarrt ſcheint es, nicht ſtill. Draußen in der Welt mag ich ſchon lieber ein ruinirtes Geſicht, dem man's anſieht, was für Stürme durch Herz und Seele gebraust ſind; nur aber ſchön ſind' ich's nicht. Bei dieſen Frauen iſt mit der Stille die größte Milde verbunden, und gar keine Apathie noch Erſtarrung. Immer müſſen ſie lindern, tröſten, helfen, ſorgen, immer Gedanken haben, die ſich auf fremdes Wohl beziehen. Nie dürfen ſie an ſich ſelbſt denken, als nur etwa im Gebet! Von dieſer innern Verklärung werden ſie ſo ſchön. Vier- bis fünftauſend Kinder werden im Durchſchnitt jährlich ins Findelhaus gebracht. Sie werden ſo genau einregiſtrirt, daß es möglich ſein ſoll, ſie heraus zu finden, wenn je von den Eltern Nachfrage geſchehen ſollte. In der Nacht, ehe ich da war, hatte man drei gebracht, ganz kleine Würmer. Zum Theil behält man ſie, allein die meiſten werden auf dem Lande aufgezogen, und die ſollen beſſer gedeihen. — In der Kapelle iſt eine Statue von St. Vincent de Paule, deſſen Namen ſich an alle Anſtalten der Barmherzigkeit knüpft. Er hat die erſte Idee des Findelhauſes gehabt, und die Frauen von Paris zur thätigen und wirkſamen Beihülfe enthuſiasmirt. Als deren Begeiſterung ſich allmälig verlor, war die Anſtalt bereits ins Leben getreten und die Ordensfrauen ſtanden an der Spitze, und erſetzten durch unauslöſchliche Liebe die flüchtige Begeiſterung. Das war unter Ludwig XIV. Man will beobachtet haben, daß die Zahl der Findlinge immer ſteige und ſteige, je beſſer und ſorgſamer das Haus eingerichtet werde.

An demſelben Tage beſuchte ich das Blinden- und das Taubſtummeninſtitut. Gott! welch ein Unterſchied! was für ſtupide Phyſiognomien haben die jungen Blinden, was für intelligente die Taubſtummen. Die Blinden ſitzen da in ihrer ewigen Nacht, trübe, farblos, unentwickelt wie Blumen, die man im Keller aufgezogen hätte. Nie haben ſie die Sonne geſehen, nie das Menſchenantlitz. Als ſie in ihrer Wiege die Augen aufthaten, ſtarrten ſie hinein in die undurchdringliche Finſterniß, welche das Grab nicht dunkler um ſie hüllen kann, und von den Geſtalten, die ſich um ſie bewegen, haben ſie keine andre Vorſtellung, als die ſchwere dicke, welche ſie durch die Berührung in ſich aufnehmen. Aber wie leicht werden ſinnliche Vorſtellungen, welche der Blick nicht lichtet, konfus und monſtrös! Sie lernen; o ja! mit den Händen lernen ſie leſen, rechnen, Geographie recht geſchickt; auch Muſik und Mathematik lernen ſie und haben häufig Talent dazu; dann ſtricken und weben. Aber es iſt Alles wie in der Dämmerung. Was ſie thun und treiben mögen, die Züge bleiben unbeweglich, die Bewegungen ſchleppend und ſchwer, immer tappend, immer unfrei. Sie ſehen traurig aus; ach, Herz! ich mögte ſagen, traurig wie die Thiere, die auch gar nicht recht wiſſen, was ihnen eigentlich fehlt. Finſter iſt auch ihr Haus, ſchwarz und eng, ſo recht eine Wohnung für Blinde, die kein Licht brauchen, und denen kleine Räume bequem ſind. Aber ich hörte, ſie ſollten in ein neues und ſehr prächtiges Lokal verſetzt werden. Keine milde barmherzige Schweſtern waren Aufſeherinnen und Lehrerinnen der jungen Mädchen, ſondern Frauenzimmer mit harten Stimmen, mit brüsken Manieren, die keine andere Vocation für ihren ſchweren Beruf haben mögen, als den, ihr Brot zu verdienen. Die Kraft zu ſolchem Beruf muß aus religiöſen Ideen geſchöpft werden; was ſie thun, müſſen ſie aus Liebe zu Gott thun, und daher glaub' ich, daß nur Ordensfrauen, welche gar keine perſönliche und weltliche Intereſſen mehr haben, ſich auf dieſem Standpunkte erhalten können. Jene Aufſeherinnen mögen ſehr brav ſein, ſehr pflichtgetreu; allein es ſind doch immer Menſchen! ſie denken an die Zukunft, ſie wollen etwas erwerben, für ſich ſorgen, ſie haben Freunde, Angehörige; man hängt ja durch ſo viel tauſend Fäden mit dem Leben zuſammen, daß es unmöglich iſt, ſein Herz ganz und ausſchließlich bei dem Beruf zu haben, ehe man ſie nicht vollkommen abgeſtreift hat. Die Ordensfrauen haben es gethan. Ihre Gegenwart und ihre Zukunft gehört Gott, dem ſie in den Armen und Kranken dienen. Was ſie erwerben, gehört nicht ihnen. Sie ſind und bleiben blutarm, aber ſie haben das Allernothwendigſte: Schutz und Brot. Ja, blutarm ſind ſie! und ſtellen Sie ſich vor, was das für begnadigte Geſchöpfe ſind: ſie werden nicht verachtet! in unſrer Welt, wo Hab und Gut Ehre giebt, Reichthum Würde und Gold eine Glorie — iſt die Soeur grise die einzige Creatur, vor der in ihrer tiefen Armuth der Bettler wie der König Reſpect hat. Unter ihren linden Händen wären die Blinden ſo wohl behütet! Das junge Mädchen, welches uns ihre Künſte zeigen mußte, ſtieß ein wenig an einen Stuhl, und dafür zankte die Aufſeherin ſie. Wie mir das leid that! Unter zehn und über vierzehn Jahre werden keine Zöglinge angenommen, und acht Jahre währt ihr Erziehungskurſus.

Bei den Taubſtummen ſah es ganz anders aus, viel hübſcher und freundlicher. Sie haben ein prächtiges Haus, das ehemalige Seminar von St. Magloire; im Hof ſteht der ſchönſte Baum in Paris, eine herrliche rieſenhafte Ulme. Das Modell zur Statue des Abbé de l'Epée ſtand auch da. Wenn ſo ein Journaliſt ſtirbt, der tüchtig geſchrieben und geſprochen hat, ſo iſt im Nu eine Subſcription gemacht, um ihm ein Monument zu errichten. Wenn ſo ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, ſo ein frommer ſegnender Genius ſtirbt, ja, da dauert es Jahre lang, bis die Beiträge zuſammen kommen. Die Statue gefiel mir; obwol ſie natürlich in dem langen geiſtlichen Gewande keinen Anſpruch auf Schönheit machen kann. Der Abbé hält in der Linken ein Buch und darauf ſteht Dieu, und unter dieſem Wort befinden ſich die vier Buchſtaben der Fingerſprache, die er erfunden hat, welche Dieu bedeuten. Zehn Jahre lang mußte der arme Abbé mit ſeinem kleinen Einkommen von zweitauſend Franken ſeine geliebten Pfleglinge erhalten, bis es ihm endlich gelang, Ludwig XVI. für ſie zu intereſſiren. Nun ſcheint es ihnen ſehr gut zu gehen! ſechsundneunzig werden auf Koſten des Staates erzogen; Penſionaire nimmt man ſo viel ihrer den Zutritt begehren. Binnen ſechs Jahren wird ihre Erziehung gemacht. Die

Knaben waren ſehr beſchäftigt in der Tiſchlerwerkſtatt, in der Druckerei, mit Lithographiren, mit Zeichnen, und alle ſehen munter und aufgeweckt aus, und blickten einen mit Augen an, als ob ſie die Seele durch und durch erkennen wollten. Allerdings, auch ihre Exiſtenz iſt unvollſtändig; es fehlt ein ſänftigendes Element darin, der Ton, der Klang, die Muſik; allein dem Blinden fehlt das verklärende: Licht. Gegen die ſchweren ſcheuen Bewegungen der Blinden, welche immer fürchten müſſen, ſich weh oder etwas Ungeſchicktes zu thun, nehmen ſich die lebhaften der Taubſtummen ungemein graziös aus. Die Art und Weiſe, wie ſie ſich unter einander verſtändigten, machte mir den Eindruck, als ob ſich intelligentere und feinere Naturen ausſprächen. Eine leichte Bewegung der Hand, wobei ſich die Finger, dem Laien unbemerklich, ſo oder ſo regen — das iſt eine ganze Phraſe, und das Auge, das unbeſtechliche Auge haftet dabei auf des Andern Auge, und forſcht nach der Wahrheit; das ſieht ſo klug aus, ſo auf den Grund der Dinge gehend, ſo gar nicht oberflächlich; und doch auch nicht neugierig! Dazu macht ihnen die Verſtändigung zu viel Mühe. Ich weiß nicht, wie mir einfiel, das Krankenzimmer ſehen zu wollen. Man ſagte mir, es ſei leer; allein ich bat doch darum, und wir gingen hin. Das war in der That erfreulich: ſo nett, ſo ſauber, ſchneeweiße Vorhänge und Decken, nichts Hospitalmäßiges, Dürftiges. Wenn Jemand zwölf Söhne hätte, könnte deren Schlafzimmer genau ſo ausſehen. Und nun wirklich nicht ein einziger Kranker drin! — In dieſer Anſtalt war mir ordentlich wohl zu Muth! — Was muß es für eine himmliſche Befriedigung geben, ein Abbé de l'Epée zu ſein! Da fällt mir Montaigne wieder ein: „Il n'y a de satisfaction ça bas que pour les ames divines ...." — Ja, wer auf ſolchen Wegen geht, für den iſt das Leben geſchaffen!

Für Alles, was ich Ihnen bisher erzählte, intereſſirte ich mich lebhaft. Jetzt muß ich von etwas erzählen, was mich perſönlich wenig intereſſirt, und was doch als Glanzſeite von Paris betrachtet wird, vom

Schauſpiel.

Ich weiß nicht, woher es kommt; ich bin doch nichts weniger als redſelig, ſondern eher ſtill — aber wenn ich einige Stunden im Schauſpiel ſitzen, und fort und fort zuhören muß, was ſie mir da erzählen, ſo überfällt mich zuletzt eine brennende Sehnſucht, auch ein Wörtchen drein zu miſchen. Vorleſungen, Conzerte, Schauſpiel halt' ich mit großer Mühe aus. Die Spannung kann unmöglich von Anfang bis zu Ende ſich halten, geſchweige gar geſteigert werden; es treten matte und langweilige Momente ein, in denen ich alsbald die Aufmerkſamkeit verliere, ſchläfrig oder nervos werde, und mich dann nicht wieder zurecht finden und nicht dem Gang der Handlung folgen kann. Ferner iſt ſelten Einheit in dem Spiel; einer ſpielt vortrefflich, drei ſpielen ſchlecht. Und hauptſächlich! ich glaube, ich verlange Unmögliches, nämlich: man ſoll mir ein Luſt- oder Trauerſpiel vorleben, nicht verſpielen. Bei einem Trauerſpiel iſt mir das nun nie geſchehen, aber nie auch nur annäherungsweiſe! Luſtſpiel ſchon eher. Darum hab' ich eine große Vorliebe für das Luſtſpiel, und die allergrößte — verzeihen Sie mir's! — für die Luſtſpiele der Volkstheater. Noch jetzt denk' ich mit Wonne an die Wiener Vorſtadttheater. Ach, wie hab' ich da gelacht, und wie angenehm iſt's, über ſolche koloſſale Dummheiten lachen zu dürfen! Ich ſchäme mich ein wenig wegen dieſes gemeinen Geſchmacks, aber was iſt da zu machen? ich amüſire mich. Wenn das Trauerſpiel mir das Herz ſo erſchütterte, wie das Luſtſpiel das Zwerchfell, ſo iſt keine Frage, daß ich jenes eben ſo lieb, und in gewiſſen Stimmungen noch lieber haben würde; allein das iſt mir noch nie geſchehen. Immer machte mir die Tragödie, die ich las, einen edleren und harmoniſcheren Eindruck als ihre Darſtellung. Ich glaube gern, daß es an mir liegt, und daß ich entweder ein nicht zu realiſirendes Ideal dafür in mir herumtrage, oder auch, daß mir der Sinn dafür fehlt, ſo wie er Andern für Muſik, Sculptur ꝛc. abgeht; denn wenn ich drei oder vier Luſtſpiele hinter einander geſehen habe, ſo bin ich auch ihrer überdrüſſig. Ich geh' alſo ſehr wenig ins Schauſpiel, und mußte wirklich ganz aus meiner Natur heraustreten, um es in den drei Wochen, die ich in Paris zubrachte, ſechszehn Mal zu thun. Aber ich war nun einmal da, um zu ſehen, und ſo ſah ich denn. Es iſt ſchwer, ſich in dieſer Menge von Theatern, die alle ihren beſonderen Zweig der Kunſt cultiviren, zurecht zu finden. In dem Théatre français wird die klaſſiſche Tragödie geſpielt, in der Porte St. Martin die romantiſche — jene repräſentirt durch Voltaire und Racine, dieſe durch Victor Hugo und Alexandre Dumas. In der Oper — mit ihrem vollen Titel: Académie royale de musique — werden große Opern und Ballets gegeben, in der Opéra comique kleine, und ohne Tanz, aber auch Vaudevilles. Außerdem iſt im Winter noch die italieniſche Oper, welche nach Oſtern, wenn ſie in Paris geſchloſſen wird, zur Saiſon nach London zu gehen pflegt. Das höhere Luſtſpiel gehört auch dem Théatre français; darin hat die Mars excellirt. Jetzt ſpielt ſie nicht mehr, Gottlob! man hätte ſonſt am Ende von mir begehrt, ich ſolle mich für eine ſiebenzigjährige jeune première enthuſiasmiren. Alle Variationen des Luſtſpiels, das Vaudeville, die Poſſe, die Farce, werden in den Theatern du Palais royal, du Vaudeville, du Gymnase dramatique, des Variétés, ohne andern Unterſchied als den des feineren oder gemeineren Spiels gegeben, wonach ſich denn auch einigermaßen das Publikum beurtheilen läßt. Ich habe nur im Vaudeville das Spiel ſo gefunden, als ob es darauf rechne, ein Publikum aus der guten Geſellſchaft zu haben. In Wien ſind die Luſtſpiele ganz anders; ſie bewegen ſich in der Sphäre des Volks, des Handwerkers, des Krämers; die vornehmen Leute kommen nur darin vor, um mit ihrem Thun und Treiben ein wenig lächerlich gemacht zu werden, was ſie denn auch reichlich verdienen; aber wenn's auch Leute aus den unterſten Claſſen ſind — ſie werden nicht ſo frech, ſo gemein geſpielt, wie man hier Perſonen darſtellt, die noch gar nicht dazu gehören. Daher find' ich auch die Poſſen gar nicht komiſch, ſondern gezwungen brutal, und abſichtlich ordinär. Außer jenen Theatern, die ich genannt, mögen wol noch ein halbes Dutzend exiſtiren; aber hiermit hatte ich ganz genug! ſie gaben mir einen Ueberblick, und mehr begehrte ich nicht. Im Théatre français war ich zweimal, und ſah Mahomet und Phädra. Das iſt ſo eine Kunſt, von der ich neulich ſagte: man muß bei ihr und in ihren Traditionen aufgenährt werden ſein — ich ſage nicht, um ſie zu bewundern, nur um nicht von ihr abgeſtoßen zu werden. Mahomet iſt freilich eine widerwärtige Tragödie. Voltaire hat aus dem Propheten, dem Fanatiker, dem Schwärmer einen nichtswürdigen Betrüger gemacht. Aber Phädra iſt ſchön! der lange Trauermantel, welcher der Liebe nachſchleppt, ihre goldnen Flügel überhüllt, und bald Schwäche, Sünde, Schuld, bald Schmerz heißt: der liegt auf der Phädra und man fragt ſich beklommen, ob ſolche Liebe nicht ein Fluch iſt, den göttliche Mächte verhängen und den der Menſch erleidet. Mit dieſem Bewußtſein muß die Phädra geſpielt werden. Sie muß fühlen, daß die Hand des Schickſals eiſern auf ihr liegt. Das muß ihre Verzweiflung und ihren Troſt ausmachen. Sie muß ſich bewußt werden, daß ſie rettungslos untergeht, aber daß es ſo der Wille der hohen Götter iſt. Dies Bewußtſein prägt überhaupt den Thaten der Griechen etwas Grauenhaftes, etwas Ueber- oder Unterirdiſches auf; allein es ſchützt ſie vor Gemeinheit. Hilf Himmel! davon wußte dieſe Phädra nichts! Sie ſtellte nichts dar, als die Brutalität einer nicht nur unerlaubten, ſondern unerwiderten Leidenſchaft, und nicht wie eine Griechin und eine Königin, nein, wie eine Poiſſarde. Vom erſten Moment ihres Auftretens bis zum letzten verblieb ſie in einer fortwährenden zitternden Bewegung, welche den unangenehmen Eindruck von Krämpfen oder fallender Sucht machte. Ja, es giebt ſo eine Bewegung, und zwar in der Ekſtaſe namenloſer Freuden oder Schmerzen, wenn die Seele ſich vom Körper losreißen mögte und gleichſam ſich aufzuſchwingen verſucht; allein ſie währt keine Viertelminute! ſie iſt nur ein Uebergang; mit ihr ſinkt man entweder auf die Knie, oder an ein geliebtes Herz, oder in ſich ſelbſt zuſammen. Dauert ſie zwei Stunden, ſo iſt die Leidenſchaft in einen Krampf übergegangen — und der rührt mich mittelmäßig. Vielleicht wurde das Publikum durch die große körperliche Anſtrengung gerührt, welche Mademoiſelle Maxime — ſo hieß dies unholde Frauenzimmer — ſichtbar anwendete; denn es warf ihr Blumen und Kränze zu, während ich mich wunderte, daß man ſie überhaupt die Rolle zu Ende ſpielen ließ. Ich hätte gern Mademoiſelle Rachel geſehen; ſie war auf einer Kunſtreiſe begriffen. Manche Künſtler ſind Repräſentanten und Organ einer gewiſſen Richtung der Kunſt: ihre Darſtellung erklärt ſie, macht ſie uns verſtändlich und zugänglich, indem ſie das Menſchlichwahre, das alle Völker, alle Zeiten, alle Individuen mit einander gemein haben, hervorhebt, und die Zufälligkeit der Regel in den Hintergrund treten läßt. Vielleicht beſitzt ſie dieſe Gabe. So fremd mir die Tragödie in den Français geblieben iſt, ſo ſehr hat mir die Comödie gefallen. Der Figaro von Beaumarchais z. B. war ein großes Vergnügen, rollte ſich leicht, raſch, fein und natürlich ab.

Mir ſchien, als verſtehe man hier zu individualiſiren, während man auf den andern Theatern mehr nach einem gewiſſen Typus ſpielt. Ich meine ſo: man ſpielt die Gräfin; aber nicht Gräfin Emy oder Gräfin Ida, nicht die Nuancen der Perſönlichkeit, und daher unglaublich monoton. — In der Porte St. Martin werden die neuen grauſigen Tragödien und Melodramen aufgeführt, bei denen ſich einem das Haar über der Stirn lüpft. In der Beziehung hab' ich gute Nerven! ſolche Enormitäten rühren mich wenig. Das Stück, welches grade ungeheure Vogue hatte, hieß les deux serruriers, und ſtellte die Schickſale eines tugendhaften und eines ſpitzbübiſchen Schloſſers dar, welche Verlockungen ſie in ihrem Handwerk finden, wie die Welt immer bereit iſt den Böſewicht zu unterſtützen, weil ſie ihn brauchen kann, und den Guten zu zertreten, weil er ihr läſtig oder ein heimlicher Vorwurf iſt, und wie die Liebe gut macht, wo die Geſellſchaft ſich verſündigt. Das iſt im Grunde ſchön und wahr, nur wird es ſo unerhört bis auf die alleräußerſte Spitze getrieben. Der Vorhang geht über einer Art von Stall auf, in welchem ein ſterbender Greis und ein hungerndes Kind liegen, und ſinkt über zwei Kerkern, in denen die beiden Schloſſer bis zum letzten Moment mit einander gerungen haben, und wo allendlichſt der Böſewicht ſtirbt. Während fünf Akte liegt man auf der Folter, denn der tugendhafte Schloſſer iſt in einem beſtändigen Todeskampf durch Gram, Hunger, Liebe, Angſt und Verzweiflung — und er ſpielte ſo gut, daß ich nicht anders konnte, als tiefen Antheil an ſeinem Schickſal zu nehmen. Ja, der ſpielte gut, ganz natürlich! er war ein ſchlichter, einfacher, guter, unglücklicher Menſch, ſo ging, ſtand, ſprach und benahm er ſich. Er hatte ein außerordentliches Minenſpiel, ſo außerordentlich, daß es mir ganz unangenehm war. Den Blick voll Innigkeit, Andacht und tiefer Freude, womit er das Mädchen, das er liebt, anſah, ſollte man nicht nach Willkür annehmen dürfen. Man ſpricht hier im gewöhnlichen Converſationston, und bei gewiſſen Phraſen oder Tiraden, von denen jede Hauptrolle eine hat, wird auf einmal ein gehobener, cadenzirter Ton angenommen, der hohl und fremd iſt, als ob ſie plötzlich eine Larve vor's Geſicht hielten. Eine ſolche Phraſe war in der Rolle des jungen Mädchens: „Mon père, un ouvrier qu'on aime vaut mieux qu'un lord qu'on n'aime pas." Wüthender Beifall bewies, daß der Effect nicht verfehlt war. Die Geſellſchaft iſt einzig in der Porte St. Martin! der Saal hat ſechs Reihen Logen. Von dem dritten Rang an ſitzen nur blaue Blouſen drin und Frauen, die dazu gehören, und noch höher hinauf Hemdärmel; aber ſie benehmen ſich vollkommen anſtändig. Im „Ruy Blas" von Victor Hugo, den man nach einer Pauſe von mehren Jahren wieder hervorgeholt hatte, war es gedrängt voll, und der erſte Rang war der einzige, den das Volk nicht überſchwemmt hatte; doch es fiel weder Lärm noch irgend etwas Anſtößiges vor, nur wurde ein Bischen zu ſehr kreuz und quer applaudirt. Das iſt ſo recht ein Stück für's Volk: nicht die geringſte innere Wahrheit, daher auch kein Zuſammenhang, aber ein Theatercoup nach dem andern, und der Ruy Blas ein erhabener Menſch, eine göttliche Natur — ein La fay und — der Liebhaber der Königin von Spanien, kurz, eine Figur, die dem Volk ſo recht koloſſal ſchmeichelt. Dies iſt die letzte Tragödie von Victor Hugo, und wenn er fortfährt, wie bisher, immer mehr abwärts zu gehen, ſo thäte er wol beſſer für ſeinen Ruhm, nicht mehr mit dem Drama ſich zu befaſſen.

Die Opéra comique war charmant, hatte gute Sänger, ein vortreffliches Orcheſter, und die wunderſchöne Salle Favart, welche eigentlich für die italieniſche Oper eingerichtet, und bei weitem der geſchmackvollſte Schauſpielſaal in Paris iſt. Da war ich mehrmals mit großem Vergnügen. Es herrſchte darin ein äußerſt wolthätiger guter Ton, nämlich durchgehends nicht die geringſte Uebertreibung: nicht in der Muſik, nicht in der Dekoration, Alles iſt ſo ruhig, ſo glatt, man fühlt ſich ſo zu Hauſe. Das iſt mir angenehm! muß ich mehre Stunden auf demſelben Fleck ſitzen und zuhören, ſo mag ich gern bequem ſitzen. In der großen Oper iſt der Lärm zu heftig, um noch muſikaliſcher Genuß genannt werden zu können. In den Hugenotten wurde buchſtäblich mit Holz auf Holz geſchlagen, um ein Getöſe zu bewirken, welches eilf Cantrabäſſe und zahlloſe Blechinſtrumente denn doch nicht bewerkſtelligen konnten. Schickt ſich aber ſolcher barbariſcher Lärm zur Begleitung für die zarte Menſchenſtimme? Dazu müſſen Löwen und Bären brüllen, aber keine Menſchen ſingen. Duprez wird auch bald mit ſeiner lieblichen Stimme fertig ſein, und daran iſt bloß dieſe wahnſinnige Inſtrumentirung Schuld. In der Stummen von Portici, in Donizettis Favorite war es ſchon arg, in den Hugenotten überſtieg es alle Schranken. Die Inſtrumente rasten förmlich durch einander und wider einander. Meierbeer hat recht klar durch dieſe Oper bewieſen, daß die außerordentlichſten Mittel nichts zu Stande bringen, als eine unerhörte Confuſion, ſobald kein Grundgedanke lichtend und ordnend durch das Ganze zieht; ſie iſt koloſſales Flickwerk, Robert der Teufel hingegen iſt aus einem Guß. Ich konnte es kaum bis zum Schluß der Oper ertragen. Ganz betäubt und erſchöpft fiel ich im Wagen zuſammen und fragte mich, ob ich nicht etwa auch zu den maſſacrirten Hugenotten gehöre.

Entzückt hat mich das Ballet, nämlich Carlota Griſi und die Dekorationen. Die Venus victrix und Carlota Griſi haben mir, jede in ihrer Art, ſo außerordentlich gefallen, wie ſonſt nichts in Paris. Dies iſt eine allerliebſte kleine Tänzerin, ätheriſch wie ein Schmetterling! Beim Tanz iſt die Hauptſache, daß man ſchwebe. Nur um's Himmels willen nicht ſpringen! Aber zum ſpringen gehört nur Kraft, zum ſchweben Anmuth und unendlich viel mehr Kraft, denn nie darf ein Schwanken oder Wackeln verrathen, welche Anſtrengung dazu gehört, ſonſt iſt's gleich vorbei mit dem Eindruck des Schwebens. Carlota Griſi ſpringt nie, ſie macht Pirouetten und ganz unglaubliche Sätze, aber mit ſchwebender Bewegung. Sie ſteht auf der äußerſten Fußſpitze und mit rückwärts gebogenem Körper feſt wie eine Statue, und leicht, hingehaucht, wie ein Schmetterling, der ſich auf ein Blumenblatt niederläßt. Wie ſie zuerſt auftritt, als fröhliches, tanzluſtiges Mädchen, und einmal rund um die Bühne flattert, auf ihre eigene Hand, ſorglos und munter, ſo recht wie ein junges Mädchen, das iſt ganz wunderniedlich. Hernach ſtirbt ſie aus Gram über einen treuloſen Prinzen, und dann geht's eigentlich aus dem Tragiſchen in's Komiſche über, doch das nimmt man nicht ſo genau im Ballet: dann erſcheint ſie ihm als Geiſt, und ängſtigt und tanzt ihn zu Tode mit ihren Geiſtergefährtinnen. Das Ballet hieß Giſelle, und ich ſah es zweimal und amüſirte mich ſehr. Ich bin wieder ganz beſchämt über meinen ſchlechten Geſchmack! Ballets ſind ſehr geiſtlos, das geb' ich zu; aber ihre bunten Bilder gleiten an dem Auge vorüber, ohne die Seele zu beſchäftigen, die ſich während der Zeit ausruht und auf ſie hinblickt, wie auf einen Traum. Ab und an lieb' ich das, beſonders wenn's ſo anmuthige Geſtalten ſind, wie Carlota Griſi. Nur daß auch Männer darin figuriren, mißfällt mir. So ein tanzender Mann im Röckchen von Taft und beflittert, ſieht doch übernatürlich albern aus! Bei Franconi — da machen ſich die Männer gut! — Das théâtre Comte muß ich doch erwähnen, wo Schauſpiele für Kinder und von Kindern gegeben werden. Ich ſah le petit Chaperon rouge, Kinder ſpielten, ſangen, tanzten, es war zuweilen ganz nett, und oft recht drollig, aber ich hatte doch keine rechte Freude dran. Es war mehr Dreſſur als Kunſt, und die Dreſſur, welche ich bei Franconis Pferden bewundernswerth finde, thut mir leid, auf Kinder angewendet. Die kleinen Zuſchauer waren ergötzlich, wie ſie ſich über die Logenbrüſtung legten, und die Augen immer glänzender, die Wangen immer röther wurden, und wie ſie jauchzten und aus Leibeskräften applaudirten, und ein gewiſſes Exercitium von zwölf winzigen Trommelſchlägern wiederholen ließen. — Was die Schauluſt betrifft, die findet Nahrung in Paris! und es iſt ganz gewiß, daß man manche Dinge zu ſehen bekommt, die man nur da ſehen kann.

So brachte ich die Abende hin, und nur einige wenige, als ich den Tag in Verſailles und in St. Germain geweſen, oder wirklich ganz des gezwungenen Sehens überdrüſſig war, machte ich mir ein Vergnügen — und ging herum. Der Wagen fuhr hinterdrein; wurde das Gewühl zu groß, ſo ſchlüpft' ich hinein. Aber ſo groß wird es nicht, oder ſelten. Etwa vor den Theatern. O wie mich die Pariſer Gleichheit dort amüſirte! Kein Fiaker darf vor der großen Oper oder vor dem Théatre français vorfahren; fein demüthig muß er an der Ecke halten bleiben, damit beileibe nicht die eigenen Wagen durch den Contact mit ſo einem plebejiſchen Fuhrwerk eingebildeten oder wirklichen Schaden erleiden. Eben ſo wenig darf der Fiaker in den Hof irgend eines Hauſes hinein fahren; er muß vor dem Thor halten bleiben. Dieſe Etikette der Kutſcher iſt nun freilich ſehr angenehm; ſie vermindert das Gedränge der Wagen; aber ich ſah ganz wohlgekleidete Frauen an der Straßenecke ihren Fiaker verlaſſen, und in vollem Regen ihren Weg ins Theater fortſetzen. Es iſt poſſierlich, von Kutſchern die Privilegien der Vornehmheit aufrecht gehalten zu ſehen.

Eine ſolche abendliche Promenade, aus meiner Straße Rivoli durch die Caſtiglione, über den Vendôme-Platz, durch die Straße de la Paix, immer ſchnurgrade auf den Boulevard des Italiens zu, bei glänzender Gasbeleuchtung, an den reichen bunten Magazinen vorbei, zwiſchen Strömen von Menſchen, auf breiten bequemen Trottoirs von Asphalt, zu Tortoni — o das iſt hübſch! da wird man ganz leichtſinnig luſtig. Und doch giebt's da Dinge, die einen nachdenklich genug machen könnten. Wir kamen einmal gegen Mitternacht aus der Oper zu Tortoni. Es führen Stufen zum Café hinauf, und ich ſah wol auf der letzten ein dunkles Paquet liegen, aber ich beachtete es nicht, bis der Saum meines Kleides hängen blieb. Ich wollt' es los machen, der Diener kam herzu, und ſo fanden wir denn, daß dies Paquet ein kleiner ſchlafender Knabe war, an deſſen Gürtelſchnalle glaub' ich das Kleid ſich gehäkelt. Es kamen ein Paar Kellner heraus, der Knabe wurde gerüttelt und geſchüttelt, wurde gefragt wohin und woher, wurde ermahnt nach Hauſe zu gehen, wenigſtens nicht hier auf den Stufen zu liegen und die Eintretenden zu geniren; er war aber viel zu ſchlaftrunken, um Red' und Antwort geben zu können, und fiel zuſammen, als ſie ihn auf die Füße ſtellten. Da nahmen ſie ihn, und legten ihn ſeitwärts von den Stufen auf das Steinpflaſter. Dort könne ihm nichts Leides geſchehen, meinten ſie.

Und das iſt wahr — vor Pferden und Wagen lag er geſichert! aber iſt's nicht grauſig, ein Kind von acht oder zehn Jahren in tiefer Nacht in einer tumultuariſchen Straße von Paris verlaſſen und ſchlafend liegen zu ſehen? In welcher Todesangſt mögen die Eltern dieſe Nacht durchwacht haben. Da kommen denn ſo ſchauderhafte Unglücksfälle wie der: daß auf der Morgue ein Knabe ausgeſtellt lag, über den Wagen und Pferde fortgegangen waren und ihm den Kopf ganz zerſchmettert hatten. Geſehen hab' ich's nicht; doch alle Morgen beim Frühſtück las ich mit großer Aufmerkſamkeit das Journal de Paris, in welchem Theateranzeigen gemacht, und alle möglichen traurigen und ſchreckenvollen Vorfälle erzählt werden, die ſich Tages zuvor begeben haben; und da ſtand es drin. Lüg' ich, ſo iſt das die Schuld des Journals, und meine Strafe dafür, daß ich mich mit ſo unnützer Lectüre befaßt habe. Die Morgue liegt an der Brücke St. Michel, und ich fuhr unzählige Mal an ihr vorbei. Immer hob ich die Hand nach der Zugſchnur auf, um halten zu laſſen, und immer ließ ich ſie entmuthigt ſinken. Monſieur Hypolite, der Lohnlakay, verſicherte, ich dürfe hingehen, die Leichen wären ſehr anſtändig; aber der Mangel an Anſtand iſt wol das letzte, was man bei dieſen unſeligen Leichen fürchtet. Ich konnte mich nicht überwinden, ſie anzuſehen. Dabei fiel mir Madame Guyon ein, was die Alles thut, um Auge und Gefühl und alle Sinne ſtumpf und gleichgültig zu machen; ſie ging in die Hospitäler, und wenn der Verband von den Wunden der Kranken abgenommen wurde, ſo berührte ſie ihn mit ihren Lippen. Das that ſie, weil ſie glaubte, durch dieſe Ueberwindung der Natur Gott wohlgefällig zu ſein, und es mag wol ſehr heroiſch ſein, aber es iſt allzu widerlich. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß der liebe Gott ein beſondres Vergnügen davon haben würde, wenn ich die Morgue beſuchte, und da weder ich noch ſonſt ein Menſch es hatte, ſo unterließ ich es.

Ins Palais Royal führten uns auch die Abendpromenaden. Das hab' ich ganz unter meiner Erwartung gefunden. Erſtens hat es gar keine ſchönen Magazine, wenigſtens keine, welche mit denen auf den Boulevards und in der Straße Vivienne zu vergleichen wären; und zweitens hat es keine Menſchen. In den Cafés und Reſtaurants ſind deren freilich immer genug, aber außerdem, ſowol in dem Garten als in den langen Hallen vor den Boutiquen, iſt es Morgens und Mittags und Abends leer. Als früher die Spielſäle in den obern Räumen des rieſenhaften Gebäudes waren, mag es wol viel beſuchter und glänzender geweſen ſein; doch die jetzige Regierung duldet nicht das Spiel, obgleich die Verpachtung der Räume immenſes Geld eingebracht haben ſoll. Das Palais Royal hat etwas Todtes; ja, Abends, wenn die Sterne ſo hell über dem Garten flimmerten, und der Mond ſich in der zerflatternden Garbe der wunderſchönen Fontäne in deſſen Mitte, zu goldnen Flittern zerbrach, da hatte es gar etwas Melancholiſches. Die Hallen, und die obern Fenſter waren ſtrahlend erleuchtet, und ſo Manches war ausgeſtellt und aufgeputzt, um zu locken, und ſo Viele warteten darauf, daß es nur recht lebendig hergehen und daß ein großes Treiben anheben möge, und es blieb ſtill. Nie hab' ich Käuſer in den Magazinen geſehen, nur Verkäufer. Die Production muß zehnfach größer als die Conſumtion in Paris ſein, denn nicht blos das Palais Royal, und jene Straßen, die ich genannt, und zahlloſe, die ich nicht genannt, ſind ein Bazar; ſondern die unendliche Straße von St. Denis, und viele andre, ihr ähnliche, vom Volk und von den niedern Ständen bewohnte, ſind es ebenfalls, nur freilich im andern Maßſtab, ohne Pracht und ohne jenen raffinirten Luxus, der aus einer Bonbonſchachtel von Pappe nicht etwas Elegantes, wol aber etwas Koſtbares zu machen weiß. Paris ſoll großen Handel nach den Provinzen mit allen Gegenſtänden des Luxus treiben; das beruhigte mich ein wenig, denn ſo groß immerhin Verkehr und Bedürfniß des Reichthums, gar der Verſchwendung, hier ſein mögen, ſo wird man doch leicht gewahr, daß ſie unmöglich verbrauchen können, was hier erzeugt und zuſammengehäuft wird. Wenn es in Frankreich noch Uebriggebliebene oder Nachkömmlinge der Republikaner giebt, ſo mein' ich, müßten ſie gründlich von dem Glauben an die Verwirklichung ihrer Idee geheilt werden, wenn ſie einmal mit offnen Augen an den goldnen Magazinen und Schauſpielſälen und Cafés von Paris vorbei gingen. Da würde ihnen klar und deutlich werden: die Tage einer Republik eignen ſich nicht für ein Volk, das ſolche Bedürfniſſe hat und ſolche Genüſſe kennt.

Die place de la Concorde war mir immer ganz ſchauerlich bei Nacht. Im Grund' auch bei Tage! aber die Sonne, die gute liebe verſöhnende Sonne, die Gott ſcheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, macht Vieles gut. Hier iſt die Guillotine funfzehn Monat hindurch aufgeſchlagen geweſen und hat Arbeit vollauf gehabt. Hier iſt der arme König hingerichtet, hier die ſchöne unglückſelige Königin, hier Madame Eliſabeth, die Heilige der Familie. Dieſe Frauen — das iſt beiſpiellos in der Geſchichte! Die

Engländer haben auch ihren König hingerichtet; aber keine Königin! — Ludwig **XVIII.** hat auf der Stelle, wo die Gebeine ſeiner Geſchwiſter damals eingeſcharrt worden ſind, eine Chapelle expiatoire bauen, und in ihr die Ueberreſte derjenigen ſammeln laſſen, welche in der Schreckenszeit umgekommen und noch aufzufinden geweſen ſind. Neben dem Altar ſteht die Statue des Königs Ludwigs **XVI.** von einem Engel — und der Königin, von der Religion unterſtützt. Auf einer ſchwarzen Marmorplatte am Sockel ſteht ſein Teſtament, vom 25. Dezember 1790 datirt, ganz voll ſeiner bekannten reſignirten Geſinnung. Eine Phraſe frappirte mich recht darin. „Dites à mon fils, *s'il a le malheur d'être roi*" etc. Glauben Sie, daß Carl **I.** ſo etwas geſagt hätte? Niemals! er trug die Bürde der Krone wie eine Würde, und bis zum letzten Augenblick. Der arme Ludwig **XVI.**, der ſich die ſchmutzige Jakobinermütze aufs Haupt drücken ließ, hätte ſich auch gefallen laſſen, als Privatmann, und vielleicht ganz zufrieden, zu leben. Carl **I.** wollte König ſein, weil er das war, was in den letzten Zeiten des morgenländiſchen Kaiſerreichs für die höchſte und ſeltenſte Ehre galt: der im Purpur geborne Sohn eines im Purpur gebornen Vaters; und nur mit ſeinem ſtolzen unbeugſamen Haupt ließ er zugleich die Krone fallen.

Nicht eine Secunde hat er aufgehört, König zu ſein; Ludwig XVI. lange zuvor, ehe er ſtarb. Im Medaillenkabinet ſah ich eine, die ihm zu Ehren geſchlagen war in dem harten Winter von 1787 — mein' ich — wo er zwiſchen dem Volk umherging und Geld und Almoſen austheilte, und ſo froh war, Dank- und Segenswünſche zu hören. Und daneben lag eine andre: die ſtellte Marie Antoinette vor, wie ſie vom Volk umtobt und umdroht vier Jahre ſpäter im Karren nach dem Richtplatz geſchleppt wird. Und drunter lag noch eine: darauf war Marats ekles Haupt mit der Umſchrift: „Au martyr de la liberté". Das Alles wurde mir ſo ungeheuer lebendig Abends auf dem Concorde-Platz, wenn die Fontänen rauſchten, und das Gold funkelte, und die Lampen flammten, und der Obelisk wie ein Ausrufungszeichen ſo recht in der Mitte ſtand, und der Abendwind kühl und froſtig durch die Bäume des Tuileriengartens und der Champs élysées wehte, zwiſchen denen der Platz liegt. Das Wagengeraſſel abgerechnet, war es dann ziemlich einſam auf dem Platz, und ich weiß nicht, wie's kam: ich mußte immer an Lady Macbeth denken, die ſich nachtwandelnd ſo angſtvoll die Hände wäſcht. Hier kamen ſie Alle zum ſterben, Könige und Prieſter, Frauen und Greiſe; die elende Dubarry, die philoſophiſche Roland, die edle Corday, die Girondiſten, die mit ihren Theorien in einen amerikaniſchen Urwald oder nach einer öden Inſel der Südſee hätten gehen müſſen, ſo wie William Penn nach Pennſylvanien ging; und die in Blut gebadeten Terroriſten, welche uns einige franzöſiſche Geſchichtſchreiber gern als große Männer hinſtellen mögten. Talente haben, gewandt reden und glänzend ſchreiben können, genügt nicht, um einen großen Mann zu machen — das ſehen wir bis zum heutigen Tage in Frankreich; oder wenn man für jene monſtröſe Erſcheinungen auch ähnliche Parallelen begehrt: Nero hatte manche Talente, er ſang, er dichtete, er tanzte, er ſchauſpielerte; das hat Tacitus nicht geleugnet, aber ihn deswegen doch nie einen großen Mann genannt. Ich hab' einmal geleſen, Wahnſinnige könnten ein tieferes Bewußtſein von der Unwahrheit ihrer Einbildungen nicht übermeiſtern, und daher träte oft etwas wie Spott, wie Ironie ihrer ſelbſt und ihres Treibens in daſſelbe hinein. Mir däucht, dies unüberwindliche Bewußtſein der innern Unwahrheit offenbart ſich an allen Terroriſten, St. Juſt, Danton, Robespierre — von den brutalen Menſchenſchlächtern nicht zu reden! — und macht ihnen den Rauſch zum Bedürfniß, in welchem ſie ſich nur durch ungeheure Schreckensthaten zu erhalten vermogten. In Blut und in großen hochtönenden Phraſen machten ſie ſich ſelbſt und gegenſeitig trunken, und hielten ihr Werk der Extermination für eins der Regeneration. Nun ſind ſie todt, Würger wie Gewürgte. Da in der Ferne, auf der Vendômeſäule ſteht der Mann, und blickt ganz grade auf den Concordeplatz hin, der die letzten Athemzüge der Republik mit dem Kaiſermantel erſtickte. Das geſchah zu St. Cloud. Eins der

Schlöſſer

um Paris, die geſchichtlich am intereſſanteſten ſind, iſt St. Cloud. Der ſchönen Räume, der prächtigen Meubles, der geſchmackvollen Ausſtattung unüberſehbarer Zimmerreihen und Gallerien werd' ich ſehr bald müde. In der Beziehung ſieht Fontainebleau ungefähr ſo aus wie die Tuilerien, und die Tuilerien wie St. Cloud, und von dem Allen bleibt mir nichts im Gedächtniß als eine gewiſſe goldne Confuſion. Was dieſe Orte individualiſirt, ſind die in ihnen vorgefallenen wichtigen Ereigniſſe. St. Cloud ſoll das älteſte königliche Luſtſchloß ſein. Ein Enkel des Clovis hat's gegründet, aber nicht als Schloß, ſondern als Kloſter. „Mieux morts que tondus!" rief die ſtolze Königin Clotilde mit wahrhaft königlichem Bewußtſein, als man ihr für ihre Enkel die Wahl zwiſchen dem Tode und dem Kloſter ließ. Aber Clodoald war nicht der Meinung; er fand es ſchon beſſer, Mönch zu ſein, als gar nicht zu ſein. Von ſeinem verſtümmelten Namen wird St. Cloud hergeleitet. Schloß und Park liegen anmuthig auf einem Hügel an der Seine, und von der Terraſſe und aus den Fenſtern hat man eine ſehr hübſche Anſicht von Paris, die ich bei Weitem der vom Père-Lachaise vorziehe, denn man ſieht hier im Vorgrund die Dörfer Paſſy, Auteuil, Sèvres mit ihren Gärten und freundlichen Anlagen, das Boulogner Holz, die Champs élysées, und mit dem Tuileriengarten dringt man erſt allmälig in die Stadt ſelbſt hinein. Sie wälzt einem hier nicht ihre Steinmaſſen ſo petrifizirend entgegen wie dort. Der Fluß, die Bäume, die Abwechſelung, das Grün laſſen einen Luft ſchöpfen. Sollten die Feſtungswerke je beendigt werden, Mauern und Gräben das Boulogner Holz zerſchneiden, ein Fort im Park von Neuilly ſtehen, ſo geht dieſe liebliche Anſicht verloren. — Von hier aus bedrohte König Heinrich III. mit einem Heer von 42,000 Mann das aufrühreriſche Paris, als er am Morgen des 1. Auguſt 1589 ermordet wurde, und ſeine Krone auf den erſten Bourbon überging; und von hier aus wanderten am 2. Auguſt 1830 die letzten Bourbons in die Verbannung. Seit den

Tagen der Ligue iſt Paris ſtets gefährlich für ſeine Könige geweſen. Gegen Heinrich III. Aufruhr; gegen Heinrich IV. fünfjähriger Kampf; gegen Ludwigs XIV. Minderjährigkeit die Aufſtände der Fronde; gegen Ludwig XVI. die Guillotine; gegen Napoleon die Capitulation vom 31. März; gegen Carl X. die Juliustage; gegen Louis Philippe Emeute, Höllenmaſchine, Mordanſchläge und Journaliſten; Alles das hat Paris ausgebrütet. Ludwig XIV. konnte den Aufenthalt im Schloß von St. Germain nicht ausſtehen, weil er dort die Ausſicht auf die Thürme von St. Denis hatte und nicht an ſeine Gruft erinnert ſein mogte. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Aufenthalt in St. Cloud den Königen von Frankreich verleidet würde durch die Ausſicht auf Paris. Weil alle Kräfte und Mittel Frankreichs dahin drängen und treiben, wird es in gährenden Zeiten, wie ein Vulkan, aus all' dem Feuer und all' dem Brennſtoff immer Lava zuſammenſchmelzen und verheerend ausſtrömen, und das werden die Fortifikationen nicht verhindern; und es muß ſehr unbequem warnend für einen König ſein, ſolchen Vulkan beſtändig vor Augen zu haben. Zwiſchen dem Anfang und dem Ende der Bourbons auf dem Thron liegt das Zwiſchenſpiel der Republik, deren vorletzter Akt in St. Cloud vorfiel, als der

General Bonaparte am 18. Brumaire dem Directorium ein Ende machte, indem er ſeine Grenadiere unter Trommelwirbel mit geſenktem Bajonet im Sturmſchritt in den Saal einrücken ließ, worin die Abgeordneten des ſouveränen Volkes ſich aufhielten, die ſchleunigſt aus den Fenſtern entſprangen. Nur 10 Jahre trennen dieſen Moment von jenem 23. Junius 1789, wo Ludwig XVI. der Nationalverſammlung zu Verſailles befahl, den Saal zu verlaſſen, wo der tiers-état unerſchütterlich ſitzen blieb, und wo Mirabeau erklärte, man möge die Gewalt der Bajonette gegen ſie verſuchen. Iſt's nicht wie eine Ironie des Schickſals, daß es nach zehn Jahren nicht ermangelte, dieſe Herausforderung anzunehmen? Nur zehn Jahr! aber die Begeiſterung war längſt erloſchen, ſeitdem man ſah, daß man, mit ihren vollen Segeln gehend, nirgends landete als auf der Guillotine. Und wie nach einem Sturm auf dem Meer die Wellen noch lange, lange, in wilder heftiger Aufwühlung bleiben, welche den Lauf der Schiffe außerordentlich hemmt, ſo war dort eine Aufregung zurückgeblieben, die unter Bonaparte's Leitung zur Berſerkerwuth ward. Wie jene alten mit ihr behaſteten Nordlandsrecken mußte Frankreich Kämpfe und Kriege nach Außen haben, um nicht gegen ſich ſelbſt zu wüthen. Und wie ſich ſeitdem die Umwälzungen ſo raſch folgen! Nach fünfzehn Jahren war's vorbei mit dem Kaiſerreich, und nach abermals fünfzehn Jahren mit der Reſtauration. Wer weiß, was die dritte Wiederkehr dieſer Zahl bringen wird! Je näher dem Abgrund, deſto raſcher wird ein Sturz. — — Uebrigens war es höchſt munter in St. Cloud; die Waſſer ſprangen, es wimmelte von Menſchen. Eilf Zwölftel derſelben waren endimanchirt, denn der Auguſt iſt der Monat, wo die ganze elegante Geſellſchaft darnach ſtrebt, Paris zu verlaſſen; doch eben jene ſind unterhaltender anzuſehen. Die angeborne Munterkeit geht zuweilen mit ihnen durch, was den wohlerzogenen Leuten nicht geſchieht; und die kleinen plebejiſchen Manieren und Gewohnheiten kommen zum Vorſchein trotz der modiſchen Toiletten. Das hatte mich auch ſchon ſehr ergötzt auf einem Ball in Ranelagh, im Boulogner Holz, welches wie Dommeiers Caſino in Hietzing bei Wien von der guten Geſellſchaft beſucht wird, um dem Tanz der Uebrigen zuzuſehen. Nur iſt Dommeiers Caſino viel größer und hübſcher als Ranelagh. Die Pariſerinnen ſind aber keine Schönheiten! klein und hager von Geſtalt, kommen mir ihre Köpfe zu groß, wenigſtens die Züge viel zu ſtark vor. Die ganze Perſon ſieht unvollkommen aus, und wenn ſie ſich in norddeutſcher Weiſe, nämlich ein wenig geſchmacklos kleideten, ſo würden ſie ungemein garſtig ausſehen. Doch das thun ſie nicht. Wer in Paris auf der Straße erſcheint, iſt nett gekleidet. Sie ſehen nicht geputzt aus, aber es ſteht ihnen Alles; man wird nicht das ängſtliche Beſtreben in ihnen gewahr, um jeden Preis nach der Mode gekleidet zu ſein, wenn auch ein wenig plunderhaft. Ferner halten ſie ſich gut, wie das kleine Figuren faſt immer thun, während große häufig genirt durch ihre Größe ſind. Und ſie ſind ſehr klein, ſo klein, daß ich für groß galt. „Oh qu'elle est grande!" hatte ich ſchon öfter gehört, ohne zu ahnen, daß dieſer Ausruf mir folgen könne. Aber die Blumenmädchen belehrten mich darüber, ſie, die auf allen Promenaden ihre Sträuße mit der Anrede: „ma belle dame!" anbieten, ſetzten immer das grande bei mir hinzu, und ſo ſah ich denn, daß es ein ſchmeichelhaftes Compliment ſein ſollte. So wird man groß zwiſchen Kleinen! aber ich mach' mir nichts daraus. Ich wollt', ich ſtände immer neben Ihnen, Herzens-Emy, da ſeh' ich ganz klein aus, und das iſt mir weit lieber.

Nach dem Schloß von Neuilly führt eine prächtige Avenue, ſchnurgrade durch die Champs élysées und den Arc de l'Etoile. Dieſen Triumphbogen fing man ſchon unter Napoleon an, aber vor einigen

Jahren iſt er erſt beendet. Er macht ſich ſuperb, 152 Fuß hoch, von weißem Quaderſtein, mit reichen Basreliefs von Schlachten und Ruhm, von Siegen und Frieden. Auf inwendigen Treppen ſteigt man zur Platteforme hinauf. Stellen Sie ſich vor! dies edle ſchöne Monument dient den Selbſtmördern zuweilen, um ihr klägliches Leben zu enden. Sie ſchmettern ſich von oben hinunter! Drei haben es bis jetzt gethan. Mir fiel der Aquaeduct von Alcantara bei Liſſabon ein, wo ähnliche aber unfreiwillige Morde geſchehen. Vom Selbſtmord hört man im Süden ſelten. Er ſteigert ſich mit der Civiliſation, welche unvermeidlich das zweiſchneidige Schwert der Contraſte mit ſich führt: brennende Lockung zu ihren Genüſſen, Unmöglichkeit der Befriedigung für Alle. O was für Entmuthigungen, was für namenloſe Verzweiflungen mögen hier durch Tauſende von Seelen gehen! In ſo einer Stadt, wo der Glanz der Welt ſich auf einem Fleck, überwältigend für die Fantaſie zuſammendrängt — wie muß da der Drang zum Leben ſo reizend, und die Angſt um's Leben ſo groß ſein. Wenn ſie denn zu heftig werden, ſo daß jener nicht zu befriedigen und dieſe nicht zu ſtillen iſt, wenn die Wünſche die Kräfte aufgerieben haben — dann gehen ſie auf den Triumphbogen oder auf eine Seine-Brücke und ſtürzen ſich in die Tiefe hinab. Als ich da oben ſtand, wünſcht' ich mit dem **Diable boiteux**, die Dächer von Paris abdecken und ins Innere der Häuſer blicken zu können. Aber am Ende hätt' ich Bilder gewahrt, die ſchreckenvoller als die Morgue und das Irrenhaus ſind, und mir hätte der Muth gefehlt, ſie ins Auge zu faſſen.

Der König war mit ſeiner ganzen Familie in Eu; daher konnten wir Neuilly ſehen. Ich kenne manche königliche Schlöſſer; die prächtigen ſind froſtig, die einfachen ſind todt. Meiſtens ſpricht ſich gar keine Eigenthümlichkeit der Bewohner in ihnen aus, und wenn's geſchieht, ſo fühlt man ſich auch nicht immer angenehm durch ſie berührt. In Neuilly ſagt' ich: Hier könnt' ich ſchon einen Sommer zubringen. Das Schloß beſteht nur aus einem **rez de chaussée** und einer Attika darüber. Die langen Fenſter führen auf breite Stufen, die rund umher laufen, und in den Park hineingehen. Mit einem Schritt iſt man im Freien, die friſche Luft weht in alle Zimmer, und aus allen fällt der Blick auf anmuthige Baumgruppen, die über große Pelouſen und Blumenpartien und Baſſins verſtreut ſind. Es ſind nicht die graden ernſten Linien, welche in den Gärten der Tuilerien und des Luxembourg, von Verſailles und Fontainebleau herrſchen, und auch recht gut mit der Majeſtät dieſer Paläſte harmoniren; hier iſt freiere Bewegung in den Anlagen, und nicht imponiren wollen ſie, nur gefallen. Jedes Mitglied der königlichen Familie, den Herzog von Orléans und ſeine Gemalin ausgenommen, welche im Sommer Trianon bewohnen, hat in Neuilly ein Appartement, das aus einem Salon, einem Schlafzimmer und einem Schreib- oder Toilettenkabinet beſteht. Der König hat ein größeres, mit einer Bibliothek, einem Arbeitszimmer und einem Saal für die Adjutanten. All' dieſe Gemächer ſind ſehr zierlich, aber höchſt einfach in buntem Zitz möblirt, nur das Schlafzimmer der Königin iſt's in weißer — und der große Empfangſaal in rother Seide. Außer dem ſehr prächtigen Speiſeſaal iſt kein andrer Luxus in Neuilly, als der wahrhaft königliche der allerſchönſten Gemälde. Da hab' ich Marinen von Gudin geſehen, bei denen ich den Wellenſchlag am Ufer und das ferne Brauſen des Windes vernahm; da Fauſt und Gretchens melancholiſche Bilder von Henri Scheffer. Es wohnte ein milder, wolthuender Geiſt in dieſem Hauſe, der Jeden, welcher ohne Vorurtheil hineintritt, angenehm berühren muß: denn es iſt ein Gemiſch von einfachen Gewohnheiten, von gebildetem Sinn, von innigem Familienleben und von fürſtlichem Anſtand. Ich freute mich des Gedankens, daß es der Herzogin Helene recht wohl gehen müſſe in dieſem Kreiſe. Sonſt, mein' ich, würd' es einem deutſchen Herzen ſchwer ſein, in Frankreich zu leben, wenigſtens in dieſer unvertrauenvollen, mißgeſtimmten Zeit, wo man auf einen König wie auf einen tollen Hund ſchießt. Das Toilettenkabinet der Königin iſt auf ganz eigenthümliche Weiſe decorirt. Es hängen darin hinter Glas und in Rahmen von Bronce die Lorbeerkränze, welche die Prinzen bei den öffentlichen Prüfungen im Collège, wo ihre Erziehung gemacht wurde, als Preiſe davongetragen haben. Unter jedem ſteht der Name, wahrſcheinlich ſo, wie ihn der Lehrer hingeſchrieben hat: **L'élève Orléans, l'élève Montpensier,** und Tag und Jahreszahl. Dies gefiel mir wundervoll, und mehr noch, als daß ſie die Kränze aufbewahrt, daß ſie in dies einſame Zimmer ſie gehängt hat, welches niemand betritt als ſie allein. Und freilich — neugierige Fremde auch, ſo wie ich! Aber ich habe mich gefreut über dieſe kleinen von der Mutterliebe gehegten und doch gleichſam verſchleierten Trophäen, und wen's freut, der darf ſie ſehen. Welch ein Wechſel für dieſen König: aus der heitern ſorgloſen Anmuth von Neuilly in die froſtigen ſorgenvollen Tuilerien, wo man ihm das Parterre mißgönnte, welches er vom Garten abtheilen ließ, damit man nicht in die untern Fenſter hineinſehe, und welches ſich zum Ganzen verhält wie die Finger zum Körper. Und welchen magnetiſchen, bezaubernden Reiz hat denn eine Krone, um ſo viel Glück und Friede entbehrlich zu machen, und ſo manche Sorgen und Aengſten verſchmerzen zu laſſen. Es macht mich zuweilen ganz traurig, daß es mir völlig unmöglich iſt, mir eine Krone zu erringen. Ich würde doch für mein Leben gern wiſſen, nein! empfinden mögen, was für eine Magie ſie umſchwebt, und ob überhaupt eine.

In Verſailles kann man darüber nachdenken, und ihre Wetter- und Sonnenſeite gegen einander abwägen. Nicht in dem gegenwärtigen Verſailles, das halb Muſeum und halb Polterkammer — halb ein Tempel des Ruhmes „A toutes les gloires de la France" gewidmet, und halb eine Agglomeration von Kurioſitäten, Monſtroſitäten und einigen wenigen ſchönen Werken der bildenden Kunſt iſt. Nein, in dieſem Verſailles mußt' ich immer an Frau von Genlis denken, und daß König Louis Philippe recht von ihrer Erziehung profitirt habe. Sie ließ für den Geographieunterricht ein Zimmer mit Landkarten austapeziren, und für die Hiſtorie eins mit franzöſiſchen Königsporträts, und für die Naturgeſchichte wurden Bilder von Vögeln und Käfern und was weiß ich! ihnen beſtändig vor Augen gebracht, und damit die Prinzen eine Idee über Handwerke bekämen, ließ ſie kleine Werkſtätten in Miniatur vom Schloſſer, Tiſchler, Töpfer, ein chemiſches Laboratorium anfertigen, was Alles man noch jetzt im Conservatoire des arts et métiers neben der Drechſelbank Ludwigs XVI. ſieht. Genug, ſie machte ihnen alle ihre Studien ſo viel wie möglich anſchaulich, um ihnen Daten und Thaten, Namen und Begriffe durch Bilder einzuprägen. Und ſo kommt mir vor, als habe König Louis Philippe Verſailles zu einem anſchaulichen hiſtoriſchen Kurſus für ſeine Pariſer einrichten laſſen, welche vermittelſt der Eiſenbahn mit großer Leichtigkeit, wenn ſie ſonſt dazu Luſt haben, hier geſchichtliche Studien treiben können. Bewundernswerth ſind die Maſſen von Gemälden und Statuen, die er in einem Zeitraum von fünf oder ſechs Jahren hat anfertigen, anſchaffen, anſammeln und aufſtellen laſſen. Wenn man durch die endloſen Räume, Zimmer, Gallerien, Treppen, Hallen und Säle gewandert iſt, ſo hat man grade zwei Lieues gemacht. Stellen Sie ſich vor! eine Strecke von zwei Lieues zwiſchen einem Spalier von Kunſtwerken! ich muß aufrichtig geſtehen, daß mir da eine Obſtbaumallee ſchon lieber iſt. Auf der Eiſenbahn ſoll man in einer halben Stunde von

Paris nach Verſailles fahren. Ich dachte, wenn's dabei eben ſo konfus und wild hergeht wie auf den Poſten, ſo iſt's höchſt unbehaglich, und wir fuhren im eigenen Wagen in kaum zwei Stunden dahin. Um zehn Uhr Morgens waren wir in Verſailles, gingen gleich in den Garten, in die Orangerie, nach Trianon, bis Mittag 12 Uhr, wo täglich das Schloß geöffnet wird; und dann vier Stunden darin herum. Punkt vier Uhr wird's geſchloſſen, ſo daß man grade Zeit gehabt hat, langſam hindurch zu promeniren; ſehr aufhalten darf man ſich nirgends, ſonſt wird man nicht fertig mit ſeinem Kurſus. Zum Diner, um ſechs Uhr, waren wir wieder in Paris; aber ich verſichre Sie, die Strapaze war groß, und ohne eine liebe kleine Reiſegefährtin, deren treuer Zuſpruch ſich in manchem mühſeligen Tage bewährt hat, ohne meine Bonboniere mit Chocoladenpaſtillen hätte ich ſie gar nicht ertragen. Es iſt gar zu läſtig, wenn man ſeinen Tag eingetheilt und über jede Minute verfügt hat, daß man die ganze Einrichtung ſtören ſoll, weil man Hunger hat, und frühſtücken oder diniren mögte. Dagegen ſind die Chocoladenpaſtillen vortrefflich, denn ſie haben etwas Ermunterndes, und ich hab' in Paris eine unglaubliche Conſumtion von ihnen gemacht. Die beſte Chocolade zum eſſen, die ich kenne, iſt übrigens weder in Paris, noch in

Spanien, noch in Italien, ſondern in Bagnères de Luchon bei Herrn Seube Ainé. Neben ihr ſchmeckt alle andre fade oder grob. Sie iſt der Champagner der Chocolade. Wenn Sie etwa keine eſſen ſollten, ſo bitte ich um Verzeihung, daß ich Sie davon unterhalte! — Erwarten Sie keine Beſchreibung des Muſeums zu Verſailles. Ich bin ganz zerſtreut hindurch gegangen. Vor der Statue der Jeanne d'Arc blieb ich ſtehen, wie ich Ihnen neulich ſagte, dann vor einigen Porträts, von denen ich gar nicht begriff, wie ſie zwiſchen toutes les gloires de la France geriethen, z. B. Margareta Maultaſch, Luther, Carl XII., Rafael; und vor andern, weil ſie mir gut gefielen, wie Frau von Genlis, die in einer Art von Reitanzug, im ſchwarzen Filzhut, die Harfe ſpielte, aber mit prachtvollen Adleraugen aus ihrem wunderlichen Habit herausſchaut. Und vor einem, unter welchem geſchrieben war: Carl Johann Bernadotte, 1792 Lieutenant im 36. Linienregiment, 1818 König von Schweden. Die Franzoſen lieben ſolche Antitheſen, aber dieſe macht auch wirklich Effect. — Vor mir auf dem Schreibtiſch liegt ein dickes Buch, ein Guide für's Muſeum. Blätterte ich darin nach, ſo würd' ich wol an ein oder das andre Gemälde erinnert werden, oder mich auf dies oder jenes beſinnen. Allein ich halte nicht gern ſo eine Aehrenleſe, weil ſie immer mager ausfällt, und weil ich lieber bei dem bleibe, was mir friſch aus meinem Gedächtniß entgegenſpringt. Die Maſſe der Gegenſtände wird freilich dadurch verringert. Indeſſen ich denke, an einer Nomenclatur liegt Ihnen nichts — wenigſtens nicht von mir. Was mich in Verſailles ſo zerſtreute, war, daß ich in Gedanken das ganze Schloß ausräumte, um mir vorzuſtellen, wie es unter Ludwig XIV. und ſeinen beiden Nachfolgern ausgeſehen haben mögte. Die Bilder genirten mich, denn ich war heimlich mit andern Geſtalten beſchäftigt. Der große König wandelte einher mit ſeinem ganzen Gefolge von Staatsmännern, von Feldherren, von Gelehrten, Künſtlern, Dichtern, umgeben von einem Kranz ſchöner und geiſtreicher Frauen, und von der Bewunderung von ganz Europa. Damals mag hier das Leben doch einen wunderſamen Zauber gehabt haben. Wenn's auch kein Edelſtein war, ſo war es doch ſo brillant facettirt durch Glanz und Glück, durch Geiſt und Grazie, ja, durch Kraft und Schwung, welche die größten Männer und tiefſten Denker Frankreichs erzeugten, daß es eine gewiſſe poetiſche Färbung, und zugleich eine Glorie von Ueberlegenheit, Bildung und Würde empfing, die, wenn ſie auch nicht von dem König ausgingen, doch auf ihn zurückſtrahlten und ihm für immer einen goldnen Rahmen gaben, deſſen Mittelpunkt er im Gemälde ſeiner Zeit iſt. Es war viel Verkehrtheit da, Thorheit, Uebermuth, Ueppigkeit, alle Fehler der Jugend, aber auch aller Reiz der Jugend. Dazu hohe Leidenſchaften, die das Herz brechen oder ſtählen. Die tiefe Liebe von Frau von la Vallière zum großen König giebt ihm die letzte Verklärung: er iſt geliebt worden. Das dauert denn freilich nicht immer! Er verſtand nicht, ſich ſelbſt Schranken zu ſetzen, und daher verließ ihn das Glück. Er wollte es nicht merken laſſen, er verfolgte es dennoch; da kehrte es ſich erbittert wider ihn, und offenbar. Das kränkte ihn. Den Ehrenplatz, den er auf der Erde verlor, wollte er nun im Himmel erringen. Der große König, der das Herz der Königin zermartert, und der Frau von la Vallière geknickt hatte, entſchloß ſich, heimlich der Gemal der Wittwe Scarron zu werden, und zwiſchen den Religionskriegen im Languedoc, den bibliſchen Tragödien zu St. Cyr, und unglücklichen Feldzügen zu Gunſten des vertriebenen Königs Jakob II. von England — gedrückt von der Mißſtimmung des Volks, von ſchmerzlichen und unberechenbar unheilvollen Todesfällen in ſeiner Familie, vielleicht auch von dem geheimen, durch keine Beicht' und Abſolution zu unterdrückenden Bewußtſein, durch ſeine Verſchwendung Frankreich unterminirt zu haben — ging ſein Leben in trüben Wolken zu Ende, in Wolken, welche während des ganzen Jahrhunderts unbeweglich am Horizont ſtanden, immer ſchwärzer und drohender wurden, und endlich als Ungewitter losbrachen, hier in Verſailles, als der Enkel ſeines Urenkels im Frühling 1789 die Etats-Généraux herbeirief. Ein Wort des Königs in ſeinen ſpäten Jahren hat mich immer gerührt, weil es zugleich voll liebenswürdiger Güte und voll jener Trauer iſt, die ich mir unzertrennbar vom Alter vorſtelle. Der Marſchall Villeroi kehrte von einem ſehr unglücklichen Feldzug zurück, und verſuchte bekümmert und niedergeſchlagen ſich beim König zu entſchuldigen, bei dem er in großer Gunſt ſtand. „Monsieur le maréchal,“ unterbrach ihn der König gütig, „à notre age on n'a plus de bonheur.“ Er ſtarb in Verſailles, das er wie ſeine Schöpfung, und vielleicht wie eine Reliquie ſeiner Größe liebte, 1715, Septbr. 1.

Andre Geſtalten erfüllten jetzt die Räume, wüſtes Geſindel, ohne Sinn, ohne Seele, ohne Ueberlegung. Dazwiſchen wuchs der Knabe Ludwig XV. auf. Statt des edlen Fénélon, welcher die Erziehung ſeines Vaters einſt geleitet, ward die ſeine vom Cardinal Fleury gemacht. Ludwig XIV. hatte noch Traditionen von Heinrich IV., dem „bon roi“ und vom gewaltigen Herrſchertalent des Cardinal Richelieu. Ludwig XV. hatte Traditionen der Regentſchaft. Uebermüthig wie Frau von Montespan und herrſchſüchtig wie Frau von Maintenon geweſen ſein mögen — ſie erſchienen wie vornehme Naturen neben der Pompadour und der Dubarry. Ich weiß nicht was für eine zerſetzende, lähmende Schwüle über der Zeit brütet. Nicht blos alle Sitte — auch aller Anſtand geht zu Grunde. Die Charaktere werden matt und farblos. Die Leidenſchaften hören auf, die Liaiſons beginnen. Tüchtige Staatsmänner und Feldherren ſucht man umſonſt, umſonſt kriegeriſchen Ruhm und Sieg, oder innern Wohlſtand, oder irgend etwas, das einer Regierung Würde und Anſehen verleiht. Nichts, gar nichts! — Geſcheite Männer giebt's, feine Köpfe, ſcharfe Denker, denen iſt der Zuſtand, in welchem man vegetirt, dieſe eingeniſtete Schwäche und Verderbniß, wie ein Gift, welches man um jeden Preis aus dem Körper entfernen muß. Alles, was beſteht, iſt ſo nichtswürdig, daß ſie meinen, in dem, was beſtehen könnte, den Gegenſatz der Vollkommenheit zu finden. In dieſem Sinn ſprechen ſie, ſchreiben ſie, beſonders Rouſſeau, deſſen düſterglühende Feuerſeele ſich fürchterlich beengt in dieſer Schaum- und Flitterwelt fand. Ich weiß Alles, was man gegen Rouſſeau ſagen kann: Wort und That wären nicht Eins bei ihm, ſeine Bitterkeit gegen die Menſchen entſpränge aus Kränkung ſeines übertriebenen Selbſtgefühls, er habe durch ſeine unanwendbaren Theorien mehr geſchadet als genützt. Ich leugne das auch nicht. Er hatte große Schwächen, und er beging große Fehler; aber ich lieb' ihn, denn er iſt der Alleinzige unter ſeinen Zeitgenoſſen, der Reſpect vor der Menſchenſeele hat, und an die Gotteskraft glaubt, die fort und fort in ihr wirkt. Und dieſer Kraft Raum zu ſchaffen — dahin ging ſein Streben. Er begnügte ſich nicht, wie Voltaire, die bunten Lampen zu löſchen, in deren flackerndem Schimmer man forttaumelte; er löſchte ſie, um zu zeigen, daß die Sonne ſcheine, und daß in ihrem Strahl reinere Luft und helleres Licht wären. Er glaubte und liebte. Durch all' ſeine Deſolationen, durch ſeine namenloſen Entmuthigungen, durch die Selbſtquälereien ſeiner allzu verletzlichen überreizbaren Seele, zieht ſich die unerſchütterliche Zuverſicht, daß der Menſch eine höhere Beſtimmung habe, als auf der Erde zu vegetiren, und unter der Erde zu vermodern, und um ihn in dieſem Sinne heranzubilden, nimmt er im Emile das Kind in der Wiege, und in der Nouvelle Heloise das Weib, und im Contrat social die Zuſtände der menſchlichen Vergeſellſchaftung. Ja, das iſt wahr, er ſchreibt als ein leidenſchaftlicher Menſch, der er iſt, zuweilen mit Grimm und mit falſchem Raiſonnement, zuweilen einſeitig und daher ungerecht; aber was er auch ſchreibt, iſt überrieſelt von ſeinem Herzblut, und durchlodert von den Liebesfunken, welche die Berührung mit den Menſchen gewaltſam faſt aus ſeiner Seele ſchlägt, die er verhärten mögte — um weniger zu leiden. Wenn der Genius ſeine Apoſtel in die Welt ſendet, um ſie mit einem Reich der Wahrheit und der Freiheit zu überwölben, ſo hat er ſelten einen gehabt, der mehr mit Flammenzungen geſprochen hätte und tiefer begeiſtert geweſen wäre, als Rouſſeau. An dem Feuer ſeiner Gedanken und der Macht ſeiner Ideen, wärmen und ſtützen jetzt alle diejenigen die ihren auf, welche nachahmen mögten, was er erfunden hat. Aber einen zweiten Emile hat doch noch Keiner geſchrieben, und darum kommen die Kinder von Genf auch immer an ſeinem Geburtstag zu ſeiner Statue, auf ſeine Inſel im Leman, und danken ihm mit Blumen und Kränzen, daß er, der große Mann, der Freund der Kleinen geweſen iſt. Ludwig XIV. war der Mittelpunkt aller Größe ſeiner Zeit; die großen Autoren ſchrieben für ihn, huldigten ihm und verherrlichten ihn — nicht aus gemeiner Schmeichelei, wenigſtens nicht Alle und nicht immer; allein es ging nun einmal von ſeinem Thron ein ſolches Licht aus, daß Jeder meinte deſſen zu bedürfen, um ſein Werk in der gehörigen Beleuchtung zu ſehen. Der König beſaß Verſtand genug, um einen ernſten und feinen Geſchmack an den Tag zu legen, und das war von großem Einfluß auf die Literatur. Unter Ludwig XV. hörte dieſer gänzlich auf, und in der Literatur zeigte ſich eine entſchiedene Oppoſition gegen das Beſtehende. Als er 1770 ſtarb, und der junge Ludwig XVI. mit ſeiner eben ſo jungen Gemalin den Thron beſtieg, wurde es wieder ganz anders in Verſailles. Die widerlich wüſten Bacchanalien eines Greiſes hörten auf, und es begann eine fröhliche unbedachtſame Exiſtenz, deren Gedankenloſigkeit doppelt ſchauerlich iſt, weil ſie dem blutigen Ernſt der Revolution vorhergeht. Der König ging auf die Jagd, führte darüber ein Tagebuch, und trieb kleine unſchuldige Handwerkskünſte. Die Königin richtete eine Schweizer-Milchwirthſchaft in Trianon ein, verlebte ihre Tage mit einem Cirkel von vertrauten Freunden, ohne Ceremonie, ohne Etikette, ging im Strohhut und im Muſſelinkleid ſpazieren, verzauberte die Männer, beherrſchte die Frauen ihres Hofes, und verſchwendete in idylliſchen Liebhabereien mehr als in königlichen. Als die Zerrüttung der Finanzen ſo groß geworden war, daß Niemand aus noch ein wußte, — weil man damals noch nicht die Erfindung gemacht hatte, Kammern einzurichten, um bis ins Unendliche Millionen votiren zu laſſen — berief der König die États-Généraux, um Rath und Hülfe von ihnen zu fordern. Zum erſten Mal und um derſelben Urſache willen erſcheinen ſie in der franzöſiſchen Geſchichte unter König Johann dem Guten, im Jahr 1355, und der tiers-état hatte auch damals ſchon einen feurigen Redner an ſeiner Spitze, Etienne Marcel, den prévôt des marchands von Paris. Seitdem wurden die États-Généraux unter jeder Regierung ein, auch mehre Male gehalten, je nachdem die Könige die Stimmung und Meinung der Nation kennen lernen wollten und Steuerbewilligung begehrten; auf Letztere läuft es immer hinaus. Hat die Geldnoth, durch Unordnung und Verſchwendung erzeugt, ihren höchſten Grad erreicht, dann werden die États-Généraux berufen um Hülfsquellen zu erfinden oder zu eröffnen. Marie von Medici verſammelte ſie in großer Bedrängniß während der Minorität Ludwigs XIII., im Jahr 1614—15. Das waren die letzten bis 1789. Weder Richelieu noch Ludwig XIV. hielten es für nöthig ſich um Wunſch und Wille, Einſtimmung und Zuſtand der Nation zu kümmern, und unter Ludwig XV. waren ſie gleichſam nicht mehr Mode.

Nach dieſer Pauſe von 174 Jahren treten die Etats-Généraux wie mit Poſaunenſchall auf, und wirklich ſchienen ſie das jüngſte Gericht über Frankreich heraufzuführen. Am 1. Oktober fand hier im Opernſaal das berühmte Bankett ſtatt, welches die Gardes-du-Corps dem Regiment Flandern gaben, wobei König und Königin mit dem Dauphin erſchienen und zu unerhörter Begeiſterung fanatiſirten — während das Volk von Paris in faktieer oder wirklicher Hungersnoth war, und darin übermüthige Verhöhnung ſeiner Bedrängniß ſehen wollte. Am 5. Oktober ſtürmte es nach Verſailles — eine Horde von vielen Tauſenden, brüllend nach Brot und nach den „Menſchenrechten,“ lechzend nach Unfug und Zerſtörung, berauſcht durch die Erinnerung ſeines Sieges bei der Erſtürmung der Baſtille. Die Nationalgarde ſah zu. Die Gardes-du-Corps wurden umgebracht. Ludwig XVI. verbot jeden kriegeriſchen Widerſtand. Er willigte in alle Forderungen. Er erniedrigte die Majeſtät ſo weit, daß er die wortführenden Poiſſarden umarmte. Er ließ ſich und die Seinen am andern Tage willenlos vom Pöbel nach Paris führen, während die Köpfe der treuen Gardes-du-Corps auf Piken ſeinem Wagen vorgetragen wurden. Er hatte aufgehört König zu ſein. Das war das Ende des Königthums von Gottes

Gnaden in Frankreich, und dadurch iſt mir Verſailles ſo merkwürdig — ſo viel tauſendmal merkwürdiger als ſein ganzes Muſeum. Eine große Epoche der Geſchichte iſt hier zu Grabe getragen, nachdem ſie eben hier in ihrer höchſten Blüte geprangt hat.

Das Schloß von St. Germain bietet gar kein Intereſſe dar. Unter Franz I. war es ſeine glänzendſte Reſidenz. Ludwig XIV. wies es dem entthronten König Jakob II. zum Aufenthalt an, und dort wurde ſein Sohn geboren, der Prätendent, wie ihn die Engländer — der Chevalier de St. Georges, wie ihn die Franzoſen nannten, der Vater der letzten Stuarts. Es ſieht auch ganz ſo melancholiſch aus, wie es ſich für einen Zufluchtsort der melancholiſchen Stuarts ſchickt, und ich denke, die ſchönen Augen der Königin Anna von Modena, von denen Frau von Sévigné ſagt, es ſeien die lieblichſten, die ſie je geſehen, „des yeux noirs, qui ont pleuré" — werden ſich hier nicht ſehr aufgelichtet haben. Jetzt iſt es eine Caſerne und wird nicht gezeigt. Der Garten iſt mehr ein Wald zu nennen, und die Ausſicht von der Terraſſe auf die Windungen der Seine iſt freundlich. In der kläglichen Kirche des öden Städtchens St. Germain iſt das klägliche Grabmal König Jakobs II., ſo fern von Weſtminſter, der Gruft ſeiner Ahnen, ſo fern von

St. Peter zu Rom, wo ſeine letzten Enkel ihr Grabmal haben. — Auch nach St. Germain kann man auf einer Eiſenbahn fahren; allein ich wünſchte Malmaiſon zu ſehen — wo es indeſſen buchſtäblich gar nichts zu ſehen giebt. Ich meinte, es müſſe noch irgend eine Erinnerung an die anmuthige Kreolin aufbewahren, welche Napoleons Liebe mit der Kaiſerkrone ſchmückte, und welche ſein Ehrgeiz grauſam und nutzlos verſtieß. Aber Napoleon iſt verſchollen, Joſephine iſt vergeſſen, und la Malmaiſon, wie es zu ihrer Zeit war, exiſtirt nicht mehr, iſt zerriſſen, zertheilt, und an verſchiedene Beſitzer verkauft, die ſich Campagnen darin eingerichtet haben. Unſer Kutſcher hatte es noch in den Tagen des kaiſerlichen Glanzes als junger Burſche geſehen. Er beſchrieb, wie es damals geweſen ſei, und endete mit der beim Volk von Paris gebräuchlichen Phraſe: „C'était joli comme tout.“ Und von der Joſephine ſagte er: „C'était une bien bonne dame, bonne pour tout le monde.“ Die Güte iſt das, was beim Volk die längſte Erinnerung zurückläßt. Dieſen Kutſcher muß ich überhaupt loben, obgleich er nur ein Kutſcher iſt! Ich geſteh' es, ich hab' ihn ſehr bewundert, denn Tag für Tag, von früh bis ſpät, war er auf ſeinem Kutſchenſitz die Pünktlichkeit und Freundlichkeit ſelbſt, wurde nie verdrüßlich über die zahlloſen Kreuz- und Querfahrten, wußte beſſer Beſcheid in Paris als der Lohnbediente ſelbſt, konnte Auskunft geben über Straßen und Gebäude, welche dieſem mangelte, machte nie Schwierigkeit, weder für ſich noch für ſeine Pferde, vom Morgen acht Uhr bis Mitternacht, wenn ich's begehrte, im Dienſt zu ſein. An einem andern Ort wär' es mir wol nicht ſo aufgefallen, aber ich hatte geleſen, wenn ich nicht irre in Lady Morgans Buch über Frankreich, daß die Fremden unerhörte Noth mit den Dienſtboten in Paris hätten, und das war nun ganz und gar nicht der Fall. Darum geſchieht meinem Kutſcher die Ehre, daß ich ſeiner erwähne, denn nichts iſt läſtiger für den Fremden, der immer Eile und alle Hände voll zu thun hat, als wenn die Domeſtiken widerwillig und unbeholfen ſind.

Das Schloß von Vincennes iſt Staatsgefängniß, und der Eintritt nicht erlaubt; nicht einmal in den Hof. Die Kirche und ein Paar Thürme blickten ſo alterthümlich ehrenhaft und ſtreng über die Mauer, daß ſie mich ſehr lockten; doch Niemand darf über die Brücke.

Und nun, da ich doch ſchon außerhalb Paris bin, will ich auch nicht mehr dahin zurückkehren. Was ich noch ſagen könnte, würde mehr oder weniger ins Fach der Beſchreibung übergehen, und das iſt nicht mehr das meine. Die leſen Sie tauſendmal beſſer in tauſend andern Büchern, liebſte Emy. Ich hab' Ihnen nur den Eindruck ſkizziren wollen, den es auf mich gemacht; und wenn ich ihn in zwei Worten zuſammenfaſſen ſoll, und wenn Sie mir verſprechen, mich deswegen nicht ungerecht und parteiiſch verblendet zu nennen, ſo ſag' ich Ihnen: es iſt der Eindruck einer galvaniſirten und geſchminkten Rieſenleiche.

An den Rhein.

— Das iſt eine inſipide Fahrt nach Rheims! Land, Leute, Städte, Geſchichte, nichts bot mir Stoff, um ihn mit meinen Gedanken zu durchweben. Daß ich hier im alten Auſtraſien der fränkiſchen Monarchie war, daß ein Zweig der merowingiſchen Könige nach ihrer Reſidenz „Könige von Soiſſons“ hießen, das iſt doch ſchon ſo urlange her, daß ich mir nichts Rechtes mehr dabei ausdenken konnte. Hauptſächlich kam es daher: ich war abgeſpannt. Ich war fünf Monate umhergeſtreift, von Nizza nach Liſſabon, von Liſſabon nach Paris; und wenn man eben aus ſo merkwürdigen Orten und von ſo ſchönen Stätten kommt, ſo hält es ſchwer ſich für ein Land zu fanatiſiren, möge es nun Auſtraſien oder die

Champagne heißen, das ſo triſt und unfreundlich ausſieht. Um Villers Cotteretz ſind wunderſchöne Forſten, lauter Eichen und Buchen, durch die man auf breiten, ſchnurgraden, aber leider nur gepflaſterten, nicht chauſſirten Wegen, immer gradeaus fährt. Sie gehörten dem letzten Prinzen von Condé, der ſich ſo wunderſam vor einigen Jahren erhenkte. Soiſſons liegt ſtill und breit da. Was halfen ihm jetzt die Römer, die Franken, die Throne und Schlachten der karolingiſchen Könige, die liguiſtiſchen Kriegszüge, die ſich einſt drin und drum bewegt haben? Jetzt iſt's doch nur ein armes Neſt, und ſieht auch ganz ſo aus. Seine alte ſtattliche Kathedrale hat's aber doch. Die fehlt ſelten einer Stadt im nördlichen Frankreich, und giebt ihr einen ſchönen und ernſten Schmuck. Noch ſchöner mag zu ihrer Zeit die Kirche von St. Jean geweſen ſein, welche die Preußen im Jahre 1815 zu einer prächtigen Ruine zerſchoſſen haben, die wie ein Triumphthor im gothiſchen Styl außerhalb der Stadt liegt. Wir gingen ſo herum; es gab zwar nichts zu ſehen, allein im Gaſthof war's noch unbehaglicher. Ein eiſiger Wind wehte; von den Kaſtanienbäumen auf der Promenade rieſelte das gelbe Laub klappernd herunter, und huſchte an der Erde geſpenſtiſch hin, wie zum Todtentanz. Es war doch erſt der 24. Auguſt, aber ſo kalt, daß ich mich in meine Mantille wikkelte, und im Sturmſchritt ging, und mit einiger Beklommenheit an Deutſchland dachte, wie kalt es da wol ſein möge. Am andern Morgen, auf der Weiterfahrt nach Rheims, ſahen wir auf einem Hügel am Wege erfrornes Kartoffelkraut, das ſchwarz und welk die Blätter hängen ließ. Grade vier Monat früher, am 25. April, hatten wir bei Alicante reife Gerſte geſehen und die Hitze zu drückend gefunden, um lange ſpazieren zu gehen. Solche Verſchiedenheit des Climas giebt's in dem alten Europa, das mir immer wie über einen Leiſten geſchlagen vorkommt! Ich glaube, nichts iſt der Geſundheit ſo zuträglich, als eben ſie — nur muß man zuvor geſund ſein; dann iſt's wie wenn der Stahl gehärtet wird, indem man ihn aus dem Feuer ins Waſſer taucht. Und wie der Leib des Menſchen, ſo auch ſein Geiſt. Immer dieſelbe Beſchäftigung und Umgebung, derſelbe Kreis der Gedanken und des Umgangs, erſchöpfen ihn, machen ihn gegen das Gute ſeiner Verhältniſſe gleichgültig, und ſtumpfen ihn gegen das Schmerzliche in denſelben ab. Glück und Leid, wenn er ſie erkennen ſoll, müſſen ihm nicht zur Gewohnheit werden, ihm nicht erlauben, ſich in ihnen einzuniſten, ſo viel Luſt er auch aus Liebe zur Bequemlichkeit dazu haben möge. Immer muß er ein bischen aufgerüttelt und munter gemacht werden, ſonſt ſchlummert er ein. Ich ſage nicht, daß die Art der Ermunterung, und überhaupt beſtändig in Athem gehalten zu werden, ſehr angenehm ſei und genau unſern Wünſchen entſpräche, aber beſſer iſt es doch, als im halbwachen Zuſtand zu vegetiren, wo man von ſeinen Gewohnheiten wie von tiefen innerlichſten Nothwendigkeiten ſpricht, und wo man ſich den alten Schlendrian zum Grundſatz ausbildet. Sagen Sie mir ehrlich, halten Sie etwas von den Grundſätzen? Ich hab' ſchon oft gedacht, kein Menſch hätte Grundſätze. Vorſätze hat man, und an denen hält man und führt ſie aus bis zu einem gewiſſen Punkt, und darüber hinaus — iſt man in Gottes Hand. Ich komme deshalb zum Mißtrauen gegen die Grundſätze, weil ich immer nur dann von ihnen höre, wenn ſie gar keine Gefahr laufen, erſchüttert zu werden, ſowol im allgemeinen als im individuellen Leben, und weil ich noch nie geſehen, gehört oder geleſen habe, daß man kraft ſeiner Grundſätze von der Gefahr erlöst oder über den bedenklichen Moment hinweg gekommen wäre. Dazu gehört die Plötzlichkeit der Erkenntniß und die Energie der That, und die liegen eben über jenen Punkt hinaus, bis zu dem uns die Vorſätze führen, und wenn auch nicht auf ſie rechnen — ſo dürfen wir doch auf ſie hoffen, und glauben Sie nicht, daß wir mit dieſer Hoffnung eben ſo weit kommen als mit den Grundſätzen, die nur auf die ihnen inwohnende Kraft rechnen? — Es iſt ein wahres Unglück, liebe Seele! Wenn ich nicht von einem ganz beſtimmten Gegenſtand zu erzählen habe, ſo vagabondiren die Gedanken auf eine erſchreckende Weiſe umher. Und dazu hab' ich doch gar keine Zeit mehr, für diesmal. Der Winter geht zu Ende, wenigſtens nach dem Kalender, in den Frühling mag ich dieſe Blätter nicht hinüber nehmen und jetzt, während des Aequinoctiums, iſt ſchlecht arbeiten. Alfieri und Milton konnten es gar nicht, und ich hab' auch immer erſchrecklich viel zu thun, bis ich den alten Winter hab' zurücktreiben helfen in ſeine Eishöle am Nordpol. — —

Eben jetzt legte ich eine ganze Weile die Feder fort und die Hand über die Augen, um mich recht genau zu beſinnen, wie die Kathedrale von Rheims ausſieht, welche mir, vielleicht weil ſie die letzte iſt, die ich geſehen, ſchöner und erhabener als irgend eine, wo es auch ſei, zu ſein ſcheint. Wenn ich ſo ſtill daſitze, und die Augen ſchließe, und nach Innen ſehe, komm' ich mir vor wie Aladdin, der mit ſeiner Wunderlampe unermeßliche Schätze gewahr wird, nur mit dem Unterſchied, daß ſie ihn reich machten, und mich nicht. Reich iſt, wer geben kann, und was kann ich geben? ich kann Ihnen nicht die Kathedrale von Rheims hinbauen, nicht die Venus von Milo hinſtellen, nicht die Pyrenäen hinmalen. Stände mir ein Wort zu Gebot, um dieſe Bilder aus meiner Seele in die Ihre hinein zu blitzen — o, da ſollt' es ſchon geſprochen werden! aber mit der dürren Ausmalung und Aufzählung iſt ja nichts geſagt. So ſind denn dieſe Schätze in mir für Sie — todt, und es macht mich traurig, Schönes zu beſitzen, ohne es mit Ihnen theilen zu können, meine Herzeinzige, traurig, daß der Menſch ſo bänglich auf ſich ſelbſt angewieſen und dazu beſtimmt iſt, inmitten ſeiner Reichthümer ſeine Dürftigkeit zu fühlen. Aber ich verſichre Sie, ich kann oft wer weiß wie lange unbeweglich mit geſchloſſenen Augen ſitzen, und Bilder an mir vorübergleiten laſſen, ſo zahlreich wie das Muſeum zu Verſailles und unendlich viel ſchöner! architektoniſche, hiſtoriſche, landſchaftliche Bilder, Szenen aus der Natur, aus dem Leben, aus der Kunſt, bunte wechſelnde Gruppen, bald fröhlich, bald tragiſch; einſame Statuen, von Göttern, von Helden und — von Menſchen; dann eine Art von Elgin'ſcher Sammlung, lauter Bruchſtücke: ein Lächeln, ein Augenpaar, ein Antlitz, ein Blick, ein Moment — o, eine unbeſchreibliche

Schönheitswelt, ſchöner als die Wirklichkeit, weil deren Mangelhaftigkeit und Unſchönheit nicht in ſie hineinragt, und ſchöner als der Traum, weil ſie das ſelige Bewußtſein der Wahrhaftigkeit in ſich trägt. Thue ich dann die Augen auf, ſo ſieht mir die Welt kahl und nüchtern aus, und ich hab' oft große Luſt, die Wunderlampe alsbald wieder anzuzünden und in den diamantenen Schacht zurück zu kehren. Aber daß ich da ſo allein ſitzen muß — das halt' ich nicht aus! da will ich es ſchon lieber etwas weniger ſchön haben, und mit Andern theilen, und ſo komm' ich immer auf die Oberwelt und zu Ihnen zurück.

Die Kathedrale von Rheims hat im Innern die wundervollen Verhältniſſe von der zu St. Denis, und auch wie jene die kleine graziöſe Fenſtergallerie zwiſchen ihren zwei Reihen von Fenſtern. Daß Notre-Dame zu Paris ſtatt derſelben ordentliche kleine Fenſter, gleichſam einen Entreſol zwiſchen dem erſten und zweiten Stockwerk hat, ſieht nicht nur ganz gemein aus, ſondern es kommt auch dadurch eine übertriebene Gerecktheit in ſie hinein. Der Chor in der Kathedrale von Rheims hat fünf Schiffe, die Kirche ſelbſt drei. Dieſe Erweiterung um das Allerheiligſte herum macht ſich ſehr gut. Nicht eine Scheibe fehlt in den prachtvollen bunten Fenſtern, aber übrigens iſt die Kirche zu meiner herzinnigen Freude von grauem Stein und farblos. Von Außen iſt ſie ausgearbeitet — etwa wie ein Reliquienkaſten von Elfenbein, oder was man im Goldſchmidtsausdruck ouvragirt nennt. Bei Notre-Dame ſind die eilf Stufen, welche früher zu dem Portale hinaufführten, verſchwunden: ſo hat ſich allmälig der Erdboden von Paris erhöht, und man tritt jetzt unmittelbar vom Steinpflaſter in die Thüren, wie in jedes andere Haus; aber hier ſind die Stufen frei, und der Vorplatz vor dem Portal breit, ſo daß ſchon das Aeußere ankündigt, daß man eine höhere Region betritt. Und nun, von den Stufen an bis zu den beiden Thürmen empor, welche ſich rechts und links über die Façade erheben, iſt das ganze Gemäuer eine Tapete von Steinſtickerei. Es wurden uns hernach die köſtlichen Meßgewänder gezeigt, welche bei der Krönungsceremonie getragen worden ſind — lauter Gold- und Silberſtoff und überſtickt mit Gold und Silber — ich meinte, ſie hätten die Muſter dazu von den Mauern der Kathedrale abgeſehen. Rafael'ſche Arabesken ſind nicht zarter und weicher als dieſe Steinmetzarbeit. Dort keimen Genien und Amorinen aus Laub und Blumen empor, hier Engel und Heilige. Ich weiß nicht, welch' eine tiefe, ernſte, ſüße Liebeswelt ſich in dieſem ſchwarzen Geſtein offenbart, das mit ſo unglaublicher Anmuth geſchmückt iſt. Mir fielen Fra Angelico's Gemälde vom Paradieſe ein. Es iſt auch eine ſolche Innigkeit darin, ſolche vollkommne Hingebung der Seele an ihren Gegenſtand, ſolche Liebe! Dadurch wird es eben bezaubernd. Was ohne Liebe gemacht iſt, ſo eine Magdalenenkirche z. B., kann mir nie ans Herz kommen, denn ſie iſt und bleibt mir das Product eines ungemein geſchickten Handwerkers, und der Athem des Lebens weht nicht durch ſie hin. Aber hier iſt's, als wäre jeder Handwerker ein Künſtler geweſen, durchſtrahlt von einer ſchönen Idee und ſie nachbildend; und daher iſt es warm und lebendig, wenn auch nur ein ſchwärzliches Geſtein, denn das, was das Leben zum Leben macht, die Liebe athmet darin. Einer der Thürme wurde reſtaurirt. Ach, daß ſolche Werke nicht unvergänglich ſein dürfen wie die Elemente! — Ich trank ein Glas Champagner auf Wohlergehen und langes Leben der Herrlichen. Dann fuhren wir fort, ohne uns um die Monumente aus der römiſchen Zeit zu bekümmern, welche wenig mehr als Schutthaufen ſind.

Rheims liegt an der Marne, und die fließt in die Seine. Jetzt kam ich in ein andres Flußgebiet, durch die Ardennen, an die Maas, an die Moſel, und die fließen in den Rhein. Das Land wimmelt von kleinen Feſtungen. Mézières, Sedan, Montmédy, Longwy ſind lauter Feſtungen, und es iſt recht gut, daß ich wenigſtens das von ihnen ſagen kann, denn ſonſt wüßt' ich nichts. In Sedan iſt freilich im Jahr 1611 Heinrich von Bouillon, Graf von Turenne geboren, und an ſeiner Statue fuhr ich vorüber; aber ich ſah nicht ein, wie mich die Erinnerung an ihn ſehr erfreuen ſollte, da er geholfen hat, das Elſaß von Deutſchland loszureißen, und er in der Pfalz wie ein Mordbrenner gehaust hat. Weil ſie das Elſaß erobert haben, bilden ſich die Franzoſen ſteif und feſt ein, der ganze Rhein gehöre ihnen. Mit demſelben Recht dürften ſie ſich einbilden, das Vorgebirge der guten Hoffnung gehöre ihnen, weil ſie Algier erobert haben. Uebrigens kann ich ihnen ihre Sehnſucht, den Rhein zu beſitzen, gar nicht verdenken: ſie würden denn doch wiſſen, wie ein kultivirtes und geſittetes Land ausſieht — denn das erblickt man nicht zwiſchen Paris und Trier. Doch daß ich keine Unwahrheit ſage! die Dörfer um Mézières und Sedan ſahen ungemein ſauber aus, die Häuschen hatten helle reine Fenſterſcheiben, und dahinter hingen ſchneeweiße Vorhänge und ſtanden Blumentöpfe. Ich geb' Ihnen mein Wort: im ganzen übrigen Frankreich hab' ich das nicht geſehen; daher ſchreib' ich es der belgiſchen Nachbarſchaft und

Einwirkung zu. Die Champagne hat mir, wie die Provence, einen deſolaten Eindruck gemacht! ſie hat ihren Wein — jene hat ihren Oelbau; damit kommen ſie mir vor wie Menſchen, die ſich auf irgend ein Brotſtudium geworfen haben, um zu leben, und es wie taub und blind treiben, und ſich übrigens um nichts kümmern. Ich weiß wol, daß es vom Boden, von der Lage, von vielen ganz unerſchütterlichen Umſtänden abhängt, welchen Zweig der Induſtrie ein Land ergriffen hat, und daß dieſe Einſeitigkeit nicht immer den Wohlſtand ausſchließt; dennoch hat ſie etwas Unerfreuliches, Spärliches. Ich denke doch immer: da muß viel Land und Kraft brach liegen. Dazu kommt, daß der gemeine Mann in der Champagne beſonders arm und roh ausſieht, die Dörfer ſchmutzig, die kleinen Städte finſter. Schaaren von Bettlern umlagerten den Wagen. Als auf der erſten deutſchen Poſt ein Kinderſchwarm ſich herandrängte, *ohne zu betteln*, nur aus Neugier, wurde mir ganz leicht ums Herz. Die Ardennen ſind wie all' die kleinen Gebirgszüge ſteril und unmaleriſch. Dafür überſteigt man ſie mit der größten Leichtigkeit, und auch die Chauſſee iſt gut. Bis Rheims iſt der Weg gepflaſtert, und wirklich zerſchmetternd für den Kopf und die Nerven. Longwy iſt die letzte franzöſiſche Stadt, wo Ludwig XIV. gebaut und nach Vaubans Fortifikationsſyſtem befeſtigt — von dem ich nichts verſtehe. Ich weiß nur, daß all' dieſe kleinen Feſtungen höchſt läſtig ſind, weil man ſie nicht in der Nacht paſſiren darf, und daher zu ſehr ſchlechten und ſchmutzigen Nachtquartieren gezwungen wird.

In Luxemburg hört' ich zum erſten Mal deutſch ſprechen, grade eilf Monate, nachdem ich es oben auf dem Wormſer Joch zum letzten Mal gehört. Dazwiſchen hatte ich das cadenzirte italieniſch, das glockenvolle ſpaniſch, das näſelnde portugieſiſch, das glatte franzöſiſch und zwar in allen möglichen Mundarten und Patois gehört, und mitunter klang es mir lieblich und angenehm ins Ohr — lieblicher als deutſch, das leugne ich nicht. Aber was will das ſagen! mein Herz jauchzte dieſer Sprache entgegen; denn die Sprache, in welcher der Menſch betet und dichtet und zu ſeiner Liebe ſpricht — das iſt ſeine Sprache, und ſie macht ihm die Seele vibriren, wenn ſie auch nicht dem Trommelfell ſchmeichelt. Ich ſehe eben, daß ich auf dieſer Seite zweimal ſchon das Wort Herz gebraucht habe. Das kommt daher, weil ich nun in Deutſchland angelangt bin; in Frankreich wird's mir nicht ſo oft paſſirt ſein. Sie ſtellen ſich nicht vor, mit welcher Freude ich mich dem wüſten konfuſen Frankreich entronnen und auf feſtem deutſchem Boden fühlte. Daß ich durch die Rebhügel der Moſel wie durch ein heitres Triumphthor in Deutſchland hineinzog — daß auf einmal wunderſchönes Sommerwetter mit Sonnenglut und Mondſcheinabenden eintrat — mag weſentlich dazu beigetragen haben, denn ich glaube, die Lüneburger Haide im Spätherbſt hätte mir weniger gefallen; aber da es ſich nun grade ſo lieblich traf, ſo warf ich mich mit offnen Armen in die Freudigkeit hinein. Mir war, als würde mir die Hand gedrückt, als ſchauten ein Paar liebe tiefſinnige Augen mich freundlich und gedankenvoll an, als hießen ſie mich herzlich willkommen; und der Blick und die Sprache erquickten mich! Ich kannte keine Seele in Trier, aber die Leute auf der Straße kamen mir alle wie meine guten Freunde vor. Im Gaſthof war ein preußiſcher General aus Coblenz angekommen; dem brachte die Militärmuſik ein Ständchen, da hört' ich auch gleich deutſche Muſik, nämlich reine Töne. In Trier giebt's die Porta nigra und die Porta alba, die Liebfrauenkirche und die Kathedrale, den Conſtantiniſchen Palaſt und römiſche Bäder — und die römiſchen Monumente ſind hier in dieſer ernſthaft mittelalterlichen Stadt, voll Kirchen und Klöſter und Erinnerungen an den geiſtlichen Churfürſtenſitz doppelt intereſſant. Der Präfect von Gallien und der deutſche Reichsfürſt gehörten beide dem römiſchen Kaiſerreich an und folgten durch achtzehn Jahrhunderte den Phaſen ſeiner Umbildung, und jetzt iſt ihre ſtolze Reſidenz nur noch eine Provinzialſtadt, und trägt auch darin zurückgekommnes Gepräge. Heutzutag giebt's nur zwei Sorten von Städten, die ausſehen, als ob ſich die Lebensthätigkeit nicht von ihnen zurückgezogen habe: Handelsſtädte und die Hauptſtädte einiger Staaten, nicht aller, z. B. Berlin ſieht ſehr leb- und charakterlos aus, doch freilich weniger, als ob ſich die Lebensthätigkeit davon zurückgezogen habe, ſondern mehr, als ob ſie nie da geweſen ſei. Es kann auch mit jener Phyſiognomie der Städte nicht wol anders beſchaffen ſein; denn merkantiliſche und Centraliſationstendenzen beherrſchen zu gewaltig die Zeit, um nicht ihren Stapelplätzen von kaufmänniſchem oder politiſchem Verkehr jenes glänzende Uebergewicht zu verſchaffen, das keinem Ort fehlt, aus welchem, wie aus einem großen Baſſin, die Kanäle ausgehen, die den Bedürfniſſen und Foderungen der Zeit entſprechen. Es iſt recht merkwürdig zu verfolgen, wie das dominirende Prinzip jeder Epoche auch die Stätte zur dominirenden machte, in der es ſeine Repräſentanten fand. Zur Römerzeit war es die Stadt, Rom! und ihre Kinder, die Sitze der Präfecten in den Provinzen. Die Idee der Herrſchaft der Stadt iſt dort noch jetzt ſo mächtig, daß der Papſt am Oſtermorgen „die Stadt und die Welt" ſegnet. — Dann, zum Beginn der Feudalzeit, wurde es die Burg. Im ſpätern Mittelalter wurden es neben der Burg die Städte. Darauf die Reſidenzen, welche gegenwärtig als Rivale Handelsſtädte neben ſich haben. Trier iſt weder das eine noch das andre. Es muß ſich genügen laſſen, in zwei wichtigen Epochen der Geſchichte den Sternen erſter Ordnung beigezählt worden zu ſein, und zweimal einen großen Moment gehabt zu haben. Darin ähnelt es Rom, und das iſt höchſt ſelten in der Geſchichte. Nach einem Ort, der einmal ſeine Bedeutung und Wichtigkeit gehabt und verloren, und ſomit ſeinen Zweck erfüllt hat, kehren ſie faſt nie zurück — weder zu Orten, noch zu Individuen, noch zu Völkern, noch zu Ländern. Es iſt, als ob ſie Alle nur einmal dem großen Haushalt des Weltlebens vorſtehen ſollten, damit Jeder an die Reihe komme und ſeinen Theil dazu beitrage an Mühe, an Arbeit, an Größe und Ehren. Die Porta nigra ſieht ganz majeſtätiſch aus, wie ein großer Palaſt, mit drei Reihen Arkaden über einander. Man weiß nicht recht, was es zur Römerzeit geweſen; ob eine Befeſtigung? ob ein Stadthaus? Ich hab' wenigſtens nichts darüber gehört. Ich denke mir, daß der Bau aus dem Ende des vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts ſein mag; er trägt den Stempel der nach-conſtantiniſchen Zeit, eine gewiſſe Formloſigkeit, einen Mangel an Schwung, der ihn hinſichtlich der Schönheit tief unter das Coliſeum und das Amphitheater zu Nimes ſtellt. Man ſieht es ihm an: die kühne, ſtolze, unerſchütterliche Idee vom ewigen Rom iſt gebrochen. Der Bogen hat nicht mehr den Schwung, als ob er in die Ewigkeit hineintreten wollte. Die Begeiſterung iſt fort; aber Kraft und Erinnerung ſind geblieben. Seit 1818 iſt die Porta nigra ein Stadtthor. Bis dahin waren ihre untern Arkaden dermaßen verſchüttet, daß ſie einen kleinen Berg bildeten, auf dem die obere Reihe zu einer Kirche umgeſchaffen lag, zu der eine Treppe von hundert und vier Stufen führte. Die Porta alba, die bis 1816 als Stadtthor diente, wurde ebenfalls von ihrer Umſchüttung befreit, und erwies ſich als einen der Bogen, welcher zu den ſchönen alten Bädern gehört. Die Thermen des Titus und Caracalla zu Rom ſind voll melancholiſcher Abgeſchiedenheit zwiſchen ihren Krautgärten; aber hier, an den Rebenhügeln der Moſel, zwiſchen Nuß- und Kaſtanienbäumen, in dem freundlich ſtillen und geſegneten Lande, kamen ſie mir wunderſam fremd und wunderſam angenehm vor; ganz wie ein ehedem mächtiger Zauber, der von einer höhern Macht gebrochen und dann in ihren Schutz und Schirm genommen ward. Und die Germanen haben die Allmacht der Römerwelt gebrochen, und das iſt mein Volk! — — Und die Fahrt auf der Moſel — wie unſäglich reizend. Das war Sonntag, Auguſt 29, von ſechs Uhr früh bis Abends ſieben Uhr, wo wir in Coblenz ankamen! Ja, die Einfahrt in den Tajo, in den Golf von Neapel, die Säulen des Hercules, Venedig, der Leman, ſind überraſchender, reicher, blendender — o ja, um Vieles! damit hält die kleine Moſelfahrt keinen Vergleich aus. Aber, Emy, wenn Sie das Alles geſehen haben und kennen, und kommen dann auf die kleine Moſel, ſo ſagen Sie wie ich: „O du herziges Land!“ — Das Große muß man kennen, um das Kleine zu lieben, um zu verſtehen, wie es in ſeiner Kleinheit ſo rund, ſo vollkommen, wie ein Stern oder wie eine Roſe ſein kann. Sonntag war's, und ein rechter Sommerſonnentag. Wie ein Baldachin war der Himmel über uns ausgeſpannt, und ſein Blau glitzerte als wär' es mit Goldflittern durchwebt. Die Moſel macht die capriziöſeſten Krümmungen, wie ein Kind, das hier und dort hin ſpringt, und nie werden ihre Ufer matt. Es iſt die Fülle und Friſche der Jugend darin. Sie iſt die ächte und rechte Liebſte des Rheins. Sie hat all' ſeinen romantiſchen Zauber, all' ſeine glänzende Schönheit, und nur nicht ſeine Majeſtät; dafür iſt ſie graziös — und was will man mehr von einer Frau? — Nie ziehen ſich die Rebenhügel lange genug am Ufer hin, um den Blick zu ermüden. Sie werden von kleinen grünen Ebenen unterbrochen, die mit Nuß- und Obſtbäumen überſtreut ſind, zwiſchen denen in der Ferne ſchlanke Dorfkirchthürme hervorragen; oder plötzlich treten Felſen ſchroff in ſie hinein, und heben eine maleriſche Ruine von Schloß, Feſtung oder Kloſter, mahnend, wehmüthig, ſinnend, in das heitre Leben der Gegenwart hinein. Alte Städte, alte Dorfſchaften, alte Familienſchlöſſer, z. B. das Stammhaus der von der Leyen, lehnen ſich an die Berge, und ſehen einen ernſthaft und traulich an, unter dem duftenden Schatten des Nußbaumes. Unter dieſen ſpitzen dunkeln Dächern wohnt ein ehrenhaftes, betriebſames Geſchlecht, und der hohe Giebel hat vom Vater auf den Sohn die Generationen beſchützt. Auf den Blumenbrettern vor den Fenſtern ſtehen Nelken, ach, was ſchöne dunkelrothe Nelken! und duftende Erbsblüte, und vor gar vielen der gewölbten Hausthüren hängt ein kleiner Tannenbaum: das ſind Schenken, und es geht luſtig darin her. Das iſt der Vortheil der ernſten, arbeitſamen und tüchtigen Menſchen, daß ſie heiter ſein können. Nichts macht das Blut ſo leicht und das Herz ſo friſch, als die innere Tüchtigkeit. In den Gärten, auf den Bergen, am Ufer, überall waren Menſchen, ſie gingen ſpazieren, ſie ſaßen in Lauben, ſie freuten ſich des Sonntags, ſie grüßten das vorüberrauſchende Dampfboot, die Männer mit freundlichem Zuruf, die Frauen mit wehenden Tüchern, ſo, aus hellem Wohlwollen — denn ſie kannten die Reiſenden ja nicht. Mir fiel das Languedoc ein, wo die Buben an der Chauſſee mit Steinen nach den vorüberfahrenden Wagen werfen. Welch' ein Unterſchied! und wo meinen Sie, daß die allgemein menſchliche Geſittung höher ſtehe, hier oder dort?

Auf dem Dampfboot war es ſehr voll. Ich hatte keine Zeit, mich mit meinen Reiſegefährten abzugeben; aber einer derſelben frappirte mich doch ſo, daß ich ihn unwillkürlich all' Augenblick anſehen mußte. Es war ein winzig kleiner ältlicher Herr, mit einem guten dürren Geſicht, in einem braunen Rock, der ihm faſt bis zu den Ferſen herabhing, und mit einer Reiſemütze, deren Troddel ihm im Nacken ſpielte, während ihr ungeheuer breiter Schirm ſein Geſicht wie unter ein Dach ſtellte. Am letzten Knopf ſeiner Weſte waren die Schnüre eines rieſenhaften Tabacksbeutels von gelbem Leder befeſtigt, welcher ihm zwiſchen den Füßen, drei Zoll über dem Fußboden, baumelte, und in der Hand hielt er eine Pfeiſe mit Porzellankopf, auf die er ſich ſtützte wie auf einen Stock. Dieſe auffallende Figur ſtand den ganzen Tag mitten auf dem Verdeck, und drehte ſich um ſeine eigne Axe rundum auf ſeinen Ferſen, um keinen Punkt, kein Bild, keine Veränderung der Szenerie zu verlieren. Er ging nicht einmal zum Speiſen hinunter, ſondern ließ ſich Brot, Wein und Früchte aufs Verdeck bringen, damit er nur nichts verſäume. Ich ging übrigens auch nicht hinab, weil es unten zum Erſticken heiß war. Sollte dieſer gewiſſenhafte Reiſende, der wie eine Schildwache nicht von ſeinem Poſten geht, und mit ſeiner Tabacksbagage ſo überladen iſt, wol ein Deutſcher ſein? dacht' ich immerfort heimlich. Aber ich brachte es nicht zu dem Entſchluß, ihn anzureden! es kommt mir ſo unbeſcheiden vor, einen Unbekannten, dem ich doch im Grunde nichts zu ſagen habe, zu einem Geſpräch zu zwingen. Endlich, am Abend, kam es doch dazu: er redete nämlich mich an, und da erfuhr ich, daß er ein Holländer, und dermaßen entzückt von unſrer Tagereiſe ſei, daß er übermorgen die zweitägige Rückfahrt ſtromaufwärts machen wolle, um Alles recht gründlich zu genießen; und dann erſt wolle er ſeine beabſichtigte Reiſe nach der Schweiz fortſetzen. Ich finde nun grade in der Schnelligkeit, womit das

Dampfboot uns entführt, den höchſten Reiz, weil Aug' und Phantaſie nie Zeit haben, um matt zu werden.

Und nun, herzliebe Emy, bin ich wieder am Rhein und mit meiner Erzählung, dem Zeitabſchnitt, nicht dem Stoff nach — zu Ende. Nur einen kleinen Zug noch! Wir fuhren im Nachen von Stolzenfels, das der König von Preußen gar ſchön ausbauen läßt — erinnern Sie ſich noch, wie es vor vierzehn Jahren ausſah, als wir zum erſtenmal dort waren? — nach Coblenz zurück. Als wir landeten, bekam der Schiffer außer der Taxe für die Fahrt ein kleines Trinkgeld. „Ich danke Ihnen“, ſprach der junge Menſch freundlich; „ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe.“ Sehen Sie — um den Hals hätt' ich ihm fallen mögen vor Freude, daß er dankte, daß ein wohlwollendes Gefühl in ſeiner Seele war, daß er einen Begriff von Reciprocität beim Nehmen und Geben hatte. Das kleine Wort: ich danke Ihnen — habe ich unter ähnlichen Verhältniſſen in Frankreich nicht gehört.

Ach, Herz, ich weiß nicht — iſt der Rhein wirklich ſo ſchön, oder iſt's der Zauber der frühlingsgrünen Erinnerungen aus meinem Leben, oder repräſentirt er ſo herrlich Deutſchlands Lichtſeite von würdiger Kraft und ernſter Schönheit, genug, wenn ich all' die ſchönen Stellen der Erde, die ich geſehen habe, an meiner Seele vorübergleiten laſſe und mich frage: Und wo mögteſt du zum letzten Mal die Sonne untergehen ſehen? — ſo antwort' ich, ohne mich zu beſinnen: Hinter Stolzenfels am Rhein.

Greifswald, März 19. 1842.

Druck von Eduard Hänel in Berlin

Verbeſſerungen.

I. Band.

Seite 20. Zeile 5. lies Kegel ſtatt Kegel.
„ 27. „ 6. „ König „ Königin.
„ 45. „ 2. fehlt „que“ vor **Sigalon.**
„ 47. „ 6. lies die ſtatt das **Imperiale.**
„ 48. „ 12. „ Alpen ſtatt Aplen.
„ 60. „ 8. v. u. l. Crabicules ſt. Chabicules.
„ 64. „ 9. von unten lies nein ſtatt naiv.
„ 191. „ 4. „ „ „ **ou** ſtatt **ou.**

II. Band.

Seite 7. Zeile 9. lies **digne** ſtatt **signe.**
„ 13. „ 2. „ Retrou ſtatt Betrou.
„ 20. „ 4. „ abpralle ſtatt abprelle.
„ 23. „ 12. von unten lies Schatten ſt. Schellen.
„ 25. „ 4. „ „ „ Ruinen ſtatt Ruine.
„ 38. „ 12. „ „ „ Kämpfen ſt. Kriegen.
„ 44. „ 2. „ „ „ können ſtatt könne.
„ 48. „ 1. „ „ fehlt „Alle“ hinter müſſen.
„ 49. „ 6. „ „ lies dieſen ſtatt dieſer.
„ 52. „ 2. lies iſt ſtatt ſieht.
„ 70. „ 7. „ wallen ſtatt wellen.
„ 81. „ 5. „ nun ſtatt nur.
„ 134. „ 10. „ einem ſtatt einen.
„ 230. „ 3. „ Contrabäſſe ſtatt Cantrabäſſe.
„ 250. „ 11. von unten lies **rez de** ſtatt **rezde.**
„ 250. „ 12. lies unglücklichen ſt. ünglücklichen.
„ 253. „ 9. „ 1774 ſtatt 1770.

Von **Ida Gräfin Hahn-Hahn** wird ſo eben in der **zweiten Auflage** ausgegeben:

Gräfin Fauſtine.

8. eleg. geheftet 2 Thlr..

Ferner ſind unlängſt von derſelben Verfaſſerin erſchienen:

Aſtralion. Eine Arabeske. 8. ſteif geh. 5/12 Thlr.
Reiſebriefe. 2 Thle. 8. eleg. geh. 4½ Thlr.
Der Rechte. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Ulrich. 2 Thle. 8. eleg. geh. 3¾ Thlr.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

C. O. L. v. Arnim,

Oberſchenk und Kammerherr Sr. Majeſtät des Königs
von Preußen.

Reiſe nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid,

zu Anfang des Jahres 1841.

Mit Titelkupfer. 8. Velinpap. geheft. 2¼ Thlr.

Alle Zeitſchriften ſind bereits voll des Lobes über dies intereſſante Werk des Herrn **von Arnim.** Daſſelbe reiht ſich den beliebteſten Schriften dieſer Gattung auf die würdigſte Weiſe an, und hat beim Publikum die anerkennendſte Theilnahme ſofort nach dem Erſcheinen gefunden.

Denkſchriften und Briefe

zur Charakteriſtik der Welt und Literatur.

Band I — V. gr. 8. geh. à 1¾ Thlr.

Eine überaus intereſſante und reichhaltige Sammlung von Briefen berühmter Männer und Frauen, und von bisher unbekannten hiſtoriſchen Documenten und Beiträgen zur politiſchen und Cultur-Geſchichte.

Emanuel Geibel,

Gedichte.

8. elegant geh. 1 Thlr.

„Vollendung der Form, Reinheit und Wohllaut der Sprache, Abrundung und Melodie des Verſes, ebenſo wie Klarheit und meiſterhafte Durchführung der Gedanken, Zartheit und Innigkeit der Empfindung, prachtvolles Kolorit, Reichthum an ſchönen Bildern, Wärme und Lebendigkeit der Anſchauung haben Geibel's Gedichten einen unwiderſtehlichen Zauber verliehen.“ (Blätt. f. Literat. 1841. Nr. 51.)

Berliner Taſchenbuch.

Die Unterzeichneten haben ſich zur Herausgabe eines Berliner Taſchenbuches vereinigt, deſſen voller Ertrag — ohne Abzug der Koſten — zur einen Hälfte für die **Nothleidenden Hamburgs**, zur andern aber für die **Armen Berlins** beſtimmt iſt.

Ihro Majeſtät die Königin von Preußen haben die Dedikation dieſes Taſchenbuches huldreichſt anzunehmen geruht.

Die vorläufige Anzeige über dies **Unternehmen**, in der die Herausgeber nicht zu viel verſprechen **wollten, hat im Publikum** eine ſo lebendige Theilnahme gefunden, daß ſich die Unterzeichneten ermuthigt und angefeuert ſehen, alle Kräfte aufzubieten, den gehegten Erwartungen auf das Beſte zu entſprechen. Es gereicht ihnen daher zur beſondern Freude, nunmehr folgende der geachtetſten literariſchen Notabilitäten, als dem **Taſchenbuche ihre Mittheilungen zuwendend, nennen zu dürfen:**

Achim von Arnim, aus deſſen Nachlaſſe mitgetheilt von Baronin Bettina von Arnim. — Böckh. — Freiherr von Eichendorff. — Ferrand. — F. Förſter. — Freiherr de la Motte Fouqué. — Geibel. — W. Grimm. — Gruppe. — Häring (Willibald Alexis). — Gräfin Hahn-Hahn. — Hitzig, Mittheilungen über und von Immermann. — Kopiſch. — Kugler. — Mügge. — Mühlbach. — Mundt. — Rellſtab. — C. Ritter. — F. Rückert. — Adelheid von Stolterfoth. — Streckfuß. — Varnhagen von Enſe. — Verfaſſerin von Godwie-Caſtle.

Die literariſche Mitwirkung von **Link**, **Steffens**, ſo wie die anderer berühmter Schriftſteller iſt freundlichſt in Ausſicht geſtellt.

Das Ganze iſt auf 15 Oktavbogen berechnet und wird zu Ende des Juli erſcheinen. Für die Unterzeichner iſt der überaus billige Preis von **1 Thlr.** feſtgeſtellt. Da die ganze Auflage dieſes Taſchenbuches **nur** für die gedachten Zwecke beſtimmt iſt, dürfte es zweifelhaft ſein, ob für Nicht-Unterzeichner ſpäter noch Exemplare zu haben ſein werden, jedenfalls aber würde dann der Preis **1½ Thlr.** betragen. Das Verzeichniß der geehrten Subſcribenten wird dem Buche beigegeben und deshalb um ſchnelle und deutliche Angabe von Stand und Namen gebeten.

Berlin, im Juni 1842.

Dr. H. Kletke. **Alexander Duncker.** **Eduard Hänel.**
Königl. Hofbuchhändler.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Ein

Reiſeverſuch im Norden,

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Ein

Reiſeverſuch im Norden,

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den Meinen.

In meinen franzöſiſchen Erinnerungen hab' ich geſagt: mein Kopf ſei ein Prisma. Wenn's wahr iſt, ſo kommt es wenigſtens in dieſem Buch nicht zum Vorſchein, und ganz natürlich deshalb: weil in Schweden die Sonne nicht ſchien. Ich bin ein gar getreues Echo und ein treuer Spiegel. Den Klang, das Bild, welche die äußere Welt in mich wirft, geb' ich wieder; ſo hat ſich's ganz von ſelbſt gemacht, daß dieſe Blätter weniger animirt geſchrieben ſind, als frühere, und nur in Copenhagen komm' ich wieder ermuntert zu mir ſelbſt, denn da komme ich zur Schönheit. Mancher Andre hätte das, was ich von Schweden geſehen habe, unendlich viel beſſer als ich beſchrieben — das fühl' ich ſehr deutlich; nur aber ich konnte nicht anders. Wer das begreift, wird dies Büchlein vielleicht mit erhöhtem Intereſſe leſen. Wer es nicht begreift — wer da meint ein Autor müſſe ſich immer gleichmäßig angeregt fühlen, wie eine in Gang gebrachte Maſchine — der leſe es lieber gar nicht, denn es kann und wird ihm nicht gefallen. Unvollſtändig iſt es ohnehin, das ſagt ſchon der Titel; und im Buche ſelbſt ſteht, weshalb es alſo geworden iſt.

Dies zur Warnung für Andere, aber nicht zur Entſchuldigung für mich, denn mir iſt nicht zu Muth als ob ich ſie brauche.

Dresden, im November 1842.

Stockholm, Junius 19, 1842.

Ich werde jetzt ſchreiben, meine Lieben — es giebt immer manche müſſige Stunde auf Reiſen — und zwar ſo in's Blaue hinein. Eigentlich ſcheint mir, ich müſſe hier zu Lande ſprechen: in's Graue; denn ſeit meiner Abreiſe von Stralſund, am 16. Mittags, hab' ich nichts Blaues mehr geſehen, ſondern Meer und Himmel waren blei- und aſchgrau, und zogen nun gar die großen Hagelwolken herauf, ſo nahm das Ganze eine gewiſſe dintenhafte Färbung an, düſter und unerfreulich wie ein Gemälde von Friedrich. Und über das ſchwärzliche Meer hin, und unter dem ſchwärzlichen Himmel fort, ſollen dieſe Blätter ja ziehen!... aber in's Blaue iſt nun einmal der techniſche Ausdruck, und ſo will ich ihn denn beibehalten. Ich weiß auch gar nicht was ich ſchreiben werde. Ich bin ganz unwiſſend über Schweden, weiß nichts von deſſen Sprache, wenig von der Geſchichte, und von der Literatur Dürftiges durch ein paar Überſetzungen. Statt mich im Frühling damit zu beſchäftigen, bin ich hin und her gefahren, habe den Sigismund geſchrieben und unter grünen Bäumen geſeſſen. Davon wird man nicht klug! die grünen Bäume beſonders beſtärken einen recht in der Unwiſſenheit, weil es ſich gar zu angenehm unter ihnen geht und ſitzt und liegt, ohne daß man ſonderlich merkt, wo es fehlt. Mein Troſt iſt der: daß man vom Vielwiſſen auch nicht klug wird. Im Gegentheil! der eigene Geiſt erlahmt häufig in der Bemühung des beſtändigen Einſammelns, und nur ganz eminente Köpfe dürfen ſich darauf einlaſſen. Für die andern iſt's ſchon beſſer zu bleiben wie ſie ſind. Allzudumm bleibt ohnehin heutzutag Niemand, der ſich ein wenig in der Welt umſieht, und ich ſehe mich ja um, ſo viel ich kann. Vielleicht kommt dann die Klugheit von ſelbſt zu mir! Sind doch Liebe und Poeſie von ſelbſt zu mir gekommen! Iſt meine Seele gut genug, um dieſe Gottheiten in ſich aufzunehmen, ſo ſoll's mich denn auch nicht weiter grämen, wenn die Klugheit, die gegen jene doch nur von irdiſcher Herkunft iſt, an mir vorübergehen ſollte. Ich bin ſorglos über den Erfolg. Iſt der gut — nun, ich bin's zufrieden! iſt er nicht gut —... wahrlich! ich glaub' ich bin's auch zufrieden, denn ohnehin iſt's unmöglich auf das Geleiſtete einen Werth zu legen. Carl Maria

Weber — erzählte mir eine Frau in Wien, die ihn ſehr gut gekannt, und der er ſelbſt es geklagt hat — hat mit wahrer Freude nur ſeinen Freiſchütz geſchrieben. Bei ſeinen ſämtlichen ſpätern Compoſitionen hat ihn der Gedanke gemartert: jetzt müſſe er etwas leiſten, das den Freiſchützen überträfe. — Das könnte ich nicht! in der Qual des Wollens würde mir die friſche Freiheit des Vollbringens untergehen. Übrigens hat der Freiſchütz le tour du monde gemacht, und ich will gern glauben, daß man mit einem ſolchen Bewußtſein auch andere Anſprüche an ſich ſelbſt ſtellt. Aber doch mein' ich, wenn mir auch ein Weltruhm auf den Schultern läge, ich bliebe ebenſo ſorglos, wie ich jetzt in meinem Winkelchen bin, und würfe mich, wenn es an's Schaffen ginge, vertrauend meinem Genius in die Arme.

Einſtweilen warf ich mich in Stralſund meinem guten Glück in die Arme, denn es war ein fliegender Sturm, ein wahrer Orkan, der die Überfahrt nach Yſtad unbehaglich genug machte. Er brauſte und heulte nicht mehr, er pfiff, wie wenn ein ſcharfer Stahl blitzſchnell durch die Luft fährt; und die Wellen klatſchten praſſelnd über das Verdeck hinüber. Die ,,Königin Eliſabeth'' iſt aber ein excellentes Dampfſchiff, ſo klein es iſt, mit kräftigen

Maſchinen, die ſtark und ſcharf gehen; und Herr Luſtig iſt die Perle der Stewards, ſauber und ordentlich wie ein Kammerdiener, ſorgſam und ſanft wie eine barmherzige Schweſter, die Geſunden ſpeiſend, die Kranken pflegend. Die Überfahrt dauerte ſtatt acht — faſt zwölf Stunden, ſo daß wir gegen Mitternacht erſt in Yſtadt landeten und dort in dem Hotel von Peter Lund ein dürftiges Unterkommen fanden. Es iſt ganz gewiß, daß dies Hotel mehr Ähnlichkeit mit einem ſpaniſchen, als mit einem deutſchen Gaſthof beſitzt, und freilich eine Unähnlichkeit, die aber in meinen Augen kein Vorzug iſt, nämlich: Federbetten! Man meint man müſſe erſticken zwiſchen dieſen bauſchenden, aufquellenden Maſſen, die ſich um und über und unter einem blähen. Um in Federbetten ſchlafen zu können, muß man entweder von Kindheit auf daran gewöhnt ſein, oder unter der Ermattung einer zwölfſtündigen Seekrankheit erliegen — wie ich in Yſtad. Das Dampfſchiff „Svithiod“ kam am andern Morgen, ebenfalls um einige Stunden verſpätet, von Lübeck an, ſo daß wir am 17. früh neun Uhr Yſtad verließen und heute früh ſechs Uhr hier landeten, alſo in 45 Stunden die ganze Reiſe gemacht haben. Das lautet ſehr angenehm, und iſt es auch, was die Schnelligkeit betrifft. Aber was hab' ich von Schweden geſehen? Nichts. Auf der ſüdlichen Spitze ein paar niedrige Häuſer, die in flacher, baumloſer Sumpfgegend ſtecken — Yſtad; und auf der öſtlichen Küſte ähnliche Häuſer, zum Theil blutroth angeſtrichen, in ähnlicher Gegend — das iſt Calmar; da legte man nur an, um Reiſende und Waaren aus- und einzuſchiffen. So unbefriedigend die Seereiſe iſt, hat man mir dennoch geſagt, ſie ſei der Landreiſe mit ſchlechten Nachtquartieren und enormen Entfernungen weit vorzuziehen, und das ganze Land von Yſtad bis Stockholm biete auf der Strecke von 98 deutſchen Meilen keinen einzigen ſo intereſſanten Punkt dar, wie die Fahrt durch die Scheeren. Welch eine unermeßliche Langeweile man übrigens zu Schiff ausſteht — das iſt gar nicht zu ſagen. Nichts als Waſſer und Luft; die Küſten von Bornholm, von Öland, flach, unmaleriſch, entfernt. Man ſitzt und liegt ſo herum, Jeder wie er's aushalten kann, auf den kleinen Feldſtühlen und den harten Bänken. Man ſpricht auch mit ſeinen Reiſegefährten; man iſt meiſtens zuſammengewirbelt aus fernen Landen, man könnte ſich was erzählen woher man kommt, aber man hat nur Theilnahme für das wohin man geht, und davon weiß Keiner etwas: alſo iſt die Converſation ohne Animo. Die Männer rauchen heftig Cigarren; ab und an nimmt einer ein Buch, aber nicht lange. Ich that nichts und verſuchte auch nichts; ich entſchloß mich zur Langenweile. Der Wind war noch ſehr ſtark, und einige Frauen wurden auch krank; aber ich nicht mehr; ich glaube ich fange an ſeemänniſche Allüren zu nehmen. Es war bitterlich kalt, und ich unzertrennlich von meinem kleinen violetten Pelz, und es that mir nur ſehr leid, daß er nicht dreimal größer war. Regengüſſe und Hagelſchauer wechſelten anmuthig mit dem ſcharfen Winde ab; dann floh man in die Cabinen. In einer Cabine falte ich meine Hände und preiſe Wilberforce, der Abſchaffung des Sclavenhandels eingedenk; ſo lebhaft denke ich in einer Cabine an ein Sclavenſchiff, gemahnt durch Enge und Gedränge und Atmoſphäre und Unordnung an deſſen Entſetzlichkeiten. Das ſoll gar keinen Schatten auf den Svithiod werfen; aber im engen Raum und zwiſchen ſo vielen Leuten kann's gar nicht anders als ein wenig bunt über Eck hergehen. Das Küchendepartement iſt beſonders grauslich! Männer, deren Hände und Kleider ſchwarz von Aſche und Theer ſind, waſchen die Teller ab. Das ſchlingt man denn Alles getroſt mit herab! ich eſſe übrigens nur Brot und Eier. Denen können jene fremdartigen Ingredienzen nichts anhaben, und dann trink' ich mit großer Leidenſchaft — Ihr werdet es nicht glauben, und ich bin auch ſehr beſchämt, aber ich kann's nicht ändern — genug, ich trinke Wein, ganz gewöhnlichen rothen Wein, den ich auf dem Feſtlande nie über meine Lippen bringe, weil er mir allzu unangenehm ſchmeckt, und dem auf einmal die See ich weiß nicht welchen unwiderſtehlichen Reiz verleiht. Ängſtigt Euch nur nicht, daß ich von meinen Seefahrten trunkſüchtig wie ein alter Wiking heimkehre. Über ein halbes Glas, Morgens und Abends, iſt meine Leidenſchaft nie hinausgegangen, und überdas erſtirbt ſie augenblicklich in der Luſt des Feſtlandes. Ja, die Oſtſee iſt nur ein kleines Meer, ein Binnenwaſſer; aber ſie hat doch in alten Zeiten merkwürdige Tage geſehen, und ſich von wunderſamen Zügen durchfurchen laſſen, als die Wikinger auszogen in alle Weltgegenden, Furcht und Schrecken vor den Völkern des Nordens verbreitend und den Grund zu großen Staaten in fremden entlegnen Ländern legend. Nach Island gingen ſie und nach Sizilien; die Normannen nach Frankreich, die Waräger nach Rußland; gar das unbekannte Amerika, Grönlands Küſte, entdeckten ſie. Dort an der pommerſchen Küſte, man weiß nicht genau wo, hat Jomsburg gelegen, einer der ſtärkſten und gefürchtetſten Sitze der Wikinger, wohin ſie ihre Schätze heimbrachten, und in Luſt und Jubel und Übermuth ſchwelgten, bis es zu einem neuen Eroberungszug von dannen ging. Wo iſt jetzt Jomsburg? Ja, wo iſt Atlantis? Nichts iſt übrig geblieben als ein unſterblicher Name, an den ſich fabelhafte Thaten des Schreckens und gottvergeſſner Lebensluſt knüpfen, ſo daß das Zorngericht des Schickſals, über die ſündigen Stätten dahinbrauſend, ſie vernichtete bis auf die Erinnerung an ihr einſt ſo mächtiges Daſein. Überhaupt hat die alte nordiſche Geſchichte etwas recht Melancholiſches durch ihre Abgeſtorbenheit für das Leben der Gegenwart. Mein Gott, die griechiſche Heroengeſchichte, die griechiſche Mythologie, wie bekannt und vertraut ſind ſie uns, welchen Antheil nehmen wir an ihren Helden und Göttern, wie ſtärkt ſich der Künſtler, wie erwärmt ſich der Dichter an ihren Geſtalten. Das kommt daher, weil ein andrer Himmel, eine andre Sonne dem griechiſchen Alterthum zu Häupten ſtand und die Keime der Bildung zu ſo hoher prächtiger Blüte emportrieb und entfaltete, daß, als dennoch ſeine Zeit aus war und der neuen wich, der zerflatternde Blütenſtaub über ganz Europa hinwehte und den Samen einer neuen Bildung, den Anfoderungen der umgeſtalteten und friſch organiſirten Welt entſprechend, ſelbſt in das chriſtliche Element ſtreute. Das nordiſche Alterthum hingegen iſt gleichſam erſtarrt unter ſeinem eiſigen Himmel. Die Stimmen ſeiner Edda ſind verhallt zwiſchen dem Gebraus der Orkane, und die Sagen erſtarben mit den Lippen des Skalden, weil keine fremde Völker ſich über die Eisſchollen hinüber wagten, wie über das ioniſche Meer, um den Geſängen zu lauſchen, und in ihrer Sprache ihnen nachzuahmen. Das nordiſche Alterthum kommt mir vor wie ein Rieſe mit gigantiſchen Kräften, mit tiefſinniger Intelligenz, mit beredten Lippen und wiſſendem Blick, der durch den Bannſpruch einer unerforſchlichen höhern Macht in einen Zauberſchlaf verſunken iſt, aus welchem er erſt am Ende der Tage erwachen wird. Die äußern Umſtände waren der Entwicklung des nordiſchen Alterthums nicht günſtig; in ſtarrer Abgeſchiedenheit lagen ſeine Länder, der Boden war felſig und unergiebig, das Clima rauh, der Sonnenſtral blaß. Die Künſte begehren einen milden Himmel und goldne Bilder in der Natur; ſonſt werden ihre Erzeugniſſe leicht formlos, weil das Licht ſie nicht durchſtralt, weil erdiſche Maſſe zu viel Theil an ihnen hat. Es ſtanden keine Künſtler auf, um in Götterbildern die Menſchengeſtalt zu verherrlichen, und um Tempel für jene ſchönen Götter zu erbauen wie in Griechenland, vor deren ſpärlichen Überreſten und Ruinen wir nach Jahrtauſenden in ſtummer Bewunderung daſtehen. Auch die Sprache blieb beſchränkt auf die abgeſchiedenen ſcandinaviſchen Länder! — die Ilias macht uns den griechiſchen Olymp vertrauter, als uns je der chriſtliche Himmel werden kann, und läßt uns ſo theilnehmend auf die griechiſchen Heroen blicken, als wären es unſre Ahnen; — aber die Edda mit ihren Göttermythen und Heldenſagen kennen wir nicht, und wenn wir auch einen Blick auf ſie werfen, ſo kommt mir wenigſtens immer vor, als hätte ich mich von den ächten Göttern zu den falſchen hingewendet, als wäre nur Apoll der ächte Gott der Dichter, nur Venus die ächte Liebesgöttin, und Braga und Freya nichts als ihre Nachahmung. Als das Chriſtenthum kam und die nordiſchen wildblutigen Sitten bändigte, als die Wikingszüge ſich brachen an der ſteigenden Civiliſation fremder Länder, als die rohe Jugend der Völker ſich ausgetobt hatte in unbändigen Kämpfen: da blieb der nordiſche Menſch an ſeinem einſamen Herde, und all die Kräfte, die in ihm gährten, und denen er in Thaten und Kriegen nach Außen hin keinen Abzug mehr geben konnte, regten ſich nichtsdeſtoweniger in ihm, und machten ihm nach wie vor aus der Unruh ein Bedürfniß. So viel innere Zwiſte und Fehden, ein ſolches Gewirr von Thaten und Beſtrebungen findet ſich nirgends, dächt' ich, als in der ſchwediſchen Geſchichte; ſie ſcheinen mir wirklich mehr ein phyſiſches als ein geiſtiges Bedürfniß zu ſein, und nur Eins tritt lichtend und ordnend aus dieſen verworrenen und verwirrenden Zuſtänden heraus: der unabweisliche Drang jedes Einzelnen nach Freiheit. Da iſt es nicht ein Stand, nicht eine Klaſſe, nicht eine Stellung, die Freiheit giebt, ſondern ſie gehört dem ganzen Volk an. Damit ſie heimiſch in einem Volk werden könne, iſt erforderlich: ſchlichte Sitten, wenig Bedürfniſſe, große Genügſamkeit, mäßige Bevölkerung und ein unverfälſchter Sinn für das Rechte; mit einem Wort: keine Civiliſation wie wir ſie verſtehen, denn die giebt und begehrt ungeheure Bedürfniſſe, ungeheure Beſtrebungen, ungeheure Bevölkerung und ungeheures Talent den Sinn für das Rechte von den Umſtänden abhängig zu machen. Dies individuelle Unabhängigkeitsbedürfniß iſolirt den Menſchen vielleicht zu ſehr in den gewöhnlichen Zuſtänden, die ohnehin durch ihre Enge immer eine egoiſtiſche Seite haben; tritt jedoch ein großer und entſcheidender Moment ein, wie z. B. in Schweden die Abſchüttelung des verhaßten Jochs der Unionskönige, ſo wird daraus eine unwiderſtehliche Schilderhebung des ganzen Volkes, das auf ſeinen Schultern Guſtav Waſa zum Thron trägt. Und es ſcheint, als ſei noch immer etwas von der uralten Gewohnheit übrig, mitzuſprechen und mitzuhandeln in den allgemein wichtigen Angelegenheiten, denn in der neuern und zahmeren Zeit iſt dennoch ohne wilde oder traurige Unruhen kein Thronwechſel vorüber gegangen. Und wird der nächſte davon eine Ausnahme machen? Dieſe Frage flog mir durch den Sinn, während ein Neffe der Königin von Schweden, unſer Reiſegefährte ſeit Yſtad, mir einen höchſt phantaſtiſchen Reiſeplan durch Lappland machte, von dem er mir viel mehr Vergnügen und weniger Mühſal verſprach als von Norwegen — NB. kannte er weder Lappland noch Norwegen, doch dieſer Umſtand iſt unwichtig für einen Franzoſen.

So ging das fort bis geſtern Abend um zehn Uhr. Da kamen wir bei dem Leuchtthurm an, auf dem äußerſten Felſen der Scheeren, und dann in einen wahren Archipel von größern und kleineren Felſeninſeln hinein, die Anfangs ohne alle Vegetation und ganz öde ſind, bis ſie je näher der Küſte ſich deſto mehr bebaumen, freilich nur mit Nadelholz, und zuletzt, nah bei Stockholm, auch bewohnt werden, und ab und an zwiſchen einzelnen ſchönen Eichen und ſpärlichen Obſtbäumen kleine ländliche Häuſer und einfache Gärten zeigen. Seltſam ſchieben ſie ſich vor und durch einander, ſo daß man meiſtens auf einem ringsum geſchloſſenen Landſee zu fahren glaubt. Es ſind freilich Felſeninſeln; aber keine ſchroffe wilde Klippen, wie etwa Capri; doch ähneln ſie auch nicht den Sandbankinſeln der venetianiſchen Lagunen. Ihr müßt Euch vielleicht zuſammengeſchobene Blöcke von Granit vorſtellen, welche das Meer ſo lange abgewaſchen und beſpült hat — Gott allein weiß in welchen Urzeiten! — bis ſie zu dieſer abgerundeten Form gelangt ſind. Das Fahrwaſſer bleibt ſo tief zwiſchen ihnen, daß die größten Schiffe bis zum Quay von Stockholm heran können; allein zwiſchen dieſen unzähligen Inſeln führen doch nur zwei Wege dahin, und die übrigen Durchfahrten ſind unſicher, wegen verborgener Klippen.

Es war zu kalt für mich, um die ganze Nacht auf dem Verdeck zu bleiben. Heute, gegen 4 Uhr früh, als wir das Fort Warholm paſſirten, kam ich wieder herauf. Die Sonne ſchien, die Morgenbeleuchtung war hell, aber nicht warm. Nach und nach wurden die Inſeln bewohnter, Kähne fuhren hin und her, und im Hintergrund tauchte Stockholm auf. Das Schloß dominirt in der Anſicht, iſt groß, ruhig und ſtattlich, und liegt auf einem Hügel. Der ſchlanke Thurm der Kirche von Riddarholm ſieht in dem großen Gemälde nur wie ein dünner Maſtbaum aus. Die übrigen Kirchen feſſeln noch weniger den Blick. Der Thiergarten mit ſeinen Landhäuſern bleibt zur Rechten. Zwei kleine grüne Inſeln liegen zwiſchen ihm und der Stadt, und eine Menge von Schiffen im Hafen — jedoch keine Kriegsſchiffe. Liſſabon iſt die Stadt, an welche ich zuerſt erinnert ward; Neapels Goldglanz und Venedigs Zauberei fehlen ganz. Liſſabon iſt großartiger; der Tajo ſieht dort majeſtätiſcher aus, als hier das Meer, und es klettert mit ſeinen Straßen und Gebäuden auf viel höhere und ſchroffere und zerriſſenere Felſen empor als Stockholm. Dafür aber hat dieſes auch einen Vorzug: ſein vieles Grün. Wohin das Auge ſich wenden mag — gewiß trifft es über oder unter oder neben den Gebäuden friſches kühles Grün, und das giebt der Stadt einen ganz eigenthümlichen und durchaus nordiſchen Character. Ich kenne keine Küſte des Südens, an der die grüne Färbung vorherrſchend wäre; ſie ſpielen meiſtens in allen Nüancen des Regenbogens, und roth und goldgelb, oder violet herrſchen vor. So macht denn die Einfahrt in Stockholm durch die Scheeren einen ſehr beſtimmten Eindruck: man fühlt ſich im Norden. Als wir landeten, flogen zwei Adler uns zu Häupten, und alle Glocken läuteten, denn es iſt Sonntag. Das machte ſich recht feſtlich.

Junius 21.

Der Himmel iſt grau und wolkig. Einzelne Regenſchauer fallen kalt herab, und der Wind weht eiſig. Zuweilen macht ſich die Sonne gebieteriſch Platz; dann leb' ich auf, wie irgend ein kleiner von der Kälte erſtarrter Wurm. Ich muß über mich lachen, daß ich in Berlin nach verſchiedenen eingezogenen Erkundigungen geſchwind einen weißen Muſſelinanzug in meinen Koffer legen ließ; den werd' ich unangetaſtet nach Neuhaus bringen — das glaubt mir nur. Ich bin unzertrennlich von meinem kleinen Pelz, d. h. ich nehme ihn auf allen meinen Fahrten mit, und da ich faſt den ganzen Tag herum fahre, ſo kommt er mir zu einer Sommerreiſe in Schweden als das nothwendigſte Kleidungsſtück vor. Es iſt ſchwer unter dieſem grauen Himmel keinen grauen Blick auf die Gegenſtände fallen zu laſſen. Es macht ſich in dieſen nordiſchen Landen ich weiß nicht was für eine Unvollkommenheit fühlbar: ſo viel Licht in dieſen langen unendlichen Tagen, und ſo wenig Wärme; ſo viel Grün, und ſo wenig Blumen. Es iſt eine Miſere die paar Blumen im Park von Haga und bei Roſendal! daher fehlt auch der Duft, der ſommerliche Arom, in welchen dieſer Monat allüberall getaucht zu ſein pflegt, und der die Juniusatmoſphäre ſo beſeelt und ſo belebend macht. Vor einem Jahr war ich grad' in dieſen Tagen in Barcelona; doch von dem Vaterlande der Aloes und Orangen iſt hier auch nicht einmal vergleichungsweiſe zu ſprechen. Vor drei Jahren war ich am Comerſee; aber der liegt auch wie ein Feengarten jenſeit der Alpen! Doch vor fünf Jahren, in Wien, in dem ungeheuern Roſenhain von Laxenburg — ja, noch jetzt vor vierzehn Tagen in Dresden, welche Blumen, welche Farben, welche Düfte, welche üppige Lebenskräfte in der drängenden Schönheitsfülle der Natur! Blumen gehören zum Sommer, zum Geburtstag, zum Hochzeitsfeſt, zu allen Momenten des feſtlich verklärten Daſeins. So verſtehe ich die Blumen, nur ſo! und dann müſſen ſie da ſein in Maſſen, überſtürzend, berauſchend, blendend, als Gipfelpunkt und Krone des Naturlebens. Sie zu ziehen in grauen Töpfen, eilf Monat im Jahr kleine ſchwärzliche Pflanzen, und im zwölften eine verkrüppelte Blüte — das behagt mir nicht. Aber ach! ich glaube hier muß man ſich begnügen mit dem eingeſchrumpften Topfgewächs. In dieſer Natur iſt keine Freudigkeit, kein Jubel, keine Liebesglut; ſie iſt ernſt, ſtill und kühl, iſt nicht zur höchſten Entfaltung gekommen. Es mag hier im September genau ſo ausſehen wie jetzt. Das iſt doch traurig für die Mittſommerzeit! Ich habe alle königliche Luſtſchlöſſer in der Umgegend der Stadt auf der Stelle beſucht: Haga, Ulriksdal, Carlsberg, Drottningholm; nach dem Thiergarten und Roſendal kommt man ohnehin täglich: überall hat die Landſchaft denſelben Character, und überall bleibt er gleichſam eine Fortſetzung der Scheeren, nur daß die Felſeninſeln hier nicht immer aus dem Waſſer, ſondern auch ebenſo aus dem Erdboden auftauchen. Da, wo dieſer Boden nicht allzu felſig iſt, wachſen ſchöne Bäume, Eichen, auch Linden und viel Eſchen; wo er's iſt, Nadelholz, mit einzelnen Birken untermiſcht, oder auch nur Moos und Gebüſch, und dazwiſchen Viehweiden. Waſſer ſchiebt und drängt ſich überall herein; bald iſt es das Meer, bald der Mälar, bald ein andrer kleiner See — und überall bildet es ein abgeſchloſſnes Becken, einen von Holzungen eingerahmten ſtillen Spiegel; nirgends gewinnt man eine Überſicht der ganzen Waſſerfläche, daher iſt die Anſicht nie großartig, und in dieſen einzelnen kleinen Bildern herrſcht eine ſolche Gleichförmigkeit, daß es für den Fremden ſchwer iſt, nicht eins mit dem andern zu verwechſeln. Wohnungen ſind in die Landſchaft hineingeſtreut, nicht eben ſelten, aber alle einzeln, bald ein Gehöft, bald ein Bauerhaus, bald ein Landſitz — ſämtlich wohlgehalten, jedes in ſeiner Art; das Bauerhaus niedrig, von Holz, dunkelroth angeſtrichen — mit Ocker, das ſoll das Holz conſerviren —; der Landſitz von Stein, weiß abgeputzt, hoch und hell. Alle liegen iſolirt; man muß ſie aufſuchen, man findet ſie nicht von ſelbſt. Wenn man ſie gewahrt, eingeklemmt zwiſchen Wald und See, vor ſich die Scheidewand des Waſſers, hinter ſich die ſchwärzliche Linie des Nadelholzes, ſo erſcheinen ſie faſt unzugänglich; allein die Wege ſchlängeln und wenden ſich, bis ſie richtig zu ihnen heranführen. Dieſe Wege ſind wirklich wunderhübſch und machen Spazierfahrten höchſt angenehm. Nicht drei Minuten geht's gradeaus! beſtändig in Schlangenwindungen, und bergauf, bergab, nie ſehr hoch, aber merkwürdig ſteil, auch in der Stadt, und dabei laufen die Pferde immer im ſcharfen Trab und ſind ſo ſtark, daß ſie den Wagen plötzlich aufhalten, gegen den Berg, ab den Berg, wie man's nöthig hat. Die Felſenauswüchſe des Bodens und die Waſſereinſchnitte bedingen dieſe krauſen Wege. Man meint ſtets in einem Park zu fahren; und wirklich unterſcheidet ſich der von Haga von der übrigen Landſchaft nur dadurch, daß er mehr Laubholz, und der Thiergarten, daß er mehr Landhäuſer und die ſchönſten Ausſichtspunkte auf Stockholm hat. Was man ſich bei uns zu einem Park wünſchen würde, Waſſerſpiegel, Bäume, Felsſpartien, Wieſen, bietet hier die Natur, aber ſie bietet es auch nur in den Dimenſionen eines Parks; impoſant durch Majeſtät, großartig durch Wildheit wird ſie nie; erſetzt nie durch nordiſche Erhabenheit, was ihr an ſüdlicher Üppigkeit fehlt, und läßt nicht den Mangel an Anmuth durch Fülle der Kraft vergeſſen. Wenn man ſich eine Inſel oder Halbinſel des Mälar kaufte — er ſoll 1300 Inſeln haben — und darauf ein Haus baute, und einige Wege zöge, ſo hätte man einen Park fix und fertig; und eine Agglomeration ſolcher Parks iſt die Gegend um Stockholm, ein paar Meilen in der Runde. Wer ſich aber keine Inſel hier kaufen mögte — das bin ich. Wem dieſer hohe Norden gefallen ſoll, der muß zuvor den Süden nie geſehen haben. Man gehe zuerſt an den Mälar und dann an den Leman, ſo iſt es möglich, daß der Mälar einen befriedigenden unauslöſchlichen Eindruck mache; aber umgekehrt wird man immer am Ufer des Mälar den Blick unbefriedigt umherſchweifen laſſen: denn man wird von ihm weder angedonnert noch angeſtralt. Aber wie geſagt! der graue Himmel mag Schuld daran ſein, daß ich keinen blauen Blick auf die Gegenſtände werfen kann.

Junius 22.

Heute war ein lichter warmer Tag. Ob der liebe Gott mir nicht ſeine Sonne angezündet hat zum Troſt dafür, daß ich keinen Geburtstagskuchen mit hellen Lichtern mehr bekomme? Gewiß iſt's, daß ich mich mehr über die Sonne freute, als ich mich über die nachgrade allzu zahlreich werdenden Lichter gefreut haben würde. Wir ſtiegen zum Telegraphen hinauf, welcher auf dem Theil der Stadt liegt, den man Södermalm nennt und der ganz von Waſſer umgeben iſt. Die Straßen klettern dort hinauf und herab, und auf dem höchſten Punkt liegt der Telegraph, ſo daß man bequem wie auf eine Landkarte auf Stockholm herab- und es überſieht. Von Gebäuden iſt's immer nur das Schloß, das den Blick auf ſich zieht. Es liegt in der Mitte des Stadttheils, den man vorzugsweiſe Staden — die Stadt — nennt, auf einer Anhöhe, mit einer breiten Terraſſe und zwei ſchönen Auffahrten, und iſt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Graf Teſſin erbaut. Es ſcheint mir ein wenig zu kahl für ſeine Größe; ich wünſchte die Portale geſchmückter, und Statuen auf der Baluſtrade, welche das flache Dach umzieht. Jetzt ſchneidet ſich die grade Linie ſo dürr und trocken gegen den Himmel ab, als ob das Gebäude ihm trotzen wollte, und ich find' es ſchöner, wenn es zu ihm aufſtrebt und mit ihm zu verſchmelzen ſucht. Vielleicht würde aber in dieſer ungeſchmückten Natur die Pracht der Architectur wie eine Anomalie ausſehen. Alle übrigen Häuſer, auch das Opernhaus, auch Prinz Carls Palais ihm gegenüber, ſind ſehr einfach und ganz ſchmucklos. Ein ſchönes Gebäude durch ſeine glücklichen Proportionen iſt das neue Militärhoſpital auf Kungsholm. Enorme Kaſernen, auch neu, das Zeughaus, und Gebäude welche zum Marinehafen gehören, treten auf Ladugardsland hervor. Kirchen nirgends! ſie ſind da, ſie haben auch Thürme, aber ohne Schwung und Begeiſterung; wo die mangeln, hilft die bloße Höhe nichts. Heftige Feuersbrünſte haben häufig in Stockholm gewüthet und auch die Kirchen in Aſche gelegt. Die da jetzt aufrecht ſtehen, ſehen aus wie in Haſt errichtet, und der durchbrochene eiſerne Thurm auf der Riddarholmkirche will mir gar nicht gefallen. Gußeiſen iſt vortrefflich zu Candelabern und Baluſtraden und andern Verzierungen, doch als Surrogat für den Stein lieb' ich es nicht. Von der Stadt nach dem Norrmalm führt die ſchöne Norderbrücke; zwei ihrer Pfeiler ſtehen auf einer kleinen Inſel, die man in einen Garten umgeſchaffen hat, und den Bogen zwiſchen jenen füllt ein Café, wo es charmant wäre Abends Gefrornes zu nehmen, wenn es nur nicht ſo kalt wäre, daß alle Welt mit Mänteln geht. Unter dieſer Brücke ſtrömt der Mälar mit einem ſchmalen Arm in die Oſtſee, aber mit einer ſo ſcharfen Strömung, daß ſein Waſſer im Winter nicht zufriert. Obgleich dies nun ganz ſüß ſein ſoll, ſo ſieht der Mälar mit ſeinen Inſeln auf der einen Seite von Stockholm doch ganz genau ſo aus, wie das Salzwaſſer mit ſeinen Scheeren auf der andern Seite. Das kann man vom Telegraphen herab wahrnehmen, und man begreift, wie in alten Zeiten die Seeräuber hier ſo recht ihr Handwerk treiben konnten. Von einer Inſel huſchten ſie zur andern, hier hinter Felsblöcke, dort hinter ein Gehölz — Alles iſt eingeſchloſſen, abgeſperrt; der Blick gradeaus wird überall gebrochen — wie ſoll man da Leute auffinden, denen daran liegt ſich zu verbergen? Überhaupt kommt es mir wie ein Wunder des Chriſtenthums vor, daß dies Land hat civiliſirt und unter Geſetz und Ordnung gebracht werden können. Die Städte ſind ſo klein und in ſo geringer Zahl in Vergleich zu der enormen Ausdehnung des Landes; die Landwohnungen ſind ſo zerſtreut und vereinzelt; die zahlreichen Seen mit ihren unendlichen Buchten waren in Zeiten, wo es keine Dampfſchiffe und keine verbindende Canäle gab, mehr ein Mittel um von einander zu bleiben, als zu einander zu gelangen; Alles vereinſamte und iſolirte den Menſchen; vielleicht war ſein Drang ſich anzuſchließen, ſich mitzutheilen um ſo größer, je heſtiger die äußern Schwierigkeiten ſich ihm entgegen ſtemmten. Oder vielleicht entwickelte er aus ſich ſelbſt, im Umgang mit dieſer rauhen Natur, in der comtemplativen Muße ſeiner langen kühlen Sommertage und ſeiner langen ſchweren Winternächte, die Fähigkeiten langſam und ſchwer, aber ſicher, welche ihm ſonſt durch Mittheilungen leichter doch flüchtiger angebildet worden wären. Ernſt muß man hier werden und ſtill, aber tüchtig — oder ſchläfrig. Ich meine in Bezug auf den Eingebornen, der ſich dem Einfluß ſeines Himmels, ſeines Climas, ſeiner Umgebungen nicht entziehen kann. Der Fremde wird durch ein paar Wochen oder Monate in dieſem melancholiſchen Lande nicht verändert. Es ſpricht ihn mehr oder weniger an, und ſo geht er hindurch. Sich heimiſch zu fühlen mag ihm ſchwer werden. Ich glaube nirgends wie hier empfindet man das Bedürfniß ſo heftig Haus und Hof, und Hab und Gut, und eine Familie zu haben, und ſich mit dem Allen recht ſtill und heimlich feſtzuſetzen, und nun da ſitzen zu bleiben ſein Lebenlang. Von Außen darf nicht allzuviel hineindringen; allzuviel Fremdes darf man nicht hören und ſehen; das würde das Gleichgewicht ſtören. Sind all dieſe Bedingungen erfüllt, iſt man hier geboren und erzogen und nie heraus geweſen, ſo mein' ich müßte man glücklicher ſein können, als ſonſt irgendwo, wohlverſtanden, wenn man das Genie zu dieſer Art des Glückes, zum Glück in der Beſchränkung beſitzt. Wie ein einſamer Menſch hier leben kann, leben mag, begreif' ich nicht; er hat keinen Troſt, keinen Erſatz; die Natur lächelt ihn nicht an, die Kunſt zerſtreut ihn nicht, die Literatur iſt arm im Vergleich mit der andrer Völker: Schweden hat nie einen großen dramatiſchen Dichter erzeugt; die Geſchichte iſt eine tüchtige, aber individuell ſchwediſch, die außerhalb des dreißigjährigen Krieges nur in den uralten verſchollnen Zeiten Einfluß auf das übrige Europa gehabt hat; daher tritt auch in ihr wieder dieſer Character der Iſolirung hervor, freilich nicht des Individuums, aber des Volkes; man wird hier faſt mit Gewalt auf ſich beſchränkt und in ſich hinein gedrängt; wer unglücklich iſt, muß es grenzenlos ſein. Aber vielleicht iſt man es ſelten, weil der Reiz nach Außen gering iſt, und weil der Schleier, der ſogar heut, am ſonnigen Tage, ſich über den blauen Himmel legte und ihn ganz matt und bleich machte, ſich auch über die Herzen ziehen und eine leichte Aſchenkruſte über ihre Glut hauchen mag, ſo daß ſie nicht brennen und verbrennen können. Als ich in Deutſchland von dieſen langen Sommertagen erzählen hörte, daß es um eilf Uhr Abends noch — und um ein Uhr Morgens ſchon wieder Tag ſei: da meinte ich, das müſſe fürchterlich aufregend ſein, und ich wurde ganz beſorgt für mein liebes Leben, ob ſich das nicht zu heftig conſumiren würde, und ob ich es würde aushalten können ſo immerfort wie eine Mücke im Sonnenſtral zu tanzen. Aber das war eine überflüſſige Sorge! es ſchläft ſich leichter an einem ſchwediſchen Tage, als in einer italieniſchen Nacht. Ein aufregendes Element fehlt gänzlich; das conſervirt die Herzen. Es iſt aber ganz wahr, daß ich geſtern Abend um eilf Uhr am Fenſter Geſchriebenes geleſen habe, freilich von bekannter Hand. Heute hab' ich Licht — zum erſten Mal in Stockholm — weil ich ſchreibe. Es iſt ein ſchöner Abend, nur nichts weniger als ſommerlich. Ich wohne am Mälar, etwas oberhalb ſeines Einfluſſes in's Meer, nah bei der Norderbrücke; er iſt hier ſchmal wie ein Fluß. Ich lag eben lange im Fenſter und ſah mir das ſtille Bild an. Abwärts die ſchönen, leichten Bogen der Brücke, aufwärts die grüne unbewohnte Strömsberg-Inſel; drüben Häuſer, ziemlich unſchöne, überragt vom Thurm der ſogenannten großen

Kirche, und weiter hinauf das ſtattliche Rathhaus, das Ritterhaus mit ſeinen glänzenden Zinnen, und die Ritterholmskirche, deren Thurm, umgeſtürzt im Mälar ſich ſpiegelnd, zierlich auf der Spitze zu balanciren ſcheint. Der Vollmond ging um eilf Uhr ſilbern hinter dem Rathhaus in die Höhe. Ein Hund bellte ihn an. Wäſcherinnen trieben noch ihr geräuſchvolles Handwerk am Ufer, und ein winziger Fiſcherkahn glitt lautlos durch die Flut. Es war ein hübſches Bild, aus welchem ein Maler ein gutes Gemälde machen würde; aber für mich war es ohne Zauber. Warum? Eiſig wehte der Luftzug über den Mälar, und nachdem ich mich fröſtelnd in meine Mantille gewickelt, trat ich vom Fenſter zurück, ſchloß es, und ſagte mit einem kleinen Seufzer: „In Venedig waren die Vollmondnächte anders.“ Unter dem Einfluß dieſer Erinnerungen ſchreib’ ich. Rechnet ſie ab, ſo bleibt vielleicht genug übrig, um der Gegenwart ihr volles Recht an Bewunderung zu laſſen. Ohnehin bin ich überzeugt, daß ein Landſchaftsmaler z. B. hier ſchwelgen würde, denn die Natur iſt ganz und gar eine Detailſchönheit. Jede Inſel macht ein Bildchen für ſich, und jedes für ſich iſt freundlich; und auf dem Feſtlande iſt es daſſelbe mit den einzelnen Häuſern und Höfen und Viehweiden: alles gruppirt ſich von ſelbſt zu einem Gemälde. Was ſoll ſo ein Mann machen dem Montblanc gegenüber, oder im Golf von Neapel, oder bei Taormina? ſich hinſetzen, die Hände falten und ſeine Seele verklären laſſen; aber ſein Pinſel muß ruhen. Dieſes Licht, dieſe Farben, dieſer unerhörte Reichthum, dieſe überſchwengliche Herrlichkeit ſind ihm unzugänglich; und was er auch verſuchen möge davon abzuſchatten — es wird ihm ſelbſt und Andern wie ein armes Bruchſtück vorkommen. Wo das Ganze von ſo überreicher Mannigfaltigkeit iſt, wollen die Einzelheiten nicht genügen. Hier iſt's umgekehrt. Hier befriedigen grade die Einzelheiten, und weil ſie ſich immer und immer wiederholen, erſcheint das Ganze monoton. Darum nannte ich dieſe Natur eine Detailſchönheit. Das iſt mir klar worden, nachdem ich all die verſchiedenen Partien um und in Stockholm, und zuletzt die Ausſicht vom Telegraphen herab kennen gelernt habe. Ihr werdet meinen, man müſſe ſich meiſtentheils im Leben an den Einzelheiten genügen laſſen, und man habe Gott zu danken, wenn ſie anmuthig und freundlich ſind. O ja, das iſt ganz richtig, und ich bemühe mich auch ſehr es zu thun. Aber die Eigenthümlichkeiten ſind ſo verſchieden! der Eine findet mehr Befriedigung in einer Reihe von ſtillen grünen

Tagen, der Andre mehr in einem einzigen ſtralenden glänzenden glühenden Sommertag. Man darf nicht hier ſprechen: Du haſt Recht! und dort: Du haſt Unrecht! denn die Seelen ſind nun einmal ſo verſchieden beſchaffen, daß ſie nicht willkürlich ihre Vorlieben wählen können. Was wäre das für eine beklemmende Monotonie, wenn Allen — Alles gefiele, wenn Jeder mit Jedem zufrieden wäre, wenn keine Geſchmacks- und Meinungsverſchiedenheit exiſtirte, und keine Oppoſition ſich bildete. Da müßte man ja einſchlafen vor friedfertiger Seligkeit! Man fängt ſehr an, ein Reiſeintereſſe für den Norden zu gewinnen, denn bei der allgemein graſſirenden Reiſewuth, von der auch ich, als ein ächtes Kind unſrer Zeit und unſrer Welt, behaftet bin, reicht der Süden nicht mehr aus. Aber man kennt den Norden ſo wenig — ich meines Theils hab' ihn nur aus Dahls poetiſchen Gemälden gekannt — daß man unwillkürlich Luſt hat ihn mit den Farben des Südens zu ſchmücken, weil der Süden ſchön iſt, und weil ja auch der Norden ſchön ſein ſoll. Da verfällt man denn gleich von Hauſe aus in den heftigſten Irrthum, und ich denke mir, es wird recht dankenswerth ſein für Alle die mir nachfolgen, wenn ich aufrichtig ſage wie ich's gefunden habe. Finden ſie es hinterdrein ſchöner — deſto beſſer für ſie!

Junius 23.

Wir kommen aus der Riddarholmskirche. Das iſt ein ſchönes und würdiges Pantheon! das ſieht aus, als ob das ſchwediſche Volk noch im Stande ſei Andacht zu haben vor ſeinen großen Tagen und großen Männern! Es iſt von ganz ſchlechtem Material: weiß übertünchter Backſtein und Holz; aber es ſchadet ihm nichts, es iſt doch edel, und in ſeiner ſchmuckloſen Einfachheit doch feierlicher, als das Pantheon zu Paris mit ſeinem Fronton von David, und ſeiner Deckenfreske von Gros und ſeiner unendlichen innern Öde. König Magnus Ladulas — 1279—90 — hat ſie angelegt und ſich darin beſtatten laſſen mit dem Wunſch: daß ſein Andenken nicht mit den Glockentönen über ſeinem Grabe erſterben möge. Sein Vater, der große Birger Jarl, „König ohne Namen“, der ſein Geſchlecht, die Folkunger, auf den Thron brachte, nachdem Erichs des Heiligen Geſchlecht ausgeſtorben war, 1250, — hat Stockholm gegründet oder, wenn ſich auch ſchon früher deſſen Anlage findet, es doch zur eigentlichen Reſidenz gemacht. Der Staden, wo heutzutag das Schloß liegt, ſtammt von ihm, und die große Kirche hat er gebaut. Sie iſt aber ſpäter ſehr verändert worden, ebenſo wie die Riddarholmskirche. In dieſer wird kein Gottesdienſt mehr gehalten, wenigſtens nur bei beſondern feſtlichen Gelegenheiten; ihre ſtillen einſamen Hallen ſind einzig dem feierlichen Gedächtniß der Todten und der Größe gewidmet. Zehn ſchwediſche Könige, Reiterſtatuen von Holz in ihren wirklichen Rüſtungen, ſtehen zwiſchen den Pfeilern des Mittelſchiffes; Birger Jarl iſt unter ihnen; obgleich er nie die Krone trug, und nur Vormund ſeines Sohnes Waldemar war, beſaß er alle Macht, die ein König nur haben kann, und alle Tüchtigkeit, die ein König haben ſoll. Dergleichen Menſchen ſind für die Kronen geboren, und daß das Schickſal dieſe dennoch an ſo edlen Stirnen vorbei und auf gemeine Stirnen gleiten läßt, beweiſt, daß es die großen Menſchen höher achtet, als die oftmals entadelten Kronen. Chriſtian II., der letzte Unionskönig, der ſich in Schweden den Beinamen Tyrann erworben hat, ſteht abſeits im Nebenſchiff — vielleicht als eine Trophäe zu Ehren Guſtav Waſas. Ich kann es mir nicht anders erklären, daß er da iſt. Im Chor ſind die zwei Monumente von Magnus Ladulas und von Carl VIII. (Bonde) nach alter Art, breite Leichenſteine, auf denen die Königsgeſtalten in großen Gewändern, mit Kron' und Szepter liegen, friedlich ſchlummernd oder betend. Zur Rechten des

Chors iſt die Kapelle, in welcher einſam Guſtav Adolfs ſchwarzer Marmorſarkophag ſich befindet; zur Linken iſt eine ähnliche mit dem Sarkophag Carls XII., zwiſchen dem ſeiner Schweſter Ulrike Eleonore und ihres Gemals des Königs Friedrich I., aus dem Hauſe Heſſen. Wie Gebeine der Heiligen hat man als Reliquien dieſer beiden Könige in gläſernen Kaſten die Gewänder aufbewahrt, die ſie zuletzt getragen. Die Tücher, in denen man Guſtav Adolfs Leiche nach Schweden gebracht hat, machen einen widerlichen Eindruck; es iſt und bleibt doch immer ſchmutzige Wäſche. In Carls XII. Kleidern iſt mehr Phyſiognomie; obgleich ſie nach der Sitte der Zeit von Tuch und Leder ſind, haben ſie doch durch Derbheit und Schwere mehr Ähnlichkeit von Rüſtungen als von Königskleidern, wie das denn auch vollkommen ſeinem kriegeriſchen Sinn entſpricht. Der Hut, durch den ſeitwärts die mörderiſche Kugel in die rechte Schläfe drang, hat ein rundes Loch, und der ſchwere Stülphandſchuh, mit dem die rechte Hand zur Wunde fuhr, hat einen langen Blutſtreif. Wie ich das Schickſal Carls XII. melancholiſch finde! ſein Leben diente zu nichts, als den Gegner, den er bis zur Verzweiflung, bis zum Wahnſinn bekämpfte, noch größer zu machen als er ohnehin ſchon war; und ſein Tod iſt der eines Thieres des Waldes, und nicht ſo wie man ihn für den feurigen Kriegshelden wünſcht. Carl XII. war der letzte König aus den alten Zeiten: einer von denen, bei welchen die Energie des Willens die Intelligenz überwiegt. Mit dieſer Eigenſchaft hing man unverbrüchlich einer Idee an, und um ſie durchzuführen zertrat man Andere oder wurde von ihnen zertreten. Seine Idee war: den großen Czaren zu zerbrechen, denn er erkannte ihn für den ungeheuern Menſchen, der er war. An dieſe Erkenntniß reichte Carls Genie, das die Zukunft durchſchaute und darüber die Gegenwart verſäumte; aber um Peters Titanengang länger als auf einen Augenblick zu unterbrechen, dazu reichte es nicht aus. Peter hatte Alles, womit man Throne gründet und Staaten befeſtigt: Energie, Intelligenz, Ausdauer, in gleichmäßigen und faſt übermenſchlichen Proportionen; Carl XII. hatte das, womit man Throne verliert und Staaten zerrüttet: einen energiſchen, genialiſchen Kopf. Weil er den aber unleugbar hatte, ſo drängt ſich einem die Hofnung auf, nach ſeiner Rückkehr aus der Türkei werde der Rauch verflogen ſein, welcher bis dahin die Flamme ſeines Geiſtes umdunkelte, und er werde ſeine Kräfte fortan wirken laſſen, indem er ſie beiſammen hielte, und nicht indem er ſie verſchwendete. Und dieſe Hofnung macht jene feige, verrätheriſche Kugel zunicht! In den Tagen der alten Paladine würde er in ungetrübtem Licht geglänzt haben. Das Maß zu halten verſtand er nicht, daher war er kein großer Herrſcher; den eigenen Starrſinn zu brechen verſtand er auch nicht, daher war er kein großer Politiker; aber als Held hat er ſich bewährt, und nie eine gemeine Geſinnung bewieſen, und in dieſer ſeiner heldiſchen Natur liegt auch jene magnetiſche Kraft, an der ſich fremde Theilnahme und Begeiſterung entzündet, ſo daß er einſt, trotz aller Drangſale die er über ſie verhängte, dennoch die Herzen ſeines Volkes und ſeiner Krieger an ſich feſſelte, und daß er ſich noch jetzt die ganze Welt für ſeine Thaten und ſeine Schickſale gewonnen hat. Aber man muß doch ſagen: wohl dem Lande, das keinen Carl XII. zum König hat. Guſtav Adolfs Schickſal, obgleich auch er lange vor der Zeit ſterben muß, iſt nicht melancholiſch; ſein Leben war glorreich vom Aufgang bis zum Niedergang, und wenn ſich darin Schwächen und Fehler finden, ſo iſt das nur eine Ähnlichkeit mehr mit der Sonne, welche auch ihre Nebelflecke hat. Wie Guſtav Adolf zu ſterben, in der ganzen Glorie des Daſeins, in ungebrochner Kraft, im vollen Glauben an ſein Werk — und im Augenblick des Siegs — das iſt ein Tod, den Gott nur ſeinen Lieblingen gönnt.

Unter jenen beiden Kapellen ſind offne Grabgewölbe, in denen die Särge der Könige und ihrer Familien aus den letzten zwei Jahrhunderten ſtehen; — prächtige Vermorſchlichkeiten! — In den Seitenſchiffen befinden ſich die großen ſchweren Grabmäler von Guſtav Adolfs Feldherrn Banner und Torſtenſon; auch die von andern mit der ſchwediſchen Geſchichte verwebten großen Familien, wie Brahe und Löwenhaupt. Zwiſchen allen Pfeilern und Fenſtern, an allen Wänden bis zum Gewölbe hinauf, ſind Fahnenbündel aufgeſteckt und Trophäen von Standarten, Pauken und Pfeifen errichtet, die man ſämtlich in Schlachten gewonnen hat. Auch Handwaffen der Könige, auch Schlüſſel eroberter Städte gehören zu dieſem Siegesmuſeum, das unſtreitig das großartigſte und effectvollſte hiſtoriſche Monument in Stockholm iſt. An Kunſtvollendung irgend einer Art macht es keinen Anſpruch. Grade das gefällt mir ungemein; man wird nicht beſtochen, nicht geblendet; man wird nicht zerſtreut durch Kritik der Kunſtwerke. Schlicht wie es iſt zeigt es, daß es entſtanden und nicht gemacht worden iſt. Es will nichts als große Erinnerungen wecken, ohne Aufwand von materieller Herrlichkeit, und das gelingt ihm vollkommen.

Im Riddarhaus iſt der Sitzungsſaal des ſchwediſchen Adels bei den Reichstagen. Der Saal ſieht eng und gedrückt aus; Bänke mit ſchwarzblauem Tuch beſchlagen geben ihm ein finſtres Anſehen. Die Wappen ſämtlicher adligen Familien Schwedens, in Grafen, Freiherrn und Edelleute eingetheilt, hängen an den Wänden; die neuſten dem Eingang am nächſten, und es ſind enorm viel neue. In einem Zimmer ſtanden zwei friſchgemalte Wappenſchilde auf dem Ofen zum Trocknen. Ich mußte lachen. Das Neue iſt zwar heutzutag ſehr beliebt und kann auch in mancher Beziehung ſehr gut ſein, aber in dieſer iſt es ein bischen albern, und ich begreife nicht wie die Herrn, die mit ſcheinbarer Überlegenheit die altmodiſche Inſtitution des Adels beachſelzucken und behaupten, er habe Gewicht und Bedeutung verloren, ſich dennoch ſo gern mit ſeinen äußern Attributen ſchmücken mögen. Das bringt einen denn doch auf den Gedanken, daß er nicht etwas ſo ganz Verächtliches ſein müſſe, da er, trotz des Anathemas von Gewicht- und Bedeutungsloſigkeit, womit man ihn zu ſtigmatiſiren ſucht, dennoch ſo zahlloſe Überläufer, grade aus der letzten Zeit, in ſeinen Reihen aufzuweiſen hat.

In alten Zeiten, als die Familiennamen noch nicht gangbar waren, welche erſt nach den Kreuzzügen allgemein wurden, diente das Wappen zum Erkennungs- und Unterſcheidungszeichen der Familien, in Schlachten und bei Turnieren, und als Erinnerung oder im Hinblick auf dieſe ſind die meiſten alten Wappen entſtanden. Heutzutag, wo man ein Wappen nur noch braucht, um es als Siegel auf einen Brief zu drücken oder um es auf ſeinen Wagenſchlag malen zu laſſen, hat es alles Intereſſe und allen Sinn verloren. Die älteſte ſchwediſche Grafenfamilie iſt Brahe; dann kommt Löwenhaupt — auf ſchwediſch Lejonhufvud — dann Stenbock und Sparre. Die alte mächtige Familie der Sture, welche während der Union Schwedens, Norwegens und Dänemarks im 15. Jahrhundert drei Reichsverweſer an Schweden gab, iſt ausgeſtorben. Es exiſtiren noch Stures, aber ſie haben nur gewiſſer Verwandtſchaften wegen den Namen annehmen dürfen. Sie waren ein hochfahrendes Geſchlecht, die alten Sture, auf die Sympathien des Volks gegen die fremdländiſchen Könige ſich ſtützend und den Adel mächtig machend. Sten Stures des Jüngern Frau, Chriſtina Gyllenſtjerna, vertheidigte tapfer und allein Stockholms Schloß gegen König Chriſtian den

Tyrannen, bevor Guſtav Waſa den Kampf gegen ihn begonnen hatte. Hernach, als ihre Zeit aus war, d. h. als ſie nicht mehr herrſchen konnten, da wandte ſich ihr Stern. Chriſtinas Sohn, Svante Sture, war von Guſtav Waſas Gegnern für den Thron von Schweden beſtimmt; und nicht die Krone allein, auch die Braut mußte Sture dem glücklicheren Waſa abtreten, als dieſer in zweiter Ehe ſich mit der ſchönen Margarete Lejonhufvud, jenem anverlobt, vermälte und er ſich mit deren Schweſter Marta begnügen mußte. Dennoch blieb Svante Sture bei den zahlreichen Aufſtänden gegen Guſtav Waſa immer treu dem König ergeben. Das rettete ihn aber nicht vor dem blutigen Tode, den Erich XIV. über ihn und mehre vornehme Herrn, die er fälſchlich einer Verſchwörung beſchuldigte, verhängen ließ. Erich war ein unähnlicher Sohn des großen Guſtav. Mißtrauen, dieſer Fluch des Böſewichts oder des Schwachen, niſtete ſich in ſeiner Seele ein und verleitete ihn zu großen Unthaten, und ſeine mannigfachen Gaben wurden durch ſeine Liebe für die Aſtrologie verwirrt gemacht. Er glaubte in den Sternen geleſen zu haben, daß ein Mann mit lichtem Haar ihn der Krone berauben würde. Das paßte auf ſeinen eignen Bruder Johann und auf Svante Stures älteſten Sohn Nils, der Anfangs ſein Günſtling war, und den er ſpäter ſchmachvoll an ſeiner Ehre kränkte. Im Gefühl ſeiner Ungerechtigkeit glaubte er die Stures müßten auf Rache ſinnen, und um ihrem vermeintlichen Complot auf die Spur zu kommen, ließ er ſie und ihre Freunde einkerkern und im Gefängniß zu Upſala ermorden, nachdem er in einem Anfall von Raſerei oder wahnſinniger Furcht Nils Sture mit eigener Hand niedergeſtoßen. Das war am 24. Mai 1567, und zehn Jahr ſpäter, am 26. Februar 1577, ſtarb König Erich XIV. in kläglicher Gefangenſchaft an Gift, das ihm ſein Bruder und Nachfolger Johann III. beibrachte, nachdem er ihn acht Jahr früher entthront hatte. Es ſteht wol viel in den Sternen geſchrieben, aber der Menſch verſteht nicht es zu leſen — oder verkehrt. — Wenn eine adlige Familie ausſtirbt, ſo wird das Wappenſchild feierlich zerbrochen, und wurde ehedem dem letzten des Namens in die Gruft mitgegeben. Mögen die Namen, deren Wappenſchild ich auf dem Ofen trocken werden ſah, nach einigen hundert Jahren einen ebenſo guten Klang in der Geſchichte Schwedens haben, als die ausgeſtorbenen Sture!

Verſchiedene Rumpelkammern mußten wir nothgedrungen in Augenſchein nehmen. Caliban wollte es ſo. Caliban iſt unſer Lohnbediente, den ich ſeiner lächerlich unförmlichen Geſtalt und ſeiner despotiſchen Neigung wegen ſo nenne. Eigentlich hat der Mann einen deutſchen Namen, und bildet ſich auch ein deutſch ſprechen zu können. Das iſt aber ein Wahn. Hingegen engliſch ſpricht er recht gut. Genug, Caliban hat die Manie aller ſeines Gleichen: er mögte ſich gern, wo möglich auf ein Jahrhundert, unentbehrlich machen, und daher dehnt er die Reihe der Sehenswürdigkeiten bis in's Unendliche aus. Vermöge unſerer Unkenntniß der Landesſprache iſt er uns wirklich unentbehrlich, und ſo mißbraucht er denn ſeine momentane Gewalt, um uns am Gängelband hiehin und dahin zu leiten. Dennoch bedaure ich nicht, die Sprache nicht vorher ein wenig gelernt zu haben. In Nizza that ich's mit dem Spaniſchen, weil ich grade Luſt und nichts Andres zu thun hatte. Thät' ich es aber jedes Mal, ſo wär' es ja als ob ich ein Geſchäft übernehmen oder mich zu einem Amt vorbereiten ſollte. Das Reiſen wäre dann nicht mehr für mich eine feurige Improviſation, ſondern ein abzuarbeitendes Penſum, und dafür, wißt Ihr wol, dürft Ihr meine Reiſen nicht nehmen, meine Herzlieben, denn bei mir iſt alles Liebhaberei und nichts Handwerk. — Wenn ich ein Päckchen zuſammengeſchrieben habe, werd' ich es Euch nach Neuhaus ſchicken, weil Ihr da grade beiſammen ſeid, und grade da könnt Ihr Euch eine Vorſtellung von der ſchwediſchen Landſchaft — natürlich Stockholm abgerechnet — machen. Der Blick über die Raſenplätze des Gartens mit einzelnen Baumgruppen beſtreut, und über die Wieſe fort, auf der Vieh weidet, unter den ſchönen Eichen durch, auf den See, und auf den kleinen Hügelzug jenſeit deſſelben: dieſer lange, ſtille, contemplative Blick, der keine Auffoderung hat rechts oder links abzuſchweifen, und der ſo lang und ſehnſuchtsvoll in die Ferne hineingleitet — das iſt ganz wie hier, und Ihr habt dabei den Vortheil ruhig im blauen Salon zu ſitzen, während ich deshalb Hunderte von Meilen gefahren bin, und keinem Caliban in die Hände zu fallen, der meinem ſchönheitsdurſtigen Auge die Herrlichkeiten der Rumpelkammer vorlegt, z. B. der Königin Chriſtine große Pantoffeln, und ihre kleine fingerlange Flinte mit der ſie Fliegen erſchoß; Guſtavs III. Maskenanzug, in welchem er umgebracht wurde und woran die Blutſpuren kleben, und die Krönungskleider verſchiedener Könige und Königinnen, die von Gold ſtralen; Carls XII. gebrechliche Wiege, und Carls XIII. ebenſo gebrechliches Sterbebette; Krönungsſättel und Pferdedecken und Baldachine von Sammet und Goldſtoff, die nach Moder riechen. Für ſolche Scharteken hab ich nun gar keinen Sinn! Die kommen mir ſo recht wie Schätze vor, welche „Motten und Roſt freſſen.“ Überhaupt mach' ich mir nichts aus all ſolchen ſinnlichen Erinnerungen. Das Kleid, in welchem ich einen geliebten Menſchen geſehen, wird mir vielleicht ewig im Gedächtniß bleiben, aber einen Lappen dieſes Kleides mögt' ich um keinen Preis beſitzen, denn er wird mit der Zeit ſtaubig und ſchmutzig, und dadurch widerlich — und dann ſtört er ja nur die klare, reine Erinnerung. Alle Dinge, denen ihr Staub-Urſprung auf der Stirn geſchrieben ſteht, ſind ohne Reiz für mich, und auf der Stirn des Menſchen, obgleich er auch aus Staub geboren iſt, ſteht dennoch ein andrer Urſprung, ein andrer Abglanz, darum lieb' ich den Menſchen und ſeine Schöpfungen, aber nicht ſeine Garderobe.

Junius 24.

Der Johannistag in Schweden — ſo hatte man mir in Deutſchland erzählt — ſei ein wahrer Volksfeſttag, voll Tanz und Jubel und Fröhlichkeit. In der Johannisnacht ginge Niemand ſchlafen; man führe im Nachen auf den Seen, mit Muſik und Geſang; man tanze um den geſchmückten Johannisbaum; Freudenfeuer brennten auf den Bergen. Wir waren geſtern Abend bis halb 12 Uhr am Mälar, nach Freudenfeuern ausſchauend, nach geſchmückten Nachen, nach fröhlichen Menſchen. Wir ſahen nichts als einige bemantelte Leute die wahrſcheinlich in Geſchäften durch die kühlen, dämmernden Straßen gingen; und ich bin hier auch ſchon benachrichtigt worden, daß das Feſt ſich in Stockholm auf geſchloſſene Magazine und Schulen beſchränke, und auf Freuden, die man den Kindern bereite. Man baut ihnen Lauben von Birkenzweigen, darin frühſtücken ſie mit Kuchen, und man ſchenkt ihnen kleine Johannisbäume, mannshohe hölzerne Stäbe, mit Kränzen, Guirlanden und Wimpeln von buntfarbigem Papier behangen, die ich in großer Menge auf dem Markt ſah. In den Familienkreiſen mag es allerliebſt geweſen ſein; aber ein Fremder, der mit Gedanken an ein Volksfeſt wie in der Brigittenau zu Wien herkommt, iſt getäuſcht. Dies iſt ein Volksfeſt, das Jeder hinter geſchloſſenen Thüren für ſich und mit den Seinen feiert; — etwa wie unſer Weihnachtsfeſt. Da giebt's am Chriſtabend in den Häuſern auch ein gar fröhliches Leben; allein der Fremde, der durch die Straßen wandelt, wird nichts davon gewahr, als etwa, daß die Magazine ungewöhnlich hell erleuchtet ſind — ſo wie er hier die Thüren der Gewürz- und Eßwaarenbuden mit Birken umlaubt und mit Kornblumenkränzen geſchmückt ſieht. Auf den Dörfern tiefer im Lande ſoll es noch Tänze um den Johannisbaum, doch auch dort keine Freudenfeuer auf den Hügeln mehr geben. Die zahlreichen Dampfboote des Mälar machten Luſtfahrten in alle vier Winde. Uns führte die Freya nach Skokloſter und nach Roſesberg. Die Partie dauerte von früh ſieben bis Abends halb eilf Uhr, denn alle Entfernungen ſind hier mächtig groß, und da unausgeſetzt ein eiſiger Sturm wehte, ſo gehörte ſie nicht zu den angenehmen, und ich wüßte mit ihr nur einen Johannistag auf dem Rigi zu vergleichen, der jämmerlich verſchneite. Alle Frauen waren in Mänteln, einige in Pelzen wie ich, die Männer auch meiſtens in großen Überröcken, und die es nicht waren hatten den Leichtſinn ihrer ſommerlichen Tracht ſehr zu beklagen, raſten Abends auf dem Verdeck hin und her um ſich zu erwärmen, und ſuchten ihre erſtarrten Hände am Schornſtein aufzuthauen. Zuletzt fingen ſie gar an heftig Punſch zu trinken, woran auch die Übrigen Theil nahmen. Es gab Szenen. Eine Frau holte ihren Mann aus dem zechenden Kreiſe heraus und führte ihn in die Cabine. Ein Andrer, der von keiner zärtlichen Gattin bewacht wurde, gerieth in den allerletzten Zuſtand und lag am Boden wie ein Thier, und Manche taumelten. Andern bekam es recht gut. Dieſe Leute waren nicht das, was man Volk nennt; mir ſchien, als gehörten viele dem Kaufmannsſtande. Die Handlungsdiener haben gewiſſe elegant ſeinſollende Manieren, welche ſie den eleganten Leuten abſehen, die bei ihnen kaufen, und kleiden ſich auf eine gewiſſe übertriebene Weiſe — und das fand ich hier. Ich ſaß da, von meinen zwei Reiſegefährten flankirt, wie die Schachkönigin von ihren Thürmen, und dankte Gott als ich mich wieder im Schutz und Schirm meines Hauſes befand. Das Clima mag es wol ſo mit ſich bringen, aber dieſe Trunkſucht der Völker des Nordens iſt wirklich allzu widerwärtig! Man ſpricht immer vorwerfend von den ſchlechten Sitten der ſüdlichen Völker, aber wahrlich, die Trunkſucht iſt auch keine Tugend! ich glaube, daß jenem Vorwurf etwas Neid zum Grunde liegt. Die Trunkſucht iſt eine ſo traurige, ſeelenbetäubende Liebhaberei, daß man ſie den damit behafteten Menſchen faſt wie ein Unglück zu gut hält, während man vielleicht die Exaltation beneidet, welche das heiße Blut der ſüdlichen Völker zu ſtürmiſcher Leidenſchaftlichkeit entzündet. Ich habe Tauſende von Spaniern beiſammen geſehen in dem übernatürlichen Jubel ihrer Corridas, und doch fiel nicht das Geringſte vor, was man hätte unanſtändig nennen können. Bei einem ſeiner Sinne beraubten Menſchen muß man beſtändig darauf gefaßt ſein und ſich ängſtigen, und ich finde es höchſt unanſtändig für einen Mann ſich ſo zu benehmen, daß eine Frau, die ihm nichts zu Leide gethan hat, ſich vor ihm ängſtigt.

Wie die Fahrt aber übrigens war, werdet Ihr wiſſen wollen! Die Hinfahrt nach Skokloſter war ſchon deshalb angenehm, weil ich eine intereſſante Bekanntſchaft dadurch machte, daß zwei Herrn meine „Reiſebriefe“ laſen; und dann hatte der Sturm noch nicht die Morgenſonne überwältigt, ſo daß Stockholm und ſeine nächſte Umgebung ſich freundlich am Ufer des Mälar lagerte. Später ward er ſo heftig, daß ich Mühe hatte Schleier, Shawl, Mantel zu bändigen, die ſämtlich Reißaus nehmen wollten. Bei ſolchem Vertheidigungskampf hat man keinen Sinn für Naturſchönheit, beſonders wenn ſie von der Art iſt, wie ſie den Mälar characteriſirt — nämlich eine ſtille und freundliche, die durch einen grauen Himmel förmlich verwiſcht wird, ſo daß man keine Auffoderung hat dem Sturm und Regen zum Trotz zu bewundern. Skokloſter, das wir nach fünfſtündiger Fahrt erreichten, iſt ein ſchönes, ſtattliches, von vier runden Thürmen flankirtes Schloß, das glänzend weiß aus ſeiner grünen Umgebung hervorleuchtet. Der Vater von Guſtav Adolfs großem Feldherrn, Wrangel, hat es bauen laſſen; jetzt aber iſt es im Beſitz der Familie Brahe, die mit Schwedens alten Königsgeſchlechtern ſo vielfach verſchwägert iſt, an alle wichtige Momente der Landesgeſchichte ſich knüpft, und die größte Heilige Schwedens in ihren Reihen zählt. Sta. Brigitta war die Tochter des Landrichters Birger Perſſon, von dem Geſchlecht, das ſich ſpäter Brahe nannte. Sie war Gattin und Mutter von acht Kindern; man ſollte meinen, daß ſolche irdiſche Banden das Leben überfüllen könnten, während ſie doch nur die Unzulänglichkeit alles deſſen darthun, womit man den ewigen Durſt des Herzens zu ſtillen ſucht — wohl verſtanden, wenn es durſtet, denn das geſchieht auch nicht allen, nicht den engen, nicht den dürren, nicht den betäubten, von denen die Welt wimmelt. Sie war von tugendhaftem Wandel und von ungewöhnlichen Verſtandesgaben, und durch dieſe reine lichte Seele fluteten Offenbarungen, die, wie immer bei ſolchen geheimnißvoll begabten Menſchen, ein Widerhall aus ihrer eigenen Bruſt ſein mogten. Sie ſtiftete das berühmte Kloſter Wadſtena, und ſtarb zu Rom, 1373, bei 70 Jahren. Recht merkwürdig iſt es, daß die Familie Brahe nie mehr als zwei Mitglieder zu gleicher Zeit auf der Schwertſeite gehabt hat. Auch jetzt ſteht es ſo. Ein Knabe, der ein paar Jahre lang der Dritte war, iſt geſtorben. Mädchen zählen nicht in den Familien. Höchſtens in den Königshäuſern, wo man die Töchter braucht um wichtige Allianccn zu ſchließen; — ſonſt ſind ſie eine rechte Laſt! man will ſie nicht, ſchon bei der Geburt ſind ſie unwillkommen, und Geld will man ihnen auch nicht geben um ſie zu verheirathen, damit das Vermögen hübſch in der Familie bleibe, was denn auch freilich ganz nothwendig iſt. Sie ſind nun einmal dazu geboren um ſich durch das äußere Leben hindurch zu quälen, das ihnen, den Schwächeren, den Hülfloſeren, den Verwundbareren, unendlich viel drückender auf den Schultern liegt, als den Männern, die ſtärker und ſtreitluſtiger organiſirt ſind, und durch die Erziehung für den Kampf gebildet werden. Es geht aber nicht anders! die Zertheilung des Vermögens ruinirt die Familien allzu ſehr, ſo daß ſie nicht mehr im Stande ſein würden, den Grundbeſitz zu behalten. Ich finde, das Einzige wozu ſie gegen ihre Töchter verpflichtet ſind iſt: daß ſie ihnen Stellen in den Fräuleinſtiften kaufen und dieſe Stifte auf jede Weiſe zu heben ſuchen. Dann haben die Mädchen, wenn die Eltern ſterben und ſie unverheirathet ſind, einen anſtändigen Zufluchtsort und nicht nöthig ſich zu verheirathen um des lieben Brotes willen. Genug! wenn die Spindelſeite auch fünfzig Köpfe zählte: die Familie Brahe beſteht dennoch nur aus zwei Mitgliedern. Das Schloß hat eine große Rüſtkammer, eine Bibliothek und ſehr viel

Familienportraits, unter denen mir das von Ebba Brahe als höchſt anmuthig auffiel. Ich liebe ſolche Geſichter. Kühl, gleichgültig und vornehm, die ſchönen großen Augen halb zugedeckt von breiten Augenlidern, ſchaut ſie drein, ſo daß nicht der Erſte Beſte wagen wird ſich ihr zu nahen. Nur mit einem innern Bewußtſein wird man ihr gegenüber treten. Und dann werden die feinen ſtillen Züge ſich beleben, und die Augen ſich aufſchlagen, und die Lippen lächeln — und ich denke ſie mag wunderſchön geweſen ſein, als Guſtav Adolf ihr von ſeiner Liebe ſprach, Er wollte ihr die Krone auf's Haupt ſetzen. Bis dahin war Schweden daran gewöhnt Töchter des Landes auf dem Thron zu ſehen, aber ſeine Mutter, eine Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein, begehrte eine fürſtliche Schwiegertochter, und vermälte Ebba mit dem Grafen Jacob de la Gardie. Mit einem wunden Herzen verſchwindet Ebba Brahe aus der Geſchichte. Wer ward je liebend glücklich? Aber es mag doch eine wundervolle Befriedigung für ſie geweſen ſein, Liebe und Gegenliebe mit dem größten Mann ihrer Zeit getauſcht zu haben, und in dem glorreichen König und Helden ihres Vaterlandes zugleich den Geliebten beweinen zu dürfen — denn ſie hat ihn lange überlebt. Es iſt immer ſüß zu lieben; aber der Liebe iſt im Frauenherzen ein maßloſes Bedürfniß der Verehrung, ja Anbetung beigemiſcht, ſo maßlos, daß es ſich zuweilen gar täuſcht und durch Abgötterei die Unmöglichkeit der Anbetung zu erſetzen ſucht. Das hatte Ebba Brahe nicht nöthig! trieb ſie Abgötterei mit dem Geliebten, ſo war das nur um ſich von der Anbetung auszuruhen. Die Bibliothek von Skokloſter ſoll handſchriftliche Gedichte Guſtav Adolfs an Ebba Brahe aufbewahren. Wir ſahen ſie nicht; denn es war ein öffentlicher Tag, an welchem einer ſtupid neugierigen Menſchenheerde die frappanteſten Sehenswürdigkeiten flüchtig gezeigt wurden. Der große Salon, der recht heimlich und comfortable, dabei ſtattlich möblirt und mit den Porträts der regierenden Königsfamilie und des Beſitzers geſchmückt iſt, hat einen höchſt poſſierlichen Plafond. Er iſt nicht grade kunſtvoll, aber künſtlich in Holz geſchnitzt, und St. Georg mit dem Drachen, ein Elefant mit ſeinem Kornak, Bären und Kameele mit ihren Führern, Schwäne und Lämmer mit Blumen umlaubt — dies Alles in ſchwerem Haut-relief und in natürlichen Farben bildet eine bunte Menagerie, die einem unbehaglich über dem Kopf hängt.

Roſesberg iſt ein kleines Schloß im Styl eines Landhauſes, welches König Carl XIII. hat bauen und einrichten laſſen, und welches er dem jetzigen König geſchenkt hat. In dem einen Zimmer hängt ſein Porträt in Lebensgröße und in vollem Königsornat, mit der Adoptionsacte des Prinzen von Pontecorvo in der Hand. Mir iſt erzählt worden, daß auf dem Reichstag, wo dieſe Adoption geſchehen iſt, die Bauern ganz verwundert gefragt haben, wer denn eigentlich der Prinz von Pontecorvo ſei. Nun, ein großer General, hat man ihnen geantwortet. Ach, ein großer General! dann kann er uns vertheidigen, dann wollen wir ihn. Und ſo, durch dies kriegeriſche Element, wie die Könige des alten Schwedens bei der Wahl auf einem Schild empor gehoben und gezeigt wurden, war er dem Volk genehm, und die Krone der Wasa ging auf den Fremdling über, der jetzt der älteſte Regent in Europa und, wie mir in ſeinem Lande ſcheint, geliebt und geehrt iſt — obgleich wol noch ſtille Sympathien mit der entthronten Dynaſtie exiſtiren mögen. Aber ſie haben nicht recht woran ſich zu knüpfen, während ein junges und ſchönes Geſchlecht hier um den Thron aufblüht. Der Kronprinz hat vier Söhne, von denen der älteſte ein Jüngling, der jüngſte noch Kind iſt, während er ſelbſt ein gar ſtattlicher Mann von ernſtem und gutem Ausſehen iſt. Die Kronprinzeſſin iſt lieblich! man ſpricht: ſchön geweſen. Bah! das wär' übel, wenn man nur bei ſechszehn Jahren ſchön ſein könnte! Als ich im Muſeum der Statuen war, das ſich im königlichen Schloß zu ebner Erde befindet und lange Fenſterthüren auf die Terraſſe hat, ſah ich ſie in einem glücklichen Moment, nämlich im Morgenanzug und ganz ungenirt, denn ſie kam mit ihrem Gemal und ihren Söhnen zum Spazierengehen auf die einſame Terraſſe, und ging in der Allee vor jenen Fenſtern auf und ab. Gang und Haltung waren ſo ſchwebend, der Gruß ſo graziös, daß es mich freute. Frauen wie ſie, auf die ſo viel tauſend Augen ſchauen, müſſen angenehm anzuſchauen ſein, ſonſt macht man ihnen einen Vorwurf daraus. Das Seltene ſoll ſchön ſein, ſo begehrt man es, ſo hat man es gelernt vom Diamant und von der Perle, und Königinnen ſind ſeltner als Bauermädchen.

Roſesberg iſt gleich allen übrigen königlichen Luſtſchlöſſern höchſt einfach eingerichtet, ſelten beſucht, und von vereinſamtem Anſehen. Wie verloren ſteht in dem einen Pavillon ein ſchönes Marmorbild von Byſtröm: Juno ſchläft und an ihrem Buſen liegt der kleine Vulkan und trinkt begierig die Göttermilch. Ihr prächtiges ſtolzes Haupt iſt weich gebettet in den Schlaf und in ihre langen aufgelöſten Haare, ein Traum ſcheint ihr lieblich durch die Seele zu gehen, und um ihre Lippen ſchwebt ein Lächeln oder ein Kuß. Denn üppig kann ſie wol ſein, zärtlich nicht, die ſtolze Juno! ſie hat auch nicht ihr Diadem abgelegt, das ſie als Götterkönigin tragt, und wenn ſie erwacht, wird es dem armen Kinde übel gehen, das ſo verwegen war dieſen Platz zu uſurpiren. Der kleine Vulkan ſieht aus, als ahne er das ihm bevorſtehende Schickſal vom Olymp auf die Erde geſchleudert zu werden. Er hat ſich ſcheu zuſammen gekauert, ſtarrt die Juno geängſtigt an, ob ſie auch noch ſchlafe, und iſt ein grundgarſtiges Bübchen, nicht dazu geſchaffen ſein Glück bei den Göttinnen zu machen. Ich habe noch nicht alle Sachen von Byſtröm geſehen; ich werde ſpäter davon erzählen, und der Juno erwähn' ich nur, weil ſie mir einen ganz eigenen Eindruck machte, ſo, als gehöre ſie nicht dahin, obgleich ſie mit Sorgfalt in einem kleinen Kabinet aufgeſtellt iſt, deſſen Tapete und Teppich von feuerfarbenem Tuch den Marmor heben. Doch die übrige Umgebung paßt weder zu Marmor, noch zu Kunſtwerken — nicht das ſchlichte verödete Schlößchen, nicht der einfache Garten, ſo daß man mehr erſtaunt als erfreut iſt, wenn man zur Juno kommt. Dazu waren ſo erſchrecklich viel Leute da, die weit lieber einen Affen oder einen tanzenden Bären geſehen hätten, z. B. die Matroſen von unſerm Dampfboot! Das iſt wirklich wie eine Profanation. Für ſolche Augen ſind Kunſtwerke nicht geſchaffen, denn ſolche Köpfe verſtehen ſie nicht und können ſehr konfus durch ſie gemacht werden, — nämlich hier im Norden. In Italien hat es nichts zu ſagen! da ſieht das Volk in den Kirchen ſo viel Heilige, Märtyrer und Madonnen, welche die größte Ähnlichkeit mit den olympiſchen Göttern haben, daß es ſich auch in den Muſeen zurecht finden wird. Aber dieſe zwei affröſen Weiber aus Dalekarlien, kann es für die eine Johannisfeſtfreude geweſen ſein, daß ſie mit gläſernen Augen die Juno anſtierten? Für mein Leben gern hätte ich gewußt, ob ſie bei dieſem Anblick etwas dächten — und was. Doch ich war nicht im Stande ſie zu fragen und wenn man einen Dolmetſcher braucht, läßt man ſich nur auf die allernothwendigſte Unterhaltung ein. Schade! ich hätte gewiß eine gute Antwort bekommen — ungefähr in dieſer Art. Als ich in der Schweiz zum erſten Mal die große Alpenreiſe machte, und eines Tages von Grindelwald über die Scheideck, am Roſenlani-Gletſcher vorbei, und längs der Waſſerfälle des Reichenbachs in das Thal von Meyringen kam, war ich ſo überwältigt von der Fülle der Schönheit, die mich wie ein Meer ohne Ufer umwogte, daß ich Abends, als ich nur noch meine Kammerjungfer hatte um ihr meine Ekſtaſe mitzutheilen, mich mit ihr in Unterhaltung einließ, und ſie zum erſten Mal in meinem Leben um etwas fragte, das nicht die Garderobe betraf. Ich fragte um die Unterhaltung anzuknüpfen: „Haben Sie ſich die Schweiz wol ſo ſchön vorgeſtellt als ſie iſt?“ — und tapfer antwortete ſie: „O ja.“ Ich war, wie die Wiener ſprechen: zſammentatſcht. Vor dieſem grandioſen Reichthum der Phantaſie, oder vor dieſem gänzlichen Mangel an Sinn für die Schönheit, verſtummte ich. Nur ausnahmsweiſe haben ungebildete Menſchen einen Blick für die Kunſt und Natur.

Wir waren ſchnell mit der Beſichtigung des Schloſſes, und noch ſchneller mit dem Garten fertig, und gingen, um doch etwas vorzunehmen, nach dem Wirthshaus, das einſam wie alle ſchwediſche Wohnungen auf dem Lande, Schlöſſer wie Hütten, an der Landſtraße liegt. Einige Männer waren dort verſammelt und ſpielten Kegel, und einige Weiber ſahen zu — Alle ſchweigſam, ſtill, ohne Scherz, ohne Gelächter. Ein Geiger kam. Es hieß nun ſolle es zum Tanz geben; aber das zog und zog ſich hin! es war als könnten ſie ſich nicht entſchließen luſtig zu ſein, und wir mußten zum Dampfſchiff ehe ſie ſich ſo weit überwunden hatten. Das kleine Wirthshaus, obgleich nur für Landvolk eingerichtet, ſah ganz nett aus, und hatte excellente ſaure Milch und ſehr gutes Schwarzbrot, das ſüßlich wie Pumpernickel mir ganz vortrefflich ſchmeckte. Eine andere Art ſchwediſchen Brotes iſt dünn wie Pfannkuchen, friſch — zäh wie

Leder, alt — hart wie Stein, und muß wie mir ſcheint von beſonders ſcharfen Zähnen verarbeitet werden.

Als ich neulich bei dem heftigen Sturm von Stralſund abgehen wollte, war die Rede davon, meine Reiſe um 8 Tage aufzuſchieben. Dann hätte ich aber das Johannisfeſt in Schweden verſäumen müſſen, und es ſchwebte mir in einem ſo goldnen Licht vor, daß ich von keinem Aufſchub hören mogte. Jetzt triumphire ich. Nicht des Johannisfeſtes wegen, ach nein! aber das Wetter wird ſchlechter und ſchlechter. Der Sinn für Feſte und Luſtbarkeiten, wie ſie in alter Zeit den Menſchen ſo wichtig waren und alle Stände erfreuten, ſcheint immer mehr und mehr zu erſterben. Man wird zu gebildet: da ſchämt man ſich des kindiſchen Jubels; man wird zu verſtändig: da ſpart man die Theilnahme für wichtige und ernſte Gegenſtände auf; man muß ſo viel arbeiten, ſtudieren, erwerben, da erlahmt die Fähigkeit ſich dem friſchen Frohſinn unbefangen hinzugeben. Nichts ſtört die harmloſe Munterkeit ſo ſehr als das Raiſonnement, und grade das iſt die entſchiedene Liebhaberei und Richtung unſerer Tage.

Junius 25.

Stockholm iſt todtenſtill. Man ſagt mir die haute volée ſei auf dem Lande — wie überall in dieſer Jahreszeit. Das erklärt die Abweſenheit von Wagen, Reitern und eleganten Leuten, auf die ich auch ganz vorbereitet war. Aber Volk mögte ich ſehen, Handel und Wandel und Gewerbe treibend, thätiges Leben in der Woche, fröhliches oder ausruhendes am Sonntag; und ich finde es nicht. Nein, nicht die haute volée fehlt in Stockholm, ſondern Menſchen fehlen. Wie leer die Plätze, wie ſtill die Straßen! auf dem Södermalm iſt das meiſte Volkstreiben, um das große Eiſendepot herum; allein es ſteht weit hinter dem in jeder andern Hauptſtadt eines ſo großen Landes zurück. Unter dem Volke ſind es die Weiber aus Dalekarlien, welche hauptſächlich ins Auge fallen. Ihre Schönheit frappirt wahrlich nicht; aber ihr Anzug. Sie tragen ſehr lange braune oder grüne Röcke mit einem bunten Saum, rothe Jäckchen, aus denen die weiten Hemdärmel hervorgehen, rothe knappe Mützen, die glatt den Hinterkopf umſchließen, und rothe Strümpfe und ſchwere, ſeltſam geformte Abſätze unter den Schuhen. Sonntags, in der Kirche, wenn Hemd und Halstuch weiß ſind, und wenn ein großer Blumenſtrauß in der Hand ihnen einen geputzten Anſtrich giebt, ſehen ſie ganz erträglich aus, obgleich ihre Züge unſchön und breit, und ihre Farbe durch Wind und Wetter gebräunt iſt; aber am Werktag, bei ihren ſchweren Arbeiten, oder gar bei Regen, wenn ſie ſo recht gründlich ſchmutzig ſind, oder große Kamiſöler von weißgrauem Fries übergeworfen haben — da kann man vor ihrer Unform erſchrecken. Sie kommen aus ihrer Heimath des Erwerbes wegen nach Stockholm, und wenn ſie ein wenig geſammelt haben, und wenn das Heimweh ſie allzu bitter plagt, ſo bringen ſie den Ihrigen das Erſparte, und kehren dann zurück, um ihr mühſeliges Leben von Neuem zu beginnen. Denn mühſelig iſt es! ſie thun Arbeiten, die ich ſonſt nirgends habe von Frauen verrichten ſehen: ſie helfen beim Bauen, ſie karren Sand, ſie rühren den Mörtel, ſie klettern auf den Gerüſten umher. Die meiſten Ruderkähne fahren ſie, und eine gewiſſe Art von Booten, deren Räder ſtatt von Dampf — von Menſchen gedreht werden, führen ſie. Abends um zehn, eilf Uhr, ſitzen ſie noch der Arbeit gewärtig in ihren Kähnen, und mit dem frühen Morgen ſind ſie ſchon wieder thätig bei ihrem anſtrengenden Geſchäft. Man darf im Grunde nicht hinſehen, wie mühſelig der Arme ſein dürftiges Brot erwirbt, wenn man nicht einen beſchämenden Rückblick auf die eigene Ungenügſamkeit werfen will. Die ſchneidende Verſchiedenheit in den Zuſtänden der menſchlichen Geſellſchaft hat ſo ſchwarze Schattenſeiten, daß es ſchwer fällt einen Sonnenſtral der Vergeltung aufzufinden, der hell genug wäre um ſie zu lichten. So lange die menſchliche Geſellſchaftung exiſtirt hat, zu aller Zeit, in jeder Form, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, immer hat es Philanthropen gegeben, Weltverbeſſerer, Menſchen erfüllt von religiöſen oder moraliſchen Ideen, welche ſich bemüht haben dieſe Ungleichheiten zu ebnen; doch Keinem iſt es anders als verſuchsweiſe gelungen. Sobald der Kreis ſich erweiterte, im Raum wie in der Zeit, hörte das Gleichgewicht auf; der Eine ſank in die Drangſale der Entbehrung, der Andre in die Fülle des Genuſſes zurück, und meiſtentheils verbindet kein andres Band dieſe beiden an den Polen der Menſchheit ſtehenden Weſen als — das Bedürfniß; der Arme will erwerben, der Reiche will bequem leben; jener arbeitet, dieſer zahlt. Aber ach! dies Band iſt doch nicht ſo, wie es ſich für Menſchen ſchickt, welche Alle eine und dieſelbe Art von unſterblicher Seele haben, und ein wenig mehr Menſchenfreundlichkeit und Theilnahme würden nicht ſchaden. Der Arme iſt roh; wie ſollt' er nicht? er lebt unter dem harten Himmel, auf harten Steinen, von hartem Brot: davon kann man nicht lind und weich werden. Aber wir, die wir auf Teppichen und Polſtern und in jeder Art des geiſtigen und leiblichen Wohlbehagens leben — wie ſind wir doch ſo rauh für ihn, und betrachten ihn wie eine Creatur, die man mit einem Pfennig abſpeiſt, ſo wie einen Hund mit einem hingeworfenen Knochen. In den Ländern, wo die Civiliſation am höchſten blüht, iſt dieſe Kluft am tiefſten, und ich frage mich zuweilen, ob unter Civiliſation überhaupt etwas Andres zu verſtehen ſei, als die Tendenz und die Fähigkeit nach dieſen beiden äußerſten Polen hin die Geſellſchaft bis auf die alleräußerſte Spitze zu treiben, ſo daß ſie dort, gleichſam über dem Abgrund ſchwebend, gezwungen würde, Brücken zu einander hinüber zu ſchlagen und ſich auf einem neuen Gebiet zuſammen zu finden. Aber dies Gebiet hat noch Keiner entdeckt! vielleicht iſt dieſe Entdeckung die geheime Aufgabe unſrer umher rathenden, Alles verſuchenden und Alles wegwerfenden, unruhigen, unbehaglichen Zeit, und vielleicht iſt ſie deshalb ſo unruhig, weil ſie ſich ihrer Aufgabe nicht recht gewachſen fühlt.

Nirgends hab' ich ſo wenig Veranſtaltungen für das Vergnügen des Volks geſehen, als hier. Keine Muſik, keine Gärten, keine Promenaden, kein Theater — nichts, aber auch gar nichts! Das kleine hölzerne Haus im Thiergarten iſt nicht, wie ich glaubte, ein Volkstheater, ſondern es werden dort Überſetzungen von franzöſiſchen Vaudevilles ins Schwediſche gegeben. Die Cafés im Thiergarten ſind leer; ab und an ſitzt ein einſamer Menſch an einem einſamen Tiſch. Der Luſtwandelnden ſind auch ſehr wenig, und die hübſchen Häuſer im Thiergarten ſcheinen unbewohnt zu ſein, ſo ſtill iſt es um ſie herum. Kinder, welche gewöhnlich vor ſolchen Landhäuſern ihr fröhliches Weſen zu treiben pflegen, fehlen ganz — ebenſo wie die Blumen. Wenn Gruppen von Menſchen beiſammen ſind, ſo ſind ſie doch meiſtens ſchweigſam. Weil wir heut im Park von Haga auf dem Fahrweg keiner Seele begegneten, ſo ſtiegen wir aus um die Fußpfade zu beſuchen. Da fanden wir denn auch drei junge Männer; ſie ſaßen auf einer Bank, ſtumm und ſchweigend. Es iſt wahr, der Park von Haga hat einen Character, der ganz beſonders zur Meditation auffodert. Im Thiergarten iſt mehr Abwechslung: Landhäuſer liegen unter den Bäumen und neben den Felſen, und verſchiedenartige Anſichten der Stadt ziehen den Blick aus der Nähe in die Ferne. Haga hat nichts als Bäume und Bäume, ganz dick, ganz dicht, und ſo nah an die Gewäſſer heran tretend, welche ſich ebenſo ſchlängeln wie die Wege, daß ſie aus dem Waſſer aufzutauchen ſcheinen. Ihr Widerſchein in demſelben macht auch das Waſſer grün, und ſo ſitzt man denn wie in einer grünen Grotte, Bäume über ſich, neben ſich, vor ſich, um ſich, unter ſich — ein ganz undurchdringliches Laubgeflecht. Er hat etwas Myſteriöſes, der Park von Haga, ſo daß ich ihn mir ſehr gut vorſtellen kann von Elfen und Nixen bewohnt; und der Neck, der es ſo liebt auf der unbewegten Welle im Schatten der Erlen zu ſitzen und da ſein ſüßes Lied zu ſingen, das ſo melancholiſch klingt, ,,weil es doch nicht ganz gewiß iſt ob ein Neck ſelig werden kann'' — der hat gewiß ſeinen Lieblingsaufenthalt im Park von Haga. Doch fiel es uns recht auf, drei junge Menſchen ganz ſtumm bei einander ſitzend zu finden, die Sonntags zu ihrem Vergnügen ausgegangen waren. Es ſcheint als habe man hier gar nicht das Bedürfniß der Zerſtreuung, der Beluſtigung. Selbſt wenn Das ſtatt findet, was aller Orten Schauluſt erregt, ſieht man kaum hin. Neulich hielt der Kronprinz eine Revue von verſchiedenen Truppen, ſtattliche Leute, wohlgekleidet, von ruhig militäriſcher Haltung, nicht gezwängt, nicht nachläſſig. Ein Dutzend Wagen und ein paar hundert Menſchen zu Fuß bildeten die Zuſchauer, deren Maſſe bei ähnlichen Gelegenheiten an andern Orten faſt allzu groß zu ſein pflegt, und gingen förmlich verloren auf dem immenſen Lagerplatz, der unmittelbar an den Thiergarten ſtößt. Wird dieſem Volk die Mühe des materiellen Lebens ſo ſchwer, daß körperliche Ruhe ihm die willkommenſte Erholung iſt? Oder iſt es zu ernſt, um für laute und bunte Ergötzlichkeiten Sinn zu haben? Oder unterhält es ſich im kleinen Kreiſe innerhalb ſeiner vier Wände, und kommt nur deshalb nichts davon zum Vorſchein, weil das Clima mehr einſperrt als herauslockt, und weil überhaupt die Menſchenzahl viel zu gering iſt, um nicht auf dieſer großen Ausdehnung des Bodens für das Auge des Fremden gleichſam verloren zu gehen? Letzteres wird wol der hauptſächliche Grund ſein, und iſt dann freilich ein ſolcher, der nur für den Fremden, nicht für das Volk ſelbſt etwas Beklemmendes hat. Für die Zehn innerhalb ihrer vier Wände mag es ebenſo luſtig und befriedigend hergehn, als für die Hunderte und Tauſende, welche ſich anderwärts drängen und ſchieben. Aber mich beklemmt es, daß ich, wohin ich meinen Blick wende, auf einen Mangel ſtoße. Am Himmel fehlt das Blau, in der Luft die Wärme, in den Gärten die Blumen, in der Atmoſphäre der Duft, in der Landſchaft Leben, in der Natur Reichthum, auf der Erde Menſchen. Und doch iſt das was ich ſehe nicht fehlerhaft, nicht unſchön, nicht vernachläſſigt, nicht ſo, daß es mir mißfiele, daß ich es gar tadeln mögte. Nein, die angeborne und bedingte Eigenthümlichkeit eines Characters — möge er dem Einzelnen oder einem Lande angehören — kann man nicht von Hauſe aus tadeln. Man muß ihn gelten laſſen, man muß ihm ſein Recht und ſeinen Platz zugeſtehen, man muß ſogar Reſpect vor ihm haben, weil er in die große, freie Schöpfung hinein gehört. Und deshalb muß man ſich Mühe geben um ihn zu verſtehen, um den unſichtbaren Zuſammenhang zwiſchen der Erſcheinung und dem Weſen zu ergründen — denn losgetrennt und abgeriſſen iſt in meinen Augen nichts! nicht das Volk von ſeinem Boden, nicht der Menſch von ſeiner Zeit, nicht der Character von den tauſend Einflüſſen, die bald geheim bald offenbar um ſeine Wiege thätig geweſen ſind — möge dieſe Wiege am Bett der Mutter geſtanden haben, oder die Erde ſelbſt geweſen ſein, als ſie ſich aus dem Schooß der Schöpfung wand und die Wiege zahllos verſchiedener Völker wurde, welche ſich nun ihrer Beſtimmung und ihren Gaben gemäß zu entwickeln ſuchen. Doch denk' ich oft, und wirklich ganz unwillkürlich, vermuthlich aus dem jedem Menſchen angebornen Oppoſitionsgeiſt, an Andaluſien; und da kommt mir Andaluſien vor, wie eine Blüte, die nie Frucht tragen wird, und Schweden wie eine Frucht, die nie Blüte gehabt hat.

Junius 26.

Aber ich muß doch immer wieder ſagen: mein Gott, wie iſt es hier ſo ſtill! Mein Gaſthof liegt an der Ecke der Drottninggada, einer der längſten und ſchönſten in ganz Stockholm, und am Quay des Mälar, dem Schloß und der großen verbindenden Brücke ganz nah; und wahrlich! einen andern Wagen als meinen eigenen hab' ich kaum zehnmal aus meinem Fenſter geſehen, und die Menſchen, die täglich vorüber gehen, wollt' ich auch wol zählen, wenn ich nichts Andres zu thun hätte. Wie haſt du dich hieher verirrt? mögte ich fragen, wenn alle Viertelſtunden etwa Jemand daher gegangen kommt. Es iſt ſo ſtill, daß der Schritt eines Menſchen auf den Quadern des Quays lange ihm voraus- und ebenſolange ihm nachſchallt. In dieſer Stille macht das geringſte Geräuſch einen großen Lärm, und den allergrößten machen die Krahen. Ihr Gekrächz, ihr ſchwerer Flügelſchlag erſchrecken mich förmlich, wenn ich ſo ſtill daſitze wie Alles um mich her iſt, und wenn ſie dann auf einmal rauh und zänkiſch über mir fortziehen. Im Süden, oder am hohen Sommermittag, giebt es wol auch eine ganz merkwürdige und myſteriöſe Stille; aber ſie entſpringt aus einer gewiſſen Überfülle in der Natur, ſo wie man ſchweigt, wenn das Gefühl zu mächtig für die Rede iſt, oder wie man ſich ganz ruhig verhält, wenn man ſich athemlos und heiß getanzt hat. Hier bringt es die Natur aber wol nicht bis zum athemloſen Tanz, ſondern ſchreitet beſtändig geſetzt und gleichmäßig einher. Ich ſtelle mir vor, daß der Winter keinen großen Unterſchied machen könne; er färbt nur ganz weiß, was jetzt ganz grün iſt; einfarbig bleibt die Natur. Ob der Character des Menſchen das nicht empfindet, und auch ſo aus einer Farbe und von einem Stück wird? das wäre ſchön, und um ſo ſchöner je ſeltner es in unſrer Zeit iſt, wo Alles vermittelt und vermittelnd abgeglättet ſein muß. Ohne dieſe Vermittelungen bleibt freilich etwas Starres und Schroffes in den Characteren: ſie laſſen ſich lieber zerbrechen, als daß ſie nachgeben; aber ſie ſind Eins in Geſinnung und That, und den modiſchen Wortkram überlaſſen ſie denen, welche zu feig für die Geſinnung und zu ſchwach für die That ſind. Ja, ſchroff iſt die ganze Natur. Schwedens Geripp iſt Granit, und die Erde hat ſich nicht wie fettes Fleiſch, ſondern nur wie dünne Haut darüber gelegt. Man fühlt überall durch den Boden das granitne Geripp hindurch, dieſe feſten, felſigen Wege, härter als unſre Chauſſeen und doch nur mit Kies beſchüttet; dieſe Felſeninſeln, die aus dem Waſſer auftauchen, und dieſe ganz ähnlichen Felſenmaſſen, die auf dem Lande umher verſtreut ſind; dies friſche kräftige, aber doch nur ſparſame Laubholz, welches ſich da zeigt, wo die Erdſchicht den Stein überwunden hat; dies Nadelholz und dieſe kleinen Waldwieſen, wo es ihr ein wenig — und dies Moos, dieſe Flechten, wo es ihr gar nicht gelungen iſt. Dies Alles nicht geſchieden durch Thäler und Höhen, nicht verſtreut in Ebenen und in Gebirge, ſondern unmittelbar neben einander liegend, ſo wenig über dem Waſſerſpiegel erhöht, als ſei es geſtern daraus hervorgetreten — dies iſt eine ſo eigenthümliche, urweltliche Formation des Bodens, wie ich noch nie und nirgends ſie gefunden habe. Daher macht mir nichts ſo viel Vergnügen als die Spazierfahrten, und tritt ein Regentag ein, ſo bin ich unglückſelig, denn alsdann iſt es ſchwer die Zeit auszufüllen. Aber die Spazierfahrten auf ſchmalen geſchlängelten Wegen, nie zwanzig Schritt gradaus, durch dies wohlbeſtellte, tüchtig gehaltene Land, das nicht ſchön, aber kräftig iſt, und an dieſen Wohnungen und Gärten vorbei, die alle ſo unglaublich ordentlich ausſehen, als fühlte man das Bedürfniß, das Wenige was die Natur bietet feſt beiſammen zu halten: die ſind intereſſant, weil man auf ihnen das

Originellſte kennen lernt, was Schweden darzubieten hat: ſeinen Boden und die Art wie der Menſch ſich auf ihm angeſiedelt hat.

Mit den geringen Sammlungen von Kunſtgegenſtänden iſt man ſehr bald fertig. Einige ziemlich wüſte Räume im Schloß bilden das Muſeum, das aus einer kleinen Gemälde- und Sculpturenſammlung beſteht. In den königlichen Gemächern ſind auch Bilder und Statuen. Welcher Palaſt dürfte heutzutag wagen dieſen Luxus zu entbehren? aber das Meiſte iſt — zweiter Ordnung. Die Kronprinzeſſin hat in ihrer kleinen Kapelle einen wunderſchönen, dornengekrönten Chriſtuskopf von Guido Reni: das iſt das Einzigvortrefliche, was ich von den großen Italienern gefunden. In ihrem Schlafzimmer hängen die Porträts ihrer Eltern und Geſchwiſter, von Stieler, eine ſchöne Familie, lauter angenehme und gute Geſichter! die Kaiſerin von Braſilien mit einem rührend kummervollen Ausdruck. Stieler iſt der moderne Mignard; er hat factice und conventionelle Farben, beſonders im Colorit der Frauenköpfe; allein der Ausdruck iſt wahr und lebendig. Von den lebenden ſchwediſchen Malern hat mir nur einer gefallen, und der ſehr: der Landſchaftsmaler Fahlcranz mit ſeinen warmen und klaren Bildern. Die Anſicht des Schloſſes von Pau verſetzte mich ganz nach dieſem lieblichen Ort, um den im Gemälde wie in der Wirklichkeit ein ganz beſondrer Hauch von Romantik ſchwebt, den der Maler gut aufgefaßt hat. Von den Bildhauern hat nur Byſtröm Zutritt in den königlichen Gemächern. Da ſtehen ſeine Statuen, Guſtav Adolf, Carl XII. und der jetzt regierende König; da ſeine Hero, da Venus- und Nymphengeſtalten. Im Muſeum iſt ſeine Statue Carls XIII., als römiſcher Imperator, mit dürren Beinen und dicken Knien, ein kläglicher Anblick trotz des Lorbeerkranzes auf dem Haupt. Zum Glück hat Byſtröm den drei andern Königen die Tracht ihrer Zeit, mit großen Mänteln verbrämt, gegeben; das macht ſich doch weniger unſchön. In ſeinem Atelier hat er viele Sachen, unter andern eine prächtige Bacchantin, und einen ſchönen kleinen Amor, der mit dem ihm eigenthümlichen Übermuth auf der Weltkugel reitet. All dieſe Sachen ſind glücklich erfunden und haben zum Theil große Lebendigkeit der Bewegung; aber es fehlt ihnen ſowol die hohe Intelligenz als auch die feine Ausführung, welche den Marmor zugleich beſeelen und verarbeiten müſſen, wenn aus dem Stein ein vollendetes Kunſtwerk werden ſoll. Sie ſind nicht aus einem Guß; die Köpfe ſind meiſtens gut ausgearbeitet, die Körper ſchon weniger, Arme und Hände gar nicht. Sie ſehen aus, als intereſſire ſich der Meiſter nicht für ſie, oder als ob er ſich nur um die Erfindung zu kümmern brauche. Der Inſtinkt des Genius iſt: das Schöne zu erkennen und zu finden; aber ſobald ihm ein praktiſches Talent zu Gebot ſteht und ihm Meißel oder Pinſel in die Hand legt: ſo muß er ſich zu einer höhern Stufe der Entwickelung erheben, und zu jener Intelligenz durcharbeiten, welche die Fingerſpitze und die Haarlocke durchgeiſtet, wie in der Schöpfung das Moos und der Grashalm mit einem Fünkchen Leben beſeelt worden ſind. Denn wenn nicht alle Äußerlichkeit Symbol oder Ausdruck des innern Lebens iſt, ſo iſt ſie Leiche. Fogelberg, ein andrer ſchwediſcher Bildhauer, iſt gegenwärtig in Rom. Ich habe zu wenig von ſeinen Arbeiten geſehen — nur 3 Statuen, Venus, Apoll und Odin — um mir über ihn ein Urtheil zuzutrauen. Bei ganz überwältigenden Kunſtwerken, wie die Transfiguration oder die Venus von Milo, Fauſt oder Child Harold, läßt ſich das Genie des Meiſters an der einen Wunderſchöpfung erkennen, und aus dem Akkord, den er angeſchlagen hat, brauſen und klingen uns all die Töne entgegen, die zur vollendeten Harmonie ſeines Weſens gehören, wenngleich er ſie nicht unmittelbar anſchlug. Geht die Sonne durch eine Seele, ſo können auch Mond und Sterne durch ſie gehen; — ſo denkt man gern. Wird man aber zuerſt den Mond in ihr gewahr, ſo zweifelt man doch ein wenig an dem Sonnenaufgang. Übrigens bin ich mit ſeinem Odin ſchon deshalb ſehr zufrieden, weil ich nun doch endlich einmal ein Bild von Odin geſehen habe, und ihn mir nicht mehr aus Wolken und Schreckgeſtalten zuſammenzuſetzen brauche. Es geht mir aber mit ihm genau ſo, wie mit Braga und Freya der nordiſchen Dichter: er ſcheint mir Mars zu ſein, nur nicht im Olymp, ſondern in Asgard.

Die Schweden haben den Bildhauer Sergel am liebſten, der **1811** geſtorben, und von dem eine liebliche Gruppe, Amor und Pſyche, im Muſeum iſt. Amor entſchwebt den Armen der weinenden, knieenden Pſyche; ſie verliert ihn durch ihr Mißtrauen; Lampe und Dolch liegen am Boden. Er ſchwebt ſanft und traurig, und wirklich wunderſchön von dannen, ſo recht wie die Liebe, die wenn ſie auch ſcheidet doch einen Lichtſtreif hinter ſich zu laſſen ſcheint. Sergel hat nicht viel gearbeitet, wenigſtens nicht viel in Marmor ausgeführt. Einige Modelle in Thon bewahrt das Muſeum, z. B. einen Diomedes, der über einem liſtig kriegeriſchen Anſchlag zu brüten ſcheint, und einen griechiſchen Krieger, der ſterbend mit ſeinem Schwert ein Siegeswort in den Stein gräbt, und ſchön und edel iſt. Guſtavs III. Bronzeſtatue am Quay, nah dem Schloß, da errichtet, wo er nach glücklich beendetem Kriege in Finnland wieder ſein Reich betrat, ſchreitend, im langen Königsmantel, frei und ſtolz, iſt eine glückliche Arbeit Sergels. Sie ſcheint aber ihr Vorbild an Guſtav Waſas Statue gehabt zu haben, die im vorigen Jahrhundert von l'Archevesque aus eroberten Kanonen gegoſſen wurde. Die ſteht vor dem Ritterhaus im vollen Königsornat, und zwar ſo, als ob ſie aus deſſen Pforte zum Thron ginge; die Idee gefällt mir. Guſtav Adolfs und Carls XIII. Statuen ſtehen auf den Plätzen, die ihre Namen tragen, und letzterer iſt mit ſchattigen Alleen geſchmückt, unter denen Niemand ſpazieren ging — was auch ſehr natürlich iſt, denn in dieſem Lande ſucht man mehr die Sonne als den Schatten. Weil aber der Platz erſchrecklich groß und einſam war, ſo kam mir immer vor, als verjage die ſchwarze Statue die Leute, wie ein Geſpenſt. Solch ein Königsſtandbild ſieht trübſelig aus, wenn ſich die Menſchen gar nicht darum bekümmern und daran erfreuen — ſo überflüſſig!

Ich ſprach vorhin von den königlichen Gemächern. Da König und Königin anweſend ſind, ſo ſah ich nur deren große Empfangzimmer; aber beim Kronprinzen, der mit ſeiner Gemalin auf dem Lande iſt, die Privatgemächer, die ganz klein und merkwürdig niedrig, aber recht comfortable ſind. Ich mag nicht die niedrigen Räume, in denen die Luft ſo leicht drückend wird, und ſie fielen mir um ſo mehr auf, da im Allgemeinen die Zimmer hoch und groß ſind, ſo daß man eher luftig und frei als beſchränkt wohnt. Im Winter bei der ſtarken Heizung, die das Klima erfodert, müſſen die kleinen Räume unaushaltbar beängſtigend ſein. Die ganze Einrichtung des Schloſſes iſt im Vergleich mit andern höchſt einfach; und da ſie nicht dürftig iſt, wie in Liſſabon z. B., ſo gefiel mir das; denn wenn das Land arm iſt, ſo macht es einen guten Effekt, daß die Königswohnung nicht von übertriebenem Pomp ſtrotze. Ein Paar enorme Spiegel frappirten mich, und ein Paar enorme Porzellanvaſen. Das waren Geſchenke aus Rußland. Was von dort kommt hat immer einen koloſſalen Character und iſt dadurch außer Proportion mit der Umgebung, nimmt zu viel Raum ein und erdrückt Anderes. In Rußland ſelbſt mag es anders ſein! da iſt wie mit einer Rieſenelle gemeſſen, und alle Glieder paſſen zuſammen. Doch welch ein Geiſt gehört dazu um dieſe Gigantenmaſchine zu beleben; und gelingt es ihm — welche Kräfte müſſen alsdann erwachen, ſich regen und ſich austoben, und ihn ſtaunen und erſchrecken laſſen über ſein eigenes Werk.

Sonſt wüßt' ich nichts Sehenswerthes in Stockholm zu nennen, ich meine nichts was in der Seele haften bleibt. Es hat natürlich ſeine Bibliothek, ſein naturhiſtoriſches Muſeum; ich mache mir aber nichts aus dem Apparat der Wiſſenſchaft, ſobald ich ihn nicht anzuwenden verſtehe. Es hat auch ein paar Kirchen und darin Altargemälde; aber wer die nicht ſieht verliert auch nichts dabei. Alſo ſeht Ihr wol, daß man hier an Regentagen ziemlich ſchlecht berathen iſt, umſomehr da die Oper, die wenigſtens Abends eine Aushülfe ſein könnte, ſich im Sommer auflöſt. Ich habe nichts erlebt und daher auch nichts Euch zu erzählen; denn man ſieht wol Manches an, und ſteht wol in Manchem mitten drin, und macht es durch — und lebt doch nicht darin! Das hängt nicht von uns ab, ja, wir wiſſen nicht einmal wovon ſonſt es abhängt, von welchen ſideriſchen oder telluriſchen, göttlichen oder menſchlichen Einwirkungen. Jetzt herrſchen die telluriſchen bedeutend vor, wie mir ſcheint; ich fühle mich durch das Clima gedrückt, ich mögte faſt ſagen gelähmt. Die Frauen ſind gekleidet wie bei uns im tiefen Winter, in wollne Kleider, gar in wollne Mäntel. Die Männer tragen auch Mäntel, und gar Überſchuh'! ſtellt Euch vor, in dieſer Jahreszeit Überſchuh'! ich kann ſie ohnehin nicht leiden für Männer; ſie gehen damit wie Bären ſo ſchwerfällig, und hier hab' ich immer den häßlichen Anblick. Aber Ihr könnt daraus ſchließen, wie kalt und naß es hier iſt. Die Badezimmer werden geheizt — kurz, lauter winterliche Anſtalten.

Junius 27.

Bei dem Allen muß ich ab und an wiederholen: Ihr dürft dennoch nicht glauben, daß ich mich mißfiele; denn Etwas gefällt mir ausnehmend gut — die Menſchen. Nicht das Volk; denn zu dem kann ich nicht dringen. Es lebt nicht vor den Häuſern, wie in Spanien, ſondern in den Häuſern, einſam, abgeſchloſſen, arbeitſam; und wenn es draußen iſt, ſo geht es ſeinen Beſchäftigungen nach, ſcheint Zerſtreuungen weder zu ſuchen noch zu entbehren; aber freilich — dem Branntwein etwas ſtark zuzuſprechen. Neulich taumelte Einer grade unter die Räder, und der Wagen wäre über ihn gegangen, wenn Caliban ihn nicht mit ſtarker Hand fortgeſtoßen hätte. Schwankende, Taumelnde bekommt man viel zu oft zu ſehen, und zwiſchen Leute, die ſich betrinken, kann ich mich unmöglich wagen. Doch die Gebildeten, die ich Gelegenheit habe kennen zu lernen, die ſind angenehm; beſonders die Frauen! Bei ihren ruhigen und ſanften Manieren haben ſie etwas Zuvorkommendes, Wohlwollendes, das den Fremden freundlich berührt. Sie ſind in der äußern Erſcheinung ruhig wie ihr Land, doch innerlich belebt, denn der Geiſt, wenn er geweckt und gebildet und nicht wie beim Volk unter dem Mühſal des eiſernen Lebens erſtarrt iſt, hat das Bedürfniß ſich fein auszuarbeiten und ernſt zu nähren, um durch innern Reichthum den Mangel zu erſetzen, den er in dieſem kühlen abgeſchiednen Lande, wo weder die Natur noch die Kunſt zur vollen Blüte gelangen, wenn auch nicht klar empfinden und eingeſtehen — aber gewiß ahnen w[illegible]. Und was der Menſch ahnt — das giebt ihm [illegible]ichtung, und zuweilen Flügel, zuweilen nur [illegible] Stab. Spräche man zu einem Menſchen: [illegible]s und das wirſt du erreichen, und darin dies [illegible]as finden; aber weiter nichts, gar nichts! und [illegible]nter nichts, und darüber hinaus auch nichts!“ und überzeugte er ſich davon — ſo würde das ſeine Beſtrebungen ſehr lähmen, wo nicht gar völlig hemmen. In allen Drangſalen, welche der Ehrgeiz, oder der Genius, oder die Liebe, oder die Pflicht, oder was ihn ſonſt zum Denken, Thun, Schaffen anſpornt, über ihn verhängen: wird immer die Befriedigung, der Genuß, welche er ahnt, ihn ſtärken und antreiben, nie das, was er bereits gefunden hat, oder wenigſtens nicht anders, als wie man die unterſte Stufe betrachtet, wenn man zur oberſten gelangen mögte. So iſt das Leben eingerichtet, damit es nicht bei ſeinen tauſendfachen Enttäuſchungen und Entfärbungen den Reiz für uns verliere, der doch ganz nothwendig iſt, damit wir uns nicht vor der Zeit als muthloſe und ermattete Kämpfer aus ſeinen Reihen zurückziehen: hinter dem Schönen ahnen wir das Schönſte, hinter dem Hohen das Höchſte, und dem gemäß bilden und arbeiten wir uns aus, ſo daß uns nie die ſinnliche Welt ganz gefangen nehmen kann. Wird uns ein großer Mangel, eine harte Unvollkommenheit fühlbar, ſo haben wir erſt recht den Drang ſie auszufüllen, weil wir ahnen daß der allendliche Zweck alles Lebens ſein müſſe: zur Befriedigung und zur Vollendung zu gelangen, und dann iſt es ſehr glücklich wenn wir das Talent jener Auſter beſitzen, von der es heißt, daß ſie die Löcher in ihrer Muſchel mit ächten Perlen verſchließe. Wo die ſinnliche Welt zerſtreuender und betäubender iſt und Blumenkörbe und Feuerweine über den Menſchen umſtürzt, ſeine Augen blendet, ſeine Seele berauſcht, da kommt es ſchwerer zum Bewußtſein über das Mangelhafte und Unvollkommne in ihr. Sieht man ſie aber unbetäubt, mit kühlen unverzauberten Blicken an, ja, dann merkt man wie viel ihr fehlt, und dann mögte man ſie aus eigenen Mitteln ſchmücken, und ihr geben, was ſie nicht giebt, nicht geben kann, die Arme! weil ſie dürftig ausgeſtattet iſt. In ſchöneren Ländern, unter freundlicher geſegneten Himmelsſtrichen, kommt mir die Natur wie ein Dichter vor, der ſeine wundervollen Oden und Hymnen, Lieder und Romanzen vor der Menge ausſchüttet. Sie freut ſich an dem Wohllaut, aber ſie horcht kaum hin, verwöhnt wie ſie iſt durch jeden Reiz. Ihr iſt die Ambroſia das tägliche Brot. Aber hier iſt's grade umgekehrt. Hier muß der Menſch zum Dichter werden, wenn er die Ambroſia koſten will, und ſeine Poeſie muß mehr contemplativ und meditativ, als ſchwungvoll und phantaſiereich werden, mehr dem Nachdenken als der Imagination angehören. Es ſollte mir leid thun, wenn all dieſe meine Folgerungen nicht wahr wären, die ich, vielleicht vorſchnell, aus den Analogien zwiſchen dem Menſchen und der ihn umgebenden Natur, zwiſchen dem Character des Erdbodens und des Volkes, auf einige Erfahrungen geſtützt, combinire. Aber ganz irre ich nicht. Der feurig lyriſche Schwung der dichteriſchen Phantaſie iſt eine fremde Blume auf dieſem Boden. Der ſchwediſche Dichter, welcher am meiſten bei uns in Deutſchland bekannt worden iſt und wol am meiſten Schwung der Imagination beſaß — Tegner, iſt geiſteskrank worden, und möge die Pſyche auch ihr Gleichgewicht wieder gefunden haben und geneſen ſein — wie ich hier höre — zu ihrem Flug in die Welt der Poeſie ſind ihr wol für immer die Schwingen gebrochen. Gott ſtärke alle Dichterköpfe und organiſire ſie eiſern, damit ſie Kraft behalten ihre Viſionen nur innerhalb und nicht außerhalb ihres Hirnſchädels zu ſehen und zu ſuchen. — —

Ich war bei Fräulein Frederika Bremer in Arſta. Das iſt ihr Landgut, drei ſchwediſche Meilen von Stockholm, wo ſie mit ihrer Mutter und jüngeren Schweſter den größten Theil des Jahres zu verleben pflegt. Dieſe beiden Damen haben den letzten Winter in Nizza zugebracht; ſie nicht; ſie liebt nicht das Reiſen, die Unruh, die Zerſplitterung. Sie iſt ſieben Monat, ſieben ſchwediſche Wintermonate, mutterſeelenallein in Arſta geweſen, ohne jemand anders zu ſehen als das Kammermädchen, das ſie bedient hat. Ich würde nicht glauben, daß man im Stande ſein könne das zu ertragen, wenn ſie es mir nicht ſelbſt erzählt hätte. Ich freute mich außerordentlich ſie kennen zu lernen, denn ich kenne überhaupt gar keine Schriftſtellerin, und man iſt doch immer ein wenig geſpannt ſeines Gleichen zu begegnen. Ihr Name iſt bei uns in Aller Mund.

ihre Bücher ſind in Aller Hand, und ſpricht man bei uns von Schweden, ſo denkt man gleich an Frederika Bremer. Wie hätte ich mich alſo nicht freuen ſollen ſie kennen zu lernen. Nach ihren Büchern entwarf ich mir denn auch eine Vorſtellung von ihr. Ernſt und ſtill dachte ich ſie mir und mit einem kleinen humoriſtiſchen Anflug; und ſo iſt ſie wirklich, und ganz und gar angenehm. Wie mich das freut! Ich weiß nicht warum man ſolch ein Vorurtheil gegen Schriftſtellerinnen hat, daß man im Allgemeinen ſogleich die Idee von Lächerlichkeit und Verſchrobenheit mit ihnen in Verbindung bringt. Das mag wol ehedem ſo geweſen ſein; jetzt nicht mehr. Wahrſcheinlich ſind ſie früher unbedeutender geweſen und folglich von der Angſt geplagt überſehen zu werden. Wer damit behaftet iſt, wird durch ſeine Beſtrebungen, dies Unglück von ſich abzuwenden, freilich immer höchſt albern ſein, und man kann das alle Tage an Männern und Frauen, Autoren oder nicht, genugſam beobachten. Eben fällt mir ein, daß ich ja auch Frau Caroline Pichler in Wien kenne. Es würde aber doch dem Übelwollendſten ſchwer werden, etwas Andres an dieſen beiden Frauen zu finden, als höchſtens das: daß ſie angenehmer als viele von Denen ſind, welche nicht zu ſchreiben verſtehen. Ich weiß aber auch recht gut, wer's erfunden hat, daß die ſchriftſtelleriſchen Frauen abgeſchmackt ſein ſollen: die mittelmäßigen Männer haben es gethan, und es giebt deren weit mehr als ſie ſelbſt es ahnen. Dieſe Männer! auf der Schulbank haben ſie geſeſſen und beim Latein geſchwitzt; in den akademiſchen Hörſälen haben ſie geſeſſen und ſich einer der vier Facultäten befliſſen; jetzt ſitzen ſie zum dritten Mal auf einer Bank, in irgend einem Collegium, auf Kanzel, Katheder, was weiß ich wo ſie ſich unterbringen! arbeiten da ihr Penſum ab und denken: „Himmel! wie iſt es ſchwer zu etwas in der Welt zu kommen!“ und da haben ſie ſehr Recht. Nun hören ſie den Namen einer Frau nennen, mit Lob und Beifall, und zwar nicht mit dem, welcher ſich auf ihre Schönheit bezieht. Da ſind ſie aus dem Häuſel. „Was? ſie hat nicht den Cornelius „Nepos überſetzt! rufen ſie ganz grämlich, hat nie „ein philoſophiſches oder theologiſches Collegium gehört, hat keine Examina beſtanden, hat nie einen „Vortrag gehalten oder eine Akte ſtyliſirt, kann nie „den rothen Adlerorden vierter Klaſſe bekommen, „kann nie Miniſter oder Präſident oder Superintendent, genug, kann gar nichts werden .... und „bildet ſich ein berühmt werden zu können! das „muß eine rechte Närrin ſein!“ — Lieber Bruder, ich wende mich an Dich: iſt dies nicht der Ideengang der Mediokren Deines Geſchlechts? Sei einmal ehrlich und ſprich Ja! Sieh, es giebt auch Überlegene unter Euch; die wiſſen, daß zwiſchen aller Superiorität eine Solidarität ſtatt findet, und die denken anders. Aber die Mediokren? gieb ſie nur Preis und ſprich Ja! da es doch ganz unmöglich iſt, daß Du Nein! ſagen könnteſt.

Arſta hat auch ſeinen kleinen hiſtoriſchen Moment. Auf der großen Wieſe hat Guſtav Adolf das Heer verſammelt und gemuſtert, mit welchem er als König zuerſt nach Liefland ging, und mit Gemalin und Tochter hat er das hölzerne Haus bewohnt, welches noch jetzt neben dem gegenwärtigen Wohnhaus unter prächtigen Bäumen ſteht. Dieſes iſt von Stein, viereckig und ſtattlich, mit hohen geräumigen Zimmern, gebaut während des dreißigjährigen Krieges. Die Gegend iſt ſehr ernſt, oder erſchien mir ſo, weil es ein trüber regendrohender Tag war. Die Bäume ſahen finſter aus, die Ebene grau; in der Ferne dämmerte das Meer. Man ſchlug mir einen Spaziergang vor; aber ich, die ſo gern im Freien bin, ſo gern gehe, ich zog es vor nicht auszugehen. Draußen war nichts das mich lockte, und drinnen war es ſo heimlich! ich begreife, daß man ſich hier außerordentlich an ſein Haus gekettet fühlt. Ich bat Fräulein Frederike mir ihr Zimmer zu zeigen. Das iſt einfach… wie eine Zelle. Für mich würd' es im höchſten Grad unbehaglich ſein, denn es iſt ein Eckzimmer, hat auf zwei Seiten ein Fenſter, folglich doppeltes Licht, und keine Vorhänge. Drei viereckige Tiſche ſtehen darin, ganz bedeckt mit Büchern, Papieren und Schreibgeräth, und ein blaues Meuble im ſtrengen Styl; ich meine in ſolchem, der uns auffodert uns tout bonnement, wie es ſich eigentlich gehört, auf Sopha und Stühle zu ſetzen, nicht aber zu ſtrecken, zu legen, zu kauern — wie ich es doch ſehr gern habe. Auf Reiſen iſt mir's einerlei! da nehm' ich mit einem Stuhl und einem Tiſch vorlieb, und es fällt mir nicht ein, Elegance oder nur Bequemlichkeit zu vermiſſen; ſoll ich aber irgendwo leben, wohnen, da muß es behaglich ſein, weich, warm, ohne ſo gar viel Holz und ſcharfe Ecken. An den Wänden hängen einige Gemälde. „Das iſt ein kleiner ächter Teniers; aber ich weiß ſchon, das gefällt Ihnen nicht" — ſagte ſie lächelnd und zeigte auf ein Bildchen, wo ein Bauer ſeine Pfeife ſtopft. Ich ſagte denn auch ehrlich Nein. Uberhaupt ſagte ich öfter Nein, wenn ſie Ja ſagte. Aber das thut nichts. Das iſt nur unerträglich, wenn man ſich gegenſeitig nicht leiden kann. Hat man Gefallen an einander, ſo iſt es ein Reiz mehr, denn man lernt durch den Andern ſehen, was man ſelbſt nicht ſieht; oder man lernt wenigſtens, daß der Andre einen Blick für Dinge hat, die uns verborgen ſind. Sie hatte kürzlich das Buch von Eckermann über Göthe bekommen und es gefiel ihr ſehr. Ich erinnerte mich, daß, als ich es vor Jahren las, Göthe mir ganz außerordentlich darin gefiel, ſo recht ein wohlwollender alter Herr, der ſonſt gewöhnlich hinter dem großen Autor verſchwindet; allein Eckermann kam mir beängſtigend vor, nicht wie ein Menſch, ſondern etwa — wie Göthes Pudel. Sagt Göthe: „Wart auf!" ſo wartet er auf. Sagt Göthe: „Apporte!" ſo apportirt er. Das widerſtrebt meiner Natur. Ich finde, daß man auch dem geliebteſten und verehrteſten Menſchen gegenüber ein wenig Selbſtändigkeit, Willen, Meinung, kurz, Eigenthümlichkeit bewahren müſſe. Ich mag kein Menſchenpudel ſein, aber wahrlich! ich mag auch keinen haben, und keinen ſehen. Sie meinte jedoch: Eckermann habe das Seine gethan, indem er Göthes Bild ſo rein, wahr und beſtimmt wie möglich dargeſtellt; und er ſelbſt ginge uns ja nichts an. Und da hat ſie freilich Recht. Auch reiſen mag ſie gar nicht, meint, man müſſe davon leicht überwältigt oder geblendet oder konfus werden; und was man denn mit all dem Fremdartigen anfinge? — Man macht es ſich vertraut, das iſt eben der Reiz! mein' ich. Man ſieht die Gebirge, das Meer, die Steine, die Bilder, die Menſchen, den Erdboden, ſo lange, ſo tief, ſo dringend an, bis ſie dem fragenden Blick nicht widerſtehen können, der keine Neugier, ſondern Theilnahme iſt — und uns ihre Geſchichte erzählen. Ich wollte ſie zu einer Reiſe nach Italien bekehren; zuſammen wollten wir reiſen; aber ſie mag nicht. Doch intereſſirt ſie ſich lebhaft für das, was ich von den fremden Ländern erzählte und geſchrieben habe; obgleich mir wol vorkam, als ſei es im Grunde mehr meinetwegen, als jener Länder wegen — womit ich denn ganz natürlich ſehr zufrieden bin. Das Unbehagen in einer Sprache zu ſprechen, in der ſie nicht zu denken gewohnt iſt, wußte ſie zu überwinden, und theils franzöſiſch, theils deutſch, das zu ſagen, was ſie ſagen wollte, einfach, natürlich und beſtimmt. Sie hat ſchöne, gedankenvolle Augen und eine klare, feſte, ich mögte ſagen ſolide Stirn, unter der ſich die beſtimmt gezeichneten Augenbrauen beim Sprechen bewegen — was ihr ſehr gut ſteht, beſonders wenn ein Gedanke ſich in ihr herausarbeitet und zum Wort werden will. Sie hat eine ſehr kleine und behende Figur und war in ſchwarze Seide gekleidet. — In ihrem Vorzimmer ſtehen zwei große Bücherſchränke, mit Büchern in ſchwediſcher, deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher

Sprache. Mir däucht ſogar italieniſche. Deutſch wird in den Schulen nächſt dem Schwediſchen gelehrt. Göthe und Schiller ſind nie ins Schwediſche überſetzt, und alle Welt hat ſie geleſen. Das iſt doch ein ungeheurer Vorzug, den dadurch unſre Bücher in Schweden über ſchwediſche Bücher bei uns haben. Überſetzungen ſind immer farbloſe Lithographien von Gemälden und oft elende Sudeleien. Sie zeichnet allerliebſt das Porträt im Profil und in Miniatur mit Tuſche, und hat ein intereſſantes ſelbſtverfertigtes Album von ſolchen Köpfen, zu denen ſie auch den meinen geſellte. Bei Malerſeſſionen verfalle ich regelmäßig in eine mich ſelbſt und mein Porträt vernichtende Schläfrigkeit; darum laſſe ich mich nicht gern malen, denn es kränkt meine Eitelkeit, daß meine Bilder ſo übernatürlich einfältig ausſehen. Ich weiß nicht warum ich ſchläfrig werde; ich kann doch ſonſt ganz vortreflich mit den Händen im Schooß ſitzen. Ich glaube, dieſer unabläſſig auf mich gerichtete Blick hat eine Art von magnetiſchem Einfluß — aber nicht indem er meine Fähigkeiten erhöht, ſondern lähmt. Diesmal ging die Sitzung aber glücklicher von ſtatten, denn Gräfin Roſen ſang mit lieblicher Stimme liebliche ſchwediſche Lieder, und ich fühlte nicht den Druck meiner momentan gezwungenen Unbeweglichkeit.

Seitdem ich Fräulein Frederika Bremer kenne und ſie in ihrem Lande, in ihrem Hauſe, in ihren gewohnten Umgebungen geſehen habe, verſtehe ich das Stillleben ihrer Bücher beſſer als bisher. Der Menſch erklärt mir Alles. Ohne dieſe Erklärung bin ich oftmals von einer wunderſamen Stupidität; mit ihr weiß ich — oder bilde mir ein zu wiſſen — was er will, was er meint, was er iſt, wie er ſo geworden iſt, wie er ſo hat werden müſſen; und dann bin ich zufrieden. Bücher ſind ein Stückchen auswärts gekehrter Seele; aber nur ein Stückchen, nur ein kleiner Theil der großen Moſaik unſrer Innerlichkeit. Sie können ſchöner ſein, als dieſe iſt, eben weil ſie nur einen Theil, einen Punkt wiedergeben, und weil wir vielleicht ſo glücklich geweſen ſind, eine Roſe darin niederzulegen, der wir vorher die Dornen abgeſtreift haben, ſo daß man ſich nur an Farbe und Duft erfreut, ohne ſich an jenen zu ritzen. Allein ich glaube, daß ſie im Ganzen doch unvollkommner ſind, als die Innerlichkeit aus der ſie hervorgegangen. Vielleicht glaub' ich es — zu meinem Troſt; immerhin. Es iſt wol verwegen zu ſagen: daß unſre Bücher ſich zu uns verhalten, wie der Menſch zum Schöpfer. Ach, ich will ja nicht verwegen ſein! ich meine nur, der ſchaffende Geiſt müſſe vollkommner ſein, als das was er hervorbringt, weil es ſich nur von ihm ablöſt ohne ihn zu conſumiren. Bücher ſind die Randbemerkungen, welche wir auf dem großen innern, unſichtbaren Buch unſers Lebens niederſchreiben, indem wir daſſelbe leſen; und es iſt gewiß höchſt intereſſant, aus der perſönlichen Bekanntſchaft mit einem Schriftſteller, aus ſeinem Thun und Treiben, ſeinen Neigungen und Gewohnheiten, aus dem Kreiſe, der ihn umgiebt, aus tauſend kleinen unbeſchreiblichen und doch faßlichen Äußerungen, ein wenig richtiger auf den Gehalt ſeines innern Lebens ſchließen zu dürfen, als man es nach jenen Randbemerkungen allein im Stande iſt. Es iſt intereſſant für den, der ſich um die Seelen kümmert. Wer da erwartet, daß der Autor eines feinen oder unterhaltenden oder witzigen Buchs nun auch Tag und Nacht fein, unterhaltend, witzig ſei — und daß er ſich benehme und ausſehe wie die Perſonen in ſeinen Büchern, für den iſt die perſönliche Bekanntſchaft durchaus überflüſſig, denn er wird das nicht finden was er ſucht, und das was er findet entſpricht nicht ſeinen Imaginationen. Mir iſt die ſinnig ſtille Erſcheinung von Fräulein Frederika Bremer in ſolchem untrennbaren Zuſammenhang mit ihrem Lande, deſſen Tochter ſie iſt, mit ihren Büchern die ihre Kinder ſind — vorgekommen, daß ich nicht ſagen kann, welches von den Dreien mir das Verſtändniß der Andern gegeben hat. Alles was ſie zu beſchreiben pflegt, die Landhäuſer, die Gärten am See, die Art des Reiſens, die kleinen leichten zweirädrigen und einſpännigen Wagen in denen zwei Perſonen ſpazieren fahren — Alles das ſteht auf ſchwediſchem Grund und Boden und unter ſchwediſchem Himmel. Man ſieht es ſo in der Wirklichkeit, und zwar ſieht man es nur hier. Das führt mich denn zu dem Schluß: daß ſie die Charactere der Menſchen eben ſo genau beobachtet und erfaßt haben müſſe, und daß das innige häusliche Leben, das ſie ſo gern ſchildert, wirklich eine ſchöne Eigenthümlichkeit und ein hoher Vorzug ihres Vaterlandes iſt. Bei uns giebt's auch genug Menſchen, die in kleinen und engen Verhältniſſen leben, aber daß ſie ſich in ihnen begnügt und zufrieden fänden? — ach guter Himmel! weit gefehlt! wie drängen und treiben ſie heraus! wie mögten ſie ſo gern Alles mitmachen, auch reiſen, auch Diners geben, auch nach der letzten Mode gekleidet ſein, auch Schritt halten mit allen Reichen, mit allen Vornehmen. Aber ich glaube wirklich und hab' es Euch ſchon neulich geſagt: weil wenig Reiz von Außen, weil wenig aufregende Contraſte der äußern Exiſtenz, weil, vergleichsweiſe, große Abgeſchiedenheit — deshalb zieht man ſich mehr als andrer Orten in ſein Haus zurück, lernt unwillkürlich in die Beſchränkung ſich fügen und hat damit das Geheimniß um glücklich und gut zu ſein entdeckt.

Upſala, Junius 29.

Hier bin ich nun in der uralten Tempel- und Königsſtadt Schwedens, der man von ihrem hohen Alterthum nichts anſieht, denn es iſt ein freundliches, hölzernes Landſtädtchen, und der Dom, das Schloß, das Univerſitätsgebäude und die Bibliothek, welche von Stein ſind und wie große Schiffe die kleinen Kähne der Häuſer überragen, erinnern nicht mehr an Odin, ſondern hauptſächlich an Guſtav Waſa, unter dem die ſchwediſche Geſchichte erſt zu einer gewiſſen Conſiſtenz gelangt. Geſtern fuhren wir auf dem Mälar her, und der Sturm war ſo ſtark, daß unſre Ankunft ſich um zwei Stunden verzögerte, was für ein Dampfboot auf einem Landſee und bei einer ſiebenſtündigen Fahrt doch ganz anſehnlich iſt. An Sigtuna kamen wir vorbei, jetzt ein winziges und armes Städtchen, einſt, in Zeiten welche über die eigentliche Hiſtorie hinausgehen, der Ort wo Odin ſeinen Sitz aufſchlug. Wer war Odin? Von Oſten kam er, wie das Licht. Aus ſeiner fabelhaften Burg Asgard kam er, nach dem himmliſchen Walhalla ging er, und während ſeines Wandels über die Erde war er König und Held, Gott und Prieſter, Dichter und

Zauberer in einer Perſon und gab dem Schwedenvolk oder, wie es damals hieß an Svithiod, alles Gute und alles Große, jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft, Geſang wie Geſetz, das Geheimniß der Schrift, Runen und die Bearbeitung der Metalle. Überdas irdiſche Siege und die himmliſche Gewißheit ſterbend „zum andern Licht hinüberzufahren“ — mit ihr den ſeligen Glauben an die Unſterblichkeit. Die zwölf Aſen, ein ſchönes und lichtes Geſchlecht, bilden ſeinen Götterrath, ſind wie er Prieſter und Geſetzgeber für die Menſchen. Einer von ihnen, Frey, der dritte König aus dem Göttergeſchlecht, verlegte ſeinen Sitz und den Haupttempel von Sigtuna nach Upſala. Freya war ſeine Schweſter und die letzte unter den Göttern in ihrem Regiment über Schweden. Ihr und Odins Grab liegen eine halbe Stunde von hier, bei dem Dorf Alt-Upſala. Aus der flachen Gegend treten die abgerundeten, faſt regelmäßigen Hügel deutlich hervor, und wenn Ihr bei Neuhaus die Hünengräber anſeht, ſo wißt Ihr genau wie Odins und Freyas Gräber beſchaffen ſind — nur mit dem Unterſchied, daß dieſe keine Baumgruppe auf ihrem Scheitel tragen. — Der Herrſchaft der Götter folgt, wie in der griechiſchen Mythologie, die der Heroen oder Ynglinger, und dann erſt eine rein menſchliche, aber ſo mit Sagen und Fabeln durchwebte, daß der Geſchichtsforſcher es ſchwer genug haben mag die Wirklichkeit heraus zu finden. Doch hat im achten Jahrhundert Ragnar Lodbrok gelebt, alſo als Zeitgenoſſe Carls des Großen. Sein Vater war Sigurd Ring, der zugleich König im ganzen Schwedenreich und in Dänemark war, und an ſeinem Hof war Ragnar „der größte und ſchönſte unter den Männern" — wie es im Oſſian auch immer von den Königsſöhnen heißt. Nachdem Ragnar ſeine erſte Frau, Thora, verloren hat, will er nie wieder heirathen und begiebt ſich auf zahlreiche und ruhmvolle Wikingszüge oder — wie die bekriegten Völker in England und Frankreich ſie nannten — auf beute- und eroberungsdurſtige Normannenzüge. Doch ſeine Siege entſchädigten ihn nicht für die Entbehrung der Liebe, und ſein Entſchluß erſtarb der Schönheit gegenüber. Denn als er einſt im Hafen von Spangarhed im ſüdlichen Norwegen ſeine Knechte zum Brotbacken von den Schiffen ans Land ſchickte, da kamen ſie mit angebranntem Brot zurück und entſchuldigten ſich dadurch, ſie hätten ein ſo wunderſchönes Mädchen geſehen, daß es unmöglich geweſen wäre ein Auge für ihr Geſchäft zu behalten. Sie ſei eine Hirtin, vom Hügel aus hüte ſie die Heerde; ſie ſei die ſchönſte unter den Frauen, und ihr ſeidenweiches

Haar ſo lang, daß es rings um ſie bis zur Erde herabwalle; und Kraka heiße ſie. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie Ragnar Lodbroks Weib wird. Aber ſie iſt doch nur eine Hirtin, die ſchöne Kraka, arm und unbekannt. Auf einem Zuge, den Ragnar nach Schweden macht, ſucht der König von Upſala ihn mit ſeiner Tochter zu verloben, und wer weiß was geſchehen wäre, wenn Kraka nicht dem heimkehrenden Gemal entdeckt hätte ſie ſei Aslauga, des berühmten Zauberers und fabelhaften Helden Sigurds Fofnisbane Tochter, und die Wahrheit ihrer Worte werde ſich dadurch bethätigen, daß ihr noch ungeborner Sohn das Zeichen der Schlange ums Auge tragen werde. Ragnar glaubte ihr, und ſo geſchah es. Aus der Heirath in Schweden ward ein Krieg. Gegen das Ende ſeiner Tage, als der Thatenruhm ſeiner Söhne um ihn erſcholl, begann der alte König Ragnar Lodbrok, durſtig nach Gefahren und Ruhm, einen Wikingszug gegen England mit nur zwei Schiffen. Er wird beſiegt, gefangen, in einen Schlangenthurm geworfen, und während die Schlangen ihn mit giftigen Biſſen zernagen, beſingt er ſeine Thaten, beſingt die Freuden, die ihn in Walhalla erwarten, und ſtirbt lächelnd. Solchen wildphantaſtiſchen Zuſchnitt hatten damals Leben und Tod. Dafür ſoll denn auch noch heutigentages das Volk von Ragnar und Aslauga ſagen und ſingen. Ja ja! im neunten Jahrhundert war die Geſchichte anders beſchaffen, als im neunzehnten. Die Dokumente aus jener Zeit ſind Lieder, aus dieſer werden ſie wol dereinſt — Zeitungen ſein, und ich mögte wol wiſſen, aus welchen von beiden man die Wahrheit ſicherer herausfinden wird.

Im neunten Jahrhundert, zur Zeit Kaiſer Ludwigs des Frommen, brachte Ansgarius das Chriſtenthum nach Schweden. Es war ein ſchwaches Samenkorn, das während des höchſten Sturmes der Normannenzüge ausgeſtreut wurde. Deren Wildheit machte die Bekehrung des Nordens zum glühenden Wunſch und Anliegen der ganzen Chriſtenheit. Aber es vergingen anderthalb Jahrhunderte bevor der glimmende Funke zur Flamme ward, bevor Olaf Schooßkönig ſich ums Jahr 1000 taufen ließ und Schweden nicht mehr zu den alten Göttern zurückkehrte. Dies iſt eine üble Epoche in der Geſchichte; der Glanz der Fabel verſchwindet, der Mangel an entwirrbarem Zuſammenhang bleibt, und die wohlgeordneten, überſehbaren Zuſtände und ihre Aufzählung kommen noch nicht. Doch das Chriſtenthum ging allmälig ſeinen gewohnten Gang: milderte die Sitten, ſchaffte wilde Gebräuche ab, gab den Frauen ihre Rechte, machte die Wohnſitze feſt und beſtimmt, förderte den Ackerbau, brachte Heil und Segen, weil die Hierarchie noch nicht ihr Haupt erheben konnte. Unruhig und wild genug ging es her! Wenn auch allmälig die verſchiedenen Gaukönige vor einem Oberkönig zuſammen geſchmolzen ſind, ſo war die Königskrone doch keineswegs erblich, und noch weniger ging ſie vom Vater auf den Erſtgebornen über. Es geſchah immer eine Königswahl, freilich meiſtens aus demſelben Geſchlecht, und zwar hier zu Upſala, auf der Morawieſe, eine Meile von der Stadt, und die Zuſammenkunft der Wähler hieß Morating. Die Wähler von Upland ſtimmten zuerſt, denn ſie waren auf dem Grund und Boden ihres Landſtrichs; dann die Übrigen, der König leiſtete darauf dem Volk ſeinen Eid und ward nun auf den Moraſtein gehoben, der dieſe Stätte bezeichnete, gleichſam auf einen rauhen und harten Thron. Später wurde für jeden neuen König ein neuer kleinerer Stein mit einer Inſchrift, welche den Zeitpunkt der Wahl angiebt, neben den alten Moraſtein gelegt. Jetzt ſind einige kleine mit verwitterten Inſchriften übrig; wir haben ſie heute beſucht in dem Häuschen, das man ihnen auf der Morawieſe gebaut. Der alte eigentliche Moraſtein iſt ſchon zur Zeit Guſtav Waſas verſchwunden geweſen.

Von dem großen Birger, Jarl der Schweden und Gothen, eine kriegeriſche Würde, welche dem Major domus der fränkiſchen Könige entſprechen ſoll, ſagte ich ſchon neulich, daß er den Sitz der ſchwediſchen Könige von Upſala nach Stockholm verlegt und das Geſchlecht der Folkunger, reich an Macht und Anſehen, auf den Thron gebracht habe. Aber die Krone fiel von ihrem Haupt herab und ging auf fremdländiſche Könige über, nachdem ſie kaum hundert Jahr in ihrem Hauſe geweſen war. Durch Erbſchaft und Heirath verſchmolzen die Kronen der drei nordiſchen Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark zu einer einzigen, und zwar auf dem Haupt eines Weibes, der Königin Margareta, Tochter des däniſchen Königs Waldemar IV. Wittwe Hakons von Norwegen, und ihren Sohn Olaf überlebend, der die nächſten Erbrechte an Schwedens Thron hatte, ſtiftete ſie die Calmarſche Union, 1397, einen Vertrag der nur aus dem Wunſch der Herrſcher, nicht der Nationen hervorging, da die Beſtimmung, für ewige Zeiten einen König zu haben und ihn gemeinſchaftlich zu wählen, während jedes Reich nach ſeinen eigenen Geſetzen regiert werden ſollte, der Keim zu unendlicher Zwietracht und bitterm Elend in Schweden ward. Denn Ehrgeiz, Parteiſucht, wohlbegründetes Mißvergnügen, Durſt nach Macht und Herrſchaft, ſchmerzlicher Unwille über

Ungerechtigkeit und Unterdrückung — Alles, wodurch ſowol unruhige als auch wirklich ſtarke Gemüther aufgeregt und zum Handanlegen bewogen werden mögen, Alles das fand in dieſer unheilvollen Zeit Raum und Nahrung. Da war es zuerſt der Bauer aus Dalekarlien, Engelbrecht Engelbrechtſon, der gegen Margaretas Neffen und Nachfolger, Erich von Pommern, in Schweden aufſtand und herrſchte (1434—36), und da war es zuletzt Sten Sture der Jüngere, der gegen Chriſtians II. Tyrannei Reichsverweſer in Schweden ward (1512—1520). Aber als nun das Maß der Greuel und Ungerechtigkeit voll war, als der Richtplatz das Blut von Schwedens beſten Männern getrunken hatte und Schwedens Frauen im Kerker oder verlaſſen, gemißhandelt und im Elend hinſchmachteten, und als König Chriſtian an ſechshundert gefallenen Häuptern, unter denen gar zarte Kinder waren, noch immer nicht ſein diaboliſches Genügen hatte: da kam der Jüngling, der Befreier, der ſtarke unermüdliche Menſch, der durch „Gott und Schwedens Bauernſchaft“ — ſo lautete ſein Wahlſpruch — dieſen Schreckniſſen ein Ziel und ſich ſelbſt auf den ſchwediſchen Thron ſetzte. Ja, der Dreſcher aus den Scheunen zu Rankhytta und Iſala, der Genoſſe der Bauern und Bergleute in Dalekarlien, er, der gehetzt wie ein Thier des Waldes vor den ſpähenden Feinden floh, bald unter einer umgeſtürzten Tanne, bald auf einem von Sümpfen umgebenen Hügel ſich verbergen mußte, der heimtückiſch an den König verrathen werden ſollte und ein paarmal durch Entſchloſſenheit von Weibern gerettet wurde, der glühende Widerſacher und ſchrankenloſe Ergebenheit fand — das war Guſtav Waſa. Eine herzſtärkende Geſchichte, die ſeine! ſo recht ein Sieg des Guten über das Böſe! und nicht durch große Mittel, durch blendende Ereigniſſe etwa; er hatte kein Geld, keine Alliancen, keine Armee, durch die man ſolche Umwälzungen leichter hervorbringt; er hatte auch nicht jene Anſprüche, die man heutzutag Legitimität nennt und die vor 300 Jahren in Schweden noch nicht exiſtirte; er war nur ein ſchwediſcher Edelmann; er hatte nichts als eine Handvoll Bauern, die Erkenntniß der Mißſtände und das Bewußtſein daß er ſie enden würde. Und er endete ſie. Auf dem Reichstag zu Strengnäs, 1523, ward er König Guſtav I., und die Calmarſche Union war von jetzt an aufgelöſt. Dazumal war er ſiebenundzwanzig Jahr alt. Hier zu Upſala auf der Univerſität, die Sten Sture der Ältere 1476 gegründet, hat Guſtav Waſa kurze Zeit mit Studien ſich beſchäftigt. Menſchen wie er, fürs Handeln und Schaffen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

geboren, müſſen Studien im Leben und in Erfahrungen, nicht in Hörſälen machen. Sie müſſen mit hindurch gehen, um zu wiſſen was in ihnen geſchieht. Dann, als König, hat er hier das Schloß gebaut, welches aber ſeitdem ganz neu von Grund aus gebaut iſt, und ſeine geliebte Frau, Margareta Lejonhufvud, hat eine Meierei mit vielen Kühen und Mägden hier gehabt; und endlich liegt er hier im Dom, hinter dem Altar im Chor, unter einem ſtattlichen Marmordenkmal begraben, zwiſchen ſeinen zwei Frauen; die dritte hat ihn überlebt. Ich muß immer bei Guſtav Waſa zugleich an König David denken, vielleicht weil der auch ſo recht ſichtbarlich durch die Hand Gottes erhöht wurde; und dann hat er ſo etwas Patriarchaliſches, die vielen Frauen, die zahlreichen Kinder, die Gabe einfach eindringlicher Rede, die gute Wirthſchaft mit Geld und Gut, die Meierhöfe die er anlegt; und wenn er ſeiner Frau ſchreibt, ſie möge noch kein Feſtgebäck machen, denn es ſei noch nicht ſo weit mit der Hochzeit ſeiner Tochter. Er war ein Zeitgenoß von Carl V. und Franz I. An deren Höfen ging es anders her, und ob es Hochzeit gab oder nicht, das Gebäck fehlte nicht, aber die Königinnen bereiteten es auch nicht. Abends, wenn er einſam war, ſpielte er die Laute, und er hatte ein ſo übernatürlich gutes Gedächtniß, daß er nie vergaß, was er ein- oder zweimal gehört. Ich hätte ihn wol auf ſeiner Laute ſpielen hören mögen, den alten Guſtav Waſa, ſowie auch Friedrich den Großen auf ſeiner Flöte. Nicht weil ich denke, daß ihre Muſik geklungen, wie eine Symphonie von Beethoven! Aber wer weiß denn was für Gedanken und Pläne dieſe großen Menſchen in einen Akkord, in eine Paſſage niedergelegt haben, oder welche Sorgen und Bekümmerniſſe dadurch momentan in ihren Seelen eingelullt ſind! Die armen kleinen Klimperinſtrumente ſehen in den ſtarken Händen aus wie der unſcheinbare Stab, mit dem ein Zauberer ſich in eine andre Welt verſetzt, während ſie in gewöhnlichen Händen dürftige Klimperinſtrumente ſind und weiter nichts. Gegen das Ende ſeines Lebens hatte er Gram und Sorge in ſeiner Familie. Seine Söhne feindeten ſich an, und wol gar ihn. Eine ſeiner Töchter, die reizende Cäcilie, begann ein liebesabenteuerliches Leben. Er war ein zärtlicher Vater, ein ſittlich ernſter Herr; er grämte ſich über den Wirrſal, und nachdem auf dem Reichstag zu Stockholm ſein älteſter Sohn Erich feierlich zu ſeinem Nachfolger ernannt worden war, legte Guſtav Waſa ſich auf ſein Todtbett und ſtarb 1560, am 29. September.

Der Dom zu Upſala iſt zwiſchen dem 13. und 15. Jahrhundert langſam erbaut, rein gothiſch, dann zu

Anfang des vorigen von Außen ſehr beſchädigt durch eine Feuersbrunſt, und ſeitdem inwendig mit ſchneeweißem Kalk übertüncht. Das giebt ihm etwas Hartes, Grelles. Ich finde daß in der dunkleren Färbung der ſchöne Schwung des gothiſchen Bogens weicher verſchmilzt. Doch iſt es ein edles Gebäude, mit dem keins in Stockholm und, wie ich höre, keins in Schweden ſich meſſen kann. Die Kapelle hinter dem Hochaltar mit Guſtav Waſas Monument iſt durch den Profeſſor Sandberg mit Wandgemälden ausgeſtattet, von denen die zwei großen, welche Guſtavs erſten Einzug in Stockholm und ſeinen letzten Reichstag darſtellen, ſich ſehr gut machen. Die kleineren weniger, vielleicht weil ſie ſich zu niedrig befinden. In einer andern Kapelle iſt das Grabmal von Johann III., Guſtavs zweitem Sohn, der ſeinen ältern Bruder Erich XIV. entthronte und nach ihm König ward. Es iſt in Italien gemacht und recht wunderlich, denn Johann liegt da als ob er auf dem Sopha eingeſchlafen wäre, ſeitwärts gewendet, mit übereinander geſchlagenen Beinen, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt. So liegt man allerdings ſehr bequem und gut — nur nicht wenn man eine Rüſtung und die Krone auf dem Haupt trägt. Da iſt die Stellung unpaſſend, denn ſie iſt unmöglich. Dem Künſtler wird wol eine matte

Erinnerung an Michel Angelos Statue der Nacht vorgeſchwebt ſein, deren göttlich melancholiſches Antlitz mich nie über ihre abſichtlich verdrehte Geſtalt hat tröſten können. Catharina Jagellonica, Johanns III. geliebte und zärtliche Gemalin, liegt ihm gegenüber, nach alter Weiſe ruhig ausgeſtreckt auf ihrem Sarkophag. Als Erich XIV. den Bruder gefangen ſetzte, bot er Catharinen ein königliches Schloß an und fürſtlichen Unterhalt, wenn ſie ſich von ihrem Mann trennen wolle. Statt der Antwort zeigte ſie ihren Trauring, der die lateiniſche Inſchrift trug: „Keiner als der Tod,“ und folgte ihrem Gemal nach Gripsholm, wo ſie über vier Jahr ein Zimmer mit ihm theilte, und darin ihren Sohn Sigismund gebar. Höre ich von einem Zimmer für zwei Menſchen, ſo bin ich immer geneigt ſie anzubeten, wegen der überirdiſchen Harmonie in der ſie mit einander leben müſſen.

Noch andre Grabkapellen ziehen ſich längs der Seitenſchiffe des Doms. Er iſt die Santa Croce-Kirche von Schweden. Die drei Reichsverweſer Sture haben hier ihre letzte Ruheſtatt gefunden, die ihnen recht willkommen mag geweſen ſein nach ihrem müh- und thatenvollen Leben. Denn wenn es recht voll geweſen iſt, das Leben, voll Arbeit, voll Drangſal, voll Ruhm, ſo weiß man denn doch wovon man ſich auszuruhen hat im Grabe. Aber von nichts ſich auszuruhen als von langen leeren Jahren — das iſt fürchterlich, weil es ſo unvollkommen iſt. Man hat in Schweden eine mir wirklich unbegreifliche Liebhaberei für alte Kleidungsſtücke! In einer Kammer in den obern Räumen des Doms bewahrt man ſorgſam den blutbefleckten Anzug in welchem Nils Sture von Erich XIV. niedergeſtoßen wurde. Ich will nicht daß dergleichen blutige Erinnerungen eingeſargt und vergeſſen werden ſollen. Ich will, daß die Geſchichte ſie aufbewahre, denn da ſteht die Nemeſis neben der That. Hat Erich XIV. den Adel beleidigt und die Menſchlichkeit verletzt als er den unſchuldigen Jüngling ermordete, ſo hat der Adel Gleiches mit Gleichem vergolten, als auf jenem Maskenball Ankarſtröm König Guſtav III. niederſchoß. A propos Guſtav III.! Profeſſor Geijer, den ich neulich auf der Dampfſchiffahrt nach Skokloſter kennen gelernt, iſt mein gütiger Gaſtfreund hier in Upſala, durch deſſen Geſellſchaft alle hiſtoriſchen Monumente mir an Bedeutung zu gewinnen ſcheinen, als ob die Nähe eines ſo tiefen und ernſten Geiſtes ſie mir verſtändlicher machte. Faſt meine erſte Frage an ihn war nach dem famöſen Kaſten von Guſtav III., der im März dieſes Jahrs geöfnet iſt. Profeſſor Geijer iſt grade beſchäftigt einen Katalog von den darin befindlichen Papieren zu machen. Er ſagt ſie wären nicht von eigentlich hiſtoriſchem Intereſſe, denn Correſpondenzen mit Frauen, namentlich mit Franzöſinnen, bildeten den Hauptinhalt. Nach ſeiner Rückkehr von Paris hat der König au courant von allen Tagsbegebenheiten am franzöſiſchen Hof bleiben wollen, und einige Damen haben ſie ihm mitgetheilt in recht hübſchen und vollkommen unorthographiſchen Briefen. Eine ſeiner Correſpondentinnen war die ſchöne liebenswürdige Gräſin d'Egmont, Tochter des famöſen Marſchalls von Richelieu. Ich begreife nicht, weshalb Guſtav III. dieſe Briefe nicht in Gottes Namen hat verbrennen laſſen. Es ſcheint als habe er ſeiner Perſon, ſeinem Thun und Treiben im Privatleben eine Wichtigkeit beigelegt, welche ein König vielleicht vor funfzig Jahren gehabt haben mag, doch jetzt ſicherlich nicht mehr hat. Möge jetzt irgend ein Potentat mit Gräſinnen correſpondiren oder mit Tänzerinnen charmiren, man macht auf der Stelle Gloſſen darüber; doch funfzig Jahr nach ſeinem Tode? guter Himmel! in unſrer Zeit der athemlos ſich überſtürzenden Ereigniſſe, da kann er wahrlich von Glück ſagen, wenn er ſelbſt nicht bereits in Vergeſſenheit gerathen iſt. Auf der andern Seite hat die Rückſicht, fremde Perſönlichkeiten, die nicht dem öffentlichen

Leben und nicht in den Mund des großen Publikums gehören, auch nicht in daſſelbe bringen zu wollen, etwas durch und durch Chevalereskes, wogegen die brutale Schonungsloſigkeit recht widerlich abſticht mit der man heutzutage Briefe umherſtreut, wenn die Schreiber derſelben kaum begraben oder gar noch am Leben ſind. Das kommt daher, weil der große Wechſel der Ereigniſſe und die ungeheure Leichtigkeit mit der man Nachrichten von allen Weltgegenden bekommt, die Menſchen über die Theilnahme, über das wahrhafte Intereſſe für andre Menſchen oder auch für Sachen, blaſirt. Man kann unmöglich Theil nehmen an all dieſen Schickſalen in China, in Hayti, in Algier, und nun gar in Europa! welche man alle brühwarm und genau zu erfahren bekommt. Man wird ganz platt neugierig; denn wiſſen will man doch ganz umſtändlich was in allen vier Weltgegenden geſchieht. Man bildet ſich ein, vom Wiſſen werde man klug; in dieſer Richtung wird man erzogen. Und ſo will man denn wiſſen — wo möglich Alles! Hat man's erfahren, ſo ſpricht man ach! o! ei! und denkt nicht weiter daran. Unter der Maske des Cosmopolitismus erſtarrt unſre Zeit in der vernichtendſten Gleichgültigkeit.

Da ſchleich' ich denn ganz traurig in die Grabkapelle zurück, und obgleich ich eben geſagt habe, es ſei fürchterlich zu ſterben, wenn man im Leben nichts gethan, ſo wünſche ich denn doch todt und bei den großen Männern zu ſein, die ein Herz in der Bruſt hatten, und keinen Eiszapfen. Axel Oxenſtjerna liegt auch da mit Andern ſeines Hauſes. Er war ein geſchickter Staatsmann, ein denkender und umfaſſender Kopf, ein treuergebener und zugleich einſichtsvoller Diener des Königs, deſſen Freundſchaft er in einer Weiſe beſaß, wie ſie wol nie edler zwiſchen König und Unterthan ſtatt gefunden. Das iſt jeder Achtung und Verehrung werth! Was mir aber ganz bewundernswürdig ſcheint, ſowol an ihm als an Guſtav Adolf, das iſt das Eine: der Reichskanzler trug in ſeinem hochſinnigen Kopf ganz und gar den alten ſchwediſchen Freiheitsbegriff von den Schranken der Königswahl im ariſtokratiſchen Sinn, mit Privilegien für den Adel; und nie verbarg er dieſe Geſinnung. Nun hatte aber grade der alte Adel dem König Carl IX., Guſtav Waſas jüngſtem Sohn und Guſtav Adolfs Vater, viel zu ſchaffen gemacht durch Eingriffe in ſeine Rechte und Widerſetzlichkeiten, deshalb ſuchte er deſſen Privilegien eher zu mindern als zu mehren, und Guſtav Adolf that daſſelbe, wenn auch milder als ſein Vater, weil es mit ſeiner Meinung übereinſtimmte. Er theilte nicht die politiſchen Anſichten des Reichskanzlers und erhielt ſich unabhängig von ihnen, obgleich der ſein volles Vertrauen beſaß und 28 Jahr alt war, als der achtzehnjährige Guſtav Adolf den Thron beſtieg. Es iſt in den großen Menſchen eine ganz andre Kraft, eine ganz andre Klarheit. Dieſe Verſchiedenheit der Meinung, die zwiſchen alltäglichen Menſchen eine faſt unausfüllbare Kluft reißt und in den wildeſten Parteihaß ausartet, die das Gefühl der Freundſchaft erkalten macht und gar die Liebe auszulöſchen verſucht: ſie dient den großen Seelen nur dazu, um ſich einander im Gleichgewicht zu halten, weil ſie unſre nichtswürdigen Schwächen der Selbſtüberſchätzung, der Empfindlichkeit, des Eigenſinns, der ungeduldigen Bitterkeit gegen den Widerſpruch, nicht kennen oder überwunden haben. Den Erbärmlichkeiten unzugänglich ſein — das iſt Stärke und Hoheit. Ach ja! das weiß ich ſehr gut! ich gehöre ſo recht unſrer Welt, weiß wo es fehlt, weiß woran es liegt, aber: zu ſein! das verſteh' ich nicht. Jämmerlich! —

Dieſe Grabmäler ſind weder ſchön noch prächtig; graue Grabſteine, weiter nichts. Aber prächtig, von dem köſtlichſten italieniſchen Marmor iſt das des Biſchofs Menander, der die Bibel in die finniſche Sprache überſetzt hat — was ein Basrelief verewigt. Und ſchön iſt das von Linné: eine etwas aus der

Wand hervorſpringende Pyramide von dem herrlichſten ſchwediſchen Porphyr, der wie purpurfarbener Marmor glänzt, und darauf ſein Porträt in Basrelief, als Medaillen aus weißem Marmor, von Sergel. Im Hörſaal des botaniſchen Gartens ſteht ſeine Statue, von Byſtröm. Ein gutes, nachdenkliches, geiſtiges Antlitz, mit innigem Ausdruck von Freude und Staunen in einem Buch mit Blumen leſend — was wol ein Symbol der Natur ſein ſoll. Er hat jene Zartheit im Antlitz, die unabhängig von den Zügen und vom Ausdruck iſt und den damit Begabten wie ein Hauch, wie ein Duft, ich weiß nicht ob auf, ob über der Stirn liegt. Rafael hat ſie auch, und Thorwaldſen, und Dahl; aber nicht grade im Geſicht müßt Ihr ſie ſuchen, ſondern dahinter. „Der Schatte Gottes geht durch die Natur,“ hat Linné geſagt. Wie rein, wie lind, wie fromm muß das Auge werden, das mit dem Bewußtſein überall dem Schatten Gottes, dem Abglanz ſeiner Liebe, ſeiner Macht, ſeiner Weisheit zu begegnen, in die Natur hineinſchaut. Aber dazu iſt ganz nothwendig, daß es haften bleibe auf den Blumen und Pflanzen, den Wolken und Winden, den Gräſern und Bäumen; denn wenn es ſich von ihnen ab- und den Menſchen zuwendet, da muß es getrübt werden von dem tiefen Zürnen, das doch kein

Verdruß — und von dem tiefen Schmerz, der doch kein Unmuth iſt, weil in ihnen der Schatte Gottes umhüllt und umnachtet wie der Kryſtall im Felsblock iſt. Ich weiß nicht was Linné gethan, ob er ſich ſehr um die Menſchen gekümmert haben mag. Ich denke mir er hat ſie nicht ſehr geſucht, nicht ſehr geflohen. Sein Häuschen wird noch hier gezeigt, und ſein Landſitz Amalby in der Ferne, wenn man nach der Mora-Wieſe fährt.

Der botaniſche Garten liegt am Fuß des Hügels, auf welchem ſich das Schloß erhebt, und iſt früher Schloßgarten geweſen. Mich überkam ein angenehm heimliches Gefühl in demſelben, und zwar nicht wegen Linnés ſchöner Statue, nicht wegen der prächtigen Baumgruppen die ihn zieren, nicht wegen irgend eines Anblicks oder Gedankens welche ſich auf die Wiſſenſchaft beziehen, ſondern — wegen der Taxus-Pyramiden, die ihn in der Mitte mit einem langen Gang durchſchneiden. Sie erinnern mich an die glücklichſten Tage meiner Kindheit, wenn wir bei dem guten Großvater Behr in einer gewiſſen wilden Freiheit herumſchwärmten und hinter den Taxus-Pyramiden Verſteck ſpielten. Ich habe ſie ſeitdem nie und nirgends wiedergeſehen, ſie mögen auch wol ſchon ſeit hundert Jahren aus der Mode ſein; aber ſie machten mir hier einen großen Effect, obgleich ſie auf keine Weiſe mit jenen geliebten und bewunderten rivaliſiren können. Sie bilden nicht einen herrlichen Stern, deſſen Stralen ſymmetriſch auf einem freien, runden Platz auslaufen; ſie ſtehen nicht in Rabatten, die mit Buchsbaum eingefaßt und mit Ritterſporn, Fingerhut und Mohn bepflanzt ſind — Blumen, die man heutzutag wol nur noch in Bauergärten findet. Aber, es ſind doch Taxus-Pyramiden! Gott! ſeit mehr als zwanzig Jahren hab' ich keine geſehen, kaum an ſie gedacht. Das iſt ja ein Menſchenleben, der Zeit nach, 20 Jahr! und mir waren ſie wol ein Leben, wenn nicht immer ein glückliches, ſo doch ein reiches, reich an Hofnung und Enttäuſchung, an Arbeit, Luſt und Leid und Jubel, wie meiſtens Alle es haben, die ſo mit ofnen Armen und ofnen Herzen zuverſichtlich ins Leben hinein marſchiren, wie junge Rekruten in den Krieg, vergnügt über ihre nette blanke Uniform und ganz ſtolz darauf, in Reih und Glied wandern zu dürfen und für etwas zu zählen. Die Freude hat denn bald genug ein Ende, wenn die Ermüdung kommt, und die Schlacht, und die Wunden; wenn man feig iſt und Reißaus nimmt; wenn man ſich innerlich beſchimpft fühlt und es wieder gut machen mögte; wenn man die tüchtigeren Kameraden anſieht und ſich vor ihnen ſchämt, und zum alleinzigen Troſt heimlich hoft: ach, es hat wol Niemand dein miſerables Benehmen gemerkt. Dann rafft man ſich auf und zuſammen, und iſt man tollkühn geweſen, ſo bildet man ſich ein tapfer geweſen zu ſein, und ſchlecht und recht tüchtig — das iſt man am allerſeltenſten. Woher man dennoch die dreiſte Stirn nimmt, um ſich ab und an leiſe Schmeicheleien zuzuflüſtern, als verdiene man Ordenskreuze und Lorbeerkränze: das wäre gar nicht zu erklären, wenn man nicht aus tauſendfacher eigener Erfahrung wüßte, daß man gegen ſich ſelbſt faſt immer in der Stellung eines orientaliſchen Sclaven zu ſeinem Gebieter iſt: ſchwankend zwiſchen Vergötterung und Verachtung. Donnerte und blitzte Gott ſeine Geſetze nicht bisweilen dermaßen in die Seelen hinein, daß man zu ſich ſelbſt kommt, die Augen aufthut und das Bewußtſein erlangt, ſo müßte man verzweifeln in jenen Schwankungen. Aber mit dem Bewußtſein ſammelt man ſich, erkennt ſich weniger göttlich und weniger diaboliſch als man gewähnt, ſondern nur ſchwach; die Schwäche ſucht nach einer ſtarken Stütze, und es giebt keine, keine, als nur die Hand Gottes. Unter ihr, an ihr — da ſind wir geborgen! und dennoch laſſen wir ſie immer wieder los. Wie die Gedanken bei jenen Taxus-Pyramiden zuerſt ſo heiter waren, und nun ſo traurig worden ſind! Geht das immer ſo, wenn man zwanzig Jahr zurückblickt? ich will's nicht fürchten. Hoffen will ich vielmehr, daß ich nach abermals 20 Jahren heiterer auf den durchlebten Zeitraum ſehen werde. — — Ach, nehmt's nicht übel, daß ich nichts vom botaniſchen Garten erzähle! es geht mir immer ſo: wenn die Dinge mir nichts zu ſagen haben, ſo ſag' ich allerlei, um dieſen Mangel auszufüllen, denn ohne Gedanken und ohne friſche Luft kann man nun einmal nicht exiſtiren. Ihr wünſcht vielleicht kleine Notizen über Linné; Du zumal, Clärchen, haſt gewiſſe mild und bequem unterrichtende Bemerkungen ſehr gern. Doch ich muß geſtehen, daß ich nicht einmal die Jahreszahl ſeiner Geburt und ſeines Todes weiß, und daß es mir auch nicht eingefallen iſt danach zu fragen. Der Gothaer Kalender iſt ſehr gut für unſereins; wann aber ein Unſterblicher gelebt hat, iſt im Grunde einerlei, weil er immerfort lebt. Kurios iſt's, auf wie viel und durch wie viel Weiſen man zum Ruhm gelangt! Linné hat Pflanzen betrachtet, recht genau, recht aufmerkſam, hat ihre Staubfaden gezählt, hat die zuſammengebracht welche eine gleiche Anzahl haben, hat gefunden, daß ſie in 24 Abtheilungen unterzubringen ſind — und ſein Ruhm iſt gemacht. Das ſieht wie nichts aus und muß doch ſehr viel ſein; denn um und für nichts bleibt Niemand 100 Jahr nach ſeinem Tode in einer ſo friedlichen, wenig Lärm machenden Wiſſenſchaft berühmt.

Nach der Union verfiel der Gebrauch der Königswahl auf der Mora-Wieſe. Dafür wurden die Könige in Upſala gekrönt, und da ſie nicht ſie zu tragen verſtand, legte die Königin Chriſtine auch zu Upſala ihre Krone nieder. In der Bibliothek bewahrt man ganze Hefte ihrer Handſchrift auf, meiſtentheils franzöſiſch, Notizen für ihre Miniſter und Geſandten, kurz, von wenig Worten, eine große, flüchtige, ziemlich leſerliche, doch nicht klare und feſte Schrift. Verſchiedene Porträts hab' ich von ihr geſehen; alle ſind ſich untereinander frappant ähnlich, alſo muß ſie wol ſo ausgeſehen, ein ſo maſſives, ſtarkzügiges Geſicht gehabt haben. Sie iſt nicht im Geringſten hübſch, nicht einmal ihr Auge iſt's, denn es liegt eine harte Klugheit darin. Gewiß war ſie klug! mit allen Philoſophen, allen Staatsmännern wußte ſie zu ſprechen; ſie liebte die Wiſſenſchaften und verſtand die Männer zu ſchätzen, die ſich mit ihnen beſchäftigten; ſie ſelbſt war ſehr gelehrt, kannte die alten Sprachen und war unermüdlich im Studiren. Nachdem Descartes ihrem Ruf nach Stockholm gefolgt war, beſchied ſie ihn allmorgentlich um fünf Uhr in ihre Bibliothek, um ſich mit ihm zu unterhalten. Aber was half es ihr Descartes, Thucydides und Tacitus zu verſtehen, da ſie ihre eigene Stellung und Beſtimmung nicht verſtand! ſie war eine unvollkommen Begabte. Das iſt das größte Übel, das einen Menſchen befallen kann. Lieber gar keine Gaben, als ein ſchreiendes Mißverhältniß derſelben! dadurch iſt man immer im Widerſpruch mit ſeinem Schickſal; auf der einen Seite überflügelt man es, und auf der andern genügt man nicht deſſen Anſprüchen. Es iſt ein Kennzeichen der großen Menſchen, daß ſie nie weder erdrückt noch überraſcht von ihrem Schickſal ſind, ſondern es grade ſo annehmen wie es ihnen entgegentritt, überzeugt daß ſie es tragen und, ſoviel es in menſchlicher Kraft ſteht, es beherrſchen können. Der klare Blick über die Welt, der ſie ihre Beſtimmung erkennen und dieſe Beſtimmung ſamt all deren guten und ſchlimmen Conſequenzen annehmen läßt, und der ihnen Ruhe giebt im Entſchluß: er fehlte der Königin Chriſtine. Sie hatte Verſtand genug um gute Sachen zu ſagen, aber nicht um ſie zu thun. Es iſt eine vortrefliche Äußerung im Senat, als ſie den gelehrten Salvius zum Reichsrath erhob: „Wenn man guten Rath begehrt, frägt man nicht nach ſechzehn Ahnen.“ Daß ſie ihren Schneider in den Adelſtand erhob, der nun den majeſtätiſchen Namen Löwenkrone annahm, iſt wieder unbegreiflich wunderlich. Und ſo ging es denn auch an ihrem Hof her. Neben den Gelehrten waren die

Tänzer und Sänger in hohen Gnaden, und wie ſie mit jenen las und ſprach, ſo ſang und tanzte ſie mit dieſen. Alle wurden verſchwenderiſch bezahlt und beſchenkt, und ſo kam es denn, daß ihre Küche aus Geldmangel zweimal zugeſchloſſen werden mußte. Dieſe Unordnung der Finanzen erſtreckte ſich durch das ganze Reich, gab zu großen Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten Veranlaſſung, und erzeugte tiefes Mißvergnügen, das in laute Gährung überging. Sie erſchrack nicht darüber; gar nicht! ſie war höchſt unerſchrocken; aber ſie wurde unmuthig und der Entſchluß, den ſie lange heimlich gefaßt, trat ins Leben. Ihren Vetter, Carl Guſtav von der Pfalz, der mit ihr in Schweden erzogen worden war und dem ſie als Kind ihre Hand zugeſagt hatte, mogte ſie nicht heirathen. Er war kurz und dick gewachſen, und ſie nannte ihn das Burgemeiſterlein. Aber ſie wollte auch keinen Andern, und ſetzte es durch im Reichsrath und bei den Ständen, daß er zu ihrem Thronfolger ernannt wurde, falls ſie ohne Erben ſtürbe. Das geſchah bereits 1649, und am 6. Junius 1654 übertrug ſie ihm die Krone, unter den Thränen von Männern und Frauen ,,weil ſie ,,ſowol ihren Stammbaum als ihre Regierung früher ſchloß, als Gott es that;" denn ſie war erſt 28 Jahr alt. Später kam ſie noch zweimal nach

Schweden zurück, das ſie gleich nach ihrer Abdankung verließ. Aber ſie war durch den Übertritt zur römiſchen Kirche eine Fremde in ihrem Vaterlande worden. Ob ſie innerlich die Befriedigung gefunden nach der ihre unbändige Seele ſtrebte?.... Sie ſtarb zu Rom, 1689, im Palaſt Corſini, wo jetzt wunderſchöne Gemälde die Erinnerung an ſie verdrängen.

In der Bibliothek ſind allerlei Kurioſitäten, z. B. die Bibelüberſetzung des Ulfilas. Das Gebäude ſelbſt iſt recht ſchön, neu, noch nicht ganz vollendet in den obern Räumen, und liegt allein auf einer Anhöhe. Das Schloß liegt auf einer andern, der Dom auf einer dritten, und das Städtchen ſelbſt unter und zwiſchen ihnen. Es hat ſchnurgrade Straßen, und obgleich mir die hölzernen Häuſer, weil ich nicht an ſie gewöhnt bin, von Außen wie Buden oder Baracken vorkommen, die man auf Märkten und Lagerplätzen in Eil errichtet: ſo ſind ſie doch inwendig bequem und freundlich, wie ein guteingerichtetes ſteinernes Haus, und ſollen auch eben ſo warm ſein. Übrigens würde man hier nimmermehr die ſchwebenden Gärten der Königin Semiramis für ein Weltwunder erklären, denn auf manchen kleinen Häuſern ſchweben zwar keine Gärten, doch Wieſen ſitzen recht feſt und ſicher auf ihnen, ſchöne grüne Wieſen, mit friſchem Graswuchs und muntern gelben Blumen. Dieſe kleinen Häuſer ſind ſtatt mit Ziegeln, mit Birkenrinde und darüber mit Raſen gedeckt, der ganz vortreflich prosperirt, und aus dem der große gemauerte Schornſtein wie ein Thurm hervorragt. Wären dieſe Dächer weniger ſteil, ſo dächt' ich, daß eine Kuh ihren ganz guten Weideplatz darauf finden müßte. Ich erzähl' Euch dies heimlich, und bitte Euch es nicht weiter zu ſagen; denn ſonſt wird eine enorme Geſchichte daraus und es heißt, in Upſala weideten die Viehheerden oben auf den Dächern der Häuſer.

Das Städtchen iſt ſtill. In der Ferienzeit, welche 3 Monat dauert und in den Sommer fällt, gehen die Studirenden zu ihren Familien, und viele der Profeſſoren aufs Land. Es iſt ſchade, daß ich nicht Schwedens Jugend, ſein friſches Blut, beiſammen ſehe. Es iſt doch immer eine Fraction der ewigen Jugend, an die zu glauben ſchwer fällt in dieſer alten abgetragenen Welt. Ich höre, daß Upſala die erſte Univerſität des Landes ſein ſoll, und denke, daß ich zu Lund in Schonen wol daſſelbe hören würde — jedoch von Lund. Bei der tiefen Stille dahier erklang heute früh eine Trompete, wie die des jüngſten Gerichts, wenigſtens für mich, die ich ganz entſetzt aus dem Morgenſchlaf auffuhr. Der Engel der ſie blies war ein Omnibus-Kutſcher, der trompetend durch die Straßen fuhr, um die Brunnentrinker zu wecken, die er nach einer benachbarten künſtlichen Brunnenanſtalt zu führen hat. So iſt denn die Civiliſation des Jahrhunderts, Omnibus und factice Heilquellen, bereits zum ſechszigſten Breitengrad gedrungen; — und ich bin es auch. Gibraltar liegt unter dem ſechsunddreißigſten. Es klingt recht hübſch von Gibraltar bis Upſala geweſen zu ſein; aber es iſt doch ſehr wenig für die weite Erde! — Als wir geſtern um halb zehn Uhr Abends von Profeſſor Geijer heim gingen, war es heller Tag, und wir gingen noch nach dem Schloßhügel, wo Guſtav Waſas Büſte ſteht. Da oben ſahen wir grade den letzten Sonnenblick, und nun erſt begann die Abendröthe mit ihrem wechſelnden Farbenſpiel, das ebenſo lang und matt, als das in Cadix kurz und feurig iſt. Farben! Farben! ſie fehlen dem Norden. Die ſchönſten ſieht man gewiß auf dem Antlitz der Frauen in den höheren Ständen, eine Verſchmelzung von weiß und blaßroth, eine Transparenz, wie ſchöne blonde Kinder ſie bei uns haben. Und nicht blos in der Jugend ſchmückt ſie dieſer herrliche Teint; Frauen im Herbſt des Lebens haben ihn noch, und er giebt ihnen etwas unglaublich Zartes und Weiches. Augen und Haar ſind ebenſo licht gefärbt und vollenden den ſanften, milden

Ausdruck. Ich mögte wol dieſe Köpfe auf einem Hintergrund von ſchwarzem Sammet ſehen. Ab und an giebt's auch dunkle Färbung; doch beim Volk faſt nie. Das iſt nichts weniger als ſchön! die rauhe Luft, Regen und Sonne machen das blonde Haar aus dem Strohfarbenen ins Grüne ſpielend, und den hellen Teint gelb. Eine gelbe Blondine muß wunderſchön ſein, ſonſt iſt ſie grundhäßlich. Beſondere Trachten ſieht man, die dalekarliſchen Weiber abgerechnet, gar nicht beim Volk, denn das Tuch, das die Weiber über den Kopf werfen und unter dem Kinn zuknüpfen, hat keinen beſtimmten Character, iſt groß oder klein, weiß, ſchwarz, bunt, von Seide oder Baumwolle, ganz nach Belieben der Beſitzerin. Ein ſchwarzſeidnes Tuch auf dem Kopf von gutgekleideten Dienſtmädchen und Frauen des niedern Bürgerſtandes iſt mir in Stockholm zuweilen als ſehr wohlkleidend aufgefallen.

Das Land hat hier ſeinen felſigen Boden etwas mehr mit Erde beſchüttet und geebnet als bei Stockholm. Die Fahrt nach der Mora-Wieſe ging ununterbrochen durch Felder und Wieſen, die mitunter moraſtig ſind, und in der platten Ebene. Die Hügel welche ſich zeigen ſind keine Felsblöcke, ſondern Sandhügel, und ſie ſollen ſich durch verſchiedene Provinzen, und gar auf dem Boden der Seen unter dem Waſſer fortziehen. Upſala liegt nicht am Mälar. Ein kleines moraſtiges Wieſenflüßchen, das ſich halb zugewachſen mit Binſen in den Mälar ergießt, iſt mühſam ſchiffbar gemacht, ſo daß die Stadt den Vorzug der Dampfſchiffverbindung genießt: aber der Landſchaft fehlt mit dem See ihre einzige Schönheit. Einige Weiden ſtanden am Wege, und Tannen bedeckten den Abhang des Hügels, neben welchem man das Häuschen über den Mora-Steinen erbaut hat. Sonſt keine Bäume! aber in Upſala giebt es ſchöne Linden und Eſchen. Außer den Mora-Steinen werden auch einige Runenſteine dort aufbewahrt. Es ſind Grabſteine, auf denen man eine ſchlangenförmige Zeichnung und in ihr eine Inſchrift findet. Die Bautaſteine ſind noch älter, ſind Denkmale für Todte, und man erkennt ſie daran, daß ſie dreieckig roh behauen, aufgerichtet, und etwa mannshoch ſind. Ich hätte nicht gewußt was von dieſen verſchiedenen Steinen zu denken, wenn Profeſſor Geijer es mir nicht erklärt hätte. Im weſtlichen Frankreich erinnere ich mich ähnliche geſehen zu haben; aber ſie waren höher, werden dort, wenn ich nicht irre, Dolmen genannt, und ſollen Überbleibſel der celtiſchen Zeit ſein.

Heute früh war das Wetter ſchön, ſonnenwarm und windſtill. Heute Nachmittag ſah es ſchon bedenklich aus, kühl und grau. Wir begegneten Spaziergängern mit Regenſchirmen. Gar kleine Kinder ſah ich mit Schirmen befrachtet: ſo nothwendig iſt hier dies unbequeme Inſtrument. Kaum von der Mora-Wieſe zurückgekehrt fing es an zu regnen, und regnet, regnet, regnet, als ob es nie wieder aufhören ſollte. Das iſt unerträglich, denn wir wollen morgen nach Dannemora, und können es nicht verſchieben, weil man in dieſem wunderlichen Lande immer mit einem Courier reiſen muß, der die Poſtpferde beſtellt, und der unſre iſt bereits fort — ein barfüßiger Burſche, auf einem ungeſattelten und halbgezäumten Pferde. Nach Dannemora geht keine eigentlich große Poſtſtraße, daher thut man gut die Pferde zwölf Stunden voraus zu beſtellen.

Upſala, Julius 1.

Nun, es hat denn geſtern richtig geregnet — a cantaros! wie man in Spanien, mit Eimern! wie man bei uns ſpricht. Dreizehn deutſche Meilen gemacht und Dannemora beſehen bei dieſem donnernden Regen, der ſich ein paarmal viertelſtundenlang ausruhte, um alsdann mit erneuter Gewalt hernieder zu praſſeln, — das iſt in der That ein zweideutiges Vergnügen. Aber ich befinde mich recht wohl dabei. So wie ich heim kam, ging ich zu Bett; das iſt meine Panacee gegen alle äußeren Unbequemlichkeiten. Giebt's nichts Erträgliches zu eſſen, ſo geh' ich zu Bett; langweil' ich mich ſehr — zu Bett; bin ich durchnäßt — zu Bett. Sancho Panſa lobt denjenigen, der das Schlafen erfunden hat. Da geht er vielleicht zu weit, der liebe Sancho, denn der Schlaf kommt einem doch mitunter recht ungelegen, nun da er einmal erfunden iſt. Doch wer das Bett erfunden hat, den lobe ich; denn das Bett iſt kein geſtrenger und unabweislicher Gebieter, wie der Schlaf; es drängt ſich nicht auf, es fällt nicht unbequem in unſre beſten Gedanken und Beſchäftigungen hinein, es bleibt beſcheiden im Hintergrunde, und verſchmäht man es, ſo rächt es ſich nicht wie der Schlaf, der uns für ſolche Vernachläſſigung ſehr zur Unzeit zu überrumpeln pflegt, ſondern wartet gelaſſen. Um ſeine Vortreflichkeiten zu ſchätzen muß man auf Reiſen hungrig, durchnäßt, erkältet geweſen ſein, und ich weiß nicht ob man es um dieſen Preis wünſchen wird. — Nun, ich werde Euch die Fahrt beſchreiben.

Geſtern früh um ſechs Uhr, als der Omnibus-Kutſcher ſeine Kunden unter den feuchten Morgenhimmel heraus poſaunte, rollte eine Kaleſche vor die Thür unſers Gaſthofs — eine Kaleſche, wie kein Auge in Deutſchland ſie je geſehen. Ihre Form näherte ſich der vollkommenſten, nämlich der Kugelform. Ihre Farbe war ſchwarzgrau. Ein kleiner Bube in einem nicht eben friſchgewaſchnen Leinwandhabit und barfüßig lenkte vom Kutſcherſitz aus die muntern Pferde; und vier andre, ſeine guten Freunde, Kameraden, Brüder, ſtanden hinten auf dem Lakayenbrett und genoſſen mit Wonne die Püffe, die es reichlich auf dem unebnen Steinpflaſter gab. Ich ſprach zu mir ſelbſt: „Haſt du in einer ſpaniſchen Barucha fahren können, wirſt du auch in dieſer Kaleſche fahren; denn unbequemer kann ſie unmöglich ſein.“ Und das war ſie auch in der That nicht. Wie das Reiſen gleichgültig macht gegen die äußere Elegance, das könnt Ihr Euch wirklich nur dann vorſtellen, wenn Ihr die Erfahrung an Euch ſelbſt macht. Ich weiß Menſchen, die um keinen Preis in ſolchem Wagen fahren würden, aus Sorge ihr Anſehen unter den Leuten leide dabei. Ich weiß Andere, die es für ſehr unanſtändig halten mit weniger als vier Pferden zu fahren. Wie würden ſie erſtaunen, aus einer ſpaniſchen Diligence mit neun Maulthieren und aus einer neapolitaniſchen Caleſſina mit einem Pferdchen genau ſo herauszuſteigen, wie ſie hineingeſtiegen ſind. Ich will nicht etwa Euch einbilden, ich ſei urplötzlich gleichgültig für den Unterſchied eines bequemen oder unbequemen Wagens geworden. O mit nichten! ich habe dieſen

Unterſchied tief erkannt und daher den Vorzug des erſteren in ſeinem ganzen Umfang ſchätzen lernen; aber nur meiner Bequemlichkeit wegen, und nicht um den Leuten dadurch zu imponiren. — Dieſen Wagen und das Geſchirr der Pferde hatte Caliban für die Fahrt gemiethet. Ohne letzteres kann man nicht reiſen, denn der Skjutsbonde hat nur die Verpflichtung Pferde zu liefern und einen Menſchen, der ſie lenkt. Gewöhnlich iſt das ein kleiner Bube, und die Einheimiſchen ſagen mir, daß ſie ſich der Führung eines ſolchen getroſt anvertrauen. Aber mein Caliban hat Atteſte, daß er fahren ſoll wie ein Kutſcher des Circus, und ſo ſah ich ihn mit großer Satisfaction ſich auf den Sitz ſchwingen, und den Skjutsbuben hintenauf ſteigen; denn der iſt höchſt nothwendig, ſowol um auf der Station die Pferde zurückzuführen, als auch um die zahlloſen Thore zu öfnen, welche alle fünf Minuten den Weg ſperren. Wie nämlich in Holſtein Felder und Gärten, Äcker und Wieſen mit grünen lebendigen Hecken eingefaßt ſind, aber ringsum, ſo daß der Fahrweg frei bleibt: ſo ſind ſie es hier mit dürren Zäunen, die aber auch über den Weg fortlaufen und Thore haben. Für Menſchen iſt neben denſelben ein Treppchen von drei oder vier Stufen hüben und drüben am Zaun angebracht, ſo daß Fußgänger keine Unbequemlichkeit davon haben. Das Vieh iſt auf dieſe Weiſe auf dem Grund und Boden jedes Beſitzers abgeſperrt, und das iſt wol der Hauptzweck. In der Landſchaft machen ſich dieſe dürren Zäune ſehr ſchlecht, denn es iſt ganz gewiß, daß das todte Holz das lebendige überwiegt; aber ſie ſind hier nun einmal eingeführt! — Das Land iſt flach, der Regen hüllte es in die allertriſteſte Einförmigkeit, oder verbarg ſie. Die Dörfer waren ſpärlich, einige ſahen wohlhabender aus, als andre, und zwar die, wo Eiſenhammer ſich befinden; wie denn überhaupt die Bergwerksdiſtrikte bei Weitem die bevölkertſten in Schweden ſein ſollen. Dort nimmt auch die Volksmenge zu; in den kleinen Städten aber nicht, und in Gegenden wo nur Ackerbau getrieben wird auch nicht. Es iſt ein rechtes Glück, daß nicht mehr Menſchen kommen! denn Mißwachs oder wenigſtens ſchlechte Ernten ſind unter dieſem rauhen Himmelsſtrich nichts ſo gar Seltenes, und etwas dem man auf keine Weiſe abhelfen kann; da würden noch mehr Arme leiden müſſen! Man hält zwar eine große Population für Segen und Reichthum eines Landes; aber man muß doch ſicher ſein, Brot für ſie zu haben. Die Erde leidet nicht, wenn ſie nicht bebaut wird; doch der Menſch ſehr, wenn er hungern muß. Iſt einmal die Population im Steigen begriffen, ſo geht es reißend aufwärts, und in einem kurzen Augenblick, kurz wie die Tag- und Nachtgleiche, halten Erzeugniß und Verbrauch ſich das Gleichgewicht. Drüber hinaus beginnt alsbald die Noth, und ſteigt und ſteigt mit der wachſenden Menſchenzahl, bei der ſich immer das Problem ergiebt: je weniger Brot, deſto mehr Kinder. Im Berner Oberland hat man's, daß fünf, ſechs Familien Antheil haben an einem Nußbaum. Der Urgroßvater mag fünf, ſechs Nußbäume gehabt haben, aber ſeine Urenkel müſſen ſich begnügen mit ebenſoviel Nüſſen. Betrachtet Ihr es als ein großes Glück, daß all dieſe Urenkel geboren ſind, entweder für die Erde oder für die Menſchheit? Die Erde? nun, ich hoffe daß ſie unempfindlich iſt, die alte Erde, gegen Alles was auf ihr vorfällt, und keine Emotionen in ſich aufkommen läßt, denn die müßten trübſeliger Art ſein. O Gott! ganz erweicht müßte ſie ſein von den zahlloſen Blut- und Schweiß- und Thränentropfen, die wie ein ununterbrochener Regen auf ſie herabfallen. Nein, nein! die Erde iſt hart und feſt, und theilnahmlos für unſre Luſt und unſer Leid. Und die Menſchheit? Ach, für das unbeſtimmte Wort: Menſchheit, bei dem es ſchwer iſt ſich etwas Anderes vorzuſtellen, als ein vielköpfiges und vielgliedriges Ungeheuer, intereſſiren ſich nur die, welche ſich nicht für den einzelnen

Menſchen intereſſiren mögen. Die Menſchheit verſpeiſt den Menſchen in ihren Kriegen, ihren Fabriken, ihren überharten Arbeiten, ihrem Hunger und Kummer und Elend, ihrem Luxus, ihrer Bildung. Ich ſehe nicht ein, weshalb man ihr immer mehr Speiſe wünſchen ſoll. Iſt der Menſch einmal geboren, ſo wünſcht er auch ein wenig glücklich zu ſein, mindeſtens — nicht ſehr elend. Aber grade auf die Klaſſe, die man am zahlreichſten wünſcht, auf die handarbeitende, die gewerbtreibende, kommt das ſicherſte Elend. Das iſt doch eine unſägliche Grauſamkeit. Nie hab' ich gehört, daß man einem König 12 Söhne, 50 Neffen, 100 Enkel gewünſcht hätte. Warum nicht? weil die nicht arbeiten und viel verzehren. Hingegen von dem Stande, der viel arbeitet und nichts zu verzehren hat, ſoll das Steigen der Population ausgehen, damit mehr Köpfe — Abgaben bezahlen können .... oder ſollen. Gott beſſere es! aber es iſt eine konfuſe Welt in der wir leben, und mir däucht ſie ſteht ſo windſchief, als wolle ſie ſich nächſtens auf die andre Seite legen. Ihr denkt gewiß: „Du biſt aber auch nicht ein bischen conſequent! all dieſe Zeit hindurch haſt Du lamentirt über den Menſchenmangel in und um Stockholm, und nun iſt Dir plötzlich die Menſchenzahl ein Greuel.“ Wahr und richtig! ich lebe nicht umſonſt in meiner Zeit: ich lerne von ihr. Ich höre Leute ſolange von Freiheit und Gleichheit reden, bis ſie zu dem Standpunkt gelangt ſind, von wo ſie für deren Verbreitung und Aufrechthaltung wirkſam ſein könnten. Dann finden ſie die Ausführung ſchwer, ja unmöglich, und geben ſie auf unter tauſend guten Gründen. Ich ſchreie nach Menſchen, weil eine Stadt, eine Landſchaft ohne ſie langweilig, unbelebt, ohne Reiz iſt. Komme ich aber in das Land ſelbſt hinein, ſehe ich ſeinen unergiebigen Boden, ſeine ſpärlichen Mittel, da laſſe ich geſchwind meine Anſprüche an Leben und Reiz fallen. Freilich bin ich da eben ſo wenig conſequent als meine Vorbilder; nur mit dem Unterſchied: daß ich im Intereſſe Anderer inconſequent bin, während ſie es im eigenen ſind. Nun? verſtehe ich nicht zu lernen? Und wahrlich! ich muß das was man Inconſequenz zu nennen pflegt noch ein wenig mehr in Schutz nehmen; nicht wegen eines beſondern Falles, nur im Allgemeinen. Ich glaube, daß conſequente Leute oft nur ſtarrſinnig, oder beſchränkt und nicht im Stande ſind, eine Idee ſo weit durchzuarbeiten bis ſie die Stufe zu einer neuen wird. Sie iſt ihnen ein Ring in deſſen Mittelpunkt ſie gebannt ſind, während ſie doch auch das ringförmige Glied einer Kette ſein kann, die man zu durchlaufen hat, indem man eins an das andre fügt.

Ach welch ein Jammer, daß die Seelen nicht compact und die Leiber transparent ſind. Wie herrlich und richtig würde man dann die Leute beurtheilen können, und auf's Haar wiſſen, ob die Veränderung, die wir in ihnen wahrnehmen, aus geſunder Entwickelung entſpringt oder aus kränkelnder Schwankung. Jetzt rathen wir ſo herum, blindlings, tappend, an einzelnen, hervorſpringenden Handlungen uns haltend und vorſchnell danach urtheilend. Es iſt wie wenn man dem Schachſpiel zuſieht: man kennt nicht den Plan, und tadelt es, wenn der Eine es liebt mit ſeinen Pions immer gradeaus zu gehen, und der Andre mit Springerzügen umher zu ſchwirren. Es hoſt doch Jeder auf ſeine Weiſe zu ſiegen, und giebt ſich viel Mühe darum. Der Plan unſers Lebens iſt immer: Befriedigung zu finden; und da läßt man die Springerzüge ſchwer gelten, weil ſie ein bischen wild ausſehen. Ja, wovon ſprach ich? Ein paar Blätter muß ich und müßt Ihr zurückſchlagen, bis wir ſie wiederfinden, die ſchwediſchen Dörfer, die ſo arm ausſehen und doch ſo grundtüchtig. Oft iſt's ein kleines, ſchlechtes Haus, mit winzigen Fenſtern, weil der Mann nichts daran wenden kann, um es größer und heller zu machen. Doch es iſt nicht verfallen, nicht von Rauch geſchwärzt, hat keine eingeſunkne Thürſchwelle, keine zerbrochne Scheiben. Es iſt gut gehalten, ſo weit die Armuth es erlaubt, und ſieht aus wie ein dürftiges, fadenſcheiniges, nicht wie ein zerlumptes Kleid. Wenn ſie größer und beſſer ſind, ach, was ſind ſie nett! An ihre dunkelrothe Farbe hab' ich mich ſchon ſo weit gewöhnt, daß ich ſie unter grünen Bäumen und zwiſchen Gebüſch recht hübſch finde, weil es eine in die Augen fallende Abwechslung iſt. Thür und Fenſterrahmen ſind weiß angeſtrichen, die Scheiben glänzend hell; hinter ihnen ſchneeweiße Vorhänge und zuweilen ein Blumentopf. Ein glattes rothes Stacket, mit einer weder klaffenden noch wackelnden Thür, umſchließt den kleinen Hof, wo ein Schuppen oder Stall für Kuh, Schwein, Hühner, oder ſonſtiges Gethier ſich befindet, und das Gärtchen mit ein paar Gemüſebeeten und einem Hollunderſtrauch. Ich werde idylliſch, wie mir ſcheint, und mache das Kleine lieblich. Anders geht es nicht hier zu Land. Wer nicht im Stande iſt ſich wenigſtens momentan damit zufrieden zu ſtellen, der muß lieber gar nicht herkommen: darüber will ich Niemand täuſchen.

Auf jeder Station fanden wir die Pferde vor. Es war immer ein einzelnes Haus, und ein ofner Schuppen daneben. Barfüßige Weiber verwalteten das Poſtmeiſteramt. Dieſe nackten Füße ſehen in Upland bei eiſigem Regen und im tiefen Koth kläglicher aus als in Neapel. Die Pferde waren meiſtens ganz junge Thiere, welche die Beſitzer vermuthlich auf dieſe Weiſe einfahren ließen. Wahre Drachen waren es, mehr daran gewöhnt auf der Weide herumzurennen, als Wagen zu ziehen. Doch Caliban zähmte die Drachen nicht nur, ſondern ließ ſie gar kunſtvolle Evolutionen machen, bei denen ſich mir die Haare ſträubten; doch er war ſeiner Sache gewiß und nahm ſich ſehr majeſtätiſch. Von der letzten Poſt bis Dannemora geht der Weg durch einen gelichteten Tannenwald und zwiſchen zwei Seen über geringe Hügel. Die Fläche bleibt ſo groß und weit, daß man ſich nicht in der Nähe eines Bergwerkes glauben kann; allein man iſt es! das große Dorf iſt Dannemora, und rings umher giebt's keine andre Berge, als die, welche aus Schlacken und Steinen aus der Grube aufgeworfen ſind. Dies berühmte Bergwerk Euch einigermaßen anſchaulich zu machen iſt wirklich ſehr ſchwer, weil es ganz von der Vorſtellung abweicht, die man ſich von einem ſolchen macht. Ich wenigſtens, die nie eins geſehen hatte, war ganz verwundert keine Höhle zu finden, ſondern einen weiten Abgrund, an deſſen Rand man herantreten und bis auf ſeinen Boden blicken kann. Es verſteht ſich, daß Rand, Boden und Wände nicht ſo glatt und eben wie die eines Zimmers ſind. Mit einem Steinbruch, wo ſtatt des hellen Geſteins ſchwarzes Erz geſprengt wird, hat es große Ähnlichkeit, nur mit dem Unterſchied, daß ein Steinbruch ſich gewöhnlich auf einer Seite an einen Berg lehnt, und daß dies in die Erde hineinſinkt wie ein weiter Krater. Die größte Tiefe iſt 540 Fuß; an anderen Stellen beträgt ſie nur 300 bis 400. Nicht gleichmäßig iſt die ungeheure Grube ausgeſprengt, an der man nun ſchon ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert arbeitet. Hügel, Blöcke, Pfeiler, Bogen ſind ſtehen geblieben, wie Ruinen eines Cyclopen-Palaſtes, und auf ihnen kriechen die Arbeiter herum und ſehen von oben herab nicht größer aus als Mäuſe. Sie tragen nicht die deutſche Bergmannstracht, ſondern die gewöhnliche des gemeinen Manns in Schweden, Jacken von grobem Tuch, Leinwandbeinkleider, plumpe Schuhe. Einige wenige Schachte ſollen von der Tiefe aus horizontal ins Erdreich hineingehen; das kann man von oben herab nicht wahrnehmen, aber daß der Boden an einigen Stellen mit Waſſer, an andern mit Eis bedeckt iſt — ſehr genau. Rund um den Rand der Grube ſind Pavillons erbaut, in denen Pferde die Räder drehen, welche Eimer in die Tiefe laſſen und wieder emporwinden, nachdem die Arbeiter ſie mit Erz gefüllt. Man hat verſucht ſtatt der Pferde eine Dampfmaſchine anzuwenden, aber es koſtbarer gefunden und darum wieder aufgegeben. Die Eimer hängen an Stricken von Hanf oder Eiſendraht, auch an Ketten; und Leitern von Ketten für die Arbeiter hängen von einem Vorſprung, einer Klippe zur andern; daran klettern ſie behend hinab und herauf. In die Tiefe müſſen ſie im Eimer fahren. Dieſe Pavillons, die ich nur ſo nenne weil ich keinen andern Namen weiß, und die Ihr Euch nicht im chineſiſchen oder italieniſchen oder rococo Styl vorſtellen dürft — machen es ſehr bequem die Grube in ihren Einzelheiten zu überſchauen, ſo bequem, daß mir die Luſt verging hinabzufahren. Es iſt ein ſchwindelerregender Gedanke ſich von der Spitze des Straßburger Münſters in einem Eimer auf die Erde zu laſſen; und hier iſt die Reiſe noch länger als vom Straßburger Münſter. Gefahr iſt übrigens nicht im Allergeringſten dabei. Es kann nichts geſchehen, als daß der Strick reißt, und dagegen trägt man Sorge durch Aufſicht und Ordnung. Aber ich mogte nicht. Ich hab' einen inſtinktartigen Widerwillen gegen alle Expeditionen ins Innere der Erde hinein, und eine ebenfalls inſtinktartige Liebhaberei die Dinge der Erde von oben herab zu betrachten. Und es iſt ein ſtattlicher Anblick, wie die Menſchenameiſe ſo kühn iſt bei ihren winzigen Kräften! Da klettert ſie an einer ſenkrechten Wand ſchwebend; da hackt und haut ſie über den Abgrund gebogen; da ſetzt ſie täglich, ſtündlich, ihr Leben bei dieſen gefahrvollen Pfaden aufs Spiel — und hat denn am Ende nach 400 Jahren ein Loch gegraben und geſprengt, das ihr immens vorkommt, weil es das Werk von Generationen iſt, und das doch kaum die Oberfläche der Erde ritzt. Und ſo iſt im Grunde alles und jedes Menſchenwerk. Um dreiviertel auf zwölf kamen ſämtliche Arbeiter, bis auf zwei oder drei, aus der Grube. Dieſe bereiteten die Sprengungen vor, und mit dem Glockenſchlag zwölf begannen ſie. Das klingt wie Donner im Gebirg, ſo ſtark und voll, und meint man nun ſei der Hall von dannen gerollt, ſo prallt er plötzlich von irgend einer Höhle oder Klippe zurück und erſtirbt grollend. Während der Zeit fliegt das Geſtein auseinander und herum, und man hört noch lange den klitternden Fall einzelner Brocken in die Tiefe. Die Arbeiter tragen zwar Sorge bei Seite zu ſpringen und ſich zu verbergen, ſobald ſie die Lunte angelegt, aber die Gewohnheit der Gefahr macht unvorſichtig, und es geſchehen manche Unglücksfälle, Verwundungen und Verſtümmelungen. Als es hieß nun kämen die Arbeiter herauf, konnte ich mit meiner Kurzſichtigkeit ſie erſt gar nicht gewahr werden. Endlich ſah ich graue Klumpen, die ſich an den Wänden heraufwuſelten. Jeder Klumpe war ein

Eimer, auf deſſen Rand drei oder vier Arbeiter ſtanden, die ſich mit einer Hand am Strick hielten, und langſam, langſam drehte ſich dieſer Strick und dieſe Menſchentraube um ſich ſelbſt. Stellt Euch vor: mit ihren plumpen Schuhen ſtehen ſie auf dem ſchmalen Rande des Eimers, und kommt er durch die rotirende Bewegung des Stricks der Felswand zu nah, ſo müſſen ſie ihn gelinde davon abſtoßen. Caliban hatte mir eben eine kürzlich vorgefallne Begebenheit erzählt: zwei Arbeiter, erſchreckt durch das Gepolter eines rollenden Steins, hatten den Strick losgelaſſen und waren natürlich zerſchmettert in den Abgrund geſtürzt. Nun ſah ich dieſe Leute ganz nachläſſig mit einer Hand ſich haltend; ſie ſprachen zuſammen; der Eine nahm ſeine Mütze ab, der Andre ſah zu uns herauf, der Dritte trocknete ſich die Stirn. Ich hätte gewünſcht ſie wie die Meduſe verſteinern zu können, damit ſie doch nur um Gotteswillen keine unvorſichtige Bewegung machten. Ich klagte den lieben Gott an, weil er den Menſchen keine Flugel gegeben, wie den Schwalben, die ſorglos über den Abgrund dahin ſchoſſen und mit ihrer kleinen weißen Bruſt wie Schneeflocken glänzten. Ganz heiß überrieſelte es mich, und es flimmerte mir vor den Augen. Aber der Eimer entlud ſich friedlich im nächſten Pavillon. Vier Menſchen ſtiegen vom Rande herab, und ein Fünfter, den ich gar nicht bemerkt und der darin geſeſſen hatte, kroch heraus. Sie ſetzten ſich auf Bänke, aßen Butterbrot und es ſchmeckte ihnen ſehr gut. Nur der erſte Anblick macht mir bei ſolchen Gelegenheiten Emotion. Die andern Eimer, rechts und links und gegenüber, ſah ich nun ganz beruhigt kommen und ſteigen und ſich drehen. Es war als ob die glückliche Ankunft des erſten mir eine völlige Garantie für die übrigen gegeben, und endlich gar hatte ich die größte Luſt meinerſeits Ein- und Ausfahrt zu beſtehen. Doch nun war es zu ſpät, weil die Sprengung begann; und überdas fiel der Regen mit erneuter Heftigkeit. Wir beſahen noch die Pumpen, die das Waſſer aus den Gruben ſchaffen; den großen Damm oder Wall — wie ſoll man ſagen? — der aus Granit gegen den benachbarten See aufgeführt iſt, welcher 30 Fuß höher als die Einfahrt in die Grube liegt; lauter rieſenhafte Arbeiten, um die feindlich drohenden Maſſen der Elemente zu überwältigen oder unſchädlich zu machen, und die doch in jedem Augenblick von ihnen zerſtört werden können; und dann gingen wir mit dem Stelger der uns herumführte in ſein Haus, um Erze zu beſehen. Von den Erzen verſteh' ich nichts; ich betrachtete derweil das Zimmer. Freilich war es wol das Prunkgemach, in das er uns führte, aber das hätte auch gar nicht netter ſein können. Es war mit buntem Papier ausgeklebt, und der Boden mit kleinen Tannenzweigen beſtreut, deren harzigen Geruch ich ſehr gern habe. In der einen Ecke ſtand ein Bett, nach ſchwediſcher Mode in ſich ſelbſt zuſammengeſchoben, Betten und Matratzen zuſammengerollt, und mit einer großblumigen durchgenähten Decke bedeckt, ſo daß das ganze Meuble nicht viel mehr Raum einnimmt als ein Lehnſtuhl. Tiſch und Kommode von altem blankem Holz. Ein enormer Ofen von braunen Kacheln, Strohſtühle und gar — ein greulicher Klimperkaſten von Piano. In dieſem Häuschen hätte ich ſchon gewagt die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen, und bei dieſem Mann auch! Er hatte ein ſo grundgutes Geſicht, daß mir anfangs vorkam als ſei er ſchön. Hernach entdeckte ich, es ſei nicht die Schönheit die in dieſem Geſicht auffalle, ſondern der übernatürlich gute, redliche Ausdruck. Wie das angenehm iſt ein Menſchenantlitz zu ſehen, das ſchön iſt vor lauter Güte. Der Mann hat ſich gewiß nie betrunken. Was alles für Fragen ich aus Gewohnheit der geſellſchaftlichen Rückſicht unterdrücke, das iſt gar nicht zu ſagen! und es iſt gewiß ſehr zum Nachtheil meiner Menſchenkenntniß und Erfahrung. Da ich nie gewagt habe Jemand zu fragen: „Haben Sie ſich je betrunken, mein Herr?“ —

ſo hatte ich auch nicht den Muth die Frage durch Caliban an dieſen Mann zu richten; und nun weiß ich nicht ob ich Recht oder Unrecht habe. Nachdem ich eine kleine Lithographie und Beſchreibung der Grube genommen, bekam er dafür und für ſeine Mühe uns herumzuführen 3 Bankthaler — das ſind ungefähr 3 rheiniſche Gulden. Er bekam es in Bankzetteln und war ſo dankbar dafür, daß er uns noch „till minne af Dannemora,“ d. h. zum Andenken, ein Stück Eiſenerz ſchenkte, groß wie eine Kegelkugel, das recht unbequem herumzuſchleppen iſt; allein er bat ſich Reichsgeld aus, weil eine ſolche Summe ihm ſchwer zu verwechſeln ſein dürfte. Drei Gulden! Fragt Ihr nach dem Unterſchied zwiſchen dieſem Gelde? Das eine iſt Papier, und das andre auch; aber das Reichsgeld iſt die Scheidemünze, denn man hat Zettel die zwei Groſchen gelten. Sie ſehen abſcheulich aus, grob, grau, dick, ſchiefbedruckt, unſäglich ſchmutzig. Ich habe nie gewagt einen anzufaſſen, weil man mir geſagt hat: von drei Menſchen im Volk hätten zwei die Krätze; und dies Geld geht recht durch alle mögliche Hände. Und was man für Mühe hat ein paar Thaler mit ſich herumzutragen! Männer, die daran gewöhnt ſind, Geld loſe in der Weſtentaſche zu haben, müſſen ſich förmlich auf die hieſige Sitte einüben. Zu ihr gehört eine handlange

Maroquintaſche, die man mit einem ſtählernen Inſtrument zuklammert, nachdem man ſie mit weißen, grünen, blauen Zetteln vollgeſtopft. Dies dicke Packet müſſen ſie beherbergen, und es ſieht enorm aus, wenn es auch nur den Werth eines Louisdor hat. Schwere Kupfermünze zerſpaltet jene Zweigroſchenzettel in wahrhaft atomiſtiſche Beſtandtheile von halben und Viertel-Schillingen. Wir gingen neulich zu Fuß in den Thiergarten, wo jeder Eintretende, zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, eine Kleinigkeit zahlen muß; zwei Perſonen koſteten einen Drittel-Schilling. Ich bin recht froh, daß ich keine Rechnung zu führen brauche. Silbermünzen hab' ich nicht geſehen, wol aber von Einheimiſchen gehört, ſie wären dermaßen an das Papiergeld gewöhnt, daß ſie es dem Silber vorzögen, welches denn doch auch im Umlauf ſei.

In alten Zeiten ſind die Minen von Dannemora auf Rechnung des Staats bearbeitet worden. Im Jahr 1627 nahm Louis de Geer, ein Holländer, ſie in Pacht, kaufte ſie ſpäter, und durch Vergrößerung und Zertheilung ſind ſie jetzt Eigenthum von eilf Privatperſonen, unter denen Graf de Geer den anſehnlichſten Theil beſitzen und dadurch der reichſte Edelmann in Schweden ſein ſoll. Das Eiſen gilt für das beſte in der Welt. Es wird Alles nach England verkauft, um dort zu den allerfeinſten Stahlwaaren verarbeitet zu werden. Dreihundert Arbeiter werden in den Minen beſchäftigt; ich hab' aber höchſtens 50 geſehen. Die Arbeiten ſind ſo anſehnlich, daß man jährlich 120 Centner Pulver zu den Sprengungen verbraucht. Es wird hier nicht wie in andern Bergwerken Nachts gearbeitet, und die Leute haben auch nicht die matte Farbe, die der Bergmann ſo leicht durch ſein unterirdiſches, licht- und luftloſes Leben bekommt. Das ganze Dorf Dannemora ſah ebenſo freundlich und gutgehalten aus, als des Steigers Haus, und die Fahrt von dort nach Öſterby ging durch einen parkartigen Tannenhain und muß bei gutem Wetter allerliebſt ſein. Öſterby gehört einem der Beſitzer der Dannemora-Minen, und iſt ein freundliches Dorf mit Eiſenhammern und einem erträglichen Gaſthaus. In Dannemora giebt es keinen. Schloß und Garten in Öſterby ſollen recht hübſch ſein. Ich war zwar da, aber Ihr wißt, im Regen macht ſich nichts gut. Und dann geſtehe ich, daß ich ein wenig verdrießlich da war. Im Schloß befindet ſich eine Gemäldeſammlung, die man mir gelobt und mir, der größern Sicherheit wegen, einen Brief an den Beſitzer von Öſterby gegeben hatte. Er lebt immer dort; aber grade an dieſem Tage war er abweſend und das Schloß wahrhaft hermetiſch geſchloſſen. Während Caliban in den Rebengebäuden umher raſte um ein menſchliches Weſen aufzuſpüren und endlich die Nachricht zu bringen, der Portier ſei nicht zu Haus, hatte ich alle Zeit gehörig durchnäßt zu werden, und ich profitirte davon. Ich mögte wirklich Jedem rathen der in Schweden reiſen will, nie ohne einen doppelten Anzug eine Exkurſion zu machen, möge ſie auch wie die geſtrige nur von einem Tage ſein. Das Wetter iſt allzu unſicher und der Regen von der Vehemenz eines Waſſerfalls. Um vier Uhr verließen wir Öſterby, und waren um halb zehn Abends wieder hier — wohlbehalten, merkwürdiger Weiſe! denn eine Halskoppel riß, als wir von einem Hügel herab fuhren. Der Weg ging wie immer ſteil herunter und zwar an den See, und Caliban war nicht mehr Herr der Pferde. Die Drachen hatten zum Glück nicht Luſt ein Bad zu nehmen, ſie blieben auf dem Wege, und als er wieder eben ward, gelang es Caliban ſie aufzuhalten. Stellt Euch vor! ich blieb ruhig in meinem Winkel ſitzen. Des Regens halber war das Leder ſo feſt wie möglich vorn über die Kaleſche geknüpft. Ich ſah die Unmöglichkeit ein, nach meiner gewohnten löblichen Weiſe herauszuſpringen, und das war ſehr gut! denn da ich auf der Seeſeite ſaß, wäre ich vermuthlich ins Waſſer geſprungen; und jetzt kam ich mit dem Schreck davon. Wir wären wol ſchon eine halbe

Stunde früher in Upſala angelangt, wenn der Bauer, dem die Pferde gehörten und der in höchſteigner Perſon mitfuhr, nicht Caliban gezwungen hätte langſamer zu fahren, indem er wie der Blitz vom Lakaienbrett herabſchoß und ſeinen Pferden in die Zügel fiel, grade in dem Augenblick, als Caliban einen fremden Wagen überholen wollte. Fortan war und blieb der Weg ſo ſchmal, daß es unmöglich war vorbei zu fahren. Dieſe ſchmalen Wege ſind recht unbequem! In der Umgegend von Stockholm begegneten wir einmal einer Kaleſche, die in den Graben hinabfuhr, nachdem die Geſellſchaft ausgeſtiegen war, damit die unſre vorbei konnte. Nach welchen Regeln und Geſetzen dieſe Unbequemlichkeit grade auf [illegible]e Kaleſche fiel, weiß ich nicht; aber gewiß iſt's, daß zwei große Wagen ſich nicht anders ausweichen konnten. Mit den leichten zweirädrigen geht es ſchon beſſer, denn da fliegt man behender und geſchwinder am Grabenrand hin und hat nicht Zeit umzuwerfen. Ich wundre mich, daß ſich hier nicht alle Frauen aufs Reiten legen! ich habe erſt eine Einzige zu Pferd geſehen. Die Wege und das Terrain ſind doch ganz dazu geſchaffen um das Reiten angenehm zu machen, und im Tuchanzug leiden ſie weniger vom ſchlechten Wetter. Auch Reiter ſieht man ſelten. Einzelne Männer fahren in Cabriolets, die winzig wie eine Nußſchaale zwiſchen zwei hohen Rädern hängen. Jener gezwungenen Verſpätung hatten wir zu danken, daß wir Upſala im maleriſchen Licht ſahen; denn kurz vor ihrem Untergang nahm die Sonne ſich zuſammen. Das Gewölk lichtete ſich immer mehr und mehr und wurde zuletzt transparent wie Milchglas, und ein langer, feuriger Sonnenſtral tauchte im tiefen Nordweſten auf, ſo daß Odins und Freyas Gräber in Goldglanz — und Upſalas Schloß und Dom in Purpur gebadet erſchienen, recht als ob ſie zeigen wollten, daß ſie höherer Ordnung wären, als die feuchte Erde und der matte Himmel zwiſchen denen ſie ſchwebten.

Einen früheren flüchtigen Gedanken an eine Exkurſion nach dem entfernteren Fahlun hab' ich aufgegeben. Für mich, die ich keine Studien darüber mache, giebt es keinen weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem Eiſen- und einem Kupferbergwerk.

Stockholm, Julius 2.

Kommt man zum zweiten Mal nach einem Ort, und ſei es auch im fremden Lande und nach einer Abweſenheit von wenig Tagen, ſo fühlt man ſich ganz heimiſch und bekannt, und mir ſcheint als hätte ich hier wenigſtens drei Jahr gelebt. Im Gaſthof wird man wie ein alter Kunde empfangen, man weiß was man zu erwarten, zu ſehen hat, die Spannung der Fremdheit hat nachgelaſſen, die der Neugier auch; und es iſt recht glücklich, wenn man noch eine Ährenleſe zu machen findet, wie ich durch die Fahrt nach Gripsholm. Ich habe noch gar nichts von den königlichen Luſtſchlöſſern um Stockholm geſagt, obgleich ich ſie ſchon in den allererſten Tagen beſuchte. Es iſt wenig von ihnen zu ſagen. Einige, wie Ulriksdal und Carlsberg, haben eine andre Beſtimmung bekommen; dieſes iſt in ein Cadettenhaus, jenes in ein Marinehospital verwandelt; Andere, wie Haga und Drottningholm ſehen ziemlich verödet aus. Schöne Gärten haben ſie ſämtlich, nämlich prächtige Bäume und Waſſer. In Haga ſind zwei Schlößchen, der Pavillon des Königs und der Königin; jenen zeigte man nicht, weil darin gebaut wurde; dieſen ſahen wir mit ſeiner äußerſt ſimpeln, wirklich nur bürgerlichen Einrichtung. Es kommt ſelten Jemand von der königlichen Familie her. Der Kronprinz lebt Sommers in Tulgarn, das ihm zu eigen gehört, und König und Königin verlaſſen Stockholm nicht und beſchränken ſich auf abendliche Spazierfahrten nach Roſendal. Das iſt ein kleines niedliches, roſenfarben angeſtrichenes, hölzernes Landhaus im Thiergarten, deſſen größte Zier der wundervolle Eichenhain iſt, der ſich ſeinwärts in einem ſanften Abhang zum See ſenkt, und die herrliche Schaale von roſenfarbenem Porphyr aus Elfdahlen, die 12 Fuß im Durchmeſſer hat, lieblich leicht gearbeitet iſt und auf einem freien Raſenplatz hinter dem Schloß ſteht. Drottningholm iſt das größte und ſtattlichſte. Es ſieht wirklich aus wie ein Schloß im neuitalieniſchen Styl. Es liegt auf der Inſel Lofö im Mälar, eine Meile von Stockholm. Die Königin Catherina Jagelonica hat zuerſt ein Haus dort gebaut und ihm den Namen gegeben. So wie es jetzt iſt hat die Königin Hedwig, Gemalin Carls X. Guſtav, es im Jahr 1661 von Nicodemus Teſſin dem Älteren bauen laſſen. Die Fahrt dahin war mir deshalb merkwürdig, weil wir innerhalb der Barriere von Stockholm wüſte Felſenhügel fanden und dann zweimal den Mälar auf ſchwimmenden Brücken paſſirten. Dieſe Brücken ſind Flöſſe, die unmittelbar auf dem Waſſer — und mit ihren beiden Enden feſt am Lande liegen. Sie haben eine elaſtiſche Bewegung wenn man hinüber fährt, und die Wellen rieſeln zuweilen über ſie hin. Auch ſoll es ſchon vorgefallen ſein daß ſie an Feſttagen, wenn Wagen und Menſchen nach Drottningholm gezogen, unter der ungewohnten Laſt erlegen und gebrochen ſind. In mancher Beziehung ſind hier die Anſtalten wie Ihr ſeht äußerſt primitiv.

Indeſſen mag das in früherer Zeit geweſen ſein. Jetzt fährt ein Dampfboot täglich dreimal zwiſchen Drottningholm und Stockholm hin und her. Wodurch dieſer lebhafte Verkehr erzeugt wird, weiß ich nicht; denn es liegen bei Drottningholm, außer den zum Schloß gehörenden Gebäuden, nur ein Gaſthof und einige Häuſer, die als Sommerwohnungen vermiethet werden. — Im vorigen Jahrhundert war es Reſidenz der Königin Louiſe Ulrike, der Mutter Guſtavs III. Sie verſuchte Maulbeerpflanzungen und Seidenwebereien anzulegen. Daſſelbe hat neuerdings die Kronprinzeſſin bei dem königlichen Pavillon Bellevue, in einem reizenden Garten am Brunsviken-See verſucht; und allerdings ſoll es denn auch Seidenwebereien geben, die aber auf keine Weiſe mit den fremdländiſchen rivaliſiren können, und ſie dennoch im Preiſe übertreffen. Von den Feſten und Herrlichkeiten, die es früher in Drottningholm gegeben, iſt außer dem niedlichen Saal mit der Bibliothek nichts übrig als wüſte Räume, verblichene Tapeten, morſche Meubles und eine große Menge Familienporträts, meiſtens Damen und Kinder, bei denen mir ſo oft die Namen Ulrike Eleonore und Eleonore Ulrike genannt wurden, daß ich davon ganz konfus worden bin. Die ſchwediſche Sitte mit den doppelten Vornamen iſt recht mühſelig. Ich liebe nicht die überflüſſigen Worte und finde einen Namen genügend für eine Perſon, aber zwei gar ſtörend; — denn für die Eleonore entwerfe ich mir vielleicht ein Bild, in das die Ulrike gar nicht paßt. Für Andere, für Freunde beſonders, lebt ſich der Menſch in ſeinen Namen hinein, ſo daß man nicht ohne Bewegung, wenigſtens nicht ohne Aufmerkſamkeit, bei Fremden den Namen hört, den man bei Freunden lieb gewonnen hat, und daß man zuweilen ſehr unangenehm dadurch berührt werden kann. Zwei Namen zerſpalten für mich eine Perſon in ein Paar Doppelgänger, und ich habe mich nicht aus all jenen Königinnen herauswirren können. — In neuſter Zeit iſt Drottningholm 8 Tage lang ein Gefängniß für König Guſtav IV. geweſen, zwiſchen ſeiner Feſtnehmung in Stockholm und ſeiner Feſthaltung in Gripsholm.

Es war einmal ein König in Schweden, der Erich Emundſon Wädeshatt hieß, und der auf ſeinen zahlreichen Seezügen immer den allergünſtigſten Wind hatte. Das kam daher, daß er dem Winde gebieten konnte nach welcher Himmelsgegend er wehen ſolle, ſobald er ſeinen Hut ſo oder ſo ſchwenkte. Zur Erinnerung an dies ſeltne Talent ſteht auf einer Klippe der Kungshatt-Inſel im Mälar eine Stange, die einen großen Hut von Eiſenblech trägt. Der Weg nach Gripsholm führt daran vorbei. Ich empfahl mich mit großer Devotion dem König Erich Emundſon, und ſiehe! dieſe Fahrt iſt die einzige, die das Wetter begünſtigt hat. Es war ein ſchöner Sommertag des Nordens, friſch, kühl, aber ohne Regen und ohne Sturm. Upſala liegt am nördlichen Ufer des Mälar in Upland; Gripsholm am ſüdlichen in Södermanland; man ſieht alſo während der vierſtündigen Fahrt einen andern Theil des Sees, und ich muß es wol dem günſtigeren Licht zuſchreiben, daß er mir unendlich viel anmuthiger vorkam. Auf den Fahrten nach Skokloſter und Upſala war er mir nur wie eine graue Fläche erſchienen, ringsum begränzt von der ſchwärzlichen Linie des Nadelholzes und überſpannt mit dem grauen Zelt des Himmels. Jetzt wurden die Formen freilich auch nicht mannigfaltiger, erhoben ſich nicht zu ſteilen Höhen, ſenkten ſich nicht zu geheimnißvoll eingeſchloſſenen Thälern, und das Nadelholz blieb nach wie vor das herrſchende; — allein die Beleuchtung gab ihnen wenigſtens den Wechſel der Farben. Die kleinen Wieſen glänzten wie Sammetteppiche, die ſchönen Eichen und Linden breiteten einzeln und in Gruppen ihre Äſte zum luftigen Schatten über ſie. Lange Stralen glitten verſtohlen über die Wipfel der Bäume und die Kuppen der Hügel, wenn Wolken am Himmel ſchwammen, und wenn ſie ſich zertheilten, ſo fiel das volle Licht bald auf ein niedriges hölzernes Häuschen, das behaglich unter den Eſchen ſich ſonnte, bald auf ein ſtattliches glänzendweißes Schloß, das die ganze Gegend in ſeinen Park zu verwandeln ſchien; ſo beherrſchend und imponirend trat es hervor. Je nachdem das Becken des Sees ſich erweitert oder verengt, überſieht man die Ufer mehr oder weniger deutlich, und nur an ſehr wenigen Stellen treten ſie momentan zu einem flußähnlichen Character zuſammen. Die Inſel Björkö zeigt in weiter Ferne das Monument, welches dem Ansgarius geſetzt iſt, der dort zuerſt das Chriſtenthum predigte. Die große und reiche Stadt Birka, Reſidenz ſchwediſcher Könige, ſoll dort gelegen haben, und die Inſel Hünengräber und Überbleibſel von Wällen und Thoren zeigen. Dann erblickt man Gripsholm, ein unregelmäßiges Gebäude von rothem Backſtein, mit zahlreichen Thürmen, wie eine große zackige Korallenmuſchel vom Waſſer ausgeſpült auf Wieſengrund zwiſchen Erlen liegend. Man landet bei dem Städtchen Mariefred, und hat dann ungefähr tauſend Schritt zur andern Seite der kleinen Bucht nach dem Schloß zu gehen. Man weiß nicht wer es gebaut hat. Uralt iſt es und Feſtung war es; von Beidem ſieht man Spuren, obgleich unter Guſtav III.

durch An-, Um- und Ausbau ein im Äußern ziemlich modern gothiſches Gebäude zuwege gebracht iſt. Guſtav IV. hat hier, erſt freiwillig, dann gefangen reſidirt; jetzt wird es nicht bewohnt, aber alle Räume ſind in bewohnbarem Zuſtand, wenn auch kraus genug durcheinander gewürfelt, und dreieckig, rund, fünfeckig, gar nicht ſo inſipid regelmäßig und gradeaus, wie eine Zimmerreihe in einem modernen Palaſt. Guſtav Waſa ließ es im Jahr 1537 aus den alten Fundamenten neu erbauen, und zwar aus dem Material des Kloſters Mariefred und anderer, welche die Reformation zur Demolirung verdammte. Als es fertig war, gab er prächtige Feſte darin, damals nicht ahnend, daß ſich zwei ſeiner Söhne nacheinander da gefangen halten würden. Die Königin Chriſtine wurde hier 1623 geboren; und ihre Mutter, die ſchöne ſchwache romaneske Frau, der Guſtav Adolf die Erziehung der Tochter nicht anzuvertrauen wagte, lebte hier ſpäter als Wittwe. Das Fenſter wird gezeigt, aus welchem ſie ſich in einem wunderlichen Anfall von Furcht, als ſei ihr unbedeutendes Leben nicht ſicher in Schweden, durch Dänen entführen ließ. Guſtav III. hat hier in fröhlichen und glänzenden Feſten gelebt, wie ein wunderniedlicher kleiner Schauſpielſaal, elegant decorirt, mit amphitheatraliſch aufſteigenden Sitzen es bezeugt. Die Herrn und Damen ſeines Hofes führten hier Schauſpiele auf, und in dem Foyer hängen noch die kleinen Gouachebilder, welche ſie im Coſtüm ihrer Rollen darſtellen. So iſt Gripsholm mit Erinnerungen an die drei letzten Jahrhunderte der ſchwediſchen Geſchichte durchwebt, und es mag wol jeder König darin ein Andenken an ſich, ſeine Familie, ſeine Zeit, ſeine Beſtrebungen zurückgelaſſen haben. Meubles, Gemälde, Geräthſchaften ſind aufbewahrt und, meiſtens in der letzten Zeit, geordnet worden, ſo daß es, beſonders was die Porträts betrift, ein intereſſantes Muſeum bildet. Nur ſind freilich ſehr viel apokryphiſche da, z. B. die heilige Brigitte und Attila der Hunnenkönig, und manche, die ganz vereinſamt da hängen, man weiß nicht woher oder weshalb, z. B. der reizende Kopf von Anna Boleyn, mit aufgelöſtem hellbraunem Haar, und eine häßliche Fratze, die Jeanne d'Arc vorſtellen ſoll. Künſtleriſchen Werth haben die wenigſten dieſer Bilder, deren Zahl ſich auf 1800 beläuft. Das ſchönſte iſt wol ein wunderſchöner Kopf von Carl I. von England, nach, oder vielleicht von van Dyk. Deſſen zarter und kräftiger Pinſel verſteht dem Porträt ein geheimnißvolles und eigenthümliches Leben einzuhauchen. Jeder Menſch hat ſeine Eigenthümlichkeit durch die er ſich von Andern unterſcheidet, und ſeinen

Moment, wo dieſelbe die Schaale der Etiquette, der Mode, der Langenweile, der Angelerntheit durchbricht. Den muß der Maler darſtellen, nachdem er ihn errathen oder erhaſcht hat. Verſteht er das nicht, ſo liefert er Bilder genug, doch keine Porträts von beſtimmten Individuen, deren Character und Schickſal wir in ihrer Erſcheinung ahnen und verfolgen können. Es giebt Phyſiognomien, die es dem Maler leicht, andre, die es ihm faſt unmöglich machen. Zu jenen gehört Carl I. Er iſt das Bild melancholiſcher Entſchloſſenheit. Er hat ſich reſignirt zur Krone mit all ihren Conſequenzen bis auf's Schaffot; und es iſt unmöglich ſich vorzuſtellen, daß ſie je einen Freudenglanz auf dies ſchwermüthige Haupt gegoſſen habe. Er ſieht aus wie ein Prädeſtinirter zu tragiſchem Schickſal; und obgleich man nichts von der Prädeſtination wiſſen will und ſie heidniſch und türkiſchen Glaubens ſchilt, ſo fällt mir doch vor dem Kopf Carls I. jedesmal ein: Er war prädeſtinirt. Und er war es auch! Und Jeder iſt es umſomehr, je beſtimmter und ausgeprägter ſein Character iſt, denn der führt zwar nicht die Schickſale herbei, wenigſtens nicht immer, allein er beſtimmt ihre Wirkung und ſomit die Richtung, die ſie dem Innern geben. Durch ſeine Gaben iſt der Menſch prädeſtinirt. Aber freilich fällt mir das nur bei großen Geſchicken und ungewöhnlichen Menſchen ein, und ich würde wol nicht grade behaupten, daß ein Koch prädeſtinirt iſt beſſer den Braten als die Suppe zu machen. Für alltägliche Leute und Verhältniſſe ſind gewiſſe Worte zu majeſtätiſch, weil man nicht gewiſſe Vorſtellungen damit in Verbindung bringen kann. Van Dyk hatte den Tiefblick in die Seelenwerkſtatt, welcher das Genie des Porträtmalers ausmacht, und fand er Köpfe, die das fertige und entſprechende Haus ſolcher innern Werkſtatt waren, ſo wurden daraus ſo wunderſchöne Gemälde wie das von Carl I. Es war mir immer, als ſähen mir die großen dunkeln Augen aus den gewölbten Augenhöhlen und unter den weitgeſchnittnen Augenlidern gedankenvoll nach. Ein andres Gemälde mag wol von Velasquez, oder eine Copie nach ihm ſein. Es ſtellt den König Philipp IV. von Spanien zu Pferde vor, und der ſpaniſche Miniſter Pimentelli hat es der Königin Chriſtine geſchenkt. Wieder erſchreckte mich hier wie in Paris die beängſtigend ſtupide königliche Phyſiognomie Don Philipps, die mit ſo unendlicher Wahrheit wiedergegeben iſt, daß man nicht den Troſt hat ſich zu ſagen: „der Maler hat ihm gewiß Unrecht gethan.“ Pimentelli, ein geiſtreicher und gebildeter Mann, ſtand in hohen Gnaden bei der Königin Chriſtine, und wär der erſte Ritter des Amaranthen-

Ordens, den ſie 1653 für 15 Perſonen beiderlei Geſchlechts, mit dem Wahlſpruch „Dolce nella memoria“ ſtiftete. Der Name ſoll eine Anſpielung auf ſeinen Geburtsort Amarante in Portugal geweſen ſein. Auf ein Gemälde von Wertmüller, das die Königin Marie Antoinette darſtellt, in Lebensgröße, mit ihren beiden Kindern an der Hand luſtwandelnd im Park von Trianon, legt man der großen Ähnlichkeit wegen viel Werth, und obgleich ihre Grazie und Majeſtät ein bischen gezwungen erſcheinen, ſo iſt der Pinſel doch warm und lebendig. Ach, welch ein fürchterliches Schickſal traf die drei Weſen, welche hier lebensfroh vereinigt ſind. Die ſchöne Mutter trägt ihr ſtolzes Haupt zum Blutgerüſt; der Sohn verſchwindet wie in einer Oubliette in einer Dunkelheit voll namenloſer Martern; die Tochter beweint ihr Lebenlang in der Verbannung den Sturz Aller der Ihrigen. Sie hat das härteſte Loos. Es iſt ſo hart, daß wir es gar nicht begreifen können, und daher auch gar nicht das Mitleid mit ihr haben, das ihr gebührt. Wenn ich im vorigen Sommer in Paris über die Place de la Concorde fuhr und mich in die Stelle der Herzogin von Angouleme verſetzte, ja! dann begriff ich es! da haben ſie mir Vater und Mutter und Bruder, Freunde und Diener und Angehörige, Alles was dem

Herzen lieb und heilig iſt, worauf es Werth legt, wozu es Andacht hat — da haben ſie es mir mißhandelt, zertreten, gefoltert, gemordet, geſchlachtet, und dazu gejubelt! Dann quoll mir ein ſo heißer, namenloſer Haß im Herzen auf, daß ich Gott dafür dankte, nicht die Herzogin von Angouleme zu ſein. Ich ſehe aber auch gar nicht ein, weshalb ich mich mit den Gefühlen Anderer befrachte, da doch jeder Menſch ganz genug an ſeinen eigenen hat! — —

Manche Gemälde ſind chronologiſch geordnet; die behält man leichter im Gedächtniß. Da iſt der große Audienzſaal Guſtav Waſas, mit dem ſchweren alten in Holz gearbeiteten Plafond. Die Porträts ſämtlicher ſchwediſcher Könige, ſtehend, lebensgroß, hängen da nebeneinander, von Guſtav Waſa an, der ein ſchönes klares Antlitz hat. In Erichs XIV. ſcheuen, wilden Blicken und in ſeiner ängſtlichen Haltung lauert der Wahnſinn. Carl XII. hat auch etwas Stieres im Auge und etwas Verzerrtes in der Miene, das keine Zuverſicht zu ihm giebt. Guſtav Adolf hat ein ſtarkes unſchönes Geſicht, von einem ganz unerſchütterlich ruhigen Ausdruck. Ich dachte daß es mir viel leichter werden würde ſolchen Mann von Grund der Seele zu ehren, als auch nur ganz wenig zu lieben; die Unerſchütterlichkeit iſt ſo gewaltig groß, daß ſie uns das kleine Herz zerknickt. Doch iſt unerſchütterliche Ruhe ein weſentliches Erforderniß in einer Königsſeele, und kommt ſie vor Schreck, Zorn, Freude aus dem Häuſel, ſo iſt ſie keine. Guſtav III. ſieht z. B. viel zu unruhig für einen König aus; ſehr intereſſant, ſehr lebhaft, gar ſehr geiſtreich — doch das ſind lauter Dinge, die ein König nicht braucht. Mit geſundem Menſchenverſtand und einer unerſchütterlichen Seele richtet er mehr aus, als mit aller Genialität. Ein Saal heißt der vom weſtphäliſchen Frieden, weil er 74 Porträts der Geſandten und Legaten enthält, die bei deſſen Abſchluß thätig waren. Axel Oxenſtjerna nimmt neben der Königin Chriſtine den erſten Platz ein. Es iſt ungemein intereſſant Porträts aus einer Epoche in Maſſe beiſammen zu ſehen, wie im Saal der Staatsräthe dieſe Herrn aus den Zeiten Carls XI. und Carls XII., alle im vollen Coſtüm, und faſt lauter Originale von Ehrenſtrahl. Geſichter, wie die, hat heutzutag kein Menſch; ſie ſind voll Bewußtſein, ſie wiſſen was ſie ſollen und was ſie wollen, und dadurch imponiren ſie außerordentlich. Manche ſehen auch aus, als wären ſie geneigt mit Keulen drein zu ſchlagen, wenn's nicht anders ſich durchſetzen läßt, und feine Züge und heimliche Klugheit in ihnen haben ſie gar nicht. Hätte man aus unſern Tagen ſo einen Staatsrath- oder Miniſter-Congreß gemalt beiſammen, ſo würde man recht den Unterſchied wahrnehmen, und unter all den Köpfen kaum einen finden, in welchem ſich ein perſönliches Bewußtſein ſtolz und klar ausſpricht. Und das iſt ganz natürlich, denn die Perſönlichkeit ſoll ſich in die Allgemeinheit auflöſen, und da ſie das nicht immer mag und will und doch oft den Schein davon annehmen muß, ſo geräth die Erſcheinung in Zwieſpalt mit der Geſinnung und macht das Antlitz unklar. Jede Zeit erzieht und ſtempelt ihre Kinder, und die Nachkommen finden den gegenſeitigen Zuſammenhang und Einfluß leichter, als die, welche in der Zeit leben und an deren Formen gewöhnt ſind. Ehrenſtrahl war ein berühmter Maler unter Carl XI., und in Drottningholm ſind große allegoriſche und hiſtoriſche Bilder von ihm, zu Ehren dieſes Königs, auf denen die Figuren Augen wie Roſinen, Münder wie Kirſchen, und Leiber wie Un-Menſchen haben. Die Erfindung war nicht ſein Fach. Er mußte nur porträtiren. Er war ein Deutſcher von Geburt, und als er in den ſchwediſchen Adelſtand erhoben wurde, vertauſchte er ſeinen plebejiſchen Namen David Klöcker mit dem hochtönenden von Ehrenſtrahl. Ich find' es hübſcher ſchlechtweg Rafael und Leonardo zu heißen. — Guſtav III. hat in einem runden, großen prächtigen Saal die Porträts ſeiner ſämtlichen

Zeitgenoſſen auf den Thronen Europas verſammelt; ganze Figuren in Lebensgröße und im Krönungs- oder Galahabit. Da hängen ſie nun friedlich neben einander, die Todfeinde, Maria Thereſia und Friedrich der Große, Stanislas Poniatowsky und Catherina II. Himmel, wie iſt ſie ſchön, dieſe Catherina! ſogar noch hier, als alte Frau, hat ſie ein bezauberndes Lächeln, faſcinirende Augen; aber auf einem andern Gemälde, wo ſie in jungen Jahren neben ihrem Gemal ſitzend dargeſtellt iſt, da iſt ſie ſo ſchön, daß mir graute. Weil in ihrem unſäglich reizenden und lieblichen Geſicht nichts als ein faſcinirender Ausdruck liegt, ſo kam ſie mir weniger wie ein Menſch vor, als wie ein Blendwerk, das die Leute bethören und beherrſchen ſoll, und das deshalb mit ganz übernatürlicher Schönheit ausgeſtattet iſt. Mit ihr verglichen ſehen Marie Antoinette, Frau von la Vallière, Anna Boleyn, die ſchönſten Frauen, plump und alltäglich aus. Sie iſt wie von anderm Stoff! blond, zart, weich, duftig wie eine Blume, wie eine Wolke, ſitzt ſie ganz nachläſſig neben dem dunkeln, ſchweren Gemal; und hinter der lichten gewölbten Stirn arbeitet vielleicht der Gedanke, wie ſie ihn vom Thron ſchaffen will! — —

Eine lange Galerie vereinigt die Männer, die ſich aus allen Ständen und Klaſſen um Schweden verdient gemacht haben, Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrte, Torſtenſon und Linné, Oxenſtjerna und Rudbeck, Polhem und Horn, den Bauern Olof Hakonſon, der achtmal zum Sprecher ſeines Standes erwählt worden iſt, und Emanuel Swedenborg. Auch ein Paar Frauen: Barbara Stigsdotter, die Guſtav Waſa rettete als ihr Mann ihn zu verrathen trachtete, und Charlotte Nordenflycht, eine Dichterin aus dem vorigen Jahrhundert. Das macht eine unabſehbare Reihe aus, und ich wünſchte wol einige Mal dahin zurückkehren zu können, weil Aug und Gedächtniß nur bei den Allerwenigſten haften geblieben ſind. — In andern Zimmern hängen die Porträts der Bourbons, von Heinrich IV. an; die verwandten fürſtlichen Häuſer von Holſtein und von Mecklenburg. Dann giebt's Waffen- und Kurioſitätenſammlungen, wo mir aber nichts Extraordinäres aufgefallen iſt, und Gefängniſſe in Kellern und Thürmen. Johanns III. wäre wirklich hübſch, wenn's nur kein Gefängniß wäre! die Wände ſind mit geſchnitzter Boiſerie bekleidet, und die enorm dicken Mauern machen die Fenſterniſchen förmlich zu kleinen Cabinetten. Erichs XIV. iſt grauſig! der Bruder iſt ohne Barmherzigkeit für ihn geweſen!

dieſer Käfig iſt kein Gefängniß mehr, ſondern ein Kerker. Er ſteckt in einem Thurm drin, und zwar ſo daß er keine Außenwände hat, ſondern von einem Gang umzingelt wird, in welchem die Wachen gingen. Ein kleines Fenſter im Kerker korreſpondirt mit einem andern in der äußern Mauer; davor hat König Erich ſtundenlang geſtanden und den Himmel angeſehen und die Sterne gefragt, wenn einer bei dieſer Spalte vorüberzog, ob keine Rettung für ihn ſei. Aber es gab keine; er mußte ſterben. Als nach ſeinem Tode ſeine Kinder dem Elend und der Vernachläſſigung anheimfielen, erbarmte ſich ſeiner Tochter eine Frau, die er bis in den Tod betrübt hatte — Martha Lejonhufvud, Gattin und Mutter des ermordeten Svante und Nils Sture; ſie erzog die verlaſſne Sigrid Waſa. Und dieſe Frau mit dem erbarmenden, verſöhnlichen Herzen war ohne Gnade und Vergebung für ihre eigene Tochter, Malin Sture, die ſich von Erich Stenbock entführen ließ und ihn heirathete gegen den Willen der Mutter. Nun werde man einmal fertig mit der Beurtheilung der Charactere! — Das dritte Gefängniß beſteht aus einigen freundlichen Zimmern, in denen König Guſtav IV. ſamt der ſchönen und edlen Königin Friederike vom März bis zum November 1809 feſtgehalten wurde. In einer

Verkleidung, um ihn den Ausbrüchen der Erbitterung zu entziehen, die das Volk ſeit dem unſeligen finniſchen Kriege gegen ihn hegte, verließ er Gripsholm um in die Verbannung zu gehen, die er ohne Ruhe und ohne Würde ertrug. — Wir waren in Gripsholm mit dem Gouverneur von Weſtmanland und ſeiner Familie, der jene Tage und Menſchen gekannt hat und Manches von ihnen zu erzählen wußte. Auch die Dame kannte er, unter deren Obhut das Schloß zu Gripsholm ſteht, und nachdem wir die Wanderſchaft durch 300 Gemächer, treppauf, treppab, vom Keller zu den Zinnen vollendet hatten, gab ſie uns ein gouter in ihren freundlichen und behaglichen Zimmern, die im Styl des ganzen Schloſſes alterthümlich eingerichtet ſind. Die ſtarken Mauern, die Nähe des Waſſers und der ſumpfige Boden machen die Lage des Schloſſes ſo kalt, daß wenigſtens dieſe Zimmer jahraus jahrein geheizt werden müſſen; — und es war keineswegs zu warm darin. — Nach ſechsſtündigem Aufenthalt in Gripsholm kehrten wir auf unſer Dampfboot zurück, wo ich mit Erſtaunen ſah, welchen Werth man hier zu Lande auf Blumen legt; denn ein paar Damen hatten große Sträuße in Händen, und zwar — von Chamillen! — Am Bord all dieſer Dampfboote ſind Reſtaurants, ſo daß man ſein Leben nothdürftig auf ihnen friſten kann. In dem Punkt iſt man nicht ſehr verwöhnt durch Stockholm! Lachs und Aal, Erdbeeren und ſaure Milch bilden die Hauptbeſtandtheile des Speiſezettels im Hôtel du Nord. — mir ganz Recht, jedoch etwas bedenklich für verzärtelte Gaumen und ſchwache Magen. Im Hôtel garni wohne ich, rein und gut, ohne Federbetten, ebenfalls ohne die geringſte Spur von Elegance. Das ſind die beſten Gaſthöfe in Stockholm, und ſie ſind ſo eingerichtet, daß man in dem einen nur eſſen und in dem andern nur wohnen kann, was mir ein biſchen unbequem ſcheint.

Julius 3.

Zu Fuß und ohne Calibans Begleitung, alſo mit einem gewiſſen Independenzgefühl, ſtreiften wir heut in der Stadt umher. Sie hat im Innern nichts, was das Auge feſſelt. Die Magazine ſind höchſt einfach ausgeſtattet, auf die Schauſtellung verſteht man ſich gar nicht, und auch die Maſſe der Waaren ſchien mir unbedeutend. In dem Porphyr-Magazin waren zwei recht hübſche Vaſen; alles Übrige war gering und klein. Eiſen und immer Eiſen — ſagt man mir, wenn ich frage womit denn eigentlich Handel getrieben wird. Das eiſerne Zeitalter ſcheint von Anfang bis zu Ende für Schweden beſtimmt zu ſein. Unwillkürlich richten ſich die Schritte immer nach der

Norderbrücke. Das iſt ein ſchöner Bau, und man ſieht auf ihr immer Menſchen, weil ſie die Hauptverbindung zwiſchen den beiden großen Theilen der Stadt ausmacht. Von der kleinen Kaffeehaus-Inſel, auf die ſie ſich ſtützt, geht ein winziges Dampfſchiffchen von vier Pferden Kraft nach dem Thiergarten hinüber und herüber. Von der Skippsholm-Inſel kann man ſich im Ruderboot hinfahren laſſen, und endlich auch zu Lande, über zwei ſchwimmende Brücken, längs den Caſernen, dahin gelangen; und er iſt wirklich wunderſchön, der Thiergarten! Wir gingen zu dem Hügel hinauf, wo der Bildhauer Byſtröm zwiſchen einigen zerſtreuten Eichen ſich eine kleine Villa erbaut, — eigentlich einen Pavillon, mit Marmorſäulen und Marmortreppen, mit runder Halle und Altan, wie kein zweiter in ganz Schweden ſein mag. Er will Copien von ſeinen ſämtlichen Statuen da hinein ſtellen, und es muß wirklich ein angenehmes Gefühl ſein, ſolch ein Privatmuſeum ſich einrichten zu können und zwar aus lauter eigenen Werken. Er zeigte uns eine ganz neue Statue, die er in Carara gearbeitet hat und die erſt kürzlich von dort gekommen iſt: ein Mädchen, das in's Bad geht und zaghaft mit der Fußſpitze die Kälte des Waſſers prüft — eine liebliche, ſchüchterne Geſtalt, aus einem ſchneeweißen fehlerloſen Block ſo ſchön und fein gearbeitet, wie er ſich ſelten die Mühe nimmt. Von dem höchſten Altan dieſes Marmorhäuschens hat man ein herrliches Panorama, das in der goldnen Abendbeleuchtung mit den ſchönſten Anſichten der ſchönſten Städte in Europa wetteifern kann. Byſtröm hat die glücklichſte Lage in dieſer Beziehung gewählt, denn der Hügel beherrſcht die übrigen im Thiergarten. Dadurch iſt die Villa denn freilich dem Winde aus allen Himmelsgegenden ausgeſetzt, und die armen ſchönen Statuen müßten zitternd erſtarren, wenn ſie nicht zum Glück von Marmor wären. Die meiſten Landhäuſer liegen am Ufer des Waſſers rund um den Thiergarten; da haben ſie nur nach einer Seite freie Ausſicht, ſind aber dafür von der andern geſchützt. Roſendal liegt mitten drin, näher und ferner von Bäumen umgeben, ſo daß man weder die Nähe einer großen Stadt, noch die des Meeres ahnt; und dieſe an vielen Stellen ſich wiederholende Mannigfaltigkeit macht den Thiergarten zu einer Promenade von ſeltner Anmuth. Auf einem freien Platz ſteht die in Bronce gegoſſne Büſte Michael Bellmanns, eines Dichters des vorigen Jahrhunderts, den Guſtav III. den ſchwediſchen Anakreon genannt hat. Durch ſeine Lieder ſoll ein lieblicher und hinreißender Rauſch gehen; weniger durch ſein Leben, denn da hat ihn dieſer Rauſch zuweilen tout bonnement in den Rinnſtein gelegt. Wenn er ſeine Lieder ſelbſt zur Guitarre geſungen hat, ſoll der Eindruck unwiderſtehlich geweſen ſein; und die declamatoriſche Art und Weiſe, in der er es gethan, pflanzt ſich traditionell bei ſeinen Bewunderern fort, obſchon er ſeit faſt fünfzig Jahren todt iſt. Das nördliche Ufer des Thiergartens am Djurgardsviken hat einen noch ausgeprägteren Character von Stille, als die übrigen Theile; doch weil man die Stadt im Rücken hat und vergißt, ſo entbehrt man nicht das fehlende Leben, ſondern giebt ſich unbedenklich dem Eindruck hin — und da fühlte ich mir förmlich das Herz überrieſelt von Stille und friſcher Kühle. Als ich lange auf einer einſamen Bank da ſaß, fragte ich mich: ob es wol im Elyſium ſo geweſen ſei, wo die Seelen der Bürde des Leibes entkleidet, in träumeriſcher Stille als ſelige Schatten an einander vorbei glitten, nachdem ſie im Lethe die Erinnerung an die Qualen und Wonnen des irdiſchen Daſeins zurückgelaſſen; — und ob ihnen wol nie eine ſtörende Sehnſucht nach der Oberwelt aufgedämmert ſei. Es iſt aber doch recht hübſch bei lebendigem Leibe zu ahnen, wie einem ſeligen Schatten zu Muth ſein möge; und ich wünſchte nur, daß ich ebenfalls bei lebendigem Leibe einmal eine Himmelfahrt halten könnte.

Julius 4.

Es hat dermaßen geregnet, daß ich weder an ausgehen noch ausfahren denken konnte und froh ſein mußte, undurchnäßt in den Wagen und in das Hötel du Nord zum Speiſen zu kommen. Es herrſcht hier die unbequeme Mode der Freitreppen von fünf bis ſechs Stufen vor den Hausthüren; die kehrt man denn recht ſauber ab mit den ſchleppenden Kleidern und hat überdas Zeit beim Aus- und Einſteigen gehörig naß zu werden. Der undurchdringliche Regen verhüllte mir die Welt und die Gedanken an ſie. Das mag ich wol! Dann ſetz' ich mich hin und denke Lieder. Die haben nichts zu thun mit der breiten brutalen Welt, und kommen nur dann, wenn auch ich mit ihr nichts zu thun habe. Hier ſind zwei, die nenne ich Tag und Nacht.

1.

In dem Nektarrauſch der Lieder
Fühlt der Erde Druck man nicht,
Fliegt mit ſilbernem Geſieder
Zu der Sonne Angeſicht,
Taucht in ihre Gluten nieder,
Badet ſich in ihrem Licht.

Durch den Buſen zieht's wie Wellen,
Lieblich jetzt, dann tief und ſchwer,
Tauſendfarbig, und im ſchnellen-
Wechſel zeigend Bilder mehr,
Als im Alltagſein, dem hellen
Blick zu faſſen möglich wär.

Und ein Strom von Wohllautklängen,
Die das Ohr ſonſt nie gehört,
Will ſich von den Lippen drängen
Durch die Feſſeln ungeſtört,
Und zu feſtlichen Geſängen
Wird das rauhe Wort verklärt.

Ganz von Licht und Schönheit trunken,
Durſtend, aber tief begnügt,
In den Glanz des Alls verſunken,
An die Kraft des Alls geſchmiegt,
Iſt die Seele dann ein Funken,
Der zum Throne Gottes fliegt.

2.

Und was Euch die Lieder erzählen,
O traut nicht dem roſigen Mund!
Er weiß Euch den Schmerz zu verhehlen,
Er thut nur den Jubel Euch kund.

Denn hat er vom Schmerz je geſprochen,
So iſt's wenn geſtillt ſchon das Blut,
So iſt's wenn der Stachel gebrochen,
Das Herz ſich vom Krampfe ausruht.

Und welch eine Leiche begraben
Im Sarge des Buſens dann liegt,
Die friedlichen Lieder ſie haben
Als Blumen den Hügel umſchmiegt.

Die Thränen die darauf gefloſſen
Sie wurden ein perlender Thau,
Die Tropfen des Bluts, drum vergeſſen,
Ein Morgenlicht purpur und blau.

Dann ruft Ihr: „O ſelig der Dichter!
O ſelig ſein liebliches Loos!

Im Garten des Lebens da bricht er
Nur Lilie und Lorbeer und Roſ'.

„Er dient nicht den Erdengewalten,
Er geht nicht im Staube, er ſchwebt,
Er weiß ſich im Äther zu halten,
Wo man von Ambroſia lebt.

„Und fällt auch ſein Herz je hernieder
Vom duftenden blühenden Thron,
Er hüllet es weich in die Lieder,
Und davon geneſet es ſchon.“

So ward's uns vom Schickſal gegeben:
Wir, Andern ein lächelnder Stern,
Sind doch in dem eigenen Leben
Von Glanz und von Frieden — wie fern!

Aber eine Tagsbegebenheit kann ich Euch zu guter Letzt — halb eilf Uhr Abends — noch erzählen. Graf Brahe iſt eben nach Petersburg als Geſandter zur Silberhochzeit abgereiſt. Wol über tauſend Menſchen haben ſich auf dem Quay vor dem Schloß verſammelt um ihn das Dampfſchiff beſteigen zu ſehen — wie immer, in lautloſer Stille. Aber freundlich haben ſie ihn gegrüßt, ſo daß man doch auf Sympathien zwiſchen dem Volk und den großen Herrn ſchließen darf. Den einzigen Augenblick, wo ich in Stockholm eine Menſchenmenge hätte beiſammen ſehen können, hab' ich alſo richtig verſäumt. Das iſt doch ärgerlich! aber man wird des Aufpaſſens ſo überdrüſſig, daß man's denn am Ende gehen läßt. — Ja, dieſe Silberhochzeit wird wol einen gewaltigen Goldglanz um ſich verbreiten! ihre Feſte und Ceremonien, Orden und Diamanten, Pomp und Luxus, all das unendliche Gepränge intereſſirt mich wenig. Aber le dessous des cartes würd' ich bei dieſer und jeder ihr ähnlichen Veranlaſſung für mein Leben gern ſehen, um an den Silberblick des Glücks in den Herzen glauben zu können.... oder nicht. Manchen Gatten muß eine Silberhochzeit doch wie eine Verhöhnung vorkommen! Die goldne ſchon weniger, weil ſie da bereits Zeit gehabt haben den Anfang ihres Lebens zu vergeſſen, und das Vergeſſen iſt die glücklichſte Eigenſchaft des Menſchen .... obſchon mir zuweilen vorkommen mögte, als ob es eine miſerable ſei.

Julius 5.

Mir iſt heut etwas Angenehmes widerfahren. Der König hat mir Bücher und Karten über Schweden geſchenkt, von denen er vorausſetzt daß ſie mich intereſſiren und mir nützlich ſein können. Das iſt doch ſehr gnädig von einem König, und ſehr liebenswürdig von einem alten Herrn für eine ihm völlig unbekannte Perſon. Ich kann mich nicht wundern, daß hier zu Lande die Menſchen ungewöhnlich freundlich für Fremde ſind, wenn gar der König es in dieſer

Weiſe iſt, denn ich bin nach meiner Gewohnheit weder bei Hof, noch in Berührung mit den ihn umgebenden Perſonen geweſen. Fräulein Fr. Bremer war noch bei mir um mir Lebewohl zu ſagen, und ſo ſcheide ich denn mit den freundlichſten Eindrücken — was die Menſchen betrift — von Stockholm; denn wir gehen heut Abend an Bord des Dampfſchiffs „Polhem", um die Canalfahrt nach Gotherburg zu machen. Das Dampfſchiff fährt zwar erſt morgen früh um vier Uhr ab; doch man findet es bequemer die kurze Nacht am Bord als im Gaſthof zu ſchlafen, und ſo machen wir es denn auch wie alle Übrigen. Polhem war der Ingenieur, der unter Carl XII. den weſtlichen Theil des Canals baute. Ich werde nun Schweden von Oſten nach Weſten durchſchneiden, und immer zu Waſſer. Dieſer Canal ſoll ein Rieſenwerk für dies an Geld und Menſchenhänden arme Land ſein. Einige ſagen mir, die Fahrt ſei höchſt intereſſant, Andere, höchſt langweilig; und ein Landsmann, der von hier nach Trondhjem gegangen iſt: Wenn man nichts erwartet, findet man es hübſch. In fünf Tagen werde ich auch ein Wörtchen darüber ſagen können! — —

Dies iſt ergötzlich! eben erſuchte Caliban mich demüthigſt, ich mögte das Zeugniß, das wir ihm auszuſtellen gedächten, eigenhändig unterſchreiben, denn wenn Deutſche nach Stockholm kämen, ſo könnte das ſehr wichtig für ihn ſein. Er iſt in England geweſen und viel mit Engländern gereiſt; die haben eine Liebhaberei für Handſchriften und laſſen es ſich oft viel Geld koſten, um ſich die eine oder die andere zu verſchaffen; da meint er denn mit den Deutſchen müſſe das ebenſo ſein. Ich ſagte ihm dies ſei eine verfehlte Spekulation, weil die Deutſchen nicht ſolche phantaſtiſch koſtſpielige Liebhabereien hätten.. Wie hätte ich aber je ahnen können, daß ein Caliban auf die Unterſchrift meines Namens goldne Berge baut! Da iſt wirklich nichts ſo Winziges und Kleines in der Welt, woraus der Menſch nicht irgend ein Hofnungsfädchen zu ſpinnen verſtände. Ich z. B. erſpinne mir aus dem ſchlechten Wetter, das ich ſeit drittehalb Wochen gehabt, die Hofnung jetzt werde das gute beginnen. Ich kann nicht ſagen, daß ich mit irgend einem Bedauern oder dem Wunſch es je wiederzuſehen von Stockholm Abſchied nähme. Bei andern ſchönen Stätten überkommt mich im letzten Augenblick leicht eine kleine Wehmuth mit dem Gedanken, daß ich ſie zum letzten Mal ſehe. Als ich in Granada auf der Torre de la Vela am Abend vor der Abreiſe die Sonne untergehen ſah, und bei Taormina über das Meer hinweg und zum Etna emporſchaute und dann den Rückweg antrat: da ging es mir wie eine warme Hand übers Herz und wie ein Flor übers Auge, und ich weiß nicht wie es kam, aber ich dachte an den Abſchied von geliebten Menſchen. Es muß alſo wol eine räthſelhafte Sympathie zwiſchen mir und jenen Stätten exiſtiren, die hier fehlt; denn hier zieh' ich ganz getroſt von dannen, und wenn ich auch gar gern die Menſchen wiederſehen würde, ſo iſt darunter immer verſtanden: aber in Deutſchland.

Gothenburg, Julius 10.

Heute früh um halb 9 Uhr ſind wir angekommen, und heute Nachmittag um 5 gehen wir an Bord des „Prinz Carl“ und mit ihm nach Copenhagen. Chriſtiania und gar Norwegen gab ich auf. Ich kann's nicht aushalten den ganzen Sommer wie eine Ente auf dem Waſſer zu verbringen. Es verdummt mich. In dieſen Tagen, ſobald das Dampfſchiff nur auf Viertelſtunden anlegte, und wenn auch Niemand es verließ, ſprang ich doch gewiß mit freudiger Wuth an's Land und ging umher, und kam mir wie erlöſt, wie gerettet vor. So muß den Heerden zu Muth ſein, wenn ſie aus den Ställen auf die Wieſen kommen. Übrigens war ich nicht etwa krank; o gar nicht! ich befand mich ſehr wohl. Ich hab' enorm gegeſſen, Alles was da war, aus heller Langerweile, glaub' ich; — und doch würd' ich ſagen, daß ich mager geworden bin.... wenn nicht alle Dinge ihre Grenzen hätten!.... ſo eingeſchrumpft komme ich mir vor. Woran das liegt kann ich nicht erklären; ich fühl' es nur, und ich glaube daß ein großer Theil des Unbehagens bei mir aus Langerweile entſpringt. Ich befinde mich auf dem Schiff in einer Art von Haus: da ſind Zimmerchen mit Betten, Stühlen, Tiſchen; ich kann gehen, ſtehen, ſitzen; ich werde mit Speiſ' und Trank verſorgt; dort liegt die Küche, hier die Treppe; ich geh' ſchlafen, ich ſtehe auf; es iſt wie in einem Hauſe — ſcheinbar; denn im Grunde iſt Alles anders. Im Zimmerchen kann ich mich nicht bewegen vor Enge, und auf dem Verdeck auch nicht wegen der zahlreichen Reiſegeſellſchaft, ſo daß es ein Wahn iſt nach Belieben gehen, ſtehen und ſitzen zu können. Mit dem Schlaf iſt es nicht beſſer! die Cabinen, jede zu 2 Perſonen, ſind erſtickend heiß und durch ſo dünne Bretterwände geſchieden, daß man von jeder Lebensäußerung der Nachbarn zur Rechten und Linken profitirt; überdas geht um ein Schiff, auch wenn es vor Anker liegt, beſtändig ein Knarren und Kniſtern herum, welches von dem immerwährenden Contact der Wellen, der Planken, des Windes erzeugt wird. Endlich iſt es mir unmöglich mich zu beſchäftigen! die zitternde Bewegung der Maſchine, ſo leiſe, ſo ungeſtört durch den Wellenſchlag ſie ſein möge, geht mir durch Mark und Bein, und habe ich eine Viertelſtunde geleſen, ſo bin ich von der Anſtrengung die Zeilen fixiren zu müſſen, todmüde. An ſchreiben iſt vollends nicht zu denken! die Hand, auf dem vibrirenden Tiſch liegend, hat keine Feſtigkeit. Das Stricken von Bettdecken iſt jetzt bei mir an der Tagesordnung, wie Ihr wißt; aber mich in meine Cabine zu ſetzen um roſenfarbene Baumwolle durch meine Finger gleiten zu laſſen — das iſt ein klägliches Vergnügen, und auf dem Verdeck konnte ich es nicht, weil der Wind unausgeſetzt zu heftig war. Was hilft mir alſo ein Haus, ſobald ich mich nicht darin benehmen kann wie in einem Hauſe? der Widerſpruch macht ganz ungeduldig. Dazu kam noch, daß wir ſchlechte Reiſegeſellſchaft hatten, Leute mit denen gar nicht zu ſprechen war, z. B. einen Capitän, der mit Kauffahrteiſchiffen in allen 4 Welttheilen geweſen war und alle Sprachen ſprechen zu können behauptete. Ob er hottentottiſch oder chineſiſch gut verſtand, kann ich nicht beurtheilen; mit andern Sprachen war es ſchlecht beſtellt, und ſchwediſch verſtehe ich nicht — merkwürdiger Weiſe! bin ich immer geneigt zu ſagen; denn wenn ich es höre, ſo mein' ich es bei einem gewiſſen germaniſchen Klang faſſen zu können. Die Ausſprache des å iſt ganz plattdeutſch, und manche deutſche Worte kommen auch vor, aber ſie haben andre Bedeutung und werden anders ausgeſprochen als bei uns, ſo daß einem das Verſtehen des Wortes doch nicht Verſtändniß des Sinnes giebt, und nur Verwunderung, warum man es nicht verſtehe. Ein entſetzliches Frauenzimmer das auf dem Kopf eine Pertücke und über der Perrücke eine geſtrickte blauwollne Haube und über der Haube einen blauen Hut trug, ſcheuchte mich umher, denn ſie hatte die Stimme einer Schnarrwachtel, eine übermenſchliche Redſeligkeit und eine entſchiedene Vorliebe für eine fragende Converſation. Ich ſah ſie mir gleich etwas mißtrauiſch an wegen der blauwollnen Haube; doch wollte ich Anfangs nicht unartig gegen ſie ſein und verſuchte ihr Red' und Antwort zu ſtehen, als ſie mich anſchnarrte. Aber das geſchah einmal und nimmer wieder! ſobald ſie die Direction nach meiner Seite nahm, entfloh ich. Menſchen müſſen ſprechen wie es ſich für Menſchen ſchickt, nämlich mit Gedanken im Hintergrund; ſie dürfen ſie hervorblitzen laſſen oder zurückhalten — wie es ſich grade paßt, aber die Gedanken müſſen da ſein. Ohne ſie zu ſprechen find' ich unanſtändig, weil es den Menſchen zu Staarmatz und Papagei herabſetzt. Nur ein Fremder war da, ein Engländer, ſchweigſam und zurückhaltend wie ſeine Nation iſt. Mit dem kam ich geſtern erſt, bei

Trollhätta, in's Geſpräch und da erzählte er mir etwas, zu deſſen Ausführung doch auch wahrlich engliſche Kaltblütigkeit gehört. Er iſt in die Minen von Dannemora eingefahren. Die Bergleute haben ihn bedeutet in den Eimer zu ſteigen, während ſie auf dem Rande deſſelben ſtehen bleiben. Daß dieſe Leute in größerer Gefahr als er die Einfahrt machen ſollten, iſt ihm unangenehm, und er bleibt wie ſie auf dem Rande ſtehen und hält ſich mit einer Hand am Strick; ſo macht er die Reiſe in die Tiefe wie ein alter ausgelernter Bergmann. — Nun, unſre übrige Reiſegeſellſchaft hab' ich gänzlich vergeſſen, und ſie hat mir ſo wenig Intereſſe eingeflößt, daß ich nicht einmal die Paſſagierliſte angeſehen habe. — Die für die Canalfahrt eingerichteten Dampfboote ſind lang und ſchmal gebaut und haben weder einen Salon, noch große gemeinſchaftliche Cabinen. Der untere Raum zerfällt in zwei Reihen von Zellen, zwiſchen denen ein ſchmaler Gang läuft. Jede Zelle hat der Thür gegenüber ein Schubfenſterchen, unter demſelben einen Tiſch, der, je nachdem man ihn auf- und zuſchlägt, als Toiletten-, Arbeits- und Speiſetiſch dient, und rechts und links eine Chaise longue, die am Tag Sopha und Nachts Bett iſt. Die ganze Zelle mag die Größe eines recht großen italieniſchen Bettes haben, und ich brauchte meinen Arm nicht hoch zu heben um den Plafond zu berühren. Als Salon dient tout bonnement das Verdeck, über welches nicht einmal ein Zelt aufgeſpannt wird, um gegen Wind, Sonne, Regen und die Ergüſſe des Schornſteins zu ſchützen. Geſpeiſt wird in einem Raum, wo Nachts die Inhaber des zweiten Platzes ſchlafen. Ich hab' immer in meiner Zelle, oder wie ſie auf ſchwediſch heißt Hütte gegeſſen, und nach und nach machten es alle Frauen wie ich. Bei Regenwetter, in die Hütten gepfercht, muß es eine arge Fahrt ſein! Was ſie erleichtert, iſt die glänzende Reinlichkeit, die ſowol in den Hütten als auch in den Speiſen herrſcht. — So hab' ich den „Polhem“ gefunden. Ich denke daß die übrigen 4 Dampfſchiffe, die ſich mit ihm auf der Canalfahrt abwechſeln, ungefähr auf denſelben Fuß organiſirt ſein werden. Wie in Italien Männer den ganzen Dienſt im Hauſe und in den Zimmern vollziehen, ſo ſieht man in ſchwediſchen Gaſthöfen nur Frauenzimmer; und auf den Dampfſchiffen gleichfalls. Die Haushofmeiſterin des „Polhem“ war vortreflich, unermüdlich in ruhiger Thätigkeit; auf ſie kommt denn freilich viel an, was Ordnung und Reinlichkeit betrift.

Im Mälar ſchifft man ſich ein. Aus ihm fährt man auf dem Canal von Södertelge in die Oſtſee, und durch die Scheeren längs der Küſte von Oſtgothland, bis man durch den Meerbuſen Slätbuken bei Söderköping auf den Götha-Canal kommt. Die Seen Roxen, Boren, Wettern, Viken und Wenern ſind durch ihn verbunden, und aus dem Wenern führt der Trollhätta-Canal in den Götha-Elf — Elf heißt ein Fluß — nach Gothenburg, und drüber hinaus ins Cattegat. So iſt die Fahrt. Sie geht langſam von ſtatten; Nachts ruht das Dampfſchiff einige Stunden, und häufig hält es an um ſeinen Bedarf an Brennholz — ferner auch von Gütern und Reiſenden einzunehmen. Der „Polhem“ lud ſo viel Kornſäcke, daß uns ein Drittel des Verdecks damit bepackt wurde. Die Durchfahrt durch 58 Schleuſſen, vermöge welcher der Canal um 471 Fuß ſteigt und ſich wieder ſenkt, koſtet natürlich viel Zeit. Am Trollhätta-Canal hat man ſchon im vorigen und vorvorigen Jahrhundert gearbeitet, und grade zu Anfang des unſrigen iſt er vollendet. Den Götha-Canal hat Graf Balthaſar von Platen im Jahr 1810 zu bauen angefangen und mit Überwindung unglaublicher Hinderniſſe zu Ende geführt. Doch als er am 26. September 1832 eröfnet und ſomit der Wunſch mehrer Jahrhunderte erfüllt wurde, ruhte der Graf von Platen bereits ſeit drei Jahren in der ſchlichten Grabſtätte, die er ſich bei Motala auserwählt, wo am Canal ein grauer Stein, den ein Gitter umgiebt, ſeine Gruft deckt. Während acht Jahren fuhr kein Dampfſchiff an dieſem Platz vorbei, ohne ſein Andenken durch 4 Kanonenſchüſſe zu ehren. Jetzt hat das aufgehört: man verſchießt nutzlos zu viel Pulver!! Einerlei! ein ſolches Andenken kann nicht untergehen, denn die ewigen Elemente ſind da um es zu bezeugen. Über dem Felſenthor in Salzburg, das der Erzbiſchof von Schrattenbach ſprengen ließ, ſteht: „Te saxa loquuntur“ — die alleinzige Inſchrift, die mir je in meinem Leben gefallen hat. Und eine ähnliche verdient Platen.

Unſre erſte Tagereiſe ging bis Söderköping durch einen ununterbrochenen Inſelwuſt. Wie Flecke eines Pantherfells liegen ſie dunkel von Nadelholz auf das helle Meer geſtreut. Die allermeiſten ſind unbewohnt. Wär' ich nicht auf einem Dampfſchiff und ſo viel wie möglich grade aus gefahren, ſo könnte ich niedliche Geſchichten von ihnen erzählen, wenn ich das Talent dafür hätte. Aber Dampfſchiffe beſchränken die Erfindungsgabe ungemein. Man läuft Gefahr auf jedem Schritt und Tritt von einem Nachfolger controlirt zu werden und muß immer darauf bedacht ſein, mit einem Geographiebuch in der einen und einem Geſchichtsbuch in der andern Hand die Richtigkeit und Wahrheit der Behauptungen und Erzählungen vertheidigen zu können. Wer konnte Froiſſart controliren als er Folgendes erzählte: Prinz Johann von Burgund nahm den Rückweg nach Frankreich durch den griechiſchen Archipelagus, nachdem ein großes Löſegeld ihn aus der türkiſchen Gefangenſchaft befreit hatte, in die er durch die gegen Bajazet verlorne Schlacht von Nicopolis gerathen war. Auf dieſer Reiſe kam er an die ſchöne Inſel Chifolignie (Cefalonia) und ging ans Land. Wie groß war ſein und ſeiner Gefährten Erſtaunen, als ſie die Inſel nur von Frauen bewohnt fanden. Sie wurden gaſtfrei aufgenommen und bewirthet, und ſie erfuhren, daß ſämtliche Frauen ſich mit Webereien der herrlichſten Seidenſtoffe beſchäftigten und daß ſämtliche Männer beſtändig auf Kaufmannszügen wären, um dieſe koſtbare Waare zu verfahren. Schutzlos blieben die Frauen zurück, aber nur ſcheinbar ſchutzlos; denn Feen waren ihre guten Freundinnen, und ſie brauchten denen nur ein Wörtchen zu ſagen, ſo ſtraften die einen Jeden, der gewagt hätte die Frauen zu kränken oder ihnen ein Leides zu thun. Wollten ſie Jemandem wohl, ſo ſprachen ſie wiederum mit den Feen, und dieſer wohlwollenden Fürſprache der ſchönen und anmuthigen Weiber von Chifolignie hatte Prinz Johann von Burgund ſeine glückliche Meerfahrt nach Frankreich zu danken. — So weit war die Welt vor 450 Jahren, daß die Feen noch in ihr Raum hatten. Jetzt iſt das nicht mehr der Fall, und doch ſehen manche menſchenleere Flecke der Erde ſo aus, als ob ihnen wol zu gönnen wäre, daß gute Geiſter ſie bewohnten. Viele der Inſeln machten ſich nicht anders, als wie ein leerer Teller, der auf einem weißgedeckten Tiſch recht unerquicklich öde daſteht. Andere ſind Neſter für Seeräuber geweſen. Auf noch andern ſoll es merkwürdige Grotten, Spuren von heidniſchen Opferplätzen und Grabmäler geben. Felſig ſind ſie alle. Aber Felſen müſſen hoch ſein; — ſonſt haben ſie einen verfehlten Character, der mir auf die Dauer läſtig wird. Das iſt mir hier klar geworden. Übrigens erwachte in mir meine alte Luſt mich der Wiſſenſchaft von den Steinen und Gebirgen, von den Erdſchichten und Erdbildungen in die Arme zu werfen. Ich habe dabei nur ein Bedenken, nämlich: daß mir alsdann die Natur entzaubert werden könnte. Jetzt betrachte ich ſie wie der Menſch das Antlitz der Geliebten, bewundernd, anbetend, hingebend. Dann würde es ſein, wie wenn der Maler ein ſchönes Antlitz betrachtet, zergliedernd, vergleichend, kritiſirend. Und nie werd' ich glauben, daß der zerſetzende Genuß des Malers dem ſeelenerfüllenden des Liebenden gleich kommen könne. Das Schloß Hörningsholm auf der ziemlich großen Inſel Mörkö hat eine Geſchichte, in die ſich doch auch ganz unzweifelhaft gute Geiſter miſchen. Johann Baner, Guſtav Adolfs großer Feldherr, wurde hier erzogen. Bei einem Spiel im Fenſter ſtürzte er aus demſelben drei Stockwerk herab und kam unbeſchädigt auf dem felſigen Boden an. Er wußte nichts darüber zu ſagen, als daß ihn ein Gärtner in ſeiner weißen Schürze aufgefangen. Es war aber weit und breit kein Gärtner zu ſehen. Ob Fee oder Engel, ein guter Genius wachte über dem Kinde. Deſſen Großmutter mütterlicher Seite war Marta Lejonhufvud, von der ich neulich erzählte. Auf Hörningsholm lebte ſie als Wittwe, und erzog ſie Sigrid Waſa. Von hier entführte Erich Stenbock ihre Tochter; und hier ſtarb ihre heldenmüthige Schwiegermutter, die Vertheidigerin Stockholms gegen Chriſtian Tyran, Chriſtina Gyllenſtjerna im Jahr 1559. Es iſt zuweilen recht unbequem für das Gedächtniß, daß die Frauen ehedem ihre Familiennamen behielten und bei denſelben genannt wurden. Man muß ſich nun immer beſinnen an wen ſie eigentlich verheirathet waren. Jetzt behalten ſie nur noch ihren Stand. Eine Gräfin mag einen Bauern heirathen, ſie bleibt Gräfin, ſo wie in England die Lady es auch immer bleibt, unabhängig von ihrem Gatten. Dieſer Reſpect vor der Selbſtändigkeit der Frau gefällt mir ſehr. Jetzt iſt auf

Hörningsholm ein neues Schloß gebaut und es gehört dem Grafen Bonde. Weiter hinab macht ſich die Ruine von Stegeborg, einer in der Vorzeit berühmten und wichtigen Feſtung, recht gut, und einige ſtattliche Landſitze gewahrt man in der Ferne; auch ab und an ein paar Bauerhäuſer. Man verliert nicht das Land aus dem Geſicht, und zuweilen fährt man ſo nah am Ufer, daß man es durch einen Sprung zu erreichen meint. Dennoch hab' ich nichts gefunden, was ſo unerhört einſam geweſen wäre, wie dieſe erſte Tagereiſe. Auf dem freien Meer macht man keine ſolche Anſprüche; aber in dieſer Nähe des Landes, und weder Kähne auf dem Waſſer, noch Vieh am Ufer, noch Gärten, noch ausgeſpannte Fiſchernetze, noch ein Menſch, noch ein Hund — das iſt geſpenſtiſch! Am ſpäten Abend, auf der Grenze der Nacht, hub eine Waſſerſchnepfe an zu zirpen. Freudig brach ich aus: ,,Gott ſei Dank, daß außerhalb des Dampfſchiffes doch noch eine lebendige Creatur in der Schöpfung iſt!'' — Bald darauf gingen wir bei Söderköping, einem winzigen Städtchen von 1000 Einwohnern vor Anker.

Die zweite Tagereiſe begannen wir mit Schleuſſen. Es ſieht höchſt wunderlich aus, ein Berg den man mit einem Schiff erklimmt! aber man thut es. Aus der höherliegenden Schleuſſe läßt man ſo lange

Waſſer in die tieferliegenden, bis es in beiden gleich ſteht. Dadurch hat das Schiff ſich allmälig gehoben und die erſte Stufe erſtiegen. Dann öfnet man wieder eine höhere, und ſo fort, bis man auf der Höhe des Berges iſt. Das dauert nun ziemlich lange. Vorſichtig muß man die enormen, eiſenbeſchlagenen Thore der Schleuſſen öfnen, vorſichtig das Waſſer hineinlaſſen, vorſichtig das Schiff vorwärts ziehen, damit es nicht an die Wände des Canals ſtoße. Räder und Dampfmaſchine müſſen natürlich ſtill ſtehen. Da hat man denn Zeit ein wenig links und rechts auf dem Lande umher zu ſchweifen. Aber es lohnt der Mühe nicht! es iſt die Provinz Oſtgothland, deren Äcker und Wieſen für die Beſitzer ganz angenehm ſein mögen, die aber, wie faſt immer die Nützlichkeit, ein ſtupend inſipides Gepräge haben. Bei Norsholm geht man in den Roxenſee. Ehedem hieß es Munkeboda, und war zugleich Kloſter und Schloß des Biſchofs von Linköping. Zu Guſtav Waſas Zeiten nahm Hans Brask den biſchöflichen Sitz ein und ſtellte ſich mit aller Kraft ſeiner großen geiſtigen Eigenſchaften der Reformation entgegen. Doch gelang es ſeiner Geſchicklichkeit nur ſeinen Platz, nicht aber die katholiſche Kirche in Schweden, unangetaſtet durch die Stürme hindurch zu bringen. Nach ihrem gänzlichen Fall mogte er nicht mehr im Vaterlande bleiben und ging nach Preußen. Ruinen des alten Kloſters, unſcheinbare Steinhaufen, werden gezeigt. Jenſeit des Roxen liegt Brunneby, ein freundlicher durch Gartenanlagen verſchönter Landſitz des gegenwärtigen Erzbiſchofs. Denn in Schweden giebt es noch ſolche Herrn, ſo gut wie in England; und auf den Reichstagen, wo die Geiſtlichkeit ihren eignen Stand vertritt, ſoll ihr Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten ſehr groß, doch nicht ſehr günſtig ſein — wie man mir geſagt hat. Dieſe Herrn betrachten die Welt denn freilich oft genug von einem wunderlichen Standpunkt aus! Unvergeßlich iſt es mir, daß ich einmal einen Geiſtlichen in Deutſchland ſagen hörte: ein Königthum wie das von Saul, David und ihren Nachfolgern ſei die einzige, der Beſtimmung der Menſchheit entſprechende Staatenverfaſſung, weil ſie — in der Bibel ſtehe, und die Umwälzung der ſocialen Verhältniſſe ſchien ihm keine Berückſichtigung zu verdienen. Ach Gott! unſre Könige haben andre Dinge zu thun, als vor der Arche einher zu tanzen und Pſalmen zu dichten! — Auch einen Theil ihrer ſtattlichen Tracht haben die ſchwediſchen Geiſtlichen aus der katholiſchen Zeit beibehalten. Ich ſah in Stockholm den Gottesdienſt in der großen Kirche. Der Prediger trug einen weißen Talar und darüber eine Stola von dunkelrothem

Sammet mit Gold geſtickt und beſetzt. Der ſchöne Geſang der Gemeinde fiel mir angenehm auf; er klang wie ein Chor von reinen und gut eingeübten Stimmen, ſehr verſchieden von dem mißtönenden unerzogenen Geſchrei in unſern Kirchen. Die Kirche vom ehemaligen Kloſter Wreta liegt nah bei Brunneby und enthält die Gräber von ich weiß nicht welchen uralten Königen aus dem 12. Jahrhundert. Man hat Zeit ſie zu beſuchen. Später ſieht man in der Ferne Schloß und Kirche von Ljung, einer Beſitzung der Familie Ferſen, deren letzter männlicher Sproſſe kürzlich geſtorben iſt. Er war ein Neffe des unglücklichen Grafen Axel Ferſen, den das Volk von Stockholm bei dem Leichenbegängniß des Prinzen von Auguſtenburg im Jahr 1810 maſſacrirte, weil es dieſen Erben der ſchwediſchen Krone durch eine feindliche Partei vergiftet glaubte, der Graf Ferſen angehörte. Allmälig ſchleicht ſich der Canal in den Borenſee hinein, an deſſen Ufer Ulfåſa liegt, ein ſtattliches Schloß, berühmt durch Sta. Brigitta, die hier im 14. Jahrhundert mit ihrem Mann Ulf Gudmarſon lebte. Wo der Canal aus dem See wieder herausgeleitet wird, beginnt die Gegend einen freundlicheren Anſtrich zu bekommen, denn hier liegen die großen Eiſenwerke von Motala und der Flecken gleiches Namens, welche erſt vor

20 Jahren angelegt worden und jetzt höchſt wichtig für die Bearbeitung des ſchwediſchen Eiſens ſind. Es iſt der einzige Ort in Schweden, der mir den Eindruck von Betriebſamkeit gemacht hat. Man ſieht Arbeit und Verkehr und ihre ſegenreichen Folgen, die eine unbewohnte Gegend in eine freundliche durch Thätigkeit belebte verwandeln. Es muß dem alten König eine große Befriedigung ſein, daß unter ſeiner Regierung ein ſo wichtiges Werk ausgeführt worden iſt. Die ganze Schiffsgeſellſchaft begab ſich neugierig in die berühmten Werkſtätten, Eiſenhammer, Eiſengießerei, Modellwerkſtatt, wo Waſſer und Dampf, Maſchinen und Menſchen um die Wette enorme Arbeiten ausführen — Brücken, Schleuſſenthüren, Mühlen, Dampfmaſchinen, Alles aus Eiſen. Ich guckte nur flüchtig hinein. Es herrſcht ein infernaliſches Getöſe und ein widerlicher Geruch darin; und hauptſächlich: es unterhält mich gar nicht Dinge zu ſehen, die ich nicht verſtehe; und das Prinzip, nach welchem Maſchinen in Bewegung geſetzt werden, verſteh' ich nicht. In einem Hauſe z. B. arbeiteten 14 Drechſelbänke auf ihre eigene Hand, und zwar war eine darunter, auf der Sachen von Eiſen oder anderm Metall verarbeitet werden, die 15 Fuß im Durchmeſſer haben. Nun ſieht man über, unter und neben ſich, zu Haupt wie zu Füßen, Walzen, Rollen,

Räder, Hammer, Dräthe, die ſich ſchwingen und drehen, wenden und regen, und dabei ſchnurrend und knarrend, polternd und pfeifend einen Höllenlärm machen, und dazwiſchen ganz verloren vier oder fünf Menſchen, denen man nicht die Gewalt über dieſe unbändigen Dinge zutraut: da wird man betäubt und ſchwindlig. Ich hätte mir, wie die Finnen, das Urſprungswort zu dieſen Dingen gewünſcht — nämlich das Wort, das den Urſprung und mit ihm das Weſen der Erſcheinung enthüllt und dadurch dem Menſchen Macht über ſie verleiht. Das iſt doch ein tiefſinniger Glaube.... oder Wahn, wie man's nennen will. Denn das was man ergründet hat, kann man auch beherrſchen, und ich denke derſelbe Glaube klingt in jenen alten griechiſchen Sagen, die uns erzählen, Orpheus habe durch Muſik die Thiere des Waldes geſänftigt, und theſſaliſche Zauberinnen hätten durch ihre Lieder den Mond vom Himmel herabgeſungen. Das Urſprungswort der Schöpfung — iſt Harmonie; und auch durch dieſe Maſchinenwelt dröhnt ein gewiſſer Takt und übt über ſie die Gewalt des Orpheus über wilde Thiere. — Bei Motala blieb das Dampfboot über Nacht.

Die Fahrt durch den Wetterſee, mit der wir unſre dritte Tagereiſe anfingen, hab' ich verſchlafen, denn ſie iſt kurz, und daher weder Wadſtena diesſeits, noch Carlsborg jenſeits geſehen. Ein Irrenhaus für 300 Kranke iſt auf den Ruinen der zwei alten Klöſter zu Wadſtena erbaut, welche Sta. Brigitta für Mönche und Nonnen ſtiftete — eine gefährliche Nachbarſchaft, die auch bald die Folge eines ſittenloſen Lebens nach ſich zog, ſo daß die Klöſter ihrer Unheiligkeit wegen verrufen waren. Ein Überbleibſel aus jener Kloſterzeit ſoll die Geſchicklichkeit im Spitzenklöppeln ſein, weches ein einträgliches Gewerbe abgiebt. Das alte von Guſtav Waſa ſtattlich erbaute Schloß, wo er ſeine dritte Hochzeit, mit Catharina Stenbock, feierte, dient jetzt zum Getraidemagazin. Carlsborg iſt die Hauptfeſtung Schwedens, und ebenfalls erſt unter dem regierenden König, ſeit dem Jahr 1820, gebaut. Sie liegt bereits in der Provinz Weſtgothland. Als ich am Morgen heraufkam, hieß es, wir hätten ſchon den höchſten Punkt der ganzen Canallinie, den Vikenſee erreicht, deſſen Schiffbarmachung wegen des unebnen mit Klippen bedeckten Bodens eine ebenſo ſchwierige als koſtbare Arbeit geweſen iſt. Hat man ihn durchſchnitten, ſo beginnt man abwärts zu fahren, und zwar durch eilf auf einander folgende Schleuſſen zum Wenern hinab. Das dauerte den halben Tag! Die Gegend wird je näher dem Wenern um deſto freundlicher. Birken- und Erlengehölz tritt bis zum Rande des Canals und wird zuweilen von Wieſen unterbrochen, auf denen einiges Vieh weidete; denn das kann ich Euch gar nicht oft genug wiederholen: bis zum Eindruck von Reichthum ſteigert ſich die Gegend nicht. Wir gingen viel und traten auch einmal aus Neugier in ein Bauerhaus, das ebenſo ordentlich wie die in Upland ausſah und auch im Innern dem entſprach. Hölzerne Bänke, Tiſche und Schränke ſtanden an den Wänden; das Porträt des Königs und der Königin in Holzſchnitt, traulich auf einem Blatt, unter jedem ein paar Verſe, hingen ohne Rahmen neben dem Hauskalender. In drei Wänden waren Fenſter, folglich Reichthum an Licht; und an der vierten ſtand der rieſige Ofen, um deſſen Fuß ein doppelter Kranz von gelben Butterblumen gelegt war, während Birkenblätter den Fußboden beſtreuten. Hinter dem Ofen war die Brandmauer, an die auch der Küchenherd ſich lehnte, das einzige Mauerwerk des Hauſes. Zwei Streifen von grauer Leinwand ſuchten im matten Sonnenſtral auf dem Grasplatz zu bleichen, der mit ein paar Gemüſebeeten den Garten ausmachte, und einige Hühner irrten gackernd umher. Die Vögel, die bei uns die Menſchenwohnungen ſo traulich und luſtig machen, Störche und Schwalben, hab' ich in Schweden nicht geſehen. Mit welchem unerhörten Jubel erfüllen die Schwalben bei uns die ſommerliche

Abendluft! Wenn ich das leidenſchaftliche Freudenjauchzen höre, womit ſie ſich in die Luft wie in ein erfriſchendes Bad hineinſtürzen, ſo muß ich mich immer wundern, daß eine ſo kleine Vogelbruſt Raum hat um eine dermaßen heftige Empfindung von Wohlbehagen zu beherbergen, wie der Ton und die Bewegung verräth; es iſt bacchantiſcher Taumel darin. Aber der Storch kommt ſchlank und feſt, mit geringem Flügelſchlag geflogen, und erſt wenn er feſten Fuß in ſeinem Neſt gefaßt hat, macht er ſeine poſſierlichen, telegraphiſchen Attitüden und läßt ſein Geklapper erſchallen, das wie eine kleine unharmoniſche Freudenſanfare über ſeine Rückkehr zur lieben Familie klingt. Bei uns iſt der Glaube, kein Feuer breche in dem Hauſe aus, das ein Storchneſt trägt. Der, und die Gewohnheit der Störche ſtets zu ihrem alten Neſt zurückzukehren, macht ihre Nähe zu etwas Glückbringendem und giebt dem Hauſe ein trauliches Anſehen, auf deſſen Giebel ein Storchneſt liegt. Auch Schwäne hab' ich in den Gärten um Stockholm, auf den zahlloſen Seen und Canälen nicht bemerkt, und ſie würden doch die ſtillen Waſſerſpiegel anmuthig beleben. Aber es iſt als ſei man zu wenig an den Ausdruck des Lebens gewöhnt, um ihn zu ſuchen oder zu vermiſſen. Daß es keine Nachtigallen giebt verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo wenig wie Schwalben und Störche ſieht man in den Dörfern Obſtbäume. Ich muß geſtehen, mich beſchlich Heimweh — das ächte: die Sehnſucht nach dem heimathlichen Boden; nicht nach einer beſtimmten Stätte, nicht nach Menſchen, ſondern nur im Allgemeinen nach Deutſchland, und ich beſchloß, mich auf keinen Fall in den höheren Norden zu begeben. Wollt Ihr durchaus etwas von nordiſcher Majeſtät und Ernſthaftigkeit kennen, ſo geht aufs Wormſer Joch und aufs Faulhorn. Da ſeht Ihr am Morgen die Sonne über Schneegefilde und hinter ſchroffen eisbedeckten Gebirgsſpitzen aufgehen, und könnt ſie am Abend in den Thälern von Sondrio und von Interlachen wie in einem Blumenkorb untergehen ſehen. Nein, daraus wird nichts! Auf dem Gipfel vom Sneehättan giebt's Schnee genug, wie der Name ſagt, der Schneehaube bedeutet, aber am Fuß liegen nicht die Rebgelände des Veltlin, und die Nußbäume des Berner Oberlandes! Ich bleibe davon!

An dieſem Abend machte das Dampfſchiff nur ſo lange auf der Inſel Brommö im Wenern Halt, um Holzbedarf und Güterfracht einzuladen, und ſetzte dann ſeinen Weg durch dieſen größten der ſchwediſchen Seen fort, der 14 ſchwediſche Meilen lang und 7 breit iſt, und den es in ſeiner ganzen Länge durchſchneiden muß. Am Morgen der vierten Tagereiſe ſahen wir am ſüdweſtlichen Ufer des Wenern den Kinnekullen in Weſtgothland ſich erheben, während am nordweſtlichen die Berge von Wermland und Dalsland leiſe aufdämmerten. Zuweilen legen die Dampfſchiffe, je nach ihrer Ladung, am Fuß des Kinnekullen an, und geben dann den Reiſenden Gelegenheit dieſen Berg zu erſteigen, den ich nach Allem, was ich von ihm gehört habe, den Rigi von Schweden nenne, weil er zugleich die Ausſichten auf Land und See darbietet und ſehr fruchtbare Abhänge hat. Doch wie Schweden ſich mit ſeinen beſchränkten Naturgaben zur Schweiz, ſo verhält ſich auch der Kinnekullen zum Rigi, denn er liegt 936 Fuß über dem Meer, und der Rigi wenigſtens 5000. Übrigens iſt es ſchwer von den Ufern etwas Andres zu gewahren, als die Berge; die Entfernung iſt zu groß. An der Inſel Kolland fährt man nah genug vorbei, um darauf Schloß Leckö zu ſehen, welches der Feldmarſchall Jacob de la Gardie beſaß, dem Ebba Brahe vermält wurde. Beider Sohn war der Reichskanzler Gabriel de la Gardie, der Nachfolger Axel Oxenſtjernas und der prachtliebende Günſtling der Königin Chriſtina. Am ſüdlichſten Ende des Sees erheben ſich der Hunneberg und der Hallberg, die ich aber doch mit dem beſten Willen nicht anders als ein Paar Hügelrücken nennen kann; und bei dem Landſtädtchen Wenersborg fährt man in die Götha-Elf hinein. Gottlob! ein Fluß! nun wird die Gegend munter. Was dieſe Landſeen für einen phlegmatiſchen Character haben, könnt Ihr Euch gar nicht vorſtellen. In den Urzeiten haben ſie ſich einmal ihren Platz erkämpft, und ſeitdem alle Strebſamkeit und Thätigkeit aufgegeben. Wo ſie ſitzen, da ſitzen ſie. Hinweg, hinüber, hinaus aus ihrem Becken können ſie nicht. Aber ein Fluß führt immerfort ein Leben des Kampfes und der Vertheidigung, muß ſtets ſein Bett aufreißen, damit es nicht verſande, ſtets einen Pfad zwiſchen Hinderniſſen ſich bahnen, dieſe zurückdrängen, jene überwältigen. Jetzt kommt etwas höchſt Wichtiges für eine Gegend, ja, das Allerwichtigſte in ſie hinein: ein Hintergrund. Den habe ich bis daher in der ſchwediſchen Landſchaft vermißt: nirgends begrenzt das Meer oder das Gebirg den Horizont; und nur dieſe beiden von Gottes Hand bei der Schöpfung der Welt geſetzten Grenzen ſind die, welche unſrer raſtloſen Phantaſie einen Punkt zum Ausruhen gewähren. So bewegt das Meer, ſo hart das Gebirg iſt, ſie ſind ein Schlummerkiſſen, auf das wir uns betten um einmal in Frieden zu träumen. In der ſchwediſchen Landſchaft fehlt dieſer beruhigende Hintergrund. Man ſieht Waſſer und flache Inſeln, und dann flache Inſeln und Waſſer, und man ſieht nicht ein, warum das früher aufhören ſoll als da, wo der Erdball ſelbſt aufhört. Zuerſt macht das unruhig, zuletzt gleichgültig; das iſt die gewöhnliche Wirkung der Monotonie. Die Götha-Elf fließt raſch und behend in bunten Krümmungen durch eine Ebene, die ſich zu beiden Seiten in Berge hinein verläuft. Hier machen Hall- und Hunneberg ſich ganz anders, liegen nicht lang und breit da. Je nachdem der Fluß ſich windet, ſieht man ſie von einer andern Seite, anders geformt, anders beleuchtet. Der unſägliche Reiz der Bewegung kommt auf einmal in die ſolange erſtarrte Landſchaft. Der Hallberg hat einen Felſen, der in altheidniſchen Tagen eine ernſte Beſtimmung hatte: von ihm ſtürzten ſich diejenigen herab, welche „zum andern Licht hinüber zu fahren“ begehrten und dem Odin willkommen ſein wollten; denn das war Keiner, der unrühmlich am hohen Alter und auf dem bequemen Lager ſtarb. Es iſt eine wunderſame Freudigkeit, wie zum Leben ſo zum Tode, in jenen alten wilden Menſchen, die nichts fürchteten als einen unrühmlichen Tod. Sie machten ihm eine Glorie, und war ſie auch mit Blut gefärbt, ſo kam das daher, weil das zugleich die Farbe des Triumphs und des Sieges war. Bei uns iſt der Tod ſchwarz, wie die Trauer, wie der Schatten, wie die Nacht. Wir zittern durch das Leben und zittern vor dem

Sterben, und dennoch hat unſer ruhmloſes Leben einen ſolchen Werth bekommen, daß es als eine Handlung des Wahnſinns oder der Feigheit gilt, wenn man freiwillig „zum andern Licht hinüber fährt.“ Dann, find' ich, müßte aber auch unſer Leben danach ſein, ſtärker, lichter, größer, nach ſtolzerem Zuſchnitt. Ach, zuweilen kommt mir vor, als ob das Chriſtenthum uns zerknickte und als ob wir es mit ein wenig Heidenthum verſetzen müßten. Wenn ein Menſch ganz zerbrochen und willfährig zum Leiden iſt, ſo heißt er fromm; vor 2000 Jahren hieß er erbärmlich. Leiden müſſen iſt etwas ſo Alltägliches und mit unſerm Daſein Verwebtes, daß man daraus unmöglich ein Verdienſt oder gar eine Tugend machen kann. Gewöhnt der Menſch ſich an den Gedanken er müſſe leiden, ſo macht er ſich zum Igel, ballt ſich zuſammen und hüllt Herz und Seele in harte, abwehrende Stacheln ein, damit das Leid ſie weniger erreiche, oder leichter darüber wegziehe. Denkt er aber: ich muß *nicht* leiden! ſo bleiben Herz und Seele ofner, weiter, zugänglicher, und ſomit auch wärmer und friſcher; er wagt, er thut, er ſtrebt; er ſtagnirt nicht, wie Jener. Wunden wird er wol mehr bekommen, und ſo recht mitten in die Bruſt hinein; aber das thut nichts! Das böſe und überflüſſig heiße Blut findet durch ſie einen Ausweg.

Ich bin grad einmal tapfern Muthes, da ſchlag' ich mich zu den Tapfergeſinnten; und das verſteht ſich ja von ſelbſt, daß ich nicht ſpreche von den Menſchen, die deshalb nicht leiden, weil ſie ſtatt des Herzens einen Stein oder einen Fleiſchklumpen im Buſen tragen. — Dieſe Gegend iſt die Heimat von Leonhard Torſtenſon, der im Jahr 1603 zu Forſtena geboren und der merkwürdige Feldherr ward, der von ſeinem Tragſeſſel aus die glorreichſten Schlachten gewann. Das Genie überwindet Alles; darum iſt es, wie der Glaube, wie die Liebe, eine göttliche und von Gott gegebene Kraft. Torſtenſon, gelähmt, ſchwach und krank, führt Tauſende zum Siege, wie auch Nelſon es that, obgleich er ſeekrank wurde, ſobald er auf's Meer kam. — Im Einklang mit dem erhöhten Leben der Landſchaft iſt auch das auf dem Fluß. Man begegnet mehr Schiffen, Kähne und Barken gehen hin und her. Aus den Berg- und Eiſenwerken und den Holzgegenden von Wermland, aus den zahlreichen Sägemühlen, die an der Götha-Elf liegen, werden die Producte nach Gothenburg geſchafft. Früher hat man Bretter und Bauholz den Trollhätta-Fall hinab geflößt; jetzt geht das Alles mit Dampf- und Segelſchiffen durch den bewundernswerthen Trollhätta-Canal, der mit ſeinen 8 durch den Felſen geſprengten

Schleuſſen den Waſſerfall umgeht, und mir einen impoſanteren Eindruck gemacht hat, als dieſer. Die unerhörte Mannigfaltigkeit in den Schöpfungen der Natur ſetzt mich immer in das höchſte Erſtaunen. Wieder bei dieſem Trollhätta-Fall! Man ſollte meinen bei einem Waſſerfall, einem Sturz den ein Fluß von der Höhe in die Tiefe macht, ſei ſie gar nicht anzubringen und es müſſe ungefähr immer auf gleiche Weiſe geſchehen! Mit nichten! Da iſt nicht einer in der Schweiz, in den Pyrenäen, in Deutſchland, in Italien, der ausſähe wie der andre, oder wie der von Trollhätta. Der gehört ganz und gar Schweden an. Er iſt nicht im hohen Gebirg, es liegt weder eine Felſenwüſte, noch ein heitres Paradies um ihn herum, wie beim Pont d'Espagne, bei der Handeck und bei Tivoli; er gleitet nicht wie ein Geiſterhauch am Felſen hin, wie der Staubbach; er ſpringt nicht unmittelbar von der ſchroffen Felswand in einen See, wie der Fiume di Latte in den Comerſee; er iſt kein in Waſſerſchaum verwandeltes Gebirg, wie der ernſte, titaniſche Rheinfall bei Schaffhauſen; — er iſt ein langer und gewaltiger Strudel, der das Wahrzeichen Schwedens, eine kleine Felſeninſel auf der ein paar Tannen ſtehen, brauſend und kochend umtobt. Dieſe kleine Inſel, und daß man über dem einen Arm des Falls auf einer eiſernen Brücke zu ihr gelangt, iſt ſeine größte Schönheit. Man ſteht mitten drin im ſtrudelnden Strom, und ſein Donner iſt ſo heftig, daß man ſich einbildet der Fels erzittere davon. Aber der iſt feſt; und eine geheimnißvolle Tiefe, ein ſchwindelnder Abgrund umgiebt ihn nirgends. Man hatte mir erzählt, ein Juſtizrath aus Berlin ſei auf dieſer Inſel halb ohnmächtig vor Erſchütterung geworden. Das brachte mir einen ungeheuern Reſpect vor dem Trollhätta-Fall bei, ehe ich ihn kannte; denn ein Juſtizrath iſt ganz nothwendig ein Mann, der ſich durch Emotionen ſchwer aus dem Häuſel bringen läßt und ſeine Faſſung einigermaßen zu behaupten verſteht, — ſo dachte ich. Aber ich muß mich darin irren. Wen der Trollhätta-Fall in Ohnmacht legt, der iſt ſehr erregbar. Gott, wie iſt man geneigt ſich luſtig zu machen über das was man nicht begreift, und wie hab' ich es gethan in der Schweiz über ein paar Frauenzimmer, die auf dem Faulhorn vor Entzücken Krämpfe und Ohnmacht bekamen. Ich ſollte doch lieber dem Himmel für meine ſtählernen Nerven danken, oder für die Kraft der körperlichen Organiſation, durch die ich die gewaltigſten und großartigſten Naturbilder in mir aufnehmen kann, ohne auch nur mit der Wimper zu zwinkern. Sonderbar, wie die Eindrücke uns ſo verſchieden berühren! Vor Wunderwerken der Kunſt iſt es mir geſchehen, daß mir die

Thränen in die Augen getreten ſind. Ich glaube es kommt her von Überraſchung und Freude über den Menſchen, der im Stande geweſen iſt ſo göttliche Gebilde zu ſchaffen. Er iſt doch meines Geſchlechts! durch ſeine Gaben fühl' ich mich, fühl' ich die ganze Menſchheit geehrt, und es wird eine demüthige Freude daraus, daß der Genius zwiſchen uns Kindern des Staubes wohnen mag. Das, glaub' ich, iſt die Urſach meiner Rührung. Wenn ſie mich einmal wieder befällt, will ich darüber nachdenken. In dieſem Lande giebt es nichts was mich dazu hätte bewegen können.

Nachdem wir am Waſſerfall zwei Stunden verbracht, gingen wir dem Dampfſchiff nach, das ſeinen Weg fortgeſetzt hatte. Ungefähr nach einer Stunde erreichten wir es; aber wo? eingeklemmt zwiſchen zwei glatten graden Felswänden, wie zwiſchen zwei Mauern, lag es vielleicht 50 Fuß tiefer als der ſchmale Pfad auf dem wir gingen, und glitt langſam durch eine Schleuſſe nach der andern, wie auf breiten Stufen den Akersberg herab, der hier eine Senkung von 72 Fuß hat. Ein andres Schiff folgte dem unſern; das ſahen wir oben auf der Spitze des Akersberges ſchweben und dann die Treppe ſich herab bewegen, gemeſſen, ruhig, als ob es gar nichts Außerordentliches wäre. Ich war ganz Bewunderung! Gebirgsſtraßen, Tunnels, Aquaducte und Viaducte, ſind zwar ſehr merkwürdig, doch nicht ſo komplizirt; denn hier muß der Felſen nicht blos geſprengt und mit der größten Genauigkeit, nach Fuß und Zoll, zum Schleuſſenwerk eingerichtet werden, ſondern auch das Waſſer muß man, gleichfalls nach Fuß und Zoll, durch daſſelbe vertheilen. Dennoch iſt man nicht mit dieſem Bau zufrieden; man findet die Schleuſſen zu ſchmal, und es iſt wahr, daß unſer Dampfſchiff einigemal an die Wände prallte. Darum iſt man beſchäftigt einen neuen Canal zu bauen. Sobald das Dampfſchiff die Götha-Elf erreicht, geht die Fahrt wieder raſch von ſtatten und durch ein freundliches, hügeliges Land an großen Dörfern mit Schneide- und Sägemühlen vorbei. In einem ſolchen, Lilla Edet, blieben wir geſtern Abend; und er war der einzige milde, ächtſommerliche Abend, den ich in Schweden gehabt. Die ganze Vegetation ſcheint um die Götha-Elf für ein wärmeres Clima zu ſprechen, iſt reicher, voller; die weichen Hügel tragen Laubholz; die Felſenblöcke verſchwinden mit ihrem Nadelholz. Die Buche, welche ſchon in der Provinz Blekingen aufhört, kommt in Bohus wieder zum Vorſchein. Obſtbäume ſtehen neben den Häuſern, und mehr Blumen in den Gärten. Ich bin dermaßen ausgehungert nach Blumen, daß ich über ein Dutzend Kraut- und

Rüben-Beete ſetzte, um eine einzige Roſe am Strauch zu ſehen und ihren Duft einzuathmen. Vor einem Baum blieb ich ſtehen, ganz verblüſt über deſſen Schönheit; ſeine kräftigen Äſte trugen längliche, ſaftgrüne Blätter, zwiſchen denen Büſchelchen von allerliebſten, glänzend rothen Früchten hingen. Ein Kirſchbaum war's! Die Häuſer ſind nett, wie in der Schweiz, ſo daß es ein Vergnügen iſt ſie zu ſehen — was doch für ländliche Wohnungen nicht gar häufig iſt. Von hier bis Gothenburg lagen in alten Zeiten verſchiedene feſte Schlöſſer zum Schutz gegen die Könige von Norwegen und Dänemark, und Kirchen und Klöſter, Biſchofs- und Königsſitze, Handel und Gewerbe gaben ſich in ihren Schirm, ſo daß glänzende Städte daraus wurden, von denen jetzt nur noch der Name, einige Ruinen und höchſtens das Überbleibſel eines Dorfs exiſtirt. So fuhren wir heute früh an Lödöſe vorbei, an Kungelf, an Bohus. Zwiſchen ihnen beginnen die Landhäuſer, Gärten und Sommerſitze der Kaufleute von Gothenburg. Die Götha-Elf wird immer breiter, die Ebene bebauter; aber die Berge bleiben ihr zur Seite und tragen hier eine Schanze, dort ein altes geſchleiftes Feſtungswerk. Endlich kommt man nach der wichtigſten Handelsſtadt Schwedens, welche zugleich die zweite im Reich, der Einwohnerzahl nach, iſt — nach

Gothenburg. Weil heut am Sonntag alle Magazine geſchloſſen und keine thätige und arbeitende Menſchen auf den Straßen ſind, die Einwohnerzahl auch nicht über 20,000 geht, ſo ſcheint die Stadt ziemlich ſtill und nur durch einige Wägen belebt, in denen Familien auf's Land fahren. Doch ſie iſt auffallend ſchön gebaut! lauter Häuſer von holländiſchen Backſteinen, drei und vier Stockwerke hoch, helle Spiegelfenſter, durchgehends ein Anſtrich von Wohlhabenheit, und nirgends verfallen oder vernachläſſigt. Die Straßen ſind ſchnurgrade und zerſchneiden ſich regelmäßig; zu beiden Seiten laufen Trottoirs, die Stockholm nicht hat. In einigen ſind Canäle in der Mitte, um die Waaren deſto bequemer auf die Schiffe zu bringen, und Brücken werfen ſich über ſie, hochgeſchwungen, wie in Venedig, um den Kähnen bequeme Durchfahrt zu geben. An einigen Brücken ſtehen Linden, die eben blühen und deren Duft ich mit wahrer Wonne einathmete — denn nicht überall in Schweden findet man Wohlgeruch in der Atmoſphäre. — Guſtav Adolf hat Gothenburg angelegt, und die Blüte ſeines Handels iſt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und während der Continentalſperre geweſen. Ein Zweig ſeines Handels ſetzt mich in Erſtaunen: im vorigen Jahr ſind nicht weniger als 24,000 Kannen Preiſſelbeeren ausgeführt, die auf ſchwediſch Lingon heißen — für mich eine widerliche Frucht, weil ſie herbe bleibt, wenn man auch Tonnen Zuckers über ſie ausſchüttete. — Wir ſind hier in einem enormen Gaſthof abgeſtiegen, der nicht auf's Beſte organiſirt iſt; denn zwei Stunden mußten wir, trotz unaufhörlicher Bitten und Ermahnungen, auf ein höchſt ſimples Mittagseſſen warten, und ob der Kaffee vor unſrer Abfahrt zum „Prinz Carl" kommen wird, iſt fraglich. Ach ja! von der Beköſtigung auf dem „Polhem" wollt' ich ſagen! bei der dachte ich immer an die Hochzeit des Gamacho. Ich bitte, ſtellt Euch dieſe ununterbrochene Reihe von leiblichen Genüſſen vor: Morgens Thee oder Kaffee; um 10 Uhr Frühſtück mit Lachs, Eiern, Beefſteak; um 2 Mittagseſſen von 3 oder 4 Speiſen; um 4 Kaffee; um 7 Thee; um 9 Abendeſſen — und dies Alles für einen einzigen Bankthaler! nämlich für Frauen. Männer zahlen etwas mehr für Bier und Branntwein. Das klingt recht gemein, Bier und Branntwein! es ſind aber die landesüblichen Getränke, weil der Wein der hohen Zölle wegen fürchterlich ſchlecht und kaum trinkbar ſein ſoll. Für fremde Männer iſt das recht unangenehm. Ob Alle es möglich gemacht haben an dieſen ſämtlichen Malzeiten Theil zu nehmen, weiß ich nicht. Ich hab' es möglich gemacht, und zwar aus Langerweile, oder einer Art von nervoſer

Abſpannung; aber ich finde es gar nicht ſchicklich immerfort zu eſſen und zu trinken. Bei Landreiſen fällt es mir nicht ein früher zu eſſen, als bis ich in's Nachtquartier komme. Ich muß mich durchaus wieder ihnen zuwenden! — Heute Nacht wird es mir wol übel gehen. Die Fahrt durch's Kattegat, heißt es, ſei immer ſtürmiſch, oft gefährlich wegen Klippen und Strömungen zweier Meere, aber — ſie iſt unvermeidlich. Dieſe Erkenntniß macht tapfer. — Eben ſtellt ſich hier ein Gegenſatz zu der überraſchenden Wohlfeilheit auf dem „Polhem" dar. Zwei Laſtträger ſchafften heute früh unſre Koffer vom Dampfſchiff in den Gaſthof, und einer ſchafft ſie zurück: das koſtet 5 Bankthaler; der Thaler, wie ich eben höre, gilt 16 und einen halben Silbergroſchen. Nun lebe wohl, Gothenburg! und Schweden, leb' wohl. Flüchtig bin ich über Deinen eiſernen und felſigen Boden gegangen; flüchtig hab' ich in das ernſte Antlitz Deiner Landſchaft geſchaut. Lieblich biſt Du mir nicht erſchienen; aber erſcheinſt Du ſo irgend Einem, der nicht Dein eingebornes Kind iſt? ich denke nicht. Doch Dein Ernſt, Deine Tüchtigkeit, Deine Genügſamkeit mit Wenigem zeigen mir, daß der Menſch nicht immer die Fülle des Lebens, den Luxus der Künſte, der Naturſchönheiten, den überſchwenglichen Reichthum der Cultur braucht, um innerhalb ſeines

Kreiſes ſich behaglich zu fühlen, ſobald nur die Wünſche nicht außerhalb deſſelben umherſchweifen. Ich denke nicht, daß ich ungerecht gegen Dich, Deine Geſchichte, Deine Menſchen geweſen bin. Ich habe mich bemüht Euer gemeinſames Leben zu verſtehen, das feſt in einander gewebt oder, wie im Grunde jedes Leben, nur eins iſt, im Univerſum zuſammenſchmelzend, im Atom ſich zerſpaltend. Hab' ich Dir irgendwie Unrecht gethan, iſt mir Deine Stille zu melancholiſch, Deine Farbloſigkeit zu trübe erſchienen, ſo halt' es meiner Unvollkommenheit zu gut, die nicht im Stande iſt ohne Anregung aus ſich heraus Licht und Glanz über die Dinge zu werfen. Aber wir trennen uns doch als gute Freunde. Schweden — ade!

Copenhagen, Julius 13.

Seit vorgeſtern früh neun Uhr bin ich hier, und in einer ſolchen Schau-Thätigkeit, daß ich gar nicht zur Beſinnung kommen kann — um ſo weniger, da das Eine, was ich immer wieder und wieder anſehe, mir für alles Übrige keine rechte Seelenfreiheit läßt. Dies Eine iſt die Frauenkirche. Ich meine nicht den Bau! von Außen iſt er von ſchwerfälliger Simplizität, und von Innen in einem ſeltſamen Styl, denn dicke doriſche Säulen ſtehen im zweiten Stockwerk, über den Pfeilern des Mittelſchiffs. Ich meine

Thorwaldſens Apoſtel. Wir gingen gleich vorgeſtern in die Frauenkirche; geſtern auch, heute auch, immer von Neuem bin ich durſtig dieſe Geſtalten zu ſehen, und nur ſie zu ſehen. Wenn ich aus Thorwaldſens Muſeum komme, geh' ich zu ihnen; wenn ich aus ſeinem Atelier komme, geh' ich auch zu ihnen. Weder Büſten, noch Götter, noch Menſchengeſtalten, nicht einmal ſeine anbetungswürdigen Basreliefs, wollen mich feſſeln. Ich ſage nicht, daß dieſe Apoſtel das Schönſte ſind, was Copenhagen beſitzt; das wäre nicht genug. Aber ich ſage: ſie ſind die ſchönſten, welche die Welt beſitzt, und weder Rafael noch Titian haben ſie ſo gemalt. Seitdem mir in Sevilla vor Murillos Moſes und S. Thomas die Flammen der Andacht in der Seele aufloderten, hab' ich nichts Ähnliches geſehen. Und welche Vortheile giebt dem Maler ſeine Kunſt! den Zauber der Farben, die Anmuth der Gruppirung, die Magie des Lichts. Was hat Thorwaldſen? einen grauweißen Marmorblock. O dieſer Thorwaldſen! Engel müſſen ihm bei dieſer Arbeit gedient haben, denn mit dem Genius reicht man nicht ſo weit. Nach Rom mögt' ich um ſeine Hand zu küſſen, die heilige und geſegnete Hand! zum Dank dafür, daß er ein Werk des tiefen, ſeelenentquollnen Glaubens in unſre nüchterne Welt hineingeſtellt hat, in welcher der Glaube zu einer Fratze herabgeſunken iſt, — ja! zu einer Fratze des übermüthigen Verſtandes, der ſich hohl: Forſchung nennt, und zu einer Fratze beſchränkter Seelen, die in Form und Äußerlichkeit das Heil zu finden meinen, und die Lehre vom Geiſt in eine Lehre vom Buchſtaben zu verſteinern trachten. — Vielleicht gelingt es mir, Euch einen Schattenriß von dem zu geben, was vor meinen Augen in der Vollkommenheit daſteht. Vielleicht bekommt Ihr Luſt ſelbſt es zu ſehen! ach, das wäre gut, wäre das Beſte, was ich für Euch thun könnte. Bei den Griechen galt es für ein Unglück den Jupiter Olympios nicht geſehen zu haben — den höchſten Gedanken, in die ſichtbar vollendetſte Form gehüllt, nicht zu kennen. Sollten wir, die wir doch Alle ſo hoch und tief gebildet ſein wollen, anders denken?

Zuerſt muß ich eingeſtehen, daß ich gar nicht weiß, was die Welt denn eigentlich heutzutag von Chriſtus denkt. Die Einen ſprechen von einem „Lamm", die Andern von einem „unhiſtoriſchen Chriſtus". Dieſer verneint gar ſeine Exiſtenz, und es iſt wol möglich daß Jener ihn einen Betrüger heißt. Die Theologie hat den Glauben ſo konfus und dunkel gemacht, wie die Jurisprudenz das Recht. Ich, wie alle unwiſſende Leute, hab' eine unſägliche Gleichgültigkeit gegen die vier Facultäten, und nur die Frage weshalb es vier ſind und nicht lieber drei, regt ſich zu Zeiten theilnehmend in mir, weil mir immer ſcheint, als müſſe die Philoſophie der befruchtende Keim in den Körpern der drei andern ſein, der ſtets neues Leben in ihnen entwickelt; auf dieſe Weiſe würde die vierte Facultät aufgehen als Geiſt in den Leibern der drei anderen. Nun, ich wollte nur ſagen, daß ich nicht weiß welche Sorte von Chriſtus die Welt heutzutag der Theologie verdankt. Mir iſt er der Weltheiland, der uns erlöſet vom Übel, wenn wir ihm nachfolgen in Kraft und in Liebe; — und ſo hat ihn auch Thorwaldſen erkannt. Aber dieſen Gedanken der Erlöſung hat Gott einmal gedacht, und Chriſtus hat ihn ihm nachgedacht und ihn in der Welt verwirklicht; und kein Zweiter vermag es ihm nachzuthun! Wol ſind Manche gekommen und haben ſich Mühe darum gegeben und aufrichtig danach geforſcht und geſucht; — es iſt immer nur einſeitig! es fehlt ihnen jene Erkenntniß, die wie das Licht ein Urmeer iſt, welches das Univerſum zugleich umgiebt und durchdringt. Ich denke, daß es nie einen Mann der Kunſt oder der Wiſſenſchaft, der Inſpiration oder der Intelligenz gegeben hat, der Chriſtus nicht einſeitig aufgefaßt hätte. Von Erſteren weiß ich es: Rafael, Klopſtock!

Von den Anderen ſchließ' ich es daraus, daß „Lamm" und „unhiſtoriſcher Chriſtus" zwei nicht minder einſeitige Erzeugniſſe der Facultäten ſind, als je die Künſte ſie hervorgebracht haben. Zu dem Chriſtus alſo hat auch Thorwaldſens Genius nicht ganz gereicht! Er iſt wol der Milde, der Barmherzige, der ſeine Arme ausbreitend ſpricht: „Kommet her zu mir, die Ihr mühſelig und beladen „ſeid; ich will Euch tröſten", — und ſo hat Thorwaldſen ihn dargeſtellt; — allein die Kraft, das Licht, die weltüberwindende Stärke, die er den heiligen Zwölfen eingeflößt und die eine Eſſenz ſeines Weſens war, die findet man nicht bei ihm. Dazu iſt ſein Antlitz dermaßen geſenkt, daß man nicht grade hinein, ſondern nur wenn man vor dem Altar ſteht von unten hinauf es ſehen kann, und nirgends gewinnt man den Blick aus ſeinem Auge. Man meint zwar Statuen blickten nicht; doch das iſt nicht wahr! Thorwaldſen hat gezeigt, daß ihre Augen Blick und Farbe haben. Mit Augen golden wie das Licht der Wahrheit ſchaut Paulus mich an; Augen wie zwei blaue Naphthaflammen unauslöſchlicher Liebe und Zuverſicht hat Jacobus; Simon, Augen ſo ſchwarz wie die Trauer; und Petrus ſchillernd grau, wie das bewegliche Meer ſeiner Seele. O nein! die Statuen haben wol Augen, ſo gut wie Gemälde einen Rücken haben. Man hat den Chriſtus in eine vergoldete Niſche über dem Altar geſtellt, wähnend er würde daraus beglänzt hervortreten. Statt deſſen verſchattet und bedrückt ſie ihn. Wenn eine Statue nicht mit beſonderer Rückſicht für eine Niſche berechnet und ausgeführt iſt, ſo wird ſie ſich immer gleichſam zu eng darin fühlen. Der Marmor all dieſer Statuen iſt ſehr grau; in der Niſche erſcheint er gar ſchwärzlich und trübe. Merkwürdiger Weiſe iſt grade die Chriſtusgeſtalt die unvollkommenſte und von der wenigſt ſchönen Arbeit; an den Armen ſind Mißbildungen. Der Kopf übrigens iſt von idealiſcher Zartheit. Mir war immer zu Muth, als müſſe ich einen Schleier von Silberflor über dieſe Niſche herablaſſen, damit der Chriſtus zugleich verklärter und verborgener erſchiene, ungetrübter durch Mangelhaftigkeit.

Vor dem Altar iſt ein freier um ein paar Stufen erhöhter Raum, den eine Baluſtrade nach dem Schiff zu abſchließt, und in deſſen Mitte der Engel mit dem Taufbecken auf den Armen kniet. Mit großen ſchneeweißen Flügeln, auf denen noch der Silberglanz eines höhern Lichtes zittert und die noch von den Lüften einer höhern Welt durchweht ſind, iſt dieſer Engel herabgeſchwebt. Schön geſchmückt hat er ſein holdſeliges Haupt mit einem vollen Kranz von unverwelklichen Blumen; denn zu hohem Amt iſt er beſtimmt! das heilige Waſſer bringt er der jungen Seele, als ein Symbol, daß ſie rein von Gott kommt und rein zu ihm gehen ſoll. Mit hingebender Andacht und holder Freude verrichtet er knieend ſein himmliſches Amt, und hat er es einſt vollendet, ſo wird er gradesweges in den Himmel zurückfliegen, ohne daß ein irdiſches Staubkörnchen ſeine Flügel, ſeine Stirn, ſeine Füße berührt hat, denn es iſt ganz gewiß, daß er ſich eine duftige, reinere, lichtere Atmoſphäre als unſre irdiſche vom Paradieſe mitgebracht.

Rechts und links vom Altar, an den ſechs Pfeilern des Schiffs, ſtehen die heiligen Männer, die Chriſtus als ſeine Apoſtel über die Erde ausſendete um das himmliſche Jeruſalem zu gründen, während das irdiſche ihn und ſie verſtieß. Und ſie thaten es getreu bis in den Tod. Dieſe Männer können nicht mehr abfallen; ſie haben gleich ihrem Meiſter die Welt überwunden — aber durch welche Kämpfe, in welchen Leiden, durch welche übermenſchliche Anſtrengungen, das ſagen deutlich ihre von Gram und Schmerz zerfurchten Stirnen. Da iſt Keiner, aber auch kein Einziger, vom Greiſe bis zum Jüngling, der nicht in eine erhabene Melancholie getaucht wäre; doch im vollen Bewußtſein ihrer Beſtimmung, mit einem Blick, der Erd' und Himmel zugleich umfaßt, mit einem Schritt der ſeines Zieles gewiß iſt, wandeln ſie ihres Weges, deſſen Mühſale ſie nicht verkennen. Friedlich, freudig, wie jener Engel dort, iſt Keiner, denn der Menſch gehört einer andern Ordnung der Weſen an, und nicht in freudigem Frieden, ſondern im unabläſſigen Kampf iſt ihm ſeine Glorie bereitet. Dieſe Überzeugung iſt das Hauptgepräge Aller, ſtellt ſie Alle in eine Linie und giebt ihnen einen rührenden Familienzug. Nichts deſto weniger hat wol nie ein Künſtler die Monotonie glücklicher vermieden als Thorwaldſen bei dieſen zwölf ſtehenden, in lange Gewänder gekleideten Männern, die ſämtlich ein Unterkleid tragen, das vom Halſe bis zu den Füßen geht, und darüber einen weiten Mantel — Andreas ausgenommen, den nur der Mantel umhüllt. Ihre gewöhnlichen Attribute, das wofür ſie lebten oder wodurch ſie ſtarben, das Werk ihrer Glorie, oder das Werkzeug ihrer Marter, halten ſie in Händen. O Schmach über mich! wie Socrates, wie Cato, wie Epaminondas lebten und ſtarben — das weiß ich, und wie dieſe Männer lebten und ſtarben, die an Weisheit Socrates, an Stärke Cato, an Seelenhoheit Epaminondas übertrafen — das weiß ich nicht! Johannes auf Patmos, Petrus in Rom, Paulus auf gefahrvollen Reiſen — das iſt das Einzige, was die

Apoſtelgeſchichte in der Bibel, und Legenden und Gemälde mir von ihnen erzählt haben. Vieles und Genaues mag wol Niemand wiſſen, und doch muß Thorwaldſen es gewußt haben, denn ein perſönliches Schickſal, ein individuelles Leben, Thaten und Gedanken und Schmerzen, die unleugbar dem Einzelnen angehören, ſprechen ſich in dieſen Geſtalten, dieſen Zügen aus. Wie der Mann ſich und ſeinen Marmorblock durchdrungen hat vom Geiſt ſeines Gegenſtandes, davon giebt's in der ganzen modernen Kunſt weiter kein Beiſpiel, und in der antiken zwei oder drei.

Zur Rechten und Linken Chriſti, obenan, ſtehen Paulus und Petrus, die Intelligenz und das Gefühl. Petrus hält die Schlüſſel des Himmelreichs. Auf ſeinem Antlitz wechſelt der Eindruck, den die zwei Worte Chriſti auf ihn machten: „Simon Johanna, haſt Du mich lieb?“ — und: „Weide meine Schaafe!“ — Schmerz über den wohlbegründeten Zweifel des Heilands und Freude über das überraſchende Vertrauen, Beides zerſchmolzen in die tiefſte, die anbetendſte Liebe, in eine Liebe die ſo ſtark iſt, daß ſie ſtärker wird als ſeine Schwäche. Eine Thräne zittert in ſeiner Wimper, ſeine beweglichen Lippen zittern vor Rührung. Er mögte ſich ſelbſt mißtrauen und wagt es doch nicht, da Chriſtus ihm vertraut. Die Linke auf die Bruſt gelegt, als wolle er dem Herrn das Herz zu eigen geben, blickt er ihn mit einer unermeßlichen Dankbarkeit an, wie nur die Seele es empfinden kann, die ſich durch eine fremde überſchwengliche Gnade mit ſich ſelbſt verſöhnt ſieht. Die vollen Lippen, die beweglichen Züge, die kurzen Locken des Haupt- und Barthaars, Alles verräth den heißblütigen, leidenſchaftlichen Menſchen, der doch, ſobald nur der Wille in ihm entwickelt iſt, auch von feſter Energie ſein kann. Seine Geſtalt iſt durchaus die eines Mannes vom Volk, gedrungen, mit ſtarken und breiten Schultern, wie es nicht anders ſein kann für den armen Fiſcher, der mühſelig ſeine Netze auswarf, und einzog, und heimtrug. Nacken und Schultern verrathen ſchwere Arbeit, aber eine ſolche, die den Leib ſtark macht und den Geiſt nicht tödtet.

Ihm gegenüber ſteht Paulus. Ja, der iſt freilich wie von andrem Stoff. Den hat die Natur dafür beſtimmt Träger des Lichts zu ſein, aber nicht für Gewerbe und Handwerk, nicht für Arbeit und Handthierung. In keiner andern Werkſtatt iſt er je zu Hauſe geweſen, als in der des Geiſtes. Die Intelligenz dieſes Mannes brennt wie eine Flamme grade empor. Irren konnte ſie, aus unreinem Element ſich nähren, unedle Stoffe verarbeiten — doch das Alles mit der tiefen Glut der Überzeugung. Als die Erkenntniß über ihn kam, als Wahrheit den Irrthum vernichtete, als Gott ihm die Götzen in den Staub warf, da ward aus dem feurigen Verfolger **Saulus** der feurige Bekenner **Paulus**. Sein Geiſt, ſein Wille, ſeine Kraft blieben dieſelben, nur läuterten, bildeten und erhöhten ſie ſich um ſo viel, als die neue Lehre reiner und höher als die alte war. Von dem Augenblick wo er ſie angenommen gehörte er ihr an, ohne Schwankung, ohne Zweifel, mit innerer Entſchiedenheit. Er war ganz und immer Eines. Als er Apoſtel war, war er vielleicht der einflußreichſte von ihnen Allen, und man kann nicht ſagen, daß er Reue empfand über ſeine Vergangenheit, denn wenn auch Irrthum, ſo war doch keine Lüge in ihr. Nur eine majeſtätiſche Trauer verließ ihn nie. Indem er mit der vollen Macht ſeiner Intelligenz die neue Lehre durchdrang, faßte er auch zugleich den Menſchen mit ſeinen unzähligen Widerſprüchen ſo tief, ſo haarfein auf, daß er wol erkennen mußte wie gebrechlich das ſchwache Gefäß für einen ſo gewichtigen Inhalt ſei. Der Mann der geſagt hat: „und was ich **nicht** will das thue ich!“ — kann unmöglich anders als voll erhabener Trauer ſein. Lehrend ſteht er da, mit leuchtender Stirn, mit beredten Lippen, mit wundervoll edlen, ganz vom Geiſt durchbildeten Zügen, nirgends

Unklarheit oder Dunkel. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt iſt wie von der Erde empor gehoben; die feſte, klare, ſchöngeformte Hand hat niemals eine niedre Verrichtung vollzogen; mit ermahnender und erklärender Bewegung folgt ſie ſeinen Worten. Die Schultern ſind zart und geſenkt; ſie haben nie materielle Laſt getragen. Er iſt unverkennbar der vornehme Mann, wie Petrus der vom Volk iſt, und die geiſtige Richtung Beider entſpricht ihrem Platz, gab dem Einen die beſonnene Intelligenz, und dem Andern das aufwallende Gefühl.

Neben dieſen Grundpfeilern der Kirche ſtehen zwei Evangeliſten, Johannes und Matthäus, die Inſpiration und das ſinnende Nachdenken. Mit tiefen mächtigen Augen ſchaut Matthäus grade in die Welt hinein. Feſt geſchloſſen iſt ſein Mund. All ſeine Gedanken ſind in dem Bemühen conzentrirt jeden Zug des wundervollen Lebens und jedes Wort der wundervollen Lehre wiederzugeben, die ihm Blick und Ohr berührt haben. Sein rechter Fuß ſteht auf einem Stein; dadurch iſt das Knie empor gezogen, und auf demſelben, und auf dem Kopf ſeines lieblichen Engels, der neben ihm niedergekniet iſt um ihm dieſen Dienſt zu leiſten, ruht die große Tafel, die er mit der Linken hält, während die Rechte mit dem Griffel bereit iſt Alles aufzuzeichnen, was er als Jünger des Heilands erlebt, geſehen, gehört hat, und was er mit heiliger Überzeugung wiedergeben wird. Johannes, ihm gegenüber, beſinnt ſich nicht, kehrt nicht in ſein Gedächtniß ein. Mit aufwärts gewendetem Antlitz, mit ſanft geöffnetem Munde, horcht er auf eine höhere Stimme, die ihm dictirt was er auf ein kleines Täfelchen ſchreibt, das er mühelos in der Linken hält. Alles an ihm iſt ſo mild und ruhig, wie es in ihm iſt. Das Haar iſt ſchlicht geſcheitelt, um Hals und Nacken glatt abgeſchnitten; das Kinn bartlos. Der Mantel, mitten auf der Bruſt agraffirt, fällt in langen ungeſtörten Falten zu beiden Seiten herab. Still ſitzt der Adler ihm zu Füßen. Lautlos, regungslos, unzugänglich jeder irdiſchen Bewegung, iſt die Geſtalt und iſt die Seele, welche jetzt mit einem höheren Geiſt verkehrt. Keine Spur von frauenhafter Schönheit, von weichlicher Zartheit, in welche ſo leicht die Künſtler bei dem Johannes verfallen, weil er immer das Wort wiederholt: „Liebet Euch untereinander.“ Als ob nur eine Frauenſeele aus der Religion eine Liebe machen könnte! Nein! Thorwaldſen hat ſein Geſchlecht zu Ehren gebracht. Niemand liebt ſo gut als der Starke; drum iſt Johannes ein ſtarker Jüngling, der das Gewicht der Offenbarung tragen und der auf Adlerflügeln in die Geheimniſſe einer unirdiſchen Zukunft dringen kann.

Sein Bruder Jacobus ſteht neben ihm. Sie waren „die Kinder Zebedäi,“ wie es in den Evangelien heißt. Sie und Petrus waren mit Chriſtus auf Thabor, und Zeugen ſeiner Verklärung. Sie und Petrus waren mit ihm im Olivengarten und entſchlummerten, während er im Gebet mit dem Tode rang. „Kann Keiner mit mir wachen?“ fragte er traurig ein paar Mal. Keiner konnt' es! Je höher die Seele, deſto einſamer iſt ſie in ihrer Qual. Wie mögen dieſe Verſäumniſſe den Jüngern ſpäter das Herz zernagt haben! Und machen wir es nicht Alle ſo, im Großen und Kleinen? verſäumen die Liebe und grämen uns halbtodt, wenn es zu ſpät iſt! — Die Kinder Zebedäi auch waren es, die Chriſtus fragten, ob kein Feuerregen die Stätte zerſtören dürfe, die ihm ungaſtlich geweſen war. Gewiß hat Jacobus dieſe Frage gethan! dieſe Flammenſeele kennt nur die That. Mit Wanderſtab und Pilgerhut durchzieht er die Welt, gerüſtet um Wunder zu thun im Namen des Herrn, und ſicher die Welt von ihm zu erfüllen. Er iſt's deſſen Augen blaue Naphthaflammen von feuriger Liebe, von lodernder Hofnung ſind. Er iſt der Einzige von ihnen Allen, bei dem der brennende Glaubensmuth alle Schatten von Trauer und Schmerz beſiegt und das Antlitz in eine Sonne verwandelt hat, vor der keine Wolken liegen. Er iſt nicht blos ſtark, feſt, muthig, ſondern kühn, und ein freudiger Krieger in dem Kampf des Glaubens. Schön würde der Helm des kriegeriſchen Erzengels über dieſer leuchtenden Stirn ſitzen, wenn es nicht unendlich viel ſchöner wäre, daß er unbedeckten Hauptes unter den Stürmen und Gewittern der Welt dahinwandelt, deren Blitze ihn, wie alles Hohe bedrohen; denn auch [illegible] Pilgerhut iſt von dem vollen langen Haar herabgeglitten und hängt nachläſſig über ſeine linke Schulter. Das Kleid iſt ein wenig geſchürzt, damit der Fuß frei, — der Mantel vom linken Arm vor der Bruſt zuſammen gehalten, damit der Schritt ungehemmt ſei. Welch ein Schritt! führte der Weg über glühende Kohlen, er beachtete es nicht!

Dem Jacobus gegenüber ſteht Philippus, ein Mann auf der Grenze des Greiſenalters, der mit einem Ausdruck von klagender Trauer, wie ihn das lange Leben und die Bekanntſchaft mit der Welt wol geben mag, auf die hinblickt, die in ihrem Strudel kämpfen. Er hat ſich herausgerettet und iſt geborgen im Schutz und Schirm des Kreuzes, das er, aus dünnen Rohrſtäbchen geformt, wie eine liebe Erinnerung in der Rechten trägt.

Aber auf ſein Kreuz, auf ſein gräßliches Marterinſtrument gelehnt, iſt Andreas. Dem hat es

Kämpfe gekoſtet bis er dahin gekommen iſt! er iſt nicht umſonſt der Bruder des Petrus. Mancher Abfall und manche Reue mögen wie mit ehernen und goldenen Ketten an ſeinem Herzen gezogen haben, bis er endlich ſein Ich ans Kreuz ſchlug, und nun im Stande war ſich auf dies Kreuz, wie auf eine Säule zu ſtützen.

Gelaſſener, leidenſchaftsloſer, jünger ſteht Judas Thaddäus neben dem Andreas. Wie zum immerwährenden Gebet umſchließen ſeine ſanft erhobenen Hände eine Lanze. Denn Krieger mußten ſie alle ſein, dieſe heiligen Männer, der Greis wie der Jüngling, der Milde wie der Feurige. In den Krieg mußten ſie Alle, gegen die Sünde und Lüge, und ſo gewiß wie der Sieg, war ihnen auch das mühvolle Leben und der blutige Tod. Judas Thaddäus macht ſein Leben zum Gebet, und deſſen Abglanz liegt wie Morgenroth auf ſeinem Antlitz.

Nacht iſt es auf dem von Simon. Schwarz wie die Nacht blicken ſeine Augen; traurig wie die Nacht iſt ſeine Stirn. Der Morgenſtern der Hoffnung ſteht unergründlich tief in ſeinem Herzen. Er kann wol ſeine Seele verſenken in dieſen heiligen Stern; aber er lichtet ihm nicht die Welt und läßt ihm die Wege dunkel, die er zu wandeln hat. Kraft und Entſchloſſenheit giebt ihm ſein Glaube; Frieden und Freude nicht. Mit welcher unüberwindlichen Entſchiedenheit er daſteht, die Hände auf der Säge gekreuzt, die ihn zermartern wird, und den Blick hinaus in eine Zukunft, die ihm nicht ſtralt, weil er demüthig ſprechen wird: „Ich bin ein unnützer Knecht, und habe nur meine Schuldigkeit gethan!“ Wie die tiefen Gedanken hinter ſeiner gefurchten Stirn aufdämmern, und unverkennbar Erzeugniſſe eines ſchweren Herzens ſind, ſchwer von melancholiſcher Trauer um die Sünden der Welt, aber nicht von Schuld! Er hat das Schickſal aller Menſchen mit ſtarken Herzen — mögen es Apoſtel ſein oder nicht —: er hat ſchwer daran zu tragen. Ein prächtiger Mann iſt er, im Frühherbſt des Lebens.

Bartholomäus, ihm gegenüber, iſt ein Greis. Die tiefen Züge, der ſpärliche Haarwuchs, die um die Hüften ſchwere Geſtalt, das eingebogne Knie — Alles verkündet es. Er iſt wol der nächſte daran in Staub zu zerfallen, und neigt ſich dem Grabe zu. Aber gelaſſen betrachtet er das breite Meſſer, das ihm die welke Geſtalt zerſetzen wird. Die Gebrechlichkeit des Greiſes erſtirbt in der Faſſung des Apoſtels.

Ein wunderſchöner Mann mit einem Winkelmaß über der linken Schulter ſteht neben ihm, Thomas, der Zweifler. Ein Mann; denn der

Jüngling zweifelt noch nicht, und der Greis zweifelt nicht mehr; aber der Mann muß hindurch, muß ſeinen Geiſt, ſeine Seele, alle Gaben und alle Fähigkeiten, jede Verheißung wie jede Erſcheinung, in den Schmelztiegel der Prüfung werfen und die Flamme des Zweifels darunter anzünden, um das reine Gold von den Schlacken zu ſcheiden. Keine Richtung des menſchlichen Weſens iſt fremd und unverſtanden in dieſem Kreiſe, und dieſe Richtung iſt geadelt durch den tief ſehnſuchtsvollen Drang nach Wahrheit. Thomas hat ſich in ſeinen Mantel gewickelt und ſein gedankenſchweres, geiſtvolles, edles Haupt in die aufgeſtemmte Hand des rechten Arms geſtützt, während ſeine großen Augen unter den ſchattenvollen, geſenkten Stirnknochen hervor mit forſchender Innigkeit auf ihrem Gegenſtande ruhen.

Und endlich Jacobus der Jüngere, mit ſeinen zarten Zügen, ſeinen langen weichen Haaren, mit den nachläſſigen Händen, die einen ſtarken Stab halten oder von ihm gehalten werden, und mit dieſem träumeriſchen Blick über die Welt fort in eine glanzvolle Ewigkeit hinein.

Wo auf der Erde, in welchem Muſeum, in welchem Kunſttempel, findet man eine ſolche Geſellſchaft beiſammen, die in der Seele des Beſchauers nichts Andres weckt, nichts Andres wecken kann, als unſre allerédelſten und beſten Gefühle! Ich war denn einmal wieder ganz glückſelig; aber glückſelig nach meiner Weiſe: in den Staub geſchmettert als Ich, in den Himmel gehoben als ein Weſen, das Eines Geſchlechts mit dieſen Lichtgeſtalten iſt. — —

Wenn es anbetungswürdig iſt wie Thorwaldſen den Marmorblock beſeelt, ſo iſt's nicht minder bewundernswerth wie er ihn bearbeitet hat. Ein Prometheus iſt er, ein edlerer, der das himmliſche Feuer in ſeiner Gewalt, aber nicht geſtohlen hat, und zugleich ein Arbeiter, der mit mühſeligſter Ausdauer ſein ſchwieriges Werk vollführt und dem Antlitz, den Gliedern, der Gewandung, bis in die kleinſten Kleinigkeiten hinein, ihr volles Recht giebt. Ich habe zuweilen ſagen hören, der unbekleidete Menſchenkörper ſei der ächte Gegenſtand für die Sculptur. Das ſagen diejenigen, welche die Kunſt nur in ihrer äußern Erſcheinung betrachten. Weil die ſchönſten Statuen der Griechen unbekleidet ſind, der Idee entſprechend, die ſie verſinnlichen; und weil die griechiſche Sculptur ein bis dahin unerreichtes Vorbild der Modernen iſt, ſo meinen die Einſeitigen: das Nackte ſei zugleich das Vollkommne. Aus dieſem wunderlichen Irrthum iſt z. B. Michel Angelos nackte Nacht — ſind die nackten

Königsleichen auf drei Mauſoleen zu St. Denis hervorgegangen. Wenn's ein ächter Künſtler iſt — ich meine ein ſolcher, der die Einheit zwiſchen Leib und Geiſt, zwiſchen Form und Weſen, zwiſchen Ausdruck und Inhalt erkennt, und dem dieſe innere, nothwendige Einheit wie eine Minerva aus Jupiters Haupt entgegentritt, — ſo wird er auch immer den ächten Gegenſtand für ſeine Kunſt zu finden wiſſen. Denn eine Geſtalt eignet ſich nicht deshalb mehr für die Sculptur, weil ſie weniger Kleider trägt, ſondern: ob ſich in ihr eine ſittliche Schönheit ausprägen läßt, ob ſie zum Symbol hoher, mächtiger, heiliger Affecte werden kann. Der Niobe in ihren maßloßen Schmerzen thut die Gewandung ſo wenig Eintrag, daß ſie ſchön wie die Pſyche in Neapel, ſchön wie die Venus von Milo iſt. Und dieſe nämliche geiſtige Schönheit haben die Apoſtel. Sie tragen die Gewänder nicht wie eine Laſt, oder wie eine Verhüllung, ſondern wie die Tracht, die ihnen eigen iſt und in der ſie zu gehen, zu ſtehen, ſich zu benehmen wiſſen, ohne Zwang wie ohne Studium. Der Mantelwurf des ausſchreitenden Jacobus iſt durch drei Striche zu zeichnen, und unübertreflich durch Simplizität und Wahrheit. Die Stoffe der Unterkleider unterſcheiden ſich deutlich, die Leinwandärmel des

Thomas, des Jacobus minor in ihren platten breiten Falten, von den kurzen und gebrochenen, welche der Wollenſtoff in den Ärmeln des Paulus macht. Alles iſt bis in die feinſten Einzelheiten durchgearbeitet: das Haupt- und Barthaar, wie die Nägel der Fußzehen; der Strick, welcher kaum ſichtbar unter dem geſchürzten Gewande des Jacobus iſt, und das Käntchen, welches den Saum vom Mantel des Thomas bildet. Der Mann, der uns täglich die Kirche aufſchloß und der ſich wol ein wenig über die eiſerne Aufmerkſamkeit wundern mogte die ich den Statuen widmete, fragte mich heute: welcher ich den Vorzug gäbe. Als ich zum erſten Mal das Mittelſchiff hinauf und zum Altar ging, ſchritt ein Mann leuchtenden Angeſichts und mir gleichſam zur Nachfolge winkend an mir vorüber. Dieſer Mann war der Apoſtel Jacobus. Die Bewegung in der ewigen Ruhe des Steins iſt vielleicht das höchſte Wunder in der Sculptur. Darum ſagte ich: Jacobus. — „So? ſagte er; „das hat noch Niemand gefunden! die Engländer „lieben den Johannes am meiſten, die Franzoſen „den Petrus; wir ſind ſchwankend zwiſchen den „Beiden und Paulus; — aber Thorwaldſen „ſelbſt hat den Jacobus am liebſten.“ — Ich freute mich!! — — O, er hat eine Seele, der

Thorwaldſen, den Tiefblick für das Große wie für das Kleine, der überall den Pulsſchlag eines einzigen heiligen Lebens herausfühlt! In dieſer Darſtellung des Heilands und ſeiner Jünger hat er den Kreis der erhabenſten Gefühle durchlaufen, deren der Menſch fähig iſt: unſterbliche Hofnungen, verklärte Schmerzen, geheiligte Kraft lodern in dieſen Herzen, und alle geiſtigen Gaben, Forſchung, Wiſſenſchaft, Intelligenz, der höchſten Sphäre menſchlicher Gedanken zugewendet, wohnen hinter dieſen Stirnen; und jedes Staubkörnchen irdiſcher Gebrechlichkeit iſt abgebadet in einem Meer der göttlichen Liebe, in welches ihr flammender Glaube ſie taucht. Und der Mann, der mit dieſen erhabenen Ideen Hand in Hand ging, hat auch zugleich das kleine Basrelief dort über der Armenbüchſe gemacht: ein halb nacktes Kindlein zieht mit gefalteten Händen hinaus in die Welt, während ein Schutzgeiſt ihm folgt und ihm die Hand über dem Haupt hält. So iſt er ſelbſt hinausgezogen als armer Knabe, von nichts beſchützt als von ſeinem Genius. In dieſem kleinen Stück hat er an ſich gedacht, das iſt unverkennbar. Aber iſt es nicht himmliſch, daß er, der erſte Künſtler in Europa, der große und gefeierte Meiſter, der ruhmgekrönte Greis, nicht anders an ſich denkt, als in tiefer Demuth an den armen Knaben, der Schützling des Genius iſt? „Daß Du mir wiederbringſt was ich gegeben!“ ſpricht der Weltgeiſt zu Aſtralion. Thorwaldſen iſt gewiß ein Aſtralion.

O ich bin müde, und ganz, ganz erſchöpft.... nicht vom Bewundern, aber weil ich verſucht habe Euch darzuſtellen, was ich bewundere, und je tiefer und treuer ich das mögte, um deſtomehr ſtrengt es mir die Seele an. In ſolchen Augenblicken müßte der Tod ſüß ſein. Die Seele iſt ſo verſunken in Gedanken der Schönheit und der Vollendung, daß ſie an ihre eigene Vollendung glauben kann.

Julius 14.

Alle königliche Schlöſſer heißen hier Burg. In der Charlottenburg iſt Thorwaldſens Atelier und die Wohnung, welche er bei ſeiner Anweſenheit inne gehabt. In der Chriſtiansburg iſt ſein Muſeum — einſtweilen aus ungeordneten Gemächern zuſammengeſetzt, bis der große Bau vollendet ſein wird, der dazu beſtimmt iſt ſeine ſämtlichen Werke zu enthalten. Was ich vor einigen Jahren in Rom über ihn ſagte, ehe ich wußte daß er der Bildhauer der chriſtlichen heiligen Männer, wie Murillo Maler der katholiſchen iſt — das ſag' ich noch heute, nachdem ich davon abſehe. Nämlich: in der profanen Kunſt erreicht er im Basrelief das Höchſte. All die bezaubernden Wunderwerke in dieſem Fach, die ich in Italien überwältigt vor Entzücken ſah, nicht wiſſend ob Erfindung oder Ausführung, das Genie oder das Talent mehr zu bewundern ſeien: ich habe ſie hier wieder geſehen und wo möglich mit noch größerem Entzücken, weil ich ſeitdem ſo manches Schöne, und doch nichts was ihnen zu vergleichen wäre, gefunden habe. Er hat die Phantaſie eines Dichters! ſeine Basreliefs ſind marmorne Lieder. Der Alexanderzug iſt etwas, das in der modernen Kunſt ebenſo einſam daſteht, als die Apoſtel. Er iſt hier zweimal: in einem Saal der Chriſtiansburg, wo er über vier dunkelgrauen Marmorwänden ſelbſt ganz dunkel wird; und im Muſeum, im kleineren Maßſtab, ſo niedrig an der Wand angebracht, daß man die Einzelheiten ſtudiren kann — was ich denn auch mit Freuden that. Im „Ulrich“ hab' ich ihn beſchrieben; drum kann ich es nicht mehr! dergleichen gelingt nur einmal.

Was nun ſeine Götter=Statuen betrift, ſo ſind ſie weit von dieſer Vollendung. Seine Venus iſt eine ſchöne, eine ſehr ſchöne Perſon, doch ohne einen Hauch von göttlicher Weihe. So kann jedes ſchöne Frauenzimmer ausſehen. Dieſer Göttin der Liebe werd' ich nie ein Körnchen Weihrauch ſtreuen.

Ungleich edler, obgleich auch ſchwer von Form, iſt der Adonis, deſſen Original ich vor Jahren in München geſehen habe; ein edler, ſchwermüthiger Jüngling, der mit Bewußtſein in den Tod geht, weil die Liebe ihn ſo hoch gehoben hat, daß er kein andres Glück, keine andre Befriedigung mehr gewahren kann. Aber ſtreben muß der Menſch, auch in den Armen der Göttin, und ſo geht er denn in den Tod. Sobald Thorwaldſen die Poeſie zu Hülfe nimmt, iſt er immer ſublim, und da die Poeſie mehr die Schickſale der Menſchen als die der Götter umwebt, weil ſie die Regenbogenbrücke iſt, auf welcher jene in den Olymp ſtreben, welchen dieſe gelaſſen inne haben, ſo gelingen ihm denn auch die Menſchen beſſer als die Götter, — die ohnehin im Grunde nur den Griechen gelungen ſind. Sehr natürlich! eben weil es ihre Götter, ihre höchſten Ideen waren, und weil wir unſre höchſten Ideen in andre Formen kleiden. — Ganymed auf ſeinen Knien den Adler tränkend, Mercur den Argus mit ſeiner Flöte einſchläfernd um ihn zu tödten, ſind zwei friſche Jünglingsgeſtalten, der eine ganz Unſchuld, der andre ganz Liſt. — — — Aber das Alles will mich nicht feſſeln! auch heute war ich wieder in der Frauenkirche um die zwei großen Basreliefs zu betrachten: den Einzug Chriſti in Jeruſalem über der Eingangsthür und die Kreuztragung hinter dem Altar. Leider ſind ſie nur von Gyps und ſollen auch nicht in Marmor ausgeführt werden. Ich kann den Gyps nicht leiden, weil er keine Vollendung der Arbeit zuläßt, und dasjenige grob und plump darſtellt, was fein und zart gedacht iſt und in Marmor auch ebenſo fein und zart ausgeführt ſein könnte. Und dann iſt mir gemeines Material zuwider, und ich bilde mir ein, daß es dem Künſtler leichter werden muß in Marmor zu arbeiten, weil ich nicht anders ſchreiben kann als auf glattem, glänzenden Papier. Übrigens dürft Ihr nur in der Frauenkirche die Apoſtel Andreas und Judas Thaddäus betrachten, um Euch zu überzeugen, daß mein Widerwille gegen den Gyps wirklich auf deſſen Unſchönheit baſirt. Thorwaldſen hat noch nicht Zeit gehabt dieſe zwei Apoſtel in Marmor zu arbeiten, und da hat man Gelegenheit zum Vergleich. Die kleinen Sachen, welche einem großen Werk das befriedigende Gepräge des durch und durch Fertigen geben, ſind in Gyps gar nicht anzuſehen neben Marmor, z. B. die Nägel an den Fußzehen und die Spitzen der Haare des Hauptes und Bartes. Mögte er doch bald Zeit dazu finden! keine andre Hand als die ſeine darf dies Werk beenden, das kein andrer Geiſt als der ſeine im Stande war zu erfinden! — Ich höre, daß noch anderweitige Projecte zur Verherrlichung dieſer Kirche exiſtiren: die vier großen Propheten ſollen die Vorhalle zieren; das find' ich paſſend und ſchön. Als Vorläufer Chriſti, die ſeine dereinſtige Erſcheinung frühen Jahrhunderten verkündeten, weil ſie, als wahrhaft große Männer, weder ſich noch ihre Zeit überſchätzten und nicht wähnten für immer und ewig den Gang des Menſchengeſchlechts regeln zu dürfen — gebührt ihnen dieſer Platz. Aber mit großem Schreck vernahm ich, daß Luther und Melanchthon in der Kirche ſelbſt, dem Altar gegenüber aufgeſtellt werden ſollten. Das geht wirklich nicht an; das iſt ganz, aber ganz unmöglich. Man kann ſie ja irgendwo anders aufſtellen, in einer Nachhalle z. B., und darin noch Platz laſſen für andre große Reformatoren, die im Lauf der Zeiten kommen werden. Denn ihres Gleichen ſind vor und mit ihnen geweſen und werden wieder kommen, aber Apoſtel werden nicht wieder kommen ſo lange der chriſtliche Weltzuſtand beſteht, zu dem ſie das Fundament gelegt haben, grade weil es unmöglich iſt zu einem und demſelben Bau zweimal das Fundament zu legen. Sie haben die chriſtliche Kirche gegründet; Luther hat einen neuen Altar darin errichtet. Er war ein großer und tüchtiger Mann, Luther, ein ſolcher der wie ein Stern keiner Vergoldung bedarf und keine Verdunkelung zu fürchten braucht. Er hatte das Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Schranken. Hätte man ihm ſeinen Platz im Kreiſe der Apoſtel angewieſen, ſo hätte er ſich demüthig hinter ſie geſtellt, denn er wär groß genug um demüthig ſein zu dürfen! und darum, mein' ich, ſollte man für ihn und ſeinen Gefährten einen andern Platz erwählen. Nun, dieſe Statuen ſind noch nicht hier, und bis ſie anlangen hat man es hoffentlich gethan. — —

Jetzt will ich aber im vollen Ernſt die Frauenkirche verlaſſen. Hab' ich doch heute gerührt und dankbar von ihr Abſchied genommen! Sie iſt ein kleines und ſchlichtes Muſeum gegen den erhabenen und edlen Pomp des Vatikans; aber ich denke, kein Künſtler und kein Menſch, der dort mit feuriger Bewunderung vor den Götterkindern der Mythologie geſtanden, ſollte verſäumen hieher zu wallfahrten, um ſeine Seele von der reinſten Schöpfung der chriſtlichen Kunſt durchſtralen zu laſſen.

Auch abgeſehen von dieſer unvergleichlichen Herrlichkeit hat Copenhagen intereſſante Sammlungen, ſcheint mir eine ſchöne, großartige, muntere Stadt zu ſein, und ihre Lage am Sund iſt wirklich herrlich. Ich ſage ganz mißtrauiſch gegen mich ſelbſt: ſie ſcheint munter; — denn ſchon früher hörte ich, und auch hier meint man, es herrſche wenig lebendiger

Verkehr; da mag denn wol die Todtenſtille von Stockholm dem hieſigen Leben bedeutend zur Folie dienen. Ich finde es nicht ſtill. Über den immenſen Königsneumarkt, an dem ich wohne, fahren und gehen ununterbrochen ſo viel Leute, daß er trotz ſeiner Größe keineswegs öde iſt — oder höchſtens nur in den heißen Mittagsſtunden. Denn hier, Gottlob! giebt's wieder heiße Mittagsſtunden, und mit wahrer Wonne hab' ich mein armes weißes Muſſelinkleid wieder zu Ehren gebracht, das eine verabſäumte und gedrückte Exiſtenz im Abgrund des Koffers bis dahin führen mußte. Die Häuſer ſind hoch, ſtattlich, mit Ölfarbe angeſtrichen, was ihnen ein neues und wohlgehaltenes Anſehen giebt; mit Fenſtern von glänzenden Spiegelſcheiben. Und dieſe Fenſter gehen bis in den Souterrain herab, wie in Hamburg, und auch wie dort befinden ſich in demſelben große Magazine, ſo daß man eine Menge Waaren unmittelbar über dem Erdboden zur Schau geſtellt oder gehängt ſieht. Die Kaufläden ſind bei Weitem zahlreicher und anſehnlicher als in Stockholm, und man ſieht doch Menſchen in ihnen aus- und eingehen. Trottoirs, wenn auch nur ſehr ſchmal, berückſichtigen ein wenig die Bequemlichkeit der Fußgänger. Überall gewahrt man wenigſtens den Wunſch aus dem Urzuſtand des kahlen Bedürfniſſes herauszukommen, der in Stockholm noch ſchlummert. Ich habe hier auch freilich eine muntere Zeit getroffen, die des Johannisfeſtes, das drei Wochen währt und den Thiergarten in eine Art von Jahrmarkt verwandelt, zu dem allabendlich, aber beſonders Sonntags und Mittwochs, Tauſende von Menſchen ſtrömen. Da er eine gute Meile von der Stadt liegt und der Weg dahin ſtaubig und ohne Chauſſee iſt, ſo mögen wol nur Wenige ſich zu Fuß hinaus wagen; und wahrlich ſie haben es auch nicht nöthig! denn dieſe Anzahl von Wagen, die regimenterweiſe vor den Thoren aufgepflanzt ſtehen und vier Bänke hinter einander haben, ſo daß ſie zwölf Perſonen fortſchaffen können, ſind eben durch ihre große Zahl ganz gewiß zur höchſten Wohlfeilheit gezwungen. Da fahren ſie dann heraus, wie geſagt dutzendweiſe zuſammengepreßt und einige Kinder vor den Knien der Eltern ſtehend. Draußen giebt's nun die allerherrlichſten Vergnügungen: Kunſtreiter und Seiltänzer, Polichinels und Jongleurs, wilde Thiere und wilde Menſchen, Schaukeln und Carouſſels, Panoramas und Guckkaſten, Cafés und Reſtaurants — Alles nach beſten Kräften ausſtaffirt, einige auf volle Geldbeutel ſpekulirend, andere den beſcheidenen Anſprüchen der minder gefüllten genügend; hier ein Kaffeehaus im gothiſchen Styl, und dort ein weißgedeckter Tiſch mit Liqueurflaſchen und Pfefferkuchen; da eine große fahnengeſchmückte Bude mit einem Diorama, und hier ein Guckkaſten vor dem eine Fußbank ſteht auf welche die Kinderchen ſteigen von ihren Mamas unterſtützt; Alles umſchwirrt von einer diaboliſchen Muſik, weil faſt jedes Zelt ſeine eigene hat, welche die benachbarten zu übertönen ſucht, und Alles erbaut unter den ſchönſten Buchen, die Gott je hat wachſen laſſen. So ſchön ſind ſie, daß ſie faſt monſtrös ſind! ihre Zweige beginnen ſo nah über der Erde und breiten ſich ſo weit und wagrecht aus, daß man ihren Stamm faſt gar nicht ſieht und daß jeder Baum mir vorkommt als ſäße er, nicht als ſtände er auf der Erde. Ich mögte ſagen, er iſt zu wohlgenährt, zu fett, zu kugelrund. Man gewahrt nicht die Hauptſchönheit eines Baumes, ſeine Körperbildung, ſeinen Knochenbau, nämlich ſeine Äſte; ſie ſind begraben in der Fülle des Laubes. Das iſt doch im Grunde nicht ſchön für einen Mann! Denn Buchen ſind Männer, ſo wie Birken Frauen ſind! ja, ſtarke, ſchlanke nordiſche Jünglinge und zarte weiße nordiſche Jungfrauen — das ſind ſie. Und käme einmal ein großer Zauberer in die Welt, der die Macht hätte die Geiſter zu befreien, welche in den Gebilden der Natur ſchlafen, ſo würdet Ihr es erleben, daß ich Recht haben, daß ein männlicher Geiſt aus der Buche auffahren, und ein weiblicher der Birke entſchweben würde. Nun, ſtellt Euch die Buchen wie ungeheure, rieſenhafte, reichgelockte, grünſammtne Perrücken vor, auf einen aus Smaragd und Gold gewirkten Raſenteppich geſtreut, und lange tiefe Sonnenſtralen darüber hin gleitend wie glitzernde Flügel von Schmetterling, Libelle oder Elf; und von irgend einem einſamen Hügel den Durchblick auf den Sund, der blau wie der Himmel iſt und durch den weiße Segelſchiffe unabläſſig wie Schwäne ziehen, wie Tauben fliegen — das iſt der Thiergarten! Fährt man bei der Feſtung Kronenburg in den Sund hinein, ſo ſieht die ganze Küſte von Seeland bis Copenhagen ſo aus. Dörfer, Schlöſſer, Landhäuſer ſchimmern weiß aus dieſem friſchen Saftgrün hervor. Das Meer ſchmiegt ſich weit und breit an das Land. Nirgends Inſeln oder Halbinſeln, die das duftige Blau unterbrächen. Nur zur Linken die hügelgewellte dämmernde Küſte von Schweden. Die Einfahrt in den Sund bis Copenhagen ſteht an maleriſcher Schönheit der Einfahrt in die Scheeren bis Stockholm nach; allein ſie übertrift dieſe an großartiger Schönheit, ich meine an einer ſolchen, welche mehr zu der Seele als zu den Augen ſpricht. Sie giebt mehr jene Ahnung der Unendlichkeit, die ich in den Bildern der Erde ſuche und liebe und die mir unter allen Künſten am hochheiligſten in der Dichtkunſt erſcheint; denn die Poeſie allein ſpricht zum Geiſt unmittelbar, und die andern Künſte thun es durch das Medium der Sinne. Das weite blaue Meer rollt dem Auge keine Bilder auf, aber die Wellen rauſchen der Seele Lieder ohne Worte und ohne irdiſche Namen zu.

Das Volk ſcheint ſich ſehr zu unterhalten, auf ſeine Weiſe, durch Putz, durch Augenluſt, durch leiblichen Genuß. Laute Fröhlichkeit hörte man nicht; hört man überhaupt nicht bei den nordiſchen Menſchen, als höchſtens beim Tanz. Das iſt der einzige Moment wo der Jubel ſtark genug wird, um aus den ſchweren Leibern herauszubrechen. Aber im Thiergarten wurde nicht getanzt; man wandelte nur umher und gaffte — die Frauen im alleräußerſten Putz. Die Bauermädchen nahmen ſich darin am beſten aus; ſie trugen prächtige goldgeſtickte Mützen mit handbreiten kirſchfarbenen Taftbändern, die ihnen lang über den Rücken herabfielen. Leider machten ſich die elenden Merino- oder bunten Kattunkleider, die ſie gar nicht zu tragen verſtanden, ſehr dürftig gegen den ſtolzen und reichen Kopfſchmuck.

Andere Landmädchen hatten minder koſtbare Mützen, weniger geſtickt und ohne Bänder; dafür aber dunkelgrüne wollne Röcke mit zwei rothen oder gelben Streifen am Saum, eine große weiße Muſſelinſchürze und ganz enge lange Ermel, die oberhalb des Elbogens mit einer handbreiten goldnen Treſſe, wie mit einer Spange verziert waren. Bei den Männern, welche zu ihnen gehörten, bemerkte ich nur viele blanke kleine Knöpfe an Weſte und Jacke. Was ſonſt von Menſchen da war, gehörte meiſtens dem Handwerker- und kleinen Kaufmannsſtande an, denk' ich, denn die weibliche Halbſchied war auf jene formidable Weiſe herausgeputzt, welche überall dieſen Damen eigen iſt. Sammt-Shawls, welche im vergangenen Winter auf eleganten Schultern gelegen haben mögen, lagen jetzt auf ſehr uneleganten. Grauweiße Federn zeigten, daß ſie nicht umſonſt durch den Staub der Ballſäle getragen worden waren. Taſchentücher wurden unglaublich auseinander gelegt, damit die Stickerei in allen — faſt hätte ich geſagt fünf Zipfeln gehörig zum Vorſchein komme. Kurz, es war ein Tag der großen Toilette — traveſtirt! Wie ehrbar, wie ſolide, wie anſtändig ſah die Tracht jener Landmädchen neben dieſem Plunderſtaat aus. Ein Mann hat während dieſes Feſtes ſein Glück gemacht, davon bin ich überzeugt, und nur dadurch, daß er ſich à la hauteur des Jahrhunderts zu ſtellen gewußt: er hat ein Carouſſel in eine Eiſenbahn verwandelt, der nichts fehlte; Locomotive und Tender voran, Waggons hinterher; der ſchrillende Pfiff des Conducteurs, der raſſelnde Lärm der Fahrt; Bahnwärter ſalutirend mit der kleinen Fahne; — und überdas etwas, das die wirklichen Eiſenbahnen nicht geben können: die ſelige Gewißheit mit heiler Haut die Fahrt zu beenden. Die Menge drängte ſich dermaßen um dies Zelt, als ob es ein ächter Bahnhof ſei, und da es hier nur die Neugier ohne alle Gefahr zu befriedigen gab, ſo überwog die Zahl eiſenbahnluſtiger Frauenzimmer bei Weitem die der Männer. An ſolchen Orten kann man prächtig Characterſtudien machen. Man ſieht en bloc die Eigenthümlichkeiten und Neigungen ſich offenbaren. Ach, man ſieht auch traurige Dinge! Kleine Mädchen im jämmerlichen Flitterſtaat neben dem muſizirenden Vater ſingend ſo ſehr — ach nein! viel mehr als ſie können; denn wenn die kleinen kreiſchenden Stimmen verſagten und ausgingen, ſo ermunterte er ſie, bis ſie zuletzt ganz wild und heiſer ſchrien. Und ein Mann! Gott, der hat mich doch gedauert! Grade der Eiſenbahn gegenüber hatte er unter einem Baldächin von roſenfarbener Indienne einen kleinen Tiſch aufgeſchlagen und Bisquits zum Verkauf ausgeſtellt, und während Alles dorthin ſtrömte und dem glücklichen Beſitzer Thaler auf Thaler zutrug, bekam Niemand Appetit dieſe unglücklichen Bisquits zu koſten, und der Mann ſtand und ſtand mit geſpannter Erwartung in den Augen und vielleicht mit Angſt im Herzen neben ſeinem roſenfarbenen Baldachin. Als er ſich dahin geſtellt, mag er gedacht haben: Vorigen Sonntag war's ſchlecht, heute wird's hoffentlich beſſer gehen! — Aber nein! es geht nicht beſſer! Nun darf er ſich wieder auf nächſten Sonntag vertröſten, und der iſt der letzte des Feſtes! Ach, die kleinen bittern Schmerzen, die winzigen Entmuthigungen ſind darum ſo unerhört traurig, weil man ſich faſt ſchämt Sympathie mit ihnen auszuſprechen — als ob ſchon der bloße Contact des Mitleids etwas von der Schmach der Dürftigkeit und des Elends auf den Theilnehmenden übertrüge! — Und Mancher macht doch auch wieder Furore durch Kleinigkeiten. Vor einer Art von Guckkaſten, höchſt ſchlicht und unſcheinbar, ſtanden die Leute erwartungsvoll und geſpannt bis die Reihe an ſie kam hinein zu ſchauen. Eine Inſchrift verkündete, daß man hier ſein zukünftiges Schickſal erführe; und wiederum für die Frauen ſchien dieſe Verheißung ganz beſonders lockend, denn das zukünftige Schickſal iſt für ſie nichts Andres, als der zukünftige Mann, den ſie zu erwarten und ſelten zu wählen haben; während der Mann frei wählen darf und ſich daher unabhängiger vom Schickſal fühlt. Drei junge Bauermädchen beriethen ſich ſehr mit einander ob ſie in dieſen reizenden Zukunftkaſten hineinſchauen ſollten. Fehlte es ihnen an Geld oder an Muth? fürchteten ſie etwas Andres zu ſehen als ſie heimlich wünſchten? genug, es dauerte lange bis ſie zu dem Entſchluß kamen ſich in die wartende Reihe zu ſtellen, was ſie dann doch endlich unter unaufhörlichem Kichern, und ſich gegenſeitig mit den Elbogen ſtoßend, wagten. Die Frauen ſind unendlich viel amüſanter zu beobachten als die Männer, weil ſie unendlich viel mehr kleine liebenswürdige Schwächen haben. Die Schwächen der Männer ſind gleich ſo koloſſal oder ſo brutal, daß ſie aufhören amüſant zu ſein; und haben ſie keine, ſo ſind ſie vollends langweilig. Hier hab' ich nichts bemerkt, als daß ſie gleichgültiger gegen die Schauluſt waren, aber dafür recht tapfer aßen und tranken. In einem beſondern Revier waren die gewöhnlichen Garküchen aufgeſchlagen. Rund herum ſtanden lange Bänke und Tiſche, und es ging hoch her daran. Die Männer tranken ſich in großen Bierkrügen Brüderſchaft zu, und die Frauen ſtimmten mit ein. Die Atmoſphäre war von Speiſedüften erfüllt; aus dem Innern der kleinen Baracken loderte das Feuer des Herdes zigeunerhaft hervor, und einzelne Kühe irrten umher, welche ihre Milch fortwährend dem Bedarf geben mußten, und muhten ſehnſüchtig nach ihrer Heerde. Dazwiſchen drehorgelte, flötete und ſang es in allen Tönen der Scala. — Zu dem kleinen Quell wallfahrteten wir denn auch im Scherz, zu dem man in früheren Tagen im tiefen Ernſt und mit großer Zuverſicht gewallfahrtet iſt, weil man ſeinem Waſſer, in der Johannisnacht getrunken, eine beſonders heilſame und ſegenbringende Wirkung zuſchrieb. Daher ſtammt dies Feſt. Der Glaube an die Heilkraft des Waſſers an einem gewiſſen Tage mag ſich wol von dem bibliſchen Teich Bethesda herſchreiben, und er iſt, mit verſchiedenen Variationen, durch die verſchiedenſten Länder verbreitet. Bei uns iſt es die Sonne, die am Oſtermorgen vor Freude über die Auferſtehung Chriſti hüpft und das Waſſer ſegenbringend macht, das ihr erſter Stral berührt. Jetzt freilich ſoll es keine andre Wirkung mehr haben, als — ſchön zu machen; aber nichts deſtoweniger, oder vielleicht grade deshalb, gehen viel

Frauenzimmer am Oſtermorgen Waſſer ſchöpfen. Der Quell im Thiergarten am Abhang eines kleinen Hügels iſt jetzt eingerichtet wie der Brunnen in einer Trinkanſtalt, und hat vor ſolcher den Vorzug, daß das Waſſer nach nichts ſchmeckt. Eine andre Wirkung als die, den Durſt zu löſchen, hab' ich aber weder für die Schönheit noch für die Geſundheit verſpürt. — Am Morgen im Kreiſe der Apoſtel voll heiliger Ruhe und ungeſtörtem Frieden, am Abend zwiſchen der vergnügungsluſtigen Menge; ſo hab' ich hier die Tage verbracht und ſo lebt mehr oder weniger der Menſch. Und wenn ich nichts ſage von der ſchönen Gemäldegalerie und von den nordiſchen Alterthümern, welche ebenſo intereſſant als die pompejaniſchen ſind; nichts von der Pracht der Chriſtiansburg, an deren Wände Thorwaldſen ſeinen Namen in lieblichen Hieroglyphen geſchrieben hat, und von dem allerliebſten hiſtoriſchen Muſeum der kleinen graziöſen Roſenburg, welches das geſchmackvollſte und behaglichſte iſt, das ich je in der Art geſehen: ſo entſpringt das mit nichten aus Gleichgültigkeit gegen dieſe Dinge ſelbſt. Nur aber ſcheint mir, daß meine Beſchreibung ihnen nicht zwiſchen jenen beherrſchenden Polen des Lebens einen gebührenden Platz zu erringen im Stande wäre —

und darum beſchreib' ich ſie lieber nicht. Ohnehin kommt mir vor, als hätte ich in dieſen vier Wochen übermäßig viel — nicht ſowol geſchrieben, als beſchrieben, und da bin ich denn wie gewöhnlich in Todesangſt Ihr könntet gelangweilt ſprechen: Ach genug! genug! — Und ſo ſei es denn genug. Aber ich muß doch das Eine ſagen, daß ich hier 100 Meilen von Schweden entfernt zu ſein glaube, wenn ich nicht eben auf deſſen Küſte hinüber ſehe. Das letzte ſchwediſche Wort, das ich gehört, war hier am Morgen unſrer Ankunft auf der Douane. Während wir Alle wartend umherſtanden, richtete ein Herr eine Frage an mich, auf die ich nur antworten konnte, daß ich nicht ſchwediſch verſtände. Verdrießlich ſagte er das eine, unnachahmliche, das Gleichgültigſte und Tiefſinnigſte umfaſſende Wort — das Wort welches nur im „Vaya! vaya!“ des Spaniers ein Äquivalent hat und eine ganze Converſation vertritt — das Wort deſſen zwei Wörter wir auch haben, doch ohne deſſen immenſe Bedeutſamkeit; — genug, er ſagte: „Ja ſo!“ wie nur ein Schwede es ſagen kann, und ſeitdem hab' ich nichts Schwediſches mehr gehört noch geſehen. Das Däniſche klingt ganz anders, als ob es im Halſe ſtecken bliebe und nur widerwillig über die Zunge käme. Und träg' wie die Sprache ſieht auch das Volk aus; es iſt nicht mehr der ſchwediſche Nerv darin! Dort waren die Bewegungen, wie es fuhr, ritt, ging, wenn nicht immer lebhaft, doch immer ſtark, und häufig raſch; hier ſind ſie unendlich langſam. Der Gang beſonders iſt von übernatürlicher Schwerfälligkeit, und obgleich nur das Landvolk in Holzſchuhen geht, gegen welche die franzöſiſchen wie elegante Tanzſchuhe ſich verhalten: ſo macht mir das ganze Volk durch die ſchwere Hebung der Füße den Effect, als habe es darin gehen gelernt. Wahrlich, das ſind keine Schuhe, ſondern Hemmſchuhe. Ob nicht die Leibeigenſchaft, die hier eiſern auf dem gemeinen Mann gelegen hat, ihm leiblich und geiſtig ein ſolcher Hemmſchuh geweſen iſt, den das ſchwediſche Volk nie getragen? — Das Land, ſo weit ich es bei meinen Spazierfahrten nach Sorgenfrey, Charlottenlund, Thiergarten, kennen gelernt, iſt viel reicher an Vegetation als Schweden, aber bei Weitem nicht ſo gut gehalten. Es iſt keine Ordnung, keine Tüchtigkeit darin, und verwahrloſt liegt es da. Die in ihrer Dürftigkeit ſo netten Bauerhäuſer ſind verſchwunden, die Wege ſandig, die Felder offen. Ein ſo miſerables Fiſcherdorf, wie das welches zwiſchen der Stadt und dem

Thiergarten, und neben eleganten Sommerwohnungen der haute volée liegt, hab' ich tief in Schweden nicht gefunden, geſchweige eine Meile von der Hauptſtadt. Und doch meint man, dies Land müſſe reich und ergiebig ſein und ſeine Kinder ernähren können. So oft fehlt dem Reichthum das, was der Armuth ein Gepräge von innerer Tüchtigkeit giebt: die Gewohnheit der Ordnung. Aber — genug!

Neuhaus, Auguſt 15.

„Schon wieder da!“ ſagen Sie wol ganz erſtaunt, liebſte Emy, wenn Sie die Überſchrift leſen. Ja, und ſchon ſeit vier Wochen wieder in Deutſchland, liebes Herz! Meine Reiſe nach Norwegen ſtand nicht in den Sternen geſchrieben, obgleich ich mir im Frühling ich weiß ſelbſt nicht mehr was für Herrlichkeiten davon verſprach. Als es ſo weit war — da kehrt' ich um! da fiel mir ein, daß ein ſüdlicher Winter beſſer ſei, als ſo ein hochnordiſcher Sommer, und ohne Betrübniß wie ohne Beſchämung gab ich meinen Plan auf. Ja, ohne Beſchämung — obzwar ich wohl weiß, daß man mich etwas auslachen wird, weil ich mitten in der

Ausführung des Projectes ſtecken geblieben bin. Hier lachten ſie wol ein wenig, als ich plötzlich wie eine Bombe ins Haus fiel; — und Sie lächeln wol auch. Das wird mir aber leichter zu ertragen, als etwas zu thun, wozu ich keine Luſt habe. Und wer hat denn überhaupt je Schritt gehalten mit ſeinen Planen? nicht Alexander der Große! nicht Napoleon! Ausführen was ich angefangen habe, und blos deshalb weil ich es angefangen: — behüte der Himmel! ſo eitel bin ich nicht. Befriedigung will ich; alles Andre iſt mir einerlei. Worin ich Befriedigung finde, das führ' ich aus und durch, mit Gottes Hülfe!... aber nur das. Ich finde keine im Norden, denn es fehlt dort das Element, welches die andern beſeelt: Feuer in der Natur. Ich konnte das nicht wiſſen, bevor ich in Schweden geweſen; aber da hab' ich's erkannt, und nachdem ich' zu dieſer Erkenntniß gebracht, kehrte ich um. Mir däucht das iſt ſehr verſtändig, und nichts weniger als inconſequent oder wankelmüthig.

Hier iſt es hübſch, ein freundliches, geſegnetes, wohlbeſtelltes Land, auch ſehr ſtill, auch ſehr grün, mit ſeinen Seen und Wieſen, ſeinen Hecken, welche die Felder und Wege umzäunen, ſeinen prächtigen

Eichen und Buchen; aber farbenreich, lebenvoll und ſommerlich im Vergleich zu Schweden. Hier ſind doch Störche und Schwalben, Obſtbäume und Blumen, Schwäne und Singvögel, und geht man Abends durch die Felder, ſo iſt die Atmoſphäre voll Wohlgeruch und voll jener leiſen Naturſtimmen, die im höheren Norden erſtarrt vom Druck des Climas ſind. Ach, wer ſo glücklich iſt diesſeit der Oſtſee geboren zu ſein, der gehe nicht hinüber, wenn er nicht etwa ein Mann der Wiſſenſchaft iſt. Der kann dort Befriedigung finden, weil er nur einen Zweig des Lebens exploitirt; wir Andern wollen immer den ganzen Baum. Grüner als Holſtein iſt Seeland nicht, und Schweden iſt viel grauer. Ich bin recht froh hieher gekommen zu ſein; es iſt ſo friedlich und ausruhend. Man geht ſpazieren, man fährt ſpazieren, man ſitzt im Freien leſend und arbeitend, und Abends trinkt man Thee im Mondſchein unter den Linden. Wo in Norwegen hätte ich wol Thee im Mondſchein unter den Linden getrunken! Das iſt nun vorbei und der Augenblick vorüber; ich werde nie nach Norwegen kommen. Und wenn Sie meinen, liebe Emy, es ſei doch ſchade daß ich deſſen ernſte und hohe Schönheit nicht kennen gelernt habe, und daß der Süden mich um die Freude am Norden bringe: ſo wiederhole ich Ihnen das Wort, das Sie mir dieſen Frühling als Echo eines melancholiſchen Gedankens ſagten: „Noch Keiner wandelte ungeſtraft unter den Palmen.“ Und ich bin unter Palmen gewandelt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Von

Ida Gräſin Hahn-Hahn

ſind in demſelben Verlage erſchienen:

Aſtralion.

8. elegant cartonnirt. 5/12 Thlr.

Erinnerungen aus und an Frankreich.

2 Thle. 8. elegant geheftet. 3 Thlr.

Gräſin Fauſtine.

2te Aufl. 8. elegant geheftet. 2 Thlr.

Die Kinder auf dem Abendberg.

8. elegant geheftet. ⅓ Thlr.

Der Rechte.

8. elegant geheftet. 2 Thlr.

Reiſebriefe.

2 Thle. 8. elegant geheftet. 4½ Thlr.

Sigismund Forſter.

8. elegant geheftet. 1¾ Thlr.

Ulrich.

2 Thle. 8. elegant geheftet. 3¾ Thlr.

Sigismund Forſter.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1. Am Rhein.

Im Gaſthof zum Stern in Bonn ſaß eine Geſellſchaft fröhlicher Studenten beiſammen. Sie tranken lebhaft und ſprachen noch lebhafter über roſenrothe Mädchen und graue Profeſſoren, und zwar nach Studentenart, nämlich ſo, daß am Ende ſonnenklar erwieſen wurde, wie kein Mädchen hübſch genug und kein Profeſſor geiſtreich genug ſei, um von Studenten ſonderlich beachtet zu werden. Darin ſtimmten Alle überein, auch die, welche eben zum Beginn der Wintervorleſungen nach Bonn gekommen waren, und folglich von deſſen Profeſſoren nur die Namen, und von deſſen hübſchen Mädchen nur das wußten, was ihnen die ſchnellgewonnenen Freunde, die ſchon länger da geweſen waren, von ihnen erzählten. Mitten in dieſer allgemeinen

Weiberverachtung ſprang ein junger Menſch lebhaft auf und ans Fenſter und rief:

„Sacriſti! da geht ein bildſchönes Mädchen!“

Die Hälfte ſeiner Gefährten ſprang ihm nach, aber das Mädchen war ſchon verſchwunden.

„Wer war es? wie ſah ſie aus?“ fragten ſie ihn.

„Die iſt ſchön!“ wiederholte er und ſah mit ſeinen dunkeln leuchtenden Augen unverwandt auf den Platz hinaus.

„Dieſe Pomona etwa?“ fragte der Eine und zeigte auf eine recht hübſche Obſtverkäuferin, die mit einem Korb voll Weintrauben ſich dem Fenſter näherte, als ſie die jungen Leute an demſelben ſah.

„Oder dieſe Meduſe mit den ſchwarzen Schlangenlocken?“ fragte ein Anderer, auf eine ältliche Engländerin zeigend, die am Arm ihres Gatten auf den Gaſthof zuſchritt.

„Wozu habt Ihr Augen, wenn Ihr damit nicht zu ſehen verſteht?“ rief der junge Mann, kehrte zu den Gefährten am Trinktiſch zurück, ſetzte ſich, und ſprach zu dem Einen: „Friedrich! wer war das Mädchen?“

„Ich bin zwar ein großer Anhänger des animaliſchen Magnetismus, mein Alter, entgegnete Friedrich ernſthaft, aber ſo weit hab' ich's doch noch nicht gebracht, um mich mit allen Frauenzimmern in Bonn dermaßen in magnetiſchen Rapport geſetzt zu haben, daß ich, wenn ich mit dem Rücken nach dem Fenſter gekehrt ſitze, ſagen könnte, wer diejenige iſt, welche grade über die Straße geht."

„Zum Teufel Dein Magnetismus!" rief Jener; „damit hat das Mädchen nichts zu ſchaffen, denn es ſieht weder blaß noch krank aus."

„Nun, ſo gieb mir ihr Signalement," ſagte Friedrich, „dann werd' ich ſie Dir vielleicht nennen können."

„Ja, ihr Signalement!" riefen die Uebrigen, „wir wollen ſie auch kennen, wenn wir ihr begegnen."

„Das iſt leicht zu geben: groß, ſchlank, blond, Wangen zum Küſſen, Mund zum Küſſen" .... —

„Tosca Beiron!" unterbrach ihn Friedrich; „einzige Tochter des General Beiron allhier!"

„Richtig! ſie iſt's! ſie ging am Arm eines alten Schnurrbarts!" jubelte Jener; „alſo, Tosca Beiron."

„Aber warum ſagſt Du, Friedrich, daß ſie die einzige Tochter des Generals ſei?" fragte ein Anderer. „Die Profeſſorin Zeller iſt auch ſeine Tochter."

„Mein Junge," entgegnete Friedrich, „eine

Profeſſorin iſt ein für alle Mal in meinen Augen keine Tochter mehr, ſondern die Frau eines Profeſſors, und als ſolche ein unerfreuliches Gebilde, das ich reſpectuös und zeremoniös zu behandeln habe, beſonders wenn ich bei ihrem Manne, wie beim Profeſſor Zeller, Collegia höre. Wie in aller Welt ſollte mir einfallen, ſolch ein Weſen in die junge, friſche, allerliebſte Categorie der Töchter zu ſtellen! Nein! der General Beiron hat nur eine Tochter, die da verdiente von Sigismund Forſter beſchrieben und von mir nach dem Signalement auf der Stelle erkannt zu werden; und das iſt Tosca. Auf ihr Wohl! gelt, Sigismund?" Er hielt ſein Glas hin.

„Sie lebe! und ſchön und glücklich!" rief Sigismund Forſter, ſtieß an, trank und warf ſein Glas zu Boden.

Acht Tage darauf war Ball, und Tosca Beiron deſſen Königin. So wie ſie den Saal betrat, war ſie umringt und hatte alle Tänze vergeben, ehe Sigismund Forſter, der nicht zudringlich ſein mochte, nur daran denken konnte, ſich ihr zu nähern. Sie trug ein einfaches weißes Florkleid und einen Kranz von rothen Roſen auf ihrem ſchönen blonden Haar. Sie war ſelbſt wie eine eben erblühende Roſe, ſiebzehn Jahr alt, lieblich, heiter, unbefangen, vielleicht zu unbefangen, zu bewußt ihrer Schönheit und der Siege, welche durch ſie zu erringen ſind. Indeſſen, ihre Jugend und Grazie milderte das. Ein Beobachter hätte vielleicht geſagt: das junge Mädchen wird übermüthig werden; — aber er durfte noch nicht ſagen: ſie iſt es. Sigismund dachte heimlich: ſie ſieht ein wenig ſchnippiſch aus, und das iſt nun ganz und gar anbetungswürdig. Er bat ſie um einen Walzer. Sie ſah in dem Schreibtäfelchen nach, welches ſie am Gürtel trug, und bedauerte ſehr keinen mehr übrig zu haben. Dann um einen Galopp. Auch die waren ſämmtlich vergeben.

„Und welchen Tanz werden Sie die Gnade haben, mir allendlichſt zu ſchenken, mein Fräulein?“ fragte er darauf.

Tosca unterſuchte abermals ihr Täfelchen.

„O ich bitte!“ rief er, „nur keinen von den dort verzeichneten Tänzen! Die alle ſind nicht für mich; ſondern einen andern.“

Tosca ſah ihn an. Bis daher hatte ſie nur einen Tänzer in ihm geſehen; jetzt war ſie durch den ungewöhnlich ſchönen jungen Mann überraſcht, der ſo dringend und mit ſo wohlklingender Stimme um einen Tanz bat. Mit großen Augen ſah ſie ihn an; dann ſchlug ſie die Augen nieder, weil er ſie fixirte, und ſagte endlich, munter auf ihr Täfelchen deutend:

„Wenn die hier verzeichneten Tänze getanzt ſind, iſt der Ball aus.“

„Warum denn?“ entgegnete Sigismund ganz verwundert. „Befehlen Sie nur, und es wird mehr getanzt.“

Tosca ſah ihn wieder an, wie um ſich zu überzeugen, was für eine Art Menſch denn eigentlich vor ihr ſtehe, ob ein Geck, ob ein zudringlicher Geſell, ob ein roher Burſche. Nichts von dem Allen. Sigismund Forſter ſah vollkommen wohlerzogen aus. Ein kleines halbunterdrücktes Lächeln glitt über ihren allerliebſten Mund.

„Ja,“ ſagte Sigismund, als ob er dies Lächeln beantworten müſſe, „ja, es würde mich ſehr glücklich machen, wenn Sie mir einen Tanz gönnen mögten.“

In dem Augenblick näherte ſich ihnen ſchüchtern ein junger Mann, und Tosca rief ihm mit einem zauberhaften Lächeln zu, indem ſie ihre Hände bittend zuſammenlegte:

„O Herr von Geldern, welch' eine unerhörte Confuſion hab' ich gemacht! Bitte, bitte! nehmen Sie es nicht übel. Nicht wahr, den dritten Walzer hatte ich Ihnen gegeben?“

„Sie waren ſo gnädig," antwortete Herr von Geldern.

„Und ſehen Sie — dieſen dritten Walzer hatte ich ſchon verſagt," ſprach Toſca erröthend und machte mit der Hand eine leiſe Bewegung, die auf Sigismund wies.

Herr von Geldern verbeugte ſich und zog ſich zurück, ohne ein Wort zu ſagen. Sigismund Forſter hatte den Takt, nichts weiter zu ſagen, als:

„Der dritte Walzer alſo," und mit einer tiefen Verbeugung ebenfalls zurückzutreten.

Toſca dachte bei ſich ſelbſt, um ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen: „Auf dem nächſten Ball will ich den Cotillon mit Geldern tanzen, er iſt immer ſo beſcheiden!' —

Dergleichen kleine Ball-Unredlichkeiten hat jedes junge Mädchen begangen. Es darf nicht zu dem Einen ſprechen: Mit Ihnen mag ich nicht — und zu dem Andern: Mit Ihnen mögt' ich gern tanzen. Es muß die Aufforderung annehmen, und es nimmt ſie auch an, ſchon aus bloßer Furcht vor der Möglichkeit, einen Tanz ſitzen zu bleiben. Aber dann treten kleine abſichtliche Unordnungen ein, um die Tänze, welche regelrecht vergeben ſind, nach Luſt und Laune zu tanzen, und da weiß das junge Mädchen es ſehr geſchickt anzufangen, daß grade derjenige zu leiden habe, den es als ſo ſchüchtern, ſo wohlerzogen, oder ſo ergeben kennt, daß er es ihr nicht nachtragen wird, und für den es ſich, trotz dieſer guten Eigenſchaften, nicht im Geringſten intereſſirt. Einen ſolchen Patito hat das junge Mädchen, und es nimmt ſich ſehr in Acht, einen Andern als ihn zu verletzen oder zurückzuſetzen. Ohne ein wenig Liſt und Grauſamkeit geht es nun einmal nicht in der Welt, und im Ballſaal machen wir unſere Vorſchule durch.

Sigismund tanzte keinen Schritt vor dem dritten Walzer. Friedrich und mehre ſeiner Freunde neckten ihn mit ſeiner Unbeweglichkeit.

„Ich muß Euch aufrichtig geſtehen,“ ſagte er luſtig, „ich begreife nicht Euren Muth, wie Ihr wagen mögt, Euch mit dieſen Tänzerinnen zu präſentiren.“

„Ah! und wem willſt denn Du Dich präſentiren?“ rief Friedrich.

„Nun, dem ganzen Ball,“ entgegnete Sigismund.

„Und hab' ich mich etwa ſchlecht präſentirt?“ fragte Friedrich weiter, der eben mit Tosca getanzt hatte.

„O, Du lieber Bruder,“ ſagte Sigismund lachend, „Du biſt ſchon ein Jahr hier, Dich kennt man, Du haſt nicht mehr nöthig, an einen glänzenden Eintritt zu denken, wie ich Fremdling. Aber ich tanze lieber gar nicht, als mit ſo einem winzigen, eckigen Grashüpfer, als Deine Tänzerin im erſten Walzer war.“

„Grashüpfer!“ wiederholte Friedrich, „das iſt ein guter Name. Fortan ſoll ſie gar nicht anders heißen. Aber ich habe auch einen Namen erfunden, und zwar für die Tosca Beiron.“

„Und der heißt?“ fragte Sigismund geſpannt.

„Dornenröschen! So ſchnippiſch, ſo kurz angebunden iſt mir in meinem Leben kein Mädchen vorgekommen. Es wird ihr zu viel weiß gemacht, und das taugt den Frauenzimmern nichts.“

Das Orcheſter ſpielte den dritten Walzer und Sigismund eilte zu Tosca. Tanz iſt Tanz, meint man, und wenn zwei Perſonen nur Takt zu halten verſtehen, ſo muß es ziemlich einerlei ſein, mit wem man ſich im Saal herumdreht. O mit nichten. Man verſuche es nur einmal beim Gehen! Man nehme nur einmal den Arm und laſſe ſich führen, die Treppe herunter, oder nur über die Straße; welch ein Unterſchied! Man kann nicht Schritt halten, man wird müde, man wird geſtoßen, der Arm, der Schutz und Stütze ſein ſoll, wird zur Laſt, zur Unbequemlichkeit; ganz lahm kann man davon werden, wenn's lange dauert, und ganz verdrießlich. Und dann ein anderer Arm! Da geht man mit demſelben Schritt, da hat man dieſelben Bewegungen, da paſſen Gang und Haltung ſo genau zuſammen, daß Keiner den Andern genirt, da ſieht der Mann nicht gehemmt und die Frau nicht übereilt aus. Wie viel mehr iſt das beim Tanz der Fall, wo man, von Melodien getragen, gleichſam in höherer Sphäre geht, und folglich durch den Mittänzer ſehr gehoben und ſehr gefeſſelt werden kann.

Sigismund tanzte mit Tosca, als ob er ſie trage.

„Welch eine liebliche ſchwebende Muſik hat dieſer Walzer," ſagte ſie freundlich. Und es war doch nur eine ganz gewöhnliche Tanzmuſik.

Sie machten die oberflächliche Unterhaltung einer erſten Bekanntſchaft, und Sigismund fand, daß Tosca auf keine Weiſe den Beinamen verdiene, welchen Friedrich ihr gegeben. Sie war fröhlich und geſprächig, und hatte zuweilen ein allerliebſtes ſchelmiſches Lächeln. Dies Lächeln wird ihn aus dem Häuſel gebracht haben, den armen Friedrich, dachte Sigismund heimlich; er iſt zuweilen ein bischen ſchwerfällig.

Mit dieſem dritten Walzer begann und beſchloß ſich der Ball für ihn. Er tanzte nicht mehr, aber er ſah Tosca tanzen, und es war ihm, wenn ſie an ihm vorüber ſchwebte, als ſehe ſie ihn bald fragend, bald freundlich an. Und allerdings verwunderte es ſie ſehr, daß ein ſo ausgezeichneter Tänzer ſo gar wenig Freude am Tanz zu finden ſcheine, und doch einen ganz beſondern Werth auf einen Walzer mit ihr gelegt habe. Nach dem Cotillon verließ ſie den Ball.

„Die Lampen brennen ganz dunkel vom Staube,“ ſagte Sigismund, der ihr bis zur Thür nachgeblickt, zu einem Freunde; „komm, laß uns gehen.“

„Gehen, trinken, ſpielen — was? welch Verbum willſt Du conjugiren?“ antwortete der.

„Alle drei!“ rief Sigismund; „und nimm Dich nur in Acht! heut hab' ich Glück.“

Als Sigismund Forſter um acht Uhr früh ſtatt ins Collegium — zu Bett ging, hatte er nicht blos das Glück gehabt, hundert Louisd'or zu gewinnen, ſondern das größere noch, daß ſeines Freundes Kaſſe ſich grade in hoher Flut befand, ſo daß der ihm auch wirklich ſeinen Gewinn auszahlte.

Tosca Beiron ſaß im Wohnzimmer ihrer Mutter am Stickrahmen im Fenſter, und nähte ſehr eifrig Tapiſſerie, während ſie ganz leiſe, mehr mit den Gedanken als mit den Lippen die Melodie des Walzers ſummte, welchen ſie mit Sigismund getanzt. Sie lehnte ſich im Stuhl zurück, betrachtete ihre Arbeit aus der Ferne, und fand die Theeroſe, die ſie eben geſtickt, ungewöhnlich ſchlecht ſchattirt. Um ihr Werk zu verbeſſern, ſah ſie die wirkliche Theeroſe an, die in ihrem Fenſter blühte. Sie ſtützte ihren Kopf in die Hand, und betrachtete gedankenvoll die zarte Blume. Da glitt ihr Blick auf die Straße hinab. Sigismund Forſter ging vorüber mit einer Mappe unter dem Arm. Er ſchlenderte nur ſo hin, und blickte rechts und links; dabei gewahrte er ſie, und grüßte. Sie dankte erröthend. Dann ſah ſie faſt unwillkürlich, und gewiß ohne ſich Rechenſchaft davon zu geben, nach der Uhr. Es fehlten zwei Minuten an eilf. Er geht alſo hier vorüber in die Vorleſung, und gewiß täglich — dachte ſie. Nie war ihr eingefallen, von ihrer Arbeit auf- und nach den jungen Leuten hinzublicken, die, oft nur ihretwegen, über die Straße gingen. Nie war ihr eingefallen, von ihrem Fenſter aus einen Gruß anzunehmen, oder gar zu erwiedern. Aber für Sigismund Forſter machte ſie fortan eine Ausnahme. Täglich ging er um zwei Minuten vor eilf Uhr vorüber, und täglich dankte ihm Tosca für ſeinen beſcheidenen Gruß mit einer ſanften Neigung ihres zierlichen Kopfes. Um zwölf Uhr, nach beendeter Vorleſung, ging er wieder vorüber; auch wol Nachmittags, und jedes Mal ſah ſie ihn zwiſchen ihren Blumen hindurch; aber dann grüßte ſie nicht mehr. Sie dachte: guten Morgen dürfe ſie wol auf dieſe Weiſe ſagen, doch mehr nicht. Sie hätte gern etwas über ihn erfahren, woher er ſei, was er ſtudire; allein es war ihr ganz unmöglich, direct nach ihm zu fragen, erſtens weil es ſie verlegen machte, und zweitens weil ſie nicht wußte wen; denn ins Haus ihrer Eltern kam Niemand von dieſen jungen Leuten anders, als auf ganz beſondere Empfehlung, und dann machte ihre Mutter mit ihnen die Unterhaltung, und ſie konnte nur ein oder das andere Wort dazwiſchen werfen. Bei ihrem Schwager hatte ſie einmal verſucht indirect zu fragen nach ſeinen Zuhörern, und nach dieſem und jenem; allein ihr Schwager war Arzt, und liebte als ſolcher genaue und klare Fragen und Antworten, ſo daß er ſie ganz und gar nicht verſtand. Tosca dachte heimlich und ein wenig verdrießlich: Ach, wie konnt' ich nur meinen Schwager fragen! Unter deſſen Zuhörern wird er ja nicht ſein. Rezepte und Arzeneien und Krankenzimmer, und all die fatalen Sachen ſind ſehr gut für den lieben Zeller — aber nur nicht für ihn. Ob er nicht ſtudirt .... wie man König wird? — —

Eines Morgens kam Tosca zu ihrer Schweſter. Sie hörte lebhaft im Zimmer reden, und war ſchon im Begriff, vor der Thür wieder umzukehren, weil ſie glaubte, ihr Schwager könne einen ernſthaften, langweiligen Beſuch haben, als plötzlich eine klingende Stimme ihr Ohr traf, die Stimme, welche zu ihr geſagt hatte: Es würde mich ſehr glücklich machen, wenn Sie mir einen Tanz gönnen mögten. Sie erröthete vor Freude, ſie war ganz ſicher, ſich nicht zu irren. Sie blieb noch einen Augenblick vor der Thür ſtehen, um die kleine freudige Bewegung vorüberziehen zu laſſen; dann trat ſie ein. Sigismund Forſter, Friedrich und noch ein dritter junger Mann waren bei ihrer Schweſter. In Sigismunds Augen ging eine Freudenſonne auf. Tosca ſah es wol, und daher blieb ſie ganz ruhig; ſo bringt es die Taktik mit ſich! aber ſie war glänzend ſchön, wie vom Morgenroth umſtralt. Man ſprach — was man denn ſo zu ſprechen pflegt. Die Profeſſorin Zeller war eine beſchränkte, hausmütterliche Frau, die den jungen Männern gute Rathſchläge ertheilte, wie ſie es anfangen müßten, um nicht zu viel

Geld auszugeben, und die faſt jede ihrer Phraſen mit den drei, für ſie heiligen und unumſtößlichen Worten begann: „Mein Mann ſagt.“ Endlich richtete Sigismund das Wort an Tosca und fragte, ob ſie den nächſten Ball beſuchen werde.

„Ich hoffe es,“ entgegnete ſie mit ſtralenden Augen.

Die drei jungen Männer baten ſie ſogleich, ihnen einen Tanz aufzuheben. Aber ſie verneinte es ſtandhaft.

„Ich weiß noch nicht, ob der Papa es erlaubt,“ ſagte ſie.

„Aber auf den Fall,“ bat Sigismund.

„Dann können wir ja auf dem Ball ſelbſt darüber ſprechen,“ erwiederte ſie.

„Warum willſt Du Dich denn nicht vorher engagiren, Tosca?“ fragte die Schweſter; „ich dächte, es wäre doch ſehr angenehm, im Voraus einiger Tänze ſicher zu ſein.“

„O, was das betrifft, liebe Marie,“ ſagte Tosca nachläſſig .... —

„Nur nicht übermüthig!“ unterbrach die Profeſſorin Zeller mit ſeinſollender Beſcheidenheit, und drohte der Schweſter mit aufgehobenem Finger.

„O gar nicht!“ rief Tosca mit ihrem reizend ſchelmiſchen Lächeln; „ich fürchte nur mein ſchlechtes

Gedächtniß. So lange vorher .... könnt' ich leicht die Engagements vergeſſen.“

Es iſt der Inſtinkt der Frau, dem Manne die Sicherheit ſeines Glücks — nicht zu geben. Hat ſie's gethan, ſo iſt ſie nicht mehr frei. Um den Verluſt der Freiheit verſchmerzen zu laſſen, muß man lieben. Bei ſiebzehn Jahren liebt man noch nicht; man verſucht es erſt. Daher iſt in den jungen Mädchenköpfen oft eine ſo wunderliche Verſchrobenheit oder Exaltation. Das Herz mögte ſeine ſtarken Schwingungen machen, aber es hat ſich dazu noch nicht Raum in der Bruſt geſchaffen, und weiß noch nicht, ob es für den mächtigen Schlag den Athem lang' genug haben wird. — Tosca verbrauchte einſtweilen ihren Athem zum Tanzen und Singen.

Als die jungen Männer ihren Beſuch beendet hatten, ſprang Sigismund mit einem Satz aus der Hausthür mitten auf die Straße, und ſagte halblaut:

„Welch ein unerhörtes Glück!“

„Ja,“ ſagte Friedrich, „Dornenröschen war heute ungewöhnlich gnädig; aber es iſt doch eine wunderliche Laune, daß ſie ſich nicht zum Tanz verſagen will.“

„Wozu auch?“ rief Sigismund. „Man braucht ja nur auf dem Ball der Erſte zu ſein, und dieſe Aufmerkſamkeit darf ſie doch wol erwarten.“

Er nahm ſeine Freunde, jeden unter einen Arm, und ſie gingen zum Speiſen in den Gaſthof zum Stern. Tosca blieb aber der Gegenſtand ihres Geſpräches; wenigſtens wußte Sigismund es immer wieder auf ſie zu bringen, und Friedrich fing ſchon an, ihm zu erklären, daß er nach grade langweilig werde.

„Thut mir leid für Dich,“ entgegnete Sigismund fröhlich; „ich meines Theils bin in meinem Leben nicht muntrer und beſſer aufgelegt geweſen, und ich wünſchte nichts, als die Gewißheit einer ſolchen täglichen Begegnung.“

Er ließ Champagner bringen. „Das geſchieht ihr zu Ehren, daß Ihr's wißt!“ ſagte er; „nur der Champagner verdient's, daß darin auf ihr Wohl getrunken werde. — Tosca Beiron, Tosca Beiron, Blume deutſcher Mädchenſchaar“ .... —

Friedrich lachte laut auf: Pascal Vivas, Pascal Vivas, Blume ſpan'ſcher Ritterſchaft!“

„Du parodirſt Uhland in Deiner Extaſe,“ ſprach der Dritte.

„Was kümmert's mich,“ rief Sigismund launig, „daß Uhland ſchon früher meine Verſe gebraucht hat. Es iſt eine große Ehre für ſeinen Pascal Vivas, daß ſie mir grade jetzt einfallen.“

„Weißt Du auch den Anfang, mein Junge? — In den abendlichen Gärten — Ging die Gräfin Julia — Es wär' doch hübſch, wenn Du es auch zu ſolchem Ritterdienſt bringen könnteſt. Nur ſchade, daß ſie nicht Gräfin iſt.“

„Schade?“ fragte Sigismund gedehnt.

„Schade, weil's ſo gewiſſermaßen feierlich und poetiſch klingt: Gräfin Tosca!“

„Wäre Tosca Beiron Gräfin“ .... — rief Sigismund ſehr lebhaft und ſchwieg plötzlich.

„Nun?“ fragte der Andere geſpannt.

„So wäre ſie mir ſo gleichgültig wie das,“ ſagte Sigismund, und ſchnippte mit Daumen und Zeigefinger den Kork von der Champagnerflaſche.

„Dies finde ich unbegreiflich,“ ſagte Jener und veränderte ſichtlich die Farbe.

„Nimm's nicht übel, lieber Bruder,“ entgegnete Sigismund freundlich, „Du biſt Graf Hohenberg und ich bin Dir eben ſo gut, als wäreſt Du Herr Hohenberg. Mit den Männern iſt's was Andres! Die werden vom Leben anders durchgebildet. Allein die Frauen Deines Standes ſind im Durchſchnitt zu verſchrobene Geſchöpfe, als daß ich nicht eine unüberwindliche Abneigung gegen ſie haben ſollte.“

„Und doch iſt Tosca Beirons liebenswürdige und verſtändige Mutter — Gräfin," ſagte Hohenberg.

„Was?" rief Sigismund und ſtellte erblaſſend ſein Glas auf den Tiſch.

„Ja, ja! ich ſage Dir eine Gräfin, und noch dazu vom alten Reichsadel; ich kann mich nur eben nicht auf ihren Namen beſinnen."

„Und hat eine ſolche Mißheirath gemacht?" rief Sigismund bitter.

„Eine Mißheirath?" entgegnete Hohenberg erſtaunt; „nun, das muß ich ſagen, Du ziehſt ſcharfe Grenzlinien, wenn Du findeſt, daß der Freiherr von Beiron-Königsegg eine Mißheirath für irgend eine Gräfin unter der Sonne iſt."

„Und wer iſt der Freiherr von Beiron-Königsegg?" fragte Sigismund.

„Mein Gott, der General, Tosca's Vater!" riefen Hohenberg und Friedrich aus einem Munde.

„Ah, ſie iſt alſo ein Fräulein von Beiron!" ſprach Sigismund langſam und nachdenklich.

„Nichts anders! ſtiftsfähig und hoffähig, wie Eine, die es von väterlicher und mütterlicher Seite wol bis zu zweiunddreißig Ahnen bringen mag."

„O zum Teufel die Ahnen!" ſprach Sigismund und zerknickte ſein Champagnerglas.

Hohenberg fuhr heftig auf.

„Meine Jungen, meine Jungen!" ſagte Friedrich begütigend, „habe Tosca Beiron zweiunddreißig Ahnen oder gar keine, ſie bleibt ja immer das holdſelig ſchnippiſche Dornenröslein, und das iſt für ein Mädchen die Hauptſache; — denn mit ihrer Schönheit verzaubert ſie uns Alle, und daran liegt jedem Mädchen mehr, als an ihren vermoderten Ahnen. Ein Beiſpiel iſt Tosca's Schweſter."

Sigismund ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf.

„Lieber Bruder!" rief er, „der guten Frau, ſo unſchön, ſo geiſtlos, und ich glaube gar ein wenig bucklich, iſt wohl Niemand ſonſt zu verzaubern vorgekommen, als der würdige Profeſſor Zeller. Frag' einmal Fräulein Tosca von Beiron, ob ſie wird einen Arzt heirathen mögen."

„Ich ſehe nicht ein, weshalb ſie grade für einen Arzt eine beſondere Liebhaberei haben ſollte, wenn ich nicht etwa dieſer Glückliche wäre. Das, ja das würde mir ganz begreiflich ſein," entgegnete Friedrich. „Uebrigens aber — wer denkt denn gleich ans Heirathen? Man plaudert mit einem Dornenröslein, man tanzt mit ihm, man neckt es, man bekommt ſchnippiſche Antworten und — wenn's Glück ungeheuer gut iſt .... könnte man wol gar einen Kuß erobern." .... —

„O," rief Sigismund ſehr heftig, „jetzt könnte mir dieſe Tosca einen Kuß geben wollen — ich nähm' ihn nicht."

„Holla! Holla!" rief Friedrich, „ein Kuß iſt immer eine ganz allerliebſte Sache, von der man beileibe nicht ſo wegwerfend reden darf, Freund Sigismund Forſter, möge er nun bei der Tochter des Großmoguls oder des Scharfrichters zu finden ſein."

„Und Tosca Beiron wird ihn Dir auch ſchwerlich geben wollen," ſagte Hohenberg gleichzeitig.

„Und wenn ſie tauſend Mal wollte!" rief Sigismund; „ich, Sigismund Forſter, würde nicht wollen! und meine Lippen ſollten verdorren, wenn ſie ſie küßten!" .... —

„Und das Alles, weil Tosca Beiron die Tochter einer Gräfin und eines Freiherrn iſt?" rief Hohenberg geärgert; „ich muß Dir ſagen, mein lieber Bruder, daß ich das mehr wie ſonderbar finde."

Am andern Morgen ſchlug ſich Sigismund Forſter wegen des Kuſſes von Tosca Beiron, den er nicht wollte, mit ſeinem guten Freunde Hohenberg, verwundete ihn im Arm, und bekam von ihm eine Schmarre über die linke Wange.

Ein Paar Tage hindurch blickte Tosca Beiron umſonſt zwei Minuten vor eilf Uhr auf die Straße hinab — umſonſt! denn Sigismund Forſter ging nicht vorbei! und weder dann, noch Mittags, noch Nachmittags. Was war ihm widerfahren? ſie hatte alle Zeit, ſich mit Beantwortung dieſer Frage abzuquälen, und tauſend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu erſinnen. Endlich! endlich! ſah ſie ihn die Straße herauf kommen, mit der Mappe unter dem Arm, und mit einem breiten ſchwarzen Taftſtreif über die linke Wange. Sie freute ſich ſo, daß ſie die Hand über die Augen legte, um deren Jubel zu beſchwichtigen. Allein ſie hätte dieſe Vorſicht nicht nöthig gehabt, denn Sigismund Forſter ging vorüber ohne aufzublicken, geſchweige zu grüßen. Tosca glaubte ſich getäuſcht zu haben. Ganz verwundert dachte ſie: Wie doch ſo ein ſchwarzes Band übers Geſicht verändert! Ich hätte darauf gewettet, er ſei es .... und er war's doch nicht .... o, unmöglich! — Um zwölf Uhr kam er aus der Vorleſung zurück. Sie gab genau Achtung, ſie erkannte ihn unwiderſprechlich; er war's, aber er ging vorüber ohne aufzublicken und ohne zu grüßen. Ihr ſanken die Hände in den Schooß vor traurigem Erſtaunen. Sollte er es übel genommen haben, daß ich mich neulich nicht mit ihm zum Tanz engagiren wollte? fragte ſie ſich heimlich. Seit dem Tage iſt er zuerſt verſchwunden, und ſo wiedergekehrt. Ich hatte aber eine beſſere Meinung von ihm. — Sie ſuchte ſich zu zerſtreuen; ſie ſtickte emſig, ſie ſang, und dazwiſchen tauchte immer die Hoffnung auf, daß ſich auf dem Ball Alles erklären und ausgleichen werde. Ob Herr von Geldern, ob Friedrich, ob Graf Hohenberg ihr eine kleine Laune übel genommen hätten, darüber hätte Tosca muthwillig gelacht oder gleichgültig die Achſeln gezuckt; aber Sigismund Forſter? — Sie war nicht im Stande, ſich Rechenſchaft darüber zu geben, weshalb ſie grade ihn um keinen Preis verletzen möchte.

Am nächſten Morgen, als Sigismund vorüber ging, bückte ſich Tosca tief auf ihre Arbeit, ſo daß er ſie nicht gewahr werden konnte, wenn er etwa heimlich doch zum Fenſter hinaufblickte. Dann hob ſie raſch den Kopf — und ſiehe! er hatte herauf geſehen, ihre Blicke begegneten ſich. Aber blitzſchnell wendete Sigismund den Kopf auf die andere Seite, und Tosca dachte: Richtig! er hat mir irgend etwas übel genommen ... aber in aller Welt was?

So vergingen die Tage bis zum Ball. Dadurch, daß Sigismund immer pünktlich an Tosca's Fenſter vorüber ging, zeigte er ihr, daß er ſie nicht ſehen wollte. Sie hoffte auf den Ball! ſie traute ſich zu, durch einige Worte die Mißſtimmung zu vernichten, in welche Sigismund, ſie begriff nicht, wodurch? ihr gegenüber gerathen war. Sie kleidete ſich mit äußerſter Sorgfalt an. Sie ſchmückte ſich nicht, aber ſie wählte die Blumen, die Farben, die ihr beſonders gut ſtanden, und zuverſichtlich, freudig, betrat ſie den Ballſaal. Sigismund ſtand der Eingangsthür zehn Schritte gegenüber und mit dem Geſicht ihr zugekehrt. So wie Tosca mit ihren Eltern erſchien, fixirte er ſie einen Moment ganz ſtarr, und trat darauf in eine Gruppe hinein, ohne ſie zu grüßen, ja, ohne nur zu thun, als ob er ſie kenne. Eine unermeßliche Traurigkeit drückte Tosca's Herz zuſammen. Was habe ich ihm gethan? fragte ſie ſich heimlich; und dann ſetzte ſie ſchnell hinzu: Er iſt übermüthig; weil er beſſer ausſieht, als jeder Andere, bildet er ſich gewiß ein, ich würde mich ſehr um ſeine Vernachläſſigung grämen! doch daraus ſoll nichts werden. — Sie nahm ſich zuſammen, ſie empfing alle Anſprachen der Tänzer, ſie war munter, ungezwungen, ſie verſprach ganz von ſelbſt dem Herrn von Geldern den Cotillon; ſie ſah gar nicht hin nach Sigismund. Allmälig zwang ſie ſich nicht mehr zur Heiterkeit, ſie wurde wirklich heiter, ſie fühlte ſich befreit von dem unbegreiflichen Intereſſe, welches ſie bis daher für Sigismund ganz unwillkürlich empfunden. Nie war ſie ſchöner geweſen, und nie anmuthiger. Es war, als ob ſie ſich in ihrer ganzen Lichtſeite zeigen, und all ihre kleinen Sonnenflecke vergeſſen machen wollte.

„Heut iſt Tosca Beiron wahrlich kein Dornenröslein,“ ſagte Friedrich, nachdem er mit ihr getanzt hatte, ganz in Extaſe zu Sigismund, „ſondern eine Roſe ohne Dorn.“

„Wie Herr Walter von der Vogelweide bereits vor einem halben Jahrtauſend von der Kaiſerin Irene geſagt und geſungen,“ erwiederte Sigismund ſpöttiſch und wandte ſich ab.

Er langweilte ſich. Hätte er Tosca anders als triumphirend geſehen, ſo würde es ihn intereſſirt haben, ſie aufs genaueſte zu beobachten; jetzt, in ihrem Uebermuth, wie er es nannte, hatte er nicht Luſt dazu. Und doch mochte er nicht den Ball verlaſſen. „Sie könnte meinen, ich ginge gelangweilt fort, weil ich mich nicht mit ihr beſchäftige,“ ſprach er heimlich; „ich muß nur tanzen! Aber mit wem denn? wie ſie Alle, Alle ſo unhübſch, ungraziös, unbedeutend neben ihr ausſehen! Gleichviel! getanzt muß werden!“ —

Er wählte aufs Gerathewohl eine Tänzerin. Es war die junge Perſon, welche er auf dem vorigen Ball Grashüpfer genannt, und er trat mit ihr zum Tanz an — er wußte ſelbſt nicht, zu welchem Tanz. Es war eine Françaiſe, und Tosca tanzte ihm gegenüber. Alles ging charmant! Sigismund tanzte mit einem Ernſt, als ob es gelte, ein Examen des Tanzes zu beſtehen, und wendete nicht eine Secunde den Blick von ſeiner Tänzerin ab. Tosca tanzte wie immer; nur erſchien ihre Geſtalt noch graziöſer, ihre Haltung noch ſchwebender neben den ſpringenden und beweglichen Sätzen des kleinen Grashüpfers. Jetzt kam eine Tour im Contretanz, wo Tosca und Sigismund einander die Hand geben mußten, und da konnte er nicht vermeiden, den Kopf zu ihr zu wenden. Er that es mit einem peinlichen Gefühl, denn er wußte wol, daß ſein Benehmen gegen Tosca nicht ſchicklich ſei. Hätte ſie ihn ſpöttiſch oder nur ſchelmiſch angeſehen, ſo würde er ſich dennoch in ſeinem guten Recht ihr gegenüber gefühlt haben; allein der traurig ernſte Ausdruck ſeines Geſichts frappirte ſie, und ſie ſah ihn ſanft an, mit großen erſtaunten Augen, die zu fragen ſchienen: Aber was fehlt Dir denn, daß Du ſo verändert biſt? Das rührte ihn. Er ſchlug unwillkürlich die Augen nieder, um ſie nicht freundlicher anzublicken, als er wollte, und ſeine Hand zitterte. Es lagen nur die Spitzen von Tosca's Fingern in dieſer Hand; allein ſie fühlte es doch! ... Da wurden ſie getrennt durch eine neue Tour.

Nach beendetem Contretanz ging Sigismund ins Büffetzimmer, hielt einige Freunde durch Champagner feſt, und kehrte nicht in den Ballſaal zurück. Tosca blieb den ganzen Abend gedankenvoll. Sie konnte ſich ſein Benehmen nicht erklären. Wenn Uebermuth darin lag, ſo war es doch nicht der allein! das hatten ihr der traurige Blick und die zitternde Hand geſagt. Den Uebermüthigen würde ſie ſehr bald vergeſſen und ihn auf gleiche Weiſe behandelt haben. Der Traurige beſchäftigte ſie unabläſſig. Mit dem Gedanken an ihn blieb ſie auf dem Ball, und kehrte erſt in tiefer Nacht heim. „Der Ball war matt ... heute!“ ſprach ſie nachdenklich, als ſie den Blumenkranz aus dem Haar nahm. „Ich glaube, ich werde ſchon zu alt für den Tanz. So recht großes Vergnügen ... wie neulich — machte er mir nicht mehr.“ Sie entſchlief und träumte von Sigismund.

Von nun an ging Sigismund Forſter nicht mehr an Tosca Beirons Fenſter vorüber. Sie grämte ſich und er — grämte ſich noch mehr.

Woran hängen unſre Schickſale? Oft an Einflüſſen, die, unabhängig von uns, um unſre Wiege gewaltet haben! oft an Eindrücken, die ſich in unſre Seele ätzten, als ſie ſich zum erſten Mal dem Bewußtſein öffnete! oft an Begegniſſen, die ſich der reizbaren Empfänglichkeit eines Kindes unwiderſtehlich bemeiſtern und ihm Zu- und Abneigungen einflößen, deren es dann in ſeinem ganzen Leben nicht wieder Herr wird. Es mögte intereſſante Aufſchlüſſe über manche Eigenthümlichkeiten der Menſchen geben, wenn man wüßte, welcher Empfindung ſie ſich in der Kindheit zuerſt bewußt worden ſind. Die meine war Bangigkeit, ungeheure, namenloſe, verzweiflungsvolle Bangigkeit. Ich war ganz klein damals, ſo klein, daß Jahre folgen, von denen ich nicht die geringſte Erinnerung habe, alſo vielleicht zwei oder drei Jahre alt. Es war in Remplin und ein großer Maskenball, und ich armes kleines Geſchöpf dazwiſchen! Wie ich dahin gekommen, ob man mir einen Spaß machen wollte, ob ich ſelbſt dahin verlangte — ich weiß es nicht! Aber ich war da, zwiſchen den unheimlichen, fabelhaften, vermummten Geſtalten, mit Geſichtern ohne Augen, zwiſchen der Muſik, dem Gewühl, den Lichtern, dem konfuſen Tumult ſolchen Feſtes. Ich war halbtodt vor Angſt; ich weinte, zuletzt ſchrie ich Zeter; da ward ich denn fortgebracht. Und dann war ein Feuerwerk auf der großen Pelouſe hinter dem Schloß, und mein Vater, der mich abhärten und meine Nerven ſtählen wollte, beſtand darauf, daß ich es anſehen ſollte. Nun war aber dies große, wilde, grelle Feuer, und die Detonation der Schwärmer und Raketen, und die Menſchenmaſſe bald flammend beleuchtet, bald ſchwarz und finſter, und wieder dieſer Tumult — etwas ſo Grauenvolles für mich, daß ich wieder in unerhörtes Geſchrei ausbrach. Da aber mein Vater wollte, daß ich bleiben ſollte, ſo blieb ich, und ertrug bis zum letzten Augenblick die Marter eines Feſtes, das wahrſcheinlich allen übrigen Anweſenden großes Vergnügen machte. Mein Gott, das iſt ein halbes Menſchenleben her! Doch ich glaube, daß meine traurige Scheu vor Allem, was Lärm und Tumult, ſogar der eines Feſtes und des Vergnügens iſt, ſich von jenem entſetzenvollen Moment herſchreibt; und daß der Eindruck, welchen die Maskenball-Geſellſchaft auf mich machte, mich durch mein ganzes Leben in der Geſellſchaft begleitet hat, und begleiten wird. Ja, ja, das ſind die Geſichter ohne Augen aus Remplin! Wie viel tauſend Mal hab' ich mir das ganz unwillkürlich und ganz überzeugt geſagt, wenn ich in einen Geſellſchaftsſaal trete. Nur wein' ich nicht, ſo wie damals;

o nein! ich lache eher, und wohl gar ein wenig ſpöttiſch und hochfahrend, um mir die Larven nicht allzu nah kommen zu laſſen, aber ob mir innerlich nicht ganz beklommen dabei zu Muth iſt ... das iſt die Frage! — Ich erzähle dieſe kindiſche Geſchichte nur als ein Beiſpiel von der Heſtigkeit früher Eindrücke. Daß man dieſe regeln ſoll und beherrſchen kann, weiß ich wohl; aber dennoch glaube ich, daß die Seele dadurch auf einen gewiſſen Ton geſtimmt wird, möge ſie auch, wie ein fügſames Inſtrument, Symphonien von Beethoven oder Walzer von Strauß auf ſich ſpielen laſſen.

Sigismund Forſter ging nicht mehr an Toscas Fenſter vorüber. „Sie iſt eine hochfahrende Perſon, wie ſie Alle ſind!" ſprach er zu ſich ſelbſt. „Klagten die Uebrigen nicht ſämmtlich über ihr hochmüthiges Benehmen? Ich will nicht warten, bis ſie es auch gegen mich an den Tag legt. Und darum will ich ſie auch nicht wieder ſehen, nie wieder, und nicht vorbei gehen; ich würde es nicht laſſen können, ſie anzuſehen — und dann .... bekäme ſie mich am Ende doch herum, mit ihren diaboliſch himmliſchen Augen. Seh' ich ſie aber nicht mehr, ſo bring' ich's vielleicht dahin, eine Andere anzuſehen, und das wäre das Geſcheuteſte, was ich thun könnte ... das würde mich zerſtreuen."

Er verſuchte dann auch dieſe Art von Zerſtreuung, der arme Sigismund, während Tosca ſich ganz vergeblich den Kopf zerbrach, ob Unglück oder Unheil, Verdruß oder Krankheit ihm zugeſtoßen ſein könne. Zuletzt überredete ſie ſich, er ſei zum bevorſtehenden Weihnachtsfeſt in ſeine Heimath gereiſt, und das beruhigte ſie über ſeine Schickſale. Aber zwiſchen Weihnachten und Neujahr begegnete ſie ihm auf der Straße, mit mehren ſeiner Freunde. Alle kannten Tosca, alle grüßten ſie; und Sigismund auch. Seinetwegen, oder ſeiner Gefährten wegen, wollte er ſich nicht abſichtlich auszeichnen. Es war ſehr kalt, und er ſah ſehr bleich aus. Tosca bemerkte dieſe Bläſſe und ſeinen Gruß. „Ah! er iſt krank geweſen!" ſagte ſie ſich faſt erfreut; „wenn er nur übermorgen zu meinem Schwager kommt!" —

Am Sylveſterabend gab der Profeſſor Zeller einen kleinen Ball.

„Heut' Abend wird's luſtig ſein bei Zellers!" ſagte Friedrich beim Mittagseſſen im Gaſthof zum Stern.

„Nicht luſtig genug für mich," entgegnete Sigismund. „Ich dächte, wir blieben unter uns."

„Ich gewiß nicht!" rief Friedrich.

„Ich auch nicht," ſagte Hohenberg; „denn unter uns können wir ja alle Tage luſtig ſein. Und komm doch mit, lieber Bruder, es ſoll ein wunderhübſches Mädchen bei Zellers zum Beſuch ſein, — eine Nichte oder Couſine von ihm.“ .... —

„Eine Schweſtertochter von ihm iſt es,“ ſagte Friedrich, „und ſie iſt allerdings recht hübſch, wenigſtens ſo lange ſie allein iſt. Aber neulich, ſobald die Tosca Beiron eintrat .... o weh! wie ſah das arme Ding aus! ſchwarz wie eine Zigeunerin und ungeſchickt wie eine Küchenmagd.“

„Ah, ſie iſt ſchwarz!“ rief Sigismund eifrig; „das gefällt mir! Dann iſt ſie ganz gewiß ſchön. Schwarze Augen? ſchwarzes Haar?“

„Pechfinſterrabenſchwarz, mein Junge!“

„Bravo! dann werden wir doch endlich mal eine wahre Schönheit zu ſehen bekommen.“

„Ich ſage Dir, ſie iſt keine Schönheit.“

„Nun, im Vergleich zu der faden Schönheit von .... gewiſſen Blondinen.“ .... —

„Wenn Du etwa Tosca Beiron meinſt.“ .... —

„Ja, grade ſie mein' ich!“ brach Sigismund aus.

„So muß ich Dir ſagen,“ fuhr Friedrich gelaſſen fort, „daß Du Dich irrſt. Jenes kleine Mädchen, ſo munter und nett es auch iſt, ſieht neben ihr aus .... etwa wie ein ſchwarzes Hühnchen neben einem weißen Pfau.“

„Der Vergleich iſt gut und paſſend!“ rief Sigismund laut lachend; „ja, ein Pfau — das iſt ſie.“

„Ein zarter, edler, ſeltner, weißer Pfau — ganz gewiß!“ beharrte Friedrich.

„Eure Hühnerhof-Vergleiche für ein Paar hübſche Mädchen wollen mir gar nicht behagen,“ rief Hohenberg. „Komm nur heut' Abend zu Zellers, Freund Sigismund, dann kannſt Du doch wenigſtens mit Kenntniß der Dinge reden und Dich überzeugen, ob die kleine Fremde wirklich Deine bereitwillige Bewunderung rechtfertigt.“

„Nein,“ ſagte Sigismund, „ich mag nicht! Ich könnte mich in ſie verlieben, und das würde mir grade jetzt ſehr unbequem ſein — abgeſehen davon, daß man immer Verdruß und Aerger in Hülle und Fülle dadurch hat.“

„Aerger und Verdruß? in Gottes Namen,“ ſagte Hohenberg; „die gehören nun einmal dazu, wie Senf und Pfeffer zum Salat, der ohne das gar nüchtern und kalt ſein würde. Aber was verſtehſt Du denn eigentlich unter unbequem?“

„Etwas, das mich ſtört und mich von den Gedanken abbringt, die ich haben mögte und ſollte.“

„Und darf man in dieſe Gedanken eingeweiht werden, oder ihrer Richtung folgen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Sigismund ernſt; „ſie ſind ſehr einfach und natürlich. Morgen werd' ich einundzwanzig Jahr alt; ſeit anderthalb Jahren ſoll ich ſtudiren, und habe nichts gethan, gar nichts! Nämlich, ich hab' viel getrunken, viel geſpielt, viel Schlägereien gehabt, und die Univerſitäten ſind gewiß dazu auf der Welt, daß man das Alles aufs Gründlichſte treibe! Hat man's aber achtzehn Monat getrieben, ſo wird man's überdrüſſig und das iſt jetzt mein Fall. Von morgen an wird gearbeitet .... und zwar eiſern.“

„Da Du Dich entſchloſſen zu haben ſcheinſt, vor der Zeit ein Philiſter zu werden“ — ſagte Hohenberg ärgerlich, der ſeit drei Jahren auf Univerſitäten nichts trieb, als — nichts; „ſo wäre es viel paſſender, dächte ich, auf den Zellerſchen Ball geſetzt und artig in Deine vita nova überzugehen, als dieſe Nacht mit Wein und Karten zu durchſchwärmen.“

„Aus dem Philiſter wird nichts, mein Junge!“ rief Sigismund luſtig; „aus dem geſetzten Leben mach' ich mir nichts, aber aus dem tüchtigen viel. Und ich ſage Dir ja, es wäre mir unbequem, in meinen ernſthaften und arbeitſamen Projecten durch irgend ein Paar ſchwarze Augen geſtört zu werden.“

„Paperlapapp!“ ſagte Friedrich; „die Augen thun's halt nicht! Haſt Du Dich doch tapfer gegen die von Tosca Beiron vertheidigt."

„Iſt er nicht poſſirlich mit ſeiner ewigen Tosca Beiron!" rief Sigismund und lachte.

„Poſſirlich?" entgegnete Friedrich gelaſſen; „mit nichten, mein Alter, nur beſtändig! und hauptſächlich .... beſtändig im guten Geſchmack."

Sigismund erröthete und fuhr auf: „Ein Geſchmack, der mir zuſagt, ſo oder anders, iſt gut."

„Charmant! charmant!" erwiederte Friedrich noch ruhiger, „daſſelbe meinte ich ja auch nur. Und übrigens wollt' ich Dich nur aufmerkſam machen, daß Du Dich vor übermächtigem Einfluß ſchöner Augen nicht ſehr zu hüten brauchſt. Du verſtehſt den Zauber zu brechen. Wenn ich bedenke, in welche Extaſe Du vor ungefähr acht Wochen, hier, zu dieſer Stunde und in dieſem Saal gerietheſt, als Du zum erſten Mal Tosca Beiron ſaheſt" .... —

„Wahrhaftig, da iſt er wieder mit ſeiner Tosca!" rief Sigismund und brach in ein ſo fröhliches Lachen aus, daß Hohenberg augenblicklich einſtimmte, und Friedrich ſelbſt lächeln mußte, als er ſeinen Satz zu Ende ſagte:

„Und jetzt Deine Gleichgültigkeit gegen ſie damit vergleiche, ſo beruhigt mich das ganz ungemein über Deine ferneren Herzensſchickſale."

„Falſch! falſch! mein Junge!" ſagte Sigismund noch immer lachend. „Damals wußte ich nicht, daß ſie blaue Augen habe. Blaue Augen .... ſiehſt Du — die kann ich nicht vertragen. Dabei fällt mir immer der alte Spruch ein: Blaue Augen ſind lieblich, aber ſehr betrüglich."

„Und den von den braunen kennſt Du nicht? Braune Augen ſind hübſch, aber tück'ſch. — Chancen giebt's immer, und Sonne und Mond haben ihre Nachtſeite. Graue Augen haben auch ihre Meriten, aber nicht die der Schönheit, ſondern der Tugend; denn von ihnen heißt's: Graue Augen ſind gräulich, aber ſehr getreulich."

„Gefallen mir auch nicht ſonderlich!" rief Sigismund. „Da bleibt's denn ſchon für mich bei den ſchwarzen Augen, welche von keinem Sprüchlein weder geprieſen noch getadelt werden. Aber es bleibt bei ihnen auf meine Weiſe. Kennt Ihr das bairiſche Schnoderhüpfeln?"

„Nein," antwortete Friedrich verwundert.

„Das lautet ſo," ſprach Sigismund und ſang:

„Gelt, Du Schwarzaugeli,
„Gelt für Di tauget i,
„Gelt für Di wär' i recht — —
„Wenn i Di mögt!"

„Kellner! eine Flaſche Champagner!“

Einige Stunden ſpäter überſahen Tosca Beirons blaue Augen mit einem Blick die ganze Geſellſchaft im Hauſe ihres Schwagers, und ſenkten ſich betrübt zu Boden — denn Sigismund Forſter war nicht da. Sie beſchloß, um jeden Preis den Grund ſeiner Abweſenheit zu erfahren, und da fiel ihr nichts Beſſeres ein, als geradezu Friedrich zu fragen. Der hatte ihn bei ihrer Schweſter eingeführt, folglich mußte der mit ihm in Verbindung ſein und ihr Antwort geben können. Als ſie mit Friedrich einen Walzer tanzte, ließ ſie alle Tänzer mit irgend einer kleinen Anmerkung die Revue paſſiren und ſagte dann plötzlich, als bemerkte ſie jetzt erſt ſeine Abweſenheit:

„Aber wo iſt denn Herr Forſter? meine Schweſter ſagte mir, er ſei eingeladen. Er iſt doch nicht krank? Er iſt ein ſo guter Tänzer, wenn er tanzt!“ — ſetzte ſie hinzu, als wolle ſie damit ihre Theilnahme entſchuldigen und erläutern.

„Er iſt allerdings nicht ganz wohl,“ erwiederte Friedrich, der dieſe kleine Unwahrheit auch ſchon gegen den Profeſſor Zeller ausgeſprochen hatte, weil Sigismund dadurch ſein Nichtkommen entſchuldigte.

„Und wol ſchon ſeit längerer Zeit?“ fragte Tosca.

„Nein .... ganz plötzlich .... heut' Mittag.“

„Er ſah doch ſchon vorgeſtern, als ich Ihnen begegnete, recht blaß aus.“

„Ach ja, ich erinnere mich ..... es iſt wol ſchon ſeit vorgeſtern!“ ſagte Friedrich ein wenig verlegen, weil er nicht recht wußte, welchen Charakter er dieſer improviſirten Krankheit geben ſolle.

„Sie ſagen mir nicht die Wahrheit,“ rief Tosca ſchelmiſch, „denn Sie ſehen ganz verlegen dazu aus! Bitte, weshalb hat Herr Forſter nicht herkommen wollen?“

„Nicht wollen? ach, der Arme! er kann ja nicht! Er hat ja den ganzen Tag zu Bett gelegen.“ .... —

„So? den ganzen Tag? Sie ſagten doch eben — heut' Mittag, ganz plötzlich.“

„Gnädiges Fräulein, ich werd' Ihnen die Wahrheit ſagen,“ betheuerte Friedrich ernſthaft. „Er iſt allerdings unwohl, und dann iſt morgen ein wichtiger Tag für ihn, ſein Geburtstag, an welchem er ſich zu allerlei guten Entſchlüſſen von Studien und ſolidem Leben feſt und ſtark machen will. Daher begreifen Sie gewiß, daß er den letzten Abend dieſes Jahres nicht unter Tanzmuſik hinzubringen wünſchte.“

„O, das begreif' ich!“ entgegnete Tosca ſanft und nachdenklich. Hätte Friedrich ihr geſagt, daß Sigismund den Champagner mit einigen guten Freunden den tüchtigen Entſchließungen weniger hinderlich finde, als den Ball beim Profeſſor Zeller, ſo würde ſich Tosca's Theilnahme bedeutend abgekühlt haben. Aber das mußte er aus Rückſicht für den Profeſſor verſchweigen. Sie fragte weiter und mehr nach Sigismund. Sie erfuhr, daß ſein Vater Präſident in Paderborn, daß er ſelbſt der Aelteſte von fünf Geſchwiſtern ſei. Jede Aeußerung Friedrichs intereſſirte ſie tief: daß Sigismund ſo ausgelaſſen luſtig ſei, und dann wieder ſo ernſt; ſcheinbar ganz hingeriſſen, ganz beherrſcht, und dann plötzlich eiſern feſt. Zuletzt erſchrak ſie vor ihrer gar ſo großen Aufmerkſamkeit, und wandte das Geſpräch, allein ihre Gedanken blieben bei Sigismund.

Sie blieben es den ganzen Abend und die ganze Nacht. Dieſer ungewöhnliche Ernſt bei einem ſo jungen und muntern Manne gefiel ihr außerordentlich, und daß er krank war, that ihr ſo leid! — Er war freilich nicht krank, und der Champagner ſchmeckte ihm ſehr gut; doch davon hatte ſie keine Ahnung. Ihr Herzchen ſchlug für den Sigismund, den ſie verſtand. — Sie erwachte ganz früh am Neujahrsmorgen, und mit dem Gedanken an ihn. Daß er krank, und heut an ſeinem Geburtstag ſo allein ſei, und daß vielleicht Niemand daran denke, ihm an dieſem doppelten Feſttag Glück zu wünſchen oder ihm eine kleine Freude zu bereiten, fiel ihr ſchwer aufs Herz. Sie ſtand auf. Es war noch ganz finſter, und nur das letzte Viertel des Mondes warf einen matten Schimmer über die ſchneebedeckte Straße. Sie öffnete die Vorhänge, und blickte auf die leichtgefrornen Fenſterſcheiben. Nach einem alten Glauben kann man am Neujahrsmorgen aus den phantaſtiſchen Zeichnungen, welche der Froſt auf die Scheiben gehaucht hat, den Inhalt des kommenden Jahres ſich prophezeihen. „Blumen und nichts als Blumen!“ ſagte ſie halblaut; „das iſt eine gute Vorbedeutung.“ Von den Eisblumen glitt ihr Auge auf die wirklichen, die im Fenſter blühten; auf Tazetten, Hyazinthen, auf die ſchöne zarte Theeroſe, auf die prächtige dunkelrothe Camellia. Blumen ſind lieblich — und beſonders am Geburtstag! dachte ſie, und pflückte haſtig die Theeroſe ab; nur ſchickt es ſich wol nicht, daß ich ihm einen Strauß ſende! Er wird aber nicht erfahren, von wem er kommt, und ganz heimlich darf ich mir doch wol die Freude machen, die Blumen in einen Glückwunſch zu verwandeln! ... Und was fing' ich jetzt an mit der Roſe, die nun mal abgepflückt iſt, wenn ich ſie nicht verſchenkte? — Sie brach noch einige Blumen ab, ſie miſchte ſie graziös mit Wintergrün und Erika, die Theeroſe in der Mitte — und der lieblichſte Strauß war fertig. Mit klopfendem Herzen und zitternden Händen legte ſie ihn auf den Tiſch. Ob ich ihn nicht lieber der Mama gebe? aber die Mama iſt ganz wohl, Gottlob! dachte ſie; und einem Kranken machen Blumen ſo viel Freude! Das weiß ich noch, als ich vorigen Winter die Maſern hatte, und die erſten Beilchen bekam. Sie rief ihre Kammerjungfer; ſie nannte ihr Hausnummer und Straße, wohin die Blumen gebracht und ſchweigend abgegeben werden ſollten. Das Mädchen rief auf der Straße den erſten beſten kleinen Buben heran, und verſprach ihm zehn Kreuzer, wenn er den Strauß pünktlich da und da abliefern wolle. Der Knabe verſprach es freudig, gab den Strauß an Sigismund ſelbſt ab, und empfing dankbar ſeine Belohnung. Tosca fühlte ſich beängſtigt, als ſie die Gewißheit hatte, ihre Blumen wären nun in ſeinen Händen. Ihr einziger Troſt war der, daß er nie erfahren könne, von wem ſie kämen, und daß ſie ihm doch vielleicht eine kleine Freude gemacht hätten.

Sigismund empfing den Strauß mit einigem Erſtaunen. Zuerſt unterſuchte er, ob nicht etwa ein Billet ihm ſage, von wem. Aber nichts! Dann, ob der Strauß nicht mit irgend einem bekannten Bande gebunden ſei. Wieder nichts! Er war durch eine Epheuranke zuſammengeſchlungen. Er betrachtete die Blumen ſo aufmerkſam, als ob ſie ihm einen Namen nennen könnten — und ſiehe da! als er die Theeroſe erblickte, fuhr es ihm durch den Kopf: Tosca Beiron! — Als er ehedem unter ihrem Fenſter dahin ging, hatte er zu oft dieſe Blume bemerkt, um jetzt nicht die Zuſammenſtellung zu machen. „Oho!“ rief er, „von ihr iſt der Strauß! von ihr! Wie kommt ſie dazu, ſo — zudringlich zu ſein, ſie, die Hochfahrende! die Uebermüthige! O Tosca Beiron, ich habe geſagt, Deinen Kuß wollt' ich nicht; — aber auch Deine Blumen will ich nicht .... ſiehſt Du — ich mag Dich nicht leiden, weil .... Du blaue Augen haſt; luziferiſche Augen! und weil Du eine vornehme Närrin biſt. — Er riß den Strauß auseinander, und ließ die ſchönen, von Tosca ſo zärtlich gepflegten Blumen auf dem Tiſch liegen. Er ſann darüber nach, wie er ihr beibringen ſolle, daß er ihr Geſchenk verachte. Einige Freunde ſtörten ihn in ſeinen Meditationen.

„Sieh' da! Sigismund unter Blumen, wie ein Frühlingsgott!“ rief der Eine.

„Und welche Flora hat Dich denn mit ihren Gaben überſchüttet?“ fragte der Andre.

„Ja, ja! die Weiber kommen uns immer mit Aufmerkſamkeit zuvor;“ ſprach der Dritte. „Kaum graut der Tag und wir ſind bei Dir .... aber eine Frau hat Dir ſchon früher ihren Glückwunſch in einem bedeutungsvollen — gelt, ſehr bedeutungsvollen Selam ausgeſprochen.“

„Nun! heraus damit! wer iſt dieſe Flora! nur keine Geheimnißkrämerei, Sigismund! Nun? Du wirſt doch nicht den Verſchwiegenen ſpielen wollen?“ riefen ſie durcheinander.

„Ich kann nichts verſchweigen, denn ich weiß nichts,“ antwortete Sigismund kurz.

„Holla! holla! wer Dir das glaubt!“

„Die Verſchwiegenheit iſt eine vortreffliche Eigenſchaft den Weibern gegenüber; — aber den Freunden?“ ....

„Wenn ich ſage, daß ich nichts weiß,“ entgegnete Sigismund noch beſtimmter, „ſo dürft Ihr Euch auf mein Wort verlaſſen: ich weiß nichts.“

Sigismund war heftig und leidenſchaftlich wie ein Jüngling, und ungezogen wie ein Knabe; aber inſolent — faſt hätte ich geſagt: wie ein Mann, —

war er nicht; und unter keiner Bedingung hätte er weder Toscas, noch irgend einen unbeſcholtenen Namen genannt, oder auch nur errathen laſſen.

„Für die große Verſchwiegenheit, die Du an den Tag legſt, Freund Sigismund, behandelſt Du aber dies pretium affectionis ſehr ſchlecht, indem Du es ſo herumliegen läßt“ — ſagte der Eine, raffte die Blumen zuſammen und ſtellte ſie — in einen Fidibusbecher.

O arme Tosca! dieſer Platz, und von fremder gleichgültiger Hand ihren Blumen gegeben! —

„Da ich nicht weiß, von wem ſie kommen, ſo ſind ſie mir gleichgültig,“ antwortete Sigismund.

„Auf Ehre, lieber Bruder?“

„Gleichgültig! auf Ehre!“ ſagte er.

„Da dürften wir uns wol die Blumen theilen?“ fragte der Andre, noch immer mißtrauiſch und wie um Sigismund zu prüfen.

„Meinetwegen!“ erwiederte der; „wir wollen ſie unter uns theilen, ich nehme die Roſe.“

O arme Tosca! im Nu wurden die Blumen aus dem Fidibusbecher herausgeriſſen und in das Knopfloch von jungen, ihr wildfremden Leuten geſteckt. Dann ſprachen ſie von andern Dingen.

Gegen Mittag ging Sigismund aus. Könnte ich ihr doch die Lehre geben, dachte er, daß es ſich ganz und gar nicht für ein vornehmes Mädchen ſchickt, ſo dem Erſten Beſten einen Blumenſtrauß, und um nichts und wieder nichts zu ſenden. — Er ging vor ihrem Hauſe vorbei und trug die Roſe im Knopfloch. Tosca ſaß wie gewöhnlich am Stickrahmen im Fenſter, während verſchiedene Perſonen mit Neujahrsglückwünſchen um den Sopha ihrer Mutter verſammelt waren. Sie beachtete nicht deren Geſpräch; ſie dachte an ihre Blumen und an Sigismund. Da erkannte ſie ihn und ihre Roſe. Ihre Augen leuchteten auf, ein glänzendes Roth flammte wie ein Blitz über ihr ſchönes Geſichtchen. Er trug die Roſe, alſo freute er ſich ihrer. Er blickte nicht herauf, alſo ahnte er nicht, daß ſie von ihr komme; oder wenn er es ahnte? — ſo wollte er ſie auf keine Weiſe in Verlegenheit ſetzen. Sie wußte ihm tiefen Dank, daß er ſie nicht grüßte. Er hatte ſie ſehr gut bemerkt; doch mit raſcheren Schritten ging er vorbei und auf ein hübſches Frauenzimmer zu, das ihm entgegen kam. Es war ſeine Hauswirthin, die Frau eines Buchbinders, für die er immer ein halb ſcherzendes, halb verbindliches Wort hatte. Er kehrte mit ihr um, er ſtattete ihr ſeinen Glückwunſch ab, er ſagte, er habe ihr nichts Beſſeres zu bieten, als dieſe Roſe, und darum müſſe ſie ſie nehmen. Die hübſche Frau ſagte, ſie nehme ſie ſehr gern, denn eine Theeroſe ſei etwas Seltenes. Sigismund gab ſie ihr. Tosca ſaß ein Paar Minuten ganz verſunken in ihre heimliche Freude da, und blickte noch immer auf die Straße hinab. Da fuhr ſie zuſammen; Sigismund kam zurück, ohne die Roſe. Eine hübſche Frau ging neben ihm, und die hatte ſie in der Hand. Tosca erbleichte und konnte die Augen nicht abwenden. Sigismund ſprach lebhaft mit jener Frau. Grade als er unter Tosca's Fenſter war, blickte er raſch mit einer ſtolzen Wendung des Kopfes zu ihr auf, und grüßte ſie tief, aber mit einem eiſigen Ausdruck. Dann ging er weiter mit ſeiner Gefährtin. Tosca erwiederte nicht den Gruß. Er weiß Alles, und er verachtet mich! blitzte es ihr durch den Sinn. Sie ſprang auf, ging in ihr Zimmer, kniete nieder und weinte bitterlich. — Sigismund ſchloß ſich den ganzen Tag in ſeinem Zimmer ein.

Nachmittags klagte die Generalin Beiron über Kopfweh und Uebelbefinden. Gegen Abend geſellte ſich ſtarkes Fieber dazu. Profeſſor Zeller ward gerufen; er ſprach ſeine Beſorgniß vor einem Nervenfieber aus, und that Alles, um ihm vorzubeugen. Umſonſt! nach drei Wochen ſtarb

Frau von Beiron. Toſca hatte ihre Mutter mit unglaublicher Treue und Ausdauer gepflegt, alle Nächte bei ihr durchwacht. Nach ihrem Tode brach die Kraft des jungen Mädchens zuſammen. Nicht daß ſie von einer großen Krankheit befallen wurde! das wäre beſſer geweſen, meinte der Profeſſor Zeller; ſie wurde nervenkrank. Ihr fehlte nichts, aber ſie verblühte ſichtlich und ihr ſonſt ſo fröhlicher Sinn war wie zerknickt. Sie klagte nie. Fragte man ſie um ihre Krankheit, ſo antwortete ſie nur: Ich bin nicht krank, aber ich gräme mich. Suchte man ſie zu zerſtreuen, ſchlug man ihr Geſellſchaft und Bälle vor, die ſie ſonſt ſo ſehr geliebt, ſo gerieth ſie in die heftigſte Bewegung und bat dringend, ſie damit zu verſchonen. Sie verließ nicht das Zimmer. So verging der Winter und ein Theil des Frühlings. Im Mai trat der General eines Tages in ihr Zimmer und ſagte:

„Toſca, übermorgen reiſen wir nach der Schweiz, Du ſollſt erſt in Gais die Molken- und dann am Leman die Traubenkur brauchen."

„Gott ſegne Dich, Papa!" rief Toſca jubelnd; „nun werd' ich geſund!"

Als Toſca Beiron im Herbſt blühend und friſch, fröhlich und ſchön nach Bonn zurückkam, war Sigismund Forſter nicht mehr dort.

9. Unter den Linden.

Eine lange Reihe von Jahren lag dazwiſchen. — Es giebt Momente, in denen wir Jahre verſchwenden; es giebt Jahre, die uns in der Erinnerung zu Momenten zuſammenſchrumpfen. Wie wir ſie durchleben — ob arm, ob reich: das nimmt oder giebt ihnen Gewicht. Als ein Kröſus ſich zu fühlen, im königlichen Pomp des Daſeins, überſchüttet mit allen Kronen des Lebens, ſeien ſie von Dornen, oder von Roſen, oder von Diamanten, oder von Lichtſtralen — das preßt die Eſſenz des Lebens in flüchtige Augenblicke zuſammen, die durch ihren Inhalt unermeßlich werden. Oder als ein Arbeiter ſich zu fühlen, der pünktlich ſeine Aufgabe erfüllt und dafür ſeinen Lohn empfängt, von einem Tage zum andern, heute wie morgen, und der ſich etwa nur Sonntags ein kleines Vergnügen bereitet, recht blaß, recht ſteril, ohne lange

Vorfreude, ohne längeren Nachhall — das dehnt das Leben aus, ohne es zu erfüllen, und verwandelt lange inhaltloſe Epochen in ſchnellvergeſſene Augenblicke. Hier iſt das Daſein wie ein Goldfädchen, das dünn, dünn und immer dünner, bis zur Unſcheinbarkeit und Unhaltbarkeit fortgezogen wird; dort ein Goldbarren .... ſo prächtig, ſo ſchwer, häufig zu ſchwer. So iſt das Leben eingerichtet: am Ueberfluß oder am Mangel leidet der Menſch.

Es war in Berlin am Neujahrstage. Im erſten Stockwerk eines hellgrauen Hauſes unter den Linden an der Ecke der Kirchgaſſe, ſaß ein noch junger Mann am Schreibtiſch und ſchrieb. Vor ihm lag ein Brief von Frauenhand; er blickte zuweilen hinein, lächelte und ſchrieb weiter. Zuweilen legte er die Feder hin, lehnte ſich zurück und verfiel in Nachſinnen. Die Mittagsſonne glänzte hell ins Zimmer hinein. Es ſah ſehr freundlich, ſehr wohlgeordnet aus, ebenſo entfernt von Confuſion, als von übertriebener Zierlichkeit. Kiſſen in Tapiſſerie genäht, lagen auf dem Sopha; an den Wänden hingen einige hübſche Lithographien, Blumen ſtanden in den Fenſtern.

Ein Wagen hielt vor dem Hauſe, und eine Dame ſtieg aus, begehrte mit der Beſitzerin deſſelden zu ſprechen, und hatte eine lange Unterhaltung mit ihr. Der Schluß davon war, daß die Dame ein wenig ungeduldig ſagte:

„Nun, ſo werde ich ſelbſt den Herrn darum bitten müſſen! Sein Sie ſo gut, mich bei ihm zu melden.“

Die Hauswirthin ging voran, die Dame folgte ihr auf dem Fuß, und während ſie die Treppe heraufſtieg, fragte ſie ein wenig beſorgt:

„Der Herr raucht wol ſehr ſtark?“

„Gar nicht, gnädige Frau,“ lautete die beruhigende Antwort der Hauswirthin, welche eben das Zimmer nach raſchem Anpochen haſtig öffnete, und hineinſprach:

„Herr Regierungsrath, die Frau Generalin von Beiron wünſcht Sie zu ſprechen.“

Der Mann machte eine lebhafte Bewegung, griff mechaniſch nach der Brille, die neben ihm auf dem Schreibtiſch lag, und ſetzte ſie auf, indem er ſich erhob.

Heutzutag hat ein Mann über dreißig Jahr entweder eine kahle Platte, oder er trägt eine Brille. An dieſen Wahrzeichen ſind die Söhne unſers Jahrhunderts zu erkennen. Wem ſie fehlen, der gehört, mit ſeltnen Ausnahmen, den letzten Tagen des vergangenen an.

„Da iſt der Herr Regierungsrath Forſter,“ ſagte die Hauswirthin zu der Dame.

Tosca Beiron und Sigismund Forſter ſtanden ſich gegenüber. Er erkannte ſie auf der Stelle. Er wunderte ſich, daß ſie den Namen trug, den einſt ihre Mutter getragen, aber er war nicht einen Augenblick in Zweifel. Sie hatte die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Phyſiognomie behalten: ihre beherrſchenden Augen, ihr reizendes Lächeln, ihre unbefangene ſtolze Haltung; auch ihre Züge waren dieſelben, nur ausgeprägter, ſchärfer, der Mund vielleicht etwas zu groß und die Stirn an den Schläfen nicht mehr ganz friſch. Mit einem Blick überſah es Sigismund. Von Kopf zu Fuß war ſie in violetten Sammet gekleidet, und in der Hand hielt ſie einen großen Strauß der allerſchönſten Frühlingsblumen. Sie ſah magnifik aus, als ſie ſo mitten in dem ſonnenerleuchteten Zimmer ſtand. Sie erkannte ihn nicht; oder vielmehr — ſie dachte nicht daran, ihn zu erkennen. Sie hatte jetzt andere Gedanken, als ihn. Und überdies war Sigismund auch nicht mehr der ſchöne heitere Jüngling aus Bonn. Heutzutag iſt das Leben eines Mannes, der ſeinen Weg auf ganz gewöhnlichem Wege machen muß, und darin durch keine allmächtige Protektionen und Connexionen unterſtützt, oder durch keine ganz überwältigende Talente gehoben wird — anſtrengend und mühſelig. Und Anſtrengung zerſtört die Schönheit — die Schönheit der Züge, die des Ausdrucks nicht. Sigismund hatte ſcharfe Züge, und ſah ernſt und kalt aus, kalt ſogar, wenn er verbindlich ſprach und lächelte. Die Schmarre, welche ihm einſt Hohenberg auf der linken Wange beigebracht, war durch einen ſtarken dunkeln Bart bedeckt. Seine Augen hätten vielleicht die Strenge des Geſichts mildern können; aber die Brille verdarb ſie, wie zu ſtarker Firniß den Eindruck des ſchönſten Oelgemäldes ſchwächt. Bei dem Allen war etwas Feſtes und Klares in dem Geſicht, etwas, das Vertrauen weckte, und als er mit feſter und tönender Stimme, und ſich verbeugend, zu Tosca ſagte:

„Was verſchafft mir die Ehre, Sie hier zu ſehen, gnädigſte Frau?“

Da entgegnete ſie zuverſichtlich:

„Die Hoffnung, daß Sie mir eine große, eine übergroße Bitte nicht abſchlagen werden.“

Sie ſetzte ſich und fuhr fort, als er ſie ſchweigend und erwartungsvoll anſah:

„Mit zwei Worten: ich wünſchte, daß Sie mir dieſe Ihre Wohnung abtreten und dafür die im zweiten Stockwerk, welche ihr ganz ähnlich iſt, nehmen mögten. Meinethalben würde ich weder Sie noch irgend Jemand mit dieſer Bitte beläſtigen; ob ich eine Treppe oder drei ſteige, iſt mir einerlei, und eben ſo, ob mein Zimmer nach Süden oder nach Norden liegt. Aber mein Mann iſt krank, ſehr krank; jeder Schritt wird ihm ſchwer, und mit der, den meiſten Kranken eigenen Laune behauptet er, grade dieſe Wohnung, eine Treppe hoch, Südſeite, und in der wir ſchon vor einigen Jahren gewohnt haben, ſei ihm die bequemſte, ja mehr! die heilſamſte in ganz Berlin. Wir wohnen in Britiſh Hotel; es hat dieſelbe Lage, allein das Geräuſch des Gaſthofs iſt ihm unerträglich. Da drüben iſt ein Haus ganz zu unſrer Dispoſition; er behauptet, durch die Lage nach Norden wären die Zimmer in Keller verwandelt. Auf der ganzen Südſeite der Linden iſt in keinem Privathauſe eine Miethwohnung frei, außer hier im zweiten Stockwerk — und die Linden .... verlaſſen Fremde ſo ungern" .... —

„Gnädige Frau," ſagte Sigismund, „dieſe Wohnung ſteht Ihnen ſofort zu Befehl."

„O Sie ſind gütig!" rief ſie lebhaft.

„Es iſt mir, wie Ihnen, vollkommen einerlei, gnädige Frau, wie viel Stufen ich zu meinem Zimmer zu ſteigen habe," ſagte er ruhig.

„So freut es mich doppelt, daß Sie kein Opfer zu bringen haben, indem Sie den Wunſch eines beklagenswerthen Kranken erfüllen," entgegnete ſie ſanft. „Und wann würden Sie, ohne allzu unbequeme Uebereilung, dieſe Wohnung verlaſſen können?"

„Das Zelt eines einzelnen Mannes iſt eben ſo leicht abgebrochen als wieder aufgeſchlagen, gnädige Frau, und ich werde es heute und ſogleich thun .... denn Ihr Herr Gemahl mag ſchon ungeduldig ſein."

Tosca ſtand auf und machte eine Bewegung, als wolle ſie ihm die Hand geben; aber, ſich beſinnend, drückte ſie beide Hände gefalten vor die Bruſt und ſagte mit großer Herzlichkeit:

„Ach, daß Sie es thun würden, wußt' ich wohl, aber wie — das konnt' ich freilich nicht ahnen."

„Und dürfte ich fragen," entgegnete Sigismund lächelnd, „was Ihnen im Voraus die Gewißheit meines Gehorſams gab?"

„O mein Herr!" rief Tosca lebhaft, „die Außergewöhnlichkeit meiner Bitte! eine ſo extraordinäre Inſolenz von meiner Seite muß durch einen ſehr gewichtigen Grund motivirt und entſchuldigt werden — und das wird der begreifen, dem ich meinen Wunſch ausſpreche, und ihm willfahren; — ſo dacht' ich. Allein, das Wie liebenswürdig zu finden . . . darauf durft' ich nicht rechnen."

Sie ging der Thür zu, ſtand ſtill, ſah ſich rings im Zimmer um und ſagte:

„Ach, es iſt freundlich hier! Sie haben hier gewiß manche angenehme Stunde, manchen lieben Augenblick verlebt, und wir verjagen Sie unbarmherzig, und machen Ihnen gar heute den Feſttag zu einem recht unbequemen Werktag. Nun, ich danke Ihnen aus voller Seele! Ein warmer aufrichtiger Dank bringt mehr Segen, als alle Neujahrsglückwünſche."

„Das glaub' ich gern, gnädige Frau," entgegnete Sigismund und begleitete Tosca bis zur Treppe. Dann kehrte er ins Zimmer zurück, trat ans Fenſter und ſah ſie in den Wagen ſteigen, der die Linden herauf fuhr. Ihm war leicht ums Herz, ſo, als habe er die knabenhafte Ungezogenheit von Bonn gut gemacht. Und wie ſie ſchön iſt, wie beherrſchend durch Blick und Haltung! dachte er, als er ihr nachblickte; eine prächtige Erſcheinung — ganz, wie ſie zu werden verſprach. — Neben dem Stuhl, auf welchem Tosca geſeſſen, lag eine Tazettenblüthe, wie ein kleiner goldener, aus dem Himmel auf die Erde gefallener Stern. Sigismund hob ſie auf und legte ſie in ſein Portefeuille. Dann begann er ſeine Ueberſiedelung. Damit verging der Tag. Am Abend ſaß Sigismund im Zimmer des zweiten Stockwerks am Schreibtiſch, um den Brief zu beenden, bei dem er durch Toscas Eintritt geſtört worden war. Drei Seiten waren beſchrieben. Auf die vierte ſchrieb er:

„Ich bin unterbrochen worden, liebe Agathe.
„Aber es thut nichts, denn ich hoffe nächſtens auf
„ein Paar Tage nach Magdeburg kommen zu können,
„und da holen wir mit Plaudern nach,
„was ich heut mit Schreiben verſäumen mußte.
„Dieſe Ausſicht macht Deine lieben freundlichen
„Augen noch freundlicher — nicht wahr? Gott
„ſegne dieſe lieben Augen, meine Agathe, damit
„ſie nichts als Freude, Glück und Liebe auf der
„Welt ſehen, und mir ins Herz blicken mögen.“ S. F.

Dreiviertel des letzten Blatts blieb unbeſchrieben. Sigismund couvertirte den Brief und trug ihn ſelbſt auf die Poſt. Er ging an Britiſh Hotel vorüber und ſah zu einigen hellerleuchteten Fenſtern im erſten Stockwerk empor. Da wohnt ſie gewiß, dachte er, und mit einem kranken Mann! — Ihm fiel ein, daß es grade zwölf Jahre waren ſeit jenem Tage in Bonn, wo er ſie ſo muthwillig gekränkt, und zum letzten Mal ihr ſchönes Geſichtchen, aber erbleichend und traurig, zwiſchen den Blumen im Fenſter geſehen hatte. Am Abend ſpät war er wieder vorbei gegangen, und mehrmals auf und ab; ſeine Ungezogenheit that ihm gar ſo leid! Er wünſchte glühend, ſie gut zu machen, Tosca um Verzeihung zu bitten .... aber er ſah ſie nicht mehr, nie wieder. Ihre Mutter ſtarb, ſie erkrankte, ſie reiſte; er trauerte mit ihr, um ſie. Wie ein Meteor, das man ein Mal ſieht und nimmer wieder, ſo war ſie aus ſeinem Horizont verſchwunden. Jahre lang dachte er an ſie. Wenn er eine ſchöne Blondine ſah, ſo flüſterte eine Stimme ganz heimlich in ihm: „Faſt ſo ſchön wie Tosca Beiron.“ Großer Schmerz kam über ihn, ſein Vater ſtarb und hinterließ ſeine Familie unbemittelt. Es folgten eiſerne Zeiten voll Sorge und Anſtrengung. Durch Schmerzen und durch Mühen mußte er ſich kämpfen, und er that es. Die Seinen blickten mit Hoffnung und Liebe auf ihn. Er war ihr Troſt, ihre Zuverſicht, ihre Freude. Und ſo ging es ihm denn allmälig beſſer, und zuletzt gut. Jetzt hatte er im Hauſe ſeiner Schweſter, die in Magdeburg mit ſeinem Univerſitätsfreund Friedrich verheirathet war, ein junges Mädchen kennen gelernt, das er herzlich lieb hatte.

Er war mit ihr verlobt, im Frühling wollte er ſie heirathen. Toscas Bild war erſt blaß und nebelhaft in ihm geworden, dann verſchwunden, wie eine Todte im Grabe. Das Leben rauſcht darüber hin, und deckt es zu, und nimmt uns ſo in Anſpruch, daß wir nicht Zeit haben, an unſre Todten zu denken. Ständen ſie aber auf aus ihrem Grabe, in ihrer alten Schönheit, mit ihrer alten Macht, ſo würden ſie uns wieder beherrſchen, wenn ſie uns je beherrſcht haben; denn begraben können wir viel, aber tödten nichts.

Solche Bilder glitten an Sigismund vorüber, als er durch die Straßen ging. Er verſuchte an die Zukunft zu denken, aber magnetiſch zogen ihn die Gedanken in die Vergangenheit zurück. „Agathe, zu Dir!" ſagte er halblaut. — —

Am andern Morgen gegen zehn Uhr nahm der General Beiron die Wohnung in Beſitz, welche Sigismund verlaſſen hatte. Zwei Diener trugen ihn aus dem Wagen die Treppe hinauf; er hatte die Bruſtwaſſerſucht. Ein junger Mann, der ſchon zwei Stunden früher in Begleitung von Handwerkern und Trägern mit vielen Meublen und Geräthſchaften gekommen war, empfing ihn und Tosca, und ſagte:

„Ich hoffe, lieber Onkel, daß Sie ziemlich zufrieden mit meinen Anordnungen ſein werden, und daß meine ſchöne Tante ein andres Wort als ein ſpöttiſches für mich hat."

„Mein guter Ignaz, ich danke Dir!" ſagte der General freundlich, und gab ihm die Hand.

„Das wollen wir ſehen, Ignaz," ſagte Tosca und ging durch die Zimmer. Nach zwei Minuten kam ſie wieder und ſagte lachend:

„Ich muß Sie loben, mein Ignaz! in allen Zimmern iſt etwas ganz Weſentliches vergeſſen. Hier im Salon ein Schachbrett-Tiſch, im Zimmer meines Mannes Sophapolſter, und in meinem Zimmer Blumen."

„Sie ſehen, lieber Onkel, daß ich wirklich Recht habe, mich ein wenig über die eiſerne Unnachſichtigkeit meiner ſchönen Tante zu grämen. Geſtern waren alle Magazine geſchloſſen; heute war's bis früh acht Uhr Nacht. Ich ſchmeichelte mir, in zwei Stunden geleiſtet zu haben, was in menſchlicher Kraft ſteht .... aber nein!" ....

„Und abermals nein!" unterbrach ihn Tosca; „denn Sie haben mich bis daher immer glauben machen, daß Ihnen zu meinem Dienſt mehr als menſchliche Kräfte zu Gebot ſtänden."

„Iſt ſie liebenswürdig?" ſagte der General lächelnd zu ſeinem Neffen.

„Ach, ich bin unglückſelig!“ rief Ignaz. „Eine ſolche Aeußerung müßte mir ja wenigſtens Flügel und Zauberſtab verleihen, und ſtatt dem Allen ſteht mir nichts zu Gebot, als ein Miethwagen .... und mein guter Wille.“

„Mit dem guten Willen macht man hübſche Phraſen und weiter nichts!“ ſagte Tosca lachend.

„Ich gehe ſchon, ich gehe!“ rief Ignaz; „aber geſtehen Sie, daß es hart iſt, nie ein Wort der Zufriedenheit zu hören .... wenigſtens kein directes.“

Er verließ das Zimmer. Tosca blickte ihm ſeltſam nach, und der General ſagte:

„Welch ein Menſch! welch ein goldnes Herz an Treue und Ergebenheit. Wahrlich, er gehört nicht unſrer Zeit und unſrer Welt an.“

„Das denk' ich auch .... zuweilen,“ ſagte Tosca. Ihr Mann ſah ſie fragend an. „Ja,“ fuhr ſie fort, „mit dem Alter, glaub' ich, kommt uns der Zweifel, und ich werde älter und immer älter, und da mein' ich zuweilen, der Ignaz ſpiele Komödie.“

„Wenn er das thut,“ entgegnete der General, „ſo hat er ſich wenigſtens eine ſchöne und ſchwere Rolle gewählt.“

„O, nicht ſchwer!“ rief Tosca. Sie ſetzte ſich zu ihrem Mann, ſie nahm ſeine abgemagerte Hand in ihre weichen feinen Hände, ſie ſah ihn mit tiefer Innigkeit in das blaſſe, greiſenhafte Geſicht.

„Doch! doch! mein guter Engel,“ antwortete er traurig. „Welch ein Leben führt Ihr Beide, Du und er, ſeit drei Jahren. Es iſt hart in Eurem Alter Krankenpfleger ſein zu müſſen.“

„Für ihn vielleicht, nicht für mich, denn ich thue ja nichts weiter für Dich, als daß ich bei Dir bin .... und auch das erlaubſt Du mir ja nicht immer.“

„Gewiß nicht!“ ſagte der General eifrig; „Du mußt ausgehen, mußt mit Menſchen verkehren, mußt Dir die Welt anſehen und ihre Huldigung und Bewunderung hinnehmen. Ja, das mußt Du! dazu biſt Du geboren, und ich beſtehe vielleicht aus Egoismus darauf. Nicht als ob es mir ſchmeichelte, Dich gefeiert zu wiſſen — wie das ſo oft alten Männern von ſchönen jungen Frauen geſchieht — ſondern weil es Deiner Eigenthümlichkeit zuſagt, ſich in bunten Kreiſen zu bewegen, weil es Dich anregt, Dich heiter ſtimmt, Dir Gelegenheit giebt, Deine Liebenswürdigkeit zu entfalten; und weil der Menſch, wenn er ſich auf ſeinem rechten Platz fühlt, zufrieden mit ſich und mit Andern iſt und Muth und Laune nicht verliert, die

Du doch ſo ſehr nöthig haſt bei Deinem alten kranken Mann. Du ſiehſt, wie egoiſtiſch ich bin.“

„Wie gut Du biſt,“ ſagte Toſca ſanft. Sie weinte nicht, aber die Thränen fielen ihr langſam und feſt aus den diamantnen Augen. Der General machte eine leiſe verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Ich kann beſſer Blut ſehen als Thränen,“ ſprach er.

Toſca ſchloß einen Moment die Augen, und that ſie friſch und ſtralend auf. Er nickte ihr freundlich zu.

„Sag mir,“ hub er wieder an, nachdem er ſich im Zimmer umgeſehen, „wie heißt der Mann, den wir aus dieſer freundlichen Wohnung vertrieben haben?“

„Regierungsrath iſt er,“ antwortete ſie; „die Hauswirthin nannte auch ſeinen Namen, aber, wie das bei Präſentationen immer geht, ich verſtand ihn nicht.“

„Gleichviel! ich mögte doch ſehr gern ſeine Bekanntſchaft machen Solche Bereitwilligkeit gegen wild-fremde Menſchen iſt erſtaunenswerth.“

„Das dächt' ich doch nicht,“ ſagte ſie gelaſſen.

„Lieber Engel, die meiſten Leute ſcheuen weniger ein großes Opfer, als eine große Unbequemlichkeit, und eine ſolche haben wir ihm doch verurſacht."

„Das iſt wahr!" rief ſie, „ich werd' ihm zwei Worte ſchreiben."

Sie ſchrieb: „Sie müſſen jetzt die Conſequenzen Ihrer wundervollen Güte hinnehmen, und
„meinem Mann die Gelegenheit gönnen, Ihnen
„ſeinen herzlichen Dank auszuſprechen. Es würde
„ihn betrüben, wenn er Ihre Freundlichkeit nur
„wie ein Almoſen betrachten müßte — und mich
„auch Tosca Beiron."

Das Billet wurde herauf geſchickt, und die mündliche Antwort lautete, der Herr werde ſpäter die Ehre haben, ſeinen Beſuch zu machen.

Ignaz kam zurück; Blumen, Schachbretttiſch, Sophapolſter langten auch an. Es wurde Alles geordnet, eingerichtet, ſo viel wie möglich behaglich gemacht. Der General ſagte endlich:

„Jetzt glaube ich, daß wir den Winter hier ganz leidlich verbringen werden."

Da gab Tosca ihre Hand an Ignaz, und ſagte mit ihrem holdſeligſten Lächeln.

„Das iſt hauptſächlich Ihr Werk! ich danke Ihnen."

Ignaz küßte dieſe Hand, aber er drückte ſie heſtiger, als man bei einem Handkuß zu thun pflegt. Der General ging in ſein Zimmer; er war angegriffen, der unruhevolle Morgen hatte ihn ermüdet. Seine Nächte waren ohnehin faſt immer ſchlecht; Tags ſchlief er zuweilen im Lehnſtuhl ein Ignaz kniete auf Toscas Fußkiſſen vor ihr nieder, als ſie allein waren, und ſagte:

„Sie wiſſen, wie ein freundliches Wort, ein holder Blick von Ihnen mich beſeligt: weshalb denn geizen Sie ſo unbarmherzig damit?“

„Ich geize nicht, Ignaz, ich verſchwende nur nicht,“ antwortete ſie ruhig, lehnte ſich im Sopha zurück und ließ ihn knien.

„Tosca!“ ſagte er und ſchüttelte langſam und nachdenklich den Kopf, „Sie ſind ſchön, Sie ſind geiſtreich, Sie ſind edel, Sie ſind liebenswürdig…“

„Ja, ja, ja! ich bin vollkommen!“ unterbrach ſie ihn.

„Nein,“ entgegnete er, „vollkommen ſind Sie nicht.“

„Gott ſei Dank!“ rief ſie, „Gott ſei Dank! denn vollkommne Menſchen, hab ich mir ſagen laſſen, würden nicht geliebt — nur bewundert.“

„Aber warum wollen Sie geliebt werden? was liegt Ihnen an Liebe? — Sie lieben ja nicht wieder! Das iſt Ihr einziger Fehler, Tosca, Sie haben ein eiskaltes, ein marmornes Herz: Sie können nicht lieben."

„O doch!" ſagte ſie höchſt gelaſſen: „ich liebe meinen Mann, und nächſt ihm — Sie."

Ignaz ſprang auf und rief heftig: „O entweihen Sie nicht die Liebe, indem Sie jenes dürftige Gefühlchen ſo nennen."

„Dürftig wie es iſt, füllt es mein Herz aus. Ich kann nicht dafür, daß Gott es ſo eng und klein gemacht hat," entgegnete ſie ſpöttiſch.

„Tosca!" rief Ignaz ganz außer ſich, „Du läſterſt! Dein Herz" .... —

„Ich bitte mir aus, Ignaz, daß Sie mich Sie nennen," unterbrach ihn Tosca, — „nun alſo: mein Herz" .... —

„O Sie haben kein Herz! ich ſagte vorhin, es ſei von Marmor, aber es iſt nicht wahr! Sie haben keins. Gott hat Ihnen den Stempel der Vollendung nicht aufgedrückt, Ihnen fehlt die Glorie des Weibes."

„So ſagen alle Männer, wenn wir ihnen nicht überwunden in die Arme — oder noch beſſer, zu Füßen ſinken."

„Ich zweiſle nicht, gnädige Frau, daß Sie manche Erfahrungen der Art gemacht haben!" rief er bitter.

„Ach Ignaz,“ ſagte Tosca freundlich, „ergrimmen Sie Sich doch nicht ſo unnütz gegen mich, Sie wiſſen ja, wie ich gegen Sie geſinnt, daß ich Ihnen von Herzen gut bin. Wir haben ja längſt mit einander ausgemacht, ich ſei keiner leidenſchaftlichen Liebe fähig, Sie meinen: weil ich zu kalt und ſtolz ſei; ich ſage: weil ich zu ſchüchtern bin…“

„Aber Schüchternheit hindert die Liebe nicht, ſteigert ſie wol gar! Das ſchüchternſte Mädchen liebt“ …. —

„Und wird dafür gekränkt und verletzt, Ignaz; dadurch verlernt man zu lieben.“

„Sie wollen nicht lieben, Tosca!“

„Ich hab' oft gehört und geleſen, die Liebe ſei ganz unabhängig vom Willen, und ſtärker als er…. und ich glaub' es.“

„Warum?“ fragte Ignaz mißtrauiſch.

„Inquiſitor!“ warf ſie hin. „Weil ich es mit dem Liebenwollen nie bis zum Lieben gebracht habe,“ ſetzte ſie hinzu.

Ignaz ſtand mit untergeſchlagenen Armen vor ihr, fixirte ſie ſcharf und ſagte: „Das iſt mein Troſt.“ Er ſah recht ſchön aus. Schwarze Locken legten ſich dick und ſchwer um ſeine Stirn, von der ſich die Naſe zart und grade herabſenkte. Die Augen traten tief unter den Augenknochen zurück;

ſchwarze Brauen und lange ſchwarze Wimpern verſchatteten ſie dermaßen, daß ſie wie unterirdiſches Licht glänzten, wozu freilich auch ihre Farbe beitrug; ſie waren gelb und der äußerſte Rand der Iris war orangefarben. Scharf wie die Augen war auch der Mund, ganz klein, ganz feſtgeſchloſſen, mit ſchmalen purpurrothen Lippen. Im Ganzen war das Geſicht vielleicht noch frappanter, als es ſchön war, weil es den Antinous und den Vampyr verſchmolz. Auf Tosca ſchien er übrigens weder den einen noch den andern Eindruck zu machen. Sie fing an in einem großen Korb von indiſchem Rohr, zwiſchen Wolle, Seide, Chenille und Stickmuſter umher zu ſuchen, und ſagte während der Zeit:

„Was wir ganz nothwendig haben müſſen, das ſind Reitpferde, lieber Ignaz. Gelt, die beſorgen Sie?“

„Ich wundre mich, gnädige Frau, daß Sie nicht müde werden, Ihre Befehle einem ſo gleichgültigen Menſchen, wie ich es Ihnen bin, zu ertheilen,“ ſagte er gereizt.

„Wenn's Ihnen zu viel wird, ſo laſſen Sie ſie unausgeführt! ich finde wol einen andern Vollſtrecker nicht meines letzten — ſondern überhaupt meines Willens.“

Dieſe Worte ſchienen Ignaz zur Beſinnung zu bringen. Sein Ausdruck wurde ſanfter, die leidenſchaftliche Aufregung ſchien ſich zu legen.

„Vergebung!“ ſprach er mit ſchmeichelndem Ton.

„Gern, mein guter Ignaz!“ ſagte ſie ohne ihre arbeitſame Laune unterbrechen zu laſſen.

Er ging. Auf dem Vorſaal begegnete ihm Sigismund, der eben die Treppe herabkam. Beide fixirten ſich im Vorüberſtreifen. Ignaz eilte fort. Sigismund ließ ſich bei Tosca melden. Als er dem Diener, der ſeinen Namen nannte, auf dem Fuß folgte, und ohne Brille eintrat, erkannte Tosca ihn plötzlich, erröthete heftig und ſagte ſehr überraſcht, faſt verlegen:

„Sind Sie es?... mein Gott!“

„Ich glaube, wir ſind alte Bekannte,“ entgegnete er, „und ich war ſchon geſtern nicht im Zweifel, wen ich die Ehre hatte zu ſehen.“

„Ich erkannte Sie nicht, und wahrſcheinlich deshalb nicht, weil Ihr Auge wie ein Bild hinter Glas und Rahmen lag. Jetzt gut — ſehr gut!“

„Doch wol kaum, gnädigſte Frau; ein halbes Leben liegt zwiſchen heut und damals. Da verändert man ſich, oft, durch und durch! Ernſt tritt an die Stelle der Heiterkeit, Zweifel an die des Vertrauens, Ueberlegung an die der Unbeſonnenheit.“

„Vielleicht iſt das mehr bei Männern der Fall als bei Frauen,“ entgegnete Tosca. „Jene müſſen ihre Stellung oder ihre Exiſtenz der Welt abringen; dieſen wird ſie gemacht und dargeboten. Unſer Leben iſt von der Wiege bis zum Grabe recht ſorglos und leicht, und daher verändern wir uns auch wenig.“

„Es freut mich von ganzem Herzen, daß Sie Ihr Leben leicht und ſorglos nennen, gnädige Frau — und nicht blos darum, weil es für Ihre Zufriedenheit ſpricht, ſondern ebenſoſehr, weil Sie es anerkennen.“

„Ja ja, ich weiß wol,“ ſagte Tosca, „daß einige kleine Klagen über verſchwundene Illuſionen und unerfüllte Wünſche und zerknickte Hoffnungen uns ſehr gut ſtehen; aber ich liebe es wahr zu ſein, und da mir nichts zerknickt noch untergegangen iſt, ſo verſteh ich auch nicht graziös darüber zu lamentiren. Jetzt bin ich aber doch traurig,“ ſetzte ſie ernſt hinzu; „mein Mann iſt leidend, und rettungslos. So ſpricht er ſelbſt, ſo geben die Aerzte es zu verſtehen. Es iſt entſetzlich, keine andre Erlöſung von ſo großen Qualen erwarten zu dürfen, als den Tod. Wiſſen Sie, was es heißt, Jemand leiden, hinſterben und ſterben zu ſehen, den man liebt?"

„Ich weiß es! ich habe meinen Vater an jammervoller Krankheit verloren."

„Ihren Vater? ... o ja, das iſt beklagenswerth. Aber ſehen Sie, es iſt doch noch ein andrer Schmerz. Ich habe auch meinen guten Vater verloren, und meine geliebte angebetete Mutter..."

„Damals war ich in Bonn."

„Ich erinnre mich," ſagte Tosca erröthend. „Nun, ich beweinte, ich betrauerte die Eltern, ich denke noch jetzt nie ohne Dankbarkeit für ihr Leben und Wehmuth um ihren Tod an ſie; aber wenn der Mann uns ſtirbt, da fehlt uns die Erde unter den Füßen, da iſt uns die Gegenwart und die Zukunft ruinirt; die Eltern gehören nur unſrer Vergangenheit an."

„Die Natur hat Kräfte und Hülfsquellen, gnädige Frau, welche oft die Aerzte ſelbſt überraſchen" ... —

Tosca ſchüttelte traurig den Kopf: „Seit drei Jahren leidet er an der Bruſtwaſſerſucht; davon erholt man ſich nicht! Er nicht! er iſt nicht jung mehr, er iſt im ſechszigſten Jahr."

Während Tosca geſprochen, hatte Sigismund ſich unwillkürlich von dem General das Bild eines noch jungen Mannes entworfen, ihrem Alter angemeſſen, leidend an irgend einem Uebel, das durch eine ſtarke Natur zu heben ſein werde; — aber die Bruſtwaſſerſucht, aber ſechszig Jahr, aber ein kranker Greis! und für ihn ſolche Zärtlichkeit! das überraſchte ihn ſo, daß er Mißtrauen gegen ſie faßte, und in dieſem Sinn ſagte er:

„Tröſtungen ſind immer unſtatthaft. Indeſſen gnädige Frau, ſollte die bedeutende Altersverſchiedenheit zwiſchen Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl Sie doch von Anfang an auf die Möglichkeit vorbereitet haben, ihn zu verlieren.“

„Ach!“ rief ſie ein wenig ungeduldig, „wer denkt an ſo triſte Möglichkeiten, wenn man glücklich iſt? Es iſt wahr! ich war 18 Jahr, als ich ihn heirathete, und er war 48. Allein der Unterſchied der Jahre machte mir keinen andern Eindruck, als daß ich mich zuweilen zu jung für ihn fand; er kam mir nie zu alt für mich vor. Und dann .... daß man jung iſt, iſt ja kein Grund um lange zu leben.“

„Doch iſt er gültiger für die Jugend als fürs Alter,“ erwiderte Sigismund lächelnd.

„Ueber die Jugend kommen die plötzlichen, die vernichtenden Stürme,“ ſagte ſie. „Im Frühling fallen im Gebirg die Lawinen — nicht im Winter.“

Sigismund ſah ſie an. Jung, ſchön, glücklich, und ſo ernſt? dachte er heimlich; und weil er dachte, ſo ſchwieg er. Tosca ſagte während der Zeit:

„Mein Mann wünſcht ſehr Ihre Bekanntſchaft zu machen. Wenn Sie dieſen Wunſch ebenſo freundlich erfüllen wollen wie ſeinen erſten, ſo müſſen Sie ihn Abends beſuchen; das iſt ſeine gute Zeit. Er iſt ſo geſellig, ſo mittheilſam, intereſſirt ſich ſo lebhaft für Alles, was draußen in der Welt vorgeht, und kann jetzt nur noch durch Erzählung Anderer daran Theil nehmen. Aber das erfriſcht ihn ſichtlich. Zum Glück hat er hier manche Bekannte aus früherer Zeit, die ihm gern ein Stündchen ſchenken .... — Vergebung!“ unterbrach ſie ſich plötzlich und verließ raſch das Zimmer.

Sigismund blickte ihr nach. Er fand ſie eine wunderherrliche Erſcheinung, voll unſäglichem Adel, aber, dachte er noch immer mißtrauiſch, warum ſpricht ſie ſo viel von ihrem Mann? Tosca kehrte zurück.

„Vergebung,“ ſagte ſie, „ich hörte eine kleine Schelle, durch die mein Mann mich zu rufen pflegt.“

Sigismund ſtand auf.

„Ah!“ rief ſie lachend, „haben Sie es übel genommen, daß ich Sie allein gelaſſen?“

„Ich muß mich wol ſehr ſchlecht auf Pantomime verſtehen, wenn Sie, gnädige Frau, die meine ſo deuten,“ antwortete er und ſetzte ſich wieder.

Sie ſprachen allerlei, über fremde Länder, Reiſen, Kunſt, Geſellſchaft, Schickſale. Tosca hatte Vieles geſehen, Manches gedacht, Einiges empfunden, und — Nichts erlebt. Sie war an Allem vorbei geglitten, wie unter einer Taucherglocke oder wie in einem Luftballon. Erfahrung und Menſchenkenntniß hatte ſie gar nicht. Welch eine himmliſche Unvollkommenheit! dachte Sigismund, und er konnte ſich nicht enthalten, ihr dieſe Bemerkung auszuſprechen.

„Das kann wol ſein,“ erwiderte Tosca. „Ich bin mit nichts und mit Niemand in Conflict gerathen ... mein Mann denkt, ſorgt, thut für mich; wie hätte ich es da wol anfangen ſollen, um klug zu werden ... — oder weltklug, wenn Sie lieber wollen,“ ſetzte ſie mit heiterm Lächeln hinzu.

„Ich ſtelle es mir als das höchſte Glück des Mannes vor,“ ſagte Sigismund, „in dieſer Weiſe neben einer Frau ſtehen zu können. Er kämpft für ſie den ganzen Kampf mit der Wirklichkeit, und ſie freut ſich der Trophäen ſeiner Siege, ohne zu wiſſen, welche Anſtrengungen ſie ihn koſten.“

„Und dann,“ ſagte Tosca mit fröhlichem Spott, „wird die Frau ſo prächtig bequem durch ihre Unwiſſenheit beherrſcht.“

„Immer noch ſpöttiſch wie ſonſt,“ ſagte Sigismund.

Ihre Unterhaltung hätte vielleicht noch lange gewährt, wenn Ignaz nicht gekommen wäre.

„Graf Adlercron, meines Mannes Neffe, unſer treuer Gefährte ſeit drei Jahren;“ ſprach Tosca und nannte darauf Sigismund.

Ignaz machte ihm einen widerwärtigen Eindruck, obgleich er die verbindlichſten Manieren hatte; ſie waren nur zu verbindlich; daher blieb auch Sigismund kalt und hoch. Er ging bald. Die Intimität zwiſchen Tosca und Ignaz mißfiel ihm. Er bat nicht um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, und da Tosca ihn ſchon einmal dazu aufgefodert hatte, ſo hielt ſie die Wiederholung für überflüſſig.

Einige Tage vergingen, ohne daß er ſich um ſeine Hausgenoſſen bekümmerte, und nur zufällig ſah er einmal Tosca und Ignaz in der Mittagſtunde ſpazieren reiten — — wie der Engel des Lichts und der der Finſterniß! flog ihm durch den

Sinn. Ein Brief, den er erhalten hatte, mogte ihn wol in dem Entſchluß beſtärkt haben, ſich nicht mit dieſen Menſchen abzugeben.

„Lieber Sigismund,“ lautete der, „zum er-
„ſten Mal, ſeit Du mir ſchreibſt, habe ich über
„Deinen Brief vom Neujahrstag und von Dei-
„nem Geburtstag keine reine Freude gehabt. Du
„wirſt's nicht glauben, und noch weniger glauben,
„wenn ich Dir die Urſache ſage. Es war — weil
„ich nicht Deine Schrift durch das Couvert
„ſchimmern ſah. Sonſt, wenn ich Deine Briefe
„bekomme, überfluthet mich immer eine ungeheure
„Freude, noch ehe ich ſie erbreche, weil ich durch
„das dünne Papier hindurch ſehe, daß Du nicht
„ein Plätzchen leer gelaſſen haſt, auf welchem ein
„liebes Wort ſtehen kann. Geſtern erſchrak ich
„und dachte: Jeſus! er iſt krank, er ſchreibt mir
„flüchtig! — Das war meine erſte Empfindung
„bei Deinem Brief! ja, ſtell' Dir vor, Sigismund,
„nicht Freude, ſondern Bekümmerniß! — Hernach,
„als ich ihn las, verlor ſich das; ach, wie ſollte
„es nicht, wenn Du an mich denkſt, und ich an
„Dich? Aber es that mir doch leid, daß der
„Brief ſo gelegt ſein mußte, um mich durch ſein
„ungewohntes weißes Blatt zu erſchrecken; und
„dann, daß Du mir nicht erzählſt, ob eine ange-

„nehme oder unangenehme Unterbrechung Dich geſtört
„hat. Aber das Alles ging unter, als ich
„Dein Verſprechen las, bald wieder herüber zu
„kommen, Sigismund meines Herzens! Es iſt
„doch noch nicht ſo gar lange her, ſeit dem Weihnachtsfeſt;
„doch wenn ich daran denke, daß ich
„Dich ſeitdem nicht geſehen habe, ſo kommts mir
„vor wie tauſend Jahr. Und wenn ichs recht bedenke,
„ſo iſt mirs doch auch wieder ganz nah;
„denn noch jetzt leb' und webe ich darin, und mit
„Dir! und ich höre Deine Stimme, und ich weiß
„jedes Wort, das Du geſagt haſt, und ich fühle
„Deinen Blick, und es kommt eine große Freude
„über mich — weil ich Dich ſo ſehr liebe! —
„Hör! was Du von meinen Augen ſchreibſt —
„das machte mich glücklich, aber ganz himmliſch
„glücklich. Ich lief vor den Spiegel, und ſah ſie
„an. Ich ſollt's wol eigentlich nicht ſagen, allein
„ich geſteh' es Dir doch; ja, ſie kamen mir hübſch
„vor, ſehr hübſch, meine Augen! und wenn ich
„ſpäter nur erſt immer und immer bei Dir ſein
„werde, wie ſollten ſie da etwas Andres auf der
„Welt ſehen, als Freude, Glück und Liebe? denn
„Du biſt meine Freude, mein Glück und meine
„Liebe, Sigismund, und dieſe Gewißheit wird uns
„Beiden das Leben ſo verklären, daß auf der Erde

„unſrer Seligkeit kein Ende ſein wird; — nicht
„wahr? und im Himmel da geht ſie von Neuem
„an. — Ich bitte Dich, ſchreibe mir, wann Du
„kommen wirſt; dann rechne ich die Stunden,
„Minuten und Sekunden bis zum Wiederſehen
„aus, und damit bild' ich mir ein, vergeht die
„Zeit ſchneller. Geliebter Sigismund, leb' recht
„wohl, und immer eingedenk Deiner Agathe.“

Er wollte Agathen und ſich ſelbſt ſo bald wie möglich die Freude des Wiederſehens machen, und da er ſehr beſchäftigt war, jeden Augenblick zur Arbeit verwenden, um früher frei zu werden.

Es war ein Uhr Nachts. Sigismund legte die Feder fort, um für heute ſein Tagewerk zu beſchließen. Da hörte er unten beim General Beiron, wo ſchon ſeit anderthalb Stunden Alles ſtill geweſen war, heftig ſchellen, Thüren auf und zugehen, Schritte, Stimmen, große Unruh'. In einer Miethwohnung pflegt man ſehr gleichgültig für ſeine Hausgenoſſen zu ſein, allein der Gedanke, daß der General vielleicht im Sterben liege, erſchreckte Sigismund, und noch mehr der, daß Tosca allein bei ihm ſei, denn in ſolchem Moment zählen Dienſtboten nicht und Ignaz, das wußte er, wohnte in Britiſh Hotel. Er ging herunter, wenigſtens um Erkundigungen einzuziehen. Die Thür zum Salon ſtand auf, und Toscas Kammerfrau mitten drin, ganz verblüfft und verſchlafen nach Art ſolcher Leute, die in ungewohnten Vorfällen vollkommen unbrauchbar zu ſein pflegen, ſobald ſie nicht einen beſtimmten Auftrag zu vollziehen haben. Dienſtboten verſtehen im Grunde nichts, als Befehle. Sigismund fragte nach dem Unfall. Das Mädchen antwortete im winſelnden Ton. Als Tosca reden hörte, kam ſie geſchwind herein; ſie glaubte, es ſei der Arzt. Sigismund gewahrend verſuchte ſie zu lächeln und ſagte:

„Es iſt ein erſtickender Anfall, Schlagfluß... ich weiß auch nicht was! aber ich ängſtige mich!... Wir haben Sie wol geſtört?“ — Und ohne ſeine Antwort zu erwarten, ging ſie zurück. Sie ſchien ſeine Gegenwart, ſeine Theilnahme ganz natürlich zu finden, und ſie doch nicht im Geringſten auf ſich ſelbſt zu beziehen. Das Kammermädchen fuhr ſehr geſprächig, aber in leiſerem Ton fort, ihm von dem Befinden des Generals Bericht zu erſtatten, und wie die gnädige Frau oft drei bis viermal Nachts aufſtehe, um zu ſehen, wie es ihm gehe, und wie der Herr General ſie nie anders nenne als Engel — was ſie denn auch wirklich ſei, und ſich den Himmel an ihm verdiene. Er hörte ihr aufmerkſam zu. Ach, er kannte die

Welt ſo lange und ſo tief, daß es ihm ſchwer ward an den Engel zu glauben, daß er das große Vermögen des Generals und ſeinen ſchönen Neffen immer im Hintergrund von Toscas Zärtlichkeit für ihren alten Gemahl gewahrte. Wenn er ſie ſah, verſchwand dies Mißtrauen; aber wenn er nur ihre Verhältniſſe überdachte, ſtieg es auf.

Der Arzt kam und ging zum Kranken. Sigismund blieb, um deſſen Ausſpruch zu erwarten. Da trat Tosca ein, ſagte zur Kammerfrau:

„Machen Sie mir Thee;“ und dann haſtig zu Sigismund:

„Gut! o gut, daß Sie da ſind! nicht wahr, Sie ſind Juriſt, da können Sie ein Teſtament machen.“

„Mein eignes nur, gnädige Frau,“ entgegnete er faſt verächtlich.

„Alſo nicht das meine?“ fragte ſie traurig.

„Das Ihre!“ rief er überraſcht; „aber dies iſt ja gar nicht der Moment, um an das Ihre zu denken.“

„Sie meinen, an das meines Mannes,“ ſagte ſie und die Thränen rollten ihr langſam aus den Augen; „das iſt längſt gemacht, und ich weiß auch wie: ich bin ſeine alleinige Erbin. Aber eben darum will ich das meinige machen, oder vielmehr eine Donation" .... —

„Eine Donation?" rief er noch überraſchter.

„Ja, des ganzen Vermögens, an Graf Ignaz."

„Ah ſo!" ſagte Sigismund wieder abgekühlt.

„Denn ſonſt giebt es einen entſetzlichen Prozeß gegen mich von Seiten der Adlercronſchen Familie, ſpricht Ignaz" — fuhr ſie fort und weinte heftiger — „und Sie ſehen doch wol ein, daß ich mich nicht am Todbette und über dem Grabe meines Mannes um ſein Vermögen mit ſeinen Verwandten zanken werde."

„Und deshalb wollen Sie das ganze Vermögen an Graf Adlercron abtreten?" fragte Sigismund mit dem höchſten Erſtaunen.

„Ja," ſagte ſie; „er wird dann Alles arrangiren, denn er verſteht es, und ich nicht."

„Eben deshalb," rief Sigismund lebhaft und bewegt, „dürfen Sie nicht — verzeihen Sie das Wort! ſo unerhört unbedachtſam zu Werke gehen. Sie geben ſich ja ganz in Graf Adlercrons Hände."

„Nun ja! irgend Jemand muß meine Geſchäfte führen; weshalb nicht er, der die Verhältniſſe kennt?"

„Ich zweifle ja auf keine Weiſe an Graf Adlercrons Ergebenheit für Sie, noch an ſeiner Geſchicklichkeit; — aber iſt er ſelbſtändig, unabhängig genug, um nicht einen fremden Vortheil — ich ſage nicht ſeinen eigenen — dem Ihren vorzuziehen?"

„Er iſt ganz unbemittelt," ſprach Toſca nachdenklich, „und er hat eine Mutter und eilf Geſchwiſter."

Sigismund taumelte faſt zurück, dann ſagte er dringend und ernſt:

„Gnädige Frau, ich beſchwöre Sie, in dieſer Angelegenheit nicht mit allzu blindem Vertrauen zu Werke zu gehen. Hören Sie Rath und Vorſchläge von Männern an, welche die Verhältniſſe verſtehen und auf keine Weiſe dabei betheiligt ſind" ... —

„Ich kenne Niemand als Sie," unterbrach ſie ihn.

„Geben Sie mir Ihr Wort, vor der Hand nichts zu thun, und Sich zu nichts drängen zu laſſen" ... —

„Aber warum ſoll ich nichts thun?"

„Weil Sie noch nicht an dem Zuſtand Ihres Herrn Gemahls verzweifeln dürfen!" rief er.

Indem trat der Arzt ein und ſprach:

„Beruhigen Sie Sich, gnädige Frau! es iſt ein vorübergehender Anfall, vielleicht eine geringe Erkältung geweſen. Sie haben nichts zu fürchten."

Tosca dankte dem Arzt. Dann warf ſie ein ſtralendes Lächeln auf Sigismund und ſagte:

„Glücksprophet!“ und ging zu ihrem Mann.

Sigismund eilte auf ſein Zimmer. Er warf ſich in einen Lehnſtuhl und den Kopf in die Hand. Aber ſie wird ja ruinirt, dachte er, wenn ſie in ihrer blinden Großmuth oder großmüthigen Uneigennützigkeit ſolche Thorheit begeht. Jenem Menſchen, mit ſeinem affablen Lächeln, ſeinen glatten Worten und ſeinen ſtechenden Augen, der unbemittelt iſt, und eilf Geſchwiſter hat — und der, das iſt ganz klar, ſie zu dieſem Schritt zu bewegen ſucht — dem traue ich nicht! — Er nahm ſich vor, Tosca zu bewachen, und Graf Adlercron zu beobachten. Ihm ſchien, als könne er dadurch einem großen Unrecht vorbeugen, heimliche Plane zerſtören, welche eine arme, unbefangene Frau wie ein geſchicktes Netz umgarnten. Er bat ihr heimlich den ungerechten Verdacht ab, den er gegen ſie gehegt. Es freute ihn in der Seele, daß ihre prächtig edle Weſenheit ihre prächtig edle Erſcheinung bedinge, daß ihr Herz ſo rein ſei wie ihre Stirn, ſo hell wie ihr Lächeln, ſo hoch wie ihr Auge; daß ihre Seele ihrer Schönheit Wort halte. Er war innerlichſt befriedigt, als habe er ein Kleinod, das er verloren geglaubt, überraſchend wiedergefunden. Die Welt iſt dermaßen in egoiſtiſchen Beſtrebungen begraben, daß uns nichts ſo rührt, als die Uneigennützigkeit, die Abſichtsloſigkeit, welcher Art ſie auch ſei — wohlverſtanden, wenn ſie uns rührt; denn Viele betrachten den Eigennutz als eine Schutzwaffe, um nicht düpirt zu werden, und den, der ihn verſchmäht, als einen Einfaltspinſel.

Gegen vier Uhr Morgens ging Sigismund wieder herunter, und fragte einen der Bedienten, wie es gehe. Der General war beſſer; Tosca hatte ihn eben verlaſſen, um die geſtörte Ruhe zu ſuchen, und ganz beruhigt that Sigismund es auch.

Als Ignaz am andern Morgen wie gewöhnlich kam und durch den General den nächtlichen Unfall erfuhr, gerieth er in die heftigſte Aufregung, beklagte ſich über Vernachläſſigung, über Vorenthaltung ſeines Rechts, in ſolchem wichtigen Moment nicht gerufen worden zu ſein, ſo daß ſein Onkel gar nicht wußte, wie ihn tröſten und beruhigen. Ignaz verharrte in ſeiner Verzweiflung, und ging tief gekränkt zu Tosca.

„Mein Gott,“ ſagte ſie, nachdem er bitter geklagt, „ich dachte nur an meinen Mann, bis der Doctor kam, und als der ging, war ja fernere

Sorge unnütz; wozu ſollt' ich Sie da noch rufen laſſen?“

„Sie wiſſen, Tosca, daß ich jeden Augenblick der Sorge mit Ihnen theilen, und dadurch Ihnen erleichtern mögte, und es iſt grauſam von Ihnen, mir dieſe Befriedigung zu mißgönnen,“ ſagte er heftig.

„Beau cousin,“ antwortete ſie gleichmüthig, „die Theilnahme der Freunde iſt ſehr wohlthätig, ſo lange ſie nicht in Zwang und Zudringlichkeit ausartet.“

„Das iſt die Entſchuldigung der Undankbarkeit!“ rief Ignaz immer heftiger.

Sigismund kam in dem Augenblick die Treppe herab, um auszugehen. Er hörte die heftige Stimme im Salon; ſein geheimer Groll gegen Ignaz, dem er ſie zuſchrieb, erwachte; er wünſchte ihn zu ſtören, und fragte den im Vorſaal ſitzenden Diener, ob er die Frau Generalin ſprechen könne. Der öffnete ſogleich die Thür, und als Sigismund eintrat, rief ihm Tosca freudig entgegen:

„Es geht gut, recht gut! aber ſagen Sie mir, welcher gute Geiſt Sie über Nacht herführte?“

Ignaz fuhr zuſammen. Er war ſo überraſcht, daß er vergaß ſein Geſicht zu beherrſchen, und daß aus ſeiner verbindlichen Miene ein Blick, wie ein plötzlich gezückter Dolch auf Sigismund flog. Der beachtete ihn nicht, ſondern gab an Tosca die begehrte Antwort, und bat um Erlaubniß, am Abend wiederkommen zu dürfen.

„Das haben wir längſt gewünſcht,“ ſprach ſie, und Sigismund ging gleich darauf.

Kaum war er fort, ſo brach bei Ignaz ein wahrer Sturm aus. Vorwürfe, Bitten, Warnungen, Beſtürmungen jagten einander. Tosca zuckte ſtumm die Achſeln. Endlich rief ſie:

„Mit welchem Recht ſagen Sie mir eigentlich all dieſe Impertinenzen! ich bin wahrlich recht gütig, daß ich Ihnen nicht die Thür weiſe, und meine Liebe für meinen Mann muß ſehr groß ſein, um die Inſolenz ſeines Neffen ertragen zu laſſen.“

„Inſolenz!“ rief Ignaz, und fiel wie geknickt in einen Stuhl. „Sie nennen Inſolenz, wenn mir das Herz bricht, weil ich ſehe, daß Sie einem wildfremden Manne Bevorzugungen geſtatten, die Sie mir verſagen.“

Tosca lachte hell auf: „Sie werden wahrhaft ergötzlich, armer Ignaz! Wären Sie vorhin nicht in Wuth geweſen, hätten Sie dem »wildfremden Mann,« wie Sie ihn nennen, zugehört, ſo würden Sie jetzt wiſſen, wie es mit dieſen Bevorzugungen zuſammenhängt — ein Wort,“ ſetzte ſie ſehr ernſt hinzu, „das übrigens mir gegenüber in Ihrem Munde höchſt unſtatthaft iſt.“

„Nun zürnen Sie mir wol gar?“ .... rief Ignaz.

„Nein!“ unterbrach ſie ihn; „Sie verſtehen nur nicht die Verhältniſſe — wenigſtens nicht mich. Sie ſcheinen immer von geheimer Angſt bewegt“ .... —

„Ich? von Angſt? und von geheimer?“ rief Ignaz erſchrocken; „ich habe kein Geheimniß vor Ihnen! mein Herz liegt vor Ihren Blicken da. Ich liebe Sie. Mein Leben, meine Zukunft .... die Zukunft meines Herzens — hängt von Ihnen ab.“ .... —

„O Ignaz! wie können Sie ſo zu mir ſprechen?“ rief Tosca mit ſtolzem Unwillen. „Der beſte, edelſte Mann lebt, lebt in langer herber Qual; ich ſtehe an ſeinem Krankenbett mit den Gefühlen, die ich ſtets für ihn gehabt habe und die Sie kennen; Sie ſtehen ihm zur Seite als Sohn, mir als Freund, uns Beiden als Stütze; und Sie ſprechen ſo zu mir! O ſchämen Sie Sich, Ignaz! das iſt nicht recht!“

Sie ſtand auf, um den Salon zu verlaſſen.

Er wollte ſie zurückhalten, an der Hand, am Kleide; ſie machte eine abwehrende Bewegung, und ging in ihr Zimmer. Ignaz blieb zurück, und in tiefen Gedanken. Ihm wurde dieſe Exiſtenz neben einem kranken alten Mann und einer ſchönen unbeugſamen Frau nach grade unerträglich. Er lechzte nach Erlöſung, nach Freiheit; aber er mußte nun ſchon in ſeiner Stellung verharren, um zu ſeinem Zweck zu kommen.

Als der General Beiron zehn Jahr nach dem Tode ſeiner erſten Frau die achtzehnjährige Tosca heirathete, war dieſer Schritt ein Todesſtoß für die Hoffnung ſeiner Schweſter, der verwittweten Gräfin Adlercron. Sie hatte ſich in dieſen zehn Jahren daran gewöhnt, ſein glänzendes Vermögen als die Erbſchaft ihrer zwölf unverſorgten Kinder zu betrachten; ſie war ihrem Bruder oft läſtig gefallen durch die Anſprüche, die ſie an ſeine Gegenwart und Zukunft machte; ſie betrachtete es als ſeine Pflicht, daß er gutmache an ihren Kindern, was der verſchwenderiſche Graf Adlercron gegen ſie gefehlt. Aber ſolche Anſprüche ſind unerträglich! Die Familien ſollten es ſich doch endlich merken, daß das, was ein Onkel, ein Großvater für ſie thut, von ihnen nicht als eine Pflicht — ſondern als großmüthiger freier Wille betrachtet werden muß, ſobald ihnen daran gelegen iſt, den Geber nicht zu verſtimmen oder gar zu erbittern. Kein Menſch läßt es ſich gern gefallen, bei ſeinen nächſten Anverwandten für einen Ziehbrunnen des Glücks zu gelten, aus welchem zu ſchöpfen jedem Neffen, jeder Nichte, jedem Enkel frei ſteht. In ihrer Habgier und Unerſättlichkeit vergeſſen dieſe die menſchliche Schwäche zu ſchonen, die für ihre Güte und Wohlthätigkeit Dank — oder mindeſtens Anerkennung, wenn nicht öffentlich begehrt, doch heimlich wünſcht. General Beiron fand die Anſprüche ſeiner Schweſter mit Recht eben ſo lächerlich, als unaushaltbar. Er war ein ſchöner ſtattlicher Mann; er hatte eine ſo glückliche Stellung in der Welt und einen ſolchen Ruf von Tüchtigkeit, daß er wol glaubte, mit dieſen Eigenſchaften noch gefallen, und in der Ehe glücklich werden zu können. Auf einer Reiſe in der Schweiz traf er ganz abſichtslos mit ſeinem Namensvetter. Toscas Vater, und mit ihr ſelbſt zuſammen, und die Folge davon war ſeine Heirath. Gräfin Adlercron machte ihm Szenen, überhäufte ihn mit Vorwürfen; das hätte er vielleicht ihrer mütterlichen Zärtlichkeit vergeben. Allein ſie vergaß ſich ſo weit, Tosca eine raffinirte Kokette zu nennen; und das vergab er ihr nicht. Die Geſchwiſter ſahen ſich von dem Augenblick an nicht mehr. Der General gab der Gräfin nach wie vor das Jahrgeld, welches ſie dringend für die Erziehung ihrer Kinder bedurfte. Sie nahm es, weil ſie es nicht entbehren konnte, allein ſie nahm es mit Groll, und der Haß gegen ihre Schwägerin wuchs dadurch, denn ſie hätte ihr gern einen böſen Einfluß hinſichtlich ihrer auf den General zugeſchrieben, und ſie konnte es nicht. Schuld und Fehler bei einem Feinde zu finden, erleichtert das Herz, das ſich dem Haß hingegeben hat, weil es ſich dadurch gleichſam in ſeinem Recht fühlt; das Gegentheil beſchwert es.

Tosca verſuchte es, ihren Mann milder gegen ſeine Schweſter zu ſtimmen, um ihn allendlich mit ihr zu verſöhnen. Mit wundervoller Feſtigkeit widerſtand er ihr. Er kannte die Charaktere beider Frauen, und daher wußte er, daß eine wirkliche Annäherung zwiſchen ihnen unmöglich — und eine ſcheinbare für Tosca auf eine oder die andere Weiſe nachtheilig oder ſchmerzlich ſein würde; und ſeiner Frau galten ſeine erſten, ſeine höchſten Rückſichten. Er liebte ſie mit tiefer Zärtlichkeit, ſo wie in der Ehe der Mann das Weib lieben muß, mit dem ſtets wachen Bewußtſein, ihr Schutz und Schirm gewähren, ihr Halt und Stütze ſein zu müſſen. Er ließ ſich nicht von ihrer Schönheit blenden, und durch ihre Anmuth gängeln. Er wußte wohl, daß das Glück einer Frau nicht darin beſteht, daß der Mann zu jeder Laune, jedem Wunſch, jedem Einfall Ja ſpreche; ſondern wie er Ja oder Nein ſpricht — darin liegt ihr Glück. Eine Frau, welche nie ein brutales Nein! nie ein verdrießliches Ja! gehört hat, iſt ſelig zu preiſen. Ich weiß aber nicht, ob es eine ſolche giebt.

Das fühlte Tosca, und mit jener tiefen Dankbarkeit, die jedes unverdorbene Frauenherz für den Mann empfindet, der ihm die Abhängigkeit leicht macht. Er hatte Alles, was das Vertrauen einer Frau weckt: Sicherheit, Erfahrung, Verſtand, ernſte Geſinnung. Wo inniges Vertrauen, iſt Liebe nicht fern; — ich meine die beglückende Liebe, nicht die Leidenſchaft mit ihren Qualen und Entzückungen. Tosca liebte ihren Mann, und nur ihn. Die kleine, flüchtige, faſt noch kindiſche und dennoch unvergeßliche Begegnung mit Sigismund Forſter hatte ihrem ſtolzen, zarten Herzen eine Wunde gemacht, deſſen Narbe ihr kein Schmerz, aber eine beſtändige Erinnerung war. Sie hatte Scheu vor den Männern; nicht in der Geſellſchaft, da war ſie ihrer Ueberlegenheit und Herrſchaft gewiß; aber mit ihren Gefühlen einem Mann gegenüber. Um nicht verletzt zu werden, hielt ſie ſich immer hoch und fern. Das entſprang nicht ſowohl aus Räſonnement, als aus ihrer Natur, die nicht in Glut aufloderte, nicht in wehenden Flammen ſtand, wol aber tiefen Feuers fähig war. Sie galt für kalt, für übermüthig, für wegwerfend: es war ihr gleichgültig, denn ihr Mann liebte ſie und ſie fühlte ſich glücklich. Durch ihre Unbefangenheit, ihre Friſche, vielleicht auch durch ihre prächtige Schönheit, gefiel ſie allgemein und überall; auch das war ihr gleichgültig — nämlich ſo, wie es einer Frau gleichgültig ſein kann: ſie nahm Huldigung und Bewunderung ſehr gelaſſen hin, allein ſie würde ſich doch ein wenig verwundert haben, wenn ſie ausgeblieben wären.

Acht Jahr vergingen ihr in den glücklichſten Verhältniſſen. Daß ihre Ehe kinderlos war, ſtörte nicht das gute Vernehmen. Durch alle Liebenswürdigkeit, die ihr zu Gebote ſtand, bat Tosca um Vergebung für dieſen Fehler, der von manchen Männern ſo ſtreng gerügt wird; und der General liebte in Tosca die Frau, die er hatte, und das Kind, das ihm fehlte. Eine heftige Erkältung bei einem Manoeuvre zog ihm da die Krankheit zu, von der er nicht wieder genas, obgleich er ſeinen Abſchied nahm, und in Bädern, bei berühmten Aerzten, in beſſerem Clima die Geneſung ſuchte.

Als Gräfin Adlercron von der Krankheit ihres Bruders hörte, durchblitzte ſie dämoniſche Freude und dämoniſcher Schreck. Freude: wenn der General ſtarb und die kinderloſe Frau zurückließ, ſo war die Möglichkeit wieder da, durch Prozeß, oder Liſt, oder Schmeichelei, gleichviel wie! das Vermögen an ihre Familie bringen zu können. Schreck: bis jetzt war die Ehe kinderlos geweſen; gegen die Wittwe ihres Bruders waren Machinationen zu verſuchen, aber nicht gegen die Mutter ſeiner Kinder! wie, wenn Tosca das wüßte? Um jeden Preis mußte einem ſolchen Ereigniß vorgebeugt werden. Sie kannte Tosca nicht, und ſie hielt ſie gemeiner Geſinnung und niedriger Handlung fähig.

Ignaz, der älteſte Sohn der Gräfin Adlercron, war damals dreiundzwanzig Jahr alt. Sie hatte ihren Kindern die äußere Erziehung geben laſſen, welche man in der Geſellſchaft in einem gewiſſen Stande begehrt: jene oberflächliche Politur von Kenntniſſen und Talenten, welche mit der wahren Bildung ſo wenig Aehnlichkeit hat, als Theaterdekoration mit der Gebirgsnatur. Für die innere Erziehung hatte ſie nur eine Lehre: der Name

Adlercron berechtige ſie zu den höchſten Anſprüchen, und um dieſe in der Welt geltend zu machen, ſei vor Allem Glanz nothwendig, Glanz der Stellung, des Vermögens, des Ranges — und beſonders des Namens, damit kein andrer dem Adlercron'ſchen gleichkomme. Nach dieſem Prinzip verheirathete ſie auch ihre Töchter, die zu ſehr vom mütterlichen Einfluß beherrſcht waren, um nicht gern und ganz die Anſichten der Mutter zu theilen. Sie war ſchlau und intrigant, die Mädchen waren ſehr hübſch. So wie eine von ihnen erwachſen war, wußte ſie eine Partie zu finden. Die Aelteſte war mit einem Mann verheirathet, der dem Blödſinn ſo nahe war, wie es möglich iſt, ohne unter Curatel geſtellt zu werden; aber Graf und von koloſſalem Vermögen. Die Zweite, mit einem Taugenichts, Spieler und Verſchwender, deſſen uralter gräflicher, mit fürſtlichen Familien verwandter Name, der Gräfin Bürgſchaft für das Glück ihres funfzehnjährigen Kindes gab. Die Dritte, mit einem gichtbrüchigen Greiſe von einigen ſechszig Jahren, bei dem der Graf und viele Orden den Mangel an Jugend, Vermögen, Geiſt und Liebenswürdigkeit erſetzen ſollten. Die Vierte hatte ſo eben nicht blos eine Partie, ſondern wirklich eine gute Heirath gemacht; denn ihr Mann war nicht blos Graf, er war auch ein tüchtiger, wohlhabender, junger Mann. Gräfin Adlercron triumphirte. Doch jetzt blieben ihr noch zwei Töchter, und leider! leider! ebenſo häßlich, als die vier erſten ſchön. Für deren Verſorgung und für die Carriere ihrer ſechs Söhne, von denen die meiſten noch Kinder waren, zitterte ſie. Sie überredete ſich, daß ſie ein Unrecht gegen ihre Kinder begehe, wenn ſie nicht um jeden Preis das Vermögen des General Beiron ihnen zuzuwenden ſuche. Ignaz war ihr Liebling. Bei ihm ſah ſie ihre Prinzipien in Blüthe ſtehen; ihre Töchter hatten ſie nur paſſiv annehmen und befolgen können; der Sohn, der ſchöne, gewandte, kluge Sohn, konnte freier und umſichtiger nach ihnen handeln. Eine Mutter muß es bereits zu einer ſo bodenloſen Verderbtheit gebracht haben, wie ſie nur ausnahmsweiſe getroffen wird — um ihrem Kinde gradezu eine Infamie anzurathen. Das that Gräfin Adlercron auch keineswegs. Aber ſie hatte ihre Kinder in dem Gefühl auferzogen, daß der Onkel ihnen bitteres Unrecht durch ſeine zweite Heirath zugefügt, und daß ſeine Frau eine kokette Intrigante ſei, welche ſeine Schwäche benutze, um ihn unglücklich, und ſich ſelbſt reich zu machen. Sie ſtellte ihrem Sohn vor, jetzt ſei der Augenblick gekommen, um dem böſen Einfluß dieſer liſtigen Frau durch ſeinen guten das Gegengewicht zu halten. Was er thue, geſchähe zum Beſten ſeiner Familie, und daher müſſe er durchaus bei dem General erſt Eingang, dann Einfluß gewinnen, und ihn benutzen, um die unerhörten Anſprüche der Frau zu unterdrücken. Ignaz verſtand die halben Worte. Wie ſich Männer nach einer Laufbahn ſehnen, welche ihrem Ehrgeiz entſpricht, oder Frauen nach einem Kreiſe, in welchem ihr Herz Befriedigung findet: ſo ſehnte ſich Ignaz nach einem Verhältniß, um ſein Talent für die Intrigue zu üben, und mittelſt derſelben zu ſeinem Ziel, dem größtmöglichen Glanz in der Welt, zu gelangen. Er hatte, wie alle Leute, die unter jeder Bedingung entſchloſſen ſind, ihre Zwecke zu erreichen, gar keine beſtimmte Anſichten, und dafür die geſchmeidigſte Fügſamkeit in die fremden, von denen er ſich Vortheil verſprach. Er ſuchte alle Menſchen für ſich zu gewinnen, weil er nicht wußte, ob er ſie nicht würde benutzen können; da er aber alle Menſchen, die nicht Adlercron hießen, heimlich in unermeßliche Tiefen unter ſich ſtellte: ſo rächte er ſich durch inneren Haß für die äußere Artigkeit und Verbindlichkeit, mit welchen er ſie aus Grundſatz behandelte. Er lechzte danach, aus ſeiner untergeordneten Stellung, in welche ihn die Welt wegen ſeines Mangels an Vermögen wies, in eine andre zu kommen, die ſeinem Hochmuth entſprach. Er lechzte danach, ſeiner wahren Geſinnung gemäß mit den Menſchen umgehen zu dürfen, und ſich unabhängig von ihnen zu fühlen. Darum lechzte er nach Geld. Nichts konnte ihm willkommner ſein, als der Vorſchlag ſeiner Mutter; und da der Menſch vor nichts eine ſo hohe Achtung hat, als vor unegoiſtiſchen Handlungen, ſo ſuchte Ignaz die ſeine zu heben und zu adeln, indem er ſich bemühte, den Blick hauptſächlich auf der Zukunft ſeiner Familie ruhen zu laſſen. Wer mit ſich ſelbſt heuchelt, wird es auch leicht mit Andern thun. Er kannte ſeinen Onkel und deſſen Frau nur aus den Beſchreibungen ſeiner Mutter, und obgleich er eine hohe Meinung von deren Welt- und Menſchenkenntniß hegte, ſo war er doch klug genug, um zu wiſſen, daß nichts ſo einſeitig iſt, als die Parteilichkeit einer leidenſchaftlichen Frau. Er beſchloß, vorſichtig und aufmerkſam, mit ſo geringen Vorurtheilen, wie möglich, das Terrain kennen zu lernen.

Er ging nach Dresden, wo der General ſich damals in ärztlicher Behandlung befand. Schüchtern betrat er deſſen Haus; ſchüchtern wandte er ſich an Tosca, mit der Bitte, ſeinen Onkel ſehen zu dürfen. Frauen lieben es, zu protegiren — dachte er. Es fiel ihr nicht ein, ihm Protection angedeihen zu laſſen, und er brauchte ſie nicht bei dem General. Der empfing ihn mit offenen Armen! Der pflegte die Menſchen danach zu würdigen, was ſie werth waren, und nicht woher ſie ſtammten, und daher übertrug er ſeine Abneigung gegen Gräfin Adlercron nicht auf deren Sohn. Im Gegentheil! es gefiel ihm ungemein, daß der junge Mann ihn grade jetzt aufſuchte, jetzt, wo er krank und außer Dienſt, und folglich nicht im Stande war, ihm irgend welche Wege zu öffnen oder zu ebnen. Ignaz wußte ſich ihm erſt angenehm, dann nützlich, endlich unentbehrlich zu machen. Der General behandelte ihn wie einen Sohn, und übertrug ihm ſeine Geldgeſchäfte, die Führung ſeines Hauſes, die Anordnungen ſeiner Reiſen — lauter Dinge, von denen Tosca nichts verſtand, die der General bis daher immer in Händen gehabt hatte, und mit denen er höchſt ungern ſeine Frau beläſtigt haben würde. Es war ihm eine Wonne, ſie jeder Sorge und Beſchwerde der materiellen Exiſtenz zu überheben. Sie war es nicht anders gewohnt. Sie fand es natürlich, daß die Laſt des Lebens auf den Schultern des Mannes liege; ſie betrachtete

Ignaz als zu ihnen gehörig, und ſo war ſeine Stellung ganz in der Ordnung. Sie ſah nur durch die Augen ihres Mannes die Menſchen an, und der General, durch ſeine Krankheit abhängig, auf ſeine nächſte Umgebung angewieſen, dankbar, wie eine edle Natur es immer für Theilnahme und Wohlwollen iſt — der General betrachtete Ignaz nicht mit dem unbefangenen Blick, den er noch vor einem Jahr für ihn gehabt haben würde. Ignaz ſtaunte ſelbſt, als er ſich nach einigen Wochen ſo leicht, ſo ganz mühelos auf dem Platz ſah, den er ſo ſchwer zu erkämpfen gewähnt: er war der Sohn des Hauſes, und mit faſt unumſchränkter Gewalt bekleidet. Nichts geſchah ohne ſeinen Rath, nichts unterblieb ohne ſeine Genehmigung. Er war Freund und Vertrauter. Einen Augenblick fiel ihm ein, ob er nicht auch Liebhaber werden könne; ob Toscas Herz, und mit demſelben Hand und Vermögen dereinſt, nicht zu gewinnen ſein dürften, ſo daß ihr beiderſeitiges Intereſſe zu verſchmelzen wäre. Aber Männer wie Ignaz lieben nicht, können nicht lieben; der Egoismus hat ihr Herz dermaßen ausgedorrt und verſchrumpft, daß es der Expanſion der Liebe nicht fähig iſt. Ihr Intereſſe für Frauen iſt von der allerinferiörſten Art! entweder ſuchen ſie in einem Verhältniß zu ihnen Befriedigung ihrer Eitelkeit, oder es iſt eine Bedingung ihrer animaliſchen Exiſtenz. Hätte Ignaz bei Tosca einen Nebenbuhler gefunden, und ihn zu überwinden gehabt: ſo hätte das ſeine Eitelkeit heftig aufgeſtachelt und ihr einen hohen Reiz verliehen. Jetzt aber hatte ſie keinen Zauber für ihn! ihre reine hohe Natur verſtand er nicht, und ihre wundervolle Schönheit ließ ihn höchſt gleichgültig, weil er immer in geheime Intriguen verwickelt war. Sein einziges Beſtreben bei Tosca ging dahin — von ihr geliebt zu werden, nicht um ſie wieder zu lieben, oder um ſich von ihr beleben und durchſtralen zu laſſen, nicht um ſie zu beſitzen, blos um ſie zu beherrſchen. Mit der Herrſchaft gelang es ihm; mit der Liebe nicht. Frauen wie Tosca, die ſich ſchroff und ſtolz den Männern gegenüber ſtellen, weil ſie ſcheu und mißtrauiſch, entweder von Natur oder durch Erfahrung den Contact mit ihnen fürchten, ſind, ſobald ſie einmal Vertrauen und Zuverſicht zu einem Mann gefaßt haben, leichter zu beherrſchen, als Kinder. Sie ſind ſo erfreut, ſo glücklich endlich! endlich einmal einer Kraft ohne Mißbrauch zu begegnen, daß ſie ſich ihr alsdann blindlings ergeben. Tosca fand Ignaz ſo bewundernswerth, opferwillig, beſonnen und ſtark, daß ſie mit einer Art von Andacht zu ihm emporſah; aber bis zur Liebe brachte ſie es nicht. Sie ſah ihn in der größten Intimität, zu jeder Stunde, auf Reiſen; er ſtellte ſich ihr immer mit einer glühenden Adoration dar; er wußte allmälig die Sache ſo herauszuſtellen, daß er Alles, was er für den General that, ihretwegen zu thun ſchien; das rührte ſie zum innigſten Dank, zur Liebe nicht. Ignaz hätte jedes Opfer von ihr begehren dürfen, und ſie hätte es ihm gebracht, ohne ſich zu beſinnen; nur aber nicht die geringſte Gunſt, welche die Liebe gewährt. Er hatte Anfälle von Melancholie, von Troſtloſigkeit, gar von Verzweiflung — Alles, wie er glaubte es nöthig zu haben, um eine beabſichtigte Wirkung hervorzubringen — ſie lächelte, oder tröſtete, oder ſcherzte die böſen Anfälle fort. Er hatte ſich nicht geſcheut, ſich als zerfallen mit ſeiner Mutter darzuſtellen, weil ſie den Plan habe, nach des Generals Tode mit Tosca um deſſen Erbſchaft zu prozeſſiren — was er nicht billigen könne. Tosca fragte ihn, ob denn dieſer Prozeß nicht durch einen Vergleich, oder durch Theilung des Vermögens vermieden werden könne. Mit unendlicher Vorſicht wußte er ihr allmälig einleuchtend zu machen, ſobald er, wenn auch nur nominel, in Beſitz der Erbſchaft ſei, ſo werde ſeine Mutter ganz natürlich gegen ihn, ihren älteſten und geliebteſten Sohn, keine Schritte thun; und Tosca dürfe wol überzeugt ſein, daß und wie er in ſo kritiſchen Verhältniſſen ihr Intereſſe wahrnehmen werde, da ſie ja längſt wiſſe und ſehe, daß er ihr gegenüber ein perſönliches völlig aufgegeben habe, und nichts beabſichtige, als ihre Ruhe und ihr Glück. Sie ſah das auch wirklich. Weder ſie noch ihr Mann brachten es in Anſchlag, daß Ignaz bei ihnen ſo unabhängig, und in geſelliger Beziehung ſo angenehm lebe, wie nur irgendwo. Wohin der General kam — überall hatte er Freunde oder Bekannte; überall öffnete ſich für Tosca ein ihr entſprechender ſocialer Kreis, und da er für ſie Zerſtreuung und Erheiterung liebte, ſo trat ſie in jene Kreiſe, und Ignaz mit ihr. Ignaz war nicht ans Krankenzimmer gefeſſelt, nicht einmal ans Haus des Generals; zuweilen wohnte er mit ihm zuſammen, dann auch wieder nicht — wie nun eben die Localität es mit ſich brachte. Der General hatte ihm mit liebenswürdiger Güte geſagt:

„Du mußt Freiheit haben, zu kommen und zu gehen, Du mußt Luft und Athem ſchöpfen, und Deine eignen Allüren haben dürfen, Ignaz, und die ſind bei einem jungen Mann anders, als bei einem alten und kranken. Du würdeſt immer auf mich Rückſicht nehmen, wenn Du bei mir wohnteſt, alſo richte Dich ein, wo und wie es Dir gefällt."

Dafür allerdings hatte Ignaz die größten Aufmerkſamkeiten für den General, und war bei ihm ſtets von bewundernswerth heitrer Laune — was Tosca ihm als ein großes Zeichen von Selbſtüberwindung anrechnete, weil er bei ihr oft ſchwermüthig und niedergeſchlagen war — während er doch durch beide Stimmungen wie ein Schauſpieler durch ſeine Rollen ging. Wie die Dinge jetzt ſtanden, ſo war ihr künftiges Schickſal in ſeiner Hand — doch ihr Herz nicht.

Der Zuſtand des Generals währte nun ſchon drei Jahr. Auf eine ſo lange Zeit war Ignaz nicht vorbereitet geweſen; er fand, daß der Onkel entſetzlich lange lebe. Aber er durfte ihn doch nicht verlaſſen, weil jeder Augenblick ſein letzter ſein konnte. Den Aufenthalt in Berlin wollte er benutzen, um Tosca den Schritt thun zu laſſen, der ihm die Erbſchaft in die Hände gab. „Hab' ich ſie," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſo geb' ich ihr eine Penſion, und mache dann mit meinem Namen und meinem Vermögen eine ganz ungeheuer reiche und glänzende Heirath." — Er fing an, ungeduldig zu werden, und ſehnſüchtig in die Zukunft zu ſchauen; daher langweilte ihn die Gegenwart, und aus Langerweile dachte er: „In dieſem triſten nordiſchen Neſt würde es meine allzu einfarbigen Verhältniſſe doch ein klein wenig pikant machen, wenn ich ſie dahin brächte, ſich in mich zu verlieben.“ An jenem Morgen, als ſie ihn unwillig verließ, dachte er: „Sacriſti! die Weiber! nie iſt man mit ihnen ſicher, nie! jahrelang kann man ſich abgemüht haben, um ſie auf einen Punkt hinzubringen; eine Laune kommt über ſie, und ſiehe da! als wär's ein Kartenhaus, ſo plötzlich, ſo leicht, werfen ſie unſern kunſtvollen, wohlſtudirten und überlegten Bau über den Haufen. Ich haſſe die Weiber, ſobald ſie etwas Andres ſind, als mein Spielwerk! ich haſſe ihre inſtinktmäßige Schlauheit, gegen welche wir mit unſrer feinſten Liſt nichts ausrichten. Dumme Weiber — das ſind göttliche Geſchöpfe! denn für Liebesintriguen haben auch noch die dümmſten Verſtand genug, und über die brauchen ſie nicht hinauszugehen. Sacriſti! dieſe hochfahrende Tosca! es iſt gar kein Weib! ſie hat kein Herz, keine Seele ... ah bah! Herz? Seele? bah! ſie hat kein Blut, keine Sinne! Dreißig Jahr iſt ihr Mann älter als ſie, und nie! nie! hat ſie einen Liebhaber gehabt ... nie! das iſt ja eine monſtröſe Tugend. — — Aber wie kam denn dieſer Herr .... Forſter, oder wie er heißt! mit einem Mal hieher! und gar in der Nacht? Es iſt wohl der, der unſertwegen eine Treppe höher geſtiegen iſt! Nun, ich hab' nicht Luſt, ſeinetwegen herabzuſteigen! Aufgepaßt, Ignaz!" — —

Am Abend kam Sigismund. Der General empfing ihn mit großer Freundlichkeit.

„Ihnen danke ich es, daß ich mich hier ſo behaglich fühle, wie ein Kranker ſich fühlen kann," ſagte er und gab ihm die Hand.

Tosca warf ihm ihr prächtiges Lächeln zu. Sigismund fühlte ſich ganz beglückt und ſprach es unbefangen aus.

„Denn es kommt ſo ſelten im Leben vor, daß man noch andern Menſchen, als den Freunden, durch Kleinigkeiten wohlthun darf," ſagte er, und ein heitrer Glanz legte ſich über ſein ernſtes, faſt ſtrenges Geſicht, und erinnerte Tosca an den Sigismund Forſter, welcher ſie einſt ſo dringend um einen Walzer bat. Er ſprach mit dem General. Sie ſaß zurückgeſunken in einem Fauteuil, hatte den Ellbogen auf die Seitenlehne geſtützt, und das Kinn auf die Hand gelegt; ihr Blick haftete auf Sigismund, und mit dieſem Blick ſchob ſie ihn gleichſam tief, tief in die Vergangenheit zurück. Sie ſah ihn, wie er damals war, wie er ihr kindliſches Herzchen überwältigt und zerknickt hatte, wie ſie mehr durch ihn gelitten hatte, als je durch einen Menſchen, und ohne daß er es wußte. Und nun ſah ſie ihn wieder, unter ganz veränderten Verhältniſſen! Da ſaß er — ihrem Gemahl gegenüber. Das waren die Männer, welche ihrem Leben die Richtung beſtimmt hatten. Es kam ihr unvollkommen vor — das Leben; ſie bedauerte nichts, ſie beklagte nichts, ſie wünſchte nichts; aber die Halbheit oder Unvollkommenheit der Zuſtände, welche uns doch zuweilen ſo befriedigend erſcheinen, glitt ihr durch die Seele, und machte, daß ſie in die Zukunft einen traurigen fragenden Blick warf. Ihre langen blonden Locken rieſelten ihr über den Arm herab, und die breiten Augenlieder deckten halb die großen Augen zu.

„Warum ſo ſchweigſam, Toſca?“ fragte der General. Sigismund ſah ſie an und ſein Herz bebte; denn dieſen unſäglich traurigen Ausdruck hatte Toſca damals gehabt, als er ſie zum letzten Mal in Bonn zwiſchen ihren Blumen am Fenſter ſah. Und langſam, auch wie damals, wendete ſie den Kopf, und er würde ſich nicht gewundert haben, eine Thräne aus ihrem Auge fallen zu ſehen. Im Gegentheil! er wunderte ſich, als ſie die Locken zurückwarf und die Augen aufſchlug, daß ſie ganz munter ſagte:

„Ich glaub', ich bin ſchläfrig, denn ich habe ein wenig geträumt.“

„Ich finde, es träumt ſich am Beſten ohne Schläfrigkeit, mit recht wacher Seele,“ ſagte Sigismund.

„Was hör' ich!“ rief Tosca und ſchlug die Hände mit komiſchem Erſtaunen zuſammen; „Sie wiſſen von Träumen, die man mit offenen Augen träumt? Sie? ein Mann! ein Regierungsrath! — Aber ſagen Sie mir, thut das Ihrer Carriere keinen Schaden?“

„Was die betrifft,“ entgegnete Sigismund, „ſo iſt ſie dermaßen miſerabel, daß meine kleinen Liebhabereien oder Abſurditäten ihr keinen Eintrag zu thun im Stande ſind.“

„Die Klage rührt mich gar nicht!“ ſagte Tosca. „Alle Frauen klagen, daß ſie nicht verſtanden werden, und alle Männer, daß ſie eine elende Carriere machen; das iſt ſo in der Ordnung, denn unſer Herz und Ihr Ehrgeiz ſind nicht zu befriedigen.“

„So ſind wir zwiefach beklagenswerth, gnädigſte Frau,“ antwortete Sigismund lächelnd; „denn auf dieſe Weiſe leiden wir und machen leiden.“

„O was das Leidenmachen betrifft,“ rief Tosca,

„darüber tröſten ſich die Männer gar leicht, und durch den Ehrgeiz zu leiden, das, denk' ich mir, muß ein recht angenehmer Stachel ſein, weil er zu lebhaften Beſtrebungen anregt.“

„Kein Stachel iſt angenehm,“ ſagte Sigismund, „denn er überreizt uns leicht.“

„So?“ rief Tosca ſpottend; „Sie ſind alſo, wie ich ſehe, bequem und gemächlich für Roſen ohne Dornen?“

Plötzlich fiel ihm ein, daß ſein Schwager Friedrich ehedem Tosca Dornenröslein zu nennen pflegte, und daß ſie wol noch jetzt ganz den lieblichen Namen verdienen möge. Er antwortete lächelnd:

„Ich würde es vielleicht ſein, wenn ich das wunderſame Glück hätte, eine ſolche Roſe zu finden.“

„Dann müßte aber noch das Mirakel geſchehen,“ ſagte Tosca, „daß die Roſe Ihnen nicht fade erſchiene.“

„Mirakel gehört zu jedem Glück, gnädige Frau! oder vielleicht iſt jedes Glück ein Mirakel, das uns in Sphären wirft, oder zu Zielen führt, die wir ohne ſie, durch Mühſal, Anſtrengung und Berechnung, nimmer erreicht hätten.“

„Ob ſolche Mirakel ſelten ſind?“ fragte ſie nachdenklich.

„Ich denke, wol ſehr ſelten! man muß die Seele haben, um ſie aufzufaſſen, und das Auge, um ſie zu erkennen; ach, und im Leben wird jene ſo leicht matt, und dieſes ſo früh ſtumpf“ … —

„Denn wir tragen Brillen!“ rief Tosca neckend.

„Leider!“ ſagte Sigismund mit Achſelzucken.

„Wie kann ein ehrlicher Mann Brillen tragen!“ rief ſie.

„Tosca!“ ſprach der General ein wenig ermahnend.

„Ich frage: wie kann er?“ fuhr ſie fort und wendete ſich zu ihm; „ich ſehe Dir ins Auge und Du mir, und wir leſen ſo das Seelenaccompagnement zu unſern Worten. Wer Brillen trägt, lieſt es ebenfalls im fremden Auge, während das ſeine verſteckt hinter einem gläſernen Wall liegt. Das iſt ein Kampf mit ungleichen Waffen, und iſt der ehrlich?“

„Ohne dieſen kleinen gläſernen Wall,“ ſagte Sigismund und nahm ſeine Brille ab, „iſt mein Gegner im entſchiedenen Vortheil — denn er ſieht, und ich bin blind.“

„Darum,“ ſprach Tosca lieblich, „ſollen Sie ſie auch draußen in der Welt, wo es Gegner giebt, tragen, doch nicht zwiſchen Freunden. — Und ſchon aus Eitelkeit ſollten Sie es nicht thun!“ fuhr ſie fort, ohne ihm Zeit zur Antwort zu laſſen; „eine ſolche Maſchine im Geſicht entſtellt ja, und es giebt nichts Anmuthigeres, als den ſanften, kurzſichtigen Blick einer Frau! da ich ſcharf wie ein Falke ſehe, ſo darf ich das ſagen.“

„Ja, einer Frau!“ wiederholte Sigismund, der an Agathens ſammetſchwarzes und ſammetweiches kurzſichtiges Auge erinnert ward; — „aber was bei einer Frau reizend iſt, kann bei einem Mann linkiſch ausſehen.“

„Das iſt wahr!“ rief Tosca lachend.

Ignaz trat ein. Unwillkürlich, als fühle er ſich dem Gegner, von dem er geſprochen, gegenüber, ſetzte Sigismund ſeine Brille wieder auf. Die Unterhaltung nahm eine andre Wendung. Ignaz kam aus der italieniſchen Oper.

„Einen Act hab' ich anhören können,“ ſagte er, „mehr nicht. Eine italieniſche Oper, die nicht erſter Ordnung iſt, iſt unaushaltbar. Dieſe Art der Muſik begehrt die Perfektion des Vortrags. Sie würden nicht zufrieden ſein, ſchöne Tante.“

„Dann geh' ich lieber gar nicht hin,“ ſagte Tosca.

„Sie ſollten doch — um ſelbſt zu hören und zu urtheilen,“ ſagte Sigismund.

„Wie mühſelig!“ rief ſie, und legte den Kopf bequem auf die Rückenlehne des Stuhls.

„So träge?“ fragte Sigismund lächelnd.

„O ganz unglaublich träge!“ rief Ignaz, „träge wie eine Orientalin. Nur keine Mühe, d. h. nur keine Langeweile! nicht wahr, ſchöne Tante?“

„Wozu auch?“ fragte ſie.

„Um ein eignes Urtheil zu haben,“ entgegnete Sigismund.

„Sie protegiren die italieniſche Oper, Herr Regierungsrath?“ fragte Ignaz.

„Nein, Herr Graf,“ erwiderte Sigismund, „ich liebe vielleicht zu excluſiv deutſche Muſik, und nur im Allgemeinen ſprach ich meine Anſicht aus.“

„Das Publikum war ſehr entzückt,“ erzählte Ignaz weiter. „Es rief bravo! und brava! genau wo es hingehörte, und ſchien in dieſer Darlegung tiefen Kunſturtheils große Befriedigung zu finden.“

So plauderte er weiter. Tosca lachte, der General lächelte; Sigismund mußte es auch zuweilen, faſt widerwillig, thun, denn Ignaz mißfiel ihm über allen Ausdruck. Das iſt ein Menſch, dachte er heimlich, dem ich mit Vergnügen eine Impertinenz ſagen würde. Aber Ignaz war von der äußerſten Höflichkeit. Obwol ihn das ein wenig verſtimmte, fühlte er ſich dennoch ſehr wohl, ſaſt glücklich. Das iſt die Macht der Schönheit und Grazie. Wer ihr unbefangen gegenüber tritt, wer nichts von ihr begehrt, als ſich an ihr zu erfreuen, wie an Duft und Farbenſpiel einer Blume — den wird ſie immer wohlthätig berühren. Durch ſie hat der Himmel den Frauen einen lieblichen Zauberſtab verliehen. Wie gute Feen könnten ſie herrſchen. Aber ach! wer hat die Herrſchaft nie mißbraucht?

Als Sigismund ging, dankte ihm der General ſo herzlich, daß er ihn dadurch zum baldigen Wiederkommen faſt verpflichtete; und das war ihm ſehr lieb. Er lebte ziemlich einſam in Berlin; er war noch nicht lange da, hatte keine Anverwandten, keine näheren Freunde dort; er arbeitete ſehr fleißig. Ueberdies gingen ſeine Intereſſen aus der Gegenwart heraus. Oberflächliche geſellige Verbindungen waren ihm grade jetzt gleichgültig, wo all ſeinen Verhältniſſen durch ſeine Heirath ein großer Wechſel bevorſtand. Dieſer Umgang, mit Fremden, kam ihm höchſt erwünſcht. Die alte Theilnahme für Tosca mogte dann wol auch dabei im Spiele ſein. Gewiß iſt's, daß wäre Tosca im ehrwürdigen Alter ihres Gemahls geweſen, Sigismund ſich ſchwerlich der Ausſicht gefreut haben würde, einige Mal wöchentlich den Thee bei ihr zu trinken. Nun that er das. Er kam um ſieben Uhr Abends, und er ging um halb zehn. Das war die Stunde, in welcher Tosca in die Geſellſchaft zu gehen pflegte — denn der General und Ignaz hatten nicht eher mit Bitten nachgelaſſen, als bis ſie ſich dazu entſchloß. Ihr Mann entbehrte ſie nicht zu ſo ſpäter Stunde; er ſuchte dann die Ruhe, wenn auch nicht den Schlaf. Für Sigismund war jeder ſolcher Abend ein Feſt, beſonders wenn Ignaz fehlte; und das kam häufig vor, denn er machte einer ruſſiſchen Fürſtin lebhaft den Hof, und fehlte nicht gern im Schauſpiel, wenn ſie es beſuchte. Daß andre Perſonen öfter bei dem General waren, ſtörte Sigismund nicht; nur eben Ignaz machte ihm Unbehagen, ſo wie es manchen Menſchen unbehaglich iſt, mit einer Katze im nämlichen Zimmer zu ſein, oder mit einer Spinne, oder mit einer Maus. Zuweilen warf er ſich dieſen Widerwillen als ein Unrecht vor; ſah er aber, wie ſich Tosca von Ignaz beherrſchen ließ, zwar nicht in Meinung und Anſichten, jedoch in all den tauſend kleinen Vorkommenheiten des Lebens, welche grade dem Beherrſchenden eine außerordentlich große Gewalt gaben: ſo erwachte er verſtärkt. Tosca zog ihn grade ſo an, wie vor zwölf Jahren, vielleicht noch mehr. Damals war er unbewußt ihrer Magie gefolgt; jetzt ſagte ihm der Verſtand, welch' eine ſeltene und ſchöne Erſcheinung ſie ſei. Ihr diamantenes Herz war ihm gleichſam eine Beruhigung, wenn er es ſich auch nicht eingeſtand, daß das ſeine derſelben bedurfte.

Eines Abends kam er ſpäter als gewöhnlich herunter. Es waren mehre Perſonen beim General, und um Niemand zu ſtören, ſetzte ſich Sigismund ſeitwärts hinter Tosca. Sie hatte eine Theeroſe in der Hand und ſpielte damit.

„Gnädige Frau!“ ſagte er bittend.

Tosca wendete ſich zu ihm.

„Ich wollte nur fragen, ob Sie ein gutes Gedächtniß haben?“ fuhr er fort und ſah die Roſe an.

Tosca folgte ſeinem Blick, verſtand ihn und rief:

„O ein ganz excellentes! beſonders für fremde Sünden.“

„Und ich hab' es für die eigenen; werden Sie mich denn nicht etwas beklagen?“

„Behüte der Himmel! gerechte Strafe zu leiden iſt ſehr heilſam! — Sagen Sie mir,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich ganz zu ihm wendete, „was hatte ich Ihnen denn eigentlich damals zu Leide gethan? ich hab Sie ſchon immer danach fragen wollen.“

„Gnädige Frau, es iſt eine kindiſche Geſchichte!“

„Gleichviel!“ rief Tosca; „die Kindereien liegen jetzt ſo weit hinter uns, daß wir uns ihrer nicht mehr zu ſchämen brauchen... denn ſonſt müßte auch ich es thun.“

„Und werden Sie in dieſer kleinen Geſchichte auch das entſchuldigen, was — nicht kindiſch iſt?“

„Gewiß! denn es iſt verjährt,“ ſagte ſie erröthend.

Sie erröthete ſehr oft. Wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ſie Partei für und wider etwas nahm, wenn ſie ſich freute oder erſchrak, wenn ſie gar mit eigenen ſtillen Gedanken beſchäftigt war — all’ Augenblick zeigte ein raſcher, feiner Farbenwechſel, daß die geiſtige Anregung ihr ans Herz klopfe. Dieſe reizende Gabe verlieren die Frauen faſt Alle ſehr früh, entweder weil ſie durch ſo heftige Emotionen gehen, daß geringe keinen Effect auf ſie machen, oder weil ſie in Lagen kommen, welche ihnen die Beherrſchung der Empfindung zur Pflicht und ſomit die des Ausdrucks zur Nothwendigkeit machen. Eine friſche unangetaſtete Seele hat immer etwas Erquickendes; darin beſteht der Zauber der jungen Mädchen; er iſt doppelt groß da, wo man ihn nicht mehr vorausſetzen darf.

„So müſſen Sie denn gleich zuerſt wiſſen, gnädigſte Frau," ſprach Sigismund entſchloſſen, „daß ich Sie anbetete, ſo wie ich das Glück hatte Sie zu ſehen."

„Dieſe Sünde vergiebt jede Frau," ſagte Tosca lachend; „geſtehen Sie aber, daß Sie mir nicht Gelegenheit gegeben haben, dieſe Empfindung in Ihnen zu ahnen."

„O doch, gnädige Frau, doch!" rief er lebhaft. „Im Anfang unſrer flüchtigen Bekanntſchaft gewiß."

Das war ſo wahr, daß Tosca faſt verlegen ſagte:

„Nun? wo bleibt die kindiſche Geſchichte?"

„Sie hängt damit zuſammen, gnädige Frau. Ihr Name verwandelte meine Anbetung in — ich weiß ſelbſt nicht was für ein Gefühl von Haß, Entſetzen, Schmerz, gar Verzweiflung."

Tosca ſah ihn ungläubig an.

„Sie zweifeln, gnädige Frau? Sie werden es noch unbegreiflicher finden, ſobald ich Ihnen den geheimen Grund, den Urgrund dieſer plötzlichen Verwandlung ſage; aber dennoch: ich ſage Ihnen die Wahrheit. Ich war ein eitler Knabe, gnädige Frau, ein verzogenes, übermüthiges Kind; ich beherrſchte meine Eltern, meine Geſchwiſter; mein Vater konnte nicht meine Erziehung lenken; ich hielt mich für ſchöner, klüger, beſſer, als die ganze Welt. Was nicht meinen Eltern, nicht meinen Lehrern, nicht meinen Kameraden gelungen war, das gelang einem kleinen Mädchen: es demüthigte mich. Es war eine kleine Gräfin H., ein Kind von zwölf bis dreizehn Jahren. Ich ſehe ſie noch lebhaft vor mir, mit ihren funkelnden dunkelblauen Augen, ihren dicken hellbraunen Locken, die ihr bis zum Gürtel herabfielen. Sie hieß Antonie. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden iſt; aber das Kind, gnädige Frau, war meine erſte Liebe! Ich war damals funfzehn Jahr, und mein Vater hatte mich mit nach Pyrmont genommen, wo er die Kur brauchen mußte und wo er nicht ganz allein ſein mogte. Dort war auch die kleine Antonie mit ihren Eltern, und wir bewohnten daſſelbe Haus. Ich will Sie nicht langweilen mit der Beſchreibung dieſer knabenhaften Leidenſchaft — doch wie in der grünen Knoſpe die ganze duftende ſtralende Roſe eingewickelt liegt — und wie eine Ouvertüre alle Melodien der Oper enthält — ſo entwickelte ſie in mir alle Gefühle, welche ſpätern Jahren eigen zu ſein pflegen. Bedenke ich, wie früh und wie vehement das Leben meines Herzens begann, ſo muß ich mir unwillkürlich ſagen, daß es auch früh enden müſſe.“

„Nein!“ unterbrach ihn Tosca; „es giebt immerblühende Roſen, und das Herz iſt mehr, iſt ſtärker und ſchöner als eine Blume.“

„Und gehorcht andern Geſetzen, gnädige Frau. Ein Leben, das früh und vehement beginnt, endet faſt immer früh und matt. Nur ſeltene und hochbegabte Naturen machen Ausnahmen. Ich darf mich nicht zu ihnen rechnen, und ſo iſt mein glühendſter Wunſch denn der: ſo ſei es früh, nur aber nicht matt! — Jenes Kind warf mich in alle Emotionen, von der unſäglichſten Freude bis zur namenloſeſten Traurigkeit; von der glühendſten Eiferſucht bis zum blindeſten Vertrauen. Wenn ſie mich anlächelte, traten mir zuweilen die Thränen in die Augen; wenn ſie fröhlich umherhüpfte, jauchzte ich vor Vergnügen. Sie ſpielte leidenſchaftlich gern Ball und Volant; wir trieben das ſtundenlang. Dann liefen wir um die Wette in der großen Allee von Pyrmont, ſie lief, wie ein Vogel fliegt, ſo leicht, ſo geſchwind; es ward mir ſchwer, ſie zu überholen. Zuweilen ließ ich ihr abſichtlich den Spaß, früher am Ziel anzulangen, als ich. Aber das merkte ſie jedes Mal, und dann ſchüttelte ſie ärgerlich das ſchöne glühende Lockenköpfchen. Einmal ſollte ich ſie haſchen, und ziemlich ungeſchickt fing ich ſie bei ihren flatternden

Locken und that ihr weh, ſo daß ſie einen kleinen Schrei ausſtieß. „O, ich bitte um Verzeihung!" rief ich troſtlos, und küßte ihre Locken, wie um den Schmerz wieder gutzumachen. Allein ſie nahm es heftig übel! ſie ging ſtolz von dannen, und ich dachte den ganzen einſamen Abend darüber nach, ob ich nicht am Beſten thun würde, auf und davon zu gehen, in die weite Welt, um ihr nie mehr vor die ſchönen erzürnten Augen zu kommen. Als ſie mir am nächſten Morgen am Brunnen freundlich Guten Morgen ſagte, war mir zu Muth, als ſei ich von einem Verbrechen freigeſprochen."

„Mein Gott!" rief Tosca, und ſchlug erſtaunt die Hände zuſammen, „welch ein bezauberndes Kind muß das geweſen ſein, und welch eine intereſſante Frau mag ſie geworden ſein!"

„Sie vergeſſen, daß die kleine Antonie ihren Zauber an einem funfzehnjährigen Knaben übte, der ſie jetzt vermuthlich ſelbſt mit ganz andern Augen betrachten würde. Ich habe nie wieder von ihr gehört. Nun aber, um zum Ende zu kommen! Die Fürſtin von Waldeck gab einen Kinderball. Antonie, mit einem friſchen Roſenkranz auf ihren prächtigen Locken, und mit einem langen roſenfarbenen Gürtel, ſah aus wie Pſyche, ſo lieblich und ätheriſch. Ich bat ſie um den erſten Walzer;

und einen Augenblick nach mir bat ein andrer Knabe ſie darum, und ſie ſchlug es mir ab, und tanzte mit ihm, mit ihm, der kaum ſo groß als ſie, und ein blaſſer, unſchöner Knabe war, der ein wenig ſtammelte, und auf den ich mit unſäglicher Geringſchätzung herab ſah. Eine ihrer Geſpielinnen wollte ihr zu meinen Gunſten Vorwürfe machen und ihr vorſtellen, daß ich doch im Grunde das erſte Recht hätte. „Nein, nein!“ rief ſie ſehr entſchieden, „er iſt kein Graf!“ Hätte ſie geſagt: „Der Andre iſt hübſcher, oder iſt mir lieber“ — das hätte ich ihr vergeben, denn es wäre nun einmal ihr Geſchmack geweſen, und mein Selbſtgefühl hätte mir vielleicht zugeflüſtert, ihr Geſchmack ſei nicht der richtige. Aber dies Wort demüthigte mich fürchterlich, erſtens, weil ich in der That kein Graf war und nicht wußte, welch Gewicht ich dagegen in die Wagſchaale werfen könnte; zweitens, weil dieſer Grund mir ihrer ganz unwürdig ſchien. Es kränkte mich über allen Ausdruck, meine Zärtlichkeit, meine Vergötterung an ein Mädchen verſchwendet zu haben, das, als es zu wählen hatte, nur nach einer ganz inhaltloſen Aeußerlichkeit ſeine Wahl traf. Leidenſchaftlich, wie ich war, fühlte ich mir förmlich das Herz im Buſen umgedreht, und ein unerhörter Widerwille ſetzte ſich darin gegen Frauenzimmer Ihres Standes feſt. Sobald ich in Bonn erfuhr, Sie ſeien die Tochter einer Gräfin und eines Freiherrn, wachte meine alte Abneigung um ſo heftiger auf, je ſtärker die Anziehungskraft war, und von meiner fixen Idee beherrſcht, benahm ich mich wie ein Verrückter, oder wenn Sie lieber wollen, wie ein dummer Junge. Und nun beſchwör' ich Sie, gnädige Frau, lachen Sie mich tüchtig aus."

„Alſo ich war ganz, aber wirklich ganz unſchuldig an Ihrem Benehmen, ſo daß, wäre mein Vater nicht Baron geweſen, Sie mit mir getanzt und meine Blumen nicht verſchenkt hätten?"

„O nimmermehr!"

„Gott! Gott! wie freut mich das!" ſagte Tosca mit ſtillem Jubel und legte die Hand über die Augen. Dann erzählte ſie ihm, wie ſie eigentlich durch Friedrichs Bericht veranlaßt worden ſei, ihm eine heimliche Freude machen zu wollen, und wie ſie ſich ſpäter halb todt gegrämt über ihre Unbeſonnenheit, und über den Vorwurf, den ſein Benehmen ihr darüber gemacht. „Aber dennoch bin ich Ihnen Dank ſchuldig, tiefen innigen Dank," ſchloß ſie, „denn dieſe ſcharfe Warnung vor jeder Unbeſonnenheit habe ich nie vergeſſen! Ohne es zu wollen, ſind Sie vielleicht ein guter Schutzgeiſt für mich geweſen.“

„So wie Antonie mein böſer Engel,“ ſprach Sigismund traurig.

„Und was halten Sie denn jetzt von uns?“ fragte ſie neckend. „Ihre Strafe ſei eine Beichte.“

„Ich denke, daß in jedem Stande holdſelige Erſcheinungen ſelten — aber dennoch zu finden ſind.“

„Sagen Sie das nur, oder denken Sie es wirklich?“

„Ich denk' es! mein Wort darauf!“

„Das iſt gut! man muß nicht exclusiv ſein, denn man thut Andern weh und ſich ſelbſt nicht wohl. Aber iſt es nicht ungemein intereſſant, in welcher feinen, geheimnißvollen und doch ſo gewichtigen Verbindung Menſchen zu einander ſtehen, welche äußerlich und flüchtig aneinander vorbei geſtreift ſind? Wir ſollten doch wirklich mehr auf uns und unſer Thun und Laſſen achten, da wir gar nicht wiſſen können, in welcher vortheilhaften oder nachtheiligen Weiſe wir dadurch auf Andre einwirken.

„Die Schickſale blitzen vom Himmel herab,“ ſagte Sigismund, „unbekümmert ob wir uns ſo oder ſo beachten! Einen unbeachteten Punkt giebt's ohnehin immer in uns, und er wird getroffen oder trifft."

„Dann ſind wir willenloſe Maſchinen in Ihren Augen?"

„Nein! der Wille bleibt uns, um die Schickſale zu zerbrechen, oder uns ſelbſt. Aber um zu ſagen: in dieſer oder jener Weiſe will ich wirken — dazu, mein' ich, iſt unſer Wille nicht ſtark genug, obgleich wir uns in der Jugend einbilden, nichts ſei leichter, und wir dürften nur immer gradeaus gehen und ſehen, um zu dieſem Ziel zu gelangen."

„Wie traurig, daß aus den kühnen, hochfliegenden Träumen der Jugend nichts wird, als eine lahme, matte Wirklichkeit."

„O, ſie iſt nicht matt, gnädige Frau! ... wenigſtens nicht immer. All unſer Heil liegt in ihr, und ein tieferes, ein ächteres, als in unſern jugendlichen Träumen; denn die Wirklichkeit iſt nicht die ſchaale und mittelmäßige Alltäglichkeit, die wie Staub und Nebel an uns vorüber weht und uns keinen beſtimmten Eindruck zurückläßt; das Bleibende und Wahrhafte in ihr: das iſt die Wirklichkeit, und ich geſtehe Ihnen, ich habe ſie ſchöner gefunden, als meine Träume."

„Das freut mich ſehr! dann müſſen Sie Sich ungemein glücklich fühlen."

„Zuweilen, wenn dieſe Ueberzeugung recht klar in mir aufwacht — ja! Zuweilen, wenn ich mir ſagen muß: ſie iſt ſchöner, aber ſie gehört mir nicht! dann — nein! … Und wo wäre der, der ſich das nicht ſehr oft ſagen müßte?“

„Mit nichten!“ rief Tosca; „man ſage ſich doch lieber immer, daß man das Schönſte und Beſte erreicht habe, was auf dem eingeſchlagenen Wege zu erreichen war.“

„Kann man das nicht mit Ueberzeugung ſagen, ſo iſt es Eigenſinn und bleibt nutzlos.“

„Nutzlos — wie ein Wiegenlied, das von wundervollen goldnen Herrlichkeiten, die nie exiſtirt haben, uns vorſingt und in den Schlaf lullt.“

„Iſt ſchlafen — glücklich ſein, gnädige Frau?“

„O Sie machen mich traurig,“ ſagte Tosca lebhaft. Sie hatte ſich bis daher ſo geſetzt, daß ſie ihm grade ins Geſicht ſah; nun wendete ſie ſich ab, und dem Kreiſe zu, der um den Tiſch verſammelt war. Sie miſchte ſich in die Unterhaltung, und ſprach ſehr munter und ſcherzend. Sigismund hörte ihr zu. Sie hatte eine reine biegſame Stimme, ein friſches Lachen, unbefangene Bewegungen, den natürlichſten Ausdruck. „Iſt ſchlafen — glücklich ſein?“ wiederholte Sigismund heimlich für ſich, „ſchläft ſie? … aber ſo ſelbſtbewußt! wacht ſie? … aber ſo bewußtlos!“ — Er vertiefte ſich in ſeine Gedanken, wie einem das wol in der Geſellſchaft geſchehen kann, wenn man in ſchweigſamer Laune iſt, und das Geſpräch der Uebrigen, wie einen zum Nachſinnen aufforderndem, murmelnden Bach, an ſich vorübergleiten läßt. Es überfiel ihn eine brennende traurige Sehnſucht nach Agathen. „Denn ſie liebt mich!“ dachte er. Hätte er gedacht: „denn ich liebe ſie!“ ſo wäre die Sehnſucht wol brennender, aber nicht traurig geweſen.

„Und Sie gehen morgen auch mit, nicht wahr?“ wandte ſich Tosca plötzlich zu ihm.

„Mit dem größten Vergnügen,“ ſagte er faſt erſchreckt auffahrend; — „aber wohin, gnädige Frau?“

Tosca drohte ihm mit dem Finger: „Iſt das recht, ſo zerſtreut, ſo theilnahmlos zu ſein? Wo waren Sie denn mit Ihren Gedanken?“

Er wollte ſchon antworten: „Bei meiner Braut;“ — aber ſie ſetzte ſogleich hinzu: „Und warum ſehen Sie denn überhaupt ſo eiſern ernſt heute aus?“ — Da paßte die Antwort nicht mehr, und er ſagte:

„Das Geſpräch von vorhin hat mich ſo ernſt geſtimmt, denn die Erinnerungen ſind in mir wach geworden, und die haben die melancholiſche Magie des Mondlichts über mich. Ich bitte, haben Sie die Gnade, mir zu ſagen, wohin ich morgen gehen werde?“

„Ins Conzert, zu Liszt; ich denke, Sie thun es gern.“

Er verbeugte ſich. Ignaz kam, und ſetzte ſich zu ihm; aber das Geſpräch belebte ſich nie zwiſchen ihnen. Man findet bisweilen mit gewiſſen Perſonen durchaus keine Berührungspunkte, welche nach beiden Seiten hin eine vibrirende Saite anſchlügen, und dann bleibt man bei den dürftigſten Aeußerlichkeiten haften. Ignaz hatte ſeine eiferſüchtige Grille aufgegeben, weil Tosca nicht mehr noch weniger Intereſſe für Sigismund, als für jeden andern Mann ihrer Bekanntſchaft an den Tag legte. Aber als Sigismund gehen wollte, ward Ignaz förmlich erſchreckt durch den Ton, mit welchem Tosca zu ihm ſagte:

„Ich dank' Ihnen tauſend und aber tauſend Mal.“

„Wofür?“ fragte Sigismund, ſelbſt überraſcht.

„Für Ihre Erzählung,“ ſagte ſie.

„Schöne Tante, Sie haben mich unerhört neugierig auf jene Erzählung gemacht,“ ſagte Ignaz, nachdem Sigismund fort war.

„Das kann ich mir vorſtellen,“ ſagte ſie gleichmüthig.

„Aber Sie dürfen ſie mir wol nicht wieder erzählen?“

„Dürfen iſt Eines — mögen ein Anderes.“

„Und warum mögen Sie nicht?“

„Weil Sie die Geſchichte gar nicht verſtehen würden.“

„Iſt ſie ſo hoch in den Wolken, oder ſo tief unter meinem Horizont?“

„Ignaz,“ rief ſie ganz ungeduldig, „Sie ſind wahrlich ein Inquiſitor.“

„Wenn meine Fragen Sie ärgern, ſchöne Tante, ſo war die Geſchichte gewiß ausnehmend ... intereſſant.“

„Es iſt keine Möglichkeit, von Ihnen los zu kommen,“ ſagte ſie lachend; „alſo hören Sie zu.“

Sie erzählte ihm Sigismunds Liebe zu Antonien, aber ohne die Folgen, welche ſich ſpäter für ihn daraus entwickelt hatten.

„Und dafür dankten Sie dem Regierungsrath Forſter ſo herzlich, als ob er Ihnen weiß Gott was für eine Freude gemacht hätte?“ ſagte Ignaz, nachdem ſie zu Ende war.

Toſca hatte keineswegs ihren Dank auf dieſen

Abſchnitt von Sigismunds Erzählung bezogen, doch ſie ſagte:

„Und warum nicht? ſolche kleine unſchuldige Herzensregung hat etwas Rührendes und Erfreuliches zwiſchen der Abgeſtorbenheit ſpäterer Jahre.“

„Sie hatten ganz Recht,“ entgegnete er; „ſolche Kindereien verſtehe ich nicht, und ich glaube, daß ſie die Abgeſtorbenheit vorbereiten und beſchleunigen, von der Sie ſprechen, ſchöne Tante.“

Tosca ſah ihn an. Er ſaß auf dem Platz, wo Sigismund geſeſſen. Sein ſchönes Geſicht mißfiel ihr, wenn Sie es mit Sigismunds ernſtem Antlitz verglich. Sie ſagte gleichgültig: „Das kann wol ſein, und geht mich nichts an.“ Dann gingen ihre Gedanken zu Sigismund zurück. „Seltſam!“ dachte ſie; „die heftigſten Emotionen meines Lebens kommen mir durch dieſen Mann, und von ihm! einſt — Schmerz, Beſchämung, Gram; jetzt — Freude, aber unglaubliche Freude, denn der einzige Moment in meinem Leben, an den ich mit einem kleinen Gefühl von peinlicher Bitterkeit dachte — der iſt jetzt hell und licht worden! und dafür hab' ich ihm gedankt, und noch lange nicht genug.“

Sigismund kam am andern Abend und fand den General allein, der ihm ſagte, ſeine Frau ſei noch bei der Toilette, welche heute beſondere Sorgfalt erheiſche, da ſie aus dem Conzert auf einen großen Ball gehen müſſe. Nach. zehn Minuten etwa trat Tosca ein. Sie trug ein Kleid von blaßblauem Moor mit Fluthen von Spitzen garnirt, einen Schmuck von Türkiſen und Perlen, und in den Locken einige hellrothe Camellien. Sie trat raſch ein, und ſagte zu ihrem Mann, ohne Sigismund zu ſehen, den ſie noch nicht erwartete:

„Da bin ich! ... nun? bin ich hübſch?“

„Wie eine Email von Petitot,“ antwortete der General freundlich, „glänzend und zart.“

„O Himmel!“ rief ſie, Sigismund gewahrend; „ſehen Sie, ſo macht man's, um ſich Complimente ſagen zu laſſen.“

Sigismund hatte unwillkürlich einen Moment die Augen geſchloſſen. Ihm war als fliege ein Meteor vorüber. Sie ſah ganz ungewöhnlich ſchön aus, das Auge noch leuchtender, die Farbe noch duftiger, die Haltung noch ätheriſcher als ſonſt. „Wo ſind die Flügel, von denen ſie getragen wird?“ fragte er ſich heimlich; „ſo ſieht man im gleichgültigen Zuſtand nicht aus!“

„O ich freue mich!“ ſagte ſie und ihr Lächeln glitt über ihn hin, wie der Sonnenſtral.

Sigismund hätte ihr gern geſagt, daß ihre

Freude ihm weh thue, denn ihm war trübe zu Sinn; er fragte nur:

„Und wozu? gnädige Frau?“

„Zum Conzett! wozu denn ſonſt?“

„Nicht auch zum Ball?“

„Bah! mit achtzehn Jahren freut man ſich zum Ball.“

Es kamen ein Paar alte Bekannte des Generals, um ihm Geſellſchaft zu leiſten; Tosca empfahl ihnen ihren Mann; es war ihr ungewohnt, ihn um dieſe Stunde zu verlaſſen. Dann fuhr ſie fort mit Sigismund und Ignaz.

Der Saal war gedrängt voll Menſchen. Sigismund ſetzte ſich hinter Tosca; der Platz war ihm willkommen: er brauchte ihr nun nicht in die ſtralenden Augen zu ſehen, die ihm weh thaten. Er dachte an Agathens linde, ſanfte Augen; aber ihr Blick blieb nicht in ſeiner Seele haften, glitt hinein, und erloſch, und war doch ſo lieb, ſo gut! Ihm war, als müſſe er zu ihr, ſie um Vergebung bitten, ſie beſchwören, ſich zwiſchen ihn und Tosca Beiron zu ſtellen. Dann fragte er ſich unwillig: „Aber wozu? ich werde doch nicht vor dem Lächeln einer ſchönen Frau zerſchmelzen?“ — Dann heftete er feſt den Blick auf Tosca, wie ſie da vor ihm ſaß; auf den zierlichen Kopf mit der

Lockenfülle, den der ſchlanke Hals ſo ſtolz und ſo graziös trug, auf den ſchönen Nacken, um den ihr dunkler Sammetſhawl ſich in weichen, breiten Falten legte, auf die ganze Geſtalt, bei der jede Bewegung von biegſamer Elaſtizität war. Er that es mit einem ſtrengen, kritiſchen Blick; er wollte ſich überzeugen, daß er ſchönere Frauen geſehen, daß Agathe reizender ſei. Allmälig aber vergaß er die beabſichtigte Kritik, und Alles entſchwand ihm, wie zwiſchen Nebeln und Hochgebirg: die Frauen, die Menſchen, die Welt; nur nicht Tosca Beiron, die er als Jüngling geſehen und geliebt hatte, und die er jetzt als Mann wiederſah — und nicht mehr lieben durfte! denn ſie war gefeſſelt an einen ſiechen Greis, und er an ein blühendes Mädchen; denn ihre Wege gingen weit, weit auseinander, und hätten doch einſt ſich vereinigen können! Damals, als Tosca Beiron, um mit ihm zu tanzen, ein enderes Engagement brach; damals, als ſie ihm täglich, wie aus dem Himmel, einen Guten Morgen zuwinkte; damals, als ſie ihm, den ſie krank und niedergeſchlagen wähnte, mit ſüßer Theilnahme das Beſte und Liebſte ſchickte, was ſie hatte — ihre Blumen .... die er mit Füßen trat; denn damals — o ja! da liebte ſie ihn, mit jener aufdämmernden Empfindung, welche nur der Gewißheit der Erwiederung bedurft hätte, um in roſigen Flammen aufzuſchlagen.

Liszt ſpielte und ſpielte. Sigismund wußte nicht was, und fragte auch nicht danach; ihm war, als ſpiele er ihm ſeine ganze Vergangenheit wie eine ſtralende Fata Morgana aus den grauen Wellen ſeiner Erinnerung empor. Und aus der Vergangenheit ging er in die Gegenwart über, in die des Augenblicks; es lag eine Berauſchung in dieſem Tonmeer, wie ſie in jeder überſchwenglichen Fülle liegt, und überdies giebt es wol keine feinere, zauberiſchere Seligkeit, als einen geiſtigen Genuß mit einer ſehr geliebten Perſon zu theilen. Wie vor der Pforte des Paradieſes findet man ſich mit ihr zuſammen, lautlos, anbetungsdurſtig, bebend vor Sehnſucht, der ewigen Schönheit ins Sonnenantlitz zu ſchauen. Die Klänge, die ſein Ohr berauſchten, zogen auch in ihre Seele! die Melodien, die ihm das Herz umwogten, ſchaukelten auch das ihre! Es war eine unirdiſche, und doch wunderſam ſüße Gemeinſchaft! vielleicht iſt die Liebe ſo auf irgend einem höheren und glückſeligeren Geſtirn, als unſre Erde iſt. Toscas Sammetſhawl war von ihrem Nacken auf die Lehne ihres Stuhles geglitten. Sigismund legte die Hand darauf, wie um ſich an etwas zu halten, das im Stande ſei, ihm wirklich einen Halt zu geben, denn ihm war, als könne er in die Unermeßlichkeit fortgeſchleudert werden. Durch den Handſchuh hindurch fühlte er den Sammet wie eine linde Berührung, wie eine Beſchwichtigung. Er zog geſchwind den Handſchuh aus, und lehnte die Stirn auf die Hand, die auf dem Shawl lag. Ganz leiſe berührte er den Sammet mit ſeinen Lippen. Ein feiner, faſt unmerklicher Duft von vétivert war darin. Sigismund ſchloß die Augen; er vergaß die Unermeßlichkeit der Welt und des Lebens — aber nicht die des Glücks.

Liszt ſpielte und ſpielte. Goldne Wolken legten ſich um Sigismunds Seele. Was war ihm Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft? es ſchmolz zuſammen in dem ſeligſten Bewußtſein der Nähe der ſchönen Geliebten. Ja, ſie gehörte einem andern Mann! Ja, ſie war ihm verloren ... was man ſo verloren nennt! Aber ſie war auf der Welt! aber ſie war da! In ihrem bloßen Daſein ſchien ihm eine unendliche Verheißung zu liegen. Konnten ſich nicht die Schickſale wenden? gab es nicht wunderbare, göttliche Fügungen? Fremde Geſtalten blitzten wie Geiſter in ſeine wachen Träume: Agathe, das liebe Mädchen; der General, ſterbend, todt; Ignaz, lauernd, ſchlangenhaft, als ſinne er darauf, Tosca zu verderben. Sigismund fuhr verſtört empor: Liszt hatte den Schlußakkord gemacht. Tosca kehrte ſich zu ihm; ſie ſah beinah blaß aus.

„Nicht wahr," fragte ſie, „das iſt kaum auszuhalten? Der Menſch ſpielt einem die Seele fort."

„Ob er nicht eine neue Incarnation des alten Rattenfängers von Hameln iſt," ſprach Sigismund, aber mit ſo beklemmter Stimme und bleichen Lippen, daß Tosca beſorglich und freundlich ſagte:

„Sie werden doch nicht ohnmächtig werden? wollen Sie mein Flacon? er fängt gleich wieder an zu ſpielen."

Sie gab ihm das Flacon. Sigismund behielt es in der Hand, ohne es zu brauchen. Ohnmächtig wäre er nicht gern geworden — doch geſtorben recht gern; nur eine Gewißheit wollte er.

„Sagen Sie mir," fing er an, „ich bitte, ſagen Sie mir aufrichtig — haben Sie mir vergeben?"

„Rührt die Muſik Ihr Gewiſſen?" fragte ſie.

„Alſo haben Sie mir nicht vergeben!" rief er.

Sie legte den Finger an die Lippen, und ſagte dann: „Ich habe Ihnen vergeben."

„Und warum haben Sie es gethan?"

„Weil Sie gutgemacht haben"

„Wodurch?"

„Durch Ihre Erzählung von geſtern Abend.“

„Und nun?“

„Und nun?“ wiederholte ſie und ſah ihm mit ihren großen mächtigen Augen grad' ins Antlitz. Es glitt ein Roſenſchimmer, wie der Wiederſchein einer hohen Freude, über ihre Wangen; ſie ſah aus wie innerlich illuminirt, und ſagte endlich: „O … nun iſt's gut.“

Die Muſik begann von Neuem. „Sie hat recht!“ dachte Sigismund; „nun iſt's gut …. zwiſchen ihr und mir. Ihr ſchönes lichtes Weſen bedarf des Friedens! weil es ſo friedlich iſt wie der Regenbogen, und ſo hoch wie der Regenbogen — darum iſt's auch magiſch und herzſtärkend, wie er. Du biſt ſehr göttlich, Toſca Beiron.“ — — — Das Conzert war zu Ende. — — —

„Nun? hat es Ihnen gefallen?“ ſagte Ignaz zu Toſca, als ſie fortgingen.

„Nein!“ antwortete ſie kurz.

„Nein?“ rief Ignaz; „nun, meine ſchöne Tante, dann wiederhol' ich Ihnen, was ich ſchon oft geſagt, Sie haben kein Herz.“

Sie ſchwieg. Ignaz ſprach mit Sigismund weiter. Als ſie in den Wagen ſtieg, ſagte Toſca: „Nach Hauſe!“

„Noch eine Ueberraſchung!“ rief Ignaz verwundert; wollen Sie nicht auf den Ball? ... oder etwa ſpäter?“

„Nein!“ ſagte ſie wieder.

Ignaz ſchüttelte den Kopf. Zu Hauſe angelangt, ſagte Tosca zu Sigismund:

„Mein Neffe geht auf den Ball; kommen Sie zu meinem Mann, wir wollen ihm erzählen und Thee trinken.“ — Er folgte ihr ſtumm.

„Nun, biſt Du befriedigt, liebe Tosca?“ fragte der General, als ſie eintraten.

Tosca ließ ſich neben ihm in einen Lehnſtuhl fallen, holte tief Athem, küßte ihm dann die Hand und ſagte:

„Befriedigt! ja, das iſt das Wort! ... befriedigt, mein Ignaz — wendete ſie ſich zu dieſem — und zwar ſo ſehr, daß ich nicht im Stande bin, heute Abend Tanzmuſik zu hören. Ich bleib' daheim.“

Sie zog die Handſchuhe aus, legte Shawl und Fächer ab, und ſagte zum General:

„Ich weiß nicht ... bin ich entſeelt, bin ich neubeſeelt, aber genug! irgend etwas iſt meiner Seele geſchehen.“

„Sie iſt den Launen zugänglich worden,“ ſprach Ignaz lachend.

„Lachen Sie immerhin, beau neveu!“ entgegnete ſie ſehr gleichmüthig und dann zu Sigismund: „Nicht wahr, er warf auch Sie in ganz überwältigende Emotionen? Sie ſehen noch ganz angegriffen aus.“

„Haben Sie ſo ſchwache Nerven, Herr Regierungsrath? fragte Ignaz immer noch lachend.

„Die Nerven ſind gut, Herr Graf,“ erwiederte Sigismund eben ſo gleichgültig als Tosca; „aber die Emotionen gehen bei mir tiefer, als bis zur Erſchütterung der Nerven.“

„Lieber Onkel,“ ſagte Ignaz, „wie ein ſchlichter Menſch, der ich bin, habe ich Liszt's Spiel in jeder Beziehung meiſterhaft gefunden; allein ſo erſchüttert, wie dieſe Herrſchaften, bin ich nicht davon, und darum werde ich auch tout bonnement auf den Ball gehen.“

„Wo Sie, als ein eleganter Tänzer, der Sie ſchlichter Menſch ſind — auch viel nothwendiger ſind, als ich,“ ſagte Tosca freundlich, und nickte ihm ihren Abſchiedsgruß zu.

„Sie bekommt Launen,“ dachte Ignaz, während er zum Ball fuhr: „das iſt ein Zeichen von Herzensunruh. Aber durch wen? ... Der Mann? ... unmöglich! Doch wen ſieht ſie denn ſonſt noch?“ — Er durchlief die Reihe der Männer, welche ſie kannte, und wiederholte bei Jedem: unmöglich! Endlich blieb er bei ſich ſelber ſtehen:

„mir däucht, ſie antwortete mir ein paar Mal kurz und verdrießlich; das pflegt ein Zeichen von Mißfallen zu ſein — allein das Mißfallen entſpringt oft nur aus einer Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Moment, und nicht mit dem, gegen welchen es ſich äußert.“ Dennoch brachte er es in dieſem Punkt nicht bis zur Ueberzeugung; immer tauchte Sigismund wieder auf, ſo oft er auch ſein: unmöglich! vor ihm wiederholte.

Sigismund blieb nur kurze Zeit beim General. Alles, was Tosca ſagte, wie ſie es ſagte, ihr Blick, ihre Bewegungen, magnetiſirten ihn, machten ihn kraft- und willenlos. Sie ſaß ihm und dem General grade gegenüber und hatte beide Arme auf den Tiſch gelegt. Zuweilen hob ſie den einen, ſtützte den Kopf in die Hand, oder ſtrich mit der Hand über die Stirn. Die Lampe warf ihr helles Licht auf ſie und ins Zimmer hinein; ſie ſchwamm in Glanz; nach der Seite des Generals war die Lampe mit einem Schirm bedeckt, ſo daß die beiden Männer im Finſtern ſaßen.

Tosca ſprach viel über die Muſik; Sigismund antwortete nur einſilbig, nur grade genug, um ſie reden zu machen. Er konnte nicht anders. Er ſaß da, und blickte zu ihr hinüber, aus ſeiner Finſterniß in ihr Licht, wie von der Erde zu irgend einem goldnen Stern. Nichts ſtand zwiſchen ihnen als der Tiſch; er meinte ſich durch Welten von ihr getrennt, und dennoch war's ein Durſt, ein Drang nach der Sphäre dieſes ſchönen Sternes, daß auch Welten den Gang zu ihm nicht hemmen würden.

„Wollen Sie ſchon ſchlafen gehen?“ fragte Tosca, als er den Hut nahm.

„Nicht ſchlafen — arbeiten!“ ſagte er mit ſo beſondrem Ausdruck, daß Tosca ſagte:

„Ach, das wird Ihnen zu ſchwer werden! Sie ſeufzen ja, wenn Sie nur daran denken! laſſen Sie die Arbeit, ſie gelingt Ihnen nicht.“

„Gnädige Frau,“ erwiederte Sigismund in ganz heiterm Ton, „ich muß arbeiten, um morgen wieder ein vernünftiger Menſch zu ſein.“

„Glück zu!“ ſagte ſie lieblich, und der General ſprach:

„Geben Sie Sich nicht allzu viel Mühe, um ein vernünftiger Menſch zu werden! — es kommt eine Zeit, und früh genug, und ganz von ſelbſt, in der wir tief bedauern, nicht mehr unſrer früheren extatiſchen Thorheiten und ſublimen Schwärmereien fähig zu ſein.“

„So iſt's!“ entgegnete Sigismund, „aufs Bedauern ſind wir unſer Lebelang angewieſen.“

Als er auf ſein Zimmer kam, fiel er tödtlich erſchöpft in den Sopha. „Laſſen Sie die Arbeit, ſie gelingt Ihnen nicht!“ hörte er unabläſſig Toscas Stimme in ſein Ohr flüſtern. Er verfiel in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Traum. Eine ſchwere, fieberhafte Aufregung brütete über ihm. Unbeweglich lag er da, und fühlte ſich beängſtigt, wie in ſchweren Ketten, und kraftlos, um ſie abzuſtreifen. Plötzlich wehte ihn Erquickung an; Töne erklangen, er wußte nicht wo; ſie kamen ihm bekannt vor und doch ſo, als ob er ſie noch nie gehört. Er athmete freier, das Herz klopfte ihm ruhiger! allmälig kehrte ihm das volle Bewußtſein zurück. Er richtete ſich auf und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, um ſich zu überzeugen, daß er wache; dann horchte er. Es war Schuberts „Ave Maria,“ das Liszt geſpielt hatte — und das jetzt Tosca Beiron ſang! — Dieſe ſtillen innigen Töne, in tiefer Nacht von ihr geſungen, von ihm gehört, überwältigten ihn. Er warf beide Hände vors Geſicht, wie um ſich zu verbergen; dann ſprang er heftig auf, und ſagte ganz laut: „Ja, es iſt ſo! ich ſchmelze in ihre Weſenheit hinüber ... aber ich will nicht! — ich will fort! Agathe, zu Dir!“

Tosca hatte aufgehört zu ſingen. Es war ſo ſtill im Hauſe und auf der Straße, daß er hörte, wie ſie die Thür aus dem Salon nach ihrem Zimmer auf- und zumachte. „Nun geht ſie ſchlafen!“ dachte er; „Gott ſegne Dich, unvergeßliches Geſchöpf!“ — und mit einem traurigen Rückblick auf ſich, fügte er den Schluß eines Liedes hinzu: „Und die Nacht, und die Nacht — Hat ſie ſchlafend verbracht!“ —

Dann traf er geſchwind einige Anordnungen, warf ſich aufs Bett, und fuhr in der Frühe des nächſten Morgens nach Magdeburg auf der Eiſenbahn — die, was das Zuſammenkommen betrifft, eine eben ſo wundervolle Veranſtaltung, als hinſichtlich des Reiſens widerwärtig iſt. Im Wagen bemächtigte ſich ſeiner eine Art von Betäubung, die ihm ſehr wohl that, ein Seelenſchlaf, aus dem er geſtärkt zu erwachen hoffte. Endlich griff er ungeduldig nach der Uhr, um zu ſehen, wie lange er denn noch bis Magdeburg zu fahren habe. Außer der Uhr fand er in ſeiner Bruſttaſche Toscas Flacon. Es war von hellblauem Hyalith, mit goldnen chineſiſchen Zeichnungen, platt und flach, bequem in der Taſche zu tragen. Als Sigismund es betrachtete, die glänzende Farbe, die phantaſtiſchen Figuren, fiel ihm ein, ob es nicht ein Amulet ſein möge, ein Talisman, und ob er es nicht lieber aus dem Wagen werfen ſolle; aber der Gedanke, daß es ihm ja nicht gehöre, hielt ihn zurück. Dies Flacon warf ihn wieder in ſeinen geſtrigen Ideenkreis! er dachte wieder an Tosca, an den holdſelig gedankenvollen Blick, womit ſie „Und nun?“ geſagt, an die Muſik, an ihren Sammetſhawl, an den leichten Duſt von vétivert. Er öffnete das Flacon; richtig! es war vétivert darin. Er goß einen Tropfen auf ſeinen Rock.

Zwei junge Leute ſaßen neben ihm. Er hatte bis daher ihr Geplauder nicht beachtet; als aber der Eine den Dom von Magdeburg erblickte, und zum Andern ſcherzend ſagte, indem er auf die Stadt wies:

„Da wohnt Deine künftige Liebſte!“

Da erſchrak Sigismund faſt, denn ſeine Liebſte wohnte da, und ſeine Gedanken gingen nicht zu ihr — ſondern zurück! zurück! — —

Er eilte zu Agathen. Er ſchellte; ihre Mutter öffnete ihm die Thür und empfing ihn mit herzlicher Freude. Er fragte ungeduldig nach Agathen.

„Sie plättet;“ ſagte die Mutter, und rief in ein andres Zimmer hinein: „Agathe, komm einmal her, geſchwind!“

Agathe kam munter hereingelaufen und ſtieß einen hellen Freudenſchrei aus, als Sigismund ihr entgegen trat. Es war ein wunderhübſches Mädchen, groß, voll und ſchlank von Geſtalt, mit einem prächtigen blaßgelben Teint, deſſen Colorit ebenſo warm und friſch als die roſigere Farbe der Blondinen iſt, mit rabenſchwarzem Haar, in welchem das farbloſe Antlitz wie eine Perle auf Sammet lag, und mit guten ſanften ſchwarzen Augen, die das Geſicht, welches durch Züge und Farbe hätte hart ſein können, ganz weich machten. Jetzt ſah ſie überdas ſehr glücklich aus, ſo wie man bei zwanzig Jahren dem Geliebten gegenüber auszuſehen pflegt. Dieſer Ausdruck von Glück rührte Sigismund. Iſt es Dankbarkeit? iſt es Eigenliebe? nichts feſſelt den Menſchen ſo an einen andern, als das Bewußtſein, ihn bis ins innerſte Herz zu beglücken.

„O Sigismund!“ ſagte Agathe, „Du hätteſt doch lieber vorher ſchreiben ſollen, denn jetzt freu’ ich mich ſo ſehr... daß ich gar nichts ſagen kann.“

Sie ſetzte ſich, nahm ſeine Hand in die ihren und ſah ihn an. Er erzählte ihr, daß er nicht vorher ſeine Ankunft hätte beſtimmen können, weil er den Entſchluß gern von augenblicklicher Stimmung abhangen laſſe, von einer unüberwindlichen Luſt, oder von tiefer Sehnſucht, oder von der plötzlichen Ueberzeugung: jetzt ſei es grade an der Zeit.

Zu Allem, was er ſagte, nickte Agathe freundlich mit dem Kopf; ſie hörte auf ſeine Stimme, auf ſeine Worte nicht. Was er ſprach, war ihr höchſt gleichgültig; daß er da war, beſeligte ſie. Sie unterbrach ihn plötzlich:

„Sigismund!“ rief ſie, „haſt Du mich lieb?“

Das iſt eine unſelige Frage! Unter hundert Malen ſtimmt ſie den, an welchen ſie gerichtet wird, neunundneunzig Mal traurig. Liebt er aus voller Seele, mit tiefſter Hingebung, ſo ſcheint ihm die Frage zu alltäglich, um nicht überflüſſig zu ſein. Thut er das nicht, ſo ſetzt er im Andern Mißtrauen und Zweifel voraus und fühlt ſich gekränkt, wenigſtens verſtimmt, weil — er es verdient. Die Frauen haben eine unglückliche Leidenſchaft für dieſe Frage, denn ſie lieben Demonſtrationen des Gefühls, ſie ſind demonſtrativer als die Männer — vielleicht, weil ſie mehr Zeit dazu haben, vielleicht weil es eine ihrer Grazien iſt. Eine Frau weiß unter vier Augen unendlich viel mehr Liebliches zu ſagen als ein Mann; darauf ſollte ſie ſich beſchränken, das hört er immer gern. Aber die Frage: „haſt Du mich lieb?“ ſollte ſie nie an ihn richten, höchſtens in den allerernſteſten Momenten oder in fröhlichem Uebermuth, ſpottend, neckend; — nur dann wird er zu antworten wiſſen. — Dies rathe ich den Frauen ſehr wohlmeinend.

Ueber Sigismund legte ſich ein Schatten, als er ſagte:

„Ja, liebe Agathe; aber warum fragſt Du?"

„Weil ich dies Ja lieber hören mag, als Alles, was Du ſonſt ſagſt, mög' es noch ſo geſcheut und klug ſein," erwiderte Agathe aus ſo vollem Herzen, daß er ſie gerührt und zärtlich umfaßte und ſagte:

„Bei Dir hab' ich's gut, meine Agathe."

„Und wo denn nicht, Sigismund?"

„Nirgends — wo Du nicht biſt."

„Nun, das muß ja auch ſo ſein. — Aber," fügte ſie hinzu und ſah ihn beſorgt an, „mir däucht, Du ſiehſt angegriffen aus. Biſt Du krank? hat Dir Jemand was zu Leide gethan?"

Sigismund lachte. „Das iſt doch keine ordentliche Antwort," ſagte Agathe kopfſchüttelnd.

„O," rief Sigismund, „ſieh mich an, Agathe! ſieh mich an mit Deinen guten lieben Augen! und freundlich, Agathe, nicht beſorgt! Glaube mir, wenn ich bei Dir bin, ſo fehlt mir nichts, und wenn ich nicht bei Dir bin, ſo fehlt mir auch nichts — als Du."

Agathe verſuchte ihn anzuſehen, aber ihre Augen füllten ſich mit Thränen; um ſie zu verbergen, ſchlug ſie die Augen nieder. Es war ein ſo milder ſanfter Ausdruck in ihrer ganzen Erſcheinung, daß Sigismund vor dem Gedanken bebte, dieſem Mädchen auf irgend eine Weiſe weh zu thun.

Der Abend verging gut. Die Erinnerung an den geſtrigen ſtieg zwar ein Paarmal lebhaft in Sigismund auf, wenn er deſſen extatiſche Emotionen mit dem Stillleben des heutigen verglich. Aber er ſchob ſie gewaltſam zurück, und wiederholte heimlich: heute iſt's beſſer! — In dem Glanz des geſtrigen Abends ſtand Tosca wie die Roſe in einem perſiſchen Gedicht; in dem Frieden des heutigen erſchien ihm Agathe wie das Veilchen in irgend einem deutſchen Frühlingsliede. Spät ging er fort, und zu ſeinem Schwager, bei dem er wohnte. Er fühlte ſich recht zufrieden, und ſeines Entſchluſſes herzlich froh. Einige Tage bei Agathen, und die Arbeit ein vernünftiger Menſch zu werden war dennoch gelungen — trotz Toscas Prophezeihung, oder vielleicht wegen ihres „Glück zu!“ — Denn mächtig iſt ſie! dachte Sigismund; und ob ſie wol an mich denkt .... an ihr Flacon, das bei mir geblieben iſt? — So dachte er vor dem Einſchlafen, wenn der Geiſt und der Wille nicht mehr im

Stande ſind die vagabondirenden Gedanken zu beherrſchen; ſie flogen zu Tosca, nicht zu Agathen.

Am andern Morgen, nachdem Sigismund eine Weile bei Agathen geweſen war, ſagte ſie:

„Aber, lieber Sigismund, warum parfümirſt Du Dich ſo ſtark? ich bin das gar nicht an Dir gewohnt.“

Er griff unwillkürlich nach der Bruſttaſche, um ſich zu überzeugen, ob das Flacon ſich nicht geöffnet habe; denn er hatte ſich ſchon ſo an den Geruch gewöhnt, daß er ihn nicht mehr bemerkte. Agathens Blick folgte ſeiner Hand.

„Bitte, zeige mir, was es iſt,“ ſagte ſie.

Er gab ihr das Flacon, aber ein wenig widerwillig. Sie rief:

„O das iſt allerliebſt! doch die Eſſenz wollen wir ausgießen; die mag ich nicht.“

„Gnade für die Eſſenz, liebe Agathe! ſie wird Dir gewiß gefallen, wenn ich Dir ſage, daß es die alten Narden ſind, die Narden, welche die heiligen drei Könige ſamt Gold und Spezereien dem Chriſtuskinde darbrachten. Jetzt heißen ſie vétivert.“

„O, im vétivert iſt gewiß nichts mehr von den alten Narden enthalten! ich kann wirklich nicht ertragen, daß Du Dich damit parfümirſt“ … —

„Ich will es weglegen, liebe Agathe,“ ſagte Sigismund und ſtreckte die Hand danach aus.

Aber Agathe behielt es in der ihren, die ſie zurückzog, und ſagte:

„Bitte, Sigismund, o bitte, ſchenke mir das Flacon! es iſt gar niedlich.“

„Ich werde Dir ein andres geben, liebe Agathe, ein größeres, eleganteres, mit irgend einer Eſſenz, die Du gern magſt.“

„Nein, ich danke Dir! ein eleganteres will ich nicht… und es giebt auch keines! und die größeren ſind nur unbequem.“

„Du kannſt ein größeres auf Deine Toilette ſtellen.“

„Ich hab keine Toilette, zu welcher ein elegantes Flacon paßt, Sigismund. Ich mögte nur dies… um es immer bei mir zu tragen…. ſo wie Du es getragen haſt.“

„Aber Du magſt nicht den Parfüm, Agathe.“

„Nein gar nicht! drum will ich ihn Dir nehmen.“

„Ich könnte ihn mir ja wieder bei jedem Parfümeur kaufen.“

„O das thuſt Du nicht, wenn es mir unangenehm iſt. Bitte, Sigismund, ſchenke mir das Flacon.“

Er hätte einfach ſagen können, es gehöre ihm nicht; aber ihm graute vor den Erörterungen, wie, wann, von wem er es bekommen habe, und er fühlte, daß er nicht im Stande ſei, irgend eine kleine erklärende Geſchichte, wie die Männer ſie ſonſt immer bereit zu haben pflegen, in dieſem Augenblick zu erfinden. Wie man das denn immer höchſt ungeſchickt macht: um aus der Verlegenheit zu kommen wird man heftig.

„Ich bitte ſehr um Verzeihung," ſagte er kurz, „allein das Flacon iſt mir lieb."

„Eben darum!" ſagte ſie bittend.

„Mein Gott!" rief er heftig, „wenn Du eine ſo große Liebhaberei für Flacons haſt, will ich Dir ein Dutzend kaufen!"

Kaum hatte er's geſagt, ſo that es ihm leid, denn Agathe ſagte ſehr traurig:

„Du willſt es mir alſo nicht geben?"

„Laß es mir, liebe Agathe!" bat er ſanft.

„Da!" ſprach ſie. Doch noch ehe er es nehmen konnte, machte ſie ihre Hand auf und ließ es fallen, zu abſichtlich um den Zufall anklagen zu dürfen. Sigismund wurde blaß, ſtand auf und nahm ſeinen Hut. Als Agathe das gewahrte, ſprang ſie ihm in den Weg, faltete die Hände, und ſagte zitternd:

„Sigiſmund!“

„Es thut nichts, liebe Agathe,“ erwiderte Sigiſmund mit etwas gezwungenem Lächeln. „Ich bin ungeſchickt geweſen — nicht Du.“

„O Du biſt erzürnt!“ rief ſie mit tiefem Schmerz.

„Gar nicht! mein Wort darauf! ein Flacon iſt ja etwas ſehr Zerbrechliches! In einer halben Stunde bin ich wieder hier, Agathe — jetzt muß ich einen Gang durch die Stadt machen.“

„O nicht jetzt... nicht ſo im Zorn!“ bat ſie. „Geh nicht fort, ohne mir einen Kuß zu geben — das iſt noch nie geſchehen, Sigiſmund!“ — Sie ſagte das aus tiefer, trauriger Liebe, doch es berührte ihn unangenehm.

„Laß mich gehen, gute Agathe, ich bitte Dich!“ ſprach er im halb gereizten, halb befehlenden Ton.

„O Himmel!“ ſagte Agathe und trat zurück. Sie bebte vom Scheitel bis zur Sohle, ſchloß die Augen, und lehnte ſich an die Wand neben der Thür. Das ging ihm durchs Herz. Agathe hatte ja nicht Unrecht; ſie hatte nur den unbegreiflich feinen und richtigen Inſtinkt der Liebe. Er! er hatte Unrecht gegen ſie, und fügte jetzt noch die herbſte Kränkung dazu! Er warf den Hut fort, er umfaßte Agathe, ließ ſie niederſitzen, kniete vor ihr, gab ihr tauſend ſüße Namen und liebe Worte. Sie hielt unablässig beide Hände vor dem Geſicht. Er bat ſie ihn nur anzuſehen, wenn auch nicht freundlich.

„Nein!“ ſagte ſie, „ich bin beſchämt, ich kann nicht.“

„Du ſtrafſt mich hart, Agathe,“ ſagte er, wieder etwas heftig.

„Es ſollte nicht Strafe ſein, Sigismund,“ ſprach ſie und ließ die Hände ſinken. „Aber höre! wenn ich zu Dir ſpreche: Gieb mir einen Kuß! ſo mußt Du es thun — denn Du kannſt Dir vorſtellen, daß mir ſo viel daran liegt... ſo viel... wie vorhin. Verſprich mir das.“

„Ja, liebe Agathe.“

„Dafür verſprech’ ich Dir, daß ich es nie wieder thun will — nie wieder.“

„Aber wenn ich Dich um einen Kuß bitte — was wirſt Du thun?“

„Ich werde immer thun, was Du wünſcheſt,“ entgegnete ſie, und die Trauer auf ihrem Geſicht machte einer wunderholden Freundlichkeit Platz. „Und jetzt bleibſt Du hier? nicht wahr?“ fragte ſie.

„Ich habe meiner Schweſter verſprochen bei ihr zu Mittag zu eſſen,“ antwortete er.

„O nicht bei Deiner Schweſter!“ rief Agathe ängſtlich; „iß bei uns, Sigismund.“

„So muß ich ihr doch ſagen, daß ich nicht komme.“

„Ja, thue das! aber komm' bald wieder; denn Deine Schweſter mag mich nicht.“

„Sie mag Dich nicht?“ rief er befremdet.

„O, ſie mag nicht, daß Du mich heirathеſt! ich bin ihr für Dich nicht reich und vornehm genug. Sie meint, Du könnteſt eine ganz andre Partie machen — was ich freilich auch ſehr gern glaube.“

„Eine Partie machen!“ rief Sigismund; „aber ich will gar keine Partie machen! Heirathen will ich! ... und zwar Dich, Agathe!“

Er umarmte ſie und ging. Sie ſprang an das Fenſter und blickte ihm nach, wie er dahin ging, feſt, raſch, mit wenigen Bewegungen. Ihr ſchien, als habe ſie nie Jemand ſo ſicher und ruhig gehen ſehen. So lange ſie ihn ſah, fühlte ſie ſich froh und leicht; als er verſchwand, als ſie ins Zimmer zurücktrat, als ſie die himmelblauen und goldnen Scherben des Flacons gewahrte, fiel ihr Herz gleichſam in namenloſe Beklommenheit zurück. Sie grämte ſich, daß Sigismund ihr nicht das Flacon hatte geben wollen, daß ſein Wunſch, es zu behalten, größer war, als ſein Wunſch, ihr eine Freude zu machen. „O wenn er es mir gegeben hätte,“ ſagte ſie halblaut, „ſo hätte ich es ihm ja auf der Stelle zurückgegeben! behalten wollte ich es gar nicht, nur wiſſen, ob das, was ſein iſt, auch mein iſt.“

Als die Mutter eintrat, fand ſie Agathe am Boden kniend, und weinend die Scherben in ihrer Schürze ſammelnd. Sie fragte, was ihr widerfahren ſei? Agathe ſagte nur, es thue ihr ſo leid, daß ſie Sigismunds allerliebſtes Flacon habe zu Boden fallen laſſen, und dabei weinte ſie, als wolle ſie mit ihren Thränen die Erinnerung daran überfluthen. Das ſind unſre bitterſten Schmerzen, die, welche wir Keinem anvertrauen mögen, weil wir ſie in uns ſelbſt nicht zum Bewußtſein kommen laſſen mögten.

Sigismund fühlte ſich mißgeſtimmt. „Es liegt doch etwas Krittliches, Kleinliches, Eiferſüchtelndes im Frauencharacter,“ ſprach er zu ſich ſelbſt. Sein Beſuch bei ſeiner Schweſter erhöhte dieſe Mißſtimmung; ſie machte ihm Vorwürfe, daß er ſie um ſeiner Braut willen vernachläſſige; — ſehr zärtlich, ſehr freundlich that ſie das; die Intimität eines halben Menſchenlebens, ihre lange vertrauliche, durch die Kindheit und erſte Jugend fortgeſetzte Freundſchaft rechnete ſie ihm vor, welche jetzt durch eine Bekanntſchaft von ſechs Monaten in Schatten geſtellt werde. Sie war eine ſehr hübſche und elegante Frau, durch die günſtigen Verhältniſſe ihres Mannes in eine glänzende Lage verſetzt. Wie das zuweilen geht zwiſchen Geſchwiſtern, ſo ging es auch hier: eins von ihnen iſt der Liebling der übrigen — bald iſt es das älteſte, bald das jüngſte, bald der einzige Bruder oder die einzige Schweſter, bald nichts von dem Allen, ſondern eben nur der allgemeine Familienliebling; für den erſinnen ſich die übrigen ganz beſondre Schickſale voll Glück und Segen und Glanz, und malen ſeine Wege mit ſo idealiſchen Farben aus, wie ſie ihn ſelbſt in eine Glorie der Vollkommenheit ſtellen. Sucht er dann auf ganz gewöhnlichen Pfaden und zwiſchen gewöhnlichen Verhältniſſen ſein Glück, ſo liegen die unter der Erwartung der Geſchwiſter, und ſie fühlen ſich ein wenig gedemüthigt in ihren hochfliegenden Hoffnungen. Wirft er ſich aufs Ungewöhnliche, ſo liegt das, wenn nicht über — doch außerhalb der Kreiſe ihrer Wünſche, und es verletzt ſie, daß er etwas ergriffen hat, was ſie nicht für ihn ausgedacht. Und dies Alles aus lauter Liebe! — Sigismunds Schweſter fand, daß Agathe durch ihre Heirath ein namenloſes Glück mache, zu welchem ſie durch nichts berechtigt ſei. „Es iſt ein hübſches gutes Kind,“ ſagte ſie oft zu ihrem Mann, „doch ich dächte, mein Bruder dürfte wol andre Anſprüche machen.“ — Und jetzt fand ſie ſich in ihrer ſchweſterlichen Zärtlichkeit beeinträchtigt um Agathens willen! Geſchwiſterliebe iſt ein geliehenes Gut; ſie kann ſo lange genügend, ja, excluſiv ſein, bis das Herz zur Erkenntniß gekommen. Iſt das geſchehen, weiß es, was es fordern — oder beſſer, was es geben kann: ſo tritt die geſchwiſterliche Liebe in ihre Schranken zurück, kann Troſt, Freude, Beruhigung gewähren, aber nicht das unermeßliche Glück, nach welchem das Herz durſtig worden iſt, ach! oft ohne Befriedigung zu finden. Um Familien- und überhaupt alle intimen Verhältniſſe in einer Sphäre zu erhalten, wo ſie nicht allzu ſehr vom dicken Staube der Alltäglichkeit zu leiden haben, iſt nichts ſo nothwendig, als gewiſſe Fühlfaden an der Seele, welche auf manchen Punkten vor der lindeſten Berührung ſich zuſammenziehen, und vor dem Vorwärtsdringen warnen. Wir haben auch ſolche Fühlfaden; wir empfinden auch ihre Einwirkung; dennoch übertäuben wir oft ihre Warnung, weil übertriebene Eigenliebe uns zuflüſtert, daß wir mehr geben, als empfangen, daß Kälte und Mangel an Vertrauen uns gegenüber ſtehen. Das kann wol ſein! aber der Bruder iſt Mann, aber die Schweſter iſt Weib; tauſend und aber tauſend feine, unſichtbare und dennoch unzerreißbare Rückſichten weben eine leicht verletzliche Schranke. Ich glaube, daß die Menſchen, um ſich nur als Geſchwiſter zu fühlen, immer in der Kinderſtube bleiben müßten.

Sigismund hatte für die zärtlichen Vorwürfe ſeiner Schweſter keine Antwort. Er verſuchte mit ihr darüber zu ſcherzen, aber ſie nahm die Sache tragiſch, als ſie ſah, daß er ſie luſtig nehmen wollte — ſo, aus bloßem Widerſpruchsgeiſt, der ſich bisweilen wie eine nervoſe Irritation der Frauen bemeiſtert, und ſie faſt gegen ihren Willen Dinge thun und ſagen läßt, welche ſie hinterdrein herzlich bereuen. Ich habe ſehr nachgedacht, woher das kommen möge; ich glaube, es iſt, weil die Frauen ſich nothgedrungen ſo ſehr fügen und ſchicken, der fremden Meinung unterordnen, der fremden Anſicht folgen, das Gegentheil von dem thun und laſſen müſſen, wie es ihnen ums Herz iſt. All die heimlichen Proteſtationen, welche ſie einreichen, und welche vom Schickſal nicht angenommen werden, ſammeln ſich in ihrer Seele auf, und bilden darin eine Oppoſition, welche nur darum bei erbärmlichen Kleinigkeiten hervortritt, weil ſie es bei wichtigen Dingen nicht immer darf.

Um Vieles verſtimmter, als er gekommen war, verließ Sigismund ſeine Schweſter. Vor der Thür begegnete ihm ſein Schwager, und hielt ihn am Arm feſt.

„Was Teufel fehlt Dir, daß Du mich faſt über den Haufen rennſt?“ fragte er.

„Frag' mich nur nicht!“ rief Sigismund; „denn Deine Frau hat mich geärgert!“

„Meine Frau iſt Deine Schweſter,“ entgegnete Friedrich äußerſt gelaſſen; „und wie kannſt Du Dich überhaupt ärgern laſſen? ſo lange Du das noch thuſt, biſt Du nicht reif für die Ehe. Ich ärgere mich nie über meine Patienten; ſie ſind eben krank.“

„Seelenunarten kann ich nicht Krankheit nennen,“ erwiederte Sigismund.

„Ich thue es, und ich befinde mich ſehr wohl dabei,“ entgegnete Friedrich. „Deine Schweſter iſt eine ſo gute Frau, wie eine! das hindert aber nicht, daß ich häufig Gelegenheit hätte, mich über ſie zu ärgern. Oben hinaus will ſie, immer oben hinaus .... und das hat denn doch ſeine Grenzen! da ſetz' ich ihr eine unerſchütterliche, eiſerne Ruhe entgegen“ .... —

„Und reizeſt ſie dadurch immer heftiger auf," unterbrach Sigismund; „nein, Freund! von ſolcher Ruhe kann eine Frau ganz deſperat werden."

„Ich werde mich doch nicht mit ihr zanken ſollen? Das iſt ganz gegen meine Grundſätze."

Sigismund machte eine ungeduldige Bewegung.

„Es iſt kalt hier draußen, nicht wahr?" ſagte Friedrich; „komm zu mir, wir wollen ſchwatzen."

„Nein!" rief Sigismund, „heut komm' ich nicht zu Dir! heut hab' ich Unglück! es giebt ſolche verwünſchte Tage, die im Kalender eines ſchadenfrohen Dämons übel angeſtrichen ſein müſſen — und ein ſolcher iſt der heutige."

„Was haſt Du denn mit der Auguſte gehabt?" fragte Friedrich bedächtig.

„Sie iſt eiferſüchtig auf Agathe! ich bitte Dich, bringe ihr doch bei, daß die Eiferſucht nicht in geſchwiſterliche und freundſchaftliche Verhältniſſe gehört, ſondern zur Liebe, zur Ehe" .... —

„Den Teufel auch!" rief Friedrich; „Eiferſucht zur Ehe! ein horrender Gedanke, der! beſonders in meinen Verhältniſſen. Nein! wenn meine Frau eiferſüchtige Launen haben will, ſo gönne ich ſie Dir von ganzem Herzen, lieber als mir — Denn ein Bruder fragt doch weniger danach, als ein Mann. Adieu, mein Alter."

Er ging ins Haus, und Sigismund zu Agathen.

Agathe hatte ſo heftig geweint, daß ihre Augenlieder noch ganz roth und geſchwollen waren, und daß ihre Stimme noch das leiſe Zittern hatte, das nach ſtarkem Weinen eine Zeitlang währt. Davon wiſſen die Männer nichts — ſchon darum nicht, weil ſie nicht zu weinen pflegen. Thränen ſind ihnen nun einmal verhaßt. Bei ſich ſelbſt ſchämen ſie ſich ihrer, weil ſie als weibiſche Schwäche ſie betrachten; bei den Frauen ſind ſie ihnen unerträglich, theils weil ſie allzu gerührt durch deren Thränen werden — was ihnen wieder weibiſch vorkommt — theils weil ſie der Aufrichtigkeit dieſer Thränen mißtrauen. Das Aeußerſte, was ein Mann in dieſer Beziehung für eine Frau thut, iſt, daß er ſie weinen läßt, ohne ihr darüber Vorwürfe zu machen. Hat er ihr das geſtattet, wie man einem verzogenen Kinde ſtillſchweigend eine Unart nachſieht, ſo ſoll ſie dafür, wenn ſie ſich kaum die Augen abgetrocknet hat, flugs fröhlich und freundlich ſein. Könnte ſie das ſein, ſo wären ihre Thränen wirklich nur aus einer Unart, nicht aus einem Schmerz entſprungen, und die Männer begreifen nun einmal nicht, daß man aus Schmerz weint. Begriffe es einer, ſo würde er mild gegen die Thränen ſein. Aber es giebt Punkte, in denen der Mann und das Weib ſich gegenſeitig durch und durch unverſtändlich ſind, und aller Mühe ungeachtet auch bleiben werden. Das rührt nicht von der Erziehung, von den Geſetzen der Welt und der Geſellſchaft her; es liegt an der geiſtigen und körperlichen Organiſation: von ſeinem Geſchlecht kann keiner ſich losreißen, und das Geſchlecht iſt an gewiſſe Bedingungen geknüpft, die ſich ewig gelten machen. Je größer die Liebe, um deſto tiefer wird das gegenſeitige Verſtändniß ſein; doch auf ein vollſtändiges rechne nur Niemand. Es giebt gute Momente; da kann man ſagen: „Siehſt Du! ſo und ſo und ſo bin ich, denk' ich, fühl' ich; haſt Du das begriffen?“ — Und der Andre wird mit Ueberzeugung Ja! ſagen, und dennoch nach fünf Minuten handeln, als ob er Nein! geſagt hätte. Das iſt um ſich todt zu grämen! Kämen wir gleich beim erſten Schritt ins Leben zu dieſer Erkenntniß, ſo würden wir vielleicht wirklich durch ſie überwältigt und zerknickt werden; aber die Schule der Enttäuſchung iſt ſo lang, und wir ſind ſo ungemein wißbegierige Schüler, daß wir ſelbſt nicht auf der Schwelle zuſammenſinken mögen.

Agathe hatte eine ſanfte Seele und ein liebendes Herz; ſie empfing alſo Sigismund ſehr freundlich, nur aber fröhlich, ſo wie ſie ſonſt zu ſein pflegte, und wie er ſie Immer geſehen, fröhlich war ſie nicht. Bisher war zwiſchen ihr und Sigismund die vollkommenſte Einigkeit geweſen; die Ueberzeugung, daß zwei Wünſche, zwei Willen bei ihnen exiſtiren, und von jedem bis zur letzten Conſequenz durchgeführt werden könnten, drängte ſich wie ein Stachel in ihre Bruſt. Sie dachte nicht daran, ob er Unrecht habe, oder ſie; auch nicht, worin es beſtehe; ſie dachte nur: O Gott, wie iſt es möglich, daß ich nicht ganz glückſelig bin, wenn Er da iſt! — Durch nichts wird eine Frau ſo traurig, als wenn ſie ſich das zum erſten Mal eingeſteht. Was für Schmerz und Weh und Leid ihr auch widerfahren möge: damit iſt nichts zu vergleichen! es iſt doch Alles höchſtens nur der Verluſt einer Welt; aber jenes Gefühl iſt der Untergang der ganzen goldnen, ſeligen, unerſchütterlich gewähnten Liebeswelt. In der Ehe — da ſind denn die Kinder dazu da, um den Stachel minder fühlbar zu machen, ſo heißt es; ſo ſpricht der Menſch, der ſich nun einmal entſchloſſen hat, mit ſeinen Schmerzen fertig zu werden. Aber vor der Ehe, wenn man das Herz in die Liebe getaucht hat, wie in das Weltmeer, deſſen Küſten man nicht kennt — wenn man jung und ſtark genug iſt, um nicht an Erſatz zu glauben und um

Troſt zu verſchmähen — welche wohlklingende, halbwahre, oberflächliche Redensart ſpricht da der Menſch? Am Beſten iſt's noch, wenn er die Achſeln zuckt und ſchweigt.

Die Rückwirkung von Agathens Niedergeſchlagenheit auf Sigismund war heftig. Sonſt neben ihr wie unter dem lichten blauen Himmel, fühlte er ſich jetzt wie unter einer Wolke, und der Gedanke, daß ſeine Anweſenheit ſie nicht mehr durch und durch erfreue, daß ſie ſich gegenſeitig weh gethan, daß er ſie verletzt, daß ſie um ihn geweint habe — lag lähmend auf ſeinem Herzen. Indeſſen, er verſtand mehr, ſich zu beherrſchen, als die junge unerfahrne Agathe. Er wollte nicht die Nebel, die zwiſchen ihnen aufdämmerten, ſich verdichten laſſen. Er gab ſich die größte Mühe, Agathe heiter zu ſtimmen, indem er mit ihr Plane für die Zukunft machte, und ſie ſo roſenroth ausmalte, wie ſeine Liebe für ſie es ihm geſtattete. Er war ſehr geſprächig, ſehr herzlich, ſehr theilnehmend, ſehr munter — und dadurch ſehr liebenswürdig, weil ſein gewohnter Ernſt dabei zerſchmolz und in den Hintergrund trat, wie die Gletſcher in einem Alpenthal. Und Agathe widerſtand dieſer Liebenswürdigkeit nicht. Die unruhigen Wellen ihres Herzens legten ſich. Sigismund war der Zauberer, der ſie zur Ruhe ſprach. Sigismund war der Stern, der das Gewölk in ihrem Innern lichtete.

„Sigismund!“ rief ſie; „o, ich liebe Dich.“

Sie warf die Arme um ſeinen Hals; ſie ſah ihn an, ſo feſt, ſo lang, ſo tief, als ob ſie mit dem Blick in ſeine Seele hinein gleiten wollte.

„Wohl mir!“ ſagte Sigismund. Aber er ſagte es nicht triumphirend, ſondern erſchöpft; es klang wie ein Seufzer, nicht wie ein Jubelruf.

Agathe ſtrich leiſe mit der Hand über ſeine Stirn. Er fragte:

„Was iſt da?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete ſie, „aber Etwas iſt da, was ich wegſchaffen mögte.“

„Falten, Agathe?“

„O nein! ich weiß nicht, was es iſt! ſag' es mir, Sigismund.“

„Kind! Kind!“ ſagte er lächelnd, „grabe doch nicht ſo in die Tiefe! da giebt's ja Särge und Leichen.“

„Ja,“ rief ſie lebhaft, „und deren Geſpenſter kommen auf die Oberwelt, und ich mögte ſie verſcheuchen.“

„Was meinſt Du eigentlich?“ fragte er und ſah ſie ein wenig befremdet an.

„O! daß ich Dich liebe, Sigismund!“ ſagte ſie ſanft.

Als er Agathe in ihrer Liebe beſtärkt und beruhigt ſah, that er einen langen innerlichen Athemzug, als fühle er ſich von einer Sorge befreit.

Später kam ſeine Schweſter mit ihrem Mann. Sie ſagte freundlich:

„Wenn Du mich nicht aufſuchſt, lieber Sigismund, ſo ſuch' ich Dich auf — verwöhnter Menſch, der Du biſt. Wir können nun einmal Alle nicht von Dir laſſen.“

Das rührte und erfreute ihn. Sein Herz hob ſich wieder, um aus der Beklommenheit herauszutreten, die ihn den ganzen Tag umſpannt gehalten. Dieſe Frauen, Auguſte und Agathe, beide ſo verſchieden, und einander ſo fremd im innerſten Weſen, ſchienen ſich nur in der Liebe zu ihm zu begegnen und zu verſtehen. Die Schweſter freute ſich an der Adoration, mit der die Braut zu ihm emporſah; und die Braut an der huldigenden Zärtlichkeit der Schweſter. Ihm wurde wohl, er fing an, ſich heimiſch zu fühlen. Plötzlich fragte ihn ſein Schwager:

„Biſt Du denn nicht in Berlin der Tosca Beiron begegnet? ſie ſoll ja da ſein — hört' ich heute.“

Sigismund war zu Muth wie Jemand, der dem Ufer nah in den Strudel der Wellen ſich zurückgeriſſen fühlt. Er ſagte entſchloſſen:

„Ich wohne mit ihr in demſelben Hauſe und habe ſie öfter geſehen.“

„Und das ſagſt Du mir nicht!“ rief Friedrich; „aber nun erzähle! wie ſieht ſie aus, wie geht's ihr, wie lebt ſie? hat ſie wirklich einen alten kränklichen Mann? Tosca Beiron mußt Du wiſſen, Guſtchen — wandte er ſich an ſeine Frau — war in Bonn meine Göttin, und Sigismunds erſte Liebe, Fräulein Agathe“ — ſagte er zu dieſer.

„Ich kann mir keine Perſon vorſtellen,“ entgegnete Auguſte, „die auf Euch Beide einen gleich tiefen Eindruck machen könnte.“

„Das war er auch mit nichten!“ ſagte Friedrich; „ich behielt immer den Kopf oben; aber Sigismund war weg — rein weg. Sigismund bei einundzwanzig Jahren, als Student zu Bonn, Fräulein Agathe, war nicht der ernſthafte Regierungsrath zu Magdeburg, der Ihnen jetzt zur Seite ſitzt, und ich war damals auch ein ganz Andrer.“

„Ich glaube gar, Du ſeufzeſt,“ rief Auguſte. „Wenn ich mit Dir zufrieden bin, ſo wie Du jetzt biſt, ſo ſeh' ich nicht ein, was Du zu ſeufzen haſt.“

„Es iſt eine ganz ſchlechte Gewohnheit,“ ſagte

Sigismund, „bei der Erinnerung an die Jugendzeit zu ſeufzen. Wir ſollten lieber lachen, daß wir ihre Freuden gehabt haben, und daß ihre Thorheiten hinter uns liegen.“

„Aber Sigismund — wer iſt Tosca Beiron?“ fragte Agathe.

„Erlauben Sie mir Ihre Frage zu beantworten!“ nahm Friedrich ſchnell und neckend das Wort; „den armen Sigismund dürfte es verlegen machen.“

„O!“ rief Sigismund, „es wäre übel mit mir beſtellt, wenn ich um jedes Frauenzimmer verlegen werden ſollte, das mir gefallen hat.“

„Gefallen hat!“ rief Friedrich lachend; „das nennt er gefallen hat! Fräulein Agathe, die Zeiten ſind längſt vorüber, und ein Student hat ein andres Herz als ein Mann, aber glauben Sie mir: Ihr Sigismund war dermaßen ernſthaft verliebt in Tosca Beiron, wie zu ſeiner Zeit von den ſechshundert Studenten zu Bonn nicht ein einziger verliebt war.“

„Das gefällt mir von meinem Bruder!“ ſagte Auguſte.

„Würd' es Dir auch von Deinem Mann gefallen?“ fragte Friedrich.

„Gewiß!“ entgegnete ſie, „lieber tüchtig, als matt verliebt ſein.“

„Guſtel! ſo ſpricht eine alte Ehefrau aus der temperirten Zone des ehelichen Lebens heraus,“ ſagte ihr Mann. „Eine Braut wird immer wünſchen, daß ihr Herzliebſter wo möglich gar nicht — oder doch nur ſo matt wie möglich verliebt geweſen ſei, bis er ihr gegenüber in Flammen ſteht. Gelt, Fräulein Agathe?“

„O Himmel, Sigismund! wer iſt Tosca Beiron?“ ſagte Agathe und faltete bittend ihre Hände gegen ihn zuſammen. Es war ihr unmöglich auf Friedrichs Scherze einzugehen. Sie konnte das ſonſt, zuweilen, wenn ſie grade recht fröhlicher Laune war. Die gehört dazu, um ſolchen Neckereien zu begegnen, welche manche Menſchen die Gewohnheit haben gegen ein Brautpaar, und vorzugsweiſe gegen die Braut zu richten. Eine gräßliche Gewohnheit! ganz genügend, wenn man glücklich iſt, einem die neckenden Leute — und wenn mans nicht iſt, einem den Bräutigam unerträglich zu machen.

„Sie iſt die Frau des General Beiron,“ antwortete Sigismund, „lebt dieſen Winter in Berlin, und ich habe unſre durch zwölf Jahre unterbrochene Bekanntſchaft wieder angeknüpft, weil wir in demſelben Hauſe wohnen, und weil ich ihr — oder eigentlich ihrem Mann — eine kleine

Gefälligkeit erzeigen durfte.“ — Er erzählte darauf den Wechſel ſeiner Wohnung, und Agathe hörte ihm mit geſpannter Theilnahme zu.

„Und iſt ſie denn noch ſchön?“ fragte Auguſte.

„O wunderſchön!“ entgegnete Sigismund; „es iſt vielleicht zu viel Licht in dem Antlitz; die Augen, die Farben, die Zähne, die Lippen, das Haar — Alles iſt Glanz, nirgends Schatten! aber es iſt der Glanz des Diamants. Und ſo iſt auch ihr Weſen, ihr Blick, ihr Lächeln, ihre Stimme — nichts Dunkles in der ganzen Erſcheinung.“

„So war ſie ſchon damals!“ rief Friedrich; „ganz genau ſo! mirakulös, daß ſie ſich ſo gut conſervirt hat! die Blondinen verblühen meiſtens mit fünfundzwanzig Jahren, und ſie muß wol dreißig ſein.“

„Ah, ſie iſt ſchon dreißig Jahr alt?“ rief Agathe mir einem freudigen Seufzer.

„Ich ſchmeichle mir,“ ſagte Auguſte, „daß ich mit meinen dreißig Jahren nicht blos gut conſervirt ausſehe, was beiläufig eine ganz unerträgliche Redeweiſe iſt, lieber Friedrich, ſondern ſehr bezaubernd.“

„Es iſt eine alte Erfahrung,“ ſprach Sigismund lächelnd, „daß die Bezauberung völlig unabhängig von Jugend und Schönheit ſein kann.

Cleopatra war eine kleine magre ſchwarze Frau; Prinzeſſin Eboli hatte nur ein Auge; Diane de Poitiers hätte bequem die Mutter ihres königlichen Geliebten ſein können. Die Bezauberung fängt eben da an, wo die gewöhnlichen Mittel um zu gefallen aufhören.“

„Das iſt recht troſtreich für uns!“ rief Auguſte.

„Ach nein!“ ſagte Agathe; — „man müßte denn das Bewußtſein eines Zaubermittels in ſich tragen.“

„Ich weiß etwas,“ ſagte Friedrich, „worauf ſolch' ein Zauber ſich weſentlich ſtützt. Aber Ihr werdet mich Alle dermaßen anſchreien, daß ich es Euch nicht zum Beſten gebe.“

„O ich errathe ſchon, was das iſt!“ entgegnete Auguſte; „Geiſt, Güte, Grazie — dies Kleeblatt, welches Ihr uns immer in vollen Sträußen anwünſchet, und an welchem Ihr doch häufig ſo gleichgültig vorüberſtreift.“

„Sehr natürlich!“ erwiderte Friedrich neckend. „Geiſt? — unbequem! Güte? — langweilig! Grazie? – überflüſſig! am Heerd und in der Kinderſtube total überflüſſig! — Nein, Guſtel, das war ſchlecht gerathen! denk Dir was Andres auf!“

„Ich verſtehe gar nicht zu rathen,“ ſprach

Agathe bittend; „ſein Sie gut! ſagen Sie mir das Mittel.“

„Gut denn! ich werd' es ſagen! Paßt auf und glaubt mir,“ ſprach Friedrich. „Die Geſundheit iſt's.“

„Das nenn' ich wie ein Arzt geſprochen!“ rief Auguſte.

„Wie ein Menſchenkenner, liebes Kind,“ entgegnete ihr Mann gelaſſen, „was freilich ſynonym mit Arzt iſt. Ich ſage Euch: ohne Geſundheit, ohne die Friſche, die Kräftigkeit, die Unverwüſtlichkeit der leiblichen Organiſation iſt gar keine Verzauberung möglich. Ja, die ſchöne Eboli hatte nur ein Auge! ja, die ſchöne Diana war vierzig Jahr alt! und geweint, und geſorgt, und ſich gegrämt haben Beide gewiß in reichlichem Maß — denn umſonſt iſt Niemand bezaubernd! das merkt Euch, und man muß dafür zahlen mit Schmerzen und Thränen! — aber was ſchadet das? die ſchönſte Gabe des Himmels, eine unzerſtörbare Geſundheit, machte, daß ſie durch Sorgen, Unruh und Aengſte nicht häßlich wurden. Eine Frau kann ein halbes Jahr in Thränen zerſchmelzen, und es wird ihrer Schönheit bei Weitem weniger Eintrag thun, als wenn ſie drei Tage den Magenkrampf hat. Geſund muß ſie ſein! in einem welken und gebrechlichen Körper iſt der Seele ſchlecht zu Muth, hat ſie nicht ihre Fähigkeiten, ihre Gaben rund und klar und friſch beiſammen! weder die leiblichen noch die geiſtigen Grazien können hervortreten. Der Geiſt iſt ohne Spannkraft, ohne Energie; in lahmen, mürriſchen oder ſentimentalen Launen ſchleicht er dahin — matt wie der Puls, der das Blut nur nothdürftig durch die Adern treibt, ſo daß das Auge nicht ſtralen, die Wange nicht glühen kann. Wenn ich von einer ungewöhnlich ſchönen und liebenswürdigen Frau höre, ſo ſchreib' ich flugs ſieben Achtel ihrer Herrlichkeit ihrer guten Geſundheit zu, und freue mich einen Beruf gewählt zu haben, der dies Fundament aller Vortrefflichkeit im Menſchengeſchlecht herzuſtellen oder zu begründen ſtrebt. Gewiß hat Tosca Beiron eine wundervolle Geſundheit."

Sigismund lachte hell auf, klopfte ſeinen Schwager auf die Achſel und ſagte zu ſeiner Schweſter:

„Straf' ihn Lügen, liebe Auguſte, weil er vorhin geſagt hat: ein Mann hat ein andres Herz als ein Student. Glaube Du mir: er hat noch ganz daſſelbe wie vor zwölf Jahren! da fing er auch ſeine Reden mit Galenus, Boerhaave und Paracelſus an, und endete ſie unfehlbar mit Tosca Beiron."

„Ich mögte ſie wol ſehen,“ ſprach Agathe.

„Uns würde ſie nicht verzaubern, liebe Agathe,“ rief Auguſte. „Frauen, die allen Männern gefallen, gefallen uns nicht.“

„Sehr natürlich!“ ſprach Friedrich; „Ihr beneidet ſie.“

„Neid? weil ſie Euch gefallen?“ ſagte Auguſte ſpöttiſch. „Ach nein! das gelingt Jeder, die es darauf anlegt; und eben dieſe Koketterie iſt's, welche uns Andere abſtößt.“

„Euch Andere, die Ihr nicht kokett ſeid; nicht wahr, Guſtel, das willſt Du ſagen?“ ſprach Friedrich. „Liebes Kind, wenn Dirs nur einer glaubte! Koketterie iſt Euer Fach, Eure Beſtimmung, Eure Neigung, Eure Glorie. Ihr ſollt und wollt gefallen — dazu ſeid Ihr von der Natur beſtimmt. Eine Frau, die keinem Mann gefällt, iſt ein unglückſeliges Geſchöpf, eine mißrathene Creatur, ein Monſtrum“ .... —

„Welche Uebertreibung!“ unterbrach Auguſte ihn verdrießlich. „Was Du eine mißrathene Creatur nennſt, iſt oft ein liebes beſcheidenes Weſen, das ſich nicht vordrängt, nicht breit macht, nicht ihre kleinen Vortrefflichkeiten herausſtellt, dafür von Euch überſehen, aber von uns mit den allerfreundlichſten Augen angeſehen wird.“

„Das glaub' ich gern!" rief Sigismund lachend.

„Und was hat das liebe beſcheidene Weſen davon, daß Ihr ſie freundlich anſeht?" fragte Friedrich.

„Du biſt allzu impertinent, Friedrich!" ſagte Auguſte geärgert.

„Ich würde mich und jeden Mann heftig bedauern," ſagte Sigismund, „der nur ſeinem Geſchlecht gefiele. Das läßt eine überwiegend plumpe, bärenhafte, brutale Natur vorausſetzen, die Euch durch und durch zuwider iſt; aber es ſchließt freilich nicht gewiſſe Verdienſte und eine gewiſſe Tüchtigkeit aus, die wir zu ſchätzen wiſſen. Wenn ich von Jemand ſagen höre: Er iſt ein prächtiger Junge! oder auch: Er iſt ein guter Kerl! — ſo weiß ich ſchon, daß ihm die Bärentatzen zu ſchaffen machen, wenn er auch zwölf Paar gelbe Handſchuh über einander zöge, und daß er den Frauen ein Greuel ſein wird. Nun ſag mir, liebe Auguſte, was hat der arme Teufel davon, daß ein Paar von uns ſagen: Er iſt aber doch ein guter Kerl! — Ihr müßt ein lobendes und beifälliges Wort über uns ſagen; das erquickt, das erfreut, das giebt Sicherheit, Feinheit, Takt, endlich gar — Glück! — Und das ſollte bei Euch anders ſein?“

„Lieber Sigismund,“ erwiderte Auguſte, „gefallen wollen und kokettiren hat mit dem Glück nichts zu ſchaffen.“

„Wer weiß!“ entgegnete er; „man muß der Koketterie nur keine böswillige Bedeutung beilegen, ihr keine heuchleriſche Abſicht unterſchieben; was iſt ſie dann anders, als eine graziöſe Geſchicklichkeit, liebliche und einnehmende Gaben herauszuſtellen, und das am rechten Ort thun — kann tiefes Glück begründen.“

„Aber welch' ein Studium, welche Abſichtlichkeit und Berechnung läßt das vorausſetzen!“ rief ſie.

„Nichts von dem Allen!“ ſagte Sigismund; „dafür habt Ihr Euern wundervoll feinen Inſtinkt! Nämlich die Begabten unter Euch haben ihn! die gemeinen und ſchwerfälligen Naturen machen aus dem reizenden Scherz der Koketterie eine plumpe abſtoßende Berechnung, die oberflächlichen ein ödes gedankenloſes Spiel, die eiteln ein leichtſinniges“ ... —

„Und was ſollen wir denn eigentlich daraus machen, Sigismund?“ fragte Agathe ganz ernſtlich.

„Bravo, Agathe!“ rief Auguſte ſchadenfroh.

„Eure ſchöne, liebenswürdige Natur ſollt Ihr zeigen,“ entgegnete Sigismund; „ſollt nicht prüde thun, wie vorhin mein Schweſterchen gegen die Frauen, welche uns gefallen; ſollt nicht die prächtigen unter Euch beneiden, und die alltäglichen herausſtreichen, was beiläufig geſagt, ein ganz abgebrauchtes Mittel iſt; kurz, lieblich ſollt Ihr ſein.“

„O,“ rief Auguſte, „wie kannſt Du das Sein Koketterie nennen!“

„Nicht das Sein — das Zeigen!“ ſagte Sigismund.

„Ich nenne nur das Scheinen ſo,“ entgegnete ſie.

„Es iſt umſonſt, Sigismund!“ ſprach Friedrich; „gegen manche Dinge, Worte, Perſonen, haben die Frauen Vorurtheile, und es iſt leichter, eine Welt von Männern zu bekehren, als das Vorurtheil einer einzigen Frau zu beſiegen. Auguſte hat ſich nun einmal entſchloſſen, der Koketterie ihren Platz im tiefſten Höllenpfuhl anzuweiſen. Da könnte unſer Herrgott ſie des Paradieſes würdig erachten; Auguſte würde ſprechen: Unſer Herrgott thut ſehr übel daran. Und das geſchieht, um mir einen Beweis ihrer Aufrichtigkeit zu geben, ihrer himmelklaren Geſinnung, welche jede Schminke verachtet, jeden Um- und Nebenweg verſchmäht, jede Huldigung abweiſt. Und das ſoll ich glauben! O Ihr Frauen! wenn's Euch möglich wäre, aufrichtig zu ſein, ſo wärt Ihr göttlich" .... —

„Und folglich viel zu gut für Euch!" unterbrach ihn Auguſte. „Ihr könnt ſo wenig unſre Aufrichtigkeit vertragen, daß wir ſehr geſcheut daran thun, Euch nicht zu tief in unſre Gefühle, ſogar für Euch ſelbſt, einzuweihen. Das macht Euch auf der Stelle gleichgültig. Eigenliebig, wie Ihr nun einmal im erſchreckendſten Grade ſeid, denkt Ihr alsbald: »So hoch liebt ſie mich nur? ſo tief liebt ſie mich nur? Aber da ſind ja Schranken und Grenzen! Nein, ich muß ganz anders geliebt werden! Wollen es mal mit einer Andern verſuchen.« Was Euch feſſeln ſollte, ſtößt Euch ab, Euch verkehrte Leute! und wenn wir Takt genug haben, unſre Seele vor Euch zu verſchleiern, um Euch Euer Glück zu bewahren, ſo klagt Ihr, wir wären nicht göttlich genug für Euch. Das iſt zum Todtlachen!"

„Ach! zum Todtweinen eher!" rief Agathe.

„Nun grämt ſich dies arme unſchuldige Kind," ſagte Auguſte lachend. „Tröſte ſie doch, Sigismund. Sag' ihr doch, das, was ich geſagt habe, ſei nicht wahr. Sie wartet ja nur auf ein halbes

Wort von Dir, um auf deſſen Wahrheit zu ſchwören, und um meine Wahrheiten Blasphemie zu nennen.“

„Es iſt doch etwas Traurig-Wahres in ihnen!“ entgegnete Sigismund; „es paßt auf die allgemeinen Fälle, aber Jeder behauptet, für ſeinen beſondern Fall ſei eine Ausnahme zu machen.“

„Und glaubſt Du nicht an ſolche Ausnahme, Sigismund?“ fragte Agathe dringend.

„Ich hoffe auf ſie, liebe Agathe,“ ſprach er freundlich.

„Ich wüßte aber doch gern noch mehr von Tosca Beiron,“ hub Friedrich wieder an; „erzähle mir von ihr, von ihrem Mann, ihren Verhältniſſen“ … —

„Ach!“ rief Auguſte, „Du wirſt langweilig! wie kannſt Du Dich ſo lebhaft für eine Frau intereſſiren, die Du in zwölf Jahren nicht geſehen haſt?“

„Ich dächte, Guſtel, das müßte Dir angenehmer ſein, als wenn ich ſie in zwölf Tagen nicht geſehen hätte,“ antwortete Friedrich.

„Nein!“ entgegnete ſie; „diesmal will ich aufrichtig ſein und Dir ſagen, daß ſolche unvergeßliche Perſonen mich geniren. Gegen eine ſo lange Erinnerung kann nichts — nichts in die Schranken treten, und die Gegenwart am wenigſten, weil grade deren Mangelhaftigkeit uns den Erinnerungen gegenüber doppelt fühlbar wird.“

Bei jedem Wort ſeiner Schweſter fühlte Sigismund ſein Herz ſchwerer und immer ſchwerer werden. Er dankte ihr und dem Himmel, als ſie ſich ſofort mit einer Frage nach Liszt an ihn wendete, und ihn aufforderte von ihm zu erzählen, wie er geſpielt habe, und was.

„Schuberts Ave Maria hat er geſpielt,“ antwortete Sigismund.

„Weshalb iſt Dir das beſonders im Gedächtniß geblieben? war es vorzugsweiſe ſchön?“ fragte Agathe.

„Es war Alles ſchön!“ entgegnete Sigismund ausweichend; „ich hab' Euch den Conzertzettel mitgebracht — da könnt Ihr ſehen, was er geſpielt hat.“

Er zog ſein kleines Portefeuille aus der Taſche und nahm den Zettel heraus.

„O wie verbraucht ſieht Dein Schreibtäfelchen aus!“ rief Agathe. „Ich werde Dir ein anderes arbeiten. Zeig' her! ich will genau das Maß nehmen.“

Sigismund gab es ihr.

„Darf ich wol ein wenig darin blättern?“ ſetzte ſie neugierig hinzu.

„O ſehr gern,“ erwiederte er; „es iſt nur gar nichts drin, was Dich unterhalten könnte. Auf der einen Seite ein Paar Viſitenbillets, auf der andern ein Paar Thalerſcheine.“

Agathe hatte mit der äußerſten Geſchwindigkeit die Papiere durch ihre Finger gleiten laſſen.

„Und das?“ fragte ſie plötzlich, „was iſt das für eine getrocknete Blume?“ Sie nahm aus der Tiefe des einen Seitentäſchchens die Tazette heraus, welche am Neujahrstag aus Toscas Blumenſtrauß gefallen war, und welche Sigismund wirklich ganz und gar vergeſſen hatte — nicht aus Vergeßlichkeit, ſondern weil er des dürren Erinnerungszeichens an Tosca nicht bedurfte.

„Was iſt das für eine Blume?“ wiederholte ſie.

„Eine Tazette!“ ſagte er gedankenlos.

Agathe ſah ihn raſch mit tief fragendem Blick an; darauf ſchlug ſie eben ſo raſch die Augen nieder. Sie wollte nicht in Sigismunds Augen leſen, daß ſeine Gedanken nicht bei ihr waren. Sie hielt die arme Tazette krampfhaft zwiſchen ihren Fingern. Sie hatte Luſt, ſie in Staub zu zerreiben und unter ihre Füße zu werfen. Da fiel ihr das Flacon ein, und die Szene, welche darauf gefolgt war, und auf einmal fühlte ſich das arme Mädchen in ihre Beſtimmung eingeweiht: zu ſchweigen und zu leiden. Sie ließ die Tazette zwiſchen die Viſitenbillets zurückgleiten, ſchloß das Portefeuille, gab es ſanft an Sigismund zurück und ſagte:

„Ich werde Dir eins von violettem Maroquin mit goldnen Schnürchen machen; das trägt ſich ſehr bequem, und dann wirſt Du es brauchen — nicht!“

Er nahm ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Er fühlte ſich innerlichſt zerknirſcht durch dieſe Selbſtverleugnung, und durch ſeine Undankbarkeit; denn Freude darüber, daß ſie nicht weiter fragte, hatte großen Theil an ſeinem innigen Dank: das verhehlte er ſich nicht. „Aber ich bin ein Ungeheuer!“ ſprach er immerfort heimlich zu ſich ſelbſt, während er laut eine muntere Unterhaltung mit ſeiner Schweſter und ihrem Mann fortſetzte. Die Zeit wurde ihm lang, unermeßlich lang. Ihm war, als ſei er bereits Wochen in Magdeburg geweſen. Die Gegenwart drückte ihn, und doch graute ihn vor der Rückkehr nach Berlin.

Erſchöpft, wie von der mühſeligſten Arbeit, verließ er Agathe am ſpäten Abend, und ſo wie der geſtrige ihn beruhigt hatte, eben ſo aufgeregt hatte ihn der heutige. Der ganze Tag war qualvoll geweſen .... qualvoll durch die unendliche Erinnerung an Tosca, die ſich zwiſchen ihn und die arme Agathe wie eine Wolke drängte ... qualvoll durch die Sorge, Agathen weh gethan zu haben in Allem, was er geſagt, und nicht geſagt ... qualvoll durch die Vorwürfe, die er ſich ſelbſt nicht ſparte über ſeine Kälte gegen die Liebe eines ſo jungen, friſchen, zärtlichen Herzens. Er hatte nie eine leidenſchaftliche Neigung für Agathe gehabt; aber er hatte ſich auch ſonſt noch nie darüber entſetzt, daß er ſie nicht habe. Jung, ſchön, intelligent, von tiefem Gefühl, einfach und anſpruchslos erzogen, wie Agathe war, konnte er unmöglich an einem häuslichen Glück, an einer zufriedenen Ehe mit ihr zweifeln. In dieſer tiefen Zuverſicht hatte er ihr ſeine Hand geboten .... und durch die Begegnung mit einer Frau, welche die Gattin eines Andern war, und von der er gar nicht wußte, ob ſie andre, als gleichgültige Geſinnungen gegen ihn hege — war dieſe Zuverſicht im Fundament erſchüttert. Er ſtellte die beiden Frauen neben einander; er führte ſich Alles vor die Seele, was zu Agathens Gunſten ſprach. Ja, Tosca war zehn Jahr älter! war verwöhnt durch die Welt und die Menſchen! machte Anſprüche, hatte Wünſche, welche Agathen vielleicht ewig fern bleiben würden! — Aber wenn er ſich die Möglichkeit dachte, ſie die Seine nennen zu dürfen, wie Agathe es werden ſollte: ſo kam ihm auf einmal das Leben durchſtralt und verklärt vor, und zu einer Sphäre emporgehoben, die ſich zu ſeinem gewohnten Zuſtand verhielt, wie der volle Mittſommertag zu einem ſtillfreundlichen Herbſttag; — ſo fluteten ihm namenloſe Freudigkeiten durch die Seele, wie Naphthaquellen, unauslöſchlich, flammend; — ſo erſchien ihm ſein ganzes Daſein klar, abgerundet, ein Weg zu ihr, ein Streben nach ihr, befriedigt und beſeligt durch ſie, die ihm die Krone des Lebens reichen würde. Für ſie würde die Anſtrengung ein Reiz und der Ehrgeiz ein Genuß ſein. Weil ſie fliegende Wünſche und große Anſprüche hatte, weil ſie vom materiellen Leben nichts kannte, als Sammt und Atlas, ſo wär' es ihm eine Wonne geweſen, ſie wie eine Königin unter einen ſammtnen Baldachin zu ſtellen. „Denn ich liebe ſie!“ ſprach er ganz laut in der ſtillen Nacht, und fuhr zuſammen bei dem Schall ſeiner Stimme, bei dem Wort, durch welches er von ſicherm Glück ſich ſchied, um ungewiſſen Qualen entgegen zu gehen. Die Arme fielen ihm ſchlaff herab. „Nein!“ rief er dann plötzlich ermannt, „es ſoll und darf nicht ſein! iſt bei ihr die Macht, ſo ſei bei mir die Kraft. Ich gehöre Agathen an; ich habe kein Recht mehr auf mich ſelbſt."

Kaum war es Tag, ſo eilte er zu Agathen. Freudig überraſcht fiel ſie in ſeine Arme. Er drückte ſie heftig an ſich und ſagte beklommen:

„Agathe, liebe einzige Agathe! ich hab' eine Bitte, eine glühende, dringende Bitte. Heirathe mich heute, gleich, auf der Stelle."

„Um Gottes willen, Sigismund, was iſt Dir widerfahren!" rief Agathe und blickte mit Angſt in ſein bleiches Antlitz, in ſein tiefliegendes Auge, das von der ſchlafloſen Nacht und der bittern Seelenpein zugleich müde und fieberhaft ausſah.

„Nichts! ich ſchwör' Dir — nichts!" ſagte er. „Es ſind mir nur Gedanken gekommen von der Nutzloſigkeit unſrer ferneren Trennung. Wo iſt Deine Mutter, liebe Agathe? hilf mir bitten, bis ſie Ja ſagt! ... Denn Du ſagſt Ja! nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, Sigismund," entgegnete ſie ſchüchtern; „aber ich werde die Mutter rufen." Sie ging.

„Gott lenke ihr Herz!" dachte Sigismund. „In dem Bewußtſein, mein Wort nicht gebrochen und Agathens Glück begründet zu haben, werd' ich all' meine Kraft und Beſonnenheit wiederfin den.“ — Agathe kam mit ihrer Mutter, und weniger ſtürmiſch, doch ebenſo dringend, legte Sigismund ihr ſeine Bitte ans Herz.

„Das iſt ganz unmöglich,“ entgegnete die Juſtizräthin Gertner höchſt gelaſſen, „denn Agathens Ausſteuer iſt nicht fertig.“

„Ums Himmels willen!“ rief Sigismund, „laſſen Sie doch nicht von ein Paar unfertigen Kleidern das Glück meines Lebens abhängen.“

„Aber was ſoll denn dieſe unſtatthafte Eile vorſtellen?“ ſagte die Juſtizräthin mißvergnügt. „In die erſten Tage des April war Ihre Hochzeit geſetzt; darauf hab' ich mich eingerichtet, und dabei muß es bleiben. Sie haben ja weder Dach noch Fach für eine Frau.“

„Ich hab' meine Wohnung!“ rief Sigismund; „drei freundliche Zimmer! was braucht Agathe mehr?“

„Küche, Keller, Kammern,“ erwiederte die Juſtizräthin. „Und was zahlen Sie für Ihre Wohnung?“

„Monatlich ſieben Louisd'or,“ ſagte Sigismund ein wenig ungeduldig.

„Da das jährlich vierundachtzig Louisd'or ſein würden, und da man das Sechsfache von dem was die Wohnung koſtet, als ganz nothwendig zur Beſtreitung des Hausweſens annimmt — die ungewöhnlichen und unvorhergeſehenen Ausgaben abgerechnet — ſo iſt Ihre jetzige Wohnung ganz gewiß zu koſtbar für Ihre Verhältniſſe, mein lieber Forſter," ſagte die Juſtizräthin.

„So können wir eine andre nehmen," rief er.

„Aber ſo warten Sie doch bis zum April," ſagte ſie ermahnend. „Das iſt die Zeit, wo man Wohnungen fürs Jahr zu nehmen pflegt. Sie haben dann eine größere Auswahl, und bekommen ſie obenein viel billiger, als wenn Sie nur monatweiſe ſie nehmen. Gönnen Sie doch Agathen die Annehmlichkeit, in eine ruhige, geordnete Wohnung einzuziehen, in der es an nichts fehlt, und die ihr den Eindruck eines Hauſes und ihres Eigenthums macht. So wie Sie jetzt eingerichtet ſind, mit lauter fremden Sachen, ohne Wirthſchaft, ohne Hausweſen — da hinein findet ſich kein verſtändiges, ordnungsliebendes Frauenzimmer. Das iſt eine Art von Gaſthofsleben, welches ſich nicht für die Ehe ſchickt."

„Es würde ja nur auf kurze Zeit ſein, liebe Mutter;" wandte Agathe ſchüchtern ein, da ſie ſah, daß die mütterliche Predigt keineswegs nach Sigismunds Geſchmack war; „und ich würde mich recht gut darein finden, wenn er es wünſcht."

„Dieſer Wunſch iſt wirklich nicht zu begreifen, mein beſter Forſter“ .... — ſagte die Juſtizräthin.

„Ich find' es in der That noch unbegreiflicher,“ unterbrach Sigismund ſie lebhaft, „daß Sie Sich ſo ſehr darüber verwundern. Wir ſind jetzt ſechs Wochen verlobt, und die Zeit iſt mir lang genug geworden, um zu wünſchen, daß ſie aufhören möge. Agathe lebt hier, ich lebe in Berlin; ich kann nicht ſo oft herüber kommen, als es uns Beiden lieb wäre; — die Heirath bringt das in Ordnung.“

„Ich bin nicht für ſolche eilfertige Heirath, ohne vorhergegangenen Brautſtand,“ ſagte die Juſtizräthin ſehr trocken, und fügte die hergebrachte Phraſe hinzu: „Ihr müßt Euch doch Beide ein wenig kennen lernen, ehe Ihr Euch heirathet.“

„Das geſchieht viel gründlicher in der Ehe,“ verſicherte Sigismund.

„Aber laſſen Sie mir meine Tochter doch noch die zwei armſeligen Monate!“ rief die Juſtizräthin. Sie hatte nun einmal ihre Einrichtungen für die erſten Apriltage gemacht; pünktlich und bedächtig, wie ſie war, ſchien es ihr Frevel, an dieſer wohlüberlegten Veranſtaltung zu rütteln. Da ſie durch ihre Gründe Sigismund nicht überzeugte, ſo nahm ſie zur mütterlichen Zärtlichkeit ihre Zuflucht, wohl wiſſend, daß dies die letzte Epoche ſei, in welcher der künftige Schwiegerſohn auf dieſelbe Rückſicht nehmen würde.

„Auf dieſen Ausſpruch darf ich freilich keine Bitte mehr folgen laſſen,“ ſagte Sigismund ſehr niedergeſchlagen; „aber Sie wiſſen nicht, Frau Juſtizräthin, wie weh Sie mir thun.“

„Mein beſter Forſter,“ erwiederte ſie begütigend und froh, weil ſie den Sieg davon getragen, „wie kommen Sie, ein verſtändiger Mann, zu ſolcher kindiſchen Ungeduld? Das Gute trifft ja immer früh genug ein, ſobald wir nur ſicher wiſſen, daß es eintrifft, und wir haben das Glück um deſto lieber, je länger wir uns danach geſehnt haben.“

Sigismund konnte ihr nicht antworten, daß dieſe Sehnſucht aber zuweilen verſchwinde, und daß es das höchſte Glück des Glückes ſei, wenn es grade im rechten Moment eintreffe; denn heute kann dasjenige Wonne bereiten, was morgen Angſt bereitet, und das Ereigniß, das uns jetzt als ein Segen trifft, hätte ein Jahr früher ein Fluch ſein können. Die Juſtizräthin erzählte ihm weitläuftig, wie die Wohnung beſchaffen ſein müſſe, die er zu wählen habe: nicht unten im Hauſe, da ſei es leicht kellerhaft und feucht; und auch nicht zu viel Treppen hoch, das ſei beſchwerlich für die Wirthſchaft; nicht unter den Linden, wo es wenigſtens um ein Drittel theurer ſei, aber auch nicht zu tief in der Stadt, weil die Abgelegenheit auch ihre großen Unbequemlichkeiten mit ſich bringe. Dann ging ſie auf die Meubles über, auf Tiſche und Stühle; ob von Mahagoni, ob von weniger koſtbarem Holz. Zuletzt auf das Küchendepartement! Sigismund wurde immer einſylbiger und einſylbiger. Vorgeſtern noch, vielleicht noch geſtern, hätte er lebhaften Antheil an dieſen kleinen Verhandlungen genommen, die allen Perſonen intereſſant ſind, welche ſich ihr Haus begründen wollen, weil ſich dabei viel Eigenthümlichkeit des Geſchmacks und der Neigungen offenbart. Je enger die Verhältniſſe ſind, um deſto mehr nehmen ſie den Character der Wichtigkeit an, denn es gehören Studium und Combinationen dazu, um mit beſchränkten Mitteln auszulangen. In leichter Stimmung fühlt man dieſe Beſchränkung nicht wie einen Druck; im Gegentheil! nur wie einen Reiz, um ihn zu beſiegen. In trüber Stimmung wird ein unerträglicher Druck daraus! Ein ſchweres Herz iſt gleichgültig gegen die materiellen Aeußerlichkeiten des Lebens, die ihm nicht anders als nebenſächlich erſcheinen können, und durch dieſen höchſt natürlichen Mangel an Theilnahme, den Andre ſich freilich nicht erklären können, kommt er ihnen, und wol gar ſich ſelbſt, lieblos vor. Was lag Sigismund in dieſem Augenblick daran, ob ein Tiſch von Polixandre- oder von Tannenholz ſei?

Agathe nahm ſeine Verſtimmung wahr, und ſie grämte ſich darum. Sie hatte ihre alte Zuverſicht zu Sigismund verloren. Der geſtrige Tag, voll Unbehagen und Schmerzlichkeit; dann ſeine heutige übereilte Bitte, auf welche eine ſo große Abſpannung, wie eben jetzt folgte — brachte ſie ganz aus ihrem Gleichgewicht. Sie hätte ihm gern etwas Herzliches geſagt; aber ſie fürchtete, zu viel zu ſagen. Sie hätte auch eben ſo gern geſchwiegen; aber dann erfuhr ſie noch weniger Sigismunds Gedanken, der gar nicht in mittheilender Laune zu ſein ſchien. Am liebſten unzweifelhaft hätte ſie geweint; aber ſie ſchämte ſich ſo zu weinen ohne beſtimmten Grund.

Endlich ging die Juſtizräthin, um einen Blick in die Küche zu werfen, und Sigismund ſprach ganz erſchöpft:

„Liebe Agathe, ſpiele mir etwas auf dem Piano vor, das wird mir gut thun.“

„Ach Sigismund,“ ſagte ſie, „kannſt Du mir denn wirklich nicht ſagen, was Dir eigentlich geſchehen iſt? Schon vorgeſtern kamſt Du mir vor, als habe man Dir etwas zu Leid gethan ....

und heute noch mehr! und dazu Deine ſeltſame Bitte!“ ... —

„Agathe!“ unterbrach er ſie, „ſprich nicht wie Deine Mutter! Dir kann die Bitte unmöglich ſeltſam vorkommen, wenn Du mich lieb haſt.“

„Ich meinte nur die heftige, faſt angſtvolle Art und Weiſe,“ entgegnete ſie erröthend.

„Ich bin ſehr heftig, Agathe, wenn ich's einmal bin,“ ſagte er. „Und daher thut es mir bitter leid, daß Deine Mutter keine Rückſicht auf meinen glühenden Wunſch genommen hat. Es giebt Wünſche von ſo unerhörter Gewalt, daß ſie vielleicht Fingerzeige des Schickſals ſind, und daß an ihrer Erfüllung Leben und Tod hängen mag.“

„Sigismund!“ ſagte Agathe mit bebenden Lippen, „Du ängſtigſt mich todt.“

Er nahm ihre Hände und drückte ſie vor ſeine heiße Stirn. „Das thut gut!“ ſagte er; „was haſt Du für prächtig kalte Hände! O ängſtige Dich nicht, Agathe! mir wird beſſer. Der plötzlich zurückgedrängte Wunſch machte mir ein flüchtiges Fieber.“

„Aber wie iſt er nur ſo plötzlich in Dir aufgewacht?“ fragte ſie.

„Ich dachte daran, wie das glücklich wäre, wenn ich Dich morgen mit mir nach Berlin nehmen dürfte. Dann wäre Alles abgethan, ſicher und feſt. Nun bin ich in ewiger Spannung; ich möchte zu Dir, und kann nicht; nichts iſt mir recht, weil ich weiß, daß es bald ſo ganz anders ſein wird. Das einſame Leben iſt mir zur Laſt, macht mich unruhig, und die Menſchen ... geben mir auch nicht die Ruhe, nach der mich ſo tief verlangt. Es iſt eine zernagende Sehnſucht in mir, die ſich zuweilen ins Unglaubliche, und immer ins Unſägliche ſteigert; — und der Gedanke, daß ſie mich noch ganze Tage, Wochen, Monate, zernagen ſoll, macht mich unglückſelig. In mir, vor mir, um mich, muß Alles klar und beſtimmt ſein: dann bin ich in meinem Element! dann kann ich ertragen, thun, handeln, auch leiden — wenn's ſein muß! — nur aber die Schwankungen vernichten mich."

„O Sigismund, wie iſt das traurig, daß eine ſüße Erwartung Dir zur Qual wird. Aber ich ſehe doch wirklich keinen Grund zu Schwankungen um uns herum! was Du für heute gewünſcht haſt, wird in zwei Monaten ſtatt finden: das iſt ja ganz feſt beſtimmt."

„Du haſt Recht! ich bin ein Thor, Agathe! ob heut, ob in zwei Monaten — darauf kommt im Grunde nichts an." Er richtete den Kopf auf, und hielt ihre Hände feſt, während er das ſagte.

„Ich werde Dich auszanken, Sigismund,“ rief Agathe ganz fröhlich, „daß Du Dich ſo nutzlos in einen Anfall von Spleen, und mich dadurch in tiefe Bekümmerniß verſenkſt. Biſt Du denn oft in ſolcher Stimmung, ſag' mir? Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich dabei benehmen werde, wenn ich Deine Frau bin! muß ich dann ſchweigen, oder reden, oder fortgehen, oder Dich zerſtreuen, oder was ſonſt? ſprich!“

Während ſie plauderte, war ſein Blick auf ihre Hände gefallen. Agathe, wie die meiſten jungen Mädchen, hatte rothe Hände. Darüber gräme ſich doch Keine! ſie werden mit der Zeit ſchon weiß werden, aber freilich ſchön, ſo daß das Innere der Hand und die Fingerſpitzen roſenfarben bleiben — ſchön werden nicht alle. Nun, rothe Hände machen unnützer Weiſe manchen jungen Mädchen Sorge, und auf manche Männer einen ſchlechten Eindruck. Sigismund würde ſie dennoch nicht mißfällig bei Agathen bemerkt haben, wenn ihm nicht zum Unglück ein Wort von Ignaz an Tosca eingefallen wäre. Als ſie einmal die Theemaſchine aufheben wollte, und damit nicht zu Stande kam, rief er mit ſcheinbarer Ungeduld, indem er ihr Hülfe leiſtete: „Aber muthen Sie doch dieſen Händen von weißem Muſſelin mit roſenfarbenem Tafft gefüttert, keine ſolche Anſtrengung zu!" Der Gedanke an dieſe Hände von weißem Muſſelin machte ihn ganz, aber ganz zerſtreut.

„Sprich!" wiederholte Agathe; „was muß ich thun?"

„Ein wenig das Piano ſpielen," ſagte Sigismund, der nicht auf ihre Worte geachtet hatte, und dem ſeine frühere Bitte einfiel.

„O das iſt leicht! das thue ich gern!" rief ſie und ging zum Flügel. Sie ſpielte ungewöhnlich gut. Sie hatte noch immer einen Lehrmeiſter, der ſeine höchſte Ehre darin ſetzte, daß ſie mit Geſchmack und Gewandtheit die krauſen wirbelnden Compoſitionen der neuſten Zeit zu ſpielen verſtehe, welche mehr Auge und Finger, als den muſikaliſchen Sinn ausbilden. Sie ſtudirte und übte die Muſik, auch gern, auch mit innerem Genuß; aber noch nie hat ein junges Mädchen, ſobald nicht der Genius der Kunſt ſie beſeelt, an ein Talent ihre ganze Seele verſchwendet. Sie kann Anmuthiges leiſten, ſie kann zu ſchönen Hoffnungen berechtigen; allein ihre Productionen werden dämmerig und unvollſtändig ſein, und nie einen befriedigenden Eindruck machen. Was kannſt du werden? iſt die Frage, die man in jeder Beziehung an ein junges Mädchen richten muß; und nie: Was biſt du? Da liegt das Räthſel, und daneben — der Irrthum.

Agathe ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte mit bewundernswerther Fertigkeit höchſt ſchwierige Variationen von Chopin, bei denen Sigismund alle Gedanken an Muſik vergingen. Es war ihm ein wirres Getön, das ihn weder erfreute noch beruhigte. Keine Melodie umſchmiegte ihn! keine Harmonie trug ihn! Er dachte an Tosca, wie ihr Ave Maria in ſtiller Nacht ihn erquickt hatte. Agathe erſchien ihm oberflächlich. Er verfiel in namenloſe Traurigkeit „Es geht nicht!“ ſprach er dumpf zu ſich ſelbſt. Trotz ihres Spiels hatte Agathe ſein halblautes Wort gehört, und es auf eine ſchwierige Variation beziehend rief ſie eifrig:

„Aber es ſoll gehen!“ und ſpielte ſie noch einmal. Dann ſprang ſie fröhlich auf und ſagte:

„Nun lobe mich, Sigismund! hab' ich meine Sache nicht ſehr gut gemacht?“

„Unbegreiflich gut!“ ſprach er zerſtreut.

Sein kühler Ton that ihr weh; weher noch die Vorſtellung, daß ſie nicht das Rechte getroffen, um ihn zu zerſtreuen, und daß ſie doch nichts Andres habe auffinden können. Sie ſetzte ſich und nahm eine Arbeit zur Hand, ſchweigend, niedergeſchlagen. Auch Sigismund ſchwieg. In ſolchem

Moment iſt das Schweigen höchſt bedenklich. Iſt man ganz vertraut mit einander — ich meine ſeelenvertraut — ſo iſt es nicht läſtig; ja, in Momenten tiefen Glückes kann es ſehr ſüß ſein. Aber in einem vertraulichen Verhältniß wie zwiſchen Sigismund und Agathen, wenn da das Schweigen aus Befangenheit, aus Mangel an Hingebung eintritt: ſo iſt's ein böſes Zeichen. Jeder hat dann Zeit, ſich in ſeine einſamen ſtörenden Gedanken wie in Nebel einzuhüllen, welche ihn dem Andern unerkennbar und unerreichbar machen. Zuweilen fällt ein günſtiger Sonnenſtral auf die Nebel, und verjagt ſie, wenn es grade noch Zeit iſt. Aber das iſt ein hohes Glück.

Sigismund fühlte wol, daß er Agathen irgend etwas ſagen müſſe. Sie nähte emſig; ſie mogte in ihre Arbeit vertieft ſein! aber er! er ſaß auf dem Sopha, den Kopf in die Hand geſtützt, und that nichts! er hatte gar keinen Vorwand um ſchweigen zu dürfen. O Gott! dachte er heimlich, was das für ein unſchätzbares Glück iſt — nähen zu können, und was für Vortheile die Stellung der Frauen ihnen bringt! hinter ſolchem Stückchen Leinwand oder Tapiſſerie ſind ſie wohlverſchanzt und kümmern ſich um nichts, während wir uns abängſtigen müſſen! — Während er ſo dachte, bekämpfte Agathe mühſam ihre Thränen; aber freilich! ſo eine Handarbeit iſt ein Ableiter für die innere Aufregung. Die mechaniſche Regelmäßigkeit, die mit ihr verbunden iſt, übt eine beſchwichtigende Gewalt über Manche. Ueber Andere übt das Gehen eine ſolche, und die iſt vielleicht noch kräftiger, weil ſie zugleich den Leib müde macht. Gewiß aber bleibt es, daß eine mechaniſche Bewegung Beſchwichtigung auf die leidende Seele ausübt.

Endlich fiel Sigismund auf das unglücklichſte Thema, welches er zum Geſpräch mit Agathen hätte wählen können. Er ſagte:

„Was war denn das, was Du mir geſtern ſagteſt, Agathe? meine Schweſter wäre Dir nicht freundlich geſinnt — oder dergleichen. Davon hab' ich doch wirklich nichts bemerkt.“

„O nein!“ ſagte Agathe unbefangen, „wenn Du da biſt, ſo iſt ſie freundlich .... Deinetwegen.“

Dieſe Antwort verdroß ihn, weil er die Ueberzeugung hatte, daß ſie ganz wahr ſei. Auguſte hatte ihm ſeit mehren Jahren verſchiedene Partien vorgeſchlagen, die ſie glänzend und daher wünſchenswerth nannte. Als ſeine Wahl überraſchend auf Agathe fiel, hatte ſie ſich in prima furia ſchweſterlicher Theilnahme für Agathe paſſionirt, und ihr eine Menge von Vortrefflichkeiten angedichtet, welche Sigismunds Neigung motiviren ſollten. Aber von ſolcher excentriſchen Vorliebe kommt man ebenſo ſchnell zurück, als man ſie heftig gefaßt hat, und dann erſcheint einem die Perſon doppelt inſipid mit dem illuſoriſchen Bilde verglichen, das wir uns von ihr ausgemalt haben. So ging es Auguſten, und Sigismund kannte ſie zu gut, um an Agathens Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Doch wenn er auch innerlich einſtimmte — es ſchien ihm Pflicht, äußerlich die Schweſter zu vertheidigen, und er ſagte:

„Ich habe doch niemals Auguſte ſo falſch gefunden.“

„Ach!“ rief Agathe, „ſie iſt nicht falſch! ſie zeigt ſich jedes Mal, wie ihr eben ums Herz iſt.“

„Dann wäre ſie doch ſehr launenhaft!“

Agathe ſchwieg; ſie mogte nicht Ja — und konnte nicht Nein ſagen.

„Biſt Du nicht etwa ein wenig mißtrauiſch, liebe Agathe?“ fragte Sigismund.

„Wie käm' ich dazu?“ entgegnete ſie unbefangen.

„Du biſt das einzige Kind Deiner Mutter, ein wenig verzogen als ſolches, durch Liebe verwöhnt, das kann gar nicht anders ſein. Aber wenn Dir

Andere nicht mit ähnlicher Liebe entgegen kommen, ſo ſetzeſt Du ſofort eine Mißſtimmung gegen Dich bei ihnen voraus. Iſt das wol recht? und beſonders gegen meine Schweſter, die eine ſo ganz brave und angenehme Frau iſt, und mich ſo zärtlich liebt, daß Du ihr ſchon deshalb gut ſein müßteſt!" Er hatte ganz freundlich und ſanft geſprochen, nicht ermahnend, viel weniger erzürnet; aber Agathe war in ſchmerzlich gereizter Stimmung! die Thränen, welche ſie den ganzen Morgen mühſam verhalten hatte, brachen hervor, und ſie ſagte weinend:

„Ich bitte Dich, Sigismund, mache mir keine Vorwürfe .... ich verdiene ſie nicht."

„Es fällt mir nicht ein, Dir Vorwürfe zu machen," ſagte er gelaſſen; „aber Du ſiehſt, daß ich Recht habe, Dich ein wenig verwöhnt zu nennen: der bloße Gedanke an einen möglichen Tadel kränkt Dich."

Die arme Agathe ſuchte nicht ſich zu entſchuldigen; ſie nahm den Vorwurf hin, aber ſie fragte:

„O Sigismund! warum biſt Du denn ſo ſehr unzufrieden mit mir?" — und weinte, als ob ſie ſich in ihren Thränen auflöſen wolle.

„Wenn Du bei der geringſten Diskuſſion ſofort anfängſt zu weinen, Agathe, ſo iſt es ganz unmöglich, mit Dir vernünftig zu ſprechen."

„Vernünftig wol! ... aber nicht hart."

Er war ſich bewußt, weder in Ton, noch Worte, noch Ausdruck, die geringſte Härte gelegt zu haben. Er ſtand auf und ſagte:

„Einer ſo übertriebenen Empfindlichkeit gegenüber kann ich nur ſchweigen, denn was ich ſagen mögte, würde Dich in Deiner gegenwärtigen Stimmung kränken oder betrüben."

Er nahm den Hut und ging. Geſtern, bei einer ähnlichen Szene, hatte Agathe ihm den Weg vertreten und ihn nicht fortgehen laſſen; heute hatte ſie nicht mehr den Muth dazu, weil ſie nicht die Zuverſicht zu ſich ſelbſt hatte, ihn feſthalten zu können. Sie ließ ihn gehen; aber es war ihr, als ob er über ihr Herz wegginge. Sigismund dachte traurig: Ach! warum hält ſie mich denn nicht bei ſich zurück? — —

Er ging zu ſeiner Schweſter. Er wollte mit ihr plaudern, von der Heimat, der Mutter, den Geſchwiſtern, den alten gemeinſchaftlichen Jugendfreunden. Er wollte ſich recht ausruhen, recht ſtill werden, um ganz gelaſſen wieder vor Agathe zu treten. O Himmel! welch' einen Tumult fand er bei ſeiner Schweſter! Die Köchin und die Kinderwärterin hatten ſich aufs Heftigſte mit einander verzankt, und ſchrien zu der Frau Doctorin um Recht und Gerechtigkeit, indem Jede begehrte, daß die Gegnerin auf der Stelle das Haus verlaſſe, und im entgegengeſetzten Fall es zu verlaſſen drohte. Die Doctorin ſuchte die Megären, die übrigens höchſt ſchätzbare Eigenſchaften hatten, zu beſchwichtigen, weil ſie keine von ihnen verlieren wollte. Ihr Töchterchen weinte bitterlich, weil ſie die zärtlichgeliebte Wärterin weinen ſah; ihre Knaben benutzten den Zuſtand allgemeiner Verwirrung, um ſich einmal recht gründlich und ungeſtört gegenſeitig durchzuprügeln. Es war eine häusliche Szene, die auf den glühendſten Enthuſiaſten für die Freuden der Häuslichkeit abkühlend wie ein Sturzbad gewirkt hätte. Hilf Himmel! dachte Sigismund, können denn auch ſolche widerwärtige Ereigniſſe dereinſt unter meinem Dach vorfallen? eine empfindliche, weinende Frau, und zänkiſche Dienſtboten, und ſchreiende Kinder — das iſt mehr, als ein Mann billiger Weiſe ertragen kann! — Er betrat nicht das Zimmer ſeiner Schweſter, in welchem ſie ihren Gerichtshof hielt. Er begnügte ſich aus dem Vorzimmer einen Blick hineinzuwerfen, und zog ſich dann ſchleunig in das ſeine zurück. Nach fünf Minuten lockte ihn ein heftiges

Gepolter, durchdringendes Geſchrei, und die Donnerſtimme ſeines Schwagers wieder heraus. Die Schlacht der beiden Knaben hatte ſich bis zur Treppe gezogen, und der älteſte hatte den jüngſten hinabgeſtoßen, ſo daß der die Stufen hinab dem eben heimkehrenden Vater vor die Füße kollerte. Auguſte ließ die keifenden Mägde im Stich, um zu den ſchreienden Kindern zu eilen. Ihr Mann trat ihr heftig erzürnt entgegen. Der Kleinſte war ſein Liebling, weil er ihm am ähnlichſten war; der Aelteſte war Liebling der Mutter. Der Kleine blutete aus Naſ' und Mund, und ſchrie, daß er ganz blau im Geſicht war, und ohne Weiteres gab der Vater dem Großen einen tüchtigen Schlag und ſagte:

„Auguſte, Du verziehſt den Heinrich ſo unmenſchlich, daß er Deinetwegen ungeſtraft den Theophil umbringen dürfte.“

„Aber der Theophil kann ja von ſelbſt die Treppe herabgefallen ſein!“ ſagte ſie ärgerlich.

„Ei was!“ rief ihr Mann erzürnt, „wenn ein Bube von fünf Jahren ſich über einen dreijährigen hermacht, ſo fällt der nicht von ſelbſt die Treppe herunter! Und es iſt überhaupt unverantwortlich, daß Du den Buben ſolche Streiche geſtatteſt, bei denen ſie ums Leben kommen können.“

„Wie ſoll ichs anfangen!“ rief ſie heftig; „ſie ſind ſo unbändig, daß ſie mir nicht gehorchen.“

„Ja, das kommt von Deiner verkehrten Erziehungsweiſe her! es iſt doch wirklich miſerabel, ein Paar Würmern, hoch wie der Tiſch, keinen Reſpect beibringen zu können.“

Die häusliche Szene hatte ſich in eine eheliche verwandelt. Auguſte ſchien auf der Stelle der Ermahnung ihres Mannes Folge leiſten zu wollen. Sie nahm den Theophil heftig von ſeinem Arm, und ſagte zu dem ſchreienden Kinde ſehr zornig:

„Schweig' auf der Stelle, Junge! ſonſt giebt es die Ruthe.“

Mit großen Schritten trug ſie ihn ins Zimmer zurück, während ihr Mann den widerſtrebenden Heinrich beim Arm nahm, und ihn fortführend ebenſo zornig ſagte:

„Warte! ich werde Dich lehren, Deinen kleinen Bruder von der Treppe zu ſchleudern!“

Sigismund, über die Schickſale der Kinder beruhigt, hatte ſich ſogleich wieder zurückgezogen. In einer andern Stimmung hätten all dieſe kleinen Ungewitter ihn vielleicht höchlichſt beluſtigt. Wenn die Verhältniſſe uns vor ihnen ſicher ſtellen, ſo ſieht man ihnen aus der Ferne oder als Beobachter mit demſelben Behagen zu, welches man im warmen Zimmer empfindet, wenn es draußen regnet und ſtürmt. Das warme Zimmer kommt einem paradieſiſch vor gegen das Unwetter; und ſo auch die einſamen ſtillen Verhältniſſe paradieſiſch gegen die gemeinſchaftlichen geräuſchvollen. Steht man in dieſen mitten drin, ſo hat man ſie dennoch lieb, trotz des Verdruſſes und der Widerwärtigkeiten, die ſie mit ſich bringen, ſo treibt man doch Abgötterei mit den ſchreienden Kindern, ſo fühlt man ſich doch dem heftigen Mann oder der empfindlichen Frau ans Herz gekettet. Aber Sigismunds Herz war wund: dann erſcheint das Alltägliche ſchwer, und das Schwere unaushaltbar. Wie ein Roſenknöspchen hatte ihm die Neigung zu Agathen vor Augen geſtanden; wie eine Roſe mit all' ihren Reizen und all' ihren Dornen, drang ihm die Liebe zu Tosca in die Seele. Bei ruhigen und mäßigen Anſprüchen an Glück, wenn man ſich in der Welt umgeſehen und erkannt hat, daß die poſitiven Verhältniſſe ſich ſelten über die Mittelmäßigkeit erheben — da kann man ſich in ihr und ihren Beſchränkungen zurechtfinden, ohne ſich verletzt zu fühlen. Man kommt nicht auf den Gedanken, eine Ausnahme vom allgemeinen Geſetz für ſich zu begehren, was eine höchſt günſtige Stimmung iſt, um eine Ehe zu ſchließen. Je geringer die Erwartung, deſto geringer die Enttäuſchung; und das iſt in einem Verhältniß, welches lang und feſt und dauernd ſein ſoll, und welches ganz poſitive Zwecke hat, die Hauptſache. Alles, was man von der Ehe hoffen darf, iſt: daß man ſich gegenſeitig achte und ertrage. Die Leute werden ſprechen, wie ſie das denn auch ſchon thun: ich ſei gemüthlos, ich ſei in Vorurtheil befangen es gebe unendlich viel Glück in der Ehe. Gott hat den Wurm ſo eingerichtet, daß er in einem Regentropfen ertrinken kann, als ob es das Weltmeer ſei; Gott hat den Menſchen ſo eingerichtet, daß er aus und in den engſten Verhältniſſen, den trübſten und dürftigſten Lagen, etwas Erfreuliches und Erleichterndes finde; daß er ſich ſtets bereit zeige mit Erſatz vorlieb zu nehmen; daß er ſchmiegſam genug ſei, ſeine eigenen Wünſche zu vergeſſen. So mag er denn in der Ehe manche Freude, manchen Genuß, ja ſogar große Zufriedenheit — mehr noch! er mag Glück finden; aber das Glück, was er geträumt hat, das hohe, ſelige, unermeßliche — das hat er nicht gefunden. Vielleicht iſt es nirgends; das iſt möglich! Aber eben darum frag' ich: weshalb ſoll es denn in der Ehe ſein? Da iſt Keiner, aber nicht ein Einziger, der ſich mit einem Jubelruf in ſie hineingeworfen, und dem ſich nicht der Freudengeſang in einen Schmerzensſchrei verwandelt hätte. Er mag ihn erſtickt haben, er mag ihn ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollen — und daher iſt es auch ganz begreiflich, daß er ihn mir nicht eingeſtehen will; — allein die Prahlerei, die ſollte er denn auch dafür bei Seite laſſen und, wenn nicht offenherzig, doch wenigſtens ehrlich ſein.

Die Ehe iſt eine ernſthafte Veranſtaltung, zu der zwei Menſchen ſich entſchließen, um mit Anſtand Kinder zu haben, und um ein mühſames, ſorgenvolles Leben gemeinſchaftlich zu führen, und durch die Gemeinſchaft zu erleichtern und zu erheitern. Dies Leben fördert ihre innere Entwickelung und entſpricht ihrer Beſtimmung, die da auf Erden heißt: viel Arbeit und wenig Genuß; und ich denke, es wäre recht gut, wenn die Menſchen mit dieſen ſeriöſen Anſichten die Ehen eingingen. Statt aber an die ungeheuren und ſchweren Verpflichtungen zu denken, die ſie über ſich nehmen, denken ſie an ein ungeheures Glück, in das ſie geradesweges ohne ſonderliche Mühe hineinſchweben werden; denn ſie ſind nun einmal ſo beſchaffen, daß ſie in den Zuſtand, den ſie nicht kennen, die Seligkeit verlegen.

Bis zu dem Augenblick, wo Sigismund Tosca

Beiron wiederſah, war ihm die Ehe in einem ernſten und wohlthätigen Licht erſchienen, das den Anſprüchen des Verſtandes, und mäßigen Forderungen des Herzens genügte, und Agathe als eine Frau, welche in ſolcher Ehe vollkommene Befriedigung finden und geben müßte. Jetzt auf einmal war das anders. Aſpirationen nach einem namenloſen Glück, nach endloſen Freuden, nach ungeahnten Verſtändniſſen, nach extatiſchen Offenbarungen, gingen wie Götterbilder leuchtend durch ſeine allerinnerſte Seele, wohin der Gedanke Agathe! nie gedrungen war, und jetzt erſchien ihm die Ehe — bald in einem Licht, das aus dem Himmel ſtralte, und für das es keine irdiſche Verfinſterungen gab, und bald in ſo grauen, matten Farben, daß kein Sonnenſtral im Stande war, ſie zu verklären. Die kleinen Verdrießlichkeiten des Alltaglebens, unvermeidliche Momente, wie die, deren Zeuge er ſo eben geweſen war, wälzten ſich ihm wie unüberwindliche Laſten auf die Bruſt, und beklemmten ihm den Athem. Ihm fiel ein Wort ein, welches ihm einſt eine liebenswürdige Frau geſagt hatte: „Eine glückliche Ehe beſteht darin, daß man ſich alle Tage zankt und alle Abend wieder verſöhnt.“ Er war ein feingebildeter und nervenzarter Menſch; er litt geiſtig und körperlich durch die kleinen Szenen dieſer Tage mit Agathen. Er ſuchte nicht vor ſich ſelbſt zu verleugnen, daß er Veranlaſſung dazu gegeben; aber die Art, wie Agathe ſich dabei benommen, war ihm peinlich. Wie ſie liſtig das Flacon fallen ließ, das ihm lieb war! wie ſie weinte nur bei dem Gedanken, daß er ſie tadeln könne! Das iſt ſo recht der Frauencharacter nach kleinem Zuſchnitt — dachte er. Ich denke, er hätte ſagen müſſen: nach allgemeinem Zuſchnitt. Sein Unbehagen wuchs von einer Minute zur andern. Ihm war zu Muth, als müſſe er ſchnurſtracks nach Berlin zurückfahren, und nie wiederkommen. „Aber einer Frau das gegebene Wort brechen, das iſt ehrlos!“ ſagte er plötzlich ganz laut. — Wenn zwiſchen Verlobten das Frauenzimmer ihr Wort zurücknimmt, ſo ſieht es unter hundert Fällen neunundneunzig Mal nur launenhaft und leichtſinnig, und höchſtens ein Mal gehäſſig aus; thut's der Mann, ſo iſt's grade umgekehrt! Das iſt das einzige Verhältniß auf der Welt, bei dem man die Frau leichter entſchuldigt, als den Mann, wahrſcheinlich deshalb, weil ihre Zukunft mehr dadurch gefährdet wird, als die ſeine. Er wird über einer ſolchen Kränkung nimmermehr am gebrochenen Herzen ſterben; aber bei Frauen iſt das geſchehen. Er ſoll überlegt und beſonnen zu Werk gegangen ſein, während ſie oftmals nur gehorcht hat. Das Alles ſtürmte ihm durch die Gedanken, und jagte ſich wild, wie Wolken vom Sturm getrieben. Kein beſtimmtes Bild, keine klare Geſtalt tauchte empor; nicht einmal Tosca. Er wußte gar nicht, ob Tosca ihn lieben könne, lieben werde; er glaubte es nicht; er wagte nicht es zu hoffen; aber er — er liebte ſie! ihn ſchwindelte bei der Vorſtellung, der Gatte einer Andern werden zu müſſen, denn er fühlte, neben ſeiner eigenen Verzweiflung darüber, das Unheil, welches nothwendig für Agathe daraus erwachſen müſſe, ſobald ſie früher oder ſpäter in der Ehe zur Erkenntniß ſeiner Geſinnung kommen werde. „Aber ſo weit kann es nicht kommen!“ ſagte er ganz gefaßt; „denn es iſt mir ſchlechterdings unmöglich, ſie zu heirathen! ſterben will ich, wenn ſie's verlangt; heirathen kann ich ſie nicht.“

Er hörte den Schritt ſeines Schwagers ſich ſeiner Thür nähern. Er hatte große Luſt, den Riegel vorzuſchieben, um ungeſtört allein zu ſein; doch bevor er es thun konnte, trat Friedrich ein, die Cigarre im Munde, die Cigarrentaſche in der Hand, welche er ſogleich Sigismund anbot. Der dankte. Friedrich ſetzte ſich bequem im Sopha zurecht, nahm mit einer gewiſſen nachläſſigen Leichtigkeit, welche nur eingefleiſchten Rauchern eigen iſt, die Cigarre zwiſchen Vor- und Mittelfinger aus dem Munde, ließ ebenſo nachläſſig den Rauch zwiſchen ſeinen Lippen hervorgehen, und ſagte:

„Die Wohlthat einer Cigarre wirſt Du erſt ſchätzen lernen, mein lieber Sigismund, wenn Du Ehemann biſt. Als Student raucht man aus jener unwiderſtehlichen Liebhaberei der Studenten, alles Andre lieber zu thun, als zu ſtudiren. Iſt jene Oppoſitionszeit vorüber, ſo ſinken Pfeife und Cigarre häufig in die Vergeſſenheit hinab, bis die Ehe ihnen wieder ihren Ehrenplatz anweiſt. Sokrates ohne Cigarre ſeiner holdſeligen Gemahlin gegenüber, ſcheint mir ein bewundernswerther Kauz; mit der Cigarre ein ganz alltäglicher, ſo wie ich ſelber es bin. Sie giebt eine gewiſſe hausherrliche Würde, die von ganz vortrefflichem Effect auf die Frauen iſt. Mit der Cigarre zwiſchen den Lippen iſt es nicht gut möglich, anders als in kurzen Sätzen zu reden — das klingt ſo majeſtätiſch. Nimmt man ſie zwiſchen die Finger, ſo darf man auch ſo gar viel Worte nicht machen, ſonſt erliſcht ſie, und man muß ſie wieder anrauchen, was unbequem iſt, ſobald nicht beſtändig ein Licht im Zimmer brennt — was beiläufig geſagt, meiner Frau aus angeborner Sparſamkeit ein Greuel iſt.

Sie behauptet zwar, ſie löſche es nur aus, weil das Kerzenlicht im Tageslicht fahl und widerwärtig ausſehe, aber da ſie ſehr gelaſſen rohes blutiges Fleiſch und geſchundenen Fiſch ohne ſonderliche Beleidigung ihres Schönheitsſinnes anſchaut, ſo weiß ich ſehr gut, woran ich bin; allein ich thue ihr den Gefallen, denn ich finde es zweckmäßig für unſern häuslichen Frieden, daß kein Licht bei Tage brenne. Je weniger Worte der Mann bei gewiſſen Diskuſſionen der Frau gegenüber macht, um deſto mehr imponirt er ihr. Und dann! welch ein niederdonnernder Moment der, wo meine Geduld dermaßen erſchöpft und meine Langmuth ſo ganz aufgezehrt iſt, daß ich meine Cigarre bei Seite werfe, mich gar nicht um ihre ferneren Schickſale kümmere, nicht hinſehe, ob ſie ein Loch in die Tiſchdecke brennt, oder uns das Haus über dem Kopf anzündet, — und nun meine Meinung ſage. So wie meine Frau gewahr wird, daß ich Miene mache, meine Cigarre fortzuwerfen, ſo ſucht ſie faſt immer einzulenken, denn ſie erkennt daran, daß ſie zu weit gegangen. Die Bewegungen meiner Cigarre ſind das Queckſilber im Barometer unſers häuslichen Lebens. Fällt ſie, ſo giebts Unwetter.“

Sigismund ſagte faſt traurig: „Ich muß Dir geſtehen, lieber Friedrich, daß ich bis daher Eure Ehe immer für eine recht glückliche gehalten habe, und daß es mich betrübt, mehr als ich's ſagen kann, daß ſie es nicht ſo ganz iſt."

„Aber, zum Teufel! wo nimmſt Du das her?" fragte Friedrich mit ungeheuchelter Verwunderung. „Meine Ehe iſt nicht blos eine recht glückliche — wie Du bis daher gemeint haſt; ſondern eine ganz außerordentlich glückliche. Was? weil man verſchiedener Meinung iſt, weil man Fehler und Schwächen hat, weil man gegenſeitiger Nachſicht bedarf, weil hie und da ein heftiges Wort fällt — darum müßte man ſofort eine unglückliche Ehe führen? Aber was für extravagante Foderungen ſtellſt Du denn überhaupt an die Ehe? welch ein idealiſches Glück ſoll ſie Dir gewähren, wenn Dir die ſimpelſte Schattenſeite jedes intimen Verhältniſſes: zwei Köpfe, die bisweilen ein wenig Mühe und Arbeit haben, um ſich unter einen Hut zu bringen, — wie ein grammwerthes Unglück erſcheint? Da beklag' ich Dich, mein Alter! und noch mehr beklag' ich die Agathe. Sei doch nicht ſo ungerecht, von ihr zu begehren, daß ſie zu Allem, was Du thuſt, denkſt, ſprichſt, wünſcheſt, ein willenloſes Ja ſage"

„Das begehre ich keineswegeſ!" rief Sigismund erſtaunt; „wie kannſt Du das von mir glauben! Aber ich will nur keinen Zank, keinen Streit, keine Heftigkeit, keine Vorwürfe, keinen Hader“ .... —

„Dann laß Dir eine Wachsfigur antrauen, denn eine ſolche Frau exiſtirt nicht.“

„Aber ich verlange ja von meiner Seite ganz daſſelbe! ich begehre ja nichts von ihr, was ich nicht bereit wäre für ſie zu thun!“

„Ach Du willſt urplötzlich in die Vollkommenheit hineinſpringen!“ ſagte Friedrich gleichmüthig. „Das iſt ſo eine ächte Bräutigamslaune, die Du drei Wochen nach der Hochzeit total vergeſſen haſt.“

„So wiederhol' ich Dir, daß mich das ſehr betrübt,“ ſagte Sigismund ernſt.

„Du mißverſtehſt mich abſichtlich!“ rief Friedrich ungeduldig. „Niemand iſt mehr als ich der Meinung, daß man ſich in jedem Verhältniß bemühen müſſe, brav und tüchtig zu ſein; nur muß man dabei die menſchliche Natur, die bürgerlichen Einrichtungen im Auge behalten, und ſich nicht einbilden, urplötzlich, durch den Zauberſpruch des gewechſelten Ringes, das Kleid des Alltagmenſchen, das wir vielleicht dreißig Jahr getragen haben, mit dem idealen Gewande eines Halbgotts vertauſchen zu können. Das werden wir eben ſo wenig, als das arme junge Mädchen, das wir heirathen, ein Engel wird. Aber eine brave und treue Frau und eine ſorgſame Mutter kann ſie werden, und uns dadurch ſo glücklich machen, wie der Menſch es nur ſein kann, und wie ich es mit Deiner Schweſter bin.“

Indem kratzte etwas an der Thür. Sigismund öffnete. Es waren die beiden Knaben, welche Auguſte ſchickte, um die Männer zum Speiſen rufen zu laſſen.

„Nun, Ihr Buben,“ ſagte der Vater freundlich, „habt Ihr Euch denn auch mit einander vertragen?“

In Kinderſeelen wechſeln die Affecte mit ſolcher Blitzesſchnelle, wie Erwachſene es ſich gar nicht vorſtellen können. Die Knaben hatten nicht daran gedacht, ſich wieder zu vertragen, weil ſie vergeſſen, daß ſie ſich verzankt hatten. Als aber der Vater ſie daran erinnerte, umarmten und küßten ſie ſich mit jener unnachahmlichen Lieblichkeit der Bewegungen und des Ausdrucks, welche faſt allen Menſchen als Kind, und ſpäter höchſtens einer oder der andern Frau eigen iſt.

„So macht man's, um ſich zu verſöhnen, wenn man ſich gezankt hat,“ ſprach Friedrich und nahm ſeinen Schwager lachend unter den Arm, während

Sigismund nicht umhin konnte, bei dieſer Erklärung an die Definition einer glücklichen Ehe zu denken, die ihm vorhin ſchon in den Sinn gekommen war.

Es wäre nicht freundlich geweſen, wenn er nicht bei ſeiner Schweſter zu Mittag gegeſſen hätte; aber es that ihm doch leid, Agathe in Thränen verlaſſen zu haben, und ſie jetzt mehre Stunden nicht zu ſehen. Wenn der Nachtfroſt den Abendthau auf den Blumen in Eistropfen verwandelt, ſo erfrieren die armen Blumen. Es geht auch zuweilen mit Thränen ſo. Während ſie bei Tiſche waren, bekam Auguſte einen Brief von der Mutter mit Beilagen von den Geſchwiſtern. Die Schweſter war im erſten Wochenbett, und ſchrieb glückſelig über ihr Kind. Der jüngſte Bruder hatte ſein erſtes Duell auf der Univerſität gehabt, war im kleinen Finger verwundet, und ſchrieb ebenſo glückſelig über dieſe Wunde. Der andere Bruder ſchrieb traurig, niedergeſchlagen, man wußte nicht warum; die Mutter wußte es auch nicht; das machte ſolchen Contraſt mit den zwei Jubelbriefen — Contraſte, an denen das Leben ſo reich iſt. Sigismund und Auguſte vertieften ſich ganz in die Briefe, und in Plaudereien und Muthmaßungen über deren verſchiedenen Inhalt. Wenn das Geſpräch innig und lebhaft iſt, vergeht die Zeit gar ſchnell. Dem Doctor wurde ſein Wagen gemeldet, um die gewohnte Abendrundfahrt bei den Kranken zu machen. Sigismund erſchrak, daß es ſchon ſo ſpät ſei. Er lief zu Agathen. Er kam an einem Blumenladen vorüber; er trat hinein, um irgend eine recht ſchöne Blume für ſie zu kaufen. Das Prachtſtück des Magazins, worauf ſein Auge ſogleich fiel und haften blieb, war ein Topf voll wunderſchöner blaßrother Camellien. Keine Blume auf der Welt kam ihm ſo ſchön vor, als die blaßrothe Camellie, ſeit er ſie in Toscas Locken geſehen. Er kaufte den Topf und ließ ihn ſich nachtragen, und ganz heiter kam er zu Agathen.

Sie empfing ihn eiskalt. Sein Benehmen, ſein ſteter Wechſel von Freundlichkeit und Gleichgültigkeit, heut früh die dringende Haſt, darauf die Apathie, und dann gewiſſe Räthſel oder Falten in ſeiner Seele, die ſie nicht zu ergründen vermogte — das Alles ſchien ihr ſo unbehaglich, ſo launenhaft, ſo ganz unähnlich dem ernſt ruhigen Sigismund, den ſie bis dahin gekannt, daß ſie zu ſich ſelbſt ſprach: „Es iſt etwas Fremdes in ihn hineingedrungen, und das Fremde, mir Unverſtändliche, iſt mir feindlich; ſo lange alſo das in ihm iſt, muß er mir fern bleiben.“ — Aber der Schmerz, den ſie über dieſe Erkenntniß oder über ihren Entſchluß empfand, machte ſie herb und ſtreng. Nur ſchmerzgeprüfte Seelen, nur ſolche, die den Schmerz wie einen Segen empfangen, ganz ſtill, ganz klagelos, aber die ſich dennoch von ihm weder beugen noch brechen laſſen, nur die macht er mild. Und wie kann man von dem unerfahrnen, auf Glück rechnenden jungen Gemüth erwarten, daß der erſte Schmerz es ſchon ſo reif mache?

„Da bin ich, liebe Agathe," ſprach Sigismund freundlich, „und bringe Dir eine Blume mit, die Deinen Platz dort im Fenſter in die prächtigſte Laube verwandeln wird."

Er ließ die Camellie hinſtellen, und rückte ſie ſorgſam zurecht, um ſie ſchön zu präſentiren.

„Ich danke Dir," ſagte Agathe.

Er erzählte ihr darauf von den Briefen der Seinigen und Agathe war froh, daß er ſprach, und von einem Gegenſtand, der ihm lieb war, und daß ſie ſchweigen, oder höchſtens eine Frage thun durfte, um die Unterhaltung nicht fallen zu laſſen. Sie ſah ſo heftig verweint aus, daß Sigismund erſchrak, als Licht in das dämmerige Zimmer gebracht wurde. „Aber ſie wird ſich grämen, vielleicht krank werden, vielleicht ſterben ....

Gott, mein Gott! ſie wird ſich fürchterlich grämen, wenn es zum Bruch zwiſchen uns kommt!" dachte er heimlich, indem er ſie unſäglich traurig anſah. Vor wenig Stunden hatte er es für eine Unmöglichkeit gehalten, ſie zu heirathen; jetzt, dieſer lieben, ſtillen Geſtalt gegenüber, ſchien es ihm noch unmöglicher. Sie gefiel ihm, er hatte ſie lieb, ſo wie am Ende jeder Mann ein wunderhübſches, anmuthiges, junges Mädchen, das ihn von ganzer Seele liebt, lieb hat; aber weder in ihrem Weſen, noch in ihrer Erſcheinung lag etwas Hinreißendes für ihn. Agathe war keine Macht für Sigismund. Er konnte mit ihr gehen, ihr entgegenkommen; doch niemals — ihr folgen! niemals in dem Drang, in der Nothwendigkeit ihr folgen zu müſſen, und nicht zu ſollen, nicht zu dürfen, Qual und Befriedigung finden. Er fühlte ſich nicht ihr unterworfen, ſondern ſeinem Wort, und durch nichts an ſie gefeſſelt, als durch die Pflicht. „Aber Wort und Pflicht einer Frau, einem jungen Mädchen gegenüber — ſind hochheilig!" ſprach er leiſe.

Wie das manchen Perſonen geht: wenn ſie traurig ſind, ſehen ſie ſtatt deſſen verdrießlich aus, ſo ging es auch Agathen. Es kommt darauf an, wohin der Ausdruck der Trauer ſich flüchtet.

Iſt es in die Augen — ich meine nicht blos in den Blick — ſondern in die ganze Umgebung, in die Augenhöhle, Braunen, Lieder: ſo kann er von unbeſchreiblich ſchöner Melancholie ſein; iſt es auf die Stirn, ſo wird er meiſtens ſtreng und finſter ſein, wie die Knochen, die Falten das mit ſich bringen; iſt es um Mund und Wangen, ſo herrſcht die Verdrießlichkeit vor, und das macht ſehr unſchön. Agathe ſtellte ſich ſo unvortheilhaft als möglich dar; und grade das rührte Sigismund, denn er ſtellte ſich vor, wie ſchwer und bitter das arme junge Herz zerwühlt ſein müſſe, um zu dieſem ihm ſo fremden Ausdruck zu kommen.

„Agathe,“ ſagte er plötzlich, „vergieb mir.“

Manchen Menſchen iſt nichts in der Welt geläufiger, als zu ſagen: „Vergieb mir!“ Ob ſie Jemand auf den Fuß, oder aufs Herz treten, — ſie ſagen ganz unbefangen: „Vergebung! es thut mir ſehr leid! es ſoll nicht wieder geſchehen!“ ꝛc. und damit haben ſie Alles gut gemacht nach ihrer Meinung, und nach drei Tagen beginnt dieſelbe Geſchichte von Neuem. Ich bin für die Menſchen, die nicht um Vergebung bitten, und ſich dafür in Acht nehmen, nicht wieder Andern weh zu thun. Aber es giebt doch Momente und Menſchen, wo es ſehr ſchön und ſehr ſtark iſt, wenn man die Bitte um Vergebung ausſpricht, und eine ſolche muß man immer erhören.

Freilich muß man tiefe Erkenntniß ſeiner ſelbſt ſowol als des Andern haben, um zu wiſſen, ob ſie am rechten Ort iſt, um zu erwägen, welche Selbſtüberwindung, welch Opfer ſie koſtet. Die arme Agathe hatte nie Gelegenheit gehabt, das zu ermeſſen. Sie hatte wol tauſend Mal im Leben die Mutter um Vergebung gebeten, die Lehrer, die Geſpielinnen, um kleiner armſeliger Vergehen willen; und unter dem Einfluß dieſer Erinnerungen, des Flacons gedenkend, der getrockneten Blume, des Namens Tosca Beiron, der Fieberhaſt des heutigen Morgens, rief ſie ganz troſtlos:

„O Sigismund, was haſt Du denn gethan?"

„Gethan!" ſagte Sigismund fürchterlich verletzt; „o ganz und gar nichts, liebe Agathe."

„Weshalb bitteſt Du mich denn um Verzeihung?"

„Du haſt geweint, Agathe, und ſiehſt betrübt aus — da denk' ich, daß das meine Schuld ſein muß."

Das hätte Agathe annehmen ſollen. So etwas ſagt ein Mann ſelten, und ſagt es nie zum zweiten Mal. Aber Agathe hätte begehrt die ganze Geſchichte von dem Flacon, von der getrockneten

Blume, von Tosca Beiron, von Allem, was ihr ſeit zwei Tagen verwirrend durch den Kopf ging. Als ſie hörte, daß nur von ihrer Betrübniß die Rede war, ſagte ſie kalt:

„Ich verſtehe Dich nicht, Sigismund!“ — und ſetzte dann abbrechend hinzu, indem ſie zur Camellie trat: „Eine prächtige Blume, aber recht ſtolz, recht kalt ... findeſt Du nicht?

„Die Roſe iſt allerdings lieblicher,“ ſagte er ſanft; aber ſeine gerührte Stimmung war dahin.

Die Juſtizräthin kam herein und ſagte froh und neckend:

„Ah, da ſind Sie, mein lieber Forſter, das iſt gut! ich dachte ſchon, Sie wären in Ihrem Raptus von heute früh auf und davon gefahren. Mit den Dampfwagen iſt das jetzt ſo, daß man im Nu verſchwinden und hundert Meilen von einander ſein kann, ohne daß der Andre eine Ahnung davon hat. Jetzt wollen wir ein wenig von Ihrer künftigen Einrichtung reden. Heute morgen waren Sie gar nicht dazu aufgelegt, und ich verſichere Sie, daß es noch ganz entſetzlich viel zu bedenken und zu beſprechen, zu beſchaffen und zu thun gibt bis zur Hochzeit.“

„Sie haben ganz recht, Frau Juſtizräthin, und nichts kann wichtiger für mich ſein,“ entgegnete

Sigismund geduldig und freundlich, und ſetzte ſich zu ihr, um mit ihr Berathungen zu pflegen. Agathe ſetzte ſich auch an den Tiſch, aber mit ihrer Arbeit, obwol ſie wußte, daß Sigismund es unerträglich fand. Er meinte, Abends, wenn man traulich beiſammen ſitzt, um zu plaudern, da dürften die Hände ruhen und das Tagewerk ſei vollbracht. Stricken — das ließ er noch gelten; das beſchäftigt nicht die Gedanken, läßt das Auge, das Geſicht frei, verkrümmt nicht die Haltung; ſtricken iſt ebenſo mechaniſch, als mit dem Fächer oder der Lorgnette ſpielen; aber zu nähenden Frauen zu reden, die geſenkten Hauptes daſitzen, und mit Nähnadel und Faden in den Lüften herumfahren, — das war ihm ein Greuel. Agathe wollte ihn aber nicht anſehen, ein wenig um ihn zu ſtrafen, ein wenig — weil ſie eben verdrießlich war. Sie umbaute ſich mit Arbeitskäſtchen und Körben, und nähte. Zuweilen blickte ſie beobachtend auf ihn, und horchte genau auf die Inflexionen ſeiner Stimme. Zuweilen, wenn er gradezu das Wort an ſie richtete, ſah ſie ihn an, aber gleichſam nur gezwungen durch ſeine Auffoderung. Ganz unwillkürlich ſtellte ſich für Sigismund Toscas Bild, wie er ſie am letzten Abend geſehen, neben Agathe, und wurde immer heller und heller. Wie hatte er einſt ſie verletzt, ſie, die Schöne, die Gefeierte, und in ihrem zarteſten, ihr ſelbſt faſt unbewußten Gefühl, und welch einen ſtillen Mater dolorosa-Blick hatte ſie ihm dafür zugeworfen! und welch einen heiligen und heiligenden damals, als er ſie fragte: „Und nun?“ Und welche Seele wohnte überhaupt in dieſer Frau, um in ſo ſchwierigen Verhältniſſen, wie die ihrigen unleugbar waren, zwiſchen den Verlockungen der Welt und den Vorſpiegelungen der Eitelkeit, in dieſer wundervollen, unangetaſteten Klarheit zu bleiben. Bei zwanzig Jahren ein Engel zu ſein — das iſt ſehr leicht; bei dreißig — ſehr ſchwer. Allmälig gingen all' ſeine Gedanken zu ihr. Er ſchob Ja und Nein, ganz gewiß! und: meinen Sie? mit mechaniſcher Geläufigkeit zwiſchen die Auseinanderſetzungen der Juſtizräthin, aber ſeine ganze Seele war bei ihr, der Frühgeliebten, der Verlornen, der Wiedergefundenen, der Einzig- und Ewiggeliebten. Und jetzt, grade jetzt, wo ſie nicht da war, wo ihr Blick ſich nicht wie eine Sonne über ihn legte, wo ihr Lächeln ihm nicht Morgenröthe und Geſtirne vors Auge und in die Seele zauberte — jetzt, mit dem ungeſtörten klaren Gedanken an ſie, jetzt war's erſt recht, als ob die Liebe ihre ſtillen und unlöſchbaren Naphthaquellen in ihm erſchließe.

„Liebe Mutter, Du ermüdeſt Sigismund," ſagte Agathe plötzlich zur Juſtizräthin.

„Das iſt wahr!" rief dieſe gutmüthig; „wenn man in Einzelheiten übergeht und auf Kleinigkeiten kommt, ſo ſind die Männer gleich gelangweilt. Merke Dir das, mein liebes Kind. Aber haſt Du denn ſchon heute dem Sigismund etwas vorgeſpielt?"

„Ja," ſagte Agathe trocken.

„Nicht genug," ſagte Sigismund.

„Es iſt gewiß ein hübſches Talent, das meine Agathe hat," fuhr die Juſtizräthin fort, „und das allerangenehmſte fürs Haus. Muſik erheitert Alle; jedes andre Talent nur den, der es treibt. Was hat der Mann davon, wenn die Frau ſchön malt, oder ſchön dichtet? nichts als Langeweile in den Stunden, die ihr ſehr kurz und ſehr angenehm ſcheinen. Muſik allein verbindet die Herzen; jedes andre Talent ſcheidet ſie."

Zu dieſer etwas einſeitigen, d. h. mütterlichen Lobpreiſung des Talentes ihrer Tochter lächelte Sigismund und bat Agathe, ein wenig Muſik zu machen.

„Soll ich ſingen oder ſpielen?" fragte ſie und ſtand bereitwillig auf, ganz froh, ſeinen Gedanken eine andre Richtung geben zu dürfen.

„Ich bitte Dich — ſinge, liebe Agathe," ſprach er.

Sie blätterte in ihren Noten; wählte und ſang. Ihr erſter Ton traf ſein Herz wie ein elektriſcher Schlag. Es war Schuberts Ave Maria. Eine Muſik, die wir in gewiſſen Momenten gehört haben, und die uns damals durch ihre Uebereinſtimmung oder durch ihren Contraſt mit unſrer Stimmung frappirte, werden wir nie wieder hören, ohne in jene Stimmung zurückverſetzt zu werden. Ich erinnere mich, daß ich einmal in Baden bei Wien, auf der Straße, unter meinem Fenſter, von einer vorübergehenden friſchen jungen Stimme ganz gedankenlos: „Freut euch des Lebens" ſingen hörte. Seitdem, wenn ich das Lied höre, gar nur an die Melodie denke, geht mir ein Schauer durch die Seele, Thränen treten mir in die Augen, und ich meine, nie ein melancholiſcheres gehört zu haben. Doch iſt es nur tout bonnement ein Gaſſenhauer. Was uns trifft — ſei's ein Sandkorn, ſei's eine Krone — hat keine Bedeutung für uns. Wie es uns trifft, darin liegt das Gewicht! das kann den Sandkorn zum Montblanc machen, wie es den Gaſſenhauer zum Grablied macht.

Sigismund wagte nicht, Agathe zu ſtören.

„Das iſt ein überwältigendes Lied," ſagte er nachdem ſie geendet.

„Meinſt Du wegen der Compoſition, oder weil Du es neulich gehört haſt?" fragte ſie.

„Woher weißt Du, daß ich's gehört habe?" rief er ganz erſtaunt, denn er dachte an Tosca.

„Du ſagteſt, nichts in dem ganzen Conzert habe Dir ſo hinreißend geſchienen."

„Das iſt wahr," ſprach er zerſtreut; „es mag alſo wol ſein, weil ich es gehört habe und nicht wegen der Compoſition.

Agathe ſpielte und ſang noch Einiges; der Abend ging hin. In der Frühe des nächſten Morgens wollte Sigismund wieder abreiſen. Er ſagte es.

„Du kommſt wol fürs Erſte nicht wieder?" fragte Agathe.

„Wenn es Dir keine Freude macht, gewiß nicht," ſagte Sigismund.

„Mein Gott, liebſter Forſter! wie ſollt' es der Agathe keine Freude machen!" rief die Juſtizräthin ganz erſtaunt über den kühlen Ton der beiden Verlobten. Sie ſah erſt Sigismund, dann ihre Tochter an, und fragte endlich beſorgt: „Aber was iſt denn zwiſchen Euch vorgefallen?"

Wie vorhin Agathens Frage: „Was haſt Du gethan?" — ebenſo erkältend traf die der Juſtizräthin auf Sigismund. Er wunderte ſich, daß die Frauen ſo poſitiv im Inquiriren ſind, und das mißfiel ihm über alle Maßen. Eine fragende, ſpähende, forſchende Schwiegermutter war der Schlußſtein der Marterkammer, Ehe genannt, in die er heute einen andern Blick, als bisher, geworfen. Die Möglichkeit eines ungeheuern Glückes in ihr, zu deren Realiſirung für ihn auch nicht die allergeringſte Hoffnung da war, hatte ſein Verlangen nach mittelmäßigem und alltäglichem Glück für immer ausgelöſcht. Vorgefallen aber, wie die Juſtizräthin ſagte, war nichts, gar nichts. Nur ſein Herz war näher zu Tosca gedrungen — ſein äußeres Leben um kein Haar breit. Er beantwortete nicht die Frage der Juſtizräthin; er ſprach ebenſowenig davon, daß und wann er wiederkommen werde. Er ſprach allerlei Oberflächlichkeiten, wie man thut, um die Zeit hinzubringen. Dann nahm er Abſchied mit trauriger Freundlichkeit. Er fühlte — es war aus und vorbei.

Als die Thür hinter ihm zugefallen war, ſank Agathe der Juſtizräthin in die Arme und rief in lauter Verzweiflung:

„Mutter, o Mutter, er liebt mich nicht!“ — —

„Die Schwankungen in mir müſſen aufhören,“ dachte Sigismund in dieſer Nacht. „Es iſt ja ganz miſerabel, die Sachen um acht Uhr anders zu ſehen, als um ſieben, und um neun wieder anders. Ich breche mein Wort, ich thue Agathen weh, ich zerſtöre ihr und mir das ruhige Leben, welches ich ſo friedlich für uns zu begründen hoffte, ich ſtelle mich vor der Welt als ein wankelmüthiger, leichtſinniger Menſch dar — und das Alles .... um mich nicht in Zwieſpalt mit meinem Gefühl zu bringen. Iſt das Gefühl ſolcher Opfer werth? werde ich nie bedauern, nie bereuen, ſie gebracht zu haben? Nicht heut, nicht morgen — aber in zehn oder zwanzig Jahren? Reue thut weh, und das Leben iſt lang .... lang und einſam ohne Liebe, ohne die Liebe, die Hütten bauen läßt."

Das ſagte er ſich Alles, ernſt, überlegt, gelaſſen. Er führte ſich Agathe vor, wie ſie war, lieb und gut, jung und ſchmiegſam, bereit Alles zu ſein, zu werden, was er wünſchte; wie ſie auf keine Weiſe die bittere Kränkung, den tiefen Schmerz verſchuldet hatte, die ſie bedrohten; wie er vielleicht ihre ganze Zukunft in Grund und Boden verderbe, indem er ihre Zuverſicht auf die Treue, ihren Glauben an Liebe untergrabe. Aber immer und immer kam er auf den Schluß zurück: Es iſt doch unmöglich, meine Hand Agathen zu geben, während mein Blick ſie ſucht und, wenn nicht außer mir, doch ewig in mir ſie findet.

Denn in mir — da hat ſie gelebt, die langen, langen Jahre hindurch, und nur zuletzt .... geſchlafen, eingewiegt von dem monotonen Geſchwirr des Lebens, das mich umſing. Hätte ſie nicht immer in mir gelebt, wie würde ſie denn urplötzlich ſo göttlich lebendig geworden ſein? Es giebt Menſchen, in denen lebt nichts; deshalb können ſie für Alles leben, was außerhalb ihnen liegt. Andre fühlen ſich gedrungen für das zu leben, was in ihnen lebt; die nennt man thöricht, oder egoiſtiſch, oder ... groß, je nachdem ihre Weſenheit ſich an ihrer inwohnenden Idee ausbildet. Die Größe giebt Gott ſeinen Begnadigten; die erwirbt man nicht, man empfängt ſie nur. Aber tüchtig kann man auf ſeine eigene Hand werden; auch wenn man ſeinen Ideen nachgeht, auch wenn es thöricht ausſieht. Und egoiſtiſch? wer ſich elend fühlt, und ein fremdes Weſen an dies Bewußtſein ſchmiedet, macht es um ſo elender, je zarter es empfindet, und bei zwanzig Jahren wiegen ein Paar Tage voll Schmerz nicht ſo ſchwer, als bei vierzig ein Leben voll Bitterkeit, Mißſtimmung und Jammer. Und egoiſtiſch? ich erreiche nichts, ich gewinne nichts! ſie denkt nicht an mich. Aber ich, o Gott, bin frei, an ſie denken zu dürfen.

Er verſuchte ſogleich an Agathe zu ſchreiben.

Doch Herz und Hand zitterten ihm. Es iſt ein fürchterlicher Entſchluß für einen beſonnenen Menſchen, einem Unſchuldigen weh zu thun. Auch ſchien es ihm gar ſo übereilt. Er verbrannte den Brief. Drei Tage nach ſeiner Rückkehr nach Berlin wollte er lieber ſchreiben. Es kam ihm kein Zweifel ein, daß auch dann ſein Brief in demſelben Sinne lauten würde, denn ſein Herz war wie erfroren gegen Agathe. Er hatte ſie im Schmerz geſehen: das iſt ein ſcharfer Probirſtein für die Seelen. Die Freude nicht! ihrer Natur nach verklärt ſie, ſo wie der Schmerz ſeiner Natur nach verdüſtert. Wie ſtralend muß die Seele beſchaffen ſein, welche mit ihrem Licht die Verdüſterung des Schmerzes beſiegt. Als er im Ausbruch des tiefſten und wahrſten Gefühls ſie um Vergebung bat, da fragte Agathe: „Was haſt Du gethan?“ — und vergab nicht, und blieb verdrießlich. Das iſt das Uebelſte, was eine Frau thun kann. Die Verdrießlichkeit iſt etwas ſo ganz Unerträgliches, daß ihr gegenüber der Mann ſich ſelbſt ganz gerechtfertigt vorkommt, auch wenn er weiß Gott was für Unthaten begangen hätte.

Tags darauf ging Sigismund Forſter von der Eiſenbahn kommend die Linden herauf. Er ging unter den Bäumen. Er ſah ſich nicht um, als auf dem Reitweg raſches Pferdegetrappel erſcholl, aber als Tosca Beiron, ihr Pferd an die Barriere lenkend, ihm zurief:

„Guten Morgen! aber ſchönen guten Morgen!“

Da mußte er freilich aufſehen. Er that's; er nahm den Hut ab. Es war ihm eine ſelige Befriedigung ſo, mit dieſem Zeichen der Ergebenheit, und zu ihr emporſchauend, vor ihr ſtehen zu dürfen. Sein erſtes Gefühl ihr gegenüber war, wie einſt, das der unermeßlichſten Bewunderung; nur aber war es nicht, wie einſt, in das kleine Wort zu faſſen: ſie iſt ſchön! ſondern — in gar keines.

„Wie geht's denn?“ fragte ſie.

Er antwortete nicht. Er ſah ſie an — wer kann ſagen, mit welchem Blick!

Blitzſchnell berührte ſie den Hals ihres Pferdes mit der Reitgerte und ſprengte fort; Ignaz ihr nach.

Ignaz ſagte zum General, als er mit Tosca bei ihm eintrat:

„Stellen Sie Sich vor, lieber Onkel, meine ſchöne Tante hat den Regierungsrath Forſter entdeckt. Ja, ja, entdeckt! wir waren eben ins Brandenburger Thor hineingeritten, und er war ungefähr zwanzig Schritte von unſerm Hauſe“.... —

„Wie Sie übertreiben, Ignaz!“ rief ſie lachend.

„Und, wohlverſtanden, den Rücken uns zugewendet, als meine ſchöne Tante ſich plötzlich, allen Polizeigeſetzen zuwider, in Carriere ſetzt, oder, daß ich nicht übertreibe! in train du chasse, weil ſie in dieſer unerhörten Entfernung, unter dieſen vielen Menſchen, den Regierungsrath Forſter erkannt hat — vermuthlich mit einem ſechsten oder ſiebenten Sinn, denn die gewöhnlichen fünf reichen unmöglich dazu aus — und eben deshalb nannte ich dieſe Erkennung eine Entdeckung.“

„Ich war ganz neugierig, zu erfahren, was ihn ſo lange unſichtbar gemacht hat,“ — ſagte Tosca unwillkürlich ein wenig verlegen und ein wenig unwahr; denn mogte ſie auch noch ſo neugierig geweſen ſein, als ſie Sigismund gewahrte, empfand ſie nichts — als Freude.

„Nun? und was ſagte er?“ fragte der General.

„Ich hatte nicht Zeit, ihn zu fragen,“ entgegnete ſie noch etwas verlegener; Ignaz ritt ſo raſch fort.“ ... —

„Ich? himmliſche Tante! wie ein Lamm ſo ruhig verhielt ich mich neben Ihnen! Aber die Wahrheit iſt, lieber Onkel, daß der Regierungsrath Forſter nicht ſehr bei Laune zu ſein ſchien, und noch ernſthafter als gewöhnlich ausſah. Da verlor meine ſchöne Tante die Geduld, und ſprengte von dannen, wie ſie gekommen war — da es gewiß höchſt verdrießlich iſt, keine Antwort auf die freundlichſten Fragen zu erhalten."

„Ignaz! was erſinden Sie für Geſchichten!" ſprach Tosca lächelnd; aber ſie ſah ihn mißtrauiſch an, nicht wiſſend, ob Scherz oder Bosheit im Spiel ſei.

„Aber welch ein Scharfblick! aber welch ein Adlerauge!" fuhr er fort; „woran erkannten Sie ihn nur? nicht wahr, am ſchwarzen Ueberrock und an den gelben Handſchuhen, welche alle Welt genau ſo trägt?"

„Trägt; aber vermuthlich nicht ſo trägt," entgegnete ſie gelaſſen; „denn am Gang und an der Haltung muß ich doch wol den Regierungsrath Forſter erkannt haben, da Sie ſelbſt ja meinen, an der Allerweltslivree von ſchwarzem Rock und gelben Handſchuhen könne es nicht ſein. Uebrigens wundre ich mich auch über mein ſcharfes Auge. Ich habe nie dieſe Fähigkeit in ſolchem Grad bei mir bemerkt."

„Vielleicht weil Sie kein Intereſſe hatten, ſie zu beachten."

Sie ſah ihm ſcharf in die Augen; ſie fand darin den kleinen lauernden Ausdruck, den ſie immer hatten, und an den ſie dermaßen gewöhnt war, daß ſie ſich wunderte, wie ſie ihn bemerkte; auf ſeinen Lippen lag ſein gewohntes Lächeln, das, obgleich in Gewohnheit ausgeartet, dennoch auf ſeinem ſchönen Munde hübſch war. Es war nichts, gar nichts in dem Geſichte, was ſie plötzlich hätte frappiren können. Sie ſagte ſcherzend:

„Mein Ignaz, Sie ſind neidiſch.“

Er fuhr innerlich zuſammen, und ſprach mit unveränderter Miene: „Und wenn ich's wäre?“

„So würde ich Ihnen rathen, den fatalen Fehler abzulegen,“ antwortete ſie halb ernſt, halb ſchelmiſch, und ging ihrem Zimmer zu.

„Bleib hier, Tosca!“ rief der General, „und hadert noch ein wenig mit einander, liebe Kinder! ich verſichere euch, daß nichts in der Welt mir ergötzlicher anzuhören iſt.“

„Ich werfe nur das ſchwere Reitkleid ab,“ ſagte Tosca.

Als ſie nach zehn Minuten wiederkam, fand ſie Beſuch vor.

Am Abend, zur gewohnten Stunde, erſchien Sigismund. Der General ſagte freundlich:

„Wir haben Sie recht vermißt.“

„Und ſind ganz beſorgt um Ihr Verſchwinden geweſen,“ ſagte Ignaz noch freundlicher.

„Das iſt viel,“ ſagte Sigismund zum General und „Zu viel“ zu Ignaz.

„Und iſt Ihre Arbeit gelungen?“ fragte Tosca.

„Welche Arbeit, gnädige Frau?“ entgegnete er.

„Nun die, welche Sie am Abend nach Liszts Conzert mit ſchwerem Herzen unternehmen wollten, und zu der ich Ihnen Glück zu wünſchte.“

„Ah die!“ rief er, plötzlich ſich auf die Unterhaltung beſinnend; — „ja, gnädige Frau, ich ſchmeichle mir“ ...

„O wenn Schmeichelei dabei im Spiele iſt, dann irrt man ſich leicht!“ rief ſie.

„Aber welch' erſtaunenswerthes Gedächtniß haben Sie,“ ſagte Sigismund.

„Ja!“ rief Ignaz, „merkwürdige Gaben aller Art hat meine himmliſche Tante, und es iſt wirklich eine Gnade von Gott, daß er ihr eine verſagt hat. Rathen Sie, Herr Regierungsrath, was das iſt, ich bitte.“

„Sie werden es nie errathen,“ ſagte Tosca und ſah Sigismund vertrauend an.

„Ich bitte, rathen Sie doch!“ fuhr Ignaz fort; „was meinen Sie wol das meiner ſchönen Tante fehlen dürfte?“

„Ich wüßte nichts — als Menſchenkenntniß etwa,“ ſagte Sigismund etwas trocken.

Der General neigte mit bejahender Zuſtimmung den Kopf, und Tosca rief ſehr vergnügt:

„Mit dieſer Löſung bin ich ungemein zufrieden, um ſo mehr da mein Mann ganz derſelben Meinung iſt. Nun, beau neveu, haben Sie noch Luſt mit Ihrer Behauptung hervorzutreten?“

„Hervortreten? nein! denn ich könnte Ihnen doch am Ende damit etwas zu leide thun, ſchöne Tante; aber behaupten — ja! in aller Demuth, verſteht ſich.“

Der kleine gewohnte Kreis fand ſich zuſammen. Ignaz ging fort. Sigismund nahm lebhaft an der Unterhaltung Theil, und es machte ſich von ſelbſt, daß er von ſeiner Fahrt nach Magdeburg, von ſeinem Beſuch bei ſeiner Schweſter erzählte, und dabei Tosca die Huldigung ſeines Schwagers darbrachte, welche dieſer im Augenblick des Abſchieds ihm dringend aufgetragen, mit der banalen Anhängſelphraſe: Falls ſie ſich noch meiner erinnert. Tosca nahm es dankbar an; ſie freute ſich bei der Gelegenheit erfahren zu haben, wo und bei wem er geweſen ſei. Sigismund hatte gefühlt, daß ſie das zu wiſſen wünſche. Nun ward er ſchweigſamer. Er verſank in ein ihm ganz neues Glück: er fühlte ſich innerlichſt frei, frei ſie anbeten zu dürfen, und er dachte mit tiefſter Aufrichtigkeit, daß, wenn er ſie alle Abend in ſeinem Leben ſo wie heute ſehen dürfe, ſo fehle ihm nichts, um glücklich zu ſein. Sie war gar nicht übernatürlich geiſtreich, ſie hatte auch keine ungewöhnliche Talente, ſie war ſchön — wie man es bei dreißig Jahren ſein kann. Aber wie ſie iſt, ſo iſt ſie ein Lichtgeiſt, der nicht unſrer Zeit und unſrer Welt angehört! — dachte Sigismund — und welche himmliſche Gabe könnte ihr fehlen? was Ignaz Mangel nennt, iſt gewiß nur eine Herrlichkeit mehr. Zuletzt ſchwieg er ganz. Die Minuten, in welchen er ſie hören und ſehen durfte, kamen ihm wie Jahrhunderte vor, zu wichtig, zu inhaltſchwer, um oberflächliche Worte in ſie zu verflechten.

Es ſollte eine Schachpartie organiſirt werden; der General ſah ihr gern zu. Sigismund wechſelte ſeinen Platz mit einem der Anweſenden, und ſetzte ſich zu Tosca, welche die in ſeinen Augen wundervolle Gewohnheit hatte, Abends niemals Tapiſſerie zu nähen. Sie ſagte freundlich:

„Ich werde Sie bei Gelegenheit um mein kleines blaues Flacon bitten.“

„Ach Gott!“ rief er, „das iſt zerbrochen.“

Er hatte ganz und gar das unglückliche Flacon vergeſſen, und daß Tosca daran ein Recht habe. Die Aufrichtigkeit in ſeinem Ton überzeugte ſie.

„Nun wenns zerbrochen iſt, ſo iſt's gut!“ ſagte ſie beruhigend.

„Sie würden es mir alſo nicht laſſen?“

„Ich weiß, daß Sie Sich nichts aus kleinen Geſchenken machen,“ erwiderte ſie mit heiter ſpöttiſchem Lächeln.

„Gnädige Frau,“ entgegnete Sigismund ganz ernſthaft, „wenn man einmal huld- und gnadenreich Vergebung der Sünden ertheilt hat, ſo darf man nicht mehr auf ſie zurückkommen. Das heißt nutzlos martern.“

„Da haben Sie wol Recht,“ antwortete ſie ſanft, „aber ich ſcherzte nur, denn glauben Sie mir, es iſt kein Vorwurf mehr in meiner Seele, nur Dank.“

„Dank, weil ich Ihnen Schmerz gemacht?“ fragte er ungläubig.

„Als der Schmerz über mich kam, da nahm ich mir vor, beſſer zu werden als ich war, damit mich künftig kein ähnlicher treffen möge; denn in all' unſern Schmerzen liegt eine ganz heimliche, ganz kleine, oft vor uns ſelbſt verborgene Schuld. Je beſſer der Menſch, um deſto weniger Schmerz hat er, weil innerer Vorwurf der Giftzahn des

Schmerzes iſt — und keinen Schmerz hat er, der ihn zernichtet. Ich denke doch ein wenig tüchtiger geworden zu ſein, als ich damals war, und iſt es da nicht ſehr natürlich, demjenigen Dank zu wiſſen, der mir dazu geholfen hat?“

„Mit dieſen Gefühlen wird man Märtyrin,“ ſagte Sigismund, der es beſſer fand, im Scherz als im Ernſt zu antworten.

„O behüte!“ rief ſie, „um das zu werden, müſſen ſich dieſe Gefühle einzig und allein Gott zuwenden.“

„Wenn ich Sie reden höre, ſo gut, ſo klar, ſo einfach, ſo wünſchte ich wol von Graf Adlercron zu erfahren, welche Vollkommenheit Ihnen fehlen ſollte.“

„Er meint, daß ich kein Herz hätte,“ ſagte ſie unbefangen.

„Da iſt er im großen Irrthum!“ rief er.

„Nicht wahr?“ fragte ſie; und mit wundervoller Klarheit legten ſich ihre Blicke auf ſein Auge.

„Ich meine, daß Sie es da haben, wohin es gehört — und nirgends ſonſt,“ ſagte Sigismund faſt feierlich.

„Haben Sie zu vielen Menſchen ſo tiefes Vertrauen?“ fragte Tosca.

„Nein, o nein!“ rief er raſch; „nur zu Ihnen… denn ein Character, wie der Ihre, rechtfertigt jede Zuverſicht dieſer Art“ — ſetzte er gefaßter hinzu.

Seine Worte, ſein Ton, ſein Ausdruck fielen tief und ſtark in ihre Seele; ſie meinte plötzlich in ſich eine Schatzkammer von ungeahnten Reichthümern gewahr zu werden, und um ſich eine Frühlingswelt voll duftender, glänzender, freudiger Blüten. Es überlief ſie der wunderſam geheimnißvolle Schauer, der über uns hinrieſelt, wenn wir fühlen, ohne es zu denken, daß unſerm innerlichſten Leben eine Kriſis bevorſteht. Es iſt, als hörten wir die Würfel fallen, die den Gang unſrer zukünftigen Schickſale bezeichnen, und wir ſchauern in uns ſelbſt zuſammen, wie die alten Propheten, wenn der Finger Gottes ſie berührte. Ja, ſie waren mächtig, die alten Propheten, mit tiefſinnigem Blick, mit weisheitvollen Lippen, ſie wußten die Geſchicke der Völker und die Umwandlungen der Welt; — und wir ſind ſchwach und blind! aber wenn der Finger Gottes uns berührt, ſo ſind wir Alle gleich klein oder gleich groß; — und er berührt Jeden von uns.

Mit bewundernswerther Kraft deckte Tosca, wie eine Nonne mit ihrem Schleier, ihre mächtige Bewegung zu, und ſagte in ihrer heitern Weiſe, die Ignaz, nur weil er herzensunkündig war, herzlos nannte, und ohne Sigismund anzuſehen:

„Ah! ich hab' alſo einen Character! das iſt mir lieb zu erfahren! ich geſteh' Ihnen, ich hab' ihn mir nicht zugetraut.“

„Das iſt die Art und Weiſe tüchtiger Menſchen: ſie ſind, ſie haben; allein ſie trauen es ſich nicht zu.“

„Sagen Sie mir nicht ſolche Sachen!“ rief ſie faſt ungeduldig; „oder ſagen Sie ſie in einem Ton, womit man Fadaiſen zu ſagen pflegt! denn jetzt mit Ihrem ernſten Ton geſprochen, da machen Sie mich am Ende glauben, daß Sie aus Ueberzeugung ſprechen.“

„Und das iſt's grade, was ich wünſche und was Sie, gnädige Frau ..... ſollt' ich meinen, wünſchen müßten. Man hört und ſagt ſo unermeßlich viel Fadaiſen, daß man ihrer, nach einer Reihe von Jahren, ſo überdrüſſig wird, wie gewiſſer allzu ſüßer Speiſen.“

„Sie ſind aber wirklich nicht für die Fadaiſen, das merk' ich!“ rief Tosca lachend. „Wer in aller Welt hat je zu einer Frau, die ſich einbildet noch ſehr ſchön und ſehr jung zu ſein, von »einer Reihe von Jahren« geſprochen?“

„Sie ſind ſo ganz anders, als die Frauen zu ſein pflegen, daß man unwillkürlich auch anders zu Ihnen redet, freier, zuverſichtlicher, des Verſtändniſſes gewiſſer — und daher unbefangen.“

„Und das Alles zu Ehren meines Characters?“

„Ja, denn er iſt das, was ich am höchſten im Menſchen ſchätze.“

„Ach,“ ſagte Tosca mit einem leichten Seufzer, „er mag doch ſchwer durchzuführen ſein, ein Character, ſobald das Leben ſchwer wird. Was am Morgen leicht war, kann am Mittag mühſelig ſein! wie ſchwierig, unter allen Umſtänden immer Daſſelbe zu thun!“

„Nicht — immer Daſſelbe thun, das kann auch der urtheil- und einſichtsloſe Eigenſinn. Aber — immer das Rechte thun, unter allen Umſtänden: das macht den Character.“

„Haben Sie Character?“ fragte ſie mit gedankenvollem Ernſt.

„Gnädige Frau, Sie ſelbſt wiſſen am Beſten, daß ich keineswegs zu jeder Zeit das Rechte gethan,“ erwiderte er lächelnd.

„O ich denke nicht an die Kindergeſchichten!“ rief ſie ungeduldig.

„Sie bereiten doch vielleicht den Character vor,“ antwortete er gelaſſen. „Trotz, Eigenſinn, Uebermuth können wohldurcharbeitet zum Character heraufgebildet werden, und undurcharbeitet ein wüſtes Chaos bleiben.“

„Nun? und Sie?“

„Ich arbeite!“ ſagte er.

Sie blickte ihn an; ſein ungewöhnlich ſtrenger Ausdruck überraſchte ſie. „O Verzeihung, wenn ich Ihnen weh gethan!“ ſprach ſie ſchüchtern.

„Sie thun mir nie anders als wohl,“ erwiederte er, und ein Lächeln glitt in ſeine Augen, ohne bis zu den Lippen herab zu ſteigen.

Tosca ſchlug die ihren zu Boden und fragte: „Reiten Sie nie ſpazieren?“

Es iſt bedenklich, wenn ſo abgebrochene und unzuſammenhängende Fragen plötzlich ins Geſpräch hineinſpringen, weil ſie eben zeigen, daß es durchaus unterbrochen werden ſoll.

Sigismund kam und ging, und ging und [illegible]. Er hatte in dieſen Tagen keine Gelegenheit zu einer beſondern Unterhaltung mit Tosca. Er fand ſie immer allein mit ihrem Mann; aber grade dann kam ſie ihm am allerbewundernswertheſten vor. Immer die gleiche freundliche Laune, immer das liebe herzliche Wort, und eine Geſchicklichkeit ohne Gleichen, um den Geſprächen die Wendung zu geben, welche dem General die liebſte war. Gottes Engel müſſen ſo klar, ſo mild ausſehen — dachte Sigismund — aber iſt es denn möglich, daß dies zarte, ſchöne, tiefe Herz nichts geliebt hat, als die Pflicht?

Ihn hatte es geliebt, und nach ihm — die Pflicht; ſonſt nichts. Seelen wie Tosca ſind aus einem Stück. Sie lieben ganz, wenn ſie lieben und was ſie lieben, ohne zu handeln, zu feilſchen, oder Conceſſionen zu machen. Sie ſehen ſtolz aus, weil ſie hoch — und kalt, weil ſie tief ſind; wenigſtens urtheilen ſo die oberflächlichen, an die gewöhnlichen Allüren gewohnten Menſchen. „Sie iſt nicht ſtolz, ſie iſt nicht kalt,“ dachte Sigismund. Aber: „Mich hat ſie geliebt!“ — das wagte er nicht zu denken, denn das konnte bei einer Geſinnung, wie die ihre, wol heißen: „Und mich würde ſie lieben.“

Der General befand ſich ſo gut, wie lange nicht. Die Aerzte hatten nicht grade Hoffnung zur Geneſung, aber doch zu einem beſſern Zuſtand gegeben. Tosca ſprach vom Frühling, von ſommerlichen Reiſen, um dem armen Kranken immer mehr Zuverſicht einzuflößen, als ob es nur ſeines Entſchluſſes bedürfe, um in den Wagen zu ſteigen.

„Anfang April, gewiß! da werden wir abreiſen können,“ ſagte ſie, „und nach dem Rhein —

nicht wahr? — Dort iſt's am ſchönſten auf der ganzen Welt ... ſo weit ich ſie kenne."

Ein unſäglicher Schmerz legte ſich wie eine Geierkralle auf Sigismunds Bruſt. Anfang April, da wollte ſie gehen! wenn der Frühling kam, wollte ſie fort, und dann ſah er ſie vielleicht nie wieder — wahrſcheinlich ſogar. Dann ſank das Leben wieder in die Schatten zurück, die ſie, wie die Sonne, zertheilt hatte. Aber äußerlich ruhig ſprach er mit ihr vom Rhein, von Bonn und vom Profeſſor Zeller.

Später ging er auf ſein Zimmer und ſchrieb:

„Agathe! Du ahneſt gewiß, was ich Dir zu ſagen habe. Nein! Sie wiſſen es, Agathe, ohne daß ich es Ihnen zu ſagen brauchte. Vergebung. Aber es iſt ſo: lieber kein Herz, als ein halbes. Das Leben führt uns bisweilen zu überraſchenden Wendepunkten, von wo man die Dinge anders, in anderm Licht, in andrem Zuſammenhang betrachtet. Das iſt mir geſchehen, und Sie haben es nur zu wohl bemerkt. Ein Name iſt genannt, auch in Ihrer Gegenwart; der Name iſt's. Ich ſage das, weil ich nicht lügen kann, noch mag, und weil ich wünſche, daß Sie mir nun auch glauben, wenn ich ferner ſage: der Name zerſtört meine Gegenwart, ohne mir eine

„Zukunft zu verheißen, und er hat nichts für
„mich gethan, als daß er, wie ein Geſtirn, wieder
„aus dem Meer der Vergangenheit aufgetaucht iſt.
„Weiter nichts! und auch ferner wird es heißen:
„weiter nichts! Sie ſehen, ich weiſe das ſtille,
„ſchöne Glück, das Sie mir verſprachen, nicht für
„die Hoffnung auf ein chimäriſches Glück fort,
„ſondern — für gar keine. Es muß alſo wol
„aus Ueberzeugung ſein. Aber ich fühle, daß ich
„Ihnen nichts Andres ſagen kann und darf, als
„— Vergebung! — Sigismund Forſter."

Er verſiegelte und adreſſirte den Brief. Am andern Tage wollte er ihn nach ſeiner Gewohnheit ſelbſt auf die Poſt bringen. Eh das geſchah, empfing er einen von der Juſtizräthin Gertner.

„Mein lieber Forſter," ſchrieb ſie, „da ich keine
„Ahnung davon habe, was eigentlich zwiſchen
„Ihnen und meiner Tochter vorgefallen ſein mag,
„und da Agathe mit unglaublicher Hartnäckigkeit
„darüber ſchweigt, ſo habe ich Ihnen nichts weiter
„zu ſagen, als das, was Agathe mir aufträgt.
„Sie bittet Sie, ihr binnen drei oder vier Wochen
„nicht zu ſchreiben, keine Zeile, kein Wort,
„und noch viel weniger herzukommen. Sie ſagt:
„bis dahin werde ſie ruhig ſein und Ihnen ſchreiben,
„und dann würde Alles gut werden; doch

„jetzt könne ſie nichts hören, nichts denken, nichts „ſchreiben, nichts, gar nichts; und ſie hofft, daß „Sie dieſen Wunſch ehren werden, indem Sie „ihm nachkommen. Sie ſei übrigens ganz wohl „und geſund, läßt ſie Ihnen ſagen, und ich be„ſtätige das, weil ich meine, daß Sie dieſe Be„ruhigung brauchen."

Eine freudige Aufregung bemächtigte ſich Sigismunds. Zwar that es ihm leid, daß der Brief an Agathe nicht auf der Stelle Alles zwiſchen ihm und ihr klar machen ſolle; aber der Gedanke, daß ſie wahrſcheinlich ſelbſt die Vorſtellung der gelöſten Verbindung in ſich keimen und wachſen laſſen, daß ſie ſelbſt ihr Wort zurücknehmen wolle, machte ihn faſt glücklich. Auf welche Weiſe der Bruch geſchehen ſolle, je weniger peinlich und ſchmerzlich für Agathe — deſto willkommner ihm! und alle Eitelkeit, alle eigenliebige Härte, welche im Mann ſo mächtig ſind, verſtummten gänzlich vor der unſäglichen Freude — frei zu werden ohne zerknickende Härte.

Er wollte hinaus, in die friſche Luft, unter den heitern blauen Himmel. Ihm war, als höre er ſchon die Lerche ihren kleinen jubelnden Auferſtehungsgeſang tiriliren. Er ſprang die Treppe hinab, und traf auf dem Vorſaal des erſten Stockwerks mit Tosca zuſammen.

„Da bin ich!" ſagte er mit ganz beſondrer Freudigkeit. Was lag ihm jetzt daran, ob ſie einſt fortging. Jetzt war ſie da, und er bei ihr.

„Himmel!" rief ſie, „Sie ſehen aus wie vor zwölf Jahren — ſo gewiſſermaßen glückſelig übermüthig."

„Fahren Sie aus, gnädige Frau?" fragte er, denn ſie war im Pelz und ein Diener ſtand hinter ihr.

„Ich gehe aus, es iſt ſo ſchön! ich muß in die Stadt, muß etwas kaufen für Ignaz, deſſen Geburtstag morgen iſt — ich weiß nur nicht, was und nicht wo."

„Darf ich Sie zu Rey führen?"

„O ja .... aber ich ſchäme mich Ihrer ein wenig, denn Sie ſehen wahrlich aus, als hätten Sie nicht übel Luſt, unter den Linden einen Freudenſprung zu machen."

Sigismund verſicherte, ganz geſetzt einher wandeln zu wollen. Sie gingen zuſammen aus. Es war ein prächtiger Wintertag. Lauter Kryſtall, und die Sonne durchfunkelte ihn. Und die Herzen waren auch friſch und hell wie Kryſtall, und die Aurora der Liebe dämmerte ihren bezaubernden Prismaſchein in ſie hinein. Aber ſie ſprachen von den allergleichgültigſten Dingen, und amüſirten ſich dennoch vortrefflich. Ich geſtehe, nichts hat mir einen höhern Begriff von der Zaubermacht der Liebe beigebracht, als die Bemerkung, daß wenn zwei Menſchen unter ihr ſtehen, kluge, geſcheute, geiſtreiche Menſchen, die ſonſt ziemlich viel Aufwand von Verſtand begehren oder machen, wenn ſie ſich bei einem Geſpräch unterhalten ſollen, — daß die ganz befriedigt ſind, und die Converſation vollkommen nach ihrem Geſchmack zu finden ſcheinen, wenn der Eine ſpricht: „Heut iſt ſchön Wetter!“ — und der Andre antwortet: „O wunderſchön.“ — So gewiß iſt's, daß man nicht durch den Geiſt glücklich iſt ... nur durch das Herz. Aber dennoch glaub' ich auch, daß auf die Dauer ein wenig Geiſt der Liebe keinen Schaden thut. Sie hat nur ſo ihre kindlichen Momente, wo ſie gleichſam in der Wiege liegt und lallt. Da iſt ſie noch nicht bis zum Geiſt, bis zum Bewußtſein vorgedrungen, da hat der Schmetterling erſt eben ſeine Raupenhülle abgeſtreift, und die Schwingen noch nicht verſucht; und da meint er noch, in dem Roſenkelch, wo er geboren ſei, müſſe er leben und ſterben. Später wagt er denn doch den Flug, und bis zum Himmel hinauf; und dazu gehören denn freilich alle Kräfte der Pſyche.

Tosca war nicht zufrieden mit den Sachen, die man ihr bei Rey zeigte. „Was ſoll ein Mann mit all ſolchen Kinkerlitzchen anfangen?“ fragte ſie. „Lieben Sie dergleichen Kram?“

„Als Geſchenke von lieben Händen — ſehr.“

„Das iſt was Anders! auf dem Fuß ſteh' ich nicht mit Ignaz. Warum lachen Sie?“ rief ſie, als Sigismund nicht ein Lächeln unterdrücken konnte.

„Weil ich mich wundre, daß Sie Sich zu täuſchen ſuchen. Sie wiſſen ſehr wohl, welchen Werth Graf Adlercron auf Ihre Huld legt.“

„Ja, in wichtigen Dingen! aber bei ſolchem Plunder“ ....

„Für dies Gefühl giebt es keinen Plunder! die Krone oder der Bonbon ſind von gleichem Werth.“

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß grade von dieſem Gefühl nicht die Rede iſt, und daß mein Neffe, ſo ſehr er mir auch ergeben iſt, und ſo gern er auch Bonbon ſpeiſt, dennoch lieber eine Krone von mir annimmt, als ein Schreibzeug?“

„So beklag' ich ihn.“

„Aber das wußten Sie ja längſt.“

„Wie hätte ich das wiſſen ſollen, gnädige Frau?“ fragte Sigismund unbarmherzig.

Tosca erröthete und rief: „Sie haben mich auf einen guten Einfall gebracht! ich werde Bonbon für Ignaz kaufen. Er ißt leidenſchaftlich gern Bonbon. Begreifen Sie dieſe Liebhaberei?“

„Jede Liebhaberei iſt ſchwer zu begreifen, wenn man ſie nicht theilt; indeſſen ſcheint ſie mir doch viel unſchuldiger, als für den Wein z. B., oder für Cigarren, oder für Schnupftaback.“

„Ach!“ rief ſie lachend, „die Unſchuld iſt ſo entſetzlich unpaſſend für einen Mann! Ja, ja! ich ſpreche ernſthaft. Es giebt allerlei kleine Dinge, die ihm nicht gut ſtehen, und die er den unſchuldigen Kindern oder den ſchwachen Frauen überlaſſen muß.“

„Ich weiß nicht,“ rief Sigismund, „wie Ihr Geſchlecht zum Prädikat des ſchwachen gekommen iſt, gnädige Frau! da es doch unleugbar das ſtärkere iſt. Wir haben freilich die Kraft, aber bei der Frau iſt die Macht.“

„Die Leute ſehen ſich nur auf der Oberfläche um und nach außen: da tritt ihnen die Kraft überwältigend entgegen. Um die Macht zu erkennen, muß man tiefer gehen, muß eigene Beobachtungen und Erfahrungen gemacht haben, wozu ich, als Frau, natürlich nie Gelegenheit hatte.“

Sigismund ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Jede Frau iſt ſich ihrer Macht bewußt“ .... —

„Vielleicht in ſehr glücklichen Verhältniſſen,“ unterbrach ihn Tosca. „Im Allgemeinen ſcheitert dies Bewußtſein an der Kraft des Mannes, die oft .... Härte iſt.“

Ihm ſchien, als ob ſich eine Wolke über ihre ſchönen Augen legen wolle. Darum fragte er haſtig und ſcherzend:

„Ich bitte, gnädige Frau, bin ich etwa auch mit einigen von den »kleinen Dingen« behaftet, die Sie unpaſſend für einen Mann finden?“

„Ich kann's nicht leiden,“ entgegnete ſie, „wenn ein Mann Bonbon liebt, Parfüms braucht, helle, bunte Farben im Anzug trägt, und kleine Hände hat. Das Alles hat einen gewiſſen gebrechlichen Anſtrich, den ich nur uns geſtatte.“

Ignaz hatte heute viel zu leiden, obgleich Tosca Geburtstagsgeſchenke für ihn einkaufte; denn dies Alles war gegen ihn geſagt.

„Wie Sie mich demüthigen, gnädigſte Frau!“ rief Sigismund; „die einzige Schönheit, welche ich mir ſchmeichelte zu beſitzen, eine wohlgebildete Hand — belegen Sie mit dem Anathema.“

„Ja," ſagte Tosca lachend, „wenn Ihre Hand nicht durchgearbeitet; ſtark und geſchmeidig ausſieht — wenn ſie nicht ausſieht feſt und beſtimmt, als wiſſe ſie zu halten, was ſie ergriffen, zu ſtützen, was ſich ihr anvertraut, durchzuführen, was ſie begonnen hat: ſo haben Sie eine ganz unſchöne Hand, zu der Niemand auf der Welt Vertrauen haben wird."

Sie wußte ſehr genau, welch eine ſchöne, edelgebildete Hand Sigismund hatte, und er freute ſich unglaublich, daß ſie es ihm in dieſer Weiſe ſagte.

„Alſo eine ganze Theorie über die Bildung der Hände ſteht Ihnen zu Gebot?" fragte er.

„Gewiß! ich kenne Jemand, der aus dem Fuß und dem Gang der Menſchen Schlüſſe auf ihren Charakter macht; weshalb ſollt' ich nicht aus der Hand und ihren Bewegungen?"

„Für den Scherz iſt das Alles ſehr gut, für den Ernſt ſehr gefährlich."

„Ach!" rief Tosca, „mit all meinen Beobachtungen komme ich doch nicht vom Fleck! es iſt mir nicht Ernſt damit. Ich frage meinen Mann, was er von Dieſem und von Jenem hält; und danach richt' ich mich ein. Das iſt ungleich bequemer."

Während ſie das ſagte, fiel ihr ein, daß ſie bei

Sigismund eine Ausnahme von dieſer Gewohnheit gemacht, und den General nie um ſeine Meinung über ihn gefragt hatte. „Denn ich kannte ihn früher,“ — ſagte ſie ſich heimlich, wie zu ihrer Rechtfertigung.

„Und warum verſchmähen Sie, durch eigene Beobachtung zu einem Urtheil zu kommen?“ fragte er.

„Weil ich ihm ſo gern dankbar und verpflichtet mich fühle,“ entgegnete ſie ruhig.

Sigismund antwortete nichts. Er ſah ſie an mit einem Blick voll Ehrfurcht und Huldigung. Könnte ein demüthiges Herz je triumphiren, ſo würde dies Gefühl jetzt Toscas Herz bewegt haben, denn zum erſten Mal fiel es ihr ein, daß ihr Leben ſchön und edel ſein möge. Sie hatte nie daran gedacht; ſein Blick ſagte es ihr. „Aber das Schöne und Edle wird geliebt“ — ſprach heimlich eine Stimme in ihr — „und nur das!“

Sie fuhr zuſammen und ſagte faſt ängſtlich:

„Der Wind hebt an recht ſcharf zu wehen;“ und ſie gingen nach Hauſe.

Auf dem Vorſaal trat Toscas Kammermädchen ganz verſtört ihr entgegen, und ſagte, der General ſei plötzlich heftig erkrankt. Tosca eilte zu ihm. Ignaz war ſchon da; der Arzt auch. Es war derſelbe Zufall, wie in jener Nacht; nur ſtärker, bedenklicher.

„Er ſtirbt!“ rief Tosca, als ſie ihn ohne Bewegung und Beſinnung fand.

Der Arzt ſagte nicht Nein.

Es vergingen einige fürchterliche Tage. Es iſt eine unermeßliche Folter, am Krankenbett nicht mehr hoffen zu dürfen! unwillkürlich taucht der Gedanke auf, der Tod ſei unter dieſen Umſtänden ein Erlöſer, und doch kommt Einem ſolch ein Wunſch wie ein Mord vor. Tosca litt unſäglich. Sie warf ſich die anderthalb Stunden ihrer Entfernung als ein Verbrechen vor, obgleich es ihre tägliche Promenade war. Sie glaubte eine Strafe des Himmels für jedes Wort zu empfangen, welches ſie zu Sigismund geſagt hatte. „Mit der Liebe für einen Andern im Herzen, ſitz' ich am Sterbebett des beſten und edelſten Mannes“ — ſprach ſie langſam und ſchwer zu ſich ſelbſt. Sie war erdrückt, wie von einer ungeheuern Schuld. Sie flehte zu Gott um das Leben ihres Mannes, und wenn ſie der Erhörung ihres Gebets gewiß zu ſein glaubte, ſo ergriff ſie ein namenloſer Schmerz, denn ſie fühlte, daß ihr innerſtes Leben umgewandelt ſei, und daß ſie in Zukunft Dornen finden werde, wo ſie bisher nur Blumen gekannt.

Sie war die unermüdliche Pflegerin des Generals. Sie verließ nie freiwillig ſein Zimmer. Wenn ſie überwältigt vom Schlaf, oder halbohnmächtig zuſammenſank, ſo trugen Ignaz und die Krankenwärterinnen ſie nach ihrem Zimmer, wo ſie ein Paar bleierne Stunden verſchlief. Ignaz ſtand ihr treu zur Seite.

„Sie ſind ſublim, Ignaz!“ ſagte ſie einmal und gab ihm die Hand.

Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Und Sie ſind es wol nicht, Tosca?“

„Oh .... ich!“ rief ſie, und faltete demüthig die Hände.

Sie hatte keinen andern Gedanken, als der ſich auf die Pflege ihres Mannes bezog. Ignaz ſprach zu ſich ſelbſt: „In der Stimmung wäre ſie, um die Donation zu machen; aber! aber! der Moment iſt nicht günſtig! ich darf mir jetzt, am Sterbebett, nicht merken laſſen, woran ich denke. Sie muß für mich in ihrer gegenwärtigen Stimmung bleiben.“ — Sie ſah Sigismund nicht. Er hatte den Takt, nicht zu kommen. Er fragte die Dienſtboten .... wol zwanzig Mal täglich; zuweilen den Arzt. Bei den Fragen nach dem General erfuhr er beiläufig etwas über Tosca. Er war in qualvoller Angſt, daß ihre Geſundheit leiden möge, und die Sorge, welche er zuerſt um ſie gehabt, erwachte mit erneuter Stärke: Ignaz werde ihre Rührung und Trauer benutzen, um ſie zu einem, hinſichtlich ihres Vermögens nachtheiligen Schritt zu bewegen — im Fall der General ſtürbe.

Im Fall der General ſtürbe! ſein Herz ſchlug hoch auf. „O wenn ſie mich liebte!“ dachte er unter jenem Strom des Entzückens, der wie der Tod den ganzen Menſchen zugleich vernichtet und verklärt. „O wäre doch mein Brief an Agathe damals fortgegangen!“ dachte er gleich darauf. Ehe er ſich ihr gegenüber nicht frei hingeſtellt hatte, fühlte er ſich nicht-frei.

Am ſiebenten Tage ſtarb der General. Tosca benahm ſich ernſt und ruhig, eben ſo fern von Verzweiflung, als von Gleichgültigkeit. In ſeinen letzten Stunden war ihm das Dämmerlicht des Bewußtſeins aufgeflackert, und er hatte ihr Worte des Dankes, der Anerkennung, der Liebe geſtammelt, die ſie zu hören verdiente, und die ſie mit heiliger Rührung anhörte.

Er war todt und begraben. Bis dahin hatte ſie Niemand geſehen, nicht Ignaz, nicht Sigismund; ſie wollte nicht. Ihr war beklommen zu Muth, wenn ſie an Sigismund dachte. Sie verſuchte nachzudenken, wie ſie ſich ihm gegenüber zu benehmen, was ſie zu thun habe. Der Schluß davon war: Nichts hab' ich zu thun, denn ich liebe ihn .... und Er? — —

Am Tage nach dem Begräbniß des Generals kam ſie aus ihrer Klauſur hervor. Sie wollte ſich nicht den Anſchein einer Untröſtlichkeit geben, die ſie nicht wirklich empfand. Sie ließ Ignaz zu ſich bitten. Sie ſagte ihm, ſie gedächte die erſten ſechs Wochen der tiefen Trauer in Berlin zuzubringen, und dann zur Teſtamentseröffnung nach Trier zu gehen, wo der General das ſeine gemacht und niedergelegt habe. Während der Zeit wolle ſie hier mit Rechtsgelehrten ſprechen über die Art und Weiſe, wie ſie ſich mit ſeiner Familie am beſten in der Erbſchaftsangelegenheit auseinanderzuſetzen habe. Sie hatte nicht vergeſſen, was Sisgismund ihr in jener Nacht gerathen. Sie ſprach und erſchien ganz ſelbſtändig und überlegend. Sie ſchien zu fühlen, daß ſie für die Zukunft allein auf ſich ſelbſt angewieſen ſei, und für ſich ſelbſt ſorgen müſſe. Sie ſprach ſo klar und beſtimmt, daß Ignaz ſeine Hoffnungen ſchwinden ſah. Kein Rechtsgelehrter auf der Welt, das wußte er ſehr gut — würde ihr je zu der Donation rathen. Durch dieſe Donation allein konnte er Herr des ganzen Vermögens werden; alsdann gab er der Mutter, den Geſchwiſtern, an Toscа ſelbſt, nur eine Rente; die Maſſe blieb ſein, und er konnte mit dieſem Vermögen Anſpruch auf eine große und reiche Heirath machen. Ohne die Donation, wenn es zu einem Vergleich kam, ja, wenn Tosca ſogar die Hälfte der Erbſchaft abtrat, war immer ſeine Mutter die Erbin, und er ging mit ſeinen Geſchwiſtern dereinſt nur zu gleichen Theilen aus. Das war ein ganz miſerables Loos! Er dachte, da ſei es doch ſchon beſſer, Tosca zu heirathen, und er freute ſich unausſprechlich, daß er von jeher Worte hatte fallen laſſen, welche auf eine tiefe und heimliche Liebe zu ihr deuteten. Er hatte freilich einer Andern lebhaft den Hof gemacht, und ſogar in Toscas Gegenwart von der Möglichkeit einer Verbindung mit ihr geſprochen; aber das ließe ſich vielleicht als eine nothwendige Zerſtreuung darſtellen. Auf einmal fuhr über dieſe geiſtige Rechentafel ein naſſer Schwamm. Es war der Gedanke an Sigismund Forſter.

„Tosca!“ rief Ignaz ſehr lebhaft, „warum ſprechen Sie mit mir von Hab und Gut? Haben Sie keine andre Worte für mich?“

„Ihre Zukunft liegt mir ſehr am Herzen, guter Ignaz,“ erwiederte ſie, „denn Sie haben die ſchwere

Vergangenheit treu mit mir getheilt. Ich mögte jene gern ſicherſtellen und leicht machen. Und wir haben ja auch ſchon früher darüber geredet! — Uebrigens wiſſen Sie wol, daß mir für meinen Dank nur die Worte fehlen, und daß ich ihn in Geſinnung und That auszuſprechen wünſche. Wie kann Sie das plötzlich kränken?“

„Nicht kränken — nur tief betrüben, daß Sie mich nicht verſtehen wollen. Vergebung!“ rief er, als ſie ihn ernſt und mißbilligend anſah; „Vergebung! ich ſchweige .... jetzt! — Aber,“ fuhr er in ſeinem gewohnten Ton fort, „weshalb wollen Sie hier ſechs lange Wochen verbringen? Sie haben hier keine nähern Freunde und da draußen am Rhein ſo viele, welche ſich alle beeifern würden Sie zu zerſtreuen“

„Wozu das?“ fragte Toſca; „die Zerſtreuung kommt immer früh genug.“

„Jetzt, bei dem friſchen Winterwetter würde das Reiſen nicht beſchwerlich ſein.“

„Das Hierbleiben iſt es auch nicht, lieber Ignaz, und ich mag mich nicht gern ohne Noth in meinen tiefen Trauerkleidern auf der Landſtraße und in Gaſthöfen umhertreiben.“

Ignaz ergrimmte innerlichſt. Es quoll ein bittrer Haß gegen Sigismund in ihm auf. Iſt er denn nicht aus dem Wege zu ſchaffen? dachte er. Aber er verſuchte nicht Toscas Plänen länger zu widerſprechen, er wußte wol, daß nichts den Menſchen ſo feſt an ſeine Meinung ſchmiedet, als der fremde Widerſpruch.

Nachdem Ignaz gegangen war, ließ Tosca an Sigismund ſagen, es würde ihr lieb ſein, wenn er zu ihr kommen könne. Er kam ſogleich. Er war ganz ſchwarz gekleidet, und ſah ſehr blaß und ſehr ernſt aus. Seit jenem heitern Morgen hatten ſie ſich nicht geſehen. Nun ſtanden ſie einander gegenüber, die zwei edlen Geſtalten, und die Herzen voll verſchwiegener Liebe waren mit den Trauerkleidern zugedeckt. Ein leichtes Zittern überglitt Tosca; ſie ſetzte ſich. Da trat Sigismund zu ihr heran, kniete vor ihr nieder, und reichte ihr ſeine Hand. Sie legte die ihre hinein, und er hielt ſie einen Augenblick, wie man ein Geſchenk empfängt, ohne ſie anzufaſſen, ohne ſie zu drücken. Dann ließ er ſie ſanft fallen, ſtand auf, und ſetzte ſich ihr gegenüber. Das Alles war ernſt und langſam geſchehen, faſt feierlich. Kein Wort war gewechſelt, nur ein Blick.

„Gnädigſte Frau,“ ſagte Sigismund darauf mit feſter Stimme, „wenn Sie bei irgend einer

„Angelegenheit eines ergebenen Menſchen bedürfen, ſo befehlen Sie nur über mich.“

Es war eine große Erquickung für Tosca, daß es ihm nicht einfiel, ihr ſein Bedauern oder ſeine Theilnahme anders auszuſprechen, als durch ſeine Erſcheinung. Sie ſprach von der großen Dankbarkeit, die ſie Ignaz ſchuldig ſei, und wie ihr ſo ſehr daran liege, mit ihm und ſeiner Familie in freundlichem Vernehmen zu ſein. Sie ſagte in Bezug auf den General:

„Er hatte gewichtige Gründe, um zu handeln, wie er eben that, und wenn er in den letzten Jahren ſein Teſtament nicht verändert hat, ſo geſchah das ganz gewiß, weil er wohl wußte, daß ich der Veränderung ſeines Sinnes gemäß handeln würde. Ignaz hat ſich wie ein Sohn für ihn benommen, und ſo denk' ich, daß er auch in die Rechte eines Sohnes treten muß.“

„Thun Sie Alles, was Sie für recht und gut halten, gnädige Frau, nur begeben Sie Sich nicht in irgend eine Abhängigkeit von dem Grafen Adlercron. Dergleichen Verhältniſſe ſind immer peinlich, auch bei den edelſten, den reinſten Geſinnungen auf beiden Seiten, und es können Umſtände eintreten, welche ſie unerträglich machen. Daher beſchwör' ich Sie, den Gedanken an eine Donation, den Sie einmal flüchtig gegen mich äußerten, aufzugeben."

„Ich hab' es gethan," ſagte ſie erröthend; ... „aber ich mögte doch gern ohne einen Prozeß davon kommen."

„Wer ſind die nächſten Blutsverwandten des Generals?"

„Seine einzige Schweſter, Gräfin Adlercron."

„Wenn Sie die Erbſchaft mit ihr theilen, ſo wird ſie dieſen friedlichen Ausgang dem unfriedlichen und unſichern eines langwierigen Prozeſſes vorziehen .... ſollt' ich meinen."

„Ignaz hat mir geſtanden," ſagte Tosca ein wenig verlegen, „daß ſeine Mutter ſehr ... ja, ganz außerordentlich an Geld und Gut hange; da würde ſie vielleicht doch nicht damit zufrieden ſein."

„Es wäre doch des Verſuches werth, gnädigſte Frau. Ich geſtehe Ihnen, ich zweifle nicht an friedlicher Ausgleichung."

„Und das wäre vielleicht ein Mittel, um ſie mit ihrem Sohn zu verſöhnen!" rief Tosca lebhaft.

„Iſt ſie mit ihm entzweit?" fragte Sigismund.

„Ja," ſagte Tosca, vertrauenvoll nacherzählend, was Ignaz ihr vorerzählt hatte; — „weil ſie mit ihrem Bruder geſpannt war, ſo mißbilligte ſie es, daß Ignaz zu uns kam, und hat ihn in den ganzen drei Jahren nicht ſehen wollen. Da ſie aber ſo am irdiſchen Gut hangen ſoll, ſo mein' ich, wird ſie ihm ſeinen Ungehorſam verzeihen, wenn ſie einſieht, daß ſie ihm das erſehnte Vermögen verdankt. Dann, welch' eine Freude für Ignaz!"

Sigismund dachte auf der Stelle, daß Ignaz, wenn er wirklich nicht im guten Vernehmen mit ſeiner Mutter lebe, wol im Stande ſein könne, die Erbſchaft für ſich allein zu wünſchen und . . . zu behalten. Eingedenk der eilf Geſchwiſter, welche ihn damals in Toscas Mund ſo heftig erſchreckt hatten, beſtärkte er Tosca in ihrer Anſicht, die Erbſchaft mit Gräfin Adlercron und nicht mit ihrem Sohn zu theilen, weil ſie die natürliche Erbin des Generals ſei. An der Freude, welche Ignaz nach Toscas Meinung empfinden würde, zweifelte Sigismund heimlich; aber er ſprach den Zweifel nicht aus. Möge ſie ihn immerhin für gut und redlich halten, dachte er, ſobald Ignaz dies Vertrauen nicht mißbrauchen kann, ſo ſchadet es ihr nichts.

Tosca bat Sigismund ihr einen verſtändigen und zuverläſſigen Mann zuzuführen, dem ſie dieſe Angelegenheit übertragen könne Er verſprach es. Dann wechſelten ſie noch ein Paar Worte über ihr Befinden, und Sigismund ging ernſt und gelaſſen, wie er gekommen war, und ebenſo blickte Tosca ihm nach; aber Beiden war zu Muth, als hätten ſie ein neues Leben angetreten.

Tosca war ein Paar Tage hindurch nicht wohl. Der Rückſchlag der heftigen Emotionen machte ſich durch nervöſe Abſpannung fühlbar. Sie litt nichts Beſtimmtes, aber ſie fühlte ſich durch und durch leidend, wie das zart organiſirten Perſonen geht, welche nicht an ſchmerzlich aufregende Erſchütterungen gewöhnt ſind. Sie ſah Ignaz alle Tage auf kurze Zeit, und Sigismund gar nicht. Daraus ſchöpfte Ignaz Hoffnung, und als ſie ſich eines Abends beſſer befand, ſprach er ihr ſein Entzücken darüber ſo lebhaft aus, daß er ſich dafür einen kleinen Vorwurf von ihr zuzog.

„Wie kann ich anders!“ rief er, und kniete neben dem Sopha nieder, auf dem ſie lag; „Sie wiſſen ja, daß mein Herz voll von Ihnen iſt.“

„Ja, nebenher!“ ſagte Tosca lächelnd.

„Sie haben mich nie verſtehen wollen, immer den Ausbruch des Gefühls in mich zurückgedrängt,“ ſprach er mit niedergeſchlagenem Ton. „Früher mogten Sie Gründe haben, die ich ehrte; doch jetzt martern Sie mich nicht länger — es wäre eine ganz nutzloſe Grauſamkeit. Ich liebe Sie, Tosca,“ fuhr er lebhaft fort, ohne ſich von ihr unterbrechen zu laſſen; „ich habe Sie geliebt, drei Jahr an Ihrer Seite, täglich, ſtündlich Sie ſehend, in Ihrer größten Intimität lebend, hab' ich Sie ſchweigend geliebt, und gewiß nur in ganz überwältigenden Momenten meine Liebe verrathen. Aber nun iſt's vorbei mit der Kraft! ich kann nicht mehr ſchweigen! ach! zürnen Sie mir nicht; ich ſehe Ihre Trauerkleider, ich kenne die kühle abwehrende Außenſeite, welche Sie wie einen Schild hervorkehren; ich begehre ja auch vor der Hand keine Gewißheit, nur Hoffnung, Tosca!"

Während er ſprach, ſah ſie ihn gelaſſen an. Sigismund hatte vor einigen Tagen auch vor ihr gekniet, nichts geſagt, nichts gethan, nichts erfleht; und ſie hatte ihn verſtanden und ihm geglaubt. Von Allem, was Ignaz ihr ſagte, glaubte ſie kein Wort.

„Sie täuſchen ſich, Ignaz!" antwortete ſie ruhig; „bis daher hab' ich immer geglaubt, daß Sie mir gut wären; jetzt, glaub' ich, daß Sie Sich für mich fanatiſirt haben, durch die traurigen und ſchmerzenreichen Situationen, in denen Sie mich geſehen, durch meine tiefe Einſamkeit, welche mich ohne Eltern, ohne Kinder, ohne Brüder ins Leben geſtellt hat, und mich jetzt der treuſten und ſicherſten Stütze — des Gemals beraubt. Aber lieben?... nein, Ignaz, Sie lieben mich nicht!"

„Aber was verſtehen Sie denn unter Liebe, Tosca, wenn eine ſo grenzenloſe Ergebenheit, wie die meine, Ihnen nicht dieſen Namen zu verdienen ſcheint!" rief Ignaz heftig; „und wenn Sie doch eben ſo wenig die Ausbrüche der Leidenſchaft, die in mir wohnt, dafür gelten laſſen werden."

„Die grenzenloſe Ergebenheit und die Glut der Leidenſchaft gehören auch zur Liebe," ſagte ſie gedankenvoll, aber ohne an Ignaz zu denken. „Allein ... wie ich ſie mir vorſtelle, muß ſie doch noch etwas Andres ſein" .... —

„Und was muß ſie ſein, Tosca! wie ſtellſt Du Dir vor, daß die Liebe ſein müſſe?" fragte Ignaz, ganz bereit auf ihre Vorſtellung einzugehen.

„Ignaz!" ſagte Tosca ungeduldig, „ich hab' Ihnen ſchon einmal verboten mich Du zu nennen."

Ignaz drückte die Zähne zuſammen; aber er ſagte nur: „Nun, Tosca?"

Sie ſtützte ſinnend den Kopf in die Hand, legte feſt und tief ihre prächtigen Augen auf die ſeinen und ſagte langſam: „Die Liebe muß ein unvergänglicher Austauſch von unerſchöpflichen und magnifiken Gefühlen ſein."

Hätte ſie alles Andre geſagt — auch auf die koloſſalſte Sentimentalität, auch auf die höchſte Ueberſpannung wäre Ignaz eingegangen! Er war gefaßt auf irgend eine grandioſe Phraſe der Art. Aber, daß ſie keine leere Phraſe ſagte, ſondern die Wahrheit; aber daß ſie auf den Tauſch, auf die Gegenſeitigkeit, die Liebe baſirte: das machte ihn ſtumm.

„Alſo lieben Sie mich nicht,“ ſetzte Tosca nach einer Pauſe hinzu, „und Sie werden früher oder ſpäter zu dieſer Erkenntniß gelangen. Auf morgen, lieber Ignaz, morgen werd' ich ganz geſund ſein.“

Sie wünſchte es lebhaft — um die Geſchäfte zu ordnen! ſprach ſie heimlich. Doch weit lebhafter um Sigismund wiederzuſehen. Ach, liebt er mich denn wirklich? fragte ſie ſich wol tauſendmal in dieſen Tagen. Aber das war nur nervöſe Unruh. Ihr Herz zweifelte nie. Dieſe innere Gewißheit, welche keines Wortes, keines Zeichens bedarf, ja, zuweilen ſie verſchmäht, erhebt die Liebe zu einer göttlichen Eigenſchaft: zur Allwiſſenheit; denn ihr All' iſt das geliebte fremde Herz.

Ignaz war im heftigſten Zorn. Ein Tauſch von magnifiken Gefühlen! rief er; Gott! wie kommt nur ſolcher Unſinn in den Kopf einer ſonſt ziemlich verſtändigen Frau. Ein Tauſch von Ringen

— à la bonne heure! unter dieſen Umſtänden gehörte der weſentlich zu meiner Anſicht von der Liebe. Aber iſt es denn möglich, daß ſie dieſem widerwärtigen, langen, blaſſen, finſtern Regierungsrath gegenüber auf jenen magnifiken Tauſch verfallen kann? Wenn's eine paſſende Partie wäre — oder wenn der Mann ebenſo brillant und bezaubernd wäre, wie er nicht iſt — dann ließ' ichs gelten! ich könnt' es begreifen! Jetzt iſt's unbegreiflich! Und welchen Einfluß er auf ſie hat! Sie denkt nicht mehr an die Donation. O Himmel, warum ließ ich ſie nicht früher machen, ehe unberufene Rathgeber ſich hinein miſchten! es wäre alsdann ein freundſchaftliches Uebereinkommen zwiſchen uns geweſen! Jetzt, wenn die Gerichte dabei ins Spiel kommen, wenn ſie ein Paar Dutzend Advokaten, oder Juſtizräthe, oder wie die Rechtsverderber heißen mögen! darum befragt: jetzt verwandelt ſich die pompöſe Donation in einen magern Vergleich .... der meiner eigenſinnigen Mama zu gut kommt und ... dem Herrn Regierungsrath Forſter! Sacriſti!

Grade dieſen Vergleich beſprach Tosca am nächſten Morgen mit einem Rechtsgelehrten, den Sigismund ihr empfohlen hatte, und den ſie zu ſich bitten ließ; dann ließ ſie Ignaz rufen, und ſagte, indem ſie ihm mit freudeſtralendem Geſicht entgegentrat:

„Mein lieber Ignaz, ich mache mir ein wahres Feſt daraus, Ihnen etwas zu ſagen, das Ihnen lieb ſein wird, weil es meinen unbehaglichen Zwieſpalt mit Ihrer Mutter unfehlbar beendet. Der Herr Juſtizrath hier hat mir geſagt, daß ihr die Hälfte der Erbſchaft zukomme“... —

„Ich habe nicht geſagt: zukomme! gnädige Frau,“ unterbrach ſie der Juſtizrath.

„Entſchuldigen Sie meine ungeſchickte Weiſe mich auszudrücken,“ ſagte Tosca, „und Sie, lieber Ignaz, ſchreiben Sie das Ihrer Mutter, und bitten Sie ſie in meinem Namen, die kleine Spaltung zu vergeſſen, welche bis daher, ohne meinen Willen, ſtattgefunden hat. Der edle Todte, den wir Alle betrauern, wird dann mit uns Allen zufrieden ſein.“

Milde Thränen floſſen über ihr ſchönes klares Antlitz, als ſie ihre Hand an Ignaz gab und die ſeine herzlich drückte. Er ſprach ſich auch höchſt gerührt und höchſt dankbar aus; aber ihm war zu Muth, als müſſe er ſeiner Mutter rathen einen Prozeß gegen Tosca zu beginnen. Wer weiß, ob er nicht zu unſern Gunſten ſich entſchiede! dachte er. — — —

Sigismund war durch die Ankunft ſeines Schwagers überraſcht worden. Er erſchrak förmlich, als er ihn bei ſich eintreten ſah; ſein Kommen ſchien ihm in Verbindung mit Agathen zu ſein. Aber keineswegs.

„Stell' Dir vor!“ ſagte Friedrich, „dies verdammt feuchte Wetter, und ein Paar nothgedrungene Fahrten längs der Elbe, während ihrer perniziöſen Nebel, haben mir ein Paar Anfälle von kaltem Fieber zugezogen. Kein Chinin iſt dagegen ſo wirkſam, als Luftveränderung: drum komm' ich her! morgen geh' ich zurück.“

„Das iſt zu ſchnell,“ ſagte Sigismund; „Du haſt ja nicht Zeit, die Wirkſamkeit Deines Mittels zu erproben.“

„Nicht hier, aber in Magdeburg! — Und nun komm, mein Alter! wir wollen zu Sala Taroni Auſtern eſſen, und zu Meinhard ſpeiſen gehen. Ich habe ſchon Dieſen und Dieſen und Jenen beſucht und begegnet, und ihnen geſagt ebenfalls dahin zu kommen.“

„Wie?“ ſagte Sigismund lachend, „Auſtern eſſen und bei Meinhard diniren? ein Fieberkranker?“

„Wenn man reiſt wie ein Geſunder, muß man ſich auch übrigens wie ein Geſunder geriren!“ rief

Friedrich. „Und glaubſt Du, daß ich nur Andern, nicht mir ſelbſt, ein Rezept zu ſchreiben verſtehe? und glaubſt Du, daß ſo ein Rezept ſich ſchwerer einnimmt gegen die Auſtern, als gegen das kalte Fieber? Allons! zu Sala Taroni!“

Er nahm Sigismund unter den Arm. In der Thür begegneten ſie einem Diener, der Sigismund bat, gegen Abend zur Frau Generalin zu kommen; ſie wünſche ihn in Geſchäften zu ſprechen.

„Was iſt das für eine Generalin?“ fragte Friedrich ganz neugierig.

„Frau von Beiron,“ entgegnete Sigismund.

„Was Wetter! Tosca Beiron? und in Geſchäften!“

„Der General iſt vor vierzehn Tagen geſtorben und ich habe ihr den Juſtizrath Kleber empfohlen,“ ſagte Sigismund; „darauf werden ſich vielleicht die Geſchäfte beziehen.“

„Ich würde ihr für mein Leben gern meine Aufwartung machen, wenn ich nur wüßte, daß ſie mich empfinge!“ rief Friedrich. „Könnteſt Du ſie nicht fragen?“

Sigismund war tödtlich erſchrocken über dieſen Vorſchlag. „Sie hat noch gar keine Beſuche in dieſer Zeit angenommen,“ ſagte er ein wenig verlegen.

„So ſo! — Nun, mein Junge, Agathe läßt Dich vielmal grüßen!“ ſagte Friedrich etwas boshaft.

Sigismund ſah ihn ganz erſtaunt an.

„Ja ja,“ fuhr Friedrich lachend fort, „Du magſt es wol nicht um ſie verdienen, aber ſie läßt Dich doch grüßen — gutmüthig wie ſie iſt — und läßt Dir ſagen, daß ſie Dir ſehr bald ſchreiben würde.“

„Gottlob!“ rief Sigismund aus tiefſter Seele.

„Was Wetter? habt Ihr Euch verzankt? und ſchon vor der Hochzeit?“ ſagte Friedrich geſpannt.

„Nein, beſter Friedrich,“ ſagte Sigismund kurz. Ihm ſchwebte auf den Lippen dem Schwager zu ſagen, wie er mit Agathen ſtehe; aber er dachte, es ſchicke ſich nicht, daß er ſich früher gegen einen Andern, als gegen ſie ſelbſt darüber ausſpreche. Darum bog er ferneren Neckereien durch die abgebrochene Antwort vor.

Nachdem die Herren die Auſtern bei Sala Taroni excellent gefunden hatten, gingen ſie zu Meinhard hinüber, wo ſich ein Paar gute Freunde Friedrichs zu ihnen fanden, und wo ſie ſehr munter zuſammen ſpeiſten.

An einem Tiſch neben dem ihren ſaß Ignaz mit zwei andern Herren.

Um fünf Uhr verließ Sigismund die fröhliche Geſellſchaft, und verſprach ſeinem Schwager, ihn ſpäter in der italieniſchen Oper aufzuſuchen.

Tosca ſagte, als er bei ihr eintrat: „Ich freue mich recht Sie wiederzuſehen, jetzt wo mir ſo viel beſſer und leichter ums Herz iſt.“

„O es iſt eine Seligkeit, ſich leichten Herzens zu fühlen, und wenn es auch nur, wie das Ihre, von einem Sonnenſtäubchen gedrückt worden iſt,“ ſagte Sigismund. Sein Herz war ſchwer. Die ungelöſte Verbindung mit Agathen zermarterte ihn. Während er vor der Welt noch ihr Verlobter war, während ſie ihm Grüße ſchickte wie einem Geliebten — hatte er ſich mit Herz und Hand einer Andern anverlobt. Gern hätte er keine fernere Rückſicht auf ihre Bitte genommen, und ihr geſchrieben; allein ſein Brief, der noch immer verſiegelt im Schreibtiſch lag, und der vor drei Wochen die Wahrheit ſagte — war jetzt nicht mehr wahr! Er konnte nicht mehr ſagen: „weiter nichts;“ denn eine Zukunft, reich, voll, glänzend wie das Paradies, hatte ſich ihm erſchloſſen, und Tosca ſtand in deſſen Mitte und winkte ihn zu ſich hinein. Er liebte, und Liebe macht das Herz zart und empfindlich, auch für Andre; daher fühlte er, daß jener Brief Agathe wol ſehr traurig gemacht hätte; daß es aber eine unerhörte Kränkung für ſie ſein würde, wenn er heute die volle Wahrheit ſchriebe. Und ſo entſchloß er ſich denn, immer wieder auf Agathens Beſchluß zu warten, und die quälende Pein, die er bis dahin leiden mußte, als eine Buße für den etwaigen Leichtſinn, den er ſich bei ſeiner Verlobung zu Schulden hatte kommen laſſen, hinzunehmen. Daß Agathe ihm *nicht* ſein Wort zurückgeben werde, fiel ihm nicht ein: ſo gänzlich und durch und durch fühlte er ſich von ihr abgelöſt, auch wenn er nicht, wie jetzt, ſich Tosca gegenüber befand.

Tosca kannte nicht die Qualen eines zerſpaltenen Herzens; ihr Geſchick hatte ſie anders geführt. Ja, ſie kannte nicht einmal ein großes Leid, denn jener eine frühe Schmerz ihrer Jugend, der wie das Hyadengeſtirn trübe an ihrem Horizont geſtanden hatte, war untergegangen, ſeitdem ſie jetzt Sigismund kennen gelernt; — und ihre gegenwärtige Trauer um den General war kein herzbrechendes Weh, und ſie ſuchte auch nicht es vor ſich ſelbſt als ein ſolches darzuſtellen, aufrichtig, wie ſie war. Daher kannte ſie im Grunde nur Aeußerlichkeiten, peinliche Verhältniſſe zu Andern etwa, welche das Herz bedrücken konnten, und theilnehmend fragte ſie Sigismund, ob er vielleicht in und mit ſeiner Familie Unannehmlichkeiten habe. Ihm war zu Muth, als müſſe er vor ihr niederknien und ihr Alles ſagen, ſeine Liebe zu ihr, ſein Verhältniß zu Agathen, das doch keins mehr war. „Aber nein!“ dachte er; „wenn ich frei bin — dann will ich ſprechen, von Lieb' und Leid, von Allem! weshalb ſoll ich ſie jetzt aus ihrem Himmel voll Frieden in meine Unruhe hinabziehen? ... und wie lange kann es dauern? zwei, drei Tage vielleicht, ſo bin ich frei.“ Er ſagte zu Tosca:

„Nein, gnädige Frau, Unannehmlichkeiten hab' ich nicht in meiner Familie, und auch nie gehabt. Wir ſind unſer fünf Geſchwiſter und die Mutter, Alle vollkommen einig unter einander; aber Sorgen hat man doch, wo ſo Viele ſind, an deren Wohl und Weh man Theil nimmt. Ich habe zwei Brüder; der jüngſte iſt ein Glückskind: der würde vom Thurm herunterfallen und wohlbehalten, wie eine Katze, auf ſeinen Füßen auf dem Boden anlangen; das iſt ein lieber guter unbedeutender Menſch, der es aber doch einmal zu etwas ganz Tüchtigem bringen mag. Der Andere hat große Gaben, Geiſt, Schönheit, Charakter — aber kein Glück.“ .... —

„Und darüber wundern Sie ſich?“ rief Tosca;

„wo die Gaben ſind, iſt nie das Glück! In großen Gaben iſt immer ein gewiſſer Stolz, der zum Glück zu ſagen ſcheint: »Geh', ich brauch' dich nicht.« Wo ſie fehlen, da hat das Glück ſo recht freie Hand, und es liebt, wie alle Despoten, Alles für den Schützling zu thun. Die Menſchen mit großen Gaben würden ja die ganze Welt an ſich reißen, verbrauchen, beherrſchen, zernichten, wenn ſie auch noch Glück hätten! nein, Gott ſorgt auch für ſeinen Mittelſchlag."

„Nennen Sie die Reichbegabten weniger ſein?" fragte Sigismund lächelnd.

„Ach," ſagte Tosca, „ſie ſind es vielleicht mehr. Jede Gabe iſt ja eine Gnade."

„Mein Bruder hat nicht nur kein Glück," fuhr Sigismund fort, „ſondern ein entſchiedenes und beängſtigendes Unglück. Er hatte eine große Liebe — und die Liebſte ſtarb, als nach fünf Jahren ihre Eltern endlich ihre Einwilligung gaben. Er hatte ein Duell, und ſein Gegner fiel. Er flößte einem jungen Mädchen niedrigen Standes, als er in Folge dieſes Duells auf der Feſtung ſaß, ohne es zu wollen, ja, ohne eine Ahnung davon zu haben, eine ſo heftige Leidenſchaft ein, daß ſie geiſteskrank ward und noch iſt" ... —

„Gott behüte mich vor dem unheimlichen

Menſchen!" rief Toſca. „Lieſt man ſolche Schickſale in Romanen, ſo meint man, der Autor habe ſie ſich hinter ſeinem Schreibtiſch zuſammen gedacht."

„Es iſt doch traurige Wirklichkeit bei meinem armen Bruder," entgegnete Sigismund.

„Nur das Eine muß ich bezweifeln," ſagte ſie, „daß Ihr Bruder keine Ahnung von jener Leidenſchaft des armen Mädchens gehabt haben ſoll. Solche Ahnung haben Männer .... nein! ich will ehrlich ſein! hat man immer."

„Wie konnte er! er hat ſie nie geſprochen .... kaum geſehen. Wenn auch das Wort überflüſſig iſt — der Blick iſt es nicht. Das Mädchen war die Tochter des Thorſchreibers. Sie ſah meinen Bruder täglich. Morgens und Abends, mit hypochondriſcher Pünktlichkeit, machte er einen Spaziergang um die Wälle der Feſtung, und ging dabei immer an ihrem Häuschen, ihrem Fenſter vorüber. Er war immer allein, denn er floh dazumal die Menſchen; er ſah zergrämt und melancholiſch aus; ſchön iſt er, wie ich ſelten einen Mann geſehen. Auf welche Weiſe ſich die Liebe in ein Herz von ſechszehn Jahren ſchleicht, mit welchem Gefolge von Mitleid, von Theilnahme, vielleicht von Romanlectüre — wer hat das ergründet! Als mein Bruder nach einem Jahr die Feſtung verließ, wurde das Mädchen immer ſtiller und ſtiller, dann tiefſinnig, und jetzt halten die Aerzte ſie für unheilbar, weil ſie in Stupidität verſunken iſt."

„O Himmel, wie iſt denn Ihrem Bruder dabei zu Muth?" rief Tosca ſchaudernd.

„Wie einem Manne, der, ohne es zu wollen, großes Unheil geſtiftet hat: traurig und ruhig."

„Iſt es Ihrem Bruder nie eingefallen, das arme Mädchen herzuſtellen, indem er es heirathet?"

„Das glaub' ich wol nicht, gnädige Frau! ſie war ganz ungebildet, ganz unſchön, fremd ſeinem Weſen, ſeinem Herzen." .... —

„Aber da ſie ihn ſo ſehr liebte!"

„Was liebte ſie, gnädige Frau? ſeine Erſcheinung! ſeine geſenkte Stirn; ſeinen melancholiſchen Ausdruck! iſt es nicht ſehr leicht möglich, daß ihr exaltirter Kopf aufgehört hätte, ihn zu lieben, ſobald ſie ihn hätte lachen hören oder Champagner trinken ſehen? – Um ein ſolches Opfer ſublim zu machen, muß es am rechten Ort gebracht werden."

„Ach," ſagte Tosca, „wird der klügelnde Verſtand nicht immer behaupten, es ſei nicht der rechte Ort?"

„Wohl dem, den die Verhältniſſe in einfache Situationen bringen!" ſagte Sigismund ſchwer.

„Und was iſt jetzt Ihrem Bruder widerfahren?“ fragte Toſca. Sie meinte, es müſſe Sigismund erfriſchen, ſich ihr mittheilen zu dürfen.

„Jetzt wiſſen wir nichts Beſtimmtes von ihm. Er ſpricht ſich ſelten aus, und in gewiſſen Fällen nie. Wir haben nur gehört — wie ſich denn das ſo herum zu ſprechen pflegt — und wie wir das nach ſeinen Briefen vielleicht ſchließen dürfen, daß jetzt er von einer heftigen und unglücklichen Leidenſchaft ergriffen iſt, die ihm ſeine Stellung, ſeinen Beruf, ja ſeine ganze Exiſtenz unerträglich macht.“

„Mein Gott!“ rief Toſca, „wenn ich aus meinem ſtillen, kühlen, friedlichen Winkel heraus in die Wirbel-Exiſtenz ſolcher Kinder des Sturmes ſehe, wie preiſe ich dann mein Schickſal, das mich nie mit ihnen zuſammen geführt hat! Sie würden mich vernichten oder zerbrechen“ .... —

„Oder auch Sie würden ihnen Ihren Frieden, Ihre lichtvolle Klarheit geben, und wie ein Regenbogen in die Gewitterwelt hineintreten. Einer Seele wie der Ihren begegnet zu ſein, iſt ein unermeßlicher Segen, denn er wird zum Polarſtern, — und ſolch ein Glück iſt's, das der Menſch braucht; denn Kind der Stürme oder nicht, Glückskind oder nicht, ſeine umdunkelten Tage und

Wege hat Jeder, und da fällt es ſchwer, ſich ohne ſolchen Stern zurechtzufinden."

Er hatte mit ſolchem tiefen Ernſt geſprochen, daß Tosca nicht daran dachte, zu erröthen oder verlegen zu werden. Aber eine Thräne trat ihr ins Auge. War es Freude? war es Wehmuth? ſie wußte es nicht. Aber ſie dachte, indem ſie Sigismund anblickte, daß er ihrem ganzen Leben die unwandelbare Richtung gegeben habe.

Sigismund wurde ruhiger bei ihr. Seine Niedergeſchlagenheit wich, die Beklommenheit ließ nach. Er fühlte ſich neben ihr wie auf dem Gebirg, in einer freiern, reineren, herzſtärkenderen Atmoſphäre. Unabläſſig wollten ihm die Worte, wie glücklich er ſei, welche huldigende Liebe er für ſie empfinde, über die Lippen gleiten. Er drängte ſie gewaltſam zurück. Ihm ſchien, als ſei er noch nicht werth, ſie auszuſprechen. Aber dieſer verhehlte Kampf machte ihn ſchwermüthig, und als er jene Thräne in Toscas Auge ſah, warf er zerbrochen und überwältigt beide Hände vors Geſicht, und ſank zu ihren Füßen nieder.

Sie legte ſanft ihre Hand auf ſein Haupt. Es war, als erlöſe ihn die linde Berührung von den ſpröden Feſſeln der Qual. Er ließ die Hände fallen, und blickte zu ihr empor, während ſie zu ihm herabblickte. Magnetiſch ſanken ihre Lippen auf einander; es war ein ſchüchterner, zitternder Kuß, den das Uebermaß und nicht der Mangel an Liebe ſo ſcheu und ſo flüchtig machte.

„Gehen Sie," ſagte Tosca mit einer ſo ſüßen Inflexion der Stimme, wie er ſie nie gehört, und ſo ſanft, daß es ihm unmöglich war, ihr nicht zu gehorchen. Als er ſie verlaſſen hatte, als er ſich wiederfand unter dem Himmel voll blitzender Sterne und mit einem Himmel in der Bruſt; da wollt' er ſich beſinnen, wie das Glück über ihn gekommen ſei. Er legte die Hand an die Stirn. Da tauchte es wie ein Blitz in ihm auf, das Wort, welches er einſt im kindiſchen Uebermuth geſagt: „Meine Lippen ſollen verdorren, wenn ſie Tosca Beiron küßten." — „O Thorheit!" ſprach er zu ſich ſelbſt; „die Fülle des Lebens erſchließt ſich .... und jetzt erſt recht!" — — Er ſuchte in der Oper ſeinen Schwager auf und brachte den Abend mit ihm zu.

Tosca hätte ſehr gewünſcht, allein und ungeſtört bleiben zu dürfen; aber ſie wollte Ignaz nicht abſichtlich kränken und ihn abweiſen laſſen, wenn er nach ſeiner Gewohnheit käme, um ihr guten Abend zu wünſchen.

„Mein Gott!" rief er ihr entgegen, als er kaum ins Zimmer getreten war, „was iſt Ihnen widerfahren, ſchöne Tante, Sie ſehen ſtralend aus!“

„Ich habe geleſen,“ ſagte ſie ein wenig verlegen und legte das Buch fort, welches ſie in der Hand hielt.

„Wenn Sie geleſen haben, ſo iſt's gewiß zwiſchen den Zeilen geweſen — was allerdings manchem Autor öfter widerfahren mag, als ihm lieb iſt.“

„Aber Sie ſelbſt, Ignaz, ſehen ungewöhnlich heiter aus,“ ſagte Tosca.

„Ich hab' auch geleſen, meine ſchöne Tante.“

„Und darf man fragen, welchen Autor?“

„Einen anonymen.“

So? anonym? iſt denn das heut zu Tag noch Mode? ich meinte, in unſerm vom quasi beherrſchten Jahrhundert ſei man lieber pſeudonym.“

„Briefe erlauben ſich noch zuweilen die Anonymität.“

„Ach, Ignaz! einen anonymen Brief haben Sie bekommen? was ſteht darin? darf ich ihn nicht ſehen?“

„Es iſt ein Rendez vous.“ ... —

„Und das plaudern Sie aus!“ rief ſie, ſcherzend mit dem Finger drohend. „Es iſt gewiß, daß die Männer ihr Glück gar nicht zu ſchätzen wiſſen — denn es iſt Glück, mein Ignaz, in eine gewiſſe Spannung und Erwartung verſetzt zu werden, und ein Paar Stunden der Ungeduld und Neugier zu haben.“

„Ach, ich glaube, die ganze Sache geht mich wenig oder gar nichts an,“ ſagte Ignaz, und nahm einen Brief aus dem Portefeuille. „Was ſagen Sie zu der Handſchrift?“

Tosca ſah ſie an und ſagte: „Das iſt ein abſichtliches Gekritzel und keine Handſchrift.“

„Leſen Sie, wenn es Ihnen Spaß macht,“ ſagte Ignaz gleichgültig.

„Sie ſcheinen mir ſehr blaſirt zu ſein,“ ſagte Tosca lachend, und las den Brief, der nur die Worte enthielt:

„Wenn Graf Adlercron Mittheilungen zu ha-
„ben wünſcht, welche ihm wichtig ſein werden,
„weil ſie eine Perſon intereſſiren, für die er ſich
„ganz außerordentlich intereſſirt: ſo muß er morgen
„früh um 9 Uhr im Thiergarten bei der Statue
„der Venus von Milo ſein.“

„O,“ ſagte Tosca, „das iſt nur eine Redensart! die Perſon, für welche er ſich ganz außerordentlich intereſſirt, wird wol .... er ſelbſt ſein.“

„Und wenn Sie es wären, Tosca?“

„Ich!“ rief ſie ſehr erſchrocken.

„Es iſt doch ganz gewiß, daß ich mich lebhafter für Sie, als für mich ſelbſt intereſſire.“

„Was wiſſen Ihre anonymen Correſpondenten davon!“ ſagte ſie ſtolz und warf den Brief auf den Tiſch.

„Die Welt weiß Alles, erfährt Alles, miſcht ſich in Alles“ — ſprach er kalt. „Perſonen, die in ihr eine gewiſſe Stellung einnehmen, werden ſehr beobachtet.“ .... —

„Jetzt wollen Sie mir erzählen, daß die Augen von ganz Berlin, vielleicht vom ganzen preußiſchen Staat auf meine arme Perſon gerichtet ſind — nicht wahr? während ich doch die Ueberzeugung habe, daß höchſtens ein Dutzend Menſchen ſich ſehr oberflächlich um mich kümmern.“

„Es iſt eine Schwäche der unbedeutenden Menſchen, ſich einzubilden, daß die Augen der ganzen Welt auf ſie gerichtet ſind; und es iſt eine Manie gewiſſer ausgezeichneter Perſonen, ſich einzubilden, daß ſie unſichtbar, wie verhüllte Gottheiten, durch die Welt gehen. Hier, wie dort, iſt es ein Irrthum, aber dort iſt er ſchmeichelhaft, hier bequem.“

„Das mag ſein und richtig bemerkt ſein,“ entgegnete Tosca ruhig; „nur ich ... gehöre nicht zu denen, die ſich durch fremde Augen geſchmeichelt oder genirt fühlen, und ich bleibe bei meiner Meinung, daß der Brief Sie allein betrifft."

„Dann lohnt's nicht der Mühe, hinzugehen."

„O bitte, bitte! lieber Ignaz, gehen Sie hin! erzählen Sie mir, wie man ſich benimmt bei ſo einem geheimnißvollen Rendez vous."

„Ob es nicht Spitzbuben ſind, die mich ausplündern wollen? der Thiergarten ſoll nicht ganz geheuer ſein."

„Laſſen Sie Uhr und Geldbeutel zu Haus und nehmen Sie ein Piſtol mit."

„Oder ob es nicht tout bonnement eine Bettelei ſein wird?"

„Nun, ſo nehmen Sie den Geldbeutel mit."

„Und ſo früh! neun Uhr! da muß ich um ſieben aufſtehen."

„Wenn Sie ſo lange Zeit auf Ihre Toilette verwenden wollen," rief Tosca lachend, „ſo iſt das ein unverkennbares Zeichen, daß Sie ſich weder auf Spitzbuben, noch auf Bettler gefaßt machen."

„Aber ich muß doch frühſtücken, ſchöne Tante! Sie werden mir doch nicht zumuthen, dieſe enorme Promenade zur Venus von Milo in der Morgenkälte nüchtern zu machen?" rief Ignaz, und begann an ſeinen Knöpfen zu zählen: „Soll ich — ſoll ich nicht." .... —

„Sie ſollen!“ unterbrach ihn Tosca; „ich übernehme den Ausſpruch des Schickſals.“

„Sie haben es gewollt ... ich werde gehorchen,“ ſprach Ignaz.

Er hatte bei Meinhard ganz genau zugehört, wie Friedrich erzählte, nachdem Sigismund fortgegangen, daß und mit wem ſein Schwager verlobt, und daß die Hochzeit ganz nah ſei. Kein Wort war ihm entfallen. Sein Herz ſchlug hoch auf vor Freude. Es war nicht ſeine Gewohnheit, in irgend einer Angelegenheit ehrlich zu Werk zu gehen. Darum fiel es ihm nicht ein, dieſe Nachricht an Tosca, wie eine Neuigkeit etwa, zu erzählen. Er wollte ſie ängſtigen; durch die Heimlichkeit, die immer noch eine gewiſſe Unſicherheit zuließ, abquälen; gegen Sigismund erbittern; darum erfand er Brief und Rendez vous. Und dann war es möglich, ja wahrſcheinlich, daß Sigismund die anonymen Beſchuldigungen läugnen würde; und that er das: ſo wollte Ignaz ſchließlich Friedrichs Namen nennen. Dann hatte er ſich an Sigismund gerächt, und Tosca geſtraft; dann hoffte er die Gewalt wieder über ſie zu gewinnen, die er unleugbar nur verloren hatte, ſeitdem Sigismund in ihrer Nähe lebte; und dann gab ſie ihm vielleicht in Zorn und Schmerz ihre

Hand — und ſomit das halbe Vermögen, welches doch immer beſſer war, als nichts. Jetzt war er von ganz beſonders liebenswürdiger und ſcherzhafter Laune; denn er fühlte ſich ſeines Triumphes gewiß.

„Gott!“ dachte Tosca, nachdem Ignaz endlich gegangen war; „er iſt wirklich ein recht angenehmer und guter Menſch ... aber ich ſehe wirklich nicht ein, weshalb er noch immer wie an mich geſchmiedet iſt! wenn er doch zu ſeiner Mutter ginge ... oder wohin er ſonſt wollte. Ich kann ja ſehr gut allein nach Trier reiſen.

Wenn ein tiefes und mächtiges Intereſſe ſich des Herzens bemeiſtert, ſo werden dadurch die Bande der gewöhnlichen freundſchaftlichen Theilnahme ſehr gelockert. Es müſſen eben ſo tiefe und mächtige Freundſchaften ſein, welche friſch wie der Phönix aus dem Scheiterhaufen auffliegen, den das Herz aus ſeinen früheren Schätzen und Kleinodien erbaut, und den es von den Flammen der Liebe gleichgültig verzehren läßt.

Der Juſtizrath Kleber kam früh am andern Morgen zu Tosca, und brachte ihr die Acte, die er für ſie nach ihrer Angabe aufgeſetzt hatte. Sie war ganz damit zufrieden, und behielt ſie, um ſie erſt an Sigismund, dann an Ignaz zu zeigen.

Sie wünſchte, Jenen früher als Dieſen zu ſprechen, für den Fall, daß er irgend eine Bemerkung oder Aenderung an der Acte zu machen habe; und dann ... hauptſächlich! ... ſie wünſchte ihn zu ſehen. Er war ſeit dem Tode des Generals noch nie zu ihr gekommen, ohne daß ſie ihn darum hatte bitten laſſen; und ſo that ſie es auch jetzt.

Sigismund kam ſogleich. Er hatte ſeinen Schwager zur Eiſenbahn das Geleit gegeben, und Agathe durch ihn dringend beſchwören laſſen, ihm morgen zu ſchreiben, ihn nicht länger zu quälen; er ſei wie auf der Folter.

„Ich ſehe Dir wohl die Aufregung an, mein Alter," erwiederte Friedrich. „Warte nur! ich werde es der Agathe ſo beweglich vorſtellen, was und wie Du leideſt" .... —

„Nein, nein! um Gottes willen, ſag' ihr nichts, gar nichts, als daß ſie mir zwei Zeilen ſchreiben ſoll!" rief Sigismund heftig.

Und kopfſchüttelnd verſprach Friedrich den Auftrag auszurichten.

Tosca erſchrak über Sigismunds Ausſehen. Es giebt einen gewiſſen fatiguirten Zug um Mund und Wange, der deutet auf körperliche Erſchöpfung, und einen fatiguirten Zug um die Augen, der auf ſeeliſche deutet. Dieſer Zug in einem geliebten

Antlitz iſt herzzerſchmelzend oder herzzerreißend — je nachdem man das Bewußtſein hat, ihn verſcheuchen zu können, oder nicht. Tosca wagte nicht, ſich dieſe Kraft zuzutrauen. Sie fragte ſchüchtern und traurig:

„Wie geht es?"

„Schlecht ... — ſchlecht!" antwortete Sigismund langſam und gepreßt.

Tosca hätte gern weiter gefragt: Schlecht? und ich liebe dich! Aber liebſt du mich denn nicht? — Allein Sigismund imponirte ihr durch ſeine unerſchütterlich gleichmäßige Haltung, ſo daß ſie ihm höchſtens auf ähnliche Fragen geantwortet, jedoch nimmer den Muth gehabt hätte, ſie an ihn zu richten. Sie nahm all' ihre Kraft zuſammen, gab ihm die Akte, und bat ihn ſie durchzuſehen. Sigismund that es, aber ſeine Hand, die das Papier hielt, zitterte.

„O Sie ſind krank!" rief Tosca, ſtand auf und nahm das Papier.

Sigismund ſprang lebhaft auf, ergriff ihre Hand und rief überwältigt: „Aber Tosca, könnten Sie mich denn lieben?

Indem trat Ignaz ins Zimmer. Als er Tosca und Sigismund Hand in Hand gewahrte, warf er ihnen ein hämiſches Lächeln zu. Tosca zog ihre

Hand langſam und unverlegen zurück, nachdem ſie Sigismunds gedrückt hatte, und Sigismund ſetzte ſich wieder, nachdem er Ignaz begrüßt hatte, und fuhr fort die Akte zu leſen. Dieſe große Ruhe und der Gedanke, daß Sigismund es ſei, der ihn um ein Vermögen bringe, welches er als das ſeine betrachtet hatte, erweckte den bitterſten Groll in Ignaz. Als Tosca zu ihm ſagte:

„Das iſt das Papier, lieber Ignaz, das Alles zwiſchen mir und Ihrer Familie aufs Reine bringt;" erwiderte er höhniſch: „Wie glücklich iſt der Regierungsrath Forſter, daß Sie ihm in einer ſo wichtigen Angelegenheit Ihr unbedingtes Vertrauen ſchenken."

Sigismund hob den Kopf und ſah Ignaz an.

Tosca ſagte ruhig: „Sie haben ganz Recht, Ignaz! der Regierungsrath Forſter beſitzt allerdings mein volles Vertrauen. Doch in dieſer Angelegenheit hab' ich auch noch einen Rechtsgelehrten zu Rath gezogen, und er hat jene Acte aufgeſetzt."

„Schöne Tante," ſagte Ignaz mit ſeinem verbindlichſten Lächeln, „ſollte volles Vertrauen nicht gegenſeitig ſein? und hat der Regierungsrath Forſter Ihnen wol je anvertraut, daß er verlobt iſt?"

Sigismund ſtand grade in die Höhe auf und ſagte gelaſſen: „Herr Graf, Sie ſind ein Nichtswürdiger."

Tosca warf einen prächtigen Blick von oben herab auf Ignaz und ſprach mit unſäglicher Verachtung: „Ah, Sie kommen von Ihrem Rendezvous.“

„Herr Regierungsrath,“ ſagte Ignaz, „darauf werde ich Ihnen zu ſeiner Zeit antworten.“ Dann wandte er ſich zu Tosca: „Nein, ſchöne Tante! die Anonymität würde Sie nicht überzeugen; aber das eigene Geſtändniß des Regierungsrath Forſter ſoll es. Fragen Sie ihn doch, ich bitte, ob er ſich nicht Mitte Dezember vorigen Jahres mit Fräulein Agathe, einzigen Tochter der verwittweten Juſtizräthin Gertner verlobt hat, und ob ſeine Hochzeit nicht auf die erſten Tage des April angeſetzt iſt, und ob ſein Schwager, der Doctor Friedrich zu Magdeburg, etwa dieſe Geſchichte nur erfunden hat. Ich würd' es Ihnen gönnen, Herr Regierungsrath,“ ſagte er mit dem bitterſten Hohn zu dieſem, „wenn Sie jetzt: Lügner! ſprechen dürften.“

Während Ignaz ſprach, hatte Tosca ihn ſo ſcharf und durchbohrend angeſehen, als wolle ſie in den Grund ſeiner Seele dringen und dort die Wahrheit leſen. Es war etwas in ſeinem Ausdruck, das wie vollkommne Ueberzeugung klang, daher warf ſie einen faſt flehenden Blick auf Sigismund, um ihn zu beſchwören, Ignaz mit einem Worte zu widerlegen.

Sigismund ſtand da, wie in die Erde gewurzelt, wie verſteint, nur lebend in dem Blick, den er auf Tosca heftete. Als ſie dieſem Blick begegnete, ſchrie ſie hell auf. Sie fühlte, daß Sigismund das Wort: Lügner! das ſie hoffte und erſehnte, mit einem andern Ausdruck geſagt haben würde.

„Tosca!“ rief Sigismund und fiel vor ihr auf die Knie.

Sie trat zu ihm heran; ſie blickte ihn feſt an, legte feſt ihre beiden Hände auf ſeine Schultern, als ob ſie ihn damit zu Boden drücken wollte, und ſagte mit feſter Stimme:

„Sigismund Forſter! Du fragteſt mich, ob ich Dich lieben könnte. Sieh! ſo tief, ſo ſtark, ſo unauslöſchlich ich Dich geliebt habe — ſo tief, ſo ſtark, ſo unauslöſchlich verachte ich Dich.“

Langſam ging ſie in ihr Zimmer. Sigismund und Ignaz wechſelten einige Worte. Dann ging Sigismund herauf. Ein Brief von Agathen lag auf ſeinem Schreibtiſch. Er erbrach ihn mechaniſch, gedankenlos; ihm war, als habe er mit der Welt und dem Leben abgethan, als ſei er begraben unter Toscas Verachtung. Agathe ſchrieb:

„Ich habe ruhig werden wollen, um ohne Zorn „und ohne Uebereilung den letzten Schritt zu thun,

„den, der uns trennt, und den Sie gewiß von
„mir erwarten. So lange ich glücklich war, habe
„ich mich über Ihre Gefühle für mich täuſchen
„können; jetzt, da ich es nicht mehr bin, kann ich
„es nicht. Sie haben mich nie geliebt, nie mit
„dem ganzen Herzen, ſo wie Sie lieben können,
„geliebt. Das iſt nicht Ihre Schuld, und nicht die
„meine, die Herzen liegen in Gottes Hand. Daß
„Sie ſich mit mir verlobten, war Ihre Schuld,
„und die vergeb' ich Ihnen aus voller Seele.
„Gott ſegne Sie — denn es iſt meine feſte Ueberzeugung,
„daß Sie ſeinen beſten Segen verdienen.

Agathe Gertner."

„Der Himmel hat meine Schuld an Dir gerächt, Agathe!" ſprach Sigismund zu ſich ſelbſt. „Vor 24 Stunden wär' ich mit dieſem Blatt zu ihren Füßen, frei, ſelig, niedergeſunken; jetzt ... iſt Alles, was ich ihr ſagen möge, nur eine matte Entſchuldigung."

Ignaz ſchickte ſeinen Sekundanten zu ihm. Sigismund erklärte ſich mit Allem zufrieden: das Duell ſollte auf Piſtolen ſein, und in der Frühe des nächſten Morgens auf der mecklenburgiſchen Grenze ſtattfinden. Ignaz ſelbſt wollte zu Tosca; ſie ließ ihm ſagen, ſie könne ihn nicht ſehen. Sie war zermalmt. Sigismunds unerhörte Falſchheit ätzte ſich in ihr Herz, wie nach einer Sage Gift den Diamanten zerfreſſen ſoll. Dazwiſchen tauchte, wie bei einem Fieberkranken die Beſinnung, ſo bei ihr die Zuverſicht auf, daß es ſich anders verhalten könne, müſſe. Aber weshalb ſprach er nicht, als es Noth that! weshalb ſprach er nicht! er konnte ſich nicht entſchuldigen! — wiederholte ſie wol tauſend Mal, während ſie mit jener qualvollen Raſtloſigkeit, welche immer das Unbehagen der Seele zu begleiten pflegt, auf und ab in ihrem Zimmer ging.

Als ihre Kammerfrau mit zwei Briefen eintrat, entſetzte ſie ſich dermaßen, daß ſie halbohnmächtig ins Sopha fiel: ſie erkannte auf dem einen Sigismunds Schrift. Sie dachte, ob es nicht beſſer ſei, ihn uneröffnet zurückzuſenden. Aber, beſſer oder nicht, zu dieſem Grad von Heroismus hat es noch nie ein liebendes Herz gebracht. Schriftzüge der geliebten Hand ſind magiſche Zeichen, welche zu uns in andrer Sprache reden, als die, womit man gewöhnlich zu reden pflegt. Und dann: indem unſer Blick auf ihnen ruht, hat er die Wirkung, welche das Feuer auf ſympathetiſche Dinte hat: unſichtbare Worte kommen zum Vorſchein. Als Tosca ihre Adreſſe auf dem Brief las, kam ihr Name ihr geadelt und verklärt vor. „Ach! heiße ich denn wirklich ſo prächtig?" fragte ſie ſich zweifelhaft. Und es war doch nur der Name, den ſie ihr ganzes Leben hindurch getragen hatte. Sie vergaß Alles: Schmerz, Zorn, Kränkung. Sie erbrach den Umſchlag. Zwei andre Briefe fielen heraus; der eine, von Sigismund an Agathe, den er ihr nach ſeiner Rückkehr von Magdeburg geſchrieben und nicht geſendet hatte; der andre, den er heute von Agathen empfangen. Von ihm an ſie — keine Zeile, kein Wort; weder Entſchuldigung noch Bitte; nichts! Tosca las die Briefe, verglich den Datum, dachte nach, an welchem Tag Sigismund geſchrieben, und das Eine, das eine Nothwendige wurde ihr klar: Sigismund liebte ſie! mogte er Agathe gekränkt, mogte er unbeſonnen und leichtſinnig gehandelt haben — ſie durfte es ihm nicht vorwerfen, denn unter dem Einfluß ſeiner Liebe zu ihr, und einer damals auf jede Weiſe hoffnungsloſen Liebe, hatte er geſtanden. „O, er liebt mich ... er liebt mich doch! nur mich!“ rief ſie; und die Thränen, welche bis daher vom bittern Schmerz erſtarrt, wie Eis in ihrer Bruſt gelegen hatten, brachen hervor und erquickten ſie, wie ein Frühlingsregenſchauer nach einem beklemmenden Gewitter Sie las die Briefe unzählige Mal. Abwechſelnd jauchzte ſie, dankte Gott, und weinte wieder. „Aber ich liebe ihn wol zu ſehr?“

fragte ſie ſich plötzlich, und der andre Brief fiel ihr in die Augen. Er war von Ignaz. Sie erbrach ihn mit einem Gefühl, als ob eine Natter über ihre Hand gleite. „Heimtückiſcher Menſch!“ murmelte ſie. Sie wurde ſtarr vor Entſetzen, nachdem ſie den Brief geleſen. Sie ſchrie nach Ignaz. In der Viertelſtunde, die bis zu ſeiner Ankunft verging, hatte die Zeit für Tosca ihren realen Werth verloren, und Jahrhunderte rollten vernehmlich über ihrem Haupt dahin. — — —

„Ignaz!“ rief ſie bebend dem Eintretenden entgegen; „aus dem Duell kann nichts werden! Sie müſſen ihn um Verzeihung bitten! ... Ja, Sie müſſen, Ignaz! denn es iſt nicht wahr, was Sie gehört und geſagt haben! Alles, Alles, Alles iſt nicht wahr!“

„Und was iſt dann wahr?“ fragte er eiſig.

„Das!“ rief ſie und warf ihm die Briefe hin.

„Gut!“ ſprach er kalt, nachdem er ſie geleſen; „und was wird dadurch gehoben?“

„Die Veranlaſſung zum Duell.“

„Mit nichten! er — wie Sie den Regierungsrath Forſter zu nennen belieben — hat mich beleidigt.“

„Aber Sie haben ihn gereizt, verleumdet“.... —

„Nur geſagt, was damals Wahrheit war! und wer weiß denn, ob die Briefe nicht falſch ſind.“

„Ignaz ... Sie ſind ſchlecht!“ rief Tosca empört.

„Ah bah, ſchöne Tante!“ rief Ignaz heftig, ich handle für Sie, zu Ihrem Heil, für Ihr Glück, ich warne Sie, ich rette Sie — und Sie machen mir die ſeltſamſten Vorwürfe in einem Augenblick, wo ich vielleicht für Sie ſterben werde ... das iſt um die Geduld zu verlieren!“

„O Ignaz!“ rief Tosca ganz außer ſich, „nur nicht ſterben! nicht Sie, nicht er ſollen ſterben. Es geht nicht, ich will's nicht! ... O Ignaz! Gott will es nicht!“

„Einer von uns Beiden muß ſterben!“ ſprach eiſig Ignaz.

„Nun, ſo hab' ich die Hoffnung, daß er der Ueberlebende ſein wird,“ ſagte Tosca ruhig mit einem Blick voll unüberwindlichem Haß auf Ignaz.

„Lieben Sie ihn ſo ſehr?“

„Ja!“ ſprach ſie triumphirend.

„Und Sie werden ihn heirathen?“

„Ja.“

„Und das ſagen Sie — Sie in der erſten, tiefen Wittwentrauer um den kaumverſtorbenen edlen General?“

„Warum fragen Sie mich?“ ſagte ſie ſtolz; „ich habe es bis zu dieſem Moment mir ſelbſt noch nicht geſagt.“

„Und kennt er Ihr Herz?"

„Ich hoffe es."

„Gut, gut!" ſprach Ignaz gelaſſen; „dies Alles iſt im glücklichen Fall meines Todes. Aber ich habe den erſten Schuß, meine ſchöne Tante, und Sie wiſſen, wie ich treffe."

„Ignaz!" ſchrie ſie und fiel auf die Knie.

„Ein Mittel giebt's," ſprach er und hob Tosca gelaſſen auf, „und ich würde bereit zur Verſöhnung, zu jeder Art von Ausgleichung auf friedlichem Wege ſein. Nur meine Liebe zu Ihnen, Tosca, giebt es mir ein: verſprechen Sie mir Ihre Hand" .... —

„Ihnen?" ſagte ſie gedankenlos.

„Dann retten Sie ihn und machen mich glücklich."

„Dann rette ich ſeinen Leib und tödte ſein Herz. Nein, nein, und abermals nein!" ſprach ſie beſtimmt.

„Sein Blut über Sie!" ſagte Ignaz feierlich.

„Gott wird gnädig ſein," erwiederte ſie ruhig und winkte ihm zu gehen.

Sie ſchrieb drei Worte an Sigismund — die uralte, ewig neue Zauberformel des Glücks: „Ich liebe Dich!"

„Es iſt nun ſo!" ſprach ſie, als er gleich darauf zu ihren Füßen lag, und ſah ihn an mit himmliſcher Zärtlichkeit; — „Du biſt meine erſte, Du biſt meine letzte, Du biſt meine alleinzige Liebe."

Sie klagte nicht mehr, ſie weinte nicht mehr; ſie wollte ihm nicht das Herz ſchwach und das Auge trübe machen. In ihrer Seele war das Bewußtſein ernſten und heiligen Glückes; ſie ruhte in ihrer Liebe.

Sie hatten keine Zeit, um von Tod und Gefahr und Furcht zu ſprechen. Sie waren glücklich. Im Himmel weiß man nur von der Seligkeit.

Dem Juſtizrath Kleber ſchickte Tosca die Akte zu, mit dem Auftrag, ſie in dieſer Form zu vollziehen. Dann ſchrieb ſie ihrem Arzt und bat ihn um den Freundſchaftsdienſt, heut Abend um zehn Uhr zu ihr zu kommen, und ſie auf einer kurzen Reiſe zu begleiten.

„Wozu? wohin?“ fragte Sigismund bebend.

„Mit Dir!“ antwortete ſie gelaſſen.

„O nimmermehr!“ rief er.

„Soll die einſame Qual mich tödten?“ fragte ſie.

„Starkes Herz!“ ſagte er bewundernd.

„Sprich: liebendes Herz — Sigismund.“

Um zehn Uhr Abends fuhr Ignaz mit ſeinem Sekundanten und ſeinem Arzt von Britiſh Hotel ab, und Sigismund mit ſeinem Sekundanten, und Tosca mit ihrem Arzt, fuhren um dieſelbe Stunde von dem grauen Hauſe, an der Linden- und Kirchſtraßenecke fort. Es war eine feuchte, kalte Märznacht. Durch die halb mit Schnee, halb mit Nebel gefüllte Luft ſchimmerten die Laternen der drei Wagen roth und trübe wie Trauerfackeln. Gegen Morgen kamen ſie im Gehölz von Dannenwalde auf der mecklenburgiſchen Grenze an. Sigismund ſtieg zu Tosca in den Wagen, um ſie zu beſchwören, nach dem Gaſthaus des Dorfes zu fahren.

„Nein!“ ſagte ſie, „ich bleibe Dir ſo nah ich kann.“

Sie war weiß, kalt, feſt wie Marmor. Es war ein fürchterlicher Abſchied zwiſchen ihnen.

Dann verließ er ſie. Tosca ließ die Fenſter ihres Wagens herauf, und die Stores herunter, und kniete nieder. Gott allein weiß, ob ſie gebetet haben mag.

Es fiel ein Schuß.

„Sigismund!“ ſchrie Tosca.

Es fiel kein zweiter. Die Aerzte und Sekundanten brachten Sigismund getragen. Ignaz fuhr mit Courierpferden gen Hamburg; ſeine Kugel hatte Sigismund dicht über dem Herzen getroffen. Die geringſte Bewegung und er mußte ſterben.

„Unrettbar?“ fragte Tosca.

Die Aerzte ſchwiegen.

„Tosca“ rief Sigismund, richtete ſich auf und ſtreckte die Arme nach ihr aus.

Sie umſchlang ihn und küßte ihn; — ſo ſtarb er.

Drei Tage und drei Nächte wachte ſie neben der geliebten Leiche; dann ließ ſie auf dem Gottesacker zu Dannenwalde ſie beſtatten. Als Erde den Sarg bedeckte, der Alles umfing, was ſie je geliebt hatte, ſagte ſie:

„Sigismund! bei Dir iſt mein Herz erwacht und mit Dir iſt's geſtorben. Was es von Schmerz und von Glück auf der Welt gekannt hat, kam von Dir .... Alles von dem Einen! Friede mit Dir ... und mit mir.“

Sie ſtieg in ihren Reiſewagen.

„Wohin befehlen Sie zu fahren?“ fragte ihr Arzt, der mitleidig bei ihr geblieben war.

„Die Welt iſt groß!“ ſprach ſie gleichgültig.

Druck und Papier von Phil. Reclam jun. in Leipzig.

Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

1. Der Knabe.

Eine Reiſekaleſche hielt vor einem hübſchen Landhauſe unweit Coblenz. Ein großer, ſtattlicher Mann und ein zehnjähriger Knabe ſtiegen heraus, während eine Dame, von einem Schwarm kleiner Mädchen umringt, ihnen bis zur Hausthür entgegen eilte.

„Da bring ich den Cecil, liebe Frau,“ ſagte der Mann freundlich, umarmte ſie und herzte dann nach der Reihe ſeine fünf Töchterchen, die ſich jubelnd an ihn drängten.

Der Dame traten Thränen in die Augen; ſie bog ſich zu dem Knaben herab, küßte ihn, blickte ihm mit trauriger Zärtlichkeit in die ſchönen friſchen Augen, und fragte eben ſo ſanft und traurig:

„Cecil, biſt Du gern zu uns gekommen?“

„O, ſehr gern, liebe Tante!“ rief der Knabe lebhaft.

„Und wirſt Du Dich nicht grämen, daß Du Vater und Mutter nicht alle Tage ſehen kannſt?“

„Ich weiß nicht, liebe Tante,“ ſagte Cecil und ſeine Augen wurden größer — wie das bei Kindern iſt, wenn ſie ſich auf etwas zu beſinnen ſuchen.

„Und wirſt Du Dich auch nicht um Deine Geſchwiſter grämen?“ fragte ſie weiter.

„Nein! das nun gar nicht! rief Cecil ſehr entſchieden. Sigismund will immer mein Hofmeiſter ſein, und Auguſte meine Gouvernante. Sophie und Theophil ſind aber zu klein für mich.“

„So wirſt Du denn gern bei mir bleiben, Cecil?“

„Ja gewiß, Herzenstante! und zu Weihnachten beſuche ich meine Eltern, nicht wahr?“

Auf dieſe Weiſe ward Cecil Forſter einheimiſch in dem Hauſe ſeiner Verwandten. Sein Onkel war ein reicher Fabrikherr, in Elberfeld anſäſſig. Seine Tante war eine Engländerin, die, als Neuvermälte, in der Familie ihres Mannes einen neugebornen Knaben über die Taufe gehalten, und ihm ihren Namen gegeben hatte. Sie liebte in Cecil den Sohn, den ſie noch nicht hatte, und ſpäter, als ihr Wunſch erfüllt ward, entzog ſie ihm darum nicht ihre Zärtlichkeit, ſondern fuhr fort ihn zu lieben, weil ſie ſagte: er habe ihr zuerſt eine Ahnung von Mutterglück ins Herz gelegt. Ihr Sohn hieß ebenfalls Cecil; aber es war und blieb ein ſchwaches, kränkliches Kind und der einzige Sohn, dem eine ganze Reihe von Mädchen nachfolgte. Um ihn durch einen Gefährten aufgeweckter zu machen, hatte ſie ſchon zweimal ihren Neffen Cecil von ſeinen Eltern erbeten und monatelang ihn im Hauſe gehabt. Doch ihr Sohn wurde nicht munterer durch den muntern Geſpielen. Er ſiechte hin und ſtarb. Sie grämte ſich unſäglich. Er war ihr erſtes Kind, drum hatte ſie ihn, nicht am meiſten, aber am längſten geliebt. Er war ihr einziger Sohn, drum hatte ſie die Vorliebe für ihn, die man den Müttern oft ſo hart vorwirft, und die mir doch ſo ſehr natürlich ſcheint: Alles, was der geliebte Mann ihr geweſen iſt und gegeben hat, ſoll ihr dereinſt der Sohn geben und ſein, damit ſie in ihm ſeinen Vater doppelt lieben könne; und iſt der Mann ihr nicht geweſen was ſie gehofft: ſo hat ſie zum Sohn die Zuverſicht, daß er ihr das Alles erſetzen werde. Aus eben dem Grunde haben die Väter leicht eine Vorliebe für die Mädchen. Lieblich, wie die Mutter ihnen die Jugend gemacht — ſoll ihnen die Tochter das Alter machen. — Genug, Cecil fehlte ſeiner Mutter überall, ſogar in den Spielen und Lehrſtunden ihrer Töchter. Sie behauptete, die Mädchen würden allzu pedantiſch, eitel und ſuperklug, wenn kein Knabe dazwiſchen wäre, um zuweilen etwas tumultuariſche Unordnung in ihre wohlgeordneten Puppenkreiſe zu bringen. Ihr Mann liebte ſie ſehr. Er machte ihr den Vorſchlag den andern Cecil ins Haus zu nehmen, wenn ſein Bruder darein willige, und ſie ergriff freudig was ſie nicht gewagt hatte auszuſprechen. Cecils Vater war Regierungsrath in Magdeburg und lebte in ziemlich beſchränkten Verhältniſſen. Er war ein ausgezeichneter Arbeiter in ſeinem Collegium, ein ſehr liebenswürdiger Mann in der Geſellſchaft; allein ſein finanzielles Talent für Haus und Heerd war ebenſo gering, als das ſeines Bruders bedeutend war. Er befand ſich faſt immer in Geldverlegenheit. Seine Frau, ein wunderſchönes blutarmes Mädchen von geringem Herkommen, für die er als Student die heftigſte Leidenſchaft gefaßt hatte, war nicht im Stande die Ordnung in ihr Haus zu bringen, welche ſie doch heimlich ſchmerzlich vermißte. Sie ſah ihr Lebenlang mit einer zu anbetenden Veneration zu ihrem Mann empor, um ſich die geringſte Vorſtellung zu erlauben. Sie fand es ſehr natürlich für ſeinen ſchönen gebildeten Geiſt, daß er ſeine Bibliothek mit den auserleſenſten Büchern, ſeine Zimmer mit den herrlichſten Kupferſtichen ſchmückte; ſehr natürlich, bei ſeinen glänzenden geſellſchaftlichen Gaben, daß er es liebte in ununterbrochenem geſelligen Verkehr zu ſein und viel Menſchen bei ſich zu ſehen. Sie bemühte ſich im Kleinen Einſchränkungen zu machen, damit ihr Mann im Großen freie Hand habe. Doch das wurde immer ſchwieriger und ſchwieriger; denn ſie hatten nach und nach fünf Kinder, und für die Erziehung der heranwachſenden Älteſten mußte vor Allem geſorgt werden. Das waren Sigismund und Auguſte. Sigismund war entſchieden des Vaters Liebling, der nun einmal im Hauſe Alles galt; die Mutter folgte ſeinem Beiſpiel. Cecil, vier Jahr jünger als Sigismund, litt unter deſſen dominatoriſchem Character um ſo mehr, als er ſelbſt Neigung und Anlagen zum Herrſchen und eine große Meinung von ſeinen eigenen Talenten hatte. Als er, ſo jung er war, einſah, daß er durch ſeine Perſönlichkeit den Bruder nicht bei den Eltern würde überflügeln können, gab er ſich unſägliche Mühe um es durch ſeine geiſtigen Fortſchritte zu verſuchen. Das Kind lernte und arbeitete mit einem Eifer, einer Anſtrengung, die weit über ſein Alter waren. Doch immer ſah er Sigismund vor ſich, in der Claſſe, bei einem ſchwierigeren Buch, ohne den Unterſchied von vier Jahren zu berückſichtigen, der in der Kindheit ſo ungeheuer groß iſt, und doch grade von Kindern widerwillig anerkannt wird, weil ihr höchſtes Streben dahin geht, zu den Großen zu gehören. „Wenn ich groß ſein werde" iſt die Zauberformel, worin das Kind all' ſeine Paradieſesträume niederlegt, ohne zu ahnen, daß ſie ihm dann grade untergehen werden. So iſt der Menſch: in die Zukunft oder in die Vergangenheit legt er das Paradies, nämlich die Glückſeligkeit, und das Höchſte was er davon erreicht, iſt — daß er ſich beſtändig danach ſehnt.

„Der kleine Cecil bildet ſich ein mit mir Schritt halten zu können," ſagte Sigismund mit dem vollen Übermuth ſeines Alters.

„Gräme Dich nicht, Cecil, tröſtete ihn die Mutter; bei vierzehn Jahren wirſt Du eben ſo weit ſein als er."

„Nur eben ſo weit? rief Cecil ſtolz mit flammenden Augen und Wangen; das wäre was Rechtes, Mama! Nein! viel weiter will ich ſein! wenigſtens ...." —

„Regierungsrath! was der Papa iſt! nicht wahr?" fragte Sigismund ſpöttiſch, während Cecil ſich beſann.

„Nein, antwortete er gelaſſen, das iſt unmöglich. Aber Primaner will ich ſein — das kann ich."

„Ei der tauſend!" ſagte Sigismund mit einem kleinen wegwerfenden Lächeln und ging zu ſeiner Arbeit.

Cecil ſchien ſeinen Vorſatz durchaus wahr machen zu wollen. Die Lehrer lobten ihn, die Mitſchüler ſtaunten ihn an; er ließ ſie in Kurzem weit hinter ſich, und hatte ein Buch durchgearbeitet, wenn ſie es kaum angefangen. Da begehrte er eines Tages von dem Lehrer in eine höhere Claſſe verſetzt zu werden. Solche Verſetzungen geſchehen aber nur zweimal im Jahr, und bis zur nächſten waren es noch drei Monat. Darauf vertröſtete ihn der Lehrer. Cecil behauptete, ihm geſchähe ein himmelſchreiendes Unrecht, wenn er drei Monat nutzlos in ſeiner Claſſe zurückgehalten würde. Er klagte bitter bei ſeinem Vater über die Ungerechtigkeit, die ihm widerfahre. Der Lehrer beſchwerte ſich ebenfalls beim Vater über Cecils unglaubliche Anmaßung. Der Vater hatte Luſt ſtolz auf den Knaben zu ſein, und durfte ihm doch nicht, dem Lehrer gegenüber, Recht geben. In dieſe Mißſtimmung hinein fiel höchſt paſſend die Ankunft des Herrn Forſter, der dem Regierungsrath ſogleich ſeine Bitte um Cecil ans Herz legte. Der Regierungsrath willigte gern ein.

„Cecil verzehrt ſich um es Sigismund gleich zu thun, und das wird ihm doch vielleicht unmöglich ſein, ſagte er. Auf jeden Fall iſt's gut, wenn dieſe Rivalität aufhört.“

„Cecil vergißt zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, ſagte die Mutter. Zwiſchen den kleinen Mädchen wird hoffentlich die Überanſtrengung aufhören.“

Und ohne große Betrübniß trennten ſie ſich von ihm, der auch ſeinerſeits ganz gefaßt war, und ſich bald ausnehmend gut in ſeiner neuen Umgebung gefiel; denn niemand hofmeiſterte ihn.

Die Frau Forſter pflegte mit ihren Kindern drei Sommermonate in ihrem Landhauſe am Rhein zuzubringen, weil ſie die, zuweilen in Manie ausartende Vorliebe der Engländer für den Rhein theilte, und ihr Mann gönnte ihr gern die Abwechſelung, obgleich er ſie nur auf Tage, höchſtens auf Wochen mit ihr genoß. Sie dominirte ihn ein wenig, doch ohne es zu beabſichtigen, und daher auf eine Weiſe, die ihn nicht drückte, blos dadurch, daß ihr ſanftes und doch ſehr beſtimmtes Weſen Ruhe und Haltung über ſeine allzu raſtloſe Thätigkeit brachte. Sie war die Tochter von zwei Menſchen, welche durch die tiefe Kluft bindender Pflicht aus einander gehalten und durch eine traurig wilde Leidenſchaft zu einander geriſſen, ihr nichts geben konnten als ein bedeutendes Vermögen. Eine treue Freundin ihrer Mutter nahm ſie an Kindesſtatt, und erzog ſie vortrefflich. Aber das junge Mädchen erfuhr dennoch ſeine Herkunft und ſehnte ſich ſeitdem England zu verlaſſen. Bei einer Reiſe auf dem Continent mit ihrer Pflegemutter lernte ſie Herrn Forſter kennen. Ihm gefiel ungemein ihre zarte, liebliche Erſcheinung; ſie faßte Vertrauen zu ihm — und ſo machte ſich ihre Heirath, die Beiden Zufriedenheit gab. Sein Geſchäft bekam einen bedeutenden Schwung durch ihr großes Vermögen, und in ſeinem Hauſe herrſchten die wohlanſtändigen, ernſten und doch ſo behaglichen engliſchen Sitten, welche auf dem Continent darum oft ſo höchſt unbehaglich ſind, weil die Mode ſich ihrer bemächtigt hat und ſie übertreibt — das gewöhnliche Schickſal unſrer blinden deutſchen Nachahmungswuth.

Frau Forſter lebte in und mit der Welt, ſo viel die Verhältniſſe und Verbindungen ihres Mannes es erforderten, und zeigte ſich dann immer als feingebildete und liebenswürdige Frau. Doch ihrer Neigung nach lebte ſie am liebſten als Familienmutter, häuslich, arbeitſam, thätig, ihrem großen Hausweſen aufmerkſam vorſtehend, und eifrig für die Erziehung ihrer Kinder ſorgend. Vielleicht zu eifrig! unendlich viel lernen, unendlich viel thun und ſchaffen ſollten die Kinder. Cecils ſtrebſamer Sinn war ihr eine eben ſo große Wonne, als ihres verſtorbenen Sohnes ſchwächliche Indolenz ihr ein bittrer Schmerz geweſen war. Die Töchter hatten wol Alle etwas von der innern Regſamkeit der Mutter, aber keine ging allen ihren Wünſchen ſo voraus wie Cecil. Und als er nun gar binnen ſechs Monaten durch den Umgang mit ihr und mit ſeinen Couſinen die engliſche Sprache ganz geläufig gelernt hatte, da ſchien ihr, als ſei Cecil der Sohn ihres Blutes, wie er der ihres Herzens war. Dafür liebte er ſie mit heftiger Zärtlichkeit. Es kam ihm vor, als ſei ſie die Erſte, die Einzige, die ihm volle Gerechtigkeit widerfahren laſſe, die ihn lobte wie er gelobt zu werden wünſchte, und ihn zu immer neuen Beſtrebungen anſpornte, indem ſie ihn immer ein höheres Lob ahnen ließ. Überdas gefiel ihm ihr Weſen. In ihrer ſanften gleichmäßigen Beſtimmtheit ſprach ſich eine Überlegenheit aus, die ihm wohl that, an die er ſich lehnte und appellirte, und die er ſehr bei ſeiner ſchüchternen, ſchwankenden Mutter vermißt hatte — freilich ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſein. Aber es iſt ganz gewiß, daß manche Perſönlichkeiten von Eltern auf die eigenen Kinder ebenſo unvortheilhaft, trotz des beſten Willens wirken, als andere wieder vortheilhaft. Die unbezwingliche innerſte Individualität nimmt ſich dergleichen Freiheit, trotz der Bande des Blutes heraus. Cecil hatte im Hauſe ſeiner Tante einen Hofmeiſter gefunden, der den Unterricht der Töchter beſorgte und auch den ſeinen übernahm. Später, in Elberfeld, beſuchte Cecil die öffentliche Schule, aber der Hofmeiſter fuhr fort ſeine Arbeiten zu überwachen und zu leiten, und mit dem ſpeziellen, auf das Individuum berechneten Unterricht nachzuhelfen, der in der allgemeinen Schule nicht ertheilt werden kann. Frau Forſter wollte, daß die Kinder mühelos in früher Jugend dasjenige lernen ſollten, was ihnen in ſpätern Jahren ſo ſchwer, gar unmöglich wird, und was doch das Leben und Fortkommen in der Welt ſo ſehr erleichtert: lebende Sprachen. Sie ließ eine Pariſerin kommen, die ihr wegen ihrer Fertigkeit im Italieniſchen und Spaniſchen empfohlen war. Dieſe anmuthigen Sprachen ſollten die Kinder nach dem ſo höchſt nothwendigen Franzöſiſch lernen, ſo daß ſie, die beiden Mutterſprachen deutſch und engliſch dazu gerechnet, für kleine Polyglotten gelten konnten. Jetzt trat für Cecil der ungeheure Schmerz ein, daß er aus Mangel an Zeit unmöglich ſpaniſche Lectionen nehmen konnte. Als ſeine älteſte Couſine, ein allerliebſtes höchſt intelligentes Mädchen, mit der er immer in Wetteifer war, ihn eines Tages mit einer ſpaniſchen Phraſe begrüßte, von der er keine Sylbe verſtand, hatte er freilich die Geiſtesgegenwart ihr auf der Stelle eine griechiſche zu declamiren, von der ſie nichts verſtand; allein der Tante klagte er doch wie niedergeſchlagen es ihn mache, daß die Lolly ihm darin voraus ſey. Er hätte gewünſcht das Studium der alten Sprachen etwas bei Seite legen, wenigſtens unterbrechen zu dürfen; — „denn, ſagte er, ich kann doch einſt auf meinen Reiſen mit keiner Seele griechiſch oder lateiniſch ſprechen;" — aber auf ihre Kenntniß iſt nun einmal der öffentliche Unterricht baſirt und ſo ſind ſie unter keiner Bedingung zu verſäumen. „Ich werde doch noch ſpaniſch lernen!" damit tröſtete ſich Cecil.

Das Elternhaus beſuchte er alljährlich, und zwar zur Weihnachtszeit, ſo wollte es Frau Forſter, damit der Glanz dieſes lieblichen Feſtes zugleich den Kreis ſeiner Familie umſtralen möge, der ſie um keinen Preis ihn entfremden wollte. Wie ein Zugvogel freudig begrüßt, und wie ein lieber Gaſt gehätſchelt, fand Cecil die Beſuche im Vaterhauſe unendlich viel angenehmer als das Verweilen darin. Auch mit Sigismund, der älter und verſtändiger geworden war, geſtaltete ſich das Verhältniß ungleich beſſer. Aber unvermeidlich machte es ſich doch ſo, daß Cecil ſich eigentlich nirgends ganz zu Hauſe fühlte. Bei der Tante hätte es wohl ſein können; aber er war doch nun einmal nicht ihr Sohn! und bei den Eltern und Geſchwiſtern vermißte er jene Aufmerkſamkeit, jene unausgeſprochene beſtändige Fürſorge, jene innere Belebung, die ihm bei ihr ſo wohl thaten. Er wurde was der Menſch leicht wird, der ſich einſam fühlt, egoiſtiſch, gleichſam als müſſe er ſich ſelbſt die Theilnahme erſetzen, welche ihm von Andern mangelt. Daß er von glühender Strebſamkeit und von heftiger Leidenſchaft war, machte jene Richtung nur noch bedenklicher; doch jetzt war ſein Streben ſo gut, ſo bewundernswürdig ausdauernd, ſo ganz mit dem Wunſch verſchmolzen der geliebten Tante eine Freude oder — ein Stolz zu ſein, daß ſie es für ein Unrecht gehalten haben würde ihn darin zu mäßigen.

Je älter er wurde, je mehr ſich ſeine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, um deſto mehr liebte ſie ihn. Sie träumte für ihn die glänzende Zukunft, die ſich jede Mutter unwillkürlich für ihren Sohn ausmalt. Für die Tochter iſt ſie ſchon eher mit einem beſcheidenen Looſe zufrieden. Die engliſchen Verhältniſſe, welche ſich ſo glücklich dazu eignen eine bedeutende Perſönlichkeit zu heben, indem ſie ihr Spielraum und Anwendung der Kräfte gönnen, ſchwebten ihr beſtändig als die Sphäre vor, für die Cecil geboren ſei, und oftmals ſprach ſie das gegen ihn aus, mit bedauerndem Blick in die Zukunft, die ihn erwarte, in dieſe langſame, ſchwerfällige, ſtagnirende Beamten-Carriere, in der man früher weiße Haare, als einen freien, den Talenten angemeſſenen Wirkungskreis bekommt. Denn für die Carriere des Staatsdienſtes hatte er ſich früh und mit Beſtimmtheit entſchieden, und eben ſo beſtimmt die Aufforderung ſeines Onkels abgelehnt, der ihn für den Handelsſtand zu gewinnen ſuchte und ihm wiederholt ſagte: daß ſein gewandtes Weſen, ſeine Sprachkenntniß, ſein raſcher erkennender Blick ihn befähigten mit der Zeit großen Handelsgeſchäften vorzuſtehen.

„Ich würde beſtändig allzu große Speculationen machen, lieber Onkel,“ ſagte Cecil hartnäckig; aber zu der Tante ſagte er mit überwallendem Herzen:

„Ich kann kein commis voyageur werden, liebe Tante, ich kann und kann nicht!“

Und ſie tröſtete ihn damit, daß Niemand ihn zu irgend einer Laufbahn zwingen wolle. Nach und nach, als ſowohl Cecil als ihre Töchter heranwuchſen, wollte ſie ihnen allmälig ein Stückchen von der Welt nach dem andern aufrollen, damit ſie bei ihrem Eintritt in dieſelbe weder zu hingeriſſen noch zu ſtumpf den Eindrücken gegenüber ſtehen mögten. Auf ihrem Landgut am Rhein ſah ſie mehr Menſchen, Reiſende, Fremde als bisher; ihr Mann erlaubte ſich, längere Zeit der Villeggiatura zu widmen. Fremde wurden ihm empfohlen; der Sommer, die Lage des Landſitzes begünſtigten ein leichtes geſelliges Leben. Dann machte ſie kleine Reiſen mit ihnen, einmal den Rhein hinauf, einmal durch die Schweiz; das ſtreifte die Scheu und die eckige Blödigkeit von ihnen, welche ſehr jungen Leuten oft etwas Linkiſches geben. Sie ließ die Erziehung nicht bloß im Studiren und Unterrichtnehmen beſtehen — wie das leider heutzutag ſo ſehr Mode iſt — ſie beachtete auch die praktiſche Seite, die Anwendung aufs Leben. Fragen der Kinder: „Wozu iſt's gut? was nützt es?“ beantwortete ſie immer mit der Zuſage innerer Zufriedenheit, aber zugleich mit der: der Unabhängigkeit in — oder gar der Herrſchaft über alle äußeren Verhältniſſe. Dieſe praktiſche Richtung iſt ſehr gut inſofern ſie dem extravaganten und nebulöſen Wollen der Jugend Einhalt thut, und ihr einen beſtimmten Willen für ein beſtimmtes Ziel giebt; nur aber iſt das Leben ein gefährliches Meer: wer ſich hier von einer Sandbank fern hält, läuft Gefahr dort gegen einen Felſenriff zu ſtoßen. Die ſchöne Frage: „Was nützt es?“ — verwandelt ſich ſehr leicht und ganz unmerklich in: „Was nützt es mir?“ — Und Cecil that ſie ſehr oft; aber freilich auf eine Weiſe, die man ihm nicht zum Vorwurf machen konnte.

Er fragte: „Was nützt es zu meinem Fortkommen in der Welt? zu meiner Carriere, zu meiner Zukunft?“ Da er ſich dieſe ganz allein begründen mußte, und gar kein Vermögen weder beſaß noch zu erwarten hatte: ſo ſchien es Allen, die ſich für ihn intereſſirten, eben ſo glücklich als löblich, daß er ſeine Kräfte in ſich ſelbſt ſammelte, um ſie auf die Erreichung ſeines Zieles zu richten und anzuwenden. Ein maßloſes Selbſtvertrauen und ein glühender Ehrgeiz ſiedelten ſich in ſeiner Bruſt an, ganz leiſe, ganz heimlich, wie ein Fünkchen ſchüchtern im engen Raum glimmt. Es bedurfte nur des Sturmes der Leidenſchaft, um es als lodernde Flamme aufwehen zu laſſen. Was ich will, das kann ich! wurde ſein Wahlſpruch, und damit ging er im neunzehnten Jahr auf die Univerſität. Mit einem Gemiſch von Schmerz und Stolz ließ Frau Forſter ihn ziehen. Um dieſelbe Zeit verheirathete ſich ihre älteſte Tochter Lelly mit einem reichen Banquier in Brüſſel. Zuweilen machte ſie ſich ſtille Vorwürfe, daß ihre Gedanken mehr bei dem jungen Studenten als bei der jungen Hausfrau verweilten. Aber ſie iſt im Hafen und er geht allen Stürmen einer ungewiſſen Zukunft entgegen; wiederholte ſie ſich heimlich zur beruhigenden Entſchuldigung. Im Übrigen ſorgte ſie auch für Cecil wie für einen Sohn, und zwar wie für einen Sohn reicher Eltern.

---

2. Der Jüngling.

Cecil war nun zwiſchen ſeines Gleichen — nämlich zwiſchen einer Schaar von blutjungen Leuten, die ſich ſämtlich mehr oder weniger tief einbildeten: ſie brauchten nur ihre Hand über den Erdball hinzuſtrecken, ſo hinge das Glück ihnen an allen fünf Fingern. Doch ſo lange die Univerſität Heidelberg beſteht, hatte ſie wol noch nimmer einen ſo übermüthigen Studenten geſehen, als Cecil Forſter. Er ſah Alle und Alles von oben herab an, die Unwiſſenden, die Brutalen, die Rohen mit unſäglicher Verachtung ihres burſchikoſen Treibens, die Fleißigen, die Ruhigen, die tüchtigen Köpfe, wie ſeiner Sphäre nur grade angemeſſen. Mit jeder Ueberlegenheit trat er dreiſt in die Schranken, und konnte er ſie nicht bewältigen, ſo bekämpfte er ſie wenigſtens. In keiner Richtung verſchmähte er ſeine Suprematie gelten zu machen. Einige hatten ausgeſprengt, er ſei von ſchwächlicher Geſundheit und vermeide deshalb die Trinkgelage. Plötzlich machte er einige der ärgſten mit, bewies den Zweiflern, daß er die Geſundheit eines Löwen habe, und zog ſich dann verächtlich von ihnen zurück. Andere meinten er müſſe das Herz doch wohl nicht auf dem rechten Fleck haben, da er trotz ſeines hochfahrenden Weſens nie in Händel verwickelt ſei. Er war von viel zu ſtolzer Zurückhaltung, um je ein Händelmacher werden zu können; aber er ſuchte ſie jetzt ein Paarmal abſichtlich, führte ſie glänzend zu Ende, und gebot dadurch auch dieſer Verleumdung Schweigen. Die akademiſche Freiheit, welche ſo viele junge Leute zu tauſend Thorheiten mißbrauchen, weil ſie ſo lange vergebens nach ihr gelechzt haben, fand ihn ohne dieſen ſchmachtenden Durſt, weil er in den letzten Jahren im Hauſe ſeiner Pflegeeltern bereits wie ein ſelbſtändiger Menſch behandelt worden war. Man hatte ihn allein reiſen laſſen, was in den Augen der Jugend für den wichtigſten Akt der Selbſtändigkeit gilt; und zwar nach Paris, was ihr dann vollkommen ein veniam aetatis giebt. Mit Lollys Verlobtem war er in den letzten Ferien nach Brüſſel gereiſ't, und hatte von dortaus die Pflegeeltern um Geld und Erlaubniß zu einem Ausflug nach Paris gebeten, und beides ohne Einwendung und Ermahnung bekommen, obgleich die Aufregung der Juliustage kaum verhallt war. „Man kann nie früh genug der Anarchie Aug' in Auge ſehen," ſagte Herr Forſter ruhig, als man ihm einige Verwunderung darüber ausſprach. Genug, Cecil war wie jeder andre unabhängige Mann mutterſeelenallein in Paris geweſen. Schulmeiſterliche Pedanterie, das widerwärtigſte was einem Jüngling ankleben kann, war ihm fern, weil ihm früh ein Kreis geöffnet worden war, in welchem es gilt, liebenswürdig aber nicht gelehrt zu ſein. Mit dem Schwarm ſeiner hübſchen, muntern, allerliebſten Couſinen hatte er auf dem Fuß gelebt, der brüderlich heißt, und vetterlich iſt, d. h. ſich zu einem kleinen oberflächlichen Courmachen neigt und zum gegenſeitigen Gefallenwollen. Eine Liebe wurde nicht daraus, wie ſie es denn ſelten in ſolchem langgewohnten Verhältniß wird. Neue und mächtige, fremde und glühende Gefühle ſoll die Liebe uns geben — begehrt das junge Herz, aber eine Couſine kennt man ſo unendlich lange, daß man unmöglich noch ein geheimnißvolles Intereſſe an ihr nehmen kann. „Wer weiß wie die Molly wird!" dachte er zuweilen, wenn Briefe ihn in ihren Kreis zurück verſetzten. Molly war die jüngſte, ein Kind von zehn Jahren, bei der er auf den Reiz des Unbekannten hoffen konnte. Er hatte in Heidelberg Gelegenheit in Häuſer eingeführt zu werden, in denen er ſich durch ſeine guten Manieren allgemeinen Beifall erwarb, ſo daß man ihn vor andern jungen Leuten auszeichnete. Dafür drückte er eine achtungsvolle Dankbarkeit in ſeinem Benehmen aus, wie er denn überhaupt höchſt rückſichtsvoll für alle Perſonen war, die in der Geſellſchaft dominirten, die Lehrer der Univerſität einbegriffen; nur für ſeines Gleichen nicht. Bei Jenen reſpektirte er Stand, Alter, Kenntniſſe, Erfahrung, Rang, Alles was er noch nicht hatte und doch mit der Zeit haben wollte; aber bei dieſen ſah und fand er nichts, was er nicht auch beſeſſen, oder wofür er kein Gegengewicht in die Schaale geworfen hätte. So kam es, daß alle ältern Leute ihn lobten, prieſen und ihm wohl wollten, und daß er den jüngern Männern eben ſo unerträglich, als den jungen Mädchen angenehm war. Er machte zahlreiche Brüderſchaften, weil das nun einmal zum normalen Studentenleben gehört; aber er ſchloß keine Freundſchaft, denn er gab ſich nie hin. Das dünkte ihn Verſchwendung. Es waren junge Leute aus vornehmen und reichen Häuſern in Heidelberg. Die vernachläſſigte Erziehung, die geringen Fähigkeiten der Meiſten erkannte er ſchnell, auch ihre Gleichgültigkeit gegen eine edle Rivalität. Und dieſen Menſchen ſollte ich dereinſt nicht den Rang ablaufen können? fragte er ſich; das wollen wir doch einmal ſehen! — Er arbeitete mit eiſernem Fleiß. Das iſt eine unerhörte Seltenheit bei glänzenden Fähigkeiten. Gewöhnlich verſchmäht das Talent die Mühe. Dafür fand er die größte Anerkennung bei den Lehrern, die ihm eine ſchöne Zukunft verhießen. Am eifrigſten ſtudirte er die Staatswiſſenſchaften, die inneren Verhältniſſe der Staaten, und ihre äußeren Beziehungen zu einander, ihre Politik. England trat ihm in einem immer hellern Lichte entgegen. Er machte eine Reiſe dahin, nicht des Vergnügens wegen, ſondern um ſich durch den Augenſchein von der Wirkſamkeit und Wirkung der Inſtitutionen zu überzeugen, die er ſo ſehr bewunderte. Dann kehrte er zur Weinleſe zu der geliebten Pflegemutter zurück. Sie hatte ihn in einem Jahr nicht geſehen, und fand ihn ſo verändert, ſo entwickelt, daß ſie faſt darüber erſchrack.

„Biſt Du nicht zu ernſt, Cecil?“ fragte ſie mit zärtlicher Beſorgniß, und ſtrich ſanft mit der Hand über ſeine Stirn. „Mir däucht, da ſind Gedanken, die älter ſind als Deine Jugend. Kannſt Du denn auch noch fröhlich ſein, mein Kind?“

„Aber wie!“ rief Cecil. „Hab' ich Zeit und

Gelegenheit, ſo bin ich luſtig und guter Dinge. Nur aber das rüde Studentenleben, dieſe Fröhlichkeit, die nach der Weinflaſche ſchmeckt und den Ziegenhainer oder den Schläger ſchwingt, und ſich dann, um auszuruhen, in eine ſtupide Gleichgültigkeit verſchanzt, welche eine Studentenverſion des „Nil admirari“ iſt — das, liebe Tante, kann ich nicht leiden.“

Frau Forſter ſympathiſirte darin vollkommen mit ihrem Neffen, und als ſie ihn nach gewohnter Weiſe im fröhlichſten Verkehr mit ihren Töchtern ſah, und den zufriedenen Beifall hörte, den ihr Mann und alle Perſonen, die ihn wiederſahen oder kennen lernten, über ihn äußerten: da tröſtete ſie ſich über die äußere Kälte, welche ſie im erſten Augenblick an ihm wahrzunehmen geglaubt hatte.

Cecil wollte ſeine Studien in Berlin fortſetzen. Auf der Reiſe dahin beſuchte er ſeine Familie in Paderborn, wo der Vater ſeit einigen Jahren Präſident war. Cecil hatte dort eine unbeſchreibliche Freude, als er erfuhr, daß ein langjähriger und vertrauter Freund ſeines Vaters ſeit Kurzem Miniſter des Auswärtigen geworden ſei. Er bat um dringende Empfehlungen, und erhielt ſie gern. Der Präſident hatte längſt vergeſſen, daß er ehedem Cecil ein wenig über Sigismund verabſäumt. Es ſchien ihm unmöglich, jetzt, als Cecil mit allen Gaben ausgeſtattet, die einen Jüngling ſchmücken, vor ihm ſtand, und als er es ſich nicht verhehlen konnte, daß Cecil eminenter als Sigismund ſei — nicht beſſer, vielleicht auch nicht tüchtiger, aber glänzender, von raſcheren Fähigkeiten, und von einer jeden Widerſtand verzehrenden, flammenden Thätigkeit. Die Meinung des Vaters war das Geſetz der Familie: Sigismund blieb der Liebling der Herzen und Cecil ward beſtimmt eine brillante Carriere zu machen.

Als Cecil in Berlin das väterliche Empfehlungsſchreiben abgab, fand er den Miniſter nicht zu Hauſe, empfing aber bald darauf die Einladung, ihn am Abend zu beſuchen. Der Miniſter hatte ziemlich gleichgültig die Lobeserhebungen des Präſidenten geleſen. Er hatte keine hohe Meinung von ſolchen Weltwundern im Flausrock, die faſt immer die alltäglichſten Männer werden, und die nur den Zwanzigjährigen vorausgeeilt zu ſein ſcheinen, um deſto früher zwiſchen den Dreißigjährigen zu verſchwinden. Aus den Zügen, die der Präſident flüchtig hinwarf, ſetzte ſich der Miniſter unwillkürlich das Bild eines kenntnißreichen, vielleicht gar gelehrten, pedantiſchen, unbeholfenen Menſchen zuſammen, unbrauchbar für Welt und Leben, und wahrſcheinlich dereinſt nur auf das Katheder zu ſtellen. Dann verwahrte er den Brief des Freundes und dachte nicht mehr an Cecil.

Wir Deutſche nehmen blindlings ſo viel unnütze Gebräuche des Auslandes an, daß es wirklich ſcheint, als wollten wir uns ganz unſeres eigenen Geſchmacks bei Wahl derſelben begeben. Weshalb ſonſt, frag' ich, hat man nicht die zweckmäßige, und höfliche fremde Sitte eingeführt, daß der Name der Eintretenden an der Thür des Geſellſchaftsſaales laut und vernehmlich von einem Diener ausgeſprochen wird. Das ruft die Wirthe herbei, theilt der ganzen Geſellſchaft dasjenige mit, was ihr zuerſt immer am Wichtigſten iſt: einen Namen, und erſpart dem Fremden das Unbehagen den Hausherrn erfragen und mühſam aufſuchen zu müſſen.

Cecil kannte nicht die Stunden der Geſellſchaft in Berlin. Er war vor Kurzem in London geweſen, wo die Stunden ſehr ſpät ſind. Er ging um zehn Uhr zum Miniſter. Es war nur eine kleine Soiree; man ſaß an einigen Tiſchen in Gruppen beiſammen, und der Miniſter in lebhaftem Geſpräch. Er hatte Cecil vollkommen vergeſſen. Als die Thür aufging und Cecil eintrat, entſprach ſeine Erſcheinung ſo gar nicht der Vorausſetzung des Miniſters, daß er ihn mit jenem unwillkürlich fragenden Blick empfing, den auch der Höflichſte einem ganz Fremden gegenüber nicht unterdrücken kann. Das gelinde Staunen des Miniſters verwandelte ſich in die angenehmſte Überraſchung, als Cecil mit der größten Ruhe von der Welt ſich ihm nannte. Er empfing ihn ſehr freundlich, ſtellte ihn ſeiner Frau vor, die ihn mit einem trocknen Neigen des Kopfes abfertigte, und führte ihn dann zu dem Theetiſch, um den einige junge Mädchen und Männer verſammelt waren, ſagte auf zwei von ihnen deutend: „Meine Tochter; mein Sohn;“ und überließ ihn ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal. Guntram machte ihm Platz neben ſich, und Nandine bot ihm Thee an, indem ſie hinzuſetzte, als ſie ihm die Taſſe reichte, ſie fürchte er ſei kalt. Daraus ſah Cecil, daß er zu ſpät gekommen ſein mogte. Er äußerte es unbefangen und fügte bei, daß er ganz fremd und zum erſten Mal in Berlin ſei. Ein junges Mädchen fragte ihn vornehm, aus welcher Provinz er komme. Cecil erwiderte, er ſei ein Rheinländer und komme jetzt eben aus London. Guntram fragte ihn angelegentlich, ob ſein Rock auch aus London ſei, und als Cecil es bejahte, entſpann ſich eine lebhafte Debatte über die Verſchiedenheiten und Vorzüge der engliſchen und franzöſiſchen Moden.

Auf dieſen Abend folgten ziemlich häufig ganz ähnliche, denn Guntram paſſionirte ſich für Cecil — ob für deſſen Perſon oder deſſen engliſche Röcke und Gilets? das mogte ihm ſelbſt nicht ganz klar ſein; aber genug, er faßte eine heftige Freundſchaft für ihn, welche durch gleiches Alter und gleiche Studien befeſtigt wurde. Cecil verhielt ſich vollkommen paſſiv dabei. Er fühlte keine Sympathie für Guntram, alſo that er ihm keinen Schritt entgegen. Er ließ ſich dieſe Freundſchaft gefallen, von der er auch ſehr bald erkannte, daß ſie keine innere Baſis habe, da Guntram ein leichthingeriſſener, höchſtens ein trotziger, aber kein feſter Menſch war; allein er ließ ſie ſich dennoch gefallen, um feſten Fuß im Hauſe des Miniſters zu faſſen. Der hatte großes Wohlgefallen an ihm, an ſeinem Verſtand, ſeinen Kenntniſſen, ſeinem Benehmen, und ſah daher ſeine Intimität mit Guntram ſehr gern, hoffend, ſie werde von günſtigem Einfluß auf deſſen loſes und oberflächliches Treiben ſein. Doch war er wohlwollend genug, um, auch abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe für ſeinen Sohn, ſich für einen ausgezeichneten jungen Menſchen zu intereſſiren, deſſen Vater ihm befreundet war. Die Miniſterin theilte mit Nichten die Geſinnungen ihres Mannes und Sohnes hinſichtlich Cecils. Sie mußte wol eine ganz vortreffliche Frau ſein, denn allüberall hieß es: „Wie gut iſt ſie, die Miniſterin! wie wohlthätig! wie ſeelengut!“ — nur kam von dieſer Vortrefflichkeit ihren nächſten Umgebungen ſehr wenig zu gut. Wohlthätig war ſie allerdings. Wandten ſich Bittende, Hülfsbedürftige an ſie, ſo fiel es ihr nicht ein, ihnen zu helfen, zu geben, oder ſie zu tröſten; nein, ſie verſchmähte ſo geringe Mittel! ſie ſetzte ſich in ihren Wagen, ſie fuhr zu Freunden und Fremden, zu Bekannten und Unbekannten, ſie ſammelte, ſie collectirte, ſie bot Lotterielooſe aus, ſie drang Liſten auf, in die man ſich mit Namen und Geldſummen für irgend ein gutes Werk zu verzeichnen hatte. Dann ließ ſie ihre Schützlinge kommen, theilte ihnen den Erfolg mit, reichte hier das Almoſen, dort das Darlehn, und gab da die ſichere Verheißung einer kleinen Stelle oder einer gewünſchten Protection, und ließ es dabei nicht an wortreichen Ermahnungen und Belehrungen fehlen. Alle Arme und Kranke, Waiſen und Greiſe der großen Stadt Berlin ſchien ſie zu kennen und ſich für ſie aufzuopfern mit Rath und That. Den Rath ſparte ſie denn freilich auf keine Weiſe. Sie hatte eine viel zu hohe Meinung von ſich ſelbſt, um es nicht für ihre Pflicht gegen die Menſchheit zu halten mit ihrem Rath überall hervorzutreten, auch da, wo er nicht im geringſten begehrt wurde, und ihn nie anders als aus dem Standpunkt ihrer individuellen Meinung zu ertheilen, ohne Rückſicht auf Charakter, Lage, Anſichten der Andern. Wie ihre Freigebigkeit, Rath zu ertheilen, mit dem Bewußtſein ihrer hohen Überlegenheit zuſammenhing, ſo entſprang ihre Bereitwilligkeit zur That aus einem unbeſchreiblichen Geſchäftigkeitstrieb, dem ſie keine andere Nahrung zu geben wußte. Allmorgentlich wimmelte ihr Vorzimmer zwei Stunden lang von Supplikanten aller Art, denen ſie in ihrem Cabinet Audienz ertheilte; dann hatte ſie in deren Intereſſe wenigſtens ein halbes Dutzend Billets zu ſchreiben, Liſten aufzuſetzen, Rechnungen durchzuſehen, Empfehlungen und Bittſchriften zu ſtyliſiren; dann mußte ſie umherfahren um eine Waiſenſchule zu prüfen, um eine Armenſtelle zu inſpiziren, um eine rückſtändige Beihülfe einzutreiben, um an eine kleine Penſion zu mahnen, um das Verſprechen zu erpreſſen, einer kleinen Stellenverheißung eingedenk zu ſein. Manches allgemeine Ehrenzeichen ward auf ihre Empfehlung vertheilt; ja ſie gab zu verſtehen, daß mancher rothe Adlerorden vierter Klaſſe nicht ohne ihr Zuthun an dieſe oder jene Bruſt geflogen ſei. Machte ſie dann ganz erſchöpft von dieſen Anſtrengungen einen Beſuch, ſo entſetzte ſie ſich regelmäßig, daß es ſchon ſo ſpät ſei, klagte, daß der ganze lange Morgen für ſie nur einen Moment habe, und daß ſie doch ſo gar wenig thue und geben könne. Hatte ſie dann für die erſte Klage Lob, und für die letzte Widerſpruch errungen — der doch, was das Geben betraf, durchaus am unrechten Ort war — ſo ſchied ſie befriedigt, und im Chor rief man ihr nach: „Welch eine vortreffliche, wohlthätige Frau iſt ſie doch.“ Erhub ſich eine zweifelnde oder tadelnde Stimme, ſo ward ſie als die Verkennung bezeichnet, der die Güte immer ausgeſetzt iſt. Ihr Mann war der Einzige, an den ſich die Miniſterin mit ihren Protectionen und Fürſprachen nie wenden durfte. Er nahm unter keiner Bedingung darauf Rückſicht, vermuthlich weil er fürchtete, daß ſie, dem alten Sprüchwort gemäß, die Hand fordern würde, wenn er den kleinen Finger gegeben. Zu einer Geldbeihülfe hingegen war er immer erbötig, doch ſie ſelbſt liebte das Geld zu ſehr um zu wünſchen, daß es aus ſeiner Kaſſe in eine fremde übergehen möge. Dafür war ſie ihm herzlich gram, und nannte ſeine Weiſe, ſtets mit einer Geldunterſtützung helfen zu wollen, brutal. Sie verſchwendete das, was ſie ihr Herz nannte, dermaßen an fremde, daß ſie für die Ihren nichts übrig behielt. Daraus geht hervor, daß keine Liebe darin war; denn ein Herz voll Liebe iſt unerſchöpflich und iſt warm und voll rundum. Ihren Mann konnte ſie nicht leiden, weil er ſie nicht in ihrer Protections-Manie unterſtützte, und ihre liebliche Tochter Nandine ebenſowenig, weil das Mädchen viel zu ſchüchtern war, um je in ihre Fußtapfen zu treten. Ihre Maxime, für einen guten Zweck müſſe man bereit ſein, den Vorwurf der Zudringlichkeit hinzunehmen, machte Nandinen zittern, die lieber ihr letztes Kleid ausgezogen und verſchenkt, als einen Andern geplagt hätte, eins aus ſeiner Garderobe zu holen, weil ſie keines mehr zu verſchenken habe. Ihren Sohn Guntram hatte ſie in ſeiner Kindheit mit der blindeſten Affenliebe behandelt, in der Hoffnung, ihm ſpäter eine eben ſo blinde Ergebenheit als ſchuldige Dankbarkeit aufzubürden. Doch der verzogene Sohn war mit Nichten geſonnen, ſich ein ſolches Joch gefallen zu laſſen, und wußte nichts Beſſeres aufzufinden, um es ſich fern zu halten, als in beſtändiger Oppoſition gegen die Mutter zu leben. Eine beſonders ergiebige Nahrung für ſeinen Widerſpruchsgeiſt, fand er in dem ſtarren Hochmuth ſeiner Mutter. Sie, die Menſchenfreundliche, die Barmherzige, ſah in allen Menſchen, die nicht von Adel waren, nur Weſen, die man protegiren, die man aber unmöglich als gleichartig anerkennen könne. Sie ſah das Gegentheil bei den bedeutendſten Männern im Staate; das ſchien ihr aber weiter nichts, als ein vorübergehender Mißbrauch zu ſein. Guntrams Freundſchaft für Cecil war ihr ſo unerträglich, und ſie machte ihm ſo ſcharfe Vorwürfe über ſeinen plebejen Geſchmack, daß dieſe Freundſchaft eine Leidenſchaft wurde, weil ſie Guntram zwang, Cecil zu loben, zu preiſen, liebens- und achtenswerth zu nennen, und ihn ſo unermeßlich hoch zu ſtellen, daß er unerreichbar für ihren Tadel wurde. Nandine hörte das täglich mit an, und ſah täglich, wie ſehr ihr Vater Guntrams vertrauten Umgang mit Cecil billigte. Sie liebte Vater und Bruder herzlich, und fing an, Cecil mit deren Augen zu betrachten.

„Sag mir aufrichtig, was hat Deine Mutter gegen mich?“ fragte Cecil eines Tages ſeinen Freund.

„Nichts! was könnte ſie mit Fug und Recht gegen Dich haben?“ erwiderte Guntram verlegen.

„Doch, doch!“ ſagte Cecil gelaſſen, „ihr mißfällt unſer Umgang; aber weshalb? was findet ſie an mir auszuſetzen oder zu tadeln? Ich kenne meine Unvollkommenheit ſehr gut, daher begreife ich, daß ich nicht allen Menſchen gefallen kann, nur grade Deiner Mutter gegenüber ſchmerzt es mich, und ich würde gern alles Anſtößige vermeiden.“

„Lieber Freund!“ brach Guntram aus, „grade bei meiner Mutter darf es Dich durchaus nicht ſchmerzen! deren Theilnahme iſt ausſchließlich den beiden Polen der Geſellſchaft aufgeſpart: den bettelhaften Krüppeln und den reichen Hochgebornen oder Hochmögenden. Du liegſt zwiſchen beiden: ſie beachtet Dich nicht. Glaube mir, uns Kindern geht es nicht beſſer! ſie wird mir gut werden, wenn ich dereinſt eine hohe Stelle im Staat bekleide und ihren Protectorats-Liebhabereien entgegen komme — wovor mich aber Gott behüte! — und ſie wird die arme Nandine auch nicht eher lieben, bis ſie eine brillante Partie gemacht hat, durch die ſie zugleich Lady patroness in der Geſellſchaft und von hunderttauſend Armenanſtalten wird.“

Cecil lächelte und fragte dann ernſt: „Lebt denn Deine Mutter gar nicht mit dem Herzen um ſo unerhört eitel zu ſein?“

„Gar nicht!“ entgegnete Guntram traurig, „ſie hat ſich ganz den Äußerlichkeiten, in Thun und Geſinnung, zu eigen gegeben, und das macht ſie eitel und hochmüthig. Wäreſt Du aus einer großen Familie, ſo würde ſie einiges Intereſſe für Dich nehmen, welches ſie Dir jetzt, als dem theuerſten Freund ihres einzigen Sohnes, verſagt.“

Alſo das hat ſie gegen mich! wollte Cecil ſagen.

Allein er ſchwieg. Er begnügte ſich, es zu denken und es nie wieder zu vergeſſen. Er drückte Guntrams Hand und ſprach nach einer Weile:

„Ich beklage Euch.“

„O,“ rief Guntram, „unſer Familienleben wäre wirklich unaushaltbar, wenn nicht Nandine und ich uns ſo herzlich liebten und ſo zärtliche Verehrung für unſern guten Vater hätten, dem die Schwächen der Mutter durchaus fern liegen. Das mußt Du ja längſt erkannt haben, Freund, und nur deshalb kann ich mich entſchließen, mit Dir darüber zu ſprechen.“

„Mehr als Dich, Guntram, beklage ich Deine Schweſter,“ ſagte Cecil. „Sanft und weich, wie ſie mir erſcheint, muß ſie durch ihre Abhängigkeit in tauſend Verhältniſſen zu leiden haben, denen Du Dich leichter entziehen kannſt.“

„Bis zu einem Punkt wird wegen Nandinens himmliſcher Demuth und Gelaſſenheit ihr Verhältniß zur Mutter wol ſchmerzlich ſein, doch nicht unerträglich werden,“ erwiderte Guntram. „Sollte die Mutter aber je den überſchreiten, ſo wird ſie Nandine unbezwinglich und felſenfeſt finden. Sie will ſich nun einmal durchaus nur nach Neigung verheirathen. Bei der ungeheuern Verſchiedenheit von Mutter und Tochter werden dann unvermeidliche Stürme anheben, und ich bin geſpannt, ob nicht bald einer losbricht.“

Cecil ließ das Geſpräch fallen. Guntrams Äußerung über Nandinens innere Entſchiedenheit bei ihrer großen äußern Sanftmuth und Nachgiebigkeit fiel ihm angenehm auf. Bisher war ſie ihm etwas unbedeutend vorgekommen, ſehr hübſch, ſehr graziös, aber gar nicht anziehend. Sie ſprach äußerſt wenig und nie anders als freundlich, und ganz gleich freundlich mit Jedermann. Sie äußerte nie eine Meinung, nie ein Urtheil, aber ſie ſtimmte auch nicht den fremden bei. Zwiſchen ihren Eltern, die beſtändig verſchiedener Meinung waren, hatte ſie ſich dieſe gleichmäßige Freundlichkeit und dieſe Zurückhaltung angewöhnt, und ſie nahm dieſe Gewohnheit aus dem Familienkreiſe in die Geſellſchaft hinüber, um nirgends anzuſtoßen und um Niemand zu verletzen. Cecil hatte zuweilen gedacht: es ſei doch recht ſchade, daß ihre negative Natur ihr allerliebſtes Geſicht ſo inſipid mache. Nach dieſem Geſpräch durfte er auch eine poſitive in ihr vorausſetzen, und er fing an, ſich für ſie zu intereſſiren. Je widerwärtiger die Mutter ihm ward, um deſto anmuthiger erſchien ihm die Tochter. Nur aber ſah er ſie ſehr wenig. Mit Guntram war er täglich, faſt ſtündlich zuſammen; ſie theilten ihre Studien, ihre Vergnügungen, und Cecil beſtrebte ſich eifrig, ſeinen Freund von dieſen ab- und jenen zuzuwenden und einen günſtigen Einfluß auf ihn zu üben. Er wollte ſich durchaus des Miniſters Theilnahme und Wohlwollen erringen, und es gelang ihm im höchſten Grade. Er ſah auch den Miniſter ſehr häufig, der alle Morgen nach dem Frühſtück eine Viertelſtunde im Zimmer ſeines Sohnes zuzubringen und ſich mit ihm über ſeine Beſchäftigungen und Unterhaltungen zu beſprechen pflegte. Seitdem Cecil dieſe Viertelſtunde zwiſchen halb eilf und eilf Uhr kannte, verfehlte er ſelten, Guntram ins Collegium abzuholen, das ſie um eilf zu hören hatten, und das Guntram ohne dieſe Aufforderung ſich wol häufig erlaſſen haben würde. Der Miniſter ging gern in Einzelnheiten der Studien der beiden jungen Leute über, und konnte bei der Gelegenheit nicht anders, als eine höchſt günſtige Meinung von Cecil faſſen. Allmälig nahm er wirklich Theil an ihm, befragte ihn um ſeine Familienverhältniſſe, ſeine Erziehung, ſeine Ausſichten, ſeine Wünſche und Plane, und erfuhr auf dieſe Weiſe mit einigem Erſtaunen, daß Cecil ſich noch nicht für eine beſtimmte Laufbahn entſchieden habe. In ſeinem Herzen war Cecil längſt und ſehr entſchieden, aber ſo dankbar und offenherzig er übrigens der ermunternden Theilnahme des Miniſters entgegenkam, ſo fand er doch keine Veranlaſſung ſich darüber auszuſprechen, ſondern ſagte nur: nachdem er ſeine militäriſche Dienſtzeit abgemacht und etwas mehr Einſicht und Reife gewonnen hätte, im letzten Jahre ſeiner Studien, wolle er ſich einer Spezialität zuwenden. — In den Soireen bei der Miniſterin erſchien er immer, weil der Miniſter ihn ein für alle Mal eingeladen hatte, und weil er ihrer Hoffahrt durchaus nicht nachgeben wollte. Sie ignorirte ihn und er bemerkte es nicht; aber nach und nach verdroß ſie dieſe Gleichgültigkeit.

In einer dieſer Soireen ſah Nandine ſo traurig aus, daß ſie es nicht vollſtändig hinter ihrem gewohnten Lächeln verbergen konnte. Cecil ſchloß ganz richtig: ſie müſſe mit der Mutter eine Unannehmlichkeit gehabt haben, und im Unmuth darüber oder auch um ſie zu zerſtreuen, war er lebhafter im Geſpräch mit ihr als er ſonſt zu ſein pflegte, und zu ſeiner höchſten Verwunderung trat ſie aus ihrer Paſſivität heraus, und machte ein Paar Äußerungen, die auf eine innere Selbſtändigkeit deuteten. Er wußte nicht, daß ſie heute gleichſam zum Bewußtſein darüber gekommen war, indem ſie einen Heirathsvorſchlag der Mutter beſcheiden, aber beſtimmt abgelehnt hatte; ihm fielen flüchtige Bemerkungen Guntrams über das ſchöne tiefe Herz ſeiner Schweſter ein, und ſie ſah ſo wunderlieblich aus und an, daß das ſeine klopfte.

Von dieſem Augenblick an trat Nandine in ſein Leben. Er ſtand längſt in dem ihren. Sie kannte ihn aus Guntrams glühenden Lobeserhebungen, aus der wohlthätigen Wirkung ſeines Umgangs auf den bis dahin ſo leichtſinnigen und unentwickelten Bruder, aus der Zufriedenheit, mit der ſich ihr Vater über ihn ausſprach, aus ſeiner Erſcheinung, die zugleich eine tiefe und feine Bildung verrieth, und ihn dadurch glänzend auszeichnete, da ſie in ihrem Kreiſe höchſtens einer glatten Bildung zu begegnen pflegte. Sie hatte ihm in tiefſter Stille, ungeahnt von Allen, ihre ganze Theilnahme zugewendet — Guntrams wegen! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, nicht um ihr Gefühl zu beſchönigen, ſondern weil das wirklich der Anfang deſſelben geweſen, und ihr ſelbſt unbemerkt ein andres geworden war. Guntrams wegen hatte ſie in ihrer ſtillen Weiſe Cecil beobachtet, wie außer ſeiner Pflegemutter nie ein weibliches Weſen. Als ſie durch ihre Beobachtungen befriedigt hinſichtlich des Bruders war, intereſſirte ſie ſich für ihn ſelbſt genug, um ihn nicht mehr aus den Augen zu verlieren.

Am Morgen nach jener Soiree ging Cecil wie gewöhnlich zu Guntram. Er begegnete ihm und Nandinen, die beide aus den Zimmern des Miniſters kamen. Als Nandine ihn gewahr wurde erſchrack ſie und lief fort ohne ihn zu grüßen. Das fiel ihm auf. Weshalb erſchrickt ſie? fragte er ſich heimlich. Zu Guntram ſagte er:

„Was fehlt Deiner Schweſter? ſie ſah ganz verſtört aus.“

„Sie hat geweint, entgegnete Guntram verſtimmt. Jetzt geht das Elend an! ſie ſoll heirathen, ſie will nicht. Geſtern hat ſie's der Mama erklärt, eben dem Vater wiederholt .... der T—l mag wiſſen was draus wird.“

„Will ſie einen Andern heirathen?“ fragte Cecil geſpannt.

„Ich denke nicht! vor der Hand gewiß nicht .... ſie hat nichts geäußert, ſagte Guntram; aber am Ende wünſcht denn doch jedes Mädchen zu heirathen, und ſie mag auch wohl einen Andern, wie Du meinſt, in petto haben — ich weiß es nicht. Wer kann in die Weiberherzen hineinſchauen!“

Cecil hätte gar gern noch mehr gefragt und gewußt; zum erſten Mal in ſeinem Leben fehlten ihm aber Worte, und er ſchwieg. Es iſt ſchwer, ja unmöglich zu ſagen aus welchen Atomen allmälig eine Neigung erwächſt und wodurch ſie ſich bis zur unerſchütterlichſten Überzeugung im eignen Herzen feſtſetzt und dem fremden kund giebt. Iſt's durch Worte? aber wie vieldeutig ſind ſie! und das eine, das überwältigende „ich liebe Dich“ — iſt höchſtens die Erklärung der Liebe, nicht ihr Beginn. Iſt's durch Blicke? dann ſind wenigſtens die Kurzſichtigen ſehr im Nachtheil, denn die ſehen nicht über eine Reihe von Zimmern oder über die Straße hinweg dem Geliebten ins Herz. Iſt's durch Handlungen? dazu haben nur die Allerwenigſten, und auch dann nur im entſcheidenden Moment Gelegenheit. Es mag unhaltbar ſein, was jener Philoſoph behauptet: aus wirbelnden Atomen ſei die Welt zuſammengeſetzt; aber gewiß bilden unerfaßliche Atome das Band, das die Herzen zu einander zieht.

Cecil und Nandine hörten täglich in einer Weiſe von einander ſprechen, die ſie immer mehr für einander intereſſirte, und da es durchaus abſichtslos war, da Guntram ſie durchaus nicht gegenſeitig beſtechen wollte, ſo machte es um ſo tiefere Wirkung. Er ſprach von der Schweſter zum Freund, weil ſie ihm am Herzen lag, und von ihm zu ihr aus demſelben Grunde. Er hatte nicht Scharfblick genug um zu ahnen, wie ſeine Worte aufgenommen wurden, und die tiefe Theilnahme, mit der man ihnen zuhörte, bezog er gutmüthig auf ſich ſelbſt. Cecil wurde allmälig für Nandine das Ideal, das ſich junge Mädchen ſehr gern, und häufig ohne alles fremde Zuthun ausmalen, und das für ſie durch die Freundſchaft eines Bruders oder das Lob eines Vaters Begründung oder Beſtätigung erhält. Nandine wurde für Cecil ein liebliches, vortreffliches Mädchen, das man, da man doch einmal in der Welt heirathen müſſe, mit Freuden heirathen könne, um ſo mehr, da ſie Tochter eines Miniſters und wahrſcheinlich, der hochmüthigen Mutter wegen, ſchwer zu erlangen ſein würde. Da gab es Reiz, Anſtrengung, Kampf, Sieg. Junge kräftige Menſchen, mögen ſie auch noch ſo ehrgeizig ſein, lieben nicht das, was ihnen mühelos in die Hand fällt; ſie freuen ſich der Anwendung ihrer Kräfte. Erſt ſpäter, wenn die häufig vergebliche Anſtrengung ſie abgemattet hat oder wenn ſie die Abnahme der Kräfte fühlen: dann begehren ſie das müheloſe Glück und ſprechen ſtolz zu ſich ſelbſt: es ſucht mich auf, alſo verdien' ich es. Eine tiefe, das Herz durchlodernde Leidenſchaft war weder bei Nandinen noch bei Cecil, konnte aber durch Widerſpruch dahin geſteigert werden.

Die Miniſterin war höchlichſt erzürnt über den

Ungehorſam ihrer Tochter, und fing an ihr Benehmen gegen junge Männer ſtrenger als bisher zu beobachten. Zu ihrem tiefſten Entſetzen bemerkte ſie, daß die leichterhöhte Schattirung eines Vorzugs, den eine ſo junge und wohlerzogene Perſon geben kann, ſich unleugbar Cecil zuwende. Sie machte ihr ſchneidende Vorwürfe über ihre Koketterie mit Herrn Forſter, Vorwürfe, die der armen Nandine durch die Seele gingen, weil ſie ſich nicht der geringſten Koketterie, wohl aber ihrer Neigung bewußt und nun in tödtlicher Angſt war, ſie zur Schau getragen zu haben. Als Cecil das nächſte Mal ſich ihr näherte, empfing ſie ihn mit ſo eiskalter Haltung, daß er nicht wagte, wie ſonſt, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Er zog ſich ſtill zurück und wartete auf die Löſung des Räthſels, und ſie wagte nicht ihn anzuſehen vor Trauer und Bekümmerniß, fuhr fort den Thee einzuſchenken und mit den Perſonen zu ſprechen, die ſich ihr näherten. So mogte eine halbe Stunde vergangen ſein, als Cecil einem jungen Mädchen folgend, mit dem er ſich unterhielt, wieder an den Theetiſch trat, und plötzlich Nandinen gegenüber ſtand. Sie freute ſich ſo ihn wieder in ihrer Nähe zu haben und doch vielleicht noch ein Paar Worte mit ihm wechſeln zu können, daß ſie gänzlich die mütterlichen Vorwürfe vergaß. Sie bot ihm eine Taſſe, und ſagte: „Ach, Vergebung!“ — wie man wol thut, wenn man eine ſchuldige Höflichkeit verſäumt hat. Doch ihr ſanfter trauriger Blick ſprach ihn um eine andere Vergebung an, und obgleich ſie kein Wort weiter wechſelten, ſo kam doch über Beide eine ſüße ſelige Gewißheit.

Der Winter verging. Im Frühling nahm der Miniſter eine Wohnung im Thiergarten; Guntram blieb aber in der Stadt; er hatte ſein militäriſches Dienſtjahr angetreten — bei einem und demſelben Uhlanenregiment mit Cecil. Die Miniſterin war ſcandaliſirt ihren Sohn in der Montur zu ſehen.

„Ich bitte Dich, kleide Dich anſtändig, Guntram, wenn Du am Abend zu mir kommſt,“ ſagte ſie trocken.

„In dem Soldatenrock meines Königs bin ich ſehr anſtändig gekleidet, Mama, und übrigens darf ich in dieſer Zeit keinen Civilanzug tragen, ſonſt werd' ich geſtraft.“

„Geſtraft? mein armer Guntram! und wie das?“

„Nun ich glaube .... man kommt auf Latten,“ ſagte er um ſie zu necken.

Die Miniſterin ſchrie hell auf, und ergoß ſich in eine Diatribe gegen die himmelſchreiende Ungerechtigkeit und grauſame Barbarei, ihren Sohn ein ganzes Jahr in Reih und Glied mit Bauerknechten zu ſtellen.

Guntram entgegnete höchſt gelaſſen: „Liebe Mama! mir thut nichts weiter leid, als daß der König nicht ein Paar Regimenter von Frauenzimmern errichtet, in denen ſie ſämmtlich ein Jahr zuſammen dienen müßten — Bauermädchen und Comteſſen, Alle durch und neben einander ſo wie wir. Das würde ihnen höchſt erſprießlich ſein, indem es ſie in die Ideen der Zeit einweihte.“

„Mein lieber Sohn, entgegnete ſie verächtlich, dergleichen hohle Phraſen lernſt Du vermuthlich von Deinem Freunde, Herrn Forſter. Was er darunter verſteht, iſt ſehr klar: dieſe Leute wollen auf unſern Platz, und nennen dieſen Wunſch eine zeitgemäße Idee; — doch was Du darunter verſtehſt wüßte ich gern.“

„Daß wir ihnen zwiſchen uns aufrichtig und ehrlich Platz machen ſollen, entgegnete Guntram, ſonſt laufen wir Gefahr es über lang oder kurz zu müſſen.“

„Auf die Gefahr laſſe ich es ankommen!“ ſprach ſie wegwerfend und fügte dann hinzu: „Du darfſt alſo dieſen charmanten Anzug wirklich nicht ablegen?“

„Nein, gewiß nicht,“ betheuerte Guntram.

„Du giebſt aber doch zu, daß er ſich eigentlich nur für den Dienſt und nicht für die Geſellſchaft ſchickt?“

„Allerdings.“

„Nun denn, mein Sohn, ſo muß ich Dich bitten, Niemand von Deinen Freunden zu mir zu führen, ſolange Ihr dieſen Anzug tragt. Dich ſeh' ich immer gern, aber meinen Salon möchte ich doch nicht gern in eine Caſerne verwandelt ſehen.“

Guntram fühlte wohl, daß ſeine Mutter dies gegen Cecil ſchadenfroh erſonnen hatte; da aber noch vier ſeiner näheren Bekannten gleichfalls ihre Dienſtzeit abmachten, ſo hatte er kein Recht ſich des Freundes wegen zu beklagen. Nur beſchloß er die Mutter nicht öfter zu beſuchen, als es die Pflicht erheiſche, und ihr dadurch zu beweiſen, daß jeder Verſuch ihn von Cecil loszureißen vergeblich ſei. Für Nandine war dies ſehr traurig! nicht nur ſah ſie Cecil nicht mehr, ſie hörte auch nichts von ihm, denn ſie hatte ſelten Gelegenheit zu einem ungeſtörten Geplauder mit Guntram.

Eines Morgens war ſie in der Stadt geweſen um kleine Einkäufe zu machen. Als ſie an dem Hauſe ihres Vaters vorüberging, fiel ihr ein Guntram zu beſuchen. Sie ſchickte den ſie begleitenden

Diener herein um zu fragen ob er daheim und allein ſei, und als ſie wartend daſtand — befand ſich plötzlich Cecil an ihrer Seite, gleichfalls um Guntram zu beſuchen. Er ſah ſo freudig verklärt über dies glückſelige Ereigniß aus, daß ſie es ebenfalls wurde. Da kam der Diener mit der Nachricht zurück: Guntram liege krank im Bett. Nandine flog die Treppe hinauf zu ihrem Bruder; Cecil ging ihr nach, langſam, und ſich beſinnend ob er dürfe. Er trat ſchüchtern ein, und ſagte dann raſch nach dem erſten Blick auf Guntram:

„Du haſt die Maſern, oder dergleichen. Ich hab' die Krankheit gehabt, daher kenn' ich ſie. Aber Sie, gnädiges Fräulein ....“

„Ich fürchte ſie nicht, ſagte Nandine, und bleibe hier.“

Sie ſchickte zum Arzt, ſie ſchrieb der Mutter, ſie ließ den Vater benachrichtigen, ſobald er aus dem Staatsrath käme. Der Arzt kam zuerſt und erklärte das Scharlachfieber. Nandine erklärte: ihren Bruder pflegen — der Miniſter: bei ſeinen Kindern bleiben zu wollen; die Miniſterin: Scharlachfieber ſei die einzige Krankheit, vor der ſie unüberwindliche Scheu habe, und ſie werde daher einſam draußen bleiben, und weder ihren Mann noch Nandine in dieſer Zeit ſehen.

Guntram ward gefährlich krank, und Nandine pflegte ihn wie eine barmherzige Schweſter. Alle Unterſtützung von Seiten ſeiner Freunde wies ſie dankbar und freundlich ab. Erſt als er in vollkommner Geneſung war, durften ſie ihn ſehen; dann ging ſie fort. Aber Cecil ſagte einmal traurig:

„Der Engel geht, wenn die Menſchen kommen;“ — da blieb ſie ein Paar Minuten mit freudigem Herzklopfen.

Guntram ließ ihr einmal ſagen, er werde in den Garten hinter dem Hauſe hinabgehen, und ſie möge doch auch kommen. Geſchwind nahm ſie ihren Hut und lief hinab. Guntram war noch nicht da; ſtatt ſeiner traf ſie auf Cecil, als ſie raſch um eine Laube von perſiſchem Flieder bog.

„Verzeihung! ſagte Cecil auch ganz verlegen, weil er ſie verlegen ſah, man hat mich hieher gewieſen um Guntram zu erwarten.“

„Ich will ihm ſagen, daß Sie auf ihn warten,“ entgegnete Nandine und that einen Schritt zurück.

„O nein! rief er haſtig, ich bitte, bleiben Sie nur noch einen Augenblick.“

Sie blieb unter dem Fliederbuſch und ſtreifte verlegen mit der Hand über die zarten lilafarbenen Blüten. Da ergriff er ſanft dieſe Hand und ſagte:

„Nandine! o liebe, geliebte Nandine!“

Sie ließ ihm die Hand, aber ſie ſchwieg, und an ihre geſenkten Wimpern hing ſich eine Thräne.

„Haben Sie kein freundliches, kein ermuthigendes Wort für mich?“ fragte er beklommen.

Zitternd, lieblich und ſchüchtern ſprach ſie: „Ja.“

„Ja? rief er entzückt und drückte ihre Hand zwiſchen die ſeinen und an ſeine Lippen; iſt das ein gewiſſes und ernſtes Ja?“

„Ein gewiſſes und ernſtes Ja,“ ſprach ſie feierlich, und ſah ihn an mit ſtillen freundlichen Augen.

„Dann müſſen Sie Muth haben,“ ſagte er gerührt.

„Und Sie Ausdauer.“

Haſtig und leiſe hatten ſie dieſe Worte gewechſelt. Da wurden Stimmen laut, Nandine drückte Cecils Hand, machte ſich los, und lief geſchwind um die Laube herum und in einen andern Weg, ſo daß die Eintretenden ſie nicht gewahr werden konnten. Es war Guntram mit ſeiner Mutter, die eben angelangt war, und aus Furcht vor der Anſteckung ihrem Sohn den erſten Beſuch in freier Luft machen wollte.

„Iſt Nandine nicht hier?“ fragte Guntram.

„Nein! entgegnete Cecil, und ich komme ſpäter, wenn ich Dich nicht ſtöre.“ Er verbeugte ſich gegen die Miniſterin und ging. Er war faſt beſtürzt über dieſe plötzliche, hohe Gewißheit. Nun gilt's! ſprach er zu ſich ſelbſt, als er die breite feierliche Wilhelmsſtraße hinaufging, die ihm in dem Augenblick wie ein Triumphweg vorkam; — nun beginnt das Leben!

Guntrams Bruſt war angegriffen. Seine Mutter ging mit ihm nach Ems, ganz froh darüber, daß es ihm unmöglich wurde ſein Soldatenjahr abzumachen. Nandine blieb bei ihrem Vater, unter der beſonderen Obhut einer ſtrengen Geſellſchaftsdame, welche die Miniſterin dazu auserkoren hatte. Sie ſah Cecil gar nicht; aber ſie war ſo glücklich in dem Bewußtſein ihrer gegenſeitigen Liebe, daß dieſe Entbehrung ihr nicht wie ein Leid vorkam. Im Beginn der Liebe iſt nichts ſo genügſam als ſie; je mehr ſie wächſt, um deſto ungenügſamer wird ſie, und das kann auch nicht anders ſein und man darf ihr keinen Vorwurf darüber machen, denn ſie iſt: Durſt nach der Unendlichkeit. Darum muß ſie, *wenn* ſie wächſt, über alles Irdiſch-Erreichbare, über Welt und Leben hinausgehen. Aber freilich! oft verkümmert ſie! zuweilen im Staube und zuweilen in den Wolken der Erde.

Im Spätherbſt kam die Miniſterin mit Guntram zurück, der die Traubenkur gebraucht hatte, aber dennoch den ganzen Winter leidend blieb. Bei ihm ſah Nandine zuweilen ganz flüchtig Cecil. Gern hätte ſie ſich gänzlich vom geſelligen Treiben zurückgezogen und ſich ausſchließend dem Bruder, ſeiner Pflege, ſeiner Unterhaltung gewidmet; doch die Miniſterin geſtattete es nicht. Sie fand es an der Zeit, Nandine zu verheirathen, und ſich in der Welt nach einer paſſenden Partie umzuſehen; denn nach dem zwanzigſten Jahre wird es mit jedem Tage ſchwieriger für ein junges Mädchen. Die Männer behaupten, daß jedes Jahr ſie alsdann doppelt und dreifach älter mache. Aus demſelben Grunde wollen die Frauen auch nie gern dreißig Jahr alt werden.

Die militäriſche Dienſtzeit wird von den meiſten jungen Männern benutzt um ihre Studien bei Seite zu legen; aber Cecil beſuchte die Hörſäle ſo fleißig wie ſeine beſchränkte Zeit es ihm erlaubte, und weit entfernt durch dieſe angeſtrengte geiſtige und körperliche Thätigkeit abgemattet zu werden, ſchien er ihrer zu bedürfen — ſo ſchön und kräftig entwickelte er ſich in jeder Beziehung. Doppelt kräftig erſchien er neben dem kränkelnden Guntram, und der Miniſter ſah nie ohne einen ſchmerzlichen Seufzer die beiden jungen Männer neben einander. Es war unmöglich vor dem Einen nicht zu denken: Der wird weit gehen! — und vor dem Andern nicht zweifelhaft und bedauernd den Kopf zu ſchütteln.

Nach beendetem Soldatenjahr erinnerte der Miniſter Cecil daran, daß es jetzt die höchſte Zeit ſei, eine beſtimmte Laufbahn zu wählen. Den Überblick habe er gewonnen, die vielſeitige Bildung erlangt; nun müſſe er ſich der Praxis widmen und die nahenden Examina bedenken. Cecil erwiderte, er denke ſehr daran, umſomehr da er ſich einer Carriere beſtimme, in der er, das fühle er wohl, große Schwierigkeiten überwinden müſſe: der diplomatiſchen.

Der Miniſter entgegnete gelaſſen: „In dieſer Carriere wird, weil mit ihr eine gewiſſe Repräſentation verbunden iſt, auf Äußerlichkeiten Rückſicht genommen, auf Vermögen, Namen und eine — ich ſage nicht gute, aber glänzende Erziehung.“

„Ew. Excellenz, ſagte Cecil ruhig und beſcheiden, meine Erziehung iſt gut und glänzend geweſen, meinen Namen werde ich zu einem tüchtigen machen, und was das Vermögen betrifft: ſo fehlt es der Hälfte unſerer Diplomaten, weshalb alſo ſollte das mich ſtören?“

Der Miniſter entgegnete, er wolle ihn mit nichten ſtören, nur ihn an Bedingungen erinnern, welche ihm vielleicht verletzend entgegentreten dürften.

Cecil erwiderte: „In Öſterreich, in Rußland könnte das der Fall ſein; obwol es auch dort zwei Claſſen von Diplomaten giebt: die erſte aus der hohen Ariſtokratie, welche repräſentirt, die zweite aus andern Familien, welche arbeitet. Aber in unſerm Staat, der an dem militäriſchen Dienſtjahr für Jedermann eine wichtige Gleichheits-Inſtitution hat, fürchte ich das nicht allzuſehr, und um ſo weniger, da bei den Geſandtſchaften in Rom, in London, in Florenz, bereits Männer ſind, welche keiner adligen Familie angehören. Übrigens, Ew. Excellenz, werd' ich mich immer viel glücklicher fühlen, arbeiten zu dürfen, als repräſentiren zu müſſen, und ich zweifle nicht, daß das Andern beſſer gelingen werde.“

„Ich traue Ihnen genug Energie zu, ſagte der Miniſter freundlich, um Ihren Willen durchzuführen, ſobald er aus dem Bewußtſein Ihrer Beſtimmung hervorgegangen iſt.“

„Das iſt er, entgegnete Cecil. So lange und ſo viel ich mich befragt habe, immer nur iſt mir der eine Weg deutlich geweſen; und habe ich mich nicht darüber ausgeſprochen, ſo rührte das von keinem Mangel an Entſchiedenheit — ſondern vielleicht von zu großer her: ich wollte keine Abmahnungen von Perſonen hören, die ich verehre und deren Urtheil ich hoch halte, weil ich wußte, daß ich ihnen nicht würde folgen können. Jetzt aber muß ich Ew. Excellenz geſtehen, fuhr er mit ſeinem ſanfteſten Ton und ſeiner ruhigſten Haltung fort, daß ich entſchiedener denn je bin, ſeitdem ich .... Fräulein Nandine liebe.“

Der Miniſter ſah ihn kalt an und ſagte: „Das thut mir leid.“

Guntram, in deſſen Zimmer dies Geſpräch ſtatt fand, ſprang auf und in Cecils Arme, und rief: „Weshalb, Papa! ich bitte Dich, weshalb?“

Und auch Cecil fragte: „Weshalb?“

„Weil eine Heirath in eine unabſehbare Ferne hinausgeſchoben werden würde, antwortete der Miniſter. Sie haben kein Vermögen, mein lieber Forſter, meine Tochter hat keins; ſie kann nicht warten, bis Sie in einer unabhängigen Lage ſind.“

„Aber wenn ſie warten wollte, Ew. Excellenz?“ fragte Cecil ſchüchtern.

„Sie ſind alſo vollkommen mit meiner Tochter einverſtanden, Herr Forſter?“ fragte der Miniſter etwas kühl und hoch.

„Die Herzen ſind es,“ entgegnete Cecil.

Der Miniſter ſah ihn erſt finſter, nach und nach immer milder an. Zuletzt ſagte er: „Lieber Forſter, ich bin Ihnen gut, Sie wiſſen es! ich bin's nicht blos Guntrams, ſondern Ihretwegen. Daher geb' ich Ihnen nicht als Vater, aber als Freund den Rath: machen Sie Ihren Weg ohne meine Tochter."

„Aber ich liebe ſie!" rief Cecil.

„Und was weiter? fragte der Miniſter und warf den Kopf zweifelnd zurück. Lieben? das iſt ſehr gut! doch man will auch glücklich werden durch die Liebe, und meine Tochter .... kann es nicht werden. Sie können es, o ja! für Sie mag dieſe Liebe ein Sporn, ein Stern ſein — was weiß ich! denn Sie dürfen arbeiten, ſtreben, und manches Jahr lang die Liebe mit dem Ehrgeiz verſchmelzen und für ihn handeln, wenn Sie auch an ſie denken. Doch meine Tochter muß warten, warten und warten, die Händ' im Schooß, lange Jahre, fern von Ihnen, einſam in ſchöner Jugendzeit — ſind Sie ſicher, daß ihre Liebe dazu ſtark genug iſt und daß ſie des Wartens nicht überdrüſſig werde und Sie aufgebe?"

Hätte der Miniſter geſagt: Glauben Sie, daß Nandine dabei glücklich ſein könne? — ſo würde er vielleicht Cecil gerührt haben, während er ihn durch ſeine Muthmaßung nur kränkte und hartnäckig machte. Vergeſſen, aufgegeben zu werden von einem Mädchen, von Nandine — dagegen ſträubte ſich Cecils Eitelkeit weit mehr als ſeine Liebe und er ſagte im Ton lächelnder Gewißheit: „Ew. Excellenz, darauf muß Fräulein Nandine antworten."

„Aber, lieber Forſter, wie ſoll denn ein junges Mädchen, das nicht die Menſchen, nicht die Verhältniſſe, nicht ſich ſelbſt kennt, das überdies augenblicklich in einer Neigung befangen iſt, wie ſoll es ſicher über eine ganz unſichre Zukunft ſein!" rief der Miniſter.

„Dann dürfte ein junges Mädchen nie heirathen, ſagte Cecil, denn durch den Schritt tritt es auch ſicher einer unſichern Zukunft entgegen."

„Unſicher, was das Mehr oder Weniger von Glück betrifft — ja! entgegnete der Miniſter; aber ſie tritt in ein ſicheres und beſtimmtes Verhältniß, das ſie bis zum Grabe mit einem ganz unabſehbaren Gefolge von Pflichten umgiebt und dermaßen feſſelt, daß ſie den Kreis nicht durchbrechen kann, ſelbſt dann nicht, wenn Liebe und Leidenſchaft aufgehört haben, was doch immer früher oder ſpäter geſchieht. Allein in einem ſo ganz unbeſtimmten Verhältniß, was ſoll ſie da feſſeln, wenn die Liebe aufhört? ihr Wort, ihr Verſprechen? welchem Mann würde das genügen! — Und kann nicht auch derſelbe Fall bei Ihnen eintreten? Sie kennen kaum die Frauen"... —

Cecil erröthete und ſagte mit dem vollen Stolz, den die Jugend ſo gern der Erfahrung des Alters gegenüber ſetzt: „Ich weiß nicht ob es nöthig iſt die Frauen zu kennen, um Eine zu lieben.“

Der Miniſter ſtand auf und verließ das Zimmer ohne daß einer der jungen Männer wagte ihn aufzuhalten.

Guntram warf ſich abermals in Cecils Arme, und machte ihm Vorwürfe über ſeine Verſchwiegenheit. „Iſt Nandine nicht meine Schweſter?“ fragte er.

„In dieſem Punkt giebts keine Schweſter, nur ein Märchen, das ſein Geheimniß bewahrt wiſſen will,“ ſagte Cecil; aber er war unruhig und beklommen. Es lag zu viel Wahrheit in den Worten des Miniſters. Wenn ſie mich vergeſſen könnte! wiederholte er ſich immer ganz heimlich, und mit unſäglicher Angſt. Er dachte nie: Und wenn ich ſie vergeſſen könnte! Er hielt ſich für unerſchütterlich ſicher, und überdas erſchien ihm Nandine nie anders als mit einer glänzenden Zukunft umwebt, die ihm, dem Schwiegerſohn des Miniſters, nicht fehlen konnte und von der er entſchloſſen war, nicht zu laſſen. Guntrams Ermuthigungen und Hoffnungen beruhigten ihn nicht.

„Wenn ich nur einmal Deine Schweſter ſprechen könnte, ungeſtört ihr ſagen dürfte, was ich ſagen mögte! Wer weiß ob ſie noch geſinnt iſt, wie vor einem Jahr: wer weiß, Guntram, ob ſie heute wie damals Ja ſpricht! Dies ewige Fremd- und Fernſein, dieſer beſtändige Zwang bei der beſtändigen Ungewißheit — Guntram, Du weißt nicht, welche Folter es iſt.“

„Ihr habt nun einmal Beide die Hände in ein Wespenneſt geſteckt, Du und Nandine — ſagte Guntram ganz froh die ihm ungewohnte Rolle des Mentor ſpielen zu dürfen, da er gewöhnlich nur der Telemach war — mit der Mama wird es ganz unerhörte Kämpfe geben, und vielleicht ... vergebliche! der Vater denkt zum Glück anders! wärſt Du einige Jahre älter und in einer unabhängigen Lage, ſo gäb' er Dir gleich Nandine“ ... —

„Lieber Freund, unterbrach Cecil ihn ungeduldig, ich bitte Dich, zähle mir keine Schwierigkeiten auf. Veranſtalte lieber, daß ich Nandine einmal ſprechen darf.“

Guntram ließ ſich bereitwillig finden, und ſie beſprachen das Wann und Wie. — Der Miniſter hatte gradesweges zu Nandine gehen wollen; aber eine Botſchaft ſeiner Frau rief ihn zu der. Er drängte ſich mit Mühe durch die Bittſtellenden in ihrem Vorzimmer, und war ganz erſtaunt ſich ihr zu ſo ungewohnter Stunde gegenüber zu ſehen. Sie gab ihm einen Brief, den ſie ſo eben erhalten; es war ein Heirathsantrag für Nandine, den eine Mutter im Namen ihres Sohnes machte.

„Die jungen Leute kennen ſich nicht,“ ſagte der Miniſter, nachdem er geleſen.

„Nein! darum eben ladet mich die Baronin ein, im Fall ich geneigt wäre den Vorſchlag für meine Tochter anzunehmen, ſie dieſen Sommer zu beſuchen; da ſollte ſich die Bekanntſchaft machen.“

„Dann freilich müßten wir mit Nandine reden, denn ich“ … —

„Ich habe meine Tochter ſo erzogen, unterbrach ihn die Miniſterin, daß ſie einwilligt, wenn ich es ernſtlich begehre; und dieſe Heirath will ich.“

„Denn ich, fuhr er fort, habe ſo eben eine ganz andere Erklärung gehört.“

„So? Ei! und von wem?“ fragte ſie erwartungsvoll und geſchmeichelt.

„Vor Allem: Ruhe, meine Liebe! ſprach er, die Hand auf ihren Arm legend. Mit Heftigkeit, mit Zorn gar, iſt hier nichts auszurichten.“

„Wie das!“ rief ſie ſo heftig, daß der Miniſter ſagte:

„Ich bitte Dich, ſei ruhig, ſonſt iſt es mir unmöglich, mich mit Dir über Nandinens Zukunft zu beſprechen.“

Als ſie ſchwieg erzählte er ihr ſein Geſpräch mit Cecil. Sie erſtarrte. Dann brach ſie nach Frauenart in Vorwürfe aus:

„Das kommt davon her! warum nimmſt Du ſolche Leute bei Dir auf, warum geſtatteſt Du Deinem Sohn freundſchaftlichen Umgang mit ihnen!“....

Wenn ich ſage: nach Frauenart; — ſo verſteh ich darunter: nach Art der Schwachen, von der manche Männer mit nichten ausgeſchloſſen ſind. Die ſchwachen Seelen ſind ſo geartet, daß ſie einem Andern die Schuld der Widerwärtigkeiten aufzubürden ſuchen, von denen ſie befallen werden. Der Miniſter ließ unbewegt wie eine Eiche den Sturm über ſich fortbrauſen und ſagte dann:

„Gut, gut! ganz Recht! ſoviel von der Vergangenheit, jetzt von der Zukunft.“

„O, Nandine ſoll den Baron heirathen! ſie muß den Herrn Forſter aufgeben ... gleich!“

„Es iſt ganz gut von Sollen und Müſſen zu ſprechen, Beſte, wenn man es durchſetzen kann ...“

„Und weshalb ſollt ich es nicht durchſetzen?“

„Weil man Nandine nicht zwingen kann.“

„Gott! rief ſie, wie unglücklich bin ich als Frau und Mutter! mein eigner Mann tritt für meine eignen Kinder gegen mich auf."

Der Miniſter war unendlich gelangweilt durch all dieſe leeren Phraſen. Er ſagte: „Es wird am Beſten ſein, mit Nandinen ſelbſt zu ſprechen," — und ſtand auf.

„Ja, ſagte die Miniſterin entſchloſſen, ich will ſie rufen laſſen."

Das geſchah. Nandine kam. Der Miniſter hatte ſeine Frau beſchworen ſie nicht einzuſchüchtern, und ſo verhielt ſich die Miniſterin ſchweigend, während er der Tochter den Brief gab. Nandine ſah ihn flüchtig durch, und ſagte dann, ſie wünſche, bei ihren Eltern bleiben zu dürfen. Der Miniſter fragte gütig:

„Immer, mein Kind?"

Die arme Nandine erröthete tief, und ſchüttelte langſam und ſchweigend den Kopf. Die Miniſterin verhielt mühſam ihren Zorn. Nandine ſchlug die Augen zu ihr auf; aber als ſie den Unwillen der Mutter gewahrte, verſtummte ſie und Thränen rollten ihr ſchnell und heiß über die brennenden Wangen. Den Miniſter beſchlich ein unendliches Mitleid mit dem Mädchen, das wie eine Verbrecherin daſtand, und doch nichts Böſes gethan hatte. Er ſagte gütig:

„Nandine, er iſt aufrichtiger gegen mich geweſen als Du biſt.“

„O! rief Nandine, und fiel ganz überwältigt auf ihre Knie, er hat keine Mutter, die ihm deshalb zürnt.“

Ihre Mutter zuckte ſchweigend die Achſeln. Der Miniſter hob ſie auf, ließ ſie neben ſich ſitzen und ſagte:

„Nicht ſo heftig, Nandine! beruhige Dich und erzähle mir was Dir in und auf dem Herzen liegt.“

Sie that es. Aufrichtig erzählte ſie ihm ihre unſchuldige Liebe, die von nichts lebte als von der Hoffnung. Auch das Ja an der Fliederlaube verſchwieg ſie nicht. Zum Schluß ſagte ſie:

„Nun weißt Du Alles, Vater! wenn Du mir aber zürnſt um der Liebe oder um des Schweigens willen, oder um ſonſt etwas, ſo ſterb ich, lieber Vater.“

„Bah! ſagte die Miniſterin raſch; Du wirſt eben ſo wenig ſterben, als aus Deiner unſtatthaften Liebe je eine Heirath werden kann.“

Nandine ſah ihren Vater mit einer Angſt an, als ſei ſie des Todesurtheils aus ſeinem Munde gewärtig.

„Nun, nun! ſprach er begütigend, das iſt denn doch wol zu viel geſagt.“

Nandine fiel ihm um den Hals, athemlos vor Entzücken. Die Miniſterin ſtand auf und ſagte eiſern:

„Nandine! meine Einwilligung bekommſt Du nie, merke Dir das: nie! auch wenn der Vater die ſeine giebt: nie! und ich habe zum erſten und zum letzten Mal über dieſe Angelegenheit mit Dir geſprochen.“

Sie ging in ihr Cabinet und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Guntram und Cecil waren überraſcht, plötzlich zum Miniſter beordert zu werden, und noch überraſchter, als ſie Nandinen bei ihm fanden. Er erklärte den jungen Leuten, er könne ſie nicht als Verlobte betrachten, dazu wären ſie zu jung, zu wenig ſelbſtändig, zu neu in der Welt; und er wolle auch nicht, daß ſie ſich ſo betrachten ſollten: das hieße vielleicht ihr Glück wegen einer Chimäre wegwerfen. In Geſellſchaft dürften ſie ſich ſehen wie bisher, und übers Jahr wolle er ſie wieder fragen, ob ſie bei ihrer Geſinnung beharrten. Cecil war ganz, war überglücklich! er hatte jetzt die Gewißheit von Nandinens Liebe, denn hätte ſie dem Vater nicht geſtanden, wie tief ſie ſei, ſo würde der die Prüfung überflüſſig gefunden, und ein für allemal Nein geſagt haben. Mit Hand und Mund gelobte er freudig ſich dem Willen des Miniſters ſtreng zu fügen. Auch Nandine gelobte, doch nicht freudig. Für ihr ſchweres Leben an der Seite der Mutter ſollte kein liebendes Wort von Cecil ſie dann und wann entſchädigen und ihr frohen Muth geben! aber ſie ſchämte ſich, weniger zufrieden zu ſein, als er. Der Miniſter hoffte auf dieſe Weiſe für das Glück ſeiner Tochter geſorgt zu haben, nicht blindzärtlich, ſondern wie ein verſtändiger, liebender Vater. Hielt ihre Liebe nicht die Probe aus, ſo durfte ſie es geſtehen, ohne ſich um einen Treubruch zu grämen; bewährte ſie ſich: ſo war ihm Cecil als Schwiegerſohn willkommen. Er theilte der Miniſterin die Maßregel mit, die er ergriffen, und bat ſie nachſichtig gegen Nandine zu ſein, und vor Allem: jeden andern Heirathsvorſchlag jetzt fallen zu laſſen. Sie antwortete kurz:

„Nandine iſt eine Thörin und Du biſt ein ſchwacher Vater, der ihr Leben ruiniren hilft! Dieſe gute Partie geht ihr wiederum verloren, und ich werde mich fortan nicht mehr um ihre Zukunft bemühen.“

Der Miniſter entgegnete kalt: das ſei Alles was er wünſche. Seitdem ergoß ſich die Miniſterin noch mehr als gewöhnlich in Ermahnungen und Rathſchlägen gegen die Perſonen, welche ihre Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen kamen. Um ihre Tochter aber bekümmerte ſie ſich nach gewohnter Art nur ganz äußerlich, ließ ſie Muſik- und Sprachunterricht fortnehmen, den Thee machen, die Geſellſchaft beſuchen, ohne irgend eine Rückſicht auf das, was ihr Herz wünſchen und erfreuen könnte. Aber nach wie vor hieß es: Wie ſie gut iſt, die Miniſterin! wie ſie wohlthätig iſt! wie viel Gutes ſie wirkt und ſtiftet!

Für Cecil begann eine glückliche Zeit, wie ſie faſt für Jedermann in der erſten Jugend und zwar dann eintritt, wenn ſeine bis dahin unbeſtimmten Wünſche eine beſtimmte Form und Farbe angenommen haben und aus dem Äther auf die Erde herabgeſtiegen ſind. Dann iſt es wie wenn der Morgennebel ſich zertheilt hat und eine Frühlingsgegend im Sonnenglanz daliegt. Man ſieht ſie vor ſich, die lachende, liebliche Landſchaft, man weiß, daß ſie offen und frei iſt; das genügt um frohen Muthes ihr zuzuwandern. Cecil warf ſich ihr entgegen. Das Leben war ihm eine Luſt; all deſſen Anſprüche und Forderungen waren ihm willkommen, denn keine däuchte ihm zu groß, für das was er bereit war zu leiſten. Der geliebten Pflegemutter, mit der er einen unausgeſetzten Briefwechſel führte, ſchrieb er jubelnd ſeine Hoffnungen, ſeine Liebe. Lolly, mit der er ebenfalls fleißig correſpondirte, ſchrieb ihm: ſeine Briefe wären von einer dermaßen indiskret glänzenden Heiterkeit, daß ſie Alles errathen könnte, was er ihr verſchwiege. Zu Guntram ſprach er von ſeiner Liebe und von der Geliebten, und dieſe Geſpräche, welche Guntram treulich mit manchem Gruß und mancher zärtlichen Botſchaft der Schweſter wieder mittheilte, waren der einſamen Nandine einziges Labſal. Sie ſah Cecil täglich, nämlich aus dem Wagen, wenn ſie mit der Mutter ſpazieren fuhr, alſo nur grade genug um ihm einen Gruß ganz flüchtig zuzuwinken; und ſie ſprach ihn alle zwei oder drei Wochen in einer Soiree, ſtets überwacht von dem ſtrengen Auge der Miniſterin, die ihr unerbittliche Vorwürfe machte, wenn ſie eine Minute länger mit Cecil als mit Andern ſprach. Ueberdas hatte ſie keine Arbeiten, die ihren Geiſt in Anſpruch nahmen und ihre Zeit überfüllten, wie Cecil, der einmal ſagte:

„Hätte der Tag acht und vierzig Stunden, dennoch würde er mir zu kurz ſein, um all den Stoff zu verarbeiten, den ich in ihm finde."

„Und mir wird jede Stunde zu lang, weil ſie leer iſt," ſagte Nandine ſeufzend.

„Sie geben mir eine doppelte Seele, das macht mich ſo reich und ſtark," entgegnete Cecil.

Von der Erinnerung an ein ſolches Wort, und von der Hoffnung auf ein ähnliches, lebte dann Nandine Tage und Wochen hindurch. Die Liebe für Cecil ward das Erdreich, aus dem ihr gedrücktes Weſen Nahrung zog. Außer derſelben hatte ſie nichts, wie am brennend heißen Sommertage die Pflanze nichts hat, als ein Paar Tropfen Morgenthau. Die Liebe zu Nandinen war für Cecil ein günſtiger Wind in ſeinen Segeln; er ſchmückte ſein Lebensſchifflein mit ihrem Bilde, wie die italieniſchen Schiffer das Bild der Madonna als heilbringend, als Stella maris, über ihrem Kiel aufſtellen. Aber auch ohne das hätte er verſucht die Welt zu umſchiffen.

Der bewußte Jahrestag kam, und mit ihm Nandinens und Cecils Verſicherung dem Miniſter gegenüber, daß ihre Geſinnung unverändert dieſelbe ſei.

„Gut! ſagte der Miniſter ernſt; das Verhältniß bleibt daſſelbe, und übers Jahr werde ich Euch wieder fragen.“

Dies entſprach nicht der Erwartung der Liebenden. Nandine war viel zu ſchüchtern um den Wunſch zu äußern, den ſie auf dem Herzen hatte; aber Cecil war kühner. Er bat um Erlaubniß an Nandine ſchreiben zu dürfen; doch der Miniſter verſagte es.

„Das kann nur zwiſchen Verlobten ſtatt finden, ſprach er, und Sie ſind nicht mit meiner Tochter verlobt.“

Nandine wagte zu ſagen, daß ſie ſich dennoch ſo betrachte, und der Miniſter erwiderte, es hänge von ihr ab, doch er könne es nicht. Cecil rief lebhaft:

„Das iſt aber grauſam!“

„Und was denn? fragte der Miniſter gelaſſen; vor einem Jahr dankten Sie mir für ganz daſſelbe, was Sie jetzt grauſam nennen. Was hat ſich ſeitdem verändert? nichts. Sie ſind nicht mehr Student, Sie haben neulich ein Examen glücklich beſtanden, allein Sie ſind nach wie vor Cecil Forſter, und wenn mir das auch genug iſt um Sie perſönlich zu ſchätzen, ſo kann es mir unmöglich genug ſein für den Mann meiner Tochter, die, wie Sie hoffentlich einſehen werden, weder einen Referendar, noch einen Geſandſchaftsattaché heirathen kann — und das werden Sie für die nächſten Jahre ſein!

Cecil und Nandine erkannten das, verſuchten aber dennoch den Miniſter ihren Wünſchen geneigter zu ſtimmen. Er blieb unerbittlich.

„Ihr glaubt eine Prüfung beſtanden zu haben und ſie beginnt erſt, ſprach er. Guntram ſoll ſeiner üblen Geſundheit wegen reiſen, und Nandine und die Mutter werden ihn begleiten; da kommſt Du zum erſten Mal in neue fremde Umgebung, mein Kind, und Sie, lieber Forſter, werden in ihren neuen Verhältniſſen der praktiſchen Welt auch um einige Schritte näher treten als bisher. Wer weiß zu welcher Erkenntniß Ihr Beide gelangt!"

Sie widerſprachen heftig, doch es blieb dabei. Guntram, voll Mitleid über die bevorſtehende Trennung und weite Entfernung der Liebenden, veranſtaltete, daß ſie in ſeinem Zimmer einen kurzen heftigen Abſchied von einander nehmen durften; dann reiſte Cecil ſeiner Beſtimmung zu nach Oberſchleſien, wo er ein Jahr bei einem Gericht arbeiten ſollte. Nandine reiſte mit ihrer Mutter und Guntram zur Molkenkur nach Gais.

Cecil würde ſich vermuthlich in Ratibor ganz unerhört gelangweilt haben, wenn nicht die Nachricht vom plötzlichen Tode ſeines Vaters ihn gleich in den erſten Tagen dort getroffen und in eine Stimmung verſetzt hätte, welche der Langenweile keinen Raum ließ. Sein Vater, der nie ein guter Wirth geweſen war, hinterließ große Schulden, durch welche ſeine Mutter mit den unverſorgten Geſchwiſtern in eine drückende Lage gerieth. Das kränkte ihn noch mehr, als es ihn betrübte. Es ſchien ihm eine Schmach, die auf ſie Alle zurückfiel, und doch konnte er nichts thun um ſie abzuwenden, als höchſtens ſeinen Onkel bitten, ſich mit ſeinem praktiſchen Geſchäftsſinn der trübſelig verwickelten Verhältniſſe ſeiner rathloſen Mutter anzunehmen. Das that Herr Forſter auf eine ſehr edle Weiſe; aber ſchon daß es nöthig war, demüthigte den ſtolzen Cecil. In dem zwiefachen Gram um den Verluſt und um die Umſtände, die ihn noch ſchmerzlicher machten, lebte er einſam in Ratibor, ganz ſeinen Geſchäften und ſeinen beſondern Studien hingegeben. An Guntram ſchrieb er in ſechs Monaten ein einziges Mal. Er fand nicht die Stimmung in ſich um den kränkelnden Freund zu erheitern. Darüber verzehrte ſich Nandine in Beſorgniſſe. Sie wurde blaß und mager, ihre Geſundheit litt, doch ſie klagte nicht, denn ſie merkte es nicht ſie fühlte nur, daß ihr das Herz weh that.

Endlich, es war ſchon im Winter, machte Cecil eine Bekanntſchaft, die ihn aus ſeinem geſellſchaftlichen Siebenſchläferzuſtand, wie er ſelbſt ihn nannte, aufrüttelte. Eine Meile von Ratibor lebte auf ſeinem ſchönen Landſitz Graf Regensberg, oder ließ vielmehr ſeine Frau dort leben, während er ſich weit beſſer in Wien, Breslau und Berlin amüſirte. Er war in erſter Ehe mit einer reichen Erbtochter vermält geweſen; als ſie ſtarb und ihm außer einem halberwachſenen Sohn zwei ganz kleine Knaben hinterließ, welche mütterlicher Pflege bedurften, entſchloß er ſich zu einer zweiten Heirath, und um ſo leichter, da Diane Adlercron das lieblichſte Märchen von der Welt war. Muß ich daheim ſein, ſo habe ich denn doch wenigſtens eine ſchöne Frau, — dachte er zum Troſt für ihren Mangel an Vermögen. Sie heirathete ihn ganz demüthig. Sie war etwas über fünfzehn Jahr alt und durchaus dazu erzogen erſt dem Willen einer Mutter und dann dem Willen eines Gemals nachzuleben. Und ſo lebte ſie denn ſeit zwei Jahren mit den Stiefkindern ziemlich einſam auf ihrem Schloß. Jetzt war ihre ältere Schweſter, Gräfin Renata Dobenegg bei ihr zum Beſuch, und dieſe beiden Frauen ſah Cecil auf einem Ball bei ſeinem Präſidenten. Diane fiel ihm auf, weil ſie ſchön war, Renate weil ſie es nicht, und dennoch ungleich anziehender war. Diane unterhielt ſich vortrefflich, denn ſie tanzte gern. Renata tanzte nicht, und die arme Präſidentin war in großer Noth, was ſie mit der Frau anfangen ſolle, die fremd in der Geſellſchaft war und ſich fürchterlich zu langweilen ſchien, denn alle Perſonen, die nicht tanzten, ſpielten, ſie hatte die Karten abgelehnt, und die Wirthe konnten ſich nicht ausſchließlich ihrer Unterhaltung widmen. Die

Augen der Präſidentin fielen auf Cecil, der ſeiner Trauer wegen nicht tanzte, und viel zu elegant war um ſich als Lückenbüßer in irgend eine abgelebte Whiſtpartie ſchieben zu laſſen. Sie bat Renata um Erlaubniß ihn ihr vorſtellen zu dürfen, rief ihn, und ging beruhigt von dannen. Cecils gewohnte Sicherheit war auf dem Punkt ihn zu verlaſſen, als er vor der Gräfin Dobenegg ſtand, ein ſolches Gemiſch von Impertinenz und von finſterm Ernſt lag auf ihrem jugendlichen Antlitz. Doch war ſie zu ſtolz um unhöflich zu ſein; ſie konnte nur ihre Langeweile nicht verbergen. Sie grüßte ihn artig, aber ſchweigend, denn ſie wußte nicht, was ſie ihm ſagen ſollte. Da dachte er, er müſſe es ſchon wagen und fragte:

„Sie tanzen nicht, gnädige Gräfin?"

„Nein," erwiederte Renata.

„Sie ſpielen auch nicht?"

„Nein."

„Und vielleicht, fragte er halb lächelnd und halb ſchüchtern, vielleicht ſprechen Sie auch nicht gern?"

Sie ſah ihn mit großen Augen an und erwiderte: „Zuweilen doch! —" Sie war überraſcht, daß ſich hier Jemand ſo frei gegen ſie benahm.

„Es wäre wol glücklich, fuhr er fort, wenn man dieſem Zuweilen begegnen könnte."

„O das iſt ſehr leicht, erwiderte Renata, man braucht mir nur Sachen zu ſagen, worauf ich antworten kann.“

„Und mag! ſollten Sie hinzuſetzen, gnädige Gräfin.“

„Allerdings! ich find' es ganz unbeſchreiblich überflüſſig die gewöhnliche Converſation von: Wie befinden Sie ſich — und von: Wie gefällt Ihnen dieſe Gegend — zu machen. Die Chineſen haben eine Grüßmaſchine, die ſchwenken ſie ſtatt ſich zu verbeugen, die Kalmücken haben eine Betmaſchine, die drehen ſie ſtatt zu beten; ich dächte wir ſchafften uns eine Wortmaſchine an, die wir klingeln oder klappern ließen um nur dadurch obige Phraſen und eine Flut von ähnlichen zu erſparen.“

Als Cecil ſah, [illegible]ß Renata ganz lebhaft ſprechen konnte, wurde auch er lebhaft, und verſuchte die Phraſen in Schutz zu nehmen, als ein Studium wie weit man es mit ihnen bringen könne ohne alle Gedanken und mit hinterhaltigen Gedanken. Renata entgegnete, ſie glaube nicht, daß irgend Jemand Gedanken im Hinterhalt hege, wenn ſie wirklich den Namen verdienten.

„Die brechen ſich Bahn, unwillkürlich, wie das Licht,“ ſagte ſie.

„Dann müßte ja Verſtändniß und Wahrheit in der Welt herrſchen," wandte er ein.

„Ja, ſagte ſie ſehr ernſt, ich denke auch wirklich, daß ein ſolches Verſtändniß zwiſchen edlen Menſchen, zwiſchen hohen Geiſtern, zwiſchen Weſen, die das Leben in unſrer nüchternen Geſellſchaft verſchmähen, exiſtirt."

„Ich denke nicht! erwiderte Cecil. In der Geſchichte von Jahrtauſenden finden ſich gewiß nicht hundert Menſchen, die ausgezeichnet wie ſie waren, zum gegenſeitigen Verſtändniß über einander gekommen ſind. Um verſtändlich zu ſein muß man die himmliſche Fähigkeit beſitzen ſich verſtändlich machen zu können, und hat man die, ſo wird man es nicht blos für die hohen und großen ſeltnen Geiſter, ſondern auch für uns kleine Alltagsmenſchen ſein, denn dieſe Fähigkeit iſt das Genie, und ich denke, daß es nicht blos bei den Künſtlern und Dichtern zu Hauſe iſt, wohin wir es gewöhnlich verweiſen."

„Bei ihnen ſpricht es ſich wenigſtens in der ſchönſten Form für uns aus; aber ach! Jeder von uns verſteht doch etwas Anderes darin! dem Einen wird die Welt der Sinne verklärt, wo dem Andern die Welt der Seele."

„Aber Alle begegnen ſich in dem Gefühl der

Bewunderung, des Entzückens, der Befriedigung, und indem alle Fibern des Menſchenweſens berührt und all ſeine Nerven geweckt werden, erklingt ein großes und allſeitiges Verſtändniß, nicht in vornehmer Abgeſchloſſenheit von Einem zu Einem, ſondern in freier Mittheilung von Einem zu Allen.“

„Doch zweifelten Sie eben an der Herrſchaft der Wahrheit in der Welt,“ ſagte Renata ſpöttiſch.

„Ja, in der Phraſenwelt, von der Sie, gnädige Gräfin, damals ſprachen. Unter dieſer Kruſte giebt es eine andere Welt... —“

„Sieh da! rief ſie; auch Sie ſind excluſiv und ſprachen doch ſo eben höchſt liberal „von Einem zu Allen.“ Wie reimt ſich das?“

„Ich erſtaune! rief Cecil. Wie, gnädige Gräfin, Sie ſollten nicht wiſſen, daß liberal und excluſiv Hand in Hand geht? Als die Mutter unſers Liberalismus, die franzöſiſche Revolution ſich erhub, war ſie unter ihrer Freiheitsmütze dermaßen excluſiv, daß ſie Alle ohne Umſtände aufs Schaffot ſchickte, die nicht ihre Geſinnung theilten. Das iſt doch gewiß ein Beiſpiel im großen Styl, wie gut Liberalismus und Excluſivität ſich vertragen.“

Renata ſah ihn forſchend an. Sie hatte ihn durch ihre Kreuz- und Querfragen verwirrt machen wollen, und nun wußte ſie nicht, wie ſie mit ihm daran war.

„Sie ſchillern in allen Farben, ſagte ſie endlich, und tragen keine beſtimmte.“

„Keine zur Schau, gnädige Gräfin,“ entgegnete Cecil und trat beſcheiden zurück, als in dem Augenblick der Präſident einen Stuhl neben ihr einnahm.

Renata fiel aber nach einigen gleichgültigen Wechſelreden wieder in ihre frühere Einſylbigkeit zurück. Während der Zeit unterhielt Diane ſich vortrefflich, denn ſie begehrte weniger Geiſt als die ernſte Schweſter, und plauderte lieber über einen Tanz und ein Kleid, als über innere Zuſtände. Sie hatte auch nicht deren kalte und abwehrende Haltung, ſo daß Cecil, der ſich Renaten ſchüchtern genähert hatte, bei Dianen ſich auf gleichem Fuß fühlte, und zwar ſehr beſcheiden, aber doch mit der Zuverſicht, daß ſie es ihm geſtatten werde, ſich die Erlaubniß erbat ihr einen Beſuch machen zu dürfen; und ſie gewährte es freundlich.

„Gott, wie bin ich müde von Langerweile!“ ſagte Renata ſchläfrig, als ſie ſich endlich in die eine Wagenecke drückte.

„Und ich vom Tanz,“ ſagte Diane heiter, lehnte ſich in die andere und ſchlief während der Heimfahrt.

Ein Paar Tage ſpäter ließ Cecil eines Nachmittags ſein ſchönes Reitpferd ſatteln, und ritt in heitrer Stimmung von dannen. Er freute ſich mehr als er ſich deſſen klar bewußt war Renata wieder zu ſehen. Er fand die Schweſtern beiſammen, mit zierlicher Handarbeit beſchäftigt, in einem großen und ſtattlichen Zimmer, deſſen Meuble, Tapeten und Vorhänge von dunkelrothem Damaſt ein prächtiges und behagliches Anſehen hatten. Dianens Jugend und Lieblichkeit fiel um ſo mehr in der ernſten Umgebung auf. Sie hatte noch die tanzenden, ſpielenden Bewegungen eines ganz jungen Mädchens, und es war unmöglich, ſie für die Frau vom Hauſe zu halten. Mit ihren Stiefſöhnen, Knaben von drei und vier Jahren, ſpielte ſie zuweilen, gleichſam auf eigne Rechnung, wie mit Geſchwiſtern. Der älteſte, der in Dianens Alter war, befand ſich nicht mehr zu Hauſe. Cecil mußte ſich die größte Mühe geben, um Diane neben Renata nur zu beachten, obgleich dieſe bei jeder ſchicklichen Gelegenheit die Schweſter hervorhob, um ſowohl ſie ſelbſt als Andere an ihren Platz als Hausfrau zu erinnern. Immer wendete er ſich im Lauf des Geſprächs an Renata, wenn er es auch mit Dianen begonnen hatte. Es war ihm unmöglich, mit Beiden zugleich zu reden, weil man mit der Einen nicht anders als oberflächlich und mit der Andern nicht anders als ernſt ſprechen konnte und weil er daher immer gewärtig ſein mußte, Dieſe zu langweilen, wenn Jene ſich unterhielt. Diane verrieth eine unruhige Beweglichkeit, eine Sehnſucht nach den Freuden, Genüſſen, Neuheiten und Emotionen der Welt; Renata eine faſt verachtende Gleichgültigkeit dagegen. Sie ſchien all jene buntfarbigen Früchte für Sodomsäpfel zu halten, vielleicht weil ſie in der einen, der köſtlichſten, nur Staub und Aſche gefunden, während Diane auch an den Sodomsäpfeln die herrlichen Farben aufrichtig bewunderte und an den vermoderten Inhalt nicht glaubte. So, in der häuslichen Abgeſchiedenheit, verſchwand die abwehrende Schärfe, welche Renata in der Geſellſchaft wie eine Vertheidigungswaffe trug, und ſie ſah nur ſtill und ernſt aus, wie Jemand, der ſich zu einem tiefen Schmerz reſignirt hat. Cecil wunderte ſich heimlich, daß die Männer zwei ſo junge und reizende Frauen allein ließen. Diane ſagte im Lauf des Geſprächs, ſie erwarte ihren Mann zu Weihnachten. Renata ſprach nicht von dem ihren. Cecil fühlte ſich nicht behaglich. Diane veranlaßte ihn durch Fragen, die halb der

Neugier, halb der Theilnahme angehörten, ſo viel er nur irgend Luſt hatte, aus ſeinem Leben zu erzählen. London, Paris, Berlin, die Weinleſe am Rhein, die Schweiz: Alles mußte er beſchreiben, Alles fand ſie entzückend, und er konnte ſich der ſtaunenden Fragen nicht erwehren, auf welchem einſam verzauberten Fleckchen Erde ſie denn eigentlich gelebt habe.

„In Augsburg, im Hauſe meiner Mutter, ſagte ſie, wo ich den ganzen Tag lernen und ſtudiren mußte — ich weiß nicht was! denn ſeitdem hab' ichs aufgegeben; ich habe doch kein Geſchick für die Gelehrſamkeit! — Und darauf hier und immer hier, und nur ein einzig Mal in Wien.“

„Wir ſind aus der Kinderſtube vor den Traualtar getreten, ſagte Renata, und ſehr einſam und ſtreng erzogen. Die Mutter meinte: in der Welt finde man ſich immer zurecht, wenn die Verhältniſſe es ſo mit ſich brächten; aber in der Einſamkeit ſchwer, wenn man ſich an ein zerſtreuendes Leben gewöhnt habe. Man kann die Beſtimmung einer Tochter nicht vorher wiſſen.“

„Sollte ich je eine Tochter haben, rief Diane, ſo bin ich ganz entſchloſſen, ſie nicht vor ihrem fünfundzwanzigſten Jahr heirathen zu laſſen, damit ſie nach Herzensluſt tanzen und fröhlich mit ihres Gleichen ſein könne. Denn — einmal verheirathet, Ade die Fröhlichkeit!"

„Ich dächte, Du hätteſt ihr nicht ſo ganz Ade geſagt," ſprach Renata lächelnd.

„Gewiß nicht, entgegnete Diane, ich habe nur nicht recht Gelegenheit, um ſie zu äußern. Doch z. B. Du" ....

„O ich!" unterbrach ſie Renata mit einem Ton, als könne unmöglich von ihr die Rede ſein. Dann bückte ſie ſich über ihre Tapiſſerie, ſagte zu Cecil: „Denken Sie noch mehr Reiſen zu machen?" und gab dadurch dem Geſpräch wieder eine allgemeine Wendung.

Am Abend ritt Cecil ganz nachdenklich heim. Diana gaukelte immer vor ſeinen Augen, Renata ſchwebte immer durch ſeine Gedanken, und dazwiſchen fiel ihm das Wort des Miniſters ein: Sie kennen die Frauen noch nicht. An Nandine dachte er gar nicht. Er wollte ſie heirathen, ſein Haus mit ihr gründen, durchs Leben mit ihr gehen, ja! aber das Alles lag ihm ſo fern in ſo weiter Zukunft, und die Gegenwart ließ ſo goldene Schleier vor dieſer Zukunft herabſinken, daß er Nandinen gleichſam entrückt war. Bis jetzt hatte er immer für die Zukunft, mehr außer ſich als in ſich, gelebt. Jetzt kam ihm die Sehnſucht auch einmal für die Gegenwart zu leben.

Als er am nächſten Morgen in die Seſſion ging, rollte ein Reiſewagen mit Poſtpferden beſpannt an ihm vorüber, und mit Schreck erkannte er in demſelben Renata. Fort? wohin?... zu wem? fragte er ſich heimlich niedergeſchlagen. In ſich verſunken ging er weiter, und ſtieß auf einen ſeiner Collegen, der ihn ſofort unter den Arm nahm und ſagte:

„Haben Sie's geſehen? Eben fuhr Gräfin Dobenegg mit Courierpferden hier durch.“

„Ja, erwiderte Cecil, und wohin mag ſie reiſen?“

„Nach Franken zurück, zu ihrem verrückten Mann.“

„Verrückt? warum nicht gar!“ rief Cecil ungläubig.

„Schlimmer als verrückt! blödſinnig. Ja ja, blödſinnig, ſtupid, wie Sie es nennen wollen! freilich nicht blödſinnig genug, um der unglücklichen Frau ihre Freiheit zu laſſen, die ſie doch bei einem Verrückten haben würde. Was ſagen Sie dazu?“

„O das iſt aber infam!“ rief Cecil aufbrauſend.

„Ja ja, dergleichen Infamien geſchehen! und wiſſen Sie weshalb? ... um's Geld, lieber Freund, um's blanke, baare Geld. Stirbt Graf Dobenegg, ſo erbt ſie ſein ungeheures Vermögen — denn zum Teſtiren wird er nicht zu blödſinnig ſein. Dann iſt ſie ſeine rechtmäßige Erbin, wie ſie jetzt ſeine rechtmäßige Gemalin iſt. Wie gefällt Ihnen das

Recht, das in der Welt gang und gebe iſt? .... Angetraut? O, rechtmäßig, rechtmäßig! rufen die Verkünder des göttlichen Segens, die Geiſtlichen. Teſtirt? o rechtsgültig, rechtsgültig! rufen wir, die Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit.... —"

„O, das iſt aber ganz infam!" rief Cecil halb in Verzweiflung, denn ihm begann vor Renata zu grauen.

„Ja ja! ſo beſteht die Welt, ſo geht ſie, und Manche behaupten gar, ſo gehe ſie vorwärts. Vorwärts? das mag ſein, denn ſie bringt Jahre, Jahrhunderte, Jahrtauſende hinter ſich. Nur aber nicht aufwärts, dazu herrſcht eine zu himmelſchreiende, allgemeine, obwohl ſorgſam verſteckte Ungerechtigkeit, zu der die Gerechtigkeit ſich verhält, wie der Faden, mit dem man ſäuberlich ein zerfetztes und zerriſſenes Kleid zuſammennäht, damit die Blöße nicht allzu unanſtändig und augenbeleidigend hindurch ſchimmere. Ich helfe auch nähen .... und mit Glück."

„Sie ſind ein bittrer Spötter, Ohlen!" ſagte Cecil und ſie traten ins Seſſionszimmer.

Er konnte ein Gefühl des Abſcheus vor Renata ſo wenig unterdrücken, daß er nicht im Stande war, von Dianens Erlaubniß ſie beſuchen zu dürfen, Gebrauch zu machen. Überdas hörte er, Graf

Regensberg ſei gekommen; „nun mag ſie ſich von ihm Modeneuigkeiten und Tagesgeſchichten erzählen laſſen,“ dachte er, und Wochen vergingen. Da erhielt er ihre und ihres Mannes Einladung zu einem großen Diner, das Graf Regensberg gewöhnlich ſeiner ganzen Nachbarſchaft zu geben pflegte, ehe er irgend eine ſeiner zahlreichen Reiſen unternahm. So war es auch diesmal. Er wollte zum Carneval nach Wien. Diana hatte ihn dringend gebeten, ſie mitzunehmen; umſonſt! Er liebte trotz ſeiner 48 Jahre das Junggeſellenleben ganz außerordentlich, war überdas ſo verſchwenderiſch und dem Spiel ſo heftig ergeben, daß er die bedeutend vermehrte Ausgabe nicht machen mochte, mit einer hübſchen und eleganten Frau in der Welt aufzutreten. Diana hatte zu große Freude an Putz und Schmuck, ſogar hier in ihrer Einſamkeit, wo ſie ſich faſt nur für ihr Spiegelbild ſchmückte, um ihm nicht die Ueberzeugung zu geben, daß ſie draußen in der Geſellſchaft mit den verſchwenderiſchſten Frauen Schritt halten werde. „Und dieſer Verſuchung ſetz' ich ſie lieber gar nicht aus,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, um ſeine Handlungsweiſe zu beſchönigen. Denn es iſt recht merkwürdig, daß die Menſchen, indem ſie ihrer Neigung gemäß leben und handeln, es ſo darzuſtellen ſuchen, als lebten ſie dem Intereſſe und der Pflicht gegen Andere. Die phlegmatiſche Frau ſpricht: „Ich laſſe meinen Mann im Hauſe ſchalten und walten, das iſt ihm lieb.“ Das herrſchſüchtige Kind ſpricht: „Ich nehme den alten Eltern alle Mühe ab und auf mich.“ Der geizige Mann ſpricht: „Ich muß für meine verſchwenderiſche Familie ſorgen und ſchaffen.“ So Alle. Und dieſe beſtändige Heuchelei erzeugt die allertraurigſten Mißverhältniſſe und Spannungen, weil der eine Theil da einen Dank begehrt, wo der andere Druck oder Mangel empfindet.

Graf Regensberg ſetzte Dianen weitläuftig auseinander, wie koſtbar das Leben in Wien ſei, ſo daß es ihm unmöglich wäre, ſie mit all der Eleganz und dem Glanz erſcheinen zu laſſen, der ihr gebühre, und ohne die er ſie nicht gerne in der Geſellſchaft ſehen würde; und ſo nahm er von ihr Abſchied, und ließ ſie ſo ziemlich mißmuthig zurück, weil ſeine Gründe ſie gar nicht überzeugten. Auf dem Diner hatte ſie Cecil mit ſo unbefangener Freundlichkeit gefragt, weshalb er ſie nicht beſuche, daß er ſich lächerlich vorkam mit ſeinem Grauen vor Renata; da doch die Schweſtern zwei ſehr verſchiedene Perſonen waren. Wer weiß, ob dieſe nicht auch ein kleines Monſtrum iſt? dachte er heimlich; auf jeden Fall iſt ſie ein liebliches! — Und wieder fiel ihm das Wort des Miniſters ein, aber diesmal wie ein Vorwurf, daß er ſo Manches kenne, jedoch nicht das Wichtige, das Einflußreiche: Frauen. Er ſchämte ſich faſt vor ſich ſelbſt. Er fing an, ſich ſehr mit Dianen zu beſchäftigen, aus Eitelkeit und aus Langerweile; und da ſie mit einer gewiſſen dankbaren Freudigkeit ſeine Huldigung annahm, ward ſeine Eitelkeit geſchmeichelt, und es kam ein Ausdruck von Wärme in ſein Gefühl, der ihm bis dahin gefehlt hatte. So iſt der Anfang von tauſend und aber tauſend Neigungen, ja, von den meiſten.

Die Frauen nehmen ihre erſte Liebe ernſthaft; die Männer ihre letzte. Jene legen ihr friſches, unangetaſtetes, junges Gefühl, all ihre Hoffnung in ſie, wenn ſie eben neugeboren in ihnen aufwacht. Dieſe haben ſo manche thörichte Lieben gehabt, welche die Exiſtenz verbrauchen, ohne das Herz zu befriedigen, daß ſie erſt ſpät zur Erkenntniß über das kommen, was ſie eigentlich begehren. Die Liebe ſtralt wie ein ſommerlich früher Sonnenaufgang wolkenlos die Frau an, während der Mann ſich meiſtens durch heiße, ſchwere Wolken hindurch arbeiten muß, ehe ihm die Liebe, aber dann ſchon als Mittagsſonne, im Zenith ſteht. Diana hatte nun zwar kein tiefglühendes, nur ein leichtbewegtes Herz, dennoch nahm ſie die Sache unendlich viel ernſthafter, als Cecil. An den Tagen, wo er zu kommen pflegte, und die ſelten genug waren, ging ſie vom Morgen an durch alle Grade der Erwartung, der Unruh, der Spannung, der Beſorgniß; während er gelaſſen und pünktlich ſeine Geſchäfte beſorgte, ehe er zu Pferde ſtieg. Einmal traf ihn eine plötzliche Abhaltung: er war geärgert und verdrießlich darüber; aber Diana brachte den Abend unter Fieberſchauern hin, und ſchloß in der Nacht vor Beſorgniß ihre Augen nicht, während Cecil ganz vortrefflich ſchlief. Als er am andern Tage hinaus kam, empfing ſie ihn blaß und mit zitternden Lippen, und er begrüßte ſie friſch und froh. Nur durch ihre innere Bewegung fühlte er ſich endlich etwas gerührt. Sie gefiel ihm, allein ſie zog ihn nicht an. Es iſt mir aber ganz unmöglich, mich in ſie zu verlieben — war der Schluß der Prüfung, die er an einem einſamen Abend mit ſich ſelbſt anſtellte — und ich fürchte nicht, daß ſie… — Da ſtockte er, denn er ſtieß auf eine Unwahrheit! er wollte ſich ſehr gern von ihr lieben laſſen, und hatte mit ihr kokettirt, wie man ſonſt nur den Frauen Schuld giebt, mit den Männern zu thun. Diane, rathlos, unentwickelt, unerfahren, bedrückt durch ihre farbloſe unbefriedigende Exiſtenz, lebte ſich in ein Gefühl hinein, das ihrer Phantaſie allen Spielraum ließ. Sie litt und hoffte, ſie glühte und fürchtete abwechſelnd, und Cecil fing nachgrade an, ſich durch eine Neigung gequält zu fühlen, die er weder mißverſtehen, noch erwidern konnte. Es war ihm nichts erwünſchter, als Graf Regensbergs plötzliche, durch große Verluſte im Spiel bedingte Heimkehr. Jetzt wird ſie einen angenehmeren Geſellſchafter haben als mich, dachte er, und mich daher auch nicht vermiſſen. Er machte gegen Diane dieſe Äußerung. Sie ſah ihn an, mit ſo ungeheuchelt ſchmerzlichem Staunen, mit ſo naiver Verwunderung, daß es ihm Leid that, mit einer ſo argloſen Seele nur geſpielt zu haben, um ſich den langweiligen Aufenthalt in Ratibor zu verkürzen, und wie eine Befreiungsbotſchaft empfing er einen Brief vom Miniſter, der ihn bald darauf nach Berlin beſchied. Mit aller Förmlichkeit empfahl er ſich dem Grafen und der Gräfin Regensberg, und jubelte darauf im geheimen Stolz: „O guter zukünftiger Schwiegerpapa! wie leicht iſt es, der lieben herzigen Nandine treu zu bleiben."

Der Miniſter wollte Cecil eine Zeitlang unter ſeinen Augen in ſeinem Cabinet arbeiten laſſen, und da konnte es nicht fehlen, daß er ſich bald von ſeiner außerordentlichen Gewandtheit, ſowohl in Auffaſſung als Darſtellung der Verhältniſſe, überzeugte. Außerdem verſtand er die franzöſiſche und engliſche Sprache ſo gut wie die deutſche, und drückte ſich mündlich und ſchriftlich aufs Beſtimmteſte und Geläufigſte in ihnen aus. Nicht nutzlos und nicht abſichtlos hatte er ſo fleißig mit ſeiner Tante in engliſcher und mit ſeiner Couſine Lolly in franzöſiſcher Sprache correſpondirt. Was den beiden Frauen eine Freude — war ihm eine angenehme Übung geweſen. Eine flüchtige Äußerung des Miniſters, daß die Italiener es außerordentlich gern hätten, wenn man in ihrer Sprache und nicht franzöſiſch, diplomatiſche Geſchäfte mit ihnen abmache, beherzigte Cecil auf der Stelle, ſo daß der Miniſter nicht anders konnte, als höchſt zufrieden mit ihm ſein.

Im Spätſommer kehrte die Miniſterin mit ihren beiden Kindern zurück. Guntram war hergeſtellt nach der zweimaligen Molkenkur in Gais, und dem Winteraufenthalt in Rom; aber Nandine war unbeſchreiblich verändert, abgemagert, verblaßt, verwelkt, ohne eine Spur von Jugendfriſche. Sie gehörte zu den feinen zarten Blondinen, die, wie Waldblumen, nur ſo lange friſch ſind, als der kühle grüne Schatten des Frühlings und des Morgens ſie beſchirmt, und die an's helle Licht oder in Sonnenglut gebracht, ſogleich ſich verfärben. Seit drei Jahren war ihr Leben in unabläſſige brennende Glut getaucht: Ungewißheit, Bangigkeit, Sehnſucht, mit ihrem unendlichen Gefolge von Wünſchen und Verzagen, umgab ihre Liebe, und Furcht, Angſt, Trauer, legte ſich beklemmend über ihre töchterlichen Gefühle, und gönnten ihr auch von der Seite keine Ruhe. Ihre Mutter hatte ein Paarmal bei Gelegenheit von Auszeichnungen, welche Nandine leicht in Bewerbungen hätte verwandeln können, ſo zu ihr geſprochen, als halte ſie ihre Liebe zu Cecil für Wahnſinn, für einen Zuſtand, von dem ſie um jeden Preis geheilt werden müſſe. Dieſe Strenge zerknickte Nandine, nicht ihr Herz, aber ihre Geſundheit, ihre Kraft. Cecil war entſetzt über ihr Ausſehen, der Miniſter tief bekümmert.

„O, wie hab' ich gelitten, durch dieſe gräßliche, grauſame Trennung,“ ſagte ſie.

„Trennung muß wieder ſein, mein Kind,“ entgegnete der Miniſter traurig.

„Ja lieber Vater, aber nur Gewißheit, Zuſtimmung und ein Paar Blätter, die hinüber und herüber gehen dürfen.“

Cecil war tiefgerührt, daß Nandine ſich ſeinetwegen dermaßen abgehärmt hatte und nun, in ſeiner Nähe wieder auflebte. Er legte dem Miniſter das Wohl und Glück, gar das Leben der Tochter, ſo eindringlich, glühend und überzeugend an's Herz, daß er ſie wirklich verlobte und nur begehrte, es geheim zu halten, bis er im Stande wäre, eine feſte Stellung für Cecil auszumitteln; dann ſolle ſogleich ihre Verbindung ſtatt finden. Zwei Jahr höchſtens könnten darüber hingehen.

„Zwei Jahr voll freudiger Hoffnung ſind nicht lang,“ ſprach Cecil zuverſichtlich.

„Ja, wenn Du hier bliebeſt, entgegnete Nandine traurig; aber fern von Dir ſind ſie aus meinem Leben geſtrichen.“

Die Miniſterin nahm daran gar keinen Theil.

„Ich bitte Dich, verſchone mich! ſagte ſie zu ihrem Mann, der ſie zu freundlicher Einwilligung bewegen wollte. Nie und nimmermehr geb' ich ſie! Nandine kann thun was ſie will, da ſie die Deine hat und alt genug dazu iſt. Ich halte es aber für das Beſte, ſie durch unausgeſetzte Zerſtreuung auf andre Gedanken zu bringen.“

Das wollte der Miniſter nicht zulaſſen, der Nandine ſehr angegriffen fand; und ſo vergrub ſich denn die Miniſterin, um ſich von ihren Familienſorgen zu erholen, tiefer denn je in Wohlthätigkeitsvereine.

Im Herbſt ſchickte der Miniſter Cecil über Italien nach Conſtantinopel. Er richtete ſeine Reiſe ein, um einige Tage bei der geliebten Pflegemutter am Rhein zu verweilen. Da fand er Lolly mit zwei ſchönen Kindern; da fand er ſeine zweite Couſine eben verheirathet, und die dritte verlobt; da brachte er ſeine eigene Freudigkeit und hoffnungsvolle Zuverſicht in dieſen frohen Kreis, und fragte ſich ſelbſt und all dieſe glücklichen Menſchen: „Aber giebts denn wirklich ſo viel Leid und Unglück auf der Welt, wie man davon reden hört?“ Kühner denn je warf er ſich hinaus in die Wellen des Lebens.

Er kam nach Italien. Eine neue Welt lag vor ihm, und in ihm jede Fähigkeit um ſie aufzufaſſen, zu genießen, zu durchgeiſten. Fein- und tiefgebildet wie er war, fühlte er ſich mächtig ergriffen auf dem Boden, den von Alters her bis auf unſre Tage der Genius durchfurcht hat. Er las den Tacitus, wie den Dante, wie den Byron. Der Zuſammenfluß von Reiſenden aller Nationen zog ihn ebenſo ſehr an, als das Leben des Volks in ſeiner ungenirten Eigenthümlichkeit. Der Verkehr mit Künſtlern, mit Gelehrten intereſſirte ihn nicht minder, als das bunte, farben- und bilderreiche Treiben der Geſellſchaft. Überall, in jedem Kreiſe, war er gern geſehen. Mit ſicherm Tact, je nachdem die Menſchen es vertragen konnten oder ihn dazu veranlaßten, wußte er ſtolze Zurückhaltung, die ſich ſuchen läßt, an den Tag zu legen, oder eine Verbindlichkeit, die ſich glücklich ſchätzt entgegenkommen zu dürfen. Seine Pflegemutter machte ihm durch die größte Freigebigkeit ſeine äußere Lage durchaus unabhängig von jeder Sorge, jeder hemmenden Rückſicht. Er war ein verwöhntes Lieblingskind des Schickſals. Die Sicherheit der Glücklichen hatte er immer gehabt; jetzt verfiel er in deren Übermuth. Bisher war ihm Alles gelungen was er unternommen und gewollt hatte; er fing an zu glauben ſeinetwegen ſei die Welt da.

Er hatte Alles was den Frauen gefällt: eine beſeelte Schönheit, einen anmuthigen Verſtand, eine beherrſchende Haltung. Er gefiel ihnen; aber das genügte ihm nicht: er wollte geliebt ſein. Er war ſo liebenswürdig, daß man ihm wol die Fähigkeit lieben zu können zutraute. Eine ſchöne junge Italienerin, Braut eines geachteten Mannes, faßte in Rom eine glühende Leidenſchaft für Cecil. Ihre Glut erwiderte er, ihre Liebe nicht. Ihr Verlobter zog ſich zurück. Da wollte Cecil verzweifeln, denn er — war ja nicht mehr frei! An dem Tage, wo er nach Ancona abreiſ'te, nahm die ſchöne unglückliche Fiamma den Novizenſchleier. Das brachte ihn etwas zur Beſinnung. Er verwünſchte ſeinen frevelhaften Leichtſinn, den er vor ſich ſelbſt nicht einmal mit dem Drang unwiderſtehlicher Leidenſchaft bemänteln durfte. Denn er mußte ſich geſtehen: hätte ſein Glück auf dem Spiel geſtanden, ſo hätte er ſich beherrſcht, aber er that es nicht — weil es nur Fiamma's war. Iſt es meine Schuld, daß ſie mir keine wahre tiefe Liebe einflößen, dieſe Diane, dieſe Fiamma? ſprach er entſchuldigend zu ſich ſelbſt. Aber er beſchloß dann doch künftig zum Scherz nicht mehr die Herzen zu brechen.

Mit Nandinen ſtand er im Briefwechſel, und fügte jeder Depeſche an den Miniſter ein Blatt für ſie bei. Indeſſen hatte er doch keine rechte Herzensfreude an dieſer Correſpondenz; man findet ſie nur in zwei Fällen: entweder durch ein ſchrankenloſes Vertrauen, oder durch eine friſche, kräftigende Anregung. Dieſe gewährte ihm Nandine nicht, und jenes hegte er nicht für ſie. Zu ſeiner Pflegemutter hatte er ein tiefes, erquickendes Vertrauen. Ihr erzählte er ſeine inneren und äußeren Schickſale, wenn nicht unparteiiſch, doch unbefangen. Ihr nannte er Fiamma's geknickten Namen, und nahm dankbar, als Entſühnung, ihren ſanften ernſten Tadel, ihre Warnungen an. Um für ihn wirkſam zu ſein hätte Nandine wo möglich ihm vorausgehen, doch mindeſtens mit ihm Schritt halten — wenn nicht ihn begeiſtern, wenigſtens ihn ermuntern müſſen; ihn anregen müſſen, nicht durch paſſive Theilnahme, ſondern durch belebende Zuſtimmung oder belebenden Widerſpruch; ſie hätte Flügel haben müſſen um über ihm zu ſchweben; jetzt blieb ſie hinter ihm zurück. Sie hatte eine paſſive Energie. Das iſt eine Eigenſchaft der Frauen, mit der ſie Unglaubliches durchſetzen, weil ſie häufig mit ihr die aktive der Männer ermüden, und friſch ſind, während jene athemlos. Sie beſchränkt ſich aber mehr darauf, einen Platz zu behaupten, als einen neuen zu gewinnen, mehr auf das Feſtſtehen, als auf das Vorwärtsgehen. Überdas war Nandine kränklich, und ihre Seelenſtimmung trug dieſe bleiche Färbung. Ein Brautſtand, der über zwei Monate dauert, mag für den Mann ganz angenehm ſein, möge er ihn nun auf Reiſen oder mit Geſchäften oder in irgend einer Thätigkeit, welche ſein zukünftiges Glück fördern hilft, hinbringen. Er fördert es eben, er legt Hand an, er arbeitet dafür, er iſt thätig, er hat nicht Zeit ſich abzuängſtigen um tauſend kleine Beſorglichkeiten, ſogar wenn er wollte. Aber für das Mädchen iſt's eine Marter; denn es muß warten und warten und immer warten, und das zehrt am Lebensmark ſelbſt der phlegmatiſchſten. Nandine wünſchte nichts als daß Cecil heimkehren möge. Cecil wünſchte tauſenderlei Dinge, unter denen auch ſeine Heimberufung war, weil ſich an ſie ohne Zweifel eine Secretärſtelle knüpfen mußte, wie der Miniſter ihm verſprochen hatte. Der Gedanke, daß ſeine Heirath ebenfalls damit verknüpft ſei, lag ganz im Hintergrund wie ein kleines mattes Nachtlämpchen, ging ihm nie auf wie ein Geſtirn, ſchwebte ihm nie vor wie die Feuerſäule, die ſeinem Wege die Richtung gab. Das kümmerte ihn wenig. Er dachte nun einmal, ſein Herz ſei nicht für die Liebe geſchaffen, die überdas für den Mann nur ein ſecondäres Intereſſe ſei.

Man meint gewöhnlich, Klatſchereien ſeien nur in kleinen Städten zu Hauſe. Das iſt ein ſeltſamer Irrthum. Es exiſtirt nur der Unterſchied, daß die kleine Stadt einen Cirkel, die große hingegen zehn oder zwanzig hat, in denen nach Herzensluſt geklatſcht wird, und daß jene monatelang von einer und derſelben Klatſcherei zehren muß, während dieſer unausgeſetzt friſcher Stoff zufließt. Die Theilnahme für des lieben Nächſten Thun und Laſſen iſt nun einmal dem Menſchen in's Herz gepflanzt, und es iſt nur ſehr zu bedauern, daß ſie meiſtens als Neſſel, ſelten als liebliche Blume zum Vorſchein kommt. In großen Städten, deren Bewohner vielfache Verbindungen und Bekanntſchaften haben, viel reiſen, viel Fremde ſehen — folglich für viel Menſchen ſich intereſſiren — werden die Klatſchereien im großen Styl getrieben. Mag eine bekannte Perſon aus einem ihrer Kreiſe in Liſſabon oder in Petersburg leben, ſo weiß ihr Kreis in Wien und Berlin, was ſie am Tajo oder an der Newa treibt — natürlich mit jenen Variationen im modernen Geſchmack, welche das eigentliche Thema kaum noch durchſchimmern und erkennen laſſen. Dieſe ſtupende Liebhaberei für Klatſchereien rührt daher, daß man heutzutag mehr in die Breite, als in die Tiefe lebt, ſich lieber nach Außen verflüchtigt, als nach Innen ſammelt. Vermöge der Eiſenbahnen, der Dampfſchiffe, der Journale, der unendlichen Erleichterung um zuſammen zu kommen, hat man ſich gegenſeitig gleichſam immer vor dem Perſpektiv, und ſo erfuhr denn auch Nandine Cecils trauriges Liebesabentheuer mit Fiamma. Es war Jemand aus Rom gekommen, der faſt ein Augenzeuge ſich nannte. Das ſprach und erzählte ſich herum bis es der Miniſterin mitgetheilt wurde, und zwar von einer intimen Freundin, welche längſt Cecils und Nandinens Verhältniß ahnte, und ſich tief gekränkt fühlte, nicht in dies Familiengeheimniß eingeweiht zu ſein. Die Miniſterin trug es ſogleich ſchonungslos ihrer Tochter vor, und wenn Nandine auch nicht glauben konnte, daß der geliebte Cecil ihr im Herzen treulos ſei, ſo zergrämte ſie ſich doch über eine Flatterhaftigkeit, die ſo ſchneidend mit ihrer eigenen Standhaftigkeit kontraſtirte.

Cecil war nicht wenig entſetzt, als er in Conſtantinopel einen Brief von Nandinen erhielt, der ihm deutlich ſagte, daß ſie mehr gehört habe, als ihm lieb war. Sie klagte nicht, ſie fragte nicht; aber ſie ſchrieb in einem unterdrückt empfindlichen Ton, w[illegible] einer gekränkten und kränkelnden Reizbarkeit [illegible]che ihm, der das Wort zum Räthſel hatte, [illegible]ch verriethen, daß ſie ſich verletzt fühle. Cecil [illegible] Fiamma's Andenken ſo ziemlich in die We[illegible] ioniſchen Meeres verſenkt; daher traf ih[illegible]ens Brief doppelt unangenehm. Er wurde ärgerlich und fand ſich in ſeiner Freiheit beſchränkt. Wie ſoll das werden? fragte er ſich ſelbſt; gar in dieſer immenſen Entfernung, wo halb Europa von der Spree bis zum Bosporus zwiſchen uns liegt, will ſie jede meiner Handlungen, meiner Empfindungen controlliren; um wie viel mehr, wenn ich an ihrer Seite lebe! das wird ja eine ganz unaushaltbare, ärger als polizeiliche Aufſicht! — Er antwortete Nandinen in einem Ton, der nur ſcherzhaft ſein ſollte, der aber ſpottend war, und ihr bitter weh that. Da immer Monate zwiſchen einem Brief und der Antwort lagen, ſo hatte die Mißſtimmung Zeit in dieſer Pauſe wie in zuträglichem Erdreich zu wuchern; und ſie that es; d. h. Cecil wurde unbeſchreiblich gleichgültig und Nandine unbeſchreiblich geſpannt. Sein Gefühl unterlag einem kalten — das ihre, einem hitzigen Fieber. Ohnehin iſt eine Correſpondenz zwiſchen Liebenden leicht ein Stein des Anſtoßes, woran die Liebe zerbricht. Ein und daſſelbe Wort kann geſprochen anmuthig, und geſchrieben abſtoßend klingen. Schwarz auf weiß nehmen ſich die Meinungen ſo unbeugſam, die Anſichten ſo ſchroff aus. Manche Plaudereien ſind ebenſo lieblich zu hören, als nüchtern zu leſen. Und nun die Mißverſtändniſſe um eines Wortes, einer Äußerung willen! Da ſoll man nach Wochen erklären, was man damals gemeint hat, und iſt doch während der Zeit aus dem Zuſammenhang gekommen; oder man ſoll Rechenſchaft von dem Gedanken ablegen, der eine gewiſſe Äußerung hervorgerufen hat, und man hat ihn vergeſſen; oder das, was man für wichtig und erfreulich gehalten hat, wird überſehen und Gleichgültiges beantwortet. Kurz, eine Correſpondenz zwiſchen Liebenden, die nicht heute Brief und morgen Gegenbrief bringt, iſt tauſend Gefahren ausgeſetzt, und kann die Liebe ſcheitern machen. Cecil und Nandine waren viel harmoniſcher geſtimmt ehe ſie Briefe wechſelten, weil das was die Menſchen verſtimmt, kleine unvermeidliche Reibungen, wegfiel. Das wird mir aber Niemand glauben, und ſollten Liebende dies leſen, ſo werden ſie ſprechen: „Nun ja! das waren eben Cecil und Nandine; aber wir!“ — Übrigens: gehört Ihr zu den harmloſen Geſchöpfen, die ſich nichts zu ſagen haben, als: „O wie lieb' ich Dich! Ach wie glücklich bin ich!“ ſo correſpondirt in Gottes Namen von Berlin bis Tobolsk. Wollt Ihr aber tiefe Gedanken und ernſte Gefühle, umfaſſende Lebensanſichten und Löſung allgemein menſchlicher Fragen gegen einander austauſchen; ſtrebt Ihr nach einem gemeinſamen Verſtändniß der Welt und Erkenntniß der Dinge; begehrt Ihr von der Liebe, daß ſie Euch innerlich reife, lichte und verkläre: ſo nehmt Euch in Acht, daß nicht der Eine gewahr werde, wenn der Andre ihm nicht Schritt hält.

In Conſtantinopel gab es keine geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, keine geiſtigen und künſtleriſchen

Genüſſe für Cecil. Er befreundete ſich mit einigen Engländern, die nicht ihr Beruf, ſondern nur ihre Reiſeluſt dahin geführt hatte, und machte mit ihnen eine Reiſe nach Griechenland und Kleinaſien. Die alte Geſchichte, die heroiſchen Tage der Welt, tauchten ihm an jenen Stätten auf, aus dem tiefen Schatten vergangener Jahrtauſende. Mit jenen Zeiten verglichen, in denen der einzelne Menſch ſo groß war und ſo Großes vermogte, kam ihm die Gegenwart der Welt, in welcher der Einzelne — ohne Partei — Nichts gilt, kam er ſich ſelbſt erbärmlich und kleinlich vor. Welch eine triſte und langweilige Laufbahn lag vor ihm! wie langſam mußte er die hergebrachten Stufen aufwärtsſteigen, bevor er zum ſelbſtändigen Handeln, zur ſelbſtthätigen Wirkſamkeit kam! In der Linie mußte er gehen und gehorchen wie ein Soldat, während er vor Sehnſucht brannte zu zeigen, daß er kommandiren könne, wie ein Feldherr. O wär' ich ein Engländer! ſprach er tauſendmal zu ſich ſelbſt; als Pitt zwei Jahr jünger war als ich jetzt bin, war er Miniſter, aber Miniſter von andern Proportionen als man ſie bei uns kennt! Welch eine irdiſche Allmacht muß in dem Geiſt und in der Hand dieſes Mannes gelegen haben, um von den franzöſiſchen Revolutionsmännern „l'ennemi du genre humain" genannt zu werden. — In einer Stellung, die Tauſende beneidet haben würden, fing Cecil an ſich beklagenswerth zu fühlen. Der Maßſtab, mit dem wir meſſen, beſtimmt: ob das Erreichte für uns ein Glück iſt. Er überdachte andre Carrieren: Deutſchland iſt nun einmal nicht das Land des geſprochenen Wortes, wie England, ſondern des geſchriebenen; die ſchriftſtelleriſche, ſelbſtändige, lockte ihn, obgleich er wußte, daß ſie eine Art von Milchſtraße iſt: lange, ſehr lange bleibt ſie für die Menſchen ein grauer nebelhafter Streif, und erſt allmälig, nach langem Hinſchauen, werden ſie gewahr, daß ſie aus Geſtirnen beſteht. Ihr iſt der Ruhm über dem Grabe eben ſo ſicher, als dieſſeits des Grabes beſtritten und ungewiß. Das iſt eine Laufbahn für große Menſchen, ſprach er ſeufzend, denn er fühlte ſich zu ihr nicht ſtark, nicht hoch genug. Aber um ein alltäglicher Autor zu ſein, der nichts thut als Andern ihr wohlbekanntes Lichtſtümpfchen anzünden, und den ſie dafür lobend preiſen, weil er ihnen die Mühe ſpart es ſelbſt zu thun — zu dieſer Laufbahn der Eitelkeit und Kleinheit fühlte er ſich wiederum nicht klein genug. Immer kehrte er zur Überzeugung zurück den beſten Weg eingeſchlagen zu haben. Er trieb ernſte Studien und ſammelte verſchiedenartiges wiſſenſchaftliches Material, um es vielleicht dereinſt zu einem literariſchen Zweck zuſammenſchmelzen zu können. Er wurde ſehr ernſt, verlangte viel von ſich ſelbſt, und mehr noch von Anderen, denn ſein Übermuth war ungebeugt. Nichts macht den Geiſt ſo ernſt und reif, als reiſen mit einem fragenden Blick auf Welt und Menſchen. Aber der Ernſt macht junge Menſchen leicht ſtolz und ſich ſelbſt überſchätzend. Weil ſie mehr gedacht haben als Andre, halten ſie ſich für beſſer, und die Gedanken durch die That zu bewähren, ſparen ſie ſich für ſpätere Jahre auf.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Conſtantinopel ward Cecil vom Miniſter zurückgerufen. Die Secretärſtelle bei der Legation in Copenhagen war vacant. Zwei andre junge Männer meldeten ſich zu ihr; doch Cecil hatte gleiche Rechte und durfte auch in die Schranken treten. Er ging über Wien zurück.

Mit einem ganz wonnigen Gefühl fand ſich Cecil den verwilderten orientaliſchen Zuſtänden entrückt und mitten in dem occidentaliſchen Comfort der ſchönen freundlichen Kaiſerſtadt. Geſellſchaft, Theater, Muſik, Elegance, raſche, fröhliche, behagliche Lebensäußerungen und Beziehungen — Alles war ihm neu. Es war Anfang Mai; da hat die Geſellſchaft noch nicht Wien verlaſſen; da zeigt ſie ſich im Gegentheil bei Praterfahrten und Pferderennen mit einem Aufwand von Luxus, Geſchmack und Elegance. Nichts iſt ſo vortheilhaft für die civiliſirte Welt, als ſie im Mittelpunkt ihres Glanzes nach einem mehrjährigen Aufenthalt zwiſchen Barbaren wiederzuſehen. Dann blaſirt ihre Hyperkultur nicht, ſondern entſchädigt nur für die lange Entbehrung geſitteter Zuſtände. Die wilden, großartigen, unentweihten Naturſchönheiten des Orients können nur poetiſche Seelen dermaßen ergreifen um ſie die europäiſche Kultur vergeſſen zu machen. Die ſtrebende, ehrgeizige Natur Cecils kam ſich dort wie in der Verbannung vor.

In einem der diplomatiſchen Salons hatte Cecil eine Begegnung, die ihn trotz ihrer Flüchtigkeit tief berührte. Er ſah Renata wieder. Und wie ſchön war ſie geworden! wie herrlich aufgeblüht! Der ſtarre Ernſt, der damals auf ihrem jungen Antlitz wie Nachtfroſt auf einer Blume lag, war weggeſchmolzen vor irgend einer Morgenſonne, hatte ſich gleichſam in friſchen Thau verwandelt, der ihrem ganzen Weſen, ihrer Schönheit, ihrem Ausdruck, ihrer Erſcheinung einen klaren und reinen Schmelz verlieh. Cecil gedachte, daß er ſie damals faſt für ein Ungeheuer gehalten, das ſich für den Mammon verkauft habe. Nun, kann die tiefſte

Gemeinheit ſolche Züge tragen, ſo iſt dieſe Lüge wenigſtens keine gemeine Kunſt — ſprach er zu ſich ſelbſt, während er ſie aus der Ferne beobachtete, und fügte dann hinzu: ob der Mann nicht etwa todt und ſie frei iſt? — Er fragte einen der Herren nach ihr und ihren Verhältniſſen und erhielt zur Antwort:

„Schön, elegant und liebenswürdig wie ſie iſt, hat ſie hier ſeit einigen Monaten la pluie et le beau tems gemacht, während Malfatti wol umſonſt ſeine Wiſſenſchaft an den armen Mann verſchwendet.“

„Alſo der lebt noch immer!“ rief Cecil.

„Warum ſollte er nicht? er iſt kaum dreißig Jahr alt! ſolch ein vegetatives leidenſchaftloſes Leben wie er führt conſervirt ungemein; er mag leichter hundert Jahr alt werden, als Sie und ich. Und das iſt der Gräfin Renata ſehr zu wünſchen.“

„Dieſer Spott kommt mir mehr grauſam als pikant vor,“ entgegnete Cecil gleichgültig.

„Mit nichten iſt es Spott! rief der Andre; es heißt, das ganze koloſſale Vermögen ginge nach dem kinderloſen Tode des Grafen Dobenegg an Lehnsvettern über. Da nun auf Nachkommenſchaft nicht zu rechnen iſt, ſo ſehr der arme Graf ſie auch wünſchen ſoll — ſo wär' es doch hart für die Frau, wenn er vor ihr ſtürbe. Indeſſen, Niemand weiß genau wie die Verhältniſſe ſind. Der arme Graf mag ſie ſelbſt kaum kennen, und überdas ſieht man ihn nicht; er zeigt ſich nur wenn er mit ſeiner Frau ſpazieren fährt. Und es iſt kein Gegenſtand, den man mit ihr beſprechen könnte — obgleich wohl Mancher dazu Luſt hätte!“

„Das glaub' ich!“ ſagte Cecil lächelnd. Er hatte ſeinen Blick während des Geſprächs nicht von Renata gewendet. Er ſtand zu fern um zu hören was ſie zu den Perſonen ſagte, die ſie begrüßten und umgaben. Aber wie ſie es that, wie ſie ſich trug, ſich bewegte — ſchien ihm, als umwalle ſie ein Königsmantel. Plötzlich glitt eine Veränderung, ein freudiger Glanz über ihr Antlitz; die Königin wurde eine Göttin. Er folgte ihrem ſeligen Blick, und begegnete dem eines Mannes, der eben eingetreten war, und ein ernſtes, vornehmes Anſehen hatte. Cecil fragte, wer das ſei, und man nannte ihm einen ungariſchen Namen. Ohne ſich zu beſinnen ging Cecil zu Renata, auf die Gefahr hin nicht von ihr erkannt zu werden. Der Ungar ſprach mit ihr, und er wollte das Geſpräch ſtören — weiter nichts. Als er ihren Namen nannte, trat der Ungar ruhig zurück, und Renata ſah Cecil an, als ob ſie urplötzlich aus dem Himmel auf die Erde falle — traurig und befremdet. Das ſchmerzte ihn, und es that ihm Leid ſie in einem glücklichen Moment geſtört zu haben; doch ſeine Reue kam zu ſpät; er mußte ſie anreden. Renata erkannte ihn ſogleich. „So begegnet man ſich immer wieder in der Welt," ſagte ſie. Sie war weniger einſylbig, weniger ſchroff als dazumal auf dem Ball; dafür auch weniger fremdartig und überraſchend. Sie hat das Leben gelernt — ſprach Cecil mit einem unwillkürlichen Seufzer heimlich zu ſich ſelbſt. Da er es auch genug gelernt hatte um den Unterſchied zwiſchen einem Salon in Ratibor und in Wien einzuſehen, ſo zog er ſich bald zurück und machte Anderen bei Renata Platz. Doch ſeine geheime Aufmerkſamkeit blieb während des Abends bei ihr.

Sein Aufenthalt in Wien währte noch fünf Tage; allein er begegnete ihr nicht mehr. Nur einmal ſah er ſie in der Ferne, ſpazieren fahrend mit Graf Dobenegg. Dann mußte er fort nach Berlin. Während der Reiſe beſchäftigte er ſich unabläſſig mit dem Gedanken: ob Nandine wol auch in ihrer Art ſich eben ſo ſchön entfaltet haben würde wie Renata. Er war erwartungsvoll geſpannt aufs Wiederſehen. Er gedachte des Ausdrucks, der Renata's Antlitz verklärt hatte, als der junge Ungar ins Zimmer trat; er gedachte ſeines eigenen gebieteriſchen Herzklopfens, als er unvermuthet Renata wiedergefunden. Der ſtumme Wunſch nach Emotionen des Herzens regte ſich in ihm, und Nandinens Bild glänzte ihm heller denn je zuvor in die Seele.

Er kam an hoffnungsreich, unruhig, bewegt. Er flog zum Miniſter, der ihn herzlich — zu Guntram, der ihn jubelnd empfing. „Und Nandine? fragte er zitternd; wie geht es ihr? denkt ſie an mich?“ —

Nandine trat ein. Es war als lege ſich eine eiskalte Hand auf Cecils Herz: er erkannte ſie kaum! Welk, blaß, mager, ſchien ſie eingeſchrumpft zu ſein, während ihre ſonſt ſo zarten Züge ſcharf hervortraten. Nandine gehörte, wie ſchon geſagt, zu den feinen Blondinen, die nur im Schmelz der alles verklärenden erſten Jugend hübſch ſind, und ihre Schönheit ſelten über zwanzig Jahr hinausbringen. Unter beſonders günſtigen ihrem Temperament zuſagenden Verhältniſſen, in einer glücklichen Stille, mit ſeelenruhiger Heiterkeit, können ſie ſich länger conſerviren — wie man es zu nennen pflegt — aber dieſe Bedingungen hatten ihr gefehlt. Die ewigen ſorgen- und zweifelhaften Bangigkeiten, welche um jede ſehnſuchtsvolle Liebe ſchweben, hatten ihrem Herzen jenen heftigen Schlag gegeben, der das Blut ungleich durch die Adern jagt, und dem Colorit ſeine weiche gleichmäßige Färbung nimmt. Durch die argen Kopfſchmerzen, an denen ſie häufig litt, hatte ſie ihre größte Schönheit, die Fülle ihres blonden Haars verloren, das ſich jetzt nur noch dünn um ihre eingeſunkenen Schläfen legte. Ihre Augen waren in die großen Höhlen zurückgetreten, und der Mund hatte jenen gezwungen lächelnden Zug angenommen, hinter dem ſich gern, für gleichgültige Blicke, ein trauriges Herz verbirgt. So ſah Nandine denn aus wie eine kleine welke Maiblume; und keine Hoffnung daß ſie wieder friſch erblühen könne! denn ſie war vierundzwanzig Jahr alt! — Cecil war wie zerſchmettert. Wol hatte er Nandine vor drittehalb Jahren, als ſie von der italieniſchen Reiſe heimkehrte, kranken Ausſehens gefunden; doch ihre Verlobung, ihr Zuſammenleben von einigen Wochen, hatten ihr Glanz und Friſche wiedergegeben. So hatte er ſie verlaſſen und ſo erwartete er ſie wiederzufinden, nur ſtralender und entfalteter, weil ſie ja endlich zum Ziel gelangt war. Statt deſſen fand er eine Verwüſtung! Daß Nandine ſie ſeinetwegen erlitten, tauchte ihm nicht klar aus dem Strudel von Schreck, Schmerz und Niedergeſchlagenheit auf, der ihm durch die Seele wogte. Ein Gott würde Nandine angebetet haben; der ſchwache Menſch dachte nur: Himmel, wie alt iſt ſie geworden! wie ganz unkenntlich! — — Er war verlegen, verwirrt und troſtlos, folglich nicht herzlich, nicht von jener wohlthuenden Wärme, welcher Nandine ſo ſehr bedurft hätte. O er liebt mich nicht mehr! ſprach ſie gleich in den erſten Tagen zu ſich ſelbſt, und es war ihr, als löſe ſich ihr Herz im Buſen von ihr ab und ſänke in eine unergründliche, dunkle Tiefe. O ich bin elend!

Aber auch Cecil ſprach zu ſich ſelbſt: O ich bin elend! Sie zu heirathen, ſchien ihm unmöglich, aber ganz, ganz unmöglich, denn ſein Leben ging aufwärts, der Entwickelung entgegen, und das ihre — abwärts. Aſtrologen würden geſagt haben: ſie waren nicht unter demſelben Stern geboren; — ſo war ihm zu Muth. Ueberhaupt kam er ſich plötzlich zu jung vor um ſchon zu heirathen; er war noch nicht ſechs und zwanzig Jahr. Wie läſtig und drückend war ein Hausſtand in ſeinen Verhältniſſen! er hatte kein Vermögen, nichts als was ſeine Pflegemutter ihm gab. Das war ſehr viel, aber er brauchte es für ſich; er hatte ſich nie an irgend eine Einſchränkung oder Verſagung gewöhnt. Ueberdas war es unſicher. Sie disponirte freilich über ihre Einkünfte zu ſeinen Gunſten, doch war es nicht wahrſcheinlich, daß ſie, wenn ſie ſtarb, das Erbe ihrer fünf Töchter für ihn ſchmälern würde; dann hatte er nichts. Nandine beſaß ihrerſeits gar kein Vermögen, und da der Gehalt eines Legationsſecretärs nicht von der Art iſt um damit ein glänzendes Haus in der diplomatiſchen Welt zu machen, ſo hielt Cecil es für ganz unmöglich unter dieſen Umſtänden zu heirathen. Jetzt, da er auf dem Punkt war feſten Fuß in der Carriere zu faſſen, wollte er eine Frau, die ſie glänzend und bewundert mit ihm durchwandelte, eine Frau, um welche die Welt ihn beneidete, eine Frau, welche mit jeder andern ſiegreich rivaliſiren könne und unwillkürlich ſchwebte Renata vor ſeinem innern Blick — aber um's Himmelswillen nur keine wie Nandine, bei der die Welt denken dürfe: er habe ſie aus Dankbarkeit geheirathet, weil ſie, die Tochter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, ihm ſeine erſten Schritte geebnet hatte. Dagegen empörte ſich ſeine Eitelkeit. Nein! ſprach er entſchloſſen zu ſich ſelbſt, zwiſchen den Gefeiertſten will ich wählen! jetzt zu heirathen wäre Raſerei! —

Er arbeitete im Miniſterium des Auswärtigen: Die Stelle in Copenhagen war noch nicht frei, weil der Geſandte auf einige Monate verreiſt war, und der Secretär, bis zu ſeiner Rückkehr, ihn vertreten mußte. Cecil war ganz damit zufrieden. Er hatte Gelegenheit jetzt wo es galt, unter den Augen des Miniſters, ſeine Brauchbarkeit an den Tag zu legen, und die ſchreckliche Ausſicht auf die Heirath blieb ſo lange in der Entfernung, bis er eine feſte Anſtellung hatte. Um ſich zu zerſtreuen und ſeine Zeit wo möglich zu überfüllen, arbeitete er mit einem ganz unbegreiflichen Eifer. Ein raſtloſer Geiſt, ein tüchtiger Kopf — der wird weit gehen! hieß es von ihm, und der Miniſter fing an ſtolz auf den künftigen Schwiegerſohn zu werden.

Cecil und Nandine waren nicht unbefangen und traulich mit einander wie Glückliche zu ſein pflegen. Er litt; denn er machte ſich Vorwürfe über ſeine Kälte und ſein nicht zur Liebe zu beugendes Herz, denn er wußte wol, daß Nandine ſeinetwegen zwei Heirathen ausgeſchlagen, und daß er ihr Leben ruinire, wenn er ſie nicht heirathe. Aber ſie litt tauſendmal mehr, denn ſie ſah ihr Ideal untergehen. Sie fühlte inſtinctmäßig mit der Clairvoyance jeder tiefen und wahren Empfindung, daß Cecil eigentlich nur ſich ſelbſt und ſeine Zukunft in ihr geliebt habe, und daß er darüber zum Bewußtſein gekommen in dem Augenblick wo er am Ziel ſei. Es kam ihr vor als habe die ſtarre

Verneinung ihrer Mutter einen Fluch über ihre Liebe ausgeſprochen, der jetzt gräßlich wahr werde; als habe ſie ſelbſt Sünde gethan ſich dem Willen der Mutter zuwider zu verloben. Der alte Spruch der Bibel fiel ihr ein: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer, aber der Mutter Fluch reißt ſie nieder.“ Alle Folterqualen innerer Zerriſſenheit gingen ihr nagend durch die Seele, und um ſo nagender da ſie ſie verſchwieg. Zur Mutter durfte ſie nicht von Cecil ſprechen, zu Cecil nicht von der Mutter; jene erzürnte ſich und er wurde bitter. Zum Vater, der entzückt von Cecil war, und ihn bei jeder Gelegenheit mit Guntram um die Wette lobte, wagte ſie nicht von ihrem Kummer zu reden, und ſo ließ ſie ſich denn im Stillen zernagen, als habe ſie heimlich Gift genommen. Für die Gewalt, mit der ſie ſich am Tage zur Ruhe zwang, hatte ſie fieberhafte Nächte. Sie war ſo ſanft, ſo gut, ſo fromm; dennoch gingen ihr Verzweiflungen durch die Seele, denn ſie fühlte daß ſich ihr Herz von ſeinem Leben losreißen mußte, und es iſt ſchwer zum Herzen zu ſagen: Stirb! laß dich begraben. — Das Einzige, worüber ſie ſich zu klagen erlaubte, weil ſie es unmöglich verbergen konnte waren ihre vernichtenden Kopfſchmerzen. Der Hausarzt gab ihr dieſe und jene Mittel; ſie brauchte ſie, doch ohne Erfolg. Alle ihre Umgebungen waren zu ſehr an ihre krankhafte Erſcheinung gewöhnt, um zu bemerken, daß ſie täglich mehr hinſchwand.

„Schlafe nur recht wohl, liebe Nandine,“ ſagte Cecil einmal mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, weil es ihn beklemmte ſie gar ſo übel ausſehend zu finden. Er nahm ihre Hand und küßte ſie; ſie brannte in der ſeinen.

Traurig dankbar ſah ſie ihn an, drückte ſeine Hand und zog ſich in ihr Zimmer zurück. Da ſank ſie auf das Sopha; alle Adern pulſirten fürchterlich, der Kopf ſchwindelte, die Bruſt wollte zerſpringen; — ein Blutſtrom quoll hervor. Ah, ich ſterbe! das iſt gut! dachte Nandine, während ihr in tiefer Ohnmacht das Bewußtſein ſchwand. So fand ſie ihre Kammerjungfer, die über den grauſigen Anblick Zeter! und das ganze Haus zuſammenſchrie. Cecil war noch bei dem Miniſter, als man dem die Botſchaft brachte. Es war eine traurige Scene am Lager der jungen Sterbenden die Eltern, den Bruder, den Verlobten zu ſehen. Der Arzt war davon tief ergriffen. Ach, er wußte nicht, daß zwiſchen dieſen Menſchen nur der Tod Frieden ſtiften konnte! — Als die Miniſterin ihre Tochter in dieſem Zuſtand ſah, erwachte bei ihr wie bei Cecil das Gewiſſen. Beide klagten ſich einer Schuld an; Beide ſanken auf die Knie neben Nandinen und die Miniſterin umarmte Cecil, und verſicherte der Tochter, daß er ihr ein lieber willkommner Sohn ſein ſolle. Nandine lächelte wie ſie ſeit Jahren gelächelt hatte, mit einem heimlichen Schmerz und dachte bei ſich: Umſonſt!

Der Arzt hatte noch Hoffnung gegeben. Die geſprungene Ader müſſe heilen, ſagte er; Nandine durfte nicht ſprechen, nicht ſich bewegen. Ihre Mutter, Guntram, Cecil, wechſelten unabläſſig ab, ſie und ihre Wärterin zu bewachen, und ihr Vater ſaß ſtundenlang an ihrem Bett und ſuchte aus ihren Augen zu rathen, wie ſie ſich befinde. Er war immer zärtlich für ſie geweſen, und Guntram immer gut; ihre Nähe war wohlthätig für Nandine; doch der Mutter und Cecils Sorgfalt that ihr weh. Ich muß ſterben damit ſie mir ein wenig Liebe zeigen! dachte ſie. Denn ſie wußte wohl, daß ſie ſterben müſſe, obgleich ſie dem Ausſpruch des Arztes nicht widerſprach. Und ſie ſtarb nicht nur gern, weil das Leben ihr allzu bitter geweſen war, ſondern mit jener ſtillen Freudigkeit, die oft um den Tod junger Menſchen ſchwebt. Es iſt als ahnten die jungen Seelen, daß ſie nur auf dieſe Weiſe den unermeßlichen Schmerzen der Erde entfliehen können.

Cecil litt unausſprechliche Qualen. Stumm ſaß er neben ihr, ſtumm betrachtete er ſie, ſtumm beobachtete er ihre täglich zunehmende Schwäche, aber ſein Herz ſchwieg nicht. Es beſtürmte ihn mit tauſend Vorwürfen. Fünf Jahre hat ſie dich geliebt — ſprach es zu ihm — mit einer muthigen, ſtandhaften Liebe, die alle Hinderniſſe, alle Entfernungen überdauert und jede Prüfung beſtanden hat; ja, jede! ſogar ... deine Treuloſigkeit. Aber du! ſobald du ihrer Hand und ihres Herzens gewiß warſt, haſt ſie nicht geliebt mit gleicher Erwiderung, haſt ſie ganz vergeſſen bei Fiamma, und halb ... wie oft! Warum brachſt du nicht mit ihr, damals in Rom, Fiammas wegen? warum brachſt du nicht ſpäter von Conſtantinopel aus mit ihr, als du aus ihren Briefen erkannteſt, daß zwiſchen euch keine tiefere Uebereinſtimmung, keine gemeinſchaftliche Entwickelung ſich entfalte? darum: ſie iſt die Tochter ihres Vaters, und du glaubteſt ihn nöthig zu haben bis jetzt; doch ſobald du Secretär ſein wirſt, brauchſt du ihn nicht mehr ſo nothwendig ... wozu dann noch die unſchöne kränkliche Tochter lieben? Das Alles haſt du nicht klar gedacht, haſt nicht den Muth gehabt dir ſelbſt einzugeſtehen, daß du mit nichtswürdiger Berechnung handelſt. Aber ſo iſts! als dies Mädchen dir nach fünf bangen ungewiſſen Jahren mit ihrem ſchüchternen wunden Herzen endlich! endlich! freudig entgegen kommen will, da drückſt du es ihr mit eiskalter Hand in die Bruſt zurück, begegneſt ihr nie anders als kühl und verlegen, findeſt nie ein herzliches Wort für ſie, das ihr Vertrauen hätte wecken oder ihr Zuverſicht hätte geben können, gönneſt nie der eingeſchüchterten Seele das, was ſie ſo ſehr bedurft hätte: das Bewußtſein ſich aufzurichten an deiner Gegenliebe. Nein! du drückſt ſie herab zur Kränkung, zur Schmach — unerwidert zu lieben. Die Kette von Leiden, welche deinetwegen ſie umwickelt, reibt ſie endlich auf. Guntram wurde von einer ähnlichen Krankheit gerettet, weil er keinen Herzenskummer hatte; *ſie* muß ſterben und durch deine Schuld, Cecil, durch deine Schuld!

So, unerbittlich, klagte ſein Herz ihn bei ſich ſelbſt an, ihn, der ſtolz genug war um zu glauben, daß er kein Unrecht thun könne. Er fing an zu wähnen er habe mehr Unglück als andre Menſchen, während er lieber hätte ſagen ſollen, er thue mehr um es über ſich zu bringen. Einen Augenblick gab es, wo der Arzt eine zuverſichtliche Hoffnung für Nandine faßte. Cecils erſte Bewegung war jubelnde Freude: er fühlte ſich erlöſt von

Schuld; die nächſte war Verzweiflung: er fühlte ſich gefeſſelt an das unglückliche Mädchen. Aber diesmal war das Schickſal barmherzig. Es nahm Nandine hinweg.

„Cecil!" ſagte ſie eines Abends, als er allein bei ihr war; das erſte Wort, das ſie ſeit zehn Tagen ſprach.

„Ich bin hier, Nandine, aber rede nicht! entgegnete er.

„Ich mögte doch gern einmal, ein einziges Mal mit Dir reden, ſagte ſie. Jetzt könnteſt Du es mir erlauben."

Eine unſägliche Angſt zerwühlte ſeine Züge. Er fürchtete Vorwürfe, Klagen; er fühlte ſich feig dagegen. Er ſtammelte zitternd: „Der Arzt will es nicht."

„O, der! ſagte ſie wegwerfend; kann der mir nicht helfen, ſo darf er mir auch nichts verbieten. Aber Du mußt mir Eines verſprechen, lieber Cecil.„

Sie hielt ihm ihre krankhaft weiße Hand hin, und er legte betheuernd die ſeine hinein.

„Du mußt mir verſprechen, fuhr ſie fort, daß Du künftig lieben willſt, Dich ſelbſt einmal vergeſſen willſt, mein geliebter Cecil, denn in einem Andern leben, das iſt die Liebe!"

„Du biſt grauſam, Nandine, ſprach er kaum hörbar, glaubſt Du denn, daß ich Dich nicht immer für den Engel gehalten habe, der Du biſt?“

„O, nicht meinetwegen ſag ich das, mein armer Cecil, nur Deinetwegen. Ich fürchte mich in Deiner Seele vor Deiner Zukunft, wenn Dein Herz untergeht zwiſchen den Eisſchollen der Welt. Darum iſt mir der Tod willkommen. Lebend, hätte ich nie Dein Herz zerſchmelzen können — dazu war meine Liebe nun einmal nicht ſtark genug — aber todt, werde ich in Dir fortleben mit einer traurig weichen Erinnerung, und vielleicht wird ſie bewirken, daß Dein Herz nicht erſtarre. O Cecil! denk an mich! denk an die tauſend Thränen, die ich um Dich geweint habe, und ſie werden Dir wie ein Frühlingsregenſchauer durch die Seele gehen und Blüten aus ihr hervortreiben. Denk an die Liebe, die immer wie in trüber Gefangenſchaft in meiner Bruſt gewohnt hat, und erſticke ſie nicht, wenn Dir eine ähnliche wieder begegnet.... —“

„Willſt Du Dich rächen, Nandine?“ fragte er leichenblaß und bebend.

„Die Todten wiſſen nur von Vergebung, erwiderte ſie, und ich ſterbe ja. Im Himmel giebt es nichts als Liebe, und dahin geh' ich ja. Ich wollte Dir nur einmal die Wahrheit ſagen, auf meinem Sterbebett, damit Du ſie nicht vergeſſen mögeſt.

Zürne mir nicht deshalb. Ich liebe Dich. Ich verzeihe Dir. Auch haſt Du keine Schuld. Ich war keine gute Tochter, wie hätteſt Du in mir eine gute Frau erwarten dürfen!“

„Hör' auf, Nandine! rief Cecil gebieteriſch, hör' auf! ich kann dies nicht ertragen.“

Sie ſchwieg erſchreckt. Er fuhr ſanfter fort: „Klage mich an, ich verdien' es! aber nicht Dich. So wenig wie Du gegen Deine Mutter Unrecht hatteſt, die es dadurch beweiſt, daß ſie endlich Deinen Wunſch erfüllt, ſo wenig haſt Du es gegen mich gehabt. Ich bin Deiner nicht werth. Ich fühl es und klage mich an deshalb. Siehſt Du denn nicht, daß ich troſtlos bin?“

Er warf ſich neben ihr Bett nieder und drückte das Geſicht auf ihre Decke, um eine konvulſiviſches Schluchzen zu erſticken und ſeine Thränen zu verbergen.

„Nicht ſo, nicht ſo! ſprach ſie ſanft; laß mich Dein Antlitz ſehen, Dein liebes Auge! und ſag einmal, liebe Nandine. Den holden Blick, den ſüßen Klang will ich mit mir hinüber nehmen; weiter nichts, Cecil.“

Er richtete ſich auf und ſah ſie mit ſo tiefer Innigkeit an und ſagte mit ſo ſüßer Zärtlichkeit ihren Namen, daß ſie ſchmerzlich ſeufzte.

„O wie ſchwer iſt der Tod! — Hätteſt Du mich früher ſo angeblickt, ſo zu mir geſprochen.... vielleicht!.... doch ich danke Dir, geliebter Cecil! nun will ich ein wenig ſchlafen und immer! immer! von Dir träumen.

Sie berührte ſanft ſeine Stirn, wie zum Segen; dann wendete ſie den Kopf und entſchlief. Sie wachte nicht mehr auf. Es herrſchte eine ungeheure Trauer im Hauſe des Miniſters. Die einzige Tochter, das liebenswürdige junge Mädchen war dahin! man hätte glauben dürfen, daß allen Überlebenden die Blüte der Exiſtenz in Nandinen gebrochen ſei, ſolchen Ausbrüchen von Klagen begegnete man, ſolche Betrübniß wurde an den Tag gelegt. Und doch vermißte nur Einer ſie wahrhaft! nur das Herz des Vaters fühlte ſich leer, ſeitdem ſie ihm fehlte. Cecil machte ſich Vorwürfe und empfand Reue — jedoch nicht eigentlich Schmerz um ihren Verluſt. Guntram war vierzehn Tage lang ſehr niedergeſchlagen und dann — getröſtet. Die Miniſterin hatte große Exploſionen von Verzweiflung, und um ſich davor zu retten, floh ſie zu ihren gewohnten Beſchäftigungen. Nach ſechs Wochen gab es kaum eine andere Erinnerung an Nandine, als — die Trauerkleider. Der Menſch lebt! ein Paar Tage, und wie ſchnell hat er vergeſſen.

Der Menſch ſtirbt! ein Paar Tage und wie ſchnell iſt er vergeſſen. Und dennoch liebt er das Leben, in welchem nichts von Dauer iſt, als die Vergänglichkeit. —

Wie denn alle Carrieren überfüllt ſind mit Aſpiranten, ſo hatten ſich auch allmälig vier um die Secretärſtelle in Copenhagen beworben. Cecil war der brauchbarſte von Allen und es ſchien keinem Zweifel zu unterliegen, daß er gewählt werden würde, umſomehr da ſeine Verdienſte durch die Empfehlung und den Schutz des Miniſters gehoben wurden. Da kehrte der Geſandte in Copenhagen von ſeiner Badereiſe zurück, und verweilte einige Tage in Berlin, bevor er ſich auf ſeinen Poſten begab. Sein Neffe begleitete ihn, ein ganz junger, aber ſehr brillanter und ausgezeichneter Menſch, aus einer großen Familie in Weſtphalen, den er dringend dem Miniſterium als höchſt brauchbar empfahl und zum Legationsſecretär wünſchte. So bekam denn Cecil einen gefährlichen Rival. Sei es nun dieſer Rivalität wegen, oder waren die Prinzipien des Geſandten dem Eintritt eines Unadligen in die Diplomatie zuwider — genug, Cecil mißfiel ihm; er fand ihn anmaßend, voll Bewußtſein der Ueberlegenheit und unerträglich rechthaberiſch. Letzteres rührte daher: Eines Abends unterhielt man ſich beim Miniſter über die Beſchränkung des Sundzolles, und Cecil ſagte, es ſei ein recht frappantes Zeichen von der Inſtabilität aller Zuſtände, daß die einzige Stadt des preußiſchen Staates, welche Freiheit vom Sundzoll beſäße, durchaus nicht mehr in den Handelsverhältniſſen ſei, welche ihr dadurch weſentlichen Nutzen bringen könnten; denn es ſei die Stadt Prenzlau. Der Geſandte erwiderte gleichgültig, er habe nie von dieſer Sundzoll-Freiheit der Stadt Prenzlau gehört. Cecil entgegnete, das ſei wol möglich, indem ihre Schiffahrt ſich gegenwärtig auf Flußkähne beſchränke; aber die Berechtigung exiſtire dennoch. Und ſeitdem war er in den Augen des Geſandten unerträglich rechthaberiſch.

Endlich fanden die gewohnten Examina ſtatt, und Cecil und der Neffe des Geſandten gingen mit gleichem Schritt daraus hervor. Aber Cecil hatte größere Anſprüche, weil er zwei Jahr länger als Jener Attaché geweſen war. Dennoch ſetzte der Geſandte es durch, daß ſein Neffe die Stelle bekam, und vielleicht deshalb: weil der Miniſter ſich ſcheute, einer blinden Parteilichkeit für den Schwiegerſohn beſchuldigt zu werden, und daher nicht ſein Recht mit voller Energie vertreten mogte. Cecil fand ſich fürchterlich verletzt. Denn ſo iſt der

Menſch: er thut Unrecht und wundert ſich gar nicht, wenn Andere durch ihn leiden müſſen; thun aber Andre ihm Unrecht — ja, dann wundert er ſich über alle Maßen, und findet, daß dieſer Fall ein unerhörter, ein himmelſchreiender in den Annalen des Menſchengeſchlechts ſei.

„Warum mußteſt Du Dich zum unberufenen Vertheidiger der alten verrotteten Sundzoll-Freiheit der Stadt Prenzlau aufwerfen? ſagte Guntram niedergeſchlagen zu Cecil. Dieſer Ritterdienſt hat Dir den Hals gebrochen.“

„Deines Vaters Lauheit hat es, entgegnete Cecil finſter. Deiner Annahme kann ich nicht beiſtimmen, denn für ſo erbärmlich iſt es mir unmöglich einen Menſchen zu halten! Daß die Meiſten, die Hochgeſtellten, ſchwer einen Widerſpruch ertragen, weiß ich, aber eine ganz gleichgültige Äußerung — was hat ihm die zu Leide gethan?“

„Nichts, als daß er ſie nicht zu machen wußte,“ antwortete Guntram, und Cecil zuckte verächtlich die Achſeln.

Der Miniſter ſprach ihm Muth zu, verhieß ihm eine baldige Anſtellung im Miniſterium ſelbſt, und ſuchte ihn durch Aufzählung ähnlicher Fälle der Zurückſetzung zu tröſten. Aber Cecil blieb kalt und gekränkt.

O, wenn Nandine noch lebte! ſprach er zu ſich ſelbſt, nimmer wäre mir das geſchehen! nimmer hätte es dann der Miniſter gelitten! — Und ſo bedauerte er Nandinens Tod zum erſten Mal recht tief, als er durch denſelben zu leiden glaubte. Nicht der Vorliebe des Geſandten für ſeinen Neffen, ſondern ſeiner Abneigung für den unadligen Secretär maß Cecil ſeine Zurückſetzung bei. Es würde ihn weniger verletzt haben, wenn unter ähnlichen Umſtänden der Sohn eines Handwerkers ihm vorgezogen wäre, als der eines Grafen. Er fühlte ſeinen ganzen Stand in ſich gekränkt.

Der neue Secretär ſollte ſich mit ſeinem Chef auf ſeinen Poſten begeben. Am Abend vorher war bei Guntram, der ihn gut kannte, ein Souper von jungen Männern. Cecil wollte nicht kommen; durchaus nicht. Guntram beſchwor ihn ſeinen Ärger nicht ſo zur Schau zu tragen: das könnte lächerlich werden. Er ließ nicht ab mit Bitten, mit Vorſtellungen. — Cecil kam. Aber bald bereute Guntram was er gethan hatte. Cecil war von einer ſo ſchneidenden Schärfe, von einer ſo herausfordernden Bitterkeit, daß er über jedes Wort wie mit einem Schwert hieb. Jedes der ſeinen war wie ein zugeſpitzter Pfeil gegen ſeinen glücklichen Rival gerichtet, und ſo, daß es ſchwer war anders als mit noch größerer Bitterkeit darauf zu antworten. Indeſſen wußte derjenige ſie zu vermeiden, der aufgereizt und geärgert werden ſollte; wenigſtens vor dem Souper. Während deſſelben aber mogte wol der Champagner bewirken, daß er allendlichſt auch die Geduld verlor, und nun war es für Gleichgültige ſehr ergötzlich, dem Kreuzfeuer zuzuhören, das wie aus zwei feindlichen Batterien hin und her über den Tiſch flog. Nur Guntram war heftig erzürnt, ſowohl über Cecils Rückſichtsloſigkeit, als über ſeine eigene Thorheit, ihn recht dringend zu ſich geladen zu haben. Jeder Tropfen Wein war ihm verſauert, jeder Scherz verbittert; er konnte nicht lachen, aus Beſorglichkeit vor einem üblen Ende, und er durfte doch als Wirth kein grämliches Geſicht machen — und ebenſowenig daran denken, das Souper abzukürzen. Cecil trank abſichtlich ſehr wenig, um durchaus Herr ſeiner Worte, ſeiner Äußerungen zu bleiben, und um nicht eine Sylbe mehr oder weniger zu ſagen, als er ſagen wollte. So blieb er immer bei kaltem Blut, als der junge Secretär, der nicht dieſe Vorſicht brauchte, anfing ſehr gereizt und heftig zu werden. Nichts ſtachelt mehr den Zorn auf, als die Kaltblütigkeit eines Gegners; den Ausbrüchen der eigenen Haltungsloſigkeit gegenüber, erſcheint ſeine Haltung wie der bitterſte Vorwurf, und nichts macht ärgerlicher, als ſich vor Andern im Nachtheil zu fühlen. Selten wird man durch die fremde Kälte zur Beſinnung — häufig zum Äußerſten gebracht; und ſo geſchah es auch hier. Die Übrigen ſuchten zu beſchwichtigen, zu übertäuben; aber Cecil, nachdem er ein Wort gehört hatte, das für beleidigend gelten konnte, ſtand vom Tiſche auf und verließ das Zimmer. Alle konnten ſich vorſtellen, was darauf folgen würde, und trennten ſich unruhig und neugierig. Nur der Legationsſecretär ſagte, es ſei ihm grade Recht, vor ſeiner Abreiſe noch Zeit genug zu haben, um Cecils kaltblütige Impertinenz zu beſtrafen. In der That war auch kein Augenblick zu verlieren, denn am andern Morgen wollte der Geſandte um 10 Uhr abreiſen. Bei Tagesanbruch geſchahen die üblichen Schritte, und die Gegner trafen ſich auf einem abgelegenen Platz bei der Faſanerie. Die Secundanten machten die hergebrachten Verſöhnungsverſuche, welche ſie durch die Aufregung des Weins motiviren zu dürfen glaubten. Cecil entgegnete äußerſt höflich, er ſeines Theils könne von dieſer Entſchuldigung nicht Gebrauch machen, indem er keineswegs betrunken geweſen ſei. Der Legationsſecretär rief heftig: er ebenſowenig! —

und ſie ſtellten ſich. Die leichteſte Art des Piſtolenduells war gewählt worden. Die Secundanten zählten Eins! Zwei! Drei! — beide Schüſſe fielen. Der Legationsſecretär ſank zuſammen; Cecil taumelte, raffte ſich aber auf, und eilte mit den Secundanten und dem Arzt dem Ohnmächtigen zu Hülfe.

„Hier mögte ſie umſonſt ſein, ſagte der Arzt gelaſſen; aber Sie, wendete er ſich zu Cecil, der ſich ganz erſchöpft auf Guntram lehnte — wo ſitzt es bei Ihnen?“

Cecil machte eine abwehrende Bewegung, zeigte nur auf den Gegner und ging dann langſam zu ſeinem Wagen.

„Laſſen Sie nur gleich einen Chirurgus für Sich holen!“ rief ihm der Arzt nach.

Am Abend war der Legationsſecretär todt und Cecil lag am heftigen Wundfieber danieder. Der Miniſter war ſehr erzürnt und machte ſeinem Sohn bittere Vorwürfe über das Souper, über Cecils Anweſenheit bei demſelben, über ſeine Secundantſchaft.

„Cecil iſt mein Freund, entgegnete Guntram gelaſſen, da durfte er mir und ich ihm nicht fehlen.“

„Dafür kannſt Du jetzt mit ihm auf die Feſtung gehen! rief der Miniſter. Welch einen unſinnigen, furioſen Streich hat er da gemacht! er ruinirt ſich.

Wie will er denn mit dem Leben davonkommen, wenn er keine andre Art und Weiſe kennt, um durch das Leben zu kommen, als ſeinen Gegner todtzuſchießen?“

Cecil litt an einer ſchmerzenden, doch nicht gefährlichen Wunde; mehr aber an dem Ausgang des Duells. Guntram hatte umſonſt verſucht, es ihm zu verſchweigen, ihn hinzuhalten. Als er die Wahrheit wußte, ward er äußerlich ruhig, während nagende Trauer ſein Inneres überflutete. Das hab' ich nicht gewollt! ſprach er zu ſich ſelbſt; nur ihm eine Lehre, eine Warnung geben, nur ihm zeigen, daß man ſich nicht ſtumpfſinnig Alles gefallen laſſen darf, nur proteſtiren gegen das Unrecht was mir geſchehen iſt. — Einfacher hätte Cecil ſagen können: Ich habe mich nur rächen wollen, und weder für ihn noch für mich die möglichen Folgen klar bedacht. Er mußte ſich eingeſtehen, daß ſein Leben fortan von zwei Schatten verdunkelt ſei, daß er ihn mit der Hand, ſie mit dem Herzen getödtet habe. Ich habe zu viel Unglück! ſprach er zu ſich ſelbſt, wickelte ſich ſtumm in ſeine Decken und redete mit Niemand ein Wort.

„Klage doch, oder weine, oder fluche! rief Guntram zuweilen ganz in Verzweiflung. Es wird doch immer beſſer ſein, als dieſe gräßliche Grabesſtille.“

Aber Cecil ſchwieg und empfing auch ſchweigend die Nachricht, daß er zur Feſtungsſtrafe auf zehn Jahr verurtheilt ſei — eine Form, die gewöhnlich um neun Zehntheil zuſammenſchmilzt. Er hatte noch nicht das Bett, geſchweige das Zimmer verlaſſen; doch entſchloß er ſich auf der Stelle abzureiſen. Das gab ihm äußere Lebensthätigkeit wieder; er riß ſich auf wie aus einem tiefen Traum.

„So iſt das Leben! ſagte er zu Guntram. So lange wir unreif zum Handeln, zum Thun ſind, und mit vom Schickſal gebundenen Händen daſitzen — ſind wir unſchuldig, friedlich, glücklich. Sobald wir zu freien Händen und zum ſelbſtändigen Handeln kommen, beeinträchtigen und berühren wir Andere, thun ihnen weh, wie das ganz unvermeidlich iſt bei einem gemeinſamen Drängen Vieler zu einem Ziel — zum Glück, zum bewußten, erkämpften Glück — und jedes Weh, das wir abſichtlos verhängen oder abſichtlich bereiten, rächt ſich tauſendfach an uns ſelbſt, ſo daß wir uns ſchuldig und elend fühlen, ohne doch im Grunde etwas Andres gethan, als unſere Beſtimmung durchlebt zu haben. Welch einen Ballaſt von Leid ich nun ſchon mit mir herumſchleppe — das iſt unſäglich! in Lieb' und Haß iſt mir das Äußerſte begegnet, was dem Menſchen geſchehen kann: die geliebte Braut iſt todt, und todt der Feind, der mir entgegentrat und mein Eigenthum raubte — und dafür verliere ich die köſtlichſten Jahre meines Lebens in jämmerlicher Gefangenſchaft, und muß doch eingeſtehen, daß mir durch ſie kein Unrecht geſchieht. O Guntram! welch eine konfuſe, windſchiefe Welt, in der wir leben! welch ein unausgeſetzter Kampf auf Leben und Tod, mit oder ohne Piſtolenduell!... Selig die Todten, Guntram! ſie haben ſich durchgeſchlagen, ſie brauchen nicht mehr zu fürchten, was wir doch müſſen, daß der erſte Schritt aus ihrer Klauſe heraus gegen einen Andern gerichtet iſt. Das Grab hält ſie feſt.“

„Das fehlt noch, daß Du melancholiſch wirſt! rief Guntram. Kann die Luft des Krankenzimmers denn wirklich ſo heftig auf Deine ſtählernen Nerven wirken, daß ſie ganz nebelhaft umdüſtert werden?“

„Die Seele leidet! nicht die Nerven.“

„Bah! dieSeele! — Haſt Du denn eine Seele? ich meine nicht den unſterblichen Geiſt, von dem die Theologen und Philoſophen bejahend oder verneinend, je nach ihren verſchiedenen Doctrinen und Syſtemen reden; nein! auf dergleichen metaphyſiſche Subtilitäten laſſe ich mich nicht ein, weil man es durch ſie höchſtens zu Meinungen, nie zu Ueberzeugungen bringt. Ich meine eine Seele wie die Frauen ſie haben, wie die arme Nandine ſie hatte, ſo, eine Senſitivenſeele, welche ſcheu zuſammenzuckte vor den rauhen Berührungen der Welt; — ich hoffe ſehr, die haſt Du nicht, denn ſie iſt ein ungeheures Unglück für einen Mann: ſie macht ihn feig! — Wenn nicht feig, um mit Säbel und Piſtolen, ſo doch feig, um mit dem Leben umzugehen. Ich hab' Unglück, ſpricht er dann, ich muß mich in Acht nehmen! — Dann ballt er ſich zuſammen wie ein Igel, kriecht in ſich hinein wie eine Schnecke, und macht ſich zu einer Weiberſeele, denn die thut ſehr Recht daran nach der Welt zu — Igel, und für's Haus — Schnecke zu ſein. Aber von Dir verbitte ich mir dergleichen."

„Du haſt nicht meine Erfahrungen, und der Himmel behüte Dich davor. Ehedem hab' ich auch ſo leichtſinnig gedacht — aber das Leid kommt ja Schlag auf Schlag über mich, ſo daß ich wol nachdenklich und ernſt werden muß — vollends jetzt auf der Feſtung."

„Kopf hoch und Herz hoch! ermahnte Guntram. Iſt ein Jahr um, ſo iſt die Begnadigung da, Du kannſt Dich in Glogau recht ausruhen, recht ſtark werden ... —

„Im Gefängniß? das wär' ein Mirakel! welcher Gefangene wäre im Kerker erſtarkt?"

„Kerker? ſollte man nicht glauben, du würdeſt in's Burgverließ geworfen! Gefangene wie Du befinden ſich ganz vortrefflich, und haben überdas während ihrer leichten unſcheinbaren Haft die lebende Theilnahme aller Frauen für ſich."

„Und wenn man einen Seidenfaden um mich legt, den ich nicht überſchreiten darf, ſagte Cecil, ſo fühl' ich mich wie im Kerker."

„Dann mußt Du Dich in Deiner eigenen Haut ſo fühlen! rief Guntram mißmuthig über den niedergeſchlagenen Freund; denn aus der kannſt Du nun vollends unmöglich heraus. Ich meines Theils bin über meine zweimonatliche Feſtungsſtrafe gar nicht niedergeſchlagen, und nur das thut mir Leid, daß ich in Spandau mein Hauptquartier aufſchlagen muß, während Du nach Glogau wanderſt. Die kleine Rückſicht, uns nicht zu trennen, hätte man ſchon für uns haben können … dächt' ich."

Aber Cecil war ſehr zufrieden mit dieſer Trennung, weil ſeine düſtre Stimmung in Guntrams gedankenloſem Leichtſinn nur Widerſpruch, nicht Zerſtreuung fand. Er hatte ſich nach ſeiner Weiſe mehr aus Berechnung als aus innerlichem Bedürfniß, vor Jahren zur Freundſchaft mit Guntram verbunden, der noch immer derſelbe gute Junge, und ihm blind ergeben war. Und deshalb hatte Cecil ihn lieb, an hellen Tagen, wenn das Leben munter und luſtig vorwärts ging. Doch in trüben Tagen war er ihm läſtig, weil ſie ſich dann nicht verſtanden. Und der Freund muß ein noch helleres, tieferes Verſtändniß des Freundes, als Liebende von einander, haben; denn die Liebe iſt holdgeſchwätzig, das Herz fließt ihr über, in Luſt und Leid hat ſie einen ſüßen Blick, ein zärtliches Lächeln, ein liebliches Wort für das Geliebte, einen Frühlingshauch, der die kalte, ſchwarze Erde mit Blumen überwebt, einen Sonnenſtral, der die verborgenſte Anmuth unwiderſtehlich hervorlockt. In der Liebe lebt und webt ein reizendes, unvergängliches Feenweſen. In der Freundſchaft nicht. Sie iſt ſtill; ſie hat nur einen Händedruck, das Herz geht ihr nur ſanft auf, wie nach jener Sage die Muſchel ſanft ſich öffnet, einmal um den himmliſchen Thautropfen zu empfangen, ein andres Mal um ihn als Perle wiederzugeben; ſie iſt die Nachtviole, die ernſte unſcheinbare Blume, die, wenn alle andre Blumen ſchlafen, in dunkler einſamer Nacht für uns duftet; ſie iſt der Fixſtern mit troſtreich unwandelbarem Lichte. Zur Freundſchaft gehören ſuperiöre Naturen, ſtarke Seelen. Zur Liebe nicht. Daher haben ſich dann die Männer mit rührender Befangenheit eingebildet, ſie ſeien für die Freundſchaft geſchaffen, und in alten Zeiten, als ſie noch ſtarke Seelen hatten, da gab es wirklich Oreſt und Pylades, da gab es wirklich in Noth und Tod getreue Waffenbrüder. Doch jetzt iſt dieſe Behauptung zu ſehr rococo geworden, als daß ſie ſich noch mit ihr hervorwagen könnten, und Cecil ſelbſt, wenn er von Guntram ſprach oder an ihn dachte, nannte ihn nie anders, als: mein guter Freund. — Ein guter Freund verhält ſich zum Freunde, ungefähr wie ein Liebeshandel zur Liebe, und ſo war es denn ſehr natürlich, daß Cecil in ernſten und gewichtigen Momenten keine Befriedigung in ſeiner Freundſchaft fand.

Als er vom Miniſter Abſchied nahm, war er ſo trübe, ſo tief in ſich verſunken, daß der ihn nicht anders als mit Schmerz empfangen und entlaſſen konnte. Er hatte Cecil um Nandinens willen, und um ſeiner eignen ſchönen Gaben willen lieb; er hatte ſich ſeit Jahren gewöhnt, einen Sohn in ihm zu ſehen, an den ſich ſowol liebe als ſtolze Hoffnungen knüpften. Er mogte ſich auch wol heimlich geſtehen, was Cecil ebenfalls heimlich fühlte, daß dies Alles kaum ſtattgefunden hätte bei Nandinens Leben. Nun lag auf dieſem jungen und glänzenden Daſein ein ſo trauriger Flor! Die Gewaltſamkeit, welche das fremde Leben zerbrach, hatte das ſeine bis in's Mark erſchüttert. Gering wie man von den Menſchen denken — niedrig wie man das eigne Leben anſchlagen möge — immer erbebt der Menſch, wenn er ein Todesurtheil ausſprechen oder unterſchreiben ſoll! um wie viel mehr erbebt er, wenn ſeine Hand den Tod gebracht hat, mit Wiſſen und Willen, in zornmüthiger, rachedurſtiger und dennoch beſonnener Leidenſchaftlichkeit! Dies innere Beben ſchien noch immer Cecils ganzes Weſen zu durchzittern. Um es zu verbergen, nahm er ſich ſo heftig zuſammen, daß er nicht anders als mit trübem Ernſt erſcheinen konnte. Der Miniſter war gerührt und faſt gegen ſeinen Willen freundlich. Er hatte ihn doch ein wenig ermahnen wollen, zu bedenken, daß dies der Ausgang ſei, wenn man ſich für den Mittelpunkt des Univerſums halte. Aber Cecils Anblick, ſein erſtes Wort entwaffnete ihn.

„Unter dieſer Wolke muß ich durch das Leben gehen!" ſagte Cecil, der ſtolze, zuverſichtliche, glücksgewiſſe Menſch.

Statt ſeine Ermahnung zu halten, erwiderte der Miniſter: „es kommt auch wieder blauer Himmel, mein lieber Cecil!“ — und fuhr fort, ganz väterlich mild mit ihm zu reden, und ihn über ſeine etwanigen Befürchtungen ganz aus der Carriere gerückt zu werden, zu beruhigen. Er rieth ihm in ſeiner Haft archäologiſche Studien zu treiben, oder ſich mit den orientaliſchen Sprachen zu beſchäftigen. Jene könnten ihn für einen Poſten in Italien — dieſe für London oder Paris ganz beſonders empfehlen, weil man an dieſen Orten gern wiſſenſchaftlich gebildete Männer habe. Er warnte ihn vor dem Verſinken in nutzloſen Trübſinn, der die Vergangenheit nicht ausſöhne und der Zukunft ſchade. Und ſo reiſ'te Cecil nach ſeinem neuen Wohnort ab, nachdem auch die Miniſterin zärtlich von ihm Abſchied genommen — zärtlich! ſo froh war ſie, daß er nicht ihr Schwiegerſohn werden konnte! Dieſer Gedanke hatte ſie innerlich vollkommen über den Verluſt der Tochter getröſtet.

Als Cecil die Thürme von Glogau gewahrte, über die ſich die Novembernebel wie Leichentücher ausbreiteten, überlief ihn ein Schauder, und der Gedanke erwachte in ihm: Und wenn ich nun wirklich zehn Jahre hier zubringen müßte! — Als er durch das Thor fuhr, innerhalb deſſelben er wenigſtens auf Jahresfriſt gebannt war, befiel ihn ein noch tieferes, namenloſes Grauſen; war's eine Mahnung an die Vergangenheit? an die Zukunft?

er wußte es nicht, aber es tauchte ihm urplötzlich die Ueberzeugung auf: Hier wird mir ein Unheil widerfahren! vielleicht ſterb' ich hier. Er war noch nervenkrank von den Erſchütterungen der Seele und den Leiden des Körpers, welche er in der letzten Zeit überſtanden; daher hatte er jene reizbare Empfänglichkeit für fremde Umgebungen und Einflüſſe der Natur, an welcher gewöhnlich nur Frauenzimmer leiden, vermöge einer überfeinerten Organiſation. Er ſchloß die Augen und drückte die Zähne auf einander, indem er ſich in ſeinen Mantel hüllte, als ob er ſich feſt und unzugänglich gegen ein drohendes Verhängniß machen wolle.

Dann ſtellte er ſich dem Gouverneur vor, und ſuchte ſich einzurichten und einzuleben in die Nothwendigkeit. Er wollte Niemand ſehen, keine Bekanntſchaften anknüpfen; der Gedanke war ihm ein Greuel, Gegenſtand der Neugier zu werden: darum wollte er ſo wenig wie möglich das Zimmer verlaſſen. Ohnehin hatte er nicht die Erlaubniß bekommen, ſpazieren reiten zu dürfen, alſo fehlte ihm jede Aufforderung dazu. Arbeiten wollte er, ernſte Studien machen, wie der Miniſter ihm gerathen, ruhig werden, und von den Menſchen ſich fern halten. Er ſchrieb ſeiner Mutter, ſeinem Bruder Sigismund, ſeiner Tante vorzugsweiſe, lang und ausführlich über ſeine letzten Erlebniſſe. Bis dahin war er allzu leidend geweſen, und hatte immer nur von Zeit zu Zeit einige Worte für ſie an Guntram dictirt, der dann eine beruhigende Bemerkung über ſein Befinden und ſeinen Zuſtand hinzufügte. Nun aber lag ein ganzes Paquet von treuen, troſtloſen, zärtlichen Briefen vor ihm, und je mehr ihm graute vor dem Verkehr mit gleichgültigen kalten Menſchen, deſto mehr wollte er ſich im Geiſt an diejenigen anſchließen, deren Liebe und Theilnahme ihm jetzt ſo wohlthätig war. Und ſo ſchrieb er ihnen denn aus vollem, überwallendem Herzen, im tiefen Bewußtſein eines ſelbſtverſchuldeten Unglücks und folglich mit einer Trauer, die zu tief war, um für eine Beſchönigung des Geſchehenen gelten zu können, oder um bei Andern eine Entſchuldigung zu erbetteln. Er bat um Briefe; er bat Alle, ſeine Schweſtern, mit denen er ſonſt nie in Correſpondenz geweſen, ſeine Couſinen. Es war als wolle er ſich in all' der Liebe und Freundlichkeit gleichſam reinbaden, um wieder Zuverſicht zu ſich ſelbſt und zu einem helleren Schickſal als bisher ihm zu Theil geworden, faſſen zu dürfen.

„So viel Gaben und ſo wenig Glück!“ ſprachen unwillkürlich alle die Seinen.

„Wie kommt es nur, fragte ſeine jüngſte Couſine Molly ihre Mutter mit großer Bekümmerniß, daß es dem Cecil plötzlich ſo übel geht? daß Nandine ſtirbt, daß er gekränkt und zurückgeſetzt wird, daß ihm jetzt das Allertraurigſte geſchieht?“

Frau Forſter erwiderte mit Thränen im Auge: „Gott hat ihm nur die Gaben verliehen, um Alles zu erſtreben, mein Kind, und nicht das Glück, um Alles zu erreichen.“

Ach, ſie hätte wol ſagen müſſen: Er hat die Gaben mißbraucht; woher ſoll ihm das Glück kommen und wie kann es bei ihm bleiben?

Um die Weihnachtszeit ſchickten ihm all' die freundlichen Frauen jene kleinen Geſchenke, die ſie mit ſolcher Liebe zu machen pflegen, mit ſolcher graziöſen Beachtung der Neigungen und Gewohnheiten. Seine Schweſter Sophie ſchickte ihm einen großen Strauß ſchöner künſtlicher, von ihr ſelbſt gemachter Blumen, und ſchrieb ihm dazu: „Ich kann mir eine Feſtung nun einmal nicht wie einen Ort vorſtellen, wo Blumen wachſen, und da ich weiß, daß Du ſie gern in Deinem Zimmer magſt: ſo ſende ich Dir dieſe, die wenigſtens den Vorzug haben, daß ſie nicht verwelken.“ — Frau Forſter ſchickte ihm einen Fußteppich, den ſie ſelbſt geſtickt, mit dem Bemerken: ſein Zimmer ſei ihr nach ſeiner Beſchreibung allzu froſtig und kühl erſchienen.

Von Molly bekam er eine Aquarellzeichnung: das intérieur des Salons aus dem Landhaus am Rhein, wo er die frohſten Tage ſeiner Jugend mit ihnen allen zugebracht; — und ſo die Uebrigen. Gar Lolly hatte ſeiner gedacht, und ein ſchönes Blatt brachte ihm aus Brüſſel ihr reizendes, geiſtvolles, von ihren drei Kindern umgebenes Bild.

Dieſe Atmoſphäre von Liebe erquickte zuerſt — und verweichlichte dann Cecil. Die Frauen wollten ihn nur tröſten; aber wie ihnen das leicht geſchieht: ſie verſtehen kein Maaß zu halten, beſonders nicht wenn ihr Mitleid erregt wird; ſie verfielen in eine Art von Adoration, und Cecil ließ ſich in dieſer unſchuldigen Weiſe anbeten. Je wärmer und weicher er von dieſer Seite berührt ward, um deſto mehr floh er jeden Verkehr mit den Menſchen um ihn her, denn er war in keiner Art für einen gleichgültigen Umgang geſtimmt. In böſen Stunden verſchloß er ſich trüb und ſtreng in ſich ſelbſt; in guten Stunden fand er Anregung in ſeinen Studien, und Erholung im brieflichen Umgang. Als aber das klare Winterwetter die Wolken und Nebel verſcheucht, und dafür friſche Luft und hellen Himmel hatte, da ertrug er die abſpannende Zimmerluft nicht länger. Er ging ins Freie, nämlich auf den Wall innerhalb der

Mauern. Mit hypochondriſcher Laune und Pünktlichkeit wählte er die Stunde von eins bis zwei, weil da gerade Niemand ſpazieren zu gehen pflegte, und ein gewiſſes Thor, durch das er täglich hinaus und wieder herein ging. Es war das innere Thor. An dem äußern ſtand das Wachhaus; an dieſes lehnte ſich nur das einſame Häuschen des Thorſchreibers, mit einem Fenſter rechts und einem Fenſter links von der Hausthür, und jedes dieſer kleinen, niedrigen, trüben Fenſter erhellte ein winziges Stübchen. Das eine bewohnte der Thorſchreiber mit ſeiner Frau; in dem andern wohnte ihre Tochte Louiſe.

Ein Fremder, der ſich abſondert und ſeine eigenen, einſamen Wege geht, wird ſogar in einer großen Stadt bemerkt, um wie viel mehr in einer kleinen, und nun gar in einer ſolchen, wo er als Gefangner leben muß. Man hatte auch hier viel von Cecil geſprochen; man war aufs Genauſte von allen Umſtänden ſeines Duells unterrichtet; man nahm Partei für und gegen die Veranlaſſung zu demſelben, für und gegen ſein einſiedleriſches Leben. Von dem allen aber wußte Louiſe Müller, die Thorſchreibertochter, nichts.

Sie ſaß in ihrem Stübchen am Nähtiſch und nähte äußerſt ſauber den Hohlſaum von ſchönen

Batiſttaſchentüchern für die Gemalin des Gouverneurs; denn ſie war eine ſehr geſchickte Nähterin, der ihre Kunſt einen guten Erwerb eintrug. Im Fenſter ſtanden Töpfe mit Geranium und Reſeda, eine Mirthe und ein Monatsroſenſtock. Der Nähtiſch ſtand dicht am Fenſter, des Lichtes wegen, und ein ſchweres Nähkiſſen zierlich in Tapiſſerie geſtickt, das Geburtstagsgeſchenk einer Freundin, ſchmückte ihn. Über demſelben hingen einige aus Almanachen geſchnittene Stahlſtiche in beſcheidenen Rahmen von Goldpapier, und noch etwas höher hing an einem ſtarken Nagel der grüne Käfig eines ſchmetternden Kanarienvogels. Ein ziemlich kurzer und faltenloſer, aber blendend weißer Muſſelinvorhang rahmte eng dies ganze Bildchen eines engen Lebens ein.

Es war ohnehin kein ſonderlich klarer Tag, und Louiſe Müller hatte Mühe, die feinen Fäden des Batiſtes ſcharf mit ihrer Nadel bei jedem Stich zu ſondern; doch plötzlich wurde es ſo dunkel, daß ſie es unmöglich konnte. Sie blickte unwillig auf, wer ſo nah am Fenſter vorübergehe, um es gänzlich zu verdunkeln? Es war Cecil; aber ſie kannte ihn nicht. Sie ſah einen großen, rabenſchwarz gekleideten Mann mit einem Flor um den Hut — er trauerte um Nandine — feſt in einen weiten ſchwarzen Mantel gewickelt, langſam vorüber gehen wie Jemand der in Gedanken vertieſt iſt und keine Eile hat. Sie hatte nur noch Zeit, ſein ſchönes edles Profil zu gewahren, über welches Krankheit und lange Trauer eine Marmorfarbe — und die Gewohnheit ernſter Gedanken eine ſinnende Schwermuth gehaucht hatten; dann verſchwand er im Thor. Als er fort war, blickte Louiſe auf einen ihrer kleinen Stahlſtiche, der das Porträt eines jungen, melancholiſchen Mannes war, den die Unterſchrift als Edgar Ravenswood bezeichnete, und dachte bei ſich ſelbſt:

Es fehlte ihm nur die lange ſchwarze Feder, ſo würde er akkurat wie Edgar Ravenswood ausgeſehen haben. Aber wer mag das ſein?

Dann nähte ſie fleißig weiter. Eine Stunde ſpäter ging Cecil mit derſelben Haltung, mit demſelben Schritt, auf demſelben Wege, wieder in die Stadt hinein.

Am andern, am dritten, am vierten Tage wiederholte er ſeinen Spaziergang. Jedesmal ließ Louiſe Müller ihr Nähzeug in den Schooß fallen um ihn grade ins Antlitz zu ſehen, und um jedesmal mit verſtärkter Überzeugung zu ſagen:

Edgar Ravenswood wie er leibt und lebt! Schade, daß er keine ſchwarze Feder trägt.

Am Abend des vierten Tages fragte ſie ihren Vater:

„Wer mag denn wol der ſchwarze Herr ſein, der hier immer vorbei und ſpazieren geht, und ſo traurig ausſieht? kennſt Du ihn nicht, lieber Vater?“

„Es iſt ein Herr aus Berlin; entgegnete der alte Müller, der ſich durch ſein Thorſchreiberamt berufen glaubte, alle Menſchen zu kennen, welche durch das Thor ein- und auswanderten, und daher weder Fragen noch Erkundigungen bei Nachbarsleuten, Gevattern und Freunden ſparte. Und wenn der Herr ſchwarz angezogen iſt und traurig ausſieht, ſo hat er großes Recht dazu, denn Se. Majeſtät der König hat ihn zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe in unſerer Stadt Glogau verurtheilt.“

„Großer Gott, ſagte Louiſe mitleidig, was kann er denn gethan haben? das iſt doch hart!“

„Hart? dummes Ding! fuhr der alte Müller auf. Unſer König iſt der beſte und gnädigſte von allen Königen. Was der thut das iſt wohlgethan! kann es von ihm faſt eben ſo gut als von unſerm lieben Herrgott heißen, ſo ein gerechter König iſt er!“.... —

„Aber was hat denn der arme junge Mann verbrochen, daß unſer gnädiger König ſo ſtreng gegen ihn iſt?“ fragte Louiſe zitternd.

„Er hat ſeinen beſten Freund rachgierig in einem ſehr mörderiſchen Duell erſchoſſen, und darüber hat ſich ſeine Braut, die zugleich die Schweſter ſeines Freundes war, zu Tode gegrämt. Se. Majeſtät will aber Friede und Freude im ganzen preußiſchen Reich haben, wie viel mehr zwiſchen ſo nahen Verwandten und vornehmen Leuten — denn der Eine iſt der Sohn von einem Präſidenten und der Andre von einem Miniſter — und deshalb iſt an dem Mörder dies Exempel ſtatuirt."

So lauteten die Nachrichten, welche die Fama von Glogau in die unterſten Kreiſe verſprengt hatte.

„Ein Mörder iſt er aber doch wol nicht, lieber Vater, ſagte Louiſe beklommen, wenn er auch ſeinen Freund im Duell erſchoſſen hat?"

„Nicht? fragte Müller barſch. Nun wie nennſt denn Du, Jungfer Weisheit, einen Menſchen der einen andern getödtet hat? he? — — Dummes Ding!" ſetzte er hinzu, weil Louiſe ſchwieg und ſich beſann, ob es wirklich keinen andern Ausdruck gebe. Und damit war das Geſpräch zu Ende, denn der alte Müller liebte keine Widerrede. Er war ein allzu loyaler Unterthan um nicht ein etwas despotiſcher Vater zu ſein. Die patriarchaliſchen Vorſtellungen von unumſchränkter königlicher und väterlicher Gewalt gehen gewöhnlich Hand in Hand.

Louiſe war des Schweigens zu gewohnt, um ſich dadurch gedrückt zu fühlen. Da es Abend war zündete ſie die Lampe an, rückte die alten harten Lehnſtühle der Eltern an den Tiſch, und ſetzte ſich dann ſelbſt mit einer weniger feinen Arbeit daran. Die Mutter, welche mit der gedankenloſen Geſchäftigkeit des Volkes es zuwege brachte, den ganzen Tag in dem winzigen Häuschen herum hanthieren zu können, kam nun auch herein, ſetzte ſich an ihr ſchnurrendes Spinnrad, und begann ihre Lippen in der nämlichen Weiſe zu bewegen, wie ſie den Tag hindurch Hände und Füße bewegt hatte: ſie begann ununterbrochen und gedankenlos zu ſprechen. Der Vater rauchte, kraute die Katze auf dem Kopf, welche behaglich murrend auf ſeinen Knien lag, und warf ab und an ein Wort in den Redeſtrom ſeiner Gattin. Um ſieben Uhr brachte dieſe ein Bierſüppchen zum Nachteſſen aus der Küche herein. Um neun Uhr legte Louiſe ihre Arbeit ſauber zuſammen und in ein Körbchen, las aus dem Geſangbuch ihren Eltern ein Lied vor, wünſchte ihnen gute Nacht, und ging nach ihrem Stübchen hinüber.

Aber dort begann ein neues Leben für ſie — ein ſolches, das ſie wie die Theaterdekorationen eines Königspalaſtes oder einer Feengrotte über das dürre Sparrwerk des alltäglichen warf. Geſchwind ging ſie zu Bett — denn es war am Abend recht kalt in ihrem Zimmer! ſtatt aber ihr Licht auszulöſchen, putzte ſie es ſäuberlich, zog dann raſch und freudig ein Buch unter ihrem Kopfkiſſen hervor und las! — las mit dem Entzücken, das man nur bei ſiebzehn Jahren kennt, wo man ein Buch nicht ſowol lieſt, als lebt. Jetzt grade las ſie „Kabale und Liebe,“ und Gott weiß wie viel Thränen das Schickſal ihrer Namensſchweſter ihr erpreßte, ja, vielleicht hätte ſie weniger, oder weniger bitterlich geweint, wenn dieſe Namensverwandtſchaft nicht ſtattgefunden hätte. Jetzt ſchien ihr, als ſei ein Theilchen von ihr ſelbſt dabei im Spiele, oder gar, als könne es vielleicht ein Vorſpiel ihres eigenen Schickſals ſein. Denn es iſt unvermeidlich, daß die Imaginationswerke, Schauſpiele, Romane, Gedichte, eine unberechenbare Gewalt über die eindruckbereiten Seelen junger Mädchen bekommen, die ſich für nichts intereſſiren und nichts verlangen als das Eine — mit dem Herzen zu leben. Was das eigentlich heiße, das wiſſen ſie nicht. Sie ſehen wol in den Büchern Leid und Schmerz, Verzweiflung und Tod, aber ſie ſehen es wie die dunkle Folie, auf welcher der Diamant der Liebe ruht, oder wie das vernichtende

Gewitter, über das ſich der Regenbogen des Friedens breitet, oder wie den ſtürmiſchen Tag, aus dem ſich der glorreiche Sonnenuntergang der Kraft erhebt. Der ſchwarze Hintergrund, und Gewitter und Sturm ſcheint ihnen Nebenſache oder leicht überwindlich zu ſein, weil ſie ohne Erfahrung ſind. Alle Imaginationswerke, wenn ſie die Tiefen und das wunderbar wechſel- und geheimnißvolle Spiel der Menſchenſeele zu erfaſſen und darzuſtellen ſtreben, ſind gut für Menſchen, welche zum Bewußtſein über ſich ſelbſt und das Leben gekommen und nicht mehr athemlos durſtig nach deſſen Emotionen ſind. Dann werden ſie ihnen manches Verſtändniß erſchließen, ſie zu mancher Beobachtung leiten, ſie zur Einkehr in ſich ſelbſt, zuur Nachdenken über Urſach und Wirkung anregen, ihnen feine Dinge und ernſte Wahrheiten ſagen; aber grade dies, was einen Roman ſo anmuthig macht: die Feinheit und Tiefe der Menſchenkenntniß und die auf derſelben gegründete Entwickelung der Gefühle und Charaktere — geht für junge Mädchen ganz verloren, und da ohnehin die Phantaſie raſch und lebhaft genug bei ihnen iſt, ſo ſcheinen mir die Imaginationswerke wenigſtens höchſt überflüſſig für ſie. Ich höre zuweilen ſagen: „Aber mit Auswahl doch!“ — da iſt aber keine, keine zu treffen, welche nicht die zarteſten, innerlichſten Fibern des Herzens vibriren machte! O ſpart ihnen das für die Wirklichkeit auf, und laßt ſie nicht an Fictionen es verſchwenden. Eine Ausnahme wäre freilich zu machen: die des hiſtoriſchen Romanes, wo in der Genauigkeit, Breite und Weitſchweifigkeit der Beſchreibung die Phantaſie erlahmt, wo ſtatt der Gefühle die Kleider analyſirt werden und wo man ſtatt der Charactere, Gebräuche ausgemalt findet. Er verwäſſert freilich die hohe, edle, ſtarke Geſchichte — doch das thut der keinen Schaden bei ihren ächten Jüngern; und die Herzen der jungen Leſer ſetzt er in keine bedenklichen Flammen — wovon hier eben die Rede iſt. Was übrigens die Pädagogen dazu ſagen, ob ſie ſich die Macht zutrauen, durch ihre Lehren und Ermahnungen die Kraft des Eindrucks zu neutraliſiren, den ein Roman oder eine Tragödie gemacht; ob ſie herzhaft glauben, eine junge Seele empfinde die verpönten Liebes- und Sehnſuchtsgefühle nicht eher, als bis ſie ihr die Erlaubniß ertheilen, ſich ihnen dem Verlobten gegenüber hinzugeben, — das weiß ich freilich nicht. Ich wollte nichts, als meine Überzeugung ausſprechen.

Louiſe Müller hatte Niemand, der ſich um ihre Erziehung, ſo wie wir es verſtehen, bekümmerte.

Sie war in die Schule gegangen, hatte leſen, ſchreiben und rechnen gelernt, auch gelernt, wo auf der Landkarte die Hauptſtädte der europäiſchen Reiche liegen und wie viel Einwohner ſie haben; dann war ſie zum Prediger gegangen, um ihr Chriſtenthum ſo weit zu lernen, um confirmirt zu werden; und in die Nähſchule, der feinen Arbeiten wegen. Bei ſechszehn Jahren hatten all dieſe verſchiedenen Studien aufgehört, denn Vater Müller erklärte, ein Mädel das ſchon mit ſeinen Eltern zum Abendmal gegangen ſei, brauche nichts mehr zu lernen, ſondern müſſe nun an's Erwerben und an Unterſtützung der Eltern in ihren alten Tagen denken. Die Haupttugend eines Mädchens beſtand für ihn in Arbeitſamkeit und Fleiß, woraus ganz von ſelbſt ein ſtilles, ſittſames Benehmen folge. Leſen nannte er Müſſigang, und außer Bibel und Geſangbuch war ihm jedes Buch ein Greuel. Er dachte in dieſem Punkt ungefähr wie jener fanatiſche Muhamedaner, der die Bibliothek zu Alexandrien verbrannte, ſprechend: „Steht in all' den Büchern daſſelbe was im Koran, ſo ſind ſie überflüſſig, ſteht etwas Andres drin, ſo taugen ſie nichts." Er hatte einmal ſeine Tochter beim Leſen von „Menſchenhaß und Reue" ertappt, das ſie von einer Freundin erliehen hatte, und nun mit heißen

Thränen benetzte. Er machte dieſe Thränen bedeutend heftiger, wenn auch minder ſüß fließen, indem ſeine Rechte ziemlich heftig ihre Wange berührte, und die Linke zugleich das Buch in das Ofenfeuer ſchleuderte. Als dies Strafgericht ihm gar acht Groſchen koſtete — weil die ergrimmte Bücherverleiherin, der Louiſe und die Freundin das Unglück geklagt hatten, dieſen Schadenerſatz begehrte — als dieſe enorme Summe ihm, eines Buches wegen, buchſtäblich in Rauch aufging, da that er einen zornigen Schwur, die Tochter ſolle ganz andere Dinge erleben, beträfe er ſie je wieder bei einem ſolchen nichtsnutzigen Buch. Doch Louiſe konnte nicht mehr die Thränen, die Theilnahme, das Herzpochen vergeſſen, womit ſie „Menſchenhaß und Reue“ zwei und ein halbes Mal hintereinander geleſen. Da ſie für Geld Handarbeiten machte, ſo war es dem Vater nicht möglich, jeden Gang in die Stadt zu controlliren und jeden Groſchen ihrer Einnahme zu berechnen; ſie nahm heimlich Bücher bei der Verleiherin, und las ſie heimlich bei nächtlicher Weile. Am Tage verſteckte ſie den lieben gefährlichen Schatz bald hier bald dort an einem verborgenen Plätzchen. Ihre langen und langweiligen Tage legten ſich über ihre zauberhaften, tauſendfarbigen Nächte, wie die Nachtfalter mit dunkeln Flügeln die bunten und lieblichen zudecken, die ſie verbergen und ſchützen. So farblos, eng und dürftig ihre Exiſtenz am Tage war, ſo glänzend, weit und reich wurde ſie, ſobald Abends um 9 Uhr die Thür ihres Stübchens hinter ihr zufiel, und der Riegel ſie von der Außenwelt und der Wirklichkeit abſchloß. Sie las bis tief in die Nacht hinein, bis ihr die Wangen brannten und die Füße eiskalt wurden, bis ſie die heißen, ſchweren Augenlieder trotz aller Anſtrengung nicht mehr offen erhalten konnte. Dann löſchte ſie ihr Licht, und ein fiebernder, halbwacher Zuſtand voll Bilder, Träume und Erſcheinungen, ging lange, lange dem ſtillen, erquickenden Schlaf vorher, in welchem das Herz all' ſeine Bekümmerniß, der Geiſt all' ſeine Anſtrengungen, die Seele all' ihre Unruh vergißt. Wenn die Mutter aus dem kurzen, flüchtigen Schlaf des Alters früh bei Tagesanbruch erwachte, und im Häuschen herum zu ſchleichen begann, war Louiſe zuweilen noch nicht eingeſchlafen, und aus dem Morgenſchlummer erweckte ſie dann gewöhnlich der Vater, indem er mit der Fauſt an ihre Thür donnerte.

„Dein Klopfen hört ſie ja ſeit einer Stunde nicht, Mutter! ſagte er indem er die Alte bei Seite ſchob, ſo ein verſchlafenes Mädel iſt es.“

Dieſer Mahnung mußte Louiſe denn freilich Folge leiſten, umſomehr da heftige Vorwürfe nur durch ihr allerſchnellſtes Erſcheinen gemildert werden konnten. Der lange Schlaf, behauptete der alte Müller, gebe der Jugend dickes, ſchweres Blut, mache ſie unluſtigen Gemüths und trägen Weſens — was ihr übel anſtehe; und ſeine Tochter müſſe flink und fröhlich ſein, wenn er ſie lieb haben ſolle. Louiſe war aber von Natur weder flink noch fröhlich. Die raſtloſe äußere Geſchäftigkeit ihrer Mutter hatte ſich bei ihr nach Innen gekehrt, und zog ſie in eine dunkle Gefühlswelt hinein, über der ſie brütete, von der ſie mit offenen Augen träumte. Das gab ihr etwas Zerſtreutes und Kaltes. Abermals zum Gegenſatz von der redſeligen Mutter ſprach ſie faſt gar nicht; und das gefiel dem Vater eben ſo ſehr, als ihre Zerſtreuung ihm mißbehagte. Die Jugend muß zuhören, wenn das Alter ſpricht; war eine von ſeinen Sentenzen. Er hätte ſie aber vervollſtändigen und ſagen dürfen: Aber das Alter muß auch von Dingen reden, welche der Jugend nützlich und erfreulich ſind. — Es iſt ſchlimm für die Jugend, daß alle Sentenzen und Maximen von alten Leuten ausgehen und folglich zu ihrem Vortheil ſind.

Seit langer Zeit hatte Louiſe keinem Wort ihres

Vaters eine ſo tiefe, theilnehmende Aufmerkſamkeit geſchenkt, als ſeinem Bericht über Cecil. Sie war ſo groß, daß ſie bei der nächtlichen Lectüre ihrer Theilnahme für Ferdinand von Walther und Louiſe Miller Eintrag that. Gott! dachte ſie, es paſſiren doch wirklich eben ſo traurige und noch traurigere Geſchichten als man in den Büchern lieſt, und wer weiß, ob dieſe von „Kabale und Liebe“ nicht auch irgendwo paſſirt iſt.

Cecil ſetzte ſeine täglichen Spaziergänge pünktlich und gleichmäßig fort, und Louiſe bewachte ſeine Erſcheinung mit unſäglicher Spannung. Sieht denn ein Menſch, der ſeinen Freund getödtet und ſeine Braut verloren hat, noch aus wie alle übrigen Leute? fragte ſie ſich ſelbſt, und mußte ſich dann bei Cecils Anblick geſtehen, daß er allerdings ausſehe wie Niemand ſonſt, der ihr vorgekommen. Allmählig fing die Stunde von eins bis zwei an, die Wichtigkeit für ſie zu gewinnen, welche bis jetzt die neunte Abendſtunde gehabt. Die Ungeduld, das Verlangen, die Erwartung, die ſie ihren Büchern zugewendet, wendete ſie nun den zwei Augenblicken zu, wo er an ihrem Fenſter vorbei ging. Vom frühen Morgen an beobachtete ſie das Wetter, Wind und Wolken, ob es regnen oder ſchneien oder Sonnenſchein kommen werde, und berechnete danach die

Gewißheit, die Wahrſcheinlichkeit, die Unmöglichkeit ſeines Spazierganges. Cecil hatte ſein Leben nach der Uhr eingerichtet, weil er fand, daß trübe Epochen wenn nicht am ſchnellſten, doch am unmerklichſten verſtreichen, ſobald der Tag mit wechſelloſer Regelmäßigkeit eingetheilt iſt. Die Exiſtenz nimmt dann eine gewiſſe Maſchinen-Bewegung an vermöge welcher die Seele zur Ruhe gebracht werden kann, wie das Kind zum Schlaf durch die Bewegung der Wiege. Die Seele erwacht denn freilich zuletzt, wie auch das Kind — aber geſtärkt. Darum ließ ſich Cecil ſelten durch das Wetter ſtören, höchſtens durch ſtrömenden Regen. Dennoch, obgleich Louiſe das ſehr bald bemerkte, hatte ſie allmorgentlich die unſägliche Angſt, er werde nicht kommen; denn je glühender ein Wunſch iſt, deſto unmöglicher kommt uns deſſen Erfüllung vor. Sobald die Uhr Eins ſchlug, wurde ihr abwechſelnd heiß und kalt vor Spannung, und kam nun Cecil bald darauf; ſo fühlte ſie im Grunde keine andere Freude, als die, von ihrer Erwartung erlöſt zu ſein; die rechte Freude kam jetzt, in der Stunde von eins bis zwei, wo ſie ihn auf dem Wall, und ſeine Heimkehr gewiß wußte. Das war eine ſelige Stunde, durch die alle geheimnißvollen Entzückungen gingen, welche ſie ſonſt nur bei ihren

Büchern gehabt. Wenn Cecil dann kam, beobachtete ſie ihn genau, Gang, Haltung, Ausdruck, Züge — Tag für Tag mit neuem, mit erhöhtem Intereſſe, und nach und nach mit dem brennenden Wunſch doch ein einziges Mal recht genau ſeine Augen zu ſehen — wohinter ſich vielleicht der Wunſch verſteckte, von ihm angeſehen zu werden. Cecil blickte aber, wie ein ernſter Menſch der er war, ruhig und gleichgültig gradeaus. Am allererſten Tage, als er noch keine bedeutungsvolle Erſcheinung für Louiſe war, hatte er allerdings jenen unwillkürlichen Blick auf ſie gleiten laſſen, mit dem man an einem ganz nahen Fenſter vorüber zu ſtreifen pflegt; da hatte er hinter kleinen trüben Scheiben unſcheinbare Blumentöpfe und ein häßliches, nähendes Mädchen geſehen, das ein feuerfarbenes Halstuch mit gelben Blümchen trug, und eine feuerrothe Naſenſpitze hatte — Grund genug für Cecil, ſein Auge nie mehr durch den Anblick dieſes unholden Frauenzimmers zu beleidigen. Und das geſchah in demſelben Moment, als ſeine äußere Erſcheinung einen ſo ganz entgegengeſetzten Eindruck auf ſie machte.

Ach ja! ſie war allerdings häßlich, die arme Louiſe. Ich hab' es ſo lange wie möglich verſchwiegen, damit nicht alle Welt ſich von Hauſe aus gleichgültig wie Cecil von ihrer rothen Naſe wegwenden möge. Endlich kommt es denn doch zur Sprache. Endlich würde man ſich doch verwundern Cecil täglich bei einem Mädchen vorübergehen zu ſehen, ohne ſie eines Blicks zu würdigen, wenn man ein Madonnenantlitz bei ihr vorausſetzen dürfte. Denn er hat zwar die beſten Vorſätze gefaßt weder zu kokettiren noch zu lieben, weder die Herzen zu gewinnen noch zu brechen; und ſein eignes Herz einer Frau hinzugeben — das mag ihm vielleicht gar unmöglich ſein. Überdas gehört er zu den Männern, die nur Neugier, nicht Theilnahme für eine Perſon haben, welche ein rothes Kattunhalstuch trägt und ohne Handſchuh über die Straße geht. Seine Sympathien waren für eine Atmoſphäre von Feinheit, Elegance, Grazie, welche nur von Denjenigen als oberflächlich, heuchleriſch, den Charakter verflachend, das Herz erſtickend oder verderbend dargeſtellt wird, die in niedriger Sphäre bleiben, weil ihnen keine andere zugänglich iſt. Er begehrte das Spiel des Geiſtes, die Geſchmeidigkeit der Formen, die Anmuth geſelliger Bildung, welche den Mangel an Schönheit — dieſen unleugbaren, ſchmerzlichen, in unſrer mattblütigen Zeit immer weiter umſichgreifenden Mangel — vergeſſen macht. Dennoch würde ſeine Neugier unfehlbar für ein reizendes Antlitz erwacht ſeyn, und ihn wer weiß wie weit von ſeinen Vorſätzen abgelockt haben. Aber jetzt war es unmöglich! Louiſe hatte eine breite unterſetzte Geſtalt, die auf einem kurzen Halſe einen etwas großen Kopf trug. Die Züge waren ſtark und doch nicht beſtimmt; das Geſicht war zu fett. Ihre lebhaften braunen Augen lagen tief hinter den ſtarken Backenknochen und den dicken Backen. Indeſſen übertraf die Unſchönheit der Farbe bei Weitem die der Form. Ihre Lebensweiſe bückte ſie unabläſſig über eine mühſelige Arbeit, ſperrte ſie in ein niedriges, heißes Stübchen, gönnte ihr keine Bewegung, keine friſche Luft. Daher drängte das Blut zum Kopf, röthete ihre Naſe, ihre Augen, und machte ihren Teint fahl und fleckig. Unter andern Verhältniſſen wären die Eltern mit ihr in ein Bad gegangen, hätten ſie reiten lernen oder viel gehen laſſen, hätten die Unſchönheit und mit ihr die krankhafte Anlage zu beſeitigen geſucht; doch in den ihrigen war davon nicht die Rede. Sie nähte Tag aus, Tag ein, vom Morgen bis zum Abend, und ging nur aus um ihre Kundſchaft zu beſorgen, und Sonntags in die Kirche. Ein Beſuch bei einer Freundin wurde dann und wann mit dieſen Gängen verknüpft. Die Freundin hieß Marianne und war die Tochter eines Briefträgers. Da Marianne eine ſehr zänkiſche Mutter hatte, die mit aller Welt keifte und ſchmollte, ſo ſahen ſich die Mädchen viel lieber in Louiſens ſtillem Stübchen, wo ſie ungeſtört mit einander plaudern durften. Und das gönnte der Thorſchreiber ſeiner Tochter gern, umſomehr da Marianne ein muntres fröhliches Mädchen, und der Briefträger ſein langjähriger Freund war, der die allerausführlichſten, wenn auch nicht richtigſten Geſchichten über die Correſpondenzen zu erzählen wußte, die er ſeit vierundzwanzig Jahren in der Stadt Glogau herumtrug. Nicht daß er ein unzuverläſſiger Mann geweſen wäre und ſich je eine unerlaubte Neugier hätte zu Schulden kommen laſſen; o mit nichten! Nur die erlaubte, welche — — oder, damit ich mir keine Feinde mache! das Combinationsvermögen, welches auf allen Poſtbureaus herrſcht, weshalb ſollte Herr Kraft, der Briefträger, es nicht beſitzen und üben? Zu viel Tauſende von Briefen waren durch ſeine Finger geglitten, zu viel tauſend Mal hatte er den Empfang dieſer Briefe geſehen, um nicht durch ihre Form, Adreſſe, Zahl, gewiſſe divinatoriſche Gaben über den Inhalt ganz unwillkürlich in ſich auszubilden. Indeſſen ging er höchſt vorſichtig mit dieſer gefährlichen Wiſſenſchaft um, und nur bei ſeinem langjährigen Freund Müller erlaubte er es ſich, die ſtillen und verſchwiegenen Spekulationen auszuſprechen, welche er über ſeine Briefe anſtellte. Marianne und Louiſe, welche nie in ihrem Leben einen Brief weder geſchrieben noch erhalten hatten, kannten folglich nicht das geringſte Intereſſe dafür. Sie plauderten von ihren eigenen kleinen Angelegenheiten, von Arbeiten, Kunden, Einnahme und Ausgabe; von den wunderſchönen Büchern die ſie laſen, und den wunderſchönen Hüten und Kleidern, die ſie bei den vornehmen Damen ſahen; von Liebesverhältniſſen und anderweitigen Klatſchereien in ihrer eigenen und in höherer Sphäre; kurz, ſie ſprachen ganz genau von denjenigen Dingen, welche junge Mädchen intereſſiren, welches Standes ſie auch ſein mögen — nur mit der Modifikation, daß bei den vornehmeren Gouvernanten, Lehrmeiſter, Penſionen, mit ihrem unendlichen Gefolge von Klage über die Langeweile, und Spott über deren Schwächen und Lächerlichkeiten, an die Stelle der Kundſchaft treten.

Seitdem Louiſe täglich Cecil ſah, hatte ſie viel weniger als ſonſt den Wunſch, mit Mariannen zu plaudern, denn die Gegenſtände ihrer Plaudereien waren ihr höchſt gleichgültig geworden. Sie hatte weiter kein Intereſſe, als das für ihn und für ſeine traurige Geſchichte, die ſie mitleidswürdiger als irgend eine in ihren Büchern fand. Nur für Kabale und Liebe behielt ſie eine ganz beſondere Zärtlichkeit, und zwar ihres eigenen Namens, und des Umſtands wegen, daß Cecil, wie Ferdinand, eines Präſidenten Sohn war. Dem Lauf ihrer Gedanken zu folgen, wäre ganz unmöglich — ſchon deshalb, weil ſie durchaus keine beſtimmten und folgerechten Gedanken hatte, ſondern nur wirre, unklare, aber eben dadurch mächtigfeſſelnde Vorſtellungen von der Möglichkeit eines ähnlichen Verhältniſſes, von dem ſchmerzlichen Glück einer ſolchen Liebe. Was daraus werden, wie ſie enden könne — daran dachte Louiſe nicht. Bei ſiebzehn Jahren kennt man überhaupt kein Ende, weil man keinen Wechſel kennt, und tritt der Tod auch in's Leben hinein, ſo kann er wol *das*, doch nicht die Unwandelbarkeit der Gefühle zerbrechen, denn der junge Menſch glaubt an die Ewigkeit, nicht blos im Himmel, ſondern ſchon auf der Erde.

Es iſt unglaublich was Alles ſich Louiſe aufdachte, um einmal Cecils Augen zu ſehen! — Ihm einmal grade entgegen zu gehen? aber es war doch allzu unſchicklich, einem Mann grade in's Geſicht zu ſtarren. — Ein Geräuſch zu machen, irgend etwas hinzuwerfen, oder dergleichen damit er ſich danach umſchaue? aber ſie würde ſich allzu verlegen dabei benehmen. — Endlich fiel ihr ein, ſich in ihre Hausthür zu ſtellen. Sie that es. Sie lehnte ſich an den Thürpfoſten, ſo daß ſie den Weg hinauf ſah, den Cecil kam. So lange er in der Ferne war, freute ſie ſich halb ſelig über ihren Platz, der ihr erlaubte, ihn ſo ſehr viel länger zu ſehen. Als er ſich näherte — lief ſie davon und in ihr Zimmer. Das war doch dumm von mir! murmelte ſie ganz verdrießlich, nachdem er vorüber war; aber ich konnte nicht anders.

Eines Tages ſchneite es heftig. Die Mutter hatte ſchon am Morgen vor dem Häuschen den Schnee weggekehrt; doch Mittags lag er wieder fußhoch. Da kann ja Niemand durchkommen! dachte Louiſe plötzlich, als ſie kurz vor ein Uhr aus dem Fenſter ſah, ſprang auf und heraus und fegte den Schnee ſo ſauber und ſorglich weg, als kehre ſie ein Prunkgemach und nicht die Straße. Froh ihres Werkes ſetzte ſie ſich wieder an ihren kleinen Nähtiſch, und hoffte heimlich, irgend ein guter Geiſt werde Cecil zuflüſtern, daß ſie einzig für ihn den Weg geebnet habe. Doch dieſer gute Geiſt, der Verſtändniß heißt, waltet nur zwiſchen Seele und Seele, und geht nicht von einer Phantaſie zur andern; Cecil beachtete nicht im mindeſſen dieſe Aufmerkſamkeit. Nur als er von der ungebahnten Promenade zurückkehrte, trat er auf dem freien Plätzchen ein Paarmal ſtark nieder um den Schnee abzuſchütteln, der ſich unbequem um ſeine Füße geballt hatte. Dabei ſah er aber ſehr aufmerkſam ſeine Stiefeln, und gar nicht die arme Louiſe an, die geſpannt jede ſeiner Bewegungen überwachte. Eine Freude hatte ſie indeſſen doch. Cecil hielt ſein Taſchentuch in der Hand: einen weißen Foulard mit ſchwarzem Rande, der Trauer wegen, und ein ſchwarzes F. war mit Seide zierlich in einen Zipfel geſtickt. Ein F.! das konnte nun Franz, Felix, Friedrich, Florentin, und eben ſo gut hundert Familiennamen bedeuten; Louiſe aber beſchloß, daß es Ferdinand bedeute, und war entzückt über ihre Entdeckung.

Bei der nächſten Gelegenheit machte ſie es genau wieder ſo, und diesmal hatte die Sache einen eben ſo unerwarteten Erfolg. Es war trotz des bedeutenden Schneefalls wunderſchönes Wetter, und der Sonnenſtral der letzten Februartage lag funkelnd und glitzernd über der weißen Fläche, die lind unter ihm zu ſchmelzen begann. Der alte Müller ſtand in ſeiner Hausthür und ſonnte ſich. Die Hähne krähten. Die Spatze und Goldammern flogen zirpend und vergnügt durch die belebende

Luft. Es war zwei Uhr, und Cecil kam zurück. Wieder ſtampfte er den Schnee von den Füßen; da er aber einen alten Mann mit weißem Haar in der Thür gewahrte, und da er vornehme Manieren hatte, zu denen weſentlich Leutſeligkeit gegen Geringe gehört, ſo grüßte er ihn freundlich. Der alte Müller rieb ſich vergnügt die rothblauen Hände daß die Finger knackten und ſagte, ſein Käppchen rückend:

„Ein Wetter wie im Mai ſo ſchön!“

„Ja, prächtiges Wetter,“ antwortete Cecil und ging vorüber.

Louiſe ſaß da, die Stirn feſt an die Fenſterſcheiben gedrückt, lautlos, bewegungslos, ganz Aug und ganz Ohr. Cecils flüchtiges Lächeln, womit er den Vater begrüßt, der glänzende Blick, der aus dem dunkeln ernſten Auge glitt, am meiſten vielleicht die klingende Stimme — zitterten in ihr nach, als er längſt fort war. Tagelang zehrte ſie von dieſer Erinnerung. Dann erwachte der Wunſch brennend in ihr, auf ähnliche Weiſe von ihm begrüßt zu werden. Sie verſuchte wieder, wie ſchon früher, unter die Hausthür zu treten; und diesmal blieb ſie wirklich ſtehen, und blickte ſcheinbar unbekümmert ſtraßab und ſtraßauf. Aber o weh! es war ein finſtrer, grauer Tag, an dem man ſich nicht aufgefordert fühlte, froh die Welt und die Menſchen anzuſchauen. Ueberdas hatte ein Brief von Guntram Cecil tief niedergeſchlagen. Im Lauf des Sommers ſollten Verſetzungen und Veränderungen im diplomatiſchen Corps ſtatt finden, und das Alles ging ihm verloren! Es treten zuweilen die äußern Verhältniſſe wie glückliche Conſtellationen zuſammen, demjenigen ein raſches und ſeltnes Glück bringend, der, wenn er den flüchtigen günſtigen Moment verſäumt hätte, vielleicht ein Jahrzehnt auf einen ähnlichen warten müßte. Das wußte Cecil ſehr gut, und auch daß ihm ein ſolches Schickſal bevorſtand, ſobald er nicht zu einem günſtigen Zeitpunkt ſeinen Lauf wieder begann. Er ſah im Geiſt ſeine ganze Carriere, der er ſo folgerecht, ſo überlegt, ſo unermüdlich zugeſtrebt hatte — ruinirt, ſtockend, ſchleichend, ihm keine Befriedigung gewährend, nicht einmal Spielraum für ſeine Fähigkeiten ihm gönnend. Er ſah ſich heraus geſchleudert, bei Seite geſetzt — und wieder ſtieg der egoiſtiſche Schmerz in ihm auf, und er ſeufzte mit bittrer Trauer: O Nandine! lebteſt du, ſo ſtände es anders mit mir! du warſt mein guter Geiſt .... warum biſt du von mir gewichen? — Es gab wol eine Antwort auf dieſe Frage, aber ſie lautete hart: weil ich dir das Herz gebrochen habe. Und wer hat die Kraft, ſo ehrlich mit ſich ſelbſt zu ſprechen?

In dieſer Stimmung nun ging Cecil an der harrenden Louiſe vorüber, natürlich ohne ſie auch nur im Geringſten gewahr zu werden. O er grämt ſich fürchterlich! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; wenn er nur nicht krank wird, oder gar ſtirbt! ... Wenn ich ihn nur alle Tage ſehen kann, ſo will ich doch ſchon lieber nicht von ihm bemerkt werden ... Aber ſehen muß ich ihn ... ſonſt ſterbe ich. Marianne beſuchte ſie am Nachmittag.

„Was fehlt Dir denn, Louischen? fragte ſie; Du biſt ja ſo ſtill? Ich hab' das ſchon neulich gefunden?“

„Mir fehlt nichts, liebe Marianne, erwiderte Louiſe ſo gleichgültig als möglich. Ich muß nur immer daran denken, ob es an andern Orten ſchöner iſt als hier.“

„Schöner als hier in Glogau? rief Marianne; o ja, das glaub' ich gern. In Breslau mag es herrlich ſein, in Berlin noch herrlicher. Wenn ich dahin einmal käme .... ſo blieb ich auch da. Und es iſt gar nicht unmöglich, daß ich dahin komme! Es geht die Rede von einer Heirath der älteſten Tochter des Gouverneurs. Wird etwas daraus, ſo werd' ich Kammerjungfer bei ihr; das hat mir die Jungfer ihrer Mutter verſprochen, die Franziska, die meine Couſine iſt und viel gilt bei ihrer Herrſchaft. Es iſt nur noch leider ein bischen im weiten Felde. Das Fräulein will nicht recht, meint die Franziska, denn es iſt ein Wittwer von vierzig Jahren, der rothes Haar und vier Kinder hat. Pfui! rothes Haar! einen ſolchen Mann mögt' ich nicht.“

„Ich auch nicht!“ rief Louiſe ganz lebhaft, obwol ſie nur zerſtreut auf Mariannens Geſchwätz gehört hatt; aber bei dem rothen Haar fiel ihr Cecils ſchwarzes ein, über das der Sonnenſtral einen ſtahlblauen Schmelz legte. „Nein, Gott behüte mich! Judas hatte rothes Haar und verrieth den Herrn Chriſtus. Nein, ſolch ein Mann iſt falſch.“

„Das weiß ich nun grade nicht, entgegnete Marianne gelaſſen, aber häßlich iſt er, und das iſt fatal.“ Und ſie fuhr fort von ihren Wünſchen und Hoffnungen zu ſprechen, die immer mit einer Kammerjungferſtelle in Breslau oder Berlin anfingen, und mit einem Mann gleichviel wo — nur nicht rothhaarig! — endeten. Als Louiſe gar nicht in das Geplauder einſtimmte brach ſie endlich ab.

„Dir geht etwas im Kopf herum, Louiſchen! ſchäme Dich, daß Du es Deiner beſten Freundin nicht ſagen willſt.“

Aber Louiſe leugnete ſtandhaft, ohne jedoch die Freundin überzeugen zu können. Marianne mit ihren Fragen und ihrer Redſeligkeit wurde ihr unerträglich. Sie mogte nichts als ſtill bei ihrer Arbeit ſitzen, den ganzen Tag an Cecil denken und zwei Augenblicke ihn ſehen. Wenn ſie in traurig ernſtes Nachdenken verfiel, ſo mußte ſie ſich denn doch eingeſtehen, daß ihr ein höheres Glück, eine ſüßere Befriedigung nicht zu Theil werden könne; ſo wollte ſie dann wenigſtens die ihr erreichbare ungeſtört und in vollem Maaß genießen. „Kabale und Liebe“ war das einzige Buch, das ihr noch Vergnügen machte. Sie las darin immer wieder und wieder die Szenen zwiſchen Ferdinand und Louiſe. Zuletzt kaufte ſie ſich das geliebte Buch um es zu eigen zu haben, und lernte es halb auswendig, ſo daß ſie nur Ferdinands Rolle las, aber Louiſens auswendig ſprach. Dadurch machte ſie ſich die Täuſchung von zwei Perſonen.

Der Frühling kam; mit ihm Schneeglöckchen und Veilchen. Ich weiß nicht, welchen Zauber die erſten Frühlingsblumen haben, daß man ſich gedrungen fühlt ſie einem geliebten Weſen zu ſchenken. Und wenn man ſich auch ſonſt nicht gar viel aus Blumen macht — oder wenn man Jahraus Jahrein viel ſchönere pflegt und verſchenkt — die erſten

Frühlingsblumen, von der jungen Sonne aus der kahlen Erde hervorgelockt, haben einen magiſchen Reiz, wie eine geheimnißvolle Verheißung von einem kommenden langen, himmliſchen Glück. Den erſten Veilchenſtrauß hat gewiß Niemand für ſich ſelbſt gepflückt oder gekauft. Wie hätte Louiſe es thun ſollen! Täglich ging ſie in das winzige Gärtchen hinter dem Hauſe und ſah nach den Veilchenknoſpen, ob ſie wuchſen, ſich färbten, aufblühten. Heute kann ich ſie pflücken, ſagte ſie, indem ſie niederkniete und die Blätter ſorgſam mit der Hand wegbog. Nein, heute noch nicht, aber morgen; dann werden ſie ganz ſchön ſein! ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie ein Weilchen ſie betrachtet hatte. Dann ſtand ſie auf und freute ſich auf morgen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie Cecil zugedacht waren.

Endlich hatten ſich die Veilchen zur Vollkommenheit entfaltet. Louiſe pflückte ungefähr zwei Dutzend und band ſie mit grüner Seide zu einem zierlichen Sträußchen zuſammen. Das that ſie fröhlich und muthig; aber Hand und Muth ſanken, als ſie daran dachte den Strauß zu überreichen. Sie wußte gar nicht recht, wo das geſchehen ſolle. Vor ihrer Thür unmöglich — denn was hätte der Vater dazu geſagt, der es unvermeidlich ſehen würde! ſie zitterte bei dem bloßen Gedanken, und ſann und berieth ſich ſo lange hin und her, und für und wider, bis — Cecil vorüber gegangen und zum Thor hinaus war. Da auf einmal entſchloß ſie ſich, lief, die Hand mit dem Veilchenſtrauß unter der Schürze verbergend, pfeilgeſchwind hinaus, ereilte ihn athemlos und bot ihm ſchüchtern ihre Veilchen an. Dies unſchöne Blumenmädchen konnte unmöglich einen andern Gedanken in Cecil erwecken als den, daß ſie ſehr wünſche ihre Veilchen zu verkaufen und daß ſie keinen Käufer finden könne — wie aus ihrer Eil und Haſt hervorzugehen ſchien. Er nahm die Veilchen mit der einen Hand, und zugleich mit der andern aus ſeiner Weſtentaſche ein ſchönes neues Zweigroſchenſtück, das er der unbeweglich daſtehenden Louiſe in die ihre legte; und darauf ging er weiter. Louiſe blieb wie verſteinert. Geld! für ihre Blumen, für ihre geliebten mit aller Sorgfalt gepflegten Veilchen — Geld! für des Gemiſch von herzüberwältigenden Gefühlen, die ſie nicht zu zerſetzen und zu nennen [illegible] — Geld! Sie warf die Münze mit Abſcheu von ſich. Dann fiel ihr ein, daß ſie doch von ihm komme, daß er ſie bei ſich getragen, daß ſeine Hand ſie berührt habe; — und ſie ſpähte ſo lange im Moos und im keimenden Gras umher, bis ſie ſie wiedergefunden hatte. Sie wiſchte die etwanig daran klebende Erde ſäuberlich ab und ſah das blanke kleine Geldſtück traurig und immer trauriger an, bis ihr die Thränen in die Augen traten, und ſie halblaut zu ſich ſelbſt ſprach: „Ach! ſo weiß er denn wirklich gar nichts von mir? gar nichts! gar nichts!“ Und ſo ſchlich ſie zurück in ihr Stübchen, an ihren Nähtiſch, mit einem unſäglich geknickten und gedemüthigten Herzen.

Es war ein kleiner Sonnenſtral von Freude, daß Cecil bei ſeiner Heimkehr den Strauß noch in der Hand hielt. Louiſe dachte jetzt nur an deſſen fernere Schickſale: ob er in's Waſſer geſtellt, ob er in einem Buch getrocknet, ob er vor Augen oder in der Hand gehalten werden würde. Nichts von dem Allen! Cecil warf ihn ſamt ſeinen Handſchuhen gedankenlos in ſeinen Hut. Dort fand ſein Diener die welken zuſammengetrockneten Veilchen, und warf ſie eben ſo gedankenlos in's Ofenfeuer, wo ſie einmal aufkniſterten und dann zwiſchen den Flammen ſpurlos verſchwanden. — Das Zweigroſchenſtück hingegen wickelte Louiſe ſorgſam in ein Stückchen Seidenpapier, verbarg es einſam in einem Fach ihres Nähtiſches, und holte es Abends und Morgens hervor, um es mit ſtiller Andacht zu betrachten — weil es aus ſeiner Hand kam.

Eines Sonntags an einem ſchönen Frühlingsmittag beſuchte Marianne ihre Freundin und forderte ſie zu einem Spaziergang auf. Louiſe war durch ihre einſiedleriſchen Gewohnheiten träge gemacht, und liebte nicht zu gehen und ſich viel zu bewegen. Marianne, ſchon von Natur beweglicher und leichtblütiger, hatte jetzt vollends einen dringenden Grund zu einem Spaziergang, nämlich einen neuen Strohhut mit einem roſenfarb und weißen ſchottiſchen Taffiband, den ſie, und in dem ſie ſich ſelbſt, wunderhübſch fand. Sie bat ſo lange und ſo eindringlich, bis Louiſe, die weder von ſich noch von ihrem Hut eine ſo vortheilhafte Meinung hegte, ihr nachgab. So gingen ſie denn auf dem Wall Arm in Arm, Marianne plaudernd und erzählend, Louiſe ſchweigſam zuhörend und heimlich fürchtend aber doch wünſchend, Cecil zu begegnen.

„Weißt Du, wer da gegangen kommt?“ fragte Marianne plötzlich in die Ferne deutend.

Louiſe erkannte ſogleich Cecil, ſagte aber herzhaft: „Nein.“

„O, dann will ich es Dir erzählen!“ rief Marianne.

„Still doch! ſagte Louiſe ängſtlich; ſprich doch nicht ſo laut von ihm .... oder laß ihn erſt vorübergehen.“

Das geſchah, ohne daß Louiſe den Muth gehabt hätte, ihre Augen aufzuſchlagen, ſo beſchämt war ſie noch immer wegen der bezahlten Veilchen. Dann erzählte ihr Marianne mit geringen Variationen, was der Vater bereits im Winter erzählt hatte, und fügte nur hinzu — was ſie durch ihre Kammerjungferbekanntſchaften wußte — daß er zu gar Niemand gehe, gar keine Geſellſchaft beſuche, und nicht eine einzige Bekanntſchaft gemacht habe. Das und ſein Familienname waren neu für Louiſe.

„Was kann er denn ſo für ſich allein treiben den ganzen lieben langen Tag?“ fragte ſie nachdenklich.

„Das mag der Himmel wiſſen! rief Marianne. Er ſchreibt wol ſehr viel; denn faſt jeden Tag, den Gott werden läßt, ſehe ich ſeinen Diener mit einem Brief in der Hand bei uns vorbei und zur Poſt gehen.“

„Und dann bekommt er auch wol viel Briefe?“

„Das weiß ich nicht! aber ich muß einmal meinen Vater danach fragen. — Es iſt doch immer zum Erſtaunen, daß ein ſo ſchöner junger Mann wie ein Einſiedler lebt.“

„Glogau mag ihm wol zu ſchlecht ſein,“ ſagte Louiſe ganz niedergeſchlagen.

„Und ich kann's ihm nicht verdenken, wenn er aus Berlin hergekommen iſt!“ rief Marianne.

Nach einigen Tagen trat ſie mit wichtiger und zufriedener Miene in Louiſens Stübchen, und ſagte ſogleich nach den erſten Begrüßungen:

„Louischen, ſo viel Briefe wie der Herr Forſter bekommt, bekommt ſonſt Niemand in ganz Glogau! Es iſt ordentlich ein kleiner Schatz für das Poſtamt — all dies Briefporto.“

„So? ſagte Louiſe gedehnt. Haſt Du denn Deinen Vater danach gefragt?“

„Ich fragte ihn ganz ſchlau, entgegnete Marianne, ob es wahr ſei, daß ſeit einigen Monaten ſo viel Briefe aus Amerika hierher kämen. Aus Amerika? fragte er verwundert. Oder aus Afrika, ſagte ich, und an den Herrn, der hier ſeit vorigem Herbſt wegen eines Duells gefangen ſitzt; ſo habe ich gehört. Warum nicht gar! antwortete der Vater; der Herr bekommt zwar Briefe in Menge, und von allen Ecken und Enden her; aber aus Europa ſind ſie doch ſämtlich. Siehſt Du, Louischen, nun wiſſen wir's!“

„Was wiſſen wir, liebe Marianne?“

„Nun, daß er ſich die Zeit mit Briefen vertreibt.“

„An wen kann er denn aber ſchreiben, wenn ſein Freund todt iſt und ſeine Braut auch?“ fragte Louiſe nachdenklich.

„Vielleicht an eine andere Liebſte!" rief Marianne luſtig.

„O Marianne, was ſagſt Du da! ſprach Louiſe mit traurigem verwerfenden Ton; er iſt ja noch in Trauer um die todte."

„Nun ja! drum eben ſucht er ſich bei einer lebendigen zu tröſten."

Dieſe Nachrichten, dieſe Scherze waren Dolchſtiche für Louiſe. Daß Cecils trübe Sehnſucht, ſein Gram, ſeine Gedanken einer todten Geliebten angehörten, fand ſie natürlich und rührend; einer lebenden — das erregte in ihr die brennendſte, qualvollſte Eiferſucht. Liebte er nur die Dahingeſchiedenen, nur Weſen, die über der Welt wohnten, war ſein Herz bei ihnen und todt — ſo beſchied ſie ſich mit ihrem Loos, ihn aus der Ferne ſchweigend, demüthig, verborgen anzubeten. Die Todten, ſo lange ihr Andenken friſch und warm iſt, ſind unbeſieglich! mit ihnen iſt keine Rivalität möglich. Iſt aber das Andenken kalt worden, dann ſind ſie ſchnell von der lebendigen Erſcheinung nicht blos beſiegt, ſondern vernichtet; dann iſt für ſie keine Rivalität möglich. Aber die Lebenden ſtehen auf gleichem Fuß einander gegenüber. Das Alles fühlte Louiſe dunkel; nur war ſie nicht im Stande ſich darüber Rechenſchaft abzulegen. Sie begann ſich unausſprechlich elend zu fühlen. Unausgeſetzt hatte ſie die Empfindung, als nage Etwas an ihrem Herzen. Sie nähte und nähte, immerfort gedankenlos, ſeelenlos. Sie wußte nicht, wohin ſich wenden mit ihrer heimlichen Qual, wußte nicht, wie ſie abſchütteln, wie ſich von ihr zerſtreuen und wodurch. Sie hatte keine Beſchäftigung außer ihrem Nähzeug; keine Geſellſchaft außer ihrem ſtrengen Vater und ihrer langweiligen Mutter, die Beide keine Ahnung von dem innern Leiden der Tochter hatten, — und freilich auch Marianne! aber ſie ſcheute ſich der luſtigen kecken Marianne ihr trauriges Geheimniß mitzutheilen, umſomehr da die ſchon ein Paarmal geſagt hatte:

„Louischen, Du biſt verliebt! ich weiß nur nicht in wen, aber ich werd' es ſchon herausbekommen. Schäme Dich, daß Du kein Vertrauen zu mir haſt! das vergeb' ich Dir nie, nie und nie!“

Ganz entſetzt hatte Louiſe dann immer dieſen Mangel an Vertrauen geleugnet, und auch wirklich ſchon verſucht, der Freundin ihren Herzenszuſtand zu offenbaren; allein immer war es ihr, als müſſe ſie an dem erſten darüber geſprochenen Wort ſterben. Sie hatte jetzt nur einen Wunſch: einen Brief von oder an Cecil zu haben, zu leſen. Sie wußte wol, daß es Unrecht ſei; doch wie ſollte ſie ſonſt erfahren, ob Mariannens Behauptung wahr ſei? Sie zermarterte ſich mit Planen, von denen einer ſo unausführbar als der andre war. Oft ſaß ſie unbeweglich da, die Hände mit der Arbeit ſchlaff in den Schooß geſunken, den Kopf auf die Bruſt geneigt, das Auge ſtarr, und eben ſo ſtarr die Seele einem Punkt zugewendet — einem Punkt, der nie ihrem Blick entſchwand, und den ſie doch nie erreichen konnte. Es ging ihr wie Meeresfluten über die arme Seele fort, die nicht kämpfen noch ringen konnte, und ſehr bald den feſten Grund verlor. Sie war wie ein Ertrinkender, der ohne ſchreien zu können erſtickt, und der untergeht, weil Niemand ſeine Gefahr ahnt. — —

O Ihr Eltern! ſeid aufmerkſam auf Eure Töchter! wann hat es wol je ſo viel traurige Krankheiten, Schwermuth, Hypochondrie, Nervenſchwäche, ja Irrſinn für junge Mädchen gegeben, als eben jetzt? wann hat ſich die traurige Disharmonie in ihren innern Zuſtänden fühlbarer gemacht? wann hat ſich die Ausbildung einer Richtung, einer Fähigkeit auf Koſten des Geſamtweſens in betrübenderen Reſultaten gezeigt, als eben jetzt? Gewiß kennen wir Alle wenigſtens ein ſolch armes junges Weſen, deſſen Gaben dermaßen untereinander aus dem Gleichgewicht gekommen ſind, daß die Vernunft ſie nicht mehr in ihren Fugen zuſammenhalten kann. Der Grund davon iſt faſt immer eine vernachläſſigte Erziehung oder eine überreizende. Im erſten Fall wuchert die Phantaſie auf dem unangebauten, und doch warmen und reichen Seelenerdreich; im zweiten wird dem Geiſt oder dem Talent überſpannende und daher nicht ausreichende, nicht nährende Speiſe geboten. In beiden Fällen wird es der geringſten körperlichen Verſtimmung leicht gemacht, zerrüttend auf die geiſtige Organiſation zu wirken, und in beiden Fällen liegt das Herz brach, darbend an ſchönen geſunden natürlichen Gefühlen. Iſt das nicht fürchterlich traurig, weil es ſo ganz wahr iſt? —

„Wie das Mädel konfus iſt! ſagte der alte Müller zuweilen ganz verdrießlich, wenn Louiſe in Gedanken vertieft daſaß, nicht hörte, wenn man mit ihr ſprach, verkehrte Antworten gab, tagelang nichts aß. Wo haſt Du denn aber Deinen Kopf, dummes Ding!“ fuhr er ſie dann zornig an.

„Ich weiß nicht, Vater!“ rief ſie geängſtigt, aus ihren Träumen und durch harte Worte in die Wirklichkeit zurückverſetzt. Sie wurde immer ſtiller, ihr Auge immer trüber, ihr Herz immer ſchwerer. Es war Sommer geworden, Cecil machte Abends ſeine täglichen Promenaden; da ſaß ſie denn auf der Bank vor ihrer Thür, und ſah ihn kommen und gehen. Er hatte die Trauer um Nandine mit dem Jahrestag ihres Todes abgelegt; er hatte von Guntram glückverheißende Nachrichten über ſeine Begnadigung und den Wiedereintritt in die Carriere bekommen. Die Flügel regten ſich wieder, die Luſt am Leben wachte wieder auf; die Hoffnung ſchmolz den Gram aus der Bruſt und vom Antlitz, deſſen Schönheit ſtralend hervorbrach. Das ſah Louiſe, ohne die Urſach zu kennen.

Marianne hatte Recht! murmelte ſie. Er wird wol eine Andre lieben. Aber wen? aber wo? und kann er denn ſo treulos vergeſſen? .... Wüßt' ich nur Alles ganz genau, ganz gewiß, ſo würde mir wieder beſſer zu Muthe werden. — Und all ihre Gedanken richteten ſich darauf einen Brief zu leſen, der ihr Auskunft geben könne. Sie wurde wieder etwas muntrer, etwas geſprächiger. Marianne, die den Eltern geſagt hatte, Louiſe komme ihr krank und ſeltſam vor, beruhigte ſich wieder, und um ſo leichter da die Eltern verſicherten, Louiſe ſei nur darum zerſtreut und ein bischen träge, weil der Sommer ſo drückend heiß ſei. Die friſchere Luft des Frühherbſtes traf mit ihrer ſcheinbaren Erkräftigung zuſammen.

Louiſe wußte es ſo einzurichten, daß ſie häufige

Gänge in die Stadt thun mußte, und zwar immer zu der Stunde, wo der alte Kraft ſeine Briefe, welche die Berliner Poſt brachte, austrug. Durch große Aufmerkſamkeit und viele vorſichtige Fragen hatte ſie das ausgekundſchaftet, und die Berliner Poſt ſchien ihr beſonders wichtig, weil Cecil von dort gekommen war. Sie ſuchte dann immer dem Kraft zu begegnen oder noch lieber ein Stückchen Weges mit ihm zu gehen, und nach Mancherlei zu fragen, was ſeines Amtes und Berufs, aber doch ganz unverdächtig war. Der alte Müller hatte zwar über ihre häufigen Gänge in die Stadt als über nichtsnutzige Zeitverſchwendung gezankt; doch die Mutter hatte diesmal Louiſe in Schutz genommen und ſie mit den Worten vertheidigt: es ſei geſund, ſich täglich die Füße ein wenig zu vertreten, ſonſt ſteige das Blut zu Kopf, und ſie ſelbſt hätte nimmermehr 55 Jahr alt werden können, wenn ſie in ihrer Jugend Louiſens ſitzende Lebensweiſe hätte führen müſſen. So behielt ſie denn die zur Ausführung ihres Plans erforderliche Zeit. Manches Mal war ſie ſchon dem Kraft in der Gegend von Cecils Wohnung begegnet, und nie hatte er Briefe für ihn! immer kam ein ſolcher einen Tag vorher oder nachher! Louiſe war ſchon halb muthlos geworden durch die ſtets wiederkehrende und ſtets fehlſchlagende Erwartung; doch der Gedanke, daß dies die alleinzige Möglichkeit ſei, um Cecils Verhältniſſe zu ergründen, gab ihr Beharrlichkeit.

Eines Tages klagte ihr der Briefträger bitter, wie mühſelig ſein Amt mit dem wachſenden Alter werde, bei Wind und Wetter umher zu laufen, von Haus zu Haus, Treppauf, Treppab; im Zugwind zu ſtehen, auf die Bezahlung zu warten. Louiſe beklagte ihn ſehr, und als ſie an ein Haus kamen, wo ein Brief eine Treppe hoch abgegeben werden mußte, ſchlug ſie ihm vor, ihn dort hinauf zu bringen. Allein er dankte ihr und ſagte: So lange ſeine alten Beine ihn trügen wolle er ſeine Pflicht thun. Am andern Tage regnete und ſtürmte es heftig. Louiſe wußte nicht, ſollte ſie gehen oder bleiben. Es wird doch umſonſt ſein, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; vielleicht verfehle ich Kraft bei dem böſen Wetter, oder vielleicht iſt er krank und ein Andrer trägt gar die Briefe aus, ein Andrer, den ich nicht kenne, von dem ich nichts erfahre. Aber wenn ich heute nicht gehe, ſo verliere ich vielleicht die einzige Möglichkeit!.... Nein, ich muß gehen! ich muß mir ohnehin ſchottiſchen Zwirn kaufen. — — — Sie warf ein Tuch um, nahm den Regenſchirm, ſteckte den Geldbeutel ein, und lief ſo geſchwind hinaus, als wolle ſie ſich jede fernere Überlegung abſchneiden. Sie lief gradeswegs der Straße zu, wo Cecil wohnte, und gewahrte auch wirklich den Briefträger. Wenn ich nur nicht zu ſpät komme! dachte ſie mit jener namenloſen Angſt, die uns ergreift, wenn wir uns entſchloſſen haben etwas zu thun, wovon wir wohl wiſſen, daß es Unrecht iſt, wovon wir aber nicht laſſen wollen und nun fürchten, daß wir es müſſen. Sie ereilte den Briefträger und grüßte ihn.

„Wo kommen Sie denn her, Louischen! rief er verwundert. Es iſt ja Wetter, daß man keinen Hund — ſondern nur einen Briefträger herausjagt, und wenn ihm auch das Fieber in allen Gliedern ſteckt .... wie mir.“

„Ach Gott, ſagte Louiſe mitleidig, Sie ſehen ja aus, als hätten Sie drei Tage im Grabe gelegen! Sie müſſen recht krank ſein.“

„Freilich, mein Kind, freilich! doch wer fragt danach? Vorwärts! heißt es, da ſind die Briefe! marſch! — und ich muß in jedes Wetter hinaus, und hier nun gar zwei Treppen hinauf klettern.“ Er blieb mit einem Päckchen Briefen in der Hand wie um ſich momentan auszuruhen in der Thür des Hauſes ſtehen, das Cecil bewohnte.

„O geben Sie her, ich lauf' geſchwind hinauf!

rief Louiſe und nahm ihm die Briefe ſo haſtig fort und ſprang ſo eilig die Treppe hinan, daß er nur Zeit hatte ihr nachzurufen:

„Zwei Treppen hoch! beim Bedienten abzugeben! und 1 Thaler 10 Groſchen Porto." — Dann lehnte er ſich an die Wand und wartete auf ihre Rückkehr.

Louiſe kam auch bald zurück, denn oben hatte ſie die Briefe in ihre Taſche geſteckt, das Geld aus ihrem Beutel genommen, und nun zählte ſie es dem Briefträger auf, wünſchte ihm gute Nacht und gute Beſſerung und lief pfeilgeſchwind heim. Sie hatte drei Briefe an Cecil! — obwol ſie nie einen Brief bekommen hatte, obwol ſie unſre verfeinerte Erziehung nicht kannte, welche eine Indiscretion daraus macht, wenn man Jemand anſieht, während er einen Brief lieſ't — ſo ſagte ihr doch das natürliche Rechtsgefühl, daß ſie etwas Nichtswürdiges thue, indem ſie fremder Leute Briefe erbreche. Aber das Verlangen, etwas über ihn, von ihm zu erfahren, und die Gewißheit, daß ihr kein andres Mittel zu Gebot ſtehe, überwog jede Bedenklichkeit, jede Furcht, jeden Selbſtvorwurf. Sie mußte noch ein Paar Stunden ſcheinbar ruhig bei den Eltern zubringen, ehe die nächtliche Einſamkeit ſie vor jeder Störung ſchützte. Während dieſer Stunden waren jeder Pendelſchlag der großen Wanduhr, und jeder Pulsſchlag in ihren Adern, wie ebenſoviel Hammerſchläge, welche jede Secunde in ihr Gehirn hammerten. Um 9 Uhr ging ſie in ihr Zimmer wie Jemand, der von der Folter kommt, halb bewußtlos, mit gebrochenen Gliedern, abgemattet, unfähig jeder Überlegung. Wie ein Lebensmüder Gift nimmt und dazu denkt: „Das wird mich retten!“ — ſo nahm ſie die Briefe hervor, ſchnitt mit ihrem ſchärfſten Trennmeſſer den Umſchlag auf der Seite auf, und zog die Blätter vorſichtig heraus. Der erſte Brief war aus Magdeburg von Cecils Schweſter Auguſte, und voll ſo ausführlicher und umfaſſender Familiennachrichten, daß Louiſe meinte, nachdem ſie die acht Seiten geleſen, ſie kenne die ganze Familie ſo genau, wie ſich ſelbſt. Der zweite war aus Königsberg von Sigismund, und enthielt faſt gar keine Äußerlichkeiten, ſondern meiſtens Beziehungen auf das innere Leben, auf Schickſale, Stimmungen, Erfahrungen und Hoffnungen. Louiſe kannte den Zuſammenhang all dieſer angedeuteten Momente nicht, und war nicht im Stande, Sigismunds ſcharfem und bezeichnendem Ausdruck ſo leicht zu folgen, als Auguſtens beſchreibender Phraſeologie. Nur das Eine verſtand ſie ſehr gut, daß Sigismund die beſtimmte Zuverſicht ausſprach, Cecil werde binnen Jahresfriſt begnadigt und der Haft los und ledig werden. — Dann geht er und ich ſehe ihn nie wieder! ſprach ſie mit dumpfer Verzweiflung halblaut, und ebenſo wiederholte ſie ſeinen Namen, dieſen ſeltſamen, fremdlautenden, anmuthigen Namen, den ſie nie gehört, nie geleſen, und der für ihn allein erfunden ſchien. — Der dritte Brief war noch übrig. Er ſah ſo zierlich aus im buntbemalten Umſchlag, er duftete ſo angenehm, daß er dem unverwöhnten Auge Louiſens wie ein köſtliches Kleinod erſchien. Grade deshalb kam er ihr höchſt gefährlich vor, und in ihn verlegte ſie den Aufſchluß, über das was ihr am Wichtigſten war. Nachdem ſie zitternd die Enveloppe aufgeſchnitten, entfaltete ſie mit fürchterlicher Beängſtigung das äußerſt fein beſchriebene ſpiegelglatte, blumenumrankte, ſtark parfümirte Blatt. Es flimmerte ihr vor den Augen; ſie deckte ſie mit der Hand zu, um ſie auszuruhen, um ſich zu faſſen; dann verſuchte ſie zu leſen. O Jammer! er war in fremder Sprache geſchrieben! Nichts verſtand ſie, gar nichts! nicht einmal die Überſchrift „Bruxelles“. kaum die Unterſchrift „Lolly.“ Aber dieſer einſame Name Lolly, aber dieſe fremde Sprache ſchienen ihr Alles zu erklären: es war eben eine ferne Geliebte! — Wer weiß denn, ob er um eine Braut getrauert hat, dachte Louiſe; in den Briefen ſeiner Geſchwiſter iſt ja gar nicht von einer ſolchen geredet. Er wird um ſeinen Freund getrauert haben, und keine Todte lieben, ſondern eben dieſe Lolly, die eine Franzöſin oder Engländerin — wenigſtens in keinem Fall ſeine Schweſter iſt.

Das Herz drohte ihr zu brechen. Sie weinte nicht. Mit trocknen Lippen, mit brennenden Wangen, mit heißen Augen, ſtarrte ſie das Blatt an, und las darauf nichts als ſeinen Namen Cecil und ihren Namen Lolly. Nun iſt's entſchieden, murmelte ſie, nun iſt's gut! ich weiß was ich wiſſen wollte; ich weiß Eines und Alles. Cecil und Lolly. Im ſtumpfen Hinbrüten durchwachte ſie die Nacht. Als der Tag graute, als die Mutter anfing im Häuschen umher zu tappen, da weckte die knarrende Küchenthür Louiſe aus ihrer Seelenerſtarrung. Es war ja Unrechts genug, die Briefe geleſen zu haben, unterſchlagen durfte ſie ſie nicht, Krafts wegen; das ſagte ſie ſich inſtinktmäßig. Sie klebte mit Gummi vorſichtig den feinen Schnitt zu, nachdem ſie alle Blätter genau in die Umſchläge zurückgeſchoben; und dann verwahrte ſie ſie in ihrer Taſche. Zur gewöhnlichen Stunde der Briefvertheilung wollte ſie ſie abgeben.

Als ſie im Begriff war, Krafts geſtriger Weiſung gemäß, die zweite Treppe hinaufzuſteigen, flog es ihr wie ein Blitz durch den Kopf, doch lieber zu Cecil ſelbſt zu gehen, ihn zu ſehen, mit ihm zu ſprechen .... zum erſten, zum einzigen Mal. Sie klopfte an die erſte beſte Thür. Cecil rief Herein! Sie trat ins Zimmer und blieb an der Thür verzagt ſtehen. Cecil ſaß am Schreibtiſch; er trug einen Hausrock von ſchwarzem Sammet. Er blickte lebhaft auf, fixirte Louiſe mit ſeinen großen glänzenden Augen und fragte ein wenig verwundert aber freundlich:

„Was wünſchen Sie?“

Verzaubert von ſeinem Blick, von ſeiner Stimme, blieb Louiſe ſtumm und unbeweglich. Sie konnte nicht antworten, denn ſie hatte nichts verſtanden; ſie ſah und hörte nur wie hinter einem goldnen Schleier. Sie fuhr auf und kam zur Beſinnung, als Cecil mit ſtarker Stimme und ſtrengem Blick ſprach:

„Nun? was wollen Sie? reden Sie.“

Sie murmelte ein Paar unverſtändliche Worte und zog die Briefe hervor. Cecil ſtand auf, nahm ſie und fragte:

„Wie kommt denn das? iſt der Briefträger krank?“

„Ja, antwortete Louiſe, geſtern ſchon!.... und die Briefe hätten auch ſchon geſtern abgegeben werden müſſen. Nehmen Sie es nicht übel."

„Es thut nichts! ſind Sie die Tochter des Briefträgers?" ſagte Cecil gütig.

„Ja .... o Gott" .... ſtammelte Louiſe.

„Die kleine Verſpätung iſt unwichtig; ſein Sie darüber ruhig!" ſagte er freundlich, und gab ihr das Poſtgeld.

Sie hätte ſich gern vor ihm niedergeworfen und um Vergebung gebeten für ihre Schuld, ihre Thorheit, ihre Lüge; doch ſie wagte es nicht! er ſtand ſo groß, ſo gebieteriſch vor ihr. Nur als ſie das Geld nahm, bückte ſie ſich, küßte flüchtig ſeine Hand, ſagte beklommen: „O, ich danke," und war raſch zur Thür hinaus.

Cecil dachte: Wie dieſe Leute eingehetzt ſind in der Pünktlichkeit! das arme Ding war ja in Todesangſt über die Unordnung ihres Vaters. — Dann ſetzte er ſich bequem im Lehnſtuhl zurecht und las mit großem Behagen ſeine Briefe ohne im Geringſten den wahren Zuſammenhang zu ahnen.

Als Louiſe zurückkam, ſank ſie erſchöpft auf's Bett, und ſtreckte ſich müde und lang aus — wie zum Sterben. Es war aber noch gar nicht die Stunde um ſchlafen zu gehen, und die Eltern fanden dies Benehmen höchſt befremdlich.

„Biſt Du krank?“ fragte der alte Müller barſch.

„Nein!“ ſagte ſie, immerfort ganz unbeweglich und mit geſchloſſenen Augen auf dem Bette liegend.

Er rüttelte ſie rauh am Arm; ſie veränderte ihre Stellung nicht. Er hatte Luſt ſie zu ſchlagen; die Mutter meinte, ſie möge doch wol krank ſein, und da dürfe man ihr nichts zu Leide thun. So blieb Louiſe denn liegen bis am andern Tage zu der Stunde, wo Cecil vorüber zu gehen pflegte. Da ſtand ſie auf, ſetzte ſich an's Fenſter, wartete auf ſein Kommen und Zurückkommen, und ſank dann wie in Lethargie auf ihr Bett zurück. Sie ſprach nicht, antwortete nicht; beſchäftigte ſich nicht. Der Vater war heftig erzürnt und wollte ſie ſtrafen und züchtigen, damit ſie wieder zur Beſinnung käme; die Mutter wollte das nicht zulaſſen, und fürchtete ſich doch vor der Tochter. Endlich kam Marianne; doch auch ihr Zuſpruch machte nicht den geringſten Eindruck auf Louiſen. Marianne war bereits drei Stunden bei ihr geweſen, und ſie hatte nicht mit der Wimper gezuckt, nicht den kleinen Finger geregt. Da ſchlug es ein Uhr. Sie erhob ſich, ſetzte ſich auf ihren Platz im Fenſter und ſtarrte hinaus. Als ſie einen gewiſſen Schritt hörte, wurde ſie aufmerkſam, und als ſie Cecil gewahrte, flog ein heller Glanz durch ihr trübes Auge. Sie bog ſich vor um ihm ſo lange wie möglich nachzuſchauen, immer mit ſtralendem Antlitz. Nachdem er verſchwunden war, wich der freudige Ausdruck und machte einem völlig ſtumpfſinnigen Platz. Eine Stunde ſpäter wiederholte ſich genau dieſelbe Scene, nur mit dem Unterſchied, daß Louiſe nun das Fenſter verließ und ſich wieder aufs Bett ſtreckte. Marianne hatte Alles genau beobachtet, und die traurige Wahrheit dämmerte in ihr auf. Sie kam mehrere Tage hintereinander wieder, und wurde immer mehr darin beſtärkt. Darauf ging ſie zum Arzt, der ihren Vater kürzlich behandelt hatte, vertrauete ihm ihre Muthmaßungen, und führte ihn zu Louiſen. Deren Eltern wollten nichts von einem Arzt wiſſen, der nun einmal vom gemeinen Mann faſt durchgehends mehr als der Tod gefürchtet wird. Doch Kraft, der eben geneſen war und Vertrauen zu ſeiner Behandlung gefaßt hatte, redete dem alten Müller ſo dringend zu, und machte es ihm zu einer ſolchen Gewiſſensſache, daß er die ärztliche Behandlung nicht von Louiſen abweiſen durfte. Und ſo ergab ſich denn bald, daß das Licht der Vernunft und die Kraft des Willens ſie verlaſſen hatten. Sie blieb immer ruhig, unſchädlich, ſittſam; ſie war nicht ſowol in Wahnſinn als in Blödſinn verfallen; nur während der zwei Minuten, wo ſie täglich Cecil durchs Fenſter ſah, wurde ihre Seele halb wach; übrigens ſchien ſie zu ſchlafen.

Der Arzt ging zu Cecil und ſagte ihm nach ärztlicher Weiſe unumwunden, wovon es ſich handle: das Mädchen habe den Verſtand verloren durch ihn oder aus Liebe zu ihm — und was er davon wiſſe. Cecil erwiderte, das müſſe wol ein arges Mißverſtändniß ſein, denn er habe wie ein Karthäuſer gelebt, Niemand kennen gelernt und wiſſe nichts von einer Louiſe Müller, oder einer Thorſchreibertochter. Als der Arzt ihn fragte, wie und wo er ſeine täglichen Promenaden mache, antwortete Cecil ruhig:

„Herr Doctor, Sie thun dieſe Frage aus Menſchenliebe für Ihre beklagenswerthe Patientin, und darum will ich Ihnen auch ſehr gern und aufrichtig Rede ſtehen. Nur aber muß ich Sie dringend bitten, den Verdacht eines alltäglichen Liebeshandels von Hauſe aus ſchwinden zu laſſen, denn er würde Sie befangen machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Perſon nicht kenne, von der Sie reden.“ — Dann erzählte er dem Arzt von ſeinem einſamen, regelmäßigen Leben, ſeinen Beſchäftigungen, ſeinen Gewohnheiten mit der Ruhe eines Menſchen, der ſich auf keine Weiſe das Unglück eines Andern vorwerfen darf. Sie ſprachen lange zuſammen, und ſchließlich bat ihn der Arzt, ſeine Spaziergänge vor der Hand in einer andern Richtung zu machen.

Als Cecil am nächſten Tag nicht zur gewohnten Stunde vorbeiging, blieb Louiſe vielleicht zehn Minuten in der Stellung einer Lauſchenden, Wartenden. Dann ſchrie ſie hell auf: „Er iſt fort!“ und ſank zu Boden. Sie war ohnmächtig. Der Arzt, der bei dieſer Szene gegenwärtig war, hoffte auf eine Kriſis. Aber Louiſe erwachte nur zum animaliſchen Leben, nicht zum Bewußtſein. „Cecil und Lolly!“ wiederholte ſie einige Mal und verſtummte dann wieder.

Der Arzt ging nachdenklich zu Cecil und ſagte: „Entſchuldigen Sie meine Fragen, die Ihnen läſtig, zudringlich, unnütz erſcheinen müſſen, und zu denen mich doch wahrlich nur ein Intereſſe der allerernſteſten Art veranlaſſen kann. Heißen Sie Cecil?“

„Ja!“ entgegnete der.

„Und wer iſt .... ich bitte Sie — wer iſt Lolly?“

„Die einzige Lolly, die ich kenne, erwiderte Cecil höchſt befremdet, iſt meine Couſine.“

„Und in welcher Verbindung ſtehen Sie mit ihr?“

„In der freundſchaftlichſten, und in einer lebhaften Correſpondenz.“

„Nun ſehen Sie! dieſe beiden Namen, Cecil und Lolly, hat die Louiſe Müller vorhin viermal wiederholt.“

„Herr Doctor, Ihre Patientin ſcheint mir nicht ſowol geiſteskrank als clairvoyante zu ſein.“

„Es fehlen alle Symptome des magnetiſchen Schlafes, doch keines des Irrſinns,“ entgegnete kopfſchüttelnd der Arzt.

Cecils Neugier war lebhaft erregt. Er glaubte dennoch an den Zuſtand des Hellſehens bei der Kranken, und wünſchte ſie zu ſehen. Der Arzt wußte nicht, welchen Eindruck ſeine Erſcheinung auf ſie machen würde, und erlaubte es nicht: als aber ihr Stumpfſinn mehre Tage hindurch ganz gleich blieb, da glaubte er, daß Cecils Anblick durch die Überraſchung der Freude vielleicht wohlthätig auf ſie wirken könne. Er nahm ihn mit. Dann ging er zuerſt zu Louiſen hinein und ſagte:

„Wachen Sie auf! Cecil kommt.“

„Nein, antwortete ſie ganz vernehmlich, er kommt nicht, er iſt fort, zu Lolly. Cecil und Lolly.“

Auf einen Wink des Arztes trat Cecil ein. Aber Louiſe erkannte ihn nicht mehr. Für ſie war er fort und bei Lolly. Cecil hingegen erkannte in ihr höchſt überraſcht die Briefträgertochter, die ihm einmal Briefe gebracht, und ängſtlich wegen der

Verſpätung um Verzeihung gebeten hatte. Er ſagte das dem Arzt. Man forſchte nach, man fragte, man zog Kraft zur Rechenſchaft, und ſo kam man denn ungefähr zur Wahrheit; — umſomehr, da Marianne in Trauer und Thränen aufgelöſt erklärte: ſie habe ſchon ſeit Monaten eine beklemmende Veränderung, eine ſtarre Verſchloſſenheit und Einſylbigkeit an Louiſen wahrgenommen, und ihr oft im Scherz geſagt: ſie ſei heftig verliebt. Louiſe habe das immer geleugnet. Doch ſie ſei jetzt wie von ihrem Leben überzeugt, daß Louiſe an ihrer unſeligen Liebe für Cecil erkrankt ſei.

Und ſo war es wirklich. Sie genas nicht wieder. Als der chimäriſche Stab zerbrach, um den ſie ihre Liebe geſchlungen hatte, da fiel dieſe zu Boden und in den Staub wie wilde Ranken, denn die Phantaſie hatte nichts mehr, woran ſich zu knüpfen, und ſie allein hatte dieſe Liebe alimentirt. Wer mit ſeinem Herzen lebt, verfällt ſchwerlich in dieſe Geiſtesnacht. Im Herzen wohnt der Glaube, die Klarheit, die Kraft. Es kann zittern, leiden, entbehren, brechen in ſeinen Qualen und Schmerzen; aber ungeſtört flammt das Seelenlicht über ihm, wie ein ewiges Lämpchen über einem Grabmal. Das Herz iſt der Schwerpunkt im menſchlichen Weſen; dieſes hält aus und zuſammen, ſolange die Fähigkeiten ſich dort concentriren, von dort aus ſich verbreiten, wie aus einer Quelle im Gebirg die Bäche ins Thal hinabrieſeln. Bekommt irgend eine andere Fähigkeit die Oberhand, ſo wird das Gleichgewicht leicht verrückt und kann, wenn es auf die Spitze getrieben wird, in gänzliche Störung der innern Harmonie ausarten.

Cecil war zerſchmettert durch dies Ereigniß, deſſen allendlichen Ausgang er nicht mehr in Glogau erlebte. Er litt fürchterlich und auf jede Weiſe. Sein geſundes Gefühl litt an dem nicht wegzuräſonnirenden Schmerz, daß er, ſchuldlos wie der Wanderer im Gebirg, durch ſeinen Schritt die Lavine gelöſt, die eine ſolche Verheerung geſtiftet hatte. Sein Stolz litt durch die Muthmaßungen, an denen die Welt ſo reich iſt, und die ihm auf keine Weiſe, nicht einmal von den beſten Freunden geſpart wurden: inwiefern er an dieſer Cataſtrophe Schuld ſein möge. Seine Eitelkeit litt durch den Gedanken: Andre könnten es für möglich halten, daß er, der elegante, verwöhnte, feingebildete Mann zu einem Liebesverhältniß der allerinferiörſten Art herabgeſtiegen ſei ja ſogar es nicht verſchmäht habe, einer ſo grundhäßlichen Perſon und aus der letzten Claſſe des Volks den Kopf zu verdrehen. Wäre ſie wenigſtens ſchön geweſen! — So aber fühlte er ſich gekränkt bis zur Beleidigung, und ſein Zorn über die Verkehrtheit des Mädchens überwog tauſendfach ſein Mitleid. Dieſer Zorn ſprach ſich in Äußerungen der tiefſten Bitterkeit über ſein Schickſal aus, und die Seinen fingen an, ihn als einen zum Unglück Prädeſtinirten zu betrachten, deſſen glänzende Gaben ein neidiſches Geſchick und das Glück, das nur dem Unbedeutenden hold iſt, — wider ihn ſelbſt kehrten.

Aber das Schickſal erzieht den Menſchen anders, als der Vater das Kind. Der ſpricht: „Böſes Kind, Du haſt Deine Lection nicht gelernt; — dafür mußt Du nacharbeiten. Du haſt genaſcht; — dafür mußt Du faſten. Du haſt gelogen; — dafür bekommſt Du auf die Finger.“ Vergehen und Strafe folgen ſich unmittelbar wie Blitz und Donnerſchlag, damit das Kind ihren innern Zuſammenhang faſſe. Das iſt nicht nöthig für den reiferen, an das Nachdenken gewöhnten Menſchen, der die Wege des Lebens verſteht, und daher ſehr wohl weiß, daß, wenn er hier in eine Schlucht geſtiegen oder geſtürzt iſt, er da oder dort, ſo oder anders, ſich wieder aus ihr herausarbeiten muß. Zu ihm ſpricht das Schickſal mehr in Warnungen, in Mahnungen, in indirecten Weiſungen, als in jener primitiven elterlichen Weiſe. So kommt es denn oft, wenn trübe Ereigniſſe, große Schmerzen über uns einbrechen, daß wir faſt vorwerfend zum Schickſal, oder zum Lenker der Schickſale, zu Gott, aufblicken und mit lauter Klage oder ſtummer Bitterkeit fragen: Woher kommt mir das? wodurch hab' ich das verſchuldet? — ohne daß wir in der Gegenwart, ſogar in der Vergangenheit nicht immer, den Grund davon entdecken können. Dennoch beſteht immer ein geheimer Zuſammenhang zwiſchen ſolchen ſcheinbar räthſelhaften Ereigniſſen und uns ſelbſt, möge dies Selbſt nun Handlung, Weſenheit, Character, Erſcheinung, oder das Alles zuſammen ſein. Dennoch müſſen wir immer früher oder ſpäter erkennen, daß ſolche unvorhergeſehene und unberechenbare Erlebniſſe — Schickungen ſind; warnende, trauernde, rächende, ſegnende Boten, die uns zur Einkehr in uns, zum Rückblick auf uns mahnen ſollen. Wohl dem, der ſie nie mißverſtanden hat!

Cecil kam nach Berlin zurück. Der Miniſter wollte nicht, daß man ſagen, daß Cecil ſelbſt glauben dürfe, er habe nur den künftigen Schwiegerſohn in ihm protegirt; er gab ihm die Secretärſtelle bei der Legation in Frankfurt. Auf der Reiſe dahin ſah Cecil ſeine ganze Familie wieder; ſeine Mutter, all' ſeine Geſchwiſter, die geliebte Pflegemutter mit ihrem Mann und ihren Töchtern.

Doch er war der Alte nicht mehr, der fröhliche Jüngling nicht, der vor einigen Jahren ſo glücksgewiß, ſo zukunftsfreudig nach Italien zog. Er war damals im Beginn der Lebensreiſe, ganz friſch, ganz muthig, ganz unverwundet. Ein ſolcher Moment hat noch für Niemand lange gewährt. Das Erſte, was ſich an ihn hängt und unzerſtörbare Spalten oder Narben auf ihn wirft, iſt der Ballaſt der Erinnerungen. Stark und unermüdlich kann man mit ihnen gehen; — aber man fliegt nicht mehr. Golden oder eiſern, Ketten ſind ſie immer!

In ſeiner Familie fühlte Cecil ſich gar nicht heimiſch. Sie waren Alle in Magdeburg verſammelt bei ſeiner Schweſter Auguſte. Die war ihm zu pretentiös! ſie hatte gewiſſe kleine, ſogenannte elegante Manieren angenommen, die ihm in ihrer Stellung und ihren Verhältniſſen lächerlich vorkamen. Er ſuchte ihr beizubringen, ſie ſei noch mit nichten elegant, weil ſie ein Sammtkleid hätte und es etwa zweimal im Winter anzöge, und weil ſie ihre ſchönen geſtickten und mit Spitzen beſetzten Pelerinen Abends umbinge, wenn ſie Beſuch erwarte, während ſie den ganzen Tag nur einen Foulard um den Hals knüpfe. Dergleichen Äußerungen mißfielen ihr ſehr, denn ſie that ſich ein wenig darauf zu gut, gute Wirthin zugleich und elegant zu ſein; und er ſetzte dieſe letzte Eigenſchaft beträchtlich in Zweifel. Mit ſeines Schwagers zuweilen etwas barſchen Scherzen und ſeinen vertraulichen ungeglätteten Manieren befreundete er ſich noch weniger, obgleich deſſen gute Laune ihm gefiel. Sigismund imponirte ihm jetzt wie einſt durch ſeinen ruhigen Character, durch ſeine ernſte Richtung, durch ſein einfaches Streben, ein tüchtiger Menſch grade auf der Stelle zu ſein, die er einnahm, — während er ſelbſt hauptſächlich auf der Stelle, die er dereinſt einnehmen würde, ſich glänzend bewähren wollte. An den Glanz dachte Sigismund nie, Cecil immer. Zur Sympathie gehört Gleichheit der Charactere; die der Neigung, der Anſichten kann ſie entbehren. Bei den Brüdern war es grade umgekehrt! ſie begegneten ſich wol in allgemeinen gleichartigen Anſichten, aber ſie nahmen nicht denſelben Standpunkt ein.

„Mein Bewußtſein — das iſt mein Glück!“ ſprach Sigismund; und Cecil ſagte:

„Auch mein Glück iſt eins mit innerer Befriedigung; aber ſie muß auf äußern Erfolg ſich baſiren, ſonſt ſpielt man leicht Comödie mit ſich ſelbſt, und hängt ſich an den Schatten ſtatt an das Weſen.“

„Nicht doch! erwiderte Sigismund, der Erfolg iſt oft, meiſtentheils ſogar, nur der Schatten des

Weſens, und was ich gewollt, nicht was ich erreicht habe, iſt mein Glück."

„Vollbringen — iſt das meine," ſprach Cecil.

„Wer hat vollbracht?" fragte Sigismund.

„Der, welcher mit allen Kräften geſtrebt hat."

„Mit allen? nein, Bruder! nur mit den guten."

„Auch die böſen können nützlich dienen, wenn ſie unterworfen, gezügelt, beherrſcht werden, wie die Galeerenſclaven im Bagno .... —"

„Wo die Aufſicht ſo mühſelig iſt, daß jener Nutzen ſie nicht aufwiegt."

„Du ſtrebſt nach einer idealen Glückſeligkeit, Sigismund, die in der Welt nicht zu realiſiren iſt."

„Und Du, lieber Cecil, nach einer realen, die es gewiß ebenſowenig iſt."

Die gute ſanfte Mutter hatte die Ehrfurcht, welche ſie ehedem vor ihrem Mann gehegt, in geringerem Grade auf ihre Söhne übertragen, die für ſie Orakel waren — und zwar ſo, daß Derjenige, welcher zuletzt mit ihr ſprach, immer Recht hatte. Sie ſtellte ſich vor, was ſie ſelbſt leiden würde, wenn Cecils Schickſale ſie getroffen hätten. Sie würde ſie nicht überlebt haben! und ſo behandelte ſie ihn wie einen Menſchen, der todtkrank in der Seele iſt. Aber das ermüdete Cecil, der ſich in der Gegenwart ſtark machen wollte gegen die Vergangenheit. — Sein jüngſter Bruder und ſeine Schweſter Sophie waren ihm im Grunde ganz fremd, neue Bekanntſchaften, die ihm der Natur nach alt und vertraut hätten ſein müſſen. So kam es, daß er ſich im Kreiſe der Seinen doch nicht aus vollem Herzen wohl befand; aber ſie hatten Nachſicht für ihn, weil ſie Mitleid mit ihm hatten; und ſo blieb er in ihren Augen was er geweſen war: ein Diamant, der noch nicht die rechte Faſſung gefunden hatte.

Bei ſeiner Tante war es anders! da fühlte er ſich heimiſch. Sie ließ Saiten in ihm erklingen, die ſonſt immer, allen Menſchen gegenüber und allen Schickſalen, ſtumm waren. Er hatte Vertrauen zu ihr, das höchſte: er fürchtete ſich nicht, mit Fehlern und Fehltritten von ihr geſehen zu werden.

„Du haſt keine Liebe, Cecil!“ ſagte ſie traurig nach einer ſtundenlangen, aufrichtigen Mittheilung von ſeiner Seite, über Alles was er in dieſen vier Jahren erlebt hatte.

„Wo ſoll ich ſie finden, Herzensmutter?“ fragte er.

„Nicht außer Dir, Cecil, mußt Du ſie ſuchen, in Dir, mein Kind! — Wärme, Hingebung, Selbſtentäußerung muß man haben, wenn man nicht im Egoismus erſtarren will; die Liebe mein’ ich. Dein Herz iſt umpanzert! es hat nie gelitten; nicht um

Fiamma, die Nandinens wegen vergeſſen ward; nicht um Nandine, die für Dich in ſpäteren Ereigniſſen untergegangen iſt. Höchſtens das Weib haſt Du in ihnen geliebt, das Glück, welches ſie Dir gaben oder verſprachen; nicht den Menſchen, nicht Deines Gleichen, berechtigt zu den Forderungen an Dich, welche Du an ſie gemacht.“

„Muß man denn durchaus von der Liebe beſeligt und zerſchmettert werden?“ rief Cecil.

„Vielleicht .... um ganz entwickelt zu werden. Ich weiß es nicht, denn ich war nie weder das eine noch das andre. Aber das weiß ich: die Liebesfähigkeit muß man ſorgſam in ſich pflegen, und dazu hilft mächtig die Liebe für ein Weſen. Die Welt und die Beſtrebungen in ihr machen das Herz kalt. Die Liebe erwärmt es wieder — aber eine andre Liebe als Du je gekannt haſt.“

„So beklage mich, Mutter!“ ſprach Cecil finſter.

„Du ſollteſt heirathen; ſagte ſie nach einer Pauſe. Die nächſten und innigſten Bande, die Ehe, die Sorge für Frau und liebe Kinder, üben zuweilen den ſegenvollſten Einfluß.“

„Eine ganz neue pädagogiſche Maßregel, Herzensmama! rief Cecil ſcherzend, ſetzte aber ſogleich ernſt hinzu: Und würdeſt Du mir gern eine von Deinen Töchtern zur Frau geben?“

„Darauf muß ich mich beſinnen,“ ſprach ſie lächelnd.

„Nein! rief er, beſinne Dich nicht und gieb mir keine, wie es jetzt Dein unwillkürliches Gefühl iſt! Die Frauen begehren zu viel in der Liebe .... ach, ich mögte faſt ſagen: ſie geben auch zu viel! und geben doch nicht das Eine, das Beſeligende: die goldene Feſſel, welche durch Befriedigung Glück bringt, und nicht Langeweile, nicht Leere noch Öde, wie das gewöhnlich der Fall iſt. Ich kann nicht genug lieben um zu heirathen. Nie hat die Liebe mich ganz erfüllt, mein ganzes Weſen ſo in Anſpruch genommen, um über ſie die Verhältniſſe zu vergeſſen .... —“

„Nie die Deinen! unterbrach ſie ihn ernſt, aber wol die der Geliebten; z. B. Fiammas! das ſagt' ich ja vorhin.“

Cecil erröthete flüchtig und ſagte: „Du biſt unerbittlich ſtreng, Mutter! wo iſt das Leben, das ohne einen Vorwurf der Art wäre?“

„O ich weiß, ſagte Frau Forſter traurig, daß ein ſolcher Vorwurf auf Euch wie ein Sandkorn, auf uns wie ein Felſen laſtet. Aber eben weil die Welt Euch nicht ſtraft, müßtet Ihr, dächte ich, um ſo ſtrenger gegen Euch ſelbſt ſein. Wie wird das werden, Cecil? Du trittſt jetzt ganz unabhängig ins Leben; Du haſt die innere und äußere Selbſtändigkeit erlangt, welche Dir bis jetzt fehlten; Du biſt gereift durch Erfahrungen und Schickſale aller Art; Du haſt — wenn nicht Manches erreicht, doch Manches überwunden, und das giebt vielleicht eine höhere Befriedigung; Du beſitzeſt ſchöne glänzende Gaben; — und ich habe doch kein Vertrauen zu Deiner Zukunft.“

„Und mit Recht! mir fehlt das Glück.“

„Das ſagen Alle, welche die himmliſche Blüte des Glücks nicht zu pflegen verſtanden.“

„Und welche Pflege begehrt es denn, wenn die unabläſſigen Beſtrebungen meiner ganzen Jugend, meines halben Lebens, es nicht zu entfalten vermogten?“ rief Cecil aufgeregt.

„Es begehrt Liebe, Cecil! ſprach ſie ſanft; Liebe für die Creatur, für das Geſchöpf Gottes. O, Cecil, die mußt Du lernen! liebe Gott, liebe die Menſchen oder einen Menſchen — liebe nur etwas Andres als Dich ſelbſt, mein Sohn.“

„Und wird es dann keinen Schmerz, keine Enttäuſchung, keine Verblendung, keinen Tod mehr geben? und wird dann das Herz weniger leiden und nicht brechen?“

„Nein, ſagte ſie, es wird leiden, es kann brechen — aber in der Hand Gottes, mein Sohn!“

3. Der Mann.

Es war zwei Jahre ſpäter, als Cecil eines Abends in Frankfurt durch die neue Mainzerſtraße ging und die Fenſter eines gewiſſen Hauſes erleuchtet ſah. Frau von Werden iſt alſo zurückgekehrt, dachte er, vielleicht nimmt ſie ſchon wieder Beſuch an. Er ließ ſich melden und ward angenommen. Frau von Werden empfing ihn in Trauerkleidern. Sie war den Vierzigen nahe, nicht ſchön mehr, auch nie ſchön geweſen. Sie hatte jene conventionelle Grazie des Salons, welche man gute Manieren nennt, und welche in der Geſellſchaft höchſt angenehm iſt. Denſelben Zuſchnitt hatte auch ihr Verſtand, ihre Bildung. Alles war für den Salon berechnet, aber durch lange Gewohnheit und feinen Tact zur zweiten Natur geworden, ſo daß der Umgang mit ihr leicht und angenehm, wenn auch nicht anregend war. Reich, und ſeit einigen Jahren Wittwe, lebte ſie in Frankfurt, wo ihr Mann Geſchäftsträger eines kleinen Bundesſtaates geweſen war. Cecil hatte ſie gern. Er athmete leicht in dieſer leichten Atmoſphäre. Bei dieſen abgeglätteten, zierlichen Naturen fühlte er ſich vollkommen im Gleichgewicht, und das that ihm wohl. Er ſtrebte dahin es nicht zu verlieren.

„In Trauer find' ich Sie, gnädige Frau, ſagte er erſchreckt; um's Himmes Willen! Ihre Frau Tochter.... —“

„Meine Tochter befindet ſich wohl, Gottlob! ich habe immer gute Nachrichten von ihr, und erſt im Sommer erwartet ſie ihre Entbindung. Sie ſehen mich aber in Trauer um meinen Bruder.“

„Sie hatten einen Bruder! rief Cecil höchſt befremdet, und nie hörte ich von ihm.“

„Das war auch beſſer, denn Sie würden nur Trauriges von ihm gehört haben. Meine Familienleiden und Freuden mache ich nicht gern zum gleichgültigen Geſpräch. Meines armen Bruders trübes Leben hat ein leichter Tod, der Nervenſchlag, beendet. Ein Courier brachte mir die Nachricht, und zugleich die, daß meine Schwägerin tödtlich erkrankt ſei. Da ſetzt' ich mich augenblicklich in den Reiſewagen und fuhr zu ihr. Geſtern Abend bin ich zurückgekommen.“

„Und weder von Ihrer Abreiſe noch von Ihrer Heimkehr geben Sie uns die geringſte Kunde!“

„Wie geſagt, die Abreiſe kam zu plötzlich und was die Heimkehr betrifft, ſo hat meine Schwägerin mich begleitet, und ich wollte ihr in den erſten Tagen und am fremden Ort nicht gleich fremde Menſchen vorführen.“

„Der Tod des Gemals und eine gefährliche Krankheit können wund genug machen um jede Schonung zu verdienen; aber ein Lebenszeichen hätten Sie uns doch während dieſer langen vier Wochen geben können, gnädige Frau, umſomehr da Ihre Frau Schwägerin Sie auch jetzt vermuthlich unſerm Kreiſe entziehen wird.“

„Das denke ich nicht, ſagte Frau von Werden. In die Geſellſchaft können wir freilich nicht gehen, aber es wäre mir ſehr angenehm, wenn ich meiner Schwägerin durch einen kleinen ihr zuſagenden Kreis etwas Zerſtreuung bereiten könnte. Sie iſt der Welt entfremdet; das thut nie gut! das exaltirt die Gefühle und giebt dem Herzen eine Spannung, die ihm auf die Dauer weh thut.“

Während ſie ſo ſprach, hatte ſich Cecil unwillkürlich das Bild einer ſentimentalen Landedelfrau zuſammengeſetzt, und dachte bei ſich ſelbſt, daß dadurch der Umgang mit Frau von Werden beträchtlich unerfreulicher werden dürfte. Da öffnete ſich eine Thür, und in ihren langen, ſchleppenden Trauerkleidern trat Renata ein.

„Meine Schwägerin, Gräfin Dobenegg,“ ſagte Frau von Werden, während Cecil aufſtand, Renata zu grüßen.

„Wir kennen uns,“ ſagte Renata kalt, ungefähr mit dem Ausdruck, den ſie damals in Ratibor hatte.

„Deſto beſſer! ſagte Frau von Werden. In einer fremden Umgebung iſt nichts ſo unbehaglich als all' die fremden Geſichter.“

„Ja,“ ſagte Renata, ſchlug die Arme übereinander, lehnte ſich im Sopha zurück, ſenkte den Kopf und ſchien ganz abweſend mit dem Geiſt zu ſein.

Cecil war ſtumm vor Freude und Überraſchung. Renata hier! Renata Wittwe! Er ſagte kein Wort, aber ihm war zu Muth, als gewinne er eine neue Anſicht der Zukunft. Da ſie ſich gar nicht um ihn bekümmerte, keine Sylbe ſprach, auf keine Weiſe an der Unterhaltung Theil nahm, die ſich zwiſchen ihm und Frau von Werden fortſpann: ſo hielt er es für das Beſte, ſich ihr nicht mit ſeinen Erinnerungen zu nähern; und als ihm plötzlich der ſchöne Ungar in Wien einfiel, hatte er keine Luſt mehr, es zu thun. Über Alles, was in dieſen vier

Wochen geſchehen und geſagt worden war, ſtattete Cecil an Frau von Werden einen launigen, mit eigenen Randgloſſen verſehenen Bericht ab, ohne jedoch in den Ton der Munterkeit zu verfallen, der den Trauerfloren gegenüber unpaſſend geweſen wäre. Da er aber überzeugt war, daß die Herzen nicht dieſen Flor trugen, ſo ſchien ihm jene Rückſicht genügend. Auf einmal ſtand Renata auf und verließ das Zimmer ebenſo lautlos, als ſie gekommen war.

„Warum geht die Gräfin? bin ich ihr ſtörend?“ fragte er.

Frau von Werden machte ihm mit der Hand ein Zeichen zu ſchweigen, und ſagte dann: „Ich bitte, bekümmern Sie Sich gar nicht um meine Schwägerin. Sie hat in ihrer Einſamkeit und durch ihr Schickſal gewiſſe eigenthümliche Allüren bekommen. Sie iſt ſcheu wie ein Reh, das man nur zähmen kann, indem man es ungeſtört gehen und ſich an fremde Umgebungen gewöhnen läßt.“

Dieſen Vergleich fand Cecil höchſt unpaſſend, eingedenk Renatas Erſcheinung bei ihrer Schweſter und in Wien, und er ſagte:

„Gnädigſte Frau, Sie müſſen Gräfin Dobenegg genauer kennen als ich; daher wag' ich keinen Widerſpruch, nur die Bemerkung, daß ſie mir früher nicht den Eindruck einer ſcheuen Weltunkundigen gemacht hat, ſondern den einer Königin, die auf einen Wink bald allein, bald umringt ſein will."

„Und wo haben Sie meine Schwägerin ſo geſehen?"

„Letzteres in Wien, erſteres in Schleſien bei ihrer Schweſter."

„Bei der Diane? unterbrach ihn Frau von Werden lebhaft; o! da bitte ich Sie herzlich, erwähnen Sie nicht Dianens gegen meine Schwägerin. Das iſt ihr eine fürchterliche Erinnerung."

„Und weshalb, um Gotteswillen! das iſt ja Alles ſo räthſelhaft!" rief er befremdet.

„Wiſſen Sie denn nicht, ſagte Frau von Werden geheimnißvoll, daß die arme Diane davongegangen iſt?"

„Unmöglich!" rief er entſetzt, eingedenk ſeiner eigenen flüchtigen Neigung für die liebliche Diane.

„O, es iſt leider ganz wahr und ganz bekannt, und ich erſtaune nur, daß Sie nichts davon hörten. Vor mehren Jahren ſchon ging ſie von ihrem Mann fort, und zwar mit dem Hofmeiſter ihrer Stiefſöhne, den ſie auch geheirathet hat. Die Einen ſagen, daß ſie aus Leidenſchaft für dieſen jungen Menſchen — die Andern, daß ſie aus heller Langerweile dieſen Schritt gethan hat, durch den ſie gänzlich mit ihrer Familie zerfallen iſt, ſo daß man nur wie einer Todten ihrer gedenkt. Sprechen Sie nicht zu meiner Schwägerin von Dianen; Sie thun ihr weh.“

Ach, ihm ſelbſt that dieſe Nachricht weh! Er gedachte Dianens wie er ſie vor Jahren geſehen, tändelnd, umherflatternd, vogelleicht und vogelmunter in dem großen, ernſten Zimmer von Schloß Regensberg, mit den dunkelrothen Damaſttapeten und dem deckenhohen Spiegel; die Kinder neben ihr, die nicht ihre eigenen waren, und der Mann, der ihr Gemal war, nicht neben ihr. Wie natürlich, daß es ſo kam, und wie traurig, daß grade dies Weſen in dieſe Verhältniſſe gerathen mußte!

Cecil ſprach noch etwas mit Frau von Werden über all' die Schmerzlichkeiten, die man erlebt, blos dadurch daß man lebt, daß man aus einem Jahr ins andre tritt und von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick auf die Menſchen wirft, die man hier und da und dort in der Welt mehr oder weniger flüchtig gekannt hat. Jünglinge, von denen man die glänzendſten Hoffnungen hegte, findet man als die alleralltäglichſten Männer wieder; engelslieblicher Mädchen, als höchſt gewöhnliche Frauen; bezaubernde Frauen ruinirt von Leidenſchaften; hier zerriſſene Verhältniſſe; da — mit dürftiger Künſtlichkeit zuſammengeklebte, welche Andere hintergehen ſollen, ohne es zu können; dort den Tod in allen Geſtalten, Tod des Leibes, des Glückes, des Herzens, der Hoffnung; überall, wenn's hoch kommt, wenn das Schickſal ganz beſonders günſtig geweſen, eine mittelmäßige Entwickelung; und dies Alles nicht ausnahmsweiſe für einen Beklagenswerthen, ſondern als das Loos der ganzen Menſchheit.

„O ſchweigen Sie! rief Frau von Werden; man darf dieſe Bilder nicht zu nah' beſchauen; ſie machen muthlos, und wir ſollen friſch und ſtark ſein, wir, die wir nicht durch ungewöhnliche Heimſuchungen geknickt ſind.“

„Gnädige Frau, entgegnete Cecil mit traurigem Lächeln, die Glücklichen nennen ſchon das eine ungewöhnliche Laſt, was wir Andere als eine alltägliche tragen.“

„Sie machen mich aber melancholiſch! rief Frau von Werden faſt ungeduldig, und ich will und darf es nicht ſein, um dem trüben Sinn meiner Schwägerin das Gleichgewicht zu halten.“

„Grämt ſie ſich ſo tief um den Tod ihres Gemals? dann iſt ſie glücklich, weil ſie wenigſtens Erinnerung des Glücks hat, ſagte Cecil bitter. Grämt ſie ſich um . . . . etwas Andres, ſo mag ihr Leben ja wol jetzt eine neue Wendung nehmen. In keinem Fall ſehe ich Grund zum Trübſinn, in welchem ſich manche Damen über die Gebühr gefallen.“

„O, meine Schwägerin iſt ein edles Herz!“ rief Frau von Werden mit einer Wärme, die bei ihr doppelt auffiel, weil ſie ſich ſelten ihr hingab. Cecil aber ging fort, ernſt, gedankenvoll über die beiden Schweſtern, an die er ſo überraſchend erinnert worden war.

Renata lebte bei Frau von Werden, aber nicht mit ihr. Sie erſchien zwar zu den Stunden, wo man ſich in einem Hauſe zu verſammeln pflegt, doch ſie blieb theilnahmlos und einſylbig in der Unterhaltung, und ſprach faſt nur dann, wenn man gradezu das Wort an ſie richtete. Sie langweilte die Menſchen; man hörte auf, ſich mit ihr zu beſchäftigen; ſie merkte es nicht. Sie war paralyſirt unter der Laſt eines ungeheuern Schmerzes, und wie alle Perſonen, die an die Einſamkeit gewöhnt ſind, verſtand ſie nicht die Maske vorzulegen, welche die Weltgewohnten mit ſolcher Leichtigkeit tragen. Frau von Werden fühlte ſich genirt durch die fremdartige Erſcheinung ihrer Schwägerin.

„Nimm Dich doch ein wenig zuſammen, lieber Engel, bat ſie. Du trittſt zwiſchen uns wie aus einer andern Welt, und verhüllſt Deine Liebenswürdigkeit ſo ſorgſam vor den Leuten, die nichts Beſſeres begehren, als freundlich mit Dir umzugehen, als ob es Unliebenswürdigkeiten wären.“

„Du biſt zu gut, Charlotte! ſagte Renata; ich verhülle mich nicht; ich zeige mich wie ich bin .... ſtumpf.“

„Es iſt ſo unangenehm, lieber Engel, den Leuten Anlaß zum gloſſiren und räſonniren zu geben, daß Du es doch vermeiden, und mehr in unſrer Art ſein ſollteſt.“

„Wie gern! wenn ich nur im Stande wäre, die verſchiedene Art zu bemerken!“

„Liebe Renata, Du haſt in der Welt gelebt, Menſchen geſehen, weißt ſehr gut wie man ſich zu benehmen hat, um nicht aufzufallen, warſt ſo ganz angenehm .... —“

„Ja! .... damals!“ ſagte Renata langſam, und hörte nicht mehr auf die milden Ermahnungen ihrer Schwägerin. Sie war in ihren gewohnten Ideenkreis zurückgefallen. Doch zum Schluß antwortete ſie:

„Ich werde mich zuſammen nehmen, liebe Charlotte; ich verſprech' es Dir! Du ſollſt Dich meiner nicht ſchämen .... —“

„Renata!“ unterbrach Frau von Werden ſie mit zärtlichem Vorwurf.

„Ja doch! fuhr Renata gelaſſen fort; das Unglück, welcher Art es ſei, hat vor der Welt immer Unrecht, und wer Unrecht hat wird mißachtet, wie billig! ich muß den Leuten die Ueberzeugung beibringen, daß ich Unrecht weder habe noch thue, und ich verſpreche Dir, mich darauf einzuüben.“

Die Schwägerinnen umarmten ſich, und Frau von Werden ging in ihren Salon. Renata blieb allein. Der Mond ſtieg langſam am Himmel empor, und warf durch das lange Fenſter einen matten Silberſchimmer, wie eine trüb umdämmerte Glorie um Renata. Sie ſaß in einem niedrigen Lehnſtuhl, hatte die gefalteten Hände um ihre Knie geſchlungen, und blickte ſo unbeweglich zum Himmel auf, als ſei ihre Seele dem Körper entſchwebt und habe ihn in ſtarrer Regungsloſigkeit auf der Erde gelaſſen. Sie ſah aus wie eine Magdalena von Murillo — zerarbeitet von geiſtigen Schmerzen, mit unirdiſcher Trauer im Blick und überirdiſcher Sehnſucht um die Lippen. Nach einer langen, langen Weile fuhr ſie langſam mit ihrer magern weißen Hand über die Stirn und ſprach halblaut: „O Herr und Gott! wer nichts liebte als Dich, der wäre wohlberathen. Das Geſchöpf fehlt uns immer, der Schöpfer nie. Macht dieſe Gewißheit, wie jede treue Liebe, uns ſo lau für Dich?“ Die Uhr ſchlug und mahnte ſie, die Theeſtunde ihrer Schwägerin nicht zu verſäumen.

Als Renata eintrat, flüſterte eine Dame der Nachbarin vorwurfsvoll zu:

„Hilf Himmel! wie iſt ſie häßlich! trübe Augen, geſchwollene Augenlieder, ein welker Mund, gelbgraue Farbe — eine ganz alte Frau! und Sie hatten mir geſagt, ſie ſei fünfundzwanzig.“

„Sie wird nicht viel älter ſein, flüſterte die Andere zurück; aber ſie iſt heute allerdings enorm häßlich.“

Renata ſetzte ſich auf den erſten Platz, den ſie leer fand; es war neben Cecil. Sie hatte wol ſchon zehnmal neben ihm geſeſſen, und ihn nie angeredet. Jetzt, dem Wunſch ihrer Schwägerin nachzukommen, ſchien ſie aus langem Traum zu erwachen und ſagte freundlich, als werde ſie ihn ſeit vierzehn Tagen zum erſtenmal gewahr:

„Es freut mich recht, daß wir uns wieder begegnen; wir ſind bis dahin immer ganz flüchtig an einander vorbeigeſtreift. Nun leben Sie hier!“

„Und Sie auch, gnädige Gräfin!“ ſagte Cecil höchſt überraſcht durch dieſe Huld.

„Ja, ich bin hier,“ entgegnete ſie.

„Wo die Erſcheinung iſt, ſollte auch das Weſen ſein," erwiderte Cecil.

„Ah! Sie fürchten Sich vor Geſpenſtern!"

„Ich fürchte ſie nicht; ich beklage ſie; die Halbheit, die Unvollkommenheit ihrer Exiſtenz iſt traurig."

„Aber glauben Sie nicht, daß es gar viel ſolcher Geſpenſter giebt, die am hellen Tage umgehen, auf unſern Promenaden, in unſern Salons? Erſcheinungen ohne Kern, Automaten ohne Seele? .... —"

„Aber zu lieblich, zu glanzvoll, um den grauslichen Namen Geſpenſter zu verdienen."

„O die, welche ich meine, ſind nicht lieblich und glanzvoll. Sie ſprechen von Perſonen, deren ganze Weſenheit in der Erſcheinung gleichſam aufgeht, ſo daß ſie ebenſowenig Innerlichkeit haben als Blumen und Vögel, und die doch höchſt anmuthig ſind. Ich rede von Leuten, deren Leib mechaniſch die Bedingungen des irdiſchen Daſeins erfüllt, während der Geiſt bei andern Intereſſen im Bann liegt; und ich geſtehe es, die ſind mir unheimlich, und Jene hab' ich lieber."

„Ich nicht! entgegnete Cecil; bei den Einen bleibt mir doch die Hoffnung den Geiſt aus fernen Regionen in meiner Sphäre einkehren zu ſehen, und dann Umgeſtaltungen, Umbildungen, Wunder zu erleben. Bei den Andern muß ich mir an der fertigen Erſcheinung genügen laſſen. Wo keine Wunder, ſind auch keine Entzückungen."

„Sind Sie ſo gläubig?" fragte Renata faſt ſpöttiſch.

„Glaubensdurſtig, gnädige Gräfin. Aber zweifeln denn Sie?"

„O ja!" ſagte Renata lakoniſch. Cecil ſah ſie forſchend an und ſchwieg. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort: „Sie ſind recht glücklich an die Wunder des Geiſtes zu glauben. Es iſt ein Beweis, daß Sie ſie an Sich ſelbſt erprobt haben, und hohen Aufſchwungs, ſtarker Willenskraft, und unermüdlicher Willensthätigkeit fähig ſind. Ich bin es nicht, und daher auch matt im Glauben an mich ſelbſt wie an Andere."

Dies Geſpräch, das ſo weit über die Grenzen des alltäglichen muntern Geplauders hinausſchweifte, fing an Cecil zu beklemmen. Ob ſie nicht eine pietiſtiſche Richtung hat? dachte er heimlich. Auf dem Boden war er fremd, und er wollte doch nicht gern Renatas ungewohnte Huld verſcherzen.

„Sagen Sie mir, hub ſie wieder an, iſt der Geiſt auch fähig, auch ſtark genug — um zu vergeſſen?"

„Wenn ich es bejahte, ſagte lächelnd Cecil, froh dem Geſpräch eine heitere Wendung zu geben — ſo würden Sie vielleicht einen gegen mich zeugenden Beweis von Leichtſinn und Wankelmuth darin finden; und darum, gnädige Gräfin, ſag' ich Nein."

„Alſo nicht aus Überzeugung?"

„Dies iſt auch eine Überzeugung."

„Die ſich zur andern verhält wie allerlei Sorten Freiheiten zur Freiheit — nicht wahr?"

„Iſt es möglich! meine Schwägerin wirft ſich in politiſche Debatten?" rief Frau von Werden neckend, und bemüht Renata von ihrem beſondern Geſpräch ab und in's allgemeine zu ziehen.

Aber als Renata nicht mehr durch die unmittelbare Rede und Gegenrede zum Geſpräch gezwungen war, als man kreuz und quer mit Fragen, die Niemand beantwortete, und mit Bemerkungen, die Niemand beachtete, durcheinander fuhr: da verlor ſie alle Aufmerkſamkeit, wurde zerſtreut und verfiel wieder in ihre ſcheinbare Geiſtesabweſenheit.

„Eine beklemmende Erſcheinung! flüſterte wiederum jene Dame der Nachbarin zu. Ob ihr Kopf nicht gelitten haben mag durch den langjährigen Umgang mit dem Mann?"

„Und wie ſie geſpenſtiſch krank ausſieht! welche Magerkeit! und die Hände — von welchem welken Weiß!"

Und damit dieſe und ähnliche liebevolle Urtheile nicht gefällt werden mögten, begehrte Frau von Werden von Renata, daß ſie ſich ſcheinbar heiter und mit einem kleinen Aufwand von mäßiger Liebenswürdigkeit in dem geſelligen Kreiſe bewegen möge!

Cecil fühlte ſich geſchmeichelt durch die Auszeichnung, die ihm von Renata höchſt unabſichtlich widerfahren war. Sie war weder ſchön noch liebenswürdig im gewöhnlichen Sinn, ſo daß Mancher ſich abgeſtoßen durch ſie fühlen mogte; aber Cecil empfand in dieſen glatten, wohlgeebneten Kreiſen, in denen ſich die Schönheit nach dem Modejournal-Typus entfaltet, und die Anmuth ſich im Tanzmeiſter-Schritt bewegt, und der Geiſt in einigen Witzworten und beißenden Bemerkungen aufgeht — eine Lauheit, deren er nicht Herr werden konnte und die immer weiter in ſeiner Seele um ſich griff. Er war keiner von den Menſchen, die, auf einem mäßigen Hügel angelangt, in's Thal hinabſchauen und wohlgefällig ſagen: Wie hoch ſtehe ich! — Er ſchaute von dem mäßigen Hügel auf die hohen Berge und ſprach niedergeſchlagen: Wie tief ſtehe ich! — Und doch mußte er ſich eingeſtehen, daß er, ſich ſelbſt mit Andern vergleichend, die zu denſelben Anſprüchen berechtigt waren, im Grunde zu den Bevorzugten gehörte. Dieſer dürftige Vorzug irritirte ihn nur noch mehr, denn er ſchnitt ihm die Urſache zu Klage und Mißmuth ab, lähmte aber zugleich ſeinen Drang nach Beſtrebungen, die auf den größten und ungewöhnlichſten Erfolg gerichtet waren, und einen ſo alltäglichen zuwege brachten. Ehrgeiz und Eitelkeit werden heutzutag durch die Erziehung und allgemeine Bildung übermäßig aufgereizt, und dann durch das, was ſie die ſociale Gleichgültigkeit nennen, im ſpätern Leben übermäßig verwundet. Jede Wunde hat böſes Blut! Es kommt eine Bitterkeit, eine Scheelſucht, eine Gehäſſigkeit, ein Neid in die Gemüther, die man getheilt zwiſchen Bedauern und Verachtung beobachten muß. Das Streben der Zeit iſt: Alles zu nivelliren; das Streben des Einzelnen: ſein Ich emporzubringen. Die Phraſe, womit man Andere blenden mögte, heißt: Freiheit und Gleichheit! — das Wort, welches die Innerlichkeit beherrſcht und lenkt, heißt: Despotie. Nie hat ſich die Tendenz zur Tyrannei jedes Einzelnen ſo heftig bemeiſtert, als heutzutag! nie iſt die gehäſſigſte Unduldſamkeit auf eine widerwärtigere Weiſe zum Vorſchein gekommen, als eben jetzt, wo man der Welt die Leuchte des modernen Liberalismus angezündet hat! nie hat man mit ſo bitterer

Feindſeligkeit die fremde Meinung verfolgt, die fremde Weſenheit mißachtet! man werfe einen Blick auf die drei Richtungen, in denen ſich weſentlich das Leben äußert, auf die Religion, die Politik, die Literatur; — wo offenbart ſich für die fremde Überzeugung der Reſpect, welche für die eigene Reſpect gebietet? Nirgends! es wird mit ihr verfahren, als ſei ſie nichts als Dummheit oder Heuchelei. Welch eine Beſchränktheit, und die nicht einmal durch den Fanatismus entſchuldigt iſt! Den hat die Civiliſation überwunden. Zu andern Zeiten loderten durch ihn Scheiterhaufen, entbrannten Kriege, ſchmachtete ein Galilëi im Kerker. Das geſchieht nicht mehr! nicht, weil man nicht mehr im Stillen Luſt hätte zu ſolchen Gewaltſchritten, ſondern weil an die Stelle wilder Energie ſophiſtiſches Räſonnement getreten iſt, das ebenſoſehr an Verblendung laborirt, als der Fanatismus. Sich ſelbſt überſchätzende Unduldſamkeit iſt die Krankheit der Zeit! Man nimmt es mir unerhört übel, daß ich den ſogenannten Fortſchritt nicht anbete. Fortſchritt? vielwiſſender, gebildeter, witziger, gelehrter, ſind die Leute als ehedem; — ſind ſie auch tüchtiger? von beſſerem Willen? von minder egoiſtiſcher Geſinnung? von feſterem Charakter? — Man kann Ja rufen; es beweiſen, iſt etwas Anderes.

Cecil hatte nicht den innern Halt, der den Mann, in welcher Sphäre er ſich befinden, und wie ſeine Überlegenheit ſein Glück überwiegen möge, nicht an ſich ſelbſt irre werden läßt. Weil er immer nach Erfolg ſtrebte, ſo wähnte er ſich auf falſchem Pfade, ſobald der ihm ausblieb; und der Erfolg darf nur des Menſchen Hoffnung und Lohn, nicht ſein Zweck ſein. Das iſolirte Leben, das er, ganz ſeiner Carriere ſich widmend, führte, ſchien ihm kein genügender Wirkungskreis. Er gedachte der thätigen Wirkſamkeit, des belebenden Einfluſſes des Hauſes, in dem er ſeine Kindheit verlebt hatte, auf einen weiten Kreis von Menſchen; der mannigfachen anregenden Verbindungen mit allen Claſſen der Geſellſchaft, mit allen Nationen und ihren Intereſſen, mit allen Welttheilen — welche der Handel, practiſch auf die Menſchen influirend, im Süden und Norden, zwiſchen den ſcheinbar heterogenſten Bedürfniſſen, anzuknüpfen weiß. Der Einfluß der Induſtrie und der Finanzen auf die politiſchen Zuſtände iſt ſo hochwichtig, daß der Handelſtand dadurch bedeutend gehoben werden muß, und daß ſich Cecil zuweilen bei der Überlegung ertappte: ob er nicht beſſer gethan haben würde, ſich ihm zu widmen, wie ſein Oheim es ſo ſehr gewünſcht. Das war zu ſpät! aber aus all den unnützen, grübelnden Überlegungen entſprang ihm ein tiefes Mißbehagen, wie es oft leidenſchaftliche Naturen ergreift, wenn ſie ihre Kräfte mehr beſchneiden, als ausdehnen müſſen. Die geſelligen Beziehungen langweilten ihn über die Maßen. Vom erſten Augenblick an hatte er zwiſchen ihnen eine angenehme Stellung gehabt, die er bequem einnahm und leicht behauptete. Nirgends ein Kampf, ein Sporn, ein Reiz. Das ganze Leben zerfloß ihm in die unendliche Breite der Oberflächlichkeit. Mit den durchſchütternden Emotionen früherer Jahre hatte er abgethan, ohne doch jene ernſte gewichtige Ruhe gewonnen zu haben, die auf tiefe Leidenſchaft, möge ſie überwunden oder befriedigt ſein, zu folgen pflegt; denn die Leidenſchaft hatte ihn — ſoll ich ſagen verſchont? ſoll ich ſagen vergeſſen? Er empfand die innere Leere, welche des Menſchen bitterſtes Leid iſt, und gegen die er ſich in ſeinem wohlgeregelten, eleganten Leben nicht zu vertheidigen wußte. Überdas war er ſeit ſeinen Studentenjahren nie ſo lange an einem und demſelben Ort geweſen, als jetzt in Frankfurt, ohne doch irgend eine Beziehung gefunden zu haben, die ſeinem Geiſt oder ſeinem Herzen wahrhaft wohl that. Freilich hatte er ſie nicht geſucht; aber ſie muß ſich theils von ſelbſt geſtalten, wenn ſie erquickend wirken ſoll; und theils fürchtete er ſich, alsdann über die Schranken hinaus gelockt zu werden, innerhalb derer er ſich halten wollte. Am liebſten, und aus Mangel an einer ſeine Kräfte anſpannenden und verbrauchenden Stellung, hätte er eine Reiſe um die Welt, nach Indien, nach China gemacht, und tief beklagte er, daß die Handelsintereſſen Preußens nicht gewichtig und umfaſſend genug wären, um in fremden Welttheilen dem Conſul eine diplomatiſche Stellung zu geben.

Zuweilen, wenn die Monotonie ſeiner Exiſtenz ihn recht angähnte, war ihm wol der Gedanke gekommen, ſich in das Familienglück hinein zu flüchten und zu heirathen. Aber ſah er ſich dann um in dem Kreiſe junger Mädchen, die bereit waren mit jedem, wenn auch nur halbmenſchlichen Mann in die Ehe zu treten: ſo befiel ihn heftiger Zweifel an dieſem zukünftigen Glück, und er meinte, es ſei ſchon beſſer ſich allein zu langweilen, als zu Zweien. Denn Langeweile war grade das, was ihn am leichteſten einer Frau gegenüber befiel; nicht die kleine, welche darin beſteht, daß das Geſpräch nicht ſehr fließend wird, oder daß man an derſelben Unterhaltung nicht daſſelbe Vergnügen findet; ſondern die gründliche, welche dem Leben eine gewiſſe vernichtende Wüſtenfärbung ertheilt, vor der man ſchaudernd entflieht .... wenn es noch Zeit iſt. Dieſen Eindruck hatte ihm Dianens keimende Zuneigung, Fiammas lodernde Leidenſchaft, Nandinens treue Liebe gemacht. Dann fielen ihm die ſanften Ermahnungen ſeiner Tante ein; „liebe alle Menſchen, oder ein Geſchöpf; aber nur nicht dich ſelbſt;“ und dann hatte er Momente tiefer Melancholie, in denen ihm ſein Leben zwiſchen Dürftigkeit und Unrecht getheilt erſchien.

Seit Renata in Frankfurt war, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken viel mit ihr, ſo wie ihm das jedes Mal geſchehen war, wenn der Zufall ſie zuſammen geführt. Ihre Erſcheinung intereſſirte ihn ſowol als ihr Schickſal, obgleich er nie Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, Beides zu ergründen. Auch jetzt ſchien es ihm unbeſcheiden, Frau von Werden darum zu fragen, weil die Erinnerung an ihren Bruder ihr peinlich ſein mogte, und er war daher doppelt froh, als Renata ſich ſo überraſchend freundlich für ihn zeigte. Er wollte ſie auf ſeine eigene Hand, ohne fremde Weiſung, verſtehen lernen. Mit unendlicher innerer Gleichgültigkeit beſchäftigte Renata ſich doch äußerlich ganz freundlich mit ihm. Sie nahm auf, was ihr grade unter der Hand lag, und das war Cecil. Sie war nichts weniger als zuvorkommend, weder gegen

Männer noch Frauen. Sie hatte ſich ihr Lebenlang iſolirt gefühlt durch den Schmerz, der zu verheerend war um ihr zu erlauben, fremdes Mitgefühl in Anſpruch zu nehmen. Für die winzigen Intereſſen, welche in der Geſellſchaft ſo hochwichtig ſind, am rechten Ort zu gefallen, zu imponiren, zu ſchmeicheln, zu gewinnen, abzuſtoßen, war ſie durch und durch ſtumpf. Sie fühlte keine Anknüpfungspunkte zwiſchen ſich und den Männern, die ihren brillantirten Verſtand, ihre faktice Bildung, oder ihre reelle Richtigkeit ſelbſtgefällig zur Schau tragen; und ebenſowenig zwiſchen ſich und den Frauen, denen das künſtliche und entnervende Leben in der Welt den ächten Theil ihrer Liebenswürdigkeit: Wahrheit, Friſche und Kraft der Empfindung, geraubt hat. In dem flüchtigen Moment ihres Lebens, als ein Sonnenſtral ihren grauen Horizont verklärte, hatte ſie ſich durch das Glück ebenſo über die Erde emporgeriſſen gefühlt, als in andern Tagen durch das Leid. Jetzt benahm ſie ſich maſchinenmäßig in der Richtung, welche ihre Schwägerin ihr angedeutet hatte. Für die Meiſten war ihre Erſcheinung eben ſo unſchön, als ihr Geſpräch, ihre Art ſich auszudrücken, ihre Geſinnung ihnen unbequem war. Wenn ſie z. B. ſagte: „Heuchelei iſt die Baſis der Geſellſchaft;“

— ſo ſchrie man laut Zeter und ſuchte mit Scheingründen ihre Behauptung zu bekämpfen; aber heimlich fühlte ſich Jeder getroffen und gekränkt und warf ihr eine gehäſſige Geſinnung vor, weil ſie gewagt hatte eine Wahrheit zu denken und auszuſprechen. Cecil allein fühlte ſich nicht von ihr abgeſtoßen. Sie gefiel ihm nicht, ſie war ihm auch nicht angenehm, aber ſie frappirte ihn, weil ſie nicht alltäglich elegant und charmant war. Er war wie Jemand, der ſo lange Zuckerwaſſer getrunken hat, bis ihm ein Trunk friſchen Quellwaſſers wie Nektar erſcheint. Und wenn Renata ihm zuweilen auch nur ein dürres Ja oder Nein antwortete, ſo ſtellte ihn das zufriedener, als wenn man ihm eine Phraſe erwiderte, die zugleich Ja und Nein heißen konnte.

Cecil kam eines Morgens zu Frau von Werden, um ihr ein Buch zurückzubringen. Auf der Treppe hörte er Muſik. Sie ſpielte wol etwas das Piano, doch ſo konnte der Flügel nicht unter ihren Händen klingen: das ward ihm deutlich, als er in's Vorzimmer trat. Ob es Renata war? .... Cecil wollte den Spielenden nicht ſtören und blieb im Vorzimmer, verzaubert durch dieſe Muſik, die in freien Phantaſien durch das Tongebiet lief, und bekannte Melodien wie Blüten in den vollen Kranz ſelbſtgeſchaffener Harmonie wob. — Als der Schlußakkord verhallte, zog Cecil ſich zurück. Er war überzeugt, Renata gehört — und ſchämte ſich ein wenig, ſie ohne ihre Erlaubniß belauſcht zu haben. Er gab das Buch ab, und ging fort. Aber den ganzen Tag ging es ihm wie ein klingendes Echo durch die Seele, und als er Renata ſah, geſtand er ihr ſeinen geiſtigen Diebſtahl und die tiefe Magie ihrer Töne.

„Ja, ſagte Frau von Werden, meine Schwägerin hat ein ganz unbegreifliches Talent.“

„Nicht unbegreiflich!“ entgegnete Renata; und ſetzte den Schluß eines Liedes hinzu: „Bin ich wie der kranke König — Muß ich ſelbſt mein Sänger ſein.“ —

Bei dieſen Worten warf ein junger Elegant zwei gegenüberſitzenden Damen einen bedeutſamen Wink zu, als habe er die Beſtätigung einer Behauptung gefunden; und wandte ſich dann mit der Bitte an Renata, ſie auch bewundern zu dürfen. Als alle Übrigen einſtimmten ſagte ſie gelaſſen:

„Gut! Sie ſollen mich hören! Aber mich bewundern — das verbitt' ich mir.“

Der Elegant ſchlich auf den Fußſpitzen zu den Eleganten, während Renata ſich an den

Flügel ſetzte, kauerte ſich hinter ihnen in einem Lehnſtuhl zuſammen und ziſchelte ihnen in's Ohr:

„Haben Sie es gehört? der kranke König! — Das bezieht ſich auf den geiſtesverwirrten König einer Ballade, welche der Bibel entnommen iſt.“

„Eine bibliſche Ballade! guter Graf, Sie faſeln!“ ſagte die Eine mit der lauten Stimme und dem gezwungenen lauten Gelächter einer Hypereleganten, welche es nicht ertragen kann, daß eine Andere, außer ihr, im Salon bemerkt wird. — Sie wurde aber bald zur Freude elektriſirt; denn ſtatt der erwarteten ſchwerfälligen Etude, ſpielte Renata — einen Walzer von Strauß, und zwar in der Art, wie Weber ſeine „Aufforderung zum Tanz“ componirt hat; nämlich ſo, daß ſie zwiſchen das Thema ihre eigenen Gedanken ſtreute — Gedanken voll ſo jubelnder Freude und ſo herzzerſchneidendem Weh, wie ſie wol immer die Tanzmuſik in einem Ballſaal begleiten mögen — nur daß zum Glück unſer Ohr meiſtentheils gegen ſie verſchloſſen bleibt.

Dieſer Walzer verſetzte Cecil nach Wien. Er gedachte Renatas, wie er ſie dort geſehen, ſtralend, triumphirend; der Geſellſchaft, in der ſie glänzte; des jungen Ungarn, der ihr ſo unverkennbar huldigte; der Geſpräche über ſie, über Graf Dobenegg;

und er fragte ſich heimlich, ob ſie nicht Luſt und Leid ihres eignen Lebens zwiſchen den Walzerklängen erzählen möge.

„Göttlich! — hieß es rundum nach dem Schluß; bezaubernd! entzückend! göttlich!“

„O ich bitte, ich bitte ſehr! ſagte Renata kalt. Ich bin nur Dilettant, nicht Virtuos.“

Aber das Salonuhrwerk war nun einmal für die Bewunderung in Gang gebracht. Man beſchwor ſie fortzuſpielen, eine Stunde, den Abend, die ganze Nacht wo möglich! .... —

„Sehr gern,“ ſagte Renata, und ſpielte den Walzer aus Es-Dur von Beethoven, genau wie er komponirt war, ohne einen Vor- oder Nachſchlag ſich zu erlauben. Sie machte ſich ſelbſt zu einem ſeelenvollen Inſtrumente in der Hand eines Meiſters. Der Beifall war diesmal bedeutend mäßiger.

„Beethoven? o der ſublime Genius! ernſt, ſehr ernſt, faſt zu ernſt! aber doch ſublim! — Nicht wahr? — o ja! ja! immer ſublim!“ hieß es.

„So ſind die großen Geiſter, ſprach Cecil zu Renata: in der geringen Form eines Walzers wiſſen ſie die Eſſenz des Lebens vom Aufgang bis zum Niedergang wiederzugeben.“

„Dadurch ſind ſie gottähnlich,“ entgegnete Renata.

„Und Sie wollen uns die Adoration verbieten, gnädigſte Gräfin! rief emphatiſch der Elegant. Gegen dies Dekret werden wir Alle uns opponiren.“

„Ich meines Theils mag nicht adorirt ſein, erwiderte Renata gleichgültig wie immer; und ich begreife nicht, wie irgend ein Menſch es ſich gefallen laſſen kann.“

Da unter den zehn anweſenden Perſonen ſchwerlich eine war, der nicht wenigſtens zu Zeiten die Adoration höchſt willkommen geweſen wäre: ſo fanden ſie dieſe Äußerung impertinent — bis auf Cecil, der ſich faſt unwillkürlich eingeſtand, es ſei allerdings eine erbärmliche Rolle, die man den Adoranten gegenüber ſpiele.

„Gnädigſte Gräfin! ſagte der Elegant mit liſtigſeinſollenden Augen; Sie werden doch keine Ausnahme von der holdſeligen Regel machen, daß Adoration das Element der ſchöneren Hälfte des Menſchengeſchlechts iſt?“

Renata ſah ihn groß an, ließ ſeine Phraſe unbeantwortet verhallen, und ſagte dann in ihrer entſchiedenen und ernſten Weiſe:

„Ich bin ein Menſch; darum will ich geliebt ſein, herzlich, tüchtig, wenn ich's verdiene. Ich bin kein ſtarrer Götze, vor dem man ſich in liſpelnder, lächelnder, ſchmeichelnder, heuchelnder Adoration ergebt; und ich will's nicht werden, ſondern ein einfacher Menſch bleiben; darum weiſ' ich die Adoration von mir."

Frau von Werden war in ſtiller Verzweiflung. Hatte je eine Frau in ihrem Salon geſagt, daß ſie herzlich geliebt ſein wolle? Dieſer unerhörte Fall war noch nicht in den Annalen der Geſellſchaft vorgekommen, und nun mußte ſie ihn an ihrer Schwägerin erleben! — Die Elegante liſpelte dem Elegant zu:

„Welch' eine extraordinäre Aufrichtigkeit!" — und ahnte nicht, daß ihr kleiner Spott eine große Wahrheit ſei; daß in der That nur aus einem ganz ungewöhnlich aufrichtigen Charakter eine ſolche Äußerung hervorgehen könne.

Cecil dachte: Was iſt das für eine eiſerne Seele.

Frau von Werden aber ſuchte Gedanken und Geſpräche wieder auf dem ſchicklichen Terrain zu verſammeln, und erklärte dem Elegant den Krieg, weil er geſagt hatte, die Adoration ſei das Element der Frauen, da doch die Männer es ſich eben ſo gern gefallen ließen. Und um das zu beweiſen, führte ſie eine ganze Reihe von berühmten Männern auf, welche an den erbärmlichſten Lobhudeleien Freude hatten.

„Gnädigſte Frau, erwiderte der ewig verbindliche Elegant, um Sie ſo lebhaft ſprechen zu hören, nimmt man dankbar ſogar Ihre höchſt ungerechten Beſchuldigungen gegen unſer armes Geſchlecht hin;“ — und nun begann er deſſen Vertheidigung, unterſtützt von den Männern, angegriffen von den Frauen; dies Geſpräch, welches man wol ſchon tauſend Mal gehört und geführt hat. Renata ſchwieg dazu, ſchloß den Flügel, und beſah ſehr aufmerkſam das „Book of Beauty.“

„Was haben Sie denn bei all' dem Bilderbeſehen gedacht?“ ſagte Cecil zu Renata, als man auseinander ging.

„Ich habe gedacht, erwiderte ſie, daß all' dieſe Portraits den Originalen ebenſowenig, als Ihrer Aller Worte Ihren innerlichſten Geſinnungen ähnlich ſein mögten“

„Immer ein ganz klein wenig allerliebſt boshaft,“ ſagte Frau von Werden, ihr ſchalkhaft drohend.

„Woher ſolch' ein tiefes Mißtrauen?“ fragte Cecil.

„Nicht doch! entgegnete Renata. Ich nenne nur die Schale — Schale, und den Kern — Kern.“

„Sie gehen zerſchmetternd auf den Grund der Dinge, gnädige Gräfin,“ ſagte Cecil gedankenvoll.

„Nicht wahr? rief Frau von Werden, ſeelenfroh über dieſe Übereinſtimmung mit ihren Anſichten; nicht wahr, zerſchmetternd? und das iſt doch nur die Weiſe eines Kriegers, eines Gewaltigen, aber nicht einer Frau. Wir müſſen ſanft, lind, mit gutmüthigem Spott, mit ſcherzhafter Strenge unſre Anſichten ausſprechen, um Niemand zu verwunden; müſſen uns zuweilen ſcheinbar beſiegt darſtellen, um Andern einen kleinen Triumph zu gönnen; müſſen fallen laſſen, was man zu heftig angreift, und müſſen nicht angreifen, was unter dem Schutz und Schirm der Geſellſchaft feſten Boden gefaßt hat; — ſonſt treten wir feindlich gegen ſie auf, und wir ſollen ſie uns doch zum Freund erhalten, denn wir leben in ihr, als ihre Kinder ....“ —

„Nein! rief Renata lebhaft, dieſe Mutter verleugne ich! Kind meiner Zeit muß ich ſchon ſein, und will ich ſein, um mich nicht vereinzelt zu fühlen. Da hab' ich denn doch eine Mutter, die neben manchen Fehlern, Thorheiten und Kränklichkeiten geiſtiges Leben genug beſitzt, um ihr Kind zu nähren. Aber ein Kind unſrer Geſellſchaft zu ſein, die doch nur eine Fraction unſrer Zeit, und ſicherlich nicht die lebenvollſte iſt; dagegen ſtemme ich mich aus allen Kräften. Hilf Himmel! da wär' ich am Ende ein Wechſelbalg.“

Frau von Werden verſuchte zu lächeln über dieſe rauhe Geſinnung; es wurde ihr aber unerhört ſchwer, und ſie that es auch nur aus Gewohnheit der Artigkeit. Dann ſagte ſie herber, als ſie es ſich zu erlauben pflegte:

„Wenn Du nicht ein Kind der Geſellſchaft biſt, lieber Engel, ſo benimmſt Du Dich doch ihr gegenüber wie ein ſolches; denn mit der kleinen Zerſtörungſucht eines Kindes zerſchlägſt Du das bunte Spielwerk, das ſie Dir darbietet, ſtatt es freundlich und gelaſſen wie unſereiner zu betrachten.“

„O, ſagte Renata, betrachtete man ſie nur wie ein Spielwerk, das man eingerichtet hat um ſich ein Paar leere Stunden durch den Flitterkram ausfüllen zu laſſen: ſo wäre mir die Geſellſchaft ganz recht. Aber man betrachtet ſie wie das heilige, unumſtößliche Geſetz, nach dem man ſeine Exiſtenz modeln ſoll; und da ihr Rechtsgrund einzig und allein der Erfolg, und ihre Richtſchnur die Äußerlichkeit iſt: ſo dringt ſie ihren Adepten ein Leben, wenn nicht der Lüge, doch des Scheins auf, in welchem ihre beſten Kräfte untergehen, gar verderben müſſen. Und ich ſehe nicht ein, wie man etwas ſo Gefährliches freundlich gleichgültig anſchauen mag. Die Schlange hat auch gar ſchimmernde Farben und zierliche Bewegungen, aber es graut einem doch davor, und man geht ihr gern aus dem Wege. Mir kommt die Geſellſchaft immer ein bischen wie eine Schlange vor; ich will nicht ſagen wie eine giftige, um Dich nicht zu erzürnen, liebe Charlotte, — obgleich ſie mitunter auch das iſt! — aber wie die Schlange, die nicht eher ruht, bis ſie die Bethörten zum Apfelbiß verlockt hat.“

„Gnädige Gräfin, ſagte Cecil, die Schlange hat ihre Höhle in jeder Menſchenbruſt.“

„Wohl, wohl! rief Renata; aber in jeder einſamen Menſchenbruſt ſchwebt der Erzengel über der Schlangenhöhle, und ermahnt uns: vertilge die Brut! Nach dem Koder der Geſellſchaft heißt es jedoch: Iß und wohl bekomme es dir, aber hübſch heimlich! Nimm und ſei getroſt, aber hübſch vorſichtig! Thue und laſſe nach deinem egoiſtiſchen Gefallen, aber vergiß nicht die äußeren Rückſichten! Beobachteſt du das Alles, ſo biſt du ſicher und geſchützt in meinem Schooß und Niemand darf dir etwas anhaben! — So denkt, handelt, lebt man, und nährt dadurch die Schlangen in der eigenen und fremden Bruſt. Dieſe Principien entnerven, Schwäche bemeiſtert ſich der Seelen, und Eitelkeit und Heuchelei, dieſe Kinder der Schwachheit, niſten ſich in ihnen feſt. Und einer ſolchen

Ordnung der Dinge ſoll man freundlich lächelnd zuſehen und ſich behaglich darin fühlen, während man ſie verabſcheut und dagegen proteſtirt?“

„Meine gute Renata, ſagte Frau von Werden, alle Deine Proteſtationen werden keine andere Wirkung haben, als Dich, trotz Deines Verſtandes und Deines vortrefflichen Charakters, für die Geſellſchaft unbrauchbar zu machen. Wenn man auf ſie wirken will, muß man geſchmeidig ſein, und Du .... biſt ſtarr.“

„Ja, ſagte Renata mit einem unbeſchreiblich traurigen Lächeln, ja, es iſt wahr, ich bin ſtarr! ich bin's geworden um feſt ſein zu können. Ich ſtelle mich nicht beſſer dar, als ich wirklich bin.“

„Gewiß nicht! betheuerte Frau von Werden ganz gerührt. Im Gegentheil! weniger gut; denn die Starrheit iſt nur ein Panzer um Dein ſchönes Herz.“

„Ich muß ihn tragen, entgegnete Renata wieder mit kalter Gelaſſenheit, es fliegen allzuviel vergiftete Pfeile in dieſer Atmoſphäre.“

„Sie hören es! wandte Frau von Werden ſich an Cecil; meine liebenswürdige Schwägerin bewegt ſich zwiſchen uns wie zwiſchen Peſtkranken, deren Anſteckung ſie fürchtet. Was fangen wir an, um ſie über den Geſundheitzuſtand unſerer Seelen zu beruhigen?“

„Wir könnten z. B. verſuchen aufrichtig zu ſein, erwiderte Cecil in demſelben ſcherzenden Ton, und bekennen, daß der Zuſtand der Geſellſchaft ein ziemlich verdorbener, weil ein künſtlich complicirter iſt; ein impoſantes, aber leckes Schiff, deſſen Polarſtern der Genuß, deſſen Steuer der Schein, und deſſen günſtiger Wind die Eitelkeit iſt."

„Nun Renata, biſt Du mit dem Jünger zufrieden?" fragte Frau von Werden.

„Mit nichten, antwortete Renata kühl, denn Herr Forſter ſcherzt, und mir iſt es Ernſt. Übrigens liegt mir auch nichts an Proſelyten! ich will meines Weges gehen, ſo wahrhaft und einfach wie möglich; aber es thut nichts, wenn ich auch ganz allein gehe."

„Gnädige Gräfin, fragte Cecil ein wenig ſpöttiſch, werden Sie mich nicht für einen peſtkranken Geſellſchaftsmenſchen halten, wenn ich mir Ihnen gegenüber einen Vergleich erlaube?"

„Immerhin! erwiderte ſie lächelnd, ein wenig mehr oder minder — darauf kommt nichts an."

„Nun denn, ſo erlaube ich mir Ihnen zu ſagen, daß Sie ein Engel ſind .... —"

„Mit dem Flammenſchwert aus dem Paradieſe der Geſellſchaft verjagend — nicht wahr?" rief Renata beluſtigt.

„Jener Engel, fuhr Cecil fort, der alle Vollkommenheit und Gottähnlichkeit beſaß, aber durch Stolz aus dem Himmel fiel. Sie ſind ſo ſtolz, daß Sie einſam bleiben wollen, um immer auf uns aus Ihrer Höhe herabzuſehen.“

Renata ſchwieg. Frau von Werden freute ſich in der Stille, daß Cecil auf dieſe Weiſe das Geſpräch beendet hatte, machte ihm noch ein Paar gleichgültige Fragen über andre Gegenſtände, und der Abend war beendet.

Sie iſt wirklich allzu übermüthig, ſprach Cecil zu ſich ſelbſt, in Bezug auf Renata. Reinheit der Geſinnung, Adel der Seele, Tadelloſigkeit des Wandels ſind ganz vortreffliche Dinge; aber ſie müſſen der natürliche Schritt des Menſchen, nicht ſein Stelzenſchritt ſein, wenn wir uns an ihnen erfreuen ſollen. Doch intereſſant iſt ſie ganz ungemein, trotz dieſer Starrheit, vielleicht durch ſie; — denn dadurch iſt ſie geſchützt vor der gebrechlichen Weichheit, der ſchlaffen Empfänglichkeit, der matten Bedürftigkeit der Frauen, die uns eine fürchterliche Laſt werden kann, obgleich unſre Eigenliebe uns zuflüſtern mögte, wir wären ſtark genug, um ſie und uns ſelbſt zu ſtützen und zu tragen. Es mag ſchön ſein, mit gleichem Schritt und Hand in Hand mit einem Weibe zu gehen.

Und ſo hatte er denn Renata zwar mit dem vermeſſenen Engel Lucifer verglichen, wenn er die Schattenſeiten ihres Characters ins Auge faßte; blieb es aber an der Sonnenſeite hangen, ſo verwandelte ſie ſich in den andern Lucifer, den Morgenſtern, den Träger des Lichts, und dieſe beiden Vorſtellungen kämpften in ſeiner Seele. Sie war die erſte Frau, von der er nicht glaubte, ſie mit einem Blick über[illegible] zu können.

Renata blieb ſi[illegible]ch gegen ihn und gegen Alle. Ob er ſie guter oder böſer Engel nannte — es hatte keinen Einfluß auf ſie. Wol mogte er ſich damit heimlich geſchmeichelt, wol ſtill gehofft haben, ſie nachgiebiger, fügſamer zu finden. Sie war es nicht. Sie ſchien Beiſtimmung weder zu verlangen noch zu bedürfen. Sie war ſo ganz aus einem Guß, daß ſie Beiſtimmung und Widerſpruch nicht einmal recht bemerkte. Er bekam einen unwillkürlichen Reſpect vor dieſer Unabhängigkeit, obgleich ſie ſeinem Weſen ſchnurſtracks entgegen ſtand. Er that immer Etwas für Etwas, und ſie that Alles — für Nichts. Wenigſtens gewahrte er nicht die geringſte äußere Befriedigung, nicht den geringſten Anſchein von Glück in ihrem Leben. Sie war und blieb von melancholiſcher Indolenz für das allgemeine Treiben; ward ſie aber dazu veranlaßt es zu fixiren und zu beurtheilen, ſo geſchah es nach alter Weiſe, traurig, ernſt, mit eiſerner Ruhe.

Er ſagte einmal ſcherzend zu Renata, ſie imponire ihm ganz unerhört durch ihre Minerva-Haltung; und in dem Scherz lag mehr Ernſt, als er es ſich ſelbſt eingeſtand. Nicht um die Welt hätte er vor ihr eine zweideutige Geſinnung ausſprechen mögen. Er gedachte der Frauen, die er geliebt hatte! Ach, bei denen, ſeufzte er, brauchte ja von einer allgemein menſchlichen Geſinnung gar nicht die Rede zu ſein, nur von Liebe und von zärtlichen Gefühlen für ſie, und daher ging mir jene, ihnen gegenüber, gänzlich verloren. Zwiſchen ihnen und Renata war kein Vergleich möglich. Er gedachte ſeiner Pflegemutter. Die hatte allerdings Einfluß auf ihn, aber den mütterlichen, der mit tröſtlichem Rath, mit freundlicher Ermahnung, mit ſorgendem Ernſt und mit unerſchöpflich nachſichtsvoller Zärtlichkeit alle Wege des Kindes verfolgt und beobachtet, und dadurch dem Vertrauen entgegen kommt. Durch Alles was ihr Herz für ihn that und war, erſchloß ſie das ſeine, und ſobald ein Herz ſich öffnet iſt es bereit, wie der Erdboden im Frühling, nachdem der Froſt verſchwunden, ein Samenkorn aufzunehmen. Dieſer

Einfluß war alſo ſehr erklärlich. Wie aber Renata dazu kam, die, ohne das geringſte Intereſſe für ihn zu äußern, nicht ſowol ſeinen Anſichten und Grundſätzen, als vielmehr ſeinem ganzen Leben widerſprach, und die ihm dennoch dermaßen imponirte, daß er ſich im Herzensgrunde ihr gegenüber ſchämte, ein alltäglicher Menſch zu ſein; — ja, wie es ihm überhaupt nur einfiel, wenn er ſie ſah, hörte, an ſie dachte, daß er ein alltäglicher Menſch ſei: das wollte er gern ergründen, und er begann ihr ganzes Sein zu ſkelettiren.

Er hatte für Nandine die unentwickelte Empfindung gehabt, welche in allen jungen Seelen Liebe heißt, und welche nichts weiter iſt, als die in jedem Menſchen erwachende Sehnſucht, gemeinſchaftlich mit einem andern Weſen von dem Glück der Erde Beſitz zu nehmen und auf ihr Hütten zu bauen. Für Diane hatte er ein zu oberflächliches Liebesverlangen gehabt, um es Neigung nennen zu können; und für Fiamma freilich eine heiße Leidenſchaft, die aber nur einer Richtung des Weſens entſprach, und daher erloſch, als er ſich an deren Ziel ſah. Seitdem hatte er wol einer oder der andern Frau gehuldigt, doch ohne Neigung, ohne Leidenſchaft, wie man das in der Geſellſchaft zuweilen aus heller Langerweile thut, um die Öde, welche aus einem gänzlichen Mangel an Intereſſe entſpringt, durch die künſtliche Blume eines abſichtlich gemachten zu erheitern. Dominirt eine Frau durch Schönheit, Geiſt, Reichthum, Elegance, oder ſonſt etwas in der Geſellſchaft, und hat ſie Freude an Ausbreitung und Übung ihrer Herrſchaft, ſo darf ſie eines Kreiſes von Unterthanen gewiß ſein — für einen Winter. Aus dieſem Kreiſe heraus und einen halben, einen ganzen Schritt ihr näher zu treten, iſt das Bemühen Einzelner, bis der Frühling, oder eine andre Mode, oder eine neue Erſcheinung den ganzen Kreis zerſprengt. Hohl und unerquicklich iſt ein ſolches Treiben; dennoch begegnet man ihm ſehr allgemein, als einem Gemiſch von Langerweile und Eitelkeit, dem beide Geſchlechter unterworfen ſind, während zuweilen von Seiten der Frauen ein drittes Ingrediens hinzukommt: nämlich das Bedürfniß, dem Herzen ein unterhaltendes Spiel in beſtändiger Bereitſchaft zu halten, damit es nicht in den Ernſt einer großen Liebe, einer tiefen Leidenſchaft verfalle. Schaumgold und Rauſchgold, aber keine Goldbarren, braucht man in der Geſellſchaft.

Nun ſah Cecil ſehr deutlich, daß Renata durchaus nicht in der Geſellſchaft dominirte. Zur Herrſchaft, und zu jeder, welcher Art ſie ſei, gehört es daß der Herrſcher Ketten trage — die Ketten ſeiner Verpflichtungen. Mit dem Glanz oder Glück ſeiner Stellung, hat er auch deren Beſchwerden und Bitterkeiten übernommen. Das bleibt ſich gleich, möge er herrſchen in einem Kaiſerthum oder in einem Hauſe, in einem Herzen oder in einem Salon. Man nennt die Ketten leicht, wenn der Wille ſie zu tragen dem Müſſen entgegenkommt. Leugnen kann ſie Niemand Aber Niemand war weniger dazu geeignet ſie zu tragen, als Renata, die ihren eigenen Geſchmack, ihre eigene Meinung, ihre eigenen Moden, und hauptſächlich eine Eigenſchaft hatte, welche ſie vollkommen untauglich dafür machte: ſie war gleichgültig für Äußerlichkeiten der Erſcheinung, der Toilette, der Darſtellung. Sie bewohnte bei ihrer Schwägerin zwei kleine Zimmer, ſie hatte außer ihrer Kammerjungfer keine Dienſtboten bei ſich, ſie war in Trauer gekleidet, man wußte nicht, ob ſie ein immenſes Vermögen oder eine unbedeutende Rente habe, ſie ſprach wenig, ſie lobte und tadelte nicht nach fremden Regeln, ſie ſagte unumwunden ihre Meinung, ſie hatte ein göttliches Talent und verbat ſich kühl und beſtimmt die Bewunderung; — wie hätte ſie im Salon dominiren ſollen?

Nein! auf dem Grund und Boden iſt ihr Einfluß auf mich nicht entſprungen, ſprach Cecil zu ſich ſelbſt; ob ſie vielleicht ſchön iſt? — — Er betrachtete ſie ſo aufmerkſam, als ſei ſie ein Bild von einem berühmten Meiſter, das etwas verbleicht und ſchlecht behandelt iſt, im ungünſtigen Licht hängt und dergleichen, und das man doch gern in der urſprünglichen Schönheit wenigſtens ahnen mögte. Aber ſie war nun einmal nicht ſchön! ſie hatte nicht einmal das, was manche Frau höchſt anmuthig macht; daß ſie in Augenblicken der Lebhaftigkeit und der Anregung durch Minenſpiel, Wechſel des Colorits, Beweglichkeit der Züge ſchön ausſieht. Sie hatte nicht die feine, faſt überreizte Organiſation, aus welcher dieſe Art von Schönheit erblüht. Sie war ſehr mager, dadurch traten ihre Züge ſcharf hervor, und ſie entbehrte der Regelmäßigkeit, welche in einem Frauenantlitz mit ihrer Härte verſöhnt. Die Augen, die man unwillkürlich zuerſt ſucht, waren ſanft und groß, aber faſt immer von ſchweren, müden, röthlichen Augenliedern zugedeckt. Der Mund war ſehr groß und ohne Lieblichkeit, denn er verſchloß eine Welt von Gram. Die Schönheiten zweiter Ordnung, das Haar, der Teint, die Zähne, — nichts war ausgezeichnet; und wenn Cecil faſt erſchrocken zu dem Reſultat kam: ſie iſt häßlich! wie geht es denn nur zu, daß ſie intereſſant ausſieht? — ſo blieb ſein Auge auf ihrer Stirn ruhen, die mit wundervoller, feſter, klarer Ruhe dem ganzen Antlitz einen geiſtig hohen Ausdruck gab. Wie Mondenlicht über einer Ruine! ſprach er zu ſich ſelbſt und belächelte dann ſeinen ſentimentalen Vergleich.

Aber die geiſtige Hoheit ihres Weſens war es eben die ihm imponirte. Sie hatte nie etwas Gemeines gethan oder gedacht. Das iſt das Allerſeltenſte, was ein Menſch von ſich ſagen darf, und eben darum dasjenige, was er am allerliebſten von ſich ſagen mögte.

Aus all den Prüfungen, Zergliederungen und Beobachtungen, von dieſem Probirſtein der Ächtheit aus dieſem Schmelztiegel der Reinheit, kam Renata genau wieder ſo zum Vorſchein, wie ſie geweſen war, und das führte Cecil zu dem Schluß, daß er ihres Gleichen noch nicht begegnet ſei. Nur fand er ſie nicht mehr, wie er ſie Anfangs gefunden, originell, fremdartig, überraſchend; ſie war einzig! und dies Bewußtſein ihrer Einzigkeit offenbarte ſich in ſeiner Seele, wie die Entdeckung eines Kriſtalls im Felſen: es wurde Licht in ihm. Dieſer Menſch, der ſein halbes Leben an äußern Erfolg verſchwendet hatte, ſehnte ſich darnach, die andre Hälfte an eine Frau zu verſchwenden, die nichts von dem Allen war und hatte, was ihm bisher als das Wünſchenswertheſte und Köſtlichſte erſchienen war. Das geſchah nicht plötzlich. Er ſah ſie nicht zweimal und war beim dritten Mal verwandelt. Es gingen ein Paar Monate darüber hin, in denen er ſie Anfangs mit Neugier und Erſtaunen, dann mit Theilnahme und Bewunderung aufmerkſam und ſtreng beobachtete, und dabei ereignete ſich was ſich bei manchen Studien ergiebt. Zieht die Aſtronomie, die Mathematik, die Pflanzenkunde, den Geiſt vom weltlichen Treiben zurück, indem ſie in ihm ein Intereſſe erweckt, das unabhängig vom Verkehr mit den Menſchen iſt; übt ſie einen ſtärkenden, beſchwichtigenden, lindernden Einfluß, indem ſie ihn zu tieferer Erkenntniß und zu klarerer Anſchauung führt, ſo daß die ernſten und reinen Gedanken allmälig die leichtſinnigen und thörichten verdrängen; — wie ſollte es nicht ähnlichen Erfolg haben, wenn man ſich mit der Menſchenſeele beſchäftigt, die complicirter als das Geſtirn, unberechenbarer als ein mathematiſcher Satz, vielſeitiger als die Pflanzenwelt — und über das Alles unſers Gleichen iſt, und mit dieſer letzten Eigenſchaft die myſteriöſe Kraft der Attraction beſitzt! — In andrer Stimmung, zu andrer Zeit, mögte Cecil kaum Muße für ſeine Beobachtung gefunden haben. Beſchäftigt ſich Bahn zu machen oder einen Punkt zu erreichen, oder ein Hinderniß zu überwinden, wäre er zu ſehr von ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Beſtrebungen erfüllt geweſen, um eine Erſcheinung ſonderlich zu beachten, die ihm nicht ausdrücklich für ſeine Zwecke förderlich ſchien. Aber jetzt? — was gab es denn zu gewinnen — als Geduld? und zu beſeitigen — als Langeweile? Mit all' ſeinen Berechnungen und Anſtrengungen hatte er ſo kleine Schritte vorwärts gethan, daß ihm ſein vorliegender Weg keinen Reiz bot. Doch ſeine Natur veränderte ſich nicht, ſondern nur der Gegenſtand ihrer Beſtrebungen. Was ihm das Köſtlichſte ſchien, der Schlußſtein im Gebäude des Glücks, ſollte ihm zu Theil werden. Von der Liebe der Frauen hielt er nicht viel. Die Liebe macht ſie nur ſchwach, ſprach er im Hinblick auf Diane und Fiamma; und wenn nicht das, ſo werden ſie von ihr zerbrochen, wie meine arme Nandine, oder grauenhaft zerſtört, wie die unglückſelige Louiſe Müller. Aber Achtung und Vertrauen einer Renata zu erwerben; für ſie etwas Andres zu ſein, mehr zu ſein, als eine Salonfigur: dieſer Wunſch ward nach und nach ſo mächtig in ihm, daß er ſich ſelbſt die Verſicherung gab, er ſolle erfüllt werden.

Nur hatte es bis jetzt dieſen Anſchein nicht! er durfte ſich keine Bevorzugung von ihr ſchmeicheln. Sprach ſie mehr mit ihm als mit Anderen, ſo war das ſehr natürlich, weil er die Saiten zu berühren ſuchte, die ihr zuſagten. Sah ſie ihn mehr als Andere, ſo war das noch natürlicher, weil er als Hausfreund bei Frau von Werden aus und ein ging. Es traf ſich oftmals während des Carnevals, daß er den Abend allein mit den beiden Damen zubrachte, weil ſie die großen Soireen nicht beſuchten und weil er ſie vergaß, oder abſichtlich verſäumte. Renata mußte wohl aufmerkſam auf Cecil werden. Sie ſagte eines Tags zu ihrer Schwägerin:

„Liebe Charlotte, macht Forſter Dir den Hof?“

„En tout bien tout honneur, entgegnete Frau von Werden, thut er das auf immer gleiche Weiſe ſeit mehr als zwei Jahren. Als er herkam, war Adolfine noch nicht verheirathet, und es war munterer bei mir als jetzt; da hat er ſich zu uns gewöhnt, und es iſt mir angenehm, daß es ſo geblieben iſt.“

„Und mir iſt's angenehm, wenn es immer ſo geweſen iſt, erwiderte Renata; ich dachte ſchon, er käme vielleicht meinetwegen ſo häufig.“

Charlotte ſah Renata mit ungeheucheltem Erſtaunen an und rief: „Du biſt eine merkwürdige Perſon, daß Du ſo geradezu Deine Gedanken ausſprichſt, beſonders ....“ —

„Ich mögte Dir daſſelbe ſagen, weil Du es nicht thuſt,“ ſprach Renata lächelnd, als Frau von Werden ſtockte.

„Beſonders, fuhr dieſe ſich ermuthigend fort, wenn dieſe Gedanken Dich in einem .... ungewöhnlichen Licht erſcheinen laſſen.“

„Sprich ſeltſam ſtatt ungewöhnlich, ſo wirſt Du Deine Meinung beſtimmter ausgedrückt haben, entgegnete Renata, denn Du findeſt es höchſt ſeltſam, daß ich etwas vorausſetze, was man kaum ſich ſelbſt, geſchweige Andern, eingeſteht.“

„Ich bekenne Dir, ſagte Frau von Werden, daß es mir wie eitle Schwäche vorkommt, in den geringſten Aufmerkſamkeiten eines Mannes eine keimende Leidenſchaft zu fürchten, und daß ich es ein wenig lächerlich finde, ſich gegen ein Sturmlaufen zu ſichern, das niemals ſtatt findet.“

„Gut! ſagte Renata gelaſſen, das iſt mir lieb zu hören. Es iſt ja kein Grund, daß ich in Trauer und nicht ſonderlich hübſch bin, damit ſich Niemand ein wenig in mich verliebe; denn ich bin eine junge Wittwe, und das iſt nun einmal in den Augen der Männer etwas, das ſie intereſſant finden.“

„Aber denkſt Du denn an gefallen und lieben?“ rief Frau von Werden um Vieles erſtaunter.

„Nein! und eben deshalb wünſchte ich, daß auch kein Mann in Bezug auf mich daran denken möge. Du kennſt Forſter lange, Du haſt ihn nie anders gekannt: das wollt' ich wiſſen! ſonſt nichts.“

„Lieber Engel, wie es in ſeinen oder in irgend eines Mannes Herzenstiefen ausſieht, das weiß ich nicht! und es ſcheint mir höchſt überflüſſig darum beſorgt zu ſein. Du biſt wirklich allzuſehr auf Deiner Hut.“

„Weil ich nicht Luſt habe es zu ſein, darum wüßte ich gern die Wahrheit,“ ſagte Renata.

Frau von Werden dachte bei ſich ſelbſt, daß ihre ſtolze kühle Schwägerin dennoch nicht über die kleinliche Eitelkeit erhaben ſei, im intimen Umgang in jedem Mann einen Anbeter zu gewahren. Aber Renata folgte nur dem Inſtinct, welcher der Seele ſicher offenbart, wenn eine andre Seele ſich ihr zuneigt. Sie dachte jedoch zu wenig an Cecil, um ihn genau zu beobachten. Eine Vermuthung wie die eben geäußerte ſtieg in ihr auf, wenn er grade dort geweſen war, und hernach hing ſie wieder ihren gewohnten Gedanken nach. In der erſten Zeit nach dem Tode ihres Mannes brütete eine dumpfe Apathie auf ihr. Sie fühlte ſich vernichtet.

Es war aus und vorbei mit dem Leben! Hoffnung, Wunſch, Sehnſucht waren nicht todt, ſondern ſchlimmer als das: ſcheintodt und begraben. Sie lag in Seelenohnmacht, und hatte nicht die Kraft Schmerz zu empfinden. Je mehr ſie erwachte, je deutlicher ſie gewahrte, daß es nicht zu Ende ſei mit dem Leben, daß ſie elender und ſchmerzenreicher ſei denn je, um deſto gewaltiger wurde ihre bewußte Trauer. Zum erſten Mal in ihrem Leben war eine Laſt von ihren Schultern genommen, athmete ſie frei auf; und dieſe Freiheitsgewißheit, nach der ſie ſich geſehnt, um die ſie zu Gott gebetet hatte wie um die ewige Seligkeit, war ihr nicht etwa nur gleichgültig geworden, ſondern die Umſtände machten ſie ihr gar verhaßt.

Da erhielt ſie eines Morgens einen Brief, deſſen Anblick ihr Blut langſam, langſam und eiskalt durch die Adern zum Herzen kriechen machte. Ich will aber keine Briefe mehr! ſagte ſie laut und tonlos zu ſich ſelbſt. Sie legte ihn vor ſich hin um zu verſuchen, ob ſie ſich an den Anblick gewöhnen könne, und die Handſchrift erpreßte ihr heiße Thränen. Die Hand, welche dieſe Adreſſe machte, hat Luſt gehabt zu zittern, und um das zu verbergen, hatte ſie die Züge mit gewaltſamer Härte auf's Papier geworfen. Wie mußte Er gelitten haben, als ſeine Hand ſo zitterte! Überwältigt von Mitleid wollte ſie ſich dem gleichen Schmerz nicht entziehen. Sie erbrach den Brief; er war aus Prag und lautete:

„Nun Renata? ſind wir jetzt elend genug? hat
„Ihr ſtarres Herz uns nicht jetzt unglückſelig gemacht?
„Sie ſind frei und ich bin es nicht mehr!
„Sie ſind erlöſt und ich liege in Banden! Ihnen
„gehört die Welt, die Zukunft, das lange reiche
„goldne Leben, und mir gehört — meine Frau!
„Und das Alles, weil Sie es wollten, weil Sie
„nicht mehr um der Liebe willen leiden mogten.
„Hätten Sie Kraft gehabt, nur für einige Monate
„noch auszuharren, wie anders wär' es jetzt!
„O Renata! ich haſſe Dich! ich habe nur noch
„einen Wunſch: nie wieder von Dir zu hören, nie
„Dich zu ſehen, nie Dir zu begegnen; ſondern
„Dich aus meinem Herzen, meinem Leben, meiner
„Erinnerung zu vertilgen wie eine feindliche Macht,
„die mein Daſein ruinirt hat. Dies iſt mein Abſchied
„von Dir. Ich bin krank, die Ärzte ſprechen
„gefährlich. Ich war in Mailand beim Schwiegervater,
„der lange zwiſchen Tod und Leben
„ſchwankend, doch wieder geneſen iſt. Mit der
„Freude kam ich hieher zurück, und erfuhr erſt
„hier, was vor drei Monaten geſchehen iſt. So

„getrennt ſind wir jetzt! Die umwälzendſten Schickſale treffen uns, und keiner ſagt's dem andern. „Sie haben es gewollt. Aber ich wollte Ihnen „doch einmal ſagen, daß Ihr Starrſinn mich elend „macht. Emmerich.“

Er iſt wahnſinnig, wie eben ein Fieberkranker iſt, ſprach Renata kalt zu ſich ſelbſt, und faltete gelaſſen den Brief zuſammen. Er iſt ungerecht.... wie ein Mann! ſetzte ſie nach einer Pauſe bitter hinzu. Aber die Liebe gewann dennoch die Oberhand über die Kränkung und ihr letzter, alles Andere verwiſchender Gedanke war: O, wenn er nur nicht ſtirbt! möge er leben mir zürnend, gar mich haſſend;.... nur leben laß ihn, o Gott!

Sie verfiel in die fürchterlichſte Angſt, und die ihr um ſo beklemmender wurde, je fremder ſie ihr war. Emmerich war ihr nie anders als ein Unſterblicher vorgekommen, deſſen ſtärkere Natur auch dem Körper eine Stärke giebt, welche ihn unzugänglich für Gebrechlichkeit und Krankheit macht. Nun zagte ſie für ſein Leben; und daß ſie es that, ſchien ihr ein Vorbote ſeines Todes. Der Schmerz vernichtete das beſonnene Urtheil; dadurch giebt er zuweilen dem Blick eine unglaubliche Schärfe der Erkenntniß, aber zuweilen verhüllt er ihn durch den Schleier der Thränen, und die ganze Welt zittert, weil ein Waſſertropfen an unſrer Wimper zitternd hängt. — O nur Einmal, ein einziges Mal noch ihn ſehen! dachte ſie immer und immerfort; dann will ich hinaus in die Welt, in die weiteſte Ferne, will ruhig leben und ruhig ſterben .... aber Einmal zuvor ihn ſehen.

„Charlotte! ſagte ſie zu ihrer Schwägerin, ich muß nun nach Ebernbach zurück. Es wird allmälig Frühling, und ich ſehne mich hinaus.“

„Iſt es möglich! rief Frau von Werden, Du haſt Heimweh nach Deinem finſtern Speſſart und Deiner trüben Einſamkeit? O bleibe hier! ſieh' Dir die Menſchen an, knüpfe neue Verbindungen, verſuche einen friſchen Eintritt in's Leben, das ſo reich und bunt vor Dir liegt. Begrabe Dich nicht bei 26 Jahren in Deinen Erinnerungen, die Dir doch vielleicht nicht für die ganze lange Lebensreiſe genügen werden ....“ —

„O, ich will auch noch in's Leben! nur jetzt nicht, und nicht hier. Ich muß jetzt einmal einen Athemzug in einer andern Atmoſphäre thun.“

Renata hätte vielleicht ſogleich ihren Vorſatz ausgeführt, wenn nicht andre Ereigniſſe für den Augenblick ihre Theilnahme in Anſpruch genommen hätten. Es war dies das traurige Duell zwiſchen ihrem Bruder Graf Ignaz Adlercron, und

Cecils Bruder Sigismund. Ignaz ſchrieb ihr aus Hamburg, ſuchte ihr die Veranlaſſung zum Duell aus ſeiner ebenſo freundſchaftlichen als chevalereſken Ergebenheit für Tosca zu erklären, und überzeugte Renata nicht im Mindeſten von ſeinem guten Recht. Sie fand es empörend, ſich durch ſolche Gewaltthat zum Ritter einer Frau aufzuwerfen, die unabhängig und ſelbſtändig genug war, um ihre Handlungen vertreten zu können.

Auguſte benachrichtigte Cecil von dem traurigen Ereigniß. Sie ſchrieb ganz aufgelöſt in Thränen und Betrübniß, und ſagte, daß nur Graf Adlercrons Neid und Mißgunſt dies Duell herbeigeführt, und ſeine vorlaute Einmiſchung die entſetzliche Cataſtrophe bewirkt habe. Sigismunds Verhältniß zu Agathen habe ſich ernſt und gründlich, aber in Frieden aufgelöſt, und das mit Tosca ſei beinah nur in den letzten Stunden ſeines Lebens ein entſchieden hoffnungsvolles geweſen. Dies Alles hatte ihr Tosca ſelbſt einfach und aufrichtig geſchrieben, um der Familie Aufſchluß über das Schickſal zu geben, das Sigismund betroffen habe. Cecil ſchickte dieſen Brief an Frau von Werden mit der Bitte, ihn auch Renaten mitzutheilen, damit ſie nicht allzu unbedingt für das gute Recht ihres Bruders Partei nehmen möge.

„Ignaz hat Unrecht! ſagte Renata, nachdem ſie ſeinen und Auguſtens Brief mehrmals durchleſen und verglichen hatte; Ignaz iſt nicht ehrlich und war es nie. Ich kenne ihn ja! er hat mich ſo wahr gemacht; denn weil er immer krumme Wege ging, und weil mir das verächtlich vorkam, ſo ging ich immer gradeaus. So hielten wir's als Kinder, und ſo wird es auch wol geblieben ſein. Wir liebten uns auch nie! wir waren zwei antipathiſche Naturen, und gleich von Hauſe aus mißfiel es mir fürchterlich, daß er ſich ſo ausſchließend dem kranken Onkel widmete, der ein großes Vermögen und eine ſchöne junge Frau hatte. Arme Frau! armes, trauerndes, einſames Herz! Nach ſo langen Jahren der treuſten und liebevollſten Pflichterfüllung, als eben die Liebe ein farbloſes Leben zu verklären begann: da kommt ein ſolches unerhörtes Schickſal! Fragt man ſich da nicht ganz unwillkürlich, ob es ein guter Gott ſei, der die Geſchicke lenkt?“

Frau von Werden unterhielt auch ihre Relationen mit dem lieben Gott auf die hergebracht ſchickliche Weiſe, und entgegnete beängſtigt:

„Nur keine Blasphemie, liebſte Renata! auf dergleichen Fragen darf man ſich gar nicht ertappen. Ich betrübe mich aber aufrichtig um unſern armen Forſter, der immer mit bewundernder Liebe und Achtung von dem Bruder ſprach.“

„Wohl ihm, daß er es auch jetzt über ſeinem Grabe kann! Wenn ein Menſch todt iſt — dann muß es eine Wonne ſein, zu ſeinem Schatten ſprechen zu dürfen: du erſcheinſt mir jetzt nicht höher, nicht reiner, als während deines irdiſchen Lebens; nur ſeliger.“

Frau von Werden war leicht gerührt; ſie zerfloß in Thränen. Sie umarmte Renata und rief: „O, Du haſt doch eine himmliſche Seele!“

„Weil ich ſage was Ihr Alle fühlt?“ fragte ſie lächelnd.

„Weil Du es ſo tief und mächtig fühlſt und ausſprichſt, daß es in uns Allen zum Bewußtſein erwacht. — Doch nun will ich ſogleich unſerm armen Forſter ſchreiben; und was ſoll ich ihm denn von Dir ſagen?“

„Grüß ihn, Charlotte! ſag' ihm, wir wollten Freunde bleiben! ſag' ihm, daß in dieſem Fall ſein Leid das traurige und mein Leid das bittere ſei.“

Und Frau von Werden ging und ſchrieb an Cecil einen vier Seiten langen Brief, ſehr freundlich, ſehr theilnehmend, aber dermaßen auf alle traurige Ereigniſſe paſſend, daß er nicht ſonderlich durch ihn erquickt worden wäre, wenn ſie ihm nicht Renatas Äußerungen Wort für Wort mitgetheilt hätte. An ihnen blieben ſeine Gedanken hängen, wie an einem tiefen Troſt.

Wir wollen Freunde bleiben — läßt ſie mir ſagen; ſprach er zu ſich ſelbſt; ſo ſind wir denn folglich ſchon Freunde! ſo wird dies grauenhafte Ereigniß uns alſo näher zu einander führen! — — Und ein Schauer überlief ihn bei dieſer Vorſtellung, die unabweislich in ihm aufſtieg. Ihm war zu Muth, als ziehe er einen Vortheil aus des Bruders Tod; als freue er ſich deſſen; als falle er wieder zurück in den ſtarren Egoismus, welcher im fremden Unheil nur den perſönlichen Vortheil gewahrt. O! rief er, um ſich aus dieſem Gewühl ſtürmiſcher und beklemmender Gedanken zu retten; o, wer Renatas Wort verdienen könnte: im Tode nicht höher und reiner zu erſcheinen, als im Leben.

Renata ſchrieb an ihre Mutter und an Ignaz. Es waren ernſte Briefe, aus dem Gebot der kindlichen und geſchwiſterlichen Pflicht hervorgegangen. Ihr Herz ſchlug darin; aber ganz wie in der Geſellſchaft: gleichſam in Feſſeln. Sie ſchickte an Ignaz eine Anweiſung auf eine ziemlich bedeutende Summe, denn als Univerſalerbin ihres verſtorbenen Mannes beſaß ſie ein außerordentlich großes Vermögen.

Es war für ſie eine Zeit heftiger Erſchütterungen, ſo wie ſie uns zuweilen Schlag auf Schlag treffen, ſei es um die brauſende Überfülle der Kräfte zu brechen, ſei es, um die Seele von der Richtung abzuziehen, welche ſie übermächtig beherrſcht. Von ihrer dritten Schweſter, Gräfin Euſebie Sternfels, liefen beunruhigende Nachrichten ein. Graf Sternfels war Gutsbeſitzer in Mecklenburg, und hatte es mit einem ſehr unbedeutenden Vermögen den reichen Leuten gleich thun wollen, zwiſchen denen er lebte. Obgleich er bereits ſechszig Jahr alt war und zuweilen am Podagra litt, war er dennoch von einer ſo unverwüſtlich guten Laune und ein ſo muntrer Geſellſchafter, daß er ſehr zum Nachtheil ſeiner pecuniären Verhältniſſe höchſt beliebt in einem Kreiſe junger Männer war, deren Vermögen ihnen erlaubte verſchwenderiſche Neigungen zu befriedigen. So lange er unverheirathet war gelang es ihm eher mit ihnen Schritt zu halten; aber ſeine Heirath mit Euſebie Adlercron beſchleunigte ſeinen unvermeidlichen Ruin, indem ſie den ganzen Aufwand einer wunderſchönen, eitlen und unverſtändigen Frau machte. Die Folgen davon kamen jetzt zum Ausbruch. Sein Landgut war dermaßen verſchuldet, daß es verkauft werden mußte. Renata wollte mit großmüthiger Uneigennützigkeit ſogleich dazwiſchen treten; aber ihr Geſchäftsführer und Frau von Werden riethen ihr dringend, dem Gang der Dinge ſich nicht entgegen zu ſtellen, weil Graf Sternfels, ſobald er in ſeinen Verhältniſſen bliebe, auch alsbald wieder die gewohnte Lebensweiſe beginnen würde. Nöthigten ihn die Umſtände aus jenem Kreiſe herauszutreten, ſo war es leichter, ihn in einen weniger gefährlichen zu verſetzen; jenes müſſe ſie erſt abwarten, um dann dieſes zu verſuchen.

So iſt das Glück in der Welt beſchaffen — dachte Renata bei ſich ſelbſt. Vier Schweſtern, vier blutarme Mädchen, machten Partien, welche ſich durch brillante Namen oder große Vermögen auszeichneten. Wie ſchrie man über unſer Glück! wie beneidenswerth fand man die Mutter, der es gelang, ihre Töchter ſo gut zu verheirathen! wie konnte man gar nicht fertig werden über die armen Geſchöpfe ſich zu verwundern, für die der Himmel in ſo eclatanter Weiſe ſorge! Und jetzt ſind es noch nicht zehn Jahr, ſeit die Älteſte ihr ſogenanntes Glück machte, und wie iſt es mit ihnen Allen beſchaffen? Ja, ich bin reich an Hab' und Gut, aber bettelarm in meinem Herzen. Diane iſt ruinirt in der Welt, und wol auch in ihrer Seele. Euſebie weiß nicht, wie ſie ihr Kind erziehen und verſorgen ſoll. Florentine? .... ja, Florentine mag glücklich ſein in ihrem Iſolirungsſyſtem. Auf vier Frauen eine Glückliche! — Ach, das iſt am Ende doch noch mehr als die meiſten Familien von ſich rühmen dürfen! — —

Als Cecil die Trauer um Sigismund anlegte, ſtiegen all' die bittern und ſchauerlichen Momente wie Geſpenſter vor ihm auf, welche er durchlebt hatte, während er die Trauer um Nandinen trug; und unwillkürlich fragte er ſich ſelbſt: Welche Schickſale werden mich diesmal ereilen? — Er hätte Luſt gehabt, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, und ſich ſtreng wiſſenſchaftlichen Studien zu widmen, wenn ſein Leben in Glogau und Louiſe Müller ihn nicht gewarnt hätten vor einer ſtarren Abgeſchloſſenheit, die den Menſchen zwiſchen ſeines Gleichen zu einem unheilbringenden Weſen macht. Und überdas: hätte er ſich auch abgeſperrt und vergraben, dennoch wäre Renata ihm ein gebieteriſcher und jede Klauſtration überwältigender Magnet geweſen.

Als er zum erſten Mal aus, und zu Frau von Werden ging, fand er Renata allein. Der eigne Schmerz machte ſie ſtill bis dahin; doch das Leid um Andere gab ihr eine wellenſchlagende innere Bewegung, die auf ihr Äußeres überging wie ein warmer ſchmelzender Frühlingshauch. Sie ging ihm lebhaft entgegen, drückte ſeine Hände in den ihren und ſagte:

„Gott iſt über uns Allen! wir wollen nicht richten, nicht zürnen, nicht haſſen! nicht wahr, mein lieber Forſter?“

Daß ſie ihn nicht für ihren Bruder um Verzeihung bat, ſondern ſich gleich auf ſeinen Standpunkt ſtellte, rührte Cecil und er küßte ihre Hände ohne ein Wort zu finden, das ſeinen Empfindungen entſprach.

„Ich hoffe, fuhr Renata fort als er ſchwieg, ich hoffe es erweckt keine peinliche Bitterkeit in Ihnen, daß ich nach alter freundſchaftlicher Weiſe Ihnen gegenüberſtehe.“

In ihrem Ton, in dem Blick ihres großen guten Auges lag ein ſo tiefes und reines Wohlwollen, daß Cecil mit inniger Zuverſicht ſagte:

„Ich weiß, Frau Gräfin, daß Sie mir das nicht zutrauen, und ich wünſchte nur, daß Sie eben ſo genau wüßten, was für eine Erquickung Sie mir jetzt ſind — und welch’ eine Bewunderung Sie mir immer eingeflößt haben.“

„Die Erquickung freut mich herzlich, ſagte Renata, denn ſie iſt das Beſte, was ein Menſch dem andern geben kann. Die Bewunderung laſſ’ ich nicht gern gelten; ſie ſteht auf ſchwacher Baſis: auf Ihrer Unbekanntſchaft mit mir.“

„Unbekannt mit Ihnen? Nicht doch, gnädige Gräfin, ich kenne Sie ſehr gut, ſehr genau.“

„Dazu ſollte doch aber wol die Bekanntſchaft mit der Geſchichte meines ganzen innern Lebens erforderlich ſein,“ entgegnete Renata lächelnd.

„Ich weiß die Geſchichte Ihrer Seele, ſagte Cecil, und die iſt's allein, die mich intereſſirt. Ich weiß, daß Sie von Vielen mißverſtanden und von Vielen unglücklich genannt werden, während Sie Sich mir als eins der glückſeligſten Weſen auf dieſer Welt offenbart haben, weil Sie eins der wahrſten und beſten ſind. Ich weiß daß Ihre Nähe, der Umgang mit Ihnen, ſtärkend wie klare Bergluft auf den Bewohner der matten Ebene, auf mich gewirkt hat. Ich kenne nicht die einzelnen Punkte, nicht die Daten in Ihrem Leben; aber ich kenne deſſen Eſſenz durch die beſtändige Revelation Ihres hohen und lichten Weſens.“

Thränen ſtürzten raſch und heiß aus Renatas Augen, als ſie entgegnete: „Gott allein weiß, ob ich ſo glückſelig bin, wie Sie meinen! Aber wär' ich's auch, ſo wär' ich dennoch nicht glücklich.“

„Das hab' ich auch nicht behauptet, gnädige Gräfin. Menſchen wie Sie haben eine andre Beſtimmung als der Welt zu zeigen, wie man breit und gemächlich in ihr glücklich werden kann; und eben jene andere Beſtimmung erfüllen Sie.“

„Und würden Sie durch eine ſolche dergeſtalt befriedigt werden, daß keine Sehnſucht nach einem breiten und gemächlichen Glück, wie Sie es nennen, in Ihnen aufſtiege?“

„O, ſagte Cecil, ich bin ein alltäglicher Menſch. Ich meinte wol früher auf beſonders hohen und kühnen Wegen zu einem beſonders herrlichen Ziel zu gelangen und beſonders ſtarke Flügel zu haben. Aber ach! dieſe Flügel! die Erfahrung lähmt ſie, oder der Schmerz bricht ſie, oder die Zeit zerreibt ſie; und das Alles iſt wol ein wenig den meinen widerfahren. Ich habe nicht mehr die Zuverſicht die man haben muß, um in dem eigenen Leben eine Miſſion zu erkennen, alſo weiß ich nicht, inwiefern dieſe Überzeugung mich befriedigen würde.“

„Aber hätte ich ſie, ſagte Renata lächelnd, ſo würden Sie mir wieder wie einſt vorwerfen: ich ſei Lucifer.“

„Ja! rief Cecil, der Träger des Lichts — das ſind Sie; aber das iſt kein Vorwurf! es war damals nur eine Form, in der allein Sie eine Huldigung gelten ließen, und auch noch jetzt verſchmähen Sie meine Bewunderung.“

„Ich bitte Sie, ſagte Renata ſanft, ſparen Sie für das Große und Schöne ſie auf, und dann feiern Sie innerlichſt andächtig, wie ein eleuſiniſches Geheimniß, das Myſterium von der wundervollen Hoheit des menſchlichen Weſens, wenn ein Stral höheren Lichtes es durchleuchtet. Aber mir gebührt das nicht. Ich bin ja höchſtens gut.“

„Allzu demüthig, gnädige Gräfin! rief Cecil etwas ſpöttiſch; Gott iſt ja auch nur gut.“

„Und weiſe! entgegnete Renata gelaſſen. Weiſe bin ich nun ganz und gar nicht, ſonſt wüßte ich längſt, daß man mit Ihnen nicht aufrichtig ſprechen darf. Mich von Ihnen und von Jedermann auf den Götzenaltar Ihrer Adoration wie ein goldnes Kalb legen zu laſſen: das ſchickt ſich! Jedoch zu ſagen, daß ich vielleicht gut bin — das ſchickt ſich nicht; — das ſchickt ſich nicht in Ihren Augen. Den Maßſtab meiner Selbſtſchätzung ſoll ich dem fremden Urtheil, nicht der eigenen Erkenntniß entnehmen. Mein lieber Forſter! in welcher Welt haben Sie denn gelebt, um ſo unbegreiflich unſelbſtändig zu ſein?“

Cecil hatte ſchon manchen Vorwurf hingenommen, doch dieſer überraſchte ihn über alle Maßen. Als Renata ſein Erſtaunen ſah, rief ſie:

„Nicht doch! ich habe mich falſch ausgedrückt!

Sie mögen ſelbſtändig ſein: das bezieht ſich auf das äußere Leben und kommt in ihm zum Vorſchein durch Handlung. Aber Sie ſind unfrei, und das zeigt ſich in der Geſinnung. Hab' ich nun Recht?"

„Ja! ſagte Cecil; hätte ich zehn Jahr mit Ihnen im Speſſart ſtatt in meiner diplomatiſchen Laufbahn gelebt, ſo wär' ich wahrſcheinlich nicht unfrei. Dies beantwortet Ihre Frage."

„Äußerlich ſelbſtändig und innerlich unfrei! ſprach Renata gedankenvoll; bewirkt das nicht einen traurigen Zwieſpalt, weil man ſein Ziel ſehr feſt und entſchieden in's Auge faßt, während man die Mittel von Zufall, Umſtänden, Glück und Geſchicklichkeit abhängen läßt?"

„Ja!" ſagte wiederum Cecil.

„Aber dann haben Sie ja nur einen äußeren, und keinen innern Halt! rief Renata: und damit kann man nichtswürdig und muß man ziemlich unglücklich ſein."

„Ja!" ſagte er abermals.

Renata war erſchüttert durch Bekümmerniß, beängſtigt durch Sorgen, zernagt von Gram. Sie dachte an die tauſend und aber tauſend Menſchen, unter denen ihre Allernächſten waren, denen dieſer erkräftigende innere Halt fehlte. Der melancholiſche Menſch neben ihr, der ſo indolent den ſchmerzlichſten Vorausſetzungen nachgab, erſchien ihr wie jener Aller Organ. Sie erhob ſich langſam und ging auf und nieder im Zimmer. Es lag ihr eine Welt von Leid auf dem Herzen.

„Ja, Du gehſt zerſchmetternd auf den Grund der Dinge!“ ſagte Cecil und erſchrack, weil er ganz laut geſagt zu haben glaubte, was nur ein Selbſtgeſpräch geweſen war.

„Muſik wird uns wohlthun in dieſer ſchweren Stimmung,“ ſagte Renata nach einer langen ungeſtörten Pauſe mit bebender Stimme, und ohne Cecils Antwort zu erwarten ſetzte ſie ſich an den Flügel.

Vielleicht war nie ein glühenderes Gebet in Tönen und ohne Worte zum Himmel geſandt. Die Gewißheit einer unendlichen Herrlichkeit ſprach ſich mit feurigem Glauben, mit freudiger Liebe darin aus; und daneben zitterte die demüthige Bitte, aufgenommen zu werden in dieſem himmliſchen Reich. Es klang wie ein ewiges Jubellied vom Himmel herab, und wie ein ewiger Klageſang zu ihm empor; aber die Klage war ohne Verzweiflung und der Jubel ohne Triumph. Es war eben eine Sprache der Seligen; eine Sprache, wie Renata ſie mit reineren Geiſtern zu führen ſchien. Dabei wurde ihr Auge größer und weiter, ihr Blick tiefer, ihre Stirn klarer. Cecil, der aufgeſtanden und dem Flügel näher getreten war, zitterte vom Scheitel zur Sohle; wie eine Sybilla kam ſie ihm vor, ſchöner, mächtiger, unwiderſtehlicher als er je ein Weib geſehen oder geträumt.

„O meine Heilige, ſagte er, bei Dir hab' ich dennoch Frieden, und wenn Du mir auch das nie gebrochene Herz zerbrichſt."

Er hatte nicht geweint über des Bruders Tod, kaum an Nandinens Grab. Jetzt weinte er, aber wie ihm ſchien, über ſein eigenes Leben. Als die ungewohnten Thränen ſich wirklich ſchwer von ſeinen Wimpern löſten, legte er ſanft die Hand auf Renatas und bat:

„Laſſen Sie es genug ſein! Sie verſetzen mich in eine Sphäre in der ich nicht heimiſch bin, und wo ich mir wie ein Ausgeſtoßner vorkomme, denn Sie ſind dort .... nicht mit mir! und was hilft es mir dann, daß ich Ihnen nachſtrebe?"

Renata verſtand ihn nicht. Ihre unterbrochenen Melodien rauſchten ihr noch durch die Seele, und von ihnen erfüllt ſagte ſie nachdenklich:

„Ja, ſo iſt's! immer wird man geſtört in himmliſchen Anſtrebungen! Auch ich muß in die Qualen der Welt zurück."

Sie ſtand auf und ſagte zu Cecil: „Es iſt doch ſchön, daß in allen natürlichen warmen Empfindungen ein Band liegt, welches die Menſchen zuſammen führt und näher bringt in einer Stunde, als es ſonſt in Tagen und Wochen geſchieht. Mir iſt, als hätte ich durch die gemeinſame Trauer um die Brüder in Ihnen einen Freund gefunden, und ich danke Ihnen aus voller Seele, daß Sie ſo ganz ohne Bitterkeit für mich ſind.“

Cecil küßte ſchweigend ihre Hand. Es that ihm weh, daß ſie ihn ſo gar nicht verſtehen konnte oder wollte. Dazu ſah ſie ſo unbeſchreiblich gut und vertrauenerweckend aus, daß ihm zu Muth war, als müſſe er ſie um ihre Liebe bitten, wie man Gott um eine gute Gabe bittet, und hätte nicht Frau von Werden durch ihre Heimkehr das Zwiegeſpräch beendet und Cecil in die geſellſchaftliche Welt zurückverſetzt, ſo mögte es ihm unmöglich geworden ſein, dieſe Bitte zu unterdrücken. Dafur wurde es ihm jetzt ſehr leicht, und ſchnell hatte ſich die Sancta Renata wieder in die Gräfin Dobenegg verwandelt, mit der man gelaſſen, klug und mäßig theilnehmend umzugehen habe, um keinen Verſtoß zu begehen. Wie ein Nachtwandler kam Cecil ſich vor, der auf ſeltſamen und gefährlichen Wegen zum Monde unwiderſtehlich aufſtrebt und plötzlich erwacht, mit kaltem Waſſer übergoſſen. Frau von Werden hatte keine Ahnung von der Wirkung, die all' ihre Freundlichkeiten auf ihn machten. Sie ſelbſt ſprach ſich damit das Herz zugleich warm und leicht, und hatte alſo dadurch ein befriedigendes Gefühl; wie hätte ſie vorausſetzen können, daß es vollkommen einſeitig ſei, und daß in einem Blick Renatas mehr Troſt, weil mehr Wahrheit, lag.

„Jetzt reiſe ich aber;“ ſprach Renata zu Frau von Werden, als die Schwägerinnen allein waren. Dieſe Ereigniſſe mahnen mich, daß es ſchnell vorbei iſt mit dem menſchlichen Leben, und daß ich mein irdiſches Haus beſtellen muß. Ich gehe nach Ebernbach und mache mein Teſtament.“

„Nicht dieſe finſteren Gedanken!“ bat Charlotte.

„Sie ſind hell, denn ſie ſtiften Ordnung für den Fall meines Todes, damit Du, Deine Tochter, meine Geſchwiſter, damit Ihr Alle finden möget, was Euch gebührt, und ohne Zwietracht und Unruh.“

„Dieſe Teſtamentsverfügungen, wo Jemand ſich bei lebendigem Leibe wie eine Leiche behandelt, ſind mir ein Greuel!“ rief Frau von Werden.

„Ich liebe die Ordnung in allen Dingen, entgegnete Renata. Da ich aber eben ſo gut heira=

then und Kinder haben, als ſterben kann, ſo betrachte ſie nicht, ich bitte Dich, als eine Vorahnung meines Todes ....“ —

„Wirklich? Du ſprichſt von Heirath, von Kindern? unterbrach Charlotte ganz verwundert; das freut mich.“

„Wer kennt die Zukunft! ich weiß ja gar nicht, ob meine gegenwärtige Freiheit mir läſtig oder lieb iſt. Ich muß das Leben verſuchen, und vor Allem eine Pflicht erfüllen, indem ich Euſebien zu helfen trachte. Erſt nach Ebernbach, und dann zu ihr.“

„Um's Himmelswillen nicht! rief Charlotte. Hilf ihr, thue für ſie, für Mann und Kind, was Du willſt, was Du kannſt; aber gieb Dich ihr nicht ganz hin. Ihr kennt Euch ſo wenig, Ihr Geſchwiſter alle! Blutsverwandtſchaft iſt zwiſchen Euch, ob Seelenverwandtſchaft — wißt Ihr ſelbſt nicht! In früheſter Jugend, unentwickelt, ſeid Ihr aus der Heimat und in alle Welt gegangen, habt Euch nie oder höchſt ſelten wiedergeſehen! Wenn Du jetzt, in einem ſo entſcheidenden Augenblick zu Euſebien gehſt, ſo kannſt Du nicht voraus berechnen, wie ſehr ſie Dich in Anſpruch nehmen wird ....“ —

„Das heißt, liebe Charlotte, wie ſehr ſie meiner bedürfen mag, und eben darum geh' ich zu ihr. Für Diane konnte ich, meiner Geſinnung nach, nichts thun. Ich habe ſie fallen laſſen, weil ſie ſich ſelbſt fallen ließ. Doch Euſebie wird nur durch äußere Unfälle, an denen ſie ſelbſt nicht Schuld ſein mag, heimgeſucht; hat ſich nicht erniedrigt, nicht ihre Pflicht vergeſſen: wie dürfte ich zaudern, ihr tröſtend zur Seite zu ſtehen!“

Als Frau von Werden Renata unerſchütterlich fand, wünſchte ſie ihr ſeufzend, daß ſie ihren Entſchluß nie bereuen möge. Darauf ließ Renata ihren Wagen packen, und noch am nämlichen Abend, nach einem herzlichen Abſchied von Charlotte, fuhr ſie durch die kühle Mondnacht auf der Straße von Aſchaffenburg und darüber hinaus tiefer in den Speſſart, nach dem ſchönen einſamen Ebernbach.

„Sie iſt fort!“ ſagte Frau von Werden am andern Morgen ganz niedergeſchlagen zu Cecil.

„Nein!“ erwiderte er ungläubig und beängſtigt.

„Meine Schwägerin iſt fort nach Ebernbach,“ wiederholte Frau von Werden, als müſſe ſie ſich beſtimmter ausdrücken, um beſſer verſtanden zu werden.

Cecil wurde leichenblaß. Ihm fehlte die Erde unter den Füßen. Er ſtand der Frau von Werden grade gegenüber an einen Blumentiſch gelehnt. Ein Flor ſank ihm über die Augen. Er antwortete nicht.

Frau von Werden ſah ihn erſt befremdet, dann mitleidig an, ſtand auf, ſchob ihm einen Stuhl hin und ſagte mehr zu ſich ſelbſt als zu ihm:

„Sie hatte alſo doch Recht, und iſt wol deshalb gegangen.“

„Weshalb?“ fragte Cecil ton- und gedankenlos.

„Weil ſie ahnte, was ich ſehe.“

„Nicht doch, gnädige Frau, entgegnete er allmälig zur Beſinnung kommend; ſie ahnte nichts, was mich betrifft, konnte nichts ahnen. Glauben Sie mir, zu *ihren* Entſchlüſſen hab' ich nicht eines Sandkorns Gewicht beigetragen.“

„Das können Sie nicht wiſſen, erwiderte Frau von Werden tröſtend. Sie hat ein durchdringend ſcharfes Auge. Sie mag abgereiſt ſein um .... Sie zu vermeiden ....“ —

„O nicht doch, gnädige Frau! rief Cecil mit bitterm Spott; da erweiſen Sie mir zu viel Ehre.“

„Hat Sie Ihnen einen andern Grund geſagt? mir kamen die, welche ſie vorbrachte, von Teſtament machen und ihre Schweſter beſuchen, ſo unhaltbar vor, daß ich nicht geneigt bin, den meinen aufzugeben;“ ſagte Frau von Werden mehr um Cecil zu beſchwichtigen, als aus Überzeugung.

„Ich bin nie zudringlich geweſen, entgegnete er, weshalb ſollte ſie mich meiden wollen?"

Frau von Werden wollte nicht zu weit gehen mit ihren Tröſtungen, weder ſich und Renata compromittiren, noch auch Cecil jede Hoffnung rauben, da doch Renata ganz ausdrücklich von der Möglichkeit einer zweiten Ehe geſprochen hatte. Darum antwortete ſie entſchloſſen:

„Dergleichen Fragen müſſen Sie ſelbſt Sich beantworten. Genug, Renata iſt nach Ebernbach."

„Und was macht ſie da, ſo traurig, ſo ganz allein?"

„Sie hat bei Lebzeiten meines armen Bruders alle Geſchäfte mit wundervoller Umſicht und Pünktlichkeit beſorgt, und iſt mit praktiſcher Einſicht der Verwaltung der weitläuftigen Herrſchaft und des großen Vermögens vorgeſtanden. Sie wird es auch ferner thun, denn es iſt ihr Eigenthum."

„Wirklich! rief Cecil mit unglaublicher Bitterkeit; ſo hat ſie ſich alſo wirklich für den Mammon verkauft!"

„Das nennen Sie ſich für den Mammon verkaufen, ſprach Frau von Werden überraſchend lebhaft, wenn ein blutjunges, im ſtrengen Gehorſam aufgewachſenes Mädchen mit himmliſcher Reſignation und mit heiliger Barmherzigkeit die Pflicht übernimmt und ausführt, die ein fremder Wille ihr auflegt. Schämen Sie Sich, ſchäme ſich der, der Ihnen dergleichen erzählt hat! Aber ich ſehe wohl, daß nach den Renata-Seelen nichts ſo ſelten auf der Welt iſt, als Seelen, welche ſie verſtehen."

Dieſer Ausbruch warmer bewundernder Überzeugung war ein ſolches Labſal für Cecil, daß er ſich faſt beruhigt über ihr Verſchwinden fühlte, und mit freudigſtiller Zuverſicht heimlich zu ſich ſelbſt ſprach: So hatte ich wol Recht, ſie über Alles zu lieben, und ich will es nun auch mit Bewußtſein thun.

Wol that er das; und mit der ganzen Vehemenz ſeines Charakters warf er ſich jetzt in die Richtung, die ihm das Leben und die Zukunft in einer bis jetzt ungeahnten Herrlichkeit und unverſtandenen Glorie wies. Er dankte der Vorſehung, die ihm ein neues, ſtrebenswerthes Ziel aufgeſteckt. Er erhob ſich aus der Atonie, in welche er durch lange Gleichgültigkeit verſunken war, mit verjüngten Kräften. Die Erſchütterungen und Schmerzen ſeines Lebens, all' die todten, all' die wunden Erinnerungen ſchienen ihm Äquinoctiumſtürme, die den Frühling vorbereiten; ſchwere Morgenträume, aus Phantaſie und Wirklichkeit gewebt, auf die der helle Tag folgt; das Fegefeuer, das die erſte Stufe zum Paradieſe iſt. Er war erſtaunt, dies neue Gefühl in ſich zu entdecken, aber er begrüßte es mit Jubel, denn es hob ihn in eine neue Phaſe der Exiſtenz. Nur war es ihm unerträglich, nichts von Renata zu hören noch zu ſehen. Als ſie da war, mogte wol ein Tag, mogten gar einige Tage vergangen ſein, ohne daß er Frau von Werden beſucht hätte; aber die Gewißheit, Renata zu finden, wenn er hinginge, hatte tröſtlich im Hintergrunde geſtanden — wie der Tag voll Nebel und Wolken uns doch nicht an der Sonne zweifeln läßt. Jetzt ergriff ihn die fürchterlichſte Unruh zu wiſſen, was ſie mache, wie ſie lebe, mit wem ſie lebe, womit ſie ihre Tage ausfülle. Er verſuchte, dieſe Unruh einer andern Urſache beizumeſſen, der Trauer ſeiner ganzen Familie, dem Schmerz um Sigismund, einem dumpfen Durſt nach Rache. Doch nein! er wollte ſich nicht täuſchen! in dem Schickſal, das Sigismund getroffen, lag Urſach zu aller Betrübniß, doch keine zu dieſer namenloſen Spannung, und er mußte ſich ſelbſt Vorwürfe machen, weil er in ihr auch ſeine Trauer vergaß.

Acht Tage ertrug er dieſen Zuſtand, der ihn in ein Fieber voll Viſionen, Ermattung und Aufregung warf. Gott! dachte er, wenn ich doch urplötzlich als Courier nach Conſtantinopel oder Liſſabon geſchickt werden mögte! — Doch keine Couriere gingen vom ruhigen Bundestag aus. Oder wenn ich eine Arbeit bekommen könnte von der meine Ehre, meine Stellung, meine ganze Exiſtenz abhinge! — Doch ſeine Arbeiten beſchränkten ſich darauf, daß er täglich einige Morgenſtunden in der Kanzlei ſeines Miniſters zubrachte, und dort zuweilen, in Ermangelung anderer Geſchäfte, ſeine Briefe ſchrieb. — Seine eigenen Studien, geſchichtliche, politiſche, publiziſtiſche Lectüre, Überſetzungen aus und in fremde Sprachen ekelten ihn an. Ich habe mehr ſtudirt, als ich in den erſten funfzig Jahren anwenden kann! ſpottete er verdrießlich.

Nun! rief er endlich, es iſt Thorheit, ich weiß es, und ich mache mich am Ende gar lächerlich, aber es thut nichts! ich muß ſie ſehen, Ebernbach kennen, ihre Beſchäftigungen wiſſen, dadurch einen Anknüpfungspunkt für meine Phantaſie erlangen, und dann .... nichts weiter .... vor der Hand. — Er befahl ſeinem Diener auf alle Nachfragen zu ſagen, daß er unwohl ſei und ungeſtört bleiben wolle, und nachdem er bis gegen Mitternacht bei ſeinem Miniſter geweſen war, ritt er ganz allein, auf heimlich beſtellten Poſtpferden, die ihn auf jeder Station erwarteten, nach Ebernbach. Um ſieben Uhr früh kam er in dem kleinen Marktflecken an, ſtieg im Wirthshaus ab, und gab ſich für einen Maler aus, der das berühmte Ebernbacher Schloß nach der Natur zeichnen wolle. Dieſe Abſicht ſchmeichelte ungemein der dicken Wirthin, die wie alle Kleinſtädter nichts Schöneres kannte, als ihr Örtchen, dem eine ähnliche Ehre noch nicht widerfahren war. Denn Ebernbach lag in einem ſchmalen, mit waldbewachſenen Bergen eingefaßten winzigen Thal; die krummen, nach ländlicher Weiſe durch Gärten und kleine Wieſen unterbrochenen Gaſſen führten, ein wenig aufwärtsſteigend, zu dem unregelmäßigen Marktplatz; und jenſeits deſſelben führte eine Ulmenallee zwiſchen Gartenanlagen hindurch grade auf das Schloß, das ein langes Mittelgebäude mit zwei langen Flügeln und recht ſtattlich, doch gar nicht maleriſch war. Der Garten zog ſich um das Schloß rund herum und hinten zum Bergabhang hinauf, und verſchmolz mit dem Walde. Die ganze Gegend hatte einen unbeſchreiblich einſamen Charakter. Die Poſtſtraße nach Miltenberg lief eine halbe Stunde vom Eingang des Thals ab. Es ſchien durch nichts mit der Welt verknüpft, als durch ein Waldwaſſer, das es in ſeiner ganzen Länge durchſchnitt, und dann in's

Weite floh. Je nach der Stimmung, in der man ſich eine ſolche Gegend betrachtet, erſcheint ſie beſchränkend oder befriedigend. Vielleicht iſt ſie Beides: dieſes für's Herz, jenes fur die Phantaſie. Cecil fand ſie melancholiſch und rauh. Es war Ende April, die Erde ſchon grün, die Gebüſche grünend, aber der Wald, inſoweit er aus Laubholz beſtand, noch kahl und dürr, und das Nadelholz ſchwarz abſtechend gegen das helle Grün der Erde und das ſcharfe Blau des Himmels.

„Vor drei Wochen gab's noch fußhohen Schnee!“ verſicherte die Wirthin; und die Luft war ſo rauh, daß Cecil es gern glaubte. Er fragte nach der Herrſchaft.

„Unſre Herrſchaft, verſetzte die Wirthin, iſt jetzt nur unſre Gräfin, ſeit unſer Graf vor 4 Monaten und drei Tagen das Zeitliche geſegnet hat. Gott hab' ihn ſelig, den armen guten Herrn! er hat nicht viel Freuden auf dieſer Welt genoſſen, ſo reich wie er war.“

„Hat er keine Kinder hinterlaſſen?“ fragte Cecil, um die Frau reden zu machen.

„Du liebe Zeit! erwiderte ſie, mitleidig die Achſeln zuckend. Wenn man ſie aus dem Brunnen ſchöpfte, oder wenn ſie unterm Krautkopf wüchſen, oder wenn der Storch ſie brächte —

dann hätt' es wol Kinder auf dem Schloß geben können. Aber ſo! — ach du mein Heiland, nein!" — —

„Was macht denn aber die Gräfin ſo ganz allein in dem großen Schloß?"

„Lieber Gott! was ſie immer gemacht hat; denn ſie war ja immer bei Lebzeiten des Grafen ſo gut wie allein, und mußte Alles beſorgen und befehlen, was ſonſt ein Herr befiehlt. Der Amtmann, der Pfarrer, der Rentmeiſter, der Schulmeiſter, der Secretär, hier zu Ebernbach wie auch drüben zu Burgeis und zu Marienort bei Würzburg: Alle hatten und haben ſich an unſre Gräfin zu wenden in ihren Obliegenheiten, und das giebt ihr gar viel der Arbeit. Jetzt will ſie eine große Reiſe machen, verlautet es, ſeit ſie aus Frankfurt zurück iſt; nach Italien, oder da herum — was mir nicht recht einleuchten will für ſolche Dame, die daheim wie eine Prinzeſſin leben könnte, beſonders wenn ſie in eine zweite und glücklichere Ehe träte. Aber die jungen Wittwen haben's meiſtens ſatt mit der Ehe, und unſrer Gräfin wäre es juſt nicht zu verdenken, ſobald ſie ſich alle Mannsleute ſo vorſtellt, wie den ſeligen Grafen. Was ich mir aber vorſtelle iſt das: ſie wird ein oder zwei Jährchen in der Welt herumreiſen und dann mit einem ſchönen und braven Mann zurückkommen, und ſich in Ebernbach für immer feſtſetzen.“

„Ja, ſagte Cecil, das wäre am Beſten, denn hier hat man ſie gewiß recht lieb.“

„Das ſollt' ich meinen! verſetzte die Wirthin mit einigem Stolz. Was gab es nicht neulich für ein Jubiliren, als ſie aus Frankfurt zurückkam! es war uns Allen noch Einmal ſo wohl zu Muth, denn ſie iſt gut wie der liebe Herrgott. Ja ja! wundre ſich der Herr nur ſo viel er will! wahr muß wahr bleiben. Gnädig, mildthätig, barmherzig, zugänglich, ſo iſt unſre Gräfin! gut, wie der Herrgott will, daß die Großen und Reichen gegen die Kleinen und Armen ſein ſollen — und wie ſie doch beileibe nicht Alle ſind.“

Während die Wirthin mit der maſchinenmäßigen Redſeligkeit dieſer Frauen Cecil beim Frühſtück bediente, dachte er, daß ſchon dies Lob und der Anblick von Ebernbach ihm ſeinen nächtlichen Ritt lohnten. Dann nahm er ſein Portefeuille mit Zeichenapparat unter den Arm und ging auf gut Glück dem Schloſſe zu. Er wünſchte glühend Renata zu ſehen, ohne von ihr geſehen zu werden. Faſt erröthete er bei dem Gedanken, daß ſie ihn erkennen könne. Sie war gar nicht die Frau, die durch ſolchen romantiſchen Überfall gerührt oder erfreut wird, und da ſie ihn nie nach Ebernbach eingeladen hatte, ſo würde ſie ihm im beſten Fall nur die Gaſtfreundſchaft der pflichtmäßigen Höflichkeit angedeihen laſſen, die er nicht im Geringſten anzuſprechen wünſchte.

Wie war Alles ſo ſtill um das Schloß herum! ein Paar Gartenknechte harkten die Seitenwege rein, die ſich durch die Gebüſche neben der Ulmenallee tiefer in den Park hineinſchlängelten. Schweigſam verrichteten ſie die leichte Arbeit, die ſie ſich durch ein Pfeifchen Tabad noch leichter machten. Außerhalb des Eiſengitters, das ſich dem Mittelgebäude gegenüber von einem Flügel zum andern zog und den Hof abſchloß, blieb Cecil ſtehen und ſchaute hinein. Zwei Stalldiener ſchoben aus dem geöffneten Thor der Wagenremiſe eine leichte Kaleſche heraus, und der eine blieb bei ihr betrachtend und nachſchauend, ob Alles in gutem Stande ſei, und während er die Polſter ausklopfte, pfiff er ein leiſes Lied. Der andere war in's Innere der Ställe zurückgegangen. Drei Hunde, ein Neufundländer und zwei Terriers, ſpielten in der Mitte des Hofes täppiſch miteinander, bis plötzlich die kleine Miß, Renatas wolbekanntes weiß mit ſchwarz geflecktes Wachtelhündchen aus der Thür des Hauptgebäudes heraus, und wie ein Vogel zwiſchen die plumpe Gruppe ſchoß, ſich uber ſie kugelte und dann pfeilgeſchwind, zur Nachfolge auffordernd, den ganzen Hof umkreiſte. Die Terriers ſetzten ihr nach ſo raſch ſie konnten; der Neufundländer aber ſah dieſem Spiel des Auflauerns, des Haſchens, des Entwiſchens halb gravitätiſch, halb melancholiſch zu, wie ein Menſch, der nicht recht weiß ob es ihn freut oder grämt, daß er nicht mehr an den jauchzenden Spielen der Kinder Theil nehmen kann.

Als Cecil ſich darauf ertappte, daß auch er ganz aufmerkſam den pfeifenden Stalldiener und die kläffenden Hunde beobachtete, fuhr er zuſammen über den Gedanken, wie beſchränkt der Horizont ſein müſſe, in welchem kein andres Bild den Blick auf ſich ziehe. Er ging in den Garten. Auch dort dieſelbe Stille. Die Vögel ſangen, und je tiefer er in den Park eindrang und vom Schloß ſich entfernte, um deſto vernehmlicher rauſchte der Waldbach, der in kleinen muntern Kaſkatellen vom Bergabhang herabſprang. Aber Naturſtimmen, ſo laut ſie auch ſein mögen, unterbrechen für das menſchliche Ohr die Stille nicht. O Renata! ſeufzte Cecil aus beklemmter Bruſt, wär' es ein Wunder wenn Du in dieſer Einöde, abgeſchnitten von den Menſchen, verlernt hätteſt zu fühlen und zu lieben? Hier hat ſie gelebt faſt zehn Jahr, die Roſenjahre des Lebens, an der Seite eines Mannes, der leiblich und geiſtig unentwickelt, in kränkelnder Schwäche, in beängſtigendem Leiden vegetirte; und ſie iſt ein Engel an Reinheit und Güte geblieben! Welch' eine läuternde und erhebende Kraft liegt in einer ſolchen für Andere gelebten Exiſtenz! Alles was ſie an Breite verliert, gewinnt ſie an Tiefe; und iſt der Horizont eng, ſo überſpannt ihn auch dafür ganz und gar der Regenbogen, den wir Andern nur ſtückweiſ' am Himmel ſchweben, aber nie auf unſrer Erde ſtehen ſehen.

Aus der Waldeinſamkeit entfernte ſich Cecil mit dem Bach, der dem Blumengarten auf einer andern Seite zueilte. Da lagen große Gewächshäuſer; da waren auch einige Menſchen, Arbeiter, und ein Gärtner ging beaufſichtigend und anordnend zwiſchen ihnen umher. Cecil bat um Erlaubniß die Häuſer beſehen zu dürfen, und der Gärtner führte ihn bereitwillig und artig durch warme und kalte, und erklärte ihm Namen und Herkunft aller Pflanzen, unter denen viele höchſt ſeltene waren. Als Cecil ſeine Verwunderung über die großartigen Sammlungen ausſprach, entgegnete der Gärtner:

„Es war die einzige Liebhaberei unſers ſeligen Herrn, darum fehlte es uns in keiner Jahreszeit an Blumen. War der Garten leer, ſo mußten die Häuſer um deſto voller ſein! tagelang ging er dazwiſchen umher, half begießen, die Gewächſe ſäubern, anbinden, umpflanzen, wiederholte ihre Namen auf deutſch und lateiniſch ſo lange, bis er ſie wie am Schnürchen im Gedächtniß hatte; und kamen ſie zur Blüte — ſo pflückte er ſie ab, preßte trocknete ſie, und klebte ſie in ſein botaniſches Album, wie er es nannte. Aufgeklebt gefielen ihm die Blumen weit beſſer. Dann verwelken ſie doch nicht! pflegte er zu ſagen. So mag er wol hundert ſchöne Bücher in prächtigem Einband, mit Goldſchnitt, vollgeklebt haben — im Schloß iſt eine ganze Bibliothek davon — und unter jede Pflanze hat er mit deutſcher und lateiniſcher Schrift ihren gemeinen und ihren botaniſchen Namen geſchrieben. Da er aber ganz unwiſſenſchaftlich zu Werke ging, ſchloß der Gärtner mit beſcheidenem Mitleid, ſo ſind jene Herbarien ohne Werth. Unſyſtematiſch durcheinander gewürfelt liegt die Alpenblume neben dem Tropengewächs, die Orchidea neben dem Lavendel.“

Jedes der drei Gewächshäuſer hatte einen kleinen bequem eingerichteten Salon und eine Volière:

die Orangerie mit Kanarienvögeln, das warme Haus mit Papageien, das kalte mit ſeltenen Tauben.

„Auch eine Ergötzlichkeit vom ſeligen Grafen dieſe Vögel zu füttern und zu zähmen, erklärte der Gärtner, als Cecil ganz betäubt von all' dem Zwitſchern, Schreien und Girren war; und während er ſich mit den Vögeln beſchäftigte, ſaß die Frau Gräfin mit einem Buch oder einer Handarbeit im kleinen Saal, und wol zwanzig Mal in einer Stunde ging er zu ihr, weil er etwas zu fragen oder zu erzählen hatte. Starb einer von dieſen Vögeln, ſo mußte er ausgeſtopft werden — im Schloß iſt eine große Sammlung — und dann rief der ſelige Graf ganz vergnügt: So! der bleibt nun immer ſchön, immer jung."

„War denn der arme Herr ganz wahnwitzig?" fragte Cecil beängſtigt.

„Nein! das kann man wol nicht eigentlich behaupten. Nur ſchwachſinnig war er durch die fallende Sucht allmälig geworden, ſo daß er kein Urtheil, keinen eigentlichen Willen hatte. Aber er kannte uns Alle, rief Jeden bei Namen, und hatte Gedächtniß für manche Dinge."

Cecil fragte den freundlichen Gärtner, ob er wol auch das Innere des Schloſſes ſehen könne; es ſollten ſo ſchöne Bilder darin ſein.

„Heute werden Sie es gewiß ſehen können, antwortete der Gärtner, obgleich es hier eigentlich nicht Sitte iſt und es auch nicht ſein konnte, ſo lange der ſelige Graf lebte, der häufig und überall ſeine üblen Zufälle bekam. Aber gerade heute um eilf Uhr fährt die Frau Gräfin nach Burgeis hinüber, ſpeiſt dort beim Pfarrer und kommt erſt gegen Abend heim. Da dürfen Sie Sich nur an den Kaſtellan wenden, der unten links im Schloß wohnt, und er zeigt Ihnen gewiß alle Zimmer, die Sie zu ſehen wünſchen.“

Cecil dankte dem Gärtner für ſeinen freundſchaftlichen Beſcheid, und ging mit einigen Umwegen zurück nach der Ulmenallee, durch die Renata fahren mußte. Mit dem Glockenſchlag eilf hielt die kleine Kaleſche vor dem Haupteingang des Schloſſes, und gleich darauf rollte ſie mit Renata über den Hof, durch die Allee in den Flecken hinein, und entſchwand jenſeits des Marktplatzes in einer krummen Gaſſe. Cecil war hinter ein Dickicht von grünenden Geſträuchen getreten; doch hatte er Renata deutlich geſehen, in ihrem Traueranzug ganz wie gewöhnlich, und die kleine Miß zu ihren Füßen ſtehend, die Vorderpfoten gegen den Wagenſchlag geſtemmt und neugierig in's Weite ſchauend. Als ſie fort war ging er dem Schloß zu, und gelangte ungeſtört bis zur Wohnung des Kaſtellans. Er hatte auf alle Fälle ein Viſitenbillet von Frau von Werden in ſein Schreibtäfelchen geſteckt, worauf ſie ein Paar empfehlende Worte geſchrieben für einen jungen Porträtmaler, den ſie kürzlich ihm zugeſchickt hatte. Dieſe Karte wendete er jetzt auf ſich ſelber an, und der Kaſtellan rückte ſein Käppchen vor dem wohlbekannten Namen der Schweſter ſeines verſtorbenen Herrn. Dann nahm er einige Schlüſſel und begann Cecil umherzuführen. Die Zimmer des Grafen waren noch genau ſo, wie er ſie bewohnt hatte, und enthielten nichts Merkwürdiges, als eben die prächtigen und ſinnloſen Herbarien, und die Unzahl ausgeſtopfter Vögel, von denen der Gärtner erzählt. Ein Billardzimmer und eine große und ſehr gut gehaltene Bibliothek ſchloß ſich an jene Zimmer, die im Erdgeſchoß lagen; „denn der Herr Graf erſtieg ungern Treppen, die ihn müde und ſchwindlich machten," berichtete der Kaſtellan. Im obern Stockwerk lag eine Reihe von Prunkgemächern, eine andere von Gaſtzimmern, Alle ſtattlich, wohlgehalten, aber ungebraucht, augenſcheinlich für glücklichere häusliche Verhältniſſe berechnet als die waren, welche den letzten Beſitzer von aller Freude an Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft ausſchloſſen. Eine traurige Öde brütete in dieſen Räumen, denen doch keine Bequemlichkeit und kein Luxus mangelte, ſondern nur eben die beſeelende Spur des menſchlichen Treibens. Es iſt aber vernichtend hier — mußte Cecil ununterbrochen denken — wie hat ſie hier leben können, ohne zur Mumie zu werden! — — Er ſtand in einem prächtigen Saal, mit Marmorkaminen, mit Spiegeln und Kronleuchtern, wie man ſie in Königswohnungen findet, mit langen Fenſterthüren, die auf einen geräumigen Balkon führten, der den Garten dominirte; — aber ihm wurde der Athem beklemmt.

„Wo ſind denn aber die Gemälde?“ fragte er halb ungeduldig, halb beängſtigt.

„Hier, bei der Frau Gräfin,“ ſagte der Kaſtellan und ſchloß eine Seitenthür auf.

Cecil trat haſtig ein, that einen tiefen und erleichternden Athemzug, ſetzte ſich ohne Umſtände und ſah ſich um, während der Kaſtellan die Thür nach den Prunkgemächern bedächtig wieder verſchloß.

Ganz wie ſie ſelbſt! dachte Cecil, mit einem Blick die drei Zimmer überfliegend, die geöffnet neben einander lagen. Das erſte war ein Salon mit hellgelbem Damaſt möblirt und tapezirt, in deſſen Mitte ein Flügel ſtand; das zweite, mit hellblauem Damaſt, mit Schreibtiſch und Bücherſchränken, war ein Arbeitskabinet; das dritte mit dunkelblauem Damaſt ein Schlafzimmer. Nirgends war eine Spur von dem modernen Geſchmack, der die Wohnungen in buntſcheckige, glizzernde Antiquitäten-Kurioſitäten- und Kunſtkammern verwandelt; nirgends Statuetten, Schnitzwerk, fingerlange Büſten, Lithographien, buntes Glas, Porzellanpuppen, Schaalen, Flakons; nirgends dieſe Millionen von Niedlichkeiten, die nach zehn Jahren Scherben, oder reif für die Polterkammer ſein werden, und die den Beweis liefern, wie ſehr der gute Geſchmack in der Mode untergeht. Dieſe Räume waren weder durch Leere noch durch Überfülle unbehaglich; es herrſchte weder eine geſuchte Einfachheit, noch ein geſuchter Schmuck in ihnen. Alte Pendulen von Boule, große chineſiſche Vaſen mit pot-pourri ſtanden auf den Kamingeſimſen, und an den Wänden hingen Gemälde, gute Copien nach berühmten Originalen aus der Gallerie zu Wien, von denen Cecil mit Freude eine rafaeliſche heilige Familie, Rembrandts ſtudirende Mönche, Murillos Ecce homo erkannte. In Renatas Schlafzimmer intereſſirten ihn zwei Bilder die er ſah, bei Weitem nicht ſo ſehr als ein drittes, das er nicht ſehen konnte, und das zu Häupten ihres

Bettes in einem verſchloſſenen Rahmen hing. Jene waren die Porträts ihres Mannes, als ſchönes dreijähriges Kind, und deſſen Mutter, von Madame Lebrun.

„Es ſollen große Kunſtwerke ſein, wie der Herr wol erkennen wird, da er Maler iſt, ſagte der Kaſtellan. Aber ſei das Gemälde von der ſeligen Gräfin ſo herrlich es wolle: es reicht doch lange nicht an ihre Vortrefflichkeit. In jungen Jahren ward ſie Wittwe, lebte trotz Jugend, Schönheit und Reichthum in unausgeſetzter Wittwentrauer, erzog und pflegte den ſeligen Grafen, ihren einzigen Sohn, ſo treu und gut wie ſie vermogte, erzog und vermälte die Frau Baronin von Werden, und als ſie vor Gram, Sorgen und Anſtrengung vor der Zeit müde zum Sterben war, da ſuchte ſie ihm eine Gemalin, die ihren edlen Wegen nachfolgen möge, vermälte ihn mit unſrer jetzigen Frau Gräfin, und beſchloß zehn Monat ſpäter ihr gottſeliges Leben durch einen ſanften Tod. Nun, da ſie ihren Sohn auch droben bei ſich hat, wird ihr wol nichts mehr fehlen zur ewigen Freude des Paradieſes; aber auf Erden hatte ſie es ſchwer.“

„Die jetzige Gräfin muß es auch ſchwer gehabt haben mit dem kranken Gemal,“ entgegnete Cecil.

„Kaum zehn Jährchen! erwiderte der Alte mit jener entſchiedenen Vorliebe der Greiſe für ihre Zeitgenoſſen. Und dann weiß der Herr ja wol, daß eine Mutter ſich anders grämt, als eine Gemalin. Die jetzige Frau Gräfin iſt gar gut, ſanft und geduldig für ihn geweſen, aber ſie liebte ihn nicht, wie die Selige, ſie hatte keine Zärtlichkeit für ihn ....“ —

„Wie wäre das auch möglich geweſen!“ ſagte Cecil, jedoch nicht laut, um den Alten nicht zu ärgern.

„Es war eben nicht ihr Blut! ſchloß der Kaſtellan ſeufzend; und daher war ſie dann auch zu Zeiten ſo traurig und niedergeſchlagen, wie ich die Selige nie geſehen habe, und nun iſt ſie doch frei und reich, und die Allerletzte, die auf der Welt noch Dobenegg heißt, während jene nie zum Glück mehr' kam, und trotz all' ihrem Gram mehr denn zwanzig Jahr lang äußerlich heiter verblieben iſt.“

Um ſich in die Gunſt des Alten zu ſetzen, begann Cecil auf's Lebhafteſte die beiden Porträts zu rühmen und zu bewundern, und ſchloß dann mit der Erklärung: Frau von Werden habe ihn beauftragt, das Gemälde der ſeligen Gräfin im Umriß abzuzeichnen, und er wolle die günſtige Gelegenheit benutzen, wenn der Kaſtellan ihm einige ungeſtörte Stunden verſtatten könne. Der willigte gern ein, ging hinunter als ſeine Eſſensſtunde ſchlug, und überließ Cecil ſich ſelbſt und ſeinen Arbeiten. Statt ſich aber mit dem Porträt zu beſchäftigen, zeichnete er das Intérieur der drei Zimmer, flüchtig ausgeführt, aber genau in der Anlage, um es ſpäter mit Muße auszuarbeiten; und hatte nun die Befriedigung Räume und Örtlichkeit zu kennen, in denen Renata ſich bewegte. Er betrachtete genau ihre Bücher, Portefeuilles, Albums, doch ohne ſie zu öffnen oder zu berühren, weil er wußte und fühlte, daß ſie ſehr ordentlich war, und weil ordnungsliebende Menſchen ſogleich erkennen, wenn Jemand ihre Sachen berührt und etwa ihre Papierſcheere umgekehrt hat. Er wollte nicht einen ſtörenden Eindruck hinterlaſſen, ſondern gar keinen, und nur einen befriedigenden mit ſich nehmen. Die ganze Garnitur von Renatas Schreibtiſch, Schreibzeug, Handleuchter, Oblatenſchaalen, Papierpreſſer — Alles war von einfachem Wiener Pflaſterſtein. Wie ihr das Wien am Herzen liegt! dachte Cecil; ſie iſt rings umgeben mit Erinnerungen daran. Eine Oblate mit ihrem Namenszug nahm er ganz vorſichtig als Andenken mit. Denn er mußte doch am Ende gehen, wenn er nicht Renatas Rückkehr erwarten wollte. Er verwahrte ſeine Skizzen, ging noch einmal durch die drei

Zimmer, blieb ſo lange vor dem Bilde im verſchloſſenen Rahmen ſtehen, bis ihm war, als blickten ihn die glänzenden ſchwarzen Augen des Ungarn an, und eilte dann hinab zum Kaſtellan, der vor Begierde brannte, das Bild der ſeligen Gräfin zu ſehen. Doch Cecil konnte ſehr natürlich auf dieſen Wunſch nicht eingehen, entſchuldigte ſich mit dringender Eil, drückte dem Alten einen Karolin in die Hand und entfernte ſich ſchleunig, denn die Sonne war ihrem Untergang nah. Der Kaſtellan ſah höchſt bedenklich das Goldſtück an, das ihn von einem fremden jungen Maler, der für Frau von Werden arbeiten ſollte, überraſchte. Schwer fiel ihm der Gedanke auf's Herz, es möge ein ſchlauer Betrüger ſein, der da oben irgend eine Köſtlichkeit geraubt, und durch den Karolin ſich habe verdachtlos machen wollen. Zitternd vor Beſorgniß eilte der Alte hinauf, und ſah zu ſeiner unſäglichen Beruhigung alle Bilder, alle Bücher, alle Käſtchen, alle großen und kleinen Meubles an ihrem gewohnten Platz hängen, liegen und ſtehen; und nachdem er ſämmtliche große und kleine Schlöſſer unterſucht, und ſie niet- und nagelfeſt und im Normalzuſtand gefunden, wiſchte er den Angſtſchweiß von der Stirn und murmelte:

„Gottlob! es war kein Spitzbube!“

Kaum war Cecil im Wirthshaus angelangt, als Renata heimkehrte. Er war jubelvoll glücklich über die Gunſt des Schickſals, das ſeinen Wünſchen ſo bereitwillig die Hand geboten, und ließ ſich während ſeines Diners, an das die Wirthin all' ihre Kochkunſt verſchwendet hatte, noch viel von ihr erzählen, was Renatas Leben in Ebernbach betraf, und was Alles ernſte Gewohnheiten und edle Geſinnungen verrieth. Für zehn Uhr Abends beorderte er das Wägelchen der Wirthin, um damit nach Aſchaffenburg zu fahren, und bis dahin ging er noch einmal in den Park, um das Schloß im Mondſchein zu ſehen — wie er ſagte

Renatas Zimmer waren die einzigen erhellten in der ganzen dem Garten zugewendeten Façade.

Alles iſt ſtill und leblos rings um ſie her, dachte Cecil und ſetzte ſich auf eine Bank ihren Fenſtern gegenüber; bei ihr allein iſt Leben, ſie iſt das Herz dieſes Körpers. Es überfiel ihn jene unermeßliche Melancholie, die uns in ſtiller Nacht, in abgeſchiedener Umgebung, in mäßigfreundlicher Natur, unter einem kühlen Himmel beſchleicht, und die ſehr verſchieden von jener andern, aber eben ſo unermeßlichen Melancholie iſt, der wir in der reichſten Fülle des Lebens uns zuweilen nicht erwehren können. Mögen wir haben oder nicht haben, genießen oder darben, beſitzen oder entbehren, weinen oder lächeln, dulden oder triumphiren, auf Dornen liegen oder auf Roſen, immer und ewig bleibt der Grundzug unſers Weſens — ein heimliches Suchen, zuweilen unruhig bis zur Verzweiflung, zuweilen abgedämpft bis zu einer linden, erquickenden Regung; bald gleich dem Abendwind lieblich ſpielend mit den Wellen unſrer Seele, bald gleich dem Sturm ſie aufwühlend in ihren verborgenen Tiefen; immer: damit die Kräfte nicht ſtagniren oder erſtarren. Gleich der zitternden Bewegung der Magnetnadel, die dennoch ſtandhaft nach Norden weiſt, ſollte dieſes Suchen auch dem Zuge untergeordnet ſein, welcher die Menſchenſeele vom Durſt nach dem Endlichen ab-, und dem Unendlichen zulenkt. Weil das gar nicht, oder ſelten, oder zu ſpät geſchieht: darum iſt ſie melancholiſch im Leid wie im Glück, und beim Verlangen ebenſoſehr, wie bei dem Genuß.

Cecil hätte ſein halbes Leben für eine halbe Stunde mit Renata hingegeben, und war ſchon einmal aufgeſprungen und im Begriff in's Schloß zu gehen. Aber nein! rief er, nein! lieber kein Blick von ihr, als ein kalt-höflicher, oder gar ein befremdeter! Nein! ich habe für diesmal Alles erreicht, was ich erreichen wollte. — Er wickelte ſich in ſeinen Mantel, denn der Nachtwind kam kühl über die Berge und aus den Wäldern herab, und von dem Waldbach, der in der lautloſen Stille ſtärker und vernehmlicher rauſchte, wehte eine ſcharfe Zugluft herüber. Er ſuchte Renatas Beſchäftigungen zu errathen, denn beobachten konnte er ſie nicht; die Fenſter waren allzu hoch. Lichter ſtanden im Salon auf dem Flügel, Lichter im Kabinet auf dem Schreibtiſch; das erkannte er, weil er die Einrichtung der Zimmer kannte. Plötzlich trat Renata an das Fenſter des Kabinets und öffnete es. Er ſchrak zuſammen, als ob es möglich wäre, daß ſie ihn, der im tiefen Schatten ſaß, gewahren könne; als ob ſie eine Ahnung von ſeinem Hierſein, von ſeiner nächtlichen Schildwacht haben könne. Renata aber hatte zwei Stunden lang Geſchäftsbriefe, Rechnungen und Berichte durchgeſehen; ihr Blick war müde, ihr Kopf heiß. Um ſich zu erfriſchen legte ſie ſich ein Paar Minuten in die kühle Abendluft hinaus und badete die Augen im ſanften Mondlicht. Dann trat ſie zurück, ſchloß das Fenſter, ließ den ſchweren Damaſtvorhang fallen, und die Schloßuhr ſchlug zehn.

„Gute Nacht und Lebewohl! ich ſehe Dich wieder!“ ſprach Cecil halblaut, ſtand raſch auf, verließ Garten und Schloß, und hatte binnen einer Viertelſtunde Ebernbach im Rücken. Am frühen Morgen langte er in Frankfurt an, ging ſchlafen, und erzählte Abends am Theetiſch der Frau von Werden, er habe einen kleinen Anfall von Grippe gehabt, aber ſich ſelbſt kurirt, indem er das Bett zweimal 24 Stunden gehütet: worüber ihm Alle herzlich gratulirten.

4. Zehn Jahre.

Damals lebte noch die Gräfin Dobenegg, deren Porträt von Madam Lebruns zierlichem Pinſel Renatas Schlafgemach ſchmückte. Damals betrachtete ſie mit unſäglich trauriger und tiefer Zärtlichkeit ihren fünfundzwanzigjährigen Sohn Egon, der ſo eben mit ihrer Enkelin, der kleinen Adolfine von Werden, im Garten ſpazieren ging, aber ſo, daß das Kind von zehn Jahren den jungen Mann zu führen und zu bewachen ſchien. Damals ſagte ſie mit herzbrechender Angſt zu ihrer Tochter:

„Charlotte! was ſoll aus Egon werden, wenn ich ſterbe! wer wird ſich genug für ihn intereſſiren, um ihn nicht verkümmern zu laſſen unter Miethlingshänden! Je reicher er iſt, um deſto mehr wird der Eigennutz ſich mit ſcheinbarer Theilnahme an ihn drängen, um von ihm zu vortheilen. Statt auf jede Weiſe der geringſten Spur von Entwickelung nachzugehen, wird man ihn in abſichtlicher Unmündigkeit erhalten, vielleicht ein geiſtiges Erwachen in ihm unterdrücken oder doch nicht beachten. Und ſage mir, liebe Charlotte! findeſt Du ihn nicht vorgeſchritten ſeit Deinem letzten Beſuch, mein Kind?“

„Er ſcheint ſich wirklich recht wohl zu befinden, erwiderte Frau von Werden, denn er hat in dieſen vier Wochen keinen einzigen Anfall ſeines Übels gehabt, und wenn der Körper erſtarkt, die Nerven ſich beruhigen, ſo mag ja auch wol der Geiſt allmälig ſich erkräftigen, theure Mutter, und Deine Beſorgniſſe für die Zukunft, die hoffentlich eine recht ſpäte ſein wird, wenn nicht ganz heben, doch mildern.“

Gräfin Dobenegg ſchüttelte ſanft das Haupt. Sie wünſchte tröſtenden Zuſpruch, ſie begehrte ihn von der Tochter; aber wenn er ihr ward, ſo genügte er ihr nicht, weil er nicht ihre Beſorgniſſe überwand und nur zu ihrer Hoffnung, nicht zu ihrem Glauben ſprach.

„Egon iſt jetzt mündig .... den Jahren nach, hub ſie nach einer Weile an; — ſo lang ich lebe werde ich nie leiden, daß man ihn unter fremde Vormundſchaft, geiſtiger Unmündigkeit wegen, ſtelle; aber wenn ich ſterbe ....“ —

„Liebe Mutter, unterbrach Frau von Werden, Du biſt eine rüſtige, ſeelenkräftige Matrone; wie kommen Dir die Todesgedanken?“

„Weil ich müde bin, mein Kind. Ach, der Tod iſt wol ein herbes Leid, und der Verluſt Deiner älteſten Brüder und Deines Vaters hat mir bittern Schmerz gemacht. Doch im Lauf der Zeit hat er ſich zu ſanfter Wehmuth abgeklärt. Liebliche Erinnerungen an goldne Tage der Vergangenheit verſchmelzen mit dem Andenken an meinen Mann. Schöne Hoffnungen, vielleicht nie realiſirte Möglichkeiten von Glück und Größe, ſchweben um die frühen Gräber meiner beiden Söhne. Mir wird wunderbar friedlich zu Muth wenn ich ihrer gedenke, und ihr Gedächtniß ſtärkt und erfriſcht mich ohne mich niederzubeugen. Aber blicke ich auf die 20 Jahre meines Wittwenſtandes hinſichtlich Egons — ja, dann bin ich nicht gebeugt, mein Kind, ſondern zerknickt. Zwanzig Jahre faſt ausſchließlich ihm gewidmet, die kein anderes Reſultat haben, als mich mit Entſetzen auf meine Todesſtunde ſchauen zu laſſen, weil ſie ihn einſam in der Welt läßt — das iſt doch fürchterlich! und umſomehr weil meine Seele .... verſtehe mich recht: die Menſchenſeele, nicht das Mutterherz .... ſich nach ihr ſehnt.“

Frau von Werden küßte ihrer Mutter ſchweigend und weinend die Hand, während die Gräfin wiederholte:

„Was wird aus Egon, wenn ich ſterbe!“

„Seine Geſundheit hat ſich ja augenſcheinlich gebeſſert, ſagte endlich Frau von Werden nach einigem Beſinnen, haſt Du nie an die Möglichkeit einer Heirath gedacht? nie mit den Ärzten über den möglich günſtigen Einfluß einer ſolchen geſprochen?“

„Beides, mein Kind! und die Ärzte ſprechen dazu nicht Ja nicht Nein. Aber wo eine Frau finden, die wenigſtens Mitleid und Theilnahme genug für ihn empfindet, um nicht blos des Namens und Vermögens wegen dieſe Ehe einzugehen?“

„Ich habe Dir von der Gräfin Adlercron erzählt, mit der ich jetzt eben die Saiſon in Kiſſingen zubrachte. Nun, deren älteſte Tochter wäre, glaub' ich, dazu fähig. Ein ſo ernſtes, gedankenvolles junges Weſen ſah ich nie.“

„Ja, die Jugend iſt opferdurſtig und begeiſterungsfähig, und bei Weitem weniger berechnend und egoiſtiſch als das Alter. Doch wenn das junge Mädchen ſich auch genug für das unverſchuldete Unglück Egons fanatiſirte um ſein Schutzengel ſein zu wollen, welche Mutter würde ihr Kind in eine Ehe treten laſſen, in der .... Reſignation vor Allem walten muß.“

„Es ſind nicht alle Mütter ſo zärtlich wie Du, und ich glaube, wir dürften der Einwilligung der Gräfin Adlercron gewiß ſein, denn ſie iſt Wittwe, hat wenig Vermögen, aber zwölf unverſorgte Kinder, und wünſcht ſehr für ihre beiden älteſten, eben erwachſenen Töchter Partien zu finden, in denen ihnen eine Verſorgung gewiß, und die Möglichkeit unbenommen iſt, etwas für die zahlreichen Geſchwiſter zu thun.“

„Ach! ein Mädchen nach dieſen Prinzipien erzogen, nur auf Verſorgung bedacht, wird es für Egon ſanft und freundlich ſein, auf ihn Rückſicht nehmen, ihn pflegen?“

„Laß mich verſuchen, liebe Mutter, ich werde vorſichtig zu Werke gehen.“

Am Abend deſſelben Tages ſchrieb Frau von Werden an Gräfin Adlercron nach Augsburg: ſie müſſe in Geſchäften dahin und freue ſich ſehr, die Bekanntſchaft mit ihr fortzuſetzen. Als Gräfin Adlercron den Brief erhielt, ſchlug ſie im Gothaer Grafenalmanach den Namen Dobenegg auf und fand dort als den einzigen und letzten männlichen Sproſſen den Bruder der Frau von Werden, Graf Egon Curt Seraphin, Herr auf Ebernbach, Burgeis, Marienort ꝛc. ꝛc. — (ſo iſt der Styl: erſt werden ſämmtliche Beſitzungen hergezählt, und giebt es keine mehr, ſo kommen zwei oder drei ꝛc., um die Sache noch brillanter zu machen). — „Nun, das wäre mir recht, ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt, obgleich mir ſchien, daß Frau von Werden in Kiſſingen einmal etwas bedenklich über ihres Bruders Geſundheit ſich äußerte. Aber eine Molkenkur, oder ein Nordſeebad, oder einige Winter im Süden ſtellen ſie gewiß her. Dobenegg und Regensberg — das wären doch ganz ſchickliche Heirathen für meine Tochter, und ich denke ... ſie machen ſich.“

Dieſer mütterlichen Geſinnungen gegenüber hatten die Freier oder Freiwerber leichtes Spiel. Frau von Werden kam, machte einige diplomatiſche Eröffnungen über ihr Hierſein, und verhehlte nicht, daß eine nähere Bekanntſchaft mit der Tochter deſſen Haupttriebfeder ſei. Gräfin Adlercron fragte, mit welcher Tochter? und als ſie erfuhr, mit Renata, ſo äußerte ſie ſich nicht abgeneigt.

Graf Regensberg, den ſie ebenfalls in Kiſſingen kennen gelernt hatte, war ihr, oder eigentlich Dianen, nach Augsburg gefolgt. Von heftiger Leidenſchaft für das reizende Mädchen ergriffen, widerrieth ihm doch immer die Vernunft eine Heirath einzugehen, in der eine ſolche Altersverſchiedenheit ſtatt finde, wie zwiſchen Dianens fünfzehn und ſeinen ſechs und vierzig Jahren. Dieſer Kampf mit ſich ſelbſt hatte ihn noch immer von einer Erklärung abgehalten. Gräfin Adlercron benutzte Frau von Werdens Ankunft, um ihn ahnen zu laſſen, daß dieſe für ihren Bruder auf Dianen Abſichten habe. Da gewann die Leidenſchaft in ihm die Oberhand und trieb ihn zum plötzlichen Entſchluß. Drei Tage darauf war Diane ſeine Braut, und die freudigſte, blühendſchönſte und gedankenloſeſte, die es jemals gegeben hat.

Gräfin Adlercron hatte ihre Töchter im ſtrengen Gehorſam erzogen. „Ihr ſeid arm, Ihr ſeid vornehm, Ihr müßt ſehen eine gewiſſe Stellung in der Welt einzunehmen und zu behaupten, wie es ſich für Euch und für die Erziehung ſchickt, die ich Euch mit den härteſten Opfern erkauft habe; und da Ihr meine guten Kinder ſeid, ſo werdet Ihr nicht zaudern mich dafür zu belohnen, indem Ihr meinen Wünſchen hinſichtlich paſſender Heirathen entgegenkommt.“ Dieſe und ähnliche Ermahnungen ertheilte ſie bei jeder Gelegenheit, und die Töchter waren in ſo ſcheuem Reſpect, daß ein Stirnrunzeln der Mutter hingereicht hätte, um ſie in die Arme eines Ungeheuers zu werfen. Diane fühlte ſich glückſelig als Braut eines Mannes von höchſt einnehmenden Manieren, von gefälligem Äußern, in ſeinen beſten Jahren, munter und lebhaft, und heftig in ſie verliebt. Sie hatte zu roſiges Blut, um das Leben ſchwer zu nehmen. Sie dachte: Es iſt doch recht ein Glück, daß es mir diesmal ſo leicht geworden iſt, den Wunſch der Mama zu erfüllen! —

Renata war anders, nicht tändelnd, wünſchereich, begehrlich bis zum Fieber, und nachgiebig bis zur Schwäche wie Diane, ſondern von einem Ernſt, der an Starrſinn — und von einer Sanftmuth, die an Gleichgültigkeit grenzte. Sie ſah ins Leben mit ſo traurigen Augen, wie man ſie wol ſelten bei einem jungen Geſchöpf findet. Ihr Vater war ſeit vier Jahren todt, und dadurch war momentan etwas mehr Friede ins Haus gekommen, denn ſeine verſchwenderiſchen Liebhabereien und leichtſinnigen Neigungen hatten heftigen Zwieſpalt zwiſchen den Gatten erzeugt, der häufig in harten Szenen einen Ausbruch fand, und faſt immer durch grollende Bitterkeit auf der einen — und durch höhnende Nichtachtung auf der andern Seite ſich kund gab. Pecuniäre Verwirrungen, faſt permanente Bedürftigkeit, wenn nicht für die Gegenwart, doch für die Zukunft, machten den Haushalt eben ſo unbehaglich, als die Ehe es war, und durch deſſen Unordnung litten die Kinder eben ſo ſehr, als durch ihren Unfrieden. Es fehlte bald hier, bald da, und doch wollte man ſich nicht einſchränken, nicht ablaſſen von koſtſpieligen Gewohnheiten. Der Vater ſträubte ſich gegen Opfer, ſobald ſie ſeine perſönlichen Neigungen betrafen, Frau und Kinder hätten ſeinetwegen von Brot und Waſſer leben dürfen! die Mutter — ſobald es den Glanz der äußern Erſcheinung betraf. All die Studien, Intriguen, Liſten, die ſie anwenden mußte, um ſich in dieſem Flittergoldzuſtand zu erhalten, und deren Zeugen allzuerſt die Kinder waren, erzeugten eine innerliche Verwirrung der Zuſtände, deren ſie nur dadurch Herr werden konnte, daß ſie ihnen ſclaviſchen Gehorſam auferlegte. Die geringſte Verletzung deſſelben ward mit der härteſten Strafe, die ſie der Geſinnung jedes Kindes anzupaſſen wußte, geahndet. Bald nach des Vaters Tode gerieth die Mutter in bittere Feindſchaft mit ihrem Bruder, General Beiron, „dem guten Onkel“, wie alle Kinder ihn nannten, weil er es wagte, ſich gegen ihren Willen zu verheirathen. Sie fand darin eine ſchreiende Ungerechtigkeit, und die momentane Ruhe des Hauſes war mehr denn je durch ihre fürchterlich gereizte Stimmung geſtört. Renata hatte zehn jüngere Geſchwiſter; der kleinſte Bruder war am Begräbnißtage des Vaters geboren; nur Ignaz war älter als ſie. Die Mutter übertrug ihr häufig die Aufſicht über die Kleinen, aber ſie verſtand nicht zu herrſchen nach den mütterlichen Prinzipien, verſtand nicht den paſſiven Gehorſam zu erzwingen, den ſie ſelbſt doch leiſtete, und immer wurde ſie von der Mutter um ihrer Indolenz willen geſcholten, während es Diane um ihrer ſprudelnden Lebendigkeit willen wurde, Euſebie wegen ihrer Unwahrheiten, und ſo fort alle Kinder — ausgenommen Ignaz, der ihr Ebenbild und ihr Liebling, und nebenbei ein ſchlauer Schmeichler war. Dies ewige Schelten und Hofmeiſtern, dieſer ewige Unfriede in den nächſten Verhältniſſen, dieſe ewige heimliche Noth um einen äußerlich glänzenden Anſtrich zu bewerkſtelligen, dieſer bittre Mangel an Vertrauen und Liebe, machten Renata ſo müde, daß ſie, als ihre Vorbereitung zur Confirmation begann, dem Prediger geſtand: ſie habe eine unüberwindliche Vorliebe für die katholiſche Kirche, und ſie ſei zum Uebertritt entſchloſſen, um alsdann — in ein Kloſter gehen zu können. Der würdige alte Herr gerieth in ein heiliges Entſetzen, und forſchte dringend nach den Gründen zu dieſem Entſchluß. Da er wohlwollenden Gemüths war, und mit der den Predigern eigenen ſalbungsvollen Eindringlichkeit zu reden wußte, die auf kindliche Seelen ſo viel Effect macht, ſo gelang es ihm bald

Renata's Vertrauen zu gewinnen, und zu entdecken, daß ihr kleines Herzchen matt vom Leben ſei, bevor ſie hineingetreten, und daß ihre Lieblingslectüre, die Nachfolge Chriſti, ſie dem Thomas a Kempis nach, und ins Kloſter ziehe. Mit einer Logik, die ſie nicht zu widerlegen wußte, ſetzte er ihr auseinander, daß ihr Durſt nach klöſterlichem Frieden ein egoiſtiſcher und feiger ſei — jenes, weil ſie nur Heil und Befriedigung ihrer eigenen Seele damit beabſichtige, dieſes, weil ſie ſich vor der Zeit aus dem Kampf und der Unruh der Welt entfernen, ſtatt ſie überwinden wolle. Indolenz und geiſtige Bequemlichkeit ſeien ohnehin ſchon ihre Fehler, welche durch das Kloſterleben genährt und gefördert, ſtatt ausgerottet würden; ſie müſſe ſie tapfer bekämpfen und daher ſei für Niemand das Leben in der Welt und in ſchwierigen Verhältniſſen ſo nothwendig als für ſie, ſobald ſie, wie er feſt überzeugt ſei, den aufrichtigen Willen habe, in Gottes Auge wohlgefällig einher zu wandeln. — Nach einer Reihe von ſolchen und ähnlichen, mit der höchſten Milde ausgeſprochenen Ermahnungen, hatte er Renata von ihrem Vorhaben ab-, und dem Entſchluß zugewendet: keine ſchroffe Mauer zwiſchen ſich und der Welt zu ziehen, ſtatt deſſen aber in ihr zu leben, wie es Gott wohlgefällig ſei; — ein Entſchluß, den übrigens jedes junge Mädchen zur nämlichen Epoche innig und aufrichtig faßt.

Ein ſo vorbereitetes, von ſo vielen und frühen Schmerzen durcharbeitetes Gemüth, durfte ſchwerlich vor Uebernahme ſchwerer Pflicht erſchrecken. Das hatte Frau von Werden in Kiſſingen erkannt, wo ſich Renata traulicher an ſie, als an junge Gefährtinnen ſchloß. Sie liebte nicht rauſchende Vergnügungen, Bälle und Putz. Sie tanzte, weil Gräfin Adlercron es paſſend fand, und folglich grade ſo conventionel freundlich und höflich, wie die Geſellſchaft es erheiſchte. Sie trug den Putz, den ihre Mutter anordnete, und der immer äußerſt geſchmackvoll war, mit eben ſo viel Gleichgültigkeit, als Diane mit Entzücken. Sie ließ ſich auf dem Piano hören und bewundern, weil die Mutter es befahl, ohne Verlegenheit und ohne Eitelkeit. Sie lächelte faſt immer mit den Lippen, während ihre Augen, ihre einzige, aber mächtige Schönheit, einen rührenden Ausdruck von Reſignation hatten.

Als Frau von Werden nach Augsburg kam, freute Renata ſich unbeſchreiblich, denn ihr leiſes, freundliches Weſen, ohne Härten, ohne Schroffheit, hatte ſie wolthätig berührt. Ihren eigentlichen

Zweck ahnte Renata nicht. Als nach Dianens Verlobung Frau von Werden Renata auszufragen ſuchte über ihre Hoffnungen, ihre Wünſche, ihre Anſprüche an den zukünftigen Gatten und an die Ehe, entgegnete dieſe höchſt gelaſſen, ſie habe gar keine, weil ſie ſich ja doch dem mütterlichen Gebot werde fügen müſſen. Wenn ihr Schickſal entſchieden ſei, würde ſie ſich mit demſelben zu befreunden und glücklich zu ſein wiſſen, denn ſie glaube, daß Gott die Schickſale lenke und die Herzen ſtark mache, welche ſeinem Willen gehorchen. Da ſagte Frau von Werden:

„Liebe Renata, können Sie Sich wol eine Ehe vorſtellen, in welcher alle Kraft, alle Einſicht, alle häusliche Uebermacht auf Seiten der Frau, und eine durch körperliches Leid bedingte Abhängigkeit auf der des Mannes iſt? Können Sie Sich dieſe Frau als Herrin des Hauſes, als Verwalterin des Vermögens, als Beſchützerin des Schwachen vorſtellen, der ihr dankbar und gutmüthig anhängen wird? Können Sie Sich von Seiten dieſer Frau eine Liebe ohne Zärtlichkeit, ein Mitleid ohne Geringſchätzung, eine Nachſicht ohne Gleichgültigkeit, eine Stärke ohne Härte vorſtellen, wodurch ſie befähigt wird, den kranken jungen Mann mehr als ein Schutzengel denn als ein Weib durch's Leben zu geleiten? Können Sie Sich vorſtellen, daß dieſe Frau verzichten muß auf das Gefühl, das der lieblichſte und reichſte Erſatz für alle Sorgen, Bekümmerniſſe und Entbehrungen iſt: auf das Gefühl der innern Gemeinſchaft mit ihrem Gatten; — verzichten auf Alles, was den jungen Herzen lockend ſcheint, auf Leidenſchaft, auf Bewunderung, auf das Bewußtſein, einem Mann anzugehören, der ihr Stolz und ihr Schutz iſt; — verzichten auf eine Welt von Freuden, die das Herz ahnend begehrt, und die es erſt alsdann in ihrem vollen Umfang ermeſſen kann .... wenn es ſie entbehrt!"

„O gnädige Frau, rief Renata erblaſſend, die Aufgabe iſt doch wol zu ſchwer für mich!"

„Dies war die Schattenſeite, theure Renata, die ich abſichtlich mit den dunkelſten Farben gemalt habe. Für ein Auge, wie das Ihre, giebt es auch eine Lichtſeite in dieſem Gemälde, und das iſt der Wirkungskreis, der ſich Ihnen öffnet, und innerhalb deſſen Sie freier ſind, als es ſonſt Frauen zu ſein pflegen. Laſſen Sie mich alſo ganz ehrlich Ihnen geſtehen, daß hier die Rede von meinem einzigen Bruder Egon iſt."

„Von Ihrem Bruder!" unterbrach Renata gerührt. —

„Ja, von dem armen, beklagenswerthen Egon, der bis zu ſeinem ſechsten Jahr das ſchönſte, hoffnungsvollſte Kind, vielleicht zu frühreif, zu nervenzart war. Da reiſte die Mutter mit uns zu ihren Eltern. In einem Nachtlager brach ein heftiges Feuer im Gaſthof aus. Die Mutter ſchlief mit mir in einem andern Stockwerk, als Egon mit ſeinem Hofmeiſter. Dieſer junge Mann ſtürzte im erſten Schreck, vielleicht weil er die Beſinnung verloren hatte, vielleicht weil er ſich vom Umfang der Gefahr überzeugen wollte, allein aus dem Zimmer, und obgleich er nach einer Minute zurückkehrte und Egon hinaustrug, ſo war doch der Moment des Entſetzens, wo der Knabe aus dem Schlaf geweckt, Flammen ſah, Getümmel hörte, und ſich einſam und verlaſſen fand — ſo gewaltig, daß ihn auf der Stelle fürchterliche Krämpfe ergriffen, die ihn ſeitdem nie mehr verlaſſen haben, obſchon ſie zuweilen lange genug ausblieben, um uns dieſe Hoffnung zu geben. Dadurch wurde ſein Körper geſchwächt, ſein Nervenſyſtem zerrüttet; und da jede körperliche oder geiſtige Anſtrengung das Übel erweckte, ſo durfte er nicht durch Unterricht zum Nachdenken aufgeregt werden. Alles, was man ihn lehrte, mußte unter ſeiner Faſſungskraft ſein, damit er es gleichſam unter der Hand und von ſelbſt fand. Von Natur war er ein äußerſt wißbegieriger Knabe von ſcharfem Verſtand, von ſchnellen Begriffen; darum wollte er in der erſten Zeit immer noch wie er's gewohnt war fragen, lernen, wiſſen, und da war es denn wirklich herzbrechend, wie der kleine Kopf die Schwäche zu bemeiſtern ſuchte, die aus der phyſiſch geſtörten Organiſation hervorging und den Geiſt überwältigte; bis er ſich dann zuletzt aus Ermattung gefangen gab, jetzt ſeine Unvollkommenheit nicht mehr fühlt und, wenn Abweſenheit von Sorgen Glück genannt werden darf, in ſeiner Beſchränktheit glücklich iſt. Er iſt das fünfjährige Kind geblieben, das er war, als ihn das Unglück betraf. Er hat ſein gutes, freundliches, dankbares Gemüth behalten, ſeine Luſt zu raſtloſer Beſchäftigung, die freilich jetzt nur ſeinen Fähigkeiten, nicht ſeinem Alter angemeſſen ſein kann. Daher weckt er auch nur Mitleid, kein Grauen."

„Das glaub' ich!" ſprach Renata mit naſſen Augen.

„Das Leid unſrer Mutter iſt übermenſchlich geweſen! ihr Herz iſt durch eine ſolche Reihe von Verzweiflungen, Entmuthigungen, ſtürmiſchen und geknickten Hoffnungen, Opfern, verborgenen und offenbaren Schmerzen gegangen, daß es heimlich gebrochen iſt, und nur äußerlich noch durch die Faſern des Lebens zuſammenhängt, welche das Bewußtſein ihr aufdrängt, daß ihr Verluſt ein unermeßlicher und unerträglicher für Egon iſt, wenn nicht vorher ein Engel vom Himmel herabſteigt, in deſſen Hände ſie die Führung ihres Sohnes mit Vertrauen legen darf. Das Bewußtſein dieſer Engel, dieſer Bote der Barmherzigkeit, dies Werkzeug in der Hand Gottes zu ſein — iſt das kein Lichtpunkt in Renata's Augen? — Sie haben nebenbei die freie Dispoſition des Vermögens, ſind unumſchränkt auf Ihren Herrſchaften, brauchen gegen Niemand Rechenſchaft abzulegen für Alles, was Sie anordnen, einführen und ſtiften. Sie ſind frei in all Ihrem Thun und Laſſen, denn Sie haben nur Gott über Sich, und nicht wie andere Frauen, den Gemal oder die Geſellſchaft, und es iſt immer leichter von Gott allein abhängig zu ſein, als von komplizirten menſchlichen Verhältniſſen ....“ —

„Ach, das glaub' ich gern!“ ſeufzte Renata aus tiefſter Seele, eingedenk der ihrer Mutter.

„Und ſo hab' ich mich denn ganz aufrichtig gegen Sie ausgeſprochen, liebe Renata, fuhr Frau von Werden fort, habe nichts verhehlt, nichts beſchönigt. Jetzt iſt es an Ihnen zu überlegen, zu entſcheiden; dann erſt werde ich mich an Ihre Mutter wenden, denn dieſe Angelegenheit iſt zu wichtig, zu heilig, als daß ich mich dazu verſtehen könnte, Ihren Entſchluß, lediglich durch den Willen Ihrer Mutter beſtimmt, anzunehmen. Blinden Gehorſam halte ich nie für gut! einigermaßen muß der Menſch in den Kreis künftiger Pflichten blicken dürfen, bevor er ihn betritt; ſonſt iſt er nicht verantwortlich für ihre Ausführung; ſonſt darf er ſprechen: ich ſchüttele die Laſt ab, die man meiner Unwiſſenheit aufgebürdet hat. In gewöhnlichen Fällen und Ehen ſtiftet das ſchon Unheil genug. Für dieſen Fall kann ich es nicht denken ohne Entſetzen.“

So ſprach Frau von Werden noch lange mit Renata, durchdrungen von Mitleid für ihren Bruder, von Verehrung und Liebe für ihre Mutter, von Vertrauen zu Renata ſelbſt. Dieſe fühlte ſich nicht abgeſtoßen durch die ernſten Bilder, die ſich vor ihr aufrollten. Sie fand in ihrer zukünftigen Beſtimmung als Egons Frau, Analogien mit dem geliebten, nur aus Pflichtgefühl aufgegebenen Kloſterleben: dieſe Abhängigkeit von Gott allein, dieſe Zurückgezogenheit von den Weltfreuden. Die Ehe ihrer Eltern war nicht von der Art geweſen, um ihr den Glauben an tiefes Glück in einer ſolchen beizubringen; ein höheres Ideal als das von einer friedlichen, vermogte ſie ſich nicht aufzuſtellen. Der große Druck pecuniärer Bedürftigkeit hatte durch die Unordnungen und Verdrießlichkeiten, die er unvermeidlich nach ſich ſchleppt, etwas ſo Beängſtigendes für ihr Bedürfniß der Ordnung, der Stille, der Wohlgeregeltheit, daß der Gedanke, in eine ganz ſorgenfreie Lage zu kommen, den Reiz für ſie hatte, den er für alle großmüthige Seelen hat. Was Wunder, daß ſie den Entſchluß faßte, den Frau von Werden durch Zuſpruch und Ermunterung, aber ohne beſtimmten Rath, in ihr zu reifen ſuchte. Was Wunder, daß ſie einen Schritt that, den ſie nur vom idealen Standpunkt aus verſtehen und beurtheilen konnte, und deſſen eiſerne Realität ſich ihr erſt dann offenbarte, als ihr Schickſal nicht mehr zu wenden war. Da erſt, nachdem ſie erklärt hatte, ſie ſei bereit, ſobald ihre Mutter nichts dagegen einzuwenden habe, ſprach Frau von Werden mit Gräfin Adlercron, ſprach ausführlicher, beſtimmter, rückſichtsloſer mit ihr, als ſie es mit dem jungen Mädchen thun konnte; und Gräfin Adlercron willigte ein. Auch ſie ſprach ſich vollkommen ſchonungslos gegen die Schweſter des künftigen Schwiegerſohnes aus:

„Sie haben die Wohlfahrt Ihres Bruders im Sinn, ſagte ſie, daher werden Sie begreifen, wie ſehr mir die meiner Tochter am Herzen liegen muß.“

Frau von Werden zitterte, denn ſie glaubte, ein Nein müſſe dieſer Erklärung folgen. Doch Gräfin Adlercron beſchränkte ſich darauf, im Fall Egon ſtürbe, ſein ganzes Vermögen für Renata zu begehren. Da er keine Vettern und anderweitige Verwandte hatte, ſo kam es nur darauf an, daß Frau von Werden ſich aller Anſprüche an ihres Bruders Erbſchaft begab. Sie that es gern; ſie war wohlhabend, und ſie wußte, daß ſie dereinſt die alleinige Erbin ihrer reichen Mutter war. — So ebneten ſich die Wege, auf denen Renata wie ein Opferlamm ihrer Beſtimmung zuging. Nach acht Tagen reiſte Frau von Werden, triumphirend wie ein fürſtlicher Brautwerber mit dem Jawort nach Ebernbach, und brachte ihrer überraſchten, bang und freudig zitternden Mutter die Nachricht, daß binnen vier Wochen ein Engel unter ihrem Dach einkehren und bereit ſein werde, Egon als Gattin die Hand, und ſeiner Exiſtenz ſich als Stütze zu weihen. Gräfin Dobenegg zagte, zweifelte, fragte. Sie begriff das junge Mädchen nicht, und noch weniger deſſen Mutter.

„Das junge Mädchen wirſt Du bald verſtehen, die Mutter nie,“ entgegnete Frau von Werden.

Drei Wochen nach ihrer Verlobung fand die Vermälung Dianens mit Graf Regensberg ſtatt, und gleich nach der Trauung fuhr das junge Ehepaar nach München, um die Oktoberfeſte mitzumachen, denn aller Freudendurſt und alle Lebensluſt, welche Renaten fehlten, wogten in Dianens Bruſt. — Kaum hatte Gräfin Adlercron dies erſte Geſchäft glücklich vollbracht, als ſie ſich an das zweite machte, nämlich an ihre Reiſe mit Renata nach Ebernbach. Renata ſelbſt fing an zu zagen, als der Augenblick immer näher kam, der ſie unwiderruflich einem Mann zuführte und verband, von dem ſie nur beängſtigende und jammervolle Vorſtellungen hatte. So verſchieden die Schweſtern auch waren und ſo wenig Renata Dianens Glück- und Jubeldurſt theilte, ſo hatte dennoch der letzteren freudige Seligkeit, womit ſie ſich in die geöffneten Pforten des Lebens ſtürzte, der erſteren den Gedanken erweckt, es ſei nicht unmöglich, daß ein ähnliches, nur freilich nicht ſo rauſchendes Gefühl, in ihrer Bruſt Platz finden könne. Gräfin Adlercron bemerkte wol, wie Renata auf jeder Station immer bleicher, ernſter und ſtiller wurde, und ſuchte ſie zu erheitern, indem ſie ihr von Dingen erzählte, für die ſich Renata intereſſirte, von dem großen und ſegensreichen Wirkungskreis, den eine Frau auf dem Lande, in ihrem großen Hausweſen ſowol, als auf den gemeinen Mann üben könne; — von den Gartenanlagen, die ſie machen, der Bibliothek, die ſie anlegen, den herrlichen Muſikalien, die ſie ſammeln werde; — von ihrer vortrefflichen künftigen Schwiegermutter, die dem Herzen nach eine Heilige, durch geiſtige Ausbildung zugleich eine der eminenteſten Frauen ſein ſollte. Das zerſtreute denn wieder das arme Kind, und zog ihm die Augen von der Hauptperſon ab und der Staffage zu. An einem rauhen und finſtern Novembernachmittag fuhren ſie in das ohnehin ſchon ernſte, jetzt aber tiefmelancholiſche Thal von Ebernbach hinein, das mit ſeinen kahlen Bäumen, ſeinen bräunlichen Spätherbſtwieſen, und ſeinem ſchwarzen Nadelholz auf den Bergen ringsum, ſtill und traurig wie der Tod ausſah. Ein Grauen befiel Renata, und halb ohnmächtig lehnte ſie ſich im Wagen zurück, und hörte nicht auf die extatiſchen Ausrufungen ihrer Mutter über die majeſtätiſche Ulmenallee und das impoſante Schloß. Als ſie aber in den Hof fuhren, und Gräfin Adlercron rief:

„Da ſteht Frau von Werden unter dem Portal!“ nahm Renata ſich mit aller Kraft zuſammen, gedachte ihres freiwilligen Entſchluſſes und ihres freiwillig gegebenen Wortes, und ſchüttelte mit ſtarkem Willen die momentane Entmuthigung ab. Frau von Werden und die kleine Adolfine empfingen am Wagen freudig und herzlich die lieben Gäſte, und Gräfin Dobenegg eilte ihnen entgegen, breitete auf der Schwelle ihre Arme nach Renata aus, und ſagte:

„Mein Kind … meine Tochter! Gott ſegne Deinen Eingang in unſer Haus! Gott ſegne und behüte Dich, und laſſe ſein Antlitz über Dir leuchten und gebe Dir Frieden!"

Sie drückte Renata mit tiefſter Innigkeit an's Herz, ſah ihr in die Augen, küßte ihre Stirn, legte ihr die Hände auf's Haupt, mit einer ſo überſtrömenden Liebe, daß Renata ſich durch und durch erwärmt fühlte.

„O, ſagte ſie ſchüchtern, werden Sie mich lieben — und aus Liebe Nachſicht mit mir haben können?"

Gräfin Dobenegg ſah ſie an mit ihren großen, lichtbraunen Augen, die wie zwei wunderſchöne milde Sterne aus Wolken, aus ihrem kummervollen Antlitz ſtralten, und während des langen Anſehens wurde ihr Blick immer weicher, immer zärtlicher, und ſie ſagte:

„Nachſicht, mein Kind? ich denke, die wird kaum nöthig von meiner Seite ſein."

Dann wandte ſie ſich an Gräfin Adlercron, um auch ihr die Freude ihres Herzens auszuſprechen, und ſchellte, um zu fragen, ob der Graf noch nicht von ſeinem Spaziergang heimgekehrt ſei. Es hieß, er komme ſo eben. Renata zitterte, als ſolle ihr Todesurtheil ihr verkündet werden; Frau von Werden nahm mitleidig ihre Hand, und Egon trat ein.

Sein erſter Anblick hatte nichts Abſchreckendes. Er hatte die Figur eines hoch und ſchnell aufgeſchoſſenen fünfzehnjährigen Knaben, ängſtlich ſchmale Schultern, ängſtlich kleine unausgebildete Hände, eine matt zuſammengeſunkene Haltung. Das Geſicht war eben ſo unausgebildet als die Geſtalt, faſt noch kindiſcher, nur waren die Züge nicht ſowol weich als welk, obwol ſie ein urſprüngliches Ebenmaaß nicht verleugneten. Er hatte die großen, ſchöngeſchnittenen Augen ſeiner Mutter, die aber halbgeſchloſſen von matten, ſchweren Augenliedern faſt unbeweglich ruhten, und einen Ausdruck von ſtumpfer Melancholie hatten — etwa ſo, als fühle ſich die Seele gedrückt von dem kranken Körper. Ganz dünnes und feines rabenſchwarzes Haar legte ſich ſpärlich um die Stirn, die beklemmend öde ausſah. Er war elegant in einer Kurtka von ſchwarzem Sammet, mit ſehr feiner Wäſche gekleidet, und hielt ein ſchwarzes Sammetmützchen in der Hand. Als er auf den Arm eines jungen Menſchen geſtützt, der halb ſein Kammerdiener, halb ſein Spielkamerad war, langſam in die Thür trat, war Renatas erſte Empfindung nur Mitleid, und unwillkürlich füllten ihre Augen ſich mit Thränen. Gräfin Dobenegg hatte bei Egons Eintritt faſt bebend einen forſchenden Blick auf

Renata geworfen, dieſe milden Thränen erquickten ihr Mutterherz.

„Mein guter Egon, ſagte ſie freundlich, Du kommſt gerade recht um Deine Braut zu begrüßen.“

Egon verbeugte ſich ſchüchtern aber anſtändig vor Renata und ſagte langſam, als müſſe er ſich auf jedes Wort beſinnen, und als würde es ihm ſchwer die Lippen zu bewegen:

„Ich freue mich .... ich freue mich ſehr .... gar ſehr.“

Er ſah aber durchaus nicht erfreut, ſondern ganz ausdrucklos dazu aus, und um ſeinen Mund zuckte eine kleine Verzerrung der Muskeln. Vor Gräfin Adlercron wiederholte er genau dieſelbe Phraſe, als ſeine Mutter ihn ihr vorſtellte, und dann ſetzte er ſich gelaſſen nieder, ohne auf die Unterhaltung zu achten oder ſich in ſie zu miſchen. Auf beſtimmte Fragen antwortete er beſtimmt mit möglichſt wenigen Worten.

„Biſt Du weit ſpazieren gegangen?“ fragte die Mutter.

„Bis zum Egonsberg,“ erwiderte er.

„Und warum haſt Du mich heut nicht mitgenommen?“ rief die kleine Adolfine.

„Warſt nicht da!“ entgegnete er immer in dem gleichen ſchleppenden Ton. Er ſaß da, trank Thee, benahm ſich, wie etwa ein Kranker, der vor Ermattung theilnahmlos iſt; und nur mit dem Unterſchied, daß dieſe Krankheit ſo lange dauerte als ſein Leben. Etwas Widriges oder Thieriſches hatte er in dieſem Zuſtand durchaus nicht, und das erleichterte unſäglich Renatas Herz. Eine noch größere Sorge verſchwand ihr mit der Wahrnehmung, welche ſie in den folgenden Tagen machte, daß Egon an Niemand die geringſte Annäherung verſuchte. Gräfin Dobenegg küßte ſeine Stirn, ſtreichelte ihm Wangen und Hand; Frau von Werden lächelte und nickte ihm zu; Adolfine nahm ihn bei der Hand: er ließ das Alles geſchehen, und hatte als einzige Erwiderung dieſer Freundlichkeiten nur ein dankbares und trübes Lächeln, das zuweilen, wenn es dem der Mutter begegnete, ein wenig heller wurde. Es kam ihr und Allen faſt mirakulös vor, daß Egon eines Morgens Renata fragte:

„Wie haben Sie geſchlafen?“ — dermaßen wenig pflegte er ſich um irgend Jemand zu bekümmern. Die Tage verſtrichen ihm in unausgeſetzten, größtentheils mechaniſchen Beſchäftigungen. Er machte kleine Arbeiten in Pappe, übte ſich in der Kalligraphie, ging ſpazieren, pflegte ſeine Blumen und Vögel. Er war nie allein; zwei Kammerdiener wechſelten ſich Tag und Nacht bei ihm ab. Außerdem ſchlief ſein Hausarzt in einem Zimmer neben dem ſeinigen, während am Tage ſeine Mutter und ſein Hofmeiſter, der ihn ſeit jener unglücklichen Nacht nie verlaſſen hatte, immer in ſeiner Nähe ſich aufhielten. So war ſeine Pflege zwiſchen genug Perſonen vertheilt, um keine über ihre Kräfte in Anſpruch zu nehmen, obgleich dennoch auf Allen ein gewiſſer geiſtlähmender Druck durch dieſen unvollkommenen und in unüberwindlichen Schranken gehaltenen Umgang lag.

Gräfin Adlercron ließ nach ihrer Anordnung die Ehepacten aufſetzen und vollziehen, denn Gräfin Dobenegg erklärte ſich und ihren Sohn mit jeder Bedingung einverſtanden. Obgleich ſie Egon mit den allermütterlichſt-vorurtheilvollen Augen anſah, und ihn liebenswürdiger, beſſer, rührender fand, als irgend ein Menſch im Stande war ihn zu finden: ſo verhehlte ſie ſich doch nicht, welch ein ungeheures Opfer Renata ihm mit ihrer Hand bringe, und ſie konnte nicht müde werden ſich uber deren Mutter zu verwundern. Am Tage vor der Hochzeit ſprach dieſe zu ihr:

„Gottlob! jetzt hab' ich meine Pflicht gethan! wenn ich jetzt ſterbe, ſo hab' ich die Beruhigung, meine älteſte Tochter in einer Lage zu wiſſen, welche ſie befähigt, ſich ihrer unverſorgten Geſchwiſter mütterlich helfend, rathend, ſchützend anzunehmen. Ich darf mich ganz auf ſie, und auf die Töchter, die ich herangebildet habe, verlaſſen. Sie ſind in meinem Sinn, nach meinen ſtrengen Grundſätzen: die Pflicht über Alles! erzogen, und ich hoffe, Sie Frau Gräfin, werden bei Renata die Blüten dieſer Erziehung finden.“

Gräfin Dobenegg, die nie dergleichen Phraſen machte, und am wenigſten um ihre eigene Wirkſamkeit zu loben, dankte der Gräfin Adlercron aus vollem Herzen für das köſtliche Geſchenk, das ſie in der Schwiegertochter empfange, und freute ſich nebenbei ganz heimlich, daß Renata nicht die ſchönen Phraſen der Mutter geerbt hatte, ſondern einfach und unbefangen ſagte und fragte, was ihr am Herzen lag. Faſt ihr erſtes Wort an Gräfin Dobenegg war geweſen:

„Ich ſehe hier Alles ſo wohlgeregelt, in ſo friedlicher Ordnung das Einzelne, und das Ganze abhängig von Ihrem Blick und Ihrer Leitung, gnädige Gräfin, daß ich mich umſonſt nach meinem Wirkungskreis umſehe, und ſehr fürchte, Ihnen läſtig zu werden, weil ich keine Lücke gewahre, die ich ausfüllen könnte.“

„Nein, mein liebes Kind, erwiderte die Gräfin lebhaft, in eine Lücke hab' ich Dich warlich nicht ſchieben wollen. Nicht an dieſem oder jenem Platz fehlſt Du — ſondern überall; denn Du ſollſt mit Deiner friſchen Jugend, mit dem warmen Herzen und der anregenden Thatkraft, die deren liebliches Erbtheil ſind, unſrer Aller Freude und Erquickung werden, ſollſt Leben und Bewegung in unſre monotone Exiſtenz bringen“ .... — —

„Ach ich bin nicht munter und luſtig!“ unterbrach Renata.

„Nur durch Dein Daſein, liebes Kind! fuhr die Gräfin zärtlich fort; ich ſehe wol, daß Du nicht den ganzen Tag ſingſt und ſpringſt, und das iſt auch gar nicht nöthig, denn das Weſen der Jugend iſt an ſich ſelbſt erfriſchend, wie die Erde im erſten Frühling duftet, ohne daß man ſagen könnte, es ſei dieſer oder jener Blütenduft. Willſt Du aber einen beſtimmten Wirkungskreis haben, und erſcheint er Dir nicht zu ſchwer: ſo geſtehe ich Dir, daß ich Dir den meinen zugedacht habe, nämlich: der Mittelpunkt des Ganzen zu ſein. Keine Einwendung! ſagte ſie lächelnd und legte den Finger auf Renata's Lippen; ich gehe zu Ende und Du gehſt auf. Die Ordnung der Natur bringt es mit ſich, daß ich Dir allmälig Platz mache, und es iſt wünſchenswerth in jeder Beziehung; denn die Verhältniſſe roſten leicht ein wenig ein, wenn ein alternder Menſch mit wundem Herzen ihnen zwanzig Jahr vorſteht. All' meine Sorge war auf Egon konzentrirt, für den ich die Hoffnung auf beſſere Tage nicht fahren laſſen konnte, wollte. Dadurch hab' ich vielleicht Manches verſäumt, und Du wirſt Einrichtungen und Neuerungen zu machen finden, für die mir Muth, Luſt und Neigung fehlten, und die doch nach grade ſehr nothwendig ſein mögen, weil die ewig fortrollende Zeit eine ſtets friſche Anſchauung bedarf, die wenig Menſchen bei ſechszig Jahren haben, und ich .... ganz gewiß nicht! Aber dieſe Erkenntniß hab' ich, und darum ſehnte ich mich ſo ſehr nach dem, was ich in Dir gefunden habe."

Sie umarmte Renata zärtlich, die ſich durch dieſe Innigkeit und Aufrichtigkeit wie in eine neue Welt verſetzt und ſo warm angeſprochen fühlte, daß ſie anfing die Wendung ihres Schickſals mit einiger Zuverſicht zu betrachten. Und ſo ging ſie denn muthig dem Tage ihrer Vermälung entgegen, der auf die Mitte Novembers feſtgeſetzt war. Frau von Werden fuhr in der Zwiſchenzeit zweimal mit Gräfin Adlereron nach Frankfurt, um Einkäufe und Beſtellungen zu machen, welche ſich auf dies neue Familienmitglied bezogen. Gräfin Dobenegg wollte Renatas ganze Einrichtung, ihre Zimmer, ihre Garderobe, von ſtattlicher Gediegenheit und würdigem Geſchmack haben, ſo daß es zugleich für Ebernbach mit ſeiner Umgebung, und für Renata mit ihren Geſinnungen paſſe; und jene beiden Damen erfüllten vollkommen ihre Wünſche. Da man mit Geld alle äußerlichen Einrichtungen leicht und raſch machen kann, ſo wurden denn auch dieſe wie durch einen Zauberſchlag ausgeführt, und Gräfin Aelteren hatte die Befriedigung zu den Füßen ihrer Tochter einen Strom des äußern Glücks hinrollen zu ſehen.

Als Renata inſofern über Egon beruhigt war, daß ſie nicht die geringſte Zudringlichkeit von ihm zu fürchten brauchte, fing ſie an ſich ihm ſanft zu nähern und von den Dingen zu ſprechen, die ihn intereſſirten. Egon war wie die kleinen Kinder, welche auch den Inſtinkt haben zu erkennen, wer ihnen freundlich oder gleichgültig geſinnt iſt, und welche dann bei jenen traulich, bei dieſen ſtumm werden. Er ſchlug ihr Spaziergänge vor, ſchenkte ihr Blumen, und verſprach ihr jeden Morgen einen friſchen Strauß. Doch weiter ging weder ſeine Converſation noch ſeine Aufmerkſamkeit; und doch war es mehr Theilnahme, als er ſonſt irgend einem Menſchen bewieſen, und ſeine gute Mutter freute ſich halbſelig darüber.

Die Trauungsceremonie fand in der kleinen Schloßkapelle ſtatt, und ging ſehr glücklich vorüber — wie denn Egon überhaupt nichts Unpaſſendes, ſondern genau das that, was man ihm vorher eingeprägt hatte. Er ſprach ſein Ja zu rechter Zeit, ſah ruhig und freundlich aus, und ſchien einigermaßen zu verſtehen, daß ihm durch Renata ein Glück beſcheert werde. Sie ſah ſo weiß aus wie ihr Kleid. Sie weinte nicht und zitterte nicht. Sie hatte ſich entſchloſſen, aber es war als gehe in dieſem Entſchluß ihr Leben zu Grunde, und ihr Ja war klar und hart. Ob die ungewöhnliche Anſtrengung ihn überreizt hatte, oder ob, wie gewöhnlich, ohne ſichtbare Urſache das Übel eintrat; genug, man hatte die Kapelle kaum eine halbe Stunde verlaſſen, als Egon einen fürchterlichen Anfall bekam und augenblicklich beſinnungslos nach ſeinem Zimmer getragen wurde. Gräfin Dobenegg hatte ſo eben der Schwiegertochter alle Haus- und andre Beamte vorgeſtellt, und gleichſam ihr eignes Anſehen und ihre Obergewalt Renaten abgetreten, als dieſe Störung kam. Da ſie ihrem Sohn in dieſem Zuſtand nicht die geringſte Hülfe leiſten konnte, ihn vom Arzt und ergebenen Männern umringt wußte, und durch den traurigen Anblick oft ſelbſt bis zur Ohnmacht erſchüttert wurde, ſo pflegte ſie die Momente des heftigſten Paroxismus verſtreichen zu laſſen, ehe ſie zu ihm ging. Ohne im Mindeſten Furcht oder Beſtürzung zu verrathen, machte Renata eine Verneigung, um die Anweſenden zu entlaſſen, und wollte Egon folgen. Ihre Mutter hielt ſie zurück und ſagte:

„Bleibe, Renata! Egons Mutter ſelbſt begleitet ihn nicht! Du biſt dort überflüſſig und er iſt in den ſicherſten Händen.“

„Ob er es iſt und ich es bin, davon muß ich mich mit eigenen Augen überzeugen, wie ſeine Mutter es gethan hat,“ erwiderte Renata, wandte ſich zu ihrer Schwiegermutter, die erſchöpft von den verſchiedenen Emotionen des Tages in einem Sopha zuſammengeſunken war, küßte ihre Hand und ging alle Kraft ſammelnd zu Egon.

Der Arzt kam ihr entgegen und rief lebhaft: „Nicht weiter, gnädige Gräfin! Nervenzufälle ſind anſteckend.“

„Für ſchwache Nerven; die meinen ſind ſtark, Herr Doctor,“ entgegnete Renata mit einer Stimme, die wiederum hart klang, weil ſie nicht beben ſollte.

Sie ging ins zweite Zimmer, wo Egon auf einem breiten Divan in den heftigſten Convulſionen ſeiner ſchauderhaften Krankheit lag. Es wollte ſich ein Flor über ihre Augen ſenken, ein nervöſes Zittern durch ihre Glieder ſchleichen; aber ſie dachte: Hab' ich nur den Anblick beim erſten Mal gelaſſen ertragen, ſo wird es mir künftig leichter werden, und wie kann ich mich denn überhaupt fürchten vor zuckenden Nerven! — So ſetzte ſie ſich in einiger Entfernung zu Häupten des Divans, beobachtete den Arzt, die Diener, und erfüllte Alle mit großer Bewunderung ihrer Kaltblütigkeit. Wenn der Paroxismus vorüber war, verfiel Egon in eine Lethargie, die nur ganz allmälig nach einigen Tagen wich; und dann pflegte er auf kürzere oder längere Zeit, je nach der Laune ſeines geheimnißvollen und unheilbaren Übels, verſchont zu bleiben. Nach Verlauf von anderthalb Stunden war Egon ruhiger, und Renata kehrte mit derſelben gelaſſenen Haltung zu ihrer Schwiegermutter zurück, die ſie in ihre Arme ſchloß und bleich vor Sorge ſagte:

„Traueſt Du Dir nicht zu viel zu, armes liebes Kind?"

„Ich denke nicht, liebe Mutter, entgegnete Renata. Es iſt doch beſſer, daß ich mit dem Willen es zu ſehen, das Übel ſehe, als wenn ich durch plötzliche Überraſchung dazu gezwungen würde. Jetzt iſt die Gewalt des erſten Eindrucks gebrochen."

Gräfin Dobenegg war ſtill beglückt, Frau von Werden ſehr erfreut durch Renatas ganzes Benehmen. Gräfin Adlercron hingegen war faſt unzufrieden; denn obwol ſie ſich viel darauf einbildete, ihre Töchter zur Pflichttreue und Selbſtändigkeit erzogen zu haben, ſo war ſie doch von allzu herrſchſüchtigem Charakter, um nicht den Verſuch einer fortdauernden Domination zu machen. Der ſcheiterte aber gänzlich; denn von dem Augenblick, wo Renata vor dem Altar ihre Hand in Egons legte, emanzipirte ſie ſich von der mütterlichen Autorität und beſchloß, derſelben keine Einmiſchung in ihre häuslichen und ehelichen Verhältniſſe zu geſtatten, ja, ſie mit aller ſchuldigen Hochachtung ſo fern wie möglich von ſich und ihrem Kreiſe zu halten. Daher war ſie mit nichten ſchmerzlich ergriffen durch die Abreiſe der Gräfin Adlercron; und mehr durch Frau von Werdens, denn die war doch ihrem Alter näher, jugendlich lebhaft, geſprächig! — und jetzt, bei herannahendem Winter ſah ſie ſich allein zwiſchen der Schwiegermutter und dem Gatten. Aber Gräfin Dobenegg war von ſo wundervoller Güte und an ein ſolches Leben der Aufopferung gewöhnt, daß der Egoismus des Alters in ihr nicht hatte Wurzel ſchlagen können. All' die unerbittlichen Forderungen, die unbedingten Anſichten, die ſtarren Schroffheiten, durch welche Eltern im Familienkreiſe ſo eiſern auf deſſen jüngere Mitglieder drücken können, fehlten ihr entweder, oder gingen unter, einer andern geliebten Perſönlichkeit gegenüber. Sobald Renata ihre Schwiegertochter war, ſuchte ſie dieſelbe in's Licht, und ſich ſelbſt in Schatten zu ſtellen; ſuchte zu verſchwinden in Allem, wo ſie bis jetzt geherrſcht hatte, um Renaten freie Hand zu laſſen, und nur mit einem beifälligen Lächeln, einem lobenden Wort, oder einem linden Rath ihre Theilnahme zu äußern. Überdas wußte ſie ſich in ihrer Anſchauungsweiſe des Lebens ſo ganz zu der jungen unerfahrenen Renata herab zu ſtimmen, daß ſie deren Vertrauen gewann, ohne ſie einzuſchüchtern. Es war unmöglich, ſich ein anmuthigeres Verhältniß vorzuſtellen, als zwiſchen dieſen beiden Frauen, einen ſolchen Wetteifer liebender Rückſichten, welche doch nie in überſpannte oder ſentimentale Carrikaturen ausarteten, weil ſie aus wahrem Gefühl entſprangen, und daher nicht heraufgeſchraubt zu werden brauchten. Der Winter verging ungleich ſchneller und leichter, als Renata gefürchtet hatte. Gräfin Dobenegg übertrug ihr ſo manche Beſchäftigungen durch die Leitung und Oberaufſicht aller Verhältniſſe des Hauſes, der Beſitzungen und des

Vermögens, und legte nebenbei einen ſo hohen Werth auf die möglichſte Ausbildung ihres muſikaliſchen Talents, ihrer ſprachlichen und ihrer andern Kenntniſſe, daß Renatas Tage faſt überfüllt waren, und im einfachen Wechſel der Pflichterfüllung und ruhiger Erholung ſchnell verflogen. Von Außen freilich kam wenig Neues; die Freuden und Zerſtreuungen der Jugend fehlten ihr; ein bunter geſelliger Kreis umgab ſie nicht. Briefe von Diane, die den erſten Winter in Wien zubrachte, flogen wie fremde bunte Vögel nach Ebernbach, und ergötzten Renata ohne ſie zu locken. Tanz, Putz, Gedränge waren ihr immer eine Plage geweſen, ſobald ſie ſich hineinmiſchen ſollte. Die Gefallſucht, welche in dem lauten Treiben ſo reichliche Nahrung findet, ſchlief in ihr. Auch die Sehnſucht nach einem unbeſtimmten Glück, durch welche die Herzen ſo wund und weich gerieben werden, war noch nicht in ihr erwacht. Sie war noch zu jung und die Seele zu unentwickelt, um ihre eigenen Bedürfniſſe und Anforderungen zu kennen. Frühling und Sommer vergingen noch freundlicher. Während der milden Jahrszeit befand Egon ſich ungleich beſſer, konnte weitere Spaziergänge machen, auch Spazierfahrten, zuweilen mit Renata, zuweilen mit ſeiner Mutter, während dann jene ritt. Sie machte

Anlagen und Bauten im Park, ſie ließ Bäume pflanzen, ſie beaufſichtigte die Schulen, die Armenpflege, die Kranken und Gebrechlichen; ſie that es mit wahrem Intereſſe, aber auch mit dem kleinen Stolz, welcher ſo natürlich in ganz jungen Menſchen iſt, wenn ſie ſich in einer gewiſſen Freiheit und Herrſchaft über andere ſehen, denen ſie Schutz, Hülfe, Ermunterung gewähren können, und wenn ſie noch nicht die entmuthigenden Erfahrungen über eigene Mißgriffe und Irrthümer, und über fremden Undank und Mißbrauch gemacht haben.

„Dies iſt das glücklichſte Jahr meines Lebens!“ rief Renata jubelnd im Spätſommer, als ſie ſiebzehn Jahr alt wurde.

„Das freut mich ſehr,“ ſagte Egon, der mit dieſer theilnehmenden Redensart ziemlich freigebig war. Nur konnte man nicht genau wiſſen, ob er wirklich irgend eine Empfindung damit verband

„Mögen alle folgenden Jahre dieſem gleichen!“ ſagte Gräfin Dobenegg tiefgerührt.

Dem war aber nicht alſo. Der empfindlichſte Schlag ſollte die arme Renata treffen, und noch bevor das „glücklichſte Jahr ihres Lebens“ verfloſſen war! Eine Bruſtentzündung legte binnen drei Tagen Gräfin Dobenegg in's Grab. Maßloſe Trauer herrſchte in ihrer näheren und ferneren

Umgebung, in dem ganzen Kreiſe, dem ſie vierzig Jahr mit unermüdlicher Treue und Sorgfalt vorgeſtanden. Die Mutter iſt todt! hieß es in Ebernbach, in Burgeis, in dem entfernteren Marienort, wohin ſie doch kaum Einmal im Jahr kam. Man hatte ſolche Zuverſicht, ſolch' Vertrauen zu ihr, daß Alle mit einer gewiſſen Beſorgniß in die Zukunft ſahen, ſich bedenklich über die junge Gräfin, über ihren Mangel an Erfahrung ausſprachen und hin und her erwogen, ob der alte Stand der Dinge fortdauern könne. Die Ehrgeize regten ſich; die Neuerungsſüchteleien. Der Inſpector wollte Amtmann werden; der Förſter Oberförſter. Hier verlangte Einer Penſion, dort ein Anderer Gehaltzulage; da ein Dritter ermäßigte Pacht. Der Pfarrer von Burgeis erhub eine Klage gegen den von Ebernbach, der das Vorrecht, an den hohen Feſttagen in der Schloßkapelle zu Ebernbach zu predigen, für ſich allein behauptet habe, während es ihnen wechſelsweiſe zuſtand. Die Schullehrer begehrten nach einem neuen Schulplan ihren Unterricht zu organiſiren. Der Schloßgärtner rückte mit einem neuen, heimlich und ſauber gefertigten Plan hervor, der den Garten von Ebernbach erſt der Erde gleich gemacht, und dann aus lauter neuen Anlagen beſtehend, zeigte. Wie unter Millionen bei einem Thronwechſel, herrſchte unter dieſem Paar tauſend Menſchen eine große Aufregung, welche nur Diejenigen nicht verſtehen werden, die das Landleben nicht aus eigner Anſchauung kennen, und es ſich daher aus arkadiſchen Schäfern und idylliſchen Zuſtänden zuſammenſetzen, während es doch im Kleinen, in kleinen Anſprüchen, kleinen Beſtrebungen, kleinen Projecten, dem großen Treiben auf einem Weltſchauplatz gleicht; — aber freilich wie eine Copie in Miniatur von einem hiſtoriſchen Wandgemälde Tintorettos.

Während all' dieſe Leidenſchaften um ſie aufwachten, war Renata in den tiefſten Schmerz verſunken; denn jetzt erſt fing ſie an die Nachtſeite ihrer Lage, ihre fürchterliche Abgeſchiedenheit, ihre abſolute Herzenseinſamkeit zu begreifen. Einen Augenblick hatte es geſchienen, als wolle der plötzliche überraſchende Schmerz den Schleier lüften, der ſich um Egons Seele wob. Es kam Zuſammenhang in ſeine Gedanken. Sein Verluſt trat ihm ſo ſchneidend entgegen, daß er ihn wenigſtens momentan ermeſſen konnte.

„Jetzt liebt mich Niemand mehr!“ ſprach Egon, als er mit Frau von Werden und Renata am Sarge der Mutter ſtand.

„Und mich auch nicht," ſagte Renata mit dumpfer Troſtloſigkeit, und bog ſich zur geliebten Leiche herab.

„O Kinder! meine lieben, lieben Kinder! rief Frau von Werden in Thränen aufgelöſt, rechnet Ihr mich denn für gar nichts?"

„Ja, Du biſt gut, Charlotte, erwiderte Egon, und haſt mich auch recht lieb. Aber Deinen Mann haſt Du lieber, und die Adolfine tauſendmal lieber — grade ſo lieb, wie die Mutter mich hatte. Das weiß ich recht gut. Du kannſt nicht hier bleiben, nicht mir helfen mit gutem Rath, nicht alle Geſchäfte führen wenn ich krank bin .... wer ſoll das künftig thun?"

„Ich, lieber Egon! ſagte Renata höchſt erſtaunt über ſeine folgerechte Gedankenreihe. Mein einziger Troſt iſt der, daß ich Dir jetzt werde nützlich ſein können."

„Willſt Du das wirklich? fragte er mit Thränen im Auge; willſt Du gewiß bei mir bleiben, Renata, ſo lange ich lebe? mich nicht verlaſſen, nicht ſterben?"

Renata legte die Hand auf die ſtille Bruſt der Todten und ſagte: „Ich will bei Dir bleiben, Egon; ich will Dich nie verlaſſen; ich will, wenn Gott uns gnädig iſt, dereinſt Deine Augen ſchließen; ich will Dich lieben, wie Deine Mutter Dich geliebt hat. Amen."

„O mein Engel!" rief Egon mit gehobener Stimme, und ein Stral des Bewußtſeins blitzte in ſeinem Auge auf. Aber der arme Körper war nicht dieſer Exaltation gewachſen. Die Regungen des Geiſtes thaten den Nerven weh; ſie erlagen der Erſchütterung, und die Materie behielt die Oberhand. Er ſank zuſammen, und als er nach einigen Tagen aus ſeiner Lethargie erwachte, ruhte die Mutter in der Gruft, war die Schweſter zu Gemal und Kind zurückgekehrt, waltete Renata allein, ganz, ganz allein in Ebernbach — denn Egon war ſo ſtumpf wie je.

Es begann für ſie ein eiſernes Leben. Sie war ganz auf ſich ſelbſt angewieſen. Bei jedem Schritt den ſie that, bei jedem Ja und Nein das ſie ausſprach, fühlte ſie das Bedürfniß einer ſanctionirenden Autorität, wie die Schwiegermutter es ihr geweſen war, und fand ſie nirgends. In allen Dingen mußte ſie allein prüfen, wählen, entſcheiden. Sie mußte Beſtimmungen treffen, Anordnungen machen, Foderungen zurückweiſen, Bitten abſchlagen, Geſuche anhören — von denen ſie bis jetzt keine Ahnung gehabt. Was wußte ſie von den herrſchaftlichen Rechten, was von der ökonomiſchen Verwaltung, was von den Verhältniſſen der Grundbeſitzer zum Staat! Und doch fanden ſich Momente und Beziehungen, die Kenntniß dieſer Dinge von ihr begehrten. Was wußte ſie von den kleinlichen Intereſſen, welche die Menſchen veranlaſſen zu heucheln, zu ſchmeicheln, zu lügen und ſich zu ſchmiegen, um einen geringen Vortheil zu erlangen! Und doch gab es Augenblicke, wo ſie die Maske der bereitwilligen Augendienerei durchſchauen, und in der Unterwürfigkeit das Verlangen nach künftiger Herrſchaft vorausahnen ſollte! Alle Beamte, Untergebene und Diener des Hauſes ſuchten ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen, um ein bischen regieren zu helfen, ſei es in den Schulen oder über die Kaſſe, bei der ökonomiſchen Verwaltung oder bei der Beſetzung der Pfarren, der Pachthöfe, der Dienſtſtellen. Sie that Mißgriffe; ſie lieh dem Einen zu ſehr, dem Andern zu wenig ihr Ohr; ſie war unkundig der Menſchen, denn nicht aus Büchern und aus Belehrungen durch Andere lernt man ſie kennen, ſondern nur aus eigener mühſeliger Erfahrung, zu deren Quell Jeder ſich hinwinden muß. Allmälig kam die Beſonnenheit, die Überlegung, dann das Urtheil. Sie ſah, daß der Menſch das Kind ſeiner Eigenthümlichkeit, und das verzogene Kind ſeiner Launen, Vorurtheile und Gewohnheiten iſt. Jenes wollte ſie ſich gefallen laſſen, bei ſich ſelbſt wie bei Anderen; dieſes — durchaus nicht. Sie ward hartnäckig und ſchroff, aber wahr und unbeſtechlich. Sie that Keinem Unrecht, aber ſie machte ſich nicht beliebt, denn in der harten Schule der Erfahrung lernt man Nachſicht mit den Menſchen haben, doch nicht ſie lieben. Anfangs hatte Jeder für ſich auf Vortheil oder Erleichterung ſpeculirt, als das Regiment aus den Händen einer alten Frau, die eine traditionelle Autorität übte, in die einer blutjungen kam. Bald ſah man ein, daß ſich über die junge Frau kein Einfluß gewinnen ließ. Sie war gerecht, aber ſtreng und ernſt. Daraus machte man ihr einen großen Vorwurf, und wurde ſehr verdrießlich; jedoch hatte man hohe Achtung vor ihr, und hegte man auch nicht für ſie das blinde Zutrauen der Liebe, ſo flößte ſie doch allgemein das Vertrauen ein, das ſich auf einen gerechten und wahren Charakter baſirt.

Glücklich war ſie nicht, allein ſie hatte nicht recht Zeit, ſich deſſen bewußt zu werden, und das war ganz gewiß ein großes Glück für ſie. Denn *ein* Glück iſt nicht *das* Glück, iſt nur Erſatz oder Beſchwichtigung. Es lag wol eine momentane Befriedigung für Renata in dem Bewußtſein ihrer treuen und ſorgſamen Pflichterfüllung. Wie es indeſſen ſinnliche Genüſſe giebt, die dem Menſchen eine flüchtige Befriedigung gewähren, ohne im Geringſten mit dem Glück verwandt zu ſein, ſo giebt es, wenn auch in höherer Sphäre, geiſtige Genüſſe, die ebenfalls ſehr erfreuen können, ohne doch der Bedürftigkeit des ganzen Menſchen vollkommen zu genügen. Dies Genügen iſt Glück. Ewig dauern in ſeiner ertatiſchen Seligkeit, in ſeiner Verklärung, kann es nicht inmitten unſrer unvollkommnen, ſchwankenden Verhältniſſe, welche nun einmal die Bedingung unſrer irdiſchen Exiſtenz ausmachen; aber in uns wirken kann es fort und fort, und je vollkommner es war, um deſto höher und mächtiger wird es wirken. Nach dieſem Sonnenſtral ſehnt ſich der Menſch zu ſeiner Entfaltung, ſeiner Reife, denn das Gefühl des Mangels bedrückt ihn, noch ehe ihm klar geworden iſt, was eigentlich ihm mangelt, weil jenes Bedürfniß ein ſo unabweisliches und naturnothwendiges iſt. Wie hätte es nicht in Renata erwachen ſollen? Aber klarer und verſtändiger als die, welche nicht der unbeſtimmten Sehnſucht auf den Grund gehen, zerlegte ſie ſich ihre Verhältniſſe, fand daß ſie der gewohnten Ordnung der Dinge grade entgegen liefen, indem ſie das Weib zum Herrn und Beſchützer, den Mann zum abhängigen Schützling machten, ohne doch dem Weibe die Freiheit zu geſtatten, die der Mann zu genießen pflegt. Und in dieſen Verhältniſſen, welche dem eigentlichen Weſen der Frau nicht entſprechen, und welche doch grade den Kern ihrer individuellen Beſtimmung ausmachten, fand ſie den Urgrund der beängſtigenden, unruhigen und niederbeugenden Gefühle, die ſich zuweilen ihrer bemächtigen wollten. Als ſie das Warum zu wiſſen glaubte, reſignirte ſie ſich, und ſah ihrem Schickſal feſt in's Auge. Durch ihre exceptionelle Lage erklärte ſie ſich die Sehnſuchtswogen, die ihr zuweilen durch die Seele fluteten, und gelaſſen ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „Umſonſt!“ Sie beklagte und bemitleidete ſich nicht, denn ſie betrachtete die verſchiedenen Geſchicke ruhend in der Hand Gottes, bis er ſie ſeinen Menſchen zur Ausführung anvertraute; aber ſie beklagte auch keinen Andern. Die Kraft war da, doch ohne Verklärung; drum war ſie Härte. Das Licht war noch nicht auf den Diamant gefallen; drum glich er dem Kieſel.

Diane war ihr durchaus unverſtändlich. Die Schweſtern korreſpondirten fleißig, ohne ſich deshalb innerlich näher zu kommen, was freilich auch ſchwer war bei der oberflächlichen Erregbarkeit der

Einen, und dem gehaltenen Ernſt der Andern. Dianens Briefe waren voll Klagen über ihre Einſamkeit, über die häufigen Reiſen ihres Mannes, über ſeinen Mangel an Zärtlichkeit und Theilnahme für ſie; hauptſächlich aber voll untröſtlichen Schmerzes, daß ſie kinderlos ſei. Renata ſchrieb ihr höchſt gelaſſen: ſie ſolle ſich in mütterlicher Liebe, Pflege und Sorgfalt nur an ihren Stiefkindern üben, die, zwei und drei Jahr alt, in ihr die wahre Mutter lieben würden. Diane fand das ganz ungenügend! ſie wurde ein wenig romanesk, ein wenig ſentimental um der Schweſter zu erklären, daß es ſehr traurig ſei, nur die Kinder eines geliebten Mannes und einer fremden Frau vor Augen zu haben, aber keine eignen. Renata, mit ihrer gänzlich der nächſten Pflicht zugewendeten Richtung, ermahnte ſie, ſich dieſen Kindern und ihrem Hauſe zu widmen, wenn ihr Mann ihre Zärtlichkeit nicht erwidre. Diane fand die Schweſter ſehr kalt, und Renata fand Diane ſehr unverſtändig. Als aber die Klagen der Letzteren immer unruhiger und unbeſtimmter, und ganz krankhaft gereizt wurden, als ſie von ihrem Elend und ihrer Troſtloſigkeit ſprach: da gerieth Renata in Angſt, und um ſo tiefer, als ſie gar keinen Maßſtab für das Unglück hatte, unter welchem Diane erlegen ſein mogte. Dies Unglück war freilich ein großes, nämlich — die Langeweile! Renata beſchloß die Schweſter zu beſuchen, und mitten im Winter Tag und Nacht zu reiſen, um acht Tage in Regensberg zu ſein, und dann wieder mit Courierpferden nach Ebernbach zurückzufahren. Egon war grade in dem ſtillen ungefährlichen Zuſtand der Reconvalescenz, der auf eine Kriſis folgte, und ſo glaubte ſie es der Schweſter ſchuldig zu ſein, die ſie rathlos wußte und als ſehr jugendlich unbedachtſam kannte.

„Liebe, liebſte Diane, was fehlt Dir!“ rief Renata halb beſorgt, halb erſtaunt Diane in der friſcheſten, roſigſten Blüte der Jugend und Schönheit zu finden.

„Du, Renata! o, nur Du! nur ein Menſch, mit dem ich täglich, ſtündlich umgehen kann! nur etwas Geſellſchaft, etwas Umgang, etwas Anſprache, etwas Leben und Bewegung außer mir, welche dem in mir entſprächen! ich bin nicht an dieſe Abgeſchiedenheit gewöhnt. Zu Hauſe war es nicht ſehr amüſant -- o Gott nein! nicht im Mindeſten! — wir waren aber unter uns ſo Viele, und der Eine wollte dies, der Andre das, und der Dritte jenes, daß es doch im Grunde munter genug zwiſchen uns herging. Oder ſollte mir das jetzt nur ſo vorkommen? Hier leb' ich mutterſeelenallein mit den Kindern und deren Bonne, bei der ich wenigſtens den Troſt habe, daß ich engliſch mit ihr ſprechen kann; und es vergehen Wochen, gar Monate, ohne mir ein fremdes Geſicht zu zeigen. Mein Mann aber amüſirt ſich während der Zeit in Wien, Berlin, was weiß ich wo! und ich vergehe in der unerhörteſten Langenweile. Ich kann es nicht mehr ertragen! ich hab' ihn geheirathet, um bei ihm zu ſein und mit ihm zu leben, um ihn zu lieben und mich von ihm lieben zu laſſen ....“ — —

Sie hatte mit fliegender Lebhaftigkeit geſprochen. Jetzt brach die bebende Stimme in Thränen.

„Ich denke Du haſt geheirathet um neue Pflichten zu übernehmen, entgegnete Renata, und wenn es die Deinen mit ſich bringen, fern von Deinem Mann zu leben, ſo kannſt Du es wol beklagen, aber Dich deshalb doch nicht in Troſtloſigkeit verſenken. Und dann haſt Du ja die beiden niedlichen Knaben.“

„Ach die fremden Kinder! rief Diane beinah unwillig; eigene will ich!“

Renata ſah ſie ſtarr an. Nie war dieſer Wunſch auch nur mit der leiſeſten Regung in ihr erwacht. Sie ſagte, durch ihre Gedanken zerſtreut:

„Eigene Kinder! das iſt freilich etwas Andres.“

„Nicht wahr, meine liebe Renata! rief Diane mit ſtrömenden Thränen; o, etwas durch und durch Andres! das freut mich denn doch, daß Du das auch findeſt. Ja, ſiehſt Du! ich muß etwas zu lieben haben, und zwar etwas, wovon ich nicht laſſen kann; und das wäre doch nur mein eigenes Kind. Ich dachte wol früher, daß es mein Mann ſein ſollte .... allein er lebt ja recht gut ohne mich, da werde ich denn auch gleichgültiger. Die beiden Kinder ſind gar lieb und nett, und es giebt Augenblicke, in denen ich mich recht ſehr mit ihnen beſchäftigen kann; aber wären ſie nicht da, ſo würde ich mich leicht tröſten. Sie gehören nicht zu meinem Leben, zu meinem Herzen, ſie ſind keine Nothwendigkeit meiner Exiſtenz ....“ —

Sie wurde durch einen Diener unterbrochen, der einen Brief und die Meldung brachte: der Bote warte auf Antwort. Während Diane las, verklärte ſich ihr liebliches Geſicht dermaßen, daß Renata glauben mußte, Graf Regensberg kündige ihr ſeine baldige Ankunft oder ſonſt ein frohes Ereigniß an.

„Herrlich! rief Diane und tanzte zum Schreibtiſch; ich nehme die Einladung an, und für Dich in Anſpruch. Ein Ball! das kommt mir ſelten!“

Sie ſchrieb, während Renata ſich mühſam von ihrem Erſtaunen erholte. Jetzt hatte Diane all' ihren Gram, all' ihre Liebesbedürftigkeit, ihren Mann, fremde und eigene Kinder nicht ſowol vergeſſen, als vielmehr: ſie bedurfte ihrer nicht, denn ſie hatte Beſchäftigung und anregende Gedanken. Dies war am Montag; Donnerſtag ſollte der Ball bei dem Präſidenten in Ratibor ſtatt finden, und in der ganzen Zeit hörte Renata nicht eine Sylbe aus Dianens Munde, welche an die Klagen ihres erſten vertraulichen Geſprächs erinnert hätte. Renata zuckte heimlich die Achſeln über eine ſolche Flatterhaftigkeit der Gefühle, und bereute faſt die beſchwerliche Reiſe ſo unnützer Weiſe unternommen zu haben. Indeſſen war es ihr doch tröſtlich, aus eigener Anſchauung die geringe Begründung von Dianens „Elend" erkannt zu haben, und beruhigt reiſ'te ſie nach Ebernbach zurück.

Ihre Mutter hatte ſie nicht geſehen ſeit ſie verheirathet war. Gleich nach dem Tode ihrer Schwiegermutter hatte Gräfin Adlercron ihr geſchrieben, ſie ſei bereit, um Renatas Einſamkeit zu erheitern, ſich für den ganzen Winter bei ihr niederzulaſſen, und zwar mit ihren ſämmtlichen Kindern, ſo viel deren bei ihr waren. Renata ſchrieb augenblicklich zurück, der Beſuch ihrer Mutter könne ihr nur Freude machen; doch müſſe ſie bitten, daß die jüngeren Geſchwiſter, und hauptſächlich die kleinſten Brüder, daheim in Augsburg blieben, weil Egon durchaus nicht an eine ſo geräuſchvolle Hausgeſellſchaft gewöhnt ſei. Gräfin Adlercron antwortete höchſt beleidigt: ob Renata ſie für eine Rabenmutter halte, die fähig ſei ihre Kinder ohne Aufſicht zurück zu laſſen; und ſie werde allein nicht kommen. Renata ſprach mit dem Hausarzt, der freilich ein ſehr vorſichtiger und ziemlich bejahrter Herr war, und daher nicht ohne Entſetzen an eine Schaar von fünf Knaben zwiſchen ſechs und zwölf Jahren, herumſauſend in dem ſtillen Ebernbach, denken konnte. Er erklärte, einer ſolchen unvermeidlichen Aufregung, ſei es auch eine angenehme durch die fröhliche Jugend — wie er verbindlich hinzufügte — wären Egons Nerven durchaus nicht gewachſen, und für die Kinder ſelbſt könne es ſchädlich ſein, wenn ſie Zeugen eines ſeiner Anfälle würden. Brächte doch um derſelben Urſach willen Frau von Werden ihre Tochter nicht mehr nach Ebernbach. Das ſchrieb Renata ihrer Mutter, und fügte die demüthige Bitte um ihren Beſuch hinzu. Doch Gräfin Adlercron nahm es ſehr übel, daß Renata wagte die Rückſicht auf ihren Mann dem Wunſch der Mutter entgegen zu ſtellen, kam nicht, und gab Geſchäfte vor. Inzwiſchen fanden ſich dieſe wirklich. Graf Sternfels war mit zwei andern Herren nach München gekommen um die dortigen Pferderennen, und überhaupt die bairiſche Pferdezucht kennen zu lernen, und Ignaz, der in München ſtudirte, war mit den Fremden bekannt geworden. Er veranlaßte ſie zu einer Fahrt nach Augsburg und führte ſie bei ſeiner Mutter ein. Seine Schweſtern Euſebie und Florentine, ſiebzehn und ſechszehn Jahr alt, waren noch ſchöner als Diane, und machten noch mehr Eindruck auf die Fremden, als die Münchner Schönheiten in der Ringelhaube bereits gemacht. Graf Sternfels, der ſich gern „ein alter Knabe“ zu nennen pflegte, um ſeine joviale Lebensfriſche auf dieſer Folie funkeln zu laſſen, hielt ſeine Freiheit für ungefährdet, indem er ſeine Huldigungen zu Euſebiens Füßen niederlegte. Sie hätte dieſelben vielleicht nicht angenommen; allein Gräfin Adlercron that es ſtatt ihrer, und Graf Sternfels ſah ſich gefangen — was ihn ein wenig beängſtigte, wegen ſeines ſchwankenden Vermögens, aber ſeiner Eitelkeit ganz enorm ſchmeichelte. Nicht ſo ſchnell gelangte Gräfin Adlercron mit Graf Selden zum Ziel, der ein ernſter junger Mann und ohne geckenhafte eitle Verliebtheit war. Er empfand wahre Neigung zu Florentinen, und wollte daher gern an die ihre glauben, bevor er ihr ſeine Hand antrug. Eh' es dahin kam, litt Gräfin Adlercron namenloſe Angſt, denn dies war in jeder Beziehung eine ganz vortreffliche Heirath. Endlich kam ſie doch zu Stande! Beide Schweſtern wurden an demſelben Tage verheirathet, und reiſ'ten dann mit ihren Männern über Ebernbach nach Norddeutſchland. Renata machte die honneurs von Ebernbach anmuthig und unbefangen, und wie Alle, die ſie in ihren häuslichen Verhältniſſen ſahen, empfanden auch die Schweſtern und Schwäger wahre Hochachtung für ſie.

Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Vier Jahre hatte Renata in dieſer gleichförmigen durch keine Ereigniſſe unterbrochenen Stille gelebt, als der Tod des Hausarztes eine große Lücke in dem engen Kreiſe machte. Er hatte faſt ein Vierteljahrhundert im Schloß zu Ebernbach wie eine Auſter in der Schale geſeſſen, und fleißig aus Büchern, wenig aus Erfahrung gelernt — wie das die Verhältniſſe mit ſich brachten. Aber eben deren Enge begünſtigte auch ſein warmes inniges Anſchließen an die Familie, ſo daß er ſich als deren Mitglied betrachtete, und auch wiederum ganz ſo von ihr angeſehen wurde. Renata hatte die größten Aufmerkſamkeiten für ihn und pflegte ihn töchterlich in ſeiner letzten Krankheit. Die Sorge war groß ſeine Stelle gut zu beſetzen! Ein geſchickter Arzt würde ſich ſchwer für einen ſo geringen Wirkungskreis entſcheiden, und einen unerfahrnen wollte man nicht. Ueberdas iſt es immer beängſtigend ſich plötzlich zu einem Fremden in ſo nahe Berührung geſtellt zu ſehen, der als Arzt Vertrauen, Offenheit, Einweihung in traurige Geheimniſſe begehrt, und mit forſchendem Blick hinter Schleier dringt, die manche ungeahnte wunde Stelle verhüllen. Frau von Werden kam Renaten zu Hülfe; und da es in der Welt keine Bedürftigkeit giebt, der nicht eine andere entgegen kommt, ſo daß ſie ſich ausgleichen und heben können, wenn ihnen das Glück wird, ſich zu begegnen; und da die Reichen den großen Vorzug haben nach ſolchen Ausgleichungen, die häufig auf dem Gelde baſiren, umherzuſuchen: ſo fand ſich denn wirklich nach mehren mißlungenen Vorſchlägen ein Mann, der ſich entſchloß für ein enormes Gehalt, vorläufig auf ein Jahr, als Hausarzt nach Ebernbach zu gehen, um dort in ſeinen Mußeſtunden ein wiſſenſchaftliches Werk über die Krankheitsformen der verſchiedenen Zeiten auszuarbeiten.

Doctor Weinhold war ein geſcheuter und gebildeter Mann, der zu ſprechen wußte ohne plauderhaft zu ſein: eine Klippe, an welcher die meiſten Aerzte ſcheitern. Ohne ſich in unerquickliche wiſſenſchaftliche Spezialitäten zu vertiefen, und ohne Wunderthaten aus ſeiner eignen Praxis zu berichten, verſtand er auch den Laien für ſeine Wiſſenſchaft zu intereſſiren, weil er in ihr, wenn auch auf etwas materialiſtiſche Weiſe, den Grund oder das Reſultat des geiſtigen Lebens der Menſchen erblickte. Er war zu ſehr aus der neuen Zeit um nicht der Bewegung anzugehören; aber zu beſonnen um ſie übereilen zu wollen. Das gefiel Renaten. Zwiſchen all' den bejahrten Leuten, die meiſtens aus den Zeiten ihrer Schwiegereltern ſtammten, und deren Meinung und Grundſätze ausſprachen, hatte ſie bisjetzt als einſamer Stellvertreter der Jugend und der neuen Zeit geſtanden, und häufig Widerſpruch, immer nur leidenden Gehorſam für ihren ausdrücklichen Befehl, aber nie ein anregendes Verſtändniß gefunden. Wie alle junge Menſchen wollte ſie gern etwas thun, etwas gethan wiſſen. Auch für Egon. Ihr Vertrauen zu dem alten verſtorbenen Doctor war ſo groß geweſen, daß ſie ſich unzählige Mal von ihm hatte beſchwichtigen laſſen, wenn ſie Vorſchläge und Mittel, die ſie von dieſem und jenem gehört oder geleſen hatte, auch auf Egon angewendet wiſſen wollte. „Es iſt eitel Charlatanerie gegen dies Uebel ein Mittel anwenden zu wollen!“ ſprach der alte Herr, und ſah ſie dazu unbeſchreiblich eindringlich mit ſeinen guten, klaren, kleinen Augen an; — „dagegen iſt wie gegen den Tod kein Kraut gewachſen.“

Doctor Weinhold ſprach nun zwar auch mit nichten von einem ſolchen Kraut, auch nicht von der Wahrſcheinlichkeit das Übel zu heben, aber doch von der Möglichkeit es zu lindern, indem man die Nerven und andere kränkelnde Organe zu ſtärken ſuche. In den letzten fünfundzwanzig Jahren, ſagte er, wären Heilquellen bekannt geworden, die man früher kaum dem Namen nach gekannt, und über deren Kräfte der verſtorbene Doctor daher unmöglich Erfahrungen habe machen können. Doch wiſſe man jetzt ziemlich allgemein, welch' eine regenerirende Kraft in dem Gebrauch von Iſchl, Kreuznach und Gaſtein läge, und er halte es für ſeine Pflicht die Gräfin darauf aufmerkſam zu machen.

Renata überlegte lange dieſe Meinung, die ſehr mit ihrer eigenen übereinſtimmte. Welche Betrübniß, ja, welche Ungeduld hatte ſie empfunden, wenn der alte Doctor ihr auf ähnliche Äußerungen erwiderte: es ſei dennoch umſonſt. Dieſer kam ihnen entgegen, ſagte: vielleicht nicht ganz umſonſt! war ein anerkannt geſchickter und zuverläſſiger Mann, und doch graute ihr vor dem Entſchluß — weil ihr graute ſich mit Egon zwiſchen den Menſchen in der Fremde der bunten, lauten Welt zu zeigen. O pfui! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, das iſt ja ganz erbärmlich vor der Neugier der Gleichgültigen ſich zu fürchten. — Ihn allein mit dem Arzte reiſen zu laſſen, wie ſie es wol heimlich wünſchte: daran war nicht zu denken! Egon hatte ſich zu ſehr an ſie gewöhnt; er hätte ſich nie freiwillig von ihr getrennt, und wenn er auch unbedingt ihren Vorſtellungen Folge leiſtete: ſo hatte ſie doch für ſein Warum in dieſem Falle keinen andern Grund als den, daß ſie ſich in der Welt ſeiner ſchämte. Jeder andere Grund wäre nur ein Vorwand geweſen, und darin war ſie nicht erfinderiſch — um ſo weniger, da ſie ſich auf der andern Seite freute die ſchöne Gebirgsnatur von Iſchl und Gaſtein kennen zu lernen.

Der Winter ging mit dieſen Berathungen hin, an denen auch zuweilen Egon in ſeiner Weiſe Theil nahm, indem er äußerte: für ſein Herbarium könnte die Reiſe intereſſant werden, weil die Alpenflora reicher als die des Speſſart ſei, und er freue ſich außerordentlich dort auf den Bergen zu botaniſiren. Er war in der letzten Zeit ein wenig kräftiger und aufgeweckter, wie es ſchien durch den Gebrauch der Soolbäder geworden, die Doctor Weinhold verordnet hatte; und dieſer machte Renata darauf aufmerkſam, daß deren Wirkung in Iſchl ſelbſt eine viel wohlthätigere noch ſein müßte. So faßte ſie denn den Entſchluß dahin zu gehen. — „Ein ſehr kleiner, für unſre reiſeluſtige und reiſemuthige Zeit! ein ſehr großer, wenn ich unſer ſtilles friedliches Leben mit dem unbequemen Treiben eines Badeaufenthaltes vergleiche," ſagte Renata.

„Das Unbequeme des Badelebens, entgegnete Weinhold, macht ſich in Iſchl weniger fühlbar als in irgend einem Badeort! da giebt es keine kaſernenhaften Logishäuſer, in denen die Fremden zu Hunderten wohnen, keine geräuſchvolle table d'hôte, keinen Spiel- und Converſationsſaal, keine Wandelbahn — folglich kein Gedränge. Man wohnt in kleinen, einfachen Häuſern, familienweiſe. Da man keinen Brunnen trinkt, ſo iſt man nicht gezwungen, wie in Ems, Kiſſingen oder Karlsbad, täglich auf demſelben Fleck einer Maſſe von Menſchen zu begegnen. Man lebt in unabhängiger Häuslichkeit, und liebt man die Geſellſchaften, ſo muß man Bekanntſchaften ſuchen; aufgezwängt werden ſie nicht. Das bringt ſchon die weitläuftige Räumlichkeit und die großartige Umgebung mit ſich."

Der Gedanke unbemerkt dort leben — und ſich ungeſtört den herrlichen Eindrücken der Natur hingeben zu können, war troſtreich für Renata, und Weinhold erhielt den Auftrag eine paſſende Wohnung auf drei Sommermonate für ſie zu beſtellen.

Mit wahrhaft kindiſchem Jubel trat Egon, mit unbegreiflich ſchwerem Herzen Renata die Reiſe an. Ihr war zu Muth, als ſcheide ſie mit dieſem Schritt aus einer Epoche ihrer Exiſtenz, aus der friedlichen und reſignirten, um in eine ungewiß hoffnungsvolle überzugehen. Sie zürnte auf ſich ſelbſt wegen ihrer trüben Verzagtheit; ſie wiederholte ſich tauſendmal, daß ſie dieſe Veränderung nicht ihretwegen gewünſcht, ja, daß ſie auch für Egon nicht gewaltſam ſie herbeigeführt habe. Sie nahm ſich vor, die Menſchen weder zu fliehen noch zu ſuchen, und ihnen nie anders als mit ernſter Ruhe zu begegnen. So kam ſie nach Iſchl, und richtete ſich in ihrem kleinen Hauſe ſo bequem ein, wie es ſich mit den dortigen geringen Mitteln thun ließ. Ihr Leben war wenig verſchieden von dem zu Ebernbach, nur fehlte ihr Beſchäftigung. Sie war nicht daran gewöhnt ihre Zeit mit Muſik, Büchern und Promenaden auszufüllen. Hätte ſie die Tage mit Streifereien in den Bergen zubringen dürfen, ſo hätte ſie ſich nicht gelangweilt; aber ſo ganz allein wagte ſie es nicht, und ſich von Weinhold begleiten zu laſſen wagte ſie noch weniger, weil er und ſie ſich beſtändig bei Egon abwechſelten, und ihn zu gleicher Zeit nie verließen. Mit Egon ſelbſt machte ſie zwar täglich Spazierfahrten und Gänge; allein grade dabei fühlte ſie ſich gedrückt wie der Vogel im Käfig zur Frühlingszeit! im Winter hat er die Gefangenſchaft ſtill ertragen, aber nun mögte er ſo gern, ſo gern! ins Weite und Freie, und fühlt ſich beängſtigend gelähmt! Mit Egon war kein Tauſch der Gedanken, kein Schritthalten der Gefühle, folglich neben ihm keine reine Freude möglich.

Doctor Weinhold hatte inzwiſchen die Bekanntſchaft eines Arztes gemacht, der zur Begleitung einer vornehmen ungariſchen Familie gehörte, und bald darauf auch von dieſer ſelbſt. In ihr waren Analogien mit den Verhältniſſen Egons und Renatas: ein Vater, dem Mutter und Sohn ihre ganze Liebe und Sorgfalt ausſchließlich opferten. Freilich ging die Aehnlichkeit nicht weiter, denn der alte Graf war zwar körperlich gelähmt, aber ſein Geiſt war friſch und munter; und auch erſt ſeit zwei Jahren war ſein rüſtiges Alter von dieſem Uebel befallen. In Bädern iſt es etwas ſo Hergebrachtes Jammergeſtalten aller Art zu ſehen, daß ein beſonderes Intereſſe ſtatt finden muß, wenn man die Eine vor der Andern beachten ſoll. Das geſchah für Egon und den alten Grafen durch Vermittelung der beiden Aerzte: die Frauen intereſſirten ſich für einander, und Renata war erfreut als die alte Gräfin eines Morgens zu ihr kam, um ſie zu fragen ob ſie zufrieden mit der Kur Egons ſei. Renata antwortete mit melancholiſcher Gelaſſenheit, und dieſe Ruhe, die doch keine Gleichgültigkeit war, überraſchte die Frau ganz ungemein, indem ſie ſelbſt in banger Unruhe zwiſchen Hoffnung und Muthloſigkeit hin und her geſchaukelt wurde. Heimkehrend erzählte ſie ihrem Manne und ihrem Sohne viel von dieſer ungewöhnlichen jungen Frau, und der leidenſchaftliche Emmerich rief:

„Ich liebe nicht ſolche Marmorſtatuen, bei denen das Herz zu klopfen und das Blut zu rinnen vergißt, Mutter! und ich geſtehe Dir, daß mich Deine Erzählung merkwürdig gegen ſie abkühlt, da ich doch ſchon auf gutem Wege war mich durch den Arzt für ſie enthuſiasmiren zu laſſen — was freilich ebenfalls merkwürdig genug iſt! durch einen Arzt! durch einen Mann der Wiſſenſchaft, der Beobachtung und der Erfahrung — lauter Dinge, die den Enthuſiasmus tödten.“

„Und ich ſage Dir Emmerich, erwiderte die Mutter, daß Gräfin Dobenegg grade Dir außerordentlich gefallen würde. Errinnerſt Du Dich Deines Stoßſeufzers, als Du aus Wien heimkehrteſt: „Wenn doch nur eine von all' den hübſchen Frauen ſo ausſähe, als ob ſie wüßte was ſie will.“

„O ja, ſagte Emmerich mit einem abermaligen Seufzer; die Dummen können es nicht wiſſen, und die Klugen könnten wol, aber all ihr Verſtand macht ſie konfus. Wohlverſtanden, fügte er ſchnell hinzu, daß dies Alles nur bis zum dreißigſten Jahr einer Frau gilt, Mama. Über diejenigen, die darüber hinaus ſind, hab' ich noch nicht nachgedacht.“

„Ich wollte Du hätteſt es auch weniger über die andern, lieber Emmerich. Jetzt tritt immer Dein kühles Räſonnement vor Dein warmes Herz, und macht Dich ungerecht gegen die Frauen.“

„Ich will mir Mühe geben, Herzensmama, es nicht gegen Gräfin Dobenegg zu ſein, weil ſie Dir ſo gefällt.“

Er war nicht ungerecht gegen die Frauen, der arme Emmerich! Er hatte nur in ſeiner erſten brauſenden Jugend gar theures Lehrgeld der Schmerzen für die Erfahrung gegeben, daß die Frauen häufig nicht recht klar über das ſind, was ſie eigentlich wollen, und daß ihre ſchönſten Eigenſchaften, gar ſie ſelbſt und die reichbegabteſten, oft in einer ſtrudelnden Nebelhaftigkeit untergehen. Sie wollen ſich opfern, aber auch vollſelig ſein; entſagen, aber keine Lücke fühlen; der Pflicht leben, aber ohne Beſchwerden; immer das thun wozu ſie Luſt haben, aber nie Tadel hören, und indem ſie Alles genießen und beſitzen, immer äußerſt tugendhaft bleiben. Schranken erſcheinen ihnen kleinlich und verächtlich, aber ſie zu überſpringen iſt ihnen ein Greuel. Wie ſoll man mit ſolchen Weſen fertig werden! So ſprach Emmerich.

Er war jetzt ſieben und zwanzig Jahr alt, das einzige und letzte Kind ſeines Hauſes, und zur großen Betrübniß ſeiner alten Eltern noch unvermählt. Auf ihm lagen all' ihre Hoffnungen, und er rechtfertigte ſie inſofern, als er der zärtlichſte Sohn und ein tüchtiger Menſch war; aber bis zu einer Heirath hatte er es ihnen zu Liebe noch nicht gebracht. Jetzt fand er in der Pflege ſeines Vaters einen willkommnen Vorwand um ſich ihm ausſchließlich zu widmen. Das beglückte ihn. Sein abſoluter Character war durch und durch excluſiv. Er kannte nur Liebe oder ſtarre Gleichgültigkeit. Ein wenig Theilnahme, ein gelindes Intereſſe, ein mäßiges Wohlwollen für Alle, und tauſendfältig verſplittert auf jeden Einzelnen, war ihm fremd. Auf einen Gegenſtand konzentrirte er ſein ganzes Weſen. Die Frauen ſind ſo wenig von Seiten der Männer an eine ſolche Ausſchließlichkeit gewöhnt, daß ſie nicht mit ihr umzugehen wiſſen, und ſie wie Eiferſucht, Despotenlaune, Mißtrauen behandeln. So war er ein Paarmal tödtlich gekränkt, bis in die Seele hinein verwundet worden, und darum hielt er ſich in ſcheuer Ferne von der Gefühlswelt im Verkehr mit Frauen. Sein Vater ſagte oft zur Mutter:

„Aber ſprich doch nicht immer mit Emmerich über die Verdienſte und Vorzüge der Frauen! das reizt ihn zum Widerſpruch und thut ihm weh auf den alten Wunden, die bei ſeinem geſunden Blut gewiß von ſelbſt heilen werden.“

Die Mutter aber hatte die Meinung, welche bei ihrem Geſchlecht dominirt: Ermahnungen und vernünftige Vorſtellungen könnten Bekehrungen zu ihrer Anſicht oder ihrem Glauben bewirken. Die Maſſe der Frauen ſind geborne Prediger.

Es konnte ihr natürlich nicht einfallen ihrem Sohn ein beſonderes Intereſſe für Renata einflößen zu wollen; nur für die Frauen im Allgemeinen ſuchte ſie ihn zu gewinnen, indem ſie die Einzelne pries. Es machte aber keine Wirkung auf Emmerich.

Renata kam nicht zur alten Gräfin. Dieſe hatte ſie von dem hergebrachten Viſitenceremoniel dispenſirt, und ging zu ihr wenn ſie grade Luſt hatte. Beider Bekanntſchaft war ſchon vierzehn Tage alt, ohne daß Emmerich Renata anders als von ferne im Wagen geſehen hätte. Was ihn weit mehr intereſſirte war eine gewiſſe Abendpromenade, die er täglich zum großen Erſtaunen ſeiner Mutter in ſpäter Stunde machte. Dieſer Spaziergang führte ihn vor das kleine Haus, das Renata bewohnte, ohne daß er es wußte. Da ſetzte er ſich auf die Bank neben der Thür, und hörte ihrem Klavierſpiel zu. Er ſelbſt war ein ausgezeichneter Pianiſt, und um ſo mehr ergriff ihn ihr mächtiges Spiel. Er war zuerſt zweifelhaft ob er nicht einen Mann höre; er konnte nicht ins Fenſter ſehen, und unwillkürlich fiel ihm ein Baum ins Auge, der gegenüber ſtand und von dem aus man das ganze Zimmer überſehen mußte.

Das fehlte mir noch! ſprach er ſpöttiſch zu ſich ſelbſt. Aber aus dieſem tollen Einfall gewahre ich, daß ich den Pianiſten heimlich für ein Frauenzimmer halte; denn um einen Mann zu erblicken würde ich nicht ſolchen Unſinn begehen wollen.

Jeden Abend um eilf Uhr nahm er ſeinen Zuhörerplatz unter Renatas Fenſter ein, und immer mehr verwunderte er ſich über die einſame Seele, die da oben in ſolcher Abgeſchiedenheit ihre wundervolle Kunſt übe; — denn alle andern Fenſter des Hauſes waren dunkel, drinnen erſchallte kein Fußtritt, kein Wort, keine Bewegung, und wenn Renata ihren Flügel geſchloſſen und ihre Lichter gelöſcht hatte, ſo kam ihm das Haus wie ein Grab vor, um das ein guter Geiſt geſchwebt hatte, der nun entflohen war. Auf ſeine Erkundigungen, ob es irgend einen ausgezeichneten Klavierſpieler unter den Fremden in Iſchl gäbe, hatte man ihm drei genannt: einen ruſſiſchen Fürſten, eine Dame aus Dresden und vor Allem ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren aus Prag, die Tochter eines Banquiers, wunderſchön, ſehr reich und Jüdin. — Von Renata wußte Niemand.

Alſo eine Jüdin! dachte Emmerich heimlich! das iſt ſeltſam! ich glaubte etwas von chriſtlicher Verklärung in dieſer Muſik zu hören. Doch ſo gut wie die Pſalmen, können auch dieſe Töne aus Iſrael ſtammen, und die Kunſt iſt ja allendlich die gemeinſame Religion aller Seelen. — Er war überzeugt, daß er die junge Jüdin höre, und glaubte nun etwas von orientaliſchem Schwung in ihrem Spiel zu erkennen. Die Energie könnte mir gefährlich werden, ſprach er zu ſich ſelbſt als er eines Abends lange nach Mitternacht heim ging. Ich denke aber, daß ſie vermuthlich ihren ganzen Vorrath in die Finger legt und im Herzen nichts übrig behält.

Seine Mutter hatte Renaten vorgeſchlagen einmal eine Spazierfahrt mit ihnen zu machen, und

Emmerich war nicht wenig erſtaunt, als der Wagen Nachmittags vor dem Hauſe ſeiner vermeintlichen Jüdin hielt.

„Ich bitte Dich, geh der Gräfin Dobenegg entgegen, lieber Emmerich,“ bat ihn ſeine Mutter.

„Sehr gern, erwiderte er verwirrt; aber wo wohnt ſie denn?“

„Eine Treppe hoch! unten wohnt der Graf.“

Emmerich ſtieg aus; unter der Thür begegnete er ſchon Renaten.

„Ich habe doch nicht Ihre Frau Mutter warten laſſen?“ fragte ſie eilig.

Statt zu antworten fragte Emmerich mit dem vollen unbefangenen Erſtaunen einer angenehmen Ueberraſchung: „Alſo Sie ſind die Klavierſpielerin?“

„Welche?“ entgegnete Renata, und ſah ihn mit großen Augen nichts weniger als freundlich an.

Sie ſtieg in den Wagen und ſetzte ſich ſeinen Eltern gegenüber; er ſetzte ſich faſt verlegen neben ſie, und nachdem ſeine Mutter Mann und Sohn Renaten vorgeſtellt, unterhielt dieſe ſich mit den beiden alten Leuten, und bekümmerte ſich gar nicht um Emmerich, den ſie impertinent fand. Er hingegen wendete den Blick ſo wenig wie möglich, und die Gedanken gar nicht von ihr weg. Er wollte ihre Erſcheinung im vollen Einklang mit ihrem Spiel haben; und das gelang ihm nicht. In der Kunſtausübung fühlte ſie ſich in einer Sphäre, wo ſie die volle Energie, die mächtige Tiefe ihres Weſens furchtlos offenbaren durfte, wo es keine Grenzen der Sitte, der Convenienz gab, wo alle Rückſichten aufhörten und alle Schranken vor dem Genius fielen, wo ſie frei, friſch, tief, aus voller Bruſt Athem holen konnte. Im Leben konnte ſie das nicht; die Verhältniſſe beengten ſie fürchterlich. Sie durfte es ſich aber nicht merken laſſen — ſagte ihr der Takt, welcher der Inſtinkt des Weibes iſt; und ſo kam etwas Gezwungenes in ſie, beſonders Männern gegenüber. Sie wollte verbergen, daß ſie im Grunde ein wenig Scheu vor ihnen hatte, und daß ſie zuweilen nur aus Schüchternheit abſtieß.

Sie ſprach nicht drei Worte mit Emmerich.

„Nun, Emmerich! was ſagſt Du zu meiner jungen Freundin?“ fragte ihn ſpäter ſeine Mutter.

„Was ſoll ich zu ihr ſagen, wenn ſie nichts zu mir ſagt, Mama!“ rief Emmerich luſtig.

„O Ihr Männer! ſagte die alte Gräfin ſcherzhaft, doch innerlich bedenklich; richtet ſich Euer Urtheil denn immer nach den Auszeichnungen, die eine Frau Euch geſchenkt hat?“

Emmerich war guter Laune. „Mama! entgegnete er, ich will Dir unter der Bedingung daß Du mich nicht Ketzer ſchiltſt etwas ſagen.“

„Nun das wird eine arge Ketzerei werden! aber ich will den Vorwurf höchſtens denken, nicht ausſprechen.“

„Alſo: ich glaube, daß Du der Gräfin Dobenegg gewaltig imponirſt und der Vater mit ſeinem weißen Haar und Adlerauge noch mehr. Mit mir allein würde ſie weniger ſchüchtern ſein.“

Die Mama ballte ſchweigend ihr Taſchentuch, und warf mit der kleinen zerfallenden Batiſtkugel nach Emmerich. Er fing es auf und ſagte lächelnd:

„Wie das gefährlich iſt den Damen eine abweichende Meinung vorzulegen.“

Aber um eilf Uhr wickelte er ſich in ſeinen Mantel — denn es regnete heftig — und ging auf ſeinen Poſten. Hatte ich nicht Recht der Mama zu ſagen, daß *ſie* mit mir allein weniger ſchüchtern iſt? murmelte er vor ſich hin, als ihm Renata eine feurig jubelnde Improviſation entgegen warf. O! ich möchte ſie kennen .... bis ins Herz! .... —

Er fing an ſich ſo viel wie möglich dem Doctor Weinhold zu nähern, und ihn reden zu machen über Renata, ihre Verhältniſſe, ihre Exiſtenz zu Ebernbach; und Weinhold ging gern, jedoch mit ſchicklicher Zurückhaltung auf dieſe Geſpräche ein. Manche Fragen Emmerichs konnte — andere wollte er nicht beantworten.

„Sein Sie doch nicht ſo zaghaft, Doctor; ſagte Emmerich; erzählen Sie mir friſchweg wie ſich, oder eigentlich wer Gräfin Dobenegg's Heirath gemacht hat. Ich muß Ihnen geſtehen, ich finde ein ſolches Machwerk gewiſſenlos und ganz empörend.“

„Ein Grund mehr für mich um darüber zu ſchweigen, Herr Graf! entgegnete Weinhold lächelnd; wenn Ihnen die Verſicherung meiner Unwiſſenheit in dieſem Punkt nicht genügt.“

Emmerich ſchüttelte halb unwillig den Kopf, und als ſeine Mutter eines Tages ganz entzückt von Renatas Klavierſpiel, das ſie zum erſtenmal gehört hatte, heimkehrte, ergriff er die günſtige Gelegenheit, und rief, den Unwiſſenden ſpielend:

„So muſikaliſch iſt ſie? O Mama, dann werd' ich Dich doch bitten mich einmal zu ihr zu führen.“

Er war es überdrüſſig Renata gleichſam nur in der Geiſterwelt zu kennen.

„Du darfſt zu ihr gehen, heut Nachmittag, während ich mit Deinem Vater ſpazieren fahre. Ich habe Dir ihre Erlaubniß erwirkt, und ich wiederhole Dir, Emmerich, daß Du mir dafür danken wirſt“ — ſagte Tags darauf ſeine Mutter. Und er küßte ihr im Voraus dankbar die Hand.

Jetzt werd' ich ſie alſo in der Nähe hören und .... ſehen! dachte Emmerich, und nahm mit freudigem Herzklopfen ſeinen Hut. — Renata empfing ihn freundlich. Nie anders als mit Thränen im Auge hatte ſeine Mutter von ihm geſprochen, und nicht Worte genug gefunden um ſeine Zärtlichkeit, ſeine Geduld, ſeine unermüdliche Ausdauer und Sorgfalt für den Vater zu loben. Die Freude der Mutter und die Aufopferung des Sohnes begriff Renata. Im Verſtändniß eines edlen Gefühls begegnete ſie ſich mit Emmerich. Das war der Keim, aus dem ihre Liebe ſchön, hoch und edel wie eine Palme aufwuchs.

Emmerich ſagte ihr nach den erſten Begrüßungen daß und wie er ihr ſeit mehren Wochen wahrhaft ſelige Stunden verdanke. Renata machte ein etwas ungläubiges Geſicht. Als er hinzufügte er habe nicht einmal gewußt wer dieſe zauberiſche Klavierſpielerin ſei, wurde das Geſicht gar ſpöttiſch und Renata ſagte:

„Dieſe nächtlichen Promenaden waren alſo außerordentlich romanesk, und nach Gebühr mit Geheimniß umgeben!“

„Ja, entgegnete Emmerich trocken, ich bin nun einmal romanesk.“

Renata lachte unwiderſtehlich hell auf. „So fragte ſie, alſo Sie lieben Abentheuer?“

„Abentheuer? o nein, gnädige Gräfin! aber Dinge, Menſchen, Begebenheiten, die nicht alltäglich, und daher unerhört ſelten ſind; — Erſcheinungen, um die ſich ein kleiner Nimbus von innerer Herrlichkeit, von wunderbaren Gaben legt“ .... —

„O Schade! unterbrach ihn Renata. Dieſe Vorliebe iſt ſehr begreiflich und auch ſehr allgemein, ſollt’ ich denken; nur aber gar nicht romanesk. Das Alltägliche in etwas Ueberirdiſches zu verwandeln, eine Dulcinea in die Herrin der Hulden, mein armes Klavierſpiel in Sphärenmuſik — das, Herr Graf, iſt romanesk. Sie haben kein Recht ſich ſo zu nennen.“

„Allerdings nicht nach Ihrer Definition .... aber nach der meinen.“

„Ah, Sie wollen durchaus für romanesk gelten! ich glaubte das wäre nicht Mode.“

„Ich will für nichts gelten, rief Emmerich eifrig, als für einen aufrichtigen Bewunderer Ihres herrlichen Spiels. Darf ich?“ fügte er hinzu, öffnete den Flügel und verſuchte ihn — aber mit Meiſterhand.

„Das iſt freilich ein ganz anders durchgebildetes Spiel als das meine, ſagte Renata gelaſſen, als Emmerich nach fünf Minuten aufſprang. Ich begreiſe nicht, wie Sie mir haben zuhören mögen.“

„Wegen des Ausdrucks und der Seele in Ihrem Spiel! dadurch iſt es ganz eigenthümlich und über jedem Vergleich. O, ich bitte! ſpielen Sie.“

„Unter der Bedingung, daß hinfort die nächtlichen Promenaden aufhören, Herr Graf.“

Emmerich verbeugte ſich ſchweigend, und Renata ſpielte brillant äußerſt brillante Variationen auf eine ungariſche Volksmelodie.

„O, ich höre wieder heut Abend auf der Bank da draußen zu! rief Emmerich am Schluß. Ich hörte ſo eben eine Virtuoſin .... jedoch nicht Sie. Nein, Sie ſpielen ganz anders.“

„Nicht doch!“ erwiderte Renata mit Kälte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, denn ſie wußte recht gut, daß Emmerich die Wahrheit geſagt, und wunderte ſich, daß er ſie ſo richtig erkannt hatte. Sie war nicht gewöhnt an ein ſolches Verſtändniß, und hatte faſt Luſt ſich vor ihm zu fürchten. Sie richtete einige gleichgültige Fragen an Emmerich über ſeine Lieblingscomponiſten. Als er gewahrte, daß ſie im Grunde nur noch abwehrend ſprach, nahm er Abſchied. Unten an der Treppe ſtieß er auf Egon, der ſich anſchickte Renata zum Spaziergang abzuholen. Da Weinhold ihn begleitete, grüßte Emmerich Beide, und fragte Egon wie er ſich befinde, und ob Iſchl ihm gefalle.

„Sehr gut! außerordentlich gut! erwiderte Egon mit ſeinem gewöhnlichen zerſtreuten Blick. Nirgends giebt es ſchönere Blumen .... und damit ſie nicht welken, pflücke ich ſie für mein Herbarium. Es giebt ein Pulver für ſie ..... dann behalten ſie auch die Farben, die blaßrothen und violetten .... kennen Sie das?“

„Gewiß!“ entgegnete Emmerich ganz entſetzt über dieſe incohärente Rede, von der er nichts verſtanden hatte, und entfernte ſich ſchleunig.

„Mutter! rief er, als er in ihr Zimmer trat, es paſſiren Infamien in der Welt, deren Urheber gebrandmarkt werden müßten! Graf Dobenegg iſt ja total irrſinnig, redet von Blumen, die Pulver einnehmen müſſen um ſchön zu bleiben“ .... —

Der alte Herr lachte. Die Mutter ſagte:

„Du haſt ihn nicht verſtanden! Er meint ein gewiſſes Pulver, das man auf die getrockneten Blumen ſtreut, und das ihnen die zarten Farben erhält. Von ſchwachen Begriffen und konfuſen Reden iſt er allerdings!“

„Und dieſe Frau hat man an ihn verkuppelt! O, das iſt aber infam! Das müßte verboten — oder unmöglich gemacht werden. Solche Ehe iſt keine, und da ſie nie gültig war, kann ſie auch aufgelöſt werden!“

„Emmerich! rief die Mutter, was fällt Dir ein! was geht Dich das an! — Ich bitte Dich, mache nur nie eine ähnliche, noch ſo leiſe Andeutung gegen die Gräfin. Es kränkt ſie tödtlich! leider iſt mir einmal dergleichen entſchlüpft. Der arme kranke Mann iſt nicht irrſinnig, nur ſchwach, und ſie pflegt ihn mit unermüdlicher Treue. Wenn ſie darin ihre Befriedigung findet, weshalb bemitleideſt Du ſie?“

„Du ſprichſt gegen Deine Ueberzeugung, Mama; erwiderte Emmerich. Bei ſechzig Jahren wäre es möglich, bei zwanzig nicht — auch nicht für die allertugendhafteſte und edelſte Frau, für die ich gern Gräfin Renata halte. Man erfüllt ſeine Pflicht, und hat folglich ein gutes Bewußtſein; aber das Leben iſt und bleibt leer.“

„Leer von den phantaſtiſchen und egoiſtiſchen Schmerzen und Wonnen Eurer Liebe, Eurer Leidenſchaft; ja, Emmerich! rief die Mutter; — aber erfüllt von guten Gedanken, von reinen Gefühlen, von frommen Handlungen! wie darfſt Du das leer nennen!“

„Gott behüte mich vor den Menſchen, die nichts geliebt haben als ihre Pflicht, entgegnete Emmerich gedankenvoll. Sie halten ſich für die Auserwählten, für die Starken, die Reinen. Kalt ſind ſie und ſtarr, ohne Nachſicht, ohne Zugänglichkeit für fremde Seelenzuſtände. Beherrſchung, Entſagung, Selbſtüberwindung ſind ihnen zur Natur geworden. Lieber lehnte ich mein Haupt auf einen Stein, als an die Bruſt eines ſolchen Menſchen."

„Da haſt Du Unrecht, Emmerich! das wäre wirklich kein Menſch mehr, ſondern ein Heiliger."

„Liebe Mutter! rief er freudig, nenne nicht die Heiligen, wenn Du Recht behalten willſt; denn die ſprechen für mich! Eine Magdalene, ein Auguſtin — haben ſie nie etwas Anderes geliebt als ihre Pflicht?"

„Würdeſt Du wünſchen eine Magdalene zu lieben?" fragte die Mutter, und machte nach Frauenart die allgemeine Diskuſſion zu einer perſönlichen.

„Wünſchen? zu der Sphäre der Liebe fliegt ein ſo ganz beſtimmter und in eine Form gekleideter Wunſch nicht eher empor, als bis man einen Gegenſtand im Auge hat. Aber ich weiß, Mama, daß ich mich eben ſo wenig über die Magdalene grämen würde, als Du Dich grämen würdeſt den

St. Auguſtin geliebt zu haben, oder von ihm geliebt worden zu ſein. — Und was ſagſt Du dazu, lieber Vater?“ wandte er ſich an den alten Herrn.

„Ich wundere mich, Emmerich, entgegnete der, daß Du noch immer unerfahren genug biſt um einer Dame zuzumuthen ehrlich und friſchweg von der Liebe zu ſprechen. Das iſt gegen die Natur der Frau! die Liebe iſt ihr Geheimniß.“

Um eilf Uhr Abends ging Emmerich wie gewöhnlich bis vor Renatas Thür. Sie ſpielte prächtig, und nicht um ſich hören zu laſſen mit Haltung und Gemeſſenheit. Auf einmal fiel ihr mitten in der Paſſage ein, daß Emmerich geſagt hatte, er werde dennoch wieder zuhören, und um ſich davon zu überzeugen ſprang ſie blitzſchnell auf und ans Fenſter. Richtig! da ſaß ein Zuhörer unten auf der Bank: das war er! — Unſchlüſſig und ein wenig verdrießlich trat ſie zurück, wollte nicht mehr ſpielen, ſetzte ſich dennoch wieder hin, verſuchte es aber ohne Brio, und ſchloß endlich den Flügel mit den halblauten Worten: Es iſt aber unangenehm ſo belauſcht zu werden. — Emmerich begriff nicht was da oben geſchehen ſein könne. Die Muſik war abgebrochen und ertönte nicht wieder Traurig ging er heim.

Renata bat ſeine Mutter im ſcherzhaften Ton.

aber ganz ernſtlich, Emmerich möge ſo gut ſein und die Station unter ihrem Fenſter aufgeben. Dies heimliche Lauſchen genire ſie. Die alte Gräfin wußte nun auf einmal' wohin ihr Sohn immer gegangen war. Sie neckte ihn ſehr mit ſeinen Mondſcheinpromenaden à l'espagnole; aber Emmerich entgegnete kaltblütig: Renata dürfe nicht verlangen, daß er ſie aufgebe, es ſei ſein größtes Vergnügen in Iſchl und er äußre als Zuhörer kein ſtörendes Lebenszeichen. Die Mutter rieth ihm ſich mit Renata ſelbſt zu verſtändigen, und Emmerich ging zu ihr und trug ihr ſein Anliegen vor.

Erröthend entgegnete ſie: „Ich begreife Sie nicht. Setzen Sie Sich doch ſelbſt an Ihr Piano, dann werden Sie leicht jede andere Muſik vergeſſen.“

„Ich will ſie aber nicht vergeſſen! mich ſelbſt, den Gang meiner Gedanken, die Richtung meiner Gefühle, die beſtändige Verſchlingung und Entwickelung meines Innern kenne ich zur Genüge! meiner Wagniſſe bin ich überdrüſſig, meine Beſtrebungen gefallen mir nicht! Alles was ich leiſte, was ich bin, langweilt mich; ich mag nicht mehr an mir ſtudiren. Wie ein Anderer die Muſik handhabt, was er aus ihr macht, ob ſie ihm dient zu einem glänzenden Exercitium, ob er ihr dient wie ein freudiger Prieſter: das intereſſirt mich, gnädige Gräfin! und darum erlaube ich mir mit tiefer Theilnahme Ihren nächtlichen Phantaſien zuzuhören.“

„Ach, wenn ich es doch nie erfahren hätte! rief Renata; jetzt bin ich nicht mehr unbefangen. Sie müſſen Sich nur vorſtellen, daß ich gar und gar nicht daran gewöhnt bin vor irgend Jemand zu ſpielen, um das zu begreifen. Mir iſt die Muſik ein Umgang geworden, eine Geſellſchaft. Wir ſind zu Zweien darin: ich frage, und bekomme Antwort; ich klage und finde Troſt; ich freue mich und begegne der Einſtimmung; ich zweifle und ſchwanke, und Glauben und Klarheit kommen über mich; es iſt Nacht um mich her, und es wird Licht. Glühende Gebete, tief ernſte Geſpräche, lange ſüße Träumereien, Umgang mit höheren Geiſtern — Alles das iſt mir die Muſik, ein Seelenvertrauter, ein unerſchütterlicher Freund, der mich nie mißverſtehen, und nie verlaſſen wird. Daher gehe ich anders mit ihr um, als man ſonſt zu thun pflegt; doch nur unter vier Augen — grade ſo wie man einem Freund auch nur unter vier Augen Geheimniſſe anvertraut; begegnet man ihm unter Menſchen, ſo ſpricht man von gleichgültigen Dingen, denn man fürchtet die Profanation.“

„Das iſt hart!“ rief Emmerich.

„Es iſt doch ganz wahr,“ entgegnete ſie ſanft.

„Und in dieſem Sinn gleichgültigen Geplauders ſpielten Sie mir vorgeſtern die Variationen vor?“

„Ja!“ ſagte ſie unbefangen.

„Und haben Sie nie den Wunſch gehabt und das Glück gekannt vor einem Menſchen aus Ihrem Innern heraus zu ſpielen?“

„Doch! rief ſie, und eine Thräne trat ihr plötzlich ins Auge; aber ſie zerdrückte ſie ſchnell. Egons Mutter — ja! der ſpielte ich meine ganze Seele vor — denn das war eine Seele! und jetzt ſcheint mir oft als rede ich mit ihr über der Erde, wie ich es ehedem auf der Erde that. — Ich hoffe, fuhr ſie gefaßter fort, Sie begreifen nun, weshalb ein Fremder mich ſtört.“

„Vollkommen, ſagte Emmerich, und ich verſpreche Ihnen, daß ich es nicht mehr thun werde.“

Er brachte das Geſpräch auf andere Dinge, dann allmälig wieder auf Muſik, und fragte endlich: ob ſie nicht mit Begleitung oder vierhändig ſpielen möge. Seit Augsburg, und mit ihrem Lehrer habe ſie leider keine Gelegenheit dazu gehabt, entgegnete Renata, und als Emmerich ihr vorſchlug ein Paar Beethovenſche Symphonien zu vier Händen arrangirt, die er zwiſchen ſeinen Noten habe, mit ihm zu ſpielen, nahm ſie es gern an und ſagte:

„Das wird eine excellente Übung für mich ſein: ich kann viel von Ihnen lernen.“

Emmerich ging fröhlich von dannen, erzählte der Mutter wie günſtig ſich die Dinge für ihn gewendet, und verſchrieb auf der Stelle eine Maſſe vierhändiger Muſikalien aus Wien. Seinem Wort getreu blieb er am Abend daheim. Es war eine heiße, ſchwüle Nacht, Gewitterwolken hingen am Himmel, und ſtumme Blitze flogen wie ſcheue Vögel am Horizont auf, um ſogleich wieder zu verſchwinden. Er öffnete ſeine Fenſter, ſetzte ſich an ſeinen Flügel und ſpielte mit dem Gedanken an Renata. Es drang kein Ton bis zu ihrer Wohnung. Sie ſpielte auch, aber zerſtreut. Ob er ſein Wort hält? — Wie wird er nicht! — ſo ging es auf und ab in ihrer Seele. Sie ſprang zuletzt ganz ungeduldig auf und ans Fenſter. Es war ſchwarze Nacht, und der Platz auf der Bank leer. Ich wußte wol daß er ſein Wort halten würde! ſprach ſie zufrieden zu ſich ſelbſt, legte ſich in das geöffnete Fenſter, blickte träumeriſch in die Finſterniß hinein und ſchlug keinen Ton mehr an.

Am andern Nachmittag kam Emmerich mit ſeinen Symphonien. Am nächſten mit neuen Muſikalien; und fortan täglich. Da er weit beſſer als Renata ſpielte, was die Fingerfertigkeit betraf, ſo mußte ſie ſich enorm anſtrengen um einigermaßen Schritt zu halten. Das war ihr angenehm. In ihrer Einſamkeit hatte ſie ſo lange ſchon jeden Wetteifer vermißt, welcher doch der reizende Sporn des Talents iſt! Dieſe Neuheit gab ihr friſche Anregung. Sie ſtudirte, ſie übte ſich Schwierigkeiten zu überwinden. Sie bekam eine wahre Leidenſchaft für das Piano. Ihre Abendmuſik nahm aber einen andern Charakter an: es waren eben Etüden, nicht mehr der unbefangene Ausdruck der Seelenzuſtände und inneren Stimmungen. Ein tiefes und mächtiges Streben verkündete ſich in ihnen, ein höherer und kühnerer Flug, als ſie je genommen, und zuweilen eine unſägliche Abſpannung. Neue Elemente regten ſich, wie in der Natur, wenn es Frühling werden will.

Die Bäder bekamen dem armen Egon ſehr gut, und die Bergluft, die Spaziergänge, die ſchöne Gegend erfreuten ihn etwa ſo, wie ſie ein Kind erfreuen würden, dem etwas Neues immer etwas Angenehmes iſt. Doctor Weinhold hoffte wirklich mit dieſer Kur der krankhaften innerlichen Zerrüttung entgegen arbeiten zu können; Iſchl hatte grade damals eine außerordentliche vogue und wahrhafte

Wunderkuren gemacht. Renata gab ſich freudigen Hoffnungen hin. Sie fand Egon weniger zerſtreut — wie ſie mild ſeine geiſtige Abweſenheit zu nennen pflegte — fand ihn aufmerkſamer, ruhiger; und fühlte ſich ſelbſt ſo glücklich, wie vielleicht noch nie. Emmerich fand dies Alles barbariſch und grauſam. Er ſagte zu Weinhold:

„Was bilden Sie Sich denn eigentlich ein, Doctor? daß der arme Dobenegg ſo wird wie unſereins? eine ſo koloſſale Chimäre läßt Ihr geſunder Menſchenverſtand nicht aufkommen. Bei dreißig Jahren giebt es keine totale Regeneration mehr. Aber eine partielle Geneſung bezwecken Sie? lieber Doctor, da ſehen Sie Sich genau vor, was Sie thun! Wenn der Leib ſtark und kräftig wird, ſo kann ſein Zuſtand in eine animaliſche Wildheit und Brutalität übergehen, die viel beängſtigender iſt als ſeine gegenwärtige, ich mögte ſagen vegetabiliſche Exiſtenz. Und wird der Geiſt klarer und feſter, ſo geräth der Aermſte in den allerbeklagenswertheſten Zuſtand, weil ihm dann erſt recht ein Licht über ſein Schickſal, und über die Entbehrungen aufgeht, denen er ſich unterziehen muß. Ich finde es menſchlicher, ſowohl für ihn als für die Gräfin, wenn man ihn in ſeinem traumbefangenen Schattenleben läßt.“

„Nein, mein guter Doctor, rief Emmerichs Mutter, laſſen Sie Sich nicht abſchrecken! wer kann denn wiſſen, ob nicht Leib und Geiſt miteinander, wenn nicht ganz geneſen, aber doch ſich erkräftigen werden. Jſchl thut Wunder gegen Alles was Scrophel iſt, und dies Leiden iſt doch gewiß hier im Spiel, alſo kann es auch gewiß beſchwichtigt werden. Nein, nein! wer weiß ob Dobenegg nicht zum Gebrauch ſeiner Sinne kommt! wer weiß ob er nicht Kinder haben wird .....“

„Mama! rief Emmerich ſehr lebhaft, Du wirſt aus Theilnahme für Graf Dobenegg hyperbarbariſch.“

„Warum? fragte Weinhold gelaſſen; Herr Graf, es giebt Fälle wo die Krankheit ſich nicht auf die Nachkommenſchaft vererbt hat; und es giebt Krankheiten, die eben ſo traurig ſind und ſich eben ſo leicht vererben, z. B. die Schwindſucht, und die doch Niemand von der Ehe zurückhalten. Wenn keine andere Menſchen heirathen dürften, als die, welche vollkommen geſund an Körper und Geiſt ſind, ſo würde in unſerer civiliſirten Zeit das Geſchlecht ausſterben.“

„Sie treiben die Dinge auf die Spitze, lieber Doctor, entgegnete Emmerich; aber es iſt dennoch meine aufrichtige Meinung: ich würde mit ſehr ruhigem Gewiſſen die Familie Dobenegg ausſterben laſſen, und den Tod des Grafen Egon für kein ſo großes Unglück halten, als die Geburt ſeines Kindes. Was? nachdem die unglückliche Frau jahrelang das fürchterliche Schauſpiel ſeiner Krankheit vor Augen gehabt hat, ſoll ſie ihr Lebenlang zittern für daſſelbe Elend bei ihrem Kinde? Nein! ſchon eine ſolche Möglichkeit darf nicht ſtatt finden, und ſo wie Graf Dobenegg einigermaßen hergeſtellt werden ſollte, muß die Gräfin ſich von ihm trennen!“

„Aber Emmerich! ſagte ſeine Mutter, ganz erſtarrt über die fieberhafte Lebendigkeit, mit der er ſprach; Du nimmſt einen ſo ungewöhnlichen Antheil“ .... —

„Schlimm genug, wenn er ungewöhnlich iſt, gute Mutter, unterbrach Emmerich ſehr ſanft; ich meine, daß er nur menſchlich genannnt werden kann. Uns Allen flößt dieſe Frau das herzlichſte Intereſſe ein, und da kann man wol warm werden, Jeder nach ſeiner Denkungsart, wenn von irgend einer Veränderung ihres Schickſals die Rede iſt. Übrigens aber fürchte nichts! der Sohn meiner Mutter wird nicht der Rival eines .... Cretins.“

Er ſtand auf und verließ das Zimmer. Doctor Weinhold unterhielt ſich höchſt gelaſſen mit ſeinem

Collegen über das Fortleben der Krankheiten in Familien, mit der räthſelhaften Überſpringung einer Generation; und die alte Gräfin dachte beängſtigt den ganzen großen Kreis ihrer Bekanntſchaft durch, um darin eine Frau für Emmerich ausfindig zu machen — denn dies ſchien ihr plötzlich von der höchſten Nothwendigkeit.

Emmerich ging zu Renata; aber er fand ſie nicht, ſie war bei Egon. Der Diener wollte ihn unten bei dem Ehepaar melden, doch Emmerich verbat es. Er hatte nie Renata mit ihrem Mann anders als im Wagen geſehen, und ihm graute vor der häuslichen Umgebung eines Zimmers. Um ſich zu zerſteuen lief er zum Kalvarienberg hinauf, und dabei überlegte er was aus Renata werden ſolle Sein einziger Troſt war ſeine Zuverſicht, daß Egons Zuſtand unverbeſſerlich ſei, was auch die Ärzte ſagen mögten. Das beruhigte ihn, und endlich kehrte er gelaſſen heim, und fragte ſich ſelbſt ganz erſtaunt, wie er in eine ſo leidenſchaftliche Aufregung habe gerathen können für eine Frau die er nicht liebe, und in die er nicht einmal flüchtig verliebt ſei. Ich habe nur ein ſo unſägliches Mitleid mit ihr — ſagte er zuletzt.

Als er am andern Tag „zur Muſikſtunde,“ wie er es ſcherzhaft nannte, zu ihr kam, ſaß ſie am Flügel und ſpielte eifrig. Er machte ihr ein Zeichen ſich nicht ſtören zu laſſen, und ſetzte ſich ihr gegenüber. Zum erſten Mal fand er, daß ſie gar lieblich ausſehe. Bis dahin hatte er ſie kaum hübſch gefunden, und ſie war es auch nicht; ihre Züge hatten nichts Frappantes, und der Ausdruck derſelben war ſo ſtill und ruhig, daß man ſich ihrem Antlitz gegenüber wie am Ufer eines ſtillen Waſſers fragen konnte: aber wie ſieht es denn eigentlich aus? Genug, Emmerich entdeckte plötzlich ganz ungeahnte Schönheiten in ihr, von denen er ſich aber ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte. Weil er ſich ſo ſehr für ſie intereſſirte, fand er, daß ſie intereſſanter als irgend eine Frau ſei. Sein Blick heftete ſich mit unausſprechlichem Mitleid auf dies Weſen, das härter gefeſſelt war, als der Sträfling im Bagno, und das von allen Herrlichkeiten der Welt nichts kannte als — Entſagung. Sein Herz wurde immer ſchwerer, ſein Blick immer trüber. Wird ſie das einſame liebeleere Leben auf die Dauer ertragen? unmöglich! ſo lautete ſein heimlicher Zwieſprach; und wenn nicht .... wird ſie dann glücklich werden? — — Renata machte den Schluß, und ſah ihn plötzlich mit ihrem klaren Augenaufſchlag an. Ihm wurde ganz heiß; er ſchämte ſich ſeiner Zweifel, und ſagte ſehr ernſt:

„Sie ſind bewundernswerth, gnädige Gräfin, und wahrlich weit tüchtiger als ich.“

„Sie ſagen das ſo feierlich, als ob es Ihnen Leid thäte, erwiderte Renata heiter. Regt ſich vielleicht der Künſtlerneid in Ihnen, mit dem alle großen Genies behaftet ſein ſollen?“

„Ich verſichere Sie es iſt nicht möglich gleichgültig zu bleiben, wenn man ſich überflügelt ſieht.“

„Und ich habe gemeint das müſſe der Triumph des Lehrers ſein, ſolchen Schüler gebildet zu haben.“

„Sie ſind auch gar zu wenig egoiſtiſch, Gräfin! mit ſo vollkommnen Charakteren iſt für unſereins das Leben ſchwer!“ rief Emmerich.

„Nun nun! ſagte Renata mit einem gewiſſen kalten Ausdruck in Ton und Blick, der ihr häufig eigen war; wir vertragen uns doch recht gut nebeneinander — beſonders am Piano.“

Sie nahm ein vierhändiges Muſikſtück, deſſen erſte Partie ſie ſpielte, rückte höher hinauf am Flügel, machte Emmerich Platz und ſagte ein wenig ſpöttiſch:

„Sehen Sie wie gut das geht! wir haben Alle Raum in der Welt.“

Emmerich ſchwieg. Er hatte Luſt ſich über ſich ſelbſt zu ärgern. Während er ſich ihre Schickſale aufs Innigſte zu Herzen nahm, ſpottete ſie! Nun, dachte er heimlich, ſo will ich mich denn auch nicht mehr um ſie grämen. Ohnehin ſieht ſie aus, als wiſſe ſie ſich recht gut gegen jede übertriebene Anmaßung zu vertheidigen.

Sein fortdauerndes Schweigen, auch in den Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Sätzen, befremdete Renata. Sie hatte wenig Weltgewohnheit, weil ihr dazu die praktiſche Uebung fehlte; aber daher nahm ſie zu ſchnell eine defenſive Stellung an: das fühlte ſie wol! hätte ſie beſtändig unter Menſchen, unter Ihresgleichen gelebt, ſo würde ſie ſich ſehr bald mit der unendlichen Gleichgültigkeit bekannt gemacht haben, welche hinter all' den theilnehmenden und charmanten Phraſen und Complimenten liegt, und ihnen keinen höheren Werth beigelegt haben, als jeder andern Salontoilette. Jetzt war ihr das aber etwas Fremdes, und ſie meinte: wenn auch nur die Hälfte aller ſchönen Worte wahr ſei, ſo wäre das dennoch zu viel; — und dagegen vertheidigte ſie ſich. Sie fürchtete es möge zu ſcharf geweſen ſein, als ſie jetzt Emmerich ungewöhnlich ſchweigſam ſah. Doch ſpielte ſie gelaſſen und auch ohne eine Sylbe zu reden das Conzert durch, und fragte dann:

„Iſt Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?“

„Ja wol! entgegnete Emmerich; das Allerunangenehmſte! ich habe einen Mißgriff gethan, und der klingt mir nun grell im Ohre fort."

„Verſuchen Sie doch ihn harmoniſch aufzulöſen," ſagte Renata freundlich ohne eigentlich Emmerich zu verſtehen.

Ihr Lächeln, ſobald ſie aufrichtig aus wahrer Freude oder Freundlichkeit lächelte, war ſo treuherzig und kleidete ſie ſo gut, daß man nicht anders konnte, als Vertrauen zu ihr zu faſſen, und gleichſam befreit von ſchwerer Laſt antwortete Emmerich haſtig:

„Das muß vierhändig geſchehen."

„Gut! ſagte ſie, ſo wollen wir noch einmal von vorn anfangen."

Sie waren ganz vertieft in der Muſik, als Renatas Kammerjungfer mit Hut und Shawl eintrat und meldete, daß es fünf Uhr geſchlagen, der Graf bereit, und der Wagen vorgefahren ſei. Mitten im Takt brach Renata ab, ſtand auf, nahm ſich kaum Zeit den Hut aufzuſetzen, und lief die Treppe hinab. Emmerich folgte ihr ganz verwundert über dieſe monſtröſe Pünktlichkeit. Egon ſaß ſchon im Wagen, wie die Kinder, die auch nie den Moment der Abfahrt erwarten können, und da ſein Platz immer zur Linken war, ſo mußte Renata an ihm vorbei in die Kaleſche ſteigen.

Das machte ihn verdrießlich und er murmelte etwas, das Niemand verſtehen konnte. Als der Wagenſchlag geſchloſſen werden ſollte, rief er haſtig:

„Nein nein! ich bitte ja daß Sie auch mitfahren.“

Emmerich, der Renaten die Hand zum Einſteigen gegeben hatte, ahnte nicht, daß dieſe Einladung ihm gelten könne, bis Egon abermals und ſehr ungeduldig ſagte:

„Nun? werden Sie mit uns fahren?“

Und bis Renata tieferröthend hinzufügte: „Würden Sie nicht die große Güte haben, Herr Graf?“ — Ihre Stimme zitterte. Emmerich ſetzte ſich geſchwind ihr gegenüber und Egon fing an:

„Ich habe neulich bemerkt, daß Sie ſich auch für die Botanik intereſſiren, und getrocknete Blumen lieber mögen als friſche; da werden meine Herbarien Ihnen gewiß gefallen.“

Emmerich hatte die größte Luſt zu dem Allen ein unumwundenes Nein zu ſagen, aber Renata winkte ihm leicht mit den Augen, und es verwandelte ſich in Ja.

„Dann werde ich mir die Erlaubniß nehmen Ihnen nächſtens meine Herbarien vorzuzeigen, Herr Graf,“ erwiderte Egon äußerſt höflich, lehnte ſich zurück und ſchwieg.

Renata nahm ſich zuſammen, überwand ihre momentane Verlegenheit, der ſie ſich, Fremden gegenüber, nicht auf der Stelle erwehren konnte, und ſagte ruhig:

„Es iſt Egons größtes Vergnügen ſeine Herbarien zu zeigen, und Sie könnten wol einmal freundlich genug ſein ihm dieſen Gefallen zu thun, lieber Graf.“

Emmerich verſprach es. Ihrer Ruhe gegenüber ſchwand auch ſeine Verlegenheit. Sie ſprachen miteinander, gleichſam tête à tête, denn Egon miſchte ſich nicht mehr in die Unterhaltung. — Man fuhr eine ſteile Höhe auf ſchmalem Wege hinan, längs dem ſchroffen Ufer eines reißenden Gebirgswaſſers. Ein Pferd ſtolperte, erſchrack, ging rückwärts; das andre konnte nicht allein den zurückgehenden Wagen aufhalten. Er drehte ſich, immer rückwärts gehend, dem Abgrunde zu. Der Diener ſprang hinten vom Lakaienſitz, und rannte nach vorn um die Pferde zu halten. Das machte ſich aber Alles geſchwinder als der Gedanke, und ohne daß die im Wagen ſitzenden Perſonen eine Ahnung von ihrer Gefahr hatten! Erſt als Emmerich den vorbeiſchießenden Diener ſah, ward er aufmerkſam, und blitzſchnell ſprang er aus dem Wagen, und hielt ein Hinterrad auf, als es gerade mit der nächſten Umdrehung in den Abgrund hätte rollen müſſen.

„Steigen Sie aus! geſchwind, Gräfin, um Gotteswillen geſchwind! rief er.

Renata war auch ſchon leicht wie ein Vogel auf der Erde; aber bevor Egon, ohne andere Hülfe als die Hand ſeiner Frau, mühſam den Tritt hinabgeſtiegen war — das dünkte Emmerich ein Jahrtauſend. Kaum einen Zoll vom Abgrund ſtand er, und ſtemmte ſich mit ſeiner ganzen eiſernen Kraft gegen den Wagen, bis endlich die Pferde ſtanden. Darauf legte er große Steine unter die Hinterräder, und ſah ſich nach Renata um. Sie hatte Egon zu einem Steinhaufen geführt, und hielt ihm engliſches Riechſalz vor, denn er war höchſt erſchrocken über dieſe Begebenheit, und beſonders über die ungewohnte Weiſe, in der er ausgeſtiegen war. Als Renata Emmerich ſah, todtenbleich, den Schweiß auf der Stirn, verlor ſie auf einmal alle Faſſung und rief erblaſſend:

„O Himmel! was fehlt denn Ihnen!“ — Sie brach in Thränen aus.

„Nichts fehlt mir, entgegnete er ruhig; Gottlob, daß ich da war.“

„Gottlob, daß Sie da ſind! o Gottlob“! rief Renata faſt jauchzend.

„Was iſt denn eigentlich geſchehen?“ fragte Egon beängſtigt.

„Ich habe meinen Hut verloren, weiter nichts,“ entgegnete Emmerich lachend.

Renata blickte über den Uferrand hinab, und ſah den Hut auf den Wellen tanzen.

„So leicht und nah war alſo Ihr Sturz!“ rief ſie, legte die Hand über die Augen und trat zurück. — Sie wollte nicht weiter fahren, ſondern umkehren. Emmerich bat ſie es nicht zu thun.

„Kehren Sie jetzt um, ſo behalten Sie eine beſtändige Furcht, jedesmal wenn Sie einen Berg hinan fahren, ſagte er; fahren Sie aber jetzt tapfer weiter, ſo geht die Erinnerung an den kurzen Schreck unter.“

„Ich bin nervös geworden,“ entgegnete ſie.

„Eben darum! rief Emmerich. Beſter Graf, wandte er ſich an Egon, laſſen Sie die Gräfin doch nicht umkehren.“

Egon ſtarrte ihn ganz verblüfft über die unerhörte Zumuthung an, und ſagte langſam: „Wenn ſie aber will.“

„Ich glaube Sie haben Recht, guter Graf, ſagte jetzt Renata gefaßt und beſonnen; nicht wahr, lieber Egon es wird beſſer ſein."

„Ja, ja! es wird beſſer ſein!" echote der, und man ſtieg wieder in den Wagen und ſetzte die Spazierfahrt fort. Emmerich machte Renata auf verſchiedene Dinge aufmerkſam: ſie müſſe nie ohne zwei Diener mit ihrem Mann ausfahren; ſie müſſe auf dieſen Gebirgswegen eine leichtere Kaleſche nehmen, oder dieſe mit vier Pferden beſpannen laſſen. Grade bei den Gelegenheiten, wo jeder Frau Hülfe und Beſonnenheit des Mannes ſo ganz nothwendig iſt, mußte ihm Renata's Hülfloſigkeit doppelt ſchmerzlich auffallen. Sie kannte nicht das erquickende Gefühl einen Andern ihretwegen beſorgt zu ſehen. Sie war immer die Sorgende. Ihre Untergebenen und Diener ſuchten wol ihren Wünſchen zuvorzukommen; aber in dieſer Sorgfalt, ſo erfreulich ſie iſt, liegt doch Pflichtgefühl oder Dankbarkeit. Zum erſten Mal im Leben begegnete ihr ein Menſch, dem der Unterſchied zwiſchen einer leichten und ſchweren Kaleſche ihretwegen hochwichtig war. Es legte ſich ihr gleichſam eine warme Hand aufs Herz — ſo rührte ſie das! Mit demüthiger Freude wurde ſie gewahr, daß man ſich auch für ſie intereſſiren könne. Dieſe Überraſchung, dies ungewohnte Glück, hauchten ein ſanftes Roſenroth auf ihr Antlitz. Emmerich ſaß ihr gegenüber, ohne Hut; der Abendwind wehte ihm das Haar zurück, und bewegte es wie ſchwarze Flügel um ſein Haupt. Die überſtandene Emotion hatte ſeine Züge ruhig und ernſt gemacht, die gewöhnlich etwas zu leidenſchaftlich heftig im Ausdruck, jedoch in der Form immer ganz edel waren. Der ſtille Ernſt ſtand ihnen um ſo beſſer, je ſeltener er war. Renata bemerkte es. Wie ein Todesengel! dachte ſie, erſchrack dann ſelbſt über den unwillkürlichen Vergleich und ſuchte ihn in Zuſammenhang mit der überſtandenen Gefahr zu bringen. Aber ſie blieb befangen, wagte nicht ihn anzuſehen, und wußte nicht zu reden.

„Vergebung! ſagte ſie endlich; ich mache heute eine Erfahrung! Bisjetzt hab' ich jeder Nervenſchwäche unzugänglich zu ſein gemeint, und nun bin ich ſo durchſchüttert vom Schreck, daß ich mich gar nicht erholen kann.“

„Ruhen Sie Sich aus, gnädige Gräfin;“ ſagte Emmerich und verſuchte nicht das Geſpräch fortzuſetzen. Es rollte ſich ihm ein Strom von Gedanken durch den Kopf, über all' die Gefahren, die Renaten möglicher Weiſe begegnen durften, ohne daß Egon im Stande war ihr Stütze, Hülfe oder Troſt zu gewähren — wie dieſe kleine Begebenheit ihm gezeigt hatte. Er mußte ſich Egons Zuſtand wol nicht ſo kläglich gedacht haben, als er ſich grade jetzt offenbarte, denn ihm war zu Muth, als ſchaue er urplötzlich für Renata in einen Abgrund von Elend. — In tiefem Schweigen wurde die Spazierfahrt zurückgelegt. Aber für alle Angſt, die Emmerich ausgeſtanden, rächte er ſich an Doctor Weinhold, als er ihn am nächſten Morgen ſah, indem er ihn mit Vorwürfen überhäufte, die ſcherzhaft klangen und ſehr ernſtlich gemeint waren.

„Ja, ja! ſchloß er ſeine Diatribe, daß der Dobenegg nicht auf dem Krankenbette ſterbe, iſt Ihre Sorge, mein Doctor. Ob er ſich aber auf einer Promenade den Hals breche, und die Gräfin dazu — das geht Sie nichts an.“

„Sie haben gut reden, Herr Graf! erwiderte der Doctor äußerſt gelaſſen. Ich beſchäftige mich damit, was meines Berufs iſt: Arzt bin ich, nicht Reiſemarſchall. In meiner beſtimmten Funktion kann ich meine Autorität gelten machen; in jeder andern würde man ſie beſtreiten, würde ſie Anmaßung, Eingriff in fremde Rechte nennen. Wenn Sie Sich das Mißtrauen, die Eiferſucht, die Aufſäſſigkeit vorſtellen, welche während einer Minorennität auf dem Thron zwiſchen den Vormündern obwalten: ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie dieſelben Erſcheinungen im verkleinerten Maßſtab in einem Hauſe finden, deſſen Oberhaupt in einer permanenten Minorennität verbleibt.“

„Sie ſind mir zu vorſichtig, Herr Doctor! rief Emmerich. Was! Eingriff in fremde Rechte? dem Kutſcher zu ſagen, daß er eine leichtere Kaleſche nehme!“

„Im Hauſe meines Vaters würde mir vielleicht ebenſo befehleriſch zu Muth ſein, als Ihnen. Im fremden Hauſe befehle ich nur da, wo mein Beruf es mit ſich bringt,“ ſagte Weinhold unerſchütterlich.

„Sie mögen Recht haben, erwiderte Emmerich, aber ich — würde es doch anders machen!“

Die Folge des gehabten Schreckens war für Egon ein ſehr heftiger Anfall ſeines Übels, und Emmerich ſah Renata in fünf Tagen nicht. Sie dünkten ihn die ſchwerſten ſeines Lebens! Verzweifelter, elender, gereizter gegen das Schickſal, zerriſſener im Herzen, hatte er ſich gefühlt: aber ſo ſtill und tief traurig nie! aber ſo bekümmert in der innerſten Seele nie! Er nahm ſich vor den Eltern zuſammen, plauderte mit ihnen von gleichgültigen oder ſpaßhaften Dingen; doch ſein Lächeln war zerſtreut, und abweſend ſein Blick. Wie ſoll das in Zukunft werden, wenn ich ſie nie mehr ſehe? dieſe Frage beſchäftigte ihn hauptſächlich, und lag ſehr nah, weil allmälig die Saiſon zu Ende ging.

Als Renata endlich einmal zu ſeinen Eltern kam fühlte Emmerich ſich erlöſ't von einer namenloſen Qual.

„O Gott! rief er, wie iſt es ſchön wenn Sie da ſind!“

„Ja, es iſt ein gutes Zeichen!“ entgegnete Renata heiter.

Das meinte ich nicht! ſagte er heimlich zu ſich ſelbſt; und laut fragte er: „Darf ich denn nun zur Muſikſtunde wiederkommen? O wenn Sie wüßten, wie mir die Tage ....“ — er beſann ſich und ſagte: „die Nachmittage lang geworden ſind!“

„Man kann ſich unglaublich an eine Beſchäftigung zu gewiſſer Stunde gewöhnen, erwiderte Renata, und beſonders in der Muße des Badelebens: darum glaub' ich Ihnen ohne mir etwas darauf einzubilden.“

Das war wieder ihr kleiner ſpöttiſch abwehrender Ton, und Emmerich fragte ſich, im Stillen ein wenig gekränkt, ob er denn immer eine ſolche Zurechtweiſung verdiene. Nein! ſagte er mit dem Blick in ſich ſelbſt. Doch ſobald er Renata anblickte, ſo überkam ihn ein unendliches Vertrauen zu ihr, und zwang ihn zu dem aufrichtigen, verſchwiegenen Geſtändniß: Sie wird wol Recht haben! dieſem Geſicht traue ich nichts andres als Gutes zu — und das iſt doch ſchön für ein Menſchenantlitz! — — —

Wie ſonſt zuvor kam er zu ihr, und nahm ſich ſehr in Acht jenen Ton hervorzurufen, der ihm ſo weh that. Dadurch wurde Renata immer freundlicher, immer unbefangener. Die unwillkürliche Scheu, die er zuweilen in ihr geweckt hatte, verſchwand ganz. Sie gab ſich dem ihr ſo neuen Vergnügen eines Umgangs, der in jeder Beziehung ihres Gleichen war, ſorglos hin; Emmerich war im Grunde der erſte junge Mann, mit dem ſie in eine geſellige Berührung kam. Doctor Weinhold war freilich auch noch ziemlich jung, der Pfarrer in Ebernbach war es ſehr, und ſie waren auch Beide recht geſcheut und gebildet, ſo daß man ſich gern mit ihnen unterhielt, waren auch tüchtig genug um Achtung und Vertrauen einzuflößen; — aber es waren und blieben ihre Untergebenen, bei denen ſie vorausſetzen konnte, daß ſie auf das mehr oder minder gute Vernehmen mit ihr Gewicht legen dürften. Es war keine vollkommene Freiheit in dem Umgang! Grund genug für Renata zu denken: Wer weiß, ob die beiden Männer je ein Wort mit mir reden würden, wenn nicht ihre Lage ſie dazu nöthigte? — Das brauchte ſie bei Emmerich nicht zu denken. Er war frei! ſuchte er ſie auf, ſo that er das ſich ſelbſt, nicht ihr zu Gefallen. In jedem Weibe liegt ein inſtinktartiges Bewußtſein ſeiner geheimen Macht. Auch Renata hatte es! doch ſie fühlte ſich immer nur als die Gräfin auf Ebernbach damit begabt; nie als Renata. Für Emmerich aber war die Gräfin auf Ebernbach ganz natürlich von gar keiner Wichtigkeit; nur die Renata konnte ihm etwas gelten. In ihrem ganzen Leben war kein lieblicherer Gedanke ihr durch den Sinn gezogen. Sie fühlte ſich eingewiegt von ſtillem, ſeligen Glück. Wie groß es war, hätte ſie daraus ermeſſen können, daß ſie ganz und gar für die Gegenwart und in ihr lebte, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Das iſt die Probe des reinen Glücks, und es hält ſie ſelten aus; allein Renata hatte noch keinen Maßſtab dafür. Sie hielt dieſe ſelige Zeit nicht für etwas ſo Außerordentliches, als ſie in der That war; ſie meinte, das könne ſo fortdauern ihr Lebenlang. Eine Steigerung wünſchte ſie nicht, eine Verminderung fürchtete ſie nicht; woher hätten ihre Beſorgniſſe kommen ſollen? — Egon befand ſich gut. Zwar war ſein letzter Anfall heftig geweſen, allein er hatte ſich ſchneller als gewöhnlich erholt: Beweis genug, daß ſeine Kräfte zunahmen. Sie wäre unter dieſen Verhältniſſen mit Freuden ihr ganzes Leben in Iſchl geblieben, in dem kleinen engen Häuschen, in dem niedrigen Zimmer mit weiß übertünchten Wänden und mit Strohſtühlen; verſteht ſich — auch mit einem Flügel.

Emmerich theilte dieſe friedliche Ruhe nicht mehr, weil er immer daran dachte, wie das werden ſolle, wenn ſie in Ebernbach lebe und er in Peſth. Er zermarterte ſich die Gedanken um die Möglichkeit einer Annäherung zu bewerkſtelligen. Mit dem treuherzigſten Geſicht von der Welt hatte er dem Doctor Weinhold gerathen, ſeinen Patienten den Winter in Wien zubringen zu laſſen, wo er Conſultationen mit berühmten und geſchickten Aerzten haben könne. Doch eben ſo treuherzig hatte Weinhold erwidert: er halte das, für dieſen Winter wenigſtens, nicht für zweckmäßig: man müſſe jetzt den möglichen Erfolg der Kur abwarten, und dem Kranken Zeit zur Erholung laſſen, indem ein ſolches Bad für den Augenblick ſehr angreife. Wie ſoll das werden? — dieſe vier Worte wichen nicht aus Emmerichs Sinn, und warfen wie ein böſer Zauberſpruch einen ſo beängſtigenden Schatten über ſeine Gegenwart, daß ſie nur in Renatas unmittelbarer Nähe, wie in der eines guten Geiſtes, ihre Macht verloren. Fiel die Thür zwiſchen ihnen zu, ſo fragte er ſich augenblicklich: Aber wie ſoll's werden? — Zuweilen gegenfragte die Vernunft: Und was denn eigentlich? — Nun, wie ſoll's mit ihr werden, daß ihr kein Leid geſchieht, kein Unheil ſie trifft, daß ſie nicht kläglich untergeht in ihrer grabähnlichen Einſamkeit! antwortete ſein Herz.

Der Tag von Egons und Renatas Abreiſe kam näher und immer näher, und immer tiefer gerieth Emmerich in die allerqualvollſte Seelenſtimmung. Wie heiter ſie iſt! ſprach er zuweilen faſt erbittert mit ſich ſelbſt; ohne Unruh, ohne Schwankung, ohne Bangigkeit! klar und licht wie der Himmel .... rein wie er! Das iſt's! O sancta Renata, ora pro me! — — Sein Zorn ging unter in der andächtigſten Liebe, oder wendete ſich gegen ihn ſelbſt. Ich habe wol ſchon thörichte Leidenſchaften gekannt, warf er ſich vor, jedoch eine ſo thörichte noch nie; denn es iſt grade ſo, als hätte jener Stern da oben mich verzaubert, mich durch unirdiſche Kräfte an ſeine Sphäre gefeſſelt, mir die Erde drückend und den Himmel doch nicht zur Heimath gemacht. O welche Thorheit, Emmerich! noch immer Leidenſchaft für ein Weib? und gar .... was man eine unglückliche zu nennen pflegt? — — Er nahm ſich vor von eiſerner Feſtigkeit zu ſein, während er vor dem Abſchied zitterte.

Übermorgen war der Reiſetag; dann war es morgen. Als Renata erwachte und zu ſich ſelbſt ſprach: morgen! und heut iſt der letzte Tag! .... da war ihr zu Muth, als werde ihr das Herz in der Bruſt zerknickt, und ſie drückte die Hände vor die Augen um dieſen „letzten Tag“ nicht zu ſehen. Schnell raffte ſie ſich jedoch auf, ſchellte ihrer Kammerfrau, und ſagte entſchloſſen: Nicht doch! es wird noch mancher Tag kommen und gehen. — Sie ließ packen, ließ die Rechnungen einfordern, ordnete Alles an, was einer Abreiſe nach einem Aufenthalt von drittehalb Monaten vorhergeht. Dann ging ſie zu Emmerichs Eltern um von ihnen Abſchied zu nehmen, und da erſt kam ſie wieder zur Beſinnung und mit ihr zum tiefen Schmerz. Emmerich war da als ſie kam, allein er verließ bald das Zimmer; er konnte nicht einſtimmen in das freundliche Geplauder ſeiner Mutter, auch nicht in die ernſtere Theilnahme des Vaters. Ihm fehlten die Gedanken, die Worte, der Laut. Er hätte ſchreien können, ſprechen nicht. Renaten war es lieb, daß er ging. Seine traurigen auf ſie gehefteten Augen zehrten an ihrer Kraft. Nun blieb ſie ſtandhaft, auch beim Abſchied von den Eltern;

und ſo groß war die Macht ihrer ernſten Gewöhnung, daß ſie ganz wie ſonſt mit Egon ſpeiſte und ſpazieren fuhr, ohne ſich zu erlauben auf Emmerich zu warten, der zur hergebrachten „Muſikſtunde" nicht kam.

Es dunkelte bereits als ſie heimkehrten. Mit unſäglicher Beklemmung betrat ſie ihr Zimmer. Halb und halb hoffte und fürchtete ſie zugleich, Emmerich könne ſie erwarten. Er war nicht da, und das Zimmer unbehaglich leer wie am Vorabend einer Abreiſe. Nichts bot ſich ihr zur Zerſtreuung dar, als der geliebte Flügel. Sie griff einen harten Akkord, der faſt wie ein Schrei klang; dann legte ſie ſich mit dem Kopf und mit beiden Armen über den Flügel, und weinte wie ſie in ihrem Leben nicht geweint, als ob ſie ihre Seele aushauchen wollte. — Ein Diener ſchreckte ſie auf, der Licht brachte und zugleich Emmerich meldete, welcher auf dem Fuß folgte. Renata hatte nicht den Muth ihn mit ihren verweinten Augen anzuſehen. Um ſich eine gewiſſe Haltung zu geben ſpielte ſie .... aber wie mit zerbrochenen Fingern.

„Sie ſind recht ermüdet! man hört es dem Spiel an," ſagte Emmerich nach einer Weile.

„Ja, das bin ich," ſprach ſie und ließ die Hände ſinken.

„Es würde übel ſein .... wenn Sie es blieben,“ hub Emmerich nach einer Pauſe wieder an.

„Das fürchte ich nicht, entgegnete Renata, die ſich zu ſammeln ſuchte. In den alten Umgebungen werden die alten Gewohnheiten ihr Recht behaupten, meine Thätigkeit in Anſpruch nehmen, meine ruhigen, gleichförmigen, zuweilen gar ein bischen langweiligen Beſchäftigungen mir wiedergeben, und mir die Überzeugung laſſen, daß wir uns doch noch wieder im Leben begegnen werden.“

„Gott ſegne Sie dafür!“ rief Emmerich mit einem Ausbruch des Entzückens, und ſank zu ihren Füßen nieder.

„Nein! ſagte ſie ſanft, ſo nicht! ſo nicht!“

„Ja, rief er, grade ſo, nur ſo, ewig ſo!“

„Dann wankt meine Überzeugung, weil mein Wunſch ſie nicht länger unterſtützen darf.“

Emmerich ſtand auf, und ſagte ſanft wie Renata: „Ich würde gern einige Fragen an Sie richten, Gräfin ....“ —

„Nein! erwiderte ſie, ſolch inquiſitoriſches Verfahren peinigt mich. Was können Sie wiſſen wollen? iſt es nicht genug mit dem, was ich Ihnen aufrichtig und ehrlich geſagt habe?“

„Aufrichtig und ehrlich? wiederholte Emmerich, iſt denn das ein Weib? und warum fürchten Sie meine Fragen, wenn Sie nicht fürchteten mir die Wahrheit zu ſagen?“

„So fragen Sie,“ ſprach Renata mild.

Aber ſtatt zu fragen ſank Emmerich wieder wortlos, athemlos zu ihren Füßen hin.

„Sie martern mich,“ ſagte ſie dumpf und wollte aufſtehen. Er hielt ſie feſt an der Hand und ſagte entſchloſſen:

„Die Stellung erſchrecke Sie nicht, Gräfin! ich liege nicht zu Ihren Füßen um Sie um Ihre Liebe zu bitten; ich kniee vor Ihnen, weil das der wahre Ausdruck meiner .... Anbetung für Sie iſt. Laſſen Sie Sich dadurch nicht ſtören! gehen Sie fort auf Ihrem Wege! denken Sie an mich wie an einen Menſchen, der Ihnen gränzenlos ergeben iſt, und gebieten Sie in jedem Augenblick meines Lebens in dieſem Sinn über mich. Ich fing damit an Sie zu bemitleiden. Lächeln Sie, Gräfin! Ja, ich bemitleidete Sie, der Menſch den Engel! Mit dem Leid, das ich Ihretwegen trug, verſank ich immer tiefer in Ihre Weſenheit, ſo tief, daß ich nur endlich, nur ganz ſpät gewahrte, dies ſei kein Mitleid mehr, ſondern Adoration; kein dornenwundes Weib ſtehe vor mir, ſondern eine ſtarke Heilige ....“ —

„Freveln Sie nicht!“ rief Renata entſetzt.

„Klar im Willen, feſt im aufopfernden Handeln, rein im Herzen — was ſind die Heiligen mehr? Wehe Ihnen, Renata, wenn Sie je dieſe Krone der Ehren niederlegen könnten, und wehe mir! Ich glaube an Sie, ich hoffe auf Sie, denn .... ich liebe Dich, Renata, aber ſo wie man das Heil ſeiner Seele liebt!“

Vor dieſer Liebeserklärung, die mehr wie eine feierliche Beſchwörung klang, erbleichte Renata. Ihr ward zu Muth wie einem Opfer, das der Prieſter dem Tode, aber zu Ehren der Götter weiht. Kalt und ſtarr ſaß ſie da; nur ihre Hände und Lippen zitterten, ſonſt gab ſie kein Lebenszeichen. Emmerich ſah ſie eine Weile ſchweigend an, und verſuchte ihre Hände in die ſeinen zu nehmen. Doch Renata zog ſie haſtig zurück und rief:

„O laſſen Sie mich! lieben Sie mich nur nicht! denn ich will Sie nicht und Niemand lieben! Liebe thut weh.“

„Das weiß der Himmel: Liebe thut weh! rief Emmerich. Nun gut: ſo lieben Sie mich nicht; aber dann .... auch keinen Anderen! Keinen, Renata!“

„O nein, Keinen!“ ſprach ſie erſchöpft. Sie ſaß auf dem Sopha und legte ihren Kopf rückwärts an die kalte, nackte Mauer, denn eine Ohnmacht wollte ihr langſam zum Herzen kriechen. Emmerich ſprang auf, legte ſeine Hand zwiſchen ihren Kopf und die Wand, und betrachtete mit einem Gemiſch von glühender Liebe und bitterer Trauer dies arme junge Haupt, das ſo ruhig durch die kühle Morgendämmerung des Lebens getragen werden war, und jetzt unter dem erſten Gewitter ſich ſenkte. Ihre Augen waren geſchloſſen; ihr Haar rieſelte ihm ungeſtört über den Arm herab. Liebe thut weh! ſagte er halblaut, und ſetzte dann raſch hinzu: Blasphemie! bei ihr iſt die Seligkeit! — Haſtig bog er ſich zu Renata herab um ſie zu küſſen, aber von ſeiner raſchen Bewegung erſchreckt fuhr ſie auf, ſammelte ſich, und ſagte traurig:

„O laſſen Sie mich, ſprechen Sie nicht ſo zu mir! nicht mit dieſen Worten und mit dieſem Ton. Sie ſehen ja, ich kann's nicht ertragen. Dergleichen Erſchütterungen ſind nicht für mich.“ — Sie wechſelte die Farbe, und ihr Geſicht war lieblich durch den Ausdruck von weicher, faſt zärtlicher Schüchternheit, die, ihr unbewußt, ihren gewohnten ſtillen Ernſt verdrängte.

Emmerich betrachtete ſie mit unausſprechlichem Entzücken. O, ſie liebt mich! ſie wird mich lieben! jauchzte ſein Herz. Ohne auf ihre demüthige Bitte

Rückſicht zu nehmen, mit der vollen Barbarei einer egoiſtiſchen Liebe, ſagte er: „Wir trennen uns Renata; wir ſehen uns vielleicht nie wieder! geben Sie mir ihre Hand .... zum Abſchied“ .... —

Sie ſenkte das Haupt um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und gab ihm langſam und zaghaft die Hand, die nie in der ſtarken eines Mannes gelegen hatte. Emmerich legte auch ſeine andre Hand über die ihre, als wolle er ſie, wie ein Kleinod, verwahren und ewig halten. Aber die kleine Hand zitterte zwiſchen der ſeinen wie ein ſcheues gefangenes Vögelchen. Er ſagte beklommen und leiſe:

„Wir ſehen uns nicht wieder .... einen Kuß, Renata.“

Aber Renata zog haſtig ihre Hand zurück, warf das Haar von der Stirn und die Thräne vom Auge und ſagte feſt: „Genug! hören Sie auf. Ich verſtehe Sie nicht mehr, weiß auch nicht ob Sie Sich Selbſt — weiß jedoch hinlänglich, daß Sie nicht mich verſtehen — wenigſtens jetzt nicht. Vielleicht bin ich Schuld daran. Aber beſinnen Sie Sich wie Sie mich dieſe ganze Zeit hindurch gekannt haben; beſinnen Sie Sich auf Ihre eigenen Worte, die Sie zuerſt vorhin zu mir ſprachen; ſo bin ich! und ſo will ich bleiben, wenn Gott mir gnädig iſt. Ich weinte, ich wurde traurig und ängſtlich, weil mir bei Ihren Worten ich weiß nicht was für fremde, heiße Schmerzen durch die Seele gingen; und es iſt höchſt Unrecht von Ihnen, daß Sie mich noch weicher machen wollten, als ich es, ſehr unnützer Weiſe! bereits war.“

Emmerich war vollkommen wieder zur Beſinnung und zur Selbſtbeherrſchung gelangt, und ſagte demüthig:

„Wol iſt's Unrecht! Vergebung, meine Heilige.“

Renata fuhlte inſtinktmäßig, daß er ihr weit gefährlicher in ſeiner Unterwürfigkeit ſei, und antwortete ſchnell:

„Von ganzem Herzen! und nun — Adieu, Graf!“

„Sie ſchicken mich fort und ich bin kaum eine halbe Stunde bei Ihnen geweſen, während heut Nachmittag ein langweiliger Beſuch mich die ſchöne Muſikſtunde verſäumen machte.“

„Wir könnten wieder in einen gewiſſen wehmütigen Ton verfallen, der uns Beiden nichts taugt!“ ſagte Renata mit mühſam erhaltener Faſſung.

„Die Wehmuth wird mich doch in Zukunft nimmer verlaſſen; warum wollen Sie ihr jetzt kein Plätzchen und kein Wörtchen gönnen!“ entgegnete er.

„O Himmel! rief Renata ſehr heftig und mit gefalteten Händen; — wenn alle Männer ſo zu martern verſtehen ſo iſt's ja ein Fluch ihnen zu begegnen!“ und raſch wollte ſie das Zimmer verlaſſen.

Emmerich ſtürzte ihr in den Weg und breitete die Armen aus um ihr den Ausgang zu ſperren. Sie wich zurück.

„Gnade! rief er und ſank auf die Knie; — keinen Zorn! ich verdiene ihn nicht. Das Gefühl iſt mächtiger als meine Kraft! die Worte drängen ſich auf meine Lippen .... mir iſt als ginge mir das Leben verloren .... in ſolchen Momenten redet man wie's einem ums Herz iſt! und warum laſſen denn Sie Sich dadurch erſchüttern, da Sie doch feſt und kühl wie ein Marmorbild ſind?“

„Er fragt warum?“ rief die arme Renata mit gerungenen Händen.

Da ſprang Emmerich auf, ſchloß Renata mit verzweiflungsvoller Liebe in die Arme und ſagte:

„Lebwohl! Lebwohl! o mein ewiggeliebter Engel, lebe wohl!“ — drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, und verſchwand.

Entſetzt, beſeligt, durchſtürmt von Grauen und Entzücken, blieb Renata wie eingewurzelt auf demſelben Fleck ſtehen. Die eine Hand auf dem Herzen, die andere an der Stirn, fragte ſie — was?

forſchte ſie — wonach? horchte ſie — worauf? Zitternder Roſenduft, Roſenglanz ſchien um ſie zu ſchweben, die Erde verwandelt zu ſein in ein goldenes Gewölk, das ſchaukelnd ſie trug, der Himmel in eine Sonne welche ſie durchglühte.

„Emmerich!" rief ſie plötzlich und breitete mit verklärtem Lächeln die Arme nach ſeinem Schatten aus. Doch ſie ſanken matt herab. Aus ihrer Extaſe fiel ſie zurück in die grauſame Wirklichkeit. Wie ein Gefangener, der friſche Luft eingeathmet und in der Seligkeit ſeinen Kerker vergeſſen hat, und nun doch wieder deſſen Mauern erblickt, verzagt, geknickt, zerbrochen: ſo trat ſie wieder unter das Joch ihrer fürchterlichen Verhältniſſe, mit dem demüthigen Gebet: „Lehre mich vergeſſen mein Herr und Gott!" — — —

Aber es war zu ſpät! ſie vergaß nicht mehr! — Nach Ebernbach zurückgekehrt, fiel ihr ein, wie ungern ſie die Reiſe nach Iſchl unternommen, wie ſie ſich dagegen geſträubt hatte. Es hat ſo ſein ſollen, ſagte ſie mit dumpfen Schmerz zu ſich ſelbſt; Gott will daß ich nicht im ſtumpfen, ſondern im ſchwer errungenen Frieden meinen Weg finden ſoll. — Aber der Frieden .... wo war er? — — Mit der opferbereiten Hingebung der erſten Jugend, die ſo reich an Kraft und Muth iſt, daß ſie wähnt bis zum Grabe damit genug zu haben, warf Renata ſich in ihre hergebrachten, durch dreimonatliche Abweſenheit vermehrten Beſchäftigungen, inſpizirte die Ausführung ihrer Anordnungen, die Vollſtreckung ihrer Befehle; ſchuf ſich neue Gegenſtände der Fürſorge, indem ſie unter Doctor Weinholds Leitung ein Krankenhaus ſtiftete, und für Egon ein neues und größeres Gewächshaus bauen, und die Parkanlagen erweitern ließ. Sie wurde von einer Milde, einer Güte ohne Gleichen. So weit ihre Hand reichte, ging ihre Barmherzigkeit; ſo weit ihr Blick reichte, ihre Nachſicht. Sie wollte alles Glück, alle Freude, alle Zufriedenheit, die ſie für ſich ſelbſt ſo ſchmerzlich entbehren mußte, bei Andern ſehen ihnen gönnen, ihnen bereiten, wenn ſie konnte. Vom Morgen bis zum Abend war ſie thätig, aber anders thätig als die Frauen zu ſein pflegen, die ſich Wunder was! auf ihre edlen Beſchäftigungen einbilden, wenn ſie ein hübſches Talent cultiviren und eine ſchöne Handarbeit für einen Wohlthätigkeitsverein machen. Alle Geſchäftsbriefe, alle Verwaltungsbücher, alle Rechnungen gingen durch ihre Hand. Alle Verbeſſerungen, Neuerungen, und ſonſtige Einrichtungen, welche bei einem großen Güterbeſitz immer zu machen ſind, kamen aus ihrem Kopf oder gingen durch ihn mit reiflicher Ueberlegung und mit Rückſicht auf fremde Rathſchläge und fremde Erfahrung. Jedem Baum, der im Garten gepflanzt wurde, wies ſie ſeine Stelle an; alle Hülfsbedürftige ſuchte ſie auf um zu ſehen wo es ihnen fehle; in alle perſönlichen Verhältniſſe ihrer Untergebenen und Diener ging ſie gerade weit genug ein um Jedem ihre Theilnahme beweiſen zu können, und nie ſo weit um ihn durch drückende Einmiſchung zu beläſtigen. An Egons kindiſchen Unterhaltungen nahm ſie das Intereſſe, das ihn erfreute, mit immer gleicher und linder Gelaſſenheit. Ihre Tage waren übervoll, und ſie fand Zeit für Alle und Alles, da ſie ſich nie einem Gedanken für ſich ſelbſt, und der daraus erwachſenden abmattenden und ſtörenden Träumerei hingab. Doch auf jeden Tag folgte ein Abend, und ſie waren ſchwer, dieſe langen, ſtillen, einſamen Abende! Um neun Uhr ging Egon ſchlafen, und Renata in ihre Zimmer. Da gab es keine Geſchäfte mehr! da hatte ſie keine Pflicht zu überdenken! da war ſie allein mit ſich ſelbſt, und ſo wie das menſchliche Weſen es mit ſich bringt, ſchmachtend nach Verſtändniß, nach Ermunterung, nach Anſprache! da rief ſie oft in troſtloſer Verzweiflung. Aber ich! aber ich! o, ich habe auch ein Ich, das nach Glück durſtet! ich ſorge für Andre; und wer ſorgt für mich? — — Weil ſie ſo ſtark war, wurde auch ihre Liebe ſtark, denn die nährt ſich vom beſten Herzblut und vom feinſten Lebensmark, von der höchſten und reinſten Blüte der ganzen Weſenheit. Je unentwickelter und ſtumpfer der Menſch, um ſo weniger iſt er der Liebe fähig, um ſo niedriger iſt die Stufe auf der ſie ſtehen bleibt; und je ſchwächer der Menſch, um ſo wirkungsloſer iſt die Liebe in ihm. Sie kann ihn hinreißen, doch ausbilden, ausprägen — nie! Darum ſcheint es mir eine ſeltſame, auf Täuſchung oder Unkenntniß beruhende Zumuthung, daß die kräftigeren Charaktere die Liebe von ſich abzuſchütteln hätten, wie Staub, der ihnen von außen aufgeflogen kommt; während ſie hingegen in der allertiefſten Innerlichkeit von ihnen empfangen wird, Wurzel ſchlägt, ſich nährt, und verzweigt mit der ganzen Seelen- und Geiſtesrichtung emporwächſt.

So war es wenigſtens bei Renata, und ſchnell zur Erkenntniß gelangt, ohne ſich täuſchen zu wollen, verſuchte ſie nie gegen dieſe Liebe zu kämpfen. Möge ſie da ſein wie die Sonne mir zu Häupten, die mir mein Tagewerk erleuchtet und mir die Welt lieblich macht! — ſo ſagte ſie entſchloſſen; — möge ſie mir, auch wie die Sonne, bisweilen brennend heiß über der müden Stirn glühen: ſo werde ich denn leiden! Aber ich kann nicht beſtändig mich gegen ein Gefühl vertheidigen, das mich in jedem Augenblick an ſeine Exiſtenz mahnen würde, wenn ich in keinem Augenblick etwas Andres dächte, als es zu beſiegen. Erſt will ich alles Gute und Schöne thun und denken, und was kann mir dann die Liebe ſchaden? — — Jetzt wurde ſie nur durch ſie entwickelt. Gar aus ihren tiefen Troſtloſigkeiten, aus ihren dumpfen, verſchwiegenen, nur von Gott gehörten Klagen, rang ſich der Glaube immer unerſchütterlicher auf, daß ſie beſſer werden müſſe um glücklicher zu werden; und ihr ernſtes, nüchternes, pflichtgetreues und ſegenbringendes Leben behütete ſie vor aller Empfindelei, und zum Glück noch mehr vor all der raſtloſen Leidenſchaftlichkeit unſrer Tage, von der die Frauen der höhern Stände wahrhaft zerrieben werden. Denn ſie können ſich nicht entſchließen ſich mit einer mäßig befriedigenden Stellung zu begnügen; ja, nicht einmal an einem tiefen Leid im Herzen, oder an einer hohen Leidenſchaft ſich genügen zu laſſen. Sie arbeiten ſich ab, ſie überanſtrengen ſich, ſie überreizen ſich, mit Zerſtreuungen der Welt die Einen, mit Studien und einer gewiſſen Werkthätigkeit die Andern. Aber zu innerer Ruhe, zur Sammlung und Einkehr in ſich ſelbſt, können ſie nicht kommen vor lauter Jagen danach. So zerfallen die Frauen in drei Abtheilungen: ein Drittel iſt pietiſtiſch, ein Drittel nervenkrank, ein Drittel frivol. Hie und da taucht eine Ausnahme empor, und Nüancen von einer Abtheilung in die andre hinüber giebt es auch, ſo daß Verſchmelzungen von Nervenſchwäche und Pietismus, und von Frivolität und Nervoſität ſtatt finden. Im Allgemeinen aber behaupten ſich jene drei Heere, unter deren Fahnen die Frauen Zuflucht, wenn auch keine Hülfe finden. Wohlverſtanden bei den Frauen der höhern Stände! Im Mittelſtand mag es anders ſein. Da ſind wirklich noch tüchtigere und geſundere Elemente! da muß man ſich kümmern um Küch' und Keller, um Kinder und Dienſtboten, im Hauſe Hand anlegen, mit gutem Beiſpiel des Fleißes vorangehen. Die Frauen der Beamten, der Gelehrten, der unendlichen Menge von Angeſtellten, die meiſtens nur von der Beſoldung ihrer Männer leben, haben weder Zeit noch Geld um ſich müſſigen Träumereien hinzugeben, und wo eine Wirthſchaft und eine Familie ſparſam und ordentlich verſorgt und beſtellt werden müſſen, da giebt es keinen Platz für die Nervenſchwäche. So hoffe ich. Uebrigens, bei dem allgemeinen Treiben vorwärts, bei der allgemeinen Sucht vornehm zu thun, iſt immerhin zu erwarten, daß auch die Frauen des Mittelſtandes ſuchen werden ſich dies Privilegium der höhern Stände nach beſten Kräften zuzueignen.

Traum des höchſten Glücks war für Renata: von Emmerich zu hören. Bei ihrer gänzlichen Verbindungsloſigkeit mit einer andern Welt als der von Ebernbach, war das ſchwer zu realiſiren; doch geſchah es auf die allernatürlichſte Weiſe. Sie erhielt einen Brief von ihm, aus Peſth, am Neujahrstage geſchrieben, der ihr ſeine und ſeiner Eltern Glückwünſche zu Füßen legte; und allerdings kam ſie ſich im Beſitz dieſes Briefes ſo unerhört ſelig vor, daß ſie gern die Gratulation der ganzen Welt dafür in Empfang genommen hätte. Emmerich ſchrieb ihr in demſelben Ton wie er mit ihr zu ſprechen pflegte, und ohne Erinnerung an die leidenſchaftliche Glut des letzten Abends, munter, unbefangen, herzlich theilnehmend. Mit dieſem Brief zog ein unbekanntes Glück für Renata unter das Dach von Ebernbach. Sie war nicht mehr allein! ſie fühlte ſich nicht mehr verlaſſen! keine bange Beklemmung befiel ſie, wenn ſie am Abend ihr Zimmer betrat. Ein befreundeter Geiſt empfing ſie, hieß ſie treulich willkommen, grüßte ſie mit guten und innigen Worten. Es war Emmerichs Brief, den ſie allabendlich las. Bis dahin hatte ſie ſich nur mühſam gezwungen an den Flügel geſetzt, und ihn nie ohne Thränen verlaſſen. Jetzt legte ſie den Brief neben ſich hin, und ſpielte mit Luſt und Freudigkeit unter Emmerichs Augen und für ſein Ohr. Sie dankte Gott inbrünſtig für dieſe Gnade. Sie glaubte ihr Lebenlang daran zehren zu können. Ihre Antwort an Emmerich war in dieſem frohen, freien Geiſt geſchrieben. Nach vier Wochen ſchrieb Emmerich wieder, wie er ſagte im Namen ſeiner Eltern, um Renata zu fragen, ob ſie abermals einen Sommeraufenthalt in Iſchl beabſichtige; ſie würden von Ende Junius an dort ſein.

Ich freue mich wol aber zu ſehr! ſprach Renata faſt ängſtlich zu ſich ſelbſt. — Es war jetzt Anfang März. Doctor Weinhold hatte ſchon öfter von einer Wiederholung der Kur geſprochen, und ſie war nie darauf eingegangen unter dem Vorwand es ſei noch zu früh im Jahr um dergleichen zu beſchließen; eigentlich aber, weil ſie wollte, daß Weinhold durchaus auf der Nothwendigkeit der Reiſe beſtehen, und ſie nicht etwa nur ihr zum Vergnügen anordnen ſollte. Nun ſprach ſie ernſtlich mit ihm darüber, und als er ſich entſchieden für die Wiederholung ausſprach, erklärte ſie ſich damit einverſtanden, und trug ihm auf zu rechter

Zeit die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Das ſchrieb ſie an Emmerich; — und damit hatte ihre Correſpondenz ein Ende. Er wollte ihr auf keine Weiſe läſtig oder zudringlich erſcheinen, oder gar ſie beunruhigen; er war begnügt in der Hoffnung des Wiederſehens, fühlte daß auch Renata es ſei, und ſchrieb nicht mehr, ſo ſchwer ihm dieſe Enthaltſamkeit auch wurde. Sie war zu ſeinem Glück! Renata rechnete ſie ihm hoch an, als Berückſichtigung ihrer Verhältniſſe, als Beweis wie fein er mit ihr umzugehen wiſſe, als ein Zeichen des richtigſten Taktes. Überdas wehten von andrer Seite her Stürme durch dieſen Frühling, welche ſie eines Theils ſchwer beängſtigten und beugten, andern Theils Emmerichs ruhig edles Benehmen doppelt glänzend hervorhoben.

Diane wollte ſich ſcheiden laſſen. Während des letzten langen traurigen Winters in Regensberg hatte ſie ſich aus ſchlaffer Unthätigkeit ſowol als aus einem unbeſtimmten Liebesdrang in den Hofmeiſter ihrer Stiefſöhne verliebt. Das war der gutmüthigſte Menſch von der Welt, der die Knaben, mit Diane um die Wette, aufs Zärtlichſte im langen und ſchweren Scharlachfieber pflegte, und ebenſo unbeſonnen und heißblütig als ſie, ſich mit ihr in ein Liebesverhältniß verſtrickt ſah, deſſen

Ausgang er nicht ahnte. Diane glaubte wirklich, leichtſinnig und romanesk wie ſie war, eine mächtige Liebe zu empfinden, die ihr ganzes Schickſal umgeſtalten und ſie in Verhältniſſe bringen müſſe, nach denen ſie ſich längſt geſehnt: in einfache, idylliſche. Als daher ihr Mann im Frühling nach viermonatlicher Abweſenheit aus Berlin zurückkam, erklärte ſie ihm ziemlich trocken, daß und weshalb ſie ſich ſcheiden, und den Herrn Hellmuth heirathen wolle. Graf Regensberg gerieth weder in Zorn, noch Trauer, noch Ärger, noch Erſtaunen, wie das jedem Mann, der nur ein Fünkchen von Theilnahme für ſeine Frau hat, einem ſo überraſchenden Entſchluß gegenüber denn doch geſchehen würde. Er machte ihr ein ſpöttiſches Compliment über ihren guten Geſchmack, erklärte ſich bereit zur Scheidung, ſobald ihrer Liebe und ihrem Glück dadurch Thür und Thor geöffnet ſei, ja, verſprach ſogar ſeine vielfachen Connexionen zu benutzen, um für Herrn Hellmuth irgend eine Anſtellung zu ermitteln, wo möglich eine Landpfarre, das Ideal von Dianens Wünſchen. Dieſe wunderſame Zuvorkommenheit hatte ihren Grund darin, daß Graf Regensbergs älteſter Sohn ſeiner Majorennität ganz nahe war, und dann ſein Erbe antrat, wie die ſterbende Mutter es angeordnet hatte, da ſie die Spiel- und Verſchwendungsſucht ihres Gemals nur zu genau kannte. Graf Regensberg, ohne einen Heller eigenen Vermögens, war ſein Lebenlang mit dem Gelde umgegangen als ob ihm Millionen zu Gebot ſtänden. Der Gedanke auf eine mäßige Rente reduzirt zu werden war ihm unerträglich. Während des letzten Winters hatte er mit beſonderem Eifer ſich beſtrebt ſein Vermögen zu verbeſſern — wie er es nannte — und zwar durch Spiel, mit einigen enorm reichen Ruſſen. Doch umſonſt! Er verlor beträchtliche Summen! Sei es nun um ſich zu zerſtreuen, ſei es in einer ſpekulativen Abſicht: genug, er nahm ſeine ganze, über ein halbes Jahrhundert alte Liebenswürdigkeit zuſammen, ſetzte ihr ſeine uralte Grafenkrone auf, und nahte ſich in dieſer blendenden Herrlichkeit der Tochter eines jüdiſchen Banquiers, die ſehr bereitwillig die Huldigungen annahm, welche eigentlich ihrer Mitgift galten. Wie ein Don Juan, wie ein Lovelace verließ Graf Regensberg Berlin, und ſann ſchon auf alle möglichen Intriguen und Romane um Diane zur Scheidung zu bewegen, als dieſe ihm mit ihrer unerwarteten Erklärung entgegenkam. Er hatte Mühe ſeine Freude zu verbergen, leitete auf der Stelle die Scheidung ein, und reiſte ſchleunigſt nach Berlin zurück, angeblich um für Hellmuth etwas wirken zu können, doch ebenfalls um ſeine Roſe von Saron durch die Ausſicht auf die baldige Vermälung zu beſchwichtigen, und wo möglich den zukünftigen Schwiegerpapa zur vorläufigen Herausgabe einer brillanten Mitgift zu bewegen. Diane und Hellmuth, gute gedankenloſe Seelen, ohne Arg und ohne Hinterliſt, weinten faſt vor Dankbarkeit und Rührung, und gelobten ſich einander ein ganz überſchwengliches Glück zu bereiten und ſeliger als die Engel im Himmel zu leben.

So weit ging Alles vortrefflich. Aber der heimliche Scandal wurde ein öffentlicher, als Dianens Familie thörichter Weiſe Lärm anhub. Gräfin Adlercron verbot ihrer Tochter ohne Weiteres Hellmuth zu heirathen; und Gräfin Euſebie Sternfels, die einen Theil des Winters in Berlin zugebracht und ihres Schwagers Treiben beobachtet hatte, warf ihm vor, Diane abſichtlich in die Intrigue mit Hellmuth verwickelt — um das Recht zu haben, ſie wie eine Magd aus ſeinem Hauſe zu verſtoßen. Sie begehrte eine Rente für ihre Schweſter, damit dieſe anſtändig leben könne, und den Hellmuth nicht zu heirathen brauche. Graf Regensberg zuckte die Achſeln über Euſebiens Beſchuldigung, berief ſich auf den Ehecontrakt, in welchem kein

Scheidungsfall bedacht war, ihren Forderungen gegenüber, und verſicherte, daß er, der gekränkte Gatte, warlich höchſt großmüthig handle, indem er der treuloſen Frau und dem glücklichen Rival die Zukunft zu ſichern ſtrebe. Euſebie gerieth außer ſich über die Niederträchtigkeit ihres Schwagers und machte ihm die heftigſten Vorwürfe über ſeine eigene Intrigue mit der Jüdin. Er zuckte wie immer die Achſeln und fragte nach Beweiſen, die freilich Euſebie nicht — wol aber er gegen Diane hatte.

„Theuerſte Schwägerin, ſagte er gleißneriſch boshaft bei einer Zuſammenkunft, die ſie wegen dieſer Angelegenheit in Berlin hatten, es iſt ſehr edel und lobenswerth von Ihnen, daß Sie, Dianens Characterloſigkeit kennend, gleichſam als Vormund für ſie auftreten und Sich mit Verhältniſſen bekannt machen, welche Ihre zarte und tugendhafte Geſinnung grauſam verletzen müſſen; — jedoch beſchwöre ich Sie der Scheidung nicht nur nichts in den Weg zu legen, ſondern alle Anſprüche an mich fallen zu laſſen, und mir lieber bei der eiligen Betreibung behülflich zu ſein — damit die arme Diane nicht in die bittere Verlegenheit geſetzt werde .... als Amme ſich mit Hellmuth trauen zu laſſen.“

Es lag eine ſo kalte Bosheit in ſeinem Ton und Geſicht, daß Euſebie empört ausrief:

„Und wenn auch bettelarm und beſchimpft: ſo iſt es dennoch ein Glück für Diane von Ihnen erlöſt zu werden!“

„So beſchleunigen Sie es, theuerſte Schwägerin,“ bat Regensberg ſpöttiſch.

Es blieb auch freilich nichts Andres übrig. Nur war die Sache ſo öffentlich, und durch die gegenſeitige Erbitterung beider Parteien, welche es nicht an ärgerlichen Geſchichten fehlen ließen, ſo ſcandalös geworden, daß ein förmliches Zetergeſchrei vier Wochen lang währte, welches dann in dumpfes Murren unterging, dann in Pauſen wieder anhub, und endlich ganz verhallte, als der allgemeinen Neugier und Klatſchwuth neue Opfer gebracht wurden.

Renata fiel aus dem Himmel ihrer hohen Liebe auf die platte und gemeine Erde, als die ſonſt ſpärlichen Briefe ihrer Mutter und Euſebiens jetzt faſt poſttäglich kamen, um ihr die genaueſten Nachrichten über Dianens Scheidung mitzutheilen. Diane ſelbſt hatte ihr nur einmal geſchrieben, und eine ſolche Fülle von Hoffnung auf Liebe und Glück ausgeſprochen, nebenbei Hellmuth mit ſo idealiſchen Farben gemalt, daß Renata, welche Dianens traurige, und im Grunde zweckloſe, weil ihrer Eigenthümlichkeit heterogene Exiſtenz wohl kannte — kaum den Muth hatte gegen die Scheidung, und noch weniger gegen die zweite Heirath zu ſein. Sie ſuchte Gräfin Adlercron zu beſänftigen, welche nie wieder von der ungerathenen Tochter hören wollte, und ſchrieb an Diane ernſt und ermahnend, aber ohne Zorn. Als nun aber Euſebiens Briefe kamen, welche, durch ihren Unwillen auf Diane und ihre Erbitterung gegen Regensberg ſtimulirt, der Sache kein Mäntelchen umhing, und die Dinge bei ihrem wahren Namen nannte, und manchen Seitenblick in die Gemeinheit und Frevelhaftigkeit der Welt thun ließ: da entſetzte ſich Renata vor dem Abgrund in welchen Diane gefallen, und wiederum ſchrieb ſie ihr: fortan müßten ihre Wege ſich nicht begegnen. Das machte wenig Eindruck auf Diane, die ſich der Scheidung und der darauf folgenden Verbindung mit Hellmuth nahe ſah, weil Regensberg wirklich durch ſeine Verbindungen ihm eine Pfarre verſchafft hatte, zwar nicht auf dem Lande, aber als Nachmittagsprediger in einem kleinen pommerſchen Städtchen.

„Da kennt uns Niemand! jubelte Diane, da fangen wir unſer Leben an, ohne daß man uns nach der Vergangenheit fragt! und wenn ich nur recht glücklich werde, ſo wird ſich auch meine Familie allmälig mit mir verſöhnen, der ich ohnehin ſeit meiner unſeligen Heirath dermaßen entfremdet bin, daß ſie warlich nicht wiſſen kann, wie mir jetzt zu Muth iſt.“

Hellmuth ſtimmte in dieſen Jubel ein. Er, der blutarme Menſch, der ſich kümmerlich durch die harten Schul- und Univerſitätsjahre bis zum Wartegeldpoſten eines Hofmeiſters durchgearbeitet hatte, ſah ſich plötzlich bei noch nicht 30 Jahren durch den Zauberſtab der Liebesgöttin in das Eldorado jedes Hofmeiſters, in den Beſitz einer Pfarre und einer wunderhübſchen guten jungen Frau verſetzt. Gäbe es für zwei Eheleute nichts auf der Welt zu thun als ſich zu küſſen, und einander kleine beſcheidene Wünſche an den Augen abzuſehen: ſo wären Diane und Hellmuth unſtreitig die glückſeligſten geworden. Sie vermeinten nichts andres, vollzogen im Lauf des Sommers ihre Heirath, und gingen ihrem Beſtimmungsort zu.

Dieſe Begebenheit machte einen eben ſo heftigen als ſchmerzlichen Eindruck auf Renata. „Und all der Treubruch und Wortbruch, und all' die ſündhaft zerriſſenen und leichtſinnig geknüpften Bande, und all dies Ärgerniß vor den Menſchen und Schuld vor Gott — geſchieht im Namen der Liebe!“

ſprach ſie mit bitterer Trauer. „Herabgewürdigt, mißbraucht, entweiht, in den Staub getreten wird ſie, die Königin der Seele! Nein! das will ich nicht .... ich nicht, er nicht! und iſt denn das unmöglich? ja, iſt es nur ſchwer?“ — — Aber je ernſter Renata wurde, um deſto ernſter wurde auch ihre Liebe.

Sie kam nach Iſchl, einen Tag vor Emmerichs und ſeiner Eltern Ankunft. Sie hatte ihre alte Wohnung, und erfuhr, daß Emmerich das gegenüber liegende Haus genommen. Dieſer Tag war vielleicht der glücklichſte ihres Lebens; ſie erwartete in freudiger klarer Zuverſicht, ohne in heißer Unruh qualvoll zu warten. Sie wußte daß er kommen, daß die Sonne nicht untergehen würde bevor ſie ihn geſehen. Sie ruhte in dieſer Gewißheit, wie auf leichten Wolken, die ſie über der Erde hielten.

„Mein Gott! wie unbegreiflich ſchön iſt Iſchl!“ ſagte ſie ein Paarmal ganz hingeriſſen, als ſie gegen Abend mit Egon ſpazieren fuhr.

„Es freut mich recht, daß Du es auch findeſt, entgegnete Egon, denn ich habe beſchloſſen jeden Sommer drei Monat hier zuzubringen. Ich kenne keinen Ort, der mir beſſer gefiele, und glaube wirklich, daß mir nicht einmal in Ebernbach die Luft ſo zuträglich iſt.“

Als ſie heimkehrten ſtand Emmerich in ſeiner Hausthür, ſpähend ob ſie denn noch immer nicht kämen.

„Grüß Sie Gott, Gräfin! Grüß Sie Gott!“ rief er, ſein kleines ſteyriſches Hütchen ſchwenkend, das er in Iſchl zu tragen pflegte, und ſprang an die Kaleſche um ihr beim Ausſteigen behülflich zu ſein. „Da bin ich wieder, Ihr unterthänigſter Sclav!“ — Er ſprach in dem allerheiterſten Ton, doch der feuchte Glanz ſeines Auges verrieth eine tiefere Bewegung. „Haben Sie denn gar kein gutes Wort für mich?“ fragte er, weil ſie ſchwieg in der Furcht durch ihre bebende Stimme zuviel zu ſagen.

„Nein! wozu? ſprach ſie endlich mühſam gefaßt und ſcheinbar heiter wie er; — Sie wiſſen ja, daß ich nicht von vielen Worten bin“

So, ſchwebend, ſcherzend, aber mit ſehr ernſten Herzen, ſahen ſie ſich wieder. In Emmerich war während dieſes Jahrs ein Entſchluß gereift. Da er ſie in keinem Augenblick hatte vergeſſen können, da ſie ſich immer tiefer ſeiner Erinnerung bemächtigte und immer ſtärker ſeine Innerlichkeit beherrſchte: ſo wollte er die äußerlichen Ereigniſſe zwingen ihm das höchſte Glück zu gewähren. Nur aber nicht heimlich, nicht verbotener, diebiſcher Weiſe!

Liebte Renata ihn wirklich ſo, wie er es zu hoffen wagte, ſo fühlte er ſich nicht blos kräftig, ſondern auch geduldig genug ſie dem Schickſal abzuverlangen. Seine Eltern hatten ſehr gewünſcht im Lauf des Winters ihn zu verheirathen. Auch jetzt waren einige junge Mädchen in Iſchl, die ſie gern zu Schwiegertöchtern gehabt. Doch Emmerich wies ſtandhaft jede Andeutung der Art zurück. Er beſchäftigte ſich nur mit Renata, aber auf eine ſo ungezwungene Weiſe, mit ſo ruhig behaupteter Überzeugung, daß nur ihr ſeine Huldigung gehören könne, als ob er die ganze Welt ebenfalls davon überzeugen wolle. Er ſah Renata täglich, faſt zu allen Stunden; die beſſere Geſundheit ſeines Vaters geſtattete ihm mehr Freiheit. Jedoch nie ließ er ſich zu einem Wort oder einer Handlung hinreißen, durch welche ſie hätte verſchüchtert oder aus ihrem ruhigen Vertrauen aufgeſcheucht werden dürfen. Er ging anders mit ihr um, als er es ſonſt mit Frauen, hingeriſſen von ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaftlichkeit, gethan. Hier war es keine Leidenſchaftlichkeit mehr, ſondern Leidenſchaft, und dieſe um ſo ſtummer, als ſie unüberwindlicher war. Er brauchte ſie nicht auszuſprechen, denn ſein ganzes Leben lag vor ihm, um ſie zu beweiſen und zu bewähren. In dieſer flammenden Atmoſphäre ſtand

Renata, wie unter dem glühendblauen, ſonnendurchfunkelten, tropiſchen Himmel. Da keine Wolken am Horizont aufzogen, kein Wetterleuchten die Schwüle kund gab, kein Donnerſchlag den ſüßen Frieden verſcheuchte: ſo acclimatiſirte ſie ſich in dieſer wundervollen Temperatur, und blühete ſchöner darin auf, als es bisher unter dem kargen, froſtigen Himmel ihres Lebens möglich geweſen war. Sie wurde ſogar ſchön, glanzvoll das Auge, triumphirend die Stirn, fein und graziös der Ausdruck des Mundes. Mit dem grauen Schleier, den das Schickſal von ihrer Exiſtenz wegnahm, ſchien ein ähnlicher von ihren Zügen herabzuſinken, und dieſe in einer bis dahin ungeahnten Friſche und Anmuth zu zeigen. Sie ſah viel Geſellſchaft bei Emmerichs Eltern, welche in dieſem Jahr die ganze haute volée bei ſich verſammelten. Sie wurde weltvertraut und ſalongewandt, ſoweit es die freie ſtolze Seele zuließ, die nie an der Form haften blieb, d. h. ſie ſpielte nie Comödie, drapirte ſich nie als zärtliche Gattin, nie als rührendes Opfer, nie als Verfechterin der Tugend; zuckte nie die Achſeln über das Verderben der ſittenloſen Welt unſrer Tage, fühlte ſich nie berufen den Leuten erbauliche Phraſen einzuimpfen, und verübte nie die geringſte von den tauſend kleinen Niedrigkeiten, welche die meiſten Menſchen mit gutem Gewiſſen, ſo zu ſagen, vollführen, um ſich zu erheben und andre in den Staub zu drücken.

Dafür fand man denn, daß die Kur, welche der Graf Dobenegg gebraucht, die Gräfin auf eine bewundernswerthe Weiſe degourdirt habe. In der vorigen Saiſon ſei ſie „ein Bild ohne Gnad'“ — wie der gebräuchliche und äußerſt bezeichnende Ausdruck iſt — geweſen, doch jetzt habe, wahrſcheinlich um eines Gerechten willen, die Welt vor ihr Gnade gefunden.

Doctor Weinhold erhielt in Iſchl aus ſeiner Heimath die Aufforderung an einem großen Spital eine Stelle zu übernehmen. Dies war ein ganz andrer Wirkungskreis als der zu Ebernbach, und mit Freuden nahm er den Vorſchlag an. Renata bot ihm zwar an, ſeine Beſoldung höher zu ſtellen, als er ſie bei der angetragenen Stelle zu erwarten habe; fand es jedoch ganz natürlich, daß er den Platz vorziehe, der ſeiner Thätigkeit den größten Spielraum gönne, und berieth ſich hauptſächlich nur mit ihm, um einen tüchtigen und geſchickten Nachfolger zu ermitteln. Sie hatte inzwiſchen den berühmteſten Wiener Arzt in Iſchl kennen gelernt, und als ſie auch ihn zu Rath zog, machte er ihr den Vorſchlag, im Herbſt ſtatt nach Ebernbach —

nach Wien zu gehen. Er würde alsdann Egon behandeln, ſeine Natur und ſein Leiden kennen lernen, vielleicht im Stande ſein ihm wo nicht zu helfen, doch zu nützen, und in jedem Fall bis zum nächſten Frühling Jemand ermitteln, den er ihr mit Fug und Recht als einen würdigen Nachfolger des Doctor Weinhold empfehlen dürfe. Es blieb ihr nichts übrig als darauf einzugehen. Weinholds Entfernung kam zu plötzlich, als daß man ſchon vorläufig an einen andern Hausarzt hätte denken können. Renata ſchrieb zwar wieder nach Frankfurt an Frau von Werden; erhielt aber die Antwort: die Weinholds wären dort ebenſo ſelten wie anderswo, und ſie, die Schweſter, ſei ganz entſchieden für einen Winteraufenthalt in Wien, unter Aufſicht und Leitung der berühmteſten Ärzte, was doch eine große Beruhigung ſei. Egon ſelbſt, der immerfort hörte Wien und abermals Wien, und der aus Mangel an eigenem Wunſch und Willen, gewöhnlich den ſeiner Umgebung blindlings annahm — erklärte ſich ebenfalls mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Lebhaftigkeit für Wien, allerdings erſt nachdem Renata ſich dafür entſchieden hatte. Denn obwol ſie ihm unter vier Augen ſtets die unſchuldige Freude machte, ihm den Schein des letzten Entſchluſſes zu gönnen: ſo trieb ſie doch nie vor der Welt dies Gaukelſpiel, das doch in manchen Ehen, wo der Mann noch lange kein Egon, ſehr gebräuchlich iſt, und wo die Frau ſich ſcheinbar zu etwas zwingen läßt, was ſie zu thun vor Begier brennt, und heimlich eingeleitet hat. Renata ſagte gelaſſen:

„Ich hab' es ſchwer: auf mich fällt alle Verantwortung. Ich muß entſcheiden für Egon und mich."

Aber ſie ſagte das ohne Klage und ohne falſche Demuth, ganz wie etwas, das die Verhältniſſe erheiſchten.

Sie fühlte ſich ſehr glücklich durch die Ausſicht auf den Winter. Ohne Emmerich gefragt zu haben, war ſie überzeugt, daß er gewiß einen Theil desſelben gleichfalls in Wien zubringen würde. Sie hatte in Iſchl eine Menge Wiener kennen gelernt, die ihr alle einen höchſt angenehmen Aufenthalt verſprachen. Sie war ſo leichten und glücklichen Herzens, daß ſie aufrichtige Freude an muntrer Geſelligkeit hatte. Es war ihr etwas Neues und durch ihre perſönlichen Gaben etwas Leichtes. — Die einzige Perſon, die nicht mit dieſer Einrichtung zufrieden war, war Emmerichs Mutter. Er wird nie heirathen ſo lange er dies Attachement hat, ſprach ſie höchſt mißvergnügt zu ſich ſelbſt; allein wie iſt es zu hintertreiben .... zu löſen? —

Sie wußte es nicht. In ihrer mütterlichen Sorge ſiel ihr nichts Andres ein, als das Allerungeſchickteſte, nämlich ihren Sohn auf jedes junge Mädchen aufmerkſam zu machen, wie auf eine Grazie und Muſe, das nur halbwegs leidlich ausſah.

„Es wundert mich recht, Mama, ſagte Emmerich eines Tages tödtlich gelangweilt, aber gezwungen ſcherzend, daß Du in Deiner Gemäldegallerie von Iſchler Schönheiten grade zwei vergeſſen haſt, die unſtreitig zuerſt dahin gehören.“

Sie ſah ihn mit großen Augen erwartungsvoll an, während er kaltblütig fortfuhr:

„Das Beverl aus dem Zillerthal mein' ich, das da unten Handſchuh verkauft, und Fräulein Gumpelheimer aus Prag, die reizende Jüdin, die pikante Jeſſica ....“

„Die ich nicht kenne!“ unterbrach ihn trocken die Mama.

Das iſt warlich Schade! keine unſrer Damen iſt ſchöner, und nur das Beverl macht ihr die Palme des Sieges ſtreitig .... freilich in andrer Art, denn das Beverl ſieht aus wie ein Kirchenengel“ .... —

„Emmerich, gieb Dir doch keine unnütze Mühe, ich bitt' Dich! Jetzt willſt Du mir weiß machen die kleine Tirolerin hätte Dirs angethan, und noch eben, heute früh, hat ſie mir geklagt, daß

Du ihr nie ein einziges Paar Handſchuh abgekauft haſt.“

„Weil ſie nichts taugen, entgegnete er mit großer Seelenruhe. Übrigens geſteh ich gern, daß ich weder ans Veverl noch an die Jeſſica mein Herz verloren habe. Nur wollt' ich Dir beweiſen, daß ich meinerſeits wol hübſche Geſichter in Iſchl zu finden weiß.“

„Fi donc! eine Jüdin! ſagte ſie wegwerfend, und dann mit einiger Schadenfreude weil ſie geärgert war: Eine Jüdin! .... das iſt ja faſt ſo arg wie eine Ketzerin.“

„Ich dächte nicht, daß ein wenig Heidenthum die Schönheit beeinträchtigte, erwiderte Emmerich ohne auf die Ketzerei einzugehen; das hab ich in Italien an den Venus- und Pſyche-Geſtalten der alten blinden Heiden geſehen.“

Ah bah! rief ſie ungeduldig. Ich ſpreche nicht von Marmorfiguren, ſondern von lebenden Frauenzimmern, und zwar von ſolchen, Emmerich, zwiſchen denen ich eine Schwiegertochter finden könnte; folglich müſſen da Zillerthalerinnen ſo gut wie Ketzerinnen aus dem Spiel bleiben.“

Emmerich wurde todtenbleich, ſeine Lippen zitterten und ſeine Augen blitzten, aber ſchnell gefaßt ſagte er ganz ruhig: „Mama! ich weiß Ketzerinnen … oder um deutlicher zu reden: ich weiß eine Ketzerin, die wird gradeswegs in den Himmel kommen, während Tauſende von Rechtgläubigen tauſend Jahr am Paradieſespförtlein um Einlaß betteln dürfen.“

„Davor mögen uns die lieben Heiligen bewahren!“ rief die Mutter ſehr entrüſtet.

„Ja, Mutter! das iſt mein unwiderruflicher Glaube,“ bekräftigte er.

„Alſo iſt es ſchon ſo weit! jammerte ſie; zum Ketzer hat ſie Dich alſo ſchon gemacht, zum Irr- und Unglauben Dich verführt!“

„Sprichſt Du denn wirklich von … Gräfin Dobenegg?“ fragte er langſam.

„Von wem ſonſt!“ klagte ſie.

„Nun, liebe Mutter, dann beruhige Dich! Ein Irr- oder Ungläubiger mag ich ehedem geweſen ſein und Dir in dieſem Punkt Beſorgniſſe gemacht haben. Doch jetzt laß ſie fahren, ich bitte Dich! denn jetzt glaub' ich an ſie, wie an meine Schutzpatronin und heilige Fürbitterin.“

Und ehe die entſetzte Mutter Worte fand, hatte Emmerich ihre Hand geküßt und das Zimmer verlaſſen. Sie ſchlich niedergebeugt zu ihrem Gatten und jammerte wie das werden ſolle mit Emmerich! nicht nur daß Renata ihn von jedem Gedanken an eine Heirath zurückhalte: ſo ſuche ſie auch noch ihn zum Lutherthume herüber zu ziehen. Worauf der alte Herr ganz gefaßt erwiderte:

„Was das Erſte betrifft, ſo muß man der Sache ihren Verlauf laſſen. Gegen eine Paſſion richten Ermahnungen nichts aus, ſind wie Waſſertropfen auf einem heißen Eiſen, im Nu ſpurlos verſchwunden, nur durch ein fatales ziſchendes Geräuſch bemerkbar. Zorn iſt nun gar vom Uebel, reißt in ſolchem Fall immer zum Widerſtand. Laß den Emmerich! ſekkir' ihn nicht. Und was Deine Angſt vor dem Lutherthume betrifft, ſo machſt Du mich lachen! Für Thorheiten und Tollheiten iſt bei einem jungen Mann nie einzuſtehen; die paſſiren Jedem, und er iſt drum nicht ſchlimmer, wenn auch die Mamas ein wenig die Köpfe ſchütteln. Nur aber Dummheiten zu machen, die das ganze Leben ruiniren — da leg' ich meine Hand für den Emmerich ins Feuer! die begeht er nicht. Ein Abtrünniger vom Glauben der Väter wird er nicht, und darauf legt's die Frau auch nicht an. Ich mögt' eher glauben, daß ſie überginge in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche."

Mit wahrem Entzücken und mit urplötzlicher Beruhigung wurde dieſe flüchtige Äußerung, die der Vater im tiefen Vertrauen auf Emmerichs Geſinnung machte, von der Mutter aufgenommen. Vielleicht konnte dieſe Liebe Renata's Seelenheil bewirken! Sie beſchloß fortan Emmerich nicht mehr mit ihren verſteckt ſeinſollenden Redensarten zu necken, ſondern ihn höchſtens dann und wann aufmerkſam zu machen auf das heilige Werk zu dem er berufen ſei.

Inzwiſchen hatte er keine Ahnungen von den frommen Hoffnungen ſeiner Mutter, und hätte er: ſo würde er mitleidig gelächelt haben. Bekehren zum Glauben und zur Liebe? ja, das iſt die Miſſion der Liebe. Bekehren zu irgend einer Confeſſion — das iſt die Sache der Geiſtlichen, denen ihre verſchiedenen Kirchen am Herzen liegen. Dies war ſeine Ueberzeugung. Da es ihm zur lieben und unerläßlichen Gewohnheit geworden war, alle Zuſtände und Angelegenheiten des innern wie des äußern Lebens mit Renata zu beſprechen, ſo kam denn auch die Verſchiedenheit der Confeſſionen an die Reihe.

„Ich glaube an keinen ehrlichen Übertritt,“ ſagte Renata.

„Sie ſprechen apodiktiſch!“ rief Emmerich.

„Ich glaube nun einmal nicht daran! wiederholte ſie. Wer geduldig iſt und feſt zum Himmel aufſchaut, dem wird die Gnade Gottes begegnen, und das iſt das alleinzige was wir von der Religion zu erſehnen und zu erlangen haben, und was wir in jeder Confeſſion finden können. Doch der, deſſen Blick zwiſchen Himmel und Erde herumſchwankt, der mit einem Aug' zu ihm auf- und mit dem andern zu ihr herablinzelt: der wird auch von einer Confeſſion in die andre ſchwanken können, und in keiner Befriedigung finden; denn die liegt nicht in der Form, ſondern im Weſen, und das Weſen liegt in Gott.“

„Ihre Reden klingen wie die der alten Myſtiker, ſo dunkel und doch ſo klar, ſagte Emmerich nachdenklich; und als ſie ihn neckend und lächelnd anſah: Ja ja! dunkel und klar, wie die ſternendurchwebte Nacht ... oder wie ... Ihr Auge.“

Das iſt die Eigenthümlichkeit der Liebe: von dem Flug durch die Welten, von der Forſchung durch die Zeiten, von der Beſchäftigung mit den fremdartigſten Dingen, kehrt ſie ſich urplötzlich und ganz von ſelbſt zur Betrachtung des geliebten Gegenſtandes hin.

„Dunkel, apodiktiſch, klar! — wie wollen Sie Zuſammenhang in dieſe verſchiedenen Behauptungen bringen!“ rief Renata.

„Ich? fragte Emmerich; nein, Gräfin, ich würde das gewiß nicht können, aber Sie verſtehen es, denn Sie thun Mirakel.“

„O mein lieber Graf! ſagte Renata, ich bin eine Frau: folglich laſſe ich mir mit großem Wohlbehagen eine anſehnliche Menge der allerſchönſten Complimente gefallen; nur aber jetzt werden Sie zu hyperboliſch.“

„Iſt denn das kein Mirakel bei einem ſo einfachen Menſchen wie ich bin?“ fragte Emmerich.

So verkehrten ſie mit einander. Es war der feinſte, der graziöſeſte Umgang, der je zwiſchen einem Mann und einer Frau ſtatt gefunden haben mag. Mit der Kraft, die nur aus einer phönixſeltnen Liebe entſpringt, zerdrückte Emmerich jeden Wunſch, jede Sehnſucht, jedes Verlangen, die ihm wie Meeresflut durch die Seele gingen. Wenigſtens that er es Renaten gegenüber, weil ihm immer ein guter Geiſt zuflüſterte: Jetzt nicht! o warte noch! du verlierſt ſie! — Aber von Tag zu Tag fühlte er deutlicher, daß dieſe immer zurückgedrängten Fluten denn doch einmal in brauſenden Wellen den Damm überſtürzen würden. Da faßte er ſein Herz mit beiden Händen zuſammen, und ſagte eines Tages zu Renata, er müſſe in Geſchäften nach Wien und werde, wenn es ihr recht ſei, nebenbei eine Wohnung für ſie beſorgen. Sie nahm es dankbar an, und er verließ Iſchl auf acht Tage. Aber aus dieſen acht Tagen wurden allmälig vierzehn, ohne daß er wiederkam, und ohne daß er ſchrieb.

Renata verging faſt in tödtlicher Angſt, die um ſo nagender war, je weniger ſie ſich ausſprechen durfte; denn Emmerichs Vater ſagte einmal mit der größten Seelenruhe:

„Mein Sohn ſchreibt faſt nie; in drei Monaten bekommt man höchſtens einen Brief von ihm. Das iſt ſo ſeine Gewohnheit.“

Und die Mutter blieb auch vollkommen gelaſſen, weil ſie dachte: wo Emmerich auch ſein möge, nirgends drohe ihm größere Gefahr als bei Renaten. Weil dieſe gar nicht wußte was ſie denken ſollte, ſo verfiel ſie auf Unſinn, z. B. Emmerich könnte eine Frau entführt haben, oder ins Kloſter gegangen ſein, oder ſonſt etwas Extraordinaires, wofür es noch gar kein Beiſpiel auf der Welt gebe, unternommen haben. In ſolchem Fall wo die Gedanken nicht ausreichen, nimmt man die Phantaſie zu Hülfe, deren Eigenthümlichkeit es iſt das Abentheuerlichſte auszubrüten, weil die Wirklichkeit ihr Reich nicht iſt.

Am Tage vor der Abreiſe ſeiner Eltern war Emmerich plötzlich wieder da um ſie zu begleiten, und erzählte eine lange und bewegliche Geſchichte von einem Freunde, den er leidend in Wien getroffen, und bis Peſth gebracht habe. Dieſer Freund war aber Niemand als er ſelbſt — was er jedoch verſchwieg. Renata ſagte als ſie ihn überraſcht vor ſich ſah:

„Hören Sie! wenn Sie künftig für todt oder begraben oder verſchwunden gelten wollen, ſo ſagen Sie es vorher, oder ſchreiben Sie es. Dieſe Ungewißheit iſt eine Marter.“

„Für wen denn?“ fragte Emmerich zagend.

„O für mich! ſprach ſie entſchloſſen; ich kann nicht Komödie mit Ihnen und mit mir ſpielen. Ja, für mich!“

„Renata, ſeufzte Emmerich, mit zwei Worten machen Sie mein Opfer von zwei ewigſchweren Wochen nutzlos.“

„Alſo darum?“ ſagte ſie erblaſſend und warf mit troſtloſer Bewegung die Hände vor's Geſicht.

„Warum betrübt Sie das ſo ſehr?“ fragte er und zog ſanft ihre Hände herab um ihr in's Auge zu ſehen.

„Weil ich unglücklich bin, ſobald Ihnen das Leben mit mir eine Laſt iſt,“ antwortete ſie ohne ſich zu beſinnen, und ſah ihn feſt an.

„Eine Laſt iſt es nicht, Renata; aber wol ein Schmerz, und ein Schmerz .... den Sie theilen, den Sie verſtehen werden — vielleicht jetzt noch nicht, aber bald.“

„O ſo laſſen Sie mich jetzt noch glücklich ſein, recht herzensglücklich, weil Sie wieder da ſind!" rief ſie.

„Gern, mein Engel! o wie gern! mögten Sie ewig glücklich ſein!" ſagte Emmerich bewegt, und legte ihre Hände ſo lange auf ſeine Lippen, bis ſie erröthend und haſtig ſie fortzog. —

„Daß ich nur immer wiſſen möge wo er iſt und wie es ihm geht, wenn ich ihn nicht immer ſehen kann: ſo will ich zufrieden ſein und nichts weiter begehren, mein Gott!" betete Renata in nächtlicher Einſamkeit. Aber nicht nach den Wünſchen, ſondern nach den Kräften der Menſchen, richtet Gott ſeine Schickungen ein.

Noch waren ſie lieblich für Renata. Sie kam nach Wien; ſie fand eine bequeme Wohnung in der Leopoldſtadt vor, dem Prater nah — wie ſie es Egons wegen gewünſcht, und wie Emmerich es ihr ſorglich eingerichtet hatte. Emmerichs Mutter führte ſie in der Geſellſchaft ein; die Bekannten aus Iſchl ſuchten ſie auf. Sie hätte ganz und glänzend in der Welt leben können, allein ſie that es nur grade genug um nicht durch einſiedleriſche Neigungen aufzufallen. Weder mied noch ſuchte ſie Geſellſchaft. Muſik trieb ſie eifrig. Neben Egon ſitzend las oder arbeitete ſie nach gewohnter Weiſe, fuhr mit ihm ein Paar Stunden täglich ſpazieren und ging in Soireen, wenn er zu Bett; ins Schauſpiel ſelten, auf Bälle nie. Sie blieb bei ihren ruhigen Gewohnheiten, die ihr den Kopf klar, und das Herz unzerſtreut ließen. Zuweilen ſehnte ſie ſich heftig nach Ebernbach und ihrer größeren Thätigkeit. Sie ſuchte freilich dort ihre Abweſenheit durch Briefe zu erſetzen, fühlte aber wol deren Unzulänglichkeit, und kam ſich in jeder Weiſe ängſtlich beſchränkt vor — von der kleineren ſtädtiſchen Wohnung an, bis zu dem dürftigen Stückchen Himmel hinauf, der über den Dächern zu erſpähen war; von dem Mangel an ſchaffender und lebendiger Thätigkeit, wie durch die täglichen Praterfahrten. Wenn Emmerich in Wien war, ſo machte ſeine Anweſenheit ihr mit dem himmliſchen Vorrecht der Liebe die Tage leicht und roſenfarben. Aber er begleitete die Eltern nach Peſth, er beſuchte ſie, es vergingen dann Wochen in denen ſie ihn nicht ſah; dann wurde ihr die Enge ihrer Exiſtenz, an der Seite eines Menſchen mit dem geiſtigen Horizont eines Kindes, fürchterlich ſchwer; gleichſam erſtickend, und ſie empfing dann den rückkehrenden Emmerich wie einen Erlöſer. Die Aerzte gaben ihr redlich genug nicht die mindeſte Hoffnung zu irgend einer Beſſerung in Egons Zuſtand, nachdem ſie ihn ein Paar Monate beobachtet hatten;

riethen ihr jedoch, jetzt, im Winter, ruhig mit ihm in Wien bleiben, im Frühling nach Ebernbach zurückzugehen, und ihn künftig dort unter ärztlicher Aufſicht leben und gewähren zu laſſen, ohne ferner Brunnen- Bäder- oder ſonſtige Kuren mit ihm zu verſuchen. Dann könne er ein hohes und friedliches Alter erreichen, wohingegen jede Kur ihm mehr oder minder ſchädlich ſei, indem ſie ſeine ſchwache Natur erſt überreize und dann erſchöpfe. Obgleich Renata wol nie auf einen durchgreifenden Erfolg gerechnet, ſo hatte ſie doch aus Weinholds Anſichten einige Hoffnung und mithin auch einigen Muth geſchöpft; denn ſo lange man etwas thun und verſuchen kann, iſt man in einer gewiſſen Spannung, die ſich durch wohlthätige Regſamkeit äußert. Fehlt die, ſo kommt es leicht dahin, daß die beſten Kräfte brach liegen bleiben. Dieſe Entſcheidung klang ihr wie ein Urtheil, das ſie für immer zu einer Danaidenarbeit verdammte, verbunden mit der Tantalusqual Emmerich nicht wieder zu ſehen und es ewig zu wünſchen.

Iſt das nicht zu viel für eine und dieſelbe Kreatur, mein Herr und Gott? fragte ſie im ſtummen, ächzenden Gebet. Und der Geiſt, zu dem ſie emporſtrebte mit ihren Schmerzen, antwortete ihr vernehmlich: Nicht zu viel für dich, meine

Tochter! — Aber ſie verhüllte ihr Antlitz und jammerte: Zu viel! o Gott, zu viel! — — —

„Jeſus Maria! wie ſehen Sie aus!“ rief Emmerich, als er ſpäter zu ihr kam. Der volle Sturm einer ſtarken und vehementen Natur war zum erſten Mal in ſeiner ganzen Gewalt vernichtend, wie es für eine ſolche nicht anders ſein kann, in ihr ausgebrochen. „Wie von den Todten erſtanden ſehen Sie aus.“

„Ich dächte eher wie eine Begrabene, ſagte ſie, denn mir iſt zu Muth als thue ſich die Gruft auf, mir .... bei lebendigem Leibe; — als ſtände ich an Dante's Höllenpforte, über der ich leſe: Lascia ogni speranza. Denn ſo ſtehen jetzt unwiderruflich die Sachen.“ Und ſie theilte ihm das Reſultat der letzten ärztlichen Conſultation mit.

Emmerich hörte ihr theilnehmend, aber gelaſſen zu.

„Es konnte nicht anders kommen, entgegnete er darauf. Eine ſo unvollſtändige Organiſation ergänzt die menſchliche Hülfe nicht. Ich hab' es dem Weinhold ſchon vor anderthalb Jahren, bei Ihrem erſten Aufenthalt in Iſchl geſagt. Sie haben nun das Ihre gethan.“

„O, könnt' ich mehr thun!“ rief ſie in Thränen.

„Für Egon nichts! es iſt Alles! Alles! und aber Alles! umſonſt. Das halten Sie feſt.“

„Wollen Sie mir dieſe Gewißheit wie mit langſamen Hammerſchlägen in die Seele prägen?“

„Ja, Renata, davon müſſen Sie Sich zuerſt überzeugen, um hernach Sich entſchließen zu können.“

„Wozu?“ fragte ſie befremdet und ſah ihn ſtarr an.

Er antwortete nicht darauf, ſondern fragte ſeinerſeits:

„Renata, wiſſen Sie noch daß ich damals in Iſchl, bei unſerm erſten Abſchied, überwältigt von Schmerz und Freude, zu Ihnen ſprach: ich liebe Dich?“

„Ja,“ entgegnete ſie mit tiefem Ernſt.

„Was ich Einmal geſagt, aus tiefſter Überzeugung geſchöpft und bekräftigt habe: das, und wenn ich's auch nimmer wiederhole, iſt ſo gut als hätte ich es tauſendmal geſagt. Glauben Sie das von mir?“

„Ja.“

„Damals erwiderten Sie mir im Schreck, im Zorn, im Widerwillen, was weiß ich! — „ich will Niemand lieben, auch Sie nicht.“ Damals hatten Sie ganz Recht! was ich Ihnen auch ſagen mogte, dennoch wähnte ich in Ihnen auf einem Punkt die Schwäche des Weibes zu finden. Seitdem hab' ich Sie in jeder Stunde meines Lebens ſo feſt und nah vor Augen und in der Seele gehalten, beobachtet, zergliedert, daß Sie Sich in Atome hätten auflöſen müſſen, wenn nicht in Ihnen, wie in der Sonne, ein Kern wäre, der feſter, reiner, mächtiger als meine Zerſetzungskünſte, Ihr Weſen zu einem Prachtgebilde in Gottes Schöpfung macht. Da hab' ich gelernt Sie übermenſchlich zu lieben! .... verzeihen Sie das ſtolze Wort! ich meine nur: anders als man Frauen zu lieben pflegt. Glauben Sie das?"

„Ja."

„Und iſt Ihr Wort von damals jetzt noch wahr?"

„Nein. Ich liebe Sie. Niemand wollt' ich lieben und Niemand werd' ich lieben! .... aber bei Ihnen reichte der Wille nicht aus .... oder ich wendete ihn nicht an. Genug, ich liebe Sie, und wenn ich das ſage, ſo geſchieht das nur um Ihrer Frage zu genügen, nicht um Ihnen etwas Überraſchendes zu geſtehen."

„Geben Sie mir Ihre Hand, Renata!" — und als ſie es that, fuhr er fort: „Willſt Du mein ſein, ganz und aufrichtig?"

„Ich lüge nie, Emmerich, nicht durch Wort noch That."

„O mein Engel! rief er und ſchloß ſie in ſeine Arme, jetzt iſt der rechte Augenblick gekommen, wo die Erkenntniß Deiner Beſtimmung Dir entgegentritt. Die iſt nicht an der Seite des greiſenhaften Kindes, das Dein Leben verzehrt ohne es zu genießen, ſondern an der meinen, des liebenden und geliebten Mannes. Wie ein Engel mit zuſammengefalteten Flügeln, biſt Du mühſelig und beladen bisjetzt durch die Pein und Beſchwerde des Erdenlebens gepilgert, und haſt nichts üben können von all' Deinen himmliſchen Gaben, als Geduld und Reſignation. Jetzt entfalte die Schwingen, fliege höher auf, meine Renata, über die Ängſte des Lebens hinauf in die Regionen des Glücks! .... nicht *des* Glücks, wie die Welt es verſteht, geſchminkt roſenfarben, oberflächlich vergoldet, ohne Schmerz und ohne Herz. Nein, Renata, das biete ich Dir nicht an! ſondern ein Glück, wie es zwiſchen zwei ernſten Menſchen ſtatt findet, ganz innerlich, die höchſten und feinſten Fähigkeiten entfaltend, und reich an Freude, an Leid — wie Gott will! aber reich, Renata, nicht dürftig, darbend, arm, bettelarm, wie wir jetzt leben! o nein! überreich." — Er hatte ſeine Hände über ihrem Haupt gefaltet, und drückte es ſanft an ſeine Bruſt. „Antworte mir doch!" bat er.

„Sprich weiter, Emmerich, entgegnete ſie, ich habe nie die Stimme eines ſeligen, liebesfreudigen

Menſchen gehört, und ſie klingt doch ganz göttlich ſchön .... Deine Stimme!“

„O Kind, Du weißt nichts von der Liebe, wenn Du ihr noch Worte geben willſt! flüſterte er. Das Schweigen iſt beredter, ſieh mich nur an.“

Langſam hob ſie den Kopf von ſeinem Buſen auf.

„Renata! rief er entſetzt, warum ſiehſt Du ſo fürchterlich traurig aus? Du erſchreckſt mich .... Du vernichteſt mich. Sprich! Du liebſt mich? ja? nun, mehr begehr' ich nicht!“

„Du begehrſt nicht, daß ich Egon Deinetwegen verlaſſe? fragte ſie tonlos; nicht, daß ich handle wie die arme Diane? nicht, daß ich meineidig werde vor Gott? nicht, daß ich feig von dem Platz entfliehe, den er mir angewieſen hat, weil ich, grade ich, ihn ausfüllen kann? Das Alles begehrſt Du nicht, Emmerich?“

„Ja! rief er im Ausbruch der Verzweiflung, das Alles begehr' ich! genau das! Nur aber biſt Du nicht treulos, nicht armſelig, nicht feig, wenn Du das thuſt: denn ein Band wie zwiſchen Dir und Egon iſt keins; hat nicht die Baſis der Gegenſeitigkeit, welche allein zwiſchen Menſchen gültiges Geſetz aufrecht halten kann: macht Dich zu ſeiner Wärterin, ſeinem Geſchäftsführer, ſeinem Secretär, ſeinem Geſpielen, nur nicht zu dem, was Du

Deiner irdiſchen und himmliſchen Beſtimmung gemäß ſein ſollſt und ſein kannſt: nicht zu ſeinem Weibe. Du frevelſt gegen Dich und gegen mich, wenn Du nicht zu dieſer Erkenntniß gelangſt, denn ich bin ohne Dich tauſendmal elender, als Egon es je werden kann.“

„Ich will mich darauf beſinnen, Emmerich, ſagte ſie ſanft; ich mögte gern das Rechte thun.“

„Das weiß ich, o meine Heilige! ſprach er aufgelöſt in Wehmuth; Du kannſt ſogar nicht anders als es thun. Deine Natur gleicht jenem reinen Kriſtall, der augenblicklich zerſpringt, wenn ein Tropfen Gift in ſeinen Kelch fällt. Unrecht iſt Gift für Dich. Aber Glück und Unrecht iſt nicht gleichbedeutend. Im Gegentheil! es geht und geht nun einmal nicht Hand in Hand. Dein Fall iſt ein ganz exceptioneller: — da giebt es kein Unrecht mehr, wo man außerhalb der Geſetze ſteht.“

„Sophiſt!“ ſagte ſie melancholiſch lächelnd.

„Widerlege mich,“ bat er.

„Nun denn: Verſucher! ſprach ſie mit unerhörter Schwermuth. Ich finde ja keine Gedanken, keine Worte um Dich zu widerlegen; aber, mein Emmerich, ich bin traurig .... o traurig bis in den Tod.“

Sie ging langſam durchs Zimmer, auf und ab.

Da fiel ihr Blick auf ein Buch; ſie ergriff und küßte es.

„Emmerich! rief ſie lebhaft, ich will Dir etwas vorleſen.“ Sie ſchlug das Buch auf.

Er ſetzte ſich ihr gegenüber und ſie las: „Und „der Teufel führete ihn mit ſich auf einen ſehr „hohen Berg, und zeigete ihm alle Reiche der Welt „und ihre Herrlichkeit, und ſprach zu ihm: Dies „Alles will ich Dir geben, ſo Du niederfälleſt und „mich anbeteſt. Da ſprach Jeſus zu ihm: Hebe „Dich weg von mir, Satan! denn es ſtehet geſchrieben: Du ſollſt anbeten Gott Deinen Herrn, „und ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teufel; und ſiehe, da traten die Engel zu ihm, und „dieneten ihm.“

Renata ſchloß die Bibel. Emmerich aber ſank zu ihren Füßen nieder, und rief:

„Dich hält der Himmel feſt, Renata, und er thut Recht daran. Wär' ich der Himmel . . . ich gäbe Dich auch nimmer heraus.“

Sie legte die Hand auf ſein Haupt und wiederholte:

„Siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm.“ Und in Emmerichs Seele flammte etwas auf, wie glühende Sehnſucht nach Gebet.

Da ſchmetterten plötzlich ein Paar ſcharfe Schellenzüge alle Qualen der Welt in dieſe Verklärung des Himmels hinein.

„O mein Gott! Egon iſt krank!“ rief Renata beſtürzt und flog aus dem Zimmer. Er war es wirklich geworden, und nicht mehr noch weniger als gewöhnlich; aber daß es in dieſem Augenblick grade geſchah, daß ſie aus dem Paradieſe, welches Emmerichs Liebe ihr erſchloß, hinunter mußte in ihr graues, finſtres Gefängniß, an's ſchauerliche Krankenbett eines Weſens, deſſen ſtumpfer Geiſt ahnungslos für ihre Martern blieb, während ſie ſich ſeinetwegen in Qualen, die er nicht verſtand, verzehrte: das erſchien ihr wie eine grauſame Ungerechtigkeit. Doch, wie immer, wich ſie nicht von ſeinem Lager, und um ſo weniger, da Weinhold ihr fehlte; konnte ſie auch weiter nichts thun, ſo wollte ſie doch die Diener nicht aus den Augen laſſen, und ſie durchwachte die Nacht neben Egon.

Das war eine Nacht! hatte ſie gedauert die Länge einer Nacht, oder einer Minute, oder eines Jahrhunderts — Renata wußte es nicht, als die trübe Winterſonne am ſpäten Morgen in's Fenſter ſchien .... ſo ganz hatte ſie die Zeit und das Zeitliche vergeſſen, und nur Emmerich, und in ſeiner Liebe die Ewigkeit geſehen. Sie war müde an Leib und Seele, zerknickt von Kämpfen und

Erſchütterungen. Sie ſtand auf um in ihr Zimmer, und wo möglich ſchlafen zu gehen. Als ſie nun langſam und leiſe der Thür zuging, fuhr Egon aus ſeiner Lethargie auf, und rief bewildert und angſtvoll.

„Renata! bitte, bitte, Renata! geh' nicht fort.“

Sein Ton war der eines Kindes, das darauf gerechnet hat die Mutter werde an ſeinem Bettchen ſitzen bleiben bis es eingeſchlafen iſt, weil es ſich in der einſamen Dunkelheit fürchtet, und das ſich ängſtigt die Mutter zu verlieren.

„Nein, lieber Egon, ich gehe nicht fort, ſagte ſie umkehrend, ich wollte mich nur .... bequemer kleiden. Es hat aber Zeit.“

„Nein, nein! es hat nicht Zeit! ſagte er eifrig; geh' denn .... aber komm' wieder .... ganz gewiß wieder.“

„Ganz gewiß wieder, lieber Egon,“ ſprach ſie ſanft.

„Gieb mir die Hand darauf, und ſage: bei Gott!“ bat er mit der vollen Zudringlichkeit eines Kindes.

„Bei Gott! lieber Egon!“ entgegnete ſie, und legte ihre ſchöne edle Hand in ſeine hagere, kalte, kindiſch unausgebildete.

„So! ſprach er beruhigt; Du haſt bei Gott! geſagt, nun mußt Du wiederkommen.“

O wol! wol! nun muß ich wiederkommen, nun kann ich nicht fort! flüſterte Renata vor ſich hin, als ſie in ihr Gemach ging. Was im Namen Gottes begonnen iſt, muß auch in ſeinem Namen durch- und zu Ende geführt werden. — In ihr Kabinet tretend, fand ſie auf ihrem Schreibtiſch einen großen Strauß von Kamelien. Sie liebte leidenſchaftlich dieſe ſchöne Blume, die vom Schmetterling die Zartheit, vom Edelſtein die Feſtigkeit, und von beiden den Schmelz hat. Emmerich hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerkſamkeiten. Er war dermaßen mit tiefſter Seele immer in den Tiefen der Seele, daß er für die Oberfläche keinen Blick hatte; — jedoch nicht aus Mangel, ſondern aus Übermaß an Theilnahme. Daher rührte es Renata doppelt, daß er grade jetzt, auf dem Höhepunkt der Leidenſchaft, an einen Blumenſtrauß hatte denken mögen. Sie betrachtete einzeln jede Kamelie mit zärtlichem Blick, berührte ſie ſchmeichelnd und koſend mit Lippen und Wangen, und vertändelte in ihrem Anſchauen eine lange Weile voll heimlichem Geplauder und ſtillem Dank für Emmerich. Doch als ſie die Augen von ihren Kleinodien aufſchlug, fielen ſie auf die Uhr, und ſie rief entſetzt und laut:

„Aber ich muß ja wiederkommen! .... Nun, ſo will ich denn auch!“

Sie ſchellte der Kammerfrau, kleidete ſich um, nahm entſchloſſen den Strauß, kehrte damit zu Egon zurück, wohl wiſſend welche Freude er an jeder Blume hatte, und gab ihn an Egon mit einem Gefühl, als lege ſie ihr gebrochenes Herz vor ihm hin. Und bewußtlos, wie das Opfer ihres Herzens nahm er auch das der Blumen an.

„Die ſind ſchön! tauſend Dank, Renata! die werden prächtig in meinem Herbarium ausſehen .... ganz lebendig! .... Ich werde ein beſondres für die Kamelien machen laſſen ... grüner Saffian-Einband meinſt Du nicht?“

Und er verfiel in den ſchweren Schlaf, der ſeinen Anfällen zu folgen pflegte, hielt jedoch den Strauß feſt in der Rechten. Renata ſah ihn kummervoll an und dachte bei ſich ſelbſt: Ja, ſo iſt es! genau wie dies Bild! .... die ſchönſten Blüten ſeines und meines Lebens zerdrückt Egon im Schlaf. — —

„Wie geht es, Renata?“ fragte Emmerich, als er ſpäter zu ihr kam.

„Schlecht!“ ſagte ſie beinah finſter.

Sie ſahen ſich an mit ſtummer Troſtloſigkeit, und gewahrten Beide andre Spuren als die einer durchwachten Nacht im Antlitz des Andern. Der Gram arbeitet mit ſchärferer Feile als die Schlafloſigkeit.

„Wollen wir einmal verſtändig mit einander reden, hub Emmerich an; ſo wie ehedem .... wie ſonſt; vielleicht wie wir vorgeſtern noch geredet haben. Aber zwiſchen vorgeſtern und heute liegt ich weiß nicht was für eine ungeheure Kluft, was für ein ungeheures Ereigniß .... ein Himmelsflug, eine Höllenfahrt, eine Viſion des Paradieſes, eine Walpurgisnacht! und im Grunde iſt's doch weiter nichts als geſtern. Das iſt doch ſeltſam bis zur Unbegreiflichkeit!“

„Und das iſt gar nicht verſtändig geredet!“ unterbrach ihn Renata.

„Das iſt wahr! rief er. Aber ſehen Sie: im Kopf geht es mir wie ein ſchwerer Pendel, auf und ab, und ab und auf. Ja? Nein! — Nein? Ja! — und das mit ſolcher Vehemenz, daß mir zu Zeiten ein dicker ſchwarzer Schleier über die Augen ſinkt, das Hirn zu wirbeln ſcheint, und ich taumelnd auf den Füßen ſtehe. Damit iſt es ſchwer verſtändig zu reden.“

„O, ich bin elend!“ brach Renata aus.

„Nicht ſo elend wie ich!“

„Mehr! denn ich zeige Ihnen mein Leid nicht, und Sie zeigen mir das Ihre bis in ſeinen Urtiefen.“

„Es ſoll Sie nicht elend machen, ſondern nur Ihr Mitleid wecken. Das Mitleid jedes andern

Menſchen würde ich mit ſtaunender Verachtung zu Boden fallen laſſen; doch Ihr Mitleid thut mir wohl, wie das eines höhern Geiſtes. Es deckt mein Herz mit Taubenflügeln zu, ſo lind, ſo warm, ſo weich. Man kommt weit mit Ihrem Mitleid, Renata, das ſehe ich bei Egon, und ich meine, Sie müſſen es dem lieben Gott ſelbſt abgelauſcht haben, in deſſen Barmherzigkeit der ſchwache Menſch ſich ſo gern verſenkt, weil er Alles von ihr zu hoffen hat. Wenn Sie recht klar erkennen wie elend ich bin, ſo wird Ihre Liebe mich begnadigen. Nur ſei es bald .... ich bin ſterbensmüde.“

„Martern Sie mich doch nicht! ſagte Renata beinah hart. Und ſprechen Sie nicht ſo gottesläſterlich! Das Leben iſt viel werth; die Liebe tauſendmal mehr; am meiſten denn aber doch, daß wir rechtſchaffene Menſchen bleiben, aber rechtſchaffen, bis in's Mark der Seele hinein. Verſtehen Sie das?“

„Ja, mein Engel!“ ſprach er ſanft, und allmälig legte ſich eine himmliſche Beruhigung auf ſein edles, zergrämtes Antlitz. „Dich verſtehe ich.“

„O Emmerich! fuhr ſie fort, und die Härte zerſchmolz und machte der tiefſten Begeiſterung Platz, daß ich Dich liebe hab' ich Dir geſagt; wie ich Dich liebe werd' ich Dir nie ſagen können, weil dafür noch keine Worte erfunden ſind. Doch ſei es ſo tief, ſo heiß, ſo gewaltig, wie es von Millionen nicht empfunden wird: dennoch werd' ich nie begreifen, daß wir um der Liebe willen miſerabel ſein müſſen! Handeln Andre ſo, ſo iſt es Irrthum, Schwäche, Unglück, ich bin nicht ihr Richter, ich kann ihnen nicht in den Herzen leſen: folglich gehen ſie mich nichts an. Aber da ich nun einmal einen andern Begriff von der Liebe habe, ſo kann ich nicht handeln wie Jene! laß uns doch verſuchen um der Liebe willen gut zu werden, beſſer als wir ſind .... und nicht ſchlechter — nicht ſo ſchwach, ſo muth- und troſtlos, ſo feig, ſo heftig. Willſt Du, Emmerich?"

Er rief: „Gieb mir Deine Liebe, aber ganz, aber ohne Rückhalt, ſo werden all' die Fehler von ſelbſt verſchwinden, die Du mir vorwirfſt; ſo werd' ich ſtark, zuverſichtlich, muthig und gelaſſen ſein."

„Du biſt bequem! ſagte ſie mit traurigem Spott. Du weißt doch, daß ich dieſe Macht nicht habe."

„Du hätteſt ſie, wenn Du mich liebteſt."

„Ich habe Dir geſagt, daß ich die Liebe nicht als einen Freibrief verſtehe um Schlechtigkeiten zu begehen. Wer bei den gemeinſten Angelegenheiten des Lebens ſein Wort nicht hält, wer von der Fahne deſertirt, zu der er geſchworen, iſt entehrt, gilt für niederträchtig; und ich ſollte ehrlos mein Wort brechen, weil ich Dich liebe? .... Das iſt Unſinn, Emmerich!“

„Es iſt Unſinn, rief er wieder ſehr heftig, ſein Wort Jemandem zu verpfänden, der nicht im Stand iſt, deſſen Wichtigkeit zu ermeſſen. Was haſt Du ihm denn gelobt, Deinem Gemal? Gehorſam? .... und blindlings folgt er wie ein Kind Deiner Einſicht und Entſcheidung! Treue? ....“ —

„Nicht ihm, dem Unmündigen, unterbrach Renata, hab' ich das gelobt; denn er verſteht es nicht! aber Gott, und der verſteht es. Gehorſam, Treue, Geduld, Beharrlichkeit bis in den Tod, hab' ich verſprochen und muß ich demnach halten, wie man eine Feſtung nicht blos in' Friedenszeit, ſondern auch in der ſchwerſten Belagerung halten muß. Von Liebe war die Rede nicht! die iſt mein Eigenthum geblieben und Dein geworden.“

„In Deiner tiefen Abgeſchiedenheit, Renata, unkundig der Menſchen, fremd der Welt, nur Deiner Pflicht lebend, ganz Deinem Wirkungskreis Jugend, Kraft und Schönheit opfernd, haſt Du Dich in der Einſamkeit exaltirt, um aus dem Fanatismus Stärke zu ſchöpfen. Aber der hält nicht Stand, verſchwindet mehr von Jahr zu Jahr, zeigt Dir immer deutlicher die jammervolle Realität, in welcher Du alle Roſen Deines Daſeins vor einem Todtengerippe welken und zerfallen läßt. Das Herz will Nahrung haben, will an einem andern Herzen klopfen bald und bald ruhen. Fehlt ihm dieſe Bedingung zur Lebensfriſche, ſo erlahmt es allmälig, verliert ſeinen ſtarken Schwung, mit ihm die Thatkraft. Es erſtarrt und ſtirbt ab, lange vor der Zeit, und bei lebendigem Leibe. Das wird Dein Schickſal ſein.“

„Sei es ſo!“ ſprach ſie finſter.

„O Du .... Unweib! rief er in Verzweiflung, wie konnte ich an Dein Marmorherz mein flammendes verlieren!“

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete ſie kalt.

„Du biſt zu ſtark, Renata, zu Deinem und meinem Unheil zu ſtark. Ich würd' es eigenſinnig nennen, wenn es nicht ſublim wäre. Aber der Augenblick kann kommen, wo denn doch die Stärke unter ihrem eigenen Gewicht erliegt. Dann werd' ich kommen und Dich fragen: willſt Du mein ſein? .... Egon iſt ſterblich ....“ — —

„Wie Du und ich!“ unterbrach ſie ihn.

„Gleichviel! ich warte.“

Sie machte eine heftig verneinende Bewegung. Sprechen konnte ſie nicht mehr vor Erſchöpfung und Übermaß der Emotion.

„Ich bin auch ſtarr,“ ſetzte er mit traurigem Lächeln hinzu.

„Liebe thut weh!“ ſeufzte Renata halb bewußtlos und ihre Augen ſchloſſen ſich matt.

Emmerich drückte die geliebte Geſtalt an ſein Herz, aber als Renata aus ihrer Betäubung erwachte, war ſie allein. Zwei Stunden ſpäter empfing ſie ein kurzes Billet von ihm, worin er nur ſagte: er ginge zu ſeinen Eltern nach Peſth, und würde im April, vor Renata's Abreiſe, nach Wien zurückkehren. Weiter nichts.

Er iſt fort! ich hab' es ſo gewollt! ſagte ſie. Fortan war ihr zu Muth als ſtehe ſie unter einer Taucherglocke, abgeſchieden vom Leben der Menſchen, in tiefer Verlaſſenheit, und der Raum ſei ihr für den Athem zu eng. Sie warf ſich in die Geſellſchaft, in den Glanz und Tumult des Carnevals; nicht zerſtreuen, nur betäuben wollte ſie ſich. Statt der Betäubung trat Langeweile bis zum Überdruß ein. Das ging ſo fort, lange Wochen. Da kam wieder ein Brief von Emmerich, in den letzten Tagen des März geſchrieben, lakoniſch nur die nothwendigſten Worte ſagend:

„Am 28. April früh neun Uhr werde ich bei Ihnen „ſein. Dieſe Nachricht, damit Sie mich nicht etwa „ſchon vom 1ſten an Tag für Tag erwarten, Renata.“

Das hätte ich allerdings gethan, ſeufzte ſie; alſo noch vier volle Wochen, dann ſehe ich ihn acht Tage, und dann? .... — Sie trat unter ihre Taucherglocke zurück, und verließ ſie für lange, ewige Jahre nur noch in der kurzen Zeit, die ihrer Abreiſe von Wien vorherging, als Emmerich zur beſtimmten Stunde bei ihr erſchien. Sie hatte Mühe ihm nicht entgegen zu fliegen, nicht jauchzend in ſeine Arme zu fallen. Sie that es nicht, weil er es für ein ſtummes Ja hätte nehmen dürfen. Aber er ſah ihr das höchſte Entzücken wol an.

„Alſo liebſt Du mich doch wirklich?" fragte er gerührt.

„Emmerich! o mein .... mein Emmerich!" rief ſie mit der vibrirenden Stimme und den extatiſchen Gebärden, die in ihrer wundervollen Schönheit nur der Liebe eigen ſind.

„O Du Einzige!" rief er und umſchlang ſie, als wolle er für die Ewigkeit ſie an ſich feſſeln; und unüberwindlich ſanken ihre Lippen an einander.

„Schweig'! ſagte er, als ſie eine leiſe Bewegung machte, um aller Heiligen willen, ſchweig Renata! erinnere mich nicht an die Zeit, an die Welt, an die Erde! laß mich im Himmel .... ſtill bei Dir."

Thränen ſtanden in ſeinen großen, feurigen, ſammetſchwarzen Augen.

„Nun ſo bleibe bei mir,“ ſagte Renata bebend.

Da trat einer von Egons Kammerdienern ein und meldete, daß der Herr Graf Luſt habe des ſchönen Wetters wegen eine Stunde früher als gewöhnlich ſpazieren zu fahren, wenn es der Frau Gräfin nicht unbequem ſei.

„Laſſen Sie ſogleich anſpannen,“ entgegnete Renata.

„Die Erde hat uns wieder!“ ſeufzte Emmerich.

Mogte jedoch dieſe Zeit reich an Qualen ſein, ſo war ſie es auch an Entzückungen; ein wogendes Meer, hochauf brauſend und ſchäumend, dann wieder lieblich träumeriſch Wellen ſchlagend; aufgewühlt vom Scirocco der Leidenſchaft, beruhigt vom linden Abendwind ſanfter Sehnſucht; phantaſtiſch wilde Geſtalten im Schooß verbergend und reizende Göttergebilde aus ihm hervorhebend. Eine göttliche Oaſis: Palmenſchatten, Silberquellen, ewig blauer Himmel; und rund umher die Wüſte, drohend mit dem langen Wanderzug durch dieſelbe, und mit Verſchmachten im tiefen Sande, ohne Kühlung, ohne Labetrunk, ohne friſche Luft. Aber ſie glitten zuſammen über dies Meer; aber ſie ruhten zuſammen in dieſer Oaſis; wie hätte die Zeit nicht eine ſelige ſein ſollen?

Da war es, als Cecil Renata zum zweiten Mal ſah.

„Ich nehme nicht Abſchied, Renata, ſprach Emmerich zu ihr, als es nun endlich zur Trennung kam. Es iſt eine durch den Mißbrauch mattgewordene Phraſe, daß meine Seele bei Ihnen bleibt; und doch iſt es nicht anders! ſie bleibt bei Ihnen, unzerſtreut. Sie, das weiß ich, werden Sich ſehr zerſtreuen, mit Ihren Schulen, Ihren Armen, Ihren Gartenanlagen ....“ —

Sie ſah ihn mit traurigem Vorwurf ſchweigend an.

„Mit Allem, mein' ich, was Ihre Verhältniſſe Ihnen zur Pflicht machen, fuhr er ſanft fort, denn Ihre barmherzige und thätige Hand kann nicht ruhen, iſt nun einmal ſo wundervoll begabt, daß ſie immer an etwas Gutem oder etwas Schönem arbeiten muß.“

„Das kann Jeder!“ unterbrach ſie ihn.

„Der die Vocation dazu hat, ſetzte er hinzu. Nicht blos zum Kloſterleben gehört ein ingeborner, entſchiedener Beruf, wenn es mit Kraft durchgeführt werden ſoll: ſondern auch zu einem Leben, das ganz den Nebenmenſchen ſich widmet. Dort wie hier iſt es ein Opfer aller Gedanken, aller Beſtrebungen und des ganzen Willens, auf einem unirdiſchen Altar, der entweder gradezu Gott — oder den Menſchen um Gottes Willen gewidmet iſt. Das kann nicht Jeder, denn nicht Jedem „dienen die Engel," ſo wie Ihnen. Dazu gehören ganz beſonders reine, ſtarke Herzen. Ich kann es nicht. Ich treibe meine Geſchäfte und beſorge meine Obliegenheiten pünktlich und treu; reiſe alljährlich im Herbſt ins Banat und im Frühling an die ſteyriſche Grenze um mich zu überzeugen daß Alles wohl geht und ſteht auf den Herrſchaften; und lebe dann bei den Eltern, wo und wie es ihnen Freude macht. Ich thue das gern! ich könnte nicht anders! Nur aber ſagen, daß mein Herz ſeine ganze Befriedigung darin findet, und für ewig abgethan hat mit Wunſch, Hoffnung, Sehnſucht und Verlangen — oder ſagen, daß all' dieſe Regungen, wenn ſie erwachen, ſchnell erſtickt würden vom Bewußtſein der Pflichterfüllung — das kann ich nicht! da würd' ich lügen. Mich beglückt nur die Liebe, die Eine ausſchließliche Liebe, und darum kann ich nicht glücklich ſein, wenn Sie ſie nicht erwidern. — Nicht ebenſo ausſchließlich erwidern, ſetzte er raſch hinzu, als Renata ihn unterbrechen wollte. Aber Sie werden es dennoch einſt .... und darauf warte ich! Sie werden müde werden Ihrer Schulen und Ihrer

Blumen, und wenn Sie es ſind, werden Sie mich rufen."

Renata war unfähig zu ſprechen. Ihr war zu Muth als ſollte ſie eingeſargt und begraben werden. Sie konnte nicht überlegen, noch nachdenken, noch reden, und in ſtumpfer Betäubung hörte ſie ihm zu. Ihre Züge waren ſtarr, ihre Lippen trocken, ihre Augen glanzlos, als ſei ihr ſchon das Leben entwichen; und ſie fühlte, wie es ihr immer mehr und mehr entwich.

„Ein Jahr iſt lang, Renata, ſagte Emmerich, hat weiß Gott wie viel Tage und Stunden, die alle durchlebt ſein wollen! und in jeder Minute dieſer unzähligen Stunden hat man Zeit und Veranlaſſung die Exiſtenz zu ſegnen oder zu verfluchen. Wenn dies Jahr um ſein wird, werden Sie einen Brief von mir bekommen nur die zwei Worte enthaltend: „Liebſt Du mich noch, und willſt Du mein ſein?" Schreibſt Du mir Ja! ſo iſt es Dir ſehr leicht Deine Scheinehe zu löſen. Darauf warte ich."

„Warte nicht," flüſterte ſie.

„Ich glaube warlich Du ließeſt Dich lieber ſterben!" rief er mit Bitterkeit.

Zwei Thränen ſchlichen langſam über Renatas bleiche kalte Wangen.

„Und doch liebſt Du mich! rief er und umſchlang ſie leidenſchaftlich. Meinſt Du etwa es ſei zu viel Dein ganzes Weſen einem Mann zu ſchenken, und giebſt Du deshalb dem Einen Dein Mitleid, dem Andern Deine Liebe? O thu' es nicht! Die Sterblichen, welche eine Göttin liebte, wurden auch zu Göttern, befähigt zu unſterblichem, überirdiſchen Glück."

„Sag' mir nur das Eine, ſprach Renata mühſam, was ſoll aus Egon werden ohne mich?"

„Nun! rief er, ſo will ich Dir Deinen Kampf nicht erſchweren! Thue Du, ewiggeliebtes Geſchöpf, was Gott Dich thun heißt: dann werden wir Alle wohlberathen ſein." — —

Matter, ſtumpfer, ſchweigſamer noch als Egon, lag Renata neben ihm im Wagen, und fuhr gleichgültig durch den lieblichen Frühling der Heimath zu. Als ſie das Thal von Ebernbach gewahrte, ſchnürte eine heftige Beklemmung ihre Bruſt zuſammen; die Berge rings umher ſahen aus wie die Wälle einer Feſtung. Mein Kerker! ſeufzte ſie dumpf. — Wer die himmliſche Freiheit im Herzen trägt, für den giebt es keinen Kerker, Renata! flüſterte ein guter Geiſt ihr tröſtend zu. — Vielleicht waren es Emmerichs Gedanken! wer kennt den myſteriöſen Zuſammenhang der Geiſter? mit dem allerinnerlichſten Schwung unſrer Gedanken, mit dem Gebet, dringen wir zu Gott und hoffen von ihm gehört, gar erhört zu werden. Wenn unſre Gedanken ſich zu ihm, dem höchſten Geiſt, erheben und ſich ihm verſtändlich machen können, warum ſollte uns nicht daſſelbe bei unſers Gleichen, bei befreundeten und geliebten Geiſtern gelingen? — Das iſt ein lieblicher und frommer Glaube, zu dem ſich derjenige gern bekennen wird, der fern von ſeiner Liebe leben muß.

Das Netz ihrer ſtillen gleichförmigen Tage umſpann wieder Renata. Sie lebte wieder ausſchließlich mit Menſchen, die ihr untergeben oder ihr anvertraut waren. Sie fand daß ſie gar viel weniger zu thun habe, als in früheren Jahren! es gab nicht immer etwas Neues anzuordnen und zu unternehmen, und das Alte ging nun ſchon im ſichern Gleis der Gewohnheit ſeinen feſten Schritt. In den erſten Jahren waren manche alte Diener geſtorben oder in den Ruheſtand verſetzt, und ſtatt ihrer neue genommen, jüngere, die anfänglich eingeübt und beobachtet werden mußten, aber nun für das nächſte Vierteljahrhundert ihrer Stelle oder ihrem Geſchäft gewachſen waren. Der Park konnte nicht vergrößert werden — er kletterte ja bereits in die Berge hinein! Zu neuen Bauten gab es keine Veranlaſſung, für neue Pflanzungen keinen Raum. Es wäre ein recht glücklicher Moment für einen glücklichen Menſchen geweſen, der ſich leichten und zufriedenen Herzens in ſeiner Schöpfung umgeſchaut, ſich ihres Gedeihens gefreut, und ſeine Thätigkeit einem andern Wirkungskreis zugewendet hätte. Aber ſo bequem macht es das Schickſal ſeinem Auserwählten nicht.

Renata hatte jetzt volle Muße ungeſtört zu empfinden wie bitter der Gram iſt und wie weh das Leid thut. Schon damals, in jenem Winter, der zwiſchen den beiden Reiſen nach Iſchl lag, hatte ſie gewähnt an der Grenze des Schmerzes zu ſtehen. O wie weit war dieſe Grenze ſeitdem verrückt! ... Welche Zuverſicht Emmerich beglücken zu können, hatte ſich ſeitdem in ihr feſtgeſetzt! welch' Vertrauen zu ſeinem Charakter! welche Erwiderung ſeiner Leidenſchaft! welche Sehnſucht nach ſeinem Beſitz! Alles was damals Keim — war jetzt Blüte geworden, flammend, berauſchend, verzehrend, das Leben bis zum Zenith des Verlangens nach Glück und der Erkenntniß deſſelben emportreibend. In ihren wachen Träumen und in ihren endloſen Unterhaltungen mit Emmerichs Gemälde, das er für ſie in Wien hatte machen laſſen, behielt immer der Gedanke die Oberhand, ſie wolle ihm angehören; doch ein Blick in die Wirklichkeit, auf Egon, den ſie verlaſſen, den ſie ohne Schutz und Aufſicht ſeinen Dienern überlaſſen müßte; — eine Erinnerung an ihr Gelübde auf der Leiche ſeiner Mutter — und dahin waren ihre extatiſchen Träume! und ſie fühlte, daß der Gedanke an Egon ein Geſpenſt, ein Schreckbild ſein, und ſie in Emmerichs Armen, in dem Zauberkreis ſeiner Liebe ereilen und aufſcheuchen würde. Und mit einer ſolchen am Herzen nagenden Natter könnt' ich nimmermehr ihn beglücken! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Ja, wäre Egon ein Mann wie ſie alle ſind, könnte er für ſich ſelbſt ſorgen, denken, handeln, könnte er ſich umſchauen nach einem neuen Glück, wär' er nicht gar ſo hülflos und meiner Hand anvertraut wie ein Kind das man leiten muß: o Emmerich! Emmerich! ſo wär ich ſchon längſt bei Dir! ſo würde ich es kaum anders machen, als die arme, hartgetadelte Diane, auf die ich wähnte herabblicken zu dürfen; würde wol auch Recht und Pflicht verletzen; — aber jetzt iſt es allzu gewiſſenlos! —

Je näher der Jahrestag ihrer Abreiſe von Wien kam, deſto heftigere Martern erlitt ſie. Wird er mir ſchreiben? denkt er noch an mich? liebt er mich noch? und werd' ich die übermenſchliche Kraft haben Nein zu ſagen? — Dieſe Fragen waren wie eine Tretmühle ihrer Gedanken.

Am Jahrestag erhielt ſie pünktlich ſeinen Brief. Nichts empfand ſie bei deſſen Anblick als die allerunerhörteſte Freude, nicht Zweifel, noch Trauer, noch Unruh, noch Gram. Die Gewißheit ſeiner Liebe verſchlang die Gewißheit der Trübſal. Sie blickte in dieſen Himmel hinüber wie die Seele aus dem Purgatorium in das dereinſtige, verheißene Paradies.

Der Brief war aus Peſth, er enthielt wirklich nur die Worte:

„Hat Gott Dein Herz mir zugelenkt, und willſt „Du die Meine ſein, Renata? — Ich liebe Dich „nach alter Weiſe, und wie es ſich geziemt für „den Ewig-Deinen.“

Nun! ſagte Renata, als ſie ſich an den Schreibtiſch ſetzte, ich bin ein Ungeheuer und er wird mich haſſen. Gott tröſte ihn und ſtärke mich! — Sie ſchrieb:

„Du wirſt's mir wol kaum glauben, aber ich „liebe Dich, Emmerich, und kann nicht Dein wer„den. Laß mich! gieb mich auf! laß mich leben „oder ſterben .... einerlei.“

Ein grauenhaftes Entſetzen überfiel ſie, als hierauf eine Antwort von Emmerich erfolgte. Sie hatte kaum die Kraft den Brief zu öffnen, der wieder nur drei Zeilen enthielt:

„Du darfſt nicht ſterben; nicht daran denken zu ſterben! ich vergäb es nimmer, wenn göttliche Kraft auch nur momentan feig wäre. Und beſinne Dich noch ein Jahr, Renata."

Wie dieſe fürchterlich kurzen Briefe, in denen die Quinteſſenz der Schmerzen zu einem Tropfen zuſammengepreßt war, mögen die ſchauerlich kurzen Antworten geweſen ſein, welche diejenigen gaben, die auf der Folterbank befragt wurden.

Noch ein Jahr! ſprach Renata zu ſich ſelbſt; o Emmerich, dieſe Treue iſt mehr als menſchlich! — Aber je höher ihre Liebe für ihn ſich bis zur Anbetung ſteigerte, um deſto unglücklicher fühlte ſie ſich nothwendig in ihrer Lage. Der bleierne Druck welcher durch den beſtändigen Umgang mit einem ſchwachſinnigen Menſchen hervorgerufen, wie ein dumpfes geiſtiges Unbehagen auf ſeiner ganzen Umgebung laſtet, und auf die nächſte ſo unbezwinglich einwirkt, daß ſie ſich einer gewiſſen Lähmung der Intelligenz oder einer Zerrüttung der Nerven ſelten entzieht: machte ſich ihr von Jahr zu Jahr fühlbarer, wie ein chroniſches Übel. In der erſten Jugend, voll der überſprudelnden Lebensfülle, die ihr eigen iſt, und die ſich faſt bewußtlos, nur im Drang ihrer Kräfte, auf die Gegenſtände wirft, ſie umſchlingt, ſich für ſie exaltirt, und nicht ſowol mit Begeiſterung, als in dem lieblichen Rauſch handelt, welcher der Jugend ſo wohl ſteht: da wiegt die Laſt nicht ſchwer, welche das Schickſal Jedem für ſeinen Lebensweg auf die Schultern legt. Das iſt grade ſo, wie wenn man am frühen Morgen auswandert um einen Berg zu erklimmen. Gott, welch Vergnügen, ein wahres Feſt iſt ja die Wanderung! und die Luft, wie friſch! die Füße, wie behende, das Ränzelchen, wie leicht! Ja, wenn's nur ſo bliebe. Aber es bleibt nie ſo. Je länger man ſteigt, und je höher die Sonne ſteigt, deſto mühſeliger wird der Marſch, und hundertmal denkt man, zerbrochen und erſchöpft: O, hätt' ich's doch nie unternommen! — Und dann muß man vorwärts, denn hier iſt keine Herberge, kein Schatten, kein Ruheplatz. Doch ſetzt man ſich zuweilen nieder, auf einem harten Stein, im vollen Sonnenbrand, ſchwindelnd vor Ermüdung; und Gott weiß in welchem Zuſtand man endlich Abends oben anlangt, und nichts begehrt, als nur recht lange, recht tief zu ſchlafen. Am andern Morgen, das iſt wahr, freut man ſich denn doch es ſo weit gebracht zu haben. Nicht anders geht es in unſerm innern Leben zu! aber ob dieſe Freude ſchon an dem irdiſchen Abſchnitt unſrer Exiſtenz beginnt, oder ob ſie in demſelben nur ein graues Samenkörnchen bleibt, das in einem andern Abſchnitt erſt zur Blüte kommt: iſt nur von jedem Einzelnen ſelbſt zu entſcheiden.

Renata war im heißen Mittag ihrer Wanderung. Ihr ſtarkes Herz, ihr feiner Verſtand, ihre mächtige Seele — all' ihre Fähigkeiten, die vor acht Jahren nur in der Anlage und chaotiſch ſich zeigten, hatten ſich jetzt abgeklärt wie gährender Wein, begehrten nun ſämmtlich eine Sphäre um ſich auszuprägen, und bebten zurück vor den Wällen von Erz, die ſie rings umgaben. Wäre ſie geweſen eine dürftige Organiſation, hätte ſie Behagen gefunden am Wohlleben, an ſchönen Kleidern, an häuslicher Herrſchaft, an den Bequemlichkeiten und Genüſſen des Reichthums, zu denen etwas Wohlthätigkeit und etwas Beſchäftigung mit irgend einem Talent weſentlich gehört: ſo wäre ſie minder elend geweſen. Jetzt fühlte ſie ſich nicht blos unglücklich, ſondern ſie machte ſich auch aus dieſem Gefühl einen bittern Vorwurf.

O! rief ſie oftmals in heißen Thränen, nicht ſo hab' ich der geliebten Todten verſprochen ihrem Sohn zur Seite zu ſtehen — nicht mit dieſer innerlichen Kälte und dieſer mechaniſchen Gleichgültigkeit, die mich ihm gegenüber zu einem vorſorglichen und aufmerkſamen Automat machen, aber nicht zu einem Weſen, das ihm das Mutterherz erſetzt! — Dann gab es jedoch auch wieder manche Stunde in denen ſie zu ſich ſelber ſagte: Ich opfre ihm mein ganzes Leben, und das iſt mehr als die Mutter gethan, die eine ſchöne Jugend voll Glück und Liebe genoſſen hat, und die in ihm eine arme, jedoch durch Erinnerung geheiligte Reliquie einer ſeligen Vergangenheit lieben konnte.

Frau von Werden kam nur noch ſelten und flüchtig nach Ebernbach, weil ſie ſich ungern von Adolfine trennte und ſich doch nicht entſchließen konnte ſie mitzunehmen aus Furcht vor Egons Zuſtand. Sie war grade anweſend, als Renata am zweiten Jahrestag ihrer Abreiſe von Wien einen Brief von Emmerich empfing. Sie ſah einen Krampf über Renata's Züge gleiten, Leichenbläſſe ſie bedecken; ſie hörte wie ihre Zähne fiebernd aneinander ſchlugen; ſie bemerkte das beängſtigende Flattern der Hände, das ſich immer einſtellt, wenn das Herz in Convulſionen liegt.

„Einzigliebe Renata, was fehlt Dir?“ rief ſie mitleidig.

„Warte!“ ſagte Renata mit trocknen Lippen mit ſtarrem Auge, und ging in ihr Schreibzimmer

Nach fünf Minuten kam ſie zurück, mit derſelben gewaltſamen Faſſung, reichte ihrer Schwägerin einen Brief und ſagte:

„Lies!“

Frau von Werden zitterte auch als ſie nichts fand als die Worte: „Das Jahr iſt um. Liebſt „Du mich noch und willſt Du mein ſein, Renata?“

Das Blatt entfiel ihrer Hand. Renata ergriff es, verwahrte es im Buſen, gab ihr ein andres und ſprach:

„Lies auch meine Antwort!“

Faſt mit Entſetzen las Frau von Werden auf dem großen weißen Blatt nur die zwei Worte:

„Emmerich! .... Nein.“

„Lies auch das!“ ſagte Renata, und reichte ihr einen Briefumſchlag, auf den ſie Emmerichs vollſtändige Adreſſe geſchrieben hatte, und in den ſie den für ihn beſtimmten Brief ſchob, als Frau von Werden ihn zurückgab.

„So! ſagte Renata und ſah ihre Schwägerin feſt an. So iſt's! Du weißt nun Alles! Kein Wort jetzt, keine Frage! Still, ſtill! .... o ſtill!“

Wie ein Geiſt glitt ſie aus dem Zimmer und ließ Frau von Werden angſtvoll und beklommen zurück, wie es Jeder einem ſtummen und gewichtigen Leid gegenüber wird. Renata kam an dieſem

Tage nicht mehr zum Vorſchein, und am nächſten mit ihrer gewohnten melancholiſchen Haltung, ſcheinbar gefaßt, als ſei ihr nichts begegnet. Aus dieſer unerhörten Selbſtbeherrſchung, welche der Frau von Werden ſo mirakulös vorkam, daß ſie faſt an der geſtrigen Scene gezweifelt haben würde, hätte ſie nicht auf ſie ſelbſt einen ſo heftigen Eindruck gemacht — erkannte ſie durch welche verborgene Kämpfe und Siege Renata bereits gegangen ſein mußte, und mit einer Aufwallung heißer Bewunderung ſprach ſie beim Abſchied:

„Über Geſchöpfe wie Du biſt, muß Gott ſich freuen.“

„Nein, er muß ſie ſtark machen,“ antwortete Renata.

Diesmal kam kein Brief von Emmerich, der Renaten wieder ein Jahr Bedenkzeit gegeben hätte. Halb und halb mogte ſie ihn erwartet, und es ſich noch nicht eingeſtanden haben. Woher ſonſt die Spannung, wenn man ihr einen Brief brachte? die Gleichgültigkeit, womit ſie ihn erbrach? woher die Gedankenanfänge: So iſt's beſſer! oder: jetzt iſt es vorbei! welche zuweilen wie Blitze durch die Wolken ihrer Seele zuckten? — Ja, ſprach ſie nach längerer Zeit zu ſich ſelbſt, es iſt nun wirklich entſchieden! er hat mich aufgegeben, Gottlob! denn ich würde es auch nicht mehr vermogt haben Nein zu ſagen. Die Kräfte ſind hin, der Wille iſt erſchöpft, und Gott iſt gnädig daß er mir die Verſuchung ſpart.

Ihre Tage verliefen wie in einem beſtändigen Nebel, grau, gleichmäßig, kühl. Kein Ereigniß, das einige Abwechſelung gebracht — keine Erſcheinung, welche Widerſpruch gemacht hätte! Nie erheiſchte eine Stellung mehr Kraft als die Renata's, und nie bot ſie weniger Mittel dar um ſie auszubilden! Es gab keine Schwierigkeiten zu überwinden, noch Kämpfe zu beſtehen, noch Rechte zu behaupten; Niemand trat ihr in den Weg, Niemand forderte Rechenſchaft von ihr; ſie war unumſchränkt in ihren Handlungen und ihrem Willen; aber eben dadurch war ihr Leben wie ein Schiff auf dem Meer bei einer Windſtille. Kein Lüftchen regt ſich um es von der Stelle zu bewegen. Zu Allem was Renata that und nicht that, mußte ſie aus ſich ſelbſt den Impuls ſchöpfen, mußte beſtändig wollen, und zwar mit einem wunden Herzen. Wer da weiß, was es heißt wollen, nicht etwa Einmal eine große That wollen, nicht etwa ein glänzendes Ziel erreichen, oder etwas recht Herrliches vollführen wollen, ſondern Tag für Tag, Jahraus Jahrein, in einem unſcheinbaren Kreiſe und immer ganz ſchlecht und recht die vorliegende Pflicht, das einfach Gute wollen: der weiß auch, daß daran Menſchen ſcheitern, denen ſchöne und große Handlungen gelungen ſind. Und nun gar mit einem wunden Herzen, mit der hoffnungslos brennenden Sehnſucht nach Vertrauen, Verſtändniß und Liebe, aus dieſem nämlichen wunden Herzen die Energie ſchöpfen zu müſſen, um der Befriedigung dieſer Sehnſucht zu widerſtehen: daran ſcheitern noch mehr Menſchen, wenigſtens inſofern, daß ſie ſich bei dieſem Widerſtand körperlich oder geiſtig aufreiben. Das geſchah Renaten nicht. Sie wurde weder krank, noch kränklich; nicht nervös, nicht zerſtreut, nicht reizbar, nicht gedächtnißſchwach. Sie verlor nur in den wenigen Jahren ihre ganze Jugendblüte, die Friſche, die Rundung, den Schmelz, welche den höchſten Reiz des Weibes ausmachen. Der Glanz entſchwand aus dem Auge, von Wangen und Lippen; einzelne Silberfaden zogen ſich, als frühzeitige Vorboten des Herbſtes, durch ihr braunes Haar. Vielleicht dadurch, daß die Schönheit des Körpers zu Grunde ging, behielt er ſeine Kraft. Der Schmerz zernagte die Züge, nicht die innern Organe.

Wenn's das nicht wäre — ſprach Renata in ihren guten Stunden voll entſchloſſener Reſignation zu ſich ſelbſt — daß ich die feſte Überzeugung habe, aus den Wunden unſers Herzens müſſe das böſe Blut unſrer Thorheit und Sünde abfließen, damit wir ſie hernach wie die Auſter durch ächte Perlen verſchließen können — ja, wenn's das nicht wäre.... o wie kühl müßt' es irgendwo unter dem Waſſer, und wie ſtill unter der Erde ſein! und was könnte mich abhalten dieſe Kühle und Stille zu ſuchen!

Aber ſie hatte auch Stunden, in denen die Reſignation nicht ausreichte; in denen ſie zu Gott ſchrie um ein wenig Erquickung, um eine geringe Erleichterung, wol gar um eine Wendung ihres Schickſals. Und die kam denn auch; nur freilich nicht von einem Frühlingslüſtchen, ſondern von einem Sturmwind getragen.

Der dritte Jahrestag brachte getreu einen Brief von Emmerich. Ihr vergingen die Sinne, als ſie ſeine Schrift erkannte, als ſie las:

„Das Leben vergeht, Renata, die Liebe nicht. „Nicht in mir wenigſtens. Ich habe Dir dies ganze „Jahr hindurch volle Freiheit gegeben, Dir nicht „einmal die Feſſel meiner Hoffnung angelegt. Viel„leicht liebſt Du mich nicht mehr; denn ich weiß „nichts von Dir, nichts, als daß Du meine ewige „Liebe biſt. Gedenkſt Du aber meiner noch in „alter Liebe, ſo laß es jetzt genug ſein Deines

„Opfers, meiner Prüfung, unſrer Qual. Gieb „mir Deine Hand. Meine Liebe für Dich iſt ſo „groß, daß ſie Dich wird Alles vergeſſen machen, „was Deine Zukunft trüben könnte. Vertraue Dich „ihr an. Ich bin von wenigen Worten, Du weißt „es, kann nicht ſehr beweglich bitten. Aber beten „mögt' ich zu Dir, Renata.“

Als Gott Mohamed berührte, ward er eiskalt. Die übermächtigen Begegnungen hemmen das materielle Leben. Renata erſtarrte vor dieſer unverwelklichen Liebe, dieſer unerſchütterlichen Treue; ſie fühlte ſich mehr zerſchmettert als beglückt. Ein Paarmal nahm ſie die Feder und ſchrieb, aber beſinnungslos. Auf dieſen Brief kommt er her! ſprach ſie, und zerriß ihn. Auf dieſen wartet er abermals, und hoffnungsvoll, ein Jahr! ſprach ſie, und zerriß einen andern. Ich will mich beſinnen, acht Tage lang, vielleicht hab' ich eine göttliche Eingebung. — Aber ſchon am dritten Tage empfing ſie einen Brief, der ihr Blut gefrieren machte, als ſie darauf eine fremde Schrift, ein ſchwarzes Siegel und den Poſtſtempel Peſth gewahrte. — Er iſt todt! ſagte ſie mit jener Gelaſſenheit, welche aus dem Bewußtſein eines untrennbaren Schickſals entſpringt. Ihr war zu Muth, als warte ſie nur auf die Beſtätigung ſeines Todes um zu ſterben, und gefaßt öffnete ſie den Brief. Er war von Emmerichs Mutter.

„Geſtern, ſchrieb ſie, habe ich meinen Mann „verloren. An Ihnen iſt es, Gräfin, zu beſtimmen, „ob ich auch meinen Sohn verlieren ſoll — mein „Einziges, mein Letztes. Ich habe eine hohe Ver„ehrung für Sie, denn eine ſo ungewöhnliche Liebe „flößt nur ein ſehr ungewöhnliches Geſchöpf ein; „darum beſchwöre ich Sie: erfinden Sie etwas „um ihn zu retten. Er iſt nicht krank, er ſtirbt „auch nicht; aber er ſtirbt hin. Und glauben Sie „mir, nicht Liebe und Sehnſucht allein zehren ihn „auf! nicht Gram der Liebe allein nagt ihm am „Herzen! Nein! innere Unzufriedenheit trägt auch „dazu bei. Er fühlt wol, daß er nicht ſeine „Beſtimmung erfüllt, nicht ſeine Pflicht thut, indem „er ſich ganz unter das Joch einer Leidenſchaft „begiebt, die nie zu einem guten Ende führen kann, „weil Sie ihn weder als Gattin noch als Geliebte „beglücken können. Ein halbes, heimliches, nie„driges Glück iſt eine Schmach für zwei Menſchen „mit Ihren und Emmerichs Geſinnungen. Ein „ganzes, wie die Ehe es giebt, iſt unmöglich in „Ihren Verhältniſſen, weil wir Sie, nach unſrer „Religion, für unauflöslich an einen Andern ge„bunden, und durch die Verſchiedenheit der Con=

„feſſionen für unverknüpfbar getrennt von Emmerich halten. Das iſt freilich ſeine Meinung nicht, wenigſtens jetzt nicht; aber es iſt die aller Menſchen, mit denen er lebt, und in Zukunft leben wird; zwiſchen denen ſeine Jugend vergangen iſt und ſein Alter vergehen muß. Welch eine Marter im beſtändigen Kampf mit der Überzeugung aller ſeiner Umgebungen zu ſein! Würden Sie ertragen davon Zeugin zu ſein? würden Sie ertragen, wenn ſeine Überzeugung doch am Ende wankend würde? Eines oder das Andre wäre doch unfehlbar Ihr Schickſal, als ſeine Gattin.

„Theure, geliebte Renata, auf meinen Knieen fordere ich von Ihnen Emmerich zurück. Seit fünf Jahren liebt er Sie! ſeit fünf Jahren hat er Ihnen eine Treue ohne Gleichen bewahrt, und allen Wünſchen ſeiner Eltern mit zerriſſenem Herzen Widerſtand geleiſtet. Sein Vater iſt darüber hingeſtorben. Sie wiſſen wie Emmerich den Vater liebte: Sie mögen daraus ermeſſen, wie tödtlich es ihn ſchmerzen mußte den 75jährigen Greis in die Gruft ſinken zu ſehen, ohne das erlöſchende Auge durch einen Blick auf das erblühende Leben eines Enkels zu erfreuen. O, wüßten Sie doch was das heißt: ein Kind haben, ein einziges! und für dies einzige ſo viel Wünſche,

„Hoffnungen, Herrlichkeitsträume, Glücksverlangen
„als kaum in der Welt Raum iſt! und von dem
„Allen — nichts, gar nichts erfüllt zu ſehen: —
„kennten Sie das, ſo würden Sie Mitleid mit
„mir haben. Emmerich ſieht ſich nicht mehr ähnlich!
„Die letzten drei Jahre haben ihn faſt unkenntlich
„gemacht. Aber er iſt nicht krank, oder
„leugnet es wenigſtens. Ich ſagte ihm neulich,
„daß ich ihn ſchmerzlich verändert im Äußern fände.
„Mein Leben mag ſich wol in meinen Zügen ſpiegeln
„— antwortete er mir mit dem bezaubernden
„Lächeln der traurigen Menſchen — Schmerz iſt
„da, Krankheit nicht.

„Geliebte Gräfin! erfinden Sie etwas um ihm
„die Liebe für Sie aus dem Herzen zu nehmen!
„machen Sie jede Hoffnung in ihm todt! ſagen
„Sie ihm, daß Sie ihn nicht mehr liebten — daß
„er den Wunſch des heimgegangenen Vaters erfüllen
„müſſe, der ihm noch auf dem Todbett eine
„Gattin beſtimmt und genannt hat! — O, erfüllen
„Sie das Gebet einer Mutter, damit der gute
„Gott dereinſt in Ihrer höchſten Noth Ihr Gebet
„erhören möge! Ich empfehle Sie der Gnade deſſen,
„der die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche
„lenkt! Er lenke auch das Ihre.“

Ich habe gewartet damit Gott vernehmlich zu mir ſprechen möge; er thut es; ich muß ſeiner Stimme gehorchen! — ſagte Renata ruhig, nachdem ſie einige Mal den Brief geleſen. Sie wankte und ſchwankte nicht mehr. Sie ſchrieb:

„Kaum acht Tage nach dem Empfang Deines
„letzten Briefes, erhielt ich einen von Deiner Mutter,
„mit der erſchütternden Nachricht vom Tode Deines
„Vaters. Ich bin nicht im Stande ihr darauf zu
„antworten; ich kann nur zu Dir von unſrer Liebe
„ſprechen; aber ich bitte Dich ihr dieſen Brief mitzutheilen;
„Du wirſt Dir leicht vorſtellen, daß ſie
„mir nicht blos von dem verehrten Todten geſprochen
„hat. Er hat Frieden und Du haſt ihn
„nicht; folglich ſtehſt Du ihrem Herzen näher. — —
„O! Emmerich! — ich mache ſo viel Worte um
„nicht das Eine zu ſagen, was ich doch entſchieden
„bin zu ſagen. Es wird Dir weh thun, darum
„bin ich ſo feig. Erfülle den Wunſch, den Dein
„Vater Dir während der fünf Jahre unſrer Bekanntſchaft
„und noch auf dem Sterbelager ausgeſprochen
„— und heirathe die, welche er Dir beſtimmt
„hat; darum wollt' ich Dich bitten. Nun
„iſt's heraus. Was mich zu dieſer Bitte veranlaßt,
„wirſt Du fragen, und ob ich gleichgültiger
„gegen Dich geworden? — Wenn ich auch ſagte,
„daß ich Dich nicht mehr liebe, ſo würdeſt Du

„mir doch nicht glauben; höchſtens im Zorn oder
„aus verwundeter Eitelkeit ein Paar Augenblicke,
„und dann nicht mehr. Mich ſelbſt aber würd'
„es über kurz oder lang gereuen eine Lüge geſagt
„zu haben, und dann würd' ich ſie widerrufen.
„Auch von der Kluft der verſchiedenen Confeſſionen
„könnt' ich allerlei ſagen; — aber an die glaub'
„ich nun einmal nicht. Darum wiederhole ich nur
„frühere Worte: das Leben gilt viel, die Liebe mehr;
„am meiſten, tüchtige Menſchen zu ſein. Das iſt
„unſre Beſtimmung; glücklich zu ſein, gar nicht!
„Weil die Tüchtigkeit ſich am meiſten in der Ehe
„erproben und bewähren kann, ſo iſt ſie nach ſittlichen
„Geſetzen für unſre Welt eingerichtet — und
„denen muß man ſich nicht entziehen, weil eine
„Kette von Solidarität durch die menſchliche Geſellſchaft
„geht. Du biſt ein Menſch von Stahl
„und Gold. Glaubſt Du, daß Gott Dich umſonſt
„ſo pompös geſchaffen hat? daß er Dich in egoiſtiſcher
„Einſamkeit verkümmern — und nicht vielmehr
„in dem größeren Kreis einer Familie wirkend
„ſehen will? Die mußt Du Dir ſchaffen,
„weil es die Beſtimmung des Mannes, durch ſeine
„Unabhängigkeit und ſeine Kraft, iſt; mit nichten,
„weil ich glaube, daß darin hohes Glück für Dich
„liegen könne. Ich glaube vielmehr, daß Ahnung

„des Glückes das einzige Glück iſt, welches man „in unſrer Welt rein genießen kann; denn in jeder „Gewißheit deſſelben ſtößt man auf einen Bodenſatz. — Heirathe die Frau, die Dein edler Vater „für Dich gewählt hat; ſie wird Deiner nicht unwürdig ſein. Unter andern Verhältniſſen wär' „auch ich es nicht geweſen; jetzt müßt' ich die Unwürdigkeit begehen ein beklagenswerthes, harmloſes „Geſchöpf hülflos in die kalte eigenſüchtige Welt zu „ſtoßen, wenn ich Dir folgen wollte. Das hab' „ich Dir vor drei Jahren geſagt, und das werd' „ich Dir ſagen, ſo lange ich Herr meiner Beſinnung bin. Aber es wird mir ſchwer; denn das „Herz iſt ſophiſtiſch in der Vertheidigung ſeiner „Wünſche. Mit Deiner Heirath fällt für mich die „Möglichkeit Ja ſagen zu können, und der peinliche Zwang Nein ſagen zu müſſen, fort und Du „erſparſt mir die Qual der Unentſchiedenheit. Du „wirſt mir ſagen, Du liebteſt Jene nicht. Das „iſt kein Grund. Zu einer Ehe iſt gar keine exclusive Liebe nöthig; nur Menſchenliebe. Weil „man jene ſucht, und ſich um dieſe gar nicht bekümmert, darum mißrathen ſo viele Ehen. Zwei „verſtändige Menſchen, die aufrichtig das Gute „wollen, und folglich Wohlwollen für, und Nachſicht mit einander haben, können ſich ſehr gut

„heirathen. Du wirſt fragen: wohin mit der flammenden Glut in der Seele, die alsdann keine „Nahrung in den irdiſchen Verhältniſſen findet? „dahin, wohin auch die meine geht — zu Gott, „Emmerich! zu Gott, der einen Stral ſeiner Liebe „in unſre zwei Herzen vertheilt hat.“

Renata war ruhig als ſie dieſe Zeilen ſchrieb, fortſchickte, die Stunde berechnete in der Emmerich ſie leſen würde — denn ſie war nun fertig mit Allem, was ihr zu thun oblag. Sie hielt es für gewiſſenlos einen Menſchen an ſich zu feſſeln, ſeine Gegenwart trübe und ſeine Zukunft öde zu machen, weil ſie ihn liebte; dann wäre die Liebe ja mehr ein Fluch als ein Segen! — ſo meinte ſie. Einmal kam ihr wol der Gedanke: aber wenn Egon jetzt ſtürbe? — Sie ſchauderte und ließ unter einem nichtigen Vorwand den Arzt rufen, um ſich von ihm die Verſicherung geben zu laſſen, daß Egon es zu grauen Jahren bringen könne, weil man Beiſpiele gehabt habe, daß die fallende Sucht im ſpäteren Alter aufhöre. — Nur ſo hat meine Handlungsweiſe einen Sinn, ſprach Renata zu ſich ſelbſt.

Emmerich ballte Renata's Brief in der Hand zuſammen, und antwortete ihr auf der Stelle:

„Aber Sie ſind verſtändig! Mit der kühlen

„Überlegung eines Mathematikers oder eines Philoſophen
„behandeln Sie einen Gegenſtand, der
„Ihnen das Herz zerſchneidet .... da Sie mich
„lieben; und daß Sie mich trotz Ihres kalten Räſonnements
„dennoch lieben, glaube ich, weil ich
„nun einmal an Dich glaube. Sie ſehen, ich verſtehe
„mich ganz und gar nicht auf ein gründliches
„Räſonnement. Jeder liebt auf ſeine Weiſe. Ich
„auch. Ich bin ein excluſiver Menſch und ein
„vehementer Menſch. Seit ich Dich kenne bin ich
„ganz und ausſchließlich Dein, ohne Blick und
„Gedanken rechts oder links zu haben, bin gefeſſelt
„an Dich wie der Planet an ſeine Sonne.
„Erliſcht mir dieſe Sonne, weiſeſt Du mich fort
„aus Deiner Bahn, ſo tritt eine Revolution
„für mich ein, und ich verlaſſe Deine Sphäre,
„aber ganz, ganz und gar. Ich werde heirathen
„die kleine Pélagie, oder eine von ihren Schweſtern;
„ich werde ſie glücklich machen ſo ſehr ich
„kann; ich werde keine Pflicht verſäumen und ihr
„keine Liebe entziehen; ja, ich werde ſogar verſuchen
„ſie mit dem Herzen zu lieben. Ja, aus
„dieſem Herzen will ich Dein Götterbild, o Dein
„heiliges Bild reißen, und das eines alltäglichen
„Weibes hineinſtellen. Du wirſt meinen: „mit

„den Gedanken wird er dennoch bei mir ſein!“
„Das iſt Frauenart! in Gedanken ſeid Ihr Alle
„mehr oder minder treulos, und bringt das wenig
„in Anſchlag. Aber ich ſage Dir, Renata: der
„Emmerich wird auch nicht einen einzigen Gedanken
„mehr für Dich haben; denn wenn er ihn
„hätte, ſo wär' er wieder Dein eigen. O, gieb
„mir Hoffnung! laß mich warten, fünf Jahre,
„zehn Jahre, ohne Dich zu ſehen, wenn Du es
„ſo befiehlſt. Ich bin bereit. Aber Hoffnung will
„ich, nur die ſchwache, die geringe Hoffnung, die
„ich bisher mit meiner glühenden Liebe zu einer
„mächtigen Flamme aufgenährt habe. Siehſt Du
„denn nicht, daß ich in Verzweiflung bin? — Gieb
„mir Hoffnung, Renata.“

Renata an Emmerich.

Ebernbach, Mai.

„Keine Hoffnung, Emmerich!“

Emmerich an Renata.

Peſth, Junius 4.

„Dein Wille geſchehe!“

Vier Wochen nach dem Tode ſeines Vaters trat Emmerich eines Morgens in das Kabinet ſeiner Mutter, und ſagte unbeſchreiblich kalt:

„Eine von den fünf Töchtern des Grafen Hradick wird ja wohl noch unvermält ſein, Mama? ich bin bereit ſie zu heirathen.“

„Emmerich! ... iſt es möglich? biſt Du denn wirklich frei? O ſprich! ſprich, lieber Sohn!“ ... —

„Um Gotteswillen, keine Szene, Mama! unterbrach Emmerich ſie mit blaſſen zitternden Lippen. Ich ſage Dir, daß ich ſehr gern eine von den Hradick'ſchen Töchtern heirathen werde, weil es der Lieblingswunſch des ſeligen Vaters war; und zwar ſobald wie möglich, nämlich nach Beendigung des erſten Trauervierteljahrs.“

Die Mutter war mit dieſer großen Eilfertigkeit zufrieden, aus Furcht daß Emmerich wieder wanken mögte. Daher ſagte ſie: „Das trifft ſich ja recht glücklich! Hradick iſt für den Sommer in Prag und auf den böhmiſchen Herrſchaften; im Herbſt muß er nach Mailand zurück; da kann vorher Alles geſchehen. Er hat noch zwei ledige Töchter, die älteſte und die jüngſte, 25 Jahr, und 15 Jahr alt. Die jüngſte ſoll einzig ſchön ſein.“

„Aber 15 Jahr! rief Emmerich; da könnt' ich ja ihr Großvater ſein, und müßte mit ihren Puppen vielleicht ſpielen lernen! — — Nein! welche von ihnen heißt Pélagie?“

„Die älteſte, lieber Emmerich.“

„Gut! ſo ſei es denn Pélagie! ſie hatte dem ſeligen Vater ſo gut gefallen. Du kennſt die Eltern genau, Mama, ſei mein Freiwerber, ich bitte Dich! ich gebe Dir unumſchränkte Vollmacht.“

Wer war ſeliger als die Mutter! Emmerich heirathete, und ſie durfte die Partie arrangiren! Das machte ſich ſehr leicht, denn beide Theile waren eines Sinnes. Zehn Tage vor der Hochzeit folgte Emmerich ſeiner Mutter, die ſchon früher dahin gereiſt war, nach Böhmen, und ſtellte ſich ſeiner erwartungsvollen Braut vor.

Später erhielt Renata einen von den Paar hundert gedruckten Briefen, durch die man dergleichen Ereigniſſe den Bekannten anzuzeigen pflegt. Am 6. Auguſt war Emmerichs Vermälung zu Prag vollzogen. Die Adreſſe des Briefes war von der Hand ſeiner Mutter.

Am Weihnachtstag deſſelben Jahres hatte Egon einen ungewöhnlich heftigen Anfall ſeines Uebels — und mitten darin traf ihn ein Nervenſchlag. Renata war Wittwe.

Ähnliche Ereigniſſe ſind höchſt alltäglich. Gott endet die Prüfung zu ihrer Zeit; aber der Menſch hat ſelten Geduld, Kraft oder Vertrauen genug um ruhig das Ende abzuwarten. Zuweilen aus Großmuth, zuweilen aus Unruh, führt er in einem Moment der Erhebung oder der Entmuthigung eine Wendung herbei, die er hernach zu ſpät durch tauſend Thränen und Gebete ungeſchehen zu machen wünſcht.

Frau von Werden eilte nach Ebernbach und fand Renata von tödtlicher Krankheit befallen. Sie hatte nie wieder nach Emmerichs und Renata's Verhältniß gefragt; jetzt fiel ihr ein, daß er ja vielleicht noch unvermält ſein könne, daß ſie ihm dieſe wichtige Nachricht in jedem Fall mittheilen dürfe. Sie that es; ſie wußte ſeine Adreſſe in Peſth. Dort blieb der Brief mit andern liegen; denn Emmerich war mit ſeiner Frau nach Mailand gereiſt, weil ſie ihren Vater noch einmal ſehen wollte, der heftig erkrankt und von den Aerzten aufgegeben war. Doch er genas wieder. Nach Prag zurückgekehrt fand Emmerich zwiſchen einem Stoß von Briefen, die er aus Peſth dahin beordert hatte, auch den von Frau von Werden. Der eiſerne Mann wurde ohnmächtig als er ihn las, und veränderte ſich von dem Augenblicke an ſo fürchterlich, daß Pélagie in die heftigſte Angſt gerieth, und ihn beſchwor auf ſeine Geſundheit zu achten. Sie machte ſich Vorwürfe ihn zur Mailändiſchen Reiſe bewogen zu haben. Die Heimkehr über den Stelvio und den Finſtermünz-Paß war unerhört beſchwerlich geweſen, und Emmerich hatte aus Sorgfalt für ſie nie Zeit gehabt für ſich ſelbſt zu ſorgen. Sie erwartete ihre Niederkunft, war nervenſchwach, reizbar, immer in Thränen, und daher fürchterlich ermüdend für Emmerich in ſeiner gegenwärtigen Stimmung. All' die ſchmerzliche Bitterkeit, die ihn zernagte, ſprach er in dem Brief aus, den Renata in Frankfurt von ihm erhielt.

Als Renata in Ebernbach all' ihre Geſchäfte ſo geordnet hatte, daß ſie ſich für längere Zeit ſorglos entfernen durfte, trat ſie ihre Reiſe zu Euſebien an; aber freilich — mit einem Umweg. Statt über den Thüringerwald zu gehen, ging ſie erſt nach Prag. Die zwei Worte in Emmerichs Brief: „ich bin krank; die Ärzte ſprechen gefährlich!“ — ließen ihr nicht Ruh noch Raſt. Nur Einmal noch ihn ſehen, wiſſen daß er lebt, daß er mich nicht haßt ... und haßte er mich gar — o! daß er nur lebt: davon muß und muß ich mich überzeugen! — Dieſer Gedanke dominirte ſeitdem all' ihr Thun, und die Möglichkeit ihn vielleicht nur aus der Ferne, oder zu Pferde, oder an ihrem Fenſter vorübergehend zu erblicken, ſchien ihr eine ſo unermeßliche Seligkeit, daß ſie Gott auf den Knieen für ihre Unabhängigkeit dankte, die ihr erlaubte nach Prag zu gehen. Ihre Geſundheit war hergeſtellt, der Frühling gekommen; ſie fuhr Tag und Nacht, warf kaum einen Blick auf das freundliche und geſegnete Franken; kaum einen auf die alten Biſchofſitze Würzburg und Bamberg; gar keinen auf Böhmen — bis Prag. Das gefiel ihr. Gewiß wird er hier ſein, in dieſer ſchönen melancholiſchen edlen Stadt! dachte ſie; iſt er aber nicht hier, ſondern auf einem der Güter, ſo gehe ich auch da hin; denn ſehen — muß ich ihn.

Sie ließ einen Lohndiener rufen, und fragte auf's Gerathewohl, ob dieſe und jene Familie mit einem bekannten Namen noch in der Stadt wären. Mit der breiten Wichtigthuerei dieſer Leute gab der Lohndiener ihr eine Auskunft, die ſie nur begehrt hatte um über Emmerich Einiges erfahren zu können. Endlich fragte ſie auch nach Graf Hradick und ſeinen Töchtern, und erfuhr, daß drei von ihnen zur Zeit in Prag waren; — auch Pélagie mit ihrem Mann, und daß dieſe im Hradickſchen Hauſe drüben auf dem Radſchin wohne. Renata konnte nichts mehr fragen; ſie wußte Alles — Emmerich war da! und was ſie außerdem etwa nicht wußte — war ihr gleichgültig. Sie ſchrieb ihm:

„Ich weiß wol, daß Ihnen mein Anblick nicht „lieb iſt, daß Sie Sich Selbſt Ihr Wort gegeben „haben mich nicht zu ſehen. Ich verſtehe das recht „gut; aber ich verſtehe auch mich, daß ich das

„Gegentheil begehre. Sie ſind krank, leidend, ſterbend
„— was weiß ich! ich muß ſehen wie Sie
„ſind. Dann gehe ich fort. Ja, ich gehe! nach
„Süd oder Nord — mir einerlei! ich gehe und
„komme nimmer hieher zurück. Ich bitte Sie,
„gehen Sie morgen früh um 9 Uhr über die Moldaubrücke.
„Wär' ich eine Unbekannte, eine Bettlerin,
„die Sie zu ſprechen wünſcht — Sie kämen!
„Sie werden auch für mich kommen, nicht wahr?
„Dann will ich ruhig leben und ſterben; ganz
„ruhig — gewiß.“

Sie ſchickte ihren eigenen Diener mit dieſem Billet nach dem Hradickſchen Hauſe, und trug ihm auf es ſicher abzugeben. Dann ging ſie zu Bett; es war nicht ſpät, aber ſie ſo müde, daß ſie ſich nicht halten konnte. Und doch kam der Schlaf nicht. Nach einer Stunde ſchellte ſie der Kammerfrau und fragte, ob der Diener das Billet richtig abgegeben habe. Froh eine intereſſante Neuigkeit auf der Stelle mittheilen zu dürfen, entgegnete das Mädchen:

„Ja wol, gnädige Gräfin! der Portier wollte es im erſten ruhigen Augenblick dem Herrn Grafen einhändigen. Aber es iſt freilich jetzt ſehr unruhig im Hauſe dort . . .“ —

„Weshalb denn? iſt der Graf krank?“ rief Renata in Todesangſt und richtete ſich haſtig auf.

„Nein! die Frau Gräfin ſollte eben niederkommen,“ ſagte die Kammerfrau, wie Jemand der überzeugt iſt die allerangenehmſte Nachricht gebracht zu haben.

„Gut, gut!“ ſagte Renata, und warf ſich in die Kiſſen zurück mit einem Gefühl, als hätte ſie den Sargdeckel über ſich zuſchließen mögen. O, wie bin ich müde! murmelte ſie; müde zum Nimmererwachen! — — —

Gegen Morgen genas Pélagie einer Tochter. Mutter und Kind waren ſehr wohl, und Emmerich herzlich erfreut. Pélagie ſagte zu ihm:

„Nicht wahr, jetzt verſprichſt Du mir Deine Geſundheit zu ſchonen … des Kindes wegen …“ —

Emmerich küßte ihre Hände, und verſprach ihr Alles, was ſie wollte, Homöopathie, Waſſerkur, Seebäder ꝛc. ꝛc. zu brauchen. Er war ihr dankbar für das Kind, gerührt durch das Kind, froh daß ſeinem Leben ein neuer Zweck gegeben war; aber er konnte nicht der fürchterlichen Traurigkeit Herr werden, die ihm ganz heimlich mit Geierkrallen das Herz zerfleiſchte ſeit dem Augenblick, wo er erfuhr, daß Renata Wittwe war. Beide gefeſſelt an andre Gegenſtände, und dadurch für's

Leben getrennt: darauf hatte er ſein Leben gleichſam eingerichtet; und wie ſie ihre Pflicht immer ſanft und ernſt that, ſo war auch er der beſte Gatte für Pelagie, ohne Launen, ohne Härte, auch ohne gleichgültige Nachgiebigkeit, und immer herzlich und theilnehmend, freilich ohne berauſchende Leidenſchaft. Pelagie war ganz glücklich an ſeiner Seite, wie das gute Frauen bei einem ſolchen Benehmen des Gemals immer ſind; und Emmerich war ruhig und faſt zufrieden in dem Gedanken, daß er eines Weges mit Renata ginge. Sie war ſeinen Wünſchen und ſeiner Sehnſucht entrückt, doch nicht wie eine todte Geliebte, ſondern wie ein Genius, der ſegnend über der Welt ſteht. Zwei Zeilen von Frau von Werden, die nichts enthielten als die kahle Todesanzeige des armen Egon — und die alte Welt war für Emmerich aus ihren Angeln geriſſen. Auf Renata's Kette blickte er um die ſeine zu tragen; jene fiel — konnte denn dieſe nicht geſprengt werden? Er hatte Augenblicke von Verzweiflung, Zorn und Grimm, von troſtloſer Niedergeſchlagenheit und unüberwindlichem Trübſinn und — die allerbitterſten! — von raſender Eiferſucht. Heirathet ſie wieder, ſo verlier' ich den Verſtand! dachte er zuweilen und hielt den Kopf mit beiden Händen; und ſie iſt die Frau dazu in höchſter Gelaſſenheit, weil ſie es für die menſchliche Beſtimmung hält, irgend einen verſtändigen Mann zu heirathen, wie ſie mich zur Heirath mit Pélagie bewogen hat. — Dieſe Aufwallungen der heftigſten Leidenſchaften, die er immer zu bezwingen und zu verheimlichen ſuchte, mit denen er rang wie mit überlegenen Kämpfern, zerſtörten ihn. Pélagie hatte allen Grund beſorgt zu ſein, und der Arzt ſeine Kunſt zu verſuchen. Da aber immer nur von Erkältung und Anſtrengung auf der Reiſe die Rede war, und nie von Gemüthsbewegung, ſo blieb die Wurzel des Übels verborgen.

Emmerich wollte den Reſt der Nacht bei Pélagie wachen. Er ſetzte ſich zu Füßen ihres Bettes in einen großen Lehnſtuhl und verfiel in wache Träume. Es herrſchte tiefe Stille im Zimmer, das matt durch eine Nachtlampe erhellt war, ſo matt, daß er nicht Pélagie's Züge erkennen konnte. Der eintönige Perpendikelſchlag der Uhr war ein unzerſtreuendes Accompagnement ſeiner Gedanken, die allmälig immer bunter und krauſer wurden und in Phantaſien übergingen. Der Rahmen des Bildes blieb, doch andre Geſtalten traten hinein. Es war nicht Pélagie, die da ſo weiß und friedlich ſchlummerte; Renata war's! Renata .... mein Engel!

Du Wiedergeborne in meinen Armen zum Leben der Liebe! Du zum zweitenmal Wiedergeborne in meinem Kinde! Du, als Weib, als Geliebte, als Mutter, immer gleich ſchön, gleich vollkommen, gleich anbetungswürdig! Ah! Du biſt es? .... O, bleib' es auch nur! — Und es blieb Renata, die da ſo weiß und friedlich ſchlummerte; nur aber er war nicht mehr er. Der Mann, der da zu Füßen ihres Bettes ſaß, war nicht er, war ein Fremder, ein Unbekannter, ein Verhaßter! er ſah das deutlich. Und Renata hub ihre großen Augenlieder ſo eigenthümlich langſam auf, und blickte den Verhaßten ſo eigenthümlich tief an, daß er, Emmerich, ſeine Seele in ihre Seele hinüberſchmelzen fühlte; und ſie .... ſah ihn nicht an! —

Emmerich ſprang auf; er glaubte einen Schrei ausgeſtoßen zu haben, aber ſeine Zähne waren übereinander gepreßt, und kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirn. Ich muß ſchlafen! murmelte er; ſolche Hallucinationen können wahnwitzig machen. Pelagie erwachte und bat ihn ſchlafen zu gehen.

„Es beruhigt mich!“ ſagte ſie liebreich.

In ſeinem Schlafzimmer reichte ihm der Kammerdiener Renata's Billet. — Bin ich nicht etwa ſchon wahnwitzig, fragte er ſich, als er aus dem kleinen [illegible]ßen Triangel Renata's Billetform, und folglich ihre Anweſenheit in Prag errieth. — Er ging nicht zu Bett. Ihm war zu Sinn, als ſolle er über die zukünftigen Geſchicke der Welt entſcheiden. Als er ihre Bitte las, ihn nur ein einziges Mal ſehen zu dürfen, wollte ihm das Herz brechen vor Entzücken und Weh. Seh' ich denn krank aus? fragte er ſich, und trat vor den Spiegel; ja, ja! allerdings! — Noch vor drei Tagen hatte Pélagie ihn vor den Spiegel geführt und geſagt: „Geſteh' es doch ein, daß Du krank ausſiehſt!“ und lachend hatte er geantwortet: „Bah! häßlich ſeh' ich aus, meine arme Pélagie! doch nicht im geringſten krank.“ Jetzt fiel es ihm beklemmend auf. Ich muß doch verſuchen zu ſchlafen, trotz meiner Aufregung! rief er. Es war fünf Uhr. Er warf ſich auf's Bett und ſchlief wirklich zwei Stunden. Dann kleidete er ſich mit einer Sorgfalt an, die ſein erſtaunter Kammerdiener auf Rechnung ſtolzer Vaterfreude brachte. Dann ging er zu Pélagie, bei der er ſchon ihre Schweſtern fand, und das Kind, das bewundert und ſchön gefunden aus einer Hand in die andere ging, und kläglich dazu ſchrie, während die eine Tante behauptete, es ſähe frappant aus wie Emmerich, und die andere, frappant wie Pélagie.

Der Arzt bat um Gotteswillen man möge der Wöchnerin Ruhe und Stille gönnen. Die eine Schweſter etablirte ſich als Krankenwärterin bei ihr; die andere ging ab und zu. Um neun Uhr eilte Emmerich auf die Brücke, als er ſich bei Pelagie vollkommen überflüſſig fand.

Neben der Statue des St. Johannes von Nepomuk, mit dem Rücken an das Geländer gelehnt, ſtand Renata dicht verſchleiert, in ihren Trauerkleidern, ſchwarz, regungslos. Sie hatte nicht die Kraft rechts hinauf, und Emmerich gleichſam entgegen zu blicken; ſie wagte nicht zu hoffen, daß er kommen würde. Sie ſah ſtarr gradeaus, auf den Fluß, der vom Frühlingsregen und geſchmolzenen Gebirgſchnee geſchwellt, volle haſtige Wellen durch die Brückenbogen trieb. Sie dachte gar nichts; ſie fühlte auch nichts, weder Schmerz noch Qual, dazu war ſie zu betäubt. Mit einer Art von ſtupidem Wohlgefallen betrachtete ſie die behenden Wellen, bis Emmerichs Schritt, der wohlbekannte, energiſche, leichte Schritt, ſo heftig in ihr Ohr klang, daß ſie meinte, die Brücke bebe. Aber ſchnell entſchloſſen, im Bewußtſein nur über Sekunden gebieten zu können, hob ſie die Hände gefalten zu ihm auf, und fragte:

„Iſt's denn wahr? ſind Sie krank zum Tode? und haſſen Sie mich wirklich?“

Als dieſe Fragen heraus waren, die ihr ſeit ſo langer Zeit das Herz beklemmt hatten, ſchöpfte ſie Athem, und heftete hinter ihrem dichten, doppelten Schleier leuchtende Blicke auf Emmerich. War es die friſche ſonnige Morgenluft, war es der Abglanz ihrer eigenen Freude, war es ſeine innige Emotion, welche ein leidenſchaftliches Antlitz immer verklärt: genug, Emmerich erſchien ihr prächtiger, gebietender denn je, und ehe er ein Wort finden konnte, rief ſie entzückt:

„Aber das iſt ja Beides nicht wahr!“

Immer noch ohne zu antworten warf Emmerich einen Blick rund um ſich her, der ihn erinnerte, daß ſie freilich unter Gottes ſchönem Himmel, aber auch auf offener Straße ſtanden, und er bot Renaten den Arm. Sie nahm ihn zitternd, und fragte ängſtlich:

„Sie ſagen kein Wort! .... zürnen Sie mir?“

„Renata!“ rief er und drückte ihre Hand an ſein Herz.

Sie gingen langſam, ganz ganz langſam, faſt träumeriſch, wie das Glück denn immer in eine traumhafte Seligkeit zu verſetzen pflegt. Sie waren glücklich, denn ſie waren beiſammen. Das iſt für die Liebe das höchſte Glück.

„Schlage den Schleier zurück,“ bat Emmerich.

„Darf ich wirklich? aber Sie wollten mich nicht ſehen,“ ſagte ſie ängſtlich und hob den Schleier.

„Wie Du ſchön biſt! ſagte er faſt feierlich und blieb einen Augenblick ſtehen um ſie zu betrachten. Kein Menſch ſieht aus wie Du!“

„O, ſagte ſie gerührt, die Leute finden mich ja häßlich! nur für Dich bin ich ſchön.“

Er ſchüttelte heftig den Kopf und rief mit ſchnellem Gedankenſprung: „Du biſt frei, Renata!“

„Nein! unterbrach ſie ihn; ich bleibe Dein, wie ich es immer geweſen bin.“

„Du biſt ſublim, Renata! .... Aber weißt Du denn auch was Du ſagſt? fragte er beklommen. Weißt Du daß es ſchwer iſt das lange Leben nur mit einem Gedanken auszufüllen?“

„Es iſt fürchterlich ſchwer, entgegnete ſie gelaſſen, ich weiß das ſeit zehn Jahren.“

„Und dennoch, Renata?“

„Dennoch!“

„Was ich Dir einſt in Iſchl ſagte, Renata: nicht mir wirſt Du gehören, aber auch keinem Andern! — das wird wahr bleiben?“

„Thor! rief ſie mit einem bezaubernden Lächeln, ich gehöre ja Dir, und darum keinem Andern!“

Er drückte ihre Hand an ſeine brennenden Lippen, und fühlte dabei durch den Handſchuh ihren

Trauring. Geſchickt ſtreifte er ihr Handſchuh und Ring ab, und ſah ſie fragend an. Jenen nahm ſie zurück; dann neigte ſie ſanft bejahend das Haupt.

„O Du Meine!“ rief er beſeligt.

„Heut iſt der vierte Jahrestag unſrer Trennung,“ ſprach ſie ſchwer, denn ſie waren jetzt ganz nah beim Gaſthof zum ſchwarzen Roß, und Renata ſah ihren Wagen und ihre Leute reiſefertig vor der Thür auf ſie warten. Emmerich folgte ihrem Blick. Er blieb wie eingewurzelt ſtehen, und hielt ihren Arm ſo feſt unter dem ſeinen, daß ſie nicht von der Stelle konnte.

„Bleib', Renata! um Gotteswillen!“ bat er.

„Du haſſeſt mich nicht, Emmerich?“ fragte ſie mit dem eindringlichen Ton, der immer ſein Herz vibriren machte.

Aber er ſagte nur: „Renata!“

Da legte ſie leicht die Hand an ſeine Bruſt. Er trat zurück; ſie ging die zehn Schritt allein bis zu ihrem Wagen. Der Diener hob ſie hinein, ſprang auf ſeinen Sitz — und fort rollte ſie, an Emmerich vorbei, den ſie mit der Hand noch einmal grüßte, und dem zu Muth war, als habe ein Engel ihm aus den Wolken als Pfand einer unvergänglichen Liebe und Treue den goldnen Ring herabgeworfen. Mechaniſch ging er heimwärts.

Auf der Brücke ſtand er ſtill und ſah ſich um.... nach ihr! ſtatt ihrer ſah er gleichgültige Menſchen, gemeines Volk über die Stelle fortgehen, auf der ſie geſtanden. Es war doch grauſam zu kommen, wenn ſie nicht bleiben wollte, und unſinnig nicht zu bleiben, da ſie frei iſt! ſprach er zu ſich ſelbſt mit einer aus Schmerz und Zorn gemiſchten bitterbrennenden Aufwallung. Sie hat mich meinen Vorſatz aufgeben, mein Wort brechen laſſen. Als ſie winkte .... war ich da! O, jämmerlich! Sie hat ihren Zweck erreicht, auf meine Koſten! So ſind die Frauen: ſie rechnen auf unſre Schwäche und triumphiren über ſie zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. — Aber eine andre Stimme, vielleicht Renata's, flüſterte ihm zu: O Emmerich! wenn ich dereinſt in den Himmel komme, wirſt Du auch dann noch mir verwerfen, ich hätte meinen Zweck erreicht? und wollte ich denn jetzt etwas Andres als mich durch einen Blick in den offnen Himmel ſtärken für meine lange, einſame Pilgerfahrt, die ich Dir zu Liebe Dir angelobt habe, Dir! der zu Frau und Kind heimkehrt! ſei nicht ungerecht, Emmerich! — — Ja, ungerecht! das bin ich! rief er mit troſtloſer Bewegung; denn die Frau, die ſich von meinem Herzen reißt, lieb' ich; und die Frau, die mir mein Haus mit Liebe, mit Zufriedenheit, mit Kindern ſchmückt — lieb' ich nicht! — Der fürchterliche Herzkrampf, der ihn ſeit einiger Zeit bei heftiger Emotion zu ergreifen pflegte, packte ihn, und in tiefer Ohnmacht trugen ihn Leute, die ihn kannten, nach ſeinem Hauſe, wo Alles in die verzweifeltſte Unruh gerieth, weil man ihn todt glaubte, und es der armen Pélagie verbergen wollte. Aber ihre Schweſtern waren allzu beſtürzt um es ganz verheimlichen zu können. Pélagie glaubte ihr Kind ſei todt, und in Thränen rief ſie nach Emmerich. Man brachte ihr das Kind; aber Emmerich kam nicht, und man mußte ihr ſagen er ſei plötzlich erkrankt, was allerdings höchſt überraſchend war, da ſie ihn vor einer Stunde geſund an ihrem Bett geſehen. Sie verfiel in die heftigſte Agitation, und als Emmerich nach einigen Stunden ſich erholt hatte und zu ihr kam, lag ſie bereits in einem ſo ſtarken Fieber, daß ſie ihn nicht erkannte.

„Liebe thut weh! ſprach Emmerich ſtumpf, als er ſich wieder wie in der geſtrigen Nacht zu Füßen ihres Bettes in den Lehnſtuhl warf. O Jeſus Maria! weshalb iſt es nur ſo unglückſelig eingerichtet, daß die Menſchen, die ſich lieben, gleichſam immer mit dem Rücken einander zugekehrt ſind und ſich nie Beide mit freiem und gleichen Blick in's Antlitz ſchauen?" — — —

3. Nizza.

An einem Dezembermorgen, mehr als anderthalb Jahr nach jenen Begebenheiten, hielt ein großer, unerhört bepackter, engliſcher Reiſewagen mit ſechs Poſtpferden beſpannt am Var, dem Grenzfluß zwiſchen der Provence und Italien. Die Paßbeamten und Douaniers thaten ihre Schuldigkeit, und in möglichſter Eile, denn es regnete, wie es ſeit vier Wochen faſt ununterbrochen im ſüdlichen Frankreich geregnet, und dadurch das Vergnügen der Reiſenden beträchtlich geſtört hatte. Dieſe Reiſenden waren Renata, ihre Schweſter Euſebie, deren Gemal Graf Sternfels und deren ſechsjähriges Töchterchen. Die ganze Geſellſchaft ſah ziemlich gelangweilt und ermüdet aus. Euſebie lag bleich und fatiguirt in der einen Wagenecke, mit geſchloſſenen Augen, als ob ſie ſchliefe; Renata in der andern, unbeweglich auf's Meer hinblickend; Sternfels ſeiner Frau gegenüber wirklich und gründlich ſchlafend, und die kleine Mimi allein munter und aufgeweckt wie ein Vögelchen.

„Ach! rief ſie plötzlich, die Sonne kommt! ſie kommt, Papa.“

„Was kommt!“ rief er, aus dem Schlaf auffahrend.

„Blauer Himmel und Sonne, Papa.“

Der Papa machte zu dieſer Eröffnung ein ziemlich gleichgültiges Geſicht; Renata aber ließ das Wagenfenſter herunter, ſah heraus, und rief:

„Mimi hat Recht! der Regen hört auf, es iſt windſtill, der Himmel blau, die Luft mild. So ſind wir denn wol nach der Sündflut auf dem Ararat angelangt, und Du biſt das Täubchen mit dem Oelblatte, Mimi.“

„Ach wären wir doch erſt in Nizza!“ ſeufzte Euſebie ſchläfrig und kläglich.

„Ich hoffe, wir ſind es bald, entgegnete Renata. Da ſehe ich ſchon zurückgeſchlagene Kaleſchen mit Damen in Federhüten, alſo Spazierenfahrende, uns entgegen kommen.“

Und ſo war es wirklich; ſie befanden ſich auf der Chauſſée, auf der die tägliche Corſofahrt von Nizza bis zum Var gemacht wird, weil es die längſte Strecke ebenen Weges, etwa eine Stunde lang iſt.

Bei dem herrlichſten Sonnenſchein, der faſt beſtändig ſein goldenes Zelt über dieſen kleinen, wunderſam begünſtigten Fleck der Erde ausſpannt, fuhren ſie in die Vorſtadt der Croix de marbre hinein, über die Brücke des Taglione und vor das Hôtel des Etrangers, das ſie denn auch aufnahm.

Euſebie ging zu Bett und begehrte einen Arzt.

„Halten Sie Ihre Frau für krank oder für reiſemüde?“ fragte Renata ihren Schwager.

„O, für müde … nichts weiter!“ entgegnete er zuverſichtlich.

„Und ſind Sie es auch?“

„Ich? rief er lachend; liebe Schwägerin, ich habe noch eine von den altmodiſchen Conſtitutionen des vorigen Jahrhunderts! Ich bin nie müde, ſobald ich mich amüſire, und nur zuweilen ſchläfrig aus heller Langerweile. Dann ſchlaf' ich, und bin hinterdrein munter und aufgeweckt — wie Figura zeigt. Ich dächte, wir frühſtückten, oder äßen einmal nach guter norddeutſcher Sitte um 3 Uhr zu Mittag.“

Renata war es zufrieden. Nach dem Diner kam der Arzt; Sternfels führte ihn zu ſeiner Frau, und Renata ſagte zu ihrer Nichte:

„Komm, Mimi! wir wollen ſpazieren gehen.“

Sie gingen wieder in die Croix de marbre-Vorſtadt, aber nicht in die Straße hinein, ſondern den

Weg an der Rückſeite der Häuſer, zwiſchen ihren Gärten und dem Meer. All' dieſe Gärten glichen Blumenkörben voll Roſen und Orangeblüten. Roſen tapezirten die Mauern, bildeten Bogengänge und Lauben, ſchmiegten ſich um einzelne dunkle Cypreſſen, während Alleen von Orangen- und Citronenbäumen mit dem Schnee ihrer duftenden Blüten und dem Gold ihrer duftigen Früchte abwechſelten. Renata war ganz entzückt. Die Gitterthore der meiſten Gärten ſtanden weit und gaſtfrei geöffnet. Sie trat in den einen und ſah ſich behaglich darin um. Ein Mann war im Begriff, an ihr vorüber zu gehen.

„Gräfin Dobenegg!“ rief er ſehr erfreut, nachdem er einen flüchtigen Blick auf ſie geworfen. Es war Cecil.

„Gott! ſagte ſie ebenſo erfreut; wie lange bin ich keinem Deutſchen begegnet! Sein Sie herzlich gegrüßt!“

„Und woher kommen Sie jetzt, gnädige Gräfin?“

„Direct aus dem ſüdlichen Frankreich, indirect aus Spanien, Portugal, England.“

„In jedem Fall aus dem Himmel.“

„Das verſteht ſich! und mit ganz beſonderer Rückſicht auf und für Sie.“

„Und immer noch Dieſelbe“… —

„In meinem Alter muß ich das für ein Compliment anſehen."

„Ich freue mich unbeſchreiblich, daß Sie heiter genug geworden ſind, Gräfin, um ſcherzen zu mögen."

„Muß man unter dieſem Himmel nicht heiter werden?... Und was machen Sie hier?"

„Ich bin nach Turin und von dort hieher gekommen. Turin iſt langweilig, wenn es je einen langweiligen Ort gab!"

„Sind Sie vielleicht verheirathet, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben?" fragte ſie, weil es ihr eben einfiel.

„Ich? verheirathet?... Nein, Gräfin!"

„Sie machen ein Geſicht, als ob Sie es für ein Verbrechen hielten, und ich muß Ihnen demnach mit einiger Sorge geſtehen, daß ich ſo zu ſagen verheirathet, und noch dazu mit einer ganzen Familie bin ... denn ich reiſe mit meiner Schweſter."

„Das weiß ich; mit Frau von Werden bin ich in Gedanken Ihren Reiſen gefolgt. Erſt nach der Schweiz, dann nach Paris, wo Sie den ganzen vorigen Winter zugebracht haben; im Frühling nach London. Damals verließ ich Frankfurt, und ſeitdem ſind die Nachrichten, die Frau von Werden mir gnädigſt von Ihren Reiſen mitgetheilt hat, ſo ſpärlich geweſen, daß ich nur erfuhr, Sie wollten über Nizza nach Rom.“

Renata ſah ihn plötzlich ſcharf an. Sie wollte ſchon fragen, ob er abſichtlich gekommen ſei, um ſie wiederzuſehen; aber ihr fiel ein, daß es beſſer ſein möge, nicht zu fragen. Cecil antwortete jedoch, als habe ſie gefragt.

„Allerdings, ich habe ſehr auf das Glück gerechnet, Sie hier zu ſehen.“

Renata erröthete faſt unwillig, weil ſie ſich errathen fand, und ſagte, ſie müſſe heimkehren.

„Wahrſcheinlich in's Hôtel des Etrangers; und da ich dort ſpeiſe, ſo erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.“

Er erzählte ihr von den wunderhübſchen Promenaden, die man machen könne, von der Geſellſchaft, die recht belebt, von der Oper, die gräßlich ſei; und dabei verlor ſie ein gewiſſes beängſtigendes Gefühl, das ſie ſchon zuweilen in Frankfurt Cecil gegenüber beſchlichen hatte, und das unterging, ſobald er nur von Äußerlichkeiten ſprach. Sie trennten ſich freundlich.

Sternfels ſaß im Salon am Kaminfeuer, das zu dieſer Jahreszeit Abends auch in Nizza, wenn nicht nothwendig, doch behaglich iſt. Er ſaß da ſehr bequem, und ſah äußerſt vergnügt aus. Als

Renata eintrat, lächelte er halb verlegen, halb wie Jemand, der in ſeinem Recht, aber gefaßt auf einen kleinen Krieg iſt. Er wußte, daß Renata nicht ſehr den Widerſpruch liebte. Weil ſie ſo entſchloſſen, ſo hoch und imponirend war, pflegte er ſie „Infantin" zu nennen, und gewöhnlich dieſen Namen bei den kleinen Differenzen zu brauchen, die ſich zuweilen zwiſchen ihnen erhoben. Als er jetzt ſagte:

„Theure Infantin! es hat ſich in Ihrer Abweſenheit ein freudiges Ereigniß zugetragen."

Da rief ſie: „Ich wette, es iſt für mich nicht freudig."

„Was Sie für eine kluge Frau ſind! Aber ich hoffe denn doch das Gegentheil von Ihrem guten Herzen. Euſebie iſt guter Hoffnung, und der Arzt hat erklärt, ſie müſſe ſich hier wenigſtens ſechs Wochen ausruhen."

„O Himmel! rief Renata ſehr ungeduldig, das verdirbt all' unſere Winterprojecte! Auf Reiſen ſollte man ſich doch wenigſtens nicht mit Wochenbetten befaſſen."

„O, ſagte er mit unverwüſtlich guter Laune, auf dergleichen kleine Intermezzo's müſſen denn doch die Frauen immer gefaßt ſein, zu Haus wie auf Reiſen."

„Ja, ja, unterbrach ihn Renata unwillig, das gehört nun einmal zum Handwerk der Frauen."

„Zum Handwerk? Nein, Infantin! Handwerk habe ich gewiß nie geſagt."

„Wenn nicht geſagt, doch gedacht! Und haben Sie es nicht gedacht, ſo denken es tauſend andre Männer".... —

„Und ich ſoll für Alle Ihren Zorn hinnehmen?"

„Ja, nun müſſen wir hier anderthalb Monate mindeſtens verlieren, und können Italien gar nicht, oder dermaßen im Fluge nur ſehen, daß es uns kein Vergnügen macht, da ich Anfang Mai in Ebernbach ſein will; und am Ende kann Euſebie gar ſterben."

„Bah, ſterben! ſagte er ein wenig verdrießlich, davon ſtirbt man nicht, und das verſtehen Sie nicht."

Das letzte Argument war ſo ſchlagend, daß Renata auf der Stelle ihren kleinen Zorn fahren ließ und lachend ſagte:

„Da haben Sie einmal zu gründlich Recht, als daß ich noch länger mit Ihnen zanken dürfte. Alſo abgemacht: ſechs Wochen bleiben wir hier... .... nur nicht im Gaſthof. Ich habe ſchon da draußen reizende Wohnungen bemerkt, Orangen ringsum".... —

„Und wo die Orangen blühen, da iſt Italien — ſagt Göthe.“

„Ungefähr dergleichen mag er wol geſagt haben, entgegnete Renata beluſtigt, und ſo wollen wir uns denn damit tröſten, daß wir auch ungefähr in Italien ſind.“

Als ſie am nächſten Morgen an's Fenſter trat, und Himmel und Sonne ſie ſo hell und warm anſtralten, und das Blumengärtchen vor dem Hôtel des Etrangers ſo farbenreich und freundlich zu ihren Füßen lag, da nahm ſie Hut und Shawl, und ging in's Freie. Das iſt ſo wunderangenehm in Nizza, daß man wirklich gleich im Freien und nicht blos auf der Straße iſt, daß man, gleichviel wo man wohne, binnen fünf Minuten am Meer ſich befindet, und zu manchen Stunden, z. B. in der Frühe, einſam dort iſt. Renata gerieth auf die Teraſſe, und ging dann weiter um den Felſen von Reuba capeu herum, und hinauf zu der Ruine des alten Caſtel's, unſtreitig der ſchönſte Punkt bei Nizza. Es webte ein friſcher Oſtwind und färbte das Meer himmelblau; der Sonnenſtral brach ſich in Millionen hüpfender Goldflittern auf den ſanftgekräuſelten Wellen. Es war friedlich wie ein Baſſin, und dehnte ſich doch unüberſehbar bis zum fernſten Horizont aus. Renata ſetzte ſich auf das Gemäuer und athmete die erquickende Luft ein, die nicht die Lunge allein, ſondern das Herz ſelbſt erfriſcht, ſo daß es vermeint, recht leicht mit dem Leben fertig zu werden .... da oben. Aber dieſer Gedanke: fertig zu werden mit dem Leben; — hat er nicht etwas unſäglich Melancholiſches in ſich, weil er der unwillkürliche Ausdruck eines ſchmerzerfüllten Lebens iſt. Der Glückliche hat noch nie daran gedacht damit fertig zu werden! Wie hätte Renata aber auch glücklich ſein können? der Trauerflor ihres ganzen Lebens war nicht abgelegt: ſie war einſam. Nichts iſt wol intereſſanter, als die verſchiedenen Exiſtenzen zu beobachten, was ſie für eine beſtimmte Färbung oder Stempel — wie man's nennen will! — tragen, von dem ſie ſich durchaus nicht losmachen. Es liegt etwas Fataliſtiſches darin, und je beſtimmter der Character ausgeprägt iſt, um deſto mehr tritt es hervor, weil alsdann die Beſtrebungen in dieſem Sinn um deſto mächtiger ſind. Es ſind nicht widrige Verhältniſſe noch Schickſale in der gewöhnlichen Bedeutung voll Luſt und Leid, die wechſelnd durch das Leben der Menſchen ziehen, und bei dem Einen etwas länger, bei dem Andern etwas kürzer verweilen: es ſind ſo zu ſagen innere Schickſale, zu denen der Menſch nun grade berufen iſt. Es iſt ein Wort über ihm ausgeſprochen, das heißt: Zu ſpät! — oder: Umſonſt! — oder: Glückauf! — oder: Einſam! — oder: Hüte dich! — und ich meine oft: die größte Lebensweisheit würde darin beſtehen, daß der Menſch gleich bei ſeinem Eintritt ins Leben zum Verſtändniß darüber käme. Die großen Menſchen finden auch ſchnell das Wort, das ihr Leben regiert, verſuchen nicht dieſe Magnetnadel nach allen Seiten der Windroſe zu drehen, ſondern folgen ihr zuverſichtlich. Aber die Übrigen, auch ſehr begabte, auch ſehr kluge, finden es dennoch nicht, rathen und tappen herum, ſträuben ſich dagegen, legen die Hände in den Schooß oder überanſtrengen ſich — und machen trotz Urtheil und Scharfblick, trotz Kraft und Willen, die Sachen verkehrt. Das kommt daher, weil ſie ihr Beſtimmungswort nicht gefunden haben. Dies klingt bizarr, ich weiß es wol, aber unwahr iſt es nicht.

Was Renata auch beginnen, in welche Verhältniſſe ſie treten, wo ſie ein Band knüpfen mogte: ſie blieb einſam. Vermält und einſam — liebend und geliebt, und einſam — in einer großen Familie und einſam! Nie hatte ſie etwas Andres zu Stütze, Schutz und Schwungkraft, als ſich ſelbſt unter Gottes Obhut. Das iſt genug für die großen Menſchen, die ſich als unmittelbare Werkzeuge

Gottes zu irgend einem großen Zweck fühlen; aber nicht für den Menſchen des täglichen Lebens, der gewöhnlichen Verhältniſſe, des engen Wirkungskreiſes, der immer wünſchen und ſuchen wird auf gleichem Fuß mit Seinesgleichen zu leben, ſeine Gedanken von einem Andern ergänzt, ſeine Gefühle von einem Andern verſtanden zu wiſſen, eine liebe Hand zu drücken, auf ein treues Herz ſich zu verlaſſen; — wenigſtens nicht genug um glücklich zu ſein, d. h. um ſich klar in der Welt umzuſchauen und aus voller Seele zu ſprechen: „Wenn es doch ſo bliebe wie es eben iſt.“ Dies iſt auch einer von den verſchiedenen Probirſteinen des Glücks. — Der Mann kann es im Allgemeinen leichter entbehren, denn er hat nicht das Senſitivenherz einer Frau, und dann hat er ſeinen Beruf. Sein Beruf! das iſt das Schwarzbrot ſeines Lebens, welches ihn dermaßen mit reichlicher, grober Koſt ſättigt, daß er an die Ambroſia nur zu denken pflegt, um darüber mitleidig die Achſeln zu zucken. Ein Mann von gewöhnlichem Schlag braucht nicht Weib noch Kind, nicht Bruder noch Freund, ſondern nur ſeinen Beruf, um damit recht zufrieden, wenn auch nicht grade überglücklich zu leben. In irgend einer der vier Facultäten findet er ſein Plätzchen; in den Lehr-, Nähr- oder Wehrſtand ſchlüpft er hinein; überall hat er Kameraden, Kollegen Vorgeſetzte, Untergebene: überall kann er vorwärts kommen, etwas leiſten, etwas vor ſich bringen. Man ſtelle aber einſam eine Frau in die Welt, und möge ſie ſo gewöhnlich oder ſo ungewöhnlich ſein als ſie wolle: ſie wird ſich innerlich unglücklich fühlen, ſobald ſie nicht mit dem vollen Herzen leben kann. Ich weiß nicht einmal ob es ihr etwas nützen würde ihr einen Beruf zu ſchaffen oder zu ermitteln; denn ich zweifle an ihrer Fähigkeit, ſich abſtrakt in denſelben zu vertiefen. Wenn ich ſehe wie viel tauſend Mittel den Männern in der Welt zu Gebot ſtehen, um ſich recht gut, ſehr bequem und einigermaßen befriedigend in ihr feſt zu ſetzen, wie das den allerunbedeutendſten ſogar gelingt: ſo gerathe ich auf den Glauben der Muhamedaner, nur grade umgekehrt! und glaube nämlich, daß nur die Frauen durch ihre unerhört unvollkommene Exiſtenz auf Erden zu einem Leben jenſeits des Grabes befähigt werden.

Solche Gedanken gingen ungefähr durch Renatas Sinn, als ſie da oben ſaß. „Was ſoll ich anfangen um nicht zu ſterben vor Langerweile?“ fragte ſie ſich ſelbſt ganz laut mit ſchmerzlich gerungenen Händen. Aber durch ihre eigene Stimme in die Wirklichkeit zurückgerufen, und aus alter

Gewohnheit immer das Nächſtliegende vor Augen haltend, ſetzte ſie ſogleich hinzu: Aber ich war ja in der Abſicht ausgegangen um Wohnungen zu beſehen! — Von dem Felſen herab hatte ſie ſich vollkommen in dem kleinen, leicht zu überblickenden Nizza orientirt. Sie ging nach der Croix de marbre, und nach dem Garten, in dem ſie geſtern Cecil begegnete; denn ſie hatte bemerkt, daß ſämmtliche Jalouſien des Hauſes geſchloſſen geweſen waren — folglich unbewohnt. Und ſo war es wirklich. Es ſtand ihr ganz oder in Stockwerken zu Gebot und war hübſch und bequem eingerichtet. Um im ungeſtörten Beſitz des Gartens zu ſein, nahm ſie auf der Stelle das ganze Haus und kehrte äußerſt befriedigt nach ihrem Gaſthof zurück. In der Thür traf ſie auf Cecil.

„Gottlob, daß Sie da ſind! rief er; ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, aber man ſagte mir, Sie wären verſchwunden.“

„Ich habe meine Geſchäfte beſorgt, entgegnete ſie, und zwar, da wir des Uebelbefindens meiner Schweſter wegen eine Zeitlang hier bleiben müſſen, ein Haus gemiethet.“

„In dieſer äußerſten Geſchwindigkeit?“

„Ja, und das erſte, das mir gefiel.“

„Sie ſind von foudroyanter Entſchiedenheit, gnädige Gräfin! und darf ich fragen, welches Haus?“

„Das Haus Sue, wo ich Sie geſtern traf.“

„O, das macht mich außerordentlich glücklich, denn da wohne ich auch.“

„Nein! ich habe das ganze leere Haus genommen.“

„Gnädige Gräfin, ich wohne bereits in dem Pavillon, der auf der andern Seite des Gartens liegt, und durch die Terr[illegible]ie Sie bemerkt haben werden mit dem Haupthauſe zuſammenhängt, jedoch eine ganz getrennte Wohnung bildet.“

„So? nun, dann wollen wir gute friedfertige Nachbarn ſein,“ ſagte Renata freundlich, aber innerlich ein wenig verſtimmt — ſie wußte ſelbſt nicht warum und machte ſich heimliche Vorwürfe darüber. Ein artiger und kluger Mann, von dem ich nichts als Gutes gehört habe, den Charlotte ſehr gern hat, mit dem ich in Frankfurt täglich umgegangen bin, gegen den ich mich verpflichtet fühle, um an ihm gut zu machen, was Ignaz gegen ſeinen Bruder ſchlecht gemacht hat: da ſollt' ich mich doch lieber von Herzen freuen, daß er hier iſt, und ich thät' es auch, wenn mir nur nicht ſchiene, daß er ſich zu ſehr freut! — Und ganz gedankenvoll ging ſie zu Euſebien, die äußerſt verſtimmt über ihren Zuſtand war, Gott und ihren Mann und ihre Beſtimmung, und Alles was ihr eben einfiel deshalb anklagte, und ſich in allerlei Lamentationen ergoß. Renata war ohnehin ſchon ihrer Reiſegeſellſchaft tödtlich müde. Sie hatte die Reiſe in Vorſchlag gebracht, als ein ſchlichtes Mittel, um Sternfels und Euſebie aus peinlichen Verhältniſſen zu reißen, und ſie der Heimat zu entführen, bis ihre Angelegenheiten entwirrt und geordnet waren, und Beide hatten es gern angenommen. Sternfels war inſofern äußerſt bequem zum beſtändigen Umgang, als er ſich immer amüſirte, ohne doch je eine ernſte Beſchäftigung dazu nöthig zu haben. Dieſe Fähigkeit beſitzen heutzutag nur noch die Männer, deren erſte Jugend in die letzten Tage des vorigen und in die erſten unſers Jahrhunderts fiel. Sie ſind alſo ziemlich bejahrt, aber trotz ihrer Runzeln und weißen Haare ſo leichtblütig organiſirt, daß ſie mehr Freude an der Welt als unſre Jünglinge — und nebenbei einen geſunden Menſchenverſtand ohne den Ballaſt des Wiſſens haben. Aber auf der andern Seite ſind ſie unerquicklich, weil ihnen die Glorie des Alters, Ernſt, Ruhe und Erfahrung fehlt, und weil ihr Verſtand ſich in keiner andern Sphäre der Gedanken, als in einer untergeordneten bewegt, und weil ihnen eine gewiſſe leichtfertige Genußſucht anklebt, die ſie ganz widerwärtig macht. Trotz ſeiner bequemen Eigenſchaften, vielleicht durch dieſelben, war Sternfels eine ſchlechte Geſellſchaft für Frauen. Renata konnte das nicht gleich erkennen; das tritt erſt in der Intimität hervor. Sie ſagte ihm zuweilen harte Sachen, die er mit jovialer Gelaſſenheit hinnahm. Half ihm ſein natürlicher Verſtand zu einer treffenden Antwort, ſo war ſie denn wieder entwaffnet. Mit Euſebien war ſie noch weniger harmoniſch geſtimmt! zu dieſer kühlen, nur auf die Oberfläche der Dinge Werth legenden Seele hatte ihre warme und tiefe den Schlüſſel nicht. Renata war ein ganz großmüthiger Character, mit all deſſen Schroffheiten, war ein hohes, edles, weites, unverſchloſſnes Herz. Euſebie war ein ganz enges, verſchrumpftes Herz und ein ſerviler Character, nämlich zugleich kriechend und hochmüthig. Sie war die ächte Tochter ihrer Mutter, die Armuth für Schmach hielt! und ſie war arm! und dieſe Qual verfolgte ſie im Elternhauſe wie im Hauſe ihres Gatten. Immer war es die ewige Noth: ſie brauchten mehr Geld als ſie hatten! brauchten es nicht um einer gegründeten Unbequemlichkeit abzuhelfen, ſondern um mit Andern zu rivaliſiren — folglich war es ein Bedürfniß ohne Ende. Euſebie hatte ſich mit Entzücken in die Arme ihrer

Schweſter, der Retterin aus martervoller Lage, geworfen, und bei ſich ſelbſt beſchloſſen, ſich Renaten unentbehrlich zu machen. In ihrer Nähe, in Frankfurt oder München, wollte ſie ſich nach ihrer Heimkehr in Deutſchland mit ihrer Familie niederlaſſen, und dann, durch Renatas großmüthige Güte, in Glanz und Herrlichkeit leben. Aus der Zärtlichkeit, die Renata für Mimi faßte, zog ſie den Schluß, daß dies Kind beſtimmt ſein müſſe, wenigſtens die Hälfte von Renatas Vermögen dereinſt zu beſitzen, wo nicht gar deren Univerſalerbin zu ſein. Heirathen freilich durfte Renata nicht wieder! Euſebie hielt es nach ihrer Denkungsart für unmöglich, daß ſie es je wünſchen könne. Ganz unabhängig, enorm reich, mit einem guten Namen — was braucht man mehr um in der Welt die allerangenehmſte Stellung zu behaupten? und hat man die — braucht man überhaupt dann noch etwas? Eine kleine Neigung vielleicht, eine kokette Spielerei, um in der Geſellſchaft einer excluſiven und brillanten Unterhaltung gewiß zu ſein; das begriff Euſebie. Ja ſogar eine kleine Intrigue begriff und geſtattete ſie. Wozu aber Liebe? und vollends gar große, heftige, leidenſchaftliche Liebe, die zu Thorheiten verleitet und Scandal bewirken kann — die war ihr undenkbar! „Dazu bin ich zu vernünftig und zu tugendhaft,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt und gab ſie Anderen zu verſtehen. Indeſſen, um nicht ungerecht gegen Euſebie zu ſein, muß man ihr das Verdienſt laſſen, daß ſie bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und dem ſchlechten Beiſpiel ihres Mannes, ſehr tugendhaft in der banalen Bedeutung des Wortes blieb, und ſich lieber von zehn Männern als von Einem den Hof machen ließ. Ihr ganzes Beſtreben war darauf gerichtet, nicht ſowol etwas zu ſein, als etwas zu gelten, und ſo galt ſie denn auch für ein Muſter der Frauen. Es war ihr eine tiefe Kränkung, daß Renata gar nicht verſtand für etwas zu gelten.

„Was man nur in der Welt haben kann, um damit piaf zu machen, haſt Du — ſagte ſie ihr oft, Schmeichelei und Vorwurf verſchmelzend — aber aus unbegreiflicher Laune thuſt Du es nicht. Bedenke doch, was Du zu vertreten haſt: zwei Namen wie Adlercron und Dobenegg.“

„Bah! ſagte Renata, keinen Kreuzer für Dobenegg, keinen Augenwimperwink für Adlercron! mich habe ich zu vertreten, die Renata mit ihrer Geſinnung, mit ihrer Handlungsweiſe. Mein Name muß ſich nach mir ſchicken, nicht ich mich nach meinem Namen. Er muß mir gut ſtehen, wie ein Kleid von ſelbſt einem graden und wohlgebildeten

Körper wohl ſteht; und ich muß dafür ſorgen, daß mein geiſtiger Leib nicht krumm und ſchief werde, damit ihm ſein Namenshabit, gleichviel ob von Purpurſammet oder von weißer Leinwand, glatt und ſauber ſitze.“

„Du biſt doch eitler als ich glaubte, erwiderte Euſebie mit ſchlauer Abſichtlichkeit, Du wirfſt Dich in den Liberalismus, der hier an der Tagesordnung iſt — (dies Geſpräch fiel grade in Paris, aber überhaupt im ähnlichen Styl ziemlich häufig vor). — Dadurch willſt Du etwas gelten, willſt den ungeheuern Effect machen einer deutſchen Gräfin, die mit einer Million und mit zwei und dreißig Ahnen als eine vollendete Liberale aus ihrem Waldſchloß im Speſſart nach Paris kommt.“

„Ich? durch meine Geſinnung etwas gelten wollen bei Leuten, die ich keiner wahren Geſinnung für fähig halte: das kann nur Jemand von mir denken, der mich nicht kennt und daher ins Blaue hinein über mich phantaſirt; denn wer mich kennt, glaubt es nicht, und Du ſagſt es nur um mich zu necken, liebe Euſebie. Nennſt Du mich jedoch liberal, weil ich mich ſelbſt höher ſtelle als meinen Namen — gut! ſo laſſ' ich es mir gern gefallen, und ſegne mein Waldſchloß im Speſſart, in welchem es mir leicht geweſen iſt zu einer ſo natürlichen Anſicht zu kommen.“

Aber Renata konnte ſich nicht befreunden mit Schwager und Schweſter! die Charactere waren ſo urſprünglich verſchieden, daß Jeder von ihnen, gleichſam in ſeiner Mutterſprache redend, nie von dem Andern verſtanden wurde. Renaten that es weh, ſie meinte, wenn man aus vollem Herzen mit einander umginge, ſo müſſe man ſich verſtehen, und es beklemmte ſie, daß ſie in ſich ſelbſt kein ganzes Herz für ihre Verwandten finden konnte, kein Vertrauen, keine Gleichartigkeit der Geſinnung, des Geſchmacks, keine unwillkürliche Hingebung der Seele. Euſebien war es auch ſchmerzlich, denn ſie ſah, es würde ihr ſchwer werden, gewichtigen Einfluß über Renata zu erlangen, und den wünſchte ſie doch ſo ſehr, um jeder Heirath derſelben vorzubeugen.

Jetzt war ſie wol wirklich niedergeſchlagen über ihren Zuſtand — theils weil ſie zwei ſchwere Wochenbette gehabt und zwei Kinder verloren; theils aber auch, weil ſie auf einen ſehr glänzenden Winter in Neapel ſich gefreut hatte; — allein ſie übertrieb dieſe Niedergeſchlagenheit, und ſpielte eine kleine Komödie, um die Plagen des Eheſtandes ins grellſte Licht zu ſtellen. Renata fand dieſe Lamentationen heimlich ein wenig albern, und es war nur halber Scherz, wenn ſie zu Euſebien ſagte:

„Liebes Kind, beklage Dich bei Deinem Mann.“

„O, der! rief Euſebie, der macht einen Spaß daraus.“

„Deſto beſſer! ſo kommſt Du auf fröhlichere Gedanken.“

„Im Gegentheil! es macht mich ganz trübſinnig ihn immer luſtig, munter und wohlgemuth zu finden, wenn ich nichts als traurige Ahnungen und ſchwere Beſorgniſſe habe. So ſind aber die Männer — wahre Ungeheuer von Theilnahmloſigkeit, nur an das denkend, was ihnen Vergnügen und Spaß macht, immer bereit die Frau zu opfern, leichtſinnig bis in's hohe Alter! — Ich mögte Dich beneiden um Deinen Wittwenſtand.“

„So geht's in der Welt! entgegnete Renata. Einer hat nicht Alles! Ich beneide Dich um die Mimi — nun ſind wir quitt.“

Euſebie erſchrack. Dieſe Geſinnung ſchien ihr höchſt gefährlich für ihre Projecte. „Ich ſchenke Dir die Mimi, Du ſollſt ſie erziehen,“ antwortete ſie eilig.

„Ein fremdes Kind muß ſchwerer als ein eigenes zu erziehen ſein,“ erwiderte Renata gelaſſen und ohne das Geſchenk anzunehmen. Sie war eine zu kräftige unverkünſtelte Natur um ſich auf Sentimentalitäten irgend einer Art einzulaſſen, und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Überdas hab' ich gar keine beſondere Neigung für das Erziehen, ich wollte nur das Kind lieben.“

„Ja, ſagte Euſebie boshaft, Talent für die Erziehung haſt Du wenigſtens gar nicht: Du verziehſt die Mimi auf eine erſchreckende Weiſe.“

„Das kommt daher, entgegnete Renata lachend, daß ich mich für die Fehler eines fremden Kindes nicht verantwortlich fühle; und ich verziehe es wahrſcheinlich deshalb, weil ich es nicht mit dem wahren Mutterherzen lieben kann.“

„Du behältſt immer Recht, Renata! Du biſt wirklich enorm geſcheut,“ ſagte Euſebie, die in letzter Inſtanz ſtets zu dem Mittel ihre Zuflucht nahm, das bei allen Menſchen wirkt: zur Schmeichelei, in die richtige, der Perſönlichkeit angemeſſene Doſis eingetheilt.

Am Abend war die ganze Familie im Hauſe Sue übergeſiedelt, und als ſie es war, ſchickte Renata ihren Diener zu Cecil und ließ ihn herüberbitten. Er war aber nicht daheim. Da recognoſcirte ſie ihre Nachbarſchaft und fand denn allerdings, daß es die möglichſt nahe war. Aus ihrem Salon trat ſie auf eine Terraſſe, die fünfzig Schritt lang ſein mogte, und geradeswegs in den kleinen Salon ſeines Pavillons führte. Sie zählte genau die

Mitte ab, ließ ſie durch eine Reihe von Blumentöpfen bezeichnen, und erzählte darauf Euſebien wer der Nachbar ſei.

„Ach welch ein unangenehmes Zuſammentreffen! rief dieſe. Der Mann wird gewiß einen Groll gegen uns haben.“

„Nein, ſagte Renata, er hat ſich in Frankfurt ſehr liebenswürdig für mich benommen — wie ich Dir damals ſchon ſagte ....“ —

„Ah! iſt es der! rief Euſebie; den Du täglich bei Deiner Schwägerin ſaheſt und der ſo ganz außerordentlich bei ihr in Gunſt ſtand, daß ihr Intereſſe für ihn ſich auch Dir mitgetheilt hatte?“

„Ganz und gar nicht! erwiderte Renata äußerſt trocken; mein Intereſſe für die Menſchen kommt mir durch die Perſon ſelbſt, und nicht durch Andere, und ich würde mich für Forſter intereſſirt haben auch ohne Charlotte und auch ohne das tragiſche Ende ſeines Bruders durch unſern Bruder.“

„Aus welchem Hauſe iſt er?“ forſchte Euſebie.

„Er iſt nicht von Adel! weißt Du nicht mehr, daß Ignaz ſich berufen fuhlte der mésalliance der armen Tosca durch ein Duell vorzubeugen?“ fragte Renata ſpöttiſch.

„Wie kommt er denn in die diplomatiſche Carriere? ich habe geſtern auf ſeinem Viſitenbillet geſehen „Legationsrath.““

„So wie alle brauchbare Menſchen in die Carriere gelangen, für die ſie Talent haben.“ Ohne im Geringſten Neigung und Luſt dafür zu haben, mußte Renata eine Lanze über die andre zu Cecils Gunſten brechen, nur um ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die Euſebie ihm zu entziehen ſtrebte. Euſebie war eiferſüchtig wie ein Liebhaber, und obendrein nicht des Herzens, ſondern des Vermögens wegen. Kann nun Eiferſucht in der Liebe zu halber Verzweiflung bringen, ſo treibt die der habſüchtigen Freundſchaft unfehlbar zur ganzen; denn nur die Liebe iſt verzaubernd genug um das Joch des Despotismus nicht vollkommen unerträglich zu machen. Renata erkannte ſehr deutlich Euſebiens Abſicht über ſie zu dominiren, doch ohne den eigentlichen Zweck zu ahnen, denn wie alle Menſchen, die Alles beſitzen was man durch das Geld erreichen kann, und die ſich nach etwas Anderem ſehnen, legte ſie keinen Werth auf das Geld. Sie glaubte nur Euſebie ſei herrſchſüchtig wie die Mutter, und wolle in allen Dingen Regel und Geſetz vorſchreiben. Dagegen ſträubte ſie ſich aus aller Kraft; ſie war entſchloſſen in keinem Fall ihre innere Selbſtändigkeit aufzugeben — am wenigſten für Euſebiens Vorurtheile. Aber deren Widerſpruch reizte ſie häufig zu längerem und ernſthafterem Widerſtand, als ſie ihn eigentlich beabſichtigte, und hundertmal war ihr Charlottens Warnung vor Euſebien, nur leider zu ſpät! eingefallen.

Als Cecil an dieſem Abend heimkehrte geſchah es mit einem ganz ſeligen Gefühl. Frau von Werden hatte ihm ausführlicher als er es zu ſagen für gut fand, Renata's Reiſeprojecte mitgetheilt. Seit vierzehn Tagen wartete er in Nizza auf ſie. Nun war ſie da, und zu einem längeren Aufenthalt entſchloſſen! Das ſchien ihm die höchſte Gunſt des Schickſals, und eine günſtige Vorbedeutung für ſeine Wünſche zu ſein. Ja, dieſe Wünſche fingen jetzt an, ſich zu Hoffnungen zu verdichten. — So ſchlief er ein, ſo wachte er auf! und wie geſtern Abend die Sterne — ſo ſtralte heute früh die Sonne ihm eine ganz beſondere Freudigkeit in's Herz.

Renata war bereits im Garten mit Mimi. Er wollte ſie nicht ſtören, nicht um die Welt zudringlich erſcheinen; aber es that ihm bitter weh, daß er dieſe unbequemen Rückſichten bei ihr zu nehmen hatte. Denn in Gedanken hatte er ſich ſo lange, ſo tief, ſo innerlich mit ihr beſchäftigt, durch Frau von Werden ſo viel von ihr und über ſie gehört, daß er ſich, trotz ihrer Abweſenheit und des Mangels an directer Verbindung, ihr näher gerückt und vertrauter, und nicht im mindeſten entfremdet fühlte. Und nun zog die Wirklichkeit dennoch Schranken des Herkommens und der Rückſicht auf banale Höflichkeit zwiſchen ſie! Indeſſen — was konnte denn weiter erfolgen, als daß ſie ihn fortſchickte, ſobald er ihr läſtig war? — Er brachte die Zeit ſo lange mit Überlegung hin, bis Renata den Garten verließ, und auf den Weg hinausging, der längs dem Meer fortläuft. Aber ſtatt denſelben zu verfolgen, ging ſie mit Mimi über das Kieſelgeröll hinweg, welches die Wogen in großer Maſſe wie Wälle am Geſtade auswerfen, und ſetzte ſich dort ganz nah am Ufer nieder, während Mimi hübſche bunte Steine ſammelte — das größte Vergnügen für alle Kinder der Fremden in Nizza, nächſt dem Hauptvergnügen auf Eſeln zu reiten. — Ihre einſamen Allüren hat ſie alſo noch immer! dachte Cecil; iſt es Liebhaberei oder Gewohnheit? Mag ſie Niemand um ſich haben oder hat ſie Niemand? und was mögen Schweſter und Schwager wol eigentlich für Menſchen ſein? man muß doch ſuchen auch die kennen zu lernen! Dieſer Wunſch ſollte bald erfüllt werden! Nachdem Cecil ein Paar

Briefe geſchrieben hatte, und an's Fenſter getreten war um nach Renata auszuſchauen, gewahrte er ſie immer auf derſelben Stelle, und im Garten einen ältlichen Herrn, der mit einer Cigarre im Munde und mit halb jovialer und halb gravitätiſcher Miene auf und ab ſpazierte. Aha! der Schwager! dachte Cecil, und ging in den Garten.

Sternfels erblickte ihn und ging ihm ſogleich zuvorkommend entgegen, als ſei er der Herr des Hauſes, der Cecil die Honneurs machen müſſe. Er nannte ſich ſelbſt als Renata's Schwager, er nannte Cecil als einen alten Bekannten Renata's, und nach zehn Minuten war er intim mit Cecil. Oberflächliche Menſchen haben die Gabe ſich leicht mit aller Welt in oberflächliche Verbindung zu bringen. Sternfels erzählte in einer Stunde mehr Anekdoten und Reiſeabentheuer, wahre und erfundene, als ein Andrer in einem Jahr hätte liefern können, ſo daß Cecil endlich mit ungeheucheltem Erſtaunen ſagen durfte:

„Ich habe nie Jemand gefunden, der durch Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ſo für das Reiſeleben geſchaffen wäre wie Sie, Herr Graf.“

„Ja, ich habe ein friſches Herz und offne Augen, das muß wahr ſein! ſonſt wäre ich wol nicht im Stande mich in jede Lage mit Leichtigkeit zu finden und ihr die roſenrothe Seite abzugewinnen. Aber, Herr Legationsrath, roſenroth iſt nun einmal meine Lieblingsfarbe! bei der Bewunderung für roſenrothe Wangen und Lippen hab' ich mir das angewöhnt und immer geſucht meine Laune und Geſinnung in übereinſtimmender Färbung zu erhalten, ſo daß es mir noch jetzt gelingt .... trotz meiner ſechszig Jahr." — (Bei dieſer Rechnung fehlten ungefähr ſechs Jahr in ſeinem Leben. Aber Sternfels hatte nun einmal den Entſchluß gefaßt nicht über ſechszig Jahr alt zu werden, ſo wie manche Frauen eine beſondere Anhänglichkeit an neunundzwanzig bewahren.)

Cecil machte ihm ein Compliment über ſein friſches Ausſehen, und Sternfels ſagte:

„Darauf weiß ich Ihnen nichts Beſſeres zu ſagen, als den Rath: folgen Sie meinem Beiſpiel und ſchonen Sie das Leben nicht. Es iſt ein Vorurtheil daß das ſogenannte ſolide Leben uns conſerviren ſoll! Ja, conſerviren um bei ſechszig Jährchen hinter dem Ofen zu ſitzen, und zur ſtrengſten Diät verdammt zu ſein! das nenn' ich nicht conſerviren, ſondern einroſten. Von meinem ſechszehnten Jahr bis zu dieſer Stunde hab' ich nie auch nur im Traum daran gedacht mich zu ſchonen, und Sie ſehen wie mir das vortrefflich bekommen iſt. Aber wiſſen Sie wol, daß der Wein hier matt genug iſt, ohne Feuer, ohne Glut! .... Und wie iſt's mit den Frauenzimmern beſchaffen? ſind die erträglich hübſch? .... Stellen Sie Sich vor! Ich komme vorhin die Treppe hinab. Kauert da auf dem Hausflur eine Perſon zwiſchen zwei hohen Gefäßen, wie um ſich auszuruhen. Unter dem ungeheuern flachen Hut — Cappeline nennen ſie ja wol die Maſchine — kann kein Menſch das Geſicht gewahr werden. Aber ſo ein Hut ſieht nicht übel aus, gewiſſermaßen kokett, weil er verbirgt um zu locken. Und ſo frag' ich denn, wahrhaftig ſehr freundlich frag' ich: wer ſie iſt. Die Milchfrau! ſagt ſie, und ſieht mich an mit einem Geſicht, das ſie Macbeths Hexen geſtohlen haben muß. Ich fahre zurück und aus der Thür, und pralle gegen eine zweite Hexe, die ſich mir als Wäſcherin vorſtellt. Iſt das erlaubt? an andern Orten giebts unter dieſer Sorte von Weibern recht amöne Geſichter, und hier ſind es Scheuſale, die einem den Morgen verbittern, wenn man wie ich den kleinen Aberglauben hat, daß der Anblick eines garſtigen Weibes Unglück bringt. Ah! die Spanierinnen! die kleinen behenden Andaluſierinnen mit den trippelnden Füßchen und den feurigen Augen, die verderben einem für immer die Freude an allen andern Weibern. Sie ſind ſo göttlich kokett! ſo gewiß natürlich bei ihrer Koketterie, nicht geziert, nicht pretiös, nicht ſentimental, wie die Koketterie der franzöſiſchen, der engliſchen und der deutſchen Frauen iſt — ſondern natürlich, und folglich anbetungswürdig und unübertrefflich ſchön. Denn Schönheit ohne Koketterie laſſ' ich nicht gelten, exiſtirt für mich gar nicht. Ich hoffe Sie ſind meiner Meinung."

Cecil kam gar nicht zu ſich vor Erſtaunen! nicht über Sternfels — er kannte ähnliche Leute — aber über dieſe Geſellſchaft für Renata. „Ich trete nie unbedingt einer fremden Meinung bei" antwortete er lächelnd.

„Diplomat! das hätte ich vorausſetzen und mir die Frage ſparen dürfen!" rief Sternfels lachend. Dann ſagte er: „Ah, da kommt meine Schwägerin, die Infantin, wie ich ſie nenne, weil ſie ſo eine gewiſſe Grandezza hat, welche man in Büchern der Spanier mehr als in ihrem Leben findet."

Cecils Blick glitt von dem frivolen alten Mann auf die ernſte Renata. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid und ein weißes Mäntelchen von Cachemir; — das ſind die Ordensfarben der Carmeliter. Der Schnitt war auch ſo ſeriös, ſo einfach, in großen Falten, ohne Auspuß; und der kleine ſchlichte

Strohhut mit weißem Band harmonirte mit dem übrigen Anzug. Cecil ſagte:

„Infantin iſt freilich eine edle Bezeichnung. Wollte ich indeſſen der Gräfin Dobenegg einen ſpaniſchen Character unterlegen, ſo würde es kein andrer ſein, als der der heiligen Thereſia; denn in ihrer Erſcheinung tritt der innere Adel noch mehr hervor als die äußere Würde.“

„Wahrhaftig, da mögen Sie Recht haben! ich will es aber doch lieber bei der Infantin bewenden laſſen, die Heilige wäre allzu unbequem!“ rief Sternfels.

„Keiner von den Herren kommt zu mir — da muß ich wol zu Ihnen kommen,“ ſagte Renata.

„Wir begnügten uns Sie aus der Ferne zu bewundern,“ erwiderte Sternfels verbindlich.

Zu einer ſolchen Phraſe hatte Renata damals in Frankfurt immer ein verdrießliches Geſicht gemacht. Jetzt antwortete ſie ganz munter:

„Nun das iſt mir doch lieb, daß Sie dieſer großartigen und wunderſchönen Natur gegenüber, Blick und Gedanken für mich behalten haben.“

„Warum iſt es Ihnen lieb, gnädige Gräfin?“ fragte Cecil.

„O, mein Herr, das gilt nicht! rief ſie. Ich habe Phraſe um Phraſe gegeben — ſo weit hab’ ich's durch den Umgang mit der Welt gebracht. Aber nach dem Grund, weshalb man dieſe Phraſen wechſelt, müſſen Sie nicht forſchen. Ja ja! ſehen Sie mich immerhin mit fragenden Blicken an! Ich rede und weiß nicht was ich ſage: das iſt das Einzige, was ich ſeit Frankfurt gelernt habe. Ein brillanter Erfolg für achtzehnmonatliche Reiſen durch halb Europa!"

„Immer noch mehr als ich aufweiſen kann, ſagte Sternfels, denn ich habe gar nichts gelernt."

„Sie haben es auch nicht nöthig, erwiderte Renata, Sie ſind vollkommen .... für die Welt."

„Was Ihre kleine Bosheit betrifft, meine Infantin, ſo ſind Sie es auch."

„Ob es ein Gewinn für Sie iſt, Gräfin, weiß ich nicht, aber für uns Andre iſt es ein großer, daß Sie unſerer Sphäre zugänglicher geworden ſind, ſagte Cecil, denn wir werden Sie nun beſſer verſtehen lernen."

„Sie haben mich immer verſtanden," ſagte ſie freundlich.

Euſebie kam gleichfalls in den Garten. Renata ſtellte ihr Cecil vor. Sie empfing ihn kühl, aber heimlich überraſcht durch ſeine Schönheit. Dieſer Adel der Züge und dieſe Kraft des Ausdrucks mag ſelten in einem Antlitz vereint gefunden werden. Das geiſtige Leben im Auge und hinter der Stirn verlieh der Regelmäßigkeit der Züge eine feine und geiſtreiche Bewegung; die Unruh der Jugend war in ihnen gedämpft. Ohnehin waren ſie nie zerarbeitet geweſen von irgend einer Leidenſchaft, die am Herzen raſtlos und ſcharf wie ein Geier nagt; aber die inneren Erfahrungen waren auch nicht ſpurlos vorübergegangen, nur hatten ſie das Antlitz gereift, ohne es vorher zu zerwühlen und ihm einen Schmelz gegeben, den man auch an Gemälden gern hat — ſo daß man ein Bild mehr liebt, nachdem es von der Zeit einen gewiſſen ernſten Hauch empfangen hat, als wenn es friſch von der Staffelei des Malers kommt.

Cecil war faſt unangenehm durch Euſebiens Erſcheinung berührt. Sie glich auffallend Dianen, aber mit einem abwechſelnd harten und ſchlauen Ausdruck. Ihre Haltung war gut, ihre Toilette noch beſſer, von ſchönen Stoffen und gewählten Farben; dennoch ſah ſie neben der unſchönen und unſcheinbar gekleideten Renata nur wie eine Elegante neben einer vornehmen Frau aus — ohne jedoch eine Ahnung davon zu haben. Atlas, Sammet, Spitzen, Federn, und das Alles nach der letzten Mode, allein ohne Übertreibung, hing für ſie auf die allernatürlichſte Weiſe mit der Vornehmheit zuſammen.

„Denn wer ſoll das tragen, wenn nicht wir?“ ſagte ſie oft zu Renata, die wenig Sinn für dies Attribut ihres Standes hatte. Indeſſen bewirkte dieſe Überzeugung denn doch, daß Euſebie wenigſtens gelaſſen ihre ſchönen Toiletten trug, und den Atlas-Schlafrock für eben ſo nothwendig als die Atlasrobe hielt. Auf die Finanzen ihres Mannes hatte dieſe Geſinnung einen ziemlich ungünſtigen Einfluß; da er ihr aber mit gutem Beiſpiel voranging und nie die Rechnung eines Kaufmanns und Handwerkers bezahlte, d. h. nie eher, als bis ſeine Schuldenlaſt dermaßen angeſchwollen war, daß ſie ein Arrangement mit ſeinen Gläubigern erheiſchte: ſo ſetzte ſie ihrer Neigung keine Schranken, und trug ihr Scherflein zur Verſchwendung bei. Dies Alles war ein Greuel für die pünktliche, ordnungsliebende Renata, die jede Rechnung nach gelaſſener Durchſicht in dem Augenblick bezahlte, wo ſie ihr eingereicht wurde, und die bei jedem Schritt, in kleinen wie in großen Dingen, auf eine Disharmonie mit Euſebien ſtieß.

Cecil fühlte ſich innerlich ſo ſehr durch Euſebie gelähmt, daß er faſt wünſchte Renata lieber gar nicht, als beſtändig in der Geſellſchaft der Schweſter zu ſehen, weil es doch ganz unmöglich für ihn ſei, ſich anders als ſteif und froſtig unter ihren froſtigen Blicken zu benehmen. Aber es geſtaltete ſich Alles ſehr bald ganz anders. Cecil mußte gleich am erſten Tage Sternfels zu dem Gouverneur von Nizza führen, der den Fremden ſein Haus öffnen und ihnen etwas die Honneurs machen muß; und dann in die Oper, wo Sternfels ebenfalls verſchiedene Bekanntſchaften anknüpfte.

„Aber welch' eine charmante Geſellſchaft iſt hier verſammelt! berichtete er am nächſten Morgen beim Frühſtück ſeinen Damen; eine crème der Elegance! ein wahres Baden-Baden des Südens iſt dies kleine Nizza. Euſebie, mein Kind, ich ſage Dir Du kannſt Dich tröſten über Neapel, denn Du wirſt Dich hier eben ſo gut, und in eben ſo guter Geſellſchaft amüſiren. Alle Tage regelmäßige Spazierfahrt am Meer, dann Oper, Bälle, Route — überdies himmliſche Gegend und göttliches Clima .... Infantin, was wollen Sie mehr?“

„Mir iſt's recht, entgegnete Renata, wenn wir den ganzen Winter ruhig hier bleiben und die italieniſche Reiſe völlig aufgeben. Im Frühling, bei der Heimkehr nach Deutſchland, können wir allenfalls Genua und die Lombardei ſehen. Hier gefällt es mir, weil der Aufenthalt etwas Stilles und Ländliches hat, das mich in dieſer ſchönen friſchen Natur doppelt anſpricht.“

„Das muß ein wunderbarer Ort ſein, der Jeden von Euch auf ſeine eigenthümliche Weiſe feſſelt, ſagte Euſebie. Da ich durch und durch reiſemüde bin, ſo brauche ich keinen andern Grund zu haben um gern hier zu bleiben; — höchſtens den, daß ich hoffe, das Clima werde mir die Nerven ermuntern.“

„Abgemacht! rief Sternfels, wir bleiben alſo hier! Jetzt aber ſogleich das Allerwichtigſte und Unentbehrliche: eine Loge in der Oper! heut' Abend hingegangen, der Gemalin des Gouverneurs einen Beſuch in der ihren gemacht, und fertig ſeid Ihr, brillant eingeführt! Nur hübſch gekleidet, das bitt' ich mir aus! ich will Ehre von meinen zwei ſchönen Damen haben! ich habe Pariſer Toiletten bemerkt. Nicht wahr, Infantin, auch Sie werden mir Freude machen?“

Renata verſprach ihr Beſtes zu thun, und Alles geſchah genau wie Sternfels es angeordnet. Aber nach dem zweiten Act, nachdem Renata die üblichen Ceremonien vollzogen hatte, ſagte ſie zu Euſebien:

„Bleibe hier, wenn's Dich freut! mein Ohr leidet zu ſehr von dieſer kläglichen Muſik; ich fahre heim.“

Das that ſie, und fortan blieb Euſebie diejenige der Schweſtern, der ſich die Huldigungen zuwendeten, umſomehr, da man ſie für die Beſitzerin des Vermögens hielt, von deſſen Größe denn doch ſehr bald in der Geſellſchaft die Rede war. Sie war immer die elegantere, ſie wußte ſich den Schein der Domination zu geben und ſie war ſtets umringt. Renata ging ihrer Wege, einſam, ungeſchmückt, ſtill. Man bemerkte ſie kaum. Es hieß ſie lebe ganz von der Gnade ihres großmüthigen Schwagers. Cecil hörte wol dieſe Fabeln, aber er widerſprach ihnen nicht, weil er gar keine Luſt verſpürte, Renata als eine finanzielle Sommität in die Geſellſchaft hinein zu drängen. Er war am liebſten mit ihr allein — nicht ſowol weil er eine Rivalität mit Anderen fürchtete, als weil ſeine Erinnerung immer an den Momenten haften blieb, wo ſie ihm ungeſtört in ihrer Eigenthümlichkeit, einſam entgegen getreten war, ſo friſch, ſo gut, ſo unbefangen, daß all der Wuſt von Welt, den Jeder mit ſich ſchleppt, der in und mit ihr lebt, wie Nebel aus ſeinem Kopf ſchwand. Cecil war der Einzige hier, den ſie lange kannte, den ſie zu allen Epochen ihres Lebens geſehen hatte, mit dem ſie in ſchmerzliche Berührung, aber eben dadurch ihm näher gekommen war; denn es giebt Ereigniſſe, die entweder ganz auseinander reißen oder, wenn das nicht ſtatt findet, enger verbinden. Renaten war immer zu Sinn, als müſſe ſie ihm etwas zu Liebe thun dafür, daß Ignaz ihm etwas zu Leide gethan; während Euſebie, die keine eigene Schuld, viel weniger eine fremde abtragen mogte, ſich durch ſeine bloße Exiſtenz beeinträchtigt fühlte. Überdies kränkte die vollkommene Gleichgültigkeit ſie, die er für ſie an den Tag legte. Ihre Eitelkeit war unerſättlich in Triumphen, und wenn zehn Männer ſie umgaben, ſo bemerkte ſie mit Verdruß, daß Einer in dem Kreiſe fehlte.

„Findeſt Du denn wirklich Forſter liebenswürdig? fragte ſie nach einigen Tagen Renata; — mir kommt er unerhört ſüffiſant vor.“

„Seine Doſis Selbſtgefühl wird er wol haben, entgegnete Renata, und liebenswürdig iſt ein großes Wort; aber ja! mir gefällt er — wenigſtens inſofern, daß ich eben Niemand ſehe, der mir beſſer gefiele.“

„Schweſterchen! Schweſterchen! rief Sternfels, das iſt ja eine Art von Declaration. Aha! hab' ich's nicht immer prophezeiht, daß Ihr kühles Herz ſich erwärmen würde? nun geſchieht es. Aber was bei Ihnen nicht Alles dazu gehört! Roſenduft, Orangeblüten, ewiger Sonnenſchein, italieniſcher Himmel und — ein deutſches Herz! kein franzöſiſches, engliſches, ſpaniſches, nein! ein deutſches Herz. Das gefällt mir! im Namen aller deutſchen Männerherzen bedank' ich mich ganz unterthänig.“

„Welche Faſelei!“ unterbrach Euſebie ihn trocken.

„Faſelei! Kind, Du weißt nicht was Du ſagſt. Herzensangelegenheiten ſind die wichtigſten und einflußreichſten auf das ganze Menſchengeſchlecht, weil ohne ſie an ein freudiges Fortblühen deſſelben gar nicht zu denken iſt, indem es alsdann in ſtupide, brutale Allüren verfallen muß; und nach meiner Anſicht iſt Stupidität das übelſte, was die Nachkommenſchaft von uns zu erben hat. Iſt aber das Herz dabei im Spiel — ade die Stupidität! Eya, wie fröhlich, wie luſtig, wie friſch geht das Leben vorwärts! das ſchwärzeſte Blut wird roſenfarben, das dickſte fließt leicht durch die Adern! Außerdem daß die Liebe ſehr angenehm iſt, iſt ſie auch ſehr geſund ....“ —

„Ich bitte Dich mit mediziniſchen Anſichten über die Liebe uns zu verſchonen,“ unterbrach ihn Euſebie.

„Kind, laß mich ausreden!“ wer denkt an Medizin? ich gewiß nicht, denn mir ſind alle Ärzte mit ihrem Unweſen von Pillen und Pulvern dermaßen ein Greuel, daß, wär' ich ein Geſetzgeber, ich ein Betany-Bay am Nordpol für ſie ſtiftete, wo ſie die Eisbären und ſich ſelbſt untereinander zu Tode kuriren könnten. Es giebt nur eine Sorte von Creaturen auf der Welt die ich haſſe, und das ſind die Katzen; aber dennoch würd' ich nie die Grauſamkeit haben, eine kranke Katze in die Hände eines Arztes zu liefern. Aber ſieh, wie Du mich aus dem Concept gebracht haſt! .... Verzeihung, Infantin! wir wollen mit einander reden! wir wollen die Euſebie von unſrer Unterhaltung ausſchließen, weil ſie ein proſaiſches Frauenzimmer iſt, das Herzensangelegenheiten — Faſeleien nennt. Wir wollen bei unſrer wundervollen Anſicht von der Liebe verbleiben, daß ſie geſund für Leib und Seele iſt, inſofern ſie dem ganzen Menſchen eine Elaſtizität, eine Schwung- und Spannkraft verleiht, die ihn höchſt wohlthätig aus dem Schlendrian ſeiner alltäglichen Exiſtenz aufrüttelt. Wer liebt hat Flügel, Springfedern, oder dergleichen, an Leib und Seele; daher iſt einem zu Muth als müſſe man gen Himmel fliegen, und dieſen Zuſtand haben die alten blinden Heiden ſehr paſſend dadurch ſymboliſirt, daß ſie den Amor zu einem geflügelten Bübchen machten."

„Wer liebt, hat Flügel, ſagte Renata nachdenklich; ja, aber ſie tragen doch nicht hoch genug, nicht weit genug."

„Genau dahin, wohin ſie tragen ſollen, entgegnete Sternfels; nämlich .... in ein Neſt, oder — da wir Menſchen und keine Vögel ſind — in eine Häuslichkeit."

„Das iſt dann freilich ſehr glücklich!" erwiderte ſie zerſtreut.

„Nun? was hält Sie denn ab, dies Glück zu genießen, wenn Sie es doch dafür erkennen?" fragte er befremdet.

„Liebe war deſſen unerläßliche Bedingung, wenn ich Sie recht verſtanden habe, und wo wäre denn die?"

„In Ihrem Herzen, ganz heimlich, tief verſteckt, erröthend, verſchämt! .... O Schweſterchen, ein Andrer muß Ihnen das erklären, ein Beneidenswerther, ein ſeliger Sterblicher ...." —

„Lieber Sternfels! unterbrach ihn diesmal Renata, jetzt muß auch ich ſagen: Sie faſeln."

„Weil ich in Ihr Herzchen geſchaut habe?"

„Weil Sie mein armes ſtilles graues Herz mit himmelblauen, roſenrothen und maigrünen Brillen betrachten."

„Das iſt ja eine mit allen Farben des Regenbogens brillantirte Verleumdung! Nein nein! die laſſe ich nicht auf mir ſitzen! und wenn Sie wirklich ſo unerfahren in dem Buch der Liebe ſind, wie Sie es uns ſcherzhafter Weiſe vorgaukeln, ſo will ich Ihnen das Abc vorbuchſtabiren, damit Sie auf Ihre eigene Hand weiter leſen mögen. Sie haben uns geſtanden, daß der Legationsrath Forſter Ihnen gefiele.“

„Geſtanden? Nein! — ich hab' es geſagt.“

„Nicht doch! Sie haben es nicht aus freien Stücken, ſondern auf Euſebiens Frage geſagt; und das nennt man geſtanden.“

„Ja, vor Gericht.“

„Eben darum! denn wir conſtituiren hier einen Liebeshof, der nachbarlichen Provence und ihren erotiſchen und poetiſchen Erinnerungen zu Ehren, deſſen Präſident ich bin. — Alſo: er gefällt Ihnen.“

„Ja.“

„Sie ſehen Niemand, der Ihnen beſſer gefiele.“

„Ja.“

„Sie haben alſo ein ausſchließliches Gefallen an ihm, denn alle Anderen gefallen Ihnen weniger oder gar nicht.“

„Ja,“ ſagte Renata lächelnd.

„Ein ausſchließliches Wohlgefallen zwiſchen zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts nennt man Liebe.

Ergo: Sie lieben ihn. — Inculpat hat eingeſtanden; das Protokoll wird geſchloſſen. Sie ſind überführt des Majeſtätsverbrechens, das Abc der Liebe zu kennen und verleugnet zu haben. Die Strafe dafür mag Ihnen der Gekränkte ſelbſt auferlegen.“

„O mein Gott! rief Euſebie in der heftigſten Ungeduld; Scherze läßt man ſich gefallen, ſelbſt von der frivolſten Art. Nur, find' ich, müſſen ſie nicht ſo entſetzlich mal à propos bei der erſten beſten Perſon angebracht werden, lieber Sternfels.“

„Nennſt Du Forſter den Erſten Beſten? fragte er. Kennt Renata ihn nicht ſeit zehn Jahren faſt? hat er nicht immer ausſchließlich in der crème der Geſellſchaft gelebt? geht er nicht als Hausfreund aus und ein bei ihrer Schwägerin Werden, die wahrlich exclusiv genug iſt? nimmt er nicht eine ſehr gute unabhängige Stellung ein und zwar in der allererſten Reihe?“

„Ja ja ja ja! das Alles iſt er, hat er, thut er! Dennoch fehlt ihm Eines: der Name! um ihn meiner Schweſter auch nur im Scherz nahe zu bringen.“

„Fürchte nichts! ſagte Renata ſpöttiſch und kalt. Er hat das Licht und ihm fehlt nur der Schatten. Umgekehrt würd' es bedenklicher ſein! da ließe ich Gefahr in die Dunkelheit hinein gezogen zu werden. Jetzt nicht!“

„Liebe Renata! ſagte Euſebie hochfahrend, Deine liberalen Geſinnungen ſind gewiß im Speſſart vollkommen in der Ordnung, um Dich bei Deinen Bauern beliebt zu machen; aber ſie ſind es nicht, ſobald von Verhältniſſen geredet wird, bei denen die ganze Familie betheiligt iſt, die Deinen Namen trägt. Übrigens fällt es mir nicht ein das für Ernſt zu nehmen, was Du eben ſagteſt. Du haſt Einſicht genug um zu erkennen, daß der Legationsrath Forſter für uns nicht paßt.“

„Da ich ſeit meinem ſechszehnten Jahr die Gewohnheit habe ſelbſtändig zu erkennen, zu handeln, zu entſcheiden, erwiderte Renata ſtolz, und da ich ferner gewohnt bin höhere und edlere Rückſichten zu erwägen, als die eines Familiennamens: ſo könnte es ſich denn doch recht leicht ereignen, daß irgend Jemand für Euch nicht paßte — wol aber für mich. Mir gefällt Forſter; ich habe mit ihm in der Intimität gelebt und habe keinen Grund, um es nicht ferner zu thun.“

„Im Gegentheil! ſagte Sternfels begütigend; ſie wird immer größer werden.“

„Das glaub' ich auch nicht,“ entgegnete ſie und verließ das Zimmer.

Sie ging auf die Terraſſe ihres Hauſes, und zwar auf und nieder innerhalb ihrer Blumengrenze, die ſie nie überſchritt, auch wenn Cecil nicht daheim war, und obgleich er ihr vorgeſchlagen hatte, ſeine Terraſſenthür ganz zu ſchließen.

„Der gemeinſchaftliche Beſitz ſtört mich gar nicht, hatte ſie ihm geantwortet; aber Ihr Opfer, dieſe allerliebſte Terraſſe nie zu betreten, würde mich drücken.“ — Und ſo hatten ſie denn die Übereinkunſt getroffen, auf der Terraſſe allemal Einer für den Andern gleichſam unſichtbar zu ſein. Doch Renata war heute kaum erſchienen, als Cecil nicht nur augenblicklich aus ſeinem Salon — ſondern auch bis zur Blumengrenze heran trat und Renata um Erlaubniß bat, ſie gar überſchreiten zu dürfen. Er hielt einen Brief in der Hand, und ganz geſpannt hieß ſie ihn näher kommen.

„Dieſer Brief meiner Schweſter Auguſte wird Sie gewiß intereſſiren, gnädige Gräfin, ſagte er, da Sie an den Verhältniſſen meines verſtorbenen Bruders ſolchen lebhaften Antheil nehmen, und mit Frau von Beiron gar verwandt ſind.“

„Und was iſt's mit Frau von Beiron?“ fragte Renata.

„Es heißt, ſie werde ſich verheirathen; von Fräulein Agathe Gertner aber iſt es gewiß! ſie hat ſich mit einem Dragonerofſizier verlobt. Es ſind noch nicht zwei Jahr ſeit Sigismunds Tode verfloſſen, und die beiden Frauen, die ihn geliebt und ihn das Leben gekoſtet haben, öffnen ihr Herz einer neuen Liebe“

„Für Agathe find' ich das höchſt natürlich. Er iſt todt, Ihr armer Bruder, und das ſind bevorzugte Menſchen, denen das Schickſal ihr Unrecht nicht hingehen läßt; aber Unrecht hatte er doch gegen die arme Agathe. Die Liebe iſt das Paradies vor deſſen Thür Niemand ſtehen bleiben will, wer einmal ſo weit gekommen iſt. Da heirathet ſie nun einen Dragoneroffizier, und vielleicht nicht aus Liebe, ſondern um der früheren unvollſtändigen Liebe willen.“

„Genug, ſie heirathet! und im Allgemeinen iſt denn doch wol anzunehmen, daß das eine Sache iſt, die Niemand aus Gram thut, ſondern nachdem der Gram gewichen iſt, anfangs der Wehmuth, dann der Ruhe, endlich dem Bedürfniß nach neuem Glück.“

„Und das tadeln Sie? mir ſcheint das wirklich in der Ordnung!“

„Ja, gleichſam in untergeordneter Ordnung.“

„O nein! zu rechter Zeit erkennen, daß wir unſer Herz nicht wie eine Sandſcholle über dem Sarg einer Erinnerung ſteril zerbröckeln, ſondern es zu einem Blumengarten umſchaffen ſollen: darin liegt keine niedrige und oberflächliche Geſinnung. Denn .... einmal wird die Seele doch ruhig! .... nicht gleichgültig, nein! gleichgültig gewiß nicht, aber doch ruhig."

„Wird die Seele ruhig aus müder Verzweiflung oder aus hoher tiefſinniger Weisheit? in letzterem Fall, Gräfin, gehört der Schritt, den Sie in der Ordnung nennen, wahrhaft einer höheren Ordnung der Geſinnung; doch im erſteren find' ich ihn wirklich nur alltäglich."

„Und wer berechtigt Sie etwas Andres als das Alltägliche in unſrer Zeit und unſrer Welt zu erwarten? die arme Agathe iſt wahrlich ſehr gegen ihren Wunſch und Willen zu einer Hauptperſon in jener Tragödie geworden; ſie begiebt ſich wieder in das kleine bürgerliche Drama zurück, für welches ſie beſtimmt iſt, und dazu gratulire ich ihr von Herzen."

„Nun? und Frau von Beiron? fragte Cecil lächelnd, erfreut auch deren Handlungsweiſe ſich Ihres Beifalls?"

„Darüber giebt Ihre Frau Schweſter noch keine beſtimmte Nachricht; ſie beſchränkt ſich auf „man ſagt;" da müſſen wir doch erſt die Gewißheit abwarten, um ſie zu loben oder zu tadeln."

„Nicht wahr, Gräfin, Sie ſprechen genau wie Sie denken?“ fragte Cecil ſchnell.

„Ja,“ erwiderte ſie und ſah ihn überraſcht an.

„Und wie Sie denken, ſo handeln Sie auch?“ fragte er weiter, und ſah ihr ſo feſt in's Auge, daß ſie es nicht abwenden konnte.

Ein heißes flüchtiges Roth flammte über ihr Antlitz, und mit einem Anflug von Verlegenheit antwortete ſie:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich für durch und durch wahr halten.“

„So handeln Sie auch, Gräfin?“ wiederholte er beſtimmt.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich dazu conſequent und charakterfeſt genug bin, entgegnete ſie lächelnd und mit mehr Faſſung Wenn Sie übrigens einen beſtimmten Fall bei Ihren Fragen im Auge haben, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß meine Urtheile und Anſichten entweder immer ganz allgemein, und folglich dann auf keinen beſtimmten Fall anzuwenden ſind; — oder daß ſie ſpeziell über ein Individuum, mit Berückſichtigung der äußern und innern Verhältniſſe, und folglich dann nicht auf's Allgemeine anzuwenden ſind. Was dem Einen gut ſteht, kann dem Andern ſehr übel ſtehen.“

„Gräfin, ſagte Cecil nach einer kleinen Pauſe, wiſſen Sie wol, daß Sie Sich ſehr verändert haben, ſeit wir uns nicht geſehen? Es war früher in Ihnen eine Entſchiedenheit quand même: wo iſt die geblieben? Sie waren unerſchütterlich wie eine Gottheit“.... —

Renata unterbrach Cecil, indem ſie Schweigen gebietend lebhaft mit der Hand winkte.

„Auch mir waren Sie wie eine Gottheit,“ fuhr er langſam und leiſe fort.

Mit einer Bewegung voll unausſprechlichem Schmerz drückte ſie die Hände vor's Geſicht, blickte zum Himmel, als ſie ſie fallen ließ, und ſagte: „Ja, damals!“

„O beklagen Sie doch nicht das eiſige Damals!“ rief er.

„Damals war ich glücklich im Vergleich zu jetzt, ſagte ſie. Sehen Sie, mitten auf hohem Meer und im Sturm mit einer Seele voll Schmerz zu ſtehen, das iſt wahrlich kein unerträgliches Leid! Da iſt Kampf, Drangſal, Verzweiflung: da tröſtet man ſich mit dem Gedanken: aber wenn ich's gar nicht mehr ertragen kann, ſo lege ich mich hin und ſterbe. Da iſt man ſo betäubt, ſo umbrauſt, daß man nicht dazu kommt, das Weh zu ermeſſen. Allein wenn der Sturm ſich legt und die Windſtille einer ſogenannten angenehmen Exiſtenz eintritt, wo wir nichts zu bekämpfen noch zu überwinden haben, wo das Leben ſich in leichter goldner Freiheit vor uns ausbreitet, wo keine gewichtig beſtimmenden Pflichten die Gedanken zügeln, die Handlungen beherrſchen, wo wir ſo recht Zeit und Muße haben, unſer Leid um und um, und durch und durch zu fühlen, zu denken, zu ermeſſen: ſehen Sie, da hört der Schmerz auf und da beginnt das Elend; und die elendeſte Seite des Elends iſt vielleicht die, daß es den Menſchen matt macht, matt — wie ich jetzt bin.“

„Sie ſind nicht matt! entgegnete Cecil; nur geſänftigt, zugänglich und weich, den Menſchen beſſer verſtehend, ſeine allſeitigen Forderungen berückſichtigend“ .... —

„Auf Koſten meines Herzens! unterbrach ſie ihn. Mein Herz iſt matt, denn es fühlt ſich arm und elend, und das that es damals nicht, obgleich ſich die Verhältniſſe auch nicht um ein Haar breit geändert haben. Ich bin ſo matt, daß ich nicht mehr weiß, was ich will; ich ſehne mich nach Einſamkeit, und ſie kräftigt mich nicht; — nach Geſellſchaft, und ſie zerſtreut mich nicht; — nach meinem ſtillen Ebernbach, und mir grauet vor ſeiner Abgeſchiedenheit; — nach neuen Reiſen, Erſcheinungen, Eindrücken und Bildern, und die im Voraus gewiſſe Ueberzeugung, daß ſie mir doch keine innere Freude machen, keinen Troſt, keinen Aufſchwung geben werden, läßt mich faſt mit Ekel auf ſie blicken. So erbärmlich bin ich geworden, und Sie wundern Sich, daß ich nicht mehr meine frühere Entſchiedenheit beſitze! ... O lieber Forſter! die erſte Bedingung unſers Daſeins iſt ein ganzes Leben, d. h. ein Leben, welches übervoll durch unſre Pflichten in Anſpruch genommen wird, zu denen, wie ſich von ſelbſt verſteht, Kämpfe, Bitterkeiten und Sorgen aller Art gehören. Aber dies leere Leben iſt es, welches ich vorhin durch die zerbröckelnde Sandſcholle bezeichnete, und welches, wie kein anderes, elend macht."

Sie ſprach mit einer flammenden Lebendigkeit. Blitze und Thränen wechſelten in ihrem Auge. Erſtarb hier eine alte Liebe, oder zernagte ſie ein leidenſchaftliches Herz, oder machte eine neue ſich Bahn? Cecil wußte es nicht; er war erſchüttert durch dieſen Ausbruch von Troſtloſigkeit und von Vertrauen, denn er fühlte wol, wie übervoll und wie ſchmerzlich einſam dies Herz ſein mußte, das ſich bei einer ſo linden Berührung dem Zauber der Hingebung und des Verſtandenſeins ergab. Aber er fühlte auch, daß Renata ihm dadurch das Recht ertheilte, ihr als Freund näher zu treten, und ſchnell es benutzend, ſagte er, ohne auf ihre Klagen einzugehen:

„Sie ſind müde von den mancherlei Schmerzen, Gräfin, welche kein Leben verſchonen, welche aber nur auf ernſte und denkende Menſchen ergreifende Wirkung haben. Vielleicht ſind Sie auch jetzt ein wenig nervenkrank, ein wenig überreizt durch dies ewige Reiſen, das ſo ſcharf mit Ihren früheren Gewohnheiten kontraſtirt, und das durch die Umſtände weniger erfriſchend und anregend auf Sie wirkt, als Sie es wol gehofft haben mögen. Dies vorausſehend, hat Frau von Werden Ihnen früher gerathen, ſich nicht blindlings dieſen Umſtänden in die Arme zu werfen; — aber Rath iſt nun etwas, das keine Frau liebt, und wovon Ihr Schickſal Sie auch dadurch entwöhnt hat, daß es Sie von der Kinderſtube an zur Selbſtändigkeit anwies.“

„Und was wollen Sie mir denn rathen?“ fragte Renata geſpannt.

„Ich werde mich wol hüten, mich Ihnen als ein langweiliger und unbequemer Rathgeber zu nähern, rief Cecil lachend. Ich wünſchte nur, daß Sie mir erlaubten, etwas mehr mich Ihres Umgangs erfreuen zu dürfen. Sie lieben nicht die Geſellſchaft; ich begreife das. Dazu gehört eine andere Seele, als die Ihre iſt. Aber Sie ſind ſo fürchterlich einſam — denn die Menſchen, die Sie am nächſten umgeben, ſind nicht im Gleichgewicht mit Ihnen — daß Sie in einen brütenden Zuſtand verfallen, in dem ſich Ihre Kräfte zerſetzen. Mich kennen Sie! Sie wiſſen, was an mir iſt; in einer ſehr trüben Epoche meines Lebens haben Sie Sich mit beglückender Huld und Freundlichkeit mir genähert, und ſind, ohne es zu ahnen — geſchweige es zu wollen — wie ein Magnet für mich geweſen, der dem Eiſen ſeine Kraft mittheilt. Dafür bin ich Ihnen mehr als dankbar, ſo lange ich lebe: ich bin Ihnen ergeben, Gräfin! Weil Sie im Stande waren, Einfluß auf mich zu üben, muß ich doch nicht ganz außerhalb Ihrer Sphäre ſtehen, und darum gönnen Sie mir Ihren Umgang, der Ihnen weniger läſtig als jeder andre ſein muß, weil ich Sie kenne, und Sie mich.“

„Sie wiſſen nicht, um was Sie mich bitten, ſprach Renata trübe; ich habe die Mittheilſamkeit ganz verlernt. Ich plaudere hohl und oberflächlich, wie Sie das bemerkt haben; ich kann Scherze anhören, erwidern; allein ich — ich ſelbſt, ich bin verſtummt, wie die Nachtigall im Käfig, dem man den ſchützenden grünen Schleier abgenommen hat, und die ſich nun von lautem unharmoniſchen, diskordenten Geräuſch ſo beängſtigend umringt ſieht, daß ſie keinen Ton in ihrer Kehle findet."

„Aber was thut man Ihnen denn?" rief Cecil ſchmerzlich.

„O nichts! Man thut mir nur weh, und auch das nur, weil wir uns nun einmal gar nicht verſtehen, und weil die Gemüther nicht auf denſelben Ton geſtimmt ſind — was natürlich ebenſowol meine Schuld, als fremde iſt, wenn da überhaupt von Schuld die Rede ſein darf. — Gut! ſetzte ſie plötzlich mit ihrer alten Entſchiedenheit hinzu; alſo Sie wollen mit mir ſpazieren reiten?"

„Wie gern!" rief Cecil freudig.

„Ich ſage Ihnen vorher, es wird Sie nicht amüſiren. Täglich, Punkt zwölf Uhr, nach dem Frühſtück, reiten wir aus, ich zu Pferd, Mimi zu Eſel, und faſt immer nach dem Château de St. André: und gegen ſechs, zur Speiſeſtunde, kehren wir heim."

„Und was machen Sie dort während der ganzen Zeit? leſen Sie? zeichnen Sie? botaniſiren Sie?"

„Nein, ich thue nichts."

„Und das langweilt Sie nicht?"

„O ja, ſehr! Aber zeichnen kann ich nicht, und leſen, nur um die Zeit hinzubringen, mag ich nicht; denn in den meiſten Büchern find' ich wahrlich noch weniger gute und geſcheute Gedanken, als in meinem eignen Kopf.“

„Dagegen iſt es ſchwer, etwas einzuwenden. Indeſſen erlauben Sie mir gewiß, mein Album mitzunehmen und zu zeichnen. Vielleicht finden Sie ſelbſt Geſchmack daran.“

Zu ihrem lebhafteſten Mißvergnügen ſah Euſebie Cecil mit Renata von dannen reiten. Sie ſagte zu ihrem Mann:

„Aber weshalb begleiteſt Du nicht Renata? Jetzt drängt ſich ihr dieſer fremde ſüffiſante Menſch auf, der mir ganz ſo ausſieht, als lägen ihm die hochfliegendſten Projecte am nächſten, und der ſich mit Frau von Werden's Freundſchaft und Renata's langer Bekanntſchaft gewiſſe Airs von Intimität giebt, die ich unerträglich finde.“

„Wenn es bloße Airs ſind, entgegnete Sternfeld gelaſſen, ſo iſt Renata ganz die Frau, um ihn ad absurdum zu führen, mein gutes Kind. Ermuntert ſie ihn aber dazu“ .... —

„Das iſt unmöglich!“ brach Euſebie aus.

„Ermuntert ſie ihn dazu, fuhr er fort, wie das aus dieſer Promenade hervorzugehen ſcheint, und wie ich es auch ſehr natürlich finde, ſo werd' ich mich wol hüten, Deiner Schweſter läſtig zu fallen, wie ein Spion, oder gar ſie in ihren kleinen unſchuldigen Freuden zu ſtören, wie ein grimmiger Haremswächter. Laß ihr doch den Spaß! Du haſt ein halbes Dutzend Patitos — weshalb ſoll ſie nicht einen haben?“

„Weil mit einem halben Dutzend nie — jedoch mit Einem ſehr leicht die Sache ernſthaft werden, und ſich mit einer Heirath endigen kann. Ich finde überhaupt eine Heirath für Renata ganz unpaſſend.“

„Und warum das, mein Schätzchen?“

„Weil man ſie doch nur um des Geldes willen heirathen würde.“

„Da würde man ſehr Unrecht haben.“

„Nun ja! aber die Männer ſind ſo.“

„Vorurtheil der Frauen!“

„Und dann iſt Renata allerdings von ſtarrem und ungefügigem Charakter.“

„O mein Kind, den ſänftigt die Liebe. Iſt ſie nur erſt gründlich in ihren Mann, oder überhaupt in einen Mann verliebt, ſo kann er ſie um den Finger wickeln.“

„Da thuſt Du Ihr himmelſchreiendes Unrecht!“

„Unrecht! tatatata! Das iſt die größte Liebenswürdigkeit der Frau. Ernſt, ſchroff, unnahbar, abweiſend, und dann plötzlich ſchmeichelnd und verliebt wie ein Kätzchen — das ſind unwiderſtehliche Frauen.“

Euſebie ſtampfte leiſe aber ſehr ungeduldig mit dem Fuße, und ſagte, die Achſeln zuckend: „Renata verliebt und ſchmeichelnd! Du haſt von den Frauen nur eine Geſammtvorſtellung“ .... —

„Die auf Alle paßt, mehr oder minder, mein Schatz! unterbrach ſie Sternfels. Glaube Du mir, ich bin ein alter Praktikus, der ſeit faſt fünfzig Jahren Dein Geſchlecht mit Eifer und Geduld ſtudirt. Einen weichen Augenblick hat Jede: da ſpricht ſie Ja! und es iſt ſehr glücklich für ſie, wenn ſie es nur vor dem Altar ſpricht. — — Aergere Dich nicht! Renata wird es nur da ſprechen! die Überzeugung hab' ich.“

„Es bleibt eine Thorheit für ſie! rief Euſebie immer ungeduldiger. Sie iſt ganz verblüht! ſie iſt häßlich.“

„Die ſüdliche Luft bekommt ihr. Sie hat etwas Embonpoint gewonnen, ſo daß ihre Büſte noch einmal recht ſchön werden mag; ihr Nacken war es immer! Dann hat ſie ein gutes und ſehr lebhaftes Lächeln, das ihr lieblich über's ganze Geſicht blitzt, und hier bekommt ſie gar etwas friſche Farbe! Dazu ihre leichte vornehme Haltung! das iſt genug, um große Paſſionen zu erregen. Dieſe unregelmäßigen Geſichter, welche nur der Neid häßlich nennt, haben, ich weiß nicht was für unſichtbare Häkchen, an denen das Herz unwiderſtehlich hängen bleibt. Hat einmal eine ſogenannte Häßliche eine Leidenſchaft eingeflößt, ſo iſt es auf Tod und Leben. Weshalb ſollte es Deiner armen Schweſter nicht gelingen, der ich aus voller Seele Erſatz für ihre verlorne Jugend wünſche."

„Nur nicht durch dieſen Herrn Forſter! Eine zweite Mesalliance in unſrer Familie wäre ein allzu arger Scandal."

„Es giebt freilich noch keinen Dienſtadel in Deutſchland, wie in Rußland, wo ein gewiſſer Grad im Militär- und Civildienſt den Adel verleiht; dennoch finde ich, daß die diplomatiſche Carriere überall etwas Ähnliches bewirkt, ſobald ſie durch die Perſönlichkeit ſo gewichtig unterſtützt wird, wie bei Forſter. Alſo tröſte Dich! ... und hüte Dich, Deine Schweſter durch Widerſpruch zu reizen. Ich bin kein Gelegenheitsmacher; allein ich will Renata doch lieber in freundlicher als in unfreundlicher Stimmung für uns ſehen — wenigſtens ſo lange dieſe Reiſe dauert, und bis wir in Deutſchland uns definitiv wieder auf eigene Hand etablirt haben. Brouilliren dürfen wir uns ohnehin nie mit ihr!

denn .... Schulden zu machen iſt ſehr leicht; ſie zu zahlen — ſehr ſchwer."

Trällernd verließ er Euſebie, die ihm verächtlich nachblickte, und: „Frivole, gemeine Geſinnung!" vor ſich hin murmelte, ganz vergeſſend, daß die ihre nicht edler war. Aber nebenbei war ſie herriſch, und aus Selbſtverblendung nannte ſie das edel. Sie wähnte ſich Renaten an Menſchenkenntniß und Welterfahrung weit überlegen, und dadurch berechtigt, ſie zu dominiren. Auch als Renata heimkehrte, gab es eine kleine Szene zwiſchen den Schweſtern, denn Euſebie wollte ihr begreiflich machen, daß ſolche Promenaden unpaſſend wären, und Renata antwortete darauf nur ſtarr und kalt:

„Für Euch vielleicht; nicht für mich."

„Du lebſt in der Welt, folglich mußt Du ihren Schicklichkeitsgeſetzen gehorchen, ſo gut wie wir."

„Schicklichkeitsgeſetze? fragte Renata ſpöttiſch. Es iſt ſehr ſchicklich, in der Geſellſchaft ſich von Männern Dinge erzählen zu laſſen, welche das natürliche Anſtandsgefühl auf die impertinenteſte Weiſe verletzen, und für welche Zweideutigkeit ein mildes Wort iſt. Es iſt ſehr ſchicklich, ſich in einer Art zu kleiden, die ich ebenſowol als jene Converſation frech nennen würde, wenn ſie nicht durch die Firma: Mode! geheiligt wäre. Es iſt ſehr ſchicklich, mit den albernſten und flachſten Gecken zu kokettiren, um in ſeiner Loge oder hinter ſeinem Stuhl zwei oder drei ſolcher Menſchennullen mehr als die intime Freundin zu haben. Nein, liebe Euſebie! die Schicklichkeitsgeſetze der Geſellſchaft ſind nicht die meinen! Ich gehorche ihnen nicht, ich vortheile nicht von ihnen; aber ich bin auch nicht geſonnen, mich durch ſie beeinträchtigen zu laſſen, und was Du mir in dieſer Hinſicht ſagen mögeſt, wird nie überzeugend genug ſein, um mich wanken zu machen. Daher dächte ich, Du ſparteſt Dir die Mühe.“

Euſebie ſchwieg für den Augenblick; doch wo ſie nur irgend konnte, ließ ſie es nicht an Zurechtweiſungen und Stichelreden fehlen, die Renata mit kühler Schweigſamkeit an ſich vorbeigleiten ließ.

Cecil war glücklich. Bisher hatte er immer nur ein Ziel vor Augen gehabt, wohin — jetzt hatte er eins, für welches er ſtreben wollte, für Renata's Beſitz! Da waren die Mittel nicht mehr gleichgültig; da galt es nicht mehr, nur zu blenden, nur feſten Fuß zu faſſen, nur irgend eine Schwierigkeit zu beſiegen. Nein, er wollte ſie lieben, weil ſchon die Zuverſicht der Liebe ihn überkam, daß die Erwiderung ihm dann nicht fehlen würde. Sonſt hatte er immer gewartet, bis er geliebt wurde, um dann der Neigung zu begegnen; doch jetzt durfte er ſich ſagen, daß die Liebe zu Renata ihm ohne Berechnung und ohne Hoffnung, überraſchend wie ein neues Sternbild, belebend wie ein friſcher Quell in der Seele aufgegangen ſei — ohne ſein Zuthun, ja ohne ſeinen Wunſch; nur durch himmliſche Fügung. In dieſer Liebe fühlte er ſeines Daſeins Kulminationspunkt und Grenze. Sie umſchloß und gewährte Alles; über ſie hinaus lag nichts. Mit dieſer Liebe wehte die Siegesfahne über dem gewonnenen Schlachtfeld des Lebens; ohne ſie — mogte die Schlacht zwar gewonnen, aber der jubelnde Triumph des Sieges in Blut und Wunden erſtorben ſein. Die erſte, allgewaltige, den ganzen Menſchen erfaſſende und beherrſchende Leidenſchaft empfand er für eine Frau, die nichts von dem Allen war, was er ſich ſonſt als unerläßliche Bedingung geträumt: nicht ſchön, nicht gefeiert, nicht dominirend, nicht glänzend, nichts, was der Eitelkeit eines Mannes ſchmeicheln konnte, nichts, was die Geſellſchaft in eclatantes Erſtaunen über ſein Glück verſetzt hätte — wenn er glücklich wurde. — Er ließ jetzt in ſeinen einſamen Stunden die Momente an ſich vorübergleiten, wo Renata ihm erſchienen war, und immer, immer hatte ſie ihm den gleichen, den unräſonirten Eindruck gemacht, als tauche ein

Meerwunder, eine Seejungfrau aus dem Ozean des Lebens zwiſchen all' den kleinen buntbewimpelten Nachen befremdlich empor. Es wäre kindiſch, zu behaupten — ſo ſchloß er eins ſeiner Selbſtgeſpräche — daß ich Renata geliebt hätte, ſobald ich ſie geſehen; aber es iſt ganz gewiß, daß ſie ſich mit dem erſten Blick einer Region meiner Seele bemächtigt hat, die jedem andern Weibe unzugänglich geblieben iſt, und in der ſie gewohnt hat wie ein Heiligenbild im Tabernakel. Es gehört viel dazu an Schmerz, Überdruß, Entmuthigung und Enttäuſchung, bis der Menſch von ſeinen falſchen Götzen zu ſeiner Gottheit ſich hinwendet; aber der Himmel weiß, daß mir die falſchen Götzen, denen ich gehuldigt, wenig Segen und gar keine Befriedigung gebracht haben. Ich bin nicht verweichlicht noch ermattet in ihrem Dienſt, und meine beſten Kräfte gehören dem geliebten Heiligenbild.

Renata war mit nichten ſo glücklich, ſondern wirklich elend — wie ſie es ihm geſagt hatte. „Ich bin wie ein einſamer Vogel auf dem Dach.“ Dieſes traurige Bild, welches der Sänger der Pſalmen in einer ſeiner tiefen Melancholieen auf ſich anwendet, wich ihr nicht aus der Seele; und dazwiſchen fragte ſie ſich zuweilen mit einer Aufwallung von ſtolzem Selbſtgefühl und von zerſchmetternder

Troſtloſigkeit: Ich habe mein Leben lang nur das gethan, was gut oder recht war; weshalb bin ich denn ſo wenig glücklich? — Und Bilder dämmerten in ihr auf, um ihr zu zeigen, daß ſie jetzt glücklich an Emmerichs Seite ſein würde, wenn ſie ihn damals nicht zurückgewieſen, ſondern gefeſſelt hätte, als er frei, und ſie nur ſcheinbar gebunden war. Dann, wenn ihre Seele ſtark war, verhüllte ſie den innern Blick vor dieſen verführeriſchen Bildern, und wendete ihn zu Emmerich wie er jetzt war, dem Gemal einer Andern, dem Vater; und das machte ſie ſtill. Mit dem Emmerich, das empfand ſie deutlich, hatte ſie auf Erden nichts mehr zu theilen. Aber nicht immer war die arme Seele ſtark genug zu dieſer Erhebung über Wunſch und Sehnſucht. Die Sehnſucht, dieſe fürchterliche Fee, die mit ihrem Zauberſtab alle Kräfte zur Unthätigkeit paralyſirt, die Gedanken in ein ſtumpfes und dennoch grauſam intenſes Wollen verwandelt, und durch das ganze Sein die langſam zerbrechenden, jeden Widerſtand ermattenden Wogen eines Meeres ohne Ufer rollen läßt; — dieſe Sehnſucht, die ſich zu Zeiten der ſtärkſten Naturen bemeiſtert, ja vielleicht untrennbar von ihnen iſt, zerknickte Renata. Sie hatte ſie auch früher gekannt, o längſt! aber damals gemildert durch die Verhältniſſe, die ihr die Nothwendigkeit aufdrängten, ſich zu ermannen, zu beſinnen, Egon zu vertreten. Sie durfte ſich damals doch ſagen: Ich nütze ihm, ich diene ihm; bei ihm iſt mein Platz, denn ſeine Exiſtenz hängt an mir. Aber jetzt? wem nützte und diente ſie? für wen lebte ſie? wer hatte Freude an ihrer kläglichen Exiſtenz ohne Nerv zum Guten? — Ja, auch früher war es ſchwer, auszuharren in Geduld und Kraft; aber es gab ein Wort, das leuchtete wie ein Sonnenſtral in die dunkle Wildniß hinein: Gott hat es gewollt, hat mich gerade auf dieſen und keinen andern Platz, für dieſe und keine andre Pflicht beſtimmt; und dadurch fühlte ſie ſich in einer gewiſſen Unmittelbarkeit zu ſeinem Willen, die ihr ein ſtärkendes Bewußtſein gab. Auch jetzt allerdings hielt nichts ſie ab, dieſe Überzeugung feſt zu halten; nur war es unendlich viel ſchwerer. Der Menſch hat ein unerſchöpfliches Bedürfniß, aus fremder Exiſtenz die Zufriedenheit der eigenen zu ſchöpfen; das iſt zugleich ſeine Stralen- und ſeine Dornenkrone. Er hat eine ſo glorwürdige Meinung vom Menſchen, daß er nur das leben nennt, inwiefern er für Andere und in Anderen lebt. Wer inmitten eines Kreiſes von Pflichten ſteht, mag dieſe zu Zeiten drückend, läſtig, ja faſt unaushaltbar finden; dennoch wird es ihm leichter ſein, ſie zu erfüllen, als wenn er ſich einen ſolchen Kreis erfinden und ſich Pflichten machen, Aufgaben wählen ſoll, nur um einen Lebenszweck zu haben, nur um dem Drange nach verbrauchender Beſchäftigung Folge zu leiſten. Denn das iſt bitter: die Kräfte von nichts verbraucht zu fühlen, als von der Zeit! Dagegen ſind Schmerzen, Sorgen, Überanſtrengungen willkommen. Um dem zu entgehen, werfen ſich ſo Manche in's Meer der Thorheiten und Leidenſchaften hinein. Nichts vergißt der Menſch ſo leicht als das Eine, daß Gott ihn nach ſeinem Bilde ſchuf, damit er gottähnlich werde; und es iſt ſehr gottähnlich, aus dem Nichts, aus den äußern indifferenten Elementen durch Erkenntniß und Willen eine Welt zu ſchaffen, in die man die Reſultate ſeines innern Lebens niederlegt, und Äußeres fortbildend, innerlich ſich entwickelt. Und weil es ſehr gottähnlich iſt, darum wird es dem Menſchen ſehr ſchwer. Er tappt umher, verirrt ſich, greift und ſchreitet fehl; und aus der Wüſtenfreiheit ſeiner ungebundenen Exiſtenz ſehnt er ſich zu der eng begrenzten Stelle zurück, die er früher Kerker genannt hat.

So ging es Renaten. Sie wußte nicht wohin mit ihrer Zeit, ihren Gedanken, ihrem Intereſſe. Um das Leben mit einer Wiſſenſchaft oder einer

Kunſt auszufüllen, dazu gehört Vocation, dazu muß der Genius befähigen, nicht die Langeweile. Sie hatte ihr wunderſchönes Talent für Muſik; das war allerdings als Schmuck und Erholung ihrer Tage unendlich viel, aber ſehr ungenügend als Fundament eines Lebensberufs; herrlich in Ebernbach nach vollbrachten Geſchäften, gleichgültig in Nizza, wo ſie, wenn ſie ſonſt Luſt gehabt hätte, vom Morgen bis zum Abend ſpielen durfte. Sie ſagte einmal zu Cecil:

„Gott, wenn ich bedenke, was es für verſchiedene Sorten von glücklichen Menſchen auf der Welt giebt, ſo bin ich immer geneigt, mein Schickſal anzuklagen, das mich zu keiner geſellt hat.“

„Verſuchen Sie es, dem Schickſal zum Trotz, auf Ihre eigene Hand! ſagte er halb ſcherzhaft, halb ermuthigend; es iſt nur die Frage, zu welcher Sorte Sie paſſen.“

„Ach leider nein! das iſt gar nicht mehr die Frage, denn ich paſſe zu keiner. Die glücklichen Menſchen, von denen ich rede, ſind nicht ſowol glücklich durch die Verhältniſſe — was immer ein ſchwankendes und unſichres Glück iſt — ſondern unabhängig von denſelben durch ihre ſeltſamen Fähigkeiten. Da giebt es Einige, die ſetzen ſich hin in ihrem Zimmer, greifen aus dem Chaos von

Gedanken, das ſich ihnen im Kopfe bewegt, einen heraus, ſteigen zu ſeinem Urſprung hinab, zu ſeinem Ende hinauf, verknüpfen ihn rechts und links mit allen Conſequenzen, welche er nach ſich zieht, ſcheiden ihn links und rechts von den Widerſprüchen, auf die er ſtößt, und ſiehe da! nach einiger Zeit offenbaren ſich wundervolle Ergebniſſe, wirkſam, folgenſchwer für die ganze Welt! Dieſer hat ein philoſophiſches Syſtem begründet; der — eine neue Konſtruktion eines Dampfkeſſels oder eines Webſtuhls erfunden; jener — ein wichtiges Problem in der Wiſſenſchaft gelöſt. Und das hat ſich ſo gemacht, während ſie friedlich mit ihren höchſt unterhaltenden Grübeleien in irgend einem ſtillen Winkelchen ſaßen, und von der Welt nichts nöthig hatten, als das Material zu ihren Experimenten. Sind das nicht beneidenswerthe Menſchen?"

„Um das zu würdigen, muß man eben vom Fach ſein — dächte ich, entgegnete Cecil. Mein ganzes Leben der Beobachtung des Lebens der Infuſionsthiere gewidmet, würde mir höchſt unerquicklich erſcheinen, ſogar wenn die Wiſſenſchaftsmänner über meine Reſultate ſtaunten."

„Dann giebt es noch Andere, fuhr Renata fort; Kunſtmenſchen, oder wie ſoll ich ſie nennen, die bemächtigen ſich nicht des brütenden und grübelnden, ſondern des bildenden und ſchaffenden Gedankens: der Ideen! und ihre Werke ſetzen der Welt zwar keine neuen Räder an, aber ſie werfen kleine Sonnen in ſie hinein, Sonnen der Schönheit im Rahmen der Kunſt, als Buch, als Bild, als Compoſition die Poeſie ausathmend, welche ihr Schöpfer eingeathmet hat. Nun, wollen Sie ſelbſtzufrieden auch dieſe bevorzugten Kreaturen nicht beneidenswerth nennen?“ fragte ſie lächelnd, als Cecil ſchwieg.

„Die nun gar nicht! rief er. Sie kommen mir vor wie die Matroſen im Maſtkorb, die früher Land ſehen und rufen, als die übrige Schiffsmannſchaft, und die der Sturm auch leichter in's Meer ſchleudert; — oder wie die Schieferdecker, die das Kreuz auf die Spitze des Kirchthurms pflanzen, während ſie ſich mühſam gegen den Schwindel vertheidigen, der in ihnen aufdämmert und ſie herabzureißen droht. Nein, Gräfin! alle dieſe Exiſtenzen leben im Thun, und das hat zwei Seiten; eine lichte, durch Gebrauch und Anwendung der Fähigkeiten, und eine ſehr, ſehr trübe, durch den zweifelhaften, oft verkehrten und ſchädlichen, oft beneideten Erfolg. Die Exiſtenz ſcheint mir am vollkommenſten, wo das ruhige Sein waltet, ohne vorherrſchende einſeitige Richtung der Gedanken oder Ideen. Sein, ohne viel durch Denken, Thun, Bilden, Schaffen, Arbeiten ſich zu manifeſtiren, iſt die ſchönſte Beſtimmung des Weibes, und ich begreife nicht, wie Sie, Gräſin, auf die Verblendung kommen können, eine andere der Ihren vorzuziehen.“

„Wir haben nicht denſelben Standpunkt, um mich zu betrachten, antwortete Renata, folglich können wir nicht zu demſelben Urtheil gelangen. Sie ſehen in mich hinein — etwa wie in einen Palaſt. Ach, was für Köſtlichkeiten pflegt der zu enthalten! Schätze, Kunſtwerke, herrliche, freie, große Säle, voll Licht, voll Glanz! ſo geſchmackvoll, prächtig und großartig Alles! — Ich aber, ich bin im Palaſt drinnen, und kenne deſſen Leere und deſſen Wuſt! .... und weder wohlmeinende Freundſchaft, noch flache Schmeichelei können mich zu anderer Anſicht bringen.“

„Da haben Sie vollkommen Recht! entgegnete Cecil, und ich bewundere Sie, weil Sie ſo unbeſtechlich den Dingen ihren Platz anweiſen. Eine ſolche Umwälzung der Anſicht zu fremder Überzeugung kann nur die Liebe geben, denn ſie lehrt nicht fragen: Was halte ich von mir? ſondern: Was hältſt Du von mir? — und das iſt entſcheidend, das macht zufrieden, weil man immer im Geliebten das Organ einer höheren Offenbarung ſieht.“

Dies Geſpräch fiel vor während ſie langſam den Rücken des Berges hinaufritten, der den Golf von Nizza von dem von Villafranca ſcheidet. Oben überſieht man beide von einem gewiſſen Punkt aus, und Cecil nahm ſein Skizzenbuch, wie er es häufig zu thun pflegte, und ſuchte einen Platz, der ein vortheilhaftes Bildchen für daſſelbe liefern dürfte. Er überließ dann Renata ſich ſelbſt. Zuweilen ging ſie umher und ſuchte ihrerſeits ein Plätzchen, das ihrem Auge gefiel; zuweilen ſetzte ſie ſich zu Cecil und ſah ſeiner Arbeit zu; und zuweilen plauderte ſie mit Mimi, die immer noch ganz extraordinäre Streifzüge mit der kleinen Miß anſtellte. Heute ſetzte Renata ſich unter einen mächtigen uralten Oelbaum in weiter Ferne von Cecil, und blickte nachdenklich in die große blaue Meeresebene hinaus. Sie dachte an Cecils Worte, oder vielmehr klangen ſie ihr ſo lebhaft in der Seele, daß ſie davon ganz nachdenklich wurde. Was hältſt Du von mir? fragte ſie vor ſich hin, ohne ſich an einen beſtimmten Gegenſtand zu wenden; — ja, das mag eine ſüße Frage ſein! aber mir antwortet Niemand darauf! — — Sie verfiel in tiefe Melancholie. In einen Baum hätte ſie ſich verwandeln mögen, in eine Blume, in einen Fels gar, um die Laſt der Exiſtenz von ſich abzuſchütteln und dennoch nicht aus der Schöpfung zu verſchwinden. Dann empfand ſie wieder bitter die Feigheit dieſes Wunſches. Der Menſch gehört einer andern Ordnung in der Schöpfung an, als die Diſtel, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; folglich entſpricht es ſeiner Beſtimmung am meiſten, wenn ſein Leben ſich in möglichſter Unähnlichkeit von dem pflanzlichen hält, und die Verhältniſſe müßten ihm willkommen ſein, die ihn darin unterſtützen, ja, die ihn hineinzwingen, wenn er zu matt iſt, um es freiwillig zu thun.

Cecil hatte ſich ihr genähert. „Ich fürchte, ſagte er, daß Sie Sich zu ſehr langweilen, wenn Sie durch mich veranlaßt werden, ſo ungebührlich lange hier zu verweilen.“

„Gott behüte! rief Renata, von mehr oder minder Langerweile iſt bei mir nie die Rede, denn ſeit zwei Jahren, ſeit ich durch Egons Tod meinen Lebenszweck verloren habe, iſt ſie meine treue Gefährtin! und wenn Sie mich veranlaſſen, hier grade auf dieſem Fleck zu verweilen, ſo iſt mir das wahrlich höchſt angenehm, denn nun habe ich doch einen Grund meines Verweilens, während ich mich ſo eben noch fragte, weshalb ich nicht in Grönland ſei, oder auf dem Pic von Teneriffa, oder — im Grabe.“

„Sie ſind finſtrer Laune, theure Gräfin, wie ich Sie in Frankfurt vor zwei Jahren faſt immer, doch hier ſelten geſehen habe. Laſſen Sie den unheimlichen Gaſt nicht Wurzel faſſen an Ihrem Heerde. Was damals zu begreifen war — iſt es jetzt nicht mehr. Ein Abſchnitt Ihres Lebens liegt hinter Ihnen; Sie haben darin Ihre Aufgabe nicht abgethan, ſondern vollbracht; dies Bewußtſein genügt, um muthig in einen neuen zu treten.“

„Sie ſprechen wie ein Mann!“ unterbrach ihn Renata.

„Und Sie ſind eigenſinnig wie eine Frau! entgegnete Cecil ſcherzend. Sie wollen Sich nicht zerſtreuen noch zerſtreuen laſſen; Sie verſchmähen kleine unterhaltende Beſchäftigungen, womit man die Stunden ausfüllt; die Geſellſchaft iſt Ihnen ein Greuel; Sie reiſen durch die ſchönſten Länder von Europa, ohne dem wechſelnden Reichthum der Eindrücke Ihre Seele zu öffnen; ſtatt ſich zu bereichern, verarmen Sie, denn Sie verlieren die Fähigkeit, angeregt zu werden, weil Sie Sich dagegen verhärten. Iſt das recht? gut? vernünftig?“

„Nein! o nein! ſagte Renata wehmüthig. Es iſt nur unvermeidlich. Sie ſtellen ſich nicht vor, wie mein ganzes Leben auf und für Egons Leben eingerichtet war. Er war der Schlußſtein des Gebäudes, an dem ich zehn Jahre gearbeitet habe; Gott nimmt ihn heraus — und es zerfällt. Liebe war nicht dabei im Spiel; aber grade deshalb mußte mein Eifer um ſo größer ſein, war es auch wirklich, befähigte mich zu Opfer, zu Entſagung, zu Ueberwindung, zu Allem was dem Herzen ſchwer fällt und wogegen es ſich ſträubt. Ja, ich vollendete es! Ja, ich betrachtete mich als das Werkzeug in einer höheren Hand! Aber nun iſt mein Tagewerk vollbracht, und der unnütze Knecht darf ſeiner Wege gehen .... Niemand braucht mich mehr."

Sie ließ mit einer troſtloſen Bewegung die Hand in den Schooß ſinken. Cecil hätte ſich gern zu ihr niedergekniet; aber er nahm ſich zuſammen, lehnte ſich ihr gegenüber an einen Baum und ſagte ernſt:

„Niemand, Gräfin? beſinnen Sie Sich doch ernſtlich, ob wirklich Niemand Ihrer bedarf?"

„Sprechen Sie mir nur nicht von Armen, Hülfsbedürftigen u. ſ. w.! rief Renata ungeduldig, denn die bedürfen mehr meiner Hand als meines Herzens, oder — um Ihre Ausdrücke zu brauchen — mehr des Thuns als des Seins."

„So ſehen Sie Sich im Kreiſe Ihrer Freunde um."

„Ich habe keine Freunde! ich habe immer iſolirt und fern von der Welt oder, wenn auf einige Zeit in ihr, theils für einen gewiſſen Zweck und theils .... in einer Art von Träumerei des Herzens gelebt, die mich wiederum iſolirte, ſo daß mir die zahlreichen freundſchaftlichen Verbindungen fehlen, welche manches einſame Leben erheitern.“

„Ihre Familie iſt ſo groß“ .... —

„Und eben durch ihre Größe in ſich ſelbſt zerfallend! Zwiſchen ſo vielen Menſchen walten verſchiedene Elemente, die leicht zerſetzende werden können. Was die zahlreichen Glieder einer Familie zuſammenhält, trotz der verſchiedenartigſten Charaktere, Lebenswege, Ziele, trotz Entfernung und Trennung, iſt: eine überwiegende Anhänglichkeit an das Elternhaus, und ſie fehlt uns Allen. Wir Alle haben es ſo früh verlaſſen und ſind, jung und unreif wie wir waren, in Lagen gekommen, die ſolche Selbſtändigkeit erheiſchten, daß das Elternhaus nicht mit der Glorie von Schutz, Zuflucht, Heimat umgeben iſt, die es für andere Augen tragen mag. Den meiſten von uns erſcheint es wie eine Schulſtube, an die man nicht mit beſonders zärtlichen Gefühlen denkt. Durch die edle Geſinnung der Tosca Beiron hat meine Mutter die Hälfte vom Vermögen des verſtorbenen Generals geerbt, iſt dadurch wohlhabend und in den Stand geſetzt werden, für die jüngeren Geſchwiſter bequem zu ſorgen. Ignaz hat in Rußland eine ſehr reiche Heirath gemacht. Euſebie iſt die Einzige, die vor der Hand auf mich ſich ſtützt, und Sie kennen uns Beide gut genug, um zu wiſſen .... was ich nicht ſagen mag. — Ah! rief Renata plötzlich ſich ſelbſt unterbrechend, was wiſſen Sie von Diane?“

„Nichts! aber gar nichts!“ entgegnete Cecil, faſt erſchreckt.

„Haben Sie nicht etwa meine Gedanken auf dieſen Weg geführt, um mir irgend eine Mittheilung über Diane zu machen?“ fragte ſie ängſtlich und lebhaft ſpähend.

„Was könnte der Fremde Wichtiges mittheilen, welches die Schweſter nicht längſt wüßte!“ entgegnete Cecil.

„Das Leben hat uns auseinander geriſſen, ſagte Renata, aber Euſebie verſichert mich, daß Diane glücklich ſei — und was braucht ſie mehr?“

„Sie vertrauen blindlings der Gräfin Sternfels?“ fragte Cecil nachdrücklich.

Renata ſprang blitzſchnell auf und rief: „Nein! nein! ich vertraue ihr gar nicht! und daß ich es in dieſem Punkte thun konnte, iſt nicht zu entſchuldigen, iſt frevelhaft! wer weiß ob die arme

Diane glücklich iſt? ob ſie nicht eines Liebeszeichens, einer Ermunterung bedarf, ſich danach ſehnt, aber nicht darum bitten mag! O der Schmerz! ich haſſe ihn, weil er egoiſtiſch bis zur Grauſamkeit macht! man leidet; — und ob nun die ganze Welt leidet, das iſt uns gleichgültig, wir ſehen nicht hin, wir denken nicht daran, wir werden geradezu ſtupid und ſchlecht. Heute Abend ſchreibe ich an Dianen. Ich danke Ihnen tauſendmal für Ihren Rath."

„Ich habe Ihnen nichts gerathen, gnädige Gräfin."

„Nun, wenn es kein Rath war, der mir von Ihnen kam, ſo war es eine gute Anregung; und die iſt mir noch lieber," antwortete Renata, und ihr Blick legte ſich wieder mit einem unwiderſtehlichen Ausdruck von Güte, wie ein grüner friedlicher Schatten über ſein Auge.

„O! rief Cecil, es iſt Seligkeit mit Ihnen zu leben! Sie ſind ſo gut, daß Sie uns glauben machen, wir wären es auch, und dadurch wecken Sie uns zum edelſten Selbſtbewußtſein auf und machen uns wahrhaft glücklich! denn nur der niedrige Egoiſt will für ſich glücklich ſein, der beſſere Menſch in ſich; — und ſo fühle ich mich immer neben Ihnen."

„Dafür verſtehe ich nicht mehr zu danken,“ ſagte Renata mit einem Anfluge von Verlegenheit.

„Dankten die Götter für die Opfer, die man auf ihren Altären niederlegte?“ entgegnete er.

Renata ſchüttelte lebhaft den Kopf.

„Das müſſen Sie mir zu gut halten! rief er ſehr heiter. Der ſüdliche Himmel über dem blauen Meer, den heißen phantaſtiſchen Felſenküſten und dem Oelbaum ausgeſpannt — ſtimmt mich heidniſch oder — wie ich's lieber nenne — mythologiſch-poetiſch. Das hab' ich mir in Griechenland, oder vielleicht noch früher beim Studium der alten Claſſiker ſo angewöhnt. Der Oelbaum iſt der Hain der Götter, der ihre Tempel, Altäre und Orakel überwacht, und ihre Weisheit, ihren Frieden, ihre Ruhe mild beſchattet. Warum wandeln Sie wie eine Prieſterin in dieſem heiligen Hain? das iſt nicht meine Schuld!“

„Doch, doch! rief ſie, in ſeinen Ton eingehend, ganz und gar Ihre Schuld! Ihrer Aufforderung folgte ich hieher, ſonſt wäre ich im Château de St. Andre, wo die Mühle ſehr unmythologiſch klappert und rauſcht. Aber Sie wollten ja etwas ganz Extraordinäres zeichnen! nun, was iſt es denn geworden?“

Sie nahm ſein Zeichenbuch und rief überraſcht: „O Himmel! wie kommt **das** hierher?“

Sie hatte zufällig das Blatt mit dem Intérieur ihres Salons aufgeſchlagen.

„Wie alles Andere hineinkommt, entgegnete Cecil; ich hab' es gezeichnet und, wie Sie hoffentlich bemerken, ſehr ſauber ausgeführt.“

„Und mein Kabinet! und mein Schlafzimmer! o du liebes ſtilles Ebernbach, wie traulich iſt es bei dir!“ rief Renata ganz freudig und beglückt. „Waren Sie vielleicht mit meiner Schwägerin in meiner Abweſenheit dort?“ ſetzte ſie hinzu.

Cecil wies ſtumm auf Tag und Jahreszahl.

„Wie? rief ſie, ich war in Ebernbach, Sie waren da — und Sie kamen nicht zu mir? Da iſt meiner Gaſtfreiheit eine bittere Kränkung geſchehen.“

„Ich glaube nicht, daß Sie damals in der Stimmung waren, um Sie gern zu üben,“ entgegnete Cecil.

„Das iſt wahr, ſagte ſie mild, aber ich verſpreche Ihnen, daß Sie mir künftig nicht mehr dieſen Vorwurf machen ſollen, ſobald Sie mir jetzt ebenfalls aufrichtig ſagen, wodurch meine Zimmer Sie genug frappirt haben, um ſich dieſen Platz zu erobern.“

„Weil ſie die einzigen ſo zu ſagen lebendigen im ganzen Schloß, und hauptſächlich — weil es die Ihrigen ſind.“

Renata betrachtete noch lange die drei Blätter, und erzählte dabei Manches von Ebernbach und ihrem dortigen Leben.

„Ich wundre mich, daß Sie nicht längſt dahin zurückgekehrt ſind,“ antwortete Cecil.

„Ich dachte immer, daß mir die Reiſeluſt, dieſe Wonne unſerer Zeit, plötzlich irgendwo aufgehen würde, ſagte Renata; und weil das gar nicht geſchah, ſo beſchloß ich ein für alle Mal die Reiſen in einer großen Tour durch die ſchönſten Länder Europa's abzumachen. Ich wollte mir auch dieſen Anflug von oberflächlicher moderner Bildung aneignen, um mit gehöriger Wichtigthuerei Liſſabon! Sevilla! Interlachen! Brighton! Brügge! kreuz und quer durch einander nennen zu dürfen. Das kann ich jetzt. Den negativen Nutzen, zu wiſſen, daß Reiſen mir kein inneres wirkliches Bedürfniß wie für ſo manche fein und regſam organiſirte Leute ſind — hab' ich auch gewonnen. Ich bin ſchwerfällig, hänge an meinen Gewohnheiten, liebe meine täglich wiederkehrenden Beſchäftigungen, verſtehe nicht mich mit einem Blick in die Schönheit einer Naturſzene oder eines Kunſtwerks zu verſenken, und genug von den Umgebungen zu abſtrahiren, um mich im Gaſthofzimmer behaglich zu fühlen; — folglich habe ich auf Reiſen eine Maſſe von täglich ſich erneuernden Plagen und Unbequemlichkeiten, und ohne Erſatz! auszuſtehen. So bin ich hier mit wahrem Wohlgefallen, auf dem grünen Zweig Nizza, wie ein müder Wandervogel zuſammengeſunken, und da ich jetzt den kleinen Verdruß, Rom und Neapel nicht zu ſehen, überwunden habe, ſo bleib' ich gern den Winter hier, da Euſebie jetzt doch nicht über die Gebirge kann.“

So erzählte Renata ihm die gewöhnlichſten und einfachſten Dinge; aber ſie klangen ihm lieblich. Er lebte und dachte ſich ſo in ihre Eigenthümlichkeit hinein, daß ſie allmälig zu ihm wie zu ſich ſelbſt ſprach, nur mit dem ſüßen Gefühl, das untrennbar vom Vertrauen iſt. Als Renata an dieſem Abend heimkehrte, fühlte ſie ihr Herz wunderſam erleichtert und erheitert. Das verdanke ich Forſter! ſprach ſie zu ſich ſelbſt mit ihrer gewohnten Aufrichtigkeit. Er macht mich reden von Innen heraus, weckt gute Gedanken in mir, regt mich zum Nachdenken an über das was ich ſoll, erinnert mich an meine arme Diane; — er hat ſich ſehr ausgebildet ſeit Frankfurt! oder vielleicht beachte ich ihn mehr. — — Dann ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb an Diane, mit vollem Herzen, wie ſie es nur bei dieſer Schweſter gewohnt war. Sie ſtellte ſich deren enge Häuslichkeit recht idylliſch beglückend vor, wie das die Menſchen faſt immer thun, die nie im Kampf mit den Realitäten der Häuslichkeit geweſen ſind und ungefähr im Styl jener franzöſiſchen Königin ſagen: „Ach, die Armen haben kein Brot! da müſſen ſie Kuchen eſſen.“ Ihr ward ganz warm und ſehnſüchtig um's Herz bei den Bildern beſcheidenen, friedlichen Glücks, die ihre Phantaſie ihr vormalte, und ſie bat Diane dringend, ihr doch recht ausführlich ihre ganze häusliche, mütterliche, eheliche Seligkeit zu beſchreiben. — Euſebien ſagte ſie nichts darüber. Sie wußte, daß dieſer jede Erinnerung an Diane peinlich war.

Nach und nach machte es ſich ganz von ſelbſt, daß Cecil den Einfluß auf Renata bekam, den ſie längſt über ihn gehabt. Es waren ſcheinbar nur Kleinigkeiten, aber aus feinen kleinen Faſern ziehen die Blumen Leben ein. Er vermogte ſie, wieder regelmäßig Muſik zu treiben.

„Das iſt doch wenigſtens eine Beſchäftigung, ſagte er, und obenein eine ſolche, die Ihnen durch Ueberwindung von Schwierigkeiten Reiz bietet, und hernach in der Ausübung Andern unſäglichen Genuß bereitet.“

„Ich will es verſuchen!“ ſagte Renata. Aber es ward ihr unmäßig ſchwer. An die Muſik knüpften ſich ihre liebſten und traurigſten Erinnerungen. Aus den Tönen ſtieg Emmerich's Bild ſo unabweislich empor, wie in den Märchen, durch gewiſſe Zauberſpruche hervorgerufen, aus magiſchen goldnen oder kryſtallenen Schaalen, geliebte Geſtalten herauf beſchworen werden. Was ſie zuſammen geſprochen, wie er ſie angeſehen, wo er geſtanden, jede ſeiner Mienen und Geberden, ach Alles! Alles was hinter dem langen Schleier der Jahre verborgen lag, tauchte auf, klopfte an ihr Herz, ſchmiegte ſich wie mit warmen weichen Flügeln um ihre Seele, und verſenkte ſie in jenen Zuſtand träumeriſcher Extaſe, wo das ganze Empfindungsvermögen nach Innen gekehrt, ſich zu einem Sonnenpunkt konzentrirt, der das Weſen zugleich durchglüht und vernichtet. Dieſer Zuſtand hat ſeine unausſprechlichen und unbeſchreiblichen Süßigkeiten, verſchlingt die Zeit, hebt über den Raum hinweg, füllt die gähnenden Klüfte der Wirklichkeit ich weiß nicht mit welchen unirdiſchen Elementen, und iſt vielleicht Vorſchmack, Ahnung, von einer künftigen Welten angehörenden Seligkeit. Schon jetzt wäre es Seligkeit, wenn kein Erwachen darauf folgte! aber jetzt machen Ahnungen den armen, dumpfen, eingekerkerten Menſchengeiſt nicht klar, ſondern verwirrt, und die Hand, die ihm aus den Wolken herab ſeinen Weg zu weiſen ſchien, war eben auch nur eine im weiten Himmelblau verſchwimmende Wolke. Um dieſen Zuſtand zu kennen, muß man zugleich ſehr glücklich und ſehr elend geweſen ſein. Das Glück allein, der Schmerz allein genügen nicht. Er iſt die Grenze, wo jenes die Unerſättlichkeit, und dieſer den Stachel verliert, und wo Beide zu einem leuchtenden Sternbild verſchmelzen. Es iſt ſchwer, ſich aus dieſem Zuſtand aufzuraffen, wenn man, in die Wirklichkeit zurücktretend, in der Nektar-Trunkenheit einen Nachgeſchmack des Wermuths zu erwarten hat. Es gehört dazu eine Willenskraft, die nur denen nicht außerordentlich erſcheinen wird, welche ſo glücklich waren, ſie für dieſen Fall nicht zu brauchen.

Renata hatte in den letzten Jahren wol die Muſik ſehr vernachläſſigt und ſie, wenn auch für Andere, doch für ſich ſelbſt nie mit rechter Freudigkeit betrieben. Die Abendſtunden, die ehedem durch die Muſik ſo lieblich ausgefüllt waren, die ihr durch den Umgang mit dem Genius der Tonkunſt Erſatz für ihre Abgeſchiedenheit von den Menſchen boten, waren jetzt ſtumm und leer für ſie. Iſt es aber nicht feig, die Geiſter der Vergangenheit, die doch keine Eumeniden für mich ſind, dermaßen zu fürchten, daß ſie mir gewiſſe Stunden gleichſam in den Bann thun? fragte ſie ſich ſelbſt, als ſie Cecils Mahnung überdachte. Heute will ich doch verſuchen mit ihnen in die Schranken zu treten, um zu ſehen was ſtärker iſt: ihre Gewalt oder mein Wille.

Sie ſetzte ſich an den Flügel und, wie immer während der erſten Viertelſtunde war ihr zu Muth als ſteige ſie in ein laues erquickendes Bad, als thue ſie tiefe Athemzüge in einer friſchen Bergluft. Aber ſobald ſie auf dieſe Weiſe gekräftigt und beſchwingt war, ging der Geiſt ſeine eigenen Wege, verließ den Faden der vorliegenden Compoſition, erging ſich in freien Phantaſien, bis er, abermals nach einer Viertelſtunde etwa, den Dienſt der Hände nicht mehr brauchte. Dann verhallten allmälig die Töne, dann lehnte ſie ſich leiſe mit übereinander geſchlagenen Armen, mit geſenktem Haupt, mit ſinnendem lauſchenden Ausdruck zurück, und wenn ſie dann nach einer Zeit, von der ſie nicht wußte, ob ſie durch Minuten oder Stunden gefüllt worden ſei, wieder zur Beſinnung kam und ihres Flügels gedachte, ſo war das nur — um ihn zu ſchließen mit dem halb wehmüthigen und halb bittern Gefühl, daß er ihr fortan ungenügend ſei.

Aber heute dämmerte es in ihren bewußtvollen Traumzuſtand wie ein Streiflicht des Tages hinein: Renata! beſinne dich! wach' auf, Renata! laß dich nicht in dieſe unſichtbaren Feſſeln ſchlagen! — Was thut es? entgegnete eine andere innerliche Stimme, was bringt es mir für Triumph, für Genuß, für Ehre, ob ich meine Finger im Geklimper übe, und was für Schmach, wenn ich es nicht thue? — Nicht die Finger übſt du, Renata! lautete die Antwort, ſondern den Willen, und den nicht zu beherrſchen iſt immer eine Schmach.

Renata fuhr auf vor dieſem innern Zwiegeſpräch ſtreitender Gewalten. Sie ſah nach der Uhr und ſagte ganz laut und nachdrücklich: Wenn dieſe Uhr eilf ſchlägt, ſo wirſt du dich ernſthaft und arbeitſam zur Muſik ſetzen, Renata! ſonſt biſt du wahrlich allzu erbärmlich. — Und ſie that es. Sie ſpielte anderthalb Stunden mit einer ſo unerhörten Anſtrengung, daß ihre Stirn brannte und ihre Nerven zuckten. Aber ſie ſpielte, und als ſie erſchöpft und athemlos aufſprang, ſagte ſie traurig: O Emmerich, ſiehſt Du wol wie ich gegen Dich kämpfen kann? Allein ſie fühlte doch, daß dieſer Kampf eine Erhebung über den Schmerz, kein ſtupides Aufgeben deſſelben ſei.

Als Cecil ihr am andern Morgen ſagte, er habe ſich recht gefreut, ſie bis nach Mitternacht ſpielen zu hören, lächelte ſie melancholiſch und antwortete nichts. Aber fortan blieb es dabei; in tiefer Nacht rauſchten ihre wundervollen Töne wie fremde entfeſſelte Geiſter durch die Stille, und Cecil, der zu der Stunde abgemattet von aushölender Langerweile aus den Soiréen zu kommen pflegte, ging dann auf der Terraſſe auf und nieder, um Ohr und Seele wieder harmoniſch ſtimmen zu laſſen. Euſebie, die häufig noch ſpäter als er, mit ihrem Mann, jedoch ohne dies Gefühl von innerer Leere und nur ſchläfrig zurückkehrte, bemerkte einſt ſeine nächtliche Promenade und ſagte am andern Morgen zu Renata in einem Ton, der Verdruß ſchlecht hinter Scherz verbarg:

„Ich habe geſtern Deinen getreuen Knappen die Waffenwacht halten ſehen, alſo darf er wol bald des Ritterſchlages gewärtig ſein?"

Renata antwortete ſchnell gefaßt und gleichmüthig: „Wer den Damen huldigt, iſt von Hauſe aus Ritter."

„Darin allein beſteht die Ritterlichkeit und die beſitzen wir von Gottes Gnaden," bekräftigte Sternfels.

„Du benimmſt Dich gegen Renata mit einer beiſpielloſen Schwäche! warf Euſebie ſpäter ihrem Mann vor. Du ſollteſt doch die Welt genug kennen, um zu wiſſen, wie ſehr uns eine ſchlechte Heirath in ihren Augen herabſetzt, und daher Alles thun, um ſie vor einer ſo unſinnigen Handlung zu bewahren.“

„Lieber Schatz! entgegnete er mit ſeinem unveränderlichen jovialen Gleichmuth, eine Heirath, und ſei ſie auch noch ſo unſinnig, iſt eine Sache, von der ſich kein Menſch mit Sanftmuth und Ueberredung abbringen läßt; am wenigſten eine Frau. Die Damen haben in dieſem Punkt einen Willen von Erz, den der Widerſpruch erſt recht zum Widerſtand aufreizt. Giebt man ihnen aber nach, ſo laſſen ſie häufig von ſelbſt die Sache fallen; — das iſt meine Taktik. Du nimmſt dieſe viel zu pathetiſch — meines Erachtens! Frauen wie Renata lieben auch ihre Freiheit, mögen gern nach ihrem eigenen Kopf handeln, das hält der Eheluſt einigermaßen die Wage, und ſo mag es denn wol einen kleinen Roman geben, aber ſchwerlich eine Heirath.“

„Deine Frivolität iſt wirklich empörend! rief Euſebie. Wie kann ein Mann, ein Greis! einem Verhältniß, das Du Roman zu nennen beliebſt, Vorſchub leiſten wollen!“

„Aus angebornem Intereſſe für alle Herzensangelegenheiten, mein Kind! entgegnete Sternfels gleichmüthig ſpottend. Sollte ich die Schwäche haben, darin zu weit zu gehen, ſo ſtehen mir Deine ſtrengen Prinzipien ſchützend zur Seite, denn ohne Erbarmen rotten ſie mit Stumpf und Stiel all' die zarten Liebesblüten aus, die ich, das geſteh' ich! mit großem Wohlgefallen keimen ſehe."

„Unbegreiflich! rief Euſebie; für dies Gemiſch von Sentimentalität und Sinnlichkeit, das die Leute Liebe nennen, hab' ich nicht die geringſte Sympathie. Es widert mich an. Man heirathe ſich — und damit Punktum! nur nicht viel von Liebe gefaſelt! Daß ich für die ernſte Renata nicht an ſolche Faſelei denken kann — verſteht ſich von ſelbſt, und ebenfalls, daß dieſe Heirath mir unerträglich ſein muß."

„Da man aber zu heirathen pflegt — nicht um ſeine Schweſter, ſondern um ſich ſelbſt glücklich zu machen: ſo würd' ich Dir doch rathen, Dich auf dies Ereigniß vorzubereiten, mein Schätzchen, ſei es mit Forſter oder mit einem Andern, der Dir eben ſo ſehr mißfallen dürfte; — denn ich glaub', ich glaube, daß Dir erſt der Freier gefallen wird, der ſich in zehn Jahren für die Mimi meldet, und daß Du Deiner Schweſter höchſtens einen Gemal geſtatteſt, der etwa ein Dutzend Jährchen mehr zählt als Dein unterthänigſter Knecht. Spräche ich nicht zu einem Muſter aller Tugend, ſo würd' ich fragen: Sollte Dich der Neid dazu veranlaſſen? — Jetzt aber finde ich nur ein höchſt ſchmeichelhaftes Compliment für mich darin.“

Euſebie erröthete vor Zorn und Ungeduld und ſagte mit Indignation: „Statt die guten Grundſätze Deiner Frau zu ſchätzen, verſpotteſt Du ſie. So ſeid Ihr Männer! Ach, Renata ſollte Gott inbrünſtig für ihren Wittwenſtand danken! ſie weiß nicht, welch' Heil ihr damit beſcheert iſt.“

Wenn ſich Euſebie in die Sprache der Andacht verlief, ſo wußte Sternfels, daß es Zeit für ihn ſei, zu ſchweigen. Jeden Widerſpruch, den er ſich dann noch erlaubte, nannte ſie eine Beleidigung Gottes und eine Verſpottung der Religion, und die Szene wurde fulminant. Er ſchwieg gern ehe es dahin kam, natürlich — ohne ſeine Meinung aufzugeben.

Cecil mußte in der nächſten Woche auf vierzehn Tage nach Turin. Er fürchtete, Renata werde während ſeiner Abweſenheit wieder ganz in ihre einſamen und ſchwermüthigen Allüren verfallen, und obwol es ihm eine Befriedigung ſein mußte, daß ſie ſeiner bedurfte um ſich dieſer Stimmung zu entziehen, ſo that es ihm doch allzu leid, ſie mißbehaglich zu wiſſen, als daß er nicht einen Verſuch zu ihrer Zerſtreuung machen ſollte. Er malte ihr die Geſellſchaft mit äußerſt lebhaften und gewinnenden Farben aus, beſchrieb einige Perſonen als wahre Typen von Liebenswürdigkeit; andere, als unvergleichlich ergötzliche Karrikaturen; noch andere, höchſt unterhaltend durch ihre Originalität: ſo daß Renata den Entſchluß ausſprach, dieſe amüſanten Menſchen kennen zu lernen.

„Aber Sie müſſen ſie ſtudiren! ſagte Cecil. So beim erſten Blick offenbaren ſich ihre Eigenthümlichkeiten nicht.“

„Deſto beſſer! entgegnete ſie, dann habe ich in der Geſellſchaft eine wahre Unterhaltung, der ich nicht leicht überdrüſſig werde. Ich will verſuchen, den Carneval mitzumachen, und gleich heute auf dem Ball beim Gouverneur debütiren.

Euſebie war ſehr zufrieden mit Renata's Entſchluß. Sie glaubte darin eine Art von Bruch mit Cecil wahrzunehmen, denn er ging nächſtens nach Turin und Renata in die Geſellſchaft: aus dieſer Trennung ließ ſich Hoffnung ſchöpfen. Ueberdas gefielen ihr einige junge Männer ſo gut, daß ſie nicht zweifelte, ſie würden auch Renaten genug gefallen, um gegen Cecil in die Schranken treten zu dürfen; — und iſt ihr Intereſſe nur erſt getheilt, folgerte Euſebie, ſo wird es auch bald ganz verſchwunden ſein, wohingegen die Theilnahme für einen einzigen Gegenſtand immer etwas gefährlich iſt, weil ſie zur ausſchließlichen Beſchäftigung mit ihm auffordert.

Renata erſchien auf dem Ball. Cecil war früher hingegangen um ſie eintreten zu ſehen, hatte auch ihre Ankunft verkündet, die, als eine neue Erſcheinung, dann auch ſogleich beſprochen wurde. Ob ſie krank geweſen und hergeſtellt iſt? ob ſie eine Erbſchaft gemacht hat? ob ſie ſehr voll Launen ſtecken mag? ob ſie ein Pariſer Kleid erhalten hat? ob dies? ob das? — ſo muthmaßte man nach Herzensluſt, und Forſter ſollte erklären, wie das plötzlich gekommen ſei. Er entſchied ſich, natürlich unter dem Siegel des Geheimniſſes, für eine ganz plötzliche, ſtupende Erbſchaft, und beluſtigte ſich außerordentlich über den Eindruck, den dieſe Nachricht auf die junge Männerwelt hervorbrachte. Sie war kaum eingetreten, als ſowol er als Sternfeld genug zu thun hatten, um ihr alle Aſpiranten vorzuſtellen. Man fand ſie — nicht ſchön; für ihre Art von Schönheit konnten dieſe Leute kein Auge haben! aber ſüperb! aber von königlicher Haltung! aber von unbegreiflich graziöſer Leichtigkeit der Bewegungen! Sie war in weißen Atlas gekleidet, ohne Schmuck von Blumen oder Steinen, nur ihr Haar war mit Nadeln von Türkiſen aufgeſteckt. Ob im Carmeliterhabit, ob in der Atlasrobe — immer ſah ſie ſo wundervoll einfach aus, und immer ganz gleich, als Beweis, daß der Anzug durchaus nebenſächlich für ſie war. Natürlich konnte nur Cecil, wenigſtens nur er mit Freude, dies bemerken; die meiſten Männer lieben eine Frau um deſto mehr, je brillanter ſie iſt, und auch er hatte früher ſeine Huldigungen als ſchuldigen Tribut für die reichſten Diamanten und die eleganteſte Toilette dargebracht.

Als er Renata ſo ſehr umringt ſah, tanzend, ſprechend, ziemlich lebhaft und freundlich, und als ſie ſich gar nicht um ihn bekümmerte, überfiel ihn eine Art von Furcht vor ſeiner möglichen Inferiorität, und er verglich ſich mit den übrigen Männern nicht ohne Beſorgniß. Er war wol eitel — denn es giebt keinen Mann, der in dieſem Punkt nicht mit der eitelſten Frau, und oft ſiegreich rivaliſiren dürfte; — indeſſen, um ſeiner Schönheit wegen auf Liebe zu hoffen: dazu muß ein Mann nicht bloß eitel, ſondern von beträchtlicher Erbärmlichkeit ſein; und dazu war Cecil auch viel zu ſtolz.

Alſo blieben ihm nur gewiſſe äußere Vorzüge der Bildung oder Stellung, die er denn doch zwiſchen ſo manchen reichen und eleganten Männern aus großen Familien nicht allzu hoch in Anſchlag bringen durfte. Das iſt klar, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn ſie nicht verſtände in's Innerſte der Seelen zu ſchauen, und noch dazu mit einem ganz divinatoriſchen Blick: ſo würde ich in der Maſſe untergehen! — Er langweilte ſich ungewöhnlich, obgleich er wie gewöhnlich tanzte, und auch mit den nämlichen Frauen, den angenehmſten und reizendſten in der Geſellſchaft. Er war dermaßen zerſtreut, daß er gänzlich eine Fähigkeit verlor, welche alle Männer in einem ſtaunenswerthen Grade beſitzen, nämlich die: Möge ihr Herz noch ſo erfüllt von einer Neigung, Leidenſchaft oder Liebe ſein, ſo hindert ſie das nicht, ſobald ſie unter vier Augen mit einer hübſchen Frau ſind, ihr alle möglichen Schmeicheleien, Fadaiſen, Süßigkeiten und Complimente mit wunderbarer Freiheit der Haltung und des Ausdrucks vorzutragen. Und wo iſt man mehr unter vier Augen als beim Tanz? Bei Frauen findet man viel ſeltner dies Talent der — Abſtraction. Sie ſind immer voller des Gegenſtandes, beherrſchter durch ihn; daß ſie es ganz ſind, iſt auch ſelten genug. Aber der

Mann iſt es nie! und wenn er es zu ſein ſcheint, ſo iſt das in Momenten intenſer Leidenſchaft, um das Geliebte in die eigene Sphäre hinein zu ziehen. Aus der ſeinen heraus tritt er nie. Er hat immer ein Ich. Die Frau nicht — wenn ſie liebt. Ich behaupte nicht, daß dies ein Vorzug für ſie ſei. Ach nein! es geht ihr oft ſo übel damit, daß es ausſieht wie ein Fehler. Es iſt die Beſchaffenheit ihrer Natur.

Cecil beſaß im höchſten Grade das Talent, in allen Stimmungen bei Frauen die größte Unbefangenheit an den Tag zu legen; doch am heutigen Abend gelang es ihm nicht, weil er beſtändig durch den Gedanken zerſtreut wurde, weshalb Renata kein Wort, keinen Blick für ihn habe. Dazu die ewigen Fragen der Damen: „Wie finden Sie die Gräfin Dobenegg? — Bewundern Sie denn auch die Gräfin Dobenegg ſo heftig wie Der und wie Jener? — Sie kennen ja wol längſt die Gräfin Dobenegg?“ — Dies inſipide Mühlradgeklapper um denſelben Gegenſtand in ſeiner äußerſten Oberflächlichkeit ſich drehend, ſchien ihm ſo abſurd und betäubte ihn dermaßen, daß er ſeine ganze Selbſtbeherrſchung zuſammen nehmen mußte, um keine verdrießlichen oder impertinenten Antworten zu geben. Endlich, um drei Uhr, als die Geſellſchaft ſich auflöſte, kam er wieder in Renatas Nähe, und ſie ſagte ſcherzend:

„Sie haben während des ganzen Abends ſo übernatürlich maussade ausgeſehen, daß ich die Damen recht bedauert habe, mit denen Sie tanzten.“

„Gott ſei Dank! rief Cecil höchſt erfreut; dies iſt das erſte vernünftige Wort, welches ich im Lauf des Abends höre, und Sie ſehen wie es mich auf der Stelle verklärt.“

„Sie machen geringere Anſprüche, als ich Ihnen zutraute!“ entgegnete ſie lächelnd.

„Gering? .... Und Sie haben mich beachtet? und Sie haben trotz meiner reſpectuöſen Entfernung meine Stimmung bemerkt? .... Und das ſoll mich nicht verklären?“

„Bah! unterbrach ihn Renata ungeduldig. Fangen Sie doch nicht an, wo die Übrigen aufgehört haben! Ich bin ja ſchon halb ertränkt in dem Honig der Fadaiſen, die mir nun einmal ein Greuel ſind. Ich weiß wol, daß ſie halb und halb zur guten Erziehung gehören; aber ich bin in dieſem Punkt etwas bäuriſch. Macht man dem Bauern Complimente, die er nicht verſteht, ſo bildet er ſich ein, man mache ſich über ihn luſtig, und wird grob. Mir geſchah es ehedem wol auch, daß ich ein wenig impertinent wurde, und den

Leuten ſehr trocken meine Meinung ſagte. Das habe ich mir abgewöhnt am Schleifſtein der Geſellſchaft; aber die Geſinnung iſt dieſelbe geblieben. Und zwiſchen uns muß es durchaus in meinem alten aufrichtigen Ton fortgehen.“

Sie grüßte ihn freundlich, und Cecil verließ den Ball doch nicht ganz ſo gelangweilt, wie er bis dahin geweſen war. Am andern Morgen war Renatas erſtes Wort, als ſie kaum zu Pferde ſaß und mit ihm fortritt:

„Myſtifikationen ſind mir unangenehm! was beabſichtigten Sie denn eigentlich? Wollten Sie ſehen, wie ich mich auf einem Ball benehme und ausnehme? Wollten Sie meine Menſchenkenntniß prüfen? Wollten Sie mein Vertrauen auf Ihr Urtheil auf die Probe ſtellen?“

„Nichts von dem Allen! entgegnete Cecil trocken. Ich wünſchte, daß Sie nicht von Hauſe aus mit dem Vorurtheil, nur Langeweile zu finden — ſondern mit einer kleinen Spannung, mit dem Glauben an die Möglichkeit der Unterhaltung, in die Geſellſchaft treten mögten; denn was man mitbringt regt zuweilen zu einem glücklichen Fund an, iſt ein Magnet, woran das Eiſen hängen bleibt; iſt eine Wünſchelruthe, die verborgene Quellen hervorſprudeln läßt.“

„Nun, dann hab' ich ganz umſonſt Magnet und Wünſchelruthe gehandhabt! erwiderte Renata lachend. All' Ihre geprieſenen Sommitäten ſind mir, trotz vorgefaßter guter Meinung, ſo ziemlich wie Nullitäten vorgekommen; — meinetwegen liebe, charmante, glatte Leute; aber wenn Sie nur wüßten wie die charmanten Leute mich langweilen, weil ich, ſo wie ſie nur den Mund öffnen, im Voraus weiß, was ſie mir ſagen werden: ſo würden Sie begreifen, daß ich keine Freude an ihnen haben kann."

„Aber, Gräfin! welch' eine unerhörte Prätention, Freude an den Menſchen haben zu wollen! der Umgang mit ihnen ſoll uns in allerlei Fertigkeiten üben, ſoll uns nachſichtig für Andre, aufmerkſam auf uns ſelbſt machen, ſoll uns hüten ſchroff abſprechend, einſeitig befangen, blind eingenommen für unſre Meinungen, Urtheile, Anſichten zu werden, ſoll uns innerlich klar und feſt, äußerlich geſchmeidig machen, ſoll unſre Schule ſein, nicht unſer Paradies! und in dieſer Beziehung finde ich es nicht Recht, daß Sie Sich ſo ſehr iſoliren."

„Ich ſtehe unabhängig und allein in der Welt!" unterbrach ihn Renata.

„Eben darum! fuhr Cecil fort; Ihre Unabhängigkeit reißt ja ohnehin ſchon eine Kluft zwiſchen Ihnen und den Menſchen. Machen Sie dieſe nicht abſichtlich noch weiter! entfremden Sie Sich nicht ganz der meinethalben! kleinlichen und winzigen Intereſſen; nehmen Sie daran Theil wie Eltern an den Spielen der Kinder: um deren Charaktere kennen zu lernen. Wenn Sie das nicht thun, wenn Sie fortfahren Sich den Menſchen gegenüber immer in einer abwehrenden Stellung zu halten, ſo wird Ihnen nach und nach ein Unbehagen daraus erwachſen, das zuletzt in Menſchenhaß, und ſehr leicht in Menſchenſcheu ausarten kann.“

„Ja ja! entgegnete Renata, ſo ſprach Charlotte, ſo ſpricht Euſebie, ſo ſprechen Sie! ich ſoll werden wie Allewelt: dann bin ich Euch weniger unbequem.“

Sie trieb ihr Pferd an, und ritt ſehr raſch auf der Chauſſee unterhalb St. Pons, dem ſtattlichen Benediktinerkloſter, nach dem Château de St. André fort.

„Da Mimi heute ihres kleinen Unwohlſeins wegen uns nicht begleitet, ſagte Renata, ſo wollen wir doch endlich einmal die Grotte beſuchen, die ich noch nicht geſehen habe, aus Furcht, das wilde Kind könne dabei in's Waſſer fallen.“

Cecil war ſehr damit zufrieden, und ſo ſtiegen ſie denn in die grottenhafte Felſenhöhle hinab, über die der kleine wilde Gebirgsbach kaskadenartig fortſtürzt, der weiter abwärts die Mühle des Schloſſes treibt, und noch weiter abwärts, bei St. Pons, in den Paglione ſich ergießt. Renata war nicht ſehr von dieſer Expedition befriedigt, wie das den meiſten Fremden bei den Curioſitäten von Nizza gehen mag. Sie ſagte:

„Die Natur iſt hier zu großartig, um durch ihre Spielereien Effekt zu machen.“

Dann ſchlug ſie Cecil vor, von der Cypreſſenallee aus, jenſeits des kleinen Stromes, das Schloß zu zeichnen, das maleriſch genug auf dem Felſen liegt. Sie ſetzte ſich zu ihm und ſagte, ſie wolle ihm ſeine Kunſt ablauſchen. Cecil machte eine wunderhübſche Skizze. Sie ſah ihm dabei auf die Hand und meinte, es müſſe kinderleicht ſein, weil es ſich ſo leicht anſchaue. Er bat ſie, es zu verſuchen; ſie nahm auch den Bleiſtift und das Buch, und zeichnete ein Paar Striche. Dann legte ſie es fort und rief:

„Dieſes Gekritzel iſt eine Schmach für Ihr ſchönes Album! .... Vergebung! — Aber morgen ſchaffe ich mir ein eigenes an, und lege darin meine Kunſtwerke nieder. Das muß wirklich eine amüſante Beſchäftigung ſein, die ſo leicht ausſieht, und doch ihre großen Schwierigkeiten hat.“

Als ſie nach mehren Stunden wieder zu Pferde ſtiegen fragte Cecil:

„Darf ich eine Frage thun?“

Renata hielt vor Erſtaunen ihr Pferd an und ſagte mit großen Augen: „Aber freilich!“

„Glauben Sie — um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, daß Sie mir während dieſes Morgens unbequem geweſen ſind?“

Renata zuckte die Achſeln als wollte ſie ſagen: alberne Frage! — und ſagte trocken: „Nein!“

„Glauben Sie, daß ich lieber wie geſtern mit Ihnen auf einem Ball — oder wie heute hier bin?“

„Natürlich wie heute!“ rief ſie ungeduldig.

„Dennoch, Gräfin, würde es mich faſt glücklich machen, wenn Sie Ihre einſiedleriſchen Gewohnheiten etwas begrenzen wollten.“

„Wahrſcheinlich damit ich während Ihrer Turiner Reiſe nicht etwa menſchenſcheu werde?“ fragte ſie ein wenig ſpöttiſch.

„Verdenken Sie es mir, daß ich Ja ſage?“

„Allerdings! denn Ihnen habe ich nie das allergeringſte Zeichen von miſanthropiſcher Geſinnung gegeben. Sie waren mir immer ....“ —

„Nun, Gräfin, ſein Sie einmal recht aufrichtig! was war ich Ihnen immer?“

„Angenehm, ſagte Renata ſanft und ritt weiter. Nach einer Pauſe hub ſie wieder an: Alles wohl erwogen, werde ich mich nicht gegen die Menſchen abſperren! Sie haben ganz Recht: ein Extrem iſt ſo ſchädlich als das andre. Auf die Gefahr hin, enorm frivol zu werden, — denn man kann leichter aus ſich heraus und in die Welt, als wieder in ſich hinein — ſollen täglich ein Paar Abendſtunden der Geſellſchaft gehören; und ſo dürfen Sie, hoffe ich, ohne Furcht vor meiner etwaigen Verwilderung getroſt nach Turin gehen, und getroſt wiederkehren.“

Cecil verbeugte ſich dankbar. Ihm wurde ganz leicht und froh zu Muth; — ſo, als ſei etwas beſonders Liebliches hinter dieſer ſanften Verſicherung verborgen. Als er abgereiſ't war, als Euſebie Renata in ganz veränderter Stimmung fand, ſagte ſie zu ihrem Mann:

„Es iſt etwas zwiſchen den Beiden vorgefallen .... davon bin ich überzeugt! Forſter geht fort, und von dem Augenblick an nimmt Renata Theil an der Geſellſchaft und zeichnet den ganzen Morgen mit einem Lehrer, und ſo eifrig, als wolle ſie ſich recht abſichtlich zerſtreuen, und vielleicht auch .... ihre heimliche Verſtimmung verbergen. Gottlob, daß dieſe Gefahr vorüber iſt! Ich hoffe, ſie nimmt ſich künftig mehr in Acht.“

„Ah bah! rief Sternfels; was wird denn vorgefallen ſein? höchſtens eine kleine broullerie, wie das zuweilen kommt, ehe man ſich ganz verſtändigt hat. Das wird bei ſeiner Rückkehr in der Freude des Wiederſehens geſchehen.“

„Ach, Sternfels! wie biſt Du grauſam gegen meine Wünſche und Hoffnungen!“ — erwiderte Euſebie etwas zu tragiſch.

„Liebes Kind! rief er ungeduldig, Du weißt, daß ich ganz desperat werde, ſobald Du Dich in die Sentimentalität wirfſt. Katzen und Sentimentalität — das ſind die zwei Dinge, die mich in Gottes weiter Welt aus dem Häuſel bringen, — wie man bei Euch in Schwaben ſpricht; — alſo verſchone mich, und ſprich mir einfach von Deinen Wünſchen und Hoffnungen.“

„Ich wünſche, ſagte Euſebie äußerſt trocken, daß Renata die Mimi an Kindesſtatt adoptire und ihr Vermögen, oder wenigſtens den größten Theil deſſelben, dem Kinde vermache. Deshalb bin ich gegen jede zweite Heirath; denn meine Tochter ſteht mir näher als meine Schweſter. Ich hoffe Du begreifſt das genug, um es nicht Sentimentalität zu nennen.“

„Allerdings! das iſt verzweifelt klar und unumwunden. Nur glaube ich, daß Renata ſich ſelbſt näher ſteht, als ihrer Nichte, und andre Plane hat.“

Euſebie zuckte ſchweigend die Achſeln.

6. An der Oſtſee.

Während zwei Schweſtern an den lauen Küſten des mittelländiſchen Meeres, in der lieblichſten und reichſten Natur und in der eleganteſten Geſellſchaft, von Allem umgeben was Luxus und Bequemlichkeit erheiſchen, den Winter verbrachten: lebte die dritte in durchaus verſchiedenen Umgebungen und Verhältniſſen in einem winzig kleinen, traurigen Städtchen in Pommern, nicht fern von der nebligen Küſte der Oſtſee. Dieſer fürchterlich dicke übelriechende Nebel machte den trüben und kurzen Februartag noch trüber als er ohnehin ſchon war, denn es lag kein glänzender, friſcher Schnee, ſondern eine gewiſſe graue, tonloſe Deſolation über die Erde gebreitet. Grau und todtenſtill waren die ſchmalen, ſchlecht gepflaſterten Gaſſen; grau und todtenſtill die kleinen aus Fachwerk ſchlecht gebauten und ſchlecht gehaltenen Häuſer, die alle nur ein Stockwerk über dem Erdgeſchoß und hohe ſteile Dächer hatten. Um den Firſt dieſer Dächer flogen Krähen — denn es war Abend-Dämmerung — und ſetzten ſich zum Schlaf darauf zurecht. Die meiſten flogen um den Kirchthurm, der ſich formlos aus dem dicken Nebel erhob, und ihr monotones rauhes Gekrächz unterbrach kaum die drückende Stille. Zuweilen erſcholl ein großer Lärm; das war, wenn eine Hausthür aufging und die ſchrillende widerliche Schelle in Bewegung ſetzte, die in den kleinen norddeutſchen Städten an ihr angebracht zu ſein pflegt — als Maßregel der Vorſicht oder der Neugier, allen Hausbewohnern anzeigend, daß Jemand ihre Schwelle beſucht oder verläßt. Dann erſchien eine Magd und ging träg und ſchwerfällig zum Brunnen an der Straßenecke um Waſſer zu holen und um den Gefährtinnen zu klagen, wie ſtreng die Frau ſei, und wie geizig der Herr, und wie ungezogen die Kinder. Oder eine andre ging etwas eilfertiger zum Bäcker um Zwieback zu holen, denn die Frau Burgemeiſterin wollte die Frau Doctorin zum Thee beſuchen, wie bei der Gelegenheit die dicke Bäckerin durch die Magd erfuhr — wenn ſie es nicht ohnehin ſchon wußte, was viel wahrſcheinlicher iſt. Aber ſie ließ es ſich dennoch mit großem Intereſſe zum zweiten Mal erzählen; denn dergleichen Leute beſprechen lieber hundert Mal die nämliche, die allergleichgültigſte Sache, als daß ſie ſchweigend ihr Geſchäft vollzögen. Oder ein ehrſamer Bürger ging mit ſeiner Pfeife, deren Spitze neugierig aus ſeiner Rocktaſche in die Welt hineinſchaute, zu ſeinem Gevatter; oder eine Gevatterin kehrte beſeligt von ihrem Klatſchkaffee heim, um den Kindern die Abendſuppe zu kochen, die ſie vielleicht verſalzte, weil ſie den Kopf überfüllt hatte mit den wichtigſten Notizen über Küchen-, Keller-, Geldbeutel-, eheliche und ſonſtige Verhältniſſe ſämmtlicher Stadtbewohner. Was aber einen ganz unerhörten Lärm machte war, wenn einige Knaben, nachdem ſie die läſtigen Schularbeiten beſeitigt hatten, aus ihren Häuſern ſprangen, ſich in einen Trupp vereinigten und auf den Marktplatz liefen, um Murmel zu ſpielen, oder auch zu Zweien vor ihren Thüren mit rothen Naſen und violetten Händen „Kopf oder Schrift“ mit Pfennigen ſpielten.

Weder Krähen noch Mägde, weder Knaben noch Gevatterinnen zogen den Blick der Frau auf ſich, die im Fenſter eines Hauſes neben der Kirche ſaß, und ſtarr in den Nebel hinausſchaute. Dieſe Frau war Diane, die ſchöne, reizende, elegante, fröhliche Diane! Wer es nicht wußte, hätte ſie nie erkannt, denn nicht verändert war ſie in dieſen ſieben Jahren, ſondern ruinirt. Sie erwartete ihr ſiebentes

Wochenbett; ſie hatte fünf Kinder, das ſechſte war todt. Aber nicht die vorübergehende Mattigkeit und Abſpannung dieſes Zuſtandes bewirkten dies Ausſehen, machten ihre Bewegungen ſo ſchwer, ihre Züge ſo welk, ihr Auge ſo todt, ihr Antlitz ſo fürchterlich mager und verfallen; ſie ſah hauptſächlich abgehärmt, vergrämt, und ebenſo ſeelenmüde als körperkrank aus. Ihr Anzug, ihr Zimmer, ihre Kinder, ihr ganzes Haus trugen den Stempel einer an Verwahrloſung ſtreifenden Unordnung. Nichts lag und ſtand und ſaß und ging wie es ſollte! Sie trug ein Kleid von Mousseline de laine, maigrün mit bunten grellen Blumen überſäet, immer geſchmacklos, doch in ihrem gegenwärtigen Zuſtand, der ein ſchlichtes dunkles verhüllendes Kleid begehrte, höchſt widerlich auffallend. Ihr Mann, der die heitern Farben dermaßen liebte, daß er ſein Haus wenigſtens aprikoſenfarben anſtreichen ließ, da ſich ſämmtliche Nachbaren gegen die projectirte Roſenfarbe erklärten; — ihr Mann hatte ihr dies Kleid geſchenkt, das farbenreichſte, welches die Modewaarenhandlungen in Stralſund auftreiben konnten, und zwar mit der Bemerkung: es gefalle ihm ſo, weil es wie eine blumige Wieſe ausſehe — was denn auch freilich ein ſehr paſſender Vergleich war, und nur leider nichts zur Schönheit des Kleides beitrug. Ihr kleiner welker Kopf, der faſt ganz ſeinen lieblichen Schmuck einer reichen blonden Lockenfülle verloren hatte, hob ſich recht kläglich aus dieſen ſchreienden Farben heraus. Ihr Zimmer offenbarte die Spuren früherer Elegance; ein ſchöner, aber ganz verbrauchter Teppich bedeckte den Fußboden. Die Kinder krochen darauf herum, Kegel ſpielend, Butterbrot eſſend, die Finger am Teppich, den Mund an den Vorhängen abwiſchend, fünf hübſche rothbackige Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, ſo ungezogen, wie verzogene Kinder zu ſein pflegen. Mit deren Spielwerk waren Tiſche und Stühle bedeckt, auch mit verſchiedenen Gegenſtänden, die ſie als Spielwerk brauchten, mit den Büchern des Vaters, mit den Schlüſſeln der Mutter, mit einer Menge von Kleinigkeiten, die man immer zu gebrauchen pflegt, und die man beſtändig ſuchen mußte, weil ſie beſtändig von ihnen verſchleppt wurden. In dieſem Gewühl, dieſer Confuſion, dieſem Geſchrei vegetirte die arme Diane, denn man kann nicht ſagen, daß ſie wirklich darin lebte. Die Zuſtände waren ihr dermaßen über den Kopf gewachſen, daß ſie gänzlich den Kopf verloren hatte und die Dinge gehen ließ, wie ſie wollten. Es entfärbt ſich wol das Leben für Manche, für die Meiſten! die Roſenlauben der Jugend verblühen ſchnell, und wer ſich nicht rings umher einen tüchtigen Kraut- und Gemüſegarten angelegt hat, iſt ſehr zu beklagen! aber ein ſolches Verblühen und Entfärben, wie in Dianens Exiſtenz, tritt zum Glück für Wenige ein. Dianens ſchwache, weichliche, unpraktiſche Natur ſträubte ſich nicht gegen die gebietende Nothwendigkeit: ach nein! ſie hatte den beſten Willen, aber ihr fehlten Einſicht, Ausdauer, Überblick. Sie war nicht das, was jede Frau ſein ſollte, in den glänzendſten wie in den beſchränkteſten Verhältniſſen: ſie war keine gute Wirthin. Überdas hatte ſie einen dermaßen heftigen Sturz aus dem Himmel ihrer Hoffnungen auf den rauhen Boden der Erfüllungen gethan, daß ſie ſich nie davon erholen konnte.

Nach ihrer Scheidung ging ſie nach Berlin, wo ſie ſich mit Hellmuth trauen ließ, und beſorgte dort ihre ganze Einrichtung, die ihr ein Muſter von Einfachheit ſchien. Sie hatte gar kein Vermögen, aber ſie bewerkſtelligte dies, indem ſie verſchiedene Toilettengegenſtände und den Theil ihrer Garderobe verkaufte, der ihr zu prächtig für ihre neue Lage vorkam: zwei türkiſche Shawls, einen Zobelpelz, Kleider und Mantillen von Sammet, Brüſſeler Spitzen. Sie bekam dafür 2000 Thaler.

Es hatte mehr als das Doppelte gekoſtet, und wäre ſie nicht nothgedrungen ſo haſtig mit dem Verkauf geweſen, ſo mögte auch ſie mehr bekommen haben. Aber ſie war ſelig, wie im Beſitz der Schätze des Cröſus, über ihre 2000 Thaler. Sie kannte den Werth des Geldes nicht. Graf Regensberg machte ihr ſo reichliche Geſchenke mit Allem was die Toilette erheiſcht, und ihr Haus war zu Regensberg ſo lange auf einem gewiſſen feſtſtehenden Fuß eingerichtet, der aus der Hauptkaſſe beſtritten wurde, daß ſie ihr Nadelgeld nur zu Almoſen und zu Geſchenken für alle Welt verbrauchte. Nie hatte ſie eine ſolche Summe beiſammen gehabt! — Hellmuth, der ſchon in der Zwiſchenzeit in ſeinem neuen Wohnort geweſen war, brachte ihr den Plan des Hauſes mit, die Höhe und Breite der Zimmer, der Fenſter, die Länge der Wände nach Fuß und Zoll genau berechnet; — und danach machte ſie ihre Einrichtung. Als das geſchehen, als Meubles, Tapeten, Hauswäſche, Porzellan und etwas Silbergeſchirr beſorgt war, hatte ſie vier Zimmer äußerſt nett und geſchmackvoll eingerichtet, und noch 240 Thaler in Kaſſe. Hellmuths Gehalt als Nachmittagsprediger waren runde 500 Thaler. Diane war in der Admiration über ſich ſelbſt, daß ſie ſo herrlich mit ihrem Gelde hausgehalten und alle Einkäufe ſo wundervoll billig gemacht habe, und Hellmuth, der ebenfalls nichts von dem Werth dieſer Dinge verſtand, beſtärkte ſie durch ſein Lob in ihrem Wahn.

„Nun muß ich auch für meine Beſchäftigung ſorgen, damit ich mich nicht langweile wenn Du arbeiteſt, lieber Philipp,“ ſagte Diane. Nichts war natürlicher! nur waren ihre Beſchäftigungen von der überflüſſigſten und koſtſpieligſten Art! ſie malte wunderhübſch auf Lindenholz, auf Perlenmutter, auf Sammet; Schachbrett-Tiſchchen, Arbeitskäſtchen, Sophapolſter; ſie ſtickte auf's Geſchmackvollſte in Seide und Chenille, ſie nähte Tapiſſerie, ſie ſtrickte in Perlen — lauter Beſchäftigungen, die ſich weit beſſer für die Gräfin Regensberg, als für die Paſtorin Hellmuth ſchickten.

„Jetzt hab' ich Vorrath an Material für wenigſtens zwei Jahr! ſagte Diane ſeelenvergnügt, als ſie für 50 Thaler Nothwendigkeiten der Art gekauft. Jetzt wüßte ich aber auch wirklich nicht, was in der Welt wir noch zum Gebrauch wünſchen könnten!“

„Ich eben ſo wenig!“ rief Hellmuth. Zum Glück hatte er keine Schulden; das iſt ſelten in dieſen Verhältniſſen! er hatte ſie allmälig von ſeinem ziemlich bedeutenden Gehalt als Hofmeiſter bei den Regensbergiſchen Kindern abgezahlt.

Von dieſer Seite wenigſtens ganz frei und mit einer hübſchen und bequemen Einrichtung verſehen, langten ſie in ihrem neuen Wohnort an. Ein Tapezier aus Stralſund hatte die Zimmer in Stand geſetzt, die Meubles geordnet, auf ſeine eigene Hand verſchiedene Dinge herſtellen laſſen, die ihm ganz nothwendig ſchienen, um Einklang zwiſchen den vier Zimmern und dem übrigen Hauſe hervorzubringen, und dazu Maler, Tiſchler, Schloſſer gebraucht. Diane billigte das vollkommen. Nur zuletzt erſchrack ſie über ſeine Rechnung. Indeſſen war ihr Haus jetzt ſauber wie ein Puppenſchränkchen — wie man zu ſagen pflegt — und ſie tröſtete ſich damit, daß dies Einmal und nie wieder nöthig ſei. Mit unbeſchreiblicher Zufriedenheit nahm ſie Beſitz von ihrem Hauſe, beſuchte Küche und Keller, Bodenraum und Hühnerſtall, Hof und Garten, war nicht im Stande zu beurtheilen, ob denn das Alles auch zweckmäßig eingerichtet, bequem, brauchbar ſei, und ſagte, nachdem ſie dreiviertel Stunden mit Beſichtigung ihres kleinen Eigenthums verbracht, ſehr ermüdet und äußerſt befriedigt zu Hellmuth, indem ſie ſich auf eine Chaise longue warf:

„Das iſt Alles ſo wundervoll eingerichtet, ſo nah', ſo klein, ſo beiſammen, daß ich mich nicht von dieſem Platz zu bewegen brauche, und es mit meinem kleinen Finger dirigiren kann!"

„Herrlich, mein Engel! ſagte Hellmuth ebenſo erfreut. Aber wann eſſen wir denn?"

„Ich denke, erwiderte Diane, daß für dieſe kleine Stadt vier Uhr zu ſpät ſein würde .... doch drei grade Recht. Noch früher zu eſſen würde mir kaum möglich ſein."

„Wozu auch? fragte Hellmuth. Jeder richtet ſich ein wie es ihm bequem iſt! ich werde bis zum Mittageſſen meine Bücher auspacken."

„Und ich all' meine tauſend kleinen Sächelchen an ihren beſtimmten Platz bringen. Denn Ordnung muß ſein, beſonders wenn man nicht viel Dienſtboten hat — nicht wahr, lieber Philipp?"

„Allerdings! Unordnung iſt immer Verſchwendung — und wenn auch einzig nur Zeitverſchwendung, ſo iſt die wahrlich nicht die mindeſt koſtbare."

„O Philipp! wie glücklich bin ich, daß ich endlich einmal meine Zeit nicht verſchwenden, ſondern wirklich nützlich verbrauchen, und in meinem Hauſe thätig ſein werde!" rief Diane mit Thränen der Rührung im Auge, umarmte ihren Mann, und Jeder von ihnen ging an ſeine Geſchäfte.

Gegen zwei Uhr kam Diane auf den Einfall, ſich doch einmal in der Küche umzuſehen — im

Grunde nur aus Neugier, wie ſich all' das hübſche blanke Geſchirr auf dem Heerd ausnehmen möge. Aber Keſſel und Pfannen ſtanden ſehr ruhig auf ihren Plätzen, der Heerd war kalt und leer, und die Köchin, ein derbes ſtämmiges Frauenzimmer mit einer gemeinen und ſtupiden Phyſiognomie, ſaß auf einem Schemel, ſtrickte phlegmatiſch einen blauwollenen enormen Strumpf, und ſtarrte gedankenlos durch das Küchenfenſter in den Hof.

„Was kochen Sie uns denn zum Mittagbrot, mein liebes Kind?" fragte Diane arglos.

Die Köchin verſtand nicht Dianens ſüddeutſche Mundart, ſondern nur ihr eigenes pommerſches Plattdeutſch. Sie glotzte ſie ganz verblüfft mit weit aufgeriſſenen Augen an, und fragte endlich:

„Watting, Fru Paſtern?" (was meinen Sie, Frau Paſtorin?)

Diane lachte hell auf. Sie fand eine frappante Ähnlichkeit zwiſchen dieſer Perſon und einem Meerungeheuer: ſtrohgelbes Haar, kugelrunde, grünliche Augen, kurze, aufgeſtülpte Naſe, unermeßlich breiter Mund.

„Wir wollen eſſen! Sie müſſen uns etwas kochen! rief ſie. Geſchwind! geſchwind! Suppe, Braten, etwas Gemüſe, Fiſch … oder was es ſonſt giebt."

„Jo!" ſagte die Köchin, mit unnachahmlicher phlegmatiſcher Breite die ſanguiniſche Haſt ihrer Gebieterin erwidernd.

„Aber geſchwind doch! ermahnte Diane; gehen Sie auf den Markt, kaufen Sie, was Sie nöthig haben; Sie werden ſonſt nicht bis drei Uhr fertig werden.“

„Watting?“ fragte das Meerungeheuer mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit.

Um ihr nicht wieder grade in's Geſicht zu lachen, ſprang Diane mit einer Pirouette aus der Küche und in das Zimmer ihres Mannes, das zu ebner Erde lag. Er hatte ſeine Bücher ausgepackt und in einen Schrank geſtellt, ſeine Papiere im Schreibtiſch geordnet, und erfreut rief er Dianen zu:

„Iſt es Eſſenszeit, lieber Engel? man wird recht hungrig vom Auspacken.“

Sie warf ſich lachend in einen Lehnſtuhl, und erzählte ihm ſo viel vom Kauderwelſch des Meerungeheuers, daß er, der eben mehr hungrig als lachluſtig war, endlich ſagte:

„Das iſt gewiß Alles höchſt poſſirlich! Aber haſt Du Dich denn endlich mit ihr verſtändigt? und wann werden wir eſſen?“

„Dazu iſt vor der Hand gar keine Ausſicht!“ rief Diane.

„Das iſt aber ſehr unangenehm, entgegnete Hellmuth verdrießlich. Haſt Du Dich wenigſtens mit ihr verſtändigt?“

„Nicht ſo recht,“ entgegnete Diane kleinlaut und folgte ihm, denn Hellmuth fuhr auf und in die Küche. Da war der Heerd nach wie vor leer und kalt, und die Köchin ſaß bei ihrem blauwollenen Strickſtrumpf. Hellmuth war ein Sachſe und auch nicht des plattdeutſchen Dialekts mächtig; indeſſen verſtand ihn die Köchin doch einigermaßen, und erwiderte auf ſeine Frage, weshalb ſie nicht koche:

„Fru Paſtern het mi nix ſegt.“

„Dann kannſt Du Dich freilich nicht verwundern, lieber Engel! ſagte Hellmuth verdrießlich zu Diane. Wenn man eſſen will, muß man ſich die Mühe nehmen, das Mittagbrod zu beſtellen.“

Unmuthig verließ er die öde Küche. Diane ſagte bittend:

„Lieber, einziger Philipp, verzeih mir! es ſoll nicht wieder geſchehen. Ich ſehe wol ein, daß ich noch gar keine hausfrauliche Übung habe. Ich bin daran gewöhnt, am Morgen beim Frühſtück den Küchenzettel zu bekommen und zu ſagen: Gut! oder: Dies und das ſoll anders ſein. Aber dies Meerungeheuer kommt mir zu ſtupid vor, um einen Küchenzettel zu machen, und ich werd' es künftig ſelbſt thun müſſen .... alle Morgen, während ich mich ankleide" .... —

„Und zwar mündlich, lieber Engel! unterbrach Hellmuth, denn Meerungeheuer verſtehen auch nicht Geſchriebenes zu leſen. — Doch was werden wir heute beginnen?"

„Wir wollen in den Gaſthof ſchicken!" rief Diane ganz verklärt von ihrem guten Einfall.

Die Köchin ward dahin entſendet, und kam mit der Nachricht zurück, daß ſie in anderthalb Stunden wieder hingehen müſſe, denn die Mittagszeit ſei vorüber, man wolle aber ſo geſchwind wie möglich etwas herrichten. Aus anderthalb Stunden wurden drittehalb, ſo daß Hellmuth und Diane ſich erſt gegen fünf Uhr zu einem elenden Mittagbrod von wäſſ'riger Suppe, dürrem Kälberbraten und halbverbranntem Pfannkuchen ſetzen konnten.

„Das iſt ein ſchlechter Reſtaurant," ſagte Diane mit einer kleinen verächtlichen Grimaſſe, und legte Gabel und Meſſer nieder.

„Ei was! rief Hellmuth, und ließ Gabel und Meſſer tüchtig arbeiten; Hunger iſt der beſte Koch."

„Es freut mich, daß es Dir ſchmeckt, armer Philipp! morgen ſoll es beſſer ſein," ſagte Diane lieblich.

Aber morgen war es nicht beſſer. Die Küche rauchte; Diane wurde unwohl, ſo wie ſie dieſelbe betrat. Die Köchin war langſam und ſchläfrig, wie der gemeine Mann im Norden iſt; überdas an ſtrenge Aufſicht und beſtändige Ermahnung der Hausfrau — auch daran gewöhnt, der allergenaueſten Anordnung Schritt für Schritt zu folgen, alſo keine Köchin, ſondern eine mit dieſem Titel ausſtaffirte Küchenmagd, wie man ſie in ſolchen kleinen Orten ſich gefallen laſſen muß. Gott weiß, was für Speiſen auf den Tiſch kamen! Wenn Hellmuth ſie auch mit einem freundlichen Geſicht empfing, ſo entließ er ſie doch mit einem ſehr unfreundlichen. Die arme Diane war troſtlos. Sie erinnerte ſich allzu wohl an Regensbergs Zorn, wenn der Koch eine Speiſe ſchlecht zubereitet hatte; und ach! welch ein Unterſchied zwiſchen jenem Koch und ihrem Meerungeheuer.

Sie bat ihren Mann, ihr vom Buchhändler irgend ein gutes Kochbuch kommen zu laſſen. Es gab aber keinen Buchhändler im Ort, und es dauerte einige Tage, bevor das aus Stralſund verſchriebene Kochbuch anlangte. Als es da war, war die Noth wo möglich noch größer, denn es iſt ſo ſchwer, aus Büchern etwas zu lernen, wofür man gar kein Talent hat. Diane verbrachte die Morgen in der Küche, verbrannte ſich die Hände, zerriß und beſchmutzte ihre Kleider, erhitzte und ermüdete ſich über alle Maßen, und hatte denn endlich die Satisfaktion, den Braten halb gedörrt und die Mehlſpeiſe ungahr auf dem Tiſch erſcheinen zu ſehen. Nicht nur, daß dieſe Diners ganz außerordentlich ſchlecht — ſie waren auch außerordentlich koſtbar. Denn von drei Speiſen, die ſie begann, vollendete ſie höchſtens eine; die beiden andern wurden oder blieben ungenießbar. Dann hatte ſie keinen Überblick, keine Übung, verſtand nicht eine Speiſe für zwei Perſonen einzurichten, die im Kochbuch vielleicht für acht berechnet war. Genug, ſie verbrachte ihre Tage in Angſt und Sorge um ihr Mittagsbrot, und ſie ſchöpfte mit unbeſchreiblicher Erleichterung Athem, als ihr endlich! endlich! eine Speiſe genug geglückt war, um Hellmuth das Wort zu entlocken:

„Ei ſieh! die Macaroni ſind ja wirklich genießbar.“

Von nun an hatte Diane einen ſtereotypen Küchenzettel; es gab, wie für die neapolitaniſchen Lazzaroni, täglich Macaroni.

Das Küchendepartement iſt aber nur ein Zweig der Haushaltung, und ſo klein eine ſolche ſein möge, hat ſie deren doch verſchiedene, von denen Diane nichts ahnte. Sie hatte keine Vorräthe im Hauſe. Zucker, Kaffee, Reis — Alles, was ſie brauchte, ließ ſie in dem Augenblick, wo ſie das Bedürfniß gewahr wurde, vom Krämer holen, um, wie ſie ſagte, nicht ſo viel Geld auf einmal auszugeben. Die Thaler imponirten ihr, die Groſchen nicht. Nun beſtand aber ihr ganzes Dienſtbotenperſonal aus dem Meerungeheuer, das nichts weniger als umſichtig und überlegend war, folglich ihrem Mangel an dieſen Fähigkeiten nicht zu Hülfe kommen konnte, im Gegentheil zu jedem Schritt angetrieben, zu jeder Verrichtung ermahnt ſein wollte. Wenn Diane nicht an jedem Morgen von Neuem ihr befahl, Brot zum Frühſtück zu holen, ſo erſchien der Kaffee ohne Brot; Hellmuth zankte, es mußte zum Bäcker geſchickt werden; bis das Brot kam, war der Kaffee kalt, denn die dicke Friederike beſorgte mit Muße ihre Aufträge, und der Tag hatte übel begonnen. Das hätte Diane natürlich vermeiden können, wenn ſie es verſtanden hätte, ſich mit ihren wirklichen Verhältniſſen vertraut zu machen. Allein ſie ſah noch immer darauf hin wie auf eine Idylle, und wunderte ſich nur, daß die Realität einen ſo dunkeln Vorhang vor das anmuthige Schäferſpiel ziehe. Es gehört nur ein höchſt alltäglicher Charakter dazu, der ſich entweder zum Eigenſinn oder zur romanesken Sucht nach etwas Ungewöhnlichem neigt, um aus einer Lage in eine andre, ſcharf damit kontraſtirende, hinüber zu ſpringen; aber ein ſehr energiſcher, um ſich in der neuen Lage würdig zu benehmen, um die Eigenſchaften, Gaben und Talente fallen zu laſſen, welche früher ein Schmuck waren, um ſich diejenigen anzueignen, die jetzt nöthig geworden ſind, um ohne Unbehagen, Unruhe und Verlegenheit ſich in der Enge und Beſchränkung zurecht zu finden. Renata hätte es gekonnt; ſie beſaß den Blick, der die Verhältniſſe von oben herab überſchaut, der ſie folglich ſehr klar in ihrer innern Gleichheit erkennt; und weil ſie ihn beſaß, ſo brauchte das Schickſal ſie nicht in Verhältniſſe zu bringen, die dieſe Entwickelung beförderten. Aber Diane konnte es nicht; ſie hatte ſo zu ſagen gar keinen Blick, kein Urtheil, weder über Menſchen noch Zuſtände. Sie war immer nur einem inſtinktartigen Liebesbedürfniß gefolgt, hatte ſich angeſchloſſen, wo ſie deſſen Befriedigung wähnte, erſt an Regensberg, dann an Hellmuth. Wäre der Letztere in den Verhältniſſen des Erſteren geweſen, ſo wäre Diane eine höchſt glückliche Frau geworden: hätte ſich friedlich aus einem Wochenbett in's andre begeben, deſſen Beſchwerden mit großer Langmuth ertragen, ihren Mann angebetet, ihre Kinder verzogen, und wunderhübſche Lichtſchirme gemalt und Fußkiſſen genäht. Das konnte ſie, bequem und weichlich, träge und üppig wie ſie war. Aber thun, arbeiten, ſich einſchränken, berechnen, konnte ſie ganz und gar nicht. Es waren kaum drei Wochen vergangen, und ſie fühlte ſich ſchon ganz unſäglich abgemattet von dieſem unbequemen Leben, das ihr immer unbequemer wurde, je mehr ihre Schwangerſchaft vorrückte. Überdas hatte Hellmuth Gewohnheiten, die ihr unerträglich waren, und die ſie früher nie bemerkt. Er rauchte; aber nicht etwa Morgens und Abends ein Paar Cigarren, ſondern vom Morgen bis zum Abend eine große lange ſpießbürgerliche Pfeife. Er hatte freilich auch in Regensberg und überhaupt ſchon während einer Hälfte ſeines Lebens, von ſeinem fünfzehnten Jahre an, geraucht; doch in Regensberg beobachtete er die Vorſicht, zu den Stunden, wo er Diane zu ſehen pflegte, ein halbes Flacon mit eau de Cologne über den Kopf zu gießen; die fiel jetzt weg.

„Himmel! ſagte Diane halb erſtickt, wenn ſie in ſein Zimmer trat; wie kannſt Du Dir die ſchöne friſche Luft ſo muthwillig verderben.“

„Das iſt meine Lebensluft; ſie gehört zum Studirzimmer, lieber Engel, entgegnete er. Kein Gelehrter ohne Pfeife.“

„Reſpect vor Beiden, ſagte Diane freundlich.

Aber, lieber Philipp, ich kann nicht bei Dir bleiben in dieſem dicken Qualm .... er widerſteht mir.“

„Wenn ich mein Pfeifchen ausgeraucht habe, komm' ich zu Dir hinauf,“ ſagte Hellmuth eben ſo freundlich, und Diane lief geſchwind in ihr Zimmer und badete ſich in Parfüms.

Aber das beſtändige, ſtündliche Beiſammenſein mit ihrem Mann, das ſie ſich ganz beſonders paradieſiſch geträumt, ging durch ihre unüberwindliche Antipathie gegen ſeine Pfeife verloren. Ferner hatte Diane eine Gewohnheit, die für Hellmuth, wie für Jedermann, unerträglich war: ſie war unpünktlich, nie zur rechten Zeit fertig; kein Tag glich in ſeiner Eintheilung dem andern; ſie hielt keine Stunde feſt. Abgeſehen davon, daß feſte Stunden ein außerordentlicher Zeitgewinn ſind, ſo zeigt ihr Mangel in einer ruhigen Haushaltung immer auf eine gewiſſe fehlerhafte Confuſion, die ſogar in der Vorſtellung höchſt unbehaglich, aber in der Wirklichkeit zum Verzweifeln iſt. Unglücklicher Weiſe iſt dies ein Fehler, den — ich behaupte es dreiſt — eine Frau nie ablegt; aber zum Troſt behaupte ich auch, daß Pünktlichkeit und Ordnung vielleicht die einzigen Tugenden ſind, die man ihr anerziehen kann, ſobald man in der Wiege beginnt, denn ſie werden mechaniſch, und gehen alsdann gleichſam in's geſunde Blut über. Die Männer ſind faſt alle pünktlicher als die Frauen. Ihre lange Schulzeit, ſpäter ihr Geſchäftskreis bewirkt das; vielleicht haben ſie auch mehr natürliches Subordinationsgefühl vor der Zeit, wol wiſſend, was alles für wichtige Dinge in ihr ausgerichtet werden, von denen die Frauen nur ſchwebende Begriffe haben. Genug, Hellmuth's Leiden durch Dianen's unerhörte Unpünktlichkeit übertrafen die ihren, durch ſeine Pfeife veranlaßt, da er von einer wahrhaft pedantiſchen Pünktlichkeit war.

Das Haus war nun Gott weiß auf welchem Fuß eingerichtet. Man ſah ſich in der Welt um. Es iſt erſchreckend, daß ſo ganz winzige Städtchen von drei oder viertauſend Einwohnern dennoch eine Welt haben, in der die Geſellſchaft copirt wird mit Beſuchen, mit Toiletten, mit Feſten, mit Moden. Hier nun, wo kein Militär, kein höheres Gericht, kein bedeutender Handel exiſtirte, wo das Landſtädtchen im vollen Umfang des Wortes Geltung bekam, indem der Nahrungszweig der meiſten Einwohner auf ihrem Ackerbau und Gartenland, auf Kühen, Schafen und Gänſen beruhte — war die Geſellſchaft allerdings ſehr klein, und beſtand nur aus Hellmuth's Collegen, dem Hauptprediger, dem Arzt, dem Landrath, dem Bürgermeiſter und einigen Rathsherren, und ein Paar Schullehrern.

An einem wunderſchönen Vormittag, zwiſchen zwölf und ein Uhr, machten Diane und Hellmuth ihre Antrittsbeſuche. Sie war ſchon über acht Tage da, aber es hatte ſie noch Niemand geſehen, ſie hatte ihr Haus noch nicht verlaſſen. Sie machte Aufſehen, als ſie zum erſten Mal auf der Straße erſchien, denn allerdings mogte ſeit Menſchengedenken keine ſolche Geſtalt über das holprige und löcherreiche Steinpflaſter ſo graziös und ſo elegant dahingewandelt ſein. Es war heißer Spätſommer. Diane trug ein leichtes, ſchneeweißes Muſſelinkleid, eine Echarpe von lila- und ſtaubfarbenem Tafft, einen Strohhut mit ganz gleichfarbigem Bande garnirt, ſchwediſche Handſchuh, Stiefel von ungebleichter Leinwand und einen kleinen grünen Handſonnenſchirm. In der andern Hand hielt ſie ihr Taſchentuch von glattem Battiſt und ein Täſchchen von ruſſiſchem Leder mit ihren Viſitenbillets. Alle Köpfe fuhren an die Fenſter, um dieſer in ihrer Einfachheit ſo geſchmackvollen und zierlichen Erſcheinung nachzuſchauen. Den erſten Beſuch empfing natürlich Hellmuth's College, und in dieſer ſtillen, freundlich wohlwollenden Familie, die aus einem ziemlich betagten Elternpaar, und aus einer

Tochter in Dianen's Alter beſtand, fühlte ſich dieſe ganz häuslich und heimiſch, wie einem das immer geht bei Leuten, die ihr gutes Herz auf dem rechten Fleck und ihren geſunden Verſtand ohne alle Prätention haben. Die Alten hatten ihre Schmerzen und Erfahrungen, wie das lange Leben ſie eben giebt. Zwei erwachſene Söhne waren ihnen in den letzten Jahren geſtorben. Aber die Tochter — Clara hieß ſie — war glücklich, war Braut von einem Freund ihres verſtorbenen älteſten Bruders, den ſie heirathen ſollte, ſobald er ſeine Laufbahn bis zum erſehnten Aſſeſſor mit Gehalt gebracht hatte; — und das konnte höchſtens noch ein halbes Jahr dauern. Dies erfuhr Diane alles beim erſten Beſuch, denn die alte Dame war äußerſt redſelig, und wie unbeſchreiblich gut, geht daraus hervor, daß ſie, trotz dieſer Zungenfertigkeit, nie Übles von den Menſchen ſagte.

„Das ſind liebe Leute! rief Diane ganz erfreut, als ſie wieder mit ihrem Mann auf der Straße war; — mit denen werde ich mich recht einleben, und gewiß in der Tochter eine Freundin finden."

Die Frau Doctorin gefiel Dianen um ein Beträchtliches weniger. Hier war die volle Prätention der Mittelmäßigkeit. Mittelmäßig iſt nämlich immer ein Verſtand ohne Herz, denn es iſt ein unvollkommener Verſtand. Für abſtracte Speculationen mag er genügen; da dieſe aber nicht die Sphäre ausmachen, in welcher eine Frau ſich mit dem ihren bewegt, ſo hat ſie kein eigentliches Terrain, um ihn gehörig manövriren zu laſſen, mögte es aber doch ſehr gern, um zu glänzen, zu blenden, zu imponiren, und wird dadurch vollkommen unerquicklich. Die Doctorin mochte wol ziemlich viel natürlichen Verſtand haben, nur bei Weitem nicht ſo viel, als ſie ſich ſelbſt zutraute. Sie glaubte mit ihrem Urtheil und ihrer Einſicht vollkommen à la hauteur aller Dinge zu ſein, und ließ mit der überlegenſten Miene von der Welt ihre Orakelſprüche erſchallen, die doch meiſtens ziemlich unbedeutend waren, und nur dann von einſchneidender Schärfe wurden, wenn ſie Perſonen, nicht Dinge betrafen. Das iſt faſt immer der Probirſtein für dieſe Art von Mittelmäßigkeit. Die Doctorin war die Tochter von Hellmuth's Vorgänger im Amt, hatte ihre Mutter früh verloren und einiges Vermögen von ihr geerbt, war in Stralſund in einer großen Penſion erzogen, dann bei ihrem Vater unumſchränkte Herrin geweſen, und jetzt etwas Aehnliches bei ihrem Mann, der ein recht geſchickter Arzt und faſt Tag und Nacht auf Reiſen über Land war, ſo daß er nicht anders konnte, als ihr das volle Regiment über Haus und Hof und Kinder zu übertragen. Dadurch bekam ſie eine unbeſchreibliche Wichtigkeit in ihren eigenen Augen, und wünſchte ſehnlichſt, ſie auch für fremde zu haben.

Sie warf ſich Dianen gegenüber ſogleich in's Feld der Literatur, der Wiſſenſchaft, der ſocialen Intereſſen, kramte ihre oberflächliche Bildung aus, und ſetzte dieſe, die allerdings ſehr wenig Kenntniſſe beſaß, in große Verwunderung über ſo mannigfaches Wiſſen. Freilich machte ſich Diane dafür heimlich über den mauvais genre luſtig, mit der Gelehrſamkeit zu prahlen.

„Ein widerwärtiges Frauenzimmer!" ſagte Diane, als die Thür hinter ihr zufiel.

Die Frau Landräthin ſollte den dritten Beſuch empfangen; aber es ſchlug eins, als ſie die Doctorin verließen, und der Diener des Landraths ſagte, die Herrſchaft ſei beim Speiſen.

„Die Beſuchſtunde iſt für heute vorüber, liebe Diane, ſagte Hellmuth; denn ein Uhr iſt die allgemeine Speiſeſtunde, und man kann nicht füglich zu den Menſchen gehen, wenn man beſtimmt weiß, daß man ſie nicht ſehen kann. Wir haben eine Stunde zu ſpät angefangen."

„Allerdings! entgegnete Diane, und es war mir auch ſehr unangenehm, daß die Friderike gar nicht fertig werden konnte, mein Kleid aufzuplätten.“

Die übrigen Beſuche wurden in den nächſten Tagen gemacht, und waren ziemlich gleichgültiger Art, ſo daß Diane ſchnell erkannte, daß ſie an dieſem Umgang wenig Freude haben würde. Die Männer lebten und webten in ihrem Amt oder — um's Brot; und die Frauen hatten mit Kindern und Hausweſen dermaßen die Hände voll, daß ihnen Beſinnung und Gedanken vergingen für Alles, was über Wirthſchaft, Dienſtboten, Kinder und — den lieben Nächſten hinaus lag.

Dann kamen die Gegenbeſuche. Der der Frau Landräthin war der pompöſeſte. Man hatte ihr ſo viel von Dianen's Elegance erzählt, ſie hatte mit ſolchem Erſtaunen auf deren Viſitenbillet geleſen: „Diane Hellmuth, née Comtesse Adlercron.“ daß ſie beſchloß, Elegance und Vornehmheit und Alles in den Grund zu bohren.

„Und eine neue Karte hätte ſie doch für mich abgeben können,“ ſagte die Frau Landräthin zu ihrem Gatten, und bemühte ſich mit mißfälligem Blick — denn ſie war höchſt ordentlich — die eine umgebogene Ecke des Viſitenbillets, dies Zeichen des Beſuchs in Perſon, wieder glatt zu biegen und zu ſtreichen. Ihr Mann hielt es nicht der

Mühe werth, ſie darüber aufzuklären. Sie war eine Krämerstochter aus Stettin, die in Ermangelung anderer Vorzüge, den ſoliden des Geldes hatte. Er feſſelte ihren Mann, den Herrn von Roſenfelt, der aus einer guten adeligen Familie, aber ſehr arm war. Mit ihrer Mitgift kaufte er ſich ein hübſches Gut in der Nähe dieſes Städtchens, und wurde Landrath des Kreiſes. Weiter ging ſein Ehrgeiz nicht. Die Ehe war die traurigſte von der Welt! beide Gatten mißachteten ſich gegenſeitig — nicht des Charakters wegen, wozu ſie vielleicht veranlaßt geweſen wären — ſondern auf der einen Seite wegen Mangels an Vermögen, und auf der andern an guter Herkunft und Erziehung. Herr von Roſenfelt war faſt immer verdrießlich. Er fühlte ſich erdrückt von der ſtupiden Tyrannei ſeiner Frau, die er nicht abſchütteln konnte, weil ſie, mit ächter kaufmänniſcher Geſinnung, und wol auch im Bewußtſein der Baſis ihres Regiments, die Verwaltung ihres Vermögens für ſich ſelbſt behielt. Sie war dumm und unwiſſend, verſtand aber die Geldangelegenheiten und that ſich nicht wenig darauf zu gut. Die einzige wahre Freude, die ſie in ihrer Ehe und durch dieſelbe hatte, war, wenn irgend Jemand ſie „gnädige Frau Landräthin“ nannte;

dann genoß ſie mit Wonne zugleich Standes- und Rangesvorzug. Aber naturlich geſchah das, außer von ihren Dienſtboten, ſehr ſelten, und der Doctor that es nur zuweilen zu ſeinem zwiefachen Spaß, erſtens: um das verklärte Antlitz der Landräthin und zweitens: um das in demſelben Grad verfinſterte ſeiner Frau zu beobachten, die ſich über den geringſten Vorzug ärgerte, den ein Andrer vor ihr voraus hatte; und Frau von Roſenfelt war wirklich die einzige gnädige Frau im Städtchen!

Sie ſetzte ſich in Fiocchi um auf Diane den doppelten, ja dreifachen Eindruck des Reichthums, des Standes und des Ranges zu machen. Am Arm ihres Gatten, den Bedienten in Livree hinter ſich, wandelte ſie in einem ſchweren, korinthenfarbenen Seidenkleid einher, das durch ſteifes Unterfutter um ſeinen weichen Faltenwurf gebracht, mehr wie Pappe als wie Seidenſtoff ausſah. Sie verſchmähte es, ſogar im höchſten Sommer, einen Tafft- oder Strohhut zu tragen; ein roſenfarbener Atlashut bedeckte ihr Haupt, und um ihre ſchweren Schultern hing eine Echarpe von weißem geſtickten Muſſelin, auch mit roſenfarbenem Atlas gefuttert. Einzeln waren all' dieſe Dinge recht ſchön, aber auf ihrer kleinen unterſetzten Figur, und bei einem ſommerlichen Morgenbeſuch machten ſie ſich höchſt poſſirlich. Enorm weite Handſchuh, beurre frais, augenſcheinlich für eine Männerhand beſtimmt, nur in der Breite ihr paſſend, und die Finger um einen halben Zoll zu lang, und enorm enge ſchwarze Atlasſchuh, in denen ſie noch ſchleppender und mühſeliger als gewöhnlich ging, vollendeten ihren Anzug.

Dianens liebliches Geſicht wurde noch um eine Nüance heiterer als gewöhnlich beim Eintritt dieſer auffallenden Geſtalt, die ſich ſtumm und ſteif zur Sophaecke rechter Hand bewegte, ſich ſetzte, erſt die Falten des Kleides gehörig ausbreitete, und dann die Echarpe darüber zurechtlegte, während ihr Mann das Geſpräch führte. Endlich miſchte ſie ſich hinein, um es zu unterbrechen, und um Diane zu fragen, wo ſie die Meubles, die Tapeten, die Vorhänge gekauft, und um nach den Preiſen von all' dieſen Sachen, einzeln, ſich zu erkundigen. Diane wußte ſie nicht mehr, das brachte ſie ſogleich in Mißkredit bei der Landräthin. Dieſe fragte, ob ſie wol auch das Nebenzimmer „beſehen“ dürfe, deſſen Thür offen ſtand, und Diane führte ſie bereitwillig hinein.

„Ein Schlafzimmer! ſagte die Landräthin verwundert; ich dachte es wäre Ihre Putzſtube! Und wo iſt denn Ihre Putzſtube?“

„Ich habe nur dieſe zwei Zimmer,“ entgegnete Diane.

„Warum haben Sie da nicht Ihr großes dreifenſtriges Wohnzimmer zur Putzſtube gemacht, und das Schlafzimmer zu Ihrem Wohnzimmer?“ inquirirte die Landräthin.

„Dann hätte mir ja ein Schlafzimmer gefehlt,“ entgegnete Diane lächelnd.

„Aber es müſſen doch auch Zimmer nach dem Hof gehen.“

„Freilich! aber ſehr enge und kleine, und mit der Abendſonne, das iſt unerträglich im Sommer.“

„Alſo eine Putzſtube haben Sie nun gar nicht!“ ſagte die Ländräthin höchſt gedankenvoll, denn ſie hätte ja gern im Keller oder auf dem Heuboden geſchlafen, wenn es darauf angekommen wäre, ſich eine Putzſtube zu retten, und die Annehmlichkeit eines freundlichen und netten Schlafzimmers ſchätzte ſie nicht. „Was iſt denn das?“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und blieb vor Dianen's Toilette ſtehen, die ſehr einfach aber zierlich mit weiß und blauem engliſchen Steingut montirt, und mit weißem, roſenfarb gefütterten Muſſelin umhängt war. „Wozu brauchen Sie denn das?“

„Wozu man eine Toilette zu brauchen pflegt,“

antwortete Diane, ihrerſeits etwas erſtaunt, denn die Landräthin öffnete eine der Doſen und ſagte:

„Richtig! da liegt die Seife!“

„Was könnte ſonſt da liegen!“ rief Diane höchſt beluſtigt.

„Nun — nichts! es giebt ja auch Schaueſſen!“ entgegnete die Landräthin.

Nachdem ſie in dieſer Weiſe Alles beſehen, betaſtet, befragt und beſprochen hatte, beendete ſie ihren Beſuch, und ermangelte nicht, wie ſie es ſich vorgenommen hatte, eine Viſitenkarte zu verlieren, auf der man in goldnen Buchſtaben, zwiſchen allerlei goldnem Blumengeſchlänge die impoſanten Worte las: „Die Landräthin von Roſenfelt, geb. Knochenhauer.“ Sie war überzeugt, einen großen Eindruck auf Diane gemacht zu haben, und zog ſich ihrerſeits mit einer ſehr geringen Meinung von dieſer Frau zurück, die ſo luſtig und ungenirt war, keine Putzſtube beſaß, und die Preiſe ihrer Meubles nicht am Schnürchen wußte.

Zwiſchen dieſen Menſchen lebte nun Diane, und ausſchließlich, und für immer. Eine Geſellſchaft, die für eine Viertelſtunde höchſt ergötzlich iſt, kann leicht auf die Dauer unerträglich werden, und ſo ging es ihr mit der Landräthin und der Doctorin. Sie langweilte ſich unerhört und unüberwindlich zwiſchen dieſen beiden Damen, den Sommitäten des Ortes, und wurde von ihnen dafür um ſo gründlicher gehaßt, als ſowol der Landrath als der Doctor ſie ungemein liebenswürdig fanden. Sie war nun einmal eine Frau, die allen Männern gefiel, und zwar deshalb, weil ſie durch reizende Schönheit — aber ſonſt durch nichts ausgezeichnet war; und gerade das iſt nothwendig zum allgemeinen Gefallen. Was half es, daß die Doctorin empört ſagte:

„Sie iſt einfältig, unwiſſend, ohne höhere Bildung, ohne tiefes Urtheil!“ — und die Landräthin ebenſo empört:

„Sie verſteht nichts, aber gar nichts! kein Kinderhemd zuzuſchneiden, keinen Strumpf zu ſtricken, keine Rechnung zu führen, keine Eintheilung zu machen! ſie muß gelebt haben .... bei den Wilden.“

„Nicht doch! das iſt ſo ein Pröbchen der Erziehung aus der großen Welt! rief die Doctorin getheilt zwiſchen Neid und Hohn. Da kann man es wieder ſo recht deutlich gewahr werden, wie die wahre Bildung nur beim Mittelſtand zu finden iſt.“

„Schade daß trotz ſeiner wahren Bildung liebenswürdige Frauen ſo ſelten in ihm zu finden ſind,“ ſagte der Doctor unbewegt und eiskalt.

„Das ſei Gott geklagt!“ rief unvorſichtig der Landrath.

„Herr Landrath, entgegnete die Doctorin, unbeſchreiblich höhniſch, Sie vergeſſen ja ganz Ihre liebenswürdige Frau Gemalin.“

Diane empfand nicht das geringſte Intereſſe, nicht einmal das der unſchuldigſten Koketterie weder für den Landrath noch für den Doctor; aber um nicht mit der Landräthin von Sachen ſprechen zu müſſen, die ſie nicht kannte, und mit der Doctorin von andern, die ſie nicht verſtand, unterhielt ſie ſich allerdings lieber mit den Männern, und es erhob ſich ein Zetergeſchrei über ihr ſkandalöſes Betragen. Die Doctorin ſuchte hämiſch Hellmuth aufmerkſam zu machen, indem ſie ihn tröſtete und ſeine Nachſicht bewunderte. Er gerieth in Zorn — er wußte ſelbſt nicht recht worüber, und deshalb in einen ſehr heftigen. Er überſchüttete Diane mit Vorwürfen, die ſie in andern Beziehungen reichlich — nur nicht in dieſer verdiente. Diane fand ihren Mann bei Weitem nicht mehr ſo angenehm, wie in Regensberg, und daher ihre Ehe auch nicht ſo ganz überreich an Seligkeit, aber es war ihr nicht eingefallen, ſich mit jenen Herren auch nur im Scherz zu beſchäftigen, daher nannte ſie ihren Mann eiferſüchtig.

ungerecht, brutal, und fand, daß er ihre Liebe nicht erkenne noch würdige. Indeſſen verſöhnte ſie ſich doch ſehr bald wieder mit ihm, da er der gutmüthigſte Menſch von der Welt war, und ſie aufrichtig lieb hatte. Nur verſtand ſie es eben gar nicht, ihm ſeine Häuslichkeit behaglich zu machen — abgeſehen von ihrer freundlichen und graziöſen Erſcheinung. Sie ſorgte für nichts, ſie bedachte nichts, ſie ordnete nichts an oder verkehrt, ſtatt zu nähen, ſaß ſie am Stickrahm, ſtatt zu ſtricken, malte ſie, und nebenbei ſchienen die Thaler zwiſchen ihren allerliebſten Fingern in Luft aufzugehen: ſie verſchwanden, und man begriff nicht wofür. Es war ſehr natürlich, daß Hellmuth zuweilen die Geduld verlor. Zum Unglück gerieth er dann in einen ſo furchtbar aufbrauſenden Zorn, daß Diane Nervenzufälle vor Angſt und Entſetzen bekam, und ſich heimlich fragte, wie es ihr habe möglich ſein können, dieſen Wüthrich zu lieben. Das ſchlimmſte bei dem Allen war, daß die böſen Zungen lernten, ſich an Diane, mit Recht oder Unrecht, gleichviel! zu üben, und Alles, was ſie that oder unterließ, zu mäkeln, zu tadeln, zu beſpötteln. Nur die Familie des alten Predigers nahm ſich ihrer an, war aber zu beſchäftigt mit Clara's Ausſtattung und ſpäter mit Vorbereitungen zur Hochzeit, auch ohnehin viel zu beſcheiden, um ſich ungerufen in Dianens häusliche Angelegenheiten zu miſchen.

Gerade in die Zeit ihrer Entbindung fiel Clara's Hochzeit, und ſie reiſte mit ihrem Mann nach Danzig, als Diane ſieben Wochen an ſchwerer Krankheit danieder lag. Das brachte dieſer ohnehin unſichern Häuslichkeit einen tödtlichen Stoß bei, von dem ſie ſich nie erholte: Hellmuth gerieth in Schulden. Das Kind, die Mutter, das Haus wollten beſorgt ſein; er verſtand nicht die richtigen Maßregeln zu ergreifen. Die alte Predigerin ſtand ihm mit Rath und That nach beſten Kräften bei, doch das genügte nicht! es ging drunter und drüber, und es wurde nicht beſſer, als Diane hergeſtellt war. Jedes Jahr brachte ein Kind, ein Wochenbett, vermehrte Ausgaben und nicht die Mittel, ſie zu beſtreiten. Anfangs verharrte Diane in ihrer unbeſonnenen Gedankenloſigkeit. Das erſte Kind, auch das zweite noch, machte ſie glücklich, d. h. glücklich in ihrer Art: ſie kleidete die Kinder wunderniedlich, tändelte und ſpielte mit ihnen, ſang ihnen Lieder vor und erzählte ihnen Märchen; aber ſie trat dabei ganz aus ihren Verhältniſſen heraus, bekümmerte ſich nicht um ihr Hausweſen, überließ den Mägden Schlüſſel und

Wirthſchaft, und ſtickte den Kindern Häubchen ſtatt ihnen Hemden zu nähen. Hellmuth machte ihr bald ſanfte, bald ernſte Vorſtellungen, um ſie zu überzeugen, daß ſie nicht immer ſo auf dem Sopha ſitzen dürfe, die Hände im Schooß oder mit Ueberflüſſigkeiten beſchäftigt.

„Ich beaufſichtige die Kinder: iſt denn das überflüſſig, liebſter Philipp?“ fragte ſie ganz verwundert.

„Das thun andre Frauen ohne deshalb ihr Hausweſen ganz zu vernachläſſigen, und ohne die Dienſtboten nach Willkür ſchalten und walten zu laſſen,“ entgegnete er.

„Die Frauen müſſen dann wahrlich vier Hände ſtatt zwei, und Tage von achtundvierzig Stunden haben! Was aber unſre Dienſtboten betrifft, lieber Philipp, ſo darf ich ihnen gewiß einige Freiheit laſſen, denn ſie mißbrauchen dieſelbe nie, ſind ſo ehrlich, ſo treu, ſo brav“ .... —

„Wie eben alle Dienſtboten ſind, unterbrach er ſie ungeduldig, die es verſtehen, ihrer Herrſchaft ein X. für ein U. zu machen. Ohne Aufſicht verderben die beſten.“

„Wenn Du meinſt, daß ſie nöthig iſt, ſo will ich ſie ſtrenger führen,“ ſagte Diane mit der größten Bereitwilligkeit, und forderte auf der Stelle die Schlüſſel zu Keller und Kammern ein. Hellmuth legte ſie ſämmtlich in ein Schubfach ihres Schreibtiſches, verſchloß es, gab ihr den Schlüſſel deſſelben und ermahnte ſie, ihn immer bei ſich zu tragen — was ſie auch feierlich verſprach. Die Köchin nahm aber dies Verfahren ſehr übel, und beſchloß wieder zum unbeſchränkten Regiment zu gelangen. Sie ſtörte Diane ſo oft mit Begehren von dieſem und jenem, ſie ließ ſie ſoviel Trepp auf und Trepp ab laufen, ſie wählte dazu ſo ungünſtige Augenblicke, wenn ein Kind ſchrie, oder wenn Diane im Garten war oder Beſuch hatte, daß dieſe nach drei Tagen ihr Beſchließerinamt vollkommen ſatt hatte, der Köchin die Schlüſſel wieder übergab und zu ihrem Mann ſagte:

„Dies und das hab' ich gethan, lieber Philipp, denn man muß den Dienſtboten doch auch Vertrauen beweiſen; und die Köchin iſt wahrlich viel zu brav um mich zu betrügen.“

Hellmuth antwortete: „Es iſt eine ſchöne Eigenſchaft, den Menſchen Gutes zuzutrauen, ſobald ſie mit Menſchenkenntniß gepaart und auf Erfahrung begründet iſt. Entſpringt ſie aber aus Bequemlichkeit und Unkenntniß, ſo verliert ſie gänzlich ihren Werth, und ſtatt gut zu ſein biſt Du nur träge und machſt Dich lächerlich — ſogar in den Augen Deiner Dienſtboten.“

Dieſe Redeweiſe fand Diane unbeſchreiblich hart. Sie widerſprach nie, war weder heftig noch ſchnippiſch gegen ihren Mann, aber ſie weinte wie eine Hyade und klagte, daß er ſie nicht liebe. Allerdings widerſteht die Liebe ſchwer, wenn ſie von Sorgen um's tägliche Brot untergraben wird, und Diane war nicht die Frau, welche dieſe Sorgen theilte, indem ſie ihnen abzuhelfen ſuchte, ſondern ſie nur vergrößerte, indem ſie ſich ihnen gegenüber in ihrer vollen Unbeholfenheit zeigte. Sie hatte weder Herz noch Hand für ein ſchweres Leben. Allmälig verlor ihr Mann die Zuverſicht zu ihr, daß ſie ſich darin zurecht finden würde. Er machte ihr weder Vorwürfe noch Vorſtellungen mehr; er ſah ein, daß es ganz umſonſt war. Bitter empfand er, welch' eine Laſt er ſich in dieſer Frau aufgebürdet, wie er ſich ſeine eigene Exiſtenz verkümmert habe. Diane, die reizende, liebliche Diane, ganz dazu geſchaffen, der Schmuck, die Blüte in einem Hauſe zu ſein, ward eine Bürde für ihren Mann. Als ſie das nicht ſowol einſah als fühlte, da kam der Gram, die Niedergeſchlagenheit, die Reue! da warf ſie ſich ihre Schwächen und Fehler ſchonungslos vor! da brütete ſie darüber, wie ſie ſie hätte vermeiden können, ſtatt ſie gutzumachen, indem ſie ſich jetzt kräftig und entſchloſſen zeigte und handelte! Je mehr Kinder ſie hatte, um deſto trauriger wurde ſie. Den Leichtſinn, der ſich um die Zukunft der Kinder nicht kümmert und ſie dem lieben Gott anheim ſtellt, weil „das bequem iſt — der ſich auf die Lilien des Feldes beruft, ohne zu bedenken, daß Kinder nicht wie das Gras wachſen — den hatte ſie denn doch nicht. Aber ihr Kummer äußerte ſich in ihrer Weiſe, ſchwach und feig. In jedem Wochenbett wünſchte ſie zu ſterben, und ihre Kinder ſah ſie nie ohne Thränen an. Sie, die früher leidenſchaftlich Kinder gewünſcht hatte, um ihre Liebe für ſie ſo recht an den Tag legen zu können, fand jetzt keinen andern Ausdruck für dieſe Liebe, als die Klage:

„Ach! hätte ich doch lieber gar keine Kinder, als die beſtändige Angſt und Sorge um ihre Zukunft haben zu müſſen!“

Sie rieb ſich auf in ihren unfruchtbaren Bekümmerniſſen, ſie zehrte ab. Krank wurde ſie nicht, aber kränklich, und ſie veränderte ſich dermaßen, daß ſie kaum zu kennen war. Die Doctorin ſagte mit ſchlecht verhehltem Triumph:

„Sie liefert augenſcheinlich den Beweis, daß alle Frauen bei zwanzig Jahren hübſch ſind. In der Friſche und Fülle der erſten Jugend beſtand ihre geprieſene Schönheit, und folglich verſchwindet ſie mit jedem Jahre mehr und mehr.“

„Ja, ſo pflegt es zu gehen, erwiderte der Landrath; ſchöner wird Niemand mit der Zeit.“

„Und die zahlreichen Wochenbetten ruiniren denn doch auch etwas die Schönheit,“ wandte der Doctor ein.

„Dieſe ewigen Wochenbetten, entgegnete ſie vornehm, finde ich nun ganz und gar widerwärtig. Wer war der große Philoſoph — war es nicht Fichte? der da ſagte: es ſei ſehr unanſtändig für den Menſchen mehr als ein Kind zu haben. Wer war es nur?“ .... —

„Hat ein Philoſoph dies geſagt, unterbrach ihr Mann ihr Nachſinnen, ſo iſt das wieder ein Beweis, daß die Philoſophen auch unglaublichen Unſinn ſagen, und ich wurde mir in Deiner Stelle nicht mehr den Kopf damit zerbrechen.“

„Oder war es Hegel,“ ſagte ſie, und beachtete den Einwurf ihres Mannes nicht mehr als das Summen einer Mücke — ſo hoch fühlte ſie ſich über ihn erhaben durch Geiſt und Bildung.

„Vielleicht hat Hegel gemeint, erwiderte ihr Mann höchſt ernſthaft, daß der Menſch an ſich nur ein Kind haben dürfe; aber ein Ehepaar! bedenke doch wie das die Sache verändert! Das muß vier Kinder haben, durchaus! Denn durch zwei werden erſt die Eltern wieder erſetzt; eins muß man durchſchnittlich dem Tode abgeben, und eins bleibt übrig um etwa in einer andern Familie eine Lücke auszufüllen. Findet ſich noch ein fünftes und ſechſtes — bravo! das iſt ein angenehmer Luxus! — Ich bitte Dich, beſinne Dich doch, ob nicht ein andrer Philoſoph, oder vielleicht gar derſelbe in einer andern Schrift, klar bewieſen hat: eine Ehe, aus der nicht mindeſtens vier Kinder hervor gingen, ſei durchaus unanſtändig, weil ſie nicht ihren Zweck erfülle.“

„Du willſt nun einmal mit Deinem Spott, der mich wahrlich nicht erreicht, die ſchöne Diane vertheidigen“ ... —

„Vertheidigen! rief der Doctor; nein, mein Kind, dafür braucht keine Frau einen Vertheidiger, ſobald ihr Mann neben ihr ſteht.“

„Genug, ſagte die Doctorin höchſt erzürnt, es ſteht wenigſtens das feſt: daß ſie durch ihre zahlreichen Wochenbetten nicht ſchöner wird.“

„Genau daſſelbe ſagte ich ſchon vorhin,“ erwiderte der Doctor äußerſt gelaſſen.

So vergingen trübe, kümmerliche Jahre. Eine Freude ſollte der armen Diane werden; aber, wie das auf Erden zu gehen pflegt, eine Freude, welche

Andern tauſend Thränen koſtete. Clara kam zu ihren Eltern zurück — als Wittwe. Fünf Jahre lagen zwiſchen dem Tag, wo ſie im Brautkranz von ihnen ſchied, und in der tiefen Trauer wieder kam. In der ganzen Zwiſchenzeit hatten ſie ſich nicht geſehen; die Entfernung war zu groß, die Reiſe zu koſtſpielig! und doch hatten ſich die alten Leute einen Beſuch der Tochter mit der kleinen Enkelin als die höchſte Freude ihrer letzten Lebenstage geträumt. Nun trat er ein, aber ſo, daß er ihnen Leid brachte, nicht Freude. So geht es mit den Wünſchen der Menſchen! — Für Diane war es eine große Erleichterung, denn Clara nahm ſich thätig ihrer an, und obwol ſie der Zerrüttung des unglücklichen Hausweſens nicht wehren, und noch viel weniger auf Diane ſelbſt einen günſtigen Einfluß üben konnte: ſo gelang es ihr doch für die Kinder beſſer zu ſorgen als bisher geſchehen war. Und dann war Clara die Einzige, zu der ſie Vertrauen hatte! freilich ging es nicht weit genug um deren Beiſpiel zu folgen, oder deren Rathſchläge anzuwenden; — in dieſer matten und geknickten Seele reifte die friſche Blüte eines Entſchluſſes nicht mehr! — aber es erquickte ſie, mit Clara aus vollem Herzen zu ſprechen und zu ſehen wie raſch und tüchtig ſir die Dinge angriff und auf der Stelle das ausführte, was geſchehen mußte. Die Doctorin verſtand das auch, aber ſie bewunderte und pries ſich ſelbſt dermaßen dabei, daß ihre Hülfe, ihr Beiſtand zur unerträglichſten Laſt für Andere wurden. Daher hatte Diane ſie immer abgelehnt, und ſich dadurch die tiefſte Feindſchaft der Doctorin zugezogen, die mit Freuden Dienſte leiſtete, um ſich daraus eine Glorie zu machen, und die es als eine Beeinträchtigung ihres Rechts anſah, wenn man ihr dazu nicht die Gelegenheit bot. Doch was Clara auch für Diana thun und ſein mogte — zu helfen war ihr nicht! Es gehört ein Etwas in jedes Verhältniß des Lebens, für welches es kein Wort giebt, und welches dem Menſchen doch ſo nothwendig iſt, wie friſche Luft zum Athmen: er kommt kläglich um, wenn es ihm in ſeiner Seele fehlt. Und dies Etwas iſt ein Gemiſch von Reſignation und Energie. Je glücklicher dies verſchmolzen iſt, um deſto mehr wird der Menſch ſich im Einklang mit ſeinen Verhältniſſen zu halten wiſſen, und darin beſteht ſeine Würde. Manche halten ſich zu gut für ihre Verhältniſſe, zu groß für deren Kleinheit, zu reich begabt für deren Enge; die täuſchen ſich über ſich ſelbſt. Manche ſuchen auch nebenbei noch Andere zu täuſchen und ihnen eine gewiſſe ſentimentale Befriedigung vorzuſpiegeln, die ſie in ihren Verhältniſſen zu finden vorgeben, während ihre beſtändigen Mißgriffe und ihre ewige Unruh uns zu deutlich das Gegentheil verrathen. Der Eine ruft: „O, einen freieren Raum mir — wie wollt' ich mich zeigen!“ und der Erfolg würde ihn vermuthlich eben ſo ſehr Lügen ſtrafen, wie Denjenigen, der nur durch Worte, nicht durch Handlung ſeine Zufriedenheit mit ſeiner Lage ausſpricht. Aufrichtig über das zur Erkenntniß zu kommen, was uns zu ſein oder zu leiſten obliegt, muß wol ganz ausnehmend ſchwer ſein, da es ſo Wenigen gelingt. Das Schickſal läßt es zwar nicht an Warnungen, Erfahrungen und Mahnungen aller Art fehlen, da aber die Erkenntniß immer mit einigem Mühſal verbunden iſt, ſo verbleibt man häufig ſehr gern und ſo lange wie möglich in einer Art von Dämmerung- oder von halbwachem Zuſtand. Da werden dann am Ende die Augen ſo ſchwach und die Glieder ſo matt, daß ſie allmälig ihre Kräfte und Fähigkeiten aus Mangel an Uebung einbüßen, und weder klar ſehen, noch geſchickt handeln können; und dann iſt der Menſch ruinirt. Diane war es gründlich. Anfangs, weil es ihren romanesken unentwickelten Begriffen zuſagte, ſah ſie in ihrer Lage ein Paradies ohne Nacht, ohne Mühe, ohne Sorge, lauter Glanz, Liebe und Herrlichkeit. Später, als es in der Wirklichkeit mit nichten ſo war, als ihr ideales Glück ſich in eine lange Reihe von ſehr realen Pflichten auflöſte, hielt ſie es für ein Fegefeuer, durch das ſie zur Strafe für all' ihre Irrthümer und Vergehen hindurch müſſe. Wer aber in allen Fügungen nichts erblickt als Strafe, und nichts zu thun zu haben glaubt, als ſie zu erleiden, dem kann freilich nicht anders als ſchlecht zu Muth ſein. Dieſe Stimmung wurde noch vermehrt durch ihr faſt immerwährend nervenaufgeregtes Befinden.

In dieſem Winter war es ganz beſonders übel mit ihrem phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand — ſo welk Alles in und an ihr, ſo deprimirt, ſo unfähig und untüchtig! ein erbärmlicher Anblick. Als ſie ſo daſaß, vor ſich hin ſtarrte, nicht auf die Kinder achtete, ſchlecht gekleidet und unbehaglich umgeben war, hätte Niemand in ihr die Diane erkennen können, welche einſt in den hohen und ſtolzen Zimmern von Schloß Regensberg ſo roſig und tändelnd umherflatterte, und freilich dort ſo wenig wie hier, und damals ſo wenig wie jetzt, ſich zurecht zu finden und zu benehmen wußte.

Clara trat in's Zimmer, eine große ſchöne blonde Frau, mit klaren Augen und von verſtändigem Ausdruck. Sie küßte Diane auf die Stirn und ſagte liebreich:

„Wollen Sie nicht Licht bringen laſſen? es iſt ganz dunkel, man kann nicht arbeiten; die Finſterniß überſchüttet uns dann mit traurigen Gedanken, und die ertrage ich ſchwer.“

„Ich nicht! erwiderte Diane; ich bin ihrer ſo gewohnt, daß keine äußere Einwirkung ſie mehrt oder mindert.“

„Das glaub' ich nicht, entgegnete Clara, denn jetzt ſind Sie krank. In ein Paar Monaten wird Ihnen beſſer ſein.“

„Ich denke wol! .... nur aber anders beſſer als Sie meinen, gründlich und unzerſtörbar beſſer.“

„Todesgedanken hat man in Ihrem Zuſtand immer, ſagte Clara lächelnd, aber Ihnen ſollte die Erfahrung doch bewieſen haben, wie ungegründet ſie ſind.“

„Diesmal nicht! ich bin zu krank, und dann ſo lange, lange ſchon untergraben in allen Kräften, daß ich mir vorkomme wie eine Pflanze, von der Wind und Regen das Erdreich ſo weggetrieben haben, daß ſie nur noch durch einige ſchwache Faſern, aber durch die Wurzeln nicht mehr, damit zuſammenhängt.“

Der Vergleich war zu treffend, um Clara nicht zu erſchrecken. Sie rief:

„Ich behaupte, daß die Dunkelheit all' dieſe traurigen Gedanken erzeugt! Laſſen Sie Licht bringen, ich bleibe den Abend bei Ihnen, die Eltern brauchen mich nicht, haben Beſuch; — da wollen wir miteinander arbeiten und plaudern. Haben Sie ein wenig an der Wäſche genäht, die ich geſtern zuſchnitt?“

„Ach nein! ſagte Diane, es flimmert mir jeder Stich dreifach vor den Augen.“

Es wurde eine Lampe gebracht. Sie dampfte und roch abſcheulich, und jedes Mal, wenn ſich die Thür öffnete, zog ſich ein durchdringender Torfgeruch in's Zimmer. An dieſe Parfüms hatte Diane, welche Anfangs nicht die Tabackspfeife ihres Mannes ertragen konnte, ſich gewöhnen müſſen. Zuerſt, in ihrer leichtſinnigen Zeit, hatte ſie Ströme von Wohlgerüchen über ſich ſelbſt und in ihren Zimmern ausgegoſſen, aber längſt ſchon trieb ſie dieſe Verſchwendung nicht mehr! es glitt nur noch ein Zug von unüberwindlichem Mißbehagen über ihr Geſicht. Clara bemerkte es und ſagte, die Lampe ſei nicht ſauber gehalten.

„Die Leute können es nicht begreifen!“ ſagte Diane apathiſch, als ob von einer Aufgabe der

Algebra die Rede ſei. Und ſo war es in allen Dingen. Sie that nichts und ſie ſorgte nicht dafür, daß die Dienſtboten ihre Obliegenheiten thaten. Zu den Geſchickteſten gehörten die denn auch keineswegs, weil Diane, wie alle Menſchen die es nicht verſtehen, am unrechten Ort ſparſam ſein wollte, und lieber ungeſchickte Leute ſchlecht — als geſchickte gut bezahlte.

Clara that was ſie konnte, um Diane etwas zu zerſtreuen — umſonſt! Die ſechs Kinder — Clara's Töchterchen hatte die Mutter begleitet — machten viel Lärm, und Diane hatte ſich ſo wenig daran gewöhnen können, daß ſie, wenn ſie daneben ein Geſpräch führen wollte, immer Kopfſchmerz bekam. Sie ließ Clara reden von ihrem Leben und Weben in Danzig mit dem geliebten Mann, von jenen fünf Jahren, die alle Luſt und Leid ihrer Exiſtenz umfaßten, und über die ſie heiße Thränen des Dankes, der Sehnſucht, der wehmüthigen Trauer, der ſchmerzlichen Erinnerung vergoß. Sie nahm wol Theil an Clara's Verluſt, aber deren Unglück ſchien ihr doch nur gering gegen das ihre, denn es wurde milder mit der Zeit, der Dorn der Schmerzen ſtumpfte ſich ab, ihre Mittel waren beſchränkt, genügten aber zu einem einfachen Leben für Mutter und Kind.

Das ihre hingegen vergrößerte ſich mit jedem Jahr, je mehr die Kinder heranwuchſen, je mehr Bedürfniſſe ſie hatten! Pflege, Erziehung, Fortkommen in der Welt, für Alles mußte geſorgt werden, — und das war doch unmöglich, ganz und gar unmöglich! ihre ewig bedrängten Verhältniſſe genügten nicht der Gegenwart, geſchweige der Zukunft! — —

Clara arbeitete emſig für Diane; Diane ſaß im Lehnſtuhl, hielt wol auch eine Arbeit in der Hand, ließ ſie aber im Schooß ruhen, denn die armen Hände zitterten und brannten, die Wangen färbten ſich, und die Augen glühten krankhaft. Clara fragte theilnehmend ob ſie unwohl ſei.

„Alle Abend kommt das Fieber," ſagte Diane.

„Das iſt übel! rief Clara erſchreckt; das reibt Sie auf! — Was ſagt der Doctor?"

„Daſſelbe was Sie ſagen."

„Und brauchen Sie nichts?"

„Ja, er hat mir eine Arzenei gegeben; aber ſie kann mich höchſtens hinhalten und nicht ſtärker machen, als ich bin. Meine Schwäche erzeugt das Fieber."

„O Liebſte, ſagte Clara beängſtigt, Sie ſollten ernſtlich etwas dagegen thun. Ihr Tod wäre ein unerhörter Verluſt für die Ihren ...." —

„Nicht doch! unterbrach ſie Diane; ich bin nur läſtig, überflüſſig und koſtſpielig. Mein Mann würde an einer tüchtigen Haushälterin eine große Erleichterung haben, und die Kinder würden ſich dabei auch nicht ſchlechter befinden; ich verſtehe mich ſchlecht auf ihre Wartung.“

„Sprechen Sie doch nicht ſo gleichgültig, ſo ganz auf Äußerlichkeiten Rückſicht nehmend von einem Fall, der jedem Menſchen auf's Innigſte an's Herz geht und Wunden macht, zu deren Heilung er ſein ganzes Leben braucht!“ rief Clara in Thränen und eingedenk ihres geliebten Verſtorbenen.

„Ein Mann! das iſt ganz anders! da zerbricht die Säule des Hauſes. Nein, Hellmuth darf nicht ſterben, dann würden ja die Kinder verhungern. Aber ich .... o, ich darf es ſchon.“

„Nein! rief Clara, ich kann's nicht aushalten wenn Sie ſo ſprechen, ſo denken! — es thut mir allzu weh.“

„Ich baue doch große Hoffnungen auf meinen Tod, fuhr Diane fort; dann wird ſich meine Familie der Kinder annehmen.“

„Es iſt unnatürlich, daß Sie gar nicht an Ihre Mutter und Geſchwiſter ſchreiben, ſagte Clara. Sie könnten, müßten ſogar doch verſuchen wieder in Verbindung mit ihnen zu kommen.“

„Ich habe nicht Herz dazu! ja, wenn ich glücklich wäre, wenn's mir gut ginge, wenn ich froh und ſtolz mich ihnen nähern könnte — dann ſollt' es gewiß geſchehen! dann wollt' ich gewiß ſagen: ich habe das Glück auf meine Weiſe geſucht und gefunden, vergebt mir, daß es nicht die Eure iſt! — Aber jetzt! ich kann nicht lügen, ich kann nicht ſchreiben daß ich glücklich bin, während mir der Gram am Herzen frißt. Ich bin ja ſehr unglücklich, ſo unglücklich daß, wenn ich jetzt z B. an Renata ſchriebe, ſo käme es mir vor .... als wolle ich betteln.“

„Nicht doch! rief Clara und nahm Dianens Hände, Sie müſſen Sich keine ſo quälenden Vorſtellungen machen. Weil Sie leidend ſind und ſich ſchwach fühlen, weil Sie Sich häufig mit Todesgedanken beſchäftigen, ſo iſt es ja ſehr natürlich, daß Sie wünſchen mit den Ihrigen wieder in ein freundliches Verhältniß zu kommen.“

„Ach! rief Diane mit tiefem Schmerz, als ich Hellmuth heirathete war ich ſo herzensſtolz vor lauter Glück, daß ich meinte nichts zu bedürfen als ſeine Liebe, nicht Mutter, noch Geſchwiſter, noch Freunde; und daß das ein Irrthum war — iſt mein größter Schmerz! Dann müßte ich erzählen wie das Alles ſo ganz anders gekommen iſt, wie es genau ſo gekommen iſt, wie ſie es mir vorhergeſagt haben, und das wurde mir weher thun, als ich jetzt im Stande bin es auszuhalten. Indeſſen werd' ich vor meinem Tode doch ſchreiben — an meine Mutter, weil ich es für meine Pflicht halte ſie zu bitten, nicht über das Grab hinaus in Zorn an mich zu denken; und an Renata .... aus Liebe! — und wenn ich todt bin, ſo ſorgen Sie dafür, gute Clara, daß die Brieſe nach ihrem Beſtimmungsort abgehen.“

„O, rief Clara mit inniger Bitte, ſchreiben Sie jetzt den Brief, den Sie .... aus Liebe! ſchreiben wollen, ſenden Sie ihn fort, das wird Sie erquicken; und warten Sie nicht damit auf einen Moment, der hoffentlich noch lange nicht eintreten wird. Ihre Schweſter müßte ja kein Herz haben, wenn ſie Ihnen dann nicht freundlich entgegen käme.“

„Sie hat wol ein Herz, entgegnete Diane, aber nicht weich und matt wie ich, ſondern feſt und ſtark. Was ſie denkt ſagt ſie, was ſie ſagt thut ſie. Sie iſt aus einem Guß. Was ſolche Menſchen ſich vornehmen führen ſie aus, und es iſt ſchwer, ſie in ihrem Entſchluß wankend zu machen. Sie meint nun einmal daß die Geſinnung, nach der wir unſer Leben geſtaltet haben, uns nicht eines

Weges führe, und daß wir alſo nur Schmerz durch gegenſeitige Berührung haben könnten: folglich ſei es beſſer ſie zu vermeiden.“

„Aber das mildert ſich nach ſo langen Jahren!“

Was Clara vorbringen mogte, Diane blieb bei dem einmal gefaßten Entſchluß, mit dem ſie ſich nun ſchon befreundet hatte. Clara war beängſtigt durch dieſe große Todeszuverſicht. Als ſie Diane verließ, begegnete ſie unten im Hauſe Hellmuth und fragte ihn, was er von dem Zuſtand ſeiner Frau halte. Er war zu ſehr daran gewöhnt um ihn bedenklich zu finden, und viel zu beſchäftigt, um ſich deshalb Sorgen machen zu können. Es lagen ihm beſtändig Berge von Arbeit vor. Alle Zeit, die ſeine Berufsgeſchäfte ihm übrig ließen, widmete er literariſchen Arbeiten für theologiſche Journale — unerquickliche Beſchäftigung, durch die Noth veranlaßt und daher dringend von ihm geſucht. Die Seinen bedurften es, buchſtäblich um zu leben. Mit ſeiner raſtloſen Thätigkeit kontraſtirte ſchauerlich Dianens Apathie. Längſt ſchon machte er ihr keine Vorſtellungen mehr; doch Beide lebten auch nun mit einer an Gleichgültigkeit ſtreifenden Kälte neben einander hin, weil Jeder fand, daß der Andre ihm das Leben ſauer mache. So äußerte ſich auch Hellmuth gegen Clara über Diane:

nicht bitter, auch nicht klagend oder vorwurfsvoll — eben nur gleichgültig, und grade das beklemmte in dieſem Augenblick ganz unbeſchreiblich Claras theilnehmendes Herz.

„Ihre Frau iſt ſo ſehr niedergeſchlagen, ſagte ſie, daß man gar nicht weiß, wie man ſie aufrichten ſoll.“

„So iſt ſie immer, entgegnete er gelaſſen, und was Sie auch deshalb verſuchen mögen iſt ganz umſonſt. Ich habe ja leider dieſe Erfahrung in ihrem vollen Umfang gemacht. Diane iſt nicht der Laſt des Lebens gewachſen, und ſie und ich empfinden es ſchmerzlich, ohne es ändern zu können.“

Kummervoll verließ Clara das Haus ihrer Freundin, und erſchrack heftig, als ſie am andern Tage plötzlich zu ihr gerufen wurde. Diane hatte Renatas Brief erhalten, und war in einer ſo heftigen Freude darüber, daß ſie erkrankte. Der arme geſchwächte Körper hielt nicht mehr die Stürme der Seele aus. Der brütenden Melancholie war er nur noch gewachſen, mit ihr hatte er ſich in Einklang gebracht; große Emotionen mußten ihn erſchöpfen und verwüſten. Mit einem brennenden Fieber mußte ſie ſich zu Bett legen.

„Ohne ihr antworten zu können! ..... ohne ihr auf der Stelle ſagen zu dürfen, daß ſie wie ein

Gottesbote meine letzten Tage mir verklärt! — ſagte ſie troſtlos zu der gerührten Clara. Ja, die Liebe, wenn ſie rechter Art iſt, wenn ſie nie entweiht ward, wenn ſie in ſo einem Renata=Herzen wohnt, iſt ein Gottesbote für Alle, denen ſie ſich zuwendet. Glauben Sie das nicht auch, meine Clara?"

„Ich glaube es, ſagte Clara gerührt. Und da Sie nun dieſe ſchöne Gewißheit und dieſe große Freude haben, ſo ſuchen Sie ein wenig ruhiger und ſtärker zu werden, um auch Ihrer Schweſter Freude zu machen und ihre theilnehmende Liebe nicht in ſchmerzliche Beſtürzung zu verwandeln, wenn Sie ihr ſchreiben."

r Diane ſchloß die Augen, um ihre hervor-
iden Thränen zu verbergen, denn ſie fühlte,
e Renaten nur Schmerz bereiten könne —
erz durch die Armſeligkeit ihres Lebens, Schmerz
ihren frühen Tod, von deſſen Unvermeidlichkeit ſie überzeugt war — und mit vollem Recht.

7. Schickſal.

Als Cecil aus Turin nach Nizza zurückkehrte, fand er Renata ganz unbeſchreiblich verändert wieder. Es kam ihm vor, als habe ſie die Trauerkleider abgelegt, und doch hatte ſie das längſt gethan, und in ihrem gewohnten Karmeliteranzug — wie Euſebie es ſpottend nannte — trat ſie ihm am Morgen nach ſeiner Ankunft entgegen. Er hatte nicht den Muth ſie zu fragen, was ihr widerfahren ſei; er fürchtete weiß Gott welche Antwort, und das Herz ſchlug ihm heftig als ſie ſagte:

„Warum ſind Sie ſo lange weggeblieben? über drei Wochen! ich wollte Ihnen etwas erzählen, und die Zeit bis zu Ihrer Rückkunft iſt mir gar lang geworden.“

„Ich fand in Turin Nachrichten, die mir in Bezug auf meine Zukunft, nämlich auf meine Stellung wichtig ſind; und die Carriere iſt denn doch etwas, das man nicht verſäumen mag, antwortete Cecil. Doch nichts von mir! Sie nehmen doch keinen rechten Antheil an den Veränderungen und dem Avancement in unſrer Diplomatie," ſetzte er lächelnd hinzu.

„Allerdings nur inſofern es Sie betrifft, entgegnete Renata; aber da denn doch ſehr."

„In einigen Wochen wird es ſich entſcheiden, ob ich einen Glückwunſch von Ihnen empfangen darf."

„Das iſt zu ſpät für mich," ſagte Renata.

„Gräſin!" rief Cecil erblaſſend und ſtillſtehend.

„Erſchrecken Sie mich doch nicht ſo!" ſagte ſie halb unwillig und halb verlegen.

„Im Gegentheil! Sie haben mich erſchreckt! erwiderte er gefaßt. Und warum iſt es dann zu ſpät?"

„Weil ich abreiſen will, und je früher deſto lieber. Während Ihrer Abweſenheit hab' ich erkannt, daß dies Leben ganz und gar nichts für mich taugt. Ich habe gezeichnet, als wolle ich ein Rafael werden: es langweilt mich! die Kunſt will ein ganzes Herz, ich hab' es nicht für ſie, drum verſchmäht ſie mich — und wir ſind quitt. Ich habe mich in der Geſellſchaft herumgetrieben, als wolle ich eine Elegante werden: das langweilt mich noch mehr. Die Kunſt begehrt Alles was der Menſch an Herz und Geiſt hat; und mehr als ich ihr geben kann; die Welt aber begehrt von

Allem: — Beides nicht! und das iſt mir denn doch noch läſtiger! So wenig ich auch haben möge — in der Welt hatte ich noch immer viel zu viel; denn das intellectuelle Leben, deſſen ich mich durchaus nicht entäußern kann, findet dort keinen Anklang. Ich wollte die Leute verlocken mir ihre Meinung, ihre Anſichten, ihre Erfahrungen mitzutheilen, indem ich ihnen mit gutem Beiſpiel voranging. Dafür ſtarrten ſie mich an, als ob ich ihnen eine Sottiſe ſagte und eine Indecenz zumuthete. Unwillkürlich kreuzten die Frauen ihre Echarpe über der Bruſt und knöpften die Männer ihren Rock zu — ſo angſt war ihnen, daß etwas vom Herzen durchſchimmern möge, und allmälig erfuhr ich, daß darüber folgende unwandelbare Regeln in der Geſellſchaft Gebrauch wären: man hat die Meinung der größten Partei, beſonders ſobald ſie in irgend einer Sommität ihr Organ gefunden; Anſichten hat man nicht beſtimmt, ſie wechſeln je nach der Perſon, mit der man ſich unterhält, ob man ihr gefallen will, oder ſie ärgern, oder ſonſt etwas; Erfahrungen hat man aber nicht, als Frau ein für alle Mal nicht! und wäre man alt und grau — Erfahrungen gemacht zu haben ſchickt ſich nicht. Wie ein Automat ſoll man durchs Leben gewandelt ſein. Iſt das nicht Unſinn? wozu leben wir denn?.... Ich fand mich nicht zurecht in all' der Verkehrtheit und all' der Lüge. Ich ſagte Dinge, die man mir grauſam übel genommen hat, z. B. „Ach wären die Menſchen doch etwas weniger tugendhaft und etwas mehr unſchuldig." Die Damen haben behauptet, ich wolle die Geſellſchaft nach St. Simoniſtiſchen Grundſätzen umformen, ich wirkte ſchädlich auf junge erregbare Gemüther, man müſſe ſo wenig wie möglich mit mir umgehen. Die Männer finden daſſelbe, denn ich bin nicht in der Adoration vor ihrer Unwiderſtehlichkeit, und ob ich mit einem Staarmatz ſpreche oder mit einem Mann, macht mir ungefähr denſelben Effect, nämlich gar keinen. Genug, ich gefalle den Leuten nicht, und ſie gefallen mir auch nicht: das iſt billig! es iſt keine Harmonie zwiſchen uns, und welchen Ton der Eine von uns auch anſchlagen möge, nie fällt der Andre mit der Terz ein, ſondern immer mit der Septime, und ohne darauf folgende Auflöſung. Aus dieſem Charivari will ich mich retten nach meinem Ebernbach, und ich wartete recht ungeduldig auf Ihre Rückkehr."

„Befehlen Sie ganz über mich," ſagte Cecil, denn er glaubte Renata wolle ihm Aufträge machen, oder Dienſte von ihm begehren; vielleicht wünſchte ſie gar ſeine Begleitung.

„Ich wollte Ihnen das ſagen, weil wir alte Bekannte und gute Freunde ſind, fuhr ſie fort, Ihnen zuerſt.“

„Und weiter nichts? .... o Gräfin, da wir denn doch alte Bekannte und Freunde ſind, ſo erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie nicht grade jetzt fortgehen, wo ich eben gekommen bin, und zwar gekommen, um die Zeit Ihres Hierſeins mit Ihnen zuzubringen.“

„Das war nicht abgemacht,“ unterbrach ihn Renata.

„Mit Worten nicht.“

„Da haben Sie Recht, ſagte ſie lächelnd. Aber ich ſehne mich nach Ebernbach, nach meinem ſtillen friedlichen Leben, nach den Menſchen, die mir anhänglich ſind, die ſich freuen wenn ich zwiſchen ihnen bin, als ob ſie dann beſſer verſorgt und ſicherer wären. Ich ſehne mich aus dieſen Olivenhainen und Orangegärten nach dem ernſten Speſſart, wo es rauh und grau genug iſt, aber wo ich an jedem Geſicht das mir begegnet, an jedem Baum den ich betrachte, an jedem Schornſtein den ich rauchen ſehe ein ganz beſtimmtes Intereſſe nehme, weil wir in gegenſeitiger Verbindung mit einander ſind. Ich ſehne mich aus dieſer wunderreichen, ſonnedurchglühten, von Meer und Gebirg umgürteten Ebene hinweg, und nach meinem kleinen engen Thal, zu den Menſchen denen ich gehöre, die mein ſind ....“ —

„Müſſen denn das durchaus eine Menge Menſchen ſein?“ fragte Cecil halblächelnd.

„Denn ohne einen direkten und ganz beſtimmten, auf gegenſeitige Verpflichtung gegründeten Verkehr mit ihnen, mag ich nicht leben, fuhr ſie fort, und da ich das jetzt ſehr deutlich erkannt habe, will ich heim. Ich gehöre nicht zu den Kunſtmenſchen, noch zu den Geſellſchaftsmenſchen, ſondern zu denen, die ſchlechtweg ihren Kreis der Pflichten haben und ausfüllen müſſen, und mit einem ſolchen lockt mich mein Ebernbach.“

„Es lockt Sie von hier fort, weil Sie Sich hier unthätig fühlen; aber werden Sie dort nicht in ein ganzes Meer von melancholiſchen Erinnerungen, von ſchmerzlichen Träumen verſinken?“

„Sinken? ja! doch nicht verſinken! ich arbeite mich empor. Die trüben Erinnerungen an große Schmerzen, die unverſiegliche Schwermuth die uns überfällt, wenn wir in die Vergangenheit blicken, ſind für uns das, was der Ballaſt für ein Schiff iſt. Nur unerfahrne Menſchen halten ihn für unbequem! uns iſt er nothwendig; ohne ihn wären wir ein Spielwerk der Wellen des Lebens.“

„Ich weiß daß Sie ſtärker ſind, als Menſchen zu ſein pflegen, ſagte Cecil, und als Renata eine verneinende Handbewegung machte: Ja doch! ich weiß es! und darum frage ich: iſt ſtark ſein .... glücklich ſein?“

„Danach fragen Sie mich nicht! rief Renata, vom Glück weiß ich wenig zu ſagen.“ Sie blieb ſtehen, ſchlang den Arm um einen Orangenbaum, und lehnte ſinnend das Haupt an den Stamm. Der Morgenwind wehte durch das glänzende Laub und ſchüttelte einige Blüten herab, die ihr wie duftende Sterne in's Haar fielen. Die Morgenſonne ſtand hinter ihr; ſie ſah aus wie eins von Botticellis — des alten Florentiners — auf Goldgrund gemalten Bildern, wo die Engel und Heilige gar nicht ſchön ſind, und doch ſo unbegreiflich himmliſch ausſehen. Nach einer Weile ſagte ſie gedankenvoll: „Ich bin zuweilen recht glückſelig, aber glücklich .... bin ich und war ich wol nie.“

Cecil fühlte einen glühenden Drang vor ihr niederzuknien, nur die Spitze ihrer Finger, nur den Saum ihres Shawls zu küſſen. Sein Herz klopfte ſo heftig, daß er meinte, ſie müſſe es hören können. Er ſchlug die Arme über einander und trat zwei Schritt zurück.

„Sie müſſen mir eine Gnade erweiſen, ſagte er äußerlich ruhig. Man darf ſo zu Ihnen ſprechen, denn Sie rechtfertigen jedes Vertrauen! reiſen Sie jetzt nicht! warten Sie nur noch drei, höchſtens vier Wochen. Sie wiſſen nicht was Alles für mich davon abhängt, und ich kann es Ihnen auch jetzt noch nicht ſagen."

„Warum nicht jetzt?" fragte Renata unſicher.

„Weil die Zeit noch nicht da iſt," entgegnete er beſtimmt.

„Das klingt ſo geheimnißvoll, ſagte ſie lächelnd, daß es mir Luſt macht zu bleiben."

„Sie bleiben alſo?"

„Ich will mich beſinnen."

„Beſinnen? o, nur nicht zu lange."

„Nein, nur drei Wochen."

Diesmal nahm Cecil denn doch ihre Hand und küßte ſie. Renata ſagte ganz unverlegen:

„Ja, ſo gutmüthig bin ich! meine Plane intereſſiren mich weniger als die Anderer, und ich freue mich nur, daß ich den meinen noch gegen Niemand ausgeſprochen hatte."

Sie fing nun ihr früheres Leben wieder an, beſuchte faſt gar nicht mehr die Geſellſchaft, und ging und ritt mit Cecil und Mimi ſpazieren; auch der Zeichenlehrer wurde wieder entlaſſen. Euſebie ſah mit großem Verdruß Cecils Wiederkehr und Alles, was darauf folgte. Sternfels ſagte ihr:

„Nun? bin ich nicht ein Prophet? hab' ich's nicht vorher geſagt? kleine Brouillerie, Verſuch ſich zu zerſtreuen, Erkenntniß der Unmöglichkeit, Rückkehr, Verſöhnung, Schluß d. h. Heirath. So lautet mein Programm. Ja, Schätzchen! ich kenne die Menſchen, ich bin ein geborner Pſycholog! — Wär' es nur erſt bis zur Heirath; worauf warten die Leute?"

Euſebie hatte an eine Freundin nach Berlin geſchrieben um Erkundigungen über Cecil anzuſtellen. Sie hoffte auf ein ungünſtiges Reſultat. Dem war aber nicht ſo. Die Dame antwortete: der Miniſter des Auswärtigen habe ihm ſeine beſondre Gunſt zugewendet, und deſſen verſtorbene Tochter ſei ſeine Braut geweſen; ſie ſelbſt kenne ihn zwar nicht perſönlich, höre aber nur lobend von ihm ſprechen. So war es denn ganz unmöglich gegründete Beſchwerden gegen ihn aufzubringen; daher ſagte Euſebie:

„Lieber Gott! er iſt interimiſtiſcher Geſchäftsträger! das wäre denn doch eine jämmerliche Stellung für meine Schweſter. Aber ich bitte Dich, ſprich mir nicht davon! es liegt für mich etwas Empörendes in dem Gedanken, daß zwei Menſchen ſich heirathen wollen, deren Brüder mit einander ein ſolches Duell gehabt haben.“

„Im Gegentheil! etwas Verſöhnendes! ſagte Sternfels! Denke doch nur an den Cid und Ximene. Man muß mit Nutzen reiſen, lieber Schatz.“

Renata allein war ruhig, zu ruhig vielleicht. Sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Cecil ſie liebe. Sie wußte es ja ſchon vor zwei Jahren in Frankfurt. Sie liebte ihn nicht, wie ſie Emmerich geliebt hatte, ſie hatte gar keine Leidenſchaft für ihn; aber was ſie ihm geſagt hatte war doch durchaus wahr und richtig: er war ihr ganz und gar angenehm, und ein Leben mit ihm erſchien ihr leicht und vertrauenerweckend. Ob er ſie zu heirathen wünſche wußte ſie aber nicht. Für manche Männer iſt eine Frau läſtig und unbequem in der Carriere. Auch das beunruhigte ſie nicht. Mit der Gelaſſenheit, welche große Schickſale geben, ſah ſie nur in die Zukunft um ſie Gott anheim zu ſtellen. An Emmerich dachte ſie wie an den verlornen Geliebten ihrer Jugend; doch nicht wie damals in Frankfurt mit verzweiflungsvoller Sehnſucht, mit flammender Liebe. Sie hatte ihm geſagt: ich will Dich ſehen, und dann ruhig leben und ſterben. Sie hatte ihn geſehen, als Gatte, als Vater, und wünſchte jetzt für ihn noch Alles, von ihm nichts mehr. Nicht erkältet war ſie gegen ihn, noch gleichgültig, doch mit dem Gedanken an ihn wandten ſich Aug' und Herz dem Himmel zu, der Erde nicht. Ihre Geſinnung war die alte: Beſſer ſoll uns die Liebe machen, nicht ſchlechter; ſtark ſollen wir durch ſie werden, nicht miſerabel. Sie ſah ſich um auf der Erde und fragte ſich ſelbſt: was giebt es denn für mich zu thun? — Ihr bangte wol ein wenig vor ihrer großen Einſamkeit, und dann war ihr zu Sinn, als müſſe ſie freudig Cecils Hand ergreifen. Einmal bat ſie ihn, er möge ihr doch ſein ganzes vergangenes Leben erzählen, aber aufrichtig.

„Das kann ich nicht!“ ſagte er finſter.

„Das mißfällt mir, entgegnete Renata, denn es giebt mir Veranlaſſung viel Übles von Ihnen zu denken.“

Er verbeugte ſich und ſchwieg.

„So trotzig?“ fragte ſie.

„Es iſt kein Trotz, ſondern die Unmöglichkeit Ihnen zu willfahren, die mich verſtummen macht. Um ganz aufrichtig zu ſein müßte ich gleichſam als Richter über mich und meine Handlungen ſprechen — denn an den kahlen Daten und Namen würde Ihnen doch nichts liegen —

und das kann ich nicht! ich würde vielleicht zu ſtreng gegen mich ſein, um Sie zu entwaffnen.“

„Meinen Sie denn, daß ich Sie richten will? Ich will Sie kennen! Für vollkommen halte ich Sie ohnehin nicht.“

„Das iſt troſtreich!“ rief Cecil lachend.

„Ganz gewiß! denn die fremde Unvollkommenheit mahnt mich an die eigene, und ſo hab' ich immer Nachſicht und Milde vorräthig, und das iſt doch ſehr tröſtlich für Andre.“

„Sie Selbſt haben mir noch nicht einmal Ihr Leben erzählt,“ ſagte Cecil ausweichend.

„Das iſt nicht nöthig, denn meine Schwägerin hat es gethan.“

„Ungenügend, Gräfin, unbeſtimmt! ſie kannte einen Charakter nicht, ein Verhältniß nicht ....“ —

„Das war kein Verhältniß, unterbrach ihn Renata, ſondern eine Liebe. Sehen Sie, fuhr ſie freundlich fort, ſo aufrichtig bin ich, und Sie wollen es nicht ſein, da man einem Mann doch weit mehr in dieſem Punkt nachſieht, als einer Frau!“

„Ach! ſagte er, bei mir iſt es ja grade umgekehrt: immer nur ein Verhältniß und nie eine Liebe.“

Renata lächelte und fragte: „Waren Sie deshalb ſo melancholiſch in Frankfurt, als ich Sie näher kennen lernte?“

„Auch deshalb! und dann kam ſo Manches zuſammen, um mir das Leben ernſter zu zeigen als in meiner früheren Zeit „quand j'étais jeune et superbe.“ Es waren Erfahrungen, Warnungen nicht zu hohen Werth zu legen auf Alles, wonach ich ſo ſehr geſtrebt, und was mir in der Hand zu Staub, vor dem Auge zu Nebel geworden war. Mein Leben hatte andre Leben geknickt, zerſtört, beeinträchtigt; mit welchem Recht? o, nur durch Unrecht. Das macht traurig, und zwiefach. Man meint im Augenblick der Leidenſchaft, der Selbſttäuſchung, der Aufregung, ſich ſelbſt dieſe oder jene Handlung ſchuldig zu ſein, weil ſie eine Bedingung der Exiſtenz, eine Stufe zum Glück zu ſein ſcheint; man thut ſie .... und auf der Stelle entdeckt man, daß ſie ein Irrthum war, deſſen Folgen uns Schaden bringen ſtatt Nutzen, und Unheil ſtatt Glück. Dann reibt ſich die Seele wund an dem zweiſchneidigen Stahl, den wir im Buſen mit uns herum tragen, an dem Bewußtſein ſo gröblich geirrt und ſo tief gefehlt zu haben. Davon kann man gewiß melancholiſch werden.“

„Und wie gelangten Sie wieder zum Gleichgewicht?“ fragte Renata theilnehmend.

„Was die Vergangenheit betrifft, ſo bleibt ſie mir der Ballaſt im Schiff meines Lebens — wie Sie neulich ſagten, Gräfin — doch für die Gegenwart entſchloß ich mich dem äußern Erfolg, dem was die Welt Glanz und Glück nennt und was ſie anbetet — nicht ſo durſtig nachzujagen. Dieſer Entſchluß traf zuſammen mit Ihrer Bekanntſchaft, und bildete an ihr ſich aus. Nie hatte ich einen Menſchen geſehen, der in ſo wahrhaft göttlicher Freiheit durch unſre ſklaviſche Welt ging, weil er ſich ſelbſt höher achtete als ihre Geſetze; — nie einen Menſchen, an dem ſo gar kein Staub haftete, weder Goldſtaub noch Schmutzſtaub, weil er die atomiſtiſchen Erbärmlichkeiten, in denen wir erſticken, nicht an ſich duldete. Ich liebte den Goldſtaub wie Alle die ihn brauchen, um Andre zu blenden. Ich ſtellte die Geſetze der Welt höher als meine Selbſtachtung, denn ich ſtrebte vor Allem danach, jene für mich zu haben und meine Geſinnung ihnen anzuſchmiegen. Da kamen Sie .... und mißachteten das Alles .... und mißachteten auch mich ....“ —

„Nie! o, niemals! unterbrach ihn Renata lebhaft; ich hatte nur kein rechtes Zutrauen zu Ihnen, weil mir ſchien, als hätten Sie Sich noch nicht ganz zum Bewußtſein über Sich Selbſt durchgearbeitet — eine Aufgabe, worin die Meiſten ſtecken bleiben."

„Sie kamen zu uns! Sie gingen Ihre Wege, Sie hatten Ihre Gedanken, Sie ſprachen mit Ihren Worten, Sie lebten Ihr Leben, Sie waren ein Fremdling zwiſchen uns — und Sie mißfielen den Leuten."

„Allerdings! ſagte Renata nachdenklich; ich gefalle den Leuten nur ſo lange, als ich ſchöne Kleider trage und Fadaiſen ſage."

„Ganz natürlich! da halten die Leute Sie für ihres Gleichen und fühlen ſich in einer Linie mit Ihnen. Blitzt die höhere Natur zwiſchen den Wolken von Kleidern und Phraſen hervor, ſo ſind die Leute aus dem Gleichgewicht mit Ihnen, und verfallen auf der Stelle in die inſtinktmäßige Abneigung, welche die dürftige Mittelmäßigkeit gegen die Überlegenheit hat. Darüber grämen Sie Sich nicht! Verirrte ſich ein Engel vom Himmel zwiſchen uns, ſo würde er ſehr ſchlecht in der Geſellſchaft behandelt werden; — doch Einzelne huldigen und folgen ihm — wie ich Ihnen."

„Damit bin ich zufrieden," rief Renata freudig.

„Um das, wie Sie, aus vollem Herzen zu ſagen, muß man ſo innerlich unabhängig ſein wie Sie ſind. Die Maſſe der Menſchen wird ſich immer in der Maſſe umſehen und ganz bedenklich fragen: Mache ich auch hier genug Effect? werde ich auch dort genug beachtet? blende und imponire ich auch da genug?"

„Welch' ein Mühſal! rief Renata lachend, haben Sie Sich wirklich je darum bekümmert, welchen Eindruck Sie machten und Sich danach arrangirt oder darauf vorbereitet? — Nun, ich ſehe Ihnen ſchon an, daß Sie mich bitten wollen, Sie nicht zu einem ſo demüthigenden Geſtändniß zu zwingen. Aber fragen muß ich Sie, ob Sie beharren werden in der Geſinnung, die Sie jetzt ausgeſprochen haben; das iſt wichtiger."

„Ich hoffe vom Altar der Heiligen nicht abzufallen, um zum Dienſt der falſchen Götter mich zu wenden," entgegnete Cecil.

Als Renata nach Hauſe kam erzählte ihr Euſebie, die Fürſtin X. und die Gräfin Z. wären eben bei ihr geweſen, um ihr Glück zu wünſchen.

„Wozu denn das?" fragte Renata ziemlich gleichgültig.

„Zu Deiner Verlobung," entgegnete Euſebie.

„Das iſt zu voreilig, ſagte Renata gelaſſen. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich Dir zuerſt ſagen werde, wenn ich über meine Hand verfüge."

„Sollte das je zu Forſters Gunſten geſchehen, ſo mögte ich Dich bitten, es mir wo möglich zu verſchweigen, denn einen Glückwunſch für Dich würde ich nicht über die Lippen bringen aus Betrübniß; und für ihn, aus Zorn. Er ſchmeichelt ſich bei Dir ein auf jede Weiſe, und Du läßt Dich durch ihn beſtechen.“

„Das ſind ſeltſam ſcharfe Worte, um eine Neigung zu bezeichnen! Gefällt man ſich gegenſeitig, ſo giebt es keine Schmeichelei und keine Beſtechung mehr.“

„Deine Verblendung geht über alle Grenzen! Du biſt ſo klug, Renata, ſo klar, und doch ſo befangen in Eitelkeit, daß Du nicht einſiehſt, welch’ eine Anziehungskraft Dein Vermögen und Deine Geburt auf Forſter üben. Wärſt Du arm und von geringer Herkunft, ſo würde er ſich nicht um Dich bekümmern.“

„Das glaub’ ich auch, denn alsdann wäre ich ja nicht mehr die Perſon, die ich jetzt bin, die ſich grade aus meinen jetzigen Verhältniſſen entwickelt hat! Wäre ich ein Bauermädchen, ſo wäre ich ihm nie begegnet; wär’ ich eine Grönländerin oder Hottentottin, ſo hätte er nicht einmal eine Ahnung von meiner Exiſtenz. Darüber muß ich mich ſchon tröſten, daß Forſter ſich für die Renata, die da iſt — und nicht für die, welche gar nicht exiſtirt, intereſſirt.“

„Du ſuchſt mir durch Spott auszuweichen, da Du die Wahrheit meiner Worte heimlich erkennſt, und ſie nicht zu widerlegen vermagſt.“

„Nicht doch! ich kann auch ſehr ernſthaft reden und Dir ſagen, daß ich es einem Mann unmöglich übel deuten kann, wenn die Frau Vermögen hat, die ihm gefällt. Wir ſind ja heutzutag ſo fürchterlich verwöhnt durch Luxus und Bequemlichkeit jeder Art, daß ein Vermögen, welches unſern Großältern recht bedeutend ſchien für uns eine wahre Bettelei iſt, die man allein auf die Toilette verwendet. Wie ſoll ein Mann dieſen Bedürfniſſen genügen? Weil er es nicht kann — darum bleiben ſo manche unverheirathet. Und was die Geburt anlangt, gute Euſebie, ſo finde ich wirklich, daß man ſchlecht gegen uns verfährt! Prinzeſſinnen heirathen ſimple Edelleute und nehmen uns unſre Partien, Edelleute heirathen Mädchen aus dem Handelſtand, Sängerinnen, Schauſpielerinnen, und was ihnen gefällt; wer bleibt da für uns übrig? heirathen wir einen Prinzen, ſo wird ein alberner Name für uns componirt, der uns in eine Reihe mit den Mätreſſen der Fürſten ſtellt, und unſre Kinder ſind nicht ſucceſſionsfähig. In ſolche ſchiefe Stellung mag man ſich doch nicht gern begeben. Da wollen wir uns ſchon lieber entſchließen, liebenswürdige Männer zu heirathen wo wir ſie finden, abgeſehen von ihrer Herkunft. Ob dieſe gänzliche Aufhebung aller Standesunterſchiede wirklichen Vortheil bringt, bezweifle ich! die Menſchen werden dadurch noch unruhiger, noch begehrlicher als ſie ohnehin ſchon ſind. Aber wir können uns nicht ganz losmachen von den Anſichten unſrer Zeit; Niemand hat es gekonnt; wir athmen in ihrer Atmoſphäre ....“

„Und erkranken in ihr!“ warf Euſebie hin.

„Haben wir eine geſunde und tüchtige Natur, entgegnete Renata, ſo erkranken wir nicht. Ächte Lebensſtoffe ſind überall; die müſſen wir erkennen und uns aneignen lernen, und die ſchädlichen ausſtoßen.“

„Das wäre Alles ſehr ſchön und erhaben, wenn es ſich nur nicht darum handelte, eine Entſchuldigung für eine unpaſſende Heirath zu finden!“ rief Euſebie ungeduldig.

„Da Du mich ſo vollkommen mißverſtanden haſt, um ein Entſchuldigungsbedürfniß in meinen Worten zu finden, ſo würde es nutzlos und langweilig ſein, ferner auch nur noch eine Sylbe über dieſen Gegenſtand zu verlieren,“ ſagte Renata mit der unerſchütterlichſten Gelaſſenheit und ſetzte ſich, das Geſpräch abbrechend, an ihren Flügel. Bei ihm ruhte ſie ſich wieder aus, wie in früheren Jahren; mit den Geiſtern ſeiner Töne führte ſie wieder trauliche, tiefſinnige Geſpräche; die Poeſien, für welche ihre Lippen keine Worte fanden, legte ſie in ſeine Akkorde. Die Muſik war ihr wieder eine Roſe ohne Dornen, die ſie tapfer ſich erkämpft hatte; — denn ſie hatte ſo lange in die Dornen hinein gegriffen, bis ihre Hand alle abgeſtreift. Sie war nun faſt vier Monate ſchon in Nizza geweſen; der Frühling ſtand dort in voller Pracht.

Hier bin ich wieder lebenskräftig geworden, ſprach Renata zu ſich ſelbſt; Anderen bringt dieſer liebliche Ort Geſundheit des Leibes, Stärkung der Nerven; mir hat er mehr gebracht! eine geiſtige Badekur war er mir, in der ſich die Wunden der Seele ſchließen, und nach welcher man ſich erfriſcht in's Leben und in den Wirkungskreis zurück begiebt. —

Emmerichs Bild glitt durch ihre Seele. Sie behielt es feſt im Auge, und ſenkte nicht den Blick vor ihm. O Du! ſagte ſie halblaut, Du und die Liebe zu Dir — das hat mich eingeweiht in's Myſterium der Schmerzen: wir erliegen ihnen nicht, wenn wir nicht feig ſind. — Ihr Herz hob ſich froh, faſt glücklich. Sie ſaß auf den Kieſelwällen am Meer, die Wogen erſtarben zu ihren Füßen wie ein leiſes Liebesgeflüſter, und ſie horchte darauf. Wer iſt deſſen je müde geworden? Was die Meereswellen und die Liebe erzählen, klingt immer ſo wundervoll neu. — Aber Ahnungen giebt es nicht; das iſt gewiß! ſonſt hätte ihr Herz nicht ſo leicht und friſch klopfen können.

Cecil ſuchte ſie auf der Terraſſe und im Garten. Als er die kleine Miß bellend außerhalb des Gitterthors herumlaufen ſah, ging er hinaus und näherte ſich Renaten. Er war in einer ſolchen Spannung, daß er ſich keine Zeit zu Vorreden nahm, ſondern nur entſchloſſen ſagte, als er ſich zu ihr ſetzte:

„Ich bin zum Miniſter-Reſidenten in Rom ernannt."

„Das war alſo Ihre große Erwartung? Nun, meines Glückwunſches ſind Sie gewiß. Rom! das iſt faſt beneidenswerth." — Sie gab ihm die Hand und drückte die ſeine; aber er erwiderte nicht den Druck.

„Nein! ſagte er, in dieſer Weiſe, nur freundſchaftlich, nehme ich nicht Ihre liebe Hand, Gräfin. Aber .... wollen Sie mir folgen nach Rom, darf ich Sie dahin führen; jetzt, wo ich Ihnen eine Stellung in der Geſellſchaft, einen Namen in der Welt anzubieten habe, ja, dann nehme ich ſie."

Sie ſchwieg. Emmerich's Wort einſt vor langen Jahren in Iſchl, und dann wieder beim Abſchied in Prag: Nicht mir wirſt Du gehören, aber auch keinem Andern; — und ihre Antwort: Keinem Andern! — und ihr Ring, den ſie ihm gegeben; — das Alles ſtand plötzlich ſo klar in ihrer Seele, als habe Cecil einen Vorhang fortgezogen.

„Gräfin, ſagte Cecil, Sie dürfen mir meine Bitte abſchlagen, aber nicht mich martern durch Ihr Schweigen. Sprechen Sie! Sie können nicht überraſcht noch befremdet ſein; Sie mußten dieſen Moment ahnen, wiſſen, erwarten, denn nur mein Mund hat bis jetzt geſchwiegen, und Sie verſtehen es, in den Seelen zu leſen.“

„Ich wollte, Sie verſtänden es auch, entgegnete Renata ſanft, denn ich mögte Ihnen jetzt gern die Hand geben und ohne Worte.“

„Wirklich?“ rief Cecil beſeligt und zagend.

„Warum zweifeln Sie?“ fragte ſie lächelnd.

„Weil ich Sie ſo ſehr liebe, daß Sie für mich im Himmel ſtehen, während ich doch nur auf der Erde bin.“

Renata gab ihm die Hand, ſah ihn an mit jenem Ausdruck, der nur ihr eigen und wunderbar vertrauenerweckend war, und ſagte: „Cecil!“

„O! rief er, Sie werden mich glauben machen, daß Sie mich lieben, wenn Sie mit dieſem Blick mich anſehen, mit dieſem Ton zu mir reden.“ Er behielt ihre Hand.

„Die Liebe iſt ein großes Räthſel, ſagte Renata ernſt, das eine tiefe Wahrheit umhüllt, und das wir unvollſtändig löſen in der Liebe zum Geſchöpf, vollſtändig in der zum Schöpfer. Ich will Sie nichts glauben machen, was nicht iſt.“

„Soll das heißen, daß Sie mich nicht lieben?“ fragte er.

„Wenn Sie unter Liebe etwas Unüberwindliches, Unwiderſtehliches, gewaltſam und unberechenbar Beherrſchendes begreifen“ .... —

„Allerdings! denn ſo liebe ich Sie,“ unterbrach Cecil.

„Dann werden Sie nicht mit mir zufrieden ſein, entgegnete ſie, traurig den Kopf ſchüttelnd. Ich habe ſo früh gelernt, die Liebe zu beherrſchen, daß ſie nicht mehr meine unumſchränkte Königin ſein kann. Ich habe mich nie bewußtlos von ihr in eine Welt ſüßer extatiſcher Seligkeit reißen laſſen. Der Freuden, die ſie mir gab, war ich mir immer bewußt, denn es waren ernſte, aus Kampf geborne, im Schmerz erzogene, faſt mögt' ich ſagen Märtyrerfreuden. Für ein jauchzendes Liebesglück bin ich nicht geſchaffen.“

„Wer weiß!“ ſagte Cecil, in ihr Anſchauen verſenkt.

„Ich habe Emmerich geliebt, fuhr Renata fort, wie ſich das nicht ſagen läßt mit kahlen dürren Worten. Dabei iſt mir das Herz ſo wund geworden, ſo erſtickt in ſeinen Aſpirationen, ſo zerrieben von ſeinem heftigen Klopfen, ſo vertraut mit dem Gedanken, in Feſſeln gehalten werden zu müſſen, ſo feſt in dem Entſchluß, das Leben hoch zu halten, wenn auch mehr Dornen als Roſen darin ſind, daß ich eben durch das Alles ſo geworden bin, wie Sie mich gefunden haben: nicht mehr fähig der Leidenſchaft, aber dennoch durſtig nach Glück, und nicht immer ſo reſignirt, wie ich in ſtillen Augenblicken ſpreche.“

„Und Emmerich?“ fragte Cecil, und Renata fühlte, wie ſeine Hände zitterten. Aber die ihre lag friedlich in den ſeinen und zitterte nicht. Sie ſagte ruhig:

„Ich werde ihn nie vergeſſen.“

„Sie trauen mir zu viel Kälte zu, Gräfin!“ rief er.

„Ich kann nicht lügen, ich kann weder mich noch Emmerich verleugnen, und ich kann und will ihn nicht vergeſſen. Spricht man nicht zu einem Kinde: O ſchäme Dich, Du haſt vergeſſen! — Sagt man nicht faſt mit Verachtung von einem Menſchen: er hat vergeſſen ſein Wort, oder ſeine Pflicht, oder ſeine Geſinnung! — Iſt nicht immer eine Schmach, ein Vorwurf an das Vergeſſen geknüpft, und dürften Sie nicht ſelbſt beſorgen, von mir vergeſſen zu werden, wenn ich fähig wäre, eine Erinnerung aus meiner Seele zu tilgen, die meinem ganzen Leben die Richtung gegeben hat? Ich denke an Emmerich ohne Schmerz und ohne Sehnſucht, aber ich denke an ihn.“

„Verſprechen Sie mir, mit Worten an ihn zu denken, nicht mit ſtummer, ſtiller Seele, ſondern mit mir.“

„Deſto beſſer! rief Renata freudig; das thue ich gern, denn nicht ein dunkler Fleck haftet auf ſeiner Erinnerung und ſeinem Weſen.“

„Aber wie ſind Sie denn eigentlich für mich geſinnt?“ fragte Cecil ſchwankend.

„Als könnt' ich glücklich mit Ihnen ſein,“ ſagte ſie raſch und lebhaft.

„Glücklich? Sie, Renata, die nie glücklich waren?“

„Eben darum,“ ſprach ſie mit lieblich feinem Ausdruck.

„Und was denken Sie Sich unter dieſem neuen fremdartigen Glück?“ fragte Cecil dringend.

„O Alles, was ich nicht kenne, ſagte ſie, und mehr, als ich mir vorſtellen kann.“ Ihr Auge ſuchte mit einem ungewohnt träumeriſchen Ausdruck das ſeine.

„Solche Zuverſicht giebt nur die Liebe! rief er entzückt. Sie allein ſchließt eins von den tauſend Himmelspförtchen auf, durch welche ſelige Verheißungen eines namenloſen Glücks zu uns herab ſchweben.“

Er ſah ſo tief und innerlich glücklich aus, ſo verklärt von der Gewißheit, die Krone ſeines Lebens erlangt zu haben, daß Renata gerührt all' den Jubel in Schutz und Schirm des Himmels flüchten wollte; nur dann ſchien er ihr ſicher zu ſein. Sie faltete mit frommer Bewegung die Hände und ſagte:

„O mein Gott, laß mich ihn glücklich machen! das Leben der Liebe iſt ja ſo heilig und ſo ſchön.“

„Du haſt Gott, und ich habe Dich!“ rief Cecil und wollte ſie umſchlingen.

Aber Renata ſprang auf und ſagte lachend:

„Unmöglich, mein Herr! die Sonne ſieht's!“

„O, entgegnete er, die Sonne hat gewiß nichts dagegen, einmal einen recht Glücklichen zu beſcheinen! Hätten Sie geſagt: Euſebie ſieht's! — das würde mir imponirt haben. — Aber, Renata! daß ich Wichtiges nicht vergeſſe: ich muß bald, ſo bald wie möglich fort, und ich hoffe ſehr ..... nicht ohne Sie.“

„Giebt es denn hier proteſtantiſche Pfarrer?“ fragte ſie.

„Ja, aber engliſche,“ entgegnete er, unbeſchreiblich froh, keinen Widerſtand bei ihr zu finden.

Sie traten in's Haus und Sternfels kam ihnen entgegen.

„Kehren Sie nur gleich wieder mit uns um,“ ſagte Renata und faßte ihn unter den Arm.

„Mit uns? erwiderte Sternfels; mit uns? und dazu ſo eine gewiſſe huldvolle Stimmung, welche der Infantin nicht immer gegen ihren unterthänigen Knecht eigen iſt: — das bedeutet etwas Gutes.“

„Das Allerbeſte, lieber Graf,“ ſagte Cecil.

„Endlich! rief Sternfels, vergnügt in die Hände klatſchend; ich war ſchon ganz ungeduldig, ſo lang wurde mir die Zeit. Man muß ſich nicht ſo erſchrecklich beſinnen, wenn's darauf ankommt, glücklich zu ſein.“

Er war ganz Herzlichkeit und Theilnahme, und immer bemüht, Euſebien's ſchneidend froſtiges Weſen vergeſſen zu machen. Trotz ſeines Leichtſinns und ſeiner Leichtfertigkeit war ihm das Herz nicht ſo vertrocknet und verſchrumpft, als ihr, mit ihren ewigen merkantiliſchen Berechnungen. Er hatte die inſtinktartige Gutmüthigkeit behalten, welche den Menſchen ſeines Schlages gewöhnlich in ſolchem Grad eigen iſt, daß man ihnen häufig deshalb ihre großen Fehler verzeiht; während Euſebie nicht einen einzigen in die Augen fallenden Fehler hatte, aber ihrer Herzensdürre wegen unerträglich war.

„Wie kannſt Du Dich freuen? ſagte ſie zu ihrem Mann. Iſt denn das ein Grund zur Freude, daß meine Schweſter eine ſo klägliche Heirath macht, und uns und unſerer Familie entfremdet werden wird? Weder die Mama, noch Ignaz, keiner der Verſtändigen aus unſerem Hauſe wird den albernen Schritt und Deinen kindiſchen Jubel begreifen.“

„Ja Schätzchen! ſagte Sternfels, Du und Deine Mama und Dein Bruder, Ihr bildet ein Kleeblatt, vor dem ich allen Reſpekt habe; denn wenn wir andern Menſchenkinder uns an's Herz greifen, weil es uns warm und froh wird, ſo legt Ihr Drei die Hand an die Stirn und fragt ganz nachdenklich: Was hab' ich davon? Ihr ſeid geborne Spekulanten! Mit Euch iſt nicht Schritt zu halten.“

„Was helfen mir meine Spekulationen! rief Euſebie unmuthig; ich habe mich in Renata's Charakter verrechnet. Wer kann ſich vorſtellen, daß ſie bei achtundzwanzig Jahren ſich verlieben wird? Es iſt im Grunde ein Skandal“ .... —

„Weil ſie Deine Berechnungen über den Haufen wirſt? rief Sternfels laut lachend. Liebes Kind, ſei nur nicht hypertugendhaft! Dahinter ſteckt immer etwas Anderes. Ja ja, etwas Anderes! ſieh mich an wie Du willſt; und zwar etwas, das beileibe nicht Deine Tugend verdächtig macht — o nein! die leuchtet und ſtralt! aber .... Deinen Charakter. Und weißt Du wol, Schätzchen, daß ich zuweilen Gedanken habe .... gottesläſterliche wirſt Du ſie nennen, indeſſen muß ich ſie Dir, meinem andern Ich, doch mittheilen; alſo Gedanken, wie z. B. dieſer: ſteckt nicht etwa die Tugend einer Frau im Blut und der Charakter in der Seele? und muß man den einen auf Koſten des andern ausbilden und berückſichtigen?“

„Ich muß mich bewundern, ſagte Euſebie, daß ich bei Deinen perniziöſen Grundſätzen nicht durch und durch verdorben bin, und Du wirſt mir wenigſtens zugeben müſſen, daß ich felſenfeſte Prinzipe meiner guten Mutter zu danken habe“ .... —

„Wie auch Dein felſenhartes Herz,“ ergänzte Sternfels, immer die Unterhaltung in ſo ſcherzhaftem Ton und mit ſo verbindlichen Mienen und Geberden führend, daß es wie ein verſtecktes Lob klang. Euſebie traute dem aber nicht und ſagte:

„Was man heimlich beneidet, weil man es nicht aufrichtig bewundern mag, das ſucht man durch Spott herabzuſetzen. Mir ſcheint, lieber Sternfels, daß Du bei den Kritikern in den literariſchen Journalen Lectionen nimmſt, und ihnen ihre verbrauchten Künſte ablernſt.“

Sternfels hielt ſich beide Ohren zu und rief: „Gnade, mein liebes Kind, Gnade! wirf mir vor, was Du willſt, tadle mich, wie Du willſt, vergleiche mich, womit Du willſt — nur nichts! nichts von Journaliſten! Machteſt Du mir den Vorwurf, bei Katzen in die Schule zu gehen, ſo würde mich das ſchon empören; aber nun vollends bei Journaliſten! Nein, Schätzchen, dann hat unſer heitres Geſpräch ſogleich ein Ende. So über alle Maßen mußt Du mich nicht beleidigen. Jetzt iſt's vorbei; ich kann die arme Renata nicht mehr vertheidigen. Mir iſt zu Muth wie einem Ritter, der ſtatt des Lanzenſtichs einen Fauſtſchlag bekommen hat.“

Später, als Renata ſich zu dem Ehepaar geſellte, fragte Euſebie:

„Wie hat es ſich nur gemacht, daß grade Forſter Dein Herz genug gerührt hat, um Deine Hand zu gewinnen? Mir däucht, Du hätteſt doch in dieſen letzten Jahren manche Männer kennen gelernt, die ihm in vieler Beziehung überlegen ſind.“

„Ich glaube wol, entgegnete Renata, daß hier und da ein Mann meiner Bekanntſchaft irgend einen Vorzug vor Cecil haben mag; ich hatte nur nie Zeit, mich an ihn zu gewöhnen, mich mit ihm zu befreunden, und für die Liebe „beim erſten Blick“ bin ich nicht geſchaffen.“

„Bedanken Sie Sich bei mir, Infantin! ich habe Ihnen Gelegenheit und Muße verſchafft, ſich gründlich an Forſter zu attachiren; denn wäre Euſebie nicht in dem intereſſanten Zuſtand, worin wir ſie jetzt erblicken, ſo wären wir durch Nizza geflogen, nach Rom, nach Neapel und nach Deutſchland zurück, und Sie hätten ihn niemals ſo wie hier in ungeſtörter Intimität kennen gelernt.“

Euſebie, die ohnehin nicht ſehr erfreut über ihren, wie Sternfels ihn nannte, intereſſanten Zuſtand war, fand in dieſer Äußerung einen Grund mehr, um ſich heimlich zu grämen, und ſagte:

„Wie wirſt Du nur die oft ſo läſtige Abhängigkeit von einem Mann ertragen, Du Unabhängige ſeit Deinem ſechszehnten Jahr?“

„Ach! erwiderte Renata aus voller Seele, von der großen und mühſeligen Anſtrengung, immer meinen eigenen Willen feſtzuhalten und durchzuführen, werde ich mich mit wahrer Wonne in dem Bewußtſein ausruhen, den Willen eines Andern zu thun.“

„Du ſprichſt wie Jemand, der nicht weiß, wie bitter uns der Gehorſam ſein kann,“ entgegnete Euſebie kopfſchüttelnd.

„Nicht doch! ſagte Renata ruhig, ich habe mich früh im Gehorſam gegen die von Gott auferlegte Pflicht geübt.“

„Sie ſind wirklich eine ganz excellente Frau! rief Sternfels. Ja, Sie haben eine Vorſchule gehabt, welche Sie herrlichſt für die Ehe befähigt. Jedesmal, wenn ſich zwiſchen Ihnen und dem Gemal leichte Differenzen erheben, die auch in der glücklichſten Ehe nicht fehlen — nicht wahr, Euſebie? — werden Sie ſanft und freundlich nachgeben und denken: meines Mannes Wille iſt Gottes Wille, und der geſchehe.“

Renata lachte und ſagte: „Ich glaube, bis zu dieſer Vollkommenheit bring' ich es nicht.“

„Ich würde Dir auch nicht dazu rathen, ſagte Euſebie. Aber was wird denn nun aus Ebernbach, aus Deinen herrlichen Beſitzungen? Kann denn das Alles ſo fortbeſtehen ohne Dich? wird Deine ordnende Hand, Dein klares Auge nicht überall fehlen?“

„Ich hoffe im nächſten Herbſt und dann alljährlich auf ein Paar Monate nach Ebernbach zu gehen, und mich meiner Heimath und meinen dortigen Verhältniſſen nicht zu entfremden."

„Wie wird aber Forſter ſich darin finden? es ſind Verhältniſſe nach großartigerem Zuſchnitt als er ſie gewohnt iſt."

„Ein Diplomat, der ſich ſchmeichelt mit den europäiſchen vertraut zu ſein, wird auch mit den Ebernbachiſchen fertig werden," ſagte Renata lächelnd.

„Und ſeine Familie? fuhr Euſebie fort zu inquiriren, wie wirſt Du Dich mit der ſtellen?"

„Das weiß ich nicht, denn ich kenne ſie nicht."

„Es ſcheint ein Fatum über uns und dieſen Forſters zu walten, daß wir uns auf jede Weiſe in der Welt treffen: Tosca, Sigismund, Ignaz, Du, Cecil — denke doch nur, wie freundlich und feindlich ſich das berührt."

„O, das iſt eine traurige Erinnerung!" ſagte Renata trübe.

„Gar nicht, holde Infantin, gar nicht! ſprach Sternfels begütigend. Sie werden den Unſtern, der über dieſen Familien zu walten ſcheint, in einen Glücksſtern verwandeln, wie Romeo und Julie."

„Sie finden keinen troſtreichen Vergleich! entgegnete Renata; Romeo und Julie ſterben beide."

„Richtig! nun, ſo meinte ich etwas ganz Andres, wovon ich nur den Namen vergeſſen habe,“ rief er; denn in Verlegenheit kam er nie.

Aber der Schluß des Geſprächs machte einen beklemmenden Eindruck auf Renata. Sie ging in ihr Zimmer und verſank in Grübeleien, ob ſie frei genug von Emmerich ſei, um über ihre Hand zu verfügen, ob ſie keine Treuloſigkeit begehe, ob er kein ideales Recht über ſie habe. Ach, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, wir ſollten nie in die Zukunft hinein eine Geſinnung geloben, ſobald wir ſie nicht hinter den Wällen und Mauern der Pflicht verſchanzen und durch ſie ſtark machen können. — Sie ließ Cecil zu ſich bitten, und als er kam, ſagte ſie ihm, daß ſie entſchloſſen ſei, an Emmerich zu ſchreiben.

„Und was?“ fragte er beunruhigt.

„Daß er den Ring, den ich ihm gegeben, als Andenken betrachten möge, nicht als ein bindendes Unterpfand.“

„Wozu die Erinnerung auffriſchen, Renata!“

„Um ſie zu verwandeln.“

„Und wenn er Ihnen antwortet, Schmerzliches, Trauriges, Beängſtigendes“ .... —

„Er antwortet nicht! höchſtens ſendet er mir ſchweigend meinen Ring zurück. Er iſt ganz ein Menſch der That — nicht der Worte.“

„Sie wollen ſchreiben, Renata, Ihre Gedanken in die Ferne ſchicken, mir entziehen, während die meinen immer mit Ihnen beſchäftigt ſind! Iſt das gerecht?“

„Vielleicht nicht; — aber es iſt mir eine Laſt auf der Seele, und ich mögte gern ganz froh und frei mich fühlen.“

„Gut! ſo ſchreiben Sie heut Abend, wenn ich nicht bei Ihnen ſein kann. Doch jetzt, da Sie mich haben rufen laſſen, da ich freudig gekommen bin, wollen wir doch lieber zuſammen ſprechen .... von Rom.“

Und ſie ſprachen von Rom! Und ſo wie Millionen von ihrer Zukunft geſprochen haben und in ähnlichen Momenten ſprechen werden: zuverſichtlich, faſt gebieteriſch, die ſchwankenden Zuſtände des Lebens vergeſſend, und auf das Glück rechnend, weil es der Grundſtein ſein ſoll, auf dem ſie ihre Hütte bauen. Dann beſchrieb Cecil Rom ſelbſt ſo anziehend und lebendig, daß Renata rief:

„Ich meine viel Schönes und Herrliches geſehen zu haben; doch gegen Rom müſſen ſich alle andre Städte nur gemein und alltäglich ausnehmen! Ich freue mich unſäglich, es kennen zu lernen, wenn ich nur über das Eine, das Wichtige und Bedenkliche außer Zweifel wäre: ob mir das Albanergebirg auf die Dauer beſſer gefallen wird, als mein

Speſſart! ob ich ein Herz dafür haben werde! — Für Alles, was ich bis jetzt geſehen, hab' ich es nicht.“

„Deſto beſſer! ſagte Cecil, ſo bekomme ich es ganz und ungetheilt, und ich bin habgierig genug, um es weder dem Albanergebirg, noch einem andern Berg oder Thal gönnen zu mögen.“

„Nizza wird doch immer ein ganz beſonderes Plätzchen darin behalten,“ ſagte Renata lieblich.

„Wie kann man nur ſo holdſelig ſein, wenn man dazwiſchen auch wieder ſo ſchroff iſt!“ rief Cecil, kniete vor ihr nieder und umſchlang ſie; und obgleich die Sonne hell in die geöffneten Fenſter hinein ſtralte, ſo vergaß Renata doch diesmal, zu ſagen: Die Sonne ſieht's!

Drei Tage waren ſo vergangen. Man traf Vorbereitungen zur Abreiſe, man fing an zu packen, Abſchiedsbeſuche zu machen, die bevorſtehende Reiſe zu überdenken. Bis Genua wollte man zuſammen gehen; dann Cecil mit Renata über Florenz nach Rom, und Sternfels mit Euſebien über Mailand nach Deutſchland — und zwar nach Augsburg zu ihrer Mutter. Renata hatte großmüthig für die Zukunft der ganzen Sternfelſiſchen Familie geſorgt.

„Nicht mehr als billig, ſagte Euſebie, denn ihr ganzes Vermögen geht uns ja durch ihre Heirath verloren.“ Sie hatte ſich dermaßen gewöhnt, es als ihrer Kinder Eigenthum zu betrachten, daß ſie ſich in ihrem Recht beeinträchtigt vorkam, während Renata glänzend großmüthig für ſie war.

„Zu meiner Zufriedenheit fehlt mir jetzt nichts mehr, als eine Antwort von Diane, ſagte Renata zu Cecil. Ich fühle mich ganz ruhig, klar und friedlich! O Cecil, ich habe wahrlich nie auf ein ſo ſüßes Glück gerechnet.“

„Und ich!“ ſagte er mit tiefer Rührung.

Renata's Kammerdiener trat ein mit einem Brief.

„Da iſt der erſehnte!“ rief ſie freudig. Aber als ſie das ſchwarze Siegel gewahrte — aber als ſie auf der Adreſſe die Handſchrift erkannte — da ſagte ſie zitternd und todtenbleich: „Gott ſei uns gnädig.“ — Sie hielt den Brief in der Linken und preßte die Rechte auf ihr heftig klopfendes Herz. Cecil ergriff den Brief.

„Was Dich ängſtigt vernichte ich! rief er, und warf ihn in den Kamin, wo die letzten Kohlen glimmten.“

„Er iſt ja von Emmerich!“ rief ſie und ſprang auf.

„Das wußt' ich, denn kein andrer würde Dich in dieſem Grad erſchüttern! laß ihn verbrennen.“ Er umfaßte ſie mit ſtarken Armen.

„Cecil! Cecil!“ ſagte ſie feierlich, und legte beide Hände auf ſeine Schultern.

„Du willſt es!“ rief er mit ſchneidendem Schmerz und ließ den Arm ſinken.

Sie flog zum Kamin, kniete nieder und nahm den Brief von den Kohlen. Das Siegel war geſchmolzen und der Umſchlag braun geglimmt; doch konnte ſie noch erkennen, daß die eigentliche Adreſſe nach Ebernbach gelautet, und daß man ſie vermuthlich dort nach Nizza verändert hatte. Sie riß den Umſchlag ab und las:

„Der Himmel will unſer Glück, Du Einzigliebe, „und zürnt uns nicht, daß wir es uns auf Grä„bern erbauen. Pélagie iſt todt und ich bin frei. „Zu Deinen Füßen, an Deinem Herzen will ich „Dir von meiner Liebe ſprechen. Ich folge „dieſem Brief auf dem Fuß nach Ebernbach, und „ſollteſt Du da nicht ſein, dahin wo Du biſt, „meine Renata. Denn mein biſt Du, und ich „bin der alte Emmerich.“

Auf ihren Knieen hatte Renata den Brief geleſen, und auf ihren Knieen blieb ſie liegen, als Cecil heran trat, ihn nahm und ſeinerſeits überflog.

„O! hätteſt Du ihn verbrennen laſſen!“ rief er in Verzweiflung, zerriß den Brief, und warf die einzelnen Stücke auf die Kohlen, wo ſie ſich ſchnell in hüpfende Flammen verwandelten, und dann in ſchwarzen Staub. Er hob Renata auf:

„Meine?“ fragte er traurig zärtlich.

Sie machte ſtumm und finſter eine abwehrende Bewegung. Er hielt ihre Hände feſt und ſagte:

„Du warſt es, ſobald jener Brief drei Tage ſpäter kam. Handle ſo, als ſei das geſchehen.“

Sie ſah und hörte nicht. Sie war ſo unbeweglich, daß ein Grauen Cecil beſchlich.

„Renata, meine Süße! ſagte er ſanft, beſinne Dich! Du biſt ja frei und in Deinem Recht. Laß Dich nicht von Zweifel und Bangigkeit ängſtigen. Was betrübt Dich? was fürchteſt Du? Sprich!“

„Lebewohl!“ ſagte ſie leiſe.

„Das alſo? rief er; ſo ſehr liebſt Du ihn? ein Wink von ihm und Du folgſt und gehörſt ihm? Aber weißt Du nicht, daß Du mir alsdann heilloſes Unrecht gethan?“

„War es Unrecht, ſo erleide ich in dieſem Augenblick, durch dieſen Vorwurf die ſchmerzlichſte Strafe!“ rief Renata und hob ihre Hände flehend zum Himmel.

„Vergieb mir! ſagte er, rechne mir nicht zu, was ich Hartes oder Bitteres ſagen könnte. Ich liebe Dich, ich glaube an Dich! Du wirſt kein Unrecht thun.“

„Ich habe mir immer Mühe gegeben, das zu thun, was ich für Recht hielt; aber ich muß mich wol geirrt haben, ſagte Renata tonlos; denn jetzt reißt mich ja die Hand der Vorſehung von meinem .... und Deinem Wege fort. Ich weiß nicht, woran unſre Schickſale hängen, ob an unſerm Wort, unſrer Geſinnung, unſrer That! aber in unſerer Gewalt ſind ſie nicht. So will ich ſie denn aus der Hand Gottes nehmen.“

„Du biſt von Eis, Renata!“ rief er heftig. Sie ſah ihn traurig an; ihre ſtarre Betäubung löſte ſich in Thränen.

„Thue mir nicht weh,“ ſprach ſie bittend.

„Oder Du biſt göttlich! ſetzte er hinzu und ſank zu ihren Füßen nieder. Ja, du warſt es ſtets, aber Du fährſt fort immer göttlicher zu werden, ſo daß Du auf der Erde wol nicht mehr glücklich ſein kannſt.“

„Bei Dir habe ich ernſtlich von Glück geträumt, ſagte ſie melancholiſch; habe Dank dafür.“

„Und jetzt?“

„Der Traum iſt aus.“

„Du wirſt ihn wieder träumen .... bei ihm!“

„Nein! nicht wieder! ich hab’ es verſcherzt, denn ich habe das Glück ohne Emmerich ſuchen und finden können.“

„Und das bedauerſt Du?“

„Daß ich es ſuchen konnte — vielleicht! daß ich es gefunden habe — nein: nimmermehr! es iſt ein Segen, ein Reichthum, ein köſtlicher Schatz für die Erinnerung und für die Zukunft! nein, mein geliebter Cecil!“ — Sie umſchlang ihn und drückte ihn feſt an's Herz, und Cecil fühlte, daß der Wunſch, in den Armen der Geliebten ſterben zu dürfen, keine kahle Redensart ſei. Das Glück allein — entflammt; der Schmerz allein — verklärt; aber Glück und Schmerz in ſolchem Augenblick verſchmelzend, wie die untergehende Sonne mit ihrem Spiegelbild im Meer, wo das Licht in die Tiefe hineinſinkt, und die Tiefe ſich mit flammenden Lippen an das verklärende Licht anſaugt, dann iſt die Liebe in ihrer Extaſe, und auf ihrem Kulminationspunkt. Darüber hinaus verſinkt ſie in Schatten und Nacht. Aber aus ihrer vollen, ſtralenden Glorie traten Cecil und Renata in die ganze Qual der Welt zurück, denn ſie ſagte:

„Cecil! lebewohl!“

Doch er wollte nichts hören, noch wiſſen und blieb vor ihr liegen, das Geſicht in ihren Schooß gedrückt. Sie richtete ſanft ſein Haupt empor; da fielen zwei ſchwere Thränen von ſeinen Wimpern. Sie küßte raſch ſeine Augen und rief:

„Barmherzigkeit, Cecil! nur keine Thränen.“

„Es ſind keine, ſagte er, mein Herzblut iſt's! Nun weiß ich doch auch, wie den zermalmten Herzen zu Muth iſt. Das habe ich bei Dir gelernt, denn Dich hab' ich geliebt, Dich Renata! ſonſt nichts und Niemand! nicht Vater noch Mutter! nicht Bruder noch Freund! nicht Braut noch Liebſte! ... aber Dich, und in Dir das Alles zuſammen und mit einer Energie, wie man Menſchen nicht zu lieben pflegt. O, Gott ſei Dank, ſo kann ich doch lieben, und gerade Dich, Du Mächtige! und nur Dich. Auf Dich hab' ich gewartet, nach Dir hab' ich mich geſehnt, Dich verlangte meine Seele, an Dich begehrte ich zu glauben, Du ſollteſt mir ſein, was Du mir in Wahrheit geworden biſt: eine große und ganz unſterbliche Liebe. Ich habe ſie gefunden; — was klage ich! lebewohl.“

Er ſprang auf und ging Arm in Arm mit ihr bis zur Fenſterthür, die auf die Terraſſe führte. Da ſtand er ſtill. Er lächelte wehmüthig und ſagte:

„Siehſt Du ... ich fürchte mich, Renata, denn es iſt ſo kalt da draußen! Kannſt Du mir nicht, wie eine Fee die du biſt, einen Zauberſpruch mitgeben, durch den ich mich in Dein goldnes Reich und zurück zu Dir verſetzen kann, wenn die Welt mir gar ſo leer und kühl vorkommt?“

Renata faltete die Hände, legte ſie auf Cecil's Bruſt und ſagte: „Von mir könnteſt Du nur ſterbliche Worte lernen, Cecil! aber ich will Dir unſterbliche ſagen, die aus dem Munde eines Propheten durch die Jahrtauſende klingen. „Fürchte Dich nicht! — Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du biſt mein!“

„Dein!“ rief er.

„Nicht mein, ſondern Gottes!“ ſagte ſie, drängte ihn in einer Umarmung über die Schwelle, und riß ſich los.

Cecil eilte über die Terraſſe nach ſeinem Zimmer. Als er ſich dort in der Thür umſah, war Renata nicht blos verſchwunden, ſondern die Jalouſie war über ihrer Fenſterthür dicht verſchloſſen, wie das undurchdringliche Gitter vor einer Nonne. Aber ſie ſtand noch da, unſichtbar für ihn, die Stirn an die Scheiben gelehnt und durch die Stäbe ihm nachblickend — bis er verſchwunden war.

Sie ließ Euſebien ſagen, ſie ſei nicht ganz wohl und könne daher nicht zum Speiſen kommen. Sie fühlte ſich ſo ſtumpf, ſo betäubt, daß ihr der Schmerz mit dem Bewußtſein unterging, und nur zuletzt fuhr es ihr wie ein Dolchſtich durch die

Seele, als ſie Cecils Stimme im Garten hörte. Er ging der Straßenthür zu, wo ſein gepackter Wagen hielt, und ſprach mit den Leuten. Es war Abend und ſie konnte kaum ſeine Geſtalt erkennen, als ſie an's Fenſter trat. Eine Minute ſpäter rollte der Wagen fort.

Um eilf Uhr kehrte Sternfels mit Euſebien ahnungslos aus der Oper zurück, und er erſchrack, als die Kammerjungfer ihn zu Renata beſchied; und noch mehr, als er ſie auf dem Sopha liegend mit verweinten Augen und zerſtörten Zügen fand. Sie ſagte ſogleich:

„Mein Schickſal hat eine ganz unerwartete Wendung genommen, lieber Sternfels, und bis ich darüber zum Bewußtſein gekommen bin, haben Sie Nachſicht mit mir, und bekümmern Sie Sich gar nicht um mich. Bitten Sie auch Euſebie darum. Ich muß mich beſinnen, mich ſammeln. Jetzt weiß ich nur, daß Cecil fort iſt.“

„Aber doch nicht für immer? ... aber Sie werden ihn doch heirathen? ... was?“ brach Sternfels aus.

„Nein!“ ſagte Renata mühſam und verhüllte ihr Antlitz.

Er küßte ſchweigend ihre Hand und verließ niedergeſchlagen das Zimmer. Es iſt recht ſchwer mit ſolchen extraordinären Leuten zu leben! murmelte er für ſich. Weiß Gott, was ihnen für ungewöhnliche Dinge vom Himmel fallen und ihnen die Exiſtenz über den Haufen werfen! Mir iſt doch mein Lebtage nichts dergleichen paſſirt. — Er erſchöpfte ſich mit Euſebien in Muthmaßungen aller Art. Sie gelangten nur zu der einen Gewißheit, daß Cecil abgereiſt ſei.

Renata blieb unſichtbar. Sie dachte an Cecil, an Emmerich mit herzzerſchneidender Trauer. Der Eine ging, der Andre kam, und Beiden that ſie weh. Das Herz iſt rein, die Hand iſt rein, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und doch muß ich ſo viel leiden! iſt denn die heimliche Schuld ſo groß? — Und dazwiſchen hörte ſie unabläſſig eine Stimme, die ihr wiederholte: Nicht mir wirſt Du gehören; aber auch keinem Andern!

Ein Tag verging. Am Abend des zweiten erhielt ſie einen Brief von unbekannter Hand. Ihr graute, als ſie das Siegel brach. Einige Blätter fielen heraus — ſie waren von Diane, und ein Blatt mit fremder Handſchrift und Clara Richter unterzeichnet, war ihnen beigefügt. Diane hatte geſchrieben bis ſie zu matt geworden war, und ſich zum letzten Mal mit all' den Aengſten, Martern und Enttäuſchungen ihres Lebens, mit all' dem bangen Klopfen ihres armen ſchwachen Herzens an Renata's ſtarkes gelehnt; — und da hatte es aufgehört zu ſchlagen. Clara fügte hinzu, daß ſie mit ihrem neugebornen Kinde in großen Schmerzen geſtorben ſei, und manche Nachricht über die dürftige Enge der Verhältniſſe. Renata mußte dieſe Briefe Euſebien mittheilen, und ſo ſahen ſich die Schweſtern denn; aber Euſebie entſetzte ſich, weil Renata in den drei Tagen um zehn Jahr gealtert ſchien. Dianens Tod machte im Grunde wenig Eindruck auf Beide; auf Euſebie aus Gleichgültigkeit; auf Renata, weil ihre innerlichſten Sympathien ſich nicht den Seelen zuwendeten, die ſich vom Leben zerbröckeln ließen, ſondern denen die darin erſtarkten. Sie war bewegt, betrübt, bereit auf jede Weiſe Troſt zu geben und Hülfe zu leiſten, aber nicht erſchüttert. Euſebie ſagte:

„Mit wahrem Antheil fur Dich, liebſte Renata, ſei es geſagt: aber ſieh! dies iſt faſt immer das Ende ſolcher leichtſinnig geſchloſſenen Mißheirathen. Ich dächte, dies traurige Beiſpiel müßte Dich etwas beruhigen über den plötzlichen Untergang Deiner Wünſche." Einen andern Troſtgrund wußte ſie nicht zu finden.

Renata ſchob wieder ihren Schild kalter Gleichgültigkeit zwiſchen ſich und Euſebie — das einzige Mittel um nicht durch deren ſtumpfe Pfeile verletzt zu werden; ſie ließ ſie abprallen und ſagte kalt: „Das verſteht ſich.“

„Mir wäre es lieber, wenn Sie ein wenig lamentirten, rief Sternfels, denn in Ihrem Herzen ſind Sie doch gewiß tief traurig, und wenn man den Schmerz ſo nach Innen drängt, thut er doppelt weh. Er hat da keinen Raum, mögte heraus .... und darf nicht! iſt das nicht grauſam?“

Renata ſah ihn an mit einem Blick ſo ſchwer von Dankbarkeit und Rührung, daß er mit der Hand über die Augen fuhr, aber ſie ſprach nichts. Sie ſchrieb an Clara, um für ihre Mittheilungen zu danken; an Hellmuth, um ihn zu bitten, daß er ihr die Erziehung von Dianens Töchtern überlaſſen möge. Damit verging wieder ein Tag. Emmerich kam noch immer nicht! Sie konnte ſich kaum noch in dieſer Spannung aufrecht halten — ſo ſehr wünſchte ſie den Moment des Wiederſehens, der Verſtändigung hinter ſich zu haben. Sie nahm die Turiner Zeitung, da ſtand aus Genua: Der neue Miniſter-Reſident beim päpſtlichen Stuhl, bis dahin Geſchäftsträger am ſardiniſchen Hofe, ſei in Genua angelangt und ſogleich an Bord des Dampfſchiffs Colombo und mit demſelben nach Rom gegangen. — Jetzt wird er dort ſein, in der Stadt der Vergangenheit, in dem Mauſoleum dahingeſchwundener Größe, dachte ſie, bei den Gräbern herrlicher Todten! Es wird ihm wohl thun bei den Gräbern zu ſein .... denn da iſt die Hoffnung, die einzige, auf welche keine Enttäuſchung folgt. — Dann nahm ſie wieder die Zeitung, und las mechaniſch von den raſenden Stürmen oben im Gebirg, von dem heftigen Schneefall auf dem Col de Tende. Und hier der ewige Frühling! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Nah wie im Menſchenherzen ſteht ſich auch in der Natur Verzweiflung und holdes Glück.

Der Kammerdiener meldete ihr einen Fremden.

„Das iſt er!“ rief ſie ohne die Kraft zu haben ihm entgegen zu gehen. Als aber der Fremde eintrat, rief ſie:

„Wo iſt der Graf?“ und ſprang auf. Sie erkannte ſeinen ungariſchen Kammerdiener, den Emmerich ſchon in Iſchl hatte und der ihm aus ſeiner Knabenzeit ein lieber Gefährte war. Statt zu antworten, brach Bela in ein konvulſiviſches Schluchzen aus.

„Iſt er todt?“ fragte ſie mit ſtarrer Entſchloſſenheit.

Bela neigte mit ſtummer Bejahung den Kopf. Renata fiel auf die Knie.

„Wohl ihm! ſagte ſie; heimgegangen iſt er ohne Schmerz um mich, in ſeliger Liebeshoffnung, in der vollen Glorie ſeiner Illuſionen — ein Liebling Gottes!“ Sie legte ihr Haupt auf ihre gefalteten Hände und weinte ſtill.

„Wann und wo iſt er geſtorben?“ fragte ſie endlich den troſtloſen Bela.

„Wol ſchon geſtern,“ entgegnete der in gebrochnem Deutſch.

Renata ſtarrte ihn an; ſie glaubte er rede irre vor Schmerz. Bela fügte hinzu: „Wir haben ihn aber erſt heute gefunden, und hierher gebracht in den Gaſthof.“

„O! mein Kopf!... mein Herz!“ ächzte Renata; aber ſie beſann ſich, nahm Hut und Shawl und ſagte zu Bela:

„Ich will zu ihm gehen.“

Er brachte ſie in's Hôtel des etrangers. Da war es fürchterlich traurig! In dem Zimmer, das ſie bei ihrer Ankunft bewohnt hatte, lag Emmerichs Leiche auf dem Bett. Ärzte waren um ihn beſchäftigt. Sein Leibjäger, in tiefe Trauer gekleidet, wie Bela, war auch in Thränen gebadet. Aber im Nebenzimmer ſaß ſein Kind, die kleine zweijährige Pelagie, auf dem Schooß ihrer Wärterin, und aß und jauchzte, und ihr liebliches Köpfchen blühte wie eine Roſenknoſpe aus dem Traueranzug hervor. Daß ſie die Mutter verloren hatte, wußte ſie nicht mehr, und den Vater — noch nicht. Sie konnte kaum ſprechen, und wiederholte nur nach Kinderart, was man ihr vorerzählt hatte: „Papa ſchläft.“

Renata hätte vor Schmerz bei dieſem Anblick ſchreien mögen; aber die Anweſenheit der Ärzte gab ihr die äußere Haltung, die hier nothwendig war. Sie benahm ſich ſogleich wie Jemand, der auf dieſem Platz zu gebieten hat, ſprach mit den Ärzten, ließ die Anſtalten treffen, die ſie für nothwendig hielten, und entließ ſie. Alle Hülfe kam zu ſpät. Emmerich war todt. In weiße Tücher gehüllt lag er da, mit ſeinem wunderſchönen Antlitz, das der Tod nur ruhig, nicht ſtarr gemacht zu haben ſchien. Das feine ſchwarze Haar hing weich wie gebrochene Flügel zu beiden Seiten der Stirn herab, und verdeckte die eingeſunkenen Schläfen, denen nicht der Tod, ſondern das Leben die Friſche genommen hatte. Die langen dunkeln Wimpern warfen einen ſanften Schatten auf die Wangen, und der majeſtätiſche unerſchütterliche Friede der ewigen Ruhe ſchwebte verklärend auf ſeinen Zügen. Renata ſetzte ſich einſam an ſein Lager, und betrachtete ihn mit andächtiger Bewunderung, klag- und thränenlos.

Beherrſchen Menſchen mit ſtarkem und reinem Charakter, wie Du Emmerich, das Schickſal Anderer, und wiſſen ſie das eigene voraus? ſprach ſie halblaut. Iſt Euer Wille ſo mächtig, daß die Umſtände ſich Euch fügen? Nicht mir wirſt du gehören, ſagteſt Du mir einſt, aber auch keinem Andern. Dein Wort iſt wahr geworden, und Du hältſt mich bei dem meinen. — Sie überdachte ihre Zukunft und fand keine irdiſche Hoffnung mehr darin. Dann ſchlägt die himmliſche Hoffnung Wurzel im Menſchenherzen, und eine ſo zerarbeitete Seele muß wol das Erdreich ſein, worin ſie zu ſchöner Blüte kommen kann.

Als die Prieſter kamen, um die Gebräuche der katholiſchen Kirche bei dem Dahingeſchiedenen zu vollziehen, ging ſie zu der kleinen Pélagie, die in ſüßem Schlummer lag, und bat deren Wärterin, Bela zu rufen. Er kam mit ihr zurück. Renata ſetzte ſich an das Bett der Kleinen und ſagte:

„Jetzt erzählt mir Beide wie der Graf geſtorben iſt, und ausführlich.“

„Ach! ſagte Bela, mein einziger Troſt iſt der, daß er auch ohne dieſen Unfall bald geſtorben wäre Er war zu krank. Aber Niemand hat's gewußt als ich, und ich durft' es Keinem ſagen — darin war er eigen. Seit er aus Mailand zurück war, und ſeit der Niederkunft der ſeligen Gräfin hatte er einen Krampf am Herzen, oder im Herzen ... wer kann das wiſſen! kein Arzt ſieht da hinein! Ein paarmal ſprach er zu mir, wenn er gerade ſo recht krank geweſen war: „Bela! „mir iſt zu Muth, als ſäße mir da im Herzen „etwas, ein Druck, ein Schmerz, der alles Blut „herausjagt.“ Dann ſprach ich: „Gräfliche Gnaden ſollten den Doctor fragen, der muß doch „helfen können, der iſt ja dazu da.“ Dann ſprach er: „Nein Bela! mit den Quackſalbern bleib mir „vom Leibe!“ Und dann erholte er ſich auch immer wieder, kräftig und friſch, wie er von Natur war, und wie gräfliche Gnaden ihn damals gekannt haben in Wien, und in Iſchl .... Jeſus Maria! mit ſeinem ſteyriſchen Hütel — obwol ihm die ungariſche Magnatentracht doch noch beſſer ſtand. Ach, die Attila! wie ſaß ihm die! Ich hab' unſre Kaiſer geſehen, und viele Erzherzöge; — aber wie er war Keiner anzuſchauen.“

„Und hatte die ſelige Gräfin keine Sorge um ihn?“ fragte Renata.

„Wol zuweilen!“ entgegnete die Wärterin, denn Bela zerfloß wieder in Thränen, und drückte ſich daher noch unverſtändlicher aus als gewöhnlich.

Aber der Graf redete es ihr immer aus, und ſie hatte ihn ſo lieb, daß ſie Alles glaubte, was er ihr ſagte, und er war denn auch ein wahrer Engel für ſie und für Jedermann.

„Mitten im Carneval ſtarb ſie an einer Gehirnentzündung, nahm Bela wieder das Wort, und in achtundvierzig Stunden war ſie roth und todt. Der Graf war recht traurig und ſehr erſchrocken, aber nicht untröſtlich — wie gräfliche Gnaden das wol beſſer als ich wiſſen werden, ſetzte Bela beſcheiden hinzu; — denn nach vier Wochen ſprach er zu mir: ‚Bela! in vierzehn Tagen reiſen wir „nach Ebernbach!“ — „Gott ſegne Euer Gnaden!“ rief ich. — „Und weißt Du denn wer in Ebern„bach wohnt?“ fragte er und ſah mich an ſo freundlich wie ich's nicht ſagen und vergeſſen kann. „Wenn ich das nicht wüßte, ſprach ich, ſo müßt' „ich nicht Bela ſein und Euer Gnaden von Kin„desbeinen an kennen.“ — Ja, gräfliche Gnaden, ſo ſprach ich. Als nun die vierzehn Tage um waren, da reiſten wir ab und kamen auch ſchnell und glücklich nach Ebernbach. Aber als er Euer gräfliche Gnaden dort nicht fand, packte ihn gleich der gewaltige Schmerz, und er mußte einen Abend und eine Nacht dort zubringen. Es war Alles ſehr gut in Ebernbach; es hätte nicht beſſer ſein können, was die Aufnahme betrifft, wenn gräfliche Gnaden ſelbſt da geweſen wären; aber das war Ihm freilich einerlei! Auch der Doctor kam gleich, wollte ihm etwas verſchreiben; doch das ließ er nicht zu! darin war er eigenwillig! es hat jeder ſeinen Fehler — und er, außer daß er zu Zeiten ein wenig aufbrauſend war, und immer ein wenig zu viel Geld ausgab — hatte keinen andern.“

„Ach, ſagte Renata, das ſind Fehler, um derentwillen man ihn noch lieber hatte.“

Bela ſah ſie mit einem Blick tiefſter Dankbarkeit an und fuhr fort: „Da ſprach der Doctor: „Herr Graf, Sie müſſen Sich vor Gemüthsbewegung hüten.“ — Und er antwortete .... ich bitte gräfliche Gnaden um Verzeihung! wenn er ungeduldig war, ſo ſprach er ſo! er antwortete: „Teremteté! Herr Doctor! lieber will ich ſterben, als lebendig abſterben.“

„Dachte er an den Tod?“ fragte Renata.

„Der plötzliche Tod der ſeligen Gräfin mag ihn wol an den ſeinen erinnert haben, denn ehe wir von Prag abgingen, machte er ſein Teſtament. Und eine ſchreckliche Unruh, eine wahre Angſt, Euer gräfliche Gnaden wieder zu ſehen, mag wol eine geheime Todesahnung geweſen ſein. Als er erfuhr, gräfliche Gnaden wären in Nizza und würden Anfang Mai in Ebernbach erwartet, da ſprach er zu mir: „Bela, wir müſſen nach Italien.“ Ich wagte ihn zu bitten, lieber nicht nach Italien zu gehen, weil die Reiſe doch weit und ſein Befinden nicht gut ſei. Da ſprach er: „Das verſtehſt Du nicht, Bela! ich könnte ja ſterben ehe „ich“ .... — und dann ſchwieg er, ſprach aber hernach weiter: „Wenn wir nur erſt über die „Berge und in Italien ſind, ſo werde ich dort „ſehr geſund werden.“ — Ich ſagte traurig: „Mailand iſt auch Italien, und wie krank ſind der „Graf nicht von dort zurückgekommen.“ — „Das „war was Andres,“ ſprach er, und da es ſein Wille und Befehl war, ſo reiſten wir ab, den Rhein entlang, nach Baſel, nach Genf und über den Mont Cenis nach Turin. Wir hatten prächtiges Wetter, friſche Luft, klaren Himmel; auch bei dem Uebergang über die hohen Berge, die ganz weiß von Schnee und Eis ſind, war es recht ſchön, und er ging zu Fuß, drei Stunden oder darüber, weil ihm die Zeit lang wurde, bergauf zu fahren. Ich und der Miklos wir gingen denn auch zu Fuß, aber — wie ſich das ſchickt und gehört, wir blieben bei dem Wagen, und trafen ihn erſt oben wieder. In Turin ſprach er zu mir:

„Jetzt, Bela, ſind wir in Italien, und in zweimal vierundzwanzig Stunden in Nizza — und „das iſt das Schönſte in Italien.“ Und dabei ſah er ſo fröhlich aus, daß mir ganz leicht um's Herz wurde. In Turin rieth man ihm, lieber den Umweg über Genua zu machen, als den Col de Tende zu paſſiren, der ein ſchlechter und ſteiler Uebergang iſt; aber freilich hieß es, daß auf jener Straße die wilden Torrentes oft Gefahr brächten im Frühling und Herbſt, wenn die plötzlichen Unwetter, Schneefälle, Regenſtröme im Gebirg wütheten. Und ſo zog er den nächſten Weg vor. Es war geſtern ein trüber, unfreundlicher Tag am Fuß des Col de Tende. Der Wind kam in einzelnen heftigen Stößen von oben herab, und dicke ſchwarzgraue Wolken hingen an den Bergen. Der Landauer iſt gar ein großer, ſchwerer Wagen; er hatte ihn genommen, damit das Comteßchen auf dem Rückſitz ein bequemes Bettchen haben mögte, worin es denn auch ſchlief wie in Abrahams Schooß. Nun ließ er acht Maulthiere vorſpannen, und fort ging es! er — immer voran; ſolch eine Haſt war in ihm, und ſie hat ihm den Tod gebracht! .... Wir haben ihn lebendig nicht wieder geſehen! .... Nach einer Stunde wurde der Wind immer heftiger, ein wahrer Sturm ... und es begann plötzlich ein Schneetreiben, ſo daß man am hellen Tage nicht zwei Schritt vor ſich ſehen konnte, und der Schnee fiel dabei in ſo ungeheurer Menge, daß er an manchen Stellen, wo der Wind ihn zuſammenjagte, ellenhoch lag. Dies Unwetter muß ihn gepackt haben, und wahrſcheinlich iſt ſein Herzkrampf dazu gekommen, der ihn um Athem und Beſinnung brachte; — kurz, als wir endlich oben ankamen .... war er nicht da! Thränen erſtickten Bela's Stimme, und die Wärterin ſagte:

„Das war eine Angſt! nirgends eine Spur von ihm, und dazu das Unwetter ſo heftig, daß man gar nicht wußte, wo und wie man ihn ſuchen ſollte. Bis es ſich legte, bis man genug Menſchen beiſammen hatte, mit Leitern und Stangen, Schaufeln und Stricken, um in den tiefen Gründen neben dem Wege Alles zu durchwühlen — war es Nacht geworden, und erſt am Morgen fand man ihn, bedeckt mit hohem Schnee, ſeitab vom Wege, erſtarrt .... ſo wie er jetzt da liegt.“

„Und ſo haben wir ihn denn hieher gebracht, nach Italien, und hauptſächlich zu Euer gräflichen Gnaden ... denn das war es doch eigentlich nur, was er wünſchte — und was ihm den Tod gebracht hat!“ ſagte Bela.

„Wäre ich gereiſt als ich damals wollte, ſagte Renata händeringend, hätte ich mich nicht durch Cecil hier feſthalten laſſen, ſo hätte Er mich vielleicht ſchon in Ebernbach gefunden, und lebte jetzt noch und wäre glücklich.

„Statt deſſen iſt er nun in der ewigen Herrlichkeit, ſagte Bela fromm, denn ich denke, daß ſeine Seele wie mit Flügeln durch das Purgatorium gegangen iſt. Requiescat in pace.“

— — —

Renata verbrachte die Nacht am Bett des verwaiſ'ten, tief ſchlafenden Kindes. Am Morgen kam Euſebie mit ihrem Mann, entſetzt über die grauſige Begebenheit. Mit wenig Worten theilte Renata ihnen die volle Wahrheit mit. Emmerichs Leiche ward in der Kathedrale in einer Chapelle ardente ausgeſtellt, und dann von Bela und Miklos nach Ungarn geführt, zur Gruft ſeiner Väter, in die er, der letzte ſeines Namens, hinabſtieg. Seine Mutter überlebte ihn nur um drei Wochen. Als er alle ihre Wünſche erfüllt hatte, Gatte war und Vater — da ſtarb er, und an ſeinem Sarge brach ihr Herz.

„Das Kind iſt mein, ſprach Renata zu Bela, als er in Thränen von der kleinen Pélagie Abſchied nahm; Er hat ſie mir geſchenkt.“

Und daſſelbe ſagte ſie zu Euſebien, als dieſe fragte, was aus der Kleinen werden ſolle. Euſebie drang auf die Abreiſe; ſie ſehnte ſich nach Deutſchland und nach Ruhe, denn allmälig wurde ihr die Geſellſchaft unbequem, weil ſie nicht mehr die eleganteſten Toiletten machen konnte.

„Du mußt fort! ſprach ſie zu Renata; wenn Du wüßteſt, wie Du krank ausſiehſt .... ganz verzehrt ....“ —

„Vom Läuterungsfeuer!“ ſagte Renata.

Sie reiſ'ten ab nach Genua, nach Mailand. Da blieb Renata ein Paar Wochen, um den Grafen Hradik und ſeine Frau, Pélagies Großeltern, kennen zu lernen. Emmerichs Teſtament übergab ihr das Kind zur Erziehung. Sie wünſchte dazu die Einſtimmung der nächſten Verwandten. Gräfin Hradik erkannte bald, daß Renata nicht die geringſte Neigung habe, Pélagie zu einer Abtrünnigen von der katholiſchen Kirche zu machen, und darauf erklärte ſie ſich freundlich einverſtanden mit ſeiner Beſtimmung. Graf Hradik that es ſchon früher. „Emmerichs Wille, der nie anders als gut war, muß erfüllt werden,“ ſprach er.

Und ſo zogen denn dieſe beiden einſamen Weſen über die Berge zuruck nach Ebernbach, das dazu beſtimmt ſchien, ſein Dach nur über melancholiſche

Schickſale ſchirmend auszubreiten. Aber lieblich vervollſtändigten ſich dieſe beiden Geſchicke: die Frau, die nie Gattin war und nie Mutter, hatte eine Tochter gefunden, und das elternloſe Kind eine Mutter.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Welt, die wie immer nichts weiß und Alles wiſſen will, Pelagie für Renatas Tochter erklärte, ſich unbeſchreiblich befriedigt fühlte, an dieſer ernſten und hohen Erſcheinung den Makel zu entdecken, und nur über den muthmaßlichen Vater durchaus nicht auf's Reine kommen konnte.

Sechs Monate ſpäter ſchrieb Renata an Cecil:

„Es iſt mir unerträglich an Sie zu denken,
„ohne es Ihnen zu ſagen. Darf man nicht Freund
„mit einander bleiben, weil man einſt in einem
„andern Verhältniß zu einander war? Ich kann's
„nicht glauben. Da vielleicht, wo die Eitelkeit
„verletzt, die Selbſtſucht getäuſcht wurde; aber
„zwiſchen uns — unmöglich. Wir waren ja *vor-*
„*her* ſchon Freunde, laſſen Sie es uns auch
„*nachher* bleiben. Ich bin nun lange, lange
„wieder hier, und zur Ruhe .... was man ſo
„Ruhe nennt: eine gewiſſe äußere Stille aller
„Verhältniſſe, eine gewiſſe Entſchiedenheit über die
„ganze Zukunft. Die muß man haben um zu
„wiſſen wo aus und ein; ſonſt bleibt es ein gar

„ſo bängliches blindes Tappen. Ich habe nun
„meine Grenzen erkannt, und das giebt jene äußere
„Ruhe, während doch innerlich Bewegung genug
„iſt. Hört die je auf, ſo tritt der Tod ein. Möge
„er nur nicht bei lebendigem Leibe mich umſpinnen!
„aber ſonſt will ich ihn nicht fürchten: der
„Leib zum Staube, die Seele zu Gott — das
„nennt man Tod. Und hier, im Schatten meiner
„Berge, in meinem ſtillen dunkeln Speſſart, nach
„dem ich an der Themſe, wie am Tajo und am
„Paglione, das Heimweh hatte, iſt es ſo friedlich,
„daß Leben und Tod weniger geſchieden ſind als
„anderswo. Und doch iſt hier, aber nicht durch
„mich, neues Leben eingekehrt. Kinder ſind hier,
„die beiden kleinen Mädchen meiner armen Diane,
„und Emmerichs Kind. Zuweilen denke ich, halb
„lächelnd, halb traurig, wenn Sie einmal eine
„Tochter haben werden, ſo werden Sie ſie mir
„auch geben. Ich muß nun einmal anders ſein, —
„ob mehr ob weniger? — als die übrigen Menſchen.
„Die Kinder ſind mir gar lieb; Emmerichs
„Kind am liebſten. Es ſieht mich an mit den
„Augen des Vaters, mit ſeinem langen, fragenden
„Blick. O, wenn das Kind glücklich werden
„könnte! dafür würd' ich tauſendmal mein Herzblut
„geben. Wie Gott will! das iſt mein Wahl-

„ſpruch. Weiß der Himmel, ich bin nicht fataliſtiſch
„geſinnt, und die ſtarre Gelaſſenheit der
„Quäker iſt mir fremd, aber meine Wege lege ich
„in Gottes Hand, und nehme ſie aus ihr als
„himmliſche Fügungen. Thät' ich's nicht, ſo würd'
„ich ſtumpf von all' dem Schmerz und Leid, das
„ich, mit und ohne Schuld, ſchon ertragen und
„verhängt habe; und ſtumpf iſt nicht Thier noch
„Pflanze — wie denn der Menſch? Ich weiß nicht
„ob's heiter oder traurig klingt, was ich Ihnen
„da ſage. Es wird wol ein Gemiſch von Beidem
„ſein, denn das Menſchenherz iſt ſo beſchaffen.
„Ganz aus einem Stück, aus einem Guß iſt es
„ja nie — wenn auch in ſeiner Richtung, doch
„nicht in That und Ausdruck; das iſt eben unſre
„Unvollkommenheit, und durch ſie leiden wir und
„werden wir traurig, während uns die Gewißheit
„doch nicht, trotz aller Schwankung, aus unſrer
„innerſten Richtung gekommen zu ſein, ſelig heiter
„macht. Und dann giebt es allerlei Freuden, wie
„ich kürzlich hatte, als Tosca Beiron mich beſuchte,
„ſo aus Freundſchaft, weil ſie von mir
„gehört hatte und mich kennen wollte. Übrigens
„nenne ich ſie nur noch aus alter Gewohnheit
„Tosca Beiron; ſie iſt ſeit drei Monaten gut und
„brillant verheirathet, was ihr die Menſchen ganz

„entſetzlich übel nehmen, unſre gute Charlotte à la tête. Niemand hat für ſich ſelbſt Luſt die Unwandelbarkeit der Gefühle zu bethätigen; darum begehrt er es vom Andern. Es iſt eine wundervolle Sache um die Treue, nur muß man nichts von Heuchelei in ſie hinein bringen. Tosca war mutterſeelenallein auf der Welt; das iſt ein unerträglich bittres Bewußtſein für eine Frau, der nicht, wie dem Manne, tauſend Wege der Zerſtreuung und Betäubung offen ſtehen. Legen Sie die Hand auf's Herz und ſagen Sie: Das iſt wahr! — Jede Exiſtenz hat einen Lichtpunkt auf dem ſie ſteht, wie der Eroberer auf ſeinem unſichern Thron, glückestrunken, freudeſtralend. Doch nach wenig Augenblicken entfällt ihr wieder die Krone, und ſie tritt zurück in den breiten Weg des Alltaglebens. Um jenen goldnen Thron zu behaupten, ſind die wenigſten Menſchen geſchaffen; die meiſten ſitzen lieber in einem bequemen Lehnſtuhl. Haben Sie Sich den Ihren in Rom zurecht gerückt? Ach, Vergebung. Es überfallen mich zuweilen ſo unmäßige Traurigkeiten um Alles und um Nichts, daß ich ſchmerzlich lachen muß über all' unſre Lebensveranſtaltungen. Möchten Sie heimiſch werden in Rom — denn nach Deutſchland werden Sie doch wol in langen Jah-

„ren nicht kommen .... denk' ich. Einſt, wenn „ich alt bin, und die Kinder jung ſind, dann „bring' ich ſie nach Rom und zeige ſie Ihnen. „Und mögte ich dann Ihnen ſagen können, was „ich damals in Nizza und heut Ihnen ſage: Ich „bin zuweilen recht glückſelig, aber glücklich! .... „war ich wol nie anders, als — ein Paar Tage „in Nizza. Cecil! Leben Sie wohl."

In den heitern Tagen des Oktoberfeſtes, als Cecil eines Abends aus der Villa Borgheſe nach Hauſe kam, fand er Renatas Brief. Durch die Zeitungen, die alle Emmerichs tragiſches Ende erzählten und beſprachen, hatte er deſſen Tod ſogleich erfahren. Sein erſter Gedanke war: hätte ſie jenen unſeligen Brief verbrennen laſſen, ſo wäre ſie jetzt ungeſtört die Meine. — Er hoffte heimlich, und wollte es ſich doch kaum eingeſtehen. Er ſehnte ſich etwas von ihr zu hören, und doch zitterte er davor. Hundertmal nahm er die Feder um ihr zu ſchreiben, daß ſie und wie ſie ſeiner gedenken möge, und immer ließ er ſie ſinken; — denn ſie denkt an mich! ſprach er zu ſich ſelbſt. Er war in einem neuen, reichen und höchſt intereſſanten Wirkungskreis, Menſchen gegenüber, die nicht blos fein, gewandt und geſcheut ſind — das will heutzutag nicht viel ſagen! — aber, die ganz genau wiſſen was ſie wollen; und dieſer Unbedingtheit darf ſich ſchwerlich ein andres Kabinet als das römiſche rühmen. Das war ein großes Glück für ihn! ſeine Stellung beſchäftigte und intereſſirte ihn ſo mächtig, daß ihm erträglich wurde, was ihm in Turin unerträglich geweſen wäre: die Spannung, ſchwebend zwiſchen Hoffnung und Entmuthigung.

Als er den Brief erbrach, zitterte ſeine Hand. Nachdem er ihn geleſen, dachte er ganz ruhig: Sie hat Recht! ſie kann nicht anders handeln! von ihm zu mir .... das ging, ſo wie es damals war, aber wie es ſich jetzt geſtaltet hat .... nicht mehr, ohne daß es das Gefühl zerreißt. O, ſie hat unglaublich Recht, und ihre eiſige Ruhe erleichtert ihr ſo ſehr das Rechte zu thun. — Er verſchloß den Brief und las ihn in acht Tagen nicht. Aber dann, in einer ſtillen weichen Nacht, als er recht abgearbeitet von Allem war, was der Tag erheiſchte und das Leben begehrte, trat ihr Bild ſo erfriſchend, ſo ermuthigend in ſeine Seele hinein, wie ein Geſtirn in den umwölkten Nachthimmel, und faſt unwillkürlich, d. h. ohne ſich zu beſinnen, griff er nach ihrem Brief und las ihn. Dabei wurde ihm weich und warm um's Herz, und als er zu den letzten Zeilen kam, ſprach er —

und ſeine Augen ſchimmerten, war's von einer Thräne? war es vor Freude: Sie hat mich doch geliebt! — Dann ſchrieb er:

„Mir iſt als wäre ein Gewitter hinter die Berge „gezogen, und als ſtände die Sonne im flammenden Abendroth über ihnen — ſchön, wenn auch „im Untergang. Das danke ich Ihnen. Sie haben mir nie anders als wohl gethan, durch Ihre „Seele. Der äußern Umſtände iſt man nicht Herr, „und Niemand darf erwarten, durch ſie beglückt „zu werden; das habe wenigſtens ich gelernt. Sind „ſie günſtig, ſo nimmt man ſie hin als die Schuldigkeit des Schickſals; ſind ſie ungünſtig, ſo verſchließt man ſich in kalten verachtenden Stolz und „fühlt ſich um deſto würdiger. Was von der Seele „zur Seele geht — das allein beglückt, und in „dieſe Sphäre ſind Sie nun einmal für mich und „auf immer geſtellt. Das wiſſen Sie, Renata. „Im vorigen Frühling, als Sie glaubten „glücklich werden zu können,“ habe ich Ihnen das Alles „in unſern langen lieben Geſprächen geſagt; und „dergleichen vergißt ſich nicht. O! welch' ein Frühling! welch' eine Meeresſtille von unüberdenkbarem Glück! Der Sommer hat ſeine Segensverheißungen nicht ſich entfalten laſſen, und urplötzlich iſt der Herbſt, der Sonnenuntergang, das

„Abendroth da. Aber auch das iſt ſchön; es bringt
„zur Ruhe .... wie Sie nämlich die Ruhe erklä-
„ren, zu der wir nun Beide gelangt ſind. Sie
„haben mir ein liebliches Bild vor die Seele ge-
„führt, ſchöner als alle, die ich hier ſehe: Sie
„zwiſchen den Kindern — eine Charitas! Daß ich
„einſt die Inſpiration hatte nach Ebernbach zu
„wallfahrten, macht mich jetzt wahrhaft glücklich,
„denn nach Deutſchland — da haben Sie ganz
„Recht — denke ich in langen Jahren nicht zu
„kommen, und doch gewährt es eine ſüße Befrie-
„digung die Stätte genau zu kennen, wo das Ge-
„liebteſte lebt. Das Intérieur Ihrer Zimmer hängt
„hier über meinem Schreibtiſch, und ruht mir die
„Augen aus, denn im Geiſt ſehe ich Sie in die-
„ſen Räumen von den Kindern umgeben, die
„ahnungslos ihrer ſchmerz- und wonnedurchwebten
„Zukunft entgegen tanzen. Aber an den drei Kin-
„dern haben Sie genug! glauben Sie mir. O
„Renata, ich ſchreibe gelaſſener als ich bin. Mein
„Wirkungskreis nimmt mich ſehr in Anſpruch, und
„die zur Gewohnheit werdende Nothwendigkeit
„gelaſſen all' deſſen Foderungen zu entſprechen
„oder zu begegnen, giebt mir bei jeder äußern
„Thätigkeit dieſe Haltung, ſogar beim Schreiben.
„Das wird mir den Ruf eines kalten, ſtolzen

„Mannes verſchaffen, und meine Innerlichkeit wird
„Niemand kennen als Sie allein. Nicht mehr als
„billig: Sie haben ſie geweckt, zum Bewußtſein
„gebracht, mir den innern Tag, der ganz in den
„Wolken und Nebeln der Welt verhüllt war, heraufgeführt.
„Ich habe Sie wol mit Recht Lucifer
„genannt! — Leben Sie wohl, Renata. Ich kann
„Ihnen jetzt noch nicht ſchreiben. Ich bin noch
„nicht Herr der wilden Fluten, die ſich mir durch
„die Bruſt wälzen und beklemmend an das Herz
„klopfen. Sie waren immer eine Leucothea. Werfen
„Sie mir, dem gefährlich Schwimmenden, die
„rettende Binde zu: ſchreiben Sie mir oft, viel,
„lang, Alles; in Ihrer Weiſe, mit Ihren ſublimen
„Traurigkeiten, Ihrer unbeſtechlichen Wahrheit,
„Ihren himmliſchen Hoffnungen, Ihrem melancholiſchen
„Spott über die nichtigen Wichtigkeiten
„des Lebens. Geben Sie mir was mein iſt: nicht
„das Herz — denn das wird ſtückweiſe in unſrer
„Exiſtenz verbraucht; aber die Seele. Sie werden
„es thun. Leben Sie wohl. Und immer, immer
„wenn ich Ihnen dies traurige Wort ſage, das
„uns ſcheidet, fällt mir ein anderes von meiner
„geliebten Pflegemutter ein. „Liebe nur etwas
„Andres als Dich ſelbſt!“ ſprach ſie zu mir. Und
„ich, der ich damals eingepuppt wie eine Chryſa-

„lide in meiner Selbſtſucht war, und nichts von „Renatas Liebe wußte, ich fragte: „Wird dann „das Herz weniger leiden und nicht brechen?“ — „Mit Thränen im Auge ſagte ſie: „Nein! es wird „leiden, es kann brechen — aber in der Hand „Gottes, mein Sohn.“ — — O! Renata.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Orientaliſche Briefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlich. Hofbuchhändler.
1844.

P. o. germ. 849 3/14,1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Band.

Seite

An meine Mutter 1

I Aus Wien, an meine Mutter 5

Breslau. Das ſchleſiſche Land. Die Badeorte und ihre Umgebungen. Die Schneekoppe. Die Grafſchaft Glatz. Ihre Landſchaft und ihre Bäder. Die Heuſcheuer.

II Aus Wien, an meine Mutter 54

Allerlei Reiſevorbereitungen. Baron Hügels Campagne zu Hietzing.

III Aus Peſth, an meinen Bruder 62

Die Schweſterſtädte. Die Liberalen. Fremdartiger Eindruck des Volks. Meſſen. Kunſt- und Gewerbausſtellung. Theater. Das Kaiſerbad.

IV Vom Dampfſchiff, an meine Schweſter 76

Die Donaureiſe.

V Aus Conſtantinopel, an meine Mutter 116

Reiſe durchs ſchwarze Meer. Einfahrt in den Bosporus.

VI Aus Conſtantinopel, an meine Mutter 127

Lage und Eindruck der Stadt. Die Straßen. Die Gottesäcker. Der Sultan. Die Kaiks. Die himmliſchen Waſſer (Gökſu). Türkiſche Frauen.

Seite

VII Aus Conſtantinopel, an meine Mutter 140

Flüchtiger Beſuch der Aja Sofia. Sultan Mahmuds Grabmal. Sta. Irene. Blick auf das Serai und den Palaſt von Tſchiragan.

VIII Aus Conſtantinopel, an meine Schweſter . . . 154

Die ſüßen Waſſer. Die Armenier. Armeniſche Frauen. Der Kiosk des Großherrn zu Beglerbeg. Skizze der osmaniſchen Geſchichte. Sage vom König Salomo.

IX Aus Conſtantinopel, an meinen Bruder 173

Der Sclavenmarkt. Der Beſeſtan. Die Kaffeehäuſer und Bäder.

X Aus Conſtantinopel, an Gräfin Schönburg-Wechſelburg 190

Die tanzenden und ſingenden Derwiſche. Der Gottesacker von Scutari.

XI Aus Conſtantinopel, an meine Mutter 208

Die Moſcheen Aja Sofia, Suleimanie, Achmedie, Osmanie. Fontänen.

XII Aus Conſtantinopel, an meine Schweſter . . . 226

Bujukderé. Der Leanderthurm. Thurm von Galata und des Seraskiers. Bulgurlu.

XIII Aus Conſtantinopel, an meine Schweſter . . . 242

Hebdomon-Palaſt. Alte Ueberbleibſel aus byzantiniſcher Zeit. Der Atmeidan. Die Vernichtung der Janitſcharen. Die ſieben Thürme. Die Stadtmauern.

XIV Aus Conſtantinopel, an meinen Bruder . . . 260

Beſuch im Harem von Rifat Paſcha.

XV Aus Conſtantinopel, an meinen Bruder . . . 278

Reiſebetrachtungen. Ritt zu den Waſſerleitungen von Belgrad.

XVI Aus Conſtantinopel, an meine Mutter 290

Der Palaſt von Tſchiragan. Ramadan. Schlußbemerkung. Mein Firman.

XVII Aus Smyrna, an meine Mutter 302

Fahrt durch den Bosporus, den Propontis, die Dardanellen nach Smyrna. Jonien. Die ſieben Gemeinden. Ritt nach Burnabad. Die ſchönen Smyrniotinnen. Gang zur Schloßruine und durch die Stadt.

Seite

XVIII Aus Beirut, an meine Schweſter 320

Abfahrt von Smyrna. Rückblick auf Lydien. Meine Schiffsgeſellſchaft. Tſcheſme. Chios. Erythrä. Kleine Inſeln. Rhodos und ſeine alte Herrlichkeit. Die Johanniter. Cypern mit Larnaca.

XIX Aus Beirut, an meine Mutter 355

Die Ankunft. Der Libanon. Die Landſchaft. Die Stadt. Die Häuſer. Die Lebensmittel. Eine arabiſche Hochzeit.

XX Aus Beirut, an meine Schweſter 374

Flüchtiger Umriß der Chalifengeſchichte.

Zweiter Band.

XXI Aus Damaskus, an Gräfin Schönburg-Wechſelburg 1

Reiſe über den Libanon nach Balbek und über den Antilibanon nach Damaskus.

XXII Aus Damaskus, an meine Mutter 41

Unſer Einzug. Die ſchönen Häuſer und die ſchönen Iſraelitinnen. Die Bazars. Die Cafés. Die Minarets. Das alte Schloß. Das Serai des Paſcha. Ritt nach Salahieh.

XXIII Aus Damaskus, an meine Mutter 67

Haus von Aſſad Paſcha, und noch ein arabiſches Haus mit neugierigem Harem.

XXIV Aus Beirut, an meine Schweſter 75

Rückreiſe von Damaskus. Die Mukeri. Ein Ruhetag.

XXV Vom Carmel, an meine Schweſter 91

Zug nach Sidon (Saida). Emir Beſchir. Lady Eſther Stanhope. Nach Tyrus (Sur). Orientaliſche Reiſeannehmlichkeit. Nach St. Jean d'Acre (Acca). Der kleine Beiram. Zum Kloſter auf dem Carmel.

XXVI Vom Carmel, an Gräfin Schönburg-Wechſelburg 117

Das Kloſter. Seine Erbauung und Einrichtung. Der Carmelitermönch Pater Johannes Battiſta. Ein ſeliger Tag.

Seite

XXVII Vom Carmel, an meine Schweſter 136

Reiſe nach und von Nazareth. Unſicherheit des Weges. Die heiligen Stätten. Wie ich ſie betrachte. Was ich glaube.

XXVIII Aus Jeruſalem, an meine Mutter 158

Vier Tagereiſen. Abzug vom Carmel. Scheikh Nagle. Tantura. Die Morgen am Meer. Die Brunnen. Ruinen von Cäſarea. Apoſtel Paulus. Harom. Jaffa und ſeine Umgebung. Die Ebene von Saron. Ramla. Ueber das Gebirg von Judäa nach Jeruſalem.

XXIX Aus Jeruſalem, an meine Mutter 184

Die Kirche zum heil. Grabe. Empfang und Einrichtung in der Caſa nova.

XXX Aus Jeruſalem, an Gräfin Schönburg-Wechſelsburg 201

Die Via doloroſa. Gethſemane. Der Oelberg mit der Ausſicht auf Stadt und Land. Bethanien. Die Moſchee Sakhara.

XXXI Aus Jeruſalem, an meine Schweſter . . . 214

Geſchichte der Juden und der Stadt. Die Ausdehnung derſelben. Das Cönaculum. Hütten der Ausſätzigen. Trauerplatz der Juden. Ueber die Aechtheit des heil. Grabes. Nächtliche Stille.

XXXII Aus Jeruſalem, an meine Schweſter . . . 236

Grotte des Jeremias. Grab Simeons des Gerechten. Gräber der Könige und der Richter. Gräber Jacobs, Zacharias, Abſaloms. Grab der heil. Jungfrau. Gedanken bei den Gräbern.

XXXIII Aus Jeruſalem, an meinen Bruder . . . 246

Unfriede zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen. Die Väter des lateiniſchen Kloſters. Der anglikaniſche Biſchof. Evangeliſche Miſſionäre. Judenbekehrung. Die Würtembergiſchen Bauern. Die Thäler um die Stadt.

XXXIV Aus Jeruſalem, an meine Schweſter . . . 259

Zug nach Jericho. Scheikh Abdallah und unſre Eskorte. Nachtlager bei Richa. Ein Beduinenlager. Leben und Freiheit der Beduinen. Der Jordan. Das todte Meer. Das Kloſter Mar Saba. Bethlehem und ſeine heiligen Stätten. Das Kloſter zu St. Johannes dem Täufer in der Wüſte.

XXXV Aus Jeruſalem, an meine Mutter 303

Das Hoſpital der Helena. Die armeniſche Kirche. Das ſoge-

Seite

nannte heilige Feuer. Die Ruhe des Orients. Der Platz vor dem Jaffa-Thor. Abſchied von Jeruſalem.

XXXVI Aus Gaza, an meine Mutter 321

Reiſe von Jeruſalem über Ramla nach Gaza. Das Lager unter Palmen.

XXXVII Aus el Ariſch, an meine Mutter 332

Aufbruch von Gaza. Sitz und Ritt auf Kameelen. Wüſtenzug bis el Ariſch. Quarantäne.

Dritter Band.

XXXVIII Aus Cairo, an meine Mutter 1

Abreiſe von el Ariſch. Die Ankunft im Nachtlager. Die Kameeltreiber. Gedanken und Unterhaltungen in der Wüſte. Die Wüſtenlandſchaft. Katya Salahyeh. Der Schöpfungsmorgen. Abuſabel Khankah. Anblick von und Ankunft in Cairo.

XXXIX Aus Cairo, an Gräfin Schönburg-Wechſelburg 29

Erſter Austritt zum Nil. Die Inſel Rouda. Der Nilmeſſer (Mekyas). Ibrahim Paſchas Gärten. Blick auf die Pyramiden.

XL Aus Cairo, an meine Schweſter 39

Ritt nach Schubra. Beſuch der Citadellen und Mehemed Alis Palaſt. Die neue Moſchee. Blick auf den Nil; auf die Wüſte; auf die Stadt; deren orientaliſcher Character.

XLI Aus Cairo, an meine Mutter. 57

Die Moſcheen: El-Azhar, Amrú, Tulún, Barkauk, Haſſan, El-Aſchereff, El-Ghury und Kaid-Bey.

XLII Aus Cairo, an meine Mutter 68

Die Gräber der Chalifen.

XLIII Aus Cairo, an meinen Bruder. 79

Ritt zu den Pyramiden von Gizeh. Beſteigung der des Cheops.

XLIV Aus Cairo, an meine Schweſter 96

Annehmlichkeit der Stadt. Ueppige Vegetation. Geſtüt von Schubra. Heliopolis und der Obelisk. Djebbel Achmar. Der verſteinerte Wald. Die Kopten und ihre Kirche in Foſtat.

Seite

XLV Auf dem Nil, an meine Mutter 116
Die Barke und ihre Einrichtung. Die Schiffer. Meine Unterhaltung.

XLVI Auf dem Nil, an meine Mutter 126
Der Neujahrstag. Dendrah (Tentyrah). Cleopatra. Der Venustempel. Curban-Beiram.

XLVII Auf dem Nil, an meine Schweſter 133
Alte und neue Geſchichte Egyptens. Mehemed Ali.

XLVIII Auf dem Nil, an meine Mutter 166
Aſſuan. Die Granitbrüche von Syene. Meiſſe. Philä. Birſcha. Elefantine.

XLIX Auf dem Nil, an meinen Bruder 178
Die ganze Nilreiſe von den großen Katarakten bis Cairo.

L. Aus Cairo, an Gräfin Schönburg-Wechſelburg . 240
Die alten Monumente Nubiens und Egyptens, Tempel, Gräber, Pyramiden.

LI Aus Cairo, an meine Mutter 324
Häusliches Leben in Cairo. Ehen und Scheidungen. Clot-Bey. Mediziniſche Schulen. Hoſpitäler. Charlatanerie der Sammler von Alterthümern. Die Brutöfen. Bab el Futuh. Bab el Naſr. Das Clima.

LII Aus Cairo, an meine Schweſter 345
Mehemed Ali und ſeine Unternehmungen. Ibrahim Paſcha. Elend und Eigenthümlichkeit des Volks. Unbrauchbare europäiſche Civiliſation.

LIII Aus Alexandrien, an meine Mutter. 364
Abermals eine Nilreiſe. [illegible]. Die Obelisken. Die Pompejusſäule. Vergangenheit der Stadt und modernes Anſehen. Eine engliſche Jacht.

LIV Aus dem Piräus, an meine Mutter 381
Reiſe von Alexandrien nach Syra, und von Syra ins Quarantäne-Lazareth vom Piräus. Aufenthalt daſelbſt.

LV Aus Trieſt, an meine Mutter 393
Eindruck den Athen, ſeine Menſchen, Zuſtände und Monumente auf mich gemacht. Reiſe nach Trieſt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An meine Mutter.

Dresden, im Junius 1844.

Meine liebe Herzensmutter, da ſind nun meine ſämmtlichen Briefe bei einander, und ich bringe ſie Dir jetzt alle, weil ſie Dir das größte Vergnügen machen werden. Ferner biſt Du ſo daran gewöhnt, Nachſicht mit mir haben zu müſſen, daß Dir die mannigfachen Unvollkommenheiten, Widerſprüche und Inconſequenzen, die untrennbar von einer ſolchen Briefſammlung ſind, nicht ſtörend auffallen werden; und dieſer Gedanke iſt mir ſehr angenehm. Denn wenn ich auch bereit bin meinen Briefen tauſend Unvollkommenheiten anzuerkennen, ſo muß ich doch die ſcheinbaren Widerſprüche und Inconſequenzen ein wenig in Schutz nehmen, weil ſie wirklich nur ſcheinbar ſind. Am Montag ſah ich ein Ding von der einen Seite an, und ſchrieb es Dir; am Mittwoch betrachtete ich es von der andern, und ſchrieb es

Dir auch. Erklärungen, Ergänzungen, die Du auf der Stelle haben mögteſt, findeſt Du vielleicht erſt zehn Briefe weiter; — vielleicht gar nicht, wenn ich nicht wieder an den Gegenſtand gedacht habe, was auf einer an fremden und neuen Eindrücken reichen Reiſe ziemlich natürlich iſt. Wiederholungen kommen denn auch vor, z. B. ſpreche ich ein bischen oft von den Sternen und von der Luft; aber die ſind nun einmal meine Liebe und machen mich glücklich — Gnade für ſie! — Dafür, daß ich meinen Glauben, meine Anſicht, meine Meinung mit der vollkommenſten Unbefangenheit, ohne Hehl und ohne Rückſicht bei jeder Gelegenheit ausſpreche, bitte ich Dich nicht um Gnade; denn obwol Du auf der weiten Gotteswelt die einzige Perſon biſt, die mir imponirt, haſt Du mich dennoch immer meine eigenen Wege gehen laſſen, ſo fern und fremd ſie den Deinen ſein mögen, und mir eine ſelbſtändige Entwickelung gegönnt, deren Reſultat mein Glaube und meine Meinungen ſind.

Daß Du aus Griechenland ſo gar nichts findeſt, thut mir leid. Aber ich hatte keinen Animo in dem unglückſeligen Lande, ich fühlte die Zwangsjacke, die ihm in der neuen Verfaſſung angepreßt wurde. Es iſt ja ein Unſinn die Form zu haben und nicht das Weſen! In einem Lande, wo feudaliſtiſch-ariſtokratiſche — man kann nicht ſagen Inſtitutionen, aber Geſinnungen herrſchen, wo die Klephten dem Kolocotroni, Euböa dem Griziotti, die Mainotten dem Mauromichali blind anhängen, folgen, vertrauen und gehorchen, und nur ihm: da ſind folglich nur ſie die Volksrepräſentanten.

Wie ganz unter meiner Erwartung die Beſchwerden, Gefahren, Drang- und Mühſale dieſer Reiſe geweſen ſind, kann ich Dir gar nicht genug wiederholen. Ich muß immer lachen, wenn man mich jetzt überall wie eine von den Todten Erſtandene empfängt, mitleidvoll nach großen Fährlichkeiten fragt, die mir nicht widerfahren ſind, und den Muth bewundert, den ich nicht Gelegenheit gehabt habe, zu zeigen. Weder Unfälle, noch Störungen, noch Krankheiten haben uns getroffen; zuweilen Verdrießlichkeiten und Unbequemlichkeiten, nämlich träge Leute, Ungeziefer und die Kameelreiterei durch die Wüſte; aber Verdrießlichkeiten giebts überall. Furcht habe ich nicht einen Augenblick empfunden, und ebenſowenig die momentane Desperation gekannt, die uns ausrufen läßt: „Hätte ichs doch nie unternommen!“ Bei der ganzen Sache iſt nur Eines mir ſchwer geworden: zum Entſchluß zur Reiſe zu kommen. Meine gute Geſundheit hat mir ſpäter Alles leicht gemacht; ſie iſt das Haupterforderniß. Die Wahl der guten

Jahreszeit iſt das zweite: Oktober und November für Syrien, zwiſchen der Sommerhitze und dem Winterregen; und die Wintermonate für Egypten, bevor Peſt und Wüſtenwind (Chamsin) ausbrechen. — Das muß ich denn aber doch ſagen: wer das Reiſen wie eine oberflächliche Zerſtreuung betrachtet, der gehe nicht in den Orient. Vergnügungen bietet er nicht, nur Lehren und Offenbarungen. Das habe ich vorausgeſetzt, ſie geſucht und gefunden, und darum bin ich vollkommen mit meiner Reiſe zufrieden, nur freilich wieder in meiner Art und Weiſe: ohne Extaſe und Uebertreibung.

Herzensmutter, wenn Dir die Briefe ein Paar angenehme Stunden machten — wie froh wär ich!

Tauſendmal küſſe ich Deine Hand.

I

Wien, Auguſt 8, 1843.

Man iſt nicht gleich mit drei Schritten in Conſtantinopel, herzliebe Mutter. Man muß viele tauſend machen und, hat man ſich einmal dieſer plauderhaften Neigung hingegeben, ſo muß man auch von ihnen erzählen. Wie ein Vorſpiel vor dem eigentlichen Drama mußt Du die vor-orientaliſchen Briefe betrachten; ſie leiten die intereſſanteren ein, und ſcheinen ſie Dir durch den Gegenſtand zu alltäglich, ſo warte nur ein wenig; ſie werden hoffendlich fremdländiſch genug werden. Wie ich nun einmal bin, immer in die Gegenwart verſunken, wenn ſie nicht allzu reizlos iſt, ſo habe ich denn auch mit großem Vergnügen die kleine Reiſe durch Schleſien gemacht, und mir deſſen blaue Berge mit ſolchem Wohlgefallen angeſehen, als lägen keine Alpen und Sierren in meiner Erinnerung, und kein Olymp und Libanon in meiner Hoffnung. Vor ſechs Jahren ſchritt ich wie mit Siebenmeilenſtiefeln dermaßen über

Schleſien hinweg, daß ich nur eine Nacht in Breslau ſchlief und mir dort das Rathhaus anſah. Dies Rathhaus gefiel mir ſo außerordentlich, halb phantaſtiſch und halb ſchwerfällig wie es iſt, mit Erkern und Thürmchen umbaut, mit Steinmetzarbeit und mit wilden Weinreben umrankt, daß die ganze Stadt in meiner Vorſtellung das nämliche Gepräge erhielt, und daß ich mir einbildete es müſſe Wunder was! wenn auch nicht in ihr, doch an ihr zu ſehen ſein — wie Prag etwa, oder wie Nürnberg, wo man durch die Straßen wandelt, und rechts und links ſchaut, und ſich herrlich unterhält. Dergleichen Städte kommen mir wirklich wie organiſche Gebilde vor, die wie eine Blume von einem Samenkorn ausgegangen ſind, das grade auf dieſem Erdreich gedeihen mußte. Breslau iſt nun weniger ſo; es macht ſich allmälig modern, die Häuſer glätten ſich, die Straßen ſtrecken ſich; aus den alten Zeiten hat es nicht genug des Eigenthümlichen mit hinüber gebracht um der neuen Zeit zu imponiren. Es ſieht ſehr handeltreibend aus, und über den Magazinen findet man auf den Aushängeſchilden das Polniſche neben dem Deutſchen. Auch auf der Straße hörten wir polniſch ſprechen, und in den Gaſthöfen wimmelte es von Polen, die in die Bäder reiſten. Sonſt ſollen wenig Fremde nach Breslau kommen; der große Zug der

Reiſenden des In- und Auslandes geht nach Süden und Weſten; da liegt Breslau nicht zur Hand. Stattliche ernſte Kirchen hat es, wie es ſich ſchickt für die Reſidenz eines Fürſtbiſchofs, und in der Auguſtinerkirche zu Unſrer lieben Frau am Sand — der Name iſt doch lang wie der eines ſpaniſchen Granden! — befinden ſich in den Seitenſchiffen höchſt ſeltſame Gewölbe, die eben ſo kunſtvoll ſind, als ſie unvollſtändig ausſehen. Doch kein Albrecht Dürer, kein Peter Viſcher ſchmückten die ernſten Räume mit den lieblichen Gebilden ihrer Kunſt — jener alten treuherzigen Kunſt, die mir wie ein Freund tief in die Augen ſieht, ſo daß mir dabei ganz warm ums Herz wird. Die moderne Kunſt hat ihr Plätzchen gefunden, wo ſie, wie das heutzutag geſchieht, mit der Induſtrie vermiſcht erſcheint: das Karſch'ſche Muſeum: Gemälde, Buchbinderarbeiten, Kupferſtiche, Kinkerlitzchen von Bronce, Lithographien befinden ſich da neben einander, und ich muß geſtehen, daß mir von all den Sachen die Buchbindereien am Beſten gefallen haben. Die Lithographie der Madonna Siſtina iſt eine wahre Schmach für die Kunſt, und doppelt auffallend in dieſem Muſeum, weil es einen ſchönen Müllerſchen Kupferſtich deſſelben Gemäldes beſitzt — dieſen Kupferſtich, den ich nie ohne Wehmuth betrachten kann, denn als die Platte fertig war — da war die geiſtige Kraft des armen Künſtlers erſchöpft und die Nebel des Wahnſinns umhüllten ihm die Seele, die ſich ſo lange, ſo tief, ſo innig in die heiligſte, höchſte Schönheit verſenkt hatte. Ein herbes Loos für eine ſo herrliche Fähigkeit! Ach! ich muß doch immer wieder ſagen, daß die köſtlichſten Gaben allzuoft vergifteten Hoſtien gleichen, an denen man ſich zugleich Verderben und ewiges Leben ißt. Nun, jener Lithograph hat von der Verſenkung in die Schönheit des Urbildes keine Ahnung gehabt, und nicht daran gedacht, ſeine ganze Seele auf den einen Punkt zu conzentriren, wo ſie zu jenem bononiſchen Stein wird, der ſo viel Licht einſaugt, bis er ſelbſt Licht ausſtralt. Aber in der Kunſt müßte es nie anders ſein, und nur das was Stralen wirft, entweder auf den Gegenſtand oder auf den Darſteller, müßte in ihre Reihen aufgenommen werden; und alles Uebrige nicht.

Mehre ſchleſiſche Standesherrn haben Häuſer in Breslau, die ſich aber äußerlich durch keine beſondre Schönheit auszeichnen. Auch von Kunſtgegenſtänden, die ich in ihnen vorausſetzte, wußte der Lohnlakay nichts. Es iſt auch ſchon beſſer nichts der Art zu haben, als etwas Mittelmäßiges, und es iſt für Privatperſonen ſchwer über daſſelbe hinauszukommen, da den Fürſten größere Mittel zu Gebot ſtehen, um das Vorzügliche in ihre Muſeen zu ſammeln. In einem älteren Privathauſe befindet ſich an der Decke eines großen Zimmers ein merkwürdiges Hautrelief, die Reiterſtatue Guſtav Adolfs, des Schwedenkönigs, von Stein oder von einer ſteinartigen Maſſe, in welche Eiſenſtäbe gelaſſen ſind, ſehr ſchön gearbeitet und obgleich über 200 Jahr alt, ganz wol erhalten. Basreliefs mit kriegeriſchen Darſtellungen laufen am Fries hin, ſind aber nicht ſo ausgezeichnet wie jene merkwürdige Arbeit. Dies Gemach ſoll früher eine proteſtantiſche Kapelle geweſen ſein. Jetzt gehören von den vielen Kirchen Breslaus nur zwei den Proteſtanten, von denen ich die hohen Thürme der Eliſabethkirche, der ſchönen Ausſicht wegen, gern beſtiegen hätte; aber es windete zu heftig. Ueberhaupt habe ich während der drei Wochen meines Aufenthaltes in Schleſien höchſtens drei windſtille Stunden gehabt, was doch jetzt, im hohen Sommer und fern vom Meer recht auffallend iſt. Ich glaube dies iſt die einzige Weiſe in der ſich Rübezahl noch kund giebt. An ſeine anderen Spukereien glaubt man nicht mehr; das ärgert ihn, er tobt in ſeinen Bergen umher, und das giebt Sturm und Gewitter. Ich hätte gern eine andere Bekanntſchaft mit dem alten launenvollen Herrn gemacht, aber er hielt mich deſſen unwürdig. Obgleich

ich nun meine Reiſe bei ausgezeichnet ſchlechtem Wetter gemacht habe, ſo daß kein Tag ohne einige Regengüſſe verging, und ein Paar Tage in Warmbrunn gründlich verregneten: ſo hat dennoch das Land einen freundlichen Eindruck auf mich gemacht, weil es ſo bevölkert und munter iſt. Wie abgeſchnitten iſt Schleſien von der Neumark, nicht durch Ströme, Berge, Sprache, ſondern durch ſeinen Character, ſeine Natur. Ganz anders bebaut und bebaumt iſt es, hat Weinberge — der famöſe Grünberger! — Wallnußbäume, und alle Wege mit Fruchtbäumen, beſonders mit Kirſchen eingefaßt, ſo daß die triſten Pappelalleen verſchwinden. Pappeln ſind hübſch, in Gärten, Gruppen von andern Bäumen überragend wie Thürme Häuſer; aber zum Schmuck einer Landſchaft iſt ihre hagere Schönheit zu dürftig. Da macht der Kirſchbaum eine andre Figur, ſo recht ſtrotzend von Friſche, Fülle und Ueppigkeit. Für mich, die ich die Kirſchen ſchön wie Rubinen finde, war es ein prächtiger Anblick; da ich ſie aber eben ſo wenig eſſe, als ich Rubinen eſſen würde, ſo ſchwer und kalt find' ich ſie — war der Gedanke förmlich beängſtigend, wer all dieſe Kirſchen verzehren ſolle. Indeſſen, daß ſich mehr als zu viel Liebhaber für ſie finden dürften, bewieſen die kleinen Brettergezelte, hie und da an der Chauſſee, in denen beſtellte

Wächter den Näſchern ſo eifrig aufpaſſen, wie in den Weinbergen vor der Traubenleſe der Flurſchütz. Die Felder waren goldgelb, und wogten in breiten Wellen ihre ſchweren Aehren, die allmälig geſchnitten wurden. Die Ernte begann, und die Schnitter trugen bunte Bänder und Blumenſträuße an den Hüten, und dengelten luſtig ihre Senſen. Zwiſchen die Felder geſtreut und ſo zahlreich, daß die Gegend nie einfarbig wird, ſind große Dörfer, zuweilen mit hübſchen Landhäuſern und Schlöſſern der Beſitzer, wobei dann niemals ein großer Garten fehlt, und eine Menge von Städten. Kreuz- und Querwege laufen von all dieſen Orten zu einander, und ebenfalls zwiſchen Fruchtbaumalleen. Die Städte ſind freundlicher und beſſer gebaut, als es ſonſt kleine Landſtädte zu ſein pflegen, und die Dörfer haben einen Blumenſchmuck, den ich noch nirgends in dieſem Maß auf dem Lande geſehen: Lilien und Roſen in der größten Fülle, und zwar Roſenbäume, die in Norddeutſchland für etwas Seltenes gelten, ſtehen vor dem dürftigſten Häuschen, Geisblatt und Convolvel umranken die Fenſter, die meiſtens grün oder blau angeſtrichene Rahmen haben, und Hecken von Spireen ſchließen den Garten ein, dem, ſo klein er auch ſein möge, eine Maſſe von buntfarbigem Mohn, von brennender Liebe, und wie all dieſe flammenden Blumen des hohen Sommers heißen, nicht fehlen. Dank dem häufigen Regen war nirgends ein welkes Blatt, ein verdorrter Halm, und machte ſich die Sonne Platz zwiſchen den Wolken, ſo glänzte, blühte und duftete ihr Alles friſch und kräftig entgegen. So iſt das Land in der Ebene zwiſchen Breslau und den Bergen; und je näher an dieſe, deſto reicher, bunter und abwechſelnder, denn da laufen die Thäler zwiſchen Hügelrücken von den Bergen herab und ins Land hinein, und ein Flüßchen windet ſich durch ſie, das die Oder zu erreichen ſtrebt, und längs den Windungen des Flüßchens ziehen ſich die Dörfer hin, und wo das eine aufhört, fängt ſchon wieder das andre an. Oder die Hügel greifen wie mit langen Armen ins Land hinein, und ſchneiden ſich dadurch ein größeres weiteres Thal ab, das dann wieder in verſchiedene Abtheilungen zerfällt; ſo iſt das reizende Thal von Hirſchberg oder von Warmbrunn, eins der lieblichſten in Deutſchland, am Fuß des Rieſengebirges, ein Paar Meilen lang und breit, ein wahrer Park — aber dermaßen, daß es den wirklichen Parks, die darin angelegt ſind, Schaden thut, doch der Gegend nicht. Dies Thal iſt aber auch der Kronjuwel, wie ich denn überhaupt das eigentliche Rieſengebirge, von Schmiedeberg bis Hirſchberg, nur eigentlich gebirgiſch finde: überall iſt dort das blaue lang hingeſtreckte Gebirg der ſchöne feſte Hintergrund, zu dem ſich der Blick allmälig, von der Ebene, über Hügel, über Vorberge, wie auf unregelmäßigen Terraſſen erhebt, und die Schneekoppe ſucht, deren Spitze häufig in Wolken gehüllt iſt. Wir waren zuerſt in den Sudeten, in den kleinen Bädern Charlottenbrunn, Altwaſſer, und dem größeren und bekannteren Salzbrunn. Zu den Reichthümern und Merkwürdigkeiten jener Gegend gehören ganz beſonders die Kohlengruben; doch ſie verſchönern ſie nicht. Es ſind meiſtens Hochebnen, ganz von Minen untergraben, ziemlich kahl, zu denen man durch irgend eine ganz hübſche Schlucht emporſteigt, und in welche ein kleiner Fluß plötzlich, überraſchend, einen tiefen ſchmalen Grund reißt, einen Spalt möcht ichs nennen, wie jene Liebethaler und Ottowalder Gründe, durch die man in die ſächſiſche Schweiz hineinkommt. So ungefähr iſt der Höllengrund bei Fürſtenſtein, eine halbe Meile von Salzbrunn. Dies Schloß erhebt ſich auf der einen Seite ſchroff über dem Felſenabhang, während es auf der andern vollkommen in der Ebene liegt, die hier aber, eben durch die Kohlengruben, ein gewiſſes ödes und unbebautes Anſehen hat. Mir däucht, daß man dem Schloß Fürſtenſtein eine zu hohe Reputation gemacht. Mich hat es weder durch maleriſche noch durch originelle Schönheit überraſcht. Und ſage nur nicht, ich bitte Dich, ich ſei verwöhnt oder gar blaſirt; denn ich bin es nicht, obgleich ich gar viel Schönes und Merkwürdiges geſehen habe. Erſtens glaube ich, daß man nur in Bezug auf materielle Genüſſe, auf Luxus, Wolleben, Vergnügen ꝛc. blaſirt werden könne; denn die Sinne werden es, nicht der Geiſt. Der Geiſt wird durch die Bekanntſchaft mit dem Schönſten nicht gegen das Schöne gleichgültig, ſondern nur gegen das was es nicht iſt. Und zweitens habe ich das Glück, daß mein Kopf eine Art von Spiegel beherbergt, der immer ganz blank iſt um den äußern Eindruck zu empfangen, ſo daß darauf nicht das Kleine von dem Großen erdrückt, nicht das Einfarbige von dem Buntfarbigen verdunkelt wird. Vergleiche ſteigen nur dann in mir auf, wenn mir irgend etwas nicht ſo ganz gefällt; dann wäge ich es mit Anderem. Gefällt es mir, ſo vergleiche ich es mit nichts. Es iſt da, das genügt mir. Gott! nun mache ich eine Art von Entſchuldigung, weil ich Fürſtenſtein nicht ſo bewundernswerth finde, wie es den Ruf hat; — dafür habe ich etwas Andres ganz über meiner Erwartung gefunden: die Felſen von Adersbach. Sie liegen jenſeits der ſchleſiſchen Grenze, in Böhmen, vier Meilen von Salzbrunn, und ein ſehr ſchlechter Weg führt zu ihnen. Es regnete in Strömen, und ich beſann mich ſehr ob ich die Partie nicht lieber aufgeben ſollte, denn ich hatte von den Adersbacher Felſen ſo viel gehört, daß mir war als kenne ich ſie. Zum Glück ſiegte meine Schauluſt, und da ergab ſich denn, daß dieſen merkwürdigen Felſen das ſchlechte Wetter nicht ſchadet. Bei allen andern Bergpartien kommt es mehr oder weniger auf gute Beleuchtung an; hier gar nicht. Hier geht man in einem ſo engen Labyrinth von Straßen und Schluchten, hier treten die wunderlichen Formationen ſo nahe an einen heran, daß Regen oder Sonnenſchein keinen Unterſchied bewirken. All dieſe Felſen, von denen einige eine Höhe von drittehalb hundert Fuß erreichen, alle ſtehen auf ihrer kleinſten Baſis, bald einzeln, bald in Klumpen, auf einem moraſtigen Wieſengrund, durch eine Laune der Natur hinausgeſchoben und abgeriſſen von dem übrigen Berggeripp. Denn es liegen zwar Berge genug rund umher; aber immer ſind deren Felsblöcke auf einander geſchichtet. Hier ſiehts aus, als hätten gewaltige Berggeiſter ſich bemüht mit rohen Händen Geſtalt und Werke der Menſchen nachzubilden, und darauf mißvergnügt ihre plumpen und koloſſalen Nachahmungen neben einander, und zur Hälfte vergraben, in den Sumpf geſchmettert. So phantaſtiſch und dennoch auf gewiſſe Weiſe ſo ähnlich ſind dieſe Formen, daß man's dem Führer glaubt, wenn er mit der ernſthafteſten Miene von der Welt hier die Zwillinge zeigt, da die Mumie, dort die verſchleierte Nonne, dort den Johannes in der Wüſte — „das klein Mandl da oben zwiſchen den Steinen," ſetzte er erläuternd hinzu. Auf die Benennungen Feſtung, Marktplatz, Domkirche ꝛc. verfällt man von ſelbſt; aber ganz beſchämt geſtehe ich, daß es mir unmöglich war den „Breslauer Wollmarkt" zu erkennen. Zuweilen iſt der Weg ganz ſchmal zwiſchen dieſer Felſenwelt, dann öffnet er ſich wieder zu einem freieren Raum; an einigen Stellen treten die Wände ſo nahe zuſammen, daß man ſich hindurch winden und bücken muß. Stufen von Holz erleichtern das Steigen wo es nöthig wird. Der Glanzpunkt des Labyrinthes iſt die Höle mit dem Waſſerfall. Das hübſche fröhliche bewegliche Waſſer fällt da auf einmal ganz erſchrocken in die dunkle kellerhafte Grotte hinein, und ſchlängelt ſich von dort in tauſend mühſeligen Windungen um den Fuß der Felſen in's Freie hinein. Ein Paar hundert Schritt vom Eingang, an dem der „umgeſtürzte Zuckerhut" Wache hält, liegt auf der ebenen Fläche das Gaſthaus, deſſen Wirth die Felſenwege in Ordnung hält, und der ſich dafür eine Kleinigkeit bezahlen läßt. Bedeutend mehr für das Diner, das man bei ihm einzunehmen pflegt, und das ziemlich ungenießbar ſein mag, ſobald man verſäumt hat Forellen zu beſtellen. Das vergeſſe ich aber nie in den Bergen, und in Schleſien iſt dringend dazu zu rathen, denn die Verfeinerungen der Kochkunſt ſind noch nicht in die ſchleſiſchen Küchen gedrungen; ja ihre Vorläuferin, die Reinlichkeit, iſt es nicht überall, und daher ſind die einfachſten Speiſen, wie Forellen, Eier, Kartoffeln, mir die willkommenſten geweſen.

Hat man Adersbach und Fürſtenſtein geſehen, ſo iſt man recht froh Salzbrunn verlaſſen zu können. Die Gartenanlagen um die Trinkhalle ſind zwar recht niedlich, beſonders durch ihren Reichthum an Roſen, aber man hat ſie in einer Viertelſtunde durchwandert, und der Ort ſelbſt iſt nicht anmuthig, — ein langes, langes Dorf, ganz ſchlecht und recht dörflich, und in deſſen Mitte, als Kern etwa, jene ſäulengetragene Halle, welche den Brunnen, die Trinkenden und auch die Kaufläden überwölbt. Einige Gaſthöfe und Logirhäuſer umgeben dieſe Halle, ſo daß es grade auf dieſem Fleck einigermaßen pretentiös ausſieht — was den ländlichen Schönen nicht wol ſteht. Gebadet wird wenig, ſo wenig, daß die Bademeiſterin mich ganz verblüfft anſah, als ich am Abend um acht Uhr etwa, ein Bad zu nehmen wünſchte.

Ich ſtand natürlich ab von meinem unerhörten Begehren, als ſie mir alle deſſen Schwierigkeiten vorrechnete; aber der Gedanke in einem Badeorte zu ſein machte mich lächeln.

Wo es mir nun nie einfallen würde weder früh noch ſpät zu baden, das iſt Warmbrunn; das ſchwefelhaltige Waſſer riecht zu widerlich. Die beiden Hauptquellen ſind beide mit runden kuppelgeſchloſſenen Gebäuden überwölbt, und in dieſen Baſſins wird gemeinſchaftlich gebadet, ganz früh am Morgen die Herrn, dann die Damen, und ſpäter Dienſtboten, Juden, Arme. Da die Quellen nicht ſehr reichlich fließen, ſo iſt der Zulauf friſchen Waſſers nur ſpärlich, und die Vorſtellung etwas beunruhigend, daß nur alle acht Tage die Baſſins abgelaſſen werden, und das Waſſer gründlich erneuert wird. Uebrigens giebt es auch große Badehäuſer mit einzelnen Bädern für die Perſonen, die an der Gemeinſchaft kein Behagen finden. Der gräuliche Schwefelgeruch macht ſie aber alle zuſammen nur den Leidenden erträglich. Warmbrunn iſt indeſſen ſo reizend, daß man dahin geht auch ohne der Bäder zu bedürfen, des lieblichen ländlichen Aufenthalts wegen. Der Stamm der Gäſte beſteht aus Schleſiern, wenig Ausländer kommen dahin; es iſt kein europäiſches Bad, wie die böhmiſchen Bäder ſind;

kein Weltbad, wie die rheiniſchen und namentlich Baden-Baden; es iſt für die Provinz oder für das Land Schleſien — denn man mag nicht unter dem untergeordneten Begriff von Provinz zuſammengefaßt werden, und wie man ſeine eigene Hauptſtadt Breslau hat, wohin man ſich im Winter begiebt, ſo hat man im Sommer ſeinen Badeaufenthalt ebenfalls in der Heimat, an welcher der Schleſier mit großer Liebe hängt. Da nun der Kern der Geſellſchaft aus ſchleſiſchen Familien beſteht, die ſich alle untereinander kennen, meiſtens mit einander befreundet oder verwandt ſind, und daher ganz von ſelbſt eine zuſammenhängende Coterie bilden, ſo würden Fremde es ſchwer haben in dieſen Kreis zu dringen, wenn man nicht ſehr freundlich und zuvorkommend für ſie wäre. In Berlin hatte mir eine liebenswürdige Freundin geſagt, die übrigens ſelbſt zu einer der erſten ſchleſiſchen Familien gehört: „In Schleſien ſpricht man erſt dann mit Ihnen, wenn man Ihren Stammbaum kennt.“ Ich kann freilich nur nach eigener Erfahrung urtheilen: ich habe eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden, eine gaſtliche Zuvorkommenheit, die dem Fremden Theilnahme erweiſt und ihm doch vollkommen ſeine Freiheit läßt. Da ich aber zu der „Kaſte“ gehöre — wie man jetzt ſagt — und außerdem grade in der Mode bin — wie ich mir ſelbſt ſage — ſo kann dennoch jene Behauptung ihre richtige Seite haben. Adlige und Nichtadlige ſollen ſtreng in der Geſellſchaft geſchieden ſein, was allerdings nicht ohne einen ſtarken Kaſtengeiſt durchzuführen iſt — nämlich in Preußen, wo die ungeheuer große und verzweigte Beamtenwelt einen ſehr zahlreichen und angeſehenen Stand bildet, in welcher man ohne Rückſicht auf Herkunft aufgenommen wird und zu den erſten Stellen im Staat gelangt, alſo unmöglich von der erſten Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden kann. Da muß man ſich in der That recht kunſtvoll benehmen, um dennoch die „Kaſte" rein zu erhalten! — Ich glaube es wird bald nur noch einen Dienſtadel geben, ungefähr wie in Rußland: wer dieſe oder jene Stelle bekleidet, iſt von Adel, und wäre er eines Bauern Sohn. Die Periode der Geſchichte, welche mit der Reformation vor ungefähr dreihundert und fünfzig Jahren begann, und Adel und Kirche, wie ſie jetzt beſtehen, befeſtigte, geht ihrem Ende zu — das iſt unleugbar; denn die Formen in denen beide Inſtitutionen jetzt noch fortdauern genügen Keinem mehr! ſie krachen, brechen und wanken überall, und nur noch die Minderzahl hängt unbeugſam an ihnen. Vermittlung der Gegenwart mit der Vergangenheit, mit den Ueberbleibſeln, welche aus dieſer in jene noch hineinragen, kommt mir nutzlos vor. Mit der Zukunft ſollte man die Gegenwart zu vermitteln ſuchen. Das müßte die Aufgabe der hohen Geiſter ſein, die den prophetiſchen Blick über ihre Zeit hinweg und zugleich in eine kommende haben, und die den Völkern nie ſo nothwendig ſind, als wie eben jetzt in dem Momente einer untergehenden Periode.

Auf welcher Baſis die Geſellſchaft in Warmbrunn ſich nach hundert Jahren organiſiren werde, ſei dahin geſtellt. Jetzt unterhält man ſich dort ſehr gut mit Bällen, Reünions, Spazierfahrten in die nähere und fernere Umgegend, und bei ſchlechtem Wetter hat man den Geſellſchaftsſaal und ein kleines niedliches Theater. Schauſpiel ſcheint eine große Liebhaberei in Schleſien zu ſein. Nicht nur in Warmbrunn und Salzbrunn, wo man es zur Unterhaltung der Badegäſte eingerichtet hat, ſondern auch in ganz kleinen Städten mit einigen tauſend Einwohnern, gab es Schauſpiele. Gewiß, das Volk bedarf der Unterhaltung, des Vergnügens, ſo gut als wir, und hat von je her ſeine Schauſpiele gehabt und leidenſchaftlich geliebt, ſeine Kirchweih- und Schützenfeſte, ſeine religiöſen und profanen Feſte, bei denen es genug zu ſchauen fand; aber dieſe Vorliebe für's Theater kommt mir ganz beſonders unerfreulich vor, ſo gewiß marklos. Die Kunſt verirrt ſich nicht zu jenen Bühnen, und thäte ſie es, ſo würde ſie kaum auf den ungeübten Geſchmack Eindruck machen, der hauptſächlich nach dem verlangt, was hübſch ausſieht und bunt hergeht. Die Vorliebe für's Theater zeugt für eine gewiſſe ſchlaffe Vergnügungsluſt und für einen Durſt nach ſinnlichen Erregungen, die mir in dieſer Sphäre um ſo trauriger ſcheinen, als ſie ſchwerer zu befriedigen ſind. In der Schweiz gab es bis vor nicht gar langer Zeit nirgends ein Theater, weil die kleinen Republiken fürchteten, Eitelkeit und Hang zum Vergnügen und zur Verſchwendung möchten dadurch zu einer Höhe geſteigert werden, für die es in den dortigen beſchränkten Verhältniſſen keinen Spielraum geben dürfte. Solche patriarchaliſche Vorſichtsmaßregeln ſind freilich nicht mehr an der Zeit, und vielleicht würden die Menſchen ſich tüchtiger beweiſen, wenn man eine Menge Verbote aufhöbe, und zu ihnen ſpräche: „Redet, ſeht, hört, ſchreibt, leſ't, was Ihr wollt, und zeigt dadurch, daß Ihr vernünftige Menſchen ſeid.“

Acht Tage war ich in Warmbrunn, durch meinen Hauptzweck feſtgehalten, die Schneekoppe zu beſteigen, dieſen höchſten Berg in Deutſchland, die Alpen abgerechnet. Es wollte gar nicht dazu kommen! immer ging die Sonne in einer ungeheuern Stratuswolke unter; immer ſchlug der Finke den Regenſchlag;

immer riß die Kreuzſpinne Löcher in ihr Netz, damit ſie nicht den Kummer habe, es vom bevorſtehenden Sturm zerriſſen zu ſehen; und immer ſtand der Barometer auf veränderlich. Kleinere Exkurſionen machte ich inzwiſchen nach Orten, die weniger eines hellen Himmels bedürfen als die Koppe, nach den berühmten Parks im Thal von Hirſchberg z. B., und nach Brückenberg, einer Gemeinde in den Bergen, wo der König von Preußen eine altnorwegiſche Kirche aufbauen läßt, die in ihrer Heimat abgebrochen und von ihm gekauft worden iſt. Sie beſteht ganz und gar aus Holz, und da dies durch die Zeit grau und unanſehnlich geworden iſt, ſo hat man es ſauber abgehobelt, und die Kirche, die freilich noch nicht fertig iſt, ſieht nicht viel anders aus, als eine hölzerne Scheuer. Vier Pfeiler, die im Innern das Gebälk der flachen Decke tragen, haben rohes Schnitzwerk am Knauf. Das Ganze kommt mir vor wie die Arbeit von Wilden, und dabei in ſo kleinem Maßſtab, daß man ihn ſpieleriſch nennen möchte. Doppelt erſcheint er ſo durch den ſchweren Glockenthurm, den man in Quadern neben dieſem hölzernen Hüttchen errichtet. Schade, daß man es nicht in einem katholiſchen Lande zu einer kleinen Kapelle gemacht hat, die auf einſamer Bergesſpitze oder in einſamer Felsſchlucht ab und an den Wanderer zum Ausruhen von irdiſchen Sorgen lockt; dazu wäre es grade recht geweſen, ſo klein, wild und verloren iſt es. Jetzt, nach proteſtantiſcher Weiſe allſonntäglich geöffnet, und mit Orgel und Kanzel verſehen, wird es ſich nicht beſonders gut ausnehmen.

Hübſcher finde ich die hölzernen Häuſer im Park von Erdmannsdorf, welche jene proteſtantiſchen Tiroler bewohnen, die vor einigen Jahren ihrer Religion wegen aus dem Zillerthal auswanderten und hier eine kleine Colonie bilden. Das Schloß zu Erdmannsdorf wird umgebaut und der Park iſt eine ganz neue, baumloſe Anlage. Auch der zu Fiſchbach mag nicht viel älter ſein, und nur der Park von Buchwald hat jenen Schmuck und Reichthum majeſtätiſcher alter Bäume, in deren Schatten einem ſo wol wird, und die einen ſo glücklichen Rahmen zu Durchſichten aufs Gebirge — oder einen Vorgrund zu deſſen Anſichten bilden. Fiſchbach hat etwas Melancholiſches, von der Welt Abgeſchnittenes, wenig Wechſel in der Landſchaft, und auch wenige Ausſichten auf's Gebirg. Ich kann mir vorſtellen, welch eine wünſchenswerthe Einſiedelei es zu Zeiten für Fürſten ſein muß, die zur Abwechſelung einmal nichts von dem Treiben da draußen in der Welt hören und ſehen mögen. Eines der Gartenhäuschen enthält ein wahres Kleinod, ſo recht eins von denen um die ich die Fürſten beneiden könnte, nämlich ein altes kleines Altarbild, das ein Erzbiſchof von Cöln an die Prinzeſſin geſchenkt hat. Du weißt von dem berühmten großen Altarbilde im Cölner Dome von einem unbekannten altdeutſchen Meiſter, Herzensmama: eine Epiphania in der Mitte, und auf den Flügeln die Schutzpatrone der Stadt, Sta. Urſula mit ihren 11000 Jungfrauen, St. Gereon mit ſeinen 11000 Jünglingen. (Beiläufig weiß ich nicht, vor welchen Barbaren dieſe heiligen Schaaren geflohen ſind; ich glaube vor den Hunnen; aber ich meine ſie waren zahlreich genug um ſich zu vertheidigen, ſtatt ſich martyriſiren zu laſſen.) Nun, den gleichen Gegenſtand, jedoch im Kleinen, behandelt dies Bildchen, hat aber dafür zwei Seitenflügel mehr, mit der Jungfrau und dem Engel der Verkündigung. Das iſt gemalt, ach! mit welcher ſeligen — ſoll ich ſagen Befangenheit oder Unbefangenheit? man kann Beides ſagen, denn die Wiſſenſchaft lag in Feſſeln und von Anatomie hat der Maler nichts, und von Perſpektive wenig gewußt. Dafür war ſein Geiſt, der beſte Theil ſeiner Intelligenz, frei und rückſichtslos bei ſeinem Gegenſtand, und unbefangen von dem Wuſt des Studiums malte er wie ſein kindlicher Genius ihm den Pinſel führte. Das iſt der ungeheure Unterſchied zwiſchen den alten Malern, und den neuen, die in jener alten Weiſe zu malen ſuchen: die alten wußten wirklich nicht, die neuen thun als ob ſie nicht wüßten. So ein Fieſole z. B., ein frommer Kloſterbruder, der ſein ganzes Leben im Dienſt des Altars hingebracht — was konnte der von der Schönheit einer Frauengeſtalt wiſſen? ſie war ihm fremd, und ſo malte er ſie mit jener eckigen trocknen Dürftigkeit der Formen, die allerdings ſehr ſtörend und unſchön bei ihm und ſeines Gleichen in unſer Auge fällt. Indem er das that, verſtieß er freilich gegen die Wahrheit, jedoch ganz abſichtslos, und die individuelle Wahrheit, daß er die Frauengeſtalt nicht anders malen *konnte*, ſpricht ſich einfach aus. Jetzt hingegen giebt es keinen Maler, der ſeine Kunſt abgeſchloſſen zwiſchen vier Kloſtermauern triebe. Er ſtudirt auf Akademien und Kunſtſchulen, auf Reiſen, in Muſeen, in Gallerien, im Atelier der Meiſter, im bunten Leben der Welt, im reichen Leben der Natur; da giebts Modelle aller Art, von Marmor wie von Fleiſch und Blut; — warum denn dieſe Studien in den eigenen Productionen verleugnen, und bei heiligen Gegenſtänden in dieſe dürftige Steifheit und Magerkeit verfallen, die weder in der Wirklichkeit noch in der Phantaſie des Malers exiſtiren, folglich eine abſichtliche Unwahrheit ſind. Das frage ich vor gar manchen Gemälden, welche die Jungfrau, und Engel, und heilige Frauen darſtellen, und die zum Glück immer ſeltener und ſeltener gemalt werden. Ja, zum Glück! denn man verſteht nicht mehr ſie zu malen; und wie ſollte man auch? Die Kunſt kann nur das verklärt darſtellen, wozu ſie eine Andacht hat, woran ſie glaubt. Darum malt man jetzt nach meiner Meinung nichts ſo gut, als Landſchaften, und die — ganz meiſterhaft. Eine inbrünſtige Liebe, ein Glaube an göttliche Offenbarung in der Natur, eine Andacht zu ihr, die ſich in tiefer Auffaſſung kund zu geben ſucht, ſcheinen mir unverkennbar darin ausgeſprochen. Sollte ich eine Sammlung von modernen Gemälden machen; ſo würde ich mit zwei oder drei Ausnahmen nur Landſchaften wählen. Die alten Maler ſahen in der ganzen irdiſchen Welt etwas von Gott Abgefallenes, und behandelten ſie daher mit einiger Verachtung; für uns hingegen iſt ſie eine wundervolle Revelation, deren tiefſinnige Geheimniſſe uns die Seele mit myſtiſchem Schauer erfüllen, und die uns mit jeder neuen Morgenröthe neuen Stoff zur Bewunderung bringt. Dieſe verſchiedene Anſchauungsweiſe, die mit Character und Gang der verſchiedenen Epochen zuſammenhängt, ſpricht ſich in Behandlung der Landſchaft aus: den alten Malern war ſie todt; uns iſt die Natur lebendig. Dieſe Erkenntniß iſt nicht blos eine fortſchreitende Bewegung — was jetzt ſo Manches iſt, das ſich einmal in Marſch geſetzt hat — ſondern ein wirklicher Fortſchritt, eine Durchgeiſtung materieller Erſcheinungen; und je mehr Geiſt, deſto mehr Leben in der Welt. —

Die Ruine des ſagenreichen Schloſſes Kynaſt dominirt die ganze Gegend von Warmbrunn, ſo hoch, frei und maleriſch auf einem abgeriſſenen Felſen liegt ſie; und ſo ſchön iſt ſie. Das ganze Thal ſchmiegt ſich um ihren Fuß, wie um den Thron einer Königin, und Wieſen, Gärten, Dörfer, Städtchen, Flüßchen, baumreiche Hügel fügen ſich zu einem bunten Teppich zuſammen. Ich hatte gehört man vermiſſe im ſchleſiſchen Gebirge das Waſſer; aber das find ich nicht. Die Schweiz abgerechnet, dies gottgeliebte durch jede Schönheit geſegnete Land, wo die Seen wie Perlen zwiſchen die Diamanten der Berge geſtreut ſind und mit ihnen an Schönheit rivaliſiren: kenne ich kein Gebirg, weder die Pyrenäen noch die Tiroler Alpen, in deſſen Landſchaft das Waſſer vorherrſchend wäre. So lange die Flüſſe in den Bergen ſind, ſind ſie nicht fern vom Urſprung, folglich klein; auch die Thäler zwängen ſie noch ein, und erſt in der Ebene werden ſie breit und groß. In einer reichen Berggegend, z. B. in dem pyrenäiſchen Thal von Argelès, einem der ſchönſten die ich kenne: macht ſich der Fluß nicht anders, als wie eine Silberſtickerei am Saum eines Gewandes. Und ſo habe ich denn auch den Zacken, der oben einen Waſſerfall bildet, hinreichend groß für das Rieſengebirge gefunden.

Endlich kam denn doch der Tag, der einen ſchönen Sonnenuntergang verſprach. Die Wolken lichteten ſich um Mittag, ſchmolzen vor den Sonnenſtralen zuſammen, und die Kreuzſpinne wob ihr Netz fertig. Alſo geſchwind nach dem Eſſen auf die Koppe, und zwar über die Annakapelle, die Schlingelbaude und die Hampelbaude. Eine Baude iſt, was in der Schweiz eine Sennhütte: ein hölzernes Haus; worin die Milchwirthſchaft beſorgt wird, die man hier wie dort eifrig in den Bergen treibt. Hier aber iſt die Baude zugleich eine Art von Wirthshaus, was in der Schweiz, wo es der Wirthshäuſer genug giebt, höchſtens einmal gelegentlich die Sennhütte wird. Der anhaltende Regen hatte die Wege ſehr verdorben; daher ließ ich mich tragen. Es würde mich auch ſehr ermüdet haben vier und eine halbe Stunde zu ſteigen, beſonders da die letzte Partie, die Erſteigung des Kegels, die immer zu Fuß gemacht werden muß, durch ihre Steilheit ziemlich anſtrengend iſt. Alſo bis Seidorf fuhren wir, und dann ging es aufwärts, meiſtens durch Nadelholz, zuweilen über ſumpfige Wieſenflächen, und hie und da mit ſehr ſchönen Ausſichten ins Thal hinein, das von den glänzenden Strahlen der Nachmittagsſonne herrlich beleuchtet wurde. Wir erreichten die Hampelbaude in drei Stunden. Von ihr iſt die Ausſicht wirklich wunderſchön, ſo frei und ungeſtört gleitet der Blick über die vielen Stätten der Menſchen da unten hinweg, und findet im Grunde keinen andern Punkt zum ausruhen — als oben, den blauen, ſtillen Himmel, der ſich wie ein ſchirmendes Zeltdach über all das Leben und Weben ſpannt. Schön für's Auge iſt der Blick eigentlich nicht von ſolcher Höhe herab, allein er iſt herzſtärkend, weil er nichts Einzelnes zeigt, ſondern ein Ganzes, worin alle Theile verſchmelzen und keiner vor dem andern hervortritt. Da macht ſich nichts breit, nicht Eitelkeit, noch Hochmuth, noch Neid und Mißgunſt, noch Trotz, noch Alles was den Menſchen das Leben verkümmert. Da fühlt man ſich von einem erquickenden Frieden umweht, und hör ich hernach die Leute von Freiheit ſchwatzen, ſo rathe ich ihnen: „Geht auf die Berge, lebt dort einſam als Jäger, als Hirt; das iſt denn doch eine wirkliche Freiheit, eine Unabhängigkeit von allen äußeren Einflüſſen, von allen fremden Einwirkungen.

Freiheit muß abſolut ſein; jede modifizirte Freiheit iſt keine, beſchränkt ſich auf Freiheiten, d. h. auf gewiſſe Vorzüge, Vorrechte, Rechte, Geſetze — nennt es wie Ihr wollt — genug, auf Conceſſionen die man den Einzelnen macht, und die ſie erſt gebrauchen, dann mißbrauchen. Das iſt der Gang von Allem, was man da unten Freiheit zu nennen beliebt. Ach, ich freue mich recht zu den Beduinen zu kommen, da werde ich das finden was ich Freiheit nenne! die Civiliſation macht den Menſchen zum Sclaven, nicht einen, ſondern Alle."

Nun, auf der Hampelbaude gab's wenig genug Civiliſation, ſondern ſo eine Art von patriarchaliſchem Zuſtand. Ein großer Raum, mit Tiſchen, Bänken, Schemeln, und mit einem mächtigen grünen Kachelofen, war Allerweltszimmer. Da ſaßen die Reiſenden, die Führer, die Seſſelträger; da ſaßen die Knechte und verzehrten ihre Abendſuppe; da trieben die Mägde ihre Geſchäfte, kochten Milch auf, reinigten Küchengeräth; da kamen endlich gar junge Leute und Muſikanten aus den nächſtgelegenen Dorfſchaften, um dieſes Zimmer in einen Ballſaal zu verwandeln, und die Nacht in der Hampelbaude zu vertanzen; denn es war Sonnabend — Julius 29 — und die Träger hatten uns ſchon geſagt, daß der Tanz ein gewöhnliches Feierabendvergnügen dort ſei. Als wir ſahen, daß es Ernſt wurde, gingen wir weiter, und auf dem Sattel des Berges fort bis zum Kegel. Die Hampelbaude liegt auf einer geſchützten Ebene, die reichliche Viehweide bietet. Kaum hat man aber die ſogenannte Seifenlehne erſtiegen, ſo nimmt der Berg einen ganz unwirthbaren Charakter an, und in einer Höhe, wo in der Schweiz die herrlichſten Alpen grünen, gedeiht hier nur noch niedriges Geſtrüpp von Nadelholz. Der Kegel ſelbſt iſt aber ganz und gar mit Geröll von Steinen und Felsblöcken überſchüttet, und doch iſt der höchſte Punkt der Schneekoppe nur 5000 Fuß.

Licht und frei war noch die Ausſicht von der Hampelbaude geweſen, obgleich der Wind ſich ſchon ſtark und kalt erhub. Je mehr die Sonne ſank, deſto ſtärker wurde er, und mit großer Geſchwindigkeit trieb er ein Heer von Wolken zuſammen, das ſich anfänglich jagte und tummelte, aber ſich nach und nach zu einer feſten dunkelgrauen Maſſe zuſammenballte, die ſich wie eine undurchſichtige Glocke rings um die Koppe legte, ſo daß wir ſehr bald weder Ebene noch Gebirg, weder Himmel noch Erde ſahen. Inzwiſchen war aus dem Wind ein Sturm geworden, der ſich ſehr fühlbar machte, als die Erſteigung des Kegels begann, welcher ganz kahl und frei, allen Winden preisgegeben, und dabei ſehr ſteil iſt. Es wurde mir ſchwer genug mich auf den Füßen zu erhalten, und nun gar die rohen Stege zu erklimmen. In einer halben Stunde waren wir oben, und als der eine Träger, der mir zum Führer gedient hatte, freundſelig ſagte: „Sie können gut laufen“; — fühlte ich mich geſchmeichelt und für meine Anſtrengung belohnt. Es blieb auch mein einziger Lohn, denn Finſterniß umgab uns ſo dicht, daß wir nur die nächſten Gegenſtände gewahr werden konnten, obgleich es erſt halb 9 Uhr war. Die Kapelle empfing uns gaſtlich. So heißt die Herberge, die Graf Schaffgotſch, der Beſitzer dieſer ganzen Gegend, für die Reiſenden hat bereiten laſſen; ein kleines, rundes, thurmähnliches Gebäude, mit ſehr ſtarken Mauern, und winzigen Fenſtern, hoch oben unter der Decke, um gehörig dem Sturm zu widerſtehen, der es ſieben Achtel des Jahres umbrauſt. Wenn ich ſage gaſtlich, ſo meine ich, daß ſie gab was ſie hatte: Obdach und frugale Koſt von Eiern und Schinken, Brot und Butter. Da oben gedeiht nichts, iſt nichts zu haben, nicht einmal Waſſer; Alles muß hinauf getragen werden: da beſchränkt man ſich denn auf das Nothwendigſte. Freilich, in der Schweiz auf dem Rigi iſt es anders! Da ſpeiſ't man wie in jedem andern Schweizer Gaſthof, da giebts eine lange Reihe von kleinen

Schlafzimmern mit bequemen Betten, da findet man einen Salon mit einem Piano und einer kleinen Bibliothek; — und er iſt höher als die Schneekoppe. Dafür trifft man aber auch auf ihm die ganze Welt der Reiſenden, und auf ihr eine winzige Fraction derſelben. Wir trafen zum Glück ſehr wenig Geſellſchaft: einen Vater mit drei kleinen Söhnen, die tapfer den ganzen Weg zu Fuß gemacht hatten, und noch ein Paar Herren. Das war wol ein Glück, denn der Raum iſt höchſt beſchränkt. Das Innere der Kapelle iſt ein Gemach; ein großer eiſerner Ofen erwärmt es, und genügt zugleich den Erforderniſſen der Küche; ſeitwärts iſt ein Abſchlag gemacht, worin Geſchirr, Wäſche, auch Vorräthe aufbewahrt werden. Lange Tiſche und Bänke bilden das Meuble des Gaſtzimmers. Eine kleine Treppe führt zu einer Art von Balkon oder von Loge empor, in welcher etwa ein halbes Dutzend Lagerſtätten, d. h. Matratzen ſich befinden. Mehr Comfort giebts nun einmal nicht dort oben. Ich legte mich fein ruhig auf eine Matratze, und fand dieſe Situation eine gute Vorbereitung zu einer Reiſe im Orient. Den untern Raum hatten die Wirthsleute, die Seſſelträger und Führer auch für die Nacht inne. Anfangs ergötzten ſie ſich noch mit Kartenſpiel, und die unendliche Redſeligkeit des gemeinen Mannes hielt ſie bis gegen Mitternacht wach. Dann wurde die allgemeine Streu, durch einige Federbetten verſüßt, unten bereitet, die Geſpräche verſtummten, und bald ſchnarchten die beneidenswerthen Schläfer aus Leibeskräften. Leider war ich nicht ermüdet genug um ſchlafen zu können. Der unerhörteſte Sturm durchtobte die Nacht, und ich zählte ſehnſüchtig jeden Stundenſchlag der großen Wanduhr. Als es dämmerte ertönten laute Stimmen vor der äußern Thür, die Einlaß begehrten. Die Wirthsleute waren ſogleich munter, räumten aber zuvor die Streu ꝛc. hinweg, ſo daß die Leute draußen ſehr unwillig über die Verzögerung wurden. Es gab einen tüchtigen Zank; und endlich drang in die geöffnete Pforte ein ganzer Menſchenſtrom hinein: ein Theil der Ballgeſellſchaft von der Hampelbaude; welche den Sonnenaufgang auf der Koppe genießen wollte. Ich, froh die Nacht überſtanden zu haben, war ſchnell auf den Füßen, ungemein ſchnell, da ich nicht einmal meine Haarnadeln, nicht einmal meine Schuhe ausgezogen hatte. Aber es half mir nichts! der Sonnenaufgang geſchah in undurchdringlichem Nebel, der ſich zuweilen in eiſigen Tropfen herabließ, und von wüthendem Sturm umbrauſt. Die Kapelle war nun gedrängt voll Menſchen, die Atmoſphäre erſtickend ſchwer, und doch zog man die Mäntel an, denn man konnte kein Feuer haben, weil der Sturm den Rauch in die Eſſe zurücktrieb. Der volle Tag änderte nichts an dieſem unbehaglichen Zuſtand; man ſah nun erſt recht ein, daß man umſonſt heraufgekommen. Ein kleiner Kanarienvogel, deſſen Käfig oben an einem Fenſter hing, verſuchte ein Morgenlied anzuſtimmen, und ſchmetterte ein Paar Töne hervor. Doch er mußte wol ſeine kleine Kehle wie von feindlichen Elementen zugeſchnürt fühlen; er verſtummte ſchnell, ballte ſich unter ſeinen Federn zuſammen, und ſaß niedergeſchlagen und lautlos auf ſeinem Stäbchen. So ſaßen wir Alle. Ab und an ging Einer hinaus um ſich von dem Wetter zu überzeugen, und brachte ſchlechte Nachrichten zurück. Gar der Waſſerträger der Wirthsleute, der doch ziemlich an jedes Wetter gewöhnt war, mußte ſeinen Morgengang aufgeben, der Sturm hatte ihn umgeriſſen, und ſeine Waſſergefäße hierhin — ſeine Pfeife dorthin geſchleudert. Endlich, nach 7 Uhr, hieß es jetzt ſei ein wenig Stillſtand eingetreten, und man könne verſuchen hinabzuſteigen. Alles brach auf; aber Einige kehrten wieder um, als ſie in das Sturmgeraſe hinaus kamen. Ich wollte nicht. Es konnte mir ja weiter nichts geſchehen als zu Boden geworfen zu werden, und um das zu vermeiden brauchte ich mich ja nur zu ducken, wenn ſo recht ein arger Windſtoß kam. Wir gingen, ein Träger faßte mich unter den Arm, der andre ging mit dem leichten Seſſel auf dem Rücken voran. Jeder Schritt war ein Kampf. Plötzlich ſagte mein Führer: „Donnerwetter“! — Ich bitte um Verzeihung für ihn, Mamachen, aber er brauchte dieſen Kraftausdruck. Fängt ein italieniſcher Ruderer an zu beten, ſo iſt die Sache bedenklich, desgleichen wenn ein deutſcher Führer, Laſtträger ꝛc. bei ſolcher Gelegenheit zu fluchen anfängt. Ich fragte einigermaßen erſchreckt, was es gebe. Er wies auf ſeinen Kameraden mit dem Seſſel. An einer Wendung des Pfades, wo man dem Sturm ſo recht entgegen treten mußte, ſtand der baumſtarke Menſch baumſtill; denn wenn er vorwärts wollte, ſo taumelte er ein Paar Schritte rückwärts. Mein Führer erklärte er könne nicht übernehmen allein mich herunter zu geleiten, und zwar — der weiten Kleider wegen! er wolle erſt mit ſeinem Kameraden den Seſſel vom Kegel herabtragen. Das geſchah; dann kamen Beide zurück, hingen ſich mit aller Kraft an meine Arme, und ſo gelangten wir ungefährdet, wenn auch etwas wankend und taumelnd hinab. Aber gefällt Dir nicht das Bild, daß ich wie ein zu leichtes Schiff mit zu mächtigen Segeln den Ballaſt von einem Seſſelträger an jeden Arm hängen mußte? — Am Fuß des Kegels war es ſchon beſſer, weil man auf dem breiten Sattel nicht mehr zu fürchten brauchte in Abgründe geſchleudert zu werden. Ob dieſe Abgründe auf dem Kegel wirklich ſo nah und ſo ſchroff ſind, wie die Seſſelträger mir jetzt ſagten, nachdem die Gefahr vorüber war, kann ich nicht entſcheiden, denn in dichtem Nebel erſtieg ich ihn, und verließ ich ihn. Zu Mittag waren wir wieder in Warmbrunn, bei recht ſchönem Wetter, während Wolken noch immer auf den Bergen lagen. Dies iſt die trübſelige und wahrhafte Hiſtorie von meiner Koppenreiſe. Uebrigens habe ich es auf den hohen Bergen ſelten anders gefunden, und daher iſt mir der wunderfreundliche Eindruck von Warmbrunn auch nicht dadurch getrübt worden. Was mir dort übrigens am Allerbeſten gefallen hat, und wodurch Ruinen, Berge und Waſſerfälle ſich nicht beeinträchtigt fühlen dürfen, das iſt eine Perſon: die liebenswürdige Herrin von Warmbrunn.

Am nächſten Morgen fuhren wir über Hirſchberg, Schweidnitz, Frankenſtein nach der Grafſchaft Glatz, einem kleinen aus Böhmen wie mit einem Griff herausgeriſſenen Ländchen, das der ſiebenjährige Krieg mit Schleſien vereinigt hat. Es ſieht viel mehr böhmiſch als ſchleſiſch aus. Es hat nicht mehr Schleſiens weite lachende Thäler von einem Höhenzug umgrenzt; nicht mehr die reichen friſchen Fruchtbaumalleen am Wege; nicht mehr die hübſchen dörflichen Dörfer, wo die Häuſer von Gärtchen umgeben kreuz und quer herum liegen; nicht mehr die kleinen ſaubern Städte von überraſchend wolhabendem Anſehen mit neuen ſtattlichen Häuſern. Die Grafſchaft — wie man kurzweg ſpricht — iſt ein gewelltes Hügelland von ziemlich einförmigem und einfarbigem Anſehen, Felder und nichts als Felder, hügelauf, hügelab, und hie und da einmal ein waldbewachsner Bergabhang, über dem ſich ein Wallfahrtsort erhebt — eine Annakapelle bei Glatz, eine Maria zum Schnee bei Habelſchwert — auch zuweilen ein herrſchaftliches Schloß. Die Bevölkerung iſt ſtreng katholiſch. Herren aus der öſtreichiſchen Monarchie, Fürſtenberg, Waldſtein, Althann, Herberſtein ſind meiſtens die Beſitzer des Bodens, der vortrefflich — und ergiebiger noch als der ſchleſiſche ſein ſoll; haben auch Schlöſſer mit ſchönen Parks, die den Fremden zuvorkommend geöffnet ſind: ſo Kunzendorf bei Landeck; ſo Graf Herberſteins Grafenort, deſſen lieblicher Park, von herrlichen Bäumen überſchattet und mit einer prächtigen Blumenfülle überſchüttet, mir als der reizendſte Punkt der ganzen Grafſchaft erſchien. Das Klima iſt bedeutend rauher als in Schleſien. Während die Ernte bei Breslau um die Mitte des Julius begann, ſollte ſie in den mildern Gegenden der Grafſchaft, um Glatz herum, mit dem Auguſt beginnen, und höher in den Bergen, bei Cudowa, erſt Ende Auguſt. Die Grafſchaft ſieht bei Weitem nicht ſo benutzt, ſo gepflegt, ſo wolgehalten aus, als Schleſien; ſie kam mir ſchon etwas ſlaviſch vor, wie Mähren, wie Böhmen. Es iſt als begnügten ſich die ſlaviſchen Völkerſtämme damit, dem Boden das Nothwendige abzugewinnen. Die kleinen Bauerhäuſer liegen kahl da, kein Blumengarten umgiebt, kein Roſengeſträuch ſchmückt ſie. Doch zuweilen ſchmiegt irgend eine Schlingpflanze ihre grünen Ranken um das Madonnenbild in einer kleinen Niſche neben der Hausthür. Für ſich ſelbſt bedürfen ſie nicht des geringen Luxus, den ſie dem Heiligen zuwenden. Indeſſen ſoll der Wolſtand in jenen ſchönen großen ſchleſiſchen Dörfern, die oft einige tauſend Einwohner zählen, bedeutend geſunken ſein, ſeitdem die Leinwandwebereien, ihre Hauptinduſtrie, nicht mehr ſo blühen, wie vormals. Von bitterer, troſtloſer Armuth, von erbarmenswerthem Elend iſt mir erzählt worden. Die ſchleſiſche Leinwand iſt nie durch ihre Vortrefflichkeit, ſondern durch ihre Billigkeit berühmt und geſucht geweſen; das aber in einem ſo hohen Grade, daß die Fabrikherrn mit ihr Handel bis nach Spanien getrieben haben. Daher kommen die fremdländiſchen Benennungen für die ſchleſiſche Leinwand, z. B. Creas. Seitdem man angefangen hat Baumwolle in das Gewebe zu miſchen, ja, durch baumwollne Stoffe überhaupt leinene zu erſetzen; ſeitdem England mit ſeinen Spinnmaſchinen alle Leinweber in Deutſchland zermalmt und die Waaren viel billiger liefert — ſeitdem kann ſich die ſchleſiſche Leinwand nicht mehr gegen die ungeheure Concurrenz erhalten. Auch ſollen einige Fabrikherrn durch Mißbrauch des Chlors beim Bleichen undauerhafte Waare geliefert, und ihr dadurch geſchadet haben. Von den Leinwebern ſind jetzt manche Baumwollweber geworden; aber dies Handwerk iſt ſo enorm verbreitet, daß es ſehr wenig einträglich iſt: der Arbeitslohn einer ganzen Woche ſoll ſich ungefähr auf einen halben Thaler belaufen, macht jährlich 26 Thaler! davon ſoll der Mann leben mit Frau und Kindern! Andre Leinweber ſind auch eigenſinnig, wollen bleiben beim Handwerk, das Vater und Großvater getrieben haben und finden es entehrend Baumwolle zu weben. Kurz, im ſchleſiſchen Gebirg wie im ſächſiſchen, überall wo nicht Ackerbau der Hauptnahrungszweig des gemeinen Mannes iſt, giebt es ein bittres Elend und eine Noth, die einem das Herz zuſammenſchnürt — beſonders wenn man reden und erzählen hört, wie es früher ſo ganz anders, ſo ſicher blühend geweſen ſei, während jetzt eine Blüte des Wolſtandes nach der andern abfalle.

Doch wie ſchon geſagt, bemerklich macht es ſich noch nicht in der äußern Erſcheinung. Es iſt wie bei Kaufleuten, die in Wolſtand und Glanz leben, und deren Falliſſement dann kund macht, daß ſie ſchon vor zehn, zwölf Jahren ruinirende Verluſte erlitten haben. In der Grafſchaft ſind nicht die großen Fabrikdörfer wie in Schleſien, daher iſt ſie auch nicht ſo bevölkert und belebt, und dies, ſo wie auch die ewigen Undulationen des Bodens, ſchneidet ſie ſcharf von dem Lande ab, dem ſie einverleibt iſt. Nach meinem Geſchmack iſt Schleſien viel ſchöner, und zwar deshalb, weil es mehr den beſtimmten Gebirgscharacter ausgeprägt hat: große Thäler begrenzt oder umſchloſſen von hohen Bergen; während in der Grafſchaft die hohen Berge, wie z. B. die Heuſcheuer und der Schneeberg nicht groß genug neben dem ſtark gewellten Terrain erſcheinen, es nicht genug dominiren. Doch hat ſie einzelne ſchöne und intereſſante Punkte, namentlich jene Heuſcheuer, die wir von Cudowa beſtiegen. Die Badeorte in der Grafſchaft — ja, die ſind merkwürdig, liebe Mutter! nämlich merkwürdig ſchlecht. Eine ſo gänzliche Entblößung von Allem was Comfort iſt kann man ſich in unſrer Zeit ſchwer vorſtellen; ſie grenzt ans Komiſche, beſonders was die Betten betrifft, die aus hauswirthlicher Sparſamkeit ſo kurz und ſchmal eingerichtet ſind, daß nur ein Pygmäengeſchlecht ſich darin behaglich befinden kann. Dies winzige Geſtell iſt überfüllt mit wulſtigen Federbetten, die immer, und hier beſonders, einen gewiſſen qualmenden Dunſt verbreiten; und läßt Du ſie voll Abſcheu fortſchaffen: ſo bekommſt Du keine andre als eine Heumatratze, die auch nicht eben lieblich duftet. Dann breitet man Betttücher darüber, die nicht viel größer als ein Taſchentuch, und nur auf Dein ausdrückliches Begehren friſch ſind. Wirſt Du es glauben? an ſämmtlichen Zimmerthüren in den Gaſthöfen findeſt Du ein Preisverzeichniß angeſchlagen und auf demſelben lieſeſt Du mit unbeſchreiblichem Erſtaunen: Ein Bett koſtet ſo und ſo viel; — mit friſchen Betttüchern einige Groſchen mehr. Mir fielen die Dorfwirthshäuſer in Spanien ein, wo im Gaſtzimmer ſtets ein Waſchbecken und Handtuch als Allgemeingut ſich befindet. Nach den kleinen Städten der Grafſchaft, nach Glatz, nach Habelſchwert, mögen wol hauptſächlich nur ſolche Reiſende kommen, welche in dieſem Punkt der Gütergemeinſchaft nicht ſchwierig ſind; und nach den Badeorten, die nur von Schleſiern und einigen Polen beſucht werden, reiſt man mit Sack und Pack und mit einer ganzen Haushaltung. Dann nimmt man eine Wohnung, füllt ſie mit der eigenen Einrichtung, und fühlt ſich ſehr behaglich — wenigſtens in Landeck, wo manche Familien den Sommer zubringen. So kommt es, daß die Gaſthöfe abſcheulich ſind. Abgeſehen von dieſem Mißſtand iſt Landeck recht niedlich, beſonders wenn man ſich erſt ein wenig an ſeine äußerſt eingeengte Lage gewöhnt hat. Am erſten Tage hatte ich die Empfindung überall unter der Erde zu ſein. Das Thal iſt ſo klein und dennoch ſo kraus gewellt, daß faſt vor jedem Hauſe ein beſondrer kleiner Berg, und zwar ganz nah, etwa jenſeits des Weges liegt. Man befindet ſich immer in einer Art von Schacht, jedoch nicht zwiſchen dunkeln Felſenwänden, ſondern zwiſchen grünen Abhängen, und dies Grün macht es freundlich. Landecks ſchönſter Schmuck, ſein Halsband, iſt die Biela, ein reizendes Flüßchen, zwiſchen Erlen dahinſchlüpfend, ſo raſch, behend, geſchwätzig murmelnd und ſilberklar, daß man nicht müde wird ihr zuzuſehen und zuzuhören. Wie eine feingegliederte Zauberſchlange, am Tage mit Goldflittern, Abends im Mondſchein mit Silberſchuppen geſchmückt, bringt ſie Leben und Bewegung in das enge Thal; und ihretwegen gewinnt man es lieb. Uebrigens würde mir Landeck auch ohne die Biela einen angenehmen Eindruck hinterlaſſen haben, weil die Geſellſchaft äußerſt liebenswürdig für mich war. Ich hatte gehört den Schleſiern gehe der Schleſier über

Alles, und wer kein Landeskind ſei, fände ſchwer Beachtung. Ich kann nur das Gegentheil ſagen.

Einige berühmte Punkte um Landeck, die Ruine Karpenſtein und der Dreiecker, bieten allerdings Ausſichten auf das Hügelgewühl, das mir aber von oben herab noch monotoner erſcheint, als wenn ich dazwiſchen bin. Das Merkwürdigſte bei Karpenſtein war unſtreitig, daß, als wir oben waren, der Führer die Ruine ſuchte, und ſich höchſt unzufrieden mit ihren Ueberreſten erklärte; er war nie oben geweſen! Es iſt nur wenig Gemäuer eines alten Schloſſes vorhanden, das ſich ſchwer von Felsgeröll unterſcheidet. Zu meiner Freude und meinem Erſtaunen fand ich einen Alpenroſenbuſch beim Herumklettern zwiſchen dem Geſtein; ich wußte nicht, daß dieſe Pflanze auf andern Bergen in Deutſchland als auf den Alpen zu finden ſei.

Der Wölfelsfall iſt die intereſſanteſte Partie um Landeck, und wirklich allerliebſt. Impoſant, grandios, wie ich ihn hatte beſchreiben hören, iſt er nun wirklich gar nicht, wie ich denn überhaupt nichts von einem finſtern und wilden Character in der Grafſchaft finde. Rauh und einſam, eine kleine nordiſche Idylle: ſo möchte ich ſie bezeichnen; und die einzelnen gepflegten Punkte, die Badeörter und die Parks der Schlöſſer, ſind wie flüchtige Sonnenſtreife, die über das Acker- und Hirtenland hinwegziehen. Zum Wölfelsfall fährt man in einem Plauwagen, das iſt ein ſchleſiſches Fuhrwerk, ein Korbwagen auf vier Rädern liegend, und mit einem runden Zeltdach von buntgeſtreifter Leinwand ſtraff überſpannt, ſo daß man gegen Sonnenſchein und Regen geſchützt iſt. Portieren ſind Ausnahmen, Luxus bei dieſen Wagen; mit einem kühnen Schritt ſteigt man hinein. Die Bänke hängen in Riemen und ſchwanken, ſo daß man mit dem Oberleib hin und her wackelt und fliegt, während die Füße auf den Boden des Korbes, der auf den Achſen ruht, feſtſtehen und die Bewegung nicht mitmachen. Das ermüdet ungeheuer, denn die gewöhnlichen Wege ſind ausnehmend ſchlecht, während die Chauſſeen, meiſtens von baſaltartigem Stein und vortrefflich ſind. Dafür fährt man mit den leichten Wagen denn auch leicht und hoch in die Berge hinein, und geht man zum Wölfelsfall, ſo muß man zu ihm herabſteigen, wie er in einer ſchmalen Schlucht fallend erſt ein kleines Baſſin bildet, aus dem er dann durch eine Grotte weiterſtrömt. Die ganze Szenerie mit Felſen und Bäumen iſt ſehr maleriſch, und der Anblick und das Geräuſch eines Waſſerfalles üben über mich einen magiſchen Reiz — möge es nun die kleine Wölfel oder der große Rhein ſein. Ohne mir eines andern Gefühls bewußt zu werden, als der Freude über dieſe raſtloſe, mächtige und gräziöſe Bewegung, die doch ſo gar keine Unruhe iſt, kann ich ſtundenlang ſitzen und dem Sturz der Waſſer zuſchauen. Ob da nicht ein Geiſt drin wohnt, der räthſelhaft zu uns ſpricht, und den wir nicht blos ſo wie jetzt nur vernehmen, ſondern wirklich verſtehen könnten, wenn unſer Geiſt die Feſſel des Leibes etwas lockern dürfte? nur etwas, lieber Gott! man könnte ſie ja geſchwind wieder anlegen, ſich geſchwind wieder in ſie hineinwerfen, wie in den Fallſchirm, der aus dem Luftballon auf die Erde zurückbringt. Iſt der Menſch etwas anderes, als ein im Fallſchirm des Leibes in die Endlichkeit verſetztes Weſen? —

In Reinerz war ich nur eine halbe Stunde von dem kleinen Städtchen gleichen Namens aus, deſſen Vorſtadt Kohlhau der eigentliche Badeort iſt. Ach, der iſt mir traurig vorgekommen! Es war ein ganz ſchöner Tag, aber Alles ſah mir ſo trübſelig aus, vorzüglich die Hauptpromenade, die lange grade Allee, welche die Wieſe durchſchneidet und freilich für Bruſtkranke die bequemſte Promenade iſt. Da gingen und ſaßen auch einige Badegäſte, ach, wie blaß, matt, abgezehrt? nur ſie anzuſehen beengt die Bruſt. Liebe Mutter! vier Wünſche hab' ich. Nein — nicht Wünſche, Gebete ſind es. Für einen Wunſch kann der Menſch ſelbſt etwas thun; das kann ich nicht. Drum ſind die meinen nur Gebete, aber eben deshalb um ſo glühender. Sie heißen: Geſundheit; ein ſtarkes Herz; die Liebe der Meinen; und, wenns zum Sterben kommt, einen ſchnellen Tod. Mit Erfüllung der drei erſten iſt das Leben des Lebens werth; da läßt ſich viel ausdauern, viel kämpfen und viel erringen; und die Erfüllung des letzten macht den Tod zur Himmelfahrt. Wie flammte er mir in Reinerz durch die Seele! — —

Eine Sündflut überſtürzte uns auf der Fahrt von dort nach Cudowa, das ziemlich hoch in den Bergen und der böhmiſchen Grenze ganz nah liegt. Der Name bedeutet auf böhmiſch Armuth, und es iſt allerdings der ärmlichſte Badeort den ich kenne. Während eines feuchten Sommers müſſen ſich die Badegäſte höchſt unbehaglich in dieſen dürftigen hölzernen Häuſern befinden, in denen barfüßige, ſchmutzige Mägde den Dienſt verrichten. Aber freundlich, dienſtwillig, gutmüthig ſind die Leute, möchten es einem gern recht behaglich machen, und haben keinen Begriff, wie es etwas Beſſeres auf der Welt geben könne, als Cudowa. Man kommt zuletzt ſo weit es ihnen auf ihr ehrliches Geſicht hin zu glauben. Hübſche Promenaden und Blumenpartien ziehen ſich zu einer Kapelle auf einem Hügel hinauf, den wir in feuchter Frühe erſtiegen, die Anſpannung des Planwagens erwartend, der uns zur Heuſcheuer bringen ſollte. Es hatte heftig geregnet; die Wege waren grundlos, die Fahrt unbequem, zuweilen ſtiegen wir aus, und zuweilen ſtieg der Kutſcher ab, und ſtemmte ſeine Schulter als Stütze gegen den Wagen; dazu war das Wetter ſo zweifelhaft, der Himmel ſo in Wolken vergraben, daß kaum eine Ausſicht auf der Heuſcheuer zu erwarten war. Nebel hüllten die ganze Gegend ein! man ſah nichts als den Weg. Der ging hart neben einem Flüßchen oder durch daſſelbe und wenn er es verließ, kletterte er halsbrecheriſch über ungebahnte Hügelrücken. Ein Paar unanſehnliche Dörfer mit armen barfüßigen Menſchen nahmen ſich recht kläglich in der nebelgrauen Umgebung aus. So fuhren wir drei Stunden meiſtens ſtark ſteigend, bis zum Dorf Carlsberg, das auf einer Hochebene am Fuß der Heuſcheuer liegt, und wo man beim Schulzen einen Führer bekommt. Als wir uns eben marſchfertig machten, kam ein heftiger Windſtoß der einen Theil der Wolken in den Grund bohrte, und uns plötzlich die Heuſcheuer entſchleierte, die in ihrer langgedehnten, und oben dachähnlich abgeglätteten Form, allerdings entfernte Aehnlichkeit mit einem koloſſalen rohen Gebäude hat. Aber wie wunderbar iſt dieſer Felſen, ſoll man zerklüftet oder zuſammengeſetzt ſagen? In der Art wie Adersbach, nur ganz anders. Dort wie hier einzelne Felsmaſſen; dort jedoch alle mehr oder weniger der pyramidaliſchen Form zuſtrebend, und hier mehr zu Klumpen geballt. Adersbach iſt wol eine größere Seltenheit — obzwar es auch hier höchſt wunderliche Geſtaltungen, den Großvaterſtuhl, den Mohrenkopf, die Kanzel ꝛc. giebt — doch auf den Felſenmaſſen der Heuſcheuer ſteigt man auf recht bequemen Stufen bis zur Höhe von 2800 Fuß über dem Meer empor, bis zu einer ſchönen Ausſicht in die Grafſchaft und in Böhmen hinein, und auf die verſchiedenen Züge des ſchleſiſchen Gebirges. O wie iſt es ſo herrlich in dieſer Felſenwelt, ſo fabelhaft und unerklärlich. In einem Felſen iſt ein rundes Loch; der Führer ſchlägt mit einem Hammer hinein, und es klingt wie eine Glocke, mit ſonorem Metallklang; aber nur in der einen Hölung; alſo weshalb in ihr? — In einem ganz graden tiefen Spalt ſteht ein Felſenſtück glatt wie eine Schiefertafel, die man, wenn man ſie ſtark mit dem Fuß anſtößt, in eine ſchwankende Bewegung bringt. Ich, den Felſen! ſtelle Dir vor! — Oben auf einer Platte findet man den deutlichen Abdruck einer zierlich gerippten Muſchel, und verſchiedene undeutliche. Was müſſen das für Zuſtände auf der Erde geweſen ſein, als dieſe Sandſteinmaſſe ein Brei war, in welchem Muſcheln lagen; und welche Veränderungen müſſen allmälig den Brei zu Stein erhärtet haben. Dieſe kleine zierliche Muſchelform da oben ſpricht recht deutlich für die Vergänglichkeit der irdiſchen Schöpfung: was geworden iſt, muß auch untergehen; und das thut mir immer leid, wenn ich die ſchöne Erde betrachte. Und wie ſie hübſch ſind, die Contraſte in der Natur. Dem Waſſer giebt es ein Intereſſe, daß nichts ſeine Spur auf ihm zurückläßt; dem Felſen, wenn er eine ſolche Spur aufzuweiſen hat! — Auch viele Ortſchaften, Dörfer, Städte ſieht man von oben herab. Die Feſtung Silberberg, die unnehmbar, ein ſchleſiſches Gibraltar ſein ſoll; Glatz, die Feſtung der Grafſchaft, mit weißſchimmernden Mauern; in Böhmen Braunau; Nachod, wo Wallenſtein geboren ſein ſoll, wird von einem Berge verdeckt. Man weiß es aber nicht gewiß. Um die großen Erſcheinungen in der Weltgeſchichte gießt der Zauber, der untrennbar von jeder Größe iſt, ein magiſches Licht, das himmliſch oder diaboliſch für das Auge der Zeitgenoſſen ſie deutlich umſtralt, ſo daß die das woher und wohin nicht bedürfen. Von den Zeitgenoſſen erzählts der Eine ſeinen Kindern ſo, und der Andre erzählt es anders; wie ſie es eben gehört hatten oder nicht beſſer wußten. Dann kommen nach langer,

langer Zeit die Schriftgelehrten, und prüfen, vergleichen, ſtudiren, finden die Daten nicht übereinſtimmend, oder nicht die Facta — und ich hoffe nächſtens tritt einer mit dem ſonnenklaren Beweiſe von der Nicht-Exiſtenz des großen Feldherrn hervor, weil man nicht genau ſeinen Geburtsort weiß. Es iſt erſtaunenswerth, daß man die conſequente Entwickelung einer einſeitigen Anſicht Triumph der Wiſſenſchaft nennen mag.

Zu einem Beſuch in dem weltberühmten Gräfenberg, das im öſtreichiſchen Schleſien an der mähriſchen Grenze liegt, kam es nicht. Ich wünſchte Wien zu erreichen, wo vierzehn Tage gewiß ſehr ſchnell mit allerlei Vorkehrungen zur weiteren Reiſe verſtreichen würden; und um ein Ziel ſchnell zu erreichen ſind die Eiſenbahnen excellent. Auf langen indifferenten Wegen, wie der von Olmütz nach Wien iſt, wünſche ich mir nichts Andres. So lange die Berge der Grafſchaft in ihren immer abnehmenden Ramifikationen ſich in Mähren hinein wellen, bleibt der Character des Landes ungefähr derſelbe, und nur die langen, ſtraßenweiſe gebauten mähriſchen Dörfer fallen unangenehm durch ihr dürres, baum- und waſſerloſes Anſehen auf. Dafür haben ſie, freilich nur auf der Strecke von 3 bis 4 Meilen, wunderſchöne Weiber. Ganz eigenthümliche Schönheiten! die Geſichter etwas breit, auch die Naſenwurzeln, mächtige prächtige dunkle Augen, ſanftes blaßgelbes Colorit, und um das ſchwarze Haar ein buntgeblümtes Tuch geſchlungen, das ſich turbanähnlich um die Stirn windet, und mit zwei Zipfeln an den Schläfen herabhängt. Dieſer Kopfputz über dieſem Geſichtſchnitt erinnert an egyptiſche Statuen. Da es Sonntag und gutes Wetter war, hatte ich meine Freude daran ſie vor den Thüren ſitzen oder ſpazieren gehen zu ſehen. Einige Meilen weiter verliert ſich Alles ins Breite, Frauengeſichter und Landſchaft; — und ich denke, daß der Abend, der ſich allmälig herabſenkte, mir keine Schönheit verborgen hat. Um 11 Uhr erreichten wir Olmütz, das in einer weiten Ebene liegt, und Tags darauf, um 2 Uhr Mittags, waren wir nach einer achtſtündigen Fahrt auf der Eiſenbahn hier im Gaſthof zum goldnen Lamm.

Dies war eine kleine Reiſe ohne alle Abentheuer. Auf der Donau wirds auch noch keine geben. Aber ſpäter, herzliebe Mutter, erlaubſt Du mir wol auf einige zu hoffen. Ich küſſe die Hand.

II

Wien, Auguſt 22, 1843.

Heute nur zwei Zeilen, Herzensmama, um Dir zu ſagen, daß meine Abreiſe definitiv auf übermorgen früh um 5 Uhr angeſetzt iſt. Wundre Dich nicht, daß ich Dir aus dem ſchönen, reichen, fröhlichen, bunten Wien faſt nichts ſage als: ich bin angekommen und ich reiſe ab. Mein Hauptgedanke in dieſen vierzehn Tagen war ja der an meine Abreiſe, und des Verkehrs mit Handwerkern und Kaufleuten war kein Ende, da man ſich zu einer ſolchen Reiſe mit einer Menge von Nothwendigkeiten verſehen muß, die man am Libanon und bei den Pyramiden nicht findet. Ich ſpreche gar nicht von Luxus oder Bequemlichkeit, ſondern nur von Nothwendigkeiten. Es iſt aber wirklich keine kleine Plage ſo lange voraus bedenken zu müſſen, ob man mit Schuhen und Handſchuhen reichlich verſorgt ſein werde. Der Hauptzweck, weshalb ich hieher kam, um mir Briefe für den Orient zu ſammeln, iſt erfüllt. Im civiliſirten Europa, wo der Reiſende Alles findet, ja, wo ihm angeboten und aufgedrungen wird, was er nur irgend bedarf, ſind Empfehlungsbriefe faſt immer unbequem, weil man durch ſie in gegebene Beziehungen tritt, während man, beſonders auf Reiſen, die ſelbſtgewählten vorzieht. Aber für den Orient ſtelle ich ſie mir unerläßlich vor, weil man in den Fall kommen kann, nicht blos Gaſtfreiheit, ſondern auch Schutz, Rath, Hülfe in Anſpruch nehmen zu müſſen. Dieſem Wunſche iſt man hier mit der größten Freundlichkeit entgegen gekommen, und reich ausgeſtattet ziehe ich von dannen.

Indeſſen habe ich doch nicht ganz wie mit verbundenen Augen in Wien geſeſſen. Ich war in Baden und in Vöslau; ich habe Strauß im Volksgarten und in Dommeiers Caſino zwiſchen Illumination, Feuerwerk und Tauſenden von Menſchen gehört; ich habe die Theater beſucht, und den St. Stephan bewundert; die Gemäldegallerien betrachtet und bei Dehne Abends Gefrornes gegeſſen; — kurz, ich habe Alles gethan was der Fremde hier zu thun pflegt und es hat mir auch Vergnügen gemacht, nur freilich nicht ſo, als wie wenn Wien das Ziel meiner Reiſe geweſen wäre. Und doch ſind das faſt lauter Dinge, woran ich kaum unter Jahresfriſt mich wieder erfreuen kann, und wonach ich vielleicht in den fremden Ländern Sehnſucht haben werde. Aber ich kenne ſie, und was ich noch nicht kenne — grade das möchte ich kennen lernen; denn kennen iſt wiſſen, und Wiſſen iſt eine noch ſchönere Sache als die Freude über den St. Stephan, über die bachantiſchen Jubelwalzer von Strauß und über die Venetianiſchen Meiſtergemälde im Belvedere. Allein ich kann nun einmal nicht anders als ſtreben und immer ſtreben, und daher geht mir der Drang zur Erkenntniß über das, was ich bereits erkannt habe. Bald nun werde ich wiſſen, wie der Orient ſich im Auge einer Tochter des Occidents abſpiegelt. „The tree of Knowledge is not that of life,“ ſpricht Manfred mit der tiefen Entmuthigung, die Jeden befällt, der wahr und ehrlich die Reſultate ſeines Lebens überſchaut, das vielleicht keinen andern Zweck hatte, als ihn gut und glücklich zu machen, und dennoch Beides nicht gethan hat. Daran jedoch iſt nicht die eine oder die andre Richtung ſchuld, die das Leben genommen hat, ſondern: daß der Menſch ſich ſelbſt auf ihr nicht bändigen kann. Verſtände er das, ſo würde der Baum der Erkenntniß wie der Baum des Lebens mit gleichem Frieden ihn überſchatten und Beider Früchte würden ihn laben, während jezt die des erſten ſeinen Durſt nicht ſtillen, und die des zweiten ihm hausbacken nüchtern ſchmecken, ſo daß jene ihn locken ohne ihn zu befriedigen, und dieſe ihn überſättigen ohne ihn zu locken. Und was iſt denn leben Anderes, als ſeine Kräfte gebrauchen und mit dem Leibe die Seele nähren? Was die wunderſchöne Fabel vom Phönix erzählt, daß er ſich einen Scheiterhaufen baue aus deſſen Flammen er verjüngt erſtehe: paßt auf den Menſchen, nur daß der nicht ſo ſelten als der Phönix iſt. Der Abſchnitt unſrer Exiſtenz, welcher auf der Erde verläuft, iſt ja im Grunde nichts als ein Scheiterhaufen, den wir mit Leib und Leben, mit himmliſchen und irdiſchen Gaben nähren; aber freilich meiſtentheils ohne es zu wollen, bewußtlos, und erſt wenn wir darüber nachdenken, fällt es uns ein wie es iſt. Ein Daſein, das ſich nicht in dem Gebrauch ſeiner Kräfte üben und verzehren kann, darf man nicht mehr ein Leben nennen. Ich war in Schönbrunn, in dem ſchönen Garten, der alle Arten von Gärten in ſich ſchließt. Feierlich und majeſtätiſch iſt er mit ſeinen unendlichen Hecken und Alleen bis zur Gloriette, wo man einen hübſchen Ausſichtspunkt hat; dann nimmt er einen ungenirten, freieren, parkähnlichen Character an. Ein lieblicher Pflanzengarten, in welchem die hölzernen Etiketten an Bäumen und Blumen nicht dominiren, ſchließt ſich an ihn, und eine Menagerie mit ausländiſchen und wilden Thieren liegt ganz vertraulich zwiſchen den Promenaden. Ich habe nun gar keine Sympathie für dieſe Beſtien. Man ſagt immer: wie klug iſt der Elephant, wie majeſtätiſch der Löwe ꝛc., und in der Freiheit mögen ſie es ſein; aber in der Haft finde ich ſie nur unbehaglich, und den Elephanten wahrhaft ſcheußlich durch ſeine Unform. Aber ein Thier rührt mich ganz unſäglich, und das iſt der Adler, denn er giebt im Käfig das ſchmerzlichſte Bild von dem namenloſen Leid der Gefangenſchaft. Unbeweglich ſitzt er da, kein Federchen regt ſich, er ſcheint ſich verſteinert zu haben gegen ſein Schickſal; nichts lebt an ihm, als ſein Auge, und das iſt ein wunderſchönes, menſchenähnliches Auge, nicht kugelrund wie bei andern Vögeln, ſondern das obere Augenlied etwas herabgedrückt und dadurch mehr oval. Und mit dieſem melancholiſchen, metalliſch glänzenden Auge, worin ſich der Ausdruck ſeines Lebens conzentrirt, und das in raſtloſer Bewegung iſt blickt er nie die Menſchen, ſeine Peiniger an, ſondern immer in einen freien Raum. Man kann nicht ſagen, daß er den Blick des Menſchen vermeidet; nein; er bemerkt ihn nicht. Es iſt als fühle er, daß ihre Blicke nicht geſchaffen ſind um ſich zu begegnen. Nun, dieſer Adler ſo majeſtätiſch und poetiſch in ſeiner Schwermuth, wird in der Haft uralt, weit älter als in der Freiheit, und zwar deshalb — weil man ihn reichlich mit Nahrung verſorgt, während es oft nur ſchmale Biſſen in ſeinem Horſt giebt. Aber iſt dieſe Exiſtenz ein Leben für den Adler? Ich meines Theils bin für die Freiheit, für ſchmale Koſt und ein kurzes Leben. — —

Geſtern habe ich wie durch einen Zauberſpiegel ein Stückchen Orient geſehen, und nicht etwa in einem Panorama oder auf dem Theater, liebe Mutter, ſondern in der Wirklichkeit. Wir waren in Hietzing bei dem Baron Carl Hügel, der eine orientaliſche Reiſe im großen Style gemacht hat, und nicht blos in Oſtindien — Syrien, Egypten, Arabien ungerechnet — ſondern auch in China, Neuholland und Neuſeeland geweſen iſt. Auf dieſer ſechsjährigen Reiſe hat er Sammlungen gemacht, von denen der Kaiſer den größten Theil angekauft, und die ich bei meinem frühern Aufenthalt in Wien ſchon geſehen. Aber die Crême von Allem hat er behalten und dadurch ſeine reizende Campagne zu etwas gemacht, desgleichen ich noch nie geſehen, und das auch nicht zu beſchreiben iſt. Immer denkt man an einen botaniſchen Garten, wenn man von den köſtlichen und fremdländiſchen Bäumen, Geſträuchen und Blumen hört, die hier in ſeltner Fülle beiſammen ſtehen — und es iſt doch ein freundlicher bequemer Luſtgarten. Immer an ein Muſeum, wenn von Trophäen aus perſiſchen und indiſchen Waffen, von chineſiſchen Pagoden und japaniſchen Gefäßen, von Fußteppichen aus Zebra- und Tigerfellen, von chineſiſchen Meubles aus Rohr geflochten die Rede iſt — und es iſt doch ein ſehr geſchmackvolles kleines Landhaus, in dem man ſich ganz unbeeinträchtigt von den Anſprüchen fühlt, die ein Muſeum zu machen pflegt. Keine Gelehrſamkeit macht ſich breit und keine chaotiſche Unordnung bedrückt. Ein feiner Geſchmack hat ſie glücklich vermieden, und aus den heterogenen Einzelheiten ein wunderliebliches Ganzes gebildet. Es war dunkler Abend als wir vom Diner aufſtanden und unter die offene Halle traten, die ſich an der Gartenſeite des Hauſes hinzieht. Amerikaniſche Schlingpflanzen umranken ihre Pfeiler; große glühende tropiſche Blumen wiegen langſam ihre ſchönen Häupter in der weichen Abendluft, Papagaien in allen Größen, in allen Farben, ſitzen träumeriſch und traulich zwiſchen dieſen Blüten einer fremden Zone, die ihre Heimat iſt; feiner ſtarker Arom, den ſüdlichen Pflanzen eigen, erfüllt die Atmoſphäre; und die ganze duft- und farbenreiche Szenerie war in das magiſche Licht von großen zierlich bemalten chineſiſchen Lampen getaucht, die an den Bogen der Halle wie ſchimmernde Leuchtkugeln zwiſchen den grünen Ranken ſchwebten. Wie ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht war es; und doppelt feenhaft erſchien es neben all dem Comfort europäiſcher Civiliſation und Bildung. Eine volle fremde wunder- und ſagenreiche Welt, ging in einigen Stunden, wie ein Traum, an dem erfreuten und ſtaunenden Auge vorüber. Mit dieſem anmuthigen Eindruck entläßt mich Wien. Heute iſt Schreibetag, morgen Packtag. Der iſt troſtlos! — denn wenn ich mich auch nicht unmittelbar um das Einpacken bekümmere, ſo macht es ſich doch auf unbehagliche Weiſe bemerkbar, indem ich allmälig in einem ausgeräumten Zimmer ſitze und die Sachen unter meiner Hand verſchwinden ſehe, die ich gewohnt bin zu brauchen.

Und nun, meine herzliebe Mutter, lebe tauſend und aber tauſend Mal wol, und ſorge nicht um mich. Wer ungefährdet durch die Säulen des Hercules geſchifft iſt, wird auch wol glücklich durch den Bosporus kommen, und ſchlechter als das Kattegat iſt das ſchwarze Meer auch nicht. Friſch an Leib und Geiſt trete ich die Reiſe an, und traue mir Kraft genug zu, um mir für die Zukunft einen Schatz von Erinnerungen gegen einige Mühſale und Beſchwerden in der Gegenwart eintauſchen zu können. Gott mit uns.

III

Peſth, Auguſt 26, 1843.

Warſt Du in Ungarn, lieber Bruder? Zu Deiner Zeit gab es wol noch keine Dampfſchiffe auf der Donau, oder höchſtens nur bis Preßburg, und da es mit den fahrbaren Straßen hier zu Land ſchlecht genug beſtellt ſein ſoll, ſo magſt Du Dich vielleicht nie bis hieher gewagt haben. Jetzt iſt das ſehr leicht abgemacht. Ein großes muntres Dampfſchiff fuhr vorgeſtern um 5 Uhr früh mit uns von dannen, und war Abends um halb acht hier. Auch den Tumult der Wiener Eiſenbahn nach Glognitz — am Fuße des Sömmering — kennſt Du nicht und kannſt ihn Dir gar nicht vorſtellen. Nach Baden allein fahren an Sonn- und Feſttagen zuweilen 20 bis 30,000 Menſchen, und obgleich es mit nichten angenehm iſt in dieſen ungeheuren Trains ſich zu befinden, weil man ſich faſt mit Lebensgefahr ein Plätzchen erringen muß; und obgleich ich finde, daß die eigentliche Annehmlichkeit der Eiſenbahnen ſich nur auf großen Strecken ausweiſt: ſo geht es mir mit ihnen wie jenen Vögeln, die von der Klapperſchlange behext in ihren Rachen taumeln: wo es eine Eiſenbahn giebt ſitze ich gewiß darauf. Es traf ſich ſo, daß ich zwei Fahrten nach Baden an Sonntagen — und eine nach Vöslau an Mariä Himmelfahrt — Alle aber bei dem herrlichſten Wetter machte (wie denn überhaupt erſt mit meiner Ankunft in Wien der Sommer eintrat). Welch ein Menſchengewühl! und welch ein beängſtigender Gedanke, daß dieſe Maſſe auf einen Pfiff in den Wagen ſitzen muß! Es iſt ein Wunder, daß nicht jedes Mal ein Unglück geſchieht, bei dieſem drängen, ſchieben, ſtoßen und klettern, denn die Wagen ſind nicht wie in Norddeutſchland in Coupés für ſechs Perſonen zertheilt, ſondern in ihrer ganzen Länge von einem Gang zerſchnitten, neben dem ſich rechts und links die Sitze, jeder für zwei Perſonen befinden, ſo daß oft dreißig bis vierzig in demſelben Raum beiſammen ſind. Die Thüren ſchließen oben und unten den Gang, und ein Treppchen führt zu ihnen hinauf. Dieſe Einrichtung ſoll in Amerika ſtatt finden, und mir gefällt nur das an ihr, daß die lange Fenſterreihe es möglich macht zuweilen ein wenig von der Gegend gewahr zu werden, die an manchen Stellen charmant iſt. Der Bahnhof mit ſeinen verſchiedenen Gebäuden, und namentlich der Abfahrtspunkt, der auf grandioſen Terraſſen liegt, ſind wahrhaft majeſtätiſch. Dieſer Zweig der Architectur iſt derjenige auf den man ſich heutzutag meiſterlich verſteht; denn Eiſenbahnen ſind das Bedürfniß der Welt, und ein ſolches begegnet immer dem Verſtändniß. Der Bahnhofſtyl, mein lieber Dinand, wird bald ein eben ſo entſchiedener, und über Häuſer, Kirchen und Palläſte ausgebreiteter ſein, wie ehedem der korinthiſche, gothiſche oder renaiſſance Styl war. Er hat etwas Leichtes, Luftiges, über Nacht Aufgeſchoſſenes an ſich, das mit der haſtigen, drängenden Zeit in gutem Einklang iſt. Dieſe Glognitzer Eiſenbahn ſoll bis Trieſt fortgeführt werden, und es ſind immenſe Projecte gemacht um ſie auch über den Sömmering zu bringen. Einige ſprechen auch von einem Tunnel. Etwas Rieſenhaftes wird in jedem Fall daraus.

Vorgeſtern früh um 4 Uhr fuhren wir bei grauer Morgendämmerung durch die ſtillen Straßen von Wien und durch den ſtillen Prater dem Dampfſchiff zu. Das letzte Viertel des Mondes ſtand tief am Horizont, und ſchien als zarter ſilberner Nachen in die Donau hineingleiten zu wollen, die ich zum erſtenmal dunkelbläulich gefärbt ſah. Der Prater iſt doch herrlich in ſeiner freien, weitläuftigen Anlage! er könnte freilich beſſer gehalten ſein, denn die ſchönen Bäume werden nicht einmal von dürren Aeſten geſäubert; und zu dieſer Jahreszeit, wenn faſt die ganze Geſellſchaft Wien verlaſſen und ihre ſchönen

Wagen und Pferde mitgenommen hat, iſt er auch ſehr todt, weil Fußgänger ihn nicht füllen können, und weil Fiacre nur eine Fraction der Welt repräſentiren, die ſich hier zu anderen Jahreszeiten in Maſſen drängt. Aber ſchön iſt er mit ſeinen grünen Wildniſſen, in denen die Hirſche ſo ungenirt ſpazieren gehen, wie in Neuhaus, und mit ſeinen friſchen Wieſen auf denen das Heu gemacht wird wie in jeder andern ländlichen Umgebung. Ich finde das wirklich ſehr erquickend und lieblich in der Nähe einer ſo großen Stadt. Jetzt ſchien er zu ſchlummern, und einzelne Fußgänger die zum Dampfboot gingen, zogen durch ſeine Schatten wie Träume. Nach und nach füllte ſich das Schiff, die Sonne ging prächtig auf, und bald ſchwammen wir von dannen. Es thut mir leid, daß ich die Donau an ihren ſchönſten Punkten, die zwiſchen Linz und Wien ſein ſollen, nicht kenne. An ihrem Urſprung kenne ich ſie; dann bei Regensburg, wo ſie an freundlichen Hügeln — und bei Linz, wo ſie durch eine der üppigſten, reichſten Ebenen fortfließt. Aber der Moment ihrer Verklärung, ihrer poetiſchen Schönheit fehlt mir in ihrer Bekanntſchaft; — und grade der iſt nothwendig um zu enthuſiasmiren. Vielleicht kommt es noch! — Anfangs war ſie breit ausgefloſſen, aber von Hainburg bis Presburg ſteigen die

Ufer hügelig empor, und die Ruinen von Schloß Hainburg, das an die Hunnen — und von Schloß Theben, das an die Römer durch ihren Urſprung erinnern ſollen, liegen recht maleriſch zu beiden Seiten des Stromes, während man ſchon die größere und wolerhaltene Ruine des Schloſſes von Presburg mächtig aber unmaleriſch die Stadt dominiren ſieht; denn es iſt ein großes viereckiges und von vier Thürmen flankirtes Gebäude, das durch eine Feuersbrunſt ausgewüſtet wie ein ſchwerer leerer Kaſten daſteht. In Presburg geht es in dieſem Augenblick lebhaft genug her: es iſt Landtag. Wir aber fuhren weiter auf dem inſelvollen Strom, zwiſchen unbewohnten und auch ziemlich unbebauten Ufern. Zuweilen erblickte man einige Rinder, die bedachtſam ihre Nahrung zu ſuchen ſchienen; oder auch wol ein Dorf, das aber keinen erfreulichen Anblick gewährte, denn es ſah ſteinig, ſandig und baumlos aus, wie der Boden ſelbſt. Die Ernte war gemacht und ihr Ertrag ſtand in rundlichen Haufen neben den Bauerhäuſern, nicht wohlverwahrt in ſicheren Scheuern. So gleichgültig geht man um mit der guten Erde und ihren Gaben. Bei Gran, wo der Primas von Ungarn reſidirt, erhebt ſich eine enorme Kathedrale, die noch im Bau iſt. Chauſſeen! Chauſſeen muß man hier zu Lande bauen!

keine Kirchen. Solch ein Dom verſchlingt Unſummen, ſteht in gar keinem Verhältniß zu ſeiner Umgebung und erdrückt ſie ſtatt ſie zu ſchirmen. Allmälig wird die Gegend hübſch, gepflegt. Zwiſchen Weinbergen liegt die Ruine Wiſſegrad, der Lieblingsaufenthalt aller ungariſchen Könige. Die Hügel ſchieben ſich terraſſenartig zuſammen, und der Strom windet ſich ſo ſchlangenhaft, daß man nicht weiß woher man kommt, wohin man geht. Inſeln ſind auch hinein geſtreut, aber unüberſehbare, meilenlange. Der Abend erreichte uns früher, als wir Peſth; bis denn endlich die zahlreichen Lichter an beiden Ufern die Nähe der Schweſterſtädte ankündigten. In Peſth trafen wir grade eine der vier großen Meſſen, die hier jährlich ſtatt finden, daher iſt die Stadt äußerſt belebt, die Menſchenmenge groß in Gaſthöfen, Kaffeehäuſern und Reſtaurants aller Grade, und auf den Straßen herrſcht ein lebhafter Verkehr. Drüben in Ofen iſt es ſtill. Das iſt die ältere, kleinere, am Berg aufſteigende Stadt; hoch oben zur Rechten liegt das Schloß, die Reſidenz des Palatin; zur Linken die Sternwarte; verſchiedene Regierungsgebäude liegen umher, auch einige Klöſter. Von den hohen Punkten überſieht man nicht nur den Strom und ganz Peſth, das merkwürdig niedrig und daher den Ueberſchwemmungen bedenklich ausgeſetzt iſt, ſondern auch das Land weit und breit, in ſeiner ebenen Einförmigkeit. Peſth iſt übrigens eine ſchöne, regelmäßig gebaute Stadt, mit großen Häuſern, graden Straßen, 60,000 Einwohnern, denen Verkehr und Gewerbthätigkeit durch die niedrige Lage am Fluß ſehr erleichtert wird, mit einem hübſchen Theater, einem im Bau begriffenen Muſeum, und einer im Plan exiſtirenden Drahtbrücke; folglich nähert es ſich den Bedürfniſſen des Jahrhunderts. Was nun die Drahtbrücke betrifft, von der außer dem Plan auch ſchon einiges Pfahlwerk vorhanden iſt, ſo ſtößt ſich ihr Fortbau, wie man mir geſagt hat, an dem Umſtand, daß der ungariſche Adel den Brückenzoll nicht zahlen will, der zur Beſtreitung der Koſten unerläßlich iſt; das Volk ſoll ihn allein zahlen, wie das bis jetzt gebräuchlich iſt. Da ſich aber der ungariſche Adel liberal par excellence nennt, ſo wird es ſchwer das zu glauben, und zu ſeiner Ehre will ich es nicht thun. Mit dem Wort liberal verbindet man nach und nach gar keinen Sinn mehr. Mir fallen dabei immer die Grünen und Blauen aus den Zeiten der oſtrömiſchen Kaiſer ein, die urſprünglich Bezeichnungen für die Kutſcher des Circus, und hernach für politiſche Parteiungen waren. Liberal zu ſein für den eigenen Vortheil, wie der ungariſche Adel ſein muß, wenn's wahr iſt, was man von der Bedrückung des Bauernſtandes erzählt; oder wie bei dir in Holſtein die Advocaten ſind; oder wie die Polen, die ſich gegen die ruſſiſche Herrſchaft ſträuben, während ihr gemeiner Mann in Sclaverei liegt: das will mir nicht einleuchten. Wer Verbeſſerungen bezweckt im liberalen Sinn, nämlich: möglichſt allgemeine und gleichmäßige Vertheilung der Rechte wie der Laſten zwiſchen Allen: der muß bei dieſer Vertheilung keinen Vortheil haben, ſondern mit perſönlichen Opfern voran gehen — ſo wie mir hier Graf Stephan Szecheny genannt worden iſt. Profitirt man aber dabei, ſo iſt liberal ſein eine Art von Nahrungszweig, von Handwerk, ſo gut wie Tiſchler oder Bäcker ſein, nur mit dem Unterſchied daß es nicht ſo ehrlich iſt. Demzufolge iſt es meine tiefſte Meinung, die ich auch ſchon irgendwo ausgeſprochen habe: liberal, wie ich es verſtehe, ohne Vortheil, nur mit Opfern, — das kann blos der Adel ſein, und zwar auch nur der alte, auf den Grundbeſitz, auf Reichthum, auf ein langes Familienanſehen geſtützte Adel, wie er aber hier zu Lande in den Magnaten noch exiſtirt; und mich grämt es wenn er das verſäumt. Für Hofadel, Dienſtadel, Finanzadel, armen brotloſen Adel, iſt es keine Ehre mehr liberal zu ſein; das Bedürfniß der Oppoſition gegen die Fürſten oder materielle Bedürftigkeit verleiben ihn alsdann der gewöhnlichen Kathegorie der Liberalen ein. Ich ſehe ſehr gut ein, daß der Adel, wenn er auf ſeine Freiheiten, Rechte und Bevorzugungen verzichtet, aufhört das zu ſein was er war. Aber wir ſind beim letzten Kapitel ſeiner Epoche, und es wäre doch ſchön wenn er da mindeſtens ein rühmliches Ende fände, ein ſolches das Samen für die Zukunft ausſtreut, aber keines das ſich von der Gegenwart zu todtem Staub zerreiben läßt. Hiemit, lieber Bruder, habe ich meine Meinung und, ich hoffe, zugleich die Deine ausgeſprochen. Jetzt wiſſen wir was wir von den verſchiedenen Claſſen der Liberalen halten und ich verſichere Dich es iſt etwas Extraordinäres, wenn heutzutag zwei Menſchen nicht in ihren Geſinnungen — ach nein! nur in ihren Worten ſich verſtehen. Aber wo von Einrichtungen die Rede iſt, die dem allgemeinen Nutzen angehören oder allgemeine Intereſſen fördern, von Dampfſchiffahrt, Chauſſeen, einem Nationalmuſeum, jener Drahtbrücke — überall hört man den Namen Graf Szecheny voran, und das iſt ein ſchöner und edler Klang für einen ſolchen Namen.

Ofen und Peſth haben die Sache ſo zwiſchen ſich abgemacht, daß beide zuſammen die Hauptſtadt Ungarns abgeben, während jenes allein der Sitz des Reichs-Palatinus und der höchſten politiſchen und militäriſchen Behörden des Königreiches — dieſes der Mittelpunkt des ungariſchen Handels iſt; aber Merkwürdigkeiten an ſchönen Gebäuden, Alterthümern, Kunſtſammlungen, Kirchen, haben ſie ganz und gar nicht. Ja, was mir faſt noch mehr aufgefallen iſt, Peſth hat nicht einmal eine Promenade, und Ofen eine klägliche. Wahrſcheinlich liebt man hier die italieniſche Sitte nur ſpazieren zu fahren, und wenn man gehen will in den Straßen zu wandeln. Ueberhaupt kommt mir Alles hier ſchon ſehr ſüdlich vor. Man geht nicht blos — man ſitzt, arbeitet, ſchläft, iſst und trinkt auf der Straße. Das dritte Haus iſt faſt immer ein Kaffee mit breiter Veranda, mit Sophas und blühenden Oleanderbäumen umgeben. Eine unglaubliche Menge von Früchten, Trauben, Pflaumen, beſonders Melonen, und die Waſſermelone haufenweiſe, werden feilgeboten. Lazzaroniähnlich liegen die Leute, z. B. unbeſchäftigte Arbeiter, auf den Hausthürſchwellen oder auf ihren Schubkarren, und halten Mittagſchlaf. Weiber ſitzen plaudernd zuſammen vor der Thür und nähren das Kind am Buſen. Die dunkeln Augen, die lauten tiefen Stimmen, hie und dort die ſtechenden Blicke, — Alles das iſt ſüdlich. Der Anzug der Weiber zeichnet ſich durch nichts aus als durch ein großes baumwollenes ungraziöſes Kopftuch, das alles Haar verbirgt und durch bloße Füße. Die Männer tragen ein Habit, das frappant wie ein Frauennachthemd ausſieht. Beinkleider, Jacke, Hemd, ſcheinen ein und daſſelbe Gewand von weißer Leinwand zu ſein, das vom Halſe bis zu den Ferſen lang, weit, faltenreich wie ein Weiberrock herabgeht. Haben ſie den breitkrämpigen Hut abgenommen und etwa eine Schürze vorgebunden, wie ſie das bei manchen Arbeiten thun, ſo ſage ich immer unwillkürlich: was das für lange Weiber ſind! Plumpe Stiefel vollenden den höchſt einfachen Anzug, den zuweilen eine dunkelblaue Jacke ohne Ermel mit vielen kleinen blanken Knöpfen vervollſtändigt. Dies iſt nur die unterſte Volksklaſſe, vielleicht großentheils Landvolk, das zur Meſſe hereingekommen ſein mag, aber ſie iſt am frappanteſten, denn markirte Phyſiognomien mit graden Naſen und ſcharfen Augenknochen treten daraus entgegen. Faſt immer haben ſie ſchwarzes, zuweilen krauſes Haar; mit ſtrohgelbem oder gar mit rothem, ſehen ſie abſcheulich aus. Die Kinder kommen mir vor wie kleine wilde Thiere; der Anzug iſt wirklich nicht viel mehr als eine etwas weitere Haut; nackte Füße, bloßer Kopf, ſtruppiges Haar, unerhört ſchnelle Bewegungen, ſpähender und doch ungewiſſer Blick, machten mir dieſen Eindruck. Mitunter, aber ſehr ſelten, ſieht man Männer in der Tracht, die man vorzugsweiſe die ungariſche nennt, nämlich in Jacken mit vielen Schnüren geſtickt und mit doppelten Ermeln. Noch ſeltener iſt ein Mann ohne Bart und ohne Pfeife. Bärte, zu denen ich nicht das Vertrauen habe, daß ſie allmorgentlich ſauber gepflegt werden, ſind mir bedenklich — und dieſe waren es ſehr; aber allerdings, die Leute haben dadurch einen gewiſſen martialiſchen Anſtrich, der mir beſſer gefällt als der ſoldatiſche, an den man in Norddeutſchland gewöhnt iſt; denn der eine iſt angeboren und der andere iſt anexercirt. Da ich ſeit zwei Tagen nichts thue als in den Straßen umherzugehen und rechts und links zu blicken, ſo kann ich von nichts Andrem ſprechen, als was ich da ſehe, und alle Augenblicke wird der Wunſch in mir lebendig: ach, könnt' ich zeichnen! Es iſt aber recht merkwürdig, daß ich nichts von Allem kann was ich gelernt habe oder wofür ich wenigſtens einen Lehrer gehabt; und das Einzige was ich nicht gelernt habe, ein Buch zu ſchreiben — das kann ich. Ich wundre mich, daß Genremaler nicht herkommen; ſie würden reichen Stoff finden. Unter dem Thorwege eines großen Hauſes hatte ein Obſthändler ſeine Früchte ausgeſtellt, ſehr nachläſſig, die Waſſermelonen am Boden. Er ſelbſt lag gleichfalls am Boden unter einem ſchönen Oleanderbaum mit der geliebten Pfeife im Munde, und betrachtete gedankenvoll die Wolkenzüge, die ihr entquollen. Der breite Hut beſchattete noch mehr ſein dunkles Antlitz, und der Kontraſt zwiſchen dieſem ſchwarzen ernſten Kopf und den zarten roſenfarbenen Blüten die ſich über ihm wiegten, war wirklich prächtig. Der bedeutende Handel mit Seife, der ebenfalls auf der Gaſſe getrieben wird, iſt unlieblich für Auge und Naſe, beſonders bei dieſer ſtarken Hitze. Weil Ungarn die Karpathen im Norden hat, iſt das Klima ſchon viel wärmer als um Wien, das ſelbſt noch nördlich von den ſteyriſchen Bergen liegt. Die Gewerbe- und Induſtrieausſtellung die grade jetzt ſtatt findet, intereſſirte mich. Tiſchler- und Lederarbeiten waren wol das Beſte; Seidenſtoffe und kleine Gegenſtände des Luxus hingegen nicht ſehr geſchmackvoll und auch nicht finished — wie die Engländer ſagen, und wie wir im deutſchen nicht zu ſagen wiſſen, weil man's in dieſem Punkt eben auch nicht ſo weit bringt.

Geſtern Abend waren wir im Theater, wo der Glöckner von Notre-Dame gegeben wurde — ein Product dem Roman von Victor Hugo ungefähr in der Weiſe nachgeahmt, wie ein Affe dem Menſchen nachahmen würde. Claude Frollo z. B. war weiß der Himmel um welcher Rückſichten willen, in einen

Kriminalrichter verwandelt. Das nimmt ihm auf der Stelle alles Intereſſe! ſein ascetiſches geiſtliches Leben, nur von der Wiſſenſchaft und von der Betrachtung göttlicher Dinge erfüllt, muß vorhergegangen ſein, um das Wahnſinnige, ihm ſelbſt Grauenhafte, ſeiner raſenden Leidenſchaft für die Esmeralda fühlbar zu machen. Claude Frollo der Kriminalrichter, durch ſeinen Beruf bekannt und vertraut mit allen Schwächen und Leidenſchaften der Menſchen, kann ſich unmöglich durch die kleine Zigeunerin behert wähnen; aber Claude Frollo der Archidiacre von Notre-Dame, der aus ſeiner einſamen Zelle heraus die Menſchen wenig und die Weiber gar nicht kennt — der darf es wähnen und demgemäß handeln. Und ſo war alles das Oberſte zu unten verdreht! Die Schauſpieler ſpielten ſo, daß der Souffleur die Hauptperſon abgeben mußte, und die Esmeralda, die ihre Rolle gelernt haben mogte, konnte ſie nicht wieder herausgeben: ihre dicke, lispelnde Zunge leiſtete jedem Wort tapfern Widerſtand. Ueberdas iſt es immer ein kläglicher Anblick ein junges unſchuldiges Mädchen von einer Schauſpielerin dargeſtellt zu ſehen; das mißlingt großen Künſtlerinnen.

Heute früh ſind wir nach dem Kaiſerbade gefahren, einer großen Brunnen- und Badeanſtalt eine halbe Stunde von Ofen. Sie gehört dem Kloſter der barmherzigen Brüder, die vor zwei Jahren über der reichhaltigen Schwefelquelle ein großes etwas ſchwerfälliges Gebäude errichtet haben, worin ſich Trinkhalle, Badezimmer und Wohnungen für Brunnengäſte befinden. Im innern Hof blüht eine Jucca, quarren und quakeln Papagaien, ſpielen Muſikanten Harfe, Trommel und Tambourin — kurz es ſieht ganz anders aus, wie in einer deutſchen Badeanſtalt. Aber die Gegend iſt allzu öde! — Jetzt, lieber Bruder, muß ich an Bord des „Ludwig," wo ich ſchon dieſe Nacht ſchlafen ſoll. Leb wol alſo und gute Nacht!

IV

Am Bord des Ludwig. Auguſt 27, 1843.

Die Wege ſind verſchieden auf denen man die Bahn ſeines Lebens dahinwandelt! Es iſt halb neun Uhr Morgens, ſtralend blauer Himmel, brennender Sonnenſchein, und ſchon flammende Hitze. Ich ſtelle mir vor, liebes Clärchen, daß Du in der kühlen, ſchattigen Allee von Pyrmont ſehr behaglich ſpazieren gehſt, vorſchriftsmäßig deinen Brunnen trinkſt, und Dich mit Perſonen aus der eleganten hannöverſchen Geſellſchaft angenehm unterhälſt. Ich ſitze in meiner engen, niedrigen Cabine, auf welche die Sonne prallt, und deren Thür geſchloſſen iſt, habe keine Ausſicht als durch ein Paar Luftlöcher — Fenſter genannt, habe großen Zweifel, ob ich Mittagbrot bekommen werde, kann nicht aufs Verdeck treten ohne an eine Wand von Paſſagiergut zu prallen, die ſich bis zur Hälfte des Schornſteins empor thürmt, und bin mit 400 Perſonen und 300 Centnern Waarenfracht auf dieſem Dampfſchiff, das nur von 40 Pferden Kraft, und zufällig das kleinſte von den 22 iſt, die auf der Donau den Dienſt thun. Aber ich bin auf dem Wege nach Conſtantinopel und daher ſo frohen Muthes, wie ich Dir von Herzen wünſche, mein Clärchen, daß Du auch ſein mögeſt. Uebrigens, wenn's wahr iſt, daß ein großer Theil der Zufriedenheit des Menſchen aus dem Vergleich entſpringt den er zwiſchen ſeiner Lage und der weniger günſtigen ſeiner Nebenmenſchen zieht: ſo muß ich mich heute ſehr glücklich ſchätzen; denn das Schiff iſt dermaßen überfüllt, daß die Hälfte der Paſſagiere höchſtens einen Sitzplatz, und die übrigen nur grade Raum zum ſtehen haben. Die Meſſe zu Peſth bewirkt dieſe Ueberfüllung. Heute Abend bei Mohacz wird ſie ſich verlieren. Wie es kommt daß ich allein es erträglich habe? — Ich muß neun Tage und fünf Nächte auf der Donau bleiben; da haben Sachverſtändige in Wien mir geſagt, ich müßte eine Separatcabine nehmen, die bedeutend bequemer ſei, als der Damenſalon des erſten Platzes. Das habe ich gethan, bezahle außer meinem erſten Platze noch 95 Fl. C. M. extra für dieſe Cabine von Peſth bis Gallacz, und habe jetzt allerdings die beſte Veranlaſſung zu großer Zufriedenheit. Ich habe ein ſehr bequemes mit Stahlfedern gepolſtertes breites Sopha, einen ziemlich großen Tiſch auf dem ich ſehr gut mein Portefeuille etabliren kann, und über dem Toilettentiſch gar den Luxus eines Spiegels. Die Cabine liegt ſeitwärts auf dem Verdeck, iſt viel luftiger als die Salons im untern Raum, und die Maſchinen gehen mit ſo ruhiger Bewegung, daß ich ohne alle Anſtrengung ſchreibe. Das habe ich noch nie auf irgend einem Dampfſchiff gekonnt, und es iſt mir höchſt angenehm, wird mir die unvermeidliche Langeweile der Reiſe bedeutend verkürzen. Lärm und Getümmel umher ſtören mich ganz und gar nicht. — — —

Eben bin ich herausgeſchlüpft um die allgemeinen Zuſtände zu recognosciren. Sie ſind kläglich genug. Im Damenſalon liegt's drunter und drüber, denn da das Schiff bereits ſeit 4 Uhr, vor Tagesanbruch geht: ſo haben einige zu ſchlafen verſucht, und andere machen ein wenig Toilette. Unruhige, gelangweilte Kinder vermehren das Unbehagen. Im Herrnſalon, der wie gewöhnlich zugleich Speiſezimmer iſt — wird gefrühſtückt, und die Atmoſphäre von ſo vielen Menſchen, verbunden mit den Emanationen von Kaffee, Schnitzel, gebratenen Kartoffeln, Wein ꝛc. — dazu das laute Rufen der Begehrenden, die Antworten der herumfliegenden Kellner, die unruhigen Klagen der Wartenden, machen den Aufenthalt zu einem tumultuariſchen feurigen Ofen, dem ich ſchleunigſt entfloh. Auf dem Verdeck ſitzt man Schulter an Schulter gepreßt, und ſteht man gedrängt wie eine Mauer. Ueber all die ſchwarzen Männerhüte hinwegzuſehen iſt unmöglich. Zum Glück giebt es auch nichts zu ſehen, als die lange breite Donau, mit flachen, öden, gelblichgrünen Ufern. Wie man ſich auf dem zweiten Platz befindet, weiß ich nicht! unfehlbar ſchlechter, denn über jenen Theil des Verdecks iſt kein ſchirmendes Zelt ausgeſpannt. So ſitze ich denn wieder in meiner ſchwimmenden Zelle. — — —

Jetzt eben habe ich die Entdeckung gemacht, daß ich, wenn ich mich künſtlich auf der Lehne meines Sophas zuſammenkauere, aus dem ovalen Fenſterchen einen Rahmen machen kann, der mir aus der Landſchaft kleine Bilder herausſchneidet, ſolche die man

Stillleben zu nennen pflegt, auf denen man blutwenig ſieht und die auch eigentlich dem Genrefach, nicht der Landſchaft angehören. Aber zu Schiff nimmt man's nicht ſo genau. — Ach, ich ſehe die kleinen Wellen, welche die Räder aufwirbeln; andre als dieſe künſtlichen hat die Donau hier nicht. Es iſt eine recht merkwürdige Carriere, welche ſie macht, als ein kleines Schwabenmädchen anzufangen und als eine majeſtätiſche Königin aufzuhören, um deren Nachbarſchaft die mächtigſten Herrſcher ſich ſtreiten, ſo daß ihr Jeder wenigſtens einen Arm geben oder den ſchleppenden Saum ihres Gewandes berühren will. Und trotz all der Courtoiſie mit der ſie behandelt wird, kommt ſie nie aus der Faſſung, bleibt immer gelaſſen, und benimmt ſich überall ohne Leidenſchaft mit imponirender Ruhe, recht wie eine geborne Königin — es ſollte. Ja, zum herrſchen iſt ſie geboren! in ihrer Jugend fand ſie einen Liebſten, einen wunderſchönen Jüngling, ſtolz und friſch und kräftig wie ſie ſind dieſe Söhne der Berge, mit ſo ſchäumenden grünen Wellen, daß ſie den Smaragden gleichen auf deren köſtlichem Grün Goldfunken glitzern. Das Tiroler Gebirg iſt ſeine Wiege, und ſie wiegt ſtarke Herzen groß. Der Inn heißt dieſer herrliche Jüngling. Brauſend wirft er ſich in ihre Arme und ſie läßt es ſich gefallen. Größer, mächtiger, raſcher, warmblütiger als ſie, verſchwindet er dennoch in ihrer kühlen Umarmung, und nun, als ſie weiß was ſie vermag, wird ſie erſt recht dominirend. Iſt das das nicht eine Art von Libuſſa? Später hat ſie wol noch manche Diener, die ihre Macht vergrößern, aber ſo einen leidenſchaftlichen Liebſten hat ſie nicht mehr.

Ach, ich ſehe ein Erlengebüſch am moraſtigen Ufer. Die Zweige hängen faſt bis in's Waſſer hinab, und eine dickſtämmige Weide ſteht ganz darin, ſo daß nur ihre Krone herausragt. Ein Paar weißgelbe Rinder, mit prächtig geſchwungenen Hörnern, ſind an den Strom gekommen um den Durſt zu löſchen. Dann wandeln ſie bedächtig auf die Wieſe zurück, legen ſich nieder und wiederkäuen ebenſo bedächtig. Es iſt ſchönes Vieh, das Rind; aber gar zu ſehr Vieh. Die Potters ſind nichts für mich.

Jetzt ſehe ich eine Waſſermühle, wie Du noch nie eine geſehen! — eine ſchwimmende. An einem großen Kahn der die hölzerne Hütte des Müllers trägt, und der wie ein Schiff vor Anker liegt, dreht ſich mitten im Strom und durch ihn, das Mühlrad. Der Müller und ſein Burſch, ſchwarze langhaarige Leute, treten in ihre Thür, ſchwenken ihre breiten Hüte, und begrüßen mit einem mir unverſtändlichen

Auf unſer Dampfſchiff. In einem winzigen Nachen kommt ein Dritter vom Ufer nach der Mühle gefahren. In dem engen Raum wohnen ſie Tag und Nacht, ſo lange es Arbeit giebt, und die giebt es faſt immer. Das Mehl ſoll ſehr gut werden auf dieſen ſchwimmenden Mühlen. Es wird viel Getreide in Ungarn gebaut, höre ich; aber es gilt wenig. Man kann es nicht verfahren, die Verbindungswege fehlen im Innern des Landes. Kukuruz (Mais) iſt das hauptſächlichſte Nahrungsmittel des Volkes. Ich fühle mich unwillkürlich an Sizilien erinnert; nicht durch den Character des Bodens oder des Landes — der könnte kaum verſchiedener ſein! — aber Sizilien wie Ungarn haben einen gemeinſchaftlichen Zug in ihrer Phyſiognomie, einen Stempel der Vernachläſſigung durch Menſchenhand, der ihnen einen wüſten Anſtrich giebt. Sogar hier an den Ufern des Stromes welche Todtenſtille, welche Einſamkeit; wie muß es alſo im Innern des Landes beſchaffen ſein, wo die immenſen Ebenen und die weiten Moräſte ſich ausdehnen, ohne daß gebahnte Straßen ſie durchziehen. Große Herrſchaften giebt es, und von einzelnen ſchönen Schlöſſern mit Parks und Gärten hat man mir erzählt; allein ſie liegen wie Oaſen in der Wüſte, kaum erreichbar durch eine mühſelige Reiſe. Und dann — dieſe reichen Herren der öſtreichiſchen Monarchie haben ſo große, viele und weitläuftige Beſitzungen, daß ſie nur die wenigſten beſuchen — oder gar auf ihnen leben können. In Mähren fiel mir das ſehr auf im Contraſt zu Schleſien. Da haben die Schlöſſer und Landſitze den freundlichen, wolgehaltenen Anſtrich, der es verkündet, daß der Beſitzer Freude daran und Sorgfalt dafür hat, weil er da lebt. In Mähren hingegen, auf dieſen ungeheuern Beſitzungen des Fürſt Lichtenſtein z. B., liegt nicht dieſe wolthätige Pflege; ſie werden verwaltet oder verpachtet, zum Vortheil des Beſitzers, aber nicht zu ſeiner Freude. Aehnlich mag es in Ungarn ſein. — Uebrigens ſehe ich nichts mehr. Der Fluß ſcheint ſich in unermeßlichen Waldungen zu verlieren, nicht aber von großen alten Bäumen, ſondern von Erlen, Espen, Weiden, die ununterbrochen ſeine Ufer einfaſſen, und eigentlich mehr Wildniß als Waldung ſind.

Am 28ſten.

Es iſt mirakulös aber wahr: wir haben wirklich geſtern zu Mittag gegeſſen. Eine Tafel wurde um ein Uhr, die andre um drei verſehen. Ich habe das dienende Perſonal aufrichtig bewundert. Als wir um vier Uhr vom Tiſch aufſtanden, kamen noch einige

Nachzügler und begehrten zu ſpeiſen; der Oberkellner erſuchte ſie ein wenig zu warten: „denn," ſagte er auf gut wieneriſch, „die Weibsbilder in der Kuchel ſind halbtodt vor Hitz." Heute iſt es weit leerer, denn ſchon geſtern im Lauf des Nachmittags, und am Abend in Mohacz, entlud ſich das Dampfſchiff ſeiner Ueberfülle. Ab und an gab es denn doch eine Ortſchaft, und wo das Ufer ſich etwas hügelig erhob, war es mit Reben bepflanzt. Von dem Marktflecken Mohacz und von ſeiner Lage ſah ich nichts mehr; es war finſter. Der Ort iſt ein merkwürdiger für die Geſchichte Ungarns — und mittelbar auch Europa's. Auf dieſen ſumpfigen Ebenen wurden zwei von den Schlachten geſchlagen, wo Völker und Völker ſich einander gegenüber ſtehen. Die von 1526 war unheilvoll für's Abendland, denn die Türken, in der vollen Kraft ihrer Siege unter Suleiman dem Großen, ſiegten hier über König Ludwig II., der in der Schlacht fiel, und wälzten ſich von hier, immer drohend, immer verheerend, immer kriegeriſch gerüſtet, in die europäiſchen Länder, Servien, Bosnien, Dalmatien, Siebenbürgen, hinein, anderthalb Jahrhunderte hindurch das Haus Oeſtreich in Wien bedrohend. In der Schlacht von 1687 begann der große Türkenbeſieger Prinz Eugen von Savoyen als Jüngling hier ſeine glorreiche Laufbahn durch einen vollſtändigen Sieg. Ja, von blutigen wilden Schlachten könnte die Donau viel erzählen, aus allen Zeiten, von allen Völkern. Hier zogen die römiſchen Cohorten, ja die Kaiſer ſelbſt, gegen die alten unbezwinglichen germaniſchen Stämme. Hier wälzten die Hunnen ihre wilden Horden wie Raubthiere gegen das Abendland, und Attila der roheſte der Barbaren, war nicht weit von einer Vermälung mit der Kaiſertochter Honoria Auguſta. Hier ſaßen die edleren Gothen, und von hier aus zog der große Theodorich um auf kurze Zeit ſeinem Königreich Italien den Frieden zu geben! — dermaßen hatten ſich im Lauf von vier Jahrhunderten die Verhältniſſe der Völker verändert: der verachtete Barbar ſaß auf dem Thron der Cäſaren, er, edler, tüchtiger, mächtiger, als ihre entarteten Enkel. Und abermals nach einer Revolution in der Geſchichte der Völker, ſaßen hier die eroberungsſüchtigen Avaren und quälten mit ihren Invaſionen das deutſche Kaiſerreich. Aber das hatte dazumal einen von den Kaiſern, um deſſenwillen die Völker Herrſcher lieben lernen: den glorwürdigen Heinrich I., den Vernichter der Avaren bei Merſeburg und auf dem Lechfeld, dem der knabenhafte Beiname „der Finkler“ ſchöner ſteht als manchem Andern der „des Großen“, weil er zu der unbeſtrittenen Größe die ſeltene Gabe eines einfachen Sinnes hinzufügt. Dann wird es hier ſtill. Die Horden, die Nomaden verſchwinden; die Völker richten ſich ein wie es die Zeit mit ſich bringt; die große Gährung um in Europa Fuß zu faſſen iſt vorüber. Auf einmal, nach all dieſen Kämpfen um den Boden, um die Exiſtenz nach eigener Sitte, um materielle Intereſſen, wälzten ſich plötzlich — und diesmal von Weſten nach Oſten! — Menſchenſtröme, die den Boden verließen, die eigene Sitte aufgaben, die materiellen Intereſſen fahren ließen, und für einen ganz idealen Zweck dem Morgenland zufluteten: ſie wollten das Grab Chriſti befreien helfen aus den Händen der Ungläubigen. Hier, längs dieſer Donau, zog die eine Schaar der fanatiſirten Menge, ohne Ordnung, ohne innern und äußern Halt, ohne den klaren und ſelbſtbewußten Führer, deſſen geiſtige Ueberlegenheit die dumpfen Volksbewegungen ordnet und lenkt. Weil einſt eine Taube die Botſchaft vom Ararat gebracht und die Arche dahin geführt hatte: gab jezt Peter der Eremit der ſtupiden Menge eine Gans und eine Ziege zum Führer. Denen würde Gott die Wege zeigen: denen ſollte ſie folgen. Sie that es, und natürlich war ihr Ende kläglich. Greiſe, Weiber und Kinder hatte das eilfte Jahrhundert im träumeriſchen Glaubensdrang aus Europa in den

Orient geſchickt; der Orient vergalt es im vierzehnten, als die Invaſionen der Osmanen aus Kleinaſien in das griechiſche Kaiſerreich hinein begannen, und ſchickte Heere von Kriegern, welche eroberungsdurſtige Sultane anführten. Einer von ihnen war **Bajesid Jilderim**, d. h. Wetterſtral; er drang in Bulgarien ein und bedrohte Ungarn. Die Franzoſen waren ehedem die zahlreichſten Kreuzfahrer geweſen, und jezt mochte der Glaubensdrang erloſchen ſein, jedoch der Thatendrang war es nicht. Die Blüte der franzöſiſchen Ritterſchaft, mit dem Graf Johann von Nevers an der Spitze, zog dem ungariſchen König zu Hülfe. Aber ach! ſie ſtürzte ihn und ſich ſelbſt in's Verderben. Ihre Tapferkeit ward Uebermuth; ſie verſchmähte jede Vorſicht, jede Warnung, jeden Rath. Und wenn der Himmel einfiele, die kühnen Ritter wollten ihn mit ihren Lanzen aufhalten. Die Folge der Prahlerei war eine grenzenloſe Niederlage, weiter die Donau hinab, bei Nicopolis der „Siegesſtadt“ Kaiſer Trajans, im Jahre 1396. Seitdem ward „der Türk“ der Erzfeind von ganz Europa, das ihm nur mühſam zu widerſtehen vermogte, bis er berauſcht vom Taumel ſeiner Siege in eine Lethargie verſank, die ihm das Lebensprinzip einlullte. Aus dieſem Opiumrauſch fuhr er auf in unſeren Zeiten, beſchämt über ſich ſelbſt geblendet von allem Fortſchritt europäiſcher Cultur. Er wollte auch eintreten in die Reihen der Bewegung, er verſucht es jezt. Wer kann wiſſen ob und wie es ihm gelingen wird? Ich glaube es nicht. Aus dem Kern entſteht die Frucht, nicht aus der Schaale. Aus dem innerlichſten Leben eines Volkes, aus ſeinen ſittlichen, religiöſen und politiſchen Bedürfniſſen gehen ſeine Umbildungen hervor, wie z. B. in Deutſchland die Reformation, in England der Sturz des Hauſes Stuart, in Schweden die Vertreibung der Unionskönige war. Aber was für ein Bedürfniß eines muſelmänniſchen Volks kann der Neuerung zum Grunde liegen, daß man ſeinem Heer die bequeme morgenländiſche Tracht aus- und die unbequeme europäiſche Uniform anzieht? — Ich habe Mitleid mit dem armen Muſelman, der durchaus Europäer werden ſoll, und doch nicht den europäiſchen Nerv dazu hat. — — —

Jezt iſt es 9 Uhr Abends, und ſeit einer Stunde liegen wir bei Semlin vor Anker. Wir fuhren heute faſt immer an dem rechten Donauufer. Dieſer Theil von Ungarn heißt Slavonien, und ſcheint ein tiefes moraſtiges Land zu ſein. An den Ruinen von Erdöd fuhren wir vorüber, die den Grafen Palffy den Beinamen geben; an Illok, das den Fürſten Odescalchi gehört, an Kamenicz mit einer ſchönen Gartenanlage, die bis zum Fluß hinabgeht. Dann bei Peterwardein, das eine ſehr ſtarke Feſtung ſein ſoll und in den Türkenkriegen viel Blut der Chriſten wie der Mohamedaner gekoſtet hat. Man bekommt aber nur die Mauern zu ſehen. Zuweilen wird das Land mit Rebenhügeln geſchmückt, aber meiſtens nehmen es die Sandbänke und die halb unter Waſſer ſtehenden ſchilfigen Ufer ein, ſo weit das Auge reicht. Der Waſſerſtand ſoll eben jezt ganz außerordentlich und zwei Klafter höher als gewöhnlich ſein. Gewiß iſt, daß wir Heuſchober auf den Bäumen ſahen. Dieſe ſtanden bis zur Krone im Waſſer, und im Kahn fuhr man das Heu zu ihnen heran, und legte es zum trocknen auf ihre Zweige. Auch zu manchen Häuſern fuhr man im Kahn, die für gewöhnlich auf dem Feſtland liegen; die Grasſpitzen, die über das Waſſer hinausſahen, wie auf den Venetianiſchen Laguneninſeln, bezeugten es. Viele weiße Rinderheerden belebten die fetten feuchten Wieſen, wilde Enten das Schilf. Zuweilen ſchoß ein einſamer Fiſchadler auf ſeine Beute im Strom. Man durfte ſich auf dem Meer wähnen, ſo breit, ſo ſtill, ſo weit iſt dieſer mächtige Fluß. Schön iſt er nicht, aber auch nicht ganz reizlos: er iſt einſam wie die Größe iſt. Im Finſtern kamen wir hier an. Semlin iſt die letzte ungariſch-ſlavoniſche Stadt. Die

Save, die hier in die Donau mündet, trennt ſie von Belgrad, der erſten ſerbiſch-türkiſchen, und fortan bleibt das rechte Ufer zwar nicht mohamedaniſch, aber unter türkiſcher Oberlehnsherrſchaft. Ich weiß durchaus nicht, ob dieſe feudaliſtiſche Bezeichnung für das Verhältniß Serbiens zur Pforte paßt; ich glaube es eigentlich nicht; aber ich glaube auch, daß es ebenſowenig einen andern genau beſtimmenden Ausdruck für ein ſo ſchwankendes Verhältniß, das außerdem noch unter öſtreichiſchem und ruſſiſchem Einfluß ſteht giebt. Belgrad hätte ich gern geſehen! Johann Hunyad, Prinz Eugen, Laudon, haben es ſo tapfer vertheidigt und erobert; letzterer noch im Jahre 1789. Aber damals, zur Zeit der franzöſiſchen Revolutionskriege, mußte Oeſtreich mannigfach gedrangſalt, zwei Jahr darauf es wieder abtreten. Und nun iſt's türkiſch und bleibt auch wol türkiſch. Die hohen Potentaten gönnen es ja lieber dem Türken, als einer dem andern. Das nennen ſie Politik und europäiſches Gleichgewicht, mein Clärchen.

Auguſt 29.

Wir ziehen weiter und weiter auf unſrer friedlichen Waſſerbahn. Die Reiſegeſellſchaft des erſten Platzes iſt auf ſechs Perſonen zuſammengeſchmolzen und das Verdeck frei von Paſſagiergut, ſo daß man herumgehen und ſich bewegen kann. Das Wetter iſt ganz wunderſchön, ſehr heiß am Tage, wie es ſich ſchickt für den Sommer, und Abends erquickend friſch; prächtige Sonnenuntergänge und prächtiger Sternenhimmel. Von der Erde ſieht man hauptſächlich die waldbewachſenen bergigen ſerbiſchen Ufer an, weil ſie die ſchöneren ſind, und auf dem ungariſchen die zahlreichen kleinen militäriſchen Wachthäuſer, bretterne Baracken, in denen öſtreichiſche Soldaten aufpaſſen, daß Niemand von Serbien herüberkomme — der Peſt wegen. Verſuchte ein Kahn oder ein Menſch es dennoch: ſo würde ohne Weiteres auf ihn geſchoſſen. Dieſer Theil von Ungarn heißt das Banat oder die Militärgrenze, und erſtreckt ſich bis zur Wallachei. — Eingedenk jenes Franzoſen, der aus Hindoſtan ſchrieb: „Je ne crois pas aux tigres, car je n'en ai pas vu“ — will ich nicht etwas Aehnliches von den berüchtigten Mücken von Golubacz ſagen, an deren Hölen wir heute ungequält vorbei ſchifften. An ſchönen Sommerabenden und in der Nähe des Waſſers giebts überall Mücken. Von Golubacz und vom Felſen Babakai an, der aus dem Strom ſchroff und einſam hervorſchießt, nehmen beide Ufer allmählig einen felſigen Charakter und hier bei Drénkowa — (ich accentuire wie die Namen ausgeſprochen werden) — wo wir ſeit vier Uhr Nachmittags vor Anker liegen, gleicht die Donau einem kleinen rings von Felſen eingeſchloſſnen See. Die tiefe Abendſonne gießt ihre zarten und glühenden Färbungen über dieſe Felſen: die unteren, waldigen ſchillern goldig und grün, die höheren glänzend roth, die fernen und kahlen violett und roſenfarben. Eine vorüberfliehende transparente Wolke hat einen duftigen Regen herabgeſendet, und ein mächtiger Regenbogen ſpannt ſich über den ganzen Himmel, nicht wie ein „eiſernes Thor“, das wir nun bald durchſchiffen ſollen mit Steuer und Rudern, ſondern wie ein himmliſches, durch das man immer von Neuem auf ſilbernen Flügeln — wie man's als Kind ſo tauſendmal gewünſcht hat — in den Himmel hinein fliegen mögte. Aber die Peri bleibt draußen! noch iſt ihr keine ſchönere, friedlichere, lichtere Welt angewieſen als dieſe irdiſche! — Heißes Abendroth flammt über den ganzen Weſten, und ein zarter roſiger Schleier hängt ſogar über dem unbeweglich im Oſten ſtehenden Regenbogen, ſo daß er wie von Rubinlicht beleuchtet erſcheint. Das habe ich noch nie geſehen! Wie ſie kühn in ihren Phantaſien iſt, die Natur! und wie Alles ihr ſo unglaublich und unnachahmlich gut gelingt! und wie ſie immer etwas Neues zu erfinden weiß! — Der Menſch würde im Gebiet der Kunſt, der Schöpfung des Schönen, auch erfindungsreicher ſein, wenn er nicht durch Gebrauch, Sitte, Mode, Vorurtheil, Gewöhnung, in Banden läge, die eben ſo unmerklich und doch unzerreißbar ſind wie die, woran die Zwerge den Gulliver halten. In Zeiten wo Gebrauch und Sitte einfacher, die Mode einflußlos, das Vorurtheil unausgebildet, die Gewöhnung unabhängig von dem Einfluß der Geſellſchaft war, hatte die Kunſt mehr Spielraum, mehr Freiheit. Man meint zwar das ſei jezt der Fall, weil ihr ſo viel Wiſſenſchaft und Erfahrung zu Gebot ſtehe; doch das iſt ein Irrthum. Wiſſenſchaft und Erfahrung haben ebenſowol ihre ſchwachen Punkte, ihre Vorurtheile, ihre unüberwindlichen Einſeitigkeiten, als die Schöpfungen einer freien Phantaſie. War die Klippe für dieſe der Mangel an Regel: ſo iſt es für jene gewiß deren Ueberfülle. Giebts noch Mirakelmenſchen, wie Murillo z. B., die frei und frank zum Deſſert, als Dank fürs Mittagsbrot, eine Madona de la Servilleta aufs Tiſchtuch malen — die überhaupt aus Allem was ſie berühren unbefangen ein kleines Kunſtwerk machen können? Ach, dabei fällt mir ein Bild von Murillo ein, das ich im Belvedere zu Wien geſehen habe, und das denn wieder ſo recht zu ſeinen allerſchönſten gehört, Clärchen! Johannes in der Wüſte — aber als Kind! Mit was für mächtigen, ahnungsreichen, und doch rührend kindlichen Augen blickt der kleine Prophet in ſeine Zukunft hinein, während ſich ein ſeraphiſches Erſtaunen über ſein ſchönes Geſichtchen legt. Sieh, ich glaube daß der Menſch Ahnungen ſeiner unausweichlichen Zukunft hat, dunkle, verſchleierte, wie ſie das nicht wol anders ſein können nach den Gaben die er empfangen hat; denn da miſcht ſich die Leidenſchaft hinein, die Ueberlegung kommt ſpäter, der Verſtand prüft, der Zweifel zerſetzt, und am Ende heißt's: es iſt doch nichts mit den Ahnungen. Dennoch glaube ich an ſie. Beſtimmt, dieſen oder jenen Fall betreffend, ſind ſie nicht; man kann nicht hinterdrein ſprechen: dies wird geſchehen, oder: jenes muß mir widerfahren. Gar nicht! Es tritt nur zuweilen ein Gedanke, eine Sehnſucht, eine Gewißheit in Deine Seele hinein, die ohne alle Verbindung mit Deiner Gegenwart, mit Deinem Leben wie es eben iſt, zu ſein ſcheinen; Du läßt ſie fallen, Du gehſt darüber fort, Du vergißt ſie wol gar, und ſiehe! ganz allmälig, nach Jahren vielleicht, wird Dir klar, daß jenes Fremdartige, Dir ſelbſt Unbegreifliche, der Einſchlag zum Gewebe Deines Lebens geworden iſt. Das ſaheſt Du und wußteſt Du damals ſchon, weil der Geiſt in ſeiner freien Thätigkeit die ſinnlichen Feſſeln von Zeit und Raum nicht kennt; nur wurde es Dir nicht klar weil die ſinnliche Welt zwiſchen dem Jezt und dem Damals lag. Das nenne ich Ahnungen, und bei uns alltäglichen Menſchen mögen ſie ſchwach und ſelten genug ſein. Aber bei ſtark und reich begabten Naturen, bei ſolcher Johannesſeele kann ich ſie mir von ſo intenſer Kraft vorſtellen, wie Murillo ſie bei dieſem Kinde ausgedrückt hat. Aus ſeiner kindlichen Exiſtenz heraus, ſieht es ſich ſelbſt, in der Wüſte, in Thierfelle gekleidet, als Prophet, auf den höheren Propheten hindeutend, im Kerker und im Tode — und ſieht das Alles mit der höchſten Gewißheit und der höchſten Unbefangenheit, ganz ſo wie ein Kind, dem man ſagt: du wirſt einmal ein Engel mit goldnen Flügeln und beim lieben Gott ſein. Es findet das höchſt natürlich. Jedes Mal, wenn ich eins von Murillos Meiſterwerken ſehe, muß ich wiederholen: Keinem und Keinem hat ſich die Menſchenſeele ſo offenbart wie ihm. Und was wirklich das Allermerkwürdigſte für unſereins dabei iſt: er iſt kein geiſtreicher Maler — nur ein inſpirirter. Die Modernen ſind geiſtreich, d. h. einige Wenige, — ſehr geiſtreich, fein, ſcharfſinnig, vertraut mit dem innern Leben und mit deſſen Wirkung auf die äußere Erſcheinung, künſtleriſch begeiſtert. Das iſt ſehr viel in unſern Tagen, wo neun Zehntheil der Maler, der Dichter, der Künſtler jedes Faches, ein elendes Handwerk, einen dürftigen Broterwerb aus dem machen was ein Cultus ſein ſollte. Für jene Murillo-Inſpiration muß die Seele aber auf einen andern Ton geſtimmt ſein, und zwar auf einen ſolchen, der nicht mehr in der Welt klingt. Der Genius ſchläft, das Talent wacht. Wer heutzutag unter 25 Jahr alt iſt, hat gewiß mindeſtens ein bedeutendes Talent. Das Talent wuchert, es graſſirt, es befällt unmündige Kinder, es ſcheint eine Art von Krankheit zu ſein, die man in der Jugend haben muß um ſich im Alter von ihr auszuruhen. Alle wollen es zur Virtuoſität bringen, zur höchſten techniſchen Fertigkeit; dabei kommt denn der Geiſt abhanden, und ſo iſt Virtuoſität der Culminationspunkt des Talentes. Man wird es ſo weit damit bringen, daß man einen Abſcheu vor dem Talent bekommt, weil man finden wird, daß es ein bischen ſtupid macht. Ich komme mir vor wie Hoffmanns „Johannes Kreisler“. Aus lauter Liebe zur Muſik will der auch nichts von ihr hören, weil ſie nicht nach ſeinem Sinn getrieben wird. Wurde er nicht wahnſinnig, der arme Kreisler? Ja ja, das iſt ganz richtig: wer Ideen hat, hat darunter gewiß eine fixe, die ſo fix werden kann, daß ſie die andern tödtet — und das iſt Wahnſinn. Zuweilen nennen wir aber auch mit großem Unrecht das fixe Ideen, woran die unſeren ſich ſtoßen ohne jene ausrotten zu können. Ich glaube jeder Menſch hat die ſeine. Das ſollte uns nachſichtig machen, nicht ungeduldig, wie dies doch ſo oft geſchieht.

Órſowa, Auguſt 30.

Geſtern bin ich umher vagabondirt auf dieſen Blättern; heute, liebes Clärchen, bleib ich bei der Donau. Dichte Nebel bedeckten ſie, als wir in Drénkowa den Ludwig verließen, und in einer bedeckten Barke mit neun Ruderern weiter fuhren. Als aber die Sonne ſtieg, ſanken die Nebel, und die Beleuchtung wurde ſo ſchön wie die herrliche Szenerie es verdient. Leider habe ich ſie nicht ganz nach Wunſch geſehen, und während der ſiebenſtündigen Fahrt oft bedauert den Waſſerweg gewählt zu haben. Der prächtige Landweg, eine vom Felſen abgeſprengte Chauſſee, eine Via mala im Kleinen — die ſich nur bei einigen Wieſen vom Ufer wenig entfernt — muß eine viel freiere Anſicht geſtatten, als unſre dicht und ſchwer überdachte Barke. Aber der Wunſch die Donaufälle und ihre gefahrvollen Strudel kennen zu lernen indem man ſie durchſchifft, lockte uns. Ich muß ſagen leider! war der Waſſerſtand ſo hoch, daß wir ſie kaum bemerkten. Es zeigten ſich freilich an zwei

Stellen über der ganzen Breite des Fluſſes kleine krauſe Wellchen, die auf unſichtbare Hinderniſſe ſchließen machten: weiter nichts! und auch von dem gewaltigen Brauſen des Strudels haben wir nichts vernommen. Die Donau kommt nun einmal nicht aus ihrer unerſchütterlichen Ruhe und verleugnet nirgends die allerimpoſanteſte Majeſtät — wie Zeus, der mit den Augenbrauen winkt oder die Locken ſchüttelt, um Sturm und Ungewitter zu erzeugen. Und in dieſen tiefen Wildniſſen, in dieſen ungeſtörten Einſamkeiten dürfte ſie nicht unruhvoll bewegt ſein ohne den ganzen Eindruck zu ſtören. Von Felſen zu beiden Seiten eingezwängt, iſt ſie hier nicht über 500 Fuß breit; in die Weite kann ſie nicht, raſchen Laufes muß ſie vorwärts — raſch, doch ohne Uebereilung. Die Felſen ſind von wunderbarer Schönheit: kriſtalliniſch-ſchroff in ihren Formen, mit Abſtürzen und Schluchten von einer jähen Plötzlichkeit wie im Urgebirg; und nur überſtürzt wie mit grünen Katarakten, dicht, voll, kraus, ſchwer, von der allerherrlichſten Bebaumung. Die aufſchießenden Spitzen, die eingekrallten Schluchten, die ſenkrechten Wände — umwebt und tapezirt ſind ſie mit einer Hülle und Fülle von Laub, wie ich mir die amerikaniſchen Urwälder vorſtellen kann, und wie ich nie Aehnliches geſehen habe. Es iſt die Unkultur in ihrer vollſten

Schönheit! es iſt ihr Triumph — denn ſie läßt nichts vermiſſen! nicht die herrliche Schönheit des Rheins, nicht die liebliche der Moſel, nicht die romantiſche des Neckars, — keine. Zwiſchen all dieſen Schönheiten iſt ſie wie das Waldweib der alten Märchen, zwiſchen allen übrigen irdiſchen und himmliſchen Weibern. Tiefblau war der Himmel, und Schaaren von Adlern kreiſten langſam um die Scheitel der Felſen. Schweigen der Wildniß herrſchte. Die Waldungen ſchliefen magnetiſirt vom glühenden Sonnenſtral. In eine Höle ſtiegen wir hinein, in welcher einſt der General Veterani mit 300 Mann dem Vordringen der Türken Einhalt gethan. An der Felſenplatte kamen wir vorüber, in der Kaiſer Trajans Name von den alten großen Römerthaten gegen die Völker des Nordens erzählt. Ich dachte nicht an Veterani noch an Trajan — nur an das Waldweib, wie es mit leichten langen Schritten dahinwandelt, im nachſchleppenden grünen Mantel, mit großen wallenden Locken, einen Adler zu Häupten, wie es ſich umſchaut mit dem großen, mächtigen Auge, deſſen Blick ſo gewaltig, ſo unvergeßlich iſt, und wie es ohne Worte durch geheimnißvolle Zeichen ſpricht: „Komm in meine Abgeſchiedenheit! laß das Gewühl, den Streit, die Unruh der Welt da draußen; Friede und Freiheit ſind hier ... was willſt du mehr, o Menſch?“

— Nichts, o gar nichts ſo lange der Zauber dauert, den dieſer Blick geſponnen; aber bald genügt er nicht mehr, und iſt man aus dem magiſchen Geſichtskreis heraus, ſo kommt man wol zu der Frage: was treibſt denn du hier, Waldweib? du biſt ja eine heidniſche Erſcheinung und mußt der Civiliſation Platz machen, die keine Märchen duldet. Wie geſagt, das fällt mir jetzt ein, — heute früh nicht. Ich ſaß — denke nur! oben auf dem gewölbten Dach der Barke, à la turque, in der zerſchmelzenden Sonnenhitze; nicht ſehr bequem, doch dergleichen ſieht man Einmal im Leben und dann nie wieder: dafür muß man ſchon etwas thun. Die Seite des Banats war etwas geſtört durch die zahlreichen Wachpoſten. Das ſieht ſo feindlich aus! Giebts denn Feinde, wo es kaum einen einzelnen Menſchen giebt? — Einen ſahen wir denn doch am wilden Ufer von Serbien. Erlen ſtanden bis in die Wellen hinein, wilder Wein umrankte ſie, und darunter ſaß in einer ganz ſchmalen Barke ein Serbier im maleriſchen Anzug von weiten dunkelblauen flatternden Gewändern, mit dem breiten rothen Gürtel und dem rothen Fez. Fiſchte er oder that er nichts? man konnte es nicht gewahr werden. Aber er machte ein Bild für ſich, in dem das Leben anders ſich ausſprach, als in dem der großen majeſtätiſchen Natur.

Um ein Uhr Mittags kamen wir her und fanden ein ganz erträgliches Wirthshaus. Hier iſt die Grenze des Banats: erſt ein Flüßchen, dann ein Stück moraſtiger Wieſe neutrales Land, und dann beginnt die Wallachei. Hat man dieſe Grenze überſchritten, ſo iſt man für Europa in Contumaz, und will man auf der Donau zurück, ſo muß man ſich durch eine Quarantäne in dem nahen Dorfe Szupanek vom Peſtverdacht reinigen. Wir hätten gleich den erſten beſten Wagen nehmen und nach den Bädern von Mehadia fahren ſollen, zu denen man auf ſchöner Chauſſee, wie ich höre, in zwei und einer halben Stunde gelangt, und welche durch ihren immenſen Reichthum an Waſſer in den Heilquellen beſonders intereſſant ſind. Da wir es verſäumt haben, mußten wir uns Nachmittags auf die hieſige Umgegend beſchränken. Die Berge ſind noch immer wunderſchön, obgleich nicht mehr ganz ſo jäh und ſchroff. In dem Farbenſpiel der abendlichen Beleuchtung gewannen ſie einen neuen Reiz. Der Ort ſelbſt iſt vollkommen reizlos, ohne Gärten, ohne Felder. Hier wächſt etwas Kukuruz, dort ſteht ein Wallnußbaum, da ein ganzes Dickigt von Hollunder, da ein Zaun von Dornen, der ſo etwas wie einen Krautgarten umſchließt; das Alles ſieht zufällig aus, ungeordnet. Und doch wohnen hier Menſchen, die nicht blos in und für Orſowa geboren ſind, die in der Welt gelebt haben und die Verwöhnungen der Geſellſchaft kennen! ſie müſſen hier leben durch amtliche Stellung gebunden. Ach, das mag ſchwer ſein! — Ein Platz der uns auffiel iſt die Skela: doppelte Schranken von Latten an der Donau, wo die Türken an der Waſſer- und die Ungarn an der Landſeite ſtehen und mit einander Handel treiben, ohne gegenſeitig ihre Waaren berühren zu dürfen. Beamte der Quarantäne ſtehen inmitten der Schranken, und ſchaffen das Geld hinüber und herüber. Die kleine Feſtung Neu-Orſowa auf einer Inſel, hat türkiſche Beſatzung und ſieht in der Ferne nicht ſehr gebieteriſch aus.

Am Bord des Zriny. Auguſt 31.

Dies iſt ein ungeſchickter Brief, liebes Clärchen. Ich ſchreibe auf was ich eben ſehe und thue. Wollte ich warten bis nach beendeter Donaufahrt, und ſie dann in ein Ganzes zuſammenfaſſen, ſo mögte ſie anſchaulicher ſein; nur darf ichs nicht wagen, denn warlich — ich fürchte bis dahin die Einzelheiten zu vergeſſen. Sie ſind nicht überreich oder übertrieben bunt; ich reiſe auch nicht ſo ſchnell, daß man ſie nicht ins Auge faſſen könnte; nur iſt Alles ſo ganz, ſo gründlich anders! Wie unſer Zriny bemannt iſt! der Capitän, ein angenehmer lieber Mann, iſt ein

Dalmatiner, die Mannſchaft beſteht aus Wallachen. Der erſte Steuermann trägt die albaneſiſche Tracht, die ich geſtern flüchtig bei dem Serbier im Kahn ſah und die in dieſen Ländern ſehr gebräuchlich ſein ſoll, nämlich weite flatternde, aber unter dem Knie feſtſchließende dunkelblaue Beinkleider, eine gleichfarbige kurze Jacke, deren Ermel am Handgelenk aufgeſchlitzt und mit kleinen Knöpfen beſetzt ſind, ſo daß man die weißen Hemdermel mit krauſen Muslinmanſchetten ſehen kann. Dunkelblaue Kamaſchen reichen nur bis zum Knöchel herab, und laſſen den Fuß frei, der ſich in weißen Strümpfen und ſchwarzen Frauenſchuhen ſehr gut präſentirt. Gürtel und Fez ſind hochroth. Iſts der Anzug, iſts die Art wie der Mann ihn trägt — ein bischen fanfaronirend, ein bischen mit ſeinem wolgedrehten Schnurrbart kokettirend — genug, er macht ſich charmant, und erinnert mich an Andaluſien. Unſre Matroſen ſind nun freilich mit nichten charmant, obgleich ſie alle ſchlank, wolgewachſen, von grader Haltung und feſtem Gang ſind — aber über Gebühr ſchmutzig! Ihr Anzug iſt ein Hemd, das auf den Nähten mit dunkelblauen oder rothen Sternen von ihren Weibern ausgenäht wird, ein Beinkleid von weißgrauem Wollenzeug mit blauem Band auf den Nähten, Kamaſchen nach dem albaneſiſchen Schnitt und bloße

Füße. Auf überflüſſige Bekleidung laſſen ſie ſich in dieſer heißen Zeit nicht ein. Die Hauptbekleidung der Weiber iſt ein langermeliges Hemd, gleichfalls roth oder blau ausgenäht, ein großes weißes Kopftuch, und zwei Schürzen von buntgeſtreiftem Wollenſtoff, die eine vorn, die andre hinten herabhangend, zuweilen mit Franzen am untern Saum. Ich ſage Dir, man hat nie, auch nicht auf dem Theater, etwas Aehnliches geſehen. Vorhin leſe ich die Paſſagierliſte, und auf derſelben mit dem größten Erſtaunen: Sultana ſo und ſo mit ihren Kindern, aber auf dem zweiten Platz. Eine Sultana iſt für uns ein Weſen faſt wie der Phönix ſo fabelhaft und poetiſch; es ſcandaliſirte mich alſo nicht wenig ſie da hinten bei der Küche aufſuchen zu müſſen. Aber dieſe Sultana ſchien ſich dort recht wol zu gefallen: es war eine dicke ältliche Griechin mit einer Pelzmütze über ungekämmten Haaren, die ſich zu ihrem Titel verhielt wie eine Truthenne zum Paradiesvogel. Und ſo iſt alles frappant anders, Tracht, Namen, Umgebung.

Heute früh fuhren wir noch zwei Stunden in unſrer Barke von Orſowa bis Skela Cládowa — immer der Strudel wegen. Bei dem Punkt den man das eiſerne Thor nennt machte ſich allerdings ein gewiſſes Kochen des Waſſers bemerklich, und die Felſen waren wieder von hoher ernſter Schönheit. Dampfſchiffe würden wol den Fluß hinab gehen können, troß ſeiner Fälle und Strudel — ſagt man mir, und einige ſollen es auch ſchon verſucht haben; aber ſie wieder herauf zu ſchaffen, wo ſie dann durch Pferde oder Ochſen gezogen werden müſſen — iſt zu mühſelig. Bis Skela Cládowa haben ſich die Felſen abgeflacht, und Fluß und Dampfſchiff beginnen wieder ihren ungeſtörten Lauf; da beſtiegen wir den Zriny, der mit wolthätiger engliſcher Sauberkeit und Ordnung gehalten wird, und fuhren zuerſt durch die Ueberbleibſel von Trajans Brücke, von denen wir nichts gewahr wurden, als die Reſte der beiden auf dem Lande ſtehenden Endpfeiler. Dieſe Brücke iſt die erſte und einzige, welche je die untere Donau getragen. Trajan ließ ſie erbauen, und ſein Nachfolger Hadrian ließ ſie wieder zerſtören. Es ſcheint daß Kaiſer Hadrian, der mit wahrer Leidenſchaft bauen ließ, keine andre Bauwerke leiden konnte als ſeine eigenen. Das elende, weitläuftige wallachiſche Dorf Calafat, wo wir einen Augenblick anlegten, iſt doch nicht ohne Intereſſe: hier giebt es den beſten Kaviar, der friſch auf Ort und Stelle ganz anders gut ſchmeckt, als wenn er im Winter präparirt nach Deutſchland kommt. Kaviar beſteht aus den Eiern des Hauſen, und der Fang dieſes

Fiſches iſt bedeutend in der Donau. Ziemlich weit vom Ufer, im Fluß, ſtanden halbnackte Leute unbeweglich um einen Hauſen, oder in ſeiner Ermangelung einen andern Fiſch mit Händen zu fangen. Dazu gehört doch eine grenzenloſe Geduld und Geſchicklichkeit! Aber große Netze, weitläuftig im Fluß ausgeſpannt, zeigten daß man ſich nicht auf die Hände beſchränke. Endlich fuhren wir an der Feſtung Widdin vorüber, die auf der ſerbiſchen Seite in einer großen Ebene liegt, und ſich mit ihren zahlreichen weißen Minare's ſehr vortheilhaft als die erſte türkiſche Stadt, die wir ſahen, präſentirte. Ein Minare iſt wirklich etwas höchſt Graziöſes: eine ſchlanke Säule von einer Gallerie umgeben, und oberhalb dieſer in einer äußerſt feinen Spitze auslaufend. Bald erinnert es an einen Maſtbaum, bald an einen Blumenſtengel auf dem die noch unentfaltete Blüte ſchwebt; immer an etwas Zierliches. Einen häßlichen Gegenſatz machte dazu der Palaſt des Paſcha, ein langes elendes Gebäude an der Donau, unregelmäßig, hölzern, verfallend, wüſt. Sein kleiner gemauerter Harem liegt daneben mit Rohrgittern vor den Fenſtern, und außerhalb der Vorſtadt ein Zigeunerlager aus Zelten beſtehend. Dies ſeltſame heimatloſe Volk, das keine bleibende Stätte auf Erden hat und nirgends ſeine dauernde Spur läßt, nomadiſirt in großer

Zahl an der untern Donau, auf beiden Ufern. Es wohnt nur unter Zelten außerhalb der Städte, im Winter in Löchern unter der Erde oder in Hölen und Wäldern. Es lebt von betteln und ſtehlen, von Muſikmachen und Keſſelflicken; Einige ſind gute Hufſchmiede. Die Meiſten ſind Chriſten mit allerlei heidniſchen Gebräuchen ausgeſtattet; von Anderen weiß man nicht ob ſie zu irgend einem religiöſen Verband gehören; ſie ſind wie die Thiere der Wüſte wild, unbändig und frei, ohne Zuſammenhang mit den andern Menſchen zwiſchen denen ſie es nicht aushalten können. Niemand weiß woher ſie ſtammen, Niemand ahnt ob ſie irgend einer Civiliſation fähig ſind. Räthſelhaft gehen ſie durch die Jahrhunderte wie in eine dunkle Wolke gehüllt. An die wilden Völkerſchaften von Aſien, Afrika und Auſtralien wagen ſich Miſſionäre und Bibelgeſellſchaften; an die Zigeuner wagen ſie ſich nicht. Der Zigeuner bleibt ſeinem Schickſal überlaſſen, und die einzige Notiz die man von ihm nimmt iſt die, daß er eine Abgabe zahlen muß, nämlich jährlich einen Dukaten der Mann. Nach der Erzählung eines in Jaſſy angeſiedelten Deutſchen, unſers Reiſegefährten ſeit Peſth, iſt wenigſtens Letzteres in der Moldau eingeführt, wo es eine halbe Million Zigeuner giebt. Der reiche Bojar zahlt keine Abgabe, aber der

Zigeuner. Iſt das nicht merkwürdig? Sie ſind wie die alten Römer in Abtheilungen von Zehn, von Hundert, von Fünfhundert getheilt, und an den Vorſteher der Fünfhundert hält man ſich wegen der Abgabe: er iſt dafür verantwortlich. So kennt dies Volk von dem Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft nichts, als eine Laſt für ſich ſelbſt. Indeſſen hat es doch auch ein Recht: man muß eine Zigeunerhorde drei Tage vor dem Ort dulden, wo es ihr einfällt das Lager aufzubauen, obgleich es als verrufenes Geſindel faſt immer unwillkommen iſt. — Ja, Türken- und Zigeunerſtätten hab ich heute von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Endlich kommen fremdländiſche Erſcheinungen.

September 1.

Es wird mir langweilig die Orte zu nennen an denen wir vorüberfahren und unter denen heute das alte Nicopolis war, von deſſen großer Schlacht ich Dir neulich ſchrieb. Ueberhaupt wird die Donau jetzt langweilig, immer breiter und breiter, und das wallachiſche Ufer, an dem wir uns hauptſächlich halten, gar ſo elend. Hütten, grau und niedrig wie Maulwurfshügel, ohne Baum noch Strauch — das ſind Dörfer; und die Stadt Giurgewo, vor der wir jetzt in Geſchäften vor Anker liegen, und die wir ſo eben mit ſehr unbefriedigter Neugier beſucht haben, iſt weit entfernt wie ein ſchleſiſches Dorf auszuſehen. Die Wallachei ſteht wie Serbien und die Moldau in einem gewiſſen untergeordneten Verhältniß zur Pforte, das ſich aus den Zeiten der großen türkiſchen Eroberungen herſchreibt, aber freilich ſeitdem beträchtliche Modifikationen und Veränderungen erlitten hat, je mehr die türkiſche Macht der ruſſiſchen und öſtreichiſchen gegenüber ſank. Ehedem mußten ſie enormen Tribut zahlen, und waren doch nicht ſicher vor räuberiſchen Invaſionen. Daher noch jetzt das wüſte Anſehen des Landes: man hat es nie pflegen mögen, weil man immer des Feindes und der Plünderung gewärtig war. Seit Griechenlands Unabhängigkeit und den ruſſiſchen Kriegen mit der Türkei, hat man dieſe Länder ſichrer und freier geſtellt — was nämlich die Türkei betrift — aber innerlich ſelbſtändig ſind ſie dadurch nicht geworden. Die Bojaren haben das Recht ihren Hospodar zu wählen, die Pforte muß ihn beſtätigen. Des Kampfes der verſchiedenen Intereſſen und Parteien, der Kabalen und Intriguen iſt dabei kein Ende. Eben jetzt iſt der neue Hospodar der Wallachei, Fürſt Bibésko, nach Conſtantinopel abgereiſt. Ob die Bojaren ſpäter ihrem Hospodar geſtatten eine wolthätige Wirkſamkeit auf das Land zu äußern — ob er es will wenn er kann — ob er nicht immer gegen innere und äußere Strudel laviren muß um ſich oben zu erhalten — ob es nicht geht wie ehedem in Polen — — das iſt eine drohende Aehnlichkeit, die mir eingefallen iſt; aber ſie muß Jedem einfallen. — Giurgewo ſieht aus wie ein weitläuftiger Schutt- und Kehrichthaufen, über welchem ſich hie und da ein Dach erhebt. — Eben kommen eine Menge neuer Paſſagiere an Bord, die ich mir betrachten muß. Auf morgen, mein Clärchen.

Septbr. 3, Gallacz. Auf dem Zriny.

Die Donaufahrt iſt aber wirklich zu langweilig eingerichtet! man müßte eine Dampfſchifflinie für Reiſende ohne Aufenthalt bis Conſtantinopel organiſiren, und eine andre für Waaren ꝛc., die ſich dann nach Bedürfniß aufhalten könnte. Geſtern Nachmittag gegen ſechs Uhr kamen wir hier an, und erſt morgen Mittag gehen wir weiter! das iſt eine Verſchwendung von 42 Stunden. Vorgeſtern brach ich ab. Unſer guter Capitän hatte türkiſchen Kaffee für mich holen laſſen, der nicht übel ſchmeckt. Die Bohne wird ganz fein geſtoßen, und dann gekocht, wie Chocolade etwa. Da man ſich noch nicht bis zur Induſtrie der Surrogate emporgeſchwungen hat, ſo iſt dieſer Kaffee, den man ſchwarz und in kleinen Taſſen trinkt, ſtark und erkräftigend. Für uns war er gezuckert, was nicht türkiſcher Gebrauch iſt. Unſre neuen Reiſegefährten waren ein Paar wallachiſche Offiziere, die in ihren blau und gelben Uniformen ganz europäiſch — und einige Damen, die, ich mögte ſagen, hypereuropäiſch ausſahen: ſo outrirt modiſch im Anzug. Die eine z. B. trug nicht nur ein ganz übertrieben ſchleppendes Kleid, ſondern auch einen ſchweren wattirten wollnen Mantel, der ihr in langer Schleppe nachzog, was wirklich unförmlich ausſah. Eine Andre, ein kleines kümmerliches Weſen, fand ſich gar nicht heraus aus all den Falten von Kleid, Shawl und Bändern. Sie war unerwachſenen Anſehens, hatte nichts deſtoweniger ſchon fünf Kinder und bei eilf Jahren geheirathet!! Ein türkiſcher Douanen-Inſpector von hohem Rang und ſeine zahlreiche Begleitung füllten unſern Zriny ſo, daß ich dem Himmel dankte mein einſames Schlafkämmerchen zu haben. Die türkiſchen Herrn tragen braune mit Schnüren beſetzte Röcke nach europäiſchem Schnitt, und dazu den rothen Fez mit blauem Quaſt. Das iſt nicht Fiſch noch Fleiſch, weder national türkiſch, noch modern europäiſch, und macht ſich geſchmacklos. Auch von der geprieſenen türkiſchen Würde in Haltung und Benehmen hab ich nichts gefunden; er ging watſchelnd und ſtand wackelnd. Von ſeiner Begleitung trugen nur zwei — und das ſchienen die unterſten Diener zu ſein — Turbane von bunten Shawls; die Uebrigen waren wie er ſelbſt gekleidet. In Braila und hier bei ſeiner Ankunft, kamen Perſonen aufs Schiff um ihn zu begrüßen; ſie küßten ihm die Hand. Kein Gentleman geht hier allein über die Straße; ein Diener muß folgen, und, ſoll er elegant ſein, in griechiſcher Tracht mit der weißen Fuſtanelle. Und was trägt dieſer Grieche dem Herrn nach? in der einen Hand die Pfeife, in der andern den Kantſchuh. Ein Mitteldìng von Türk und Koſak, franzöſiſch gefirnißt: das ſcheint ein wallachiſcher Gentleman zu ſein.

Geſtern gingen wir in Braila — (das die Ruſſen Brailow und die Türken Ibrahil nennen) — ans Land. Dies iſt die Feſtung deren Einnahme, verbunden mit der von Varna in Bulgarien, in den letzten Türkenkriegen den Ruſſen den Weg nach Conſtantinopel öfnete. Ziemlich allgemein iſt man hier der Meinung, daß Beſtechung die Einnahme bewirkt habe. Ich glaube es gern. Beſtechlichkeit iſt ein uralter Krebsſchaden in der Türkei, und die ſehr natürliche Folge orientaliſcher Despotie: für den Fall daß man in Ungnade kommt ohne grade den Kopf zu verlieren, oder den Strang zu gewinnen, nimmt man jede Gelegenheit wahr um Reichthum zu ſammeln, der trotz Gnade oder Ungnade ſtets und überall eine gute Sache iſt. Nun, die Beſtechung ſei dahin geſtellt! — Ich finde es eine erſtaunenswerthe Selbſtüberwindung des Kaiſers von Rußland in Conſtantinopel nicht eingezogen zu ſein, und der Stadt der byzantiniſchen Kaiſer und der osmaniſchen Sultane nicht den Schritt eines ſiegreichen Czaren gezeigt zu haben. Nach dem Frieden mußte die Pforte alle ihre Feſtungen an der Mündung der Donau ſchleifen, und ſo ſieht man nur noch einiges Gemäuer von der zu Braila. Dieſe Stadt liegt auf hohem Ufer und ſoll ziemlich bedeutenden Handel treiben, ſo daß große Trieſtiner Handelshäuſer ihre Agenturen dort haben. Schön iſt ſie nicht, nur ſtellenweiſe gepflaſtert, und ſehr unzuſammenhängend gebaut mit kahlen Plätzen um die Häuſer. Am meiſten Zuſammenhang hatten die hölzernen Buden, die ein Paar lange armſelige Straßen bildeten. Die Waaren ſchienen der einfachſten und niedrigſten Art zu ſein: grobe Stoffe, Lederwerk, Lebensmittel. Kinder und Kälber trieben ſich dazwiſchen herum; Juden ſchrien uns an. Wir machten uns bald wieder davon. Hier in Gallacz iſt es nun wol etwas, doch nicht ſehr viel beſſer. Einige recht niedliche Häuſer mit Gärten haben wir auf unſrer zweiſtündigen Wanderung durch die Stadt entdeckt. Ich ſage entdeckt — denn Hütten, Holzplätze, Viehſtälle, Alles liegt drum herum. Die netten Häuſer mit hübſchen glänzenden Fenſtern thaten mir ordentlich leid in der konfuſen Umgebung. Es ſoll hier ein erträgliches Hotel geben, und das Aeußere macht ſich nicht übel; ich zog jedoch vor an Bord unſers Zriny zu bleiben, und habe daher kein Urtheil über einen wallachiſchen Gaſthof. Heut iſt Sonntag, drum flaggen ſämmtliche Conſulate, was recht luſtig ausſieht, und die meiſten Kaufläden ſind geſchloſſen; nur die Juden treiben ihr Weſen. Der Eine hielt Auktion auf offener Straße, und pries marktſchreieriſch ſeine elenden Tücher; und in großer Menge ſaßen ſie mit kleinen Wechſeltiſchen vor ihren Hausthüren. Möge es ſo ſchmutzig ſein als es wolle — die Juden finden beſtändig Mittel noch ſchmutziger auszuſehn; ſogar hier! — Das Volk macht einen kläglichen Eindruck, wirklich wie eine unmerkliche Stufe über dem Vieh, nothdürftig bekleidet, zerlumpt. Ein ganzer Kreis ſtand um einen Tanzbären herum und ergötzte ſich außerordentlich. Der Bär war wirklich der civiliſirteſte von der ganzen Geſellſchaft. Er war doch nicht mehr in der vollen Rohheit des Naturzuſtandes, er hatte doch tanzen gelernt; aber ſie, nichts. Welche Nahrungsmittel haben ſie auch — großer Gott! ich glaube nicht, daß Schwelgerei der geiſtigen Entwicklung günſtig iſt, und daß ein Vitellius in irgend einem andern Fach als in der Gefräßigkeit etwas Großes leiſten kann; aber wenn man von einem permanenten Hunger geplagt iſt, ſo wird man auch kein Genie entfalten. Ich beobachtete heute einen Fiſcher. Er machte es mir leicht, denn er lag fünf Stunden im Kahn auf dem nämlichen Fleck; immer wenn ich hinblickte war er noch da! er fiſchte mit einer Schnur, die er ſich um die Finger gewickelt hatte; der Hamen ſchwamm irgendwo im Fluß. Woraus beſtand ſein Frühſtück? aus einer rohen Kolbe Kukuruz. Sein Mittagbrot? aus Weintrauben ſo unreif, daß ſie grünen Erbſen glichen. Die widerlich ſüße Waſſermelone iſt hier das, was bei uns die Kartoffeln ſind. Kartoffeln kennt man nicht! ſie ſind ein fremdartiges und höchſt ertraordinäres Gewächs. Es iſt ſehr natürlich, daß der Genuß des unreifen Obſtes in Maſſe, verbunden mit den ſchädlichen Ausdünſtungen der moraſtigen Ufer, an der untern Donau im Sommer verheerende Fieber erzeugen, an denen die armen verwahrloſten Menſchen dahin ſiechen. Ich werde allmälig ungeduldig die Donau zu verlaſſen; aber ich muß doch ſagen, daß ich mich auf dieſer Waſſerreiſe ſo gut, ſo behaglich und wol befunden habe, wie auf keiner ſonſt. Das außerordentlich ſchöne Wetter mag viel dazu beitragen. Heute grade hat es ſich verändert — und wir kommen jezt auf das ungaſtliche ſchwarze Meer! Da wäre ich allerdings lieber mit Dir in Pyrmont, mein Clärchen.

V

Conſtantinopel, Septbr. 7. 1843.

Da bin ich! Herzensmama, da bin ich! heute morgen um eilf Uhr fiel unſer Anker im goldenen Horn. Die volle Schönheit des Bosporus umgiebt mich, und mir ſcheint als gebühre ihr der goldne Apfel. Jezt in den ſtillen Mondabend hinaus zu ſchauen, das iſt wie ein Traum, den eine freundliche Fee mir geſchenkt haben könnte. Im bläulichen Duft ſchwimmen die weichen Kuppeln der Moſcheen, die zarten Minare's, die ſtillen Cipreſſenhaine — Alles was ſich über die Thäler erhebt und von den Hügeln abzeichnet; denn hier giebt es in der Stadt ſelbſt Berg und Thal. Nacht ſchwebt über der Tiefe; aber ſie wird erheitert durch die zahlloſe Menge von Lichtern, die aus all den winzig kleinen Häuſern auftauchen, welche meinem europäiſchen Auge zwerghaft wie Kartenhäuſer vorkommen. Aus dem Hafen tönt noch dumpfes Geräuſch bis zu mir herauf, und ab und an bellt ein Hund. Letzteres gehört eigentlich nicht in den Zaubertraum, aber es gehört zu Conſtantinopel. Nun ich bin da; das iſt die Hauptſache. Hergekommen bin ich elend. Das ganze Schiff voll Türken, Juden und Wanzen! eine charmante Reiſegeſellſchaft, nicht wahr? und doch, die dritte Sorte der Paſſagiere abgerechnet, eine ganz unterhaltende; denn jezt, liebe Mutter, ſind nicht blos die Kleider und Phyſiognomien neu, ſondern die Sitten und Gebräuche ſind's, und folglich ſind es auch die Ideen — denn aus dieſen entſpringen jene. Das Verdeck unſers äußerſt unſauberen und ſchlecht gehaltenen Dampfſchiffs „Ferdinand“, das ſich am vierten zu Mittag in Bewegung ſetzte, war faſt ganz von jenen Reiſenden eingenommen; indeſſen ſchied ſie doch eine Schranke von dem geringen Raum des erſten Platzes. Dieſe Leute kamen mit Sack und Pack, ſuchten ſich ihr Plätzchen, breiteten eine Matte aus; darüber einen Teppich oder eine Matratze, eine Decke dazu, zogen die Schuhe aus und kauerten ſich nieder. Waſſermelonen, ein Waſſergefäß, Brot und Käſe und die geliebte Tabackspfeife, kurz ihre ganze Haushaltung umgab ſie, und da ein türkiſcher Kaffeewirth permanent in einer Cabine des Ferdinand reſidirt, ſo fehlte ihnen nichts zu ihrer Behaglichkeit, denn der Bewegung bedürfen ſie nicht. Ihre Regungsloſigkeit kam ihnen ſehr zu ſtatten, denn aufſtehen konnten ſie freilich, aber zu Promenaden gab es keinen Raum. Mir, ich geſtehe es, iſt dieſe Regungsloſigkeit ganz unſäglich zuwider, ſobald ſie nicht aus einer Herrſchaft der Intelligenz über den Körper entſpringt. In Momenten tiefſter geiſtiger Arbeit iſt der Leib zuweilen wie paralyſirt; das begreift ſich. Aber Leute, denen die Welt der Ideen hermetiſch verſchloſſen iſt, erſcheinen mir ſtupid und mit nichten würdevoll — wie man das ſo oft hört — wenn ſie wie Porzellanpuppen auf unſeren Kaminen daſitzen und dampfen. Rauchen wäre doch eine ſelbſtthätige Bewegung! wer eine Cigarre geſchickt raucht, ſieht gar nicht übel aus; er nimmt ſie, er wirft ſie fort, er iſt nicht ihr Sclav, er raucht ſie eben zu ſeinem Vergnügen; aber die hat man hier nicht, nur Pfeifen — Pfeifen ſo lang wie der Mann, mit ganz kleinen rothen Thonköpfen und einem dicken Mundſtück von Bernſtein, das ihnen plump wie eine Blaſe vor den Lippen liegt — Pfeifen, deren Köpfe auf kleinen Tellern vor dem Mann auf der Erde ruhen, ſo daß er hinter ſie gebannt iſt; denn wo ſoll er hin mit der ganzen Veranſtaltung? — kurz, Pfeifen die ihn zu einer

Dampfmaſchine machen. Ich bin überzeugt, daß das ewige Qualmen den türkiſchen Charakter deteriorirt hat. Zum Stabilen mag er ſich immer geneigt haben; der Taback hat ihn ſtagnirend gemacht. Als er in den erſten Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts in Conſtantinopel eingeführt wurde, verboten ihn die Sultane unter Androhung der härteſten Strafen. Umſonſt! der Gebrauch wucherte ins Unglaubliche. Nun iſt der Türk ein Sclav ſeiner Pfeife, und dampfen iſt das Geſchäft, der Genuß, der Zweck ſeines Lebens. Da ſaß einer mit einem grünen Shawl um den Turban; nicht die Wimper verzog er, ſtundenlang! Die grüne Farbe durften ſonſt nur die tragen, welche zur Familie des Propheten gehörten; jetzt aber Alle, welche die Pilgerfahrt nach Mecca gemacht haben. Das Gebet habe ich nur von einem Türken verrichten ſehen, von dem Kaffeewirth. Er überſchritt plötzlich die Schranken zum erſten Platz, weil da etwas freier Raum war, ließ die Pantoffeln ſtehen, ſtellte ſich mit dem Geſicht nach Südoſt, Mecca zugewendet, und vollzog ſein Gebet, bei dem ich die unglaubliche Geſchmeidigkeit ſeiner Glieder ſehr bewunderte. Denn es handelt ſich hier nicht um einmaliges Niederknien; ſondern nach vorſchriftsmäßigen Pauſen, die er durch ſtummes Gebet füllt, muß er auf beide

Knie und beide Hände ſinken und den Boden mit der Stirn berühren, und ſich dann leicht und leiſe wieder erheben. Wie ſchwierig iſt es dieſe Bewegung ſchnell und geſchickt zu machen! er machte es außerordentlich. Am Schluß des Gebets muß der Mohamedaner mit der Hand über das Antlitz fahren, damit aus demſelben jeder Zug von Scheinheiligkeit verbannt werde; iſt das nicht hübſch? und endlich eine Verbeugung gegen die beiden Engel machen, welche neben dem Betenden ſtehen. Mein Kaffeewirth that es pünktlich. Aber die beiden Engel neben jedem Beter ſind doch ein liebliches Symbol, nicht wahr? — Auch das Morgengebet der Hebräer beobachtete ich, hauptſächlich bei einem Alten, der trotz ſeines ſchneeweißen Bartes entſetzlich unehrwürdig ausſah. Eine ſchwarze Kapſel, die zehn Gebote enthaltend, befeſtigte er mit einem ledernen Riemen um ſein greiſes Haupt, ſchlang das Ende deſſelben um die Finger der linken Hand, warf eine ſchwarz und weiß geſtreifte wollne Decke über den Kopf, ſetzte eine Brille auf, und begann eifrig in einem Buch zu leſen, wobei er die Lippen ſchweigend aber heftig bewegte. Nach vollendetem Gebet, verwahrte er dieſe Dinge ſorgfältig, nachdem er jedes andächtig geküßt. — Wenn man das ſo in der Nähe ſieht, fragt man ſich wie es möglich iſt, ſich um dieſer Formen willen zu haſſen oder zu verachten, da ja alle dem Grundgedanken entſprungen ſind die Seele reiner und höher zu ſtimmen. Aber allerdings fragt man ſich auch, ob denn eine Form beſſer ſei als die andre. Kniet nicht der Katholik wie der Mohamedaner? lieſt nicht der Proteſtant wie der Ebräer? iſt nicht Kniebeugung wie Gebet- oder Geſangbuch Ausdruck der nämlichen Andacht, dem nämlichen Gott zugewendet? Wir können wol finden, daß eine Form mehr als die andre grade unſrer eigenthümlichen Innerlichkeit entſpricht, und daher für uns die wahre iſt; allein, ob ſie vor Gott die einzigwahre, iſt doch wol mehr wie zweifelhaft. Ich glaube, daß Reiſen und Aufenthalt zwiſchen fremden Völkern der Orthodoxie nicht ſehr förderlich ſein mögen, und es iſt dabei nur das unendlich traurig, daß immerfort die Orthodoxie, die Rechtgläubigkeit nach menſchlichen Geſetzen, mit dem Glauben verwechſelt wird, der eine Fähigkeit iſt, welche nicht vom Geſetz abhängt, ſondern von Schwung und Richtung der Seele. Die Orthodoxie impft dem innern Menſchen gewiſſe Geſetze ein. Der Glaube iſt eine Ausſtralung des innern Menſchen. Jene gleicht der Eſſenz, die man in eine künſtliche Blume gießt, damit ſie dufte; dieſer iſt der Duft einer natürlichen Blume. — —

Ein Türke war mit ſeiner Frau und zwei Kindern an Bord. Wenig Europäer würden ſolche Aufmerkſamkeit für ihre Familie haben wie dieſer Mann. Jeden Augenblick erhob er ſich trotz ſeiner Pfeife, und ſorgte für ſie. Die Frau war in einen dunkeln Mantel und einen weißen Schleier vermummt, denn es wäre ja entſetzlich unanſtändig vor fremden Männern das Geſicht zu zeigen! da man aber keine Strümpfe trägt, und da die weiten Pantalons nur bis zur Hälfte des Beins höchſtens herabreichen: ſo präſentirt ſich dieſes mit einer Unbefangenheit, die wiederum bei uns entſetzlich unanſtändig wäre. Wenn ſie gehen, tragen die Türkinnen gelbe Pantoffeln; ſo wie ſie ſich ſetzen, ziehen ſie ſie aus. Gehen ſie auf der Straße, ſo ziehen ſie erſt gelbe Männerſtiefel und darüber die Pantoffeln an: beides von Saffian. Man kann ſich aber vorſtellen, was für plumpe Füße und welch ein ungeſchickter Gang daraus entſpringen.

Mit dieſer bunten Geſellſchaft fuhren wir am vierten Mittags endlich! endlich ab. Eine Stunde vor Gallacz macht die Einmündung des Sereth in die Donau die Grenze zwiſchen der Wallachei und der Moldau; eine Stunde nach Gallacz der Pruth die zwiſchen der Moldau und Beſſarabien, ſo daß das linke Ufer ſehr bald ruſſiſch war. Die Dörfer und beſonders die Militärpoſten ſahen jezt doch menſchlich aus; aber die Ufer blieben moraſtig und ſchilfig, und hauptſächlich von Pelikanen und Fiſchreihern bewohnt. Um fünf Uhr hatte die Freude des Vorwärtskommens ſchon wieder ein Ende: bei Tultſcha wurde geankert, damit die Einfahrt in's ſchwarze Meer bei Tage geſchehen möge — der zahlreichen Sandbänke wegen. Tultſcha iſt ein Städtchen in Bulgarien, auf dem rechten Ufer; und Bulgarien iſt vollkommen der Pforte unterworfen, nicht blos durch Tributverhältniß an ſie geknüpft, wie Serbien, Wallachei und Moldau. Rußland hat ſo geſchickt manövrirt, daß es bei der Mündung der Donau auch eine kleine Inſel des rechten Ufers beſetzt hat, ſo daß der Strom mit ruſſiſchen Wachtpoſten auf beiden Seiten ausfließt. Koſaken geleiten friedlich das Schwabenmädchen zum Pontus euxinus.

Jezt überhüpfe ich zwei Tage. Wir hatten 24 Stunden Sturm, und Wellen und Regen überſtürzten das Verdeck und die armen Türken ſo heftig, daß das Waſſer in die unteren Räume hineintropfte. Es war gräßlich! aber in der letzten Nacht hatten wir Ruhe, man wurde wieder geſund und munter, und heute früh um neun Uhr hatten wir das ungaſtliche ſchwarze Meer hinter uns, und liefen erwartungsvoll im Bosporus ein. Der Bosporus! das iſt auch eine von den Lieblingſtätten der Weltgeſchichte, wo ſie in vergängliches Material unvergängliche Erinnerungen gräbt. Hier zog Jaſon mit ſeinen Argonauten um das goldene Bließ in Colchis zu erobern; hier Gottfried von Bouillon mit ſeinen Kreuzfahrern um das heilige Grab zu befreien; hier Mohamed der Eroberer mit ſeinen kriegsbegierigen Schaaren um den griechiſchen Kaiſerthron durch den Halbmond zu vernichten. Eine Zauberin geleitete Jaſon, der alle Künſte und alle Mächte zu Gebot ſtanden und doch nicht das eine Entſcheidende: Medea wurde nicht geliebt. Ein Engel geleitete Gottfried, der ihm das Herz beſchirmte und die Seele in Demuth hielt, ſo daß er ſich begnügte das Seine zu thun, das heilige Grab zu erobern, und nichts dafür zu wollen, als die Wonne des Bewußtſeins. Ein finſtrer Genius geleitete Mohamed; einer von denen wie ſie an den Markſteinen der Epochen ſtehen: über die untergehende eine harte Geißel ſchwingend und der beginnenden ein ernſtes Beiſpiel gebend — eine Lehre, welche übrigens die osmaniſche Epoche in Byzanz nicht verſtanden hat. Und ſo walten und weben geheimnißvolle Mächte um alle ungewöhnlichen Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit, und Heil der, von welcher der Engel nie wich. — Das waren beſtimmte Geſtalten und Zeiten, die mir von dieſen Bergen, aus dieſen Waſſern entgegen traten. Außerdem — welch ein Gewühl! Heere, Flotten, Völker! Griechen und Perſer, Genueſer und Osmanen, Alle im Kampf mit einander, Alle ringend um die Güter des Lebens, um die Herrſchaft der Welt, die Güter mit Blut befleckend und die Herrſchaft mit Tyrannei, lange danach ſtrebend, flüchtig ſie genießend, — und dann hinabgezogen in den großen unwiderſtehlichen Strudel der Vergänglichkeit, aus der hie und da nichts auftaucht als die Ruine eines Namens oder einer That. Aber dieſe Ruinen ſind hier großartiger als die zu Palmyra oder Kornak ſein können! Die ganze altgriechiſche Götterwelt iſt hier geſtürzt, grade hier wo ſie ihre herrlichſten Tempel hatte, und von ihnen allen lebt nur noch Prometheus — doch in andrer Geſtalt. Jede Zeit hat ihren Prometheus, und der alte martyriſirte Titan da drüben auf dem Kaukaſus that vielleicht ſeine müden gequälten Augen für immer zu, als Moſes die ſeinen aufthat. Denn jeder Spender des Lichts iſt ein Prometheus, und nichts iſt ihm ſo gewiß, als das harte Felſenbett. Wo einſt jene Tempel, Haine und Altäre prangten, iſt jetzt Bergesöde: der Eintritt in den Bosporus iſt ſehr ernſt. Fortifikationen, Leuchtthürme, Ruinen alter Schlöſſer bezeichnen ihn. Orient und Occident ſtehen ſich beim erſten Schritt nicht friedlich und freundlich gegenüber. Sie ſcheinen ſich zu meſſen, wer der Herr und Herrſcher ſein ſolle. Der Orient ſpricht: „Du wäreſt todt ohne mich! das Prinzip alles Lebens: das Licht — der Keim jeder Geſittung: die Religionen gehen von mir aus, wie der Sonnenſtral.“ — Und der Occident ſpricht: „Ich aber habe das Prinzip verarbeitet, den Keim zur Blüte gebracht. Du biſt todt wie die Blume, welche dahinwelkt nachdem ſie ihren Samen geſtreut hat. Ich lebe, denn in mir iſt Bewegung.“ Allmälig gleicht die begütigende Natur die Feindſeligkeit aus. Sie ſpricht: „O Ihr Thoren! fiel nicht im Orient Ilion? fiel nicht im Occident Byzanz? ſolchen Zeugen gegenüber ſtreitet ihr euch um vergängliche Herrſchaft! O ihr Thoren, Gott allein iſt der Herr und mir hat er ſeine allwaltende Macht eingehaucht.“ — Und nun beginnt ſie dieſe Macht in wundervoller Lieblichkeit zu entfalten, und eine Pracht der Bebaumung zu zeigen, die an einer ſüdlichen Küſte etwas ganz Einziges, und ohne Gleichen in Spanien, Sizilien, Italien iſt. Bei Bujúkderé beginnt hauptſächlich dieſe grüne Herrlichkeit. In ſchweren, vollen Maſſen ſteigen Platanen, immergrüne Eichen, Pinien, Cipreſſen, auch

Nuß- und Kaſtanienbäume von den Abhängen der Berge bis zu der blauen Flut hinab; — ſtehen in Gruppen auf einzelnen übertragenden Höhen; — miſchen ſich in den Gärten mit Feigen- und Lorbeer-, mit Granaten- und Citronenbäumen; — füllen die aufſteigenden Schluchten wie mit grünen Wellen; — und bringen eine Friſche, einen Schatten, eine Ruhe in die Landſchaft, die ein köſtliches Gegengewicht bilden zu der bewegten Flut, welche im heißen Sonnenſtral Flammen zu reverberiren ſcheint, und zu der zahlloſen Menge von Dörfern, Ortſchaften, Landhäuſern, die ſich ununterbrochen, immer größer, immer gedrängter bis Conſtantinopel fortziehen. Dort hat der Glanz in der Spitze des Serais ſeinen Culminationspunkt: eine Iſola bella im großen Styl — im Styl des Orients.

VI

Conſtantinopel, Sept. 8, 1843.

Ich warf geſtern die Feder fort, herzliebe Mutter, obgleich ich Dir kein eigentliches Bild gegeben hatte. Es iſt zu groß, zu reich, zu bunt, um mit dem erſten Blick überſehen zu werden. Heute will ich es denn doch verſuchen. Zwiſchen den letzten Ausläufern des Hämus oder Balkan zur Rechten, und des Taurus zur Linken, alſo zwiſchen zwei Bergufern, macht der Bosporus ſieben Windungen vom ſchwarzen bis zum Marmora Meer. Ehe er in dies letztere mündet, reicht er mit einem Arm ins europäiſche Ufer tief hinein, und bildet dadurch den Hafen von Conſtantinopel, der das goldne Horn heißt, und der einem Fluß ähnlich iſt. Auf der dreieckigen Landſtrecke zwiſchen dem goldnen Horn und dem Marmora Meer oder Propontis, liegt die eigentliche Stadt Conſtantinopel auf verſchiedenen Hügeln — das Serai ſeewärts auf der äußerſten Spitze. An der andern Seite des goldnen Horns ſteigen die Vorſtädte Galata und Pera — letztere iſt das Frankenquartier — ebenfalls über Hügel zu beträchtlicher Höhe empor. Auf der aſiatiſchen Seite, folglich durch den ganzen Bosporus getrennt, liegt die Vorſtadt Scutari; und alle dieſe zu einem großen Ganzen verbundenen Städte ſind ſo beſchaffen, daß Du, ſo wie Du das Ufer betrittſt, aufwärts ſteigen mußt, und noch dazu recht ſteil. Es ſind alſo verſchiedene Berge, und dieſe verleugnen den Character des Bosporus nicht: ſie ſind grün! ſie ſind bedeckt mit unendlichen Hainen von Cipreſſen, mit zahlloſen Gruppen von Platanen. Ueber dieſen erheben ſich wie Schwäne über einem grünen See die glänzenden Kuppeln von ungefähr 300 Moſcheen. Neben einer jeden ſteht wie ein überirdiſcher Wächter wenigſtens ein ſchlankes weißes Minare; häufig zwei, auch vier; ſechs neben Sultan Achmeds. Unter und zwiſchen den Bäumen, gleichſam in einem gelichteten Walde, liegen die Häuſer: — die Wohnungen der Geſandten in Pera und einige wenige Regierungspaläſte abgerechnet, — Alle von Holz, auch die des Großherrn, die Kaſernen, die Kanonengießerei, die Wohnungen der Paſchas; Manche mit den allerhellſten Farben, weiß, blaßroth, hellgelb, mit bunten Verzierungen bemalt, Andre von der Zeit gebräunt wie die Häuſer im Berner Oberland; noch Andere, namentlich die der katholiſchen Armenier, ſchwarz und dunkelgrau angeſtrichen. In ſchmalen krauſen Gaſſen klettern ſie die Hügel hinan, und jedes hat wo möglich ſeinen Garten; wenn nicht den, ſo doch eine Terraſſe mit Blumentöpfen und mit einem Granat- oder Feigenbaum; und fehlt auch die, dann mit einem Weinſtock vor der Thür, der ſich zum Dach hinaufzieht, in flatternden Ranken wieder herabfällt, und zuweilen über die Straße hinüber ein Rebengewinde wie eine feſtliche Guirlande wirft. Da mit den Moſcheen Schulen, Bäder, Armenküchen verbunden ſind, ſo darf ihnen auch ein Garten, zur Erholung, nicht fehlen. Außerdem ſtehen im Vorhof immer die ſchönſten Bäume. Die Stätten der Todten, welche hier faſt eben ſo viel Raum einnehmen als die der Lebendigen, die Gottesacker, liegen um und neben und zwiſchen den Straßen, und bilden die eigentlichen Cipreſſenhaine, denn alle türkiſchen Gottesacker ſind reich mit Bäumen bepflanzt, und nie mit einem andern. Gewiß iſt die Cipreſſe, wie ſie ſo unbeweglich nach oben zeigt, ein ſchönes Symbol an einem Grabe. Ferner giebt es kleine beſondre Grabſtätten, von berühmten Männern, von Gelehrten, Mönchen, Heiligen, von Privatperſonen mit ihren Familien: immer beſtehen ſie aus einem kleinen Cipreſſenhain mit vergitterten Arkaden umſchloſſen, ſo daß man durch die Gitter und über den Mauern das Grün ſieht; — Du wirſt es alſo begreiflich finden wie bei der aufſteigenden Lage der Stadt das Ganze gartenmäßig, luſtſchloßähnlich erſcheint. Ich ſage nochmals erſcheint! — Stelle Dir eine Theaterdecoration vor, von Künſtlerhand mit dem größten Geſchmack gemalt: Du biſt entzückt, hingeriſſen von der unvergleichlichen Szenerie, immer von Neuem ſchaueſt Du ſie an, kannſt nicht ſatt werden zu bewundern; und jezt führt man Dich hinter die Szene. Hilf Himmel! Latten, Sparrwerk, ſchmutziges Papier, Stricke, Oelflecke, grobe Leinwand: — ſo, aber ganz genau ſo iſt Conſtantinopel. Mehr noch als die fürchterliche Unſauberkeit fällt mir die fürchterliche Unordnung auf. Daß die Straßen ſehr ſchmal, ſehr krumm, ſehr ſteil aufſteigend ſind, iſt ihr geringſter Fehler; der Rinnſtein in der Mitte iſt bei ihrer großen Schmalheit ſchon viel unbequemer; aber welch ein Steinpflaſter! Das von Sevilla iſt hiegegen ein köſtliches Parquet. Dein Sonnenſchirm bleibt alle drei Schritt zwiſchen dieſen enormen, roh zuſammengewürfelten Steinen ſtecken; Dein Fuß alle zehn Schritt. Weil die Gaſſe nach der Mitte zu abſchüſſig iſt, ſo haſt Du im Grunde nie einen ſichern Tritt, denn ihrer Enge wegen beginnt der Abhang unmittelbar an den Häuſern. Du gehſt alſo beſchwerlich genug. Nun tritt nur ja nicht auf einen von dieſen affröſen, räudigen, verwilderten Hunden, denen es nicht einfällt Dir aus dem Wege zu gehen, die daher ſehr oft getreten und geſtoßen werden, dann mit ihrem Geheul die Luft erfüllen, und immerfort auf die widerlichſte Weiſe Dir ins Auge fallen. Hier bringt eine Hündin ihre Brut zur Welt; da ſäugt ſie ſie; dort liegen ein Paar Todte; oder ſie laufen Dir vor die Füße, oder ſie beißen ſich untereinander. Genug, wäre Conſtantinopel nur von Hunden bewohnt, ſo würdeſt Du es ſchon ſchwer genug in dieſen Straßen haben, wo Haufen von Kehricht, von Schutt, von Dünger, von Melonenſchaalen, von allem glaublichen und unglaublichen Material, beſonders an den Ecken Barrikaden bilden. Aber nimm Dich in Acht! da kommen Pferde, die auf jeder Seite einen Lederſchlauch mit Oel gefüllt tragen, der auch von Außen ganz eingeölt iſt. O, nimm Dich in Acht! hinter Dir kommt eine ganze Reihe von Eſeln mit Baumaterial, mit Ziegelſteinen und Brettern ſchwer beladen. Weiche zur Rechten aus, vor dieſen Männern, die große Kohlenkörbe auf dem Rücken tragen! und weiche auch zur Linken aus vor jenen Andern, die zu vier, zu ſechs, zu acht Mann ſo ſchwere Waarenballen und Fäſſer ſchleppen, daß die zwei armdicken Stangen woran die Laſt hängt, unter ihr ſich biegen. Laß Dich nicht betäuben von dem Geſchrei der Eſel, der Zuckerwerk- und Kaſtanienverkäufer, der Hunde, der durch ihren Ruf warnenden Laſtträger, und folge Deinem Dragoman, der fliegenden Schrittes mit der Haſt der Geſchäftigkeit und gewöhnt an dieſe Drangſale, Dir vorauseilt und bald im Gedränge — bald um dieſe oder jene Ecke Dir entſchwindet. Du gelangſt auf einen Gottesacker. Man kennt in Europa die Ehrfurcht womit die Türken die Grabſtätten behandeln, wie ſie ſie beſuchen und nie geſtatten daß ſie, wie dort, nach einer Reihe von Jahren wieder umgegraben werden. In der Idee iſt das ſehr ſchön; und ſtellt man ſich Cipreſſenhaine vor, wo weiße aufgerichtete Leichenſteine auf dem grünen Raſen ſtehen: ſo macht das ein edles, feierliches Bild. Jezt betrachte es in der Wirklichkeit. Der Raſen iſt abgetreten, die Leichenſteine ſind umgeſtürzt, abgebrochen, ſchief; einige holprig gepflaſterte Straßen durchſchneiden ſie; hier weiden Schaafe, da warten Eſel, dort ſchnattern Gänſe und krähen Hähne; auf dieſem Fleck trocknet man Wäſche, auf jenem arbeitet ein Tiſchler; während von der einen Seite ein Zug Kameele daherſchreitet, naht von der andern ein Leichenzug; da ſpielen Kinder, da beißen ſich Hunde, da iſt das gleichgültigſte Treiben von der Welt — eine wahre Profanation der Gräber. Aber allerdings! wer ſeit 400 Jahren hier begraben iſt, der liegt noch auf der nämlichen Stelle. Du kannſt Dir denken, was das für Leichenäcker ſein müſſen, und welchen ungeheuern Raum ſie einnehmen! Geſtern war es mir wirklich merkwürdig! um in das Hotel der Madame Balbiani zu kommen, das ſich auf der höchſten Höhe von Pera in ſehr geſunder freier Lage befindet: gingen wir über zwei Gottesacker, das Haus ſelbſt liegt auf dem dritten, und unſer erſter Ausgang war nach dem vierten und fünften, dem ſogenannten „kleinen und großen Todtenfeld.“ Von Letzterem hat man eine herrliche Ausſicht auf den Bosporus; aber alle Gebäude, die außer den Moſcheen am meiſten ins Auge fallen, ſind Kaſernen.

Heute habe ich gleich eine der größten Kurioſitäten von Conſtantinopel geſehen: den Sultan, als er ſich aus der Moſchee von Beglerbey in den Palaſt gleiches Namens zurückbegab. Ein Sultan! welch ein Inbegriff von Macht, von Gewalt, von Pomp, liegt in dem Wort. Um zu vergleichen inwiefern Abdul-Medjid dem Begriff entſpricht, ſtand ich auf der Straße neben der türkiſchen Trommel — grade wie in Europa die Gaſſenjungen. Die Straße war mit Sand beſchüttet, und ein Spalier von europäiſch uniformirten Soldaten gebildet. Vier prächtige Handpferde des Sultans, von Dienern geführt, eröffneten den Zug; dann folgten wol ein Dutzend alter Paſchas oder Hofchargen, Alle in dem bekannten braunen Ueberrock mit dem rothen Fez, und auf ſchönen Pferden; unter ihnen ein wahres Scheuſal, der Kislar Aga, der Chef der ſchwarzen Eunuchen. Dann eine Pauſe — und endlich ganz allein Sultan Abdul-Medjid, in einem langen dunkelblauen Mantel, über dem ſich ſein bleiches regungsloſes Geſicht erhob. Er ritt ganz langſam, die Muſik empfing ihn mit einem ohrzerreißenden God save the King, die Soldaten riefen ein mageres Vivat. Kein Lächeln trat in ſein Antlitz, kein Blick belebte ſein Auge; — von einem Gruß iſt natürlich nicht die Rede! — Einige fanden ſeinen Blick feſt und imponirend, ich fand ihn nur ſtarr und glaſig. Als er ſich der Gruppe fränkiſcher Männer und Frauen nahte, caracolirte ſein Pferd ein ganz klein wenig: vielleicht ſollte das eine Beachtung ihres Grußes ausdrücken. Das Schönſte an ihm waren unſtreitig die funkelnden Diamanten an ſeinem Fez und auf ſeiner Bruſt. Ich höre er hat die fallende Sucht, oder Nervenzufälle, oder einen zu großen Harem. Genug er ſieht weder wie ein mächtiger Sultan noch wie ein blühender Jüngling aus.

Jener Palaſt liegt auf der aſiatiſchen Seite, alſo mußten wir in einem Kaïk hinüber fahren. Das iſt nun freilich der unbequemſte Nachen, der mir je vorgekommen. Erſtens unſicher durch ſeine Bauart, und zweitens nur für türkiſche Figuren berechnet, die ſich wie Taſchenmeſſer zuſammenklappen, ſobald ſie ſich ſetzen — weshalb ſie denn auch ſämtlich krumme Beine haben. Man muß ſich am Boden des Fahrzeugs auf einem dürftigen Teppich oder einem magern Kiſſen zuſammenkauern oder platt niederlaſſen, ſo daß man nur grade mit dem Kopf über den Rand hinausragt. Die Ruderer ſitzen auf Bänken in kurzen weiten Leinwandbeinkleidern und Hemden mit Muſſelinärmeln, denn ihr Handwerk iſt ſchwer. Trotz der leichten Kleidung ſind ſie in Schweiß gebadet, und Geſicht, Bruſt und Beine der Leute ſind dermaßen gebräunt von Luft, Sonne und Wind, daß der ganze Mann ausſieht wie aus altem Eichenholz geſchnitzt. Seine Züge ſind damit in Uebereinſtimmung, hart, ſcharf, aber beſtimmt ausgeprägt; nicht ſo breit und flach wie bei uns. Auf den Einſchiffungsplätzen giebt es einen großen Tumult, weil funfzig Ruderer ihre Kaiks anbieten, und weil man um den Preis handeln muß. Das iſt ſo gut in der Türkei Sitte wie bei uns. Uebrigens leben hier ſo viel Griechen, Slavonier, Jonier, Albaneſer, Armenier, Juden und Franken, daß man ſich nicht darüber wundern darf. Franke iſt der allgemeine Name unter dem die Türken die Europäer — und Frankiſtan, unter dem ſie ſämtliche Länder Europas zuſammenfaſſen. Rajahs nennen ſie ihre chriſtlichen Unterthanen, z. B. Armenier und Griechen, und Giaur iſt die verachtende Bezeichnung des Chriſten, dem Muſelman, dem Gläubigen gegenüber.

Da wir auf der aſiatiſchen Seite waren, ſo fuhren wir höher in den Bosporus hinauf, nach Göckſu, den „himmliſchen Waſſern.“ Wo ein Flüßchen ſich in den Bosporus ergießt, hat ſich eine weite, etwas gewellte Wieſe gebildet, worauf die prachtvollſten Platanen, Ulmen und Eichen verſtreut ſind. Das ſind die „himmliſchen Waſſer“, die Lieblingspromenade der türkiſchen Damen, die geſtern, an einem Freitag, ſehr zahlreich dahin kamen — die Vornehmen zu Wagen. Da ſitzen ſie auf Teppichen, die am Boden ausgebreitet werden, in Geſellſchaft beiſammen und unterhalten ſich wie ſie können, mit Zuckerwerk eſſen, plaudern, auch Taback rauchen, jedoch immer unter ſich, und bis auf Augen und Naſenwurzel verſchleiert. Männer ſind auch da, allein in geringer Zahl, die ebenfalls rauchend beiſammen ſitzen, und ſich nicht um die Frauen zu kümmern ſcheinen. Indeſſen ſieht man denn doch beide Geſchlechter an öffentlichen Orten, ſo daß die Frauen nicht vollkommen von fremden Männern abgeſchnitten ſind. Dieſe Gruppen unter den Bäumen nehmen ſich recht eigenthümlich aus, beſonders ſollt' ich meinen im Bilde. In der Wirklichkeit, in der ſchönen freien Natur, ſind ſie etwas leblos und plump, denn ich finde dies ewige Kauern auf der Erde höchſt ungraziös, ich mögte ſagen monſtrös, weil man die menſchliche Geſtalt immer nur zur Hälfte ſieht. Aber wol den Frauen, wenn man ſie nur ſitzend erblickt! welch ein Gang, welche krumme

Beine, welche einwärts gekehrte Füße! Nicht einen Tanzmeiſter — nur einen Exerzirmeiſter mögt' ich ihnen gönnen, damit ſie nicht ſo gräßlich einher watſchelten. Es iſt ſchon beſſer, daß ſie ſich lagern! Dann werden die Ochſen aus den Wagen geſpannt, damit auch die ſich auf der Wieſe lagern mögen. Ein wenig Mundvorrath wird ausgepackt und auf dem Teppich ausgebreitet; und ſo vegetirt man da draußen den halben Tag. Ungeheuer bunt aufgeputzte Kinder ſind denn doch ein bischen beweglicher als ihre Mamas, und Verkäufer von Naſchwerk, von friſchem Waſſer, von Obſt, bieten ſchreiend ihre Waaren feil, und wandeln zwiſchen den Sitzenden umher. Luſtig ſehen die Wagen aus, die man mit Ochſen beſpannt und Arraba nennt. Mit allen Farben des Regenbogens ſind ſie bemalt; goldgelb und feuerroth herrſchen vor. Man ſteigt von hinten vermittelſt einer kleinen bunten Leiter hinein, und ſitzt ſeitwärts auf Matratzen darin — zu acht bis zehn Frauenzimmern. Zwei weißgelbgraue Ochſen mit Spiegeln und Flitterwerk vor der Stirn, ziehen dieſe ſchwerfällige Maſchine langſamen Schrittes, indem ſie unter einer Art von portativem Triumphbogen gehen, der zu ihrer Anſpannung gehört und der mit zahlreichen feuerfarbenen Quaſten geſchmückt iſt. Ein Diener mit einem Stecken geht nebenher und lenkt ſie. Häufig begleitet ein andrer zu Pferde den Wagen. Auch Frauen aus dem Harem des Sultans kommen nach Göckſu in einer Arraba. Die Fahrt auf dem Bosporus führt faſt ununterbrochen an Dörfern oder Häuſern vorüber. Die zahlreichen mit ganz feinen Holzgittern verſchloſſenen Fenſter derſelben, geben ihnen etwas Käfigartiges. Klein ſind ſie ſehr; die obere Etage ſpringt meiſtens ganz, zuweilen aber auch nur Erkermäßig vor der untern vor, ſo daß ſie ungemein luſtig ausſehen. Im Winter müſſen ſie barbariſch kalt ſein, denn ſchon jetzt iſt der beſtändige Nordwind, der aus dem ſchwarzen Meer weht, recht friſch und durch ihn die Brandung an manchen Punkten des Ufers ſo heftig, daß man, wenn man ihm entgegen rudert, einen Mann Vorſpann nehmen muß, der am Ufer gehend den Kaik am Strick durch die Strömung zieht. — Nun, liebe Mutter, war dieſer Tag nicht ſchon recht hübſch und vollſtändig türkiſch?

VII

Conſtantinopel, Septbr. 9, 1843.

Ein Brief über den andern! — Immer denke ich: heute will ich das ganze Packet fortſchicken, und immer lege ich noch ein Blatt hinzu. Heute, liebes Mamachen, könnte ich Dir wol etwas Intereſſantes ſchreiben, denn ich war in der Sophien- und der Achmeds-Moſchee; — allein zu flüchtig, und deshalb ſpare ich es mir auf. Ich muß durchaus die Sophia noch einmal mit Muße und noch mehr Moſcheen überhaupt ſehen. Du wunderſt Dich wol wie mir dies ſo ſchnell gelungen iſt, indem man dazu eines Firmans bedarf? Prinz Bibesko, der neue Hospodar der Wallachei hat einen ſolchen, und ſein Bruder, ſein Gefolge, ſeine Landsleute benutzen ihn. Unter Letzteren befindet ſich ein liebenswürdiges Ehepaar, das in unſerm Gaſthof wohnt, und ſo machte es ſich. Es war ein mächtiger Zug, alle Männer zu Pferde, einige auf ſehr ſchönen mit goldgeſtickten Schabracken, andre auf Kleppern; ein Gewühl von Dienern, von Dolmetſchen drum herum, denn jeder hatte den ſeinen mitgebracht, um über Alles Auskunft haben zu können; andre Reiſende, die ſich ebenfalls anſchloſſen, als ſie hörten wohin es ging; der

Kawaſſ Allen voran. Das iſt der Mann, den der Sultan als Wache bei ſolchen Gelegenheiten giebt, und den außerdem alle Geſandten haben, denn unter ſeinem Vortritt wird man reſpectirt. Die wallachiſche Dame und ich, wir wurden trotz einigen Sträubens Ehrenhalber in einen horriblen Wagen geſetzt, den man Coci nennt — (was die türkiſche Rechtſchreibung betrift, ſo laſſe ich mich nicht auf ſie ein, und ſchreibe nur wie ich die Worte ausſprechen höre und verſtehe) — das iſt eine kleine gondelförmige Kutſche, die keine Federn — aber dafür vergoldete Gitterthüren, keine Sitze — aber in allen vier Ecken einen ovalen Spiegel, keinen Schlag — aber eine rothe Leiter hat. Auf dem flachen Boden, den ein wenig Stroh und ein dünner Teppich dürftig deckte, ſaßen wir lang ausgeſtreckt und ſchrieen Ach und Weh; denn wir fuhren nicht fein bedächtig nach türkiſcher Weiſe durch die holprigen Straßen, ſondern europäiſch im ſtarken Trabe, um den Reitern nachzukommen, und ein Diener lief nebenher und hielt den Wagen an bedenklichen Stellen. Dafür hatten wir die Satisfaction in einem vergoldeten, obzwar etwas ſchwärzlichen Wagen zu ſitzen. Leider war unſer ganzer Zug ein wenig zu tumultuariſch und ungeordnet. In die Sophia ſtürmten wir grade zwiſchen zwölf und ein Uhr, zur Zeit des Gebets, ſo daß wir gleich wieder fortgewieſen wurden. Der Kawaſſ remonſtrirte, aber umſonſt! Ein alter Geiſtlicher hub wehklagend die Arme und rief „Allah! Allah!“ — wir mußten fort. Ein Knabe wollte mich mit ſeinem Roſenkranz ſchlagen. Die Tochter meiner Mutter iſt aber nicht geboren um ſich ſchlagen zu laſſen! ſie drohte ſo majeſtätiſch mit ihrem Zeigefinger, daß der Burſche ganz erſchrocken zurückfuhr — was mich ſehr beluſtigte, da er doch ſchon zwölf, dreizehn Jahr alt ſein mogte. Ich könnte es hier zu Lande auf die Dauer nicht aushalten — nicht die Verachtung ertragen mit der der Muſelmann auf den Giaur herabſieht. Ich bin nun einmal ſo: iſt man fein artig, bin ich fein artig; iſt man hochfahrend, bin ich zehnmal hochfahrender. Ich würde hier Händel haben. Als wir in unſerm Coci dahin raſſelten, blickten die türkiſchen Frauen neugierig hinein, und eine machte eine Pantomime verächtlichen Abſcheus mit den Händen. In ein ſolches Land habe ich mich verſtiegen! Nun, ich wollte die Türkei; dergleichen iſt gewiß türkiſch. — Alſo ſpäter von den Moſcheen. — Unſre wilde Jagd durchſauſte ein Gebäude, das wirklich in der äußern Architektur den idealiſchen Vorſtellungen entſpricht, welche wir uns vom orientaliſchen Bauſtyl machen: Sultan Mahmuds Grabmal iſt feenhaft lieblich. Das Grabmal iſt die große Angelegenheit der Orientalen. Es ſpricht ſich darin das unabweisliche Bedürfniß des Menſchen aus, über die Handvoll Jahre hinaus zu leben, die man das Leben nennt. Dieſe Sehnſucht nach Fortdauer hat allerdings einen zu materiellen Character, wenn man die egyptiſchen Pyramiden, die koloſſalſten aller Königsgräber betrachtet — das mag wol ſein! aber hier nimmt ſie doch eine gewiſſe geiſtige Wendung, und die rührt mich wo ich ſie finde. Faſt jeder der früheren Sultane hat eine Moſchee erbaut, und ſeit Harun al Raſchids Zeit war es ein Geſetz der Mohamedaner ſtets mit derſelben eine Schule zu verbinden. Die osmaniſchen Sultane erweiterten es, ſtifteten Bäder, Wohnungen für arme Studirende, Küchen für Arme, Fontänen dazu, und erbauten zwiſchen dieſen Wolthätigkeitsanſtalten ihr Grab, das meiſtens aus einer Rotunde beſteht. Die Gaſtfreiheit, die Pflege und Erquickung der Wanderer, iſt ein Hauptgebot des Islams, ſo daß, wer einen Brunnen in der Wüſte oder eine Fontäne in der Stadt ſtiftet, eine gute That gethan hat, weil das Waſſer im Orient etwas Seltenes und Köſtliches iſt. Sultan Mahmuds Grab iſt nur mit einer Fontäne verbunden, aber es iſt der graziöſeſte Bau in Conſtantinopel! In der Mitte zwiſchen zwei achteckigen Pavillons ſteht eine runde

Säulenhalle, die mit jenen beiden durch eine Gallerie verbunden iſt. Das Ganze iſt um vier Stufen erhöht und beſteht gleich dieſen aus ſchneeweißem Marmor. Die Fenſteröfnungen der beiden Pavillons, der Gallerien, und die Räume zwiſchen den Säulen, ſind mit wunderhübſch gearbeiteten vergoldeten Eiſengittern gefüllt, ſo daß Du an dem ganzen Bau nichts ſiehſt, als Goldgewebe zwiſchen Marmor, und durch die Gitter hindurch, die Roſen-, Mirthen- und Jasminbecken des kleinen Gartens. In dem einen Pavillon ſteht Sultan Mahmuds Sarkophag; eine prächtige goldgeſtickte Sammetdecke iſt über den Sarg gebreitet, und ſieben köſtliche Shawls, vier geſtreifte in allen Farben, und drei weiße à fond plein, liegen wiederum über der Decke. Der rothe Fez mit blauem Quaſt und mit einer funkelnden Sonne von Diamanten, ſteht oben am Kopfende, und um ihn herum, faſt wie eine Cravatte, iſt der achte Shawl gelegt, der ſchönſte von allen, weiß mit zarten Blumenguirlanden durchrankt. Eine Baluſtrade von Perlenmutter umgiebt den Sarkophag. Noch einige in derſelben Art, aber minder prächtig, kleiner, ohne Juwelen, Perſonen ſeiner Familie, Töchter, Schweſtern enthaltend, befinden ſich außerdem darin. Die Wände ſind Marmor, und den Fries bilden Sprüche aus dem Koran, fußlange, wunderliche, goldne Schriftzüge, die graziöſeſte Arabeske, auf grünem Grund — recht helles Apfelgrün; das iſt die heilige Farbe, denn Mohameds Farbe war grün wie der Erdball über den ſie ſich ausbreiten wollte. Der Fußboden iſt mit einer feinen Strohmatte bedeckt. Aber etwas Unpaſſendes und Geſchmackloſes durfte nicht fehlen! die Wölbung der Kuppel iſt mit häßlichen, ſchreienden Farben ausgemalt, und zwei große braune Wanduhren ſtehen neben der Thür und gehen — auf dieſer Stätte wo die irdiſche Zeiteintheilung ihre Wichtigkeit verloren hat. — Der andre Pavillon iſt ein Kiosk — Gartenhaus — des Sultans. Die Halle in der Mitte iſt über dem Quell errichtet, und fünf goldne Gitter zwiſchen Säulen ſchließen ſie nach der Straße ab. An jedes dieſer Gitter ſind vier goldne Taſſen mit goldnen Ketten befeſtigt, und Jeder der trinken will reicht eine Taſſe in die Halle hinein, wo ein Mann den ganzen Tag beſchäftigt iſt eine goldene Kanne am Quell — und aus ihr die Taſſen der Durſtigen zu füllen. Zum Dank ſoll man ein Gebet für Sultan Mahmuds Seele ſprechen. Ich habe Dir dies kleine Monument ſo ausführlich beſchrieben, weil es das erſte iſt, das ich im Geiſt wie in der Ausführung vollkommen orientaliſch gefunden. In ganz Europa ſah ich nichts, das auch nur mit einer Ahnung hieran erinnert hätte.

Ich ſagte vorhin etwas Geſchmackloſes dürfe nicht fehlen, und das iſt nicht unwahr. Dies Geſchmackloſe iſt immer das Europäiſche: ein fremdartiges Element, das ſich eingedrängt hat und nun ſeinen Platz behauptet — gleichviel wo. Wir beſahen unter dem Schutz des Firmans auch die hohe Pforte, den Palaſt des Großveziers, in welchem die Staatsgeſchäfte beſorgt werden. Der Name rührt daher: die alten morgenländiſchen Könige ſaßen zu Gericht, um einem Jeden zugänglich zu ſein, vor dem Thor ihrer Städte oder Wohnungen. Der Morgenländer, mit ſeiner Vorliebe für vergleichende Bilder, ſtellt ſich den complizirten Staat als ein Gebäude vor, deſſen Ein- und Ausgang der Sultan beherrſcht gleich jenen alten Königen; und daher für den ganzen Staat die kurze Bezeichnung Pforte. Die Verſammlung des osmaniſchen Staatsrathes heißt Diwán, d. h. Dämonen, Genien, weil den Staatsräthen dämoniſche Klugheit und Thätigkeit beiwohnen ſoll. Auch die Gerichtſammlungen heißen Diwán, weil man vorausſetzt, daß der Genius ſie beſeelt. Jener Palaſt der hohen Pforte iſt ganz neu erbaut, von Stein, mit Säulen und Freitreppen von weißem Marmor. Die innern Treppen, und alle Gänge und Fußboden ſind mit feinen Strohmatten bedeckt, auf denen man leiſe und leicht, ſehr angenehm geht. Die Zimmer ſind meiſtens groß. Dem Eingang gegenüber ſind die Fenſter — eine wahre Fenſterwand, wie in Treibhäuſern — und unter ihnen zieht ſich das Sopha hin, das aus einzelnen breiten Polſtern zuſammengeſetzt wird, und mit ſchönen Stoffen von Seide, mit Gold, Silber oder Sammt durchwirkt, überzogen iſt. Außerdem befinden ſich in ein Paar Zimmern ziemlich mittelmäßige Spiegel, und in den übrigen nichts — aber auch gar nichts. Das könnte nun etwas durch Einfachheit Grandioſes haben, wenn nicht die Wände wie von ſchlechten europäiſchen Stubenmalern mit Landſchaften bepinſelt wären, die kleinlich und hart, unter den verſilberten und vergoldeten Plafonds doppelt ärmlich, die Augen des Fremden immer auf ſich ziehen, weil ſie in ſo grellem Contraſt mit allen Umgebungen ſind. Im Saal wo der Staatsrath gehalten wird, befindet ſich in der einen Wand ein goldenes Gitter, das ſo ausſieht, als ob es eine Loge verſchlöſſe. Hinter dieſem Gitter, auf einem roſenfarbenen Sopha unter ſilbernem Baldachin, wohnt der Sultan ungeſehen den Sitzungen des Diwan bei. Es war glaube ich Suleiman der Große (1520—66) der auf dieſe Weiſe den Diwan belauſchen und controlliren wollte, und ſpäter fanden es die Sultane bequem, und überließen ganz und gar den Vorſitz im Staatsrath den Großveziren, ſo daß dieſe herrſchten, nicht jene. Sultan Mahmud, in dem wenigſtens der Trieb nach Tüchtigkeit war, ſoll wieder in eigener Perſon den Vorſitz übernommen haben. Allein Sultan Abdul-Medjid wird von ſeinem Harem wie von einer tauſendköpfigen Hydra zu feſt umſchlungen um dem Beiſpiel ſeines Vaters zu folgen, und die Sultanin Walidé iſt dem alten Zuſtand der Dinge geneigt, und hat großen Einfluß auf ihn. Das Weiberregiment iſt hier nichts Neues. Die Sultanin Chaſſeki (Günſtlingin) und Walidé (Mutter) — eine Sultanin-Gemalin giebt es nicht, denn ein Sultan hat nur gekaufte Sclavinnen, die ſich durch Schönheit, Intrigue, Geburt von Söhnen, zur Günſtlingin und zuweilen zur *einzigen* Günſtlingin emporſchwingen — nun, jene zwei Claſſen von Sultaninnen haben oft genug vom Harem aus das Reich gelenkt. Und nicht blos unter ſchwachen Regierungen und in Zeiten des Verfalls, wie z. B. die reizende Venezianerin Baſſa, Murads III. — und die hochſinnige Griechin Köſſem, Achmeds I. Günſtlingin, die beide im ſiebzehnten Jahrhundert ihre Gewalt mißbrauchten, und beide in Empörungen erwürgt wurden. Sondern auch Suleiman I., der Große! der Eroberer! der Geſetzgeber! war ſo ganz in den Feſſeln ſeiner geliebten Ruſſin Roxelane, daß er ſeine zwei Söhne von einer andern Sclavin ermorden ließ, um dem ihren den Thron zu ſichern. Vielleicht muß man als Sclavin ſo viel Ränke, Liſte und Künſte üben, daß man allendlich unzerreißbare Netze zu weben verſteht, auf deren Schlingung man in freieren Verhältniſſen nicht ſo eingeübt wird. Ich kann mir vorſtellen wie ein Harem das Brutneſt aller böſen Eigenſchaften wird, deren Keime im Character des Weibes ſchlummern. Immer von Nebenbuhlerinnen umgeben, immer bewacht und umringt von dieſen Scheuſalen, den Eunuchen, immer unbeſchäftigt, muß Eiferſucht, Neid, Bitterkeit, Haß, Luſt an Ränken, grenzenloſe Gefallſucht als helle Flamme aufſchlagen. Man will die gehaßten Nebenbuhlerinnen beſiegen — das liegt in der Natur jedes Weibes! und ſage man immerhin, daß die Orientalinnen an den Harem gewöhnt ſind und daß Gewohnheit Alles erträglich, ja leicht mache, ſo iſt das eine von den vielen halbwahren, abgebrauchten Phraſen. Ja, ſie treten in das Joch des Harems, und deſſen Form iſt ihnen zur Gewohnheit geworden; aber gegen den Inhalt ſträubt ſich ihr Inſtinkt — ich will nicht ſagen ihr Bewußtſein, denn das mag bei Wenigen erwachen — nur der Inſtinkt, der unabweisliche, allmächtige. Da keine Geiſtes- und Seelenbildung ihn bändigt und regelt, wie ſollte es da nicht zu den heftigſten Ausbrüchen, zu den tiefſten Gemeinheiten, zu den größten Grauſamkeiten kommen. Der Harem iſt die wahre Anſtalt um den Character der Frau zu verderben, und es iſt wol ſchade, daß er für europäiſche Augen mit undurchdringlichen Schleiern umgeben iſt. Denn ich hoffe zwar einen Harem zu beſuchen, damit ich türkiſche Frauen unverſchleiert, im eigenen Hauſe, und zugleich ihr Benehmen gegen Fremde ſehe; aber wie es für alle Tage darin zugeht, wie die Weiber ſich untereinander vertragen, wie weit die Herrſchaft der rechtmäßigen Frau — denn außer dem Sultan haben die Türken eine oder ein Paar rechtmäßige Frauen — über die Sclavinnen ſich erſtreckt, die doch auch bei dem Herrn zur Ehre der Günſtlingſchaft gelangen: das bleibt ein Räthſel! Vielleicht verbirgt es traurige und böſe Geheimniſſe! — In jedem Fall iſt eine Frucht aus dem Harem erwachſen, die weſentlich dazu beitrug den Verfall des Reichs herbeizuführen, nämlich die Prinzenerziehung, oder eigentlich ihre Exiſtenz in demſelben. Um Bruderkriegen, Familienzwiſten und Empörungen von Verwandten vorzubeugen, machte Mohamed II. die Hinrichtung von Brudern und Verwandten bei der Thronbeſteigung eines Sultans zum Staatsgeſetz. So ließ

Selim I. bei der ſeinen, 1512, zwei Brüder und fünf Neffen umbringen; ſo Mohamet III., 1595, neunzehn Brüder! gar nicht aus beſonderer Grauſamkeit, ſondern höchſt gelaſſen nach dem Geſetz. Sie ſollten das Reich nicht beunruhigen. Als nach dem ſiebzehnten Jahrhundert die Zeit etwas weniger bluttriefend und gräuelvoll wurde, hielt man die Prinzen von der Wiege an im Harem, damit ihnen ehrgeizige und hochherzige Gedanken zwiſchen Eunuchen, Weibern und Sclaven gründlich ausgerottet würden und der Herrſcher nichts zu fürchten habe. Ihr Gemach im Harem hieß der Prinzenkäfig. Aus demſelben ging der Thronfolger hervor, wenn der regierende Sultan ſtarb, natürlich vollkommen unerfahren, ohne Kenntniß von Menſchen, Dingen und Verhältniſſen, ganz bereit auf dem Thron zu vegetiren, ſo wie die übrigen Prinzen im Käfig bis zum Ende ihres Lebens fortvegetirten. Sultan Abdul Medjid iſt auch im Harem aufgewachſen; ſein Vater hat keinen tüchtigen Nachfolger haben wollen, heißt es. Auf dieſem Boden kann nichts Starkes, ich mögte ſagen nichts Geſundes gedeihen.

Durch eine Kaſerne flogen wir auch, von der ich nichts behalten habe, als daß im Stall ſehr miſerable Pferde ſtanden; durch die Münze, die im Bau begriffen iſt, und zu deren Einrichtung man die

Maſchinen und Inſtrumente aus England kommen läßt; und durch ein Arſenal, worin ſeltene alte Waffen, die koſtbaren Schlüſſel von den Thoren Conſtantinopels, und Handwaffen früherer Sultane aufbewahrt werden. Es war einſt die Kirche der heiligen Irene, und Kreuzform und Kuppeln haben ſich den neuen Anfoderungen fügen müſſen; das Grabmal des heiligen Johannes Chryſoſtomus befindet ſich in ihr. Es liegt ſamt der Münze ſchon innerhalb der Ringmauern des Serai, und man verſuchte auch tiefer vorzudringen; allein es hieß, die Geſellſchaft ſei zu zahlreich um das Innere beſuchen zu dürfen. Das war mir ſehr unangenehm, und doppelt, weil es für neun Zehntheil dieſer Geſellſchaft wirklich gleichgültig geweſen wäre, ob ſie es geſehen hätten oder nicht. Sie hätten höchſtens Vergleiche darüber angeſtellt ob es verdiene dem Schloß von Windſor oder dem Palais royal oder einem andern königlichen Palaſt an die Seite geſetzt zu werden, und nicht daran gedacht, daß dies eben das Serai der Großherrn ſei, und auf demſelben Platze ſtehe, wo ehedem der große Palaſt der byzantiniſchen Kaiſer ſich erhob. Nun, ich konnte ſie nicht wegſchicken, und muß auf eine andre günſtige Gelegenheit warten. Außer dieſem Serai, das der Winteraufenthalt der Sultane, und mit crenelirten Mauern umgeben iſt, über welche ſich prachtvolle Cipreſſen erheben, giebt es noch verſchiedene andre großherrliche Paläſte zum Sommeraufenthalt beſtimmt, den von Beglerbey auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, von Bekſchiſchtaſch — der im Bau begriffen — und von Tſchiragan, der eben vollendet iſt auf der europäiſchen; ferner Paläſte von Sultaninnen Tanten und Schweſtern — wobei es einem ſehr auffällt, daß nie von einem Palaſt für die Brüder oder Vettern die Rede iſt, bis man daran denkt, daß dieſe Aermſten, wenn man ihnen das Leben gönnt, im Prinzenkäfig leben müſſen. Der Palaſt von Tſchiragan ſteigt auf weißen Marmorſtufen und mit einer langen Säulenhalle von weißem Marmor, leuchtend aus dem Bosporus empor. Er iſt kein regelmäßiger Palaſt, ſondern eine Agglomeration von zahlreichen, unter ſich ganz verſchiedenen Pavillons, die durch Gallerien und Terraſſen verbunden ſind. Aber dieſe phantaſtiſche Unregelmäßigkeit gefällt dem Auge, weil der Baumeiſter verſtanden hat eine gewiſſe Harmonie, eine Uebereinſtimmung in das Ganze zu bringen. Und dann macht der weiße Marmor ſich ſo ſchön zwiſchen dem blauen Vorgrund des Bosporus und dem grünen Hintergrund der aufſteigenden Hügel; und die beiden großen vergoldeten Eiſengitterthore ſehen ſo impoſant und zugleich ſo zierlich aus! Es fühlte meine

Bewunderung etwas ab, daß ich erfuhr, dies wunderhübſche Gebäude ſei von Holz, wie alle die der Großherr bewohnt. In der Ferne hält man es natürlich für Marmor. Als wir heute nah vorüberfuhren konnte man das Holz gewahr werden an den kleinen bunten Malereien, die auf einigen Pavillons angebracht ſind, und an den allerliebſten ſpitzenähnlichen Gallerien, welche ſauber geſchnitzt die Dächer von anderen umgeben. Der Holzbau iſt hier der allgemeine. Man hält ihn für geſünder, weil der Bosporus feuchte Luft erzeugt, die in einem ſteinernen Hauſe — ohne Ofen, nach türkiſcher Sitte — der Geſundheit nachtheilig ſein würde; und bei den Erdbeben, die hier ſo häufig vorkommen, ſind allerdings die leichten hölzernen Häuſer weniger gefährlich.

VIII

Conſtantinopel, Sept. 11, 1843.

Zum täglichen Schreiben komme ich nicht, liebes Clärchen. Ich werde hier müde — aber müde auf eine foudroyante Weiſe! Die Entfernungen ſind groß, die Anſtrengung ſich durch die Straßen mit heiler Haut zu arbeiten, iſt noch größer. In den Kaiks ſitzt ein europäiſcher Leib ſehr unbehaglich, und noch weit mehr in einem hieſigen Fuhrwerk; und endlich, wenn man von mehrſtündigen Streifzügen ganz matt iſt, muß man noch dieſen Berg von Pera zu guter Letzt erklimmen um zu Hauſe zu kommen. Pera liegt auf der Höhe eines Hügels, um deſſen Fuß ſich Galata und Tophana ausbreiten, wo ſich Skalen, oder Aus- und Einſchiffungsplätze befinden um nach der Stadt hinüber oder ſonſt wohin zu fahren. Bei der Vorſtadt Caſſim-Paſcha iſt wieder einer, und geſtern wählten wir den, und fuhren einmal in den Hafen hinein, den wir bis jezt nur ſeiner Mündung in den Bosporus zu, befahren hatten. Er macht eine wunderſchöne Biegung ins Land hinein, und geht endlich in die „ſüßen Waſſer“ über, indem die Flüßchen Barbyſes und Cydaris ſich in ihn ergießen. Dieſe „ſüßen Waſſer“ auf der europäiſchen Seite ſind am Sonntag eine eben ſo beliebte Promenade für die armeniſchen Frauen, wie die „himmliſchen Waſſer“ auf der aſiatiſchen es am Freitag für die türkiſchen ſind. Die Armenier ſind ein eigenthümliches, durch die ganze Levante als Bankiers und Kaufleute verbreitetes Volk, das namentlich hier durch große Reichthümer und große Geſchmeidigkeit einen bedeutenden Einfluß erlangt hat, indem alle Geldgeſchäfte des Staates durch die Armenier gemacht werden. Die Paſchas geben z. B. ihre Statthalterſchaften an Armenier in Pacht, welche deren Abgaben in die Staatskaſſe zahlen, und dann Gott weiß wie! ſie wieder einzutreiben wiſſen, und natürlich mit Vortheil für ſich. Man ſpricht nicht viel Gutes von ihnen. Sie ſollen abgefeimt in allen Liſten und Ränken ſein und noch ſchlauer und gewandter als die Griechen. Es gab einſt ein Königreich Armenien zwiſchen dem Kaukaſus und Euphrat, das die Perſer eroberten. Seitdem zerſtreute ſich das Volk, und hat im Aeußern ganz und gar türkiſche Sitten und Gebräuche angenommen: dieſelbe Lebensweiſe, dieſelbe Kleidung und Verſchleierung der Frauen; — aber keinen Harem, denn ſie ſind Chriſten. Einige bekennen ſich zur katholiſchen Kirche, die Meiſten zur armeniſchen. Sie haben ihre eigenen Kirchen und Klöſter. Auf der Straße unterſcheiden ſich die Armenierinnen durch dunkelrothe Pantoffeln von der gelben Beſchuhung der Türkinnen und der ſchwarzen der Jüdinnen. Die Armenier tragen ſchwarze Kaftane und große ſchwarze kugelartige um die Stirn glatte Kopfbedeckungen. Ihre Häuſer ſind von Außen dunkel angeſtrichen, um ſie recht unſcheinbar zu machen, während drinnen oft großer Luxus herrſcht. Wir gingen heute an einem halb geöfneten Thorweg vorüber, und da ich innerhalb deſſelben wunderſchöne Roſen ſah, blieb ich ſtehen. Sogleich erſchien ein junger Mann und lud uns herein. Im Hof ſaßen zwei alte Herrn, reiche armeniſche Bankiers wie unſer Dragoman ſagte — in ihrem oben beſchriebenen Anzug, auf ganz niedrigen aus Stroh geflochtenen Schemeln, und rauchten ſchweigſam, erhoben ſich bei unſerm Eintritt, ließen europäiſche Stühle bringen und Kaffee und Pfeife anbieten. Obgleich wir Letzteres nicht annahmen, mußten wir uns doch ſetzen, und ich hatte alle Muße die Roſen zu bewundern, die ſich in der Mitte des kleinen höchſt reinlichen mit breiten Dallen gepflaſterten Hofs, in ſäulenförmigen Sträuchen zu bedeutender Höhe erhoben. Dies ſchicke ich voraus über die Armenier, von denen man grade jetzt viel reden hört, weil einer vor ungefähr vierzehn Tagen in aller Stille geköpft worden iſt. Er iſt nämlich zum Islam übergegangen und hat eine Türkin geheirathet; darauf iſt es ihm leid geworden und er hat zum chriſtlichen Glauben zurückkehren wollen, oder hat es wirklich gethan. Dafür iſt denn ſein Kopf gefallen. Daß hier ein ſtrenges Regiment herrſcht, iſt mir nicht ſo fürchterlich, als daß es dabei ſo ſtill iſt. Ein Menſch hat irgend etwas verbrochen — weg iſt er man weiß kaum wie! — Uebrigens ſind die Armenier zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts einmal ganz vertrieben worden in Folge der Liebeshändel, welche der Eine hatte der „verliebten Temperamentes war und eroberungsſüchtige Beweglichkeit hoher buſchiger Augenbrauen hatte.“ Iſt das nicht höchſt ergötzlich? Damals gingen armeniſche Geiſtliche nach Venedig, wo ſie auf der Inſel San Lazaro das bekannte Kloſter ſtifteten, das noch jezt durch ſeine Druckerei in zahlloſen Sprachen berühmt iſt. Daß man hier nicht fertig werden konnte ohne die Armenier, beweiſt die Stellung, die ſie ſich ſeitdem wieder errungen haben. Die Armenierinnen gelten für ſehr ſchön, und da es ihnen geſtattet iſt ſich nach Belieben im Freien zu entſchleiern, ſo hofte ich viel Schönes zu ſehen. Aber der Sonntag hatte nicht Viele hinausgelockt. Eine große Geſellſchaft ſaß beiſammen auf Teppichen und auf den Polſtern der Arraba, und ergötzte ſich ungemein an einem Taſchenſpieler, der in Begleitung eines Poſſenreißers ſeine Gaukeleien trieb, und Becher- und Würfelſpiele mit großer Geſchicklichkeit machte. Fünf Minuten ſieht man das nun wol mit Vergnügen an; aber hier ſchien man ſich ſtundenlang dafür eingerichtet zu haben, man trank Kaffee und aß Zuckerwerk, und die Männer rauchten ſo gravitätiſch als ob ſie Türken wären. Vielleicht weil ſich Männer in der Geſellſchaft befanden, war keine einzige Frau entſchleiert. Ich koſtete von dem Zukkerwerk, das überall feilgeboten wird, und das beſſer ausſieht als ſchmeckt. Es iſt meiſtens klarer Zucker in Platten und Kugeln, mit Roſen- und Orangenwaſſer verſetzt und gefärbt, fürchterlich ſüß und fade. Dann Mandeln auf ein ganz dünnes Stäbchen gezogen und mit einer gallertartigen zuckrigen Maſſe umgeben — auch widerlich. Excellent hingegen ſind die in Zucker eingekochten Früchte. Man trägt ſie aber nicht wie jene Sachen auf großen runden Holzplatten herum, ſondern man ſtellt ſie in den Buden äußerſt zierlich unter Glocken von roſenfarbenem und weißem Flor mit Blumen geſchmückt zur Schau. Den ſchwarzen bittern türkiſchen Kaffee habe ich auch recht gern, beſonders nach all ſolchen Süßigkeiten. — Endlich kamen wir an eine unverſchleierte Frauengruppe, die ſich allerdings maleriſch genug ausnahm. An den ſtarken Aeſten einer Ulme war eine Schaukel von Stricken befeſtigt in der ein junges Frauenzimmer ſaß und ſich von zwei Dienerinnen abwechſelnd ſchaukeln ließ, während eine Aeltere auf einem bunten Teppich unter dem Baum kauerte, und gedankenlos mit kleinen Steinen ſpielte. Der Dragoman bat für uns um Erlaubniß näher treten und ihren Anzug beſehen zu dürfen, was die Frau auf dem Teppich bereitwillig geſtattete. Sie wälzte ſich auf die eine Seite deſſelben, ich ſetzte mich zu ihr, die junge Perſon, die ihre Schaukel geſchwind verließ, kauerte neben mir, die Dienerinnen hinter uns, und nun begann vermittelſt des Dragoman eine Converſation, die ſich mit Glück in irgend einem eleganten europäiſchen Salon hätte dürfen hören laſſen: wir ſprachen über Toilette. Was ihnen an der meinigen am Beſten gefiel, war mein blauer Schleier, und am Meiſten auffiel, mein Lorgnon, durch den ſie mit einer Neugier ſahen, als ob ſie hofften plötzlich himmelblaue Bäume und einen grünen Himmel gewahr zu werden. Ihr Anzug war das Hauskleid aller türkiſchen Frauen: weite Pantalons, ein ganz enger, ſehr langer, gleichſam in drei Schürzen zerſchlitzter Rock, deſſen Vordertheile durch den Gürtel gezogen werden und eine Art von Tunika bilden, ſehr enge Aermel, die gleichfalls aufgeſchlitzt bis zu den Knien herabhängen, aber auch durch Knöpfe geſchloſſen werden können, keine Schuhe, die eine mit Strumpfen, die andre mit nichts, und auf dem Kopf der rothe Fez mit blauem Quaſt, und mit einer breiten, ſpitzenähnlichen Garnitur von gelbſeidenem Filet, den glänzende Nadeln auf dem prachtvollen ſchwarzen Haar befeſtigten, das in halbgeflochtenen Zöpfen und theilweiſe ganz aufgelöſt, über Nacken, Buſen und Schultern fiel. Die Stoffe ihrer Kleider waren Zitz von den allergrellſten Farben, citronengelb und roſenroth, und ein Zeug das in Bruſa aus Seide und Baumwolle gewebt wird und ſtumpfere Farben hat. Da beide Frauen, beſonders die Aeltere, auffallend ſchön waren, ſo kamen ſie mir unter dem glänzenden Himmel, auf dem Raſen, von der Sonne beſtralt, wie prächtige Tulpen vor. Die Aeltere hatte wunderſchöne ſchwarze Augen, und einen ſanften lebhaften Blick; ihre Züge waren fein und edel, aber ihr Geſicht, noch mehr ihre Geſtalt, waren fett und breit. Die Jüngere hatte keine regelmäßigen Züge, aber einen Teint wie Morgenroth friſch und zart; kleine hübſche hellgraue Augen, mit ganz feinen graden ſchwarzen Brauen — doch einen Blick ſo hart und böſe, daß man erſchrecken konnte. Jene kam mir auch eigentlich nur wie eine Tulpe — dieſe, wie ein ſchönes wildes Thier vor. Ihre Haarnadeln und Ringe waren von ſchlechtem Metall, alſo waren ſie ſelbſt von niederem Stand. Im höheren ſoll es koſtbaren Schmuck geben. Sie benahmen ſich auch mit den Männern ganz unbefangen, und zuletzt boten ſie mir an mich zu ſchaukeln. Daraus vermuthete ich, daß die Converſation erſchöpft ſei; — und wir gingen fort. Wären ein Paar hundert ſolcher Frauenzimmer in den „ſüßen Waſſern" und namentlich auf der herrlichen Wieſe hinter dem Kiosk des Großherrn geweſen, ſo hätte man allerdings einen äußerſt reizenden Anblick gehabt. Jezt waren wenig Spaziergänger dort, und eine Viehherde weidete ungeſtört. Die Wieſe iſt in ihrer ganzen Länge von einem ſchnurgraden mit Stein ausgelegten Kanal durchſchnitten, worin fließendes Waſſer bis vor jenen Kiosk ſtrömt. Dort fällt es über Marmorſtufen in ein Baſſin, über welchem ſich auf beiden Seiten kleine Marmortempel mit Vergoldungen erheben. Die herrlichſten Bäume, Platanen, immergrüne Eichen, Ahorn, Ulmen, ſo groß und majeſtätiſch wie unſre Buchen, faſſen den Kanal ein und beſäumen rings um die Wieſe. Die kleinen bunten Gebäudchen ſehen niedlich wie Kinderſpielwerk unter ihrem Schatten aus, und man mögte den Sultan beneiden, der alljährlich im Mai mit ſeinem Harem nach dieſem Landhaus kommt. Aber ſiehe da! was ſchwimmt denn dort auf dem Kanal? welch eine unförmliche Maſſe wird von den kleinen raſch rieſelnden Wellen gradesweges auf das Marmorbaſſin zugeführt? ein gräßlicher Cadaver, ein todtes Pferd, mein liebes Clärchen! Ja, daran mußt Du Geſichts- und Geruchsnerven gewöhnen. Todte Ratten, Mäuſe, Katzen, haben ihre Grabſtätte auf Schutt- und Kehrichthaufen, und wenn Du auf dem Bosporus fahrend an dem Spiel der Delphine Dich ergötzeſt, die Dir zur Rechten komiſch ſpringend ihr Rad ſchlagen, ſo mag Dir zur Linken der aufgeſchwollne Leichnam eines Hundes ſchwimmen. Anfangs wollte ich mich entſetzen; aber das iſt unnütz. Hier zu Land iſts nun einmal nicht anders, Moder und Marmor gehen Hand in Hand, und ſieht man einen Staat vermodern, ſo kann man auch wol daſſelbe an einem Thier ſehen. Auf Eroberung iſt der osmaniſche Staat gegründet, ſeitdem Osman am Fuß des Olympos in Bythinien, aus dem zerfallenden Reich der Seldſchucken ein kleines unabhängiges Turkmaniſches in den letzten Tagen des dreizehnten Jahrhunderts gründete. Sein Sohn Urchan beginnt in Kleinaſien die Eroberungen über die Byzantiner, nimmt ihnen Bruſa, wohin einſt Hannibal floh um den Orient gegen Rom zu gewinnen; nimmt ihnen Nicäa, wo das erſte große Concil der chriſtlichen Kirche im Jahr 325 unter Conſtantin gewiſſe Dogmen feſtſetzte; nimmt ihnen Nicomedien, die alte bithyniſche Hauptſtadt. Sultan Urchan ſtiftet die neue Truppe, Jeni Tſcheri (Janitſcharen wie wir ſie nennen) aus gefangenen und zum Islam bekehrten Chriſtenknaben, von denen alljährlich tauſend geraubt oder gefangen, und zugleich zum Kriegsdienſt und Islam auferzogen wurden — dieſes furchtbare Fußvolk, das während 300 Jahren an der Spitze aller Eroberungen ſtand und ſomit das Fundament des Staates ward, bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo es ſich aus ſich ſelbſt rekrutirte, gleichſam erblich wurde und ſeine Kraft verlor, als kein neues Blut es mehr ergänzte. Urchans älteſter Sohn Suleiman faßt zuerſt bleibenden Fuß in Europa durch die Eroberung von Kallipolis am Hellespont, 1357; und unter ſeinem zweiten Sohn und Nachfolger, Sultan Murad I. — (1359—89) — beginnt die lange Reihe der europäiſchen Eroberungen mit dem herrlichen Adrianopel, während die in Kleinaſien eben ſo glänzend ſind. Das geht ſo fort, immer drängender, immer unwiderſtehlicher, immer beängſtigender für das ganze Abendland und beſonders für die unglückſeligen byzantiniſchen Kaiſer, die allmälig ihr großes Reich in den Umfang ihrer Hauptſtadtmauer zuſammenſchrumpfen ſehen; — bis denn endlich Mohamed II. Conſtantinopel erobert, 1453, und ſeine Reſidenz aus Bruſa dahin verlegt. Das iſt die erſte, tüchtige Periode des osmaniſchen Reichs. Die zweite, die ungefähr 120 Jahr dauert, iſt die glänzende. Sultan Suleiman I. — der ganz Ungarn in Beſitz nimmt und der Wien zum erſten Mal belagert — hebt es zur Gipfelhöhe, und der Großvezir Mohamed Sokolli, in dem Suleimans Herrſchergeiſt fortlebt, erhält es unter deſſen Sohn auf dieſer Höhe. Nun erwachen die Zerſtörer der Größe: die Trägheit und Genußſucht der Sultane; die Prachtliebe und Verſchwendung des ganzen Hofes und aller Großen, wodurch ſie habſüchtig und beſtechlich werden; die Verwechſelung von Hofämtern mit Staatsämtern, zu welchen letzteren Günſtlinge erhoben werden, die nur für erſtere tauglich wären; die Intriguen des Harems; das blutige Regiment und der blutige Wechſel der Großvezire. Das iſt eine aufrühreriſche, laſterhafte, gräuelvolle Epoche, in welcher der erſte Herrſchermord des Reichs, der des unglücklichen achtzehnjährigen Sultan Osman II. in ſchauderhafter Weiſe verfällt; während deſſen Bruder, der Wüthrich Murad IV. in ſechzehn Jahren ungefähr 100,000 Menſchen umbringen läßt. In der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts hört allmälig die dritte Periode, die blutige auf. Es kommen große Großvezire: die Köprilis; Achmed, der Candia den Venetianern nimmt; der edle Muſtafa, der ſich des Zuſtandes der chriſtlichen Unterthanen erbarmt. Allein die Kraft des Reichs iſt mißbraucht worden und durch ewiges Blutvergießen geſchwächt. Im Frieden von Carlowitz, 1699, muß die Pforte Ungarn, Siebenbürgen, Podolien, Ukraine, Dalmatien, verausgeben. Ihre Eroberungszeit iſt gebrochen und die Civiliſation, die ſich jezt hätte entwickeln können, beſchränkt ſich auf die Theilnahme an europäiſcher Politik und diplomatiſchen Verkehr mit allen Mächten. Aber das vorige, das achtzehnte Jahrhundert hat große Ereigniſſe und große Menſchen, und dennoch — ich weiß nicht woran es liegt! — kommt es mir immer vor, als declarire es ſo recht augenfällig einen mächtig hereinbrechenden Verfall. Auch in der Türkei. Die Sultane ſind feſt- und bauluſtig, keine Wüthriche mehr. Die Zeit verweichlicht ſich in Opium, in Taback, in prachtvollen Pelzen ſo ſehr, daß die inneren Unruhen, die nie aufhören, auch ganz matt werden. In den Kriegen mit Rußland unterliegt die Pforte immer! immer! Das iſt die vierte Epoche, die matte. Im Anfang dieſes Jahrhunderts, als Sultan Mahmud II. ſeinen Oheim Sultan Selim III., 1810, erwürgen und 1826 die Janitſcharen ausrotten ließ — begann wieder eine neue, die für mich noch keinen Namen hat, denn die regenerirte kann ich ſie nicht nennen. Der Islam iſt eine Religion des Schwertes, ſein Wahlſpruch heißt: Sieg oder Tod. So wurde er im Anfang über die zitternde Erde ausgebreitet, und das war die Zeit ſeines Sieges, ſeines Lebens. Jener hat aufgehört: da tritt nach ſeinem eignen

Wahlſpruch der Tod ein. Ich ſtelle mir vor, daß das Reich an der Abzehrung langſam, langſam dahin ſtirbt, wie das immer den entnervten Organiſationen ergeht. In dieſem kläglichen Zuſtand kann es ſich noch lange hinſchleppen, umſomehr da den europäiſchen Mächten daran liegt, daß ihm das Leben gefriſtet werde. Ich muß lachen wenn ich höre daß aus Preußen Offiziere hier ſind, aus Oeſtreich Aerzte. Dieſe Herrn mögen große Verdienſte haben und ſich große Mühe geben, aber es iſt „der alte Rock mit einem neuen Lappen geflickt." Die fremde Disciplin, die fremde Wiſſenſchaft geben dieſem Körper nicht organiſch ins Blut, in den Lebenskeim über. Um abgeſtorbene Völker zu regeneriren iſt die Einimpfung einer fremden Bildung nicht wirkſam genug. Dazu gehören andere Lehrmeiſter! Revolutionen gehören dazu und umwälzende Schickſale — vorausgeſetzt daß noch innerer Nerv als Anknüpfungspunkt vorhanden ſei. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß die Türkei eine andre Zukunft haben könnte als in ſich ſelbſt zu vermodern: — Ach nein! ich beneide den Sultan nicht um ſeinen Kiosk an den „ſüßen Waſſern." Beiläufig und ein für alle Mal, mein liebes Clärchen: auf türkiſche Namen und türkiſche Schreibart laſſe ich mich ſo wenig wie möglich ein. Erſtens kann ich ſie nicht ſchreiben, und zweitens werdet Ihr ſie nicht leſen können. Das **h** wird ausgeſprochen wie **ch**, das **o** wie **u**; daher zahlloſe Verwechſelungen für mein ungelehrtes Ohr. Uebrigens denke ich iſts Euch auch lieber, wenn ich von dem Kiosk ſpreche, den Ihr kennt, als wenn ich von dem Köſchk erzählen wollte — wie das Ding regelrecht auf türkiſch heißt. Nun, wir durften dies Heiligthum betreten. Ein Zauberwort öfnete uns die Pforte, und da ich es ſchon öfter gehört habe, ſo habe ich es mir gemerkt; es heißt Bakſchiſch — auf deutſch Trinkgeld. Da die Türken anfangen der Zaubergewalt dieſes Wortes zu verfallen: ſo wette ich darauf, daß in den nächſten zehn bis zwölf Jahren der Bakſchiſch die Pforten der Aja Sofia ſprengen wird. Dies iſt der einzige Civiliſationsfortſchritt, dem ich eine glänzende Zukunft zu verſprechen wage. Mittelſt eines Trinkgeldes von funfzehn türkiſchen Piaſtern oder einem preußiſchen Thaler verſchaffte unſer Dragoman uns Einlaß, und wir ſahen bequem die innere Einrichtung. Nichts fiel mir ſo auf als die unerhörte Buntfarbigkeit und Buntſcheckigkeit derſelben! dieſe Maſſe von kleinlichen Draperien, über einander gewirrt und durcheinander geſchlungen macht die Augen flimmern. Und die Vorhänge ſind das Hauptmeuble in einem Zimmer. Nicht nur daß die eine Wand deſſelben einen Fenſterreichthum wie ein Ananashaus hat: Eckfenſter auf beiden Seiten, je mehr deſto beſſer, gehören zur Elegance, und ſie müſſen natürlich mit Vorhängen verſehen werden. Unter ihnen breitet ſich das Sofa aus, das ſehr breit und gut gepolſtert, vorn etwas höher als hinten, außerordentlich bequem iſt. Dieſem gegenüber, in der Tiefe des Zimmers, befindet ſich meiſtens in der Wand eine Niſche, worin eine Art von ganz niedriger, der Niſchenform angepaßte Chiffoniere ſteht; ſie iſt geſchmückt mit einer Pendüle zwiſchen zwei verblichenen Blumenbouquets in dünnen Porzellanvaſen — und dies erinnerte mich an deutſche Gaſthöfe, die ſich vor zwanzig Jahren elegant eingerichtet haben. Zu beiden Seiten der Niſche ſind Thüren, die durch drapirte Vorhänge geſchloſſen werden. Da ſah ich denn z. B. folgenden Farbenreichthum: die eine Hälfte des Vorhanges war von roſenfarbenem Merino mit grünem Sammetband im Zickzack und mit weißen baumwollnen Franzen beſetzt; die andre von weiß und lila brochirtem Muſſelin mit hellblauen Franzen. Feine glänzende Strohmatten bedecken den Fußboden. Die hölzernen Wände ſind über und über bemalt mit Landſchaften, Blumen, Arabesken, als ob ſie mit den europäiſchen al fresco gemalten Sälen rivaliſiren wollten; und der hölzerne

Plafond zeigt in ziemlich rohem Schnitzwerk vergoldete oder verſilberte Roſacen und Muſcheln auf roſenfarbenem oder maigrünem Grund. Europäiſche Sofas und Stühle von ſchlechtem Holz mit gelbem Utrechter Sammt bezogen, ſtanden in einigen Zimmern und erhöhten eben nicht deren Glanz. So ſind die Salons beſchaffen. Die Schlafzimmer ſind von einer troſtloſen Leere: ein Sofa, weiter nichts! darauf liegt man bei Nacht wie man am Tage darauf gelegen hat. Nirgends im ganzen Hauſe findet ſich ein Meuble, das an irgend eine Beſchäftigung erinnerte, nicht einmal an die gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe — kein Tiſch! kein Schrank! nichts. Himmel, wie muß man ſich in dieſen Räumen langweilen! — Wenig Bedürfniſſe des Luxus und der Bequemlichkeit zu haben, iſt ein großer Vorzug bei Menſchen, die in deren Fülle zu leben gewohnt ſind, weil es eine friſche Unabhängigkeit der Seele von Außendingen verräth. Aber ſie von Hauſe aus nicht zu haben, nichts zu brauchen als den Platz auf dem man eben liegt, auf demſelben mit Speiſe Trank und Schlaf zu vegetiren: dieſen Vorzug theilt man am Ende mit jedem Thier. Und ich kann mir nicht helfen! ich finde dies ewige Herumwälzen auf der Erde, dies ewige Kauern gleichſam auf allen Vieren, unanſtändig für Menſchen und wirklich etwas thieriſch. Leicht und leiſe würde man auf dieſen feinen Matten gehen, wenn nicht das ganze Haus ſo gebrechlich und knarrend gebaut wäre, daß jeder Schritt eine Art von Erdbeben verurſacht. Die zahlreichen Fenſter würden in dieſer friſchen Umgebung auch etwas recht Freundliches haben, wenn ſie nur nicht außer der Sonne und dem Grün ſo entſetzlich viel Zugwind durch ihre klaffenden Fugen ließen. Kurz — nichts war gut, ordentlich, ſauber gehalten, als einzig das Bad, von weißem Marmor mit der Kuppel voll Lichtöfnungen — ganz wie in der Alhambra. Im Erdgeſchoß befanden ſich die Frauengemächer, die ſich durch nichts auszeichneten als durch ihre noch größere Vernachläſſigung, durch vergitterte Fenſter, und eine dumpfe beklemmende Luft. Nein, man muß draußen bleiben; dann ſieht ſich das Alles recht gut an — wie Conſtantinopel ſelbſt am ſchönſten iſt, bevor man den Fuß hineinſetzt. Das Innere iſt durch und durch vermorſcht. Mir fällt dabei immer die morgenländiſche Sage von König Salomo ein. Er war todt, der weiſe König; auf ſeinem Thron ſitzend war er geſtorben, und da ſaß er noch, majeſtätiſch, unbeweglich, und Alle gehorchten ihm, wie bei ſeinem Leben, Alle! Engel und Dämonen, Menſchen und Thiere, Pflanzen und Steine; und er erhielt ſie im Gehorſam durch ſein königlich gebieteriſches Anſehen, wie er ſo ruhig daſaß, das Kinn auf ſeinen gekreuzten Händen, und dieſe auf ſeinen langen Stab geſtützt. Endlich kam den Diws ſeine Unbeweglichkeit doch bedenklich vor; allein aus Ehrfurcht wagte ſich Keiner in ſeine Nähe. Siehe, da ſtifteten ſie den Holzwurm an, er ſolle den Stab zernagen. Vierzig Tage nagte der Holzwurm an dem Stabe: da brach er zuſammen, und über ihn ſtürzte die Leiche hin und machte es kund daß König Salomo längſt todt war. — Von Außen, und beſonders in der Ferne, und im Abendroth der großen, blutigen, ſchreckenvollen Erinnerungen, hat das türkiſche Weſen wirklich noch etwas Impoſantes, wie König Salomo auf ſeinem Thron. Aber, mein Clärchen, glaub es mir! es iſt ſchon todt. Der Holzwurm nagt und nagt! aber ob der beim vierten Tage ſein mag oder beim vierzigſten, iſt freilich nicht vorher zu wiſſen. — Wir fuhren zurück. Da ſchaukelte ſich noch die junge Armenierin, da trieb noch der Gaukler ſeine Poſſen, da wurde noch Zuckerwerk feilgeboten, und Alles ging nach hergebrachter Weiſe im kindiſchen Treiben, ohne Intelligenz, ohne Idee, ſo fort. Ich allein dachte daran, daß König Salomo geſtorben ſei.

IX

Conſtantinopel, Septbr. 11, 1843.

Mein liebſter Dinand, heute gedenke ich Dir ein ganz beſondres Vergnügen zu machen, und Dich einzuladen mit mir den Sclavenmarkt zu beſuchen. Wolverſtanden den Sclavinnenmarkt, den Blumenflor von Georgien und Circaſſien, und voll ſchwarzer äthiopiſcher Schönheiten — Alle zu kaufen wie die ſchönſte Viehheerde! eine ſublime Einrichtung; aber freilich fürs Auge wunderlieblich. Nun komm! Wir ſteigen, wie immer, von unſerm abſcheulich unbequemen Berg von Pera hinab; wir werden an der Skala von einem halben Hundert Ruderern mit Geſchrei angefallen; der Dragoman dingt eine Viertelſtunde gleichviel ob mit „ehrlichen Türken“ oder mit „ſpitzbübiſchen Griechen“ um die Ueberfahrt; wir ſetzen uns ſehr unbehaglich auf dem Boden unſers Kaiks platt nieder und finden mit Recht den Raum nicht einmal für zwei dünne Menſchen breit genug, aber wir finden das Schnitzwerk, das am innern Rande herumläuft recht hübſch und die ganze Barke ſehr reinlich gehalten; und ſo fahren wir über das goldne Horn nach der Stadt. Da beginnt das Klettern, das Ausweichen, das Stolpern; da geht es hügelauf, hügelab, durch Straßen rechts und durch Straßen links; da ſchlängeln, winden und drehen wir uns als ob wir dem Faden der Ariadne folgten; da bringen wir uns mühſelig durch eine Flut von Eſeln, Pferden, Hunden, Laſtträgern, Türken, Juden, danken Gott wenn wir etwa nur von einem Eſel einen Puff erhalten, denn das iſt der reinlichſte von der ganzen Geſellſchaft, und gehen zuweilen am liebſten im Rinnſtein, denn das iſt der reinlichſte Platz auf der Straße. Wir gehen ſehr lange; Conſtantinopel iſt eine gar große über ſieben Hügel verbreitete Stadt. Endlich führt eine ſchmale ſteile Gaſſe zu einem Thor, das den Eingang in den Sclavenmarkt ſchließt; ein Wächter mit einem Stock ſteht daneben, und der Dragoman muß unſern Eintritt erkaufen. Ein Türke reitet an uns vorüber und hinein; das profane Auge der Franken wird nur nicht für würdig gehalten das Heiligthum zu ſchauen. Indeſſen — der Bakſchiſch entprofanirt uns, und während dieſer Unterhandlungen tritt ein Jude an uns heran, legt die Hand an die Stirn mit einer eigenthümlichen Bewegung, welche bedeutet: „ich lege die Stirn in den Staub Deiner Füße“; und bietet für alle Fälle ſeine Dienſte an — wenn nicht für Sclavinnen, doch für Shawls, wenn nicht für Shawls doch für Taback — ganz im dienſtbefliſſenen Schachergeiſt ſeines Volkes. Franken dürfen aber keine Sclavinnen kaufen; dies Vorrecht beſitzt nur der Türk. Jetzt treten wir ein in das Paradies voll Houris, geſpannt, neugierig, erwartungsvoll. Der Ort ſelbſt iſt nicht lieblich. Ein unregelmäßiger Platz, den dumpfe Gallerien umgeben. In dieſen Gallerien ſitzen die Verkäufer mit Kaffee und Tſchibuk, Aufſeher, Kaufluſtige, Neugierige; und in den engen dunkeln niedrigen Gemächern, welche eine Thür und vergitterte Fenſter auf die Gallerien haben, wird die edle Waare gehalten. Eine Gruppe iſt in der Mitte des Hofes zur Schau geſtellt — oder beſſer, geſetzt, denn ſie kauert wie gewöhnlich auf Matten. Wir wollen ſie uns betrachten. O Entſetzen! ſchauderhafter, abſtoßender Anblick! Nimm Deine Einbildungskraft zuſammen, ſtelle Dir Monſtra vor, und Du bleibſt noch weit hinter den Negerinnen zurück von denen ſich Dein beleidigtes Auge mit Widerwillen abwendet. Aber die Georgierinnen? die Circaſſierinnen? die herrlichſten Weiber der Welt? wo ſind ſie? — Ja, mein lieber Bruder, die weißen Sclavinnen werden abgeſondert in Tophana gehalten, von dort in die Harems zur Schau geführt, und nur durch ganz beſondere Protectionen gelangſt Du zu dem Ort wo man ſie aufbewahrt. Hier giebt es nur Schwarze, und mit dieſem unholden Anblick mußt Du dich begnügen. Da ſitzen ſie! ein grobes grauweißes Gewand verhüllt die Geſtalt; bunte Glasringe umgeben die Handgelenke, bunte Glasperlen den Hals. Das Haar tragen ſie kurz abgeſchnitten; die deprimirte Stirn, tief eingedrückt über den Augenbrauen wie bei den Cretins, fällt zuerſt auf, dann das große rollende nichtsſagende Auge, dann die Naſe, die ohne Naſenbein eine unförmliche Maſſe zu ſein ſcheint, dann der Mund mit der affröſen thieriſchen Bildung der vorſpringenden Kinnladen, und mit den klaffenden ſchwarzen Lippen — (rothe Mohrenlippen iſt ein europäiſcher Schönheitsbegriff, den die Wirklichkeit nicht realiſirt) — dann die langfingerigen äffiſchen Hände mit häßlich farbloſen Nägeln, dann die ſpindeldürren Beine mit der heraustretenden Ferſe; dann, und am Meiſten, das unerhört Thieriſche der ganzen Erſcheinung, Form und Ausdruck inbegriffen. Die Farbe iſt verſchieden, bald glänzend ſchwarz, bald bräunlich, bald graulich. Sie geben kein Lebenszeichen von ſich, ſie ſtarren uns an mit demſelben bewußtloſen Blick mit dem ſie ſich untereinander anſtarren. Ein Käufer kommt, muſtert ſie; Käuferinnen machen ihre Bemerkungen über ſie; es iſt ihnen gleichgültig. Sie werden gemeſſen in der Höhe und Breite wie ein Waarenballen, unterſucht an Händen, Hüften, Füßen, Zähnen wie ein Pferd, ſobald es zum Handel kommt; ſie laſſen Alles geſchehen, ohne Scheu, ohne Zorn, ohne Schmerz. Uebrigens geſchieht das auch Alles mit Anſtand, natürlich mit dem ſogenannten Anſtand, daß ſie ihre Gewänder nicht ablegen, die vom Halſe bis zur Hälfte der Waden herabreichen. Dann wird gefordert, geboten, gefeilſcht; wird man einig, ſo geht die Sclavin mit dem Herrn oder der Herrin fort; wird man's nicht, ſo ſetzt ſie ſich wieder auf die Matte unbekümmert um ihr Schickſal. Nun, wie gefällt Dir das? ich muß ehrlich geſtehen, daß mich bei der ganzen Prozedur nichts ſo anwiderte, als ihre Häßlichkeit, und daß mir der majeſtätiſche Königsgeier zu Schönbrunn mehr Mitleid mit ſeiner Gefangenſchaft einflößte, als die Sclaverei dieſer Geſchöpfe. Ich fragte mich heimlich: „Iſt es möglich daß eine Sappho, eine Aspaſia, eine Marie Stuart, dieſe und ähnliche Weltwunder von Geiſt, Liebreiz und Schönheit, deſſelben Geſchlechtes ſein konnten?“ — und mit großer Zuverſicht antwortete ich mir ſelbſt: „Nein! denn ein Weib ohne Intelligenz iſt kein Weib mehr, ſondern nur noch — Himmel, nun habe ich kein andres deutſches Wort, als: ein Weibchen, und das klingt wie ein Schmeichelname der Zärtlichkeit! aber ich meine: une femelle.

Die Racen! von deren Verſchiedenheit wird man durchdrungen, wenn man im Geiſt eine ſolche Schwarze neben eine Aspaſia ſtellt; und die Kluft welche dieſe beiden Weſen trennt kann kein Philanthrop ableugnen. Wir ſind von Staub und wir gehen zum Staube; aber für die Paar Jahre die ich lebe danke ich denn doch meinem Schöpfer, daß es ihm gefallen hat mir eine weiße Staubeshülle zu geben.

Da wir in der Stadt ſind, wollen wir uns doch noch genauer darin umſehen, namentlich in den Bazars oder — um den regelrechten Ausdruck zu brauchen, im Beſeſtan, d. h. im bedeckten Marktplatz. Er ſieht auch ungefähr wie ein Jahrmarkt aus, mit Straßen von Bretterbuden; nur haben dieſe Buden alle einen Unterbau von Stein, etwa wie ein niedriger Tiſch, der zugleich Sofa, Fußboden und Ladentiſch iſt, und jede Straße iſt mit einem ziemlich hohen Gewölbe überdacht, in deſſen Decke Licht- und Luftlöcher ſehr ſparſam angebracht ſind. In der Mitte der Straße befindet ſich der unvermeidliche Rinnſtein. Man kann in die Beſeſtans hinein reiten, gar mit Ochſenkarren fahren; das Gedränge der Fußgänger, hauptſächlich der Weiber, iſt immens; dies Geſchwirr und Getöſe, die beklommne Luft, das Halbdunkel, das Anrufen der Verkäufer, das Aufpaſſen um nicht geſtoßen zu werden und zu ſtoßen, machen mir den Aufenthalt darin noch widerlicher als auf einem Jahrmarkt. Doch bringen manche Fremde halbe Tage darin zu, und amüſiren ſich ſehr mit vielem Beſehen und einigem Einkaufen. Grade das iſt mir ein Greuel! ich beſehe genau nur das was ich kaufen will, und nicht ein Stück mehr. Es iſt mir unangenehm dem Kaufmann vergebliche Hofnung zu machen, allein es iſt mir eben ſo unangenehm, daß er auf meine Unkenntniß der Waaren und Geſchäfte ſpekulirt um mich zu übervortheilen, und ſo iſt der geringſte Handel für mich ein unbehaglicher Moment, den ich in möglichſter Eile abmache. Hier iſt nun aber auch gar nichts Lockendes — oder iſt es nur nicht lockend ausgeſtellt. Jede Straße iſt einem beſondern Handelsartikel gewidmet: in der erſten ſiehſt Du nichts als Pelzwerk, in der zweiten nichts als Schuhe, in der dritten nichts als Baumwollenſtoffe, in der vierten nichts als Shawls — nämlich gemeine, von Baumwolle oder ſchlechter Wolle — in der fünften nichts als Tabacksbeutel, in der ſechſten nichts als Pfeifenröhre; und ſo geht das fort. Im ägyptiſchen Beſeſtan ſind nur Spezereien, und große Säcke angefüllt mit einem Färbepulver fielen mir darin auf: das iſt Henna, womit ſich die Frauen die Nägel rothgelb färben. In jeder Bude ſitzt der Verkäufer gravitätiſch mit untergeſchlagenen Beinen auf dem mit Matte oder Teppich bedeckten Ladentiſch und raucht, und trittſt Du an die Bude heran, ſo wälzt und kugelt er ſich vor Dir auf dem Tiſch herum um die begehrten Gegenſtände zu ſchaffen, daß mir immer dabei der Mann einfällt, den wir einmal in Wien zuſammen ſahen, und der frappant einen Affen darſtellte. Die Schuhbuden ſehen niedlich aus, wegen der bunten Farben, und hauptſächlich wegen der Sammetpantoffeln mit Gold und Perlen geſtickt, die man in allen Preiſen, von zwei Gulden bis hundert hat. Ein europäiſcher Fuß kann ſie aber nicht tragen, weil die Spitze aufwärts gekrümmt und die Sohle von Holz iſt. Niedlich ſind auch die Sachen von Perlenmutter-Moſaik, Kaſten, Teller, Tiſche; ein türkiſcher Tiſch iſt vielleicht einen Fuß hoch und tellergroß, und man ſtellt höchſtens einen Pfeifenkopf oder eine Kaffeetaſſe darauf; ſo iſt denn das ganze Ding, Füße und Platte, mit dieſen pfenniggroßen, theils weißen, theils buntgefärbten Perlenmutterſtückchen ausgelegt, die einfache Zeichnungen bilden. Die Formen ſind unglaublich roh; nur das zierliche Material macht dieſe plumpen viereckigen Schmuckkaſten erträglich. Jenes Element, das wir höher als den Luxus achten, die Elegance, iſt dem Türken durchaus unbekannt. Reich und prächtig mag er ſein, geſchmackvoll iſt er ſelten, elegant nie. Luxus iſt, was den Lebensgenuß betrift, die Blüte der civiliſirten Welt; Elegance iſt deren Parfüm. Ein rohes Volk, ein roher Menſch kann nicht elegant ſein; es hängt wirklich ein wenig mit geiſtigen Eigenſchaften zuſammen. — Die Waffen ſind auch intereſſant zu ſehen, und mitunter ſehr koſtbar; Damaszener Säbel zu 30,000 türkiſchen Piaſtern giebt es: das ſind 2000 preußiſche Thaler. Aber die Türken tragen keine Waffen mehr, keine Dolche oder Piſtolen im Gürtel, wie das ſo majeſtätiſch zu der morgenländiſchen Tracht in Bildern und Beſchreibungen ſich ausnimmt. Sie ſollen ja civiliſirt werden, und da es in der civiliſirten Welt Polizei und dergleichen Sicherheitsmaßregeln giebt, die für das Allgemeine ſorgen, ſo wird der Einzelne dadurch dieſer Sorge enthoben, und die Waffen ſind unnütz, gar gefährlich in ſeiner Hand. Beim Volk ſieht man keine Spur davon. Die Vornehmen haben einen Säbel am ledernen Riemen umgeſchnallt, ganz gemein europäiſch, wenn ſie auf der Straße erſcheinen. Sie reiten immer, und meiſtens auf ſchönen Pferden; nur der gemeine Mann geht zu Fuß. Neben dem Steigbügel geht ein Sclav; ein Andrer folgt, der eine lange mit Tuch verhüllte

Maſchine trägt, welche ich für eine Flinte hielt, denn ich dachte der Mann ginge auf die Jagd. Aber ein Türk und jagen! ein Türk und Vergnügen an ſtarker, ſchneller Bewegung finden! Nein! nur die Franken ſind Thoren genug um das unterhaltend zu nennen. Des Türken Genuß, Vergnügen und Zerſtreuung iſt Ruhe. Was ihm da nachgetragen wird iſt der Zauberſtab, der ihn in das Paradies dieſer ſeligen Ruhe verſetzt, iſt — die Tabackspfeife! Du ſiehſt Kreiſe von zehn bis zwölf Männern beiſammen, in tiefem Schweigen verharrend, vollkommen befriedigt durch die geliebte Pfeife. Die Meiſten rauchen den Tſchibuk, das lange Rohr, die türkiſche Pfeife; Einige die perſiſche, den Nargileh, einen ſchlangenartigen Schlauch, der in einer großen Glasphiole voll Waſſer mündet. In den zahlloſen Cafés haſt Du Gelegenheit dieſe ſtumme Geſellſchaft zu beobachten, die mir durchaus den Eindruck eines Wachsfigurenkabinets macht. Ich kann ſehr gut begreifen, wie dieſe Menſchen leidenſchaftliche Opiumeſſer werden können: dies dumpfe Hinbrüten über nichts, die regungsloſe Verſenkung in nichts, dieſe dick umwölkte Exiſtenz, durch keinen Blitz des Gedankens, durch keine Sterne der Intelligenz gelichtet, iſt denn doch am Ende ſo ungenügend, ſo befriedigungslos, daß die Seele in einen Zuſtand krankhafter

Abſpannung geräth, aus dem ſie ſich durch keinen geiſtigen Aufſchwung, durch keine friſche Thatkräftigkeit retten kann. Dies Flügelpaar mit dem wir uns aufwärts aus dem Staube zu heben verſuchen, das bei uns zu entwickeln der Endzweck jeder Erziehung und aller Bildung iſt oder ſein ſollte — iſt bei ihnen gelähmt. Der Durſt der Seele mag wol überall derſelbe ſein; aber womit ſie ihn zu ſtillen verſucht, ob mit klaren reinen — oder ſchlammigen und trüben Waſſern: das macht den Unterſchied. Um zu den reinen Quellen zu gelangen, muß man auf Höhen klimmen; die trüben liegen näher und machen es bequemer. Da trinkt man ſich denn in den ſchweren Taumel hinein, der den Geiſt feſſelt und die Sinne entfeſſelt, und der durch die Gefangenſchaft der einen Richtung des menſchlichen Weſens, der andern eine wonnige Freiheit, auf Koſten Jener, verſchafft. Wer ſo wenig vom Geiſt weiß wie der Türk, ſo wenig Thatkraft hat, ſo wenig die Beſchäftigung liebt, von der Leidenſchaft nichts kennt als ihre brutale Seite, nämlich nie eine Sehnſucht und immer nur ein Verlangen; wer dabei nicht mehr im Kampf um die Erhaltung des Lebens iſt, wie die wilden Völker, ſondern Verweichlichung und Genüſſe aller Art kennt — wie eben der Türk: muß dem Opium verfallen. Sultan

Mahmud hat übrigens die Kaffeehäuſer der Theriaki (Opiumeſſer) ſchließen laſſen; aber es iſt nicht zu erwarten, daß die Liebhaberei dadurch ſollte ausgerottet worden ſein. Man ſieht ſie nur nicht mehr in ihrem Taumel, der übrigens äußerlich ſehr anſtändig, ſtill und ſtumm, und gar nicht ſo thieriſch roh wie der der europäiſchen Betrunkenheit ſein ſoll. — Alle Cafés ſind ungefähr auf gleichem Fuß eingerichtet. Ein viereckiges, ausgeweißtes Gemach mit möglichſt vielen Fenſtern; an den Wänden hölzerne Sofas mit Matten oder Teppichen belegt; an der Hinterwand der Heerd und Plätze für das Geſchirr; in der Mitte des Fußbodens eine kleine Fontäne; niedrige Schemel, gar europäiſche Stühle, vor der Thür; das Ganze reinlich und ärmlich; wenn es hübſch iſt unter einem großen Weinſtock liegend, deſſen Reben eine Vorhalle bilden, oder unter einem ſchönen ſchattigen Baum: ſo ſind die Cafés in Conſtantinopel, und laſſen es ſich nicht träumen, daß ſie ſehr wenig Aehnlichkeit mit denen in Paris und Mailand haben. Armenier und Griechen ſitzen viel auf den kleinen Schemeln; die Stühle ſind wol eigentlich für die Franken nur beſtimmt. Zuweilen, wenn die Plätze alle beſetzt ſind, verſucht aber auch ein Türk ſich auf ihnen zu etabliren, und da ſieht es lächerlich genug aus, wie ihm das eine Bein ſo kläglich herabhängt, während das andere auch gar nicht gehörigen Raum findet, um zuſammengeklappt auf dem Sitz zu liegen. Mitunter findet man einen redenden Mann in einem Café: das iſt ein Märchenerzähler. Er ſpricht meiſtens mit näſelnder Stimme, und da ich ihn nicht verſtand, war ich wirklich höchſt überraſcht die ganze ernſthafte Geſellſchaft lächeln, gar lachen zu ſehen. Je laſciver dieſe Erzählungen, umſomehr gefallen ſie, und hauptſächlich müſſen ſie Weiber zum Gegenſtand haben; — ſagte der Drageman. Und außerdem hörte ich, daß, wenn ſich die Türken je auf eine Unterhaltung einlaſſen, ſo ſei ſie beſtändig über Frauen, und in jener Manier. In den Vergnügungen eines Volks liegt ſo viel Characteriſtiſches! Ich wünſchte Tänze zu ſehen: man ſagt mir das ſei nicht wol möglich; und als ich glaubte es ſei nur die Rede davon, daß ich nicht hingehen dürfe, wo man tanze, und unbefangen vorſchlug die Tänzer ins Haus kommen zu laſſen, wie einſt in Sevilla: ergab ſich das als noch weit unmöglicher. Die Türken ſtehen im Ruf großer Sittenreinheit. Ich will dieſen nicht ſchmälern, nur bemerken, daß man dabei vom europäiſchen Begriff ausgehen muß, der es unſittlich nennt außer der Ehe oder ohne Ehe Kinder zu haben. Aber der Türke, der jede Sclavin kaufen und in ſeinen Harem führen darf, die ihm gefällt, hält die Kinder von zwanzig Sclavinnen für ebenſo rechtmäßig, als von ſeiner Frau, und ich denke, wenn man die Mode der Harems in Europa einführte, würde auch dort von ſelbſt die Unſittlichkeit der natürlichen Kinder wegfallen — nur freilich auf Koſten dieſer noch größeren Unſittlichkeit der Harems ſelbſt. Ich glaube nicht, daß in dieſem Punkt der Türk einen Vorzug vor dem Europäer hat. Die Frauen beſonders ſollen trotz Schleier, Gitterfenſter und Eunuchen, Liebeshändel genug anzuſpinnen wiſſen — hauptſächlich beim Beſuch des Beſeſtan. Daher exiſtirt auch ein Geſetz, daß ſie nicht in die Buden hineingehen dürfen, ſondern vor derſelben ihre Einkäufe machen müſſen. Ferner ein andres, das den Kaufleuten befiehlt möglichſt unſchöne Kaufdiener in ihrem Laden zu haben. Das Alles zeugt nicht von wundervoller Sittenreinheit — ſollte ich meinen. — Zur Ausſöhnung für die unanſtändigen Tänzer und Erzähler, giebt es denn allerdings ein Hauptvergnügen des ganzen Volks und beider Geſchlechter, das ſehr anſtändig, aber dafür auch wieder ein bischen ſtupid iſt: ich meine die Bäder. Darin bringen ſie mit Wonne ihre Tage zu, baden, frühſtücken, ruhen ſich aus; baden von Neuem, eſſen Mittagbrot, ruhen wieder. Ich war in einem Frauenbad, das die Amme von Sultan Abdul Medjid hält. Das erſte was man darin aufgeben muß, iſt jeder Anſpruch an Bequemlichkeit, geſchweige an Luxus. In dem erſten Gemach laufen die ewigen hölzernen Sofas an den Wänden herum, und man muß ſelbſt Teppich und Polſter mitbringen, wenn man nicht auf den harten Brettern ruhen mag. In dieſem Zimmer iſt die natürliche Temperatur. Nun folgen kleinere, durch Waſſerdämpfe immer mehr und mehr erhitzte, überwölbt mit der mauriſchen Kuppel voll ſternähnlicher Lichtöffnungen, übrigens fenſterlos, ganz ohne Meuble, mit Fußboden von Marmor. Solch ein Kabinet nimmt man, allein, gemeinſchaftlich, wie man will! und läßt die Badefrau ihr Weſen treiben. Die Hauptſache iſt, daß man enorm transpirirt. Die Türkinnen haben unglaublich viel Schönheitsmittel: Salben, Eſſenzen, Farben, weiß der Himmel was! lauter Dinge vor denen ich Abſcheu habe: ſie werden angewendet bevor man das Bad verläßt. Mein Entſetzen war nicht klein, als mir die Badefrau einen Wunderbalſam aufs Geſicht ſchmierte, der aus Erde von Mecca und Mirthenblättern, in Roſenwaſſer geweicht, beſtand. Ich ſträubte mich heftig, aber ſie meinte es gehöre durchaus zur Toilette, und ich würde wol ſehen, wie ſchön es den Teint mache. Auf den meinen, der an gutes ehrliches kaltes Waſſer als einziges Schönheitsmittel gewöhnt iſt, machte es nicht den geringſten Effect, aber das Bad bekam mir trotz ſeiner tropiſchen Hitze ſehr gut. Hauptſächlich war ich hingegangen um, wo möglich, ſchöne Frauen zu ſehen. Aber ſie waren tout comme chez nous nicht ſchön nicht häßlich, ſondern Mittelſchlag; nämlich die jungen; die alten affrös. Das Alter fängt hier früh an. Man heirathet bei dreizehn, vierzehn, auch ſchon bei zwölf Jahren; zwanzig findet man ſchon zu alt dazu. Das Alter ſpricht ſich ſpäter im Geſicht, als in der Geſtalt aus; ſie iſt bei einigen dreißig Jahren ſchon zum erſchrecken welk, ſchwammig, aufgedunſen. Die ewig ſitzende Lebensart, die ewigen heißen Bäder, der ewige Genuß von Zuckerwerk, Süßigkeiten und Bäckereien, nehmen den Geſtalten allen Nerv. Wie Fleiſchklumpen ſehen ſie aus, die ſich nicht aufrecht halten können, und in ſich ſelbſt zuſammen ſinken. Aber Du kannſt Dir nicht vorſtellen was man für einen Wunſch hat, auf der Straße Frauen gewahr zu werden, ſtatt dieſer plumpen braunen Bären mit weißen Köpfen! Gott weiß daß die Frauen bei uns nicht ſonderlich ſchön ſind; aber daß ſie, wie ſie nun einmal ſind, doch viel beſſer ausſehen, als dieſe vermummten Geſtalten, und das Leben auf den Straßen luſtiger machen, das weiß man, ſobald man hier ein Paar Tage umher gewandelt iſt. In Pera ſieht man freilich genug fränkiſche und griechiſche Frauen — jene nach franzöſiſcher Mode, dieſe nach ihrer eigenen gekleidet, d. h. mit einem Röckchen von beſonderem Schnitt um Buſen und Arme, und mit einem wunderhübſchen Kopfputz, der aus einem ſeidnen Tuch und ihren Haarzöpfen beſteht; — allein man treibt ſich mehr in der Stadt und in den türkiſchen Vorſtädten herum. Noch mehr als der Mangel an Frauengeſichtern fällt mir vielleicht der an jungen Männern auf. Alle Türken ſehen alt aus. Einen weißen Bart zu haben, gilt bei ihnen für ſchön: ſo brauchen ſie denn eben ſo eifrig Mittel um ihn weiß zu machen, als man in Europa braucht um ihn ſchwarz zu färben: namentlich ein in den Taback geſtreutes Pulver, das dieſe Wirkung übt. Haar haben ſie nicht, es wird abgeſchoren; den Fez drücken ſie auf die Augenbrauen, das rothe fleiſchige Geſicht umgiebt der graue Bart, die Geſtalt iſt breit und ſchwer — nirgends eine Spur von jugendlicher kräftiger Schönheit! Im höheren Alter ſehen ſie beſſer aus. Merkwürdiger iſt es wol, alt und ſchön zu ſein; doch hübſcher iſt es jung und ſchön! Und als ich neulich einem wunderſchönen jungen Zigeuner in phantaſtiſcher Tracht mit einer Zither unter dem Arm begegnete, ſtand ich ſtill, ſah ihm nach und dachte: der gebildete Mann braucht Intelligenz, der Barbar Schönheit — ſonſt ſind Beide unausſtehlich. Nicht wahr, mein lieber Dinand?

X

Conſtantinopel, Septbr. 16, 1843.

Meine geliebte Emy! ſo ſtehe ich hier denn wirklich an der Pforte des Orients, des Landes vom Aufgang, von dem wir ſo viel zuſammen geſprochen, nach dem wir ſo oft uns geträumt haben. Noch bin ich nicht darin! der Bosporus iſt nur deſſen Schwelle; — aber die Pforten des Occidents ſind hinter mir zugethan, denn das was Grundſtein und Kern des Lebens der Völker bildet und der Maſſe die Seele einhaucht: die Religion — iſt hier eine andre. Ich bin im Gebiet und unter dem Gebot des Islam. Ich bin hergekommen ohne Vorurtheil für oder gegen ihn: ich bemitleide nicht den Muhamedaner um ſeines Glaubens willen, und ich bewundre ihn nicht. Es iſt ſein Geſetz, das ſein Prophet ihm gebracht: das ſcheint mir kein Grund weder für Verehrung noch für Verabſcheuung. Der

Koran erinnert mich oft an das alte Teſtament; nur finde ich in dieſem ein Element, das mich mehr anſpricht, nämlich eine ganz unſägliche Melancholie; eine Klage, die nach fernem, fernem Troſte lechzt; ein Ringen um die Erfüllung, die immer und immer noch nicht kommen will. Weil das ſo ſehr auf mich paßt: darum mag ich wol dieſe große Vorliebe für das alte Teſtament haben. Stillere, friedlichere, oder auch müdere Seelen, ruhen im neuen; ich begreife das, und auch ich finde es, was die Lehren betrift, höher und vollkommner, allein nur in den Briefen des Paulus finde ich jene unerhörte Traurigkeit wieder, welche den Menſchen in ſeinem nimmer endenden Kampf darſtellt zwiſchen den Wogen der Endlichkeit und dem Fels der Ewigkeit, von denen ſein Weſen, wie von zwei magnetiſchen Polen zugleich abgeſtoßen und angezogen wird. Für Andre mag auch das anders ſein. Eben um ihrer wundervollen Allſeitigkeit willen, halte ich die chriſtliche Religion für die vollkommenſte, weil ſie den Bedürfniſſen der Menſchheit entgegenkommt; nur muß man ſie in ihrer erhabenen Freiheit laſſen, und ſie nicht in den Grenzen irgend einer Kirche für die Dauer einhegen wollen; denn alsdann kommt ſie freilich nicht entgegen, ſondern bleibt zurück. Die Kirche iſt wie jede Inſtitution, ein organiſcher Leib, der dem Wechſel eines ſolchen unterworfen iſt, und Jugend- und Greiſenalter hat; wie kann man ſie da mit Aufrichtigkeit für unſterblich, unveränderlich halten? und wenn man ſie nicht dafür hält, wie kann man ſich wundern, daß ſie auseinander fällt? Glücklicher, ich glaube es, mögen die Zeiten geweſen ſein, als man kindlich von ihrer Unveränderlichkeit überzeugt war; doch lange haben ſie nie gedauert! immer haben Schismen und Häreſien exiſtirt; und es iſt das dabei am erſtaunenswertheſten, daß Jede von Neuem für ſich das Monopol der Unvergänglichkeit in Anſpruch nahm, das ſie den Andern unbedingt verſagte. Auch in der Beziehung finde ich das alte Teſtament ſo großartig, und ſeine Propheten ſo durchſtralt vom Geiſt der Wahrheit, daß ſie ſich ſelbſt nicht für das Schlußwort im Buch der Offenbarung halten, ſondern immer auf eine Zukunft voll noch höherer Erkenntniß hindeuten. Und nach ſo vielen Jahrtauſenden — ach, meine Emy, wer von uns ſchmachtet denn nicht nach ihr? — Der Muhamedaner nicht. Das iſt der weſentliche Unterſchied des Islam. Ihm gilt nichts, was nicht er iſt. „Es iſt kein andrer Gott als Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet“; dies Bekenntniß, einfach wie ein Rechenexempel, iſt Grund- und Schlußſtein ſeines Glaubens, und iſt auf die Tafel ſeines Geſetzes wie

Keilſchrift — ich mögte ſagen gebauen. Es hat ihn in den Tagen der Jugend und der Kraft überwältigend gemacht wie Feuer; allmälig hat er ſich in demſelben zu Schlacken ausgebrannt; — ſo will es mir ſcheinen. Die Formen in welcher ſich die Andacht der Muhamedaner bewegt, haben für den Fremden nichts, das heftig in die Augen fiele. Für ihre zahlreichen Gebete und Almoſen, und ihre Pilgerreiſe nach Mecca, hat die katholiſche Kirche große Analogie; zwiſchen den tanzenden Derwiſchen und den Shakers und Tremblers in Amerika — und auch wol in England? — muß man einen Vergleich machen können; und ich denke mir, daß die Convulſionärs des vorigen Jahrhunderts in den kalviniſchen Sewennen — ja daß manche Erſcheinungen bei den amerikaniſchen Campmeetings noch heutzutage Aehnlichkeit mit den ſingenden Derwiſchen haben müſſen. Es giebt 72 verſchiedene Orden von Derwiſchen; ſie umfaſſen nicht blos Mönche und Geiſtliche, ſondern bilden auch Brüderſchaften nur — je nachdem die Regel iſt. Die Mewlewi-Derwiſche hat der große perſiſche Dichter Dſchelaleddin Rumi geſtiftet. Bei den alten Perſern wie bei den Indern, wo Kriſchna ſelbſt den Reigen anführte, gehörten feierliche Rundtänze, welche die Bewegung der Geſtirne um die Sonne ſymboliſiren ſollten, zum Kultus.

Die Mewlewi tanzen aus Andacht, und ich ſtelle mir vor, daß jene arme Bajadere, welche, um ſich ſelbſt ſich drehend und einen Palmbaum windend, das europäiſche Publikum vor einigen Jahren ſo herzlich langweilte, daß ſie unbefangen einen ähnlichen Tempeltanz auf unſern Theatern profanirt hat; geſehen habe ich ſie nicht. Der Mewlewi tanzt, wie etwa unſereiner auf die Knie fällt: aus Anbetung. Vor Kurzem trat Einer in eine hieſige chriſtliche Kirche als man zum Gottesdienſt beiſammen war; der Prieſter ſtand am Altar, man wollte das Abendmal nehmen. Der Mewlewi trat ganz nahe an den Altar heran, und betrachtete ihn, die Kirche, die Anweſenden ſo genau, daß es eine Störung verurſachte. Man hätte ihn gern fortgewieſen, aber die Chriſten müſſen hier rückſichtsvoller mit den Muhametanern umgehen, als umgekehrt, und ſo ließ man ihn gewähren. Endlich faßte er das Cruzifix ins Auge; immer ernſter wurde ſein Geſicht, immer andächtiger ſein Blick, bis er ſich zuletzt verbeugte, die Arme ausbreitete, im ernſten Rundtanz eine lange Weile den Altar umkreiſte, dann abermals ſich vor dem Cruzifix verbeugte, und feierlich langſam die Kirche verließ. Zweimal wöchentlich finden die Tanzandachten der Mewlewi ſtatt, öffentlich, in ihrer Moſchee. Jedermann hat Zutritt, nur muß der Franke die türkiſche Sitte beobachten ſeine Schuhe aus- oder über dieſelben Pantoffeln zu ziehen. Für die türkiſchen Frauen iſt eine beſondere, vergitterte, kleine Emporkirche angebracht. Ich ging zuerſt dorthin; ich bin nun einmal neugierig auf die türkiſchen Weiber. Bei dergleichen Expeditionen habe ich eine ſehr freundliche Gefährtin an Fräulein Balbiani, welche der Sprache des Landes mächtig und mit allen Sitten und Gebräuchen bekannt iſt. Frauenzimmer *allein* — ich meine fränkiſche — ſind im Grunde ſicherer als in Begleitung eines Mannes, weil es nach türkiſchem Begriff unanſtändig iſt, daß beide Geſchlechter ſich öffentlich zuſammen zeigen. Der Gipfel der Unſitte iſt — wenn der Mann dem Frauenzimmer den Arm giebt! Als ein rohes Volk das es iſt, begreift der Türk nicht, daß man Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für eine Frau haben, daß man wünſchen könne ihr den Weg zu erleichtern; ſeine ganze Aufmerkſamkeit für ſie beſchränkt ſich darauf, daß er ſie wie einen weſenloſen Schatten ungefährdet an ſich vorbei gleiten läßt. Den Arm zu geben hält er für ein Zeichen von Verliebtheit und beſtraft dieſe vermeintliche Schamloſigkeit mit Steinwürfen, ſo daß manche arme Fremde, trug ſie vollends einen grünen Schleier, inſultirt worden iſt. Ich trage einen blauen, und hüte mich ſehr einen hülfreichen Arm anzunehmen; denn obgleich es mir unendlich gleichgültig iſt ob Pöbel hinter mir drein ſchreit oder nicht, ſo habe ich doch große Averſion vor Steinwürfen, weil ſie weh thun, und trotz aller Vorſichtsmaßregeln entgeht man ihnen doch kaum. „Steine her! wir wollen die Hunde ſteinigen“! riefen ſich neulich in einer abgelegenen Straße von Scutari Kinder vor den Hausthüren zu; und der Dragoman mußte ſie heftig bedrohen um ſie zur Ruhe zu bringen. In der Vorſtadt Caſſim-Paſcha, wo die Hafenarbeiter wohnen, verfolgten uns die Kinder mit höhnendem Geſchrei, und bei einer Moſchee ärgerten ſich kleine giftige Mädchen dermaßen über mich, daß ſie mich mit Sand warfen, weil ſie nichts Andres hatten — was ihnen aber ein alter Türke ernſthaft verwies. Ich habe bei dem Allen nur das Gefühl, daß ich der Brut von Herzen die Ruthe gönnte; und die Ueberzeugung, daß ich durchaus nicht zur Märtyrin tauge. Immer wünſche ich unwillkürlich mich vertheidigen zu können. Dafür rufen die Weiber aber auch öfter bei Promenaden auf den Gottesackern wenn wir vorüber gehen: „Ach wie ſind die fränkiſchen Weiber glücklich, daß ſie mit Männern ſpazieren gehen dürfen!“ — Sie mögen ſich wol gräßlich langweilen immerfort unter einander leben zu müſſen. Bei den Mewlewi, bevor die

Ceremonie begann, waren ſie von unermeßlicher Fragluſt, aber immer in der alleroberflächlichſten Weiſe. Woher? — Aus Frankiſtan. — Das genügt ihnen vollkommen. Darunter verſtehen ſie Europa von Malta bis Spitzbergen. Keine einzige Frage über das fremde unbekannte ferne Land! Fragen nach Kleidern, nach Kindern — unerhört ſtupid. Sie langweilten mich; hübſch waren ſie auch nicht, durch die Gitter ſah ich ſchlecht — wir gingen hinab. Die Moſchee iſt inwendig achteckig, und eine niedrige Baluſtrade ſchneidet von dem Raum der Mitte einen Gang ab, der ihn ringförmig umläuft. Dieſer Gang iſt mit Matten belegt und wird von den Andächtigen und Zuſchauern eingenommen; der Platz in der Mitte bleibt für die Mewlewi frei. Sie treten nach einander ein, in lange braune Mäntel gehüllt, auf dem Kopf einen Aufſatz von Filz, der vollkommen an Form und Farbe einem umgeſtürzten Blumentopf gleicht; nur der Scheich (Aelteſte) trug einen grünen Turban. Sie verbeugten ſich beim Eintritt gegen den Mihrab, die Niſche welche ſich in der Meccalinie — alſo hier in Conſtantinopel im Südoſt — in jeder Moſchee befindet. Die Niſche iſt leer; zwei Wachskerzen auf hohen Leuchtern ſtehen gewöhnlich neben ihr; das iſt die geheiligte Stelle, wie bei uns die des Altars es iſt. Der Scheich ſetzte ſich auf ein Polſter, die neunzehn Derwiſche ſetzten ſich auf den Boden im Halbkreis ihm gegenüber, und ſie verrichteten zuerſt Alle halblaut mit den gewohnten Bewegungen das Gebet, das mit der erſten Glaubensformel „Es iſt kein andrer Gott“ ꝛc., immerdar beginnt. Dann hub eine unſichtbare Muſik von einer Trommel und einer Pfeife an, die einen Geſang von unſichtbaren Sängern begleitete. Es war ein Loblied auf den Propheten, und klang eintönig und etwas näſelnd — wie die Pſalmodien in dem katholiſchen Gottesdienſt, oder wie der Geſang des Predigers vor dem Altar, bei dem lutheriſchen. Dann ſprach der Scheich halblaut ein langes, ſehr langes Gebet; und als darauf Trommel und Pfeife wieder anhuben, erhoben ſie ſich ſämtlich, und hielten dreimal einen Umgang in der Moſchee mit feierlicher Verbeugung gegen den Mihrab. Darauf nahm der Scheich wieder ſeinen Platz ein, die Derwiſche aber ließen die Mäntel fallen, und begannen in langen weißen faltenreichen Gewändern, eine Hand auf die Bruſt gelegt, den andern Arm ausgebreitet, um ſich ſelbſt und durch den Raum ſich zu drehen, wie etwa in einem ganz langſamen Walzer. Allmälig hoben ſie auch den zweiten Arm empor, und drehten ſich nun mit ſo gleichmäßigem Takt und Schritt, daß Jedem ſein ſchweres Kleid wie eine Glocke den

Leib umſpannte, ohne jedoch mehr als die Füße zu enthüllen. Einige ſenkten den Kopf gegen eine Schulter, Andre hielten ihn aufrecht; Alle hatten die Augen geſchloſſen, oder wenigſtens ganz feſt und tief zu Boden geſenkt. Keiner berührte auch nur mit einer Fingerſpitze ſeine Nebentänzer; kein Gewand ſtreifte das Andre; die äußerſte Ordnung und Ruhe beherrſchte jede Bewegung. Sobald der Scheich ein Zeichen gab, ſtanden ſie ſämmtlich mit einer Gelaſſenheit ſtill, an der man deutlich erkannte, die ſchwindelerregende Bewegung mache nicht dieſe Wirkung auf ſie. Man hatte mich gewarnt nicht zu lachen; aber das wäre mir warlich nie eingefallen — denn das Ganze gab mir den Eindruck, daß ich einer ernſten Ceremonie beiwohne. Bei den Rufaji-Derwiſchen war das nun freilich ganz anders! da hätte ich faſt geweint, ſo nervös — Sie wiſſen wie man das zuweilen bei peinlichen Eindrücken unwillkürlich thut; denn dies Schauſpiel war allerdings ausnehmend widerlich. Deren Kloſter liegt drüben auf der aſiatiſchen Seite in Scutari, und die Moſchee ſieht im Innern mehr wie eine viereckige wüſte Scheunentenne, als wie ein Gotteshaus aus, dunkel, unſauber. Die Ceremonie beſteht darin, daß die erſten Worte des Glaubensbekenntniſſes: Lah illah, ill allah, in einem gewiſſen Takt und mit gewiſſen wiegenden

Bewegungen des ganzen Körpers vor-, rück- und ſeitwärts, ſtundenlang wiederholt werden. Langſam fängt man an, und ſteigert es bis zu athemloſer Geſchwindigkeit, ſo daß der Ausruf ein keuchendes, rauhes Aechzen, und die Bewegung ein wildes krampfhaftes Zucken wird. Die Geſichter glühen, die Augen quellen aus dem Kopf, der geöfnete Mund ſchnappt nach Luft. Einer warf ſich mit geballten Fäuſten zu Boden und ſchlug mit der Stirn heftig die Erde, als ob er in Convulſionen liege; aber das waren Faxen: man beruhigte ihn und nach kurzer Zeit nahm er wieder ſeinen Platz ein. Die wenigſten dieſer Leute waren Derwiſche. Jeder der ſich berufen fühlt ſich dieſe Kaſteiung angedeihen zu laſſen, darf in den Kreis treten. Ich nenne ſie Kaſteiung, weil ein großer Aufwand von körperlicher Anſtrengung zu dieſem Exercitium gehört, ſo daß wol Keiner ohne ſtarke Rückenſchmerzen davon kommt. Kleine Kinder, aus dem ihnen angebornen Nachahmungstrieb zu thun was die Erwachſenen thun, kletterten auch über die Barriere und wackelten und ſchrien aus Leibeskräften. Der Scheich ſtand in der Mitte und ſchlug wie ein Kapellmeiſter den Takt mit der Hand zu größerer Schnelligkeit beflügelnd. Drang nur noch ein wildes heiſeres Geſtöhne aus dem athemloſen Buſen, ſo gab er ein Zeichen, und

Alles verſtummte und ſtand unbeweglich. Dann hub ein Geſang von vier Männern an, die in der Mitte des Kreiſes zu den Füßen des Scheichs auf einem Teppich ſaßen, d. h. jeder von ihnen ſang einer nach dem andern, halb näſelnd halb gurgelnd, Lob- und Danklieder, die freilich unſchön genug klangen, aber doch ein friedliches Zwiſchenſpiel bildeten. Während der Zeit gingen Einige fort, die ſich bereits genug abgearbeitet hatten, während Andre wiederum kamen. Ein kleiner höchſtens zehnjähriger Knabe drängte ſich dabei durch die Zuſchauer, und rief, wild uns bei Seite ſtoßend: „Fort Giawr“! um nur nichts zu verſäumen. Es war ein trauriges Schauſpiel. Im Hintergrunde hingen an der Wand allerlei Marterinſtrumente, Dolche, Nägel ꝛc., mit denen die wildeſten Fanatiker ſich ehedem zerfleiſcht, oder auch nur Spiegelfechterei getrieben haben. Jetzt iſt ihnen das unterſagt. Dabei fielen mir wieder die Flagellanten ein, die einſt in Deutſchland und Frankreich ihr wildes Weſen trieben. Es iſt wol merkwürdig wie die rohe menſchliche Natur überall und unter allen Umſtänden und Verhältniſſen die nämliche iſt, dumpf die Wonne ahnt, die mit einem ſtarken Schwung der Seele, mit einer friſchen Ueberwindung gemeiner und kleinlicher Begierden verbunden iſt, ebenfalls ein dumpfes Bedürfniß nach Selbſtaufopferung, nach

Hingebung an eine Idee hat, und ſich dennoch nicht aus der niederen Sphäre körperlicher Macerationen heraus arbeiten kann. Solche Erſcheinungen finden gewöhnlich in Zeiten des Verfalls oder der Verfolgung religiöſer Ideen ſtatt, denn der Lauheit gegenüber erhebt ſich der Fanatismus als Gegenſatz, und in den Verfolgten ſteigert ſich das Gefühl bis zur Exaltation. Da das Letzte nicht im Islam ſtatt findet, ſo könnte es vielleicht das Erſte ſein. Aber ich verſichre Sie, daß dieſe Geſellſchaft von Beſeſſenen einen grauenhaften Eindruck macht. Ganz verwirrt und abgemattet verließen wir die Moſchee, und gingen um uns zu erholen nach dem großen, ſtundenlangen Gottesacker von Scutari, wo ſich die Türken vorzugsweiſe gern beſtatten laſſen, denn er liegt in Anatoli, in der aſiatiſchen Türkei, und ſie haben eine Art von Vorgefühl, daß Rumeli, die europäiſche, ihnen nicht lange mehr gehören werde — ſo erzählt man. Vielleicht iſt es aber auch nur eine Vorliebe für die aſiatiſche Heimat, für das Land, von wo ſie ihren Ausgang nahmen, die ſie treibt ihre Gebeine in deſſen Erde ruhen zu laſſen. Dieſer Gottesacker iſt weniger unheilig als die in Conſtantinopel ſelbſt; er liegt außerhalb der Stadt, folglich werden nicht Geſchäfte und Gewerbe auf ihm getrieben, er wird nicht wie ein Marktplatz oder ein

Kehrichthaufen betrachtet. Er dient als Spaziergang nach türkiſcher Sitte, die darin beſteht, daß man ſich unter einen Baum ſetzt, die Männer um zu rauchen, die Weiber um zu eſſen oder nichts zu thun, und zum ruhen unter dieſen herrlichen Cipreſſen iſt der Ort auch höchſt einladend. Aber uns Europäern genügt das nicht! wir ſtreifen herum, wir dringen ins Innere des Haines, wir ſuchen ſchöne Ausſichten. Dabei kommen wir denn zu unzähligen verfallnen eingeſunkenen Gräbern und zertrümmerten Grabſteinen, und zu der Ueberzeugung: wären nicht die wundervollen Bäume, ſo müßten dieſe Gottesacker den allerkläglichſten Eindruck machen — denn der berühmte Reſpekt der Türken vor ihren Grabſtätten beſteht nur darin, daß man ſie durch die Jahre hindurch langſam, langſam verfallen läßt. Auf Erhaltung iſt Niemand bedacht. Man baut etwas, ſei es Haus, Moſchee, Grab, Straße, und dann überläßt man es ſeinem Schickſal, ausgebeſſert, gepflegt, wird nichts. Es macht ſich ein Mangel an Umſicht fühlbar, eine Befangenheit von der Gegenwart, wie nur Wilde ſie haben können. Kein Rajah, kein Franke, kein Jude darf eine Cipreſſe neben ſein Grab pflanzen; ſie iſt das Vorrecht des Türken. Jene ruhen meiſtens unter Terebinthen, die aber nicht die majeſtätiſche Trauergeſtalt der Cipreſſen haben. Der Todtenacker der Juden iſt ein nackter, kahler, mit weißen unregelmäßigen Steinen beſchütteter Berg, der wahrhaft troſt- und hoffnungslos ausſieht. Bei unſrer Streiferei durch den großen Cipreſſenhain kamen wir denn auch endlich ins Freie, wo man das Marmorameer in wunderſchönen Durchſichten gewahr wurde. Wir gingen weiter und weiter, und endlich bis zum Kiosk des Sultans hinter der großen Kaſerne von Scutari, auf hohem Ufer am Meer; — das war ein Anblick ganz geeignet um die Seele wieder zu erfriſchen, und die rohen und grellen Bilder durch die anmuthigſten aus ihr zu vertreiben! Zur Rechten lag uns der Bosporus, wie eine ſchillernde Zauberſchlange aus jenen Märchen, wo die Schlangen nicht giftig, ſondern glückbringend und Boten von Feen und guten Geiſtern waren. Wo die Schlange ſich ins Marmorameer hineinwindet, trägt ſie eine funkelnde Krone auf dem Haupt, die Spitze des Serais, dieſe Agglomeration von Gärten, Thürmen, Pavillons, Terraſſen, über welche ſich Kuppeln der Moſcheen und Minare's erheben, und eine Reſidenz bilden in welcher ein Geiſterfürſt wohnen müßte — ſo idealiſch ſchön iſt ſie, als Gemälde und von dieſer Stätte aus betrachtet. Die Stadt ſelbſt, der Hafen, die Vorſtädte an welche ſich die Dörfer ſchließen — Alles liegt noch zur Rechten, aufgetaucht aus dem klaren Flutenſpiegel des Bosporus. Zur Linken erſtreckt ſich die hügelige, wenig bebaute Landſchaft von Anatoli, mit einzelnen Pinien und cederartigen Bäumen auf nahen und ferneren Bergen, die ſich mehr und mehr abflachen, und bei der Spitze von Chalcedon das niedrige ziemlich grüne Ufer des Propontis bilden. Dieſer iſt vor uns ausgebreitet mit dem zarteſten Schmelz überhaucht, und die neun Prinzeninſeln ſind wie größere und kleinere Amethiſten, roſig und violet gefärbt in dieſe ſilberne Faſſung hineingeſtreut. Manche ſind nackter Fels; auf Anderen liegen Dörfer, Gärten, ein griechiſches Kloſter auf der einen. Ueber ſie und den Propontis hinweg, verfolgt das Auge die hügelige Küſte von Anatoli, die immer höher und höher am Horizont aufſteigt, und allendlich wie ein Schemel zu Füßen des bythiniſchen Olympos liegt, der ſchneegekrönt wie ein Weiſer aus alten Tagen, ernſt wie Einer der von ganz andern Götter- und Heldenzeiten erzählen kann, in dieſe Welt hineinſchaut. Ein ſtarker Südwind weht; der ganze Propontis iſt mit Segelbarken bedeckt, welche von Anatoli und von den Inſeln mit Früchten und Gemüſen beladen kommen, und dieſen günſtigen Wind geſchwinde benutzen müſſen um in den Bosporus zu ſegeln, der ihnen oft monatlang verſchloſſen iſt, ſobald die Nordwinde wehen, da ohnehin ſeine ſehr ſtarke Strömung von Norden nach Süden geht. Wie Schwäne, wie Möven, die ganz entfernten wie kleine weiße Schmetterlinge: ſo ziehen ſie durch die ſilbrige Flut, und hinter ihnen bilden ſich waſſerblaue geſchlängelte Bänder, wie Netze über dem Meer. Ah, wie das ſtill iſt, wie das gut thut, wie das die Seele rein badet von all dem Wuſt des menſchlichen Treibens! Wuſt bei der Andacht, Wuſt über den Gräbern, Wuſt um das Heiligſte — dazu, mein Gott, iſt der Menſch verdammt! denn Wuſt iſt alle Form, ſobald der Geiſt ſie nicht bis in die Haarſpitzen hinein durchdringt, und überall trift man auf einen Punkt, der ihm rebelliſch geweſen iſt und von dem er ſich zurück gezogen hat. Dies Drehen, dies Wackeln, dies Singen zur Ehre Gottes, möge das Eine noch ſo feierlich, das Andre noch ſo tobend geſchehen, ſchickt ſich doch im Grunde gar nicht für den Ausdruck einer Verbindung zwiſchen dem Geſchöpf und dem Schöpfer. Am Geſtade des Meeres, dem Gebirg gegenüber, unter dem freien lichten Himmel, kann ich doch ungeſtört an meinen Gott denken: denn da iſt Licht ringsum, und nirgends jener beängſtigende dunkle Wuſt: da iſt ſeine Offenbarung unverzerrt durch die Hand, ungetrübt durch die ſchwache Erkenntniß des Menſchen. O dieſe Sehnſucht nach Licht! ſie zieht mich in den fernen Orient, ſie führt mich über Meere und Berge, ſie drängt mich dahin wo jemals Wunderthaten und Wunderwerke niedergelegt ſind, welche einen Stral des Lichts umſchließen, wie die Frucht den Kern zugleich umgiebt und aus ihm geboren wird. Ich werde das nie finden was ich ſuche, nie die Unmittelbarkeit zwiſchen dem ſchwachen Lichtfunken in mir und dem großen Lichtſtrom außer mir finden! nur in Symbolen, in Formen, in Bildern — nur mittelbar wird es ſich mir mehr oder weniger kund geben! das iſt das Loos des Menſchen. Aber geſucht hab' ich es mit einer glühenden — o nein, mit einer begeiſterten Sehnſucht! Das iſt der Zweck meines Lebens, und einen kleinen Mond in mir aufgehen zu ſehen, oder einen Stern, oder ein Sternbild — das iſt mein Glück. Eine Sonne — das wäre meine Seligkeit! wer bringt es bis zu der? — Geliebteſte Seele, Gott ſchenke ſie Ihnen. Sie ſind ihrer werth. Ich liebe Sie am Bosporus wie an der Oſtſee; Sie wiſſen es.

XI

Konſtantinopel, Septbr. 17. 1843.

Meine Herzensmutter, heute iſt Dein lieber Geburtstag. Ich denke recht an Dich, und ungeſtört, denn der Regen rauſcht in Strömen herab, der Sturm brauſt und macht die ſchlecht verwahrten Fenſter zittern, die ſonſt ſo unbeweglichen Cypreſſen ſchütteln haſtig ihre feinen Gipfel, und von unſerm Peraſchen Berge rinnen Waſſerbäche nach allen Weltgegenden herunter. Geſtern hätten ſie mich bald fortgeſchwemmt. Wir kehrten von einer ſehr langen Wanderung zurück und wurden bei der Heimkehr, aber noch in der Stadt, von einer wahren Sündflut überfallen, vor der man ſich hier zu Lande in keinen Wagen, in keine Portechaiſe retten kann. Jeder Kaik war in eine kleine ſchwimmende Badewanne verwandelt; ohnehin ſind die leichten Dinger bei plötzlichen Windſtößen ſehr unſicher; — ſo zog ich vor im Waſſer zu *gehen*, ſtatt darin zu *ſitzen*, und wir machten den großen Umweg über die große Brücke nach Pera. Den Berg hinauf zu klimmen war ein Seiltänzer-Kunſtſtück, weil die Straßen, wie ich Dir neulich ſchon ſchrieb, den Rinnſtein in der Mitte und nicht ein Fleckchen haben, das nicht abſchüſſig wäre. Jezt war dieſer Rinnſtein eine permanente Kaskatelle, und in derſelben wandelte ich, denn meine Schuhe waren ganz aufgeweicht, glatt und ſchlüpfrig wie eine Aalhaut, und erlaubten mir nicht mich auf dem löcherigen Steinpflaſter zu halten. Da habe ich gründlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es hier unmöglich iſt bei Regen das Haus zu verlaſſen, und da er gewiß heute nicht aufhören wird, ſo bin ich eine Zimmergefangene und dadurch im Stande Dir recht ausführlich zu erzählen, wohin geſtern meine Wanderung ging. Endlich in die Moſcheen, und diesmal nicht mit den unruhigen wallachiſchen Herren, ſondern mit einer ebenſo großen und aus allen Nationen zuſammengeſetzten Geſellſchaft, die aber an der Sache Freude hatte, und zu der wir uns — durch den Verfaſſer der „Ahnfrau“ geſellten. Das iſt ein freundlicher ſchlichter Mann, dem man ſeine ſchauerliche Tragödie gar nicht anmerkt. Er war ſo gut mich zu beſuchen, und da ſeine Geſellſchaft den nothwendigen Firman begehrt und empfangen hatte, ſo durfte ich mich ihr anſchließen. Sie war bunt genug: Deutſche, Engländer, Franzoſen, ein Holländer, ein Spanier, aus allen Ländern Europas zuſammen gewürfelt um die Wunder der religiöſen Architectur des Islams in Augenſchein zu nehmen.

Ich war ſehr, ſehr geſpannt. Ich hatte inzwiſchen ſchon durch einen glücklichen Zufall die Moſchee von Beglerbeg, dann die der Mewlewi Derwiſche, und die verödete von Piale Paſcha geſehen; umſomehr verlangte ich nach der Aja Sofia, und nach den berühmten von Sultan Suleiman und Sultan Achmed, welche beide keine chriſtliche Kirchen geweſen ſind, wie jene es war. Ach, jene! das iſt doch ein ganz wunderbar impoſantes Gebäude — im Innern nämlich; denn von Außen finde ich ſie durch die Halbkuppeln entſtellt, die ſich um die große Kuppel lagern, und dem Bau etwas Schwerfälliges, Zuſammengedrängtes geben. Im Innern waltet ein grandioſes Halbdunkel, eine ernſte Pracht, welcher der chriſtliche Urſprung unauslöſchlich eingeprägt iſt. Das Glaubensgeheimniß des dreieinigen Gottes ſchwebt unverkennbar in dieſen Räumen, und giebt ihnen die myſtiſche Färbung unſrer alten Dome, mit denen die Aja Sofia übrigens natürlich keine Aehnlichkeit hat und haben kann; denn mit ihr verglichen ſind jene lauter Neulinge. Sie iſt ihre Urahnin. Daher, wie die aller älteſten und vornehmſten Familien kein Adelsdiplom aufzuweiſen haben, weil ſie bereits aus einer ſo fernen Zeit ſtammen, daß die Dokumente nicht mehr in ſie hineinreichen — daher iſt die Aja Sofia auch nicht in einem beſtimmten Styl gebaut; allein ſie hat die Grundlage zu jenem gegeben, den man ſpäter den byzantiniſchen genannt hat, und deſſen Hauptmerkmal der runde auf Säulen ſich erhebende Bogen iſt. Byzantiniſch iſt ſie allerdings in vollem Maß zu nennen: ſie war die köſtlichſte Blüte des chriſtlichen Byzanz, und Conſtantin gründete ſie nach ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum. Doch mehr als ein Jahrhundert ſpäter, als Juſtinian römiſcher Kaiſer war, wollte er der „göttlichen Weisheit“ einen Tempel errichten, der an Pracht und Majeſtät jenen weltberühmten des König Salomo übertreffen ſollte, und der unvollkommne Bau des Conſtantin wurde zur Grundlage der Aja Sofia benutzt. Wie vom Bau des ſalomoniſchen Tempels die Sage geht, daß man dabei weder Axt noch Hammerſchlag gehört habe, weil Alles in lautlos heiliger Stille, wie im beſtändigen Gebet, gearbeitet worden ſei: ſo fehlt es auch dieſer nicht an Legenden, und ein Engel ſoll dem Juſtinian den Bau geboten, ihm die Schätze dazu angewieſen, und endlich den Namen beſtimmt haben. Es wurde wirklich mit aller Andacht deren jene Zeit fähig war, an ihm gearbeitet. Mit Gebeten und Prozeſſionen ging man ans Werk, und zwiſchen jeden zehnten Stein wurde eine Reliquie eingemauert. Die herrlichen Säulen von Porphyr, Marmor und Verde antico bezeugen noch die alte Pracht, obgleich ſie im Lauf der Zeit, und namentlich durch Erdbeben, manche Veränderungen und Störungen zu leiden hatte. So ſtand ſie ein Jahrtauſend und ſah dem Verfall und dem Sturz des byzantiniſchen Reiches zu. Sie ſah Weiber und Eunuchen die Kaiſer beherrſchen, die es ſich wol ſein ließen im Purpur des Thrones. Sie ſah den heimlichen Mord und die laute Empörung durch die Kaiſerfamilien ſchleichen, und den Sohn wider den Vater, den Vormund wider den Neffen Greuelthaten üben. Sie ſah das Volk in wahnſinniger Theilnahme den Spielen des Circus folgen und ſich durch ſie zu tollem Aufruhr hinreißen laſſen. Sie ſah die Gebildeten, die Gelehrten ſich in ſpitzfindige Fragen über die Natur der Gottheit und über die Dreieinigkeit vertiefen, und in Klügeleien des Verſtandes die rechte Kraft zur Erkenntniß und zur That verlieren. Sie ſah ein entartetes, mattblütiges, übermüthiges Geſchlecht und eine Zeit, die zwiſchen Wolluſt, Gelehrſamkeit und Tyrannei, bei dem Individuum und im Ganzen, hin und her ſchwankte. Sie ſah das lateiniſche Reich der Kreuzfahrer durch die Venetianer und ihren Dogen Dandolo in Byzanz gründen — und wieder untergehen. Sie ſah endlich den unheilbringenden Kometen, den Osmanen, aus Anatoli ſeine feurige Ruthe drohend und immer drohender nach Byzanz herüber ſtrecken, und endlich am 29. Mai des Jahres 1453 ſah ſie Sultan Mohamed II. zu Pferd ihrem Hochaltar ſich nahen, vor dem er ſein Glaubensbekenntniß mit Donnerſtimme ausrief: „Es iſt kein andrer Gott als Gott und Mohamed iſt ſein Prophet.“ Und ſomit war ſie zum erſten Tempel dieſes fremden Glaubens umgewandelt. Die Entweihung ſchützte ſie vor dem Untergang; der Abfall rettete ihr Daſein.

Wir durften ſie von oben bis unten durchwandeln. Ueber den beiden Seitenſchiffen ziehen ſich breite von den köſtlichſten Säulen gebildete Gallerien dahin, von welchen man das ganze Mittelſchiff bequem überſchauet und viele Einzelheiten gewahr wird. Da ſieht man an manchen Stellen die alte Moſaik durchſchimmern, womit die Gewölbe bekleidet waren; und welche jezt mit weißem Kalk übertüncht iſt — vermuthlich weil ſie heilige Bilder darſtellte, die von den Muhamedanern verabſcheuet werden. Da ſieht man viele ausgekratzte Kreuze an der Marmorbruſtwehr, und ein Paar die man vergeſſen hat. Hauptſächlich aber hat man einen herrlich freien Ueberblick über das ganze Innere, das ſich als ein regelmäßiges Viereck darſtellt, in der Mitte von einer großen, und rund herum von vier halben Kuppeln überwölbt. Die Wände ſind mit Marmor bekleidet, der durch die langen Jahrhunderte eine dunkle gedämpfte Färbung bekommen hat, die eine köſtliche Folie zu der alten Moſaik ſein müßte. Jezt ſticht der Kalk grell und gemein dagegen ab. Ich habe die Aja Sofia mit der Marcuskirche zu Venedig vergleichen hören, aber keine andere Aehnlichkeit gefunden als die: daß über beiden der Glanz und der Schatten eines Jahrtauſends ſchweben, daß beide an die Größe und den Untergang mächtiger Reiche und an den Umſturz des Feſteſten erinnern, und daß in beiden die Seele gern einen Aufſchwung zu dem alten ewigen Gott nimmt, den man durch Kirche und Moſchee zu ehren verſucht. Aber die Marcuskirche iſt unendlich viel ſchöner! wie eine Sybille iſt ſie ganz eingehüllt in myſtiſchen Tiefſinn, während die Aja Sofia eine ſchreckliche Verzerrung hat leiden müſſen. Der Mihrab nämlich, die heilige Stelle nach welcher der Muhamedaner ſich bei dem Gebet wendet, muß immer die Richtung nach Mecca haben, muß in der Meccalinie oder der Kiblah liegen — wie man es nennt. Da nun in chriſtlichen Kirchen der Hochaltar ſtets nach Oſten liegt, und die Kiblah hier nach Südoſten zeigt: ſo hat die ganze innere Einrichtung etwas Schiefes bekommen. Die Matten die den Fußboden bedecken, ſind alle ſchräg gelegt; die Betenden liegen ſämtlich in der Diagonallinie auf den Knien; ich hätte es wieder in Ordnung rücken mögen, ſo verdreht ſah es aus. Der Mihrab iſt übrigens eine leere Niſche, und weiter nichts. Neben ihm erhebt ſich zur Rechten eine Art von hoher Kanzel zu der eine Treppe emporführt: das iſt der Platz für den Gebetausrufer; — und zur Linken eine Art von Gerüſt auf Säulen ruhend: da wird am Freitag ein geiſtlicher Vortrag gehalten — und zwar nach türkiſcher Weiſe auf untergeſchlagenen Beinen ſitzend. Eine Art von vergitterter Loge fehlt in keiner Moſchee; ſie iſt für den Sultan beſtimmt. Hierauf beſchränkt ſich die innere Ausſtattung. So iſt die Aja Sofia beſchaffen. Wir ſahen ſie zur Stunde des Gebets, weil das die intereſſanteſte iſt, und diesmal ganz ungeſtört. Man ließ uns ſtehen, gehen, ſehen; der Bakſchiſch wird wol an die Rechten vertheilt worden ſein! — Weiber und Männer waren nicht abgeſondert, verrichteten gemeinſam ihre Gebete, und zwar ſämtlich halblaut, ſo daß dadurch ein großes brauſendes Gemurmel entſtand. In den Seitenſchiffen ſaßen die Leute friedlich bei einander, Einer ſchrieb nach türkiſcher Sitte, nämlich in die flache linke Hand legt man ein Stück Papier und ſchreibt in dieſer unbequemen Weiſe die krauſen türkiſchen

Buchſtaben von der Rechten zur Linken. Die Rohrfeder und das kleine Tintenfaß tragen die Leute im Gürtel. Einige drehten den Roſenkranz, was aber mehr eine Beſchäftigung der Finger, als eine Andachtsübung ſein ſoll, und auch nicht für eine ſolche gilt. Einer las Gebete aus einem Buch und machte dabei fortwährend kleine wackelnde Verbeugungen, ſo daß er frappant wie jene chineſiſchen Porzellanpagoden auf den Kaminen ausſah, die bei uns meine ganze Antipathie ſind. Ein blödſinniger Derwiſch hatte einen großen Kreis um ſich verſammelt, der ihn ſchweigend betrachtete. Es war ein junger Menſch in wunderlicher Tracht, mit einer kurzen feuerfarbenen Tunika und einem ungeheuern mit Blumen geſchmückten Turban; in der Hand hielt er einen Pilgerſtab, woran ein großer Blumenſtrauß befeſtigt war. Er wandelte in der ganzen Moſchee herum, und ſah gedankenlos die Dinge an, nach der Art dieſer armen Weſen, welche von den Muhamedanern für heilig gehalten werden und unter dem Schutz dieſer Meinung ſicher vor Verſpottung und Mißhandlung des Pöbels ſind.

In den anderen Moſcheen war es ſtiller, und ſie ſind auch ganz anders als die Aja Sofia, aus einer andern Idee geboren. In jener iſt das chriſtliche Dogma mit der grandioſen inbrünſtigen Myſtik der uralten Zeiten, mit der flammenden Glaubensglut der Kirchenväter durchwebt und durchweht, noch ganz unverkennbar. In dieſen iſt es eben ſo unverkennbar das einfache klare Geſetz des Islam. „Es iſt kein Gott außer Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet.“ Das iſt hell und leicht verſtändlich und gar keiner andern Deutung fähig als der die es ausdrücken ſoll. Nimmſt Du hingegen irgend einen Glaubensſatz der chriſtlichen Kirche, die Dreieinigkeit, oder die Menſchwerdung Chriſti, oder ſeine Himmel- und Höllenfahrt; oder lieſeſt Du im Evangelium des St. Johannes: „Im Anfang war das Wort; und das Wort war bei Gott; und Gott war das Wort;“ — von der Apokalypſe ſchon gar nicht zu reden: ſo iſt das Alles im Grunde gar nicht zu verſtehen, aber unendlich viel und tief zu deuten. Weil es das iſt, haben ſich die Menſchen von Arius bis auf unſre Tage, alſo ſeit anderthalb Jahrtauſenden, maßlos über deren Deutung geſtritten und ſich verfeindet. Die Einen wollen es wörtlich nehmen, die Andern bildlich; die Dritten wollen ſich nur an den Geiſt halten, der Wort und Bild beſeelt; und Andre wollen noch Anderes. Viel Unruhe, Schwankung und Zerriſſenheit bringt das mit ſich, aber auf dem Weltmeer wehen nun einmal die tobenden Stürme, welche auf dem ſtagnirenden Landſee nicht entſtehen; und dieſem Ringen nach Verſtändniß, dieſem Drang nach Deutung. verdankt die Welt viel Schönes, namentlich die ganze kirchliche Architektur des Mittelalters: dieſe durchgeiſtete Ausarbeitung einer ſo ungeheuern Steinmaſſe wie eine Kirche es iſt, im Schutz des Kreuzes, das ſie auf ihrer Höhe trägt. Es iſt alſo ſehr natürlich, daß eine Kirche einen ganz andern Eindruck macht und machen muß und ſoll, als eine Moſchee, und in meinen Augen iſt die Aja Sofia nur vorübergehend zu einer ſolchen eingerichtet. Es exiſtirt eine kleine Legende bei Chriſten und Muhamedanern, welche auch den Glauben ausſpricht, daß der Islam hier nicht immer herrſchen werde. In dem Augenblick als Conſtantinopel von den Türken genommen wurde, las ein frommer Prieſter Meſſe in der Aja Sofia. Die Schreckensbotſchaft drang in die Kirche grade als die Verwandlung der Hoſtie vor ſich ging. Da betete der Prieſter mit heißer Inbrunſt Gott möge den heiligen Leib Chriſti vor Entweihung ſchützen; und ſiehe! eine Wand umſchloß plötzlich den Prieſter mit der Hoſtie, und Beide werden unverſehrt wieder aus ihr hervortreten an dem Tage wo Conſtantinopel von den Chriſten eingenommen wird. Aber Du mußt nicht fragen, meine Herzensmama, ob ich dieſe Wand geſehen habe; Du mußt hübſch glauben, ſo wie ich, daß ſie die ganze Aja Sofia ſelbſt iſt.

Sultan Suleiman der Große ließ im Jahr 1560 durch ſeinen großen Baumeiſter Sinan die berühmte Moſchee bauen, die ſeinen Namen trägt: die Suleimanje. Sie iſt auch viereckig, auch mit einer Kuppel überwölbt, hat auch köſtliche antike Säulen, hat Fenſter von bunten Glasſcheiben, welche zu zierlichen Arabesken zuſammen geſetzt ſind, und iſt eine vollkommne Moſchee: der Geiſt der ſie durchwebt iſt einfach bis zur Trockenheit und ſchlicht bis zur Leerheit, ohne doch dürftig zu ſein. Nein, dürftig iſt ſie gar nicht, groß, feſt, mächtig iſt ſie! aber ihr Geiſt giebt nicht genug, denn er reicht nicht hoch genug. Sie iſt ſo fertig, weltfertig mögte ich ſagen, und der Himmel will doch nicht in ſie hinein gleiten! höchſtens ein Stückchen vom muhamedaniſchen Paradieſe, repräſentirt durch Kränze von Drath an denen kleine Lampen, Straußeneier und Troddeln von Gold hängen, eine Art von rohen Kronleuchtern, die in feſtlichen Nächten angezündet werden, und die in keiner Moſchee fehlen. Die von Beglerbeg war ganz damit durchwebt. Aber dieſer kindiſche Aufputz ſtimmt gar nicht zu der übrigen Einfachheit. Die Wände ſind weiß übertüncht; der Mihrab iſt mit bunter Fayence ausgelegt; der Fußboden iſt Backſtein, aber mit Matten bedeckt. Dürfte man glauben, daß ein ascetiſches Volk hier ſeine Andachtsſtätte hätte, ſo würde die Kahlheit weniger befremden; jezt erſcheint ſie mir nur als ein Zeichen von Unentwickeltheit. Indeſſen erinnert doch noch die Form des Ganzen, die Anordnung der Pfeiler auf denen das Kuppelgewölbe ruht, der Säulen welche zwiſchen den Pfeilern ſtehen, an die Aja Sofia durch eine gewiſſe ernſte Feierlichkeit. Allein die Moſchee Sultan Achmeds, die im ganzen Bereich des Islams wegen ihrer ſechs Minare's berühmte Achmedje, treibt die Einfachheit in der That bis zur Nüchternheit. Ein immenſes Viereck, in deſſen Mitte vier immenſe, höchſt rohe Pfeiler das Kuppelgewölbe tragen, Fenſter an allen Wänden von oben bis unten, das Ganze förmlich untergetaucht in weißen Kalk: das iſt ſie. Die Osmanje aus dem vorigen Jahrhundert gefällt mir beſſer, iſt freilich kleiner, aber dafür iſt auch der ganze innere Raum frei und das Licht, das rundum in die zahlreichen Fenſter fällt, paßt gut dazu. Mit weißem Marmor ſind die Wände bis zum Fries bekleidet, und dieſer wird aus fußhohen goldenen Buchſtaben gebildet, die auf ſchwarzen Grund Koranſprüche zeichnen, und in ihrer krauſen Verſchlingung wie Arabesken ausſehen. Die einfache Klarheit des Geſetzes des Islams finde ich in der Osmanje am glücklichſten aufgefaßt und im beſten Sinn dargeſtellt, und dieſer Uebereinſtimmung wegen hat ſie mir den angenehmſten Eindruck gemacht. Die Umgebungen ſind am großartigſten bei der Achmedje; ihre ſechs Minare's, mit zwei und drei Kränzen von Gallerien, — ihr mächtiger äußerer Vorhof mit herrlichen Platanen — ihr großartiger innerer Hof, den ein Portikus von antiken Marmorſäulen umringt — ihre zierlich gearbeitete Marmorfontäne voll Koranſprüche in deſſen Mitte — machen ſie zu einem Kleinod in dem großen Schmuckkaſten von Conſtantinopel. Uebrigens haben alle Moſcheen mehr oder weniger große und ſchöne Vorhöfe mit ſäulengetragenen Portiken, mit Platanen und Cipreſſen und mit einer Fontäne. Dieſe Umgebungen ſind eben ſo nothwendig, als die mit ihnen verbundenen Wolthätigkeitsanſtalten. Neben der Fontäne im Schatten der Bäume ſitzen gewöhnlich Verkäufer von Roſenkränzen. Im Vorhof von Sultan Bajeſids Moſchee werden Tauben gefüttert — zum Spaß, der Gebrauch iſt ſo, daß wer hinkommt eine Kleinigkeit giebt, und dafür das Vergnügen hat Taubenſchwärme über den hingeſtreuten Waizen herfallen zu ſehen. Der Türk iſt gutmüthig; er will daß auch das liebe Vieh es gut habe;

er mißbilligt ſehr ein Thier zu tödten ſobald man nicht deſſen bedarf. Dieſer übel angebrachten Gutmüthigkeit hat man das Ungeziefer der conſtantinopolitaniſchen Hunde zu danken. Verſtändige Leute haben vorgeſchlagen dieſe zu vergiften. Aber behüte der Himmel! großes Geſchrei der Türken gegen die Grauſamkeit. Ich liebe den Hund wegen ſeiner Treue, ſeiner verſtändnißſuchenden Augen, ſeiner verſchleierten und doch unleugbaren Intelligenz; aber die hieſigen machen mir nur den Eindruck des Ungeziefers und fallen in die Kategorie der Ratten und Mäuſe, die man vertilgen muß. Wenn Nachts dieſe Tauſende von hungernden Kehlen zu heulen anfangen, der Sturm brauſt, und die Wächter im Hafen ſich von Zeit zu Zeit um nicht einzuſchlafen ihren langen eintönigen, traurigen Ruf zuſenden: ſo ſchauert es einem wie bei uns in eiſigen Winternächten — und die Hunde tragen hauptſächlich die Schuld. Oder man reitet; das Pferd tritt eins dieſer Thiere, die nie ausweichen; es fängt an zu heulen, ſeine Kameraden ſtimmen ein, rotten ſich zuſammen, laufen hinterher, an jeder Straßenecke vergrößert ſich die Geſellſchaft, das Geheul geht in Gebell über, das Pferd wird unruhig, der Reiter betäubt. Oder ſie ſterben, und ſind als Leichnam vollends die allergrößte Calamität. Aber aus dem

Allen macht der Türk ſich nichts! er iſt zu gutmüthig um nicht auch das Ungeziefer zu lieben. Scheint Dir das eine große Tugend zu ſein? Nun, ich will ſie ihm gönnen, aber ſeine Trägheit iſt wirklich ganz unausſtehlich. Geſtern befand ſich die ganze Geſellſchaft im Schutz und unter der Anführung eines Kawaſſ. Der iſt eine Art von Sicherheits- oder Ehrenwache, trägt Waffen, und wird von der Regierung an alle fremde Miniſter und Conſuln zur beſtändigen Begleitung gegeben; ſo auch an einzelne Fremde, ſobald ein Firman reſpectirt werden ſoll. Es war Mittag, wir waren grade zwei Stunden gegangen; plötzlich hieß es der Kawaſſ könne nicht weiter vor Ermüdung, müſſe ſich bei einer Taſſe Kaffee und einer Pfeife von der überſtandenen Anſtrengung ausruhen und für die kommende ſtärken; und richtig! bei einem Café mußte die ganze Geſellſchaft Halt machen und wol eine halbe Stunde verweilen. Es war nahe bei dem Eingangsthor zum Serai, aber das zu ſehen iſt jezt ganz unmöglich, weil der Großherr in dieſen Tagen aus dem Palaſt zu Beglerbeg ins Serai hinüber zieht um den bevorſtehenden Ramadan — die Faſtenzeit — und vielleicht den ganzen Winter darin zuzubringen. Sultan Mahmud liebte nicht dieſe eigentliche Reſidenz der Großherrn, die von Mauern, Thürmen und Thoren, von Gärten, Höfen und einer ganzen Welt von Gebäuden umringt, am äußerſten Ende der Stadt wie ein Dreieck liegt, das von zwei Seiten vom Hafen und vom Propontis umſpült wird, und im großen Gemälde des Bosporus den Lichtpunkt des Ganzen als die ſogenannte „Spitze des Serais“ bildet. Kein andrer Palaſt noch Kiosk hat eine ſo herrliche Lage; aber an keinen knüpfen ſich ſo viele grauſige Erinnerungen, von denen die an den erwürgten Sultan Selim für Sultan Mahmud am grauſigſten geweſen ſein mag. Ob ſie nun ſeinem Sohn ferner liegen, oder ob dieſer, wie das bei den Herrſchern zu gehen pflegt, am liebſten das Gegentheil von Allem thut, was ſein Vorgänger gethan, genug, das Serai ſoll wieder bewohnt werden, und die Vorbereitungen dazu verſchließen es dem Fremden. So hörte ich von den Miniſtern, die ich darum befragte, und namentlich vom Internuntius, der ſo außerordentlich viel Güte für mich hat, daß er mir gewiß den Eintritt verſchaffen würde, wenn es möglich wäre. Ich muß mich alſo damit begnügen die hohe Pforte geſehen zu haben, wo die Staatsgeſchäfte verhandelt werden, und muß auf das Serai verzichten, wo der Großherr in ſultaniſchen Herrlichkeiten ſchwelgt. Bis in deſſen Küche könnte ich übrigens vermittelſt Bakſchiſch und guter Worte dringen — höre ich; aber das macht mir keinen Spaß, und ich bin des Glücks ganz unwürdig die großherrlichen Tiegel und Keſſel geſehen zu haben. Gott, aus den Moſcheen gerathe ich in die Küchen! das iſt die Schuld des trägen Kawaſſ, der uns beim Serai aufgehalten hat, vor deſſen Thor aber auch noch eine wunderhübſche Fontäne zu betrachten iſt. Dieſe wie ihre ſämtlichen Schweſtern ſind eine große Zierde der Stadt, obgleich man ſie mit Unrecht Fontänen nennt — worunter wir plätſchernde Springbrunnen, hohe Waſſerſtralen in weiten Baſſins verſtehen. Dies ſind Waſſerbehälter von kleinen hübſchen tempelartigen Gebäuden umgeben, aus denen das Waſſer durch Röhren haushälteriſch in Tröge rinnt — für das Vieh, während neben den Röhren meiſtens Schaalen von Blech angekettet ſind, damit die durſtigen Menſchen ſich auf ihre Weiſe laben können. Jenes Waſſerhäuschen vor dem Serai iſt viereckig, aber mit abgeſtumpften Ecken, und mit einem weit vorſpringenden, ausgeſchweiften Dach, ſo daß es etwas chineſiſch ausſieht. Buntfarbige Arabesken, Stuckatur, Vergoldungen, Koranſprüche bedecken es von oben bis unten, ein wenig grell, doch ſehr niedlich, und das Ganze iſt ſo ſauber, daß man es auf den Tiſch ſtellen mögte, wie irgend ein nettes Thee- oder Arbeitskäſtchen. — Ich bin auch mit den Moſcheen zu Ende, denn mehr als jene vier, die Aja Sofia, die Suleimanje, die Achmedje, und die Osmanje, haben ſich uns nicht aufgethan, und ſie genügen auch vollkommen um einen Begriff ihrer Bauart, ihrer Einrichtung, und des Eindrucks zu geben, den ſie auf den Beſchauer machen. Was nun der Leſer dazu ſagt, liebe Mutter, könnte leicht etwas Anderes ſein. Aber umſomehr, nur in andrem Sinn, genügen dieſe. Die größere Zahl würde für Dich nichts zur Deutlichkeit beitragen. Ich küſſe tauſend Mal Deine Hand. Uebers Jahr thue ich es in der Wirklichkeit — Inſchallah! ſpricht der Türk, d. h. ſo Gott will.

XII

Conſtantinopel, Sept. 19, 1843.

Manche Dinge, die Anderer Entzücken ausmachen, kann ich hier wirklich nicht anders als unausſtehlich finden, und darunter ſtehen obenan die Fahrten im Kaik, die ich faſt täglich machen muß, und die mir immer mehr und mehr unbequem werden. Als ich einſt gegen Jemand die Gondelfahrten in Venedig lobte, entgegnete der: ſie wären gar nicht zu vergleichen mit den Fahrten im Kaik im Bosporus; die nur wären bequem, die nur angenehm. Das iſt mir unbegreiflich! Die Gondel gleitet ohne Schwankung, ohne Stoß, leicht und ruhig wie ein Schwan durch die Lagune, geführt durch den Gondolier, der mit bewunderswerther Geſchicklichkeit hinten auf ihrem äußerſten Rande ſteht, und Ruderſchläge ſo ſanft wie mit dem kleinen Finger thut; und man ſitzt dazu auf einem ſehr breiten, niedrigen, gut gepolſterten Sofa, überdacht, frei, wie man Luſt hat. Im Kaik wird man geſchaukelt, und fühlt überdas den Stoß jedes Ruderſchlages, weil der Ruderer ſich mit Vehemenz rückwärts wirft, ſo daß man immer eine zwiefache Bewegung ſpürt; dazu ſitzt man kläglich am Boden, und wird ohne Rettung von der Sonne gebraten und von den Wellen beſpritzt. Mir däucht es kann kein Zweifel obwalten, wo die größere Bequemlichkeit ſei. Ich wenigſtens bleibe dabei: ich kenne nur eine Art von wahrhaft entzückender Waſſerfahrt, und das iſt die in venetianiſcher Gondel. Will man den Kaik in ſeiner vollen Unbehaglichkeit genießen, ſo braucht man nur die Fahrt nach Bujükderé zu machen — und die verſäumt ohnehin kein Reiſender — dann hat man drei Stunden lang Kaikfreuden. Bujúkderé iſt das bekannte und berühmte Dorf am Bosporus in welchem die meiſten fremden Miniſter ihre Sommerlandhäuſer haben, und zur Stunde ſind ſie auch noch alle draußen, bis auf den Internuntius. Der iſt hier — Gottlob! Ach Ihr in dem guten Europa, Ihr könnt gar nicht begreifen wie das angenehm iſt mitten auf dem Berg von Pera ſo ein europäiſches Haus im ganz guten Styl zu finden! Abgeſehen davon, könnte ich ohne den Internuntius gar nicht zu Allem gelangen. So eben giebt er mir die Nachricht, daß ich am nächſten Freitag den Harem von Rifát Paſcha, dem Miniſter des Auswärtigen, beſuchen darf. Ich bin in beſtändiger Relation mit ihm, und das wäre nach Bujúkderé hin gar ſo nicht möglich geweſen — namentlich in dieſen Tagen, wo neben dem Regenwetter wüthende Stürme geherrſcht haben. Einige fünfzig Kaiks — Anfangs hieß es 2000! — ſind im Bosporus zertrümmert, ſechs größere Fahrzeuge ſind untergegangen, viele Häuſer am Ufer beſchädigt, indem die Schiffſchnäbel in die hölzernen Wände gefahren ſind, und man hat bereits über dreißig Leichen von Verunglückten gefunden. Die Aequinoktialſtürme ſtellen ſich ungewöhnlich früh ein! — Wir waren an einem ſchönen Tage nach Bujúkderé gefahren, wurden aber doch tüchtig beſpritzt, da bei der Umſchiffung der kleinen Vorgebirge die Strömung ſtets ſo heftig iſt, daß Leute am Ufer laufend den Kaik am Strick hindurchziehen müſſen. Wir hatten drei Paar Ruder und dennoch dauerte die Hinfahrt drei Stunden; die Rückfahrt iſt kürzer, weil man mit der Strömung geht. Bujúkderé liegt nördlich von Conſtantinopel in der tiefſten Bucht, die der Bosporus ins Land hinein macht, und Hügel, Wieſen und Schluchten voll Platanen und immergrünen Eichen, gruppiren ſich aufſteigend hinter dem Ort, aber nicht hoch genug um über den weiten Waſſerſpiegel zu herrſchen. Ganz in der Nähe und an der nämlichen Bucht liegt das Dorf Therapia, wo der franzöſiſche Miniſter ſeine Sommerwohnung und einen großen Garten voll prächtiger Bäume hat. Wenn man in dieſen Orten lebt, ſo mag die geſunde friſche Luft, die ſchöne Ausſicht auf das ſchönere Ufer von Anatoli mit der Ruine des alten epheuumſchlungenen genueſiſchen Schloſſes und mit dem Rieſenberge — ſo mögen die zahlreichen Spaziergänge, die man in Conſtantinopel gar nicht hat, große Annehmlichkeit gewähren; mir aber gefallen die Uferbilder während der Fahrt beſſer. Sie haben mehr Abwechſelung, mehr Wärme, der Bosporus iſt ſchmaler, flußartig gewunden; bei Bujúkderé iſt er wie ein Landſee und die Gegend eintönig. Die Rückfahrt, welche dieſelbe iſt, die wir bei unſrer Ankunft mit dem Dampfſchiff machten, iſt wunderhübſch, denn da fährt man in die immer ſchönere und ſchönere Gegend hinein, und man mögte hundert Augen haben um den ganzen bunten Reichthum auf einmal — und dann jeden einzelnen Punkt beſonders betrachten zu können. Eine reizende Lage am Berg hinanſteigend hat das Dorf Candili auf der aſiatiſchen Seite. Aeußerſt maleriſch wie zwei vom Alter gebrochene Kämpen liegen die alten osmaniſchen Feſtungen, Anatoli hiſſar und Rumili hiſſar ſich gegenüber. Mit ihrem Bau ängſtigten und bedrängten die Sultane die byzantiniſchen Kaiſer, welche umſonſt dagegen Einſprache thaten. Nun liegt ganz in der Nähe ein ruſſiſches unvollendetes Feſtungswerk und deutet auf die Zukunft, ſo wie jene auf die Vergangenheit deuten. All die ſchwarzen Häuſer des Dorfes Jeniköi zeigen an, daß ſie Armeniern gehören, die ihre Reichthümer gern in dieſer Art von Schacht verbergen. Bunt wie Blumen, und zwar in den allergrellſten Farben, ſind hingegen die zahlloſen türkiſchen Landhäuſer. Mir kommen ſie vor wie Kartenhäuſer, durchſichtig und gebrechlich, hingeſtellt zum Schmuck des Bosporus, aber unbewohnbar für Menſchen. Als Kinder hatten wir Häuschen von Pappe, worin wir Heuſchrecken verpflegten — daran erinnern ſie mich. Sie machen ſich jedoch ſehr gut, beſonders als Contraſt wenn man von Bujükdere und von den epheuumſchlungenen ernſthaften Ruinen herkommt: das iſt wie aus dem Herbſt in den Frühling hinein. Der Großherr, der einige fünfzig große und kleine Paläſte in und um Conſtantinopel haben ſoll, hat denn natürlich auch am Bosporus verſchiedene Kiosks und die großen Schlöſſer von Beglerbeg auf der aſiatiſchen und von Tſchiragan auf der europäiſchen Seite. Letzterer, der von Sultan Mahmud gebaut iſt, ſoll 37 Millionen Gulden gekoſtet haben, was freilich dadurch erklärlich wird, daß der Baumeiſter zu gleicher Zeit für ſich ſelbſt aus den Broſamen nicht weniger als zwölf Häuſer erbaut hat. Frauen aus der Familie des Sultans haben auch ihre Paläſte am Bosporus. Männer nicht. Ein Sultan hat keine männliche Verwandte; entweder verſchwinden ſie in der Kindheit, oder ſie werden ſpäter ſo unſichtbar gehalten, wie der Bruder des Großherrn Abdul-Medjid. Scutari, mit ſeinem dunkeln Hintergrund des berühmten Cipreſſenhains der Todten, iſt ein großer Schmuck des Bosporus, denn wie eine große Stadt, die es in der That mit ſeinen mehr als 100,000 Einwohnern auch iſt, vervollſtändigt es das Kleeblatt von Pera mit ſeinen verſchiedenen Anhängſeln andrer Vorſtädte, und von der eigentlichen Stadt Conſtantinopel, ſo daß jede dieſer drei Abtheilungen für ſich eine bedeutende Stadt bildet, während ſie zuſammen das heutige Stambul ausmachen. In der Mitte des Bosporus, Scutari am nächſten, liegt das Gebäude mit dem hübſchen Namen und der trübſeligen Beſtimmung, der Leanderthurm, das Lazareth der Peſtkranken, auf einer Klippe. Was der Name Leander hier bedeuten ſoll, weiß Niemand. Mädchenthurm heißt er nach einer alten Sage, daß eine Prinzeſſin von ihrem Vater in dieſem Thurm gehalten worden iſt, um ſie vor einem ihr prophezeiten Unglück zu ſchützen. Nun hatte ſie aber einen Liebſten, der um bei ihr Zutritt zu gewinnen ſich als Gärtner verkleidete und ihr einen Korb mit Roſen brachte. Erfreut über Gabe und Geber nahm ſie haſtig das Körbchen; ſiehe! da ſchoß eine giftige Schlange aus den Roſen und ſtach das Mädchen in den Buſen. Aber auf der Stelle tödtete der Liebſte die Natter und rettete der Prinzeſſin das Leben indem er das vergiftete Blut aus der Wunde ſog. Den weitern Verlauf der Geſchichte weiß ich nicht; hoffe aber daß der alte König eingeſehen haben wird, gegen die Liebe gebe es keinen Schutz, und wenn man deren Gefahren überſtehe, ſo werde man auch wol mit allen übrigen fertig werden. Und ein Peſtlazareth iſt jetzt dieſer Thurm! Zum Glück hat ſich ſeit einigen Jahren dieſe ſchauderhafte Krankheit nicht in Conſtantinopel gezeigt, und auch von verheerenden Feuersbrünſten iſt es verſchont geblieben. Aber im Jahr 1831 haben zu gleicher Zeit Peſt, Cholera und eine Feuersbrunſt gewüthet, die 40,000 Häuſer niedergebrannt hat, darunter die Hotels der meiſten Geſandtſchaften. Das engliſche ſteht ſeitdem als Ruine mitten in einem verwilderten Garten, und man denkt daran ein neues zu bauen. Das franzöſiſche iſt im Bau; das ruſſiſche eben vollendet, doch noch nicht eingerichtet — ein wahrer Palaſt aus behauenen Steinen, von denen jeder einen Dukaten gekoſtet haben ſoll. Die Ausſicht iſt eine der ſchönſten von ganz Conſtantinopel, und wenn die innere Ausſtattung ſo magnifik wird wie Lage und Bau: ſo hat der Kaiſer von Rußland bei ſeinem nächſten Beſuch in Conſtantinopel einen wahrhaft kaiſerlichen pied à terre. Die Internuntiatur hat den venetianiſchen Palaſt inne: kein Prunkgebäude, aber ruhigſtattlich, wie Oeſtreich das immer und überall in ſeinem äußeren Auftreten iſt, und wie ich das bei Staaten und Menſchen unbeſchreiblich gern habe, ohne eine Spur von Oſtentation. Mir gefällt es doppelt, wegen der außerordentlichen Zuvorkommenheit ſeiner Bewohner. — Aber die Ausſicht von den Terraſſen und von der großen Colonnade des ruſſiſchen Palais kann ſich mit den berühmteſten von Conſtantinopel meſſen: mit denen vom Thurm von Galata und vom Thurm des Serakiers, die wir gleich in den erſten Tagen beſtiegen. Der erſtere liegt auf dem Abhang des Berges von Pera, ganz nah bei der Mauer, die Galata rings umgiebt und deren Thore bei Nacht geſchloſſen werden. Denn Galata, die von den Genueſen in Handelsintereſſen gegründete Stadt, ward bald den unmächtigen byzantiniſchen Kaiſern gegenüber ſo anſehnlich, daß ſie ein eigener kleiner Staat, mit eigener Gerichtsbarkeit und eigener Kirche, und nebenbei eine Feſtung mit crenelirten Mauern, mit Thürmen und Thoren, ward. Da die Kaiſer nicht im Stande waren die Unabhängigkeit der Genueſer zu hindern, ſo mußten ſie deren Uebermuth in ihrer eigenen Reſidenz dulden, und nicht früher als mit Byzanz ſelbſt ging Galata zu Grunde. Noch jezt iſt es die eigentliche Handelsſtadt von Conſtantinopel, wo die Kaufleute und Banquiers ihre Niederlagen, Magazine und Comptoirs haben — zuweilen in Häuſern, denen man deutlich den halbabgetragenen oder verfallnen Thurm anſieht. Die Mauern ſtehen noch aufrecht, aber die meiſten ihrer Thürme ſind Ruinen, und all dies Gemäuer iſt über und über mit Epheu und andern Schlingpflanzen dicht bewachſen. Aber dies iſt nur ein Stückchen des großen Panoramas das ſich um den Thurm von Galata ausbreitet, und es liegt zu ſeinen Füßen. Weiter verfolgt man die ganze Krümmung des goldnen Horns, welches vielleicht den ſchönſten Hafen der Welt bildet. Da liegen alle mögliche Fahrzeuge, Kaiks, Segelbarken, Dampfboote aller Nationen, Kauffahrteiſchiffe, Fregatten, Linienſchiffe ſo bequem beiſammen, wie auf der See, und doch iſt über den Hafen eine verbindende Brücke von Galata nach der Stadt geſchlagen, die freilich nur von Holz und bereits baufällig, keine Zier, aber doch eine große Bequemlichkeit iſt. Wir zählten ſieben türkiſche Fregatten im Hafen, ſämtlich abgetakelt und im kläglichſten Zuſtand. Einige Linienſchiffe ſahen gerüſtet aus. Auf kleinen natürlichen oder künſtlichen Klippen ſind durch den ganzen Hafen Schilderhäuschen vertheilt, in denen Soldaten der Ordnung und Sicherheit wegen Wache halten, und ſie ſelbſt genießen wenigſtens der vollkommenſten und ſicherſten Ruhe, denn ſie ſitzen da und ſtricken Strümpfe — eine Lieblingsbeſchäftigung der türkiſchen Soldaten. Niedlicher als dieſe guten Leute machen ſich im Hafen die Möwen, die zu Millionen darin Aufenthalt haben, und weiß wie Schneeflocken auf Maſtbäumen und vorragenden Balken ſitzen oder auf den Wellen ſich ſchaukeln. Jenſeits des Hafens breitet ſich die Stadt in ihrer ganzen Länge aus, von der Spitze des Serais bis an die Landmauer, und über dieſe hinweg die Vorſtadt der Töpfer bis zur Moſchee von Ejub mit ihren Platanen und Cipreſſen. Dieſe Moſchee iſt eine beſonders heilige Stätte, dem Ejub zu Ehren errichtet, welcher Fahnenträger Muhameds war. In ihr geſchieht die große Ceremonie der Schwertumgürtung des Großherrn, die ungefähr einer Königskrönung entſpricht, und nie hat der Fuß eines Ungläubigen ihren heiligen Boden entweiht. Todtenfelder von vergitterten Arkaden umgeben, von Cipreſſen beſchattet, hie und da mit Roſenſträuchen geſchmückt, die dem kalten Leichenſtein einen Hauch ihres lieblichen Lebens leihen, führen nach der Moſchee; auf ihnen ſind berühmte, gelehrte und heilige Männer beſtattet. Am Thor des äußeren Vorhofs ſaß ein Wächter und wollte uns Anfangs kaum erlauben in denſelben hinein zu blicken um die größte, ſchattenreichſte aller Platanen, die wir doch ſchon ſo majeſtätiſch rings um Conſtantinopel herum geſehen haben, zu bewundern. Aber unſer Dragoman zähmte und ſänftigte dieſen Cerberus dermaßen durch milde Reden und ganz ohne Bakſchiſch, daß er ganz freundſelig wurde, uns den Blick in den Vorhof geſtattete, und uns endlich zwiſchen den Gräbern herumführte und uns deren berühmteſte Todte nannte z. B. den großen Rechtsgelehrten aus Sultan Suleimans Zeit, Ebn Suud. Es ruht ein ſo tiefer ungeſtörter Friede unter den kühlen grünen Schatten von Ejub — die hohen Wipfel und die ſtarken Aeſte all der herrlichen Bäume ſäuſeln und weben ſolche Ruhe herab, daß die moslemetiſche Unduldſamkeit wie ein Wahnſinn darunter wohnt; — denn jede Unduldſamkeit iſt ein Wahn, der auf der Thorheit der Selbſtüberſchätzung beruht und die eigene Erkenntniß zum Mittelpunkt des Univerſums macht. In der Welt, wo ſo mancherlei Thorheit zu Hauſe iſt und vollauf ihre Nahrung findet, darf man ſich nicht über die der religiöſen Unduldſamkeit wundern; aber zwiſchen den Gräbern, deren Geheimniß Keiner ergründet und Keiner offenbart hat, müßte ſie verſtummen. Es war mir ſchrecklich, daß der Türk mich fortjagen wollte als ob ich ein ſchädliches Thier ſei, da ich doch warlich eine ſolche Andacht zu Allem was der Andacht werth iſt habe, wie nur irgend ein Menſch ſie haben kann. Das muß man ſich hier gefallen laſſen; allein es wird mir ſchwer. — Ich bin auf einen Abweg von meinem Panorama gerathen, liebes Clärchen! ich wollte nur ſagen, daß die Stadt ſich vor dem Thurm von Galata in ihrer ganzen Ausdehnung hinbreitet, mit der glänzend ſchönen Spitze des Serais beginnend, mit der ernſthaft ſchönen Moſchee von Ejub endend. Ueber die Stadt hinweg gewahrt man das Marmorameer, aber nur als ſchmalen Streif, begrenzt von der Bergkette Bithyniens, deren Olymp, ſeit einigen Tagen mit Schnee gekrönt, wie eine lichte Wolke am Horizont aufſteigt. Die übrigen Theile des Rundgemäldes beſtehen aus der Anſicht des Bosporus, und aus den kahlen Hügeln, welche unmittelbar hinter dem Berg von Pera beginnen, und ſich in das Land hinein, allmälig bis zum Balkan aufſteigend, wellen ſollen. Einer dieſer Hügel trägt den troſtlos öden Gottesacker der Iſraeliten, von dem ich neulich ſchon ſprach. Ein andrer heißt der Okmeidan (Pfeilplatz) auf welchem Sultan Mahmud ſich im Bogenſchießen geübt hat, nach türkiſcher Weiſe ohne Ziel, nur um die Kraft des Armes zu üben weitmöglichſt ins Blaue hinein. Ueberall wo ein Pfeil gefallen, iſt zum Gedächtniß dieſer großen That ein Denkſtein errichtet, hier ein Obelisk, da eine korinthiſche Säule, dort eine byzantiniſche, dieſe von ſchneeweißem Marmor, jene vergoldet und bemalt. Ein kleiner Kiosk in welchem ſich der Sultan von dieſer Anſtrengung erholte, beginnt ſchon zu verfallen, und wird in wenigen Jahren eben ſo ſehr nur nicht ſo ſchön eine Ruine ſein, wie die Moſchee von Piale Paſcha am Fuß des Okmeidan, in einem Hain von Ulmen und Platanen, bereits iſt.

Die Ausſicht vom Thurm des Seraskiers ergänzt jene von Galata, indem ſie hauptſächlich die Vogelperſpektive auf die Stadt ſelbſt, und dann eine ganz herrliche Ausſicht des Marmora Meeres mit den Prinzeninſeln und der aſiatiſchen Küſte darbietet. Das Seraskeriat entſpricht dem Kriegsminiſterium der europäiſchen Staaten, ſo daß der Seraskier etwa der Kriegsminiſter und einer der wichtigſten Männer der hohen Pforte iſt. Auf einem außerordentlich großen und leeren Platz ſtehen die Gebäude des Seraskeriats, von denen allein der Thurm ins Auge fällt, und auch der nur weil er eben ein Thurm, nicht weil er ſchön iſt. Von einem Polizeioffizianten begleitet erſteigt man ihn, und findet oben eine kleine Kaffeewirthſchaft eingerichtet, und durch zwölf große weite Bogenfenſter höchſt bequem die Ausſicht. Wir ſaßen dort lange, lange bald vor dieſem, bald vor jenem Fenſter. Wie und wo man den Propontis ſehen möge, immer iſt er durch ein zauberiſches Farbenſpiel ſchön wie eine unvergängliche Fata Morgagna; und die Vogelperſpektive orientirt ſo gut in einer Stadt. Die große Menge überkuppelter Gebäude, die man in den Straßen gehend nicht gewahr wird, fielen uns auf. Es ſind theils Khans, theils Imarets; dieſes: Küchen für die Armen, in ſo großer Zahl, daß mir ſchien halb Conſtantinopel müſſe in ihnen beköſtigt werden können; jenes: Häuſer in denen Kaufleute aus fremden Ländern zugleich Wohnung und ein Gewölbe für ihre Waaren finden. So giebt es einen perſiſchen Khan, in welchem die Magazine der ſchönſten Shawls ſind; ſo einige armeniſche. Ein Khan iſt immer von Stein, einen innern viereckigen Hof umſchließend, zwei bis drei Stockwerk hoch gebaut. Eine eiſerne Pforte ſchließt ihn bei Nacht, ſo daß deſſen Bewohner und ihre Waaren ſehr ſicher und auch gegen Feuer ſo ziemlich geſchützt ſind. Dieſe Anſtalt iſt höchſt nothwendig in einem Lande wo es keine Gaſthöfe giebt (nämlich keine für Türken, nur für Franken). Die Wohnung im Khan beſteht aus einem ganz leeren Gemach. Darin breitet der Reiſende ſeinen mitgebrachten Teppich aus, und hat nun alle Bequemlichkeit, die er braucht. Auf dem Teppich ſchläft er, ſitzt er, ruht er, ſpeiſt er, ſchreibt er, raucht er, ein Teppich genügt zu ſeiner Hauseinrichtung. Gott, was ſind wir Europäer für verwöhnte Leute!

Da ich von den berühmten Ausſichtspunkten ſpreche, will ich doch auch nicht der vom Berge Bulgurlu vergeſſen, obgleich er mir nicht vorzüglich gefallen hat, weil er nach meinem Geſchmack ſchon zu tief ins Land hinein liegt. In Scutari beſtiegen wir eine Talika und fuhren wenigſtens anderthalb Stunden zum Bulgurlu hinauf, deſſen höchſte Spitze, die mit zwei zum Cedergeſchlecht gehörenden Bäumen gekrönt iſt, wir zu Fuß erſteigen mußten. Wie geſagt: man ſieht Alles was Conſtantinopel ſchön macht; allein man ſieht es in zu weiter Ferne. Am Abhang des Bulgurlu ſteht der Kiosk, in welchem Sultan Mahmud plötzlich und einſam geſtorben iſt — zur Zeit ſeines Todes ſprach man: an Gift; hier höre ich: an vielem Weintrinken. Ich denke: beides iſt unwahr. Noch nie iſt in wichtigem Augenblick ein hochgebietender Mann geſtorben, an den ſich viele Hofnungen und viele Befürchtungen knüpften, ohne daß Anhänger wie Gegner einen ganz extraordinären Grund für dieſen überraſchenden Tod aufzufinden gewußt hätten. — Ein lichter Sonnenſtral, der erſte ſeit drei Tagen, lockt mich ins Freie. Auf morgen, mein Clärchen.

XIII

Conſtantinopel, Septbr. 21, 1843.

Der Sonnenſtral, der mich vorgeſtern hinauslockte, mein liebes Clärchen, zeigte mir ein merkwürdiges Bild der Vergänglichkeit und der Umwandlung alles Irdiſchen; er zeigte mir den alten Palaſt Hebdomon der byzantiniſchen Kaiſer von bettelhaftem Judengeſindel bewohnt: die höchſte Herrlichkeit in den tiefſten Schmutz verſenkt. Die Ruinen der Kaiſerpaläſte zu Rom ſind nicht minder verfallen, und Kohl und Unkraut gedeiht und wuchert auf ihren Stätten; allein die Ueberreſte ſind großartiger; freier gelegen, einſam, mögen ſie mehr der Wüſte gleichen; — dieſer gleicht einem Kloak. Durch das Viertel der Blachernen, das dieſen Namen noch aus der byzantiniſchen Zeit bewahrt hat, wo ein Palaſt und ein Thor auf dieſem Punkt gelegen ihn führten: gelangt man zum Hebdomon-Palaſt. Dies Viertel iſt meiſtens von Juden und dem niedrigſten Volk bewohnt, und das allerbettelhafteſte hat ſich dort oben auf dem Hügel, um die Mauern und ſelbſt in ihnen angeſiedelt. Ein Paar klägliche Häuſer ſind ſo gebaut, daß man durch ihre widerlichen Zimmer gehen muß um durch eines der alten Fenſter zu ſehen, an dem von außen noch eine Säule ſteht; und zwiſchen allerhand elenden Kleidungsſtücken und Geſchirren muß man ſich hindurchwinden, um eine Art von baufälliger Terraſſe zu erklettern, von der man ins freie Feld hinausſchaut. Bakſchiſch verſteht ſich von ſelbſt! aber ein Paar Dutzend Weiber und halbnackter Kinder hatten ſich draußen verſammelt und umſtürmten uns mit ſolchem Geſchrei nach Geld, indem ſie immer mich Aermſte, die ich nie einen Para bei mir trage, am Arm und Schleier und Shawl feſthielten, daß der Dragoman nur mit Mühe den Weg bahnte. Ratten, welche in den vom Wurm zerfreſſenen Ueberreſten eines längſt vermorſchten Thrones hauſen: ſo war mir der Eindruck. Ueberhaupt hat Alles was ſich aus dem alten Byzanz herſchreibt — die Aja Sofia ausgenommen — durchaus nicht den großartigen Character der Monumente zu Rom, und zwar deshalb — ſo erkläre ich es mir — weil Byzanz ſelbſt eine Art Nachahmung von Rom und ohne eigentliche Originalität war. Ferner müſſen auch die Byzantiner, als weichliche Menſchen die ſie waren, nach viel kleinerem Maßſtab und mit geringerem Material gebaut haben, als die grandioſen Römer; denn obgleich Byzanz *ein volles Jahrtauſend ſpäter* von den Muhamedanern eingenommen wurde, als Rom von den germaniſchen Völkern — und obgleich man die barbariſch verwüſtenden Bürger- und Fremden-Kriege für Rom als ebenſo vernichtend betrachten darf, wie den Islam und die Erdbeben für Byzanz: ſo exiſtirt hier doch kein einziges Monument, welches auch nur von fern eine Ahnung der Großartigkeit ausſpräche, die mir z. B. im Coliſeum zu Rom ſo unwiderleglich entgegentrat. Dort haſt Du eine ganze Stadt von alten Monumenten: Tempel und Paläſte, Brücken und Bäder, Circus und Amphitheater, Säulen und Portiken, Gräber und Triumphbogen; Du kannſt ſie zuſammenſtellen, im Geiſt aufbauen, und einigermaßen verſtehen. Hier, obzwar Conſtantinopel noch nicht volle vierhundert Jahr in den Händen der Türken iſt, hier haſt Du nichts, liebes Clärchen, als einen Schutthaufen mit ein Paar zierlichen Fenſteröfnungen: den Hebdomon — zwiſchen dem Gewirr kleiner türkiſcher Häuſer einen hohen Porphyrſtumpf, deſſen Bedeutung man nicht kennt und den man „die verbrannte Säule“ nennt — eine ſehr ſchöne Ciſterne mit hohen Säulenhallen, die halb verſchüttet iſt und worin jezt Seide geſpult wird — und auf dem Atmeidan (Rennplatz) einen egyptiſchen Obeliſk, eine Säule, und ein Monument von Erz, das drei zuſammengewundene, hauptloſe Schlangenleiber vorſtellt. Dieſer Atmeidan iſt der Hippodrom des alten Byzanz, wo die Wagenrennen ſtatt fanden, an denen das Volk eine ſo raſende Luſt hatte, wie das römiſche an den Kämpfen der Gladiatoren im Circus. In Rom war natürlich auch ein Hippodrom — jetzt nennt man ihn wenn ich nicht irre Circus des Caracalla — und aus deſſen Ruinen kann man ſich vortreflich die ganze Einrichtung eines ſolchen ausbauen. Hier iſt das unmöglich! ein großer unebener Platz iſt auf der einen langen Seite vom Vorhof der Achmedje, und auf den drei andern unregelmäßig von Häuſern begrenzt; in ſeiner Mitte, an dem einen Ende des langen Platzes, ſtehen jene drei Monumente, die wahrſcheinlich Ueberbleibſel jener Kunſtwerke ſind, mit denen man den Hippodrom zu ſchmücken pflegte. Denn bei den alten Griechen geſchahen die olympiſchen Spiele zu Ehren der Götter, folglich wurden die Orte wo ſie ſtatt fanden mit dem Schönſten verherrlicht, was die Kunſt erzeugte. Die Byzantiner nahmen ſie von ihren Nachbarn, den alten Griechen an, aber natürlich ohne die religiöſe Bedeutung, und nur den Glanz, nicht den Geſchmack beibehaltend, wurde dies Vergnügen das wahnſinnigſte, übertriebenſte, verzerrteſte, das je ein Volk gehabt hat. An die Wagenrennen des Hippodrom knüpfte ſich blutige Zwietracht, Empörung, Revolution, politiſche und religiöſe Parteiung. Wegen eines Wagenlenkers ſtand die Stadt Theſſalonich gegen Kaiſer Theodoſius I. auf, ſo daß er ein Blutbad in ihr anrichten ließ. Der kluge Kaiſer Juſtinian und ſeine Gemalin die ſchlaue herrſchſüchtige Theodora hingen — er, den Orthodoxen und ſie, den Heterodoxen an, um über beide Parteien des Rennplatzes Einfluß zu üben und Herrſchaft zu haben, indem die Blauen orthodox, die Grünen heterodox waren. Das hinderte nicht, daß bei einem Wettrennen beide Parteien ſich dermaßen entzweiten, daß eine fürchterliche Feuersbrunſt, die halb Byzanz zerſtörte, eine Folge ihrer Händel war. Der Atmeidan iſt daher ein in ſeiner Art ebenſo wichtiger Platz für das alte Byzanz, wie das Forum für das alte Rom: auf beiden bewegte ſich das Leben eines Volks; — daher iſt der Eindruck den beide machen, abgeſehen von Oertlichkeit und Umgebung, der allerverſchiedenſte: auf dem Forum redeten und handelten Männer mit dem oft harten oft grauſamen, immer tiefen Ernſt des Römers; auf dem Atmeidan beluſtigten ſich bis zum Blutvergießen und bis zur Gelehrſamkeit die phantaſtiſch-ſpitzfindig-weichlichen Byzantiner, deren eigentlicher Character eben ſo ſchwer wie die Farbe des Chamäleons zu beſtimmen iſt. Darum ſind ſie mir nicht angenehm, nicht einmal Einzelne, und nur für ein Paar Frauen in der byzantiniſchen Kaiſergeſchichte vermag ich mich zu intereſſiren, für die „weiſe Pulcheria" Schweſter Theodoſius des Jüngern und während ſeiner Minderjährigkeit Vormünderin, nach ſeinem Tode Kaiſerin — eine anders „jungfräuliche" als Eliſabeth von England ſich Königin nennen ließ, denn obgleich als Kaiſerin ſpät noch vermält, blieb ſie ihrem Jungfrauenſtande in Wahrheit treu, und war nicht blos eine fromme und reine Seele, ſondern zugleich ein hoch und tief gebildeter, mit aller Gelehrſamkeit vertrauter Geiſt. Dann für ihre Schwägerin Eudoxia, Gemalin Theodoſius des Jüngern, die ein Wunder von Schönheit, Tugend und Geiſt war, die Wonne ihres Gemals ausmachte, und für die Perle aller Kaiſerinnen galt. Aber ein Apfel den Theodoſius ihr geſchenkt, und den man in den Händen des Gelehrten Paulinus fand, brachte ſie in ihrem vierzigſten Jahr in den Verdacht der Untreue, und mit Recht oder Unrecht verſtoßen, pilgerte ſie ins Exil und in ein Kloſter zu Jeruſalem! — Gegen Verleumdung und gegen die eigne Schwäche — denn keins von Beiden iſt erwieſen — ſchützt keine Vollkommenheit. Irene, die große Kaiſerin, die Freundin Carls des Großen und Harun al Raſchids, die ſtolz die Hand des Erſteren verwarf, und vom Thron geſtoßen einſam in klöſterlicher Verbannung auf einer der Prinzeninſeln ſterben mußte, im Angeſicht ihres Thrones und ihrer Krone, nur durch den Propontis von Byzanz getrennt — Irene hat auch einen von den Characteren, die ſich ihr Schickſal machen, und daher iſt mein lebhaftes Intereſſe für ſie wach. In ganz andrer Art nimmt es Anna Comnena in Anſpruch, welche die Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer, unter ihrem Vater Alexius Comnenus beſchrieben hat; denn eine kaiſerliche Prinzeſſin, welche die Annalen der väterlichen Regierung aufgezeichnet hätte, giebt es meines Wiſſens nicht weiter in der ganzen Weltgeſchichte; und ſo iſt Anna Comnena „einzig in der Hiſtorie“ wie Johannes von Müller von Julius Cäſar, und doch nicht ganz mit demſelben Recht, ſagt. —

Da ich vom Atmeidan einen Abſchweif zu den Frauen des alten kaiſerlichen Byzanz gemacht habe, ſo werde ich noch einen in die neueſte Zeit hinein machen. Die Aehnlichkeit der Namen veranlaßt mich dazu. Auf dem Etmeidan (Fleiſchplatz) lag ehedem die Kaſerne der Janitſcharen, und auf ihm ſtellten ſie ſich auf mit ihren Keſſeln — ein Zeichen des Mißvergnügens — und begehrten in den Tagen ihres Uebermuthes den Kopf von dieſem Großvezir oder von jenem Paſcha oder Geldſummen oder wonach ihnen ſonſt der Sinn ſtand. Es ward gebracht, in einen Keſſel geworfen, und befriedigt zogen ſie von dannen. Wo nicht — gab es Aufruhr, Sultanswechſel oder irgend einen Akt wilder Empörung Dies Unweſen zu beenden war ſechszehn Jahr lang Sultan Mahmuds herrſchender Gedanke, den er erſt 1826 ausführen konnte, weil er mit der höchſten Vorſicht zu Werk gehen mußte. Bei den Reformen, die er im Militär zum Theil machte und zum Theil beabſichtigte, brach immer ihre Widerſetzlichkeit hervor, der er nicht gradezu entgegen treten durfte, weil ihr Anhang im Volk und überall zu groß war. Er wußte die Sachen ſo darzuſtellen, als ſeien dieſe Reformen der eigentliche Stand der Dinge in früheren Zeiten geweſen, und als wolle er nichts Neues ein-, ſondern nur das Alte zurückführen. So gewann er allmälig feſten Fuß und ſichere Hand, und ein Fetwa das er ſich in dieſem Sinn vom Mufti geben lies, und das alle diejenigen, die ſich ſeinen Reformen widerſetzten als Frevler gegen das wahre Geſetz bezeichnete und verdammte, kam bei der nächſten Aufſäſſigkeit der immer widerſpenſtigen und unruhigen Janitſcharen in Ausübung. Als ſie auf ihrem Etmeidan verſammelt waren — an 30,000 iſt mir erzählt — berief Sultan Mahmud den Diwan, legte ihm das Fetwa vor, das ſeine Abſicht gut hieß, und ließ ſeine neuen Milizen verſammeln und Kanonen auf den Etmeidan fahren. Es begann ein wüthender Kampf, ein Gemetzel; die Janitſcharen zogen ſich vor den Kanonen in die Kaſerne zurück; ſie ward in Brand geſteckt; das Schwert würgte hier, das Feuer fraß da; nach drei Tagen gab es in Conſtantinopel keinen Janitſcharen mehr, aber noch nach vierzehn prallten die Kaiks im Bosporus all Augenblick an einen Menſchenkopf an. Die Schwüle die in jenen Tagen in der geiſtigen Atmoſphäre geherrſcht hat, ſoll ſchauerlich geweſen ſein. Alle haben gewußt daß irgend etwas vorgehe, und Keiner was, wie viel, wie weit. Für die Franken hat es immer geheißen: Euch gilt es nicht, Ihr dürft ruhig ſein! — aber auch ſie ſind dennoch in der höchſten Spannung geweſen, denn wenn die Janitſcharen die Oberhand behalten hätten, ſo würde es den Franken übel ergangen ſein. Es iſt unglaublich welche Mißhandlungen dieſe von jenen zu erdulden hatten! Ganz kurze Zeit vor ihrer Zerſtörung, hat mir ein glaubwürdiger Mund erzählt, begegnete ein Janitſchar einem armeniſchen Kaufmann und rief ihm zu: „Komm her! ich habe einen neuen Jataghan gekauft, ich will an Deinem Nacken verſuchen ob er ſcharf iſt“. In ſolchem Fall war jeder Widerſtand unnütz. Der Kaufmann nahte ſich mit Unterwürfigkeit, verſuchte aber denn doch Bitten und Vorſtellungen. Nach langen Hin- und Herreden, immer unter dem blanken ſcharfen Jataghan ſtehend, ſagte dann zuletzt der Kaufmann: „Ich bin in Deiner Hand, thue was Du willſt, ich vertraue meine unverſorgten Kinder Deiner Großmuth an.“ Da ließ der Janitſchar ihn gehen. Vielleicht war das Ganze nur ein Scherz geweſen; aber die moraliſche Folter der Brutalität eines ſolchen ausgeſetzt zu ſein, war doch wirklich zu groß! Uebrigens, hätte es dem Janitſcharen beliebt Ernſt zu machen, ſo wäre der Kopf des Kaufmanns gefallen, jener hätte ſeinen Jataghan eingeſteckt, und die Sache wäre abgethan geweſen. Der Chriſt war damals in der That nicht mehr werth als ein Hund, mogte er nun Rajah oder Franke ſein, und mußte in ſteter Beſorgniß wenigſtens vor einer Inſultirung ſchweben. Madame Balbiani hat ſieben Jahr in Pera gelebt, ohne ſich je nach Conſtantinopel hinüber zu wagen: ſo unſicher war es. Das iſt jezt vorbei! ſobald man ſich ein wenig in Acht nimmt, nicht die grüne Farbe trägt und dergl., was ich ſchon früher erwähnte, ſo widerfahren einem nur noch kleine kindiſche Beleidigungen. A propos der grünen Farbe! man hat mir erzählt, daß die Berechtigung einen ſolchen Turban zu tragen, heutzutag Jedem zukomme, der die Wallfahrt nach Mecca gemacht. Nun höre ich aber, es ſei ein Mann eigens dafür angeſtellt zu wachen, daß Niemand einen grünen Turban trage, als nur die Nachkommen Muhameds, weil dieſe Familie noch immer eine beſonders vornehme Stellung zwiſchen den Muhamedanern einnehme. Bei den Türken giebt es weder einen Adel noch das was wir vornehme Familien nennen. Alle ſind nichts. Nur der Großherr iſt Alles; und Derjenige wird Etwas, dem er ſeine Gnade zuwendet, möge er nun Eunuch, Ruderknecht, Bartſcheerer, Pfeifenſtopfer, Renegat oder Sclav ſein. Dieſen Urſprung haben die meiſten Würdenträger, Miniſter, Paſchas. Sie gefallen dem Großherrn durch Intelligenz, Geſchicklichkeit oder andre ihm zuſagende Eigenſchaften, oder ſie entwickeln überraſchende Talente, oder ſie ſchmeicheln ſich mit Schlauheit ein: ſo kommen ſie aus dem Staube empor und ſind Etwas, zuweilen viel, ſo lange ſie in der Gnade des Großherrn ſind. In der Türkei giebt es alſo keine andre, als eine auf perſönlichem Verdienſt beruhende Vornehmheit, ſo daß ich oft denke: das ſei ein prächtiges Land für die europäiſchen Liberalen, da es dieſelbe Hoheit des Characters verräth dem Sultan im Palaſt wie dem Volk auf den Straßen zu ſchmeicheln, um ſich in Evidenz zu ſetzen.

Jezt genug, mein liebes Clärchen, vom Atmeidan wie vom Etmeidan, die beide in der Geſchichte des chriſtlichen und des islamitiſchen Conſtantinopels eine ſo große Rolle ſpielten und beide ſo tief in Blut getaucht worden ſind. Zu anderweitigen Ueberreſten aus der byzantiniſchen Zeit, von denen ich Dir heute hauptſächlich erzählen wollte, muß man auch den Aquaduct rechnen, der ſeine ſchönen Bogen über und zwiſchen den Häuſern erhebt, und eben jezt reparirt wurde. Wir gingen auf ihm wie auf einer hohen Terraſſe. Die Waſſerleitungen ſind etwas das einigermaßen von den Türken in Ordnung gehalten wird, weil ſie auf Güte, Friſche und Fülle des Waſſers großen Werth legen; daher haben auch die Sultane zu allen Zeiten die alten Aquaducte erhalten oder neue gebaut, und in den nächſten Tagen wollen wir nach Belgrad reiten, wo von Kaiſer Juſtinian bis auf Sultan Mahmud alle Bauten der Art in dem Bezirk weniger Stunden vereinigt ſind. — Einzelne Brocken von alten Säulen und Pilaſtern findet man ziemlich häufig, meiſtens bei den allerelendeſten Häuſern, hier als Thürpfoſten, da als Schwelle benutzt. In einer Mauer im Blachernen-Viertel, fanden wir Steine mit einigen griechiſchen Buchſtaben, und als wir vor ein Paar Tagen über die Brücke heimkamen, hatte man eben zufällig bei ihrem Ende vor dem Thor von Galata, einen Torſo ausgegraben, nämlich den Rumpf einer Marmorſtatue vom Gürtel bis zu den Knien, im faltenreichen Gewande, das die Alten ihren Rednern zu geben pflegten. In andern Orten würde man dergleichen Bruchſtücke aller Art ſammeln und aufbewahren; hier hat niemand Intereſſe dafür. Man läßt ſie liegen, bis irgend ein armer Mann kommt und ſie zu ſeinem dürftigen Hausbedarf auf irgend eine Weiſe benutzt. Es mag das Meiſte mehr durch Verwahrloſung als durch eigentliche Zerſtörung untergegangen ſein.

Die Bauwerke, welche mich am meiſten aus der alten Zeit intereſſirt haben, weil ſie am beſten erhalten und zugleich am pittoreskeſten, ſind die Stadtmauern. Das klingt paradox, und iſt doch ganz wahr. Geſtern, an einem wunderſchönen Morgen, beſtiegen wir einen Kaik und fuhren auf dem goldnen Horn bis zur Spitze des Serais, dann um dieſe herum in den Bosporus, der aber bald im Propontis mündet, und endlich auf dieſem ſchönſten aller Meere immer die Stadt entlang bis zu den famöſen ſieben Thürmen, dem alten Staatsgefängniß der hohen Pforte. Hier lag einſt ein Palaſt der byzantiniſchen Kaiſer; an einem Stein über dem Thore prangt noch der römiſche Adler. Der könnte viel erzählen und wol ihm, daß er es nicht kann! Wer ein Augenzeuge von all dem Schauderhaften geweſen wäre, das hier vorgefallen iſt, wäre ſehr zu beklagen. Nur es zu leſen erfodert ſchon ſtarke Nerven, z. B. die Beſchreibung wie Kaiſer Andronikus und Sultan Osman II. umgebracht wurden, die beide hier gefangen ſaßen. Das trat mir recht lebhaft an Ort und Stelle aus dem Gedächtniß vor die Augen. Außer den Erinnerungen haben die ſieben Thürme nichts Erſchreckendes mehr; ſie ſind nur noch eine Citadelle an der einen Ecke des Dreiecks, das Conſtantinopel bildet, und man darf nicht das Innere beſuchen. Bei ihnen verließen wir den Kaik, und machten nun einen anderthalbſtündigen Spaziergang längs den Landmauern, die ſich von den ſieben Thürmen, wiederum bis zum goldnen Horn, ungefähr in ihrer alten Geſtalt erſtrecken. Sie ſind dreifach; die erſte Mauer iſt ohne Thürme und ſcheint am niedrigſten geweſen zu ſein, weil ſie faſt ganz eingeſtürzt und abgetragen iſt, ſo daß man den hinter ihr befindlichen Graben, der ganz voll Gemüſegärten und Feigenbäumen iſt, und die beiden andern Mauern bequem überſieht. Dieſe ſind in regelmäßigen Entfernungen mit Thürmen verſehen, und immer ſo, daß der vordere Thurm die hintere Mauer deckt und der hintere Thurm die vor ihm liegende Mauer ſchützt. Die Thürme ſind meiſt rund, auch viereckig, einer iſt achteckig; ruinirt ſind ſie natürlich alle — das macht ſie ſchön! denn nun haben Epheu, wilder Wein und noch weichere Schlingpflanzen, das geborſtene und zertrümmerte Geſtein mit feſten und zarten Armen umſchlungen, ſo daß es an manchen Stellen wirklich ſcheint, als hielten ſie es vom gänzlichen Sturz ab; — und immer und immer fiel mir dabei die Heldin des perſiſchen Gedichts ein, die ſchöne Rhodaver, die ihren geliebten Ruſtan an ihrem Haar zum Fenſter emporzieht — ſo mächtig und ſo zärtlich ſieht es aus. Aber nicht Schlingpflanzen allein, auch herrliche Platanen haben ſich in Beſitz des Bodens geſetzt und bilden mit den Ruinen verbunden ſo großartige Gruppirungen, daß man oft meint die Ueberreſte eines alten gewaltigen Schloſſes — aber nicht Stadtmauern zu ſehen. Die Thore ſind im Verhältniß klein, eng und niedrig; manche ſind verlegt, andre zugemauert ſeit den alten Tagen. Das St. Romanusthor, das jezt Top kapu, Kanonenthor heißt, feſſelt den Blick, denn hier fiel am 29. Mai 1453 Conſtantin Paläologus, der letzte byzantiniſche Kaiſer und der ſiebente ſeines Hauſes. Conſtantinopel war bereits ſeit dem 6. April belagert, und Sultan Muhamed II. that das Unmöglichſcheinende um zu ſeinem Ziel zu gelangen, ließ Schiffe über Land fahren und eine rieſige Kanone gießen, während man in der Stadt ſelbſt im wüthenden Zwiſt ſich befand, wegen der beabſichtigten

Vereinigung der griechiſchen und römiſchen Kirche. Nur 9000 waffenfähige Männer fanden ſich in der großen Stadt zur Vertheidigung der Mauern, außer den Genueſern denen Galata gehörte unter Giuſtiniani. Der Kaiſer erkannte auch daß der Zuſtand rettungslos ſei, und daß es nur noch darauf ankomme heldenhaft unterzugehen. Er empfing wie ein Sterbender am 28. Mai die Sakramente in der Aja Sofia, und nahm dann beim Sturm ſeinen Platz wie jeder gemeine Krieger ein. So kam er um, und ſpäter erkannte man ihn zwiſchen den Leichen an ſeinen Purpurſtiefeln. Während man immer zur Rechten die Mauer hat, breiten ſich zur Linken abwechſelnd Gärten, Todtenfelder, auch unbebautes Land, und der ſchattige Ulmen- und Platanenhain des griechiſchen Kloſters Baluklu aus. Der Weg ſteigt und fällt mit dem gewellten Erdreich, und blickt man auf den höheren Punkten rückwärts, ſo zeigt ſich der ſilberlichblaue Spiegel des Marmora-Meeres. Auf den Todtenfeldern ſaßen türkiſche Frauen — eſſend, wie immer. Bei den Kaffeehäuſern, die vor keinem Thor fehlen, ſaßen Männer — ſchweigſam rauchend, auch wie immer. Dann gab es wieder gänzlich einſame Stellen, wo man das Zirpen der Grille im Graſe hörte. Ein ganz eigenthümlicher Character von friedlicher Stille war zu den Füßen dieſer alten Mauern hingebreitet, die ſo manche wilde und blutige Kämpfe geſehen. Das machte einen großartigen Eindruck des Ganzen, während das Auge beſtändig durch neu ſich entwickelnde Bilder am Einzelnen ſich erfreute. Bei einem Kaffeehauſe ruhten wir ein Paar Minuten im Schatten einer Platane, und lebhaft bedauerte ich nicht zeichnen zu können; denn eine Moſchee erhob unbeſchreiblich graziös Kuppel und Minare über ein Meer von Grün, das in reichen nüancirten Wellen die Mauern überflutete; — es hätte ein charmantes Bild gemacht. An einer andern Stelle ragte die Ruine des Hebdomon über die Mauer; aber immer und überall war eine ſolche köſtliche Fülle und Friſche der Belaubung, daß ich ſagte: „Ach was iſt da zu machen! Conſtantinopel muß den Kindern Muhameds bleiben, denn die Natur iſt für ſie und läßt die Farbe des Propheten wie eine Fahne von allen ihren Zinnen wehen.“

Das war ein wunderhübſcher Spaziergang, und iſt der einzige, den man mit Bequemlichkeit machen kann, d. h. ohne klettern zu müſſen und ohne ſich auf ſteinigen Wegen die Füße zu verletzen. Das was man bei uns eine Promenade nennt, irgend einen gartenmäßig gepflegten Ort für Spaziergänger, Fahrende, Reiter, giebt es hier nicht. Fragt man nach einer ſolchen, ſo wird man immer auf das große Todtenfeld von Pera verwieſen, auf dem allerdings, am Sonntag beſonders, eine große Menſchenmenge wandelt, die aber doch nie ſo groß iſt, wie die Menge der auf demſelben anſäſſigen Hunde, deren wüſtes Gebell und Geheul, verbunden mit der Oede des ungepflegten Ortes ſelbſt, ſogleich jeden Gedanken an eine Promenade verſcheucht. In den geborſtenen und umgefallenen Leichenſteinen der Armenier und Katholiken, die an dem einen Abhang liegen, haben ſich die Hündinnen ihre Wochenbetten eingerichtet, und das winſelnde Quiken ihrer Brut vermehrt für mich das Unbehagen dieſer Stätte. Es iſt wirklich nicht zu glauben, wie hier das Schönſte und das Widerlichſte auf ſo frappante Weiſe und ſchleierlos neben einander liegt. Aber die Szenerie von Conſtantinopel iſt ganz gewiß eine der ſchönſten der Welt. — Gehab Dich wol, mein liebes Clärchen. Neues giebt es hier beſtändig! morgen mache ich meinen Beſuch im Harem.

XIV

Conſtantinopel, Septbr. 22. 1843

Lieber Bruder, es giebt mir eine unglaubliche Satisfaction, daß ich Dir heut einmal von einem Ort erzählen kann, der Deinem Fuß ebenſo unzugänglich iſt, wie dem meinen jene zahlreichen ſind bei denen es heißt: „Ma non le donne“; — umſomehr, da auf dieſem Ort viel intereſſantere Geheimniſſe der Schönheit, der Liebe, der Leidenſchaft zu vermuthen ſind, als auf jenen. Ich war heute im Harem von Rifät Paſcha. Wenn Du aber meinſt es ſei in Conſtantinopel eben ſo leicht einen Morgenbeſuch zu machen, wie in Berlin oder Wien: ſo irrſt Du heftig; dies war eine lebensgefährliche Expedition, und ich habe einen kleinen Widerwillen gegen alle geſelligen Verbindungen bekommen, die ſich über das goldne Horn hinaus erſtrecken. Denn aus dem venetianiſchen Palaſt nach Rifät Paſchas Wohnung am andern Ende von Conſtantinopel zu gelangen, iſt ſchwieriger als in Berlin die Friedrichsſtraße hinab, vom Oranienburger bis zum Halleſchen Thor zu fahren: man muß den Berg von Pera hinunter, dann über die baufällige Brücke, die an zwei Stellen, um Fahrzeuge durchgehen zu laſſen, ſo ſteil gewölbt iſt, daß man mit einem Hemmſchuh höchſt vorſichtig herabfahren muß, und endlich durch die ſchmalen, gräßlich gepflaſterten, auf und ab kletternden Straßen der Stadt, die ſo eng und kraus gewunden ſind, daß die Vorderpferde zuweilen gar nicht zu ſehen waren, wenn ſie um eine Ecke bogen, und in denen man, des ſchlechten Weges halber Schritt vor Schritt fahren muß. Der Internuntius hatte alſo die Güte gehabt meinen Beſuch einzuleiten, und Gräfin Stürmer brachte mir das Opfer mich hinzuführen; denn, mein lieber Bruder, ſo reizend Du Dir einen Harem vorſtellen mögeſt, — ich muß Dir aufrichtig ſagen: hat man zwei beſucht, ſo ſehnt man ſich nicht nach dem dritten, und nur den erſten betritt man mit jenem Intereſſe, das auf der Unbekanntſchaft beruht. Heute Morgen um zehn Uhr ſetzten wir uns vom venetianiſchen Palaſt aus in Bewegung: Gräfin Stürmer, eine Dame aus Pera, die der türkiſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, und ich. Die Türken lieben frühe Stunden, und dieſe war beſtimmt werden. Auf der ſteilſten Stelle des Berges von Pera ſtürzte ein Pferd nieder, ein Lakay verwundete ſich ſtark als er zur Hülfe herabſprang, ein zweiter etwas, aber aus Beſorgniß vor mehr dergleichen accidents mußten ſie denn doch beim Wagen bleiben. Du kannſt Dir vorſtellen, wie mir zu

Muth war! zu meiner perſönlichen Aengſtlichkeit im Fahren geſellte ſich das unbehagliche Gefühl Schuld an allen dieſen Unfällen zu ſein. Ich ſchöpfte Athem als wir den Berg und die morſche Brücke überwunden hatten, und ſuchte mich des Gedankens an die Rückkehr zu entſchlagen. Um eilf Uhr langten wir in des Paſcha Wohnung an, wo die Einfahrt in den innern Hof wiederum aufs Allerkünſtlichſte bewerkſtelligt werden mußte. Ein Dutzend Diener, natürlich lauter Eunuchen, befanden ſich in der untern Halle. Die Treppe war mit den feinſten Matten belegt, auch der achteckige Vorſaal, zu dem ſie führte, wo eine große Menge von Sclavinnen ſich befanden, aus denen ein Frauenzimmer uns entgegen trat, und uns willkommen hieß indem ſie uns die Hand gab und mit dem Kopf nickte. Es war die Schweſter Riſát Paſchas, Wittwe und Mutter von zwei kleinen Mädchen. Dann kam ſeine Frau, begrüßte uns auf die nämliche Weiſe, und man führte uns in einen Salon neben dem Vorſaal, wo die Mutter, die Frau und die kleine Tochter von Muchtar-Bey, dem türkiſchen Geſandten in Wien, ſich aufhielten. Dieſer Salon war ganz türkiſch: Fenſter bei Fenſter dem Eingang gegenüber, und abermals Fenſter bis zur Hälfte der beiden Seitenwände; unter ihnen ein breites Sofa mit weißem

Perkal bezogen, worauf bunte Blumen mit Wolle und mit der Tambournadel geſtickt waren. Vor dieſem Sofa zwei lange Matratzen, mit roth und weiß geſtreiftem Baumwollenſtoff bezogen, für diejenigen, welche ganz niedrig ſitzen mögen, und endlich ſeitwärts ein europäiſches Kanapee und Stühle mit gelbem Velours d'Utrecht und von unmodiſcher Form. Die grell bemalten Wände, die Menge kleiner zerſchlitzter Fenſterdraperien, die Matte des Fußbodens, das kleine ſchrankartige Möbel in einer Niſche neben der Eingangsthür — Alles war wie im Kiosk des Großherrn bei den ſüßen Waſſern. Der ganze Salon war nun voll Frauen, von denen ſich die beiden Damen des Hauſes, und die europäiſchen und türkiſchen Beſucherinnen auf den verſchiedenen Sofas niederließen, während die Sclavinnen zum Theil an der Hinterwand des Salons ſtanden, oder auf dem Boden kauerten, oder den Dienſt verrichteten, der darin beſtand, daß man zuerſt Confitüren herumreichte von denen der Gaſt einen Löffel voll nimmt und dazu etwas Waſſer trinkt, und darauf Kaffee in den bekannten kleinen bunten Porzellantäßchen ohne Henkel, die in einer Art von ſilbernem Eierbecher ruhen. Der Kaffee wird nicht wie die Confitüren auf einem Präſentirbrett herumgereicht, ſondern jedes Täßchen wird einzeln gebracht, wird ſauber und verſichtig mit zwei Fingern gereicht, und muß eben ſo vorſichtig mit zwei Fingern in Empfang genommen werden, denn die winzigen Schaalen ſind ſtets voll bis zum Rande. Hat man ausgetrunken, ſo darf man nur die Augen aufſchlagen und aus der Reihe der wartenden Sclavinnen tritt alsbald eine heran und hält ihre flache Hand hin. Man ſtellt den Becher darauf; ſie legt die andre Hand flach auf denſelben, ein Manövre wodurch jede Colliſion der Finger gemieden und das kleine Geſchirr ſicher fortgetragen wird, und das jeder Aufwärter in dem gemeinſten Café ſehr geſchickt macht. Bei Bedienung der Gäſte waren die kleinen Nichten und das zwölfjährige Schwiegertöchterchen des Paſcha ſehr thätig, aber nicht aufdringlich und ungeſchickt — wie das oft der Fall bei unſern Kindern iſt — ſondern mit dem ruhigen Takt der Sclavinnen; denn das gehört zu ihrer Erziehung. Hätten wir geraucht, ſo würde das den Sclavinnen ſehr viel Beſchäftigung gegeben haben. Jezt nahm nur Muchtar-Beys Mutter einen Tſchibuk; die übrigen Damen rauchten nicht — vielleicht aus Rückſicht für uns. Wie ſie ausſehen, wirſt Du ganz neugierig wiſſen wollen; und da thut es mir wahrhaft leid ſagen zu müſſen, daß wir auch nicht eine Spur von Schönheit gefunden haben. Die Schweſter des Paſcha hat ein überaus gutes und wolwollendes Geſicht, aber es iſt dermaßen fett und kugelrund, und die ganze Geſtalt iſt überhaupt von ſo frappanter Rundung, daß ich beſtändig an den Vollmond denken mußte. Sie trug einen lilafarbenen Tafftſpenzer und einen buntgeblümten weißſeidnen Rock, der unten zu beiden Seiten und vorn aufgeſchlitzt iſt, und deſſen Hintertheil in einem Schlepp ausläuft, beide Kleidungsſtücke ſo unbegreiflich eng, daß man ſich wundert wie dieſe Fülle der Formen darin Platz finden könne. Faltenreich war nichts am Anzug, als die ungeheuer weiten Pantalons von goldgelbem Tafft, die ſo tief und faltig herabfielen, daß ſie den ganzen Fuß unſichtbar machten und nicht beurtheilen ließen ob er ganz oder halb oder gar nicht chauſſirt war. Auf dem Kopf trug die Dame das rothe Mützchen mit dem blauen Quaſt, unter welchem mitten auf der Stirn ein Büſchel falſcher Locken hervorquoll, und das mit Haarzöpfen umwunden und mit drei großen Blumen von Diamanten geſchmückt war. Die engen Ermel des Spenzers waren am Handgelenk aufgeſchlitzt, und die Unterermel von weißem Muſſelin mit Franzen und Schnürchen von lilafarbener Seide, hingen gleich enormen Manſchetten daraus hervor. Die Hände hatten keinen andern Schmuck als die mit Hhenna orangefarben gemalten

Nägel. So, nur in verſchiedenen Farben, und nicht alle Sclavinnen in Seide, waren ſämmtliche Frauenzimmer gekleidet, und Diamanten trugen nur die Damen. Am meiſten herausgeputzt waren die Kinder, bei denen ſich die ſeidenen Schleppröcke und die Diamanten und Federn auf einer — ich vermuthe künſtlichen Fülle von Haarzöpfen und Locken recht ſeltſam ausnahmen. Nicht alle Spenzer waren bis zum Halſe hinauf mit Häkchen geſchloſſen, ſondern — gar nicht. Namentlich präſentirte Muchdar-Beys Mutter ihre volle Büſte in einer Weiſe, die uns für eine bejahrte Dame in Europa ſehr komiſch erſcheinen würde. Mein Auge vermißte an all dieſen Gewändern das Wolthuende eines weißen waſchbaren Stoffes, der nach unſern Begriffen nothwendig zu jedem Anzug iſt, und auch bei dem Allerkoſtbarſten von Sammt oder Atlas als Chemiſette oder Manſchetten nicht fehlen darf; — denn dieſe mit bunter Seide verzierten Unterermel machten mit nichten den Eindruck von etwas Waſchbarem. Nach unſerm Geſchmack waren all dieſe Toiletten nicht ſauber genug. Ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung war die Verſchiedenheit der europäiſchen und türkiſchen Anzüge, und beſonders lebhaft ſprachen ſich die Damen gegen Corſets aus. Aber ihre Spenzer ſind dermaßen knapp und feſt umſchließend, daß ſie ungefähr die Stelle jener vertreten. Natürlich blieb die Converſation ziemlich auf Aeußerlichkeiten beſchränkt, denn Fragen die ſie nicht beantworten wollten und die mich am meiſten intereſſirten, z. B. wie das Verhältniß einer Favoritſclavin zur Frau des Hauſes ſei, ließen ſie fallen — als unſer Dolmetſch darauf hindeutete. Hingegen ſprachen ſie über andre Dinge, die in Europa grauenhaft, verbrecheriſch, unerhört ſind, wie von einer allgemeinen Gewohnheit, und ſo erfuhr ich denn, daß die Frauen wenn ſie ein oder zwei Wochenbetten gehabt und derſelben müde ſind, die ungebornen Kinder tödten. Nach ihren Beſchäftigungen fragten wir wol auch, und ſie ſagten, ſie hätten außerordentlich viel zu thun; aber andrerſeits hieß es doch immer, Stickereien oder Beſchäftigungen im Haushalt wären Arbeiten der Sclavinnen, ſo daß ich nicht weiß womit ſie eigentlich ihre Zeit ausfüllen. Viel Beſuch empfangen, je vornehmer man iſt um deſto mehr, und immer auf einen ganzen Tag, das — ſagte unſer Dolmetſch — ſei eine der Hauptbeſchäftigungen der türkiſchen Damen. Zeitraubend iſt das nun freilich ganz entſetzlich, aber uns kommt es doch nur wie ſchläfriger Müßiggang vor. Am liebſten hätte ich gefragt: „Aber vergeht Ihr denn nicht vor Langeweile in Eurer einförmigen Abgeſchiedenheit, die Euch aller Theilnahme an dem Leben Eures Gatten beraubt? Ihr kennt nicht ſeine Freunde noch Feinde, nicht ſeinen Wirkungskreis, nicht ſeine Beſchäftigungen, überhaupt nicht die Welt und die Verhältniſſe in denen er lebt. Nichts theilt er mit Euch, und Ihr müßt ihn ſelbſt mit Euren Sclavinnen theilen; — ſeid Ihr denn nicht einer ſo herabwürdigenden Exiſtenz zum ſterben überdrüſſig?“ — Vermuthlich würden ſie mir Nein! geantwortet haben, denn das Leben im Gleis uralter herkömmlicher Gewohnheit iſt auch ein Leben. Und dann haben ſie auch das Surrogat aller Frauen zu ihrer Dispoſition, denen ein großes Intereſſe im Leben fehlt, und das man eben ſo häufig in der europäiſchen Geſellſchaft, als im türkiſchen Harem findet: die Intrigue. Natürlich beſchränkt ſich dieſe auf den allerengſten, ich mögte ſagen niedrigſten Kreis, aber in demſelben verſuchen ſie doch hundert und tauſend Kreuz- und Querwege um zu ihrem Zweck zu gelangen. Und damit Du ſiehſt, lieber Dinand, daß man hier eben ſo gut wie in unſrer civiliſirten Geſellſchaft über die intimſten Verhältniſſe des lieben Nächſten ſpricht, werde ich Dir erzählen, was man uns aus Rifät Paſchas Harem erzählt hat, und was uns neugierig auf „l'objet aimé“ machte. Alſo: Rifät Paſcha hat eine ganz beſonders begünſtigte Favoritſclavin, welche die Eiferſucht ſeiner Frau dermaßen erregte, daß dieſe Alles verſuchte um die Nebenbuhlerin von ihrer Höhe herabſteigen zu machen. Natürlich umſonſt! So lange man geliebt iſt ſchaden die fremden Machinationen nichts, und oft ſogar befeſtigen ſie eine bereits wankende Liebe von Neuem: ſo ungern erträgt der Menſch in der Sphäre der Gefühle den Widerſpruch; denn es gehört Vernunft dazu um dieſem Gehör zu geben, und Liebe und Vernunft liegen nun einmal nicht in derſelben Sphäre. „Eine Liebe die nicht Wunder iſt, iſt keine" — ſteht im Kaiſer Octavianus, und iſt das Schönſte was Tiek je geſagt hat; die Vernunft hat aber wie männiglich weiß, und wie die Rationaliſten vielfach bewieſen haben, nichts mit Wundern zu thun. Um den Zauber jener Favoritin zu brechen, verfiel die Frau auf ein wahrhaft verzweifeltes Mittel: ſie ließ die allerſchönſte und reizendſte Sclavin kaufen, die in Conſtantinopel zu finden war und ſchenkte ſie ihrem Gemal, bereit die neue Rivalin zu dulden um nur die andre zu ſtürzen. Iſt das nicht ein ächtes Haremsmittel? ſo eigenſinnig und ſo troſtlos? Jede Andre, nur nicht die! nur nicht die! — Und iſt es nun eine Andre, ſo kann man von Neuem intriguiren. — Auf den Erfolg jenes Mittels wirſt Du ebenſo geſpannt ſein wie wir es waren. Nun, auch das war umſonſt. Die Favoritin blieb auf ihrem Platz. — Dieſe befand ſich übrigens heute zwiſchen den dienenden Sclavinnen und war durch nichts ausgezeichnet, als durch ihre wunderſchöne Figur — lang und ſchlank wie eine Nymphe, und ſchmieg- und biegſam wie eine Gerte, fiel ſie ſehr neben den unbeholfenen Geſtalten der Meiſten auf. Indeſſen würden wir ſie doch vielleicht kaum bemerkt haben, wenn nicht nach dem Diner — von dem ich ſogleich berichten werde — die Damen ſich bei ihren Abwaſchungen im Speiſeſaal aufgehalten hätten, und wir von einigen Sclavinnen in den Salon zurückgeführt worden wären. Sie war unter dieſen, und auf einmal frappirte uns die hübſche Perſon; denn ſie ſprach, ſie lächelte, ſie wurde lebhaft, und das machte ſie hübſch. Sie hatte eins von den Geſichtern bei denen man ſagt: Aber ſie iſt ja häßlich! die kleinen Augen, der große Mund ꝛc. ꝛc.! Plötzlich werden die unregelmäßigen Züge gleichſam von ihrer Unſchönheit entſchleiert, und das Geſicht ſcheint verwandelt. Eine Griechin, welche das Amt einer Schaffnerin im Harem zu bekleiden ſchien, und mit welcher unſer Dolmetſch griechiſch ſprach, ſagte dies ſei die Favoritſclavin; doch wo die ſchöne geblieben — ob man ſie uns nicht zeigen wollte, ob man ſie fortgeſchickt, weil ſie ihren Zweck nicht erfüllt hatte? —

das erfuhren wir nicht, und nur ſo viel iſt gewiß, daß kein einziges ſchönes, und ein einziges intereſſantes Geſicht unter all dieſen Frauenzimmern war, und daß grade die Favoritin letzteres hatte. So lebhaft und freundlich ſie noch eben mit unſerm Dolmetſch geſprochen, ſo ernſt und unbeweglich wurde ſie als die Damen des Hauſes eintraten. Augenblicklich trat ſie mit den übrigen Sclavinnen in den Hintergrund des Zimmers, ſtand da ſtill und ſtarr ohne eine Miene zu verändern, bedeckte ihre Hände mit ihren langen Unterärmeln — verhüllte Hände ſind ein Zeichen von Ehrfurcht bei den Türken — that den Dienſt, und kauerte zuweilen auf den Ferſen nieder, ganz wie die Uebrigen, und eben ſo unſchön wie ſie. Das muß keine beneidenswerthe Exiſtenz ſein: von dem Mann geliebt und von der Frau gehaßt, und dazu dienende Sclavin dieſer Frau! Unglücklich oder melancholiſch ſah ſie aber nicht im Geringſten aus, denn auch ihr Schickſal iſt ein altherkömmliches, ſchon ſeit des Erzvaters Abraham Zeit. Verſtoßen wie die arme Hagar darf jedoch aus dem Harem Keine werden. Sinkt und fällt ſie in der Gunſt, ſo tritt ſie in den Kreis der gewöhnlichen Dienerin, und macht dem neuen Geſtirn Platz.

Nachdem unſer Beſuch etwa eine Stunde gewährt haben mogte, wollten wir ihn beenden, wurden aber ſtatt deſſen zum Frühſtück eingeladen und durch das achteckige Vorzimmer in einen langen Speiſeſaal geführt, der an ſeinen beiden kurzen Wänden Fenſter hatte, und folglich vortreflich für ſeine Beſtimmung eingerichtet war, denn Keinem ſchien das Tageslicht in die Augen. Am Eingang ſtanden im Halbkreis Sclavinnen, Einige mit Waſchbecken, die Anderen mit Kannen und Handtüchern, die am Rande mit Gold und bunter Seide geſtickt waren. Man goß uns Waſſer über die Hände, und jene Damen bereiteten ſich gründlich zum Speiſen vor. Muchdar Beys Mutter zog ihren Spenzer aus, um gehörig frei in ihren Bewegungen zu ſein, und die übrigen ſtreiften ihre Unterärmel auf, oder ſtopften ſie unter die engen des Spenzers. Dann ſetzten wir uns auf europäiſchen Stühlen an einen ganz europäiſch gedeckten langen Tiſch, auf dem Blumenvaſen, Fruchtſchaalen, Glaswerk, Teller, lauter gewohnte Gegenſtände ſich befanden, und die Sclavinnen bedienten auch ebenſo gut als unſere Domeſtiken. Es war ein vollſtändiges Diner, das mit europäiſcher Suppe und anderen Speiſen begann, wobei uns angenehm auffiel, daß man ſtets mit dem Teller die ſilbernen Meſſer und Gabeln wechſelte. Hätteſt Du dieſe Hyperkultur in einem Harem geahnt? Nach der

Suppe bekam jede Perſon einen Teller mit einem ganzen großen Huhn, dann mit einem Fiſch; dann weiß ich nicht weiter, denn es kamen zur Abwechslung türkiſche Speiſen, manche ſehr ſüße, und darauf wieder ganz fette — was mir nun eigentlich ein Greuel iſt. Manche Schüſſeln wurden herum gegeben, und wenn wir gar nicht, oder nach der Meinung der Sclavinnen nicht genug nahmen: ſo legten ſie uns noch mehr vor. Es war im Ganzen ein komiſches Gemiſch von fremden und einheimiſchen Gebräuchen, Sitten und Speiſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur die Gäſte und die Damen des Hauſes am Diner Theil nahmen, aber die Sclavinnen redeten untereinander und mit jenen ganz ungenirt. Neben mir ſaß die Schweſter des Paſcha. Sie aß Suppe, Crême u. dgl. mit einem Löffel von ſchwarzem Horn, und alles Andere mit ihren Fingern. Ein wahrhaft merkwürdiger Anblick! Diamanten im Haar und alle zehn Finger mit orangefarbenen Nägeln und triefend von Fett und Sauce! Natürlich machten die übrigen Damen es nicht anders. Bei der großen Thätigkeit in der ſich ihre Hände befanden, konnte ich dieſe beobachten: es waren kleine fleiſchige Hände, mit kurzen, ſtumpfen, unentwickelten Fingern, mit Fingern die nie in andre Thätigkeit als in die unſrer Gabeln kommen mogten; ich geſtehe Dir, mir war, als ob ſie durch eine Schwimmhaut verbunden wären! Nach wenigſtens zwanzig verſchiedenen Speiſen machte der Pilaw den Beſchluß der Malzeit. Wir nehmenzum Deſſert einen Bonbon, die Türken nehmen einen Teller voll Reis und Hammelfleiſch; — und ſo griffen denn auch die Damen gemeinſchaftlich in die Schüſſel und ließen es ſich wol ſchmecken. Nach ſolchem Fingergebrauch muß die Abwaſchung denn allerdings gründlicher ſein, als man ſie bei uns in den kleinen dunkelblauen Bowlen vorzunehmen pflegt. Faſt hätte ich vergeſſen zu berichten, daß neben uns Fremdlingen in geſchliffenen Karaffen Champagner ſtand; aber wir wollten den Anhängerinnen des Korans keinen Anſtoß geben, und erprobten daher nicht deſſen Aechtheit. Nach dem Speiſen gingen wir wieder in den Salon, nahmen Kaffee und Gefrornes, und wünſchten nach einer kleinen Weile abermals uns zu empfehlen, denn eine Unterhaltung durch einen Dolmetſch iſt immer etwas ſchwerfällig und wird, ſtundenlang fortgeſetzt, recht ermüdend; doch nun hieß es, der Paſcha werde gleich aus dem Diwan kommen, wir mögten doch noch ein wenig verziehen. Jezt wäre es ſehr glücklich geweſen, wenn man uns, wie es in orientaliſchen Geſchichten ſtets beſchrieben wird, durch Geſang, Tanz und

Lautenſpiel der Sclavinnen unterhalten hätte; denn da es unter der Würde der türkiſchen Damen iſt dergleichen Talente zu üben, ſo müßten ſie doch dafür ſorgen, daß in ihrer Umgebung Perſonen ſeien, welche die Monotonie des Harems durch ſolche Unterhaltung unterbrächen. Aber in dieſem gab es weder Schönheit noch Genie. Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen wie das ſchwierig iſt mit Perſonen zu ſprechen, welche die Welt nur hinter vergitterten Fenſtern und hinter den Vorhängen ihrer Arraba betrachten, und die dennoch keinesweges von irdiſchen Intereſſen abgezogen, ſondern ganz und gar drin lebend und webend ſind; — denn mehr noch als der Leib, wohnt hier der Geiſt im Käfig. Die Exiſtenz wird zum erſchrecken materiel. Das erfragten wir noch, wie die Heirathen ſich bei dieſer gänzlichen Abſonderung der Geſchlechter machten; und erfuhren, es geſchehe meiſtens durch die Mütter, die aus einem Harem in den andern gehen, und für ihre Söhne und Töchter Verbindungen knüpfen, in welche dieſe bei ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit widerſtandlos willigen, ſobald die Mütter paſſende Partien gefunden haben. Rifât Paſchas fünfzehnjähriger Sohn iſt ſchon ſeit ſechs Monaten mit einem zwölfjährigen Perſönchen verheirathet. Sie hatte uns ſchon fleißig mit Kaffee bedient, als wir erfuhren dies ſei die Schwiegertochter des Hauſes. Endlich kam auch der Sohn, der in Geſtalt und Benehmen vollkommen zu der kleinen kindiſchen Frau zu paſſen ſchien, Beide ſehen grade ſo unerwachſen und unentwickelt aus, wie man bei uns bei fünfzehn und zwölf Jahren iſt — und da Leute doch heirathen um mit einander zu leben und nicht zu ſpielen, ſo haben es dieſe offenbar zu früh gethan. Aber iſt es nicht ein Unſinn, faſt eine Sünde, den armen Kindern die Kindheit ſo zu rauben, und ihnen die Blüte der Jugend vor der Zeit abzurupfen? Eben merke ich, daß ich von der Frau des Paſcha noch gar nicht geſprochen habe. Das rühret daher, daß wir ſie am Wenigſten geſehen haben; das Diner, nämlich die europäiſche Anordnung, mogte ſie vielleicht beſchäftigen. Sie trug auch ſchöne Diamanten, und mogte in ihrer Jugend, als noch Friſche auf ihren feinen Zügen lag, recht hübſch geweſen ſein. Jezt war ſie es um ſo weniger da ſie keinen einnehmenden Ausdruck hatte. — Endlich brachen wir denn doch auf ohne des Paſcha Ankunft zu erwarten, und mit denſelben Ceremonien, im Kreiſe der Sclavinnen, nahmen wir von einander Abſchied, und der Sohn des Hauſes geleitete uns die Treppe hinab. Die Heimfahrt ging glücklich von ſtatten, an der gefahrvollen Stelle gingen wir zu Fuß den Berg hinan, und gegen vier Uhr ſaß ich wieder wolbehalten in meiner Behauſung — ſehr zufrieden Einmal einen Harem beſucht zu haben, und ganz getröſtet wenn es auch nie wieder geſchehen ſollte. — Die meiſten Perotinnen, wie ich auch bei unſerm Dolmetſch erwähnte, ſprechen mehr oder minder fertig ſowol türkiſch als neugriechiſch — letzteres der Dienſtboten wegen, die faſt alle Griechen ſind, und haben ein großes Talent fremde Sprachen zu erlernen. Die perotiſchen Familien ſind meiſtens Italiener, Venetianer und Genueſer, aber längſt des Handels wegen in Pera niedergelaſſen und eingebürgert. Ihre Bekanntſchaft mit der türkiſchen Sprache hat ſie in Verbindung mit allen fremden Geſandtſchaften in Conſtantinopel gebracht, bei denen einzelne ihrer Mitglieder die wichtige Stelle eines Dragoman bekleiden; denn Du weißt, daß nur Oeſtreich eine Art von orientaliſcher Pflanzſchule hat, in der junge Männer für die diplomatiſch=orientaliſchen Geſchäfte gebildet werden. Die Peroten haben keine andre Heimat als ihren Berg von Pera, und kein andres vaterländiſches Intereſſe, als das desjenigen Staates, in deſſen Dienſt ſie etwa getreten ſein ſollten. Iſt das nicht eine ganz abnorme Erſcheinung? ich denke nicht, daß es ſonſtwo in der Welt etwas Aehnliches geben mag wie dieſe Heimatloſigkeit, die dennoch feſten Fuß gefaßt hat.

Lebe wol, mein lieber Bruder.

XV

Conſtantinopel, Septbr. 24, 1843.

Zu den Haremsnovellen, die ich Dir vorgeſtern ſchrieb, liebſter Bruder, füge ich noch ein Blättchen, denn ich habe Zeit, weil heute Ruhetag iſt. Ich bin nämlich geſtern nach Belgrad geritten, und das hat mich ſo grenzenlos ermüdet, daß ich mich nicht auf große Promenaden einlaſſen werde. Ganz geht es auf Reiſen nie wie man will! es läßt ſich nicht Alles combiniren, und da muß man gezwungen Manches fahren laſſen, was man gern geſehen hätte, z. B. ich, die kleine Reiſe nach Bruſa. Alle acht Tage geht ein kleines Dampfboot nach Mundania am Marmora Meer hinüber, und kommt am vierten Tag hieher zurück, ſo daß man grade Zeit hat nach Bruſa zu gehen, das am Fuß des Bithyniſchen Olymps in lieblicher Ebene liegt, und den Olymp ſelbſt zu beſteigen. Es hätte mich ſehr intereſſirt dieſe Gegend, welche eine der berühmt ſchönen des Orients iſt, und die Stadt, die erſte Reſidenz der osmaniſchen Sultane, kennen zu lernen; aber immer traf es ſich ſo, daß ich am Freitag, wenn das Dampfboot ging, eine Abhaltung hatte: am erſten Freitag mußte ich den Sultan ſehen der aus der Moſchee kam, am zweiten die heulenden Derwiſche hören, am dritten regnete es, und vorgeſtern am vierten hatte ich den Beſuch im Harem zu machen, der nicht aufzuſchieben war, theils weil der Ramadan — die große Faſtenzeit der Muhamedaner beginnt, theils weil übermorgen meine Abreiſe ſtatt finden muß, wenn ich mit dem öſtreichiſchen Lloyd nach Beirut gehen will; und das will ich allerdings, denn zu dem Dampfſchiff, welches vierzehn Tage ſpäter unter türkiſcher Flagge nach Syrien geht, mögte ich mich nicht entſchließen, weil es hauptſächlich für türkiſche Paſſagiere beſtimmt iſt. So mußte ich denn zu meinem großen Leidweſen die Partie nach Bruſa aufgeben, und ſtatt heute vom Olymp die Gefilde Kleinaſiens zu überſchauen, muß ich mich damit begnügen ihn geſtern Abend in wundervoller Schönheit mit ſeiner roſenroth ſtralenden Schneekrone geſehen zu haben. Nach Belgrad ritt ich wegen ſeiner berühmten Aquaducte, und nebenbei um einen Sattel zu verſuchen, den ich nothwendig zu der ſyriſchen Reiſe brauche. Denn ich habe mir vorgenommen ſie mit aller erdenklichen

Bequemlichkeit zu machen, weil ich ohnehin noch genug unvermeidliche Beſchwerden haben werde. Wenigſtens ſagen das einige Herren, die ſo eben die Reiſe gemacht, und nun ein ſo grenzenloſes Bedürfniß der Erholung, des Ausruhens haben, daß ihnen ſchon Conſtantinopel als äußerſt comfortable und wenig orientaliſch erſcheint — während es für uns ganz das Gegentheil iſt. Giebt es alſo wirklich ſo enorme Mühſeligkeiten, ſo muß man ſie ſich nach Möglichkeit zu erleichtern ſuchen, denn wenn ich körperlich allzu ermüdet bin, ſo ſind die Sinne nicht mehr fähig der Seele Eindrücke der Schönheit, der Majeſtät zuzutragen, und dann hätte ich ja die ganze Reiſe umſonſt gemacht. Nach allem was ich hier höre kommt mir überhaupt vor, als müſſe man ſich recht feſt einprägen und immer vor Augen halten, weshalb man ſie eigentlich macht, um nicht häufig herabgeſtimmt und enttäuſcht zu werden. Ich mache ſie um die Stätten kennen zu lernen, auf denen einſt große Civiliſationen gleich Blüten aus dem Kern ihrer Religionen hervor- und untergingen, als der Samenſtaub jener Blüten taub ward. Ich mache ſie um die Stätte zu ſehen, wo unſre Civiliſation, die vielſeitigſte von Allen die je geweſen, ihren Urſprung hat. Vergnügen, Unterhaltung, geiſtige und künſtleriſche Genüſſe, eine ununterbrochene Reihe von Naturſchönheiten erwarte ich nicht und ſuche ich nicht; begehrte ich ſie: ſo würde ich nach Paris gehen, dann nach Italien, dann nach der Schweiz; ich könnte das in derſelben Zeit, mit geringeren Koſten, ohne Mühſal; aber von dem Welttheil der iſt, will ich zu dem hin, der war; aus der europäiſchen Gegenwart in die orientaliſche Vergangenheit. Da müſſen Traurigkeiten, Wüſten, Ruinen, Deſolationen herrſchen, und einzeln und einſam, wie Sterne aus dem Wolkenhimmel, müſſen hie und da majeſtätiſche, troſtreiche, ſegenvolle Erinnerungen auftauchen, an welche der Geiſt ſeine Hofnungen knüpft, und dasjenige was ſein wird aus dem was geweſen iſt herausſpinnt. Hofnungen will ich, nur Hofnungen! ..... nicht für mich, nicht für Andere, aber für uns Alle. In Europa ſieht es ſo hofnungslos aus, ſo unruhig. Keinem iſt wol auf ſeinem Platz, und er ſucht in der Stille oder öffentlich einen andern. Alles was beſteht ſoll umgeändert, oder umgebildet, wenn nicht gar umgeſtoßen werden. Jeder fühlt die Nothwendigkeit der Umbildung und nicht ein Einziger hat eine neue klare Form gefunden nach welcher ſie zu modeln wäre. Nicht die Religion, nicht die Geſellſchaft, nicht der Staat, ſtehen mehr auf dem alten feſten Fuß. Die Prinzipien aus denen ſie ſich bis daher entwickelt hatten, ſind in Frage geſtellt oder ganz verneint. Mir wird bange wenn ich das ſo in der Nähe anſehe. Bin ich aber im Orient, betrachte ich die Ruinen des Sonnentempels zu Balbek, oder die Omars-Moſchee über dem Tempel Salomons, oder den Sand über den Wunderwerken von Memphis und Theben — bedenke ich dabei, daß ſo viel Größe, Macht und Herrlichkeit untergehen, und daß dennoch unſre ganze große occidentaliſche Bildung friſch und neu ihnen folgen konnte: ſo giebt dieſe Betrachtung mir Zuverſicht für eine bis jezt noch unbekannte aber gewiſſe und in ihrer Art vollkommne Phaſe, die neu über den Trümmern unſrer Welt beginnen wird. Denn Trümmer wird es geben größer als die von Balbek und Theben zuſammen genommen! ſchon jezt kommen ſie zum Vorſchein, man hält ſie nur noch mit eiſernen Klammern zuſammen, und es hat auch Niemand den Muth zu ſagen: Seht! es ſind Trümmer. — Aber wer von uns hat ſich nicht ſelbſt hundert Mal bei Betrachtung des Zuſtandes von Religion, Geſellſchaft und Staat gefragt: Wie lange wird er noch halten? — Alſo nicht um mir Erinnerungen — ſondern um Hofnungen zu ſammeln, Hofnungen die ſich nicht im Geringſten auf mich oder meine Perſon beziehen, mache ich dieſe Reiſe; denn ich hoffe nicht ein intereſſantes Buch über ſie zu ſchreiben, ich hoffe nicht poetiſch angeregt durch ſie zu werden, ich hoffe auch nicht ein ſeliges Leben zu führen während ich ſie mache; ſondern ich hoffe eben nur das, was ich Dir oben geſagt habe, und dies Bedürfniß nach Hofnung muß wol recht groß ſein, da ich mich tapfer allen nothwendigen Beſchwerden unterziehen will. Aber auch nur den nothwendigen! dazu bin ich ebenfalls entſchloſſen, und mit nichten geſonnen eine Pilgerfahrt im Sinn mittelalterlicher Frömmigkeit mit freiwilligen Entbehrungen und Kaſteiungen durchwebt anzutreten. Was die Kaſteiungen betrift, mein lieber Dinand, da bin ich zu ſehr ein Kind meines weichlichen und bequemen Jahrhunderts: ich ſcheue ſie von ganzem Herzen. Und dennoch thue ich all Augenblick Dinge bei denen Du mit Recht fragen könnteſt: „Aber weshalb marterſt du dich ſo ab?“ — Ja, Lieber, wenn es keine Widerſprüche in den Menſchenſeelen gäbe, ſo wär' es leicht mit uns ſelbſt und mit Andern fertig zu werden. — —

Bei Belgrad denkſt Du gewiß an die Hauptſtadt von Serbien. Du darfſt es aber nur indirect thun; denn als die Türken jene Stadt eroberten, verließen viele ihrer Einwohner ſie und ſiedelten ſich ein Paar Meilen von Conſtantinopel in einem Dorf an; und das iſt das kleine thraziſche Belgrad. Es hatte ſeinen Moment von Faſhion, als Lady Mary Worthley Montague, Gemalin des engliſchen Botſchafters bei der Pforte, vor mehr als hundert Jahren die gute Jahreszeit dort zubrachte. Wer engliſch gelernt, hat ihre wunderhübſchen Briefe aus Conſtantinopel geleſen, und es iſt wirklich ſchade, daß man ſie immer nur als ein Schulbuch behandelt — ſo weit ich mich ihrer erinnere. Jezt hält man den Aufenthalt in Belgrad für ungeſund. Die vielen Waſſer und die ſchattenden Bäume ſollen Fieber erzeugen; man begnügt ſich einen Spazierritt dahin zu machen um dieſe beiden Dinge, die für hieſige Augen zugleich Curioſitäten und der Inbegriff aller Schönheit ſind, kennen zu lernen. Wie hoch die Türken Bäume und ein Flüßchen anſchlagen, geht aus den Benennungen der „himmliſchen Waſſer“ und der „ſüßen Waſſer“ hervor, und aus der beſondern Vorliebe mit der ſie dieſe beiden Orte beſuchen. Belgrad iſt aber für die Türken viel zu entfernt! dahin kommen nur Europäer. Der Wald von Belgrad iſt gleichſam heilig. Kein Baum wird in ihm gefällt! Er alimentirt die zahlreichen Quellen, die Conſtantinopel mit Waſſer verſorgen. Ueber „le grand champ“ — wie man kurzweg den großen Todtenacker nennt, ritten wir geſtern früh um acht Uhr fort, und an der großen Kaſerne vorüber, deren Kanonen den Platz, der ſich vortreflich zu Emeuten eignet, und einen Theil der Stadt beherrſchen. Jezt emeutiren ſich aber nur Hunde gegen die Reiter. Nach den ſüßen Waſſern ritten wir hinab und dann in die Thraziſchen Gefilde hinein, die baumlos und unbeſtellt, weit und breit Hügel an Hügel reihen. An tiefen Stellen, wahrſcheinlich durch die letzten heftigen Regen erzeugt, war der Wieſenboden ganz moraſtig; an den höheren und trocknen war er dermaßen mit Thymian bedeckt, daß der ſtarke Duft die ganze Atmoſphäre füllte, noch ehe die Pferde die Pflanze unter ihren Hufen zertraten. Alsdann ſchien der friſche Morgenwind uns förmlich Wellen von Arom entgegen zu tragen. Wolgerüche in reiner freier Luft ſind für mich etwas Bezauberndes, und kommt man aus Conſtantinopel, ſo erhöht es ſich durch den Zauber der Neuheit. Allmälig wird die Gegend anmuthiger; es zeigen ſich einzelne Bäume; auf hohen Punkten ſieht man Aquaducte, wie ſie von Hügel zu Hügel laufen; dann reitet man wieder in einen Grund hinein und jede Ausſicht verſchwindet. So kommt man zuerſt an den Aquaduct von Kaiſer Juſtinian, der nach römiſcher Weiſe zwei Reihen von Arkaden über einander geſtellt hat, welche die eigentliche Waſſerleitung tragen. Schade nur daß die einzelnen Bogen nicht gleichförmig breit ſind und keinen ſchönen Schwung haben. Nun beginnt der Wald, der meiſtens aus Kaſtanien und Eichen beſteht. Aber Du mußt Dir Letztere nicht vorſtellen wie die Holſteiniſchen! Wo ich auch Eichen ſehen möge, immer und überall muß ich ſagen: die Eiche braucht den deutſchen Boden um ſich in ihrer vollen Kraft zu entfalten. Auch hier iſt ſie nicht ſo ſtark, nicht ſo mächtig und bei Weitem nicht ſo hoch als bei uns. Gar die Blätter ſind kleiner. Es mag auch eine andre Art ſein; das kann ich nicht unterſcheiden! aber gegen norddeutſche Eichen ſehen dieſe unvollkommen aus. Der Wald ſelbſt hat viel Gebüſch und Unterholz; zuweilen hört er ganz auf und beginnt dann wieder, und gepflegt, wie unſere Forſten, iſt er natürlich ganz und gar nicht. Aber als der einzige in Rumeli freut man ſich dennoch über ihn und findet ihn ſchön. Die Waſſerleitungen von Kaiſer Andronikus und Sultan Osman, ſind Baſſins zu welchen die Röhren nicht ſichtbar ſind. Sie liegen in der Nähe des Dorfes Pyrgos, und jenſeits deſſelben beginnt der eigentliche Wald von Belgrad, deſſen herrſchender Baum die eßbare Kaſtanie iſt, der aber nicht anders als der von Pyrgos ausſieht. Der Character des Ganzen iſt ungemein ſtill und faſt melancholiſch, wie das waldige und zugleich wenig bewohnte Gegenden faſt immer ſind. Man ſieht keine Menſchen, keine Feld- und Gartenarbeit, keine Thätigkeit irgend einer Art. Die Wege ſind Fußſteige und kaum das; außerhalb des Waldes reitet man ziemlich querfeldein. Dazu kommt, daß in dieſer Jahreszeit die Wälder, auch bei uns, todtenſtill ſind ohne die kleinen allerliebſten Vögel, welche ſie im Frühling durch ihr muntres Gezwitſcher ſo luſtig machen. Sie haben den Sommer voll Luſt und Liebe gehabt; nun iſts vorbei mit dem Schwung ihres kleinen Lebens! ſie müſſen nur noch darauf bedacht ſein es zu friſten. Es giebt für mich nichts Schwermüthigeres als ein recht ſchöner Spätſommertag im Walde, während ich auch nichts Fröhlicheres kenne als einen Juniustag in ihm. Um ein Uhr, vorbei an großen Teichen, kamen wir nach Belgrad. Wir waren bei den verſchiedenen Waſſerleitungen herumgegangen und ſeit acht Uhr zu Pferd: alſo ziemlich hungrig, und in dem Wirthshaus — oder wie ſoll man die Baracke nennen vor der wir abſtiegen? — gab es nur bittern ſchwarzen Kaffee und friſches Waſſer. Ich hofte auf eine meiner Lieblingsſpeiſen, auf Giaúrt, eine Art ſaurer Milch welche die Türken vortreflich zubereiten. Aber im ganzen Dorf war keine! Zum zweiten Mal ward der Dragoman auf Fouragiren entſendet: da brachte er nach langer Zeit einige friſche Eier, etwas ſüße Milch und ein Stück friſches Brot — letzteres ſo feucht, daß es mir mehr gewaſchen als gebacken vorkam. Darauf beſchränkte ſich unſer Diner — zu meinem allergrößten Vergnügen. Man ſieht denn doch einmal mit wie Wenigem man leben kann! und dann amüſirte mich die ſchneidende Verſchiedenheit meiner drei letzten Diners. Heut ſaß ich auf einem Balkon unter Gottes freiem Himmel im Schatten einer ſchmutzigen Hütte, und aß aus einer ſchwarzen Pfanne die Eier, wie irgend eine Bäuerin ſie gekocht hatte. Geſtern ſpeiſte ich im Harem des türkiſchen Miniſters des Auswärtigen mit aller Elegance, welche türkiſche Gebräuche mit europäiſchen verſetzt, zulaſſen; — und vorgeſtern bei dem Internuntius mit Diplomaten, mit Reiſenden verſchiedener Nationen, mit Perſonen von bekanntem Namen, mit einem Wort: ganz in der Geſellſchaft. Iſt das nicht wirklich ſehr unterhaltend? — Der Aquaduct Sultan Mahmuds, den wir beſuchten nachdem unſer frugales Mittagbrot verzehrt war, iſt bei Weitem der Schönſte von Allen, ein ſehr großes Reſervoir von ſchneeweißem Marmor, mit ofnen und mit überbauten Baſſins, welche durch Terraſſen verbunden ſind, ſo daß der ganze Bau wie ein großartiger Palaſt ausſieht, der überdas in der baumreichſten

Gegend des ganzen Waldes liegt. Dies iſt eine intereſſante Partie, bei der wir am längſten verweilten, umſomehr da wir bei einer größeren Geſellſchaft Bekannte trafen. Aber als ich nun wieder zu Pferde ſteigen mußte, war ich müde geworden, und hätte gern nicht für „ein Pferd!“ nicht für „ein Pferd!“ ein Königreich gegeben. Wir brauchten zwar nicht über Belgrad und Pyrgos zurück zu reiten, ſondern auf näherem Wege, der aus dem Walde oberhalb Bujúkderé auf die Straße von dort nach Conſtantinopel führt; — allein ich war nun einmal müde, denn ſeit den Pyrenäen hatte ich kein Pferd beſtiegen, und dann iſt auch der kürzeſte Weg zu lang. Uebrigens hatten wir auf jenem hohen Punkt oberhalb Bujúkderé eine unvergleichlich ſchöne Ausſicht: Hügel ſtiegen bis zu dem Ort hinab, der in der Tiefe an ſeiner großen Bucht wie an einem ſtillen See lag. Zwiſchen den Bergen beider Ufer verſchwand und erſchien der Bosporus, je nach ſeinen und ihren Windungen. Zur Linken breitete ſich das ſchwarze Meer aus, und zur Rechten, jenſeits des Propontis, ſtreckten ſich Anatoli's bergige Küſten aus, die in glanzvoller Herrlichkeit der königliche Olymp in den Purpur des Abendrothes getaucht, überragte. Dazu der transparente Himmel und der flammende Sonnenuntergang des Südens! — und es iſt wahrhaft ſchmachvoll daß ich dennoch! dennoch! müde war und müde blieb, und ſeelenfroh war, als wir endlich um halb acht Uhr in unſrer Behauſung anlangten.

Nun, lieber Bruder, leb recht wol und nimm nicht übel daß ich meine Briefe immer ſo kurz und ohne Umſtände abbreche. Wollte ich mich auf Liebesverſicherungen einlaſſen, ſo würde ihre Länge unberechenbar ſein, und mir iſt jeder Augenblick zugemeſſen. Ueberdas verſteht es ſich ja von ſelbſt daß ich Eurer gedenke, der Fernen, der Lieben; das beweiſt mein fleißiges Schreiben. Alſo nehmt es nicht ſo genau mit der Form.

XVI

Conſtantinopel, Montag, Septbr. 25. 1843.

Dies iſt der letzte Brief, Herzensmama, den ich Dir von hier ſchreibe. Alle Vorbereitungen zur Weiterreiſe ſind gemacht und morgen Nachmittag geht es nach Smyrna fort. Da freut es mich recht, daß ich noch heute früh des Sultans Palaſt von Tſchiragan inwendig geſehen, nachdem ich ihn ſo oft von außen bewundert habe, und in aller Eile will ich Dir ſagen wie ſich das gemacht hat. Der Hofgärtner, welcher zu jenem Palaſt den Garten anlegen ſoll, iſt nämlich ein Deutſcher und kommt zuweilen zu Madame Balbiani. Da ſah ich ihn vor ein Paar Tagen, und er nahm es auf ſich mich ohne Firman in den Palaſt zu führen, und heute früh um neun Uhr brachte uns ein Kaik an die beſtimmte Stelle. Ich glaube ſchon früher geſagt zu haben, daß dieſer Palaſt eine Agglomeration von verſchiedenen und ganz ungleichen Pavillons iſt, die durch Gallerien zu keinem regelmäßigen, aber zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden ſind, bei welchem die Marmorſtufen die der Bosporus beſpült, und die Marmorkolonnade die ſich im Bosporus ſpiegelt, beſonders anmuthig und blendend ins Auge fallen. Das Innere iſt nun weder das eine noch das andere, denn der ſeltſame türkiſche Geſchmack, den wir nicht anders als geſchmacklos nennen können, und dies ganze Baumaterial von Gyps und Holz, treten da zu bedeutend hervor. Ein Hauptſchmuck der Zimmer ſind Spiegel und Uhren, vier, ſechs, acht, in jedem. Unter den Pendülen befindet ſich ein Spielwerk, und das erſte was man zu unſrer Ergötzlichkeit that war, daß man in dem einen Saal alle ſechs Spielwerke *auf einmal* in Gang brachte. Wir ſollten ſtaunen, und in der That, wir ſtaunten! Die Pendülen ſelbſt waren faſt alle aus Paris, und von der wunderſchönen Bronce mit bunter Email, die man nur dort zu machen verſteht. Man muß wol in Conſtantinopel von der europäiſchen Mode gehört haben, allerlei koſtbare, kurioſe und unnütze Sächelchen auf Tiſchen und Kamingeſimſen herumzuſtellen, und hatte ſie im Tſchiragan-Palaſt in der Art nachgeahmt, daß man auf die Spiegeltiſche kleine elende Flacons, dürftige Porzellanvaſen mit verblichenen Blumen, und allerlei ſchlechtes Porzellangeſchirr geſtellt hatte. Vor der einen Uhr lag z. B. eine große Forelle; triumphirend hob ein Diener die obere Hälfte ab, und zeigte daß es eigentlich eine Schaale mit einem Deckel ſei. In dieſer Art war Alles, was nicht Geſchenk war; und auch dieſe z. B. zwei Porzellanvaſen mit den Porträts vom Kaiſer und der Kaiſerin von Rußland, waren bei Weitem nicht ſo ſchön und ſo magnifik, als man dergleichen königliche Geſchenke in Europa zu machen pflegt. Bunte Lithographien, Anſichten der Schweiz, und alle Hauptſtädte Europas darſtellend, hingen in goldenen Rahmen an den grellbemalten Wänden mancher Gemächer; hingegen ſtanden in den meiſten breite Sofas mit violetten oder purpurfarbenen Goldſtoffpolſtern. Ein Saal iſt recht ſchön; er liegt im

Pavillon mit der Marmorkolonnade: es iſt der große Audienzſaal, in welchem bei feierlichen Gelegenheiten der Thron des Großherrn errichtet wird. Für gewöhnlich iſt er ganz leer; aber der Raum iſt groß und hoch, und die äußerſt zierlich in Stuc gearbeitete Decke, wird von Säulen getragen, die man auf den erſten Blick für Marmor hält, weil man's nicht glauben kann: draußen Marmor und drinnen Gyps. Es iſt aber dennoch ſo; ſie ſind von Gyps, und jede iſt von oben bis unten mit einer Ranke von Weinlaub ganz regelmäßig umſchlungen. In einem andern Pavillon hält der Sultan ſich am Morgen auf, nachdem er den Harem verlaſſen hat, in dem er ſchläft; — der Haremspavillon mit ſeinen vergitterten Fenſtern wurde uns nicht gezeigt. Wieder ein anderer iſt ſeine Nachmittagswohnung, und da fiel mir in dem einen Zimmer die ſeltſame Thür- und Fenſterdraperie von ſchwarzem Tafft und weißem Muſſelin mit hellblauen Franzen auf. In deſſen oberem Stockwerk ſind ein Paar elegant ſeinſollende Zimmer, und ein kleiner Saal dafür beſtimmt die fremden Miniſter zu empfangen; da hinein hatte man das Koſtbarſte an Kandelabern, Vaſen, Spiegeln, und europäiſchen Lehnſtühlen mit dunkelrothem Atlas bezogen, zuſammengeſtellt und dadurch etwas bewerkſtelligt, das weder elegant, noch koſtbar war. Der Garten dieſes Palaſtes iſt eine ganz neue, an einem ziemlich ſteilen und baumloſen Berg anſteigende Anlage, in welcher bis jezt nichts von dem zu ſehen iſt was man ſich unter einem Garten denkt — nicht Blumen, nicht Schatten, nicht Grün, nicht Waſſer, nichts als die himmliſche Ausſicht auf den Bosporus! nach zehn bis zwölf Jahren wird es vielleicht ein Garten geworden ſein. In der Mitte zwiſchen den Pavillons liegt ein Blumenparterre, wo aber nichts Seltenes und Schönes zu ſehen war, als das was man auch bei uns hat: kletternde Roſen, Dahlien u. dgl. Citronen- und Orangenbäume ſtehen in Töpfen, auch wie bei uns, und werden Winters in ungeheizte Gewächshäuſer gebracht. — Hätteſt Du Dir vorgeſtellt, daß ich vom Serai des Großherrn eine ſo magere Beſchreibung liefern würde? Es iſt aber warlich nicht meine Schuld! ich weiß nun einmal nichts Andres von einem Gebäude ohne Geſchmack, ohne Kunſtſchätze, ohne Erinnerungen zu ſagen, und Niemand kann es, wenn er der Wahrheit treu bleiben will. Ich hoffe, daß all meine Beſchreibungen von Conſtantinopel ſehr der Wahrheit treu ſind, weil ich ganz wie ein Neuling, ohne Vorurtheil für oder wider, hergekommen bin. Das iſt in Europa faſt unmöglich! auf irgend eine Weiſe intereſſirt man ſich dort bereits lange vorher für das Land in das man reiſt; aber dieſes iſt uns im Grunde gänzlich fremd, oder war es wenigſtens mir dermaßen, daß ich nicht weiß, ob ſchon irgend Jemand eine Beſchreibung von Conſtantinopel gemacht hat. Nun, ich wünſche, daß Du keine kennen mögeſt, himmliſche Mutter, dann hat die meine doch mindeſtens den kleinen Reiz der Neuheit für Dich. — Heute beginnt der Ramadan, das iſt die große achtundzwanzigtägige Faſtenzeit der Muhamedaner, die ſie ſo ſtreng halten müſſen, daß ſie von Sonnenauf- bis Untergang weder einen Tropfen trinken, noch einen Biſſen eſſen, noch einen Tſchibuk rauchen dürfen. Im Moment wo die Sonne untergegangen, fällt ein Kanonenſchuß; das iſt das Zeichen um Nahrung nehmen zu dürfen, dann ſtürzt Alles in die Kaffeehäuſer und genießt doppelt nach der ſchweren Entbehrung. Fürs Volk, für die arbeitende Claſſe, iſt ſie wirklich ſchwer! So ein Paar Ruderer müſſen z. B. nach Bujúkderé hin und her fahren, und dürfen kein Glas Waſſer trinken wenn ſie auch halb verſchmachtet ſind. Die Reichen haben es gut; die ſchlafen den größten Theil des Tages, und führen ein nächtliches Leben. Da die Türken kein Sonnenjahr, wie wir, ſondern Mondjahre haben, ſo tritt der Ramadan alljährlich um eilf Tage zurück, und nach einer Reihe von Jahren wird er mitten in die allerlängſten und heißen Sommertage fallen und dann wahrhaft qualvoll ſein. Am Schluß des Ramadan giebt es drei Tage Bairamfeſt, Jubel, Ergötzlichkeiten, religiöſe Ceremonien in den erleuchteten Moſcheen. Geſtern waren die Minare's erleuchtet und die Schiffe; aber nicht ſehr, und es war grade ſehr hübſch dieſe einzelnen wie aus dem Himmel gefallnen Sterne ſo ſeltſam hier in der Luft, dort über dem Waſſer ſchweben zu ſehen. Wie ſchön hier überhaupt die verſchiedenen Beleuchtungen, verbunden mit der waſſerreichen und dennoch ſo grünen Umgebung wirken, iſt gar nicht zu beſchreiben, und habe ich es auch hie und da verſucht, ſo iſt es mir doch nicht gelungen und Du darfſt glauben, daß Conſtantinopel ſchöner als jede Beſchreibung iſt. Neulich als wir nach Belgrad ritten war ich früher aufgeſtanden als meine Gewohnheit iſt, und ſah nun ein wahrhaft entzückendes Bild: wogende Morgennebel deckten geheimnißvoll den ganzen Raum; hinter ihnen ſchoſſen Lichtſtralen vom großen Sonnenheerd aus um ſie zu durchdringen, und um ſie herum flog der Morgenwind mit ſtarken Flügeln um ſie zu verſcheuchen und dem Licht den Weg zu bahnen. Allmälig ſanken ſie langſam, leiſe, hier tauchte eine glänzende Kuppel auf, dort ein weißes Minare, und da noch eins und dort noch eine; und auf Alles was ſich aus dem nebligen Silberſchaum emporhob, warf die Sonne ihre roſigen Frühſtralen, ihren erſten, friſchen jungen Liebesblick, und wie aus roſenfarbenem Marmor auf einer Baſis von Perlenmutter gebaut, lagen die anmuthigen Gebäude da, ganz wie man es in Feenmärchen lieſt. Aber je höher die Sonne ſtieg, deſto tiefer ſanken die Nebel, ſo daß allmälig die höher liegenden Häuſergruppen zum Vorſchein kamen, dann Bouquets von Cipreſſen, dann Maſtbäume der Schiffe, und endlich die ganze mächtige Maſſe der Stadt — die man eigentlich nur in der Ferne ſehen müßte, wenn man nichts als bezaubert von ihr ſein wollte. Betritt man ſie — Illuſion ade! das iſt keine Feenſtadt, ſondern eine Schmutzſtadt, und nicht nur im Ganzen — auch das Einzelne verliert ſo bald man nahe heran tritt, wie ich das ſo eben beim Tſchiragan-Palaſt ſchlagend gewahr geworden bin. Dennoch, oder vielleicht grade deshalb, iſt Conſtantinopel außerordentlich ſehenswerth, weil die in die Augen fallende Vereinigung des Schönen und Widerlichen ſo ſchleierlos iſt, und dem Ganzen ein Gepräge von Unordnung, Confuſion und Verwahrloſung aufdrückt, das wiederum charakteriſtiſch für die inneren Zuſtände iſt. In manchen Dingen giebt man ſich Mühe und verſucht einen

Schritt zur Bildung. Drei junge Aerzte, von einem deutſchen Arzt aus Wien hier gebildet, promovirten neulich in Gegenwart des Sultans und aller hohen Staatsbeamten, und legten einen Amtseid ab, was bisher etwas ganz Unerhörtes geweſen. Man hat dieſen Act mit großer Feierlichkeit vollzogen und der Sultan ſoll ſich einigermaßen gerührt und theilnehmend gezeigt haben. Aber die Theilnahme eines Monarchen muß ſchöpferiſcher Art ſein. Die active iſt nicht einmal genug, und mit ſo einer paſſiven wird man vollends gar nicht weit kommen. Man macht Verſuche, man läßt ſich abſchrecken und die Sache fallen, wenn ſie nicht gelingt; wohingegen einem Monarchen bei ſchöpferiſcher Theilnahme tauſend Mittel zu Gebot ſtehen um die Sache, die zwanzig Mal mißglückt iſt, dennoch durchzuſetzen. Aber ich glaube, daß weder Sultan Abdul Medjid noch irgend ein andrer im Prinzenkäfig von Weibern und Eunuchen erzogener Großherr, zu einer Entwickelung gelangen kann, die zugleich erkennt und will. Dabei ſind freilich die himmliſchen Gaben, die freien Geſchenke Gottes die Hauptſache, und das regenerirende Genie eines Fürſten hängt eben ſo wenig von Luſt und Laune oder Erziehung ab wie ein finanzielles oder ein künſtleriſches oder jedes andre; aber ſeitdem ich einen Harem geſehen, kommt dieſer Boden mir nur tauglich zur Erzeugung krüppelhafter Pflanzen vor, und auf ihm vegetirt ein Sultan bis er den Thron beſteigt. Und dann finde ich alle Zuſtände ſo zukunftslos hier! Dieſe Europäer die in türkiſchen Dienſt treten, kommen verſuchsweiſe auf eine Reihe von Jahren um dies oder jenes einzuführen, und gehen fort wenn die Zeit um iſt zu der ſie ſich verpflichtet haben. Oder ſie kommen um ſich Vermögen zu erwerben, weil ſie ſtark bezahlt werden, und gehen ſobald ſie dies Ziel erreicht haben. Oder endlich kommen ſie abentheuermäßig um in der Türkei ihr Glück zu verſuchen. Aus Intereſſe für Volk und Land kommt kein Europäer hieher und noch weniger bleibt er hier um einen andern als einen perſönlichen Zweck: was für ein Nutzen oder Segen könnte daraus dem Land und Volk für die Dauer oder in die Zukunft hinein erſprießen? — Die meiſten der höheren türkiſchen Beamten ſind gekaufte Sclaven. Ein Sclav hat kein Vaterland und kann keines haben: er lebt für ſein Ich. In dem Kreiſe ſeiner Verpflichtungen muß er ſich einigermaßen halten, aber woher ſoll ihm der Trieb zu einer Wirkſamkeit kommen, die über den althergebrachten Schlendrian hinausgreift? und wenn die Räder einer Staatsmaſchine Jahrhunderte lang die Sache in Bewegung geſetzt haben, ſo ſind ſie eben alt und wackelnd und drehen ſich nicht mit dem gehörigen kräftigen Umſchwung; — er aber hütet ſich wol ſie zu berühren. Nimm nun dazu, daß die türkiſche Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt, wie das in allen ſchlecht verwalteten Ländern der Fall, aber hier bis ins Unglaubliche geſteigert iſt, theils durch die Vielweiberei, theils durch die wie ich höre allgemeine Sitte der Frauen das Kind im Mutterleib zu tödten wenn ſie der Wochenbetten ſatt ſind; — und ich frage: woran ſollten ſich Hofnungen für die Zukunft auf junge Triebe, auf friſche Schößlinge knüpfen, wenn das Mark des Baumes ohne Lebenskraft iſt. Ein Staat den Sclaven lenken, Familien wo die Weiber nicht Mütter ſein mögen, weil ſie Sclavinnen und nicht Gattinnen ſind: iſt der Gipfel der Unnatur und kann gar nichts andres als ein Zeichen bedeutenden Verfalls ſein. Aehnlich war es im alten Rom; auch dort dieſe Herrſchaft der Freigelaſſenen, auch dort dieſe Abnahme der Bevölkerung, auch dort dieſer Widerwille der Weiber gegen das Mutterwerden — aber freilich nur aus Ueppigkeit, was ich von den Türkinnen nicht gehört habe —; jedoch war für das alte Rom ein Glanz vorhergegangen, der mit der ſpätern Decadenz Schritt hielt, und von dem das türkiſche Reich ſehr fern geblieben iſt. Rom hat doch eine Zeit der Freiheit, und die ſchönſte, eine freie Jugend gehabt; die Türkei war immer ein Reich der Deſpotie und Sclaverei.

Zum Schluß etwas Komiſches. Endlich habe ich den Firman bekommen, den ich zur Fortſetzung meiner Reiſe vom Miniſterium des Aeußern — europäiſch geredet, denn die türkiſchen Bezeichnungen kenne ich nicht — begehrt habe. Er ſoll unnütz ſein; aber das thut nichts! in dieſem Lande muß man ſich für alle Fälle rüſten. Es hat aber Mühe gemacht ihn zu bekommen und der Secretär, dem die Ausfertigung eines ſolchen Firmans zukommt, hat nicht gewagt die Verantwortung allein über ſich zu nehmen und ihn auszuſtellen; höhere Beamte ſind zu Rath gezogen worden. Und nun rathe weshalb! — — Weil noch nie eine Frau einen Reiſefirman begehrt hat. Es war mir vorbehalten dieſen in den Annalen des osmaniſchen Reiches unerhörten Fall herbeizuführen und ich werde nicht ermangeln dies außerordentliche Document mit mir nach Europa zurückzubringen, weil es vielleicht einzig in ſeiner Art auf der Welt iſt. Uebrigens ſieht es ganz gemein aus und, wenn phönixſelten, iſt es doch mit nichten phönixſchön.

Nun lebe tauſend und aber tauſend Mal wol, meine liebe Herzensmama, und wünſche mir eine glückliche Fahrt — denn wir haben immer Wind und unruhiges Wetter, und ich muß nun ungefähr acht Tage auf dem Meer zubringen. Ich küſſe Deine Hand.

XVII.

Smyrna, Freitag, Septbr. 29. 1843.

Jezt bin ich in Aſien, freilich nur in Kleinaſien, aber doch wirklich und auch dem Namen nach aus unſerm europäiſchen Welttheil heraus. Jezt bitte ich Dich, Herzensmama, Dir vor allen Dingen recht feſt einzuprägen, daß ich keinesweges geſonnen bin aus Jubel darüber in Aſien zu ſein, Alles ſchön und herrlich zu finden was ich ſehe. Durchaus nicht, Ich werde ſo Gott will! immer mein gutes unbeſtechliches Auge behalten, und nur das ſchön finden, was auf mich dieſen Eindruck macht, gleichviel ob es in Aſien oder Europa liegt und — dies vorausgeſchickt — ſage ich ganz beruhigt: Smyrna hat nichts Schönes als ſeine Weiber und ſeine Weintrauben. Doch ehe ich von Smyrna rede will ich Dir erzählen wie meine Reiſe verlief, und doppelt gern, weil ich mich ungewöhnlich gut befand. Dann ſchöpfe ich immer Hofnung und denke: „Nun habe ich für immer die Seekrankheit überwunden, nun kann ich ganz gewiß das Meer vertragen!" — Ob dem ſo iſt wird ſich heut Abend zeigen, denn es iſt heftiger Wind und wir gehen um ſechs Uhr fort.

Dienſtag am 26ſten, Nachmittags vier Uhr, trug uns das ſehr gute Dampfſchiff Seri Pervas aus dem goldnen Horn durch den Bosporus in den Propontis, und ſo ſchnell es auch ging, konnte man Conſtantinopel weit und mächtig ausgebreitet, bis Sonnenuntergang herrlich beleuchtet, gewahr werden. Ich war glückliche Alleinbeſitzerin der Damenkabine, hatte Licht und Luft in ihr, und glaube auch dieſen Umſtänden mein Wolbefinden zuſchreiben zu müſſen. Mit der Nacht hob ganz konträrer Wind, Südwind und hohes Meer an, und wir behielten Beides bis zur Einfahrt in die Bucht von Smyrna, d. h. über vierundzwanzig Stunden. Ich verbrachte ſie fein ruhig auf dem Sofa in meiner Kabine liegend, das nenne ich ſchon Wolbefinden auf dem Meer, und ließ mir erzählen bei welchen Punkten wir vorüberfuhren. Ach, lauter Punkte die zu Poëmen geworden ſind und lauter Namen die wie Lieder klingen! Bei Libyſſa Hannibals Grab! das war ein Feind würdig der alten Roma, denn er war ſo groß wie ihre größten Söhne. Hier ſtarb er, im fremden Bithynien, am ſelbſtgewählten Gift, als ſein Stern nicht mehr vernichtend ihr zu Häupten ſtand. Sein Haß war ſein Leben. Als er kein Mittel zum thatkräftigen Haß mehr hatte wollte er ſterben, und ſtarb. Gott, wie gefällt mir das bei den Alten! Ihr freiwilliger Tod iſt auch durchaus nicht ein Selbſtmord zu nennen. Sie waren immer voll von einem großen unegoiſtiſchen Gedanken; für den lebten ſie und traten vom Leben zurück ohne Convulſionen egoiſtiſcher Verzweiflung, ſobald er nicht mehr ſeine Stätte in der Welt fand. — Ueber die Dardanellen zog Xerxes mit ſeinem Heer und wurde überwunden von dem kleinen Athen; und über die Dardanellen zogen die Osmanen und eroberten Gallipoli, und das große byzantiniſche Reich war nicht im Stande ſie nach Kleinaſien zurück zu treiben. — Da iſt Ilions Küſte mit der Ebene von Troja, in der friedlich die Grabeshügel der beiden Todfeinde, Hectors und Achilles nebſt dem des Patroklos ſich erheben, und von Jahrtauſend zu Jahrtauſend den eignen Ruhm und die Unſterblichkeit ihres alten blinden Sängers erzählen. Alter Homer! wie müßteſt du lächeln wenn du wüßteſt welche Mühe ſich die Speculation unſrer kleinen hohlen Zeit giebt, um deine große volle Exiſtenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen. — Verläßt man die Dardanellen, die ehedem Helleſpont hießen, und deren

Küſten weit an Schönheit hinter denen des Bosporus zurückſtehen: ſo ſind die erſten Inſeln des Archipelagus Imbros, Lemnos und Tenedos; dann Mitylene, das alte Lesbos. An die Küſte von Lesbos kam das Haupt des Orpheus geſchwommen, nachdem der wunderbare Sänger, der für ſeine Liebe die Unterwelt — und durch ſeine Lieder die rohen thieriſchen Gewalten überwunden hatte, von den thraziſchen Mänaden ermordet worden war. In ſeiner tiefen Begeiſterung lag etwas, das ihrem tobenden Fanatismus gegenüber wie ein ſtummer Vorwurf ausſah; ſie tödteten den edlen Sänger. Die Bewohner von Lesbos gaben ſeinem Haupt ein ehrenvolles Grab; dafür ſegnete Apoll die Inſel mit den Gaben der Poeſie, ſie ward Arions und Sapphos Heimat, die des Alcäus und Terpander's, der die ſiebenſaitige Lyra erfand — und überdas mit einer ſchönen und reichen Natur. Samothrake ſieht man fern und dunkel; dort war der Sitz der alten Orpheiſchen Geheimlehren, denn in den Jugendtagen der Völker ſind ihre Sänger mit andern Gaben ausgeſtattet, als in ihren alterhaften oder greiſesſchwachen: Seher der Zukunft ſind ſie, Propheten, welche zu den Tagen der kommenden Zeiten heranzubilden verſuchen, und in ihre Worte mehr hineinlegen, als die Menge faßt. Ob von den Einzelnen nicht auch

Manche ſie mehr mißverſtanden als verſtanden haben? das frage ich mich jezt zuweilen, wenn mir ſo ein Ausdeuter des Dante oder Shakespeare in die Hand fällt. — Und abermals wurde es Nacht, und als der Morgen wieder kam, lagen wir ſchon ein Paar Stunden im Hafen von Smyrna vor Anker, und ich kam höchſt geſpannt aufs Verdeck. Mein erſtes Wort war: „Aber ganz wie die ſpaniſche Küſte bei Alicante und Carthagena!“ und ſo iſt es wirklich. Dieſelben ſcharfen, nackten, gelbröthlichen Berge, die ſich baum- und ſchattenlos ſchroff am Ufer erheben, in welches das Meer mit einem großen Golf hineingetreten iſt: Smyrna ſelbſt iſt jedoch eine bedeutende Handelſtadt, wie das ſüdliche Spanien keine mehr aufzuweiſen hat, wo über 100,000 Menſchen bequem leben und Manche reich werden, und wo eine Art von europäiſcher Geſellſchaft aus den Konſulfamilien aller Nationen ſich gebildet hat. Das Frankenquartier am Meer, das zuerſt in die Augen fällt und in dem ſich natürlich auch die Gaſthöfe befinden, ſieht ziemlich europäiſch aus, und ich glaubte ſchon mit Conſtantinopel von der Unſauberkeit Abſchied genommen zu haben, bis ein Gang durch die Stadt mich eines Andern belehrte. Frappant iſt ihre Lage übrigens nie; am wenigſten wenn man von den grünen Ufern des

Boſporus kommt. Ich bin nun in Jonien, auf dieſem wundervoll begabten Boden, dem die herrlichſten Blüten griechiſcher und chriſtlicher Bildung entſproſſen ſind; und ſeltſamer Weiſe ergreift dieſer Boden mich nicht ſo mächtig, wie es mir ſonſt wol zu geſchehen pflegt. Aber ich weiß auch weshalb. Jonien war kein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, wie die glücklicheren kleinen griechiſchen Freiſtaaten waren. An ſie lehnt es ſich mit ſeiner Bildung, mit ſeiner Sprache; ihnen liefert es ſeine großen Männer, ſeine Denker, Weltweiſen, Dichter und Künſtler, Heſiod und Herodot, Thales und Pythagoras, Homer und Anacreon, Parrhaſius, Zeuxis und Apelles. Das Alles begreifen wir unter helleniſcher Bildung, und die Blüten derſelben, wie Athen und Corinth, verſchwimmen für uns auch mit dem Begriff ihrer Pflanzſchule, die großentheils in Jonien war. Später, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, fand es hier eine Stätte, wo es in der Kraft und Reinheit gedieh, wie die Apoſtel es gründeten; und der feurigſte unter ihnen Allen, der am thätigſten und vielleicht auch am wirkſamſten es zu verbreiten wußte, Paulus, war aus Kleinaſien, aus Tarſus in Cilicien. Von Patmos herüber ſchrieb der Lieblingsjünger Chriſti, Johannes, an die ſieben chriſtlichen Gemeinden Kleinaſiens die ſieben Sendſchreiben, welche die Apokalypſe einleiten, und die an Epheſus, Laodicea, Sardis, Thyatira, Philadelphia, Pergamus und Smyrna gerichtet ſind. Da hat Smyrna eine ſchöne Ermunterung: „Sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ Es iſt wol ein blühendes und reiches Leben, das ſich um Smyrna gelagert hat und ihm größeren Glanz und Spielraum gönnt, als dieſe halb vernichteten Gegenden kennen; doch „die Krone des Lebens“ iſt eine Verheißung, die hier unter der Herrſchaft des Islams noch nicht die Zeit ihrer Erfüllung gefunden hat. So anſehnlich und in blühendem Zuſtand wie Smyrna ſoll keine jener ſechs andern Gemeinden ſein, von denen einige als kleine Ortſchaften, andre gar nicht mehr exiſtiren, z. B. von Epheſus nur noch geringe Trümmer, und doch beſaß es eins der Wunderwerke der alten Welt, den Tempel der Diana. Das iſt nun Alles Staub und Aſche! der Tempel iſt verſchwunden und die Gemeinde iſt zerſtoben, der Johannes ſchrieb: „Ich habe wider dich, daß du verläſſeſt deine erſte Liebe.“ Turkmanen haben da gehauſt und Osmanen, und die Mongolen unter Timur haben mehr als dreißig Jahr ihre Zelte an dieſer Stätte aufgeſchlagen; dann fiel ſie unter das türkiſche Joch, und nun iſt ſie ein ungeſunder Moraſt, wo in dieſer Jahreszeit böſe

Fieber heimiſch ſind. Und das iſt das klägliche Ende des alten und weltberühmten, prangenden Epheſus! — Uebrigens müſſen jene chriſtlichen Gemeinden ſich nicht gar lange in ihrer erſten Reinheit erhalten haben, wie denn überhaupt die apoſtoliſche Kraft und Einfachheit nur ſo lange beſtanden zu haben ſcheint, bis Conſtantin die chriſtliche Religion annahm und ſie dadurch gleichſam mit dem weltlichen Purpur bekleidete, der ihr nicht beſtimmt iſt, denn ihr Stifter ſpricht ausdrücklich: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Denn bereits im vierten Jahrhundert, als ſie ſich kaum erholt hatten von den Verfolgungen und Martern, welche die römiſchen Kaiſer über ſie verhängten, begannen die Chriſten untereinander uneins zu werden, und ſich gemein zu zanken, wild zu haſſen und blutig zu verfolgen, um der verſchiedenen Deutung willen, welche einzelne unter ihnen aufſtehende, ſpekulirende oder tiefſinnig myſtiſche Lehrer, nicht ſowol den Worten und Lehren Chriſti, als ſeiner Erſcheinung ſelbſt gaben, ſo daß die Chriſten nach und nach in ich weiß nicht was alles für Secten zerfielen: Arianer, Neſtorianer, Jakobiten, Monophyſiten, und unzählige Andre, von denen noch Manche im Morgenland exiſtiren. Die Conzilien, auf denen dieſe traurigen Streitigkeiten nicht ſowol geſchlichtet, als durch irgend einen Machtſpruch der

Mehrzahl oder eines Ueberlegenen unterdrückt wurden, fanden auch großentheils in dieſem nämlichen Jonien ſtatt, wie die von Nicäa, von Epheſus, von Chalcedon; und immer faßte man auf ihnen den Beſchluß da eine Grenze zu ziehen, wo der Stifter unſrer Religion keine gezogen hat, nämlich im Glauben; denn er ſpricht ausdrücklich und einfach: „Der Glaube macht ſelig;“ — und ganz und gar nicht: „Dieſer oder jener Glaube.“ Es iſt unerhört was die Theologie der Religion für Schaden gethan hat! Das iſt ein Irrthum wenn man meint der Verſtand ſchade ihr! O nein! der höchſte Verſtand wird ſich am tiefſten vor ihr beugen. Aber die Charlatanerie die mit dem Verſtande getrieben wird, der Scharfſinn der Spekulation, die Klügeleien der Gelehrſamkeit, die Spitzfindigkeiten des Zweifels, die ſchaden ihr fürchterlich und bis zum heutigen Tage, weil der Menſch die traurige Neigung hat ſich beſtändig über dasjenige ſtellen zu wollen, was er erkannt hat. Daher meinen die Einen der göttlichen Satzungen entbehren zu können, weil dies oder jenes Dogma ihnen nicht haltbar erſcheint, und die Andern verſchanzen ſich hinter Autoritäten jener Conzile um dasjenige unantaſtbar zu erhalten, wovon ſie heimlich fürchten mögen, daß ſie es nicht ſiegreich werden vertheidigen können. Und bei dieſen Einſeitigen ſoll der Menſch die Wahrheit finden! Wer nicht in die Tiefe des eigenen Seins hinabſteigt und nicht dem eigenen Weſen aufrichtig Aug in Auge ſchaut und nicht dringend und glühend Frage und Forſchung und Sehnſucht nach Erkenntniß hegt: der iſt in unſrer Zeit übel berathen. Ich ſtelle mir zuweilen einen Menſchen vor, der den reinſten und edelſten Glauben hat, der je in einer Seele Eingang finden kann: den Glauben an jene Seligkeiten, die Chriſtus in ſeiner Bergpredigt bezeichnet, ſie ſucht, ſie erſtrebt, ſie will, nur ſie (denn das nenne ich den wahren Glauben: leben und weben, athmen und ſein für eine Erkenntniß und in ihr) was das für ein vollkommner Menſch ſein müßte und für ein ſeliger in ſeiner Vollkommenheit. Und dann frag' ich mich ob es zu ſeiner Vervollkommnung oder zur Erhöhung ſeiner Seligkeit auch nur eines Strohhalms Gewicht beitragen kann, wenn er der Meinung iſt: Chriſtus ſei vor Erſchaffung der Welt ſchon geweſen, oder erſt nach ihr; — oder: Chriſtus habe nur eine göttliche Natur oder nur eine menſchliche oder beide verſchmolzen gehabt; — und dann kann ich nicht anders als mit der tiefſten Aufrichtigkeit mir ſelbſt antworten: Nein! — Iſt denn eine ſolche Meinung überhaupt ein Glaube? dringt ſie veredelnd in das menſchliche Weſen ein? giebt ſie

Kraft zur Beſiegung der Trübſal? giebt ſie Muth zum Kampf gegen die nimmer ruhende Verlockung? giebt ſie Schwung, Zuverſicht, Willen, irgend etwas das Lebensathem aushauchte? ſteht ſie nicht da abſeits wie ein fremder vornehmer Gaſt, den man nicht wagt an ſeinen Tiſch zu laden und durch deſſen Anweſenheit man ſich doch einigermaßen beehrt fühlen ſoll? Aber mein Glaube, das iſt mein Hausfreund, der ſich mit mir an meinen Heerd ſetzt, auch wenn er kalt — an meinen Tiſch auch wenn er leer iſt und mir darüber hinweg hilft, und ein einziges Wort Chriſti hat mehr von jener lebendig machenden Kraft in ſich, als die Beſchlüſſe von allen Conzilien Kleinaſiens, die nicht im Stande geweſen ſind einen Ausſpruch zu erfinden an dem man ſich halten mögte neben: „Selig ſind die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“ — Und ſo ſind es keine troſtreiche und erhebende Gedanken, die mir begegnen, wenn ich in der Geſchichte Joniens zurückgehe; bis zum tiefen Alterthum muß ich dringen um all das Wort- und Schulgezänk zu vergeſſen, und auf einer Reiſe nach Paläſtina liegt einem doch die chriſtliche Vergangenheit näher am Herzen als jede andere. Ein Beſuch der „ſieben Gemeinden“ iſt übrigens etwas, das bei den Engländern beſonders ſehr in der Mode iſt. In meinem Plan lag er nie. Ich will nach Paläſtina, ich will den Boden betreten, auf den das Wort Gottes wie ein himmliſches Samenkorn fiel. Was unter der Hand der Menſchen daraus geworden iſt, das ſehe ich genugſam rund um mich herum in unſrer Welt, und es ſind Wüſten und Trümmer größer als die von Epheſus. — —

Meine himmliſche Mutter, es macht Dir wol nicht ſonderlich viel Spaß wenn Deine Tochter Dir erzählt, daß ſie in einigen Conflikt mit den Conzilien geräth; alſo will ich Dir von dem Spazierritt erzählen, den wir geſtern machten, nachdem ich durch Frühſtück und Toilette den letzten Reſt des dampfſchifflichen Unbehagens abgeſchüttelt hatte. Drei Dörfer um Smyrna theilen unter ſich im Sommer die wolhabendere fränkiſche Bevölkerung: Burnabad, Budſcha und Sedikoi. Sie haben Landhäuſer, Gärten, Bäume, eine reiche Vegetation, welche die Stadt ſelbſt nicht hat. Man hatte uns Burnabad als das ſchönſte genannt, und wir ritten auf friedlichen unlenkſamen Eſeln hinaus. Da ich nicht wie die türkiſchen Frauen à califourchon zu ſitzen verſtehe, ſo ſaß ich quer und mit dem rechten Fuß im Steigbügel auf meinem breiten Sattel, was allerdings nicht ſehr bequem war. Indeſſen hielt ich mich doch ganz gut, und wir ritten zwei Stunden lang durch die von der glühenden Sonnenhitze ganz ausgedörrte, ich mögte ſagen pulveriſirte Ebene, die nur ſchattenloſe Oelbäume und vertrocknete Bachbette hat; denn hier iſt man noch im hohen Sommer, obzwar man ihn bereits ſeit fünf Monaten genießt. Burnabad liegt nicht am Meer und hat nicht einmal die unmittelbare Ausſicht darauf. Jedes einzelne Landhaus iſt ſammt ſeinem Garten von einer hohen weißen Mauer umzogen, ſo daß es ſehr heiß und beklommen zwiſchen denſelben iſt, aber allerdings in ihnen recht freundlich — nur im ganz, ganz kleinen Styl, etwa wie ein Blumenparterre ſich zu dem verhält, was wir einen Garten nennen. Man kann darin auf einem ſchattigen Plätzchen ſitzen und ſich am Anblick der Granatgebüſche und Citronenbäume erfreuen; aber zu gehen, auf dieſen ſchmalen graden, mit kleinen Steinchen oder Muſcheln gepflaſterten Wege (um den Staub zu vermeiden) das iſt wirklich ſehr unerfreulich. Der Dragoman brachte uns zuerſt in das Haus eines reichen griechiſchen Kaufmanns, wo uns die Hausfrau äußerſt gaſtlich empfing, uns erſt in ihren kühlen hübſchen Salon und dann in ihren heißen Garten führte. Die Ausſicht vom Periſtyl über der hohen Freitreppe vor dem Salon, war die einzige anmuthige die ich in Burnabad gefunden: über die

Cipreſſen des Gartens hinweg und zwiſchen den heißen rothen Bergwänden hindurch, ſah man in der Ferne erquickend und kühlend das ewig unvergleichlich ſchöne Meer. Der Salon war ganz europäiſch möblirt; die Tochter des Hauſes ſaß am Flügel und ſpielte „Casta Diva;“ wir erfuhren daß Smyrna im Winter italieniſche Oper habe; es war ganz wie an den Küſten Italiens oder Spaniens, und auch die große Freundlichkeit gegen uns Fremdlinge erinnerte mich angenehm an Andaluſien. Mit Kaffee, Confitüren und friſchem Waſſer nach orientaliſcher Sitte zwei Minuten nach unſerm Eintritt bewirthet, mit Blumen beſchenkt, verließen wir nach einer halben Stunde dies gaſtliche Haus. Für unſereins, auferzogen in unſrer ceremoniöſen europäiſchen Geſellſchaft, wo kein Menſch mit dem andern ſpricht bevor er nicht wenigſtens deſſen Namen, noch lieber Herkunft, Stand, Ahnentafel kennt, iſt es unbeſchreiblich angenehm fremd in ein fremdes Haus zu treten und empfangen zu werden, als ſei man ein erwarteter Gaſt. Ich kann mich nicht gleich beſinnen wo der Spruch der heiligen Schrift ſteht: „Sei gaſtfrei; denn du kannſt nicht wiſſen ob du nicht einen Engel beherbergſt.“ Aber dies Geſetz zieht ſich noch immer durch das Morgenland, ſogar hieher in die Levante, wie man das fränkiſche, handeltreibende Morgenland zu nennen pflegt. — Eines Engländers Campagne war etwas größer und ausgebildeter angelegt als jene griechiſche, jedoch ohne die erfriſchende Meeranſicht; — und als wir gegen fünf Uhr heimkamen war ich nicht ſehr neugierig auf Budſcha und Sedikoi. Langen Zügen von Kameelen begegneten wir bei der ſogenannten Karavanenbrücke auf dem Heimritt, die ins Innere des Landes gingen. Sie ſchreiten alle langſam und leiſe hintereinander her, und folgen keinem andern Führer als einem Eſel, der mit einem Glöckchen um den Hals den Marſch eröfnet. Die braun gebrannten Geſichter der Führer, die obendrauf ſaßen oder nebenher gingen, hatten viel beſtimmtere ſchärfere Züge, als die welken türkiſchen Geſichter haben. Bei einem großen alten Brunnen am Wege wurden die genügſamen häßlichen Thiere getränkt, und jedes wartete geduldig bis die Reihe an ihn kam. Begegnet man in den äußerſt engen Gaſſen von Smyrna ſolchem bepackten Zuge, ſo muß man entweder umkehren oder in ein Haus treten; denn zum Ausweichen iſt kein Platz. Gegen fünf Uhr war es lieblich kühl geworden; da ſtanden in der Frankenſtadt all die wunderhübſchen Smyrniotinnen vor ihren Hausthüren und plauderten nachbarlich mit einander, oder ſaßen bei geöfneter Hausthür in dem

Vorſaal ihrer Wohnung en famille beiſammen. Ja, die ſind wirklich wunderhübſch! prächtig dunkle, große, lebhafte Augen, und ſchöne regelmäßige, von Geiſt und Leben bewegte Züge. Sieht man ſie an, ſo begreift man die alte ioniſche Schönheit. Dazu tragen ſie ein Tuch ungemein graziös um die dunkeln Haarzöpfe geſchlungen, zuweilen von Seide, zuweilen von weißem Muſſelin mit bunten und goldenen Blumen in die Zipfel geſtickt. Gott, wie lieblich iſt die Schönheit! ich habe ja nichts davon daß ich die Smyrniotinnen in der Abendkühle vor ihren Thüren plaudern ſehe, aber es ſtimmt mich ganz heiter. Von einer andern Schönheit Smyrnas habe ich allerdings etwas — denn ich eſſe ſie, nämlich Weintrauben; Weintrauben wie man in Deutſchland keinen Begriff von ihnen hat, ſo groß, ſo ſaftig, ſo feurig, kurz — das Ideal von Trauben. Die Feigenzeit iſt vorüber zu meinem tiefſten Bedauern. Für Feigen habe ich eine unglückliche Leidenſchaft, denn ich kann ſie gar nicht in Deutſchland befriedigen, und hier iſt ihre Zeit leider um. Die berühmten getrockneten werden auf eine höchſt unappetitliche Weiſe präparirt: man macht die Hände mit Speichel naß und dann klatſcht man zwiſchen ihnen die Feigen breit und packt ſie in Tonnen feſt aufeinander, ſo daß ſie zuſammen kleben. Bis ſie nach Europa kommen ſind ſie ſo wie wir ſie gern eſſen.

Die Geſellſchaft von Smyrna macht, wie geſagt, noch ihre Villeggiatura, daher fand ich keinen der Konſuln an die ich Briefe hatte; aber heute kamen ſie in aller Frühe in die Stadt. Der däniſche Konſul erzählte mir: als er vor faſt vierzig Jahren als ganz junger Menſch in ſeiner europäiſchen Heimat geweſen ſei, habe er, ich weiß nicht durch wen, in Holſtein einen alten Mann kennen gelernt, der ihm durch ſeinen Geiſt, und ſeine hohe ſeltene Bildung und ſeine Liebe für die Aſtronomie einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht habe; und ob ich nicht mit ihm verwandt ſei: es ſei ein Herr von Hahn geweſen. Ich ſagte ganz erfreut: das war mein Großvater, und auch er freute ſich die Enkelin hier willkommen zu heißen. Aber es war mir recht merkwürdig nach ſo langen Jahren, an der Küſte des ioniſchen Meeres, von einem mir ganz unbekannten Mann den Namen meines Großvaters ſo in Ehren gehalten zu finden. — In der Familie des holländiſchen Konſuls iſt dieſer Poſten ſeit mehr als hundert Jahren gleichſam erblich. Ich liebe ausnehmend alle Erblichkeit; ſie giebt eine gewiſſe Ruhe, die das Erworbene oder Erlangte nicht giebt; ſie weckt nicht den kahlen Ehrgeiz dies oder jenes erreichen zu wollen, ſondern den edlen, welcher mit der Gewißheit des Erreichens Hand in Hand geht: die Obliegenheit aufs Allerbeſte zu erfüllen. Stolz kann ſie machen; eitel nie. Darum liebe ich ſie.

Später machten wir einen großen Gang durch die Stadt und hinauf zu dem Berge, auf dem die enormen Ruinen des alten Schloſſes liegen, das ehedem die Stadt beherrſchte und zur römiſchen Zeit ſehr prachtvoll war, jezt aber nur noch aus wenig Gemäuer, aber unglaublich viel Schutt beſteht. Da überſieht man Smyrna, deſſen Türkenquartier an einem Abhang dieſes Berges, ganz getrennt vom Frankenquartier, wie eine beſondre Stadt gelagert iſt; die Ebene, die wie ein Leopardenfell ausſieht, gelblich mit dunkeln Flecken — das ſind die Gärten und die bebauten Felder; und dann das Meer von hohen Bergen umringt, die doch keine Mauer gegen den Sturm bilden, der es zerwühlt. Es war zu ſtürmiſch da oben um ſich lange aufzuhalten. Eine Schaafheerde ſtand ängſtlich zuſammengedrängt zwiſchen den Trümmern, nicht wagend nach ſpärlicher Nahrung umher zu ſuchen, und der bewaffnete Hirt der ſie hütete, konnte auch nichts zu ihrem Schutz thun. Wir flogen wahrhaft bergab; und es that mir ſehr leid, daß ich hernach, durch den unendlichen Schmutz des Judenquartiers, nicht auch fliegen konnte. Vorher, in der Frankenſtadt, waren wir in einige Häuſer getreten, die gar einladend ausſahen. Der Vorſaal iſt immer ſo breit wie die Hausthür und ſo tief wie das ganze Haus, mit Fußboden von Marmor und breiten Sofas; in der Tiefe ohne Thür, ſo daß man durch eine Veranda von Weinreben oder Roſen in ein Gärtchen hinein tritt, das freilich auch nur wenig Ellen breit, aber bunt und duftig, und im Hintergrund meiſtens mit einem Fontänchen geſchmückt iſt. Wie das lieblich ausſieht, von der Straße aus durch die Hausthüren in die heimlich lockenden Gärtchen zu ſchauen, beſonders wenn eine ſchöne Frau im kühlen halbdunkeln Vorſaal ſitzt! — — Plötzlich muß ich die Feder fortwerfen und an Bord. Ade! Ade!

XVIII

Beirut, Freitag, Oktbr. 6, 1843.

Gott grüß Dich, mein Clärchen! die Meerfahrt iſt überſtanden, friſch und munter hab ich Fuß gefaßt auf der lieben guten und wunderſchönen Erde, und das Erſte was ich Dir erzählen will iſt, daß ich vorgeſtern Deine Geſundheit, wie ſie Deinem Geburtstag zukommt getrunken habe, und zwar in dem berühmteſten Wein der Welt: im Cyperwein, und im Franziskanerkloſter von Larnaka auf Cypern. Ach es iſt mir wie ein Traum was Alles ich in der Nähe und Ferne geſehen habe und wo ich geweſen bin in dieſen acht Tagen. Nur die Namen zu nennen Chios, Patmos, Samos, Rhodos — klingt das nicht wie ein lieblicher Akkord? macht Dir das nicht einen holdſeligen Eindruck, als ob Du einen Strauß von verſchiedenfarbigen, duftenden Roſen in die Hand nähmeſt? Ach wie ſchön iſt die Welt, wie groß! und doch gar nicht ſo undurchdringlich weitläuftig, wie man es ſich vorſtellt ehe man ein Paar tüchtige Schritte in ſie hinein gemacht hat. Da ſitze ich ſo ruhig und wolbehalten am Fuß des Libanon, wie ich unter den Linden ſitze, an der äußerſten Küſte des Mittelmeeres wie an der Oſtſee; keine Gefahren hab' ich auf der weiten Reiſe überſtanden, keine Schreckniſſe haben mich bedroht, kein Finger hat mir weh gethan. Freilich — ſeekrank war ich! aber das iſt mehr eine unbegreiflich ungeſchickte Einrichtung meiner Organiſation, als eine Krankheit, und ewig wol kann ſich der Körper ja unmöglich befinden: drum leidet der meine auf dem Meer. Mit einem Fuß nur das Land berührend, bin ich vollkommen geſund. Die Seekrankheit iſt allerdings über alle Maßen ſtörend; aber dennoch haben wir eine prächtige Reiſe gemacht, wenn ich ſo an ſie zurückdenke und mich an Alles erinnere. Heute vor acht Tagen, Nachmittags fünf Uhr, gingen wir in Smyrna an Bord, und geſtern früh mit Sonnenaufgang warfen wir hier auf der Rhede die Anker. Aber wir haben uns unterweges viel aufgehalten. In Smyrna traf ich noch einmal mit Grillparzer zuſammen, der aus der Ebene von Troja dahinkam — doch nur flüchtig um von ihm Abſchied zu nehmen. Ich freue mich recht daß ich in Wien, welches mir immer lieb geweſen iſt, eine angenehme Bekanntſchaft mehr habe; denn er iſt mir angenehm, wie alle Menſchen die bei einem ſchönen und großen Talent ſchlecht und recht geblieben ſind, wie Gott ſie geſchaffen hat. Man ſollte meinen das ſei ſehr wenig und ſehr natürlich. Ja, wenig mag es wol ſein; aber ach! nichts iſt ſo ſelten als das Natürliche. Unſer Boot tanzte heftig vom Quai bis zum Dampfſchiff „Lodovico,“ und ich ſah wol daß es eine ſchlechte Nacht geben würde. Wie eine Mauer ſtand eine ſchwarzblaue Stratuswolke im Weſten, und die untergehende Sonne blitzte hie und da nur mit Funken, nicht mit Stralen, hindurch. Die Berge hatten ſich auch ganz hart und feſt in ihre eigenen Steinmäntel gehüllt. Nirgends jene wundervollen Färbungen, jene Transparenz der Luft, jenes Verſchwimmen und feine Abſchattiren der beſtimmt gezogenen Linien mit dem Aether, welche dem ſüdlichen Abendhimmel ſolchen Reiz verleihen! So nahm ich Abſchied von dem alten üppigen Lydien, wo einſt Cröſus ſeine ungeheuern Schätze häufte, wo Cyrus die perſiſche Herrſchaft ausdehnte, wo Alexanders unüberwindliches Schwert die Perſer in den Staub warf, wo der mazedoniſche Feldherr Antiochus nach dem Tode ſeines Heldenkönigs das ſyriſche Königreich gründete, wo dieſem durch die Römer ein Ende gemacht ward, und wo die römiſch-byzantiniſche Herrſchaft, allmälig durch Turkmanen und Mongolen zerrieben, vor den Osmanen in den Staub fiel. Die osmaniſchen Sultane liebten fort und fort dies Land, nachdem ſie auch längſt Conſtantinopel beſaßen, und ſchmückten die alte lydiſche Hauptſtadt Magneſia mit dem Glanz ihrer Gegenwart und ihrer Bauten. Aber in dieſer türkiſchen Herrſchaft iſt, wie ich Dir früher ſchon ſagte, mehr ein zerſtörendes als ein erhaltendes Prinzip, ſo daß ſie zwar für den Augenblick etwas hinſtellen — doch keine Dauer ihm geben kann. Ihr Scepter iſt wie der Stab einer böſen Fee: auch ohne böſe Abſicht thut er Schaden wohin er fällt. Die von ihm beherrſchten Länder ſind wie ausgeſogen, wie vertrocknet im Quell des Lebens. An Menſchen, an Erzeugniſſen des Bodens, an Reichthum, produziren ſie nicht den zehnten Theil von dem was ſie in andern Tagen hervorbrachten; Luft und Erdreich deterioriren ſich, denn in ihnen ſind böſe Elemente, die ſich augenblicklich breit machen, wenn der Menſch mit ſeinem Leben, ſeiner Sorgfalt, ſeiner aufmerkſamen Pflege ihnen nicht entgegen wirkt. Kein überwältigender Feind, kein vernichtender Eroberer hat unter der türkiſchen Herrſchaft ſeine Zelte hier aufgeſchlagen, und doch ſind dieſe Länder verwüſtet wie von mörderiſchen Feinden. Erdbeben haben allerdings furchtbar geſchäftig das ihre gethan, und ſie ſind eine Gewalt, welche die Hand des Menſchen paralyſirt indem ſie ihn ſelbſt mit beſtändiger Furcht und Grauen erfüllt. Aber wenn nicht eine ſo ſtumpfe Despotie der eigentliche Genius der hohen Pforte wäre, wenn irgend Einer an Verbeſſerung, Aufſchwung, Fortſchritt dächte, wenn das Paſchalik nicht ausgeſogen werden müßte, damit die Abgaben bezahlt und die Beamten reich werden könnten: ſo müßte doch wol irgend Einer auf den Gedanken gerathen, daß es hier noch andre Dinge zu verſuchen und einzuführen giebt, als die europäiſche Uniform der Soldaten und ihr europäiſches Exerziren und Manövriren — welches Alles nicht das Geringſte dazu beiträgt um ſie kriegeriſch und tapfer zu machen. Wo Landbau und Handel nicht getrieben, beſchützt und gehoben werden, da fehlt einem Staat die rechte wie die linke Hand, ſowol die welche einnimmt, als die welche ausgiebt; denn alle anderen Quellen und Hülfsmittel erſchöpfen ſich mit der Zeit. Ganz ohne Fabriken iſt dies Land denn aber doch nicht! in Bruſa webt man recht hübſche Stoffe aus Seide und Baumwolle, manche mit Gold brochirt, andre wieder moirirt und ſatinirt, die auch in Europa getragen werden könnten, wenn man nicht dort Stoffe ganz von Seide für den nämlichen Preis hätte. Die berühmten Teppiche von Smyrna werden nicht in der Stadt ſelbſt, ſondern tiefer im Lande gewirkt, und ſind denn freilich durch Dauerhaftigkeit und Schönheit auch den beſten engliſchen weit überlegen, — der franzöſiſchen und brüſſeler gar nicht zu erwähnen. Auf dem Dampfſchiff waren einige, und unter andern ein ſüperber in Beſitz eines Paſchas, welcher bis hieher mit uns gereiſt iſt. Der „Lodovico“ hatte eine äußerſt bunte und zahlreiche Geſellſchaft in ſeinem nicht übergroßen Raum verſammelt, mit der ich nach und nach Bekanntſchaft machte. So viel verſchiedene Menſchen auf einem ſo engen Platz zuſammengedrängt habe ich nie gefunden; denn auf dem Donaudampfſchiff bei meiner Abreiſe von Peſth war zwar die Menſchenzahl viel größer, ſo groß daß ſie vollkommen undurchdringlich und daher ungenießbar war: aber es waren lauter Ungarn und meiſtens Kaufleute; — hier aber alle Nationen, alle Religionen, alle Stände durch einander gemiſcht: ein Derwiſch und ein Franziskaner, ein würtembergiſcher Pfarrer und ein maronitiſcher Geiſtlicher vom Libanon; jener Haſſan Paſcha und drei Bauern, deutſche Coloniſten aus der Krimm, die ſich im Thal Joſaphat bei Jeruſalem anſiedeln wollen; ein franzöſiſches Ehepaar das eine wahre Pilgerreiſe nach Paläſtina zu machen ſcheint, denn es will nur die heiligen Orte beſuchen, und ein engliſches Ehepaar das ſeine Honigmonate in der großen arabiſchen Wüſte verbringen will; dann noch mehr Engländer, Deutſche, auch ein Schwede — Clärchen, es war unerhört amüſant! — Die Damenkabine war eine kleine, finſtre unbequeme Höle, mit einem einzigen handgroßen Licht- und Luftloch. Zum Glück theilte ich ſie nur mit der Engländerin, die wie ich des Reiſens gewohnt, folglich auf Unbequemlichkeiten gefaßt war, und auch wie ich friedlich ihr Lager ſuchte, ſobald ſich das Dampfſchiff in Bewegung ſetzte. Da verhielten wir uns denn ganz ſtill, obgleich es auf der vierzigſtündigen Fahrt von Rhodos nach Cypern wirklich qualvoll war da unten auszuharren, und ärgerten uns ein wenig über die Franzöſin, die täglich drei Mal, zum Frühſtück, zum Diner und zum Thee, vor dem Spiegel unſrer Cabine Haube und Mantille zurecht rückte, uns dabei von ihren Kopfſchmerzen, ihrem Schnupfen, ihrem fieberhaften Zuſtand erzählte, und nach vollendeter Toilette in den Speiſeſaal ging um dort mit großem Appetit zu eſſen. Der Gatte dieſer Dame war ein Weſen, das allmälig wie ein bösliches von der ganzen Schiffsgeſellſchaft gemieden wurde, denn er begann ſeine Phraſen entweder mit: „Le grand-père de ma femme, le duc de ....“ — und: „Le cousin de ma femme, le marquis de ....“ —; oder er fragte nach dem Wege den man zu den Cedern des Libanon einſchlagen müſſe, eine Frage die wir, ſämmtlich fremd wie er, ihm nicht beantworten konnten. Der Paſcha war in andrer Art ein höchſt läſtiger Reiſegefährte. Auf dem ohnehin ſchon engen Raum, der auf dem Verdeck für die Inhaber des erſten Platzes übrig blieb, ſtanden und liefen immer ein halbes Dutzend ſeiner ſchmutzigen, zerlumpten Sclaven um ihn herum, Pfeifenſtopfer, Pfeifenträger, Pfeifenbringer — was weiß ich für Geſindel, dem die nackten Beine in zerriſſenen Pantoffeln ſteckten und der Elbogen aus dem zerriſſenen Rockärmel ſah. Hatte Jemand etwas in Händen, das dem Paſcha auffiel, ein Opernglas z. B. oder ein Fernrohr: ſo winkte er einem Sclaven, und der Sclav nahm ſofort Opernglas oder was es war, aus den Händen des Beſitzers und reichte es ſeinem Herrn. Der beſah und verſuchte es, und gab es, wenn er deſſen überdrüſſig war, dem Sclaven — dieſer es dem Beſitzer zurück. Dieſe Art zu ſein fanden Einige allerliebſt, naiv, kindlich; ich fand ſie nur grob, denn er benahm ſich als ſei er Herr und Gebieter des Schiffes, und ſeine ſtupiden Sclaven machten einmal die Engländerin aufſtehen, um ſeinen Teppich grade auf ihrem Platz im Schatten auszubreiten. Einmal gab es eine Szene. Einer von ſeinen Leuten hatte den Maſchiniſten geſchlagen und der äußerſt nachſichtige Capitän begehrte diesmal Genugthuung, ſonſt würde er den Sclaven auf der erſten beſten Klippe ausſetzen: dergleichen dürfe nicht ſtatt finden. Das begriff denn doch der Paſcha. Er ließ den Sünder kommen und neben ſeinem Teppich niederknien, riß ihn beim Kopf herunter und züchtigte ihn mit der Hand, dann mit ſeinem Pantoffel, wie man Kinder züchtigt. Als er ihn darauf mit dem Fernrohr bearbeiten wollte, ſprang der Derwiſch hinzu und zog den heulenden Sclaven fort, der ganz wie ein ungezogenes Kind heulte, und der Paſcha griff wieder zu ſeinem Tſchibuk. Wie roh, wie brutal das Alles war, kann ich gar nicht genug ſagen, und ich würde es überhaupt nicht erwähnt haben, wenn es nicht zur türkiſchen Sittenſchilderung gehörte. — Die drei ſchwäbiſchen Bauern, welche ſich während der ganzen Fahrt nicht von ihrem Deckplatz bewegten, haben eine recht merkwürdige Geſchichte. Wie das die Würtemberger viel thun, ſo wanderten auch ſie vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren mit andern Landsleuten aus, und zwar nach dem ſüdlichen Rußland, wo ſie ſich im Schutz der Regierung anſiedelten, einen vortrefflichen einträglichen Boden bebauten, nicht mehr als achtzehn Kreuzer per Mann Abgabe zahlten, und ſich ganz zufrieden fühlten. Ihre Kolonie wuchs zu einigen hundert Seelen an. Sie ſind Proteſtanten. Jetzt ſcheinen religiöſe Streitigkeiten unter ihnen ausgebrochen zu ſein, denn es entſtanden Separatiſten, und unter dieſen bildete ſich der Glaube aus: die Zeit der Erfüllung einer apokalyptiſchen Verheißung ſei da; Chriſtus werde auf die Erde kommen, tauſend Jahr in Wonne und Frieden die Welt regieren, und im Thal Joſaphat die Seinen ganz beſonders nah und begnadigend um ſich verſammeln;

— und ſie, ſeine Getreuen, müßten dahin und ſeine Ankunft erwarten. So wollten ſie denn zuerſt Alle auf einmal auf und davon ziehen, bis ſie dem den vernünftigen Vorſtellungen von Seiten der Regierung inſofern Gehör gaben, daß ſie nicht blindlings mit Weib und Kind ins Thal Joſaphat, d. h. ins Elend gingen, ſondern zuvor drei Abgeordnete erſt nach Conſtantinopel und dann nach Paläſtina ſchickten um ſich von der Möglichkeit ihres Vorhabens an Ort und Stelle und mit Autoriſation der türkiſchen Regierung zu überzeugen; — und jene Bauern im ſchwäbiſchen Wamms, mit dem breitkrämpigen ſchwarzwälder Hut und der breiten allemaniſchen Sprache, waren nun eben die drei Abgeordneten. Zu dem Bruder des würtembergiſchen Pfarrers hatten ſie Vertrauen gefaßt und ihm erzählt was ich Dir hier wieder erzähle. Auf ſeine Frage, woher denn grade ſie wüßten, daß Chriſtus auf die Erde kommen würde? iſt die Antwort geweſen: Einigen unter ihnen hätte es das Herz geſagt. — Und auf dieſe Ausſage hohler exaltirter Köpfe baute eine ganze Gemeinde feſt genug um ihre ruhige zufriedene Gegenwart einer idealiſchen Zukunft zu opfern! Welch einen Grad muß der ſtumpfe Fanatismus da ſchon zuvor erreicht haben um dies möglich zu machen, und wie tüchtig müßten dieſe Menſchen ſein und handeln können, wenn ſie nicht zur Thorheit mißleitet wordon wären! Ob man aber nicht von Seiten der Regierung Leute ins Irrenhaus bringen müßte, denen „das Herz“ ſo verderbliche, dem Wol Anderer nachtheilige Dinge ſagt: das wüßte ich gern. Im Mittelalter ſpukten die Ideen vom tauſendjährigen Reich, ſo wie vom Untergang der Welt zu verſchiedenen Zeiten in allen Köpfen. Man hat es immer als eine Spekulation der katholiſchen Kirche darzuſtellen gewußt, welche durch Verbreitung ſolcher Ideen Herrſchaft über die Seelen und gelegentlich über die Geldbeutel zu gewinnen ſuche. Jezt, manches Jahrhundert ſpäter, thun in unſrer aufgeklärten Zeit Proteſtanten daſſelbe. — Mit dem würtembergiſchen Pfarrer ſprach ich viel. Er war ein eifriger Hegelianer und ſo recht in der vollen Verehrung ſeines Meiſters; ſechs Jahre hatte er ſeine Werke ſtudirt ohne den Geiſt bewältigen zu können, der ihn daraus anſprach; endlich war es ihm doch gelungen, und nun fühlte er ſich befriedigt und klar. Für meinen unphiloſophiſchen Kopf iſt dergleichen nun völlig unbegreiflich, weil ich meine, wenn ich Neigung hätte die ſinnliche und überſinnliche Weltgeſchichte von ihrem Urgrund bis zu ihrem Ziel in ein Syſtem, d. h. in eine folgerechte und zuſammenhängende Entwickelung zu bringen: ſo würde ich lieber ſechs Jahre meines Lebens verwenden um mir mein eigenes aus-, als um mich in ein fremdes hinein zu ſtudiren. Denn bei den fremden kann man ja gar nicht gewiß ſein ob man das rechte gefunden, und ob man nicht nach ſo ausdauerndem ſechsjährigen Studium auch ein Fichtianer oder Schellingianer geworden wäre. Und das ſcheint mir mißlich! noch weit mißlicher aber, ob man weiſe daran thut ſich irgend einem Philoſophen unbedingt mit vollem Glauben und ganzer Seele in die Arme zu werfen, da bisjezt noch Jeder, der in der Mode war auch wieder herausgekommen iſt, und alsdann zu dem Urtheil Veranlaſſung gegeben hat daß, wie groß auch ſein Einfluß geweſen, er zur genügenden Erkenntniß der Dinge dennoch unzureichend ſei. — Am Meiſten habe ich mich gewiß mit dem Franziskanerpater Jean-Battiſte aus den Kloſter San Salvador zu Jeruſalem unterhalten, der in Geſchäften ſeines Ordens aus Paris und Conſtantinopel kam, und das franzöſiſche Ehepaar von Rom aus auf der Pilgerfahrt begleitete — was ihn nicht immer zu amüſiren ſchien. Denn der Pater Jean-Battiſte iſt troß ſeiner groben Kapuze, ſeiner Sandalen und ſeines Strickgürtels ein Mann, der ſich wie jedes andre Weltkind lieber amüſirt als langweilt. Sechsunddreißig Jahr iſt er alt und ſeit dem ſechszehnten in den Orden getreten. In ſeiner Heimat, Genua, iſt dieſer frühe Eintritt erlaubt; im Kirchenſtaat und in Toscana nicht vor dem vierundzwanzigſten. Ich ſagte: „Wer kennt bei ſechszehn Jahren das Leben? und wer kann demjenigen entſagen, was man nicht kennt“? -- Er ſagte gelaſſen: „Man kennt es und weiß ſehr gut was man thut.“ — Aber ich glaube ihm nur ausnahmsweiſe. Er iſt ein ſchöner Mann, ſo weltlich ſchön, mit klugen freundlichen Augen und einem ſarkaſtiſchen Munde. Er erzählte mir viel von den Verhältniſſen ſeines Ordens im Orient, was mich ſehr intereſſirte. Nach dem unglücklichen Ende der Kreuzzüge war das heilige Grab wie das ganze gelobte Land in der Gewalt der Muhamedaner, und die Klöſter zerſtört, die Mönche und Geiſtlichen vertrieben, die Pilger wenn ſich deren noch fanden, ohne Beiſtand für Leib und Seele. Da erbat ſich St. Franziscus zu Rom vom Papſt für ſeinen neugeſtifteten Orden die Vergünſtigung nach Paläſtina gehen und ſich der Pilgrimme wie der dort anſäſſigen Chriſten auf jede Weiſe annehmen zu dürfen — eine Vergünſtigung die er im Jahr 1304 mit Ausſchluß andrer Orden — nur nicht der Carmeliter — empfing, und die damals eine Art von Märtyrerthum, wenigſtens eine höchſt gefährliche Miſſion war. Die

Franziskaner begannen ihr Werk mit jener unermüdlichen Ausdauer, welche die katholiſche Kirche bei allen ihren Unternehmungen auszeichnet, und zu denen ſie Ordensgeiſtliche braucht, ſobald es weit in die Zukunft hineinreichende Intereſſen gilt, weil dieſe feſt im Geleiſe des Ordensgeiſtes bleiben, und außerhalb deſſelben nicht handeln können, weil ſie alsdann nur wie ein todtes Glied eines lebendigen Körpers daſtehen würden. Durch die ganze Levante, von Conſtantinopel bis Damaskus und bis Fayoum auf der Grenze von Oberägypten, ſind die Klöſter der Terra santa — wie ihr gemeinſchaftlicher Name iſt — verbreitet. Sie ſtehen ſämtlich unter dem von San Salvador zu Jeruſalem und werden von dort aus meiſtens rekrutirt aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, immer nach der Beſtimmung des Franziskanergenerals, der zu Rom mit den übrigen Ordensgeneralen reſidirt. Sie ſind theils Herbergen für alle Pilger ohne Unterſchied der Perſon und der Confeſſion, theils Schulen für die chriſtlichen Kinder, theils Hüter der heiligen Stätten, zuweilen das Alles zuſammen, und immer ein Mittelpunkt und Sammelplatz für die katholiſchen Gemeinden. Miſſionäre ſind ſie nicht; dies Geſchäft wäre ein vergebliches zwiſchen den Bekennern des Islam. Dabei fällt mir ein, daß ich in Conſtantinopel einen amerikaniſchen Miſſionär, d. h. einen Deutſchen in Dienſten der amerikaniſchen Miſſion, die von der ſchottiſchen oder presbyterianiſchen Confeſſion iſt, kennen gelernt habe. Es ſollen ihrer viele dort ſein, und ihre Wirkſamkeit auf die Juden richten; ob mit Glück, hörte ich nicht. — Aber um auf die Klöſter der Terra santa zurück zu kommen! ſie ſtehen ſämtlich unter dem Schutz des allerchriſtlichſten Königs, nämlich des franzöſiſchen. Iſt das nicht eine Anomalie? Frankreich, das auf ſeinem Boden alle Klöſter aufgehoben, und gar eine Zeitlang die chriſtliche Religion ſelbſt abgeſchafft hat, iſt noch aus den Tagen Ludwigs des Heiligen Protektor der Klöſter im Orient geblieben. Uebrigens haben ſie durch die Revolutionen in Frankreich und Spanien ſeit fünfzig Jahren ſehr gelitten, denn ſie beſtehen nur durch freiwillige Beiträge und Almoſen. Die griechiſche Kirche iſt mit ihren Klöſtern in demſelben Maß, vielleicht begünſtigt durch den mächtigen ruſſiſchen Schutz, emporgekommen, und die armeniſche desgleichen, welche für ſich die großen Reichthümer ihrer Bekenner hat, die meiſtentheils Banquiers, Handelsherrn und Kaufleute und die erſten Finanzbeamten des türkiſchen Reiches ſind. Jeder Firman zur Autoriſation irgend eines mit dem kirchlichen Weſen zuſammenhängenden Aktes zur

Gründung einer Schule, zur Ausbeſſerung einer Kirche, muß erkauft und ſo theuer wie möglich bezahlt werden, und da die Armenier reich ſind, ſtehen ihnen die Firmans zu Dienſten. Dieſe drei Confeſſionen ſind die herrſchenden in der Levante. Die katholiſche Kirche betrachtet die Griechen als Schismatiker wegen ihrer Abtrennung vom päpſtlichen Stuhl; aber die Armenier als Häretiker, weil ſie andern Dogmen folgen und Monophyſiten ſind, d. h. ſie glauben nur an die göttliche Natur in Chriſtus. Fragſt Du wie das zu verſtehen ſei, ſo muß ich wiederholen, was ich neulich Einem von Euch ſchrieb: zu verſtehen ſind dieſe Dogmen gar nicht, zu deuten unendlich! — Genug, das Conzil zu Chalcedon erklärte ſich im Jahr 451—53 für die gezweite Natur Chriſti, und ſomit war die Trennung vollzogen. Das griechiſche Schisma trat ſpäter im Jahr 858 ein und der letzte Verſuch der Vereinigung fand auf dem Conzil zu Florenz 1439, aber vergeblich ſtatt. Hier in Syrien bilden die Maroniten eine bedeutende Secte der katholiſchen Kirche. Der Ritus ſoll anders ſein und die Geiſtlichen dürfen ſich verheirathen. Als ich meine Verwunderung darüber ausſprach, entgegnete der Pater: „L'église tolère tout ce qui n'attaque pas la foi.“ Und das iſt im Grunde eben ſo weiſe als gut, da ſie doch nur eine geiſtige Herrſchaft haben ſoll und zugleich die Macht behält das Prinzip immer aufrecht zu bewahren. Was ich Dir da oben Alles erzählt habe, erzählte mir übrigens der Pater nicht, und noch weniger die Streitigkeiten in welchen jene drei Kirchen in Paläſtina untereinander leben. Ich habe bereits in Conſtantinopel ſo viel darüber gehört, daß ich jedes Geſpräch mied, das dieſe Wendung nehmen konnte, aus Furcht einen allzugroßen Widerwillen gegen die chriſtlichen Zuſtände in Jeruſalem zu faſſen und mit Vorurtheil dahin zu kommen. Einmal geriethen wir ins Geſpräch über den großen Streit der Jeſuiten und der Janſeniſten, der unter Ludwig XIV. halb Frankreich in Bewegung ſetzte, und ſich darum bewegte: ob im Menſchen die göttliche Gnade oder der freie Wille wirkſam ſei. Ich bin nun ganz für die Gnade — vielleicht weil ich an mir ſelbſt gelernt habe, wie beſchränkt der freie Wille iſt. Als der Pater fragte, ob das eine proteſtantiſche Anſicht ſei, war ich in der That beſchämt geſtehen zu müſſen, daß ich durchaus nicht wiſſe, was die proteſtantiſche Kirche darüber lehre; aber als er ſagte man müſſe nicht zu viel über ſolche Dinge grübeln, da mußte ich lächeln, denn ich weiß recht gut, daß damals der Papſt eine Bulle gegen die Janſeniſten und ihre Lehre von der Gnade ergehen ließ, weil, wenn göttliche Gnade die einzig wirkende Kraft in der Menſchenſeele iſt, die Kirche alle Macht über die Seelen verlieren würde*). — Du wirſt ganz erſtaunt fragen, woher ich die Zeit zu ſo verſchiedenartigen Diskuſſionen nahm, da ich doch auch immer mit der Engländerin in der kleinen Cabine mich befand. Nachdem wir Freitag Abend ſechs Uhr aus Smyrna fort- und die Nacht hindurch gegangen waren, lagen wir vierundzwanzig Stunden in der Bucht von Tſchesme, der Inſel Chios gegenüber, vor Anker, nachdem der Capitän einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte ins Meer hinaus zu gehen. Der Wind war ſo ſtark und ſo ganz konträr, daß das Schiff ſo gut wie gar nicht von der Stelle kam, und daß er fürchtete ſeinen Kohlenvorrath zu verbrauchen ohne Rhodos zu erreichen. In der denkwürdigen Bucht von Tſchesme machte ich dieſe verſchiedenartigen Bekanntſchaften, und hatte nebenbei Zeit mir die Szenerie und Umgebung genau zu betrachten; denn dieſer Ort iſt wichtig in der türkiſchen Geſchichte. Hier empfing die türkiſche Flotte am fünften Julius 1770 den Todesſtoß von welchem ſie ſich nie wieder erholt hat, als die vereinte ruſſiſche und engliſche Flotte unter Orloff und Elphinſton ſie durch Brander in die Luft ſprengte. Das Städtchen Tſchesme liegt unanſehnlich zwiſchen dem Geſtade und kahlen zerklüfteten Bergen; aber ſeiner Bucht gegenüber liegt die reizende Inſel Chios, in der Morgenbeleuchtung mit ſilbernen Bergen — Mittags mit goldrothen und Abends mit violetten geſchmückt, deren Linien zugleich ſanft und beſtimmt, ganz von ioniſcher Schönheit ſind. Wie eine Wunderblume oder eine koſtbare Muſchel ſchwamm das reizende Eiland auf den Wellen, und durch ein Fernrohr ſah man ſeine Häuſer und Gärten. Vor zwanzig Jahren, beim Aufſtand Griechenlands gegen die Pforte, haben die Türken hier Grauſamkeiten und Metzeleien verübt, deren Spuren noch nicht vertilgt ſein ſollen; aber ſo aus der Ferne ſieht man nur die Schönheit, die Gott ihr gegeben hat — wie man bei einem lieblichen Antlitz auch nicht gleich die Schmerzen gewahr wird, die im Herzen wohnen mögen. Jenſeits der Berge von Tſchesme, landwärts, finden ſich die Ruinen von Erythräa. Im tiefſten Alterthum war das die Heimat jener Sybille, die mit der perſiſchen, der ſamiſchen und der cumäiſchen den Ruhm der größten Weisheit und des ſchärfſten Tiefblicks in die Zukunft theilte. Sehnſucht nach einer beſſern Zukunft: das iſt ein Familienzug der dem Menſchengeſchlecht ſeit ſeinem Urbeginn aufgeprägt iſt. Die verſchiedenartigſten Götter, Geſetze und Entwickelungen haben die Völker, in ihren Sprachen verſtehen ſie ſich nicht, in ihren Beſtrebungen ſtehen ſie ſich feindlich gegenüber, nichtachtend oder verdammend rollt eine Epoche über die andre dahin; — aber in dem einen unverwiſchlichen Zuge ſind ſie alle, alle, von Jahrtauſend zu Jahrtauſend Brüder, und dieſe Sehnſucht, als Seufzer, oder Angſtſchrei, oder Klageruf ausgeſprochen, hallt wie ein langes Echo in die Ewigkeit hinein. Dieſer Sehnſucht kamen die einzelnen Menſchen mit den göttlich begabten großen Seelen entgegen und gaben ihr das, was ihr den Stachel, aber nicht den Schwung nimmt: ein Ziel, und den Glauben an dies Ziel. Meinſt Du daß die alten Prieſter in den Tempeln von Memphis und in dem Hain von Dodona armſelige Betrüger — daß die Sybillen und Propheten extravagante Schwärmer waren? O glaube nur: ſie erkannten das Bedürfniß der Menſchennatur, die unabweislich noch etwas Andres verlangt als Brot und Arbeit; und darum waren ſie deren höchſte Wolthäter, größer als die welche Spinnmaſchinen oder Runkelrübenzucker oder Dampfwagen ihr gaben; ſie gaben ihr den Glauben an die eigene, ewige Vervollkommnung. Leben und ſtreben in dieſem Sinn, nach dieſem Ziel: das giebt die Wonnen des Olymps, oder die Seligkeiten der elyſäiſchen Gefilde, oder die ewige Seligkeit, oder das Reich Gottes — denn anders als in ſeiner Sprache kann Keiner reden! — Dies Streben geweckt zu haben, das iſt einem müden Wanderer einen tüchtigen Pilgerſtab und eine Waſſerflaſche gereicht zu haben; damit ſuche er ſich die Heimat auf. Nur die falſchen Propheten, die blinden Fanatiker, welche auch jede Zeit neben jenen Sehern gebar, nur ſie ſprechen zu ihm: Jezt haſt du ſie erreicht. Chriſtus lehrt beten: „Dein Reich komme!" — aber die Separatiſten ſchicken jene armen Bauern ins Thal Joſaphat, weil da ſogleich das tauſendjährige Reich beginnen werde. — — Nun, liebes Clärchen, ich hatte vollauf Zeit über dies Alles nachzudenken, denn Sonntag, am erſten Oktober, um halb ſieben Uhr Morgens liefen wir abermals aus der Bucht von Tſchesme und kehrten nicht wieder zurück, obzwar die See noch immer ſehr hoch ging. Ich wollte höchſt ungern in die dumpfe Cabine, wollte für mein Leben gern Patmos ſehen und die andern ſchönen Inſeln, und verſuchte daher mich, wie der Paſcha auf dem Verdeck zu etabliren; aber ſeine Sclaven machten mich vor Ungeduld ganz nervenſchwach indem ſie mir immerfort über die Füße trabten und ſeine Pfeife neben mir ausſchütteten. Drum ging ich in die Cabine, und blieb dort bis wir Montag früh Rhodos erreichten. So habe ich denn nicht Samos geſehen, wo Pythagoras geboren iſt, der ſeine Jünger lehrte nie anders als mit Hymnen den Aufgang der Sonne, als eines Boten des Lichtes, zu begrüßen. Nicht Patmos, das dem Evangeliſten Johannes während ſeiner Verbannung eine Stätte bot, und woran wir ſo nah vorüber geſchifft ſind, daß man das griechiſche Kloſter auf einem ſeiner Hügel deutlich erkannt hat. Nicht Cos, Heimat des Apelles, deſſen Name als ein Gegenſtand der Verehrung traditionel von einem Malergeſchlecht zum andern übergeht, ohne eine andere Baſis zu haben, als die Bewunderung des Alterthums, denn nicht ein Pinſelſtrich ſeiner Hand iſt auf ſpätere Tage gekommen. Nicht auf dem Feſtlande die Felſen von Cnidos, bei denen die Ruinen der Stadt liegen, die Praxiteles geboren, und die ſeiner Venusſtatue den Namen gegeben hat. Vor einem Jahr ſah ich in der Glyptothek zu München eine, die den Namen Venus von Cnidos trug. Ob das die rechte war? — Aber wie arm an Allem was Kunſt und Bildung iſt, ſind jezt dieſe Stätten, und wie reich fühlt ſich das Abendland im Beſitz einiger ihrer Broſamen.

---

*) Eben jezt habe ich mich ſehr mit Luthers Schriften beſchäftigt und alſo auch ſeine Anſichten über die Gnade und Gnadenwahl kennen gelernt. Sie ſtimmen durchaus nicht mit dem was ich oben unter Gnade verſtand zuſammen. Ich nenne Gnade die unberechenbare, nicht von unſerm Willen und unſrer Willkür abhängende Kraft, die ſich in gewiſſen Momenten durch das Gewirr unſrer Leidenſchaften und durch die Nebel unſrer Mattherzigkeit unwiderſtehlich Platz macht, und uns erleuchtend, erlöſend, erkräftigend auf die erſehnte Höhe innerer Freiheit ſtellt.

Dresden, im Julius 1844.

Ein tiefblauer wolkenloſer Himmel breitete ſich über Rhodos aus, als wir uns am Morgen des zweiten Oktober auf dem Verdeck zuſammendrängten um die altberühmte Inſel ſo früh wie möglich zu ſehen, die eines der Wunder der Welt trug. Rhodos heißt auf griechiſch die Roſe, und Rhodos hieß die holde Tochter der Aphrodite, welche Phöbus hier auf dem Atabyrisberge ſah und ihr ſeine Liebe ſchenkte; ſo lautet die Sage, welche die Inſel zur Lieblingſtätte des Sonnengottes heiligte. Seine Statue war es, die man in Erz achtzig Ellen hoch goß und über dem Hafen aufſtellte, ihm zu Ehren und Dank, nachdem Demetrius der Städtebezwinger im Jahr 282 vor Chriſti Geburt Rhodos belagert und nicht bezwungen hatte. Erdbeben, von denen dieſe herrlichen Himmelsſtriche ſo viel zu leiden haben, ſtürzten dies Weltwunder; aber als die Araber 672 nach Chriſtus die Inſel eroberten, ſollen deſſen Trümmer noch 9000 Centner gewogen haben. — Die Stadt ſteigt amphitheatraliſch am Ufer auf und verläuft in eine weite, reichbebaute Ebene. Ihre Mauern und

Thürme geben ihr ein behelmtes Anſehen, und einzelne Palmen wehen wie Friedensfahnen über dem ritterlichen Krieger, der hier noch in voller Rüſtung auf der Todtenbahre zu liegen ſcheint. Der Atabyris dominirt die ganze Inſel, die von der heißen Sonne in farbige Glut getaucht war. Sie ſah wunderprächtig aus! Ob dieſe Sonnenſtralen nicht das Erz geſchmolzen haben, welches die uralten Bewohner der Inſel, die Telchinen, ſo zauberhaft kunſtreich zu bearbeiten wußten, daß ihre Gebilde eine unwiderſtehliche Gewalt über die Seele des Beſchauenden übten? Nein nein! es waren nicht die Sonnenſtralen dabei im Spiel, und keine magiſchen Sprüche ſprachen jene alten Meiſter über ihre herrlichen Schöpfungen! ihre Magie — das war ihr Genius. Gott! hätten wir doch jezt noch Künſtler von denen wir ſagen mögten: ſie ſprechen Zauberſprüche über ihre Gebilde, ſo überſinnlich bemeiſtern ſich dieſe unſrer Seele! — Rhodos hat zwei große, herrliche, glanzvolle Epochen gehabt: die helleniſche, als ſie eine Stadt der Künſte war, mit drei tauſend Statuen ihre Plätze — und mit den Werken des Zeuxis und Apelles ihre Hallen geſchmückt hatte; und die chriſtliche, als das Kreuzpanier der Johanniter über ihren Zinnen wehte. Von jener iſt Alles verſchwunden; von dieſer beſteht Alles — nur nicht das Panier. — Die chriſtlichen Völker des Mittelalters hatten längſt ihre Sehnſucht nach dem Beſitz des heiligen Grabes nicht ſowol aufgegeben, als gänzlich vergeſſen; die chriſtlichen Herrſcher hatten ſich längſt darauf beſchränkt nicht das gelobte Land, ſondern nur ihr eigenes gegen die Türken zu vertheidigen. Aber es exiſtirte noch immer ein Völkchen, das, wenn auch hundert Mal unterliegend, dennoch unbeſieglich in der Ausdauer blieb die Türken zu bekämpfen; ein Völkchen, das ohne Heimat, ohne Heerd, ohne Weib, ohne Kind, ohne irgend etwas das der materielle Menſch unſrer Tage für nothwendig zum leben hält, lebte — und glorreich lebte: denn es lebte für eine unegoiſtiſche Idee. Ein ganzes Volk? fragſt Du. Ja, ein ganzes Volk von Männern, immer neu geboren aus dem beſten Blut des Occidents: die Johanniter. Zu den Gelübden des Mönchthums fügten ſie das des Ritterthums: den Kampf ohne Ruh und Raſt für das Recht. Sie vertheidigten die Rechte Gottes auf Erden, ſeine Altäre, ſeine Kirchen, ſeine Gemeinden, ſeine Schutz- und Hülfloſen, ſeine Armen und Kranken. Aus einem reineren und edleren Sinn iſt nie ein Orden geboren. Dabei tritt mir der Unterſchied recht grell entgegen, der zwiſchen einem ſolchen Orden und unſern modernen Aſſociationen, Vereinen, oder wie ſie ſich nennen mögen! beſteht. Bei jenem mußte der Menſch ſich ſelbſt hingeben, ganz und gar, ohne Rückhalt und Vorbehalt, nichts für ſich, Alles für das Ganze thun; bei dieſen giebt der Menſch ſein Geld, oder ſeine Stimme, oder einen Tag in der Woche, oder ſonſt etwas, und behält alle ſeine perſönlichen Verhältniſſe, ſeine geiſtigen und ſinnlichen Intereſſen bei. Es iſt ganz natürlich, daß jener Außerordentliches leiſten kann, ſobald er ſich tüchtige Zwecke ſetzt; für dieſe iſt es unſäglich ſchwer. — Nun, es war gewiß etwas Außerordentliches, daß die Johanniter über dreihundert Jahr nach ihrem Urſprung noch für dieſelbe Idee lebten aus der ſie geboren waren. Die Tempelherrn waren ſchon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an der Scilla und Charibdis alles Menſchenwerkes, am eignen Uebermuthe und am fremden Neid, untergegangen. Die deutſchen Herrn, welche ihre Kreuzzüge im Norden Europas gegen die preußiſchen Heiden gemacht, und mit der ohnehin bedenklichen Bekehrungsſucht eine noch bedenklichere Eroberungsluſt verbanden, hatten einen eigenen Staat gegründet, der bald ein ganz weltlicher werden ſollte. Nur die Johanniter kämpften noch immer jeden Fußbreit ihrer Exiſtenz den Türken ab, und aus allen feſten Punkten in der Nähe des gelobten Landes vertrieben, eroberten ſie ſich im Jahr 1411 unter ihrem Großmeiſter Foulques de Villaret die Inſel Rhodos, vertrieben die Türken daraus, und ſetzten ſich feſt. Im Jahr 1440 ſchlugen ſie die Belagerung des Sultans von Egypten zurück; 1480 die gefahrvollere, der Flotte Sultan Muhameds II.; 1522 ſchlug ihre letzte Stunde. Am Chriſttage, nach einer ſechsmonatlichen Belagerung, die Sultan Suleiman der Große ſelbſt leitete, mußte der greiſe Großmeiſter Villiers de l'Isle Adams die Stadt übergeben. 600 Ritter und 5000 Reiſige, und die Bewohner der Stadt, Weiber und Kinder inbegriffen, hatten wie Löwen vom Johannistag bis zum zwanzigſten Dezember gegen Suleimans 100,000 Mann ſtarkes Heer gekämpft. Mangel an Allem, an Lebensmitteln wie an Vertheidigungsmitteln, erzwang die Uebergabe, und am Neujahrstag 1523 verließen die übriggebliebenen Johanniter die ſchöne Inſel, und ſiedelten ſich 1530 auf Malta an, das Carl V. ihnen gab. Der Türk zog hinein: der Schakal in die Wohnung des Löwen. Dieſen Eindruck machte mir die Stadt im höchſten Grade! Wie die Johanniter ſie verlaſſen haben, ſo haben ſich die Türken hinein geſetzt, nichts hinweg noch hinzu gethan, ſondern nach ihrer Art der Zeit den Ruin überlaſſen — und die vernichtet langſamer als die geſchäftige Menſchenhand. Thore, Thürme, Mauern, die St. Johanneskirche, die „Strada dei Cavalieri“, ſind ganz und gar abendländiſch. Es macht recht traurig durch dieſe Straße zu gehen, die zierliche Steinmetzarbeit an den Thürpfoſten und Fenſterrahmen zu ſehen, die Wappen über den Thüren zu betrachten, hier noch ein Stückchen ſchön gearbeiteten Geſimſes unter einem zerfallenden Dach, dort eine Säule in eine Thürſchwelle verwandelt zu entdecken. In manchen Fenſtern ſind noch die wolerhaltenen ſteinernen Fenſterkreuze, wie man ſie bei uns nur in den älteſten Häuſern alter Städte findet. In andern Fenſtern ſind ſie ausgebrochen oder dieſe ſelbſt ſind vermauert, ſo daß die niedlichen Steinguirlanden ſich ſcharf von dem weißen Kalk abzeichnen. Schutt und Kehricht liegt hoch um die Häuſer herum. Einige ſcheinen ganz wüſt, und andere halb verfallen zu ſein — wie Kleider welche dem Träger nicht paſſen. Der Schakal muß heraus — der Türk muß fort! ſo dachte ich immer und immer; und einen „König der Inſeln“ dachte ich mir aus, der all dieſe wundervollen Eilande frei und glücklich machen und zu der Blüte emporbringen mögte, die ſie in alten Tagen gehabt, wie z. B. Samos unter Polykrates hundert Kriegsſchiffe ausrüſtete. Möge man ſo gering man wolle von dieſen alten Kriegsſchiffen denken, immer bleibt es gewiß daß Samos jezt nicht hundert Fiſcherkähne hat. Aber die europäiſchen Großmächte dürften nicht meinen „König der Inſeln“ in ihren Schutz nehmen; das bringt ihm Unglück. Ich denke hiebei an den König von Griechenland, den man nun auch zu einem conſtitutionellen gemacht hat. Auf wie lange? — — Wir ſtreiſten kreuz und quer durch die Stadt, kamen durch lange überwölbte Gänge, deren ehmalige Beſtimmung man nicht mehr errathen kann; ließen uns die St. Johanneskirche aufſchließen, die jezt eine Moſchee wüſten Anſehens iſt, auf deren Wänden man halb ausgekratztes chriſtliches Bildwerk erkennt; beſahen die Thore, über deren einem in einer kleinen Niſche ein vergeſſenes Heiligenbild ſteht — ob die heilige Jungfrau, ob St. Johannes, konnte ich nicht erkennen; beſtiegen den crenelirten Thurm am Hafen, von dem man die Inſel und das Meer weit überſchaut; — und geriethen zuletzt auch noch auf den Bazar. Der iſt ächt türkiſch und daher ſehr unlieblich; aber, Clärchen, ich entdeckte dort etwas, das mich entzückte, etwas wonach ich ſchon in Conſtantinopel umſonſt geſchmachtet hatte: Feigen! ganz winzig kleine grüne Feigen, nicht größer als unſre Pflaumen. Der Dragoman ſuchte ungefähr drei Dutzend der allerbeſten aus, und bezahlte dafür zwanzig Para, einen Silbergroſchen! und zuletzt ſagte der Verkäufer wir dürften nehmen ſo viel wir mögten, immer noch auf Rechnung der zwanzig Para. Jede Feige war gleichſam ein kleiner Löffel voll Feigencompotte. Nun kenne ich ihre eigentliche Vollkommenheit, wie ich die der Orange in Cadiz kennen gelernt habe. Die Trauben ſchienen ebenfalls ſehr gut zu ſein, und die Obſthändler machten Glück, denn für Leute die von einem Schiff kommen, haben friſche Früchte etwas ganz beſonders Erquickendes. — Sehr befriedigt von meinem kurzen Beſuch in Rhodos, kamen wir um zwei Uhr Mittags auf unſern Lodovico zurück, und gingen mit ſehr ſtarkem aber günſtigem Winde fort, ſo daß während der vierzigſtündigen Fahrt nach Cypern die Segel immer aufgezogen blieben. Meine Engländerin und ich wir rührten uns nicht in unſrer Cabine. Du kannſt Dir vorſtellen wie froh wir waren als wir am vierten mit Sonnenaufgang die Nachricht empfingen, man ſähe Cypern. Um neun Uhr lagen wir auf der Rhede von Larnaka an der ſüdöſtlichen Küſte vor Anker. Wie Rhodos dem Apollo geheiligt war, und Samos der Juno, die ihre Kindheit darauf verlebte, ſo iſt Cypern die Inſel der Venus. In den Tempeln von Paphos feierte man die Göttin und Amathus gab ihr einen ihrer Namen, denn an dieſe Ufer trugen ſie die Wellen, als ſie dieſe Perle der höchſten

Schönheit geboren hatten. Der Liebreiz, welchen man ſich untrennbar von der Lieblingsſtätte der Venus denkt, iſt aber mit ihren Tempeln und Hainen verſchwunden. Die Landſchaft beſteht aus weißem kalkigen Erdboden, auf dem der Cactus wuchert und die Palme gedeiht. Sie giebt durchaus den Eindruck des Südens: Himmel und Meer ſo unzerſtörbar blau, der Boden ſo blendend weiß; das Auge birgt ſich ganz ſcheu unter der Wimper, vor all dem ſchattenloſen Glanz. Bei la Scala landeten wir. La Scala heißt überall der Aus- und Einſchiffungsort, möge er ſich in der Stadt ſelbſt befinden, wie in Conſtantinopel, oder ein Oertchen für ſich bilden, wie auf Cypern. Von dort gingen wir vielleicht eine halbe Stunde bis Larnaka, hier an einer wunderſchönen Palme vorbei, dort an einem Gemäuer, das zur Zeit der Venetianer ein Wartthurm geweſen ſein mag, da an einer Lehmhütte, die wie ein viereckiger Kaſten ausſieht, und deren Hof mit einer Cactushecke umgeben iſt. Langſam als ob Gebäude ſich in Bewegung ſetzten, ziehen bepackte Kameele über eine Hügelreihe ins Innere der Inſel, und ihre unſchöne Form ſieht wahrhaft mißgeſtaltet aus, wenn ſie an einer herrlichen Palme vorüber ſchreiten. In Larnaka giebt es ein griechiſches und ein lateiniſches Kloſter, unter dieſer alterthümlichen, byzantiniſchen Benennung begreift man hier zu Lande die katholiſchen Klöſter. Wir gingen in Letzteres, weil dort eine neue Kirche gebaut wird, und fanden Franziskaner von der Terra santa darin, die grade das Feſt ihres Schutzpatrones und Ordensſtifters durch ein Mittagsmal feierten, zu dem ſie die Conſuln eingeladen hatten. Sie bewirtheten uns gaſtfrei im Vorhof mit Wein, Bisquits und friſchem Waſſer, und der alte ehrwürdige Pater Guardian machte Entſchuldigungen daß er nicht die ganze Geſellſchaft einlade; aber das Kloſter hat ſtrenge Clauſur und ſomit heißt es: „Ma non le donne.“ Der vierte Oktober iſt St. Franziskustag und Dein Geburtstag, mein Clärchen. Sieh, ſo biſt Du zu der Libation von Cyperwein gekommen. Die alte Kloſterkirche iſt ein kleines, finſtres, hölenartiges Kapellchen; die neue wird jezt freundlich und in helleren Verhältniſſen aus dem ſchönen weißen Stein gebaut, den das Land giebt; der Baumeiſter iſt ein Pater des Kloſters. — In einem Kaffeehauſe von la Scala ſaßen wir hernach noch lange, tranken Limonade und Kaffee, und die Herrn ſpielten Billard. Viele Neugierige kamen um die Fremden zu ſehen, und unter andern auch ein europäiſch gekleideter Mann, der, als er deutſch reden hörte, ſich als einen wenigſtens Halbdeutſchen zu erkennen gab. Aus dem ruſſiſchen Litthauen war er, hatte im Jahr 1831 revolutioniren helfen, und war endlich nach allerlei bunten Schickſalen, zu denen auch eine Gattin in Spanien gehörte, Militärarzt auf Cypern geworden. Iſt es nicht höchſt ergötzlich gegen das ruſſiſche Regiment zu revolutioniren um ſich unter das türkiſche zu begeben? Er lobte ſehr das leichte und gute Leben mit den braven Türken. Wir fragten nach dieſem und jenem, und am Ende kam es denn ſo heraus: man wird gut bezahlt, man hat Sclaven und Sclavinnen, Keiner kümmert ſich um den Andern, man braucht wenig zu thun und noch weniger zu wiſſen, kommt man in Zwieſpalt oder Meinungsverſchiedenheit mit einem höheren Beamten oder überhaupt mit einem Türken, ſo muß man ihm in Worten immer Recht geben, immer Recht! dann darf man hinterdrein ruhig thun wozu man Luſt hat: iſt das nicht ein leichtes Leben? — Wir wünſchten ihm es noch recht lange und fröhlich zu genießen, und kehrten um vier Uhr an Bord zurück — zum letzten Mal, denn geſtern früh um halb ſieben Uhr kamen wir hier an. Ich bedaure, daß wir grade bei dieſem unintereſſanteſten Punkt von Cypern landeten. Im Innern des Landes ſollen ſich ſchöne und faſt ganz unbekannte Ruinen aus dem Alterthum befinden, und in Famaguſta würden ſich vielleicht ſolche Spuren der venetianiſchen Herrſchaft gefunden haben, wie in Rhodos aus der Johanniterzeit. Nach den Kreuzzügen blieb Cypern die letzte Fraction des Königreiches Jeruſalem, das die Kreuzfahrer gründeten, und die Könige aus dem Hauſe Luſignan ſchlugen ihren Thron im Lande der Venus auf, nachdem ſie ihn im gelobten Lande verloren hatten. Durch „die Tochter der Republik" — dazu erhoben war ſie den Königen ebenbürtig — durch Catherine Cornaro, Wittwe und Mutter der letzten Luſignan, kam Cypern an Venedig, und blühte mit Millionen Menſchen und Millionen Zechinen ſo geſegnet und reich, wie alle dieſe Länder waren, bevor ſie unter die türkiſche Deſpotie geriethen, und der Kraftausſaugungs- und Lebenverzehrungsanſtalt anheim fielen, die man Paſchalik nennt. —

Du wunderſt Dich wol, daß ich hier Zeit und Ruhe zu einem ſo immenſen Brief habe. Liebes Clärchen, hier iſt die Hitze ſo groß, wenigſtens für uns Fremdlinge und in Herrn Batiſtas ſehr uncomfortablem Gaſthof, daß man erſt gegen Sonnenuntergang das Zimmer verlaſſen mag, und den Tag ſo unbeweglich und ſo leicht gekleidet wie möglich hinzubringen ſucht. Da habe ich alſo Zeit vollauf, und bin recht froh die Reiſe ſo ausführlich beſchrieben zu haben, denn ſie verdient alles Intereſſe und eine lange Erinnerung umſomehr, da meines Bleibens nur ganz pilgerhaft flüchtig auf ihren Ruhepunkten war.

XIX

Beirut, Sonntag, Octbr. 8, 1843.

Alles läßt ſich beſchreiben, meine liebe Mutter, Menſchen, ihr Leben, ihre Kleider, ihre Häuſer, ihre Leidenſchaften, ihre Zuſtände: nur nicht die Natur, die Phyſiognomie eines Landes. Geographiſch und ethnographiſch muß man das unternehmen: hat man das Genie dieſer Wiſſenſchaften, ſo wird Leben in die gewaltige formloſe Maſſe hineinkommen und ihr die Form geben, in der ſich ihre Individualität am Klarſten ausprägt. Hat man es nicht, ſo wird die Beſchreibung nur jenen öden Landkarteneindruck machen, bei dem man denkt: Alſo das Land mit den grünen Grenzen iſt Syrien und das mit den rothen Kleinaſien. Ich habe es nicht; darum behüte mich der Himmel vor Beſchreibungen! Aber wenn ich einen Blick auf dies reiche, ſonnendurchglühte Land werfe, wenn ich das Arom ſeiner Pflanzen und ſeiner Luſt einathme, wenn ich in ſeine Nächte hineinwache, die weicher und wärmer als unſre Tage ſind, ſo denke ich dennoch: ich werd' es aber doch beſchreiben, und wenn auch weiter nichts daraus wird als — das Land mit den Blumenkranzgränzen. — Ich habe abſichtlich in meinem vorgeſtrigen Brief nichts vom erſten Eindruck geſagt den Beirut macht; ich wollte mich noch ein wenig mehr in dieſe Natur hineinfinden. Indeſſen wie mir das geht: der erſte Eindruck iſt unverwiſchlich; und ich denke es war mehr als die Magie des Namens und der Stätte die mich entzückte, als ich in der Frühe des fünften aufs Verdeck kam. Die lichte Färbung des frühen Morgens, ein mit Silber durchwebtes Blau, hing von den mächtigen Wänden des Libanon herab, und lag weit und breit über dem Meer, und nur die höchſten Punkte des Gebirges trugen bereits die Goldkronen, die ihnen die Morgenſonne darbrachte. Am Ufer lag die alte dunkle, aus lauter Thürmen und Hölen zuſammengebaute Stadt ſchwarz als ob ſie Trauer trüge, und ſaftgrüne Pflanzungen von Maulbeerbäumen lagerten ſich um ſie herum und ſtiegen die Vorberge des Libanon empor. Nach und nach, bis das Geſchäft der Ausſchiffung zu Stande kam, ſtieg die Sonne höher, kam über das Gebirg und beleuchtete nun von oben die ganze großartige Landſchaft. Da glänzte rothgolden der majeſtätiſche Libanon als lächle er dem Meer entgegen. Da hüpften Millionen von Goldflittern auf dem Meer, und die Wellen rieſelten raſch und leiſe, als nickten ſie ihm einen Morgengruß zu. Da war das Grün der Gärten wie in Smaragd verwandelt, und auch die Thürme und Terraſſen der Stadt bekamen ihren Theil vom himmliſchen Licht: eine goldige Zinne. Nun ſah ſie erſt recht wie jener Schmetterling aus, den man Trauermantel nennt und der um ſeine ſchwarzen Flügel einen weißen Saum hat. So finſter iſt und bleibt die Stadt, und rund um ſie herum prangt das Licht in allen Geſtaltungen. Die liebenswürdige Frau des preußiſchen General-Konſuls begrüßte mich einige Stunden nach meiner Ankunft und lud uns ein bei ihr zu ſpeiſen. Da ſah ich gleich am erſten Tage auf dem ſchönſten Ausſichtspunkt von Beirut den Sonnenuntergang: nämlich in ihrem Liwán. Hier ſah ich die Landſchaft vom Morgen grade umgekehrt. Das Haus des General-Konſuls liegt ungefähr eine halbe Stunde außerhalb der Stadt auf dem allmälig immer höher ſteigenden Terrain, wo ſehr viel Campagnen zwiſchen Gärten und Maulbeerpflanzungen liegen. Da hat man die ganze grüne laubige Abſenkung vor ſich, hinab, hinab bis zum Meer.

Einzelne Häuſer ſind munter und freundlich in die Gärten hinein geſtreut, und nur ganz unten zwiſchen dieſen und dem Meer gewahrt man etwas von der Stadt. Aber der König von Syrien, der Libanon, herrſcht auch hier, denn all dies Land iſt ſein, ruht zu ſeinen Füßen und in ſeinem Schooß; und wie der Morgen ihm eine Goldkrone aufs Haupt geſetzt, ſo hatte ihm der Abend einen Purpurmantel über die Schultern geworfen, und er glühte ſo flammend vor und nach Sonnenuntergang, wie ich nur die Schneekuppen der Schweiz habe glühen ſehen. Dennoch hat der Libanon keine ſolche Schneekuppe, und folglich fehlt der Landſchaft etwas zu ihrer höchſten Vollkommenheit: der ewige Schnee über den Pflanzen des tropiſchen Klimas. Im Frühling, wenn noch der Winterſchnee ſich auf den Höhen hält, während in der Ebene bereits die ganze heiſſe Vegetation prangt, muß es vollkommen ſchön ſein. Jezt aber hat die brennende Sommerſonne den Schnee aufgezehrt. — So war der erſte Tag in Beirut. Nicht wahr, wunderhübſch. Aber ſo war auch der zweite, und der dritte, und der vierte, und ſo würden ſie alle ſein, wenn man alle ſeine Tage hier verlebte. Man ſizt im Liwán bei Tage, auf der Terraſſe, d. h. auf dem flachen Dach, am Abend und betrachtet Meer und Gebirg im Sonnen- und

Mondenſchein; und dazwiſchen macht man, wenn es nicht allzu heiß iſt, einen Spazierritt nach dem Palmenwäldchen, und erfreut ſich an den köſtlichen Bäumen und an dem Duft den die Akazie, die ächte nämlich, faſt betäubend ausſtrömt. Dies Wäldchen iſt der Stolz von Beirut. Palmen bilden ſeine Krone; aber unter ihren hohen Stämmen gedeihen vortreflich große Maulbeerpflanzungen, die man mit der höchſten Sorgſamkeit pflegt, weil die Zucht der Seidenraupe eifrig betrieben wird. Daher iſt jener Baum der herrſchende des Landes, untermiſcht mit Johannisbrot- und Feigenbäumen, mit Palmen und Pinien. Dieſe letzteren heben ihre ſchönen, ſtillen, feſten Kronen hoch in die Lüfte empor, und die erſteren bilden dazu das Unterholz, ſo daß die Bebaumung einen prächtigen, füllreichen Character hat. Das hindert aber nicht, daß man unmittelbar vor den Thoren in fußhohen Sand verſinkt, der das Gehen höchſt beſchwerlich und unerfreulich macht, umſomehr da man, ſo wie man das Meer verläßt, augenblicklich zwiſchen haushohe Cactushecken geräth, welche die Gärten umhegen. Dieſe Pflanze braucht wenig Waſſer, daher gedeiht ſie hier in wahrhaft monſtröſer Weiſe; jede andre Cultur wird durch aufmerkſame Vertheilung der Bewäſſerung hervorgebracht. Dieſer Rückſicht weicht jede andre, und ſo werden Wege in Canäle verwandelt und durch aufgeworfene Wälle ganz unbrauchbar gemacht, ſobald die Waſſer mehr oder weniger, hier oder dort gebraucht werden. Wo man nicht bewäſſert gedeiht nichts, und wo keine Pflanzen wachſen, wächſt der Sand. Von Jahr zu Jahr rückt er weiter, dringt er unmerklich aber ſicher vor, ſo daß nach einer Reihe von Jahren große Verſandungen des Bodens ſich bemerkbar machen. Man könnte ihnen vorbeugen durch Anpflanzungen; doch es geſchieht nicht. Fehlt die Aufmerkſamkeit? der gute Wille? fehlen Hände? Der Türk läßt die ſeinen im Schooß liegen, raucht den Tſchibuk und ſpricht: „Kismeth!" das heißt ſo viel wie Schickſal, und das beruhigt ihn vollkommen über alle Verſandungen der Welt. In meinen Augen iſt der Boden, der gute bereitwillige Ernährer des Menſchengeſchlechts etwas, das ich, obgleich ich beſitzlos wie der Vogel auf dem Dach bin, in Ehren halte und vor dem ich Reſpect habe. Mir thut es leid wenn er verkommt und ſeine Kräfte nicht zeigen, ſeine Schätze nicht geben kann, beſonders hier, wo ein Paradies erblühen könnte. Welche Luft! jeder Athemzug iſt ein Vergnügen, und dringt tiefer als in die Bruſt, dringt in die Seele hinein, und ſtimmt ſie leicht. Es iſt Alles leicht hier! wenn man ausgeht braucht man keinen Mantel für die

Heimkehr am Abend mitzuſchleppen; wenn man nicht im Sande gehen mag, beſteigt man ein friedliches und flinkes Eſelein und reitet zum Diner. Ich habe eine wunderſchöne Zeit getroffen: die des Vollmonds. Er iſt ſo hell, daß er den Gegenſtänden ihre Farbe, und ſie nicht ſchwarz erſcheinen läßt; die weiche warme Luft dazu — und die Nacht iſt wirklich wie ein Tag ohne Sonne. Als ich am erſten Abend vom General-Konſul zwiſchen zehn und eilf Uhr nach der Stadt zurückritt, hatte ich nach europäiſcher Weiſe eine Mantille umgenommen; allein ich nahm ſie ab, und habe mich ſpäter nicht mehr mit ihr befrachtet. Einen Augenblick giebt es, und zwar den, wo die Sonne im Untergehen begriffen iſt, da wird es, vergleichsweiſe, kühl und da ſoll die Luft ſchädlich ſein, ſo daß man den Kopf bedecken muß. Am ſpäteren Abend tritt jedoch wieder die warme Temperatur ein, und im Sommer ſoll der Unterſchied zwiſchen der Wärme des Tages und der Nacht nicht mehr als einen, höchſtens anderthalb Grad Réaumur betragen. Es ſcheint mir alſo unmöglich ſich zu erkälten. Dennoch leiden faſt alle Fremde, ſobald ſie längere Zeit verweilen, im Anfang; denn das Klima wühlt das Blut zu heftig auf und Diätfehler rächen ſich gefährlicher als bei uns. Rindfleiſch hat man gar nicht; es iſt zu ſchwer und dadurch ſchädlich. Hammelfleiſch iſt ſehr gut, nur außerordentlich fett, und daher muß man auch damit ſich in Acht nehmen. Hühner ſind ganz ungefährlich und kleine wilde Vögel ungefähr halb ſo groß wie Lerchen, die man viel und gern ißt. Von unſern Gemüſen giebt es wenig oder gar keine; man hat hingegen keine Malzeit ohne Reis und ohne Tomaten. Dieſe ſind wirklich die Kartoffeln des Morgenlandes, wenigſtens ſo unentbehrlich wenn auch nicht ſo nahrhaft; ſie gehören ebenfalls zum Geſchlecht der Nachtſchatten, heißen mit ihrem botaniſchen Namen Solanum lycopersicum und auf deutſch Liebesapfel, und haben eine ziegelrothe Farbe, die ſie allen Speiſen mittheilen zu denen man ſie in Saucen oder ſonſt wie gebraucht. Die Früchte der Jahreszeit ſind herrliche Trauben, und Bananen oder Piſang. Ich erinnre mich aus meiner Kindheit, daß einmal im Gewächshaus zu Remplin einige Bananen gereift waren, von denen mir auch ein Stück mitgetheilt wurde, und zwar mit einer gewiſſen Feierlichkeit, als etwas ganz Außerordentliches. Seitdem hatte ich keine weder geſehen noch gegeſſen; aber ich wußte noch immer, daß ſie mir damals ſehr mehlig und ſaftlos ſchmeckten. Als ich hier die längliche blaßgelbe Frucht erkannte, war ich ſehr begierig auf ihren Geſchmack; doch ich fand ſie in Beirut eben ſo ſaftlos und fade wie in Remplin, und man ſagte mir, man müſſe ſich an ihn gewöhnen um ihn angenehm zu finden. Die beſten Bananen ſollen tiefer hinab an der ſyriſchen Küſte bei Saida, dem alten Sidon, gedeihen. Ich ſchreibe Dir dies nicht, liebe Mutter, um Dir meinen Küchenzettel mitzutheilen, ſondern um Dir eine Vorſtellung von dem Lande zu geben, wo ſtatt Aepfel und Pflaumen — Bananen auf den Bäumen wachſen. So iſt die Landſchaft beſchaffen. Die Stadt — ja, die iſt nun freilich ſehr wenig anmuthig und hat außer ihrem vortreflichen Pflaſter, das aus breiten, flachen Steinen beſteht, nichts Empfehlenswerthes. Der erſte Einzug in dieſelbe iſt tumultuariſch genug. Das Boot kann des Sandes wegen nicht landen. So wie eines vom Dampfſchiff kommt und dem Ufer ſich nahet, ſtürzt ſich eine Schaar halbnackter Araber ihm entgegen, ins Waſſer hinein, ergreift die Koffer, ſchleppt ſie ans Land, erfaßt die Reiſenden, nimmt ſie auf die Arme, und trägt ſie nicht ſehr bequem und ſehr ſanft, aber ganz ſicher durch die Wellen. Dann giebt es den in allen Ländern der Welt gebräuchlichen großen Zank über den Transport der Sachen, und endlich geht es zu Batiſtas Locanda durch die wunderlichſten Straßen, die mir bisher vorgekommen ſind, denn ſie gleichen mehr

Kellergewölben und unterirdiſchen Gängen, als Straßen einer Stadt — ſo ſchmal und dunkel ſind ſie ſelbſt da, wo ſie nicht von einem Hauſe zum andern überwölbt ſind. Zuerſt glaubte ich alle dieſe Thore bereiteten den Weg in die eigentliche Stadt; aber nein! ſo iſt ihre Anlage, zum Schutz gegen die Sonne gemacht. Die einzelnen Häuſer ſie eben ſo wunderlich, beſtehen aus viereckigen, oben flachen Thürmen, von ungleicher Höhe und Dicke, die man durch Treppen, Brücken und Terraſſen verbindet. Jedes Haus ſieht wie eine kleine Feſtung aus, oder wie ein donjon, zu welchem finſtern Eindruck der Mangel an Fenſtern, die Gitter vor denſelben, und die dunkle Farbe des Bauſteins beiträgt. Meine Locanda iſt auch im Innern nicht viel freundlicher als ein Gefängniß. In den ſtockfinſtern Räumen des Erdgeſchoſſes habe ich mich nicht viel umgeſehen, denn da iſt das Küchendepartement, von dem man wol thut den Blick abzuwenden. Eine ſchmale und ſteile Treppe ſteigt man hinan, und befindet ſich plötzlich im Freien, gleichſam auf dem flachen Dach jenes hölenartigen Unterbaues, über dem ſich nun die Thürme ganz unregelmäßig erheben. In jedem Thurm iſt unten und oben ein Zimmer; eine Reihe von Zimmern oder auch nur zwei zuſammenhängende exiſtiren nicht — was nach unſern Begriffen höchſt unbequem iſt.

Zwiſchen zwei Thürmen iſt der Liwán angebracht. Der freie Raum in der Mitte, über den ein zeltartiges Dach von Leinwand ausgeſpannt iſt, dient als Speiſeſaal. Das Ganze erinnert doch etwas an die Einrichtung der alten Häuſer zu Pompeji und an die gegenwärtige Bauart von Granada und Sevilla, wenn man jenen freien Raum mit dem Atrium der Alten und dem Patio der Andaluſier nachſichtig vergleicht. Ich habe ein Gemach im obern Stockwerk eines Thurmes, das für ſich allein die Fenſter in Anſpruch genommen hat, welche den übrigen fehlen: es hat deren ſechs. Zwei ſehen auf die Straße und ſind dicht vergittert mit Stäben von altem Pinienholz, das einen prächtigen, ſtärkenden Geruch aushaucht; zwei andre ſehen in den freien Hausraum und ſind zur Hälfte vergittert; und die zwei letzten gehen auf eine Terraſſe, wo Katzen ſich amüſiren, und all Augenblick mit ihrem Kopf durch die zerbrochenen Scheiben hinein, und erſchreckt durch meine Anweſenheit wieder zurück fahren. An der vierten Wand des Zimmers ſteht mein Bett und befindet ſich die Thür, die weder Schloß noch Schlüſſel, ſondern nur einen einfachen, aber koloſſalen Riegel hat, ſo daß man ſie von Außen gar nicht ſchließen kann. Mitbewohner meines Gemachs ſind formidable Spinnen, die ſeit Dezennien ihre

Netze aufgeſpannt zu haben ſcheinen. Du begreifſt das Entſetzen dieſer Genoſſenſchaft, Herzensmama! Nun, ich habe mich ſchon dermaßen gewöhnt, daß ich mich mit dem Gedanken beſchwichtige: In Europa will ich mich wieder vor Spinnen entſetzen; hier nicht! — Uebrigens muß man dem Himmel danken, wenn man nicht Scorpione und Vierzigfüßler in einem ſolchen Zimmer findet; das ſtimmt denn auch nachſichtiger gegen die Spinnen. — Oben auf den Thürmen iſt es unſtreitig am angenehmſten. Sie ſind ganz flach, man erklimmt ſie auf wackelnden leiterartigen Stiegen, man läßt Stühle hinauf bringen und ſetzt ſich — denn das Gehen iſt unbehaglich dort oben, weil die platte-forme keine Bruſtwehr hat — und man genießt die friſche freie Abendluft. Ich muß immer an die Felſen von Adersbach denken, wenn ich da oben all die ſchwarzen, unförmlichen Gebäude um mich herum, und unten die ſchmalen, finſtern, kreuz und quer laufenden Gaſſen ſehe. Wie aus einem Felſen gehauen und mit Felſenwegen durchſchnitten iſt ganz Beirut. Am Abend geht es luſtig darin her! Man befindet ſich noch immer im Ramadan, da iſt der Tag ſtill und langweilig und man ſucht ihn zu verſchlafen um weniger durch die ſtrengen Faſten zu leiden. Mit Sonnenuntergang, ſobald der Muezin das

Abendgebet vom Minare ausruft, fällt der glückſelige Kanonenſchuß der die ermatteten Leiber und Seelen neu belebt: die Cafés öfnen ſich, die Obſt- und Brotverkäufer bringen ihre Waaren, auf den Straßen wie in den Häuſern wird gegeſſen, geraucht, und zwar nicht ruhig wie zu andern Zeiten, ſondern mit jener freudigen Wuth welche die Entbehrung giebt. Man hört jauchzende Kinderſtimmen, Geſang, die eintönige Muſik der Handtrommel. Am Freitag iſt beim Paſcha Militärmuſik. Wir ſahen von unſerm Thurm in ſeinen mit Fackeln beleuchteten Hof, und hatten die Muſik aus der erſten Hand. Sie war gräßlich, ein diskordantes Getöne, aus lauter Mißlauten zuſammengeſetzt, die jeder Muſiker willkürlich ohne Takt, ohne Zuſammenklang ausſtieß. Auf den Dächern der Häuſer erſchienen Frauen wie Geiſter, nach hieſiger Landesſitte mit einem weiten, dichten, weißen Schleier vermummt, um dem Conzert beizuwohnen. Es war etwas von der Unterwelt und zugleich etwas äußerſt Liebliches in der ganzen Szenerie. Die ſchwärzlichen Gebäude, die entſetzliche Muſik und die grelle Fackelbeleuchtung, erinnerten mich an den Höllenwalzer in „**Robert le Diable**,“ und gehörten der Unterwelt, während in einer höheren Region die ſtillen weißen Frauengeſtalten zu Hauſe waren, und die Lampenkränze, welche die Gallerie der Minare's feſtlich erleuchten, von oben herab ihren Schein warfen, und endlich der Mond in diamantner Herrlichkeit das irdiſche Licht wie das irdiſche Dunkel mit ſeinen unirdiſchen Lichtfluten überſtrömte. — Das muntre Leben währt bis tief in die Nacht hinein, und meine ſechs Fenſter laſſen mich bei Weitem mehr daran Theil nehmen, als ich es wünſche: durch dieſe dringt der Lärm der Straße, durch jene die Beleuchtung eines ganz nahen Minare's, und durch die letzten das Geplauder der Weiber oder das Miauen der Katzen, welche abwechſelnd jene Terraſſe zu beſuchen ſcheinen. Mit Sonnenaufgang beginnt die Stille wieder. Die dreiundzwanzigſte Nacht des Ramadan iſt ein wichtiger Moment für jeden Muhamedaner. Es iſt die Nacht al Kadr, die Nacht der Herrlichkeit, in welcher der Engel Gabriel den Koran aus dem ſiebenten Himmel herabbrachte. In ihr werden alle menſchlichen Schickſale für das kommende Jahr entſchieden und beſtimmt — wie die Juden es vom Neujahrstag glauben ſollen.

Abends zehn Uhr.

Da wir morgen früh nach Damaskus abreiſen, ſo will ich Dir noch heute in aller Eile erzählen, daß ich ſo eben von einem arabiſchen Diner und einer arabiſchen Hochzeit komme. Erſteres war europäiſirt, wenigſtens in der Form, denn es fand bei dem öſtreichiſchen General-Konſul ſtatt, der einen ächtarabiſchen Koch aus Cairo hat, und mir dieſen Spaß machte. Die Speiſen ſind mir auch alle genannt worden, aber mein Ohr hält nicht den ungewohnten Laut feſt, und ich kann daher nur ſagen, daß ſehr ſtarke Gewürze in allen vorherrſchend waren. Hernach wurde in jener Kaufmannsfamilie wo die Hochzeit ſtatt fand angefragt, ob wir kommen dürften, und als natürlich eine Bejahung erfolgte, gingen wir hin. Ein Hochzeitsfeſt hat immer etwas Gezwungenes, Unbehagliches; dem Brautpaar iſt der Tumult läſtig, und die Gäſte wiſſen im Grunde nicht weshalb ſie ſo erſchrecklich luſtig ſein ſollen. Aber an die Marter eines arabiſchen Hochzeitfeſtes ſtreifen denn doch unſre europäiſchen nicht. Die Trauung war gegen Mittag geſchehen nach dem Ritus der griechiſchen Kirche — denn die Araber, das eingeborne Volk, ſind nicht lauter Muhamedaner, ſondern bekennen ſich zu den verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen, und letztere ſollen hier in Beirut ziemlich zahlreich ſein. Nach der Trauung wird die Braut in ein Zimmer geführt und der Bräutigam in das andre — ſie umringt von allen Perſonen weiblichen Geſchlechts ihrer Verwandtſchaft und Freundſchaft, er desgleichen von allen Männern — und da werden ſie von einander getrennt unterhalten mit Muſik, Geſang, Tanz, Geſpräch, Beſuch, Speiſe und Trank — nicht länger als drei Tage und drei Nächte. Was ſagſt Du zu dieſer koloſſalen Vergnügungsfähigkeit? ich muß Dir bekennen, daß ich von dem halbſtündigen Beſuch ganz betäubt bin. Das Haus war ganz im Styl meiner Locanda, aber weit in die dunkle Straße ſchallte das Getöſe hinein, als ob es ein Palaſt mit tauſend Gäſten ſei. Durch den dunkeln Unterbau und über die dunkle Treppe ging es in den freien innern Raum. Da empfing mich der Hausherr, ein Vetter der vaterloſen Braut, ein ſchöner junger Mann, dem die orientaliſche Tracht, beſonders der große Turban, ſehr gut ſtand; und führte mich an der Hand in das Gemach der Frauen. Als ich eintrat erhoben ſie ſich vom Sofa, der breit und niedrig an den Wänden umherläuft, aber ſo, daß ſie nicht auf der Erde, ſondern auf den Polſtern ſtanden; und die Braut, die der Thür grade gegenüber ſaß, wurde bei dieſer ſchwierigen Evolution von ihren beiden Nachbarinnen unterſtützt, weil die Etikette es mit ſich bringt, daß ſie ſich möglichſt wenig bewege. Man führte mich zu ihr, ließ mich neben ihr ſitzen, und ich betrachtete dies merkwürdige Bild. Wol ein

Bild! denn wie eine Puppe ſah die arme Braut aus! Sie darf ſich nicht bewegen, nicht ſprechen, Niemand anſehen, keine Miene verziehen, kein Auge aufſchlagen; und um des letzteren recht gewiß zu ſein, beſtreicht man ihr die Wimpern mit einer klebrigen Maſſe, ſo daß ihre Augen wirklich zugeklebt ſind. Dann malt man ihr die Augenbrauen hoch geſchwungen und ſchwarz, die Wangen roth. Die Hände haben nicht blos ockergelbe Nägel, ſondern ſind über und über mit Arabesken von dunkelblauer Farbe permanent tätowirt. Kurz, wenn einem Europäer nach drei Tagen dieſe Braut abgeliefert würde, ſo müßte ſein erſtes Wort zu ihr unfehlbar ſein: „Waſche dich, mein Engel!“ — Ihr Haar hängt in Zöpfen und lockern Streifen — falſches mit dem eigenen vermiſcht — über die Schultern, und Blumen, Bänder, blanke Zierrathen winden ſich um den Tarbuſch (ſo heißt hier das rothe Mützchen mit blauem Quaſt). Dieſer Kopfputz iſt nicht ungraziös. Der übrige Anzug iſt ſo, wie ich ihn in Conſtantinopel beſchrieben habe, nur ſind die Röcke ohne Schleppen, und ſchwere bunte Shawls, die man als Gürtel um die Hüften windet, machen die Geſtalt unglaublich plump. Der Halsſchmuck der Braut beſtand aus Reihen von kleinen Goldmünzen an Schnüren befeſtigt, ſo daß ſie einen goldnen Bruſtharniſch zu tragen ſchien. In dieſem ſchweren Anzug ſaß ſie nun da, ſteif und ſtarr, mit herabhangenden Armen, mehr einer Mumie als einem lebenden Weſen, — am wenigſten einer fröhlichen Braut ähnlich. Sollte die Ehe ihr ein hartes Joch werden, ſo hat ſie ſchon deſſen Zwang in dieſem Anfang ahnen können. Ob übrigens die ſtarre Bewegungsloſigkeit zu der ſie verdammt iſt, Betrübniß über ihren verlorenen Mädchenſtand, Gleichgültigkeit gegen ihren Frauenſtand oder jungfräuliche Sprödigkeit bedeuten ſoll — denn irgend ein Symbol muß doch dieſe ſeltſame Form ſein! — das wußte ſie gewiß ſelbſt nicht. Mehr oder weniger wie die Braut waren ſämtliche Frauen geſchmückt und bemalt; daher bin ich auch nicht im Stande zu ſagen ob irgend Eine hübſch war. Die Uebrigen hatten nicht zugeklebte Augen, ſondern weit geöfnete, aber all das ſchwarze Pinſelwerk um ſie herum, machte ſie mir unheimlich. Ein Auge muß vor allen Dingen redlich, und nicht wie aus einer Maske heraus mich anſehen, wenn es mir gefallen ſoll. Bisjezt gefallen mir die ſpaniſchen Feueraugen unendlich viel beſſer als die hochberühmten orientaliſchen. — Die fremden Männer hatten auch Zutritt in dieſem Zimmer, das durch eine große dreiſchnabelige Lampe erhellt war, die in der Mitte auf dem Fußboden ſtand. Es gab leider weder Geſang noch Tanz, daher verkürzte ich meinen Beſuch bei der Braut um ihn bei dem Bräutigam zu machen, der in einem andern Thurmgemach in der Haft der arabiſchen Hochzeitsetikette ſaß. Er durfte ſich bewegen, ſprechen, blicken, und ſah recht munter und lebhaft aus. Auf dem Sofa zwiſchen all den Männern hätte ſich der Platz nicht für mich geſchickt, daher bekam ich einen Stuhl dem Bräutigam gegenüber, und nun begann von Neuem die Muſik, die wir bereits auf der Straße gehört hatten. In einem Winkel des Zimmers ſaßen die Muſiker auf dem Fußboden, der Eine trommelte auf zwei tellergroßen Pauken, der Andre ſchlug eine Art von Hackbrett, der Dritte bearbeitete ein kleines Saiteninſtrument, und dazu ſangen ſie aus Leibeskräften die unharmoniſchſten Töne, die nur in der Menſchenkehle aufzutreiben ſind. Wildes Geſchrei wechſelte mit näſelnden und gurgelnden Lauten — es war ein abſcheuliches Conzert! — Wir blieben eine kleine Weile, und begaben uns dann in den eigentlichen Salon, nämlich in den freien Hausraum, wo wir mit ſehr guter Limonade bewirthet wurden, und wo man den Herren Tſchibuk oder Nargileh anbot. So endete das Feſt für mich, und ich war ſeelenfroh, daß ich nicht wie die übrigen Gäſte bis übermorgen auszuhalten brauchte. Um Beſchwerden zu ertragen — dazu ſind meine Nerven ſtark genug; aber nicht für Vergnügungen. Ade und gute Nacht, herzliebe Mutter.

XX

Beirut, Montag, Oktbr. 9, 1843.

Liebes Clärchen, ſeit ſechs Uhr bin ich reiſefertig, en costume de gamin, die Reitpeitſche in der einen, den Hut in der andern Hand, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde erwartend, daß der Aufbruch geſchehen werde. Jezt iſt es halb acht, und die vier Reitpferde ſind allerdings geſattelt, aber von den drei Packpferden iſt noch kein einziges da, und ich erfahre ſo eben, daß wir hier noch frühſtücken werden, um dann in einem Zug bis zu unſerm Nachtquartier zu reiten. Gefrühſtückt wird um zehn Uhr; ſo habe ich Zeit vollauf um etwas zu ſchreiben, und ich will ſie recht für Dich benutzen, mein liebes Clärchen, und Dir von der Chalifengeſchichte erzählen zu deren einer Reſidenzſtadt, dem alten weltberühmten Damaskus, dem „paradieſesduftenden

Scham," wie es bei den Arabern heißt — ich jezt pilgere. Denn Dich intereſſirt auch die Geſchichte der Menſchen und Völker — Gottlob! das iſt ein geſunder und tüchtiger Geſchmack, der einem den Kopf wieder zurechtſezt, wenn er auf dem Punkt war ſich rundum zu drehen ſchwindelnd von all dem hohlen Geſchreibſel unſrer Tage. — Werde ich unterbrechen, ſo ſchadet es nichts! bei jedem andern Brief iſt es ſtörend, wenn man bei ſeinem Schluß nicht mehr die Stimmung des Anfangs finden kann; zu dieſem iſt keine beſondre Stimmung nöthig, drum kann ich ihn heute anfangen und meinetwegen übers Jahr enden.

Von den berühmteſten Reſidenzen der arabiſchen Chalifen ſind zwei im Orient, Damaskus und Bagdad, iſt eine in Afrika, Cairo, und eine in Europa, Cordova. Mecca und Medina ſind die heiligen Städte des Islams; Siz der Chalifen waren ſie nur in der allererſten Zeit. In Mecca iſt Muhamed geboren, 569, aus dem Stamm der Koreiſchiten und aus der Familie Hashem, welche leztere die Hütung der Kaaba und den Vorſiz in der Republik Mecca inne hatte. Der ſchwarze Stein in der Kaaba war das größte Heiligthum der Araber; er fiel, nach der Sage, als Rubin vom Himmel und überſtralte ganz Arabien mit dem Licht der

Morgenröthe; allein durch der Menſchen Sünden erloſch das Licht, und die Rubinenglut ging unter in Kohlenſchwarz. Ach Clärchen! ich glaube jedes Menſchenherz iſt eine kleine Kaaba in der ein Rubin in Kohle verwandelt liegen mag. Aber liegt nicht eine weltumfaſſende Wahrheit und eine weltdurchdringende Poeſie in den wenigen Worten dieſer Sage? Ismaïl, von dem die Araber abſtammen wollen, erbaute die Kaaba, und Abraham und der Engel Gabriel leiſteten ihm dabei Hülfe. Die Araber waren in Götzendienſt verſunken, und bis in ſein vierzigſtes Jahr ließ Muhamed den großen Gedanken eines einzigen geiſtigen und ewigen Gottes in ſich reifen, bis er damit hervortrat und ſeinem Volk die beſſere Erkenntniß zu geben verſuchte. Ich habe ihn zuweilen einen falſchen Propheten nennen hören; das iſt Unrecht! kein Muhamedaner nennt Moſes, David, geſchweige Chriſtus einen falſchen Propheten. Und ebenſo gut müßte man Zoroaſter und Confucius ſo nennen, was man doch nicht thut. Sollte ſich Neid in den Haß gegen den Islam miſchen? Du findeſt im Koran: „Die Gerechtigkeit beſteht nicht darin, daß ihr das Geſicht nach Oſten und Weſten beim Gebet richtet, ſondern der iſt gerecht, der an Gott glaubt, und an den jüngſten Tag, und an die Engel und an die Schrift und an die Propheten, und mit Liebe von ſeinem Vermögen giebt den Anverwandten, Waiſen und Armen und Pilgern, überhaupt Jedem, der darum bittet; der Gefangene löſet, das Gebet verrichtet, Almoſen ſpendet; der da feſthält an eingegangenen Verträgen; der geduldig Noth und Unglück und Kriegsgefahr erträgt; der iſt gerecht, der iſt wahrhaft gottesfürchtig.“ (Zweite Sure. Die Kuh. Ueberſetzung von Ullmann.) Es iſt weit von dieſen Lehren bis zu den himmliſchen der Bergpredigt; aber etwas Lügenhaftes iſt in ihnen nicht. Erſt im Jahr 609 trat er mit ſeinen Lehren auf, und fand glühende Anhänger und glühende Verfolger. Letzteren widerſtand er bis 622; da erkannte er, daß ihn nur die Flucht retten könne. Er entwich nach Medina mit ſeinem Freund und Schwiegervater Abu-Bekr. Das iſt die Hegira, nach welcher die Araber ihre Zeitrechnung beſtimmen. Muhamed lebte noch zehn Jahr, als prieſterlicher und kriegeriſcher Herrſcher und unterwarf während derſelben ganz Arabien ſeinem Geſetz. Er ſtarb am ſiebenten Junius 632. Unter ſeinen Nachfolgern, deren erſter Abubekr mit dem Titel Chalif war, begann die lange Reihe der ſtürmiſch ſiegreichen Eroberungen der Araber, deren Religion da Wurzel faßte, wo ihr Schwert ſich eingrub. Die perſiſche Monarchie der Saſſaniden ſtürzte zuſammen mit König Jezdegerd vor dem Feldherrn Said, 651. Schon früher, 640, hatte Amru Aegypten erobert, das eine Provinz des byzantiniſchen Reichs und, wie jenes, chriſtlich war, aber dermaßen von Sekten und Ketzereien, von Verfolgungen und Streitigkeiten zerriſſen, daß der größte Theil der Bewohner, die Kophten, ſich lieber mit ihrem heterodoxen Glauben dem Joch des Islams als dem der Orthodoxie unterwerfen wollten. Kaiſer Heraclius wußte nicht das ſchöne reiche Land zu vertheidigen, und eben ſo leicht kam Syrien in den Beſitz der Araber. Aber mit dem Siegesglück und den Triumphen geriethen ſie dermaßen über alle Grenzen des Glücks hinaus, daß ſie im Innern das Gleichgewicht verloren, und ſchon dreißig Jahre nach Muhameds Tod in Spaltung und blutigen Bürgerkrieg zerfielen. In früherer Zeit, bei einem Feldzug wider die Beni Moſſtalak, verlor ſich Aiſcha, Muhameds Frau und Abubekrs Tochter, mit dem Sohne Sſafwans in einer Nacht vom Zuge, was den böſen Zungen reichen Stoff zu Spott und Satyre gab. Als Muhamed ſeine vier Getreuen Abubekr, Omar, Osman und ſeinen Schwiegerſohn Ali um ihre Meinung über dies Abentheuer befragte, ſprachen ſich die drei erſten unbedingt für Aiſchas Unſchuld aus; Ali nicht. Es mußte die XXIV. Sura, die des

Lichtes, vom Himmel kommen, um für ſie zu zeugen und gegen ihn und alle Spötter. Dennoch behielt er ſeine Anhänger, welche Schii, d. h. Ketzer, von denen die unbedingt glaubten, den Sunni, d. h. Rechtgläubigen, genannt wurden. Bei dem blutigen Zwiſt ums Chalifat, den Ali und Moawiah, aus dem Hauſe der Omajaden, mit dem Schwert ausfochten, verſammelten ſich die Schii um Alis grüne, die Sunni um die weiße Fahne der Omajaden. Religiöſe Spaltung knüpfte ſich an die politiſche, und ſie beſteht bis zum heutigen Tage, aber ſo, daß die Schii in Perſien herrſchen, wohin Schah Ismail mit ſeiner Familie, den Sſaffi, zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ſie brachten; und die Sunni im türkiſchen Reich. Damals ſiegten die Omajaden, und Moawiah verlegte den Sitz des Chalifats nach Damaskus. Seine Nachfolger gingen unter in den Schwelgereien und Herrlichkeiten ihrer Paläſte, doch die Nation blieb geſtählt durch die Mühſale und Beſchwerden der Kriegeszüge und ſetzte ihre Eroberungen unter großen Feldherrn fort. Die ganze Nordküſte Afrikas, darunter das uralte Carthago, wurde bis zum Ende des Jahrhunderts unterworfen, und im Anfang des nächſten begann Tarikh die Eroberung Spaniens. Muſa vollendete ſie, 713. Die Chalifen nahmen keinen Theil an dem Aufſchwung des Volkes, ſuchten nicht dem Gebrauch der ſtrebenden Kräfte andre Wege als die wilden und blutigen des Krieges zu öfnen; daher war eine Revolution unvermeidlich. Abul-ben-Abbas lud den Chalifen Merwan II. mit ſeiner Familie zu einem großen Feſtbanquet in Damaskus ein, und ließ ſie umbringen. Nur ein Mitglied derſelben rettete ſich nach Spanien, das den Omajaden treu blieb, und Abdurrahman als den wahren Chalifen anerkannte. Er machte Cordova zu ſeiner Reſidenz, 755. Die Abaſſiden mogten nicht an dem Ort bleiben, wo die vorige Dynaſtie ſo gräßlich ausgerottet worden war. Al-Manſur II. begann 750 Bagdad zu gründen, und bald wehte die ſchwarze Fahne der Abaſſiden über den Herrlichkeiten der neuen Reſidenz, die hauptſächlich unter Harun-al-Raſchid, von 786 bis 809, nicht blos durch den höchſten Pomp von Reichthum und Macht, ſondern auch durch den ewigen Ruhm der geiſtigen Bildung, eine Sonne des Orients wurde, welche bis in den Occident hineinſtralte. Unter ihm machten die Araber ebenſo große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und der Literatur, wie früher in ihrer kriegeriſchen Laufbahn; und von ihren Aſtronomen, Aerzten und Philoſophen lernte allmählig das noch barbariſche Europa. Die fremdländiſchen Eroberungen waren aber zu haſtig gemacht um befeſtigt werden zu können; überdas hatten die wenigſten Abaſſiden Harun-al-Raſchids einſichtsvolle Weisheit: ſie verweichlichten erſt ſich ſelbſt, dann ihre Umgebungen, endlich das immer den Großen nachahmende Volk in Ueppigkeit, und konnten es nicht hindern, daß aus einzelnen Ländern ihres Reichs unabhängige Reiche entſtanden, wie das der Edriſſiten in Fez, der Soffariden in Perſien, der Fatimiten in Aegypten, und noch andre in Afrika und in Chorazan. Allmälig herrſchen ſie nur noch dem Namen nach in Bagdad, und ihr Emir-al-Omara hat die eigentliche ſoldatiſche Gewalt in Händen — ungefähr wie der Major domus der fränkiſchen Merowinger — bis der turkmaniſche Führer Togrul-Beg, vom Stamm der Seldjuken erobernd kommt, und ſich zum Sultan in den ſyriſchen Ländern des Chalifats macht. Sein Verwandter Suleiman gründet 1073 Königreich und Dynaſtie der Seldjuken von Rum, und herrſcht vom Euphrat bis zum Bosporus. Die Dynaſtie der Abaſſiden war nicht mehr, und die der Seldjuken ſtürzte mit ihrer ganzen Monarchie vor dem Mongolenfürſten Dſchengischan zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Alle dieſe Völkerſtröme wälzten ſich über Syrien; daher erwähne ich ihrer

— denn das Chaliſat iſt bereits nach Egypten übergegangen, wo ſchon ſeit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts die Fatimiten unabhängig herrſchten, die von Ali und Muhameds älteſter Tochter Fatime ſtammen, Syrien erobern, 969, aber Maſr-el-Kahirah, das heutige Cairo, zu ihrer Reſidenz machen. Sie vertheidigen, verlieren und gewinnen wieder gegen die Kreuzfahrer Paläſtina und all die kleinen Reiche, welche dieſe im Orient ſtiften. Der große Saladin, aus dem Hauſe Ejub, der berühmte hochherzige Gegner der Kreuzfahrerkönige, war egyptiſcher Sultan — denn dieſer Titel wurde jezt der herrſchende, ſtatt des alten Chaliſen — und Syrien, ſeitdem immer mit Egypten verbunden, ward 1517 durch den türkiſchen Sultan Selim I. erobert, und zu einigen Paſchaliks der hohen Pforte gemacht. In unſern Tagen hat Mehmed Ali wieder den Verſuch gemacht es mit Egypten zu vereinigen; allein die europäiſchen Großmächte haben die alterſchwache Dynaſtie des türkiſchen Reiches in Schutz genommen und ihr Syrien erhalten; vermuthlich iſt ſie weniger gefährlich als eine neue, die ihrer Natur nach immer jugendlich ſtrebſam iſt. Genug, ſeit drei Jahren hat Ibrahim Paſcha wiederum Syrien räumen müſſen, und der Türk vegetirt als Herr des Landes über dem Tyrus und Sidon der Phönizier, über den Ruinen der römiſchen Sonnenſtadt Balbek, über dem paradieſesduftenden Damaskus der Omajaden-Chalifen, und über dem Jeruſalem der Chriſten! — Dieſe Orte werde ich jezt ſehen, zuerſt Balbek, wohin drittehalb Tagemärſche uns bringen ſollen. — —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Orientaliſche Briefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlich. Hofbuchhändler.
1844.

.v. germ 5497(142

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

6

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

XXI.

Damaskus, Sonnabend, Oktbr. 14. 1843.

Meine liebe Herzens Emy, ich komme ja gar nicht dazu Ihnen zu ſchreiben! Bis jetzt auf der ganzen Reiſe einen einzigen Brief! ich denke immer: es iſt für Euch Alle, gleichviel an wen adreſſirt: — heute indeſſen will ich mich einmal an Sie richten. Gott, was hab ich Alles zu erzählen! ich bin in Damaskus. So fern von der Heimat bin ich noch nie geweſen: Libanon und Antilibanon liegen zwiſchen mir und dem großen weiten Meer, das mich von Europa abſchneidet. Ach, und Damaskus iſt gar nicht ſo „paradieſesduftend,“ wie die ertatiſchen Dichter der alten Omajaden es beſungen, und wie die reiſenden Europäer es ihnen reſpectuös nachgeſprochen haben. Aber ich will beim Anfang anfangen, nämlich bei unſerm Ausritt aus Beirut, der Montag den 9., um 10 Uhr Morgens ſtattfand.

Da müſſen ſie vor Allem die Bekanntſchaft eines Mannes machen, der auf der ganzen Reiſe für ihre materiellen Intereſſen unſer Factotum ſein wird. Es iſt unſer Dragoman, ein Cypriote, Namens Giorgio, der uns in Conſtantinopel aufs Beſte empfohlen wurde, und der unberufen! ein höchſt brauchbarer und tüchtiger Menſch iſt. Bei dem Wort Dragoman müſſen ſie nur nicht an die höchſt wichtigen und zum Theil vornehmen Leute denken, welche als Dragoman bei den europäiſchen Geſandſchaften angeſtellt ſind, oder gar an den ſogenannten Pforten-Dolmetſch, durch den wenigſtens in früherer Zeit alle Staatsgeſchäfte mit dem Ausland gemacht wurden, weil Niemand außer ihm, der gewöhnlich ein Renegat war, eine abendländiſche Sprache verſtand. Giorgio iſt nicht mehr noch weniger als das, was man bei uns einen Courier nennt, ein Diener der alle Reiſeanordnungen zu machen hat; weil aber dieſe Leute bei der orientaliſchen Reiſe türkiſch, arabiſch, griechiſch, außer franzöſiſch und italieniſch, fertig ſprechen müſſen: ſo nennt man auch ſie in Conſtantinopel Dragomane. Da er die Reiſe mehrmals gemacht hat, ſo kennt er alle ihre Erforderniſſe und hat uns mit ihnen ausgerüſtet. Sie ſind groß. Zwei Zelte, Matratzen mit Zubehör, ein Tiſch und zwei Stühle, Koch-, Speiſe-, Waſch- und Kaffeegeſchirr, Servietten und Handtücher, Leuchter, Licht und Laterne, Lebensmittel von Reis, Makaroni, Thee, Chokolade, Kaffee, Citronen und Zucker: das hat er nach und nach angeſchafft. Ein Paar kleine Mantelſäcke dazu, und wir hatten Gepäck für drei Pferde. Das Klügſte was ich ſeit langer Zeit gethan, iſt, daß ich aus Conſtantinopel meine gezierte Kammerjungfer zurückſchickte, weil dergleichen Leute nicht für den Libanon und die Wüſte taugen; und daß ich mir in Wien einen vollſtändigen, nicht Männer- aber Knabenanzug machen ließ, ein costume de gamin von größter Einfachheit, Blouſe und Pantalon von ſtaubfarbenem Wollenſtoff, roth und weiß geſtreifte Hemden, runder Strohhut, geknöpfte Schuhe von coutil — ganz namenlos bequem für dieſe Reiſe, wo man im Zelt, alſo in Kleidern ſchläft, und ſehr ſteile und ſteinige Wege zu Fuß bergauf oder bergab macht. Das lange Reitkleid und unſer gewöhnliches Kleid ſind Beide vollkommen unpraktiſch, und mein Anzug, den ein brauner Burnus bei Regenwetter vervollſtändigt, iſt durch und durch empfehlenswerth. Giorgio iſt in albaneſiſcher Tracht von ſchneeweißem Perkal. Als ich ihn zuerſt darin ſah, mußte ich lächeln, dies braune Geſicht und die derbe Geſtalt kindlich angethan mit weißem Perkal, kirſchrothen Maroquin-

Schuhen und buntſeidner Schärpe! gegen den Regen hat er einen Mantel von dunkelbraunem Filz, der feſt und undurchdringlich wie ein Zelt ihn umgiebt. — Es war ein tumultuariſcher Morgen an dem wir uns in Bewegung ſetzten, denn mit uns zugleich verließen vier Franzoſen den Gaſthof um nach Jeruſalem zu gehen. Deren zwölf Pferde und unſere ſieben, die Diener, das Gepäck aller Art, ſperrten weithin den kleinen Platz an dem das Haus liegt, und es gab ein Geſchrei, ein Gezänk, ein Rufen, Befehlen und Widerſprechen, wie man ſich keine Vorſtellung davon machen kann. Die Maulthiertreiber wollten die Bagage anders vertheilen als der Dragoman; dies Pferd ſollte geſchont werden; jenes war ſtark. Man packte; dann ſaß nicht alles feſt und paßte nicht genau — man packte wieder ab. — Mir war das höchſt gleichgültig. Die erſte Tagereiſe von ſechs Stunden war ſo klein, daß ſie keinen frühen Aufbruch erforderte. Endlich kam es doch ſo weit. Die Packpferde eröffneten den Zug, und der Seis (Anführer der Maulthiertreiber) ritt zuweilen auf dem einen, während zwei Knechte immer nebenher gingen. Dann folgte Giorgio um Pferde und Knechte beſtändig anzutreiben und zu ermuntern: dann ich, dann Byſtram; und ein Bedienter machte den Schluß. Dieſe Reihefolge wurde ſelten geſtört, theils weil die Pferde gewohnt ſind hinter einander zu gehen und neben einander ſich gar nicht zum Fortſchreiten entſchließen mögen: theils weil die Wege übers Gebirg die allerſchmalſten Fußſteige von der Welt ſind. Anfangs, aber immer ſchon ſteigend, ritten wir zwiſchen den monſtröſen Cactushecken fort, welche die Campagnen umgeben, dann durch Oel- und Maulbeerpflanzungen, neben denen die Akazie mit kleinen goldnen Blüten, rund und weich wie Bälle, köſtlich duftet. In Töpfen hat man ſie bei uns im Gewächshaus; hier wird ſie ein Geſträuch von der Höhe unſers Hollunders. Aber wir bleiben nicht in dieſer ſüdlichen Region; wir ſteigen und ſteigen die ungebahnteſten Wege auf denen man je geritten iſt, immer über Geröll von Steinen empor; manche ſind fauſtgroße rollende Kieſel, andre ſind Blöcke. Einen ebenen Platz groß genug um ſeinen Fuß feſt und unbeſorgt hinzuſtellen, findet das arme Pferd auf dem ganzen Weg über den Libanon nicht. Aber es iſt daran gewöhnt und unglaublich geſchickt. Es prüft ein wenig, und tritt dann vorſichtig wie eine Katze vorwärts; nie iſt das meine geſtolpert! daher hat der Reiſende nichts zu fürchten. Bequem iſt dies ſteile Klettern natürlich nicht, aber ganz ſicher. Der Libanon hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Alpen und Pyrenäen, hat nicht ihre grünen Wieſenabhänge, nicht ihre ewigen ungeheuern Schneegefilde, nicht ihre donnernden Cataraktén, nicht ihre ſcharfaufſchießenden Spitzen, ihre gleichſam kriſtalliſirten Gipfel, mit denen ſie wie mit Adlerhäupten hoch über den Wolken hinab auf die Erde blicken. Er iſt kein Granit-, ſondern ein Kalkgebirge, und obgleich ſeine höchſten Punkte, wie der Djebel Makmel z. B. ſich zu 9000 Fuß erheben ſollen, ſo verändert das doch nicht ſeine Formation, denn er beſteht aus langgezogenen, gewellten und zerklüfteten Rücken über welche jene einzelnen Höhen ſich in großen Kuppen immer rundlich, nie ſcharf zugeſpitzt, erheben. Die Waſſer haben recht ihr Spiel in der Kalkformation getrieben, und ſie durchſpült, zerriſſen, zerwaſchen, dann ſie verlaſſen; darum hat der Libanon etwas ungemein Starres, nicht die Friſche, die Erquickung, welche einem in den Alpen mit den Quellen entgegen rieſelt, mit den Wieſen anweht. Doch öde iſt er nicht, obgleich ihm der natürliche Schmuck wilder Vegetation fehlt. Die Maroniten, dies fleißige Völklein, das chriſtlich iſt und im Libanon ſich angeſiedelt hat, bebaut ihn mit Getreidefeldern und Weingärten, mit Dörfern und Klöſtern — vorzugsweiſe ſeinen weſtlichen, dem Meere zugewendeten Abhang, der bei weitem der ſchönere iſt. Es war gar hübſch wie wir auf unſerm ungebahnten barbariſchen Wege dahin zogen, dennoch in einer Schlucht tief unter uns ein ſtilles Dorf mit ſeinen grünen Feigenbäumen zu ſehen, oder auf fernem Felſen ein Kirchlein im Schirm einiger Palmen, oder über uns, von Stein zu Stein ſpringend und genügſam ein mageres Futter ſuchend, eine Heerde von muntern Ziegen mit langen ſchwarzen Haaren. Auch großen Zügen von Eſeln und Maulthieren begegneten wir, denn Beirut iſt der Hafen von Damaskus. Alle Erzeugniſſe Perſiens und des tieferen Orients, die Europa brauchen kann, gehen über Damaskus nach Beirut, und die europäiſchen gehen umgekehrt wieder nach Perſien, nach Bagdad, 2c. über Damaskus. England überſchwemmt die Levante mit ſeiner Induſtrie, namentlich mit Baumwollenſtoffen aller Art. Die Chefs von zwei großen Handelshäuſern in Mancheſter waren mit uns auf dem Dampfboot um Verbindungen in der Levante anzuknüpfen. Frankreich ſchickt ſeine Seidenſtoffe, die ſo geſchmackvoll und wohlfeil ſind, und den orientaliſchen Damen beſſer gefallen als ihre eigenen; Italien auch. Aber die Lyoner Stoffe ſollen in Maſſe nach Perſien gehen. Deutſchland bleibt auch nicht ganz zurück, und es war mir wahrhaft merkwürdig die beiden Handelsartikel zu erfahren mit denen zwei deutſche Kaufleute nach Beirut kamen. Stellen ſie ſich vor! in die Heimat der orientaliſchen Shawls und der Damaszenerklingen, brachte der Eine baumwollne Shawls aus Elberfeld und der Andere Stahlwaaren aus Solingen. Wer hätte das gedacht zu Karls des Großen und Harun-al-Raſchids Zeit! — Die Handelsverbindung zwiſchen Beirut und Damaskus erklärt die langen Maulthierzüge, denn um ſo viel Waarenballen fortzuſchaffen wie bei uns ein Güterwagen transportirt: dazu gehören viele Maulthiere. Die Dorfbewohner denen wir begegneten, grüßten uns freundlich, die Weiber indem ſie die Hand auf die Bruſt legten, die Männer auf Bruſt und Stirn. Die Weiber haben allerdings einen gültigen Grund um ihre Stirn nicht zu berühren: ſie können es nicht! denn der greulichſte Kopfputz, den je ein entarteter Geſchmack erſonnen hat, erhebt ſich über ihrer Stirn in Geſtalt eines ellenhohen, ſchief nach vorn geneigten, hölzernen Kegels. Dieſen ſchweren Thurm befeſtigen ſie mit ungeheuern Schmerzen durch eine hölzerne Feder am Kopf, werfen dann ihren dunkelblauen Schleier über, binden ihn mit einem Bande oder Riemen an den Thurm, den Kegel, das Horn — ich habe keinen Ausdruck für dieſe Maſchine! — und fühlen ſich befriedigt der Mode genug thun zu können. Der ſtarke Druck der Feder ſoll dermaßen heftige Schmerzen machen, daß manche Weiber mit ihrem Kegel auf dem Kopfe ſchlafen, weil ſie nicht ertragen könnten ihn wieder anzulegen nachdem ſie ihn einmal abgenommen; ſie tragen ihn immer um ſich deſto früher an den Schmerz zu gewöhnen. Nur die Frauen ſind mit dieſer Ehrenkrone geſchmückt, die Mädchen nicht. Außer dem dunkelblauen Schleier, der die ganze Geſtalt vermummt, tragen ſie ein blaues oder weißes Kleid und weite weiße Pantalons — Alles von dünnem, groben Baumwollenzeug. Die Männer ſehen beſſer aus; der große Turban, die faltenreichen Beinkleider, die bunten Jacken mit den aufgeſchlitzten, herabhangenden Ermeln, bilden ein ſehr maleriſches Coſtüm. Hie und da arbeitete Einer in ſeinem Garten. Neben den Feldern war immer gleich die Dreſchtenne angelegt: ein runder Platz, von Steinen gereinigt, und der Boden feſtgeſtampft. Auf der einen wurde gedroſchen, und zwar mit einem Dreſchſchlitten, was luſtig genug ausſah. Vor eine plumpe Schleiſe wird ein Pferd geſpannt, ein Menſch ſtellt ſich darauf und fährt im Kreiſe auf der mit Getreide belegten Tenne ſo lange herum, bis das Korn aus den Aehren heraus iſt. Die erſte kleine Tagereiſe, die um ein Viertel nach 4 Uhr bei dem Khan Huſſeyn beſchloſſen wurde, war bei Weitem die intereſſanteſte, weil ſie zugleich die Cultur des Libanon zeigte, und ſeine Schönheit hervorhob. Seine Schönheit ſind ſeine Farben im Contraſt zu den Farben des Meeres. Der nackte kahle Stein taucht ſich förmlich in die Sonnenſtralen, und hüllt ſich, beſonders Morgens und Abends, in ein Roſenroth, in einen golddurchwebten Purpur, in ein tiefes zartes Violet, für die noch kein Maler den Pinſel gefunden, und die ſich wie ein Regenbogen lieblich über das ſtarre Gebirge legten und ſeine Härte milderten, während das Meer tief unten in größeren und kleineren Ausſchnitten bei jeder Wendung ſichtbar, und ſtets in ſeinem ruhigen himmliſchen Blau blieb. Ein Khan iſt eine Herberge, ein kleines niedriges aus Steinen roh zuſammengeſetztes Gebäu, das weder Thür noch Fenſter, ſondern für Licht und Luft, Menſchen und Vieh, einen von rohen Bogen und Pfeilern gebildeten Eingang hat. Gewöhnlich iſt ein Brunnen oder ein Quell in der Nähe. Außer dem Obdach findet man in einem gutverſorgten Khan Kaffee, Hühner und Eier; in einem ſchlechten nichts. Da alle Maulthierzüge bei dieſen Khans raſten, und die Treiber in ihnen: ſo muß der Aufenthalt darin etwas unlieblich ſein. Wer ſein Zelt hat, ſchlägt es hundert Schritt davon auf, und läßt ſich nur die nöthigen Lebensmittel vom Wirth geben. Unſer Zelt, ein großes, grünes, von doppelter Leinwand mit Oelfarbe angeſtrichen und mit eingeſetzten Wänden, iſt ſchnell aufgeſchlagen und eingerichtet. Dann erſteht das graue, gewöhnliche für die Leute, und dann wird das Diner beſorgt, das den einen Tag aus Hühnern mit Reis und den andern aus Hühnern mit Makaroni beſtand. Giorgio ſchlug mehr Speiſen vor, und wünſchte ſehr ſich mit Omelette und Cotelette als geſchickten Koch zu zeigen; wir haben es ihm hier in Damaskus geſtattet, aber während der Reiſe ſelbſt iſt es ja eine Plage das Küchendepartement über die Nothwendigkeit auszudehnen. Ich für meine Perſon würde wo es auch ſei, immer am liebſten eine Mittagsmalzeit von einer Speiſe, wie die Bauern, halten: aber dieſen gemeinen Geſchmack darf ich wol kaum ausſprechen, und nur in der wilden Wüſte auf der Pilgerfahrt befriedigen. Bis Huhn und Reis gekocht ſind mache ich meine Toilette, und ungefähr anderthalb Stunden nach unſerer Ankunft wird zu Mittag gegeſſen. Später kommt der Thee. Der Schlaf kommt denn wol auch am Ende! aber die Nächte ſind der wenigſt angenehme Moment. Es iſt bitterlich kalt in den Bergen ſobald nicht die Sonne am Himmel ſteht, und trotz Kleider und Decken, und obgleich das Zelt außerordentlich gut verwahrt iſt, fühlt man doch immer den ſchaurigen Luftzug der Nacht. Von quälenden Inſecten iſt man hingegen gänzlich frei, und das iſt eine namenloſe Welthat. Mit Tagesanbruch verläßt man das nicht ſehr üppige Lager, das aus einer Strohmatte, einem dicken Teppich, Matratze und Kopfkiſſen — nach Landesſitte mit Baumwolle ſtatt mit Roßhaar gepolſtert — Rehhaut und wattirter Decke beſteht; — und dann kommt ein fataler Augenblick: während man eine Taſſe ſchwarzen Kaffee trinkt, wird einem das Zelt über dem Kopf abgebrochen, und man ſitzt in der kalten Morgenluft. Ein- und Aufpacken dauert ungefähr eine Stunde, die unbehaglichſte des ganzen Tages. Unſre Feldſtühle ſind das Letzte, was auf- und das Erſte was abgeladen wird. Gegen ſieben Uhr geſchieht immer unſer Aufbruch, und dann iſt von unſrer Lagerſtätte keine andre Spur, als der kleine ſchwarze von Steinen umgebene Aſchenhaufen, der Giorgios Kochheerd geweſen iſt. Aber ſie ſehen, Herzens Emy, ich habe ein Haus und eine vollſtändige Einrichtung; denn wie es am erſten Nachtlager beim Khan Huſſeyn zuging, ſo wird es auf der ganzen ſyriſchen Reiſe ſein. Ich habe zum erſten Mal in meinem Leben *mein* eigenes Haus, und das iſt das Haus eines Beduinen: ein Zelt. Ja Herz! ſo iſt es mir an meiner Wiege geſungen. Man ſpricht gewöhnlich bei den ungewöhnlichen Dingen: „das iſt mir *nicht* an der Wiege geſungen;“ — aber mir Alles! Alles! und ich habe es auch verſtanden, wenigſtens großentheils, oder ich reiſe dem Verſtändniß entgegen. Als ich am erſten Abend im aufgeſchlagenen Zelt ſaß, und Gebirg, Meer und Himmel, das Erhabenſte was das Menſchenauge ſehen kann, mit einem Blick überſah; da fiel mir im tanzenden Spiel der Gedanken die kleine kindiſche Geſchichte ein, die mich veranlaßte ſo eben zu ſagen: es iſt mir ſo an meiner Wiege geſungen. Sie wiſſen, oder wiſſen auch nicht, daß gewiſſe Linien in der innern Handfläche, je nachdem ſie zuſammen- oder auseinanderlaufen bedeuten, daß man, oder daß man nicht in ſpätern Jahren ein eigenes Haus beſitzen werde. So lautete wenigſtens die Chiromantie in unſerer Kinderſtube, und erfüllte mich mit Betrübniß und Unmuth, denn o Jammer! die Linien meiner Hand ſprechen es unzweifelhaft aus: kein Haus. Wie Kinder denn ſind! meine Geſchwiſter mit ſchönen ſichern Häuſern in den Händen begabt, waren einigermaßen ſtolz darauf, daß ich, die Aelteſte leer ausging und es gab manchen Streit und Zank um dieſe ideale Verheißung, bis endlich die aufgeregten Gemüther beruhigt wurden durch den Ausſpruch, den, ich weiß nicht wer, vielleicht ich ſelbſt erfand: zwar kein Haus, aber wol ein Schloß würde ich dereinſt beſitzen. Wenn nun die Rede auf die zukünftigen Häuſer und Schlöſſer kam: ſo pochte ich ſehr auf das meine, wendete aber immer den Blick von den verhängnißvollen Linien in meiner Hand weg. — Jetzt, da oben im Libanon, nach ſo langen Jahren, als die kindiſche Erinnerung in mir auftauchte, o liebſte Emy, wie freute ich mich, daß das Schickſal Recht behalten hat! denn hätte ich ein Haus oder ein Schloß, ſo wäre ich ja nimmermehr bis zu meinem Zelt auf dem Libanon gelangt, ſondern müßte feſtſitzen, wie ihr Alle müßt in Euern Häuſern oder Schlöſſern. Die Stimmen um unſre Wiege ſchickt Gott, der die werdende Seele kennt. — — Auf ihn allein iſt man da oben auch angewieſen zu Schutz und Schirm. In Europa giebt es doch noch manche Nebenhülfsmittel: Polizei, Geſetze, Strafen, Wegekommiſſion: — hier hat man nur den lieben Gott um einen zu ſchützen gegen Diebe, Mörder, Halsbrechen, oder ſonſtiges Verunglücken, und er hat es auch treulich gethan. — Am Morgen des 10. war es prächtig ſchön beim Khan Huſſern, denn dieſe Beleuchtung war dem Bilde vortheilhafter als die abendliche. Durch einen tiefen Ausſchnitt in den Bergen ſahen wir den ganzen Vorſprung, auf dem Beirut liegt mit ſeinen freundlichen Gärten und Campagnen aus dem Meer auftauchen. Der Hafen mit den Schiffen war zu erkennen; eines zog mit fliegenden Segeln hinaus, und ein andres war ſchon ſo weit in der See, daß man nur jene noch erkannte, ſo daß es auf weißen Schwingen, wie ein Geiſterſchiff in den Himmel hinein zu ſchweben ſchien. Rund um uns her lag eine in Trümmer zerbröckelte Felſenwelt, auf einem fernen Bergabhang ein Dorf, noch im Schatten der Dämmerung: aber über demſelben, auf einem höhern Berge, bereits von der Morgenſonne beſtrahlt, ein großes Kloſter; und während die Sonne raſch über das Gebirg emporſtieg, ſtieg der bleiche Mond, duftig wie eine Seifenblaſe, langſam und zögernd wie ein Traum am Horizont herab. Hätte ich immer ein ſolches Bild vor mir, ſo würde ich mich während der Aufpackſtunde nicht langweilen. Um 7 Uhr brachen wir auf, und erreichten um 9, auf ſehr ſchlechten Wegen, die Höhe des Paſſes. Von nun an ging es bergab und wir verloren das göttliche Meer aus den Augen. Der Blick auf den Antilibanon und in das Thal der Bekaa, welches beide Gebirgszüge trennt, entſchädigte uns keineswegees, denn er iſt unbebaut und unbewohnt und noch weniger ſcharf gezogen als der Libanon, und die Bekaa, ein höchſt fruchtbares Ackerland, das den beſten Boden beſitzt, iſt in dieſer Jahreszeit durch den Sommer ausgedörrt, und wartet auf die herbſtlichen Regen, um zu ergrünen. Iſt das Erdreich durch den Regen befruchtet, ſo wird der Acker leicht und oberflächlich beſtellt.

Im Frühling iſt das Getreide reif, wird geerndtet, und dann nimmt der Boden wieder den Character eines verdorrten Weidelandes an: ſo wie wir ihn geſehen haben. Sprechen Reiſende von der paradieſiſchen Bekaa, ſo haben ſie vermuthlich im Frühling ſie geſehen. Gewiß iſt es aber, daß dieſes Thal eines der herrlichſten der Erde, reich wie die Ebene der Lombardei, wie die Vega von Valencia und Granada ſein könnte, wenn man ihm die Sorgfalt und Pflege widmete, welche jenen zu Theil werden, denn es hat Waſſer vollauf: den Leontes, einen großen Wieſenfluß, der in der Bekaa ſelbſt aus einem kleinen See entſpringt, das ganze Thal durchläuft und ſpäter oberhalb Tyrus ins Meer fällt. Man könnte ihn herrlich zu Irrigationen benutzen und die Bekaa in den üppigſten Garten verwandeln. Allein das Volk iſt ſo mäßig, daß ſeine Bedürfniſſe durch geringere Mühe reichlich befriedigt werden; und die Regierung denkt nur daran, Menſchen und Land auszuſaugen, aber nicht im Geringſten an die Vermehrung der einen, und die Verbeſſerung des andern. Ach, liebes Herz, wäre das türkiſche Regiment ein zuverläſſiges, ich meine ein ſolches, das Ordnung halten könnte in ſeinem eigenen Reich: dann ein Paar tauſend tüchtige, fleißige, arbeitgewohnte, brave deutſche Hände hieher zu ſchaffen, ſtatt nach dem unſeligen Amerika, das könnte etwas Gutes werden. Aber nun iſt keine Zuverläſſigkeit, und machte einmal ein Beduinenſtamm eine Invaſion, ſo würden die türkiſchen Firmans ſo wenig, als türkiſche Soldaten unſre Koloniſten ſchützen. Als Ibrahim Paſcha Gouverneur von Syrien war, hat er verſucht, Zweige der Induſtrie zu eröffnen, z. B. ein Kohlenbergwerk im Libanon. Jetzt verfällt das wieder. Man wirft ihm vor, er habe durch Truppenaushebung das Land entvölkert; ich glaube es. Die türkiſche Regierung begehrt aber ebenfalls Truppen, und der weſentliche Unterſchied zwiſchen ihr und der ägyptiſchen beſteht folglich nicht darin, daß ſie die Menſchen ſchont, ſondern nur, daß ſie ihre Befehle nicht durchſetzen kann, denn jedes Mal, wenn Soldaten gefordert werden, giebt es einen Aufſtand. Hier iſt man, um dieſer Urſach willen, nächſtens auf einen gefaßt. Eine Regierung ohne Anſehen und Kraft iſt der That nach keine, weil ſie das Böſe nicht hindern und das Gute nicht hervorrufen kann, iſt für das Volk eine Laſt, für die Maſſe ein Popanz, und für Einzelne ein Mittel zu ungerechter Bereicherung. Nun, wir zogen bergab auf ſehr ſchlechten Wegen. Die Pferde mußten wie Lämmer hüpfen, wie Seiltänzer balanciren, und ſie thaten es mit der größten Geſchicklichkeit — die guten

Thiere! man wird aber doch tüchtig durchgeſchüttelt von ſolchem Ritte. Wie kleine Oaſen ſind hie und da Pflanzungen von Obſtbäumen, Bouquets von Pappeln und Weiden, in die Ebene, neben ein Dorf geſtreut; es ſind jedoch ſtets nur geringe grüne Flecke im Vergleich zu der Ausdehnung des Thals, und Silberpappel und Weide ſind auch nicht ſehr erfreuliche Bäume; indeſſen freut man ſich dennoch an dem friſchen Grün, beſonders bei der Mühle von Sachle, wo wir um halb zwei Uhr Halt machten, und ein wenig frühſtückten. Jene Bäume und das kleine Bächlein, das die Mühle in Bewegung ſetzte, machten einen ganz europäiſchen Eindruck. Die Menſchen nicht. Hier ſind es nicht mehr Maroniten, wenigſtens nicht dieſe allein. Araber grüßten uns mit dem ſchönen: „Salâm aleikum!“ — Friede mit dir —. Einige kamen neugierig, um zu ſehen, wie mein Reiſegefährte eine Cigarre mit dem Zündhölzchen anſteckte. Worte und Geberden verriethen höchſtes Erſtaunen, beſonders bei den Männern; den Weibern war die ganze Sache gleichgültiger. Byſtram verſchenkte einige Cigarren und vollzog das Wunder ihrer Entzündung bei denjenigen, die entweder den Ramadan nicht in ſeiner Strenge hielten, oder die nicht Muhamedaner waren. Sie verſtanden aber nicht Cigarren zu rauchen, ſprachen jedoch mit großem Wolgefallen untereinander von „Habanna,“ kannten zu meinem größten Erſtaunen die Heimat der Cigarren dem Namen nach. Zuletzt kam ein prächtiger Mann geritten, der in ſeinem mächtigen weiß und ſchwarzen Turban, ſeiner feuerfarbenen Jacke, mit hängenden Ermeln und enorm faltenreichen weißen Beinkleidern, recht wie ein Araberfürſt ausſah. Er hielt hoch und ſtolz zu Roß und blickte mit einem ernſten, dunkelbraunen, zerfurchten Geſicht auf uns herab. Es fiel mir ein ihn zu grüßen, weil er ſo majeſtätiſch ausſah, und zwar nach morgenländiſcher Sitte. Das mogte ihm ſchmeicheln, denn nun grüßte er mich, indem er ſich etwas neigte und langſam die Hand auf die Bruſt und an die Stirn legte, mit einer zugleich würdevollen und huldigenden Ehrerbietung, wie ein Mann im ſchwarzen Frack mich nie gegrüßt hat. Die Cigarre, die Byſtram ihm anbot, nahm und rauchte er ſogleich, und als wir bald darauf aufbrachen, gab er uns das Geleit, ließ ſein Pferd vor uns paradiren, das aber nicht ſehr ſchön war, und ritt wol eine halbe Stunde weit bis Kerak mit uns. Da wird Noahs Grab gezeigt, den die Muhamedaner in großen Ehren halten. Liegt etwas von der Arche in jenem unendlich langen ſchmalen ſteinernen Sarge, ſo iſt es vermuthlich ihr Maſtbaum. Ein Gebäude, deſſen oberes Ende zu einer Moſchee eingerichtet iſt, umſchließt dies wunderlichſte der Gräber. Unſer Araber blieb dort, und wir ritten weiter, bis wir um fünf Uhr bei dem Dorf Temnin ankamen, das ſchon ganz und gar in der Ebene liegt. Tief unten, am ſüdlichen Ende derſelben hebt ſich der höchſte Punkt des Libanon und Antilibanon aus der Kette hervor, der Djebel Scheikh. Er iſt eine mächtig große, aber im Grunde formloſe Maſſe, die ſich nicht von ihren Nachbarn auszeichnet. Er ſoll es ſein, der in der Bibel der Hermon genannt wird. Ich war nun in dem alten Cöleſyrien und höchſt geſpannt auf den morgenden Tag, der mich nach Balbek bringen ſollte. Der Tag kam. Während des Aufpackens verſammelten ſich alle Weiber und Kinder von Temnin um mich, obgleich wir uns außerhalb des Dorfes gelagert hatten. Sie betrachteten mich mit unſäglicher Neugier, unterſuchten meine zugeknöpften Schuh und Handſchuh, baten mich letztere auszuziehen, und zeigten mir triumphirend ihre dunkelblau bemalten Hände, die ihnen unendlich viel beſſer gefielen. Die Eine ergriff mein Lorgnon, die Andere zog mir eine Haarnadel aus. Das wurde mir läſtig und ich rief Giorgio, um ſie fortzujagen, der auch ſogleich ſeine kräftige Stimme zu einigen Donnerworten erhob. Aber ſie wichen nicht zurück, und entgegneten ihm: es ſei ihnen allzu kurios, eine fränkiſche Frau zu ſehen. So ergab ich mich in mein Schickſal. Ab und an reiſen denn doch Europäerinnen durch den Libanon; da man aber ſein Zelt nach Gutdünken bald hier bald dort aufſchlägt, ſo iſt es wol möglich, daß jene Weiber wirklich noch nicht in der Nähe eine fränkiſche Frau geſehen haben, und ich vergab ihnen ihre Neugier um ſo leichter, da ich ſie ebenfalls höchſt aufmerkſam muſterte. Denn ich will durchaus die orientaliſchen Schönheiten finden, welche uns die Keepſakes in ſo reizenden Stahlſtichen vorführen, und die Dichter ſo anmuthig mit Gazellenaugen und Gazellenbewegungen beſchreiben. Bis jetzt habe ich außer in Smyrna keine gefunden. Der Geſichtsſchnitt iſt freilich ein ganz anderer als bei uns: die Züge ſind viel ſchärfer und beſtimmter; und eben dadurch kommt etwas Grobes und Hartes ins Antlitz, das ſich namentlich um den Mund bis zum Thieriſchen ſteigert. Ich habe ſie nie anders als freundlich geſehen; im Zorne müſſen ſie Megären gleichen. Höchſt auffallend iſt mir der Mangel an jungen Geſichtern; Kinder und alte Frauen! — die Mittelſtufe fehlt faſt ganz. Außer den bemalten Händen tätowiren ſie den Buſen, den ſie im Gegenſatz zu dem halbverhüllten Geſicht ganz entblößen, mit verſchiedenen dunkelblauen Zeichnungen, unter denen mir ein Palmbaum in der Mitte des Buſens und auf jeder Bruſt ein Stern, als eine beliebte auffiel. Die Verhüllung des Geſichts beſteht im Gebirg nur darin, daß ſie einen Zipfel des Schleiers vor Männern oder auf der Straße über den Mund halten, was man als eine vielleicht unbewußte Koketterie betrachten darf, weil dadurch ihre Augen in Evidenz geſetzt werden, die groß und dunkel, und ganz beſonders dunkel umkränzt ſind mit fingerbreiten Augenbrauen, aber auch mit fingerlangen Wimpern. Nach meinem Geſchmack ſind dieſe Wimpern ihre einzige Schönheit. Den abſcheulichen Kegel tragen nur die Maronitinnen.

Von Temnin ritten wir in fünf Stunden immer durch die unmerklich anſteigende Ebene, die von einem Ende zum andern ihren Charakter als baumloſes, unbeſtelltes, höchſt fruchtbares Ackerland behält, nach Balbek. Um 12 Uhr erreichten wir unſern Lagerplatz bei einer kleinen Waſſermühle und einem Wallnußbaum, ganz nach den Ruinen und mit der beſten Ausſicht auf die wundervollen ſechs Säulen des Rieſentempels, die wir ſchon ſeit anderthalb Stunden geſehen hatten. Hier alſo war die Stätte, wo der Gott der älteſten Völker des Orients, der Aſſyrer, Babyloner, Phönizier, der Gott des Lichtes, Baal, verehrt wurde. Den einen, ewigen, geiſtigen Gott, den Alle ahnen, den Keiner begreiſt, den ſämmtliche Religionen des Alterthums zu ſymboliſiren ſtrebten, um ihn beſſer zu verſtehen, den unſre Religion „im Geiſt“ anbeten lehrt, ihn glaubten jene Völker in der Offenbarung und dem Schleier des Lichtes zu erkennen. Das wolthätigſte, ſegenreichſte, belebendſte Licht war die Sonne, und die vermenſchlichende Phantaſie der alten Orientalen machte aus ihr den Sonnengott, Baal. Das Licht der Nächte, Astarte — (in der Bibel Astaroth) — war ſeine Schweſter. So bei den Perſern Mithras und Mylitta; ſo bei den Griechen Helios und Diana. Liebe und Andacht zum Licht, Verehrung des Lichts, Durſt und Sehnſucht nach Licht errichteten all dieſe Altäre, erbauten all dieſe Tempel, lehrten die alten chaldäiſchen Magier die Sonne ohne Altar — lehrten die Ghebern das Feuer ohne Tempel anzubeten. Licht! das iſt der Ruf der unabweislichſten Sehnſucht langer Jahrtauſende. Licht dem Auge! dann ſieht es die Schönheit; — Licht dem Herzen! dann iſt es rein und wahr; — Licht dem Geiſt! dann beſitzt er Erkenntniß. Mit dem lichtlautern Herzen und dem lichtklaren Geiſt konnte Chriſtus „die Welt überwinden,“ und dazu ſind wir Alle durch unſre Religion berufen, und Jeder von uns weiß am Beſten in ſich, welch eine Welt er zu überwinden hat, damit das Licht in ihm aufgehe.

Sie können ſich vorſtellen, liebſte Emy, ob mir feierlich zu Muthe war zwiſchen dieſen Ruinen, wo der Schleier der Form, mit der jede Religion ſich bekleidet, allmälig ſich ſo verdichtet und verdunkelt hatte, daß der inwohnende Geiſt ihn nicht mehr durchdringen konnte. Die Verehrung des Lichts entartete in plumpen, ſinnlichen Götzendienſt: eine Warnung für alle kommende Zeiten, am Weſen zu halten, nicht an der Form; an der Idee, nicht an der Erſcheinung; denn Form und Erſcheinung ſind gebrechlich und vergänglich, daher unvollkommen und der Erneuerung bedürftig. Kann man ſie nicht von Neuem durchgeiſten, ſo werden ſie Ruinen und nicht immer ſo ſchöne, wie die von Balbek. Es war vorbei mit den alten Göttern, als jene Wundertempel errichtet wurden. Die Republik Rom war dahin geſtorben auf Siegestrophäen, die ſie ihren Ueberwindern den Kaiſern vermachte. Auch Syrien gehörte dazu. Die Römer ließen die beſiegten Völker bei ihren Sitten, ihren Geſetzen, ihren Religionen, ehrten den Dienſt aller Götter und ſchützten deren Tempel und Prieſter — wie es ſich geziemt für eine großartige Weltherrſchaft. Die Chriſten allein fanden dieſe Duldung nicht. Aus dem unſcheinbaren Wölkchen am tiefen Horizont ahnte die alte Roma den Sturm, der ſie entwurzeln würde.

Das Chriſtenthum wurde bekämpft mit allen und jeden Waffen. Zu ihnen gehörte auch der Glanz, mit welchem die Kaiſer des zweiten Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung den Cultus der alten Götter zu umgeben ſuchten. Dies Beſtreben ließ ungefähr in jener Zeit die Tempel von Balbek auf der Stelle, wo alle frühern Sonnentempel geſtanden hatten oder noch ſtehen mogten, hervorgehen. Die Ruinen ſind durchaus römiſchen Urſprungs bis in die Fundamente hinein. Wir ſind durch die prachtvollen untern gewölbten Gänge des Rieſentempels gegangen, welche in deſſen Unterbau den Prieſtern zu ihren Myſterien oder zur Aufbewahrung der Tempelgüter dienen mogten, und fanden in einem Schlußſtein des Gewölbes „Divi:“ das andre Wort war unleſerlich. Ferner ſind die einzelnen Werkſtücke mit einem ungefähr zwei Zoll breiten Rande rund herum behauen, welche Art der Behandlung des Steins ſich nicht früher als unter den römiſchen Kaiſern zeigt*).

---

*) Das glaubte ich damals. Seitdem bin ich aber in Griechenland geweſen und habe es als einen Irrthum erkannt. Der Unterbau des Hekatompedon zu Athen war in jener Weiſe bearbeitet. Als man das Parthenon auf der Stelle dieſes viel älteren Tempels errichtete, behielt man den Unterbau bei und vergrößerte ihn etwas durch einen Anbau. Dieſer beſteht aus unbehauenen Werkſtücken, ſo daß es ſich deutlich zeigt, daß man in Griechenland den

Bei den 30 Fuß langen Steinblöcken, welche das Fundament des Unterbaues bilden, fehlt allerdings der behauene Rand: allein das iſt römiſche Arbeit, ſo mächtig und ſolide wie das Coliſeum und wie der Pont du Gard. Der Styl, in welchem beide Tempel erbaut ſind, iſt der korinthiſche in ſeinem vollen Pomp, der bei dem kleineren, dem Sonnentempel, auch noch herrlich erhalten iſt. Kränze und Gewinde, Laub und Blumen, Reben und Aehren, tanzende Amoretten, ſind aus dem ewigen Frühlingsgarten der Kunſt in verſchwenderiſcher Fülle über dieſen Tempel ausgegoſſen, ſo daß man ihn faſt überladen nennen dürfte, bedächte man nicht, daß er der Sonne gewidmet und mit Sinnbildern ihres Wirkens verziert iſt. Die zarte und ſcharfe Ausarbeitung der Einzelheiten erhöht den Eindruck des in ſich Vollendeten dieſes Tempels: der Stein iſt wie mit der Nadel geſtickt! bei den herabgeſtürzten Trümmern der Cornichen und der Capitäler ſieht man erſt recht, welche Blöcke und mit welcher Feinheit man ſie bearbeitet hat. Da ich nicht weiß, welchem Gott der zweite Tempel gewidmet war, und da er größer iſt als irgend ein andrer, den ich je geſehen, nämlich 120 Fuß breit und noch einmal

---

am Rande behauenen Stein bereits vor dem Zeitalter des Perikles angewendet hat.

ſo lang: ſo nenne ich ihn den Rieſentempel. Von ihm beſteht eigentlich nur der Unterbau, von dem ich vorhin ſprach, vollkommen gut erhalten. Seine beiden koloſſalen Vorhöfe, in deren Mauern Niſchen für Altäre und Götterbilder angebracht waren, und aus denen man auf Stufen zu ihm hinaufſtieg, kann man auch wol in Gedanken ausbauen, beſonders wenn man den Schutt wegräumt, der bis zur Hälfte der Thüren angewachſen iſt; doch von ihm ſelbſt exiſtirt nichts Vollendetes, als ſechs Säulen. Sie ſind es dermaßen, daß man bei ihrem Anblick nicht an Ruinen denkt, ſondern an irgend einen Zauberbau, deſſen Beſtimmung man nicht kennt. Schlank wie Zipreſſen, licht wie Gold ſteigen ſie empor und tragen graziös das wolerhaltene Architrav. Sie machten mir einen ſo wundervollen Eindruck von Harmonie, daß ſie mir vorkamen, wie die ſechs Seiten einer Leier, und die Uebereinſtimmung zwiſchen ihrer Form und dem Himmel zu dem ſie aufſtrebten, zwiſchen ihrer gelbröthlichen Färbung und der Sonne, die ſie ſo vergoldet hat, iſt ſo groß, daß ich mich nicht gewundert haben würde, wenn beim Sonnenaufgang ein melodiſcher Akkord ſie durchſäuſelt hätte. Die volle Mittagsbeleuchtung in der wir die Tempel zuerſt ſahen und beſahen, war ihrer Schönheit nicht günſtig. So viel Licht von oben und rings herum, drückt das Beleuchtete herab und zuſammen, und ſie kamen mir weniger majeſtätiſch in der Nähe als aus der Ferne vor. Aber je tiefer die Sonne ſank, um deſto größer wurden ſie. Wir verbrachten natürlich den Tag in den Ruinen. Muhamedaner und Chriſten, Turkmanen, Seldſchuken, Mongolen, und überdas die fürchterlichſten Erdbeben haben hier gehauſt. Kaiſer Theodoſius hat den Sonnentempel in eine chriſtliche Kirche verwandelt; Sarazenen haben ſeine Steine zum Bau einer Moſchee verwendet; ein Fortifikations-Ueberbau mit Schießſcharten erhebt ſich über den Mauern des Rieſentempels; Hügel von Trümmern, Berge von Schutt ſind durch die Erdbeben überall zuſammen gewühlt und aufgethürmt, und trotz dieſer Verwüſtungen prangen die Ueberbleibſel noch immer in unverwüſtlicher Herrlichkeit. Im Dorf, und in einen Ziegenſtall verwandelt, liegt ein kleiner Tempel der Veſta, rund wie man ſie dieſer Göttinn widmete, und ſehr überladen, der ſchwerfälligen Conſtantiniſchen Zeit präludirend. Eine halbe Stunde bevor man Balbek erreicht, findet man am Wege acht abgebrochene Säulenſchafte vom ſchönſten ägyptiſchen Granit, die man aufgerichtet und über die man Steinblöcke als Architrav gelegt hat um ein tempelartiges Gebäu zuſammenzuſtellen, was geſchmack-

und ſinnlos ausſieht. Aber jene Säulenfragmente von Granit ſind deshalb merkwürdig auf dieſer Stelle, weil alles andre Baumaterial den Kalkſteinbrüchen des Antilibanon entnommen iſt, die ſich ganz nah bei Balbek befinden und in denen man ungeheure Werkſtücke, zum Bau zugehauen und wie auf ihre Fortſchaffung wartend, liegen ſieht. Der Reichthum der Natur beſchränkt ſich bei Balbek auf einige große Wallnußbäume und auf ein muntres Bächlein mit köſtlichem Waſſer, das unſre nachbarliche Mühle trieb. Das Dorf ſelbſt iſt wie alle ſyriſchen eine unregelmäßige Agglomeration von viereckigen Lehmhütten mit flachen Dächern, denen die Abweſenheit von Gärten einen deſolaten Anſtrich giebt. Wo ſich Gärten finden, liegen ſie immer außerhalb der Dörfer, zuweilen weit von ihnen; nie zwiſchen ihnen, nie um die Häuſer herum, worin doch eigentlich nur ihre Anmuth beſteht. — Am andern Morgen eilte ich zu den Ruinen um die Sonne über ihnen aufgehen zu ſehen, wie ich ſie hatte untergehen ſehen, und da begriff ich die Fabel von der klingenden Memnonsſäule. Während der Zeit waren die Zelte unten am Bach verſchwunden, die Pferde geſattelt und gepackt; — wir mußten fort. Ja, ſagt' ich, Baal iſt gefallen! aber der echte Lichtgott lebt ewig in unſern Herzen, und lenkt ſie wie die Sonne die kleine dunkle Erde lenkt. — Bei dem langweiligen Wege, den wir nun durch den Antilibanon antraten, blieben meine Gedanken ungeſtört bei jener in Staub zerfallenen Sonnengötterwelt, und jetzt auf einmal glaubte ich die Fabel vom Tithon und der Aurora zu verſtehen. Sie war die Göttin und er der ſterbliche Jüngling, den ſie liebte — ſo tief, ſo mächtig liebte, daß ſie ihm die Unſterblichkeit ſichern wollte. Sie erbat beim Zeus für ihn die Unſterblichkeit und Zeus gewährte ſie. Aber ach! nicht die ewige Jugend, nicht die Kraft ſich immer neu zu regeneriren hatte Aurora für den Geliebten erbeten. Unſterblich war er, aber ſein irdiſcher Leib welkte dahin, und in den Armen der Göttin der ewigen Jugend ruhte er — ein greiſer Tithonus. Die Zeit iſt die Aurora und ſie hat ſchon manchen Tithon ergrauen und altern ſehen, dem ſie doch die Unſterblichkeit zugetraut und auf kurze Friſt auch in voller Kraft eingehaucht hatte. Iſt dieſer eine Moment vorüber, ſo bleibt ihm zwar die Unſterblichkeit, wie ſie einer Ruine, einem Gedanken, einer Lehre, einer That bleibt: allein er ſelbſt welkt unwiderruflich dahin dem Geſetz irdiſcher Vergänglichkeit unterthan. — — Und ob wir wol nicht Alle, wie Aurora, einen greiſen Tithonus als eine Idee, einen Glauben, eine Liebe in den Armen halten? — Wer hat das Glück

Nein! — wer hat den Muth Ja! zu ſagen? — Ernſt wird man mit ſolchen Gedanken! ernſt wird man ſo fürchterlich, daß ich bisweilen ganz entſetzt auf- und mit der Hand übers Geſicht fahre, um den Ernſt zu verſcheuchen, und mich ſelbſt frage: Himmel! kann ich wol noch lächeln? — Es iſt aber auch eine gar ernſte Reiſe die ich mache. Ueberall die Gegenwart neben der Vergangenheit, wie die Lehmhütten neben den Ruinen von Balbek — jene die kläglichſten, dieſe die herrlichſten der Welt. Ueberall die Mahnung an Tithon und Aurora. — —

Der Libanon iſt von 80,000 Maroniten, der Antilibanon hauptſächlich von Druſen bewohnt die einſt das ganze Gebirg erobert hatten. Die Druſen ſind ein kleines geheimnißvolles Volk, von dem man wenig weiß, nur daß ſie wild und kriegeriſch, und weder Chriſten noch Muhamedaner ſind. Ob Götzendiener, ob wirklich ohne alle Spur von Religion, wie Einige meinen, weiß man nicht genau; denn ſie halten ſich außerordentlich fern von den Fremden. Der fatimitiſche Chalif al-Hakem, 996—1021, wird als der Prophet der Druſen betrachtet. Er war ein wilder, halbwahnſinniger Fanatiker, der ſich für einen neuen Religionsſtifter ausgab. Geht einmal Einer zum Chriſtenthum über, was höchſt ſelten, aber doch zuweilen durch den Einfluß der griechiſchen und maronitiſchen Gemeinden und Klöſter um ſie herum, geſchieht: ſo beobachtet er doch ſtets das ſtrengſte Schweigen über ſeine frühere Religion. Der Aufwärter in Batiſtas Gaſthof zu Beirut iſt ein ſeit drei Jahren getaufter Druſe, ein junger ſchöner Menſch, der aber ausſieht, als ob man eine Mauer leichter zum Sprechen bringen könnte, als ihn. Seiner Druſenherkunft hatte er zu danken, daß er für uns alle ein Gegenſtand des Intereſſes war. Grier chiſche Gemeinden trifft man viel; in Balbek iſt ſogar ein Biſchof. In dem Dorf Zebdani, wo wi- die Zelte aufſchlugen, ſoll ein griechiſches Kloſter ſein; in Sachle auch. Da die Tracht dieſelbe für Heiden, Chriſten und Muhamedaner iſt, ſo kann man ſie im Aeußern nicht von einander unterſcheiden. Oberhalb der Steinbrüche ritten wir in den Antilibanon hinein, anfangs am Bergabhang, mit dem Blick auf das mächtige weite Thal, das im Süden fürs Auge durch den Djebel Scheikh geſchloſſen wird, und im Norden mit Hügeln in die Ebene zu verlaufen ſcheint; dann, nach drei Stunden, ſchroff und ſteil über einen ſcharfen Bergrücken, auf dem der Pfad über rollendes Geſtein im Zickzack laufend ſo unſicher ſchien, daß ich zum erſten Mal den eignen Füßen lieber, als denen des Pferdes mich anvertraute. Wäre ich im Hochgebirg geweſen, auf der

Grimſel, auf dem Wormſer Joch, ſo hätte ich dieſe baum-, ſtrauch-, menſchen- und waſſerloſe Oede erwarten dürfen. Hier hatte ſie etwas traurig Befremdliches. Eine Wonne war es in eine Schlucht hinabzuſteigen durch die ein Bach floß, der ſich kleine grüne Raſenufer bildete auf denen Geſträuche munter und friſch belaubt ergrünten. Dies iſt der Quell des Barrada, der in die Gärten von Damaskus Fülle und Fruchtbarkeit bringt, und an den wir im Verlauf der Reiſe mehrmals zurückkehrten, nachdem wir ihn mehrmals verließen um kürzere Wege als ſeine Krümmungen über die Bergrücken zu verfolgen. Ich würde nicht erſtaunt ſein zu hören, daß die Druſen das Waſſer anbeten. In dieſen Gegenden iſt wirklich das Waſſer Prinzip alles Lebens und Gedeihens. Wo man einen Tropfen Waſſer findet, ſtehen augenblicklich Gras und Blumen darum her. Wo ein Bach fließt zeigt ſich die üppigſte Vegetation und die kräftigſte Belaubung. Der Boden iſt gut: aber ihm fehlt das befruchtende Element. Der Wüſtencharacter beginnt: jenſeits des Antilibanon erſtreckt ſich ja die große ſyriſche Wüſte, in der die Ruinen von Palmyra liegen, bis an den Euphrat. Durch die trocknen, ſteinigen Bette wilder Winterſtröme, ritten wir nach kurzer Raſt weiter, immer aus einer Schlucht in die andere. Sie waren nicht ganz kahl; eine Eichenart, die aber nur ein Strauch wird und die man zu Färbereien braucht, gedeiht zwiſchen dem Geſtein. Dieſer Strauch, der heftige und ſcharfe Wind und die kühle Luft hatten etwas ganz Nördliches. Ich hätte mich leichter im Jura als im Antilibanon geglaubt, wenn wir nicht großen Trupps von Arabern begegnet wären, die ſämmtlich zu Pferd und bewaffnet, mit ihren großen Turbanen und in bunte Farben gekleidet, die öde und eintönige Gegend belebten und erheiterten. Sie ließen uns ruhig ziehen, ohne Feindſeligkeit und ohne Gruß. Die Regierung hat in dieſen Gegenden, um die Handelsverbindungen nicht zerreißen zu laſſen, die Scheikhs — (d. h. die Alten, welche nach patriarchaliſcher Sitte noch immer die Oberhäupter jedes Stammes ſind) — gezwungen eine ſolidariſche Verantwortlichkeit aller Dörfer untereinander anzuerkennen, ſo daß ſie alle zuſammen Erſatz leiſten müſſen, wenn Reiſende und Caravanen beraubt werden. Hier, wo ſie feſte Wohnſitze haben, in Dörfern vom Ertrag der Gärten und Felder leben, mögen der Regierung Mittel zu Gebot ſtehen um ſie zu dieſer Disciplin zu zwingen; und daher reiſt man hier ganz ſicher. Aber den Beduinen, den Hirten- und Nomadenſtämmen gegenüber fehlen jene Mittel, denn ſie brechen ihre Zelte ab und ziehen in die Wüſte wenn man ſie zur Verantwortung zu ziehen verſucht. Ueberdas haben die türkiſchen Soldaten eine ſolche Furcht vor den Beduinen, daß man, ſobald man Bedeckung nöthig hat, immer um die der Beduinen ſelbſt beim Scheikh nachſuchen, oder — mit dürren Worten geſagt — ſeinen Schutz kaufen muß. Die Soldaten würden bei einer feindlichen Begegnung nicht Stand halten. Wir wünſchten ſehr, direct von Damaskus nach Nazareth zu gehen und den großen Umweg zurück nach Beirut zu vermeiden; aber ſchon dort hörten wir, dazu ſei es gegenwärtig im Innern des Landes viel zu unruhig, und auch hier wird es uns beſtätigt. Der mächtige transjordaniſche Beduinenſtamm der Geraſi hat Feindſchaft mit ſeinen Nachbarn, und ſo würde man leicht zwiſchen zwei Feuer gerathen. Von dem allen hatten wir bis jetzt nichts zu fürchten. Im Gegentheil! wir wurden überall mit offnen Armen empfangen; ja, mit den alleroffenſten, mit denen der Neugier. Als wir in das große Dorf Zebdani hineinritten, wo die Bewohner in Gruppen vor ihren Thüren ſaßen um die Faſten des Ramadan durch Geſpräche zu erheitern, ſchlugen ſie uns dringend den kleinen freien Platz in der Mitte des Dorfes zur Lagerſtätte vor, um uns ſo recht mit Bequemlichkeit ſammt unſerm Thun und Treiben zu beobachten. Allein weder ihre eigene noch ihrer Häuſer Nähe iſt wünſchenswerth — wegen Ungeziefers — und wir ritten zum andern Ende des Dorfes, wo wir auf den Trümmern einer kleinen Moſchee am Ufer eines Nebenarmes des Barrada Halt machten. Silberpappeln ſtanden am Bach, und Gebüſch von wilden Roſen und Brombeeren drängte ſich zu einer dicken Hecke zuſammen. Es ſah nordiſch freundlich aus. So etwas kann auch unſre Heimat leiſten. Daher bin ich nicht im Stande in das Entzücken einzuſtimmen, womit man hier zu Lande von Zebdani und ſeinen Apfelgärten ſpricht. Ja, es iſt ein großes Dorf, es hat große Obſtgärten, ſie ſind mit Hecken eingefaßt: aber um Brombeeren zu bewundern bin ich nicht übers Meer und über den Libanon gekommen. Die ſächſiſchen und ſchleſiſchen Dörfer ſind viel grüner, viel reinlicher, viel beſſer gebaut, und ich brauche keine Steinwüſte zu durchpilgern um ſie zu ſehen. Es gehört, ſo ſcheint es, zur Libanonreiſe, Zebdani reizend zu finden. Ich habe Ihnen geſagt wie es iſt, jetzt, liebe Seele, können Sie thun was Sie wollen. Ich amüſirte mich ſehr in Zebdani. Kaum waren wir, um halb fünf Uhr, vom Pferde geſtiegen, ſo kam Scheikh Abdallah — (das Oberhaupt eines Nachbardorfes) — von der andern Seite hereingezogen. Er ſelbſt im dunkelrothen Mantel und weißen Turban auf einem

Kameel reitend, ſeine Begleiter zu Pferd: ſo rückte er ein, und wurde mit Ehrenbezeugungen, d. h. Flintenſchüſſen, von Seiten der Männer — und mit gellendem Freudenruf von Seiten der Weiber empfangen. Dieſer eigenthümliche tremulirende Jubelſchrei heißt Zugarit, und iſt durchdringender als eine Trompete. Zwanzig Schritt von unſerm Zelt ſtand am Bach ein wüſtes Kaffeehaus und vor demſelben ein prächtiger Sykomorus, in deſſen niedrigen Aeſten man eine Art von Altan gebaut hat. Da ſchlug der Scheikh ſein Nachtquartier auf. Es beſtand darin, daß man einen ſuperben Teppich auf den Boden breitete; das war zugleich ſein Sitz und ſein Lager. Des Ramadans wegen durfte er nach Sonnenuntergang erſt eſſen und rauchen: ſo ſetzte er ſich denn gelaſſen auf den Teppich und nahm vornehm weder von dem Volk noch von den Fremden Notiz. Als die Weiber ſich müde gejauchzt hatten, wendeten ſie ihre Aufmerkſamkeit vom Scheikh ab und mir zu. Ich bin es aber gänzlich überdrüſſig, immerfort meine Handſchuh aufknöpfen und ausziehen zu müſſen — was ſie unglaublich unterhält, mehr noch als mein Lorgnon: drum ging ich ins Zelt um mir wie gewöhnlich das Haar zu machen. Den Eingang, der kaum drei Schritte vom Bach war, ließ ich ſchließen. Das war ihnen unerträglich; ſie fingen an, durch die Spalten zu gucken und drängten ſich dermaßen herzu, daß ſie die Zeltpflöcke ausriſſen indem ſie über die Stricke ſtolperten. Ich rief Giorgio zu Hülfe. Bei der Evolution, die ſie rückwärts machten ſtürzte ein Knabe in den Bach; aber das Alles gab ihnen nur Gelegenheit zu Gelächter und ſtimmte ihre Neugier ſo wenig herab, daß am nächſten Morgen wieder eine große Schaar verſammelt war um uns abreiten zu ſehen. „Salám! Salám!“ riefen ſie uns nach. Ein Löwe, aber ein ächter, kein „lion,“ würde in unſern Salons kein größeres Aufſehen machen, als eine Europäerin bei dieſen arabiſchen Weibern macht. — Es hatte über Nacht geregnet und nebelte noch ziemlich ſtark als wir geſtern noch vor 7 Uhr unſre letzte Tagereiſe antraten. Sie war ziemlich ſtark, denn um Mittag raſteten wir nur eine halbe Stunde, und kamen erſt um 5 vor dem Thore von Damaskus an; aber ſie war unterhaltender als die übrigen — die erſte ausgenommen. Durch Gärten ritten wir aus Zebdani heraus, wie wir hineingekommen waren; Kühe und Ziegen ſuchten ſich in ihnen Nahrung, meiſtens an den Weinblättern und an dem zweiten Trieb der Maulbeerbäume. Durch zahlreiche ſchmale Graben vertheilt das Flüßchen ſein Waſſer in den Pflanzungen. Später wird der Boden moraſtig, die Cultur hört auf, und der Barrada ſcheint zu verſumpfen. Allein er macht eine Wendung, bricht durch die Berge, und ſtürzt mit einem recht ſchönen Fall in eine tiefe Schlucht hinein und durch ſie fort. Der Weg folgt dem Fluß, iſt einigermaßen gemacht, an einer Stelle untermauert, an andern durch den Bergabhang geſtochen: einmal führt ſogar eine gute ſichre Brücke zum andern Ufer hinüber. Dies iſt der Felſenpaß el Sak, der die Merkwürdigkeit beſitzt, daß in ſeine ſchroffen Kalkwände und in bedeutender Höhe Hölen mit regelmäßigen Eingängen gehauen ſind. Einige dieſer Thüren ſind mit rohen Pilaſtern eingefaßt: neben andern ſieht man architektoniſche Zeichnungen. Im Winter ſollen die Araber ihre Lehmhütten verlaſſen und in dieſen Hölen Schutz gegen die Kälte ſuchen, die allerdings heftig genug in den Gebirgsdörfern ſein mag. Nur begreift man nicht recht, wie ſie ohne Flügel hinein kommen können, da die Felſenwände ſenkrecht ſind. Man muß annehmen, daß die Hölen einen zweiten verſteckten Eingang haben. Gewiß hatten ſie in früheren Zeiten eine andre Beſtimmung, waren Gräber, und ſind durch das Bedürfniß aus Wohnungen der Todten in die der Lebendigen verwandelt. Immer mehr und mehr tritt der Character von Wüſte und von Oaſe hervor. Die Berge an deren Abhang wir zogen, waren bis zum Gipfel ringsum von einer tödlichen Oede, und doch keine rechte Felſen mehr, ſondern verſteinerte Sandhügel möchte ich ſagen: blickten wir aber herab, und verſteckten Bergvorſprünge uns nicht die Schlangenwindungen des Barrada: ſo wehten und rauſchten da unten die Silberpappeln und die Wallnußbäume ſo ſchattig und lockend, und thaten dem Auge durch ihr prächtiges Smaragdgrün ſo wol, daß man die größte Luſt bekam, hinabzuſteigen und da ſpazieren zu gehen. Merkwürdiger Weiſe iſt nicht ein einziges Dorf unten — ſind alle am kahlen ſteinigen Abhang angelegt, ſo daß die Leute nicht nur unfreundlich wohnen, ſondern auch die Mühe haben, alles Waſſer herauftragen, und ihre Kühe zur Weide unter den Bäumen hinabtreiben zu müſſen. Die Luft muß am Fluß ungeſund ſein oder dafür gehalten werden. In dem Punkt iſt man hier ſehr vorſichtig. Auch unſer Zelt wird nie unter einem Baum und nicht einmal auf einem Raſenfleck aufgeſchlagen, denn der Thau der Nacht ſoll die Ausdünſtungen der Pflanzen ſchädlich machen. Dieſe Beſorglichkeit mag ſich wol auf Erfahrung gründen. Endlich, als wir den Höhepunkt eines Berges erreicht hatten, lag eine ungeheure, gelblich-ſtaubfarbene Ebene zu unſern Füßen, und darin ein großer grüner Fleck, eine Oaſe, aus deren Bäumen Kuppeln und Minare's ſich erhoben; das iſt Damaskus inmitten ſeiner Aprikoſengärten. Großartig oder maleriſch präſentirt es ſich gar nicht; nur freundlich und fruchtbar. Der Barrada, ſobald er ſeine Bergwiege verläßt und in die Ebene hineintritt, zerſpaltet ſich in ſieben dünne Aermchen, äußerſt vortheilhaft für die Gärten, doch nicht für die Landſchaft, denn das Waſſer verſchwindet aus ihr. Sie beſteht, wie geſagt, aus einer Wüſte, einem Obſtgarten, und den verwaſchenen Linien des Antilibanon. So iſt wahr und wahrhaftig die Anſicht von Damaskus, meine Herzens Emy.

XXII

Damaskus, Sonntag, Oktbr. 15, 1843

Du kannſt dir gewiß nicht vorſtellen, liebe Mutter, mit welchem Gefühl ich vorgeſtern um 5 Uhr Nachmittags zum Thor von Damaskus hineinritt. Mit Angſt, mit großer herzklopfender Angſt. Ich hatte ſoviel von der fanatiſchen Geſinnung der Einwohner gehört, von ihrem Haß gegen die Chriſten, es ſind ſo wenig Franken hier anſäſſig und die Zahl der Reiſenden, wenigſtens der Reiſendinnen iſt ſo gering, daß mir nicht wohl zu Muth war. Ich ſagte natürlich nichts und ließ mir nichts merken, denn es war nichts zu machen, aber mir ſchlug das Herz. Es war Freitag, der muhamedaniſche Sonntag, und alles Volk auf den Beinen, weil der erlöſende Kanonenſchuß bald fallen mußte, der ihm ſeine Genüſſe erlaubte. Es ſtrömte alſo den Kaffeehäuſern, den Bäckern und ſonſtigen Eßwaarenladen zu, um Speiſen, Getränk und Pfeife gleich unter der Hand zu haben. Dies Alles wird unter Bazars feilgeboten, die ſich durch nichts von den grenzenlos ſchmalen krummen Gaſſen der Stadt auszeichnen, als dadurch, daß man von einem flachen Dach zum andern quer über die Straße Reiſig, Stangen, alte moriſche Bretter legt, ſie mit abgenutzten Strohmatten und Lumpen von Teppichen, Kleidern ꝛc. bedeckt, und die Häuſer in winzige, ſchrankähnliche, hölzerne Buden verwandelt. Das iſt ein Bazar, und halb Damaskus iſt ein ſolcher. Gleich hinter dem Thor beginnt einer und zwar ein ſo ſchmaler, daß ich die größte Mühe hatte nicht mit meinen Füßen an die großen Turbane der Leute zu ſtoßen, die zu meiner Linken gingen, und die keinen Platz zum Ausweichen, als etwa die Ladentiſche hatten. Unſre Packpferde ſperrten zuweilen förmlich den Weg, weil das Gepäck ihnen ſeitwärts hing; dann gab es Getümmel. Ohnehin iſt es am hellen Tage finſter in dieſen abſcheulichen Bazars, geſchweige gegen Abend. So gelangten wir vor das Haus des preußiſchen Conſuls, dem der Generalconſul aus Beirut geſchrieben hatte um ihn zu bitten mir zu einem Unterkommen behülflich zu ſein: denn hier iſt zwar eine Art von Gaſthof, aber zu ſchlecht, und ob das Pilgerhaus der Franziskaner Frauen aufnimmt, das wußten wir nicht. Siehe da, der Conſul war nicht zu Hauſe, ſeine Frau hatte weder von einem Brief noch von Reiſenden die da kommen ſollten gehört: klar wars, der Brief des Generalconſuls war nicht angekommen. Alſo rechtsum und zu den Franziskanern, wieder durch die unſeligen Bazars. Auch der Pater Guardian war in Geſchäften abweſend, indeſſen verhieß der Schaffner doch ein Obdach irgend wie uns anzuweiſen: für Männer hat es keine Noth, die können im Kloſter ſelbſt wohnen! aber für die unglücklichen Frauen iſt es ſchwer. Während wir warteten kam der Conſul um zu beſtätigen, daß kein Brief angelangt ſei, und endlich die Hauptperſon, der Guardian, ein kleiner freundlicher Greis, von Geburt ein Spanier, der uns herzlich willkommen hieß und die ganze Casa nova zu unſrer Verfügung ſtellte: — ſo wird das Herbergshaus genannt, das in allen Klöſtern die zur Terra santa gehören, für Fremde, Reiſende und Pilger, außerhalb der Klauſur, aber in der Nähe der Kloſtergebäude ſich befindet. Im großen Zuge, Lichter voran, wanderten wir, abermals durch einen Bazar! dahin; der Conſul, ſein Kawaſſ, der Dragoman des Kloſters geleiteten uns, und da die *Casa nova* nur zwei Räume hat — Zimmer kann man wirklich nicht ſagen — ſo iſt in der That das ganze Gebäude nicht zu groß für uns. Dieſer feierliche Umzug durch den Bazar geſchah aus Rückſicht für die Welt. Ein Frauenzimmer ſollte nicht innerhalb der Clauſur verſchwinden. Jetzt machen wir es uns bequem und gehen immer durchs Kloſter, deſſen einer Corridor grade vor dem Vorzimmer der *Casa nova* ausläuft. So dürftig ſie nun auch ſein möge, war ich ſeelenfroh, als wir unter Dach und Fach waren. Eine ſtarke Tagereiſe zu Pferd, heftiger Wind ſeit drei Tagen, dann ein wenig Angſt, und zuletzt die Unruh von wenigſtens zwei Stunden, während welcher ich noch obenein Converſation machen mußte mit dem Bruder Schaffner, mit dem Conſul, mit dem Guardian, und zwar in Sprachen, die ich nicht verſtehe, ſpaniſch und italieniſch — hatten mich ganz matt gemacht, ſo daß mir mein Zimmer unvergleichlich gut vorkam, als ich mich allein darin befand. Die guten Väter wollten uns auch, wenns Noth thue, beköſtigen; allein das macht ihnen unnütze Mühe, und wir haben es weit beſſer, wenn Giorgio ſich als Koch zeigt; ſo hat ſich allmälig aus dem Unbehagen des erſten Abends ein ganz erträglicher Zuſtand entwickelt. Aber auch nur erträglich! angenehm — mit nichten! Damaskus iſt nicht der Ort, wo man, ſowie man das ſchlechte Obdach verläßt, augenblicklich vergißt, das es ſchlecht iſt. Man hat ſo wenig zu ſehen in Damaskus, eigentlich nichts, als das Innere einiger Häuſer der Reichen; aber durch die ganze, große, weitläuftige Stadt kannſt Du gehen, ohne etwas Sehenswürdiges zu finden, da die berühmte Moſchee der Omajaden mit eiſerner Strenge den Chriſten verſchloſſen bleibt. Du gehſt immerfort durch ſchmale Gänge — Straßen kann man ſie nicht nennen, da kein Haus grade neben dem andern liegt, — biegſt immerfort um eine Ecke nach der andern, trittſt auf einen lebendigen Hund oder eine todte Ratte, oder in ein Loch des Straßenpflaſters, und ſiehſt nichts als neben, vor und hinter Dir Mauern von Lehm, in denen ganz niedrige Thüren angebracht ſind, und alle zehn Schritt höchſtens ein mit dicken Holzſtäben vergittertes Fenſter. Trittſt Du in einen Bazar, ſo ſiehſt Du vollends nichts, denn drin iſts finſter, und gewöhnt ſich Dein Auge an die Dunkelheit, bleibſt Du gar vor einem Kaufladen ſtehen um etwas zu kaufen, ſo wirſt Du von Neugierigen dermaßen umringt, daß Du Gott dankſt aus dem Gewühl heraus zu kommen. In der ganzen großen Stadt Damaskus iſt kein freier Platz, kein Ort wo Du Athem ſchöpfen und reine Luft genießen könnteſt. Ueberall biſt Du von Lehmmauern umgeben, und dieſe Mauern, die Häuſer, die Dächer, die Straßen, die Menſchen, die Thiere — Alles ſtaubt. Dein Kleid hat einen fußhoben Saum von Staub, Deine Chauſſüre iſt ſtaubfarben, Du ſtreifſt ganz unvermeidlich an ein Paar Leute aus dem Volke oder an eine Wand, und Deine Mantille iſt fingerdick beſtaubt; Du gehſt durch die Bazars, und Staub rieſelt von oben auf Dich herab; kurz, in dieſer Jahreszeit iſt Damaskus eine trockne, ſtäubende Lehmgrube, in welche Gänge gegraben ſind. So und nicht anders kommt mir in Wahrheit die Stadt vor. Aber nun kommt die Ueberraſchung! die iſt ganz ſo als wenn eine Fee Dich vor einen Maulwurfshaufen führt und Dich fragt: Was ſiehſt Du? — und Du ſprichſt ein wenig mißvergnügt: „Einen Maulwurfshaufen.“ — Nun berührt ſie ihn mit ihrem Stabe, und ſpricht: Tritt hinein und was ſiehſt Du jetzt? — „Ah jetzt . . . . ein Zauberſchlößchen!“ — Mein Zauberer iſt der gute Conſul. Er bemüht ſich für mich, als wäre ich ihm durch fünfzig Briefe empfohlen und als hätte er nichts zu thun als mich zu amüſiren.

Das iſt doch wirklich ungemein gütig gegen eine Perſon, die ihm wie vom Himmel vor die Thür gefallen iſt, und für die er nicht einmal das oberflächliche Intereſſe der Landsmannſchaft haben kann, da er aus einer italieniſchen israelitiſchen Familie und in Syrien geboren iſt. „Darum ſollt ihr den Fremdling lieben, denn ihr ſeid auch Fremdlinge geweſen in Egyptenland,“ ſpricht Moſes. Und allerdings: fremd bis zur Unheimlichkeit fühle ich mich in Damaskus. Das Intereſſanteſte ſagte ich ſei das Innere der Häuſer; da dieſe nun alle Privatperſonen gehören, ſo mögen ſie wohl nicht immer zugänglich ſein: und zu ihnen bahnte er mir die Wege. Geſtern früh erſchien ſein Kawaſſ in der Casa nova, ein Elegant erſten Ranges der täglich mit Kleidern wechſelt und immer von ſeinem Mohren begleitet wird, und der uns auf jedem Schritt und Tritt folgt, der Sicherheit wegen, oder eigentlich vorangeht und dabei mit ſeinem langen Stock mit ſilbernem Knopf auf das Steinpflaſter ſtößt, um dem Volke zu bedeuten Platz zu machen. Wie eine Sonne wandelte er geſtern durch die dunkeln Bazars vor uns her, ganz in feuerfarbenes Tuch gekleidet mit Goldſchnüren auf allen Näthen und mit einem golddurchwirkten Keffijeh, — (Kopftuch,) um den Tarbuſch; ſein Mohr als dunkler Mond hinter ihm drein. Ich machte der Frau des Conſuls meinen Beſuch, und ging dann mit der ganzen Familie zu ihrer Verwandtſchaft und Freundſchaft um deren ſchöne Häuſer und innere Einrichtung zu ſehen. Da der Handelsverkehr zwiſchen Europa und Damaskus durch israelitiſche Kaufleute gemacht wird, ſo ſcheint er, nach ihren Häuſern und dem Putz ihrer Frauen zu urtheilen, recht einträglich zu ſein, obgleich mir der Conſul ſagte, daß an reiche Handelshäuſer wie ſie in Europa exiſtirten, in der Levante nicht zu denken wäre. Es iſt ſo wenig baares Geld im Umlauf, daß man die Kapitalien zu 25 Prozent unterbringt: will man ſie aber recht ungeheuer ſicher anlegen, ſo bekommt man nur 18. Große Geldgeſchäfte ſind nicht zu machen, und der Handel wird nach unſern Begriffen auch wunderlich getrieben, denn der Kaufmann beſchränkt ſich nicht darauf, ein Waarenlager von einem Artikel zu haben, Seidenſtoffe oder Baumwollenſtoffe, Porzellanwaaren oder Goldarbeiten, und ihn aus Europa zu beziehen, ſondern er läßt ungefähr Alles kommen, was in der Levante Abſatz findet, und verkauft dann die einzelnen Artikel in Maſſe an die kleinen Kaufleute. Geſtern war der israelitiſche Sonntag, und ſo ſah ich die Damen in vollem Anzug, der allerdings recht prächtig iſt. Der Tarbuſch wird mit natürlichen Blumen, und mit Blumen, Roſacen, und Nadeln von Diamanten wie mit einem dicken Kranz umwunden: auf die Stirn müſſen zwei oder drei große Smaragdtropfen herabfallen; das Haar rollt ſich in Zöpfen und aufgelöſten Locken über die Hüften herab, oder wird in eine Unzahl kleiner Flechten zuſammen geflochten an deren unterem Ende ein Goldſtück hängt. — (Zuweilen ſind dieſe Flechten von Seide und werden wie falſches Haar getragen, woran es übrigens bei den meiſten Damen auch nicht fehlt.) — Um den Hals rieſeln Perlenſchnüre in Maſſe; aber recht große Perlen habe ich nicht geſehen. Die Kleidung iſt die orientaliſche, die weiten Pantalons, der zerſchlitzte Rock, der enge Spenzer, der ganz tief ausgeſchnitten um den Buſen iſt, und die Taille knapp umſpannt wie ein Corſet: das Hemd von Gaze oder ich weiß nicht von welchem transparenten Stoff, der den Buſen ein wenig verhüllen ſoll, aber ſchlecht gewählt für dieſen Zweck iſt. Die ſchneidendſten Farben ſind die beliebteſten. Eine der Damen trug kirſchfarbene Pantalons, einen Rock von weißem Perkal mit Ramegen von bunter Seide und Gold durchſtickt, einen maigrünen Atlasſpenzer, und einen geſtreiften perſiſchen Shawl um die Hüften. Eine andre zitronenfarbene Pantalons, einen roſenfarbenen Rock und einen ſchwarzen Sammetſpenzer. Eine dritte war ganz und gar in himmelblauen Stoff mit Goldkäntchen gekleidet, und hatte dazu einen ſüperben purpurfarbenen Shawl als Gürtel um. Dies Alles klingt nicht übel, und gewinnt noch mehr, wenn ich hinzuſetze, daß die Mehrzahl der Frauen ſehr hübſch waren; — und doch, wenn ſie mir entgegentraten war mein erſtes Gefühl immer ein kleiner Schreck. Sie malen ſich zu grell an! die Augenbraunen ganz rund wie ein byzantiniſcher Bogen, kohlſchwarz und fein; die Wangen ſehr hübſch roth, nur eben kein warmes menſchliches Colorit; die untern Augenlieder bei den Wimpern mit einem ſchwarzen Strich, der ſich bis zu den Schläfen hinzieht. Unter dieſer Kruſte muß man das Geſicht hervorſuchen. Die Geſtalt iſt mit dem zuſammengepreßten und entblößten Buſen, mit dem dicken Shawlgürtel um die Hüften nicht graziös, und was ſie nun vollends ſteif und unbeholfen macht, iſt die Gewohnheit auf Kabkabs zu gehen. Das ſind kleine Stelzen oder Schemel von Holz mit Perlenmutter ausgelegt, fußhoch, die mit einem Lederriemen über den Fuß gehen, und auf denen ſie im Hauſe beſtändig einherwandeln, ſei es damit die Gewänder nicht an der Erde ſchleppen, oder damit ſie ſelbſt größer erſcheinen, oder um ſich die Füße nicht auf den Marmordallen zu erkälten. Sie ſteigen ſogar Treppen mit Kabkabs hinauf und herab. Das erfordert freilich eine gewiſſe Geſchicklichkeit, aber ungraziös bleibt es dennoch. Der Fuß muß immer ganz gradeaus geſetzt und das Bein ſteif gehalten werden, ſonſt verliert man die Maſchinen, deren Geklapper überdas widerwärtig iſt. Der Schritt ſchöner mit Diamanten geſchmückter Frauen muß leicht und unhörbar ſein. Ich dachte zuerſt immer an Marionetten, die ſich durch Kunſt bewegen. Eine dieſer Damen, groß und ſtark gebaut, ziemlich fett und nicht hübſch, erwartete nächſtens ihre Niederkunft. Als ſie mir entgegenſchritt, majeſtätiſch klappernd mit ihren Kabkabs, höher als alle Männer, in den hellſten Farben gekleidet, die Unform der Geſtalt weiß der Himmel wie ungeſchickt durch einen gelben Shawl recht zur Schau geſtellt: ich ſage Dir, es war als ob eine Schachkönigin über das ganze Schachbrett mir entgegenrutſchte, und ich dachte ob ich nicht gut thun würde wie ein Laufer Reißaus zu nehmen, denn der Anblick war einigermaßen fürchterlich. Wie die Augen ſich an die Finſterniß gewöhnen müſſen um die Gegenſtände zu erkennen, ſo müſſen ſie, dieſen Damen gegenüber, erſt all die grellen, bunten, glänzenden Farben überwinden, ehe ſie dazu gelangen die Geſichtszüge zu erkennen. Als die meinen nicht mehr geblendet waren, ſah ich mich höchſt erfreut zwiſchen hübſchen Geſichtern. Meiſtens feine und in der Jugend zarte Züge; mit dem Alter werden ſie freilich ſcharf, doch ohne die Feinheit zu verlieren. Beſonders hübſch ſind die Profile, der Schnitt von der Stirn zur Naſe. Die Augen ſind entſtellt durch die Ummalungen; ſie mögen ſchön ſein, doch anziehend kamen ſie mir nicht vor. Sie ſind nicht tief wenn ſie ſchweigen, nicht beredt wenn ſie ſprechen. Der Gruß beſteht darin, daß man die Fingerſpitzen der rechten Hand an die Lippen und an die Bruſt legt, und ſich dann gegenſeitig die Hand giebt. All dieſe Bewegungen werden von den Damen in der Luſt gemacht, ſehr leicht und ſchnell, mit den Fingern vom Mund zur Bruſt fliegend und ſie dann gegeneinander ausſpreizend. Ich, als eine biderbe Teutſche, legte friedlich und plump meine ganze Hand auf dieſe bemalten Finger, die von Henna und Diamantringen ſtralten, und konnte mich dabei der Bemerkung nicht erwehren, daß Pariſer Handſchuh ſaubrer ausſehen. Dann nahm man Platz auf breitem Sofa, und die Frau vom Hauſe bediente nach orientaliſcher Sitte ſelbſt ihre Gäſte, reichte Jedem Limonade, Confitüren, und zuletzt die Serviette von Linon mit Gold befranzt und mit Seide geſtickt, die man zum Munde führen muß. Pfeifen gab es nicht, weil es Sabbat war: dann darf der

Israelit kein Feuer anrühren. Sonſt raucht Alles, Männer und Frauen, und großentheils das perſiſche Nargileh. Hier begreiſe ich das recht gut für Frauen; ſie rauchen aus langer Weile, und müßte ich ſo ſitzen in meinem Hof zu Damaskus, neben einer Fontäne, unter Oleander und Orangen, Morgens um 11 Uhr mit Diamanten aufgeputzt, die Hände im Schooß — Herzensmama, binnen Jahresfriſt rauchte auch ich. Wie ich es da beſchrieben habe, ſo verläuft ihr Leben. Die Exiſtenz dieſer reichen Frauen iſt vielleicht die bequemſte der Welt: ſie laſſen ſich von ihrem Manne nach Herzensluſt mit Diamanten, Perlen und Shawls ſchmücken, und machen dafür mit kühlem Anſtand die Honneurs ſeines Hauſes. Sie ſehen auch wirklich recht impoſant aus. Da war Eine im maigrünen Atlasſpenzer, bei der fiel mir immer die Königin Eſther ein, ſo ſchön machte ſie ſich mit ihren drei Smaragdtropfen auf der Stirn. Die Szenerie war mir nicht minder merkwürdig als die lebenden Bilder ſelbſt. War man in die Thür des Hauſes getreten, hatte man ſich durch einen engen, dunkeln, überbauten und im Zickzack laufenden Gang gewunden, ſo ſtand man auf einem mit Marmor von verſchiedenen Farben gepflaſterten Hof, um den rings herum die verſchiedenen Gemächer des Hauſes, aber ganz unregelmäßig auslaufen. Hier iſt der offne Liwán, da führt eine Treppe zu einer Terraſſe empor, dort öffnet ſich die Thür zum reichverzierten Saal. Lauben von Jasmin und Roſen, Oleandergebüſch, Citronen- und Orangenbäume, wachſen aus dem Marmorfußboden hervor, in deſſen Mitte der waſſerreiche Brunnen mit Einfaſſung von Marmor Kühlung aushaucht. Die Säle ſind ſehr hoch und erſt unter der Decke ziehen ſich die Fenſter hin, ſo daß ſie von oben beleuchtet, und auch im Sommer kühl ſind. Dieſe Decke iſt von Holz, bemalt, vergoldet, mit Perlenmutter ausgelegt. Eben ſo ſind auch die Thüren aufs Zierlichſte gearbeitet, welche Wandſchränkchen verſchließen, die an den Wänden herumlaufen, und als Zierrath wie zur Bequemlichkeit dienen. Zuweilen ſind dieſe Schränkchen ohne Thüren, und bilden dann kleine Niſchen, welche ſaubere kleine Gewölbe und höchſt graziöſe Steinmetzarbeit zur Einfaſſung haben. Teppiche und Strohmatten bedecken den Fußboden, und der Theil des Zimmers, wo ſich die Eingangsthür befindet, iſt immer bedeutend niedriger als der, wo das Sofa ſich hinzieht. Vor dieſem Abſatz laſſen die Damen ihre Kabkabs und die Diener ihre Schuhe ſtehen, ſo daß dieſe ihn mit bloßen Füßen und jene ihn mit bunten Maroquin-Pantoffeln betreten. Auch dieſe Pantoffeln bleiben wiederum vor dem Sofa ſtehen, denn ſie ziehen gern die Füße nach ſich, wenn ſie ſich ſetzen. Kein Zimmer hat mehr als eine Thür und die führt gewöhnlich unmittelbar ins Freie, zuweilen in den Liwân. Den Liwân ſtellſt Du Dir am beſten als einen ſehr großen um eine Stufe erhöhten Alkoven vor, der aber nicht Anbau an einem Zimmer, ſondern an dem Hof ſelbſt iſt, ſo daß Du, immer auf dem Sofa ſitzend, in freier Luft biſt, und das Waſſer, die Blumen, zugleich aber auch Dein ganzes Haus überſiehſt, da Niemand hinein oder heraus kann ohne über dieſen Hof zu gehen. Zwei der eleganteſten Häuſer hatten aber erſt einen Vorhof, um den die Zimmer der Dienſtboten und der Wirthſchaft liegen, und dann den inneren. So beſuchten wir fünf Häuſer, alle in gleicher Weiſe gebaut und eingerichtet, und nur an Größe und an zierlicher Arbeit des Schnitzwerks und der Steinmetzerei verſchieden. Das Schönſte von allen bewohnt der engliſche Conſul, der es möglich gemacht hat das ſeine auch höchſt comfortable einzurichten, natürlich mit europäiſchen Möbeln. In den übrigen findet man außer Sofa und Teppich nur große Kiſten von Pinienholz mit Meſſingnägeln beſchlagen; das iſt die eigentliche orientaliſche Einrichtung. Hier und da ein Strohſtuhl oder — eben wollte ich ſagen ein Tiſch; aber mir fällt ein, daß ich nur einen Eßtiſch heute beim preußiſchen Conſul geſehen habe; alſo ſind Strohſtühle wirklich das einzige fremdländiſche Möbel in jenen hübſchen Häuſern. Außerdem hat der engliſche Conſul ſeinen Hof in ein wahres Blumenparterre verwandelt; Alles iſt heimlicher, wärmer, behaglicher bei ihm; ſein Haus iſt das größte und ſieht bei Weitem nicht ſo leer aus. Ein andrer Geiſt erfüllt es, der Geiſt der Anſprüche an Cultur und Bildung macht. Da ſind Bücher, Kupferſtiche, Karten; da ſind die hunderttauſend kleinen und großen Kleinigkeiten des verfeinerten Lebens, die allerdings ein Product der Verwöhnung, aber auch der erhöhten Civiliſation ſind. Man deteriorirt ſich geiſtig im tiefen Orient, ſagte mir der engliſche Conſul, — der ſamt dem öſtreichiſchen der einzige gebildete Europäer in Damaskus iſt — man verliert die Paar Gedanken, die man mitgebracht hat und die eignen Ideen, weil man ſie im Contakt mit der Umgebung nicht brauchen, viel weniger ſie entwickeln und ergänzen kann. — Da wohne ich denn ſchon lieber in einem affröſen deutſchen Hauſe, mein liebes Mamachen; denn affrös ſind ſie nun einmal, das kann ich nicht ändern! — Und reizend ſind dieſe damaskiſchen mit ihren hübſchen Prinzeſſinnen aus Tauſend und einer Nacht. Alles ſoll aber Nichts ſein gegen das Haus von Aſſad Paſcha, wohin mich der Conſul morgen führen will, und das die wenigſten Reiſenden zu ſehen bekommen, weil der Beſitzer ein Türk, alſo nicht recht zugänglich iſt. Ein Khan, von demſelben Aſſad Paſcha im vorigen Jahrhundert erbaut, iſt das ſchönſte öffentliche Gebäude in Damaskus. In Conſtantinopel iſt der Khan zugleich Kaufhaus und Herberge für reiſende Kaufleute; in Syrien iſt der Khan ein Dorfwirthshaus; aber dieſer iſt zugleich Bazar und Börſe. Er iſt wirklich magnifik, mit drei ſchön geſchwungenen Bogenreihen, mit neun Kuppeln überwölbt, mit einem großen Baſſin in der Mitte, Alles erbaut aus einem abwechſelnd weißen und ſchwarzen Stein, ſo daß das Ganze wie mit einer Zebrahaut bekleidet ausſieht, elegant wie ein Salon und geräumig wie ein Marktplatz. Da machen die Kaufleute ihre Geſchäfte und Spekulationen, und die Magazine der vornehmſten wie ihre Comptoirs laufen rund umher — waren aber ſämtlich des Sabbats wegen geſchloſſen. Der Gebrauch Gebäude ſtreifenweiſe mit ſchwarzen und weißen Steinen zu bekleiden, den man auch in Italien bei den alten Domen von Monza und Siena und Andern findet, iſt hier ziemlich allgemein; dort iſt es Marmor, hier Stein; verſchiedene Minare's ſind damit bekleidet. Auf das höchſte Minare von

Damaskus wird Chriſtus am jüngſten Tage hernieder ſahren und Weltgericht halten, erzählt die Legende. Ich finde kein einziges dieſer Ehre würdig; Alle ſind etwas plump, und gänzlich ohne die ſchlanke Leichtigkeit, welche bei denen zu Conſtantinopel den Mangel an architektoniſchem Schmuck erſetzt. Von der hochberühmten Moſchee der Omajaden kann ich nicht ſprechen, denn ich habe ihr Inneres nicht geſehen. Wir wurden in ein Kaffeehaus geführt, und der Wirth führte uns wiederum auf ſein Dach, und dann auf verſchiedene Nachbarsdächer, bis wir einen Blick in den Vorhof und auf die Kuppeln werfen konnten, der aber durchaus ungenügend war. Der ſogenannte große Bazar umgiebt ringsum mit ſeinen dunkeln engen Budengaſſen die Moſchee, und Thüren ſtanden geöffnet, die in ſie hineinführten. Als wir durch den Bazar gingen, wünſchten wir ein wenig vor dieſen Thüren zu bleiben um ins Innere zu ſchauen, nur ſo aus der Ferne, aber unſre Sonne wandelte unaufhaltſam mit ihrem Trabanten weiter, und der Dragoman ſagte: das Volk leide es nicht gern. Da die Orientalen alle an die Gewalt des „böſen Blicks“ glauben, ſo fürchten ſie vielleicht die Chriſten könnten ihre Moſchee mit Blicken in Grund und Boden bohren! anders iſt ſolche Abgunſt ja gar nicht zu erklären. Gegen das böſe Auge haben ſie die unſinnigſten Schutzmittel. Ich erinnere mich in Scutari über einer Hausthür einen Haſenkopf und eine Hummerſcheere geſehen zu haben; nun war das Haus geſchützt! Das „böſe Auge" hat übrigens nicht grade Dein Feind; auch Dein Freund kann Dir ſchaden, wenn er das Unglück hat damit behaftet zu ſein. Bis nach Italien dringt dieſer Aberglaube, und die Gettatura iſt der dort allgemein bekannte Talisman gegen das „böſe Auge." Von jenen Dächern hatten wir auch eine Ausſicht auf das alte Schloß, das eine plumpe Ruine iſt, neben welcher eine einſame Palme ganz niedergeſchlagen Wache hält. Die Kreuzfahrer und die Mongolen mögen da gehauſt haben; das glaubt man gern, wenn man es in der Nähe betrachtet. Daß aber Chalifen es bewohnt haben iſt ſchwer zu glauben, wenn man noch die Erinnerung an ihre ſpaniſchen Schlöſſer, an den Alcazar zu Sevilla, und an die Alhambra, ſo friſch wie ich im Gedächtniß hat. — Am ſpäten Nachmittag kamen wir in unſre Casa nova zurück, und der Pater Guardian beſuchte uns, ein altes, freundliches, geſprächiges Männchen, in deſſen herzlich gutes Geſicht ich mit wahrem Vergnügen blicke, während er plaudert. Es ſind ihrer ſieben Franziskaner im Kloſter, das zur Terra santa gehört.

Ihre Beſchäftigungen ſind: der tägliche complicirte Gottesdienſt in ihrer Kirche, die von den hieſigen Katholiken beſucht wird: eine Kinderſchule von Knaben und Mädchen, die ſich ſehr dabei zu unterhalten ſcheinen, denn es geht immer höchſt munter im Schulſaal zu — natürlich in arabiſcher Sprache; und endlich das Lehren dieſer Sprache an diejenigen Brüder, welche aus Europa kommen und für den Aufenthalt im Orient beſtimmt werden. Es iſt merkwürdig eine ſo demüthige Vocation zu haben, um aus dem fernen Spanien nach Damaskus zu kommen und kleine Kinder leſen zu lehren. Aber die Einfachheit, die ſchlichte Natürlichkeit mit der dieſe Männer ihrem Beruf nachgehen, hab' ich gar lieb. Dieſe beſcheidenen, ärmlichen, lange unterdrückten Klöſter, die man erſt ſeit der Zeit nicht mehr mißhandelt, als „Im Baſch“ Syrien regierte — ſo verkürzt mein alter Pater Ibrahim Paſcha — ſind das einzige Ueberbleibſel aus den Kreuzfahrertagen, und haben ſich erhalten wo Kaiſer und Könige gefallen ſind. Ferner giebt es hier noch ein Lazariſtenkloſter, worin nur zwei Pater ſind. Das Kapuzinerkloſter iſt mit dem ermordeten Pater Thomas ausgeſtorben. Der Guardian läßt ſich darauf todtſchlagen, daß die Juden ihn umgebracht haben, immer ſich ſtützend auf das ſeit langen Jahrhunderten graſſirende Märchen: ſie brauchten Chriſtenblut zu ihren religiöſen Ceremonien. Das mittelalterliche Europa erfand dies Märchen theils aus fanatiſchem Haß, theils um ſich bei den daraus entſpringenden Verfolgungen in Beſitz der Reichthümer der Juden zu ſetzen, bei denen man immer die Schätze eines Eldorado geträumt hat. Der Türk ſteht aber mit ſeinem fanatiſchen Haß gegen andre Religionen auf jenem mittelalterlichen Punkt: die Geldgier der Hochmögenden iſt bedeutend, und ſo war es denn immer des Verſuches werth den Juden ein Verbrechen aufzubürden um von ihnen Löſegeld zu erpreſſen oder ihr ganzes Vermögen einzuziehen. Am Morgen hatte ſich das Geſpräch beim preußiſchen Conſul auch auf dieſen traurigen Gegenſtand gewendet, und er ſprach darüber ruhig und gemäßigt, ganz wie Jemand der eine ſolche Beſchuldigung für unmöglich hält. Ich wünſchte meinem alten Pater eine andre Meinung beizubringen, da ich aber nie in fremden Sprachen über dergleichen Dinge denke, ſo kann ich auch nicht darüber in ihnen ſprechen, und ſehr bald ſah ich mich genöthigt ihm zu ſagen: „He olvidado el Español e dimenticato l'italiano.“ — Das ſtört nicht unſer gutes Vernehmen.

Heute früh machten wir wieder große Excurſionen durch die Stadt. Ich konnte mich gar nicht überzeugen, daß Damaskus ohne alle Monumente ſchöner arabiſcher Architektur ſein könne. Aber es iſt ſo. Das allgemeine alte und neue Baumaterial ſind dieſe großen viereckigen Lehmquadern, die ſich an der Luft erhärten. Auch die Stadtmauern ſind davon. An den Thoren gewahrt man zuweilen den großen Quaderſtein; das iſt immer römiſche Arbeit. Arabiſchen Schmuck, arabiſche Zierlichkeit, ſei es an einer Fontäne, einem Bazar, einem Minare — nirgends. Entweder iſt das Alles ſeit der türkiſchen Eroberung verſchwunden oder — was mir wahrſcheinlicher iſt — die ſpaniſchen Araber ſtanden auf einer bedeutend höheren Stufe der Civiliſation, die ſich bei einem ſo bildungsfähigen talentvollen Volk aus der ſteten rivaliſirenden Berührung mit dem chriſtlich-gothiſchen Spanier leicht erklärt. Was ſoll ich Dir von den kümmerlichen Cafés erzählen in welche man uns führte, „der ſchönen Ausſicht wegen;“ und die in dem Blick auf einen kleinen gelblichen lehmigen Bach beſtand, der zwiſchen Pappelgebüſch an den Mauern hinſchlich. Was von dem Garten des Paſcha neben deſſen Wohnung, die mit dem ſtolzen Namen des „Serai“ bezeichnet wird — ein Garten, in dem wir vor Ueberraſchung ſtumm uns anſahen, denn außer den Kohlköpfen proſperirten nur Studentenblumen und Hahnenkamm darin.

Intereſſanter, wenn auch vollkommen apokryphiſch, iſt das Haus des Ananias, das in ein Kapellchen verwandelt iſt: die Stelle zwiſchen den Gärten wo Paulus die Viſion hatte: „Was verfolgſt du mich?“ — und die in der Mauer über welche er nach ſeiner Bekehrung aus Damaskus flüchtete. Bei dieſen Streifereien kamen wir in einer Vorſtadt zu der berühmten uralten Platane, deren Stamm einen Umfang von 40 Fuß hat, und die das friſcheſte Laub und die kräftigſten Aeſte trägt: und an viele Gottesäcker und Grabmäler von berühmten myſtiſchen Gelehrten und Heiligen, deren Hauptſchule hier in Damaskus beſtand. Aber wir durften uns nicht bei ihnen aufhalten: die Vorübergehenden ſahen uns mißbilligend an und der Kawaſſ ſchüttelte den Kopf mit dem goldbetroddelten Keſſijeh. Liebe Mutter, es macht einen fatalen Eindruck um ſeines Glaubens willen verachtet zu werden. Ich mögte immer zu den Leuten ſagen: „Aber ſeid doch nicht ſo unſinnig mich wie ein ſchädliches Gewürm zu betrachten! wir glauben ja Alle an den einen Gott, den Euch Muhamed, den uns Chriſtus verkündet hat! Es iſt ja wirklich dumm der verſchiedenen Boten wegen ſich zu haſſen, die eine himmliſche Botſchaft bringen.“ — Nun, das weiß ich: ſeitdem ich erfahre wie einem zu Muth iſt wenn man um der Religion willen verachtet wird, werd' ich warlich niemand verachten und wenn er auch an den Gott Apis glauben ſollte. Ich denke ich habe es auch ohnehin nie gethan. Durch unendliche Bazars kamen wir zurück, die Damaskus als eine ſehr handeltreibende Stadt zeigen. Ein und derſelbe Gegenſtand füllt immer ganze Straßen, hier ſind es Kabkabs in allen Größen und Höhen, von ganz gewöhnlichen bis zu äußerſt zierlich eingelegten: da ſind es Kinderſchuh von rothem Maroquin: da Keſſiehs: da alle Sorten von Kiſten und Kaſten mit Metallnägeln beſchlagen: da ſeidne Kaftans von den glänzendſten Farben. Ich hab einen für meinen Bruder gekauft, der ihn als Schlafrock wird brauchen können. Im Grunde iſt nichts Hübſches daran als der Schnitt der hängenden Ermel und die Kurioſität aus den Händen eines damaskiſchen Schneiders hervorgegangen zu ſein. In den Bazars umdrängten mich die neugierigen Weiber ganz unausſtehlich, die nach der in Syrien allgemein herrſchenden Sitte, in einen enormen weißen Perkalſchleier, von Kopf zu Füßen, wie Leichen gehüllt ſind, während ſie ein dünnes buntes Seidentuch vors Geſicht hängen. Die ſind gründlich verſchleiert! mich erſchreckten anfangs dieſe geſpenſtiſchen Geſtalten, obgleich ich ſchon geſtern des Conſuls Frau und Töchterchen über ihre Diamanten und Shawls in gleicher Weiſe die dichten Schleier tragen ſah. Der Umgang beider Geſchlechter iſt bei ihnen ganz zwanglos; aber die arabiſche Sitte will auf der Straße nur verſchleierte Frauen ſehen, mögen es nun Muhamedanerinnen, Israelitinnen oder Chriſtinnen ſein. Wir waren gegangen die griechiſche Kirche zu beſuchen, die eine große Gemeinde von 7000 Seelen hat. Es war grade Gottesdienſt, und die weißen Frauengeſtalten wandelten tief vermummt ihrer vergitterten Tribüne zu. Ich durfte nicht in die Kirche, die vor dem Chor ſchönes Schnitzwerk haben, und recht groß und ſtattlich ſein ſoll. Man wollte mich in die Frauenabtheilung führen; aber ich fürchtete ihre Andacht zu ſtören und hinter dem Gitter nichts zu ſehen. So ſah ich mir im Vorhof die Männer an, und hatte die größte Mühe von der Welt mir einzuprägen, daß dieſe Leute in Kaftan und Turban Chriſten ſeien. Himmel! dachte ich endlich ganz ungeduldig über mich ſelbſt: iſt denn ein Frack und ein Chriſt identiſch? — — Aber ſo groß iſt die Macht der Gewohnheit, daß ſie einen ganz ſtupid macht.

Mittags ritten wir mit dem Conſul durch die unendlichen Gärten um Damaſkus nach dem Dorf Salahieh, das man im Sommer bewohnt. Wenn ich ſage Gärten, ſo bitte ich Dich den Begriff eines

Obſtgartens felſenfeſt zu halten, und weder an engliſche noch franzöſiſche Anlagen zu denken. Die Aprikoſe iſt die Frucht von Damaskus, wie die Piſtazie von Aleppo und die Feige von Smyrna es iſt. Mit Aprikoſenconſerve wird ein ausgebreiteter Handel getrieben; daher iſt dieſer Baum der vorherrſchende in den ungeheuern Pflanzungen, die Damaskus mit einem wahren Walde von edlen Fruchtbäumen umgeben. Wallnuß-, Oel-, Granaten-, Feigenbäume, ſetzen in Farben und Formen eine Moſaik der Belaubung zuſammen, wie ſie in Fülle und Kräftigkeit ſelten gefunden wird. Dieſer Segen üppiger Naturkräfte iſt die einzige, aber allerdings unzerſtörbare Schönheit von Damaskus, und der Orientale, der unter ſeiner brennenden Sonne nichts Schöneres kennt, als Grün, Waſſer und Schatten, muß allerdings hier ein Paradies ſehen. Die hohen Lehmmauern der Gärten ſind unerfreulich, und der vernichtende Staub war es noch mehr. Mich amüſirte im Grunde unſer Aufzug am meiſten, der mich unwillkürlich an Kunſtreiter erinnerte. Der Kawaſſ, heute in Weiß, Grün und Gold gekleidet, war beritten und unzertrennlich von ſeinem langen Stabe, deſſen Spitze er wie eine Lanze in den Steigbügel ſtemmte. Der Mohr war ebenfalls zu Pferde, und unſer Seis auch; aber der Seis des Conſuls ritt auf einem milchweißen mit vielen dunkelrothen Quaſten aufgeputzten Eſel. So wanden wir uns wie eine buntſchillernde Schlange durch die ſchmalen Bazars in die grünen Aprikoſenhaine hinein. — Herzensmama, ich küſſe die Hand. Die Sonne iſt untergegangen, und ich ſoll beim Conſul zu Mittag ſpeiſen. Ade und auf morgen.

XXIII

Damaſkus, Montag, Oktbr. 16. 1843.

Durch die ſtockfinſtern Bazars gelangten wir mühſelig zum Conſul, wo uns die Frau vom Hauſe prächtiger denn je mit Perlen, Smaragden, einem ſuperben hochrothen Shawl und fußhohen Kabkabs entgegentrat. Dieſer Herrlichkeit gegenüber verſank ich förmlich in meine kleine dunkle Nichtigkeit. Da ſie nur arabiſch ſpricht, ſo beſteht unſre Converſation in wolwollenden Pantomimen. Das Diner war einigermaßen europäiſch ſervirt, wenn auch nicht zubereitet. Miſchmiſch (ſo heißt auf arabiſch die Aprikoſe) kehrte in allen Formen wieder: ſüß und ſauer, warm und kalt; darum hatte ich ausdrücklich gebeten, füge ich hinzu um kein nachtheiliges Licht hinſichtlich der Anordnung eines Diners auf die Frau vom Hauſe zu werfen. Ich habe ſoviel vom Miſchmiſch von Damaskus gehört, wie es in ſeiner einfachſten Form, als zuſammengetrockneter Brei, die armen Pilger nach Mecca, die armen Kameelführer nach Bagdad begleitet, und in vervollkommneter als Confitüre beim Deſert erſcheint, daß ich ſeine Bekanntſchaft wünſchte: und ich habe ſie gründlich gemacht. Miſchmiſch-Conſerve iſt gut; aber in Nizza verſteht man ganz anders Früchte zu Confitüren zuzubereiten. Piſtazien von Aleppo gab es auch, und zur großen Freude der Frau vom Hauſe, die eine geborne Aleppinerin iſt, fand ich den dortigen Geſchmack, die Frucht mit ein wenig Salz zu eſſen, ſehr gut. Wir ſpeisten im Hof und kein Lüftchen regte ſich; ungeſtört brannten die Flammen der Lichter. Es war wie bei uns an einem ſchönen Sommerabend, ſehr verſchieden von Beirut, wo die Abende wärmer als bei uns die Sommertage ſind. Die Winter ſind kalt in Damaskus; der Schnee fällt nicht nur, ſondern bleibt auch zuweilen tagelang liegen. Dann muß es grauslich in dieſen hohen, leeren Gemächern ſein, wenn ihre Thür und der ganze Hof verſchneit iſt. Daher iſt auch die Palme ein Fremdling, und Citronenbäume finden ſich nur in den ſehr geſchützten Höfen der Häuſer.

Regen bezeichnet Anfang und Ende des Winters. Sechs Monate hindurch iſt ununterbrochener Sommer mit gänzlicher Regenloſigkeit. Aber der Barrada läßt keinen Waſſermangel aufkommen. — Grade jetzt ſoll das Volk in einiger Gährung ſein, weil die Zeit der Recrutenaushebung nahet. Kommt ſie zum Ausbruch, ſo geſchehen immer Exceſſe, bald gegen den Paſcha, bald gegen alle Nicht-Muhamedaner, die freilich ſehr unſchuldig an der Sache ſind; aber die Aufregung will einen Gegenſtand haben um ihr Müthchen zu kühlen. Unter einer Hand in welcher der Zepter nicht ruht, ſondern wackelt, kann es nicht wol anders ſein, als daß man ſich gegen eine läſtige Maßregel auflehnt, wie Kinder die am Abend nicht zu Bett gehen wollen, und endlich ſchreiend und weinend dennoch mit Gewalt dahin gebracht werden. Kommt es zum Ausbruch, ſo will der Conſul mit ſeiner ganzen Familie nach Beirut gehen und ſein Haus einem türkiſchen Freunde übergeben. Es iſt geſichert im Schutz eines Muhamedaners. Heute früh gingen wir alſo das Haus von Aſſad Paſcha zu beſehen, das nach dem Namen des Erbauers genannt und von einem ſeiner Nachkommen, einem ſehr reichen Araber, bewohnt wird, den der Conſul gut kennt. Wegen des Ramadans durften wir erſt um Mittag kommen, denn ſo lange ſchlief der Hausherr, und zwar grade in dem berühmten Saal. Ja, das iſt wahr! neben dieſem Hauſe verſchwinden alle übrigen! es nimmt ſich wie ein Palaſt zwiſchen ihnen aus. Vor Allem hat es einen würdigen Eingang, ein ſchönes, hochgewölbtes Thor, durch das man hineinreiten kann, und ob zwar der Durchgang gebrochen iſt, wie in unſern Feſtungsthoren und wie bei der Alhambra, ſo bleibt er doch immer eine Halle, während er bei den übrigen Häuſern einer Höle ähnlich iſt. Das ſtattliche Thor abgerechnet, zeichnet auch Aſſad Paſchas Haus, ebenfalls wie die Alhambra, von Außen ſich durch nichts aus: es iſt ein großes unregelmäßiges Mauerwerk aus Lehm. Da ich voreilig beim Beſuch der erſten Häuſer ſchon von Feenſchlöſſern geſprochen habe, und da ich das Uebertreiben gar nicht verſtehe, ſo habe ich keine Superlativbezeichnung für dieſes, liebſte Mutter. Ich kann nur ſagen, daß es an Größe der Anlage und Geſchmack und Reichthum der Ausführung ſich eben zu jenen wie ein Palaſt zu Häuſern verhält. Es hat verſchiedene Höfe, Pavillons, Liwáns, Baſſins, unſymmetriſch aber anmuthig verbunden, und der eine Gartenſaal, den der Hausherr eben verließ als wir kamen, iſt das reizendſte, was die Phantaſie zu träumen vermag. Er füllt ein eigenes, freiſtehendes Gebäude, das von

Oleander-, Mirthen- und Jasmingebüſch umgeben iſt. Er zerfällt inwendig in einen Mittelraum und in drei erhöhte Liwans oder Alkoven, von denen aber jeder die Größe eines mäßigen Salons hat. Die Wände ſind von oben bis unten mit querlaufenden Streifen von ſchwarzem, weißem und rothem Marmor bekleidet. Die zierlichſten Arabesken von den ſeltenſten und buntfarbigſten Marmorarten moſaikartig zuſammengeſetzt, bilden den Fußboden. Im Mittelraum erhebt ſich aus demſelben eine Fontäne, deren Einfaſſung aus ſchwarzen, weißen und rothen abgebrochenen Säulen beſteht. Jede dieſer Säulen iſt hohl und ſpritzt einen Waſſerſtral ins Baſſin hinein, ſo daß ſich über demſelben, wie aus Silberſtreifen, eine Art von Krone bildet. Der Plafond beſteht aus dunklem Holz, das ſtreifenweiſe vergoldet und dazwiſchen mit Perlenmutter ausgelegt iſt. Unter ihm zieht ſich eine Reihe kleiner Bogenfenſter hin; ihre Rahmen ſind zierliche Marmorarbeit, und ihre bunten Scheiben von den brennendſten Farben bilden Verſe aus dem Koran in arabiſchen Schriftzügen, die wie talismaniſche Zeichen ausſehen. Wohin Du das Auge wendeſt, überall fällt Dein Blick auf das allerköſtlichſte Material und die allergeſchmackvollſte Ausführung. Das Seltenſte unter dem Seltnen iſt hier verſchmolzen: Pracht und Grazie

Man weiß nicht ob man ausrufen ſoll: wie herrlich! — oder: wie lieblich! — Breite Sofas umlaufen die Wände. Zwei ſchöne Teppiche, ein großer und ein kleiner, lagen in dem einen Liwân; darauf einige Polſter. So iſt das einfache Bett der Orientalen. O, hier muß es ſich anmuthig ruhen laſſen! hier mögte auch ich träumen — aber wachend. Dieſer Pavillon war von Außen ungewöhnlich geſchmückt mit Marmorſtufen, die zu ihm hinauf führten, und mit marmornen Einfaſſungen der Thür und der Fenſter. Man zeigte uns noch verſchiedene Gemächer, die wenigſtens ebenſo hübſch als die im Hauſe des engliſchen Conſuls, aber freilich mit jenem Saal nicht zu vergleichen ſind. So habe ich denn doch endlich etwas in Damaskus gefunden, das der Erwartung entſpricht, die man von ſeiner Herrlichkeit hegt; — etwas, das der glänzendſten Zeiten der Chalifen nicht unwürdig iſt! — Scharf kontraſtirte mit jenem reizendſten Djinniſtan ein zweites arabiſches Haus, das wir mit dem Conſul beſuchten. Der Beſitzer hat es vor einigen Jahren im Geſchmack der Häuſer von Conſtantinopel einrichten laſſen, mit abſcheulichen landſchaftbemalten Wänden und blumenbemalten Plafonds — ganz und gar der barbariſche Ungeſchmack, der im Palaſt von Tſchiragan und im Kiosk der ſüßen Waſſer herrſcht. Als wir es verlaſſen wollten, erſchien eine Botſchaft: die Herrn mögten ſich gefälligſt entfernen, denn die Frau vom Hauſe wünſche mich zu ſehen. Kaum hatten ſich jene in den Vorhof begeben, ſo ſah ich mich von einer Weiberſchaar umringt, vor der ich förmlich erſchrack, ſo häßlich war ſie. Der Beſitzer dieſes Harems iſt nicht beneidenswerth! Die Herrin wie die Sclavinnen ſahen im höchſten Grade unſauber, nachläſſig, recht widerwärtig aus, ganz als ob ſie nach der hier herrſchenden Sitte in ihren Kleidern geſchlafen hätten — und zwar mehr als eine Nacht. Sie lärmten, lachten, ſchrien um mich herum, betrachteten mich, faßten meine Hände an — die Wilden der Südſee können nicht wilder in ihrer Neugier ſein. Und dies war der Harem eines reichen und angeſehenen Mannes! Aber der Harem macht ſtupid und roh, das iſt gewiß. Welch ein Unterſchied in dem Benehmen dieſer Frauen und der ſchönen Jüdinnen, die, wie ſie, in Syrien geboren und ohne alle Erziehung und Bildung ſind. Aber das Eine: der freie Umgang beider Geſchlechter giebt einen Takt und eine Geſittung, welche den Haremsbewohnerinnen für immer fremd bleiben. Mir war ganz unheimlich zwiſchen dieſer Bande zu Muth und ich dankte meinem Gott als ich wieder zu meinen Begleitern gelangte. So eine Maſſe roher Weiber zu ſehen, iſt mir ſchrecklich. Lieber ſehe ich eine Heerde Kühe oder Schaafe. Der Harem erniedrigt das Weib zum Vieh. Nimm nicht übel den ſtarken Ausdruck, Herzensmama! ich kann's nicht ſehen, nicht denken ohne Empörung. Die Männer, die ſich die Erlaubniß nehmen über Dinge zu ſchreiben, die ſie nicht kennen, haben denn auch oft behauptet, die Orientalinnen fühlten ſich gar nicht unglücklich im Harem. Deſto ſchlimmer für ſie! hat ſich je eine Kuh auf der grünen Wieſe unglücklich gefühlt? Der Harem iſt eine Wieſe, die den Bedürfniſſen des animaliſchen Lebens genügt. Baſta. Ich kann nicht darüber ſprechen. Das Herz im Leibe kehrt ſich mir um. Ach, welch eine Wonne, zu den alten ſogenannten nordiſchen Barbaren, zu den Völkern germaniſchen Stammes zu gehören, bei denen bis in die graueſte Vorzeit hinein das Weib den Platz eines Menſchen einnahm. Die Polygamie iſt eine Mauer, welche den Orient gegen das Chriſtenthum abſperrt. — Du biſt gewiß gar nicht befriedigt von meiner Relation über Damaskus, liebe Mutter. Ja, das iſt übel — aber in einem ſteten Begeiſterungsrauſch bin ich nicht, und die vielbeſungene und hochgeprieſene Chalifenſtadt hat ihn mir nicht eingeflößt. Ich glaube daß das arabiſche Spanien mich verwöhnt hat. Leute die nicht wie ich nach

Luſt und Laune, ſondern ſyſtematiſch reiſen, werden gut thun zuerſt nach Syrien, dann nach Spanien, dem Entwickelungsgang der Araber folgend, zu gehen. — Wir reiſen morgen ab und direkt in drei Tagen nach Beirut. Wie man hier in dieſen Staubkaſten durch das Ungeziefer leidet iſt unerzählbar, aber in der That auch unaushaltbar! — Ich küſſe die Hand, liebe Mutter.

XXIV

Beirut, Sonnabend, Oktbr. 21 1843

„De las cosas mas seguras, la mas segura es dudar.“ Dieſe vortrefliche ſpaniſche Behauptung findet hier ihre volle Anwendung, liebes Clärchen. Hier iſt man immer im Zweifel ob man dieſes oder jenes wird thun können, ob es zu Stande kommt, ob es Dieſem oder Jenem, der für ſchweres Geld dabei behülflich ſein ſoll, gefallen wird zur rechten Zeit den kleinen Finger zu bewegen. Den Werth der Zeit kennt man hier gar nicht. Heute? warum denn heute? warum nicht übers Jahr? Es iſt eine Indolenz, die man begreifen könnte, wenn ſich die Gleichgültigkeit auf Gelderwerb erſtreckte. Doch mit nichten! bei dieſem Punkt hört ſie auf! Geld wollen ſie möglichſt viel, nicht ſowol verdienen als abpreſſen, und dafür ſo wenig thun als ihnen beliebt. Mir fällt dabei Eulenſpiegels Axiom ein: „Gieb mir was „dein iſt — (Geld) — ich will behalten was mein „iſt.“ — (die Dienſte) — Nun, ich hoffe als eine ächte Philoſophin nach Europa zurückzukehren: ächt nenne ich praktiſch; von der ſpekulativen Philoſophie halt' ich fürs Leben nicht viel. Aber ich hoffe in dieſer praktiſchen Schule gelaſſen, langmüthig, ruhig zu werden — lauter Dinge an denen ich ſtarken Mangel leide, wie Du wol weißt. Gott, in Deutſchland! da reiſe ich mit der Uhr in der Hand, und fahre ich auf der Eiſenbahn von Dresden nach Leipzig fünf Minuten über das Gewöhnliche, ſo ſage ich: Man hat auch keinen großen Zeitgewinn durch die Eiſenbahnen! — Und zögern die Poſtpferde eine halbe Minute beim Umſpannen, ſo ſage ich ſehr verdrießlich: Was das für eine ſchlechte Poſtverwaltung iſt! — Um Eiſenbahnen und Poſtpferde in ihrer ganzen Glorie zu ſehen, muß man ſie von hier aus betrachten. Auf dem Antilibanon hat man grade den richtigen Standpunkt. Am ſiebzehnten hielten wir erſt gegen acht Uhr unſern Abzug aus dem Kloſter, denn da die Pferde und Knechte eine andre Herberge hatten, ſo war es unmöglich ſie um ſechs auf dem Platz zu finden. Sie kamen um ſieben, und packten ſo ſchlecht, daß die ganze Bagage immer drauf und dran war in den engen Bazars auf irgend einen Laden zu ſtürzen und ihn zu zertrümmern. Unter andern kamen wir durch den der Fleiſcher — eine abſcheuliche Partie! da wurden die Hammel für ganz Damaskus geſchlachtet, gehäutet, geviertheilt, und unſre Pferde ſchritten durch die rinnenden Blutbäche und über die zuckenden Thiere. Ich war froh als wir nach dreiviertelſtündigem Ritt das Thor endlich hinter uns hatten, obzwar nun ſogleich wieder Halt gemacht und das ganze Gepäck umgelegt werden mußte. Wo die Gärten von Damaskus aufhören, iſt die Vegetation wie abgeſchnitten, und über ſteinige und ſteile Wege zieht man in die kahlen weißlichen Kalkberge hinein. Da ſpricht ſich der Oaſencharakter der Stadt recht deutlich aus. Bis halb drei Uhr ritten wir durch die bergigen Wüſteneien des Antilibanon ohne durch ein Dorf oder an einen Bach zu kommen. Endlich fanden wir beides vereint und die Mukéri wollten für die Nacht Halt machen. Eigentlich heißen die Maulthiertreiber ſo und wir hatten nur Pferde; aber man braucht für dieſe ganze Claſſe von Leuten dieſelbe Bezeichnung ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihrer vierbeinigen Pfleglinge. Wir fanden es langweilig am frühen Nachmittag und bei dem ſchmutzigen Dorf zu campiren, und wollten weiter. Sie gehorchten auch, aber unter fortwährendem Gezänk — und was das heißt ein arabiſches Gezänk, dies Schreien, Brüllen, Toben, Handthieren, ſo daß ſie ganz athemlos und heiſer werden: das kann man ſich ſogar in Neapel nicht vorſtellen. Dann hielten ſie den Zug gefliſſentlich auf, bald um die Pferde zu tränken, bald um das Gepäck zu ordnen, das jetzt durchaus nicht deſſen bedurfte. Giorgio der eben auch keine Lammsnatur hat, verlor endlich dermaßen die Geduld, daß er dem Seïs einen Schlag mit der Gerte gab, und dieſer warf um ſich zu rächen das ganze Gepäck eines Pferdes in den Bach durch den wir eben gingen. Nun waren wir genöthigt zu bleiben, denn es mußte herausgezogen und getrocknet werden; und ſo ſchlugen wir denn um halb 4 Uhr auf freiem Felde, in einer öden Felſenſchlucht die Zelte auf — aber unter welchem Lärm, das bin ich unfähig zu beſchreiben! Ich gab denn auch zuletzt mein Wort dazu, oder eigentlich zwei, und ſehr gewichtige. Ich ſagte majeſtätiſch: „Mafisch Bakschisch,“ d. h. es giebt kein Trinkgeld. Eigentlich hätte ich ſagen müſſen: Es wird keins geben; — aber bis zum Conjugiren hab ichs noch nicht im Arabiſchen gebracht. In dem Tumult des Augenblicks ſchien es ungehört zu verhallen, aber am andern Morgen ſuchten mich die Mukéri zu verſöhnen, indem ſie an das Zelt kamen und die Hand auf die Bruſt gelegt: „Buon „giorno, Signora“ ſagten, um mich ihrer Ergebenheit zu verſichern. Ich ließ ihnen durch Giorgio ſagen, daß ich im Khan Murad ſchlafen und am andern Tage in Beirut ſein wolle: darauf mögten ſie ſich einrichten. Damit waren ſie einverſtanden und der Friede gemacht. Was das aber für ein kalter Morgen war, der des achtzehnten Oktobers im Antilibanon bevor die Sonne aufging, das iſt hier in dem ſommerlichen Beirut gar nicht zu glauben. Meine Finger waren ſo erſtarrt, daß ich ſie am Halſe meines Pferdes zu wärmen ſuchte, während das arme Thier ſelbſt zitternd und mit eingeklemmtem Schweif daſtand. Sobald die Sonne über die Berge kam wurde es erträglicher, und in den Mittagſtunden war es warm; heiß nie. Wir ritten von halb ſieben Uhr bis ein Viertel nach Eins um den Khan el Merdschi in der Bekaa zu erreichen. Bis dahin kein Dorf, kein Tropfen Waſſer, kein Khan — nichts! Der Antilibanon hat etwas unerhört Ungaſtliches auf dieſem ganzen Wege. Doch begegneten wir einigen größeren und kleineren Maulthierzügen, die mit Waarenballen bepackt nach Damaskus zogen, bis zu vierzig und fünfzig Thiere hintereinander. Später im Jahr, wenn Stürme und plötzliche Gewitter häufig ſind, iſt dieſer Weg gar nicht zu machen, denn auf ſieben bis acht Stunden Entfernung giebt es kein Obdach, keinen Schutz, kein Unterkommen. Auf den letzten Vorbergen des Antilibanon liegt eine Ruine, vielleicht ein Druſenſchloß, vielleicht eine noch ältere Kreuzfahrerfeſtung; — und ihr gegenüber im Libanon, liegt eine zweite, die ſo aus der Ferne ziemlich erhalten ſcheint. Man ſieht beide zu gleicher Zeit wenn man in die Bekaa hineinreitet und im Norden Sachle mit ſeinem Pappelwäldchen gewahrt. Der Khan el Merdschi liegt am Leontes und grade da, wo eine Brücke über ihn führt. An andern Stellen könnte man ihn wol auch getroſt durchwaten, allein ſeine Ufer ſind ſehr moraſtig, daher nehmen alle Reiſezüge ihren Weg über die Brücke und der Khan iſt des zahlreichen Zuſpruchs wegen ungewöhnlich groß und ſo brillant eingerichtet, daß ich Lebben bekommen konnte, ſo heißt ſaure Milch. Ein großer Kameelzug hielt Mittagsruh; da betrachtete ich mir dieſe Thiere, die mich vermuthlich nach Egypten bringen werden. Einladend ſehen ſie keineswegs aus, und das gurgelnde Gebrüll womit ſie wiedertrinken — ich denke man kann ſo ſprechen, da man ja wiederkäuen ſagt — iſt wirklich erſchreckend. Nach halbſtündiger Raſt brachen wir auf und begannen bald den Libanon zu erklimmen, deſſen Pfade wenn nicht halsbrecheriſch, doch gewiß beinbrecheriſch genannt werden müſſen. Unſre armen Pferde, die ſo ſchrecklich ſchlecht gefuttert und gar nicht gepflegt wurden, die als einziges Nahrungsmittel alle Abend eine kleine Portion gehackten Strohes mit etwas Gerſte bekamen, waren denn auch natürlich nicht übermäßig kräftig, und ich freute mich recht, daß im Khan Murad, den wir in drei Stunden erreichten, eine Art von Stall ſie aufnahm: denn der Wind pfiff ſchneidend über die Berge. Unſer Zelt wurde aufgeſchlagen — rathe wo? auf dem flachen Dach des Khans. Das war die alleinzige ebene Stelle. Die Stricke wurden um ſchwere Steine gewickelt, welche die Zeltpflöcke vertreten mußten, und da oben campirten wir, allerdings ſehr luftig, aber doch beſſer als eine Geſellſchaft von Engländern, die nach uns anlangten und, ohne Zelt reiſend, im Khan ſelbſt zwiſchen deſſen menſchlichen und thieriſchen Bewohnern die Nacht zubrachten. Als ſie am andern Morgen fortritten, ſahen ſie ſauber aus, als hätten ſie im beſten Gaſthof übernachtet, und Jeder von ihnen nahm ſein Mantelſäckchen und ſeine kleine wattirte Decke auf ſein Pferd. So reiſten ſie, genügſam und unabhängig. Es waren Marineoffiziere, alſo vermöge ihres Berufs an Strapatzen aller Art gewöhnt. Was das aber für ein Unterſchied war mit jenen vier Franzoſen, die damals mit uns zugleich Beirut verließen, und mehr Umſtände machten, mit mehr Verwöhnungen zum Vorſchein kamen, als das verwöhnteſte Frauenzimmer! Männer müſſen aber etwas entbehren und aushalten können, ſonſt ſind ſie ja gar keine Männer. Frauen — das iſt etwas Andres! von denen begehre ich es nicht, außer von mir ſelbſt ein wenig. Ich muß mich entwöhnen und verwöhnen können, wie es ſich grade paßt. Das iſt geſund für Leib und Seele; — aber es mag es wol nicht jede aushalten können. Den ungeheuern Unterſchied des Klimas habe ich heut und geſtern ſelbſt als ein Unbehagen verſpürt. Der plötzliche Uebergang von früh ſieben bis Nachmittags vier Uhr aus dem kühlen Herbſt in den heißen Sommer, vom Khan Murad bis Beirut, iſt zu ſchneidend, ſo angenehm er auch iſt. Auf dem Kulminationspunkt des Paſſes über den Libanon erblickten wir ſogleich das Meer; aber wir mußten 4000 Fuß bis zu ihm hinab reiten. Wir paſſirten die verſchiedenen Zonen, die ſich durch die Vegetation kund gaben. Mit Weingärten und einigen Kohlpflanzen beginnt die Kultur im Libanon; dann geſellen ſich Feigenbäume dazu, die Anfangs nur ganz klein und verkrüppelt allmälig größer werden.

Darauf ſteigt man in die Region der Oelbäume hinab, und endlich kommt man durch das Palmenwäldchen und durch die duftenden Hecken von Akazien in die grünen Gärten von Beirut, die ganz erfriſcht ausſehen, weil es während unſrer Abweſenheit drei Tage geregnet hat. Hier in Battistas Gaſthof gab es eine große Ueberraſchung für mich. Als der Druſe Francesco mich in mein ehemaliges Zimmer führte, erkannte ich es nicht, ſo vortheilhaft hatte es ſich verändert: Wände und Decke friſch überkalkt, und die Vorhänge meiner ſechs Fenſter und meines Bettes ſo weiß wie gefallner Schnee, ſämmtliche Spinnen verſchwunden — kurz, ein Zimmer wie ein Lilienkelch ſo hell und rein. Ich bin ganz vergnügt darüber, umſomehr als die Casa nova kein Lilienkelch war. Geſtern war Raſttag, und heute früh wollten wir über Tyrus und Sidon nach dem Carmel abreiſen, nahmen alſo geſtern vom Generalkonſul und ſeiner Frau Abſchied bis zum Wiederſehen in Deutſchland — oder hier! denn die Unruhen in der Landſchaft Samaria ſollen nach den letzten Nachrichten ſo bedeutend ſein, daß es ſchwer hält nach Jeruſalem zu kommen, und ob nun gar durch die Wüſte — davon hat hier Niemand auch nur die geringſte Ahnung. Da iſts heut ſicher und morgen unſicher, wie die Beduinen grade geſinnt ſind — ſo ſcheint es. Ich bin aber geſonnen die unbequemſte Reiſe zu Lande der zu Waſſer vorzuziehen: denn da hier die Dampfſchiffslinien aufgehört haben, ſo muß man ſich einem Segelſchiff anvertrauen, und dazu fehlt mir denn doch die Geduld. Vier oder fünf Tage vor einer Rhede zu liegen wegen Windſtille, oder einige hundert Meilen verſchlagen zu werden durch Sturm — was Alles, und noch viel Ueblere s, mit dem Segelſchiff geſchehen kann! — dazu iſt meine im Orient erworbene Geduld noch nicht langathmig genug. Wir werden es machen wie in Spanien, worüber wir auch keine ſichere Nachrichten hatten: gehen ſo weit wie möglich, und umkehren wenns unmöglich wird. Heut morgen, als ich bereits ganz reiſefertig gekleidet war, kam Giorgio mit der angenehmen Nachricht, daß, da er geſtern mit dem Pferdevermiether keinen feſten Contract abgeſchloſſen habe, derſelbe heute mehr und Ungebührliches verlange. Da dieſer Zank natürlich den ganzen Morgen ausfüllen wird, ſo gaben wir freiwillig die Abreiſe für heute auf, um nicht von einer Stunde zur andern vergeblich hingehalten zu werden. Hatte ich aber nicht Recht zu Anfang meines Briefes zu ſagen: vor allen Dingen ſei der Zweifel das ſicherſte? Der Muhamedaner ſpricht auch nie: dies oder das werde ich morgen thun, ohne hinzuzufügen „Inschallah“!

d. h. ſo Gott will. Es iſt ausdrücklich eine Lehre des Korans und begründet ſich darauf, daß Muhamed über die Geſchichte der Siebenſchläfer befragt, ſagte: er wolle ihnen morgen die Sache mittheilen: aber erſt ſpäter eine Offenbarung darüber erhielt. „Maschallah“, d. h. was Gott will! hört man auch ſehr häufig; am Allerhäufigſten aber „Ya Allah“! ausgeſprochen Yallah, d. h. o Gott. Mit Yallah! kann man ſchon eine kleine Converſation machen, denn es iſt ein freudiger wie ein ſchmerzlicher Ausruf, drückt Staunen, Ueberraſchung, Zorn aus, und bedeutet Vorwärts! gut, gut! recht ſo! meinetwegen! — Yallah iſt ein eben ſolches vieldeutiges Proteuswort wie das ſpaniſche Vaya vaya! und man hört es auch eben ſo viel. Der arabiſche Geſang erinnert ebenfalls an den des ſpaniſchen Volks, iſt wie jener für unſer Ohr unharmoniſch. Die Mukeri ſangen wenn ſie guter Laune waren den ganzen Tag, d. h. ſie ſtießen mit aller Kraft ihrer Lunge ein wildes lautes Getön aus, das wirklich mehr Aehnlichkeit mit Gezänk als mit Geſang hatte. Fielen ſie aus dieſem in jenes, ſo war der Unterſchied wenigſtens nicht groß. Die Mäßigkeit dieſer Leute beſchämte mich wirklich. Ich dachte Wunder wie mäßig auf dieſer Reiſe zu ſein, und hatte doch Alles was ich brauchte reichlich und aufs Beſte, nur nicht mit vielfacher Abwechſelung. Die Mukeri, die täglich acht bis neun Stunden abſcheulichen Weges zu Fuß machen mußten, lebten von einem Stück Brot groß wie meine Hand, und kamen wir an einem Weingarten oder einem Maisfelde vorüber, ſo fouragirten ſie darin und nahmen eine Traube oder einen Kolben mit auf die Reiſe. Das war die ganze Zehrung. Wenn im Waſſer nährende Stoffe ſind, ſo iſt es begreiflich daß ſie wenig Speiſe brauchten, denn ſie tranken es wie ein Schwamm es einſaugt, und übergingen keinen Bach, keinen Brunnen, keine Pfütze. Nährt es nicht, ſo müſſen ſie die Fähigkeit der Kameele beſitzen, welche im Voraus trinken können. Mit leerem Magen wickelten ſie ſich alle Abend in ihre jämmerlich dünnen Mäntel, aus denen die nackten Beine fröſtelnd hervorkamen, ſtreckten ſich über dem ſteinigen Erdboden aus, und ſchliefen unter Gottes ſchönem, aber eiskalten Himmel den Schlaf der Gerechten, ſo daß Giorgio ſie jeden Morgen wecken mußte. Zähnklappernd packten ſie die Pferde: ſo wie aber die Sonne kam ſangen ſie, daß die Berge bebten. Zuweilen lief Einer oder der Andere eine Strecke vorweg um ſich dann bis zu unſrer Ankunft ausruhen zu können. Das bewerkſtelligte er, indem er ſich auf ſeine eigenen Ferſen niederhockte. So ſitzt der Araber: mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt der Türke. Mir ſcheint jenes noch bei Weitem unbeauemer als dieſes. In unſerm letzten Zelt-Nachtlager beim Khan Murad ſtarrte ich unſern Seis mit meinen größten Augen um ſeiner zwiefachen Geſchicklichkeit willen an: er hockte auf den Ferſen und ſchrieb in dieſer Stellung auf ſeiner linken Hand mit Tinte und Feder die Rechnung, die er in Beirut ſeinem Herrn vorlegen mußte. Dieſe Schriftgelehrſamkeit bei einem arabiſchen Seis ſetzte mich wirklich in tiefes Erſtaunen. Bei uns, wenn ein junger Menſch es ſo weit gebracht hat, wird er flugs ein Schriftſteller: hier bleibt er Maulthiertreiber. Dieſe geſunde Selbſtbeurtheilung ſpricht doch ſehr für den Araber. Indeſſen ſoll er ſie nicht in allen Stücken haben, vielmehr höchſt eitel ſein und ſich den Europäern für unendlich überlegen halten. Da er glaubt, nichts von ihnen lernen zu können, ſo lernt er auch nichts, während ſeine Talente ihn doch ſehr dazu befähigen. Daher iſt es unerhört ſchwer mit ihm zu leben, und für Handwerker, Dienſtboten und dergl. an ein Volk gewieſen zu ſein, das Alles beſſer zu wiſſen meint, Nichts thun mag, und von dem Europäer Vortheil haben will. Aus eigener Erfahrung kann ich dies natürlich nicht wiſſen; aber ſo erzählt man mir. Dadurch wird das tägliche Leben, ehe die gute alles ausgleichende Gewohnheit dazu getreten iſt, dem Europäer zu einer Kette von Beſchwerden, indem er mit Unbequemlichkeiten zu kämpfen hat, die er in der Heimat nicht ahnt. Frau v. Wildenbruch, die mit liebenswürdiger Tapferkeit ſie zu überwinden weiß und dabei ganz unparteiiſch gegen Land und Volk geblieben iſt, hat mir mancherlei erzählt, was das häusliche Leben unglaublich erſchweren muß. Am Merkwürdigſten war mir, daß ſie die Schuhe für ihr Töchterchen aus Malta bringen läßt, als aus dem nächſten Ort, der etwas Brauchbares liefert. Und ſo iſt es in allen Dingen. Dennoch, wenn man aus Damaskus kommt, erſcheint Beirut höchſt civiliſirt. Durch die Conſuln iſt eine kleine europäiſche Geſellſchaft gebildet: zweimal im Monat kommen Dampfboote mit Briefen und Zeitungen ziemlich regelmäßig an: andre Schiffe, franzöſiſche und engliſche beſonders, bringen Nachrichten und Menſchen aus andern Ländern und ſetzen mit ihnen in Verkehr: in zwei Gaſthöfen findet der Reiſende Unterkommen: bei europäiſchen Kaufleuten kann man ſich mit Manchem verſehen was man zur ferneren Reiſe braucht. Bei längerem Aufenthalt genügt das Alles unſern Anſprüchen an Geſellſchaft, Verkehr, Leben und Bewegung durchaus nicht: aber jetzt, ſeit ich zum zweiten Male hier bin, fällt es mir auf. Beirut hat eine glückliche Lage und ein geſundes Clima. Zwiſchen all den ſchlechten Rheden der ſyriſchen Küſte iſt die hieſige eine der beſten, und in Alexandrette, wo ſie beſſer, iſt wiederum das Clima ſo entſetzlich ungeſund, daß einige Tage genügen um eine ganze Schiffsmannſchaft fieberkrank zu machen. Beirut iſt übrigens eben ſo alt, wenigſtens urkundlich, als ſeine beiden berühmten Nachbarinnen Tyrus und Sidon, denn die Bibel führt es an unter dem Namen Berytus. Wir gingen heute in der Stadt umher. Nimmermehr könnte man ſie nach ihrem gegenwärtigen Ausſehen zu ſchließen für ſo alt halten. Ganz mittelalterlich feſtungsähnlich iſt ſie, jedes Haus eine kleine Burg für Kreuzfahrer oder für Sarazenen, wo man ſich vom Thurm herab vertheidigen, und inwendig zwiſchen den Thürmen Licht und Luft genießen und ungeſtört leben kann. Nun, welche Zeit es auch geweſen ſein möge, die das jetzige Beirut erbaut hat: unſicher war ſie, wie man heutzutag ſpricht; aber man muß nicht vergeſſen hinzuzufügen, daß ſie zugleich voll der individuelſten Freiheit war, wie eben es auch dieſe Häuſer bezeugen. Dann gingen wir im Lager herum, das vor dem Thor und vor dem Hauſe des Paſcha permanent aufgeſchlagen, den hier anweſenden arnautiſchen Truppen als Kaſerne dient. Die etwas theatraliſche Palikarentracht, die faltenreiche weiße Fuſtanella, die goldgeſtickte Jacke, den breiten Gürtel worin Jataghan und Piſtolen ſtecken, verſtehen die wunderſchönen, ſchlanken, geſtreckten Geſtalten prächtig zu tragen — natürlich auch mit dem vollkommenſten Selbſtbewußtſein ihrer Schönheit. Der Eine pflanzte ſich förmlich vor uns auf und drehte ſich langſam um ſeine Axe, wie eine Statue auf einem beweglichen Piedeſtal. Aber wenn ſolch ein junger Barbar nicht auf ſeine Schönheit ein bischen eitel ſein dürfte, wohin in der Welt ſollte ſich denn die arme Eitelkeit mit gutem Gewiſſen begeben? hier kam ſie mir ganz an ihrem Platz vor. Woher dieſe Menſchen den Adel der Haltung, den ſchlanken Gang, die graziöſen Armbewegungen haben, iſt unerklärlich ſobald man ſich gegen den Unterſchied der Racen ſträubt. Das thue ich nun gar nicht. Ich finde die ſchöpferiſche Natur hat das Recht des Genies ihre Schöpfungen nach Gutdünken zu begaben, und einen ganzen Volksſtamm ſo gut wie ein Individuum reicher auszuſtatten als andere. Im wilden oder halbwilden Zuſtand vererbt ſich das Gepräge der Racen durch Jahrtauſende, und die Nachkommen der Sieger in olympiſchen Spielen haben von ihren Vätern nichts geerbt als die Geſtalt. Unter der Hand der Cultur verwiſcht ſich am ſchnellſten der Stempel der Racen: doch nie ganz, zum

Glück! etwas von der eigenthümlichen Begabung bleibt übrig, ſei es im Innern, ſei es äußerlich, welches verkündet, daß der Menſch nicht ganz ein künſtliches Product der Dreſſur iſt. — Jezt, mein liebes Clärchen, ſage ich Dir Lebewol. Von wo ich meinen nächſten Brief ſchreiben werde, weiß ich in der That nicht. Der Carmel iſt unſer nächſtes Ziel: aber es ſind faſt vier Tagereiſen bis dahin. Vielleicht finde ich unterwegs Zeit.

XXV

Kloſter auf dem Carmel, Octbr. 25. 1843.

Ach nein, mein Clärchen, das war ganz und gar unmöglich! Hat man eine Tagereiſe zu Pferd und in der brennenden Sonnenhitze gemacht, ſo iſt man ganz froh ſich gegen Abend auf die Matratze zu ſtrecken, ohne ſich mit Schreibereien zu befaſſen. Zeit hätte ich übrigens vollauf gehabt: die Tagereiſen waren kurz: aber ich war nicht dazu aufgelegt. Wie es zugeht weiß ich nicht, allein dieſe Reiſe hat mich mehr ermüdet als die größere nach Damaskus. Vielleicht geht dies Pferd etwas unbequemer, vielleicht iſt es die große Hitze, die ſogar in der Nacht nicht nachläßt. Ich bin beſtändig in Tranſpiration, und da dies etwas iſt, was mir unter dem harten Himmel unſrer Heimat nie geſchieht, ſo ermattet es mich. Hier iſt es nun himmliſch ſchön! auf einem Vorgebirge am Meer liegt das Kloſter 600 Fuß über demſelben. Da iſt eine ganz andre Luft als unten in dem brennenden Sande der Küſte oder in dem ausgetrockneten Haidelande. Ohne hart zu werden, wie bei uns, erfriſcht ſie nur das Blut und ſtählt die Nerven. Heute früh um halb eilf Uhr kamen wir hier an, und obgleich es eigentlich nichts zu ſehen giebt — ſo wenig daß der Dragoman uns vorſchlug oben zu frühſtücken und weiter zu gehen — ſo werden wir doch noch morgen hier bleiben. Eine Stätte wie dieſe, wo ich mich ſo recht wol in tiefſter Seele gefühlt — wo ich geſagt hätte: „Ach, ich will einen Tag bleiben!“ habe ich auf der ganzen Reiſe noch nicht gefunden. Iſt es die wundervolle majeſtätiſche Schönheit der Natur, iſt es der ſtille ſegenbringende Friede des Kloſters, iſt es der Boden des heiligen Landes, der Gedanke auf deſſen Schwelle zu ſtehen, iſt es Freude die Pilgerfahrt ſo weit glücklich gemacht zu haben: genug, auf dem Carmel iſt es ſchöner als am Bosporus, auf dem Libanon und in Balbek: — nicht zum anſehen ſchöner, aber um da zu ſein. Hier würde ich Hütten bauen, wenn die Welt mir leer wäre. Hier begreiſe ich das Gefühl, welches die Lady Eſther Stanhope — wunderlichen Andenkens! — der Heimat entfremdete und für immer entzog. Meine alte Liebe zum Kloſter wacht wieder auf, und ich denke: Selig wer hier wenigſtens vorüber ziehen darf! ſeliger wer bleiben kann! — Meine guten Mönche ſehen nun gar nicht aus wie Selige, ſondern wie brave, ſchlichte Männer die ſie ſind, ihrem Beruf nachgehend, ihre Pflichten erfüllend, ohne rechts oder links zu ſehen. Der Eine iſt ein Deutſcher, ein Baier aus der Gegend von Aſchaffenburg, der lange im Karmeliterkloſter der Reuerer zu Würzburg — wo wir einmal zuſammen waren, weißt Du noch? — gelebt hat, dann nach Bagdad und von dort hieher geſchickt iſt. Ich muß Dir aber ehrlich geſtehen, daß dieſer Landsmann mir wenig gefällt, weil er ausſieht, als habe er das baieriſche Bier ſeiner Jugend in gutem Andenken behalten. Dies Kloſter iſt das einzige in Paleſtina, welches nicht den Franziskanern und zum Verband der Terra santa gehört, weil uralte Tradition den Berg Carmel zur Wiege des Karmeliterordens gemacht hat. Im übrigen Syrien, im Libanon und in Bagdad, haben die Karmeliter Klöſter, gar im fernen Indien — theils zur Seelſorge für die anſäſſigen oder reiſenden Katholiken, für Herberge und Verpflegung, theils zur Pflanzſtätte für Miſſionäre. Ich fragte den Pater Guardian ob denn das Bekehrungsgeſchäft der Hindu wirklich Fortgang habe. Er war ehrlich genug zu ſagen: einen ſehr geringen; aber, fügte er hinzu, für die kleinen Kinder, die nach dortiger Sitte zahlreich ausgeſetzt würden und elend umkommen müßten, ſei die Anweſenheit der Miſſionäre eine große Wolthat; denn wenn Einer von ihnen an einer Straßenecke ſo einen armen ausgeſetzten halbtodten Wurm fände, ſo — — — nimmt er ihn auf und mit, und verpflegt und erzieht ihn; nicht wahr, das erwarteſt Du zu hören? — — Mit nichten! — So tauft er ihn, und nun hat das Kind das Glück ohne Mühe die ewige Seligkeit bei Chriſtus im Paradieſe zu genießen. Ich ſtarrte den guten Pater an; er ſprach mit tiefſter Aufrichtigkeit; er glaubte wirklich dem Kinde ſei eine unerhörte Wolthat geſchehen. Aber um zu glauben, daß der liebe Gott für das unentwickelte Seelchen eines getauften Kindes einen beſſeren Platz habe als für das eines ungetauften, muß man wol ein Kloſterbruder ſein, den die ſtrikte Obſervanz gewöhnt hat die Form über Alles zu ſetzen. Dies lag ihm ſo am Herzen, daß er ſehr wünſchte auch einmal nach Indien geſchickt zu werden. Es wird aber bei ſolchen Verſendungen von Seiten des Ordensgenerals nicht ſowol auf perſönliche Wünſche als auf Befähigung Rückſicht genommen. — Beim Frühſtück machte ich die Bekanntſchaft der Väter, und nach demſelben führten ſie uns im Kloſter herum, ſo weit es die Klauſur mir geſtattete. Die Kirche iſt ein ſchönes, von oben beleuchtetes, mit einer Kuppel überwölbtes griechiſches Kreuz; aber die Gemälde ſind gräßlich, und das Gnadenbild der Jungfrau Maria vom Carmel über dem Hochaltar, iſt eine aufgeputzte unſchöne hölzerne Puppe. Jetzt ſitze ich in meinem Zimmer, deſſen hohes weites, ſtarkvergittertes Fenſter mir die unbeſchränkte Ausſicht auf das wundervolle Meer öfnet, an deſſen Ufer ich die ganze Reiſe von Beirut hieher gemacht habe. Ich hörte ſie ſei langweilig: das habe ich durchaus nicht gefunden, obgleich man keine überraſchende Schönheiten ſieht. Von Beirut bis Akka ſind drei kleine Tagereiſen, während welcher man ſich beſtändig in einer Ebene zwiſchen dem Meer zur Rechten, und den Vorbergen des Libanon zur Linken befindet. Dieſe Berge ziehen ſich bald in der Ferne dahin, ſo daß die Ebene einen breiten Landſtrich bildet, und bald nähern ſie ſich dem Ufer und, das Meer gleichſam mit einem Finger berührend, bilden ſie Vorgebirge über die der Weg klettert. Im Ganzen flacht ſich der Libanon allmälig ſo ab, daß er bei Akka zu Hügeln eingeſunken iſt; ſo endet er. Die breite Ebene von Akka durch die einige Flüſſe ins Meer gehen, ſcheidet ihn vom Carmel, und war die Grenze des alten gelobten Landes — von Jehovah den Nachkommen Abrahams gelobt und gegeben. Zwiſchen dem Libanon im Norden, dem Meer im Weſten, der arabiſchen Wüſte im Süden, und dem Jordan und todten Meer im Oſten lag es, und was den Israeliten das gelobte Land und den Chriſten wegen Leben und Sterben des Heilands das heilige Land hieß, hat dieſe Benennungen wie auch den Namen Paläſtina, faſt ganz verloren, und wird gewöhnlich mit ſeinen Nachbarländern im Norden und Oſten zuſammen genommen Syrien genannt. All meine Gedanken ſind ſchon in Paläſtina! ich muß mir wirklich Mühe geben um bis Beirut zurückzugehen, das wir am Sonntag, den zwei und zwanzigſten Oktober, um acht Uhr früh verließen, erſt durch Maulbeerpflanzungen und ein Pinienwäldchen, dann durch eine tiefe Sandſtrecke ritten, die das Meer feindlich an der Küſte abgelagert hat. Nach ein Paar Stunden hören Sand und Pflanzungen auf, aber immer bleibt man auf einem pflanzenreichen Boden, dem nichts gebricht als Kultur um der einträglichſte und geſegnetſte zu ſein, denn die ſteinigen Vorgebirge und einige Sandſtriche abgerechnet, fehlt es nirgends an Waſſer. Häufig mußten wir Bäche durchreiten, die jetzt nicht bedeutend, zur Regenzeit aber hemmende Ströme ſind. Zwiſchen hohen Oleanderſträuchen ſchlängelten ſie ſich, die mit glühend rothen Blüten dick überſchüttet waren, was prächtig ausſah unter dem Tiefblau des Himmels. Ueber die Vorgebirge war der Weg holprig und ſteil, ſonſt recht bequem. Hie und da zog ein Schiff durch die ſtille blaue Flut zu unſrer Rechten, und zur Linken, höher hinauf im Libanon, auf vorſpringenden Bergkuppen, lagen zuweilen große Gebäude, Klöſter der Chriſten oder Schlöſſer der Druſen, und Dörfer Beider. In dieſer Gegend hatte der letzte Druſenfürſt, Emir Beſchir, mit ſeinen zwölf Söhnen ſeine Reſidenz, Deir-el-Kamar. Er war ein herrſchſüchtiger ſchlauer Mann, der auf die alte Eroberung des Libanon durch die Druſen fußend, ſich ſelbſt als deſſen Herrn und deſſen übrige Bewohner als ſeine Unterthanen betrachtete. Wofür der Menſch ſich hält, ſobald er es durch paſſende Mittel zu unterſtützen weiß, dafür wird er gehalten; und Emir Beſchirs Mittel waren die, daß er ſich mit den drei, unter ſich höchſt feindlichen Religionen gut zu ſtellen wußte, welche in dieſer Gegend zwiſchen und neben einander wohnen: mit Maroniten, Muhamedaner~~n und Druſen~~. Um er-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

ſtere zu gewinnen, ſoll er ſogar Chriſt geworden ſein. Eine Kirche baute er um mit ihnen ihren Gottesdienſt zu begehen, desgleichen eine Moſchee, wo er mit den Bekennern des Islams deren Religionsgebräuche vollzog; und ſeine Druſen endlich muß er auch zufrieden geſtellt haben, da er ihr „großer Emir,“ ihr Fürſt des ganzen Libanon war. Als Ibrahim Paſcha im Jahr 1832 Syrien eroberte und als Statthalter ſeines Vaters Mehemed Ali beherrſchte, unterwarf Emir Beſchir ſich ihm, und ſtürzte im Jahr 1840 mit der ägyptiſchen Regierung in Syrien, als die europäiſchen Mächte es an der Zeit fanden, den mächtigen Vaſallen der unmächtigen Pforte aus Syrien zu vertreiben. Als er eben im Begriff geweſen ſein ſoll von Ibrahim Paſcha ab- und dem Großherrn zuzufallen, wurde Emir Beſchir nach Malta geſendet und lebt jetzt als achtzigjähriger Greis in Conſtantinopel. Seine zwölf Söhne ſind umher verſtreut, und ſein Schloß verfällt zur Ruine, wie das der Lady Eſther Stanhope, das auch oberhalb Saïda im Gebirge liegt. Sie ſelbſt hat kein gutes Andenken hinterlaſſen. Ein exaltirter Charakter wie der ihre muß geweſen ſein, hat ſelten die feſte klare Richtung, welche ihn vor Abſchweifung in Bizarrerie bewahrt. In der Welt, im abſchleifenden Verkehr mit den Menſchen, finden ſich von ſelbſt Meſſer gegen dergleichen Auswüchſe: die gänzliche Abgeſchiedenheit in die ſie ſich warf, als ihr nach Pitts Tode, deſſen Nichte ſie war, England und das Leben mit Engländern unerträglich wurde — iſt der Boden, auf dem ſie recht gedeihen. Ihre Bizarrerie ſcheint förmlich in Monomanie ausgeartet zu ſein; ſie erwartete einen muhamedaniſchen Meſſias. Von ihren Wunderlichkeiten weiß man viel zu erzählen: wie ſie einem Courier, der ihr Briefe gebracht, die Baſtonnade hat geben laſſen, denn ſie wolle keine Briefe; wie ſie einem Geſchäftsführer, mit dem ſie unzufrieden war, den halben Bart abſcheeren ließ und ihn ſo nach Damaskus zurückſchickte; und mehr dergleichen Züge, die eine gewiſſe innere Wildheit verrathen.

Um halb ſechs Uhr kamen wir nach Saïda, dem bibliſchen Sidon, das jetzt nicht mehr wie zur Zeit der Phönizier durch ſeinen Purpur — wol aber durch die Bananen berühmt iſt, die in ſeinen Gärten vortrefflich gedeihen ſollen. Die Araber lieben dieſe Frucht ſo ſehr, daß ſie meinen es ſei die geweſen, welche Eva im Paradieſe verlockt habe, und in der Form der Blüte ſoll ſich der Schlangenkopf deutlich erkennen laſſen. Vor dem Thor der Stadt, auf dem feſten reinlichen Uferſande, zwiſchen dem Meer und großen Gärten voll Oelbäumen, die mit Tamarisken eingefaßt waren, ſchlugen wir die Zelte auf, und es war prächtig zu ſchlafen bei dem feierlichen Wiegenliede, womit das Meer während des Schlummers der Erde Wache hält. Wenn es am Tage auch noch ſo ſtill geweſen iſt, nach Sonnenuntergang rauſchen die Wellen immer höher auf, trotz der tiefſten Windſtille, und Nachts brauſen ſie wie eine Geiſterorgel. Ich mögte immer am Meeresſtrande ſchlafen. Wache ich in der Nacht auf, ſo höre ich nicht das unheimliche, ſpukhafte Gekniſter und Geflüſter, das Gott weiß von welchen Thieren und Luftzügen oder ſonſtigen unbekannten Urſachen ausgeht, den Glauben an Geſpenſter bekräftigt hat, und in tiefer Nacht in keinem Hauſe fehlt. Ich glaube gar nicht an Geſpenſter, höre ich aber jenes Kniſtern, Schleichen und Tappen, ſo grüſelt's mich — wie es in den Märchen heißt — und das fällt weg der beruhigenden Stimme des Meeres gegenüber. Da iſt es unmöglich an Geſpenſter zu denken! man denkt nur an einen guten, ſtarken, großen Geiſt. Als wir bei Sonnenaufgang uns rüſteten, war ſchon Alles um uns her in großer Thätigkeit. Links wurden Hammel geſchlachtet, rechts wurden zierliche Schnüre aus gelber Seide und Baumwolle gedreht; die Weiber kamen mit ihren Krügen auf der linken Schulter aus der Stadt, um aus einem beſonders guten Brunnen in unſrer Nachbarſchaft Waſſer zu ſchöpfen; Kinder liefen nebenher und betrachteten neugierig die Fremden. So ganz alltäglich, Gewerbe und Handthierung treibend, präſentirt ſich jetzt die ſtolze Sidon, die eine Königin unter den Städten war. Ihre Lage iſt hübſch. Auf einem kleinen Vorſprung der Küſte, wie auch Beirut, Tyrus und Akka, tritt ſie ins Meer hinein, und eine Brücke führt zu ihrem alten Caſtel, das auf einer Klippe erbaut iſt. Wir ritten zwiſchen der Stadt und ihren Gärten fort, und kamen als wir letztere hinter uns hatten, in ein ganz ausgebranntes Haideland, das aber zur rechten Zeit, wenn es nach den herbſtlichen Regen beſtellt iſt, höchſt fruchtbar ſein muß. Auf dieſem Lande und zu meiner Betrübniß in einiger Entfernung vom Meer, hielten wir uns den ganzen Tag. Wir mußten häufig Bäche durchreiten, die ſtets mit blühendem Oleander eingefaßt waren. Ueber einen derſelben war eine verfallende Brücke geſchlagen, die eine hübſche Ruine zwiſchen den fröhlichen Geſträuchen bildete. Vielleicht war es der Leontes, der aus der Ebene von Balbek kommend bei ſeinem Urſprung die Ruinen des Sonnentempels geſehen hat. In der Gegend von Sur fließt er ins Meer. Sur iſt das alte Tyrus. „Ach, wer iſt jemals auf dem Meere ſo ſtille geworden, wie du, Tyrus?“ ſpricht der Prophet. Wir zogen an der ſtillen Stadt vorüber, die recht traurig ohne die gewöhnliche grüne Umgebung der ſyriſchen Städte verlaſſen da lag: und ich muß geſtehen daß eine Gazelle mich ſo intereſſirte, daß mein Hauptaugenmerk auf dies wunderniedliche Thier gerichtet blieb und Tyrus nur einen Seitenblick erhielt. Zum erſten Mal ſah ich eine Gazelle in der Freiheit. Wie der Wind huſchte ſie von dannen, duckte ſich, und ſprang nach einiger Zeit wieder auf und weiter, bald in kurzen Sätzen, bald langgeſtreckt wie ein Pfeil vorwärts ſchießend, allerliebſt von Geſtalt und Bewegungen, dem Reh ähnelnd, aber wie mir ſchien von weicheren Formen. Die orientaliſchen Dichter entlehnen von der Gazelle tauſend Grazien um die Geliebte damit zu ſchmücken: die großen ſanften Augen, der leichte Gang, der zarte Fuß, die anmuthigen Bewegungen: bei der Gazelle hab ich das Alles auch ganz richtig gefunden, jedoch noch nicht bei den arabiſchen Frauenzimmern. Wir ritten anderthalb Stunden über Tyrus hinaus, und blieben bei einem Dorf, deſſen Hauptgebäude aus einem großen Khan und einer Waſſermühle beſtanden. Der Bach der die Mühle trieb hatte prächtiges klares Waſſer, das man hier nicht immer findet. Vielleicht war er es aus deſſen Bett man den Sand zur Verfertigung des Glaſes nahm, welches die Phönizier ſo berühmt gemacht hat. Die fremden Völker meinten grade dieſer Sand aus einem Flüßchen bei Tyrus müſſe dazu benutzt werden, bis man dahinter kam, daß jeder brauchbar ſei. Wo wir die Nächte zubrachten und wo unſre Leute ſich in Geſpräche mit den Bewohnern einließen, erſchollen Nachrichten über die Unſicherheit des Weges, über Diebe und Räuber. Nach Nazareth zu gehen hielt man für bedenklich, nach Jeruſalem unmöglich; Beduinen ſollten bis Akka umherſtreifen. Ein armer Araber, der nichts auf der Welt beſaß, als ſeine Tabackspfeife und ſeinen weißwollnen Mantel mit dem er ſich höchſt maleriſch drapirte, wollte über Nazareth hinaus, war ſeelenfroh bis dahin bei unſerm Zuge zu bleiben, und zitterte wie es ferner ihm gehen würde. Alſo auch arme Teufel waren nicht ſicher vor Ausplünderung. Die ergötzliche Geſchichte eines Engländers, die ich ſchon in Beirut gehört aber für eine Fabel gehalten hatte, nahm an Wahrſcheinlichkeit zu. Dieſer Unglückliche hatte ſich einer Karawane von Jeruſalem aus angeſchloſſen, allein die Unvorſichtigkeit begangen einſam hinter ihr zurück zu bleiben. Er fiel in räuberiſche Hände und wurde dermaßen ausgeplündert, daß er wegen ſeiner Heimkehr nach Jeruſalem in einige Verlegenheit gerieth, denn ſein einziges Kleidungsſtück war ſein Hut geblieben, den die Beduinen nicht brauchen konnten. So im Naturzuſtand, aber mit dem Hut auf dem Kopf, wie ein König der Wilden, mußte er ſeinen Rückzug antreten. Ich, immer eingedenk Italiens, Spaniens, Palermos, wo es überall von Räubern wimmeln ſoll und wo ich keine Stecknadel verloren habe, hatte und habe noch jetzt, wo die Nachrichten immer bedenklicher lauten, den beſten Muth. Wer jedoch ſchon damals in halber Verzweiflung war, das war unſer Seïs, der „reiche Mann,“ wie ich ihn nenne. Ihm gehören die vier Maulthiere, die den Dragoman und unſer Gepäck tragen; er ſelbſt reitet auf dem fünften mit einer ellenlangen Pfeife in der Hand und einem Turban auf dem Kopf wie eine Bombe ſo groß; ſein Knecht reitet auf einem Eſel; — und all dieſe Reichthümer ſind nun der größten Gefahr ausgeſetzt! Er hat ſonſt immer die ſelbſtbewußte gemeſſene Haltung des reichen Mannes, beſonders wenn er Abends dem Knecht die Rationen für die Maulthiere austheilt; werden aber Diebesgeſchichten erzählt — die gegenwärtig das Lieblingsgeſpräch des Volkes zu ſein ſcheinen — ſo verliert er völlig ſeine Haltung und beſpricht mit dem Dragoman Sicherheitsmaßregeln. Du mußt bedenken, daß wir Alle zuſammen, Herrn, Diener, Mukéri, Pferde und Eſel, in der engſten Nachbarſchaft leben, die ſich nur träumen läßt, Tags neben und hinter einander reitend, Nachts eng beiſammen im kleinen Lager — ſo daß ich vollauf Zeit und Gelegenheit habe die faits et gestes unſers reichen Mannes zu ſtudiren, der mich königlich durch ſeine Zaghaftigkeit amüſirt. Bis jetzt verſpüre ich nicht die geringſte. Kommt ſie, ſo werd' ich es ehrlich beichten.

Es war hübſch an unſerer Waſſermühle. Reiſende mit ſtattlichen Pferden, bunt beſattelt, waren nach uns gekommen und lagerten ſich auf Teppichen neben dem Khan. Die Negerſclaven führten noch lange die Pferde umher, bevor ſie ſie tränkten. Arme reiſende Fußgänger hatten ſich auch angefunden, hockten genügſam auf ihren Ferſen, und erwarteten plaudernd den Sonnenuntergang um ſich an einer Pfeife und einem Biſſen Brot zu laben. Unſre Zelte bildeten die dritte Gruppe, und Geſpräche flogen von einer zur andern; denn der Araber iſt geſellig und geſprächig. Auf dem Wege rufen ſie ſich aus weiteſter Ferne an, und reden zuſammen ſo lange die Stimmen ſich erreichen; um wie viel mehr in der Herberge. Das iſt doch noch eine luſtige Herberge, liebes Clärchen, wo man allerlei Leute beiſammen ſehen kann, und zwar mit ihren Gewohnheiten. Dahin bringt man es bei uns nicht, und wenn man ſein Leben im Gaſthof verlebte! Die Reiſenden fehlen nicht — im Gegentheil! aber man ſieht ſie nur, wenn ſie gravitätiſch in Reihe und Glied beiſammen ſitzen und eſſen. Legt man die Serviette fort, ſo zieht man ſich einſiedleriſch in ſein Gemach zurück. Vor lauter Erziehung und Gewohnheit der guten Geſellſchaft, kommt einem die Gewohnheit mit Menſchen umzugehen ganz abhanden. Und trotz der Bemühung ſich abzuſondern, um nicht in unerfreulichen Contakt mit aller Welt zu gerathen, erreicht man nicht dasjenige, welches man dadurch bezwecken mögte: eine gewiſſe vornehme Haltung zwiſchen dem plebejen Treiben. Hier findet ſie ſich von ſelbſt, denn hier ſind Reiſen nach einem grandioſeren und freieren Zuſchnitt eingerichtet, als mit dem Dampfwagen, wie auf dem Schub, von einem Ort zum andern transportirt zu werden. Neulich habe ich den Eiſenbahnen ein Loblied geſungen, und heute wieder nicht! das kommt immer ſo, je nachdem man die Vortheile oder die Schattenſeiten einer Einrichtung hervorhebt. Da die Eiſenbahnen ganz im Sinn des Jahrhunderts zum Vortheil der Induſtrie und auf Nützlichkeit berechnet ſind, ſo iſt mit ihnen die Seele der Geſchäfte: Pünktlichkeit und Zeiterſparniß, verbunden; und es giebt Augenblicke wo man dieſe über Alles ſchätzt. Kommen aber Momente in denen man ſo recht das Vergnügen fühlt in ſtolzer Unabhängigkeit und mit tiefer freier Theilnahme ſelbſtſtändig durch die Welt zu ziehen, wie ſie in mir bei Weitem vorherrſchend ſind: ſo werden mir die Eiſenbahnen ein Greuel, und das Vergnügen des Reiſens iſt für mich aus Europa verſchwunden. Stelle Dir den Unterſchied nur einmal recht lebhaft vor: unter betäubendem Geräuſch, ab- und eingeſperrt im ſchweren Wagen, ohne zu hören, zu ſehen, zu denken, rutſcheſt Du in einem Tage 30 bis 40 Meilen ab, und findeſt Dich am Abend im Gaſthof abgeliefert; oder Du reiteſt in friſcher Luft, unter freiem Himmel, auf Deinem guten Pferdchen, vielleicht nur vier oder fünf Meilen täglich; aber Du darfſt ſagen: an dieſem Bach wollen wir frühſtücken; — Du darfſt den Zug aufhalten um Oleander zu pflücken und auf Deinen Hut zu ſtecken; — Du darfſt vom Pferde ſteigen um die wunderlichen Bewegungen einer Seeſpinne in der Nähe zu betrachten, die wie eine Maſchine vor-, rück- und ſeitwärts läuft; — Du darfſt ſagen, daß Du ausruhen, eſſen, trinken, oder vorwärts willſt; — kurz, in jedem Augenblick darfſt Du genau das thun, was Du eben mögteſt: Du biſt frei. Darin liegt der Zauber. Die Eiſenbahnen beſchränken mein Willensvermögen indem ſie meine Phantaſie bedrücken. Vielleicht geſchieht das zu meinem Vortheil — aber ich mag in dieſem Punkt auch nicht zu meinem Vortheil bevormundet werden. Es iſt überhaupt ſchrecklich, daß jetzt in Europa jeder Einzelne auf's Strengſte bevormundet wird unter dem Vorwand, daß dadurch die Maſſen einer edlen Freiheit entgegen gebildet werden ſollen. Ich glaube nicht daß die Maſſe gewinnt, was das Individuum verliert: denn in den gewichtigen Momenten wo es gilt zu zeigen: was biſt du? was kannſt du? da müſſen doch immer die Individuen aus der Linie heraus und an die Spitze treten, und ihnen folgt das Regiment, das ohne ſie nicht zum Entſchluß noch zur That käme. Aber in Europa kann man den Leuten viel einbilden! Die Eiſenbahn ſpedirt Jemand mit 500 Andern in drei Tagen von Berlin nach Dresden und wieder zurück, ſo daß er grade Zeit gehabt hat außer den verſchiedenen Eiſenbahnhöfen die Brühlſche Terraſſe, die Gemäldegallerie und die Oper zu beſuchen, und flugs iſt er überzeugt an der Freiheit des Jahrhunderts großen Antheil zu haben. Aber es iſt nun einmal die Eigenthümlichkeit des markloſen Jahrhunderts aus der Freiheit nichts zu machen, als einen abſtracten Begriff, der ſich in eine Phraſe auflöſt. Der Orient iſt das Land des Individuums. Hier muß der Einzelne für ſich ſelbſt ſorgen, oder demjenigen anhängen, der es außer für ſich ſelbſt noch für Andre kann. Wir haben gleich einen Anhang gegen die gefürchteten Räuberſchaaren bekommen, der ſich in unſern Schutz begiebt und uns dadurch ſtärker macht. Das iſt der Anfang des Feudalſyſtems. Und ſo lebe ich denn jetzt ein Stückchen Mittelalter! die Pilgerfahrt zum heiligen Grabe, die Herberge im Kloſter, die Unſicherheit der Straße, die materielle Einrichtung des Reiſezuges, der Anſchluß armer Pilger — nichts fehlt. — Auf welche Weiſe ich geſtern früh geweckt wurde, ſtellſt Du Dir ſchwerlich vor. Durch das Geſchrei ziehender Kraniche! Wie oft im Spätherbſt wenn ich dieſen Ton hörte und ihre Phalanx durch die Wolken ziehen ſah, wünſchte ich mit ihnen nach den ſüdlichen Ländern zu gehen. Jetzt war ich da wo ſie überwintern, und jetzt gingen meine Gedanken nach dem nördlichen Lande, das ſie vor Kurzem verlaſſen haben. Ach, das iſt ſchön daß die Gedanken noch ſchneller als die Kraniche von einem Weltende zum andern fliegen können. Während die Hirten ihre Viehheerden aus dem Dorf in die freie Wildniß trieben, und als die Sonne über die letzten Höhenzüge des Libanon ſtieg, gegen ſieben Uhr brachen wir auf. Wir mußten das Cap blanc, das höchſte Vorgebirge an dieſer

Küſte paſſiren. Der Weg hinüber iſt einigermaßen gemacht, d. h. die Felsblöcke ſind vom Pfade geräumt, der im ſteilen Zickzack herauf und hinab läuft: aber das iſt kaum eine Verbeſſerung, denn die Pferde haben keinen ſichern Tritt auf den kahlen Kalkſteinplatten, und gleiten leicht aus, vorzüglich wenn es bergab geht. Hernach war der Weg wieder ganz gut, weil man immerfort ungeſtört durch die Ebene zieht, und dabei einzelne maleriſche Bilder hat: ein Dorf unter Palmen auf einem Hügel am Meer; ein Paar mächtige einſame Säulen auf einem andern an den Libanon ſich lehnenden; ſpäter große Orangenpflanzungen, die herrenlos und verwildert ausſahen, und zwiſchen denen die ſchönſten Geſträuche blühten, Roſen und Oleander in Fülle, und ein baumartiger Buſch der köſtliche Blumen trug halb weiß halb roſenfarben, groß wie Camelien, aber die Blätter lockerer. Es war eine Pracht all dies jugendliche Roth zwiſchen dem kräftigen Orangenlaube zu ſehen. Ab und zu tauchte das Meer auf, und mit ihm Akka und im Hintergrunde der Carmel; dann wurden ſie wieder von Dünen verſteckt. Darauf kam ein alter Aquadukt wol eine Meile lang zu ſehen. Wie ein heiterer Greis nahm er ſich aus, denn üppige Schlingpflanzen hatten ihn ganz und gar mit dichtem Grün umſponnen. Ein

Theil der Bogen war neu gebaut; da gediehen ſie nicht in gleichem Maß. In der Nähe der Stadt wurde es belebt: es war der erſte Tag des kleinen Beiram, der die langen Faſten endet. Durch tiefen Sand, die Mauern umgehend, kamen wir an das Thor, das nach dem Carmel führt, und fanden dort die ganze Bevölkerung fröhlich verſammelt, Männer, Weiber, Kinder, Soldaten, Beduinen — Alle durcheinander, und ſehr friedlich. Das Hauptvergnügen beſtand in Schaukeln. Zwei gewöhnliche und drei ruſſiſche waren aufgeſchlagen und drehten ſich knarrend. In großen Kreiſen ſaßen die Raucher beglückt bei ihrem Nargileh. Ein kleines Boot nahm Wanderluſtige auf und führte ſie ins Meer — zehn Minuten weit; dann wieder zurück, und die Spazierfahrt war aus. Junge Leute übten ſich auf dem feuchten feſten Uferſand im Springen, zum Theil recht geſchickt. Die Kinder waren neu und herrlich gekleidet, mit kleinen Goldmünzen am Tarbuſch, auch wol im ſeidnen Kaftan. Was die Frauen für ihre Toilette gethan hatten, wurde man nicht gewahr; unerbittlich verhüllte der weiße Schleier jede Schönheit der Geſtalt und des Anzugs. Ein Schleier iſt anmuthig — aber er muß nicht, wie hier, Alles verſchleiern. Dazwiſchen ritten vornehme Leute mit Gefolge, aber nur ſehr Wenige, und ein Paar Arader auf ſchnellfüßigen Dromedaren. Von den Wällen wurde kanonirt. Flintenſchüſſe, die größte Freudenbezeugung der Araber, erklangen nur ſparſam, und Muſik, Tanz, Geſang, gab es gar nicht. Wir kamen ſchon um halb vier Uhr an, und hätten alſo um ſieben den Carmel erreichen können: aber ich war müde — eigentlich wol nur träge — und die bunten Gruppen unterhielten mich. Alſo blieben wir bei einem Khan vor dem Thor. Um Sonnenuntergang wurde alles ſtill; das Volk verlief ſich wieder in die Stadt hinein. Die Orientalen lieben nicht in die Nacht hinein zu wachen: ſie thun es, halb gezwungen, durch die Strenge des Ramadan; iſt er zu Ende kehren ſie gern zu ihrer eigentlichen Gewöhnung zurück früh ſchlafen zu gehen und früh aufzuſtehen. Der Abend war doch ſchön genug um ins Freie zu locken. Ich ſaß lange vor dem Zelt und ſah mir meine alten lieben Bekannten an — die Sterne. Wenn ich ſage ich kenne ſie, ſo mein' ich nur daß ich ſie ungefähr ſo kenne, wie man geliebte Menſchen kennt: man weiß nicht recht was an ihnen dran iſt, und von ihren Eigenſchaften, guten wie böſen, iſt man nicht im Stande genaue Rechenſchaft abzulegen: allein ſie ſind nun einmal ſo beſchaffen, daß man ſie lieben muß, und das iſt gewiß die glücklichſte Art von Bekanntſchaft. Eine ſolche habe ich mit den Sternen. Ich ſah zu ihnen hinauf in ihre große, lichte, unermeßliche Welt, und ſie ſahen hernieder auf mich in meiner kleinen, dunkeln und begrenzten, und ſo mächtig der Abſtand — dennoch war Verſtändniß zwiſchen uns: der ewigen Lichtwelt gehört der beſte Theil unſers Weſens an. Ich ſuchte den Abendſtern, der wie das Auge der Liebe immer wacht, zuerſt und zuletzt. Er war nicht mehr da, vermuthlich ſchon der Sonne nachgeſunken. Siehe! da löste ſich ein großer wunderſchöner Stern aus dem feierlichen Reigen, und ſank langſam, ſchwebend, majeſtätiſch in das Meer. Du weißt, wenn man eine Sternſchnuppe ſieht und während ihres Falls einen Wunſch ausſpricht: ſo wird dieſer erfüllt. Man hat ihn aber ſelten geſchwind genug auf der Zunge. Dieſe fiel ſo langſam, daß ich Zeit hatte meine Hände demüthig zu falten und zu ſagen: „O bitte! eine glückliche Heimkehr!" Sieh, die Sterne haben mir eine glückliche Heimkehr zugeſagt; was können die Beduinen mir anhaben? Gott regiert die Sterne, mein Clärchen. A propos von ihnen! weißt Du weshalb das türkiſche Wappen aus einem Stern im Halbmond beſteht? ich wußte es nicht bis ichs im „Hammer" las. Bei den Byzantinern des heidniſchen Alterthums wurde die Diana vorzugsweiſe verehrt, als Hekate oder Göttin der Nacht ſowol wie als Phosphora oder Verkünderin des Morgens. Als Hekate war der Mond ihr Symbol, der das Licht der Nächte iſt, als Phosphora war es der Morgenſtern, Lucifer, Phosphorus, welcher der Sonne voraus eilt. Eine milde Lichtgöttin war ſie immer. Ihr zu Ehren machten die Byzantiner ihre Symbole zum uralten Wappen der Stadt, das von den chriſtlich-byzantiniſchen Kaiſern vernachläſſigt, aber durch die erobernden Türken wieder auf- und angenommen, und zu dem des Reichs erhoben wurde — wahrſcheinlich ohne zu wiſſen woher es ſtammt und nur um ihrer Herrſchaft den Adelsbrief uralten Beſtehens zu geben. — Eine Lichtgöttin kann nicht wol anders als ein anmuthiges Symbol zarteſter Reinheit ſein: aber die anmuthigſte von ihnen allen iſt die perſiſche Lichtgöttin, die ſchöne Anahid. Ihre Liebesgunſt begehrten die beiden Engel Harut und Marut, welche in Menſchengeſtalt auf die Erde kamen, die Anahid als ein ſterbliches Weib bewohnte. Sie entzog ſich ihrer Verführung durch die von ihnen erlernten talismaniſchen Worte, ſtieg in den Himmel auf, ward unter die Unſterblichen verſetzt und zum Genius des Morgenſterns gemacht. Und während die ſchöne Anahid mit ſonnenſtralenbeſaiteter Lyra dem Reigen der Geſtirne allmorgentlich voranſchwebt, hängen die abtrünnigen Engel an den

Füßen in einem Brunnen zu Bagdad, und lehren den Menſchen Zauberei bis zum Tage des jüngſten Gerichts. Iſt dieſe Sage nicht ganz ſo lieblich, wie der Stern, dem ſie dadurch eine Seele giebt? — Von Akka ſehen wir nur die Mauern, die nach dem Meer zu an verſchiedenen Stellen in Trümmern liegen, ſo wie Admiral Stopford ſie 1840 niedergeſchoſſen hat. Das war die famöſe Einnahme von St. Jean d'Acre, die damals ſo viel beſprochen wurde, weil ſie Mehemed Alis Herrſchaft in Syrien ein Ende machte. Napoleon hat es zu ſeiner Zeit während des ägyptiſchen Feldzuges umſonſt belagert. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war es ſchon ein ſehr wichtiger Punkt, den Barbaroſſas Sohn Friedrich von Schwaben nach unſäglichen Drangſalen eroberte, wo er den Orden der deutſchen Ritter ſtiftete, wo er ſtarb und begraben iſt. Es blieb auch der letzte feſte Platz der Chriſten in Syrien, und zwar bis 1291, wo es auch an die Muhamedaner fiel. Akka iſt der arabiſche Name der Stadt und bedeutet die Gebrochene; und ſo ſieht ſie auch aus. Eine Bucht tritt zwiſchen ihr und dem Vorgebirge des Carmel ins Land hinein. Man muß ſie umgehen um zu ihm zu gelangen. Hart am Strande ritten wir hin. Zur Linken hatten wir dünenartige Sandhügel, welche die weite Ebene, die ſich hinter ihnen ausbreitet, gegen das Meer begrenzen und ſchützen. Durch zwei Flüſſe mußten wir reiten: der letzte heißt der Kiſon. An ſeinem andern Ufer beginnt ein ſchöner Palmenwald mit Unterholz von Granaten, Orangen, Feigen und Johannisbrotbaum, der bis zum Städtchen Kaiffa führt, welches am Fuß des Carmel liegt. Hier beginnt man zu ſteigen, anfangs allmälig durch einen weitläuftigen Olivenhain, in dem große Heerden von Ziegen und Rindern weideten: dann ſteiler an der nackten kreidigen Bergeswand, jedoch auf gebahntem Wege zum Kloſter empor, das feſt und ſtattlich auf einem Abſatz des Berges liegt. Die Väter wünſchten uns Glück daß uns nichts Unangenehmes begegnet ſei. Der Weg gilt für ſehr unſicher, und wir haben auch einzelne bewaffnete Beduinen zwiſchen den Dünen herumſchleichen ſehen; aber unſer Zug war ihnen wol zu groß für einen räuberiſchen Anfall. Von hier längs der Küſte über Jaffa nach Jeruſalem zu gehen, ſoll unmöglich ſein, weil es ein ſehr öder Landſtrich iſt, in dem ſich die Beduinen oft aufhalten. So werden wir denn übermorgen nach Nazareth — auch nicht mit großer Sicherheit, und von dort nach Jeruſalem pilgern. Aus Nazareth ſchreibe ich. Gehab Dich tauſendmal wol.

XXVI

Im Kloſter auf dem Carmel. Donnerſtag, Oktbr. 26. 1843.
Morgens 8 Uhr.

Da ſitze ich in der erhabenſchönſten Einſiedelei der Natur, vor mir das Meer, rechts und links das Meer, deſſen herzſtärkendes Brauſen zu mir herauftönt, und das ſich unabſehbar vor mir ausbreitet, ſo weit die Augen ſehen, ſo weit die Gedanken gehen, ſo weit die Sehnſucht fliegt: bis in den Himmel hinein — der fern, fern auf einem unbeſtimmbaren Punkt die Fluten in ſich hinein zu ſaugen ſcheint; da ſitze ich und denke an Sie, meine Emy. Immer wenn mir das Herz voll iſt, denke ich an Alles was ich liebe und habe daher in meinen glücklichſten Momenten eine geliebte Geiſterverſammlung um mich herum, und vielleicht ſind es eben deshalb die glücklichſten, weil es die innerlich reichſten ſind. Hier aber tritt grade Ihr liebes Bild mir am lebhafteſten entgegen, denn für Sie würde ein Tag in der Abgeſchiedenheit des Carmel einer der glücklichſten Ihres Lebens ſein, ſo recht durch und durch ſtill iſt er, und macht ſtill bis in die Seele hinein. Auf Bergeshöhen am Meeresufer giebt es maleriſch ſchönere Punkte, z. B. in Sizilien bei Taormina; auch Klöſter giebt es die einſam, und doch zugleich in lieblich wechſelvoller Umgebung gelegen ſind, z. B. das der Camaldoli bei Neapel; aber weder da noch dort fühlt man ſich in einer Einſiedelei zu Hauſe, welche von der Natur ſelbſt für ein Leben von anachoretiſcher Stille beſtimmt iſt. Bei Taormina machen einem die gigantiſchen Ruinen und der Etna, und die Küſte von Calabrien viele zerſtreuende Gedanken; bei Camaldoli werden ſie wol noch mehr durch den Blick auf die reichſte üppigſte Schönheit der italieniſchen Landſchaft zerſtreut; hier, auf dem felſigen Abhang, 600 Fuß über dem Meer, ſehen Sie nichts als die unendliche Flut, und nur wenn Sie eine andre Ausſicht ſuchen, finden Sie die auf Syriens Küſten, nördlich auf Akka, das St. Jean d'Acre der Kreuzzüge, das Ptolemaïs des Alterthums; und ſüdlich nach Jaffa hinab. Aber das ſind doch nur die heimiſchen Küſten: der Carmel bildet ein Vorgebirge zwiſchen Syrien und Paläſtina. Hier iſt das Meer wie es von den Säulen des Hercules zwiſchen zwei Welttheilen an den dritten herüberbrauſt — mit dem Gedanken, mit dem Bilde begnügt man ſich. Für ſehr fröhliche Menſchen würde es hier oben nicht beſonders anziehend ſein; ſie würden finden, daß man melancholiſch werden müßte in dieſer Umgebung. Ich halte eine ſanfte Melancholie, die ernſt ohne Trübſinn iſt, für einen beneidenswerthen Seelenzuſtand, weil ſie genau der Punkt iſt, wo die Leidenſchaften aufhören zu begehren um deſto tiefer zu erſehnen. Mich ſchreckt ſie nicht, und ich denke auch Sie nicht. Man kann ja heiter ſein mit den Menſchen, und gleichſam für Andere, und für ſich ſelbſt melancholiſch. Wozu die Fröhlichkeit, die für nichts in der Welt paßt, als für die unreifen Tage der erſten Jugend? Ich habe nichts gegen ſie: ſei man fröhlich ſo lange man es ſein kann; ich aber würde nie wünſchen es zu ſein. — Gott! dieſe Stille! es iſt ordentlich als rieſelten einem die Wellen durch die Bruſt, ſo daß man den eignen Herzſchlag nicht mehr fühlt. Man mögte ſich in ſie hinein betten wie in eine Ruheſtatt, und ſich ihr Gebraus zum Wiegenlied machen. Das würde ein Schlummer des Friedens ſein! und welch Erwachen! — O die Momente, wo man ſich der Natur gegenüber nicht als Individuum fühlt — dies Hinüberwallen des Geiſtes in den großen Geiſt des Weltalls — dies Verſchwimmen des eigenen Seins in das unbegrenzte, gemeinſame Sein — dieſe Auflöſung aller Leidenſchaft in träumeriſche Extaſe — gewähren die intenſieſte Seligkeit. Es iſt das Paradies: Fülle der Befriedigung ohne Mahnung an irgend eine Bedürftigkeit. Erwacht dieſe, ſucht man jene auf ſeine eigene Hand: ſo iſts ein

Verlieren, ein Loslaſſen vom Paradieſe: ein Sturz aus der Unendlichkeit in die Endlichkeit; eine Menſchwerdung des Geiſtes. Gefallne Geiſter — aber Fall nicht ſynonym mit Sünde nach theologiſchem Begriff, ſondern eben nur dieſer Sturz aus der höheren unbegrenzten, in die niedere begrenzte Sphäre — gefallne Geiſter das ſind Menſchen, und ſie haben das irdiſche Leben um ſich wieder durch Sehnſucht in die Unbegrenztheit hinein zu arbeiten.

Der Carmel iſt einer der heiligen Berge des Orients, ſo wie der Sinai es iſt. Auf dem Sinai wurde das Geſetz gegeben: „Du ſollſt keine Götter haben neben mir.“ Und auf dem Carmel wurde es aufrecht erhalten in den Tagen des großen Propheten Elias, als er der einzige Prieſter Jehovahs, und das ganze israelitiſche Volk abgefallen war zum ſyriſchen Tempeldienſt des Baal und der Astarte. Da nahm Jehovah das vom Elias dargebrachte Opfer an, indem er deſſen Altar mit himmliſchem Feuer entzündete, während die Altäre der Baalsprieſter kalt und todt blieben, denn ſie hatten Götter neben ihm: — und das ergrimmte Volk erſchlug die Prieſter. Dies Gebot, ſcheinbar ſo leicht, wer übertritt es nicht? wer von uns hat keine Götzen, die er im Herzen hegt und pflegt? wer von uns hat keine falſchen Altäre mit Entſetzen kalt und todt bleiben ſehen? wer von uns hat nicht den mächtigeren Propheten an unſern geträumten Heiligthümern mit ſtarker Hand rütteln gefühlt? in wem von uns iſt nicht dieſer ewige Kampf des guten und böſen Prinzips, dies Hinneigen vom Licht zur Finſterniß, von Jehovah zu Baal? — Weil das in uns Allen iſt, noch jezt und zu dieſer Stunde, und weil ſich in dieſer großen Einſamkeit das Herz ſo weit und ungeſcheut dem Licht aufthut, wie ſelten da unten in der Welt: darum iſt es ſchön und erquickend auf dem Carmel, und man begreift den oft wiederkehrenden Ausdruck des alten Teſtaments in den Geſchichten ſeiner Propheten: „Gott ſprach zu ihm.“ So weltfrei wie hier die Seele wird, muß ſie ſein, um ungeſtört die Stimme Gottes in ihrem Innern zu vernehmen, und um in die Zukunft hinein den begeiſterten Blick zu haben, mit welchem jene Propheten begabt waren. Die Viſionen und Offenbarungen dieſer mächtig ausgeſtatteten Geiſter, ſtralten ſo unwiderleglich aus ihnen heraus, wie bei jenem Aſtronomen die Ueberzeugung: dort, auf jenem Punkt des Himmelsgewölbes muß ein Stern ſein und iſt einer — obgleich er noch nicht entdeckt iſt. Und er ward entdeckt. So hatte der Prophet Elias eine Viſion, die in der umhüllenden, ſymboliſirenden Sprache des Orients ihm zur Erſcheinung der Jungfrau ward, und an dieſe Viſion knüpft ſich der Orden der Carmeliter, oder der gottgleichen Maria vom Carmel. Dieſer Orden hatte im Urſprung weder Stifter noch Regel. Chriſtliche Anachoreten lebten in den Grotten und Hölen des Carmel, wie einſt Elias, der Betrachtung göttlicher Dinge hingegeben, während ihr Vorbild bei allen Völkern und den verſchiedenſten Religionen in hohem Anſehen ſtand; denn ihnen ſelbſt war er der große Prophet, ein Vorläufer und Verkünder Chriſti; — die perſiſchen Magier hielten ihren Zoroaſter für ſeinen Jünger; — die jüdiſchen Rabbiner ſagen, er ſei beſchäftigt die Geſchichte aller Zeitalter der Welt zu ſchreiben; — und der Muſelman endlich glaubt, daß er in einer himmliſchen Oaſis fortlebt, wo der Baum und der Quell des Lebens ſich befinden, die ihm die Unſterblichkeit erhalten. Später erſt gab der Erzbiſchof Albert von Jeruſalem den gottſeligen Bewohnern des Carmel eine Regel, und Papſt Innozenz IV. beſtätigte ſie. Ueber der Grotte des Elias wurde ein Kloſter gebaut, worin die Mönche eine Zuflucht finden mögten gegen die Sarazenen, und wo ſie ſelbſt die Pilger nach dem gelobten Lande gaſtfrei und barmherzig aufnehmen könnten. Aber mehrmals wurden ſie verjagt und das Kloſter verwüſtet. Als Napoleon herkam und Akka belagerte ohne es einnehmen zu können, trieb er die Mönche aus dem Kloſter und verwandelte es in ein Lazareth. Bei ſeinem Rückzug blieben die armen Kranken zurück, fielen in die Hände der Türken, wurden umgebracht, und als die Mönche ſich wieder nach ihrem Kloſter wagten, fanden ſie in demſelben nur Gerippe. Sie ſammelten die Gebeine in einer Grotte, und vor einigen Jahren beſtatteten ſie ſie mit Pietät unter einer kleinen Pyramide in ihrem Gärtchen. Sie ſind barmherzig für Lebende und Todte, für Dränger, Peiniger und Unbekannte. Das Kloſter wie es jetzt daſteht hat eine ſchöne Geſchichte, die ich Ihnen nach einer Broſchüre von Alexander Dumas erzählen will. Er hat ſie geſchrieben um zu Collecten für das Kloſter aufzufordern und ich habe ſie hier gefunden.

Im Jahr 1819 erhielt der Carmelitermönch Pater Johannes Baptiſta zu Rom den Befehl nach Paläſtina zu reiſen, und zu unterſuchen was aus den Kloſterruinen auf dem Carmel geworden, und was aus ihnen zu machen ſei. Er war Baumeiſter. Er fand das Kloſter in dem Zuſtand, worin die Türken es nach Napoleons Rückzug verſetzt hatten, ausgeplündert, verwüſtet, mit zerſtörten Thüren und Fenſtern, ſo daß die Mönche ohne Hülfe und Mittel zu neuem Ausbau, es hatten verlaſſen müſſen. Die

Brüderſchaft war auch allmälig ausgeſtorben; nur ein Pater lebte noch in Caiffa, am nördlichen Abhang des Berges, als der Pater Johannes Baptiſta zum erſten Mal dahin kam um den empfangenen Befehl zu vollziehen. Was zu machen ſei, erkannte er bald, nämlich Alles; aber das Wie war ſchwer, und um ſo ſchwerer, als grade der wildfanatiſche Abdallah Paſcha mit glühendem Chriſtenhaß in Syrien herrſchte. Er glaubte die Feinde des Islams würden leicht das Kloſter in eine Feſtung verwandeln können, und ließ die letzten Ruinen unterminiren und in die Luft ſprengen. Der griechiſche Unabhängigkeitskrieg kam dazu: die Chriſten hatten weniger Schutz denn je in Syrien, und Pater Johannes Baptiſta erkannte, daß für den Augenblick nichts zu unternehmen ſei und kehrte nach Rom zurück. Aber der Gedanke, daß der heilige Berg keine Stätte des Friedens, der Barmherzigkeit und der frommen Beſchaulichkeit, keine Herberge für die Pilger nach dem gelobten Lande mehr ſein ſollte, wie er es doch ſeit ſo vielen Jahrhunderten geweſen — daß wilde Thiere und wildere Beduinen auf ihm hauſen und ihn unzugänglich machen ſollten: der Gedanke ſchmerzte ihn und ließ ihn nicht ruhen. Im Jahr 1826 ſchienen ihm die Zeiten günſtiger; er ging nach Conſtantinopel und erwirkte durch franzöſiſchen Einfluß und Fürſprache von Sultan Mahmud einen Firman, der den Aufbau des Kloſters erlaubte. Damit ging er nach Syrien. Der letzte Mönch vom Carmel war inzwiſchen geſtorben, und Johannes Baptiſta war allein, ohne Rathgeber und ohne Theilnehmer zwiſchen den Ruinen. Da machte er den Plan zu dem Gebäude wie es jezt iſt: ein längliches Viereck, in der Mitte als Kern die Kirche, und rundherum in den obern Räumen die Zellen der Mönche und die zahlreichen Gaſtzimmer — in den unteren Magazine und Vorrathskammern aller Art, eine Mühle, eine Apotheke — kurz Alles was zur Beſtimmung des Kloſters in einem wilden Lande gehört, wo man in allen Auskunfts- und Hülfsmitteln auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt; — und das Ganze ſtark und dauerhaft genug gebaut um einigermaßen den Stürmen des Wetters, der Zeit und der Zerſtörungswuth oder Raubgier zu trotzen. Der Plan war fertig; nun machte er den Ueberſchlag der Koſten: ſie beliefen ſich auf 350,000 Franken. Er beſchloß ſie anzuſchaffen. Der päpſtliche Stuhl gab ihm keine Unterſtützung zu ſeinem Werk; er führte es allein aus. Ganz im Geiſt der großen Reformatorin der Carmeliten, der heiligen Thereſie, mit einem Vertrauen das die Bürgſchaft der Erfüllung in ſich trägt, mit einem ſtillen unermüdlichen Eifer, der nicht einen Augenblick ſein Ziel vergißt, fing er an die Welt zu durchpilgern und Almoſen zu ſammeln, von Damaskus bis Gibraltar, von Marocco bis Dublin; und immer wenn er eine Summe beiſammen hatte, kam er nach dem Carmel zurück, und der arme Bettelmönch verwandelte ſich in einen geſchickten Baumeiſter. Natürlich vollendete er ſein Werk. Eine Unternehmung die mit ſo vollkommner Hingebung an die Idee, ſo gänzlicher Selbſtaufopferung aller perſönlichen Zwecke gemacht wird, *muß* gelingen. Schon ſeit einigen Jahren ſteht das Kloſter auf dem Carmel als eine Herberge der Barmherzigkeit fertig da, bereit Juden und Türken, Proteſtanten und Heiden drei Tage aufzunehmen und zu verpflegen — um Gottes Willen. Wer krank iſt darf länger bleiben; drei Tage ſind feſtgeſetzt, damit Einer dem Andern Platz mache; wer es bedarf erhält Zehrung auf ſeine Weiterreiſe, Brod und Käſe — auch ein oder das andre Kleidungſtück. Bau und Einrichtung haben 500,000 Franken gekoſtet, und Pater Johannes Baptiſta hat ſie alle erbettelt, bei Vornehmen und Geringen, beim Fürſten und beim Handwerksmann. Den ſchönen Marmorfußboden der Kirche hat der Herzog von Modena geſchenkt, die Glocken — der König von Neapel, die kleine Orgel — die Königin. Er ſelbſt, der fromme

Baumeiſter, lebt nun hier als einer der ſechs Väter des Kloſters, und iſt leider jetzt auf einer Reiſe nach Conſtantinopel begriffen, ſo daß ich ihn nicht kennen lernen kann. Aber iſt das nicht prächtig? da kommt ſo ein armer Mönch mit leerer Hand, mit ſtarkem Geiſt und mit vollem Herzen, und ſchafft Alles herbei, aber buchſtäblich Alles: die Erlaubniß, den Plan, die Bauleute, das Geld — und binnen zehn Jahren hat er ſeine Unternehmung grandios ausgeführt, in unſern Tagen! Das iſt ſo einer von den verachteten Mönchen auf die der Proteſtantismus vornehm herabblickt. Und wo iſt der Schwung? wo iſt die Ausdauer? wo iſt vor allem der großartige Zuſchnitt, der da ſpricht: Kommt her zu mir?— Liebe Emy, Sie ſind eine ziemlich eifrige Proteſtantin, aber das müſſen Sie mir zugeben, daß der Proteſtantismus von einer ſchauerlichen Engherzigkeit iſt. In dem Krankenhauſe der barmherzigen proteſtantiſchen Schweſtern zu Berlin wird kein Katholik aufgenommen. In welchem katholiſchen Krankenhauſe der Welt würden Sie Aehnliches finden? ich denke in keinem. Wenn der Proteſtantismus ſich auf die guten Werke legt, bekommt er immer einen pietiſtiſchen Anſtrich, der verdammend gegen Andersgeſinnte verfährt. Warum er das thut? — Weil ſeine Eſſenz nicht Liebe iſt. Aus der Behauptung des Rechts iſt er geboren, gegen Mißbräuche iſt er gerichtet geweſen, und der Kampf fürs Recht, ſogar in göttlichen Dingen, macht immer ſtarr, häufig egoiſtiſch, und dieſe engherzige Starrheit iſt ihm geblieben. Ach, ich kann mich nicht mit ſeinem Geiſt befreunden! die Orthodoxen nehmen für ihre Lehren, Anſichten und Erklärungen die Unfehlbarkeit *mehr* in Anſpruch als je der Katholizismus es gethan, der doch die Majeſtät einer Tradition von faſt zwei Jahrtauſenden für ſich hat: — und die Nicht-Orthodoxen ſind eben lau, ohne Begeiſterung, und aus lauter Angſt zu viel zu glauben, glauben ſie lieber nichts — was doch eine allzu fürchterliche Seelenmattigkeit iſt, um mit ihnen ſympathiſiren zu können. Für mich, liebe Emy, iſt es ein Unglück daß ich nicht im Katholizismus geboren bin, und hätte ich nicht ſo einen ſtarken unerſchütterlichen Glauben — nämlich *meinen* Glauben: ein Kind Gottes zu ſein, dem die Kirchen zu eng ſind: ſo wäre ich wol ſchon längſt übergetreten. Aber Menſchen mit einem ſolchen individuellen Glauben treten nicht über; — nur die mit einem allgemeinen unbeſtimmten Glaubensbedürfniß. Dennoch giebt es Augenblicke, wo man den Ausdruck eines innerlichen Verbandes mit der Menſchheit auch äußerlich darlegen mögte, und da wende ich mich immer und immer dem Geiſt des Katholizismus zu. Bei ſeinen Kirchenvätern, bei ſeinen Heiligen, bei ſeinen frommen geiſtlichen Männern, in Leben oder Werken St. Auguſtins, der heiligen Thereſie, des Thomas a Kempis, Fénélons, habe ich immer die Sympathie mit mir gefunden, die da ſtatt finden muß, wo man ſich unbedingt hingeben mögte; und den Proteſtanten gegenüber bleibe ich nun einmal kalt wie Eis. Es würde mir natürlich eine Befriedigung in ſolchen Augenblicken gewähren, zu derjenigen kirchlichen Gemeinſchaft zu gehören, in deren Atmoſphäre ich mich heimiſch fühle, während ich grade an die unheimiſche gewieſen bin. Es giebt ja genug proteſtantiſche Miſſionarien hier in Syrien, auch in Conſtantinopel, und vermuthlich im ganzen Orient, aber ſie führen eine ſo ganz andre Exiſtenz als die Mönche, daß ſie es, mit dieſen verglichen, bequem wie in einer Verſorgungsanſtalt haben, und die Vorſtellung von einem Leben der Selbſtentäußerung ſchon deshalb nicht realiſiren können, weil ſie verheirathet ſind. Wer Frau und Kind hat, mag zu Zeiten wol ſehr heilige und erhabene Gedanken haben, allein zu andern Zeiten hat er doch auch ſehr weltliche und irdiſche, die ihn in den engen Kreis des bedürftigen Alltagslebens ſtellen. Der fromme Mönch kann ſein Brot dem Armen geben und hungern: der fromme Miſſionar mag auch hungern, aber zuerſt muß er doch ſeinen Kindern Brot ſchaffen, ſonſt iſt er ein ſchlechter Vater, und dann dem Armen. Die Propheten hatten keine Familie und die Apoſtel auch nicht, und ich denke wenn ſie eine ſolche gehabt hätten, ſo wären ſie wol nimmermehr Propheten oder Apoſtel geworden; dazu gehört eine ausſchließliche und unbedingte Selbſtentäußerung des ganzen irdiſchen Menſchen, und wenn die armen Mönche des Orients auch mit nichten Jenen gleichen, ſo führen ſie doch immer ein mühſeliges, demüthiges und arbeitvolles Leben, mögen ſie wie die Franziskaner zu Damaskus arabiſche Schule halten, oder wie die hieſigen Carmeliter der Pilgerherberge vorſtehen und auf Miſſion durch den ganzen Orient geſendet werden. Und dies mühſelige Leben iſt einſam und ohne Theilnahme; ſie ruhen nicht bei einer Frau ſich aus, ſie freuen ſich nicht an ihren Kindern, ſie leben nicht nach eigner Wahl und Neigung am eigenen Heerde. Weil ſie im Stande ſind ſich ganz ihrem Beruf zu opfern, ſind ſie auch befähigt ſo Tüchtiges zu leiſten, wie der Pater Johannes Baptiſta hier gethan, und betrachte ich ihre Wirkſamkeit neben derjenigen der proteſtantiſchen Miſſionarien, ſo muß ich immer wieder ſagen: Die Seele des Katholizismus iſt Liebe, und die des

Proteſtantismus iſt — nehmen Sie das Wort in ſeiner beſten Bedeutung — doch nur Eifer. Ach wenn Sie mir doch aufrichtig ſagen wollten, ob Sie nicht auch finden, daß ich den urſprünglichen Geiſt beider Religionen ganz richtig bezeichnet habe. Durch das weltliche Regiment zu Rom iſt der päpſtliche Stuhl zu manchen Dingen genöthigt geweſen, welche die Politik diktirt hat, und nirgends mehr als in Italien und in Rom ſelbſt, fühlt man ſo lebhaft die Mißſtände, die an ihm, wie an jeder weltlichen Macht kleben; das habe ich längſt geſagt und gebe ich Ihnen auch heute wieder zu. Jedoch hier, in dieſer weiten Entfernung von aller irdiſchen Herrlichkeit, verſchwinden auch die Mißbräuche zugleich mit ihr, und es bleibt eine großartige Kraft übrig, welche mich ſtets von Neuem mit herzlicher Ehrfurcht erfüllt. Wäre ich katholiſch, ſo würde grade dieſe Reiſe einen noch viel höheren Reiz für mich haben, denn in all den Klöſtern in Syrien, im Libanon, in Paläſtina, würde ich Pflanzſtätten und Kerne meines Glaubens ſehen und mit freudigem Stolz ſagen: ich gehöre zu Eurer Gemeinſchaft, ich will an Euren Altären beten. Letzteres darf ich nun zwar auch, aber nur wie eine Fremde, nicht wie das Kind des Hauſes, denn ich ſelbſt fühle meine Fremdheit. — Sie dürfen nicht glauben ich ſei beſtochen durch den Geiſt, oder die Bildung, oder die Märtyrerſchickſale Einiger. Ganz und gar nicht, liebſtes Herz! Es ſind einfache, ungelehrte Männer, welche nur die zu ihrem Beruf nothwendigen Dinge wiſſen, und von ihren Schickſalen erfahre ich natürlich nichts. Es ſind keine ſelbſtgeſchaffne Chimären die ich in ihnen bewundre: es iſt ihr ſchlichtes, für Andere ſich hingebendes Leben, das keine Phraſen über dieſe Hingebung macht, das ſich nicht weichlich in ſentimentaler Selbſtbeſpiegelung verliert, das Niemand verdammt und Niemand beachſelzuckt, ſondern eben ſchlicht und recht das Gute um Gottes Willen thut. Das finde ich ganz genug! von göttlichen Dingen weiß der Superkluge und der Hypergelehrte nicht mehr als der ſchlichte Sinn weiß, und das was wir Bildung nennen, iſt mehr ein Reflektiren als ein Handeln, und ſtört daher die Thatkraft ſtatt ſie zu beflügeln. Die Reflexion iſt auch ein proteſtantiſches Element; iſt zugleich deſſen belebender Funke und deſſen heimlich zerſtörendes Feuer. Pater Johannes Baptiſta hat vermuthlich ſehr wenig reflektirt bevor er ans Werk ging, ſondern würden ihn die Schwierigkeiten geſchreckt haben. Er hat zu ſich ſelbſt geſagt: Das *mußt* du thun. Und dann hat er es gethan. Solche Menſchen ſind *meine* Menſchen! — —

Ein Gewitter hat über dem Meer geſtanden. In aller Frühe weckten mich die Blitze; dann verband der Donner ſeine tiefe Orgelſtimme mit den großen Glocken des Meeres. Eine Windsbraut kam herauf, trieb die Wolken zuſammen, die ſich in einen Regenſturz ergoſſen. So verging der Tag. Ich ſchrieb, ich lag im Fenſter, beim Frühſtück leiſteten uns einige der guten Väter ein Stündchen Geſellſchaft, ich war ein Paarmal draußen um die kleinen Gartenanlagen zu beſehen; nun ſinkt die Sonne — wie ſchön! Der lichtblaue Himmel Syriens iſt über dem tiefblauen Meer ausgeſpannt, und am Horizont durch einen goldenen Streif von ihm getrennt. In der Mitte dieſes Streifens hängt wie ein Rubin im goldnen Halsband der Sonnenfeuerball, und ſinkt, und ſinkt, langſam, immer noch ſtralend, erdenmüde wie ein großes göttliches Auge, — ganz langſam in die unbekannte Welt der Tiefe hinein. Jezt iſt ſie untergegangen, und wie ſanftſchirmende Augenlieder ſchließen ſich Meer und Himmel über ihr. Das Alles ſehe ich aus meinem Fenſter; denn eine Reihe von Gaſtzimmern liegt nach Nordweſten. Es ſind gewölbte Zimmer, ſchneeweiß übertüncht, äußerſt reinlich, mit großen vortreflichen weißumhangenen eiſernen Betten, und mit dem was man bedarf eingerichtet. In dem meinen iſt der Luxus eines Sofas und eines kleinen Toilettenſpiegels. In derſelben Art, nämlich gut, reinlich und reichlich iſt auch die Koſt, und der freundliche Bruder Schaffner ſetzt den Fremden mit wahrer Freude ſeine kleinen, ſelbſtangefertigten Delicateſſen vor. Alkermes den Männern und Orangenſchaalen in Zucker eingekocht den Frauen: — letztere ſind vortreflich, und ich hätte ihm geſtern Abend die größte Freude gemacht, wenn ich den ganzen Teller geleert hätte. Er hat doch nichts dafür als die Mühe wiederum Orangen für die nächſtkommenden wildfremden Leute einkochen zu müſſen. — Die Gartenanlagen von denen ich vorhin ſprach, ſind unbedeutend und beſtehen nur aus einem Gemüſegarten vor dem Kloſter und einem ganz jungen Weingarten hinter demſelben. Von Bäumen giebt es nichts als einen Feigen- und zwei Oelbäume; man hat noch immer nothwendigere Ausgaben und Geſchäfte. Jezt wird eine Mauer um die ganze Beſitzung gezogen, zum Schutz gegen wilde Schweine, die Invaſionen in die Gärten — und gegen Schakale, die dergleichen in den Hühnerhof machen. Die Beduinen kommen denn auch zuweilen und ſtehlen Ziegen. Ein ruhiges bequemes Leben voll fetter Behaglichkeit — wie man ſich die Exiſtenz der Mönche gern vorſtellt — führt man nicht auf dem Carmel. Uebrigens ſind dieſe Carmeliter nicht von der allerſtrengſten Obſervanz, denn obwol unbeſchuht, dürfen ſie doch auf einem Strohſack ſtatt auf einem Brett ſchlafen. — — Ave Maria! da läuten ſie den Tag zur Ruhe. Wie es friedlich klingt das Glöckchen, das mit ſeiner hellen Stimme in der Einſamkeit der Berge und am rauſchenden Meer ebenſogut dem großen Gott das Abendlied der Seelen zuträgt, wie Flut und Wind ihm das der Natur ausſprechen. Ave Maria iſt ein Gruß des Friedens, und darum rufe ich ihn Ihnen zu, meine Emy, Ihnen und allen den Meinen, vom Carmel nach dem fernen Europa, und recht ins Herz von Deutſchland hinein. Ich wollte nur ich könnte Ihnen mit dem Gruß etwas von der ſeligen Stille ſenden, die mich hier umfängt. Hier iſt Gott — und keine Götzen neben ihm. Kein Punkt auf meiner bisherigen Reiſe, keine Stätte des Orients, nicht der Olymp und nicht der Libanon, weder die anmuthigen Ufer des Bosporus noch die ſagenreichen und fabelſchönen des Propontis, haben mir einen ſolchen großartigen Eindruck gemacht. Erquickt wie ich muß die arme Muſchel ſich fühlen, die ſich einmal geöffnet hat um einen Thautropfen zu empfangen. An den Carmel werd' ich mein Lebenlang denken: „Israel, zu deinen Zelten!!“

XXVII

Kloſter auf dem Carmel, Sonnabend, Oktbr. 28. 1843.

Und wieder auf dem Carmel! Da bin ich von Nazareth zurück und auch ganz wolbehalten, jedoch in Verlegenheit wegen des weiteren Fortkommens. Ich bin entſchloſſen hier abzuwarten was ſich am Beſten thun läßt. Aber nach Jeruſalem will ich. Von Nazareth aus geht es jetzt nicht, der allgemeinen Verſicherung zufolge. Die Beduinenſtämme ſind in ſolchem Aufruhr, theils unter ſich, theils gegen die Regierung, daß ſie kürzlich eine Truppenabtheilung von 200 Mann zurückgejagt haben, welche der Paſcha von St. Jean d'Acre in den aufrühreriſchen Diſtrikt von Nablus hat ſchicken wollen um Ruhe zu ſtiften. Selbſt unter der Eskorte eines Beduinenſcheikhs würde man nicht ſicher ſein, weil ſeine Autorität nur bei ſeinen Freunden nicht bei ſeinen Feinden gilt, und weil man dieſen ſo gut begegnen kann als jenen. Der Pater Guardian des Franziskanerkloſters in Nazareth rieth uns nach Kaiffa oder St. Jean d'Acre zurück, und von dort mit einem Segelſchiff nach Jaffa zu gehen. Der franzöſiſche Baron, der auf dem Dampfboot immer von der vornehmen Verwandtſchaft ſeiner Frau ſprach, hat es ſo gemacht.

Daſſelbe räth hier auch Pater Federico, der Baier. Aber ich habe einen Widerwillen gegen das Segelſchiff, beſonders in dieſer Jahreszeit wo die Gewitter beginnen. Und dann ſind von Jaffa doch noch zwölf Stunden bis Jeruſalem, wo die Verlegenheit von Neuem losbricht. Ich hatte eigentlich den heroiſchen Gedanken, ſo gut wie wir von St. Jean d'Acre nach dem Carmel, und vom Carmel nach Nazareth und wieder zurück, immer von verdächtigem Geſindel umkreiſt und umſchlichen, und dennoch ungefährdet gereiſt ſind: ſo ſollten wir auch nach Jaffa gehen und Maſchallah! ſprechen. Allein dieſe tollkühne Idee hat keinen Beifall gefunden. Mein Reiſegefährte wollte allein nicht verantwortlich für die möglichen Unglücksfälle ſein, die guten Väter fanden es gänzlich unausführbar, und der „reiche Mann“ ſchwor ohne Eskorte gehe er keinen Schritt vorwärts, er habe ſchon genug Angſt ausgeſtanden — es ſei denn daß ich ihm ſeine Maulthiere erſetzen wolle wenn ſie geraubt würden. Das will ich aber ganz und gar nicht. Und ſo greifen wir zu dem Mittel, das in Nazareth verworfen wurde: ein Bote iſt zum Scheikh eines benachbarten Dorfes geſendet um ihn als Eskorte zu begehren, wenn er ſie übernehmen will. Thut er es, ſo ſind wir geſichert, behauptet der Bruder Schaffner, der ſich einmal in unruhigen Zeitläuften unter ſeinen Schutz begeben hat. Morgen werden wir ſchwerlich fortkommen, denn die Araber entſchließen ſich immer erſt nach unendlich weitläuftigen Reden. Man muß Geduld haben! aber es fällt ſchwer, denn die Zeit iſt gemeſſen: in der letzten Hälfte Novembers muß die Reiſe durch die Wüſte gemacht werden, weil ſpäter das Wetter allzu unſicher werden dürfte. Einſtweilen ſind wir ſeit zwei Uhr Mittags wieder hier, in acht Stunden ohne Aufenthalt von Nazareth hergeritten, um wo möglich bis morgen die Sache in Ordnung zu bringen. Als wir geſtern früh den Carmel verließen war es mir wirklich traurig den Ort zu verlaſſen, der mich mehr angeſprochen hat als irgendeiner in Syrien. Den ſehe ich nun nie wieder! Friede über ihn! dachte ich, als wir den Berg langſam hinab, und in den trüben Morgen hineinritten, deſſen Wolken und Schwüle ganz beklemmend waren. Unten zwiſchen den Oelbäumen ſah ich mich nach dem Kloſter um. Ein prachtvoller Regenbogen hatte ſich über ihm gewölbt! das freute mich. Wenn auch nicht mehr für mich — für Andere wird es eine Friedensſtätte ſein. Dann zogen wir durch Kaiffa, und den Kiſon aufwärts und aufwärts, der in einem tiefen und ſchlammigen Bett langſam fließt und gar nicht ausſieht, als habe er je Leichen wälzen können. Hier ſang in den älteſten Zeiten der Iſraeliten die Prophetin Deborah ein Siegeslied ſo wild wie jezt kein Mann es ſich aufzudenken vermag. „Die Könige kamen und ſtritten, aber ſie brachten keinen Gewinn davon. Vom Himmel ward wider ſie geſtritten; die Sterne in ihren Läufſten ſtritten wider Siſſera. Der Bach Kiſon wälzte die Leichen. Tritt, meine Seele, auf die Starken.“ Im „Buch der Richter“ findeſt Du es. Ich dachte an jene Tage, wo ein Weib den Siſſera tödtete, ein Weib den Holofernes, ein Weib den Simſon verrieth: und wo ſie immer Ehre hatten durch ſolche Thaten; — ſo unerhört liebte man ſein Vaterland. Mir gefällt das nicht. Verrath kann eine Nothwehr ſein; eine Ehre iſt er nie, und den Weibern ſollte man ihn nun vollends nicht als ſolche anrechnen, denn Verrath iſt eine Waffe, die in ihrer Natur liegt, weil ſie ſchwach ſind. Ueber der wilden Vergangenheit hatte ich keine Gedanken für die verwilderte Gegenwart. Plötzlich zog der Dragoman die Piſtolen aus dem Gürtel, deutete in die Ferne und ſagte: „Voilà des coquins.“ Die Gewehre wurden geſpannt, und allerdings zeigte ſich eine Gruppe berittener und bewaffneter Araber. Ich machte mich auch ſchlachtfertig, d. h. ich trat in den Steigbügel und nahm die Zügel auf, die ich gewöhnlich aus Bequemlichkeit hängen laſſe, um hübſch feſt im Sattel zu ſitzen für den Fall daß es ans Reißausnehmen ginge. Unnütze Vorſicht. Unſer Zug, dem ſich drei Wandrer mit den hier gebräuchlichen keulenartigen Hirtenſtäben verſehen, angeſchloſſen hatten, ſo daß er aus neun Männern beſtand, war jenen vier Arabern zu überlegen um nicht unangefochten zu bleiben. Es waren übrigens wildblickende Geſellen, die einem einzelnen Reiſenden ſchwerlich den Geldbeutel gelaſſen hätten. Nun begnügten ſie ſich, als wir an einander vorüber ritten einen der Leute zu fragen wer wir wären und wohin wir wollten, und dann zogen ſie weiter. Ich trat wieder aus dem Steigbügel heraus. Darauf, liebes Clärchen, beſchränken ſich bis jetzt meine Fata mit den arabiſchen Horden, und es iſt wirklich ſehr unangenehm, daß Andre gefährlichere gehabt haben, denn man läßt ſich doch in manchen Projecten ſtören oder geräth in eine ärgerliche Stimmung, die alles Vergnügen raubt. Mir geſchah Beides in Nazareth. Ich wollte auf den Thabor und zum See von Genezareth, welche durch die Evangelien ſo intereſſant gemacht ſind; mit Eskorte hätte ich dahin kommen können; da mir aber die Erreichung meines Hauptzieles Jeruſalem durch die große Unſicherheit weitläuftig und ſchwer gemacht wird, ſo entſchloß ich mich lieber alles Andre aufzugeben, und meinen Weg ſo bald wie möglich ohne Abſchweifung und ohne freiwillige Verzögerung nach der heiligen Stadt einzuſchlagen. Den Thabor ſahen wir ſchon in der Ebene von Akka: die Araber nennen ihn Djebel Tor — wie ſie denn Alles zuſammenziehen, abkürzen und verſchlucken, weshalb es mir auch nicht möglich iſt, Namen zu ſchreiben, die ſie mir nennen: — geſtern kamen wir ihm immer näher, als wir jene Ebene und das Flußgebiet des Kiſon verließen, und über einen Bergrücken gingen, der die Waſſerſcheide ausmacht zwiſchen dem Jordan und dem Meer. Nun waren wir in dem alten Galiläa. Zur Rechten breitete ſich weit und ſtill das wegen ſeiner Lieblichkeit und Fruchtbarkeit geprieſene Gefilde Esdrelon aus, das gewiß ein ſehr ergiebiges Kornland iſt, und ſich auch im Frühling mit großem Blumenreichthum ſchmücken mag, doch in dieſer der Vegetation ungünſtigen Jahreszeit, ſteril erſcheint. Um das Dorf Geida, wo wir frühſtückten, gab es keine andre Pflanze, als baumhohe Cactushecken, die als Schutzwehr gegen Schakale dienen, und dann das niedrige, dorn- oder diſtelartige Gewächs, das den ganzen Erdboden ſehr unbequem für Fußgänger überwuchert, und das man Spina sancta nennt; — den botaniſchen Namen weiß ich nicht. Immergrüne

Eichen, von kurzem gedrungenem Wuchs, bedecken als gelichteter Hain die Abhänge. Das Meer iſt verſchwunden, die wärmeren weicheren Bäume auch. Doch übt kein hohes Gebirg hier einen rauhen Einfluß; der Carmel iſt 1200 Fuß hoch, kaum 2000 der Thabor; in dem Verhältniß ſind ſie alle; man betritt kein großartiges Gebirgsland mit weiten Thälern und Ebenen, die ſich am Fuß hoher Berge ausbreiten, ſondern ein von Schluchten, Keſſeln und Abſtürzen zerfurchtes Hügelland, deſſen Kalk- und Kreideformation ſich zugleich aufgewühlt und abgewaſchen darſtellt, ſo daß es von ungemein ſtarrem und trocknen Character iſt. In jenen Schluchten und Keſſeln, zuweilen am Abhang, gewöhnlicher in der Tiefe, liegen die Ortſchaften, aus dem Stein der Berge gebaut, daher von einer Farbe mit ihnen; unanſehnlich, denn die Häuſer ſind immer viereckige Kaſten mit wenig Thür- und Fenſteröfnungen; hölenartig, denn ſie ſind niedrig und roh, lehnen ſich oft an den Fels oder bohren ſich wol gar in ihn hinein, was der Kalk leicht macht, wozu er durch ſeine natürlichen Hölen auffordert, möchte ich ſagen. Zuweilen erhebt ſich eine ungeſchickte Kuppel über einem jener Kaſten oder ein plumpes Minare daneben; das iſt dann eine Moſchee. Je nachdem die Beſchaffenheit der Lage und beſonders Waſſer es geſtattet, ſind Pflanzungen um die Orte, meiſtens von Oelbäumen, mit Feigen- und Johannisbrotbäumen untermiſcht, und von Weingärten, deren Ranken am Boden zwiſchen Kohlköpfen fortkriechen. Dann verhalten ſie ſich zu der Umgebung wie Oaſen zur Wüſte. Sind die Pflanzungen ſpärlich, ſo machen ſie einen unſäglich melancholiſchen Eindruck, weil dann die Natur ſo ganz ſteinern erſcheint. Das iſt der Fall bei dem in einem Bergkeſſel gelegenen Nazareth. So iſt der Ort beſchaffen in deſſen Dunkelheit ſich faſt dreißig Jahre eines Lebens hüllen, das lichtſpendend, ſegenvoll und glorreich wie nie ein Andres auf unſrer Erde war. Hier iſt die Wiege des Chriſtenthums: Jeſus von Nazareth wurde ans Kreuz geſchlagen, und tiefer begeiſtert durch ſeinen Tod, der doch nur menſchlich — als durch ſein Leben, das ganz göttlich war, zogen ſeine Jünger in die Welt hinein, und die kleine Secte der Nazarener, wie die Römer verächtlich ſie nannten, wurde der Keim unſrer ganzen, großen, reichen, jezt beſtehenden Weltgeſittung, die ſich in jeder Menſchenbruſt, vom Thron bis zur Hütte, zu einer und derſelben Blüte zu entfalten ſtrebt — die Liebe heißt. Denn was der Menſch will, das will er aus Liebe, aus einer Liebe. Wol dem, der die rechte begriffen und ergriffen hat. Ach, Clärchen! ſeit anderthalb

Jahrtauſenden ſtreiten die, die aus dem Glauben ein Geſetz und aus der Liebe eine Wiſſenſchaft machen um jenes zu handhaben und dieſe zu lehren, ſtreiten die Theologen darüber, ob Chriſtus göttlich war, wie weit er es war, wie lange und wie viel er es war, und verlieren ſich dabei in unerquickliche Regionen, wo der Verſtand nicht mehr zu Hauſe und das Herz nicht mehr heimiſch iſt. Ich begreiſe nicht wie man ein Leben wie das ſeine anders als ein göttliches nennen kann. In der Weltgeſchichte ſind manche Leben voll Größe, Reinheit, Adel, Selbſtverleugnung und Aufopferung; mit dem ſeinen verglichen ſind ſie doch nur klein, unbedeutend im Wollen, beſchränkt im Vollbringen, hier mit einer Schwäche, da mit einem Fleck, dort mit einer Winzigkeit behaftet, welche dem Menſchlichen ankleben. Jedes wirft einen Schatten. Aber das ſeine nicht! das iſt von Anfang bis zu Ende ganz gleichmäßig licht; das nennen wir vollkommen, und die Vollkommenheit iſt der Stempel des Göttlichen. Er hatte den Blick über das eigene kurze Leben hinweg und in die Seelen der Menſchen hinein, welchen nur diejenigen haben, die mit dem eigenen Ich fertig ſind. Darum durfte er von ſich ſagen: „Ich habe die Welt überwunden,“ und mit dieſem Wort hat er geſagt was der Menſch ſoll und kann; — aber außerdem — welch eine Fülle von Barmherzigkeit mit jeder Schwäche, von Troſt für jeden Schmerz, von Weisheit für jede Beſchränktheit, von Beſchwichtigung für jede Unruh, von Gnade für jeden Fehl, von Verſtändniß mit jedem Streben — für Alle! Alle und Alle, welche im Kampf begriffen ſind und noch nicht überwunden haben. O, er war ganz göttlich, war die höchſte Offenbarung durch die Gott ſich der Menſchheit kund gegeben, und das reinſte Organ durch welches er zu ihr geſprochen hat. Aber übrigens iſt Gott mein Gott, und nicht Chriſtus. Zu Gott bete ich, auf Gott hoffe ich, in Gott ruhe ich — wenn es einſt zum ruhen kommt! — und nur zu Gott ſtrebt die Seele. Als Jeſus der Maria Magdalena erſchien, ſprach er zu ihr: Maria! — „Da wandte ſie ſich um und ſpricht zu ihm: Rabbuni! das heißt Meiſter.“ — (Ev. Joh. 20. 16.) — Mir iſt er auch erſchienen, und ich ſpreche auch zu ihm: „Rabbuni!“ Nach kirchlichen Begriffen, das weiß ich recht gut, genügt dies wol kaum um mich Chriſtin zu nennen. Da begehrt man eine beſtimmte Form, die ſich in Formeln ausſpricht, welche man Dogmen nennt. Es iſt möglich, daß die Gelehrten glauben, die katholiſche Menſchheit bedürfe dieſer Dogmen um ſelig zu werden, die kalviniſche jener, die lutheriſche noch andrer, die griechiſche wieder andrer, und ſo fort, je nachdem ſie ſelbſt katholiſche Theologen ſind, kalviniſche, lutheriſche, 2c. Wer, wie ich, ſehr ungelehrt iſt, aber von unauslöſchlichem Durſt der Seele und von innern Schickſalen geführt „der Seelen Seligkeit“ ſucht, der kann das wirklich nicht glauben, und zwar deshalb nicht, weil er ſich um ſie zu finden nicht an Menſchen wendet. Wäre ich je in meinem Leben, als ich jünger war beſonders, irgend einem Theologen begegnet, ſei es in einem Buch oder in ſeiner Perſon, deſſen überwiegender Geiſt die Leuchte des meinen geworden wäre: ſo mögte das anders ſein, ſo wäre ich jetzt vielleicht eine orthodoxe Proteſtantin oder eine glühende Katholikin, die ihr Glaubensbekenntniß regelrecht ablegen könnte. Das war nicht der Fall. Ihre Predigten, ihre Bücher, ihre Erklärungen waren gewiß ſo gut, ſo geſcheut, ſo vortreflich wie möglich: aber höchſtens ſprachen ſie aus was ich ſchon wußte, aber eine Richtung und dadurch eine Befriedigung, gaben ſie mir nicht. Das war nicht ihre Schuld und nicht die meine. Es war meine Beſtimmung was ich bin und was ich habe aus mir ſelbſt heraus zu arbeiten, mit vielen Schmerzen mit langen Qualen, mit großen Irrthümern, mit tauſend Thränen, noch jezt immer und immer fort, und es wird auch ſo lange ich lebe nicht anders ſein. So bin ich gekommen zu einer ſelbſtändigen Entwickelung, zu meinen Ueberzeugungen, zu meinem Talent, zu meinem Namen, und vor Allem: zu meinem Glauben. Ich nahm die Bibel. Dies Wunderbuch darf Jeder aufſchlagen und er wird etwas darin finden, das ihm das Innerſte berührt. Ich — mit meinem thörichten Herzen immer das uferloſe Meer der Sehnſucht durchziehend, war denn oft ſo müde meiner ſelbſt, ſo todt- und ſterbensmüde meiner Thorheit, daß ich ſeufzte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Du weißt, die Parabel vom verlornen Sohn! — Und jedes Mal war es dann wie es weiter heißt: „Da er aber noch ferne „von dannen war, ſahe ihn ſein Vater und jammerte ihn.“ .... Mir wurde beſſer, lichter, leichter; ach! daß ich gut wurde ſage ich nicht. Und ſieh; ſo iſt mein Leben und Streben bis zu dieſer Stunde: „Ich will mich aufmachen und zu meinem „Vater gehen.“ Das hat Jeſus mich gelehrt. Wie ſoll ich ihn denn anders nennen als meinen Meiſter? und begreifſt Du daß ich ihn göttlich nenne, und daß er mir doch gar nicht mit Gott verſchmilzt? — Ach, das iſt langweilig für Euch, und doch müßt Ihr es wiſſen um Euch vorſtellen zu können in welcher Stimmung, mit welchen Augen ich Nazareth betrachtete, und wie ich Jeruſalem und Bethlehem betrachten werde: mit ernſter Andacht, ohne Zerknirſchungen und ohne Entzückungen, wie es für mich ohne Heuchelei nicht anders ſein kann: denn ich halte mich weder für eine Verworfene noch für eine Auserwählte, ſondern für das was ich wirklich bin; für ein ganz gewöhnliches ſchwaches Geſchöpf, das in jedem Augenblick an ſeine Gebrechlichkeit gemahnt wird, und dem ernſte Andacht Noth thut. Darauf dürft ihr nicht im Geringſten rechnen, daß ich mich mit der Kritik traditioneller Stätten und Monumente ernſtlich befaſſen und herausklügeln werde, ob Chriſtus die Bergpredigt am öſtlichen oder weſtlichen Abhang des Berges gehalten habe — wie das jetzt ſehr an der Tagesordnung iſt, und die Leute in großes Anſehen bringt, welche ihre eigene Spekulation an die Stelle uralter Tradition zu bringen wiſſen. Dazu gehört außerordentlich viel Studium, Scharfſinn und beſonders die Ueberzeugung etwas Nützliches und Gutes damit zu erreichen: mir fehlt gänzlich dieſer dreifache Hebel, und der letzte am meiſten, weil ich finde daß die Kritik immer wenig förderlich iſt, nimmt und nichts wiedergiebt, Falſches bezeichnet und Etwas dafür aufſtellt und richtig nennt, was wiederum der Kritik Anderer verfällt. Weſſen Geiſt dieſe Richtung hat, muß ihr folgen. Ich habe ſie nicht und es iſt mir lieb. Alſo rechnet nicht darauf, ich bitte Euch ſehr, daß ich geographiſch und topographiſch beweiſen ſoll: dies ſei die Stätte wo das Haus der heiligen Jungfrau in Nazareth geſtanden habe. Achtzehn Jahrhunderte bezeichnen ſie als ſolche: fünfzehn Jahrhunderte überwölbten ſie mit Kirchen und Altären; der Troſt, die Stärkung, der Friede, welche hier in demüthige, gläubige Herzen quollen, umgeben ſie mit ehrfurchtgebietender Weihe. Warum ſollte ſie es nicht ſein? — „Nichts ſpricht dafür als mönchiſche Zeugniſſe," ſagen diejenigen, die es beſtreiten. Bis zum vierten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung war die chriſtliche Religion eine unterdrückte, gemarterte, verfolgte, und ihre Bekenner hatten nur das mündliche Wort, das von Geſchlecht zu Geſchlecht bewahrt und fortgepflanzt wurde. Weshalb ſollte bei dieſen Geſchlechtern die Erinnerung an die Stätten untergegangen ſein, welche der Meſſias durch Geburt, Leben, Wandel, Lehre und Tod geheiligt hatte, da die chriſtlichen Gemeinden nie in Paleſtina untergingen, aber immer mißhandelt und bedrängt, und folglich doppelt anhänglich ihren Heiligthümern blieben? Es ſcheint mir weder unnatürlich noch unmöglich, daß mit der Lehre ſelbſt Stätten an welche ſie ſich knüpft im Andenken der Chriſten der drei erſten Jahrhunderte geblieben ſein ſollten. So fand Helena die Mutter Kaiſer

Conſtantins, die erſte chriſtliche Kaiſerin im römiſchen Purpur, Paleſtina und die Chriſten. Die Gebeugten richteten ſich auf; ihr Paladium wurde nicht mehr geſchmäht, wurde zu Ehren gebracht; das Verborgene kam ungeſcheut zum Vorſchein; ſie durften ſich verſammeln an den Orten heiliger und wundervoller Erinnerungen; Helena erbaute Kirchen und Kapellen um die Gemeinden zu verſammeln, und ſeitdem beſtehen ſie, obgleich unzählige Mal zerſtört, verfallen, von Feinden und Erdbeben in Trümmer gelegt — denn ſeitdem wendete ſich die Welt dem Glauben der Chriſten zu. Haben in den nächſtfolgenden Jahrhunderten nur Mönche ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit jener Stätten abgelegt: ſo rührt das ſehr natürlich daher: weil ſie und die Geiſtlichkeit überhaupt, die Einzigen waren, die ſich mit der Schriftgelehrſamkeit befaßten. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit mag aber nicht, daß Proteſtanten der uraltehrwürdigen Tradition, welche im Schutz des Katholizismus ſich erhalten hat, Glauben ſchenken; ſie kommt mit Meßtiſch, Uhr, Elle, Barometer und Thermometer, mit dem ganzen gelehrten Apparat der Kritik, beginnt, immer von der Idee ausgehend Falſches finden zu müſſen, ihre Forſchungen und findet natürlich manches Falſche und noch mehr Zweifelhaftes. Ob ſie nun aber ſelbſt das Wahre und

Richtige bringt, ſteht dahin. Kann ſie das aber nicht, und zwar ſonnenklar und unzweifelhaft, ſo ſehe ich nicht ein, was man durch ihr Bemühen gewonnen hat. In dieſem Sinn finde ich das Buch des Amerikaners Robinſon geſchrieben, das er gemeinſchaftlich mit dem Miſſionär Eli Smith über Paleſtina herausgegeben, das in Deutſchland Aufſehen gemacht hat, und von dem ich bis jezt nur einen Theil, den, welcher Jeruſalem und das heilige Grab betrifft, kenne. In dem ſpekulativen Deutſchland hat dies Verfahren großen Anklang gefunden, und ich ſelbſt habe es übernommen der amerikaniſchen Miſſion zu Jeruſalem die Broſchüre eines proteſtantiſchen Geiſtlichen zu bringen, welcher die Authentizität des heiligen Grabes beſtreitet ohne jemals an Ort und Stelle geweſen zu ſein. Das nenne ich doch die ächte deutſche Stubengelehrſamkeit! — Daß ſich übrigens in den zahlreichen Traditionen manches Apokryphiſche findet, iſt ja ſo gewiß, daß man es gar nicht zu beweiſen braucht. Der Thabor z. B. wird von keinem der Evangeliſten als die Stätte genannt, wo Chriſtus ſich vor ſeinen Jüngern verklärte; ſie ſagen nur daß er mit ihnen auf „einen hohen Berg“ ging; alſo kann es eben ſo gut der benachbarte und eben ſo hohe Hermon ſein. Dennoch trägt der Thabor nun einmal die Glorie der Verklärung. Und was kommt denn überhaupt dabei heraus daß einem geſagt wird: „Ihr habt bisher geglaubt daß dieſer Berg es ſei; aber das iſt falſch! ihr müßt glauben daß es jener iſt, der iſt der wahre!“ Das kommt heraus, daß man denkt: „Ei wir wollen es abwarten! vielleicht entdeckt man inzwiſchen den allerwahrſten.“ — Mir, liebes Clärchen — das geſtehe ich Dir ehrlich! — kommt es auf jene gar ſo ängſtliche Berechnung von der einen Seite, und auf das ebenſo ängſtliche Behaupten dieſes oder jenes Platzes von der andern, gar nicht an. Ich bin in dem Lande, wo die für alle Zukunft gewichtige und einflußreiche Geſchichte Jeſu ſich zutrug; ich ſtehe auf dem Boden, der Zeuge ſeines göttlichen Lebens war: das genügt mir. Kirchen und Kapellen liegen mir nicht genug am Herzen um mich zu freuen oder zu grämen, wenn ſie ſtatt drei Fuß rechts — drei Fuß links liegen ſollten. — — — So war ich in Nazareth, ſo betrachtete ich die Kirche der Verkündigung, welche über dem Hauſe der heiligen Jungfrau klein und freundlich, mit geringem Schmuck erbaut iſt und noch etwas altes Mauerwerk und eine alte Treppe im Felſen umſchließt; ſo die Werkſtatt Joſephs und den Tiſch an dem der Meſſias mit ſeinen Jüngern geſeſſen haben ſoll: eine plumpe Steinplatte. Dann gingen wir nach dem Brunnen, welcher der Jungfrau zu Ehren Brunnen der Maria heißt, und vor dem Ort liegt; einige Oelbäume liegen umher. Weiber mit ihren großen Amphoren von Thon auf der Achſel hatten ihn umlagert, zankten ſich wüthend um den Vortritt und waren drauf und dran ſich in die Haare zu fallen. Im Ort, unter ihren Thüren riefen ſie mir zu: „Signora, buona sera! Come stà, Signorita?“ nämlich die Chriſtinnen, die ſich für die Anweſenheit einer fremden Glaubensgenoſſin intereſſiren mogten. Die Muhamedanerinnen lachten mich aus; ich fragte unſern Führer weshalb. Etwas betreten geſtand er: wegen meiner dünnen Finger. Ich mußte lachen. Die chriſtliche Bevölkerung, Katholiken und Griechen, ſoll ſich auf 1200 Seelen belaufen und der muhamedaniſchen die Waage halten. Früher war ſie weit ſtärker: aber das furchtbare Erdbeben, welches am erſten Januar 1837 Syrien verheert, Tauſenden das Leben gekoſtet und ganze Ortſchaften ruinirt hat, iſt hier beſonders heftig geweſen. Das Pilgerhaus des Franziskanerkloſters das uns beherbergte, iſt nach jenem Ereigniß gebaut, und liegt dem Kloſter ſelbſt gegenüber, welches mitſamt der Verkündigungskirche von Ringmauern, Thoren und Höfen umgeben, wie eine Feſtung ausſieht. Die Väter ſind meiſtens Italiener mit einigen Spaniern vermiſcht. Durch die Schule erklärt ſich die italieniſche Sprache in der chriſtlichen Gemeinde, denn auch Kinder und Männer begrüßten uns in ihr. Der Pater Guardian gefiel mir ausnehmend gut. Dieſe milde, ernſte Haltung ſollte jeder Mönch haben, und haben ſehr wenige. Sie und ſeine zarten Hände wie ſeine ſanfte Sprache, gaben ihm etwas ungemein Vornehmes. Er ſah jung aus und ſchön, wie ein Gemälde von Leonardo, mit dem farbloſen lombardiſchen Colorit und mit dem braunrothen Kapuzinerbart. Das klingt abſcheulich; — aber es iſt merkwürdig ſchön und eine Eigenthümlichkeit Leonardos. Jezt ſah ich es zum erſten Mal nicht im Bilde. Auch er rieth zur Rückkehr nach dem Carmel. Drei Kloſterbrüder, die nichts hatten als ihre Kutten, waren beraubt zwiſchen Nazareth und Nablus. Ich wurde ärgerlich, und zwar auf die europäiſchen Fürſten, die doch alle ſo gar fromm ſein wollen, und doch nicht dafür ſorgen, daß man ungefährdet zu den heiligen Stätten ſeines Glaubens pilgern kann. Müßte es nicht Frankreich als uralter Protector der Terra santa und der Klöſter, die von Station zu Station den Pilger aufnehmen? Könnte es nicht Rußland, für das der Einfluß ſo leicht wäre, vermöge des großen Uebergewichts, welches die griechiſchen Glaubensgenoſſen durch Zahl und Reichthum in der ganzen Levante haben? Aber da kommen politiſche Rückſichten und hindern es! und ſie gönnen das heilige Land lieber dem Türken als Einer dem Andern. Ich ging auf eine kleine Terraſſe neben dem Pilgerhauſe, ſah die Sonne hinter die nahen Berge ſinken, und den ſilbernen Mondnachen durch die roſenrothen Wolken des Abendhimmels herauf ſchwimmen. Der Unmuth verging; ich wurde traurig und weinte ein wenig. Zum See Genezareth, oder dem Galiläiſchen Meer, hatte ich mich beſonders gefreut. Da ſind die Jünger zu Hauſe, die armen Fiſcher, Simon Petrus und ſein Bruder, und die Kinder Zebedäi, die Jeſus „Donnerskinder" nannte, und die friedlich ihre Netze flickten, als er ſie mitgehen hieß. Da iſt er ſelbſt mehr zu Hauſe als in Nazareth, wo ſie den einheimiſchen Propheten nicht gelten laſſen wollten. Auf jenem See, an ſeinen Ufern und auf den Bergen die ihn umgeben, verlebte er die meiſten der von den Evangeliſten aufgezeichneten Tage ſeines Lebens. Da liegt der Thabor, da der Mons beatitudinis wo er über die Seligkeiten redete: da vielleicht auch die Wüſte in der er ſich für ſein Werk vorbereitete und die Verſuchung beſiegte. All dieſe durch ſein himmliſches Leben bezeichneten Stätten ſollte ich nicht ſehen; nur die ſeines Todes: das harte Jeruſalem. Vielleicht wird dort ſein Tod mich mehr rühren, als er bisher gethan. Ich habe ihn immer ſo ganz in der Ordnung gefunden, ſo ganz ſeiner Beſtimmung entſprechend und ſie vollendend, daß der Tod unter allen ihn begleitenden Umſtänden mir unumgänglich erſchien. Wer der Menſchheit nützen will, muß ſich opfern; wer ſie liebt muß für ſie leiden; wer einen neuen Weltzuſtand unwiderſtehlich herbeiführt, wird triumphiren, — aber am Kreuz. Was iſt da zu klagen? — Nun, ich war und blieb betrübt, und als wir heute früh fortritten, und als ich die Berge ſo ſchön und klar liegen ſah, fielen mir die Worte des Pſalmenſängers ein: „Mitternacht und Mittag „haſt du geſchaffen; Thabor und Hermon jauchzen in deinem Namen;“ — aber ich ſelbſt jauchzte gar nicht. Nicht nur daß ich Galiläa ſo wenig geſehen habe, Samaria werde ich gar nicht ſehen; blos Judäa, denn Peräa iſt transjordaniſch und für die chriſtliche Geſchichte wenig intereſſant. In dieſe vier Landſchaften war Paleſtina zur Zeit Chriſti getheilt, und ihretwegen heißt Herodes in den Evangeliſten „der Vierfürſt.“ In Rom muß man den Tacitus leſen; in Spanien Romanzen vom Cid; hier die Bibel, die alten Königs- und Prophetengeſchichten. Solche Bücher, welche den Charakter ihrer Zeit in den allerbeſtimmteſten Zügen, ſchärfſten Zeichnungen und unnüancirten Farben tragen, ſind wirklich nur auf dem Boden der ſie erzeugt hat, ſo recht zu verſtehen. Im engſten Zuſammenhang mit dem ſtarren zähen Charakter des jüdiſchen Volkes finde ich die Natur ſeines Landes; und in dieſen zerklufteten Hölen, auf dieſen nackten Bergen, wo das Auge ſich melancholiſch von der ſteinernen Erde zu dem faſt immer wolkenloſen Himmel emporhebt, meine ich die ſchwermüthige, majeſtätiſche Wildheit ſeiner Propheten zu begreifen, die im tiefen Trauermantel, mit dem Flammenzeichen der Begeiſterung über der Stirn zwiſchen dem Volk wandeln, welches die Verheißung Jehovahs nie vergißt, immer in Anſpruch nimmt, und doch nicht begreift. — — Jezt, mein liebes Clärchen, habe ich mir das Herz ganz frei und leicht geſprochen. Gott! was iſt es für ein Glück ſchreiben zu können! das Papier hält die Gedanken feſt, daß ſie ſich hübſch ruhig nach einander abrollen, was eine äußerſt angenehme Beſchäftigung und ein ſichres Mittel iſt um den Unmuth zu vergeſſen. — So eben, halb zehn Uhr Abends, kommt unſer Bote mit der Nachricht zurück: für 200 türkiſche Piaſter, ungefähr 13 preußiſche Thaler, habe der Scheikh unſre Begleitung bis Jaffa übernommen, und morgen früh werde er pünktlich ſich einſtellen. Geht Alles gut, ſo müſſen wir am erſten November in Jeruſalem anlangen: ſo haben es uns die guten Väter ausgerechnet, denn unſer Dragoman kennt dieſen Weg an der Küſte nicht, weil die Reiſenden natürlich vorziehen den kürzeren und intereſſanteren zu gehen, welcher direct von Nazareth nach Jeruſalem führt. Ich bin nur froh, daß unſerer Abreiſe morgen nichts entgegen ſteht. Lebe tauſendmal wol.

XXVIII

Jeruſalem, Donnerstag, Novbr. 2, Allerſeelentag 1843

Liebe geliebte Mutter, die Pilgerfahrt iſt glücklich und äußerſt friedlich gemacht, und die heilige Stadt geſtern Nachmittag vier Uhr erreicht. Es iſt ein ganz eigenes Gefühl an dem Ort ſich zu befinden, wohin früher Millionen von Menſchen mit Aufopferung von Gut und Blut und Leben geſtrebt haben, nur um auf der einen kleinen Stelle die ein Stein bedeckt zu beten und am heiligen Grabe zu knien. Um dieſe Befriedigung zu erlangen, mit welchen Mühſalen wurde gerungen, mit welchen Anſtrengungen gekämpft, welche Entbehrungen wurden ertragen — und welche Entzückungen lohnten dem Pilger! Jeruſalem! Jeruſalem! jauchzten ſie wenn ſie es von fern gewahrten, ſtürzten auf die Knie dankten Gott und ſangen Loblieder. Jeruſalem! nun waren ſie am Ziel, auf der Stätte des Heils! vom Grabe des Herrn quell ein Strom von Vergebung, Segen, Friede und Verſöhnung in die lechzenden Seelen, die mit der vollen wilden Glut der Jugend begehrten und erlangten. Unſre Zeiten ſind alt und kalt geworden, unfähig ſolcher Extaſen: dennoch iſt wol Keiner im Stande gleichgültigen Auges Jeruſalem zu betrachten: ich gewiß nicht! aber kopfüber ſtürze ich mich nicht hinein. Der Regen ſtrömt mit jener ſündflutähnlichen Gewalt vom Himmel, welche in dieſer Jahreszeit die lange Sommerdürre ausgleicht: das iſt mir ſehr lieb. Ich werde heute nicht meine Zelle in der Casa nova der Franziskaner verlaſſen, und mich beſinnen wo ich bin, und mich ſammeln für Alles was ich ſehen werde, — auch inzwiſchen Dir meinen Reiſebericht machen, der vier Tage umfaßt, aber nur ſehr wenig was des Erzählens werth wäre, und nicht ein einziges Abentheuer! iſt das nicht beklagenswerth, da wir uns doch ſo ſehr darauf gerüſtet hatten? In dieſem Punkt iſt unſre Reiſe wahrhaft komiſch: immer wie auf der Flucht vor einem Feinde, der vielleicht gar nicht exiſtirte. Zwanzig Mal fiel mir jener Franzoſe mit ſeinem „Je ne crois pas aux tigres“ ein. Das half aber nichts! ich mußte vorwärts als ob ich ſehr an ſie glaubte.

Am neunundzwanzigſten Oktober früh ſieben Uhr, war alſo wirklich unſre Eskorte im Kloſter. Worin beſtand ſie? in zwei Mann: Scheikh Nazir und ſein Bruder in eigner Perſon liefen drei Tage zu Fuß neben unſern Pferden her. Ihre Waffen beſtanden aus Flinten, die mich lebhaft an Nürnberger Spielzeug erinnerten. Damit wollten ſie den Beduinenſtämmen Abugoſch, Beni Sachr, und wie ſie heißen mögen! Reſpect einflößen. Beduinen heißen nämlich die nomadiſirenden Hirten, die mit ihren Heerden und Zelten, Weibern und Kindern, die weiten Länder tief unten vom rothen Meer bis zum Euphrat hinauf, durchziehen und ſich da niederlaſſen, wo ſie Weide und Waſſer finden, denn darauf beſchränken ſich ihre Hauptbedürfniſſe. Die verſchiedenen Stämme haben gewiſſe Bezirke inne auf denen ſie ſich herum bewegen, und aus denen ſie Fehde- und Raubzüge in verfeindete machen. So haben es die Väter gehalten und ſo halten ſie es: dies iſt wol das einzige Geſetz von dem ſie ſich gutwillig beherrſchen laſſen. Sie halten ſich für die ächten und einzigen Nachkommen Jsmaëls und ſind ſehr ſtolz darauf. Die Verheißung die Jenem ward: „Er wird ein wilder Menſch ſein: ſeine Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn“ — erfüllt ſich an ihnen ſeit den Urzeiten. Sie ſind meiſtens Wachhabi. Die Reformation des Islams, welche Abdul Wachhab um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Arabien unternahm indem er, behauptend er führe die Religion auf ihre urſprüngliche Einfachheit zurück, alle Tradition verwarf, alle Dogmen kritiſirte, und eine Menge von Gebräuchen und Vorſchriften für unnütz erklärte, war in zu großer Uebereinſtimmung mit dem freiheitsgewohnten Leben der Beduinen, war in zu tiefem Zuſammenhang mit ihrem Charakter und ihrer Exiſtenz, um nicht faſt durchweg Eingang bei ihnen zu finden. Der orthodoxe Muhamedaner legt z. B. Gewicht darauf in einer Moſchee ſein Gebet zu verrichten, wogegen Abdul Wachhab lehrt: es komme auf den Ort nicht an. Bei ſeinem Nomadenleben hat der Beduine keine Moſchee, folglich iſt bei der neuen Lehre nur das eine zu verwundern, daß ſie erſt ſo ſpät ſich entwickelte, denn die Religionen und ihre Bekenner ſtehen in Wechſelwirkung zu einander, wie das nicht anders ſein kann, wenn dieſe durch jene ſich zugleich angeregt und befriedigt finden ſollen. Jeder Stamm hat einen Prieſter der Khatib heißt, und der einigermaßen verachtet wird, ſollte er das Unglück haben leſen und ſchreiben zu können. Verachtet wird auch der Fellah, der anſäſſige Landmann, und dieſer fürchtet wiederum außerordentlich den Beduinen. Unſer Scheikh Nazir war das Oberhaupt eines Diebsdorfes, wie der Bruder Schaffner ſagte: kein Beduine. Er trug auch nicht ihre höchſt maleriſche, einfache Tracht: das weiße Hemd, den weiß und braun geſtreiften Wollenmantel, das gelbe Keffijeh mit einem Hanfſtrick um die Stirn gegürtet und über Schultern und Nacken herabfallend — ſo wie wir im Libanon und in Damaskus einige ſahen; er war nach Art des arabiſchen Landvolks in Syrien mit Hemd, Kaftan und einem ſchlafrockähnlichen Ueberwurf bekleidet, der von der formloſen Plumpheit des europäiſchen Paletot iſt. Sämmtliche Kleider ſind ſo kurz, daß ſie nur das Knie bedecken, und möglichſt vertragen, verblichen und unſauber, weil ſie ſich immer damit auf der Erde herumwälzen, darin ſchlafen, und ſogar den Turban höchſtens nur abnehmen um ihn als Kopfkiſſen zu brauchen. Der rothe Tarbuſch mit blauem Quaſt bildet den Kern eines Turbans, um welchen ſich ein langes zuſammengedrehtes weißes Baumwollentuch windet. Während der Kopf ſo gut bedeckt iſt, ſind die Beine nackt. Die Tracht bleibt dieſelbe bis hieher; doch muß ich bemerken, daß der von mir ſogenannte Paletot ein Prachtſtück iſt, das wol ein Scheikh und ſein Bruder — doch ſonſt nicht Jeder beſitzt. In den Städten iſt die Tracht etwas anders; ſtatt des

Hemdes oder über demſelben trägt man das weite türkiſche Beinkleid, das aber immer unter dem Knie aufhört, und dann Strümpfe oder Kamaſchen oder auch nur an nackten Beinen ein Paar Pantoffeln; Letzteres iſt faſt durchgehends Tracht des gemeinen Mannes; zu Strümpfen und Kamaſchen gehört ſchon Reichthum, Elegance und Vornehmheit, und dann verlängert ſich der Kaftan bis zum Knöchel des Fußes, während er beim Volk zur Jacke verſchrumpft. Da man möglichſt bunte Farben liebt, dunkelroth, hellblau, oder geſtreifte Zeuge, orangefarben und weiß, und dergleichen, ſo ſieht eine ſolche Männergruppe, lebhaft ſprechend und geſtikulirend, recht gut aus, obgleich ſchöne Züge mir nicht aufgefallen ſind. Feine ſchon eher, wie denn überhaupt der Ausdruck zuweilen recht liſtig ſein kann. Wird er lebhaft, in Freude oder Zorn, ſo nimmt er wirklich eine thieriſche Wildheit an: aber allerdings — Phyſiognomie iſt da. Unſer Scheikh war etwas entſtellt weil ihm die Vorderzähne fehlten. Dieſe auszureißen war das arabiſche Mittel um unter Ibrahim Paſcha dem verhaßten Soldatenſtand zu entgehen: man konnte nun nicht die Patronen abbeißen um das Gewehr zu laden. So iſt mir geſagt worden; davon verſtehe ich nichts. — Gegen acht Uhr ſetzten wir uns in Bewegung. Ich hatte mich an dem

Ton der kleinen Orgel erbaut, welche den Morgengottesdienſt der guten Väter begleitete; auch unter ungeübten Händen iſt er ſchön, denn er klingt immer fromm wie ein Pſalm. Dankbar nahm ich von ihnen Abſchied; ſie ſind uns auf jede Weiſe freundlich behülflich und dienſtfertig geweſen, und Jedem der nach Syrien reiſt werde ich rathen ſich ſo einzurichten, daß er ein Paar Tage auf dem Carmel bleibt. Nachdem wir zum Meeresufer herab geritten waren, verließen wir es bis Jaffa nicht mehr, und ſahen keine andre Landſchaft, als zur Rechten die blaue Flut, zur Linken die weiße Kalkfelſenwand, und vor uns den Weg auf dem gelben Sande des Strandes, der zuweilen mit einer dichten Lage allerliebſter bunter Muſcheln bedeckt, zuweilen feucht und feſt wie Parquet, und zuweilen ſo trocken und tief war, daß die Pferde weit über den Huf darin verſanken und daß, ſo wie ſie den Fuß herauszogen, der rieſelnde Sand die Spur gänzlich verwiſchte. Ruinen lagerten ſich zuweilen zwiſchen uns und dem Meer, und unſre Nachtquartiere waren auch Ruinen. Ein blutarmer armeniſcher Pilger, der aus dem fernen Diarbekir nach Jeruſalem wallfahrtete, und den ich beſchützte, d. h. ihm zu eſſen geben ließ, weil er ein gutes Geſicht hat, hatte ſich ſchon ſeit Sidon an uns geſchloſſen. Ein Araber zu Pferd, ein Freund unſers Scheikhs, und zwei Männer aus Kaiffa, die ſämmtlich nach Jaffa wollten, geſellten ſich am Fuß des Carmel zu uns, ſo daß wir eine große Karavane bildeten. Wir begegneten auch genug Leuten, Reitern und Fußgängern, mit keulenartigen Stäben, Flinten oder Lanzen bewaffnet: dann lief der Scheikh oder ſein Bruder voraus ihnen entgegen, begrüßte durch einen Handſchlag ſeine Bekannten, verſtändigte ſich mit Unbekannten, erkundigte ſich nach den „Arrab“ — (nie anders als ſo habe ich vom Volk die Beduinen nennen hören) erhielt immer die Nachricht, daß ſie da oben an den fernen Bergen von Juda ſich herumtrieben: und ungeſtört zogen wir weiter. Ob wir nun ohne unſre Bedeckung von dieſen Leuten etwas zu fürchten gehabt hätten — das mag Gott wiſſen! ich glaube es nicht. Die Ruinen waren Ueberbleibſel alter Befeſtigungen. An einer Stelle ſah man deutlich, daß einſt ein Thor zwiſchen zwei Felſenſäulen den ganzen Weg beherrſcht und nach Belieben geſperrt hatte. Weiterhin lagen die Ruinen von Atlith, welche eine Burg der Johanniter geweſen, aber jezt nur noch ein Steinhaufen iſt. Wir waren unangenehm überraſcht, als der Scheikh uns um halb zwei Uhr Mittags auf einem ſchmalen ſteilen Fußpfad die Kalkſteinwand erklettern ließ und erklärte:

hier, in dem Dorf Tentura müßten wir übernachten, denn auf den zwölf Stunden der morgenden Tagereiſe ſei keins. Was war zu machen? Wir blieben. Die Ueberreſte eines alten Schloſſes waren in einen Khan verwandelt, der größer als die gewöhnlichen Herbergen iſt, einen Hofraum hat und einigermaßen geſchloſſen werden konnte. Da wurden die Zelte aufgeſchlagen, und da nahm Scheikh Nazir Cour an von ſeiner Verwandtſchaft und Freundſchaft, die ihn umringte und begrüßte. Zwanzig bis dreißig Menſchen ſaßen binnen zehn Minuten auf den Ferſen beiſammen, plaudernd und geſtikulirend, und er hockte kerzengrade in der Mitte. Ich ging über eine verfallende Treppe auf das flache Dach des Gebäudes, und ſah mich um. Das Dorf war kahl wie die Hand. Eine weite unbebaute, doch gar nicht ſterile Ebene erſtreckte ſich bis zu den Bergen von Juda, und am Meer hinauf und herab. Der jähe Abſturz der Kalkſteinwand beſchützt ſie vor dem Vorrücken des Meerſandes. Jetzt diente ſie nur den Heerden als Weide. Manche Stellen waren ganz ſchwarz von Ziegen, deren Milch hier vortrefflich iſt, beſonders auf dem Carmel. Die Rinderheerden, die man auch ziemlich häufig ſieht, beſtehen immer nur aus Ochſen, welche man zur Feldarbeit braucht. Kühe giebt es nicht — zu meiner Verwunderung;

denn wo kommen die Kälber her? — und ſo giebt es auch keine Kuhmilch. — Die Nacht war unruhig, der Raum zu eng für ſo viele Gäſte, denn außer uns waren noch Reiſende des Landes im Khan eingekehrt, unter andern zwei Derwiſche auf der Pilgerfahrt nach Mecca. Draußen bellten die Hunde, dieſe Nachtwächter der Orientalen, und zum erſten Mal hörte ich das pfeifende Geheul der Schakale, welche raubſüchtig Nachts die Dörfer umſchleichen. Am dreißigſten war ich die Erſte wach in unſerm kleinen Lager, und trieb zum Aufbruch von vier Uhr an, weil unſre zwölfſtündige Tagereiſe ſich wo möglich nicht über Sonnenuntergang ausdehnen ſollte. Wir kamen freilich noch vor ihrem Aufgang, aber doch erſt gegen ſechs Uhr fort, weil in der Dunkelheit und Dämmrung das Ein- und Aufpacken noch langſamer als gewöhnlich von ſtatten geht. Dazu hatte ſich ein ſtürmiſcher Oſtwind erhoben, der alle Sachen durch einander warf, und Licht und Feuer auslöſchte. In die graue Dämmerung, von erblaſſenden Sternen beſchienen, ſturmumbrauſt, zwiſchen Meereswellen und Wellen von aufgewühltem Sand, welche unter den Füßen unſerer Pferde in einander wehten, ſetzten wir die Reiſe fort. Bei uns wäre ſie in dieſer Jahreszeit und unter dieſen Umſtänden etwas unbehaglich geweſen: hier waren die Morgenritte am Meer ſo ſchön, ſo ganz wunderbar ſchön, daß ſie immer zu meinen liebſten Erinnerungen gehören werden. Von Beirut bis zum Carmel fühlte ich mich nicht recht wol; vom Carmel bis Jaffa reiste ich wie auf der Flucht und daher etwas genirt: dennoch war mir immer ganz wonnig zu Muth, wenn ich am Morgen auf meinem Pferd ſaß, unter dieſem diamantenen Himmel fortritt, die balſamiſche Morgenluft einathmete, und das Meer mit ſeinen tönenden Wellen das Herz überrauſchte. In Gedanken oder Betrachtungen vertiefte ich mich gar nicht! ich kam nicht dazu. Ich fühlte nur die Stärke, die Friſche, die belebende Kraft der Natur, und ließ mich von ihr forttragen wie ein ſorgloſer Schwimmer von den linden Wellen des Sees. O, dieſe Morgen! immer habe ich eine tiefe Liebe für das mittelländiſche Meer gehabt, immer ſind mir ſeine Küſten in einem Goldglanz erſchienen, der mir die nordiſchen Geſtade zu Blei entfärbt; aber hier war's eine Art von Leidenſchaft, denn man ſagt dieſe Küſte ſei öde, langweilig, unſchön — ich ſelbſt habe Dir vorhin ehrlich geſagt aus welchen Elementen ſie beſteht; aber, ich muß es wiederholen, mir war wonnig zu Muth. Indeſſen gegen Mittag wenn die große Hitze kam, Nachmittags wenn die Sonne blendend über dem Meer ſtand, und die Kreidefelſen und der

Uferſand ihre Stralen reverberirten — verſchwand die Wonne ſehr regelmäßig und machte der Ermüdung Platz. Beſonders an jenem Tage. Denn als nach kurzer Zeit die Felſenwand ſich wieder zu unſrer Linken aufbaute, ſchützte ſie uns gegen den Oſtwind, und die Sonne brannte gegen Mittag wahrhaft zerſchmelzend. Da lernte ich zwei arabiſche Worte in ihrem vollen Umfang ſchätzen „Bir“ Brunnen, und „Moje“ Waſſer, und vermittelſt derſelben machte ich mit dem Scheikh Nazir, der ſich immer ritterlich in meiner Nähe hielt, eine lebhafte Unterhaltung. Zuletzt löſte ſie ſich darin auf, daß ich aus ſeiner Flaſche trank — aber buchſtäblich aus der thönernen Flaſche. Die Bagage war etwas zurückgeblieben, und ich wollte durchaus nicht den Zug aufhalten, immer aus Sorge das Nachtquartier gar ſo ſpät zu erreichen. Darum frühſtückte ich auch nur mit einem Stück Brot und Ziegenkäſe, und auf dem Pferde ſitzend, während wir ſonſt immer um Mittag eine halbe Stunde Halt machen. Ich fürchte wirklich, daß Du Dich in Gedanken ein wenig meiner ſchämſt. Trinken aus der Flaſche eines arabiſchen Halbbanditen! eſſen ein Stück Brot und Käſe im Sattel ſitzend! Ja, Mamachen, und dazu zog ich meine Blouſe gar noch aus und ritt in Hemdärmeln, weil die Hitze mich erdrückte. Das

Alles klingt bei uns unerhört, erſchreckend, unthunlich, weil es eben bei uns nicht vorfallen kann. Hier macht es ſich von ſelbſt, und wer nicht lernen kann aus der Flaſche eines Arabers zu trinken, komme lieber gar nicht her: denn mit Anſprüchen an europäiſche Moden, Gebräuche und Sitten, iſt man hier übel berathen. Das iſt es eben: die Sitte iſt anders, aber eben weil ſie Sitte iſt, kann es keinem verſtändigen Menſchen einfallen daran Anſtoß zu nehmen: nur die Unſitte verletzt. Mit einer unerzählbaren Naivetät machen die Leute am Morgen ihre Toilette: mit der vollkommenſten Unbefangenheit bringen ſie ihre Gewänder in Sicherheit wenn ſie durch die Flüſſe gehen müſſen: man kann das nicht unanſtändig nennen. Wer es thut darf nicht herkommen, wiederhole ich. — Auf der letzten Hälfte der Tagereiſe, alſo grade als ſie uns am nothwendigſten waren, kamen wir an drei Brunnen vorüber. Ein Rand von rohen Steinen iſt immer um die Eintiefung herum gelegt. Iſt dieſe nur gering, ſo deckt ein ſchwerer Stein die Oeffnung, damit nicht Thiere das Waſſer verderben. „Sie wälzten den Stein vom Brunnen,“ kommt öfters im alten Teſtament vor, und der Gebrauch iſt derſelbe geblieben. Tiefere und größere Brunnen zu deren Waſſer Thiere nicht gelangen können, ſind offen und

Stufen führen in ihren Schlund damit man ſchöpfen könne. Roh ausgehölte Steine und Baumſtämme, zuweilen nur Gruben in dem Boden wenn das Erdreich feſt genug iſt, liegen daneben als Tröge für das Vieh. Der Hirt füllt ſie, und geduldig wartend trinkt nach einander die Heerde — auch noch genau wie zur Patriarchenzeit. An dem einen Brunnen fanden wir eine zahlreiche Heerde gelagert: zu dem zweiten ſtieg eine andre die Felswand herab; — alſo muß oben in der Nähe der Dörfer kein Waſſer ſein. Welch eine Bewegung in der Karawane entſteht, wenn man einen Brunnen in der Nähe vermuthet oder weiß, kannſt Du Dir gar nicht vorſtellen! dazu muß man aber einen halben Tag im brennenden Sande und in der glühenden Sonne marſchirt ſein! man zeigt ihn aus der Ferne, man verdoppelt den Schritt, Einige laufen voraus, die Pferde drängen mit aller Macht dahin und verdrängen einander am Troge. Mein armer Pilger ſteckte ſeinen Kopf zwiſchen die Pferdeköpfe durch und trank aus dem Trog, weil er gar nicht zu dem umlagerten Brunnen gelangen konnte. In Tentura hatte ſich unſre Karawane ſehr vermehrt, durch Anſchluß von Leuten, die entweder denſelben Weg gingen wie die Derwiſche, oder die auf größere Geſellſchaft warteten um ihn einzuſchlagen; darunter ein

Ehepaar. Die Frau ging rüſtig um mit dem Zuge Schritt zu halten unermüdlich zu Fuß, während der Mann auf dem breiten Sattel ſeines Eſels höchſt gemächlich ſeine Pfeife rauchte und ſich bei derſelben ſogar noch von ſeinem Diener bedienen ließ, wo dann die Frau den Bündel mit kleinen Habſeligkeiten tragen mußte. Auch das iſt Sitte des Orients — und wenn auch die Füße der Frau müde wurden, die Zunge litt nicht darunter. Nur bei einem ziemlich tiefen Fluß, deſſen Waſſer den Männern an den Gürtel reichte, ſtieg der aufmerkſame Gatte ab und ging hindurch, während ſie ſich auf dem Eſel hockte, aber doch tüchtig naß wurde. Ein Paar Stunden von Tentura liegen am Meer Berge von Schutt, aus denen man noch Mauern, Thürme, Aquaducte erkennen kann, oder es ſich einbildet. Es ſind die Ruinen von Cäſarea, der prächtigen, ganz im Sinn und Geſchmack der Römer von Herodes dem Großen ausgebauten Stadt. Skorpione und Schakale ſollen in ihr hauſen, und verfallne Brunnen und Ciſternen es gefährlich machen in den Trümmern umher zu ſteigen. Wir hatten überdies nicht Zeit dazu. Aber es macht einen gewaltigen Eindruck nicht einzelne Tempel, Paläſte oder Amphitheater, ſondern eine ganze große Stadt mit Mauern und Thoren als Ruine zu ſehen, die noch während der Kreuzzüge ein ſtarker, feſter Platz und Sitz eines Erzbiſchofs war. Nun iſt ſie ausgetilgt zwiſchen ihres Gleichen und wird es bald von der Erde ſein, wenn Sand und Meer ihr Zerſtörungswerk fortſetzen. In der Apoſtelgeſchichte nimmt die ganze ſyriſche Küſte, hauptſächlich Cäſarea (Caſarien) einen bedeutenden Platz ein. Hier ſaß Paulus zwei Jahr unter dem römiſchen Landpfleger Felix gefangen, und vertheidigte ſich dann unter deſſen Nachfolger Feſtus und vor dem jüdiſchen König Agrippa ſo nachdrücklich, daß Letzterer zu ihm ſprach: „Es fehlt nicht viel du überredeſt mich, daß ich ein Chriſt würde.“ Von Cäſarea wurde Paulus nach Rom geſchickt und unter Aufſicht gehalten; ihm „ward erlaubt zu bleiben wo er wollte, mit einem Kriegsknecht der ſein hütete.“ Man kann ſich vorſtellen welchen Einfluß ein Menſch wie Paulus über die Römer üben mußte, die unbefriedigt zwiſchen ihren todten Göttern hin und her ſchwankten, und nun bei ihm neben der Macht des Glaubens und der Ueberzeugung, die vornehme Haltung, den würdevollen Ausdruck fanden, woran ſie gewöhnt waren und die ſie liebten. Er, der von ſich ſagt: „Ich bin geboren zu Tarſus und erzogen in Jeruſalem zu den Füßen Gamaliels“ (Apoſtelgeſchichte 22, 3) unterſchied ſich ſehr von den Jüngern, die ihr Lebenlang ein Handwerk getrieben hatten, eben durch den unauslöſchlichen Stempel der Bildung und Erziehung. Man hat geſagt er ſei ein Teppichwirker geweſen. Das iſt ein Irrthum, vielleicht eine Verwechſelung mit ſeinem Vater der es geweſen ſein mag. Ein Teppichwirker wird nicht erzogen zu den Füßen eines Andern, der ihn im „Geſetz“ belehrt, ſondern in der väterlichen Werkſtatt, wie die Fiſcher im Kahn ihres Vaters. Der hohe Geiſt und der gebildete Verſtand und die Wiſſenſchaft, können eben ſowol einen tiefen Glauben umfaſſen, als das ſchlichte Gemüth: das beweiſt Paulus. Und wenn er in Milet zu den Epheſern ſpricht: ſeine Hände hätten ihm gedienet: ſo ſetzt er gleich hinzu: er habe ihnen gezeigt daß man alſo arbeiten müſſe. Wer von je her ein Handwerk getrieben, braucht das nicht ſpäter beſonders zu zeigen. — Zu meiner großen Freude, vielleicht weil wir tüchtig marſchirt waren, ſchrumpften die zwölf Stunden unſrer Tagereiſe zu zehn ein, und wir erreichten um vier Uhr das Nachtquartier, ein kleines Dorf mit einer großen Moſchee, Haram genannt, das wie Tentura in der Ebene über der felſigen Uferwand liegt. Den äußern Vorhof der Moſchee machten wir zu unſerm Lagerplatz, was man uns willig geſtattete, und ich weiß weiter nichts von Haram zu erzählen, als daß auf einem benachbarten Hugel Ruinen eines alten Feſtungbaues liegen, und daß über Nacht die Schakale in großer Nähe heulten. Drei Stunden Küſtenweg brachten uns am Morgen des ein und dreißigſten nach Jaffa, dem bibliſchen Joppe. Wir hätten gern bis Jeruſalem Scheikh Nazir zu unſrer Bedeckung behalten, allein er ſagte, tiefer im Lande ſei er unbekannt und uns daher unnütz. Vor dem Thor von Jaffa, unter einer großen Terebinthe, auf einem freien Platz wo Markt von Lebensmitteln, Früchten, Gemüſen, Hühnern und Eiern hauptſächlich, gehalten wurde, bekam er ſeine 200 Piaſter und ein Bakſchiſch aufgezählt, und ein Zeugniß über unſre Zufriedenheit ausgeſtellt. Vorher hatte er ungemein geſchickt ein Paar Eier aus dem Marktkorb genommen, den eine Frau nach Landesſitte auf dem Kopf nach Jaffa trug. Er war beſchäftigt ſie in ſeinem breiten Gürtel ſorgſam aufzubewahren, als er bemerkte, daß ich die Szene beobachtet hatte. Ohne ſich decontenanciren zu laſſen machte er mir ein kleines Zeichen des Verſtändniſſes, ging nach einem Weilchen zu der Frau zurück, gab ihr die Eier wieder, und ermahnte ſie ihren Korb beſſer in Acht zu nehmen. Dann ſah er mich ſelbſtzufrieden an, um mich glauben zu machen, es ſei ein angenehmer Scherz geweſen. Aber ich kenne das ſchon: fremder Leute

Lebensmittel als Eigenthum zu betrachten, iſt auch Sitte des Arabers.

Jaffa liegt wunderhübſch, dicht umgeben von Orangengärten mit Granaten und Reben vermiſcht, ſo daß manche Bäume unter der Fülle von Weinlaub verſchwinden. Große Plantagen von Zuckerrohr breiten ſich weit hin aus, und einzelne Palmen und Tamarisken ſind in ſie hinein geſtreut, während Hecken von Akazien und Cactus ſie umziehen. Um die unförmlichen Arme des mißgeſtalteten Cactus wand ſich eine Fülle von Reben in graziöſen Guirlanden. Gemauerte Brunnen mit Kuppeln überwölbt ſpenden reichliches Waſſer und helfen die Landſchaft ſchmücken. Hier kann man ſich lebhaft das gelobte Land „da Milch und Honig innen fließet“ vorſtellen, und mehr Menſchen herwünſchen um dieſes Segens theilhaft zu werden. Die Stadt ſpringt auf einem Hügel ins Meer hinein. Ungefähr auf ſeiner Mittelhöhe liegt ein altes Schloß mit runden Thürmchen, recht mittelalterlich ernſthaft und maleriſch. Ebenſo hübſch und mit kleinen Thürmen geputzt iſt das Thor, vor dem wir Halt machten. Eine ſtattliche Geſellſchaft kam heraus, vermuthlich Kaufleute, und erkundigte ſich bei uns auf italieniſch nach Ankunft des öſtreichiſchen Dampfſchiffes in Beirut. Auch ein Paar Juden fanden ſich ein um wo möglich ein Handelchen zu machen. Unſer Reiſetiſch gefiel ihnen ſehr und der Eine fragte ob er nicht zu kaufen ſei. Die Juden ſind mir reſpektabel durch ihr unüberwindliches Feſthalten am Geſetz der Väter: davon giebt es in der ganzen Weltgeſchichte kein zweites Beiſpiel! immer haben die unterjochten Völker, die Knechte, im Verlauf der Jahrhunderte die Religion der Sieger und Herrn angenommen: aber die Juden wurden zerſtreut durch alle Welt, wurden überall ärger mißhandelt als Knechte, Leibeigene und Sclaven, und haben dennoch ihren Glauben gegen Chriſtenthum und Islam bewahrt. Das iſt mir ehrwürdig — in demſelben Maß wie ihr kleinlicher Handelsgeiſt, der kein Ding ſehen kann ohne es zu tariren, mir unausſtehlich iſt. Als der Dragoman das Geſundheitscertificat eingeholt hatte, welches am Thor von Jeruſalem von den Reiſenden gefordert wird, und nebenbei auch beruhigende Erkundigungen über die Sicherheit des Weges eingezogen hatte — gegen zehn Uhr ritten wir fort. Anfangs durch eine lange Strecke jener üppigen köſtlichen Gärten. Die Citronenbäume bogen ſich unter der Laſt ihrer goldnen Früchte; für einen halben Piaſter bekamen wir deren ein Dutzend. Die Granatäpfel rötheten ſich, die Bananen waren reif; an einigen Palmen hingen Dattelbüſchel. Vom Carmel ſchrieb ich: auf dem

Wege nach Nazareth begriffe ich die wilde Melancholie der alten Propheten: hier, liebe Mutter, begreiſe ich die weiche, glühende Ueppigkeit des „Hohen Liedes,“ das wie eine flammende, duftende Roſe in die Weisheitskrone des weiſeſten Königs geflochten iſt. Wo die Gärten aufhören beginnt das weite Gefilde, welches ſich an der ganzen ſyriſchen Küſte bald breiter bald ſchmaler zwiſchen dem Meer und dem Gebirge lagert. Hier hieß es ſonſt: Ebene von Saron. Wir ließen nun das Meer im Rücken und ritten landeinwärts drei und eine halbe Stunde bis zu dem Städtchen Ramla, immer vor uns die Berge von Judäa, über die man nach Jeruſalem zieht. Die Ebene iſt fruchtbares Acker- und Weideland. Einzelne Terebinthen, zuweilen ein Brunnen, hier und da einige Grabſtätten, ſind über ſie verſtreut. „Und es blühen in göttlicher Trauer — Deine Roſen, Sarona, nicht mehr;“ heißt es in einem Gedicht von Bechſtein, und dieſe Verſe, die mir im Gedächtniß geblieben, weil ſie ſo ſehr melodiſch ſind, ſind auch ganz wahr. In dieſer Ebene liegt Ramla, durchaus von orientaliſchem Anſehen, nicht wie die Küſtenſtädte, die alle mehr oder weniger den mittelalterlich-kriegeriſchen Charakter haben, der in Beirut ſeine Spitze erreicht. Hier ſind es nur kleine niedrige offne weiße Häuſer mit flachen Dächern um die plump durchbrochene Gallerien laufen Kuppeln, Minare's, Terraſſen, dann Ruinen über welche Palmen ſich neigen, weiche grazióſe Bäume, wie der zarte Azedarach, und dann wieder der monſtröſe Cactus als ſchützende Mauer in die Lücke einer ſteinernen geſetzt. Ein ſchöner ruinirter Thurm, ein Fremdling aus Weſten, zieht den Blick in dem ächt morgenländiſchen Bilde auf ſich. Er heißt der Thurm der Märtyrer, weil dort eine große Zahl von Tempelrittern fielen, bevor ſie das heilige Land verließen; er gehörte zu den Gebäuden ihres Convents, deſſen Kirche in eine Moſchee verwandelt iſt. Die Kirche der Johanniter hatte ein gleiches Schickſal. Da mag in architektoniſcher Rückſicht, abgeſehen von jeder andern, manches Intereſſante verborgen ſein; denn der Türk ſitzt über dem Allen wie der Vogel Greif über Schätzen, die er wol hüten, jedoch nicht würdigen kann. Ein Kloſter der Terra santa, deſſen Pilgerherberge von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, geſtiftet iſt, und ein großes griechiſches Kloſter nehmen ſich der Pilger an, welche noch immer zu Weihnachten und Oſtern in großen Schaaren nach Jeruſalem ziehen. Auch wir, als wir uns ein wenig in Ramla umſahen wurden Nazareni genannt und Hadji d. h. Pilger. Ich wollte nicht im Kloſter einkehren, weil da der Aufbruch wenigſtens eine Stunde ſpäter geſchieht. Es war mir ſchon höchſt unangenehm einen halben Tag in Ramla zu verſchwenden; aber wir ſollten uns einer Karavane anſchließen, die um zwei Uhr Nachts abging, und ſo hätten wir Störung im Kloſter gemacht. Statt deſſen wurden wir geſtört, denn Flintenſchüſſe hörten nicht auf in der Ebene, die ganze Nacht! Die Leute, welche abwechſelnd wachten, und der „reiche Mann,“ der wirklich auch eine Art von Vogel Greif war, behaupteten das wären Räuber. Trat einmal eine Pauſe ein, ſo füllten Hunde mit verzweiflungsvollem Geheul und wüthendem Bellen ſie aus. Es war eine unheimliche Nacht, und mitten drin kam die Botſchaft, die Karavane ginge nicht ab. Wir warteten noch ein Paar Stunden, verſuchten zu ſchlafen als gegen Morgen die Schüſſe verſtummten, waren aber um fünf Uhr ſchon reiſefertig. Als ich aus dem Zelt unter den ſanft verſchleierten Nachthimmel hinaustrat, den im Oſten der blaſſe Lichtſtreif der Dämmerung begränzte, ſtanden noch alle Sterne da oben hell und feſt; und Einer grade über mir, Einer den ich beſonders liebe, weil er immer und immer am Himmel über mir ſteht, und den ich daher auch ſehr gut kenne, ſo von Angeſicht zu Angeſicht, doch nicht ſeinen aſtronomiſchen Namen. Der freute mich! Ich gedachte der Magier, die aus dem fernen Chaldäa einem Stern nachgezogen waren bis Bethlehem. Wir Alle folgen einem Stern, der ach! ſehr oft von den Nebeln der Erde uns verdunkelt iſt, aber, wenn er einmal ſo recht über uns ſtralt, uns ein Heil bringt. Der Stern ſtimmte mich ſehr zuverſichtlich. Ramla iſt ja nicht ſo weit von Jeruſalem als Chaldäa. Ich war in herzklopfender Erwartung als wir endlich gegen ſechs Uhr abzogen. Ich trieb zur Eil aus freudiger Ungeduld; Giorgio, um die ſichern Berge zu erreichen, denn nur in Saronas Gefilden ſollte das Geſindel hauſen. Es ging fleißig vorwärts. Plötzlich erklärte der „reiche Mann,“ dieſem Sturmſchritt bei der ſtarken Tagereiſe wären ſeine Maulthiere nicht gewachſen. Es gab einen Wortwechſel, und als der Dragoman nicht nachließ, machte jener Kehrt! winkte ſeinem Sancho Panſa, der ſich flugs auf ſein Eſelein ſchwang, und ſo zogen Beide ab, und uns blieb nur noch der Seïs unſrer Pferde über den der „reiche Mann“ nicht zu gebieten hatte. Es war höchſt komiſch, ſo recht kindiſch; denn wo wollte er wol hin? Wir ritten etwas langſamer, und waren bald dazu gezwungen, weil wir anfingen in Schluchten aufwärts zu gehen; da kam er zurück. In drei und einer halben Stunde durchſchnitten wir die Ebene und eben ſo lange ſtiegen wir — aber immer durch eine Schlucht und über einen

Kamm, und wieder in eine Schlucht und über einen Kamm, ſo daß man meint, man komme nimmer zum Ziel. Bebaut iſt das Gebirg von Judäa in der Art wie das um Nazareth iſt: mit Dörfern und deren Gärten und Pflanzungen theils am Abhang, theils unten in der Schlucht, aber im Ganzen höchſt ſpärlich. Der Character iſt unwirthbar; die Oelbäume, die auf einigen Stellen zum Hain ausgebreitet ſind, ſehen auch ſo ſtill traurig aus mit ihrem bleichen Laube und ihrem ausgehöhlten Stamm. Der Weg war belebt von Leuten des Landes, die uns ruhig ziehen ließen. Einmal griff ein Araber die Flinte meines Reiſegefährten an, wahrſcheinlich aus Neugier, weil ein doppelläufiges Gewehr eine große und herrliche Seltenheit bei ihnen iſt. Auch einem europäiſchen Reiſenden mit ſeinen Leuten begegneten wir, den ich mit meinen größten Augen anſah — nicht aus Freude über den Europäer, ſondern weil er im ſchwarzen Frack zu Pferde ſaß, wobei der Foulard als Kopftuch unter dem Hut ſich merkwürdig ausnahm. Ich habe in meinem Leben ſchon viel Auffallendes geſehen: aber einen Mann im ſchwarzen Frack zu Pferde doch noch nie! Es machte ſich äußerſt erbaulich in den Bergen von Judäa! — Endlich ſagte der Dragoman bei dem recht anſehnlichen Ort Erit-el-Enneb wo wir ein Weilchen raſteten, jetzt wären wir oben! allein das Steigen hinauf, herab, hört nicht auf. Smaragdgrün, an einem muntern Bach, liegen Citronengärten um das Dorf Colonia. Die Kinder liefen uns entgegen mit Flaſchen voll Waſſer, deſſen die Wanderer, welche zu Fuß den Weg gemacht haben, ſehr bedürfen mögen. Ich nahm keins von dem kleinen Mädchen, das mir welches anbot, ſo entging ihm der erwartete Bakſchiſch, und als der arme Pilger — der Einzige der bis hieher uns gefolgt iſt — die Flaſche nehmen wollte, riß es ſie ihm fort. Die grauſame Geldgier in dieſem Volk, ſchon bei den jüngſten Kindern, iſt beklemmend. Daß ſie den reichen Leuten keinen Trunk Waſſer umſonſt geben wollen — nun, ſchön iſt es nicht und bei uns kann man ihn doch noch wol bekommen; — aber auch nicht einmal den Armen, ihres Gleichen! — Ich fing an ganz matt zu werden vor Erwartung und Ermüdung. Noch eine Berglehne ritten wir herauf, dann über ein ſchrecklich wüſtes Steinfeld, das ſich ein wenig hügelte. Der arme Pilger lief voran um zuerſt die Nachricht zu verkünden, daß wir am Ziel wären. Wir waren es. Jeruſalem lag vor uns. Hohe, feſte Mauern, einige Kuppeln und Minare's, ein Paar ſchwere unförmliche Gebäude, dies ausgebreitet auf der öden Steinfläche, aus ihrem Stein gebaut, und hinter der Stadt der kahle Oelberg von derſelben Steinfärbung; einige Oelbäume karg vertheilt in großen Entfernungen; nirgends Grün, nirgends Waſſer; dürre Härte ringsum bis zu den Bergen: ſo zeigt ſich Jeruſalem. Mir wurde das Herz ganz ſchwer. Wir ritten weiter. Auf einem ebneren Platz zur Seite des Weges, hielt der Paſcha mit ſeinem Gefolge, und ließ einige Soldaten den Dierid reiten. Das Thor ſah ganz feſtungsmäßig aus, gar nicht halbverfallen, wie ſonſt bei allen Städten des Orients, ſondern auch ſtreng und ſtarr. Da mußten wir hindurch. Dann über einen wüſten Platz und durch einige ſchmale Gaſſen, und wir hielten vor dem Kloſter von San Salvador — — —

XXIX

Jeruſalem, Freitag, Novbr. 3. 1843

Warum ſetzt der Menſch nur ſeinen großen Todten die Stralenkrone auf? warum macht er das Grab zur unumgänglichen Pforte der Apotheoſe? warum ſtralt ihm nur aus dem Grabe das Licht entgegen, welches ihm Aufſchluß giebt über die Größe und Herrlichkeit des Heimgegangenen? — Es iſt als könne der Menſch die leibliche Erſcheinung immer nur als ſeines Gleichen betrachten, und als müſſe er im traurigen Bewußtſein ſeiner Unvollkommenheit ihr mehr Schwäche als Kraft, mehr Selbſtſucht als Selbſtopfer zutrauen. Oder iſt es im Zuſammenhang mit ſeiner geiſtigen Natur, daß ihm das Unſichtbare ein Göttliches und Ewiges wird, und das Sichtbare ihm ein Endliches und Irdiſches bleibt. Darum iſt das Grab eines großen Menſchen für die Meiſten von ergreifenderem Eindruck, als die Stätten an die ſein Leben ſich knüpft, und darum iſt das heilige Grab, welches Denjenigen umſchließt, der allein vor Allen die gelebt haben heilig genannt werden ſollte, der Ort wohin jeder Pilger zuerſt ſeine Schritte wendet. Der Türk hat den Schlüſſel zur Kirche des heiligen Grabes und hält ſie zu allen Stunden verſchloſſen, wo kein öffentlicher Gottesdienſt iſt. Die Abgabe per Kopf für jeden Beſucher hat Ibrahim Paſcha aufgehoben, man giebt nur einen freiwilligen Bakſchiſch; aber die Thürhüter ſind nicht zu vermeiden, die innerhalb der Eingangspforte auf breitem Diwân rauchen und Kaffee trinken. Das Kloſter von San Salvador liegt nicht gar fern von der Grabeskirche. Die Straßen ſind krumm und ſchmal, die Häuſer mit niedrigen Thüren und faſt gar keinen

Fenſtern, wie in Damaſkus, aber von Stein. Der Boden iſt höchſt ungleich, fällt, ſteigt, fällt wieder. Am Ende der Straße ſteigt man eine Treppe herab und endlich führen zwei breite Stufen auf den mit Quadern belegten freien Platz, der einen Vorhof bildet, auf dem man Verkäufer von Roſenkränzen und Cruzifixen, Bettler, Andächtige, Müßiggänger und Pilger findet. Die Façade der Kirche iſt eine Art von Ruine, halb verfallen und reich geſchmückt, wunderſchön und armſelig, Säulenknäufe und Frieſe aufs Reichſte gearbeitet und darüber eine kahle Mauer mit ausgebrochenem Fenſter. Unmittelbar an ſie lehnen ſich wie Flügel Gebäude, welche zum gegenüberliegenden griechiſchen Kloſter gehören, und ſie zuſammen zu drücken ſcheinen. Mit dem Kuppelbau, der hier ganz allgemein herrſcht, iſt der Thurm nicht zu vereinen, und da man die Kuppeln nicht ſieht, wenn man vor der Façade ſteht, ſo macht ſie kaum den Eindruck einer Kirche. Drinnen iſt es nun aber ganz, ganz anders! da iſt eine Welt von Kirchen und Kapellen: da ſind alle Confeſſionen und Secten der chriſtlichen Religion — außer denen die aus der Reformation entſprungen ſind — beiſammen und vertreten: da herrſcht ein immerwährendes Gebet, ein ununterbrochener Gottesdienſt: da tritt eine Räumlichkeit voll tiefem, feierlichen Ernſt einem entgegen um die Seele zu ſtimmen zur Betrachtung göttlicher Dinge, und ewige goldne Lampen blinken in das Dunkel hinein, wie die Flämmchen der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, die in allen Herzen, hier ſchwächer, dort ſtärker, Nahrung finden: — da könnte es ein Symbol der ächten Kirche Chriſti, die er zu gründen ſtrebte und hofte ſein: eine Vereinigung in Liebe zur Ehre Gottes um die Andacht der Welt im Schleier verſchiedener Formen auszudrücken. Ich faltete ſtill meine Hände: der erſte Moment fiel rein und klar in mein Herz. Wir begannen unſre Wandrung durch dieſe merkwürdige, über, auf und an Felſen gebaute Kirche mit dem Beſuch des Allerheiligſten. Denn, liebe Mutter, wir ſind im Morgenland, das darf man hier nie vergeſſen. Hier ſtanden die herrlichſten Tempel der alten vorchriſtlichen Religionen, deren Allerheiligſtes immer eine beſonders geweihte Stelle war, die ſich entweder nur dem Prieſter zum Gebet und Opfer, oder dem Andächtigen zu ganz beſonderer Erhöhung ſeiner Andacht öfnete, und ihnen ähnlich, nicht blos in Form ſondern auch in Geſinnung, iſt dieſe uralte Kirche immer auf demſelben Platz erbaut, den Kaiſer Hadrian den Gläubigen geſtattete: über dem Grabe Chriſti. Als ſpäter Kaiſer Conſtantin eine Baſilika darüber erbaute, blieb wahrſcheinlich das kleine urſprüngliche Bethaus als Kern in der weiteren Schaale. Jezt iſt es eine kleine Kapelle von Innen und Außen mit Marmor bekleidet, die in einer runden Halle unter einer hohen Kuppel ſteht und die, in zwei Abtheilungen getheilt, erſt eine Art von Vorgemach und dann den engen Raum mit dem Grabe Chriſti umſchließt. Das Vorgemach heißt das des Engels, weil die trauernden Frauen ihn dort am Eingang des Grabes gewahrten. Durch eine enge niedrige Thür tritt man nun gebückt in die Grabeskammer, die, urſprünglich eine Felſenhöle, von ihrem eigentlichen ſchlichten Material nichts übrig behalten hat und nichts zeigt, als den länglich viereckigen Steinblock auf welchem der Leichnam ausgeſtreckt lag; und noch dazu iſt die obere Fläche deſſelben ebenfalls mit einer Marmorplatte bedeckt. Er ſieht wie ein Altar aus und dient als ſolcher, wenn hier Meſſe geleſen wird. Vier und vierzig vergoldete Lampen erleuchten ewig den ſtillen dunklen Raum, welcher der einzige auf Erden ſein mag, den nie ein Menſch ohne Ernſt und innere Sammlung betreten hat, und wo Thränen gefloſſen und Gebete geſprochen ſind, wie ſie wol auch kein andrer Ort geſehen und gehört. Dieſer Gedanke trägt viel dazu bei die Feierlichkeit des Eindrucks zu verſtärken und ihm die Weihe zu geben als ob noch immer Engel am heiligen Grabe wachten, und wachen werden ſo lange es „mühſelige und beladene“ Herzen auf Erden giebt. — So, geliebte Mutter, war meine Stimmung. Ich fürchte faſt ſie erſcheint Dir kalt mit Anderen verglichen, die am heiligen Grabe in tiefe ſchmerzliche Wehmuth und gerührte Trauer verſunken ſind. Bitte, glaube mir, ich war es nicht! aber ich fühlte mich mehr innerlich ſtark werden, als innerlich zerſchmolzen. — Vor dem Altar iſt ungefähr für drei Perſonen Platz und damit der Raum der Grabeskammer ausgefüllt. Als ich eintrat ſtand in der andern Ecke ein Pilger und betete, ein Greis mit ſchneeweißem langen Bart und einem ſchönen edlen ſtillen Antlitz. Er betete nicht mit Roſenkranz, oder Bewegen der Lippen, oder Thränen; nein, er ſtand ruhig ohn' irgend ein äußeres Zeichen im Winkel an die Wand gelehnt, die gefalteten Hände auf den Pilgerſtab geſtüzt: aber ſeine Seele war bei Gott — man ſah es ihm wol an. Das iſt das ſchönſte aller Gebete. — Bogengänge umziehen die Rotunde in deren Mitte die Grabeskapelle ſteht, und man geht aus ihnen in die Vorhalle und in die Kirche der Katholiken — der Lateiner, wie man ſie hier nennt. Sie iſt klein, dürftig und finſter, denn die Lateiner ſind arm, und ohne die großen Reichthümer der griechiſchen und armeniſchen Kirche. Ein kleines

Gebäude lehnt ſich an ſie, worin ſich diejenigen Franziskanermönche aufhalten, welche abwechſelnd aber unausgeſetzt die geiſtlichen Funktionen zu vollziehen haben. Darüber ſollen ſich türkiſche Pferdeſtälle befinden, oder befunden haben, was befremdlich erſcheint, wenn man vergißt, daß man auf einem urſprünglich ganz unregelmäßigen Hügel ſich befindet, deſſen Grotten und Kuppe nur durch künſtliche Umbauung mit einer Kirche zu einem Ganzen vereinigt ſind, und an den ſich wieder andre Höhen und Tiefen lehnen, welche jedoch immer in ſeinem Maßſtab bleiben, nämlich nur kleine Hügel, keine Berge ſind. Dieſer Theil der Kirche liegt um einige Stufen niedriger, als die der Griechen, welche ſich an die Rotunde anſchließt, und ſehr prächtig, reich geſchmückt, glänzend gehalten, unſtreitig die impoſanteſte von allen iſt. Auch ſie iſt mit einer Kuppel überwölbt, und ihr Chor iſt vom Mittelſchiff durch eine gitterartige Holzwand getrennt, die äußerſt zierlich ſculptirt und reich vergoldet iſt. Die gewöhnlichen etwas grellen und überladenen Ausſchmückungen der griechiſchen Kirchen, durch Heiligenbilder, Vergoldungen, Schnitzwerk, Aufputz durch purpurfarbne Seidenſtoffe, ſind hier im höchſten Maß verſchwendet. Um ſie herum läuft wieder ein dunkler Bogengang in deſſen Niſchen ſich Kapellen befinden, die zur Erinnerung an einzelne Momente geſtiftet ſind, welche der Kreuzigung ſich anſchloſſen: eine der Geißelung, eine der Dornenkrönung, eine die man das Gefängniß Chriſti nennt, wo er die letzten Augenblicke erwartete; eine wo die Kriegsknechte um ſeinen Rock würfelten. Dann ſteigt man achtundzwanzig Stufen hinab zur Kapelle der heiligen Helena, welche den Armeniern gehört, und aus ihr noch dreizehn zur Grotte der Kreuzauffindung, die auch in eine Kapelle verwandelt iſt. Kehrt man dann in den Bogengang zurück und geht in ihm weiter, ſo gelangt man zu einer ſteilen Treppe, die mit zwanzig Stufen aufwärts führt zu Golgatha, der Schädelſtätte, auf der zwei Altäre errichtet ſind. Am Fuß des Golgatha liegt eine röthliche Marmorplatte auf welcher der Leichnam Jeſu nach der Abnahme vom Kreuz ſoll geſalbt ſein. Und dann befindet man ſich wieder an der großen Eingangsthür. Wenn man es geſehen hat kann man ſich ſehr lebhaft die ganze Szenerie vorſtellen: zur Rechten Golgatha, und zur Linken, am Abhang des Hügels, die Grabhöle des Joſeph von Arimathia in einem Garten. Der iſt verſchwunden, und Golgatha hat keinen Abhang mehr, ſondern iſt durch Abſprengung und Ebnung in einen großen Felsblock verwandelt, der die Altäre trägt, während weiterhin zur Rechten, an der Seite welche dem Grab entgegengeſetzt iſt, die Grotte angenommen iſt in der Helena das dort verborgene Kreuz entdeckt hat. — Dies ſind die Hauptpunkte: nun hat aber auch noch die ſyriſche Secte der Jacobiten eine Kapelle in der Nachbarſchaft der Lateiner; die armen Kopten eine ganz armſelige in der Rotunde ſelbſt, ſich lehnend an die Rückwand des Allerheiligſten, und aus einer Art von hölzernem Kaſten beſtehend, nicht viel größer als ein Beichtſtuhl, deſſen Thür mit einem Bindfaden zugebunden war. Hinter der griechiſchen Kirche ſind in dem Bogengang verſchiedene Thüren, die in Kloſtergebäude der Griechen wie in die Räume führen, wo ſich jene ihrer Mönche und Geiſtlichen aufhalten, welche, wie die Franziskaner, zur ewigen Andacht ſich ablöſen. Eine Thür geht auch in ihre Küche; denn die Griechen, welche durch Zahl, Reichthum und Macht die wichtigſten der heiligen Stätten in Beſitz haben und dadurch am angeſehenſten und einflußreichſten ſind, machen es ſich bequemer als die andern Confeſſionen und haben förmlich Haushalt in der Kirche, brodeln und kochen, während Lateiner und Armenier ſich begnügen aus ihren Klöſtern ſich ſpeiſen zu laſſen. Ach ja, liebe Mutter, nun kommt die fürchterliche Schattenſeite dieſer Kirche! findet man ſchon faſt zu viel der Kapellen, wird man überſättigt von der Maſſe der

Altäre, meint man daß die erhabene Säule der Erinnerung in zu viel kleine Splitter zerſchnitzt ſei und daß der gehäufte Stoff fürs Auge, der Seele nicht wol thue, die ſich nach einem großen erſchütternden Eindruck ſehnt: wie wird einem dann zu Muth wenn man auf jedem Schritt und Tritt die Erklärung hört, wem die verſchiedenen Kirchen, Kapellen und Altäre, ja die einzelnen Bogengänge gehören, wie viel ewige Lampen jede Confeſſion das Recht hat anzuzünden und wo, in welcher Reihefolge ſie die Meſſe leſen, welche Rechte jede bei geiſtlichen Funktionen behauptet, und wie ſie ſich beneiden und immer meinen Eine von der Andern übervortheilt und verdrängt zu ſein, in welchem Zwiſt und Hader ſie leben — ach Gott! dann kann man traurig werden! Ich hatte ſchon zuvor viel darüber gehört und war ganz darauf vorbereitet; dennoch hat es etwas ungemein Schmerzliches es ſo vollkommen beſtätigt zu finden. All der Haß und Zank iſt Dem zu Ehren, der nichts als Liebe und Frieden lehrte. Man weiß nicht ob man ſagen ſoll: Seid nicht ſo dumm! — oder: Seid nicht ſo ſchlecht. Da wohnen ſie nun beſtändig auf der heiligſten Stätte der geſammten Chriſtenheit beieinander, Tag und Nacht ausharrend im Gebet, dreißig griechiſche Geiſtliche, fünfzehn armeniſche und zwölf Franziskaner, und die frommen Gedanken, die ſie gemeinſam haben ſollen, flößen ihnen keine brüderliche Geſinnung ein. Die Lateiner ſcheinen wol etwas unterdrückt ſeit dem großen Kirchenbrand von 1807. Da waren die Griechen vermöge ihres Reichthums geſchwind bei der Hand um wieder auf- und auszubauen, und wer das hier beſorgt, dem gehört das Ganze — nicht ausſchließlich, aber doch ſo, daß er als der Hüter betrachtet wird — und da ging das Wärteramt des heiligen Grabes, das die Lateiner beſeſſen, an die Griechen über, die außerdem auch noch die größte Kirche, den Altar der Kreuzigung auf Golgatha, und verſchiedene untergeordnete Stätten inne haben, während ſich jene eigentlich nur mit Nebenaltären und ihrer engen finſtern Kirche begnügen müſſen. Aber das iſt wahr: kein Grundſtück auf dem eine zahlreiche Bevölkerung ſich niedergelaſſen, kann es genauer vertheilt, ſtrenger begrenzt und ſorgſamer exploitirt haben, als es hier geſchehen iſt. Allmälig wurde ich kalt und immer kälter, ſo daß ich mich ſehr gelaſſen dem hiſtoriſchen Intereſſe zuwendete, und den Ort mehr wie eine Art von heiligem Muſeum betrachtete. Die Kaffeeküche der türkiſchen Thürwächter und die Niſchen der Armenier mit ihren Bettpolſtern waren mir zu anſtößig in einer Kirche. Auf architektoniſche Schönheit kann ſie keinen Anſpruch machen; dazu fehlt ihr Einheit, Harmonie, innerer Zuſammenhang. Weil ſie aber in dem Allerheiligſten einen geiſtigen Mittelpunkt beſitzt, ſo iſt ſie doch von großer Wirkung, und nur nach einiger Zeit wird man durch das Umherſchweifen des Blickes gewahr, daß nur die Seele, aber nicht das Auge, jenen Mittelpunkt als Halt hat herausfinden können. Aus der Aglomeration von Kirchen und Kapellen, die durch Gänge, Stufen, Treppen zu einem Ganzen verbunden ſind, kannſt Du ſchon einigermaßen entnehmen, wie unregelmäßig die verſchiedenen Theile ſich zu einander verhalten müſſen, und daß es eines ſehr geſchickten Baumeiſters bedurfte um ſie in ihrer gegenwärtigen Ordnung zuſammen zu ſtellen. Die Baſilika Kaiſer Conſtantins wurde durch den Perſerkönig Chosroës, der im Jahr 614 Jeruſalem eroberte, verheert; allein der byzantiniſche Kaiſer Heraclius richtete ſie nach vierzehn Jahren wieder auf. Der Chalif Omar, der 639 die Stadt einnahm, ſchonte die Kirche, aber der wildfanatiſche Chalif Hakem, vom Geſchlecht der ägyptiſchen Fatimiten, verwüſtete ſie von Neuem, 1009, gab aber ſpäter wieder die Erlaubniß ſie herzuſtellen; bis ſie denn endlich im zwölften Jahrhundert, nachdem die Kreuzfahrer das lateiniſche Königreich zu Jeruſalem geſtiftet hatten, von dieſen

Königen ungefähr in ihrer gegenwärtigen Geſtalt erbaut wurde, ſämmtliche heilige Stätten zum erſten Mal vereint zu einer Kirche unter einem Dach. Ich ſage ungefähr, weil der Wiederaufbau nach dem großen Brande von 1807 in den Einzelheiten Veränderungen herbeigeführt haben ſoll. So iſt ſie denn auch durch ihr hohes Alter ehrwürdig, und intereſſant als ein Bau jenes vergänglichen Königreiches, das ſo ſchlagend den Beweis führt: daß zum Erobern nur Muth, Tapferkeit und verrauchender Enthuſiasmus gehört, aber zum Erhalten, Weisheit. Die ſchlichten Sarkophage des edlen Gottfried von Bouillon und ſeines Bruders und Nachfolgers Balduin I. ſtehen vor einer Kapelle. Obgleich die bildenden Künſte zur Ausſchmückung der Kirche angewendet worden, ſo ſind es doch leider keine Erzeugniſſe des Genius, die man findet. Zwei Hautreliefs von Marmor und zwei Gemälde ſind im Allerheiligſten angebracht ohne ihm zum beſondern Schmuck zu gereichen, und von der Verzierung der griechiſchen Kirche habe ich ſchon geſprochen. Die armeniſche der heil. Helena iſt noch bunter — herausgeputzt muß ich wirklich ſagen, mit Goldquaſtchen und Straußeneiern, wie die Moſcheen, und mit Heiligenſcheinen von Silberblech um die Köpfe der gemalten Heiligenbilder.

Als die Kirche für uns geöffnet wurde, füllte ſie ſich ſchnell mit Beſuchern. Manche mogten auch wol ſchon mit den Geiſtlichen ihrer Confeſſionen darin eingeſchloſſen geweſen ſein — wie es denn ſehr Sitte frommer Pilger iſt drei Tage und Nächte, oder doch vierundzwanzig Stunden, oder mindeſtens eine Nacht darin zu verweilen. Das war nun wieder ſchön zu ſehen, wie Keiner ſich um den Andern kümmerte, ſondern zu den Stätten ſeiner Andacht eilte. Da ſtand der arme Kopte in ſeinen dunkelblauen Mantel von Kopf zu Fuß gehüllt, wie ein trauriger Schatten vor ſeinem dürftigem Bethaus: da kniete der ſchwarze Abyſſinier und küßte den Salbungſtein des heiligen Leichnams; da machte ein Soldat der albaneſiſchen Truppen in ſeiner phantaſtiſchen Kleidung ſeine Kniebeugungen vor dem Altar auf Golgatha: da drängten ſich Ruſſen in Schaafspelzen mit kurzbeſchornen Köpfen ſtaunend und eilfertig in die prächtige griechiſche Kirche: da eilten Frauen mit Tüchern über dem Kopf und faſt europäiſch gekleidet, Pilgerinnen aus Griechenland und Südrußland, nach dem Allerheiligſten, das immer nur wenig Menſchen auf einmal faſſen kann und daher ſtets umlagert iſt. Dazwiſchen gingen griechiſche und armeniſche Geiſtliche mit ihrer ſchwarzen, mörſerförmigen Kopfbedeckung herum, und einige

Franziskaner, unbeſchuht mit dem Strick gegürtet. Auch andre Reiſende, halbe Pilger wie wir, die ich ſo nenne, weil wir nicht von dem Gefühl des ächten Pilgers überſlutet ſind, ſondern für Beobachtung und Betrachtung Gedanken übrig behalten. Das Alles macht nun wieder einen ganz grandioſen Eindruck! Da fühlte ich mich wieder in tiefſter Seele ergriffen! ich ſtand auf der Andachtſtätte einer Welt! die Menſchheit zog zu dieſen Altären. In dieſer großen Gemeinſchaft löſten die einzelnen Härten und Disharmonien ſich auf. Die Schranken, welche von den Confeſſionen gezogen waren, verſchwanden vor dem Geiſt der über jeder Schranke ſchwebt. Sogar das irdiſche Treiben, der Türk als Thürhüter, die Schlafſtellen, die Küche, traten aus ſchwarzem Schatten in milderes Dämmerlicht: der Wuſt von Welt iſt ja überall auf Erden die Folie des Allerheiligſten. — — —

Ich werde die Kirche noch öfter beſuchen; aber ich war eilig Dir den erſten Beſuch zu erzählen, weil er die tiefſte Wirkung machen muß. Später, wenn man die Räumlichkeit kennt, gewöhnt man ſich an Dies, kritiſirt Das, und in jedem Fall iſt das Blatt der Seele auf welches der zweite Eindruck fällt nicht mehr weiß, denn der erſte ſteht ſchon darauf geſchrieben. Auf eine Nachtwache in der Kirche rechne nicht für mich; ich weiß ungeſähr was ich mir leiblich und geiſtig zumuthen kann, und dazu gehört nicht eine Nacht in gottſeligen Betrachtungen zu durchwachen. Wie peinlich wenn ich mich in andre vertiefte, und welch ein Skandal wenn ich entſchlummerte — ſo in den gewiſſen Morgenſtunden! Neben der Orgel der Lateiner — der einzigen in der Kirche — wird den katholiſchen Frauen dann ihr Platz für die Nacht angewieſen, und auch Proteſtantinnen können dort untergebracht werden, wie denn überhaupt das lateiniſche Kloſter mit größter Liberalität alle Fremdlinge aufnimmt. Ich meine mit liberaler Geſinnung; es iſt bei Weitem nicht ſo groß und gut eingerichtet wie das Kloſter auf dem Carmel, denn die Terra santa iſt unbemittelt, und das hieſige Kloſter vollends, als das Mutterhaus, muß die übrigen unterſtützen; allein es thut was es vermag. Wir kamen ziemlich ungelegen. Nicht nur Reiſende, ſondern auch noch die Kanzlei des franzöſiſchen Conſuls erfüllen die Casa nova, während in ihren kleinen Nebengebäuden die Schulkinder untergebracht ſind, für die man ſonſt in ein Paar Häuschen in der Stadt Schule hält, welche ebenfalls der Conſul in Anſpruch genommen hat, bis ſeine Wohnung eingerichtet ſein wird. Der Internuntius, nicht zufrieden mir einen Empfehlungsbrief mitzugeben, hat auch noch direct aus Conſtantinopel für mich ſchreiben laſſen, ſo daß die guten Väter wirklich in Verlegenheit waren, aber mich doch nichtsdeſtoweniger mit der größten Freundlichkeit empfingen und mir ein Gemach herzurichten wußten. Bis das in Ordnung war gab es kein andres Obdach für uns, als daß ſie uns über die Straße nach einer Art von Vorhalle ihrer Kirche führten, wo wir ſogleich mit Kaffee, Confitüren und Limonade bewirthet wurden. Der Pater Jean Battiſte, mit mit dem wir von Smyrna nach Beirut gereiſt ſind, leiſtete uns mit einigen Andern Geſellſchaft, der preußiſche Conſul dem wir unter dem Thor begegnet waren, und für den wir Briefe hatten, kam auch dazu. Ich kann nicht beſchreiben welch einen angenehmen Eindruck es macht ſo empfangen zu werden, als Fremdling, aus Wolwollen, nicht ums Geld. Ja, es iſt wahr, in den Hotels von Neapel, Genf und Paris habe ich anders gewohnt: aber giebts ein Ding deſſen man überdrüſſig wird, ſo iſt es dieſer öde Gaſthofsluxus zu dem Jeder ſeinen Pfennig beiträgt. Heute habe ich auch ſchon mein kleines Kellergemach verlaſſen: denn der franzöſiſche Baron iſt mit ſeiner Frau abgereiſt, und ich habe deren geräumiges Zimmer mit dem Ausgang auf eine Terraſſe bezogen. Giorgio beſorgt wieder unſre Küche, damit er ſeine Zeit anzuwenden wiſſe, und das Kloſter hat weiter keine Laſt von uns. — —

XXX

Jeruſalem, Sonnabend, Novbr. 4. 1843.

Meine liebſte Emy,

„Via crucis, via lucis“ heißt ein alter Spruch, den man nach der in manchen Klöſtern üblichen Sitte häufig über die Thüren der Zellen liest. Ja, auf den Weg unter dem Kreuz folgt die Verklärung, wenn auch nicht immer vor der Welt — innerlich gewiß! Ja, es iſt ein ganz göttliches Leben, das Chriſtus lebte und ein ganz grauſamer und ungerechter Tod den er litt, und das Leben von uns Andern iſt gering und unſer Tod farblos. Von einem Vergleich, oder von demſelben Maßſtab kann alſo gar die Rede nicht ſein. Dennoch, wenn man nicht in ſich ſelbſt den Schmerzensweg verfolgen, wenigſtens einzelne Momente daraus für ſich ſelbſt nachleben könnte, ſo würde er wol ziemlich gleichgültig betrachtet werden. Das Auge iſt kalt und fragend; während es ſieht muß die Seele ihm heimlich erzählen was es eigentlich ſieht: dann nimmt es die Gegenſtände auf wie ſie es verdienen. Die Via dolorosa, den Weg den Chriſtus unter dem Kreuz vom Richthauſe bis Golgatha ging, gingen wir heute; aber in entgegengeſetzter Richtung, an der Grabeskirche vorüber, durch das Gerichtsthor und die Trümmer der alten Mauer, welche damals die Stadt begränzte, an all den Leidensſtationen vorüber, die ſo tauſendmal nachgeahmt, ja nach Schritt und Zoll ausgemeſſen und durch Bildwerk verherrlicht, das katholiſche Europa kennt, und ſo abwärts bis zum Stephanusthor. Da fällt der eine Abhang des Morija ſteil hinunter zum Kidron, und auf der andern Seite erhebt ſich der Oelberg, ſo daß er mehr durch eine Schlucht, als durch ein Thal von der Stadt getrennt iſt. Ueberall derſelbe Charakter in der Landſchaft: Ernſt bis zur Strenge. Die Häuſer, die Mauern, der Morija, das Bett des Kidron, der Oelberg, die Schutthügel, der Erdboden. Alles ein und derſelbe gelbgraue Stein; nicht ein Waſſertropfen im Kidron, nicht ein Grashalm zwiſchen dem Steingeröll das den Boden weit und breit, auf Höhen und in Tiefen bedeckt; — nur zerſtreute Oelbäume, deren ſilbergraues Laub in vollkommner Harmonie mit der Färbung der Landſchaft iſt, und nur Gräber: türkiſche am Abhang des

Morija, jüdiſche an dem des Oelberges, aus alter und neuer Zeit, Grabhölen, Grabmale, Grabſteine. „Jeruſalem, die du ſteinigſt deine Propheten“ — fiel mir ein. Der Prophet, die Ehebrecherin — immer war der grimmige Stein da um ſie zu züchtigen, denn man hatte ihn unter der Hand. Eine Brücke führt über den Kidron und dann geht der Weg an einen Platz vorüber auf dem acht uralte Oelbäume ſtehen und den man für den Garten Gethſemane hält. Da kämpfte Chriſtus den letzten Kampf. Einſt, in der Wüſte, ehe er eintrat in den Kampfplatz der Welt, beſiegte er die Verſuchung; wer das vermogte konnte auch die Furcht beſiegen. Ueberdas war es immer ein und dieſelbe Verſuchung in verſchiedenes Gewand gekleidet, nämlich die: ſeinen erhabenen Beruf mit einem alltäglichen zu vertauſchen. Er hätte ein irdiſcher König werden können: ſeine Jünger, ſeine Zuhörer, das halbe Volk waren bereit ihn frohlockend als ſolchen anzuerkennen, warteten nur auf ein Wort, einen Blick, begriffen nicht, daß es nicht geſchehen ſollte; der alltägliche Menſch will ſtets von dem geiſtigen Fortſchritt einen materiellen Vortheil, will mit der Erkenntniß irdiſche Hütten bauen. Ach, oft werden ſie von ihr niedergeriſſen! Chriſtus brach mit eigner Hand ſeine irdiſchen Paläſte und Throne nieder, und ſprach darauf zu Pilatus: — „ich bin ein König, dazu geboren daß ich die Wahrheit zeugen ſoll.“ Da hatte er überwunden, da iſt er wieder Held und Sieger. Aber in Gethſemane — Gott, wie klingt es ſo traurig, als er zu Petrus ſpricht: „Simon, ſchläfſt Du?“ — Verzeihung! ich ſchreibe da ja lauter Dinge, die Sie beſſer, liebſte Emy, im Zuſammenhang bei den Evangeliſten leſen können; allein es iſt wirklich unmöglich es nicht zu thun. Man ſieht die Orte von denen man ſo unzählige Male geleſen hat, und die Worte finden ſich von ſelbſt dazu. Ich habe immer eine beſondre Vorliebe für dieſen Garten von Gethſemane gehabt, weil Chriſtus hier ſo ganz überwältigt von Trauer und von Schmerz zerdrückt iſt, und ſich doch wieder aufreißt. Ich ſah mir die alten Oelbäume recht genau an, ob es wol dieſelben ſein mögen die damals hier ſtanden. Ihre mächtigen umfangreichen Stämme ſind ganz hohl, und die Hölungen mit Steinen gefüllt, damit ſie dem Winde Widerſtand leiſten können. Ich habe den Baum gar gern; er opfert ſich auch in ſeiner Art auf: er verzehrt ſein Holz, ſein Mark, behält nichts übrig als die Kruſte der Rinde, um ſeine Früchte zu ernähren: zum Symbol der Mutterliebe könnte man ihn machen. Uralt wird er; — und ſind denn überhaupt achtzehn Jahrhunderte ein ſo unermeßlicher Zeitraum? Hier kommen ſie mir wie eine Geſchichte unſrer Tage vor: hier ſind ſie hingerollt und haben nichts Weſentliches verändert, nur ein Paar andre Menſchengeſchlechter gebracht. Unangetaſtet iſt rings umher die Natur geblieben. Das iſt für mich die Hauptſache, und daher geſtehe ich Ihnen ehrlich, daß die große Ausführlichkeit mit der man hier jeden Punkt durch irgend ein Wort oder eine Handlung Chriſti zu bezeichnen ſtrebt, mich ſehr ermüdet und wenig anſpricht. Da ſoll er über Jeruſalem geweint, dort gebetet, hier ſollen die Jünger geſchlafen haben. Das iſt zu viel! Es kann zwar ſo geweſen ſein: aber man muß doch auch die Gedanken ein wenig ſich ſelbſt überlaſſen, damit ſie ſich auf ihre eigne Hand beſinnen und erinnern können. So ſteigt man denn zum Oelberg hinan, zu der Stelle wo die Himmelfahrt verehrt wird. Eine kleine nackte Kapelle umgiebt ſie, und iſt ihrerſeits von einer großen Mauer-Rotunde umgeben, verſchloſſen, von Türken bewacht. Früher hat hier die armeniſche Kirche der heiligen Pelagia geſtanden: ſie iſt verfallen ſeitdem die Griechen die Armenier zu vertreiben gewußt haben. Eine kleine Moſchee, auch ſehr verfallen, ſteht daneben, hinterwärts einige klägliche Wohnungen. Wir beſtiegen das Minare, wo man eine majeſtätiſche Anſicht der

Stadt und einen Rundblick über die ganze Gegend hat. Von hier iſt der Blick auf Jeruſalem ſo überraſchend, ſie liegt ſo königlich impoſant da, daß ich warlich keine Stadt mit ihr zu vergleichen wüßte. Ich war doppelt erſtaunt, weil wir vom Gebirg aus Weſten kommend, ſie zuerſt von ihrer Flachſeite geſehen hatten. Der Oelberg liegt aber grade entgegengeſetzt im Oſten, und hier zeigt ſie ſich auf dem Morija liegend, und hoch bekränzt mit Mauern und Thoren ſchaut ſie zum Kidron hinab. Die heilige Stadt! heilig ſeit Jahrtauſenden den verſchiedenſten Religionen und ihren Bekennern. Den Israeliten iſt ſie es als Stadt des alten Bundes, des Tempels Jehovahs, als ihr verlornes, ewig beklagtes und geliebtes, dereinſt wieder zu erwerbendes irdiſches Eigenthum, wo im Thal Joſaphat die Auferſtehung der Todten ſtatt finden ſoll. Den Muhamedanern iſt ſie es in ſolchem Grade, daß ſie keinen andern Namen als el Kudds, die Heilige, für ſie haben, denn hier auf Morija, wo einſt Salomos Tempel ſtand und jetzt die Sakhara-Moſchee ſteht, fuhr Muhamed gen Himmel, hier wird er einſt die Todten richten, und die gefürchtete Brücke el Sirat, der Prüfungsweg der Reinen und Unreinen, wird nicht breiter als ein Haar vom Morija zum Oelberg über die Schlucht des Kidron geſpannt ſein. Sie iſt es den Chriſten — aber ach! ungefähr ſo wie die Kleider Chriſti es den Kriegsknechten waren: ſie mögten ein Stück davon haben. Das verſichre ich Sie: ich freue mich herzinnig, daß keine der proteſtantiſchen Sekten hier auch nur den allergeringſten Einfluß hat, weil alſo von der Seite wenigſtens kein Hader herzukommen kann, und noch mehr freue ich mich, daß der Türk hier Oberherr iſt: denn wär' er es nicht, ich glaube es würde Mord und Todtſchlag, und ganz gewiß Verfolgung und Ausſchließung geben. Aus der Melancholie kommt man hier nicht heraus! Nun ſtehen Sie da oben, nun ſchauen Sie ringsum: da vor ſich die trotz ihrer Heiligkeit zerſtörte, verwüſtete, geplünderte, erniedrigte Stadt, die mehr Trübſale erduldet hat als irgend eine andre in der Weltgeſchichte, die jedesmal, wenn ſie aus ihren Trümmern ſich wieder zu erheben begann, von Neuem hinein geſtürzt wurde. Drüben Golgatha mit ſeiner Wahrheit vom Kreuz, welche heute wie damals die Menſchen nicht verſtehen mögen, weil es ihnen bequemer und angenehmer iſt ſich das Leben leicht und egoiſtiſch zu machen, als ſchwer und opferbereit: und darum fragen ſie heut wie damals Pilatus: „Was iſt Wahrheit?“ Es iſt die vom Kreuz. Es aufnehmen, es tragen: nicht ſtumpfſinnig und dumpf, nicht ſich zerbröckeln und zernagen laſſen, nicht ſich darauf etwas zu gut thun oder darum lamentiren, nicht es als Feſſel betrachten, ſondern als Feile, welche geiſtige und ſeeliſche Feſſeln zerarbeitet, nicht als ein Heimgeſuchter ſich anſtaunen noch als ein Auserwählter. Ich weiß nicht: werden die Menſchen konfus gemacht oder ſind ſie es von Natur, daß ihnen die einfachſten Wahrheiten ſo ſchwer eingehen! — Hier im Vorgrund Morija, der Berg der Verheißung, an den man im Ganzen wenig denkt, weil die Burg Zion und Golgatha in der Nähe ſind, und der mir doch unausſprechlich rührend iſt: hier wollte Abraham dem Gebot gehorſam ſein Kind opfern, ſein einziges! den Sohn der Verheißung. Als ſie beide hier den Berg hinan gingen, fragte der Knabe ſchüchtern: „Mein Vater, — — wo iſt das Lamm zum Brandopfer?“ — „Gott wird es ſich erwählen, mein Sohn!“ — Und Gott war gnädig! er fodert nicht immer das Opfer des Geliebteſten. Dann nicht, wenn der Menſch nicht ſeinen Götzen daraus gemacht hat, wie Abraham. Hat er es aber gethan — dann wol! — Alles was man hier ſieht, woran man erinnert wird, was man denkt, iſt deshalb ſo ſehr ergreifend, weil es einen immer in das eigenſte, innerlichſte Leben hineinführt, weil es in lebendigen Bildern die Beſtimmung und Geſchicke des Menſchen entrollt, und jeden Einzelnen mahnend und ermunternd ans Herz klopft. Ich fühle mich mit dieſer Umgebung eben dadurch in größerer Unmittelbarkeit als mit jeder andern; aber weil ſie ſo ungeheuer ernſt iſt, ſo kann ſie wol ſchwermüthig machen. Nun ſehen Sie von der Stadt fort und über das Land hin, Hügel auf Hügel geworfen, wie zertrümmerte Felſen, mehr unruhig als großartig, mehr an Zerſtörung als an Schöpfung erinnernd; und in dieſen Hügeln, Grotten in Grabeskammern verwandelt — ſo ein unterminirtes Leben. Nicht die Vergänglichkeit des Irdiſchen und die Flüchtigkeit des armen Daſeins berührt mich; nicht der Tod, der Befreier und Erlöſer von unendlicher Mühſal winkt mir zu; nein! der Todtenkopf grinzt mich an in ſtarrer, ſchmuckloſer Nacktheit. Im Weſten ziehen ſich die Berge von Judäa hin, und ihre Verzweigungen ſchließen im Süden nach Hebron, im Norden nach der Samaria den Horizont; — Alles in der Nähe wie in der Ferne iſt gleichmäßig gefärbt, hat wie mit Aſche das Haupt beſtreut. Nur im Oſten, nach dem Thal des Jordan, zeigen ſich über Einſchnitten in den kahlen Bergen, aber eigentlich zu ihren Füßen, blaue Punkte und Flächen, glänzend als wären ſie vom Himmel gefallen: das todte Meer; und jenſeits deſſelben ein lang geſtreckter Höhenzug, ohne frappante Formationen, aber belebt durch den Reflex und die Atmoſphäre des Waſſers: das Gebirge Pisga. Da ruht das Auge ſich aus; da iſt doch wieder das belebende Element: Waſſer. Es heißt zwar das todte Meer, aber im Vergleich zu dieſer Umgebung ſieht es äußerſt lebendig aus. Und wie Sapphire oder wie ſchöne blaue Augen ſchillerten die Flecke, ſo daß ich meinte die kleinen Wellen ſich kräuſeln zu ſehen. Doch ſoll es ſechs Stunden in grader Linie von hier entfernt ſein. Vom Nebo auf dem Gebirge Pisga im transjordaniſchen Lande, ſchaute Moſes hinüber nach Canaan mit müden, traurigen, ſehnſuchtsvollen Augen, ganz bereit ſich ins einſame unbekannte Grab zu legen, an welchem ſein Volk ihm nicht einmal die letzte Ehre erzeigen ſollte. Andre Berge ſind dem Gedächtniß ſpäter Geſchlechter übergeben, der Morija, der Sinai; wo der Nebo war, weiß Keiner zu ſagen. Aber das ganze Gebirg kam mir vor wie ein Piedeſtal für die mächtige durch alle Jahrtauſende ſtralende Geſtalt dieſes alten gewaltigen Moſes, der zugleich Prophet, Geſetzgeber, Hiſtoriker und Dichter in übermenſchlichen Proportionen war. — Wir gingen weiter auf dem Rücken des Oelberges und kamen zu einigen Stellen, wo man das todte Meer und die transjordaniſchen Berge noch freier und ſchöner — aber Jeruſalem nicht mehr ſo vortheilhaft ſieht, und dann am andern Abhang herunter, nach Bethanien. Auch dahin geht es, wie das zerfurchte Land nun einmal iſt, durch Schluchten, an deren Wänden einige freundliche Pflanzungen von Mandeln-, Feigen- und Aprikoſenbäumen hängen. Das iſt eine wahre Wonne! In Bethanien hört ſie auf, obgleich das Dorf auch einige Gärten hat; — denn hier muß man wieder zu viel ſehen, unter andern „il Castello de Lazaro,“ 'wie unſer Führer ein Gemäuer auf einem Felsblock nannte. Können Sie Sich aber Maria, Martha und ihren Bruder als Bewohner eines Schloſſes vorſtellen? Müſſen ſie nicht vielmehr ein kleines anſpruchloſes Haus bewohnt haben, in welchem Martha ſich viel Mühe gab den verehrten Meiſter nach Würden zu empfangen? Aber mit einem Stückchen weltlicher Pracht muß das Volk nun einmal ſeine Helden ausſtaffiren. Gegen das Grab des Lazarus habe ich nichts, hier wo Alles Grab iſt. Aber ich bin überzeugt, daß das Volk ſich allerlei Plätze die ungefähr paſſen könnten ausdenkt, und dahin den Fremden ſchleppt um einen Bakſchiſch zu erhalten. Es macht es ja überall ſo; hier iſt es doppelt ſtörend. So ließen denn auch die Müſſiggänger nicht ab uns, oder vielmehr unſern Cicerone zu plagen die Stelle zu beſuchen wo

Chriſtus den Eſel beſtieg auf dem er am Palmſonntag in Jeruſalem einzog, und der Cicerone verſicherte natürlich nach Art dieſer Leute ſie liege auf unſerm Wege. Die halbe Bevölkerung Bethaniens, und was Kinder betriſt die ganze, zog mit uns zu einer Stelle, die natürlich unſerm Wege ganz entgegengeſetzt und folglich ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt, daß ſie es ſein könnte; und dort ſchrie ſie uns an um Bakſchiſch. Man weiß in der That nicht ob man dabei lachen oder ſich ärgern ſoll. Um den Fuß des Oelberges gingen wir nach Jeruſalem zurück. Eins der intereſſanteſten Gebäude der Stadt präſentirt ſich äußerſt vortheilhaft vom Oelberg aus, nämlich die große Moſchee Sakhara an die ſich hinterwärts noch die kleinere Ackſa ſchließt, und die beide auf Morija liegen über dem alten Tempel Salomons. Kein Chriſt darf ſich ihr nahen, nicht einmal ihren äußern Vorhof betreten. Würde er drinnen ertappt ſo müßte er ſterben oder den Islam annehmen. Die Muhamedaner legen der Sakhara ein ſo heiliges Gewicht bei, daß ſie glauben jedes in ihr verrichtete Gebet werde erfüllt, und ſie fürchten Chriſten und Juden mögten in ihr um den Beſitz Jeruſalems beten: daher dieſe wüthende Eiferſucht. Wir ſahen die Sakhara in möglichſter Nähe, nämlich von einer Terraſſe des Hauſes, das der Paſcha bewohnt, und das am äußern Vorhof liegt. Sie ſieht ſchöner aus als irgend eine Moſchee, ſo recht wie ein edler und erhabener Tempel. Der äußere Vorhof iſt nur ein freier und etwas leerer Platz den Privathäuſer und Gebäude die zur Moſchee gehören, als Schulen, Armenküchen, Bäder umſchließen, und in den verſchiedene Straßen auslaufen. Aber der innere Hof iſt ein viereckiger mit weißem Marmor gepflaſterter und um einige Stufen erhöhter Platz, zu dem Triumphbogen-Thore von zwei und von drei ſäulengetragenen Bogen empor führen. In der Mitte erhebt ſich auf einem Unterbau der achteckige Tempel über den ſich die glänzende Kuppel wölbt, die eine Spitze mit dem Halbmond trägt. Hohe Fenſter ſcheinen von oben bis unten die Wände zu durchbrechen, und machen den Bau äußerſt leicht und graziös, was ich bis jetzt noch bei keiner Moſchee gefunden habe. Ein ſchimmerndes Grün, die heilige Farbe, welche des Propheten Fahne trug, iſt leicht darüber gehaucht. Minare's hat ſie nicht und braucht ſie nicht. Dieſe müſſen bei den andern Moſcheen ſo zu ſagen das erſetzen, was jenen an Feinheit abgeht, wie bei uns, aber ſchöner, der Thurm auf dem ſchweren Körper der Kirche, den ſchwebenden und ſtrebenden Gedanken vertritt; aber die ganze Sakhara iſt dermaßen aus der Erde heraus gehoben und ſo frei und licht über ſie geſtellt, daß ſie keines Minare's bedarf. In der Nähe, von jener Terraſſe, und in der Ferne vom Oelberg, immer bleibt ſie zugleich lieblich und edel anzuſchauen und mit keinem andern Gebäude das ich je geſehen zu vergleichen. Die Kreuzfahrer errichteten eine Kirche auf Morija, wo der Chalif Omar früher eine Moſchee erbaut hatte, die dann ſpäter Sultan Saladin wieder herſtellen ließ: vielleicht kannte der alte Omar nichts als das Zelt, wie es ſich für den Herrſcher der erobernden Araber ſchickte; denn etwas zeltähnlich, wie das Zelt eines triumphirenden Königs, ſieht ſie aus. Aber das iſt meines Wiſſens kein bekannter Bauſtyl.

XXXI

Jeruſalem, Sonntag, Novbr. 5. 1843.

„Gehe aus deinem Vaterlande, und von deiner Freundſchaft, und aus deines Vaters Hauſe in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Mit dieſen majeſtätiſchen Worten beginnt die Geſchichte des israelitiſchen Volkes, mein liebes Clärchen. Alle andre Nachkommen Noahs ſind über die Welt verſtreut, und ob Gott zu ihnen oder nicht zu ihnen geſprochen habe, wir wiſſen es nicht; — denn ſie ſelbſt ſind ſich deſſen nicht bewußt geworden. Aber die Israeliten wußten es und haben es nie vergeſſen daß Gott ſie geführt hat. Es machte ſie ſchroff, hochmüthig, ſtarr, es ſchützte ſie nicht vor Verirrungen zu falſchen Altären; allein es führte ſie immer wieder zu Jehovah zurück und gab ihnen in der Trübſal eine bewundernswürdige Ausdauer. Aus Haran in Meſopotamien beriefen jene Worte den Abraham, der mit ſeinem Vater Tharah aus Ur in Chaldäa dahin gezogen war, ins Land Canaan. Bei Sichem wohnte er und bei dem Hain Mamre. Das Leben der alten Patriarchen wie es in der Bibel beſchrieben wird, kann man ſich in dieſem Lande aufs Lebhafteſte vergegenwärtigen. Die Zuſtände ſind noch ſo einfach, die Exiſtenz hat ſo geringe Bedürfniſſe, der unentwickelte Menſch wandelt ſo genau auf denſelben Weg und bis zu demſelben Punkt wohin ſein Vater gewandelt iſt, daß der Umſchwung der Zeit wenig Einfluß auf ihn hat. Eine große Anregung die plötzlich aus der uralten Bahn heraus ſchleudert, pflegt die ſelbſtändige Entwickelung vorzubereiten. Ich glaube nicht daß der Menſch dadurch beſſer und glücklicher wird, denn was er an Einſicht gewinnt verliert er an Energie; aber die Menſchheit wird dadurch vielſeitig ausgebildet, und das iſt allerdings ein Fortſchritt. Zu dieſem ſcheint nur die abendländiſche Menſchheit beſtimmt zu ſein, die dem Prinzip der Bewegung, und vielleicht deshalb huldigt, weil ihr immer durch ungeheure erſchütternde Bewegungen von Oſten nach Weſten, durch Völkerwanderungen, durch Einführung des Chriſtenthums, durch den Einfluß der Araber, durch Kämpfe gegen die Osmanen, die Anregungen gekommen ſind welche ſie bedurfte und an welchen ſie ſich geübt hat. Der Morgenländer bleibt mehr dem ſtabilen Prinzip getreu. Er nimmt wol einen Anlauf, er bringt ſich wol eine Zeitlang in Schwung und leiſtet dann Außerordentliches; aber bald läßt das nach, und er fällt ungefähr auf den nämlichen Punkt zurück von dem er ausging. Nur in einem Lande des Weſtens, in Spanien, und in unmittelbarſter Nähe und Berührung mit dem edelſten Volksſtamm des Weſtens, den Gothen, ging die Entwickelung der Araber durch einige Jahrhunderte vorwärts. Im ganzen Morgenland war ſie leuchtend und vorübergehend wie die Rakete, die zum Himmel hinauf und wieder herabſchießt. Woran das liege kann im Grunde Niemand enträthſeln. Am Chriſtenthum? das iſt nicht wol zu behaupten: denn morgenländiſche Völker, die Syrer, die Aegypter, waren Chriſten und ſind es zum Theil noch, ohne deshalb auch nur einen Schritt in das Gebiet hinein gethan zu haben, welches wir das der Bewegung, des Fortſchrittes, der Entwickelung nennen. Sie bleiben beim Alten, wie die Israeliten, die Osmanen, die Chineſen vor allem! ein Jeder in ſeiner Art. Wenn Du in der Bibel lieſt, wie der Brautwerber Iſaaks die Rebecca zum erſten Mal am Brunnen ſieht: ſo iſt das eine Szene, wie Du ſie hier an jedem Abend ſehen kannſt. Die Kameele die draußen vor der Stadt am Brunnen lagern, die Weiber die heraus kommen mit dem Krug auf der Achſel, Männer denen ſie aus ihrem Krug zu trinken geben, mit denen ſie plaudern, die ſilbernen Armringe, welche ſie tragen, dazu die Geräthſchaften von primitiver Einfachheit, die Form der Amphoren, der Lampen, der keulenartige Hirtenſtab, die Schleuder womit die Kinder ſpielen und womit David den Goliath erſchlug, die Ciſternen im Felde worin die Brüder den Joſeph verſenken wollten, die Hölen in welche Verfolgte ſich retten und wohin jezt Hirten auf dem Felde bei ſchlechtem Wetter flüchten; — Du findeſt Alles aufs Allergenaueſte, wie es vor vier, fünf oder Gott weiß wie viel Jahrtauſenden war, während wir in Europa nur noch eine ſehr unbeſtimmte Vorſtellung von dem haben, wie es vor eben ſo viel hundert Jahren bei unſern Vorältern herging. Das nomadiſirende Leben führten einige Generationen der Israeliten fort, indem Brüder und Vettern ſich trennten, und der eine hier, der andre dort ſich anſiedelten. Der Zug der Kinder Jacobs nach Egypten hängt auch noch damit zuſammen, und erſt als ſie unter Joſua 470 Jahr ſpäter von dort nach Canaan zurückkehrten und es allmälig in vielen Zügen und Kriegen den heidniſchen Völkerſchaften abgewannen, theilten ſie ſich in zwölf Stämme und wieſen jedem ſeinen eigenen feſten Bezirk an. Ein eigentliches weltliches Oberhaupt hatten ſie in den erſten Jahrhunderten nicht, ſondern ihre Richter, Männer die Jehovah erweckte, wenn dem Volk irgend eine Gefahr drohte, und durch welche es dann mit That oder Rath gerettet wurde. Der Held Gideon, und Jephtha der ſeine Tochter als Opfer für einen Sieg gelobt hatte, der ſtarke Simſon, auch ein Weib, Deborah, waren Richter, und das Volk gehorchte und folgte ihnen, ſo lange es grade ihrer zu bedürfen glaubte; ſtörriſch war es immer. Durch 450 Jahr ſtieg es allmälig zu jenem Punkt herauf, wo die Völker, nach Innen befeſtigt, nun nach Außen Macht und Anſehen erwerben und zwar unter der beſtändigen Leitung eines weltlichen Oberhauptes. Allein bei den Israeliten war dieſes nicht denkbar ohne eine geiſtliche Macht, denn im Grunde war immer Jehovah ihr König, der durch ſeine begeiſterten Seher zu ihnen ſprach. So ſalbte denn Samuel, der letzte Richter, den Saul zum König, und bei David und Salomo iſt es ſchwer zu ſagen, ob ſie die Krone oder die Prieſterbinde würdevoller tragen. Aber nach wenigen Generationen treten Spaltungen ein, welche die Trennung der Stämme und ihre Theilung in die Königreiche Juda und Israel herbeiführen. Schwäche, Unruhe, Unglück, Abfall von Gott zu den Göttern, Ermahnungen der Propheten, große und ſchreckenvolle Strafgerichte Jehovahs, erfolgen daraus für das abtrünnige Volk. Der König von Aſſyrien, Sanherib, belagert Jeruſalem und will es zerſtören; „aber der König Hiskia und der Prophet Jeſaia beteten dawider und ſchrien gen Himmel;“ und die Wetterwolke entlud ſich diesmal nicht. Deſto gewaltiger aber im Jahr 588 vor unſrer Zeitrechnung, als Könige und Volk immer die „Gräuel der Heiden“ trieben, ohne auf die Stimme des Jeremias zu hören „bis der Grimm des Herrn über ſein Volk wuchs,“ und König Nebucadnezar Jeruſalem in Grund und Boden zerſtörte und alle Israeliten mitſamt ihrem König Zedekia in die Gefangenſchaft nach Babylon führte. Da bleiben ſie ſiebzig Jahr, bis die Perſer das uralte Reich der Chaldäer erobernd ſtürzen, und Cyrus den Israeliten die Heimkehr geſtattet, doch eine Art von Oberhoheit behält. Unter Nehemia einem der letzten Propheten des alten Bundes, ziehen ſie heim und erbauen von Grund aus Stadt und Tempel neu. Aber ihre Freiheit iſt dahin! ſie folgen als ein unſelbſtändiges Glied den Geſchicken der Welt, und fallen den Regierern derſelben in die Hände. Alexander ſtreckt ſeinen Szepter über ſie aus, dann ſeine Nachfolger, erſt die Ptolomäer, darauf die eroberungsdurſtigen Seleuciden, deren einer, Antiochus Epiphanes, Jeruſalem erobert, verwüſtet, den alten Gottesdienſt unterſagt, und den heidniſchen gebietet, 175. Die Hasmonäer, der Prieſter Matathias mit ſeinen fünf Söhnen, ſtanden wider ihn auf, befeuerten das Volk zum Kriege, gewannen Jeruſalem zurück, 171, und weil einer von ihnen, Judas, wie ein Hammer auf die Feinde ſchlug, ſo bekam er den Zunamen Maccabäus, und das ganze Geſchlecht wurde nach ihm genannt. Als prieſterliche Könige beherrſchten ſie das befreite Land. Aber der Untergang der Völker und Staaten wie der Individuen kommt ihnen nie von außen; ſind ſie innerlich morſch, ſo bedarf es nur eines geringen Anſtoßes und ſie brechen zuſammen. Es vergehen nicht hundert Jahr und die beiden letzten Brüder ſind in Zwiſt mit einander, der ſchwache Hyrkan fliehet ſchutzſuchend nach Rom, wo die Republik in den letzten Zügen lag und es unter Siegestrophäen zu verbergen wußte. Pompejus nimmt ſich ſeiner an, führt ihn zurück nach Paläſtina, unterwirft es den Römern, im Jahr 64, und läßt Hyrkan von Antipater beherrſcht als Schattenkönig regieren. Antipaters Sohn iſt Herodes, genannt der Große, wie das bei manchen Herrſchern geſchehen iſt, die man hätte gewaltthätig nennen müſſen. Durch Gold und Geſchmeidigkeit bewirkt er bei Antonius und Octavian, daß ſie ihn im Jahr 40, zum König von Judäa machen. Er bleibt ſeines Volkes Tyrann, geizig, prachtliebend, ein Knecht der Römer, und ein Wüthrich in ſeinem Hauſe. Seinen Schwager läßt er umbringen, ſeine eigenen Söhne, endlich ſeine Frau, den letzten Sprößling der Hasmonäer, die wunderſchöne ſtolze Mariamne. Ein Jahr vor ſeinem gräßlichen Tode wird Chriſtus geboren, und den Mord der Kinder zu Bethlehem hat er noch angerichtet. Seine Söhne Herodes Antipas und Philippus theilen das Land, während die Römer beſtändig einen Prokurator (Landpfleger) in Judäa haben um bei dem aufſäſſigen hartnäckigen Volk keinen Geiſt des Widerſtandes, keinen Verſuch zur Rückkehr ehemaliger Verhältniſſe aufkommen zu laſſen. Herodes Antipas, der Mann der Herodias, läßt Johannes den

Täufer tödten, und der Landpfleger Pilatus — Chriſtus. Das jüdiſche Volk hatte, wie immer, ein verſchloſſnes Ohr und ein ſteinernes Herz für ſeine Propheten. Ihm war nicht mehr zu helfen. Es wird gedrangſalt durch zwei Könige, Herodes Agrippa I. und Agrippa II., neben welchen die römiſchen Landpfleger der Apoſtelgeſchichte, Felix und Feſtus, es auch noch bis zum tiefſten Elend herab drücken. Es hält aus bis 66 Jahr nach Chriſti Geburt. Da beſtechen die neidiſchen Syrer den Landpfleger Geſſius Florus den Juden ihr römiſches Bürgerrecht zu nehmen, und nun bricht der Aufſtand mit allen Gräueln von Parteiung, Mord, Brand, Verwüſtung los. Vespaſian, damals noch römiſcher Feldherr, zog gegen Paläſtina, und nahm dabei einen der jüdiſchen Anführer gefangen, den Joſephus, der bei dem römiſchen Heer bleiben mußte und ſo Augenzeuge der Zerſtörung Jeruſalems ward, die er ſpäter mit ihren früheren Schickſalen ſo lebendig beſchrieben hat. Aber Vespaſian ward Kaiſer und ſein Sohn Titus kam ſtatt ſeiner, belagerte Jeruſalem, das von innern Parteien, Hungersnoth und Krankheit zerfleiſcht wurde vom vierzehnten April bis zum erſten Julius des Jahres 71, und ließ keinen Stein auf dem andern, als es da in ſeine Hand fiel. Während der Belagerung kamen 1,100,000 Menſchen in Jeruſalem um, und gefangen wurden 97,000 und zu dreißig für einen Denar verkauft. Paläſtina ward unterjocht und eine römiſche Provinz, die bei der Theilung des Reiches den byzantiniſchen Kaiſern zufiel, 395. Durch Conſtantin und ſeine Mutter ward Jeruſalem mit einer Glorie umgeben, an welcher das jüdiſche Volk keinen Theil mehr hatte und nahm; denn es wanderte in freiwilligem oder nothgedrungenem Exil zerſtreut über die Erde fort. Aber Jeruſalem war noch nicht am Ende ſeiner Schickſale. Es ſollte ſich noch mehrmals aus dem Staube erheben, um ſtets von Neuem erniedrigt zu werden. Kaiſer Juſtinian verlegte ein Patriarchat dahin, 553, und Jeruſalem war nun eine der Stätten, wo die höchſte Würde der chriſtlichen Kirche hauptſächlich deshalb geſtiftet ſchien, um als eine Art von Inquiſition zu walten. Die furchtbaren Streitigkeiten zwiſchen Orthodoxen und Häretikern, die zuweilen mit Prügeln und Fäuſten neben den Worten verfochten wurden und immer die Unterdrückung einer Partei zur Folge hatten, verſtummten erſt als das Flammenſchwert des Islams ſich über den Orient erſtreckte. Omar eroberte nach viermonatlicher Belagerung Jeruſalem, 636, und ward dort ermordet. Den gegenſeitigen Unterdrückungen der Chriſten folgte jezt über ſie alle ohne Ausnahme die der Muhamedaner, recht als habe die Vorſehung ihnen aus eigener trauriger Erfahrung zeigen wollen, welch' eine unerhörte Gehäſſigkeit die Verfolgungen und Verachtungen um des Glaubens willen haben und welche Erbitterung ſie erzeugen. Wie die Chalifengeſchlechter wechſelten, ſo wechſelten auch deren Oberhäupter über Jeruſalem, immer mit dem ganzen Gefolge von Jammer und Drangſalen welche den Bürgerkriegen beſonders eigen ſind, auf dem Volk laſtend. Die egyptiſchen Fatimiten hatten im Jahr 1098 Jeruſalem den erobernden Seldſchuken entriſſen, welche dort vierzehn Jahr gehauſt hatten, als die Kreuzzüge ſich gegen den Islam wälzten. Die abendländiſche Chriſtenheit ſtand auf zur Rettung der ſchwerbedrängten morgenländiſchen Glaubensgenoſſen und zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen; — ſtand auf wie ein Mann. Daß ſchwärmeriſche Seelen die Maſſen fanatiſiren, daß ehrgeizige ſie mißbrauchen während ſie im Rauſch ſind, daß große in einzelnen Momenten dem wogenden Chaos ihren Geiſt einhauchen und dann mit ihnen zum Ziel dringen, daß egoiſtiſche ſie darauf weiter denn je von demſelben zurückſchleudern: das ſind alltägliche Geſchichten, und daß es bei den Kreuzzügen genau ſo herging, hat ſie mir nie merkwürdig gemacht; aber wol, daß ſie den Zeitgeiſt von anderthalb Jahrhunderten ausmachten. Zeitgeiſt nenne ich die Idee, welche eine Epoche durchdringt, und zugleich die Atmoſphäre in welcher zu dieſer Epoche die Menſchheit lebt, denn materielle und geſellſchaftliche Zuſtände wirken ſo weſentlich auf ihn ein, daß ſie die Idee allmälig vorbereiten, welche dann reift, ſich entwickelt und ſich Bahn macht. In die Maſſen ſchlägt nie eine Idee wie ein Blitz hinein; wer das behauptet will ihnen ſchmeicheln indem er ſie als gottbegeiſtert darſtellt, oder er täuſcht ſich ſelbſt. Der Zeitgeiſt geht ſeinen Entwickelungsgang, iſt ſchwaches Wiegenkind, Mann und Greis. In Frankreich z. B. zog das vorige Jahrhundert durch geſellſchaftliche Zuſtände, Worte und Schriften den revolutionären Zeitgeiſt zum Jüngling auf, der als Mann die erſten Tage der Revolution thatkräftig herbeiführte, und jetzt als lallender Greis abſtirbt. Verſtehſt Du, liebes Clärchen, was ich Zeitgeiſt nenne? Sieh, ich leſe jetzt ſo ſehr viel in der Bibel, und da finde ich eine Menge von beherzigenswerthen Sachen, die ich ſonſt noch nie bemert habe, unter andern gleich im zweiten Capitel des erſten Buches Moſes die Stelle, wo Gott alles was da lebet vor den Menſchen bringt: „denn wie der Menſch allerlei lebendige Thiere nennen würde, ſo ſollten ſie heißen.“ Dies Talent, ſtatt es allmälig an unſern erweiterten Kenntniſſen auszubilden, iſt ganz untergegangen. Es herrſcht eine babyloniſche Sprachverwirrung. Kein Ding heißt ſo wie es genannt wird. Kein Menſch verſteht die Namen, die ein Anderer gegeben, oder verſteht ſie falſch. Daraus entſpringt eine ſo fürchterliche Spiegelfechterei mit Worten, daß die Begriffe darunter leiden. Laß Dir von einem Philoſophen erklären was er ein Glas Waſſer nennt, und es wird klingen als hieße es das Weltmeer. Daher bin ich ſo eifrig für die Deutlichkeit meiner Ausdrücke und ſuche ſie aus ihrem innern Weſen zu erklären, wenn ſie mir zu mangeln ſcheint oder wenn das Wort Gefahr liefe für einen unbeſtimmten, banalen Ausdruck gehalten zu werden. Ich will durchaus keinen Zweifel aufkommen laſſen, daß mir die Dinge heißen, wie ich ſie nenne. Dann kannſt Du freilich ſprechen: „Aber bei mir heißen ſie anders.“ — Sehr gern, liebes Clärchen! aus dieſer Entgegnung ſehe ich, daß Du meine Benennungen verſtanden haſt, und das bezwecke ich.

Die Idee der Kreuzzüge keimte im eilften Jahrhundert durch die trübſeeligen Erzählungen heimkehrender Pilger, durch die Klagen und Bitten um Hülfe und Schutz, welche die morgenländiſchen Chriſten ſo viel ſie vermogten an die abendländiſchen, und hauptſächlich an den Papſt nach Rom gelangen ließen. Die Menſchheit war jung, mit den Fehlern und Vorzügen der Jugend, voll Sinnlichkeit und Thatkraft — zwei Richtungen, die mächtig den Glauben, welchen die Kirche ſo nannte, herausbildeten. Die Thatkraft ließ keine Spekulationen aufkommen; die Sinnlichkeit erſchloß einen Abgrund von Unvollkommenheiten, als Ungerechtigkeit, Gewaltthat, Grauſamkeit, widerſtandloſe Hingebung an den Augenblick in Zorn, in Luſt, in Rauſch, worin der Menſch hinabſtürzte, und dann durch ſinnliches Leid durch Bußübungen an Leib und Gut, ſich wieder mit dem Himmel zu verſöhnen ſtrebte. Auch der Glaube trug das ſinnliche Gewand der Zeit. Für den Geiſt Chriſti, den er in ſeinen Lehren niedergelegt, begeiſterte man ſich nicht; an die ewige Erlöſung von Sünde und innerer Knechtſchaft, welche dieſer heilige Geiſt denen verſpricht, die an ihn feſthalten, glaubte man nicht; ſondern eben ganz ſinnlich an Chriſti Leib, Chriſti Blut, Chriſti Wunden; die ſollten erlöſen. Darum weinte man über ſeine Leiden, darum fand man ſeinen Tod wichtiger als ſein Leben, darum richteten ſich alle Blicke ſchmerzlich zürnend nach dem heiligen Grabe, das von Ungläubigen entweiht wurde; und als in den letzten Tagen des Jahrhunderts der Ruf erſcholl: Rettet es! ſo fand er Wiederhall in ganz Europa. Am funfzehnten Julius, 1099, eroberten die Kreuzfahrer unter vielen Fürſten und Herrn, Gottfried von Bouillon an ihrer Spitze, Jeruſalem. Das lateiniſche Königreich wurde ſogleich mit allem Gepränge und Pomp geſtiftet, und um es zu vertheidigen, zu erweitern, zu ſichern, ſpäter um es wieder zu gewinnen, wälzte ſich ein Kreuzzug über den andern ins Morgenland. Die Herrſchſucht der Päpſte, der Ruhmdurſt der Könige, die ehrgeizigen, kampfluſtigen Ritter und Herrn, die beutegierigen Abentheurer, eine Menge ſich durchkreuzender und doch übereinſtimmender Intereſſen, eine Menge von Schwächen und Kräften die in Europa nicht zu verbrauchen waren, — Alles das hat ſie genährt, ſo wie ſie mit ihren Erfolgen oder ihren unglücklichen Ausgängen auch wiederum Neigung und Theilnahme nährten. Dennoch bleibt ihnen etwas Unerklärliches anhaften: der Zauber, den ſie über Weiber und Kinder übten. Und wenn man ihn auch bei jenen durch die ſchwärmeriſchen, liebedurſtigen, ſündebewußten Seelen erklären könnte, ſo fällt das bei dieſen weg, bei den Unſchuldigen, die weder Leid noch Luſt des Lebens kannten. Aber nichts deſtoweniger bildeten ſie einen beſonderen Zug, der ſich nicht etwa einem andern anſchloß, ſondern auf ſeine eigene Hand die Wallfahrt unternahm, und natürlich zu Grunde ging. Das Alles half dem lateiniſchen Königreich nicht; es ging unter wie der Baum untergeht, den man zu unrechter Zeit in ein ihm nicht zuſagendes Erdreich verſetzt hat. All dieſe kleinen Fürſtenthümer, Graf- und Herrſchaften, welche die Kreuzfahrer ſtifteten, wie ſie das in Europa gewohnt waren zu ſehen, widerſtrebten ganz und gar den Einheit gebietenden Umſtänden. Die Muhamedaner, mit ihren Maſſen, mit ihren unbeſchränkten Herrſchern, die keine Eingriffe und Zwiſchenreden von den Ihren kannten, hatten im Grunde ein leicht gewonnenes Spiel. So kam Jeruſalem nachdem Saladin es erobert hatte noch zweimal in die Hände der Lateiner, ſo ließ ſich Kaiſer Friedrich II. freilich noch in der Kirche zum heiligen Grabe krönen, aber die Krone Jeruſalem war nur noch ein Titel, der für ſeine Träger mehr Vorwurf als Ehre enthielt. Von 1244 an gehörte die Stadt — von 1291 an, ganz Syrien und Paläſtina den egyptiſchen Sultanen, und Jeruſalem lag zerknickt im Sack und in der Aſche. Aber keine Weltmacht ſollte aufkommen, kein Gewaltiger und Großer ſeine Eroberungszüge verfolgen, ohne an ſie die Hand zu legen. Die Osmanen in der vollen Kraft ihrer Siege wendeten ſich von der Donau dem Nil zu, und Jeruſalem fiel mit Syrien und Egypten in Sultan Selim I. Hand. Seitdem hat ſie keine Belagerung mehr auszuſtehen gehabt, denn Napoleon blieb nur an der Küſte von Syrien. Sie ſieht aber noch ganz feſtungsmäßig aus. Die gegenwärtigen Mauern, die Sultan Suleiman der Große den Bedürfniſſen und der Größe der Stadt gemäß im Jahr 1534 aufführen ließ, ſtehen noch jetzt, ſind crenelirt, haben große und zum Theil ſchöne anſehnliche Thore, und ſind ſo gut gehalten wie weder die von Damaskus noch von Conſtantinopel, noch überhaupt andre öffentliche Gebäude. Doch iſt Jeruſalem im Vergleich zu jenen beiden eine kleine Stadt, die höchſtens 20,000 Einwohner haben ſoll — was man aber nie genau weiß, weil die Zählungen der Soldatenaushebung wegen ſo unpünktlich wie möglich gemacht werden im ganzen türkiſchen Reich. Die Einwohner geben ihre Zahl gern niedriger an, als ſie iſt, und die Regierung nimmt ſie gern höher an. Hier fällt der vielen Chriſten wegen nun freilich jener Grund weg; aber dann intereſſirt ſich nun vollends Niemand für die Zahl der Einwohner. Sie ſind wol ſehr rund angegeben, wenn man ſagt 1000 Katholiken, 3000 Griechen, 4000 Armenier, eben ſo viel Juden, und 8000 Muhamedaner. Aber vielleicht iſt doch das Verhältniß ungefähr, wenn auch mit anderen Zahlen, getroffen. Die Ausdehnung der Stadt iſt auf mehr Einwohner berechnet. Ganze Strecken liegen mit Schutthügeln bedeckt, andre wüſt mit eingeſunkenen Brunnen und Ciſternen da. Plätze findet man — einzig in der Welt, Clärchen! z. B. beim Davids-Thor, innerhalb der Mauer eine ganze Menge von Hundehütten: ſo ſehen ſie aus; es ſind die Wohnungen der Ausſätzigen. Da leben dieſe Elenden für ſich und unter ſich, von Andern geflohen und verſtoßen, von Almoſen und Bettelei, in einem Zuſtand den man thieriſch nennen könnte, wenn er nicht tauſendmal jammervoller wäre; — da leben ſie und fühlen ſich dennoch nicht zu elend um nicht unſeligen Geſchöpfen das Leben zu geben, die für ein ähnliches Loos geboren werden. Zuweilen gönnt ihnen die traurige Krankheit eine geſunde Kindheit und beginnt erſt mit der Entwickelungs-Epoche; aber großer Gott! in dieſer Umgebung und mit dieſer Ausſicht was hilft da die Geſundheit des Kindes! — Ein andrer Platz iſt in der Stadt ſeitwärts der Sakhara-Moſchee, ein langer Gang mit Quadern gepflaſtert zwiſchen zwei hohen Mauern, von denen die eine enorme Werkſtücke zeigt, nach römiſcher Art am Rande rings eingehauen: alſo vermuthlich aus Kaiſer Hadrians Zeit, der in Jeruſalem viel bauen ließ, unter andern einen Venus-Tempel auf Golgatha. Dieſer Platz befindet ſich auf Morija, dem Salomoniſchen Tempel nah, und hieher kommen Freitags die Israeliten und klagen in traurigen Liedern um den Fall Jeruſalems und ihr eigenes Schickſal. Der Chalif Omar hat es ihnen geſtattet. Da ſitzen ſie wie vor einigen tauſend Jahren an den Waſſern zu Babylon, mit demſelben Leid und derſelben Geſinnung, ſehnſüchtig nach der Erfüllung der göttlichen Verheißung, und nicht im Stande ſie zu faſſen, wenn ſie ſich ihnen naht. In der Nähe des Davidsthores liegt bei einer Moſchee die ehedem ein lateiniſches Kloſter war, ein Gebäude deſſen Inneres ein großes von zwei ſchweren Säulen in drei Abtheilungen zerſchnittenes Gemach bildet; man nennt es das Cönaculum. Da ſoll Chriſtus das Abendmal eingeſetzt und ſpäter der heilige Geiſt ſich auf die verſammelten Jünger niedergelaſſen haben. Der Saal ſieht weder ſarazeniſch noch mittelalterlich aus, reicht aber ſicher nicht bis in jene Zeiten hinein. Hingegen bin ich überzeugt nachdem ich nochmals die Grabeskirche beſucht und jetzt die Stadtmauer umgangen, und wieder Robinſons Einwendungen geleſen habe, daß das jetzige heilige Grab das wirkliche iſt. Denn darüber wird enorm disputirt, mußt Du wiſſen, mein liebes Clärchen, und um das genügend zu entſcheiden müßte man genau entdecken, wie die Stadtmauern zu Chriſti Zeiten gelaufen ſind. Nicht ſo wie jezt, das weiß man; allein ob ſo, daß ſie das gegenwärtige Grab und Golgatha einſchloſſen oder nicht — das iſt die Frage. Die welche gegen die Aechtheit ſind, haben Gründe um zu beweiſen, daß die alte Mauer bereits die Stätte auf welcher jetzt die Grabeskirche ſteht umſchloß, und dann muß freilich das wirkliche Golgatha und das wirkliche Grab irgendwo anders zu ſuchen ſein. Robinſon, der ein außerordentlich mühſamer Forſcher iſt, hat jedoch ſelbſt nicht die geringſte Ahnung wo? — Wer für die Aechtheit iſt hat natürlich auch ſeine unterſtützenden Gründe, z. B. den: die ganze Ecke der Stadt links vom Eingang ins Jaffa-Thor, wo jetzt ein wüſter Platz mit einem leeren Waſſerbecken, weiter ein koptiſches Kloſter, dann das lateiniſche Kloſter und weiterhin die Grabeskirche liegt, könnte ſich zu Chriſti Zeiten ſehr gut außerhalb der Mauer befunden haben ohne dadurch im Geringſten gegen eine hiſtoriſche Thatſache zu verſtoßen; und das meine ich auch wenn ich von der Terraſſe unſers Kloſters dieſe Punkte betrachte. Die Plane der Stadt ſind nie ganz genau und weichen untereinander merkwürdig ab, beſonders an dieſer Ecke. Der Eine glättet ſie ſo ab, daß ein Unbefangener ſagen muß: ſie hat immer nothwendig zur Stadt gehört; — und der Andre ſchweift ſie dermaßen heraus, daß das unbeſtochene Auge ſie für einen Anwuchs aus ſpäterer Zeit erklären muß. Ich lege am meiſten Gewicht auf die alte Ueberlieferung. Du meinſt vielleicht man dürfe auch gegen ſie Mißtrauen hegen, da ſo ſehr viele dieſer Andachtsſtätten offenbar willkürlich benannt ſind, z. B. jenes Waſſerbecken am Jaffa-Thor „Teich der Bathſeba.“ Aber die Grabeskirche hat ihre Dokumente, die Kapelle der Kaiſerin Helena von der gleichzeitige Autoren ſprechen. Zur Zeit der Kreuzzüge als jedes Fleckchen dieſer Erde heilig, und die Phantaſie ſo lebhaft angeregt war, daß ſie, der ſinnlichen Zeit gemäß, in Anſchauung und Berührung der Stellen, die Chriſtus geweiht hatte, eine überſchwengliche Befriedigung fand, ſind wol manche Willkürlichkeiten eingetreten; — nicht um zu betrügen, ja nicht einmal abſichtlich, ſondern ſo wie man Aehnliches heutzutag hundert Mal erlebt. „Wo mag nur dies oder jenes geſchehen ſein? — Ob nicht da? — Ja, vielleicht da. — Sehr wahrſcheinlich da. — Ganz gewiß da.“ — Die letzte Annahme als die befriedigendſte wird weiter erzählt, findet überall Anklang, und bald zweifelt Niemand mehr an ihrer Richtigkeit. Sieh, mein Clärchen, ſo erkläre ich mein Vertrauen zu der Grabeskirche neben meinem Mißtrauen zum Teich der Bathſeba und meinem Zweifel am Cönaculum und, wie mir ſcheint, ſehr überzeugend. Aber das iſt ein unfruchtbares Bemühen und der ganze Streit um dieſe nicht zu entſcheidenden Gegenſtände iſt unerquicklich. Da Ihr vermuthlich gar nichts von ihm wißt, ſo wird es Euch doppelt langweilen. Verzeihung! ich bin in dieſe Abhandlung verfallen aus lauter Freude darüber, daß ich mit gutem Gewiſſen an der alten Tradition feſthalten darf. Aber nun gute Nacht! außer den ewigen Wächtern am heiligen Grabe, zu denen auch zwei koptiſche Geiſtliche gehören, wie ich heut erfahren habe, wacht gewiß ſeit zwei Stunden keine Seele in Jeruſalem. Jezt herrſcht ein ſolche Stille um mich her, daß meine kleine Uhr ein großes Geräuſch macht. Ab und an heult ein Hund. Jede Spur menſchlichen Lebens und Treibens iſt erſtorben, kein Laut, kein Fußtritt, in dem großen weitläuftigen Gebäude — wie in einem Gefängniß. Das iſt keine liebliche Vorſtellung, und meine Casa nova iſt doch eine gute treue Pilgerherberge. Könnteſt Du aber mein Zimmer ſehen, die dicken Mauern, die ſchwere von der Zeit geſchwärzte Thür, die ſtarken Eiſengitter vor dem kleinen Fenſter, das Gewölbe der Decke, den langen dunkeln plumpen Tiſch in der Mitte des Zimmers, an deſſen einem Ende ich bei einer dreiſchnabeligen Oellampe von Meſſing ſitze und ſchreibe, und dieſe Grabesſtille dazu — ſo würde auch Dir der Vergleich kommen. Die Bauart der

Häuſer begünſtigt dieſe Abgeſchiedenheit; durch die ſtarken Mauern und die ganz allgemeinen Deckengewölbe dringt kein Geräuſch. Ferner iſt jedes Haus ein kleiner Würfel, abgetheilt in zwei Räume, der eine zu ebner Erde oder gar ein wenig unterirdiſch, der zweite eine Treppe hoch. Dieſe Treppe iſt immer von außen an den Würfel gelehnt. Eine niedrige Kuppel bedeckt ſeine obere Fläche zum Schutz gegen Regen. Indeſſen fehlt ſie auch bei manchen. Dächer zu denen man Holz gebrauchen würde, kann man hier nicht anwenden, weil das Holz als Baumaterial gänzlich fehlt. Daher auch durchgängig die gewölbten Zimmer. Wie kraus und bunt dieſe Würfel durcheinandergewürfelt und zuſammengeſtellt ſind, was für Treppchen, Pforten, Höfe, Terraſſen, Durchgänge — Alles im ſehr kleinen Maßſtab — meine Casa nova ausmachen, das würde Dir nur anſchaulich werden, wenn Du morgen früh mit mir auf unſre höchſte Terraſſe gingeſt. Gute Nacht.

XXXII

Jeruſalem, Novbr. 6. 1843. Montag.

Mein liebes Clärchen, geſtern beendete ich mein Blatt durchaus ſo wie es ſich unter dem Einfluß der tiefen Mitternacht ſchickte. Ich ſchreibe hier immer am Abend. Heut muß ich denn doch aber hinzufügen, daß mein Zimmer nicht immer wie ein Gefängniß ausſieht, und daß man in der Casa nova trotz Fenſtergitter und ſchwarzer Thür ganz munter lebt. Alle Morgen gegen eilf Uhr kommt der preußiſche Conſul, frühſtückt mit uns und dann machen wir Promenaden und Exkurſionen den ganzen Nachmittag. Er iſt ein charmanter Mann, unterrichtet als hätte er ſein Leben zwiſchen Büchern zugebracht, und geſcheut und angenehm als hätte er in ſeinem Leben kein Buch angeſehen. Wenn man die Wiſſenſchaft ſo weit überwältigt hat, daß ſie zum friſchen lebendigen Wiſſen geworden, aber keine dürre Gelehrſamkeit mehr iſt — dann habe ich ſie gern! Preußen, das ſeine Menſchen ſo ſehr erzieht, ſollte wirklich darauf ſehen, daß ſeine Gelehrten einige Jahre in Paris zubrächten um den deutſchen Schulſtaub und den damit verbundenen pedantiſchen Anſtrich in Ausdruck, Anſicht und Weſen zu verlieren, den ihre Richtung und Bildung ihnen nothwendig geben muß. Dafür eignet ſich das bewegliche leichte bunte Leben in Paris außerordentlich, und dort wie in London hat der Conſul fünf Jahre lang ſeine Studien gemacht. Hier, in Beirut und in Alexandrien iſt der preußiſche Conſul in einer diplomatiſchen

Stellung, welche ihm natürlich einen ganz andern Wirkungskreis anweiſt, als den, welchen die Handelskonſuln ausfüllen; daher müſſen es ganz anders gebildete Männer ſein, und ich ziehe großen Vortheil davon. Hier iſt es mit dem geſelligen Leben nun wirklich ſehr traurig beſtellt. Abgeſchnitten von der Welt, aber dermaßen, daß die See- und Handelsſtadt Beirut wirklich europäiſirt erſcheint, mit ganz unregelmäßigen oder unzuverläſſigen Poſteinrichtungen, ſo daß Briefe und Zeitungen nicht pünktlich kommen, ohne die Aushülfe von Büchern und Bibliotheken, welche zwar keine geiſtige Anregung geben können, aber doch einen Erſatz, wenn ſie fehlt: muß man aus ſich ſelbſt zehren und von eigenen Betrachtungen und Beobachtungen leben, denn die Mittel welche die Geſellſchaft ſonſt zu bieten pflegt ſind gar gering. Der engliſche Biſchof und die Geiſtlichen der amerikaniſchen Miſſion haben ihre Familien und ihren Wirkungskreis, der ſie wol ſehr in Anſpruch nimmt; dann iſt hier der engliſche Conſul, der franzöſiſche iſt kürzlich angekommen, zwei Aerzte, und das iſt Alles. Damit, und in dieſer ernſten Umgebung, zwiſchen Schutt, neben Gräbern und über Hölen wohnend, gehört die glückſelige Schmiegſamkeit der menſchlichen Natur dazu um ſich an die Beſchränkung zu gewöhnen und dennoch einigermaßen Spielraum für die Fähigkeiten aufzufinden. Ich ſagte auch heute ſcherzend dem Conſul, er möge ſich nur in Acht nehmen hier wo Alles Stein ſei, nicht auch zu verſteinern, was die große Abgeſchiedenheit ſehr begünſtigt, welche dazu auffordert Meinungen und Anſichten ganz in ſich ſelbſt abzuſchließen, weil von Außen nichts kommt um ſie zu ergänzen und zu modifiziren. In der Beziehung iſt es hier ein recht merkwürdiges Leben, und daß die Israeliten aus Europa kommen um in Jeruſalem zu ſterben finde ich recht begreiflich. Aber lange hier zu leben iſt für unſer einen ſchwer. — Wir haben heut ſo viel verſchiedene Grotten beſucht, wie man ſie ſich in der Umgebung einer Stadt gar nicht träumen kann; theils Gräber in den Felſen gehauen, theils alte Steinbrüche in Gräber verwandelt. Ein ſolcher iſt das Grab Simons des Gerechten mit einem maleriſchen Einſturz und die Grotte in welcher Jeremias ſeine Klagelieder über Jeruſalem dichtete. Sie ſind ganz ſchmucklos, wie eben ein Steinbruch zu ſein pflegt, bei dem die Menſchenhand zu ſpäterer Benutzung nur das Nothwendigſte hinzugefügt hat. Geſchmückter ſind die Gräber der Könige; das Portal der halbunterirdiſchen Vorhalle iſt in ſonderbar gemiſchter Architektur mit Triglyphen und Akanthus verziert. Aus ihr führen Stufen in eine zweite ganz unterirdiſche und finſtre, und dieſe iſt der Vorplatz zu den eigentlichen Grabeskammern. Dem Eingang gegenüber liegen zwei, jede mit ſechs niedrigen Niſchenöfnungen, in welche man die Todten ſchob. Zur Rechten befindet ſich eine, aus der man in drei kleine Nebenkammern tritt, welche anders und zwar ſo eingerichtet ſind, daß ſie rechts und links von der Thür eine Felſenbank haben, auf die man den in Tüchern gehüllten Leichnam legte. In dieſer letzten Art iſt das heilige Grab, und jezt kann ich mir ſehr deutlich vorſtellen welcher Theil des Felſens hat weggenommen werden müſſen um ihm ſeine gegenwärtige Geſtalt zu geben. Nämlich von Außen die ganze Schaale des Felſens, ſo daß die kleine Kammer mit ihrer Vorkammer als ein Kern frei herausgelöſt wurde; und inwendig die Felſenbank rechts von der Thür. Dann das Ganze rundum mit Marmor bekleidet, die Thüröfnung ſo niedrig und enge gelaſſen wie ſie war, und ſo ſteht es da. In dieſer Hinſicht, und auch weil ſie am größten und beſten gearbeitet ſind, intereſſirten mich die Gräber der Könige ſehr — von denen man übrigens nicht weiß welche Könige, und ob überhaupt welche, ihre letzte Ruheſtatt darin finden ſollten; denn gefunden haben ſie dieſelbe nicht. Ausgewüſtet, geplündert, zerſtört ſind alle Gräber; große Trümmer der ſteinernen Thüren finden ſich und ruinirte Treppen, welche nach noch tieferen Grabkammern führen: alſo hat man abſichtlich feindlich in ihnen gehauſt, und die Gebeine verſtreut. Die Gräber der Richter geben den Gelehrten ebenfalls Stoff zu Forſchungen, weil es die alten ächten Richter aus der erſten Zeit des jüdiſchen Volkes durchaus nicht ſind. Vier Thüren führen in die Vorhallen hinein, aber ſchmucklos iſt das Ganze, und wol nur weil ſie ziemlich viel Grabkammern enthalten hat man ihnen einen Namen gegeben, welcher die Aufmerkſamkeit auf ſie lenkt. Namenloſe Gräber decken dieſen ganzen Bezirk, der ſich nördlich von der Stadt zwiſchen dem Damaskus-Thor und dem Jaffa- oder Bethlehems-Thor über eine Stunde weit und breit ausdehnt. An manchen Stellen ſind Oelbäume gepflanzt; meiſtens iſt es das wüſte Geſtein. Der Boden iſt eine Hochebene, die ſich zuweilen wellt, und am Abhang einer ſolchen Welle ſind dann die Eingänge zu den Grabkammern, größtentheils halb verſchüttet. Manche ſind es ganz; denn der Araber hat große Geſpenſterfurcht, und nachdem er ſich überzeugt hat, daß keine Schätze ſich in jenen Hölen befinden, überfällt ihn Grauen und die Angſt ob nicht ein böſer Geiſt drin hauſen und zum Vorſchein kommen könne: ſo thürmt er denn Steine vor die Oefnungen. Unſre kleinen Gräber auf dem engen Gottesacker, ſogar Familiengewölbe, und von Kaiſern und Königen nicht ausgenommen, ſehen ärmlich neben dieſen Gräbern im großen, feſten, dauerhaften Zuſchnitt aus. Die Menſchen ſind todt, ihre Gebeine ſind verſchwunden, ihre Namen verſchollen, und die einzige Erinnerung an ihr Leben, das ſie vor Jahrtauſenden ausgehaucht haben, iſt — ihr Grab. Aber iſt es der Mühe werth einem Grabe ſolchen Stempel der Ewigkeit aufzudrücken? Bei den Israeliten wol! ſie glauben an eine leibliche Auferſtehung der Todten zum Weltgericht; alſo müſſen freilich die Gräber bis zum jüngſten Tage ausdauern um die Gebeine zu ſchützen. Daher ſind ſie da angelegt, wo man die nöthige Dauer vorausſetzen darf: im Felſen; und dennoch haben ſie dieſen Zweck nicht erfüllt. Am Abhang des Mons offensionis (ſo genannt weil Salomo hier den heidniſchen Göttern opferte) Morija gegenüber und durch den Kidron und das Thal Joſaphat von ihm getrennt, liegen ſehr wunderſame Gräber, zu kleinen Tempeln mit Säulen, mit zierlich und reich gearbeitetem Fries, aus der Maſſe des Felſens frei heraus gehauen, die man Gräber des Zacharias, Jacobs und Abſaloms nennt. Ich bin all dieſer Namen bei denen man ſich im Grunde gar nichts vorſtellen kann, weil es nicht die richtig bezeichnenden ſind, herzlich müde, mein liebes Clärchen; aber ich muß ſie Dir dennoch wiedergeben, weil ſie die Dinge nun einmal nennen, die an und für ſich ſehr intereſſant ſind. Mir iſt eine ſolche Nekropolis etwas ganz Neues! ich denke die Juden haben Erinnerungen aus Egypten nach Paläſtina mitgebracht; dort ſollen die Felſen ja wahre Bienenzellen von Grabkammern enthalten! — Nun in Jeruſalem erhöht es bedeutend den ohnehin ſchon ernſten Character der Gegend, daß der Blick wohin er ſich wende, der Fuß wohin er trete auf ein Grab ſtößt. Das Leben iſt eine Beute des Todes geworden: er wuchert, er gedeiht, er ſetzt ſich überall feſt, er ſpannt ſein ungeheures Leichentuch von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. Faſt hätte ich vergeſſen das Grab der heiligen Jungfrau zu nennen, das auf dem Wege vom Stephans-Thor nach Gethſemane zur Linken unter einem griechiſchen Kirchlein liegt. Es gehört auch eigentlich nicht zu den Gräbern von denen ich heute Dir geſprochen habe; denn um jene bekümmern ſich die Pilger wenig, ſondern nur Reiſende und Gelehrte, und dieſes iſt natürlich ein Hauptwallfahrtsort der Pilger. Aber mir fiel eben ein, daß hier wo der religiöſe Glaube im Leben wie im Tode ſo unerbittlich ſcheidet, grade dieſem Grabe eine liebliche Ehre zu Theil wird:

hier haben die Confeſſionen Friede gemacht! ſogar die Muhamedaner beſitzen ein Andachtsplätzchen in dieſer Kapelle. — Und ſo haben ſie denn Alle friedlich hier in der kalten harten Erde geruht, die Könige, die Weiſen, die Propheten des alten Geſetzes; der Verkünder des neuen und die Seinen; die lateiniſchen Könige, Fürſten und Ritter; Tauſende von Kreuzfahrern, und aber viele, viele Tauſende ohne Namen aus den tiefſten Zeiten, ſeit David ſeine Burg auf dem Berge Zion erbaute, und das ganze lange Geſchlecht der Söhne Muhameds. Welch eine Reihe von Thaten, die ſich an ſie knüpfen! und wenn Einer von ihnen wiederkäme, wenn Chriſtus wiederkäme, ob er wol zufrieden mit demjenigen ſein würde, was man aus ſeinem Werk gemacht hat? ob er es wol noch erkennen würde? Wo iſt ſein Geiſt der Freiheit und des Friedens? — in Ketten liegt die Welt, in Knechtſchaft der Heuchelei, und darum in Zwieſpalt und Unruh, denn ſie hadert mit ſich ſelbſt und mögte doch einem Andern die Schuld beimeſſen. Sie ſehnt ſich nach einer geiſtigen Auferſtehung, und kann nicht die Form finden, womit ſich das Weſen neu überkleiden ſoll, denn alles was ſie herausfindet erſtickt im groben Materialismus oder erſtarrt in der Lüge. Der Popanz der Freiheit — iſt ja nicht wahr! der Popanz der Kirche — iſt ja nicht wahr! der Popanz der Geſellſchaft — iſt ja nicht wahr! darum nicht wahr, weil ſie alle hohl ſind. Das ganze Geſchlecht das nach uns kommt ſchreit nach etwas Anderem, und ein Meſſias thut ihm Noth. — — — Nun, Gott regiert die Welt ſchon ſo lange, er wird es auch ferner thun. Wer ſich aber auf dieſer Stätte fragt: „Was haben achtzehn Jahrhunderte aus unſrer Welt gemacht?“ — und ſich die Antwort giebt: „Etwas ſehr Gutes;“ — der meint es nicht ehrlich. Bei den Gräbern denkt man an Auferſtehung; und ſo denke ich denn auch an ſie für unſre Welt! nur freilich geht ſie durch Staub und Moder hindurch. Liebes Clärchen, ich hab' einen Fehler: eine Seele die ſich um Alles grämt; — alſo nimm es nicht ſo genau. Aber darum glaub' ich gefallen mir die alten Propheten ſo. Ich will über dieſe Millionen Gräber hinſchauen und mit Jeremias ſprechen: „Israel zieht hin zu ſeiner Ruhe.“ Dieſe Ruhe wird auch uns zu Theil; warum denn ſich grämen? — — —

XXXIII

Jeruſalem, Dinſtag, Novbr. 7. 1843.

Mein liebſter Bruder, einen guten Einfluß übt das türkiſche Regiment nirgends wo es herrſcht; aber der Muhamedaner mag daran gewöhnt ſein, und ſich mit der großen individuellen Unabhängigkeit tröſten, welche er in ſeinem Hauſe und in ſeiner Familie genießt. Er lebt bequem und ruhig, hat Frauen ſo viel er mag, Sclaven die er gut behandelt, Kinder die ihm auch gleichſam als Sclaven zugehören, Pfeife, Kaffee, Bäder vollauf — was braucht er mehr? Wird das Paſchalik nicht grade von einem ſehr grauſamen und geldgierigen Paſcha befehligt, ſo iſt ſeine Exiſtenz recht ſorgenlos und er wünſcht nichts Anderes als ſie auf ſeine Kinder zu vererben. Es giebt auch wol bei uns muſelmänniſche Naturen, Leute die ihre fetten Hände falten und ſagen: „mir geht Gottlob! nichts ab;“ und von ſich auf die ganze Welt ſchließen. Die ſind viel ſtupider als der Muſelman, denn ſie ſind umgeben von all dem Ringen des Geiſtes, von all dem Begehren der Leidenſchaft, von all den Qualen der Einbildungskraft, welche bei uns durch Erziehung und Cultur ſo ſehr geweckt werden; und ſie haben keine Ahnung davon! während er wirklich nur Menſchen kennt, die ſo denken und fühlen wie er — nämlich, jenes gar nicht und dieſes nur im ſinnlichen Gebiet. Die Thätigkeit, die bei uns zu einer ſo ſchwindelnden Höhe geſtiegen iſt, daß es einem vor den Augen flimmert, exiſtirt hier nicht. Handel, Landbau, Fabriken, Handwerke werden für den Gebrauch getrieben, und auch nach traditioneller Ueberlieferung. Seit Jahrhunderten iſt Ibrahim Paſcha der Erſte geweſen, der doch verſucht hat ob nicht etwas Beſſeres hier oder da eingeführt werden könne. Eine Kleinigkeit nur! Jeruſalem hat wenig Waſſer, daher keine Waſſermühlen. Pferde drehen die Mühlſteine welche das Getreide zermahlen und das Landvolk braucht Handmühlen — ganz nach uralter Sitte. Um ſchneller und beſſer das Mehl zu ſchaffen hat Ibrahim Paſcha zwei Windmühlen bauen laſſen, und wahrſcheinlich befohlen, daran zweifle ich nicht, daß ſie gebraucht werden ſollten. Jezt da er fort iſt ſtehen die Mühlen wie ein Paar plumpe verfallne Thürme in der Nähe des Jaffa-Thores, und Pferde und Weiber mahlen nach wie vor das Mehl. Meinſt Du vielleicht, es ſei alſo kein gefühltes Bedürfniß, alſo keine Nothwendigkeit geweſen? O denke nur an Deine Menſchen in Neuhaus, wie ſie Dich gebeten haben ihnen doch nicht die fatalen Schornſteine auf die neuen Häuſer zu ſetzen, ſondern lieber die alte Weiſe beizubehalten, wo der Rauch nach Gutdünken ſeiner Wege ging, aber ihnen allerdings die Würſte und Schinken in ſo niedriger Region einräucherte, daß ſie nur die Hand danach aufzuheben brauchten. Welches Kind würde leſen lernen, wenn der Schulmeiſter es nicht mit Strenge dazu anhielte? — Aber bis Egypten will ich mich jedes Wortes über Ibrahim Paſcha enthalten. Da werde ich im Ganzen ſehen wie das Regiment Mehemed Alis beſchaffen iſt, mit welchem das ſeine in Syrien übereingeſtimmt hat. — Ich wollte auch eigentlich ſagen daß die türkiſche Herrſchaft über die hieſigen Chriſten einen wahrhaft verderblichen Einfluß hat. Für Geld iſt in Conſtantinopel Alles zu erkaufen, und für Alles begehrt man Geld was den Türken doch gar nichts angeht. Die Intereſſen der Chriſten drehen ſich hier meiſtens um religiöſe Zuſtände, aber um ganz äußerliche: ob der neue Altar hier ſtehen ſoll, ob die Kirchenthür dahin zu verlegen iſt, ob der Schlüſſel zu einem Heiligthum dieſer oder jener Confeſſion gehören ſoll — für das Alles muß in Conſtantinopel ein Firman erwirkt werden, d. h. hauptſächlich muß man ihn erkaufen, wenn auch auf diplomatiſchen Wegen. Die Griechen hatten ſich einen Firman erwirkt um die Kirche in Bethlehem neu auszubauen und dadurch das Beſitzthumsrecht über ſie zu erlangen. Ein Pater des lateiniſchen Kloſters iſt darauf nach Paris und Conſtantinopel gereiſt — nicht um für die Lateiner dieſe Erlaubniß zu erlangen, denn ihnen fehlen die Mittel — aber um einen Gegenfirman zu ſchaffen, welcher den Bau für die Gegenwart nicht geſtattet. Die Chriſten löſen ſich hier auf — in der Geiſtlichkeit, und die iſt ehrgeizig und herrſchſüchtig wie jedes Corps es iſt. „Es iſt kein Pfäfflein ſo klein, — Es ſteckt ein Päpſtlein drein“ — lautet ein alter Spruch. Mit der Herrſchaft über die Seelen, welche auch ſchon eine Anmaßung iſt, da ihr nur deren Belehrung zukommt, iſt ſie nicht zufrieden; vollends da nicht, wo eine Art von Rivalität mit ihres Gleichen ſtatt finden könnte: das weltliche Anſehen ſoll die geiſtliche Macht heben und tragen. Es iſt möglich, daß ein Katholik, ein Grieche, dieſe Zuſtände mit anderm Auge betrachtet, daß er das geiſtliche wie das weltliche Regiment ſeiner Kirche für nothwendig zum Heil der Menſchheit hält, und daher all dieſe Bemühungen billigt, welche es fördern ſollen. Ich hege nun einmal von keiner Kirche dieſe Meinung, und daher iſt mir dieſe gegenſeitige Mißachtung und Unterdrückung fürchterlich. Ich denke: je weniger Kirche deſto mehr Religion; je weniger Form, deſto mehr Inhalt; je weniger Leib, deſto mehr Geiſt. Ich habe eine große Vorliebe für den Katholizismus darum weil er ſpricht: ich gebe die Lehre wie ſie ſeit achtzehn Jahrhunderten von den Weiſeſten und Heiligſten verſtanden, erklärt und fortgepflanzt iſt, und wie ſie bis zum Ende der Tage fortdauern wird. In dieſem Bewußtſein liegt Autorität für Andre, Lebenskraft für ihn; und er hat ſie bewieſen. Er hat alle Schismen, alle Spaltungen, alle Ablöſungen, und was mehr iſt, alle Mißbräuche ſeiner Kirche, — was das Meiſte iſt: ſogar ihre eigenen Verbeſſerungen überdauert: — was Luther anfangs bezweckte iſt ihm vollkommen gelungen: er hat die katholiſche Kirche reformirt. Dies unantaſtbare Bewußtſein iſt wolthätig für Seelen, die ſich nothwendig fragen müſſen, ſobald ſie aufrichtig nach Wahrheit ſtreben: Irre ich auch nicht? gehe ich auf richtigem Wege? und wenn nicht — wo finde ich ihn? — Alle andern Glaubenslehren, zuerſt die armeniſche, dann die griechiſche, dann die zehnfach zerſpaltenen der Reformation, ſind ſtets aus einem Gegenſatz zum Katholizismus hervorgegangen: er ſelbſt aber hat keinen andern Urſprung als die alte Einheit. Seine Autorität wirkt magnetiſch: anziehend und beruhigend, ſo daß ich den katholiſchen Ausdruck: die Kirche ſei als eine Mutter zu betrachten, bei der ſeinen wirklich wahr finde. Vorgeſtern nach der großen Meſſe beſuchte mich der Padre Presidente, der Vorſteher aller Ordenshäuſer und Ordensangelegenheiten der Terra santa, mit dem Padre Procurador, der die Verwaltung der Habe dieſer Klöſter beſorgt, und mit noch drei andern Patern, unter denen mein alter Bekannter vom Dampfſchiff ſich befand. Wir ſprachen allerlei von dem was da draußen in der Welt geſchieht: es wurde gelobt, getadelt. Auf eine meiner Bemerkungen erwiderte der Padre Presidente: „Man kann immer Einiges ignoriren, Manches toleriren, aber das Dogma muß aufrecht gehalten werden.“ Liegt nicht der ganze Geiſt des Katholizismus in dieſen Worten? er iſt weltklug, nachſichtig und unerſchütterlich; und entſpricht das nicht in der That allen Bedürfniſſen des Menſchen ſeiner Mutter gegenüber? — Nun, trotz meiner großen Vorliebe für ihn, habe ich dennoch eine eben ſo große Abneigung gegen ſeine Hierarchie, weil von ihr Uebergriffe in das weltliche Gebiet geſchehen, die ſeiner Würde ſchaden. Aber Du glaubſt nicht welch ein ſchönes Bild es gegeben hätte dieſe fünf Franziskaner zu malen, wie ſie da ſaßen in der braunen Kutte, mit dem Strickgürtel, den groben Sandalen, dem ſchwarzen Käppchen über der Tonſur, lauter Männer in der Kraft des Lebens — nicht die fetten, fleiſchlichen Geſtalten, von denen ich mich in Rom und Neapel widerwillig wegwendete. Der Padre Presidente, der den bedeutenden Rang eines infulirten Abtes und den Titel „Reverendissimo“ hat, trug über ſeiner Kutte einen weiten braunen Mantel, und ſein feines Geſicht hat einen Ausdruck von Sanftmuth und Schüchternheit, der ihn mehr für einen milden geiſtlichen Seelſorger, als für ein weltliches Oberhaupt zu beſtimmen ſcheint. Wir ſprachen von Cairo: der Pater Jean Battiſte warf ihm ſcherzend ſeine Vorliebe für jene Stadt vor. Er erröthete flüchtig, als ſei das wirklich ein begründeter Vorwurf und ſagte lächelnd: „Ja es iſt wahr; aber ich bin zehn Jahr in Cairo geweſen.“ Im größten Contraſt mit ihm, der nach den Regeln der Terra santa immer ein Italiener ſein muß, iſt der Padre Procurador, der ſtets aus den Spaniern gewählt werden muß. Starke Züge, dröhnende Stimme, entſchiedene Haltung, Bewegungen denen die Kutte beinah zu eng iſt; gewiß ein grundtüchtiger Verwalter. Dann Pater Jean Battiſte, der weltkluge und weltvertraute, der ſeine Miſſion in Paris glücklich vollbracht hat: und endlich zwei, welche das Gefolge des Presidente bildend in Demuth und leidendem Gehorſam ſich verhielten. Es waren die intereſſanteſten Studien, die ein Maler ſich wünſchen könnte, und die in meinem Zimmer, wie ich es vorgeſtern beſchrieben habe, eine ſehr angemeſſene Staffage fanden. — Die außerordentliche Freiheit, welche man bei aller Aufmerkſamkeit den Bewohnern der Casa nova läßt, zeugt von einem Takt, der gewiß ſelten gefunden wird. Nichts bieten die Väter an, nichts dringen ſie auf, nichts veranlaſſen ſie: man wird nicht anders behandelt ob man täglich in die Meſſe geht oder ob man es nicht thut. (Dies gilt nicht von mir, denn ſie wiſſen, daß ich nicht Katholikin bin: aber ich ſehe es bei Anderen.) Nicht durch den geringſten Zwang verkümmern ſie einem die Gaſtfreiheit. Die Proteſtanten üben ſich in neueſter Zeit ſehr in den guten Werken der katholiſchen Kirche; da dachte ich ob es möglich ſein könnte hier ein ſolches proteſtantiſches Haus zu ſtiften; allein mit dieſer Freiheit halte ich es wirklich für ganz und gar unmöglich. Ohne eine religiöſe Hausordnung, welche der Vorſteher als Geſetz aufrecht halten würde, würde er ſich ganz ausnehmend erniedrigt fühlen als ein Haushofmeiſter gelten zu ſollen; denn von Demuth hat der Proteſtant nun einmal keinen Begriff. Die Väter denken nicht daran, daß ſie für Haushofmeiſter gelten könnten, und daher hat ihr Pilgerhaus, ſo arm es ſein möge, einen grandioſen Zuſchnitt. Daher iſt auch ein proteſtantiſches durchaus unnütz, umſomehr da man ſich doch nicht würde vereinigen können ob die Reformirten hinein dürften oder die Lutheraner, die Presbyterianer oder die Glaubensgenoſſen der engliſchen Hochkirche. Der König von Preußen, der die Einſetzung eines engliſchen Biſchofs in Jeruſalem thätig und glänzend unterſtützt hat, mag wol gewünſcht haben, daß dies Bisthum eine Art von geiſtigem Mittelpunkt für den Proteſtantismus im Orient bilden ſolle. Aber die Hochkirche iſt exkluſiv wie die römiſche und nimmt für ſich Alles in Anſpruch, was ſie zur Zeit der Reformation dem Papſtthum beſtritten und entriſſen hat: ſogar den Namen. Sie bittet im Kirchengebet für ſich, als für die heilige katholiſche Kirche, was die allgemeine bedeutet. Die Geiſtlichen der amerikaniſchen Miſſion, die zur ſchottiſchen Kirche (Presbyterianer) gehören, und ſich bereits ſeit einer Reihe von Jahren in der Levante und weiter in Aſien und Afrika der Bekehrung der Juden und Heiden annehmen, ſind für einen Biſchof der anglikaniſchen Hochkirche gar nicht Geiſtliche, weil ihnen die Weihen fehlen: nämlich die Uebertragung des heiligen Geiſtes durch Handauflegen, welche von den Apoſteln und erſten Biſchöfen in die römiſche Kirche gebracht, und aus dieſer in die engliſche mit hinüber genommen iſt, als ſie ſich von der Oberherrlichkeit des päpſtlichen Stuhles losſagte. Zum geiſtlichen Stande wird man befähigt durch Handauflegen von Seiten eines Biſchofs: es fehlt jenen Männern, folglich hält der Biſchof zu Jeruſalem ſie nicht für Geiſtliche. Was denen der ſchottiſchen Kirche, gilt natürlich auch allen andern proteſtantiſchen, und ſo iſt wol nicht auf Gemeinſamkeit zu rechnen. Es ſind viele Deutſche, die in der Baſeler Miſſionsanſtalt gebildet ſind, als Miſſionäre in Dienſte der amerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaft gegangen: es muß alſo wol eine vollkommne Uebereinſtimmung zwiſchen Presbyterianern und Calvinern ſtatt finden. Hingegen ſollen Baſeler Miſſionäre zur Hochkirche übergetreten ſein um ihre Sendung durch den heiligen Geiſt unzweifelhaft zu machen. Früher ſind hier weit mehr dieſer amerikaniſchen Herrn geweſen, aber ſie ſcheinen dem engliſchen Biſchof Platz zu machen, der mit dem vollen Eifer eines Bekehrten ſich wiederum der Bekehrung ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen befleißigt. Uebrigens iſt dieſe ſchwieriger denn je. Das Krankenbett war der Moment, wo die zum Theil blutarmen Juden den Bekehrungsverſuchen nicht zu widerſtehen vermogten. Nun hat aber Herr Moſes Monteſiore zu London, der ſich überall eindringlich ſeiner Glaubensgenoſſen annimmt gefunden, daß eine ſolche Bekehrung, die durch Noth und Körperleiden bewerkſtelligt wird, kein beſondres Seelenheil bewirken könne: und deshalb hat er einen israelitiſchen Arzt, einen Deutſchen, hier her geſetzt, beſoldet ihn, und verpflichtet ihn alle arme, kranke Juden umſonſt zu behandeln. Das gefällt mir. Dennoch hörte ich ſagen, ſie gelänge, ja! „à six francs par tête et par semaine.“ — Möge das nun auch eine Uebertreibung oder vielleicht ein einzelner Fall ſein, ſo deutet die Sendung des jüdiſchen Arztes nach Jeruſalem doch auf ein Bollwerk gegen unüberlegten Eifer. — So ſieht es hier aus, lieber Bruder! auf dieſem kleinen Fleck Erde und zwiſchen einigen tauſend Menſchen, die ſehr abgeſchnitten von den Einflüſſen der Welt zu leben ſcheinen, ſind dennoch alle thätig, gute und böſe, genau wie da draußen, nur für uns frappanter, weil wir meinen um Jeruſalem müſſe durchaus etwas von der Friedensbedeutung walten, die der Name enthält. Aber hier leben und weben Menſchen wie wir: — welch Recht haben wir zu erwarten, daß ſie vollkommner ſein ſollten als wir? — — Mitunter gerathen denn auch wunderliche Subjekte her! In den erſten Tagen trat ein ſolches bei mir auf, ſeines Gewerbes ein Schneider. Aber gar nicht um Geld oder irgend eine Unterſtützung zu begehren, ſondern aus Theilnahme, weil er gehört in der Casa nova wären Deutſche angekommen, da wolle er nur fragen woher? Es ergab ſich daß er aus dem Schleswigſchen und in Mecklenburg erzogen war; allein dieſe Erziehung ſchien mir nicht ſehr geglückt! er war durch die ganze Welt gereiſt, war in Oſtindien und Aethiopien geweſen, in Amerika und ganz Europa; warum? — Gott habe ihn ſo geführt. — In dieſer Weiſe war er denn auch hergekommen und wollte hier ſein Leben beſchließen. Natürlich ſetzte ich voraus, daß es ihm in Jeruſalem gefalle. Aber gar nicht! er fand das Leben zwiſchen Muhamedanern ſehr ſchwierig; allein wenn Gott es ihm nicht anders eingäbe würde er dennoch bleiben. — Bei dieſer fixen religiöſen Idee fallen mir die Würtembergiſchen Bauern ein, die ſich im Thal Joſaphat niederlaſſen wollten, und die auch wirklich hier geweſen, allein nach wenigen Tagen unverrichteter Sache wieder abgereiſt ſind. Guter Himmel! man muß dies Thal Joſaphat ſehen um ſich ſehr ſchnell zu überzeugen, daß da nicht viel Raum für Lebende iſt! ein Thal ohne Vegetation, durch welches der Kidron, ein Bach ohne Waſſer, ſich bis in das todte Meer fortzieht. Die Berge Zion und Morija auf denen Jeruſalem zum Theil erbaut iſt, haben ziemlich ſteile Abſtürze, und die Schluchten zu ihren Füßen, die gegenüber wieder Abhänge haben, heißen die Thäler Gihon, Ben Hinnom, Joſaphat und Kidron, welches letztere ſich nördlich, das erſte weſtlich von der Stadt in der Hochebene verläuft, während die beiden andern am Fuß des Zion in einem Winkel zuſammenſtoßen und Joſaphat denn weiter ſich erſtreckt. Aquaducte, Teiche, Ciſternen, deren Ueberbleibſel, Canäle und trockne Becken halb ruinirt noch exiſtiren, mögen ehedem dieſen Thälern Vegetation und Fruchtbarkeit gegeben haben; jetzt iſt es der Oelbaum und immer der Oelbaum der hier gedeiht. In der Nachbarſchaft der Quelle Siloah, die in einer tiefen Felſengrotte einen Brunnen bildet, ſtehen einige Feigenbäume und iſt ein kleiner Gemüſegarten angelegt. Ihr gegenüber, am Abhang des Mons offensionis, liegt das Dorf Siloah, das von Troglodyten bewohnt wird, denn die Häuſer haben zuweilen nur eine künſtliche Mauer; der Fels bildet die anderen. Wie Schwalbenneſter kleben die Häuſerbrocken am jähen Abhang. Bei der Quelle Siloah fanden wir Weiber, die auf der Schulter ein ſchwarzes Schwein ohne Kopf trugen. Die Schweinshaut war zum Schlauch zugerichtet und nahm, mit Waſſer gefüllt, ganz die lebendige Geſtalt an. Sie paßt aber nicht für eine Rebecka am Brunnen, und die grundgarſtigen Weiber auch nicht.

XXXIV

Jeruſalem, Sonnabend, Novbr. 11. 1843.

Mein liebes Louischen, wenn man nicht in einer ununterbrochen fortgeſetzten Correſpondenz iſt, ſo wartet man immer auf irgend einen intereſſanten oder wichtigen Moment um den extraordinairen Brief zu motiviren. Mir geht es wenigſtens ſo! Ich wollte Dir ſchon lange ſchreiben; aber ich dachte ich müßte etwas recht Hübſches abwarten, und das iſt jezt gewiß gefunden, und etwas Außerordentliches dazu, denn ich war am todten Meer, das durch ſeine Entſtehung und ſeine Lage unter dem Niveau des Mittelländiſchen eine der größten Naturmerkwürdigkeiten iſt; ferner am Jordan und in Bethlehem; — und dies Alles unter der Eskorte Scheikh Abdallahs mit dreißig Beduinen vom Stamm Taamirah. Ich hoffe Du findeſt dies einigermaßen extraordinär! ich fand es ſo und habe mich daher in dieſen drei letzten Tagen ſo gut unterhalten, wie lange nicht. Ehe ich nun unſern Reiſezug beſchreibe muß ich eine kleine Einleitung vorausſchicken — der Beduinen wegen. Im Ghor, ſo heißt das breite Thal des Jordan, und um das todte Meer herum bewegen ſich verſchiedene ihrer Stämme nomadiſch, und würden einander auch gar nicht zu beeinträchtigen brauchen, weil Viehweide hinlänglich vorhanden iſt, wenn nicht die alten Stammfeindſchaften wären, welche momentan ausgeſöhnt, eine Zeitlang durch Gewalt von Seiten der Regierung unterdrückt, aber ausgerottet nur dann werden können, wenn eine neue Civiliſation an die Stelle der uralten Verhältniſſe tritt. Nun hat es ſich einmal ereignet, daß Beduinen vom Stamm Taamirah denen vom Stamm Beni Sachr ein Pferd geſtohlen haben. Ein Pferd iſt das halbe Leben des Beduinen! aber doch nur das halbe, und die Beni Sachr haben ſich gerächt indem ſie einen Taamirah gefangen und lebendig begraben haben — was gänzlich dem beduiniſchen Recht zuwider läuft, denn da heißt es „Aug um Auge! Zahn um Zahn!“ Seit dieſem Ereigniß das Gott weiß in welcher grauen Vorzeit ſtatt gefunden, hat tödtliche Feindſchaft zwiſchen beiden Stämmen geherrſcht. Wenn zwei Taamirah beiſammen ſind erzählen ſie ſich die Geſchichte von ihrem lebendig begrabenen Mann, und die Beni Sachr die vom geſtohlnen Pferde. Wo Ideen gar nicht und Ereigniſſe ſelten wechſeln, hält man um ſo feſter an den alten. Schon öfter hat man verſucht mit Gewalt die Beduinen zu discipliniren, daß ſie ihre Raub- und Fehdezüge aufgeben müßten, aber ohne Erfolg! ſie flohen in die tiefe Wüſte, wohin

Niemand ſie verfolgen konnte, weil Niemand ſich darin ſo zurecht findet und ſo die Waſſerquellen kennt als ſie. Mehr Gewalt ſcheint die Güte über ſie zu haben, indem man den Scheikhs Vortheile eines ruhigen Lebens begreiflich macht, welche ſie dann wiederum der Fraction des Stammes, deren Oberhaupt ſie ſind, begreiflich machen müſſen. Dieſe Vortheile beſtehen in Gelderwerb. Geld will ſogar der Beduine beſitzen; — aber ſo wie der Rabe in jener Fabel: „Ich nehm' es nur damit ichs habe.“ Brauchen will er es nicht: er kann es ſogar nicht. Er kleidet ſich nicht anders, wohnt und ißt nicht anders, braucht nicht ſeine Söhne zu erziehen, ſeine Töchter zu verſorgen. Nöthig hat er es gar nicht; vielleicht erſcheint es ihm grade deshalb als ein begehrungswerther, lieblicher Luxus — etwa wie wir uns einen perſiſchen Shawl wünſchen würden, während doch ein franzöſiſcher dieſelben Dienſte leiſtet: oder vielleicht iſt Geld nun einmal ſeine „fantasia.“ Ungewöhnlichkeiten, Launen, Einfälle, nennt der Araber „fantasia,“ und wenn er ſie auch nicht begreifen oder erklären kann, ſo läßt er ſie doch unter dieſer Bezeichnung hingehen. Die Beduinen haben nun einmal die fantasia fürs Geld, und die Taamirah haben ſchnell begriffen, daß die Eskortirung der Fremden und Reiſenden zum todten Meer ihnen dazu helfen könnte. Wegen der wilden transjordaniſchen Stämme ſind jene Gegenden immer ein wenig unſicher, und ſo nimmt man ſehr gern ihre Begleitung an. Nun hat ſie aber die Leidenſchaft verlockt den alten Haß gegen die Beni Sachr aufflammen zu laſſen und ihnen ein Paar Kameele wegzunehmen. Sie ſagen ein Paar; die Beni Sachr ſagen über hundert; das Feuer der Zwietracht brennt lichterloh — denn jetzt kommt wieder eine Eigenthümlichkeit des beduiniſchen Rechtes zum Vorſchein: was geraubt ward muß zurück geraubt werden; eine friedliche Zurückſtellung oder Erſatz wird nicht als genügend betrachtet: ſonſt hätten die Taamirah längſt mit tauſend Freuden die unglücklichen Kameele zurück gegeben, die ihnen nichts als Verdruß und Sorge machen; allein die Beni Sachr verſchmähen das; ſie wollen und müſſen ſie bei einer paſſenden Gelegenheit rauben. Bis das geſchehen iſt ſind die Stämme in Feindſchaft, und fallen ſich an, wenn ſie ſich begegnen, und der Paſcha von Jeruſalem hat den Scheikh der Taamirah, den Vertreter ſeines Stammes, gleichſam in den Bann gethan, ſo daß er ſich nicht in der Stadt offiziel ſehen laſſen darf — was ihm ſehr ſchmerzlich iſt, indem er dadurch außer Verbindung mit den Reiſenden gebracht wird. Den preußiſchen Conſul beſucht er zuweilen heimlich und dieſer, der ſich für ihn intereſſirt und ihn zugleich für unſern ſicherſten Geleitsmann hielt, negociirte die Eskorte-Verhandlung. Für fünfhundert türkiſche Piaſter und unbeſtimmten Bakſchiſch von der einen, und für eine genugſam ſtarke Bedeckung auf drei Tage von der andern Seite, wurde das Uebereinkommen getroffen. Mittwoch am achten, um acht Uhr früh ritten wir von der Casa nova fort. Da Scheikh Abdallah nicht in die Stadt kommen darf, ſo ritt der Conſul mit uns heraus um uns ihm zu übergeben und im Nothfall zu reclamiren. Ich jubelte innerlich vor Vergnügen über dies amüſante Land, wo man noch verloren gehen und wieder reclamirt werden kann. Wir ritten aus dem Stephans-Thor, über den Kidron, am Grab der Maria links, und rechts an Gethſemane vorüber, dann um den Fuß des Oelberges herum gen Bethanien. Als wir auf dieſen freieren Weg kamen, gewahrten uns die Beduinen, welche in dem ihnen befreundeten Dorf Siloah die Nacht zugebracht hatten, und liefen herbei. Scheikh Abdallah zu Pferd war der Erſte, und jenſeits Bethanien erſt hatten ſie ſich alle zuſammen gefunden, dreißig junge, baumſtarke, zum Theil ſchöne Männer, groß und ſchlank, in weißen mit einem Ledergürtel gegürteten Hemden, den weiß und braun geſtreiften Mantel locker umgehangen, das gelbe Keffijeh mit dem Hanfſtrick um den Kopf, hier flatternd, da zum Turban gewunden, eine ſchlechte Flinte über der Achſel. Scheikh Abdallah genau gekleidet wie die übrigen, ritt auf einem kleinen ſchlechten Grauſchimmel; er ſelbſt mit einem feinen kummervollen Geſicht, mit ſanfter Stimme und ruhigen Manieren zeichnete ſich auffallend vor ſeinen Genoſſen aus, und zwar durch keine der Eigenſchaften, welche man bei einem Häuptling von wilden Horden erwartet. Er war klein, ſah nicht kräftig und imponirend aus, und hatte in ſeinem Benehmen viel mehr von dem gehaltenen Weſen eines gebildeten Mannes, als von der tumultariſchen Luſtigkeit und eiſernen Stärke ſeiner Gefährten. Er macht ſich wirklich Sorge um den Zwiſt mit den Beni Sachr und um die Möglichkeit einer Ausgleichung mit ihnen, oder einer Amneſtie von Seiten des Paſcha, während jene es wol nicht ſehr zu Herzen nehmen. Sie lachten, plauderten, ſchrien, lärmten, ſo recht wie luſtige Burſchen, und gingen und liefen prächtig um uns herum. Kein Deutſcher, das iſt ganz gewiß, tanzt ſo gut wie dieſe Beduinen laufen. Er hat nicht auf Parquet und in der eleganteſten Chauſſüre die leichte, freie gewandte Haltung, die jeder Bewegung Meiſter iſt, und die den Körper zugleich biegſam wie eine Gerte, und ſtark wie von Erz erſcheinen läßt. Man ſtellt den Merkur mit Flügeln an den Ferſen dar: an ihn erinnerten mich die Beduinen, obgleich ihre fürchterlich plumpen Schuh in denen die nackten Füße ſchlotterten, nichts von Flügeln hatten. Einige gingen auch ohne Schuh, über Kieſelgerölle, bergauf bergab, das Gewehr über der Achſel, neun Stunden, immer mit demſelben leichten, langen, gleitenden Schritt. Es iſt mir außerordentlich angenehm von Menſchen umgeben zu ſein bei denen das Geſchöpf Gottes mir gefällt; ſeit Spanien habe ich dies Vergnügen nicht gehabt. Ich nenne ſo den rohen Menſchen — ich meine roh, wie man ſagt rohe Seide, nicht präparirt — von dem bei uns, die wir die glänzenden und verkümmerten Opfer unſrer Bildung, unſrer Cultur ſind, nichts übrig bleibt. Wir ſind liebenswürdig, geiſtreich, charmant, fein und tief; aber Geſchöpfe Gottes ſind wir im Grunde gar nicht mehr! und ich gebe Dir mein Wort darauf, daß ich all meinen Geiſt drum gäbe, wenn ichs ſein könnte.

Es war recht gut, daß ich mich an den Menſchen ergötzte, denn die Natur iſt hier zu dürr um Unterhaltung zu gewähren. Die Formen der Berge, ihre oberen Linien wie ihre Schluchten, Abhänge und Spalten, der Boden, die Vegetation, ſind nicht anders zu bezeichnen, als durch jenes Wort. Ich mache die ganze ſyriſche Reiſe zu einer Jahreszeit, welche für den Reiſenden die allergünſtigſte iſt: nämlich zwiſchen der heißen und der Regenzeit; aber der Vegetation iſt ſie ungünſtig; die Fruchtbarkeit des Bodens kann man nicht nach ſeinen Producten beurtheilen, denn alle Ernten ſind gemacht, das Erdreich liegt brach, Viehweide iſt das Einzige was man jezt findet, alle ſchönen Pflanzen ſind verdorrt, abgeblüht, die Blätter beſtaubt; all die ſchönen Zwiebelgewächſe, Tulpen, Hiazinthen, Lilienarten, die im Frühling das Land ſo lieblich machen, ſind todt. Dennoch kann man ſich vorſtellen, daß die Gefilde von Saron und von Esdrelon ſich zu andrer Zeit üppig und reich zeigen, daß die kleinen Granatbüſche und Citronenbäume bei den Dörfern im Gebirge von Judäa warm und glänzend mit Blüten und Düften prangen mögen; aber in dieſer Gegend, zwiſchen Jeruſalem und der Jordans-Aue, iſt es durchaus nicht möglich! hier hat die Natur ihre ſchaffenden Kräfte verloren; der Lebenstrieb iſt verſiegt — drum kann nichts ausdauern, als der Stein. Bei einem Brunnen kamen wir denn doch vorüber, und mit freudiger Wuth fielen die Beduinen über ſein Waſſer her. Dann auf einmal entſtand eine tumultuariſche Bewegung unter ihnen, und es hieß der Vortrab habe Räuber entdeckt: — aber wo? —

in einer Felſenſchlucht, die ſich ſenkrecht und wenigſtens hundert Fuß tief neben unſerem Wege fortriß. Da waren ſie, für uns wenigſtens, nicht gefahrdrohend. Genau ſo wie aus dem Thal des Kiſon nach Nazareth, und wie von Ramla nach Jeruſalem lief hier der Weg über zahlreiche Hügelrücken und am Rande der Schluchten, welche ſie von einander trennen, dahin. Als wir auf den letzten Bergabſatz kamen, fiel der Abhang ſteil und zackig tief herunter, und das Ghor breitete ſich vor uns aus: eine weite Ebene, nach Norden zwiſchen Berge ſich verlaufend, und im Oſten von dem transjordaniſchen Gebirg begrenzt, das in der Bibel Pisga heißt. Im Süden liegt das todte Meer, von dem wir einzelne ſchimmernde Punkte gewahren konnten; wir kamen aus Weſten. Der Jordan war nicht zu ſehen, aber ein grünlicher Streif, ſein bebuſchtes Ufer, zeigte ſeinen Lauf. Von Jericho das einſt in dieſer Ebene gelegen hat, iſt keine beſtimmte Spur vorhanden, obgleich König Herodes der Große die Stadt beſonders liebte und mit prächtigen Gebäuden im römiſchen Sinn und Geſchmack ausſtattete. Ich begreife daß ſie verſchwunden ſind. Für die Römer kann ich mir lebhaft den Circus mit ſeinen bluttriefenden Spielen vorſtellen; für die Griechen eben ſo lebhaft den Hippodrom mit ſeinen Spielen, welche zur Kunſt wurden: — aber für die Israeliten weder den einen noch den andern. Für dieſen fehlte ihnen Anmuth und Grazie, für jenen waren ſie nicht unmenſchlich genug. Wo aber die Palmen geblieben ſind, die Palmen welche die Kreuzfahrer, wenn ſie im Jordan gebadet hatten, als friedliche Trophäen pflückten und die Zweige mit in die Heimat nahmen, das iſt mir unbegreiflich. Giebt es deren noch, ſo ſind ſie wenigſtens eben ſo klein, als ſparſam geſtreut: denn nicht in der Nähe noch in der Ferne habe ich eine einzige geſehen, und ſie nehmen doch in der Landſchaft einen ſehr beſtimmten Platz ein vermöge ihrer zugleich gebietenden und anmuthigen Geſtalt. Tamarisken und Nabbek, mehr in Büſchen als Bäumen, Weiden und Pappeln, und bei dem Dorf Richa einige Feigenbäume und Granatſträuche — Andres habe ich nicht geſehen. Ob nun dieſes Dorf ein Ueberbleibſel von Jericho iſt, ob es die Ruinen ſind, die man am Fuß der Berge ſieht, mögen Klügere erforſchen! ich, liebes Louiſchen, dachte um ſo weniger daran, als wir uns plötzlich in einem Beduinenlager befanden. Ein allerliebſter Bach mit umbuſchten Ufern ſchlängelt ſich dieſſeits Richa: ausgetrocknete Bette von Winterbächen haben ſich kleine Wälle aufgewühlt: ſo kommt es, daß man nicht weit um ſich ſehen kann, wenn man einmal in der Ebene iſt, und daß ich wirklich überraſcht ſein konnte. Bei einem alten verfallnen Wartthurm, den man ehrfurchtsvoll ein Kaſtell nennt, weil einige albaneſiſche Soldaten darin campiren, ſchlugen wir unſer Zelt auf, nachdem Scheikh Abdallah erkundet, daß dies ſeinem Stamm befreundete Beduinen wären. In Gruppen lagen ihre Zelte beiſammen, immer ſechs bis zehn ungefähr, und wol eine Stunde weit in der Ebene verſtreut; uns auf zwanzig Schritt gegenüber, dann auf der andern Seite des Kaſtells, und ſo fort. Wir ſtiegen auf deſſen plattes Dach, und ſahen von oben in das wimmelnde Treiben hinein. Die Beduinenzelte ſind nicht was wir zeltförmig nennen, ſondern die Stangen und Stricke ſind ſo aufgerichtet und geſpannt, daß ſie längliche Vierecke bilden. Dieſe werden mit einem ſchwarzbraunen filzähnlichen Haartuch ſo bedeckt, daß die eine lange Seite ganz geöfnet bleibt; dann ſcheidet eine Mittelwand von demſelben Stoff ſie in zwei gleiche Theile: der eine iſt gleichſam der Salon, da liegen Matten und einige Polſter, welche Nachts als Lagerſtätte dienen; und der andre iſt den häuslichen Geſchäften gewidmet und daher meiſtens von den Frauen bewohnt. Ein Zelt iſt und bleibt aber immer ein enger Raum, und ſo quellen und drängen deſſen Bewohner mit ihren Geſchäften oder ihrer Geſchäftsloſigkeit ins Freie hinaus, umſomehr als die Form der Zelte mit der einen langen offnen Seite ohnehin ein abgeſchiedenes Treiben unmöglich macht. Es war ein wunderſchöner Nachmittag, ſo recht von der Sonne vergoldet, wie es zu ſein pflegt, wenn es am Morgen aus zerriſſnen Wolken etwas geregnet hat. Das Klima iſt im Ghor ganz anders ſüdlich wie in Jeruſalem, und zwar ſo, als ob es nicht ſechs Stunden, ſondern ſechs Grad entfernt wäre — habe ich geleſen — und allerdings! wir fanden uns auch aus der Luft des Frühherbſtes in den Sommer verſetzt. Das, und die warme Beleuchtung waren dem bunten Bilde eben ſo vortheilhaft als entſprechend. Es war wirklich ein Stückchen paradieſiſchen Lebens: Menſchen in den einfachſten befriedigendſten Verhältniſſen, deren Wünſche und Bedürfniſſe vollkommen der Sphäre entſprechen, welche ſie ausfüllen ſollen, dabei ſo glücklich begabt, daß ſie in derſelben mehr Genuß als Leid haben, und frei in einer Weiſe, welche unſere europäiſchen Freiheitstheoretiker in Grund und Boden donnern und zu ewigem Schweigen bringen würde, wenn ein ſolcher nicht eben die Freiheit in Verwirklichung ſeiner Theorie oder Erreichung perſönlicher Vortheile ſetzte. In Kammern, in freier Preſſe, d. h. in Reden und in Büchern ſoll ſie wohnen; ach, guter Himmel! ſie wohnt unter dem Zelt des Beduinen in der That und in Wahrheit. Um frei zu ſein muß ſich jeder Einzelne im vollen Gefühl ſeiner perſönlichen Unumſchränktheit bewegen. Zur Freiheit gehört Vereinzelung. Beides genießt der Beduine: er fühlt ſich als König in ſeinem Zelt; aber er und ſein Zelt ſind dermaßen in ſich abgeſchloſſen, daß er nicht den Ring einer Kette, ſondern einen iſolirten Punkt bildet, der in ſich ſelbſt Anfang, Ergänzung und Ende hat. Der Beduine iſt der individuelle Menſch, der ſich als ſolcher fühlt und bereit iſt ſich zu vertreten und überall durchzubringen. Davon hat der Europäer gar keinen Begriff. Zuerſt gehört er dem Staat, dann ſeinem Stande, dann ſeinem Amt; darauf ſchlagen ihn die Freunde, die Coterie in Bande; endlich legen Erziehung, Mode, Bildung Hand auf ihn; und dies Alles muß er in ſeinem Leben, Handeln, Denken, Thun bethätigen und zuſammenkneten: dann iſt er ein guter Staatsbürger. Das iſt gewiß etwas ſehr Reſpectables, aber zugleich etwas, das keine Individualität vertritt, in der Vereinzelung untergehen würde, und folglich durchaus unfähig für die Freiheit iſt. Der Beduine hingegen iſt unfähig ein Staatsbürger zu ſein. Mich intereſſiren nur Individualitäten; die Maſſen dann, wenn ich ſie von jenen bewegt, erregt, elektriſirt, gehoben, oder was es ſonſt ſei, finde; z. B. Wilhelm Tell intereſſirt mich mehr als die Schweizer, die er befreit hat; Beethoven mehr, als das Orcheſter, welches er dirigirt hat; Alexander der Große mehr als ſeine erobernden Schaaren und unterworfenen Völker; daher macht mir Europa jetzt wenig Vergnügen. Man will dort gar keine Individualitäten, ſelbſt wenn ſie auftauchen *könnten*, und giebt es hie und da eine, ſo muß ſie thun als wäre ſie es nicht. Für den Einzelmenſchen ſind die complizirten, raffinirten, künſtlichen Zuſtände unſrer Civiliſation auch gar nicht gemacht; das ſehe ich ſehr gut ein. Durch den Maſchinen- und Dampfwagenlärm dringt eine einzelne Stimme nicht. Daher dies Streben nach Gemeinſchaftlichkeit, dieſe Vereine *für* alles Mögliche und *gegen* alles Mögliche, dieſe Schulen, dieſe Parteien, dieſe Journaliſtik: — aber das Alles macht die Freiheit ihrer Natur nach ganz unmöglich in Europa. Die ächte nämlich. Mit der fictiven, welche nicht aus der Natur des Menſchen, ſondern aus der des Staatsbürgers hervorgeht, wird man noch lange die Fürſten ſchrecken und die Völker blenden. Ach, die Beduinen! Friede über ihre Zelte, und Gott erhalte ſie immer ſo wild und ſo frei! Denn wild ſind ſie natürlich, liebe Louiſe, und gebildet gar nicht. Eine Zeitung haben ſie nie in Händen gehabt, nie eine Oper gehört, nie eine Kunſtausſtellung geſehen; von meinem „Cecil“ wiſſen ſie nichts, die Armen! ihre Kleidung iſt ein Hemd und ein Mantel, nackt laufen die Kinder herum — ohne ein bischen Wildheit gehts in der Freiheit nicht zu. Mäßig ſind ſie im höchſten Grade; nur bei großen Gelegenheiten, bei einer Hochzeit, oder bei dem Beſuch eines Gaſtes den ſie hoch ehren wollen, wird ein Lamm geſchlachtet. Das macht ſie kerngeſund bis ins tiefſte Alter, und trägt zu ihrer großen Sittenreinheit bei. Ein gefallnes Mädchen kommt nie vor, obgleich die Heirathen in frühſter, kaum entwickelter Jugend nicht gebräuchlich ſind. Die Ehe iſt ernſt und ſtreng; der Mann iſt der Herr, Weib und Kind gehorcht und bedient, aber nicht widerwillig und gedrückt einem launenhaften Gemal und Vater, ſondern dem Oberhaupt der Familie. In Verhältniſſen die auf lauter ſelbſtändig kräftige Individualitäten baſirt ſind, kann dem Weibe kein andrer Platz angewieſen werden. Es iſt ungefähr derſelbe, den im Mittelalter die Hausfrau des Ritters einnahm. Je unſelbſtändiger der Mann, je abhängiger von äußern Verhältniſſen, je zerſplitterter durch tauſend und aber tauſend fremdartige, nämlich conventionelle Beziehungen, umſomehr verliert er dem Weibe gegenüber das oberhauptliche Anſehen, das er in der Freiheit hat. Ein Harem kann unter dem Zelt natürlich nicht exiſtiren: die Weiber leben unter ſich und ziemlich abgeſondert von den Männern, weil ſie die häuslichen Geſchäfte zu beſorgen und die Männer ſie nicht zum Zeitvertreib nöthig haben. Die Kinder machen den Weibern wenig Mühe: ſie werden leicht und ſchnell geboren, und die unendliche Verdrießlichkeit und Weitläuftigkeit von dem was man bei uns ein Wochenbett nennt, kennen ſie nicht. Es iſt höchſtens ein Tagebett! Ehe das Kind laufen kann tragen ſie es meiſtens mit ſich herum; es genirt ſie gar nicht! ſie tragen Waſſer, ſie tragen Holz, ſie mahlen Mehl: der Wurm hängt ihnen immer an der Bruſt in ihren Schleier gewickelt, muß ſich früh üben ſich anzuklammern und verſucht bei ſechs Monaten zu laufen. Indeſſen hat er doch eine Wiege: irgend ein Thierfell, das zwiſchen Stangen an Stricken hängt. Wenn er kriechen kann, beläſtigt er Niemand mehr. Vor den Zelten trieben ſich die Kinder zu Dutzenden herum, grundhäßlich und grundſchmutzig. Neben und in den Zelten ſaßen die Weiber, vermuthlich die Nachbarinnen beiſammen: ſie mahlten zwiſchen zwei Steinen den Weizen, ſie laſen Reis aus, ſie kneteten Brotteig, nämlich Mehl und Waſſer, breiteten dann den Teig zu runden, flachen, tellergroßen Stücken aus, und dörrten ihn zwiſchen heißer Aſche; — auf einer Eiſenplatte iſt ſchon Luxus. Einige ſaßen ruhig da und rauchten. Andere kamen und gingen, ſchöpften Waſſer, ſahen nach den jungen Ziegen und Lämmern, die in kleinen Gehegen von dornigen Zweigen eingeſperrt waren. Sie ſollen auch ſelbſt die Stoffe zu ihren Zeltdecken weben: aber das habe ich nicht geſehen. Ihre Kleidung beſteht aus einem langen, ſchleppenden Hemde von dunkelblauem baumwollenen Zeuge über weißen weiten Pantalons, und in einem dunkelblauen Schleier, der aber Geſicht, Buſen und Arme ganz frei läßt. Letztere ſind blau tätowirt und mit vielen bunten Glasringen geſchmückt; auch mit ſilbernen oder bleiernen, worin hie und da ein kleines buntes Glasſtück ſitzt. Der ſehr unſchöne Buſen wird zum Glück faſt ganz verdeckt durch die Unzahl von Ketten, rothen Perlenſchnüren, großen Silbermünzen, die an Schnüren gereiht werden. Die Geſtalt iſt grade, feſt; kräftig ſind Schritt und Bewegung, ſtark die Geſichtszüge, lebhaft und groß die Augen. Verkümmerte Weiber ſieht man eben ſo wenig als verkrüppelte Männer. Ihr Alter iſt nicht elend, einſam und traurig. „Graues Haar iſt eine Krone der Ehren“ bei dem Beduinen! der Greis wird von den jüngern Mitgliedern ſeiner Familie, von den heranwachſenden Knaben bedient, wie die Greiſin von den Mädchen. Der Dienſt iſt leicht bei der Geringfügigkeit ihrer Bedürfniſſe, etwa eine Pfeife anzuzünden, eine Matte hinzubreiten, eine Speiſe zuzutragen. Von der Geburt bis zum Grabe iſt das Leben nie eine Laſt, nie ein Kampf, und iſt es auch mit kleinen Mühen und Sorgen verwebt, ſo kennt es doch durchaus keine Qualen: keine Unruh für die Zukunft, kein Mißvergnügen mit der Gegenwart, keine Reue über die Vergangenheit, kein Grübeln ins Nichts, kein Fliegen durchs All. Eine gelaſſene Zufriedenheit iſt der volle kühle Bach, der von einer Generation zur andern ein geſundes, friſches, tüchtiges Leben ausſtrömt. Daher iſt auch jede Generation friſch, als ſei ſie eben aus der Hand des Schöpfers hervor gegangen, nicht welk, nicht grau, nicht matt wie bei uns, wo man nur noch ſelten ein Kind mit dicken rothen Backen, und deſto häufiger junge Mädchen mit Nervenzufällen findet. Einfachheit der Gewohnheiten, Mäßigkeit der Genüſſe und Sittenreinheit giebt geſundes und friſches Blut: dieſe drei Dinge ſind in Europa Undinge: daher taugt auch das Blut nichts. Ein viertes kommt dazu: freie Luft. Tag und Nacht, Winter und Sommer, Regen und Hitze, gleichviel! immer iſt der Beduine der Einwirkung der friſchen Luft ausgeſetzt, und ſie giebt ihm nicht blos Geſundheit, ſondern Freiheitsgefühl. Wer es mit den Elementen aufnimmt, kann's auch mit ein Paar Menſchen aufnehmen. Wer in der Wüſte die Lehrjahre der Unabhängigkeit durchgemacht hat, der weiß daß er ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen kann, und ſieht ſich nicht nach Andrer Beihülfe um. In Europa giebts keine freie Luft weder phyſiſch noch geiſtig — und darum keine Freiheit. Wo iſt freie Luft? etwa in den Hütten des Landmannes, wo zehn bis zwölf Menſchen acht Monat des Jahres in dem dumpfen, heißen, räucherigen Raum einer kleinen Bauerſtube geſperrt ſind? — oder in der qualmenden übelriechenden Werkſtatt des Schuſters, des Schneiders, oder jedes andern Handwerkers? — oder in einer Kaſerne? — oder in einem Büreau und auf einem Comptoir? — oder in unſern von Blumen und Parfüms duftenden, luftdichten Zimmern? — weht freie Luft durch unſre Seſſionszimmer, unſre Hörſäle, unſre Schulen für die zarten Kinder? — oder ſäuſelt ſie über unſern Diners, in unſern Bällen, durch unſere Schauſpielſäle? — Wir leben und ſterben in einer künſtlichen Atmoſphäre, und ſie drückt die Bruſt ſo zuſammen, macht die Nerven ſo ſchwach, die Sinne ſo matt und überangeſtrengt, daß ein ſolcher Körper ganz von ſelbſt auf die Freiheit verzichten muß, der er nicht gewachſen iſt. Der Einzelne kann freie Luft athmen, wenn er einſam in die Berge geht, oder ans Meer, und all ſeine hunderttauſend Beziehungen abſtreift; kommt er aber zurück ſo verfällt er wieder der ſtaatsbürgerlichen Atmoſphäre und der ſtaatsbürgerlichen Agglomeration. Die Freiheit iſt beziehungslos und iſolirend. Wie ſollte ſie in Europa gedeihen können! Europa iſt ein Treibhaus, das ſehr intereſſante und verſchiedene Pflanzen künſtlich erzeugt, und die Producte von Geiſt, Erfindungskraft, Forſchung, Studium, Organiſationstalent, meiſterhafter Berechnung des Zuſammenwirkens der Kräfte, und noch tauſenderlei mehr aufzuweiſen hat; folglich geht von ſelbſt daraus hervor, daß es den ſchlichten Boden nicht hat, auf dem die eine ſtarke Pflanze der Freiheit gedeiht — und nur ſie. — — Ich ſaß lange lange auf der niedrigen Bruſtwehr des kleinen Thurmes, auf deſſen Plateform die Soldaten ihr Brot kneteten und ihren Mais trockneten. Ich ſah mir wol die Berge an, und hinüber nach dem Jordan und dem todten Meer; aber nur ſo, wie man die Staffage eines hiſtoriſchen Gemäldes betrachtet. Hier war ein ſolches, die Hiſtorie des früheſten Zuſtandes unſers Geſchlechts, und nicht auf Leinwand gemalt, nicht auf Papier beſchrieben, ſondern lebendig. Liebſte Louiſe! die Reiſe im Morgenland iſt keine eigentliche Vergnügungsreiſe — wie ich das ſchon vorausſetzte, bevor ich ſie antrat — dazu mag ſie zu viel fremdartige Momente haben und zu wenig Dasjenige bieten, was uns anmuthig ſchmeichelt: Kunſt und Schönheit. Aber an ſtarken mächtigen Eindrücken iſt ſie reicher als irgend eine, und wenn man dieſe nicht durch das Wort Vergnügen bezeichnet, ſo rührt das daher, weil es nicht tief genug iſt. Die Weiber plauderten und trieben ihre Geſchäfte, die Kinder jauchzten und ſpielten, die Heerden weideten behaglich, die Männer ſaßen beiſammen und ſprachen von den Geſchichten und Angelegenheiten ihres Stammes, und einzelne kamen langſam aus verſchiedenen Gegenden heimgeritten, als hätten ſie Wache gehalten, oder Erkundigungen eingezogen, oder Sicherheitsmaßregeln getroffen: — es war Alles ſo unbeſchreiblich in der Ordnung, ſo ganz wie es ſein mußte, Jedes auf ſeiner paſſenden Stelle und begnügt mit ihr, daß ich dachte, wenn der liebe Gott vom Himmel herab und hieher ſähe, müßte er bei dieſem Stückchen ſeiner Schöpfung finden, daß ſie gut ſei. — Hernach gingen wir zwiſchen den Zelten herum, und in einige hinein um die Weiber arbeiten zu ſehen. Wir trafen Scheikh Abdallah, der mit dem Scheikh dieſes Lagers eine Pfeiſe rauchte. Ich ſagte dem Letzteren — verſteht ſich immer durch den Dragoman — ich wollte ſeine Frau beſuchen. Er führte uns zu ſeinem Zelt, das ſich durch nichts auszeichnete, nur daß eine recht hübſche Frau mit einer Alten davor ſaß, und eben ſo behaglich rauchte wie ihr Mann. Dieſe Frau iſt die hübſcheſte Araberin, die ich bis jezt geſehen habe — durchaus keine Schönheit, aber nicht ohne wilde Anmuth in Blick und Lächeln, während bei der Mehrzahl der Ausdruck ihrer animaliſchen Beſtimmung etwas zu ſehr vorherrſcht. „Mir haba!“ hatten ſie mir als Gruß aus ihren Zelten zugerufen. „Mir haba!“ ſagte auch dieſe und winkte mir freundlich mit der Hand nach orientaliſcher Weiſe grade umgekehrt wie wir zu winken pflegen. Zu reden iſt natürlich wenig mit ihnen, denn die Ueberſetzung ſtört zu ſehr! aber ich unterhielt mich ihre Kleidung, ihre Geräthſchaften, die Eintheilung des Zeltes, und die Weiſe zu betrachten in der ſie untereinander ſprachen und ſich bewegten. Später, nachdem ich zu meinem Zelt zurückgekehrt war, machte ſie mir eine Art von Gegenbeſuch mit einem tumultuariſchen Gefolge von Weibern und Kindern. Einer von unſern Beduinen hielt Wache neben mir um im Nothfall die gar zu große Neugier zu bändigen, und die Kinder wurden auch wirklich fortgejagt. Der Abend brachte Ruhe. Alles ging zu ſeinem Zelt. Vor den meiſten entzündete ſich ein Reiſigfeuer. Noch eine Zeitlang währte das unbeſtimmte Geräuſch das immer Abends herrſcht bevor die Nacht eintritt: die tiefen Männer- und die hellen Kinderſtimmen, das Geblök der Heerden, das Stampfen der Pferde, ein einzelner Ruf an einen Verſpäteten, ein Paar Töne Geſang eines Heimkehrenden: — dann ward es ſtill. Die Hunde ſchlugen an und die Grillen zirpten. Bei unſerm Zelt war noch lange große Munterkeit. Wir hatten an Scheikh Abdallah für ihn und ſeine Truppe ungefähr einen Thaler geſchenkt. Der dritte Theil deſſelben wurde für Gerſte verwendet für ſein Pferd und für das eines ſeiner Freunde, der ſich bei Richa zu uns gefunden hatte. Mit dem übrigen ſchwelgten dieſe zweiunddreißig Menſchen in Milch und Brot bei einigen großen Reiſigfeuern, und erſt ſpät verſtummte ihre Unterhaltung. — Da ich eigentlich ohne irgend einen poſitiven Nutzen zu haben und zu gewähren die Reiſe mache, ſo freut es mich wahrhaft dennoch ein Körnchen gefunden zu haben zu Nutz und Frommen der Wiſſenſchaft, und ich ſchenke es den rationaliſtiſchen Erklärern der Bibel: die Speiſung der Fünftauſend, welche Chriſtus mit einigen Broten und Fiſchen unternahm, iſt bei dieſem Volk weder ein Wunder noch eine Unmöglichkeit, ſondern wirklich ganz natürlich. — — Am andern Morgen brachen wir erſchrecklich früh auf, höchſt überflüſſiger Weiſe! aber der Dragoman und der Scheikh behaupteten es ſei eine ſehr ſtarke Tagereiſe. Graue Nacht lag über Himmel und Erde gebreitet und eine feuchte Schwüle dazu als wir noch vor vier Uhr fortritten. Einzelne Feuer glimmten ſchon auf bei den Gezelten; doch im Ganzen blieb es noch ruhig. Ja, als wir wol eine Stunde ſpäter durch eine zweite Abtheilung des Lagers, gleichſam durch ein zweites Zeltendorf zogen, war es auch da noch ganz ſtill, wahrſcheinlich weil es regnete. Nur die Hunde umkreiſten uns mit wüthendem Gebell. Scheikh Abdallah ſchickte ein Paar von ſeinen Gefährten in die Zelte um ſeinen Durchzug anzuſagen, und ſo rührte ſich Niemand. Es regnete fein und die Schwüle war wie bei uns im heißeſten Sommer vor einem ſchweren Gewitter, recht unbehaglich in der Finſterniß. Wir kamen auch nur langſam vorwärts, wieder wie geſtern durch niedriges Geſtrüpp, durch trockne Bachbette, über kleine Erdwälle. Nach zwei Stunden hielten wir auf einem ſolchen, rechts und links zogen ſich Bäume und Gebüſche hin, und nur grade vor uns war ein Platz frei, wo man bis ans Waſſer gehen konnte, und da floß der Jordan murmelnd wie ein lebhafter Bach zu unſern Füßen. Dieſe Stelle heißt das Pilgerbad, und alljährlich nach dem Oſterfeſt kommen Tauſende der orientaliſchen Chriſten hieher gewallfahrtet und baden und waſchen ſich im Jordan. Ich ſtieg vom Pferde, und ging das hohe Ufer hinab zu einer Tamariske, die mich gegen den Regen ſchützte. Er wurde auch ſchwächer und hörte ganz auf als der Tag anbrach, ſo daß er mich gar nicht geſtört hat. Der Jordan machte mir einen freundlichen, heimlichen Eindruck. Ich hatte ihn mir viel größer und breiter vorgeſtellt. Weil der gewaltige Täufer da predigte, und Schaaren Volkes da zuſammen ſtrömten um ſich von ihm taufen zu laſſen, hatte ich mir die Natur im Einklang damit gedacht: allein es ſind eben nur die großen und heiligen Geſtalten des Täufers und Jeſu über die ſich der Himmel beſtändig wie ein Tempel wölbt, welche dazu veranlaſſen. Es iſt ein kleiner ſtiller, heimlicher Platz, ſanft beſchattet wie von dem klingenden Fittig der Taube. Als der Morgenwind vor der Sonne herfuhr, rauſchte er in den Zweigen der Silberpappeln, Weiden und Tamarisken und ſie ſchüttelten ſich ſchaudernd die Regentropfen ab. Ich ließ zwei Flaſchen mit Jordanswaſſer füllen, die ich durchaus heim bringen will — obgleich ich eigentlich nicht weiß weshalb. Aber unſer Dragoman hatte im Auftrag eines franzöſiſchen Schiffscapitäns, der in der Casa nova iſt und den Zug zum Jordan nicht machen wollte, ein Pferd mit zwei Schläuchen mitgenommen, welche er füllen und dem Capitän bringen mußte, weil dieſer das Jordanswaſſer nach Frankreich bringen und es da vortheilhaft verkaufen will. Das will ich nun keineswegs! doch hat es mich auf den Gedanken gebracht, daß auch in Deutſchland irgend wer von meinen Freunden an Jordanswaſſer Vergnügen finden könnte. Dann wuſch ich mir die Hände im Fluß, und da keine Palmen da waren pflückte ich ein Paar ſchöne lange Tamariskenzweige, die wie grüne Marabout-Büſchel ausſehen, und ſteckte ſie auf den Hut. Nach einer halben Stunde ritten wir weiter, dem todten Meer zu, und mußten den Jordan verlaſſen, weil ſein Ufer dicht bewachſen iſt. Jenſeits ſteigen erſt Hügel, dann Berge empor; es iſt der Höhenzug welcher den öſtlichen Beckenrand des todten Meeres bildet. Habe ich je eine Gegend in der Beleuchtung geſehen, welche der Idee entſpricht die man ſich von ihr macht, ſo war es vorgeſtern früh das todte Meer unter Gewitterwolken. Bleifarben war der Himmel von einzelnen hellen Streiflichtern durchſchoſſen. Zuweilen entlud ſich eine Wolke: dann hing ein langer Regenſtreif wie ein hellgrauer Flor vom Himmel ins Waſſer hinunter oder an der Bergwand hinab. Der See war gallenfarbig mit großen breiten Wellen, deren grünlich braune Maſſe von weißem Schaum bekränzt und aus der Tiefe aufgewühlt wurde. Ein ſtarker ſchwerer Wind ging darüber, und mit großem Schlag fielen die Wellen am Ufer hin, wie am Meerſtrande. Die Luft über dem See war ſo ſchwül, daß wenn ich mich nach der Ebene zurückwendete ſie mich von dort ganz kalt anwehte: auch ſein Waſſer war außerordentlich warm und roch etwas, — nach Schwefel darf ich nicht ſagen, wenn ich der Wahrheit treu bleiben will — aber ungefähr wie Dampf über einem mineraliſchen Quell. Wir fanden ein kopfgroßes Stück Bimsſtein, der ein vulkaniſches Product iſt, und mehre Fragmente von Erdpech, welches nach Erdbeben in großen Maſſen auf der Oberfläche des Sees erſcheinen ſoll. Jezt lag es aber im Uferſande, und wurde dem Pferde mit den Waſſerſchläuchen aufgepackt. Auch Salz lag wie dünner Schnee in ein Paar handgroßen Vertiefungen. Seltſame Pflanzen, zackig und ſtachlig wie ſie überhaupt in dieſem Lande herrſchen, wuchſen dicht und hoch ſo lange der Boden nicht todter Sand war: darunter mag die Roſe von Jericho geweſen ſein, und der Sodomsapfel. Einen ſolchen wollte ich durchaus auftreiben: allein wir fanden nichts, was allenfalls für einen Apfel hätte gelten können, als die goldgelbe Frucht einer Solanum-Art: und als ich ſie aufſchnitt um mich zu überzeugen ob ſie hübſch mit Moder und Aſche gefüllt ſei, enthielt ſie nur Kerne und eine wäſſerige Feuchtigkeit. — Der nächtliche Regen hatte das ganze Ufer in Lehm verwandelt, worin ich bei jedem Schritt verſank und mir lebhaft vorſtellen konnte, wie man Vögel an Leimruthen fängt. Dann wieder zu Pferd zogen wir noch eine Strecke durch die Ebene fort, und fingen darauf an in die Berge hinein zu ſteigen, welche das weſtliche Ufer des todten Meeres begrenzen, und mitunter glatt wie eine Wand ins Waſſer ſinken. Da ſahen wir auch den Berg, den die Araber Nebbi Muſa nennen, und wohin ihre Tradition das Grab Moſes verlegt über welches eine Moſchee gebaut iſt. Wegen des ſchönen ſchwarzen Steines der in dieſem Berge gebrochen wird aus dem man allerlei Sächelchen arbeitet, Schaalen, Papierpreſſer, iſt er intereſſant. Allmälig hörten die Wolken auf chaotiſch unruhig hin und her zu ziehen: ſie ballten ſich feſt und dicht, und ergoſſen ſich in Regen. Immer wenn ein neuer Guß heraufzog liefen die Beduinen voraus und ſuchten Schutz in den zahlreichen Hölen, womit die Felſen durchbohrt ſind. Trat eine Pauſe ein, lieſen ſie uns wieder im Galopp nach, und der Freund von Scheikh Abdallah, der einen hübſchen Rothſchimmel ritt und mit einer Lanze bewaffnet war, ließ es ſich angelegen ſein uns den Djerid vorzureiten inſofern er von einem Reiter auszuführen iſt. Nach jeder Evolution ſprengte er zu mir heran, und grüßte mich mit der allerverbindlichſten Koketterie um es unzweifelhaft zu machen, daß er mich zu unterhalten wünſche. Da mein Pferd aber jedesmal einen ſchreckenvollen Seitenſprung machte, wenn der Rothſchimmel angeſprengt kam und einen Schritt von ihm parirte, ſo nahm ich dieſe Galanterie gar nicht mit der gehörigen Huld auf, obgleich der Ritt und der Reiter ſich außerordentlich gut ausnahmen — doppelt, weil es gefährlich ſchien wegen des ſteinigen Bodens und der jähen Abhänge. — An manchen Stellen galt auch unſer Weg für gefährlich, weil er ſo ſchmal war, daß die Pferde nur Fuß um Fuß ſetzen konnten, und weil ſich auf der einen Seite die Felswand grade in die Höhe hob, und auf der andern in eine Schlucht hinab ſenkte, in die man ziemlich leicht, des lockern, rolligen Geſteins wegen hätte kollern können. Allein mit ſichern Pferden hat man nichts zu beſorgen. Wir zogen durch eine wahre Felſenwüſte, nicht Baum, nicht Strauch, nicht Halm, wol fünf Stunden. Um Mittag hörte der Regen auf, die Wolken verſchwanden, der Himmel wurde blau, die Sonne klar und warm: ich ſtieg vom Pferd und ging um mich zugleich zu wärmen und zu trocknen. Auf einem hohen Punkt ſah ich das todte Meer wieder ſo, wie ich es ſonſt immer geſehen, einzelne tiefblaue Stellen zwiſchen den Felſenausſchnitten, wie Sapphire in goldner Faſſung. Wie ein trüber unruhiger Morgentraum war der Charakter, den es in der Frühe trug, verſchwunden: aber ich wünſche nicht, daß er damals anders geweſen ſein mögte. Höchſt überraſchend mündete endlich unſer ſehr ſchlechter Weg in einen ſehr guten, und zwei mächtige Thürme, aus Quadern gebaut, ſtiegen wie Warten über einer ſenkrechten Tiefe empor. Dies war das Kloſter Mac Saba, und wir hatten uns alſo glücklich ins Thal Joſaphat hinein geſchlängelt. Den Chriſten der erſten Jahrhunderte waren Stätten, wo ſie ſich ungeſtört dem beſchaulichen Leben und frommer Betrachtung widmen konnten, willkommen. Die damalige heidniſche Welt ließ ihnen ja für das Leben nichts übrig, als zwei Wege: den Märtyrertod oder eine gänzliche Abgeſchiedenheit, und oft rettete dieſe ſie nicht vor jenem. Sie ſuchten Orte zu ihrem Aufenthalt, wo nichts ſie an die Greuel, die Sinnlichkeit, die Genüſſe und Gedanken einer Welt erinnerte, die ſie verabſcheuten. Dazu war das harte, einſame, tödtlich traurige Thal Joſaphat in ſeinen Schlangenwindungen zwiſchen Jeruſalem und dem todten Meer ganz geeignet, und vielleicht theilten ſie den israelitiſchen Glauben an das hieher verlegte Weltgericht, und erhöhten die natürlichen Schreckniſſe dieſer Stätte durch geiſtige. Genug, in den Grotten dieſer Felſen, welche von ſelbſt faſt unzugängliche Zellen bildeten, ſiedelten Anachoreten ſich an, und im fünften Jahrhundert ſtiftete hier St. Sabas eine Laura, d. h. eine Gemeinde von getrennt lebenden Einſiedlern, die keinen andern Mittelpunkt als die gemeinſame Andacht haben. St. Sabas war übrigens kein Verfolgter mehr, ſondern ein glühender Verfolger der Heterodoxen, und in hohen Ehren bei den orthodoxen byzantiniſchen Kaiſern Juſtin I. und Juſtinian. Er ſtarb 532, faſt hundertjährig. Die Zahl ſeiner Anachoreten ſoll allmälig auf 10,000 geſtiegen ſein, was unglaublich und, wenn man's glaubt, unbehaglich klingt: eine Welt von Anachoreten bevölkert iſt doch etwas zu einſeitig! — Nun, die Araber kamen im ſiebenten Jahrhundert und wütheten unter den frommen Männern. Das that der Andacht in Maſſe etwas Einhalt., Es kamen nur Einzelne allmälig wieder, und ſie verließen ihre Hölen um ſich in die ſchützenden Mauern eines Kloſters zu begeben. Die Anachoreten wurden Cenobiten oder Eremiten, wie ſie jezt heißen, aufs Strengſte von der Außenwelt geſchieden, und gegen ihre feindlichen Angriffe nach Möglichkeit geſchützt. Mar iſt arabiſch und bedeutet Herr, auch zugleich heilig. Mar Saba, Mar Elia. So ſagen die Apoſtel zuweilen in ihren Briefen Herr Jeſus. — Je näher wir kamen, deſto mehr entwickelte ſich dies ſeltſame Kloſter in ſeinen einzelnen Theilen, welche nicht anders ausſehen als Felſenblöcke, die man zu Kirche, Thoren, Thürmen, Mauern, Wohnungen, zurecht gebauen und über einander terraſſirt hat. Es ſieht mehr einer Feſtung in einem wichtigen Gebirgspaß als einem Kloſter voll harmloſer und gaſtfreier Einſiedler ähnlich. Aber ſo ſind hier mehr oder weniger alle Klöſter, eingedenk ehemaliger Plünderungen und Mißhandlungen gebaut, um dieſe zu erſchweren wenn ſolche Zeiten wieder eintreten ſollten. Griechiſchen Mönchen gehört Mar Saba, und fünfzig ſollen jezt im Kloſter ſein. Es herrſcht die ſtrengſte Klauſur. Bei allen andern Klöſtern liegt die Kirche immer außerhalb derſelben um den Frauen Zutritt zu gönnen, und durch die Vorhöfe gehen ſie frei. Hier nicht! Dennoch kommen Pilgerinnen her, und der zweite Thurm der ganz iſolirt vom Kloſter jenſeits einer ſchmalen Schlucht ſteht, hat nicht nur Gemächer, ſondern auch ein Betkapellchen für ſie. Statt der Fenſter hat dieſer Thurm Schießſcharten ähnliche Ritzen, ſtatt der Thür eine Oefnung ſo niedrig daß man auf allen Vieren hinein kriechen muß, und ſtatt der Schwelle über die man in eine Wohnung geht, muß man zu dieſer auf einer Leiter emporklettern. Iſt man drinnen, ſo zieht man ſie nach ſich und kann dann ruhig eine Belagerung aushalten: was nicht Flügel hat kommt nicht herauf! — Wir nahmen den Thurm in Beſitz, die Knechte mit den Pferden zogen in denjenigen Hof, der dieſen Gaſten beſtimmt iſt, und den Beduinen wurde der Vorhof der Kirche mit ihrem tiefen Portal angewieſen. Mir war unbehaglich hinter meinen Schießſcharten zu Muth: ich ging auf die Plateforme des Thurmes um Luft und Sonne zu haben. Die Ausſicht war dieſelbe wie unten; zwiſchen dieſen Felſen macht ein ſolches Gebäude keinen Unterſchied. Ich hatte gehofft einen Blick aufs todte Meer zu finden; aber nein! ich ſah nur das Felſenthal, das klöſterliche Felſengebäude, und dann rings umher und über mir wieder Felſen in denen ich Hölen bemerkte, deren Eingang zum Theil von Menſchenhand gemacht auf die uralten Bewohner derſelben hindeutete. Hier war ich nicht wie auf dem Carmel in einer erhabenen und ſchönen Einſiedelei der Natur, wo gute Mönche im freundlichen, wolwollenden Verkehr mit den Menſchen bleiben, ſondern in einer ſtrengen Karthauſe der Natur, die durch ihre Starrheit ihre Bewohner von aller Theilnahme an menſchlichem Treiben abſchneidet. Meilenweit in der Runde iſt kein Dorf, keine Wohnung! kein Hirt treibt ſeine Heerde in dieſe Felſenwüſtenei! Einige Pilger während der großen öſterlichen Wallfahrtszeit, und einige Reiſende richten ihre Schritte her, und finden Alles was ſie brauchen — aber nicht in ſo angenehmer Weiſe wie dort, weil man die Mönche ſelbſt nicht ſieht. Die Diener waren jedoch ſo zuvorkommend wie man es nur wünſchen konnte. Während ich da oben ſtand kam eine Abtheilung unſrer Beduinen, die ſich auf einem andern Wege verirrt oder verſpätet hatte, um die gegenüber liegenden Felſen des Thales Joſaphat herum, und ſtieg nun um zu uns zu gelangen in den Abgrund hinab, und zwar längs einer Wand die perpendikulär wie eine Mauer ausſah. Es werden wol kleine Unebenheiten und Vorſprünge da geweſen ſein, allein in der Ferne ſchien immer ein Mann über dem Kopf des Andern zu hängen. In derſelben Weiſe, ſingend und jauchzend, ſtiegen ſie dann auf unſrer Seite wieder aus dem Abgrund empor, und riefen mir „Mir haba!“ zu, als ſie mich auf meinem Lug ins Land gewahrten. Ich ſchreibe dieſen Gruß, der Willkommen! bedeutet, ſo wie er ausgeſprochen klingt, liebes Louischen, die Buchſtaben mögen nicht die richtigen ſein, denn die Araber artikuliren die Vokale faſt gar nicht außer dem a; über den vier andern ſchwebt immer ein myſtiſches Dunkel, ſo daß ich beſtändig in Zweifel bin ob ich i oder u höre. Ein klares e hört man nie. Scheikh Abdallah hatte uns in den Thurm hinein begleitet um zu ſehen ob wir da keine Gefahr liefen; er und einige ſeiner Getreuen hielten ſich auch beim Reiten, während die Uebrigen ſich zerſtreuten, ganz und beſtändig in unſrer Nähe. Dann nachdem er von den Kloſterdienern ebenfalls mit Kaffee bewirthet war als zu uns gehörend, zog er ſich zu den Seinen zurück. Ich bewunderte den Takt dieſes Mannes. Geſtern in Richa wollte er daß ſeine Truppe unſern Leuten bei Errichtung des Zeltes, ꝛc. behülflich ſein ſollte. Dazu waren ſie aber eigentlich nicht mitgenommen und er wollte es ihnen nicht gradezu befehlen; alſo ging er zu der Bagage, nahm ein Paar Zeltpflöcke auf, trug ſie dem Dragoman zu und ſagte einige Worte zu ſeinen Beduinen welche nun ſogleich ſeinem Beiſpiel folgten, während er die Pflöcke hinwarf und zuſah. In Mar Saba ließ mein Reiſegefährte ſich Nachmittags die Kirche zeigen. Ich blieb draußen, ſetzte mich auf eine Felſenbank und beobachtete den ungeheuern Unterſchied in Geſtalt und Körperkraft der Beduinen und der übrigen Araber: es wurde im Kloſter gebaut, und die ſchweren Steine welche die Arbeiter mühſelig keuchend ſchleppten, legte der Beduine auf ſeine linke Achſel, legte leicht die linke Hand daran; und ging damit ſo ungenirt den Berg hinab, als trage er ſein Gewehr. Kaum ſaß ich da, erſchien ſogleich Scheikh Abdallah um mir zu zeigen daß er in der Nähe ſei, und als ich nach einer Weile höher hinauf zwiſchen die Felſen ging, ſo daß er mich aus den Augen verlor, kam er ſogleich mit einem Gefährten mir nachgeſtiegen, und zwar auf gut beduiniſch an der ſteilſten Stelle, um zu ſehen ob ich auch nicht verloren gehen könne. So wie ich eine Eskorte von Beduinen jetzt kennen gelernt habe, würde ich mich nicht einen Augenblick beſinnen auch bei den unruhigſten Zeitläufen mit ihr durch die berüchtigten Diſtrikte von Nablus und der Samaria, und quer durch ganz Syrien nach Damaskus zu gehen; denn Perſonen und Eigenthum ſind durch ſie vollkommen geſichert. Zu ſolcher Ueberzeugung kann man leider nur durch Erfahrung kommen, d. h. wenn es zu ſpät iſt um ſie anzuwenden.

Geſtern früh auf dem öden Wege von Mar Saba nach Bethlehem, wo wir während drei Stunden abermals weder Baum noch Strauch ſehen, begegneten wir doch einer Merkwürdigkeit, nämlich einer Schlange, welche in dieſen Gegenden höchſt ſelten iſt. Der famöſe Drache, den der Ritter in Rhodos erſchlug, kann unmöglich mehr Aufſehen gemacht haben, als dieſe Schlange zwiſchen den Beduinen, die ſie im Nu ſteinigten. Endlich ſah ich etwas das mir beſſer gefiel als die Schlange — einen Baum! ein Lebenszeichen der Natur! — dann noch einen, und gar Gruppen von Bäumen! Die Felſenwüſte war überwunden und Bethlehem lag vor uns in einem Sattel von zwei Hügeln, der mit Oel- Feigen- und Mandelbäumen bedeckt in ein tiefes Thal hinab glitt. Der durch den Regen aufgelockerte Erdboden wurde beſtellt; ein Paar Ackerleute pflügten ihn in flachen Furchen; kleine Vögel ſangen; hie und da keimte friſches junges Gras zart wie Sammet hervor. Es war lieblich frühlingsmäßig, ohne Ueppigkeit, Glut und Glanz, mehr ein Stilleben, unglaublich paſſend für die bibliſche Idylle der Ruth, als Schauplatz für die Kinderſpiele des Hirtenknaben David, und als eine grüne Wiege für das gottgeſegnetſte aller Kinder. Wir ſtiegen im Kloſter der Terra santa ab, frühſtückten und ließen uns dann in die Kirche führen. Es iſt noch die, welche die Kaiſerin Helena im Baſiliken-Styl über dem Stall und der Krippe hat bauen laſſen; die alten ſchönen Marmorſäulen mit ungeſchickten Knäufen, welche den Raum in drei Langſchiffe zerſchneiden, ſtehen noch aufrecht. Die Moſaiken der Wände ſind von den Muhamedanern theils herausgeriſſen, theils übertüncht. Das Getäfel der flachen Decke ſoll Cedernholz ſein. Aber das Gebäude iſt dermaßen morſch und baufällig, daß man den Chor durch eine Wand vom Schiff abgeſchnitten hat, nur jenen für den Gottesdienſt erhält, und dieſes zur Ruine verfallen läßt. Um dieſen Aus- und Aufbau dreht ſich der Zwiſt der lateiniſchen und griechiſchen Geiſtlichkeit. Jene iſt ganz aus der eigentlichen Kirche verdrängt, welche dieſe eingenommen, und den Armeniern einen Nebenaltar gegönnt hat. Die Lateiner haben nur Durchgangsrecht nach der Felſengrotte der Geburt Chriſti, wo zwei Niſchen mit reichem Schmuck von Marmor und ewigen Lampen die Stätte der Geburt ſelbſt und die Krippe bezeichnen. Hier ſind die Lateiner wiederum die Hauptwärter, und die Grotte iſt nach dem Gebrauch in römiſchen Kirchen mit Seidenſtoffen ausgehängt und mit einigen nicht ganz ſchlechten Gemälden verziert. Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſe Anordnung ſehr gefallen hätte. Ich wurde ganz zerſtreut durch das Nachdenken: alſo hier die Geburt, da die Krippe, dort der Ausgang zu ebener Erde; — und über dem Bemühen die Topographie mir einzuprägen verwiſchte ſich mir der Hauptgedanke an den, der hier geboren iſt. Robinſon der um die Geographie Paläſtinas ſich ſehr verdient gemacht hat, ſcheint mir aber in ſeinen topographiſchen Unterſuchungen der heiligen Stätten gänzlich unhaltbar. Natürlich beſtreitet er die Geburt Chriſti auf dieſer Stelle, und ſein Hauptargument iſt das: da die Evangeliſten den merkwürdigen Umſtand erwähnen, daß Chriſtus in einem Stall geboren iſt, ſo würden ſie den eben ſo merkwürdigen, daß dieſer Stall eine Grotte war, nicht unerwähnt gelaſſen haben. Er iſt aber für einen Bewohner von Paläſtina durchaus nicht merkwürdig. Grotten für Heerden, für Hirten, für Aufbewahrung von Vorräthen, für Brunnen, für Alles was der Menſch braucht — ja, ganze Grottendörfer, wie Siloah bei Jeruſalem, ſind bis zu dieſer Stunde das Alltäglichſte von der Welt, und im vollkommnen Einklang mit der Natur der Kalkſteinberge, von deren natürlichen Hölen die Menſchen Vortheil zu haben und ſich Mühe zu erſparen ſuchen. — Obgleich mich für meine Perſon dieſe heiligen Grotten wenig erbauen, und ich ſehr gut begreife daß ſie auch Robinſon und manche Andere nicht erbaut haben mögen, ſo ſcheint mir das doch kein genügender Grund um ihre Identität zu leugnen. Der ganze Hügel auf dem die Kirche liegt iſt unterminirt. Neben der heiligen Grotte haben ſich die Chriſten der erſten Jahrhunderte ebenfalls Grotten fürs Leben oder für den Tod auserſehen. In der einen lebte der Kirchenvater Hieronymus, überſetzte das alte Teſtament und beſchloß in ihr ſeine Tage im Jahr 420. Eine andre wählte ſich ein Heiliger der römiſchen Kirche, St. Euſebius von Cremona zu ſeiner letzten Ruheſtatt. In einer dritten ſind zwei edle Römerinnen, Mutter und Tochter, welche die Andacht in ein ſelbſtgeſtiftetes Kloſter zu Bethlehem führte, beigeſetzt, und die letzten Sproſſen der hohen Scipionen und der feurigen Grachen, die in ihnen zu Ende gingen, ruhen dunkel und demüthig neben der dunkeln und demüthigen Krippe. Eine vierte enthält angebliche Gebeine der Kinder, welche Herodes der Große in Bethlehem umbringen ließ, hoffend dasjenige werde darunter ſich befinden von dem die Propheten als von einem zukünftigen Könige ſprachen; — über ihr haben die Lateiner die Kapelle der heil. Catharina zu ihrem Gottesdienſt, und außerhalb des Ortes ein kleines Sanktuarium, das ſie den Zufluchtsort der heiligen Jungfrau während jener Schreckenszeit nennen, und das beim Volk in beſondrer Ehrfurcht iſt — ſogar bei den Muhamedanern, die darauf ihre Eide ablegen.

Als wir ins Kloſter zurückkehrten bemerkten wir ſchon auf dem großen freien Platz vor demſelben eine Menge Beduinen und Araber in Gruppen beiſammen und von vielen Neugierigen des Ortes umdrängt. Der Dragoman kam uns mit der Nachricht entgegen, Scheikh Abdallah würde uns ſchwerlich nach Jeruſalem begleiten können, denn die Beni Sachr wären da und wollten über ihn Gericht halten. Es löste ſich ſo auf, daß allerdings die Beni Sachr mit einigen andern Schiedsmännern ſich in Bethlehem verſammelt hatten, um zu berathſchlagen, ob der Zwiſt mit den Taamirah gütlich, und ohne Eroberungszug von ihrer Seite beizulegen ſei. Bis jezt ſtieß ſich dieſe Ausgleichung an der ungeheuren Verſchiedenheit der Zahlen: von 300 Kameelen ſprachen die Beraubten, und von 30 die Räuber. Scheikh Abdallah erklärte den Beni Sachr-Abgeſandten er müſſe uns erſt ſeiner Verpflichtung gemäß nach Jeruſalem bringen, obgleich nicht die geringſte Gefahr mehr vorhanden war, denn er hatte faſt allen ſeinen Gefährten die Erlaubniß gegeben in ihr Lager heimzukehren; das abgethan, ſollten die Unterhandlungen fortgeſetzt werden. Und ſo ritten wir denn in zwei Stunden hieher zurück, durch das freundliche Thal Rephaïm, am Grabe Rahels vorüber, das bei Muhamedanern und Israeliten in gleich großer Verehrung iſt, wie denn ja auch die Stammväter von Arabern und Juden Stiefbrüder ſind. Muhamed hat überdies die heiligen Bücher andrer Religionen, den Pentateuch, die Pſalmen, die Propheten, die Evangelien für göttliche Eingebungen, aber den Coran für die letzte, höchſte, in Ewigkeit dauernde Offenbarung anerkannt; und ſo kommt es, daß die Bekenner des Islams trotz ihres unerſchütterlichen Glaubens an ihren Propheten und ſeine Lehre, dennoch eine gewiſſe Andacht zu Stätten und Perſönlichkeiten haben, welche den fremden angehören. Das Grab Rahels iſt ein kleiner mit einer Kuppel überwölbter Betort, wie ſie ihn öfters über den Gräbern ihrer Heiligen errichten. Am griechiſchen Kloſter St. Elias vorüber und durch das Thal Gihon zogen wir gen Jeruſalem, das im letzten Stral der untergehenden Sonne wie ein Antlitz ausſah, das ſeine Trauer hinter einem flüchtigen Lächeln zu verbergen ſucht.

Sonntag. Novbr. 12.

Mein Brief iſt in den heutigen Tag hineingewachſen, liebe Louiſe, und da er Dir von meinen Excurſionen außerhalb Jeruſalem erzählt, ſo will ich ein Paar Worte über die heutige hinzufügen. Wir ritten nach dem Dorf und Kloſter St. Johannes in der Wüſte. Es liegt ungefähr zwei Stunden von hier in einem Thal, das weniger als irgend eines rings umher den Namen einer Wüſte verdient, da es nicht nur außer den hier gewöhnlichen Oelbäumen auch Gemüſegärten und Ackerland hat, wo gepflügt wurde, ſondern ſogar wilde, ſchöne Johannisbrotbäume (**Ceratonia siliqua**). Aber die Tradition verlegt hieher den Aufenthalt der Aeltern von Johannes dem Täufer und tiefer in das Thal hinein den Ort, wo er ſich auf ſeinen Beruf vorbereitete. Es iſt eine Abgeſchiedenheit — und das ſoll vielleicht die Bezeichnung Wüſte auch nur ausdrücken. Der Ritt durch dies Thal war lieblich! in Ländern wo der Winter ein milder Herbſt iſt, war ich wol; aber in einem Lande wo der Spätherbſt ſich in einen freundlichen Frühling auflöst, bin ich jezt zum erſten Mal. Man bebaut Feld und Gärten wie bei uns im März; aber hier hat man obenein die immergrünen Bäume, den freundlichen Himmel, die köſtliche Sonne. Der Berg der Makkabäer, Modin, liegt auf der andern Seite des Thales und trägt auf ſeinem Gipfel altes Gemäuer, von dem man nicht weiß ob es die Feſte, ob es die Grabſtätte dieſer großen guten Helden war. Das Thal ſelbſt heißt das der Terebinthen — Luther hat überſetzt „Eichthal.“ Es mündet aus den Bergen von Judäa in der Ebene an der Küſte, ungefähr in der Richtung auf Askalon, die Stadt der Philiſtäer. In dieſem Thal ſoll David den Goliath erſchlagen haben. Die einzelnen Stätten, das ſiehſt Du wol, ſind durchaus nicht zu beſtimmen; aber über dem Ganzen wehet und webt dieſer bibliſche Geiſt, der aus Hiſtorie und Poeſie zuſammengeſchmolzen, den Gegenſtänden zugleich etwas Ehrwürdiges und Anmuthiges giebt. In ſeine Tiefe mögte man ſich immer verſenken, und an ſeiner Einfachheit immer ſich erquicken. Beſonders in der freien Natur fühlt man ſich an die Menſchen, die Thaten, die Geſinnungen jener alten Tage erinnert, und ohne durch das Zuthun aus ſpätern Zeiten mit dem Wie und dem Wo beunruhigt, und zu lauten oder leiſen Controverſen veranlaßt zu werden, giebt man ſich ungeſtört jenen lebendigen Erinnerungen hin. Das Franziskanerkloſter zu St. Johann hat von allen Kirchen der Terra santa die ſchönſte — wirklich eine recht edle Kirche, obwol nicht groß, wie das für die Verhältniſſe auch nicht paſſend wäre, denn die Erhaltung großer Gebäude iſt koſtbar. Gemälde und Basreliefs ſind Geſchenke frommer Geber, und kaum mittelmäßig. Keine Spur von einem Murillo, den man dort zu finden gemeint hatte! — Bei der Heimkehr, auf dem höchſten Punkt des Weges zwiſchen St. Johann und Jeruſalem, der ununterbrochen ſteigt und fällt, gewahrten wir das mittelländiſche Meer in der Richtung der Mündung des Terebinthenthales, und zu gleicher Zeit das todte Meer: wir überſahen alſo die ganze Breite von Paläſtina. Dieſe Ausſicht verſchwand aber ſchon nach wenigen Schritten, weil hier kaum zehn auf gleicher Fläche ſich folgen. Beim Hinweg bemerkten wir ſie nicht, denn die Beleuchtung fiel am Nachmittag beſonders günſtig aufs Mittelmeer. Dies iſt der einzige Punkt um Jeruſalem, wo man es ſieht. Der alte, wegen dieſer Behauptung verhöhnte Joſephus kann alſo doch Recht gehabt haben, wenn er ſagte: man ſähe das Meer vom Thurm Pſephinus — deſſen Fundamente in der Nachbarſchaft des Jaffa-Thores entdeckt ſind.

XXXV

Jeruſalem, Montag, Novbr. 13, 1843.

Alles was nicht um ein religiöſes Intereſſe ſich dreht ſcheint bisher wenig beachtet zu ſein. Nur heilige Erinnerungen ſollten den Schmuck der heiligen Stadt bilden, und die profanen neben ihnen untergehen. Jetzt faßt man Alles mit wiſſenſchaftlich forſchendem Geiſt auf: da werden die hiſtoriſchen Momente vielleicht ein Gewand bekommen, das ihnen noch fehlt. So weiß man z. B. nicht, wo die lateiniſchen Könige reſidirt haben; man weiß nicht was urſprünglich das jetzige Caſtel geweſen iſt, das ſich aus mächtigen Werkſtücken errichtet, am Jaffa-Thor erhebt, und die Burg Davids, auch das Piſaner-Caſtel, auch der Thurm Hippikus genannt wird. Vielleicht hat der kirchliche Pſalmenſänger wirklich dort ſein Haus gegründet. Es iſt in der That ſchmerzlich! über das was man wiſſen mögte herrſcht die größte Unſicherheit, und mit der größten Sicherheit wird Anderes beſtimmt, was wirklich nur geringe Theilnahme einflößen kann, wie das Haus des Phariſäers bei dem Jeſus zum Gaſtmal war. Damit nichts fehle, damit nicht nur die Tradition ſondern auch die Poeſie zu Ehren komme, wird das Haus des reichen Praſſers gezeigt, vor deſſen Thür der arme Lazarus lag!!! Es zeichnet ſich durch buntfarbige Arabesken und durch einige kleine Bogenverzierungen im mauriſchen — oder wie man hier wol beſſer ſagt, im arabiſchen Styl aus. Weil ich ihn ſonſt nur in Spanien geſehen habe, nenne ich ihn mauriſch. Man findet ihn auch an dem großen Hoſpital, das die Kaiſerin Helena für kranke und arme Pilger geſtiftet haben ſoll, woraus denn hervorgeht, daß es wenigſtens umgebaut worden iſt, wenn ſie es auch gegründet hat. An den Niſchen der großen Thüren finden ſich die niedlichen, tropfſteinähnlichen Gewölbe, und Roſacen von Steinmetzarbeit, zierliche Bandverſchlingungen bildend, ſchmücken die äußere Mauer. Damit macht die innere Verfallenheit einen ſchneidenden Contraſt! hohe Mauern ſind eingeſtürzt; Kinder ſpielten lärmend auf dem herabkollernden Schutt; eine Mühle drehte ſich knarrend, und gewaltiger Schmutz machte das Vordringen unlieblich. Es iſt jezt die Jahreszeit wo ab und an ein tüchtiger Regen, zuweilen von Gewitter begleitet, fällt. Ein ſolcher war am Tage unſrer Ankunft. Die Donner rollten über Zion! Seitdem hat es öfter geregnet. Draußen merkt man es nicht, weil der Erdboden begierig das Waſſer einſaugt; aber in der Stadt iſt es faſt ſo ſchmutzig wie in Conſtantinopel, und die ſchmalen erhöhten Trottoirs welche an den Häuſern hinlaufen erleichtern das Gehen nicht, weil ſie von großen ungleichen Pflaſterſteinen und ihrer Höhe wegen noch löcheriger als die eigentliche Straße ſind. Die wahre Regenzeit tritt hier aber erſt mitten im Winter ein. Jezt iſt die Luft ſo angenehm wie bei uns im September, und die Morgen und Abende ſind recht kühl. Die Glut des Himmels welche den Küſtenſtrich theils verſengt, theils in ein reiches Treibhaus verwandelt, iſt gänzlich verſchwunden: daher kann man ohne Unbequemlichkeit einige Stunden täglich und zwar zur wärmſten Zeit umhergehen. In dieſem Schmutz der Gaſſen bleibt man denn doch zuweilen ſtehen, wie eben vor den Pforten jenes Hoſpitals: oder vor einigen zierlichen Fontänen, welche die ſauberen Steinarbeiten in ihren Niſchen länger bewahrt haben, als das Waſſer in ihren Becken, da die Aquaducte alle zerſtört ſind; oder vor einem römiſchen Bauſteine in irgend einem unanſehnlichen Hauſe, deſſen Herkunft der behauene Rand verräth, und den man fragen mögte, ob er aus einem Palaſt der Herodianiſchen Könige oder aus einem Tempel Kaiſer Hadrians hieher verſchleudert iſt. Daſſelbe mögte man fragen bei dem ſogenannten goldnen Thor, welches vermauert iſt, weil die Muhamedaner der Erfüllung einer alten Prophezeiung dadurch vorzubeugen hoffen, welche den Einzug eines chriſtlichen Herrſchers durch dies Thor, das auf den Platz der Sakhara-Moſchee führt, verkündet. Der Unter- und Seitenbau iſt alt, reich geſchmückt, und ein wunderhübſcher ganz transparent gearbeiteter Knoten von ſteinernen Bändchen fiel mir als eine ſehr geſchmackvolle Roſace daran auf. Wäre hier nicht immer eine Zerſtörung auf die andere gefolgt, und eine immer wüthender als die andre, die zahlloſen Belagerungen und Einnahmen nicht einmal gerechnet, ſo müßte man eine Reihe von Monumenten, wenigſtens von Ruinen finden, die an architektoniſchem Intereſſe mit dem hiſtoriſchen Hand in Hand gingen. Warum ſollten ſich nicht Ueberbleibſel von Davids Königsburg ſo gut wie von perſiſchen und egyptiſchen Königspaläſten finden? Warum nicht Ruinen aus den Zeiten der prachtliebenden Herodianer, die mit Rom wetteifern wollten? An ſie würden ſich diejenigen ſchließen durch welche Kaiſer Hadrian ſuchte den Dienſt der alten halbvergeſſenen, halb erſtorbenen Götter zu beflügeln. Dann kämen die Verſuche der chriſtlichen Kunſt in Windeln, im Schutz der byzantiniſchen Kaiſer. Darauf die der Araber, den Ideen gemäß, welche ſie aus ihren Wüſten mitbrachten. An ſie würde ſich die edle Kunſt des europäiſchen Mittelalters unter den lateiniſchen Königen und den Ordensrittern ſchließen; darauf die arabiſche noch einmal, aber geadelt durch Geiſt und Grazie, unter den egyptiſchen Chalifen erſcheinen, und endlich das Ganze etwas ſchwerfällig im türkiſchen Geſchmack vollendet werden. Ich weiß wirklich keinen zweiten Ort in der Welt, wo man durch deſſen Geſchichte berechtigt werden könnte eine ſolche Reihenfolge von Bauwerken und Monumenten zu träumen, und hier wo ſie hätte ſtatt finden können, mußte grade das Beſtimmungswort heißen: grimmige Zerſtörung! — — Wir beſuchten heute die armeniſche Kirche von St. Jacob, die mit einem großen Kloſter, einem ſchönen Garten und einer ſehr weitläuftigen, aus vielen einzelnen Häuſern zuſammengeſetzten Pilgerherberge verbunden iſt. In der Oſterzeit ſollen zuweilen mehre Tauſend von armeniſchen Pilgern aus der ganzen Levante hier zuſammen ſtrömen und den Kern der Wallfahrer bilden; daher ſind die Anſtalten zu ihrem Unterkommen am größten. Die Kirche iſt auf dem Platz gebaut wo der Apoſtel Jacobus enthauptet ward, und eine Niſche in ihr, bezeichnet genau die Stelle. Dieſe Niſche iſt von der allerniedlichſten Arbeit, Metallſtreifchen und Perlmutterſtückchen in Holz eingelegt: man könnte es ſich zum Schmuckkäſtchen nicht ſauberer wünſchen. Und ſo iſt in der Kirche Alles, was Handarbeit iſt, was ganz wie unſre Frauenarbeiten leichte behende Finger und Geſchmack in Wahl der Muſter und Zuſammenſtellung der Farben, allein keinen eigentlichen Kunſtſinn erheiſcht. So ſind die Marmorfußboden, namentlich der in jenem Kapellchen, und der vor dem Hochaltar, deren bunte Moſaik mit einem türkiſchen Teppich wetteifern kann. So ſind einige incruſtirte Thüren — wahrhaft chineſiſch vor lauter Nettigkeit. Bei den Gemälden hingegen ſpricht ſich die Handarbeit als Handwerk aus; ſie ſind von unbegreiflicher Unvollkommenheit der Zeichnung, der Farben, des Ausdrucks, und all die zehntauſend Heiligen ſehen ſich wie Brüder ähnlich. Höchſt ordentlich ſind ſie rings an den Wänden gereiht, grell und ſteif wie die Bleiſoldaten der Kinder, nirgends eine Lücke oder eine Abweichung, ſämtlich gleich hoch, gleich breit, gleich garſtig. Der untere Theil der Wände iſt mit kleinen Tafeln von bunter Fayence bekleidet. Straußeneier und Lämpchen hängen als Kronleuchter von der Decke herab; ſie gehören zum orientaliſchen Tempelſchmuck, und fehlen weder hier noch in den griechiſchen Kirchen, ebenſowenig als in den Moſcheen. Feine Strohmatten, auch Teppiche, bedecken den Fußboden zum täglichen Gebrauch. Die Kirche machte mir den Eindruck als ob äußerſt wolgeregelte, in der beſtimmteſten Form erzogene und entwickelte, reinliche, nüchterne, gedanken- und phantaſieloſe Menſchen hier Gottesdienſt halten müßten. — Als wir die Kirche verließen wurden unſre Kleider und Hände mit wolriechendem Waſſer beſprengt nach der Sitte des tieferen Orients, die jeden Fremdling als Gaſt behandelt, und ihm das Köſtlichſte zu Theil werden läßt: und das ſind Wolgerüche. Erinnert das nicht an die Myrrhen und Spezereien, welche die Könige aus dem Morgenland dem Kinde Jeſus darbrachten? iſt das nicht im innigſten Zuſammenhang mit den „köſtlichen Narden,“ welche die trauernde Magdalena über die Füße Jeſu goß? Zwei Jahrtauſende ändern hier nichts. Es iſt, wie es war! dieſelben Sitten, dieſelben Gebräuche, dieſelben Ideen, welchen ſich dann die Religionsformen anſchließen, aber ohne ſie weſentlich zu ändern. Das Morgenland kommt mir vor wie ein ungeheurer Katarakt, Waſſer auf Waſſer immerfort! immerfort! rundumher Stille, Majeſtät, Schweigen: ſonſt nichts! alle Kräfte ſind geſammelt und gehen auf in dieſer einen großen Geſamtexiſtenz. Wozu nützt dies aber? fragt man; welch ein Reſultat ergiebt ſich? — Um das zu finden muß man vom Katarakt abwärts gehen. Der Strom, den er nur in ſich ſelbſt bewegte und der im Wogenſchwall verzehrt zu werden ſchien, fließt nun weiter, ſpaltet ſich in Arme, zertheilt ſich in tauſend und aber tauſend Bäche, die beleben, ernähren, erfriſchen, den Lauf wechſeln, auch verſiegen, und Gründer einer andern Welt und einer andern Civiliſation werden indem ſie neue Elemente entwickeln, aufnehmen und verarbeiten: das iſt unſer Abendland. — In den religiöſen Ceremonien der orientaliſchen Chriſten beſtehen, gewiß ihnen ſelbſt unbewußt, Nachklänge aus den Urreligionen der Menſchheit. Uns erſcheinen ſie wunderlich und ſtörend, theils weil wir ihren Zuſammenhang nicht verſtehen, theils weil die Ceremonien das Schickſal aller ihres Gleichen gehabt haben und in ihrer leeren Vollführung mehr dem wüſten Treiben eines Nachtwandlers, als den bewußten Handlungen eines Wachenden gleichen. Eine ſolche muß die des heiligen Feuers am Sonnabend der Charwoche ſein, wo Griechen und Armenier ſich in der Grabeskirche verſammeln, und auf die Entzündung des Feuers in dem Allerheiligſten warten — eine Erwartung, die ſich ſehr tumultuariſch, wild, zuweilen in groben Exceſſen ausſprechen ſoll, wie Proteſtanten ſowol als Katholiken mir erzählt haben. In Conſtantinopel traf ich einen Spanier, einen glühenden Katholiken, der aus Syrien kommend mit wahrem Abſcheu von dieſem heiligen Feuer ſprach, während mir bei ſeiner Erzählung die Flüſſigwerdung von St. Januars Blut zu Neapel, nur unter anderm Namen, entgegentrat. Der Paſcha mit ſeinem Gefolge, alle Fremde, alle Neugierige, verſammeln ſich in den obern Logen der Rotunde, welche das Allerheiligſte umgiebt, und überlaſſen den Andächtigen die untern Räume, wo dieſe theils in Gebet und Sammlung, theils in großer Ungeduld und Unruh harren, bis das heilige Feuer ſich im Allerheiligſten entzündet hat, und ihnen als Kerzenflamme allendlichſt gezeigt wird. Dann eilt Jeder ſeine Kerze daran zu entzünden, und fühlt ſich ſelig ein Flämmchen heiligen Feuers mit nach Hauſe zu bringen, um ſo mehr da es mit einiger Lebensgefahr verbunden iſt. Denn das Gedränge mehrer tauſend Menſchen mit brennenden Kerzen in dem beſchränkten Raum, verurſacht oft Feuersgefahr, und brennende Kleider, Schleier und Bärte ſind ſchon vorgekommen. — Mich intereſſirt es ausnehmend dieſe unbegrenzte und unauslöſchliche Verehrung des Feuers auch in dieſer Form wiederzufinden, welche in jedem religiöſen Cultus des Morgenlandes, und in der religiöſen Geſinnung der Morgenländer einen Platz einnimmt. Nicht zu reden von der alten Sonnen- und Feueranbetung, nicht von dem Dienſt der Veſta am unauslöſchlichen heiligen Feuer, nicht von dem Glauben der Alten, welche den vom Blitz Erſchlagenen als geheiligt durch das himmliſche Feuer betrachteten: ſo iſt die heilige Schrift ganz im morgenländiſchen Sinn voll Verehrung des Feuers. Seine Anbetung iſt natürlich den Israeliten, den Kindern des „einigen Gottes“ fremd, und nur wenn ſie von ihm abfallen, legen ſie ihre Kinder auf die glühenden Arme des Moloch, da unten im Thal

Ben Hinnom, ſo heißt es! — Aber unwillkürlich wird ihnen das Feuer immer zu einem Boten, einem Gewand, einer Offenbarung Gottes, von dem feuerverzehrten Opfer Abels, dem flammenden Buſch auf dem Horeb, dem rauchenden Sinai, bis zu dem Altar des Elias, den himmliſches Feuer verſchlang, bis zu der Ausſtrömung des heiligen Geiſtes in feurigen Zungen: immer und überall iſt es eine und dieſelbe Vorſtellung, und ihren letzten Ausläufer finden wir vermuthlich in dieſer Charſamſtags-Ceremonie der orientaliſchen Chriſten. Die Grundideen ſind hier noch die nämlichen wie ſie an der Wiege der Menſchheit geweſen ſind, und ich bin überzeugt, daß ſie in allen Verhältniſſen der Morgenländer mehr oder weniger ſich verfolgen und entdecken laſſen. Das, liebe Mutter, macht den hieſigen Aufenthalt unglaublich intereſſant! die Umgebungen, die Menſchen, die Gegenſtände ſind ſo beſchaffen, daß man, ohne es im Geringſten zu beabſichtigen, an ihre Erſcheinung in der Gegenwart eine ganze Welt von Vergangenheit knüpfen muß, weil eben das was wir in unſerm heimatlichen Abendlande eine ganz tiefe Vergangenheit nennen, hier zum Theil noch athmende und pulſirende — zum Theil todte, mumienhafte Gegenwart iſt. Nichts reizt ſo zum Nachdenken, wie die Vergangenheit! in die Zukunft phantaſirt man nur. Wir werfen ſo viel von unſern Wünſchen, Hofnungen und Träumen in ſie hinein, hauptſächlich von denen, die am übertriebenſten und unklarſten ſind, weil wir nicht von ihnen laſſen können und doch in der Gegenwart nicht wiſſen wohin mit ihnen, daß die Zukunft uns wird wie der Himmel beim Nordlicht: herrlich — aber gar nicht mehr der alte, rechte Himmel. Hingegen die Vergangenheit — das iſt er, der treue ewige Himmel mit ſeinen unwandelbaren Geſtirnen, die in ihren Sphären kreiſen, unverrückt durch unſre Wünſche, unverdunkelt durch unſre Träume, unſer Licht bei Tage, unſer Troſt bei Nacht. Man kann ſich ſo in ſie hinein vertiefen, daß neben ihren Jahrtauſenden und ihren für ewig gehaltenen und dennoch zerſtäubten Erſcheinungen, die ganze Gegenwart flach und nichtig ausſieht, unnütz aufgeputzt mit einem Flitterſtaat, der ja doch morgen abfällt, kindiſch aufgeregt um Worte die ja morgen verhallt ſein werden. Darin hat Jeruſalem große Aehnlichkeit mit Rom. Beide tragen ſo weite Trauermäntel über ihren ſchleppenden Purpurgewändern, daß neben ihnen jede Trauer oberflächlich und jede Größe gering erſcheint. Aber Rom iſt eine Ruine: maleriſch, ſanft melancholiſch, ſchön wie dieſe zu ſein pflegen: Jeruſalem iſt eine Verſteinerung, iſt ein petrifizirter Schutthaufen oder, wenn das anmuthiger klingt, eine zertrümmerte Niobe. Mir iſt immer zu Muth als müſſe ich mich bei Dir entſchuldigen, herzliebe Mutter, daß es mir grade einen ſolchen Eindruck macht. Du lieſt und liebſt den Lamartine in ſeiner orientaliſchen Reiſe, ſchreibſt Du mir; ich erinnere mich freilich nicht genau derſelben, aber ich glaube er ſpricht wol anders; Chateaubriand gewiß auch. Beide ſind Katholiken, das mußt Du hier ſehr in Anſchlag bringen! denn trotz all ihrer Schwachheiten ſpricht dennoch die römiſche Kirche hier in ihrem demüthigen, weltlichen Glanzes beraubten Kleide, mit ihrem ſtillen Wirken bei kleinen Gemeinden, in Kinderſchulen, in Herbergen für Pilger und Fremdlinge, für Arme und Zufluchtloſe, mächtig ans Herz, und die Ihren müſſen ſich dadurch gerührt, erfreut, angeregt fühlen. Dies iſt freilich nicht die Hauptſache: allein es macht wirklich ſehr viel, ob ſich ſo eine warme, weiche Hand in die unſre legt, und uns hieher führt, dahin zeigt, dieſes auf- und jenes zudeckt, wenn wir zu dieſer Hand einen tiefen Glauben haben; — oder ob ſie uns fehlt. Die Hauptſache iſt freilich die Seele voll Poeſie im großen Zuſchnitt, wie ſie in Chateaubriand namentlich die Schwingen regt. Chateaubriand giebt ſich ſeinem Genius hin und der iſt ein Adler, mehr geſchaffen um ins Sonnenlicht als auf die Erde zu ſehen; das kann nicht Jeder. Uebrigens habe ich ſeine Reiſe nach Jeruſalem nicht geleſen; ich ſetze nur voraus, daß ſie von dem ſublimen Schwung des Génie du christianisme durchweht ſein müſſe. Lamartine faßt die Gegenſtände mehr mit einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Gemüthlichkeit auf; aber auch das macht, wenn man ſie nicht kennt und ſich doch für ſie intereſſirt, einen befriedigenden Eindruck. Ich bin nun gar nicht gemüthlich, liebe Mutter, ich ſuche die Wahrheit, den Ernſt, die Kraft, ſonſt iſt mir auch das Schöne nicht ſchön! — aber ſo kommt's daß ich keine liebliche „orientaliſche Briefe“ ſchreibe. —

Heut iſt nun der letzte Tag in Jeruſalem. Wir beſuchten noch einmal die Grabeskirche und ſahen bei der Gelegenheit in der Sakriſtei der Lateiner Schwert und Sporen Gottfrieds von Bouillon, welche noch jetzt gebraucht werden ſobald Jemand den Orden des heiligen Grabes erhält den Gottfried im Jahr 1099 geſtiftet, und den der Reverendissimo als Bevollmächtigter des Papſtes das Recht hat noch jezt zu ertheilen. Dann, bei andern Gängen durch die Stadt kamen wir zu dem Platz wo die engliſche Kirche gebaut werden ſoll. Die Mauern ſind etwas über dem Fundament; da man den zu allen ſolchen Bauten nothwendigen Firman verſäumt hat, ſo iſt der Bau vor der Hand unterſagt. Der Bauſtein iſt prächtig, obwol nur aus den gewöhnlichen Steinbrüchen um Jeruſalem. Er ſieht neu faſt wie Marmor aus, ſo weiß. Eine andre Steinart iſt noch marmorartiger, weißlich mit blaßrothem Gewölk, und macht ſich in polirten Tafeln ſehr gut. Der Stein vom Berg Zion iſt hellgelb und auffallend ſchwer. Kein Naturproduct um Jeruſalem iſt ſo ſchön wie die Steine. Iſt das nicht recht merkwürdig? Der Boden in der Wildheit trägt weit und breit keine andre Pflanze, als die Spina sancta, ein langes, feines Dornengewirr. Doch muß ich ſagen, daß etwas Gras zu keimen anfängt; wir bemerkten es heute, als wir aus dem Jaffa-Thor nach dem oberen Teich Gihon und da ſo herum gingen. Dies Thor heißt auch das von Bethlehem und der Pilger, und vor demſelben iſt eine Art von Promenade — nämlich eine ziemlich ausgedehnte Fläche der Hochebene, ſo daß man nicht ſehr durch Auf- und Abſteigen ermüdet wird. Gegen Abend ſind da immer Menſchen verſammelt. In der Nähe des Gihonteiches befinden ſich türkiſche Gräber; auf ihnen und unter einer prächtigen uralten ganz einſamen Terebinthe, verſammeln ſich die muhamedaniſchen Weiber, vermummt in ihre großen weißen Leichentücher aus denen nichts von ihrer Perſon zum Vorſchein kommt, als ihre mächtigen zitronenfarbenen Stiefel. Von ihnen getrennt ſitzen die Männer geſellig rauchend. Die dunkeln Geſtalten der griechiſchen Geiſtlichen in langen ſchwarzen Röcken ſieht man da viel umher wandeln. Seltner, aber wenn ſie ausgehen immer zu Zweien, die Väter der Terra santa. Sie haben in jener Gegend einen kleinen Garten; wir begegneten dem Prokurator mit einem Gefährten. Wie der große ernſte Mann, ein ganzer Spanier in freier Haltung und ſtolzem Gang, ſo rüſtig dahin ſchritt, konnte ich mir gar nicht vorſtellen, daß es ſei um Kohl und Gurken in Augenſchein zu nehmen. Auch orientaliſche Chriſten findet man da draußen. Man erkennt ſie daran, daß ſie häufig mit ein Paar italieniſchen Worten grüßen — aber zuweilen verkehrt. Als wir geſtern von St. Johann heim kamen ſagte ein Mann ſehr freundlich mit der Hand winkend: „Addio! Addio!“ — Die Handelsherrſchaft und die politiſche Macht der Genueſer und Venezianer iſt doch ſchon ſeit ungefähr drei Jahrhunderten in der Levante gebrochen; aber wie feſt ſie geweſen ſein muß geht daraus hervor, daß ihre Sprache noch nicht ganz entwurzelt iſt. Mit dem Italieniſchen, und nur mit ihm, kann ſich jeder Europäer durchhelfen: überall verſtehen es die Perſonen mit denen er als Reiſender zu thun hat. Auch für Handelsgeſchäfte ſoll ſie hier genügen. Die Italiener ſind auch vielleicht dasjenige Volk mit dem die gegenwärtigen Araber am meiſten Aehnlichkeit haben, was ſich ſehr natürlich dadurch erklärt, daß nicht blos arabiſches Blut, ſondern auch arabiſche Herrſchaft ſich in Sizilien und Kalabrien — und nur von dieſen kann hier die Rede ſein — feſtgeſetzt hatten. In Spanien war ſie freilich viel länger und dauernder: aber mit den Elementen vereint, welche ſie dort vorfanden, veredelten und entwickelten ſich die Araber ſo, daß die Maurenherrſchaft ihre Blütenzeit geweſen iſt, während ſie ſich im ſüdlichen Italien wie in Syrien ohne jenen belebenden, ſtärkenden Einfluß befunden haben und daher entartet ſind. Was in Egypten aus ihnen geworden, werde ich nun bald ſehen. — Ich glaube daß die Erinnerung an Jeruſalem mir angenehmer ſein wird, als der Aufenthalt ſelbſt — ſchon deshalb, weil ich vollkommen ohne den Wunſch es wiederzuſehen daran zurück denken werde, der ſich ſonſt ſehr leicht den ſchönſten Erinnerungen beimiſcht, und ihnen etwas ſo Wehmüthiges verleiht, daß man ſich ihnen nicht immer hingeben mag. Jeruſalem iſt ſchön als ein Petrefakt aus der israelitiſchen Zeit, auf welches der Prophet das Wort Jehovahs geſchrieben hat: „Ich will dies Volk mit Wermuth ſpeiſen und mit Galle tränken.“ Es hat ein noch höheres Intereſſe, als ſchwerer Grabſtein über der leuchtendſten Geſtalt aller Jahrtauſende. Seinem finſtern, ſtarren und abgeſchloſſenen Character treu, wollte es nichts wiſſen von einem göttlichen Segen, den es mit der ganzen Welt theilen ſollte, es begehrte einen beſondern und kreuzigte Chriſtus weil er nicht einen ſolchen brachte. Aber der Grabſtein verwandelte ſich für ihn in die letzte Stufe zur Verklärung und nur für ſich ſelbſt hat Jeruſalem den trüben Character behalten, der aus dem Wuſt ſeiner konfuſen Gegenwart bitter hervorſchaut. Dieſe Gegenwart macht mir das Herz todt. Es ſind nicht die Uneinigkeiten zwiſchen Griechen und Lateinern, Anglikanern und Presbyterianern, Jakobiten und Maroniten, es iſt nichts Einzelnes, und noch weniger ein Einzelner — es iſt der Geſamtzuſtand, der mich fragen läßt: Kann man dies Chriſtenthum nennen? — und antworten: Mir däucht man verſteht es hier nicht mehr. — — — — Lebe wol, geliebte Mutter. — —

XXXVI

Gaza, Donnerſtag, Novbr. 16, 1843.
In meinem Zelt

Unter Palmen gelagert — — ſo einen Brief anzufangen, darauf hab ich lange gewartet, Herzensmama, denn ich bin zu gewiſſenhaft um es zu ſchreiben, wo es nicht der Fall iſt, und die Satiſfaction unter Palmen zu lagern, und auf dieſer Lagerſtätte einen Brief zu ſchreiben, muß man doch durchaus auf einer orientaliſchen Reiſe haben. Beides kann ich heute mit Gewiſſenhaftigkeit und Ruhe, denn wir bleiben einen ganzen Tag hier um die nöthigen Vorkehrungen zur Reiſe durch die Wüſte zu machen. Sie geben ſich kund an dem Lärm, der mich umgiebt, und den die dünnen Zeltwände nicht dämpfen. Da ſind Kameeltreiber, da ſind Quarantäneaufſeher, da ſind Dienſtfertige, da ſind Neugierige, Bettler und Kinder: das Alles redet mit der dröhnenden Gurgelſtimme der Araber, und wird faſt übertäubt durch das angſtvolle Geſchrei von dreißig Hühnern, die uns lebendig auf unſerm Zug durch die Wüſte begleiten ſollen, und die ſich in ihrem Reiſekorbe nicht ſehr behaglich befinden mögen. Dieſer Reiſekorb iſt übrigens aus Palmenſtäben geflochten. — Die beiden ungehobelten Lehnſtühle, welche an den Höcker eines Kameels gehängt, und in welchen wir recht geſellig ſitzen werden, ſtehen auch ſchon fertig da. Statt der Polſter werden ſie mit unſern zuſammengerollten Matratzen gefüllt, und dieſer Sitz iſt natürlich weit bequemer, als der oben auf dem Rücken des Thieres. Ob aber bequem? iſt eine andre Frage. Indeſſen hoffe ich doch mich daran zu gewöhnen. Ich habe in Syrien und Paläſtina vierundzwanzig Tagereiſen, zwiſchen fünf und eilf Stunden jede, zu Pferde gemacht, und mich ganz wol dabei befunden, und ſo werde ich denn auch, ſo Gott will! zwölf Tage zu Kameel ſitzen können. Man hat mir zwar geſagt man könne von der Bewegung ſeekrank werden; aber man hat mir hinſichtlich der Beſchwerden der orientaliſchen Reiſe ſo viel Uebertriebenes geſagt, daß ich nicht recht daran glaube. Zwei Dinge ſind freilich durchaus erfoderlich um ſie mit Annehmlichkeit zu machen: ein tüchtiger Dragoman, und Geld vollauf; — aber dann wüßte ich in der That nicht, welche entſetzliche Mühſale man zu ertragen hätte. Auf Reiſen keine materiellen Sorgen zu haben, erleichtert die etwaigen Beſchwerden ungemein, und mit jenen beiden Hülfsmitteln iſt man ihrer überhoben. Müde wird man, ja! aber, liebe Mutter, wenn Du den ganzen Tag äußerſt bequem und behaglich in Deinem Zimmer geſeſſen, und Dich nur aus dem einen ins andre bewegt haſt, und es kommt der Abend: ſo wirſt Du gegen eilf Uhr auch müde. Der ganze Unterſchied beſteht darin, daß ich es nach einem guten Tagemarſch um ein Paar Stunden früher werde. In Jeruſalem habe ich mich ſehr ausgeruht, denn ich hatte Zeit um alles mit Muße ſehen zu können, und die guten Väter verpflegten mich aufs Beſte, ſchickten mir täglich excellenten Kuchen und dergl., ſo daß ich ſehr ſchwelgeriſch lebte. Mein Befinden iſt vortreflich. Mir ſchadet weder Hitze noch Regen. Auf dem Wege vom todten Meer nach Mar Saba wurde ich naß — aber wie! der Regen durchweichte mir den Hut und das Haar: ich ſah aus wie ein Triton. Die Sonne kam und trocknete mich und ich befand mich ſehr gut. Die Geſundheit iſt auf dieſer Reiſe doch nothwendiger noch als der tüchtige Dragoman und Geld vollauf, weil es wirklich nicht möglich iſt ſich überall in Acht zu nehmen. In Conſtantinopel wollte man mir aus Vorſorge ich weiß nicht was Alles für Arzenei aufpacken, aber ich ſagte, wenn ich denken müßte, daß ich all dieſe Krankheiten bekommen könnte, ſo bliebe ich ganz gewiß zu Hauſe. Ich habe ein Arkanum: Brauſepulver, wenn ich ſehr erhitzt bin, und nichts eſſen, ſobald ich mich im Geringſten unwol fühle; und ich bin überzeugt daß ich damit nicht krank werden kann. Gott, ich ſchreibe Dir ſo um Dich über meinen Wüſtenzug zu beruhigen, als ob Du es in acht Tagen leſen könnteſt! — ich will Dir lieber erzählen wie ich hieher, in dieſe alte Stadt der Philiſtäer gekommen bin, die in der Bibel Gad heißt. Am letzten Abend in Jeruſalem kam noch der Reverendissimo mit ſeinem ganzen Gefolge zu mir. Wie weit die Wege der Menſchen auseinander gehen bemerkt man recht bei einer ſolchen Reiſe, wo man ſich kennen lernt und beim Abſchied daran erinnert wird, daß man in einem andern Welttheil zu Hauſe iſt. In Europa wird mir künftig jede Entfernung wie ein Scherz vorkommen. Den Conſul wollte ich durchaus bereden mit uns nach Egypten zu gehen: er hatte das kalte Fieber bekommen und dagegen iſt nichts ſo gut als Veränderung der Luſt. Aber die Herrn müſſen ſein ruhig auf ihrem Poſten bleiben, und Urlaub nehmen zu größeren Reiſen: ſo ging es nicht, ſonſt hätte er es wol gethan. — Ganz ſpät las ich die letzten Kapitel der „Offenbarung Johannes,“ die ich nie verſtanden habe: auch diesmal nicht, obzwar ich wol heimlich etwas hoffte, das irdiſche Jeruſalem werde mir zum Verſtändniß des himmliſchen helfen. Aber nein! ich fand die Mauern von Diamanten und die Thore von Perlen ächt orientaliſch phantaſtiſch, aber paſſender für ein Dſchinniſtan, als für eine geiſtige Welt. Dies war das Letzte was in Jeruſalem vornahm. Vorgeſtern um halb acht Uhr ritten wir fort. Während des Aufpackens lief ich geſchwind noch einmal auf die höchſte Terraſſe, und kam grade an als die Sonne über die transjordaniſchen Berge prächtig aufſtieg. Eine einſame Palme badete ſich in ihrem Licht, und das kleine Kloſterglöckchen rief die Mönche zur Andacht, denn große Kirchenglocken haben ſie hier nicht. Sie war rührend dieſe kleine kindliche Stimme in der großen Morgenfeier der Schöpfung, wo Alles ſchweigend gleichſam auf dem Angeſicht da lag. — Dann zogen wir langſam aus dem Jaffa-Thor, durch das ſtille felſige Land, genau den Weg den wir vierzehn Tage vorher in entgegengeſetzter Richtung gemacht hatten, bis Ramla. Aber er kam uns jezt viel hübſcher vor. Macht nach Jeruſalem jede Stätte den Eindruck freundlicher Natur, oder hatte ſie ſich in der That ein friſches Kleid angezogen; genug, das Laub glänzte, die Pflanzen ſproßten, das Gras keimte, ein grüner Hauch ſchwebte über der Erde: ſie hatte ihren Brautſchleier angethan und ſah jung und lächelnd aus. Danach kannſt Du Dir vorſtellen wie ſtarr und öde Jeruſalem iſt! auf dem Hinweg erſchienen dieſe Berge mir ſo und ſie ſind es wirklich bis auf wenige Stellen: jetzt fand ich ſie reizend. In Ramla nahm uns diesmal das Franziskanerkloſter auf, denn man verſprach uns das Thor vor Sonnenaufgang zu öffnen, was eigentlich nicht in der Ordnung, aber der ſtarken Tagereiſe nach Gaza wegen doch ganz nothwendig iſt. Ich ſtand um vier Uhr auf: aber ich hatte ſo lange Muße die Sterne zu beobachten, die prächtig über meinem kleinen Hof ſchienen, daß ich dabei wieder einſchlief. Die Mukeri ſind ein fürchterlich träges Volk! die unſern ritten alle drei auf ſehr muntern Eſeln, die ihre Reiter beſchämten. Der Eſel wird überhaupt in Paläſtina mehr gebraucht als das Pferd. Beim Volk, beim Land- Kauf- und Bürgersmann ſpielt er eine große Rolle, und trippelt ſo behende und leicht einher, daß er ganz nett ausſieht. Die Vornehmen und die Beduinen reiten auf Pferden. Die Frauen auf Maulthieren, rittlings, dabei immer tief vermummt und mit ihren großen gelben Stiefeln, wie wilde Gänſe. Die Allervornehmſten, wie die Frau des Paſchas von Jeruſalem z. B., die eine Reiſe nach Bethlehem machte, als wir von dort zurückkamen, reiten aber nicht, ſondern liegen in einer Art von Marionettenkaſten nach ihrer Gewohnheit mit gekreuzten Beinen auf Polſtern; und dies Gebäude wird von einem Maulthier getragen. Eine militäriſche Eskorte ritt voran, dann die Packthiere: darauf dieſer Kaſten von Rohrſtäben, wie es ſchien, mit Vorhängen vorn, oben und zu beiden Seiten geſchloſſen, aber hinten offen, ſo daß die Dame den zurückgelegten Weg überſchauen konnte; Sclavinnen, Eunuchen, Sclaven mit den Kindern folgten zu Maulthier, zu Eſel und zu Fuß, und mit langſamer Feierlichkeit bewegte ſich der Zug vorwärts. So pompös reiſt eine vornehme Türkin! für ſie war der Spazierritt von Jeruſalem nach Bethlehem in der That eine weitläuftige Reiſe, wenn man all die nothwendigen Veranſtaltungen in Anſchlag bringt. — Wir kamen geſtern erſt um ſechs Uhr fort, und ich wollte ſchon etwas mürriſch ſein: aber es war unmöglich an einem ſolchen Morgen! als ich aus den dicken dumpfen Mauern meines Kloſters heraus war, fühlte ich mich wie unter eine weite Kriſtallglocke geſetzt, ſo rein, mild und lieblich waren Horizont, Luft und Himmel: — und wie in geſchliffnem Kriſtall ſpielten alle Farben und alle Lichter durch dieſen wonnigen Aether. Die Luft — das iſt nun einmal meine Schwelgerei! ſie berauſcht mich, ſie giebt mir ſtille Extaſen für die ich gar keine Worte habe. Beſchreiben oder erklären kann ich es nicht, aber mir wird als ginge ich auf Wolken. Die Gegend war nicht gar ſchön: ungeheure Kaktushecken faſſen nach dieſer Seite die

Gärten von Ramla ein: die Ebene breitet ſich weit aus, zur Rechten wellen ſich Sanddünen an ſie heran hinter denen das Meer verſteckt liegt: zur Linken erſtreckt ſich wieder das blaue Gebirge von Judäa. Aber ſchön waren die verſchwimmenden Sterne, und die Roſenfarbe der Aurora, die allmälig in Goldglanz ſich verwandelte und den ganzen Himmel überhauchte: und der tiefe Purpur im Oſten, von dem ſich einzelne Wölkchen ablöſten, wie Blätter von der Roſe, und von der Morgenluft getragen in den Himmel hinein flatterten: und das Auftauchen der Sonne aus dieſen Purpurwellen zugleich ſo friſch und ſo warm wie ſchöne junge Lippen: — und am Allerſchönſten war's wie der Mond im letzten Viertel ſchüchtern aus der glänzenden Sphäre entwich. Auf dieſem Mond iſt Diana zu Endymion geglitten als er auf dem Cithäron ſchlief — ſo meine ich, und davon iſt ihm etwas Zartes, Duftiges geblieben, als hinge der Schleier einer Göttin über ihm, welches er nur im letzten Viertel hat. Sehe ich es, ſo muß ich immer denken: Ah! er kommt vom Cithäron! — Genug, Herzensmama, es war wieder ſo ein ſeliger Morgen, wie die zwiſchen dem Carmel und Jaffa. Das Land müßte prächtig werden, wenn es recht tüchtig bebaut würde! es ſchien uns das fruchtbarſte in ganz Paläſtina, und ich wundre mich gar nicht, daß die Israeliten in alten Tagen ſo viel Fehden mit den Philiſtäern hatten: ſie wollten dies ſchöne reiche Land beſitzen! Hieher ſollten ſich die Würtembergiſchen Bauern mit ihrer frommen Colonie begeben. Hier könnten ſie friedlich leben bis das tauſendjährige Reich eintritt: — nur müßte Rußland, das allvermögende bei der Pforte, ſie unter ſeinen mächtigen Schutz nehmen. Gequält wie früher werden übrigens die Chriſten nicht mehr in dieſen Ländern durch die Paſchas. In den letzten zehn bis zwölf Jahren hat die Pforte theils mit theils wider ihren Willen den europäiſchen Mächten zu viel Einfluß geſtattet um nicht bei der Behandlung der Rajahs ihn zu berückſichtigen, und wenn auch Ibrahim Paſchas Regiment nur ein flüchtiges war, ſo mag dennoch ſeine Toleranz den Chriſten wenigſtens inſofern gute Früchte bringen, daß die Muhamedaner geſehen haben man könne Muhamedaner ſein ohne jene zu verachten und zu mißhandeln. — Wir kamen durch mehre Dörfer in deren Nähe immer fleißig geackert wurde. Oelbäume waren die herrſchenden, aber nur bei den Dörfern gepflanzt. Weite einſame Strecken lagen unbeſtellt und trugen nichts als die kleine dunkelblaue Blume, die wir Perlhyazinthe nennen, und ein enormes Zwiebelgewächs mit irisartigen Blättern, das aber leider nicht blühete. Giorgio, der im vorigen Februar hier gereiſt iſt ſagte, dann ſei das Land wie ein Blumenbeet. Die Ruinen von Askalon ſahen wir nicht, und das Meer nur ſelten, wenn es über einem Ausſchnitt in den Dünen zum Vorſchein kam. Wo das Terebinthenthal aus den Bergen in die Ebene hinein läuft, konnte man deutlich erkennen, und jenſeits des Thales beginnen ſie flacher zu werden. Wir waren Nachmittags ſehr durch Südwind geplagt, der uns dichte Staubwolken ins Geſicht jagte, und vor dem die flache Ebene nicht den geringſten Schutz bot. Endlich, ungefähr eine Stunde vor Gaza fanden wir ihn etwas in einem ungeheuern Oelwald von koloſſalen Bäumen, der ſich vor der Stadt theilt, ſo daß man ſie auf einer kleinen Anhöhe und ganz von herrlichen Palmen umgeben ſieht. Die Sonne war im Untergehen, ſtralenlos, dick und trübe wie ein Eidotter: das kommt vom Staub in der Wüſte und deutet auf Sturm. Wir blieben draußen vor der Stadt, und zogen an dem großen, von Menſchen und Vieh dicht umlagerten Brunnen vorüber, aus welchem man ſich Waſſer für die zwei Tagereiſen bis El-Ariſch mitnimmt: dann ſchlugen wir die Zelte auf einem freien ebnen Platz auf, um den herum zerſtreut ein Khan, Grabſtätten, Gartenmauern, eine Moſchee, Schutthaufen, Kaktushecken und prachtvolle

Palmen liegen. An Letzteren hängen in großen Büſcheln wie dicke Trauben die bräunlichen Datteln, die mit einem Netz umgeben ſind um ſie gegen Fliegen zu ſchützen. Hier alſo, auf der Grenze von Syrien und Arabien reift die Dattel zuerſt! — und mein Zelt ſteht daneben. Ich habe während des Schreibens wol zehn Mal heraus geguckt, ob ſie auch wirklich noch da ſind, und mich immer erfreut an ihrer ſchönen edlen Geſtalt. Dann habe ich mich, äußerſt proſaiſch, nach unſern Vorräthen an Lebensmitteln umgeſehen, denn ſie ſind wichtig in der Wüſte. Auf reichlich vierzehn Tage ſind wir verproviantirt, ſagt Giorgio, und da man von hier bis Cairo eilf rechnet, ſo genügt das. Unſer Brot iſt in Jeruſalem gebacken, und der Teig ſo zubereitet, daß es wol hart wird, aber doch eßbar bleiben ſoll. Es iſt in der That nichts Kleines alle Bedürfniſſe zu bedenken und zu verſorgen, und es gehört eine Dragomansübung dazu! Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen, was es heißt Alles mit ſich führen zu müſſen, vom ambulanten Hühnerhof an, bis zu den Linſen mit denen er gefuttert, und bis zu den Kohlen an welchen er gekocht wird. Ich geſtehe Dir, ich war ganz erſtaunt, daß man ſo viel zum Leben in ſeiner einfachſten Nothwendigkeit braucht. Dieſer Hühnerhof erfüllt mir aber zu ſehr die Gedanken! ich fing mit ihm den Brief an, und bin ſchon wieder bei ihm. Da breche ich lieber ab. — — —

XXXVII

El-Ariſch, Mittwoch, Novbr. 21. 1843.

Meine liebe Mutter, ich ſchreibe Dir, aber es iſt eigentlich Unrecht, denn ich bin in einer Laune, die ich wirklich grimmig nennen muß. Denke dir nur, daß wir hier in Quarantäne ſitzen! Leute die durch die Wüſte nach Cairo kommen in Quarantäne, als ob nicht Egypten der eigentliche Heerd der Peſt wäre! und hätte man ſie wenigſtens an einem zweckmäßigen Ort eingerichtet; aber hier! ſchlechtes Waſſer iſt hier, und kein Tropfen Milch, keine Citrone um es zu verbeſſern kann man haben. Auf nichts kann ſich das Auge ausruhen! zuſammengewehte niedrige Sandhügel beſchränken den Horizont, und erklimmt man mühſelig eine ſolche Anhöhe, ſo hat man einen weiteren Horizont, jedoch immer auf gleiche Weiſe begrenzt. Dazu die Jahreszeit! es windet heftig Tag und Nacht, und der Sand wird ſo aufgewühlt, daß feiner Staub ſich unwiderſtehlich aller

Gegenſtände bemächtigt und ſie durchdringt. Nachts ſtürzt auch mitunter ein tüchtiger Regenguß vom Himmel, ohne jedoch den geringſten Einfluß auf dieſen unauslöſchlichen Staub zu üben. In der Wüſte iſt es wirklich nicht gleichgültig ob man ſechs Tage länger als man gerechnet hat unter dem Zelt hauſen muß. Es exiſtirt hier freilich ein Quarantänegebäude, ſo einige Lehmkaſten um einen innern Hof herum: aber die vier Franzoſen, die ſeit Beirut immer vor uns herreiſen, ſind da bereits eingefangen mit ihren Leuten, ihren Kameelen und Kameeltreibern, eine enorme Karavane! — da kommt man denn leicht an friſcher Luft zu kurz, und der Sand hat überdas den einen Vortheil, daß er höchſt reinlich iſt, daß wol irgend ein harmloſer Käfer, doch kein Ungeziefer in ihm hauſt, wie das bei vernachläſſigten Gebäuden doppelt der Fall iſt: — und darum zog ich das Zelt vor. In Gaza ſagten uns die Kameeltreiber es ſei Quarantäne in El-Ariſch, und ob wir ſie nicht umgehen und auf einem Nebenwege nach Cairo wollten. Wir trauten ihnen nicht. Dieſe Menſchenart hat eine Liebhaberei für Schleich- und Nebenwege, welche zuweilen kürzer, aber faſt immer ſchlechter als die Hauptſtraße ſind. Der Drageman hat ſeine verſchiedenen Reiſen in dieſen Ländern zufällig immer ſo gemacht, daß er aus Cairo nach Gaza gekommen iſt und da giebts keine Quarantäne: alſo konnte er nicht Auskunft geben. Er wurde mit meinem Firman demnach an den Gouverneur von Gaza abgeſendet um ſich bei einer zuverläſſigen Behörde zu erkundigen, ob in El-Ariſch Quarantäne ſei oder nicht. Er kam mit der Antwort zurück, es ſei keine; und wir glaubten natürlich dem Gouverneur mehr als den Kameeltreibern. Was den Mann zu dieſer falſchen Verſicherung bewogen hat, iſt unbegreiflich! mit den franzöſiſchen Herrn hat er es genau ebenſo gemacht. Ob er ſich beſchämt fühlt, daß die egyptiſche Regierung eine ſolche Maßregel durchführen kann und die türkiſche nicht? in Gaza hat man auch eine Quarantäne einſetzen wollen, aber die Araber haben den Arzt verjagt und weiter keine Notiz von der Verordnung genommen — ſo erzählte uns der hieſige Arzt. — Genug, das erſte und einzige Mal, wo ich durch meinen Firman recht empfohlen zu ſein wünſchte, hat er mir ſo angenehme Früchte getragen. — Am ſiebzehnten kamen wir erſt gegen zehn Uhr zum Abzug von Gaza, denn es gab einen ungeheuern Zank zwiſchen dem Tragoman und dem Kameellieferanten, weil Letzterer ſchlechte Thiere geſtellt hatte. Natürlich nahm halb Gaza mit Wonne daran Theil. Ob ſie umgetauſcht ſind oder nicht weiß ich nicht! um all den Hader bekümmere ich mich nicht im Geringſten, ſo wenig, daß ich nicht einmal nach dem Grund frage. Ich kann ihn ja doch nicht ſchlichten; der Dragoman verſteht es aufs Beſte zu unſerm Recht zu kommen, und hier mußte uns wol Unrecht geſchehen ſein, denn er ging zum Richter. — Das Wichtigſte wenn man zum erſten Mal auf einem Kameel ſitzt iſt, daß man nicht herunter ſtürzt, wenn das Thier ſich erhebt, was es mit vehementen Zickzackbewegungen thut — erſt halb auf den Vorderderfüßen, dann auf den Hinterfüßen, und zuletzt richtet es ſich vorn ganz auf. Beim Niederlegen iſt es Daſſelbe: man ſchießt immer ein Paar Fuß nach vorn und wieder rückwärts; aber ich klammere mich aus Leibeskräften an meinen Seſſel, und jezt bin ich ſchon daran gewöhnt. Die Kameele haben hier nur einen Höcker, und über demſelben liegt eine Art von Dach aus rohem Lattenwerk zuſammengeſetzt und gefuttert mit groben Kiſſen, Decken, Baumzweigen, um das Thier nicht zu drücken. An das Sparrwerk dieſes Dachs werden zu beiden Seiten deſſelben mit dicken Hanfſtricken die Laſten befeſtigt, welche ungefähr gleich ſchwer ſein müſſen, damit ſie im Gleichgewicht bleiben. So hängen denn auch unſre Seſſel — der meine mit allerlei Gegenſtänden verbrämt um ihn zu erſchweren — ungeheuer plumpe und nutzlos große Maſchinen, für die untergeſchlagenen Beine der Araber berechnet, die viel mehr Platz zum ſitzen brauchen als wir. Und ſo throne ich da oben in den Lüften, wenigſtens ſieben Fuß über dem Erdboden, aber nichts weniger als ſchwebend, ſondern dermaßen gerüttelt und geſchüttelt, daß ich etwas um die Beſinnung komme und ein wenig ſtupid werde. Es iſt zwar abgemacht, daß man nicht anders ſprechen darf als: die erhabene Ruhe der Wüſte — oder: die majeſtätiſche Stille und Einſamkeit der Wüſte geben der Seele dieſen oder jenen Schwung: aber ich kann nicht einſtimmen. Ritte ich zu Pferd hindurch, oder nur zu Eſel, ſo hätte ich vielleicht einen andern Eindruck: allein auf dem Kameel fühle ich mich grade wie auf einer Eiſenbahn zu einem Waarenballen erniedrigt, den man fortſchafft. Dem Kameel iſts ein Greuel ſich niederzulegen, Gott weiß warum! es thuts unter widerwärtigem Grunzen, vom Treiber gezerrt, geſchlagen und auf eine beſondre Weiſe durch einen knurrenden Ton dazu ermahnt. Sitzt man alſo einmal oben und hat man das Thier in Gang gebracht, ſo bleibt man ſchon gern ſitzen! doch nun darf man ſich nicht ſelbſtändig bewegen, ſondern muß Rückſicht auf das Gleichgewicht der Seſſel nehmen, das leicht ſchwindet, wenn die Stricke ſich ein wenig lockern. Wie der Eine ſitzt muß der Andre auch ungefähr ſitzen. Genug, durch die Wüſte iſts ein Transport und keine Reiſe — grade wie auf der Eiſenbahn; und war's dies Zuſammentreffen der äußerſten Pole des Reiſelebens durch Kamee und Dampfwagen ausgedrückt, welches mich nach Europa verſetzte; war es, daß die Wüſte mir wirklich gar keinen innerlichen Eindruck gab — — Du wirſt nicht errathen was mich beſchäftigte! — die Gedanken waren ganz in Europa und ich dachte mir wieder eine Erzählung aus, die ich einmal ſchreiben will. Zum erſten Mal auf dieſer Reiſe hatte ich ſolche Gedanken, und ſie unterhielten mich ſehr, während ich mich langweilte, wenn ich ſie der Wüſte zuwenden wollte. Die erſte Tagereiſe ging auch noch gar nicht hindurch, ſondern das Land blieb ungefähr wie zwiſchen Ramla und Gaza, nur ſpärlicher bebaut und daher mit öderen Strecken. Wo gepflügt wurde geſchah es mit Kameelen, was äußerſt komiſch ausſieht. Gereckt und geſtreckt wie es iſt, kann es unmöglich zum Zugvieh beſtimmt ſein: aber hier fängt es ſchon an die höchſte, gar einzige Habe des Volks zu werden, welches das Kameel ſo zu benutzen verſteht, daß es leiſtet, was bei uns Pferd, Rind und Schaaf zuſammen. Es ſchafft Menſchen und Laſten fort, es dient zum Ackerbau, das Haar wird zu Decken verwebt, die Milch getrunken, und der Dünger mit gehacktem Stroh vermiſcht und getrocknet, wird als Brennmaterial verbraucht. Bei dem lieblichen Geſchäft dieſer Vermiſchung, auf welches dann dasjenige der Ausbreitung der Maſſe auf den Dächern der Häuſer zum trocknen folgt, findeſt Du in ganz Syrien in allen Dörfern Weiber und Kinder eifrig beſchäftigt, und ſie haben dazu kein anderes Werkzeug als ihre zehn Finger. Das Kameel iſt der Gegenſtand der zärtlichſten Sorgfalt des Arabers, und das Junge wird gepflegt wie ein Kind. „Mein Kameel“ iſt der Schmeichelname, welchen das Weib dem Manne giebt, und in ihrer Todtenklage um ihn, wiederholt ſich am häufigſten: „O du mein Kameel, wer hilft mir meine Laſt tragen!“ — Ich finde das Thier widerlich! geſchunden, mit Schwielen, ſtruppig behaart, von unförmlichem Gliederbau, gewährt es einen unerfreulichen Anblick, und als das unſre einmal ſeinen langen Hals wendete und an meinen Füßen ſchnoberte, zog ich ſie mit einigem Widerwillen zurück. Der Treiber bemerkte es, und um mir zu zeigen wie man mit dieſem Thier umgehen müſſe, zog er deſſen Kopf herab und küßte ihm das ſchlabbernde Maul. Ich war im höchſten Erſtaunen — nicht daß er das Kameel küßte, das paßte für dieſen

Halbwilden — aber daß er überhaupt etwas vom Kuß wußte. Dies ſind nicht mehr die Taamirah-Beduinen, ein ſtarkes, ſtolzes, ſchönes Geſchlecht; ſondern es ſind anſäſſige Araber, Dorfbewohner, die in ihren Hüttenhölen mit Kameelmiſt gedeckt und in der ganzen bittern Armſeligkeit ihrer Exiſtenz verkümmern, und ein ganz klägliches, markloſes Anſehen haben. Fünf Leute begleiten uns, junge Burſche zum Theil; die Geſichter ſehen alt und die Körper unerwachſen aus — ſo verkümmert die Züge wie die Glieder. Die Zeltſtange, welche ein Beduine aufrecht hielt während das Zelt geſpannt wurde, halten zwei von ihnen ſo mühſelig, daß ſie oft noch den Dritten zu Hülfe rufen, und Alles was ſie thun hat einen kläglichen Ausdruck von Schlaffheit und Trägheit. Kein Ding greifen ſie ſo an, daß es zweckmäßig wäre: keinen Strick ziehen ſie feſt, kein Packet hängen ſie grade; iſt das Kameel eine Viertelſtunde gegangen, ſo hat ſich die Bagage aufgelockert; dann wird geſchoben, geſtoßen, gerüttelt. Gehen können ſie allerdings tüchtig: darauf ſind ſie abgerichtet, möchte ich ſagen, denn auf den Transport ihrer Karavane nach Suez oder Cairo beſchränkt ſich ihr Leben. Das Kameel bewegt ſich ſehr langſam, aber es iſt ſo groß, daß man raſch gehen muß um ſeinem langen Schritt zu folgen, und das thun ſie mit unbeſchuhten Füßen durch den reibenden Sand und die ſtacheligen Pflanzen der Wüſte. Der Tritt des Kameels iſt nicht ſtoßend, aber ſo gewaltſam ſchiebend, daß der Reiter vor- und rückwärts mit dem Oberleib wackelt, je nachdem es die Füße hebt. Krank kann man wol nicht davon werden; aber gliedermüde. Da ich mir nach den Beſchreibungen die Anſtrengung weit größer vorgeſtellt hatte, ſo war ich am erſten Tage ganz vergnügt, umſomehr da es keine Wüſte gab. Ein niedliches Palmenwäldchen lag bei einem Dorf, das die Kameeltreiber Deir nannten, was aber nur das arabiſche Wort für Dorf iſt. Gegen vier Uhr wurde ſchon Halt gemacht, auf freiem Felde, aber wie es ſich hernach ergab in etwas gefährlicher Nachbarſchaft. Ein großes und recht freundliches Dorf mit zwei Moſcheen, lag vielleicht eine Viertelſtunde von unſerm Lagerplatz, und wir hörten zahlreiche Flintenſchüſſe fallen, die wir auf ein Hochzeits- oder ſonſtiges Freudenfeſt ſchoben. Wir waren etwas der Richtung zugegangen, da pfiff es plötzlich ganz ſeltſam ziſchend neben uns, und ſiehe! eine Kugel hatte ſich nach dieſer Richtung verirrt. Ich hatte gar nicht Luſt als Opfer dieſes Feſtes zu fallen, und am Ende ergab ſich, daß es mit nichten ein ſolches, ſondern daß das Dorf Hanyounis — wie die Araber es nannten — im vollen Aufſtand begriffen ſei. Dies iſt etwas Alltägliches unter der türkiſchen Herrſchaft. Erſcheinen die Beamteten um den Tribut einzufordern — Aufſtand! und die Soldaten um Rekruten auszuheben oder beſſer geſagt einzufangen — Aufſtand! Die türkiſche Staatsverwaltung beſchränkt ſich auf dieſe beiden Momente, und da das Volk weiter nichts von ihr hat, nicht Unterſtützung, Hülfe, Vortheil, und ſie alſo nur durch zwei ihm ſehr läſtige Verfahren kennen lernt: ſo widerſetzt es ſich gern. Hier ſollte Tribut gezahlt werden; aber man wollte nicht, und ſuchte die Einfoderer deſſelben zu vertreiben — wie es ſchien mit Glück, denn der jauchzende Jugharit der Weiber übertönte ſchrillend Flintenſchüſſe und Getöſe. Ich bin aber ſchon ganz blaſirt über arabiſche Aufſtände. Seit Beirut höre ich nichts Anderes. Die Schüſſe ſtörten nicht meinen Schlaf. — Am achtzehnten brachen wir bald nach ſechs Uhr auf, und wenn ſich jezt auch noch einige Spuren von bebautem Erdboden zeigten, ſo ſahen wir doch keine Dörfer mehr, und dieſſeits der Grenze zwiſchen türkiſcher und egyptiſcher Herrſchaft, welche ein großer Brunnen bezeichnet und welche wir um zwölf Uhr erreichten, wurde es gründlich wüſt: Hügel die wie aus Sand zuſammen geweht ausſehen, und dazwiſchen flache Strecken Landes in welchen zwiſchen dem todten Sand doch noch ſo viel lebendiges Erdreich ſich findet, daß der Regen des vorigen Winters ein ärmliches Pflanzengeſchlecht, ſtarr, ſtachlich und dürr, darin hat erzeugen können. Dieſe Pflanzen ſind grade wie bei uns das Haidekraut, mehr Holz als Blatt, und daher unerfreulich fürs Auge. Neben jenem Brunnen ſtand ein Trümmerhaufen, vielleicht ein ruinirtes Grabmal. Die Kameeltreiber holten Staub aus den Ruinen und beſchütteten ihre Thiere damit, als ob die noch nicht gründlich genug eingeſtaubt wären! Befragt weshalb? ſagten ſie, das wäre den Thieren geſund. Daraus ſchließe ich, daß irgend ein heiliger Schutzpatron der Kameele dort begraben iſt. Der Islam hat keine Heilige wie die griechiſche und römiſche Kirche: aber die Muhamedaner haben Heilige, ungefähr wie die indiſchen Fakirs, Menſchen die ſich in extravaganten Kaſteiungen, wie Simeon Stylites, gefallen oder die durch Verleugnung aller ſinnlichen und geiſtigen Gaben Aufſehen machen und zu Ehren kommen wollen. Man nennt ſie Santone, und ſie werden nicht nur bei Lebzeiten ſehr geehrt, ſo daß man z. B. ihre Berührung für heilend und ihre Entſcheidung für unwiderſprechlich hält, ſondern man ſchreibt auch noch ihren Gräbern Wunderkräfte zu. Irre und Blödſinnige ſind dem Arader ebenfalls Gegenſtand der Ehrfurcht. Er ſagt von ihnen: „ihr Geiſt im Himmel.“ Ich habe jedoch von dem Irrenhauſe zu Conſtantinopel eine ſo ſchauderhafte Beſchreibung machen hören voll Ketten und Prügel und grenzenloſer Vernachläſſigung, daß ich dieſe Barbarei mit jener Ehrfurcht nicht in Einklang zu bringen weiß. Wahrſcheinlich wird wol nur der unſchädlich ſtille, oder der religiöſe Irrſinn verehrt, und die Tobſucht in jener gräßlichen Weiſe unſchädlich gemacht. Vielleicht ſtammt jenes Gebäude auch noch aus Ibrahim Paſchas Zeit, der eine regelmäßige Poſt von Cairo nach Syrien durch dieſen Theil der Wüſte eingerichtet hatte. — Zwiſchen den dürren Pflanzen, auf einer großen, mattgewellten Fläche, machten wir um vier Uhr Halt. Was ich daran grandios finden ſoll, weiß ich wirklich nicht! glaube mir, liebe Mutter, die Wüſte iſt langweilig! Wenn Du Dich erinnerſt wie es zwiſchen Berlin und Strelitz war, bevor die Chauſſeen ſich bis zur Oſtſee erſtreckten, ſo kannſt Du Dir lebhaft die Wüſte vorſtellen: Sand, Sand, und abermals Sand; und dazwiſchen wo Waſſer iſt, bei Oranienburg, bei Dannenwalde, eine grüne Oaſe, nur mit andrer Vegetation. Die Gegend iſt dort freilich ſeitdem nicht anders geworden:

allein auf der Chauſſee rollt man zu ſchnell hindurch um ſie ſehr zu beachten, oder man drückt ſich in ſeine Wagenecke mit einem Buch oder mit Gedanken oder mit Träumen. Aber ſtelle Dir vor, daß Du langſam von einem Kameel hindurch getragen würdeſt, und dann ſage mir, ob Du nicht ſehr gut die Langeweile als die vorherrſchende Stimmung begreifſt. Wüſte bleibt Wüſte! was mich in der Mark angähnt, gähnt mich auch in Arabien an. Die meiſten Menſchen die hieher kommen ſind ſo bewundrungsvoll ſich auf einem Kameel in der Wüſte Arabiens, auf der berühmten Landenge von Suez, die zwei Welttheile verbindet, zu finden, daß ihnen die ganze Situation höchſt intereſſant vorkommt, und das verleiht der Wüſte glänzende Farben. Ich erzähle Dir ungeſchminkt wie ſie iſt. — Am neunzehnten gegen ſieben Uhr zogen wir ab, und waren um zehn hier. Leute aus El-Ariſch begegneten uns, ſchüttelten herzlich die Hand mit unſern Kameeltreibern, und verſicherten, allerdings ſei dort Quarantäne. Was ſie von derſelben hielten, bewies der Handſchlag: was wir: eine Spekulation auf den Geldbeutel der Reiſenden. Genug, wir ſitzen da, in Sand vergraben bei lebendigem Leibe wie Leichen: aber ſo, daß ich bis zum

Knöchel darin verſinke, wenn ich nur den Fuß aus der Zeltwand heraus ſtelle, und mit dem Reis, dem Zucker, mit allem Eßbaren, eine tüchtige Portion verſchlucke. Ein ſchöner Nabekbaum ſteht in der Nähe des Zeltes: es iſt wahrhaft eine Naturerſcheinung zu nennen, hier, wo kein Grashalm weit und breit ſteht. Die Kameele und ihre Führer haben ſich unter und um ihn gelagert, und ſingen und brüllen um die Wette. Abwärts von der Fläche wo wir campiren befinden ſich wiederum zwei Zelte, in denen Kaufleute aus Gaza ihre Quarantäne halten. Die Einwohner des Landes zahlen für ein Kameel von Gaza bis Cairo nur 70 türkiſche Piaſter, wir 130, und für das worauf zwei Perſonen ſitzen, 160, was kaum eilf preußiſche Thaler, unglaublich wenig für die lange Reiſe ausmacht. Dennoch bekommen nicht die armen Beſitzer der Kameele den Gewinn, ſondern der Gouverneur von Gaza, der die Preiſe nach Gutdünken feſtſetzt, unter dem Vorwand die Reiſenden nicht der Willkür jener Leute preis zu geben, theilt mit ihnen und Gott weiß zu welchen Theilen. — — Herzensmama, nimm mir den Wüſtenbrief nicht übel! Ich denke aber dergleichen muß auch auf Reiſen geſchrieben werden, damit die Lichtſeite nicht zu einfarbig erſcheine. Ueberdies habe ich die ganze ſyriſche Reiſe ſo ausnehmend glücklich und angenehm gemacht, daß ich für Widerwärtigkeiten aus der Uebung gekommen bin. Ich küſſe tauſend und tauſend Mal die Hand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei J. F. Starcke.

Von derſelben Verfaſſerin ſind erſchienen:

Aſtralion.
8. Eleg. cartonnirt $\frac{5}{12}$ Thlr.

Erinnerungen aus und an Frankreich.
2 Thle. 8. Eleg. geh. 2 Thlr.

Gräfin Fauſtine.
2 Aufl. 8. Eleg. geb. 2 Thlr.

Die Kinder auf dem Abendberge.
8. Eleg. geb. ½ Thlr.

Der Rechte.
8. Eleg. geb. 2 Thlr.

Reiſebriefe.
2 Thle. 8. Eleg. geb. 4½ Thlr.

Ein Reiſeverſuch im Norden.
8. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Sigismund Forſter.
8. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Ulrich.
2 Thle. 8. Eleg. geb. 3½ Thlr.

Cecil.

2 Thle. 8. Eleg. geb. 4 Thlr.

Außerdem ſind früher daſelbſt erſchienen:

Das Portrait der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Gezeichnet von Fräul. v. Meyern,
in Kupfer geſt. von A. Teichel.

Auf weiß. Pap. $\frac{2}{3}$ Thlr. — Auf chineſ. Pap. (erſte Abdrucke) 1 Thlr.

Dies Portrait, nach der Natur gezeichnet, giebt in geiſtreicher Auffaſſung die Züge der geehrten Schriftſtellerin auf das frappanteſte wieder. Der Stich iſt mit beſonderer Sorgfalt ausgeführt. —

Emma von Niendorf

Aus der Gegenwart.

8. Eleg. geb. 1 Thlr.

Dies geiſtreich geſchriebene Buch wird das Intereſſe der gebildeten Welt in hohem Grade auf ſich ziehen. Es enthält: Sommertage mit Clemens Brentano. — Ein berühmter Pilger. — Weihe der Mozartſtatue. — Das Kloſter der barmherzigen Schweſtern in München. — Doctor Strauß in Sontheim. — Kaulbach's Atelier. — Magneta's Seelenmährchen. —

O. von Skepsgardh
Drei Vorreden, Roſen und Golem-Tieck.

Eine tragi-komiſche Geſchichte
mit einer Kritik
von
Friedrich Rückert.

3 Theile. 8. eleg. geb. 2⅔ Thlr.

Der Verleger glaubt dieſen humoriſtiſchen Roman eines noch ganz unbekannten Autors bei dem leſenden Publikum nicht beſſer einführen zu können, als durch folgende Worte Fr. Rückert's: „Ich danke Ihnen", ſchreibt derſelbe dem Verfaſſer in einem dem Werke vorgedruckten Briefe, „für die Mittheilung Ihrer humoriſtiſchen Geſchichte. Sie zeigt eben ſowohl Geiſt als Gemüth, Bildung und Kenntniſſe, Gewandtheit und Kunſt der Darſtellung, und, was mir das erfreulichſte war, einen unzweideutigen ſittlichen Halt, der ſich in verfänglichen Verhältniſſen erprobt." Wenn in der That Tiefe des Gehalts, eine eigenthümliche auf innerer Erfahrung beruhende Weltanſchauung, Wahrheit in der Empfindung und ein ſprudelnder, echt poetiſcher Humor, der an Hippel und Jean Paul erinnert, einem Roman zur Empfehlung gereichen, ſo kommen alle dieſe Vorzüge dem vorliegenden im reichen Maaße zu. Dabei zeichnet er ſich durch eine lebendige und zugleich höchſt plaſtiſche Darſtellung und durch treffliche, darein verwebte Gedichte aus, die man unbedenklich den beſten lyriſchen Erzeugniſſen unſrer Literatur an die Seite ſetzen kann. Eine nähere Analyſe ſeines Inhalts, deſſen Reichthum der räthſelhafte Titel kaum ahnen läßt, verbietet der Zweck dieſer Anzeige: nur ſo viel ſei erlaubt, noch andeutend zu bemerken, daß ſein Thema nichts geringeres iſt, als der Kampf der Poeſie mit einer proſaiſchen ſie hemmenden Wirklichkeit, wobei die unwahren Tendenzen der Gegenwart mit treffender Satyre gegeißelt werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Orientaliſche Briefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlich. Hofbuchhändler.
1844.

252b g.

2 o gem. 549 (14,3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G

XXXVIII

Cairo, Decbr 2, Sonnabend, 1843.

Himmliſche Mutter, da bin ich! ach, Gott ſei Dank! — Die Wüſte iſt warlich kein Vergnügen, aber anzukommen, in einem guten europäiſchen Gaſthof, ſich auf einem Sopha hinzuſtrecken und liebe Briefe zu leſen — das iſt freilich ein ſehr großes, und ich habe es geſtern genoſſen. Liebe Mutter! wie müde ich war kann ich Dir dadurch am Beſten beſchreiben, daß, als es hier im Hotel hieß es wären keine Briefe für mich angekommen, ich mich ganz ſtupid auf dem Sopha umkehrte und ſagte: „Ach, ſie werden ſich ſchon finden!“ und — einſchlief. Uebrigens hatte ich in meiner Lethargie wirklich das Rechte getroffen; denn die Briefe fanden ſich: mein Banquier in Alexandrien hatte ſie nur nicht in's Hotel adreſſirt, wie ich es gewünſcht, ſondern an ein hieſiges Banquierhaus. Jetzt bin ich in der alten Chalifenreſidenz Miſr-el-Cahira, die wir Cairo nennen, und wohne da in einem

Hôtel d'Orient wie in Marſeille, ſehe aber über die Palmen und Akazien hinweg — die Pyramiden! „Quarante siècles vous regardent"! ſprach Napoleon auf die Pyramiden deutend, und elektriſirte damit ſeine eiteln Franzoſen, welche ſchon lieber von den Steinen als gar nicht angeſehen ſein mögen. Aber ſie zu ſehen dieſe fabelhaften Gebäude, welche das Alterthum zu ſeinen Wunderwerken zählte, welche über die Grenzen unſerer Geſchichte in eine Zeit hinein ragen für die wir gar keinen andern Halt als Sagen haben, welche für unſre Epoche ein Gegenſtand mühſeliger Forſchung und unſäglicher Bewunderung ſind; ſie aus meinem Fenſter zu ſehen, wie man bei uns einen benachbarten Kirchthurm ſieht: das iſt allerdings ſehr elektriſirend. Ich werde mich einige Tage damit begnügen ſie aus der Ferne zu betrachten, und mich gehörig ausruhen bevor ich ihre Beſteigung unternehme; denn meine ſechszehn Nächte unter dem Zelt und ohne eine Schwelle zu betreten, haben mich ſehr müde gemacht. Doch nur müde, ſonſt nichts, obwol wir theilweiſe ſehr übles Wetter, Stürme, Regenſtröme hatten. Der November iſt der Monat wo ſich die Jahreszeit ändert. Die Sonne, die in Gaza auf Sturm deutend im Staub der Wüſte unterging, hat ganz richtig prophezeihet.

Schon die letzten Tage in El-Ariſch waren durch heftigen eiskalten Nordweſtwind außerordentlich unangenehm. Unſre Araber im alleinzigen Schutz ihres Nabekbaumes fühlten ſich ſo unbehaglich, daß ihre Geſänge verſtummten, und wir konnten uns gar nicht des widerwärtigen Staubes erwehren, der in alle Poren zu dringen ſchien. Wäre das nicht geweſen, ſo hätte ich die letzten Quarantänetage weniger qualvoll gefunden als die erſten: ich nahm die Briefe für Euch vor, die zu einem ganz rieſenhaften Pack angewachſen ſind, ſah ſie durch, ordnete ſie, berichtigte Kleinigkeiten, erinnerte mich dabei lebhafteſt an Alles — und die Zeit verging. Beſchäftigung iſt eine wundervolle Erfindung! Am 23. November Nachmittags bekamen wir die Rechnung und die freie Praktika; die Rechnung dafür, daß wir fünf Tage unter Gottes freiem Himmel gezwungener Weiſe unſre Zelte bei einem Nabekbaum aufgeſchlagen hatten. Und, als wir am Morgen des 24. gegen ſieben Uhr zum Aufbruch fertig waren, als da ein Paar Douane-Beamte ſich in dem Augenblick einſtellten wo die Koffer aufgepackt werden ſollten, und ſie durchwühlten wie Maulwürfe, daß das unterſte nach oben kam: da merkte ich wol welche Fortſchritte zur europäiſchen Cultur dies Land mache. Endlich ſaßen wir auf unſerm

Kameel, aber nicht auf dem, welches uns von Gaza nach El-Ariſch transportirt hatte, und welches jetzt zwei Tage geſchont werden ſollte, ſondern auf einem anderen größeren, mit einem ſo harten Tritt, daß ich Luſt hatte Ach und Weh zu ſchreien. Zum Glück war es tückiſch, und warf ſich zweimal mit uns zu Boden, ſo daß ich durchaus ein andres verlangte; denn man kann allzuleicht herunter fliegen, wenn das Thier ſich unverſehens niederſtürzt. Wir bekamen ein Drittes, das in ſeiner Art hübſch genug war, ganz weiß, und einen leichten, ſichern Tritt hatte. Das wechſelte täglich mit dem Erſten ab; und wenn es nur nicht ſo grenzenlos langweilig wäre, ſo könnte man es wol aushalten; allein die Langeweile iſt tödtlich, die man bei dem pedantiſch geregelten Schritt dieſes Thieres ausſteht. Ein Pferd kann man doch treiben und aufhalten und lenken, es hat doch nicht dieſe vernichtende Maſchinenbewegung, die früh um 7 Uhr in Bewegung geſetzt erſt Nachmittags um 5 ſtockt. Nun, dieſe Stunde war die angenehmſte des ganzen Tages! Um 2 fragten die Kameeltreiber ſchon nach der Uhr und ob es nicht Zeit ſei Halt zu machen. Ununterbrochen von früh bis ſpät mußte der Dragoman ſie treiben, ermuntern, ermahnen, zanken — es war ſchrecklich! und wär er nicht ſo ein tüchtiger und unermüdlicher Menſch, wir ſäßen noch in der Wüſte. So gern ich auch nun ſchon um 2 Uhr von meinem erhabenen Sitz zur Erde herabgeſtiegen wäre, ſo überwog doch der Wunſch die Majeſtät der Wüſte bald möglichſt im Rücken zu haben und ich trieb nach Kräften vorwärts! vorwärts! Aber die Wonne wenn die Uhren und die Sonne zu Rath gezogen wurden und endlich mit dem Verlangen der Kameelführer übereinſtimmten, wenn der Lagerplatz gewählt war, wo möglich mit einem Sandhügel im Rücken der den Wind abhielt, wenn das Kameel ſich nach vielen Ceremonien zum Niederknien bequemt hatte, und wenn ich nun endlich auf meinen Füßen ſtand! Sie war aber nur aus dem vorhergehenden Unbehagen geboren und durchaus nicht mit irgend einer wirklichen Annehmlichkeit verbunden. Indeſſen, in den erſten Augenblicken gewährte das Lager doch ein wenig Unterhaltung. Die Kameele waren abgepackt und gingen die Haidekräuter freſſen ſo lange es noch Tag war; ſpäter bekamen ſie einen Beutel voll gehacktem Stroh mit ein wenig Gerſte vermiſcht. Mein erſter Schritt war immer zu den Hühnern, die ich erlöſte und die grade ſo vergnügt wie ich ihre Füße zu brauchen eilten. Wie ſie aber ſcharren und pikken mogten, der Wüſtenſand gab ihnen nicht ein einziges Körnchen; daher entfernten ſie ſich nie von ihrem Reiſekorb und gingen zur Nacht immer von ſelbſt hinein. Die Araber machten ſich daran Brot zu backen, und zwar folgendermaßen. Einige von ihnen hatten, zuweilen über dem Rücken, zuweilen auf der Bruſt, je nach der Richtung von Regen und Wind, Ziegenfelle mit der behaarten Seite nach Innen. Waren dieſe Tags Dolman geweſen, ſo verwandelten ſie ſich Abends in Backtröge. Die Araber wühlten mit den Händen im lockern Sande eine Grube, legten das Ziegenfell mit Mehl und Waſſer gefüllt wie einen Beutel hinein, und kneteten den Teig wie in einem Napf. Hatte er die gehörige Conſiſtenz erreicht, ſo war auch ſchon ein Reiſigfeuer praſſelnd und flackernd zu Kohlen und Aſche ausgebrannt. Dann wurde der Teig in flache Brote zertheilt, auf die glühende Aſche gelegt, und nach zehn Minuten halb verkohlt, halb ungahr in Fetzen geriſſen und mit Citronen verſpeiſt. In dieſe biſſen ſie hinein, daß es krachte, und obgleich die kleinen Citronen des Landes von köſtlichem Saft und Arom ſind, ſo ſchmecken ſie doch beſſer in Thee oder Limonade, als zum Brot. Aber Gott weiß daß dieſe Leute nicht verwöhnt ſind! Eines Tages kam während des Marſches Einer von ihnen athemlos gelaufen und bat den Tragoman um ſein großes Küchenmeſſer. Wozu? er hatte auf der andern Seite des Hügels einen herrlichen Braten gefunden! ein Kameel das ganz friſch, vielleicht erſt geſtern da gefallen war; dem würde er ein tüchtiges Stück Fleiſch ausgeſchnitten haben, wenn der Dragoman nicht mit Abſcheu ſein Meſſer verweigert hätte. Einmal wurde ihnen ein Hähnchen ausgeliefert, das ein Bein gebrochen hatte und auf dem Lagerplatz im Verſcheiden anlangte; ſie köpften und rupften es, und behandelten es hernach genau wie ihr Brot. Nie backten ſie dies gemeinſchaftlich, ſondern immer an zwei oder drei Feuern, wozu denn noch das unſere kam, ſo daß die Wüſte ganz zigeunerhaft belebt ausſah. In El-Ariſch hatte der Dragoman ihnen eine große Waſſerflaſche geſchenkt, damit ſie ſich unterweges ſchöpfen und zum Lagerglatz mitnehmen könnten, denn es finden ſich in der Wüſte Brunnen und Quellen, doch ſämmtlich mit einem moraſtigen oder ſalzigen Geſchmack, ſo daß Europäer die nicht daran gewöhnt ſind, es nicht trinken können, die Araber hingegen ſehr gut. Am dritten Tage giebt es erſt einen reinen Quell, alſo mußten wir das Waſſer von El-Ariſch bis dahin vorräthig haben. Das Entſetzen des Dragoman war nicht gering, als er gleich im erſten Nachtquartier plötzlich die Araber bei unſern Schläuchen ſieht. Sie hatten es zu unbequem gefunden zehn Minuten abwärts mit dem Kruge zu gehen, obgleich ſie zu ihrem Vergnügen beſtändig herum vagabondirten und nie bei den Kameelen blieben. Was war zu machen? man mußte ihnen Waſſer geben! aber dieſe Fahrläſſigkeit und Trägheit, die ſich beſtändig auf Andre verläßt, iſt mir tödtlich zuwider, weil ſie auf der einen Seite an Frechheit und auf der andern an ſtumpfe Gedankenloſigkeit grenzt. Sehr lange blieb es nicht munter im Lager. Man war vielleicht noch mehr erfroren als müde, denn der ſcharfe Wind verließ uns nicht, und nur jedem Regenguß ging momentan drückende Luft vorher. Die Sonne ſchien faſt immer, aber nur unbequem ſtechend, nicht erwärmend, die weiche ſyriſche Luft war gänzlich verſchwunden. Ein ſehr unbehaglicher Moment war der, wenn am Morgen uns das Zelt über dem Kopf abgebrochen wurde und wir nun unter dem dämmernden, naßkalten Himmel warten mußten bis die Kameele fertig waren. Anfangs fürchteten wir uns zwiſchen den Hügeln zu verirren, wenn wir voraus gingen, doch bald wurden wir dreiſt und gingen immer zwei bis drei Stunden um uns zu erwärmen und den Ritt ſelbſt etwas abzukürzen. Ich gehe außerordentlich gern und leicht; aber auf gutem Wege. Im Wüſtenſand wurde es mir ſehr ſchwer, weil ich nicht einen ſteigenden Schritt, ſondern mehr einen ſchleifenden habe, folglich den Sand um meine Füße herum aufwühlte. Zweimal langten wir durchnäßt auf dem Lagerplatze an, aber gründlich, ſo daß die wollnen Kleider über Nacht nicht trockneten, Zelt und Teppiche feucht wie ſie waren am Morgen aufgepackt und die Kapots eben ſo umgehangen werden mußten. Da war denn der Morgenmarſch eine Nothwendigkeit und ich nahm meinen Burnus um, zog den Capuchon über den Kopf, hing den Hut über die Schulter und wanderte tapfer, ſo daß ein Paar Stunden nach Sonnenaufgang die Sachen getrocknet waren. Ich dachte recht an Euch, was das für ein Glück iſt, daß Niemand von Euch ſolch eine Wanderluſt hat, denn Ihr würdet gar nicht Körperkraft haben um immer geſund zu bleiben. Ich bin hier nun freilich in einem lieblichen Zuſtand angelangt, roth und braun im Geſicht marmorirt von Sonne und Wind, die Augen zu- die Lippen aufgeſchwollen von der ſcharfen Luft, die Hände rauh für ewige Zeiten — aber während ich aus einem Welttheil in den andern pilgerte, hatte ich nicht Zeit zu dieſen Beobachtungen, und ſie ſtören mich auch jetzt nicht. Wenn ich nach Nubien gehe, werde ich wol ganz braun werden. Aber das ſage ich Jedem zur

Warnung: wer keine ſtarke Geſundheit hat und wem an ſeiner Schönheit etwas liegt, gehe nicht durch die Wüſte! — Von El-Ariſch bis Cairo hatten wir nur noch ſieben Nachtlager und ſieben und eine halbe Tagereiſe, ſo daß wir trotz der fünftägigen Quarantäne mit nichts zu kurz kamen, nur die Citronen fingen an zu verderben, und am letzten Abend wurden die letzten Hühner an dem Feuer ihres Reiſekorbes gekocht, weil die Kohlen verbraucht waren. In den letzten Tagen hörte auch die Sparſamkeit mit dem Waſſer auf, die mir ſo läſtig war, daß ich ſchon daran dachte das Jordanwaſſer zu verbrauchen, das ich mit dem Siegel der Terra santa verpetſchaftet mit mir führe. Zum Glück war es ſo wenig heiß, daß man gar keinen Durſt hatte und das Waſſer zum Waſchen verbrauchen konnte. Wie man das in der großen Wüſte anfängt, begreiſe ich nicht! wir hatten ein eigenes Kameel bloß für unſre Waſſerſchläuche und reichten doch nur knapp von einer Waſſerſtation zur andern. Was ich unfehlbar thun würde, wenn ich noch einmal dieſe Reiſe zu machen hätte, wäre: daß ich mir in Cairo oder in Jeruſalem ein Pferd oder einen Eſel kaufte und auf ihm ritte. Man müßte dann ein Kameel eigens mit Waſſer für das Pferd mitnehmen, was man ſehr leicht könnte, und an Ort und

Stelle angelangt würde ſich das Pferd immer verkaufen laſſen. Tauſend Piaſter mehr oder weniger kommen bei dieſer Reiſe gar nicht in Betracht, während es einen weſentlichen Unterſchied macht in welcher Weiſe man ſich fortbewegt. Aber zu Kameel iſt nun einmal der Gebrauch, daher fällt es Keinem anders ein, und miethen kann man weder Pferd noch Eſel, weil die Beſitzer es zu anſtrengend für dieſe Thiere finden. Es iſt auch natürlich etwas mühſelig. Am letzten Morgen in Kankah nahmen wir Eſel und ritten die letzten vier oder fünf Stunden hieher: ich fühlte mich wirklich wie in den Himmel verſetzt. — Dies, herzliebe Mutter, iſt eine Geſammtdarſtellung des Materiellen meines Wüſtenzuges, und Du wirſt finden, daß es wenig Intereſſe bietet. Gewiß iſt aber das geiſtige Intereſſe noch geringer. Sand, vom Mittelmeer an den Höhenzug geſchwemmt, der ſich aus Arabien nach Egypten zieht, das iſt dieſe Landenge von Suez, die wir an ihrer nördlichen Küſte durchſchnitten. Nie hat der Fuß eines Fremdlings hier anders geweilt, als um ſie in möglichſter Eil zu verlaſſen und wieder zu menſchlichen Stätten zu gelangen; und die großen Karavanen, ſowol die andächtige, welche alljährlich nach Mecca pilgert, als die handeltreibenden, laſſen keine andre Spur zurück, als Gräder und Gebeine. Kameele in allen Stadien der Verweſung, vom friſch gefallenen bis zum weißen Geripp, bezeichnen den Weg dermaßen, daß wir uns zur Noth ihrer als Wegweiſer hätten bedienen können. Gräber der Menſchen, die hier vor Mangel, Krankheit und Erſchöpfung umgekommen ſind, durch kleine Sandhaufen mit Thierknochen umſteckt bezeichnet, ſind etwas Gewöhnliches. Langſam kreiſen große Raubvögel in den Lüften; Krähen mit wildem Gekrächz und ſchwerem Flügelſchlag verſammeln ſich in großen Schaaren; katzenähnliche Raubthiere ſchleichen zwiſchen dem niedrigen Geſtrüpp; Alle machen Jagd auf Leichen! die Wüſte iſt ein Todtenacker in ſeiner troſtloſeſten Geſtalt. Das Meer, das Hochgebirge ſind auch einſam, ſind auch zuweilen beklemmend durch einförmige Oede oder durch wüſte Starrheit; aber — hat das Leben keinen Einfluß auf ſie, ſo hat es auch der Tod nicht. Weder auf der Granitkuppe noch auf der ſchäumenden Welle baut der Menſch Hütten für Wiege und Sarg. Fels und Wogen ſind rein vom Staube der vermorſchten Gebeine, ſind in dieſer Reinheit und Freiheit der Ausdruck einer Ewigkeit für die wir kein erhabeneres Symbol finden können, als ihre Größe, ihre Unendlichkeit, ihre Ruhe, neben denen das kurze irdiſche Leben wie ein Morgentraum verflattert. Darum iſt es mehr als eine ſchöne Augenweide, welche man bei ihnen findet. Der Geiſt badet in den ewig reinen Wellen ſeine dumpfen Qualen ab. Das Herz lehnt ſich mit ſeinen heißen oder matten Schlägen an das kühle, ſtarke Gebirg und ſchlägt ruhiger. Denn hier ſind eben die Grenzen zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen beſitzen und verlieren, zwiſchen erſehnen und entſagen, zwiſchen kämpfen und erliegen, zwiſchen lächeln und weinen — hier ſind ſie aufgehoben, aufgezehrt wie ein Thautropfen von dem Sonnenlicht eines unendlichen Seins. Aber in der Wüſte hauſt der Tod, ſogar in den Spuren des kümmerlichen, gequälten Lebens, das ſich in ihr äußert. Daher war es mir unmöglich zu irgend einer innerlichen Erhebung zu gelangen. Denn der abſolute Tod hat nichts Erhabenes. Hätte er es, ſo müßte auch die Vernichtung, müßte nie geboren zu ſein, denſelben Stempel tragen. Großartig iſt der Tod nur als ewiger Ueberwinder und Träger eines Lebens, das durch ihn zu Millionen Palingeneſien geführt wird. Hier iſt es weiter nichts, als daß ein Paar Sandkörner in die große Sandwüſte hinein rollen. — Ich wollte zu der Geſchichte meine Zuflucht nehmen. Welch ein Unterſchied auch da zwiſchen Meer und Wüſte! wie kreuzen ſich auf dem Meer Silberflotten und Kriegsgeſchwader, Armaden und Sklavenſchiffe, Flibuſtiere und unſterbliche Helden. Welch ein Gewimmel von großen Gedanken und Unternehmungen, großen Thaten und Unthaten, koloſſalen Spekulationen, abenteuerlichen Verſuchen und grandioſen Combinationen. Da iſt keine Leidenſchaft, böſe wie gute, die nicht den Menſchen auf's Meer hinaus getrieben hätte. Gold und Glück, Genuß und Herrſchaft, Liebe und Freiheit — Alles iſt ſchon jenſeits des Meeres geſucht, und Ehrgeiz, Ruhmdurſt, Forſchungsgeiſt, Menſchenliebe, Wiſſensdrang, Unruh, Elend und Sehnſucht, werfen ſich mit offnen Armen an die Wellen, um von ihnen zum erſehnten Tummelplatz der gebieteriſchen Neigung getragen zu werden. Von dem Allen — eine Spur in der Wüſte. Große Kriegsheere haben ſie durchzogen, ja, das iſt wahr. Cambyſes mit ſeinen Perſern, Alexander der Held ohne Gleichen, Zenobia, die ſtolze Frau, die ihr ganzes Geſchlecht rächte, indem ſie ihren Gemal nur dazu geſchaffen glaubte, wozu der Orientale das Weib geſchaffen glaubt: ohne andre Fähigkeit als die zur Fortpflanzung des Geſchlechtes; — allerdings, die und noch andre Eroberer ſind durch die Wüſte gezogen um ferne fremde Reiche zu beſiegen. Aber es waren meiſtens Zerſtörungszüge ohne Glück und ohne Heil. Alexander ſtarb in jungen Jahren; Napoleons Unternehmung ſcheiterte gänzlich; und nur dieſe Beiden hatten den weiten Blick, welcher in einer Eroberung etwas Anderes ſieht als ein tributpflichtiges Volk, und welcher eine tiefe Kluft zwiſchen ihnen und einem Eroberer wie Attila oder Tamerlan reißt. Dieſe hatten den Inſtinkt, jene das Genie der Eroberung. Mit meinem geſchichtlichen Intereſſe reichte ich nicht weit. — Die Sterne waren ſchön in dem weiten Horizont. Doch, wo wären ſie es nicht? und Morgen- und Abendroth, Sonnenaufgang, Alles was am Himmel geſchah, war wunderſchön und meine einzige Freude und Unterhaltung. Allein der Himmel iſt unabhängig von der Wüſte! An einem Morgen ſah ich etwas Hübſches: einen Nebelbogen, der röthlich grau und ſilbrig ſchimmernd wie ein getuſchter Regenbogen ausſah und den ganzen Horizont überwölbte. Eine phantaſtiſche Luftſpiegelung, dieſe Zauberei der Wüſte, iſt mir leider nicht erſchienen. Auch keine reißende Thiere. Nur einmal ſchlich ein dunkelbraunes, katzenhaftes um einen Hügel, und katzenähnliche Fußtapfen, nur viel größer, bemerkten wir bei unſern Morgenwanderungen; auch die niedliche Spur der Gazellenfüße, zart und beſtimmt wie Blumenblätter im feuchten Sande ausgedrückt. Ein Trupp von vier dieſer allerliebſten Thiere jagte einmal munter an uns vorüber. Das iſt ein Contraſt! die graziöſe Leichtigkeit von Formen und Bewegungen der Gazelle, und die abgemeſſene Steifheit des Kameels; jene iſt wirklich die Grazie des Thierreichs, und dieſes ein completter Spießbürger: trocken, langweilig, pedantiſch, maſchinenhaft pünktlich in ſeiner Pflichterfüllung.

Von El-Ariſch bis zur Waſſerſtation Catya braucht man faſt drei Tagemärſche. Da iſt die Wüſte zuerſt ſtärker, dann ſchwächer gehügelt und mit ſtachligem Geſtrüpp bewachſen, das zuweilen halb, zuweilen ganz verſandet iſt, und in letzterem Zuſtand wie ein immenſer Maulwurfshaufen ausſieht. Catya iſt ein Palmenwäldchen, das ſich ſchon einige Stunden vorher durch ein Paar Palmenbüſche ankündigt. Ein großer Brunnen und lange Tröge bezeichnen es als eine Oaſe für Karavanen und durchziehende Truppen. Zuweilen iſt da ein Dorf — wenn man ganz niedrige Mauern von Lehm und Kameeldünger, mit trockenen Palmzweigen gedeckt, ſo nennen will — jetzt war da keines, denn nach der Dattelernte wird die Abgabe von anderthalb bis zwei Piaſtern für jede fruchttragende Palme eingefordert, und da laufen die Bewohner in die tiefere Wüſte um ſie nicht zu entrichten. Doch waren Menſchen in der Nähe, denn ein Mann verkaufte Datteln an einen unſrer Kameeltreiber, und nachdem der ſich ſatt gegeſſen, gab er den Korb zurück, behauptend die Datteln taugten nichts und wollte nichts bezahlen. Dieſer Lärm! — — Hier zum erſten Mal wurden unſre Kameele getränkt. Es war am 26. November. Jenſeits Catya paſſirten wir am andern Morgen ein Sandgebirge, eine hohe Hügelkette, die ſich quer über unſern Weg legte, von blendendem Sand, ſo tief, daß die Kameele bis zum Knie verſanken und ſehr mühſelig aufwärts ſtiegen, und ſo nackt und blank wie ein kahler Schädel. In einigen tiefen Gründen am Fuß der Hügel, wo ſich zur Regenzeit einige Feuchtigkeit ſammeln mag, ſtanden Bouquets von Palmen, gegen den grellen Sand dunkel abſtechend wie Büſchel von ſchwarzen Federn. Jenſeits dieſes kleinen Gebirges lagerte ſich ein Palmenwäldchen, wo man eben mit der Dattelernte beſchäftigt war, und nun breitete ſich eine unabſehbare Ebene aus mit feſterem Boden und mit etwas ſtrauchartigerem Pflanzenwuchs, und von ganz deſolater Oede. Eine große Karavane von zahlreichen Kameelen und einigen Eſeln, Männer, Weiber und Kinder, Mohren, Alle buntfarbig gekleidet, reitend, gehend, in den Kameelſeſſeln hängend, die Thiere ſelbſt auf jede Weiſe und mit allem möglichen Geräth bepackt, z. B. eins mit drei Frauen, ſo daß die mittlere auf dem Höcker thronte: erheiterte in ihrer Art das graue monotone Bild, und glich einem bunten Schattenſpiel, das über die kahle Wand fortgleitet und ſie kahl zurückläßt. Am 28. November näherte ſich die triſte Ebene dem Meer, und die Landſchaft war ſo, daß wenn Jemand im Schlaf dahin verſetzt und bei ſeinem Erwachen gefragt würde, ob er ſich in der arabiſchen Wüſte oder in einer Ebene Schottlands oder am Kuriſchen Haff befände, er ſchwerlich die Wüſte nennen dürfte. Zur Rechten hatte das Meer bei früheren Ueberſchwemmungen Teiche gebildet, wie ſie im ſüdlichen Frankreich bei Cette und Narbonne ſehr häufig ſind. Dort gewinnt man Salz aus ihnen, und auch hier könnte man es; auf manchen Stellen des Weges lag Salz ganz weiß und klar. Jetzt war der Weg ſehr moraſtig, beſonders da, wo ein kleiner Meeresarm ſich tief ins Land hineinſchiebt. Eine Brücke führt hinüber, und Dämme haben früher die Waſſer eingefangen; alles ein Werk Ibrahim Paſcha's, um die Verbindung zwiſchen Syrien und Egypten zu erleichtern, das jetzt verfällt. Einige der Geſträuche blühten allerliebſt, unſern Erikas ähnlich, und eines mit männlichen und weiblichen Blüten an dem nämlichen Stengel, roſenfarben jene und dieſe weiß. Ich pflückte ein Paar Zweige und werde ſie an

Profeſſor Hornſchuch mitbringen, um mir von ihm ihren Namen nennen zu laſſen. Um Mittag ſah man am Horizont eine dunkle Linie. Als die Kameeltreiber ſie gewahrten, fingen ſie an vor Freuden zu tanzen, und ihre monotonen Geſänge noch lauter als ſonſt erſchallen zu laſſen. Jene Linie war der große Palmenwald von Salahyeh, hinter welchem ein Arm des Nils fließt, und wir waren nun in Unter-Egypten. Es dauerte aber noch faſt vier Stunden bis wir ihn erreichten. Einzelne Lehmhütten mit Zäunen von Palmblättern für Ziegen, Schaafe und Hühner, lagen am Saum des Waldes, der regelmäßig gepflanzt und mit Bewäſſerungsgraben durchfurcht iſt. Die Menſchen ſahen gar nicht elend aus, und hatten Milch, Datteln, Hühner zum Verkauf. Die Weiber trugen hier allgemein die Verſchleierung, welche ich ſeit Bamla bei Einzelnen bemerkt hatte, nämlich ein Stück Zeug, das einer Halbmaske mit Florbart ähnlicher als einem Schleier iſt. Blanke Häkchen halten es über der Naſe und unter den Schläfen feſt, und unter dem Kinn endigt es mit bunten Franzen oder kleinen blanken Zierrathen beſetzt. Augen und Stirn ſind frei. Der große dunkelblaue Schleier der hinterwärts herabfällt, dient mehr als Shawl, und die Ermel des ebenfalls dunkelblauen Kleides ſind ſo lang und weit, daß die Weiber, um die Hände frei zu haben, ſie ganz eigenthümlich halten, nämlich bis zu den Schultern emporgehoben. Die Gewohnheit, alle Laſten auf dem Kopf zu tragen, mag vielleicht dieſe Haltung der Arme hervorgerufen haben, theils um mit ihnen eine Art von Gleichgewicht des Körpers zu bezwecken, theils um die Hände immer zur Hülfe in der Nähe zu haben. — Am Morgen des 29. gingen wir vor Sonnenaufgang in den Wald, der durch ſeine Regelmäßigkeit mit dem ſchönſten Portikus zu vergleichen war: die Stämme der Palmen bildeten die Säulen und die Kronen das Gewölbe. Ein einſames Weib kniete in dieſen einſamen halbdunkeln Hallen und verrichtete das Morgengebet. Mir war wirklich zu Muth als träte ich durch dieſen Portikus in den uralten Weisheitstempel Egypten. Doch die Wüſte trat ſogleich wieder in ihre Rechte, und die Kameele mußten, was ſie höchſt ungern und unſicher thun, drei jener großen Teiche mit uns paſſiren, die nicht zu umgehen waren. Sie hatten drei bis vier Fuß Waſſer, ſo daß die Führer ſich faſt ganz entkleideten um durchzugehen. Darauf folgte ein feſter mit glänzenden Quarzen und bunten Kieſeln beſtreuter Kiesboden, der, ſich ſelbſt überlaſſen, kein Hälmchen trug, und aus dem doch der große ſchöne Palmenwald von Kerya emporwuchs, den wir gegen zwei Uhr erreichten. Volk aus benachbarten Dörſern war in ihm zuſammen gekommen und hielt Markt — hauptſächlich mit Datteln, Citronen, baumwollnem Garn, Brot und Eiern. Da ſah ich viele Weiber, und manche die außer ihren Körben auf dem Kopf noch ein Kind auf der Schulter reitend trugen, welches mit ſeinen Armen ihren Hals umklammerte. Hatten ſie ſonſt keine Laſt, ſo ſaß das Kind ihnen auf dem Nacken reitend und hielt den Kopf der Mutter umſchlungen. Der Mann ritt häufig ſehr gemächlich auf dem Eſel nebenher. Bei dem Dorf Abuhamed nahmen wir Nachtquartier, das von Moräſten und Ueberſchwemmungen umgeben war, und uns ein ſchrecklich ungeſunder Ort zu ſein ſchien, umſomehr als wir bei einem tüchtigen Regenguß anlangten. Der nächſte Morgen, der 30. November, war aber wunderhübſch! von hier an verändert das Land ſeinen Charakter, oder eigentlich der Menſch verändert ihn, denn ganz Egypten würde eine todte Wüſte ſein, wenn die Ueberſchwemmungen des Nils nicht durch Canäle, Dämme, Schleuſen, Gräben über den Boden verbreitet würden, auf dem die allmälig zurücktretenden Gewäſſer ihren befruchtenden Schlamm abſetzen oder deſſen Pflanzungen ſie ernähren. Wo kein Waſſer hindringt, nimmt die

Wüſte ungeſtört den Boden ein, und ſo kommt es, daß ſie unmittelbar, ohne Uebergang an ein Paradies ſtößt. Es war ein herrlicher Morgen, klar, ſonnig und warm. Wir gingen drei Stunden, von halb ſieben Uhr an, und zuerſt neben einem Baumwollenfeld in Blüte, deſſen Staude mir etwas Niegeſehenes war. Auf der andern Seite ſtanden Ueberſchwemmungswaſſer, flach und unbeweglich wie unſre Waldwaſſer, und Palmen, Nabekbäume und Sykomoren ſpiegelten ſich ſtill und klar in ihnen. Allerlei Gevögel flog um mich herum, der Wiedehopf ging am Ufer ſpazieren, der Kiebitz flatterte kreiſchend vor mir her, hübſche marmorweiße Waſſervögel ſaßen in Schaaren beiſammen; Tauben, röthlichbraun von Gefieder wie Carneol, wiegten ſich gurrend und lachend auf den langen Palmzweigen — Alle ſo zahm und furchtlos, und ſo fröhlich in ihren Tönen redend, wie bei uns die ewig geſcheuchten und gejagten Vögel gar nicht mehr den Muth haben. Menſchen gab es nicht. Dieſe ſtillbelebte kindliche Welt, die üppig und reich aus den Waſſern auftauchte und nur von den harmloſen Thieren bevölkert war, kam mir vor wie am Schöpfungsmorgen: ſo merkwürdig friedlich und unentwickelt. Ich ſtand zuweilen ſtill und ſah mich um; eine ſolche Kindlichkeit unſrer alten Erde kann man ſich unmöglich vorſtellen! wie über Nacht geboren und in der Wiege liegend. Ich ſage gar nicht, daß es wunderſchön war. Ein Kind in der Wiege iſt keinesweges ſchön, nur merkwürdig, weil es die erſte Stufe des Menſchenlebens iſt, und hier war die erſte des Naturlebens. Einen ſo eigenthümlich frappanten Eindruck macht ſelten der Eintritt in ein neues Land. Es finden Uebergänge ſtatt; die Formen, die Farben ſchmelzen allmälig in einander; man gewahrt noch das Alte, während das Neue einem ſchon entgegentritt. Aber Egypten wird alljährlich neu erzeugt von ſeinem Vater dem Nil, und hat keine Analogie mit irgend einem andern Lande, welches ich kenne. Doch bitte ich Dich, daß Du nicht den Wüſtencharacter aus den Augen läßt, liebe Mutter. Von Abuhamed bis Cairo ſind noch anderthalb Tagereiſen, und Du legſt ſie faſt ohne Unterbrechung ſo zurück, daß Du zur Linken die völlig todte, tagelange Ebene bis Suez haſt, und zur Rechten Palmenwälder, Waſſerflächen, Baumwollen- und Maisfelder abwechſelnd, und mit Sand- und Kiesſtrecken durchſchoſſen; — links die Wüſte, rechts ein Garten Gottes; — links ein grelles, hartes Gelb, rechts ein Grün funkelnd und glänzend wie Email; und dieſer ſchneidende Contraſt durch nichts bewirkt, als durch den kleinen Graben, der hier gezogen iſt und da aufhört. Zur Rechten war das Land an manchen Stellen noch ſo überſchwemmt, daß ganze Dörfer und Palmenhaine wie Inſeln darin lagen, ſo daß man einen ſchmalen Erdwall quer durchs Waſſer aufgeworfen hatte, auf dem die zahlreichen Schaaf- und Ziegenheerden Abends zu ihren Ställen gelangten. Die Dörfer, mögen ſie nun groß oder klein ſein, ſind immer in gleicher Weiſe gebaut, wie Salahyeh: Lehm iſt das Material der rohen Wände, und zuweilen ſind ſie ganz dachlos, zuweilen mit Palmenzweigen gedeckt. In den größeren finden ſich Moſcheen und Minarets, und bei Allen die traurigen, zerfallnen Gottesäcker der Muhamedaner, bei deren Gräbern manchmal einſame Weiber in ihren dunkelblauen Gewändern wie Schatten der Verſtorbenen ſitzen. Auf ganz öden Stellen erhebt ſich häufig ein kleines überkuppeltes Gebäude, Grabmal eines Santon oder eines heiligen Derwiſches, das zum Betort eingerichtet iſt und im Schatten eines Nabekbaumes oder einer Akazie liegt, damit der Betende zugleich Leib und Seele ausruhen könne. Findet ſich eine kleine Ciſterne daneben, ſo ſieht man auch ſtets Leute dabei gelagert. Erſt um halb ſechs Uhr, nach einem elfſtündigen Tagemarſch und nach Sonnenuntergang, erreichten wir Abuzabel, ein Dorf, in welchem Mehemed Ali Arzneiſchule und Militärhospital, die jetzt nach Cairo verſetzt ſind, in einem großen ſtattlichen Gebäude, von Gärten umringt, anlegen ließ. An der Gartenmauer, neben den Zelten der Wache, campirten wir zum letzten Mal für lange Zeit im Freien. Der heiße Duft der Akazien quoll aus dem Garten zu uns herüber, während vom Dorf der widerliche Rauch des bewußten Brennmaterials uns anwehte. Geſtern, am 1. December, war die ganze Karavane um halb ſieben Uhr marſchfertig, und ich ſehr entſchloſſen mich nicht wieder auf mein Kameel zu ſetzen. Schon in Salabyeh hatten wir Eſel verlangt, doch keine bekommen können. Jetzt gingen wir zu Fuß, vielleicht eine halbe Stunde, nach dem großen Dorf Kankah, um welches ſich weite Waſſerſpiegel und üppige Gärten ausbreiteten. Die Sonne ging auf und ihre tiefen Stralen beleuchteten von unten das ſchöne Laub der Bäume, und flimmerten goldig darin, wie kleine Lampen bei Illuminationen. Die Citronen- und Sykomorenbäume ſahen davon ganz verklärt aus, und die langen Schoten der herrlichen Lebbek-Akazie glänzten wie koloſſale Smaragdtropfen. Die Eſel fanden ſich auch — und erlöſt von meinem Spießbürger, ging es nun munter vorwärts, neben und unter Palmen, in ſolcher Maſſe und

Fülle, daß ich ganz beſchämt bin von denen in Gaza einiges Aufheben gemacht zu haben; — dann durch eine prächtige, faſt ganz zugewölbte Akazienallee, auf einem gemachten feſten Wege; — und plötzlich hört das Alles auf! man findet ſich mit einigem Schreck auf der alten, wohlbekannten wüſten Ebene wieder, die Gott weiß wie lang und wie breit iſt, wieder zur Rechten ihre einzelnen bebauten Stellen, und wieder zur Linken — nichts hat als eben auch den bekannten Höhenzug des arabiſchen Gebirges, welcher hier der Mokkatam heißt. Indeſſen war die Ebene nicht mehr menſchenwüſt. Die Dorfbewohner brachten Orangen und Citronen, Datteln und Bananen zur Stadt, und aus ihr kamen Reiſende, Geſchäfts- und Handelsleute, Kameel- und Eſelzüge, Soldaten die ihre Pferde einritten: — kurz, der ganze Verkehr, der eine große Stadt umkreiſt, gab ſich kund je näher wir kamen. Endlich auch Wagen! europäiſche Spazierfahrten — welch ein ungewohnter Anblick! in einer kleinen Droſchke Ibrahim Paſcha, in einem Coupé mit vier Pferden Abbas Paſcha. Läufer rennen voran — das iſt in Europa eine verſchollne Mode. Am Abhang des Mokkatam erhebt ſich die Citadelle, die Reſidenz der Herrſcher Egyptens; zu ihren Füßen liegt die große, große Stadt, wie ihr gehorſames Volk. Eine Menge zierlicher Minare's ſchießen klar aus dem unklaren Häuſergewühl empor, das mit Palmen und andern Bäumen umgeben und durchwachſen iſt. Mehr im Vorgrund präſentirt eine ganze Reihe von Windmühlen ihre disgraziöſe Form auf Sandhügeln erhoben, und einzelne große Grabmäler löſen ſich von der Maſſe der weitläuftigen Todtenfelder ab. Aber im Hintergrund, jenſeits der Stadt, erheben ſich ein Paar mächtige Gebilde — ſind's Hügel? ſie ſind zu regelmäßig; ſind es Gebäude? ſie ſind zu gigantiſch; — die Pyramiden von Gizeh ſind es. Sie dominiren und beherrſchen das Bild, und ziehen magnetiſch den Blick an. Mit Recht! wie die Gemälde der Urahnen in einem langen Ahnenſaal, beginnen ſie den Reigen der Entwickelung, den das Menſchengeſchlecht in jener Sphäre zu durchwandeln hat, wo die überſinnliche Idee ſich in ein ſinnliches Gewand hüllt um den bezweckten Eindruck zu machen, und welche wir die Kunſt nennen. Bei dieſen Schöpfungen haben Urkräfte thätig ſein müſſen, nicht bloß materielle, ſondern auch geiſtige. Nun, davon ſpäter! — — Wir ritten nicht zum Thor hinein, in welchem unſer Weg mündete, denn es war gegen Mittag, wo das Volksgewühl in den ſchmalen Straßen groß iſt, ſo daß die bepackten Kameele ſchwer durchkommen. Wir bogen rechts ab, und ritten an den Mauern fort, zwiſchen ungeheuern Schutthauſen, zwiſchen Gärten voll der herrlichſten Bäume, zwiſchen jungen Saatfeldern; vorüber an ein Paar Thoren, an Kaffeehäuſern fürs Volk, unter mächtigen Sykomoren aufgeſchlagen; endlich durch eine Vorſtadt, die von Soldaten und ihren Familien bewohnt ſein ſoll, wo die dörflichen Lehmkaſten wie Schwalbenneſter an der Stadtmauer kleben, und wo ein betäubendes Gewimmel von Weibern und Kindern uns umſchwirrte, wie es ſchien in Staub gebadet und mit Schmutz geſättigt — ein Anblick der ſich zum Eindruck des Ganzen verhielt, wie ein ekelhafter Fleck auf einem prachtvollen Kleide. Endlich ritten wir durch ein kleines enges Thor, und befanden uns auf dem immenſen Esbekyeh-Platz, der europäiſch promenadenartig mit Canälen, ſchattigen Alleen und weißen Häuſern umgeben iſt. Eins dieſer Häuſer iſt l'Hôtel d'Orient. — Ich war in Cairo und hatte den Wüſtenzug hinter mir.

XXXIX

Cairo, December 4, 1843

Ich weiß nicht, meine liebſte Emy, ob es Ihnen wol auch ſo geht, daß Stätten und Länder, die Sie nie geſehen haben, ſich Ihnen unter einem beſtimmten Bilde vor die Seele ſtellen. Mir geſchieht es oft. Der Nil hat ſich z. B. in meiner Phantaſie ganz mit der Iſis verwebt, und zwar nicht mit der mumienhaften ſchwarzen Geſtalt, der man in unſern egyptiſchen Muſeen dieſen Namen giebt, ſondern wiederum mit meinem Phantaſiebilde der Iſis, als einer herrlichen dunkeln Frau mit tiefen, ſchwarzen Augen, mehr Zauberin und Königin als Göttin, mit myſtiſchen Attributen, die zugleich auf Zauberſtab und Scepter deuten. Zu ihren Füßen floß der Nil — aus der unerforſchten Wüſte ins unergründliche Meer, ein unermüdlicher Segensſtrom, den die Völker ſeit Jahrtauſenden nur durch ſeine Wohlthaten kennen, und ſie hielt die Hand über ihm ausgeſtreckt. Man ſieht ja dergleichen innerlich. Nun war ich aber unſäglich erwartungsvoll wie der Nil in der Wirklichkeit ausſehen mögte, und ob mein altes Phantaſiebild auch künftig damit übereinſtimmen könnte. Ich habe auf dieſer Reiſe, und beſonders zuletzt über die Wüſte, gründliche Enttäuſchungen erfahren; aber der Nil hält mir Stich: die Iſis darf neben ihm ſtehen bleiben mit ihren mächtigen, ſchwarzen Augen! — Wir waren ſchon drei Tage im Nilthal gereiſt, hatten ſein Waſſer getrunken und geſehen, aber nur ſo wie es teichähnlich ſeit der Ueberſchwemmung auf dem Erdboden ſtand; ihn ſelbſt, den Fluß in ſeinem Bett, konnten wir nicht gewahr werden und Cairo ſelbſt liegt nicht unmittelbar daran. Um ihn zu ſehen muß man nach dem kleinen weſtlichen Hafenort Bulak oder nach dem ſüdlichen Alt-Cairo, das man auch Foſtat nennt. Am Tage meiner Ankunft mogte ich nichts ſehen, als liebe Briefe, und am andern Tage auch noch nichts. Hier wo ich Zeit habe, gönne ich ſie mir. Nur den Esbekyeh-Platz auf dem wir wohnen umgingen wir. Es wird noch an ihm gearbeitet, denn er iſt [illegible] großer Sumpf geweſen, der jetzt ganz ausgetrocknet, aber noch nicht vollſtändig mit Bäumen, Canälen und Wegen verſehen iſt. Vollendet, wird er mit den ſchönſten in Europa wetteifern können. Ihnen bedeutet das nichts. Ein ſchöner Promenadenplatz iſt etwas ſehr Angenehmes, gewiß! doch nichts Staunenswerthes. Liebe Emy, bei mir iſt Erſtaunen die vorherrſchende Empfindung: ein Türk pflanzt Bäume! ein Türk denkt an die Zukunft! Aber das iſt ja etwas Unerhörtes im Orient. Seit drei Monaten habe ich nichts geſehen als Ruinen und Verwahrloſung, wenn nicht das Bedürfniß gebieteriſch dieſe oder jene nothdürftige Pflege des Bodens befahl, und jetzt plötzlich nutzloſe Bäume in Fülle, wie auf einer ſpaniſchen Alameda — o, das iſt ausnehmend merkwürdig! Klima und Erdreich geben auch freilich Luſt zu pflanzen. Steckt man ein Reis in den Boden, begießt man es, ſo iſt es in ein Paar Jahren ein weitſchattender Baum. Alle Pflanzungen und Anlagen um Cairo ſind, wenige Palmen ausgenommen, von Mehemed Ali und Ibrahim Paſcha gemacht oder veranlaßt, alſo ſeit ungefähr dreißig Jahren entſtanden, und ſie prangen wie bei uns nach einigen Menſchenaltern. Wie das ſchön iſt, ſo eine mit friſchem Grün durchwebte große Stadt! — Geſtern endlich wollte ich denn doch über meinen Platz hinaus. Vor dem Gaſthof ſtehen immer eine Menge Eſel mit ihren Treibern auf den Wink der Fremden harrend, charmante Geſchöpfe, die ich wahrhaft mit Bedauern Eſel nenne. Dadurch daß man ihnen in ihrer Kindheit die Füße auf derſelben Seite zuſammenbindet, gewöhnt man ihnen einen Paßgang an, in dem ſie unglaublich behende und ſchnell laufen — die Führer nebenher, ohne zu keuchen, dermaßen ſind ſie eingeübt. Ich ließ meinen Sattel auflegen, und wir ritten nach Alt-Cairo zum Nil. Auf dem Wege hat Ibrahim Paſcha ein Palais, das aber nicht ſonderlich hübſch, ein langes weißes fenſterreiches Gebäude iſt. Die Pflanzungen aber bis zur Stadt, dies Gemiſch von Promenaden, Gemüſegärten, Palmenhainen, Saatfeldern, unabſehbaren Alleen, iſt wirklich ganz einzig. Alt-Cairo iſt die Mutterſtadt von Cairo. Wo der Feldherr des Chalifen Omar, wo Amru ſein Zelt aufſchlug, als er die Eroberung Egyptens machte, und wo eine niſtende Taube ſich als günſtige Vorbedeutung auf ſeine Zeltſtange ſetzte, die er ſtehen ließ um den kleinen Gaſt nicht zu ſtören, da gründete er eine Stadt und nannte ſie Foſtat — ſo heißt das Zelt auf arabiſch. Erſt drei Jahrhunderte ſpäter legten die Fatimitiſchen Chalifen das jetzige Cairo an, das auf arabiſch Cahira, die Siegreiche heißt. Jetzt iſt Foſtat arm und verlaſſen, aber den Fremden merkwürdig wegen der berühmten uralten Amru-Moſchee. Wir ritten bis zum Fluß und ſetzten über ſeinen einen Arm nach der Inſel Rouda, an deren ſüdlichſter Spitze der Nilometer ſich befindet, eine uralte Säule aus den Zeiten der egyptiſchen Könige, an der man das Steigen und Fallen des Waſſers beobachtet. Dieſe Inſel ſpaltet den Fluß in zwei Arme, aber breit und mächtig kommt er aus Süden; nicht ſchnell — er gefällt ſich in dem friſchen grünen Uferbett, das er ſelbſt ſich bereitet hat; nicht reißend — er hat keine zerſtörende Beſtimmung; aber ſo recht ein Bild ſtiller, ſtarker Ruhe voll unermeßlicher Schöpferkraft. Guirlanden und Sträuße von Palmen, eben ſo ſtill und majeſtätiſch wie er, ſchmücken ſeinen Lauf, und die Pyramiden blicken ernſt und hoch von der Grenze der lybiſchen Wüſte herüber. Es liegt eine Ruhe über dieſem Bilde ausgebreitet, wie ich ſie geträumt haben muß, wenn ich ehedem von der Ruhe des Orients ſprach, und wie ſie mir bisjetzt nirgends entgegen getreten iſt. Nicht das verſteinerte Jeruſalem, nicht die todte Wüſte ſind in dieſen goldnen Rahmen der Ruhe hinein geſchmolzen, ſondern in den farbloſen des Grabes, und das macht nur traurig, müde und gleichgültig. Hier iſt es lieblich ernſt, ſo recht wie es ſich ſchickt für das Land voll tiefſinniger Weisheit, aus deren Quell Solon, Pythagoras, Plato ſchöpften, und der man ſich näher wähnt, wenn man im Anſchauen dieſes geheimnißvollen Stromes und dieſer wunderbaren Pyramiden in die Tiefe der Zeiten hinabgleitet. Das iſt nun freilich ein Wahn, denn könnte man durch ſehen weiſe werden, ſo müßte ich es längſt ſein, denn ich habe viel geſehen, was von Weisheit erzählt. Wie man denn aber iſt: man denkt immer von Neuem, man könnte es doch allendlich erlernen, doch zuletzt erfaſſen was man ſein und wiſſen mögte; dieſe Doppelblüte iſt Weisheit, iſt wie Aug und Mund im Antlitz: ſind die ſchön, ſo vermißt man keine andre Schönheit. Auf dem andern Ende der Inſel Rouda hat Ibrahim Paſcha weitläuftige Gärten, die man hier engliſche und franzöſiſche nennt, weil jene große Raſenplätze, dieſe Hecken von Mirthen und Hybiskus haben. Die kennen wir in Europa beſſer! was unſerm Auge an ihnen gefällt ſind dieſe köſtlichen, fremdländiſchen Pflanzen, die man bei uns kaum in Treibhäuſern ſieht, und die im Freien gedeihen, ſogar der Kaffeebaum und die Vanille. Eine breite Terraſſe führt an dieſer nördlichen Spitze der Inſel bis zum Strom hinab, der ununterbrochen zwiſchen Gärten abwärts fließt aus deren friſchem Grün weiße Häuſer hervorſtechen, der aber wiederum von einer andern ziemlich großen Inſel geſpalten, und daher nicht mehr in der ganzen Majeſtät wie oberhalb Rouda iſt. Wie ein großer Blumenkorb ſchwimmt dies freundliche Eiland auf den breiten ſtillen Fluten in einer Atmoſphäre von Roſen-, Mirthen- und Akazienduft. Canäle ziehen ſich um die Raſenplätze, Waſſerbecken tauchen aus den Blumenpartien auf. Mehre Häuſer von Ibrahim Paſcha liegen in den anmuthigſten Umgebungen; eins wird vom griechiſchen Konſul bewohnt. Wenn nicht unfehlbar in jedem Frühling die Peſt ausbräche, und wenn man ihretwegen nicht die läſtige Quarantäne überſtehen müßte, ſo würde die haute volée der Reiſeluſtigen den Winter in Cairo ſtatt in Neapel zubringen können, und gewiß mit gleichem Genuß. Der Esbekyeh-Platz würde die Chiaja werden. — Wir verbrachten ein Paar Stunden auf Rouda. In den Gärten begleitete uns theilweiſe, doch nicht zudringlich, ein Gärtner, und gab mir einen prächtigen Roſenſtrauß vom röthlichen Weiß bis zum tiefſten Dunkelroth ſchattirt. Die Sonne ſank, und wir waren noch immer da! die Pyramiden ſahen auf dem Purpur des Abendhimmels unerhört großartig aus. Ich konnte mich nicht ſatt an ihnen ſehen. Zuletzt ſchwebte der Abendſtern über der einen, wie ein geheimnißvoller, unſterblicher Gedanke, der über allem menſchlichen Thun und Treiben ſteht, der allem menſchlichen Schaffen inwohnt, wenn dieſes auch zuweilen im Material oder im Ausdruck ihn nicht ganz richtig wiederzugeben vermag, der wie eine myſtiſche Flamme aus dem Schlußſtein eines großen Werkes auffährt, und der Durſt nach Unſterblichkeit heißt. Aller

Cheops! deinem Staube wollteſt du ein Grab erbauen, in welchem er ſicher ruhen mögte, bis nach Jahrtauſenden deine Seele ihre Peregrinationen vollendet hätte und, zur erſten abgeſtreiften Hülle wiederkehrend, ſie von Neuem ſich mit ihr bekleiden und ſie durchgeiſten könnte. Ach, dein Staub! wohin iſt der verweht? ausgewüſtet und leer ſind die Grabkammern. Der geldgierige Araber hat ſie nach Schätzen und Kleinodien durchwühlt, der Alterthumsforſcher ſie nach Haltpunkten und Aufſchlüſſen für ſeine Wiſſenſchaft durchſpäht, der Kunſtliebhaber ſie geplündert, der Fremdling ſie ſtaunend oder neugierig durchkrochen. Tauſende haben deinen Staub, den du unberührt erhalten wollteſt, mit Füßen getreten und ihn in alle vier Winde verſtreut. So gehts, wenn man das Sterbliche unſterblich machen mögte: es wird unendlich gedemüthigt. Aber ſei ganz ruhig! was aus deiner Seele geworden iſt, wirſt du jetzt wol beſſer wiſſen als ich, und ich würde mich wol freuen wenn du es mir ſagen könnteſt; — aber auch zu einer irdiſchen Unſterblichkeit biſt du gelangt, wenngleich ſie anders iſt, als du ſie träumteſt. Ein Glaube ſo mächtig wie der deine, der die Jahrtauſende überflog um die Zukunft an die Gegenwart zu knüpfen, trägt in ſich die Befähigung zu einem unvergänglichen Leben.

Darum biſt du mir ſo ehrwürdig! Wir Ephemeren denken nicht an kommende Jahrtauſende. Nur unſre Aſtronomen rechnen ſie auf ihren Tafeln für die ewigen Geſtirne aus. Wir werden müde unſers kleinen Lebens, ſtreuen wol gern ein Samenkörnchen — giebt Gott Gedeihen, wolan! wenn nicht, wird es einem andern beſtimmt ſein! — Aber für unſer Wirken, unſer Wollen und Thun an die künftigen Jahrtauſende zu denken, wie an den Rennplatz, auf dem wir mit verjüngten Kräften unſre Bahn von Neuem durchlaufen mögten — nein, dahin bringt es Keiner mehr. Wir haben für die Zukunft den Himmel, wie die Aſtronomen, nur einen unberechenbaren; — und der iſt uns ſehr bequem. Ob der Menſch, wenn er wüßte daß er nach Jahren wieder einen Lebensabſchnitt auf der Erde durchmachen müßte, ob er nicht anders lebte, als jetzt, wo er ſie verläßt, wenn er ſtirbt, wie der Bergmann einen verſchütteten Schacht, aus dem keine Schätze mehr zu holen ſind: das iſt doch die Frage. Wir ſchütteln uns vor Grauſen bei dem Gedanken. Was that der alte Cheops? er bereitete ſich ein Haus, aus welchem er mit Würde wieder in die Welt hineintreten könnte. Ach Gott! ein Herz mit ſolchem Schlag, eine Bruſt mit ſolchem Athem ſind von Hauſe aus unſterblich, und können ſich Pyramiden erdenken. Ich weiß ſehr gut, daß man ſie bei uns mit ſublimen Abſcheu betrachtet, als Monumente fluchwürdiger Tyrannei und unſinniger Eitelkeit. Theils verſteht man die Ideen nicht mehr, die im Alterthum herrſchten, theils mögte man auf daſſelbe die modernen anwenden, und die egyptiſchen Pharaonen zwiſchen eine Pairs- und eine Deputirtenkammer einklemmen, als ob dieſe im Stande wären dem Pharao einen Fortunatus-Seckel in die Hand zu geben. Die Sache iſt immer dieſelbe: von der Maſſe werden die Leiſtungen begehrt, welche an der Zeit ſind, jetzt Geld, ſonſt Hände, und ein Name knüpft ſich an das Monument, möge dieſes nun heißen Pyramide, oder arc de l'Etoile, oder Walhalla, und wenn auch wie auf den beiden letzteren, Hunderte von andern Namen darauf eingegraben ſtehen. Die Manier iſt freilich verſchieden, iſt heutzutag humaner, das gebe ich zu. — Endlich mußten wir denn doch heimkehren, wieder über den Nil ſetzen und durch die ſchönen breiten Alleen nach Cairo reiten. Maſſen von Eſeln begegneten uns, die vermuthlich in der Stadt ihr Tagewerk vollbracht hatten und nun nicht anders als im Galopp heim getrieben wurden. Reiter zogen deſſelben Weges wie wir; militäriſch ausſehende Männer zu Pferd; arabiſche Frauen in ihren Dominos von ſchwarzem

Taſft mit dem halbmaskenartigen Schleier unter den Augen auf Eſeln, und von ihren Dienern im Rücken unterſtützt, ſobald es ſchnell vorwärts ging; europäiſche Frauen, unabhängiger im engliſchen Sattel ſitzend; Franken, Türken, Araber, Reiſende, Alle bunt und munter durch einander auf den breiten feſten Wegen — gar nicht mehr ſo unbeweglich, gar nicht mehr an die Cafés geſchmiedet. Mit Cairo bin ich, wie mir ſcheint, in eine neue Phaſe des Orients getreten. —

XL.

Cairo, Decbr. 6., 1843.

Ach Clärchen, hier iſt es wunderhübſch! das Hauptvergnügen beſteht in Ausreiten. Da hat man grüne Bäume, feſte Wege, Gärten, Felder, außerdem noch die herrlichſten Sehenswürdigkeiten; aber jenes ſind Kurioſitäten, ſind Schwelgereien für Jemand der aus Conſtantinopel, Damaskus, Jeruſalem, von der Wüſte gar nicht zu reden! kommt. Eine Allee wie die von Cairo nach Schubra giebt es, ſo weit ich die Reſidenzen von Europa kenne, in keiner — über eine Stunde lang, ſo breit daß gewiß ſechs Wagen neben einander fahren könnten, Sykomoren rechts, Lebbek-Akazien links, deren Aeſte ſich oben faſt berühren und einen Laubengang bilden, und immer grün! Einen einzigen der unzähligen Schutthaufen, welche die Stadt nach allen Richtungen wie ein Wall umgeben, hat Mehemed Ali abtragen laſſen um damit den Weg zu erhöhen auf welchem er die Allee gepflanzt hat, und welcher nun vor Ueberſchwemmungen ſicher iſt. Zu beiden Seiten ziehen die üppigſten Felder ſich hin, Baumwolle, Zuckerrohr, alle Arten von Getreide, von Hülſenfrüchten. Andre Alleen durchſchneiden ſie, führen zu Gärten und Landhäuſern, die von großen Citronen- und Aprikoſenpflanzungen umringt ſind. Auf tieferen Stellen ſteht noch das ſegenſpendende Nilwaſſer, als wüßte es, daß der Landmann nicht alle Arbeit auf einmal machen kann, und daß verſchiedene Pflanzen zu verſchiedenen Jahreszeiten kultivirt ſein wollen. Auf anderen Stellen arbeitet ſchon wieder die Sakyeh, das große von einem Ochſenpaar getriebene Schöpfrad, welches das Waſſer zum Begießen der Gärten und Berieſeln der Felder aus den Canälen heraufſchafft, die der Nil alimentirt. Sträuche von wilden Roſen und Akazien umgeben die Sakyeh, die Ochſen und deren Treiber als Schirm gegen den Wind, und zuweilen giebt ihr auch noch ein Sykomoren- oder Maulbeer- oder Johannisbrotbaum ſeinen kühlen Schatten gegen die Sonne. Die ſieben Millionen Menſchen, welche in alten Zeiten an den „Fleiſchtöpfen Egyptens“ ſchwelgten, dürften noch heute kommen und ihr Genügen finden; aber ſeit vielen Jahrhunderten nehmen ſie ab. Brächte Mehemed Ali es dahin, daß die Bevölkerung ſtiege, ſo wäre ſein Platz zwiſchen den großen Männern kaum zweifelhaft; jetzt iſt er es freilich ſehr. Aber ich gönnte es ihm! Wenn nur die europäiſchen Mächte ihm geſtatten wollten ſich ſicher zu ſetzen, wer weiß ob es nicht von ſelbſt geſchehen würde! Schubra iſt ein Garten am Nil mit einem Landhaus, das er liebt. Etwas Anmuthigeres und Anſpruchloſeres als den Eingang in dieſen Garten kann man ſich ſchwerlich vorſtellen. Das Thor hat eine ganz unregelmäßige Geſtalt durch die Maſſe von Schlingpflanzen mit blauen Blüten bekommen, die es umranken, ſo daß man wie unter zwei Bäumen eintritt. Der Garten ſelbſt hat keine Aehnlichkeit mit denen von Ibrahim Paſcha auf Rouda: er iſt mehr orientaliſch, d. h. ein Fruchtgarten, aber ganz anders gehalten und gepflegt als die Wildniſſe von Damaskus. Feſte, mit Muſcheln und Steinchen parkettirte Wege, die regelmäßige Vierecke aller Arten von Orangen und Citronen umſchließen und mit niedrigen geſchornen Hecken von Mirthen eingefaßt ſind; ſchattige Bogengänge die bei Waſſerbecken auslaufen; hochgelegene Kiosks mit der Ausſicht auf den Nil, der wie mit einem wallenden Mantel von Silberſtoff durch die Gefilde zieht; das ſind die Hauptbeſtandtheile; — nicht zu vergeſſen die große Fontäne, die wirklich ſüperbe iſt. Ein länglichviereckiger Portikus von Marmorſäulen getragen umgiebt einen Waſſerſpiegel zu deſſen Fläche Marmorſtufen hinabführen und auf dem man im kleinen Nachen fahren kann. In ſeinen vier Ecken liegen waſſerſpeiende Marmorlöwen und aus der Mitte des Baſſins erhebt ſich ein Altan von Marmor auf Krokodilen, die auch Waſſer ſpeien. Vier Pavillons mit Gemächern ſind an die abgeſtumpften Ecken des Portikus gelehnt, ſo daß dieſes wahrhaft phantaſtiſche Gebäude halb Fontäne und halb Kiosk zu nennen iſt. Feenhaft muß es in den Nächten des Ramadan bei heller Erleuchtung ausſehen. Indeſſen ſuche ich die Stadt doch auch nicht zu verabſäumen. Wir beſuchten heute die Citadelle, die auf einem Vorſprung des Mokattam liegt. Der große Saladin, der glückliche Gegner von Richard Löwenherz und von Philipp Auguſt, kriegeriſch tapfer wie ſie und ritterlich edler, erbaute dieſe Feſtung gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Der Juſſufs-Brunnen verewigt noch ſeinen Namen. Es iſt ein tiefer Felſenſchacht bis zum Niveau des Nils in den

Berg gebohrt und wiederum durch deſſen Unerſchöpflichkeit alimentirt. Ein Pulvermagazin das vor zwanzig Jahren in die Luft flog hat von dem alten Saladiniſchen Palaſt nichts übrig gelaſſen als einige ſchöne zerbrochene Säulen. Alle Gebäude ſind neu, der Diwan, die Münze, eine Gewehrfabrik. Da Mehemed Ali in Oberegypten iſt, ſo zeigte man uns ſeine Zimmer in die wir durch einen kleinen Blumengarten gelangten. Das war mir das Auffallendſte an ihnen! ich hatte mir nicht vorgeſtellt, daß man durch Blumen zu ihm kommen könnte. Ferner waren mir die dreifachen Fenſter auffallend — in dieſem Lande! während man es in Norddeutſchland noch nicht allgemein zu doppelten gebracht hat. Und endlich, daß er ein hübſches Schlafzimmer mit einem ſüperben Bett reich drappirt mit ſchwerem großblumigen Seidenſtoff hat: das Bett eines ruhig angeſiedelten Menſchen. Mit ihrem Bett ſind die Orientalen immer wie auf der Wanderung. Darin ſpricht ſich ihre Nomadenabkunft aus. Heute hier, morgen dort, wurde das Zelt aufgeſchlagen, der Teppich ausgebreitet, die Matratze hingerollt, und die Lagerſtatt war fertig. So machen ſie es noch jezt in ihren Wohnungen. Das finde ich fürchterlich unbehaglich, und Cromwell fällt mir ſtets dabei ein, der jede Nacht in einem andern Zimmer ſchlief, damit die Mörder die er fürchtete ihn nicht finden mögten. Am Tage kann man ſich ja genug umher bewegen, aber Nachts muß das Haupt zur Ruhe friedlich auf derſelben Stelle gebettet werden. Das iſt nun einmal mein Geſchmack, und dies große, ſchwere Bett war es im höchſten Grade. Man kann ſich aber doch kaum vorſtellen, daß ſolch ein Mann darin ſehr zur Ruhe kommt. Er hat ein allzu ſorgen- und gedankenvolles Leben! es giebt wol Gedanken die voll und reich ſind und doch mit friedlichen Nächten Hand in Hand gehen, ja, aus ihnen geboren werden können. So ſind die ſeinen nicht. Seit fünf und dreißig Jahren muß er ſinnen ſich nach allen Seiten hin im ſchwierigen Gleichgewicht zu erhalten, und immer ſchwankt es. Am erſten März 1811 hat er hier oben die zu einem Feſt geladenen Mamlouken niedermetzeln laſſen. Auf einer Baſtion zeigt man noch die Stelle, von welcher Einer zu Pferd in die Stadt hinunter ſetzte; dem ſchenkte er das durch ein halbes Wunder gerettete Leben. Es iſt für unſereins ſchwer zu begreifen, daß ſich mit ſolchen Erinnerungen überhaupt noch ſchlafen läßt. Jetzt wird oben eine große Moſchee gebaut, die, was das Material betrifft, in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen hat: die innern Wände werden von oben bis unten mit dem wundervollen fleiſchfarbenen weißgefleckten Alabaſter bekleidet, den man in Italien orientaliſchen nennt und der in Oberegypten gebrochen wird. Ein Paar ſolcher Säulen ſind der Stolz der Villa Albani in Rom; hier wird der weite innere Portikus von ſolchen Säulen getragen und die Fontäne der Abwaſchungen in der Mitte des Hofes iſt ein wunderliches Gebäude ganz und gar von dieſem Material, das an manchen Stellen transparent wie Wachs iſt — wirklich unvergleichlich ſchön. Was nun die Formen betrifft, ſo ſind ſie es minder; die Säulen kamen mir vor wie koloſſale Leuchter. Aber die ewigen Nachahmungen eines fremden Styls zu ſehen, wie bei uns, iſt auch nicht ſehr erfreulich. Hier wagen die Leute ſich noch mit ihrem bischen Erfindung ans Tageslicht. Bei uns haben ſie gar den Muth nicht mehr. Die Kritik! was wird die Kritik ſagen! ſprechen ſie bedenklich. Bah! ſage ſie was ſie wolle; was kümmert das Euch? Die Kritik trägt der Production ja nur die Schleppe nach. Wer ſchaffen kann, der ſchaffe doch in Gottes Namen ſorglos. Fallen Broſamen zum Beſten der Kritik ab, nun, ſo zehre ſie daran. Die Kritik will auch leben. Das iſt mein Prinzip! damit behält man immer den Kopf hoch und das Herz noch höher. Jetzt kommt man bei uns gar nicht heraus aus den Verſchmelzungen der griechiſchen Style, welche ſich den Anforderungen unſrer Bedürfniſſe grade ſo demüthig fügen müſſen, wie unſre Baumeiſter es der Kritik thun. Hier haben die Leute nichts geſehen, keinen gebildeten Geſchmack, beim Alten wollen ſie nicht bleiben, Egypten iſt das orientaliſche Land der Neuerungen, darum thut ihre Phantaſie Fehlgriffe; allein Erfindungsluſt haben ſie, und die gefällt mir immer wenn ſie jung iſt. — Von jener Baſtion überſieht man vortrefflich die Stadt und die weite Ebene in der ſie liegt. Dieſe Lage iſt ungemein frappant, im Oſten die Wüſte in der vollen Bedeutung des Wortes bis Suez, im Weſten das Nilthal, und jenſeits deſſelben die lybiſche Wüſte gegen welche die arabiſche ſich verhält wie der Zwerg zum Rieſen. In dieſe beiden unabſehlichen, mit dem Horizont verſchmelzenden grellgelben Sandflächen iſt das Nilbett eingeklemmt: der Fluß in der Mitte und zu beiden Seiten grüne Ufer, ein jedes vielleicht eine Meile breit. Egypten, nämlich das cultivirte, bewohnte, der Civiliſation fähige Egypten, beſchränkt ſich auf die grünen Streifen, auf das Flußgebiet des Nil. Denke Dir den ſeltſamen Effect, wenn die Cultur der Rheinländer ſo begrenzt wäre, daß hinter Mainz zur Linken und hinter Frankfurt zur Rechten die Wüſte läge. So iſt es. Hörte durch irgend eine ungeheure Kataſtrophe im Innern von Afrika der Nil auf zu fließen, ſo würde Egypten aufhören. Die arabiſche und die lybiſche Wüſte würden allmälig zuſammenrücken und die Vegetation mit Sand beſchütten und erdrücken. Woher die große Regelmäßigkeit im Steigen und Fallen des Nilwaſſers komme, hat noch Niemand ergründet. Die ungeheuern und anhaltenden Regen, welche zwiſchen den Wendekreiſen vom Sommerſolſtitium bis zum Herbſtequinorium fallen; bewirken das Schwellen des Stromes — ſo heißt es: aber es ſcheint mir keine genügende Erklärung, weil der Prozeß der Ueberſchwemmung mit einer Gleichförmigkeit und Ruhe von ſtatten geht, welche ihm ſonſt nirgends eigen iſt. Es wälzen ſich nicht plötzlich rollende Fluten über das Land, ſondern von Ende Junius bis Ende September, ungefähr, ſteigt und ſteigt der Nil, ganz langſam, ganz allmälig, zuweilen mehr oder minder bemerklich, doch nie tumultuariſch. Die egyptiſchen Aſtrologen helfen ſich zu einer Erklärung dieſes Naturwunders durch ein anderes. Bis auf die Minute rechnen ſie um die Mitte des Junius die Leylet en Nuktah aus, die Nacht des Tropfens, wo ein mit befruchtenden Kräften ausgeſtatteter Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, und dadurch das Schwellen der Gewäſſer bewirkt. Dies iſt eine Feſtnacht für ganz

Egypten, das an ſie ſeine Hoffnungen für die Ernten des kommenden Jahres knüpft. Allgemeine Gebete werden um dieſe Zeit angeſtellt für eine reichliche Schwelle des Waſſers; eine große religiöſe Ceremonie findet zu demſelben Zweck ſtatt, an welcher alle Bewohner Egyptens ohne Unterſchied der Religion Theil nehmen — natürlich erſt ſeit Mehemed Ali's Zeit — Araber, Türken, Griechen, Kopten, weil ihnen allen der göttliche Segen zu gut kommt. Wird das Schwellen bemerklich, ſo beginnt das Volk Freudenfeſte, die beſonders in Oberegypten nach uraltem Gebrauch ſehr wild ſein ſollen. Gegen Ende Auguſt iſt das Waſſer bei Cairo ſo hoch geſtiegen, daß die Schleuſe des großen Canals durchſtochen werden kann, welcher bei Foſtat vom Nil ausläuft, durch Cairo geht, und mit ſeinen verſchiedenen Ramifikationen den öſtlichen Theil Unteregyptens überſchwemmt — wie ich das zwiſchen Salahyeh und Abuzabel gefunden habe. Dieſer Moment wird mit der größten Feierlichkeit begangen, Feuerwerke, Fanfaren, geſchmückte Barken, Freudenſchüſſe und Geſänge, militäriſcher Pomp — nichts fehlt! vor Allem nicht — die Nilbraut, ein Lehmgebilde als Emblem des Menſchenopfers, welches nach einer unverbürgten Sage der Nil in alten Zeiten empfangen haben ſoll. Bis Anfang Oktober ſteigen in der Regel die Waſſer, dann ſtehen ſie, und werden vorſichtig von einem Punkt zum andern geleitet, ſo lange Vorrath vorhanden, wenn der erſte genugſam getränkt worden iſt. Nach und nach verſchwinden ſie wieder und im April und Mai herrſcht ſchon von Neuem Dürre. Sieh ſo regelmäßig geht dieſe wunderbare Ueberſchwemmung alljährlich von ſtatten, ſo ſyſtematiſch muß ſie benutzt werden, und ſolch eine künſtliche Canaliſirung bringt wie Blutgefäße Leben in den todten Körper Egyptens. Der Nil iſt die große Pulsader. Es iſt prächtig ſo einen großen Strom zu ſehen, wie er ein Symbol wolthätiger Gottheiten nie anders als durch Segen ſich verkündet. In alten Zeiten, wo alle höheren Ideen und Kräfte perſonifizirt und dem Menſchen ſinnlich vors Auge geſtellt wurden, iſt es ſehr natürlich daß der Nilgott einen Ehrenplatz eingenommen hat. Nach der unermeßlichen lybiſchen Wüſte verirrt mein Blick ſich nicht. Sie iſt von Gott und Menſchen verlaſſen — was ſoll ich mit ihr anfangen? Aus ihr kommt alljährlich einmal ein ungeheurer Menſchenſtrom: die Karavane der frommen Pilger, welche aus dem nordweſtlichen Afrika nach Mekka wallfahrtet, zwiſchen 3 und 4000 Kameele ſtark. Sie vereinigt ſich hier mit den Pilgern welche aus Rumeli und Anateli herüber kommen, und ſtrömt dann in zwei Armen weiter: der eine geht ganz zu Lande über Suez, der andre geht nach Koſſeir und über das rothe Meer. Damaskus iſt der Punkt des Zuſammenfluſſes für die Mekkapilger des weſtlichen Aſiens. Als wir dort waren zeigte man uns das Landhaus in welchem ein Prinz aus der perſiſchen Königsfamilie die Verſammlung der Pilgerkaravane erwarte um ſich ihr anzuſchließen. Zum Courban Bairam, welcher ſiebzig Tage nach dem kleinen Bairam eintritt, müſſen die Pilger in Mekka ſein. Es iſt ein hohes religiöſes Feſt. Doch nicht alle Pilger erreichen das Ziel. Von den Armen und Schwachen kommen Manche um. Fühlen ſie ihr Ende nahen, ſo hüllen ſie ſich in ihr Leichentuch, das Jeder zu dieſem Behuf mitnimmt, legen ſich nieder mit dem Geſicht nach Mekka und ſterben gelaſſen. Der Wüſtenſand begräbt geſchwind was Geier, Schakals und Raben von ihnen übrig laſſen. Die Heimkehr der Karavane erregt in Cairo ſtets eben ſo große Theilnahme als ihr Auszug, der mit Pomp geſchieht, weil ihr Kern der Machmil iſt, das alljährliche Geſchenk, welches der Vizekönig nach Mekka ſendet, ein koſtbarer Kaſten mit einer Decke für die Kaaba, unter der zwei Abſchriften des Koran liegen. Die Decke des vorigen Jahres wird immer zurück gebracht, und ihre

Fetzen ſind wunderthätig. In Conſtantinopel wo Daſſelbe ſtatt findet, ſah ich in Sultan Mahmuds Grabmal eine ſolche Decke aus grünem Seidenſtoff mit Gold durchwebt. Obgleich jeder Muhamedaner zur Wallfahrt nach Mekka verpflichtet iſt, ſo dispenſiren ſich doch ſehr viele davon, oder laſſen ſie durch einen Stellvertreter machen, den ſie bezahlen, was für voll gilt; daher werden die rückkehrenden Hadjis (Pilger) ſehr geehrt, und ſtehen ihr Lebenlang in Achtung, ſo daß man ſich ihrem Gebet empfiehlt. — Blicke ich nach Süden, ſo ſehe ich eine ganze Reihe von Pyramiden, zunächſt die von Gizeh, die großen, die herrlichen! in der ſcharfen Mittagsbeleuchtung weiß wie Marmor, dann die von Sakara, von Abuſir, die einzigen Gebäude deren Linien aus der Landſchaft in den Horizont emporſteigen. Sonſt ſind alle Linien horizontal und flach: das lybiſche Gebirg ein Strich, lang, gleichmäßig, kaum gewellt; das arabiſche etwas mehr, vielleicht weil man es näher ſieht, aber auch ohne alle ſcharfe Formen. Ueber der Stadt ſelbſt ſieht man zu hoch als daß ihre zahlreichen und wunderhübſchen Minares Effect machen könnten; ſonſt ſind ſie, von der Ebene geſehen, ganz reizend und alle verſchieden, mit Knäufen, Kugeln, Kronen, Spitzen und Gallerien von einer Mannigfaltigkeit und Elegance, daß ſie mich immer an Kandelaber von Silber- oder Broncearbeit erinnern. In Conſtantinopel war eins wie das andre, ſchneeweiß, äußerſt ſchlank, von einer bis zu drei Gallerien umgeben. In Damaskus waren ſie verſchieden, aber ein einziges hatte etwas architektoniſchen Schmuck und war ſtreifig mit weißen und ſchwarzen Steinen bekleidet; die übrigen waren plump und niedrig. In Jeruſalem müſſen ſie wol ganz unbedeutend ſein, denn kein einziges taucht in meiner Erinnerung mit beſtimmter Geſtalt auf. Hier iſt es eine Fülle der allergraziöſeſten Formen. Faſt am Ende jeder mäandriſchen Wendung der Straßen, welche in dieſer Art Alles übertreffen, was ich bisher geſehen, ſchießt ſo eine elegante Säule empor, wie aus gelblichem Elfenbein geſchnitzt, und manchmal mit abwechſelnd weiß und rothen Steinſtreifen bekleidet. Ueberhaupt — Cairo und nur Cairo iſt in meinen Augen die ächt orientaliſche Stadt, mit ihren Formen und Anlagen an die Bilder aus Tauſend und einer Nacht erinnernd, und mit ihrer Architektur ganz geboren vom arabiſchen Genius. Ihre Moſcheen, ihre Grabmäler, ihre Fontänen, ja Clärchen, das ſind die ächten Geſchwiſter der Alhambra! Conſtantinopel, auf dieſen Hügeln, an dieſen Waſſern, in dieſer Lage auf der Grenze von Europa und Aſien, frappirt unerhört die Phantaſie und iſt im Ganzen ſo unglaublich blendend, daß man die Disharmonie der einzelnen Theile nicht bemerkt, und überhaupt von dieſer reizendſten aller Theaterdekorationen keine Einheit, keine Originalität begehrt, weil ſie ihre volle maleriſche Wirkung auf uns geübt hat. Damaskus iſt ein Fruchtgarten, in deſſen Mitte ſich ein Volk ländlich und einfach in ſchlechten Lehmhütten angeſiedelt hat. Wie bisweilen in Wäldern, im Stamm einer alten knorrigen Eiche ein freundliches Heiligenbild hängt, oder wie die Griechen in den plump geſchnitzten Statuen ihrer Waldgötter kleine Bilder der Grazien verbargen: ſo verhält ſich das Aeußere jener Lehmkaſten zu ihrem Innern, und Letzteres überraſcht doppelt, hilft aber der Stadt ſelbſt weder zu einem Character von Originalität noch von maleriſcher Wirkung. Sogar ihr berühmteſtes Gebäude, die Moſchee der Omajaden, muß der Originalität wol entbehren, da ſie urſprünglich eine chriſtliche Kirche war. Cairo aber iſt die ächte Chalifenſtadt, die Erbin von Damaskus und Bagdad, die Stadt al-Mameuns und Saladins, arabiſch-ſarazeniſch bis ins Herz hinein, daher originel wenn je eine es war, und maleriſch in ihren einzelnen Theilen und von einzelnen Punkten, wie eine ſo große Stadt, die in einer völligen

Ebene liegt, es nur ſein kann. Die Straßen ſind ſchmal und krumm, aber doch viel bequemer wie in jenen beiden Städten für den Fußgänger, weil ſie nicht den abſcheulichen Rinnſtein in der Mitte haben und weil ſie überhaupt gar nicht gepflaſtert ſind. Der Boden iſt feſt, die acht bis zehn Regentage des Jahres verderben ihn nicht: ſo iſt er einem ſchlechten Steinpflaſter bei Weitem vorzuziehen. Die kleinen Eſel würden in einem ſolchen ſtecken bleiben, während ſie jetzt einen ganz ſichern Tritt haben. Es ſoll 20,000 Eſel in Cairo geben. Gewiß iſts, daß wenigſtens ein Drittel der Menſchen reitet, die man auf der Straße ſieht. Das verbreitet eine große Munterkeit, aber manchmal ein ſchreckliches Gedränge, wenn Kameele, Pferde, Eſel, mit Treibern, Seis und Reitern in die wogenden Fußgänger von beiden Seiten der Straße hineinbringen. Es hat aber Jedermann die erforderliche Uebung um ſich glücklich heraus zu wickeln. Gehts nicht anders, ſo reitet man mit ſeinem Eſel in die erſte beſte Hausthür hinein, die hier wie in Damaskus zuerſt in einen ſchmalen finſtern Gang und dann erſt durch einen zweiten in den innern Hofraum führt. Neben der Thür ſind keine Fenſter; das erſte Stockwerk ſpringt etwas vor, die übrigen nicht, denn manche Häuſer haben zwei auch drei

Etagen, ſind aber ſelten breiter als zwei Fenſter. Dieſe ſind mächtig groß, dicht, zum Theil äußerſt zierlich vergittert mit gedrechſelten und verſchränkten Holzſtäben, die aber nicht auf dem Fenſter aufliegen, ſondern aus demſelben herausgebaut ſind, etwa wie bei uns ein Blumenfenſter, ſo daß man hinter dieſem Gitter die Straße hinauf und hinab ſehen kann. Zuweilen hat es in der Mitte noch ein beſonderes Guckfenſterchen. An gewöhnlichen Häuſern iſt es nur von gekreuzten Palmenſtäben; an eleganten bildet es die zierlichſten Geflechte mit allerlei Zeichnungen. Ein Mittelding von Jalouſie, Gitter und Balkon heißt es Muſcharabieh. Die Thürpfoſten und Geſimſe ſind zuweilen mit ſauberen Arabesken von Steinmetzarbeit, auch von Stuk bekleidet, und wer Letzteres nicht haben kann und doch eine kleine Verzierung wünſcht, läßt ſie in Streifen, roth und weiß, anſtreichen. So ſind auch manche große Gebäude, Moſcheen, Okels, wie man hier die Kaufhäuſer nennt. Die Bazars ſind höher, geräumiger und anſehnlicher, als irgend welche, und ſind auch immer für einzelne Gegenſtände beſtimmt. Die Cafés ſind eben ſo zahlreich wie in Conſtantinopel und wo möglich noch einfacher. Auf dem Esbekyeh-Platz ſind mehre unter freiem Himmel, ein kleiner Heerd, ein Tiſch für die Nargilehs, ganz niedrige Schemel von Palmſtäben die wie Vogelbauer ausſehen, darüber die ſchattigen Aeſte einer Lebbek-Akazie: das iſt das Kaffeehaus — wo man ſich aber vortrefflich unterhält, denn den ganzen Tag ſitzen da Geſchichtenerzähler und Taſchenſpieler von einem höchſt aufmerkſamen Auditorium umringt. Auf dem Roumeyleh-Platz am Fuß der Citadelle ſahen wir heute auch mehre dichte Gruppen, die ſich ſchauluſtig um Poſſenreißer und Tauſendkünſtler drängten. In Cairo macht es mir wahrhaft Vergnügen in der Stadt zu circuliren, weil ich mich nicht durchzukämpfen brauche und überall etwas Hübſches ſehe, die Bauart der Häuſer, die eleganten Minares, die allerniedlichſten Brunnenhäuſer, halbzirkelförmig an eine Mauer gelehnt mit feinem Gitterwerk zwiſchen ſchöner Steinarbeit, hie und da eine Palme, ein Orangenbaum im Hof der Moſcheen, der Privathäuſer, auch Gärten deren Grün über die Mauern blickt und die den Reichen und Vornehmen gehören; — von dem Menſchengewühl in den beſuchten Straßen gar nicht zu reden, das die Ohren dröhnen und die Augen flimmern macht, und doch ſo weſentlich zur Umgebung gehört, daß einem die unbeſuchten und einſamen Straßen lange ſo gut nicht gefallen. Und iſt man der bunten Bilder müde, ſo reitet man hinaus nach

Foſtat, nach Boulak, nach Schubra, und hat da die Fülle tropiſcher Vegetation — und den Nil.

XLI

Cairo, Decbr. 9., 1843.

Liebe Herzens-Mutter, ich habe Dir aus Conſtantinopel ſo ausführlich über Manches geſchrieben, was ſämmtliche orientaliſche Städte mit einander gemein haben, und vollends zwei Reſidenzen! — daß Cafés, Bazars, Sclavenmarkt, Bäder, ſingende und tanzende Derwiſche Dir lauter bekannte Dinge ſind; auch das Leben auf den Straßen, die Verkäufer von Eßwaaren, die ſie brüllend feil bieten, die Gelaſſenheit womit der Kaufmann in ſeiner kleinen Bude hockt, die vermummten Frauen. Mir wenigſtens fällt das nicht mehr auf, und da ich daran gewöhnt bin, werde ich auch wol ſchon davon erzählt haben. Nur ſcheint mir, daß es hier muntrer hergehe, als in Conſtantinopel, weil der Araber leichteres Blut hat, als der Türk, geſprächiger und beweglicher iſt; und Araber ſind hier das herrſchende Volk, das ſich in Egypten auf zwei Millionen belaufen ſoll. Die alten Egypter, die von den Arabern im ſiebenten Jahrhundert unterjocht wurden, die Kopten wie man ſie jetzt nennt, ſind ſehr zuſammengeſchmolzen; man giebt ihre Zahl nur noch auf **150,000** an; ſie ſind geblieben was ſie damals waren: Chriſten von der Jakobitiſchen Secte, Monophyſiten. Die Türken endlich, welche zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts wiederum die Araber in Syrien und Egypten unterwarfen und jetzt die Herrſcher ſind, haben ſich mit dem eigentlichen Volk wenig vermiſcht; ſie haſſen die Araber und verachten die Kopten, die Ungläubigen; ſie bekleiden Stellen und Würden, ſind Männer im Amt und belaufen ſich nur auf **10** bis **12000**. Mehemed Ali ſelbſt iſt ein Türk gebürtig aus Cavalla in Rumeli. Die Araber geben alſo den Volkston an und der kommt mir eben bedeutend heller geſtimmt vor. Sonſt iſt das Leben des Orientalen und Muhamedaners in ſo beſtimmte Formen, in ein ſo unwandelbares Herkommen abgeſchloſſen, auf der einen Seite vom Koran, auf der andern von der Tradition der Väterſitte begrenzt und von ihnen ſich nährend, daß die Verſchiedenheiten nicht groß ſein können, ausgenommen dann, wenn wie ein wilder Schößling, ein andres Prinzip und Band das Fundament einer andern Vergeſellſchaftung geworden iſt, wie bei den Beduinen, die den Arabern der Städte und

Dörfer ſo wenig gleichen, wie vermuthlich die nomadiſirenden Turkmanen in Kleinaſien den Türken ähnlich ſein mögen. In den großen muhamedaniſchen Städten des Orients iſt das Leben bis auf die Modifikationen durch den Volkscharacter, wol ſehr gleichförmig. Da iſt mir denn Conſtantinopel am unbeweglichſten vorgekommen, ſo recht als habe es das volle Genügen der Beſchränktheit, das keine Mängel ahnt und daher auch nichts thut um ihnen abzuhelfen; Damaskus am arbeitſamſten, fleißig und thätig; Cairo am munterſten, geſchickt, intelligent. Cairo erinnert mich an einen Andaluſier, Damaskus an einen Catalanen. Aber ſo fröhlich wie in Andaluſien geht es hier bei Weitem nicht her. Morgenländiſche Ruhe, morgenländiſche Despotie und morgenländiſche Abſonderung der Frauen machen das unmöglich, und nur vergleichsweiſe darf man von Munterkeit ſprechen. — Ich erinnere mich Dir einen großen Brief über die Moſcheen in Conſtantinopel geſchrieben zu haben, aber da kann ich Dir nicht helfen! von den hieſigen Moſcheen muß ich ein Wörtchen ſagen. Seit vorgeſtern verbringe ich meine Tage in ihnen. Hier iſt das möglich, denn einige ſind Ruinen, andre werden nicht zum eigentlichen Gottesdienſt gebraucht, ſind mehr Kapellen oder Betorte, und noch andre öffnen ſich ohne Umſtände dem Franken, der nicht mit dem Abſcheu betrachtet wird, wie auf andern Stätten des Islams. Indeſſen blieb, vermuthlich der Franken wegen, die größte und bedeutendſte Moſchee, El-Azhar, uns verſchloſſen. Sie iſt eine der wichtigſten für den Islam. Als im eilften Jahrhundert das Chalifat der Abaſſiden in Bagdad vor den Seldſchuken ſtürzte, ging ein Theil ihrer weltlichen Herrſchaft auf Letztere über; allein die religiöſe Bedeutung des Chalifen als Beherrſcher der Gläubigen, die ſich ſeit Muhamed auf ſie vererbt hatte, kam nun auf die Sultane von Egypten, deren Dynaſtie von der Fatima, Muhameds Tochter, abſtammte und die Mekka und Medina ſamt dem ganzen Arabien beherrſchten. Seitdem hat Cairo die religiöſe Bedeutſamkeit, welche früher Bagdad und noch früher Damaskus als Reſidenz des Beherrſchers der Gläubigen hatten, und die ganze arabiſche Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftliche Bildung zog ſich hieher, da ſie aufs engſte mit der religiöſen Bildung verwebt iſt. Zu der Moſchee El-Azhar, die eine der älteſten iſt, wurde alſo von dem Sultan Aziz-Billah eine Hochſchule geſtiftet, wo Theologie und Rechtswiſſenſchaft von den berühmteſten Männern gelehrt wurden. Sie dauert noch immer fort, erklärt den Koran, lehrt das weltliche Recht, das wiederum den Koran zum Fundament hat, erklärt die Traditionen, die ſich an den Koran knüpfen, und genießt als eine Schule der Rechtgläubigkeit großes Anſehen bei den Muhamedanern, die ſie als einen reinen Quell für die Wiſſensdurſtigen des Islam betrachten. Einzelne Quartiere ſind mit ihr verbunden in denen die fremden Schüler aus Syrien, Perſien, Arabien, aus dem weſtlichen Afrika und aus der Türkei nationenweiſe beiſammen wohnen und unter Inſpektoren ſtehen, die Nazir heißen und von dem Scheikh abhängen. Der Titel bedeutet Oberhaupt, und der Obere einer Beduinen-Tribus bekommt ihn, wie der eines elenden Dorfes, wie der Vorſteher einer Derwiſch-Congregation oder einer geiſtlichen Stiftung. — Es würde mir wol Vergnügen gemacht haben dieſe Hochſchule der muhamedaniſchen Theologie, gleichſam die Sorbonne von Cairo zu beſuchen; doch der Kawaſſ fürchtete daß die zahlreichen Schüler ein Aergerniß an der europäiſchen Frau in ihren geweihten Hallen nehmen mögten, da der Scheikh in deſſen Schutz wir uns begeben ſollten, nicht aufzufinden war. In architektoniſcher Hinſicht wird der Verluſt nicht groß ſein, da ſie ganz im Styl der älteſten Moſcheen Amru und Talún gebaut iſt. Jene iſt die erſte in Egypten geweſen, und von dem Eroberer im Jahr

653 in Foſtat erbaut. Sie iſt verfallen, aber vollkommen genügend um als Typus der Form erkannt zu werden, welche der Islam wählte um ſie dem Dienſt ſeines Gottes, des einigen, geiſtigen, ewigen Gottes zu widmen. Ich ſchrieb Dir aus Conſtantinopel, wenn ich nicht irre, daß die dortigen einen Ausdruck von Ruhe, Feſtigkeit und Einfachheit hätten, welche ich im Einklang mit den Dogmen des Islams fände, ſchlicht bis zur Trockenheit — nicht wahr? Es iſt dort dieſelbe Anlage, derſelbe Grundgedanke wie hier, aber modifizirt durch die Rückſicht auf das Klima, und verderbt durch den ungeheuern Einfluß, den die majeſtätiſche Aja Sofia unwiderſtehlich über alle ſpäteren Baumeiſter üben mußte — verderbt, weil er etwas Fremdes und Nichteigenthümliches einwebte. Hier ſind alle Moſcheen oben offen. Die Kuppel ſoll wol ein Emblem der Himmelswölbung ſein; dennoch macht es einen ganz andern Eindruck, wenn man ihn ſelbſt, den alten ewigen, mit ſeinen flüchtigen Wolken, mit der Sonne und allen Geſtirnen über ſich gewahrt und unmittelbar vom reinſten Licht umſtralt wird. Dies Licht macht die Bruſt ſo leicht, ſtimmt den Geiſt ſo hell, daß man ſich nicht in mangelhafter Trockenheit, ſondern im friſcheſten Element fühlt. Die viereckige Form iſt die unwandelbar herrſchende;

der innere Ausbau iſt verſchieden. Bei der Amru-Moſchee iſt er ſo: ein viereckiger Platz von einem Portikus umgeben, welcher an der Eingangsſeite eine Säulenreihe, zur Rechten und Linken drei, und gegenüber ſechs Reihen hat. In der Hinterwand jenſeits der ſechſten Säulenreihe, befindet ſich die Niſche des Mihrab grade in der Mitte, und die Kanzeln oder Balkons für den Scheikh der am Freitag predigt, und für den Imam, der an den übrigen Wochentagen die üblichen Gebete rezitirt. Dieſer Theil des Gebäudes hat die Richtung nach Mekka, und Matten und Teppiche bedecken den Fußboden. In der Mitte des Hofes liegt der Brunnen der Abwaſchungen, deſſen Kuppel acht Säulen tragen. Von der ſpäteren Grazie der Ausſchmückung iſt hier noch keine Spur, aber dieſe langen, lichten, von 238 Marmorſäulen getragenen Hallen, machen einen wahrhaft edlen Eindruck. Man begreift daß grade ſo die glühenden Anhänger einer Religion bauen mußten, denen der myſtiſche Dienſt der Heiligen und Bilder ein Greuel war, die keine Opfer zu bringen, keine Myſterien zu vollziehen hatten, und die ſich in dem jugendlich vollen Purismus einer neuen geiſtigen Lehre, welche ſich klar wie ein Rechenexempel ausſprach, durchaus begnügt fühlten. Für Phantaſie und Gefühl iſt hier nichts!

aber auch gar nichts! dennoch kann ich nicht ſagen, daß ich jene Dürre empfunden hätte, wie in Conſtantinopel zwiſchen den großen kahlen Mauern der Moſcheen. Nein! aber ich dachte: o Himmel, hier müſſen Geiſter ihren Gottesdienſt halten und keine Menſchen. Der Menſch will noch etwas Anderes, will Symbole, will Bilder, will Geheimniſſe, will Begränzung — und nicht blos dieſe unendliche Klarheit, die beinah wie eine winterliche Sternennacht meiner nordiſchen Heimat wirkt: erhaben, daß man ſchauert. — Die Säulen der Moſchee ſind von weißlichem und hellgrauen Marmor und nicht arabiſch ſondern römiſch oder gar aus den Zeiten der Ptolemäer, und Amru entnahm ſie der Stadt Babylon, welche die Römiſchen Kaiſer am Abhang des Mokkatam ungefähr auf der Stätte von Foſtat und Cairo gegründet hatten, nachdem Octavian Egypten erobert. — Die Talún-Moſchee iſt etwa 200 Jahr ſpäter und ganz in demſelben ernſten Styl gebaut, in noch größeren Verhältniſſen, mit einfachen Säulen von Stein, beinah finſter in ihrer Größe, obgleich ſich hier ſchon leichte Ornamente von Stuk am Fries finden. — Aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts iſt die vom Sultan Barkauk. — (Findeſt Du nicht all dieſe Namen von wahrhaſt barbariſchem Mißklang, liebe Mutter?) —

Das iſt nun ein ganz reizendes Gebäude! weniger groß und impoſant, doch immer edel, und ausgeſtattet mit der vollen Anmuth der arabiſchen Phantaſie. Ueber zwei ſeiner äußern Ecken hat der Portikus Kuppeln, welche Grabgemächer des Erbauers und ſeiner Familie überwölben; ſie liegen in dem nach Mekka gerichteten Haupttheil der Moſchee. Ueber den beiden andern Ecken erheben ſich zwei Minares aus Stein nicht gebaut, nicht gehauen — das klingt ja viel zu plump! ſondern geſchnitzt. Die beiden Kuppeln ſind auch von außen mit Arabesken, die in den Stein geſchnitten ſind, wie mit einem Netz überzogen.

Dies war eine Art des innern Ausbaues. Die zweite iſt gedrängter, denn ſtatt des Portikus umgeben vier große Niſchen den innern Hof, von welchen die der Eingangsniſche gegenüberliegende wiederum zum eigentlichen Gebet beſtimmt iſt. Du kannſt Dir vorſtellen, daß, wenn man nicht aufs Genaueſte die richtigen Proportionen trift, dieſe Anordnung ſehr leicht Mißverhältniſſe erzeugt — wie das bei dem ihr ähnelnden in griechiſcher Kreuzform gebauten Kirchen auch leicht geſchieht. Und obgleich die Haſſan-Moſchee aus dem 14. Jahrhundert für eine der ſchönſten gilt, ſo können mich ihre großen Proportionen doch nicht mit der innern Disharmonie ausſöhnen. Ich finde ſie mehr geſpreizt als grandios. Aber es giebt andre in dieſer Art, wo man weniger nach Größe geſtrebt und dafür mehr Harmonie erlangt hat, El-Aſcheraff, El-Ghury, Kaia-Bey; die ſind ſo ſchön, daß ſie ſchwerlich von irgend einem Monument arabiſcher Architektur übertroffen werden können. Ich wenigſtens kenne keines. Sie haben die lieblichen grazienhaften Verhältniſſe der Alhambra, die Fülle der Ornamente vom köſtlichſten Material wie Aſſad-Paſchas Haus in Damaskus, und dazu, was jenen beiden fehlt, die Vollendung der äuſſern Geſtalt. Jene ſind wie Paradiesvögel im Käfig von Weidenſtäben; dieſe ſind Kolibris im goldnen Gebauer. Von der äußern Kugel des Minares bis inwendig zum Fußboden iſt Alles vollendet! dort iſt jenes Steinſchnitzwerk, deſſen ich vorhin erwähnte zu bewundern, hier iſt es der unerſchöpflich reiche Geſchmack, der die Marmorwände, Niſchen, Grabmäler, die erzenen Thüren, die kleinen Fenſter an den oberen Wänden, die Fußboden, wie mit Blumen bedeckt hat. Da ſind hundertfarbige Arabesken aus erbſengroßen, glänzend polirten bunten Steinchen, die wie Bänder über den weißen Marmor herabfallen und ihm geſchickt inkruſtirt ſind; da giebt es Einlegungen von Perlenmutter und Silberfäden;

dort buntflimmernde Glasſcheiben; hier Platten von Porphyr und gelbem Marmor. Ach, eine ſolche Moſchee abzubrechen, und wie eine Palme nach Europa in ein Glashaus zu verſetzen — das wäre eine Wonne! denn hier verkommen ſie, gehen unter wie in einem ſchlecht gehaltenen Forſt Bäume erſticken. Cairo hat ungefähr drittehalb hunderttauſend Einwohner und vierhundert Moſcheen! die Mittel zur Erhaltung fehlen. Wenn die Erbauer keinen Fond hinterlaſſen woraus ſie beſtritten werden ſollen, ſo gehen ſie unter. Ein europäiſches Departement der öffentlichen Bauten — guter Gott! dergleichen ahnt man im Orient nicht und vollends hier, wo die Mamluken in dreihundertjähriger Anarchie unter türkiſcher Oberherrſchaft gehauſt haben. Jezt iſt das freilich anders; die öffentlichen Bauten ſind ſehr wichtig, aber der Vizekönig baut Canäle, und thut Recht daran. So kommt es, daß die Meiſterwerke einer Architectur, die man bei uns wirklich nur ſehr unvollkommen aus Zeichnungen kennt, und die mit ihrer unerſchöpflichen Phantaſie vielleicht ein befruchtendes Samenkörnchen bei uns ausſtreuen könnte — daß ſie von der Zeit und der gleichgültigen Menſchenhand zerbröckelt, den ſpäteren Geſchlechtern nichts zeigen werden, als völlige Ruinen. Weil ſie wol ſchwerlich zu retten ſind, ſieht man ſie mit doppeltem Intereſſe an, wie einen jungen ſchönen Menſchen von dem man weiß, daß er bald ſterben muß.

XLII

Cairo, Decbr. 11., 1843.

In den erſten Tagen, liebe Mutter, wollte ich gar keine andre Exkurſionen machen als weſtlich von der Stadt um meinen Blick nach Herzensluſt in den grünen Auen und in der Fülle und Pracht der Vegetation zu baden. Die Wüſte im Oſten der Stadt zog mich durchaus nicht an. Ich war gründlich wüſtenmüde. Aber ich wußte freilich nicht, daß bei dieſer zauberiſchen Stadt die Wüſte anders beſchaffen und voll Wunder ſei. Cairo iſt wirklich die Stadt der Wunder! da iſt der Nil: myſteriös wie unter dem Schleier der Iſis, erfüllt er ſeine Beſtimmung; da ſind die Pyramiden, mit denen andre Titanen den Himmel ſtürmen wollten, Rieſenerzeugniſſe eines Rieſengeſchlechtes. Da ſind eben in dieſer öſtlichen Wüſte die Gräber der Chalifen um welche Djinnen walten und weben. Da iſt weiter hinauf der ausgebrannte Krater Djebbel Achmar; und noch weiter, in dem längſt verſiegten und verſandeten Bette eines Stromes, der verſteinerte Wald — ungeheure Erzeugniſſe losgebundener Naturkräfte, die vielleicht als böſe Geiſter dem guten Geiſt des Nils entgegenwirkten. — Aus welchem öſtlichen Thore Du die Stadt verlaſſen mögeſt, biſt Du in der Wüſte, im todten unfruchtbaren Sande, die ſich an dem Mokkatam bricht um jenſeits deſſelben mit verſtärkter Kraft ſich zu lagern. In der Ebene, welche ſie zwiſchen ſeinem Fuß und den Mauern der Stadt bildet, liegt in der ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden die Nekropolis, die Stadt der Todten. Ungeheure Schutthaufen, welche ein Jahrtauſend abgelagert hat, ziehen ſich wie Wälle zwiſchen ihren verſchiedenen Abtheilungen hin. Auf ihnen liegen die traurigen Windmühlen. Die Gräber ſind theils ſchlichte weiße Steine, von denen ein aufgerichteter zu Häupten und einer zu Füßen eines Liegenden ſtehen; theils viereckige überkuppelte Gebäude; meiſtens nach Gutdünken in die freie Wüſte hineingeſtreut, zuweilen aber auch viele von einer gemeinſchaftlichen Mauer umſchloſſen, nach Art unſerer Gottesäcker. So ſind die der Mamluken-Beys, in deren Nachbarſchaft ſich das große Familienbegräbniß des Vicekönigs befindet — ein abſcheuliches Gebäude, geſchmacklos durch und durch, die einzelnen Denkmale von weißem

Marmor mit bunten Blumen und Arabesken grob bemalt. Die meiſten Gräber haben das Schickſal der Moſcheen: ſie werden nicht unterhalten. Familien und Geſchlechter ſterben aus, verarmen; dann bleiben ſie ſich ſelbſt überlaſſen, und armes Volk findet es höchſt bequem ein ſolches in ein Wohnhaus zu verwandeln, das viereckig wie ſeine gewohnte Hütte, aber höher und mit einem ſtattlichen Kuppeldach verſehen iſt. Manchmal reißen ſie auch die Steine ab um die Hütten geſelliger, näher bei einander zu erbauen. Da wohnen ſie in Schaaren, Männer und Weiber ſpinnen Baumwolle, und daß es ihnen ſo gar übel nicht geht, ſchließe ich aus den Heerden von Kindern, die ſie umlagern. Dieſe Kinder ſind nun allerdings affrös, dickbäuchig, großköpfig, kahlgeſchoren bis auf den Haarſchopf, der oben auf dem Kopf beibehalten wird, ſtarrend von Schmutz. Aber erwachſen ſehen ſie gar nicht übel aus — beſonders die Frauen, die man im niedrigen Volk nicht ſelten unverſchleiert ſieht. Die Naſe iſt klein und breit, die Lippen ſind ſtark, es iſt der Typus den wir an egyptiſchen Bildwerken finden, und den die Vermiſchung mit arabiſchem Blut nicht aufgehoben hat; aber ſüperbe Zähne, intelligente Augen, ſchlanke Geſtalt und ungemein leichte grade Haltung, machen ſie unendlich viel hübſcher als bei uns in Norddeutſchland die Weiber des Volkes ſind. Sie gehen immer barfuß, tragen nur ein dunkelblaues Kleid über weiten Beinkleidern, und einen langen fliegenden Schleier von blau und weiß gewürfeltem Baumwollenzeug, die Waſſerflaſchen und Körbe auf dem Kopf, das kleine Kind auf der Schulter, und die Hände eigenthümlich und nicht ungraziös erhoben, um ſie frei zu haben von dem wehenden Schleier und den ſehr langen und weiten Ermeln. Sie ſind bei Weitem weniger vermummt als die Türkinnen und die Araberinnen in Syrien; aber die Frauen der höheren Stände ſind es in einer merkwürdigen Weiſe. Ich hielt zuerſt den Anzug worin ſie auf der Straße gehen und reiten für eine Art von Chauve-souris-Capot der Maskenbälle; aber es iſt eine Art von weitem Hemd, das Sableh, und von immenſem Schleier, der Habbarah heißt, Beides von ſtarkem ſchwarzen Tafft. Reiten ſie und bläht der Wind Letzteren auf, ſo ſehen ſie ganz wie unförmliche Packete aus. Auch ſie halten, gehend wie reitend, ſtets die Hände zu den Schultern gehoben, wahrſcheinlich um den Habbarah zu unterſtützen, damit der ihnen nicht auch noch vors Geſicht hänge, das ſchon den weißen oder ſchwarzen Halbſchleier unter den Augen trägt. Mit einem Gefolge von Dienerinnen, welche auf dem breiten Sattel die Kinder vor ſich halten, ſieht man die vornehmen Frauen viel ausreiten, und höchſt auffallend iſt mir dabei der Seis, der ſeinen Arm beſtändig als Rückenlehne um den Leib der Reiterin legt. Aber das iſt Sitte, während es eine ungeheure Unſitte wäre, wenn Jemand eine Dame grüßte, ja nur durch eine Miene zu verſtehen gäbe daß er ſie erkenne, und wenn es ſeine Schweſter wäre. Frauen die nicht zur unterſten Claſſe gehören, tragen den ſchwarzen Habbarah aber ohne Sableh, und gelbe Saffianſtiefel. Solche ſieht man aber nicht in jener Gräberſtadt. Ein Quartier derſelben zeichnet ſich vor den übrigen aus; es iſt das der „Gräber der Chalifen“. Dieſe ſind im größten und ſchönſten Styl, mit Moſcheen und ehemaligen Schulgebäuden verbunden. Wie ſie da liegen, ſo ganz flach und kahl, ſo überaus phantaſtiſch in ihren Formen, daß ſie immer von Neuem das Auge frappiren und immer mehr intereſſiren, kommt mir das geſamte Bild wie ein Schachbrett vor, auf dem die Figuren durcheinander gewürfelt ſtehen, und zwar die allereleganteſten, aus Bernſtein, Elfenbein und Perlenmutter gedrechſelt. Die drei letzten Moſcheen, die ich in meinem vorigen Brief Dir nannte, ſo wie die des Sultan Barkauk liegen hier. Der Schachkönig dieſes kunſtvollen Schachſpiels iſt das Minare von Kaid-Bey, aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und wie die ganze Moſchee ein Kleinod der Architektur, obwol mir ſcheint nicht mehr des reinen Sarazenenſtyls. Es herrſchten damals Sultane der Cirkaſſiſchen Dynaſtie, und vielleicht hat das tiefere Aſien, hat Perſien hier einigen Einfluß gehabt, wie er auch in Damaskus unverkennbar iſt. Von Außen iſt ſie ganz und gar mit Streifen von rothen und weißen Steinen bekleidet. Die Gebäude die früher zu ihren wolthätigen und gelehrten Stiftungen gehörten, bilden förmlich eine Straße und ſind dicht bewohnt und natürlich verwohnt durch eine Menge armen Volkes. Anderes hat ſeine Lehmhütten oben auf dem Portikus der Barkauk-Moſchee errichtet. Eine andere, eben ſo ſchöne, iſt Pulvermagazin, daher wurden wir ſtreng aus ihrer Nähe fortgewieſen. Die übrigen werden denn doch einigermaßen unter Schloß und Riegel gehalten, ſonſt würde man nächſtens den Mihrab von Marmormoſaik in einen Heerd verwandelt ſehen. Die Zuſammenſtellungen die man hier machen kann, ſind eigener Art. Da drüben, jenſeits der Stadt und des Fluſſes, ragen andere Gräber, die Pyramiden, von der Wüſtengrenze herüber. Die Erbauer haben ſie für Niemand gebaut als für ſich allein, für ihren Staub. Es ſind Monumente der ſchroffſten Perſönlichkeit, des individuellſten Bewußtſeins, und dadurch voll gebieteriſcher Macht, wie es immer die Schöpfungen ſind, die auf ſolchem Boden reiſen. Dieſe Macht bleibt ihnen noch jezt: ſie ſind ganz unzerſtörbar. Hingegen dieſe Moſcheen, in denen die Gräber der Erbauer nur einen ganz unbedeutenden Theil einnehmen, die durchaus mit dem Gedanken an Andre, mit Rückſicht für Andre gegründet, in denen alle Intereſſen wahrgenommen ſind, welche ein Fürſt ſeinem Volk gegenüber empfinden ſoll, vorſorgende Theilnahme an deſſen geiſtigem und leiblichem Wol durch die verſchiedenſten Inſtitute ausgedrückt ward: ſie ſind ruinirt nach wenig Jahrhunderten und ihre frommen und wolthätigen Stiftungen lange vor ihnen — blos ſo durch den Umſchwung der Zeitläufe. Sieht das nicht wie eine ſehr ungerechte Weltregierung aus? und denkt man nicht ganz unwillkürlich: nur die rückſichtsloſe Kraft gilt etwas auf Erden und macht groß! — — Nicht alle Chalifen haben ihre letzte Ruheſtatt ſo herrlich bezeichnet. Mehre begnügten ſich mit den Grabmälern, wo ein viereckiges Gebäude das eigentliche Grab umſchließt und eine Kuppel es bedeckt. Auch dieſe ſind von Quaderſtein und die Kuppeln in einer Weiſe bearbeitet, die mich lebhaft an die Alhambra erinnerte. Was aber dort Stuc und an den innern Wänden der Gemächer war, iſt hier Arbeit des Steinmetzen und außerhalb. So iſt z. B. über die eine ein Netzwerk gemacht und in jede Maſche des Netzes iſt eine Kugel eingelegt, glänzend himmelblau wie der ſchönſte Türkis — vermuthlich glaſirter Thon. Ueber eine andre — ſtelle Dir ſo einen Schleier von ausgeſchlagenem Papier vor, wie man ihn zuweilen über Lampen hängt um ihr Licht zu dämpfen: eine ſolche Zeichnung umſpinnt eine andre Kuppel und an ihrem untern Rande, wo ſie auf dem Unterbau ruht, läuft wie die Arabeske in einem Fries ein Koranſpruch hin, deſſen krauſe, glänzend dunkelblaue Charactere angenehm mit der ſanften gelbgrauen Färbung des Bauſteins übereinſtimmen und ſich doch ſehr entſchieden von ihm abheben. Es iſt einzig niedlich, und ſo recht paſſend für das Grab eines Bekenners des Islams, deſſen Seele ins Paradies zu den ſchwarzaugigen Houris kommt. Was nun die Moſcheen in dieſer Nekropolis betrifft, ſo iſt der Character von ernſter Würde und Klarheit, der die alten des Amru und Talûn bezeichnet, aus ihnen verſchwunden und durch Myſtik erſetzt, und am meiſten in den letzten. Jede Religion hat ihre Epoche des unerſchütterten Glaubens; da macht dieſer die Eſſenz des Lebens aus.

Die Menſchheit iſt deshalb nicht vollkommner, im Gegentheil! die Leidenſchaften ſind faſt immer ſtürmiſcher, weil die Kraft konzentrirter iſt und man fehlt und ſündigt brauſend in dieſer Richtung. Aber man tröſtet ſich mit ſeinem Glauben, mit dem unbedingten Feſthalten an dem Gegebenen, und fühlt ſich durchaus ruhig. Dann iſt der Ausdruck des religiöſen Gefühls immer ſtark, und die Stärke iſt aufrichtig; und ſo entſtehen die Monumente in denen es ſich am vollkommenſten ausdrücken kann, die Tempel der Religionen, am reinſten zu jener Epoche. Die alten wilden Araber, die mit dem Schwert über die Welt herfielen um ſie zum Glauben zu bekehren, waren ſchwerlich geiſtig und ſittlich entwickelter als ihre Ururenkel, aber ſie waren ſtärker im Glauben und das prägte ihrem Thun eine gewiſſe Großartigkeit auf. Später, wenn die unvermeidlichen Entwickelungen eintreten, wenn der Gedanke das Gefühl ergründen, der Verſtand es lenken, die Wiſſenſchaft es aufklären will, wenn aus dieſem Conflikt Zweifel erwachſen und inzwiſchen die ganze Sphäre des Lebens auch ihre Auswickelungen — ſo ſage ich lieber als Entwickelungen — gehabt hat, ſo daß der Menſch gebildeter, feiner, humaner, vielſeitig abgeſchliffen geworden iſt, dann iſt es vorbei mit jenem inſtinktmäßigen Glauben, der allein ganz aufrichtig iſt. Der räſonnirte tritt an ſeine Stelle, und man weiß wol, daß mit dem Räſonnement immer etwas Sophiſtik d. h. etwas Unwahrheit verknüpft iſt. Das will man denn doch nicht eingeſtehen, man exaltirt, man fanatiſirt ſich, man ſchmückt ſein religiöſes Gefühl aufs Beſte heraus und — die Lüge iſt fertig. Nenne ſie Täuſchung, wenn Du mild ſein willſt! es mag auch richtiger ſein, weil meiſtens das Bewußtſein darüber fehlt. Aber es iſt nicht mehr die einfache duftende Blüte, ſondern eine künſtlich gezogene, die zu einer farben- und blätterreichen Blume geworden iſt, jedoch all ihren Duft verloren hat; oder gar eine gemachte Blume in die man künſtliche Eſſenzen gießt, damit ſie ſo gewiß ſüßlich fromm dufte. Wir haben es ſo weit gebracht; der Islam noch nicht. Allein ſolche ſchöne tauſendblättrige Blumen ohne Arom, hat er auch ſchon erzeugt, und einige von ihnen ſind jene Moſcheen. Sie ſind nicht mehr geiſtig erhoben, ſondern ſinnlich verzückt, der ſchlichte Glaube iſt in ſchwärmeriſche Myſtik übergegangen, wenn ich ſo ſagen darf um den weichen Schmelz ihrer Lieblichkeit auszudrücken. Und auch das iſt ein Triumph ihrer Kunſt, denn von Allem was einer chriſtlichen Kirche zu gleichem Zweck zu Gebot ſteht, Gemälde, Heiligenbilder, glänzender Altarſchmuck, Muſik, Weihrauch, Blumen — hat ſie nichts! ſie muß den Stein geſchmeidig machen, und ſie thut es.

Liebe Mutter, wenn ich einmal in ſchönen Gebäuden ſitze, ſo dauert es eine gute Weile ehe ich wieder herauskomme. Jeder der von ſeinen Reiſen erzählt, hat ein Steckenpferd worauf er ſich mit beſondrem Vergnügen tummelt; das meine iſt die Architectur. Ich liebe es nun einmal: vielleicht zu ſehr. Bedenke aber daß dasjenige was Dir ein Superlativ erſcheint mir nur grade genügend vorkommt um mich für vierzehn Wüſtentage zu entſchädigen: denn hätte ich nicht eine kleine Paſſion für ſolche Dinge, ſo würde ich wol fein ruhig daheim bleiben und mir auf bequemere Weiſe die Zeit vertreiben. Nun muß ich doch die Befriedigung haben nach Herzensluſt von ihnen plaudern zu dürfen. Jezt werde ich es nicht mehr thun, nämlich von der arabiſchen nicht mehr. Ich nehme aus dem Orient, zu dem die Erinnerungen aus Spanien kommen, einen vollſtändigen Eindruck des Kreislaufes mit in welchem ſie ſich abgeſchloſſen hat. Hier erreichte ſie ihren Gipfelpunkt. — Ich wollte heute ganz etwas Andres ſchreiben. Nun iſt es zu ſpät. —

XLIII

Cairo, Decbr 13., 1843

Geſtern, Fratello, war ich auf der Pyramide des Cheops. Wenn das keine intereſſante Partie iſt, ſo weiß ich es nicht! Sie hat ſich ſo lange verzögert des Wetters wegen, das ungünſtig nämlich ſehr windig war. In der Nacht vom achten zum neunten hat es geregnet und bis Nachmittags blieb der Himmel trübe; ſonſt habe ich ihn nur ſonnig geſehen. Aber der Nordweſt, der uns ſchon ſeit El-Ariſch verfolgt, weht ununterbrochen bald ſtark und bald ſchwach, und daher iſt es Morgens und Abends ziemlich kühl, im Zimmer mehr als im Freien, ſo daß ich die wattirte Mantille die mir drinnen grade recht iſt, draußen zuweilen läſtig finde. Darauf beſchränkt ſich mein Winteranzug und der Strohhut kommt mir nicht vom Kopf. Vor meiner Ankunft, Ende November hat es einige Tage heftig geregnet, und die Häuſer ſind hier ſo gar nicht darauf eingerichtet, daß die Perſonen, welche im Hotel zwei Treppen hoch wohnen, mit Regenſchirmen in ihren Zimmern geſeſſen haben — ſo ſtark hat es durch das flache Dach durchgetröpfelt. Von Kaminen oder Braſeros wie in Italien und Conſtantinopel iſt hier nie die Rede. Die Sonne muß den Dienſt thun. Vorgeſtern Abend hatte ſich der Wind gänzlich gelegt, als wir von Abbas-Paſchas Campagne in der Nähe von Schubra zurückkamen, deren Eingang uns übrigens nicht geſtattet ward: da beſchloſſen wir auf geſtern die Exkurſion zu den Pyramiden, und das Wetter war auch ſo ſchön und windſtill wie man es nur wünſchen kann, wenn man 428 Pariſer Fuß über dem Erdboden auf dem Gipfel der Cheops-Pyramide ſteht. Du darfſt ihn Dir aber nicht wie die Spitze eines Kirchthurms vorſtellen, und als müſſe man etwa auf einem Fuß ſtehend da oben balanciren. Ueber dieſe Partie, ihre Beſchwerden und Gefährlichkeiten, ſprechen auch die Meiſten im Hyperbelſtyl! — Der franzöſiſche Baron, der zu Waſſer gereist und erſt acht Tage nach uns angekommen iſt, hat gar nicht gewagt ſie mit ſeiner Frau zu beſteigen. Die andern franzöſiſchen Herrn ſprachen in ſo unbeſtimmten Ausdrücken, daß ich auf den Verdacht kam, ſie mögten wol auch nicht bis zur Spitze geklimmt ſein. Andre Herrn verſicherten noch nach acht Tagen die Courbatüren gefühlt zu haben. Glaube mir, es iſt nicht ſo arg! — Wir ritten vor ſieben Uhr fort. Es war ſchneidend kalt bevor die Sonne uns zur Linken über die kahlen Höhen des Mokkatam emporſtieg.

Bei Foſtat oberhalb der Inſel Rouda ſetzten wir über den Nil nach dem Dorf Gizeh, und ritten nun zwei Stunden kreuz und quer der Ueberſchwemmung wegen auf ſchmalen Dämmen, bald neben Waſſerflächen, bald neben Feldern von Rübſamen und Bohnen in voller Blüte, bald neben weiten Strecken, die mauerhoch mit Maisſtroh bedeckt waren, bald unter Palmen, bald neben Dörfern die ſo verſumpft waren, daß nur Fröſche aber nicht Menſchen in dieſer Atmoſphäre geſund ſein können. Die Hütten beſtehen aus getrocknetem Nilſchlamm mit Kameelmiſt verklebt; der feuchte Nilſchlamm haucht ſeine ſchädlichen Dünſte aus; dazu dürftige Nahrung, Bohnen und Doura (Hirſe, die übrigens geröſtet auf eiſerner Platte ohne weitere Zuthat ſehr gut ſchmeckt) — der Mangel an Bekleidung, den ich in Gizeh vollkommen bei einem Mann ſah, der ſich zähnklappernd in der Sonne an einer Mauer zuſammen kauerte; — wie ſoll da die Peſt nicht wüthen im Frühling, wenn die verderblichen Winde und die brennende Hitze dieſe Moräſte plötzlich austrocknen. Noch einmal mußten wir über einen kleinen Kanal ſetzen, auch über eine große, ehedem ſehr prächtige, jetzt halbverfallne Brücke mit arabiſcher Inſchrift gehen, eine zweite ganz ruinirte bei Seite laſſen; dann hört die Kultur des Bodens auf, und an ihrer Grenze, wie Denkſteine zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Zeit und Ewigkeit, erheben ſich aus Schutt und Sand die Pyramiden — nämlich drei, von denen die des Cheops die älteſte, die größte, die leichtbeſteiglichſte und die durchforſchteſte iſt, weshalb mein Hauptintereſſe ſich ihr zuwendete. Es ging mir mit ihnen wie mit den hohen Bergen: ſie kamen mir aus der Ferne impoſanter als in der Nähe vor. Von meinem Fenſter in Cairo, vom Nachen im Nil geſehen, war es nie anders, als läge die ganze große Landſchaft zu ihren Füßen. Und ſie thut es auch! aber je näher man kommt um deſto mehr verliert man den weiten Blick über die ganze Landſchaft, das Auge bleibt an ihnen allein hängen, und ſo verſchrumpfen ſie ſcheinbar. blos deshalb weil man ihnen nicht mehr den allerausgedehnteſten Maßſtab anlegen kann. Im Gebirge iſts ebenſo: ſteht man am Fuß des Berges, ſo meint man es ſei doch nichts Außerordentliches; aber fünf Meilen zurück — da ſteigt er in die Wolken! — Auch von großen Menſchen muß man entfernt ſein um ſie zu beurtheilen, aber mehr in der Zeit als im Raum. Wenn ſo eine ganze breite Epoche ſich um ſie herum lagert und nur eine Ebene mit Hügeln aufwirft aus denen ſie wie Berge aufſteigen: dann ſieht man wie groß ſie geweſen ſind.

Wenigſtens eine halbe Stunde vor unſrer Ankunft, ſprangen zwei Beduinen in weißen Mänteln mit Flinten bewaffnet vom Grabenrand auf wo ſie vielleicht die Nacht geſchlafen hatten, und liefen mit uns. Dann kamen Andre, und noch Andre! auch Fellahs verließen ihre Felder und geſellten ſich zu uns, und die ganze Compagnie von wenigſtens zwanzig Mann begehrte für die Erſteigung der großen Pyramide in unſre Dienſte zu treten. Natürlich zankten ſie ſich untereinander auf donnernde Weiſe, und die Fellahs kehrten endlich zu ihrer Arbeit zurück. Statt deſſen aber kam eine Kinderſchaar mit Waſſerflaſchen, ſo daß wir mit einem ſehr ſtürmiſchen Gefolge anlangten. Ich freute mich über meine Freunde die Beduinen, wie ſie ſchön waren! Statuen von dunkler Bronce; — nie ſah ich ſüperbere Menſchen. Den leichten weißen Wollenmantel ſchlangen ſie als Schärpe um Leib und Schulter und liefen vor uns her wie die alten Götter mit Flügeln an den Sohlen. Süperb! es giebt gar keine andre Bezeichnung. Die Geſichter haben nicht jenen antiken Typus, den wir den der Schönheit nennen, weil wir keinen andern kennen; und dem zufolge wären ſie nicht ſchön. Aber ſo gut wie griechiſche Tempel ſchön ſind und egyptiſche ebenfalls, können es ja auch die Beduinen neben den Griechen ſein. Und ſie ſind es. Wie ſie ſich allendlichſt untereinander wegen der Begleitung verglichen haben, weiß Gott! fünf behaupteten ſie wären für mich ganz nothwendig: zwei und zwei abwechſelnd um mich an den Armen zu halten und zu ziehen, und der fünfte um mich beim Herunterſteigen von den höchſten Stufen zu heben. Mir machte die ganze Partie ſo herzliches Vergnügen, daß ich mit Allem zufrieden war. Nun warfen ſie ihre Mäntel fort und drapirten ſich in ihren Hemden, die ich des Wolklanges wegen Tunika nennen will. Du fragſt vielleicht wie ſie das bei ſo geringer Maſſe der Gewandung anfingen? Das iſt eben die Kunſt! ſie ſtreiften die Ermel auf, ſie ſchlangen den untern Saum der Tunika in den Gürtel in jener eigenthümlichen Weiſe, die man immer und nur bei egyptiſchen Statuen findet. Ich dachte Oſiris ſei in einigen Verkörperungen wieder auf die Erde gekommen. Ich trug, wie ſich von ſelbſt verſteht, mein habit de gamin. Die Ascenſion begann. Die Pyramide iſt aus Werkſtücken von Kalkſtein erbaut, die unten gegen vier, oben zwei Fuß hoch ſind. Um die pyramidale Form hervorzubringen, tritt jede höhere Reihe etwas über der untern zurück, ſo daß in dieſer Weiſe koloſſale Stufen gebildet ſind. Ehedem hat eine Bekleidung von Marmor oder geglättetem Granit den ganzen Bau wie mit einem abgeſchliffenen Etui überzogen, ſo daß die Beſteigung unmöglich geweſen. Jezt iſt nicht die geringſte Spur derſelben vorhanden, und als man ſie gewaltſam abgebrochen hat, mögen die Werkſtücke ſelbſt beſchädigt worden ſein. Nun haben ſich an ihnen kleine Ungleichheiten und Vorſprünge gebildet, die das Klettern etwas erleichtern. Ohne die Hülfe der Beduinen, die auch ganz allgemein angenommen wird, mögte es wol ſehr ſchwierig, und abwärts auch gefährlich ſein für Perſonen die am Schwindel leiden; aber mit ihr iſt man ſo ſicher, als würde man von einer Maſchine gewunden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges wird eine kleine Pauſe gemacht da, wo mehre Werkſtücke ausgebrochen ſind und eine kleine ſichre Terraſſe ſich gebildet hat. Dann geht es weiter, leichter wegen der niedrigeren Werkſtücke, ſchwerer, weil man matt wird und weil die Beduinen je höher deſto ſchneller ſteigen, weil jede Partie die Ehre haben will zuerſt oben zu ſein. Die meinen bewerkſtelligten es, und als ich meinen Fuß auf die obere Fläche ſetzte, ſtießen ſie ein lautes Freudengeſchrei aus: ſo iſt der Gebrauch. Nun war ich oben. Die Pyramide mag urſprünglich noch zwanzig oder dreißig Fuß höher geweſen ſein;

ihre Spitze iſt abgebrochen, einzelne Werkſtücke liegen als Tiſche und Sofas auf dem Raum, der wol ſo groß wie Dein gelber Salon iſt. Du ſiehſt daß man Platz hat. Wir waren oben mit acht Beduinen und mit drei oder vier Kindern, welche uns ihre Flaſchen mit ſchlechtem Waſſer aufdrängten; und noch ein Dutzend Menſchen hätte bequem Raum gefunden. Von unten geſehen, meint man breiter als eine halbe Elle könne die höchſte Spitze unmöglich ſein. Mir war da oben ganz feierlich zu Muth. Auf dem höchſten Gebäude der Welt — da ſaß ich! und welch ein Gebäude! fremd unſrer Zeit, unſrer Sitte, unſern Gedanken, unſrer Kunſt, iſt es übrig geblieben aus einer Welt, welche Diejenigen die alte nannten, welche wir jezt die Alten nennen. Schon für Herodot, der im fünften Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung hier war und dieſe Pyramide beſchrieb, war ſie ein Werk aus verſchollenen Zeiten, wie viel mehr für den Geograph Strabo, der unter Kaiſer Auguſtus Herrſchaft hier war. Mir dehnte ſich die Weltgeſchichte zu einer ſolchen Tiefe aus, daß unſre Paar tauſend hiſtoriſchen Jährchen mir nur wie der Schaum auf ihren Wellen vorkamen. Es gehört ſo manches Jahrhundert dazu ehe ein Volk den Kreislauf ſeiner Bildung durchläuft, daß wirklich tauſend Jahre es nicht ſehr weit führen. Es iſt ja im Grunde ganz unberechenbar wie lange unſre germaniſchen Vorfahren in ihren Eichenwäldern ſaßen, bevor ſie die Heere des Kaiſers Auguſtus ſchlugen; und darauf dauerte es noch tauſend Jahr bis ſie ihre alten ſchweren, felſenartigen Dome zu Worms, zu Speier baueten. Jezt, da das zweite Jahrtauſend dem Ende zugeht, wie unfertig iſt noch das deutſche Volk, wie unvollkommen und unausgebildet — wenn es auch ſehr gebildet iſt! — Der germaniſchen Zeit ging in unſrer Weltgeſchichte die römiſche vorher, und dieſer die griechiſche; und als Alexander im Jahr 331 vor unſrer Aera Egypten eroberte, vernichtete er die einunddreißigſte Herrſcherdynaſtie, und unter der ſiebzehnten, den Hykſos-Königen, ſoll Joſeph zum Pharao gekommen ſein. Wann nun Orpheus hier geweſen iſt, wann Dädalus, dieſe halbmythiſchen Geſtalten, die jedoch in der Geſchichte ihren menſchlichen und nicht fabelhaften Platz einnehmen, wer kann das ausrechnen! aber ſie kamen, wie ſpäter Herodot und Plato und ſo viele Andere, um Weisheit zu lernen in dieſem Lande uralter Weisheit. Welche Bildung, welche Erfahrung muß einer ſolchen Weisheit vorhergegangen ſein! Wir ſind in zwei Jahrtauſenden nicht ſo weit gekommen, wir, die wir die Trümmer und die Muſter des klaſſiſchen Alterthums vor Augen und an ihnen gelernt, geforſcht und ſtudirt haben? und doch geht die Entwickelung immer ſchneller, je älter die Völker in ſich und in ihrer Reihenfolge auf einander werden. Das Kind ſtudirt drei Jahr an dem Geſchichtsbuch, das der Mann in drei Tagen durchblättert. Lieber Bruder! ſagte man mir da oben: vom Bau dieſer Pyramide bis zu dem des Eiſenbahnhofes in Wien ſind ſo viel tauſend Jahre wie tauſend Meilen von der Erde bis zum Sirius: ſo würde ich tapfer antworten: das verſteht ſich! — Ich kam mir vor wie auf einer Inſel in den Wolken, ohne Zuſammenhang mit Allem was da unten die Herzen bewegt. Die Zeit riß eine Kluft um mich herum tiefer als die eiſigen Schluchten im Hochgebirge der Alpen. Dazu kommt daß der Blick von oben herab — wie ſoll ich ſagen? ſo gewiß geiſtlos iſt. In der großen Ebene tritt nichts hervor; ſie macht durchaus den Eindruck einer geographiſchen Karte mit ihren bunt illuminirten Feldern. In Hunderte von kleinen Stückchen iſt ſie zerſchnitten, die blaugrün, gelbgrün, ſaftgrün, je nach ihrer Kultur ausſehen; dazwiſchen wie ſchwärzliche Punkte Palmenpflanzungen und Gärten; wie ſilbrige Streifen die Gewäſſer, wie ſchwarze die feuchten Dämme; fern und characterlos die bräunliche, formloſe Maſſe der Stadt von ihrem eigenen Qualm verhüllt; und endlich ganz nah die Wüſte, die mir hier nicht ſchauerlich vorkam. Giebts in der Zeit ſo ungeheure Wüſten, daß man Jahrhunderte einförmig öde, und nur ab und an, wie eine Oaſe für den Gedanken, ſolch einen Bau mitſamt ſeinem Erbauer vor ſich liegen ſieht: ſo mögen denn auch immerhin ein Paar hundert Meilen öde und leer auf der Erde ſein. Aber läge hier auch ich weiß nicht welches Zauberland um einen herum — es machte dennoch keinen Effect! die Pyramide iſt Alles. Wie ein großer Menſch ecraſirt ſie ihre ganze Umgebung; ſogar der Nil tritt in den Schatten. Wie das Gebirg die Wolken, zieht ſie die Gedanken an, die ſich unabläſſig um ſie drehen. Lieber Bruder, es iſt gar ſo merkwürdig zu ſehen, wenn der Menſch in ſeinen Schöpfungen eine Art von Wettſtreit mit der Ewigkeit beginnt, wie der alte Cheops es gethan. — Die Beduinen ließen uns nicht lange Ruhe; ſie marterten uns wegen des Bakſchiſch, und hätten ſie es bekommen, ſo würden ſie nicht zufrieden geweſen ſein und uns um mehr gemartert haben. Das iſt ein ſcheußlicher Characterzug des Arabers und des Türken! ſeine Gedanken, Wünſche, Träume, Handlungen, Geſpräche, ſeine ganze Seele dreht ſich dem Fremden gegenüber um

Bakſchiſch, d. h. um Geld, welches er nicht verdient hat: denn das was einen Piaſter werth iſt, ſoll der Fremde mit zehn, mit zwanzig bezahlen. Stundenlang ſprachen unſre Kameeltreiber in der Wüſte zuſammen von Bakſchiſch. Das Wort gellt mir förmlich in den Ohren! nun vollends da oben! wie blutſaugende Mücken die immer verjagt immer wiederkehren, ließen ſie ſich nur momentan zur Ruhe verweiſen. Ein Meſſer um die Namen einzukratzen — dies Vergnügen mußte ich mir als ächter gamin, ich glaube zum erſten Mal in meinem Leben machen — war unten beim Dragoman vergeſſen worden. Ein Beduine ſprang ſogleich dienſtfertig hinab und wieder herauf, wollte das Meſſer aber erſt nach dem Verſprechen eines Extra-Bakſchiſches herausgeben. Als wir ihnen ſagten, der Dragoman würde ſie Alle reichlich unten bezahlen, ſchrien ſie: „No no no no! Giurgi no bono!“ Das ſollte bedeuten, daß ſie uns für großmüthiger hielten. Halb war es ſpaßig und halb ärgerlich. Mit italieniſch konnten wir uns gegenſeitig verſtändlich machen: aber ſie waren mir ſchrecklich ſtörend. Es war Dinſtag den zwölften Dezember, Morgens zwiſchen zehn und elf Uhr, als ich mich auf der Pyramide des Cheops befand, und an alles Geliebte in der Ferne dachte, ob wol Keines von Allen ſeinen Namen neben dem meinen eingraben würde. Lägen nicht Peſt und Quarantäne zwiſchen Europa und Egypten, und gäbe es eine Dampfſchifflinie direkt zwiſchen Trieſt und Alexandrien: ſo würde Cairo ungeheuer beſucht werden, und alsbald die Civiliſation bekommen, welche der Verkehr mit der Fremde ſo ſchnell erzeugt, und welche in ſo großer Uebereinſtimmung mit dem Bakſchiſch-Kultus iſt. — Abwärts ging es vortreflich. Ich legte die Hände auf die Schultern von zwei Beduinen, ließ ſie voranſteigen und ſprang dann nach. Wo die Stufen ſo ausgebröckelt waren, daß ich nicht feſten Fuß faſſen konnte, hob mich ein Dritter, der hinter mir blieb, vorſichtig herunter. Hier ſoll vor zwei Jahren ein Engländer, der durchaus allein hat gehen wollen, ſchwindlich geworden und hinabgeſtürzt ſein. Vielleicht iſt es aber auch nur eine Beduinenfabel! Jedermann bedient ſich ihrer Hülfe gern. Da ich kurzſichtig bin kenne ich den Schwindel nicht, und ſah ſehr gelaſſen zwiſchen meinen beiden Gefährten von Erz in die Tiefe hinab. Als wir ſo ganz munter herabſprangen und an eine etwas üble, nämlich ſehr zerbröckelte Stelle kamen, hielt mich plötzlich der Beduine, der mich herabheben ſollte in der Luft ſchwebend und ſagte: „Bakſchiſch Signora! Bakſchiſch“! Dies war ein freundſchaftlicher Beduinenſcherz. Wie findeſt Du ihn, ſo in den Lüften zu hängen und, wenn auch nur ein Paar Sekunden, keinen Boden unter den Füßen zu fühlen? Ich ſagte bitterböſe, er würde nicht einen Para bekommen; und mein großer Zorn machte Eindruck auf meine fünf Leute: ſie ſchwiegen über dieſen Punkt. — Nun kam eine unausſtehliche Partie: das Innere der Pyramide. Da muß man zuerſt in einen Schacht gebückt hineingleiten dann befindet man ſich in einer Vorkammer, und dann muß man gebückt — was ſage ich gebückt! zuſammengeklappt wie ein Taſchenmeſſer muß man ſechszig Schritt in einem andern Schacht ſich fortbewegen bis man zu einer zweiten Kammer kommt. Da war ich halb ohnmächtig. Draußen, im Licht, in der Luft, halte ich Alles aus; aber zwiſchen dieſen dicken Mauern, in fürchterlicher Hitze, in beklemmter Atmoſphäre, in tiefer Finſterniß, welche durch die Flamme von zwei Kerzen ſchwach gelichtet wurde, und vor Allem: ohne irgend etwas zu ſehen an Malerei oder Bildnerei — das war nicht auszuhalten! und ob im Innern der Pyramide noch andre Schachte und Kammern ſich folgen, und ob in jenen, die ich nicht geſehen irgend eine Spur von Ausſchmückung oder von Mumien und Sarkophagen ſich findet — ich weiß es nicht! ich geſtehe ehrlich, daß ich ohne irgend etwas geſehen zu haben ſchleunigſt wieder umgekehrt bin. Ach, die Wonne draußen! friſche Luft, Sonne, blauer Himmel! Der vierten Dynaſtie der egyptiſchen Pharaonen ſchreibt man dieſe Pyramide und ihre beiden Gefährtinnen zu, deren eine, die des Cephren, noch ihre ganze Spitze, und um dieſelbe eine Bekleidung von geglätteten Steinen hat, die wie Porzellan glänzt und weiß und roth gefleckt ausſieht. Ihre Höhe beträgt ebenfalls gegen 400 Fuß. Die des Mykerinus verſchwindet förmlich in dieſer gigantiſchen Nachbarſchaft, obgleich ſie gewiß die Höhe eines bedeutenden Thurmes erreicht. Die Gebeine die in ihr ruhen, ſind aber nicht geſtört in ihrem ewigen Schlaf; man hat ſie noch nicht geöffnet. Der Fuß dieſer Pyramiden iſt weit hinauf mit Schutt und Sand bedeckt, und aus dem Sande ragen wieder Felsblöcke und Ueberbleibſel von Bauwerk hervor. Einer von jenen iſt in eine Sphynx verwandelt worden, deren rieſiger Kopf und etwas vom Hintertheil aus dem Sande hervorragen. Der Leib und die Füße ſind verſchüttet, und vor der Bruſt hat man eine tiefe Grube gegraben um dieſelbe zu entblößen und um ihre ſtarren Geheimniſſe der Hieroglyphen zu enträthſeln. Die Beduinen hatten uns ſchon wieger fürchterlich gequält ob nicht einer auf die Pyramide von „Belzun" ſteigen ſolle: ob ich nicht dieſe „fantasia" hätte. Ich hatte ſie gar nicht! es iſt jene mit der glatten Bekleidung der Spitze: da macht es Schauder wenn man unten ſteht und einen Menſchen ſo gefährlich klettern ſieht. Nach Belzoni, der ſie vor fünf und zwanzig Jahren zuerſt öfnete und durchforſchte, wird ſie häufiger genannt als nach ihrem Erbauer. Ueberhaupt herrſcht in den egyptiſchen Namen eine babyloniſche Sprachverwirrung, weil die Griechen ſie mit ihren Buchſtaben und ihrer Ausſprache geſchrieben, ſich zuweilen nur mit analogen Klängen begnügt, und zuweilen gar ganz andre Namen ſubſtituirt haben — vermuthlich des Wolklangs wegen. Die Leute hießen nicht im Mindeſten Cheops, Seſoſtris, Memnon, ſondern Saophis, Remeſes, Amenof; doch unter jenen ſind ſie bekannter. — Jezt begann von Neuem die Quälerei um eine „fantasia" daß Einer auf den Kopf der Sphynx ſteigen dürfe, und ſo ließen wir ihn denn klettern, was auch noch gefährlich genug ausſah, weil der Beduine an ihrem flügelartig abſtehenden Hauptſchmuck ſich hinauf winden mußte, was er übrigens gelenkig wie eine Schlange that. Oben angekommen ſah er aus wie eine Haarnadel auf dieſem enormen Kopf, deſſen Antlitz durch Verſtümmelung der Naſe ganz entſtellt iſt. In der Nähe der Sphynx iſt ein Grab aufgedeckt das ſich wie eine weite Ciſterne in den Boden ſenkt, und zwei Mumienſarkophage in der gewöhnlichen plump menſchlichen Geſtalt, der Deckel ganz überſäet mit kleinen hieroglyphiſchen Zeichen, lagen von ſchwarzem Stein daneben. Wenn man an die griechiſchen Sarkophage denkt, wie die lieblich und tiefſinnig zugleich geſchmückt waren, ſo bedauert man daß dieſe zu dem Tiefſinn nicht etwas mehr Anmuth gefügt haben, denn dieſe käme jedem Beſchauer zu gut, während jener nur von dem Forſcher ergründet wird. — Zuletzt kehrten wir in einer Felſenhöle ein, die von einem induſtriöſen Araber in eine Herberge verwandelt iſt, wo man frühſtücken kann, was nach dieſen angreifenden Unternehmungen ſehr nothwendig iſt. Es verſteht ſich daß man ſein Frühſtück mitbringen muß. Während wir es verzehrten zankte der Drageman bis aufs Blut mit unſrer Beduinenbande, die wirklich ganz unbefriedigbar ſich geberdete, obgleich wir einen Napoleon unter ſie vertheilen ließen. Als wir herauskamen mußten noch ein Paar Piaſter zugelegt werden, und da gaben ſie uns freundſchaftlich eine Strecke Weges das Geleit. Dann blieben ſie „Salam! Salam!“ rufend zurück, und bald verſchwanden die weißen Mäntel hinter den Dämmen. In drei und einer Viertelſtunde ritten wir nach Cairo am herrlichſten Nachmittage zurück, von ſo vielen Vögeln umflattert und von ſolchen Wolgerüchen der Felder umgeben, wie bei uns kaum im Junius. — Zum Schluß bekenne ich Dir, daß mir die Schultern vom Ziehen an den Armen, auch etwas weh thun.

XLIV

Cairo, Decbr. 16., 1843

Wie man ſich an manchen Orten ſo ungemein angenehm angeſprochen fühlt und an anderen, die eben ſo großes Intereſſe in ihrer Art bieten, durchaus nicht, das empfinde ich hier einmal wieder recht lebhaft, mein liebes Clärchen, beſonders wenn ich an Jeruſalem zurückdenke. Es war ein Etwas in der dortigen Natur, das mich eiſig berührte. Das Wort Natur iſt nicht umfaſſend genug! ich meine nicht allein Boden, Cultur, Vegetation, menſchliche Anſiedelung, nicht allein Character der Landſchaft, maleriſchen Effect, nicht allein Clima, Himmel und Luft, ſondern das Alles — und obenein die gewiſſe geiſtige Atmoſphäre, die ſich um jedes Leben, wie die phyſiſche um unſern Erdball legt. Jedes Einzelne hat eine geiſtige Atmoſphäre, die bei dem Einen mehr bei dem Andern weniger, bei Einigen ſo ſtark iſt, daß ſie auf die ſchwächeren mächtigen Einfluß und Anziehungs- oder Abſtoßungskraft übt. Es ſind eben ſo wenig die Fehler, Vorzüge, Schönheiten und Unvollkommenheiten des Geiſtes und Gemüthes einer Perſönlichkeit, welche *allein* ihre geiſtige Atmoſphäre bilden, als es bei einem Ort allein der Character ſeiner Landſchaft iſt. Einflüſſe ſind dabei thätig, denen man ſchwer ihren Urſprung und ihren Platz anweiſen kann! nennt man ſie magnetiſch, ſo klingt es krankhaft; ſideriſch, ſo klingt es träumeriſch; mißt man ſie den Nerven oder Sinnen bei, ſo klingt es zu exaltirt oder zu materiel. Und dennoch bin ich feſt überzeugt daß das Alles dabei thätig iſt, daß das vollkommne, allſeitige Leben eines Organismus ihm ſeine ſehr beſtimmte Atmoſphäre bereitet, welche freundlich oder feindlich auf andere wirkt. Aus ihnen entſpringen die unwiderſtehlichen die tödtlichen Antipathien: aber ohne ſich bis auf dieſen höchſten Punkt zu ſteigern, kann man ihre Einwirkung deutlich gewahr werden in der Berührung mit faſt Allem was an uns heran kommt, und was nicht grade eine durch und durch negative Organiſation hat — denn eine ſolche beſitzt nicht die Kraft ſich eine Atmoſphäre zu bilden, alſo kann ſie nicht auf

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Andre wirken und läßt uns vollkommen gleichgültig. Aber wir fühlen uns leicht, klar, angeregt, wolthätig berührt, wir haben Gedanken, Worte, Friſche und Heiterkeit; — oder das Gegentheil von dem Allen ereignet ſich. Warum? wir wiſſen es nicht. Wir ſagen nur: die Perſon, die Landſchaft, gefallen oder mißfallen mir. Das ſind die Worte, die wir dafür erfunden haben und die Nichts erklären, denn wenn man den Grund des Gefallens in dieſer oder jener liebenswürdigen Eigenſchaft ſuchen wollte, ſo könnte es ſich wol ereignen, daß ſich die nämliche bei einer andern Perſon als ganz unausſtehlich erwieſe. Kurz, liebes Clärchen: mit der Anziehungs- oder Abſtoßungskraft einer geiſtigen Atmoſphäre, die aus unfaßbaren und unleugbaren Atomen um den Körper eines jeden Lebens gebildet iſt, erkläre ich mir, was ich ſonſt nicht erklären kann. Wie ginge es ſonſt wol zu, daß Cairo mir ſo ungemein gefiele! Eine weite Fläche, characterloſe Höhenzüge, unendlicher Sand, dann, auf dem kultivirten Boden, eine ſehr reiche, ich mögte ſagen köſtliche Vegetation, welche aber, weil ſie künſtlich und mühſelig hervorgebracht wird, die Einförmigkeit eines wolgehaltenen Obſt- und Küchengartens hat — wie denn z. B. alle Palmenwaldungen in Reihen gepflanzt, und in jeder die Bäume gleich hoch ſind; — das hat doch im Grunde nichts Reizendes. Dazu hat das Land die letzten drei Jahrhunderte unter türkiſchem Zepter geſchmachtet und eine Reihe von früheren unter einem Regiment, das dem türkiſchen in brutaler Verwahrloſung der wichtigſten Intereſſen nicht nachſtand, ſo daß Spuren traurigen Verfalls und tiefer Armſeligkeit überall wie ofne Wunden klaffen. Dennoch, wenn ich den Nil anſehe, den uralten, ewigen — und die Monumente auch ſo uralt und ewig: ſo habe ich Hofnung für dies Land und ſeine Zukunft. Es wird ſich doch einmal Alles was Arabiſchen Stammes iſt und Arabiſche Sprache ſpricht vereinen und vom türkiſchen Reich in Aſien ſo gut abfallen, wie die Rajahs in den europäiſchen Beſitzungen von ihm abfallen werden, und die Herrſcher in Europa, die es jezt nicht geſtatten wollen, werden es dann müſſen, weil es für die Zukunft nicht haltbar iſt, daß der todte Kopf einen lebendigen Leib regiere: und dann kann Egypten ſich aufrichten. Doch ſolche Betrachtungen gehören der vergangenen und kommenden Zeit an; die Gegenwart iſt wie ich ſie Dir eben beſchrieben habe, und deprimirt mich doch gar nicht, was durch die von Jeruſalem ſo ſehr geſchah. Elend iſt zu lindern, der Noth iſt abzuhelfen, die Armſeligkeit iſt aufzurichten; unter günſtigen und keineswegeſ nur chimäriſch geträumten Verhältniſſen, kann man ſie ſich außerordentlich gemindert vorſtellen. Aber dieſe enge, ſteinerne Beſchränktheit, die in Jeruſalem herrſcht, dieſe Verknöcherung des Geiſtes in Formen von Kirchen, Kapellen, Secten, Riten, die ſtatt in großartiger Mannigfaltigkeit mit einander, nur in ſcharfer Sonderung neben einander beſtehen, und eben dadurch ihre engherzige Beſchränktheit an den Tag legen — Clärchen, das iſt allzu traurig! der Beſchränktheit iſt nicht zu helfen! Niemand kann ihr Gutes thun! was man in dem Sinn verſuchen könnte, würde ſie verletzen! ſie iſt ſo unerhört empfindlich und übelnehmeriſch! man muß ſie ſich ſelbſt überlaſſen und ihrem allmäligen Abſterben, das endlich, wenn die Verknöcherung vollſtändig iſt, in Tod übergeht. Früher, noch vor dreißig Jahren, mögen die Unterdrückungen in denen die Chriſten dort gelebt, die Mißhandlungen welche ſie erfahren, ihnen eine Art von Glorie gegeben haben. Am Glauben zu halten bis zum Erdulden der Verfolgung und Tyrannei, iſt immer ſchön. Doch das hat gänzlich aufgehört! kein Abdallah Paſcha quält jetzt mit Raffinement die Ungläubigen. Sie erkaufen mit einem Firman was ſie wollen, und ſind nicht mehr unterdrückt, folglich rühren ſie nicht mehr und es iſt vorbei mit den Sympathien. Als ein hiſtoriſches Monument iſt Jeruſalem natürlich eins der intereſſanteſten auf Erden, und in der Beziehung habe ich große Freude gehabt es zu ſehen. Zu anhaltender Rührung über den Tod Chriſti kann ich es nun einmal nicht bringen. Sein Geiſt lebt, ſein Wort lebt — und warlich in Jeruſalem nicht mehr als ſonſtwo; daher vermogte ich für mich nichts Wolthätiges in jener Atmoſphäre zu finden. Dazu ein Land rings umher wie von Gott bezeichnet zu ſteinernen Schickſalen, und hier ein von Gott wunderbar geſegnetes, und gleichſam allen böſen Geiſtern der Verwüſtung zum Trotz, herrlich geſegnetes Land, das lauter edle Dinge erzeugt: Zuckerrohr, Reis, Baumwolle, Seide, die ſüße Dattel, die aromatiſche Citrone — iſt das nicht wie eine Weihnachtsbeſcheerung? Bei Foſtat ſind die köſtlichſten Baumgärten, deren Kern wie gewöhnlich die Palme bildet, und die als Unterholz ein Dickicht von Bananen, Granaten und Orangen haben. Wenn das Alles blüht und trägt muß es ein Pomp ohne Gleichen ſein. Die elegante Cassia fistulosa mit kräftigem Laub und langen Schoten, und einzelne Cypreſſen ſind dazwiſchen geſtreut, damit die Mannigfaltigkeit den angenehmen Eindruck der Fülle erhöhen möge, und ſchwere Guirlanden von Schlingpflanzen mit großen blauen und mit feinen weißen Blumen quellen über die Mauern herüber und klettern bis zur höchſten Spitze der Cipreſſen von denen ſie wie luſtige Wimpel herab wehen. Dies Land iſt wirklich wie ich zuerſt es nannte, ein Garten Gottes, und außerdem mit einem ſolchen Schatz von Merkwürdigkeiten der Natur und der Geſchichte, und mit ſo viel Originalität ausgeſtattet, daß man, wohin man ſich wenden möge, durch Intereſſe irgend einer Art gefeſſelt wird — von den Pyramiden bis zu den Brutöfen in welchen Millionen von Küchlein alljährlich geboren werden. Im Februar werde ich ſie beſehen, wenn das Belegen der Brutöfen mit Eiern beginnt. Schöne arabiſche Pferde zu denen ich mich recht gefreut hatte, ſieht man ab und an prächtig aufgezäumt in der Stadt. In dem Geſtüt von Schubra, das höchſt grandios angelegt und mit einer Thierarzeneiſchule verbunden iſt, kamen ſie mir nicht ſo gar ſchön vor; denn die Pferde ſind wie manche geiſtreiche Menſchen, die nach nichts ausſehen, wenn ſie ſo ruhig daſitzen, und prächtig wenn ſie lebhaft werden. Es muß ſich in der Freiheit tummeln ſobald es ſich vortheilhaft präſentiren ſoll. Die Thierarzeneiſchule iſt wie alle Schulen Mehemed Alis ſo eingerichtet, daß er nicht blos die Lehrer beſoldet, die Zöglinge mit Wohnung, Kleidung, Nahrung verſieht, ſondern ihnen auch noch obenein monatliches Taſchengeld giebt — denn ohne Bakſchiſch thun ſeine Araber es nun einmal nicht. Dieſe Anſtalten fallen mir ein, weil wir über ſie den Umweg nach dem Dorf Matarieh, in deſſen Nähe die Ruinen von Heliopolis liegen, vorgeſtern machten. Dieſe Ruinen ſind Sandhügel unter denen Schutt und Steine liegen, und aus ihnen erhebt ſich, wie ein gigantiſcher Wegweiſer der aus der Gegenwart in die Vergangenheit deutet, der Obelisk, welcher einer der älteſten und vielleicht das allerälteſte Monument dieſer Art iſt. Der Name des Königs Oſortaſen, der in Hieroglyphenſchrift ihm eingegraben, ſoll der früheſte Name ſein, den man auf Denkmalen findet. Gegen 2000 Jahre über unſere Aera hinaus wird der Obelisk wol ſchon hier ſtehen — ein hübſches Alter für ſo eine ſchlanke Nadel von rothem Granit! Ein Gärtchen von Aprikoſen und Orangenbäumen mit Einfaſſungen von Rosmarin, umgiebt ländlich dieſen Zeugen der Herrlichkeit der Sonnenſtadt On, welche die Griechen Heliopolis nannten, und der mit einem Gefährten, den die Zeit zertrümmert hat, am Tempel des Sonnengottes Phre Wache hielt. Wie man zu ſagen pflegt, daß ein guter und ein böſer Engel den

Menſchen umſchweben, ſo erſcheint die egyptiſche Religion von zwei Genien begleitet: einerſeits ein Lichtgeiſt, tiefſinnigen Forſchungen über Urſprung und Weſen der Dinge, über die Kräfte der Natur und die Geſetze welche ſie regieren, zugewendet, von hohen Ideen über unendliche Manifeſtationen einer ewigen unwandelbaren Gottheit erfüllt; — und andrerſeits ein dicker, dumpfer Erdgeiſt, der den Schleier grobſinnlicher Bilder über erhabene Symbole wirft, welche letztere nur erfunden wurden um den Ideen Eingang in die Seelen zu verſchaffen, die nicht die Gewohnheit hatten ſich mit überſinnlichen Dingen zu beſchäftigen. Die alten egyptiſchen Prieſter lehrten ſo tiefe Weltweisheit über Grund und Zuſammenhang der Schöpfung, beſaßen ſo viel Kenntniſſe der Natur, der Erd- und Himmelskunde, waren ſo erfahren in Erziehung und Bildung des Menſchengeſchlechtes, daß ſeit dem tiefſten Alterthum und durch lange Jahrhunderte Alle diejenigen zu ihnen pilgerten, welche den Ruhm und die Krone des klaſſiſchen Griechenlands ausmachten und bis auf unſre Tage die Größten und Weiſeſten unter den Großen und Weiſen genannt werden. Wer Weisheit, Kunſt und Wiſſenſchaft ſtudiren wollte, wer durſtig war nach Erkenntniß, ging nach Egypten und brachte das Samenkorn heim das im Erdreich ſeines Geiſtes zu entſprechenden Blüten erwuchs. Hier war nicht Herodot allein; nein! Orpheus, der wie die hebräiſchen Propheten zugleich Dichter und Seher war: Dädalus, der zauberiſch kunſtvolle Bildner; Homer, der Sänger von Göttern, Heroen und Menſchen; die Geſetzgeber Lykurg und Solon; Pythagoras, Plato und Democritos; der Aſtronom Eudoxus; Alle wandten ſich nach Egypten, wie zum Quell des Lichtes, und in der Prieſterſtadt On, wie zu Saïs, beſtand eine vorzugsweiſe beſuchte Schule der Tempelweisheit. Die griechiſche Theogonie iſt nur ein Kind der egyptiſchen. Ihre zwölf großen Götter ſtammen aus Egypten. Wer weiß wie viel in Solons Geſetzen und Platos Lehren egyptiſchen Urſprungs iſt. Drei Jahr hat Plato in Heliopolis zugebracht. Solche Stätten machen ungeheuern Eindruck. Man wird dermaßen von der Nichtigkeit des Irdiſchen durchdrungen, daß das menſchliche Leben mit ſeinem Bemühen dauernd thun und ſchaffen zu wollen ganz — kindlich erſcheint. Nicht kindiſch! ſo ſpricht man nur wenn man es verachtet, und auf einer ſolchen Stätte, im vollen Bewußtſein der Nichtigkeit des Irdiſchen, da verachtet man es nicht, man hält es nur eben werth was es iſt: einen Durchgang um den Geiſt zum Geiſt zu verſammeln;

aber keiner Thränen, keiner Wünſche, keines Abarbeitens für irdiſche Zwecke werth. Vier Jahrtauſende zogen über dieſen Fleck dahin; er ſah die größten Menſchen aller Zeiten, außer jenen Erſtgenannten Alle, von Alexander auf Cäſar, von Cäſar auf Napoleon: Menſchen mit ſo ſtarken Gedanken, daß ſie die Erde im Zügel halten; und ſo wie ſie ihre Augen ſchloſſen rollte die Erde wieder auf andrer Bahn dahin und warf ihre Werke in Trümmer. Wie kann man die Zuverſicht haben zum Thun, Glauben an das Thun? Entweder wird Nichts daraus, oder etwas Anderes als der Thuende beabſichtigte, ſo daß man nicht einmal mehr ſeinen Geiſt unverfälſcht erkennen kann. Und der Geiſt bleibt doch allein in Ewigkeit übrig! daß der rein ſei, iſt des Bemühens werth — ſonſt nichts. — Wo einſt alle intellektuellen Kräfte gepflegt und entwickelt wurden, pflegt man jezt Obſtbäume, und ſtatt der Blüte der Wiſſenſchaft gedeiht nur noch der Rosmarin von dem ich mir einen großen, kräftig duftenden Büſchel abpflückte. Die Hieroglyphen ſind zum Theil nicht mehr zu erkennen, denn Wespen haben ihre kleinen Mörtelzellen in deren Vertiefungen hinein gebaut, ſie dadurch formlos gemacht und ein ergründetes Räthſel mit einem unergründeten zugedeckt. Die Hieroglyphen verſteht man einigermaßen zu entziffern, nachdem man die ſogenannte Tafel von Roſette gefunden hat, ein Monument auf welchem zwei Namen, Ptolemäus und Berenike in jener Schrift mit griechiſcher Ueberſetzung daneben, verzeichnet ſtehen, und nachdem gelehrte Männer ihr ganzes Leben dieſem Studium, und den mit ihm verbundenen ungeheuern und mühſeligen Forſchungen gewidmet haben, indem ſie jenen Schlüſſel auch auf andre Zeichen anwendeten. Ein Oberprieſter zu Heliopolis, Manetho, iſt es der einen Leitfaden zu einem Labyrinth gegeben hat, welches faſt eben ſo dunkel wie das der Hieroglyphen iſt: nämlich zur altegyptiſchen Geſchichte. Einer der erſten Könige aus der Dynaſtie der Ptolemäer trug ihm ungefähr 300 Jahre vor unſrer Aera auf, aus den heiligen Archiven die ſeiner Obhut vertraut waren, jene Geſchichte zuſammenzutragen. Von ſeiner Arbeit ſind chronologiſche Tabellen übrig geblieben, welche, wie jener Schlüſſel, ein Fundament geworden ſind auf dem man die Forſchungen fortbauen konnte. Ob man aber zu unumſtößlichen Gewißheiten über Epochen, Thatſachen und Perſonen gelangt ſei, iſt wol kaum anzunehmen, weil Einige von denen die ſich mit ihnen beſchäftigen glauben, ſich innerhalb einer gewiſſen Chronologie halten zu müſſen, welche die

Geneſis zur Baſis hat, und weil Andere wiederum glauben über dieſelbe hinausgehen zu müſſen. Da treten denn große Differenzen ein, die ſchwer auszugleichen ſind. Ich werde mich in demüthiger Ferne von den alten Pharaonen halten, deren Namen ſchon ſo kraus und verwickelt klingen wie ihre Hieroglyphen ausſehen. Der bibliſche Pharao iſt übrigens nicht ein König mit dieſem Namen, ſondern wie man ſagt der Schah von Perſien und der Kaiſer von China, ſo auch der Pharao von Egypten. — Ein Paar kleine Häuſer liegen winzig in der Nähe des Obelisken; von den Spuren der ehemaligen Stadt habe ich aber durchaus nichts Beſtimmtes wahrnehmen können. Er ſteht in vollkommner Einſamkeit da. Durch das Dorf Mutarieh mit ſeinen weitläuftigen Orangengärten ritten wir auf die große Ebene hinaus, die zwiſchen Kankah und Cairo ſich ausdehnt. Es war kalt und ziemlich ſpät, weil der Weg von Schubra nach Heliopolis durch die Waſſer unwegſam gemacht war und uns faſt das Doppelte zu reiten gab. Ein ſcharfer Wind fuhr uns ſchneidend entgegen, daher ließ ich mein vortrefliches Eſelchen aus allen Kräften laufen, und ununterbrochen liefen die Treiber nebenher. Die Leute ſind wirklich wie engliſche Rennpferde trainirt! Einer von ihnen war ein ſo kleiner Knabe, daß ſein Kopf wenig höher als der Rücken des Eſels war. Der Dragoman ſagte ihm er möge doch zurückbleiben und ſich ausruhen; aber nein! er legte nur die Hand auf das Kreuz des Eſels, und lief immer mit, obgleich die ganze Tour wenigſtens vier Stunden betrug. Der Rückweg über die große Ebene nach Cairo iſt langweilig und traurig. Als ich vor vierzehn Tagen anlangte, kam ich aus der Wüſte: folglich machte die Halbwüſte mir ſchon einen erfreulichen Eindruck. Hat man ſich aber wieder an Leben in der Natur gewöhnt, ſo vermißt man es ſchmerzlich. Dennoch machten wir heute und geſtern wieder Erkurſionen in ſie hinein, aber nicht in die Ebene, ſondern da wo ſie ſich in und über den Mokkatam legt. Geſtern zu dem Hügel den man Djebbel Achmar nennt, und von dem ich wie von einem ausgebrannten Vulkan hatte ſprechen hören. Gewiß iſt er das nicht! Er hat mehre Spitzen und dazwiſchen Eintiefungen die eine ſchwache Aehnlichkeit mit einem verſchütteten Krater zeigen mögen. Er beſteht aus lauter Geröll von Kalkſtein, das ſehr hübſche Färbungen, wie Porphyr z. B. und eine glänzend dunkelbläuliche angenommen hat, ſo daß man meint auf Wunder was für Herrlichkeiten zu ſtoßen. Kleine Fragmente von Carneol und von glänzenden Quarzen haben wir öfter gefunden; doch nie etwas Schönes. Von vulkaniſchen Produkten keine Spur! — Die Ausſicht iſt hübſch von oben herab, denn Cairo präſentirt ſich vortheilhaft mit ſeinen ſchönen Minare's, und während man im Süden tief hinab zum Nil und zu entfernteren Pyramiden als die von Gizeh blickt, ſieht man im Norden das fruchtbare Land des Delta zwiſchen ſeinen beiden Armen viel weiter ſich erſtrecken, als das Auge zu folgen vermag. Im Vorgrund erheben ſich die mannigfaltigen zierlichen Formen der Gräber der Chalifen, durch welche hindurch der Weg zum Djebbel Achmar und zum verſteinerten Walde führt. Da waren wir heute. Er liegt ziemlich tief in einem Nebenthal des Mokkatam, das wie ein breites Flußbett ausſieht. Sand iſt darin auf Sand gehäuft; die Eſel verſanken bis über die Knie und fielen gar, weil ſie kaum feſten Grund finden konnten. Endlich hörte dies Flußbett auf; Hügel ſchloſſen es. Vielleicht war das Waſſer einmal über dieſe Hügel herabgeſtrömt. Unter ihnen liegt der verſteinerte Wald begraben, von Sand verſchüttet, und manches große Stück, ſo wie eine Unmenge von kleineren und von Splittern, mit andern Steinen vermiſcht, deckt die Oberfläche der Hügel, die ſich in dieſer Art noch ſtundenweit in die Wüſte ſtrecken ſollen. Dergleichen Ueberbleibſel aus den uranfänglichen Bildungsepochen unſrer Erde, intereſſiren mich über alle Maßen. Was für Umwälzungen und Convulſionen ſie hat erdulden müſſen bis ſie dahin gekommen, wo ſie jezt iſt! nämlich dahin, daß ſie mit ihren Revolutionen ſo weit fertig geworden, daß der Menſch auf ihr ſeine Stätte gefunden hat. Nun darf ſie einigermaßen ruhig ſein und andern Funktionen obliegen: die Umbildungen und Convulſionen betreffen jezt nicht mehr ſie, ſondern das Menſchengeſchlecht. Ich befrachtete mich mit einer ſchweren Ladung von Verſteinerungen, unter denen ein großes Stück von einem Sykomorſtamm mit all ſeinen Rindenringen mir beſonders gefällt. Das wird einen ſoliden Pressepapier auf meinem Schreibtiſch abgeben! — Enthielte die Wüſte überall ſolche Merkwürdigkeiten, wäre ſie überall der Sargdeckel eines großartigen untergegangenen Naturlebens: dann ließe ich ſie mir gern gefallen.

Den Heimweg nehmen wir gewöhnlich mit einem Umſchweif, damit die ſchöne Sonne bis zu ihrem Untergang genoſſen werde; und der heutige führte uns um die öſtliche Mauer von Cairo herum, durch die Nekropolis und die Schutthügel mit den Windmühlen, an den ſchönen Gärten von Foſtat vorüber, deren ich vorhin erwähnte, und endlich zu einer Kirche der Kopten, die hier liegt. Ich ſagte neulich die Kopten wären die eigentlichen Egypter, die älteſten Bewohner des Landes. Ich müßte hier nie anders ſprechen als: dies oder das ſoll ſein — anſtatt: es iſt. Denn inzwiſchen habe ich geleſen, daß große Gelehrte ſie nicht dafür halten. Ich halte ſie aber dennoch dafür; denn was ſollten ſie ſein, wenn ſie es nicht wären? Sie ſind die Nachkommen derjenigen Chriſten, welche die Araber zu Hülfe riefen um ſich von dem Druck der orthodoxen Geiſtlichkeit zu befreien, die das von ihnen angenommene Schisma bitter verfolgten. Aber es bekam ihnen ſchlecht den Feinden ihres Landes und ihres Glaubens Thor und Thür geöfnet zu haben. Der Metropolitanbiſchof zu Alexandrien verlor freilich ſeine Macht über ſie, weil das Bisthum aufhörte, als ganz Egypten, ſchnell durch Amru unterworfen und den byzantiniſchen Kaiſern entriſſen wurde. Allein der Muſelmann war auch kein milder und ſorgſamer Herrſcher; theils verfolgte, theils verachtete er ſie, ſo daß Viele zum Islam übergegangen ſein mögen, wie ihre gegenwärtige geringe Zahl es andeutet, während zur Zeit der arabiſchen Eroberung ganz Egypten ſeit einigen Jahrhunderten ſchon chriſtlich war, ſchon ſeine Tauſende von Anachoreten in der Wüſte um Theben gehabt hatte. Ganz vom Islam umgeben, hart von ihm beherrſcht, gänzlich durch ihn von den Glaubensgenoſſen in andern Ländern abgeſchnitten, gingen die egyptiſchen Chriſten in der Geſtaltung ihres äußeren Lebens zu den Sitten und Gebräuchen der Muhamedaner ſo weit über, als die Religion keine Schranke zog, nahmen ſogar die arabiſche Sprache bis zum völligen Aufgeben der eigenen an. Die Prieſter beten und ſprechen freilich beim Gottesdienſt noch Koptiſch, verſtehen aber ſelbſt nicht einmal, geſchweige das Volk! was ſie ſprechen. Auch ihr Kultus iſt eine ſonderbare Miſchung; ſie haben die Beichte, wie die Katholiken, das Abendmal unter beiden Geſtalten, aber doch ein wenig anders als die Proteſtanten, eine Strenge und Länge der Faſten wogegen der Ramadan gänzlich verſchwindet. Neben der chriſtlichen Taufe beſteht die iſraelitiſche Beſchneidung; — kurz es iſt ein ſeltſames und unklares Gemiſch in Allem was dies Volk betrift; darum wollte ich gern ihre Kirche ſehen, deren ſie hier einige, und durch das ganze Land verſtreut Klöſter von den allerſtrengſten Regeln haben. Etwas ſo Trauriges, Finſtres, Beklommenes wie dieſe Kirche kann man ſich ſchwer vorſtellen. Der ganze innere Raum zerfällt in Abtheilungen, die durch Gitter, Lattenwerk und Bretterwände umzingelt, und ganz für ſich beſtehend ſind, denn bei der hier herrſchenden Dunkelheit ſieht man nicht was in ihnen geſchieht. Der Altar ſteht in einem Verſchlag, und vor demſelben iſt ein anderer, in welchem leſende Prieſter ſaßen. Rechts und links ſind wieder andre, und hinterwärts auch; Gitter wohin man den Blick wendet — wie in der Kirche einer Strafanſtalt; nirgends ein Bild, ein Schmuck, eine Verzierung, kein Altar zu ſehen, nicht einmal ein Kruzifix! rings umher unendliche Traurigkeit. Krücken auf die ſich die Andächtigen in Ermangelung der Bänke beim langen Gottesdienſt ſtützen, und die an den Wänden lehnen ſollen, konnte ich nicht gewahr werden. Das muß nun vollends erbarmenswerth ausſehen! dann kommt der Gedanke eines Krankenhauſes zu dem eines Gefängniſſes. O Himmel! unſre hohen weiten herrlichen alten Dome und dieſe Klauſen — können ſie demſelben Gott zum Dienſt und zu Ehren erbaut ſein? Ich meines Theils fragte mich heimlich, ob die Kopten nicht etwa lebendig gewordene Mumien ſein dürften: für ſolche etwa könnte ich dieſe Kirche begreifen. — Ach ja! woher der Name Kopten abgeleitet wird, wollte ich erwähnen. Entweder iſt er das arabiſche corrumpirte Wort für Egypter, oder für Jakobiten; und Letzteres klingt mir ſehr wahrſcheinlich. Ich habe doch ſchon viele Kirchen und von vielen Confeſſionen und Secten geſehen: aber eine ſolche nie! — Als wir ſie verließen drang ein gellendes Geſchrei uns von der Straße entgegen und Weiber barrikadirten ſie. Der Leichenzug eines Kindes ſetzte ſich eben in Bewegung, und eine Frau ſchrie ſo durchdringend und dabei ſo regelmäßig cadenzirt, wie ich es mir für eine Mutter unmöglich vorſtellen kann. Vielleicht war ſie eines der Klageweiber, welche den Verſtorbenen in dieſer geräuſchvollen Weiſe betrauern helfen und dafür bezahlt werden — ein Gebrauch der mir eingeführt ſcheint um den ächten Schmerz der Ueberlebenden verſtummen zu machen; nur iſt der Zweck weshalb? nicht zu begreifen. — In Foſtat ſind noch mehr wie in Cairo die Quartiere, welche immer nur aus ſehr wenigen Straßen beſtehen, durch Thore abgeſperrt, die Nachts ſämmtlich geſchloſſen werden, und die man alsdann durch den Wächter öfnen laſſen muß. Zum Glück hatten wir das nicht nöthig, denn wir paſſirten heimkehrend mehr Thore, als ſämtliche deutſche Feſtungen haben.

XLV

Auf dem Nil, Decbr. 22, 1843.

Jezt ſchwimme ich dahin — weiß Gott wie lange! weiß Gott wie weit! Vielleicht bin ich bei den erſten Katarakten der Waſſerfahrt überdrüſſig und beſchränke mich auf Egypten, vielleicht bin ich es nicht, und gehe durch ganz Nubien bis zu den zweiten. Hinter denen liegen die ſchwarzen Königreiche und die locken mich nicht. In welcher Weiſe ich die Reiſe mache will ich Dir nun beſchreiben, meine Herzensmama. Dampfſchiffe hat der Nil von Cairo aufwärts nur für die Regierung, und Mehemed Ali hat ſie bauen laſſen. Der Verkehr des Handels und der fremden Reiſenden iſt nicht lebhaft genug um ſie nothwendig zu machen. Segelbarken in verſchiedenen Größen und Formen dienen zum Transport von Waaren und Menſchen zwiſchen Aſſuan und Alexandrien, ſtromauf und ſtromab, und diejenigen deren ſich die Fremden gewöhnlich bedienen heißen Dahabieh. Bei Bulak, das der Hafen von Cairo iſt, liegen eine große Menge, und es war ſchwer genug eine paſſende zu finden, denn die kleinen ſind ſehr unſicher und die großen ſind ſehr ſchwer. Ein Paarmal ritten wir nach Bulak um mehre zu beſehen und endlich nahmen wir eine der größten, die daher auch recht bequem iſt und verhältnißmäßig ſicher geht. Ganz ſicher kann man wol nicht behaupten, denn all dieſe Barken ſind ohne Kiel gebaut, und haben zwei lateiniſche Segel von denen das große zehn Fuß hoch ſein mag und aus einem einzigen Stück, alſo ſchwer zu regieren iſt; kommt ein plötzlicher in dieſer Jahrszeit nicht ſeltner Windſtoß, ſo kippt die ganze Maſchine um. Natürlich ſchwört der Eigenthümer, daß das bei der ſeinen unmöglich vorfallen könne, und wirklich ſcheint ſie mir zu breit zu ſein. Er mußte ſie in Reiſeſtand ſetzen, von Innen und Außen mit Oelfarbe anſtreichen und die Cabine mit Tiſchen, Stühlen und Sofapolſtern verſehen; endlich ſie bemannen und zwar mit einer förmlichen Schiffsmannſchaft von achtzehn Leuten, den Reis (Capitän) den Steuermann, den Schiffsjungen inbegriffen. Dieſe formidable Mannſchaft ſoll hier nöthig ſein. Schiffskundige Völker wie die Engländer und Holländer, würden mit einer ſolchen um die Welt fahren. Der Preis der Barke in dieſem Zuſtand iſt monatlich 3000 egyptiſche Piaſter, ungefähr 300 Fl. C. M. Ein Monat muß immer ganz bezahlt werden, und bliebe man auch nur drei Wochen unterweges. Später wird es nach Tagen berechnet. Vor zwölf bis fünfzehn Jahren iſt der Preis nicht höher als 900 Piaſter und darunter geweſen; jezt iſt der niedrigſte 2000. Die Beſitzer der Barken machen gute Geſchäfte dabei, denn die Löhnung der Leute iſt gering; der Matroſe bekommt täglich zwei Piaſter (vier Silbergroſchen), der Steuermann drei und der Reis vier. Bevor wir abreiſten wurde in Gegenwart des öſtreichiſchen Conſuls, des Beſitzers und des Reis ein ſchriftlicher Contract über die gegenſeitigen Leiſtungen abgeſchloſſen, worin unterandern ausbedungen iſt, daß immer ein Matroſe bei dem großen Segel ſitze und deſſen Tau halte: ſo wichtig iſt deſſen Bewachung. Auch der Ballaſt muß ausbedungen werden, ſonſt nimmt der Reis gar keinen um leichter zu gehen, was die Unſicherheit der Barke vermehrt. Der unſre wollte es durchaus nicht, und hielt uns anderthalb Tage hin; erſt geſtern nahm er einige Steine, doch bei Weitem nicht hinreichend. Am achtzehnten Mittags zogen wir mit unſrer vollſtändigen Reiſebagage ab, und mit Proviſionen an Zucker, Kaffee, Wein, Wachslicht, Reis, Makaroni auf zwei und einen halben Monat. Ein neuer und wolgefüllter Hühnerkorb fehlte nicht. Die innere Einrichtung iſt im Vergleich zu Syrien höchſt luxuriös; die Eiſenblech-Geſchirre, auf die der Dragoman aus Furcht ſie bei dem ewigen Aus- und Einpacken zu beſchädigen oder zu verlieren ſo dringend beſtand, daß wir ſogar mit eiſernen Meſſern und Gabeln eſſen mußten, haben ſich in engliſches Steingut und in ſilberne Couverts verwandelt. Letzteres macht mich ganz glücklich! ihre Entbehrung war mir die unangenehmſte auf jener Reiſe. Auf der Barke kommt nichts abhanden; der Reis iſt verantwortlich für Großes und Geringes. Die Cabine erinnert auch, aber im verbeſſerten Styl, an das Zelt; ſie zerfällt in drei Gemächer, ein jedes mit Sofas zu beiden Seiten und einem Tiſch in der Mitte. Die Sofakaſten ſind niedrige Schränke, in denen man Koffer, Körbe, Vorräthe ꝛc. verwahren kann. Wer ſich zu beſchränken und einzurichten verſteht, wie ich das ſchon einigermaßen gelernt habe, befindet ſich ganz erträglich; wer die Gewohnheit hat zehntauſend unnütze Sachen mitzuſchleppen, lebt in greulicher Unordnung. Unter dem großen Maſt ſteht der Heerd von einigen großen Kiſten flankirt: das iſt das Küchendepartement in welchem der Dragoman herrſcht, und jenſeits deſſelben, auf dem Vordertheil der Dahabieh, treibt die Mannſchaft ihr Weſen. Da ſitzt der Reis und raucht gravitätiſch; da ſitzt die ganze Geſellſchaft, wenn es nichts zu thun giebt, und muſizirt ſtundenlang während Einer tanzt; da iſt die große Eintiefung in den untern Raum, der ihnen als Küche und Schlafkammer dient. Um zehn Uhr Morgens und nach Sonnenuntergang halten ſie ihre Malzeiten, gewöhnlich beſtehen ſie aus Reis. Am früheren Morgen und Nachmittags trinken ſie eine kleine Taſſe ſchwarzen Kaffee. Brot eſſen ſie außerdem. Ich glaube nicht, daß der gemeine Mann bei uns beſſer lebt. Ihre Kleidung iſt für Matroſen wirklich einzig: flatternde Hemden, große bis zu den Ferſen reichende dunkelbraune Mäntel mit ungeſchickt langen Ermeln, und Turbane, ſo klettern ſie in die äußerſte Spitze der Segelſtange hinein. Zum Glück ſind die Beine nackt, ſo daß ſie wie Hände ſie gebrauchen können, und ihre Fußzehen haben die Geſchmeidigkeit von Fingern. Iſt der Wind günſtig, ſo fährt man mit Segeln; iſt er's nicht oder fällt er ganz, ſo ziehen ſie am Ufer gehend die Barke, aber mit gehöriger Muße, denn da es ihr Vortheil iſt, daß die Fahrt ſo lange wie möglich dauere, verlängern ſie dieſelbe nach Kräften. Von Sonnenauf- bis Untergang müſſen ſie arbeiten; ſpäter wird nicht mehr gezogen, wol aber in der Nacht geſegelt, wenn es möglich iſt, und nie ſtromauf gerudert. Wenn die Barke auf eine Sandbank gelaufen, oder in Gefahr iſt gegen Steine getrieben zu werden, müſſen ſie mit baumlangen und baumſtarken Stangen, welche ſie gegen die Schulter ſtemmen, ſie abzuſtoßen ſuchen. Um alle Kräfte mit der gehörigen Präziſion zu verwenden, ſingen ſie dabei im ſtrengen Takt etwas, das mich an die Litaneien der Prozeſſionen erinnert, ein Lob ihres Propheten; und iſt das Manöver gelungen, ſo gehen ſie in ein unartikulirtes Geſchrei über. Auch beim Wenden und Aufziehen der Segel, beim Ziehen der Barke, ſobald es beſchleunigt werden ſoll, wird dieſer taktmäßige Lobgeſang ausgeſtoßen. Der Reis, ein auffallend ſchöner Mann, der einen mächtigſtolzen Turban und einen eleganten dunkelblauen Wollenmantel trägt, ſteht gewöhnlich bei mühſeligen Manövern in der Mitte des Schiffes, ſingt, und wendet ſich dabei mit emporgehobenen Armen von einer Seite zur andern — wobei ich immer an die Oberprieſter in unſern Opern denken muß, nur daß ſie nicht ſeine natürliche Würde haben. Wird die Arbeit ganz ſchwer, ſo wirft er Mantel und Turban ab, und hilft ebenfalls. Iſt die Barke wieder flott, kehrt er zur Pfeife zurück. Bis neun oder zehn Uhr Morgens muß gewöhnlich gezogen werden, dann hebt der Wind aus Nordweſt oder Nord an, iſt Nachmittags am ſtärkſten und ſinkt meiſtens bald nach Sonnenuntergang.

Unſre Mannſchaft hat alſo ziemlich viel Muße, und unterhält ſich ausnehmend gut. Des Geſprächs, des Erzählens, des Lachens iſt kein Ende, und leidenſchaftlich werden die ſchönen Künſte getrieben. Einen Haupttänzer giebts, der ſtundenlang den ganzen auf den Ferſen hockenden Kreis amüſirt: er bewegt die Füße äußerſt wenig, ſchneidet aber formidable Grimaſſen, kreiſcht zuweilen hell auf, macht Schwenkungen und Drehungen mit ſeinem Stock und ſeinem Gürtel; und kommt noch ein Zweiter mit einem Stock dazu, drehen ſie ſich Beide um einander, ſo ſcheint das Ballet die Vollendung erreicht zu haben: dann ſpielt die Muſik accelerando, und das taktmäßige Klatſchen in die hohle Hand, womit die Zuſchauer ſie begleiten, wird immer ſtärker und geſchwinder. Mir kommt es genau ſo vor als ob Affen tanzten. Die Muſik wird gemacht mit der Darabukah und dem Zumarah: jenes iſt ein trichterförmiges, mit einer Haut über die weite Oefnung geſpanntes Inſtrument, das am Stiel gehalten und wie ein Tamburin geſchlagen wird; — dieſes ſind zwei Flageolets die zugleich geblaſen werden, ſo daß das eine immerfort den Grundton hält, während das andre höchſt ſimple Melodien von drei bis vier Tönen ausführt. Die Nilſchiffer lieben vorzugsweiſe den Zumarah, und wirklich klingt er mit dem dumpfen Akkompagnement der Darabukah gar nicht übel, etwa wie der Dudelſack der Piferari, monoton und melancholiſch: — zuweilen etwas falſch, für unſer Ohr, denn die arabiſche Muſik hat in ihrer Skala nicht blos halbe Töne wie wir, ſondern drittel, viertel und achtel Töne. — Dies iſt eine von meinen Hauptunterhaltungen: in dem ofnen Vorzimmer auf dem Sofa zu liegen, während die Schiffer Muſik machen, und die ſtillen monotonen Ufer zu betrachten, die durch nichts zu bezeichnen ſind als durch lange flache Linien. Ganz lang zieht der Strom ſich hinauf; ganz lange grüne Ufer beſäumen ihn; ganz lang und niedrig, wie ein gelbes Band am Horizont, liegt das lybiſche Gebirg im Weſten, und etwas lebhafter gefärbt und gezackt das arabiſche im Oſten. So iſt es ſeit vier Tagen. Am achtzehnten Nachmittags gingen wir von Bulak fort, aber nur bis Foſtat, dem Nilometer gegenüber, weil die Mannſchaft noch nicht ihren Proviant beiſammen hatte. In dieſer Nacht regnete es etwas; das war der zweite Regen, den ich in Cairo erlebt habe; ſeitdem iſt es ſchönes Wetter, indeſſen wegen des Luftzuges auf dem Strom doch ſo, daß man einen wattirten Capot, außer in den Mittagſtunden, ſehr gut verträgt. Die Bewegung iſt ſo ruhig, daß ich bequem ſchreiben kann, und Lärm, Geſang und Geſchrei ſtört mich dabei nicht. An Büchern habe ich, was ich in Cairo bekommen konnte: ein neues ſtatiſtiſches Werk über Egypten, von dem franzöſiſchen Arzt, Clot-Bey, der mehre mediziniſche öffentliche Anſtalten gegründet hat und bereits ſeit ſechszehn Jahren in Mehemed Ali's Dienſten iſt. Dann „Erinnerungen aus dem Orient von Prokeſch". Nachdem ich in einem fremden Lande geweſen bin, leſe ich mit großem Vergnügen darüber; vorher — iſt es mir ein unverſtändliches Chaos. Ich bin nun einmal dazu geboren durch ſehen zu lernen, und nicht durch leſen. Bei dieſem Buch ſind Tabellen mit jenen hieroglyphiſchen Zeichen, die Namen und Titel der Könige ausdrücken, und die man auf den Monumenten findet, ſo daß man aus ihnen erkennen kann, wer der jedesmalige Erbauer geweſen. An Ort und Stelle wird mich das ſehr unterhalten. Verſchiedene Theile der europäiſchen Staatengeſchichte die Heeren und Uckert herausgeben reiſen ſen auch mit, weil man ſich doch nicht immer nur mit Egypten unterhalten kann. Den Herodot habe ich in Cairo wieder einmal geleſen, den alten, treuherzigen, der Augen wie ein Denker und Lippen wie ein Kind hat. Ach, wie lieb' ich ein Buch aus dem der Autor mir ſo unbefangen entgegen tritt! — Endlich die Bibel, die ich im Orient mit einem Intereſſe leſe, als wäre ſie mir etwas Neues: dermaßen paßt ſie hierher. — Weiter habe ich nichts: damit muß ich mich einrichten und es wird auch genug ſein, weil man nur für die Hinreiſe fremde Unterhaltung nöthig hat. Die Sitte iſt nämlich die, daß man in einem Zug bis Aſſuan oder Wadi Halfa hinauf geht, und erſt bei der Heimkehr die Monumente beſieht mit denen vor Jahrtauſenden die egyptiſchen Herrſcher die Ufer des Nil verherrlicht haben. Sie geben vollauf Beſchäftigung. Daher werde ich auch erſt wenn ich ſie Alle geſehen habe und nach Cairo zurückkomme, über ſie berichten und jezt überhaupt nicht ſchreiben. Könnte ich die Briefe alle acht Tage fortſchicken, ſo würde es Dich wol unterhalten; bekommſt Du aber die ganze Sammlung auf einmal, ſo iſt es langweilig nichts zu leſen, als: heute fuhren wir an dieſem Dorf vorüber und geſtern an jenem; und ſpäter immer ſich wiederholende Beſchreibungen von einigen Dutzend Tempeln zu finden, ſtatt der Darſtellung eines großen Geſamteindruckes. — Von meiner Einrichtung auf dem Nil mußte ich aber doch ein Wörtchen ſagen! —

XLVI

Bei Denderah, auf dem Nil. Montag, Januar 1, 1844

Gott ſegne Euch zum neuen Jahr mit irdiſchen und himmliſchen Gaben, meine Herzlieben Alle! und denkt ein wenig an mich in meiner großen Ferne, und an die wunderſame Umgebung in welcher ich den Jahreswechſel erlebe: auf dem Nil, zwiſchen zwei Wüſten, und dem hochberühmten Tempel von Tentyris gegenüber. Sie rivaliſirt mit meinem Neujahrstag in Neapel vor fünf Jahren, wo ich den feuerſpeienden Veſuv erſteigen wollte, und hernach auf dem Quay der Sta. Lucia ſitzend der Eruption zuſah. Da war die Natur in ihrer grandioſeſt zerſtörenden Pracht. Hier iſt das vollkommenſte Gegenſtück: der grandioſeſte Segen im Nil, die unerhörteſte Vernichtung in der Wüſte; Pracht nirgends — als in jenem Menſchenwerk: dem Tempel. Kontraktmäßig hat unſre Schiffsmannſchaft zweimal im Monat einen Ruhetag um Brot zu backen. Heute war der eine, und wir legten daher Morgens acht Uhr am rechten Ufer bei der Stadt Käne an, und gingen ſpäter zum linken hinüber, wo das Dorf Denderah unter Dommpalmen und zwiſchen einigen Saatfeldern liegt.

Doch bald hören dieſe auf, und Weideland von unwirthbarem Anſehen, mit einer großen Heerde von ſchwarzen Schaafen und Ziegen beſäet, tritt an ihre Stelle und erſtirbt endlich in der lybiſchen Wüſte. Aus deren gelben Wellen ragt ein ſchwarzes Wrack in der Ferne empor, von kleineren Trümmern umringt: der Venustempel von Tentyris, den Cleopatra erbauen ließ, und auf deſſen Wänden ihr und ihres Bruders Bild in unzähligen Wiederholungen vervielfältigt iſt. Ach die Cleopatra muß glücklich geweſen ſein! Königin — aber ſelbſtherrſchende Königin, nicht blos Gemalin eines Königs! — und ſo ſchön, ſo geiſtvoll, ſo mächtig und ſo allmächtig — das iſt beneidenswerth. Ich muß immer an ſie denken, wenn ich auf meinem Lieblingsplatz liege und über die ſtillen Fluten dahin gleite, während die Gedanken auch wie auf ſtillen Fluten in die Vergangenheit hinein ziehen und ſich die Tage und die Bilder vergegenwärtigen, die der alte Strom geſehen hat. Da taucht ſie wie eine Fee auf, von talismaniſchen Zaubern umgeben, Circe im Purpur. Was kann eine Frau mehr wünſchen! etwas Andres vielleicht — aber mehr nicht. Sie hat die Macht und die Herrſchaft geübt; das will man doch immer gern. Was iſt nur aus Cäſarion geworden? ich weiß es nicht!

ich hoffe er iſt ganz jung geſtorben. Cleopatras und Cäſars Sohn müßte die Welt mit ſeinem Namen erfüllt haben. Nun ſah ich ihr Bild, ſchattenrißmäßig in den Stein gegraben, ſtarr, ohne Grazie, ohne Leben, in welchem nichts Individuelles herrſchte, ſondern die ganze Eigenthümlichkeit dem egyptiſchen Formentypus unterworfen war. Ein Bild iſt ohnehin nichts weiter, als der Schattenabriß eines Menſchen; aber eine Cleopatra kommt bei dieſer magern Auffaſſung allzu kurz, weil ihre Schönheit noch in etwas Anderem liegt, als in der feinen Naſe und dem zarten Mund. Ich freue mich recht in Athen nächſten Frühling die Bekanntſchaft des Herrn von Prokeſch zu machen, der dieſes Bild der Cleopatra an Reiz und entzückender Anmuth mit Canovas Hebe vergleicht. Ich werde ihm ſagen: jezt wäre ich vollkommen von dem talismaniſchen Zauber überzeugt, den man ihr beimaß, denn noch nach achtzehn Jahrhunderten habe ihr Schattenriß auf dem Stein ihn ſo verzaubert wie es ſich geziemt für die Circe im Purpur. Von dem Tempel ſelbſt zu ſprechen ſpare ich mir auf. Er iſt jezt in eine Art von Khan verwandelt, der Boden Fußhoch mit Spreu bedeckt um die Eſel oder ſonſtiges Vieh bequem zu betten, und vom Portikus zum äußern Thor ziehen ſich zwei gemeine Lehmmauern mit Tränktrögen hin. Mit Sand vollgeweht und von Außen umgeben iſt auch ein gutes Stück; aber zerſtört iſt der Venustempel nur in den oberen Gemächern. Die ganze innere Anlage und Einrichtung, die Säulen, die Verzierungen der Wände, die aus lauter Hieroglyphen und Opferdarſtellungen beſtehen; theilweiſe die bunten Farben, namentlich bei dem Thierkreiſe an der Decke; — Alles iſt im ſo guten Zuſtande, wie bei keiner Ruine des klaſſiſchen Alterthums. Das bewirken die ungeheuern Maſſen denn doch! ſie ſtehen feſter auf der Erde. So eine ſchlanke joniſche Säule kann nicht aushalten was eine egyptiſche verträgt. Am meiſten hat mich die Majeſtät frappirt, die in den allereinfachſten Linien liegt, welche die Form dieſes Tempels bezeichnen. Da er der erſte altegyptiſche iſt, den ich ſehe, ſo bin ich recht geſpannt, ob dieſer Effect ſich wiederholen, und mehr oder weniger bei Allen finden wird. Das Imponirende einer langen ſchlichten Linie hatte ich bis jezt nur an den Aquadukten der Römer, am Pont du Gard, und an jenen in der römiſchen Campagna gefunden; hier war es ſo mächtig, daß ich dieſe Architektur mit dem einfachen Cdur-Akkord vergleiche: er iſt der kunſtloſeſte und ungeſchmückteſte von allen, und umfaßt, trägt und weckt doch eine Welt von Harmonie. — Heute, am fünfzehnten Tage unſrer Abreiſe von Cairo, habe ich zum erſten Mal die Barke verlaſſen. Ich hatte bis dahin gar keine Aufforderung dazu: das Land macht ſich beſſer aus der Ferne, als in der Nähe, wo man immer gar ſo bald gewahr wird wie mühſelig es der Wüſte abgerungen iſt. Ueberdas haben wir faſt beſtändig günſtigen jedoch ſchwachen Wind, ſo wie ich es in meinem letzten Brief beſchrieb. Da iſt man denn recht froh wenn man ein wenig vorwärts kommt, und denkt an keinen überflüſſigen Aufenthalt. Der Nil macht ſo krauſe Zickzacks, daß man nach allen Weltgegenden fahren muß, und daher ſcheinbar nicht von der Stelle rückt. Die Schiffer thun was ſie können um die Fahrt zu verzögern, ſpannen nicht das große Segel auf, leugnen Abends den günſtigen Wind, und dergleichen mehr. Man muß einen enormen Vorrath von Geduld zu dieſer Reiſe mitbringen, und ich bin wirklich ganz erſtaunt, daß der meine ſo groß iſt. Geſtern vor acht Tagen war ich traurig: da war Weihnachtabend, und ich dachte an Tony und an die herzigen Weihnachtsbäume, die einen ſo lieblichen Glanz über den langen nordiſchen Winter verbreiten. Es wäre im Grunde einerlei ob man traurig oder fröhlich wäre, wenn nur nicht die

Traurigkeit faſt immer einen kleinen verdrießlichen Beigeſchmack hätte, die ſie für Andere läſtig macht. Es rührt daher, daß man ſich gewöhnlich als einer vorübergehenden Stimmung ihrer ſchämt, und nicht den Muth hat zu ſagen: ich bin traurig. Es wird dann ſo etwas Gekniffenes daraus. Liegt ſie im Temperament — und das kann ſie eben ſo gut als die Fröhlichkeit — ſo hat ſie einen andern Character. Vielleicht iſt ſie dann noch drückender für Andre, ſo recht durch und durch deprimirend; aber ſie ſieht weniger launenhaft aus. Endlich giebt es auch noch die ächte Traurigkeit, die unabhängig vom Temperament, wie von der vorübergehenden Stimmung, und daher andrer Ordnung iſt. Wir fuhren an jenem Tage an der Stätte von Antinoë vorüber, welcher der ſchöne Antinous den Namen gegeben hat, konnten aber keine Spur mehr von den Herrlichkeiten entdecken, welche Kaiſer Hadrian erbauen ließ zu Ehren und Erinnerung des Jünglings, der durch freiwilligen Tod im Nil dem Ausſpruch des Orakels genügte, welches verkündet hatte, etwas Geliebtes müſſe in dieſer Weiſe für ihn ſterben um das Glück an ihn zu feſſeln. Und Hadrian ließ ihn ſterben! liebte ihn — und ließ ihn dennoch ſterben! ſo gierig iſt der Menſch nach Glück! — Antinoë ſcheint in die Wüſte verſunken zu ſein; aber der Palaſt Braſchi zu Rom bewahrt in Marmor die wundervolle Schönheit des Antinous mit der Lotusblume über der melancholiſchen Stirn. — Geſtern war der Fluß ungewöhnlich belebt: es war Courban Bairam, das größte religiöſe Feſt des Islams. In den Dörfern ſahen die Leute geſchmückt aus, ſtanden in großen Haufen um die Moſcheen und ſaßen in Gruppen am Ufer, während ab und an ein kleiner Kahn den Strom durchzog, und Beſuche von einem Ort zum andern brachte. Auch Fußgänger und Reiter belebten die Ufer. Das Feſt wird zur Erinnerung an das Opfer Abrahams gefeiert, welches die muhamedaniſche Tradition auf den Berg Arafaat in Arabien verlegt, und Iſaak in Ismael verwandelt. Die Aehnlichkeit des Islams mit der altiſraelitiſchen Religion iſt frappant. Im Thal Mina bei dem Arafaat wird alljährlich ein Bocksopfer dargebracht, welchem die Tauſende von Hadji beiwohnen, die zu dieſer Epoche in Mekka verſammelt ſein müſſen, und dann von ihren Sünden befreit und gleichſam geheiligt die Heimfahrt antreten. Das iſt doch ganz wie jenes Bocksopfer, welches der Hoheprieſter Einmal jährlich im Allerheiligſten vollzog, und darauf einen Bock mit den Sünden des iſraelitiſchen Volkes belaſtete und in die Wüſte jagen ließ — (3. Moſes, 16) — Die Sühne aller Schuld durch Blut — iſt ſie nicht allzu kriminalrichterlich?

XLVII

Auf dem Nil, Mittwoch, Januar, 10, 1844

Wenn ich in die egyptiſche Geſchichte zurückblicke, ſo flößen mir die zwei und dreißig Herrſcherdynaſtien, denen Octavianus durch die Eroberung Egyptens ein Ende machte, ſo großen Reſpect ein, daß ich mich nicht recht mit ihnen zu beſchäftigen wage. Doch ſollen ſie wirklich ſchon auf hiſtoriſchem Grund und Boden ſtehen, da man der dritten den Bau der Pyramiden von Daſchur und Sakaara, und den erſten Königen der vierten die von Gizeh zuſchreibt. Vor ihnen herrſchten ſchon Millionen Jahre die Götter, und an ihrer ſtatt die Prieſter über Egypten. Die letzten der Götter waren Oſiris, Iſis und Horus, beider Sohn. Sie glichen dem nordiſchen Aſengeſchlecht, und waren wie Odin zugleich Herrſcher, Geſetzgeber und Götter, und als ſolche die Verſinnlichung eines ewig wirkenden Prinzips, Oſiris der ſchaffenden Kräfte, Iſis der gebärenden, er des Geiſtes, ſie der Materie, und Horus das ewige Erzeugniß ihres Wechſelwirkens. So verſtehe ich es, liebes Clärchen; aber eine ſolche

Theogonie iſt mannigfacher Deutung fähig. Genug, Oſiris war der Erbauer des „hundertthorigen Theben" zwiſchen deſſen Monumenten aus ſpäterer Zeit ich am vierten hindurch gefahren bin. Nachdem er Egypten mit allen guten und ſegensreichen Gaben ausgeſtattet hatte, zog er weiter über die Erde um auch andre Länder und Völker zu civiliſiren, welche ihm alle huldigten und ihm dankbar für ſeine Wolthaten unter verſchiedenen Namen Altäre errichteten. Doch neben dem Prinzip der großen Weltordnung und Harmonie, das Horus verſinnlichte, war noch das der Unordnung, des Böſen und der Finſterniß durch Typhon repräſentirt, und dieſer tödtete den Oſiris als er von ſeinen fernen Zügen heimkehrte. Allein er überwand ihn nicht! denn Oſiris kehrte aus der Unterwelt zurück, nahm nun unter dem Namen Serapis einen unirdiſchen Platz zwiſchen den Göttern ein, und die Regierung der Erde ging auf ſterbliche Menſchen über. Außer dieſen göttlichen Dreien, denen gleichſam nur Erhaltung und Verwaltung der ſinnlichen Welt übertragen war, hatten die Egypter noch ihren Hauptgott Ammon-Ra mit einem ganzen Kreiſe von Göttern und Göttinnen. Ihn ſollen die Griechen zu ihrem Kronos, und dieſe zu ihren zwölf großen Göttern entlehnt haben. Da iſt Phre, der griechiſche Helios, Thoth — Hermes, Phthah — Vulkan, Neith — Pallas, Hathor — Afrodite: Alle ungefähr mit denſelben Attributen und in derſelben Sphäre ſich bewegend, wie wir ſie aus der griechiſchen Mythologie kennen, und auch mit jener Eigenthümlichkeit, daß ihr Kultus an manche Stätten mit beſonderer Vorliebe geknüpft war; der Dienſt des Phre an Heliopolis, der Neith an Saïs, der Hathor und des Phthah an Memphis. Was nun die urſprünglichen Lehren der egyptiſchen Religion, und wie geiſtig deren Eſſenz geweſen ſein möge: es waren Myſterien, deren Verſtändniß nur die Prieſter und die Eingeweihten hatten. Sie wußten was das Symbol bedeute, ſie kannten das Weſen das hinter dem Bilde ſtand. Die Uneingeweihten nicht oder nur inſofern jene es ihnen mittheilen und erklären wollten. Was kann aber ein Menſch dem andern über göttliche Dinge erklären? immer nur das was und wie er ſelbſt es faßt, was ihm ſeinerſeits erklärt worden iſt. Die Stifter der Religionen waren immer große Seelen und reine hohe Geiſter, welche das Bedürfniß der Zeit und der Welt verſtanden, und mit Gaben ausgerüſtet waren um innerlich Heil und äußerlich Segen zu verbreiten, und Diejenigen hatten es gut, welche unmittelbar aus ihren Händen den geiſtigen Labetrunk empfangen konnten. Aber die Eſſenz dieſes Trankes geht im Lauf der Zeiten durch zu viel Gefäße um nicht zu verduften, und darauf fremde Subſtanzen, welche dieſen Duft wieder erzeugen oder erſetzen ſollen, in ſich aufnehmen zu müſſen. Was Eigenthum des Geiſtes iſt, oder ſein ſollte, kann auf die Dauer nur durch Mißbrauch zum Benefiz eines Standes, einer Claſſe, oder einer Kaſte der menſchlichen Geſellſchaft monopoliſirt werden — wie die egyptiſchen Prieſter es gethan haben müſſen; denn das Volk verfiel in den gröbſten, unſinnigſten Götzendienſt, in ein wahrhaft verrücktes Heidenthum, das mehr einer Blasphemie der Religion, als ihr ſelbſt ähnlich ſah. Ueber dem Quell der Erkenntniß muß der weite, freie Himmel ſich wölben, und Licht und Luft, die himmliſchen Genien, müſſen ihn umweben und ernähren; von ihnen abgeſchnitten, wird er trübe; und ich denke, daß die Prieſter und Eingeweihten wol auch kein reines Waſſer aus dem dumpfen Brunnen ſchöpften in den ſie den Quell abgeſperrt hatten, als die Verehrung von Hund und Katze, vom Stier Apis und vom Stier Mnevis im vollen Flor blühete. Diejenigen Thiere in welchen man das entſprechende Symbol für die Fähigkeiten und Gaben der Gottheiten fand, oder die man auf andre Weiſe in ich weiß nicht welchen myſtiſchen Zuſammenhang mit ihnen brachte, nahmen bald in der Verehrung des Volkes den Platz der Gottheit ſelbſt ein, und wurden endlich auch Götter, die ihre Tempel, ihre Prieſter, ihre Diener und ihren Cultus hatten, welcher letztere ſie ebenfalls an beſondre Städte knüpfte. Der Apis war nur eines dieſer heiligen Thiere, und ſollte ein Emblem des Oſiris ſein, der wiederum nur eine Verſinnlichung des ſchaffenden Prinzips ſein ſollte. Aber ſo gehts mit den Verſinnlichungen des Ueberſinnlichen: mit dem Gott in Gedanken, ſinkt man bis zum Vieh herab. Der Apis führte ein herrliches Leben im Memphis; das Volk umſtand bewundernd ſeinen Tempelſtall. Glücklich die Kinder, die zu ſeinen Füßen ſpielen durften! Geſegnet die Hand aus welcher er das Futter nahm! — Nicht minder der Mnevis zu Heliopolis, von deſſen Tempelſchule ich Dir neulich erzählte; der Bock zu Mendes, und außerdem Sperber, Ibis, Wolf, Katze, Krokodil, das widerlichſte Gethier, und heerdenweiſe — denn ſolch ein Thier lebt ja nicht lange, dann mußt' es erſetzt, begraben, betrauert, gar einbalſamirt werden. Den Apis ließen die Prieſter verſchwinden. Genug, die egyptiſche Religion ſtieg aus der Sphäre der Symbolik in eine brutale Maskerade des Heiligen herab, und mögen Jahrtauſende dazu gehört haben, ehe es ſo weit kam, ſo war ſie doch ſchon morſch bis ins Herz hinein, als die Römer der ſelbſtändigen Exiſtenz Egyptens ein Ende machten.

Der erſte König, der nach den Göttern herrſchte, hieß Menes. Er hat Memphis gegründet, deſſen Stelle man gegenwärtig in dem Dorf Mitraïneh zu erkennen glaubt. Die dritte und vierte Dynaſtie der Könige zu Memphis erbaute die älteſten Pyramiden, und einer aus der zwölften, jenes merkwürdige Labyrinth, das neuerdings im Fayoum wieder entdeckt ſein ſoll. Vielleicht wird man nun auch entdecken können, was ſeine Beſtimmung geweſen. Die Invaſion eines Nomadenvolkes unterjochte Egypten, und hob Könige aus ſeinem eigenen Hirtenſtamm, Hykſos, auf den Thron. Es mögen Beduinen geweſen ſein, und ihre Herrſchaft beſchränkte ſich auf Unteregypten; das entthronte Geſchlecht blieb unabhängig im oberen, zu Theben. Unter einem dieſer Hirtenkönige kam Joſeph nach Egypten. Wie er da „heimlicher Rath“ und Regent des Landes, und mit der Tochter eines Sonnenprieſters zu On vermält wird; und ſpäter die Ankunft ſeiner Familie, und deren Ueberſiedelung aus Canaan nach dem Lande Goſen, wo ſie ſich, wie in ihrer Heimat, als Hirten niederlaſſen; endlich die Art und Weiſe, wie Joſeph es bewerkſtelligt um den ganzen Boden Egyptens zu kaufen und zum Eigenthum des Pharao zu machen — die Prieſtergüter ausgenommen — das in der Bibel zu leſen, hier, jezt, wo ebenfalls der ganze Boden, aber die geiſtlichen Güter inbegriffen, Mehemed Ali's Eigenthum iſt, gewährt ein unbeſchreibliches Intereſſe. Es iſt wirklich einzig wie klar, verſtändlich und eindringlich, und mit welcher Characterzeichnung der alte Moſes die Hiſtorie geſchrieben hat. Gäbe es mehr Dokumente dieſer Art, wie gut würde man ſich alsdann im tiefen Alterthum zurecht finden. Die Herrſchaft der Hykſos wurde nach drittehalb Jahrhunderten durch die Nachkommen der alten urſprünglichen Könige gänzlich zerſtört. Dieſe vereinigten nun ganz Egypten bis zur Mündung des Nils unter ihren Szepter, und die großen glänzenden Geſchlechter des Oſortaſen, Thotucoſes, Amenopht, beſonders das der Remeſiden, verbreiteten darüber innern Wolſtand und äußern Glanz. Die herrlichſten Monumente wie die großartigſten Anlagen von Canälen und Dämmen fallen in die Epoche der achtzehnten bis zwanzigſten Dynaſtie. Unter einer derſelben erfolgte der Auszug der Iſraeliten, 600,000 Mann ohne die Kinder, nachdem ſie 430 Jahr früher ſechs und ſechszig Köpfe ſtark ihre Einwanderung gehalten hatten. Das iſt wieder recht merkwürdig im zweiten Buch Moſes zu leſen, wie „der neue König in Egypten aufkommt, der nichts von Joſeph weiß" — was offenbar auf einen großen Umſturz der ehemaligen Verhältniſſe und der alten Dynaſtien hindeutet. Auch für die Geſetzgebung iſt es intereſſant, daß der Diebſtahl bei den Iſraeliten wie überhaupt bei allen alten Völkern, Spartanern, Egyptern, etwas beinah Ehrenvolles war, aus der Weiſe zu ſchließen in der Moſes von der Entwendung der goldenen und ſilbernen Gefäße ſpricht, welche die Iſraeliten von den Egyptern borgen und mitnehmen. — Der größte und mächtigſte aller Pharaonen war Seſoſtris, wie er gewöhnlich in der Geſchichte genannt wird, oder Remeſes III. wie ſein eigentlicher Name heißt. Er war glücklicher Eroberer, beherrſchte die Länder von Abyſſinien und Senaar bis Aſſyrien und Kleinaſien, und hob Egypten auf den Gipfel einer Weltmacht, welchen ſpäter Aſſyrien und Perſien einnahmen. Er ſoll die Verbindung des Nils mit dem rothen Meer verſucht haben. Von ihm ſind die meiſten Felſentempel in Nubien, welches er mit ſeinem Reich vereinigte. Der Ackerbau, der Handel ſtanden in Blüte. Zwiſchen fünf und ſieben Millionen Menſchen bevölkerten das Land, das in Ruhe ſeines Wolſtandes genoß. Eine kurze Unterbrechung derſelben machte eine Invaſion der Aethiopier; allein die ſechs und zwanzigſte Dynaſtie verjagte ſie, und Egypten mögte wol noch lange ſeine Unabhängigkeit bewahrt haben, wenn nicht der Geiſt der Neuerungen, der Ummodelung der alten Geſetze und der auf ihnen baſirten Verhältniſſe, hier wie überall erwacht wäre. Ein König dieſer Dynaſtie, Pſametich I., bildete ſich eine beſondere Leibgarde von Joniern, erregte dadurch das Mißvergnügen der Kriegerkaſte, die ſich in ihrem althergebrachten Recht gekränkt fand und ſich nach Aethiopien zurückzog, und eröfnete eine Communikation mit dem Ausland durch dieſe Fremdlinge, welche die alten Geſetze ſtreng unterſagten, weil Egypten durch ſeine Lage, ohne Gebirge und mit zwei langen Küſten, natürlicher Schutzwehr beraubt war. Ein ſpäterer Nachfolger Pſametichs, Amaſis, herrſchte lange und ſo glücklich, daß Egypten unter ihm 20,000 blühende Städte gezählt haben ſoll (?). Pythagoras und Solon beſuchten es zu ſeiner Zeit. Aber er erregte die Unzufriedenheit des Anführers ſeiner griechiſchen Leibwache, welcher ſich grollend nach Perſien begab, wo bald der eroberungsdurſtige Cambyſes ſeinem Vater Cyrus auf dem Thron folgte, und das Reich das jener geſtiftet hatte zu vergrößern ſtrebte. Egypten lockte ihn und die Schlacht bei Peluſium unterwarf es. König Pſammenit der dazumal herrſchte gerieth in perſiſche Sclaverei, und ſein einziger Sohn mußte ſterben. Die ſieben und zwanzigſte Königsdynaſtie war eine perſiſche; ſie beſaß Egypten von 525 bis 404 vor unſrer Aera. Cambyſes kam nicht nur mit ſeinem Kriegerheer, ſondern auch mit ſeiner eignen Wildheit und mit ſeinen Magiern. Der perſiſchen Religion war wie der iſraelitiſchen der Götzendienſt ein Greuel, und ſie begannen eine Art von Exterminationskampf gegen die religiöſen Monumente. Die Koloſſe wurden zertrümmert; den Sphynxen die Köpfe abgeſägt; aber ſie ermüdeten bei der Arbeit. Die Werke waren zu groß, zu zahlreich; man konnte ſie nur ruiniren, nicht zerſtören. Unter Darius Hyſtaspes athmete Egypten wieder auf, und erneuerte unter ſeinen Nachfolgern mehrmals den Verſuch das fremde Joch abzuſchütteln. Es gelang dem Amyrtheus. Drei nationale Dynaſtien folgen ſich auf dem Thron in der kurzen Periode von 404 bis 338, wo unter Nectabenes II. die Perſer zum zweiten Mal den uralten Thron der Pharaonen ſtürzten, und zwar für immer! es erhob ſich nie, nie wieder ein einheimiſcher König. Aber die Perſerherrſchaft dauerte nicht. Das Reich des Cyrus ſank vor Alexander in den Staub, 332: und im nächſtfolgenden Jahr erſchien er als der Befreier Egyptens. Alexander! das war einer von den wunderſeltnen Menſchen, die man mit Wonne auf dem Thron ſieht. In ſeinem kurzen Leben hat er die ganze damals bekannte Welt beſiegt, umgeſtaltet, und mit Keimen zu neuer Entfaltung ausgeſtattet. Es iſt einzig wenn man bedenkt mit welchem Genius er begabt ſein mußte um mit ſeinem Häuflein von Macedoniern einen ſolchen Entſchluß zu faſſen, und ihn binnen dreizehn Jahren ungeſtört durch den vollen brauſenden Rauſch der Jugend auszuführen. Seine Siegeszüge waren Segenszüge. Mit ſeinen Gaben, ſeinem Genie, ſeiner anbetungswürdigen Perſönlichkeit, ſeinem Wirken, ſogar mit ſeinen Fehlern, gehörte er ganz und gar dem halb mythiſchen Heroengeſchlecht an. Mit ihm ſtarb es für immer aus. Es kamen noch große, ſehr große Männer; — aber er war der letzte Heros in der Geſchichte. — Was er für Egypten that, war genau das, was für Egypten nothwendig war: er erbaute eine Stadt, und zwar nicht im Innern des Landes, wie Theben und Memphis, und wie das zur Zeit als die Abſchließung von der Fremde in voller Kraft ſtand nicht anders ſein konnte; ſondern zeitgemäß, um den jezt nöthig gewordenen Verkehr zu erleichtern und den Handel zu heben, an einer Mündung des Nils am Meer. Wie richtig er in die Zukunft geſehen, ergiebt ſich daraus, daß Alexandrien bald die blühendſte, gewerbtreibendſte, handelthätigſte Stadt der Welt wurde, die erſt mit Rom, ſpäter mit Byzanz wetteiferte, und zu dem Glanz des Reichthums und der Macht, den ernſten Ruhm der Wiſſenſchaften und der geiſtigen Ausbildung fügte. Darauf theilten Alexanders Feldherrn ſeinen Nachlaß: die Welt. Ptolemäus bekam Egypten und gründete die zwei und dreißigſte Dynaſtie, die 284 Jahr herrſchte, und mit der jüngſten Cleopatra und der Selbſtändigkeit des Reiches unterging. Die Ptolemäer liebten es für die Nachkommen und Erben der alten Pharaonen zu gelten. Sie gingen ganz auf die Religionsgebräuche ein, ſie ſtellten die alten, ſeit der Perſerherrſchaft ruinirten Monumente her, ſie unternahmen neue, großartige Bauten, ſowol Tempel als Werke zum allgemeinen Nutzen — wie denn der Leuchtthurm zu Alexandrien bald als ein Wunder neben den ſechs andern der alten Baukunſt genannt wurde; — ſie ſtifteten die berühmte alexandriniſche Bibliothek, die ſpäter Amru verbrannte; ſie hoben aus allen Kräften den Handel, der in Alexandrien einen Mittelpunkt zwiſchen Indien und dem ſüdlichen Europa fand; ſie ſchützten den Ackerbau und die Wiſſenſchaften. Letztere traten aus den abgeſchloſſenen Tempeln in öffentliche Schulen heraus mit den Vorräthen welche die alte Zeit aufgeſpeichert hatte. Im freien Raum brennt ihre Flamme immer heller als in der engen Klauſe. Die benachbarten Griechen brachten neues Material herzu, und die alten prieſterlichen Wiſſenſchaften der Geometrie, Aſtronomie und Medizin, nahmen friſchen Schwung und neue Entwickelung. Egypten hatte dazumal Alles — nur keine Religion; ſtatt ihrer den abſurden Götzendienſt, den der rohe Theil des Volks aus ſtumpfer Gewohnheit, der gebildete mit vollkommner Gleichgültigkeit trieb. Der Polytheismus hatte durchaus ſeine befruchtenden Kräfte verloren, die in der erſten Jugend der Völker ihren Bedürfniſſen genügten. Die philoſophiſchen Secten, deren Ueberhandnehmen immer den Verfall der religiöſen Zuſtände begleitet und anzeigt, hatten ihn vollends untergraben ohne etwas Beſſeres an ſeine Stelle zu ſetzen, als ihre Sophismen und Dialektik. Als ſie ihn im Fundament wanken ſahen, wollten ſie ihn durch dieſelben Mittel wieder befeſtigen. Die letzten zerſtiebenden Elemente des Polytheismus bei den Griechen, den Orientalen, den Römern, mit ihren verſchiedenen Geiſtesrichtungen und Ideen vermiſcht, waren der Stoff mit welchem die Alexandriniſchen Philoſophen eine neue Schule gründeten die, wie jedes neue philoſophiſche Syſtem ihre Blütenzeit — aber kurz, und duft- und farblos hatte. — Zu derſelben Zeit als die letzten Hasmonäer im benachbarten Paleſtina das allmächtige Rom zur Schiedsrichterin zwiſchen ſich machten, geſchah das Nämliche von den letzten Ptolemäern, und Julius Cäſar ſetzte Cleopatra auf den Thron. In den Kriegen des zweiten Triumvirats knüpfte ſie ihr Intereſſe an das des Antonius und unterlag mit ihm in der Schlacht von Actium; ein und dreißig Jahr vor unſrer Aera ward Egypten römiſche Provinz.

Dieſen flüchtigen Gang durch verfloſſene Jahrtauſende habe ich hauptſächlich der Monumente wegen gemacht, die an Intereſſe gewinnen, wenn man ihnen bis zu ihren Erbauern und Gründern folgen, und geſchichtliche Facta, oder Spuren religiöſer Entartung oder Begeiſterung an ſie knüpfen kann. Jetzt, mein liebes Clärchen, will ich einen zweiten ebenſo flüchtigen machen, um auf den Mann überzugehen gegen den man nicht gleichgültig bleiben kann, wenn man in Egypten iſt: auf Mehemed Ali, über den ich im Werk von Clot-Bey intereſſante Notizen gefunden habe. — Als Provinz des römiſchen Kaiſerreichs dauerte Egyptens Blüte fort und fort: es verſorgte die Weltſtadt mit Getreidebedarf und ward durch die Imperatoren mit nützlichen und großartigen Bauten verſehen. Unter Domitian und trotz ſeiner Verfolgungen, faßte die chriſtliche Religion feſten Fuß und verbreitete ſich mit reißender Geſchwindigkeit. Inmitten ſeiner ſinnlichen Genüſſe und ſeiner geiſtigen Bildung verſchmachtete das Menſchengeſchlecht aus Mangel an einfach geſunder Nahrung. Das ſchlichte Brot des Chriſtenthums war eine Himmelsſpeiſe für die öden Seelen, und wurde als ſolche mit drängendem Entgegenkommen überall empfangen. Egypten zeichnete ſich beſonders durch ſeine feurige Andacht aus; um ſeine berühmteſten Göttertempel in der Wüſte um Theben ſiedelten ſich Tauſende von Anachoreten in den Felſenhölen an. Ein Heiliger der katholiſchen Kirche, St. Antonius der Eremit, war der Erſte von ihnen. Die Thebaïs umgab Egypten mit einer neuen Glorie. Bei der Theilung des römiſchen Reiches ward es Byzanz zu Theil, und trat wiederum in die erſte Reihe bei den wüthenden Streitigkeiten, welche jezt anfingen die chriſtliche Welt in tödtliche Feindſchaften um des Glaubens willen zu zerſpalten. Die Alexandriniſchen Theologen gaben es an Eifer und an Dialektik ihren

Vorgängern, den Alexandriniſchen Philoſophen, nicht nach. St. Athanaſius war Patriarch zu Alexandrien und der von ihm als Ketzer verdammte Arius war ein Prieſter in dieſer Stadt. Die Folge der religiöſen Zwiſte und Verfolgungen war tödtlicher Haß der Egypter gegen die Byzantiner. Wie dieſer Haß ſie vermogte die Araber ins Land zu rufen, erzählte ich Dir neulich bei Gelegenheit der Kopten, und auch wie das zu weiter nichts als zu einer Veränderung des Joches führte. Der Islam herrſchte jezt über dem erniedrigten Reich der Pharaonen. Die Chalifen aus dem Hauſe Omaja und Abbas ließen es durch Statthalter regieren. Die Fatemiten machten ſich unabhängig und errichteten einen ſelbſtändigen Thron, den ſie mit dem Glanz der Künſte und Wiſſenſchaften, und mit jener moreskiſchen oder mauriſchen Civiliſation umgaben, die damals auch in Spanien ihre Knospen zu entfalten begann. Unter Saladin (Juſſuf Salaheddin) der 1171 ſein Haus, die Ayubiten zur Herrſchaft brachte, kam Egypten auch zu kriegeriſchem Ruhm, denn er entriß Syrien den Kreuzfahrern; — aber ſeitdem hat es keine guten Tage mehr geſehen, denn die Mamluken-Dynaſtien ſchwangen ſich auf den Thron. Mamluk heißt Sclav, und 12000 junge Sclaven aus Georgien, Mingrelien und Circaſſien, kaufte ein thörichter Nachfolger Saladins um eine unbedingt ergebene Leibwache zu bilden. Er ließ ſie in kriegeriſchen Uebungen erziehen und hatte bald die tüchtigſten Soldaten im ganzen Orient. Seine Nachfolger ahmten dieſem Beiſpiel nach. Die Mamluken wurden auf gleiche Weiſe immer neu rekrutirt, und bildeten eine tapfere und furchtbare Miliz, die bald den eignen Herrn zum Knecht und zum Spielball machte, und ſich endlich zur höchſten Gewalt emporſchwang. In den drittehalb Jahrhunderten ihrer Herrſchaft, war Egypten der Schauplatz einer ununterbrochenen Anarchie. Da kam der osmaniſche Sultan Selim I. von einem ſiegreichen Zuge nach Perſien zurück, wandte ſich gegen Egypten, und beſiegte den letzten Sultan der Mamluken, Tuman-Bey, in der Schlacht am Mokkatam, 1517. Jetzt herrſchten die Osmanen; — aber wie? nur verwahrloſend, nur fahrläſſig, nur tributerpreſſend und die Quellen verſiegen laſſend aus welchen der Tribut fließen konnte — das wäre ihr gewöhnliches Verfahren geweſen, und Egypten war zu beſonders hartem Schickſal verdammt. Die Mamluken waren freilich vom Thron entfernt, aber ihre zahlreichen und mächtigen Familien mußten geſchont werden, da die Osmanen keine Mittel in Händen hatten um ſie zu bändigen; und ſo begnügte ſich der Sultan einen Paſcha aus Conſtantinopel nach Cairo zu ſenden, der dort reſidirte, die Befehle des Gebieters kund gab, und den Tribut in Empfang nahm, während die eigentliche Regierung und Verwaltung des Landes einem Diwán von vier und zwanzig Mamluken-Beys übergeben wurde. Das Intereſſe von drei und zwanzig derſelben ging alſo immer dahin, wohin auch das des Großherrn ging: daß ſich nicht ein vier und zwanzigſter auf den Thron ſchwinge. Für ihn und ſie war gut geſorgt; deſto ſchlechter für Land und Volk, das nicht mehr zu zehren hatte an den Schätzen, die es in alten guten Zeiten aufgeſpeichert. Canäle und Dämme verfielen, die Bewäſſerungen hörten auf; in den oberen Theilen des Landes wälzte ſich der Sand über den kulturfähigen und ehedem kultivirten Boden, im Delta bildeten ſich ungeſunde Sümpfe; der Ackerbau litt fürchterlich; der Handel war null und nichtig und Gewerbe und Thätigkeit ſtockten; die Monumente verfielen, und was ſich abtragen ließ wurde zu Privatbauten verwendet. Die Bevölkerung ſchmolz um Millionen ein und verſank in ſtumpfe, gleichgültige Unthätigkeit; Städte wurden menſchenleer und zu Ruinen, Dörfer verſchwanden. Die unbegreifliche Einſichtsloſigkeit der türkiſchen

Staatsverwaltung, die nichts aber gar nichts in einem Lande ſieht als die Tributpflichtigkeit für welche der Paſcha verantwortlich iſt, tritt bei dieſer barbariſchen Mamlukenwirthſchaft — denn Herrſchaft darf man dieſen anarchiſchen Zuſtand der Dinge nicht nennen — aufs Kraſſeſte an den Tag. Natürlich wurde die Gewalt des Sultans immer ſchwächer und ſein Anſehn immer geringer, je mehr die Pforte von ihrer kriegeriſchen Höhe herabſtieg. Sich wie die Staaten der Barbaresken im weſtlichen Afrika unabhängig zu machen und den jährlichen Tribut zu weigern, verſuchte endlich im Jahr 1766 Ali, ein Mamluken-Bey. Er verjagte den Paſcha, ſchlug die türkiſche Armee, die ihn unterwerfen ſollte, und wurde nur durch Verrath geſtürzt. Seitdem fanden es die Beys ſicherer dem Großherrn den Namen der Oberherrlichkeit zu laſſen, ſeine Befehle mit großer Ehrfurcht zu empfangen, und ſie nie zu erfüllen. Zwei derſelben Murad und Ibrahim hatten Egypten der That nach unter ſich getheilt, als plötzlich Bonaparte mit einer franzöſiſchen Armee landete, 1798. England von der Höhe ſeiner Weltherrſchaft zu ſtürzen war die dominirende Idee ſeines ganzen Lebens; er wollte das mittelländiſche Meer in einen „lac français" umwandeln, dazu feſten Fuß in Egypten faſſen, Malta und Corfu beſitzen, und auf dieſe Weiſe den Handel von Europa und Oſtindien lenken. Egypten zu heben da es daſſelbe nicht beſitzen kann, iſt bis zu unſerer Zeit das Intereſſe Frankreichs, und keine feſte, ſelbſtändige Macht darin aufkommen zu laſſen, die durch Verbindung des mittelländiſchen mit dem rothen Meer dem Handel einen neuen Weg brechen könnte: iſt das Intereſſe Englands, das bereits Gibraltar, Malta und Corfu beſitzt; — alſo hat Bonaparte gewiß bei dieſer merkwürdigen Expedition ſeinen Blick auf etwas Anderes als eine kahle Eroberung oder einen nur perſönlichen Zweck gerichtet gehabt. Am erſten Julius landete er; am einundzwanzigſten ſchlug er die glorreiche Schlacht der Pyramiden, welche die Mamluken niederwarf und ihm Cairo gab, und zehn Tage ſpäter beſiegte die engliſche Flotte ſo gänzlich die franzöſiſche in der Seeſchlacht von Abukir, daß er nicht mehr hoffen durfte durch dieſe Expedition die Macht Frankreichs in Egypten zu begründen. Nach dem ebenfalls mißlungenen ſyriſchen Zuge ging er nach Frankreich zurück, und der geringe Reſt der Armee, der ſich unter Kleber dort noch hielt, kehrte nach deſſen Ermordung mit General Menou heim von den Engländern vertrieben, welche mit der Pforte verbündet waren, im September **1801**. Jetzt galt es zu wiſſen wer

Egyptens Herr ſein ſollte: die Mamluken oder der Großherr. Den Kern der Truppen, welche die Pforte für dieſen Kampf nach Egypten geſchickt hatte, bildeten vier tauſend Albaneſen. Einer ihrer Anführer war Mehemed Ali, der 1769 in dem Städtchen Cavalla in Albanien geboren iſt, dort ſich verheirathet und den Tabackshandel getrieben, aber ſpäter die kriegeriſche Laufbahn gewählt hatte. Der Paſcha der den Krieg gegen die Mamluken führen ſollte, hieß Muhamed Kosrew. Verſtand er es nicht, oder war er nicht glücklich, oder begann Mehemed Ali die geſchickten Machinationen, die derjenige gründlich verſtehen muß, der ſich aus einer untergeordneten Stellung zu der allererſten emporſchwingen will; genug die Albaneſen empörten ſich wegen rückſtändigen Soldes, verbanden ſich mit den Mamluken, ſetzten den Paſcha ab und hielten ihn gefangen. Ein zweiter, der aus Conſtantinopel geſendet wurde, fand den Tod. Die Mamluken zerfielen wieder in Parteien unter zwei Beys, und Mehemed Ali wußte in dieſem Wirrwarr die kriegeriſche Autorität in Cairo zu erlangen, und ſich mit dem einflußreichen Stande der Ulemas (Rechtsgelehrten) und mit den Scheikhs in ein gutes Vernehmen zu ſetzen. Eine abermalige Revolte ſeiner Albaneſen um rückſtändigen Sold, aber diesmal gegen den Mamluken-Bey Osman Bardiſſi, benutzte Mehemed Ali um letzteren aus Cairo zu vertreiben, **1804**; — und er, oder die Truppen, machten nun den Gouverneur von Alexandrien, Kurſchid Paſcha zum Vizekönig, was von der Pforte beſtätigt wurde. Es ſcheint als habe Mehemed Ali dieſe Mäßigung bewieſen um ſich in Cairo populär zu machen, wo er ſich immer der Unterdrückten bald gegen den Paſcha, bald gegen die Mamluken annahm, und zugleich bei den häufigen Soldatenaufſtänden als Friedensvermittler auftrat und die Bevölkerung gegen ihre Exceſſe ſchützte. Kurſchid Paſcha ſuchte den gefährlichen und mächtigen Mann zu entfernen, und die Pforte ertheilte den albaneſiſchen Truppen den Befehl jezt da ihre Herrſchaft feſtgeſtellt ſei Egypten zu verlaſſen und in ihre Heimat zurückzugehen. Mehemed Ali ſchickte ſich zum Schein an dem Befehl zu gehorchen, und erfüllte dadurch ſeine Anhänger und die Scheikhs mit Sorge und Bekümmerniß, weil ſie wieder der Mamlukenbedrückungen gewärtig ſein mußten, wenn er ſie nicht im Zaum hielt. Soldaten von Kurſchid Paſcha, die Cairo plünderten, brachten die heimliche Stimmung zum lauten Ausbruch. Die Scheikhs die durch ihre religiöſe Stellung als die Oberhäupter der Bevölkerung angeſehen werden konnten, ernannten Mehemed Ali an Kurſchids ſtatt zum Vizekönig, und ein Firman der Pforte beſtätigte ihn am neunten Julius 1805 in dieſer Würde. Sogleich bot die eine Mamlukenpartei dem Kurſchid ihre Hülfe an, und England unterſtützte ſie, während ſich die andre an Mehemed Ali ſchloß, und er ungemein geſchickt manövriren mußte um die Pforte zu einer abermaligen Ernennung, gegen ein Geſchenk von ſieben Millionen Franken, zu bewegen und um zugleich die Bevölkerung von Cairo wegen der nothwendigen Contributionen nicht gegen ſich aufzubringen. Der bald aufeinander folgende Tod der beiden Häupter der Mamlukenparteien befreite ihn für den Augenblick von ihrem unruhigen und ſtörenden Treiben, und eine Landung der Engländer in Alexandrien, welche auf Unterſtützung von Seiten der Mamluken rechneten und ſie nicht fanden, hatte einige unglückliche Treffen und ihre Entfernung zur Folge. Wollte die Pforte ſeine kriegeriſche Geſchicklichkeit erproben, benutzen, oder ihm nicht Zeit laſſen ſeine Macht in Egypten zu conſolidiren — genug, ſie ertheilte ihm mehrmals den Befehl ſeine Truppen gegen die Wachabi zu ſchicken. Dieſe Ketzerei war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgebrochen und wollte den Islam zu ſeiner urſprünglichen Einfachheit zurückbringen, verband aber auch politiſche Reformen mit den religiöſen. Die Wachabi hatten ſich Mekkas und Medinas bemächtigt, ganz Arabien unterworfen, plünderten die jährliche andächtige Hadji-Karavane, verſetzten die ganze muhamedaniſche Welt in Trauer und Entſetzen, und begannen ſchon über Arabiens Grenzen hinaus zu gehen und das Paſchalik von Bagdad zu bedrohen. Endlich war der Befehl nicht mehr zu umgehen, der heilige Krieg mußte begonnen, Egypten ſeiner Truppen entblößt werden. Seit 1808 waren die Mamluken wieder in Gährung; Mehemed Ali hatte die Einen beſiegt, mit den Andern eine Alliance geſchloſſen; aber er konnte nie ganz ſich auf ſie verlaſſen, am wenigſten in einem Augenblick, wo er unfähig war ſie im Zaum zu halten. Er faßte ſeinen Entſchluß. Am erſten März 1811 lud er die Häuptlinge zu einem Feſt in der Citadelle von Cairo ein, und ließ ſie ſämtlich von ſeinen Soldaten niederſchießen. Die Provinzen folgten dieſem Beiſpiel; faſt alle Mamluken wurden umgebracht, und nur ein kleiner Reſt zog ſich nach Abyſſinien zurück. Aus Egypten, das ſo fürchterlich unter ihnen gelitten hatte, verſchwanden ſie für immer, und von der Seite hörten Mehemed Ali's Sorgen auf. Den Krieg gegen die Wachabi führte er ſechs Jahr, meiſtens durch ſeine Söhne; einen

Feldzug machte er ſelbſt. Ihre Ketzerei wurde nicht ausgerottet, aber ihre Macht geſchwächt und Ruhe kehrte nach Arabien zurück. Die Nothwendigkeit großen Aufwand von militäriſchen Kräften zu machen koſtete viel, bot aber den Vorwand um eine reguläre Armee mit europäiſcher Taktik zu bilden, die das Fundament ſeiner Macht werden ſollte. Den erſten Verſuch damit machte er 1815; und er mißlang. Die türkiſchen und albaneſiſchen Soldaten, die er der europäiſchen Disziplin unterwerfen wollte, revoltirten. Er verſchob ſeinen Plan; und die aufrühreriſchen Truppen ſchickte er aus zu fernen Eroberungen. Sie unterwarfen Cordufan und das Königreich Senaar, 1820, und mit den Negern aus dieſen Gegenden machte er von Neuem Verſuche ſie europäiſch zu disziplіniren — wobei zwei Drittheil umgekommen ſein ſollen. Zu dieſem Zweck ſowol, als um Unterrichtsanſtalten, Fabriken, Waſſerbauten anzulegen begehrte er von der franzöſiſchen Regierung Männer des Faches, Offiziere, Aerzte, Ingenieurs, Maſchiniſten, Mechaniker, die ihm bei ſeinem Plan Egyptens Zuſtand von Grund auf zu verbeſſern behülflich ſein könnten. Damit dieſer Plan auf einer unzerſtörbaren Baſis ruhen und nicht durch verſchiedenartige Intereſſen und hemmende Rückſichten durchkreuzt oder aufgehalten werden möge, hatte er bereits im Jahr 1808 das Grundeigenthum von ganz Egypten an ſich gebracht, indem er die Eigenthümer auf einmal oder mit Penſionen entſchädigte, und die Moſcheen und frommen Stiftungen, die reichen Grundbeſitz hatten, ſelbſt verwaltete, ihnen jedoch ihre Häuſer und Gärten ließ. Das urbare Land, der Grund und Boden — daran lag ihm, um ungeſtört das große Netz einer ſyſtematiſchen Canaliſirung und Bewäſſerung von den Katarakten bis ans Meer ausbreiten zu können, um der Wüſte und den Sümpfen wieder das Erdreich abzugewinnen, das in Egyptens frühen glänzenden Zeiten kultivirt war — wie aus den alten Städte- und Tempelruinen hervorgeht. Dieſe Menge von Canälen, Deichen, Schleuſen, die er bauen ließ und erhalten läßt, vom Mahmudieh-Canal zwiſchen Cairo und Alexandrien, bis tief in Oberegypten, ſind rieſenhaft. Den Bau der Baumwolle, der Seide, des Oeles führte er ein, ließ Seidenarbeiter aus Florenz, Baumwollenarbeiter aus Malta kommen und die Producte verarbeiten, um wenigſtens zu verſuchen auch mit dieſen Bedürfniſſen Egypten unabhängig zu machen. Sechszehn Millionen junge Bäume verſchiedener Gattung, darunter Wald- und Obſtbäume die hier ganz fremd waren, ließ er allein in Unteregypten pflanzen, und ſein Sohn Ibrahim über fünf Millionen. Dazwiſchen mußte er bei dem Kriege mit Griechenland die Pforte unterſtützen, und Ibrahim mit einer Flotte und 16000 Mann nach Morea ſenden. Jene ging unter in der Schlacht von Navarin; er ließ eine neue bauen. Ungeheure Geldſummen waren zu dieſen verſchiedenen Unternehmungen erforderlich. Wie Mehemed Ali den Beſitz und die Verwaltung des Landes, Ackerbau und Induſtrie, dermaßen konzentrirt hat, daß ſeine Perſon die Spitze des Ganzen bildet: ſo monopoliſirte er auch den Handel mit den bedeutendſten Erzeugniſſen, als Baumwolle, Zucker, Reis, Indigo und noch andre. Nur die Regierung hat das Recht dieſe Produkte vom Fellah zu kaufen, und dieſe Monopole mit den ſtarken Abgaben verbunden machten es ihm möglich den enormen Ausgaben nachzukommen, welche durch die Armee, öffentliche Inſtitute, Bauten, Anlagen und Einrichtungen veranlaßt wurden. Inzwiſchen hielt die Pforte das Verſprechen nicht, welches ſie ihm bei Gelegenheit des griechiſchen Krieges gemacht, ihm für ſeine Hülfe und als Schadenerſatz für Koſten und Verluſte Syrien unter den Tributbedingungen, welche der Paſcha dort zu leiſten pflegte, zu geben; die Inſel Candia trat ſie ihm nur ab. 1831 ſchickte Mehemed Ali eine Armee nach Syrien, die Ibrahim Paſcha befehligte, und die Schlachten von Homs und von Koniah, wo Araber und Türken mit europäiſcher Taktik ſich zum erſten Mal gegenüber ſtanden, waren ſo unglücklich für Sultan Mahmud, daß er Rußlands Intervention anſprach um den Fortſchritten Mehemed Ali's Einhalt zu thun. Dieſer begehrte nur Syrien unter den alten Bedingungen und erhielt es im Mai 1833. Jezt fehlte nur noch der Schlußſtein des Gebäudes, der es abrundete und ihm Dauer verſprach. Ihn zu legen mußte Mehemed Ali's letzter Zweck ſein: Unabhängigkeit des Reiches das er gegründet und Erblichkeit für ſeine Familie. Der Krieg brach 1839 wieder aus, und die Schlacht von Niſib wie der Uebergang der türkiſchen Flotte und Sultan Mahmuds Tod, ſchienen fernere Siegesverheißungen für Mehemed Ali zu enthalten. Allein die europäiſchen Großmächte nahmen ſich der Pforte an, Frankreich ausgenommen, wie ihre verſchiedenen Intereſſen das mit ſich brachten, und die Einnahme von St. Jean d'Acre durch Admiral Stopford brach die Macht Mehemed Ali's gänzlich in Syrien. Ibrahim Paſcha, der dort ſtatt ſeines Vaters Gouverneur geweſen war, mußte es räumen, und Mehemed Ali ſich auf Egypten beſchränken und auf die Unabhängigkeit verzichten. Gegenwärtig iſt er erblicher Paſcha von Egypten.

Ich, liebes Clärchen, bin ſehr entfernt in ihm einen Apoſtel der Civiliſation nach europäiſchen Begriffen zu ſehen, aber auch vollkommen überzeugt, daß eine ſolche für die nächſten Jahrtauſende nirgends im Orient ſtatt finden kann. Das Leben des Orients, Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, iſt mit geringen Modifikationen noch ganz der uralten Tradition angepaßt, dem uralten Zuſchnitt folgend, iſt Einmal für Allemal gemodelt: folglich ſind die Ideen über Herrſchaft, über Macht, Gewalt, Schrankenloſigkeit der Herrſcher auch die alten. Was man in Europa politiſche Freiheit in einem Staat nennt, kennt der Orientale nicht, hat ſie nie gekannt, verſteht ſie nicht und begehrt ſie nicht. Er wünſcht nur die perſönliche Freiheit. Mit ihr verfällt ein Staat in Anarchie, während der Einzelne Spielraum für ſeine Kräfte und Fähigkeiten findet. Es war nie anders im Orient: ſeit den älteſten Zeiten anarchiſche Zuſtände, die von Despoten gebändigt wurden, mögen ſie nun Schahs von Perſien, arabiſche Chalifen, türkiſche Großherrn geweſen ſein. Das hat Mehemed Ali gethan, und dann die Maßregeln getroffen, welche unter den herrſchenden Verhältniſſen nothwendig waren um den Boden zu beſäen, den er geebnet hatte, und den nur ein ſchneidender Pflug durchfurcht. Geht er nicht tief, ſo ſind die Furchen gleich wieder zugerieſelt. Das Volk iſt intelligent, aber ſo indolent, ſo ſchlaff, daß es ohne einen beſtändigen Sporn von Außen Nichts thut — wenigſtens nicht anhaltend und über die Nothwendigkeit der Gegenwart hinaus. Mehemed Ali hat die volle, kalte Härte, und unerbittlich berechnende Strenge eines Despoten, der ein rohes Volk civiliſiren und in Ordnung halten will; aber ein wilder Tyran, der aus Laune mißhandelt oder zum Vergnügen quält iſt er nicht. Menſchenliebe, ſo in unſerem Sinn, nach Heinrichs IV. Ausdruck mit dem Huhn im Topf, kennt er nicht; doch eben ſo wenig ſaugt er blindlings Land und Leuten das Mark aus um ſich zu bereichern. Was er für Verbeſſerung und Pflege des Landes thut, muß künftigen Geſchlechtern zu gut kommen. Daß er es gerettet hat aus der verwahrloſenden Barbarei, der ſeit ſechshundert Jahren Mamluken und Türken es Preis gaben; daß er ſich Mühe giebt und Mittel verſucht um die Reſſourcen des Landes zu entwickeln und heraus zu arbeiten und deſſen innere Hülfsquellen zu öfnen, iſt nicht ſo verbrecheriſch wie es in Europa ausgeſchrien wird. Europa hat eine andre Religion, eine andre Bildung, eine andre Vergangenheit: das ſollte es berückſichtigen und nicht vom europäiſchen Standpunkt Mehemed Ali beurtheilen. Und hat nicht auch Europa Männer aufzuweiſen, die warlich kein zartes Herz und keine weiche Hand für das Volk ihrer Zeit hatten und es dennoch durch ihr Verfahren ungeheuer vorwärts brachten? Carl der Große, z. B., und Peter der Große, und Napoleon. Ich vergleiche Mehemed Ali mit Keinem von ihnen; ich meine nur daß die Mitwelt ſehr oft tyranniſch — was die Nachwelt groß nennt. Mißgriffe mag er thun; aber er thut doch etwas! und das iſt hier ſo außerordentlich, ſo ſelten, ſo unerhört, daß es ohne Lehrgeld nicht abgehen kann. In Syrien — wo ein Baum gepflanzt, ein Weg gemacht, eine Brücke geſchlagen, eine Waſſerleitung hergeſtellt war, wo die Spur einer ordnenden, ſorgſamen Hand ſich bemerkbar machte, die jezt freilich wieder in der alten Verwahrloſung unterging — und ich fragte nach dem Urheber, ſo hörte ich nie, aber nie einen andern nennen, als „den großen Paſcha". So etwas thut man doch nicht wenn man nur darauf bedacht iſt den Geldbeutel zu füllen. Von der Herrſchaft will er natürlich weder für ſich noch für ſeine Familie laſſen. Er hat das gegenwärtige

Egypten geſchaffen, es bedarf noch lange und ſehr einer ordnenden Hand, eines feſten Sinnes in der eingeſchlagenen Richtung: wie ſollte er da nicht Alles aufbieten um auf ſeinem möglichſt ſelbſtändigen Platz zu bleiben. Die lange Reihe von Kriegen, zu denen er eine ganz neue Armee nach europäiſcher Weiſe organiſirt und eine Flotte gebaut hatte, verurſachte enorme Koſten, und die Koſten den Druck des Volkes. Die Abgaben ſcheinen mir ungeheuer hoch für dies arme Volk, und die Solidarität eines ganzen Dorfes für deren Leiſtung, ſo daß der Fleißige für den Trägen mit arbeiten muß ſtatt für ſich zurücklegen zu können, eine barbariſche Maßregel und überdas nicht geeignet um die Bereitwilligkeit zur Arbeit zu erhöhen, die dem Araber freilich ganz und gar abgeht. Wenn einſt das kulturfähige Land der Wüſte abgerungen und mit hinreichenden Irrigationsanſtalten dauernd gegen ſie geſchützt ſein wird; wenn glücklicher geſtellte Beherrſcher einſt nicht mehr auf Vertheidigung gegen feindliches Andringen und politiſche Chikanen ſondern auf Verbeſſerungen in den unvollkommnen Zuſtänden des Landes bedacht ſein dürfen: dann wird man ſchon erkennen, daß der alte Mehemed Ali das Fundament zu dieſer Möglichkeit gelegt hat. Mir ſcheint Eines bedenklich: daß er ſich ſo ganz den Franzoſen für Rath und That bei ſeinen Unternehmungen in die Arme wirft. Ich weiß nicht ob ſie Nutzen ſtiften wenn's gilt, wie hier, von unten auf die Menſchen zu bearbeiten. In den verſchiedenen Schulen z. B. die ſie geſtiftet haben und bei denen ſie Lehrer ſind, wie wird da der Unterricht ertheilt? — Du würdeſt es nimmer errathen! — in franzöſiſcher Sprache und durch Dolmetſche! Das ſcheint mir baarer Unſinn. Kann in Unterricht Nerv und Leben, und zwiſchen Lehrer und Schüler die nothwendige wechſelwirkende Anregung ſein, wenn ſie in verſchiedenen Zungen zuſammen reden, und noch dazu in morgen- und abendländiſcher? — Auf der andern Seite ſind die Franzoſen wieder die Einzigen, die guten Willen für ihn haben; — aber ich dachte doch an meine armen ſpaniſchen und italieniſchen Mönche, wie die Alle arabiſch verſtehen um kleine Kinder leſen zu lehren.

Thue mir nur den Gefallen, liebes Clärchen, nicht etwa zu ſagen: Alſo Du biſt auch für Mehemed Ali. Ich bin nicht für, nicht gegen ihn, ſondern vollkommen parteilos. Ich ſehe und höre mit gleichem Aug und Ohr was man zu ſeinem Lobe, was man zu ſeinem Tadel anführen kann, und ſage es. Mit den diplomatiſchen Agenten im

Orient iſt gar nicht über ihn zu ſprechen, denn die Meiſten thun es, da die großen Mächte den Stab über ihn gebrochen haben, in ſo offiziel ſtereotypen Phraſen, daß ich mich ſchwer des Gedankens erwehre, ſie ſtänden genau ſo in ihren Inſtruktionen. Er entvölkere das Land, iſt ein Hauptvorwurf. England treibt den ſchändlichen Opiumhandel nach China, der das gegenwärtige Geſchlecht im Mark — und kommende im Keim vergiftet. Wer hindert es? wer ſtört es? wer nimmt ſich der Chineſen an? Niemand. Denn Niemand kann es gegen das allmächtige England. Wie höchſt poſſierlich nimmt ſich da dieſer philanthropiſche Schwung für die Araber aus — als ob in der Türkei nicht von Jahr zu Jahr die Population abnähme! O Heuchelei! Heuchelei!

XLVIII

Aſſuan, Sonnabend, Januar 13, 1844, auf dem Nil

Morgen geht's nach Nubien, Herzensmama! Zwiſchen den Wendekreiſen muß ich doch einmal in meinem Leben geweſen ſein um zu wiſſen, wie es denn eigentlich in der tropiſchen Zone ausſieht, die man bei uns aus nichts als aus Gewächshäuſern kennt. In alten Zeiten, nämlich 2700 Jahre vor unſrer Aera, lag nun freilich Aſſuan unter dem Wendezirkel des Krebſes; da ſich aber die Schiefe der Ekliptik immer vermindert und vermindert, ſo iſt er ſeitdem dem Aequator näher gerückt, und Aſſuan hat ſeine alte Stellung verloren, wie ſeinen alten Namen — denn damals hieß es Syene. Wie die Aſtronomen und die Hiſtoriker über unſre Welt mit einander fertig werden, begreif' ich nicht! Die Einen rechnen mit der höchſten Gelaſſenheit Millionen Jahre für den zurückgelegten Lauf ihrer Geſtirne aus, weil ihnen das Weltſyſtem für ihre Sterne angeordnet ſcheint; — und die Andern, welche es für die Menſchen und deren Thaten in Anſpruch nehmen, ſind mit einigen tauſend Jahren durchaus zufrieden geſtellt, weil ſie darüber hinaus in ein Chaos von Ungewißheit gerathen. Nun gleichviel! mit dem ehemaligen Wendezirkel kann ich mich nicht begnügen, Mamachen, und da wir in dem kleinen Hafenort Meſſid, ober den erſten Katarakten eine Barke gefunden haben, ſo verlaſſen wir morgen die alte, und gehen in der neuen nach Wadi Halfa. Wer keine gar zu große hat, und wem daran liegt die Fahrt durch die Katarakten ſelbſt zu machen, behält die ſeine, und nimmt nur andre Mannſchaft, die mit den Klippen und Strömungen des oberen Fluſſes bekannt iſt. Aber meine Barke iſt ein wahrer Wallfiſch, und die Katarakten zu befahren fällt mir nicht ein. Das iſt gut für Männer die ſchwimmen und ſich im Nothfall ſelbſt retten können. Ich müßte mich auf Andre verlaſſen oder im Nil ertrinken — und zu Beidem habe ich nicht die mindeſte Luſt. Du ſiehſt daraus, daß die Katarakten kein Rheinfall ſind. Der Fluß ſtürzt nicht in eine jähe Tiefe, ſondern ſenkt ſich nur raſch über, zwiſchen und durch Klippen. Geſtern Nachmittag kamen wir hier an, nachdem wir am neunzehnten December von Foſtat abgegangen, und vierundzwanzig Stunden in Tentyris geweſen ſind. Eine anſehnliche Zeit für eine Strecke von 105 deutſchen Meilen. In Europa würde man über dieſe Langſamkeit in Verzweiflung gerathen; hier heißt die Fahrt eine recht gute. Hätten wir konträren Wind gehabt, ſo würde ſie acht bis vierzehn Tage länger gewährt haben. Er war faſt immer günſtig, und fiel nur ſelten gänzlich — wo dann freilich das unendlich langſame Ziehen am Ufer, oder das Stoßen mit Stangen um die zahlreichen Sandbänke herum, uns nicht ſehr förderte. Mit vollen Segeln, bei günſtigem Winde und unter einem wahren Freudengebrüll unſrer Mannſchaft langten wir bei Aſſuan an, das höchſt maleriſch auf dem hohen öſtlichen Ufer liegt: nämlich die jetzige Stadt hinter Palmen verborgen, was ihr ſehr vortheilhaft iſt, und die altarabiſche, die auf den Trümmern der römiſchen, ſo wie dieſe vielleicht auf der allerälteſten egyptiſchen liegt, auf einem hohen, ſchroffen Hügel am Fluß und ganz und gar in Ruinen. Die ungebrannten Ziegel mit denen die Araber bauten und noch bauen, bilden merkwürdige Ruinenformen, nämlich keine Schutthaufen, wie die gebrannten oder wie Steine, ſondern mehr zerriſſene, aufwärtsſtarrende, einzelne Klippen. Das Gemäuer ſieht aus wie von Rieſenfauſt zerkrallt, oder ſelbſt wie ſtarre graue Krallen die aufwärts drohen. Aus der Ferne, mit dem transparenten Hintergrund des ſchöngefärbten Himmels, macht es ſich ſehr gut; in der Nähe findet man das Material zu elend, denn in dieſem Punkt wird man hier verwöhnt — nicht in der Gegenwart, aber durch die Vergangenheit. Unweit Aſſuan ſind die Granitbrüche, die den herrlichen rothen Granit geben, welcher im Alterthum ſo beliebt war, und nach ſeiner Heimat den Namen, Syenit, empfing, und auf der kleinen Inſel Bidſcha, Philä gegenüber, wird der noch zehnmal ſchönere Roſengranit gefunden, von dem auf Elefantine ein Thor, als Ueberbleibſel früherer Herrlichkeit prangt. Letztere Inſel liegt Aſſuan gegenüber dieſſeits der Katarakten, die beiden andern liegen jenſeits derſelben, ungefähr eine Stunde aufwärts. Zwiſchen ihnen wirbelt und kräuſelt ſich der Nil. Geſtern beſahen wir Aſſuan, an welchem eben nichts Sehenswerthes außer der Lage iſt. Heute früh ritten wir nach Meſſid und ſetzten von dort nach den Inſeln Philä und Bidſcha, und weiter nach dem linken Ufer des Nils über, wo man den Fall herrlich überſieht. Der Weg von hier nach Meſſid führt durch eine wahrhaft furchtbare Wüſte — durch blendenden rieſelnden Sand, der ſich wie ein ſtilles todtes Meer ausbreitet, und in dem Granitblöcke, bald in einem Klumpen, bald in zerſchmetterten Maſſen, wie ſtille todte Inſeln liegen. Das arabiſche und lybiſche Gebirg, das den Nil zwiſchen ſich genommen und bis hieher geleitet hat, iſt Kalkſtein; allein dasjenige welches Egypten von Nubien trennt, und hier jene beiden Höhenzüge mitſamt dem Nil quer durchſchneidet iſt Granit mit Kalkſtein vermiſcht, und die Mühe welche das Waſſer in den chaotiſchen Urbildungen des Landes gehabt hat über dieſe Scheidewand hinweg zu kommen, hat den Granit ſo zerkeilt und zerdonnert und hat weithin über das Erdreich dieſen Bodenſatz von Sand verbreitet und zurückgelaſſen. So erklärte ich mir das was ich ſah. O welche Oede! kein Baum, kein Strauch, nicht das armſeligſte Grashalmchen, nicht das dürftigſte Moos auf den großen Steinmaſſen. Scharfer Wind zerwühlte den heißen Sand, der ſich in Wirbelwolken aufjagen ließ und wie Pulver auf uns niederfiel, Kleider, Haar, Augen überſchüttete. Der Nil bleibt zur Rechten, und fern; man ſchneidet ſeine Krümmungen ab indem man ihn verläßt und quer durchs Land geht. Zur Linken ſind die Granitbrüche, die ſich von den einzelnen Blöcken ankündigen laſſen. Da liegt noch ein prächtiger Obelisk, ganz zugeſchnitten, irgend einer Beſtimmung gewärtig. Aber kein Tempel harrt ſeiner. Vielleicht wandert er dereinſt ins Abendland um dort einen Platz mit ödem Prunk ſchmücken zu helfen — nach England, nach Paris, was weiß ich! Allein das weiß ich, daß er zu unſrer Architektur gar nicht paßt, und mir daher in Paris auch gar keinen Effect machte. In Rom wol; das iſt rechtmäßige Erbin von Allem was im Alterthum groß war, und iſt ſelbſt großartig genug um das Fremdeſte in ſich aufzunehmen und ihm den Stempel von Rom aufzuprägen. — Bei Meſſid kommt man wieder an den Nil. Eine große Sykomore und einige Palmen erquicken das Auge. Nackte ſchwärzliche Kinder mit Affenbewegungen ſprangen um uns herum, heerdenweiſe, und ſchrieen mit ſtridenten Stimmen Bakſchiſch! mit einem Zuſatz, den ich in ihrer

Ausſprache Anfangs gar nicht verſtehen konnte. „Mangiare niente“ ſollte es heißen; alſo bis Nubien iſt die italieniſche Sprache gedrungen. Ein fürchterlich verwachſener Knabe iſt der einzige Krüppel, den ich bis jezt in Egypten geſehen habe; dafür aber giebt es in Cairo mehr Menſchen, die an den Augen etwas Fehlerhaftes haben, als ſonſt in der ganzen Welt zuſammen genommen. Auf der Straße kann man gewiß ſein, daß der dritte Menſch nur ein Auge hat, ungerechnet die Augenkranken, die mit Binden und Schirmen umhergehen. Die entſetzliche Ophthalmie ſtellt dieſe Verheerungen an. In Oberegypten kennt man ſie nicht; dort iſt überhaupt das Klima weit geſunder, ſo daß auch die Peſt lange nicht ſo viel Opfer verſchlingt, und in Nubien nie geweſen ſein ſoll. Zu jenen Kindern geſellten ſich auch Schaaren von Männern, die ebenfalls Bakſchiſch ſchrien, etwa wie man guten Morgen ſagt; und zulezt noch Weiber, nicht bettelnd, nur neugierig und daher noch zudringlicher, affröſe Geſchöpfe mit blau bemalten Lippen und den einen Naſenflügel mit einem blanken Metallring oder Nagel durchbohrt, Hals, Buſen, Arme überdeckt mit Schnüren von bunten Glasperlen und Glasringen. Wir konnten uns gar nicht ihrer erwehren, obgleich ſie uns nichts zu Lieb noch zu

Leid thun wollten. So iſt hier das Volk — in der Art wie ſein Vieh, Kameel und Eſel, ohne Zaum und Zügel, gar nicht zu lenken, nur zu treiben. Meſſid iſt der Hafen für Alles, Menſchen und Waaren, das nach Wadi Halfa, und mit Karawanen weiter ins Innere von Afrika geht. Aſſuan hingegen iſt der Hafen für Alles was von dort kommt und nach Cairo geht. Die Katarakten ſind für Handelsſchiffe eine große Störung, denn es iſt zu koſtbar und zu unſicher ſie hindurch zu ſchaffen. Transporte zu Waſſer von Wadi Halfa nach Cairo müſſen in Meſſid aus- und in Aſſuan wieder eingeſchifft werden, nachdem Kameele ſie von einem Hafen zum andern geſchafft haben. Goldſtaub, Elephantenzähne und Straußfedern ſind Hauptgegenſtände des Handels aus dem inneren Afrika — erzählte uns ein franzöſiſcher Kaufmann, der in Aſſuan etablirt iſt, und eben mit einer Karawane von ſechsundvierzig eigenen Kameelen aus Dongola zurückgekehrt war, wohin er alle mögliche europäiſche Waaren, Stoffe, Geräth, Glas- und Bronceſchmuckſachen gebracht hatte. Die ſchwarzen Sclaven ſind ein vierter und wichtiger Artikel, für den es aber nicht ſowol Kaufleute, als nur Händler giebt. Kameele ſind in dieſen Ländern unſchätzbare Thiere; ohne ſie könnte der Kaufmann wie der Reiſende nicht vom Fleck. Ich ſchätze ihre Verdienſte, bin aber herzlich froh ſie für meine Perſon nicht mehr in Anſpruch nehmen zu dürfen. Hier wie in Meſſid liegen ſie in großer Menge am Ufer, Waarenballen um ſie herum, und Zelte oder Hütten von Palmblättern daneben, in denen die Beſitzer oder die Führer wohnen, bis ſie ſich zur ferneren Reiſe angeſchickt haben. Das giebt denn wieder ächt orientaliſche Bilder — dieſe Kaufleute mit ihren Pfeifen unter den Palmen ſitzend, die gelagerten Kameele, die Waarenballen mit Spezereien und andern ſchönen Sachen, unten am Ufer die Barken mit den langen Segelſtangen, und dazu der Nil und die ſchwarzen Felſenmaſſen von Elefantine, Bab und Philä! — Oder es kommt eine Karawane von ſchlanken ſchwärzlichen Nubiern, denen die hochrothe Farbe des Turbans, oder der weiße Shawl, den ſie um Kopf und Schultern werfen, ſehr gut ſteht. Sie haben ſcharfe, beſtimmte Züge, Bart und ſchöne Geſtalten, ſind auf keine Weiſe mit den hidöſen, bartloſen, ſpindeldürren Negern zu verwechſeln, aber auch keine Araber mehr, ſondern vom Stamm der Berber. Weiber waren mit ihnen, buntbemalt wie Tapeten, und Kinder von denen die kleinſten nackt und auf dem Bauch liegend auf dem Rücken der Kameele angebunden waren. — Die fremdartigen Geſtalten machten die öde ſtarre Gegend etwas bunt und paſſen zu ihr, denn hart und ſcharf ſehen ſie, auch im beſten Fall, immer aus. Sitzt man nun im Nachen und fährt zwiſchen den ſchwärzlichen Granitklippen hin, die den Nil einfaſſen und durchſchießen, und von denen die eine ihrer Form wegen Bab, das Thor, heißt: ſo ſteigt bei einer Wendung plötzlich aus dem düſtern Gewirr die Inſel Philä auf, licht, klar und ſchön, trotz der Verwüſtung, die ſie umgiebt, und der auch ſie ſelbſt zum Theil verfallen iſt. Schutt deckt ihren Boden, der einſt zu weiter nichts beſtimmt war, als Tempel zu tragen. Eine Mauer ſteigt aus dem Nil auf, und ſchützte das geweihte Eiland gegen die Zerſtörungen des Waſſers; ſie ſteht an manchen Stellen noch; an andern iſt der ſchroffe Abhang mit blühenden Bohnen bedeckt, eine beim Volk ſehr beliebte Feldfrucht. Palmen ſchütteln tiefſinnig ihre Häupter über den edlen Ruinen; — ſonſt aber iſt die Inſel verſchont geblieben, ſowol mit menſchlichen Anſiedelungen als mit traurigen Verſandungen, und daher ſind ihre Tempel verhältnißmäßig vortrefflich erhalten, während ſich auf den Schweſterinſeln Bidſcha und Elefantine nur noch wüſte Trümmer und wenig Ueberbleibſel der früheren Monumente finden. Philä aber, mit ſeinem doppelten Pylonenpaar, mit den langen ſäulengetragenen Portiken, welche ſie verbinden und zu ihnen führen, mit den verſchiedenen Tempelſälen, die zuerſt hell und frei ſind und dann, je näher dem Innerſten, dem Allerheiligſten, immer dunkler und geſchloſſener werden — Philä könnte noch jezt, wenn man den Schutt wegräumte, Einiges ergänzte und den grandioſen Aufgang vom Nil bei dem Obelisken herſtellte, die Myſterien der großen Göttin feiern ſehen, welcher dieſer Tempel geweiht war. Er iſt noch in ſeiner Verwüſtung mit ſo feierlicher Majeſtät und ſo tiefſinniger Ruhe umgeben, ſeine Architectur iſt von ſo ernſter und erhabener Würde, daß ſeine Bildnereien von Göttern mit Sperberköpfen und Kuhhörnern mir dagegen wie kranke Fieberträume eines hohen großen Geiſtes vorkommen. Die Bildnereien ſind genau die unſchönen und ungelenken Gebilde, welche wir aus den Muſeen kennen und „egyptiſch“ nennen, während wir von der Architektur keine Ahnung haben, noch haben können. Sie ſchmeichelt nicht dem Auge, ſie gefällt ihm nicht; aber ſie imponirt dermaßen, daß neben ihr jede andre gewiß klein und vielleicht kleinlich erſcheinen würde. Sie ſieht noch grandios in dieſer Felſenwelt aus; ja, doppelt! denn ihre Maſſen ſind ſo gewaltig als ob ſie nur der Hand der Natur entſtiegen ſein könnten, aber ſo harmoniſch geordnet und zuſammengeſtellt, daß der Menſchengeiſt in ihrer Beherrſchung einen ſeiner größten Triumphe feiert. Die Inſel Philä vom Nil umgeben, geſchirmt und getragen, iſt eine köſtliche Reliquie aus Egyptens großer Ptolomäer-Zeit. — Auf Bidſcha ſtehen noch ein Paar Säulen zwiſchen denen einige Familien ſich eingeniſtet haben mit ihren Schwalbenneſtern von Wohnungen; und eine Granitſtatue ſitzt da ohne Kopf. Dazwiſchen wandeln Ziegen herum und ſuchen ſich ſpärliche Nahrung. Am Uferabhang, den der Nil befruchtet hat, lag gleichſam ein grüner Kranz von Lupinen- und Bohnenfeld duftend und blühend. Die Bohnen tragen allerliebſte violet ſchattirte Blumen. Sie beſäumen auch das Ufer bei den Katarakten. Dann beginnt ſogleich wieder Sand und Fels. — Auf Elefantine ſind ein Paar Dörfer, Palmenwälder und größere Felder; aber von den Tempeln, die ſie noch vor vierzig Jahren getragen haben ſoll, findet man nichts mehr als unendlichen Schutt, großes Mauerwerk am ſteilſten und höchſten Abhang des Ufers, eine ſitzende Granitſtatue, mumienhaft ſtarr, am Kopf ſehr beſchädigt, und ein Thor von Roſengranit, ſo wunderſchön als ob Aurora jeden Morgen durch daſſelbe in die Welt hinein zöge und ihm etwas von ihrem Glanz ließe. Eine Kaſerne und eines Paſcha Landhaus ſind aus den alten Werkſtücken gebaut.

XLIX

Wadi Halfa, Montag, Januar 22., 1814 auf dem Nil.

Wenig Europäer, mein lieber Bruder, bekommen Briefe von ihren Schweſtern aus Wadi Halfa, oder Halfe; in letzterem Fall muß es Halfu ausgeſprochen werden. Du ſollſt einer dieſer Bevorzugten ſein. Jezt bin ich innerhalb der Wendekreiſe, bei den zweiten, den großen Katarakten des Nil, das weiß ich, und an der ſüdlichen Grenze von Nubien. Welche Länder und Völker aber hier meine Nachbarn ſind, das weiß ich nur ganz unbeſtimmt, denn ich habe keine Karte, kein Buch, gar nichts über Nubien bei mir, und ſo kann ich Dir über meine Nachbarſchaften nur ſagen, daß achtzehn Tagereiſen zu Kameel mich nach Dongola bringen würden und abermals achtzehn nach Sennaar; und daß Cordufan und Darſur in noch größerer Entfernung ſich ausbreiten. Nach Kameelmärſchen rechnet man hier zu Lande, und zwiſchen den Wilden nimmt man halbwilde Gewohnheiten an. Dieſe Länder ſind Königreiche der Schwarzen; Darfur iſt jetzt von Mehemed Ali erobert und unterworfen, und Achmed Paſcha hatte dort im vorigen Herbſt einen Unabhängigkeitsverſuch gemacht, und iſt geſtorben. Cordufan und Sennaar ſind auch erobert und Mehemed Ali beſitzt dieſe Länder zu Lehn von der hohen Pforte. Es muß unerhört ſchwierig ſein bei dieſer großen Entfernung und mehr noch bei dieſem Mangel an Communication eine Art von Herrſchaft über wilde Völker zu üben. Truppen, Munition, alle Bedürfniſſe einer Armee müſſen durch die Wüſte. Ich mögte Dich orientiren über Land und Ort wo ich mich in dieſem Augenblick befinde, darum erwähne ich meiner ſchwarzen Nachbarn, mit denen ich übrigens nicht den geringſten Verkehr gehabt habe, da ſie alle jenſeits der Wüſte wohnen. Nubier ſind keine Neger, und ſehen beſſer aus; aber die Nubierinnen wetteifern mit den Negerinnen an Häßlichkeit, und ſind wirklich dazu geſchaffen einem für immer Widerwillen gegen das ſchöne Geſchlecht in Afrika beizubringen. Sie flechten das Haar, vermuthlich einmal im Leben, in zehntauſend kleine Zöpfe und pomadiren dieſe ab und an wenn ſie übermäßig ſtruppig werden mit Butter, welche nicht den Parfüm unſerer Pomaden und Oele beſitzt. Dieſe Zöpfe bäumen ſich förmlich wider einander auf; dazu die breiten blaugefärbten Lippen, der klaffende Mund, die grell weißen großen Zähne, die rollenden Augen — der Affe iſt fertig! Dennoch, ſobald ein Mann dieſe Damen anſieht, ziehen ſie ihren Schleier vor das Geſicht um ihm nicht den Anblick ihrer Schönheit zu gönnen, oder um den Gemal nicht eiferſüchtig zu machen. Es iſt mir unangenehm von ſo garſtigen Frauenzimmern umgeben zu ſein, darum klage ich es Dir. Sonſt habe ich nichts zu klagen. Wir ſind geſtern Morgen hier angekommen, höchſt ſicher und ungefährdet, und bald darauf ließ der Gouverneur ſeinen Beſuch anmelden — wurde aber nicht angenommen. Ich verſtehe nicht durch den Dolmetſch zu ſprechen. Das klingt albern; doch verſichre ich, daß ich eher auf meine eigne Hand eine lange Rede halten, als in dieſer Weiſe nur drei Worte ſagen kann. Für den Araber iſt das gar nichts; er füllt die Lücken die durch dies Hin- und Herreden entſtehen mit tiefen Zügen aus der vortreflichen Pfeife und wartet gelaſſen. In Käne beſuchte uns der öſtreichiſche konſulariſche Agent, da habe ich wirklich Martern ausgeſtanden. Der Beſuch des Gouverneurs ſollte ja auch nur eine Artigkeit ſein; aber es iſt doch vortreflich daß von Seiten der Regierung dafür geſorgt iſt, daß in dieſem wilden Lande Reiſende ihre etwaigen Beſchwerden, Klagen oder Wünſche der oberſten Behörde ausſprechen können. Wadi Halfa iſt ein langer, ſchmaler Palmenwald am rechten Nilufer, in welchem hie und da zerſtreute Häuſer liegen. Das des Gouverneurs liegt zwiſchen der dichteſten Bebaumung und beſteht, wie alle übrigen, aus einem Viereck von Lehmmauern, die den innern Hof umgeben. Ein kleiner weiß übertünchter Erker mit zwei Fenſtern über der Eingangsthür, zeichnet es bedeutend aus; denn Fenſter ſind ſelten hier zu Lande, wo man im Freien oder wenigſtens bei offenen Thüren lebt, alſo Licht und Luft vollauf hat. Für die Eingebornen hat das nichts Unbequemes; für uns wol. Jezt z. B. bei einem plötzlich eingetretnen ſchneidenden Nordwind iſt die glasfenſterloſe Barke höchſt unbehaglich. Sie hat nur kleine hölzerne Schiebfenſterchen, mit gehörigen Ritzen und klaffenden Spalten, ſo daß es unmöglich iſt ſich gegen den Wind zu ſchützen ohne ſich wie in einem Kaſten einzuſperren, und auch dann pfeift er als Zugwind hindurch. Dieſe Barke iſt übrigens ebenſo eingerichtet wie die, welche wir in Aſſuan gelaſſen haben, nur viel kleiner und leichter; elend gebaut, nicht angeſtrichen, daher wimmelnd von Ungeziefer; kläglich betakelt, alle Taue ſind geknüpft; ohne Anker. Indeſſen ſind wir doch glücklich hergekommen. Wir müſſen für die Fahrt im Ganzen 1200 Piaſter zahlen, was wol ſehr viel iſt, da ſie vierzehn bis achtzehn Tage zu dauern pflegt, alſo nur einen halben Monat ungefähr, und da die Bemannung nur aus zehn Leuten beſteht. Tiſche, Stühle, Sofapolſter haben wir überdas aus unſrer andern Barke mitbringen müſſen. Der Eigenthümer zahlt dem Reis für die ganze Fahrt nicht mehr als dreißig Piaſter und jedem Matroſen fünfzehn. Sollte ſie grade fünfzehn Tage währen, ſo hat der Matroſe täglich zwei Silbergroſchen verdient. Höher iſt auch nicht der Tagelohn des Fellah. — Du ſiehſt alſo liebſter Bruder, daß ich jezt eine Flotte und dreißig Mann in meinen Dienſter habe. Das Reiſen im Orient iſt ganz dazu gemacht um der unbedeutendſten Perſon einen Anſchein von Wichtigkeit zu geben. Heute früh ritten wir zu den Katarakten. Nachmittags wollten wir die Rückfahrt antreten, waren aber nur im Stande bis zum linken Ufer zu kommen, wo wir wenigſtens unter dem Winde liegen. Der Sturm aus Norden iſt uns grade entgegen und nicht zu überwinden durch unſre acht Ruder, die, um kräftiger wirken zu können, auf einer Art von Armlehne ruhen, welche horizontal aus dem Rande der Barke herausgreift. Und ſo bin ich jezt auf einem Fluß, wo das Fahren ſtromab ebenſo große Schwierigkeiten hat, als ſtromauf. Da ich ihn von Cairo bis zu den großen Katarakten befahren habe, ſo will ich Dir doch ein Paar Worte über das Land ſagen, das ich vom dreißigſten bis zum zweiundzwanzigſten Grad in ziemlich grader Richtung, wenn auch mit unendlichen Windungen, durchſchifft habe. Ich fange aber nicht unten bei Cairo, ſondern hier oben an, weil ich dann mit dem Strom gehen kann und ſein rechtes Ufer auch zu meiner Rechten habe. Uebrigens iſt es beſſer mit dem Chaos zu beginnen und mit der Ordnung zu enden, als umgekehrt — und das Chaos habe ich heute früh geſehen.

Wir ſetzten ans linke Ufer über, wo ein ſchmaler Saum von Bohnenfeld und wenig kleine Hütten eine ärmliche Anſiedelung bilden, und ritten vom Fluß ab, ſchräg durchs Land um die große Krümmung abzuſchneiden, die er ober Wadi Halfa macht, ungefähr anderthalb Stunden weit. Das Land bedeutet hier die Wüſte, und dieſe iſt ſo beſchaffen, daß aus ihrem gelbgrauen Sande ſchwärzliche Kalkſteinblöcke aufſteigen. Ringsum nicht die geringſte Spur von Vegetation. Kadaver von Kameelen in allen Stadien der Auflöſung zeigen an, daß hier die große Karawanenſtraße nach Dongola geht. Eine ſchrankenloſe Ebene breitet ſich ungeſtört aus; die Wellungen des ungleichen Sandbodens, die Felsblöcke, die Berg- oder Felsſpitzen, die am Horizont weiß der Himmel aus welcher Ferne auftauchen, machen auf dieſer Fläche nicht den geringſten Unterſchied. Mir war als könnte ich bis ins Herz von Afrika hineinſehen. Endlich nähert man ſich wieder dem Nil, die Felsblöcke ſchieben ſich etwas dichter zuſammen, man ſteigt ab und erklimmt eine ſchroffe Klippe — von dort hat man den Blick über die großen Katarakten. Wie ſoll ich's anfangen um Dir ein Bild von ihnen zu entwerfen? Vor Allem iſt nothwendig, daß Du die gewöhnliche Vorſtellung von einem Waſſerfall gänzlich fahren läßt, und daß Du ebenſowenig an die niedlichen Kaskatellen von Tivoli denkſt. Stelle Dir vielmehr vor: Du ſtehſt auf einer Klippe, und Tauſende ähnlicher Klippen, bald hoch bald flach, hier ein Block dort ein Fels, ſind ſüdwärts wie ſchwarze Inſeln in das große Sandmeer der Wüſte bis an den Horizont geſtreut; aber nicht Sand umgiebt ſie, ſondern Waſſer, ein breites, form-, ufer- und regelloſes Waſſer, das ſich wild und raſch wie es eben den Weg findet um ſie herum drängt und tummelt und wol noch eine Stunde abwärts in gleich unruhiger Weiſe fließt. Bei Wadi Halfa hören die Inſelblöcke und ſomit auch die Hemmungen auf; da ſammelt ſich das Waſſer, und wird in ſeinem beſtimmten Bett zum Fluß. Bei den Katarakten glaubte ich nicht einen Fluß zu ſehen; aber auch keinen See, denn dazu iſt wiederum kein Waſſerſpiegel vorhanden; ſondern eben nur ein wüſtes Waſſer, das kommt — man weiß nicht woher! das geht — man weiß nicht wohin! das in der ungeheuern Fläche durch nichts als durch eine geringe Senkung des Bodens beſtimmt wird von Süden nach Norden zu ſtrömen, und das im Oſten und Weſten von der Wüſte gleichſam überwältigt und gezwungen wird nicht in ſie hinein zu verflieſſen. Aber ſcharf beſtimmt und begrenzt, aber mit Kleid und Färbung angethan iſt hier nichts. Es herrſcht die graue Einförmigkeit des Chaos und ſeine düſtre Confuſion. Der gelbliche Sand, das lehmfarbene Waſſer, das ſchwärzliche Geſtein wälzt und wühlt ſich durcheinander; die Maſſen haben ſich noch nicht gehörig ſondern und jede ihren Platz einnehmen können. Es geht drunter und drüber, und immer ſo fort, immer ſo fort, ſeitdem die Erde ihre gegenwärtige Geſtalt hat, und wird fortgehen, ſo lange ſie dieſelbe behält. Ueber dieſe Natur hat der Menſch keine Gewalt. Dieſe Waſſer kann er nicht lenken und ordnen, dieſe Wüſte von rieſelndem Sand und von Felſen nicht beherrſchen. Es iſt die traurigſte unüberwindlichſte Einöde, die das Auge gewahren kann, von furchtbarer Starrheit, und doch ohne die wilde kalte Erhabenheit einer Oede im Hochgebirg. Sie iſt zu formlos, zu chaotiſch um erhaben zu ſein. Den erſten Schritt aus dem Chaos heraus thut gleichſam das Hochgebirg, und iſt erhaben, weil es etwas Ungeheures überwunden hat. Hier aber iſt noch nichts überwunden, ſondern Alles in unſtillbarer Gährung, und weil der Rahmen des Bildes ſo groß, weit und umfaſſend, und das Bild ſelbſt doch nicht majeſtätiſch iſt, ſo fühlte ich mich beklemmt und gedrückt, und ſtarrte ganz trübe da oben von der Felſenklippe in dieſe graue Wildniß hinein. Dazu ſauſte der Sturm und fegte über den Sand hin zu großen Wolken ihn aufwirbelnd; die Sonne war heiß wie immer, aber verſchleiert von Wolken, Dünſten, zerſetztem Staub — ich weiß es nicht; der ohnehin blaßblaue Himmel ſah ganz farblos aus. Es gefiel mir nicht beſonders innerhalb der Wendekreiſe. Das Waſſer hat an die Steininſeln hie und da Sand getrieben, ihn mit Feuchtigkeit durchdrungen, der Wind hat aus weiter Ferne ein Paar Saamenkörner herzu getragen, und das ſind nun Geſträuche und kleine Bäume geworden, Akazien und Tamarisken wie mir ſchien;

die bildeten grüne Flecke, kleine dürftige Oaſen zwiſchen den ſtrudelnden Waſſern und den ſtarrenden Felſen — allein es ſchien ihnen nicht beſonders auf ihrem Platz zu behagen, ſonſt hätten ſie wol größer ſein müſſen; es ſtört ſie ja Niemand in Wachsthum und Gedeihen. Was zwiſchen den Katarakten ſteht iſt ſicher vor Menſchenhand. — Selten kommen Reiſende hieher; die ſpärlichen Namen auf dieſer Felſenklippe eingegraben bewieſen es. Einen Frauennamen trug ſie noch gar nicht; der meine iſt der erſte. Engländerinnen mögen indeſſen doch ſchon da geweſen ſein; doch eine Deutſche gewiß nicht. Die meiſten Reiſenden die nach Nubien kommen um die Tempel zu ſehen, kehren bei dem von Abuſambul, eine Tagereiſe von Wadi Halfa um, und nur die wenigſten gehen bis zu den großen Katarakten. Reizend ſind ſie auch keinesweges, merkwürdig ſehr. Ich habe nie irgend etwas geſehen, das ich mit dieſer — — wie ſoll ich's nennen? Landſchaft, Natur? vergleichen mögte, und die kleinen Katarakten von Aſſuan ſind nur ihre variirte Wiederholung. Bei Kartoum im Sennaar nimmt der Nil, der dort der weiße Fluß heißt, den blauen Fluß auf, und tiefer abwärts noch einen, den man Artuboras nennt; aber dann keinen mehr! bis zu ſeinen Mündungen nicht das geringſte Flüßchen, nicht den kleinſten Bach; daher iſt es mir vollkommen unbegreiflich, wodurch er ſpäter ſo breit wird, daß er an manchen Stellen wie ein See ausſieht. Außer den jährlichen Anſchwellungen, die ihn regelmäßig ſteigen und fallen machen, empfängt er keinen Zuwachs an Waſſer und wächſt dennoch — der räthſelhafte Strom, deſſen ganzes Leben, von ſeinen unbekannten Quellen, angeblich im Mondgebirge, geheimnißvoll iſt. Intereſſant macht ihn das, und verleiht ihm einen beſondern Reiz; doch nicht Schönheit. Er iſt von unſäglicher Monotonie. Wie ſchön wird z. B. der Rhein durch die vielen verſchiedenen Flüſſe, die er in ſich aufnimmt! da werfen ſich Hügelreihen auf, da weiten ſich Thäler, da bilden ſich Schluchten, da breiten ſich prächtige Ebenen aus, um ihm den Neckar, den Main, die Lahn, die Nahe, die Moſel zuzuführen. Alle haben ihr eigenthümliches und characteriſtiſches Gebiet, und da wo ſie in das des Rheins übergehen unterbrechen ſie mit wundervollem Wechſel das ſeine und ſchützen es vor Einförmigkeit. Der Rhein kommt mir in dieſer Beziehung wie eine Frau vor, die mächtige Leidenſchaften erregt und empfunden hat, und durch ſie mit einem Zauber ausgeſtattet iſt, dem ſich nicht widerſtehen läßt; — der Nil, wie eine Nonne in tieſer Abgeſchiedenheit, einſam vom Anfang bis zum Ende, gleichförmig, ſtill, und in dieſer Stille ihre Geheimniſſe bewahrend. Je nachdem man nun geneigt iſt die Monotonie auf ſich wirken zu laſſen, wird man ſagen: „Himmel, wie langweilig iſt der Nil!“ oder: „Ach wie ruhig, wie ſtill und friedlich iſt er“. Ich hoffe Du kennſt mich genug um ſofort anzunehmen, daß ich Beides geſagt habe. Indeſſen muß ich doch hinzuſetzen, daß Erſteres nur dann geſchehen iſt, wenn die große Langſamkeit der Fahrt, am Tau gezogen, oder um Untiefen und Sandbänke cirkulirend, mich ermüdete. Hätte ich bis Wadi Halfa ſtatt fünf Wochen vierzehn Tage gebraucht, ſo mögte ich es wol nie geſagt, und mich ununterbrochen dem Reiz hingegeben haben, den die langen großen ſtillen Linien in Egyptens Landſchaft ſowol als in ſeiner Architektur üben. Die Abende auf dem Nil — Stürme natürlich abgerechnet, die in dieſen Regionen ungefähr unſer nordiſches Schneetreiben vertreten — ſind die ſchönſten, die ich erlebt habe. Am Tage iſt es ſo heiß, und die brennenden Sonnenſtralen reverberiren ſo ſcharf auf dem Waſſer, dem Wüſtenſand, den Kalkgebirgen, daß man nicht gern die Kabine verläßt. Gegen Abend kommt man heraus, legt ſich ein Paar Stunden auf den breiten Sofa, und athmet die leichte, linde, friſche Luft ein. Die Sonne ſinkt hinter das lybiſche Gebirg, das dunkelblau wie Email im Schatten liegt, während die Lichtſtralen auf dem arabiſchen wie auf einem Prisma ſpielen, und es mit Farben von Blumen, Schmetterlingen, Edelſteinen ſchmücken. Wie große flammende Roſen liegen einzelne Maſſen da; wie Ketten von Amethyſt in goldner Faſſung, die langgeſtreckten. Die ſtillen Waſſer ſpiegeln getreu die ſchönen Gebilde zurück, nur mit einem leichten Florſchleier überhaucht. Frühlingsduft erfüllt die Atmoſphäre; Rübſamen-, Bohnen-, Lupinen-, Wicken-, Baumwollenfelder ſtehen in Blüte; Waizen und Gerſte ſind armslang; Akaziengeſträuch mit lilafarbenen und blauen Schlingpflanzen durchflochten, auch andre Gebüſche, die ich nicht kenne, umgeben die Waſſerräder, Sakieh genannt, welche ununterbrochen die Felder bewäſſern, oder wachſen auf ihre eigene Hand am Ufer, da wo es nicht bebaut iſt. Frühlingsathem müßte ich eigentlich dieſen unbeſtimmten, balſamiſchen, erquickenden Geruch nennen, den unſre Felder und Wälder auch in der ſchönſten Zeit unſers Jahres, im Junius aushauchen. Die wilden Tauben wiegen ſich auf Palmenzweigen, oder gurren und lachen lieblich neckend wie fröhliche Mädchen aus den Gebüſchen.

Waſſervögel ſitzen geſchaart beiſammen auf den Sandbänken, marmorweiße hier, rabenſchwarze dort, und zirpen oder ſchnarren ihr eintöniges Abendlied, das ſie vom einförmigen Geplätſcher der Wellen, zwiſchen denen ſie leben, gelernt haben. Ein großer Reiher fliegt zuweilen über die ganze Breite des Fluſſes, oder ein Pelikan, der mit ſchwerem Flügelſchlag nach irgend einem Fiſch untertaucht. Iſt die Sonne geſunken und das Abendroth verglimmt, ſo beginnt zuweilen im Süden ein zweites Abendroth, dunkler und weniger flammend als das erſte aufzugeben, und die erblaßten Berge noch einmal roſig zu ſchminken. Inzwiſchen ſind auch die erſten Sterne aufgegangen: die himmliſche Venus als Abendſtern, ſchöner als irgend ein andrer, die Sonne des nächtlichen Himmels; der kühne Jäger Orion ſteigt langſam über das arabiſche Gebirg herauf. Später, im tiefen Südoſt, der Canopus, den man bei uns und ich glaube in ganz Europa, niemals ſieht. Dann fährt man dahin wie zwiſchen zwei Himmeln. Das Silberband des Nils iſt in ein dunkles Firmament voll ſanft zitternder Sterne verwandelt, während die da oben groß und ruhig wie himmliſch gute Geiſteraugen ausſehen, und gar nicht das bittre Geflimmer haben, als ob ſie vor Kälte zittern und beben, wie in unſern Winternächten wenn ſie recht klar ſind. Sie brauchen hier auch nicht zu frieren, denn unſre Julinsabende mögen ſchwerlich wärmer ſein, als die januariſchen in Oberegypten und Nubien. An den Ufern iſt es noch lange lebendig. Feuer flammen in den Dörfern auf und der Platz des Heerdes iſt vor der Thür. Die Schaaf- und Ziegenheerden werden blökend heimgetrieben, Hunde bellen, Eſel ſchreien, Kinder jauchzen, die Sakieh dreht ſich knarrend. Am Schaduff ſingen die Männer taktmäßig indem ſie die Schöpfeimer im Nil füllen und in den Rinnen leeren, welche das Waſſer weiter führen. Geſänge der Einzelnen die aus den Feldern heimkehren, laute Geſpräche und Rufe ſchallen weithin. Die Araber reden mit einander von Barke zu Barke, vom Ufer zum Nachen, ich glaube wirklich von Dorf zu Dorf, ſo lange nur die Stimme erſchallt — dermaßen geſprächig ſind ſie, und immer in einem Ton, der mir wie dröhnendes Geſchrei vorkommt. In irgend einer einſamen Barke wacht ein Mann und vertreibt ſich die Zeit und den Schlaf indem er die Tarabukah ſchlägt, deren dumpfer Ton mich immer an die ſpaniſche Guitarre erinnert, die auch ſo nachläſſig und im Grunde tonlos klingt, obgleich die Inſtrumente ſelbſt nicht die mindeſte Aehnlichkeit haben. Endlich wird es ſtill allüberall, und kühl auf dem Waſſer. Dann geht man wieder in die Kabine und trinkt Thee. — Weht der Nordweſtwind ſcharf, der mich ſo lange ich in Egypten bin kaum einen Tag verlaſſen hat, und der bei der Nilauffahrt ebenſo günſtig war, als er jezt bei der Niederfahrt hemmend iſt, dann ſteht es freilich übel um die abendlichen Vergnügungen, und das unbehagliche Gefühl in alle Mäntel gewickelt ſitzen und dennoch frieren zu müſſen, geſellt ſich zu dem Unbehagen, welches Langeweile und Ungeduld erzeugen.

Montag, Januar 29, auf dem Nil.

Nachdem wir ſechsunddreißig Stunden wie angenagelt in der Nähe von Wadi Halfa blieben, immer fortzugehen verſuchten und immer ans Land getrieben wurden, fiel der Sturm und unſre tüchtigen Nubier mit ihren großen Rudern überwanden den Wind. Ich habe alle Tempel geſehen, die ſehr bequem für den Reiſenden nahe am Fluß liegen, ſo daß man nur kleine Spaziergänge zu machen hat; und geſtern Mittag, grade vierzehn Tage nach unſrer Abfahrt, ſind wir wieder in Aſſuan angelangt. Von der alten Barke habe ich freudig wie von einem Palaſt Beſitz genommen, ſo geräumig, bequem und ſauber iſt ſie im Vergleich zur nubiſchen: aber der alten Mannſchaft ſind wir zu früh wiedergekommen. Sie thut was ſie kann um die

Fahrt zu verlängern, gab geſtern Abend, als wir fortgehen wollten, Wind vor und ging erſt heute Morgen, rudert ſo gut wie gar nicht — — das wird eine ſchreckliche Fahrt bis Cairo werden! immer Zank, immer Drohung und Widerſetzlichkeit! Dies Volk iſt wirklich für den Kurbatſch geboren; ſo heißt eine Reitgerte von Rhinozerosleder. Wenn der Reis und der Steuermann eine tüchtige Baſtonade bekämen würden ſie dienen wie es ſich gehört. Gegen ſolche Mittel ſträubt ſich ein europäiſches Herz; darum wird man auch immer dieſen Leuten gegenüber den Kürzeren ziehen. Du ſiehſt, mein lieber Bruder, daß eine Nilreiſe ihre tiefe Schattenſeite hat. — Aber ich gehe wieder zu den großen Katarakten zurück von denen ich auslaufen wollte um Dir flüchtig Land und Leute zu ſkizziren. Letztere ſcheinen viel ernſter als die Araber, ſchweigſamer; unſre Matroſen dachten nicht an Muſik und Tanz; in den Dörfern lief uns nicht die ganze Bevölkerung nach; man ſchaute wol hin nach den Fremden — mehr nicht! Weiber, ſchwarz und dürr wie Parzen, blieben vor ihren Hütten ſitzen, ſchwarze Schaafwolle an der Spindel ſpinnend. Männer in blauen Hemden, große weiße Shawls mit rothem Saum um Kopf und Schultern geſchlungen, und durch ihre ſcharfen Züge und ihre harte Drapirung frappant wie Michel Angelos Sybillen ausſehend, blieben auch bei ihrem geſelligen Geſchäft, der Pfeife, im Kreiſe hocken. Alle Kinder ſind völlig nackt; die Weiber ſehr verhüllt in ſchleppende ſchwärzliche Gewänder und Schleier von unſauberm Ausſehen, aber dennoch mit Firlefanz von bunten Perlen ꝛc. überhängt; die Männer gut gekleidet. Bei der Arbeit werfen ſie ihr langes blaues oder weißes Hemd und ein kleines welches ſie darunter tragen ab, der Hitze wegen, und behalten kurze halbweite Beinkleider nur an, die von den Hüften zum Knie reichen, und auf dem Kopf trotz der blendenden Sonne nichts als die kleine glatte, enganliegende, weiße Mütze, die ſchon in Egypten faſt allgemein beim Fellah den rothen Tarbuſch verdrängt hat, und in Nubien ganz. Die Nüancirung dieſer weißen Mütze Dir auszumalen überlaſſe ich Dir ſelbſt. Wer nicht arbeitet hat häufig einen Turban um ſie gewickelt, und das ſieht natürlich ſehr viel beſſer aus. Will Jemand von einem Ufer zum andern hinüber, ſo legt er ſich mit der Bruſt auf einen mit Luft gefüllten Schlauch, und erleichtert ſich dadurch das Schwimmen. Seine Kleider trägt er zu einem großen Turban um den Kopf geſchlungen und ſeine Lanze als koloſſale Nadel durchgeſteckt. Es ſieht höchſt originel aus.

Sie treiben in dieſer Weiſe ſchwimmend, mit fürchterlichem Geſchrei und Schlägen ſchwimmende Kameele, denen dies ein Greuel iſt, durch den Nil. Kleine leichte Nachen, die ein Menſch regiert, habe ich nicht geſehen. Bei dem Dorfe-Dörr lief eine große Barke von Stapel. Die Weiber jauchzten den Zugharit ſo prächtig, daß er in der Ferne wirklich wie ein Poſaunen-Tremolo klang, und die Männer thaten Freudenſchüſſe, die im lybiſchen Gebirg ein majeſtätiſches langes Echo weckten. Wo wir anlegten bot man uns Milch, Hühner, Eier, getrocknete Datteln zum Kauf. Letztere waren ganz ſchlecht, weil alle Orientalen, von Conſtantinopel an, den unbegreiflichen Geſchmack haben die Früchte unreif zu eſſen; die Milch außerordentlich gut und von Kühen, während man ſich in Egypten meiſtens mit Ziegen- oder Schaafmilch begnügen muß — doch vielleicht auch nur in dieſem Jahr, weil unter den Rindern eine Seuche geherrſcht, die ſieben Achtel weggerafft hat; daher war auch in Cairo das Rindfleiſch zu eſſen verboten. Bei den Hühnern übte man die kleine Induſtrie ſie mit Luft aufzublaſen um den magern Dingern eine trügeriſche Fülle zu verleihen — einen Kunſtgriff den der Dragoman kannte. Uebrigens herrſcht die größte Harmloſigkeit im Verkehr mit den Fremden, während ſie unter ſich von Dorf zu Dorf ihre blutigen Fehden haben. Einmal rief ein Mann vom Ufer aus unſre Barke an: ob wir keinen Arzt an Bord hätten. — Nein! aber weshalb? — Sie hätten um eines geplünderten Bohnenfeldes willen ein andres Dorf überfallen, vier Menſchen mit Flintenſchüſſen verwundet, und dabei hätte Einer der ihrigen auch einen Schuß in den Leib bekommen, woran er vermuthlich ſterben müſſe. — Das that uns ſehr leid, aber wir wußten ihm nicht zu helfen. — Das Land iſt zuweilen gut und reich bebaut und bebaumt, und zuweilen tritt die Wüſte dermaßen an den Fluß heran, daß ſogar der kleine Saum von Bohnenfeld verſchwindet, und ſtatt ſeiner wildwachſendes Geſträuch auf den dünenartigen Sandhügeln wuchert. Manchmal ſind die Ufer, ohne felſig zu ſein, dennoch ſo hoch, daß der Nil ſie nicht überſchwemmen kann; und manchmal ſenken ſich hohe kahle blendende Felswände ſteil in ihn hinein. In eine ſolche Wand iſt das Königsgrab von Abahuda, ſind die beiden Tempel von Abuſambul, ſind andre Gräber des Djebbel Ibrahim gehauen. Große Dörfer wie Wadi Halfa, Dörr, Kurusko, Kelabſche, und andre deren Namen ich nicht weiß, ſehen beſſer aus als irgend welche im Orient, ſind feſt gebaut, mit Palmen durchwebt, von weiten grünen

Feldern umgeben, die zahlreiche Sakiehs wäſſern. Das Haus des Scheikh-el-Beled (Aelteſter vom Dorf) welcher Ortsvorſteher iſt und für Ordnung bei Ablegung der Abgaben zu ſorgen hat, zeichnet ſich beſonders aus, indem das gewöhnliche Viereck ſehr geräumig und mit zwei pylonenartigen Thürmen in der Diagonale verſehen iſt. In dieſen wohnt die Familie; das Mauerviereck umſchließt Nachts die Heerde. Anfangs und in der Ferne hielten wir dieſe Gebäude für Tempelreſte in Wohnungen verwandelt; aber nein! man ahmt in Lehm nach, was man aus Stein gebaut ſieht, und da es hier nie regnet, ſo genügt er dem Bedürfniß. Andre Dörfer ſind wieder ſo miſerabel mit ihren Hütten die wie zerfallne Backöfen ausſehen, und mit ihrer kläglich kahlen Lage auf ſandiger Fläche oder am ſandigen Hügelabhang, daß man ſie für verlaſſen halten würde, wenn man nicht Menſchen zwiſchen ihnen gewahrte. Es giebt auch wirklich verlaſſne Dörfer — ſei es daß die Bevölkerung abgenommen oder ſich an andern Orten angeſiedelt hat. Sogar Ruinen von Städten gewahrt man auf Felſen am Fluß, die früher als Feſtungen gegen Invaſionen afrikaniſcher Völker gedient haben mögen und jezt unnütz geworden ſind, oder welche die türkiſche oder eine noch frühere Eroberung ruinirt hat. Nicht eigentlich ruinirt ſieht Nubien aus, aber es kommt um im Sande. Man bemerkt es an den Tempeln. Obgleich der große von Abuſambul ſeinen Aufgang unmittelbar vom Nil hat und in den Felſen gehauen iſt, ſo iſt doch über denſelben bereits ſo viel Sand herüber getrieben, daß von den vier ſitzenden Koloſſen am Eingang nur noch ein Einziger ganz frei iſt; der Zweite hat ſchon die Beine in Sand begraben, der Dritte auch den Leib, und bei dem Vierten ragt nur noch der Kopf hervor. Der Tempel von Hamada iſt ſehr verſchüttet; der von Seboa gar bis zum Geſims, ſo daß es unmöglich iſt in ſein Inneres zu kommen, wenn man nicht Aufgrabungen machen läßt. Dieſe Tempel müſſen einſt nicht nur von Sand frei geweſen ſein, ſondern man muß doch annehmen, daß ſie in einer von Menſchen bewohnten Gegend erbaut worden ſind, damit es ihnen nicht an Verehrern und ihren Prieſtern nicht an Lebensunterhalt gefehlt habe. Sie liegen vielleicht nur eine Viertelſtunde vom Nil, und dennoch dieſe grauſigen Verſchüttungen, die mir wie Lähmungen vorkommen welche ein Glied des menſchlichen Körpers nach dem andern ergreifen und paralyſiren bis er zuletzt ganz abſtirbt. Sie finden weit mehr auf der lybiſchen als auf der arabiſchen Seite ſtatt, und doch liegen alle Tempel in Nubien auf der lybiſchen, ausgenommen den einzigen von Dörr. Das lybiſche Gebirg, das in Egypten unausgeſetzt oben glatt wie mit dem Meſſer geſchnitten, und hellgelb iſt, nimmt hier mannigfache Formen und dunkle Färbungen an, ſo daß es nur zuweilen in langen kreidigen Wänden ſich ausdehnt, und zuweilen wie Särge, wie Altäre, wie Pylonen, ſchwärzlich und dunkelgrau aus dem röthlichen und gelben Sande aufſtarrt. Wenn ein Paar Dattelpalmen ſich da finden, wo er recht tödtlich vernichtend um ſich gegriffen hat, ſind ſie ſo dünn und hoch aufgeſchoſſen und ihr Gezweig iſt ſo fein zerfiedert, daß man ihnen den Mangel an Nahrung wol anſieht. Hingegen auf dem urbaren Boden gedeihen ſie in prächtigen Bouquets, voller, ſtärker, wilder als in Egypten, und deshalb anmuthiger, weil ſie nicht regelmäßig gepflanzt ſind. Im Hinauffahren, und bei ſolchen armſeligen baum- und felderloſen Dörfern vorbeikommend, konnte ich gar nicht errathen, wovon die Einwohner lebten, wenn ſie nicht verſtänden wie die Strauße Kieſelſteine zu ſpeiſen. Herabfahrend und täglich ein oder mehre Male ans Land gehend, entdeckte ich es denn doch. Die Dura-Ernte iſt nämlich ſchon gemacht, denn ſie wird im Auguſt geſäet, muß unter dem Ueberſchwemmungswaſſer keimen, und reift bis zum Winter; ihre gelben Stoppeln unterſcheiden ſich nur in der Nähe vom gelben Sand. Dura iſt eine Hirſeart, und den Nilländern das, was bei uns die Kartoffel dem gemeinen Mann iſt. Durabrot, gedörrte Dura, ſind tägliche Koſt, die mit Zwiebeln, Knoblauch, getrockneten Datteln gewürzt wird. Ohne dies Gewürz finde ich ſie ſehr gut; das Brot ſchmeckt wie unſer Roggenbrot nur leichter, und das entſetzliche, ſchwarze, feuchte, ſaure, welches der gemeine Mann bei uns ißt, kann gar nicht damit verglichen werden. Das ſchmale Bohnenfeld am Ufer fehlt nie in der Nachbarſchaft eines Dorfes. Einige graubeſtaubte Palmen entdeckten ſich hinter einem Hügel, und zuweilen hatte ich ſogar die große Ueberraſchung, jenſeits des Dorfes ein tiefer liegendes grünes Waizen- oder Gerſtenfeld zu gewahren, wohin eine Sakieh oder ein Schaduff Waſſer ſendete. Der kleine Bewäſſerungsgraben, den ſie alimentiren iſt häufig nicht größer als eine tiefe Furche, und ich habe ihn geſehen wenigſtens fünfhundert Schritt ſchnurgrade durch die Wüſte laufen bis zu einer Senkung des Bodens, wo man ihn in vielen wagrechten Rinnen ausgehen läßt, und dadurch ein fruchtbares Erdreich erzwingt, das den prachtvollſten Waizen trägt. Zuweilen wird ein ganz kleines Canälchen — wie Kinder ſie im Spiel graben und dann die Gießkanne voll Waſſer darin leeren — abgeleitet und ein Gemüſebeet, ellenlang und breit, damit umzingelt. Dann liegt ſo ein winziges grünes Fleckchen einſam da und prosperirt vortrefflich. Ich ſehe doch ſchon ſeit Monaten die frappanten Contraſte der Cultur und der Wüſte, aber immer bin ich neu davon ergriffen und voll Bewunderung deſſen, was der Menſch bewerkſtelligen kann, wenn er Mühe, Arbeit, Ausdauer und augenblickliche große Koſten nicht ſcheut. Die Irrigationsanſtalten Mehemed Ali's ſind noch nicht einmal für Egypten ſo vollendet, daß es ein ſpärliches Ueberſchwemmungsjahr nicht zu fürchten brauchte, und doch ſind dort 50,000 Sakiehs in Bewegung. Nubien iſt noch weit weniger bedacht und verſorgt; darum fallen die einzelnen urbaren Flecken ſo ungeheuer auf. — Von Kurusko geht eine Karawanenſtraße nach Darfur. Da iſt eine Douane eingerichtet und Militärbeſatzung in Station — Alles unter Zelten. Einige Tage vorher waren europäiſche Herrn abgereiſt; vielleicht Profeſſor Lepſius, der nach Kartoum gehen will um dort antiquariſche Nachforſchungen zu machen. Die Wiſſenſchaft hat warlich auch ihre Märtyrer! ſolch eine Wüſtenreiſe iſt nichts Kleines! — und wenn ich auch gar nicht die Mühſale, Entbehrungen und Anſtrengungen in Anſchlag bringen will, die ſie erfodert: ſo iſt ihre Langweiligkeit, die durch eine ungewiſſe und vielleicht ungenügende Ausbeute ſpäter gar nicht gehörig compenſirt wird ſchon ein enormes Märtyrthum. Unterhalb Kurusko, welches man den halben Weg zwiſchen Wadi Halfa und Aſſuan nennt, drängen ſich ſenkrechte Felſen an den Fluß, und Sandbänke und unſichtbare Klippen in ihn. Wo kein Fels, breitet ſich meiſtens an beiden Ufern die Wüſte aus mit einigem Tamarisken- und Akaziengebüſch auf ihren Hügeln. Bald wird ſie auch die verſchlungen haben, und dann werden ſich nach Jahrtauſenden die Naturforſcher verwundern, woher am Nil das verſteinerte Holz komme — grade wie bei dem verſteinerten Walde hinter Cairo. Es wäre eine fürchterlich langweilige Fahrt ſo ganz denſelben Weg zurückmachen zu müſſen, wenn nicht die Tempel wären, deren Pylonen und Koloſſe man das erſte Mal nur aus der Ferne angeſtaunt hat. Bei dem großen Dorf Kelabſche ſind zwei ſehr intereſſante. Da ſtanden auch neben jedem Hauſe Taubenſchläge in Form von Vaſen, vier bis fünf Fuß hoch, aus Lehm geknetet, roh doch nicht ganz ungeſchickt; auch kleine Waſſertonnen von gleichem Material befanden ſich in verſchiedener Größe vor den Thüren. Ich hatte Beides ſchon in ganz Nubien geſehen, allein in Kelabſche am Beſten gemacht. Von dort bis Meſſid iſt eine kleine Tagereiſe, jedoch eine ſchwierige Fahrt, weil man die ſogenannten Katarakten von Kelabſche paſſiren muß, heftige Senkungen des Fluſſes, der ſich an ſichtbare und unſichtbare Klippen bricht, und ſo gewaltſam gegen ſie ſchießt, daß die Matroſen ebenſo geſchickt und pünktlich als kräftig rudern müſſen. Es war hübſch zu ſehen, wie die Barke manchmal ganz nah an einen Felsblock gebracht, und dann plötzlich mit ſchneller Wendung herumgeriſſen wurde um einer heimlich lauernden, ganz nahen Klippe zu entgehen. Wilde, zerkeilte Felſen ſteigen in phantaſtiſchen Formen am Ufer auf, und tragen viel Ruinen, indem hier ehemals wichtige Befeſtigungen des Engpaſſes geweſen ſein mögen. Dieſe Felſen ſind der Beginn des querlaufenden Granitgebirges, das die Grenze zwiſchen Nubien und Egypten macht. Der Nil iſt noch jezt im beſtändigen Kampf mit ihm, obgleich er es ſiegreich gebrochen hat. Die Strudel und Wirbel hören nicht auf. Nachdem die einzelnen Klippen verſchwunden ſind, erſcheinen Inſeln, und endlich Bidſcha, und Philä die Tempelinſel, der Götterſitz, mit der ſich an maleriſcher Schönheit kein Bauwerk Egyptens vergleichen läßt, weil die Natur den ihren das wundervolle Fundament einer Palmeninſel gegeben hat. Zwiſchen ihr und Bidſcha fährt man hindurch und in das Becken von Meſſid hinein — und damit iſt die nubiſche Reiſe vollendet. Doch der Fluß muß ſich noch durch die kleinen Katarakten arbeiten, die eigentlich größer als die großen, aber zu befahren ſind — was bei jenem Amalgama von Tauſenden von Felsblöcken und Sandbänken durchaus unmöglich iſt. Hier haben ſich die Elemente ſchon geſondert; es iſt nicht mehr der breiartige unendliche Wuſt. Der Nil drängt ſich in verſchiedene Arme getheilt zwiſchen große Felsmaſſen durch, brauſt und ſtrudelt noch lange, und kommt erſt ober Elefantine zur Ruhe. Dann finden ſich bis Eſne noch Steine in ſeinem Bett, welche bei niedrigem Waſſerſtand dem Schiffer gefährlich ſein können, und ſpäter, als er ſich immer mehr ausbreitet, je weiter die Höhenzüge von ſeinen Ufern ſich zurückziehen, machen zahlreiche Sandbänke die Fahrt unbequem und mühſelig.

Mittwoch, Februar 7., auf dem Nil.

Lange Unterbrechung, lieber Bruder! ich bin in großer Tempelſchau begriffen geweſen. Theils erfüllt das die Gedanken ſo ſehr, daß man ſich mit nichts Anderm beſchäftigen mag, theils macht es ſo grenzenlos müde, daß man es nicht kann. Die Ruinen von Theben ſind eine tüchtige Strapaze, ſo viel muß man da herum reiten, gehen, ſtehen, klettern, ſteigen, kriechen, bald in blendender Sonne, bald in unterirdiſchen Gräberhallen, und dazu immer mit der Aufregung des Intereſſes, der Bewunderung, der Neugier.

Aber ich will den Nil ferner begleiten. Faſt unmittelbar bei ſeinem Eintritt in Oberegypten erweitert ſich ſein Bett und ſenken ſich ſeine Ufer. Das vermindert ſeine Strömung, und hat für das Land den Vortheil, daß es leichter überſchwemmt wird. Indeſſen treten die Berge doch noch von beiden Seiten zuweilen ans Ufer, ziehen ſich dann aber in weiten Bogen zurück und laſſen zwiſchen ſich und dem Fluß großen Ebenen Raum. Zuerſt iſt der Unterſchied mit Nubien in der Kultur nicht groß. Die Wüſte macht ſich ſehr breit, die Dörfer ſind klein und nicht zahlreich, die Palmen ſelten. Von einer Höhe am Ufer, welche der Nil unterwäſcht, ſchauen die majeſtätiſchen Ruinen von Kom-Ombos grade in den Sonnenuntergang hinein. Bei dem Paß von Djebbel Selſeleh, ziehen die Gebirge zu beiden Seiten wahre Mauern, die den Fluß ſehr zuſammendrängen. Grotten, Gräber und

Niſchen ſind auf der lybiſchen Seite in die Sandſteinwand kunſt- und mühevoll eingehauen; auf der arabiſchen ſind ehemalige Steinbrüche. Bei Eſne, das wir erſt drei Tage nach unſrer Abfahrt von Aſſuan erreichten, nimmt Alles einen mehr civiliſirten Character an. Bis dahin ſchwammen die Leute nicht auf Schläuchen von einem Ufer zum andern, doch ihre Weiſe iſt ebenſo ſauvage. Drei Schilfbündel ungefähr acht Fuß lang, werden wie ein Floß feſt zuſammen gebunden, und zwar ſo daß ſie vorn eine Spitze bilden, hinten etwas breiter ſind. Darauf ſetzt der Mann ſich flach nieder, nimmt ein Ruder mit zwei Schaufeln in die Hand, zuweilen Weib und Kind hinter ſich, und rudert auf dieſem leichten Floß ſehr behende hin- und herüber. Um Eſne zeigen ſich Barken, die allmälig immer zahlreicher und größer werden, und auch bei Dörfern liegen. Eſne iſt die erſte Stadt ſeit Aſſuan, und hat ihre Induſtrie: nämlich die Fabrikation der kleinen Pfeifenköpfe von rothem Thon, die zu Millionen verbraucht werden. Die Stadt iſt wie alle orientaliſchen: krumme Gaſſen, fenſterloſe Häuſer, finſtre ſchmutzige Bazars, viel Kaffeeſtuben. Da ſah ich einen Schlangenbeſchwörer. Gott, iſt das ekelhaft! fünf Schlangen umwanden ſeine Arme, ſchaukelten ſich an ſeinen Fingern, begen und wanden ſich in ſeinen Händen. Ob ſie giftig waren weiß ich nicht; unheimlich ſind ſie mir immer. Mehemed Ali hat ein großes Haus vor der Stadt, außerhalb der Schutthaufen die ſie umgeben, vom Nil durch einen Palmengarten mit Unterholz von Citronenbäumen getrennt. Als wir ſtromauf fuhren begegneten wir ihm, der mit zwei Dampfſchiffen von Eſne, wo er mehre Wochen geweſen war, nach Cairo zurückging. Bei Theben hat das arabiſche Gebirg einen wahrhaft maleriſchen Moment, als wolle es den erhabenen Ruinen von Karnak und Luxor einen würdigen Hintergrund geben. Aus ſeinen gewöhnlichen wellenförmig ruhigen Linien bäumen ſich drei ſcharf zugeſpitzte Höhen empor, ragen am Horizont auf und machen wenn man noch in weiter Ferne iſt, dadurch ſchon lange vorher auf die Stätte aufmerkſam, wo einſt „die hundertthorige Thebä“ — wie Homer ſie nennt — lag, in welcher ſich gegenwärtig außer den beiden obengenannten Dörfern noch die von Kurnu und Medinet-Abu auf der lybiſchen Seite, und weit und breit gedehnte Felder, Wüſte, und urbarer jedoch unbebauter Boden theilen. Letzteres macht einen wahrhaft ſchmerzlichen Eindruck: neben den prächtigſten ſammetgrünen Saaten liegt das ſchöne fette Erdreich unbeſtellt — vermuthlich weil arbeitende Hände fehlen. Die lybiſchen Berge hinter Kurnu, ja der ganze hügelige Boden ſelbſt wird von einem Troglodytenvolk bewohnt. Vor ihm hatten ſich die frommen Anachoreten der Thebaïs darin angeſiedelt; und bevor dieſe bei lebendigem Leibe dort dem Leben abſtarben, hatten wirkliche Todte ſie eingenommen: Mumien; denn dies war die Nekropolis des alten Theben. Es macht einen ſeltſamen Eindruck aus den ſteinernen Hölen die dunkeln Geſtalten auftauchen und ſich wie Schatten auf dem hellen Hintergrund bewegen zu ſehen: die langverſchleierten Weiber mit ihren großen thönernen Amphoren auf dem Kopf, die ſie ſehr fern im Nil füllen müſſen; die Männer mit Nichtsthun beſchäftigt, wie immer; die Kinder, Ziegen und Schaafe, junge Burſche, Büffel und Rinder hütend und treibend: dies Alles, Menſchen wie Vieh, ungefähr von derſelben Färbung, dunkelbraun, dunkelblau, dunkelgrau, in ſchmutziges Schwarz übergehend. Ombres chinoises fielen mir dabei ein, oder Ameiſen, die auch ſo dunkel und kraus um ihre Hölen wimmeln. Dieſe kleine kümmerliche Welt und die große, untergegangene von Göttern und Königen, deren immenſe Gedanken noch die Ruinen beſeelen und ihnen eine andre Größe verleihen, als die brutale der Materie — ſtehen ſich in ſo ſchneidendem Contraſt gegenüber, wie ich ihn nirgends in der Welt gefunden habe. Die Menſchen die hier aus einem Stück gewollt, gethan, gelebt haben ſind untergegangen, und dies Ameiſengeſchlecht wandelt über ihren Staub — ach, lieber Dinand, was wird aus uns werden, aus unſrer künſtlichen, komplizirten, ſuperfeinen, gebrechlichen Welt! — — Um Denderah ſind große Haine von einer Palmenart, welche die Araber Domm nennen. Die Blätter ſitzen in ſtarren fächerartigen Büſcheln am oberen Ende des Stammes, der ſich immer regelmäßig in zwei Aeſte ſpaltet beiſammen; faſt ſieht er aus, wie eine Yucca. Die Dattelpalme macht ſich viel ſchöner, beſonders wenn ſie ſo recht in voller Entwickelung iſt; dann fällt die erſte Reihe ihrer Zweige wie eine Glocke über den Stamm zurück, und die zweite erhebt ſich als panache. Außerdem iſt ſie auch viel nützlicher, da von ihren trocknen Blättern an bis zu ihrer Frucht — Alles von ihr gebraucht wird, während die Dommpalme nur eine fade Frucht giebt, die das Volk ißt. In Unteregypten ſieht man ſie gar nicht. Denderah gegenüber liegt Käne, eine Stadt von ungefähr 10,000 Einwohnern, eine halbe Stunde vom Nil, in einer großen grünen Ebene, die ein breiter Kanal bewäſſert und ein hoher Damm ſchützt.

Wir gingen zum öſtreichiſchen Agenten um nach Briefen zu fragen, fanden aber keine, und ich hatte auch eigentlich nicht darauf gerechnet. Die Entfernung von Europa, und das weite trennende Meer ſind zu groß! man darf hier nicht rechnen, wie bei uns nach Tag und Stunde, wann die Antwort kommen kann. Kommt ſie, ſo iſts ein Glücksfall. Aber es hat etwas fürchterlich Beklemmendes nicht nur ſo getrennt von Heimat und Freunden, ſondern auch monatelang außer aller Verbindung mit ihnen zu ſein. In dem ſchwärzlichen Hauſe des Agenten fanden wir europäiſche Rohrlehnſtühle, und die Findjans in denen er uns vortreflichen Kaffee ſervirte waren von ſächſiſchem Porzellan. Zarf heißt der kleine ſilberne oder Blechbecher, in dem das obere Schälchen ruht. Z wird von den Arabern wie ein accentuirtes S ausgeſprochen, und S wie Sch. Von Käne nach dem Hafen Koſſeir am rothen Meer ſind fünf Tagereiſen Kameelmarſch. Ein Theil der jährlichen Pilgerkaravane nimmt dieſen Weg, ſetzt von Koſſeir nach dem gegenüber liegenden Küſtenlande el Hedſchas über, und zieht dann weiter zu den heiligen Städten. Den nämlichen Weg gehen auch die jährlichen Kornlieferungen, die Egypten nach Mekka und Medina zu machen hat, gemäß der Beſtimmung, die der türkiſche Sultan Selim I. bei der Eroberung gemacht. Einſt mußte es Rom mit Getraide verſorgen, jezt die heiligen Städte des Islams; eine Kornkammer war es immer und man freut ſich, daß es noch jezt eine ſein kann. Käne ſieht übrigens aus wie Esne, und Siut wie Käne, und ſo alle Städte, die nicht Cairo ſind. Sie ſind größer und kleiner, ſie haben mehr Minares — das verändert ihren Anblick in der Ferne, jedoch drinnen findet man immer dieſelbe Einrichtung und Bauart, und daher brauche ich nichts mehr über ſie zu ſagen. Käne hat ſeine uralte Induſtrie, ebenſo wichtig wie die rothen Pfeifenköpfe von Esne: es fabricirt die Bardaken oder Goulehs, Waſſerflaſchen aus ungebranntem Thon, welche die Eigenthümlichkeit haben das Waſſer friſch und kalt zu erhalten, und daher im allgemeinen Gebrauch bei dem Aermſten wie bei dem Reichſten ſind. Ich ſah dort den zweiten mißgeſtalteten Menſchen in Egypten: einen Zwerg, der ſich mit einem Turban auf dem Kopf komiſch ausgenommen hätte, wenn mir nicht alle Mißbildungen der Menſchengeſtalt über alle Maßen peinlich wären. Mir kommt immer vor als empfände ich das körperliche Unbehagen welches ein ſolcher armer Körper — vielleicht ganz und gar nicht empfindet. Ich habe einmal geleſen Zwerge wären immer ausnehmend eitel. —

Ob nicht Eitelkeit überhaupt eine Zwergeigenſchaft iſt?

Bei dem Ritt nach Abydos, deſſen Trümmer ſo gänzlich im Wüſtenſand verſchüttet ſind, daß ſie den Beſuch nicht lohnen, mußten wir wenigſtens eine ſtarke deutſche Meile vom Dorf el-Beljenne, wo wir landeten, in die Ebene hinein reiten. Zuckerrohr, Baumwolle und auch Indigo wird in dieſen Gegenden gebaut, aber Feldfrüchte ſind vorherrſchend. Die Bohnen ſtanden mannshoch und mauerdicht; die Gerſte hatte Aehren und wurde ſchon gelb; Eſel und Büffel weideten am Rande der Felder; dazwiſchen lag wiederum prächtiger Boden brach. Doch kamen wir durch vier Dörfer, die alle zwiſchen Palmen liegen, und viele andre befinden ſich in der Nachbarſchaft. Das ſahen wir an den zahlreichen Feuern, die Abends beim Heimritt rings um uns aufflammten, und die ſchallenden Geſänge wie das weithin tönende Hundegebell beſtätigten es. Die größte Sicherheit herrſcht. Wir kamen erſt um acht Uhr bei völliger Finſterniß nach unſrer Barke zurück, ohne andre Begleitung als die der Eſeltreiber. Dazu hatten wir in el-Beljenne großen Markttag gefunden, und das Volk zerſtreute ſich nach allen Seiten. Wie viel Exceſſe fallen nicht bei ſolchen Gelegenheiten in Deutſchland vor! hier —

nichts. Das iſt ein Glück, daß der Araber den Branntwein nicht kennt. Bei ſeiner feuerfangenden Heftigkeit, die ohne Geſchrei und ohne eine Flut von Worten nichts unternehmen kann, und ihn ſelbſt dadurch in eine Art von eifriger Wuth verſetzt, wenn er auch gar nicht zornig iſt — müßten geiſtige Getränke ihn bis zur Raſerei aufregen. Indeſſen hat er doch auch einen stimulant, ſo gut wie der Türk das Opium: es iſt Haſchiſch, ein Extrakt von Hanf, der einen äußerſt heitern und roſenfarbenen Rauſch geben, die Nerven jedoch nicht weniger ruiniren ſoll. Zu dergleichen Schwelgereien hat ſtets und überall der Reiche mehr Zeit und Gelegenheit als der gemeine Mann, und beim Fellah findet man ſelten dieſe verderbliche Leidenſchaft. Was nun die Zeit betrift, die hätte er! Außer am Schaduff habe ich keinen Mann bei beſchwerlicher Arbeit geſehen. Das ſind die Schöpfgruben, die aus dem Nil vollgegoſſen werden müſſen und die in ganz Oberegypten verbreiteter als die Sakiehs ſind. Immer paarweiſe und im Takt ſingend, füllen und leeren zwei Männer lederne Eimer, welche an einer Brunnenſtange hängend niedergelaſſen und aufgezogen werden. Das geht ſtundenlang ſo fort bis ſie abgelöſt werden. Sie ſind dabei völlig nackt, nur mit einem Ziegenfell um die Hüften. Außerdem aber, in Städten und Dörfern, ſcheinen Müſſiggänger die Hauptzahl der Bewohner auszumachen, welche ihr Leben der Pfeife, dem Kauen des Zuckerrohrs, dem Geplauder widmen dürfen, und arbeitet einmal Einer im Felde, ſo iſt es immer einzeln und ſo gewiß willkürlich, oder Einer hütet auch wol am Feldrande liegend höchſt ſorglos Vieh. Ich muß wol grade nicht die Zeit der großen Arbeiten getroffen haben; ich hätte gern mit eignen Augen geſehen, ob der Fellah, den man immer wegen ſchwerer und übermäßiger Arbeit bedauern hört, etwas leiſtet, das man z. B. mit der Anſtrengung eines norddeutſchen Erndtetages entfernt vergleichen könnte. Vielleicht ſehe ich es im Delta, wo das urbare Land größer und zugleich bevölkerter iſt. Hier iſt es augenſcheinlich für die Bevölkerung und ihre geringen Bedürfniſſe dennoch zu groß. Ein Hauptzweig der Induſtrie des Fellah von Cairo bis Wadi Halfa iſt Taubenzucht. In Oberegypten proſperirt ſie ungeheuer. Die Dörfer haben ein ganz phantaſtiſches Anſehen durch die viereckigen, abgeböſchten Thürmchen, die auf jedem Hauſe ſtehen: es ſind Taubenſchläge und in der Luft wimmelt und rauſcht es in der Nachbarſchaft der Dörfer von allerliebſten Tauben, die auch recht fett und wolſchmeckend ſind. Ueberhaupt giebts eine Menge der niedlichſten Vögel, unter andern einen ſchwarzen mit einem Köpfchen weiß und zierlich wie eine Perle die ſtets ganz vertrauenvoll auf die Barke kommen und ſich Krümchen ſuchen. Schwalben vollends in Schaaren! ſie ziehen mit uns, aber ſie werden früher als ich nach Europa kommen. Siehſt Du ſie in Neuhaus, ſo denk' an mich; ich hab' ihnen auf dem Nil zehntauſend Grüße an Dich mitgegeben. Von den Scheuſalen, den Krokodillen, ſollte ich auch ein Wort ſagen: ſie gehören zu Egypten wie der Ibis. Reiherarten hat man ſehr viele: ob nun grade den Ibis sanctus? — Krokodille ſcheinen ſehr ſelten geworden zu ſein. Auf Sandbänken zeigte man mir ein Paarmal etwas, das wie ein Baumſtamm ausſah und ſich ſonnte oder in den Nil wälzte; das ſollten ſie ſein. Dem Schiff nah iſt keins gekommen. Die Gegend zwiſchen Kom Ombos und Girgeh lieben ſie beſonders. Zum Glück wird dieſe von Girgeh ab angenehmer als von Krokodillen belebt! wir begegneten an einem Tage vier Dahabichen mit Reiſenden und faſt täglich wenigſtens einer. Außerdem Dampfſchiffen der Regierung, Güterbarken mit Waaren ſtromauf und ſtromab gehend, zierlichen leichten Kandſchias mit zahlreichen Rudern, worin die Paſchas reiſen. Hier will ich doch bemerken, daß Egypten nicht wie die Türkei in Paſchaliks getheilt iſt, wo die Paſchas eine ziemlich unabhängige Stellung haben, ſondern in ſieben Gouvernements, die Mudyrliks heißen und deren Vorſteher die Adminiſtration derſelben zu beſorgen haben. Das Mudyrlik zerfällt in Departements, deren Chef Mamour — und dieſe in Cantons, wo er Nazir heißt. Die unterſte Staffel dieſer Centraliſationskette bildet der Sheikh el beled, der ein großes oder mehre kleine Dörfer unter ſich hat. Cairo iſt der Mittelpunkt, wo alle dieſe Ramifikationen zuſammen laufen. Das Beſtreben Mehemed Alis Ordnung und Aufſicht in die Verwaltung zu bringen läßt ſich nicht verkennen, und iſt einmal dies Centraliſationsſyſtem gehörig in Gang gebracht, ſo iſt es wol diejenige Staatsmaſchine, der am ruhigſten vorzuſtehen iſt. Deshalb iſt auch in den europäiſchen Staaten ſolch ein lebhaftes Streben danach. Ich habe zu allen orientaliſchen Staatsverfaſſungen darum kein Herz, weil es in ihnen kein Recht giebt. Es mag Gerechtigkeit geübt werden, und zuweilen ſehr ſtrenge, wenn der Herrſcher darauf hält, wenn er ſie befiehlt und ſelbſt gerecht iſt; aber ein Recht, das unabhängig von ſeinem guten oder böſen Willen exiſtiren und Allen zu gut kommen könnte, ein Recht wie wir uns ſchmeicheln, daß es bei uns herrſcht, iſt mit einer unbedingten

Deſpotie nicht wol vereinbar: und daher iſt mir immer zu Muth, als ſähe ich ein ſtattliches Gebäude ohne Fundament aufführen; mir — mit meinen europäiſchen Begriffen! Tüchtige und große Herrſcher haben dennoch im Orient Großes leiſten können, wie einige arabiſche Chalifen, wie Sultan Suleiman der Große bewieſen haben, denn der Willkür mit ſtarkem Kopf, feſter Hand und klarem Blick gepaart, fehlt es nie an Raum, Macht und Mitteln. Wenn das was ſie begründeten nicht von langer Dauer war, ſo ſchreiben wir die Entartung immer dem Mangel einer auf Recht fußenden Baſis zu. Aber was dauert denn überhaupt? die uralten orientaliſchen Monarchien haben ohne jene Baſis länger gewährt als unſre ganze Geſchichte von achtzehn Jahrhunderten. Das dauert, was der Zeit paßt und genügt. Die ſpätere findet immer zu mäkeln und zu ändern, und von ihrem Standpunkt aus zuweilen auch mit Recht. — In jedem Fall iſt der gegenwärtige Zuſtand Egyptens unter einem Deſpoten beſſer, als unter den 24,000 Mamluken-Tyrannen, die hier noch vor vierzig Jahren nach Gutdünken ſchalteten. — Paſcha iſt übrigens ein militäriſcher Titel, wie Du wol wiſſen wirſt. Weißt Du aber auch, daß das Wort aus dem Perſiſchen kommt und eine Zuſammenziehung von Pai

Schah iſt, was „Fuß des Schahs“ bedeutet? und daß Cyrus ſeine verſchiedenen Staatsbeamten nach ihren Funktionen ſeine Hände, Füße, Augen, Ohren und Zunge nannte? — — Nach Girgeh und Siut zogen ſich die Mamluken gewöhnlich zurück, wenn ſie in Cairo Anlaß zu Unzufriedenheit gegeben oder gefunden hatten. Girgeh iſt ein kleines Städtchen in welchem ſich ein Kloſter für Miſſionarien der römiſchen Propaganda befindet. Sie ſtehen unter öſtreichiſchem Schutz, wie zwei Klöſter der Terra santa in Cairo und im Fayoum unter franzöſiſchem. Die koptiſchen Klöſter ſind ſehr zahlreich, und haben ein ſo finſtres trauriges Anſehen, daß es die volle Strenge der Ordensregeln ſchon äußerlich verkündet. Ueber dem eintretenden Kloſterbruder werden Todtengebete geſprochen, und nie mehr hört und ſieht er etwas von ſeiner Familie. Der zu Cairo reſidirende Patriarch der Kopten führt ein Leben voll ſo ſtrenger Kaſteiung, daß ich gar nicht begreife wie ein Menſch es aushalten kann. Er wird z. B. allnächtlich jede Viertelſtunde geweckt. Stelle Dir vor, in welche fürchterliche Agitation die armen Nerven verfallen müſſen — wenn es nämlich wahr iſt. Die niedere koptiſche Geiſtlichkeit iſt verheirathet; Patriarch und Biſchöfe werden aber beſtändig aus den unverheiratheten Mönchen gewählt. Das

Kloſter heißt auf arabiſch Tör und die Inſel Geſiret; letzterer giebt es noch mehr im — als erſterer am Nil. So viel arabiſch habe ich gelernt um fragen zu können: wie heißt die Inſel? das Kloſter? — aber die Antwort iſt immer nur der allgemeine Name. Siut, die Hauptſtadt Oberegyptens, liegt wunderhübſch eine halbe Stunde vom Nil, zwiſchen herrlichen Feldern, von Kränzen von Sykomoren und Akazien umgeben, hübſche gutgebaute Dörfer rings umher, das lybiſche Gebirg im Hintergrund, von welchem ſich ſeine ſchlanken, reich umkränzten Minare's graziös abſchattiren. Jene Akazie iſt der Gummibaum (acacia nilotica) der das bekannte Harz ausſchwitzt; doch nicht hier, ſondern im wärmeren Nubien, wo er von Geſtalt kümmerlich und ſtrauchartig auf den Hügeln der Wüſte wächſt. Hier wird er ein ſehr hübſcher Baum mit dem allerzierlichſten Zweig- und Laubwerk. Sunt nennen ihn die Araber. Er und der Nabekbaum ſind mir dadurch merkwürdig, daß ſie trotz der äußerſten Feinheit des Laubes und der fadendünnen Zweige, dennoch von der größten Starrheit und Unbeweglichkeit ſind. Wie aus Metall gegoſſen und grün emaillirt ſtehen ſie da, und zittern und rühren ſich nicht — ſolch ein Nerv iſt in ihnen! ſie haben frappante Aehnlichkeit mit Gazellen. Die Induſtrie

Siuts — kennſt Du ſie? es iſt die ſchmachvollſte der Welt, und das will viel ſagen! hier iſt eine Hauptfabrik von Eunuchen, die der Muhamedaner braucht zu Haremswächtern zur Beruhigung ſeiner eiferſüchtigen, finſtern, traurigen Liebe. Leider ſind es Chriſten, welche ihm dieſen Dienſt leiſten! koptiſche Prieſter ſollen ſich vorzugsweiſe durch Gewinngier getrieben zu dem infamen Handwerk hergeben. Das der öffentlichen Tänzerinnen hat Mehemed Ali ſeit einigen Jahren abgeſchafft, als eine Verletzung der Sittlichkeit. In der Stille treiben ſie natürlich ihr Weſen, aber auf den Straßen dürfen ſie nicht mehr ihre Künſte produziren, und ihre Organiſation zu einer Zunft, die ihre Königin hatte, Abgaben zahlte, Schutz und Rechte genoß, iſt aufgelöst. Weshalb verfährt er nicht mit der letzten Strenge gegen jene ſo tödtliche Beleidigung der Menſchheit? — Türk bleibt Türk! — —

Dinſtag, Februar 13.

Meine Barke wird mir nach grade kerkerhaft unbequem, mein lieber Dinand. Die Untiefen des Nils, der Nordwind und die Widerwilligkeit unſrer Mannſchaft verzögern die Fahrt auf eine unerträgliche Weiſe. Es iſt ganz allgemeiner Gebrauch die Barke monatlich zu miethen; aber ich würde Jedem rathen ſich über die ganze Fahrt mit dem Eigenthümer zu vereinbaren, wie wir es in Aſſuan für die nubiſche Reiſe gethan. Billiger würde es natürlich nicht ſein, aber man brauchte doch nicht umſonſt ſeine Zeit zu verlieren, weil es den Leuten keinen Gewinn brächte, die Fahrt zu verzögern. Der Nil ſinkt und ſinkt, und wird ſehr ſeicht. Der Boden ſeines Bettes ſoll ſich nach jeder Ueberſchwemmung verändern, und in dem einen Jahr Sandbänke bilden, wo in dem andern Fahrwaſſer war, und umgekehrt; da ſitzt man denn täglich einige Mal feſt und hat Mühe loszukommen. Der Wind iſt uns ſo konträr geweſen, daß wir mehre Tage nicht anders gegangen ſind als lavirend von einem Ufer zum andern, wodurch man einige Stunden auf eine halbe Meile verwenden muß. Das ewige Sauſen und Brauſen macht mir den Kopf wüſt, und das Schwanken der Dahabieh erregt mir Schwindel und hindert mich an jeder Beſchäftigung. Tödtlich gelangweilt lag ich halbe Tage auf dem Sofa, und ſobald ich mich langweile bin ich ein unglückſeliges Geſchöpf. Dann kommen mir trübſinnige Gedanken, die in jeder Seele wie Nachtvögel auf den Moment grauer Dämmerung lauern. Wer hat nicht mit ihnen zu ſchaffen gehabt! Geſchwind Licht her! dann entfliehen ſie. Es gehört aber ein gewiſſer Entſchluß zu dieſem Ruf, weil die graue Dämmerung müden Augen wol thut. Wir kreuzten unglaublich hin und her! Wo der Nil zu einem weiten Becken ausgefloſſen iſt, wie zwiſchen Siut und Monfalut, war er aufgewühlt und wellenſchlagend wie ein großer See. Wo er von den ſchroffen Felswänden des Djebbel Abulfeda gedrängt im Zickzack ſich hin und her winden muß, gab es ſo heftige Windſtöße, daß wir gar nicht vorwärts kamen. An einem Abend warf der Reis mitten auf dem Fluß das Anker aus. Ich proteſtirte heftig, denn die Barke hüpfte rechts und links, und wünſchte am Ufer anzulegen. Jedoch das linke war durch Untiefen unzugänglich, und das rechte wird Nachts mit ängſtlicher Scheu von den Barken gemieden. Da giebt es Spitzbuben! heißt es immer. Dieſe Furcht iſt wirklich übernatürlich albern (denn es ſind nicht weniger als zwanzig Männer an Bord) aber ſo heftig, daß der Reis durch keine Vorſtellung zu bewegen war ſeine Station aufzugeben. Der Araber iſt feig. Schon in Syrien kam es mir ſo vor; indeſſen will ich dort die Gefahr nicht ganz leugnen. Aber hier, im Schooß der größten Sicherheit, wo wir am ſpäten Abend in Bergen, Ruinen, Gräbern und auf freiem Felde vollkommen ungefährdet geblieben ſind — und nicht wir allein, ſondern alle dermalige Reiſende — träumt der Araber beſtändig von Dieben und Räubereien, und ſchreckenvoll theilt uns der Dragoman zuweilen ihre Geſchichten mit. Ich glaube die Furcht ſteckt den egyptiſchen Arabern ſeit Jahrhunderten im Blut, und hat ſich zu einem organiſchen Fehler ausgebildet. Sie waren ein unterjochtes und gemißhandeltes Volk, und den verſchiedenartigſten Beraubungen ausgeſetzt. Da war der Paſcha des türkiſchen Großherrn, da waren die Mamluken, da die Beduinen, da die Flußräuber, die wirklich wie Seeräuber über die Nilbarken herfielen und ſie plünderten. All dieſe vergangenen Schreckniſſe mögen noch wie Geſpenſter umgehen und Angſt einflößen. In der Wirklichkeit hat Mehemed Ali ihnen ein Ende gemacht; den Mamluken — man weiß wie; den Flußräubern, indem er polizeiliche bewaffnete Schaluppen, die Ordnung halten mußten, auf dem Nil ſtationiren, und verſchiedene der berüchtigtſten Räuberdörfer, Beni-Haſſan z. B., zerſtören ließ. Auch die Beduinen hat er gebändigt, die bis vor dem Thor von Cairo und Alexandrien Plündereien trieben. Einigen Stämmen hat er das regelmäßige Geleit der Karavanen nach verſchiedenen Gegenden, nach Syrien, Arabien, nach den afrikaniſchen Oaſen übertragen; Andre zu einer irregulären Kavalerie organiſirt; und die Scheikhs der Stämme nach Cairo zu ziehen gewußt durch irgendwas für perſönliche Vortheile, ſo daß ſie ihm gleichſam als Geißeln dienen. In den tiefen Wüſten mögen wol noch unbändigte Stämme hauſen, doch die civiliſirte arabiſche Welt beeinträchtigen ſie nicht. — Mit Geiſterfurcht haben die Araber auch viel zu thun. Sie glauben an Djinns. Das ſind Geiſter die zwiſchen Menſch und Engel eine Stufe bilden, und einen Körper haben — aber einen unſichtbaren. Sie zerfallen in gute und böſe; jene ſind fromm und glauben an Gott, thun daher dem Menſchen kein Leid; dieſe ſind heidniſch und plagen gern den Menſchen, wenn er nicht höflich und rückſichtsvoll mit ihnen umgeht, was ſchwierig iſt, da ſie unſichtbar ſind. In dunkeln Winkeln des Hauſes hocken ſie gern. Tritt oder ſtößt er ſie da, oder gießt er im Finſtern Waſſer über ſie aus, ſo rächen ſie ſich durch irgend einen Schabernak. Es iſt ſehr zu rathen, daß man in ſolchen bedenklichen Fällen immer ſage: „Mit Erlaubniß.“ Das ſtellt ſie zufrieden. Ein ähnlicher Glaube an Kobolde, Spuk- und Hausgeiſter, findet ſich bei allen ſchlichten Völkern die überhaupt des Glaubens fähig ſind. Der Gebrauch Amulette gegen das „böſe Auge“ zu tragen, iſt ganz allgemein. In Nubien ſah ich kein Weib, das nicht zwiſchen dem Halsgeſchmeide ein kleines Täſchchen an einer Schnur hängend getragen hätte, und in demſelben ſteckte der Talisman: ein Papier mit einer der neunundneunzig Benennungen des Propheten beſchrieben; oder Erde aus Mecca oder vom Grabe eines Santons: oder ein Läppchen, das man zuvor ans Gitter eines ſolchen Grabes gebunden hat — was auch ein ſehr gutes Mittel gegen Fieber und alle anderen Krankheiten iſt. Von Conſtantinopel an ſieht man ſolche kleine Fetzen an Gräber gebunden, die in Verehrung ſtehen. In Nubien ſahen wir auf den Gottesäckern neben friſchen Gräbern kleine irdene Näpfe ſtehen in denen Waſſer gehalten wird; man glaubt, daß Nachts die Seelen der Verſtorbenen heraus kommen, um zu trinken. Mit der Zeit verlieren ſie vermuthlich dieſen irdiſchen Durſt, denn bei den alten Grabſtätten befanden ſich keine Trinkſchaalen; aber ſolch ein lebhaftes Bedürfniß iſt für die Lebenden ein friſcher Trunk, daß ſie ſich ihre Todten dieſe Entbehrung leidend nicht vorſtellen können. In eine nubiſche Moſchee warf ich einen flüchtigen Blick — für den mich ein Paar Männer am Eingang ſchon anbrummten — und gewahrte kahle Lehmwände von Innen und Außen, feſtgeſchlagenes Eſtrich von Lehm, eine rohe Niſche als Mihrab, kurz ein Ganzes, das mehr Aehnlichkeit mit einer Scheune als einem Gotteshauſe hatte. — In manchen ihrer Gebräuche erinnern mich die Araber ſehr an die Spanier, z. B. ihr ewiges Muſikmachen; dann der Reſpekt, den Beide vor dem Brot haben. Sieht der Araber das kleinſte Stückchen Brot am Boden liegen, ſo hebt er es auf, führt es an Mund und Stirn, und giebt ihm einen Platz wo ein Hund oder ein Vogel es freſſen kann, damit es nicht umkomme; zuweilen verzehrt er es auch ſelbſt. Das erinnert mich an Granada, wo das kleine Kind in einem Zuckerbäckerladen ſein Stück Brot auf den Boden warf und auch Kuchen begehrte, als es uns eſſen ſah; aber die Mutter zwang es das Brot aufzuheben, zu küſſen und zu verzehren. Wie der Spanier beim Gähnen ein Kreuz vor dem Mund ſchlägt, damit der Teufel nicht hineinfahre: ſo empfiehlt ſich der Araber mit einem frommen Ausruf Allah, um Aehnliches von einem Efrit (ſo heißt der böſe Djinn) zu verhüten. Im Character finde ich keine Aehnlichkeit; der Hauptzug des Spaniers: ſein Selbſtbewußtſein als Menſch, wodurch das Volk ſo intereſſant wird, fehlt dem Araber ganz. Er iſt zu lange geknechtet.

Donnerſtag, Februar 13.

Hat man den Djebbel Abulſeda hinter ſich, ſo breitet der Nil zu einem weiten Spiegel ſich aus, den große Bouquets und Guirlanden von Palmen, üppige Felder von Zuckerrohr und Selgam (eine ölgebende Pflanze, dem Rübſamen ähnlich) und zahlreiche Dörfer umgeben. Große und kleine Barken ziehen unabläſſig ab und auf, und liegen am Ufer. Einmal zählten wir eilf Segel zu gleicher Zeit in Bewegung, und unſre Barke war die zwölfte. Sie ſehen wie große Waſſervögel aus, die eben auffliegen wollen, mit den beiden dreieckigen lateiniſchen Segeln, deren Spitze ſich kreuzt. Langſam zogen ſie dahin, denn abendliche Stille war eingetreten; und langſam flogen ſechs Adler mit majeſtätiſch ruhigem Flügelſchlag über den Waſſern, und zogen höher und immer höher in Kreiſen ſteigend empor, während eine Schaar von Kranichen mit eintönigem Ruf gen Norden flog — nach Europa, nach Deutſchland. Ach, mögten ſie dort einen Frühling finden wie hier der Winter iſt, den ſie verlaſſen! nicht ſowol ihnen gönne ich das, als Euch. Wie die Vögel ſicher ihre Wege gehen, möge Oſortaſen herrſchen oder Mehemed Ali, mögen Pharaoniſche Siegeszüge den Nil beſchiffen oder europäiſche Reiſende, möge Antinoe weithin prangen oder ein unſcheinbares Dorf unter Palmen ſich verſtecken! die Unwandelbarkeit in den Geſetzen der Natur thut mir dem ungeheuern Wandel in der Völkergeſchichte gegenüber ſtets unbeſchreiblich wol. Sie gleichen das Bedürfniß der raſtloſen Bewegung und die Sehnſucht nach unzerſtörbarer Ruhe erquickend mit einander aus. Zur Rechten lag einſt Antinoe und zur Linken Hermopolis, jetzt Sand, Schutt, Feld, Hütten. Von all den untergegangenen Städten mit den herrlich tönenden Namen, Apollinopolis, Aphroditopolis, Lycopolis, ſag' ich nichts, weil ſie verſchollen ſind wie die Götter und Götzen denen ſie geweiht waren, und weil die verſchiedenen Gelehrten nicht immer dieſelbe Stadt auf demſelben Fleck entdecken. Das linke Ufer iſt fortwährend viel bebauter als das rechte, vielleicht deshalb weil das lybiſche Gebirg ſich in weit größerer Entfernung vom Nil hält und ihm mehr Raum zu überſchwemmen läßt als das arabiſche. Schon in Cairo fällt das auf; aber ganz frappant iſt es bei den Felſengräbern von Beni-Haſſan, weil man da einen hohen Standpunkt und eine weite Ueberſicht gewinnt. Man ſteht in den Niſchen der ſteil abfallenden arabiſchen Felswand, hat dieſſeits des Fluſſes Steingeröll, Sand, Ruinen zerſtörter Dörfer, dann Sumpf; aber jenſeits ſeines breiten mit Inſeln durchwebten Silberbandes eine Ebene grün und friſch von Feldern, Saaten, Bäumen, welche am Horizont durch das Goldgelb der lybiſchen Wüſte in einen glänzenden Rahmen gefaßt wird, und gewiß drei bis vier Stunden breit iſt. Der Bahr-Juſſuf (Joſephskanal) bewäſſert ſie, der von Melani, dem Djebbel Abulfeda gegenüber aus- und parallel mit dem Nil ins Fayum hineinläuft, und dieſem großen Landſtrich am Fuß der lybiſchen Berge Fruchtbarkeit bringt. Jener Sumpf bei Beni-Haſſan rührt davon her, daß ſich die Ueberſchwemmungswaſſer noch nicht vollſtändig verlaufen haben. In breiten Spalten, ellentief, war der fette ſchwarze Boden von einander geplatzt, mit fetten wilden Kräutern dicht bewachſen und nur an ein Paar Stellen mit Selgam beſäet, der mannshoch in hellgelber Blüte ſtand. Da mußte man hindurch! nachdem ich mit einem Fuß bis übers Knie in ſolchen klaffenden verdeckten Spalt geſtürzt war, trugen zwei Araber mich durch den Moraſt. Es iſt nicht ſehr angenehm auf den Armen der ſchmutzigen Araber zu ſitzen; aber in dem Punkt muß man ſich entſetzlich viel auf dieſer Reiſe gefallen laſſen. Vor uns in einiger Entfernung ſchien ein großer ſchwärzlicher Grabhügel aufgeworfen zu ſein und zwei zierliche Amphoren von Alabaſter ſtanden auf ihm.

Plötzlich flogen die Amphoren davon, denn es waren zwei von dieſen lieblichen, lilienweißen Waſſervögeln, welche die Sandbänke zuweilen wie mit einem Schneefeld bedecken; nie ſieht man einen andersfarbigen zwiſchen ihnen! ſie lieben nicht die gemiſchte Geſellſchaft. Der ſchwärzliche Hügel verwandelte ſich in einen Büffel, der uns wild und ſcheu anglotzte. — Zuckerfabriken ſind in dieſer Gegend, nämlich immer auf dem linken Ufer, angelegt und die Gebäude einer Baumwollſpinnerei und Weberei geben der Stadt Minieh etwas Europäiſches. Sie liegt hart am Nil; das iſt ſelten. Gewöhnlich haben die Städte eine Strecke Landes vor ſich um nicht durch die Ueberſchwemmungen zu leiden oder vom Waſſer unterwaſchen zu werden. Der Nil lockert das Erdreich ſo auf, daß an vielen Stellen wo Palmen auf etwas erhöhtem Ufer ſtehen, einige ins Waſſer geſtürzt ſind. — Am Portikus einer halbverfallnen Moſchee bemerkten wir zierliche korinthiſche Säulen. Niedliche Kaffeehäuſer mit ſauber geſchnitzten Fenſtern ſpiegelten ſich im Fluß, und ein ſchneeweißes Landhaus Mehemed Alis liegt außerhalb der Stadt in einem dichten Kranz von Suntbäumen. Einzelne rieſenhafte Sykomoren unterbrechen mit tiefſchattendem, gedrängten Geäſt das monotone Saftgrün der fetten Felder, welche ſorglos von Schaafen, Ziegen und Eſeln theilweiſe abgefreſſen werden. Flöſſe eigner Art ſchwammen ſtromab: bauchige thönerne Gefäße, umgeſtürzt mit der Oefnung nach unten, und durch Zweige miteinander verſchlungen, bildeten es, und führten ſich ſelbſt, eine ganze Ladung ähnlicher Gefäße, und einige Menſchen die mit zuſammengebundenen Zweigen ruderten, ihrem Beſtimmungsort zu.

So weit hatte ich heute früh bis gegen 11 Uhr geſchrieben; da ergab ſich ein Ereigniß: Südwind! ich glaube der erſte ſeit wir in Egypten ſind! Das Segel wurde aufgeſpannt, die Ruder eingezogen, der Rudergeſang verſtummte — zu meiner Wonne, denn obgleich er gewöhnlich heißt: „Salam, ya Salam!“ (Friede, o Friede) oder: „Allah, ya Allah!“ ſo klingt er doch wie ein feindliches Kriegsgeſchrei. Die ſtoßende Bewegung des Ruderns verſchwand; leicht und ſcharf glitt die Barke dahin. Der Himmel war ſanft verſchleiert von ſommerlichem Florgewölk; auch das iſt ſelten! beim kälteſten Nordwind iſt die Sonne dennoch ſo brennend heiß und prallt ſo verſengend auf den Waſſerſpiegel und den Wüſtenſand, daß man ſie gern meidet. Heute war ihr der ſtechende Stral genommen. Ich ging hinaus, legte mich auf ein Sofa und machte den ganzen Tag bis zum Abend Kheff. Das iſt des Arabers dolce far niente mit einem gewiſſen pensar niente verbunden, von dem man in dieſer Luft, auf dieſen Waſſern, unter dieſem Himmel angeweht wird. Grad heute waren die Ufer reizloſer und monotoner denn je, ſo niedrig daß ſie ſich kaum über den Fluß erhoben, ſpärlich bebaumt, das rechte zum Theil vollſtändige Wüſte mit Tamariskengeſträuch auf Sandhügeln, und mit kahlen Dörfern am letzten Gebirgsabhang. Aber die weiche, zitternde, transparente Atmoſphäre wehte einen duftigen und balſamiſchen Flor über Nähe und Ferne, und that ihnen den Dienſt, den ein Schleier einem unſchönen Antlitz thut: man konnte es für ſchön halten wenn man wollte. Mir kam es nicht ſchön vor, gar nicht! ... aber entzückend. Solche Luft giebts nicht jenſeits des mittelländiſchen Meeres! ſie hebt, ſie trägt, ſie berauſcht, ſie lullt die Seele ein, und führt ihr himmliſche Fata Morgagnas vor, Bilder, Träume — aber ohne Unruhe, ohne Wünſche und Gedanken; ſo wie er ſpricht, der große Dichter: „Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht." Kennſt Du ihn? bitte, beſinne Dich. — Ohne irgend einen Gegenſtand, der die Neugier befriedigen, die Theilnahme anregen könnte, ohne Ueberraſchungen oder den Zauber bunten Wechſels zu bringen, war mir der funfzehnte Februar der angenehmſte Tag der ganzen Reiſe. Das iſt nun einmal ſo, wenn man **sous le charme** iſt! es wird einem ja auch geſagt: „Aber der Menſch iſt nicht liebenswürdig, nicht ſchön, nicht geiſtreich, nicht dies, nicht das!" — Nicht? aber er beſitzt den Zauber: das iſt's!

Eins iſt gewiß: in einem vollen Monat in Schweden habe ich nicht ein ſolches Jauchzen und Singen, Muſiziren und Jubiliren, Gelächter und Geplauder gehört, wie hier in vierundzwanzig Stunden. Heute war ein ſo recht ſtiller Tag ohne Rudergeräuſch und ich immer im Freien, und übers Waſſer ſchallt es weit; aber vom lybiſchen bis zum arabiſchen Gebirge ging ein Getön, das einzeln und in der Nähe wol rauh, aber im Ganzen und unter dem großen freien Himmel angenehm wie wilder Vogelſang iſt. Ich wenigſtens freue mich immer wenn ich Kinder jauchzen und Menſchen fröhlich lachen höre. Von den Arabern muß ich nun freilich ſagen, daß ſie mehr brüllen als lachen und mehr ſchreien als ſingen; allein ihre Luſtigkeit iſt nun einmal ſo beſchaffen, und theilnehmend wie keine andre. Fährt eine Barke mit der Darabukah und dem obligaten Tänzer vorüber: ſo machen die Kinder am Ufer ihre Sprünge dazu; wird mit Geſang gerudert, ſo helfen die Männer am Ufer wenigſtens ſingen; iſt Alles ſtill hüben und drüben, ſo wird Converſation gemacht und ſtets mit „Salam aleiko!“ eröfnet; iſt eine andre Barke auf eine Sandbank gerathen, ſo ſtürzt die ganze Mannſchaft der unſern zuſammen und erſchöpft ſich in Reden über dies Ereigniß, welches das alltäglichſte von der Welt iſt, und Fragen und Rathſchläge fliegen hinüber und herüber. Es verſteht ſich, daß dieſe lebhaften Menſchen auch lebhaft zum Zorn ſind. Schlägereien ſind häufig und werden auf unſrer Barke gewöhnlich dadurch geſchlichtet, daß der Reis beide Theile prügelt. Dabei ſchwingt er ganz entſetzlich ſeinen großen Stock und ſchreit fürchterlich, allein mit den Schlägen ſtaubt er ihnen nur grade die Kleider aus — was denen höchſt erſprießlich iſt. Als jedoch Einer dieſer Züchtigung ſich widerſetzte, wurde er augenblicklich ausgeſtoßen und am Lande gelaſſen. Ein Paarmal gab es unerhörten Lärm an Bord; Alles rannte rufend und ſchreiend wider einander; der Eine ſtürzte ſich kopfüber ins Waſſer, Andre ſprangen in den kleinen Nachen und wir heraus um zu fragen was für ein Unglück geſchehen ſei. Gar keins! es trieb nur ein todter Fiſch den Strom hinab, und dem guten Biſſen ſetzten ſie nach. A propos von guten Biſſen will ich Dir doch auch bemerken, um das Bild einer Nilreiſe vollſtändig zu machen, daß die unſern nach grade ſchmal werden. Hühner, Reis und Milch bekommt man freilich überall, aber der Thee iſt uns ſchon ganz ausgegangen, der gute Kaffee aus Cairo iſt durch einen andern erſetzt, der viel Aehnlichkeit mit den europäiſchen Surrogaten hat; die Dattel- und Orangenconſerven ſind erſchöpft. Wir haben uns Anfangs nicht haushälteriſch benommen, und müſſen dafür am Ende entbehren. Heute aß ich zum erſten Mal in dieſem Frühling, und überhaupt zum erſten Mal ſeit Andaluſien — friſche Orangen, die wir geſtern in Minieh kauften. Das iſt die ſchönſte Frucht der Welt, in ihrer Heimat; ihr feuriges Arom fehlt der Dattel wie der Banane gänzlich. — — Ich beſinne mich ob ich denn gar nichts nennen könnte, was ich heute geſehen. Nein wirklich! außer dem Minare von Fechn, der eine Viertelſtunde landeinwärts ſich zeigte, gar nichts. Gute Nacht, liebſter Dinand. Und um Dir nicht die Nacht zu verderben, daß Du Dich beſinnſt auf den Dichter von: „Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht;“ — will ich ihn Dir nennen. König Salomo iſt es. (Hohe Lied 5, 2.)

Sonnabend, Februar 17.

Die Nilfahrt iſt recht ein Bild des Lebens. Stromauf — da gehts prächtig, der Sonne entgegen, den Tropenländern zu! die Erwartung aller Herrlichkeiten, Neuheiten, Merkwürdigkeiten, läßt keine Langeweile aufkommen, wenn die Fahrt auch zuweilen nur ſehr langſam von ſtatten geht. Stromab — ach, wie ganz anders! Sonne im Rücken, Nordwind ins Geſicht, beruhigte Erwartung, Rückkehr genau auf demſelben Wege, zwiſchen einer Landſchaft, die an Monotonie jede mir bekannte übertrift — laſſen der Langenweile und den melancholiſchen Vergleichen, die man anſtellt um ſich zu zerſtreuen, Raum genug. „Life is dull as a twice-told tale“ — lag mir geſtern immer im Sinn, während wir dieſen unendlich breitausgefloſſenen Nil hinabſchwammen, deſſen Ufer ſo flach und ſo leer werden, ſo arm an Palmen und Dörfern, daß das Auge ganz müde vom Nichts ſehen wird. Früh Morgens waren wir bei dem Städtchen Beni-Suef vorbeigekommen, das in Mehemed Alis Fehden mit den Mamluken ganz vertilgt, aber ſeitdem neu aufgebaut iſt, und große Baumwollfabriken hat. Die Baumwolle iſt eins der großen Monopole der Regierung; gegen einen beſtimmten Ablöſungspreis müſſen die Fellahs das jährliche Erzeugniß in die Vorrathshäuſer der Departements ſchaffen, und von dort wird ſie in die Spinnereien und Webereien vertheilt, welche bis Esne in Oberegypten hinaufreichen, aber in Siut und Beni-Suef am Bedeutendſten, und ſämtlich von der Regierung eingerichtet ſind. — Zur Rechten bleibt unausgeſetzt die Wüſte mit dem nubiſchen Saum des Lupinenfeldes, welches mit Sanddünen abwechſelt, und zur Linken iſt das Ufer auch häufig unbebaut — wahrſcheinlich weil die Dörfer ſich mehr nach dem äußerſt fruchtbaren und kultivirten Landſtrich des Fayum hinziehen, der nordweſtlich von Beni-Suef ſeine reiche Oaſe in die lybiſche Wüſte drängt. Eine Hauptinduſtrie des Fayum iſt die des Roſenwaſſers und Roſenöles, und letzteres ſoll beſſer als das türkiſche und perſiſche ſein. Am ſpäten Nachmittag zeichnete ſich ein bläulicher, ſcharfbegrenzter Hügel im Weſten über dem Wüſtenſand in den Horizont: die Pyramide von Meidunn. Der Nil hatte vollkommen das Anſehen eines Fluſſes verloren. Der Araber nennt ihn nie anders als das Meer, und hier begreift man weshalb. Heute hat er ſich wieder einigermaßen geſammelt und auch ſeine Begleitung von wunderſchönen Palmenbouquets und Guirlanden auf dem linken Ufer wiedergewonnen. Hinter ihnen lagern ſich die gewaltigen Maſſen der Pyramiden von Dashûr, an welche ſich die von Sakaara, von Abuſir, von Gizeh ſchließen. Letztere ſind bis jezt noch unaufgegangene Sterne — eigentlich Sonnen im Vergleich zu den übrigen. Es iſt wunderhübſch dieſe Pyramidenwelt einzeln und nach und nach über dem Saftgrün der Ebene auftauchen, ſich höher und immer höher heben, und endlich ein Dreieck aus dem Horizont herausſchneiden und die weite Fläche dominiren zu ſehen. Man zählt einige zwanzig bis zu der des Cheops; Manche, die aus Backſtein oder Lehm waren, ſind zu Schutthaufen zuſammen geſunken. Dieſer ganze Diſtrikt war die ungeheure Nekropolis von Memphis, der älteſten Königsſtadt und Reſidenz der Pharaonen; — denn in Theben das noch älter war, herrſchten die Götter und die Prieſter an ihrer ſtatt, und erſt ſpäter, mit dem Beginn der achtzehnten Dynaſtie wurde ſie zu der Herrlichkeit erhoben, von der die gegenwärtigen Ruinen übrig ſind. Unüberſehbare frühlingsgrüne Gefilde mit zahlreichen Ortſchaften bedecken die Stätte von Memphis, und ziehen ſich tief hinab bis in die Gegend von Cairo, jedoch immer nur am linken Ufer, während das rechte mit einzelnen Baumgruppen und ſpärlicheren Orten verſehen iſt. Allein jezt eben zeigt es deutlich im Norden den Fuß, den der Mokkatam herausſchickt und der die Citadelle trägt; jezt komm' ich in die Gegend, die ich ſchon früher beſchrieben habe, und darum nehme ich für diesmal Abſchied von Dir und vom Nil.

L.

Cairo, Dinstag, Februar 20, 1844.

Vorgeſtern Abend, liebe Emy, landeten wir bei Bulak und zogen mit wahrhaft heimatlichen Gefühlen wieder im Hôtel d'Orient ein. Das waren zwei Monate von merkwürdiger Abgeſchiedenheit! Europa war wie untergegangen unter meinen Horizont: das mußte ich immer denken, wenn ich den Canopus aufgehen ſah. Hier ſteigt es wieder auf. Briefe, Zeitungen, Reiſende, Landsleute, Bewegung des Gehens und Kommens ſtellt die Verbindung her, und Cairo ſcheint mir nicht ferner vom Mittelpunkt des europäiſchen Lebens zu ſein, als Liſſabon. Die Nilfahrt dauert allzu lange! Dampfſchiffe thun ihr Noth. Bei der unglaublichen Monotonie der Ufer, bei der Nothwendigkeit genau denſelben Weg zurück machen zu müſſen, iſt die Langſamkeit der Ruderbarke quälend. Der Eindruck den die großartigen Monumente machen, wird, wie ſie ſelbſt vom Sande, ſo mit einem gewiſſen Staub von unabweislicher Langenweile beſchüttet. In der Freiheit langweile ich mich gewiß ſchwer; aber die letzten zehn Tage waren langweilig. Hätte ich mich hingeſetzt und Ihnen die Monumente beſchrieben, die ich ſeit Wadi Halfa geſehen, ſo würde mir das die Zeit ſehr verkürzt haben; aber ich hatte Projecte von einigen hieroglyphiſchen und hiſtoriſchen Studien, die ich in Cairo machen wollte, bevor ich an jene Beſchreibung ginge: deshalb verſchob ich ſie. Nun habe ich den heutigen Morgen in der Egyptiſchen Geſellſchaft zwiſchen Folianten voll der ſchönſten Grundriſſe, Anſichten und Zeichnungen von Tempeln, Bildwerken und Hieroglyphen zugebracht — und mich ſeitdem kurz und gut entſchloſſen dieſe Projecte aufzugeben, weil ſie mich zu weit und auf ein Feld führen würden, das man nur dann beherrſcht, wenn man ſeiner Erforſchung das ganze Leben widmet. Beherrſcht? — das iſt ein allzu kühnes Wort! Nach den erſtaunenswürdigſten und raſtloſeſten Studien, die glühender Eifer und tiefer Scharfſinn geleitet haben, mögte es ſchwer ſein zu behaupten, daß man zu unumſtößlichen Gewißheiten durch Enträthſelung der Hieroglyphenſchrift gekommen ſei. Indeſſen von der ſechszehnten Dynaſtie an hat man eine chronologiſche Folge von Königen zuſammen gebracht, welche in Hieroglyphen auf den verſchiedenen Monumenten Egyptens, Nubiens und Arabiens namhaft gemacht ſind. Der erſte dieſer Könige war Oſortaſen I., deſſen Herrſchaft man gegen 2200 Jahr vor unſrer Zeitrechnung feſtſetzt. Aus früheren Dynaſtien tauchen nur einzelne unbeglaubigte und noch weit weniger beglaubigte Namen auf. Bei der Gelegenheit habe ich erfahren, daß überhaupt die ganze Chronologie der Weltgeſchichte etwas höchſt Unbeſtimmtes iſt, indem es 300 verſchiedene Jahrszahlen über die Erſchaffung der Welt giebt; 34 über die Gründung Roms; 36 über die Geburt Chriſti, welche letztere innerhalb zehn Jahren variirt, ſo daß wir jezt nicht genau wiſſen können, ob dies Jahr 1844 nicht 1839 oder 1849 iſt. Dieſe Unterſuchungen habe ich in dem Werk eines Amerikaners gefunden, der ſich die größte Mühe giebt um die bibliſche Chronologie als Baſis zu behalten. Was mögen erſt Diejenigen thun, welche ihr nicht folgen. Sie machen mir das größte Vergnügen! ich folge gern dem Für und Wider, und am Ende mache ich den Schluß gewöhnlich auf meine eigene Hand. Aber was ſoll ich Sie damit plagen, ob der große Seſoſtris 1000 oder 1500 Jahr vor unſrer Aera gelebt hat! Todt iſt er nun einmal! und gelebt hat er: das iſt eben ſo gewiß, denn die Hieroglyphen nennen ſeinen Namen von Abuſambul bis Alexandrien. Die Namen der königlichen Gründer der Monumente ſind Dasjenige, was man aus der Hieroglyphenwelt am leichteſten herausfindet, weil ſie immer auf ovalen paarweiſen Schildern verzeichnet ſtehen, auf dem erſten der Vorname, z. B. Sohn der Sonne, oder Liebling des Amon, und auf dem zweiten der eigentliche Name. Glauben Sie nur nicht, daß ich dieſe Namen zu entziffern verſtände. Nein, ich erkenne ſie nur nach den Tabellen von Prokeſch, die ich bei mir hatte. Uebrigens mag es nicht ſo ſehr ſchwierig ſein, ſobald man erſt den Schlüſſel hat, welcher das Zeichenalphabet aufſchließt; aber um ihn zu finden hat Champollion die Hieroglyphen erſt in die ihnen verwandteſte Sprache, in die des alten Egyptens, ins Koptiſche überſetzt, und aus dem Koptiſchen darauf ins Franzöſiſche. Stellen Sie Sich die Schwierigkeit vor, da überdas die Vokale nur zu Anfang eines Wortes bezeichnet, ſonſt weggelaſſen wurden. Der letzte königliche Name ſoll der des Caracalla ſein, vom Jahr 212 unſrer Aera. Alſo den ungeheuern Zeitraum von 2400 Jahren umfaſſen die egyptiſchen Monumente — die Pyramiden ungerechnet, welche aus viel älterer und noch unbeſtimmter Epoche ſind — und während deſſelben hat man nie aufgehört, nach einem und demſelben Typus die Tempel zu bauen und auszuſchmücken. Die Religion hatte ihn gegeben, und man blieb ihm unwandelbar treu. Als mit den

Ptolemäern griechiſcher Geiſt und Geſchmack, griechiſche Bildung und Schönheit nach Egypten kamen, hüteten ſie ſich ſehr die alte Kunſt umbilden zu wollen. Der egyptiſche Styl blieb unangetaſtet in der Architektur wie in der Bildnerei, und nur gleichſam unbewußt kam größere Leichtigkeit und Grazie in die Ausführung. Aus dieſer Epoche ſind nach meinem Geſchmack die ſchönſten Bauwerke: Philä, Kom Ombos, Edfu, Tentyris. Die Römer, die immer mit großer Geſchicklichkeit auf den Kunſtgeſchmack und religiöſen Sinn der unterworfenen Völker einzugehen wußten, bauten auch in Egypten nach der vorgefundenen Form, und es wiederholte ſich bei ihnen, was bei den Ptolemäern geſchehen war: abſichtlos und unwillkürlich machte der römiſche Geſchmack in der Ausführung ſich bemerklich, während die Anlage immer die alte blieb. Die Römer hatten urſprünglich keinen originellen Bauſtyl; ſie eigneten ſich von ihren Nachbarn im nördlichen und ſüdlichen Italien, den Etruskern und den griechiſchen Colonien, das an, was ſie brauchten und verwendeten es nach ihrer, der Römer, Eigenthümlichkeit: großartig, zuweilen majeſtätiſch, zuweilen übertrieben prunkend. Dieſe ihre Eigenthümlichkeit tritt auch in Egypten hervor. In dieſe drei Perioden zerfallen die Monumente. Die Gräber gehören ausſchließlich der erſten oder einer noch früheren an. Ein ſolches Feſthalten an dem uralten ſtrengen Typus in der Kunſt war nur im Orient, in der Heimat des unwandelbaren Beſtehens möglich. Denken Sie doch nur, daß eine Mode hier Jahrtauſende währt! die Koloſſe im erſten Tempelſaal von Abuſambul haben um das untere Augenlied den ſchwarzen Strich, der ſich nach den Schläfen hinzieht, welchen noch heutzutage die garſtigen Weiber in Nubien, wie die ſchönen Israelitinnen in Damaskus ſich ſorgfältig mit dem Pinſel malen. Wenn dieſe geringe auf Aeußerlichkeit verwendete Kunſt ihr Beſtehen hat, um wie viel mehr mußte die, welche der Religion und dem Kultus gewidmet war, unangetaſtet dieſelbe bleiben. Gemüther, deren Richtung es iſt an dem Gegebenen zu halten, würden ſich nicht zurecht finden können, wenn man daran Veränderungen machte. Der Eindruck würde ſich ſchwächen, die Gewalt über die Seelen verloren gehen. In ewiger Starrheit, aber freilich auch in ewiger Gleichmäßigkeit ſitzen die Götter auf ihren prächtigen Stühlen und empfangen mit ewiger Ruhe die nämlichen Opfer, die ihnen in ewig gleicher Weiſe die Sterblichen darbringen. Das macht wirklich einen ungeheuern Effect. Man fühlt ſich geneigt an dieſe

Götter zu glauben, welche durch die Jahrtauſende das Menſchengeſchlecht mit immer gleichem Schritt an ſich vorüber wandeln ließen; welche, wie Einmal ſo bis zum Ende, in dieſer Geſtalt, unter dieſem Symbol ſich offenbarten. Keine menſchliche Seele, kein menſchlicher Genius, keine menſchliche Kunſt hat je an dieſer einmal gegebenen Offenbarung etwas geändert, gemodelt, verbeſſert! keine menſchliche Inſpiration hat ſie verſchönern dürfen! Stellen Sie Sich vor, daß die chriſtliche Kunſt bei dem Madonnentypus der Byzantiner geblieben wäre, welche ihn von dem Bilde entlehnt haben wollten, das der Evangeliſt Lucas von der heiligen Jungfrau mit dem Kinde Jeſus gemalt haben ſollte: das wird Ihnen einen Begriff von der unwandelbaren Bildnerkunſt der alten Egypter geben. Nie hat ſich in ihr die individuelle Auffaſſung eines Künſtlers abgeſpiegelt. Unter dieſen Millionen Darſtellungen der „großen Göttin“ iſt nicht eine, welche der Künſtler mit der Glut, der Andacht, der Liebe ſeiner Seele durchgeiſtet hätte. Zur Darſtellung der „großen Göttin“, die ja nichts als eine Erinnerung an ihr Weſen ſein konnte, genügten die Hände des Künſtlers. Verwegen wäre es geweſen aus ſeinem Geiſt ſie ſchaffen zu wollen. Aber ein Künſtler, der nur mit den Händen an ſeinen Schöpfungen arbeiten darf, kann nicht ſchaffen, ſondern nur nachahmen, und wird ſehr bald aus dem Künſtler ein Handwerker werden. Hätte Rafael immerfort Cimabue copiren müſſen, ſo würde die Kunſt nicht ihre Verklärung in der Madonna Siſtina feiern, und ich bin überzeugt, daß alsdann keine Reformation gelungen wäre. Um die Religionen in ihrer erſten Form, gebietend, mächtig, unerſchütterlich zu bewahren, darf die religiöſe Anſchauung des Heiligen nicht zum perſönlichen Bewußtſein des Individuums werden; der individuelle Gedanke muß ſtreng von deſſen Auffaſſung ausgeſchloſſen bleiben; denn Anfangs wird er nur die Form umbilden wollen, ſpäter auch das Weſen. Iſt er einmal wach, ſo ſchläft er nicht wieder ein. Hat er ſich unabhängig gemacht von den Feſſeln der Form, ſo wird er auch die der Lehre brechen. Iſt er frei, ſo fühlt er ſich ſchrankenlos, und nicht nach einer Richtung, ſondern nach allen — wie mit dem erſten Sonnenſtral der über die Berge kommt unaufhaltſam der Tag mit ſeinem Lichtmeer unſre ganze Hemiſphäre überflutet. Einmal der Gedanke frei gegeben: ſo ſind ſeine Vertreter in allen Sphären da — hier Rafael, dort Luther, da Ulrich von Hutten, und der Künſtler, der Mönch, der Ritter, gehen auf drei Wegen zu einem Ziel: zur Umbildung des

Alten, das nicht mehr ein paſſendes Gewand für den Gedanken bietet. Dies iſt der Fortſchritt deſſen unſre Welt bedarf und den die alt-egyptiſche nie gekannt hat. Es bezeugt die ungeheure Ueberlegenheit der chriſtlichen Religion über denen des Alterthums, daß ſie nach anderthalb Jahrtauſenden friſch und ſtark genug war um eine ſo zerſetzende Umwälzung ertragen zu können. Die alten wären darin aufgelöst worden. Es iſt als habe ihnen das Bewußtſein des ewigen Lebens gemangelt: ſo ſtreng hielten ihre Prieſter an der Aufrechthaltung der Typen für den Kultus, als ob dieſer Leib ihnen eine Bürgſchaft für die inwohnende Seele gäbe. Dies Bemühen wendete alle Sorgfalt, alle Andacht, alles Intereſſe den Formen zu, die mit peinlicher Genauigkeit beobachtet werden mußten, und der Geiſt ging leer aus. Dennoch war die urſprüngliche Religion der Egypter ganz geiſtiger Natur. Ihr Gott Amon war, wie Jehovah der Gott der Israeliten, ein Unerſchaffner, ein Ewiger, ein Schöpfer alles Lebens, das von ihm aus- und zu ihm zurückging. Aus Lehm ſchuf er den Oſiris, den Typus des Menſchen, aber jeder Menſch hatte einen unſterblichen Theil, die Sehnſucht und Hofnung eines zukünftigen Daſeins, die Furcht eines zukünftigen Gerichts. Die göttlichen Eigenſchaften

Amons wurden durch beſondre Namen ausgedrückt: Kneph oder Knuphis war die ſchaffende Kraft; Ra, Re oder Phre die erleuchtende, die Sonne. In myſtiſchen Dreiheiten herrſcht er über die Welt; die letzte dreieine Offenbarung ſeines Weſens war die von der ich neulich ſprach, Oſiris, Iſis und Horus. Der leibliche Untergang des Menſchenbeglückers Oſiris im Kampf mit dem böſen Prinzip, ſeine Rückkehr aus der Unterwelt, darauf ſein Platz als ewig lebendiges gutes Prinzip zwiſchen den Göttern, während auf Erden das böſe umſchleicht, kommt mir ganz und gar wie eine Geſchichte Chriſti vor, von einem Volk aufgefaßt, das menſchlich verbildlichen muß um zum Verſtändniß zu gelangen. Ich glaube, daß es Ur-Ideen giebt, die ſich bei allen Völkern finden. — — Mein Verſtändniß der egyptiſchen Religionslehren, geliebte Emy, hört hier auf. In welchem Verhältniß die ſogenannten großen Götter wie Phtah, Thoth, ꝛc. zu Oſiris ſtehen oder zu Amon; die Bedeutung der heiligen Thiere, der Katzen, Sperber, Krokodile, ꝛc.; die ganze weitläuftige Familie des Oſiris; das Alles iſt mir nicht recht klar geworden — und am Wenigſten durch die Bildwerke der Tempel, wo die Götter beſtändig in der ruhigſten Haltung erſcheinen und die Opfergaben der Sterblichen entgegen nehmen. Dieſe

Haltung, dieſer Ausdruck wechſeln nie, möge der Gott nun ein menſchliches Antlitz, oder ein Widder- Sperber- Löwen- Krokodilshaupt gleichſam als Maske, tragen; möge Iſis mit dem Kopf der Kuh, oder mit der Sonnenſcheibe zwiſchen Kuhhörnern, als Kopfputz, erſcheinen. Mir kam es vor, als wären die einzelnen Geſtalten lauter Symbole der verſchiedenen Attribute des einen höchſten Gottes: das Widderhaupt — ſeine Intelligenz, wie man Moſes ähnlich mit zwei Stralen über der Stirn darſtellt; der Sperber — ſein Blick über die ganze Schöpfung; die Kuh — ſeine unendliche Gabenfülle; der Löwe — ſeine Macht. Nilmeſſer und Nilſchlüſſel als Sinnbilder des Segens und Reichthums den ſie ſpenden können halten ſie unwandelbar in Händen; ferner ein Inſtrument das mit einem Anker Aehnlichkeit hat und Emblem des ewigen Lebens ſein ſoll, deſſen ſie ſich erfreuen; und endlich der Gott einen Stab mit dem Hundskopf — Hunde waren die Bewacher der Todten, und Anubis der die Seelen ins Jenſeits führt, trägt den Hundskopf —; aber die Göttin einen Stab mit der Lotosblume, die auf dem Nil, wenn er am höchſten geſtiegen iſt noch jetzt erblüht und als das Sinnbild der ewig zeugenden Kräfte der Elemente, und namentlich des heiligen und vergötterten Nils galt. Auch die Opfer, die man ihnen darbringt ſind ohne große Verſchiedenheit in der Anordnung, wenn auch die Gaben ſelbſt mannigfacher Art: Früchte und Brot, Weihrauch und Lotosblumen, Scepter und Schwerter, kleine Götterbilder, Vaſen und Schaalen. Das Alles hält der Opfernde mit ausgerecktem Arm grade vor ſich hin. Der Betende kniet und hält die Hände geöfnet und empor gewendet, zum empfangen bereit. Zuweilen führen Prieſter in langen Gewändern die Opferzüge an, und zuweilen iſt auch ein Altar mit einem Opferthier aufgerichtet. Um dieſer großen Einförmigkeit willen, die Millionen Mal und von einem Jahrhundert zum andern ſich wiederholt, glaube ich eben, daß dem einen Gott unter verſchiedenen Symbolen ſeiner Manifeſtationen, der Dank, die Andacht, die Gebete des Menſchengeſchlechtes von Ewigkeit zu Ewigkeit dargebracht werden ſollen. Dies halte ich für die urſprüngliche Idee, weil ſie mit dem Grundgedanken der egyptiſchen Religion übereinſtimmt und auf ihn zurückführt: auf den einigen Gott, der in immer neuen Manifeſtationen ſeiner Schöpfung ſich kund giebt. — Das böſe Prinzip wird durch den zwerghaft mißgeſtalteten Typhon repräſentirt; ganz recht — denn in der Unvollkommenheit liegt der Keim des Böſen; die

Vollkommenheit iſt gut. Anfangs fiel es meinem europäiſchen Auge, mehr noch meiner Phantaſie ſchwer, ſich an dieſe Formen zu gewöhnen. Dieſe Zwerg- und Thiergeſtalten werden uns leicht widerlich, weil wir ſie nur in Verbindung mit Karikaturen, Fratzen und Tollheiten, oder auf dem Gebiet des Lächerlichen finden. Doch nach und nach gewöhnte ich mich an ſie, und als mein Auge nicht mehr abgeſtoßen wurde, begann ich mit Intereſſe auf den Sinn und die Bedeutung dieſer Bilder einzugehen, und das Ergebniß iſt das, was ich Ihnen eben mitgetheilt habe, liebe Emy. Höher hat mein Intereſſe ſich aber nicht geſteigert. Schön kann ich die Ausführung unmöglich finden, denn ſie iſt unvollkommen und die Anlage ebenfalls. Den Typhon abgerechnet, ſehen Sie dieſe Myriaden von Göttergeſtalten nie anders als folgendermaßen: den Kopf von der Seite, wie im Schattenriß, das Auge aber von vorn; den ſtarren, eckigen Leib vom Hals bis zu den Hüften von vorn; die beiden Beine wiederum nach einer Seite gewendet; die Arme ſtraff herabhangend, grade ausgereckt oder eckig erhoben. Anders nie und nie! ſo ſitzen ſie, ſo ſtehen ſie, ſo ſäugt die Iſis den Horus, ſo kämpft der Oſiris; — dieſe beiden Darſtellungen ſind die einzigen in welchen man die Götter handelnd ſieht; — ſo war in den Urzeiten der Kunſt und der Erfindung der Typus angegeben, und ſo blieb er bis zum letzten Augenblick. Das iſt ausnehmend merkwürdig, aber nicht ſchön, und Diejenigen, welche es dennoch ſchön nennen, haben ſich von der Merkwürdigkeit überwältigen und dazu hinreißen laſſen. Die Zeichnung iſt ganz und gar wie Kinder ſie machen, die noch nicht zeichnen gelernt haben, mit harten Umriſſen, ohne Muskeln, ohne Knochen, ohne Fleiſch, ohne Gelenke; die Finger ſind wie aus Brot geknetet; die weiblichen Geſtalten haben immer nur eine Bruſt. Sauber ausgeführt iſt gemeinlich ihr Halsſchmuck, ihr Kopfputz, Gürtel- und Armſpangen; das Kleid folgt den Umriſſen des Körpers und iſt meiſtens nur angedeutet durch einen Strich unter dem Buſen und einem andern über den Fußknöcheln. Auch die kurzen Röcke der männlichen, beſonders der kriegeriſchen Geſtalten, ſind zuweilen wie mit Stickereien gearbeitet. Die Sculptur beſteht darin, daß die Umriſſe ungefähr zolltief in den Stein gegraben ſind; ſie ſcheint ein Verſuch zum Basrelief zu ſein, erhebt ſich aber nie dazu, ſondern bleibt immer ein Schattenriß — nicht auf Papier, ſondern auf der Mauer gemacht. Pylonen, Thore, Wände, Säulen, äußere und innere Mauern — Alles iſt bedeckt mit Opferzügen, die zu den Göttern wallfahrten, oder mit Einzelnen die ihnen huldigen, oder endlich mit großen Thaten der Könige, Kriege, Siege, Vernichtung der Feinde, Strafen der Ueberwundenen, Triumphe, oder endlich mit Hieroglyphen. Aber ſtets bleibt Zeichnung und Sculptur auf gleich tiefer Stufe, ohne individuelles Leben, ohne Perſpektive. Den Gefangenen werden z. B. die Hände abgehauen. Dieſe bilden einen großen Haufen, aber ſo, daß jede Hand über der andern in der Luft ſchwebt. Ein Schreiber ſteht dabei und ſchreibt ihre Zahl auf. Noch vor zwanzig Jahren herrſchte in der Türkei die ähnliche Sitte, daß den gefangenen Seeräubern die Ohren abgeſchnitten und in Säcken nach Conſtantinopel geſchickt wurden. Wohin man im Orient ſich wende, überall trift man auf ein uns ganz unbegreifliches Beſtehen des Uralteſten. Wer ſich nicht mit der Ueberzeugung durchdringen kann, daß Unwandelbarkeit der Character des Orients iſt, wer Bewegung, Fortſchritte, Unruhe, drängendes Treiben nach etwas Anderem, Beſſerem, bei ihm vorausſetzt — verſteht ihn nicht und wird ihn nie unbefangen beurtheilen können. Wie ich mein europäiſches Auge den Widder- und Kuhgeſtalten gegenüber ſchließen mußte: ſo muß man überhaupt alle abendländiſchen Vorurtheile von dem Heil des Fortſchrittes für das Morgenland fallen laſſen. — Auf derſelben Stufe mit Zeichnung und Bildhauerei, ſteht die Malerei. Sie iſt ein grelles Koloriren, ohne Schatten, ohne Licht, ohne Nüancen. Die Götter haben einen hellblauen Leib — was vielleicht ihr ätheriſch unſterbliches Weſen bedeuten ſoll — die Menſchen einen rothbraunen, einen ſchwarzen, ſelten einen gelben. Die Opfernden ſind immer rothbraun, denn dieſe Farbe ſtellt die Egypter vor; die andern beiden, Völker Afrikas und Aſiens, die man nur bei Kriegen, Tributen, Arbeiten, Strafen, u. dgl. ſieht. Wie alles Mauerwerk mit Bildnereien bedeckt war, ſo waren dieſe urſprünglich alle bemalt — ſowol die Bilder ſelbſt, als auch die Schriften, die Hieroglyphen, die in großen Feldern oder in langen Streifen abgetheilt vielleicht Andeutungen desjenigen enthalten, was jene darſtellen. Darüber vermag ich Ihnen nichts zu ſagen; dieſe Wiſſenſchaft begehrt, wie jede andre, ein tiefes Studium, und ob die Reſultate eines ſolchen den Ungelehrten befriedigen würden, iſt fraglich. Den Gelehrten befriedigen ſie, weil ihm die Forſchung ſelbſt Genuß bereitet. Daraus, daß in den einzelnen Feldern der Tempelwände, oder in den Streifen an den Säulen, die Hieroglyphen ſich häufig genau in gleicher Weiſe geordnet zeigen, habe ich Luſt zu ſchließen, daß ſie einen

Anruf an den Gott des Tempels, oder die Widmung ausdrücken, welche der Erbauer dem Gott macht. Eine ſolche Wiederholung derſelben Phraſe würde an dieſem Ort nichts Befremdliches haben, da ja auch dieſelben Bilder ſich bis ins Unglaubliche wiederholen. In Esne z. B. haben die drei innern Wände des Portikus 42 Hauptbilder, und in allen bringt ein Mann einer Göttin und einem Gott mit dem Widderkopf Opfer dar. Ich würde es ſehr natürlich finden, wenn die Hieroglyphen unter dieſen Bildern das Gebet des Opfernden enthielten. Noch jezt beſteht das tägliche Gebet des Muhamedaners in 99 Mal wiederholter Ausrufung: „Unbegrenzter Preis ſei Gott", welche 3 Mal durch ein Lob ſeiner Größe und Majeſtät unterbrochen wird. Sehen Sie, Herzens Emy, ſo mache ich es um mir etwas Aufſchluß über die Dinge zu verſchaffen. Ich gebe es Ihnen gar nicht für unumſtößliche Gewißheit; aber warum ſoll ich Ungelehrte nicht eben ſo gut meine Hypotheſen machen als Gelehrte — da die eigenen mir doch viel mehr Spaß machen als die fremden.

Dies betrift die Ausſchmückung der Tempel im Allgemeinen durch die bildenden Künſte, welche wir in den ſtrengen Banden eines Kultus finden, der nur dem Eingeweihten den Verkehr mit dem Geiſt

— aber dem Ungeweihten nichts gönnte als der hergebrachten Form zu huldigen. Darum lagen ſie Jahrtauſende in den Windeln der unbewußten Kindheit. Ganz anders war es mit der Architektur. Dieſe ſublime Kunſt geht Hand in Hand mit ſublimen Ideen ohne die ſinnlichen Bezauberungen ihrer Schweſterkünſte zu kennen. Sie iſt vorzugsweiſe dem Ausdruck des höchſten und reinſten Gedankens gewidmet: die Stätte zu bereiten, wo der Menſch von Glauben und Hofnung getragen das Ziel ſeiner tiefſten Sehnſucht, die Ruhe in Gott, ſuchen und finden darf. Nie ward ein Gotteshaus, möge es Tempel oder Kirche oder Moſchee heißen, aus einem andern Gedanken geboren; und ward er auch mißverſtanden, ſollte der Bau auch Sünden tilgen und Buße für ein ſchlechtes Leben ſein — dennoch blickt aus ihm jene unabweisliche Sehnſucht verſöhnend hervor; oder war der Kultus ein ſinnlich üppiger — dennoch breiten ſich die Harmonie und der Adel der Kunſt wie reine Wellen über den ſtaubigen Boden aus. Nicht was die Völker von ihren Religionen malen und meißeln, dichten und ſingen, giebt mir eine ſo klare Anſchauung, als die Gotteshäuſer, die ſie bauen. Welch ein Genius gehört dazu um die todte, kalte Maſſe des Steins ſo zu beſeelen und zu durchgeiſten, daß er zu einem

Bau aufſteigt, der zugleich Majeſtät, heiligen Ernſt und unzerſtörbaren Frieden verkündet. Aber er vermag es! und nicht unſre gothiſchen Kirchen allein hat er gebaut; nein! auch die alten Moſcheen des Islams, die alten griechiſchen Tempel, die uralten egyptiſchen hat er geſchaffen — denn immer war er von demſelben, dem einen Gott dazu berufen und angeregt. Wie das Licht in den verſchiedenen Farben des Regenbogens, ſo bricht die eine und nämliche Idee von Gott ſich in den verſchiedenen Religionen, und die Baukunſt ſpricht ſie am verſtändlichſten aus. Betrachten Sie die grandioſe Einfachheit der egyptiſchen, den lieblichen Schmuck der griechiſchen, den myſtiſch romantiſchen Schwung der gothiſchen, die lichte Klarheit der muhamedaniſchen Gotteshäuſer, und Sie werden gewiß darin eine Uebereinſtimmung mit den anfänglichen Ideen und Vorſtellungen von der Gottheit, welchen dieſe verſchiedenen Völker huldigten, entdecken. Wo eine neue Religion den Kern einer neuen Civiliſation bildete, hatte ſie immer ihren eigenen Bauſtyl. Noch jezt! in Frankreich wo Männer wie St. Simon, wie Fourier, der bodenlos zerriſſenen Schwankung ihrer Zeitgenoſſen einen religiöſen Halt im Sinn der Zeit zu geben verſuchten, was wollen ihre Jünger bauen? ein Phalanſtère! und wer kann wiſſen, ob nicht das Phalanſtère ein Gotteshaus für die Zukunft ſein wird. O, Sie glauben nicht was das für einen Unterſchied macht, ob man Europa mitten in dem unruhigen europäiſchen Treiben betrachtet oder zwiſchen den erhabenen Ruinen Egyptens. Dort wird man ſo betäubt von dem Streitruf der Parteien, von dem Wollen und nicht Können, von dem Streben und nicht Erlangen, von den Don Quirottiaden der ſogenannten Freiheitshelden, von den Charlatanerien der Gewaltigen, von dem bittern Zwiſt der Meinungen, von kindiſchem Haß und kindiſcher Vergötterung — ſo betäubt von all dem Guten das geſchehen, allem Herrlichen das erblühen, aller Thatkraft die vollführen ſoll, daß man, wenn man die Zuſtände zu Herzen nimmt, ſich verzehren kann in Haß und Liebe. Hier verhallt der Tumult und das widerliche Gezänk. Nun ja, die Menſchen arbeiten ſich ab! das war von je her ihre Aufgabe; ſie werden ſich ſchon durcharbeiten! wohin? das weiß der ewige Gott, der allen Umbildungen des Menſchengeſchlechtes zugeſchaut und jeder ihren Culminationspunkt gegönnt hat. Das mildert Haß, Furcht und Abſcheu, und ich habe wol Neigung zu unendlichem Haß — gegen Individuen nie, weil ſie mir nie bedeutend genug dazu erſchienen ſind, aber gegen Prinzipien. Uebrigens kann ich Ihnen nicht verſprechen, daß meine morgenländiſche Ruhe mir auch in Europa treu bleiben werde. Hier iſt es in der Beziehung wunderſchön. Wie viel hundert Meilen im Raum ich ſeit dem vorigen Sommer durchwandert ſein möge, iſt dagegen von geringer Bedeutung, daß ich in der Zeit wirklich durch Jahrtauſende gepilgert bin; und nicht in Büchern, oder auf dem Papier, oder in Gedanken: nein, in der Wirklichkeit, auf dem uralten Boden, zwiſchen den urſprünglichen Monumenten. Da rollt die Geſchichte ſich friedlich auf, wie ein künſtlich gewirkter, reicher Teppich, der noch lange nicht unſern Erdball umſpannt, und noch viele Millionen Hände nöthig hat; und aus den Felſentempeln von Abuſambul ſieht man mit ruhigerem Intereſſe dem Treiben der wirkenden Hände zu, als in der Nähe, wo man die einzelnen Faden des Geſpinnſtes ſieht.

Abuſambul (Abuſimbil, Ipſambul) iſt der erſte Tempel, wenn man von den obern Katarakten und Wadi Halfa in Nubien, den Nil abwärts fährt. Zugleich iſt er auch einer der älteſten aus Pharaoniſcher Zeit. Die königlichen Namensſchilder — die ich mit Wappen, Kronen, Namenszügen und Legenden auf unſern Petſchaften oder Siegelringen vergleichen mögte — nennen als den Erbauer den großen Seſoſtris (Remeſes III., auch Ramſes) dem die Chronologie approximativ ſeinen Platz um das Jahr **1550** vor unſrer Aera anweist. Erbauer iſt nicht das richtige Wort, denn der ganze Tempel iſt in den Felſen gehauen, in die Kalkſteinwand des lybiſchen Gebirges, das hier unmittelbar an's linke Ufer des Nils tritt. Die Macht der egyptiſchen Architektur, welche dem Beſchauer den Eindruck einer ungeahnten, einer maßloſen Erhabenheit giebt, liegt in ihren großen, ruhigen, feſten Linien, und in der Harmonie ihrer koloſſalen Proportionen, welche meiſtens ſo glücklich getroffen ſind, daß ſie nie bedrücken, nie ungeheuerlich ſondern majeſtätiſch erſcheinen. Die äußern Seitenlinien der Tempel, der Pylonen, ſind immer abgeböſcht; dadurch werden ſie oben um ein Geringes ſchmaler als unten, aber das genügt vollkommen um ihnen den Ausdruck von Leichtigkeit, von Aufſteigen von der Erde zu geben, deſſen ſie bedürfen um nicht wie ſteinerne Kaſten auszuſehen. Auch die Façade dieſes Felſentempels hat die Böſchung. Vier ſitzende Koloſſe halten vor ihm an die Wand gelehnt Wache, und durch eine wunderſchöne Thür tritt man in die erſte Vorhalle, die durch zwei Reihen von vier an Pfeilern ſtehenden Koloſſen in drei Schiffe abgetheilt iſt. In der zweiten, kleineren Vorhalle findet dieſelbe Abtheilung aber nur durch zwei glatte Pfeiler auf jeder Seite ſtatt. Sie führt in ein Vorgemach und dieſes in das eigentliche Heiligthum, an deſſen Hinterwand vier verſtümmelte Götterbilder neben einander ſitzen. Sehen Sie, liebe Emy, ſo einfach iſt die Anlage eines egyptiſchen Tempels, welche nur in Einzelheiten, in Abtheilung kleiner Seitengemächer, oder in Anordnung der Vorhalle Abwechſelung darbietet. Nach dem was ich Ihnen über die Hieroglyphen- und Bilderausſtattung derſelben geſagt habe, was ohne Ausnahme auf alle anzuwenden iſt: können Sie Sich vorſtellen, daß dieſe Verzierungen, abgeſehen von ihrem hiſtoriſchen Intereſſe, durchaus nichts beitragen um den ernſten Character der Tempel zu verlieblichen. Der allertiefſte Ernſt bleibt in einem ſolchen Grade vorherrſchend, daß ich mich bis in die Seele hinein feierlich geſtimmt fühlte, leiſe ſprach, langſam wandelte. Ernſt freundlich blickten die ſchönen Koloſſe auf mich herab, grade ſo, wie ſie auf den großen König Seſoſtris herabgeblickt haben, als er nach Vollendung des Tempels dem Gott zu huldigen kam, welcher vermuthlich Oſiris geweſen iſt, da ſeine Geſtalt, mit der Sonne über dem Sperberkopf, ſich am häufigſten in den Wandbildern wiederholt. Wie Ihr ſo einſam ſeid, Ihr alten Koloſſe! der Gott deſſen Heiligthum ihr ſchützet iſt dahin, ſein Tempel entweiht, ſein Dienſt gefallen, ſein Volk und ſeine Könige ſind Staub; und ihr ſteht ſo ruhig da, als ob euch das Alles nichts anginge. Seid ihr etwa Symbole der Zeit, die Alles überdauert? oder der Hofnung, die Alles überlebt? oder der Kraft, die Alles erträgt? Alles! ſogar den Sturz der alten Welt, und lächelnd und ernſt zwiſchen deren Trümmern auf eine neue herabſchaut? — Die Koloſſe ſind etwas, das nur die egyptiſche Sculptur kennt, und ſind das Einzige, was ſie meiſterhaft ſchön gemacht hat. Die Roſſebändiger auf Monte Cavallo ſind koloſſale griechiſche Statuen; der farneſiſche Hercules iſt eine koloſſale römiſche Statue. Die egyptiſchen Koloſſe ſind aber nicht ſowol rieſenhafte Menſchengeſtalten, als titaniſche Gedanken und Kräfte, welche das gemeinſame Menſchengeſchlecht beſeelen und nicht dem Individuum beſonders angehören. Man hat ſie ausgedrückt durch ein edles, regelmäßig ſchönes Antlitz voll unzerſtörbarer Ruhe über einer Geſtalt, in welcher wiederum die tiefſte Ruhe ſich ausſpricht, indem ſie ſitzend die Hände auf den Knien, ſtehend die Arme über der Bruſt gekreuzt hält, übrigens die Formen nur grade erkennen läßt, mehr andeutet als ausführt. Wie Säulen, wie Pfeiler, wie Felſen erſcheinen die Koloſſe, ſtets wie etwas Mächtiges, Unerſchütterliches, Gewaltiges, welches der Natur und dem Geiſt inwohnt, und eben das hat mir die Idee gegeben, daß ſie keine Menſchen darſtellen ſollen. Aber die Königskoloſſe? werden Sie ſagen. Jeder König war „Sohn der Sonne“, und ſelbſt die „Sonne Egyptens“, ein Symbol unendlicher Gnade, unendlicher Macht: und in dieſer Beziehung konnte ſein Bild kaum anders, als in der Form des Koloſſes wiedergegeben werden. Auf ihren Gürteln tragen die Koloſſe von Abuſambul die Namensſchilder, welche dem Remeſes III. gehören ſollen. Die Hieroglyphen ſind ſchön und klar gearbeitet, gehoben aus vertiefter Fläche, nicht blos eingegraben. Die Wandbilder ſind ungemein roh. Die äußern ſitzenden Koloſſe reichen faſt bis zum Fries empor und ruhen auf Sockeln. Der Fries, Geſims und Pfeiler der Eingangsthür, die Strebepfeiler zwiſchen den Koloſſen, ſind mit reichen Verzierungen von ſchöner Arbeit geſchmückt. Der Baumeiſter hat ungeſtört der erhabenſten Inſpiration folgen dürfen, und nur grade die Darſtellung der Götterbilder iſt dem gegebenen Typus unterworfen geblieben — was einen wirklich abſtoßenden Gegenſatz erzeugt. Der urſprüngliche freie Platz vor dem Tempel iſt ſehr durch den Sand verſchüttet, welcher über die Felswand herüber geweht iſt, und ſich ſo an die

Façade gelehnt hat, daß der erſte Koloß zur Rechten nur noch grade bis zum Kopf frei iſt, der zweite bis zum Gürtel, der dritte bis zu den Füßen, und allein der vierte ganz und gar. Der Eingang und die erſte Hälfte der Vorhalle ſind auch ſehr verſchüttet. Von Menſchenhänden zerſtört ſind nur die vier Bildſäulen der Götter im Heiligthum; aber kann es wol ein melancholiſcheres Schickſal geben, als gegründet zu ſein mit der unverbrüchlichen Zuverſicht zur Ewigkeit, und unterzugehen im wehenden Staube?

Dies war der große Tempel, ein würdiges Seitenſtück zu den Pyramiden und zu den Monumenten von Theben. Etwas weiter abwärts iſt in dieſelbe goldfarbene Felſenwand der kleine Tempel gehauen — klein nur im Vergleich zu jenem, aber viel unvollkommner, ohne jene bewunderswerthe Ausführung und den reinen Geſchmack der Anlage. Die Proportionen müſſen nicht glücklich getroffen ſein: darauf kommt in der egyptiſchen Baukunſt Alles an; ſie hat zu wenig Schmuck des Beiwerks um das Mißverhältniß auch nur momentan vergeſſen zu machen, wie es der gothiſchen und arabiſchen doch zuweilen gelingt. Uebrigens, vom Nil aus betrachtet, wird man ganz durch ſeine reiche Façade geblendet, welche zu jeder Seite des Eingangs drei ſtehende Koloſſe zwiſchen Strebepfeilern zeigt. Die innere Eintheilung iſt wie im großen Tempel; doch ſtatt der Koloſſe in der erſten Vorhalle, findet man hier ſechs Pfeiler mit Iſisgeſichtern, denen man unbarmherzig die edle Schönheit der Koloſſe mißgönnt, und ihnen eine große Aehnlichkeit mit Katzenphyſiognomien gegeben hat. Die Hieroglyphen ſind vertieft, und von holpriger, unklarer Arbeit. Iſt dieſer Tempel eine mißlungene Nachahmung oder ein unvollkommnes Vorbild des großen? das wüßte ich gern. Die Namensſchilder ſind wiederum die des dritten Remeſes. Da man aber dreizehn Remeſiden entdeckt haben will ohne ſie genügend beſtimmen zu können, ſo dürfte doch wol einige Unſicherheit in den Muthmaßungen über die Erbauer ſtatt finden. Es iſt ſchwer zu glauben, daß derſelbe König bei ſeinen großartigen Werken einen ſo guten und einen ſo ſchlechten Baumeiſter angewendet haben ſollte.

Hinter dem großen Dorfe Dörr — auf dem rechten, dem arabiſchen Ufer — liegt ein dritter Felſentempel, klein, zerſtört, in ſchlechtem poröſen Kalkſtein, aber dadurch intereſſant, daß er gleichſam den erſten Schritt ins Freie hinaus thut. In den Fels gebauen iſt die Vorhalle; ſechs Pfeiler theilen ſie in drei Schiffe, und jedes führt in ein kleines

Hintergemach von denen nur das mittlere Hieroglyphen zeigt. Ein unbedeckter Portikus von zwölf Pfeilern in drei Reihen, bildet den Zugang. Die acht erſten ſind bis auf einige Fuß Höhe abgebrochen; die vier letzten ſtehen aufrecht, tragen ein verbindendes Gebälk, und zeigen noch die Beine von vier Koloſſen, die an ſie gelehnt waren und deren Leiber geſtürzt ſind. Dieſer Portikus ſamt der äußern Wand des Tempels, iſt aus großen Werkſtücken durch Mörtel verbunden erbaut. — Ich war geneigt zu glauben, daß die Felſentempel die älteſten ſein müßten, da die andern Tempel wirklich ausſehen, als wären ſie aus den Felſen herausgeſchält und ins Freie geſchoben. Aber das ſoll, wenn nämlich die Namensſchilder richtig geleſen und die Pharaonen chronologiſch richtig geordnet ſind, doch nicht der Fall ſein. Ich geſtehe Ihnen aber ehrlich, daß mich dieſe Behauptung der Gelehrten dennoch nicht in meinem Glauben ſtört.

Der Tempel von Hamada weiſt Schilder auf, welche der Dynaſtie der Thotmoſes angehören, und dieſe ging derjenigen der Remeſiden vorher, die man als Gründer der Felſentempel — wer weiß, ob mit Recht? — betrachtet. Dieſer Tempel liegt ganz in der Wüſte, und iſt daher ſehr verſandet, auch zerſtört, denn alle Decken ſind eingeſchlagen, Schutt und Steine thürmen ſich auf dem Fußboden, der Portikus welcher aus dreimal vier Pfeilern und vier Säulen beſteht, ragt verſtümmelt aus dem Sandmeer. Dennoch kann man in die Gemächer dringen, die aus einem Vorzimmer und einem Hauptſaal beſtehen, welcher zu jeder Seite zwei Kabinette hat. Die Hieroglyphenarbeit iſt ausnehmend zierlich, und feiner colorirt, als ich ſie ſonſtwo geſehen. Zwei niedliche Vögel, den Enten ähnlich, vielleicht eine Ibisart, waren beſonders ſauber mit Bezeichnung der einzelnen Federn an den Flügeln geſchnitten und bemalt, ſo daß ſie ungefähr wie Zuckerwerk an unſern Weihnachtsbäumen ausſahen. Ueberbleibſel von Gemäuer aus ungebrannten Ziegeln vor dem Portikus, deutet auf ſpätere Benutzung; Spuren einer Schaafheerde in demſelben auf gegenwärtige.

Dem Tempel von Seboa iſt es ſchlimmer noch ergangen: kein Eindringen war uns möglich, bis zum Fries füllet Sand ihn aus, und die Pfeiler ſeines Portikus ragen nur mit dem Knauf aus dieſem vernichtenden Element hervor. Hier zum erſten Mal, wenn man mit Abuſambul die Tempelſchau beginnt, findet man Pylonen, welche der egyptiſchen Architektur eben ſo eigenthümlich ſind, wie die Koloſſe ihrer Sculptur. Pylonen ſind die majeſtätiſchen Eingänge zum Vorhof des Tempels, welche dem ganzen Bau eine unbeſchreibliche Würde verleihen. Ich wüßte kein europäiſches Triumphthor von ſolchem Adel und ſolcher gebieteriſchen Erhabenheit, wie z. B. die Pylonen von Edfu. In Seboa ſind ſie nicht von den beſten Verhältniſſen, überdas zerfallend und geflickt. Eine Allee von Sphinxen bildet den Zugang zu den Pylonen. Innere Sammlung, Macht des Gedankens und ſybilliniſcher Tiefſinn haben wol nie einen großartigeren Repräſentanten als das Antlitz der Sphinx gefunden. Blos vom Anſchauen wird man ganz ernſt, und dadurch zur Stimmung vorbereitet in der man einen Tempel betreten muß. Zwei Sphinxe ſind noch ganz unverſchüttet, die erſten der Allee neben denen zwei Koloſſe an Pfeilern aufrecht ſtehen. Von vier andern ſind nur die Köpfe frei und vielleicht mögen noch mehre gänzlich im Sande begraben ſein, der ſich hier hügelartig bis zum Fuß der Pylonen, wo zwei Koloſſe umgeſtürzt liegen, angeſammelt hat.

Nicht allein die alten Pharaonen erſtreckten ihre Bauluſt bis zur Grenze der lybiſchen Wüſte, auch aus den Zeiten der Ptolemäer, gar der römiſchen Kaiſer weist Nubien Monumente auf. Ein ſehr unbedeutendes und unvollendetes aus der letzten

Epoche iſt der kleine Tempel von Offedinah. Ein viereckiger Saal von Säulen umgeben ſcheint das Einzige, was je fertig geworden, denn die Knäufe ſind noch nicht einmal an allen Säulen vollendet. Eine Ringmauer, die zum Theil verfallen iſt, und außer dem kleinen Gebäude noch einen leeren Raum umgiebt, deutet an, daß man wol größere Baupläne gehabt hat, aber an der Ausführung gehindert ward.

Der ſchöne und wolerhaltene Tempel von Dake iſt ein Werk der Ptolemäer; außer verſchiedenen Namensſchildern ſtehen auch die von zwei Königinnen, Berenike und Arſinoe, zwiſchen den Hieroglyphen. Die griechiſche Hand, unter der Alles ſo wundervoll leicht und klar ſich ausbildet, hat dieſen Tempel errichtet, und doch iſt er ganz im egyptiſchen Character — nur nicht finſter, ſondern ernſt; nur nicht ſchwer, ſondern feſt; das zu Viel verſtanden die Griechen, und nur ſie, meiſterhaft zu vermeiden, und doch nirgends eine Lücke zu laſſen. Durch edle Pylonen tritt man in einen ofnen Vorhof, und aus ihm in den eigentlichen Tempel, welcher nach hergebrachter Weiſe mit einer Vorhalle und mit verſchiedenen in der Tiefe ſich folgenden Gemächern eingerichtet iſt. In einem Seitenkabinet befindet ſich eine Treppe; da ſämtliche Decken eingeſchlagen ſind, läßt ſich nicht beſtimmen ob ſie zu obern Gemächern oder nur auf das Dach geführt habe. Eine Ringmauer um drei Seiten giebt dem Ganzen Schutz und Einheit; vor der vierten Seite ſtehen die Pylonen. Die Hieroglyphen ſind zierlich gemacht, auch die Bilder nicht mit der ſteinernen Härte der alten Zeiten in die Mauer gegraben. Sie ſehen freilich immer aus wie über Schablonen gearbeitet, indeſſen macht ſich doch ein ſchwacher Verſuch der Nachhülfe, der Abrundung bemerklich. Der Bauſtein iſt ſchön behauen mit einer vertieften Kante am Rande; die ganze Umlaufsmauer beſteht aus ſolchen Steinen. — Chriſtliche Zerſtörungsſucht macht ſich hier ſchon ſehr bemerklich. Die Monumente der Pharaonen verfielen dem Religionshaß der Perſer, welche im Großen das Zerſtörungswerk trieben, und Obelisken ſtürzten, Koloſſe zerſägten und ſich mehr an die Maſſen hielten, während die Chriſten die Einzelheiten zu vernichten ſtrebten, Mauern und Pylonen ſtehen ließen, aber die Bildwerke ganz mühſam mit dem Hammer ausklopften, dann die Mauern übertünchten und mit den Bildern ihrer Religion bemalten, und den Tempel des Oſiris in eine Kirche umſchufen. Die Araber warfen ſpäter egyptiſche, perſiſche und chriſtliche Beſtrebungen zuſammen über den

Haufen, und verbrauchten zu ihren Moſcheen was ſie an paſſendem Material in den alten Bauten vorfanden. Und endlich kamen die Türken! die verwahrloſten nur, ließen umkommen, ließen wegſchleppen; — bis Mehemed Ali jezt das gründlichſte Vertilgungsmittel erfunden hat: er läßt Kalk aus den Monumenten brennen. Die Räubereien der Kunſtfreunde, die Nachgrabungen und Unterſuchungen der Gelehrten für ihre wiſſenſchaftlichen — der armen Bewohner des Landes für ihre geldgierigen Zwecke, helfen treulich der Zerſtörung nach; und binnen ein Paar Generationen iſt ſtark zu vermuthen, daß nur das Unzerſtörbare, die Felſentempel und die felſenähnlichen Ruinen von Karnak, den ſpätern Geſchlechtern eine Ahnung von dem urkräftigen Schöpfergeiſt der Pharaonen geben werden.

Bliebe der Felſentempel von Gerf-Huſſein allein übrig, ſo wäre in ihm nur ein ſehr unvollkommnes Zeugniß dieſes Geiſtes gegeben. Er iſt eine Schöpfung gewaltiger und roher Kraft. Die ſechs Koloſſe, welche die große Halle in drei Schiffe zertheilen, ſind nicht ſchwer, ſondern plump, ſehen aus als habe man einen mißlungenen Verſuch gemacht Koloſſe zu geſtalten, ſo formlos ſind ſie. In den beiden Seitenwänden dieſer Halle befinden ſich vier Niſchen, und in jeder ſtehen drei Geſtalten ungefähr von menſchlicher Größe, aber auch von der allerletzten Unförmlichkeit. Sind es Götter? ſind es Prieſter? iſt es eine Königsfamilie? — Sie ſind ſehr beſchädigt; vielen fehlen die Köpfe. Die vier ſitzenden Götter im Heiligthum, d. h. im innerſten letzten Gemach, ſind aufs Aeußerſte degradirt, und die ſpärlichen Hieroglyphen von der ſchlechteſten Arbeit, vertieft, und kaum zu erkennen.

Der kleine Tempel von Garb-Meroe oder von Tantura, wie ihn die Araber nach dem benachbarten Dorf nennen, ſchwebt zwiſchen ptolemäiſcher und römiſcher Zeit, und beſteht höchſt einfach nur aus drei ungefähr gleichen Abtheilungen hinter einander, deren Ausſchmückung nie vollendet zu ſein ſcheint, obgleich eine Umlaufsmauer, und innerhalb derſelben eine ſchöne freiſtehende Eingangs- oder eigentlich Durchgangspforte, die Vollendung der Anlage bezeugen.

Der herrliche Tempel von Kelabſche iſt mit wahrem Grimm ruinirt worden und liegt eigentlich halb in Trümmern. Die Pylonen und die Wände ſtehen, aber die ungeheuern Blöcke der Decken ſind eingeſchlagen, die acht Säulen des Vorhofs ſind bis auf eine einzige umgeſtürzt und die abermals acht der Vorhalle bis auf zwei. Auf dieſen Blöcken und Trümmern muß man herumklettern und man thut es mit wahrer Freude, denn die Hieroglyphenarbeit iſt nicht nur ihrer großen Zierlichkeit wegen intereſſant, ſondern auch dadurch, daß an manchen Stellen nur die rothe Verzeichnung auf der Mauer, ganz wie mit Rothſtift gemacht, da iſt. Nie iſt ſie ausgeführt worden. Einen Autokrator Cäſar nennen die Schilder in dieſem wie in dem vorhergehenden Tempel als den Erbauer. Neben dieſen Verzeichnungen, neben einer niedlichen Figur des Horus, der auf einer Lotusblume, dem Attribut ſeiner Mutter Iſis, kauert, ſchauen ſtarre Heiligenbilder, auch abgekratzt und verwiſcht von den Wänden herab — was auf die Verwüſtung von Kelabſche durch Muhamedaner deutet. Bedenkt man wie z. B. dieſe Decken gemacht waren, nämlich ſo daß Steinblöcke aus einem Stück, wie Bretter neben einander liegend und von einer Wand zur andern reichend, ſie bildeten: ſo wird man keine andre Gewalt als die Raſerei des religiöſen Fanatismus finden, die im Stande wäre dergleichen zu ruiniren. Tritt man aus den Pylonen heraus, ſo erſtreckt ſich ein ſchnurgrader mit großen Quadern gepflaſterter Weg bis zum Nil und ſteigt dort mit einer breiten Treppe bis zu ihm herab. Zu beiden Seiten derſelben iſt ein Quai von demſelben Material aufgeführt um das Abſtürzen des Erdreichs zu verhüten. Hierin ſpricht ſich der ſolide römiſche Pomp recht klar aus. Hinter dem Tempel erſtrecken ſich ungeheure Steinbrüche; zwiſchen ihnen und dem Dorf Kelabſche ſteigt man zu einem Abhang empor und gelangt zu dem kleinſten, aber vielleicht dem merkwürdigſten aller nubiſchen Felſentempel. Er beſteht nur aus einer Vorhalle, die in der Hinterwand zwei Niſchen, jede mit drei ſitzenden Figuren hat, und dazwiſchen die Thür zum Heiligthum, in welchem die Bank der vier Götter, aber ohne ihre Statuen ſich befindet. Dieſe Götter ſind wahrſcheinlich immer Oſiris, Iſis und Horus, und vielleicht Amon, vielleicht der Gott, der in dem Tempel herrſchte, vielleicht der Gründer deſſelben. Die eigentliche Merkwürdigkeit ſind aber die beiden dikken, flach cannelirten Säulen, welche die Decke der Vorhalle unterſtützen: doriſche Säulen nennen wir ſie jezt; hier im Felſentempel von Kelabſche iſt ihre Wiege. Ferner: der Tempel hat keinen andern Vorhof als den, welchen zu beiden Seiten glatt behauene Felſenwände bilden, die mit großen Darſtellungen bedeckt ſind; die eine zeigt das Getümmel einer großen Schlacht, Kämpfende, Beſiegte, Sterbende, vor Allem einen königlichen Helden vom Streitwagen herab kämpfend; die andre, denſelben Helden auf dem Thron ſitzend, und den Huldigungs-

und Tributzug des unterjochten Volks an ſich vorüberziehen laſſend. Ein Altar mit Speiſeopfer ſteht vor ihm. Thiere aus dem innern Afrika werden ihm hauptſächlich vorgeführt: Giraffe, Löwe, Tiger, Antelope; ein Mann bringt eine Gazelle getragen; ein andrer führt Affen; noch einer hat Tigerfelle über dem Arm hängen. Ochſen wandeln auch mit. All dieſe Thiere ſind unverkennbar genau. Da nun der große Seſoſtris Kriege im innern Afrika führte und die Aethiopier tributpflichtig machte, ſo ſchließt man, daß er den Göttern zum Dank dieſen Siegestempel errichtet habe. Danaos, der von Egypten aus Griechenland koloniſirte und Argos gründete, wird von Einigen für einen Bruder, von Andern für einen Zeitgenoß des Seſoſtris gehalten. Zum Glück hat bei dieſen beiden Tempeln nicht die geringſte Sandverſchüttung ſtatt gefunden.

Der Tempel von Dabot iſt ein Ptolemäiſcher Bau, an dem man eine griechiſche Inſchrift mit den Namen Ptolemäus und Cleopatra findet. Drei egyptiſche Königinnen haben dieſen Namen getragen; die letzte hat ihn durch talismaniſchen Zauber unſterblich gemacht. Der Tempel iſt aus Sandſtein gebaut, daher ſehr verwittert und mit undeutlichen Hieroglyphen. An ſo ſchlechtes Material iſt man hier gar nicht gewöhnt! Was ihn auszeichnet ſind drei frei hintereinander ſtehende Durchgangspforten in ſeinem weiten Vorhof, den eine ruinirte Umlaufsmauer bezeichnet.

Jezt beſteigen wir wieder die Barke und fahren einige Stunden. Plötzlich taucht aus dem Nil ſelbſt ein Wunderbau empor! die ſchönſten Pylonen mit einem langen Zugang zwiſchen zwei ſäulengetragenen Portiken, und abermals Pylonen, und dann der grandioſe Iſistempel mit ſeinen Vorhöfen, Hallen, Säulen und Gemächern: das iſt die Inſel Philä. Den Pharaonen aus ſpätern Dynaſtien ſchreibt man die Gründung zu; Ptolemäer gaben dem Bau eine Umgeſtaltung und ſeine gegenwärtige Vollendung; römiſche Imperatoren mögen dasjenige hinzugefügt haben, was jezt als Ueberladung erſcheint, z. B. den Portikus, der nicht in grader Linie auf die Pylonen zuläuft. O über die Barbaren, welche hier zerſtört haben! ebenſogut könnten rohe Fäuſte in einem Blumengarten wüthen! Es iſt mit der letzten Vollendung gebaut und geſchmückt. Auf die Pylonen ſteigt man ſo bequem wie auf den Arc de l'Etoile, auf flachen Stiegen innerhalb der Mauern. An ihnen iſt nichts beſchädigt; wie eben hingeſtellt vom Baumeiſter zeichnen ſie ſich in den blauen Himmel wie die Pforten einer heiligen, tiefgedankenvollen, unirdiſchen Welt hinein. Nicht in die lichte Götterwelt des Olymps, nicht in die glühendſelige Paradieſeswelt des Islams, nicht in die lächelnde Engelwelt eines Fieſole führen dieſe Pforten. Vor der Welt des Gedankens ſtehen ſie, des Gedankens der nur ein Ziel hat, ein leztes, ein höchſtes: Erkenntniß! — und zu ihm ſich ringt im tiefſinnigen Brüten wie die Sphinx, zu ihm ſich hebt in gigantiſcher Kraft wie die Koloſſe, er ſelbſt ein Titan, der, wenn es nicht anders geht, den Himmel ſtürmt um zu ſeinem Gott zu gelangen. Darum ſehen ſie auch ſo wunderſam ernſt, ſo warnend aus — und dadurch eben unwiderſtehlich. Man will die Myſterien kennen, die ſie verſchließen und zu denen ſie führen. Die Idee der egyptiſchen Religion muß eine reingöttliche geweſen ſein, denn ohne ſie konnte man nicht Tempel von ſolcher überſinnlichen Erhabenheit bauen. Wie der Kultus die Urideen der Religionen verirdiſchen kann — ſehen wir in der Geſchichte aller Völker.

Jezt, liebe Emy, ſind wir erſt auf der nördlichen Grenze von Nubien, zu der auch noch die Inſel Bidſcha mit Tempeltrümmern, in denen eine nubiſche Familie mit ihren Ziegen hauste, zu rechnen iſt. Die Granitwände dieſer Inſel, die Granitklippen im Nil, die Granitfelſen an ſeinen Ufern —

alle ſind durch königliche Namensſchilder zu Denkmalen der Erinnerung oder der Thaten egyptiſcher Herrſcher umgeſtempelt. So groß dachten ſie von ſich, daß der wilde Fels, der Zeuge der Jahrtauſende, ihnen das paſſendſte Monument ſchien. Nun ſteht das Denkmal da, eins geworden mit den ewigen Elementen. Aber weſſen Denkmal? — das muß eine junge kaum geborne Wiſſenſchaft allmälig entziffern. Die Inſel Elefantine liegt ſchon dieſſeits der untern Katarakten in Egypten, und ich kann nur von ihr ſagen, daß ihr Thor von Roſengranit wie ein verſöhnender Regenbogen über ihren Schutthaufen und Gemäuerreſten ſich erhebt. Grade ihr gegenüber, auf dem rechten Ufer, liegen die zerfetzten Ruinen der ſarazeniſchen Stadt Alt-Aſſuan. Schwarze Granitklippen aus dem Nil aufſchießend bilden ihr Fundament, und ſind geſtempelt mit Bildwerken und Namensſchildern unter denen das von Remeſes III. vor allen bemerklich iſt. Eine kleine Niſche mit der Anlage zu einer Büſte fiel uns als etwas Ungewöhnliches ſehr in dieſen Klippen auf.

Die egyptiſchen Tempel ſind weit mehr der Verſchüttung durch Sand und der Degradation durch Menſchen anheim gefallen, als die nubiſchen. Jenes brachte ihre Lage mit ſich, dieſes der Umſtand, daß Egypten bevölkerter iſt und ein ſolcher Tempel einer ganzen Dorfbewohnerſchaft bequemes Unterkommen darbietet. Der herrliche Tempel von Kom-Ombos erliegt dem Sande von der einen Seite, und den Unterwaſchungen des Nils von der andern. Wo der Fluß ein ſcharfes Knie macht und ein hohes, ſenkrechtes Ufer hat, liegt dieſer Tempel, fernhin ſichtbar, die ganze weite Gegend dominirend, wie eine Königsleiche zur Schau auf dem Paradebett ausgeſtellt. Gegen Sonnenuntergang beſuchten wir ihn, und die purpurfarbenen Stralen beleuchteten ihn majeſtätiſch wie Kandelaber einen Katafalk. Später kam der Mond, ließ die ſchönen Formen noch heller hervortreten, den Ruin noch dunkler zurückſinken, färbte die weite Wüſte ſo weiß wie ein Leichentuch; — dazu das unendliche Schweigen rings umher, und der ſtill dahinfließende ruhige breite Nil zu unſern Füßen: das machte eins der grandioſeſten Gemälde, welche dieſe Reiſe mir aufgerollt hat. Wie der Tempel ſelbſt iſt, werden Sie wiſſen wollen? ja, denken Sie nur: die Vorhalle allein ſteht aufrecht und zwar ſo, daß die Säulen bis zur Hälfte im Sande begraben ſind; die vier Säle, welche ihr folgten, ſind bis zum Fries verſchüttet, und die Querbalken Steinblöcke von 20 bis 22 Fuß Länge, herabgeſunken. Um ihre Hieroglyphen, ihre Zeichnungen, ihre wolerhaltenen Farden genau zu ſehen, kniete ich auf dem Sande, der bis über die Thürgeſimſe reicht, und fand am Fries ptolemäiſche, ſehr gut gearbeitete Namensſchilder. Die Vorhalle, welche ſtets höher als die innern Säle und Gemächer, und daher auch freier von Verſchüttung iſt, wird hier von fünfzehn Säulen in drei Reihen getragen. Eine Façade von fünf Säulen iſt etwas ſo Seltenes, daß ich mich keines antiken Tempels mit einer ſolchen erinnere. Die Zahlen ſind gleich, damit der Eingang zu den innern Gemächern an der Hinterwand zwiſchen zwei und zwei, drei und drei, vier und vier Säulen liege. Vier Koloſſe hat der große Felſentempel von Abuſambul, ſechs der kleine, vier Pfeiler der von Dörr und von Hamada: — acht Säulen hat der Sonnentempel zu Balbek; — genug, dieſe fünf Säulen an der Tempelfaçade zu Kom-Ombos ſind etwas ganz Eigenthümliches. Natürlich haben zwei Thüren in der Hinterwand in den erſten Saal geführt. Sie ſind verſchüttet bis zum Geſims; auf demſelben prangt die Sonnenſcheibe von Adlerflügeln getragen mit Schlangen zur Seite. Dies Symbol königlicher Herrſchaft und Macht, iſt unwandelbar über jedem Eingang eines egyptiſchen Tempels zu finden: über den Pylonenpforten, über den Thoren, über den Thüren: man wandelt im

Schutz der Majeſtät, die ein Repräſentant der Gottheit iſt. Adler mit ausgebreiteten Flügeln ſchweben gleichfalls unwandelbar an der Decke der Vorhalle und geleiten gleichſam ins Heiligthum als glückverheißendes Zeichen, während aſtronomiſche Bilder und die bekannten Zeichen des Thierkreiſes, welche die Egypter erfunden haben, die Seitenabtheilungen der Decke verzieren. Es thut mir wahrhaft leid ſagen zu müſſen, daß Zeichnung und Malerei immer gleich unvollkommen blieben. Himmelblau, apfelgrün und hochroth ſind die Adler angemalt, und ſchweben — Gott weiß wie! himmelblau bemalt ſind auch die Götter, und das abſcheuliche Krokodilshaupt grinzt widerlich an. Während der Baumeiſter ſich durch die Grundidee der egyptiſchen Religion inſpirirte, welche aus dem Kultus immer mehr und mehr zu verſchwinden ſcheint, mußten die Bildner dafür ſorgen, daß dieſem ſein Recht werde und daß der undeutbare Gott in der deutbaren Fratze untergehe. Wie Karrikaturen, wie Schöpfungen eines Fieberkranken, erſcheinen dieſe Gebilde neben den reinen Schöpfungen der Kunſt und des Genies, welche aus dieſen edlen architektoniſchen Linien und Formen uns anſprechen, und der ſchneidende Contraſt hat etwas tödtlich Verletzendes, was mehr das Gefühl als den Geſchmack trifſt. Denn mit dem Geſchmack, liebe Emy, iſt's ein wunderliches Ding! — wird man bethört, oder gewöhnt man ſich, kurz: als ich vor dem Tempel von Kom-Ombos ſtand und mir die bunten Malereien an der Corniche betrachtete, dachte ich: Es ſieht wirklich nicht ſo ganz übel aus, ſondern blumenkranzmäßig, dieſe Namensſchilder von Adlern und Schlangen unterbrochen! — Hätte ich dieſelbe Darſtellung, aber in reiner, regelmäßiger Basreliefarbeit daneben geſehen: ſo würde jene mir nach Gebühr den Eindruck von unſern grellen Kinderfibeln gemacht haben. Unglaublich kann ſich das Auge gewöhnen, wenn es ununterbrochen auf den nämlichen Gegenſtänden ruht. — Ein kleinerer Tempel zeigt gegenwärtig nur noch Trümmerhaufen, während ein einſamer Pylon hart am hohen und ſchroffen Ufer ſteht und das Schickſal zu erwarten ſcheint, welches ſeinen Gefährten getroffen haben muß: auf dem von den Ueberſchwemmungen gelockerten Erdboden zuſammen- und den Abhang hinunter zu ſtürzen. Ehedem hat wahrſcheinlich eine Ummauerung der Zerſtörung beim Steigen des Nils Einhalt gethan. Der verwaiste Pylon ſieht gar traurig aus! ſie ſtehen immer zu Zweien beiſammen, wie Zwillingsbrüder, die treu mit einander die lange Wache halten.

Nun kommt der Tempel von Edfú. Das iſt von Allen und Allen mein Liebling, denn mir ſcheint, daß kein anderer von dieſer klaren harmoniſchen Vollendung ſei. Er hat nicht die beſtechende Lage von Kom-Ombos; ach nein! hinter dem Dorf Edfú liegt er, an der Grenze der Wüſte, ungefähr eine halbe Stunde vom Nil, und ein ganzes Dorf mit dem vollen, koloſſalen Schmutz einer arabiſchen Einwohnerſchaft, mit Ziegen- Hühner- Eſel- ja, ich mögte ſagen mit Menſchenſtällen, hat ſich ſehr bequem und ungeſtört auf dem flachen Dach des Tempels angeſiedelt. Das iſt hübſch feſt und glatt, das giebt nicht nach wie der Sand; da ſind vortreflich Hütten drauf zu bauen. Was exiſtirt und ſichtbar iſt will ich Ihnen ſagen. Die herrlichen Pylonen des Eingangs, wolerhalten, nur am Fuß mit Sand und Geröll beſchüttet, über ſiebzig Fuß hoch, die volle Breite des ganzen Baues einnehmend. Durch ſie tritt man in einen freien großen viereckigen Hof, den zu jeder Seite ein Portikus von ſechszehn Säulen umläuft, während den Pylonen gegenüber die große bedeckte Vorhalle von achtzehn Rieſenſäulen in drei Reihen getragen, deren erſte Reihe durch eine Wand von halber Höhe geſchloſſen iſt, in unangetaſteter Größe ſich erhebt. Zwiſchen den Mittelſäulen iſt der Eingang, und ihm gegenüber in der Hinterwand öfnete ein ungemein edles Portal die innern Gemächer. Sie ſind gänzlich verſchüttet: aber die äußere Wand läßt wenigſtens auf vier ſchließen. Von der einen Seite kann man zwei Drittheile des ganzen Bau's umgehen, der eine Umfangsmauer gehabt hat, welche ſich hinterwärts an die Pylonen ſchließt. Von der andern Seite iſt Sand und Schutt angehäuft, um zum Dorf auf dem Tempeldach zu gelangen. Da geht man über der Mauer, während man dort in dem freien Gang zwiſchen Tempel und Mauer geht, und die Bildnereien betrachten kann, mit denen ſie im Uebermaß ausgeſtattet ſind. Opfer und immer Opfer! eins, welches an die Votivbilder in den katholiſchen Kirchen erinnert, nämlich ein Auge das dem Oſiris dargebracht wird. Dann kleine Schaalen in denen Nachbilder des Tempels ſtehen — wie man auch Aehnliches bei heiligen Biſchöfen mit den Modellen der von ihnen erbauten Kirchen ſieht. Finden Sie es nicht unbeſchreiblich intereſſant denſelben Gedanken bei den verſchiedenſten Völkern und Zeiten zu begegnen? dadurch wird mir die Vergangenheit gegenwärtlich und lebenswarm, und verliert gänzlich den Modergeruch des Todes. Das herrſchende Namensſchild gehört dem Ptolemäus Philometor, der im Jahr 145 vor unſrer Aera ſtarb. Edſü wird von den alten Autoren Apollinopolis Magna genannt, was auf den Tempeldienſt des Re oder Phre — den egyptiſchen Gott der Sonne — zu deuten wäre. Indeſſen ſcheint Iſis die herrſchende Göttin zu ſein, denn in den ſechszig Wandbildern der großen Vorhalle empfängt faſt nur ſie die Ehren der Opfer. An der Vorderſeite der Pylonen macht ſich eine Darſtellung höchſt poſſierlich: der ſiegende Oſiris, ungefähr 20 Fuß hoch, geſpreizt und ſteif, ſchreitet wie mit Siebenmeilenſtiefeln über ſeine ganz kleinen Feinde hinweg, und ſchwingt dazu wuthentbrannt ſtatt der herkuliſchen Keule ein Inſtrument von Größe und Form eines Eßlöffels. — Der ſeitwärts gelegenen Ruine eines kleinen Typhoniums erwähne ich nur, weil ich in Edſü zuerſt den Tempel des böſen Gottes geſehen habe. Er iſt faſt ganz zerſtört; eine ſchlechte Säule ſtützt die ſinkende Decke des Hauptgemachs, welches am Fries mit der kleinen Mißgeſtalt Typhons verziert iſt.

Mit dem Tempel von Eilethyia ging es uns übel. Das Dorf neben welchem er zu finden ſein ſoll heißt in dem Buch von Prokeſch el Lal, und auf der franzöſiſchen Karte el Kab. Das gab nun ein ſolches Hin- und Herfragen, Verneinungen und Bejahungen, und die Araber, die auf Kundſchaft vorausgeſchickt wurden, waren, wie immer, ſo unzuverläſſig, daß wir nach einer Promenade von anderthalb Stunden unverrichteter Sache zur Barke zurückkamen. Er ſoll faſt ganz zerſtört, aber eine Felswand mit ſchönen Gräbern in der Nachbarſchaft ſein.

Der Portikus von Esne, mitten im Städtchen gleichen Namens, iſt das Baumwoll-Magazin des Diſtrikts, daher vollkommen gereinigt, von allem Schutt und Unrath befreit und bequem zugänglich. Wie in die Erde geſunken iſt er bis zu drei Viertheilen ſeiner Höhe, von Häuſern und Hütten, Mauern und Schutthaufen auf drei Seiten undurchdringlich umzingelt, und für die vierte Seite, die durch ſechs Säulen gebildete Façade, kann man keinen überblickenden Standpunkt finden. Ueber eine klägliche Treppe ſteigt man wie in einen Keller in ſeinen innern Raum, und iſt ganz überraſcht denſelben, Dank ſeiner Beſtimmung! ſo ausgeräumt zu finden. Vierundzwanzig Säulen in vier Reihen — die Façade inbegriffen — bilden den Portikus und tragen die Decke an welcher ſich ein berühmter Thierkreis befinden ſoll. Ich konnte ihn in dieſem kellerhaften Dämmerlicht nicht erkennen. Die Säle welche dem Portikus gefolgt ſein müſſen und auf die eine ſchöne Thür in der Hinterwand genügend deutet, ſind gänzlich verſchwunden, anders ausgebaut, verſchüttet, genug ſpurlos fort. Der Portikus iſt alſo nur ein Theil eines Tempels wie durch Wunder in der allgemeinen Verwüſtung aufrecht gehalten, als eine Muſterprobe von dem was die Römer in der Nachahmung des egyptiſchen Styls leiſten konnten; er iſt ein Bau aus der Kaiſerzeit. Die großen Linien ſind beibehalten und die Art und Weiſe der characteriſtiſchen Verzierungen: der geflügelte Diskus prangt über dem Eingang, vierundzwanzig Adler mit ausgebreiteten Flügeln ſchweben hintereinander an der Decke des Mittelſchiffes, jede Säule hat ihren verſchiedenartigen Knauf, jedes der zweiundvierzig Hauptbilder an den drei innern Wänden zeigt ein Opfer, welches die Iſis empfängt; — dennoch ſcheint mir in den Verhältniſſen nicht mehr die wundervolle Harmonie wie im Tempel von Edfû zu ſein. Gereckt kommen ſie mir vor, was indeſſen auch daran liegen kann, daß ich gar keine Anſicht von Außen gehabt habe. Alle Sculpturen, Bilder wie Hieroglyphen, ſind recht wol erhalten, und im Uebermaß vorhanden, aber nicht ſo aus einem Guß wie zu Edfû, ſondern wiederum als Muſterkarte der drei verſchiedenen Arten, welche in der Ausführung angewendet wurden: auf der erſten Säulenreihe ſind ſie vertieft, auf der Hinterwand ſind die Conture eingegraben und die Formen aus ihnen heraus ſchwach abgerundet gearbeitet, auf den andern Säulen und Wänden iſt die Grundfläche vertieft und hebt kameenartig die Bilder. Ich finde den Portikus von Eſne weniger ſchön, als intereſſant für Beobachtung und Vergleiche.

Der kleine Tempel von Hermontis verſchwindet mir ganz! das benachbarte Theben drängt ihn in Schatten. Ueberdas iſt wiederum der Tempel ſelbſt in ein arabiſches Wohnhaus umgeſchaffen, und der Portikus ohne alle Verzierung — alſo unvollendet. Dieſe zahlreichen unfertigen Tempel erinnern mich an ſo viele unſrer gothiſchen Kirchen die ein ähnliches Schickſal hatten und dem Umſchwung der Zeit und der Geſinnung gleichſam nicht nachwachſen konnten.

Theben! liebſte Emy, Theben überſteigt jedes Maß, übertrift jede Vorſtellung welche man in ſeiner Phantaſie mitbringt. Die Anlage von Theben entſprang einem ſolchen Rieſengeiſt, daß ich gern bereit bin ihn für einen Sohn des Amen zu halten. Auf dem rechten Ufer liegt Luxor und Karnak, auf dem linken Kurnu und Medinet-Abû: ſo heißen die Dörfer, die Hütten und die unermeßlichen Monumente und Ruinen, welche ſich zwiſchen

Feldern und Wüſten im Bereich einiger Stunden zu beiden Seiten des Nils ausbreiten, und im Weſten durch das todtenblaſſe, flache lybiſche Gebirg — im Oſten durch das entferntere aber grade hier ſcharf ausgeprägte arabiſche begrenzt werden. Wo ich ging und ſtand hatte ich das Gefühl nicht auf untergegangenen Tempeln und Paläſten, ſondern auf den Ueberreſten einer untergegangenen Welt zu gehen und zu ſtehen. Erwarten Sie keine Beſchreibung! um eine ſolche faßlich zu machen müßte ich ſie mit dem Maß, nach Fuß und Zoll geben, und mich dabei auf Andere verlaſſen und berufen, und dennoch würden Sie ſchwerlich einen Begriff von dem Eindruck ſelbſt empfangen; Ihre Einbildungskraft würde erliegen unter dem Gewicht der Zahlen. Können Sie Sich den Saal in Karnak vorſtellen, den man die Rieſenhalle nennt, wenn ich Ihnen ſage, daß 134 Säulen in Reihen vertheilt ſeine Decke tragen, von denen 12 im Umfang 37 — und 122 noch 27 Fuß im Umfang haben? und dieſe Halle iſt nur ein Theil des Ganzen, an welchem alle Beherrſcher Egyptens von der ſiebzehnten Dynaſtie — wie man annimmt — bis auf die Römer gearbeitet haben, ſo daß der Bau einen Zeitraum von ungefähr 2000 Jahren umfaſſet. Nach den uralten Prieſterſagen der Egypter hatte

Oſiris Theben gegründet; vermuthlich beeiferte ſich jeder König in die Fußſtapfen des göttlichen Vorfahren zu treten, oder ſeine Verwandtſchaft mit ihm dadurch zu bethätigen, daß er das größte Heiligthum Egyptens zu vergrößern und zu verherrlichen ſuchte. Dadurch kommt Einheit in die Idee; aber die Ausführung iſt ſehr verſchieden, und ſo ungeheuer complizirt, daß man ſie überladen nennen würde, wenn ſie nicht auf jenem Punkt der Großartigkeit ſtände, welcher gegen jeden Vorwurf dieſer Art ſchützt, weil die hergebrachten Maße und Proportionen in dieſer Ausdehnung ihre Anwendung nie gefunden haben. Sehen Sie dieſe Pylonen des Einganges! der eine iſt ein Schutthaufen — aus ſeinen Trümmern könnte man einen Palaſt bauen; der andre ſteht — wie eine Feſte. In den Vorhof getreten hat man eine Perſpektive zwiſchen einen Wald von Säulen durch eine Reihe von aufeinander folgenden Thoren, welche zum Heiligthum führten. Dieſer große Zugang ging durch die Rieſenhalle. Aber Seitenzugänge, welche ebenfalls die herrlichſten Thore hatten, mündeten mit ihren Portiken von Säulen und Koloſſen getragen, in den Hauptweg. Nur dieſen will ich verfolgen. Alſo durch die erſten Pylonen treten Sie in den erſten Vorhof, der zur Linken einen Portikus, zur

Rechten einen abgeſonderten Tempel hat, und gehen an einer einſam übrig gebliebenen Säule von rieſiger Größe vorüber durch ein zweites ganz zuſammengeſtürztes Pylonenpaar, vor welchem Koloſſe Wache hielten, in die Rieſenhalle. Die zwölf größten Säulen von 37 Fuß Umfang bilden deren Mittelſchiff. Aus dieſer Halle treten Sie durch zwei Obelisken wieder in einen von Koloſſen getragenen Portikus: dann durch ein drittes Pylonenpaar, und abermals in einen Portikus von Koloſſen mit zwei Obelisken, der zur Pforte des Tempelſaals führt. Ein drittes, kleines Obeliskenpaar — das erſte iſt 60, das zweite 70 Fuß hoch — ſteht am Eingang dieſes Saals, und er umfängt das Heiligthum ſelbſt wie die Nußſchaale den Kern, indem er es mit einem ſchmalen Gang umläuft. Das Heiligthum ſieht aus wie ein ungeheurer in zwei Gemächer ausgehölter Block von rothem Granit. Die Decke iſt hellblau mit goldnen Sternen, und trotz des edlen Materials ſind alle Hieroglyphen bemalt. Jenſeits des Heiligthums gehen Sie wieder aus einem Portikus in den andern, bis zu dem Thor, welches hier das Tempelgebiet geſchloſſen hat, und welches den Eingangspylonen grade gegenüber ſich befindet. Das Alles klingt ziemlich einfach und verſtändlich, weil Sie wol meinen es ſtände hübſch grade aufrecht, auf ebenem Boden. Aber ach! die Rieſenhalle ausgenommen wälzen ſich Trümmer über Trümmer, und Steinblöcke über Steinblöcke. Zwei Obelisken ſind geſtürzt, Koloſſe zerſchlagen, Wände, Mauern, Decken eingebrochen, Pfeiler, Säulen und Pforten umgeworfen, begraben im Schutt. Hügel thürmen ſich auf, theils von Geröll, theils von Sand, theils mit Erde beſchüttet worauf Unkraut wuchert; Abgründe thun ſich auf mit Binſen bewachſen; in dieſe muß man gleiten, über jene klettern; Koloſſe ragen mit großen verſtümmelten Geſichtern nur grade aus dem Sande; — ich verſichre Sie man wird ganz betäubt, ganz verwirrt, ganz erſchöpft von der Anſtrengung in dies Chaos Ordnung zu bringen. Nun mögte man doch auch gern die Bilder betrachten, die Namensſchilder aufſuchen, die merkwürdig erhaltenen bunten Hieroglyphen, namentlich am Gebälk der Rieſenhalle genau anſehen; dann die übrigen Tempelreſte innerhalb der großen Umwallung aufſuchen, unter denen auch ein Typhonium aus römiſcher Zeit und recht gut erhalten iſt; endlich die wunderbar ſchönen Thore betrachten, welche durch die Umwallung in den Tempelbezirk führen und durch die glücklichſte Verſchmelzung des Anmuthigen mit dem Grandioſen als Werke der Ptolemäer ſich darſtellen. Da iſt beſonders das eine, welches nach Luqſor führt, und dann das Granitthor — ich denke es ſind die ſchönſten der Welt! Pforten ſind es eigentlich, 60 Fuß hoch, triumphatoriſchen Anſehens! außer dieſen beiden ſtehen noch zwei andre aufrecht im gleichen Styl. Dieſer ganze Tempelweltbau gegen den das Coliſeum zu Rom verſchwindet, und St. Peter klein erſcheint, iſt mit Hieroglyphen und den hergebrachten Götterbildern, ferner auch mit den hergebrachten Kriegs- und Siegeszügen der Könige geſchmückt. Nirgends ein Fleck, den ich mit der Hand hätte bedecken können, ohne daß Stift und Meißel auf ihm thätig geweſen wären! — Nun glaubt man Alles geſehen zu haben; man tritt aus der Umwallung durch die nördliche Pforte — eine Allee von Sphinxen, faſt ganz verſtümmelt, nimmt Sie auf; oder durch die ſüdliche, die wunderſchöne, die nach Luqſor führt: 104 Sphinxe bilden hier eine Allee; oder durch die Granitpforte, welche in derſelben Richtung liegt: da ſind es gar 120. Dem Tempelgott Amon-Ra zu Ehren war es, daß ſie das Symbol der Intelligenz, das Widderhaupt trugen. All dieſe Köpfe ſind ſorgſam abgeſägt, und die Geſtalten verlieren ſich in Schutt, Sand, Binſen und Unkraut. Im Mondſchein ritten wir nach Luqſor zurück, wo unſre Barke lag, über einen ſumpfigen, unbebauten Boden. Hier lag ein verſtümmelter Koloß, dort ein mit Hieroglyphen bedeckter Block; da ſtieg ein abgebrochner Thorpfeiler auf, da war einer umgeſunken; hier häuften ſich formloſe Trümmer; dort lauſchten Thierleiber aus dem Graſe hervor; — plötzlich waren wir bei einer Geſellſchaft von grauen Weibern, die beiſammen im Kreiſe am graſigen Hügelabhang ſaßen, und ſich heimlich Märchen aus ihrer Zeit erzählten. Ganz ſtill ſaßen ſie da, und rührten ſich nicht, denn ſie ſind von ſchwarzem Porphyr und tragen Löwenhäupter — aber Fabel und Geſchichte, Märchen und Wirklichkeit, kreuzten ſich ſo in meinem Kopf, daß ich ganz ernſthaft ſagte: „Wenn ich doch wüßte „was dieſe Waldweibchen ſich ſo leiſe zuflüſtern.“ Das war Sonnabends, am 3. Februar.

Luxor hatten wir am Morgen geſehen, und überdas hat man es immer vor Augen, da es ganz nah am Nil liegt und hauptſächlich aus drei Säulenhallen, einer koloſſalen und zwei kleineren beſteht, welche in der Ferne einen größern Effekt machen, als in der Nähe. In der Ferne, beſonders vom andern Ufer und in der Abendbeleuchtung, haben dieſe Säulenhallen mit dem arabiſchen Gebirg im Hintergrund und dem ſtillen breiten Nil im Vordergrund, den mythologiſchen Character eines Gemäldes von Claude Lorrain: man weiß nicht welchem Punkt der Erde es eigentlich angehört, in ſolchen träumeriſchen Duft, in ſo idealiſche Färbungen iſt es gehüllt; — und dennoch meint man es könnte doch auf der Erde zu finden ſein. — In der Nähe verſchwindet Luqſors Zauber durch die ekelhafteſte aller ekelhaften Wirklichkeiten. Zwiſchen jenem Obelisken, der die Bewunderung aller Zeiten iſt und ſein wird, der in Granit mit der Schärfe und der Reinheit einer Camee ausgearbeitet iſt — zwiſchen ihm, den vier Granitkoloſſen und den Pylonen, dieſem königlichen Eingang zu den Paläſten und Tempeln, bis zum Ende der Säulenhallen, hat das Dorf ſich eingeniſtet, angeklebt, aufgebaut. Es iſt ein Greuel durch welchen Unrath man ſteigen und ſich winden muß, welche Beſudelung Säulen, Tempel, Heiligthum erfahren. Bis über die Hälfte in Schutt begraben zu ſein, iſt unter dieſen Umſtänden ein Vorzug. Der Obelisk iſt frei; vielleicht hat man ihn bei der Gelegenheit als ſein Gefährte nach Paris gebracht wurde, etwas aufgegraben. Ich bin wol zwanzig Mal über den Platz de la Concorde gefahren, aber nie hat mir jener Obelisk einen andern Eindruck gemacht, als daß er den Platz bunt überladen half ohne ihn zu zieren. Jezt weiß ich warum: die egyptiſche Architektur iſt aus einem

Guß; verſinnlichen ihre Säulen und Pylonen, und die ganze Anlage ihrer Bauten Kraft, Dauer und Stärke, ſo zeigen die Obeliske, daß die Stärke auch Grazie haben könne, und erheben ihre ſchlanke Geſtalt, als Monolithe von 60, 70 und 80 Fuß Höhe zierlich und klar neben jenen mächtigen, dunkeln Formen. Aber bei uns, zwiſchen unſern Kirchthürmen, unſern Häuſern von ſechs Stockwerken, unſerm Wirrwarr aller antiken und modernen Style, unſrer geſchmackloſen Nachahmung und Ueberladung, unſrer vollkommenen Haltungsloſigkeit in Betreff der Architektur — was ſoll da ſo ein einfach edles Gebilde? — Es hilft die Muſterkarte füllen. — Ich freue mich recht, daß ich den guten Geſchmack hatte vor dem Obelisk in Paris nicht in Extaſe zu verfallen, weil er aus Theben ſtammt; denn er iſt dort etwas ſo durchaus Ungehöriges, wie er hier in Harmonie mit der Umgebung iſt. — Zwei Koloſſe ſind bis zur Bruſt verſchüttet, zwei bis zur Kopfbedeckung. Die Pylonen ſehen baufällig aus; eine Moſchee und eine Kinderſchule, wo Knaben ſehr emſig mit taktmäßig wiegender Bewegung des Oberleibes laſen, lehnt ſich an ſie. Weiter bin ich nicht im Stande den alten Plan der Gebäude zu verfolgen. Bald waren wir in einem Stall, bald in einem Hof, bald in einer Hütte um Säulen und Gemäuer mit Hieroglyphen zu ſehen. Tauben und Hühner, Ziegen und Schaafe, Kinder und Hunde verſtörten wir bei dieſer Wanderung, und was einen Menſchenmund hatte ſchrie uns an um Bakſchiſch. Ein geringer Theil der Säulenhallen iſt frei von Umbauung geblieben; er und der Obelisk halten über Luqſor das letzte Abendroth ſeiner ehmaligen Herrlichkeit aufrecht. Der Pharao Amenopht oder Amenophis III., den die Griechen ſpäter Memnon nannten, ein Vorfahr des Seſoſtris wird als der Gründer dieſes Baues genannt, wie überhaupt noch vieler anderer im alten Theben. Aber ein noch viel älterer Pharao, Thotmoſes I., ſoll den Tempel zu Karnak gegründet haben. Es beruhigt mich, daß man mit dieſen Annahmen in die dunkeln, unenthüllten Jahrtauſende der Vorzeit zurückgleitet, wo es frei ſteht ſich die Menſchen mit andern leiblichen und geiſtigen Gaben und ſtärkern Lebenskräften ausgerüſtet vorzuſtellen — wie die altteſtamentlichen Geſchichten es durch das hohe Alter der Individuen andeuten. Die Kräfte unſrer Zeit würden dergleichen weder erſinnen noch ausführen können. Ja, nur die Thaten der Zerſtörer betrachtet: dies Zerſägen, Zertrümmern, Umſtürzen von Koloſſen; — und man fragt ob nicht dieſe ſchon einer Zwiſchenrace angehörten.

Die Zerſtörer haben auf dem linken Ufer Unglaubliches geleiſtet. Der Palaſt von Kurnu beſteht aus einer Façade von zehn Säulen, durch welche drei Thüren in drei Reihen von Gemächern führen, die aber größtentheils in Trümmern liegen. Dieſer innern Anordnung wegen, welche von der der Tempel verſchieden iſt, nenne ich dies Gebäude einen Palaſt, denn die Ausſchmückung iſt genau hier wie dort, und Amon und der Sonnengott empfangen Opferzüge. Die Gemächer ſind auch eben ſo dunkel wie in den Tempeln, nur durch die Thür Licht empfangend.

Vom Memnonium weiß man auch nicht, was es geweſen iſt. Einige nennen es das Grab des Oſymandias — aber wol nur um überhaupt einen Namen zu geben; denn die Gräber der Pharaonen ſind nicht in ſolchen Gebäuden zu ſuchen, und Oſymandias iſt ein erfundener oder ein verſtümmelter Name. Eine Hälfte eines Portikus von 8 Pfeilern an welche Koloſſe ſich lehnen, iſt das Vollſtändigſte was übrig geblieben. Am Intereſſanteſten war mir der geſtürzte Koloß, urſprünglich aus einem Block rothen Granits, deſſen Trümmer den Vorhof füllen, und auf dem ich wie auf einem Berg herumkletterte. Ich trat auf ſeine kleine Zehe: meine beiden Füße nahmen zwei Drittheil ihrer

Breite ein! In dieſem Maßſtab war er ausgeführt. Das Geſicht iſt zerſchlagen; man hat auch angefangen einen Spalt hinein zu ſchneiden, iſt aber bei der Arbeit ermüdet. Der Oberarm trägt den ſchön geſchnittenen Namensſchild des Remeſes; alſo hat er wol den Koloß ſeinem Vorfahren zu Ehren aufrichten laſſen.

Die eigentliche weltberühmte Memnonsſäule ſteht mit ihrem Gefährten in einem grünen Gerſtenfeld. Warum man ſie Säule nennt, weiß ich nicht! es ſind zwei ſitzende Koloſſe, Monolithe aus thebaiſchem Stein, der eine mit verſtümmeltem Antlitz, der andre, die tönende Säule, mit zertrümmertem Oberleib, den man ſpäter aus einzelnen Blöcken roh wieder zuſammengefügt hat. Auf die Rückenlehne ſeines Thrones ſind die Namensſchilder Amenophis III. dreimal eingegraben. In ſeine Beine ſind eine Menge griechiſcher und römiſcher Inſchriften gemeißelt, welche diejenigen Perſonen haben machen laſſen, die ſeine Stimme vernommen haben. Ich wartete keinen Sonnenaufgang an der Säule ab: nur für Gläubige geſchehen Wunder. Die Spötter, die Zweifler, die Neugierigen ſind deſſen nicht werth: ich wußte wol, daß Memnon ſtumm für mich bleiben würde. Die Kaiſerin Sabina iſt zu ihm gewallfahrtet, Clelia und Cäcilia vornehme

Römerinnen; zahlreiche angeſehene Männer der Kaiſerzeit: ſie alle hörten ſeine Stimme. Jezt gehen keine Pilgerfahrten mehr zu ihm! er ſizt da, gen Oſten gewendet, in unerſchütterlicher Ruhe, mit den Händen auf den Knien: ein Zeugniß der Veränderung, welcher die Gegenſtände der Andacht unterworfen ſind. — Die Griechen machten aus Memnon den Sohn des Tithonus und der Aurora, der Theben erbaute, dem Apollo dabei hülfreiche Hand leiſtete und ſeine Leier ſo lange auf einen Steinblock legte. Seitdem erzitterte der Stein harmoniſch, als Echo der göttlichen Berührung, wenn der Sonnengott allmorgentlich über ihm aufging: ſo meine ich die Sage einmal geleſen zu haben. Jener Koloß im Vorhof des Memnoniums übertraf an Schönheit des Materials und, inſofern man es noch jezt beurtheilen kann, auch an Größe die Memnonsſäule. Er mag der größte aller Monolithe geweſen ſein.

Weiter geht es nach den beiden Tempeln von Medinet-Abû. An den erſten lehnt ein Palaſt von zwei Stockwerken, natürlich ſehr ruinirt, aber doch ſo daß das zweite ganz unverkennbar iſt. Das findet man höchſt ſelten! im Allgemeinen ging die egyptiſche Bauart mehr in die Breite und Tiefe, als in die Höhe. Der zweite Tempel muß großartig geweſen ſein! zwei Paar Pylonen und zwei

Vorhöfe ſind von der Verſchüttung und Verſandung die ihn ſelbſt getroffen, ziemlich frei geblieben. Während die Portiken des äußern Vorhofs in Trümmern liegen, ſind die des innern wolerhalten, und von Pfeilerkoloſſen und Säulen gebildet. Beſonders gut ſind die Farben der Bilder und Hieroglyphen, denn man hat den Stein mit weißem Mörtel bekleidet und in ihn geſchnitten und gemalt. Der Schnitt iſt auf dieſem Material ſehr unklar und ungleich geworden; die Farben hingegen haben ſich treflich gehalten. Jene Szene wo den Gefangenen die Hände abgehauen werden, ein Mann ſie zählt und ein andrer ſie aufſchreibt, iſt an der einen Wand dreimal übereinander dargeſtellt, und immer in Begleitung derſelben Hieroglyphen, die alſo vermuthlich den Vorgang erläutern. Griechiſche Säulen aus ſpäterer Zeit ſtehen rings im Vorhof und mögen einer koptiſchen Kirche gehört haben, die vielleicht mit dem Dorf, deſſen Ruinen um und auf dem Tempel liegen, verlaſſen worden iſt. Auch um den erſten Tempel und den Palaſt von Medinet-Abú thürmen ſich die Schutthaufen aus ungebrannten Ziegeln — ſei es daß die Bewohner Kopten waren die vor den Arabern — oder Araber die vor den Türken oder Mamluken flohen. Der ganze Strich Landes zwiſchen Kurnu und Medinet-Abû, zwiſchen dem lybiſchen Gebirg und dem Nil iſt außer jenen großen Ruinen noch mit einer Maſſe von Fragmenten bedeckt, die andern Gebäuden gehört haben mögen, deren Exiſtenz man nicht mehr ahnt — Fragmente von Statuen, Koloſſen und Pfeilern, von Umwallungen, Pforten und Mauern, wie ſie einſt zur „hunderttthorigen Thebä“ gehört haben mögen. Vom großen Pylon des zweiten Tempels hat man weit und breit die ganze Ausſicht. Die Memnonsſäule — denn ſo wird ſie doch immer und ewig heißen — ragt wie ein Thurm mit ihrem Gefährten aus dem Saatfeld. Der erſte Tempel und der Palaſt von Medinet-Abû bilden einen ziemlich unförmlichen und nicht maleriſchen Steinblockhaufen. Sehr maleriſch wegen ſeiner klaren Durchſicht durch Portikus und Säulengänge iſt das Memnonium, der Palaſt von Kurnu aber tief eingeſunken, und nichts an maleriſcher Wirkung mit den Säulenhallen von Luqſor zu vergleichen, die ſich jenſeits des Fluſſes aus ihren kümmerlichen Umgebungen hervorheben, während tiefer abwärts der ungeheure Pylon von Karnak wegen ſeiner Maſſenhaftigkeit das Auge immer wieder anzieht und die hinter ihm liegenden Ruinen verdeckt.

Des kleinen Iſistempels in einer abgelegenen

Schlucht des lybiſchen Gebirges erwähne ich, damit Sie ſehen, daß ich nichts verſäumt und nichts vergeſſen habe. Auf dem Wege zu ihm findet man unglaublich viel Fragmente von mächtigen Sculpturen und Bauten — jene theilweiſe aus Granit und Porphyr, aber auch aus dem ſchönen thebaiſchen Kalkſtein, der feinkörnig und weiß unter zarter Behandlung marmorähnlich ausſieht. Die untere Hälfte einer ſitzenden Statue, die mit einer auf dieſer Stätte ganz ungewöhnlichen Feinheit behandelt iſt, zeigte recht deutlich die Schönheit des Steins, und ein Kalkofen in der Nähe von Kurnu deutet auf das ihr bevorſtehende Schickſal. Sämtliche Bilder und Hieroglyphen von Theben auf beiden Seiten des Nils, ſind weniger gut gearbeitet, als zu Philä, Edſu und Tentyris, ausgenommen das ſchöne Thor zu Karnak, das jenen gleich kommen mag, und den Obelisk von Luqſor, dem Nichts gleich kommt. — Iſt man in Theben auf der Erde fertig, ſo beginnen die Expeditionen unter derſelben; denn die Nekropolis umringte die Stadt, wie Sie das noch heutzutage bei jeder orientaliſchen Stadt mit mehr oder weniger Pomp verbunden ſehen. Conſtantinopel hat ſeine Cipreſſenwälder, Jeruſalem ſeine Gräbergrotten, Cairo ſeine Mamluken- und Chalifengräber mit den anmuthigſten Monumenten ſarazeniſcher Baukunſt geſchmückt. So hatte auch Theben ſeine nachbarliche Todtenſtadt; ſo Memphis eine, welche jede andre übertrift: die Pyramiden. Aber ich will Ihnen erſt die übrigen egyptiſchen Tempel nennen bevor ich die Gräber zuſammenfaſſe.

Eine Tagreiſe von Theben Nilab liegen hinter dem Dorf Tenderah im Sand der Wüſte der ſchöne Tempel der Hathor (Aphrodite) ſamt einem der Iſis und einem Typhonium auf der Stätte der alten Tentyris, ſchwarze Schutt- und gelbe Sandhügel rings umher. Er hat verhältnißmäßig wenig von der Zeit gelitten; ſeine Bildwerke an den ganz wolerhaltenen Außenwänden ſind nicht durch Menſchenhände beſchädigt, ſondern durch die Wespen, die ihre Zellen in die Conture geklebt haben. Seine obern Gemächer ſind zerſtört; aus einem derſelben hat man den bekannten Zodiakus von Denderah ins Pariſer Muſeum entführt. Seine innern Räume, namentlich die Vorhalle, dienen jezt als Khan. Wenn Reiſende des Landes mit ihren Eſeln und Kameelen kommen, finden ſie ein bequemes Nachtlager im Venustempel. Spreu bedeckt fußhoch den Boden, ſchwarze Aſche liegt umher; von der freiſtehenden Eingangspforte bis zur Vorhalle ſind zwei Lehmmauern gezogen mit Lehmtrögen um die Thiere zu tränken; — dennoch ſieht das Alles nur wie Zufälligkeit aus, und der Tempeleindruck bleibt vorherrſchend. Er ſtammt aus den letzten Zeiten der Ptolemäer; Cleopatra ſoll ſeine Erbauerin ſein. Vierundzwanzig Säulen, ſechs in jeder Reihe, bilden die Vorhalle, und haben einen viereckigen Knauf, der auf jeder Seite ein Frauenantlitz ganz en face trägt. Sah die egyptiſche Venus ſo ernſt aus, mit ſo ſtrengen unlieblichen Zügen: ſo war es kein äußerer Reiz der zu ihrem Dienſt führte! und doch muß es wol die Venus ſein, denn alle Attribute mit denen man Iſis darſtellt, die Sonne, die Kuhhörner, fehlen ihr. Die innern Wände ſind mühſelig und emſig mit einem zerſtörenden Meißel ausgehammert. Vielleicht begingen Chriſten hier einſt ihren Gottesdienſt und nahmen Anſtoß an den Opferzügen und Göttergeſtalten. Ein Thierkreis iſt noch jezt in den zwei letzten Seitenfeldern der Decke ganz deutlich zu erkennen, obgleich etwas geſchwärzt. Er beginnt mit dem Zeichen des Krebſes, über dem ein Lichtball ſchwebt von dem ein Stralenguß ausgeht. Das deutet ganz klar auf das Sommerſolſtitium. Dann folgen die Zeichen wie wir ſie kennen, mit Sternen und ſymboliſchen Geſtalten vermiſcht; aber ſtatt der Jungfrau iſt hier eine Schlange. Die

Schlange iſt überhaupt ein ſehr heiliges Symbol! ſie umwindet den geflügelten Sonnendiskus, ſie trägt die königlichen Namensſchilder, ſie ringelt ſich über der Stirn der Iſis und der königlichen Opferſpenderinnen, ſie trägt in den Gräbern die Barke worin die Todten ins Jenſeits geführt werden. Myſtiſche Gaben und Kräfte ſcheinen dieſem widerlichſten aller Thiere in Fülle beigemeſſen zu werden. Kleine Stiegen führen zum Dach des Tempels, das theilweiſe eingeſtürzt iſt, nachdem es ein Dorf getragen haben mag — wenigſtens herrſchen da oben wiederum die Greuel der Verwüſtung zwiſchen klaffenden Spalten, tiefen Löchern und ungebrannten Ziegelhaufen. Aus der großen Vorhalle tritt man in einen von ſechs Säulen getragenen Saal, und aus dieſem in drei andre, welche Nebengemächer haben; die ganze Anlage iſt ſehr gut erhalten und verſtändlich. Daraus ſchließe ich, daß ſie von einem Herrſcher begonnen und vollendet iſt, denn ſobald verſchiedene daran gebaut haben, wird ein ſolcher Bau leicht unverſtändlich und überladen — wie das z. B. bei dem erſten Tempel von Medinet-Abû und auch auf Philä geſchehen iſt. Das Typhonium und der kleine Iſistempel ſind römiſche Bauten, und erſteres blieb unvollendet, was man daran ſieht, daß eine Säulenreihe des

Portikus bereits die Ungeſtalt des kleinen Gottes am Knauf trägt, und die andre noch ganz unverziert iſt.

Der zweiſtündige Ritt vom Dorf el Beljenne nach den Trümmern von Abydos war durchaus unbelohnend, denn die berühmten genealogiſchen Tafeln der Könige ſind fortgeſchleppt. Sie haben dicht vor ſich ein prächtig kultivirtes Land, ſind aber über alle Gebühr im Sande begraben, ſo daß man nichts ſieht, als die Blöcke der Decke, an ihnen merkwürdig gut erhaltene Farben, verſchüttete gewölbte Räume, die ſonſt bei den altegyptiſchen Bauten ſehr ſelten vorkommen, und einige Granitblöcke.

Von Hermopolis und Antinoe ſollen die Ueberbleibſel ſo gering ſein, daß ſie nur dem Forſcher Intereſſe einflößen; daher beſuchte ich ſie nicht. Die bedeutenden Monumente aus den drei Epochen der egyptiſchen Baukunſt glaube ich ſämtlich geſehen zu haben. Am ſiebenten Februar waren wir in Abydos, und erſt am achtzehnten erreichten wir Cairo, ohne auf der langen Fahrt andre Monumente zu finden, als — Gräber.

Die Vorſtellungen welche die alten Egypter vom Daſein nach dem Tode hatten ſind mir nicht klar. Ich bin überhaupt völlig unfähig auf ſie einzugehen, mögen ſie nun egyptiſch oder griechiſch oder chriſtlich oder muhamedaniſch heißen. In dieſer Region iſt jedes Bild und jedes Wort mir todt; denn ſie ſind irdiſch bunt und dick, und wenn ich todt bin will ich abgethan haben mit dem Irdiſchen. Der Geiſt, der in meinem irdiſchen Leib gewohnt hat, hat ſich mühſelig durch alle Phaſen des leiblichen Werdens durchgearbeitet: das nenne ich das irdiſche Leben. Der Leib iſt erſchöpft, weil er ſeine Beſtimmung erfüllt und ſeine Umbildungen bis zum Verfall erduldet hat: er löst ſich in ſeine Beſtandtheile auf; das nenne ich den Tod, der den eingekerkerten Geiſt frei giebt, und ihn aus dem begrenzten Leben in das unbegrenzte, unirdiſche und darum unſterbliche eingehen läßt. Wie das iſt und wo und wohin, ob es ein Heimgehen, ein Aufgehen, ein Inſichgehen iſt — ja, wen ſoll man denn darum fragen? — Den Einen, den wir um die tauſend Räthſel des Lebens fragen; den Einen zu dem wir aufſchauen in Leid und Luſt, in Schmerz und Glück, bei unbegreiflichen Verhängniſſen, bei unſtillbaren Troſtloſigkeiten, den Einen an den wir uns immer wenden, und der uns in unſrer Sprache niemals antwortet. Glauben Sie nicht, daß wir einmal — menſchlich geſprochen — in ſeiner Sprache mit ihm reden werden? Ich glaub' es! und das iſt *meine* Hofnung zum ewigen Leben, *meine* Seligkeit: Antwort! Antwort! o nichts, gar nichts als Antwort! — Aber es giebt Myriaden von Seligkeiten, und jeder Menſch trägt den Keim der ſeinen in ſich ſo lange er lebt. Wenn der Keim Blüte wird: dann iſt er ſelig. Gott ſcheert die Menſchen nicht ſo über einen Kamm, wie der Schulmeiſter der ſeine Schüler mit einer allgemeinen Phraſe der Belobung aus der Schule entläßt. Und ſo werden denn auch die alten Egypter allendlichſt zum Ziel ihrer Sehnſucht gelangt ſein; aber dieſe Sehnſucht zu *verſtehen* das, geliebte Emy, fällt unſereinem ſchwer. Nach dreitauſend Jahren kehrte die Seele auf die Erde und zu ihrer Hülle zurück, welche man in eine Mumie verwandelte, damit ſie nicht in Staub zerfalle, ſondern bereit ſei den Geiſt wieder in ſich zu beherbergen. Was ſie aber vom Zuſtand der Seele in der Zwiſchenzeit glaubten, verſtehe ich nicht, und der Gedanke drängt ſich mir auf, daß ſie ſelbſt es nicht verſtanden haben. Bald ſind es Andeutungen von einem Jenſeits, wohin Anubis, der Seelenführer, ſie bringt und vor ein Gericht ſtellt; bald iſt es als ob die Seele im Grabe hauste, und dort Alles haben und ſehen müßte, was ſie auf der Erde geſehen und gehabt hat. Darum ſind die Gräber ſo groß, ſo reich, ſo geſchmückt und mit allen Ergötzlichkeiten ausgeſtattet, welche das Auge erfreuen können. Handel und Gewerbe, Tanz und Muſik, Jagd und Ackerbau, Schiffahrt und Gottesdienſt, Kriege und Spiele, alles Hausgeräth, alle Eßwaaren, ſind an den Wänden der Grabkammern in bunten Farben dargeſtellt und theilweiſe aufs Beſte erhalten. Außerdem hat man in den Gräbern eine Menge von Schmuckſachen, Idole, Amulete gefunden, welche den Lebenden wichtig waren, auch Wolle z. B. für fleißige Arbeiter. Die Anlage iſt immer gleich, möge ſie im Felſen oder in der Pyramide, die ein künſtlicher Felſen iſt, ſein. Eine Pforte in einer mehr oder weniger tiefen Niſche bildet den Eingang, der in einen Gang oder eine Halle führt, aus welcher oft ein ganzes Labyrinth von Gemächern nach allen Seiten ſich verzweigt, und zuweilen Schachte in die Tiefe ſich ſenken. In Letztere bin ich nie hinabgeſtiegen; vermuthlich wurden die Särge in ſie hinein geſenkt. Bei den Erſteren enthielt das letzte Gemach, welches immer gewölbt war, einen oder mehre Todte.

Das Grab von Abahuda in Nubien, oberhalb Abuſambul, in der Felſenwand des rechten Ufers, ſah ich zuerſt. Es iſt aber nicht ſchön, beſteht nur aus einer Halle von vier Säulen getragen, die niedrige Nebengemächer und ein Hintergemach mit einem Schacht hat. Die Hieroglyphen ſind weiß übertüncht, die Sculpturen abgekratzt, Chriſtus und der Täufer ſind an der Decke, St. Georg und viele unerkennbare Heilige an den Wänden gemalt — Alles mit der äußerſten Rohheit der alten Zeiten ausgeführt, und die Heiligen jezt ebenſo degradirt wie die Götter. Einer der Ur-Pharaonen, wie ich ſie nenne, nämlich einer der Vorfahren des Seſoſtris, Amen-Menes, ſoll ſich hier haben beſtatten laſſen, der letzte aus dem Thotmoſes-Geſchlecht.

Die Gräber von Djebbel-Selſeleh (Silſilis) zwiſchen Kom-Ombos und Edfu in der Felſenwand des linken Ufers, machen ſich ſehr gut vom Fluß aus geſehen, denn ſie ſind in verzierte Niſchen gehauen, während ihr Inneres roh und hauptſächlich nur durch verſtümmelte Bildſäulen geſchmückt iſt. Wir fanden Namensſchilder der neunzehnten und zwanzigſten Dynaſtie. Ob das nun auf Könige aus denſelben, oder nur im Allgemeinen auf die Epoche deutet wann dieſe Grabhallen angelegt und benutzt ſind, kann ich nicht beſtimmen, aber ich glaube das Letztere. Auch Felſentafeln mit dichtgedrängter Hieroglyphenſchrift, und Niſchen in welche Opferhandlungen gemeißelt ſind, ſcheinen dieſen

Punkt als einen wichtigen in der altegyptiſchen Geſchichte zu bezeichnen.

Die intereſſanteſten Gräber ſind für mich die der Könige im Thal Aſſaſiff und in der Gebirgsſchlucht Bab-el-Melek, im lybiſchen Gebirg, jenſeits Kurnu. Jene ſind ſchrecklich verwüſtet, denn Landleute bewohnen ſie, und wir traten auf Mumienknochen, Eſelſtreu und jungen Hühnern herum, um die äußerſt zierlichen Sculpturen zu beſehen, zwiſchen denen ich einen wirklich ſchönen Kopf, das Haar in nubiſche Zöpfe geflochten fand. Ein Grab mit Außenpforte und Thür von Granit und ſehr feinen Hieroglyphen zwiſchen denen wir Namensſchilder des Thotmoſes fanden, fiel mir auf, weil man unter die Pforte tretend, die ſchönſte Ausſicht auf Theben hat. Die dreitauſend Jahr Grabesſchlummer des alten Pharao müſſen wol verſtrichen ſein! Wenn er in einer ſtillen Mondnacht aus der langen Haft in der dunkeln Klauſe unter den lichten Sternenhimmel hinaus getreten iſt, und umgeſchaut hat nach der heiligen Stadt der Könige und der Götter — ach, wie mag ihm zu Muth geweſen ſein ſie vertilgt zu finden! ja, vertilgt! denn Ruinen die Niemand verſteht, und Spuren einer Geſchichte die Niemand kennt: iſt das nicht Vertilgung zu nennen? Es iſt hart nach 3000 Jahren wieder auf die Erde zu müſſen! Ich hoffe, daß er ohne Erinnerung zurückgekommen iſt. Aber ohne Erinnerung, ohne Gedächtniß — iſt er da noch derſelbe Menſch zu nennen? Wer einmal im Grabe iſt, bleibe im Grabe! — —

Die Gebirgſchlucht von Bab-el-Melek haben einſt die Waſſer geriſſen. Wir fanden große verſteinerte Muſcheln und ſonderbare Steine, die wie Blumenzwiebeln an die ſich eine kleine Zwiebelbrut geſetzt hat ausſahen; auch manche buntfarbige, zierlich geſtreifte, die ich gar zu gern alle mitgeſchleppt hätte. Vegetation fanden wir nicht, aber Stellen die wol ausſahen, als ob ein armes hartes Kraut da leben könne, wenn einmal ein ſeltner Regenguß fallen ſollte. Im Ganzen iſt es jedoch ein fürchterlich todtes Felſenthal in welchem man ungefähr eine Stunde reitet bis man zu der Stelle kommt, wo man ſechszehn Gräber nach und nach entdeckt und aufgegraben hat. Die Namensſchilder vom zweiten bis zum fünfzehnten Pharao aus dem Geſchlecht der Remeſiden will man an ihnen erkannt haben. Dasjenige welches man nach ſeinem berühmten Entdecker das Belzoniſche nennt, iſt ohne Vergleich das Schönſte und ich glaube auch das Größte von allen. Man tritt in eine ungeſchmückte Felſenpforte und geht neunundzwanzig Stufen herab bis zu einer höheren Eingangsthür über welche das allgemeine Zeichen der Gräber eingemeißelt iſt: Anubis mit dem Hundskopf, der die Seele in das Armentis (Schatten- oder Todtenreich, Orkus) führt, und ein Skarabäe, Symbol des Feuergottes Phtah: daneben die Namenſchilder. Dies Thor führt in einen mäßig geſenkten Gang, deſſen Wände mit äußerſt zierlichen Hieroglyphen bedeckt ſind, welche ſich in glänzenden bunten Farben von dem milchweißen Stein abheben. Man glaubt eine ſatinirte Tapete zu ſehen. Darauf folgt eine zweite Stiege von ſechsundzwanzig Stufen, und abermals ein geſenkter Gang, der in ein Vorzimmer ausläuft auf welches ein Saal von vier Pfeilern getragen folgt. Hier ſind die Farben von der ſchneidendſten Grellheit und die Bilder ſo barock, daß ich mich wirklich entſetzte. Um den ganzen Saal läuft eine Schlange mit Menſchenfüßen, die auf ihrem Rücken Mumien trägt. Darüber ſchwimmen reich verzierte Barken in denen Anubis mit vielen Ruderern Mumien ſchifft. Hunde in der Stellung der Sphinx bewachen ſie aufmerkſam. An den Pfeilern ſtehen Hand in Hand Iſis und Oſiris mit großen harten ſchwarzen Augen und ſehen ſich ſtarr an. Sie trägt ein Kleid ſchwarz und feuerfarben geſtreift, jeder Streif kaum ſo breit als ein Strohhalm, und allerlei Krimskrams von Schmuck an Buſen, Armen und Haupt. In den ſchreienden Farben tritt die typiſche Mißgeſtalt in ihrer ganzen Verſchrobenheit und Dürftigkeit hervor; aber mit religiöſer Genauigkeit hat der Maler jedes Strichelchen auf jedem Pfeiler gewiſſenhaft auf dieſelbe Stelle hingeſtrichen. Eine Stiege zur Rechten führt mit achtzehn Stufen wieder in einen fein und niedlich auf einen Grund von Mörtel bemalten Gang, der durch einen Vorſaal und einige Stufen in eine hohe gewölbt ausgebauene von vier Pfeilern getragene Halle bringt, in welcher der Sarkophag geſtanden, den Belzoni nach England gebracht hat. Auch hier ſind es wieder Götterzüge, Seelenfahrten, und die ſpazierende Schlange. In kleinen Nebengemächern ſind Verehrungen des Apis und gräuliche Darſtellungen von Hinrichtungen: ſchwarze Männer knien mit gebundenen Händen, und ihr Kopf fliegt herunter; Andre werden dieſer Strafe entgegengeführt. Gemeißelt und bemalt iſt Alles vom Boden bis zur Decke, obgleich es die Beſtimmung hatte mit der Mumie für immer begraben zu werden. Welche Ergötzlichkeit dieſe aber an den Darſtellungen gefunden, das begreifen wir nicht mehr. Manche ſind wahrhaft beluſtigend. Eine Steinbank läuft rund um die Wand eines Gemachs, auf der vielleicht Mumien gebettet worden waren. Unter die Bank ſind zierliche Sofas mit Purpurpolſtern und Tigerfellen gemalt, damit die Todten glauben könnten daß ſie auf den bequemen Sophas ſtatt auf dem harten Fels lägen. Alle Gräber ſind ſich ähnlich und keines iſt dem andern gleich in Vertheilung der Gemächer und Ausſchmückung. Die Seelenfahrten, die affröſen Schlangen, die Götter, die Opfer und die Hinrichtungen wiederholen ſich immer; aber außerdem haben die kleineren Gemächer ihre beſonderen Malereien. Da findet man jene Darſtellungen von allen Geſchäften und Bedürfniſſen des Lebens, deren ich vorhin erwähnte. Da iſt ein Gemach ganz mit Waffen bemalt, eins mit Vaſen, eins mit muſikaliſchen Inſtrumenten, eins mit Früchten, eins mit Tiſchen und Stühlen, ꝛc. Sie hatten recht zahlreiches und geſchmackvolles Hausgeräth, die alten Egypter! — In zwei Gräbern ſtanden Sarkophage von Granit, der eine mit Hunden eingemeißelt. In einem Andern lag ein Koloßſtück. In Einigen ſenkten ſich Schachte oder unterirdiſche Gänge in den Boden. In den Meiſten war ein ſolcher Modergeruch von verweſten Thieren, eine ſo dumpfheiße Luft, eine ſolche Maſſe von Fledermäuſen, die wir mit unſern Lichtern verſtörten, daß der Aufenthalt wol ſehr merkwürdig doch gar nicht angenehm war. Hat man es aber nicht geſehen, ſo kann man ſich durchaus keine Vorſtellung von dem koloſſalen und myſteriöſen Pomp eines ſolchen Grabes machen. Es iſt mit ſeinen Stiegen, Gängen, Hallen, Pfeilern und Kabinetten in den rohen Felſen gehauen, und dann aufs Mühſeligſte von Meißel und Pinſel bearbeitet um für immer in der Doppelnacht des Grabes und der Vergeſſenheit zu verſchwinden.

Viel älter und unvollkommner als die Königsgräber von Theben ſcheinen die von Beni-Haſſan zu ſein. Sie liegen unterhalb Antinoe in einer Felswand des rechten Ufers, mehr als dreißig nah beiſammen. Sie beſtehen meiſtens aus einem einzigen Gemach an das ſich in der Hinterwand zuweilen ein Kabinet mit Reſten von ſitzenden Geſtalten ſchließt. Es ſind vielleicht kleine Tempel über den Gräbern geweſen, denn in dem Boden jedes Gemachs befindet ſich wenigſtens ein Schacht, zuweilen zwei, drei, gar fünf. Die Wände der meiſten ſind ganz leer und die Decken dachähnlich in den Felſen gehauen. Einige werden von hübſchen Säulen getragen, die gleichſam aus vier Baumſtämmen mit Stricken zuſammengebunden beſtehen. In Luqſor giebt es ähnliche Säulen, aber ſo enorm dick, daß mir erſt hier die Aehnlichkeit mit

Baumſtämmen auffiel. In den älteſten Zeiten mögen wirklich ſolche Bündel von Stämmen die Bedachung eines Hauſes oder Tempels geſtützt haben, und die älteſte Architektur ahmte dies nach. Dieſe ſäulengetragenen Gemächer ſind ſehr bemalt: da aber die Figuren nicht zuvor eingemeißelt worden ſind, ſo erkennt man ſie ſchwer, denn überall ſind die Conture verwiſcht und die Farben ſehr verblichen. Ringerübungen in allen Stellungen, Kämpfe mit Bogen, Speer und Keule, afrikaniſche Jagden auf Löwen, Gazellen und Strauße, Viehheerden in langen Zügen: das habe ich deutlich erkennen können. Zwei Gräber zeichnen ſich ſehr aus. Sie haben kleine Vorhallen von zwei doriſchen Säulen getragen. Das große Gemach iſt durch vier doriſche Säulen in drei Schiffe abgetheilt, und die Decke jedes Schiffes iſt mit einer Wölbung in den Felſen gehauen und ſternenartig roth und blau bemalt. Darſtellungen wie in den erſten Gräbern nur mit friſcheren Farben bedecken die Wände, und das eine Grab, dasjenige deſſen innere Säulen zerſtört ſind, hat einen Umlauf um die Wände ellenhoch über dem Fußboden, mit eingemeißelten Hieroglyphen unter denen ſich königliche Namensſchilder, und mehrmals wiederholt die des Oſortaſen zeigen, welche ich nur noch auf dem Obelisk zu

Heliopolis geſehen habe. Das zweite Gemach hat nur an den Thürpfeilern zum hintern Kabinet Hieroglyphen, allein die doriſchen Säulen ſtehen ſo friſch wie möglich da, und ſo müſſen denn die Pelasger ſie von den Egyptern entlehnt haben. Vorbilder zur korinthiſchen oder joniſchen habe ich in keinem egyptiſchen Monument, ſei es Tempel, Palaſt oder Grab gefunden. Immer, auch zur ptolemäiſchen und römiſchen Zeit, iſt es die maſſive egyptiſche Säule, deren mächtiger Knauf nur an der Oberfläche bearbeitet iſt, und dadurch ſeine Beſtimmung ausſpricht: nicht ſowol den Bau zu ſchmücken, als das Gebälk zu tragen. Gebauchte Säulen zeigt nur die älteſte Epoche, die pharaoniſche, z. B. an mehren Gebäuden in Theben.

Jezt komme ich endlich in die Nachbarſchaft von Cairo zurück und zu den impoſanteſten aller Gräber: zu den Pyramiden. Die beiden großen von Taſchur ſind die ſüdlichſten, dann folgt die Gruppe von Sakaara, dann die von Abuzir, und endlich im Norden ſteht das Königspaar von Gizeh mit ſeiner kleinen Familie — Alle auf dem linken Nilufer, während auf dem rechten die Citadelle und die Minares von Cairo ſchimmernd aus dem bläulichen Duft der Ferne auftauchen. Dies war das Gemälde, welches der letzte Abend auf dem Nil, Sonnabend der ſiebzehnte Februar, mir zeigte. Die Pyramiden — ja, ſehen Sie liebes Herz, die überwältigen mich. Ich denke nicht an die immenſe Anlage, wenn ich ſie erblicke, nicht an die geheimnißvolle Beſtimmung, nicht an ihr Alter, nicht an ihr größtentheils unerforſchtes Inneres; — ich ſehe nur zwei Linien, welche von einer breiten Baſis langſam, langſam aufſteigen und ſich zueinander neigen wie zwei Hände zum Gebet bis ſie ſich zu einer Spitze vereinigen. Weiter iſt es ja nichts; aber ich verſichre Sie, es iſt unbegreiflich ſchön. Die Dörfer Bedreſchen, Mitraïneh und Sakaara ſollen auf der Stätte des alten Memphis liegen, das Menes, der Urahn aller Pharaonen gründete. In einem wunderſchönen Palmenwald liegt ein aufs Geſicht geſtürzter Koloß der, ſo weit es ſich beurtheilen ließ, denjenigen von Abuſambul ähnlich iſt und auch Namensſchilder Remeſes III. trägt. Er iſt aus weißem Stein und ſtand vielleicht vor dem Tempel des Feuergottes Phtah, welcher ſpäter mit dem Apis die Verehrung von Memphis theilen mußte; — denn ich glaube daß bei den Egyptern der reinere Dienſt des ſchaffenden göttlichen Geiſtes, der in den Naturkräften lebt, dem ſinnlichen Dienſt der Götzen und Idole vorausging Wäre es umgekehrt geweſen, wäre man vom Sinnlichen zum Geiſtigen übergegangen, ſo hätte eine andere Entwickelung ſtatt finden müſſen. Granitreſte eines kleineren Koloſſes, und gar viele Trümmer und Fragmente liegen umher, und Kalköfen arbeiten emſig in der Nachbarſchaft. Durch die Lichtungen in den Palmenwäldern ſchauen bald da bald dort die Pyramiden hinein. Wie ernſte Mahnungen an das Ziel jedes Lebens mögen ſie einſt auf das alte Memphis alſo geſchaut haben. Die von Daſchur, ungefähr anderthalb Stunden von Sakaara entfernt, ſah ich nicht in der Nähe; gewiß gehörten ſie zur Nekropolis der alten Könige, wie auch die von Gizeh, die in gleicher Entfernung liegen mögen. Gräber wohin man ſieht, wohin man tritt! Pyramiden zu Schutthaufen eingeſunken, in Sandberge verwandelt, Schachte die ſich plötzlich aufthun, brunnenähnliche Vertiefungen, Hügel von Lehmziegeln, von Kieſeln, die ſtille brennende Wüſte ringsum, und in der Mitte die Pyramide in fünf Stufen oder Abſätzen erbaut — das ſind die Pyramiden von Sakaara. Wir durchkrochen einige Gräber, was bei der Luft die drinnen herrſcht immer eine peinliche Anſtrengung iſt. Ausgewüſtet ſind ſie alle! Gebeine, Schädel und Lumpen der Mumien liegen in Fülle hier wie in Aſſaſiff umher. Idole werden zu Kauf ausgeboten, aber die

Spekulation hat längſt gelernt ſie nachzuahmen und Falſches für Aechtes auszugeben. — Bei Abuzir waren mir die Katakomben der Vögel am merkwürdigſten. Reihenweiſe an den Wänden aufgeſchichtet ſtehen koniſche Gefäße von Thon, deren Boden man mit Mörtel feſtgemacht, nachdem man die kleine Mumie hineingeſchoben hat. Wir zerſchlugen zwei derſelben. Aus dem einen Gefäß fielen unerkennbare Beſtandtheile heraus; aus dem andern ein braunes, kegelförmiges Päckchen, das ganz feſt ſchien, und der mumifizirte mit Bandagen umwickelte Vogel war, das ſich aber auch bei der Berührung in Aſche, Läppchen und kleine Federn, die gut erhalten waren, auflöſte. Unbegreifliches Volk, dem der Körper ſo heilig war, daß es deſſen Beſtandtheile, ſogar bei Thieren, für die Ewigkeit ſichern wollte, und deſſen Wahn von der Zukunft durch die empfindlichſte Entweihung geſtraft worden iſt! Aber jede Zeit und jedes Volk hat ſeinen Wahnglauben, und die entweihenden Hände ſind ihm ſo gewiß wie ſie den früheren waren. Auf welchen Gräbern der Thaten oder der Gedanken werden bei uns künftige Zeiten entweihende Orgien halten? — Daß es auf unſern Gebeinen nicht ſei — dafür ſorgt die Adminiſtration der Gottesacker.

LI

Cairo, Freitag, März 1, 1844

Herzensmama, ich komme ja gar nicht dazu Dir zu ſchreiben! Daran ſind die unglücklichen Tempel Schuld, deren Beſchreibung ſehr voluminös und erſt geſtern fertig geworden iſt. Sie hat mir Mühe gemacht wie alle Schreiberei, bei der ich gezwungen bin Außenwerk von Zahlen und Räumen, das Rechts und das Links, ꝛc. feſt vor Augen und in Gedanken zu halten. Solche materielle Beſchreibungen ſtehen ganz unter dem Niveau meiner Feder; das fühle ich deutlich, darum vermeide ich ſie gern. Diesmal waren ſie aber unmöglich zu umgehen, und mein Troſt iſt der, daß ich von Abahuda bis Abuzir die verſchiedenartigen Monumente gewiſſenhaft verzeichnet habe, welche ich in Nubien und Egypten geſehen. Es ſollen noch einige Ueberreſte exiſtiren, die ich nicht geſehen habe, weil mein Intereſſe ſich auf die Architektur — aber nicht auf die Archäologie bezieht, der jene angehören. Was zur Kenntniß der egyptiſchen Kunſt gehört, ſah ich. Seit Denons Zeit, der vor mehr als vierzig Jahren bei der Napoleoniſchen Expedition war, iſt Vieles verſchwunden. Zu ſeinen Bauten von Fabriken und Kaſernen hat Mehemed Ali die dauerhaften Werkſtücke bequem gefunden. Die Kalköfen leiſten ebenfalls das ihre; und wenn ein arabiſches Dorf ſich in und auf den Monumenten anſiedelt, iſt ihnen das auch nicht vortheilhaft. Endlich der Sand: das ſind genug Elemente der allmäligen Vernichtung. Jene egyptiſche Geſellſchaft, der ich neulich erwähnte, hat eine kleine Bibliothek, welche die diplomatiſchen Agenten gegründet, und in ihr die wichtigſten und intereſſanteſten Werke über Egypten von älteſter bis neueſter Zeit geſammelt haben und fortwährend ſammeln. Dies europäiſche Intereſſe für gelehrte Forſchung, Wiſſenſchaft und Kunſt, iſt gegenwärtig bei den Orientalen vollkommen erſtorben. Die Tage der großen Chalifen ſind längſt vorüber! der Orient iſt wirklich wie die Pyramide des Cheops, ein Monument ſeiner eignen Größe, aber dermaßen in ſich abgeſchloſſen, daß ein geiſtiges Leben ſich nicht daraus entwickeln kann. Aus der Ferne geſehen hat der Orient für uns jenen majeſtätiſchen Zauber, jene imponirende Anziehungskraft, welche die unerſchütterliche Ruhe über die bewegliche Unruhe hat. Nichts wünſchen, verlangen, erſtreben; bei jedem Glücksfall ſich faſſen durch: „Allah Kerim!“ (Gott iſt groß) in jedem Unglücksfall ſich tröſten durch: „Kismeth!“ (Schickſal) das ſieht wie wundervolle geiſtige Ueberlegenheit, wie Herrſchaft über alle Affecte und Leidenſchaften aus, und man ſtaunt über dieſe erhabenen Naturen. Aber ſie ſind nicht erhaben; ſie werden auch zerarbeitet von ihren Leidenſchaften, und die äußere Ruhe iſt nur das Ceremoniel in welchem ſie vor den Leuten erſcheinen. Sie iſt ihnen anerzogen, errungen haben ſie ſie nicht. Sie gehört zu ihrer Etikette, wie bei uns der Fächer und weiße Handſchuh. Die Ruhe geht gern Hand in Hand mit einem gewiſſen Mangel an innerer Entwickelung. Wo kein großer Schwung ſind geringe Schwankungen. In unſerm komplizirten, vielſeitigen Leben, in unſern ſich parteienden, auf ein Für und Wider anweiſenden Verhältniſſen, bei denen es ſich meiſtens ſo konfus dreht, daß kein tüchtiger Menſch der thatkräftig und ſelbſtändig auftritt ohne eine Flut von Gegnern, kein untüchtiger ohne eine Maſſe von Schmeichlern, Beſchützern und Anhängern iſt — o Himmel ja! dieſen Wirrſal von oben herab ruhig zu betrachten und zu beurtheilen, dazu gehört eine erhabene Natur ſobald ſie es mit Tiefblick und Scharfſinn thut. Aber dazu haben die Orientalen gar keine Veranlaſſung, um ſo weniger da alle ihre Verhältniſſe, öffentliche wie häusliche, ſie nie hinſtellen wie Gleich und Gleich, ſondern immer wie Herr und Sclav. In ihrem Hauſe oder wenn ſie ein Amt bekleiden, befehlen ſie unbedingt und finden blinden Gehorſam; erzwingen ihn auch, wenn ſie ihn nicht finden; während ſie wiederum dem Höheren im Amt und Dienſt blind gehorchen, wenn ſie ſich nicht ähnlichem gewaltthätigen Zwang ausſetzen wollen. Mit Seinesgleichen hat der Menſch im Orient wenig zu thun, und das iſt doch der Probirſtein der Charaktere. Er raucht eine Pfeife mit ihm und füllt das geſellige Schweigen durch eine Taſſe Kaffee. Das Sein und Leben der Orientalen hat unter den Europäern die im Orient leben müſſen Anhänger und Lobredner, wie jedes Ding, und es iſt wahrhaft ergötzlich von dem Einen zu hören: der Verkehr in den Geſchäften ſei ſehr leicht und zuverläſſig mit den Muhamedanern, weil ſie niemals lögen, ſehr ehrlich wären und ihr Wort hielten; — während Andre ſagen: die Muhamedaner trauten dem Chriſten nie eine redliche Abſicht zu und ſännen von Hauſe aus darauf ihn zu überliſten, das mache die Geſchäfte mit ihnen ſehr unbequem und unſicher. Ebenſo hört man außerordentlich ihre Toleranz loben, weil Mehemed Ali, ſchon durch ſeine europäiſchen Verbindungen gezwungen, ſie üben muß; während man mir andrerſeits verſichert hat, der

Haß und die Intoleranz des gemeinen Mannes ſei grimmig gegen den Ungläubigen, beſonders in den letzten Jahren, gewachſen. Dazu kann ich nur die Bemerkung machen, daß alsdann dieſer Haß wirklich ſehr geheim gehalten wird; denn ſogar tief in Nubien, wo ſtrenge Polizei nicht wie in Cairo gehandhabt werden kann, da der Herr fern iſt, ſind wir nie einer andern Geſinnung begegnet, als der Habſucht, und nicht einmal die kleinen konſtantinopoliſchen Beleidigungen, Werfen mit Steinen, ꝛc. wurden uns angethan. Das häusliche Leben endlich giebt den Anhängern der Orientalen ein reiches Feld der Bewunderung. Es hat allerdings eine gute Seite, ſobald man ſtreng bei dem Begriff „Leben zu Hauſe" bleibt. Es exiſtiren keine Schenken für den gemeinen Mann, und es giebt keine Geſellſchaft, im europäiſchen Sinn, für die höheren Claſſen, mithin fallen eine Menge Veranlaſſungen zu Luxus, Verſchwendung, Sittenverderbniß, Herabkommen und Ruin der Familien weg. Sobald es Abend wird iſt es todtenſtill in den Gaſſen! das fällt uns auf, da es bei uns in großen Städten dann erſt recht munter wird. Der Orientale iſt nach Sonnenuntergang unter Dach und Fach, und geht mit den Hühnern ſchlafen. Was ſoll er draußen anfangen? es giebt nicht

Schenken, nicht Bierſtuben noch Weinhäuſer, nicht Clubbs, nicht Schauſpiel noch Soireen, nichts von dem, was bei uns Jedem, auf welcher Stufe der bürgerlichen Leiter er ſtehen möge, Zerſtreuung oder Lockung darbietet. Vom Vornehmſten bis zum Geringſten, vom Aermſten bis zum Reichſten, findet bei uns der Mann Gelegenheit ſeine Zeit, wenn er ſie übrig hat, nach Luſt und Laune außer dem Hauſe in anſprechender Geſellſchaft zu verbringen; Gelegenheit um zu vergeſſen, daß er eine Familie hat, oder um es weniger zu empfinden, wenn er keine hat. Hier iſt es anders! aus heller Langenweile heirathet ein Mann, und aus Nothwendigkeit begiebt er ſich allabendlich aufs Pünktlichſte pflichtgetreu in ſeinen Harem, weil er nirgends ſonſtwo ſeine Zeit hinbringen könnte. Er iſt gezwungen im Hauſe zu leben, und die Frau iſt auf ihren Harem, auf die Geſellſchaft ihrer Sclavinnen, oder höchſtens auf den Beſuch in einem andern beſchränkt. Die Ehen werden meiſtens von den Müttern geſchloſſen, die in den verſchiedenen Harems Gelegenheit finden ihre Töchter zu zeigen und andre zu ſehen. Unerwachſene Kinder werden häufig miteinander verheirathet. Zuweilen werden auch Convenienzheirathen gemacht, ſo daß ein junger Mann eine alte, garſtige oder kränkliche Frau nimmt, wenn er durch ihre Verwandtſchaft ein Fortkommen oder eine Stellung in der Welt finden kann. Die Sultans oder Paſchas verheirathen ihre Töchter faſt immer an ihre Untergebene. Bei den Arabern iſt nichts ſo häufig als Eheſcheidungen. Fünf, zehn, ja zwanzig Mal ſchicken ſie die eine Frau weg und nehmen die Andere, auch wenn ſie Kinder mit ihr haben. Haben ſie Vermögen, ſo müſſen ſie an Frau und Kinder etwas geben; haben ſie keines, wie das in niederen Ständen gewöhnlich der Fall, ſo muß die Frau ſich durchhelfen wie ſie kann, bald zu ihren Eltern zurückgehen, wenn die ſie aufnehmen wollen, bald ihren Lebensunterhalt verdienen; Kinder armer Leute werden geboren wie Pilze und ſterben wie Fliegen: auf die wird nicht viel Rückſicht genommen. Zu einer Scheidung gehört ſehr wenig. Hat der Mann eine neue Sclavin in ſeinen Harem aufgenommen oder will er es, und ſeine Frau nimmt das übel und macht ihm Vorſtellungen: ſo ſagt er „Geh!" und ſie geht. Bei vierzig oder fünfzig Jahren verſuchen die Männer häufig ihr Eheglück mit kleinen neun- und zehnjährigen Mädchen — ſei es der Neuheit wegen, ſei es in der Hofnung ſie geſchmeidiger und fügſamer zu finden. Ein ſolches unverſtändiges Kind langweilt ſich bei dem bejahrten Mann, weint, verlangt Unterhaltung in kindiſcher Weiſe. Wird ihm das läſtig, ſo ſagt er „Geh!“ und ſie geht. Nur vor den Töchtern vornehmer Männer haben die Gatten Reſpekt; die werden nicht ſo fortgeſchickt! Die Sitte das Kind im Mutterleibe zu tödten, weil man den Mann nicht mag, oder das Wochenbett nicht will, oder aus ſonſt einem Grunde iſt in den arabiſchen Harems ebenſo gebräuchlich wie in den türkiſchen. Und all dieſe Sitten oder Unſitten gehören nicht etwa nur den höhern Ständen an, bei denen man gern die größere Verweichlichung, Ueppigkeit und daraus entſpringende Entſittlichung annimmt, ſondern allen ohne Ausnahme. Die levantiniſche Dame von der ich größtentheils dieſe Erzählungen habe, ſah ein kleines Mädchen mit dem Frauenſchleier unter den Augen bei einer ihrer Dienerinnen. „Was fällt denn Dir ein Dich ſo zu verſchleiern?“ fragt ſie. — „Ich bin ja verheirathet“, antwortet die Kleine ganz trotzig. — „Wie alt biſt Du denn?“ — „Neun Jahr!“ — Wenn man das bedenkt: die unmündige Kindheit, die Sorge für einen Haushalt, für Lebenserwerb — wozu in den untern Ständen die Frau durch Arbeit beitragen muß — endlich gar Kinder, deren Geburt und Pflege: dies Alles auf ſo ſchwache Schultern gewälzt, ſo begreift ſich leicht, daß der

Mann Anlaß zu vielfacher Unzufriedenheit findet. Aber weshalb geht er ſolche Ehe ein? — Es liegt ſchon ſittliche Entartung darin, finde ich, ſie mit einem Kinde zu ſchließen, und es iſt unmöglich daß die Polygamie den Mann nicht entarten ſollte, da ſie das Weib in keinem andern, als einem ſeiner animaliſchen Natur entſprechenden Verhältniß zu ihm bringt. Daher iſt auch Scheidung und Polygamie ein Unſinn; denn zur Scheidung gehört zuvor ein freiwilliges Zuſammenfinden von zwei Perſonen, aber nicht das Ueberliefern von einer willenloſen an eine andre die einen Willen hat. Zwei Willen können Eins werden und dürfen es; — auch über die Scheidung. Im Orient iſt die Frau nie eine Perſon, ſtets eine Sache; darnach läßt ſich am Beſten das belobte „häusliche Leben" abmeſſen, welches allerdings für einen Gatten manches Bequeme hat. Da ich bei meinem zweiten Aufenthalt mit den eigentlichen Sehenswürdigkeiten von Cairo nicht nothwendig zu thun habe, ſo habe ich mich mehr mit dem beſchäftigt was nicht ſo in die Augen fällt, nur iſt das denn freilich nicht ſo erfreulich wie die Bewunderung der ſchönen arabiſchen Architektur oder der prachtvollen Palmenvegetation. Den öſtreichiſchen Generalkonſul, der ſeit zehn Jahren in Egypten iſt, ſehe ich faſt täglich und gern höre ich ſeinen Erzählungen zu. Diplomaten, wenn ſie angenehm ſind, ſind mir der angenehmſte Umgang; nur müſſen ſie nicht zwei Eigenſchaften haben! Erſtens: nicht von der fixen Idee beherrſcht ſein ganz extraordinär zum bon genre zu gehören; zweitens: nicht mit den Phraſen reden, die in ihren Inſtruktionen ſtehen. — Die Frau des Generalkonſuls, eine wunderſchöne Griechin, erzählt mir ihrerſeits mancherlei über die Harems, das häusliche Leben, die Brutalität der Hochzeitgebräuche, was ſie Alles ſo genau wie eine Araberin ſelbſt kennt, da ſie ſeit ihrer Kindheit in Egypten gelebt hat. Die Bekanntſchaft des Doktor Clot-Bey habe ich auch gemacht. Als Mehemed Ali die Organiſation regulärer Truppen unternahm, machte ſich das Bedürfniß eines Lazareths und verſtändiger ärztlicher Behandlung in demſelben bald bemerklich. Er erbat ſich von der franzöſiſchen Regierung einen Arzt, der die Einrichtung eines militäriſchen Hospitals übernehmen und demſelben vorſtehen möge. Das war die Veranlaſſung, welche vor ſiebzehn Jahren den Doktor Clot nach Egypten brachte. (Der „Bey", welcher an ſeinem Namen hängt, iſt der Civiltitel eines hohen Ranges, ſo wie Paſcha der militäriſche iſt.) Er hat ſeitdem ein großes bürgerliches Hospital außer dem militäriſchen gegründet und verſchiedene Arzeneiſchulen, mit dem nothwendigen Zubehör von botaniſchem Garten, Apotheke, kleiner Naturalienſammlung, kleiner mediziniſcher Bibliothek geſtiftet. Seine Anſtalten ſcheinen einen wirklichen Fortgang zu haben — wie das zu erwarten iſt, ſobald man ſich redlich der Linderung des menſchlichen Elends annimmt; darum intereſſirten ſie mich, und noch mehr der Mann ſelbſt. Er führte mich in das große Bürgerhospital am Platz Esbekyeh, welches aus mehren Gebäuden beſteht in denen die Kranken vertheilt ſind, die Männer, die Weiber, die Irren, die Wöchnerinnen. Ja ſogar eine kleine Findlingsanſtalt hat hier ein Plätzchen gefunden. „Voilà mes petits batards", ſagte er ganz vergnügt als wir in das Zimmer traten, wo ſich ungefähr ein Dutzend dieſer armen Würmer befanden. Trotz des Gebrauches das ungeborne Kind zu tödten ſind dennoch Findelkinder nicht ſo ſelten als man glauben könnte; aber dieſe ſind die erſten, deren ſich die Menſchenliebe angenommen hat. Der Sittenzuſtand des Volkes, wenigſtens in Cairo, iſt nicht gar viel anders als in unſern großen europäiſchen Städten; es herrſchen entſetzliche Laſter, entſetzliche Krankheiten ganz allgemein, wie Clot-Bey in ſeiner Stellung als Arzt und Vorſteher der mediziniſchen Anſtalten, am unzweideutigſten in Erfahrung bringen konnte. Nachdem er das Militärhoſpital ſamt einer dazu gehörenden Schule, oder eigentlich Erziehungs- und Schulanſtalt für junge arabiſche Aerzte gegründet — und darauf das Bürgerhoſpital angelegt hatte, ſuchte er auch für die Frauen etwas zu thun, denen der Arzt unzugänglich iſt, und die ſich daher mit ihren Krankheiten vollkommen in den Händen alter Weiber befinden, welche, wenn die hergebrachten Erfahrungs- und Hausmittel nicht mehr fruchten, zu den unſinnigſten ihre Zuflucht nehmen ohne helfen oder retten zu können. Er legte eine Hebammenſchule an, in der Frauenzimmer wiſſenſchaftlich für dieſen Beruf gebildet, und mit medizíniſchen und chirurgiſchen Kenntniſſen ſo weit ausgerüſtet werden um ihrem Geſchlecht ärztliche Hülfe leiſten zu können. Stelle Dir vor! Muhamedanerinnen werden wiſſenſchaftlich unterrichtet in Anatomie, Phyſik, Chemie — und zwar von Männern! iſt das nicht unglaublich merkwürdig? Sie leſen die Bücher welche in Europa über ihr Fach geſchrieben und hier ins Arabiſche überſetzt ſind. Sie ſchreiben eine klare reine arabiſche Handſchrift. Ein ehmaliger Zögling der Arzeneiſchule, welcher durch fünfjährige Studien in Paris ſeinen Curſus vollendet hat, iſt ihr Lehrer. Bei unſerm Umgang durch das Hoſpital fanden wir ihrer zwölf bis fünfzehn mit leſen und ſchreiben beſchäftigt in einem großen luſtigen Saal, und Clot-Bey ſtellte mit den drei vorzüglichſten Schülerinnen ein kleines Examen an. Er ſelbſt verſteht zwar ganz gut die arabiſche Sprache, ſpricht ſie aber nicht geläufig genug um ſie bei einer ſolchen Prüfung klar und deutlich handhaben zu können: alſo richtete er ſeine Fragen in franzöſiſcher Sprache an den Lehrer, der ſie in arabiſcher den Zöglingen vorlegte. Ich hatte in Clot-Beys eigenem Buch über Egypten geleſen, daß der Schulunterricht durch Dolmetſche gegeben würde: und ich wollte nicht an den günſtigen Erfolg glauben. Dennoch hat er ſtatt gefunden! der Lehrer der Hebammenſchule iſt noch durch Dolmetſche unterrichtet worden, weil Anfangs Europäer die Lehrer waren; jezt, wo es Araber ſind, fällt dieſe Unbequemlichkeit weg und hat Zeiterſparniß und Erleichterung des Verſtändniſſes zur Folge. Die Zöglinge der Anſtalt ſind lauter junge Perſonen, theils gekaufte Sclavinnen, theils elternlos und ohne Mittel um ſich durchs Leben zu helfen, theils von den Eltern ſelbſt ihr übergeben — im Ganzen zwanzig. Sie werden ganz auf Koſten der Regierung gehalten, geſpeiſt, gekleidet, und haben ihren gemeinſchaftlichen Studien- und Schlafſaal. Die meiſten waren ſtarke, kräftige Geſtalten, wie ihr Beruf es erfodert. Die Abyſſinierinnen, die intelligent und von leichter Faſſungskraft, daher wünſchenswerth in ſolchem Inſtitut ſind, ertragen ſchwer das egyptiſche Clima, das für uns ſo mild — für ſie zu rauh iſt. Von fünfundzwanzig, die man in jüngſter Zeit für das Inſtitut gekauft hat, ſind nur noch vier am Leben — alle Uebrigen an Bruſtleiden geſtorben. Zwei jener examinirten Zöglinge zeichneten ſich ſehr aus — die erſte durch ihr ruhig bedachtſames, die zweite durch ihr lebhaftes Weſen. Während jene ernſthaft mit niedergeſchlagenen Augen die Fragen anhörte und nachdenkend beantwortete, ſuchte dieſe ſie ſchon auf Clot-Beys Lippen, wie viel mehr auf denen ihres Lehrers zu errathen und möglichſt ſchnell zu beantworten. Sie ſah ungemein intelligent und daher gut aus; ſonſt aber war ſie grundhäßlich. Dieſen Ausdruck haben bei uns nur noch die Kinder! im Antlitz eines Erwachſenen überwuchert ihn die Bildung, die den klaren Verſtand zugeſtutzt hat: da ſieht ein geſcheuter Menſch gleich tief oder fein, ſinnend oder ſchlau, geiſtreich oder intereſſant aus; der rohe Diamant der Intelligenz hat bereits ſeine Facetten bekommen. Du glaubſt nicht wie erfriſchend es iſt ihn einmal ohne dieſelben zu ſehen. Die Fragen die an ſie gerichtet wurden bewegten ſich in dem engern und weitern Kreiſe ihres Berufs. Die beiden Erſten beſtanden die Prüfung ſehr gut; minder die Dritte, die zerſtreut oder verlegen zu ſein ſchien. — Sie trugen ſämtlich das Geſicht unverſchleiert — während ſogar eine Geiſteskranke ihr Geſicht ſorgfältig bis auf ein Auge verhüllte, als wir in ihr Gemach traten, und ſie die fremden Männer erblickte. Clot-Bey wollte ich weiß nicht weshalb ihr Geſicht ſehen und verſuchte den Schleier fortzuziehen. Sie trat ſtolz zurück und ſagte zornig: „Hältſt Du mich „für eine von Deinen Chriſtinnen, daß ich mich „vor fremden Männern entſchleiern ſoll?“ — und ihr großes dunkles Auge flammte aus dem dunkelblauen Schleier hervor. Auch Irre giebt es mehr, als man bei einem unciviliſirten Volk vorausſetzt — aber freilich nicht viel im Vergleich zu Europa. Bei Männern iſt religiöſe Schwärmerei von neun Fällen zwiſchen zehn die Veranlaſſung zum Irrſinn; bei Frauen meiſtens phyſiſche Zerrüttung. Drei weibliche Weſen im letzten Stadium des Cretinismus zeigen daß am Nil wie in den Alpen dieſe traurige Krankheit ſich findet. Sie waren mit einer Wärterin in einem Zimmer beiſammen. Die Irren waren alle getrennt, jeder für ſich, und auch die Tobſüchtigen ohne Ketten, welche man ehedem bei ihnen angewendet hat. Die armen Augenkranken, welche von der fürchterlichen Ophthalmie heimgeſucht waren, befanden ſich gewöhnlich zu Zweien in kleinen Gemächern, während die übrigen Kranken in hohen geräumigen friſchluftigen Sälen verſammelt waren. Die Lager beſtehen aus Strohmatratzen und grauwollnen Decken. Beſoldete Wärter und Aufſeher halten Ordnung und leiſten Pflege, und das erſte ſoll ſchwieriger als das letzte ſein, weil es den Kranken, wenn ſie nicht grade halbtodt ſind, ein Greuel iſt ruhig auf dem Lager zu liegen. Bei den kranken Frauen, die hauptſächlich aus Wöchnerinnen und ſolchen die ihre Entbindung erwarten beſtehen, ſind natürlich Wärterinnen; allein den Beſuch der Aerzte müſſen ſie ſich gefallen laſſen und gehen daher ungern und nur von letzter Noth gezwungen ins Hospital. Wegen dieſes Abſcheus gegen den männlichen Arzt, hält Clot-Bey den weiblichen für um ſo nothwendiger.

Es iſt wahrhaft traurig und niederſchlagend, daß dieſe ganze große Anſtalt durchaus ephemer iſt. Ein beſtimmter Fond, der zu ſolchen Zwecken verwendet würde, exiſtirt nicht. Clot-Bey muß alle Mittel ſchaffen, muß für jedes Stück Brot, jede Arzenei, jede Decke von Neuem ſorgen. Er thut es: alſo muß er wol einen großen und gewichtigen Einfluß haben, den er nicht blos für ſeine Kranken, ſondern auch für Fremdlinge und Hülfsbedürftige aller Art menſchenfreundlich übt; — allein er ſagt ſelbſt, daß er für ſeine Anſtalten kein längeres Leben als ſein eigenes hoffe. Das Militärhospital mit der Arzeneiſchule zu Caſſr el Ain zwiſchen Cairo und Foſtat iſt auf gleiche Weiſe, nur nach größerem Zuſchnitt, organiſirt und gehalten. Ich habe es nicht geſehen — denn Clot-Bey iſt ein vielbeſchäftigter Mann, dem ich von Herzen dankbar bin, daß er mir einen Morgen geſchenkt hat, und dem ich nicht einen zweiten koſten mogte. Seine kleine Sammlung von egyptiſchen Alterthümern, ohne alle Prätention angelegt und aufgeſtellt, iſt intereſſant durch die Menge niedlicher in Geld gearbeiteter Schmuckſachen, Siegelringe mit Scarabäen, Idole von Bronce und Statuetten aus Holz geſchnitzt, welche man meiſtentheils in Gräbern gefunden hat. — Eine andre Privatſammlung zu beſuchen gebrach mir der Muth, als die Perſon welche mich dazu auffoderte ganz ernſthaft ſagte: das Halsband des Menes und der Siegelring des Cheops würden dort aufbewahrt. Ich machte vermuthlich ein ungläubiges Geſicht, denn man ſetzte hinzu: der Siegelring des Cheops ſei außer allem

Zweifel, denn ein Engländer habe 500 Pf. dafür geboten. Das iſt doch ein gewichtiger Beweis!! — — Nun, Alles was mit Charlatanerie getrieben und gezeigt wird, flößt mir Mißtrauen ein und iſt meiner Natur zuwider, denn Charlatanerie iſt die Unwahrheit aus Eitelkeit welche hauptſächlich aufs Blenden Anderer ausgeht. Ich habe die Sammlung nicht geſehen, welche, wie die altegyptiſche Geſchichte mit einer Reliquie des Menes beginnt und ihr vermuthlich durch ſämtliche Pharaonen-Dynaſtien mit ähnlichen Ueberbleibſeln folgt. Wie ſehr Egypten ſich für die Charlatanerie eignet kann man ſich in der That nur vorſtellen, wenn man es ſelbſt geſehen hat. Dies myſteriöſe Feld der Hieroglyphen, dieſe verblichenen Farben, dieſe geſchwärzten und verwiſchten Zeichnungen, dieſe zugleich koloſſalen und geringfügigen Fragmente der Sculptur und Ueberreſte der Architektur, dieſe bergwerkähnlichen Gräber, dieſe hölenartigen Tempel, die tiefe Unwiſſenheit und Finſterniß welche während anderthalb Jahrtauſenden über dem Allen geherrſcht haben — ſind wahrhaft verführeriſche Verlockungen für den, der es ehrlich meint, in das Gebiet der Hypotheſen, für den der ſich zu brüſten ſucht ins Gebiet der Charlatanerie.

Eine ächtegyptiſche Curioſität habe ich auch in dieſen Tagen geſehen, nämlich einen Brutofen. Vor dem Thor Bab el Futûh, in einer greulich wüſten Vorſtadt, war einer in Arbeit. Der Februar iſt der günſtigſte Monat; da bringen die Fellahs ihre geſammelten Hühnereier dem Brüter, der ſie in backofenähnlichen Niſchen zu beiden Seiten eines ſchmalen niedrigen Ganges legt, ihnen durch beſtändiges Feuer die Wärme giebt welche die Küchlein brauchen um zum Leben geweckt zu werden, und endlich den Beſitzern für zwei Eier immer ein Küchlein ausliefert. Der Ueberſchuß iſt für ſeine Mühe und Unkoſten. Dieſe Brüter bilden ein eigenes Gewerbe, das wie jedes Handwerk in Egypten ſeinen Scheikh hat. Sie ſollen ſehr geheimnißvoll mit deſſen Handhabung ſein, aber durch Uebung eine ſo große Erfahrung beſitzen, daß ſie, wenn man ihnen Eier bringt, ſagen: Dieſes wird in drei Tagen auskommen, jenes in acht, jenes in zehn, ꝛc. Der Gebrauch eines Thermometers iſt ihnen unbekannt. Nur nach ihrem in der Uebung geſchärften Gefühl erhalten ſie eine vollkommen gleichmäßige Wärme, die das nothwendigſte Erfoderniß bei dieſer ſeltſamen, hier ſehr nützlichen Induſtrie iſt, denn die egyptiſchen Hühner haben durchaus keine Neigung zum Brüten. Sie legen die Eier ohne ſich mit deren ferneren Schickſalen zu befaſſen. Mehre

Millionen Küchlein kommen alljährlich auf dieſe künſtliche Weiſe zur Welt. Große Haufen von Eiern lagen in den Niſchen, die ſich in zwei Reihen übereinander zu beiden Seiten des engen finſtern heißen Ganges befanden, in den wir durch eine ganz niedrige Thüröfnung kriechen mußten, und der mit Vor- und Nebenkammern den eigentlichen Brutofen bildet. Die größten Merkwürdigkeiten von Egypten, ſeine Geheimniſſe des Lebens und des Todes, ſind immer in ſeltſam hölenartigen Gebäuden. Vor unſern Augen ſchlüpfte ein Küchlein aus. Wie das wunderbar ausſieht! eben noch das todte, ſtille, unbewegliche Ei, und plötzlich eine kleine lebendige Creatur mit Stimme und Bewegung! Ach, das Leben! das iſt das Geheimniß welches Gott ſich vorbehält! Wie todt ſehen dagegen die Geheimniſſe der Hieroglyphen aus, welche der Menſch mit ſolchem Stolz enträthſelt! — Der berühmteſte Brütofen in ganz Egypten befindet ſich in Syut. Er beſchränkt ſich nicht auf Hühnereier, ſondern nimmt ſie von jeder Vogelart an. Der öſtreichiſche Generalkonſul hat einmal Krokodileneier darin ausbrüten laſſen.

Das Thor Bab el Futüh, das ich eben nannte, und das benachbarte Bab el Naſr ſind ſchöne Gebäude aus Sultan Saladins Zeit. Der ſarazeniſche Bogen mit leichter geſchmackvoller Verzierung wölbt ſich über dem Eingang zwiſchen zwei feſten runden Thürmen. Dieſe Thore ſind die einzigen Monumente aus Egyptens ritterlicher Epoche, als der Araber nicht blos ein fanatiſcher Eroberer, ſondern das was damals die ganze civiliſirte Welt — kriegeriſch mit einem Anflug von Poeſie — ein Ritter war. Sie wären noch heute paſſende Eingänge zur Burg eines Helden der Kreuzzüge.

Täglich reiten wir ſpazieren, bald durch die Stadt zu den Thoren, den Fontänen, den Minares — bald zu den Gräbern der Chaliſen — bald in der prächtigen Allee von Schubra mit ihren Nebenalleen, wo der Schatten in den Mittagſtunden ſchon höchſt willkommen iſt. Das Clima iſt unbeſchreiblich angenehm! die beſtändig warme Sonne, der beſtändig blaue Himmel, den höchſtens am Morgen ein leichtes, ſchnell verſchwebendes Gewölk bedeckt, üben auf uns Kinder des Nordens, welche in dieſer Beziehung arme Stiefkinder der Natur ſind — einen ſolchen Zauber, daß ich mich wirklich ein wenig vor dem heimatlichen Himmel mit ſeiner kühlen Sonne und ſeinen Regenſtrömen wie vor einer ungerechten Behandlung fürchte.

LII

Cairo, Sonnabend, März 2, 1844.

Ich ſchrieb Dir, mein liebes Clärchen, wie Mehemed Ali es angefangen hat um ſich aus der untergeordneten Stellung eines Hauptmanns albaneſiſcher Truppen zum erblichen Paſcha des Pharaonenreiches aufzuſchwingen. Eine mehr oder weniger revolutionäre Bewegung iſt immer die Baſis der Herrſcherdynaſtien geweſen, ſowol im Orient als in Europa; und in Europa hat nur die allerjüngſte Zeit das Beiſpiel gezeigt, daß, ſtatt des kühnen, gewandten und glücklichen Kriegers, der geſchickte und feine Politiker ſich auf den Thron erhob. Mit Europas kriegeriſcher Aera iſt es vorbei, denn dazu ſind die Verhältniſſe viel zu verwikkelt. Man muß ſich jezt unter den freundlichſten Formen gegenſeitig in Schach und gleichſam zum Scherz formidable Kriegskräfte bereit halten: darauf beruht der Friede. Von der europäiſchen Politik hat aber ein Orientale gar keine Vorſtellung und in ihrer Anwendung keine Uebung. Möge Mehemed Ali noch ſo geſchickt manövrirt haben dem Großherrn gegenüber, ſo iſt er doch bei Weitem nicht fein genug um jener zu widerſtehen, und zu ſeinem Unglück nicht ſtark genug um ihr zu trotzen. Der alte Herr hat gemeint mit Sultan Mahmud und mit den Mamluken könne er es wol aufnehmen und dann wolle er aus Europa freundſchaftlich Dasjenige beziehen, was für ſein Regierungsſyſtem paßt. Da hat er ſich heftig geirrt! er iſt ganz und gar unter europäiſche Vormundſchaft gefallen, und eine Vormundſchaft iſt gewiß das fürchterlichſte Joch, das auf die Schultern eines Menſchen gewälzt werden kann. Natürlich theilen England und Frankreich ſich vorzüglich darin, und eben ſo natürlich thun ſie es nur zu „ſeinem eigenen Beſten" und zum „Vortheil des Landes". Es wäre ihm ein Leichtes einen Canal zwiſchen dem mittelländiſchen und dem rothen Meer graben, und dieſe höchſt wichtige Verbindung zwiſchen Europa und Aſien bewerkſtelligen zu laſſen. Der Boden ſoll der günſtigſte für dieſe Unternehmung ſein, und ſeine Fellahs weiß er zur Arbeit zuſammen zu treiben. Welch eine glänzende Ausſicht für den Handel der Länder des ſüdlichen Europa's an den Küſten des mittelländiſchen Meeres. Die Reiſe von Monaten um's Vorgebirge der guten Hofnung herum würde zu Wochen einſchmelzen. Dieſen Weg, und doch bei Weitem nicht mit derſelben Leichtigkeit, ging der Handel im Mittelalter, als Amalfi, Venedig, ja unſer deutſches Augsburg im herrlichſten Flor ſtanden. Für Egypten, ſogar wenn es keinen thätigen Antheil an dem Handel nähme, könnte der Durchgangszoll Gewinn abwerfen. Aber England geſtattet nicht den Bau eines ſolchen Canals, hingegen begehrt es ſo eindringlich und ſo lockend wie möglich eine Verbindung der Meere durch Eiſenbahn, die es ſogar ſelbſt bauen will. Es hat ſich bereits eine Tranſit-Compagnie gebildet, welche durch Dampfboote Alexandrien mit Cairo, durch Eilwagen Cairo mit Suez, und abermals durch Dampfboote Suez mit den Küſten Oſtindiens verbindet. Waarentransporte müſſen aber von Cairo nach Suez und umgekehrt, durch Kameele in dreitägigem Marſch gemacht werden; für ſie wäre die Eiſenbahn vortreflich, und England allein hätte den Nutzen dieſes neuen, kurzen Handelsweges, den es großmüthig ſelbſt bauen will! — nach Oſtindien. Ich bin neugierig zu welchem Entſchluß Mehemed Ali kommen — aber eigentlich ſchon im Voraus überzeugt, daß der engliſche Einfluß dennoch ſiegen wird; er iſt der allmächtige in unſern Tagen. Ueberdas ſucht England immer ſich Gelegenheit zu bewahren einmal in einem paſſenden Augenblick ganz ſanft die Hand auf Egypten zu legen. Ich ſagte das neulich einem geſcheuten Engländer. Er entgegnete, eine ſolche Eroberung koſte allzu viel — wie man das Beiſpiel an Frankreich und Algier habe. Das glaub' ich auch! — aber in Egypten ein zweites Gibraltar zu beſitzen, und von den Säulen des Hercules bis zur Landenge von Suez mit den Stationen Malta und Corfu das mittelländiſche Meer zu beherrſchen: das meine ich. Eine Veranlaſſung um mit dem alten Paſcha Händel zu ſuchen könnte der Sklavenhandel werden. Du weißt in England beſteht ein Verein gegen denſelben, welcher ſich neulich an die engliſche Regierung gewendet hat damit dieſe Mehemed Ali veranlaſſen möge ſeine Menſchen-Treibjagden in den Königreichen der Schwarzen einzuſtellen. Er leugnet, wie ſich von ſelbſt verſteht, daß ſie überhaupt ſtatt finden, und hat eben jezt, wie ich höre, Befehl zu einem neuen Raubzug erlaſſen. Das iſt empörend — aber eigentlich nur für Europa, das tauſend Arten von Sclavereien, doch grade nicht die der gekauften Schwarzen kennt. Gehe zurück in die fernſte Tiefe der orientaliſchen Geſchichte, und Du findeſt Sklaven, die durchgängig mit den Gewohnheiten, den Sitten, dem ganzen Leben des Orientalen ſeit Jahrtauſenden zu tief verwebt ſind, als daß dieſer eine Ahnung von unſrer menſchenfreundlichen Empörung haben könnte. Und wie ſollte er auch? Nirgends in der Welt ſteht die Mutter in höherem Anſehen bei dem Sohn, als im Orient — nun, die Mutter iſt vielleicht eine gekaufte Sklavin! Männer die ihre Weiber kaufen, die rechtmäßige Kinder mit ihren Sklavinnen haben, können in der Sklaverei unmöglich das Erniedrigende für den Sklaven und das Unrechtmäßige für den Herrn finden, welches unſre Begriffe in ihr gewahr werden. Ueberdas iſt jede Rekrutenaushebung im ganzen türkiſchen Reich ein Raubzug auf Menſchen, bei dem gewaffnete Soldaten Diſtrikte oder Dörfer überfallen und die Männer fortſchleppen, deren ſie habhaft werden können. Wie in aller Welt ſollte Mehemed Ali alſo dazu kommen einen Raubzug auf Schwarze als ein Verbrechen gegen die Menſchheit zu betrachten? Man wird ihn vielleicht zwingen, doch nicht überzeugen, und ſo wie der Zwang aufhört kehrt er zu ſeinen alten Gewohnheiten zurück, um ſo eifriger als ihm bei der ganzen Sache Nichts ungerecht vorkommen mag, als die Einmiſchung, die er ſich von Fremden gefallen laſſen muß. So hat man ihn auch jetzt bewogen die Produkte deren Handelsmonopol er ſich vorbehalten, wie Baumwolle, Indigo, Seide, nicht an einzelne große Kaufleute zu verkaufen, ſondern öffentlich zu verſteigern, damit Mehre an dem Handel Theil nehmen können.

Dies betrift die Produkte Egyptens, deſſen Herr er iſt. Ueber den Handel in den Königreichen der Schwarzen, Dongola, Darfur, Senaar, die er erobert hat und mit denen er alljährlich vom Großherrn belehnt wird — über jene koſtbaren Handelsartikel des innern Afrika, wie Elfenbein, Gummi, Straußfedern, Spezereien, ſchließen die fremden Mächte in Conſtantinopel Traktate ab, welche den Handel damit gegen gewiſſe Zölle frei geben, und dann verlangen ſie von ihm die Vollziehung. Da er aber mit ſeinen Mitteln und Kräften die Herrſchaft in jenen Reichen aufrecht hält, ſo daß die türkiſche Oberlehnsherrſchaft ſo nominel iſt, wie vor vierzig Jahren der römiſche Kaiſer über Rom es war: ſo ſucht er auf alle erſinnliche Weiſe die Vollziehung der Traktate zu umgehen, oder er bricht ſie auch gradezu — was ihm natürlich eine Menge von Verdrießlichkeiten zuzieht. Ich hatte mir vorgeſtellt er müſſe in Bezug auf Geiz und Geldgier ein ächter Türk ſein. Aber durchaus nicht. Er ſoll nie Geld haben. Kleinodien, Juwelen, Diamanten wol, mit denen ſein Harem ſpielen darf; — Geld nicht! und hat er einmal etwas, ſo giebt er es aus für Fabrikanlagen oder ſonſtige Unternehmungen, die mehr koſten als ſie einbringen und obenein ſelten zweckmäßig ſein ſollen, wenn ſie fertig ſind. Das höre ich z. B. von den Fortifikationen von Alexandrien. Er beruft immer Europäer dazu, ſcheint kein richtiges Urtheil über die Plane zu haben, die ſie ihm denn doch vorlegen müſſen, und wird fürchterlich betrogen. Er hat ſelbſt einmal geklagt, daß er für unzweckmäßige Einrichtungen und Maſchinen in Fabriken 80 Millionen ſpaniſche Thaler ausgegeben, und daß ihm der ſyriſche Krieg einen Verluſt von 500 Millionen türkiſchen Piaſtern zugezogen habe. Die Truppen ſind in jährigem Rückſtand mit Sold, und ihre Zahl ſoll auf 8000 eingeſchmolzen ſein. Er hat geſehen, welchen Aufſchwung Europa durch die ſteigende Induſtrie genommen, die durch den bewaffneten Frieden der ſtehenden Heere beſchützt wird, und er hat Beides ohne es gründlich zu kennen nach Egypten verpflanzen wollen, das auf keine Weiſe dazu vorbereitet iſt und nicht die europäiſche Vergangenheit hat. Dazu die Bemühungen ſeiner europäiſchen Freunde und Gegner ihn nach ihren Begriffen zu civiliſiren — und ich denke der alte Herr wird zur Genüge erkannt haben, daß man um in Freundſchaft mit den europäiſchen Großmächten zu leben, ihnen imponiren müſſe. Ach Gott, in unſern liberalen Zeiten haben es die Kleinen ſchwer! — Hätte er ſich darauf beſchränkt in

Egypten den Land- und Ackerbau neu zu organiſiren und ein großes Canaliſirungsſyſtem durchzuführen, hätte er die ganze europäiſche Induſtrie der Fabriken und Maſchinen bei Seite gelaſſen, wie blühend könnte das Land ſein! in dem unmöglichen Bemühen mit europäiſchen Fabrikaten zu rivaliſiren zerſplittert er Zeit, Geld und die für Egypten ſo äußerſt nothwendigen Menſchenhände. Namentlich in Oberegypten um Theben, Tentyris, Abydos, liegen zwiſchen den üppigſten Feldern, die wirklich überſchwenglich mit Frucht geſegnet ſind, wüſte Strecken des fetteſten urbaren Bodens, deſſen kräftige ſchwarze Gartenerde auf das geringſte Bemühen des Menſchen zu warten ſcheint um z. B. vortrefliches Zuckerrohr zu tragen, während die Menſchen in den Fabriken an der Bereitung eines ſchlechten Zuckers arbeiten müſſen. Das verſteht man in Europa beſſer; aber das Zuckerrohr kann man dort nicht bauen. Ein Land das zugleich produzirt und fabrizirt muß auf einem andern Grade von Cultur ſtehen und eine langſam bildende Vorſchule gemacht haben. Mit dem Produziren fängt es an. — Du weißt er iſt Beſitzer von zwei Drittheilen des egyptiſchen Grund und Bodens, den er als Eigenthum zwiſchen ſich, Ibrahim Paſcha und ein Paar Enkeln vertheilt hat. Das letzte Drittel gehört Privatperſonen und einiges Wenige davon den Moſcheen. Kirchengut iſt unveräußerlich und unantaſtbar, auch für die höchſte weltliche Macht; es heißt Waqf. Um ihre Beſitzungen gegen die Uebergriffe der Herrſcher ſicher zu ſtellen, machen im Orient ſehr Viele nicht nur ihre Landgüter, ſondern auch ihre Häuſer und Gärten zum Waqf, d. h. für den Fall des Ausſterbens ihrer Familie fallen dieſe einer Moſchee zu, bis dahin ſtehen ſie aber unter deren allmächtigen Schutz. Dieſe Maßregel iſt ſehr allgemein. In Jeruſalem z. B. ſoll über die Hälfte der Häuſer der Stadt Waqf ſein. Jetzt hat Mehemed Ali zwei Drittheil von Egyptens Grund und Boden dazu gemacht und dadurch die ganze muhamedaniſche Geiſtlichkeit für ſich gewonnen. Das wäre nun freilich ſehr ſchlau — und als ein Beweis ſeiner Schlauheit, was ſeine perſönlichen oder innern Angelegenheiten betrift, wurde es mir erzählt; — aber er ſollte doch grade in dieſem Punkt wiſſen, daß Schlauheit der Gewaltthat weicht. Als er begann den Boden an ſich zu bringen ſah er ſich in dieſem Bemühen außerordentlich gehindert durch die große Menge von Waqfs. Er verlangte von den Scheikhs die urkundlichen Beweiſe, daß ihren Moſcheen dieſelben rechtmäßig gehörten, und daß ſie nicht während der vorhergehenden unruhigen Mamlukenzeiten mißbräuchlich in ihren Beſitz gekommen wären, wie man Grund habe zu vermuthen. Die Scheikhs brachten ihre Urkunden und man legte ſie in einem Archiv nieder während ihre Prüfung gemacht wurde. Siehe da! eines Nachts geht das leichtgebaute Archiv in Flammen auf, und alle Urkunden mit ihm. Das türkiſche Geſetz erkennt in einem ſolchen zweifelhaften und unmöglich zu entſcheidenden Fall das Gut der Regierung zu, und die Scheikhs mußten mit einigen Entſchädigungen ihrer Moſcheen ſich zufrieden ſtellen. Aber findeſt Du es nicht höchſt ergötzlich, daß in dem civiliſirten Europa wie in dem rohen Egypten die Revolutionäre genau von der nämlichen fixen Idee befallen ſind? ſie dürfen ungeſcheut jede hemmende Schranke zu Boden werfen, allein die Schranke welche ſie aufrichten wird und muß heilig gehalten werden. In dieſem Punkt macht Mehemed Ali wirklich der europäiſchen Bevormundung Ehre.

Ich ſah den alten Herrn zweimal bei meinen zahlreichen Promenaden nach Schubra, wo er ſeinen Frühlingsaufenthalt hat. Alle Welt darf den Garten beſuchen, auch wenn er darin iſt, und da er immer im Freien zwiſchen Mirthenhecken und Orangenbäumen neben einer Fontäne zu Mittag ſpeist, ſo kann man ihn leicht ſehen. Einmal war ich mit Frau von Laurin in dem ſchönen marmornen Fontänen-Kiosk, als es plötzlich hieß er komme. Wir ſahen durchaus nicht ein weshalb wir nach der Sitte der muhamedaniſchen Frauen vor ihm die Flucht ergreifen ſollten, und blieben ſo nah als man es uns geſtattete. Er grüßte artig. Er hat ein kleines rothes Geſicht, einen prächtigen weißen Bart, eine etwas gekrümmte Haltung und den reſoluten aber wackelnden Gang eines rüſtigen alten Mannes. Er trug den rothen Tarbuſch und einen dunkelgrünen Zobelpelz. Fremde Männer empfängt er, ohne alle Ceremonie durch ihre Conſuln eingeführt, mit Pfeife und Taback. Ich fragte meinen Reiſegefährten nach dem vorherrſchenden Ausdruck ſeines Geſichts. — Lebhaft und freundlich. — Gewiß etwas katzenfreundlich? — Allerdings. — Er meinte wenn man mit ihm türkiſch ſprechen könnte, würde man gewiß manche ungebildetkluge Bemerkung von ihm hören. Schon jezt, trotz der langweiligen Dolmetſcherei, hat er raſch und gut geantwortet. Er ſpricht nur ſein ſchlechtes Albaneſiſch-Türkiſch; ſchreiben kann er nicht; leſen hat er bei vierzig Jahren gelernt — iſt das nicht hübſch? — Ibrahim Paſcha ſpricht und ſchreibt türkiſch, perſiſch und arabiſch. (Dabei fällt mir ein, daß die Araber nie auch nur eine Sylbe Türkiſch gelernt haben; das iſt doch ein Ausdruck energiſchen Haſſes von einem ſeit 300 Jahren geknechteten Volk!) Ueberhaupt ſoll er ein gründlicheres Urtheil haben, mehr Ueberlegung und mehr Conſequenz im Handeln als ſein Vater, der wirklich einen merkwürdig leichten aufbrauſenden Kopf hat; aber man wirft ihm unerhörten Geiz vor. Er lebt ziemlich von den Geſchäften zurückgezogen auf ſeinem Landſitz Cube an der Straße von Heliopolis und kommt nur ſelten nach ſeinem Palais von Caſſr el Ain, der Inſel Ruda gegenüber. Er iſt ſehr leidend und braucht viel Bäder, nimmt aber doch zuweilen Fremde an, und mein Reiſegefährte bedauert es verſäumt zu haben. Eine kleine Anekdote von ihm hat mir viel Vergnügen gemacht: ein Reiſender, welcher die Abſicht hatte ſich ihm angenehm zu machen überhäufte ihn mit bewundernden Lobeserhebungen ſeines Feldherrntalents, entwickelte ihm wie von Begeiſterung hingeriſſen den ganzen Verlauf des ſyriſchen Krieges, und ſchloß mit der Phraſe: nach der Schlacht von Koniah habe es in ſeiner Macht geſtanden nicht blos der Pforte, ſondern ganz Europa Geſetze vorzuſchreiben. Ibrahim Paſcha hörte ihm ruhig zu und antwortete gelaſſen: „Ich bitte, ſprechen wir „von andern Dingen! Dergleichen dürften Sie

„einem Napoleon ſagen, aber nicht einem armen „Türken wie ich es bin.“ Es iſt immer das Zeichen eines tüchtigen Kopfes die Schmeichelei kühl von ſich zu weiſen, und das eines ſtarken Characters nicht nach Beifall zu lechzen. Wenn Ibrahim Paſcha einſt Mehemed Alis Platz einnimmt wird er vielleicht die Ausführung von deſſen allzu weitläuftigen und fernſichtigen Plänen und Verſuchen aufgeben, und mehr dem Lande behülflich ſein das zu leiſten was es leiſten kann. Die Kriege haben es fürchterlich gedrückt, und dennoch ſollen in dieſen drei Friedensjahren gleich die günſtigen Merkmale der innern Ruhe ſich eingeſtellt haben: Zunahme der Bevölkerung und in dem letzten Jahr auch lebhafterer Handelsverkehr. Gewiß iſt es nicht der Fall was man ſo häufig hört: Mehemed Ali ruinire Egypten. Er hat ſeit dreißig Jahren die Kultur von mehr Produkten eingeführt, mehr Baumpflanzungen gemacht, als die Pforte in dreihundert Jahren auch nur daran gedacht hat, und das iſt ein bleibender Vortheil für das Land. Hingegen iſt das der Fall, daß er dem Boden mehr Pflege zuwendet als dem Menſchen. Der Fellah iſt ein elendes Geſchöpf! kein unglückliches — denn er iſt ſich ſeines Zuſtandes nicht bewußt — aber ſo recht miſerabel, von einer Habloſigkeit und einem

Schmutz die, wie mir ſcheint, den höchſten Grad erreicht haben; beſonders in der Umgegend von Cairo. Je höher hinauf deſto mehr nimmt das Elend ab; da ſind die Wohnungen beſſer, da ſieht man Heerden, da giebt es zahlreiches Geflügel; — aber freilich der Schmutz bleibt, ein unermeßlicher, unzerſtörbarer, ich mögte ſagen ein organiſcher Schmutz, denn er macht einen Beſtandtheil ihres Körpers und ihrer Exiſtenz aus. Man ſpricht immer von der religiöſen Reinlichkeit der Muhamedaner; das iſt ſo zu verſtehen, daß ſie, wenn ſie vor dem Gebet ihre gottesdienſtlichen Abwaſchungen machen, mit den Händen ins Waſſer und dann übers Geſicht, zuweilen auch über die Füße fahren, und ferner ſich geſetzlich nach jeder Malzeit Mund und Hände waſchen müſſen, was ſie ebenfalls in jener oberflächlichen Weiſe pünktlich thun. Da ſie aber nie die Kleider wechſeln, und immer! immer! immer! auf der Erde ſich herumwälzen, im egyptiſchen Staube, der von Ungeziefer aller Art wimmelt, unter dieſer glühenden Sonne, die dem Ungeziefer günſtig iſt und es recht ausbrütet; — da ſie ihre Thiere, Kameel, Eſel, Ziege, Schaaf in nächſter Nähe, im Kreiſe ihrer Kinder und zwiſchen ihren vier Wänden, wenn es möglich iſt, haben; — da ſie all ihre Verrichtungen mit den Händen vollziehen z. B. die Waſſerzüge der Felder ausgraben, Kameelmiſt mit Stroh zuſammenkneten: ſo gerathen ſie trotz ihrer oberflächlichen Abwaſchungen in einen Zuſtand von Schmutz, den man nicht beſchreiben und nicht ſich vorſtellen kann. Und das erſtreckt ſich auf alle Morgenländer und durch alle Stände, obgleich die Städter und die Reichen ihre Bäder haben. In dem vornehmen Harem zu Conſtantinopel, bei der Hochzeit in dem arabiſch-katholiſchen Kaufmannshauſe zu Beirut, in den zierlichen Häuſern der hübſchen und reichen Jüdinnen zu Damaskus: nirgends ſah eine einzige von all dieſen Frauen ſauber aus! Seide und Stickereien, Shawls und Diamanten trugen ſie, allein das ſind lauter unwaſchbare Dinge, und mit der Hälfte derſelben gehen auch ſie Nachts ſchlafen, wälzen auch ſie ſich Tags auf Teppichen und Polſtern herum. Wo die Frauen unſauber ſind, ſind die Männer es noch mehr, und wenn die Reichen, um wie viel mehr die Armen! Der Fellah iſt mit einer Kruſte von Schmutz und mit einer Welt von Ungeziefer bedeckt. Da er ſtets unter freiem Himmel lebt und mit unſäglichem Gleichmuth ſich dort benimmt als ſei er ungeſehen; da man überdas in beſtändigen Contakt, wenn auch nur durchs Auge, mit Eſeltreibern, Neugierigen, Nilſchiffern, Bettelnden geräth, ſo hat man hundertfach Gelegenheit ſich davon zu überzeugen, und oft in einer Weiſe, welche die bei Weitem größte Calamität einer Reiſe im Orient iſt. Indeſſen trift das uns Europäer mehr als ihn; darum eben nenne ich ihn elend, und nicht unglücklich. So iſts auch mit ſeinem Lebensunterhalt: Bohnen, Dura, Zwiebeln, Datteln, wer reich iſt Ziegen- oder Schaafmilch — mehr braucht er nicht und hat er nicht. Es iſt in meinen Augen kein ſo gar großes Unglück leben zu können ohne Fleiſch zu eſſen; da man aber bei uns den Wolſtand des gemeinen Mannes nach ſeinem Fleiſch-Eſſen abzumeſſen pflegt, ſo erſcheint dagegen der Fellah mit ſeiner vegetabiliſchen Koſt äußerſt elend. Im Norden iſt ſubſtantiellere Speiſe nothwendig. Er wird bei ſeiner geringen dennoch ſehr alt — wenn er nicht an der Peſt ſtirbt — und ſeine Gedankenloſigkeit und ſein „Maſchallah!" erleichtern ihm zum Glück ſein elendes Leben, das in der That mehr Analogie mit der thieriſchen als der menſchlichen Exiſtenz hat: der Schmutz, das Herumliegen auf dem Erdboden, die Unluſt zur Arbeit welche nur äußerlicher und körperlicher Zwang überwindet, der cyniſche Gleichmuth gegen kraſſe Bloslegung animaliſcher Bedürftigkeit, die Sorgloſigkeit über Gefahr, die körperliche Gewandtheit die ſie, wenn es darauf ankommt, entfalten; — iſt in dem Allen nicht die thieriſche Beimiſchung vorherrſchend? Aber glaube nicht, daß ſie ſtupid oder ſtumpfſinnig wären! ſie ſind lebhaft, mittheilend, intelligent, ſie ſehen einem mit merkwürdiger Geſchicklichkeit an den Augen ab, was man meint, was man ſagt — nicht etwa *ihnen* ſagt, ſondern was man untereinander ſpricht — ſie haben, ſobald ſie ſich von der Erde erheben, einen bewundernswerthen Anſtand, ſie haben ſogar liebenswürdige Sitten; es liegt nur Alles unter jener Kruſte von Schmutz begraben. Es war ein blutarmes Volk, das unſre Barke von Aſſuan nach Wadi Halfa bemannte, und der Reis hatte es nicht beſſer als ſeine Leute. Eines Morgens wehte ein ſchneidender Wind, ſie hatten ihre braunen Mäntel über den Kopf gezogen und kauerten wie Affen, die Arme um die Knie geſchlungen, auf dem Verdeck. Mein Reiſegefährte trat auch im Mantel heraus und rauchend. Der Reis bemerkte: wenn man rauche könne man doch wol nicht von der Kälte leiden. Byſtram gab ihm eine Portion Taback, die er mit Dank empfing, und auf der Stelle zum Dragoman ſich wendend, der die Mittelsperſon geweſen war, ſagte: „Nimm und ſtopfe dir eine Pfeife“; — auch nicht nachließ bis der es gethan. Dies Mittheilen des liebſten Genuſſes, dieſe Gaſtfreundlichkeit, welche ſich nicht blos auf das eigene Haus beſchränkt, gefällt mir ſehr. — Ich erinnere mich nicht bei welchem Dorf es war, wo ein Frauenzimmer, als unſre Barke abſtieß, einem der Ruderer ihr Lebewol zurief. War es in Liebe, war es in Zorn? ich weiß es nicht, und er verhielt ſich vollkommen paſſiv dabei; — aber ſie, am Ufer hinwandelnd mit dem langen dunkelblauen Gewande und dem ſchleppenden hellblauen Schleier, mit dem leichten Schritt, den hochgehobenen Armen, den großen Bewegungen, ſie machte mir mehr Eindruck als manche „Norma", und war ſo unglaublich maleriſch, daß viele deutſche Schauſpielerinnen Haltung und Anſtand eines arabiſchen Bauerweibes ſtudiren dürften. — Allein wie kann man ein Volk civiliſiren, das ſich wie das Vieh beſtändig am Boden herumwühlt und wälzt, und keinen andern Tiſch, noch Stuhl, noch Lager kennt als den Staub und Schmutz der Erde. Auf vom Boden muß es! ſo lange es da unten in ſeinen gleichſam vierbeinigen Gewohnheiten verbleibt, wird die thieriſche Exiſtenz die vorherrſchende und eine Mauer gegen die Kultur ſein. Sie muß hier buchſtäblich von unten anfangen, und wo möglich nicht von Europäern unternommen werden. Die kommen immer zuerſt mit leſen und ſchreiben, was für Eurodas gegenwärtigen Zuſtand ganz paſſend ſein mag, aber hier, in einem Lande deſſen Beherrſcher bei vierzig Jahren ſelbſt erſt leſen lernte, warlich kein Bedürfniß iſt. Es iſt ein ungeheures Unglück, daß Mehemed Ali nicht den praktiſchen Blick hat um zu erkennen, daß die materielle Exiſtenz des Volkes gehoben werden muß und daß er das ohne europäiſche Lehrer bewerkſtelligen könnte, wenn in ihm das Herz eines Regenerators ſchlüge. Jezt entſteht ein unentwirrbarer Miſchmaſch durch Chriſtenthum und Islam, orientaliſche Sitte und europäiſche Begriffe, morgenländiſche Tradition und abendländiſche Neuerung, die gegeneinander in den grellſten Mißlauten ſchreien. Er läßt Lehrer kommen, er geſtattet Fremden Schulen anzulegen — von denen natürlich Religionsunterricht ausgeſchloſſen bleiben muß. Sollte er nicht lieber ſuchen aus den kräftigen und ſchlichten Prinzipien des Islams ein Element zu entwickeln, welches das Volk allmälig zur Thatkraft befähigte und, um es zu beſchleunigen, das materielle Joch leichter machen, das ihm ſo drükkend auf den Schultern liegt? — Bei ſeinen jüngſten noch unerwachſenen Söhnen hat er einen Hofmeiſter aus Genf, und ich glaube Ibrahim Paſcha ebenfalls. Was lernen da die Knaben, von deren „europäiſcher Erziehung“ man viel Aufhebens macht?

Franzöſiſche Grammatik und franzöſiſchen Syntax — und ſchon deshalb weiter nichts, weil der Hofmeiſter nichts Andres verſteht. Wer kommt denn her? tüchtige Menſchen ſind überall ſelten, und um hier etwas zu leiſten muß man ſchon ausgezeichnet tüchtig ſein. Solche Leute braucht man auch in Europa, und nur ausnahmsweiſe, wie Clot-Bey, entſchließen ſie ſich zu einem ſolchen Exil. Aber auf einen Clot-Bey mögen funfzig Individuen kommen, die eben meinen als Europäer müßten ſie in Egypten etwas gelten und etwas verdienen können. Von Abbas Paſcha, Mehemed Alis älteſtem Enkel, hört man nichts Gutes: das europäiſche Weſen ſoll ihm ein Greuel ſein. Natürlich iſt das Barbarei in den Augen der Europäer; aber ich kann begreifen, daß es auch keine ſein könnte. —

LIII

Alexandrien, Mittwoch, März, 6, 1844

Zur Veränderung, meine liebe Mutter, bin ich nun auch in einem Ort wo die Peſt ausgebrochen iſt, und meine einzige Sorge iſt die, daß Du dieſe Nachricht früher in den Zeitungen leſen, als von mir mit dem Beiſatz erhalten wirſt, daß ich geſtern angekommen bin und morgen abreiſe. Natürlich macht man hier gar nichts aus dem Anfang der gräßlichen Krankheit, die ſich ſeit dem zehnten Februar kaum täglich mit einem oder zwei Fällen gezeigt hat; indeſſen bekommen wir, um morgen mit dem franzöſiſchen Dampfſchiff le Dante abzugehen, nicht mehr die patente nette, welche nur dann ausgeſtellt wird, wenn ſich hier in vierzig Tagen kein Peſtfall gezeigt hat, und das mag wol unſre Quarantäne in Syra verlängern. Hat die Peſt ſo weit um ſich gegriffen, daß die fremden Conſuln ihre Häuſer abſperren, ſo nehmen die franzöſiſchen Dampfſchiffe keine Paſſagiere mehr an; jezt ſind nur die des vierten Platzes ausgeſchloſſen. Dieſe Dampfſchiffe ſind die einzigen, welche von Alexandrien nach Athen, und zwar dreimal im Monat gehen. Die engliſchen gehen gradesweges nach Malta ohne irgend einen Punkt Griechenlands zu berühren, und die öſtreichiſchen haben in ihre Verbindungslinie zwiſchen Trieſt, Griechenland und der Levante Alexandrien noch nicht aufgenommen. Die Tranſit-Compagnie von der ich neulich ſprach, die Egypten zu einer Station zwiſchen England und Oſtindien gemacht, hat auf dem Nil Dampfboote organiſirt, welche zwiſchen Alexandrien und Cairo den Dienſt thun, der mit Abgang und Ankunft der europäiſchen Dampfſchiffe correſpondirt. Wir hatten gehört ſie wären ſehr theuer, ſehr eng und gewöhnlich ſo überfüllt, daß man die Nacht auf ſeinem Koffer ſitzend hinbringen müſſe; alſo zog ich die Unabhängigkeit der eigenen Barke vor, die mir überdas Gelegenheit bot einen überſichtlichen Blick auf die Cultur Unteregyptens an den Ufern des Nils zu werfen. Nach einem abermaligen Aufenthalt von vierzehn Tagen war mein Intereſſe für Cairo inſoweit befriedigt, daß es meine Perſon nicht mehr feſſelte; in Alexandrien wollte ich nur die nothwendigen vierundzwanzig Stunden hinbringen; und ſo glaubten wir uns vortreflich eingerichtet zu haben, wenn wir drei Tage auf die Nilfahrt rechneten. Man hatte uns geſagt man mache ſie in 36 Stunden ſtromab; das ſchien uns zweifelhaft und nur für beſondre Fälle, etwa für die Reiſen des Paſcha gültig, denn das Dampfboot braucht 24 Stunden. Wir gingen Sonntag den dritten von Bulak fort und dachten am fünften ſpät oder am ſechsten früh hier anzulangen; mit uns zugleich noch eine Barke von einem franzöſiſchen Oberſten, der ſechs Jahr in Indien gedient hatte und ſich unendlich freute Europa wiederzuſehen. Die Barken waren ſehr leicht und klein, und beſonders von einer höchſt unbequemen Schmalheit, denn zwiſchen den beiden Sofas hatte kein Tiſch Platz; man mußte einen künſtlichen organiſiren. Um ſo mehr rechneten wir auf einen guten, durch acht Ruderer beſchleunigten Gang. Aber ſiehe da! der Nordweſtwind, der ſeit el Ariſch nur auf einzelne Tage gefallen war, erhub ſich mit einer ſolchen Vehemenz am Nachmittag, daß das langweilige und langſame Laviren wieder begann, und endlich in völligen Stillſtand überging: wir mußten anlegen und den Sturm vorübergehen laſſen, der auch mit Sonnenuntergang ſchwächer wurde, ohne ganz nachzulaſſen, ſo daß die Ruderer aber doch ein Paar Stunden arbeiten konnten. Dann kam er wieder auf, und ſo im anmuthigen Wechſel, bald lavirend, bald ganz ſtill liegend, bald mühſelig rudernd, verging die Nacht und der darauf folgende Montag. Der franzöſiſche Oberſt, der nur ſechs Ruderer an Bord hatte, war längſt hinter uns zurückgeblieben, und wir hatten einen andern Reiſegefährten bekommen, einen halben Landsmann, einen Holſteiner, dem es nichts geholfen, daß er vierundzwanzig Stunden früher von Bulak fortgegangen war. Der Sturm hatte ihn gefeſſelt und wir holten ihn ein. Wir erkannten ſämtlich, daß es unmöglich ſei in dieſer Weiſe Alexandrien zu rechter Zeit zu erreichen, wo man, wenn man auch gern Pompejusſäule und Obelisk im Stich ließe, doch mit Geſundheitspatent und

Paßangelegenheiten zu thun hat; denn am Abend des Montag fiel der Sturm nicht bei Sonnenuntergang. Er wollte ſich das Wetter noch zwölf Stunden betrachten, und wenns nicht beſſer würde quer durchs Land nach Alexandrien reiten; — wir an Bord des Dampfſchiffes gehen, wenn es ſich nämlich mitten im Fluß für unſre Ueberſchiffung würde aufhalten wollen. Wir glaubten ſo weit von Cairo zu ſein, daß es ungefähr gegen Mitternacht uns einholen würde; aber es geſchah bereits um neun Uhr, nachdem es um vier von Bulak abgegangen. In fünf Stunden hatte es den Weg zurückgelegt an dem wir ſeit 32 arbeiteten! Angerufen, erklärte es ſich bereit für fünf Pf. St. die Perſon Halt machen und uns aufnehmen zu wollen. Von Cairo koſtet es nur drei und ein halbes Pfund — Du ſiehſt alſo, liebe Mutter, daß es mir übel geht, wenn ich einmal verſuche Oekonomie zu machen, denn unſre Barke mußte natürlich für die ganze Reiſe bezahlt werden. Wir ſiedelten uns über mit unſrer ganzen weitläuftigen Wüſten- und Barken-Bagage, die wir im Lazareth zu Syra ganz nothwendig brauchen werden, und ich war ſehr froh nach einer Viertelſtunde dahin zu brauſen und meiner Ankunft in Alexandrien zu rechter Zeit gewiß zu ſein. In der winzigen Damenkabine fand ich eine ſehr hübſche und wolerzogene Engländerin, ſo recht ein Typus der guten Geſellſchaft im allerbeſten Sinn: angenehme Manieren, Verſtand, Talent, ernſte Bildung, und nicht ein Funke von Eigenthümlichkeit im Urtheil, oder im Streben, oder im Sein. Sie bereist mit ihrem Mann und ihrem Kinde in einer eigenen Yacht die Küſten des ſüdlichen Europas und die Levante, und kam jezt aus Cairo zurück um auf ihrer „Gitana“ nach Beirut zu gehen. Für uns Beide war in der kleinen Kabine Raum, und ich verbrachte die Nacht nicht auf meinem Koffer ſitzend, ſondern auf einer Bank ſchlafend, die freilich ausnehmend ſchmal und beträchtlich dürr gepolſtert war. Die Herrnkabine iſt überfüllt geweſen. Ich erwachte als das Dampfboot geſtern früh um fünf Uhr bei Atſeh anhielt, wo man den Nil verläßt und auf dem großen Canal Mahmudijeh, den Mehemed Ali in einem Jahr von 25,000 Fellahs hat graben laſſen, die Fahrt nach Alexandrien fortſetzt, und zwar folgendermaßen: ein kleines Dampfboot von vier Pferden Kraft nimmt eine große bequem eingerichtete Barke ins Schlepptau und ſchafft ſie ungefähr in zehn Stunden nach ihrem Beſtimmungsort. Wir landeten geſtern Nachmittag um vier Uhr, fanden die ganz europäiſche Einrichtung, daß der Gaſtwirth des Hôtel d'Orient ſeine Kaleſche zum Landungsplatz geſchickt hatte, und fuhren an der Pompejusſäule vorüber, die einen wunderbar geiſterhaften Eindruck macht, an großen Schutthügeln grünbewachſen, an einzelnen wenigen Palmen, durch ein tiefes, gewundenes Feſtungsthor ins Frankenquartier von Alexandrien hinein. Hier hat Egypten aufgehört! dies iſt die Niederlaſſung einer europäiſchen Handelswelt! lange hab' ich nicht etwas ſo Nüchternes geſehen, als dies Frankenquartier mit ſeinen großen Häuſern, alle ganz weiß, alle mit grünen Jalouſien, alle ſo langweilig wie in Europa die moderne Dreſſur ſogar die todte Steinmaſſe macht!

Was nun das Land von Unteregypten betrift, ſo habe ich auf dieſer Fahrt leider ſehr wenig davon geſehen. Die kleine Strecke, welche ich in der Barke befuhr, zeichnete ſich nicht durch größere Kultur vor den mir bekannten Nilufern aus. Darauf verſchlang die nächtliche Fahrt auf dem Dampfboot einen großen Theil unſers Weges, und von Atfeh an fuhren wir in dem tiefgegrabenen Bett des Canals, ohne etwas Andres gewahr zu werden, als ſeine öden Uferwände. Erſt in der Nachbarſchaft von Alexandrien erhoben ſich über dieſelben einige Campagnen von Kaufleuten und Banquiers, weiße Landhäuſer mit eiſernen Gitterthoren und dürftigen

Gärten, bei denen ſich nichts ſo deutlich ausſpricht als das Streben nach europäiſcher Eleganz. Von der Stadt ſelbſt gewahrt man auch in nächſter Nähe nichts, ſo tief iſt der Boden auf dem ſie liegt. Wo ſind die herrlichen Baumpflanzungen von Cairo? wo ſind die Moſcheen, die Minares, die Kuppeln, welche jede orientaliſche Stadt — wenn auch keine in der Menge und der Vollendung wie dieſe ächte Tochter des ſiegenden Islams und des ritterlich ausgebildeten Chalifats, wie die edle, phantaſtiſche Sarazenin Muſr el Cahirah — beſitzt? Das Einzige was noch orientaliſch, ſind die Schutthaufen um die Stadt — aber auch ſie nicht mehr in arabiſcher Blöße, ſondern ſchon ganz nordiſch mit jungem grünen Gras, das mir in ſeiner Art Freude machte, bedeckt. Es iſt ein Zeichen, daß es hier mehr regnet. Ein Fleckchen fürs junge grüne Gras giebts um Cairo nicht; nur reiche gepflegte Vegetation oder ſtarre Sandwüſte.

Aus der Pharaonenzeit iſt nichts übrig, als zwei Obeliske, ein umgeſtürzter und ein aufrecht ſtehender, beide mit Namensſchildern von Thotmoſes III. und Hieroglyphen, die weit weniger ſcharf und rein geſchnitten ſind, als in die Obeliske von Luqſor und Karnak. Sie befinden ſich jetzt in einer jener jämmerlichen Vorſtädte des armen Volks, die aus zerfallenen Backöfen und Kehrichthaufen zuſammengeſetzt ſcheinen, und die durch ihre fürchterlichen Emanationen ganz geeignet ſind die Peſt an- und aufzuziehen. Der Boden iſt Schmutz, die Umgebung iſt Schmutz, die Atmoſphäre iſt Schmutz. Da werden Menſchen geboren, da treiben ſie die Handthierung ihres Lebens, da ſterben ſie. Halb vergraben in all der Miſere, und ſehr deteriorirt von den Stürmen der Zeit liegt der eine Obelisk am Boden; der andre ſteht unangetaſtet neben ihm. Wer weiß welch Heiligthum ſie einſt behütet haben! — Da Alexander der Große dieſe Stadt erſt angelegt, und das Königsgeſchlecht der Ptolemäer ſie darauf zur Reſidenz und zum Sitz der Wiſſenſchaft und Kunſt gemacht hat, ſo denke ich, daß einer derſelben dieſe ungleich älteren Obelisken von ihrem früheren Standpunkt entführt und ſie hieher vor einen Tempel verſetzt hat. — Ungleich ſchöner und imponirender erhebt ſich die Pompejusſäule einſam auf einer flachen grünen Anhöhe vor der Stadt, die zu einem Gottesacker gedient hat, oder noch dient, und daher eben nicht anders als ein Schutthügel ausſieht. Wie ein großer Schatten aus einer großen Vergangenheit, wie die Verkörperung eines mächtigen abgeſchiedenen Geiſtes, ſo einſam, edel und melancholiſch überragt dies herrliche Monument Land und Meer. Es iſt eine korinthiſche Säule von rothem Granit, der Schaft ein Monolith 68 Fuß hoch, die Politur aufs Beſte erhalten. Das Piedeſtal iſt ganz leer und ungeſchmückt, und der Knauf zwar verziert, aber unfein, ohne Grazie und ohne Pracht, nicht wie es ſich für die Säule geſchickt hätte; er iſt gewiß aus einer andern Zeit, und vielleicht von einem der römiſchen Kaiſer als Ergänzung auf die Säule geſetzt. Weshalb ſie den Namen des Pompejus trägt, weiß man nicht recht; die Urne ſoll auf ihr geſtanden haben in welcher ſein Haupt einbalſamirt ward nachdem er hier unter Mörderhand gefallen. Es iſt etwas Prächtiges um große Menſchen! ein Purpurmantel ſchleppt ihnen nach ſo lang und weit, daß Großes und Kleines ihrer Zeit ſich damit zu bedecken ſtrebt. Darum heißt ſie auch für mich die Pompejusſäule, möge Kaiſer Severus oder Hadrian oder Diocletian ſie errichtet haben, wie man darüber Vermuthungen hegt. — Ob noch andre alte Ueberreſte ſich in der Stadt finden, weiß ich nicht, denn in ihr Gewühl wagten wir uns nicht hinein. Bei unſrer Fahrt zum alten Hafen kamen wir an einem Hauſe vorüber das kleine antike Säulen zu haben ſchien; wir fuhren ſchnell, ich konnte es nicht genau ſehen. Aber es war mir etwas ganz Neues bei meinen Exkurſionen in einer Kaleſche, nicht auf einem Eſel zu ſitzen. Es giebt ihrer ebenſoviel hier als in Cairo. Von den großartigen Bauwerken mit denen die Ptolemäer ihre Reſidenz ausſtatteten, was iſt übrig geblieben? Nichts! .... ein unſterblicher Ruhm! Spurlos iſt der Leuchtthurm verſchwunden, den um 250 Jahr vor unſrer Aera König Ptolemäus Philadelphus durch den Soſtratus auf der Inſel Pharos erbauen ließ, welche am Hafen lag und durch einen Damm mit der Stadt verbunden wurde. Gegen vierhundert Fuß war er hoch, Marmorſäulen trugen ſeine Gallerien. Sie waren ſehr prächtig, dieſe Ptolemäer, und im großen Styl! Derſelbe König ſchickte 100,000 gefangene Juden frei nach Paläſtina zurück, mit der Bitte an den Hohenprieſter zu Jeruſalem ihm dafür eine genaue Abſchrift des moſaiſchen Geſetzes zukommen zu laſſen. Er erhielt ſie mit goldenen Buchſtaben auf Pergament geſchrieben, und beſchäftigte darauf ſiebzig gelehrte Männer mit der Ueberſetzung der hebräiſchen Urſchrift ins Griechiſche. Das iſt die Septuaginta, deren Autorität die Rabbiner ſpäter beſtritten haben. Unter ihm lebte auch Manetho, der Hoheprieſter und Schriftgelehrte zu Heliopolis, den er veranlaßte das Geſchlechtsregiſter der alten Pharaonen aus den Quellen ſeines

Tempelarchives zuſammen zu tragen — eine Arbeit, die ſpäter, unter Ptolemäus Evergetes, der Vorſteher der Alexandriniſchen Bibliothek, Eratoſthenes von Cyrene, zu vervollſtändigen ſuchte, ſo daß die Arbeiten und Forſchungen dieſer beiden Männer, verbunden mit den Trümmern von chronologiſchen Namenſchildertafeln, die man in einigen der pharaoniſchen Tempel gefunden, das Fundament ausmachen für das Studium jener Urzeit der Geſchichte. — Wohin die Alexandriniſche Bibliothek gekommen, weiß man freilich! des Chalifen Omar berühmtes Wort über das Genügen am Koran bereitete ihr das wunderliche Schickſal in Allahs Namen zur Heizung der Bäder verbraucht zu werden, im Jahr 651. Ich glaube daß die recht eifrigen Methodiſten in Baſel und Genf ſehr gelaſſen ein ähnliches Verdammungsurtheil über alle europäiſche Bibliotheken ausſprechen könnten, denn in der ganzen Welt und zu allen Zeiten trägt die Religionsſchwärmerei Familienzüge. — Mit den verſchiedenartigen Kleinodien des alten Alexandrien ſchmückten ſich erſt Rom und dann Byzanz. Doch blieb es noch glänzend unter den arabiſchen Chalifen und blühte durch Handel mit Aſien und Europa bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein. Als darauf die fremdländiſchen Dynaſtien der Cirkaſſier zur Herrſchaft gelangten, und innere Unruhe und äußere Kämpfe den Verfall des unglücklichen Landes herbeiführten, ſank auch Alexandrien immer mehr und mehr, am tiefſten unter den Türken, und Meereswellen, Moraſt und Schutt bedecken jezt ſeine ehemalige Herrlichkeit. Uebrigens ſtelle ich mir vor, daß es eine recht egyptiſche Stadt, wie früher Memphis und Theben, oder eine recht arabiſche, wie ſpäter Cairo, nie geweſen iſt, ſondern mehr dem griechiſchen Geiſt angehörte, der es geboren und gepflegt hatte. Der feine Kunſtſinn, der Eifer für Wiſſenſchaft, das Streben nach Genuß und Glanz des Lebens, die Thätigkeit, die vielſeitige Bildung, die unruhige Beweglichkeit und Neuerungsſucht und dialektiſche Spitzfindigkeit — das Alles gehört dem griechiſchen Urſprung an. Mit einer gutafrikaniſchen Leidenſchaftlichkeit war er verſetzt und den dritten Theil der Miſchung machte die Characterloſigkeit einer Welthandelsſtadt aus, in welcher ſich die Nationen kreuzen. Dieſen letzten Zug, aber ganz en miniature, trägt es gegenwärtig.

Das See-Arſenal, welches Mehemed Ali gegründet hat, wagte ich nicht zu beſehen — aus Reſpekt vor der Peſt. Es wäre wirklich ſchwer geweſen den Tag hinzubringen, wenn nicht meine engliſche Reiſegefährtin von geſtern mich eingeladen hätte ihre Yacht zu beſuchen. Neben den wunderlichen Behauptungen von engliſcher Schroffheit und Impertinenz gegen Unbekannte, kann ich immer nur meine eigenen Erfahrungen genau über das Gegentheil anführen, die ich auf allen meinen Reiſen gemacht habe. Vielleicht iſt es meine kühle Zurückhaltung, die ihnen Vertrauen einflößt! Ich könnte ſehr gut vierundzwanzig Stunden neben einer fremden Perſon ſitzen, ohne auch nur eine Sylbe mit ihr zu reden, ſo gering iſt mein Sprechbedürfniß; — ich glaube das giebt ihnen eine Art von Zuverſicht. Vielleicht bin ich auch noch ſchroffer als ſie und bemerke daher nicht an ihnen das, was Andere Schroffheit nennen. Genug, meine Reiſegefährtin hatte mich eingeladen bevor ſie meinen Namen wußte, was ich ausdrücklich bemerke jenen Behauptungen zum Trotz, daß die Engländer immer auf den Namen warteten, ehe ſie ſich entſchlöſſen artig zu ſein. Eine kleine Schaluppe erwartete uns im Hafen um uns an Bord der Yacht zu bringen. Die Matroſen trugen weiß und grün geſtreifte Jacken, auf der Bruſt roth eingeſtickt den Namen derſelben „Gitana" und darunter die drei Buchſtaben R. Y. S. (Royal Yacht Squadron), ſtrohfarbene lackirte Hüte und weiße Beinkleider.

Sauber und ordentlich wie ſie war die ganze Yacht, vom Wimpel bis zur Küche. Es machte mir das größte Vergnügen dies Fahrzeug zu ſehen, theils weil es mir ganz neu war, hauptſächlich aber, weil ſich die Eigenthümlichkeit dieſes merkwürdigen Volkes darin ausſpricht, das ein Schiff hat, wie man bei uns ein Landhaus hat, und ſich darauf mit Weib und Kind ſelbſtändig auf weite Reiſen begiebt. Dies Yacht-Geſchwader iſt einer der Clubbs, deren es in England ſo viele giebt. Die Königin und ihr Gemal nehmen auch Theil daran. Es hat einen Commodore und über anderthalb hundert Theilnehmer. Die Yacht iſt ein zweimaſtiges Fahrzeug, welches vorzüglich zum Schnellſegeln eingerichtet iſt. Im Sommer halten ſie zuweilen Wettläufe um die Inſel Wight. Ihre Größe iſt verſchieden; die Gitana iſt von 130 Tonnen, hat zwölf Matroſen und einen Capitän der Oberſteuermann in der königlichen Marine geweſen, alſo vom Fach iſt. Der Beſitzer ſagte mir, daß er ſelbſt gar nichts davon verſtände. Er reiſt in ſeiner Yacht aus Vergnügen an dieſer Art zu reiſen, und ſie mag wol ſehr angenehm ſein, denn man befindet ſich durchaus im eigenen Hauſe, mit ſeinen Dienſtboten, ſeiner Einrichtung, ſeinen Gewohnheiten — und ſchwimmt in heimiſcher Umgebung nach wildfremden

Ländern. Mit dem comfort des home — ich bitte Dich um Verzeihung für dieſe Worte, welche der deutſchen Sprache fehlen — verbindet man den Wechſel und den Reiz der Fremde. Ein Salon, ein Speiſezimmer, fünf Schlafkabinets, Küche ꝛc., ſogar ein Badezimmer füllten den Raum. Alle ſind von oben beleuchtet. An den Wänden des Speiſezimmers hingen Waffen, als Verzierung und zum friedlichen Jagdgebrauch; an denen des Salons war eine kleine Bibliothek aufgeſtellt; die der Schlafzimmer enthielten Schränke. Alles war ſo angenehm zweckmäßig, brauchbar und nett; dabei von geſchmackvoller Einfachheit. Das iſt ein Schiff! und die Dahabieh in der ich von Aſſuan nach Wadi Halfa gefahren bin iſt auch ein Schiff! ſie liegen an den beiden Polen der Civiliſation vor Anker, und ſind ſich eben ſo unähnlich wie dieſe engliſchen Matroſen und unſer Berber-Schiffsvolk es iſt. Ja, für Alles was Glanz, Bildung und Bequemlichkeit des Lebens betrift, macht die Civiliſation einen ſtupenden Unterſchied. Aber fürs Elend gar nicht. Ob in den engliſchen Fabrikdiſtrikten junge Kinder zehn bis zwölf Stunden täglich in den dumpfen Fabrikgebäuden arbeiten müſſen — oder ob ſie in Cairo, die Kleineren Lehm und Steine zutragen, die Größeren ein Stück Stadtmauer aufbauen müſſen, wie ich das geſehen habe — bleibt ſich gleich. Es iſt ein fürchterlich niederſchlagender und doch unabweislicher Gedanke, daß, wie man es auch anfangen möge, für eine Maſſe von Menſchen, vielleicht für den größeren Theil, materielles Elend das unwiderrufliche Loos bleibt. Und dann neigt ſich wiederum der Vortheil den uncivilisirten Völkern zu: das Elend drückt ſie, doch ohne die zwiefache Laſt, welche das Schauſpiel der üppigſten und glanzvollſten Cultur den Elenden der Civiliſation aufbürdet. Daher entarten Jene weniger dadurch als Dieſe. Vielleicht werden ſie ſtumpfer, doch ganz gewiß nicht ſo verworfen. Die hauptſächlichſten Diebſtahle welche in Cairo geſchehen, betreffen Lebensmittel. Räubereien fallen höchſt ſelten vor, Raubmorde gar nicht. Im Allgemeinen iſt die Sicherheit des Eigenthums außerordentlich. Von der Kleinheit der Kaufladen in den orientaliſchen Städten ſprach ich wol ſchon in Conſtantinopel und Damaskus; die meiſten ſind auch hier nicht viel größer als eine tiefe Niſche, Fußboden, Ladentiſch und Sofa ſind Eins und Daſſelbe, und ein Menſch hat darin Raum. Wird er abgerufen, oder hat er außerhalb ein Geſchäft zu beſorgen, ſo begnügt er ſich ſeine Boutique zu ſchließen indem er ein grobes Netz davor hängt. Das wird reſpektirt!

Stelle Dir vor! im Gewühl und im verführeriſchen Halbdunkel eines Bazars! Ich verderbte Europäerin fand dies ſo ausnehmend tugendhaft, daß ich es gar nicht glauben wollte; es wurde mir aber ſehr ernſthaft betheuert. Boutiquen vor denen ein Netz hing hatte ich oft bemerkt, aber ich dachte es würde wol ein Aufpaſſer im Hinterhalt liegen.

Von Alexandrien weiß ich nichts weiter zu erzählen, liebe Mutter — es müßten denn die table-d'hôte-Geſpräche ſein, die ich heut und geſtern von vielen europäiſchen Reiſenden aller Nationen gehört habe, und die in ihrer Art ergötzlich und lehrreich ſind. Es iſt gar poſſirlich wie Menſchen die Nichts ſind, über diejenigen herfallen und urtheilen die Etwas oder gar Viel ſind.

Dies iſt der letzte Brief aus Egypten. Siehe da! ich ertappe mich bei dieſem Wort auf einem kleinen wehmüthigen Gefühl.

LIV

Lazareth im Piräus, Mittwoch, März, 20, 1844.

Gefangenſchaft iſt eine harte Sache, liebſte Mutter, und wenn man ſie um eines Verbrechens willen erduldet, muß es eine grauſige Sache ſein .... vielleicht aber doch nicht ſo grauſig als ſterben zu müſſen durch Henkershand. Seit zwölf Tagen denke ich darüber nach und ſchwanke zuweilen in der Wahl, wenn ich wählen müßte. Aber nein! durch Henkershand? Nein! da lieber hundert Jahr Gefangenſchaft!! — Gottlob, meine kurze iſt übermorgen zu Ende. Die drei Reiſetage auf dem Meer werden uns angerechnet, machen im Ganzen ſiebzehn, und darauf iſt die urſprüngliche vierzigtägige Contumaz zuſammen geſchmolzen.

Von dieſen letzten vierzehn Tagen ſeit meinem Brief vom ſechsten aus Alexandrien giebts wenig zu ſagen. Am ſiebenten, gegen acht Uhr früh, waren wir an Bord des franzöſiſchen Dampfſchiffes le Dante, das von Marine-Offizieren befehligt wird, weil die hauptſächliche Beſtimmung dieſer Linie iſt, die Depeſchen der Regierung nach dem Orient zu befördern. Eine halbe Stunde nach uns kam Graf S. an, der ſeine Nilbarke nicht verlaſſen, aber günſtigen Wind bekommen und mit Tagesanbruch Alexandrien erreicht hatte. Der däniſche Generalkonſul, der einzige der dem Paſcha nicht nach Cairo gefolgt iſt, hatte ihm auf dem franzöſiſchen Dampfſchiffbüreau das Nothwendige verſchafft, und ſo konnte er glücklich mit uns fortgehen. Eine halbe Stunde ſpäter wäre es zu ſpät geweſen, denn um neun Uhr lichteten wir die Anker, und ſchoſſen nach

Norden bei günſtigem Winde, der am zweiten Tage ſo heftig wurde, daß wir 11 Seemeilen (12 ſind 3 deutſche) in der Stunde zurücklegten, und in der Mitte des dritten den Haſen der Inſel Syra erreichten. Am neunten um halb zwei Uhr Mittags lagen wir vor Anker. Dies iſt die ſchnellſte Fahrt die der Dante je gemacht hat! So wie wir anlangten wurde die gelbe Peſtfahne aufgezogen, ein Zeichen daß das Fahrzeug in Contumaz iſt und daß kein Boot aus der Stadt ſich nahen darf. Iſt am Bord ſelbſt ein Peſtfall, ſo muß eine ſchwarz und gelbe Fahne aufgezogen werden und die Paſſagiere kommen in das Peſtlazareth auf der nahen Inſel Delos in Quarantäne; Syra iſt nur für uns Verdächtige. Es regnete, es windete, dicke Wolken hingen über Land und See, das Dampfſchiff tanzte fürchterlich hin und her. Einige Stunden vergingen ehe es endlich zum Ausſchiffen kam. Wir wurden grauſam in den Schaluppen zuſammen geſchichtet, alle Paſſagiere durcheinander, Koffer, Kinder, unendliche Bagage aller Art. Einige ſpannten Regenſchirme auf und ſtießen damit die Andern in die Augen; die kleinen Kinder quarrten; dazu ging die See ſo hoch, daß wir nicht von der Stelle kamen; — es war anmuthig! — Bei all dem amüſirte ich mich unbeſchreiblich über einen jungen Franzoſen, der ſeinen klagenden Gefährten mit den Worten zur Ruhe verwies: „Eh, mon cher! nous „avons à bord des Lords et des Mylords. Vous „n'êtes qu'un particulier en ce monde! taisez „vous." — Endlich langten wir an. Das Lazareth, ein großes, neues, viereckiges Gebäude, das einen weitläuftigen innern Hof umſchließt, liegt am Abhang eines Berges der Stadt gegenüber, durch den Haſen von ihr getrennt, der einen tiefen Einſchnitt in die bergigen Ufer macht. Das Gebäude beſteht nur aus einem Erdgeſchoß, an das in der Fronte zwei Pavillons von zwei Stockwerken ſich lehnen. Den Einen bewohnt die Inſpektion, und die oberen Zimmer des Andern bekamen wir. Ueber die dumpfe Feuchtigkeit, den Zugwind, den Fußboden von Stein im Erdgeſchoß hörte ich ſehr klagen, und ſchon in Egypten hatte man mich davor gewarnt, denn das ſind lauter Dinge gegen die man durch das köſtliche egyptiſche Klima verwöhnt, äußerſt empfindlich wird. Zwar giebt es in Egypten, Alexandrien ausgenommen, nur Fußboden von Stein: allein die Unbequemlichkeit welche ſie mit ſich bringen iſt dort nicht Feuchtigkeit, ſondern Staub. — Die oberen Gemächer ſind alſo verhältnißmäßig gut zu nennen, und als wir um ſechs Uhr Abends endlich eingerichtet waren — hauptſächlich mit den eigenen Sachen — war ich ſeelenfroh, denn in zwei Nächten hatte ich nicht ſchlafen können. Einer Freude muß ich aber durchaus erwähnen, die ich hatte als ich das Ufer von Syra betrat. Trotz Wind und Regen, trotz grenzenloſer Ermüdung, warf ich mich über eine Maſſe von kleinen ſchönen wilden Blumen ſo freudig her, als hätte ich nicht unter Palmwäldern, ſondern unter dem nordiſchen Schneehimmel den Winter verlebt. Frühling muß ich einmal im Jahr haben, da wie dort, und ſeine erſten kleinen Boten empfange ich immer mit heimlichem Jauchzen. Ich hoffe Du lobſt mich, Herzensmama, um meiner deutſchen Gemüthlichkeit willen!

In der Nacht tobte ein wüthender Sturm, der auch noch am zehnten fortdauerte, und die Schiffe im Hafen wie Schaukeln hin und her ſchleuderte. Am Morgen des eilften war das Unwetter verſchwunden, und ein reizendes Bild lag vor mir, als ich auf die lange Terraſſe hinaustrat, welche die Bedachung des Hauptgebäudes ausmacht und uns einen ſehr bequemen Spazierplatz bot. Ich war von einem Hufeiſen von krauſen, gewellten, lebhaften Bergen umzingelt: ſo machen ſich die Uferwände von Syra, welche den Hafen umgeben, in welchem ziemlich viel Handels- und einige

Dampfſchiffe lagen. Dem Lazareth grade gegenüber ſenkt die Stadt Syra ſich von der Höhe eines zuckerhutförmigen Hügels zum Meer herab. Die Spitze deſſelben krönt ein Kloſter; um daſſelbe lagert ſich die Altſtadt, deren Urſprung in die alten gefährlichen Zeiten fällt, wo Seeräuber die niedern Küſten unſicher machten. Jetzt aber, im Schirm des Friedens und der Sicherheit, hat ſich die Neuſtadt bis unten herunter gewagt. Alle Häuſer vom Kloſter an ſind blendend weiß, und ſehen von ferne ungemein freundlich gegen den dunkeln Hintergrund der Berge aus. Syra iſt eine Handelsſtadt von Wichtigkeit, und hier kreuzen und treffen ſich die verſchiedenen Dampfſchifflinien, welche Europa mit dem Zwiſchenreich — ſo kommt mir Griechenland und die Türkei vor! — und mit der Levante in Verbindung bringen, und daher iſt hier auch eine Hauptquarantäne-Anſtalt.

Zur Rechten, da wo das Hufeiſen ſich öfnet, breitet das Meer ſich aus mit einem Theil der Cykladen, zu denen Syra ſelbſt gehört. Da liegen Tino, Myconia, das „heilige Delos", Naxos — lauter ſchöne maleriſche blaue Berge, liebliche Töchter eines Hauſes, mit ich weiß nicht welchem Zauber von Poeſie und göttlichem Geheimniß angethan. Auf Naxos nahte ſich der Gott der ewigen Jugend und der jubelnden Begeiſterung, der Verlaſſenen, Einſamen und Troſtloſen, und führte Ariadne von dem Felſeneiland zu den unvergänglichen Wonnen des Olymps. O dies Verſtändniß der Menſchenſeele, dies Begreifen daß die unendlichen Traurigkeiten der unendlichen Seligkeit vorhergehen müſſen; dieſe Zuverſicht, daß die göttliche Kraft aus Liebe menſchliche Sehnſucht, Schwäche und Qual zu ſich emporhebt, ſtillt und tröſtet; macht mir die griechiſchen Mythen zu ächten Perlen in dem Blumenkranz, der die Stirn des griechiſchen Genius ſchmückt. Immer in der Stille, und faſt immer im Leid erſchienen die Götter den Sterblichen; ſo nahte ſich Bachus der Ariadne; ſo Diana hier auf dem nahen Cithäron dem Endymion; ſo befreite der Götterſohn Perſeus die gefeſſelte und geängſtigte Andromeda von jener Klippe im Meer. — Welch eine Sehnſucht muß im Buſen dieſes Volks gewohnt haben, um inmitten des herrlichſten und ruhmvollſten Glanzes des irdiſchen Lebens einen ſolchen Drang nach dem Ueberirdiſchen gehabt zu haben! — Auf Delos ſtand einſt ein Tempel des Apollo mit einem berühmten Orakel; daher hieß die Inſel die heilige. Apollo beehrte ſie mit dieſer Gnade zum Dank dafür, daß ſie ſeine Mutter Latona aufgenommen, als dieſe von der Juno verfolgt kein Fleckchen auf Erden finden konnte um ihre Kinder zur Welt zu bringen. Jezt ſteht da das Peſtlazareth! So verſchieden ſind die Bedürfniſſe der verſchiedenen Zeiten. — Auf Myconia ſind die alten Centauren beſtattet worden, die Hercules beſiegte. Es hat doch immer rohe, brutale, wildgährende Kräfte gegeben, die durch eine ordnende Macht gebändigt werden mußten! das iſt recht troſtreich, wenn man der nimmer endenden Gährungen gedenkt, welche jede Epoche neu abſezt. Nur ſcheinen mir die der unſeren mehr tückiſch als roh, und mehr giftig als wild zu ſein. — Zwiſchen Naros und Delos liegt Paros mit der kleinen nachbarlichen Antiparos, dieſe mit der ſchönſten Stalaktiten-Grotte, jene mit den herrlichſten Marmorbrüchen der Welt. Wir ſind daran vorüber gefahren; von Syra aus ſieht man ſie nicht. — Auf Tinos gewahrt man deutlich ein weißes Städtchen. Um all die ſchönen Bergformen ſchwebte ein ſilberner Duft und ein reizendes Farbenſpiel, und die wechſelvolle Beweglichkeit der Linien in der Landſchaft drang ganz fröhlich in mein Auge, das durch die ernſten, langen, graden der egyptiſchen Landſchaft auch ganz ernſt geworden iſt. Dazu erklangen drüben im Kloſter die Glocken. Die hatte ich nicht gehört — weiß nicht ſeit wann! Rührend wie ein Ruf der

Liebe ſchwebte der ſanfte feierliche Ton über das blaue Meer und in den blauen Himmel hinein, und klang mir wie ein Willkommen in der Heimat. Es war ein herrlicher Morgen! — — — Nachmittags kam plötzlich die Botſchaft von unſerm „Dante“, der noch immer im Hafen lag unentſchieden ob ſeine Beſtimmung ihn nach Alexandrien oder nach dem Piräus führen würde: jezt ſei es entſchieden, er gehe nach dem Piräus, und ob Jemand von ſeinen früheren Paſſagieren mitwolle? die Quarantänetage in Syra würden uns dort angerechnet werden. Mir, eine höchſt willkommne Botſchaft, denn es war fraglich ob am zweiundzwanzigſten und wahrſcheinlich daß erſt am ſiebenundzwanzigſten ein erlöſendes Dampfſchiff nach Syra kommen würde; überdas ein herrlicher Tag, der eine ruhige Nacht verſprach — was mir bei meiner ewigen dummen Neigung zur Seekrankheit ſehr wichtig iſt. Ein Theil unſrer Reiſegeſellſchaft hatte aber Spoglio gemacht, d. h. die Perſonen der Desinfizirung durch Bäder und Kleidungsſtücke aus der Anſtalt — die Effecten der durch Räucherungen unterworfen, und dadurch die Quarantäne auf neun Tage beſchränkt, an deren Schluß ſie mit einem Segelſchiff nach dem Piräus gehen wollten. Sie würden durch eine Fahrt auf dem in Contumaz ſtehenden Dante und mit uns Infizirten ihren Spoglio unwirkſam gemacht haben. All dieſe Weitläuftigkeiten mögen ſehr nothwendig ſein, aber ſie haben ihre lächerliche Seite. Nun, wir und zwei Engländer kehrten zum Dante zurück, der um halb neun Uhr Abends ſeine Fahrt antrat. Die Nacht war ſo ruhig wie ich es gehoft hatte; im Schlaf fuhr ich am Vorgebirge Sunium vorüber, an der Inſel Aegina und in den Piräus hinein. Ich erwachte erſt als um ſieben Uhr der Anker fiel und flog aufs Verdeck. Hier zog Themiſtokles ein nach der Schlacht von Salamis und all die Berge rund umher haben es geſehen! — das war mein erſter freudiger Gedanke da oben. Grüß dich Gott, du kleines Athen, du Königin-Prieſterin, mit dem Szepter der Intelligenz, mit der Krone künſtleriſcher Vollendung, mit dem Purpur der Herrſchaft geſchmückt, mit den höchſten Gaben der Welt ausgeſtattet: mit Weisheit und mit Begeiſterung. Eines oder das Andre haben die Menſchen, wenn's hoch kommt; deine Menſchen hatten Beides. Drum iſt auch ſeitdem nichts Herrliches, in keiner Sphäre des Lebens geſchehen, was nicht vorher ſchon bei dir erſchienen wäre. Alle Größe, allen Ruhm, allen Glanz, alle Schönheit haſt du beſeſſen und ausgeſtralt. Eine ſo vom Himmel begnadigte Stätte muß für ewige Zeit dem Menſchengeſchlecht heilig bleiben. — — Mitten aus meiner Dithyrambe heraus wurde ich in die Schaluppe verſetzt, die uns ins Lazareth brachte. Da hatten früher Angekommene die guten Zimmer beſetzt, und wir mußten uns mit den Räumen begnügen, welche man oberflächlich aus Waarenmagazinen in Gemächer umgeſchaffen hat, ſo daß ſie z. B. nur eine mächtige Flügelthür durch eiſerne Haken von Innen zu ſchließen, aber keine Fenſter haben. Da hier nicht mehr egyptiſches Clima, ſondern Regen, Gewitter und Sturm, und überhaupt ſehr friſche Luft herrſcht, ſo hab' ich's freilich nicht beſonders gut, indeſſen — in el Ariſch war die Quarantäne viel unbequemer und ganz abgeſchmackt, und ſo wie ich frei bin, bringt mich ein Wagen in einer Stunde nach Athen; ich bedaure nicht die beſſere Wohnung in Syra verlaſſen zu haben. Drückend iſt ſolche Gefangenſchaft immer. Man hat ſeinen Wächter, man muß in dem winzigen Hof oder auf dem vierzig Schritt langen Quai ſpazieren gehen, man muß die leiſeſte Berührung, das Streifen des Schleiers einer früher oder ſpäter angekommenen Perſon meiden, man iſt zwiſchen Gittern eingeſperrt, man verliert vierzehn Tage, und man muß all dieſe Unbequemlichkeiten theuer bezahlen. Von Athen ſelbſt kann man nichts gewahr werden. Der Piräus iſt von ſchönen Bergen umfangen, welche überall die Ausſicht ſperren. Engliſche und franzöſiſche Kriegſchiffe liegen in ihm. Wollen ſie den König ſchützen oder die Revolution? — Sie ſind mir unausſtehlich. Handelſchiffe ſollten mich freuen. Leider fehlen ſie ganz. Ab und an kommt ein Boot von einer der Inſeln, muß aber auch ſeine neuntägige Quarantäne im Piräus machen, was ſehr drückend für den kleinen Handel iſt. Allabendlich haben wir ein Schauſpiel, das wir mit dem Antheil und der Pünktlichkeit von ächten Gefangenen beſuchen. Es iſt der Moment, wo der Kanonenſchuß im Hafen fällt, welcher den Sonnenuntergang verkündet. Dann ſinken die Flaggen von ſämtlichen Schiffen und deren Muſikchöre begleiten dieſen Akt mit klingendem Spiel. Hat man darauf noch ein Weilchen dem Farbenwechſel des Abendhimmels zugeſehen, ſo ſchlüpft Jeder in ſeine Zelle zurück. Ich habe Zeitungen, Bücher, Journale von den Geſandten bekommen, aber gar keine Luſt mich damit zu beſchäftigen; die Luft der Gefangenſchaft ſtimmt mich träge und trübe, und dieſer Wächter der mir mit einem Stock in der Hand überall nachfolgt und auflauert, und vor meinem Zellenthor auf und nieder ſpaziert — macht mich ſchwermüthig. In Pücklers und Schuberts Reiſen las ich, wie dieſe Herrn während ihrer Quarantäne gearbeitet haben. Das kann ich nicht! aber ich habe auch eigentlich nichts zu arbeiten; ein Paar Briefe ſchreiben iſt keine Arbeit, und zu leſen nur um die Zeit zu tödten iſt eine ſo bleiern ſchwere, daß ich mich nicht an ſie wage.

LV

Trieſt, Sonntag, April, 14, 1844.

Was ſagſt Du zu dieſer Pauſe, liebe Mutter! Ja, ſo iſt's! in viertehalb Wochen hab' ich nicht eine Zeile geſchrieben. Warum nicht? — ich konnte nicht. So etwas iſt mir nie geſchehen! eine ſolche Traurigkeit und innere Leere, ſolch ein deprimirendes Unbehagen wie in Athen habe ich in meinem ganzen Leben nicht empfunden. Sechszehn Tage habe ich ſtockſtill da geſeſſen, bei dem ungünſtigſten Wetter von der Welt, welches meine projektirten Exkurſionen unmöglich machte, und es iſt mir nicht eingefallen die Feder zur Hand zu nehmen. Ich fühlte mich wie gelähmt … am Herzen. Europa trat mir ſo widerlich entgegen, wie ein fader, abgebrauchter Mummenſchanz, den man bis zum hellen Morgen ausgedehnt hat. Ach, liebe Mutter!

Du kannſt Dir nicht vorſtellen wie ſtill man zurückkehrt von den ſtillen Ufern des Nils, den ſtillen Königsgräbern, den ſtillen Pyramiden und Sphynxen. Man hat in der Vergangenheit, im Schattenreich gelebt; aber dieſe Schatten ſind ſo majeſtätiſch und ehrfurchtgebietend, daß ſie einen weit größern Eindruck auf die innerlichſte Seelenſtimmung machen, als die Gebilde der Gegenwart in ihren bunten, zerſetzten, anſpruchvollen Gewändern und Attitüden. Sie ſind ſo kraus und konfus, daß ſie dunkel — aber jene Schatten ſo einfach und wahr, daß ſie licht ausſehen. Aus dem Licht der ungeſitteten Welt trat ich in das Zwielicht europäiſcher Cultur- und Civiliſationsbeſtrebungen zurück, mit denen man von Anfang an das unglückſelige Griechenland ruinirt hat. Ob es ein andres Schickſal verdient hätte? — weiß ich nicht. Tüchtige Menſchen und tüchtige Völker machen ſich ihr Schickſal ſo zurecht wie ſie es brauchen, und dann iſt von verdienen nicht mehr die Rede. Aber Griechenland hat wol nie das gehabt, was es gebraucht hätte. Europa gefiel ſich in einem ganz kindiſch unüberlegten Enthuſiasmus für die Befreiung desjenigen kleinen Landſtrichs, den man jezt Königreich Griechenland nennt, während Millionen von Griechen türkiſche Unterthanen geblieben ſind; und dieſen kleinen Landſtrich betrachtete Europa darauf wie eine wilde Schöne, die man in einer Penſion zur Bildung zuſtutzen müſſe, wofür ſie ſich bei ihren hohen Gönnern höchſt dankbar zu bezeigen, und willfährig den Gemal anzunehmen habe, den ſie ihr wählten. Dieſer Gemal iſt der König Otto. Gott ſegne ihn! ſeine wolwollenden traurigen Augen erzählen ſein Schickſal: er iſt nicht glücklich und macht nicht glücklich. Kein europäiſcher Fürſt könnte das! ein Palikarenkönig, griechiſcher Religion, eroberungsluſtig, mit eiſerner Fauſt unumſchränkt regierend — das wäre ein König für Griechenland — aber freilich keiner für Europa. So ein gewiß unbändiges Weſen in ſeiner Nachbarſchaft zu haben, iſt dem wolerzogenen Europa mit ſeiner Schulmeiſterdespotie ein Greuel, denn es könnte ſeine Berechnungen über den Haufen werfen, und die Vortheile worauf es ſich ſpitzt könnten ihm entgehen. Jezt hat es die Formen ſeiner dem Verfall zueilenden Kultur auf Menſchen, Sitten, Zuſtände, Anſichten geimpft, welche noch nie eine ſteigende Kultur gekannt haben; auf ein Volk das roh iſt wie die Deutſchen vor vierhundert Jahren, geldgierig und eigenſüchtig wie man es wird durch lange Sclaverei, intelligent und intrigant wie das nun einmal im griechiſchen Blut oder in der griechiſchen Luft zu liegen ſcheint. Was daraus werden ſoll? berechnet Jeder von denen, die dabei Hand im Spiel und Intereſſe dafür haben, anders. Was daraus werden wird? ergründet Keiner mit ſeinem Kalkul.

Mir war zu Sinn, wenn ich manche dieſer Menſchen ſah und hörte, als ſei ich in die Zeit unſers Götz von Berlichingen verſetzt, als würden mir alte Legenden vorgeleſen: ſo fremd ſind ſie in unſrer Welt. Ich beſuchte Petro Bey, der durch Gicht an ſein Zimmer gefeſſelt iſt. Er war zur türkiſchen Zeit, wenn ich nicht irre ſeit **1811**, Bey (Fürſt) der Maina, eines gebirgigen Landſtriches in Morea, der ſich durch die Beſchaffenheit des Bodens und die Tapferkeit ſeiner Bewohner frei vom Türkenjoch erhalten hatte und keinen Tribut zahlte, aber doch in einer Art von Lehnsverhältniß zu dem Großherrn ſtand, denn dieſer ernannte den jedesmaligen Mainotenfürſten. Von der Maina iſt ſpäter die Anregung zur Befreiung ausgegangen — erzählte mir der alte Petro Bey — aber ſchon viel früher iſt er ſelbſt einmal in Italien bei Napoleon geweſen, der ihm Unterſtützung bei dieſem Plan zugeſagt hat. Nun iſt der alte Krieger an den Füßen gelähmt; im Pelz ſaß er auf ſeinem Bett, ein großes Kaminfeuer wärmte das Zimmer, und zu Füßen des 78jährigen Greiſes ſaß ſein auch ſchon alter Schildknappe — unſer europäiſcher „Adjudant" iſt keine Bezeichnung für dieſe Verhältniſſe voll patriarchaliſcher Einfachheit, wo Diener, Freund und Waffenbruder in einander verſchmelzen. Die Palikaren ſind zugleich Haustruppen und Diener, Spiel- Waffen- und Lebensgefährten ihres Herrn. Ich fragte Petro Bey ob er noch ſeiner alten Kriegszüge gedenke. So viel und ſo gern, entgegnete er, daß ihm dabei immer zu Sinn werde, als müſſe er ſich zur Eroberung von Conſtantinopel aufmachen. Lahm ſei er zwar; allein er könne ſich ja in einer Sänfte tragen laſſen, wie ein berühmter europäiſcher Feldherr von dem er gehört, und commandiren könne er noch immer. Dann fragte ich ihn ob er an den Debatten in der Nationalverſammlung Theil genommen. „Nein, ſagte er gelaſſen; wir in der Maina ſind noch nicht ſo weit. Wenn wir ſo weit ſein werden, dann werden wir auch kommen." Es verſteht ſich, daß er griechiſch ſprach. Einer ſeiner Neffen, der franzöſiſch wie ein Pariſer ſprach, machte den Dolmetſch zwiſchen uns. Später fragte ich ob die neue Verfaſſung auch ſein Wunſch geweſen. Mit funkelnden Augen entgegnete er: „Ich habe nur zwei Wünſche! mögte der König einen Sohn haben, und mögte ich eine Meſſe in Sta. Sofia zu Conſtantinopel hören.“ Nun, liebe Mutter, gefällt er Dir nicht der alte Paladin? klingt es nicht als ob ein Kreuzfahrer ſpräche? Eine Meſſe in Sta. Sofia! guter Himmel! mit ſolchen Ideen hat Europa nichts zu ſchaffen! das religiöſe Element in Griechenland verſteht es ganz und gar nicht. Ich hörte einmal höchſt ernſthaft den großartigen Fortſchritt geiſtiger Bildung bewundern, der ſich darin kund gäbe, daß das Volk zur griechiſchen, der König zur katholiſchen, die Königin zur proteſtantiſchen Religion gehöre. Das iſt ſo recht einſeitig europäiſch geſprochen! wir allerdings, die wir durch die auflöſenden Stürme unſrer Reformationen, Revolutionen und Philoſophien gegangen, ſind nothgedrungen zur Toleranz gekommen, denn für uns iſt Intoleranz eine Schmach, nämlich Scheinheiligkeit. Aber was wiſſen die Griechen von Reformation und Philoſophie! ſie kennen nur ihr tauſendjähriges Dogma; ſie lebten Jahrhunderte lang in ſo engbegrenzten Verhältniſſen, daß ſie nur von den Genoſſen ihrer Kirche als den Gläubigen, und von den Muhamedanern als den Ungläubigen wußten; daher iſt noch jezt der Andersglaubende kein recht ſichrer Chriſt für ſie. Der König Otto, das bin ich feſt überzeugt, würde eine ganz andre Stellung eingenommen und nie die Marter dieſer Revolution erduldet haben, wäre er zur griechiſchen Kirche übergetreten. Wo ſind denn jezt die natürlichen, irdiſchen Schutzpatrone dieſer heiligen Kirche? — da iſt in Conſtantinopel der Patriarch, und in St. Petersburg der Kaiſer; König Otto iſt es nicht. Gewiß einer Welt von Intriguen, und vielleicht dem Ruin Griechenlands hätte jener Entſchluß einer ſtarken Seele vorgebeugt. Petro Bey iſt das Haupt der mächtigen Familie Mauromichális, und lebt von Kindern, Enkeln und Neffen umringt in Athen, während ſeine hundertjährige Mutter in der Maina lebt. Das große oberhauptliche Anſehen, das hohe Alter, das einträchtige Zuſammenleben der Familie, erinnert das nicht an die Patriarchen? und findeſt Du es nicht eine ſchreiende Anomalie, daß ich eine Trophäe unſers hohlen conventionellen bereits in Griechenland eingedrungenen Lebens .... in einem Viſitenbillet beſitze, worauf Petro Bey mit eigner Hand ſeinen Namen Petros Mauromichális geſchrieben hat?

Einer ſeiner Neffen, derſelbe junge Mann welcher bei unſrer Unterhaltung den Dolmetſch abgab, hat einen etwas langen, den Fremden unbequem auszuſprechenden Familiennamen; er heißt Dimitrikarakos. Iſt es ihm ärgerlich dieſen Namen immer falſch und verſtümmelt von den Fremden ausſprechen zu hören, oder hat man ihn damit geneckt, oder findet er ſelbſt ihn unbeholfen, genug er meint der Name zu Dimitrakos abgekürzt würde wollautender und bequemer ſein. Aber wie ſeinen alten Vater zu der Aenderung bewegen? Bitten und Vorſtellungen fruchten nichts. „Endlich — ſo erzählt er ſelbſt — fiel mir ein ihm zu ſagen: Mein Vater, es werden Dichter kommen, ſie werden von der Befreiung Griechenlands ſingen, alle berühmte Namen nennen, und nicht den Deinen, weil er zu lang iſt. — Da ſah mich mein Vater bedenklich an, zählte geſchwind die Sylben unſers Namens und ſagte beruhigt: Nicht doch! er bildet grade die Hälfte eines Verſes!" — Iſt das nicht wieder eine Idee aus Gott weiß welchen Urzeiten, den Namen zu ändern um von künftigen Dichtern beſungen zu werden? Bei uns ändert man wol auch den Namen, allein um mehr in der Geſellſchaft zu gelten. Eröfnete bei uns ein Sohn ſeinem Vater ſolche idealiſche Ausſicht, ſo würde der ihn ins Narrenhaus ſtecken.

Eines Tages ſpeiste ich beim bairiſchen Geſandten mit dem Oberſt Hadſchi-Criſto, der ſeitdem General geworden iſt. Er war prächtig angezogen im hochrothen goldgeſtickten Waffenrock über der weißen Fuſtanelle, und da ich nicht mit ihm reden konnte, ſo beſchränkte ſich unſre Hauptunterhaltung auf meine Bewunderung ſeines Coſtüms, die er ſich mit dem gutmüthigſten Wolbehagen gefallen ließ. Ich war ganz gerührt über dieſe Kindlichkeit des grauen Kriegers, und während der Zeit erzählt mir einer der Anweſenden folgende Geſchichte: Vor einigen Jahren nimmt Hadſchi-Criſto eine Empörerbande in Theſſalien gefangen und läßt den Anführer derſelben vor ſich bringen. Dann legt er ſeine Pfeife weg, nimmt ſein Meſſer, ſchneidet dem Gefangenen den Kopf ab, und greift wieder ſo gelaſſen zu ſeiner Pfeife, als hätte das Intermezzo aus einer Taſſe Kaffee beſtanden; denn der Gefangene hatte den Tod verdient und mußte ſterben — weshalb zaudern und Umſtände machen? Aber ſtelle Dir die Verlegenheit einer europäiſchen Regierung dieſer unbefangenen Rechtspflege gegenüber vor, und vereinige in Deinem Sinn dieſen Barbaren mit ſeiner harmloſen Erſcheinung.

Ich theile Dir dieſe verſchiedenen Züge mit, weil ich ſie charakteriſtiſcher für Geſinnung und Geſittung des Volks finde, als die neue Verfaſſung, welche einige im Ausland Halbgebildete, von unklaren Intereſſen Befangene veranlaßt haben. Ob Einer von ihnen Zuverſicht zu derſelben hat, ja, nur Hofnung für höhere Entwickelung, glaub' ich nicht. Begnügte Geſichter ſah ich an jenem traurigen Tage, als der König die Nationalverſammlung entließ, nur zwei: die des engliſchen und des franzöſiſchen Miniſters. Redliche Geſichter nur eins: das des Königs. Doch haben mir die Griechen keineswegs mißfallen, im Gegentheil! ſie beſtechen, weil ſie ſchön ausſehen, gut ſprechen, die angeboren guten Manieren der Völker des Südens und überdas etwas Ritterliches im Benehmen gegen Frauen haben, das aus unſrer Männerwelt als ſchmachvolles Ueberbleibſel der rohen Vergangenheit, als unwürdig eines Beamten, eines Gelehrten, eines Induſtrie-Befliſſenen, gar eines Liberalen, ſorgſam vertilgt wird. Ich bin in Griechenland ganz für die Griechen, finde es höchſt natürlich daß ſie ſich des widerſtrebenden Elementes der Baiern entledigt haben, und bedaure nur daß ſie zu eitel, zu unruhig, zu intrigant ſind um nicht Knechte fremder Einflüſſe zu werden. Coletti z. B. hat mir ſehr gefallen, trotz ſeiner etwas doctrinären Redeweiſe, die er vermuthlich in Paris gelernt, wo er acht Jahr Geſandter war. Calergi nicht; dieſer in Rußland geſchmeidigte Kretenſer flößt mir kein Vertrauen ein. Ein gewiſſes Etwas iſt allen griechiſchen Phyſiognomien eigen, nämlich zweifelnde Augen. Ich hatte gehört ſie ſähen liſtig und lauernd aus — das fand ich ſelten, aber dieſen zweifelnden Blick immer. Immer ſchien er zu fragen: was denkſt du? was meinſt du? meinſt du auch wirklich das was du ſagſt? kann man dir glauben? Ich, mit meiner wie Du ſie nennſt „erſchreckenden Aufrichtigkeit“, fand mich zuweilen beeinträchtigt durch dieſen Zweifel. Die ehrliche deutſche Seele litt auf dem fremden Gebiet, und fühlte ſich doch ſehr angenehm berührt durch die Anmuth der griechiſchen — aber auch zugleich, daß ſie auf dieſem Boden ſchwerlich feſten Fuß faſſen könne. Ich glaube man braucht ein halbes Leben ehe man dem Griechen Vertrauen einſlößt — eine natürliche Folge der byzantiniſchen Verderbtheit und der ſclaviſchen Heuchelei, die ſie während drei und eines halben Jahrhunderts treiben mußten. Intrigue und Heuchelei entadeln ſtets die Charactere.

Herzensmama, ich bin ganz und gar aus der Schreibe- und Reiſeſtimmung heraus. Nur grade dieſe Spezialitäten wollte ich Dir erzählen. Für Ausführlichkeiten iſt es zu ſpät, da ich es an Ort und Stelle verſäumt habe. Daß der Eindruck, den Athen mir gemacht ein zerriſſener und unbefriedigender war, ſpricht ſich am Deutlichſten in meinem Schreibunvermögen aus. Europas Schattenſeiten, allgemeines ſchwüles Unbehagen und eitle Prätention traten mir bei dieſem mehr wie halb orientaliſchen Volk abſtoßend entgegen, und die Fraktion der europäiſchen Geſellſchaft, die ſehr liebenswürdige Mitglieder hat, beklemmte mich im Ganzen, wenn auch die Einzelnen mir gefielen, denn ich war mit ihr gleichſam aus dem Takt gekommen. An Exkurſionen war des Wetters wegen nicht zu denken. Unter Regenſtrömen machten wir eine Fahrt nach Eleuſis, im tiefen Nebel eine andre zu den Vorbergen des Pentelikon. Schnee deckte alle Höhen nah und fern, eiſiger Sturm fegte von ihren Gipfeln herab über die kahle weite Ebene, Wolken über Wolken verhüllten den „griechiſchen Himmel". Zwei ſchöne ſonnige Morgen verbrachte ich zwiſchen den Tempeln der Akropolis, in denen eine Götterwelt nicht untergegangen, ſondern verklärt iſt. Adel und Weisheit bezeichnen den Charakter der griechiſchen Architektur. Sie hat nicht die unerhörte Majeſtät der egyptiſchen, nicht den ſehnſüchtigen Schwung der chriſtlichgothiſchen, nicht die verzaubernde Phantaſie der arabiſchen; ſie hat von dem Allen das Nöthige, aber zur höchſten Harmonie durch Weisheit abgeklärt, und iſt daher der Vollendung am nächſten. Wenn ich Weisheit ſage, ſo meine ich nicht die eines bezopften Magiſters des vorigen — oder eines Pedanten unſers Jahrhunderts; ich meine weiſe wie Plato war. So bauten edle Menſchen für edle Götter; und das iſt auch ganz naturgemäß: edle Menſchen haben immer edle Götter. In dieſen Tempeln wurde es mir wieder recht klar, daß die Urideen der Völker ſtets dieſelben, eben ſo einfach als großartig ſind, aber von jeder Epoche, andern Beſtimmungen und Bedingungen gemäß, anders ausgebildet werden. Da iſt überall Eine, eine ewige Gottheit, und überall zwiſchen ihr und dem Menſchengeſchlecht ein hingeopferter Vermittler, der das Licht bringt und den Tod empfängt. Hier nehmen die Heroen, dieſe göttlichen Söhne der Götter und der ſterblichen Weiber dieſen Platz ein, der ſie unmittelbar und leiblich mit den Menſchen in vertrauenerweckende Verbindung bringt.

Wir alle ſind Kinder eines Hauſes. Durch untergegangene Jahrtauſende ſind unſre Ideen nur anders ſymboliſirt gegangen, und ſo werden ſie auch durch die kommenden gehen. Um mich nicht losgeriſſen zu fühlen von der Zukunft, habe ich mich ſo tief in die Vergangenheit verſenkt. Was ich von dieſer weiß, will ich auch für jene hoffen.

Sonnabend Abend am ſechsten verließen wir Athen, ſchliefen im Piräus auf dem Dampfboot, das uns nach Calimaki brachte, fuhren in Wagen der Dampfſchiffscompagnie über den Iſthmus von

Corinth, dann durch den Golf von Lepanto, der reizend wie der Comer See, nur nicht ſo bebaut iſt, darauf an den unbeſchreiblich maleriſchen Bergformen der ioniſchen Inſeln und der Küſte Dalmatiens vorüber, das blumenähnliche liebliche Corfu auf einige Stunden betretend, dann nach Ancona, wo wir in Contumaz an Bord bleiben mußten, und erreichten endlich geſtern früh wolbehalten die große Handelſtadt Trieſt. Weißt Du was mein erſtes Wort war, als ich mich in der Stadt ein wenig umſah? Ach, wie bedürfnißlos iſt der Orientale! am eigenen Ueberfluß muß Europa untergehen. Was ſein Stolz und Triumph iſt, wird ſein Verderben werden. So richtet das Schickſal es immer ein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei J. Petſch.

Berichtigungen.

Im erſten Band:

Seite 114 Zeile 8 lies: moldauiſchen ſtatt wallachiſchen.
⸗ 124 ⸗ 1 ⸗ in den ſtatt im.
⸗ 125 ⸗ 14 ⸗ Karnak ſtatt Kernak.
⸗ 169 ⸗ 10 ⸗ angepaßter ſtatt angepaßte.
⸗ 245 ⸗ 19 ⸗ Verfahren ſtatt Nachbarn.

Im zweiten Band:

Seite 22 Zeile 19 lies: nah ſtatt nach.
⸗ 32 ⸗ 9 ⸗ Griechiſche ſtatt Grierchiſche.
⸗ ⸗ ⸗ 11 ⸗ wir ſtatt wi⸗.
⸗ 39 ⸗ 8 ⸗ Suk ſtatt Sak.
⸗ 49 ⸗ 22 ⸗ Ramagen ſtatt Ramegen.
⸗ 58 ⸗ 11 ⸗ Nachbar⸗ ſtatt Nachbars⸗.
⸗ 65 ⸗ 25 ⸗ Salahie ſtatt Salahich,

Seite 115 Zeile 5 lies: ſahen ſtatt ſehen.
„ 132 „ 22 „ ſonſt ſtatt ſondern.
„ 211 „ 10 „ di ſtatt de.
„ 225 „ 21 „ bemerkt ſtatt bemert.
„ 265 „ 11 „ Ich ſtatt In.
„ 288 „ 15 „ Mar ſtatt Mac.
„ 304 „ 9 „ königliche ſtatt kirchliche.
„ 325 „ 3 „ was ich in ſtatt was in.
„ 337 „ 5 „ Kameel ſtatt Kamee.

Im dritten Band:

Seite 7 Zeile 7 lies: Hühnchen ſtatt Hähnchen.
„ 14 „ 16 „ keine ſtatt eine.
„ 19 „ 17 „ Ramla ſtatt Bamla.
„ 58 „ 24 „ das Band und Fundament ſtatt und Band das Fundament.
„ 60 „ 4 „ Franklin ſtatt Franken.
„ 66 „ 5 „ Kaid ſtatt Kala.
„ 77 „ 20 „ erhalten ſtatt erhoben.
„ 108 „ 15 „ Matarieh ſtatt Mutarieh.
„ 117 „ 6 „ fünfzig ſtatt zehn.
„ 129 „ 9 „ in ſo gutem ſtatt im ſo guten.
„ 139 „ 19 „ Thotmoſes ſtatt Thotaroſes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Levin.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hof-Buchhändler.
1848.

1279

2 r. gram 540 [illegible]

An

Elizabeth Atcherley

in

Newton Abbot
Devonshire.

Seit Monaten, geliebte Elizabeth, war dies Buch fertig, aber ich, in einem gemiſchten Zuſtand von Apathie und Zerſtreutheit, verfolgte andre Intereſſen und hatte andre Gedanken. Da kommt eine Frage von Ihnen nach dem Buch — und als Antwort ſende ich Ihnen dieſen Gruß nach Englands grüner Küſte hinüber: ſo belebend iſt ein Wort von Ihnen für mich. Ich bitte Sie nicht das Buch mit Liebe aufzunehmen, denn ich weiß ja daß Sie es thun. Wir brauchen uns keine Complimente zu machen und ich denke das iſt uns Beiden gleich angenehm. Nicht um ſeiner Vorzüge willen — wenn es deren haben ſollte! — nehmen Sie es mit Liebe auf, ſondern weil es Ihnen wieder einmal einen Schattenriß von dem ringenden Leben meiner unermüdlichen Seele am inneren Auge vorüber führt. Für Andre iſt das kein Zauber; für die muß ein Buch dieſe und jene Vorzüge haben;

für Sie iſt es der größte. Die Freundſchaft erkennt das Weſen und ſieht das Herz — wie Gott; darum iſt ſie göttlich!

Gedenken Sie des vorigen Winters, des letzten den Sie in Deutſchland verlebten, wenn Sie den Levin leſen. Er iſt ein melancholiſches Kind jenes Winters. Und wenn Sie am Schluß St. Auguſtins Worte leſen, den wir Beide ſo innig lieben: ſo denken Sie daran, daß mir dieſelben nie einen ſo tiefen Eindruck machten als aus Ihrem Munde, denn das Schöne wird ſchöner und das Edle edler durch Sie, Elizabeth.

Möge Gott uns bald wieder zuſammenführen.

Berlin, September 7,
1847.

Ida Hahn-Hahn.

Erſte Abtheilung.

Fräulein Joſſelinde.

Fräulein Joſſelinde.

Ich weiß nicht ob meine Leſer das Schloß Chenonceaux unweit Amboiſe kennen, welches von dem berühmten Baumeiſter Primaticis für König Franz I erbaut worden iſt. Es gilt für eins der ſchönſten aus jener Zeit und in jenem Styl, den man Renaiſſance nennt, weil er ſich an das wiederbelebte Verſtändniß der antiken Architectur knüpft, wie Palladio, Sanſovino und Andre ihn auf die modernen Bedürfniſſe und Verhältniſſe angewendet haben.

Ein Chenonceaux des Nordens war das Schloß Embden, welches dem Baron Lidkerken gehört hatte und jetzt ſeiner einzigen Tochter dem Fräulein Joſſelinde von Lidkerken gehörte.

Es war freilich nicht in den leichten und gefälligen Verhältniſſen ſeines Vorbildes gebaut, denn es ſtammte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und konnte einen Anflug von deſſen Schnörkelſtyl nicht verleugnen; aber die Aehnlichkeit blieb unverkennbar. Der Großvater von Fräulein Joſſelindens Vater, reich wie zu ſeiner Zeit der deutſche Adel noch war, bevor er in der heutigen Concurrenz mit den aufſchießenden Reichthümern der Induſtrie dürftig erſcheint — war in England und Frankreich gereiſt um ſich die Schlöſſer der Großen zu betrachten, und was davon zweckmäßig ſei nach Embden zu verpflanzen. Aber die königſtolzen Anlagen von Blenheim und Caſtle Howard, die kürzlich von Vanbrugg errichtet und ſo recht im vollen Pomp ihrer Berühmtheit waren, ſchienen ihm mit Recht aus den Verhältniſſen eines weſtfäliſchen Edelmanns weit hinaus zu treten, und auch Chenonceaux wurde nicht unbedingt copirt. Die ſchöne gallerie de Diane fiel weg und nur das Hauptgebäude ward nach Embden verſetzt.

Man reiſte aber damals in einem ganz andern Styl als der iſt welchen die Eiſenbahn-Epoche mit ſich bringt. Von der modernen Kümmerlichkeit wo Jeder ſein Köfferchen geſchleppt bringt, es numeriren läßt, ſelbſt ſo zu ſagen numerirt und dann in die Welt hinausgejagt wird, beſinnungslos, unzurechnungsfähig: von dieſer verrückteſten aller

Reiſearten, die nur dadurch zu begreifen iſt, daß in unſern Tagen von hundert Perſonen neun und neunzig in Geſchäften reiſen und die hundertſte um ihrem Leib oder Geiſt eine Bewegung — kein Vergnügen! — zu machen: davon ahnte freilich der alte Baron Lidkerken nichts. Er reiſte en grand seigneur, d. h. ſo wie heutzutag kein grand seigneur reiſt, nicht blos mit ſeinen Leuten und Wagen ſondern auch mit einem kurkölniſchen Baumeiſter, welcher für den Erzbiſchof und zu deſſen Zufriedenheit mit Geſchmack und Geſchicklichkeit einige Bauten ausgeführt hatte.

Die einzige Schattenſeite dieſer äußerſt angenehmen Art zu reiſen war — ihre Koſtbarkeit. Genug, Reiſe, Bau, innere Einrichtung des Hauſes, Gartenanlagen — dieſe unvermeidlichen Glieder einer Kette, die eins das andre nach ſich ziehen um Einheit in das Ganze zu bringen, veranlaßten den Baron, der ohnehin eine heftige Liebhaberei für dieſe Dinge hatte, zu ſo außerordentlichen Ausgaben, daß ſpäter ſeine Söhne und Erben Chenonceaux in den tiefſten Grund der Erde zu verwünſchen pflegten. Der älteſte behielt Embden, die beiden andern zogen mit ihrem kleinen Erbe in kurtrierſche und öſtreichiſche Dienſte und ſtarben — Jener als ein alter Kanzler, Dieſer als ein junger Lieutenant, ehe- und kinderlos. Der Sohn des Aelteſten war der letzte Baron Lidkerken, Joſſelindens Vater.

Er hatte ein mühſeliges Leben gehabt, war ſehr jung in den Beſitz des ſehr verſchuldeten Embden gekommen, hatte zwanzigmal in den ſchweren und drückenden Zeiten der Revolutions- und der Napoleoniſchen Kriege ſich gefragt, ob es denn Pflicht gegen ſeine Vorväter ſei unter ſolchen Entbehrungen und Sorgen Embden zu behalten, und nie ſich überwinden können die Pietät vor dieſem Fleckchen Erde aus den Augen zu ſetzen und es zu verkaufen. Er litt, er darbte, er arbeitete, er verbrachte eine einſame Jugend — Alles in der ſtillen aber unzerſtörbaren Hoffnung auf dereinſtige beſſere Tage. Was Wunder, daß er ſich durch ſo lange und mannigfache Opfer wie mit Liebesketten an Embden gebunden fühlte! Es hatte mit ihm ausgehalten wie ein treues Weib; er hatte es wiederum beſchützt und gepflegt wie ein geliebtes Kind. Seine Bauern und Taglöhner, ſeine Felder und Wieſen, ſeine Bäume und Aecker wurden ſämmtlich ſeine Familie, und er lebte mit derſelben eine vertrauliche, beſchränkte, zufriedene Exiſtenz. Der Wolwollende wird ſie patriarchaliſch, der Gebildete bäuriſch, der Uebelwollende krautjunkerlich nennen — und ſie werden alle drei Recht haben. Seine Leute, mogten ſie Bauern, Taglöhner, Diener ſein, waren eben die Seinen, ſeine Angehörigen, und in dieſem Sinn ging er mit ihnen um. Er nannte ſie, wenn er zu ihnen in Maſſe ſprach, nie anders als „Kinder“. Dieſe Bezeichnung erinnerte ihn daran daß er gütig gegen ſie ſein müſſe. Zu den Individuen männlichen Geſchlechts, gleichviel ob ſie drei oder achtzig Jahr zählten, ſagte er ſtets „mein Jung'“ — denn das ermunterte die Alten, hielt den Mittlen die Stange, und für die Kleinen wars ja das Allernatürlichſte. Das weibliche Geſchlecht wurde aber nie anders als „Alte“ von ihm angeredet und wenns auch ein zwanzigjähriges Mädchen traf! „Alte“ in dieſer Beziehung drückt freundlichen Reſpect aus, und den müſſe man vor den Weibſen haben — meinte er.

Aber ach! daß er den Ausdruck Weibſen, der ſo veraltet und ſo roh klingt, ſtatt dem bleizuckerſüßen „ſchönes Geſchlecht“ brauchte: das iſt freilich ſehr bäuriſch und dergleichen Sünden in Worten, Gewohnheiten, Geſchmack beging er häufig. Er war eben ungebildet in Verſtand und Wiſſenſchaft. Er kannte im Grunde nur ein Buch, aber das war ihm in Fleiſch und Blut übergegangen, das bedachte, commentirte und verglich er mit den Aufgaben, Erfahrungen und Reſultaten ſeines Lebens, das bot ihm unerſchöpflichen Stoff zum Nachdenken, und das waren Juſtus Möſers „Patriotiſche Phantaſien“. Ueberhaupt ſämmtliche Schriften Möſers, jedoch beſonders die Phantaſien. Dieſer edle und hohe Geiſt war ſeinem ſchlichten tief befreundet, und gewährte ihm zugleich Erhebung, Belehrung und Erheiterung. Die Zeitungen, und dann und wann eine Reiſebeſchreibung von möglichſt fernen Ländern und fremden Zonen, machten ſeine Lectüre aus, und ſo gering dieſe ſein mogte, ſo war ſeine Beſchäftigung mit der edlen Schreibekunſt doch noch weit geringer. Was hätte er ſchreiben ſollen? Er war ein Mann der Praxis; auf einem größeren Schauplatz würde er ein Mann der That geweſen ſein. Seine Gedanken und Gefühle verwandelten ſich nicht in ſchwarze Zeilen auf weißem Papier, ſondern in Handlungen. War er einmal genöthigt einen Brief, einen Bericht zu ſchreiben, ſo geſchah es kurz, verſtändlich, die Sache auf ihrem Grunde erfaſſend und klar darſtellend: ſo daß die geſunde Vernunft nie — wol aber Grammatik und Orthographie etwas dabei zu kurz kamen. Er hatte eine große Abneigung gegen die Feder, und behauptete, die Menſchen ſeien darauf von der Natur angewieſen mit einander zu ſprechen und ſprechend ihre Meinungen, Urtheile, Anſichten, Streitigkeiten auszugleichen. Geſchriebenes

Geſetz, geſchriebene Lehre wären Leichen, vor welchen der natürliche Menſch ein Grauen hätte. Das Wort hingegen ſei lebendig, denn es komme ſtets friſch aus der Bruſt, in welcher das lebendige Herz klopfe und dem Wort ſeinen eigentlichen Sinn und Klang gebe. Auf dem Papier könne der Menſch lügen und trügen, heucheln und ſchmeicheln; ſprechend nicht! denn der Zuhörer, wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen ſei, merke gleich daß er es mit einem Falſchen oder Hinterliſtigen zu thun habe, ſobald deſſen Ton und Herzſchlag nicht mit einander Schritt hielten. Die Einwendung brachte er nicht in Anſchlag, wie denn der geiſtige Verkehr zwiſchen entfernten Individuen und Völkern aufrecht zu halten ſei. Er meinte, den Handelsverkehr beſorgten die Kaufleute durch ihre Reiſen zu Waſſer und zu Land; und was die Völker ſich außerdem in ihre gegenſeitigen Angelegenheiten zu miſchen hätten, ſähe er nicht ein, und wäre nichts weiter als ein verkapptes Haus in allen Gaſſen-Treiben. Nur Faullenzer und Taugenichtſe drängten ſich aus dem von Gott ihnen gegebenen Kreiſe ins Blaue hinaus. Den Seinen müſſe man Gutes thun, unter allen Umſtänden, zu jeder Zeit; und damit man es könne, müſſe man ſich begnügen, den Uebrigen aufrichtig Gutes zu wünſchen, und damit Holla. Jeder redliche

Menſch habe die Seinen, das zeige ſein Beiſpiel; denn nicht Kind noch Kegel — wol aber zwiſchen ſechs und ſiebenhundert Kinder habe er.

Natürlich war dies Alles äußerſt beſchränkt krautjunkerlich — ich ſagte es ja vorher! aber der Baron war nun einmal ſo beſchaffen, daß er ſprach wie er dachte, und handelte wie er ſprach. Seinem Krautjunkerthum ſetzte er vollends dadurch die Krone auf, daß er ſein Maaß Ahnenſtolz übervoll hatte. Es war ihm eine Wonne zu erzählen, daß die Lidkerkens ſchon zur heidniſchen Zeit hier, grade hier auf der Embdener Aue geſeſſen hätten — wie ein gewiſſer Wieſenlandſtrich genannt ward — und daß Carl der Große ſie mit großer Anſtrengung gebändigt. Je ſchwieriger die Beweisführung, um ſo mehr lag ſie ihm am Herzen. Er gründete auf dies Alterthum ſeiner Familie nicht die geringſten Anſprüche weder an Gott noch an die menſchliche Geſellſchaft; er freute ſich nur ganz unbefangen darüber, wie das manchen einfachen und von dem neidiſchen Conflict mit der Welt verſchonten Menſchen geht. Denn das iſt tief in der menſchlichen Natur begründet, daß ſie die Tradition liebt, durch welche ſie mit der Vergangenheit verknüpft wird und gleichſam ein erbliches Bürgerrecht auf dieſer ſo oft unheimiſchen und ungaſtlichen Erde erhält.

Sie fühlt ſich ſelbſt und Alles um ſich her ſo vergänglich in der Gegenwart, daß ihr die Geſtalten der Vergangenheit weſenhafter erſcheinen und ihr den Hintergrund und das Fundament geben, deſſen ſie bedarf um nicht im grauen Wuſt zu verſchwimmen und ſich ſelbſt zu verlieren. Der Baron dankte Gott für die Gnade ein Lidkerken — und auf dieſem herrlichſten Fleck der Erde geboren zu ſein; nun wiſſe er doch ganz genau was ſeine Beſtimmung ſei. Keinen König noch Fürſten unter der Sonne — keinen Reichen an Gold oder Einfluß — keinen Ordengeſchmückten oder ſonſt wie Ausgezeichneten — keinen Gewaltigen oder Glänzenden beneidete er, und daher fühlte er ſich auch nie von ihnen auf irgend eine Weiſe gedrückt oder verdunkelt. Natürlich fiel es ihm auch nie ein daß er Neid erwecken könne, und ſein harmloſes Sein und Leben bot allerdings keine Aufreizung dazu.

Die böſen Kriegszeiten hatte er überſtanden und die allgemeine Noth mit großer Standhaftigkeit und Entſagung ertragen. Seine ernſteſte Fürſorge ging dahin, dem armen Mann die Exiſtenz möglichſt zu erleichtern — keineswegs aus philanthropiſchen Grundſätzen, ſondern ſchlecht und recht weil es ihn erbarmte die Leute mit Weib und Kind elend leben zu ſehen. Der Friede ſollte ihnen doch auch zu gut kommen! ſie ſollten doch auch anders als durch Hörenſagen erfahren, daß wieder Ruhe im Lande ſei. Er baute ihre Wohnungen neu und beſſer auf; er verkaufte ihnen Vieh zu dem niedrigſten Preiſe; er ſchenkte es ihnen, wenn ſelbſt dieſer zu hoch war. Sonntags nach der Kirche, wenn ſie alle auf dem Gottesacker verſammelt in Gruppen umherſtanden, ging er vergnügt, beide Hände in den Rocktaſchen und von einem Fuß auf den andern behaglich ſich wiegend, vom Einen zum Andern, freute ſich über die Wolbeleibtheit des Erſten, den neuen Sonntagsrock des Zweiten, die Hochzeit des Dritten — hielt Straf- und Verſöhnungsreden am rechten Ort — gab gute Lehren und mehr als das: gab ein gutes Beiſpiel durch Wolwollen und Mäßigkeit. Und das Alles ohne einen Funken von Herablaſſung, aus reiner Leutſeligkeit. Da er zugleich ſtreng auf ſeinem Recht hielt, keine Verletzung deſſelben litt und nur manchmal aus Güte davon nachließ oder abſtand: ſo kam er nie ihnen gegenüber um ſein Anſehen, während die aus Schwäche gütigen Herrn bei ihren Untergebenen um den Reſpect kommen. Wo es in einer dieſer Hütten eine Freude oder ein Leid gab — ihm wurde es zuerſt mitgetheilt, denn er war Aller Rathgeber und Seelſorger, und Advokat und Pfarrer waren in Embden zweiter Inſtanz.

So wurden allmälig die Drangſale des Lebens überwunden; die Noth machte dem Genügen, die Anſtrengung dem Behagen Platz. Das Schloß wurde von Innen und Außen geputzt und ausgebeſſert; der Garten mit erweiterten Anlagen und mit beſſerer Obſtzucht verſehen; Bäume gepflanzt wo und wie es ſich thun ließ, beſonders gern Eichen; die hölzerne Nothbrücke abgetragen und die urſprüngliche ſteinerne wieder hergeſtellt. Schloß Embden gewann ein geſchmücktes, feſtliches Anſehen, als ſei es in Erwartung fremder Gäſte.

Wirklich ſtellte ſich ein ſolcher ein, unbekannt und ungeladen: Langeweile.

Ja, der Baron langweilte ſich! So manches war ausgeführt woran er viele Jahre gedacht — ſo Manches vollendet was er ſich früher kaum geträumt hatte. Alles Fertige gewährt einen Moment der Befriedigung, wenn wir es von uns abgelöſt vor uns ſehen; aber dafür fehlt es uns in uns, wo wir es unfertig hatten, und mit Beſtrebungen, Gedanken und Träumen bearbeiteten. Dies Fehlende erzeugt eine Leere in uns, und deren Unbehagen dauert faſt immer länger als die vorüberrauſchende Befriedigung. Nach Momenten eines großen Glücks, einer freudigen Schöpfung, einer erſchütternden Begebenheit, einer gewaltigen Anſtrengung — ſtellt ſie ſich unfehlbar ein. Das Leben fällt aus dem Feſtreigen in den Werktagſchritt zurück und der erſcheint nun doppelt ſchleppend.

Der Baron hatte nie großartige Plane im Auge gehabt oder derartige Zwecke verfolgt; nur war er ſelbſt bisher eine Incarnation praktiſcher Thätigkeit, durch Wolwollen gerichtet und beſtimmt, geweſen. Das Wolwollen blieb, aber die Veranlaſſung zu jener arbeitſamen Thätigkeit fehlte, welche ihm den Tag ſo kurz gemacht hatte. Er hatte mehr Leute, wurde mehr bedient, ritt wo er früher gegangen — fuhr wo er geritten war, und — fand den Tag ſehr lang. Er war weder ein leidenſchaftlicher Jäger noch Pferdezüchter, obgleich nicht ohne Wolgefallen an beiden. Gärtnerei liebte er am meiſten; doch Alles dies nur als Erholung. Sein Leben blieb leer, ſeine Zeit öde, ſeine gute Laune machte einer verdrießlichen Platz. Es überfielen ihn Anwandlungen einer Stimmung, in denen er ſich ſehr unglücklich fühlte.

Da rollte eines Tages ein leichtes Wägelchen in den Hof, und aus demſelben ſprang ein Vetter des Baron Lidkerken, Graf Wildeshauſen, der ihm nach der erſten Begrüßung ſeine Verlobung anzeigte, auf welche binnen ſechs Wochen die Vermälung folgen ſollte. Der Baron gratulirte von Herzen.

„Und wann werde ich den Glückwunſch erwiedern können?“ fragte Wildeshauſen.

„Daran hab ich nie gedacht!“ entgegnete der Baron in einem Ton als ob er in der That zum erſten Mal den Gedanken klar faſſe.

„So denke jetzt daran, Vetter! es wird für uns Beide Zeit für einen Stammhalter zu ſorgen.“

„Wenn es nicht ſchon zu ſpät iſt!.... Wie alt ſeid Ihr — Du und Deine Braut?“

„Sie dreiundzwanzig — ich achtunddreißig Jahr.“

„Ich aber bin nächſtens vierzig; wird mich ein junges Mädchen noch mögen? — und ein altes... mag ich nicht, ein häßliches auch nicht. Iſt Deine Braut hübſch?“

„Ob ſie Andern gefällt weiß ich nicht! ich finde ſie wunderhübſch mit ihren feurigen Augen und Lippen.“

„Das glaub' ich!“ ſagte der Baron nachdenklich.

„Friſch gewagt! ermunterte der frohe Bräutigam. Die Welt wimmelt von hübſchen Mädchen. Heirathsluſtig ſind ſie auch. Du biſt der bravſte Mann zwanzig Meilen in der Runde, haſt Dein gutes Auskommen, Dein ſchönes Schloß — es wäre Sünde wenn Du nicht heirathen wollteſt. Alſo, Vetter, zugegriffen!“

„Hat ſich was zu greifen! ſagte der Baron unmuthig. Ich müßte doch ein Mädchen kennen das mir gefiele."

„Komm zu meiner Hochzeit, da findeſt Du einen ganzen Schwarm von Schweſtern ꝛc."

„Nein! rief der Baron erſchreckt; in ſolchen Schwarm von ſchnatternden, kichernden Mädchen wage ich mich nicht."

„Haſt Unrecht, Vetter! es iſt ſehr luſtig."

„Glaub' es, Vetter! glaub' es," entgegnete der Baron und führte ſeinen Gaſt ins Eßzimmer.

Aber ſo kurz er auch das Geſpräch abbrach — ſo ließ es doch einen langen Wiederhall in ihm. Seine Jugend war ihm entſchwunden unter den Sorgen für die materielle Exiſtenz, und ſo lange jene vorhanden waren, würde er in dieſe nie ein Weib eingeführt haben. Dazu gehört eine grenzenloſe Liebe, die mit der Geliebten um jeden Preis vereint ſein will, auch um den des Elends; — oder ein grenzenloſer Leichtſinn. Es war ihm nie anders eingefallen, als daß ein Ehrenmann ſeiner Gattin ein ſorgenloſes Daſein — verſteht ſich für beſcheidene Anſprüche — bieten müſſe. Jetzt konnte er es. Dennoch zagte er. Nicht als hätte er kein Herz zu den Frauen gehabt! Dies gewiſſe ſäuerliche Mißtrauen des vierzigjährigen Junggeſellen, der überall Hintergehung und Betrug wittert, weil er ſelbſt ſo oft betrogen und hintergangen hat, war ſeinem reinen und redlichen Gemüth durchaus fremd. Er zagte, weil ſein unverkünſteltes Urtheil ihm ſagte: Jugend und Schönheit lieben ihres Gleichen. Du biſt weder jung noch hübſch; eine alte garſtige Perſon magſt du nicht: wie ſoll ſich das ausgleichen.

An dem Hochzeittage ſeines Vetters beſchäftigte er ſich in Gedanken viel mit dem neuen Ehepaar. Er iſt auch ein hübſcher Junge, der Wildeshauſen — mag ſehr gut ausſehen in ſeiner ritterſchaftlichen Uniform. Wo iſt die Zeitung? — Wetter! wohin hat die Alte die Zeitung gekramt!... Ha, auf den Spiegeltiſch. — — Er ſtand auf vom Schreibtiſch, wo die Zeitung ſehr friedlich neben andern Papieren lag, und ging zum Spiegeltiſch, wo ſie natürlich nicht — wo aber über demſelben der deckenhohe Spiegel war. Nun da ich vor ihm ſtehe, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, muß ich doch einmal Spaßeshalber mich anſehen.

Er ſah ſich an, aufmerkſam als betrachte er einen Fremden; und das war keine Ziererei. Vor ſeinen Raſierſpiegel trat er in einer andern Poſition, und übrigens hatte er nie das Bedürfniß gefühlt, auf ſeine ganze Perſon einen prüfenden Blick zu werfen. Das Ergebniß deſſelben war, wie Alles in der Welt — gemiſcht! Geſund und redlich, aber häßlich

… beinah! ſieht dies Geſicht aus; murmelte er, und hatte ganz Recht, nur daß ein Andrer das Wörtchen „beinah" vielleicht hätte fallen laſſen. Er war ein ächter Sohn der alten Saſſen, gelbhaarig, blauäugig, ſtarkknochig, breitſchultrig, mit derben Geſichtszügen, hervorragenden Backenknochen, mehr Breite als Länge im Antlitz und jener gewiſſen ziegelrothen Farbe, welche gelbhaarige Männer ſo leicht bekommen, wenn ſie ſich jedem Wind und Wetter, dem Sonnenbrand, dem Schneeſturm ausſetzen. Angenehm war in dieſem Geſicht nichts als das große gute volle blaue Auge, und ein großer guter Mund mit weißen Zähnen. Seine derbe Geſtalt fing bereits an ſchwer zn werden, und ſein Gang war der eines Menſchen, der meiſtentheils Waſſerſtiefel getragen hat und damit durch Furchen, Schollen, Stoppeln und Sumpf gegangen iſt. In Haltung und Bewegungen war aber eine ſo cordiale Munterkeit vorherrſchend, daß er durchaus nicht abſtoßend war. Man konnte ihn bäuriſch finden, aber nie gemein. Das iſt der Vortheil einer graden redlichen Natur: trotz des Mangels an Erziehung, Bildung und Wiſſen — iſt ſie nie pöbelhaft. Einem ſteinigen Acker könnte man ſie vergleichen; keinem Moraſt.

Nachdem der Baron ſich ſelbſt hatte die Revue paſſiren laſſen, ſprach er laut und vernehmlich:

„Das ſind Dummheiten und abermals Dummheiten! Hat der liebe Gott dir eine Frau zugedacht, ſo nimmt ſie dich trotz — ja vielleicht wegen deines bärbeißigen Geſichts. Merk' dir das, Hans Bonaventura von Lidkerken, und marſch! an die Akten.“

Ein Prozeß hatte ſich wider ihn erhoben. Während ſeiner Minorität hatte ſein Vormund, wie es ſchien, die momentane Bedürftigkeit der Gegenpartei benutzt um einen nicht gerechten und ſogar nicht ganz legalen Vertrag zu ſchließen, und die Erben jener Gegenpartei ſuchten nun zu ihrem Recht zu kommen, und um ſo dringender als ſie es ſehr bedurften. Dieſe Erben waren eine Wittwe und ein Kind.

„Halte dich gegen die Waiſen wie ein Vater und gegen ihre Mutter wie ein Hausherr: Jeſus Sirach am vierten,“ ſprach der Baron zu ſich ſelbſt, nachdem er ſehr aufmerkſam die Papiere durchgeſehen, und beſchloß nach Münſter zu fahren, um perſönlich mit dem Rechtsgelehrten der Gegenpartei ſich zu beſprechen.

Geſagt, gethan! am nächſten Tage war er in Münſter und bei dem Advokaten.

„Von der Leber weggeſprochen, ſagte der Baron nach den erſten Begrüßnngen, ſo kommt mir vor, als ſei damals Ihren Clienten großes Unrecht geſchehen.“

„Herr von Herdegen war immer ein ſo ſchlechter Wirth und damals in ſo bedrängten Vermögensumſtänden, daß er ſeelenfroh war den ungewiſſen Prozeß gegen eine kleine Summe Geldes fallen zu laſſen. Später heirathete er eine Frau mit einigem Vermögen, ſprach immer von dem großen Unrecht das ihm durch jenen Vergleich zugefügt ſei, hatte aber nie die Mittel in Händen um es gerichtlich unterſuchen zu laſſen, blieb nach wie vor bei ſeinen unhaushälteriſchen Gewohnheiten, und ſtarb vor einem halben Jahr, nachdem er ſeine arme vortreffliche Frau faſt um all das Ihrige gebracht hatte. Ich, der ein alter Univerſitätsfreund von ihrem Vater bin, nahm es über mich, in ihre kummervolle Lage wenigſtens Ordnung der Geſchäfte zu bringen; ſtieß auf die Papiere jenes Vergleichs und entnahm aus ihnen die Hoffnung, einen glücklichen Prozeß gegen Sie, Herr Baron, führen zu können. Somit verſuchte ich es.“

„Und was wäre die größte Summe, die Ihre Clientin zu erwarten hätte… im günſtigſten Fall?“

„Eine Summe, Herr Baron, welche dem Beſitzer von Schloß Embden äußerſt gering erſcheinen dürfte und welche für den, deſſen Vermögen dadurch verdoppelt wird, ſehr bedeutend iſt — zwölfhundert Thaler."

„Nun nun! das iſt ein hübſches Sümmchen, auch für den Beſitzer von Embden! denn Sie müſſen wiſſen, bei uns Landleuten, vom Taglöhner bis zum Gutsbeſitzer, iſt baares Geld ein rares Ding. Indeſſen .... da es für die Frau von Herdegen noch rarer zu ſein ſcheint; — .... und wo und wie lebt ſie denn, die arme Frau?"

„Wo? hier in Münſter, in dem oberen Stockwerk dieſes meines Hauſes, Herr Baron. Wie? ſehr kümmerlich, bei einem Vermögen von zwölfhundert Thalern, welches Capital ein Verwandter ihr aus Freundſchaft zu ſechs Procent verzinſt, während einige andere Verwandte ihr kleine Jahrgelder zugeſagt haben. Gewiß bringt ſie ihre Einkünfte nicht über zweihundert Thaler."

„Das muß eine capitale Frau ſein, die es möglich zu machen weiß, mit einer Tochter von ſo beſchränkten Einkünften zu leben."

„Und ſo würdig in ſolcher Armuth zu leben, Herr Baron! ohne Dienſtboten zu leben, und ſo anſtändig auszuſehen! jede kleine Gefälligkeit mit herzbrechend traurigem Dank anzunehmen und nie gedrückt dadurch zu erſcheinen! Mir iſt in meiner langen Praxis ſelten und vielleicht nie eine würdigere Frau vorgekommen."

„Es iſt mir recht lieb daß ich mich kurz und gut entſchloſſen hab', mich zu Ihnen aufzumachen. Wenn Sie mir dies Alles geſchrieben — Gott weiß ob ich es geglaubt hätte. Aber jetzt glaub' ich Ihnen, und wir wollen das Geſchäft ſo abſchließen, als habe das Gericht den günſtigſten Spruch für Frau von Herdegen gethan."

Der Advokat wollte danken.

„Still ſtill! unterbrach er ihn. Sie müſſen ja wiſſen daß unrecht Gut nicht gedeiht. Ich bin nicht reich, aber ich kann leben, bin ein Mann, und ſtehe allein in der Welt. Hingegen ſo eine arme Frau hat die Sorge für's Kind und muß das Gnadenbrot der Verwandten eſſen — das iſt hart... ſo hart daß es faſt beſſer wäre, gar nicht zu eſſen."

„Kein Menſch will ſterben, Herr Baron, und am wenigſten die Mutter eines unverſorgten Kindes."

Beide Männer brachten das Geſchäft in der gehörigen Form zu Ende, und am Schluſſe deſſelben fragte der Advokat:

„Würde es Ihnen nicht lieb ſein, die Frau von Herdegen kennen zu lernen? Man hat doch ſtets ein beſonderes Wolwollen für Perſonen, denen man Gutes thut — und das iſt eine ſüße . . . und ſeltene Empfindung."

„Mag ſein! aber die Frau von Herdegen würde mir vielleicht danken wollen, und das könnt' ich nicht aushalten. Möge ſie lieber Gott danken."

„Nun gut! aber ſchlagen Sie mir nicht die Bitte ab, den heutigen Abend bei mir zuzubringen und mit mir, meiner Tochter und meinem Schwiegerſohne, der Stadtgerichtsrath iſt, das Nachteſſen einzunehmen."

„Ja! doch unter der Bedingung, daß Frau von Herdegen nicht dabei ſein wird," ſagte der Baron lächelnd.

„Mein Wort darauf!" entgegnete der Advokat.

Am Abend ſtellte ſich der Baron ein, munter und guter Dinge, und bereit, ein paar fröhliche Stunden zu genießen. Der Advokat war noch allein; doch plötzlich ging er ins Nebenzimmer, und trat ſogleich wieder heraus mit einem jungen Mädchen an der Hand, indem er freundlich ſagte:

„Den Dank der Frau von Herdegen haben Sie, Herr Baron, als Ihnen nicht gebührend, abgelehnt; den einer Tochter, welche Ihnen für die Freudenthränen danken möchte, die ihre Mutter vergoſſen hat — dürfen Sie nicht ablehnen; das hieße einen

Segen verſchmähen. Dies iſt Fräulein Linda von Herdegen.“

Ein zartes ſchlankes wunderſchönes Mädchen, mit blonden Locken und pfirſichblütnen Wangen, glühend von Rührung und Verlegenheit, ſtand vor dem Baron in einem dürftigen Traueranzug von dem allerſchlechteſten Stoff und kam ihm ſo majeſtätiſch vor, daß er vor ihr die tiefſte Verbeugung ſeines Lebens machte.

Linda von Herdegen hub Augen und Hände zu ihm auf, allein ſtatt zu ſprechen, brach ſie in ein heißes Schluchzen aus, und machte Miene, vor ihm auf die Knie zu ſinken. Heftig erſchüttert hielt der Baron ſie aufrecht und ſtammelte beklommen:

„Das müſſen Sie nicht thun, gnädiges Fräulein, es ſind ja nur ein paar hundert ſchlechte Thaler.“

Linda fuhr mit ihrer zitternden Hand über ihre feuchten Augen und ſagte gefaßter:

„Es iſt nicht wegen des Geldes — obwol ich Ihnen auch dafür aufrichtig danke, Herr Baron. Es iſt — weil meine Mutter, die ſo viel tauſend Schmerzensthränen geweint hat, heut, zum erſtenmal in ihrem Leben, vor Freuden weinte. Bitte, erlauben Sie mir, vor Ihnen niederzuknien und Ihre Hand zu küſſen! es würde mir das Herz erleichtern, denn Worte können es nicht.“

„Gnädiges Fräulein, ſagte der Baron, und hielt ſie an beiden Händen feſt, das kann ich Ihnen nicht erlauben, ja nicht einmal daß Sie ſo zu mir reden. Sie müſſen mir ja meine Verlegenheit und Beſchämung anſehen. Habe ich Ihre Frau Mutter in der That ſo glücklich gemacht als Sie es ſagen, ſo muß ich Gott dafür danken; denn auf meine Ehre! ich habe nichts gethan als was mein Rechtsgefühl von mir verlangte; und dafür verdient man keinen Dank.“

Durch dieſe kleine Rede ward Linda aus ihrer momentanen Exaltation wieder in mädchenhafte Schüchternheit verſetzt. Sie verneigte ſich blöde, wußte nichts zu antworten und machte eine kleine Bewegung als wolle ſie das Zimmer verlaſſen. Das durchzuckte den Baron wie ein ungeheurer Schreck. Wenn ſie ging — würde er ſie je wiederſehen?

„Wie befindet ſich Ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein?“ fragte er, entſchloſſen, das Geſpräch nicht abzubrechen.

„Sie iſt wol, Gottlob!“ entgegnete Linda.

„Das freut mich!“ ſagte er herzlich.

„Nun muß ich auch wieder gehen, um Sie und den Herrn Baron nicht länger zu ſtören,“ wandte ſich Linda an den alten Rechtsgelehrten.

„Ei bewahre! Sie ſtören uns nicht, Fräulein Linda, erwiderte der. Die Geſchäfte ſind abgemacht, meine Tochter wird gleich kommen und wir wollen uns einen recht vergnügten Abend machen — beſonders wenn Sie bei uns bleiben.“

Der Baron zitterte heimlich vor Erwartung was Linda ſagen werde. Sie ſagte das Allereinfachſte:

„Ich will meine Mutter fragen, ob ſie es erlaubt.“

„Nun, Fräulein Linda, dann wäre es noch viel tauſendmal ſchöner, wenn Sie Ihre Frau Mutter bewegen könnten, gleichfalls zu uns zu kommen.“

Linda ſah zweifelnd aus. Der Baron, mit einem Takte, den Oberflächliche ihm nicht zutrauen würden, weil ſie ſelbſt ihn vermuthlich nicht hätten — fand ſein Schicklichkeitsgefühl durch die Vorſtellung verletzt, daß Frau von Herdegen an dieſem kleinen Feſte theilnehmen ſolle, das ſeiner Großmuth zu Ehren gegeben ward. Er ſagte daher unumwunden:

„Alter Freund, ich merk' es Ihnen an, daß Sie mir gern die Bekanntſchaft von Frau von Herdegen verſchaffen mögten, und bin Ihnen ſehr dankbar dafür. Vielleicht geht ſie aber während des Trauerjahrs nicht gern aus.... da würd' es mich glücklich machen, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir die Erlaubniß Ihrer Frau Mutter erwirken könnten .... daß ich ihr etwa morgen meine Aufwartung machen dürfte."

„Das thue ich ſehr gern," entgegnete Linda, verneigte ſich und verließ das Zimmer.

„Ein liebes Kind!" ſagte der Advokat.

„Ein Kind? .... wiederholte der Baron befremdet. Nun freilich, das Kind ihrer Mutter .... das iſt ſie; aber in der Beziehung ſind wir alle Kinder."

„Das Schutz- und Hülfloſe, Unſchuldige, Aufrichtige, das mich aus ihrer Lage und ihrer Erſcheinung anſpricht, Herr Baron, lockte mir jene Bezeichnung auf die Zunge, die allerdings für eine junge Dame von achtzehn Jahren nicht ganz paſſend ſein mag."

„Erſt achtzehn Jahr iſt ſie alt!"

„Finden Sie ſie älter ausſehend, Herr Baron? das nimmt mich Wunder! Die Meiſten geben ihr ſechszehn, weil ſie ſo zart iſt."

„Nicht älter ausſehend .... o nein! und ſehr zart .... o ja! das iſt ſie! — Ich meinte nur ſo!" antwortete der Baron, der nicht ganz genau wußte was er eigentlich meine.

Linda trat wieder ein. Er fuhr mit der Hand über die Augen; ihm ſchien als werde plötzlich ein Kronleuchter angezündet, und er wunderte ſich höchlichſt hinterher, daß ein ſchwarzwollenes Kleid einen ſo wunderſamen Effect machen könne. Sie ſagte zu den Beiden:

„Meine Mutter bittet um Entſchuldigung, heut Abend nicht kommen zu können; die Gemüthsbewegung hat ihr Kopfſchmerzen gegeben. Sie wird ſich aber freuen Sie morgen früh zu ſehen, Herr Baron.“

„Und bleiben Sie nicht bei uns, Fräulein Linda?“ fragte der alte Advokat und nahm mit väterlichem Wolwollen ihre Hand.

„Ich danke Ihnen! ſagte ſie mit warmer Fülle des Gefühls. Ich kann heute wirklich nicht meine Mutter verlaſſen; aber ich komme bald wieder.“

Abermalige tiefe Verneigung vor dem Baron — und fort war ſie.

Wie ihm der Abend verging — er wußte es nicht. Er, von Natur und durch mäßige Gewohnheit der nüchternſte Menſch unter der Sonne, glaubte in einem leichten Weinrauſch zu ſein, denn was er that und ſprach, geſchah nur mit halben Gedanken. Die andre Hälfte derſelben war anderweitig beſchäftigt und ließ ſich durchaus nicht herbeilocken. Womit beſchäftigt? — —

Er kehrte ſpät in den Gaſthof zurück, ſetzte ſich ſtracks in dem ſehr unbequemen Lehnſtuhl zurecht, als wolle er darin für die Nacht Wurzel faſſen, ſchlug die Arme unter- und die Beine übereinander — und ſtarrte ins Licht. Gott weiß wie lange. So lange bis ein Entſchluß in ſeiner Seele reif geworden war. Dann ſtand er plötzlich kerzengrade auf und ſagte nach ſeiner Gewohnheit in wichtigen Momenten laut mit ſich ſelbſt redend:

„Hans Bonaventura von Lickerken! wenn dies Mädchen deine Frau werden wollte.... dein Herz würdeſt du unter ihre Füße legen, damit ſie weicher ginge. Wo nicht — ſo lebſt und ſtirbſt du als ein trauriger Hageſtolz, und dereinſt legen ſie dein zerbrochenes Wappen zu dir ins Grab.“

Dann ging er zu Bett und ſchlief vortrefflich.

Mit dem richtigen Inſtinct des Herzens, daß man, um Vertrauen zu wecken, ſich zeigen müſſe ſchlecht und recht wie man eben ſei, nicht liſpeln wenn man eine laute Stimme — nicht trippeln wenn man einen derben Schritt hat, ging der Baron am nächſten Morgen zu Frau von Herdegen. Sie empfing ihn allein. Sie war eine Frau von kaum achtunddreißig Jahren; aber ihrem Ausſehen nach war ſie jedem Alter entrückt, das Haar eisgrau, die Geſichtsfarbe blutlos, die unendlich hagere Geſtalt fleiſchlos; allein die Züge und der Umriß des Ganzen ſchön! die Aehnlichkeit mit der Tochter ſchlagend! Nur ſah ſie aus wie deren Ahnfrau, nicht wie die Mutter. Auch Lindas ſanfte vornehme Haltung hatte ſie, nur ohne die weiche Schmiegſamkeit der Jugend. Sie ſah aus wie eine ſehr edle, ſehr zergrämte und ſehr, ſehr hartgeprüfte Frau, die von den Streichen des Schickſals wund und traurig — doch nicht erbittert worden iſt.

„Sie wollen keinen Dank, Herr Baron, meine Tochter hat es mir ſchon geſtern geklagt,“ redete ſie ihn an und ihre Stimme, Lippen und Augenwimpern zitterten. „Daraus ſchließe ich daß Sie in den Herzen leſen können.... und damit bin ich ſehr zufrieden.“

„Und darum wollen wir nun auch ein für alle Mal nicht mehr davon reden, gnädige Frau. Einem ehrlichen Mann iſt ſchlecht zu Muth wenn er dahinterkommt daß in ſeinem Namen etwas Unrechtes geſchehen iſt, und er ſucht es ſo bald als möglich gut zu machen. Ich wünſchte ſehr daß Sie auch in meinem Herzen leſen könnten.“

„Das haben Sie mir leicht gemacht,“ ſagte Frau von Herdegen freundlich.

Indem ging die Thür hinter dem Baron auf, und auf dem Antlitz der Mutter ſah er, daß Linda eintreten mußte. Sie hatte ihn eben ganz freundlich angeblickt, aber nun trat eine andre Freundlichkeit in ihr trübes Auge: wie wenn durch ein Wunder in den todten Kohlen noch ein Silberblick aufflammt.

Linda vergaß nie ihre tiefe Verneigung; dann ſetzte ſie ſich dicht neben ihre Mutter, faltete ihre Hände im Schooß und ſah den Baron an — etwa wie man einen Schutzpatron anſieht. Er ſprach mit Frau von Herdegen über ihre Verwandten, die er gar nicht — über die Stadt Münſter, die er wenig kannte, über Landleben im Sommer und Winter, und daß es doch weit angenehmer als ſo ein ſtädtiſcher Aufenthalt ſei. Er war ungemein beredt; Lindas Blick that ihm wol, obgleich er ihn nur fühlte, nicht ſah, denn ſie miſchte ſich nicht in die Unterhaltung und ſo hatte er keine Veranlaſſung ſich zu ihr zu wenden. Plötzlich kam er aber halb aus ſeiner Faſſung. Sein Auge ſtreifte ſeitwärts über ihre gefalteten Hände. Sie waren ganz roth, ganz aufgeſprungen, dieſe armen kleinen Hände, wie ſie eben werden wenn man friert oder ſie nicht ſchonen darf. Beides mogte bei ihr ſtattfinden! der Gedanke ſchnitt ihm das Herz mitten entzwei! Man war Ende Octobers und das Zimmer ungeheizt; er hatte es für ſeine Perſon nicht bemerkt, doch nun machten dieſe frierenden Hände ihn fröſteln, und der Mangel am Nothwendigſten, den dieſe armen

Frauen ſo gelaſſen litten, erbarmte ihn unſäglich. Sein Auge wurde feucht, und faſt zärtlich fragte er:

„Waren Sie ſchon im Freien, mein gnädiges Fräulein?"

„Nur in der Küche," ſagte ſie unbefangen.

„Verſtehen Sie denn auch wirklich zu kochen?"

„Was wir brauchen — ja, Herr Baron!"

„Eine ſeltene und ſchöne Kunſt bei einer jungen Dame."

„Dafür verſtehe ich auch manche andre Kunſt nicht."

„Jeder treibt was ihn freut, gnädiges Fräulein."

„Und was er braucht," ſetzte ſie ſo ruhig hinzu, als finde ſie es ganz in der Ordnung ihr Leben in der Küche hinzubringen.

Während dieſes Geſprächs blickte er ſie zum erſten Mal im hellen Tageslicht und aufmerkſam an, und immer ſchöner und ſchöner kam ſie ihm vor. Dieſe Feinheit der Züge, dieſer Schmelz der Farben, dieſer fried- und unſchuldvolle Ausdruck von Stirn und Mund, dies reiche blonde Haar, das in dicken Flechten im Nacken zuſammengewunden war — gaben ihrer Erſcheinung jenen duftigen zarten Character, den man oft bei jungen Mädchen engelhaft zu nennen pflegt. Was man an ihr vermißte, war jugendliche Fülle; ſie war beinah mager.

Was eigenthümlich an ihr auffiel, waren ihre Augen. Wie zu hell glänzende Sterne hatten ſie jenen flimmernden Blick, den Ovid gemeint haben muß als er von einer ſchielenden Venus ſprach. Weil Linda lieblich war, ſo ſtand ihr auch dieſer Blick lieblich. Gekleidet war ſie wieder in ihren groben Traueranzug; aber ſie hatte ein ſchwarzes Spitzentuch ihrer Mutter, das aus verſchollnen Zeiten ſtammte, um den Kopf und unter dem Kinn zugeknüpft — vermuthlich weil ſie fror — und dieſer leichte ſchwarze Schatten über der Goldglorie ihres blonden Haars und um ihr morgenröthliches Antlitz, war zugleich maleriſch und rührend — war eine Folie ihrer Friſche, und gleichſam ein Symbol der Trauer die um ihr ganzes Jugendleben ſich wob.

Als der Baron ſie ſo reden hörte, ſo ſah — in dieſem Mangel, der ſie nicht zu drücken ſchien, in dieſem Elend, das ſie nicht erniedrigte, quollen ihm Thränen, wenn nicht ins Auge, doch ins Herz; und nicht des Mitleids, ſondern der Bewunderung.

„Ich kann nicht beſchreiben, welch eine Verehrung ich für Fräulein Linda empfinde,“ ſagte er zu Frau von Herdegen.

„Das dürfte meine Tochter durch ihr bischen Kochkunſt doch nicht verdient haben, Herr Baron,“ entgegnete ſie kühl.

„Es iſt auch nicht wegen des Kochens, ſagte er aufrichtig, ſondern überhaupt.“

Sie warf einen befremdeten Blick auf ihn und fragte, ob er noch länger in Münſter bleiben werde.

„Wenn Sie es erlauben, gnädige Frau,“ ſagte er, und ohne ihre Antwort abzuwarten, ſtand er auf, verbeugte ſich, und verließ das Zimmer.

„Ein wunderlicher Mann!“ ſagte Frau von Herdegen etwas erſtaunt.

„O ein ſehr guter Mann!“ rief Linda aus vollem Herzen.

Der Baron begab ſich in das Arbeitszimmer des Advokaten, fand ihn allein und ſagte ohne Umſtände:

„Alter Herr, ich will mein Teſtament machen.“

Dem alten Herrn fiel vor Schreck die Brille von der Naſe.

„Ja, und geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht von deſſen Inhalt zu reden.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt, Herr Baron.“

„Auch nicht zu den Betheiligten, ſo befremdlich es ſein möge.“

„Zu Niemand, Herr Baron.“

„Gut! — Setzen Sie das Teſtament in der vor Gericht gültigen Form auf. Einige Legate werde ich ſelbſt zuſchreiben. Univerſalerbin iſt Fräulein Linda von Herdegen.“

„Haben Sie ſich mit ihr verlobt!“ rief der Rechtsgelehrte höchlichſt überraſcht.

„Noch nicht.“

„Alſo .... Sie gedenken es zu thun?“

„Was Wetter geht Sie mein Gedenken an! ich gedenke mein Teſtament zu machen und damit holla!“

„Und ich gedenke es nicht zu übernehmen, Herr Baron,“ ſagte der alte Mann gelaſſen.

„Sie werden es thun, alter Freund, nahm der Baron begütigend das Wort. Ich werde Ihnen Alles erklären ſo gut ich kann, obwol es mir ſchwer fällt; .... und ſtarren Sie mich nicht ſo befremdet an, als wären Sie auf einen Ausbruch von Raſerei gefaßt. Ich bin bei ganz geſunden Sinnen. Die Sache iſt aber die: ich liebe Fräulein Linda von Herdegen. Sobald mein Teſtament gemacht iſt, werbe ich um ſie. Dann kommt's drauf an, was aus mir wird. Im ungünſtigen Fall werde ich ihr nur mit meiner Seele anvermält“ .... —

„Nun, dann laſſen Sie uns vom Teſtament reden,“ unterbrach ihn der alte Rechtsgelehrte ſeltſam ergriffen.

„Was Wetter wiſſen Sie von mir! im ungünſtigen Fall fahre ich ſchnurſtracks zum Thor hinaus, und der Name von Fräulein Linda kommt nie mehr über meine Lippen. Aber anvermält in meinem

Herzen bleibe ich ihr, und folglich iſt ſie im Fall meines Todes, der viel früher als der ihre nach dem Lauf der Natur eintreten muß — meine Wittwe und, da ich keine nähern Erben und Verwandten habe, meine Erbin. Haben Sie mich verſtanden, Mann?“

„Ja, geehrter Baron! nur kann ich mit Ihrem geſetzten vernünftigen Character nicht dieſen urplötzlichen, durchgreifenden Entſchluß reimen, der Ihre ganze Zukunft in die Feſſel einer eben erwachten Leidenſchaft ſchlägt. Sie können freilich ſpäter das Teſtament immer noch zurücknehmen“.... — —

„Schnickſchnack, Herr! halten Sie mich für einen Wetterhahn? und wie iſt das möglich, da Sie meinen „geſetzten vernünftigen Character“ doch ſo eben anerkannt haben! ich liebe Fräulein Linda. Wie ſich das gemacht hat, mag Gott wiſſen, und mir liegt nichts daran es zu wiſſen. Sie können ſich wol vorſtellen, daß ich Ihnen dies Alles nicht ſagen würde, ſchaute Ihnen nicht die helle Angſt vor einem plötzlichen Raptus aus den Augen. Alſo muß ich es thun, um Sie zu beruhigen. Sind Sie's?“

„Was den regulären Irrſinn betrifft — nun ja, Herr Baron! entgegnete der Alte lächelnd. Aber dieſe Haſt bei der wichtigſten Angelegenheit des Lebens ſich zu binden bevor man ſich geprüſt und beſonnen hat.... iſt nicht in der Ordnung.“

„Macht mir keine Flauſen, Mann! rief der Baron gutmüthig. Seht, ihr Leute verſteht das nicht! Ihr bringt den Menſchen zu Papier und kennt ihn nur papieren, verſtaubt, eingeknifft, verborgen, mit Ränken verbrämt, mit Wortklaubereien verunſtaltet. Den natürlichen Menſchen mit geſundem Gefühl, klarem Urtheil, ſchlichtem Wort, könnt Ihr nicht kennen, weil Ihr ihn mit Eurem Papier-Apparat bekleiden müßt, damit dem Recht ſein Recht geſchehe. Euer papierner Wechſelbalg verträgt zaudern, deuten, beſinnen, prüfen, hin und her wenden; mit einem Wort: er wird durch Eure Floskeln konfus gemacht. Ich aber laſſe mich nicht zu Papier bringen und nicht konfus machen. Ich bin mein Lebtage ein vernünftiger, d. h. ein reſoluter Mann geweſen, und jetzt obendrein in dem Alter wo ſogar der Schwabe zu Verſtand kommt; da muß ich, beim Wetter! doch wiſſen, wen und ob ich heirathen will.“

„Sie mißverſtehen mich, verehrter Baron! ich wünſchte nur daß Sie die Abſicht ſich zu vermälen nicht einer einzigen Perſon verbrieften.“

„Warum denn nicht? da ſie die einzige iſt, die ich je heirathen werde.“

„Solche Entſchiedenheit iſt Vermeſſenheit.“

„Nun hab' ich's ſatt! rief der Baron ſehr ungeduldig. Sind Sie ein Türke, Herr? halten Sie ſich einen Harem in Gedanken — weil's polizeiwidrig wäre, ihn in der That zu haben? Ich meines Theils bin ein ehrlicher Chriſtenmenſch und halt' es mit einem Weibe. Wollen Sie jetzt mein Teſtament machen oder nicht? Ja oder Nein? Deutlich heraus mit der Sprache!"

„Ich will es machen! erwiderte der Advokat gelaſſen. Thäte ich es nicht, ſo würden Sie ſich an einen meiner Collegen wenden. Und überdas"....

Um den Baron nicht zu ärgern, verſchluckte er den Nachſatz: können Sie ja das Teſtament zurücknehmen! — und ſetzte hinzu:

„Alſo zur Sache!"

Sie füllte den Reſt des Morgens aus. Dann verzehrte der Baron ſein einſames Mittagsmal im Gaſthof. Dann ging er aus, um ſich die Stadt Münſter anzuſehen — oder um ein paar Stunden hinzubringen. Er war innerlich weder überraſcht noch beunruhigt. Ihm war zu Muthe als habe ſein ganzes Leben dieſen Moment vorbereitet und herangereift, folglich könne er nicht ohne Faſſung dem entſcheidenden Wendepunkt entgegen treten. Nur als er um Abend die Treppe zu Frau von Herdegen hinanſtieg, kam ſie ihm ſehr ſteil und hoch vor, ſo beklemmt war ſeine Bruſt. Oben angelangt, that er einen langen Athemzug, wiſchte den Schweiß von der Stirn und klopfte kräftig an die Thür.

Frau von Herdegen rief: Herein! und erhob ſich befremdet als der Baron zum zweiten Mal an demſelben Tag erſchien. Das Zimmer war kalt und unbehaglich wie am Morgen, und eine karge Lampe, die auf dem Tiſch ſtand, an welchem Linda ihrer Mutter vorlas, fügte zu dem Eindruck von Unbequemlichkeit noch den des alles verdüſternden Halbdunkels.

„Meine Geſchäfte in Münſter ſind beendet .... ſo weit; ſagte der Baron als Antwort auf ihre fragende Miene. Darum komme ich noch einmal. Guten Abend, gnädiges Fräulein! was leſen Sie da?“

„Schillers dreißigjährigen Krieg, Herr Baron.“

„Mein liebes Fräulein, wir haben ja eben erſt in Europa ſo etwas wie einen dreißigjährigen Krieg erlebt; weshalb leſen Sie denn das noch einmal in Büchern nach? Friedensbücher müſſen Sie leſen, z. B. Juſtus Möſers „Patriotiſche Phantaſien.“ Freilich ein altes Buch .... vielleicht altmodiſch, aber kernhaft und hochherzig.“

„Wir haben keine Bibliothek zu unſerer Verfügung, antwortete Frau von Herdegen. Der Schmuck des Lebens mußte hinter den Bedürfniſſen zurückſtehen;

da ſind wir denn ſehr dankbar für jedes gute Buch, enthalte es Kriegs- oder Friedensthaten, das man uns borgt.“

„Ich habe auch keine Bibliothek, gnädige Frau, ſonſt ſtände ſie zu Ihren Dienſten. Mir iſt es mit dem Schmuck und den Bedürfniſſen des Lebens genau ſo wie Ihnen ergangen: letztere waren bis vor wenig Jahren vorherrſchend in meinen Verhältniſſen. Jetzt iſt es anders und beſſer. Jetzt verlangt mich nach dem Schmuck des Lebens, und um denſelben gleich die Krone aufzuſetzen, erlaube ich mir, um die Hand von Fräulein Linda zu bitten.“

Dieſer urplötzliche Wechſel, der binnen einer halben Minute bei einer Bibliothek begann und mit einer Werbung endete, machte Frau von Herdegen ſo beſtürzt daß ſie trotz ihrer Bläſſe dennoch erbleichte und faſſungslos ſtammelte:

„O Gott .... nein! — nein!“

Der Baron war aufgeſtanden, um ehrfurchtsvoll ſein Urtheil zu empfangen. Er wendete ſich nun zu Linda und fragte:

„Beſtätigen Sie das Nein Ihrer Frau Mutter?“

Linda hatte ihre flimmernden Augen nicht einen Moment vom Baron Lidkerken abgewendet, und während er ſprach, quoll ein unüberwindliches Vertrauen zu ſeiner Geſinnung in ihrem Herzen auf. Unter dieſem Einfluß antwortete ſie mit ſtiller Freundlichkeit:

„Es war kein Nein, Herr Baron.“

Er faltete ſeine Hände mit einem Ausdruck von grenzenloſer Dankbarkeit; doch ehe er etwas ſagen konnte, rief Frau von Herdegen:

„Es war ein Nein! der Inſtinct ſtieß es aus, aber die Ueberlegung wiederholt es. Was fällt Ihnen ein, Baron Lickerſen? iſt dies die Art wie man um ein junges Mädchen wirbt? Berechtigt die Bekanntſchaft von einer Viertelſtunde zu der Vorausſetzung ein willkommener Bewerber zu ſein? oder gibt Ihnen unſere Armuth dieſe Zuverſicht? — dann irren Sie ſich. Wir ſind arm, o ja ſehr arm! aber lieber ließe ich meine Tochter in Armuth umkommen als ſie für ein Stück Brot dem erſten beſten Mann zu überliefern.“

„Meine gnädige Frau! entgegnete der Baron ſehr ſanft auf dieſe heftige Anrede, wenn dies nicht die rechte Art iſt um eine junge Dame zu werben: ſo haben Sie Nachſicht mit meinem Mangel an Erfahrung in dieſen Dingen, und trauen Sie mir keinen Mangel an Zartgefühl und an Hochachtung zu. Ich weiß nicht wie ich dieſe Hochachtung für Fräulein Linda mehr an den Tag legen könnte, als durch den Schritt den ich ſo eben gethan habe.

Vielleicht iſt er zu plötzlich geſchehen und das hat Sie erſchreckt. Bedenken Sie aber, daß ich keine Zeit verlieren mögte um glücklich zu ſein. Ich bin nicht jung genug um auf die Tage keinen Werth zu legen und ſie zu vertrödeln. Ich verſtehe nicht die Kunſt mich allmälig liebenswürdig zu machen. Ich habe alſo genau ſo gehandelt, wie ich nach meiner Natur und meinem Character handeln mußte. Mir däucht, dies ſollte Ihnen Vertrauen zu mir einflößen."

Frau von Herdegen hatte ſich geſammelt und antwortete nun ganz freundlich:

„Lieber Baron, Ihre Art zu ſein, zu denken, zu handeln, iſt ſo ungewöhnlich — Ihre Aufrichtigkeit und Entſchiedenheit iſt ſo fremdartig, daß man ſich nicht gleich darin zu finden weiß und ſie daher falſch auffaßt. Was Ihren ehrenvollen Antrag betrifft ... ſo bitten wir um einige Bedenkzeit."

„Bedenken Sie ſich, meine gnädige Frau!" ſagte der Baron und ſetzte ſich wieder.

„Aber lieber Baron, wir mögten auch mit einander reden" .... — —

„Reden Sie, reden Sie mit Ihrer Tochter, meine gnädige Frau! ich werde Sie nicht unterbrechen .... als nur zuweilen, wenn ich etwas über mich ſelbſt zu berichtigen finde."

„Worüber hätten wir noch zu denken und zu reden, hub Linda an, da ich mit größter Dankbarkeit den Antrag des Herrn Baron annehme?“

„O Gott ſei geprieſen!“ rief der Baron.

„Eben über dieſe Dankbarkeit!“ ſagte Frau von Herdegen beklommen zu Linda. „Sehen Sie denn nicht, wandte ſie ſich an den Baron, daß meine Tochter von Dankbarkeit durchdrungen ſich für verpflichtet hält, mit ihrem ganzen Daſein Ihnen zu danken? und trauen Sie dieſem etwas exaltirten jugendlichen Gefühl Ausdauer genug zu, um darauf eine Ehe zu baſiren?“

„Gnädige Frau, Sie müſſen mir keine ſo ſpitzfindige Fragen thun! Der Eine tritt in die Ehe aus Ueberlegung, der Zweite weil er verliebt iſt, der Dritte um Geld und Gut: Alle hoffen das Beſte, und etwas Gutes gibt Gott den Meiſten und gewiß Denjenigen, die ehrlich zu Werke gehen. Ich bin grundehrlich, und wie könnte ich zweifeln daß es Fräulein Linda auch iſt.“

„Ohne im Geringſten dieſe Grundlage jedes Glücks in Zweifel zu ziehen, muß ich Sie doch erinnern, daß zu einer zufriedenen Ehe nicht blos zwei ehrliche — ſondern auch noch zwei übereinſtimmende Gemüther .... mit einem Wort, daß Neigung erforderlich iſt.“

„Was in der Welt könnte mich zur Ehe bewegen, rief der Baron verwundert, wenn's nicht eine tiefe innige Neigung wäre!"

„Ja — Sie!... aber Linda? Linda kennt nichts und Niemand, weiß nichts, ahnt nichts, iſt unerfahren ſowol im Gefühls- als im wirklichen Leben".... — —

„Deſto beſſer, gnädige Frau! die erfahrnen Frauen ſind für unſer Einen leicht zu klug."

„Sie ſind egoiſtiſch, Herr Baron. Merken Sie denn nicht, daß ich nicht ſowol Ihr Glück — als das meiner Tochter bezweifle?"

„Da ſind Sie in Ihrem vollen mütterlichen Recht, meine gnädige Frau. Ich kann Ihnen nur erwidern, daß ich auf Glück für mich hoffe und Alles thun würde, damit Ihre Tochter wahrhaft glücklich werden mögte. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen. Sind Sie nun beruhigt?"

„Glauben Sie denn, rief Frau von Herdegen mit wahrer Seelenangſt, daß Linda heute Ihren Antrag annehmen würde, wenn Sie nicht geſtern großmüthig gegen ihre Mutter geweſen wären?"

„Wenn Fräulein Linda mich nicht kennte, könnte ſie meinen Antrag natürlich nicht annehmen, und ich wäre ſchwerlich in dies Haus gekommen, hätte ich nicht jenes Geſchäft mit Ihnen abzuthun gehabt. So iſt Alles eine himmliſche Fügung."

„Ja," ſagte Linda und nahm zärtlich die Hand ihrer Mutter; „es iſt himmliſche Fügung und der muß man nicht aus dem Wege gehen."

Frau von Herdegen umſchlang mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit ihre Tochter und ſtammelte unter heißen Thränen:

„Gottes Segen für immer mit Dir, Kind!... aber Du weißt nicht was Du thuſt."

„Ich hoffe und vertraue auf Gott und auf einen guten Mann — das weiß ich!" ſagte Linda ſanft.

Der Baron nahm die Hände von Mutter und Tochter und küßte ſie.

Die Verlobung war geſchehen.

Der Baron behielt Lindas Hand in der ſeinen und ſagte mit ſeliger Zufriedenheit:

„So ſind wir denn im Klaren und Gott gebe ſeinen Segen dazu! — Und nun wollen wir gleich morgen alle ſamt und ſonders nach Embden fahren, das Aufgebot beſorgen und in drei Wochen Hochzeit machen."

„Ganz wie Sie wünſchen!" ſagte Linda.

„Auf keinen Fall!" ſagte Frau von Herdegen. Unſer Aufenthalt bei Ihnen wäre wider Sitte und

Gebrauch und dieſe fürchterliche Haſt mit der Hochzeit ſieht wie eine Uebereilung aus."

„Ich habe wol ſchon gehört, daß Schwiegermama und Schwiegerſohn ſelten einer Meinung ſind, ſagte der Baron und lachte herzlich; und auf der Stelle mache ich dieſe Erfahrung."

„Wollen wir morgen früh darüber ſprechen und ſtreiten," ſagte ſie erſchöpft und der Baron ſtand auf um ſich zurückzuziehen.

Bevor er ging ſagte Linda bittend:

„Sie müſſen nicht ungeduldig über die Bedenklichkeiten meiner Mutter werden; ſie kennt Sie ja nicht viel."

„Kennen Sie mich denn mehr?" fragte er überraſcht.

„Freilich! erwiderte ſie vertrauensvoll. Ich habe Sie ja ſchon geſtern Abend — und wie unausſprechlich gut! — kennen gelernt."

Wiederum küßte der Baron ihre Hand und ging zum Rechtsgelehrten hinunter.

„Ich bitte um Ihren Glückwunſch, alter Herr!" rief er froh.

„Sie verſtehen die Geſchäfte ſchnell zu machen! Wer hätte das gedacht!.... geſtern Abend ein Wohlthäter, heut Abend ein Verlobter. Das Teſtament wäre alſo umſonſt gemacht, ſamt Koſten".... —

„Wer weiß! ich kann ja vor der Hochzeit ſterben. Die Schwiegermama iſt nicht von raſchem Entſchluß.“

„Sie iſt zaghaft wie alle Menſchen, welche das Vertrauen zum Glück verloren haben.“

„Richtig, alter Herr! wie Sie klug ſind! Die Spitzfindigkeiten der Jurisprudenz mögen doch zu einiger Menſchenkenntniß verhelfen. Richtig! ſie verzagt am Glück die arme Frau! man muß ſie und das Kind gleich in deſſen Schooß hinein ſetzen — ſo weit es möglich iſt! — damit ſie Vertrauen dazu faßt.“

In dieſer Stimmung führte er am nächſten Morgen ſeine Sache bei Frau von Herdegen, die er allein fand. Sie bat ihn dringend, ein Jahr zu warten: Linda mache ihr Sorge mit ihrer großen ſchmächtigen Geſtalt und der allzu glänzenden Geſichtsfarbe; in dem Alter könne ein Jahr die Geſundheit gründlich befeſtigen oder verderben. Er war unerbittlich: ihm könne jedes Jahr an Geſundheit und Kraft nur etwas nehmen; ihm komme ohnehin ſein ödes Leben wie ein verlornes vor — das möge ſie bedenken und ihm die Paar Tage ſeines Spätſommers nicht ſchmälern; die Jugend ſei immer friſch und kräftig genug um in neue Verhältniſſe zu treten, und jedes Mädchen bei achtzehn Jahren reif zur Ehe; aber ein Mann über vierzig — das ſei bedenklich! drum müſſe er heirathen vor dem Advent, wo er vierzig Jahr alt werde.

Sie mußte nachgeben, aber traurig und höchſt ungern. Die einzige Conceſſion die er machte, war, daß ſie bis zur Hochzeit in Münſter blieb. Aber die Hochzeit mußte in Embden begangen werden, zwiſchen ſeinen Leuten — durchaus. An ſeinem Ehrentage müßten all die Menſchen um ihn ſein, die ihm bis dahin das Leben lieb gemacht, wenn auch mühſelig. Linda müſſe ihre ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft mitbringen, väterlicher und mütterlicher Seite, damit es recht viel theilnehmende und frohe Seelen geben möge. Den Einwurf daß man eine ſolche Einrichtung nicht paſſend finde, ließ er nicht gelten.

„Wir wollen es ſchon paſſend machen! entgegnete er. Und was iſt das überhaupt für eine verdrehte und gezierte Tugendanſicht, die nicht geſtatten will, daß die Braut die Schwelle des Bräutigams betrete, als ob ihr unter deſſen Dach Wunder was für Unheil an Leib und Seele paſſiren könne. Unter meinem Dach genießt Jeder das Gaſtrecht, und das iſt heilig.“

Dabei blieb es. Frau von Herdegen konnte aber nicht umhin den Baron äußerſt tyranniſch und rechthaberiſch zu finden. Linda lächelte nur, als ſie ſpäter zu der Conferenz gezogen ward, und der Baron kehrte Tags darauf nach Embden zurück, um alle Vorbereitungen in möglichſter Geſchwindigkeit abzuthun.

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Pünktlich wie immer wohnte der Baron dem Gottesdienſt bei. Nach demſelben trat er unter die große Linde auf dem Gottesacker und ſprach mit Stentorſtimme:

„Kinder paßt auf! ich will Euch was ſagen. Ich habe in Münſter eine ſchöne junge Braut, Fräulein Linda von Herdegen. In drei Wochen giebt's Hochzeit und dazu ſeid Ihr Alle eingeladen.“

Ein jauchzendes Hoch! war der ſchallende frohe Glückwunſch, der auf dieſe Eröffnung folgte, und wirklich geſchah Alles ſo, wie der Baron es anordnete. Linda kam mit ihrer Mutter, dem alten Advokaten und einigen Onkeln und Tanten am Tage vor der Hochzeit; Wildeshauſen kam mit ſeiner jungen Frau. Es gab viel Fröhlichkeit und ungewöhnlich viel aufrichtige Theilnahme. Die Freude währte acht Tage. Dann blieb der Baron Lidkerken allein mit ſeiner Frau und deren Mutter, welche auf Lindas Wunſch bei dem neuen Ehepaar ſich niederließ.

Dieſes hatte nun die eigentliche Bekanntſchaft mit einander zu machen, und ſie machte ſich zu gegenſeitiger Zufriedenheit. Das leichte roſenrothe Blut welches durch Lindas Adern floß und ihre Wangen ſo reizend färbte, gab ihr auch jene heitre helle Stimmung, welche in der Ehe ſo wolthätig von der Frau ausgeht. Ohne das trübe Leben ihrer erſten Jugend wäre ſie vielleicht zu luſtig, zu leichtſinnig für ihr Alter geweſen; jetzt war es nur lieblich zu ſehen, wie heiter und friſch ſie ſich von dem dunkeln Hintergrund ihrer Vergangenheit trennte und in der Gegenwart lebte, ſcherzend, fröhlich, ſpieleriſch neckend, zugleich Kind, Weib und Mutter in Hoffnung!

Der Baron liebte ſie mit einer ganz abgöttiſchen Liebe. Er hatte immer etwas Andres mehr geliebt als ſich ſelbſt — immer das was Gott ihm grade ans Herz legte. Nun war es dies Weib, dies erſte, dies einzige, das er mit der ganzen Fülle von Güte und Wolwollen überſchüttete, die er bisher auf Viele vertheilt hatte, und die folglich durch dieſe Vertheilung nicht den Character von Leidenſchaft hatte, welcher ſtets um ein excluſives Gefühl ſchwebt. Linda war ſein einziger Gedanke. Was er that knüpfte ſich an ſie, begann oder endete mit ihr. Sie hatte unumſchränkte Gewalt über ihn, nicht durch Bitten oder Schmeicheleien, ſondern überhaupt dadurch daß ſie bei ihm war, daß ſie lächelte, blickte, ſprach, ſich bewegte. Die Dinge, die Umgebungen bekamen einen andern Gehalt, eine andre Bedeutung für ihn, ſeitdem Linda ſich dazwiſchen befand. Dies und Jenes kam ihm unbequem, geſchmacklos, häßlich vor, was ihm bis dahin eben recht geweſen war; und Anderes gefiel ihm, was er ſonſt nicht beachtet hatte.

Daß Linda ihm ſogleich die ſüßeſte Hoffnung gab, rührte und beſeligte ihn.

„Nun Frau Mama, was iſt aus Ihren Befürchtungen wegen Lindas Geſundheit, ꝛc. ꝛc. geworden? fragte er triumphirend. Kann man ſich beſſer befinden und ſchöner ausſehen als ſie? Alle anderen Frauen, ſogar meine Bauerweiber, die doch weiß Gott nicht verzärtelt ſind, werden in dieſem Zuſtand blaß, mager, hohläugig, trüben Ausſehens und übler Laune. Sie iſt von allem das Gegentheil. Der Eheſtand bekommt ihr! .... Und Sie wollten ihr und mir ein Jahr des Glücks aus dem Leben ſtreichen.“

Frau von Herdegen ließ ſich gern den freundlichen Vorwurf zu großer Aengſtlichkeit gefallen, da ſie ſah wie kräftig und freudig Linda ihren unbequemen Zuſtand ertrug, und ſtatt unter ihm zu leiden und körperlich oder geiſtig herabzukommen —

nur aufblühte und ſich zu einer ſtrahlenden Schönheit entfaltete. Sie begriff es nicht, ſie hatte ſo etwas nie geſehen, und unwillkürlich dachte ſie, was der Baron jubelnd wiederholte:

„Der Eheſtand bekommt ihr! ſie iſt von der Natur dafür beſtimmt wenigſtens zehn bis zwölf Kinder zu haben.“

Beide ahnten nicht, welch eine krankhafte Ueberreizung des Nervenſyſtems dazu gehört um in der Zeit eines ſolchen aufzehrenden Doppellebens friſch und ſchön — ſtatt angegriffen und matt zu werden. Linda ſelbſt ahnte es noch weniger. Sie hatte ſich nie ſo wol gefühlt. Die Nervenaufregung erhielt ſie beſtändig wie in einem linden Rauſch von Freude. Sie freute ſich über Alles — nicht blos über das Glück ihres Mannes, die Zufriedenheit ihrer Mutter, ihre eigenen Hoffnungen, ſondern über hundert Vorkommenheiten in ihrer Exiſtenz: über die Weihnachtsbeſcheerung; über den ſtarken Schneefall, der tägliche Schlittenfahrten möglich machte; über die Hyazinthen und Tulpen, die in ihrem Zimmer erblühten; über die allmälig länger werdenden Tage; über die erſte Lerche — und ſo in den Frühling hinein! Ihr unſchuldiges Sein war im Zuſammenhang mit der ganzen Schöpfung, und unbewußt ward ſie mitbeſeelt durch deren allbelebenden Hauch.

Der Frühling machte ſie nun vollends glücklich. Der göttlich ſchöpferiſche Lebenstrieb, der gleichſam der Athem des Frühlings iſt, der die ganze todte Natur mit Kraft und Glut und Luſt durchflutet, und der ſo mächtig iſt, daß ſogar der alte Menſch, dieſer Abtrünnige der Natur, ſich dieſem Einfluß nicht entziehen kann und ihn an einer unbeſtimmten inneren Erregung ſpürt, umfloß Linda wie ein himmelblaues Meer, auf dem ſie ſich wiegte und gaukelte und in die Herrlichkeit des Sommers hineinzog.

Dann kamen einzelne Stunden oder Augenblicke voll Ernſt, oder Beſorgniß, oder banger Ahnung; aber ſie ſtiegen nie hoch genug an Lindas Horizont hinauf um ihren Mann oder ihre Mutter zu beängſtigen. Ein Ausruf wie:

„O Gott, wenn ich doch noch einen ſo wundervollen Sommer erlebte!“ — oder

„Möge das Kind nur leben!“ — erſchienen ihnen wie die ſehr natürlichen und gewöhnlichen Todesgedanken der Frauen in gleicher Lage.

Frau von Herdegen verſicherte, die Sache ſei nicht ſo entſetzlich, und der Baron — obgleich ſich ihm das Haar ſträubte bei der Vorſtellung von Lindas Qualen — ſuchte einen harmloſen Scherz zu machen, auf den ſie auch bereitwillig einging.

Und ſo kam denn in den letzten Tagen des Auguſts der bange Augenblick heran, wo das furchtbare Geheimniß des Kampfes zwiſchen Tod und Leben an der Creatur vollzogen wird. Dieſe beiden Allgewaltigen theilten ſich in ihre Beute: Linda gebar eine ſtarke, geſunde Tochter; für ſie ſelbſt aber verwandelte ſich das Wochenbett in ein Sterbelager. Das heftigſte Fieber verließ ſie nicht mehr, und gleich am erſten Tage erklärte der Arzt ſie in der höchſten Gefahr. Dieſe grauſame Nachricht traf den Baron wahrhaft zerſchmetternd. Was Linda ſo eben körperlich erduldet hatte — das Ringen von Tod und Leben — widerfuhr jetzt geiſtig ihrem unglücklichen Gatten. Von dem Gipfel der Seligkeit ward er in den Abgrund des Schmerzes gedonnert. Er ſtand neben dem Kinde und betrachtete es mit Andacht, Bewunderung und Liebe, die in ſeinem Auge zu einer Thräne zuſammenſchmolzen — als ihm der Arzt jene Mittheilung machte. Urplötzlich war's als ob ihm das Herz in der Luftröhre ſchlage. Er fühlte ſich erſticken, die Lebensluſt ging ihm aus, und er konnte nur ſchweigend und abwehrend den Kopf ſchütteln.

„Es iſt wie ich es Ihnen ſage, Herr Baron, drum laſſen Sie noch andre Aerzte holen; denn meine Wiſſenſchaft vermag hier nichts," wiederholte der Doctor.

„Unke! Rabe! Eule! ächzte der Baron mit heiſerer Stimme, warum ängſtigen Sie mich? Man ſtirbt nicht ſo wie man die Hand umkehrt, wenn man kerngeſund iſt."

„Kerngeſund ſcheint die Baronin nie geweſen zu ſein! den Keim zu der galoppirenden Schwindſucht, der in ihrer Organiſation lag, hat ihre Schwangerſchaft raſch entwickelt, und nun iſt das Unheil da."

Es flimmerte dem Baron vor den Augen, das Zimmer drehte ſich mit ihm, der Arzt ſchwankte vor ihm hin und her, es brauſte etwas durch ſein Gehirn, in ſeinem Ohr gellte etwas; er wurde ſtarr, eiskalt und ſteif, und ſtürzte mit einem dumpfen Röcheln beſinnungslos zu Boden.

Sein Erwachen war gräßlich. Des Arztes Geſicht ſagte ihm, daß kein hölliſcher Traum ihn geweckt habe.

„Alſo ich ſoll ſie gemordet haben?" fragte er mit ſo entſtelltem Antlitz, daß der Arzt entſetzt rief: „Lieber Baron, ſprechen ſie nicht ſo thöricht. Der Keim dieſer Krankheit iſt nicht zu tilgen. Aber vielleicht finden Sie bei einem meiner Collegen Hülfe."

Der Baron ſprengte Staffetten in alle vier Winde.

Nach einander kamen allmälig die gelehrten Herrn, traten an Lindas Bett und ſagten genau daſſelbe was der Hausarzt geſagt. Sie waren einverſtanden daß ſie den Herbſt nicht überleben könne, wenn ſie nicht vielleicht ſchon dem Kindbettfieber erliege.

Wirklich überwand ſie dies Fieber; ihre Beſinnung kehrte nach neun Tagen wieder, ſie ſelbſt glaubte ſich gerettet und hielt ihre Schwäche nur für die natürliche Folge der Niederkunſt. Wie alle Schwindſüchtigen hatte ſie nicht die leiſeſte Ahnung daß ſie ſterben müſſe. Sie blieb hoffnungsvoll bis zum letzten Athemzug.

Der Baron ſchwankte wie ein Blödſinniger umher. Tag und Nacht ſaß er neben Linda mit einem ſtupiden Lächeln auf den Lippen, denn ſie fragte ſo traurig was ihm fehle und ob er ſich über ihre Krankheit gräme .... oder darüber daß es nur ein Mädchen ſei — daß er ein ſtarres Lächeln feſthielt.

Frau von Herdegen wollte nichts wiſſen, wollte ſich gegen ihre quälende Ahnung betäuben. Kein Arzt hatte den Muth gehabt der ſchwachen hinfälligen bleichen Frau die volle Wahrheit zu ſagen. Da ſagte ſie einſt zum Baron:

„Gehen Sie doch einmal zu Bett und verſuchen

Sie ein Paar Stunden zu ruhen! ich bin ja da, ... wenn irgend etwas vorfällt.“

„Nein! entgegnete er beſinnungslos; ſobald ich fortgehe ſtirbt ſie.“

Frau von Herdegen ſtürzte ins Nebenzimmer und dort auf die Knie. Er folgte ihr um ihr zu ſagen, ſie müſſe ſich ſammeln, beherrſchen, um Linda nicht zu erſchrecken. Mit tödtlichem Haß im Blick erwiderte ſie:

„Sein Sie ruhig! ich .... morde ſie nicht!“

„Schweigen Sie!“ ſprach der Baron mit einem ſo erſchütternden Ausdruck, daß ſie ihre Bitterkeit gegen ihn bereute. Aber nur momentan. Es trat ihr Alles wieder vor die Seele: wie ſie bei ſeiner Werbung unwillkürlich beängſtigt, Nein! geſagt — wie ſie gebeten hatte die Hochzeit aufzuſchieben — wie Linda geſagt hatte: es iſt himmliſche Fügung! ſich gleichſam als ein Opfer betrachtend; — und nun die Heirath, der Mann, das Kind — und dafür ihr Kind auf dem Sterbebette! ſie hatte alle Prüfungen des Schickſals ſtark und geduldig ertragen, aber jetzt fiel ſie in eine groſie Erbitterung.

Und ſo ſpielte ſich eine fürchterliche Tragödie in dem ſtillen Landhauſe und in den friedlichen Gemächern. Da erloſch ein junges neunzehnjähriges Leben, ahnungslos über ſeinen Untergang, freudig hoffend auf die Wiederkehr der Geſundheit mit dem Eintritt der nervenſtärkenden Winterfriſche. Da ermuthigte ein Mann zu dieſen Hoffnungen, während er nicht das Krankenzimmer zu verlaſſen wagte aus Angſt die Kranke nicht wiederzufinden. Da lächelte eine Mutter mit wilder Verzweiflung im Herzen. Und im Nebenzimmer träumte ſich ein armes verabſäumtes Kind — das erſte Kind einer glücklichen Ehe und dennoch verabſäumt weil der Schmerz der Gegenwart allzu groß war! — in die trüben und räthſelhaften Geſchicke hinein, welche man Leben nennt.

Nur Linda hatte reine Freude an dem Töchterchen, war aber ſo erſchöpft wenn ſie es fünf Minuten im Arm gehalten hatte, daß man es ihr ſelten brachte.

Die Tage wurden kürzer, die Blätter fielen; Linda wurde immer matter und ſchwächer. Ihr Auge bekam eine unheimliche Größe und einen erſchreckenden Glanz, wie wenn man durch ein Fenſter ein Gebäude inwendig brennen ſieht. Sie ſprach ſelten, aber ſtets zärtlich und liebreich. Meiſtens lag ſie in dumpfer Betäubung unterminirt von dem raſtlos arbeitenden Fieber. Einmal fuhr ſie auf aus dem Halbſchlaf und ſprach erſchrocken:

„Mir träumte eben ich müſſe ſterben!“

Frau von Herdegen fand vor erſtickten Thränen keine Worte. Der Baron ſagte:

„Träume, Linda, bedeuten das Gegentheil.“

„O ich glaube es auch gar nicht, erwiderte ſie ſorglos. Aber wenn es wäre, ſo hätte ich doch ein ſchönes Leben gehabt.“

„Nicht ſchön genug um zu ſterben! ſagte Frau von Herdegen. Eine ſo melancholiſche Jugend, ohne Freuden und Freunde!“

„Aber ſo voll Liebe. Ach meine Mutter, wie haſt Du mich geliebt! und mein armer Vater.... auch er.... in ſeiner Weiſe! und zuletzt Du.... Du am meiſten!“ ſagte ſie und ſah den Baron mit himmliſcher Freundlichkeit an.

„Sage nicht am meiſten, Kind!“ rief Frau von Herdegen in einem unbezwinglichen Paroxysmus von Schmerz und kniete am Bette ihrer Tochter nieder.

„Nein nein! entgegnete Linda begütigend. Ich kann's ja nicht wiſſen, wer mich am meiſten liebt! ich meine, es iſt immer der von Euch, an den ich zuletzt denke.“

„O denk' an mich.... zuletzt!“ bat die arme Mutter.

Aber Lindas Augen waren ſchon wieder matt geſchloſſen und ſie konnte vor Erſchöpfung nicht ſprechen.

Ein andres Mal fragte ſie:

„Wie lange ſind wir nur verheirathet?“ ich kann mich gar nicht beſinnen.“

„Uebermorgen wird es ein Jahr“, erwiderte der Baron.

„Den Jahrestag wollen wir feiern, nicht wahr? er verdient's! es war ein ſchönes Jahr. Wird die Zukunft wol eben ſo ſchön ſein?“

„Noch ſchöner, Linda.“

„Ja, wenn Gott es ſo fügt! ſagte ſie fromm; und er fügt ja Alles zum Guten. Er hat Dich zu mir geſendet. Das wußt' ich gleich als ich Dich ſo gut ſah.... ſo himmliſch gut. Du mußt mich aber auch immer lieben und ſehr.“

„Immer und ſehr.... Linda.“

„Vielleicht befinde ich mich von übermorgen an wieder beſſer! — Nur mache Dir keine Sorgen, Du ſiehſt traurig aus! die Krankheit wird ja nun bald zu Ende gehen.“

Sie ging zu Ende und Linda befand ſich beſſer — übermorgen. Sie war ſchon in der Agonie als ſie noch einmal die Augen aufſchlug, den Baron anſah, laut ſagte:

„Ja!.... eine himmliſche Fügung!“.... — — und ſie dann auf immer ſchloß.

„Sieh mich noch einmal an, Linda! flehte die

Mutter; nur ein einziges Mal .... damit ich Deinen letzten Blick in meiner Seele habe."

Aber Linda hörte und ſah auf Erden nichts mehr.

„Sie haben mir Alles genommen .... auch den letzten Blick meines Kindes!" ſagte die unglückliche Mutter zum Baron, und mußte gleich darauf ohnmächtig nach ihrem Zimmer getragen werden.

Auch der Baron hörte und ſah nichts mehr als die geliebte Todte. Ihm war zu Sinn als müſſe er neben ihr ins Grab ſinken, ohne Kampf, ohne Schmerz, als höre von ſelbſt mit ihr ſein Daſein auf. Aber ach! ſo iſt es nicht. Das Leben ſchlägt Wurzel im Schmerz wie in einem nährenden Erdreich. Im Glück iſt es flüchtig.

Die zarte ſchöne Leiche wurde in der Familiengruft beigeſetzt. Es war ein unendlich trauriger Tag. Gottesacker und Kirche waren gefüllt mit all den Leidtragenden, welche vor einem Jahr die Hochzeitsfeier mitbegangen hatten. Ein dumpfer Klagelaut empfing den Baron und wiederholte ſich als der Sarg in die Gruft hinabgetragen ward und dem Auge der Menge entſchwand.

Dies geſchah am Morgen. Der Baron blieb einſam in der Gruft den ganzen Tag. Dann in der Dämmerung verließ er die Kirche. Die Menge hatte ſich vom Gottesacker längſt verlaufen; aber einige Leute ſaßen noch auf der Bank unter der entlaubten Linde.

„Was macht Ihr noch hier, Kinder?“ fragte der Baron, als er näher kam.

Sie ſtanden auf und Einer ſagte:

„Wir ſind nur ſo hier geblieben, gnädiger Herr.“

Der Baron ſchüttelte ihnen ſchweigend die Hand. Dieſe tiefe Theilnahme fand den Weg zu ſeinem Herzen, und ſeine Augen wurden feucht — zum erſten Mal nach ihrem Tode.

Er ging in das Zimmer ſeiner Tochter und ſprach zu ihr und zu ſich ſelbſt: „Jetzt biſt Du mein gottgegebenes Kleinod! Das Leben Deiner Mutter iſt in Dich übergegangen, vielleicht ihre Seele.... drum gehört jetzt auch meine Liebe Dir.“

Er ging zu Frau von Herdegen und bat ſie eine Pathenſtelle bei der Kleinen zu übernehmen.

„Was kümmert mich Ihr Kind! rief ſie; mein Kind, mein einziges Kind will ich haben.“

Er hatte ſich gelobt unerſchöpfliche Langmuth mit ihr zu üben, denn er fand es nicht unnatürlich, daß ihr Schmerz die Richtung der Abneigung gegen ihn nahm, weil der Gedanke unwillkürlich war: Linda würde leben wenn dieſer Mann ſie nicht geheirathet hätte. Er ſagte ſanft:

„Ich bitte nicht meinet- ſondern Lindas wegen!

wie würde ſie ſich über Ihre Härte betrüben! Und die arme Kleine kann ja eine zweite Linda für Sie werden."

„O nie, niemals! ich begreiſe nicht die Frauen, denen das Herz für die Enkelkinder wärmer ſchlägt als für die eigenen. Das iſt Altersſchwäche oder Unnatur."

„Auch begehre ich es nicht!.... nur ein klein wenig Liebe — um Lindas willen!"

Dieſer Beſchwörung widerſtand ſie nicht; allein es kam bald ein neues Zerwürfniß. Der Baron wollte ſeine Tochter Linda nennen und Frau von Herdegen es durchaus nicht geſtatten.

„Was ich am meiſten liebe, muß Linda heißen und mich immer und ewig an ſie erinnern!" ſagte er.

„Und ich kann dieſe Erinnerung und dieſen Vergleich nicht ertragen!" ſagte ſie.

„Für mich giebt es nur eine Linda."

„Auch für mich! aber meine Linda iſt todt."

Endlich vereinigten ſie ſich dahin, daß die Kleine Joſſelinde getauſt — von ihrer Großmutter mit dem vollen Namen und von ihrem Vater mit dem abgekürzten genannt werden ſollte. Dies mag einigen Menſchen höchſt kindiſch erſcheinen! die wiſſen eben nicht wie wichtig für das Gefühl ſolche Kleinigkeiten ſind. Ein einziger Name kann ja der Inbegriff eines ganzen Lebens ſein.. Und ſo war es hier. Linda war für Beide die Zauberformel ihres Glücks. Das Glück des Barons war in Wehmuth, das der Frau von Herdegen in Gram untergegangen. Die Wehmuth hat ihre Süßigkeit, der Gram iſt bitter; drum konnte er die ſtete Mahnung an Linda leichter ertragen, ja lieben; während ſie ihr das Herz zerriß.

Der Baron blieb ein vollkommner Wittwer wie er ein vollkommner Gatte geweſen war. Er lebte mit Linda fort als ſei ſie immer neben ihm — nur unſichtbar. Täglich begann er mit ihr ſeinen Tag indem er in die Gruft ging und eine friſche Blume auf ihren Sarg legte. Sie hatte die Gewohnheit gehabt jeden Morgen eine Blume zu pflücken und ſie während des Tages in der Hand oder am Buſen zu tragen. Jetzt brachte er ihr dieſe Blume gleichſam zum Guten Morgen-Gruß, und der Gärtner mußte auf die Blumenzucht viel Sorgfalt wenden, damit ſie zu jeder Jahrszeit recht ſchön ſeien. Dies geſchah nicht in den erſten Wochen, Monaten oder Jahren, ſondern immer; und nicht aus kühler Gewohnheit oder noch kühlerer Sentimentalität, ſondern aus natürlich warmer Empfindung. Was einmal in ſein Herz gedrungen war, das blieb darin, und es war zu ſchlicht, aufrichtig und einfach dies Herz, um nicht ſeinem ganzen Thun und Sein dieſelbe Richtung mitzutheilen.

Dazu klang Lindas letztes Wort „eine himmliſche Fügung!“ ſtets in ſeinem Ohr wie eine Gottesſtimme, die ihn mahnte dankbar für das Vergangene, treu und liebend für das Gegenwärtige, ergeben in das Zukünftige zu ſein. Er war fromm in der ächten Bedeutung des Wortes: fromm ohne daran zu denken daß er es ſein müſſe, und ohne zu wiſſen daß er es ſei.

Zwiſchen ihrem Vater und ihrer Großmutter erwuchs Joſſelinde — der Abgott Beider! denn auch Frau von Herdegen widerſtand nicht lange dem Inſtinct des Herzens, welcher das mutterloſe Enkelkind lieben läßt. Gegen ihren Schwiegerſohn überwand ſie nie eine leiſe Abneigung, obwol ihre Vernunft ihr ſagte der Grund zu jener ſei thöricht und unſtatthaft, und obwol ſie ſich mit aller Kraft in ihren Aeußerungen zu beherrſchen ſuchte. Aber unwillkürlich that ihr die Freude des Barons an dem Kinde weh, das nur auf Koſten ſeiner Mutter lebte, und unwillkürlich fand ſie ihn barbariſch und roh, weil er ſich nicht begnügt habe Linda brüderlich oder väterlich zu lieben. Natürlich ſagte ſie ſich bei der geringſten Ueberlegung, dies ſei Unſinn und Verkehrtheit; aber um ſo feſter, wenn auch heimlicher, hielt ſie daran, weil die unwillkürliche Aufwallung ihr doch als die primitiv richtige erſchien. All die Barbarei und Rohheit, welche ſie nicht offenkundig auf den guten Baron wälzen konnte, wälzte ſie auf das ganze männliche Geſchlecht, und um ſo bereitwilliger als ihr verſtorbener Gatte ſie wahrlich nicht mit demſelben verſöhnt hatte.

Joſſelinde war ein ſehr glückliches Kind, denn ſie wuchs eben nur auf; erzogen wurde ſie nicht. Der Baron haßte die Erziehung kleiner Kinder, welche nach ſeiner Meinung nur in Verſagen und Strafen beſtehe, folglich dem Kinde ſein kleines Leben unerträglich ſchwer mache. Joſſelinde durfte eſſen und trinken was und wie viel ſie wollte, durfte ohne Hut und Handſchuh im Freien herumlaufen, durfte nicht fürchten ausgezankt zu werden wenn ſie ihr Kleid zerriß oder ihr Tuch verlor; brauchte nicht hübſch grade zu ſitzen und hübſch ſteif zu gehen und hübſch leiſe zu ſprechen und hübſch niedlich ſich zu benehmen. Sie durfte ihren kleinen wilden freiheitsbedürftigen Inſtincten folgen, welche die weiſe Natur dem Kinde ſo mächtig gegeben hat, damit ſie Widerſtand leiſten gegen das

Joch der Zärtlichkeit, welches die Eltern aus Blindheit, Thorheit, Weisheit, aus Egoismus oder Liebe, kurz aber — immer ihm aufbürden mögten. Weil Joſſelinde nicht dieſen ewigen wolgemeinten aber ganz und gar unerträglichen Widerſpruch zu erdulden hatte, war ſie geſunder, fröhlicher, folgſamer und viel weniger eigenſinnig als die ſtets gehofmeiſterten Kinder.

Frau von Herdegen hätte wol ſehr gern zuweilen eine kleine Ermahnu[illegible]on Stapel laufen laſſen — nicht ſo unbändig umher zu rennen, nicht ſo bäuriſch zu ſchreien, nicht ſo knabenhaft über Tiſche und Stühle zu ſpringen — lauter Dinge die ohne alle Ermahnung von ſelbſt aufhören ſobald aus dem kleinen Mädchen ein junges Mädchen wird. Aber ſie hatte es ſich zum Geſetz gemacht ſich in die Prinzipien von Joſſelindens Erziehung nicht zu miſchen, ſondern die ihres Schwiegerſohnes anzunehmen und ſie höchſtens in der Praxis ein klein wenig zu modifiziren. Dieſe große und ſeltne Reſignation von Seiten einer Schwiegermutter rührte bei Frau von Herdegen nicht blos von der Vernunft — ſondern auch von einer gewiſſen Entmuthigung her, daß ſie kein Glück im Leben habe und ſich folglich vom Handeln wie vom Rath ertheilen fern halten müſſe.

Nichts deſto weniger rechnete der Baron es ihr hoch an und bezeigte ihr in allen Dingen die treuſte und vertrauenvollſte Verehrung, und auch Joſſelinde liebte ſie — wenn auch weit weniger als ihren Vater. Sie hing an ihm mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit, und jedem Wink gehorchte, jedem Wort folgte ſie. So viel wie möglich war ſie bei ihm; als kleines Kind in ſeinem Zimmer mit der Wärterin, ſpäter allein, um ihn herum kriechend, laufend, ſpielend, an ihm herauf kletternd, all die tauſend kleinen Dienſte, Hülfen und Spiele von ihm begehrend, welche ſie von ihrer Mutter gefordert haben würde.

Dann, als ſie älter wurde, erſtreckte ſich der Tummelplatz ihres Lebens über Zimmer und Haus hinaus, in Garten und Hof, in Wald und Feld. Zur Gruft ihrer Mutter hatte er ſie ſchon ganz früh getragen; nun ging ſie täglich mit ihm. Für weitere Spaziergänge wurde ein Eſel mitgenommen, damit Joſſelinde ſich von ihm tragen laſſen könne wenn ſie müde oder der Weg ſchlecht war. So ging es zu den Schnittern aufs Feld, zu den Holzhauern im Walde, zu den Bauern auf ihren Höfen. Wind und Wetter machten keine Störung! Joſſelinde ſollte dagegen abgehärtet werden. Sie tummelte ſich mit ihren Spielgefährten, den Bauerkindern, im Schnee und beim Heumachen auf der Wieſe herum, und war ſie recht tüchtig blau gefroren oder braun ſonnenverbrannt, ſo ſagte der Baron zufrieden:

„Das iſt ein tüchtiges geſundes Mädchen!“

Die Epoche des Lernens begann erſt mit ihrem ſiebenten Jahr, als die Wißbegierde ſich in ihr zu regen anfing. Da nahm der Baron einen jungen unterrichteten, ganz ſchlichten Menſchen zu ihrem Lehrer an; denn von Gouvernanten wollte er durchaus nichts wiſſen! ſie machten verſchrobene Erziehungen, lächerliche Anſprüche und eine unbehagliche Störung in der Häuslichkeit; und er würde ſchon ſelbſt ſeine Tochter erziehen. Joſſelinde lernte fleißig und gern bei ihrem Lehrer. Frau von Herdegen, ein Muſter von Geſchicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten, nahm zu derſelben Zeit mit Freuden wahr, daß Joſſelinde auch dazu Neigung und Talent habe und durch ſie ein wenig in ihrer knabenhaften Wildheit gebändigt wurde. Genug, ſie wuchs aus dem Zwitterzuſtand der erſten Kindheit in das kleine Mädchen hinein.

Es war wenig Nachbarſchaft um Schloß Embden, daher wenig Umgang, d. h. wenig Leute mit denen man auf dem Fuß des gegenſeitigen Beſuchmachens und Einladens ſtehen konnte. Aber ſelbſt mit dieſen lebte der Baron nicht in ihrer Weiſe. Er fand es eine ſchlechte Art von Höflichkeit Jemand nur zum Mittageſſen einzuladen und ihn dann im nächtlichen Dunkel auf böſen Wegen wieder abziehen zu laſſen. Er lud ein auf drei, auf acht, auf vierzehn Tage, auf ſo lange man Luſt habe; aber auch auf Hausmannskoſt und ohne Umſtände. Das war den Nachbarn zu weitläuftig: ſie kamen nicht; und um ſo weniger als der Baron auch nicht zu ihnen kam. Er trennte ſich nicht von ſeiner Todten und von ſeinem Kinde, und Frau von Herdegen hatte ganz dieſelben einſiedleriſchen Neigungen und foderte ihn daher nie zu geſellſchaftlichen Zerſtreuungen auf. Ihre beiden Brüder pflegten im Sommer auf längere Zeit nach Embden zu kommen; der Eine war Wittwer und kinderlos, der Andre hatte eine Frau und zwei Söhne in Joſſelindens Alter; ſie waren dem Baron ſtets höchſt willkommen. Desgleichen ſein Vetter, Graf Wildeshauſen. Die Gräfin Wildeshauſen intereſſirte ſich lebhaft für Joſſelinde weil ſie an einem und demſelben Tage mit ihrem älteſten Sohn Wilderich geboren und ihre Pathe geworden war. Sie pflegte faſt immer ihren Mann nach Schloß Embden zu begleiten, wenn ihre zahlreichen Wochenbetten es erlaubten, und Wilderich mitzubringen, von dem ſie zu ſagen pflegte, wie junge Mütter häufig ſcherzen: er müſſe Joſſelinde heirathen. Dieſer Scherz war das einzige was dem Baron außerordentlich an der Gräfin mißfiel. Die leiſeſte Hindeutung auf die dereinſtige Verheirathung ſeiner Tochter verſtimmte ihn grenzenlos, weil er ſogleich an Lindas frühen Tod dachte. In dieſer Beziehung hatte er an Frau von Herdegen den treuſten Bundesgenoſſen. Sie wünſchte Joſſelinde möge ewig Kind bleiben damit von dem unſeligen Heirathen nie die Rede ſei. Einſtweilen war es höchſt beruhigend, daß Wilderich und Joſſelinde einander nicht leiden konnten und in die heftigſten Zänkereien verfielen ſobald ſie ſich ſahen.

Joſſelinde mogte ſeinen zwei Jahr jüngern Bruder Levin viel lieber, obwol der für ein ſchwachſinniges Kind galt, es auch wirklich war, blöd und langſam ſeine Begriffe entwickelte, durchaus nicht lernte, keine Spur von wißbegieriger Aufregung zeigte, und mit Leib und Seele in einem ſchwerfälligen, träumeriſchen Zuſtand vegetirte — weshalb er denn für das Auge der Eltern neben Wilderich ganz in Schatten verſchwand, und ihnen großen Kummer machte.

„Verſchont ihn doch mit Eurem verwünſchten Latein! pflegte der Baron auf ihre Klagen zu antworten. Laßt ihn Landmann werden, Forſtmann; das wird ihm beſſer behagen.“

„Was man auch ergreife, entgegnete Graf Wildeshauſen, ſo muß man doch die gewöhnlichſten Schulkenntniſſe haben, muß ein X von einem U unterſcheiden können, muß wiſſen daß zweimal zwei vier macht.“

„Das wird er auch ſchon lernen; aber Ihr betäubt und ängſtigt ihn! er ſoll lernen wie Wilderich, das kann er nicht: da wird er muthlos und lernt lieber gar nichts. Gebt ihn mir! Ich habe ein Recht an ihm; ich bin ſein Pathe! Lindas Lehrer iſt ein prächtiger Junge, nicht gelehrt, nicht pedantiſch, ganz für den Unterricht von Kindern geſchaffen. Er bringt ihm leſen, ſchreiben, rechnen bei — damit wird man gerade kein lumen mundi, aber recht ein braver und brauchbarer Junge.“

Und wirklich der Vorſchlag wurde angenommen: Levin Wildeshauſen kam nach Schloß Embden als er eilf und Joſſelinde dreizehn Jahr alt war.

Binnen zwei Jahren wurde denn auch das ſtark bezweifelte Mirakel vollführt, daß er leſen und ſchreiben lernte; mit dem Rechnen wollte es durchaus nicht gehen. Ueberdas war der Knabe ſo ſtill, ſo verſchloſſen, ſo theilnahmlos, ſo unbeweglich, daß er den Baron hundert Mal aus der Faſſung brachte und hundert Mal von ihm den ſchmeichelhaften Zuruf: dummer Junge! hörte. Das iſt ganz genug um einer zu werden. Die verſchüchterte Seele des armen kleinen Levin kroch immer tiefer in ihr verborgenes Schneckenhaus hinein.

Frau von Herdegen bezeigte ihm wenig Theilnahme; ſie konnte nicht mehr neue Geſtalten in den Kreis ihrer Empfindungen aufnehmen. Joſſelinde behandelte ihn faſt mütterlich verſorgend, und ihn gegen Alle und Jeden in Schutz nehmend. Sie erwuchs nach und nach, und fühlte ſich auf jede Weiſe dem kleinen unbeholfenen und unwiſſenden Knaben unendlich überlegen.

Indeſſen war es doch nicht zu verkennen daß Levin in fremden Umgebungen mehr Fortſchritte gemacht hatte als im Elternhauſe. Man beſchloß alſo, ihn in noch fremdere und auf eine Schule zu bringen, in der Hoffnung, er werde dort noch mehr geweckt werden; und ſo verließ er Schloß Embden. Aber ſehr ungerne. Gegen die Eltern ſchwieg er, wie gewöhnlich; doch Joſſelinden fiel er weinend um den Hals und bat ſie es möglich zu machen daß er hier bleiben dürfte. Sie ſtreichelte beruhigend ſein Haar und ſagte tröſtend:

„Es wird auf der Schule viel luſtiger ſein als hier, mein armer kleiner Levin.“

„Ja davor fürchte ich mich eben! hier war es ſo hübſch ſtill!“ antwortete er ſchluchzend.

Sie ſtellte ihm Gehorſam gegen die Eltern, und Lernen, und Etwas in der Welt werden als unumgänglich nothwendig vor, und Levin ergab ſich in ſein Schickſal — doch mit ſchwerem Herzen.

Er reiſte unter tauſend Thränen ab, ſo daß Alle ganz erſtaunt waren über dieſen heißen Ausbruch des Gefühls, und dann verlor man ihn ganz aus den Augen und aus dem Sinn.

Joſſelinde war allmälig aus dem kleinen Mädchen ein junges Mädchen geworden. Der Baron fürchtete heimlich dieſen Uebergang, der ſo viel Unruh in das innere Leben bringt, weil jetzt die Neigung einzutreten pflegt nicht auf der Oberfläche umher zu wirbeln, ſondern in der Tiefe zu ruhen. Faſt alle junge Mädchen, auch ſolche die es früher nie waren, werden dann ſtill, verſchloſſen, träumeriſch, indolent. Es regen ſich Kräfte in ihnen die ſie nicht anzuwenden wiſſen, und das verſtimmt ſie und verleitet ſie zu Schwärmereien und zu Thorheiten.

Sie ſind dann oft außerordentlich unangenehm und eine große Laſt und Sorge für die Eltern.

Der Baron mit ſeinem klaren praktiſchen Blick hatte ſich für ſeine Tochter ein gutes Schutzmittel ausgedacht. Am Tage wo ſie ſechszehn Jahr alt wurde, übertrug er ihr nicht nur die innere Verwaltung des Hauſes — ſondern am Sonntag darauf unter der Linde (dieſem Thron für den Beherrſcher von Embden) erklärte er ſie gleichſam zur Mitregentin, indem er zu den Leuten ſagte: er werde nun alt und könne ſich nicht ſelbſt mehr ſo viel wie ehedem um ſie kümmern; wer etwas begehre, Rath, Hülfe, Troſt, Geld, müſſe ſich jetzt an ſeine Tochter wenden, die mit Allem Beſcheid wiſſe und ihnen eben ſo zugethan ſei als er ſelbſt. Ein frohes Lebehoch wurde dieſer Mündigkeitſprechung gebracht und Fräulein Joſſelinde ward bald das Orakel im Hauſe und unter den Leuten.

Dieſe praktiſche reſolute Erziehung that ihr ſehr wol. Sie ward zu einer Thätigkeit und Arbeitſamkeit angehalten, die ſie begriff, weil ſie ihrem natürlichen Wirkungskreiſe angehörten, und die ihr zugleich das Gefühl von freudig erfüllter Pflicht und die Genugthuung derſelben zu entſprechen gewährten. Daher war ſie immer guter Laune, fröhlich, wolwollend, zu allem Guten aufgelegt, harmlos und treuherzig, die ächte Tochter ihres Vaters. Von der Seelengrazie und Körperſchönheit ihrer Mutter hatte ſie nichts geerbt, und Frau von Herdegen bemerkte es oft heimlich mit einem traurigen Seufzer. Auch Talente beſaß ſie nicht, ſprach nur ihre Mutterſprache, und begleitete nur mit der altmodiſchen Guitarre ihre natürlich friſche, reine Stimme. Aber dieſe Guitarre und dieſer Geſang bezauberten den guten Baron, denn ſo hatte die erſte Linda geſpielt und geſungen! und Frau von Herdegen, welche dies kleine Talent in ihrer Tochter entwickelt hatte, that daſſelbe für ihre Enkelin. Sie las auch mit ihr. Joſſelinde liebte die Dichter und kannte einigermaßen die ältere deutſche Literatur. Aber Muſik und Lectüre wurden nur geſtattet am Feierabend und Sonntags; darauf hielt der Baron ſtreng. Am Tag mußte gearbeitet werden, damit Abends die Erholung deſto beſſer ſchmecke. Am Tag mußte Joſſelinde treppauf treppnieder das ganze Haus überwachen, damit jedes Winkelchen in Ordnung ſei; Küche und Keller und die Geſchäfte der Dienſtboten beaufſichtigen; genaue Haushaltungsrechnungen führen; Vorräthe aller Art anſchaffen und ordnen; Wäſche nähen und ihre eigenen Kleider machen: die Blumenzucht beſorgen, weil der Papa mit dem Gärtner nie und mit ihr immer zufrieden war; mit ihm ausgehen und ausreiten, weil er immer etwas aufzutragen hatte — oder haben könnte. Ob es heiß, ob es kalt war, darnach wurde nicht gefragt. Verzärtelung kam nicht auf. Man kleidet ſich der Jahrszeit gemäß und damit holla! meinte der Baron. Der Tag hatte Mühe und Arbeit.

O, die Freude wenn es ſieben Uhr ſchlug und Feierabend gemacht und die Arbeit bei Seite gelegt wurde!.... aber hübſch ordentlich, hübſch ſauber, damit morgen Alles am rechten Platz zu finden und nie etwas zu ſuchen ſei! — Nun band Joſſelinde ihre kleine Schürze ab, ſtrich ihr Haar recht glatt, als gelte es in Geſellſchaft zu gehen, und brachte halb freudig, halb feierlich ihre Bücher herbei, aus denen ſie dem Vater und der Großmutter bis zum Nachteſſen vorlas. Denn auch ein altmodiſches Nachteſſen um neun Uhr Abends gab es auf Schloß Embden, und Thee war unbekannt, außer Kamillen- und Lindenblütenthee, mit denen Joſſelinde bei allen Kranken glücklichere Kuren machte, als man ſie mit homöopathiſchen und allopathiſchen Arzeneien macht.

Nach dem Nachteſſen mußte Joſſelinde ſingen und um eilf Uhr lagen ſämmtliche Bewohner von Schloß Embden im Bett, und die große Mehrzahl vermuthlich im tiefſten Schlaf.

Mit Altersgenoſſen verkehrte Joſſelinde ſehr wenig.

Zwei Pfarrerstöchter aus der Nachbarſchaft waren ihre Freundinnen; denn in ihrem Alter hat man Freundinnen, ſo wie man ſpäter Blumen, oder Bilder, oder Albums, oder ſonſt eine Liebhaberei hat: eine gewiſſe oberflächliche Leere wird ganz niedlich durch ſie ausgefüllt. Joſſelinde liebte ihre Freundinnen ſehr und hauptſächlich weil ſie zwei Hefte hielt in welche ſie ſehr ſauber diejenigen Stellen aus Büchern ſchrieb, die ihr beſonders gefielen — in das eine Proſa, in das andre Poeſie. Zu Neujahr bekam jede Freundin eins derſelben zierlich gebunden, gleichſam die Blumenleſe ihres innern Lebens.

In Wildeshauſen war die älteſte Tochter vier Jahr jünger als Joſſelinde — ein Unterſchied der in dem Alter zu bedeutend iſt um Freundſchaft aufkommen zu laſſen. Die Knaben von Wildeshauſen waren auf Schulen, und ſo war Joſſelindens Verkehr mit jungen Leuten äußerſt gering und beſchränkte ſich eigentlich auf ein Paar Vetter mütterlicher Seite, die Lieutenants und ihr ſo unerträglich waren, wie ſie gar nicht begriff daß Menſchen ſein konnten. Detlev kannte nur die Rangliſte und Kaſernenwitze, Hellmuth war ein Fat der auf Eroberungen ausging.

„Welchen Vetter ziehſt du vor, Linda?“ fragte einſt der Baron.

Immer den mit dem ich nicht ſpreche oder den ich nicht ſehe!" entgegnete ſie munter.

„Könnteſt Du Dir vorſtellen, daß Du je Luſt hätteſt Detlev oder Hellmuth zu heirathen?"

„Niemals Papa!" ſagte ſie lachend.

„Aber man heirathet mit der Zeit, mein Kind, und die jungen Männer ſind heutzutage nun einmal ſo beſchaffen."

„Die Lieutenants mögen ſo beſchaffen ſein, Papa! .... allein es muß doch noch andre Männer geben."

„Freilich giebts andre .... aber Gecken und Haſenfüße oder rohe Burſche ſind ſie Alle. Mühe mag ſich Keiner geben um redlich durch die Welt zu kommen. Aus Ambition lernen ſie grade das was nöthig iſt um nicht durchs Examen zu fallen. Liebe zur Sache hat Keiner — Liebe zum Gelde Jeder auf eine erſchreckende Weiſe; drum ſind ſie auch ſämmtlich auf der Jagd nach reichen Frauen .... Jüdinnen, Kaufmannstöchter, Alle ſind ihnen recht! nur Geld müſſen ſie haben .... nur Geld!"

„Warum heirathen denn aber die Mädchen ſolche unerträgliche Männer?"

„Ich ſage Dir, Kind, weil man mit der Zeit heirathet! Das liegt in der Natur: das iſt nun einmal ſo."

„Du wirſt mich doch nie zu einer Heirath zwingen wollen, Papa?“

„Kind, ſprich nicht ſolchen Unſinn! ſagte der Baron. An dieſen Schnickſchnack von Eltern die ihre Kinder zwingen zu heirathen — glaube ich nicht. Im Gegentheil! gute Eltern rathen eher ab als zu, weil ſie mehr Menſchenkenntniß haben, und weil es immer eine ſehr gewagte Unternehmung iſt, fürs ganze Leben ſich zu binden ohne ſich durch und durch zu kennen.“

„Das iſt recht wahr, Papa!“ ſagte Joſſelinde mit tiefer Ueberzeugung.

„Und nun zieh Dich an, Goldkind! wir wollen nach der Ziegelei reiten und Backſteine für das kleine Gewächshaus beſtellen .... wie viel waren's doch noch?“

„Zwiſchen neun- und zehntauſend, Papa.“

Joſſelinde verließ das Zimmer, der Baron klopfte ſeine Pfeife aus, Frau von Herdegen ſagte:

„Bitte, ſprechen Sie doch nicht mit Joſſelinde von Heirathen. Sie können ja nicht wiſſen, welchen Eindruck es auf ſie macht.“

„Ei was, Frau Mama! mit unverderbenen Menſchen muß man herzhaft reden und nicht ſo zimperlich verblümt. Ueberdies iſts nicht das Wort, ſondern die Sache, die Eindruck macht, und Linda putzt ja jeden Herbſt unſre Bräute heraus, ſteckt ihnen den Kranz auf, ſteht übers Jahr zu Gevatter, kennt alſo die Sache .... in aller Unſchuld! Was alſo ſoll es für einen extraordinären Eindruck machen, wenn ich der Möglichkeit erwähne, daß auch ſie heirathen könnte!"

„Laſſen Sie es doch ruhen! Kommt ein Freier ſo iſt ja Zeit genug darüber zu reden."

„Bin nicht der Meinung, Frau Mama! ich find' es recht zweckmäßig daß ein Mädchen vorher ganz ernſthaft darüber nachdenke, damit ſie, wenn es paſſirt, nicht verblüfft Ja — oder beſtürzt Nein ſage."

„Ehe ſie den Freier kennt, hilft kein Nachdenken! es iſt nur ein unbeſtimmtes Träumen, in das ſie verfällt, und das iſt.... das halte ich nicht für gut."

„Ich ſage Ihnen, Linda iſt keine Träumerin, und die Vorſtellung, mit einem Detlev oder Hellmuth in die Ehe zu treten, könnte ſelbſt eine Träumerin wieder zur Vernunft bringen. Mir gefallen die jungen Männer ſo wenig, daß ich unmöglich wünſchen kann meinem Kinde Luſt zur Ehe zu machen .... um ſo weniger da wir nicht wiſſen ob ſie nicht dem Schickſal ihrer Mutter entgegenginge."

„Von deren äußerer Erſcheinung hat ſie ſo wenig geerbt, daß der Gedanke, ihre ganze Conſtitution ſei eine kräftigere, uns für jenen Mangel tröſten muß."

„Mangel, Frau Mama? finden Sie einen Mangel an Lindas Perſönlichkeit?“ fragte er unendlich beleidigt.“

Frau von Herdegen entgegnete freundlich, um ſein väterliches Hochgefühl zu ſchonen:

„Für mein Mutterauge iſt es ein Mangel, daß Joſſelinde keine Spur von Aehnlichkeit mit unſrer Linda hat! Sie begreifen das, nicht wahr?“

Er nickte ihr ſchweigend, aber verſöhnt und liebreich zu.

Joſſelinde entnahm aus dieſem Geſpräch die feſte Ueberzeugung, daß es ganz andre Männer geben müſſe als Detlev und Hellmuth, und daß ihr guter Vater ſie nur eben nicht kenne.

Bevor Wilderich zur Univerſität abging, beſuchte er ſeine Eltern auf längere Zeit und brachte mit ihnen drei Tage in Schloß Embden zu. Er hatte die Aeußerung ſeiner Mutter aber nicht vergeſſen: er und Joſſelinde müßten ein Paar werden: — und mit dem ganzen Widerwillen der Jugend gegen eine ſolche elterliche Vorausbeſtimmung der Zukunft, warf er ſich in die heftigſte Oppoſition und war faſt ungezogen gegen Joſſelinde, indem er Alles was ſie that, ſagte, liebte — verwarf oder wenigſtens tadelte. Es war unrecht daß ſie mit ihrem Vater ausritt und auf die Jagd ging — ſo unweiblich! Unrecht daß ſie Guitarre ſpielte und nicht das Piano — ſo altmodiſch! Unrecht daß ſie lieber Schiller las als Göthe — ſo geſchmacklos! Unrecht, daß ſie mehr hellroth als hellblau trug und Roſen den Nelken vorzog. Der Geiſt des Widerſpruchs, der in dieſem Alter faſt alle jungen Leute beherrſcht, weil ſie um jeden Preis zeigen wollen daß ſie grade das haben was Niemand ihnen zutraut: ein eigenes Urtheil, -- kam in dieſen drei Tagen zur herrlichſten Entfaltung in Wilderich.

Nachdem er fort war, ſagte der Baron:

„Das muß ich geſtehen, der Wilderich iſt ein netter Bengel geworden! Nun, Goldkind, wer gefällt Dir beſſer: er, oder Detlev, oder" .... — —

„Lieber Papa! unterbrach ſie ihn ein wenig ungeduldig, Einer iſt mir genau ſo gleichgültig als der Andre."

Heimlich begann ſie zu denken, es ſei doch unangenehm lauter unerträgliche junge Leute zu kennen und gar keine andere.

Um dieſe Zeit veränderte ſich die Richtung all ihrer Gedanken, denn ihr Vater ward von dem Uebel befallen, das ihn allmälig aufrieb und ihm heftige Leiden verurſachte. Er litt mit großer

Standhaftigkeit, bemühte ſich auch nach Kräften geduldig zu ſein, und war hoffnungsvoll ſobald die böſen Anfälle vorüber waren; allein das plötzliche Altern ſeiner ganzen Erſcheinung verrieth daß ſeine Conſtitution in ihrem Fundament angegriffen ſei. —

Nach einem trüben und beängſtigenden Winter verordnete der Arzt eine Kur in Carlsbad als ganz nothwendig. Der Baron ſträubte ſich aus allen Kräften dagegen. Ihm war zu Muth als müſſe Embden untergehn ohne ihn, als würde er die geliebte Gruft nicht wiederfinden, die er jetzt ohnehin ſo ſelten beſuchen konnte. Joſſelinde mußte ihre ganze Beredtſamkeit und Gewalt über ihn anwenden um ſeine Abneigung zu überwinden. Natürlich gelang es ihr; aber der Entſchluß war ſchwer. Der Reiſeplan wurde gemacht. Ueber Hannover und Dresden wollte der Baron gehen und ſeiner Tochter ein Stück von der Welt zeigen. Doch er war leidend, unſicher über ſein Befinden; ſie konnte doch unmöglich allein oder mit den Dienſtboten am fremden Ort umhergehen. Die Großmama mußte alſo mit. Frau von Herdegen ſträubte ſich noch heftiger als er. Ihr war das abgeſchiedene Leben keine Gewohnheit, ſondern ein Bedürfniß. Sie fühlte keinen Zuſammenhang zwiſchen ſich und den

Menſchen. Sie war etwas Vergangenes, das mit den Schatten mehr verkehrte als mit den Lebenden. Ihr eigentliches Herz war bei Linda geblieben. Sie liebte Joſſelinde nur aus rückwirkender Erinnerung. Doch eine Bemerkung des Barons:

„Es iſt nicht unmöglich daß ich einem meiner Anfälle unterliege; — was wird dann in der Fremde aus dem Kinde?“ — beſtimmte ſie das Opfer zu bringen.

Als ehedem die Völkerwanderung ſich in Bewegung ſetzte mögen ſolche Vorbereitungen ihr vorhergegangen ſein. Der Baron machte ſein Teſtament — das erſte war längſt zurückgenommen. Frau von Herdegen ordnete ihre kleinen Angelegenheiten für Lebens- und Sterbensfall. Joſſelinden war zu Muth als müſſe ſie auch ihren letzten Willen kund geben, und vermachte den beiden Pfarrerstöchtern ihren Freundinnen — der Einen ihre Tauben, der Andern ihre Kanarienvögel.

Unendlich traurig begab man ſich auf die Reiſe — nein! auf den Zug. Und doch geſchah es in unſrer wanderluſtigen Zeit, vor nicht viel Jahren. Aber die Menſchen waren eben aus einer andern Zeit, hatten andre Ideen, andre Bedürfniſſe, andre Gewohnheiten, weil ſie der Welt von heutzutage fern ſtanden. Der Baron ging nach Carlsbad weil er, wie alle Menſchen, nicht Luſt hatte, in Qualen zu leben und im nächſten Winter zu ſterben. Joſſelinde begleitete ihn weil ſie nicht um die Welt ihren armen alten kranken Vater verlaſſen hätte. Frau von Herdegen ging mit weil ſie es für Pflicht hielt. Badereiſe und Badeaufenthalt als ein Vergnügen zu betrachten kam dem Kleeblatt nicht entfernt in den Sinn. Vergnügen, Freude, Zufriedenheit, Stille, blieben in dem geliebten Embden zurück.

Am Morgen der Abreiſe ging der Baron mit Joſſelinden in die Gruft und ſie bedeckten den Sarg mit einer Fülle von Blumen — zum Erſatz für die tägliche Spende, welche jetzt während langer Wochen ausbleiben mußte. Dann ſtiegen ſie in den Reiſewagen und rollten in die weite Welt hinein.

Joſſelinde hatte das Vorurtheil oder den Vorzug mancher Menſchen die nichts kennen als den Ort wo ſie gelebt und glücklich gelebt haben: ſie war überzeugt Embden ſei der ſchönſte Punkt der Erde. Daher hatte ſie gar keine Theilnahme für den Wechſel der Gegend, und die Städte mißfielen ihr nun gar über die Maßen. So kamen ſie bis Leipzig. Nicht als hätte dieſer finſtre, unſaubere Ort, ohne ſchöne Gebäude, ohne glänzende Kaufmannsladen, ohne irgend etwas von jenem Reichthum des äußern Lebens, der eine Handelsſtadt characteriſirt — ihr im Geringſten gefallen können! aber.... da war eine Eiſenbahn, damals noch etwas ganz Neues in Deutſchland. Selten hatte der Baron ſeiner Tochter einen größeren Beweis von Liebe gegeben als dadurch daß er ſich auf ihre heißen Bitten entſchloß dieſe Eiſenbahn nach Dresden zu benutzen. Er war der kaltblütigſte und daher der muthigſte Mann; er ging einem böſen Stier entgegen und einem tollen Hunde und kein Pferd war ihm je zu wild geweſen! aber dies Unternehmen nannte er tollkühn, während Joſſelinde es unendlich reizend fand, und Frau von Herdegen mit der allen Frauen eigenen Luſt am Außerordentlichen zur Partei ihrer Enkelin übertrat.

„Teufelserfindung! murmelte er als er wolbehalten in Dresden im Hotel de Pologne ſaß. Eine Welt in der eine ſo unbändige, Zeit und Raum aufhebende Gewalt losgelaſſen iſt, kann unſer Herrgott nicht mehr regieren. Die Leute müſſen ſich nach einem Dampfherrgott umſehen.“

Er ahnte nicht, der gute Baron, welch ein Suchen nach dem Dampfherrgott in den Köpfen ſpukte.

In Dresden gefiel es Joſſelinden! da war doch endlich etwas fürs Auge und für die Phantaſie.

Der Fluß der aus den blauen ſeltſam geformten Bergen herauskommt und eine ſolche Heiterkeit in die Ebene hineinbringt — die ſchöne Brücke und die anmuthige Terraſſe — die wundervolle Muſik in der katholiſchen Kirche und in der Oper — die unvergleichliche Gemäldegallerie — das Alles that ihr wol und gab ihr liebliche Eindrücke. Eine unbeſtimmte Ahnung von der Schönheit des Lebens kam über ſie. Die Welt erſchien ihr feſtlich geſchmückt durch die beiden erhabenen Genien Kunſt und Natur, die einen Triumphbogen über das Daſein werfen.

Sie ging jeden Morgen ein Paar Stunden in der Gemäldegallerie umher. Sie hatte weder Urtheil noch Maßſtab, denn ſie kannte nichts — doch das beeinträchtigte nicht ihr Entzücken. Von Styl, von Farbe, von Gruppirung, von Zeichnung, von Helldunkel, wußte ſie kein Wort! ſie fühlte nur, ſobald ſie in dieſe Räume trat, gleichſam einen Strom von Licht in ihre Seele dringen. Ebenſo war es in der Oper! Ein klingendes Meer umfloß ſie und weckte durch ſeinen Wellenſchlag ſchlafende Echos in ihrer Bruſt. Ebenſo in der Natur! Dieſe reichen, lieblichen, harmoniſchen Bilder zogen vor ihrem innern Auge einen Schleier weg, ſo daß ſie in ſich ſelbſt hineinſchauen und gewahr werden konnte welche bunte Elemente ſich da regten — aber nur zu Nebelbildern.

Es kam eine ſtille Traurigkeit über ſie. Der Menſch iſt immer traurig wenn er die Schwelle einer neuen Lebensſphäre betritt, denn er fühlt ſich als ein Fremdling in derſelben und fragt ſich entweder mit beklommener Sehnſucht: Wirſt du je hier heimiſch werden? oder mit zaghaftem Grauen: Und hier ſollſt du heimiſch werden? — Aber Jeſſelinde wußte nicht daß ſie traurig ſei. Der Baron bemerkte es jedoch mit Unbehagen und fragte:

„Was fehlt Dir, Goldkind? Du ſiehſt mir ſo niedergeſchlagen aus! biſt Du krank?"

„Nein Papa, entgegnete ſie befremdet, mir iſt ganz wol.... nur etwas nachdenklich zu Muth."

„Und worüber denkſt Du denn nach?"

„Ich mögte wiſſen wie die großen Menſchen zu ihren Gaben kamen, und was Alles dazu gehört um eine Madonna zu malen wie Raphael und einen Fidelio zu componiren wie Beethoven?"

„Das iſt ja ſehr einfach zu erklären, Kind: die Gaben erhielten ſie von Gott, und um ſie in Anwendung zu bringen brauchen ſie ihr Genie — das iſt Alles! Man könnte wol von den Malern, Dichtern, Muſikern, Bildhauern, wie von den Königen ſagen: von Gottes Gnaden."

„Ich wäre lieber ein Dichter als ein König von Gottes Gnaden! dann könnte ich doch auf eine wunderſchöne Weiſe von all den wunderſchönen Dingen ſprechen die ich ſehe."

„Das würde mir fehlen! ſagte der Baron etwas unmuthig. Gottes Gnade erweiſt ſich an Euch dadurch daß er Euch kein Genie giebt."

„Was giebt er uns denn dafür zum Erſatz? ich finde es ſehr hart, Papa, daß er uns grade die göttlichſte Gabe entzieht."

Der Baron wollte doch nicht Gott gegen ſeine Tochter im Stich laſſen. Er entgegnete freundlich:

„Die Weiber haben eine Gabe die viel beſſer iſt als das Genie: ſie lieben.... wie Deine Mutter liebte, treu, fromm, ſchlicht und wahr."

Immer wurde bei dieſer Erinnerung ſein Auge feucht, und immer umarmte ſeine Tochter ihn zärtlich mit der ſtummen Bitte die Trauer in Wehmuth zu verwandeln. — —

Weiter ging es, über das Erzgebirge und nach Carlsbad, wo ſie in einer bereits beſtellten Wohnung an der Wieſe abſtiegen und ſich einrichteten. Es war Anfang Julius, Carlsbad überfüllt, und ein Tumult von high life, der ſeine unterhaltende und ſeine ertödtende Seite hat. Dieſes Menſchengewirbel, Getümmel, Geſchwirr, Gezwitſcher, das vom Morgen bis zum Abend, Tag für Tag, auf jeden Schritt und Tritt, draußen und drinnen, auf dem Berg und im Thal uns umwogt und umdrängt, erweckt in mir ſtets ein peinliches Gefühl von Menſchenſcheu und Widerwillen. Dies fürchterliche Nahe- und Beiſammenſein von Leuten die nur aus Neugier, oder Langerweile, oder weil ſie in demſelben Hauſe wohnen, oder denſelben Arzt oder daſſelbe Leiden haben, ſich aufſuchen um ſich nach vier Wochen ſpurlos zu vergeſſen — dazu die unerhörte Neugier die aus dem Mangel an Beſchäftigung entſpringt und ſich an jede fremde Naſenſpitze, jeden Schleier, jeden Rock, jedes Willkommen-Ständchen, jeden Namen in der Badeliſte klammert — dies hat für mich etwas unüberwindlich Abſtoßendes. Doch mag es ſeinen Reiz haben — für Neulinge, und Joſſelinde war ein ſolcher.

Sie ſtand im Fenſter und ſchaute geblendet auf dieſen wallenden, glitzernden Menſchenſtrom, in den auch ſie ſich miſchen ſollte. Wagen, Reiter, Fußgänger ſtrömten vorüber! welche herrliche Pferde, welche glänzende Livreen, welche reizende Frauen, welche geſchmackvolle Anzüge! Ein wahres Blumenbeet in raſcher Bewegung! Und wie die Frauen ihren Sonnenſchirm trugen, ihr Taſchentuch hielten, ihre Füße ſetzten — ſo zierlich, ſo reizend Alles!

— Nun, und die Männer? Ja, die Männer werden auch ſchon an die Reihe kommen! zuerſt aber betrachtet ein junges Mädchen und vielleicht auch jede Frau — die Frauen.

Joſſelinde fand ſich förmlich geſchmeichelt, daß ihr Geſchlecht ihr ſo außerordentlich anmuthig erſchien. Sie hatte nie elegante Frauen aus der großen Welt geſehen. Jetzt war ihr zu Sinn als ſchlüge ein Pfau zum erſten Mal ſein prächtiges Rad vor ihr auf, das in allen Farben der Iris funkelt.

Dies war nun die Zeit der Nachmittagspromenade, die alle Welt ins Freie lockte. Dann ward es ſtiller, und Joſſelinde warf einen Blick des Unbehagens auf die beſtaubten Bäume, das ausgetrocknete Flüßchen, die hohen Berge rings umher. Die Dresdner Terraſſe iſt doch weit ſchöner! dachte ſie.

Der Baron hatte ſogleich den Arzt rufen laſſen um ſich über ſeine Kur mit ihm zu beſprechen. Sie begann am andern Morgen. Joſſelinde begleitete in der Frühe um ſechs Uhr ihren Vater zum Sprudel. Der tobende mächtige Quell gefiel ihr ſehr; es liegt eine wilde Grazie und eine unbändige Kraft in der raſtloſen Bewegung dieſes Waſſers. Sie verſank in den Anblick. Ihr Vater leerte ſeinen

Becher. Plötzlich gingen zwei junge Männer Arm in Arm vor ihr vorüber, ſahen ihr mit einem Gemiſch von inſolenter Neugier und inſolenter Gleichgültigkeit ſtarr ins Geſicht und der Eine ſprach zum Andern äußerſt vernehmlich:

„Diable!“

Joſſelinde fuhr erſchrocken aus ihrer Verſunkenheit auf und nahm geſchwind wieder den Arm ihres Vaters. Sie traf noch einmal am Brunnen mit den beiden jungen Männern zuſammen, die jetzt einige Damen begleiteten und dieſelben auf Joſſelinde aufmerkſam zu machen ſchienen, denn ſie blickten ſtarr ſie an und flüſterten dann zuſammen. Joſſelinde fühlte ſich in Verlegenheit. Weshalb muſterte man ſie? Was war denn ſo auffallend in ihrer Erſcheinung? Der Vater hatte ihr ja in Dresden Kleider machen und für jeden Toilettenbedarf ſorgen laſſen! Sie fand ſich wunderhübſch angezogen mit ihrem Kleide von roſenfarbenem Jacconet, dem Zweig von Kaſtanienblüte auf ihrem Strohhut, und der leichten Mantille von perlgrauem Tafft. Jede Elegante wäre mit dieſem Morgenanzug zufrieden geweſen! Alſo warum ſah man ſie ſo ſeltſam an? — —

Müde, gelangweilt, beunruhigt, kehrte Joſſelinde mit dem Baron heim, und langweilte ſich noch mehr bei der Vorſtellung daß ſie nun den lieben langen Tag vor ſich — und gar keine Beſchäftigung habe. In Dresden hat ſie ebenfalls keine gehabt, aber ſie auch weder entbehrt noch gewünſcht; denn dort zogen Bilder, Gedanken und Empfindungen an und in ihr vorüber und ſie fühlte ſich unendlich beſchäftigt. Indeſſen — Bilder gab es ja auch hier! — Sie ſetzte ſich wieder in das Fenſter.

Da waren wieder die beſtaubten Bäume, der vertrocknete Fluß, die hohen Berge die jede freie Ausſicht und jeden freien Luftzug verſperrten, die Sonne deren Stral brennend auf die Straße prallte, — und freilich auch die Menſchen — aber anders als geſtern. Müde, erſchöpft, angegriffen kamen ſie von ihren Brunnenpromenaden zurück. Früh aufſtehen um ſtundenlang im Gedränge auf und ab zu laufen, und dabei grüßen, ſprechen, nicken, lächeln, winken, abwehren — kurz liebenswürdig ſein zu müſſen: iſt eine Aufgabe der wol nur wenig vom Schickſal Begünſtigte gewachſen ſind. Wenigſtens ſahen die Meiſten aus als ob ſie unter ihrer Ermattung erliegen müßten; und dennoch blieben Viele im Freien und ließen dort ihre Frühſtückstiſche ſerviren, damit die Vorübergehenden gewahr würden welch reiches Silbergeſchirr die Gräfin A. mit ſich herumſchleppe, welch eine exquiſite Geſellſchaft die Gräfin C. um ſich verſammle, und mit welcher unglaublichen Anmuth die drei Töchter der Fürſtin B. den Kaffee einſchenkten.

Das was geſtern vorüber rollend und rauſchend Joſſelinde geblendet und bezaubert hatte, ſtellte heute nah und feſt ſich ihr gegenüber und mißfiel ihr. Sie wußte nicht weshalb ihr dies Alles ſo ſehr mißfiel. Sie ſtarrte unverwandt die drei Töchter der Fürſtin B. an. Haltung, Bewegung, Ausdruck, Mienenſpiel, Gruß, Lächeln — nichts war ſo wie ſie ſelbſt es machte. Etwas Fremdes beherrſchte dieſe jungen Mädchen. „Hübſche Wachspuppen!" ſagte Joſſelinde heimlich zu ſich ſelbſt um ſich Rechenſchaft über ihre Betrachtungen abzulegen.

Ein junger Mann trat leicht grüßend an den Tiſch, nahm einen Stuhl, warf ſich hin, ſtreckte beide Beine vor ſich und drehte emſig ſeinen Knebelbart. Sprechen that er von ſelbſt gar nicht; es ſchien ihm ſchwer zu werden. Richteten die Damen das Wort an ihn, ſo ſtieß er nachläſſig eine Sylbe aus, drehte verdrießlich über die Unterbrechung noch emſiger ſeinen Bart und ſuchte ſeine Beine noch länger auszuſtrecken.

Joſſelinde dachte: Wilderich war ſchon wirklich recht bengelhaft in ſeinem Benehmen, aber ſo weit hatte er es doch lange nicht gebracht! ich wundre mich daß die drei Mädchen immer von Neuem ganz freundlich mit ihm reden! ich that was ich dem Gaſt ſchuldig war, und damit Holla! .... wie der Papa ſagt.

An einem andern Tiſch ſaßen junge Frauen und Männer rauchend beiſammen. Joſſelinde ſtürzte als ſie dies Schauſpiel gewahrte zu ihrem Vater und ihrer Großmutter und zog Beide an das Fenſter. Sie wußte nicht, die arme Unwiſſende, daß dies der moderne Zeitvertreib der eleganteſten Damen und nebenbei ein Mittel ſei um die Männer in deren Geſellſchaft feſtzuhalten. Sie meinte es müßten Fremde aus andern Welttheilen ſein. Frau von Herdegen, mit der manchen Frauen eigenen pedantiſchen Sauberkeit, fand dies höchſt widerwärtig, weil der Rauch in Haar und Kleidern ziehe. Der Baron ließ ſich die Sache gefallen und ſagte ſchmunzelnd:

„So darf man denn jetzt neben den geputzteſten Damen friedlich ſein Pfeifchen ſchmauchen ohne Gefahr zu laufen für einen groben Bauer zu gelten. Für ſo einen alten Knaben wie ich bin iſt das eine vortreffliche Mode.“

Joſſelinde ſtarrte befremdet dieſe verſchiedenen Gruppen an, die ſie ſeltſamer fand als ſchön. Sie fühlte innerlich gleichſam eine Kluft zwiſchen ſich und dieſen Menſchen. Sie verſtand ſie nicht. Sie hatte auch Muſik und Malerei in Dresden nicht verſtanden und war dennoch von ihnen angezogen, entzückt und bezaubert worden — denn die Kunſt ergreift den Menſchen in der Tiefe ſeines eigenſten Weſens, indem ſie Sympathie für das Große, Schöne und Wahre, für Begeiſterung und Leidenſchaft in ihm weckt. Aber dieſe Menſchen weckten nur ein ſtaunendes Mißbehagen und eine gewiſſe Aengſtlichkeit in Joſſelinde, ob man denn wirklich ſo ſich benehmen müſſe. In der Wahrheit der Kunſt war ihre ſchlichte unentwickelte Seele zu Hauſe; nicht in der Verſchrobenheit der Manier. Es überfiel ſie eine heimliche Angſt vor dem Verkehr mit den Menſchen; denn ich könnte mich nie ſo benehmen, dachte ſie, nie ſo freundlich mit einem Grobian ſprechen, nie ſo eifrig Cigarren rauchen, nie ſo abſonderlich in meinen Bewegungen ſein.

„Lieber Sohn! ſagte im zweiten Stockwerk deſſelben Hauſes die Gräfin Raudnitz, nachdem ſie die Badeliſte durchgeſehen; wir haben eine Hausgenoſſin bekommen: Fräulein Joſſelinde von Lidkerken. Dieſer Name klingt mir ganz wie der einer reichen Erbin.“

„Iſt ſie allein hier?“ fragte Graf Joſeph.

„Nein! mit ihrem Vater und einer Begleiterin.“

„Reiche Erbinnen die Väter haben helfen unſer einem nicht.“

„Väter und Mütter müßten in einem gewiſſen Alter todtgeſchlagen werden .... nicht wahr? damit die Kinder das Vermögen bekämen.“

„Nicht todtgeſchlagen, Mama! entgegnete Graf Joſeph mit philoſophiſcher Gelaſſenheit, ſondern nur transportirt nach einer Inſel der Südſee .... einem Botany-Bay — nein! ich meine nach einem Eldorado des Alters, wo ſie ein herrliches Clima und wenig Bedürfniſſe hätten. Man muß auf eine ſolche Stiftung bedacht ſein, denn bei unſrer ſteigenden Civiliſation werden die bejahrten Leute unendlich läſtig. Bei den Wilden hingegen genießen ſie den höchſten Reſpect.“

„Vielleicht würde der Baron Lidkerken ſich zur Auswanderung ins Eldorado bereit finden laſſen, wenn Du ſeiner Tochter Deine Anſichten beibringen könnteſt,“ ſagte die Gräfin ſpitzig.

„Wir wollen ſehen was ſich thun läßt, Mama; vorausgeſetzt daß dieſes Fräulein mit dem wunderbaren Namen ein eben ſo wunderbares Vermögen habe.“

„Wir wollen Wunder ſtreichen und baar behalten, mein lieber Joſeph! — Ich will Nanny beauftragen mit den Dienſtboten Bekanntſchaft zu machen, damit wir erfahren was dies eigentlich für Leute ſind.“

Geſagt gethan! — Abends ſtattete Nanny ihrer Herrin einen ziemlich genauen Bericht über die Familie Lickerken ab. Nur war er etwas zu pomphaft, wie das zu gehen pflegt, wenn er aus dem Munde eines ſo langjährigen und treuen Dieners kommt wie Johann für den Baron war.

Man muß alſo die Bekanntſchaft machen, ſprach Gräfin Raudnitz zu ſich ſelbſt, und am andern Morgen, als der Baron vom Sprudel zurückkam, begegnete ſie ihm am Fuß der Treppe und fragte mit Wolwollen nach dem Fortgang ſeiner Kur. Nach einigem Hin- und Herreden wollte ſie vorübergehen, als er ſagte:

„Meine gnädige Frau, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen! da Sie mich aber ſo freundlich angeredet haben, ſo erlauben Sie mir gewiß Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen, denn es iſt ſehr langweilig mutterſeelenallein zwiſchen lauter Unbekannten wochenlang umher zu ſchlendern.“

„Darum nahm ich mir die Freiheit Sie anzureden — entgegnete Gräfin Raudnitz angenehm lächelnd. Ich bin ein Standgaſt in Carlsbad, fühle mich heimiſch und daher verpflichtet hie und da die Honneurs zu machen.“

Höchſt befriedigt trennte man ſich und der Baron ſprach zu ſeiner Tochter:

„Goldkind, ſieh Dir dieſe Frau recht an! ſieh wie ſie zugleich verbindlich und gutmüthig iſt, und ſo unbefangen freundlich für Jedermann. Das Leben in der großen Welt hat doch ſeine Vorzüge! Du wirſt hier Manches lernen können hinſichtlich des Benehmens. Du mußt nur recht genau aufpaſſen.“

„Das will ich ſchon! entgegnete Joſſelinde mit einem kleinen Seufzer. Das Schwierige iſt nur es nachzumachen, Papa, denn ich bin blöde und werde darum linkiſch ſein.“

„Warum blöde, Kind? Beſcheiden und anſpruchslos mußt Du ſein; dann wird die Blödigkeit von ſelbſt aufhören. Frage nur unſere neue Freundin.“

Aber Joſſelinde war keine Perſon die Andere viel fragte. Durch ihre frühe Selbſtändigkeit hatte ſie ſich gewöhnt aus den Dingen ſelbſt die Antwort zu ziehen, und da wo ſie keine fand, die Frage aufzubewahren für verſtändnißvollere Zeit. Sie war nicht verſchloſſen — wenigſtens nicht mit ihrem Vater; doch in dieſer neuen Welt war ſie ſtill.

Gräfin Raudnitz überhob ſie der Mühe des Fragens, indem ſie unendlich viel erzählte, alle Menſchen der diesjährigen Saiſon nannte und kannte, und die Lebensgeſchicke eines Jeden verbrämt, verblümt, verkehrt, verfälſcht — je nachdem! — wiedergab. Der gute Baron konnte nicht umhin zuweilen ſehr beluſtigt zu ſein, während Frau von Herdegen über die Schonungsloſigkeit im Urtheil und die Leichtfertigkeit der Geſinnung zürnte und Joſſelinde ſich von ihrem Staunen gar nicht erholen konnte. Mein Gott! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, wie ſchön iſt die Erde, wie ſchön die Kunſt; wie wunderſchön müßte es ſein können wenn man unter ihrem Einfluß mit guten Gedanken und guten Handlungen, mit geliebten und gleichgeſinnten Menſchen das Leben hinbringen könnte! Doch Keiner bringt es dahin — wie es ſcheint — und die Menſchen bekommen häßliche Seelen. Leichtſinnige Frauen, genußſüchtige Männer, eitle Mädchen, unglückliche Ehen, zerſtörtes Familienglück, Durſt nach Vergnügen und nach Geltung um jeden Preis, und dieſe innerliche Vermorſchung durch nichts zuſammen gehalten als durch den Katzengoldfirniß des Scheins — und dieſer Schein nur ſcheinbar reſpectirt — o Gott! kann es mit dem Menſchen dahin kommen? — — —

Graf Joſeph Raudnitz war nicht der Mann der ſie mit ſeinem Geſchlecht hätte verſöhnen und ihr Zuverſicht zur Menſchheit und zum Glück hätte geben können. Er war die Incarnation des brutalſten Egoismus. Er wollte jetzt eine reiche Frau, gleich viel wer, wie und was ſie übrigens war. Um zu ihrem Vermögen zu gelangen mußte er ſie heirathen; und da es ja Mädchen auf der Welt gibt, die eben nur geheirathet ſein wollen, ſo hoffte er auf Erfolg. Bemühen konnte er ſich aber unmöglich! ſeine Mutter mußte die Sache in Gang und Ordnung bringen. Er ſich bemühen um den Liebenswürdigen zu ſpielen bei einem unbekannten Landfräulein! Ja, bei einer Eleganten aus der Crême von Wien, oder bei einer Lionne aus Warſchau oder Petersburg, oder bei einer excluſiven Lady, oder bei einer berühmten Tänzerin, Sängerin, Kunſtreiterin — ja, da hätte Joſeph Raudnitz ſich aus Eitelkeit in die Schranken begeben. Aber hier! guter Himmel! wollte er nicht das Aeußerſte für dies Mädchen thun und es heirathen? Mußte es da nicht ganz zufrieden ſein und keine Anſprüche an Liebenswürdigkeit machen? Wußte es nicht daß man nur für die Frauen liebenswürdig iſt die man nicht heirathet?

Joſſelinde fand ihn ſehr langweilig, einſylbig und trocken. Gräfin Raudnitz machte ſie mit einigen jungen Mädchen bekannt: aber dieſe ſahen ſie ſchnöde und über die Achſel an, ſprachen höchſtens mit ihr wenn ſie allein waren, verleugneten ſie aber gänzlich und grüßten ſie kaum an öffentlichen Orten, wo Jeder ſich bemüht mit den glänzendſten Bekanntſchaften zu prunken und im vornehmſten Kreiſe zu erſcheinen, ohne zu ahnen — es iſt fürchterlich zu ſagen und doch ganz wahr! — ohne zu ahnen welch einen Beweis von Geringſchätzung ihrer ſelbſt ſie dadurch geben und welch einen Stempel von Nichtigkeit ſie ſich ſelbſt aufdrücken. Alles will heutzutag vornehm ſein, und thut nichts als den ſtupiden Hochmuth des Emporkömmlings oder die ſtupide Angſt vor einer gefürchteten Rivalität an den Tag legen. Darum ſind die von dieſem Streben Beſeſſenen gebrandmarkt von innerer Unruh, die ſich bald durch kindiſch affectirte Grandezza — bald durch eine beluſtigende Ueberängigkeit, die das Bekannte nicht kennen und das Gewußte nicht wiſſen will — bald durch kriechende Freundlichkeit und ſervile Huldigung kund giebt. Es iſt entſetzlich für das Auge ſo viel Brandmarken auf ſo viel Stirnen zu gewahren, die keine Ahnung davon haben wie ſie gezeichnet durch das Leben gehen. Wird man es denn nie begreifen? Vornehm ſein iſt: ſich gehen laſſen im inſtinctiven Bewußtſein einer edlen Natur, aus der edle und gute Gewohnheiten von ſelbſt entſpringen. Um vornehm zu ſein muß man vor allen Dingen — natürlich ſein. Unſre zurechtgeſchraubten und gedrechſelten Leute haben den Stoff verloren, der vornehm macht.

Die Gräfin wußte den Baron zu bereden ihr Joſſelinde für einen Ball anzuvertrauen, der im böhmiſchen Saal einem Erzherzog zu Ehren ſtatt fand. Joſſelinde, die nie einen Ball und einen Erzherzog geſehen hatte, brannte vor Neugier, trotz ihrer zahlreichen Enttäuſchungen. Der Baron willigte freudig ein. Es wurde ein hübſches Ballkleid gekauft und von einer eleganten Schneiderin gemacht. Es wurde angezogen! — Gräfin Raudnitz erhielt eine Botſchaft von Joſſelinden: mit dem Kleid ſei ein Unglück geſchehen und was ſie nun anfangen ſolle. Gräfin Raudnitz eilte zu ihrem Schützling herab. Da ſtand Joſſelinde in ihrem roſenfarbenen Florkleid mit einer Mantille um den Hals und ſagte halb weinend:

„Die Schneiderin hat vermuthlich mein Maaß vertauſcht, gnädige Gräfin, und es iſt doch ganz unmöglich daß ich mich in dieſem Aufzug kann ſehen laſſen.“

Sie nahm ihre Mantille ab. Die Gräfin ſah ſie an und fragte erwartungsvoll:

„In welchem Aufzug, liebes Kind?“

„Nun, in dieſem!“ entgegnete ſie verwirrt auf den unglaublichen Ausſchnitt ihres Kleides deutend.

„Guter Engel, rief die Gräfin lachend, dies iſt mit nichten ein Aufzug, ſondern ein Anzug nach dem modiſchen Wiener Schnitt — allerdings etwas ſtark ausgeführt. Die Schneiderin ſcheint Sie für eine Lionne gehalten zu haben! .... Allein das thut nichts .... beſonders auf einem Ball.“

Sie umarmte Joſſelinde und ging wieder an die Bearbeitung ihres Sohnes, morgen mit Joſſelinden zu tanzen. Dieſe aber ließ ein Paar Ellen Flor holen und machte mit Hülfe ihres Kammermädchens das Ballkleid ſo wie ſie es gewohnt war zurecht — eine Veränderung welche Gräfin Raudnitz am nächſten Abend mit ſtillem Lächeln bemerkte.

Der Ball war übermäßig beſucht und heiß. Die Geſellſchaft drängte ſich in Gruppen zuſammen; am meiſten um den Erzherzog, der in dem Gewühl verſchwand. Von den anweſenden Tänzerinnen kam höchſtens ein Viertel zum Tanz, welches aus den Gefeierten der Saiſon beſtand. Dieſe Damen wurden dermaßen belagert, daß ſie jede neue Walzer- oder Galopptour mit einem andern Herrn tanzen mußten. Außerdem rührten die Herren nicht Hand noch Fuß; nur die Zungen um ſich luſtig zu machen.

Es verſteht ſich von ſelbſt daß Joſeph Raudnitz nicht mit Joſſelinden — und überhaupt daß ſie nicht tanzte. Am Arm der Gräfin ging ſie, ſtand ſie, ſaß ſie, betäubt von Muſik, Licht, Hitze, Langerweile, Menſchengewirr. Dies iſt Der, das iſt Jene! ſagte die Gräfin zuweilen wenn ſie keine beſſere Unterhaltung fand. Gott, wie gleichgültig war ihr Der und Jene! ein Name, ein Kleid, ein Diamantenſchmuck — weiter nichts. Einmal redete ſie ein junges Mädchen an, das neben ihr ſtand, nur um aus der trüben Schläfrigkeit heraus zu kommen, die ſich ihrer bemeiſterte. Das junge Mädchen ſah Joſſelinde ſtarr an, maß ſie von Kopf zu Fuß, und wendete ſich ſchweigend ab.

„Mit wem ſprachſt Du eben?“ fragte eine Andere.

„Ich ſprach nicht mit ihr, lautete die eifrige Antwort, denn ſie hat ſich mir ja nicht vorſtellen laſſen.“

Bei dem Feuerwerk, zu dem ſich ſpäter Alles drängte — und Gott weiß mit welchem unbändigen Tumult einer wilden Horde! — wurde Joſſelindens hübſches Kleid dermaßen zerriſſen, daß ſie wie Papagena ausſah, und die Gräfin ums Himmelswillen bat ſie nach Hauſe zu ſchaffen. Das geſchah; und zum erſten Mal in ihrem Leben ſchlief Joſſelinde unter Thränen des Verdruſſes ein.

Die Gräfin hatte wol dieſe Stimmung bemerkt. Um ſie nicht aufkommen zu laſſen, erſchien ſie am andern Morgen beim Baron als Freiwerberin für ihren Sohn. Der gute Vater fiel aus den Wolken vor Staunen und Schreck, verſprach jedoch mit ſeiner Tochter baldmöglichſt zu reden. Er hielt Wort; doch die Unterredung war von lakoniſcher Kürze, indem Joſſelinde mit größter Entſchiedenheit ohne einen Augenblick ſich zu beſinnen „Nein!“ ſagte und dadurch ihren Vater unſäglich beglückte.

„Ich glaube wirklich daß Du Recht zu behaupten hatteſt, Papa, die Welt wimmele von lauter Detlevs und Hellmuths! fügte ſie hinzu. Graf Raudnitz hat den Vorzug vor meinen Vettern daß er Beide in ſich vereint.“

Graf Raudnitz begriff nicht daß dies kleine unbekannte, unbeachtete Landfräulein ihm einen Korb habe geben können. Er warf die Schuld auf ſeine Mutter: ſie habe den Antrag übereilt. Die Gräfin zürnte wiederum dem Sohn: er habe eine allzu inſolente Gleichgültigkeit an den Tag gelegt.

„Wer eine Partie machen will, ſagte Graf Joſeph, muß ſich mit Gelaſſenheit benehmen.“

„Und wer keine machen will muß ſich benehmen wie .... Du! entgegnete die Gräfin geärgert. Wie ſoll dies einfache ſchlichte Mädchen ahnen daß Du eine Neigung für ſie haben könnteſt, wenn ich nicht für Dich geworben hätte? Sie mußte doch auf Dich aufmerkſam gemacht werden!“

Ich dächte, Mama, dazu hätte ſie zwei Augen,“ ſagte Graf Joſeph ſelbſtzufrieden.

„Allerdings, mein Sohn, ſie hat zwei Augen, und obenein Augen welche beobachten. Ich ſtelle es alſo Deinem Urtheil anheim zu entſcheiden welch Reſultat ihre unbefangene Beobachtung Deiner Perſönlichkeit ergeben würde. Hinſichtlich Deines Benehmens gegen ſie könnte es unmöglich günſtig ſein. Weiß aber ein Mädchen daß man ſie zu heirathen wünſcht, ſo iſt ſie zu Gunſten des Freiers beſtochen.“

„Diesmal hat Deine Berechnung Dich getäuſcht, Mama! Fräulein Joſſelinde verſchmäht mich .... will nicht Gräfin Raudnitz werden.“

„Es iſt ſehr verdrießlich, Joſeph.“

„Mehr für ſie als für mich, Mama! Ihr wird nicht ſo bald eine ähnliche Partie geboten werden.“

Sie dachte bei ſich ſelbſt: Unverbeſſerlicher Geck! —

Joſſelinde hielt auch ihre Selbſtgeſpräche: Nein! nur nicht einen Mann heirathen, deſſen Verhältniſſe ſie in dieſe Region der Geſellſchaft, in dieſe

Flitter- und Formenwelt bringen würden, wo jeder Blick, jedes Wort, jede Bewegung, jede Handlung von einem Etwas beſtimmt wird, welches nicht aus der Seele kommt. Weshalb dieſer Mann mich hat heirathen wollen — weiß Gott! ich weiß nur daß es weder aus Achtung noch aus Neigung iſt.

Von dieſem Augenblick an ließ Gräfin Raudnitz die Familie Lidkerken fallen. Der Baron hatte inzwiſchen mit einigen Männern Bekanntſchaft gemacht, ſo daß er Unterhaltung genug fand. Joſſelinde aber blieb faſt immer bei Frau von Herdegen.

Eines Abends waren ſie in das Conzert eines berühmten Clavierſpielers gegangen. Vor ihnen ſaß Graf Joſeph und der junge Mann der am erſten Morgen beim Anblick Joſſelindens „Diable!“ geſagt hatte. Beide ſprachen franzöſiſch zuſammen. Aus Mangel an Uebung konnte Joſſelinde es nicht reden, aber ſie verſtand es ganz gut, und hörte wie der junge Mann den Eindruck ſchilderte, den ihr erſter Anblick auf ihn gemacht.

„Sahen Sie je ein ſo häßliches Frauenzimmer? fügte er hinzu; — eines, bei dem die Häßlichkeit ſo ohne alle Milderung durch irgend eine Grazie zum Vorſchein kommt? Ich — nie!“

„Ihre Grazie iſt ihr großes Vermögen; ſie ſoll ſteinreich ſein,“ ſagte Joſeph.

„Glauben Sie wirklich daß irgend Jemand ſeiner innerſten Natur Gewalt genug anthun könnte um an dem goldnen Angelhaken hängen zu bleiben?“

„Et pourquoi pas, mon cher? Gold bleibt Gold. Ferner iſt eine ſolche Häßlichkeit ein ſichrer Tugendwächter — was auch nicht übel iſt.“

„Nicht übel wäre, wenns wahr wäre! aber es iſt nicht wahr. Häßliche Weiber ſind die ärgſten Koketten. Die ſchönen verlaſſen ſich doch ein wenig auf ihre Reize um zu gefallen; die häßlichen ſtudieren fortwährend um dieſen Mangel zu erſetzen. Ein häßliches Weib hat faſt immer einen durch Neid und brutale Gefallſucht verderbten Character.“

„Was für tiefe Studien Sie gemacht haben!“

„Hélas, mon cher! auf Koſten des Vertrauens! ich weiß Menſchen die beim Anblick einer Häßlichen ſofort ausrufen: Ach, das gute Mädchen! die brave Frau! Zu dieſen Unſchuldigen gehöre ich nicht. Das gute Mädchen, die brave Frau wollen auch“ .... — —

Das Geſpräch war auf dem Punkt eine Wendung zu nehmen die Joſſelinde noch mehr erſchreckt haben würde; aber zum Glück kamen zwei mit der Vornehmthuerei behaftete Damen, welche ein Zeichen hoher Abkunft und guten Tons darin zu ſetzen ſuchten — ſpät zu erſcheinen, und um guter

Plätze ſicher zu ſein, von dienſtbefliſſenen Herrn ſie einnehmen und aufbewahren ließen. Die beiden jungen Männer ſtanden auf, und Joſſelinde fiel in eine Art von Betäubung.

Sie hatte ſonſt nie an ihre Perſönlichkeit gedacht. Die einfache Sorgloſigkeit über die Erſcheinung, die ſie von ihrem Vater geerbt — und die ſich in ihren friedlichen Verhältniſſen beſtärkt hatte, in denen ſie nicht die geringſte Aufforderung zu Koketterie und Eitelkeit fand — ging plötzlich in eine Art von Beängſtigung über. So häßlich zu ſein daß man vor ihr erſchrecken mußte, daß nur ein großer Reichthum dieſen unglaublichen Mangel übergolden konnte, daß ihr Character dadurch böſe und gemein werden ſollte: das war ja entſetzlich! Alſo deshalb ſprach man nicht mit ihr, überſah man ſie, machte man ihr einen impertinenten Heirathsantrag. Welch ein Ungeheuer war ſie denn? — Sie ſehnte ſich nach einem Spiegel um gleich den entſcheidenden Blick auf ſich ſelbſt zu werfen. Das Conzert wollte kein Ende nehmen! — —

Endlich ſtand ſie einſam in ihrem Zimmer, trat mit einem raſchen Schritt vor den Spiegel, wie einſt ihr Vater, und prüfte die Geſtalt, die ihrem Blick begegnete. Aber ihr Vater hatte um ſeines Mangels an Schönheit nie Demüthigungen erlitten:

drum hielt er muthig die Prüfung aus! Joſſelinde hingegen fand ſich maßlos häßlich. Und ſie war es wirklich, die Arme! ſie war ganz das Ebenbild ihres Vaters. Von ihrer reizenden Mutter hatte ſie nur ein Erbtheil: die Augen. Aber dieſe Augen mit dem unſicher flimmernden Blick, die man in Lindas lieblichem Antlitz nicht ſchielend zu nennen wagte, ſchielten in Joſſelindens unlieblichem ſtark genug um ihren offenen treuherzigen Ausdruck zu verſchleiern — ſo daß ſie weit häßlicher war als ihr Vater. Dazu die derbe, grobknochige Geſtalt, mit großen Händen und Füßen und freien kräftigen Bewegungen; von Geſundheit ſtrotzend, doch ohne Anmuth; Fülle ohne Grazie und Ueppigkeit, daher plump: ſo erblickte ſie ſich ſelbſt, und ſo ſah ſie ein Jeder, auch Frau von Herdegen. Nur ihr Vater nicht! dem war ſie ſchön.

Faſt in jeder Frau wird die Eitelkeit durch eine angenehme und ſchmeichelhafte Regung wach. In Joſſelinden war's durch eine Kränkung. „Diable!“ hatte man vor Entſetzen bei ihrem Anblick gerufen! Einen Heirathsantrag hatte ein Wicht ihr gemacht, d. h. ihrem muthmaßlichen Vermögen, ohne im Mindeſten nach ihrer Neigung zu fragen! War ſie denn wirklich von der Natur gezeichnet und als Stiefkind behandelt: ſo wollte ſie ſich fern halten von den bevorzugten Kindern und einſam leben und ſterben. Doch neidiſch und brutal gefallſüchtig wollte ſie nicht werden. Vielleicht unglücklich! dachte ſie und faltete ihre Hände mit Ergebung: aber nicht ſchlecht, mein Gott, und nicht gemein!

Eine andre Trauer als die welche ſie in Dresden empfunden, legte ſich während der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in Carlsbad auf ihre Seele. Dort war es die Folge ſüßer Ahnung von ihrem innern Zuſammenhang mit allem Schönen geweſen, die ihr eine Welt voll Reiz, Herrlichkeit und Glück zu verſprechen ſchien; hier — die trübe Entdeckung, daß eine äußere Kluft ſie von dieſer erſehnten Welt trenne.

Der Baron ſah mit Betrübniß das geliebte Kind niedergeſchlagen.

„Bereuſt Du es den Grafen Raudnitz abgewieſen zu haben?“ fragte er einſt.

„O nein nein! rief ſie lebhaft. Ich heirathe nie, Papa.“

„Mich kann dieſer Entſchluß nur freuen, Goldkind .... aber er muß Dich nicht betrüben.“

„Und weshalb freut er Dich ſo ſehr?“

„Weil die Männer nicht ſo gut ſind als die Frauen und ſie nicht immer glücklich machen“ — ſagte der Baron etwas verlegen, da er ihr ſeine eigentlichen Gründe voll Egoismus und Beſorgniß der Vaterliebe nicht mittheilen konnte.

„Ich habe das Heimweh, ſagte Joſſelinde; mir iſt in dieſem engen heißen Thal beklommen zu Muth .... das iſt Alles, Papa! In Embden werde ich wieder ganz luſtig ſein, und Deine Kur iſt ja nun bald glücklich überſtanden: dann geht's fort!"

Und es ging bald fort und auf dem nächſten Wege zurück nach Embden, wohin ſie ſich Alle heftig ſehnten.

Die Brunnenkur war von geringer Wirkung auf den Geſundheitszuſtand des Barons. Anfangs ſpürte er zwar einige Erleichterung; doch nach der geringſten Erkältung, dem leichteſten Diätfehler brach das Leiden verſtärkt los, und bereitete ihm einen unſäglich qualvollen Winter. Als der Arzt im Frühling eine zweite Reiſe nach Carlsbad verordnete, entgegnete der Baron mit großer Beſtimmtheit: ſie ſei unmöglich in ſeinem Zuſtand und ganz unnütz. Er fühle daß er nichts zu thun habe als auszuhalten bis zum Ende. Die ſanftverlegene Miene des Arztes ſtimmte mit dieſer Anſicht überein.

Joſſelindens ganze Exiſtenz drehte ſich mit jedem Gedanken und Gefühl wie mit jeder Handlung um den Vater. Das Bedürfniß für etwas Andres zu leben als für uns ſelbſt — ſo unabweislich in jedem vollen warmen Herzen — fand hier volle Befriedigung. Sie pflegte ihn nicht blos zärtlich, ſorgſam und unermüdlich, wie eine gute Tochter, ſondern ſie brachte ihre ganze Seele mit einer warmen Liebesfülle, von der ſie ſelbſt nichts wußte, zu dieſer Pflege mit und fühlte daß ſie ihm leiblich und geiſtig wolthat. Der Baron, ein ziemlich ſtörriſcher Kranker, fügte und unterwarf ſich nur ihren Bitten und Vorſtellungen, und zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht ſie mit ärztlichen Verordnungen ſich ihm nahen mogte — ſtets empfing er ſie mit Blick oder Wort voll Liebe und Segen, und wetterte nur heimlich gegen die Unwiſſenheit des Doctors, der ihn umſonſt plage.

Daß es nicht umſonſt ſein möge, war Joſſelindens heißes Gebet.

An einem wunderſchönen Sommerabend hatte ſich der Baron in ſeinem Krankenſtuhl in den Garten rollen laſſen, und genoß mit ſeltenem Behagen die wolthuende warme, von der Sonne durchglühte und durchglänzte Luft. Frau von Herdegen und Joſſelinde ſaßen neben ihm und freuten ſich an ſeinem heitern Blick.

Plötzlich trat ein junger Menſch in tiefer Trauer unter das Portal des Hauſes und ging ohne weitere Anmeldung auf die Gruppe zu.

„Levin! biſt Du's, mein alter Junge?“ rief der Baron freudig als er ihn bemerkte.

„Levin! biſt Du es? .... ſind Sie es!“ rief Joſſelinde ihn allmälig erkennend.

„Freilich bin ich es! ſagte Levin Wildeshauſen die dargebotenen Hände drückend; — aber als Trauerbote: mein Vater iſt todt; ganz plötzlich und ohne Krankenlager iſt er geſtorben.“

„Wildeshauſen todt!“ ſagte der Baron und blickte ſtarr zur Erde.

„Geſtern begraben!“ flüſterte Levin.

Alle ſchwiegen. Der Baron nahm zuerſt wieder das Wort:

„Er hat gelebt wie ein braver Mann, Dein Vater, Levin! Gott wird ihm gnädig ſein .... und uns Allen, Kinder! .... Frau und Freund warten nun im Himmel auf mich.“

Dann fragte er Levin nach den Vermögensumſtänden ſeiner Familie, worauf dieſer entgegnete:

„Sie ſind nicht glänzend; Wilderich wird es ſchwer haben! In drei Wochen iſt er einundzwanzig Jahr alt und mündig, aber noch nicht fertig mit ſeinen Studien. Allodialvermögen iſt gar nicht vorhanden — nur das der Mutter; ſie iſt auch in des Vaters letztem Willen zur Obervormünderin ernannt.“

„Mein Junge, wie haſt Du Dich zu Deinem Vortheil verändert! ſagte der Baron freundlich Levins Kopf mit der Hand ſtreichelnd. Das hätte ich nimmermehr von Dir erwartet, als Du vor ſechs Jahren von hier fortgingſt.“

„Kein Menſch hat etwas Gutes von mir erwartet,“ entgegnete Levin reſignirt, „und auch jetzt noch wiſſen ſie nicht was aus mir werden ſoll, weil ich nicht ſtudieren kann und nicht Soldat werden mag.“

„Nun ſieh, mein Junge, grade dies gefällt mir an Dir. Studieren können — würdeſt Du; denn die dümmſten Teufel ſtudieren mit Glück Jurisprudenz, Gottesgelehrtheit, Philoſophie und andre erhabene Dinge, hinter deren Floskeln ſie für Unſereinen ihre Dummheit, d. h. ihren Mangel an geſundem Menſchenverſtand, zu verbergen ſuchen. Dir mangelt er nicht, da Du Dich mit dieſem unnützen Krimskrams nicht betrachten magſt. Und Soldat zu werden, Soldat in Friedenszeiten, auf Wache ziehen, zur Parade gehen, dreſſirt werden und dreſſiren, den Bart wirbeln und mit dem Säbel klirren — das iſt ein miſerables Leben.“

„Nicht wahr?“ ſagte Levin, froh der ſeltnen Theilnahme.

„Aber, nahm Frau von Herdegen das Wort, die Ihrigen haben doch ganz Recht zu fragen was aus Ihnen werden ſoll, lieber Levin? Wie und wovon gedenken Sie denn zu leben, jetzt und künftig? Sie haben kein Vermögen und Sie wiſſen es! hätten Sie es aber, ſo würde es ſich noch weniger paſſen mit den Händen im Schooß die Jugend zu verträumen.“

„Hätte ich Geld, ſo würde ich reiſen,“ entgegnete er.

„Dazu ſind Sie zu jung, erwiderte ſie pedantiſch. Erſt muß man tüchtig lernen und ſtudieren; dann reiſt man.“

„Ich habe auch kein Geld, alſo unterbleibt es von ſelbſt!“ ſagte Levin gelaſſen, wie Jemand der daran gewöhnt iſt immer auf Mißbilligung ſeiner Wünſche und ſeines Weſens zu ſtoßen.

„Was thuſt und treibſt Du denn jetzt, mein Junge?“ fragte der Baron theilnehmend.

„Ich bin kürzlich von Hohenheim zurückgekommen, lieber Onkel. Ich glaubte mich jetzt für die praktiſche Landwirthſchaft intereſſiren zu können.... aber es iſt unmöglich. Da will ich denn nun zum Oberförſter Merker, hier in den großen königlichen Forſt.“

„Was willſt Du denn da, Junge? ſagte der

Baron befremdet. Der Oberförſter iſt ein arbeitſamer und ſtrenger Mann, der Dich wie einen Holzwärter wird brauchen wollen zum Aufpaſſen auf Holz- und Wilddiebe — während Du Dir vielleicht einbildeſt tagein tagaus nach Herzensluſt auf Haſen und Rehe knallen zu dürfen.“

„Ich bin gern im Walde, auch ohne beſtändig zu jagen, lieber Onkel. Man kann da viel lernen über Bäume, Pflanzen und Thiere — wovon in den Büchern nichts ſteht.“

„Das iſt richtig! aber zu welchem Zweck ſoll Dir dies Alles dienen — muß ich doch nun auch endlich fragen.“

„Um die Natur kennen zu lernen.“

„Die Natur? hm, ja! man muß die Natur des Bodens, der Bäume, des Wildes, d. h. deren eigenthümliche Beſchaffenheit kennen, um ſie in die Beziehungen zu einander zu bringen, die ſie zu ihrem Gedeihen brauchen — damit man nicht Eichen in ſandigen Boden und nicht Nadelholz in ſchweren ſetze. Meinſt Du das?“

„Ja, lieber Onkel,“ erwiderte Levin bereitwillig.

„Nun, lieber Junge, dann mußt Du Dich künftig etwas klarer ausdrücken, damit man nicht zu fragen braucht was Du mit Deinen Worten meinſt .... — Und wann gehſt Du zum Oberförſter Merker?"

„In dieſen Tagen."

„Dann biſt Du ganz nah bei uns! .... wir ſehen von hier die blaue Rauchſäule des Forſthauſes an der ſchwarzen Wand des Kiefernwaldes aufſteigen. Das Haus ſelbſt ſieht man nicht, aber man erreicht es in einer halben Stunde höchſtens, wenn man durch den Garten, über den Embdener Bach und über die Wieſe geht."

Joſſelinde erinnerte den Vater an die ſinkende Sonne, und der Baron ſagte zu Levin, während er ſich ins Haus rollen ließ:

„Linda iſt mein beſter Doctor! ich muß ihr gehorchen ohne mich zu ärgern .... und das iſt eine große Wolthat .... ſobald uns nämlich Gott mit Schickungen heimſucht, welche uns dieſen Quackſalbern in die Hände liefern. Nichts für ungut, mein Goldkind, mein Gottesengel!"

Levin warf einen ſchüchtern zärtlichen Blick auf Joſſelinde; aber er ſagte nichts.

Später ging der Baron zu Bett und Frau von Herdegen zog ſich zurück. Joſſelinde aber blieb immer bis Mitternacht oder noch ſpäter im Salon. Neben demſelben lag ihres Vaters Zimmer; da konnte ſie immer beobachten wie er die Nacht begann, und war ſie ſchlecht, ſo ging auch ſie manches Mal nicht ſchlafen.

Kaum war Levin mit Joſſelinden allein, ſo machte er es genau wie in ſeiner Kindheit — er wurde ganz anders. Die Vertraulichkeit jener Zeit hörte inſtinctmäßig auf zwiſchen einem Jüngling und einem jungen Mädchen, die ſich in ſechs Jahren nicht geſehen hatten, und ſich nun auf einer andern Lebensſtufe wiederſahen; aber die Erinnerung an die alte Vertraulichkeit war zu lebhaft und miſchte ſich bei Levin mit zu viel warmer Dankbarkeit um nicht aus dem Ton verwandtſchaftlicher Freundlichkeit in den alter Intimität zu fallen. Levin ſetzte ſich neben Joſſelinde, nahm ihre Hand und ſagte:

„O Gott, Joſſelinde! .... wie viel, wie oft habe ich an Sie gedacht."

Da ihr dies faſt nie, mindeſtens nie anders als mit ſanfter Gleichgültigkeit geſchehen war, ſo fragte ſie befremdet:

„Iſt es möglich, Levin? Sie waren ſo jung und unentwickelt als Sie uns verließen, daß ich Ihnen kein ſo gutes Gedächtniß zugetraut hätte."

„Ich habe auch nur im Herzen ein gutes Gedächtniß — nicht im Kopf! und im Herzen habe ich Sie behalten, Joſſelinde, weil Sie die Einzige ſind, die mich je lieb gehabt haben. Dafür mögte ich Ihnen nun danken! damals als ich fortging wußte ich es nicht — ich fühlte es nur dumpf.“

„Mein armer Levin, wenn Ihre Kindheit trübe war, ſo wird Ihre Jugend ſich vielleicht heiterer und beſſer geſtalten, denn Sie ſind ganz anders geworden als Sie waren.“

„Nun gut, ſo wird man mich lieb haben um irgend einer Eigenſchaft willen die ich in mir entwickele; aber den armen kleinen unglücklichen Menſchen, der ich war — hat Niemand lieb gehabt als Sie! .... Klein bin ich nicht mehr, aber unglücklich, Joſſelinde.“

„Was iſt Ihnen widerſahren? Sprechen Sie von dem Tode Ihres Vaters?“

„Das iſt nur ein Schmerz! ein Unglück ſitzt tieſer .... und das meine am allertiefſten: ich kann mich nicht in Einklang und Verſtändniß mit demjenigen ſetzen, wovon man ſagt Pflicht und Vernunft begehrten es. Ich kann nicht lernen was ich lernen ſollte — nicht werden was ich werden ſollte — nicht das wünſchen und dahin ſtreben was man mir als Ziel vorhält. Mich langweilen die Handgreiflichkeiten — mich vernichten die Zahlen — mich erkälten die Thatſachen — und man ſagt mir, dafür ſei der Menſch geboren; im praktiſchen Thun müſſe er ſich üben und feſtſetzen, und darin etwas leiſten; dies ſei die Beſtimmung des Mannes."

„Und bezweifeln Sie das, Levin?"

„Nein! das iſt eben mein Unglück: ich bezweifle es nicht .... und fühle nur daß ich nichts leiſten kann."

„Sie ſind zu jung um das wirklich zu fühlen; Sie bilden es ſich ein weil es Ihrer träumeriſchen Richtung entſpricht, lieber Levin."

„Die Andern ſagen's und ich .... laſſe ſie ſagen! ſie Alle wiſſen nichts mit mir zu machen. Für Eltern, Lehrer und Geſchwiſter war ich von je her der einfältige, faule, eigenſinnige Levin, um den man ſich nur bekümmerte um ihn mit Vorwürfen, Verweiſen, Drohungen, Strafen zu überſtürzen und — zu verſchüchtern. Sie aber, Joſſelinde, ſollten doch wiſſen daß ich gar nicht in ſolcher träumeriſchen Unthätigkeit verharre als man wähnt. Latein und Griechiſch verſtehe ich nicht, und Mathematik nun gar nicht, und gegen alle Vorträge vom Katheder herab habe ich einen tiefen Widerwillen. Aber mit *meinen* Büchern kann ich die Nächte durchwachen."

„Und welche ſind denn *Ihre* Bücher?"

„Die Dichter aller Zeiten und Völker! Um deren Sprache zu verſtehen, um ihrem Schwung zu folgen, um mich in den Kreis ihrer Gedanken, Anſchauungen und Bilder zu verſetzen — dafür iſt mir die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit nicht zu mühſelig. Und jetzt will ich Ihnen etwas anvertrauen, aber nur Ihnen: zum Oberförſter Merker gehe ich theils um in der ſtillen freien Natur zu leben, theils .... um griechiſch zu ſtudieren .... jedoch auf meine Weiſe.“

„Sie ſind ein Querkopf, Levin, ein Sonderling. Hätten Sie griechiſch gelernt zu rechter Zeit, auf der Schule, wie alle jungen Männer, ſo würden Sie ſich jetzt nicht damit zu plagen brauchen.“

„Hätte man mich griechiſch gelehrt aus dem Homer und Sophocles ſtatt aus der Grammatik — hätte man mir den Leib gezeigt ſtatt des Gerippes, ſo würde ich es gelernt haben. Ohne Neigung für einen Gegenſtand zu haben, weiß ich ihn nicht anzugreifen; wie ſoll ich ihn überwältigen?“

„Kann man denn nichts aus Pflichtgefühl thun?“

„Wenn wir liebreich zur Pflicht ſind angehalten worden, und wenn uns nicht grade das Widerſtrebende einzig als Pflichterfüllung geboten wird — dann gewiß! aber wenn man ſie zu einer ewigen Folter unſrer ganzen Richtung macht: ſo ſträubt ſich der Gefolterte inſtinctmäßig und verfällt in Apathie — genau wie ich, Joſſelinde.“

„Und was erweckte Sie daraus?“

„Eine Schneiderfrau in Osnabrück, in deren Haus wir wohnten, Wilderich und ich, während wir dort auf der Schule waren. — Ich pflegte mich Sonntags fürchterlich zu langweilen; Werktags auch, aber ich dachte darin beſtehe eben der Werktag und der Sonntag müſſe etwas Beſondres bringen, da er doch allen Kameraden etwas Beſondres brachte — nämlich die ſelige Befreiung von ſchreiben, memoriren, im Wörterbuch nachſchlagen u. dgl. Da ich dies Alles gar nicht oder unendlich nachläſſig that, ſo konnt' ich nicht die wenige Freiheit des Sonntags ſo ſchätzen wie meine fleißigen Kameraden, und trübſelig ſchlenderte ich umher, wenn's nicht eine Balgerei oder Rauferei gab. Bei einer ſolchen war ich von wüthender Thätigkeit! da wachte ich auf, ward lebhaft, nahm Antheil, und gerieth in einen wahren Freudentaumel wenn ich mich an meinem Gegner ſo recht abarbeiten konnte."

„Gott bewahre! ſagte Joſſelinde mit Widerwillen; das iſt ja eine abſcheuliche Beſchreibung."

„Ja, entgegnete Levin ſehr ruhig, dies war die einzige Aeußerung meiner Lebensthätigkeit die mir Vergnügen machte. War ich und hatte ich dann recht zerprügelt und zerbläut, ſo ging ich ins Gärtchen hinter dem Hauſe und legte mich auf die Bank unter dem Apfelbaum, ſtarrte in die Blätter und durch ſie in den Himmel, und befand mich Anfangs recht wol, doch nach und nach unſäglich betrübt. — Auf dieſer Bank fand ich eines Sonntag Nachmittags ein Buch, welches unſre Wirthin dort vergeſſen hatte .... ein verſchollner Räuber-Roman, „Rinaldo Rinaldini“. Der wurde mein Erlöſer! Jetzt begann ich zu leben und mit Freuden zu leben, und von dieſem Augenblick an langweilte ich mich nie mehr ſobald ich mir ſelbſt überlaſſen war. Unſre Hauswirthin hatte für Ritter- und Räuber-Romane, und für Spuk- und Schauergeſchichten eine entſchiedene Vorliebe. In einer äußerſt billigen und kümmerlichen Leihbibliothek, welche den Abhub der größeren und längſt vergeſſene Bücher an ſich brachte, und von einem alten Mütterchen gehalten wurde, ſtrömte dieſer Quell ſehr reichlich. Ich dahin, und geleſen, geleſen, geleſen! nicht etwa zu Hauſe — das koſtete zu viel Zeit! ſondern dort an Ort und Stelle, damit keine Minute zwiſchen dem beendeten und dem zu beginnenden Buch verloren gehen möge.“

„Und wie war denn Ihre Empfindung bei einem ſolchen unſinnigen Leſen?“

„Seligkeit, innere Seligkeit, denn meine bis dahin unbeſchäftigte Phantaſie, die ſo ſehr gedarbt hatte und die vielleicht vorherrſchend in mir iſt —

fand nun Nahrung vollauf. An ihr entzündete ſich Neugier, Wißbegier, Wiſſensdurſt, und es verſteht ſich daß ich ſehr bald zu andern Büchern überging, zu unſern Dichtern, zu Shakeſpeare, zu den Italienern und Spaniern. Daran knüpften ſich Geographie, Mythologie, Geſchichte, Religionsſyſteme. Alles Alles war mir willkommen, was ſich meiner Welt der Geſtalten und Bilder anreihte und ihr Fundament, oder Erklärung, oder Hintergrund gab. Ich las bis zur Beſinnungsloſigkeit, bis ich betäubt in Schlaf fiel. Es war nicht daran zu denken mich zu Schularbeiten zu bewegen. Ich war und blieb der Letzte und immer der Letzte. Ward ich deswegen von den Kameraden verhöhnt, ſo prügelte ich ſie mit eiſerner Fauſt — von den Lehrern bedroht, ſo ſchwieg ich mit ſtarrer Gleichgültigkeit — von den Eltern ermahnt, ſo verſprach ich immer, ihnen Freude machen zu wollen; — aber es iſt nie dazu gekommen, auch nicht in Hohenheim, wo ich die letzten Jahre zubrachte, weil meine Weiſe nun einmal nicht die ihre iſt.“

„Aber ich glaube Ihre Weiſe iſt die keines vernünftigen Menſchen, ſagte Joſſelinde nach einer Pauſe des Nachdenkens; ſie iſt zu unbändig, zu regellos; ſie verwirft jede Vorſchrift außer der eigenen. Geht denn das in der Welt? Und was ſoll denn aus Ihnen werden, Levin?“

„Aber muß man denn immer äußerlich etwas werden, Joſſelinde? Iſt es denn wirklich ein Glück und eine Ehre Lieutnant, Referendar, Kammer- oder Jagdjunker, Geſandtſchafts-Attaché zu werden?“

„Lieber Levin, man fängt mit dem Lieutnant an um mit dem General aufzuhören! und ſo iſt's in jeder Laufbahn.“

„Nun gut, Joſſelinde! ich frage weiter: iſt es denn ein Glück und eine Ehre General oder Präſident oder Kammerherr zu werden?“

„Ganz gewiß für den, der dahin ſtrebt! haben Sie denn keinen Funken von Ehrgeiz?“

„Es muß wol nicht ſein, denn ſolch ein Ziel macht mich lachen.“

„Schlimm genug für Sie! dann bleibt Ihnen nichts übrig — als der Taugenichts!“

„Das fragt ſich, Joſſelinde! ich habe ja ein Ziel .... mein Ziel!“

„Nun?“ fragte ſie geſpannt.

„Groß will ich werden und glücklich.“

„Sie ſagen das in einem Ton als ob Sie nichts weiter als ein Glas Waſſer foderten! iſt denn dies ſo leicht in der Welt, da Sie die Mittel und Wege verſchmähen auf denen man dahin gelangt?“

„In einer ſogenannten Carriere wird von Tauſenden nicht Einer weder groß noch glücklich."

„Kann ſein! — aber außerhalb der Carriere?"

„Was wußten Göthe, Napoleon, Luther von einer Carriere!"

Joſſelinde ſtarrte Levin befremdet an. „Alſo Dichter, Eroberer oder Reformator?" .... — —

Er fuhr krampfhaft heftig mit der Hand über's Geſicht und ſagte dann niedergeſchlagen:

„Tolle Ideen, nicht wahr? Dergleichen denkt man nicht zu werden, ſondern man wird es ohne daran zu denken, nicht wahr? — Daraus ziehe ich den traurigen Schluß, daß ich es nicht werde, denn ich denke zu viel daran."

Joſſelinden ward unheimlich: „Levin, ſagte ſie, es iſt recht gut daß Sie grade zum Oberförſter Merker gehen. Da werden Sie mehr bei uns ſein als im Forſthauſe, und das wird Sie von Ihren einſam krankhaften Grillen befreien. Mein Vater iſt die praktiſche Tüchtigkeit ſelbſt; ich habe dieſelbe Anlage, wenn auch noch unentwickelt; das wird Ihnen wol thun, und um ſo mehr als wir Sie lieb haben und Sie uns."

Freudig rief Levin: „Wie ganz ſind Sie die Alte geblieben! immer treu, wahr und gut .... und auch für mich! Ja, Joſſelinde, das wird mir unausſprechlich wol thun.“

„In mir und um mich iſt nichts geſchehen was mich hätte umwandeln können. Mein Leben und meine Pflichten ſind ebenſo einfach als meine Anlagen, und mit ihnen in Uebereinſtimmung entfaltet ſich mein Character. Ich glaube er eignet ſich zu einer recht feſten und aufrichtigen Freundſchaft — drum wollen wir Freunde ſein, nach wie vor, Levin.“

Es machte ſich Alles ganz friedlich und freundlich. Levin blieb ein Paar Tage in Schloß Embden, dann ſiedelte er ſich ins Forſthaus über, kam jedoch täglich und wurde immer mit ermunternder Herzlichkeit empfangen. Für Joſſelinde, die ausſchließlich mit dem kranken Vater und der wenig anregenden Großmutter lebte, war der Umgang mit ihres Gleichen, mit der friſchen und ermunternden Jugend, äußerſt wolthätig. Sie hatte den Mangel vielleicht früher nie ſo bemerkt, denn man vermißt nicht das was man nicht kennt; jedoch Andere hätten ihn bemerken können. Eine gewiſſe innere Ueberreizung ließ nach, welche junge einſame Geſchöpfe häufig befällt, deren hauptſächlichſte Geſellſchaft ihre eigenen Gedanken ſind, die ihnen zugleich Exaltation und Schroffheit geben. Der Horizont ihrer Empfindungen wurde größer, weil ſich Jemand Theilnahme verlangend und gebend an ſie ſchloß. Das beklemmende und demüthigende Gefühl der Vereinzelung wich; ſie ward plötzlich um zehn Jahr jünger.

Der Baron mit ſeinem wolwollenden Gemüth freute ſich herzlich daß „der arme Junge“, wie er Levin noch immer nannte, ſich doch endlich zu einem vernünftigen und braven Menſchen anſchicke, und ermahnte ihn unaufhörlich — aber in freundlichen und aufmunternden Weiſen — praktiſche Kenntniſſe des Forſtweſens ſich anzueignen.

„Nur nicht zu viel Bücher, mein Junge! das kann ein alter Praktikus wie ich Dir gar nicht genug wiederholen. Wenn du auch weißt daß Pinus picea die Fichte und Pinus abies die Tanne heißt: ſo folgt daraus noch gar nicht daß Du die Bäume draußen im Walde beim erſten Blick unterſcheiden kannſt; — und darauf kommt es an! In ihrer Beſchaffenheit und Eigenthümlichkeit muß man die Dinge kennen, und hinterdrein möge man lernen wie ſie auf lateiniſch heißen.“

Levin, mit jener äußern Nachgiebigkeit und Unterordnung, welche er ſich angewöhnt hatte, verſprach immer dem guten Rath zu folgen, den er ſtets ſehr beſcheiden anhörte. Aber dabei blieb es. Mit all dieſer äußeren Beſcheidenheit hatte er ſich auch angewöhnt zu denken: Man verſteht mich nicht; nur ich ſelbſt verſtehe mich und folglich kann auch nur ich ſelbſt die Art wie ich meine Richtung zum Ziel verfolge, beurtheilen und einrichten.

Die apathiſche Stumpfſinnigkeit, die ſeine Organiſation in der Kindheit befallen hatte, die aus einem Gemiſch von Eigenſinn und Schlaffheit ſeinerſeits — und aus Unkenntniß und Mißgriffen ſeiner Erzieher entſprang, war gewichen, als die Schaale ſprang, welche den Kern ſeiner Eigenthümlichkeit umſchloß. Phantaſie und Liebe zum Schönen waren in ihm vorherrſchend; man hatte ihnen keine Nahrung gegeben: drum hatten ſie geſchlafen und der ganze Menſch mit ihnen. Jetzt war er aufgewacht, jetzt nährte er ſie mit derſelben Hartnäckigkeit, womit er ſich früher gegen aufgedrungenen Einfluß gewehrt hatte. Jetzt ließ auch die Schlaffheit nach, denn der Reiz war gefunden der ſie überwand. In großen und ſchönen Bildern ging ihm der Begriff des Lebens auf! die wollte er ſuchen, ſehen, genießen, in ſie ſich verſenken, mit ihnen ſich ſein Daſein ausbauen. Ausdauer, Selbſtüberwindung, Strenge — gab es nicht zu üben in dieſem himmliſchen Reich! Das Gute thaute mit dem Schönen von ſelbſt vom Himmel herab und quoll ebenſo von ſelbſt im Herzen auf. In dieſe unvollſtändige aber traumhaft ſüße Exiſtenz verſenkte ſich Levin. Mit ehrgeizig ſtrebenden Jünglingen ſtand er nicht auf gleicher Stufe, und mogte und konnte er daher nicht auf gleichem Fuß leben. Er fand ſie roh, brutal und eingebildet; ſie fanden ihn unwiſſend, kraftlos, einen träumeriſchen Schwächling. Verletzt und empfindlich hielt er ſich fern von ihnen. Aber auch von älteren Leuten hielt er ſich fern; er fürchtete Ermahnungen, Rathſchläge, gute Lehren, weil er ſich ſelbſt genug kannte um zu wiſſen daß ſie entweder gar keinen — oder das Gegentheil von dem beabſichtigten Eindruck auf ihn machen würden. Er war in ſeiner erſten Jugend allzu ſehr mit Ermahnungen überhäuft worden, um nicht eine ſtarke Oppoſition gegen ihren Einfluß in ſich ausgebildet zu haben. So machte er ſich einſam um weder verletzt noch eigenſinnig zu werden. Allein er hätte grade eines opponirenden Contactes bedurft um ſich gegen dieſe ſcheue Empfindlichkeit zu ſtählen und um den Eigenſinn im bewußten Willen abzuklären. Dazu gehört freilich Characterſtärke, und ſie iſt nur zu erlangen wenn man ohne Verzagtheit und ohne Empfindlichkeit die widerſtrebendſten Berührungen an ſich heran treten läßt, ihnen ins Auge ſieht, ihnen Spielraum gönnt, ihren Stachel erträgt, und dann ſich ſammelt um ſich unzerſetzt in ſich ſelbſt wiederzufinden. Niemand wird ſolchen Conflict abſichtlich ſuchen, aber die Menſchen die zu einem tüchtigen Leben beſtimmt ſind, finden ihn auf ihrem Wege. Wer ihn gefliſſentlich meidet verfehlt ſeine Entwickelung.

Levin lebte äußerſt glücklich im Forſthauſe. Um die Forſtbotanik, vor welcher der Baron ihn gewarnt hatte, kümmerte er ſich wenig und Pinus picea wie Pinus abies waren ihm mit ihrem ganzen Anhang von Arten, Ordnungen und Claſſen höchſt gleichgültig. Das Leben in der Natur lockte und bezauberte ihn. Er ſtudierte wirklich mit Feuereifer die griechiſche Sprache, von deren Rudimenten er ſich vor einigen Jahren mit hartnäckigem Abſcheu weggewendet hatte. Aber er ſtudierte ſie jetzt in ihrem lebendigen Ausdruck, und die ganze herrliche griechiſche Götter- und Heroenwelt, wie ſie in Geſchichte, Mythologie und Poeſie waltet, trat für ihn aus den Büchern heraus und beſeelend, athmend, in die Natur hinein. Aber auch um ihrer ſelbſt, um ihrer Schönheit willen, liebte er die Natur. War ſie ihm das Symbol einer ewigen Palingeneſie alles Seins — ſtrahlten überſinnliche Ideen durch den Goldſchleier ihrer Erſcheinungen ihn an: ſo rührten ihn auch wieder ihre einfachen ſtillen Gebilde, ihre unermüdliche Schöpferkraft, die Größe, Grazie und Mannigfaltigkeit ihrer Formen aufs Tiefſte, indem ſie durch die ſinnliche Anſchauung in ſeine Seele drang.

Faſt jeden Abend ging er nach Schloß Embden, und verbrachte mit Joſſelinden in traulichem Geplauder die Stunden bis Mitternacht. Er ließ vor ihr ſein inneres Leben unbefangen überwallen und ſich ausſtrömen. Sie fand viel an ihm zu tadeln und verſchwieg es nicht; und von ihr nahm er auch den Tadel an ohne den heimlichen Vorbehalt daß derſelbe auf ihn nicht paſſe, weil Joſſelinde ihn nicht verſtehe. Im Gegentheil! die Art wie ſie ihn tadelte zeigte ihm nur ihre liebende Theilnahme, denn es klang immer wie gute Wünſche und nie wie Vorwürfe.

„Ich begreife die Einſiedler der alten Tage! ſagte einſt Levin. Nur in der Einſamkeit hat man Extaſen, indem man das Leben des Ichs dem Leben des Alls hingiebt, und das Leben der Welt unbeachtet vorüber rollen läßt.“

„Ich weiß doch nicht ob das den Menſchen befriedigen kann, entgegnete Joſſelinde bedenklich. Die alten Einſiedler, wie ich ſie verſtehe, brachten in ihre Thebaiden nicht Ideen von Extaſen, ſondern von Opfer. Sie brachten ſich mit all ihren menſchlichen

Wünſchen und Hoffnungen Gott zum Opfer dar. Sie verfuhren mit ſich ſelbſt wie Abraham auf Morija mit ſeinem Sohne: es ward ihnen ſchwer, ſie kämpften heiß; aber ihr Glaube lehrte ſie überwinden. Das iſt etwas ganz Andres, Levin, als ſich am Embdener Bach ins Erlengeſträuch legen und die Libellen ſo lange beobachten bis es Ihnen vor den Augen flimmert. Für den Greis iſt es ganz recht das Leben der Welt unbeachtet zu laſſen, denn er kann doch nicht mehr deſſen Triebrad in Bewegung ſetzen helfen; allein von jungen Männern iſt es verkehrt.“

„Es zogen doch keineswegs abgeſtorbene Greiſe nur in die Zellen der Einſiedler, ſondern feurige und kräftige Männer.“

„Damals — ja! Jetzt .... würden dieſe nämlichen Männer es nicht thun. Jetzt würden ſie ſich miſchen in das Leben der Welt, das zu einer andern Theilnahme auffodert als religiöſe Beſchaulichkeit ſie gewähren kann.“

„Und laſſen Sie die poetiſche nicht gelten?“

„Leſe ich das Leben der großen Dichter, Dantes und Petrarcas, Alfieris und Byrons, ſo finde ich zwar Epochen der Beſchaulichkeit, wo ſie abgeſchieden mit ihrem Genius lebten; aber es waren nur Ruhepunkte in einer feurig bewegten Exiſtenz. Und dann, Levin: um mit dem Genius zu verkehren muß man ſeiner gewiß ſein. Regt ſich denn Etwas in Ihrer Seele, was Ihnen — ich ſage nicht eine Bürgſchaft, ſondern nur eine Hoffnung giebt?“

Levin ſchwieg, ſtand auf und trat ans Fenſter. Es war eilf Uhr Abends und ein ungewöhnlich klarer Novemberhimmel, trotz der feuchten und faſt ſchwülen Luft, durchfunkelt von Myriaden Sternen, zwiſchen denen zahlreiche Sternſchnuppen niederſchoſſen. Mit einer Empfindung für welche intenſivſte Sehnſucht nur eine ſchwache Bezeichnung iſt, ſank ſein Blick in dieſe unermeßliche Licht- und Schönheitswelt hinein, und der Wunſch ſo Etwas zu ſchaffen, ſo etwas Stralendes, Ewiges — ging wie ein leuchtender Blitz zuckend, blendend, verklärend durch ſeine Seele. Indem löſte ſich eine Sternſchnuppe wie von ihrem Stern ab — und Levin gedachte jenes Aberglaubens, der die Erfüllung desjenigen Wunſches verſpricht, welcher gedacht wird während des Falls einer Sternſchnuppe. Unwillkürlich erfreute ihn die Vorbedeutung. Aber er hätte auch denken können: So eine Sternſchnuppe — da droben ein Zwilling der Geſtirne, hier unten ein Ding ohne Namen — iſt ſo recht ein Symbol für das was der Menſch ſich zutraut und was daraus wird.

Joſſelinde war auch ans Fenſter getreten: ſie legte ihre Stirn an die Scheibe und ſagte:

„Welch ein Sturz, ſo aus dem Himmel auf die Erde zu fallen!“

Levin ſchauderte. Er war mit dieſen fliegenden Sternen durch die Unendlichkeit geflogen, nicht zur Erde gefallen. Sie fuhr traurig fort, eingedenk des vorhergehenden abgebrochenen Geſprächs:

„Das iſt das Schickſal aller unbegründeten Hoffnungen, Levin.“

„Es ſteht geſchrieben: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“

„Glaubensſtarke Seelen nicht, denn die haben ihr Fundament! Aber ins Blaue hinein hoffen, daß goldne Sterne des Glücks uns überrieſeln werden, während wir träumeriſch und träg daſitzen — lieber Levin! aus ſolchen Sternen werden Sternſchnuppen! ſie erlöſchen zu einem Nichts.“

„Alſo Sie haben keine Hoffnung für mich?“

„Ich weiß es nicht! ich kann mir nicht vorſtellen daß Ihr gegenwärtiges Leben ſehr zu Ihrer Entwickelung beiträgt. Hat denn je ein junger Mann ſo gelebt wie Sie, im Walde und mit Büchern, ohne Anregung von Lehrern, Freunden, anſpornendem geiſtigen Umgang?“

„Warum ſollte ich nicht ſo leben, da in mir der

Wiſſensdurſt größer iſt als je ein Lehrer ihn anfachen könnte, weil er aus mir ſelbſt und meiner individuellen Richtung geboren, nur das Homogene zu erfaſſen ſucht und allen Ballaſt des Heterogenen bei Seite läßt, Zeit und Mühe dadurch erſparend. — Und Freunde? mein Gott, ich hatte ja Freunde ſo gut wie jeder Andre, wenn ich grade in der Laune war mit ihnen zu verkehren! wiſſen Sie wohin der Umgang mit Freunden mich geführt hat? — zu Dingen die ich Ihnen wahrhaftig nicht ſagen werde .... ſo nichtswürdig und thöricht ſind ſie. — Nein, Joſſelinde! ich habe Sie und das iſt beſſer als hundert Freunde, und habe meine Studien im einſamen Walde, und das iſt beſſer als die Collegia, die Raufereien und die Trinkgelage der Univerſität. Ich bin glücklich wie die Biene welche durch Wald und Flur ſchwärmt und ſich aus jeder Blume Honig ſammelt. Gönnen Sie mir das nicht?“

„Das Beſte und Herrlichſte gönn' ich Ihnen. Zufriedenheit iſt beſſer als alles Andre. Sind Sie wirklich zufrieden, ſo ſag' ich nichts mehr.“

„O! rief Levin mit großer Wärme, Sie haben mich wirklich lieb: Sie freuen ſich wenn es mir in meiner Weiſe wol geht! Die Andern verlangen immer daß es in der ihren ſei.“

„Mein Vater gewiß nicht!“ ſagte Joſſelinde etwas verlegen.

„Nein! denn Ihr Vater ſieht mich mit Ihren Augen an.“

Sie ſchwieg; aber ihr Blick flog gedankenvoll zu ihm herüber als ob ſie ſich überzeugen wolle, daß ihr und ihres Vaters Auge daſſelbe ſei. Dann wünſchte ſie ihm gute Nacht und ſie trennten ſich — Levin um unter dem Sternenhimmel zu ſchwärmen, Joſſelinde um am Bett ihres Vaters bis gegen Morgen zu wachen.

Der Baron fühlte täglich mehr die Abnahme ſeiner Kräfte. Er verſchwieg es ſeiner Tochter, aber um ſo mehr dachte er mit einem Gemiſch von Trauer und Selbſtvorwurf an die gänzliche Vereinzelung in der ſie nach ſeinem Tode zurückbleiben würde. Als er ſich im vollen Beſitz kräftiger Geſundheit fühlte, ſchien es ihm genügend für Joſſelindens Wol, nach ſeinem Tode, Beſitzerin von Embden zu ſein; hatte es ihm doch genügt während ſo langer Jahre! Aber nun, am Ende ſeiner Laufbahn, als das Bedürfniß und das Vermögen der Thätigkeit zuſammen in den Hintergrund, und die Liebe ſeines Kindes als glänzender Lichtpunkt in den Vorgrund traten: da dünkte er ſich ein egoiſtiſcher Vater zu ſein, der nur darauf bedacht ſeine Tochter bei ſich zu haben, ſie abgehalten hatte eine Verbindung zu ſchließen, die ihr Liebes- und Mutterglück bringen und ſie vor Vereinzelung ſchützen würde. Jetzt hätte ihn ihr Entſchluß zu heirathen ebenſo beſeligt, als ehedem betrübt.

Als Levin ins Forſthaus kam, ſo ganz verändert, ein braver hübſcher anſtelliger Junge — fand der Baron ihn einen ſehr paſſenden Gatten für ſeine Tochter. Er hatte freilich kein Vermögen, war faſt zwei Jahr jünger als Joſſelinde, konnte bis jetzt mit keinerlei Ausſicht auf Fortkommen in der Welt ſich ſchmeicheln: aber gleichviel! ſo ein kreuzbraves Gemüth wiegt alle Einwürfe auf — und um ſo mehr, als beide junge Leute im freundlichſten Einverſtändniß zuſammen lebten. Daß ſich dies geſchwiſterliche Verhältniß über kurz oder lang in ein eheliches umwandeln müſſe, verſtand ſich von ſelbſt nach ſeiner Meinung.

Wie immer höchſt aufrichtig und unbefangen zu Werk gehend, ſagte er im Anfang des Winters zu Joſſelinden:

„Wenn Levin fortgeht wie er jetzt beginnt, ſo werden wir Freude an ihm erleben. Der Oberförſter ſagte mir heute man könne ſich ſo viel Ernſt und Aufmerkſamkeit gar nicht von einem jungen Mann vorſtellen. Mit dem praktiſchen Blick hapere es ein wenig .... vor der Hand! aber er werde ſich gewiß mit der Zeit einſtellen.“

„Wie mich das freut! rief Joſſelinde; in Wildeshauſen hat man ihn ſtets verkannt und verſchüchtert, den armen Levin! nun wird man gewahr werden wie ungerecht man für ihn geweſen iſt.“

„Wir Alle ſind es geweſen, nur Du nicht.“

„Ich hatte immer Mitleid mit ihm, Papa.“

„Auch jetzt noch?“

„Jetzt hat er es nicht mehr nöthig.“

„Ich muß Dir ſagen, Goldkind, hub der Baron nach einer Pauſe wieder an — er gefällt mir weit beſſer als Wilderich.“

„Mir auch! Wilderich war eingebildet und übermüthig.“

„Und als Detlev und Hellmuth.“

„O ganz gewiß mir auch!“ rief ſie lachend.

„Und als Graf Joſeph Raudnitz.“

Joſſelinde ward roth und rief faſt unwillig:

„Mit einem ſolchen Menſchen ſollteſt Du unſern guten Levin nicht vergleichen, Papa!“

„Alſo gefällt er Dir wirklich ſo ſehr viel beſſer als alle übrigen jungen Männer?“ fragte der Baron ſehr vergnügt.

„Die ich kenne .... ja!“ ſagte ſie betreten.

„Die Unbekannten, Goldkind, gehen uns nichts an.“

Joſſelinde antwortete nicht gleich. Nach einer Weile ſagte ſie:

„Es iſt mir ſehr lieb, Papa, daß Du eine ſo gute Meinung von ihm haſt, denn ich mögte ſeinetwegen eine Bitte an Dich richten.“

„Was wird das ſein?“ rief er geſpannt.

„Es wäre ſehr gut für ihn wenn er reiſen und ſich ein wenig in der Welt umſehen könnte, damit ihm ſeine poetiſchen Träume vergingen. Aber Du weißt .... er hat kein Geld, und ſeine Mutter und Wilderich ſind nicht in der Lage es ihm geben zu können; — da biſt Du denn der nächſte als ſein Pathe und entfernter Verwandter, der dieſem Mangel abhelfen ſollte.“

„Was tauſend! rief der Baron unangenehm überraſcht, Du ſchickſt ihn fort!“

„Ich ſchicke ihn nicht fort, Papa, und er würde ſich auch von mir gar nicht ſo fortſchicken laſſen! — Ich meine nur: hätte er Reiſegeld, ſo würde er gern eine große Reiſe machen“ .... — —

„Wohin meinſt Du denn? nach Wien, Paris, London? um als ein Haſenfuß zurück zu kehren, und nichts im Sinn zu haben als Hunde und

Pferde, gut eſſen und trinken, Theater und Moden?" ſagte der Baron unmuthig.

„Levin würde wol lieber nach der Schweiz, Italien und Spanien .... oder nach Griechenland und in den Orient reiſen."

„In den Orient! was Wetter, hältſt Du das für einen Katzenſprung .... heute hin, morgen her! und meinſt Du nicht daß man auf ſolcher Reiſe allerlei Gefahren ausgeſetzt iſt?"

„Wäre es denn ſo ſchlimm wenn Levin ein oder zwei Jahr reiſte? Gefahren giebts freilich auf dem Meer und unter fremden Himmelsſtrichen grade ſo viel als hier bei uns, denn es ſind Frauen im Orient gereiſt ſo ſicher wie in Europa .... nur nicht ſo bequem; das hätte alſo gar nichts zu ſagen."

„Nein! das hätte gar nichts zu ſagen; allein es ſtört all meine Hoffnungen und Plane, denn ich wünſche dringend daß Du Levin heirathen mögteſt" .... — —

Joſſelinde ſprang erblaſſend auf, ergriff die Hände ihres Vaters und flüſterte ängſtlich, als ob Levin im Forſthauſe ſie hören könne:

„Sage nie ſo etwas, Papa, niemals! .... denn das geht nicht .... das kann ich nicht! ich heirathe nicht! — aber ich betrachte Levin als meinen Bruder und darum gönne ich ihm das was ihm Freude macht.“

„Unſinn, Kind! Du warſt ſonſt immer ſo vernünftig! daß Du es jetzt in Beziehung zu Levin nicht biſt, zeigt mir deutlich Deine .... nicht ſchweſterliche Neigung für ihn.“

„O Gott, müſſen ſich denn gleich zwei junge Menſchen heirathen, weil ſie ſich täglich ſehen?“

„Nicht deshalb — ſondern weil ſie ſich lieb haben.“

„Auch das iſt noch kein Grund, Papa.“

„Was verlangſt Du mehr?“

„Man muß ſich lieben.“

„Linda, dies gefällt mir nicht! ich ſage Dir, es iſt Nonſens den Du aus Deinen Büchern ſchöpfſt. Ueberhaupt, Kind, ſpielen die Bücher eine größere Rolle bei Dir ſeit Levin hier iſt! er muß ſie ſchockweiſe mitgebracht haben. Nun gönnt Dir gewiß Niemand lieber als ich Erholung und Vergnügen .... aber es muß rechter Art ſein, und ich denke nun einmal, das was man aus Büchern ſchöpft iſt es nicht. Gegen Reiſebeſchreibungen, moraliſche, religiöſe und Naturbetrachtungen, Lebensbeſchreibungen berühmter Menſchen und dgl. habe ich nichts einzuwenden, ſobald das Leſen derſelben in den Schranken der Erholung bleibt, nicht in Hauptbeſchäftigung ausartet; — aber die Dichter, Kind! die Dichter ſtiften Schaden, die geben ſchwärmeriſche Gefühle und excentriſche Anſichten, und mit denen wird man unglücklich. Ein geſundes Unglück, ein Todesfall, ein Verluſt an Hab und Gut — kann dem Menſchen recht heilſam ſein, ihn prüfen und läutern, ihn üben in ſeinen Pflichten. Aber ſo ein kränkliches Unglück, wie man es ſich muthwillig aus den Büchern herausklaubt, weil man poetiſch leben mögte und tüchtig leben ſoll — das iſt recht miſerabel, und erlebte ich es an Dir, ſo grämte ich mich todt.“

Während dieſer kleinen Predigt hatte Joſſelinde ſich geſammelt, und mit ruhiger Faſſung ſagte ſie:

„Fürchte nichts, Papa! ich bin viel mehr dazu geſchaffen ein tüchtiges Leben zu führen als ein poetiſches. Weil ich das erkenne bin ich ziemlich ſicher vor dem kränklichen, ſelbſtgeſchaffenen Unglück, und vor einem wahren und großen möge Gott mich behüten .... wenn es ihm gefällt! — An die Ehe denke ich nicht. In meinen Verhältniſſen voll Freiheit und Frieden, als Dein einziges Kind, habe ich Pflichten, Freuden und Beſchäftigungen, die mein Leben vollſtändig ausfüllen. Die Männer die ich geſehen habe, gefallen mir nicht, gar nicht! heirathen .... nur um einen Mann zu haben, dem es bequem wäre mich für Embden in den Kauf zu nehmen — mag ich nicht! und daß dies die Richtung der Männer iſt, haſt Du ſelbſt mir oft geſagt.“

„Ja, Goldkind, ja! das iſt ganz richtig für Graf Raudnitz, für Detlev und für Hellmuth! Drum haben wir den erſten mit dürren Worten abgewieſen, und den beiden andern zu verſtehen gegeben ſie mögten die Mühe der Werbung ſparen. Aber Levin, der gute anſpruchloſe Junge, dem es ganz gleichgültig iſt ob er unter dem Strohdach des Forſthauſes oder im Embdener Schloß wohnt — der ſo genügſam iſt, daß er ſich nicht einmal ein Reitpferd von Wildeshauſen mit herüber gebracht hat — der iſt ganz anders!“

„Ja, Papa, ganz anders, weil er das Leben in der Welt mit ſeinen Anſprüchen und Bedürfniſſen noch nicht kennt. Verſchaffe Du ihm die Mittel es kennen zu lernen“ .... — —

„Alſo eine Prüfung ſoll dieſe Reiſe zum Nord- oder Südpol für ihn abgeben?“ fragte der Baron, ſtets ſeine entſchieden praktiſche Richtung verfolgend.

„Mein Gott, was denkſt Du von mir?“ rief Joſſelinde mit einem Anflug von Ungeduld.

„Nun ich denke daß Du dem Levin gut biſt, und Dich durch eine Trennung von ein bis zwei Jahren überzeugen oder vergewiſſern mögteſt, daß Ihr nicht von einander laſſen könnt: das denk' ich, und weiter nichts."

Hatte der Baron das Richtige getroffen oder nicht: genug Joſſelinde erwiderte nichts hierauf und ſagte nur:

„Du weißt, lieber Papa, daß Levins Geburtstag am Weihnachtstag iſt; da könnteſt Du ihm am Chriſtabend ein wunderhübſches Feſtgeſchenk bereiten .... ein Reiſegeld!"

„Weißt Du wol daß ein ſolches in die Tauſende gehen kann?"

„Natürlich! aber Du biſt ja reich."

„Wetter auch! ich bin's nicht .... und wär' ich es, ſo wär' ichs für Dich — nicht für den Jungen" .... — —

„Der doch der Sohn Deines Jugendfreundes und Vetters, und überdas Dein Pathe iſt, für den Du folglich einige Verpflichtung haſt. Alſo, Papa" .... — —

Die Folge war daß am Weihnachtsabend der große ſtralende Chriſtbaum alle Hausgenoſſen des Barons, wie immer bis zum letzten Dienſtboten um ſich verſammelte, daß Levin in dieſem Kreis der Beſchenkten nicht fehlte, und daß er in einem niedlichen Portefeuille von Joſſelindens Arbeit ein Papier fand worauf der Baron eigenhändig mit groſſen Buchſtaben geſchrieben hatte:

„An meinen lieben Taufſohn, Levin Wildeshau-
„ſen, für den Fall daß er ſich mal die Welt
„anſehen und auf Reiſen begeben mögte.“

Dazu eine bedeutende Summe. Levins Augen wurden naß und ſtralten im Doppelglanz der Freude und der Rührung. Er konnte nicht ſprechen; ſein Herz war allzu voll. Er ſah nur Joſſelinde an und umarmte den Baron.

„Schon gut, mein alter Junge! ſagte dieſer. Ich ſehe Dir ins Herz! .... brauchſt mir nicht weiter zu danken. Hab ich Jemand lieb, ſo iſts meine größte Freude ihm in aller Stille einen kleinen Spaß zu machen, — und ſo wollen wir denn ſtill hierüber ſein.“

Später ſagte Levin zu Joſſelinden:

„Ich weiß wol daß ich Ihnen mehr noch als Ihrem Vater danken müßte; denn von ihm kommt freilich die Gabe, aber Sie, liebe Joſſelinde, haben ihn dazu beſtimmt.“

„Da Sie eine ſo groſſe Freude an den Schönheiten der Natur haben, dachte ich mir es müſſe Ihnen eine Wonne ſein, ſchönere Länder kennen zu lernen .... die ich vermuthlich nie ſehen werde.

Darum eben wünſchte ich daß Sie mir davon dermaleinſt erzählen könnten."

„Wollen wir zuſammen reiſen! rief Levin unbefangen. Wer weiß welchen wolthätigen Einfluß ein beſſeres Clima auf die Geſundheit Ihres Vaters haben würde."

„Er kann nicht mehr reiſen! er muß das Leben hier ertragen, wo er wenigſtens die volle Bequemlichkeit der Häuslichkeit und Gewohnheit genießt. Ueberdas bin auch ich nicht für das Reiſen geſchaffen, bin blöde, unbeholfen, ängſtlich, ſchwerfällig".... — —

„Wollen Sie ſich verleumden und verkennen! Sie ſind von dem Allen das Gegentheil".... — —

„Ja, Levin! in meiner Welt!"

„Wir müſſen auch die fremde Welt als unſer eigen betrachten lernen; dann gehört ſie uns und wird unſre Heimat, unſer Vaterhaus."

„Dieſe Anſicht iſt gut für Sie, überhaupt für den Mann. Für mich durchaus nicht. Ich bin eine Schnecke und Embden iſt mein Haus. Dafür bin ich von der Natur beſtimmt, als einziges Kind meines Vaters, als jeder Gabe ermangelnd durch welche man außer dem Hauſe ſich glücklich fühlen kann. Drum muß mein Leben innerhalb der Grenze verfließen, die der Embdener Bach darum zieht.“

„Ach welch ein ſeliges, ſtilles Leben, Joſſelinde, tauſendmal friedlicher als in den Hirtenthälern der Schweiz, tauſendmal ſüßer als in den Orangenhainen Italiens! denn alle Erinnerungen einer glücklichen Kindheit und die ganze wolthätige Gegenwart mit ihrem Kreiſe von Verpflichtungen, Genüſſen und Freuden, mit ihrem ſegenvollen Einfluß auf Andere, und mit einer Wirkſamkeit die in die Zukunft hinein reicht: Alles das entwickelt ſich auf dieſer Stätte für Sie — und das iſt ſchöner und befriedigender als auf Gletſchern oder unter Palmen zu gehen. Glauben Sie das nicht, Joſſelinde? glauben Sie nicht daß Ihnen ein liebliches Loos zu Theil geworden iſt?“

„Ich glaube es, Levin! ſagte ſie gerührt. Aber die Looſe fallen verſchieden nach göttlichen Beſtimmungen, und Sie ſind dafür geſchaffen auf Gletſchern und unter Palmen zu wandeln und darin eine ſüße Befriedigung zu finden. Und darum frag' ich auch gleich: wann werden Sie reiſen? ich hoffe Sie zögern nicht lange.“

„Wie? ſagte Levin ſtaunend, jetzt ſollt' ich reiſen .... Sie verlaſſen in dieſer ſchweren Krankheit

Ihres Vaters? O, dieſe Herzenskälte haben Sie mir unmöglich zugetraut."

„Meines Vaters Krankheit kann lange Jahre dauern, Levin" .... — —

„Mir gleich! in ſolcher angſtvollen Zeit gehe ich nicht fort."

„Mein Gott, hat meines Vaters Befinden ſich ſo ſehr verſchlimmert? finden Sie ihn verändert? hat der Doctor etwas geſagt?"....

Der Doctor hatte allerdings vor wenigen Tagen an Levin geſagt, er glaube nicht daß der Baron den Frühling erleben könne; aber Levin entgegnete nur:

„Die Anfälle kommen immer wieder und werden immer heftiger; das reibt die ſtärkſte Natur auf.... den Einen ſchnell und den Andern langſamer. Darauf kommt's aber bei mir gar nicht an! ich fühle nur daß ich Sie in dieſer Zeit nicht verlaſſen kann, denn möge ſie Tage oder Jahre dauern — ſie iſt eine herbe Prüfung für Sie."

Es blieb ſo während des Winters, der die Kräfte des Barons vollends aufzehrte. Der lebenſpendende Frühling hatte keine Macht mehr über dieſe erſchöpfte Organiſation, welche vielleicht durch die rauhen

Mühſale und die ſtrengen Entbehrungen ihrer jungen Jahre um ein längeres Leben gebracht worden war.

Der Baron von Lidkerken ſtarb wie er gelebt hatte: entſchloſſen, ruhig, würdig, den Tod des Gerechten, mit feſter Zuverſicht auf Gottes Barmherzigkeit und auf das Wiederfinden der ewig geliebten Linda. Ihr letztes Wort war auch das ſeine: „Alles iſt himmliſche Fügung!“ In dem langen Todeskampf, der die Seinen einen Tag und eine Nacht an ſein Sterbebett feſſelte, machten dieſer Glaube und dieſe Hoffnung ihn ſtandhaft und glücklich. — Endlich hörte die Qual auf. Er war erlöſt und Joſſelinde verwaiſt.

Neben Lindas Sarg ward der ſeine in die Familiengruft geſtellt, und fromme Thränen, Gebete und Segenswünſche geleiteten ihn zu ſeiner letzten Ruheſtatt. Er ward unſäglich von den Seinen bedauert, und man weiß ſchon daß nicht blos die Mitglieder ſeiner Familie die Seinen waren. Treue — und die aus ihr entſpringende Treuherzigkeit, waren Grundzüge ſeines Characters. Was er begann führte er zu Ende, was er angriff hielt er feſt. Ein Menſch mit dieſer Richtung iſt natürlich nicht jedem Eindruck offen und nicht für alles Fremdartige empfänglich, ſondern abgeſchloſſen durch die gleichſam natürlichen Grenzen ſeiner Stellung im Leben; denn wer wahrhaft pflichtgetreu iſt, häuft und mehrt nicht ſeine Verpflichtungen auf die Gefahr hin nicht eine einzige redlich zu erfüllen. Mühevoll war ſein Leben geweſen, aber friedlich; er kannte den Schmerz, aber nicht die Qual des Kampfes und den Orkan der Leidenſchaft — denn er war nie in Zwieſpalt mit ſeinem Herzen.

Alles hatte ſeine Tochter von ihm geerbt: Hab und Gut, ſeine äußere Geſtalt, den Grundzug der Treue im Character; — ob ſein friedliches Leben? —

Im April war der Baron geſtorben. Jetzt war der letzte Auguſt, Joſſelindens Geburtstag; ſie wurde zwei und zwanzig Jahr alt. Sie hatte ſich jede Feier, jede Feſtlichkeit durchaus verbeten. Sie war noch im tiefſten Traueranzug und ihr Herz trauerte dennoch tiefer. Erſt jetzt erfuhr ſie wie ſehr ſie ihren Vater geliebt hatte und er — ſie! Erſt jetzt welch ein unermeßlicher Reichthum in einem einzigen Gefühl liegt! Sie kam ſich ſelbſt und die Erde kam ihr erſtorben vor — der Raum ſo leer — die Zeit ſo unbeweglich todt — und die Zukunft wie eine Wüſte. Sie wunderte ſich daß ſie lebe. Ein Leben ſetzt einen Zweck voraus; ſie hatte keinen!

ſie mußte nur ihre Tage hinbringen! Und heute mehr denn je drängte ihre Einſamkeit ſich ihr entgegen, denn morgen — ging Levin fort — auf unbeſtimmte Zeit .... vielleicht auf immer.

Er hatte ein Jahr in ſeiner Waldeinſamkeit verbracht, glücklich in ſeiner träumeriſchen Weiſe, treu und zärtlich Sorg' und Schmerz mit ihr theilend, ſtets bedacht während des letzten Sommers ſie ſanft zu zerſtreuen. So lange er da war hatte das Leben einen holden Glanz, der ihr Herz froh und ſtark genug machte um ſie über den eigenſüchtigen Wunſch Levin möge bleiben hinwegzuheben. Sie drang darauf er ſolle und müſſe reiſen. Jetzt war es entſchieden, er ſelbſt hatte den Entſchluß gefaßt, und o Gott! wie gern hätte ſie ihn nun feſtgehalten! Ihr Geburtstag kam ihr wie ihr Sterbetag vor. Aber aus dieſer aſchfarbenen Dunkelheit ſtieg licht und immer lichter ein dämmernder Punkt, eine zarte Roſenfarbe, eine Aurora, eine Sonne auf — — ſie liebte ihn! Fühlte ſie ſich ſelig oder unſelig in dieſer Erkenntniß, welche ſie ſich nicht ableugnen konnte? Beides! denn lieben macht immer ſelig — weil es die innerſte Seele von zwei Leben leben läßt und weil der Menſch in ſeinem Unendlichkeitsdurſt jede Erhebung über ſein enges Ich als den Eintritt in eine höhere Geiſterordnung begrüßt. Unſelig — weil dies enge Ich ſeine Rechte ewig geltend macht, Erwiederung begehrt, und gegen Alles was Entſagung iſt, wenn nicht laut ſich empört, doch heimlich ſich ſträubt. Levin ging fort und liebte ſie nicht!

Sie hatte immer die grauſamen Worte von der gemeinen Gefallſucht die im Gefolge einer vollkommenen Häßlichkeit ſein ſoll, im Gedächtniß behalten. Der Ton und Ausdruck womit jene jungen Männer in Carlsbad von ihr ſprachen, gellte noch in ihrem Ohr, ſo daß ſie mit Entſetzen an die Möglichkeit dachte, Levin könne ihr Geheimniß errathen. Wie ſie dazu gekommen ſei ihn zu lieben, wußte ſie nicht. Niemand kann die Fäden verfolgen aus denen ſich eine Liebe ſpinnt. Man kann ſagen: es war bei ihr die Nothwendigkeit, die früh oder ſpät ein unbeſchäftigtes Herz ergreift; es war die Einſamkeit, durch welche ſie ſich an Denjenigen ſchloß der ſie mit ihr theilte; es war die Erinnerung an ihr früheres Mitleid mit dem vernachläßigten Knaben und die freudige Ueberraſchung ihn jetzt in allen Dingen verändert und nur treu in ſeiner Anhänglichkeit für ſie zu finden; es war das Bedürfniß der Jugend, die unter dem Frühlingshimmel des Daſeins nach dem Roſengarten des Liebesglücks verlangt. Es war das, und noch manches Andere, und hauptſächlich — es war die Liebe, d. h. das Unerklärliche!

Nun, ſprach Joſſelinde mit melancholiſcher Entſchloſſenheit zu ſich ſelbſt — wenn dies Liebe iſt.... ſo will ich ihn denn lieben, ſtill, verſchwiegen und ernſt, vielleicht traurig, vielleicht ſchmerzenreich.... aber das Alles iſt kein Grund um nicht zu lieben, und auf Glück habe ich nie gezählt.

Unwillkürlich flog ihr Blick in den Spiegel, dann zu Boden und dann zum Himmel.

Einen Kranz von Wald- und Wieſenblumen um das indiſche Gedicht „Nal und Damajanti“ geſchlungen, brachte Levin ihr zum Angebinde. Ein warmes in Thränen gebrochenes Lächeln, ein warmer und zitternder Händedruck dankten ihm ſtumm. Auch Levin war traurig. Frau von Herdegen ſchenkte ihrer Enkelin Bücher, Lithographien nach ſchönen Gemälden, ein ſehr hübſches Schreibzeug von Boule. Joſſelinde war innigſt dankbar; allein Alles was von Frau von Herdegen ausging, auch in der beſten Abſicht, konnte keine Freude wecken, denn ſie ſelbſt war allzu theilnahmlos. Sie vollführte dieſe kleinen Handlungen des Wolwollens faſt mechaniſch, weil Gedächtniß und Gewohnheit ihr ſagten was ſie zu thun habe. Die Federkraft ihres Weſens war, nicht durch das Alter; jedoch durch frühe Ueberanſtrengung im Leiden, dermaßen abgenutzt, daß ſie die Elaſtizität einer lebendigen, d. h. in den Gegenſtand eingehenden Theilnahme nicht mehr bewerkſtelligen konnte. Und ſo wirkte ihre Freundlichkeit auch nur wie das Mondlicht, kühl und melancholiſch; nicht wärmend und belebend wie das Sonnenlicht.

Der Abend kam und der Abſchied mit ihm. Es war ein prachtvoller heißer Auguſtabend; flammende Roſenglut bedeckte den Sonnenuntergang, und unbeweglich ſtanden die hohen dunkeln Linden da, und nicht einmal die äußerſten Spitzen ihrer Zweige zitterten in der ſtillen ſchweren Luft. Nur die Mücken tanzten ihren kleinen unbändigen Jubeltanz, der um ſo wilder iſt als ihr kurzes Leben ihnen nur eine kurze Lebensluſt gönnt. Außerdem war eine tiefe faſt erſchöpfte Ruhe in der ganzen Natur.

Levin und Joſſelinde waren im Garten, und gingen zwiſchen den Blumenpartien vor dem Hauſe umher, denn ſie liebte es, manche Gärtnerverrichtungen ſelbſt zu vollführen. Nach Sonnenuntergang die Blumen in dieſem erſtickenden Sommer zu begießen und ihnen perſönlich dieſe Wolthat zu erzeigen, war ihr ein liebes Geſchäft. Levin hatte fleißig geholfen. Nun machten Beide Feierabend. So lange Joſſelinde bei der Arbeit geweſen und mindeſtens körperlich durch ſie zerſtreut worden war, hatte ſie ihre Faſſung behalten. Jetzt verfiel ſie in ein beſinnungsloſes Schweigen. Jede verrinnende Minute klopfte hörbar an ihr Ohr, an ihre Seele. Sie vernahm wie die Sekunden vorüber rauſchten. Wie wenig Augenblicke waren ihr noch mit Levin verſtattet! und über ſie hinaus.... was gab es da? Nichts! denn ſie vermogte nur das Nichts zu faſſen.

„Ich bin ſehr traurig, Joſſelinde, ſagte Levin nach langem Schweigen. Wenn es uns in irgend einer Lebenslage wol geht, ſollten wir uns nicht muthwillig von ihr losreißen nur um einem unbeſtimmten Drang zu fröhnen, der uns ebenfalls ins Unbeſtimmte lockt. Daß ich jetzt nicht das Rechte thue, geht aus meiner Niedergeſchlagenheit hervor. Ich ſollte bleiben! ich habe mich dermaßen daran gewöhnt, mit Ihnen — und ſogar für Sie etwas zu ſein, daß ich mich draußen in der einſamen geräuſchvollen Welt ſehr unglücklich fühlen werde, weil ich mein inneres Leben nicht mit Ihnen theilen kann.“

„Sie werden mir recht viel ſchreiben, lieber Levin, antwortete ſie ſcheinbar gefaßt, und das wird uns Beiden einen großen Erſatz für die Unterbrechung unſers lieben Beiſammenſeins gewähren. Sie können ja nicht Ihre Tage im Forſthauſe verbringen“ .... — —

„Warum denn nicht, wenn ich im Forſthauſe glücklich und in einer mir zuſagenden Thätigkeit bin? wem ſchade ich? wen beeinträchtige ich? wer darf mein Leben tadeln? .... — —

„Nicht Ihr Leben — nur deſſen Richtung.“

„Das iſt ein ſpitzfindiger und ſophiſtiſcher Unterſchied. Ich habe nicht die Richtung nach Außen, folglich kann ich mich auch nicht den Außendingen entgegen drängen, und um ſo weniger, als ich weiß daß ich nichts auf dieſem Wege leiſten kann.“

„Wir wollen nicht darüber ſtreiten, denn Sie kennen ſich ſelbſt noch zu wenig im Zuſammenhang mit der Außenwelt um darüber Gewißheit zu haben.“

„Sie behandeln mich immer wie ein Kind, Joſſelinde, und ſehen ſtets in mir den blöden Knaben von ehedem!“ ſagte er niedergeſchlagen.

„Wenn Sie heimkommen ſoll es anders ſein, Levin.“

„Nein, o nein! rief er und nahm ihre Hand, nicht anders, meine liebe Joſſelinde! Sie wollen doch etwa dann nicht in einen kalten fremden Ton gegen mich fallen? Wenn's das iſt, ſo .... gehe ich ſicher nicht.“

„Lieber Levin, wenn Sie heimkehren, wird Ihnen ſehr wenig daran liegen in welchem Ton ich zu Ihnen ſpreche! Sie werden dann ſo viel Schönes geſehen, gehört, gedacht und empfunden haben daß“ .... — —

„Ich mehr als je das Bedürfniß haben werde mich an Sie zu wenden, denn etwas Schöneres als Ihr Herz find' ich nicht in allen fünf Welttheilen! — Dies, hoffe ich, wollten Sie ſagen.“

„Es iſt nicht ſchön, nur treu und gut: ſagte ſie mit gewaltſamer Feſtigkeit; und ſo ſollen Sie es immer finden, Levin.“

„Ich liebe das Wort: Immer! rief er feurig. Es macht mir den Eindruck als ob ich von einer Bergſpitze eine Ausſicht über die ganze Erde gewinnen und zugleich Sonne und Mond, Winter und Sommer, Trennung und Wiederſehen, Tod und Leben mit der Gewißheit überſchauen könnte, daß nichts von dem Allen, kein Atom und kein Geſtirn, mir verloren gehen könne. Immer! iſt eins von den Worten, die einen himmliſchen Klang für mich haben.“

Joſſelinde brach in Thränen aus: „O Levin! rief ſie, wie werde ich Sie vermiſſen! Von Niemand werde ich ſolche warme, lebendige Worte hören, wie Sie eben und ſo oft ſagen! Mit Niemand werde ich die Gedanken austauſchen können die halb errathen und halb verſtanden ſein wollen! Sie ſind ſo ganz verſchieden von meinen Umgebungen, daß ich freilich nicht beurtheilen kann ob Sie höher, ob Sie tiefer ſtehen; aber das iſt gewiß: Sie ſtehen auf Ihrem eigenen und beſondern Platz! Sie ſind zwiſchen uns wie eine ſchöne fremdländiſche Blume in einem Küchengarten — eine poetiſche Erſcheinung in der Proſa des Alltagslebens. Darum habe ich Sie lieb, und darum wird es mir ſo ſchwer Sie ſcheiden zu ſehen, daß ich weine — — als ob ein Unglück mich befallen habe.“

„Ich kann Ihnen nur antworten, Joſſelinde, daß Sie, und Sie ganz allein, dieſen Reiſeplan erdacht und zur Möglichkeit der Ausführung gebracht haben. Ich habe hier das glücklichſte Jahr erlebt! es würde noch manches ähnliche Jahr ſich daran knüpfen, wenn Sie nicht.... — —“

„Wenn ich nicht, wie eine ältere überlegende Schweſter für den jüngern Bruder, für Sie ſorgte, Levin! unterbrach ihn Joſſelinde und trocknete ihre Thränen. Das iſt meine Pflicht, und ſo iſt es nur ſchwach und unnütz, darüber zu weinen. Wir bleiben ja doch Freunde, und das iſt die Hauptſache! Immer Freunde, nicht wahr, Levin?“

„Immer Freunde!“ wiederholte er ſanft und ernſt, und ſie gingen Hand in Hand aber ſchweigend in den Salon zurück, durch deſſen weitgeöffnete Glasthüren ſchon längſt ein heller Lichtſtreif in den Garten floß. — — —

Der Abſchied war kurz. In der Frühe des nächſten Morgens verließ Levin das trauliche Forſthaus, nachdem er die Nacht damit hingebracht hatte, ſeine zurückbleibenden Bücher einzupacken und an Joſſelinde zu adreſſiren. Er ging zuerſt nach Wildeshauſen, um von Mutter und Geſchwiſtern Abſchied zu nehmen. Das Geſchenk des Barons machte dort kein Aufſehen. Man betrachtete es als ein Legat, welches der Verſtorbene als Taufzeuge ihm vermacht hatte, denn man wußte, daß derſelbe genug Vermögen hinterlaſſen hatte um ſeine Tochter nicht dadurch zu beeinträchtigen.

Wilderich war damals nach vollendeten Studien in Wildeshauſen, und beabſichtigte ſeinerſeits eine Reiſe durch die Schweiz, die auch Levin zuerſt ſehen wollte. Aber beide Brüder paßten zu wenig für einander, um an einer gemeinſchaftlichen Reiſe Freude zu finden. Levin lebte immer in ſeinen Träumereien mit der Natur und mit ſeinen Dichtern. Von den Anfoderungen, Pflichten und Bedürfniſſen des praktiſchen Lebens hatte er keine Ahnung — und hätte er ſie gehabt, ſo würde er ſich mit eben dem Widerwillen von ihnen abgewendet und ſich gegen ſie verſchloſſen haben, wie er es in ſeiner Kindheit gegen den Schulzwang that. Wilderich hingegen war in ihnen aufgewachſen, durch und für ſie gebildet. Die Fragen, die Zweifel, die Beſtrebungen, die Zerwürfniſſe der Zeit gingen ihm durch Kopf und Herz. Seine perſönlichen Verhältniſſe machten ihn zum Haupt einer Familie. Er kam ſich ſelbſt wie ein reifer Mann neben dem unreifen, unwiſſenden, unbeſorgten Knaben Levin vor. Der Eine lebte in den ernſten gedankenvollen Sorgen der Realität, die ſich mit tauſend ungelöſten Räthſeln wie ein Chaos um ihn lagerte — der Andere in einem ſo dünnen Aether, daß all die Räthſelfragen nicht in ſeinem Bereich erklingen konnten. Natürlich brachte das eine große Disharmonie zwiſchen ihnen hervor, der Levin ſich nach ſeiner Art entzog, d. h. er ſuchte nicht ſie zu löſen ſo viel an ihm war, ſondern er verſchloß ſich in ſich ſelbſt, und reiſte ab nach drei Tagen — erſt rheinauf, dann durch die Schweiz nach Italien.

Joſſelinde blieb allein. Was tauſend Frauen erſehnen ohne es je zu erreichen, das war ihr Loos. Sie war frei. Mündig, unumſchränkte Herrin auf Embden, wolhabend — konnte ſie ihr Leben einrichten wie ſie wollte, thun und laſſen was ſie wollte — ſie war ganz, ganz frei von jeglichem Zwang der ihrer Eigenthümlichkeit widerſtrebt hätte. Aber ſie wußte nicht, daß dies ein Glück ſei von Tauſenden geneidet; ſie ſah darin nichts als eine fürchterliche Vereinſamung. Dasjenige woran der Menſch darbt, erſcheint ihm ſtets als das Wünſchenswertheſte, als der Inbegriff ſeiner irdiſchen Seligkeit. Was kümmerte ſie ſich um eine Freiheit die ſie nicht ſchätzen konnte, weil ſie ihr nie entzogen worden war! was um ein Vermögen das ſie nicht zu genießen verſtand! was um eine Selbſtändigkeit die ſich nur dadurch äußerte, daß Andre Hülfe, Troſt, Schutz, Rath bei ihr ſuchten und Anſprüche aller Art an ſie machten — während ſie ſelbſt mit ihrer Bedürftigkeit ſich an Niemand wenden konnte! Für das Gefühl der Vereinſamung giebt es keinen Erſatz, denn es iſt der echte und rechte Wermuthtropfen der in jedem Trunk aus dem Lebensbecher nachſchmeckt.

Joſſelinde war nicht weichlich genug um ſich freiwillig einer melancholiſchen Stimmung hinzugeben, oder gar um ſie aufzuſuchen. Sie that was in ihren Kräften ſtand um ſich zu zerſtreuen. Sie hatte ſchon in den letzten Jahren ihres Vaters allen ſeinen Geſchäften vorgeſtanden; daher war ſie mit der Bewirthſchaftung eines Landgutes ſo vertraut als mit der Führung eines Hausweſens. In beiden Zweigen galt Fräulein Joſſelinde für ein Muſter und eine Autorität. Um eine Geſellſchaft ihres Alters zu haben, nahm ſie die eine Pfarrerstochter zu ſich ins Haus. Dann ließ ſie ſich viele Bücher kommen. Dann auf ein Jahr eine franzöſiſche — und auf ein anderes Jahr eine engliſche Geſellſchafterin. Sie fühlte daß gar viel an ihrer geiſtigen Ausbildung fehlte, und da ernſte Studien ihr Genuß gewährten, ſo gab ſie ſich ihnen eifrig hin. Aber all Augenblick kam der traurige Rückſchluß auf ſich: Wozu das Alles? wem kommt es zu gut? wer freut ſich mit mir, indem er es theilt?

Die Beſuche ihrer Verwandten mütterlicher Seite, welche in den letzten Jahren des Barons ſeiner Kränklichkeit wegen ſpärlich geweſen waren, verdoppelten ſich: Fräulein Joſſelinde war ja eine reiche Partie. Aber ach! Detlev war immer noch Lieutenant und an nichts reich als an plumpen Späßen; und Hellmuth, den die ſeltne Gunſt des Schickſals zum Oberlieutenant hatte vorrücken laſſen, geberdete ſich wie der Kriegsgott Mars ſelber, und gab ſich airs von Unwiderſtehlichkeit, indem er ſeinen glänzend ſchwarz gefärbten Schnurrbart ſtreichelte und drehte, die wenigſtens ein unwiderſtehliches Gelächter zur Folge hatten. Indeſſen empfing Joſſelinde ſchon aus Hochachtung für ihre Großmutter dieſe Verwandten immer mit freundlicher Höflichkeit. Nur jeden Heirathsantrag, oder die Anſpielung darauf, wies ſie kühl und entſchieden zurück.

„Sie hat nun mal die kurioſe Liebhaberei, eine alte Jungfer werden zu wollen, meinte Detlev, und ich würde ſie auch gewiß nicht in derſelben ſtören wollen, wenn nicht Moſes und die Propheten bei ihr zu finden wären.“

„Detlev, ich bitte Dich, laß Deine einfältigen, ſpaßhaft ſein ſollenden Redensarten! entgegnete Hellmuth, emſig vor dem Spiegel Haupt- und Barthaar ordnend. Glaube mir, dieſe burlesken Plattheiten ſind ganz altmodiſch, und man läßt ſie nur noch den alten Offizieren mit Achſelzucken hingehen.“

„Mode hin, Mode her! Schnickſchnack! Bin ich nicht etwa ein alter Offizier und ſeit zwölf Jahren Unterlieutenant? Mir kommt folglich von Gott und Rechtswegen die Erlaubniß zu, ſprechen zu dürfen wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Sage ich ſpaßhafte Plattheiten, ſo ſagſt Du ernſthafte, mein Junge! und lacht man nicht über die meinen, ſo geſchieht's deſto mehr über die Deinigen; — alſo das geht mit einander auf. Was nun Dein Wort „burlesk“ bedeutet, weiß ich nicht! es kann aber unmöglich ein Touche für mich darin liegen, da ich kein Student bin und es ſich doch wol auf Burſchenſchaft oder dergl. bezieht.“

„Detlev! ſagte Hellmuth erhaben, Du dauerſt mich. Aus dem Italieniſchen, von burla kommt das Wort.... — —“

„Zum Henker, es komme aus dem Chaldäiſchen! Glaubſt Du aber mit dieſer Sorte von Gelehrſamkeit die Couſine zu kapern, ſo irrſt Du! dazu iſt ſie nicht dumm genug.“

„Detlev! keine Grobheit, wenn ich bitten darf! Es iſt mir ſchon ſchwer genug, Deine Rohheit zu ertragen, die Deine zweite Natur geworden iſt.“

„Hoho! nur nicht zimperlich gethan, Herr Bruder! damit wirſt Du auch nicht weit kommen bei der Couſine. Die Frauen müſſen von Kindesbeinen an ſo entſetzlich zimperlich thun, daß ſie bei den Männern eine Abwechſelung haben wollen. Drum habe ich immer noch eine beſſere Chance als Du.“

„Meinſt Du, Detlev? ſagte Hellmuth mitleidig. Bei Lebzeiten des Onkel Iſegrimm vielleicht! doch bei Fräulein Joſſelinde ſchwerlich. Schon Eure Namen klingen nicht zuſammen. Hingegen die unſern vortrefflich. Wie das gut klingt: Hellmuth und Joſſelinde!“

„Genau wie „Eduard und Kunigunde“ ſagte Detlev mit einem donnernden Gelächter.

„Du dauerſt mich, Detlev!“ ſagte Hellmuth mit einer abermaligen Anwandlung von Erhabenheit; that noch einen ordnenden Griff in die aufgeſtreiften Locken und verließ das Zimmer.

Detlev lachte auf ſeine eigene Hand, bis er müde war. Dann räuſperte er ſich und ſang laut, aber tonlos und falſch das intereſſante Lied:

„Eduard und Kunigunde!
Kunigunde und Eduard!“

Als er deſſen müde war, begab er ſich ſeinerſeits zum allgemeinen Frühſtück.

Es iſt begreiflich daß dieſe beiden Bewerber keinen ſonderlich günſtigen Eindruck auf Joſſelinde machen konnten, ja, daß ſie ſich zuweilen Gewalt anthun mußte um ihre tiefe Langeweile vor ihnen zu verbergen.

Joſſelindens höchſtes Lebensintereſſe waren Levins Briefe. Mindeſtens Einmal in der Woche erhielt ſie ein großes Paquet von ihm, das ihr in regelloſen Rhapſodien den Gang des innern und äußern Lebens mittheilte, wie es gleich einem übervollen Strom auf rauſchenden Wellen ihn forttrug. Dieſe

Blätter zu leſen, dann ſie zu beantworten, dann Auszüge zu machen, die ſie an Levins Mutter ſchickte, darin lebte und webte ihr Herz. Alles Andre that und erfüllte ſie pünktlich — aus Pflichtgefühl oder aus Vernunft. Alles Andre machte ihr ſtets eine paſſende oder nützliche Beſchäftigung, zuweilen eine Freude, zuweilen ſogar ein unbeſtimmtes Vergnügen, — denn von jeder guten Lebensthätigkeit fallen unbewußt wolthuende Reflexe auf den, der ſie übt. Aber ſtille Seligkeit, ſüßes Genügen am Augenblick, tiefes Schweigen aller Wünſche, traumhaftes Verſinken in nebelhafte Zauberbilder — dieſe ganze Fata Morgagna der Seele, ward nur durch die kleinen krauſen ſchwarzen Zeichen heraufbeſchworen, die von Levin zu ihr über Berg und Thal, Land und Meer flogen.

Das Herz, ſo lange es von unbeſtimmten Hoffnungen getragen mehr im Aether als auf der Erde heimiſch iſt, gleicht dem Paradiesvogel, der keiner Nahrung bedarf — ſo genügſam iſt es. Sollten ſich aber je die Hoffnungen in Wirklichkeiten verwandeln, ſo wird aus dieſem genügſamen Herzen ein unerſättliches, weil es den Schwung, der es in die Höhe hob, jetzt in die Tiefe und auf die Dauer auszudehnen verſucht, aber faſt nie in den wirklichen Verhältniſſen Befriedigung findet.

Es waren übrigens nur Träume, nicht einmal unbeſtimmte Hoffnungen von einer erwiderten Liebe, welche Joſſelindens Herz bewegten. Sie hatte es ſich zu feſt eingeprägt, daß ſie zu häßlich ſei um gefallen zu können, um je dem Gedanken Raum zu geben, Levin könne ſie anders als brüderlich lieben. Daß neben einer ſolchen brüderlichen Liebe noch eine andre Platz finden, ja ſogar jene nichtig und unbedeutend erſcheinen laſſen könne — das wußte ſie, denn ſie fühlte es. Aber bei der Vorſtellung, es könne der Moment eintreten wo ſie für Levin nichts mehr ſei, ſenkte ſich gleichſam ein Schleier von ihrem Gehirn über ihr innerſtes Weſen herab. Das muß der Tod ſein! dachte ſie. Es denkt aber Niemand dies langſame Herankriechen des Sterbens gern und klar ſich aus. Drum wendeten ſich auch Joſſelindens Gedanken unwillkürlich von dieſem letzten Punkt ab, und verſenkten ſich um ſo tiefer in den Genuß ihres einzigen Glücks.

Aus Levins Briefen.

Solothurn, Septbr. 13. 184….

— — Ich ſah die Sonne auf dem Weiſſenſtein auf- und untergehen. Ich verbrachte den Tag da oben, einſam auf dem Bergkamm, und betrachtete mir eins der ſchönſten und reichſten Länder der Erde zu meinen Füßen ausgebreitet und an das mächtige Gebirg gelehnt, das vom Mont Blanc bis zum Glarniſch wie ein Rieſenarm ſich ſtreckt. Viele tauſend Fuß hoch ſollen die Gipfelpunkte der Alpen ſein. Ich blickte zum Himmel auf, da kamen ſie mir ganz niedrig vor. Wir ſollten immer neben einer unendlichen Höhe die irdiſchen Hoheiten betrachten; — nicht wahr, Joſſelinde? — Ich dachte an Chriſtus, dem der Verſucher von einem Berge herab die Herrlichkeit und Herrſchaft der Welt zeigte und anbot, und der ſie verſchmähete. Beſitzen iſt noch nicht beherrſchen! Bei der Macht iſt die Herrſchaft, bei der Macht über die Seelen, und das iſt die einzige die ich mir wünſche. — —

Meyringen, Septbr. 27, 184....

— — — In Parteien zerfällt, in Aufruhr verwüſtet ſich die ſchöne Schweiz. Religion und Politik machen ſich unendlich breit, und jene iſt doch nicht von dieſer Welt und ſollte eigentlich nie aus dem Herzen des Menſchen heraustreten auf den Markt des Lebens mit allerlei Fragen und Vorſchlägen, wo ſie ſich muß gefallen laſſen wie ein Pfund Butter geprüft und gewogen zu werden. Nur das was der Menſch in ſeinem Herzen hat,

hat er gewiß. Der Glaube iſt ein ſcheuer ſtiller Waldvogel, der ſich nicht verträgt mit dem künſtlichen Singſang, welchen man den gelehrigen Vögeln beibringt. Die zwitſchern und zirpen und trillern ſo lange bis er betäubt wird und entflieht. Wer ihn beſitzt halte ihn fein ſtill für ſich, und laſſe keine Vögel zu ihm, die in ſeiner Manier ſingen mögten. Ich könnte mich nie um des Glaubens willen ſtreiten! um keinen Glauben, weder um einen himmliſchen noch irdiſchen. Nur lachen muß ich wenn man mir mit Beweiſen für oder gegen ihn kommt; denn Beweiſe — beweiſen mir die Meinung und Anſicht eines Individuums von der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt. Hier giebt es Leute welche Ihnen ſagen Wilhelm Tell und Arnold Winkelried hätten nie gelebt. Kunſtvoll aus fernen Gegenden habe ſich die Sage von ihnen herüber geſponnen, und ſei vom Volk in die Ereigniſſe der Schweizer Geſchichte verwebt worden. Scheint Ihnen dies nicht eine geſuchte und geſchraubte Erklärung zu ſein, Joſſelinde? — Ich las auf dem Vierwaldſtetter-See den „Wilhelm Tell“ und bedurfte keiner Erklärung. Er hat nicht nur gelebt, ſondern er hat ſogar ein ewiges Leben, das keine Forſchung ihm nehmen kann: er lebt im Gedicht! O Joſſelinde, die Poeſie iſt wie Gott! ſie ſchafft, und giebt ihren Schöpfungen die Unſterblichkeit.

Grimſel-Spital, Oktbr. 1. 184....

Eingeſchneit bin ich hier oben! der Sturm tobt, die Aar brauſt, zu Mauern werden die Wolken zuſammen getrieben, ſo daß man nicht drei Schritt um ſich herum ſehen kann; — darauf ſtürzen ſie zuſammen und verwandeln ſich in Schnee. Ich bin hier wie in eine andre Welt gezaubert wo man von unſrer wolbekannten Erde nichts weiß. Ich habe das gern und wünſchte nur daß dieſe Natur Bewohner hätte die ihr entſprächen — Rieſen, Dämonen, Berggeiſter; — für Menſchen iſt ſie zu gewaltig. Ueberhaupt kann ich mir gar nicht vorſtellen, daß nur Menſchen, nur dies nüchterne, ſchwächliche, altkluge, verkünſtelte, verkümmerte Geſchlecht! auf der Erde die Alleinherrſcher ſein ſollten. Es war mehr Tiefſinn in den Geiſterbeſchwörungen der alten Zauberer als der Dünkel der Wiſſenſchaft zugeſtehen mögte. Jene ſuchten den Zuſammenhang der Dinge mit höheren Mächten, das Wort des Lebens welches den Kern der Erſcheinung bildet; dieſe zergliedert ihre phyſiſche Beſchaffenheit. Jene machten die Natur zum Tempel einer gewaltigen Geiſterverſammlung, mit welcher der Menſch ſowol in ſegen- als in unheilvolle Verbindung treten konnte; dieſe macht die Natur zu einer wolgeregelten Eiſenbahn-Anſtalt, in der Alles dürr und langweilig nach feſtbeſtimmten Stunden und Minuten für alle Ewigkeit abgemacht iſt, und in welcher der Menſch nichts thun — als ſich fortſchaffen laſſen kann. Iſt dieſe letztere Auffaſſung wirklich erhabener, wahrer, zu größeren Reſultaten führend? Iſt das Wiſſen überhaupt als ein Reſultat zu betrachten? ſollte es nicht vielmehr das Können ſein? Wiſſen iſt greiſenhaft, Wollen iſt jünglingshaft; in der Mitte zwiſchen beiden liegt Können, und das iſt mannhaft! mit dem Können pflanzt man die Fahne des Sieges auf irgend einer eroberten Zinne auf. Was werde ich einſt können, Joſſelinde? — —

Chur, Oktbr. 7, 184....

Wieder ein Weg, den der große Zug der Reiſenden nie macht! Ich haſſe nun einmal die flachen breitgetretenen Pfade, welcher Art ſie ſein und in welcher Region ſie ſich befinden mögen. Sie tadeln das an mir, Joſſelinde! Sie meinen man müſſe ſich nicht iſoliren, ſondern es machen wie andre Leute, damit man hübſch von deren Lehren, Beiſpielen, Erfahrungen etwas lerne. Sie meinen, nur der Sonderling habe wunderliche Allüren, nicht das Genie, und die Originalität ſei keinen Pfennig werth, die etwas darin ſetze anders zu gehen und zu ſtehen, zu eſſen und zu trinken als andre ehrliche Leute. Ich weiß das, Joſſelinde, und da Sie die Vernunft ſelbſt ſind, ſo will ich glauben daß Sie nicht blos für Sich, ſondern auch für Andre Recht haben. Vielleicht bekehren Sie mich noch zu Ihrer Anſicht. Einſtweilen aber ſtoßen mich die Allerweltswege zurück, und ich bin hieher auf Pfaden gelangt, welche nur die Landesbewohner einzuſchlagen pflegen. Grimſel, Rhonegletſcher und Jurka ſind eine dreifaltige Größe an der kein Reiſender gleichgültig vorübergeht. In dieſer titaniſchen Felſenwiege, die aus zuſammengeſchobenen Gebirgsknoten, Schneefeldern und Gletſchern beſteht, entſpringen die drei Flüſſe, Aar, Rhone und Reuß, und fahren wie unverträgliche Brüder nach Weſten, Süden und Oſten aus einander. Von der Jurka herabkommend verfolgte ich die Reuß im Canton Uri über die Teufelsbrücke bis Amſteg; aber dort verließ ich die große Straße, brach wieder auf Saumpfaden ins Gebirg hinein, kam bei der Abtei Diſſentis ins Rheinthal von Graubündten, und ſo hieher. Durch die Via mala will ich nach Italien. — —

Mailand, Oktbr. 11, 184....

— — und nun weiß ich auch was das iſt: ein Gebäude von ſchneeweißem Marmor — ein Gletſcher von kunſtvollen Menſchenhänden zum erhabenen Dom aufgebaut! Er kommt mir vor wie ein myſtiſch rieſenhaftes Symbol der ganzen Natur, all ihre Formen und Bildungen organiſch in ſich vereinigend. In den koloſſalen Mauern iſt die Steinwelt — in den Säulen und Capitälen, Pfeilern und Bogen iſt die unendliche Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt repräſentirt. Zu den freieren Bildungen des Thierreichs heben ſich all dieſe ſtrebenden und ſchwebenden Spitzen, Pyramiden und Knäufe empor — und halten und tragen noch höher einen ganzen Wald von Statuen, von Heiligenbildern, über denen am allerhöchſten in der vollen Glorie der goldnen Sonne die heilige Jungfrau wie zur Himmelfahrt aufſteigt. So iſt das dunkle unorganiſche Gebilde womit die Schöpfung begonnen hat, in Zuſammenhang gebracht mit einem Daſein von idealiſcher Vollkommenheit, mit der Krone der Schöpfung — und Alles dient zur Verherrlichung des Schöpfers, denn er durchdringt und verklärt das All.

Bellaggio am Comerſee, Oktbr. 15. 184....

Warum muß ich denn aber überall fort, und mögte doch überall bleiben! Das Schöne feſſelt mich und die Sehnſucht nach dem Schöneren treibt mich. Wär' ich doch ganz zu feſſeln, oder gar nicht! jetzt ſchwanke ich beſtändig zwiſchen Verlangen und Bedauern. Bin ich ſo .... oder ſind die Lebensbedingungen ſo?

Mitternacht.

Ich verbrachte den Tag auf dem Waſſer. Hie und dorthin ruderten wir — ich ruderte mit! — machten Halt wo es etwas zu ſehen gab, ſtiegen aus wo der Fiume di latte in Kaskaden in den See hineintanzt, wie die ſchneeweiß gekleidete, grünbekränzte, freudige Braut an das Herz des Geliebten ſich wirft; dann bei der Villa Sommariva, und weiter hinab bei der Pliniana. Weich und lind war die Luft, die Wellen riffelten ſich leiſe um den Kahn, der See ſelbſt war wie ein Spiegel. Die Bewegung des Ruderns gab mir die Empfindung als ob ich Flügel rege, und durch einen Raum ſchwebe gegen welchen der Comerſee wie ein Waſſertropfen ſich verhalte. Ich fragte mich: iſt die Schönheit etwa nur darum ſo ſchön weil ſie uns immer an etwas unendlich Schönes erinnert, das wir ahnen, aber nie ſehen werden? Iſt Ahnung eine

Täuſchung oder eine Verheißung? — Vielleicht iſt ſie Beides, je nach dem, was wir in der Anwendung aus ihr machen. Aber allzu oft deutet ſie unſer befangener Verſtand oder unſre blinde Leidenſchaft. — — Bei der Rückfahrt kamen wir an einer reich illuminirten Villa vorüber, deren Beſitzer ein Familienfeſt feierte. Haus und Garten ſtralten von bunten Lampen wie ein Feenſchloß. Raketen und Leuchtkugeln flogen aus den Gebüſchen auf und hoch in den Himmel hinein, als ſollten ſie ihm eine Freudenbotſchaft von der Erde bringen. Muſik erſchallte, Geſang, Tanz, heitre Menſchenſtimmen; kleine Böller krachten dazwiſchen hinein. Im See drängten ſich die Nachen, am Ufer das Landvolk, Neugierige, Theilnehmende, Gaffer, Reiſende, Gäſte, Nachbarn — Alle durcheinander. Ich habe nie ein ſo fröhliches Feſt bei uns in Deutſchland erlebt. Es kommt mir vor als ſei unſre Heimat recht dürftig von der Natur ausgeſtattet! ſie hat zu wenig Sonne und kann es daher nicht zu einer großen und nachhaltigen Wärme bringen, und wer es ausnahmsweiſe dahin bringt, der behält ſie für ſich. Hier iſt ſie in Fülle, daher mittheilend, ja überfließend. Ich fühlte mich ſehr glücklich ſo um gar nichts in dieſen großen Jubel einſtimmen zu können, und weil ich glücklich war dachte ich noch mehr an Sie.

Bellaggio, Oktbr. 16, 184....

Glücklich ſein iſt gut; groß ſein iſt beſſer. In höchſter Potenz fällt Beides zuſammen. Ob aber in dem Leben eines und deſſelben Menſchen? Mit dieſem Gedanken verbrachte ich den Tag auf dem Waſſer, ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt, weil ich weder das Eine noch das Andre bin. Geſtern fabelte ich ſo etwas von Glück, weil ich eine erleuchtete Villa und luſtige Menſchen geſehen hatte. Meine Empfindung iſt immer, wenn ſie heftig iſt, wie Springflut: ſie kommt und geht; ſie dauert nicht. Wie könnte ſie auch dauern, da dasjenige was ſie weckt, nicht dauert! Ich fuhr heut an jener Villa vorüber; ſie war wie ausgeſtorben, ihre Sphäre von Licht erloſchen, ſie ſelbſt ein ausgebrannter Stern, grau in dem milden aber grauen und trüben Herbſttage ſchwimmend. Es drückte mir das Herz zuſammen daß eine ſo ſtralende Färbung in ein ſo trübes Grau übergehen könne, und das Glück — oder wenigſtens dieſe Art von Glück ſchien mir keines Wunſches werth. Drum ſag' ich: groß ſein iſt beſſer!

Verona. Oktbr. 26. 184....

— — Gulliver in Lilliput: ſo liegt das Amphitheater da, umzingelt von Cafés, Hauptwache, Theater, von der ganzen bunten Miſere unſeres Lebens, das mir nie dürftiger erſchienen iſt als dieſem Monument des römiſchen gegenüber. Sie werden meinen, Joſſelinde, neben den blutigen Spielen des Circus dürfe man ſich nicht vor unſern Comödienſpielern ſchämen. Ach, grade recht da! Dieſe Bewunderung die man dem Singen und Hüpfen, den Kleidern und Decorationen zollt, iſt ein Beweis von unendlicher Nichtigkeit des Characters und Leerheit des Lebens. Um das fiasco einer Prima donna, oder das début einer Tänzerin dreht ſich die wärmſte Theilnahme. Kein Intereſſe dieſer Art, kein Gedanke, keine Leidenſchaft, keine Thatkraft kann ſich an dieſen Trillern der Stimme und der Füße entzünden. Mit oberflächlicher Virtuoſität wirbelt und tänzelt man auf der Bühne; mit oberflächlichem Wolbehagen, mit eitler Genuß- und Intriguenſucht ſieht und hört man ſie an. Müde ohne Anſtrengung, erſchöpft ohne Kraftaufwand, überreizt ohne Theilnahme, matt ohne Kampf, überſättigt ohne Befriedigung — kommt man aus dieſen jämmerlichen Schauſpielen, welche heutzutage den Mittelpunkt der Welt bilden. Nein, da lobe ich mir den Circus! Grauſam war er, blutdürſtig, ungeheuerlich; aber Bilder der Kraft, der Unerſchrockenheit, des Muthes entfalteten ſich in ihm und Gedanken von Sieg und Ueberwindung ſtiegen aus ihm auf. Unmenſchlich war er, ja! aber vielleicht auch übermenſchlich! „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ klingt es dort. Reimgeklingel auf amore und cuore mit obligaten Triolen ertönt für uns. Finden Sie das menſchlich? ich finde es puppenhaft verzerrt, ſich davon enthuſiasmiren zu laſſen. — Sie ſehen wol, daß ich übler Laune bin! ich habe mich ſo eben fünf Stunden in Oper und Ballet gelangweilt .... wie auch in Mailand.

Verona, Oktbr. 27, 184....

Hier lebte ſie „die Tochter der Schönheit“, Cunizza, das reizende Weib in dem wilden Geſchlecht der Ezzeline, die Roſe an einem Dornſtrauch. Solche Weiber von wunderbarem Zauber mit wunderbaren Geſchicken giebt es gar nicht mehr! es iſt eine merkwürdige Nüchternheit über alle Erſcheinungen gekommen: recht hübſch, recht klug, recht angenehm, recht geſchickt, recht dies, recht das — und baſta! Schönheit, Genie, That, Leidenſchaft und Schickſal haben ſich in Niedlichkeit, Talent, Beſchäftigung, Reflexion und Carriere verwäſſert. Nicht mit Tizians lebenswarmen Pinſel, nicht mit dem beſeelenden Meißel der Griechen arbeitet unſre Zeit ihre Gebilde aus; ſondern grau in grau malt ſie, recht zierlich und recht nüchtern, auch recht bedachtſam, damit doch Jedem ſein graues Strichelchen, das ihn characteriſiren ſoll, zu Theil werde. Was wird daraus? Schattengebilde! bleiche Schatten unbefähigt zu den Wonnen des Olymps, zu den Qualen des Tartarus, ein träumeriſches thatloſes Geſchlecht. Ich liebe die Thatkraft, auch die rohe, auch die wilde, denn ſie ſchafft! — „Und ſind doch ſelbſt ſo unthätig, ſo verſunken in Träumen?“ höre ich Sie fragen. Ganz Recht, Joſſelinde! ich muß mich erſt aus meinem Schattenzuſtand wie aus einem Raupenhaus herausſchälen! ich bin ja auch mit dem großen verwiſchenden Schwamm unſerer Bildung, der keine ſpezielle Farben dulden will, bearbeitet worden. Glauben Sie nicht, daß davon eine fröſtelnde, gereizte Empfindung übrig bleibt, die nur allmälig in Wärme und Ruhe übergehen kann? In dieſe ſchöpferiſche Wärme und fruchttreibende Ruhe ſpringt man nicht aus der Wiege hinein. Auch denkt, lernt, vergleicht und kritiſirt man ſich nicht in ſie hinein; das iſt gewiß! Ganz ungewiß hingegen iſt es wie man überhaupt dahin kommt. Drum laſſen Sie mich immerhin verſuchen ob ich mich nicht hineinträumen kann.

Venedig, Novbr. 3. 184....

Wie ich geſtern meinen Tag verbrachte, will ich Ihnen heute klagen, liebe Joſſelinde. Ich ſchrieb ein Trauerſpiel aus der Venezianiſchen Geſchichte. Es waren mir ſeit ich hier bin — vielleicht auch ſchon früher — verſchiedene innere Bilder ſo lebendig geworden, daß ſie ſich aus mir herausdrängten, und gleichſam einen Leib von mir verlangten. Sie wurden mir läſtig, gar beklemmend; ſie verfolgten mich wie Larven; ich fühlte mich unbequem in meiner eigenen Haut, ſo als ſei ſie zu eng für mich und dieſe ganze Geſellſchaft. Ich hoffe Sie lachen, Joſſelinde; aber es war ſo. Vorgeſtern fuhr ich nach den Murazzi; das iſt ein langer Weg in der einſamen Gondel. Da traten wieder all die Bilder aus mir heraus und ſtellten ſich vor mich hin, traten zu Gruppen zuſammen, einzelne Geſtalten löſten ſich ab, beſtimmter, klarer, herrſchender als die übrigen; ein Grundgedanke ging vom Einen zum Andern: der nahm ihn an, jener ſtieß ihn fort, dieſer bezweifelte ihn. Ich hielt all dieſe Faden in meiner Hand und lenkte die Gedanken und Geſchicke jener Larven, und ſpielte das Verhängniß und die Nemeſis für ſie. Die Murazzi beſchäftigten mich nur mittelmäßig, nur mein äußeres Auge. Ich denke einem Somnambulen muß zu Muth ſein wie mir war.

Ich kann nicht ſagen daß fremde Leben in mir waren, allein ich ſah ſie in mir.... und doch nicht deutlich und beſtimmt genug, nicht von allen Seiten; ſo hatte ich kein Genügen an ihnen. In dieſer Stimmung kam ich heim, immer darauf ſinnend ihnen tiefer in die Augen zu ſehen, bis ich auf einmal zu mir ſelbſt ſprach: Du mußt ſie ſelbſtändig vor, und nicht blos in dir haben! Und ſo ſetzte ich mich hin und ſchrieb den ganzen Abend und die halbe Nacht. Dann ſchlief ich ein vor Erſchöpfung, erwachte aber ganz früh und ſtürzte wieder mit heißhungrigem Eifer über meine Schreiberei her, aß nicht, trank nicht — bis gegen Abend. Da ließ urplötzlich die Spannung nach, und mitten im Satz, ja — werden Sie's glauben? — mitten im Wort lehnte ich mich zurück, die Hand mit der Feder ſank herab und ich erwachte aus meinem Somnambulismus. Fort waren die Geſtalten, die Bilder, die Gedanken! fort die Worte die zu ihrer Bezeichnung und Ausarbeitung nothwendig waren! fort meine eigene Kraft, dieſen tumultuariſchen Wuſt in Ordnung zu halten! fort die innerliche Vibration die aus mir heraus in meinen Gegenſtand hinein blitzte oder zitterte! Ich war wieder der alte gewöhnliche Lewin. Und hätte man eine Königskrone oder einen Lorbeerkranz auf meinen Schreibtiſch gelegt und geſagt: ſie ſind Dein, aber ſchreibe weiter! — ſo hätte ich ſtupid antworten müſſen: ich kann nicht. Wie im Gelenk gebrochen waren meine Hände. Wie ein Canarienvogel verſtummt, dem man ein Tuch über den Käfig wirft, damit er ſchweige, ſo war mir zu Muth. Ganz bewildert durch den Anblick der vor mir liegenden beſchriebenen zahlreichen Blätter, nahm ich ſie auf und las ſie durch — aber ohne Freude. Alles kam mir matt, klang- und weſenlos vor, nicht von der innern Nothwendigkeit beſtimmt, nicht in der Wahrheit gehalten, nicht mit eigenthümlichem Stempel gezeichnet; hier die Carricatur von etwas Großem, dort die Nachahmung von etwas Schönem, überall .... weniger noch als Halbheit, — Der Abend war kühl. Ich machte mit meinen drittehalb Trauerſpielaufzügen Feuer im Kamin an und fühlte mich erleichtert als ſie Aſche waren. Wie kann Derjenige ein Stück intenſiven Lebens darſtellen wollen, der ſelbſt noch nichts erlebt, ja, nicht einmal gelebt hat! ſprach ich zu mir ſelbſt, ging zu Bett und ſchlief zwölf Stunden. Wie erwachte ich? mit der letzten Hälfte des Satzes, in deſſen Mitte ich geſtern geſtockt war! ich hätte flugs weiter ſchreiben können; ziemlich klar bis zur letzten Entwickelung lag mein Trauerſpiel vor mir. Doch wozu es niederſchreiben, da es unfehlbar, gleich der erſten Hälfte, in die Flammen mußte!.... Ich ging zu den göttlichen Gemälden im Palaſt Manfrini, ſetzte mich vor Tizians Grablegung Chriſti nieder, und verſank in Muthmaßungen über die Seelenſtimmung in welcher er dies Bild geboren haben mag, bis die Gallerie geſchloſſen ward. Dann ſchlich ich heim um Ihnen dieſe Thaten meiner letzten Tage mitzutheilen. Mir iſt aber nicht wol zu Muth. Die drittehalb Akte, die ich nicht geſchrieben, ſtecken mir wie ein zurückgedrängter Schnupfen in den Gliedern.

Trieſt, Novbr. 7. 184....

Wer heimiſch iſt im Tempel der Künſte, wo die Muſen abwechſelnd den Altardienſt beſorgen und im feierlichen Ringen jede ihr Prieſterthum vollziehen: Dem iſt wol, Joſſelinde. Er bringt ſeine Gabe derjenigen Muſe die ſeine Schutzpatronin iſt, und ſie legt dieſelbe auf den Altar, und das heilige Feuer ſenkt ſich auf ihn herab und giebt dem Opfer eine höhere Weihe. Aber was ſoll ich müßig zuſehen, wie Andere würdig zum Tempeldienſt, zum Umgang mit den Muſen befunden werden? — Ich ging geſtern mit dem Dampfſchiff herüber um mir den Gegenſatz vom Tempeldienſt, einen Handelsplatz anzuſehen. Das hab' ich gethan. Allein ein ſolch Getümmel und Gedränge von Menſchen und Dingen zu keinem andern Zweck als damit der Eine oder Andre eine Zahl mehr zu ſeinem Vermögen ſchreibt — freut mich nicht, und ich fahre heut Abend wieder mit dem Dampfboot nach Venedig zurück.

Poſſagno, Novbr. 9, 184….

Hier bin ich in einem unſchönen Dorf, einige Meilen von Treviſo, ausdrücklich um den Geburtsort eines großen Künſtlers zu ſehen, der die Sculptur regenerirt hat. Canova iſt hier geboren. Sein Vater war ein Steinmetz und er ſelbſt war es. Welch einen Weg mußte er machen von dem Marmorblock, den er hübſch viereckig hämmerte, bis zu ſeiner Venus. Wie viel rohen und hemmenden Stoff des äußern und innern Lebens mußte er bewältigen und beſeitigen bis er das wurde was er ward: der erſte Bildhauer Italiens, vielleicht ſeiner Zeit. Ob er gedacht hat an die Göttin der Liebe während ſeine Hand den Steinklotz bearbeitete? ob überhaupt Ahnungen ſeiner Gaben, ſeines Ruhms, ſeiner Größe den armen Handwerkerknaben durch die Seele gingen? ob er von dieſen Höhen mit dem Bewußtſein auf Italien hinüber geſehen hat, daß er beſtimmt ſei, ſeiner Glorie einen Stral einzuverleiben? — — Oder iſt er mühſam, ohne Viſionen von Ruhm, von Göttern und Königen, die er unſterblich machte, arbeitend auf der Bahn der Kunſt dahin gewandelt? — Iſt er auf Flügeln über jene Kluft, die zwiſchen Anfang und Ende liegt, hinweggehoben? oder hat er ſich durch Ausdauer, Eifer, Studium und Fleiß ſelbſt eine Brücke hinübergebaut? — Und was mag wol in der Erinnerung genußreicher ſein, und kann man das Eine größer nennen als das Andere?.... Fragen, nichts als Fragen! Joſſelinde! kennen Sie einen ſeltſamen Drang ſich zu verſetzen in den Anfangspunkt jedes fremden Daſeins und es zu durchleben in ihm ſelbſt, nach ſeinen eingebornen Geſetzen, um zu erfahren wie Welt und Beſtimmung vor dem fremden Blick und Urtheile liegen? Schwerlich! Sie ſuchen mit Ihrem eigenen fertig zu werden. Ich meine immer ich könne das nicht für mich allein bewerkſtelligen. Mein Aug' iſt eng und klein. Wer weiß ob der Stral der Wahrheit nicht an ſeiner Kleinheit vorübergleitet und in einen größeren Focus hinein, um ſich dort mit tauſend andern Stralen zu einem gemeinſamen Licht zu vereinigen, welches einen von den göttlichen Namen trägt, die wir auf den Knien anbeten — Liebe, Genius, Glauben, Poeſie!

Arqua, Novbr. 12. 184....

Ich ſuchte Canovas Wiege und Petrarcas Grab. Das iſt ſo ſchön in dieſem Land Italien, daß es uns bei jedem Schritte zu Stellen führt wo ein Name erklingt der durch die Jahrhunderte ſchallt! Ich irre ſo herum, bald hier, bald da, häufig zu Fuß. Sie kennen meine Liebhaberei für tagelange Streifereien. Ich werde nie müde. Bewegung in freier Luft ſtärkt und belebt mich; das Fahren ſchläfert mich ein. Natürlich bin ich ziemlich vagabondenhaft equipirt, und nur zwei Schätze trage ich mit mir herum: mein Portefeuille worin Ihre Briefe liegen, und ein Etui mit Cigarren. Es giebt Frauen die mir dieſe Zuſammenſtellung nie verzeihen würden! ſie wollen keine Götter dulden neben ſich, und wie viel weniger dieſe kleinen dunkeln, dampfenden glimmenden Dämonen! Sie, Joſſelinde, werden darüber lächeln, denn Sie wiſſen wol daß Götter und Dämonen Ihnen nichts anhaben können, und darum gönnen Sie mir meine Cigarren ohne den Geſchmack dafür zu theilen. O Sie ſind gut, und bei dem Größten wie bei dem Geringſten denke ich an dieſe Güte die, wie das Licht, Wolken und Nebel in ihren Sphären läßt, und nichts thut als ſie ſtill überſtralt. Sie ſind ſo recht das Ideal eines Weibes: unendlich gut. Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde – heißt es. So verſtehe ich das: er gab ihm die zwei Attribute, wodurch er gottähnlich werden kann, dem Manne die unendliche Kraft, dem

Weibe die unendliche Güte. Zur Vollendung kommt dieſe Gabe in Keinem, aber doch mehr bei dem Einen als bei dem Andern, und wo ſie zu einer ſchönen Entfaltung gelangt, da biegen ſich die Spitzen dieſer zwei unauslöſchlichen Flammen zu einander um, und die Kraft zehrt mit vom Element der Güte, und die Güte von dem der Kraft. Ich kann mir für ein Weib keine höhere Vollkommenheit vorſtellen als die Ausſtralung der Güte. In dieſem einen kleinen Wort liegt ein unerſchöpflicher Segensquell, und wie zu einem heiligen Brunnen pilgern zu ihm die Schwachen und Kranken, die Müden und Traurigen, die Elenden und Verlaſſenen, und ſtärken ſich an dem geweihten Waſſer. Ich denke hier in Arqua viel an Laura, aber ohne Sehnſucht und ohne Bewunderung. Sie iſt für mich ein Räthſel, deſſen Löſungswort nur Petrarca gefunden hat. Vielleicht iſt es ſo und muß es ſo ſein mit jeder Liebe; aber darum läßt mich auch jede kalt. Man will immer etwas Beſonderes haben, und das iſt natürlich für Andre räthſelhaft, weil es nur unſer allerinnerlichſtes individuelſtes Weſen trifft. So eine Laura könnte mich nie begeiſtern! mir den Kopf verdrehen, ja! das wäre möglich! und zuweilen kommt mir der höchſt profane Gedanke als ſei dem Petrarca auch weiter nichts geſchehen.

Ferrara, Novbr. 17. 184….

— — Wahnſinn! Joſſelinde, haben Sie je darüber nachgedacht was das iſt: Wahnſinn! Nichts als ein Tropfen Blut der auf Ihr Gehirn drückt — und das edle Menſchenbild iſt zu einem Geſchöpf entſtellt, das man mit keinem Namen mehr nennen kann, und das Form des Menſchen, Regungen des Thieres, Gewalt eines böſen Geiſtes zu einer hölliſchen Dreieinheit in ſich verſchmilzt. Ein Paar gewaltſame Emotionen, die das Blut wie Katarakten über das Herz ſtürzen und zum Gehirn hinauftreiben machen — eine Fiber die reißt — ein Nerv der erſchüttert wird — ein Gedanke den die geſunde Organiſation ausſtoßen, mildern, verarbeiten, kurz unſchädlich machen würde, der ſich aber grade da einniſtet wo jene Fiber geriſſen oder jener Nerv gelockert iſt — der ſich da feſtſetzt, einbaut, breit macht, wie ein Raubvogel ſich einfrißt und einwühlt, mit ſcharfem Schnabel und grimmigen Krallen um ſich hackt, und nicht eher ruht als bis er wie der Geier auf einer Felſenſpitze …. König iſt — aber was für ein König des Grauens, des Entſetzens, des Abſcheus, der Wüſtenei, der Vernichtung, des Todes! — das iſt Wahnſinn. Ein Paar Blutkügelchen die wir nicht regieren — ein Gedanke den wir nicht beherrſchen können — und verfallen ſind wir einer unheimlichen Macht von der die einzige Erlöſung — der Tod iſt. Denn der Wahnſinnige, und würd' er hundertmal hergeſtellt, bleibt gezeichnet zwiſchen den Menſchen, weil das Vertrauen zur Herrſchaft der Vernunft über ihn — im Fundament erſchüttert iſt. Man hat nur Mitleid mit .... und Scheu vor ihm. Nur die gute Schweſter nimmt aus frommer Pietät den unſeligen Taſſo bei ſich auf. — — Ich konnte mich gar nicht losreißen von dem Kerker in welchem er geſchmachtet hat. Ach, nicht wie ein Kerker — der erinnert an Menſchen! — ſondern wie die Felſenhöle eines wilden Thiers ſieht dies dunkle, dumpfe Kellerloch aus. Gott, welch eine inſtinctive Liebe zum Leben gehört dazu um ſich nicht an dieſen Mauern den Schädel zu zerſchmettern! — — Das ganze Ferrara iſt verkommen und trübſelig als brütete ein Fluch darüber für die Miſſethat die es an dem Genius begangen hat. Können Sie ſich das neidiſche höfiſche Geſindel vorſtellen wie es um dieſen Taſſo herumſchleicht und ſich wundert, daß er kein verknöchertes Herz, keine in Gleichgültigkeit gepanzerte Bruſt, keine in frecher Lüge vererzte Stirn habe; daß Liebe in ſeinem Auge und Ruhmdurſt in ſeinem Buſen flammt; daß eine ſeine Reizbarkeit wie Naphthaquellen durch ſein ganzes Weſen zittert und leuchtet, und daß verzehrende Flammen daraus werden können. Kein Ende iſt der ſpöttiſchen Verwunderung, des Reckens, Höhnens und Stichelns! kein Ende des Staunens bis zu einer Prinzeſſin den Blick zu erheben! Ja, für ſie, die von Dirnen Liebe ſodern, iſt es allerdings unbegreiflich das Herz zu einem Gegenſtand zu erheben, der nicht im Koth ober Staube wühlt; — aber für ihn, der mit Göttinnen und Feen verkehrt, kann eine Prinzeſſin unmöglich etwas allzu Erhabenes ſein! Und nun vollends dieſe Prinzeſſin, ein Geſchöpf das keine andre Reize hatte als die, welche Taſſos Phantaſie ihr gab. Alle waren ihm untergeordnet, und darum thaten Alle ihm weh, denn er begriff nicht warum ſie ſich nicht an ihm erfreuten — und das machte ihn irre und zweifelnd an ſich ſelbſt. Mich machts irre und zweifelnd an der Menſchheit, daß nicht Einer ſich ſeiner erbarmte, nicht Einer ihn ſchützte. Eingeſperrt wurde er! mehr konnte ſein hoher Gönner der Herzog nicht für ihn thun. Er macht das Haus Eſte unſterblich, und das Haus Eſte dankt ihm durch Ketten im Irrenhaus. Aber was wären denn die Könige wenn die Dichter ſie nicht unſterblich machten? Von der unerbittlichen Feder der Hiſtorie gezeichnet würden ſie ſich umſonſt nach dem Purpurmantel umſehen, den Er auf ihre Schultern fallen ließ. Es iſt aus der Mode gekommen den Fürſten die Huldigung der Poeſie darzubringen. Die Dichter haben jetzt ein vielköpfiges Monſtrum zum König erkoren, das Demos heißt, und das nicht einen — ſondern ein Paar Millionen Kronen für leere Köpfe, ein Paar Millionen Purpurmäntel für träge Rücken begehrt. Ich bin neugierig ob ſie ihm werden genug thun können. Ich kam von Padua im Eilwagen mit einem Deutſchen zuſammen der drei Bände Gedichte von drei deutſchen Bänkelſängern in den Taſchen hatte und ſich durch dieſelben für dieſelben zu fanatiſiren ſuchte. Er las mir daraus vor und verachtete mich ſehr, als ich ihm endlich ſagte: „Dies Alles iſt Bänkelſängerei beim Bier- oder Weinkrug politiſcher Kannegießerei; iſt ein Wechſelbalg, geboren nicht vom keuſchen Kuß der Muſe, ſondern von den giſtigen geiſernden Lippen der Partei; ſind, wenns hoch kommt! Eisblumen an Fenſterſcheiben, kalt und kraus, verſchwindend wenn die gute, lichte; warme Sonne ihnen entgegen ſtralt.“ — „Und wer ſoll denn die Sonne ſein?“ fragte er ſpitzig. — „Wer denn ſonſt als die Poeſie!“ rief ich ganz erſtaunt. Wir diſputirten lange, und natürlich befeſtigte ſich Jeder in ſeiner Meinung. — Sie mögten nun wol jene Gedichte kennen, Joſſelinde? Ich hüte mich ſie Ihnen zu nennen, denn vielleicht haben auch Sie einen Anflug von Bewunderung für dieſelben, und verachten mich, wie mein Reiſegefährte, weil ich ſie nicht theile. — — —

Bologna, Nov. 20. 184....

Jetzt bin ich im Kirchenſtaat, in dem Ländchen das nach unſern Begriffen eine Anomalie zwiſchen den übrigen Staaten iſt, weil wir nicht wollen daß weltliche Herrſchaft mit der geiſtlichen ſich paare. Nur bedenken wir nicht daß in unſern proteſtantiſchen Ländern die Fürſten ebenfalls Oberhaupt der Landeskirche ſind und folglich in derſelben Hand geiſtliches und weltliches Schwert halten. Es kommt uns nicht ſo wichtig vor, weil Landeskirchen keine katholiſche Kirche und hauptſächlich — weil wir daran gewöhnt ſind. Bis jetzt habe ich wenig Geiſtliche, nicht viel Klöſter und faſt gar keine Mönche in Italien geſehen; hier wird es nun wol anders ſein und je tiefer nach Süden deſto mehr zunehmen. Sie kennen meinen Widerwillen gegen die Gelehrtheit: drum bekenne ich Ihnen daß ich unter den dunkeln Arkaden der Stadt und in den ehmaligen Collegiengebäuden der verſchiedenen Landsmannſchaften einen gewiſſen ſcholaſtiſchen Duft wahrnehme, der mich eben ſo ſchnell aus „Bologna la grassa“ als aus „Padua la dotta“ vertreiben wird, um hin zu eilen nach „Firenze la bella.“ Das mißfällt Ihnen, ich weiß es. Sie meinen die Gelehrtheit ſei freilich von Außen abſtoßend genug, ein Foliant in Schweinsleder gebunden, vergelbt, dickbeſtaubt, mit ungeſchickten bleiernen Klammern; aber ein ſuchender ringender Geiſt möge in den unförmlichen Kerker gebannt ſein und man müſſe ſich beſtreben ihn zu erlöſen. Dieſe freiſinnige Anſicht kommt daher daß man Ihnen dies Erlöſungswerk nicht zumuthet; daß Sie nur von Hörenſagen wiſſen was das iſt: Hörſäle, Studien, Bibliotheken, Folianten u. dgl. mehr; daß Sie meinen, wie Ihr ganzes Geſchlecht, der Mann ſei zum ſtudieren geſchaffen, und habe er das brav getrieben, ſo ſei er perfect und glückſelig. Ich weiß nicht was für wunderliche Ideen die Welt beherrſchen! So denken die Männer wiederum von den Frauen: wenn die das ABC und das Einmaleins inne haben, ſo ſind ſie ebenfalls perfect und glückſelig, und das Geringſte was ſie darüber hinaus lernen, bringt ſie um ihre weibliche Anmuth. Inwiefern nun die Bücher den Reiz der Weiblichkeit beeinträchtigen, ſei dahin geſtellt; unmöglich aber können ſie denſelben mehr knicken, als die friſche freudige Kraft des Mannes bei dürren Studien ohne Zweck und ohne wahres Verſtändniß, geknickt wird. Ich habe mich für immer von den vier Facultäten abgewendet, die dem Menſchengeſchlecht mehr geſchadet haben als Krieg, Hungersnoth und Peſtilenz; denn ſie haben ihm, wie's in der Bibel heißt: ſtatt Brot einen Stein gegeben, oder — wie ich das in meine Sprache überſetze — ſtatt Gedanken — Worte. Stellen wo dieſer koloſſale Unterſchleif getrieben worden iſt, ſind mir unangenehm, und Bologna hat ſich grade dadurch einen ungeheuern Ruhm erworben.

Bologna, Nov. 22. 184....

„Und doch noch da, Levin? — Ja Joſſelinde! denn hier iſt ein Haus .... „wo Marmorbilder ſtehn und ſehen mich an," und in dieſem Hauſe wohnen zwei Geiſterfürſten: Napoleon und Canova. Die Casa Baciocchi iſt es. Aus dem tiefſten Dunkel des dunkeln Privatlebens rief Napoleon dies Geſchlecht in den Glanz ſeiner Herrlichkeit hinein und die Napoleoniden haben, Dank ihm! ihren Platz in der Geſchichte, die Namen und Thaten aufbewahrt. Aber ſiehe, nicht blos der Scepter des großen Kaiſers war dieſer Familie günſtig, ſondern auch der Meißel Canovas, und ihre Marmorbilder ſind hier verſammelt von der Ahnfrau bis zur Enkelin. Welch ein Glück unter dieſer zwiefachen Conſtellation geboren und von zwei Sonnen angeſtralt zu ſein!

Mögten Sie das, Joſſelinde? oder mögten Sie lieber ein eigener kleiner Fixſtern mit ſeinem eigenen kleinen Licht ſein? — — Ich bin für den Fixſtern! — aber zuweilen wird mir bange ich ſei nichts als ein Wandelſtern, der umſonſt ſucht ſich einzureihen in das friedliche Heer der Geſtirne, und der ſeinen irren Lauf beendet und verſchwindet bevor er ſeine gehörige Conſiſtenz erlangt hat. — —

Bologna, Nov. 25, 184….

Ein Umſtand hat mich hier gefeſſelt: ich habe in dieſen Tagen die letzte Hälfte meines Trauerſpiels zur Welt gebracht. Deſſen Geſtalten irrten wie Geſpenſter um mich herum und foderten einen Leib von mir in welchem ſie friedlich ſterben könnten. Als Geiſter umzugehen ſei unbehaglich für ſie und für mich. Das ſah ich ein. Ich gab ihnen den erſehnten Leib — und nun haben ſie Ruhe und ich auch.

In dieſer Weiſe ſchrieb Levin an Joſſelinden, ungeſucht, aufrichtig, ohne ſich vor ihr aufzuputzen oder etwas im Rückhalt zu haben. Er hing an ihr wie an der einzigen Liebe ſeines Lebens. Er war ein zarter ſcheuer Menſch, der zarte Hoheit des Herzens in der Liebe nicht ſowol begehrte als vorausſetzte. Wenn er Joſſelinde nicht anbetete, ſo kam es daher weil zur Anbetung jene Glut des Gefühls gehört, welche weder ihr Verhältniß zu ihm noch ihre Perſönlichkeit entfachen konnte. Aber er hatte eine Andacht zu ihr, ein Vertrauen in ſie, eine Hingebung an ſie, die ihn ſehr glücklich machten. Der Mutter und den Schweſtern war er nun einmal entfremdet. Er fühlte daß es nicht unmöglich ſei in einer großen Kriſis ſeines Lebens plötzlich die Richtung zu ihnen zurück zu nehmen. Aber dieſer Wendepunkt von dem er träumte, wo er zu ihnen ſagen wollte: „Jetzt mögt Ihr ſtolz ſein auf den Levin,“ den Ihr verkannt habt! — der lag vor ihm wie eine Bergſpitze in Nebeln. Wie fern, wie hoch, wie weit, — er wußte es nicht. Bei Joſſelinden hingegen dachte er nicht: ſie ſoll ſtolz auf mich ſein; nur: ſie ſoll ſich freuen! denn inſtinctmäßig empfand er an ihr den Athemzug eines tiefliebenden Herzens, welches nicht fragt ob das Geliebte groß oder klein, ſtralend oder unſcheinbar ſei.

Mit großer Betrübniß empfing Joſſelinde die Nachricht von dem verbrannten Trauerſpiel. Sie ſchrieb an Levin: ſie ſei überzeugt er habe es nur darum verbrannt, weil er ſich vor ihrer Kritik fürchte; und ob ſie dieſelbe je mit zu großer Schärfe gehandhabt habe? — Dies war das Mittel um Levin zu vermögen ihr künftig ſeine Schreibereien mitzutheilen; denn weder wollte er für ſich den Vorwurf der Empfindlichkeit hinnehmen, noch ihr den der Schärfe machen.

Aber es blieb bei dieſem einen Trauerſpiel. Es war die unbewußte Frucht innerlicher Bewegung des einſamen Jahres im Forſthauſe. Die Einflüſſe der Natur, der Freiheit, des Waldlebens, des Umgangs mit Joſſelinden, hatten ihm Keime in die Seele geworfen, die zu Bildern und Geſtalten aufwuchſen ohne daß er es dort gewahr werden konnte. Aber als er aus jener Abgeſchiedenheit heraus trat, überſchritten auch ſie die Grenzen ihrer Wiege, und das Leben was er zu ergreifen ſtrebte, foderten ſie von ihm. Natürlich gelang ihm das Eine ſo unvollkommen als das Andre, und ſein geſundes Urtheil ſagte ihm ganz richtig: erſt kennen und dann ſchreiben.

Er war jetzt ganz Auge, ganz Ohr, ganz Wißbegier, ganz Empfänglichkeit. Italien weckte ihn auf in höherer Potenz wie einſt Rinaldo Rinaldini. Die unerhörte thatkräftige, ſchöpferiſche Fruchtbarkeit dieſes Wunderlandes, das nur ſeit den letzten Jahrhunderten ſich etwas ausruht von der Anſtrengung früherer Jahrtauſende, erfüllte ihn mit Bewunderung und Entzücken. Bisher war ihm das Leben immer in Geſtalt eines Mangels oder Widerſpruchs entgegengetreten; hier war es zu Fülle und Harmonie aufgegangen. Von den alten Pelasgern an bis zu Lorenzo de Medicis goldnen Tagen — von Numa bis zu Alfieri — von den Kriegszügen der Cimbern, der Gothen, der Normannen zu den Oſterprozeſſionen des Papſtes in St. Peter — welch eine unerhört reiche Entwickelung in jeder Richtung. Daneben der Mißbrauch! daneben der Verfall! ja! denn jede Lebensblüte dauert nur ihre Zeit, welkt dann und ſtirbt; — aber hier iſt ſie zu einer ſolchen Entfaltung gelangt, daß man ohne Uebertreibung ſagen darf: in jeder Phaſe der Aus- und Umbildung ſchlug Italien den Ton an, der maßgebend für die Welt ward, von der Bürger- und Frauentugend der Cincinnate und Lucretien bis zu Machiavells Politik; von der Glaubensglut der chriſtlichen Märtyrer bis zum Kunſtrauſch des XVI Jahrhunderts; von der Kaiſerkrönung Carls des Großen bis zur Epoche Leos X; von der Wiederbelebung des mittelalterlichen Städteweſens bis zur Auferſtehung der Wiſſenſchaft — überall welche Namen! welche Thaten! welche neue Bahnen! welch Ringen nach Freiheit, Wahrheit, Schönheit! welche Eroberungen in allen Sphären des Lebens, in der geiſtlichen, weltlichen, künſtleriſchen — ja, in der ganz praktiſchen Richtung der Entdeckung einer neuen Welt! Und auch welche Miſſethaten, Entweihungen und Geſetzloſigkeiten! welche unerhörte Ueppigkeit, Genußſucht und Wolluſt! welche Frevel an dem Heiligen! .... denn die Macht iſt da, und nicht Jeder unterwirft ſie dem Dienſt einer göttlichen Idee, eines erhabenen Zieles, ſondern für ſein Ich ſetzt er ſie in Bewegung, ſo ſtark, ſo gewaltig, daß er vielleicht ein Geſchlecht, ein Volk, eine Epoche mit ſich in den Abgrund reißt.

„Hier war die Macht, hier war das Können!“ ſchrieb Levin in der Mitte des Winters aus Rom an Joſſelinde; — „ein andrer Atlas, hat dies Italien „ein Paarmal die Welt auf den Schultern getragen „und den Erdball in eine neue Bahn geſchleudert. „Und wir wagen jetzt mit kühlem Achſelzucken des „Mitleids zu ſagen: das entartete Italien! — als „ob es nicht vielmehr ein Recht hätte zu uns andern Völkern zu ſagen: Ihr ſeid die Entarteten! „ich habe Euch das Beiſpiel gegeben und Ihr ſeid „mir nicht gefolgt. Mein Aeon hat durch Jahrtauſende gewacht und Worte in die träumende Welt „hineingerufen um die ſie ſich wie um ein Palladium „geſchaart hat. Einſt war es: Roma! Die Schwerter klirrten und die Siegeswagen flogen von Trophäen umrauſcht die Via sacra hinan, nicht zur „Ehre der Triumphatoren und Cäſaren, hinter denen

„Spottlieder erſchallten — ſondern zu Ehren der
„ewigen Roma. Dann war es: der Erlöſer! Eine
„ſchneeweiße Siegesfahne entfaltete ſich und in ihrem
„Schutz wallten fromme Boten zur Ultima Thule
„und zur Libyſchen Wüſte, den Völkern die Botſchaft
„bringend von brüderlicher Einheit im Schooß
„der heiligen Kirche, und auf ihren Pfaden die Keime
„der Geſittung und Bildung ausſtreuend die im Gefolge
„der Religion wirkſam ſich regen. Und zum
„dritten Mal erklang ein Wort: die Kunſt! und
„abermals beugten ſich die Knie vor ihr und abermals
„flog von ihm aus ein leuchtender Genius
„durch die Welt. Nun ſeht! dieſe drei Worte, welche
„die drei höchſten Ideen des Menſchen: die Ehre,
„die Liebe, die Schönheit! — in ſich faſſen, hat mein
„Aeon Euch zugerufen und bis zu dieſer Stunde
„zehrt Ihr davon. Nun laßt hören! welcher Ruf
„iſt denn von Euch ausgegangen über alle Lande,
„daß Ihr es wagt ihn zu ſchmähen weil er endlich,
„endlich einmal verſtummt iſt. Laß hören, Du thatſächliches
„England! — Hörſt du nicht meine Maſchinen
„ſchwirren? — Laß hören Du kriegeriſches
„Frankreich! — Hörſt du nicht an der Börſe meine
„Papiere rauſchen? — Laß hören Du ſinnendes
„Deutſchland! — Hörſt du nicht meine hunderttauſend
„Schreibfedern kritzeln? — Ja ich höre! ich

„höre das Alles! Lärm genug um die Menſchen be„täubt, verwirrt, troſtlos und wahnwitzig zu machen; „aber ein Wort der Erlöſung .... ein donnerndes: „Es werde! höre ich nicht. — So dürfte Italien „vorwurfsvoll zu den andern Völkern ſprechen. Aber „es wickelt ſich ſtumm in ſeinen alten Purpurman„tel, der zum Trauermantel entfärbt iſt — ſchweigt „und träumt, und wer weiß mit welchem Schö„pfungswort es dereinſt aus ſeinem Schlaf erwa„chen wird! ſein letztes .... hat es noch nicht ge„ſagt.“

„Wie jener wunderbare Torſo des Alterthums er„ſcheint mir dies wunderbare Italien: es fehlt ſo „viel, daß man, wenn man es aufzählt, ganz ver„wundert fragt: was bleibt denn übrig? — und „doch gibt dies Uebriggebliebene eine unerſchütter„liche Zuverſicht zu dem was es geweſen iſt und „zu der ewig regenerirenden Kraft des Lebens.“

Joſſelinde vermogte nicht es über ſich zu gewinnen Levins Zukunft anders als von einem practiſchen Standpunkt aus zu betrachten. Daher freute ſie ſich nur halb an ſeinen Ertaſen, denn die Frage drängte ſich ihr unabweislich entgegen: Was aber ſoll hier aus ihm werden? er kann doch nicht ſein

Leben verſchwärmen! er wird ſich unnütz und daher elend fühlen! in der Theorie bewundert er die That, in der Praxis verachtet er ſie, weil er ſie nicht in den Wolken ausführen kann, ſondern im Staub der großen Landſtraße. Etwas Großes mögte er vollführen, allein ſich Mühe geben und ſich überwinden — will er nicht.

Das war auch ganz richtig. Levin hatte das Unglück gehabt immer abſeits und nie zwiſchen Andern zu ſtehen; und da er dabei, wie er zu ſagen pflegte, weder blödſinnig noch boshaft geworden war, ſo hielt er es für ſeine Beſtimmung auf ganz abſonderlichen Pfaden zu gehen, weil er nicht ein Geſchöpf der Regel, ſondern der Ausnahme ſei. Nach ſeinem innern Drang wollte er ſich entwickeln, nicht nach dem äußern Geſetz; nach ſeinem Ideal, nicht nach Beiſpiel und Lehre; — er wollte lernen und thun was mit ſeiner eigenthümlichen Richtung im Einklang war, und Disciplin und Mühe widerſtrebten ihr durchaus. Im Lauf wie Atalante goldne Aepfel aufnehmen, aber geſchickter als ſie ſich nicht dabei verſpäten: dies war ſeine Idee vom Leben. Joſſelindens und ſeiner ganzen Familie Sorge: was aus ihm werden ſolle — theilte er nicht im Geringſten; denn wie alle wahrhaft poetiſche Naturen brauchte er wenig und hatte geringe Bedürfniſſe. Dieſe Verzogenheit, Sammt und Seide, Comfort und Luxus zum Lebensbedürfniß zu machen, wird ſich eine wahrhaft poetiſche Natur nie zu Schulden kommen laſſen; denn das Schönheitsbewußtſein iſt zu mächtig und hat einen zu hohen Flug in ihr um ſich bei Sammt und Seide, bei Comfort und Luxus aufhalten zu können. Hingegen bei durchaus proſaiſchen Naturen und faſt immer als ihr Wahrzeichen iſt zu bemerken, daß ſie ihre dürre Organiſation durch Glanz und Auſputz zu erfriſchen trachten, und von ihren Stühlen und Tiſchen, Wänden und Fußböden, Kleidern und Speiſen, eine Art von Aufreizung erwarten, welche freilich mit der Inſpiration nichts gemein hat.

Levin hatte noch nicht in der Welt gelebt, kannte noch nicht den Einfluß welchen das Geld auf die Stellung des Individuums hat — noch nicht die tauſend kleinen Bitterkeiten zu denen ſich derjenige verurtheilt ſieht, den ſeine Verhältniſſe oder ſeine Thorheiten vom Gelde abhängig machen. Er ging zu Fuß wenn er kein Pferd — trank Waſſer wenn er keinen Wein hatte; ſchlief vortrefflich auf einem Strohſack wie unter Damaſtvorhängen; beachtete die Zimmerwände nur dann wenn ſchöne Gemälde an ihnen hingen; und war der feſten Ueberzeugung, daß ihm zu dieſer einfachen Exiſtenz nie die Mittel fehlen könnten.

Einmal hatte Joſſelinde ihm geſchrieben: wenn er wie alle vernünftige Leute darauf bedacht geweſen wäre ſich für irgend eine Laufbahn: juridiſche, militäriſche, diplomatiſche, künſtleriſche oder ſonſt eine, vorzubereiten, ſo würde ſie ihm mit ganz andrer Freude und Theilnahme den Genuß der Reiſe gönnen.

„Alſo Referendar — antwortete Levin, Lieutenant,
„Geſandtſchaftsattaché oder Farbenverderber muß man
„ſein um Ihnen das rechte Intereſſe einzuflößen.
„Wenn ich nun eine dieſer erhabenen Stellungen
„einnähme, würden Sie es dann verbrieft haben,
„daß ich kein Idiot und kein Taugenichts wäre?
„Sie haben ein wunderſames Vertrauen zu der
„Würde einer ſolchen, Joſſelinde. Kann Ihnen
„wirklich ein Referendar imponiren? und iſt es nicht
„genug daß ich Levin bin um Ihrer Theilnahme eben
„ſo würdig zu ſein als ob ich dritter Geſandtſchafts-
„attaché am Hof zu Flachſenfingen wäre? Sie ver-
„leumden ſich ſelbſt, und demüthigen mich. Und
„wer weiß ob ich auf Reiſen nicht irgend etwas
„lerne, das mich befähigt irgend eine nützliche oder
„ſelbſtändige Stellung einzunehmen, wenn ich einſt
„nach Deutſchland zurückkehre. Das klingt ſehr un-

„beſtimmt und Sie würden lieber das Verſprechen „hören mein Examen für den Staatsdienſt machen „zu wollen; — aber es iſt nun einmal ſo, Joſſelinde: ich habe meine Beſtimmung noch nicht erkannt und folglich noch nicht ergriffen. Sie wiſſen „ja wie langſam ich mich entwickele; haben Sie Geduld mit mir!“

Joſſelinde ſeufzte als ſie dieſe Zeilen las; aber das war richtig: langſamer und ungewöhnlicher als es zu geben pflegt, war Levins Entwickelung erfolgt, und ſo durfte man auch noch nicht an ſeiner Zukunft verzweifeln. Lächelnd las ſie was er weiter ſchrieb:

„Es gewährt mir eine eben ſo große Unterhaltung die Charactere der verſchiedenen Nationen zu „beobachten, die ſich hier zuſammenfinden, als die „Ruinen, Monumente und Muſeen zu ſtudieren. „Ueberall trifft man mit Fremden zuſammen, und „ich bilde mir ein, daß ich ihre Nationalität am „Ausdruck ihres Geſichts erkennen kann. Der Engländer ſieht ſich die Dinge an als fragte er: „Was „könnt ihr mir nützen?“ — Der Franzoſe: „Was ſoll „ich an Euch tadeln?“ — Der Ruſſe: „Wie dürfte „ich euch mit Petersburg vergleichen!“ — Der „Deutſche: „Wie mache ich es um euch recht genau „zu beſchreiben!“ — Es gibt Ausnahmen .... jedoch

„ſeltner als Ihre Gutmüthigkeit es glauben mögte. „— Wie ich mir die Dinge anſehe — werden Sie „wiſſen wollen; und ich werd' es Ihnen aufrichtig „ſagen: ſtupid und ſelig. Das iſt der ganze Levin! „höre ich Sie rufen; er iſt immer glücklich in ſeiner „Unwiſſenheit, und was er nicht weiß das träumt „er. — Ja, er träumt; aber vom Himmel.“ — —

„Um Sie mit mir zu verſöhnen will ich ſchleunigſt hinzuſetzen daß ich den Tacitus immer mit „mir herumtrage. Ein Claſſiker in der Taſche iſt „das Antidot gegen Stupidität, nicht wahr? Ach „meine arme Joſſelinde, der Claſſiker im Kopf iſt's „nicht einmal! — genug ich bin unzertrennlich vom „Tacitus, und in den Krautgärten der Villa Farnese „die auf den Schutthügeln von Neros goldenem „Hauſe angelegt ſind — oder in den zerfallenen Arkaden des Coliſeums, leſe und begreife ich die Herrlichkeit und den Untergang der alten Roma. Die „majeſtätiſche Traurigkeit des Tacitus erinnert mich „an die der Propheten Iſraels; aber dieſe hatten „eine Hoffnung; er hat keine.“

Es traten denn doch, und grade in Rom, Epiſoden in Levins Leben, die er nicht für gut fand Joſſelinden mitzutheilen. Sie thaten aber ſeinem Vertrauen zu ihr keinen Eintrag. Sprach er nicht von ſeinen Begegniſſen, ſo erzählte er von dem was er geleſen und geſehen hatte, und beſchrieb ihr Gemälde, Statuen, Bücher und Ruinen. Es war ihm ein Seelenbedürfniß mit ihr in Zuſammenhang und Verſtändniß zu bleiben. Ihre Ruhe, ihr klarer Ernſt, ihre zärtliche Treue übten magnetiſchen Einfluß auf ſein ganzes Weſen, viel tiefer, viel unveränderlicher als es ihr durch Grazie oder Schönheit möglich geweſen wäre; denn ſeine Sinne waren gar nicht zu feſſeln, und was in dieſer Richtung ihn berührte verſetzte ihn nur in momentanen Rauſch und in dauernde Gleichgültigkeit.

Er lebte in Rom in einem Kreiſe von jungen Mä[illegible]n, Landsleuten, Fremden, Künſtlern, die nic[illegible]hl, nur der Zufall des Reiſelebens zuſamm[illegible]rt hatte. Zum erſten Mal in ſeinem Leben f[illegible] ſich nicht unbehaglich zwiſchen ihnen, denn ſ[illegible]n ihm ſämtlich unbekannt. In ganz freien fremden Verhältniſſen kannte er keine Scheu, weil er ſich getraute den Platz zu erobern den er einzunehmen wünſchte; allein in gegebenen Verhältniſſen, zwiſchen Schulkameraden, wo er Schüler — zwiſchen akademiſchen Genoſſen, wo er Student ſein ſollte — überall wo eine beſtimmte Anfoderung ſich an dieſelben knüpfte: da wich er aus, denn grade dies Beſtimmte konnte er nicht leiſten, auf dies Begrenzte nicht eingehen.

Hier war er ganz ſein eigner Herr — ſeiner Zeit, ſeiner Beſchäftigung, ſeines Geſchmacks, ſeines Umgangs, ſeiner Studien. Er brauchte hier keine Rückſichten aus Rückſicht zu nehmen, ſondern nur aus Neigung; keinen Zweck zu verfolgen, der nicht aus Intereſſe für den Gegenſtand entſprang. Er ſah dieſe jungen Leute bald ſehr viel, bald gar nicht, war drei Tage hindurch unzertrennlich von ihnen und ſah ſie dann in einer Woche nicht. Die verſchiedenſten Bekanntſchaften machte er durch ſie. Bilder des hohen und niedrigen Lebens gingen an ihm vorüber, und er ließ ſich die einen wie die andern als Unterhaltung gefallen, die er ſpäter zuweilen zum Gegenſtand ſeines Studiums machte. Er war nicht frivol und nicht pedantiſch; aber er hatte Anwandlungen davon, indem er ſich zuweilen geneigt fühlte nur den Champagner-Schaum des Lebens von deſſen Oberfläche zu ſchöpfen und ſich im Genuß zu berauſchen — und zuweilen wieder aus dem Leben nichts zu machen, als eine Betrachtung über daſſelbe. Gewöhnlich war die letztere Richtung eine Folge des Ueberdruſſes an der erſten. Sie wechſelten in ihm ab, und oft ſehr ſchnell. Er war eben jung! Dieſen Prozeß muß Jeder in ſich durchmachen, denn

Jeder mögte aus dem Leben — Gold gewinnen. In dieſem Streben entzünden ſich all ſeine Kräfte um die ſpröden Metalle ſeines Weſens in Bewegung und Verſchmelzung zu bringen. Solcher Zuſtand iſt immer ein Ringen bald hoher Leidenſchaften bald niedriger Begier; und erſt nach dieſer Entzündung, nach dieſem Brande des innern Weſens, der ſeine Male und Wunden zurückläßt — findet ſich auch das reine Gold .... wenn es ſich findet! Vorher hoffte man vielleicht auf mehr edles Metall, aber gewiß durfte man auch des Wenigſten nicht ſein.

Zwiſchen all ſeinen guten Freunden machte Levin es übrigens genau ſo wie er es von jeher gemacht: mit der größten äußern Beſcheidenheit, ja Nachgiebigkeit in unwichtigen Dingen, blieb er felſenfeſt in ſeiner Anſicht, bei ſeiner Meinung, auf ſeinem Pfade. Er wollte nie bekehren, aber er war auch nicht zu bekehren. Er ſagte mit der Wärme der Liebe oder des Haſſes was er über einen Gegenſtand urtheilte; ſtimmten die Andern nicht mit ihm zuſammen, ſo vertheidigte er ſeinen Punkt und gab immer zuerſt den Streit auf mit den Worten:

„Nun gut! Ihr denkt für Euch und ich denke für mich! — ſo muß es ja ſein.“

Er ſchrieb an Joſſelinde:

„Zwei Menſchen muß ich Ihnen nennen, weil ich
„ſie öfter und auch mit größerem Vergnügen ſehe
„als den großen Schwarm. Der Eine iſt ein Deut-
„ſcher, der zur Propaganda für liberale Ideen auf
„einer Miſſion durch Italien begriffen iſt — was er
„nicht zugeben und nicht widerſprechen will — wovon
„ich aber überzeugt bin. Der Andre iſt ein Englän-
„der, von dem ich die Ueberzeugung habe daß er ſich
„der religiöſen Miſſion unter den Heiden widmen
„wird. Wie nun grade ich dazu komme das Juste
„milieu zwiſchen dieſer äußerſten Linken und Rech-
„ten einzunehmen, kann ich nur dadurch erklären,
„daß ſowol Werner als Morley ſich mit der Hoff-
„nung ſchmeicheln mich von meinem indifferenten
„Standpunkt, wie ſie ihn nennen, Jeder auf ihr Ge-
„biet hinüber zu ziehen. Ich habe keine Neigung we-
„der für die Kritik der gegenwärtigen Weltzuſtände,
„noch für die Polemik gegen ſie. Es kommt dabei
„ſo ſehr viel auf mißverſtandene, falſch gedeutete und
„übel angewendete Worte an, daß ich dabei eiskalt
„werde. Denn für Worte enthuſiasmiren ſich nur
„Fanatiker. Der Eine ruft Freiheit! der Andre
„ruft Glauben! und Jeder ſcheint der Ueberzeugung
„zu ſein, habe er nur brav gerufen, ſo ſei das ein
„Aequivalent für das Tüchtige was er — wenn
„nicht unterlaſſen, doch ganz gewiß nicht mehr gethan

„als unſereins. Ich habe nun die Anſicht: wer frei „iſt und wer glaubt macht kein Geſchrei davon. „Das thun nur die welche daraus ein Geſchäft machen die Lehre von der Autorität oder die Lehre „von der Anarchie zu verbreiten. — Ich lerne von „dieſen beiden Freunden auf indirecte Weiſe mancherlei: aber direct ſehr wenig. Das ſagt mir zu, denn „es iſt unterhaltender und nicht ſo poſitiv ſchulknabenhaft. Sie hoffen die Keime ihrer Anſichten „wie zündende Funken in meine Bruſt zu werfen. „Dies iſt das Band welches uns zuſammenhält.

„Wir waren im Coliſeum. Ein altes Mütterchen „mit zwei hübſchen Kindern ging hindurch und hieß „die Kleinen das Kreuz in deſſen Mitte küſſen — „was ſie auch mit Bereitwilligkeit thaten.

„Empörende Stupidität!“ rief Werner.

„Heilige Einfalt!“ rief Morley.

„Ich konnte mich weder erzürnen noch erbauen. „Ich fand es nur unſäglich poetiſch die freudige Bereitwilligkeit zu ſehen mit der die lieblichen Kinder das Symbol der Schmerzen küßten, welche auf „ihrem ſpäteren Lebenswege ſie erwarten und zu „denen ſie ahnungslos hintanzen. Ich ſagte es.

„Mit Deiner poetiſchen Anſchauungsweiſe biſt Du „ein wahrer Heide!“ ſagte Morley.

„Nein! ein verkappter Katholik!“ ſagte Werner.

„Sie können ſich vorſtellen wie ſehr mich dies
„unterhält! Mein eigentliches Weſen tritt mir nie
„als reines Spiegelbild aus dem Weſen meiner
„Freunde entgegen, ſondern immer nur der Schatten
„oder das Licht, welches, indem ich an ihnen vorüber-
„gehe, auf ihren innern Spiegel fällt. Je nach dem
„Standpunkt auf dem man ſteht beurtheilt man
„einen Menſchen; nie nach deſſen Individualität.
„Und doch will man ſo gern verſtanden ſein!“

Ein andres Fragment:

„Ich habe einige Italienerinnen kennen gelernt,
„die mir viel intereſſanter ſind als die weiblichen
„Wandervögel aus der Fremde, die nur des Vergnü-
„gens oder der Neugier wegen herkommen, und die
„man alſo nur im Reiſe- nie im häuslichen Kleide
„ſieht. Die Eine iſt die Liebſte eines Bildhauers, ein
„Landmädchen aus dem Albanergebirg. Er will ſie
„heirathen, iſt aber ein Ketzer und den Eltern ver-
„haßt. Einſtweilen iſt das Mädchen zu ihm gekom-
„men, ſehr entſchloſſen ſich ohne den elterlichen Se-
„gen zu behelfen, aber doch unwillkürlich darauf
„ausgehend aus dem Liebſten einen Proſelyten zu
„machen. Wenn ſie mit ihren großen ſchwarzen
„Augen voll Andacht aus der Meſſe kommt, denke
„ich unwillkürlich, und wie Freund Morley ſagen
„würde, wahrhaft heidniſch: eine Religion die ſolche

„verklärende Schönheit giebt, muß die wahre ſein. „Man hat hier eben ganz andre innere Bedürfniſſe „als bei uns. Bei uns verlangt man von der „Religion, daß ſie eine Art von Zucht und Regel „für das ſittliche Leben abgebe — und hier daß ſie „eine Verſöhnung ausübe wenn das Leben nicht ſo „iſt wie es ſein ſollte. Man iſt bei uns kühl und „dürr, drum kann man ſich leichter an Vorſchriften „halten. Hier iſt man heißblütig, üppig und voll„herzig: wird das Gebot öfter übertreten, ſo fühlt „man auch dringender die Sehnſucht nach dem „himmliſchen Troſt von der Vergebung der Sünden. „Für uns Nordländer iſt es ganz unbegreiflich daß „dieſe kleine Livia, die ihren Eltern davon gelaufen „iſt und ſich einem Mann in die Arme geworfen „hat, mit der Frömmigkeit und Sammlung einer „kleinen Heiligen betet und in die Meſſe geht. „Kommt etwas Aehnlichs bei uns vor, ſo nennen „wir es ſcheinheilig, und oft mit Recht, weil es „aus der Reflexion entſpringt die den Schein wah„ren mögte um der Welt willen. Hier kommt es „ganz natürlich und von ſelbſt: der nämliche un„raiſonnirte Drang des Herzens iſt es, der die kleine „Livia vor der heiligen Jungfrau auf die Knie und „in die Arme des Geliebten wirft. Tritt bei uns „die Religion in irgend einer beſtimmten kirchlichen

„Form uns entgegen, ſo kommt leicht das Gefühl
„zu kurz dabei; — hier, die Vernunft. Drum betrachten
„wir vernünftigen Nordländer auch immer
„wenn wir herkommen die Wirkungen der Religion
„auf die Menſchen mit unausſprechlicher Verachtung,
„weil wir nur für unſre einſeitige Entwickelung ein
„Ideal haben.

„Die Zweite iſt eine römiſche Principeſſa, die
„alle Vorzüge und Fehler der kleinen Livia in erhöhter
„Potenz beſitzt .... weshalb es etwas ſchwierig
„iſt von ihr zu erzählen — ſo ſchwierig daß
„ich es lieber gar nicht thue und zur Dritten übergehen
„werde.

„Die Dritte iſt ein Bild und ein Gedicht und
„heißt — Beatrice Cenci. Ihr Gemälde von Guido
„Reni ſah ich zuerſt, eine geknickte weiße Roſe, ganz
„Holdſeligkeit, ganz unſchuldige herzbrechende Trauer.
„Dann beſuchte ich den Palaſt der Cenci und las
„ein italieniſches Manuſcript das die Schickſale der
„Familie mit hiſtoriſcher Gewiſſenhaftigkeit erzählen
„ſoll. Endlich las ich die Tragödie von Percy
„Shelley. Das Gemälde hatte mich für Beatrice,
„das Manuſcript gegen ſie eingenommen. Wahrhaft
„und tief ergriffen hat mich nur die Tragödie!
„ſie bewegt ſich in einer ſolchen Sphäre der Erhabenheit
„daß, ohne im Geringſten gegen die Wahr-

„heit zu verſtoßen, das Empörende und Graſſe des
„Gegenſtandes buchſtäblich nicht zur Sprache kommt;
„denn wie Niobe, im Schmerz verſteinert, iſt Bea-
„trice. An dieſem Trauerſpiel ſah ich ſo recht die
„Macht des großen Dichters, von der Unthat die
„Gemeinheit fern halten zu können und die ganze
„ſchauerliche Begebenheit in den Schranken der
„Würde ſich entfalten zu laſſen. — Ich hatte kein
„Trauerſpiel geleſen ſeit jenem, das in Bologna
„ſeine letzte Stunde fand. Ich fühlte mich erröthen
„bei dem unwillkürlichen Vergleich.“

Nach dem Oſterfeſte verließ Levin Rom und ging nach Neapel, in den himmliſchen Frühling der Campagna felice. Morley und Werner machten die Reiſe mit ihm, auch ſeine Streifzüge durch die Abbruzzen. Sie waren freilich nie mit ſeiner Geſinnung zufrieden, aber ſie liebten ihn ſo weit ſie dieſes Gefühls fähig waren, und da ſich Beide unabhängig bewegen durften wohin ſie wollten, ſo blieben ſie bei Demjenigen, der über ihre orthodoxen oder rationaliſtiſchen Weltanſchauungen einen warmen Schimmer von Poeſie warf. Sie hielten ſich für viel klüger, viel entwickelter, der Eine für viel menſchenfreundlicher und der Andre für viel gottesfürchtiger; aber in Levin war eine ſolche Wärme, daß ſie ſich bei ihm erquickten und ausruhten von der Erhitzung der Partei.

In Sicilien brachten ſie den Sommer zu.

„Hier iſt der Süden! ſchrieb Levin an Joſſelinde aus Palermo. In Italien weiß man daß er ſein „ſoll; hier iſt er! hier ſieht, fühlt, ſchmeckt, athmet „man ihn! hier dringt er durch alle Poren in Seel' „und Sinne, in Geiſt und Blut hinein! hier macht „er das Auge hell, das Herz warm, die Hand „raſch — denn Wolken hemmen und Nebel verfinſtern nichts. Das materielle Leben iſt ſo wunderbar leicht, daß das geiſtige dadurch gleichſam „erlöſt wird. Speis und Trank, Obdach, Schlaf, „Kleidung — von Allem braucht man wenig! — „Wie die Lilien auf dem Felde, verglichen mit dem „mühevollen Norden wo die Exiſtenz ein ewiger „Kampf iſt, ſpinnt ſie ſich hier ſorglos fort. Aber nicht „genußlos und gedankenleer. Nur geſtaltet ſich hier „Alles ſo lieblich daß wir, die wir gewohnt ſind „einen Genuß zu erkaufen und uns durch Gedanken zu verdüſtern, uns gar nicht auf der alten „Erde zurechtfinden und uns wie auf einem neuen „Planeten ſelig befremdet umſchauen. Merley möchte „zuweilen eine Diatribe gegen die verfallnen religiöſen Zuſtände des Volks wie ein Schiff mit

„vollen Segeln ins Meer der Welt hinausſchicken; „aber ſiehe da! nur ein leichter Zephir ſpielt in den „Wimpeln und das Schiff legt in einer Bucht vor „Anker. Auch Werner macht es nicht anders, ob„gleich er immer ſtrebt ſich aus dieſem Paradieſe „der einzelnen Bevorzugten loszumachen und die „ganze Erde in ein Paradies für Alle verwandeln „zu helfen. Ich beruhige Beide mit dem Beiſpiel „des Hannibal in Capua. Den Vergleich mit ei„nem großen Mann läßt Jeder ſich gefallen, ohne „ſonderlich zu beachten daß der Vergleich gewöhn„lich nur mit deſſen Schattenſeiten gemacht werden „kann.

„Wir leſen viel miteinander. Die alte Geſchichte „Siciliens, die doriſchen Colonien, die arabiſchen „und normanniſchen Niederlaſſungen, die ſarazeni„ſchen Ueberfälle bieten den reichſten Stoff um die „vielleicht hiſtoriſch-geiſtesarme Gegenwart mit dem „gewaltigen Geiſt der Vergangenheit zu beſeelen. „Welch eine verſchiedene Weltanſchauung lag vor „den Menſchen welche die Tempel von Selinunt „und Girgenti — und welche die Rogers-Kapelle „bauten! und wie fremd ſind uns dieſe wie jene! „Warum? .... weil ſie originel waren. Wir ſind „dermaßen Nachahmer, Nachbeter und Nachtreter, „daß mich ein wahres Mitleid mit unſrer impoten-

„ten Zeit anwandelt. Was iſt da aber zu machen!
„ſie iſt eben alt! ſie kann nicht mehr; ſie mögte
„wol — und in Einzelnen, in Vielen ſogar, ringt
„ſich dies Verlangen empor als eine Klage, ein
„Schrei, eine Drohung, und dann — ſinkt ſie zurück
„in die Wollüſte von Capua, die ihr nur noch ein
„Bedürfniß .... keine Befriedigung ſind.

„Geſtern wurden wir heftig ergriffen von dem
„Gedanken es den Normannen nachzumachen und
„irgendwo in der Welt ein Reich zu gründen.
„Da wir Afrika ſo nah ſind, und da wir uns ſehr
„für dieſe numidiſchen Löwen Jugurtha, Hannibal
„und Abdel Kadr begeiſtert haben, ſo wollten wir
„ein Stück Afrika erobern. Bis zu dieſer Erobe-
„rung blieben wir Bundesgenoſſen: aber als es an
„die Organiſirung des neuen Staats ging, zerfielen
„wir. Morley wollte ihn nach den Principien der
„Jeſuiten in Paraguay, auf die Anglikaniſche Kirche
„angewendet, bilden; Werner nach Fouriers Sy-
„ſtem der Attractions passionnelles; ich nach gar
„keinem! ich wollte mich mit Abdel Kadr verbün-
„den um die Franzoſen aus Afrika zu verjagen,
„und durch das ſchöne Bewußtſein einer friſchen
„freudigen gemeinſamen That die Grundlage eines
„Verbands bilden, der normänniſche Kriegsluſt und
„arabiſches Patriarchenthum vereinigte.

„Und Du wollteſt der kriegeriſche Prophetenfürſt
„dieſes Staates ſein? fragte Morley empört.

„Gewiß! entgegnete ich. Wer einen Staat gründet
„wird deſſen Oberhaupt, gleichviel unter welchem
„Namen.“

„Keineswegs — ſobald man eine Theokratie bezweckt.“

„Wo an Gottes Stelle der Prieſter herrſcht?“
„fragte ich.

„Und die Sünde der Lüge zu der Sünde der
„Knechtung der freien Menſchheit fügt! ſagte Werner.
„Ihr habt den alten Adam noch nicht ausgezogen,
„Ihr Beide! fuhr er fort. Ihr hängt noch
„an Euren verſchollenen Traditionen von Gottesfurcht,
„von Fürſtenmacht, und mit Euren kümmerlich
„geworbenen kirchlichen oder kriegeriſchen Schaaren
„verſucht Ihr umſonſt das zu gründen, wozu
„nur das Volk berufen iſt: einen Normalſtaat, baſirt
„auf das Urrecht jedes Menſchen.“

„Und was nennſt Du das Urrecht des Menſchen?“
„fragte ich.

„Das Recht einer gleichmäßig geſicherten Exiſtenz!“
rief er.

„Das iſt das Urrecht des Baums, entgegnete
„ich. Dem gebührt daß die Natur für ihn ſorge.
„Aber das Urrecht des Menſchen iſt, daß er ſich

„ſeine Exiſtenz erringe, und zwar ein Jeder nicht „nach Durchſchnitts-Maßſtab, ſondern nach individuellem.“

„Damit iſt jeder Tyrannei Thür und Thor geöffnet,“ ſagte Werner.

„Und jeder Entwickelung auch,“ ſagte ich.

„Aber ſie tritt die Gleichheit mit Füßen!“

„Und Deine Gleichheit tritt die Menſchheit mit „Füßen!“

„Indem ſie die Befreiung von der Willkür und „Bevorzugung Einzelner und die materielle Gleichſtellung Aller bringt?“ fragte Werner heftig empört.

„Tritt die Menſchheit mit Füßen, indem ſie dem „Menſchen ſeine wahre Freiheit, die freiwillige Beſchränkung raubt, und ihm die Möglichkeit nehmen will ſie auszuüben,“ entgegnete ich.

„Unſer Streit ſpann ſich bis tief in die Nacht „fort, und vor der Hand iſt an ihm die afrikaniſche „Expedition geſcheitert.

„Leſen und disputiren füllt nicht meine Zeit gänzlich aus. Ich muß Ihnen bekennen, liebe Joſſelinde, daß ich auch ſehr viel ſchreibe; aber formlos. „Freuen Sie ſich alſo nicht darauf nächſtens über „ein neues Trauerſpiel, halb kritiſirend halb theilnehmend, herfallen zu können.

„Geſchwärmt wird auch — bald idylliſch, bald
„romantiſch, bald — bacchantiſch, *würde* ich ſagen,
„wenn ich nicht fürchtete Sie durch dies Wort zu
„erſchrecken. Bitte, dämpfen Sie es mit holder
„Güte bis zu dem Ton ab, der Ihnen melodiſch
„klingt.“

Dieſe freudigen Mittheilungen aus einem vielfach angeregten Leben, warfen einen Kranz von erotiſchen Blumen über Jeſſelindens ſtille Tage. Sie lebte mehr einen ſicilianiſchen Sommer mit Levin durch, als einen norddeutſchen mit ihrer Großmutter. Sie vermißte nichts, ſie bedurfte nichts. Ihre Phantaſie war ſo erfüllt, ſo geſpannt, ſo beſeligt, daß die Wirklichkeit ihr nichts anhaben, nichts nehmen noch geben konnte. Sie lebte mit Levin wie die alten Myſtiker mit Gott, in ſeliger Gemeinſchaft, in unirdiſcher Einigkeit, und mit einer ſolchen Intenſität, daß ſie nichts brauchte, weder Hoffnung, noch Zukunft, ſondern nur die Gegenwart, um glückſelig zu ſein.

Eines Tages erſchien Wilderich im Schloß Embden. Er war aus der Schweiz zurückgekehrt und lebte in Wildeshauſen ernſt und ruhig, wie ſeine Verhältniſſe und ſeine innere Stimmung es mit ſich brachten. Er übernahm alle Geſchäfte und widmete ſich ihnen mit Beharrlichkeit. Von dem was ihm in der Schweiz begegnet war, ſprach er mit Niemand. Von Levin hatte er faſt nichts gehört. Jetzt ſchickte Joſſelinde ſeiner Mutter eine Abſchrift von einem Brief Levins aus Catanea, nachdem er den Etna beſtiegen.

Wilderich wollte ſeinen Augen nicht trauen! für ihn war Levin noch immer der Knabe, der bei dreizehn Jahren nicht die lateiniſchen Deklinationen und Conjugationen lernen konnte! noch immer ſtellte er ihn auf dieſelbe Stufe mit dem armen Henning, einem andern Bruder, der in der Entwickelung ſeines Geiſteslebens durch anhaltende Krankheit in früher Jugend geſtört worden war, und zu nichts Geſchick zeigte, als zur Gärtnerei.

Wilderich ritt nach Embden um Joſſelinde nach dem Mirakel zu fragen, welches Levins Geiſt vom langen böſen Bann befreit habe.

Er hatte ſie lange, lange nicht geſehen. Aus knabenhafter trotziger Scheu hatte er früher jede Begegnung mit ihr gemieden. Jetzt war er gereiſt, und folglich jene Gemüthsſtimmung in der Wurzel ausgerottet.

Joſſelinde empfing ihn mit der guten Innigkeit, die ſie für alle Menſchen aus ihrem Kreiſe an den

Tag legte. Gewöhnlich ſtehen ein junger Mann und ein junges Mädchen ſich nicht ganz unbefangen gegenüber, weil die Möglichkeit eines andern Verhältniſſes genügt um eine Scheidewand, aus Erziehung und Inſtinct gemiſcht, zwiſchen ihnen zu ziehen. Aber Joſſelinde war Herrin und Hausfrau, unabhängig und ſelbſtändig, und daher ſo ſicher und unbefangen, daß ſie einen ganz frauenhaften Eindruck machte. Sie erinnerte ſich mit Wilderich der Kinderſpiele, der erſten Jugend, der heimgegangenen Väter — und bald waren ſie auf dem Fuß alter Vertraulichkeit.

„Für das was Sie an Levin gethan haben, müſſen wir Alle Ihnen tauſendfach dankbar ſein,“ ſagte Wilderich.

„Glauben Sie mir, ich habe nichts für ihn gethan! ſagte ſie lebhaft. Als er ein armes vernachläßigtes Kind war, fing ich an ihn lieb zu haben .... ſo um nichts! Dies iſt mir geblieben, als er vor zwei Jahren ins Forſthaus kam — doch wie verändert! Habt Ihr Alle ihn nicht lieb gehabt, ſo macht es gut an ihm, denn er verdient es; — aber dankt mir nicht.“

„Glauben Sie daß Levin eine beſtimmte Richtung verfolgt, die ihn ſpäter befähigen könnte in irgend eine Laufbahn einzutreten?“

„Nein!"

„Haben Sie in dieſer Beziehung keinen Einfluß auf ihn?"

„Nicht den geringſten."

„Aber welche Idee, oder welch Prinzip — oder wenn das zu hoch klingt — welche Abſicht leitet ihn? Sie wiſſen, liebe Joſſelinde, Keiner von uns darf ſitzen Hände im Schooß! Wollen wir leben, ſo müſſen wir uns zuſammen nehmen und arbeiten. Die Erziehung meiner jüngern Geſchwiſter iſt noch ganz und gar zu machen und ich muß dafür ſorgen; alſo können Sie ſich vorſtellen daß ich für Levin nicht viel mehr thun als ihm vorſchlagen kann bei mir auf Wildeshauſen zu leben. Henning kann das annehmen und ſich ganz behaglich als Gärtner fühlen" ....

„Vergleichen Sie doch nicht Levin mit dem armen Henning! unterbrach ihn Joſſelinde, heimlich gekränkt. Und ſorgen Sie auch nicht zu ängſtlich um Levins Zukunft, guter Wilderich! er iſt ein Menſch der vermuthlich nie anders als nach Luſt und Laune oder — wie er es nennt — nach innerer Berufung und eigener Beſtimmung leben wird. Ob ihn das beglücken kann, wenn es auf gar kein feſtes Ziel gerichtet — iſt fraglich; aber ſein äußeres Daſein ſoll ihm nie Sorge machen. Er iſt mein

Pflegebruder, ein Vermächtniß meines geliebten Vaters, der in ſeinen letzten Tagen ſtets von Levin zu mir ſprach. Was mein iſt, iſt ſein. Und dies ſage ich nicht etwa jetzt ſo oberflächlich hin um Sie zu beruhigen, ſondern aus langer Ueberlegung. Ich werde nie heirathen. Ich habe nur entfernte Vettern mütterlicher Seite, die an mein vom Vater ſtammendes Vermögen nicht den mindeſten Anſpruch haben. Sterbe ich, ſo iſt Levin mein Erbe. Lebe ich, ſo ſoll er deshalb nichts entbehren. Ich bin allein auf der Welt, ganz und ſehr allein .... und darum ſehr arm. Es macht mich reich mit einem lieben Menſchen das zu theilen was ich beſitze. Ueberdas ſind die Wildeshauſen und Lidkerken entfernt verwandt; es gebührt mir alſo dies Recht, und Sie dürfen nichts dagegen einwenden, lieber Wilderich."

„Nichts, entgegnete dieſer mit der äußerſten Befremdung, gar nichts als daß Ihr Plan mir etwas chimäriſch vorkommt. Sie haben ihn in der Einſamkeit erdacht und ausgeſponnen, mit wunderbarer Güte und eben ſo wunderbarer Welt- und Menſchen-Unkenntniß. Aber ſolche Plane die man für die Zukunft ſich ausdenkt, dauern nicht und ſind unbrauchbar .... eben weil erdacht. Die Geſtaltung unſers Lebens wird geboren aus dem Zuſammenſtoß unſrer Weſenheit mit einflußreichen Geſchicken; ſie iſt ganz unberechenbar! Am allerunberechenbarſten iſt aber die — eines jungen Mädchens.“

„Weil es ſtets die Furcht vor der alten Jungfer im Hinterhalt hat und ſich doch endlich von derſelben überrumpeln läßt, nicht wahr? — Halten Sie es denn für unmöglich aus freiem Entſchluß und daher mit einiger Grazie alte Jungfer zu werden?“

„Nicht ganz unmöglich, aber beinah! und eben ſo unmöglich iſt es mir zu begreifen, weshalb Sie Ihr ganzes Leben nicht ſowol Levin widmen als vielmehr es an die Idee von Levin aufopfern wollen — da das Erſte doch unendlich viel natürlicher als das Letzte iſt, und ich etwas Unnatürliches, Ueberſpanntes und Geſchraubtes gar nicht in Uebereinſtimmung mit Ihrem einfachen und wahren Character bringen kann.“

„Was bei einer Andern unnatürlich wäre, guter Wilderich, iſt bei mir ganz natürlich, eben weil ich wahr, und ganz beſonders wahr gegen mich ſelbſt bin. Wie Sie ſelbſt ſagten: unſer Leben entwickelt ſich organiſch aus innerem Keim und äußerer Befruchtung. Das habe ich früh empfunden, und daher iſt die Beſtimmung meiner Zukunft nicht willkürlich von mir ausgedacht, ſondern in mir geboren.

Laſſen Sie mich in meiner Weiſe mit Levin fortleben. Mich macht es glücklich und ihm thut es wol."

„Und was für eine Sorte von Menſch iſt denn eigentlich Levin? fragte Wilderich nach einer Pauſe. Sie müſſen ihn doch gut kennen."

„Wenn er ſich ſelbſt kennte würde auch ich ihn kennen — gewiß. Aber es arbeitet noch das Chaos in ihm."

„Trauen Sie ihm zu daß er für eine übernommene Pflicht leben und darin Befriedigung finden könne."

„Wenn dieſe Pflicht ihn unabläſſig zu That und Handlung begeiſternd anregt und ihm Selbſtvergeſſenheit giebt — Ja! Wenn ſie von ihm ausdauernde Selbſtüberwindung verlangt — Nein. Spräche ich zu ihm: Levin, gehen Sie in einer Januarnacht nach Wildeshauſen und holen Sie mir dies oder das Buch! — er thät' es mit Freuden. Bäte ich ihn aber während drei Wochen täglich zur nämlichen Stunde zu mir zu kommen — er thät' es nicht. Er würd' es drei Tage hindurch verſuchen, dann acht Tage lang ſpäter — und endlich gar nicht mehr kommen. Er widerſtrebt dem Zwang."

„Alſo mit andern Worten — der Bedingung deß Lebens?"

„Ja.“

„Und wodurch macht er dieſe eigenſinnige Selbſtüberſchätzung gut?“

„Durch die Hoffnung die er giebt daß er, dem Impuls ſeiner Natur folgend, etwas Höheres leiſten wird als das, wozu ihn der Zwang veranlaſſen könnte.“

„Das iſt vielleicht genug um einen liebenswürdigen Menſchen — doch gewiß nicht um einen zuverläſſigen aus ihm zu machen.“

„Vielleicht lernt er auf ſeinen Reiſen, daß man zuweilen ſeine Neigung brechen und ſeinen Willen opfern muß, um tüchtig zu werden.“ — —

Aber der Menſch lernt nur das, wofür er die Fähigkeit in ſich hat. Anlernen kann er ſich mancherlei, wenn der Geiſt eine gewiſſe Fertigkeit in dieſer Gymnaſtik der Schwierigkeits-Ueberwindung ſich angeeignet hat: aber zu innerem Reichthum, zu einem Nahrungſtoff der in Mark, Blut und Hirn übergeht, wird das Angelernte nie. Levin ſah in der Weltgeſchichte, welche ſich in Volks-, Natur- und Kunſtbildern vor ihm gruppirte, immer nur den in Begeiſterung handelnden oder ſchaffenden Geiſt — nie den ringenden, kämpfenden, gequälten Menſchen, der lange, lange für ſeine Idee leidet, bevor der glückſelige Moment eintritt, wo er ſie ins

Leben ruft. Er ſah nur Moſes auf dem Sinai — nicht den Wüſtenzug! nur Solon als Geſetzgeber — nicht ſeine Auswanderung! nur den himmelfahrenden Chriſtus — nicht den gekreuzigten. Er verſank in das Licht der Schönheit und Größe, ohne zu bedenken daß ſie die Gipfelpunkte einer langen, mühſeligen, ſtandhaft fortgeſetzten innern Anſtrengung und Ueberwindung ſind. Das Leid und die Qual der Menſchlichkeit erſchien ihm bei ſeinen Heroen nur als der nächtliche Himmel den ſie brauchten um ihre Sternenwelt auszubreiten; oder als ſchwarze Folie für den Diamant ihrer Herrlichkeit. Das iſt auch ganz richtig — für uns, die wir es betrachten. Allein: wer zum Licht gedrungen iſt, hat ſich zuvor durch eigene Kraft aus der Finſterniß heraus arbeiten müſſen; und mit welchen Qualen — das iſt freilich ein Geheimniß zwiſchen ihm und Gott geblieben.

Wilderich und Joſſelinde aber wurden Freunde. Nach den fürchterlichen Erſchütterungen die er ausgehalten hatte und die ſein Herz in wunder Erregung zittern machten, war es ihm ein Labſal eine Frau zu finden, die durch ihren guten, reinen und edlen Character wolthuend zu ſeinem Gemüth ſprach und ſein Herz nicht im Entfernteſten berührte.

Seine Mutter freilich verband ganz andre Hoffnungen mit dieſer Zuneigung Wilderichs und Joſſelindens, und ihr alter Wunſch einer Heirath ward lebhaft angeregt. Sie ſprach ihm auch ihre Anſicht und Erwartung aus, aber Wilderich entgegnete ruhig:

„Ich kann an keine Heirath denken, ſo lange meine ſämmtlichen Geſchwiſter unverſorgt, ja unerzogen ſind.“

„Das iſt eine Ausflucht, Wilderich, und könnte nur gelten wenn die Rede von einem ganz mittelloſen Mädchen wäre. Joſſelinde aber hat Vermögen und überdas jene Umſicht und Entſchloſſenheit, welche Dir mit Rath und That beiſtehen und Dir Deine Verpflichtungen erleichtern würde.“

„Sie ſind nicht ſchwer, meine gute Mutter“ — ſagte Wilderich und küßte ihre Hand.

„Aber es giebt ſüßere“.... — —

„Alles zu ſeiner Zeit! unterbrach er ſie lebhaft. In Betreff Joſſelindens muß ich Dir aber ſagen, daß es ſie mehr als befremden müßte, wenn ich auf Deine Vorſchläge eingehen wollte. Sie iſt gegen die Ehe geſtimmt und hat es mir unbefangen erklärt.“

„Das iſt kein gültiger Grund, mein Sohn! rief Gräfin Wildeshauſen. Eine ſolche Erklärung könnte wol bedeuten, daß man erwartet umgeſtimmt zu werden.“

„Vielleicht im Allgemeinen! bei Joſſelinden nicht. Was ſie denkt — ſagt ſie, und wie ſie ſpricht — handelt ſie. Sie iſt zuverläßig wie ein Mann.“

„Sein ſollte! ergänzte Gräfin Wildeshauſen den Satz, der ihr nicht erſchöpfend vorkam. Schade, daß ihr zu der Zuverläßigkeit des Mannes nicht etwas von der Schönheit des Weibes zu Theil ward; dann würdeſt Du anders denken, mein Sohn.“

„Niemals, gute Mutter! die äußere Schönheit eines Weibes könnte mich nicht feſſeln wenn ſie nicht mit der der Seele verbunden wäre; und wie groß muß letztere nicht bei Joſſelinden ſein, da man den gänzlichen Mangel der erſtern vollkommen vergißt! Ein ſolcher Zauber iſt ein mächtiger Magnet für den Empfänglichen.“

„Allein Du biſt gepanzert?“

„Nur gleichgültig, liebe Mutter.“

„Das Schlimmſte was man ſein kann, weil es auf Erſchöpfung deutet, und dieſe — auf Mißbrauch.“

„Erſchöpfung geb' ich zu — Mißbrauch nicht! Einem übermächtigen Impuls gehorchen, der uns nach andern Geſetzen als nach denen der Gewohnheit leben läßt — ſchließt noch keinen Mißbrauch ein. Die anregende Kraft kann ja ſo edler Art ſein, daß ſie in dem Alltagsgebrauch kaum eine Anwendung fände.“

Gräfin Wildeshauſen betrachtete ſchweigend ihren Sohn. Nach einer Weile ſagte ſie traurig:

„Wilderich! die Ueberreizung auch der edelſten Gefühle macht untüchtig.“

„Nicht untüchtig zum Guten .... höchſtens zum Glück.“

„Ein unglückliches Leben iſt kein gutes Leben, weil es kein ſegenvolles, kein warmes und reiches iſt — darauf verlaß Dich!“

„Ich weiß es, meine Mutter. Unglücklich werde ich nie ganz ſein können, ſo lange mir eine Pflicht zu erfüllen bleibt! allein das Glück gehört einer Sphäre des Lebens an in der ich nicht Herr und Meiſter bin; und darum kann ich auch weder wiſſen noch verſprechen daß ich es erringen werde.“

Gräfin Wildeshauſen wollte ihren Sohn nicht durch zudringliches Zureden in die Oppoſition treiben; ſie ſchwieg und hoffte auf Macht der Zeit und der Gewohnheit. Sie lud Joſſelinde dringend ein nach Wildeshauſen zu kommen, länger zu bleiben, ſie öfter zu beſuchen. Aber Frau von Herdegen liebte durchaus nicht Embden zu verlaſſen und

Joſſelinde hatte ſowol von ihr als auch von ihrem Vater dieſelbe Neigung geerbt — hatte ſich überdas einen ſo feſten Kreis der Beſchäftigungen gebildet, daß es ihr unmöglich ſchien ihn um einer bloßen Einladung willen auf Tage zu durchbrechen, und ſetzte alſo ihr zurückgezogenes Leben fort. Sie müßte in demſelben wenn nicht verknöchert, doch vor der Zeit gealtert ſein, hätte nicht die Frühlingsluſt aus dem Süden ihr die anregende Wärme gebracht, deren der Menſch ſo dringend bedarf um nicht zu verkümmern.

Aus Levins Briefen.

An Bord des Etna, Sept. 19, 184….

Auf dem Meer! auf dem Meer! In Meſſina fanden wir dieſen Kauffahrer der nach Malaga geht und uns mitgenommen hat. Aus dem Paradieſe der Erde ſind wir in die Zauberwelt des Meeres gerathen! Nichts um uns als die lichte blaue bewegliche unendliche Flut — golddurchfunkelt am Tag, ſilberumſchleiert des Nachts — unermeßlich groß wie eine Gottheit, unberechenbar ſchön wie ein Weib — eine Miſchung von ewiger Ruhe und von ewiger Leidenſchaft — Symbol des Durſtes nach Befriedigung und der himmelſtürmeriſchen Sehnſucht, die das Prinzip unſers Lebens, unſrer Entfaltung, unſrer Beſtimmung ſind, und die uns — gleichviel wo und in wem wir ihnen begegnen! — mit jener Allmacht ans Herz und ins Herz ſinken, daß wir unſer kleines Schattendaſein mit Wonne in die tiefe Flut und in den feurigen Brand ſchleudern mögten um intenſiver das Leben des Alls zu genießen. O Joſſelinde! auf dem Meer mögt' ich leben und ſterben, und erſt jetzt, auf einem Segelſchiff, weiß ich was das iſt: eine Meerfahrt. Auf dem Dampfſchiff iſt ſie ein Rechenexempel, auf dem Segelſchiff iſt ſie ein Poem. Jenes kommt pünktlich zu Stande; dieſes braucht die Gunſt guter Götter und freundlicher Geſtirne. Mit jenem fühlt man ſich in brutale Sicherheit eingelullt; mit dieſem ſchwankt man zwiſchen Heil und Unheil, zwiſchen Vertrauen und Beſorgniß, Zuverſicht ſchwellt ſtolz die Segel, die Hoffnung ſenkt ihren Anker beruhigend in die Tiefe — aber immer und immer ſäuſelt ein Lüftchen ſelbſt in den ſchlaff herabhangenden Wimpeln und flüſtert warnend: ſei nicht allzu ſorglos! — — Wir ſind ſelig! Ueber Morley kamen Heimatsgefühle; er kletterte behend zum Maſtkorb hinauf und ſang von dort, wie von einem Thron „Rule

Britania“ herab, mit einer Stimme die mehr dröhnt als klingt. Werner liegt auf dem Verdeck, murrt ſelten und ſanft gegen Morleys Mißtöne, und blinzelt die Sonne an. Ich ſitze neben ihm, mein Portefeuille auf den Knien und ſchreibe Ihnen. Aber ich denke mehr an Sie, als ichs auf dem Papier feſthalten kann; denn es ſind nicht Gedanken — ſondern eigentlich ganze Gedankenzüge, die wie Wolkenzüge zu Ihnen gehen, und die ſich während dieſer Wanderſchaft ſeltſam jagen, verändern und umgeſtalten — ſo daß ich nicht weiß in welcher Form ſie zu Ihnen gelangen. Ein Phantaſt wie der Levin iſt ganz fürs Seeleben geboren: das glauben Sie nur! Dagegen iſt Alles was auf dem Lande geſchieht, doch nur alltäglich! die Gefahren ſind nicht ſo groß, die Abgeſchiedenheit iſt nicht ſo tief, der Wechſel zwiſchen Todesdrohung und Zuverſicht, zwiſchen mühſeligſter Arbeit und ausruhender Stille, zwiſchen Unterwerfung unter die Disciplin und Freiheitsbewußtſein im Kampf mit den Elementen — iſt nie, niemals ſo plötzlich, ſo abſpringend, ſo gewaltig. Binnen vierundzwanzig Stunden kann man mehr Muth, Kaltblütigkeit, Umſicht, Thätigkeit und Entſchloſſenheit entwickeln und anwenden, als in vierundzwanzig Jahren auf dem feſten Lande. Den

Anſtrich von breitgetretener, ordinärer, mit Straßenſchmutz und Chauſſeeſtaub bedeckter Alltäglichkeit bekommt das Leben nie auf der unſtät rieſelnden Meereswelle. Wild, unbändig, roh mag der Seemann werden; aber nicht zahm, ſchlaff, feig, mattblütig und mattherzig, nicht das was ich nenne ordinär. Die Reize des Lebens behalten ihren vollen Zauber da, wo eine Planke uns vom Tode ſcheidet; locken zum feurigen Genuß da, wo lange Entbehrung ihnen eine Folie giebt. Der Ernſt des Lebens iſt hier eine Realität, keine ſentimentale Fiction! Hier haben die Worte Gehorſam, Selbſtverleugnung, Tapferkeit, Characterſtärke einen Sinn, denn ſie finden ihre praktiſche Anwendung. O Gott, Joſſelinde! ich habe meine Beſtimmung verfehlt: vor zehn, zwölf Jahren hätte ich Schiffsjunge werden und jetzt ein tüchtiger Seemann ſein müſſen. An Bord eines Schiffs hätt' ich gedeihen müſſen wie der Baum in dem ihm zuſagenden Erdreich. Wiſſen Sie warum? Dann hätte der Stern über mir geſtanden deſſen heilſamer Einfluß mir fehlt: die Nothwendigkeit! aber die: nicht gegen ſondern innerhalb der Bedingungen meiner Natur entwickelnde Kämpfe zu beſtehen. Ich brauche eine angeſtrengte, herzklopfende, pulſirende Thätigkeit und eine windſtille Ruhe. Auf dem Meere hätte ich ſie gefunden ohne mich den

Anfoderungen und Pflichten meines Berufs zu entziehen, und deſſen mühſeligſten und ſchwerſten Folgerungen hätte ich mich unterworfen weil ich mich von meinem Element getragen wußte. Die Nothwendigkeit iſt herb und rauh: aber wir können uns mit ihr in Einklang ſetzen, weil ſie zu einem Geſetz in uns ſpricht: drum empört ſie uns nicht. Der Zwang aber empört, weil er von einer willkürlichen Gewalt über uns geworfen wird.

— — Das ſüdliche Kreuz, dieſe himmliſche Conſtellation der ſüdlichen Hemiſphäre.... werde ich es nicht ſehen?.... Und wenn ichs nicht ſehen ſoll, werd' ich nicht Macht genug haben es an meinem innern Horizont heraufzuführen? Was jenen Theſſalerinnen gelang mit ihren Zauberſängen ſollte nicht mir zu Gebot ſtehen.... Den Weibern! und nicht mir? —

— — Alles hat das Italien für die Welt gethan, jede große Idee hat es realiſirt und derſelben für eine Zeit die Herrſchaft zugeſichert. Als es nichts Neues mehr zu thun fand, entdeckte einer von Italiens Söhnen jenſeits des Ozeans ſogar — eine neue Welt! Glückſeliger Columbus!

Malaga, Sept. 24, 184....

Caſtagnetten raſſeln auf der Gaſſe, hinter ſcharf vergitterten Balkons ſchwirrt träumeriſch und gedankenlos die Guitarre; ſchwarzäugige Weiber mit dem Fächer in der Hand, der Blume über dem Ohr, der Mantilla übers Haar, wandeln zierlich und lebhaft auf der Alameda; mit der Hand am rothen Gürtel gehen die Männer, denn im Gürtel ſteckt die Navaja, und die Hand iſt immer bereit ſie zu brauchen zum Werkzeug des Haſſes, der Rache, der Eiferſucht. -- Klingt das nicht wie der Anfang eines Romans oder als hätte ichs aus einer Reiſebeſchreibung entlehnt, Joſſelinde? Ich kann nichts dafür! es iſt genau das was ich ſehe, eingerahmt in die Höhenzüge der Sierra vermeja und in das Meer. — Aber das Brauſen der Wellen iſt nicht das einzige Accompagnement zu dem wunderſchönen Bilde. Ein dumpfer Trommelwirbel — eine Musketenſalve! — Ein Aufrührer mit ſeinen Genoſſen iſt nicht mehr. Wofür ſtarb er? für welche Ordnung der Dinge, für welch Prinzip opferte er ſo freudig ſein Leben? hat ers bedacht und ſich gefragt ob der engliſche Krämer, ob der franzöſiſche Ränkemacher herrſchen ſoll im ſtolzen Spanien? lehnte er ſich auf gegen das zerſetzende, fremdländiſche Uebergewicht, das an der ſpaniſchen Lebenskraft zehrt? — Man erfährt es kaum. Man hört kaum hin. Man iſt daran gewöhnt wie auf dem Theater an den häuslichen Unfrieden von Mann und Frau. — Er küßte inbrünſtig das Bildchen der unbefleckten Empfängniß, das er wie das Bild einer Geliebten um den Hals trug — und die Kugeln durchbohrten ihn. Wie warm und wild iſt hier das Leben; wie warm und wild der Tod! drum reizen und locken ſie ſo ſehr. Bei uns — — ich weiß nicht was für einen antizipirenden Beiſchmack von Tod das Leben hat!

„Weil es ohne Glauben iſt!" ſagt Morley; aber den Glauben an die unbefleckte Empfängniß verachtet er, und nennt er papiſtiſch ſtupid.

„Weil es ohne Freiheit iſt!" ſagt Werner, und mögte durch Revolution die Menſchen zu einer Kraft ſtimuliren, die ihnen nicht gebieteriſch durch die Adern brauſt.

Denn unter dem Gartenmeſſer der Cultur ſind ſie die gezähmten Civiliſationsautomaten der Induſtrie, der Wiſſenſchaft und der Berechnung geworden, die wir Alle ſind. Und das wagen wir Fortſchritt zu nennen und den ſüdlichen Völkern als etwas Glorwürdiges anzubieten, ja aufzudrängen? Wenn das

Fortſchritt iſt, ſo wünſchte ich daß die Welt einmal zur Abwechſelung ein Paar tüchtige Rückſchritte machte um die Menſchen aus der Automatenexiſtenz zu befreien, die ſie in ihrer Dampfatmoſphäre und in ihren Papiergruben führen.

Ich ahne daß Sie auf dem Punkt ſind in einen großen Zorn über meine Berſerkerwuth zu gerathen, und mich zu fragen, was denn ich wiſſe von dem Leben der Civiliſation, da ich nicht einmal durch deſſen erſte Schule gelaufen ſei? Da zwingen Sie mich denn zu der Antwort: ſpricht das nicht für eine gute und gründliche Bekanntſchaft, daß ich aus der Schule davon gelaufen bin?

Granada, Sept. 28, 184….

Werden Sie glauben, Joſſelinde, daß man hier melancholiſch ſein könne? Ich bin es. Und wenn ich Ihnen die Urſach davon ſage, werden Sie nicht zweifelhafter noch den Kopf ſchütteln? — Nun ſehen Sie: mich grämt es, daß das Chalifenthum und der Koran aus Spanien vertrieben ſind — denn von dem Augenblick an wo das zu Stande gebracht war, begann Spanien zu ſinken. Die Spanier ſind Thatmenſchen; ſie brauchen Kampf zu ihrer Entwickelung, für die Künſte des Friedens ſind ſie nicht geſchaffen. Es pulſirt zu viel Leidenſchaft durch ihr ganzes Lebensgeäder um nicht eine zerſtörende Reaction, eine lähmende Stockung zu bewirken, wenn ihr der Canal nicht mehr geöffnet wird in welchem ſie ſich naturgemäß ausbrauſen könnte. Von den alten Cantabern bis auf Cäſar und von ihm bis auf die Guerillakriege unſers Jahrhunderts — welch ein kriegeriſcher Kampf unter den Völkern, die nach und nach, gleichſam in einer Bluttaufe, den Namen Spanier vereinigt empfingen, und eine Miſchung von Iberiern und Cantabern, Römern und Vandalen, Gothen und Arabern ſind. Krieg und Kampf — ſo ſagen unſre gezähmten Friedensherren, die Actienſpekulanten und die Männer der beobachtenden und kritiſchen Wiſſenſchaften — hält die Bildung der Menſchheit zurück. Ja, von ihrer Bildung — das iſt richtig! aber iſt ſie die höchſte Stufe welche man erklimmen könnte? iſt es weiſer und edler eine Feder in der Hand zu führen als ein Schwert? — Für alte Leute, die nur noch durch Erfahrung, nicht durch Handlung nützen können, allerdings! aber es iſt weder ein Glück noch eine Ehre alt zu werden, ſondern nur eine Lebensbedingung in die man ſich fügen muß; ſo mache man ſich denn auch nicht breit damit! ſo gönne man doch die längere Jugend denen, die für ſie organiſirt ſind! Kein roher Kampf um Hab und Gut, keine gedankenloſe Rauferei war es, was hier mehr als ein halbes Jahrtauſend Chriſtenthum und Islam zum Streit beſeelte. Herrſchaft des Evangeliums oder des Korans war der zündende leuchtende Funke in dieſen Millionen Herzen; Chriſtus und Muhamed war der Schlachtruf; Kreuz und Halbmond das Banner. Wie er anfänglich ſiegt, dieſer Halbmond, als wolle er ſich in die Sonne der Welt verwandeln! wie das Kreuz gedemüthigt und über den fernen Bergen von Aſturien ſchwebt! Aber es wird zum Palladium um das ſich die Getreuen drängen und verſammeln. Sie vertrauen ihm; ſie wagen ſich mit ihm hinaus, hervor. Der Sieg lohnt und ermuthigt ſie. Sie finden Kronen auf ihren Wegen. Wird der Einzelne zu einer Krone, — ſo werden Alle durch das Bewußtſein erhoben für eine heilige und große Sache zu kämpfen: Jeder iſt ein Ritter des Kreuzes, ein Krieger, ein freier Mann. Ihr Vorkämpfer, ihr Held und Spiegel iſt der Cid el Campeador: Afrikas Glut und Europas Beſonnenheit ſind in ihm vereint, drum iſt er für Freund und Feind ehrfurchtgebietend. Der Kampf dauert fort, denn allmälig hatte das Kreuz die Oberhand gewonnen, und ſeine Herrſchaft war entſchieden als auf der Torre de la Vela der Alhambra Ferdinands und Iſabellas Fahne wehte. Wie einſt der Chriſt, flieht jetzt der Maure in die Klüfte des Gebirges und bald übers Meer, in die afrikaniſche Wüſte zurück. Der Vorhang ſinkt über dem Chalifat in Spanien — aber er beginnt zu ſinken über Spaniens Größe. Noch trägt es Helm und Panzer, noch führt es Schwert und Schild etwa ein halbes Jahrhundert lang auf Abenteuern jenſeits des Ozeans, welche ihm einen fabelhaften Glanz, eine phantaſtiſche Größe geben; aber dieſer Koloß, deſſen Füße auf beiden Hemiſphären ſtehen, deſſen Augen die Sonne nie untergehen ſehen — iſt ſchon entnervt. Der Kampf hört auf, der Reichthum tritt ein, die Knechtſchaft iſt da. Der Sclav des Goldes kann nicht mehr Vertheidiger der Freiheit ſein. Hier iſt noch ein Aufruhr für die uralte, heilige Unabhängigkeit von der Willkür eines Despoten; dort noch eine Empörung für die uralte, Jedem gebührende und verbriefte Freiheit! — Was hilfts! die Ausdauer, die Standhaftigkeit, der zähe Muth ſind dahin. Das heiße rothe Blut iſt verſpritzt, ſchwer und ſchwarz iſt es geworden; ſo ſchwer — daß es bald nicht mehr Kraft genug hat um den geliebten Reichthum zu ſchützen, zu verwalten, zu verwenden. Umſonſt kommen die Silberflotten! umſonſt werden Amerikas Schätze vor dem Thron der Philippe ausgeſtürzt! dieſe künſtliche metalliſche Berührung galvaniſirt nur zu ſcheinbarer Lebensthätigkeit, das Leben ſelbſt iſt — erloſchen? erſtorben? — O nein! o nein! — Concentrirt iſt es im Sinnenleben. Daher hat dieſes eine Friſche und Wärme, die immer noch ein großer Segen ſind, weil ſie zum treibenden Fruchtboden einer neuen Ordnung der Dinge werden können. Nur die Kälte iſt unproductiv wie der Tod.

Granada, Oktbr. 1, 184....

— — Die Alhambra iſt der verſteinerte — nein, das klingt zu rauh! iſt der kriſtalliſirte Koran: ſinnlich und myſtiſch, üppig und weiſe, geſchmückt und dunkel, träumeriſch und gedankenvoll, lockend und beſchränkt! ich könnte noch zwanzig Vergleiche und Gegenſätze finden, aber die können Ihnen freilich die Alhambra ſo wenig beſchreiben, als Dinte und Papier Ihnen einen Abglanz von dieſem Himmel, dieſer Vegetation, dieſer Gebirge und Waſſer, dieſer Blumen und Fontänen, dieſer Tänze und Geſänge, dieſer Frauen und Zigeuner geben können, die weſentlich das Gemälde bilden, deſſen Mittelpunkt die Alhambra, wie die Roſe in einem perſiſchen Märchen iſt.

Granada, Oktbr. 8, 184....

— — Es iſt ſchwer ſich von hier loszureißen. Ginge es nur nach meinem Geſchmack, ſo blieben wir den Winter hier und ich ſtudierte gründlich die ſpaniſche Sprache und Literatur. Jetzt lege ich wenigſtens den Grund dazu für künftige Studien in der Heimat, und manche Stunden verbringe ich mit Büchern, während die Gefährten umherſchwärmen und ſich wundern daß ich dazu Luſt und Geduld habe. Ich wundre mich ſelbſt über mich; aber es iſt ſo! ich habe eine ganze Menge Romanzen vom Cid, vom Grafen Alarcos, von den Laras-Kindern geſammelt und überſetzt, und das hat mich ſo beſchäftigt.

Granada, Oktbr. 10. 184....

— — ich behaupte die Vivarambla, Lindarajas Garten ſind Worte die wie Beſchwörungen klingen und einen ebenſo feſſelnden Einfluß üben als ſie. Hör' ich nur die Vivarambla nennen, ſo ſteigt die ganze mauriſch-ritterliche, occidentaliſche Chalifenwelt, mit ihren Dichtern, Weiſen, Königinnen und Kriegern, mit ihren Sultaninnen und Sclavinnen, mit ihrem goldnen Harem, den ſpaniſche Romantik und Leidenſchaft zu etwas Schönerem als einen Frauenkerker macht — vor mir auf.

Werner behauptet hingegen die Vivarambla ſei ein ganz todtes Wort, bei dem man ſich mühſam des Platzes erinnere, wo in alten mauriſchen Zeiten die Turniere, Carouſſels und andre öffentliche Feſte abgehalten wurden. Hingegen Namen wie Dolores und Catalina übten eine ganz andre Beſchwörung; und was denen die alte verſchollene Lindaraja wol anhaben könne?

Morley erklärt trocken er habe jetzt genug von Dolores wie von Lindaraja gehört, und er ſei entſchloſſen für uns beide die Beſchwörung kurz und gut zu durchbrechen. Er führt die gemeinſchaftliche Kaſſe, die wir ihm übergeben — er iſt der Reiſemarſchall zu dem wir ihn ernannt haben; und ſo brechen wir morgen auf. — — —

Murcia, Oktbr. 14. 184….

— — der Character der ſpaniſchen Landſchaft wie ich ihn bisher kennen gelernt habe, beſteht aus dem Gegenſätzen von Wüſtenei und von Garten-Eden. Es muß ein Vorſchmack von Afrika mit deſſen Oaſen in der Wüſte ſein. — Die ganze Natur geht in Extremen auseinander und zuſammen, Inquiſition und Liebe, Tortur und Wolluſt Hand in Hand. —

Valencia, Oktbr. 18, 184....

Liebenswürdige Gaſtfreundſchaft, die dem Reiſenden mit jener unbefangenen Güte entgegenkommt, welche dem Gaſt im fremden Lande wolthut, iſt auch noch ein Erbe welches der Spanier vom Araber erhalten hat. Man wird hier aber öfter von Geſichtsformen erſchreckt, die mehr an die Neger, als an die Araber erinnern; und wäre nicht die äußerſt maleriſche Tracht der Männer, ſo würde ein ſchönheitſuchendes Auge grade in Valencia nicht oft Befriedigung finden. Im Allgemeinen drängt ſich mir aber überall die Bemerkung auf: es giebt in Spanien nur Männer, keine Greiſe. Krüppel ſieht man und Bettler, welche keinem Alter angehören; aber Greiſe wie bei uns, welk, gebrochen, krumm und grau — ſieht man nicht. Männer mit weißem Haar, mit Falten im Antlitz, haben immer noch die aufrechte Haltung, das lebhafte Auge, den raſchen Gang, die friſche Bewegung, welche bei uns das Alter nicht hat. Iſt es Wirkung der Luft, der Kleidung, des einfachen Lebens, der edleren Race — ich weiß es nicht; aber die Thatſache iſt da.

Als ich bei dieſer Beobachtung, die wir alle drei gemacht hatten, mich des Ausdrucks Race bediente, gerieth Freund Werner in den heftigſten Zorn, behauptend: Hunde hätten Race, Menſchen nicht; ein

Menſch ſei wie der andre von der Natur ausgeſtattet, und die Verſchiedenheiten die wir an ihm wahrnähmen, entſprängen aus klimatiſchen und geographiſchen Einflüſſen, welche ſich in den Generationen fortpflanzten. Der Araber ſei nicht edler als der Gothe, und dieſer nicht als der Neger, denn Alle wären gleich bildungsfähig.

Morley fuhr dazwiſchen mit ſeiner bibliſchen Anſicht von den Nachkommen Sems, Hams und Japhets, und von dem Fluch der auf Hams Söhnen laſte und ihnen folglich eine Gleichſtellung mit Jenen unmöglich mache.

Ich leugnete nicht die Möglichkeit zur Bildungsfähigkeit unter den gleichen Climaten und Verhältniſſen, gab aber nie zu, daß dieſelben Fähigkeiten bei Allen zur nämlichen Entwickelung zu bringen wären. Bis aber des Negers Nachkommen binnen tauſend Jahren in Lappland — Lappländer werden dürften, bilden ſie einſtweilen im innern Afrika eine Race welche von der europäiſchen ſo verſchieden iſt, daß man ſie eben nur durch die Racen-Verſchiedenheit erklären kann.

Ich erzähle Ihnen dies, damit Sie einen Begriff von unſern ewigen Controverſen haben möchten. Sie haben auf mich keinen andern Einfluß, wie mir ſcheint, als daß ſie mir Toleranz für die fremde

Meinung und Befeſtigung in der eigenen geben. Träfe ich mit überlegenen Autoritäten, die mir innerlich imponirten, zuſammen, ſo mögten ſie einen entſchiedeneren Einfluß üben. Aber wo iſt Autorität in unſern Tagen? .... Und Spanien iſt nicht das Land wo man aufgefodert würde ſich nach ihrer Wirkung zu ſehnen, da die religiöſe hier in Inquiſition — und die politiſche in Deſpotie ausartete.

Zarageza, Oktbr. 25. 184....

Als hier das Haupt des Don Juan de la Nuza unter dem Richtbeil fiel, waren es nicht allein die Ränke und Deſpotie Philipps II, welche der uralten freien Verfaſſung des Königreichs Aragon in ihrem Justicia mayor einen Todesſtreich zufügten, ſondern die innere Entnervung der Menſchen war bereits ſo weit gediehen, daß die Gemeinſamkeit und die aus ihr entſpringende Einheit des Handelns nicht mehr aufrecht gehalten wurde. Das perſönliche Intereſſe verſchlang das allgemeine, und dieſes ward vom monarchiſchen Abſolutismus wie von einer Boa conſtrictor umringelt, zermalmt, in Brei verwandelt, verſchlungen — bis er, ebenfalls wie die Boa, aufgeblaſen und unbeholfen in einen ſtumpfen Halbſchlaf verfiel, aus welchem ihn die Schaffotte für Carl I und Ludwig XVI aufrüttelten ohne ihn ganz zu wecken. — —

Burgos, Novbr. 1, 184….

Auf einem großen Umweg ſind wir hergekommen: über Vittoria: denn Morley wollte das berühmte Schlachtfeld ſehen, wo Napoleons Adler vor dem Leoparden Englands in den Staub fiel. Es iſt ein ödes Haideland. Ebenen von Schluchten zerriſſen, bieten ſowol für die offene Feldſchlacht einen Tummelplatz, als Schlupfwinkel für den Krieg der Guerilleros. Jetzt iſt Alles ſtill und ſtumm. In Haidekraut begraben, das in dieſer Jahreszeit wie eine fahle, zerriſſene Sargdecke ausſieht, dehnt Alt-Caſtilien ſich vor uns aus. Einige Maulthierzüge mit monotonem Schellengeklingel unterbrechen ſpärlich die melancholiſche Stille, die hier nicht wie im ſüdlichen Spanien Melancholie der leidenſchaftlichen Ueberfülle — ſondern der Entbehrung iſt. Unſer Eilwagen raſt mit ſeinen neun Maulthieren über Stock und Stein vorwärts; aber man merkt nicht daß man von der Stelle kommt: dermaßen einförmig iſt die Gegend. Hier in Burgos ſind wir in der Vaterſtadt des Cid. Sein Standbild begrüßt uns von dem zinnengekrönten Stadtthor herab. Wir ſuchten ihn, und Ximene, und König Ferdinand den Großen in der alten armen finſtern Stadt; und die Geſtalten denen wir ſtatt ihrer begegneten, wollten wir nicht für die Nachkommen dieſer alten Löwenherzen gelten laſſen. Denn gewiß die Ximene hatte auch einen Tropfen Löwenblut in ihrem Herzen, und das iſt eine köſtliche Zugabe für ein weibliches Taubenherz. Wegen dieſer oder jener grandioſen That von einer Frau geliebt zu werden — nun ja, das iſt in der Ordnung! Aber trotz derſelben, das iſt außer der Ordnung, das iſt ganz erhaben oder ganz roh; und den Mann heirathen der ihren Vater getödtet hat — kann nur ein ſehr hohes oder ein ſehr niedriges Weib. Die Mittelſorte iſt weder ſolcher unendlichen Liebe, noch eines ſolchen Stumpfſinns fähig. — —

In der kalten, ſtrengen, finſtern Kathedrale ward das Hochamt gehalten. Es iſt Allerheiligentag. Mit dem ernſten gothiſchen Styl des Baues kontraſtirt unangenehm der Chor, der im korinthiſchen iſt; er ſieht in dieſer Umgebung wie eine Huldigung aus, falſchen Göttern dargebracht — wie ein Abfall von Jehovah zu Baal. Die Muſik klang weltlich und was in Burgos das Haus verlaſſen kann, drängte ſich hier mit einem Gefühl zuſammen an welchem die Andacht geringen Antheil zu haben ſchien. — — Dann ging ich Nachmittags wieder in die Kathedrale — aber allein. Verändert war der Eindruck den ſie jetzt mir machte, tief feierlich, großartig myſtiſch. Die Muſik war verſtummt, das Gewühl zerronnen, das Gebet fand eine Stätte, die Andacht einen Platz. Bettler lehnten an den Pfeilern, vielleicht nicht um zu beten, ſondern nur weil die Kirche ihnen Obdach giebt. Frauen knieten auf den Matten, die in allen Kirchen Spaniens den Boden bedecken. Wir nennen knien, wenn wir im Theater einen erſten Liebhaber vor einer erſten Liebhaberin auf die Knie ſinken — oder wenn wir auf einem Grabmal einen ſteinernen Ritter auf beiden Knien liegen ſehen. Das iſt unſer Ideal vom knien. So machen es die Spanierinnen aber nicht! ſie laſſen ſich auf ihren Knien zuſammenſinken, ſo daß eine Stellung daraus wird, deren Weichheit, Demuth und ſorgloſe, natürliche Grazie unendlich maleriſch .... jedoch grade dadurch manchmal anziehender iſt, als es ſich mit gottſeligen Gedanken vertragen dürfte. Es iſt etwas von Canovas „Magdalene" darin, der man nicht ganz genau anſieht, bis zu welchem Punkt der Reue ſie gekommen iſt. — Auf eine dieſer Frauen fiel ein Lichtſtral, den die tiefſtehende Sonne durch die gemalten Fenſterſcheiben warf. Sie kniete in dieſem zitternden, irishaftgefärbten, von oben eindringenden breiten

Stral, und es ſah ganz ſo aus als habe er ſie vom Regenbogen zur Erde herabgetragen. Sagte ich ſchon daß ſie ganz wunderſchön war? — Sie verharrte in der andächtigen Betrachtung lange, lange! zuweilen bewegten ihre Lippen ſich ſanft; zuweilen war die ganze Geſtalt, ſchwarz ſtill und kalt wie aus Baſalt geformt; zuweilen ſchlug ſie die Augen auf mit einem ſeltſam fragenden Ausdruck. Erwartete ſie ein Ja oder Nein von der Stimme ihres Schutzpatrons? — Ich erwartete auch etwas .... nämlich einen Blick .... weiter nichts! nur einen gleichgültigen Blick um zu wiſſen wie dieſe ſchwarzen Sterne ausſehen, wenn ſie nicht am Himmel oder am Geliebten hängen. Ich ſtand gewiß eine halbe Stunde unweit von ihr, harrend auf dieſen Blick — beim Aufſtehen etwa — oder beim Fortgehen! aber nein! Sie lag da, ſie ſtand auf, ſie ging fort, als ſei ſie ein elyſiſcher Schatten, der mit uns Sterblichen nichts gemein hat; und als ſie ging und ſich bewegte, war ſie doch noch tauſendmal ſchöner denn zuvor. Tief erzürnt ſagte ich als ſie in dem finſtern Seitenſchiff verſchwand: Ah! du wähnſt dein Schutzheiliger werde dich hören, und du haſt meine Seele doch nicht gehört, die ſich mit einer unſchuldigen Bitte an dich drängte? — Ich war betrübt und gekränkt.

Solche Abenteuer hat man in der Kathedrale von Burgos. Dies iſt gewiß ächt romantiſch, denn es bleibt ohne triviale Auflöſung.

Alles in Allem genommen: eine Italienerin hätte mich angeſehen. Die Weiber hier mögen in der That noch einen Tropfen Löwenblut im Herzen haben, der ihrem Weſen eine zugleich glühendere und ſtolzere Färbung giebt. Aber was würde wol eine Deutſche gethan haben? liebe Joſſelinde, ich hab Ihnen ſo viel erzählt; nun erzählen Sie mir einmal recht aufrichtig dies.

„Die deutſchen Frauen bemerken dergleichen nicht, „denn ſie ſind kurzſichtig! und Sie ſind eitel, mein „armer Levin!“ — So lautet Ihre Antwort.

Madrid, Novbr. 3, 184....

— — aus der ödeſten aller öden Landſchaften, trauriger noch als die römiſche Campagne weil ſie mehr ſteinern iſt, taucht Madrid plötzlich auf, ohne Vermittelung, ohne Uebergang. Es ſieht aus wie ein Tafelaufſatz, den man auf einen leeren Tiſch geſtellt hat. Mit der Stille außen kontraſtirte ſchneidend der Jubel drinnen; es gab ein Stiergefecht! Aus dem Eilwagen ſtürzten wir in die Arena. Ein Spiel welches ſo ernſthaft genommen wird daß dabei Blut fließt: ich hätte es nie begriffen wenn ichs nicht hier geſehen hätte. Aber hieher gehört's! ich komme immer wieder auf das Löwenblut in den Adern zurück. Das begehrt andre Schauſpiele als die matte Ueppigkeit unſrer Ballets, und als die faden Zweideutigkeiten vom Théâtre des Variétés. In dieſem Volke pulſirt noch eine kräftige Natur, deren kernhafteſter Ausdruck eine Corrida und eine Cachucha iſt. Dieſe beiden Elemente in einander verſchlungen ſind die Wurzel aus welcher Spaniens Blüte hervorgetrieben iſt. Ja! das iſt nun einmal meine Idee von Spanien, vielleicht eine fixe, denn ſie tritt mir überall entgegen: das eine Element hat jene Schlacht-, Abenteuer- und Kampfluſt erzeugt, welche den Namen der ſpaniſchen Krieger groß, unwiderſtehlich und furchtbar in beiden Hemiſphären machte; — das andre hat ſeine Verklärung in den glühenden Seelen eines Dichters wie Luis Ponce de Leon, oder eines Juan da Cruz und einer heiligen Thereſia gefunden. Ja, Spaniens große Maler Velasquez und Murillo ſind die Repräſentanten beider Richtungen — natürlich nachdem ſie den Prozeß durch ihren Geiſt hindurch und in die Sphäre der Kunſt hinein gemacht haben.

Madrid, Novbr. 10, 184…

Es intereſſirt mich unſäglich ein Volk kennen zu lernen, welches eine Literatur, Kunſt und Theater hat, ohne eine Ahnung davon zu haben daß es Griechen und Römer und ein Alterthum gegeben hat, was man Alles ſtudieren müſſe bevor man an das Schaffen gehen dürfe. Die Spanier haben es umgekehrt gemacht: ſie haben zuerſt geſchrieben, gedichtet, gemalt; vielleicht nachträglich ſtudiert — aber ganz gewiß erſt nachdem ſie ihr Großes geleiſtet hatten. Drum haben ihre Schöpfungen einen wunderbar naturwahren Character. Sie werden mir Lopez de Vega und Calderon als Einwurf nennen. Uns iſt dieſer Inhalt ſo fremd, daß wir uns ſo wenig zu ihrer abſtract exaltirten Denkart hinaufſchrauben, als mit dem Seiltänzer zur Thurmſpitze hinaufwandeln können; aber grade das ſpricht für die ſpaniſche Originalität! Denn dieſe abſtracten Betrachtungen über Glauben, Liebe und Ehre, ſind im Volkston der Romanzen geſchrieben, dadurch Jedem zugänglich und befreundet, ſind Kinder dieſes Landes und dieſes Bodens, der nur zweien Geſtalten Raum gab: dem König auf Erden und Gott im Himmel; ſind ganz und gar mit dem Stempel ſpaniſcher Individualität ausgeprägt. Sie haben kein Muſterbild vorgefunden und konnten für fremde

Völker auch keines abgeben. Spaniens ganze Geſchichte iſt eine Tragödie im romantiſchen Styl, und Spaniens Literatur ſtellt die verſchiedenen Akte dieſer großen Tragödie dar — vom Romancero an bis zu den Autos sacramentales.

Toledo, Nov. 20, 184….

Alte Gothenhauptſtadt, wie hat der Maure dich überwinden können! Sitz der mauriſchen Könige, wie haſt du wiederum vor dem chriſtlichen dich gebeugt! Hier beginnt aufs Neue die Verſchmelzung chriſtlicher und mauriſcher Erinnerung und Architektur, welche im nördlichen Spanien nicht ſtatt findet, und welche ich mit großer Freude ſeit Valencia zum erſten Mal wieder begrüße. Mauriſche Brücken, mauriſche Bogen, mauriſche Portale, mauriſche Ketten als Trophäen, Standbilder der Könige als Siegesſäulen zur Erinnerung an mauriſche Schlachten; und größer, gewaltiger, triumphirender als ſie — die alte Kathedrale, als Siegeskrone des Chriſtenthums über den Islam. In dieſen ſpaniſchen Domen wohnt ein andrer Geiſt als in den unſern. Es mag weniger friedliche Sammlung, weniger harmoniſche Erhabenheit in ihnen ſein; der Ausdruck ungeſtörter Ruhe iſt ihnen nicht ſo aufgedrückt als unſern Münſtern. Aber der Platz auf dem ſie ſtehen mußte erobert, mit Blut errungen werden, drum iſt etwas triumphatoriſch Trauriges in ihnen; Jubelfanfaren die in ein de profundis übergehen hallen unter dieſen Gewölben, und Pomp der Paläſte theilt ſich dieſe Stätte mit der Aſcetik des Kloſters. — Sehen Sie, da haben Sie wieder die zwei Grundelemente des ſpaniſchen Daſeins, deren ich neulich erwähnte. Die Seele des feurigen Siegers begehrt ſtolze herrſcheriſche Pracht, gefällt ſich im Ausdruck der Ueberwindung. Das glühende Herz, welches nicht überwinden kann, flüchtet ſich hinter den Stachelgürtel und zu der myſtiſchen Dornenkrone in finſtrer klöſterlicher Abgeſchloſſenheit. — All überall dieſe Gegenſätze! All überall Lava aus einem unergründlichen Krater, bald flammend, bald verſteinert, jetzt ein feuchter Feuerſtrom, jetzt ein Rieſendamm — immer ein vulkaniſches Product, immer unſrer aus Nebel und Granit gemiſchten, aber nie von der Sonne durchkochten Natur fremd bis ins Mark hinein.

Cordova, Novbr. 24. 184….

— — Tſchilminar! Palaſt der tauſend Säulen jener perſiſchen Könige! Tſchilminar! — ſo begrüßte ich die Kathedrale von Cordova. Hier hat ſich's entſchieden: wir gehen von Gibraltar nicht nach

England, ſondern in den Orient. Wir wollen Balbeck ſehen und Palmyra, Damaskus und Egyptens Wüſtentempel. Wir wollen die Heimat des Wüſtenſohnes ſehen, der aus den Schluchten des Libanons und des ſteinigen Arabiens die Prophezeiungen ſeines Korans bis hieher getragen und in ein entzückendes Poem verwandelt hat. — —

Sevilla, Novbr. 27. 184 . . . .

— — wie wird die Kohle zum Diamant? den Prozeß der Natur im Felſenſchacht kann ich nicht verfolgen; doch hier habe ich ein Bild dafür: auf Lanzenſpitzen und Schwerterſchneiden ſchritt der Islam fanatiſch, blutig, aber inbrünſtig glühend und daher zum Leben berufen über die ſüdliche Welt dahin. Es war die Kohle, rubinroth flammend, heiß wie Blut und Feuer — aber ſengend, nicht glanzvoll. Sieh, da geſellte ſich hier ein andres Element ihr zu! unter dieſem Himmel, in dieſer weichen Natur, in der ſänftigenden Berührung mit dem chriſtlichen Ritterthum, unter dem unwiderſtehlichen Einfluß des Occidents, der des Orients compacte Herbe löſt — ward die Metamorphoſe der Kohle in den Diamant vollführt. —

Sevilla, Dec. 1, 184....

Wie die klingenden Waſſer des Korans rauſchen und ſprudeln die Fontänen des Alcazar; ich lauſche auf ſie, und bin ein Muſelmann. Aber die ſilbernen Waſſerſtralen und ihre Perlentropfen und der ſchimmernde Schleier worin ſie ſich auflöſen, wird plötzlich von einer unſichtbaren Sonne angeſtralt: die bleiche Silberfarbe verwandelt ſich in glühendes Gold, der Schleier zerreißt hie und da und bildet weiche Wolken, der blaue Aether iſt rein aber flimmernd wie von einer diamantnen Glorie. Nicht um mich her ſchaue ich, ſondern über mir. Eine Viſion kommt über mich. Sanft gleitet der Mond durch die Wolken, jedoch nicht als Herrſcher der Nächte, nein, demüthig wie ein willig Dienender. Er, der Zauberer, der gewaltige Magier, dem die Fluten gehorchen, der den Ocean hebt und ſenkt, der die träumende Menſchenſeele zu ſich zieht, der über den Schlaf myſteriöſe Bannformeln wirft, er, der König der ſchlummernden Natur und der Kräfte des Schattens — er dient! er hebt auf ſeiner zarten Silberſichel die Königin des Himmels in die Glorie hinein. Eine Königin? wo ſind ihre Kronen, ihre Purpurgewande, Scepter und Thron? — Die Glorie um ſie her iſt ihre Krone, ihr weißes taghelles Kleid und ihr nachtblauer Mantel ſind ihre Gewandung, ſchimmernde Wolken ſind ihr duftiger Thron; den Scepter der Herrſchaft trägt ſie nicht, doch auch ohne ihn gehorcht ihr die Natur! die Wolken theilen ſich und auf dem Halbmond ſchwebt ſie ins Pleroma hinauf, deſſen Ahnung und Sehnſucht ihre Seele überſchattet. — Dies iſt eine Madonna von Murillo, und man nennt ſie de la Concepcion. Ich bin ein gläubiger Chriſt.

Sevilla, Decbr. 6, 184....

Einen deutſchen Maler hab ich hier getroffen, der mein Wolthäter wird. Er malt mir meine Madonna. Er copirt ſehr gut, und da die Arbeit ihn freut, giebt er ſich Mühe und ich nehme mein Heiligenbild mit mir. Tags — ſoll es mir die Rosa mystica ſein und Nachts die Stella matutina. Schöneres ſah ich nie. Er ſagt er habe einmal eine Frau geſehen an die ihn dieſe Madonna erinnere. Lebhaft fragte ich wo? — In Deutſchland. — Und wann? — Ach, vor langen Jahren! vor zwölf, vierzehn Jahren! er wußte es nicht genau. Aber geſehen hatte er ſie, und nimmer würde er dieſe unerhörte Erſcheinung vergeſſen. — Wie hieß ſie? wer war ſie? — Man nannte ſie Frau von Thannau und ſie galt für geiſteskrank. — Daß eine deutſche Frau von Thannau ausſehen könne wie eine Madonna von Murillo, wundert mich über alle Maßen; daß ſie aber, wenn ſie ſo ausſah, für geiſteskrank galt, wundert mich gar nicht; denn das Ueberirdiſche erſcheint der platten Trivialität gegenüber wie verrückt. — — Alſo hat meine Stella matutina ſich wirklich einmal in die Nächte der Erde herab gelaſſen? Hätte mein Maler geſagt vor ein oder zwei Jahren ſei er ihr begegnet, ſo weiß ich wol wer jetzt nicht in den Orient ginge! aber vor vierzehn Jahren? .... da iſt dies Sternbild unter den Horizont meines Lebens hinabgeſunken, und gleich dem ſüdlichen Kreuz werde ich es nie ſehen!

Am Neujahrstag legte ſich das große engliſche Dampfſchiff Lord Nelſon in der Rhede von Alexandrien vor Anker, nachdem es eine glückliche Fahrt von Gibraltar gemacht hatte, und Levin betrat mit ſeinen Gefährten den uralten Boden Egyptens.

Mit Entzücken las und überlas Joſſelinde Levins Briefe aus Spanien. Was waren ihr die berühmteſten Reiſebeſchreibungen dagegen? todtes Geſchreibſel, ohne Wahrheit, ohne Innerlichkeit! Hier fand ſie in jedem Wort, jedem Bild, jeder Wendung den treuen Ausdruck von Levins Seele — wie man zuweilen auf ſchlechten Steinen den lieblichen Abdruck einer Muſchel oder eines Blattes mit Freuden findet. Sie fand auf dem Papier Landſchaften und Kathedralen, Corridas und Cachuchas, ſtolze Männer und ſchwarzverſchleierte Weiber, und vor Allen .... die Madonna de la Concepcion! Ach, aber vor der hing ein Schleier: eine Thräne in Joſſelindens Auge. Der Morgenſtern an Levins Lebenshimmel, welcher der Sonne voran ſchwebt .... war ſie nicht! ſie nicht! Mogte Levin von reizenden Frauen ſprechen, die ihm vor den Augen und durch die Phantaſie gaukelten! Das waren für ſie Feenmärchen: ſie hörte hin — und vergaß. Dieſe Blumen auf Levins Weg konnten ihn freuen, zerſtreuen, flüchtig beglücken — weiter nichts! Nie wäre es ihr eingefallen ſich durch dieſelben in den Schatten gedrängt zu fühlen. Aber vor einem Morgenſtern, der über dem nächtlichen Halbmond in goldnen Wolken aufging — da ging ſie unter! da verſank ſie in den unendlichen Abgrund, welcher lieben von — nicht lieben trennt.

Und wer war dies gefährliche Geſtirn, das dem Einen ſo glücksverheißend, dem Andern ſo bedrohlich ſchien? Ach, es war längſt untergegangen und zwar zur ewigen Ruhe. Jene Frau die dem Maler unvergeßlich war, obgleich er ſie kaum eine Viertelſtunde geſehen, hieß als ſie lebte Clelia Conti.

Nichts war von dieſem Weſen übrig geblieben, als die Erinnerung im Herzen der Tochter. Ein ſolches Leben, ſo voll, ſo ſtark, ſo gut — und todt und vergeſſen! ſo viel Liebe, Schönheit und Genie — und Alles ſpurlos binnen wenig Jahren untergegangen. Wozu dieſer Aufwand von Kraft, von Schmerz, von Glut, von Verzweiflung, die in jedem feurigen Herzen wohnen und ſich wilde Schlachten auf dieſer Wahlſtatt liefern? Ein Paar Jahre — und das Alter kommt, und wir haben ſie vergeſſen; noch ein Paar Jahre, der Tod kommt, und wir ſelbſt ſind vergeſſen! Das wiſſen, das ahnen wir, und dennoch wird der Durſt des Lebens nicht gelöſcht. Aus welchen geheimnißvollen Ingredienzien muß ſein Trank gemiſcht ſein, und giebt er uns Bethörung oder Erkenntniß? — —

Clelias Tochter blieb nach dem Tode ihrer Eltern verwaiſt bei ihrer Großmutter zurück. Tranquillina war damals vierzehn Jahr alt, ſie trug den Namen ihres Vaters, ihre Großmutter liebte ſie, ſie hatte die Schönheit ihrer Mutter geerbt. Sie ſah aus wie ein Weſen, dem die Zukunft ſich lieblich und ſanft geſtalten müſſe. Aber ſchon die Gegenwart war es nicht.

Gräfin Osnat, ihre Großmutter, hatte nie einen andern Sohn als Gundaccar gehabt; aber zwei Töchter. Euphraſie war wenig Jahre jünger als Gundaccar; Sylvia war ein Spätling in der Familie und nur zwei Jahr älter als Tranquillina. Als dieſe zu Gräfin Osnat kam, war Euphraſie längſt in Wien verheirathet, ſo daß ſie wenig Theilnahme für die fremde junge Verwandte in Innspruck an den Tag legen konnte. Die ſechszehnjährige Sylvia aber empfing die arme Tranquillina nicht eben freundlich.

Sylvia war ein ſehr verzogenes, eigenſinniges Kind, und faſt ihr Leben lang das einzige im Hauſe der Eltern geweſen. Das hatte ſie deſpotiſch gemacht, denn ſie beſaß die Herrſch- und Selbſtſucht ihrer Mutter, und Verſtand genug um Beides geltend zu machen. Darum widerſprach ſie derſelben auch nie; aber ſie wußte ihr ſo zu ſchmeicheln, ſo auf ihre Schwächen einzugehen, daß Gräfin Osnat unwillkürlich in die Richtung kam, welche Sylvia ihr zu geben wünſchte.

In Tranquillina fürchtete Sylvia anfangs eine Rivalin in der Herrſchaft zu ſehen, weil Gräfin

Dönat mit einer Zärtlichkeit, welche bei ſtarren Characteren erſt im Alter auftaucht, und welche ſie nie für ihre Kinder geäußert hatte, an ihrer Enkelin hing. Aber Tranquillina in der liebesweichen Atmoſphäre ihrer Eltern aufgewachſen, verſtand die Liebe nicht als ein Mittel um zu gewiſſen Zwecken zu gelangen. Sie ließ ſich lieben, wie ſie das gewohnt war, und erwiderte es durch Dankbarkeit und zärtliche Aufmerkſamkeit ſo gut ſie konnte. Allein ſie hatte kein Herz für ihre Großmutter. Sie wußte daß das Leben ihrer Eltern durch dieſelbe vergiftet worden war, ſo vorſichtig man ſich auch ehedem in ihrer Gegenwart darüber geäußert hatte; denn ſie beſaß das beſte Gedächtniß — das des Herzens, und die Scenen aus Paris waren in daſſelbe mit den Thränen ihrer Mutter eingeätzt. Nach dem Tode ihres Vaters war ſie unendlich traurig, und der ſtille Ernſt der ſpäter auf dieſe Traurigkeit folgte gab ihrer Schönheit einen hohen Reiz.

Gräfin Dönat verließ Insbruck, wo nach dem Verluſt des Gemals nichts ſie feſſelte, und ging nach Böhmen, ihrer Heimat, zurück. Sylvia war ſehr damit zufrieden! gegen das kleine und kleinſtädtiſche Inspruck — das ſchöne ſtolze königliche Prag, und Wien ſo nah! Tranquillina ging ungern noch tiefer in den Norden hinein. In Tyrol war ſie doch an der Grenze des geliebten Italiens! Gräfin Osnat hatte ihr halb und halb zugeſagt den nächſten Winter nach Neapel zu gehen und mit ihr die Villa Tranquilliana zu bewohnen — den Tempel und das Mauſoleum ihrer Mutter. Sie ahnte daß die größere Entfernung die Reiſe ſchwieriger machen, und Sylvias lebhafte Theilnahme für Wien ſie nicht begünſtigen würde. So wurde ſie denn noch ein wenig ſtiller und ernſter als ſie ſchon war, und Sylvia überzeugte ſich mit Freuden, daß Tranquillina ganz unfähig ſei ihr in den Weg zu treten.

Auf dem Punkt wo die Herrſchſucht gilt, war das ganz richtig; auf dem wo die unbewußte Herrſchaft geübt wird, war es denn doch fraglich! — Aber dieſen Punkt kannte Sylvia nicht; ſie wußte nicht daß Tranquillina einen wundervollen Vorzug vor ihr habe — den der Schönheit. Sie war klüger, gelehriger, geiſtreicher, lebhafter; ſie war die Bewunderte, die Herrſchende, die Gefeierte; ſie galt Alles bei der Mutter und im Hauſe; ſie war die Sonne um welche man ſich bewegte, und welche aus gütiger Fülle ihren Glanz auf den ſchüchternen Mond Tranquillina überſtrömen ließ; — wie hätte ſie ahnen können daß der talismaniſche, unerklärbare und unwiderſtehliche Zauber der Schönheit ihr verſagt und Jener zugefallen ſei?

Tranquillina war ſchön wie ihre Mutter geweſen war, nur in ganz andrer Art, denn es waren in ihr Clelias Formen und Gundaccars Blut vereinigt. Dies Genie zum leben, zum lieben, zum ausdauern, zum überwinden, das in der unerhörten Energie von Clelias machtvoller Natur wurzelte, und aus dieſer zu ſinnlicher und ſittlicher Schönheit wie ein antikes Marmorbild ſich entwickelte; — auch das nervos-ſanguiniſche Temperament, welches ihr zugleich den vollen Reiz der Sinnlichkeit zu dem höchſten Ausdruck von geiſtiger Kraft gab, und die Liebesgöttin und die Heilige in ihr verſchmolz — hatte die Tochter nicht; — nur ihre Züge, ihr Lächeln, ihren Blick, aber gedämpft durch das bilioſe ans phlegmatiſche ſtreifende Temperament ihres Vaters, deſſen dunkles Haar und Auge, deſſen blaſſe gleichmäßige Farbe ſie hatte. Langſamer waren ihre Bewegungen, ſanfter ihr Ausdruck, ſchüchterner ihre ganze Erſcheinung: nicht ſo viel Glut in ihr, nicht ſo helle Stralen um ſie. Tranquillinas Schönheit war intereſſant, Clelias war machtvoll: dieſe eine Sonne, jene ein trauriger Stern.

Sylvia glaubte nicht an den Stern, eben weil er traurig war; ſie verband damit den Begriff von

Weinerlichkeit, und das war ja eine ganz trübſelige Sache! Als beide Mädchen aber in der Welt und unter Menſchen erſchienen, nahm ſie mit Erſtaunen wahr, daß die Blicke länger, lieber, freundlicher auf Tranquillina ruhten als auf ihr. Was war das? woher kam das? hatten ſie nicht beide ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen? fand man nicht eine gewiſſe Familienähnlichkeit zwiſchen ihnen? und hatte ſie nicht einen ganz andern Ausdruck von geiſtiger Lebendigkeit als Tranquillina, die nach ihrer Meinung immer trübäugig oder ſchläfrig ausſah! Sie ſann hin und her; ſie konnte und wollte nicht glauben daß man ſo ausſehen und dabei ſchön gefunden werden könne.

Einſt hörte ſie einen alten Freund ihrer Mutter zu letzterer ſagen:

„Sie ſind eine glückliche Frau, liebe Gräfin, daß Ihre beiden jungen Mädchen wahre Repräſentantinnen der Anmuth ſind -- Sylvia der welche vom Geiſt — Tranquillina der welche von der Schönheit ausgeht.“

Dieſe Bemerkung war nur für das Ohr von Gräfin Osnat beſtimmt, und Sylvia und Tranquillina ſaßen am andern Ende des Zimmers am Theetiſch. Aber Sylvia hatte die Gabe Alles zu hören was um ſie herum geſprochen wurde, ſogar dann wenn ſie ſelbſt in lebhafter Unterhaltung war — während Tranquillina nichts hörte als das was ſich gradezu an ſie richtete. Drum ging ihr jene Aeußerung ganz verloren, welche Sylvia um ſo heftiger erſchütterte, als ſie ſah daß Gräfin Osnat mit der Claſſification einverſtanden Beifall nickte.

Tranquillina war alſo ſchön und ſie nicht! Der Neid legte ſeinen ſcharfen Zahn an Sylvias Herz. Tranquillina ſollte nicht ſchön ſein!

Bis dahin hatte Gräfin Osnat beide Mädchen immer ganz gleich gekleidet damit nicht die geringſte Bevorzugung möglich ſei. Sylvia ſprach jetzt den Wunſch aus ſich nach eignem Geſchmack kleiden zu dürfen und nicht immer den Tranquillinas berückſichtigen zu müſſen; und wenn die Gräfin ihnen ein gleiches Taſchengeld geben wolle, ſo ſei es ja im Grunde daſſelbe, und biete ihnen überdas die Gelegenheit ihren Geſchmack ſelbſtändig zu entwickeln. So geſchah es. Nur wußte Sylvia es ſehr geſchickt ſo einzurichten daß ſie immer einen Einfluß und wie ſich von ſelbſt verſteht einen ungünſtigen auf Tranquillinas Anzug übte. Was ſie nicht gut kleidete wußte Sylvia ihr beizubringen. Zum Unglück oder zum Glück ſtand ihr Alles und Sylvia mußte ſich eingeſtehen daß ſie eine ſchlechte Rolle ſpiele. Sie war einer der unglücklichen Charactere, welche dermaßen nach Beifall geizen, daß ſie nichts neben ſich dulden mögen, was ebenfalls den Beifall auf ſich zieht. Am liebſten hätte ſie Tranquillina durch irgend eine unbedeutende Heirath in irgend einen dunkeln Winkel der Welt verbannt. Dazu war aber gar keine Ausſicht vorhanden. Tranquillina war gegen die Männer die ſich ihr näherten von der kühlſten Gleichgültigkeit und Höflichkeit, und Gräfin Osnat hing viel zu zärtlich an ihr um Freude an dem Gedanken zu haben ſie verheirathet zu ſehen. Ueberdas war Tranquillina reich; ſie beſaß bereits das Vermögen ihrer Mutter, und nach dem Tode ihrer Großmutter trat ſie dereinſt in das Erbſchaftsrecht ihres Vaters. Es war alſo gar nicht wahrſcheinlich daß ſie in eine dunkle Ehe verſchwinden würde, und Sylvia mühte umſonſt ſich ab um ein andres Auskunftsmittel zu finden.

Tranquillina verbrachte ihre Tage an der Staffelei, ihre Abende in Gräfin Osnats Salon; bedauerte häufig daß durchaus keine Sympathie zwiſchen ihr und Sylvia ſtatt finde, und reſignirte ſich zu dieſer Unvollkommenheit — wie ſie denn überhaupt mehr reſignirt als erwartungs- und hoffnungsvoll ins Leben trat.

So verging die Zeit.

Drei Jahre waren verſtrichen ſeit Levin ſeine Heimat verließ. Aus dem Orient heimkehrend ging er mit ſeinem Freunde Morley durch Frankreich nach England, und in England war er nun ſchon ſeit ſechs Monaten, Anfangs in London, ſpäter auf Morleys Landſitz in Nord-Wales. Er verſprach aber vor Ende des Jahrs nach Deutſchland zu kommen.

Um dieſe Zeit machte ein Buch in der deutſchen Literatur Aufſehen. Es hieß „Im Süden". Verleger haben das Privilegium ihre Erfindungsgabe bei den Ankündigungen neuer Bücher zu üben. Der Buchhändler bei dem dieſes erſchien zeigte es als eine große noch nie da geweſene Merkwürdigkeit an: ein Deutſcher hatte es in engliſcher Sprache geſchrieben und in London herausgegeben, und als Ueberſetzung war es von dort herüber gekommen. Die Zauberformel: überſetzt aus dem Engliſchen — und das Seltſame daß ein Autor ſeine Mutterſprache verſchmähte um den Parnaß zu erklimmen, machte Furor im Publikum. Das Buch wurde allgemein mit Beifall und Intereſſe geleſen, man fand es zugleich anmuthig und gediegen und bewunderte die meiſterhafte Ueberſetzung. Die Journale betheuerten es ſei ein ganz miſerables Buch! jeder Referent verſicherte er ſei auch in Italien, in Spanien, in

Griechenland etc. geweſen, und wie es in dieſen Ländern ausſehe das müſſe man in ſeinen Büchern leſen, oder in denen ſeines Freundes und Mitarbeiters N. N., aber ums Himmelswillen dieſem kümmerlichen Product weder Theilnahme noch Glauben ſchenken. Das Heer der ſchreibſeligen Nachahmer und Nachahmerinnen warf ſich mit wonniger Gier auf die originelle Neuerung in fremder Sprache ein Buch zu ſchreiben. Ja, in einigen klugen Köpfen dämmerte der Gedanke auf: Wie wär' es wenn man es deutſch ſchriebe und auf den Titel nur als Lockſpeiſe ſetzte „Frei überſetzt aus dem Däniſchen, Schwediſchen ꝛc.“ Die etwanigen Unvollkommenheiten des Styls und Unklarheiten des Ausdrucks würden auf Rechnung der Ueberſetzung gebracht; — der Verleger zahlte, das Publikum verſchlänge, und man wäre plötzlich berühmt.

Genug „Im Süden“ hatte den dreifachen Triumph, den in unſern Tagen ein Buch haben kann: das Publikum war entzückt, die Journaliſtik ergrimmt, die Nachahmerei thätig.

Verdankte es ſeinen Erfolg nur der Abſonderlichkeit mit der es eingeführt wurde, ſo hätte der Autor nicht ſtolz darauf ſein dürfen.

Levin hatte es geſchrieben, aber — wie ſich von ſelbſt verſtehe — deutſch. In der Einſamkeit von

Llanfillan, wo urplötzlich die äußere Spannung nachließ, die ihn ſeit drei Jahren in Athem gehalten und ihm unaufhörlich neue Bilder, fremde Eindrücke zugeführt hatte — kam auf einmal die Reaction. Wie die Waſſer vom Berge ſtrömend ſich erſt ſammeln müſſen, bevor ſie als Fontäne wieder empor ſteigen können, ſo hatte ſeine Seele aufgenommen und immer aufgenommen was ſich ihm darbot. Stets den Blick nach Außen gerichtet, fragend, ſuchend, vergleichend, ordnend, ſammelnd — fand er, als er Zeit gewann ihn einmal nach Innen zu wenden, einen ſolchen Vorrath aufgeſpeichert, daß er ſelbſt über dieſe Fülle ſtaunte. Jedoch dies wäre nicht genug geweſen um ihm die Feder in die Hand zu geben. Der ungeheure Contraſt zwiſchen dem Leben des Südens das er verlaſſen hatte um in das des Nordens ſich zu miſchen — zwiſchen poetiſchen Natur- und proſaiſchen Culturzuſtänden — zwiſchen Barbarei in der Civiliſation und Geſittung in der Barbarei — zwiſchen wilder Schönheit und zahmer Unſchönheit — zwiſchen patriarchaliſcher Genoſſenſchaft und induſtrieller Gemeinſchaft — wirkte in ihm wie die Berührung von Stahl und Stein: es flogen Funken auf. Eine große Vorliebe für das untergegangene Schöne dem herrſchenden Nutzen gegenüber — eine große Sehnſucht dieſer Schönheit wieder ihren Thron erobern zu helfen: dies waren die Elemente, welche dem Funken Nahrung genug gaben um ſie zu Flammen des Geiſtes aufſchlagen zu laſſen.

Mit feuriger und froher Liebe ſchrieb Levin. Die freundlich ernſte Natur in der er bei ſeinem Freunde lebte, der ruhige und bequeme Zuſchnitt der ganzen Exiſtenz, waren ein ſo ſchneidender Gegenſatz zu ſeiner jüngſten Vergangenheit, daß er nicht den geringſten Punkt fand an welchen er ſeine Erinnerung knüpfen konnte. Er mußte ſich an ſeine Phantaſie wenden, und wieder ſchaffen was er wieder durchleben wollte.

Dies iſt nur eine Andeutung des Prozeſſes welcher in ſeinem Innern vorging. Es iſt kein Rezept dafür und keine Erklärung davon. Die eigentliche Erklärung heißt ſo: Er hatte die Gabe und ward ſich ihrer bewußt; darum ſchrieb er, und ein anderes Rezept giebt es nicht dafür.

Morley verſtand genug die deutſche Sprache um bequem dem Buch folgen zu können, als Levin ihm das Manuſcript gab. Um dieſe Zeit begann die deutſche Literatur Anklang in England zu finden. Morley verſprach ſich und ſeinem Freunde großen Erfolg. Er übernahm den geſchäftlichen Theil, fuhr nach London, und fand einen bekannten Verleger willig zu der Unternehmung, die nicht blos darin beſtand Levins Buch in deutſcher Sprache — ſondern zugleich eine möglichſt gute Ueberſetzung ins Engliſche zu derſelben Zeit erſcheinen zu laſſen. Einige geheimnißvolle Worte, welche er über Namen und Herkunft des Autors fallen ließ, thaten auch hier ihre beabſichtigte Wirkung: ſie reizten die Neugier und die Theilnahme für das Ungewöhnliche zu allerlei unſinnigen Vermuthungen auf, und man ſprach von dem Buch.

Kurz, Levin war ein Autor geworden.

Nichts kann einen Begriff des maßloſen Erſtaunens geben mit welchem das Buch „Im Süden," von einem Brief Levins begleitet worin er ſich als Verfaſſer nannte, zu Wildeshauſen empfangen und geleſen ward. Wilderich ausgenommen waren ſie im Grunde Alle mehr verwundert als erfreut. Die Gräfin war heimlich gekränkt, daß die ganze innere Entwickelung ihres Sohnes durchaus ohne ihr mütterliches Zuthun von ſtatten gegangen war, und Levins Schweſtern hielten ſich für ſo unendlich viel klüger, daß ihnen vorkam als gebühre ihnen das Recht der Autorſchaft, nicht ihm. Nur Wilderich war ganz zufrieden. Hatte Levin die Richtung eingeſchlagen, für die er ſich beſtimmt hielt, ſo hatte ſein Leben Haltung und Zweck, und es war nun an ihm ſich durch Ausdauer und Anſtrengung als ein Berufener zu bewähren.

Er ritt ſogleich nach Emkden hinüber um mit Joſſelinden dies Ereigniß zu beſprechen.

„Sind Sie denn auch gehörig verwundert?“ war ſein erſtes Wort.

„Gar nicht! ſagte ſie; — ich wußte ja was in Levin war. Dieſe Innerlichkeit iſt zum Vorſchein gekommen. Aber die allgemeine Befremdung in Wildeshauſen kann ich mir lebhaft vorſtellen, denn Ihr Alle habt ſtets andre Augen für ihn gehabt als ich.“

„Nun, die meinen hatten Sie doch ſchon ziemlich geöffnet.“

„Wenn auch! Sie trauten nicht ſowol ihm als mir. Seine Selbſtändigkeit überraſcht Sie dennoch.“

„Möge er ſie nur wirklich errungen haben! ich bin höchſt geſpannt wie er ſein Leben geſtalten wird wenn er zu uns zurückkommt; und das ſoll zu Weihnachten geſchehen. Jetzt iſt er noch auf einer Reiſe durch Irland begriffen.“

„Ich geſtehe Ihnen, Wilderich, ſagte Joſſelinde faſt verlegen, daß ich mir Levin hier in unſerm ſtillen ländlichen Leben ſo wenig vorſtellen kann, daß ich lieber wünſchte er käme gar nicht, oder nur auf ganz kurze Zeit. Er wird wie ich fürchte nicht glücklich zwiſchen uns ſein können."

„Und warum ſollte Levin das Vorrecht haben ganz beſonders glücklich zu ſein? fragte Wilderich mit einem kleinen Anflug von ſchmerzlicher Bitterkeit. Er wird ſein Glück und ſein Leid haben, ſo gut wie wir Alle! Hat er aber von der Natur beſonders günſtige Gaben empfangen, ſo müßte er doch ſehr ungeſchickt ſein, wenn er ſich nicht aus ihnen ein idealiſches Haus baute als Zuflucht ſobald ihm die irdiſche Hütte nicht genügt."

Joſſelinde ſchwieg; aber ſie dachte das idealiſche Haus ſei nur dann eine geliebte Heimat, wenn wir es mit einem ſtillen Herzen bewohnen.

Bei dem Gedanken Levin wiederzuſehen, verging ihr die Beſinnung! ſie wußte gar nicht wie das werden ſollte! ſie hatte ſich im brieflichen Verkehr an eine ſo unbegrenzte geiſtige Intimität gewöhnt, daß ihr zu Muth war als könne ſie bei dem perſönlichen nur verlieren, weil derſelbe tauſend Rückſichten erheiſche, die in Briefen gar nicht zur Sprache kommen. Wie es jetzt zwiſchen ihm und ihr war, fühlte ſie ſich glücklich, nämlich zufrieden in der Reſignation. Konnte — würde das ſo bleiben? In Levins Wanderleben bildete ihre Treue gleichſam eine Heimat für ihn, eine ſtille Bucht wo er ſeinen

Nachen gern zum Ausruhen vor Anker legte: das fühlte ſie. Aber wenn er in der ſtillen Heimat war, bedurfte er des Ausruhens nicht: was konnte ſie da für ihn ſein? —— Sie hatte ſich nie ſo muth- und hoffnungslos, ſo innerlich abgemattet und niedergeſchlagen gefühlt als in dieſer Zeit. Sie las ſein Buch wieder und immer wieder mit ſüßer Freude — aber mit der ſchmerzlichen Rückkehr in ſich ſelbſt daß er jetzt eine Bahn gefunden habe, auf der ſie ihm nicht mehr nothwendig ſei.

Der Weihnachtsabend auf Wildeshauſen war vorüber — und Levin nicht gekommen. Auch in Embden waren die Kerzen der Chriſtbäume erloſchen, welche Joſſelinde für ihre Dienſtboten und für die kleinen Mädchen aus ihrer Nähſchule anzündete. Beſchenkt und erfreut waren alle mit den willkommnen Gaben davon gegangen. Ungeſchmückter ehrlicher Dank wie er mehr aus freudigen Augen als von beredten Lippen ſpricht, war ihr zu Theil geworden. Sie liebte ſo dies ſchöne Feſt, dies göttliche Feſt der unendlichen Liebe; — aber ſie hatte nicht einen Augenblick zu unbefangener Heiterkeit gelangen können. Unwillkürlich regte ſich die Frage in ihr: Und was wird dir zu Theil, arme Joſſelinde? warum gehſt du am Feſt der Liebe leer aus? — Mehrmals hatten ſich ihre Augen mit Thränen gefüllt. Am Werktag bemerkt man es eben nicht, wenn das Leben ſchwer iſt: es gehört zum Werktag. Aber am Sonntag und nun gar am Feſttag mögte man eine Freude haben. Ein trauriges Herz kann wol eine ſolche Andern bereiten: jedoch um ſie mit ihnen zu genießen, muß es fröhlich ſein.

Frau von Herdegen und Joſſelinde hatten den großen Saal verlaſſen wo die weiß gedeckten Tiſche und die Chriſtbäume ſtanden, und ſich in das Wohnzimmer neben demſelben zurückgezogen. Es tobte ein wilder Schneeſturm. Der Wind brauſte von allen Seiten um das freiliegende Haus und die Aeſte der alten Linden knarrten und krachten als würde es ihnen ſchwer ſich zu vertheidigen. Zuweilen war's als würde das ganze Gebäude bis ins Fundament erſchüttert, und Joſſelinde, die ans Fenſter getreten war um nach Mond oder Sternen zu ſpähen, ſtarrte nur in die dicke Finſterniß und ſchloß eilig Fenſterladen und Vorhänge wieder.

„Ob es wol wieder Frühling wird?“ fragte ſie halb ihre Großmutter, halb ſich ſelbſt.

„Warum denn nicht? entgegnete dieſe ziemlich gleichgültig; aber zuvor kommt erſt der Winter.“

Es lag etwas unſäglich Herabſtimmendes in dem ſteten Umgang mit dieſer alten Frau, die mit der kalten Ruhe reſignirter Erſchöpfung, ohne Zweifel und ohne Hoffnung aufs Leben blickte wie auf ein Rechenexempel das ſie nun ſchon ſeit ſechsundſechszig Jahren auswendig gelernt hatte.

Joſſelinden war als müſſe ſie die Hände aus Troſtloſigkeit ringen; aber ſie faltete ſie nur ein Paar Augenblicke und ſetzte ſich dann zu ihrer Großmutter mit einer Arbeit, wie Jemand der gewöhnt iſt ſeiner Stimmung nicht nachzugeben.

Sie hatte ſich jedoch kaum geſetzt, als ſie plötzlich mit Herzklopfen aufhorchte, denn die Thür des Saals ward geöffnet und ein fremder Schritt ging durch den Saal neben dem wolbekannten eines Dieners. — —

Levin trat ein. — Joſſelinde wollte aufſtehen, ihm die Hand geben, ein Wort ſagen; unmöglich! — Sie lehnte ſich ohnmächtig im Sopha zurück und ſchloß die Augen. Frau von Herdegen, erſchreckt von Levins unerwartetem Eintritt, ſchob die Ohnmacht nicht auf eine unerhörte Freude, welche keinen Ausdruck finden kann, ſondern auf die große Ueberraſchung, und ſo konnte Joſſelinde ſich ſammeln als ſie zu ſich kam. Levin hielt ihre beiden Hände und ſah ſie gerührt und glücklich an. Ihr ſtürzten die Thränen aus den Augen — nicht blos vor Freude, o Gott nein! Freude war etwas Alltägliches mit dieſem Gefühl von Seligkeit verglichen, daß Levin wirklich wieder da war! — Und ſie hatte fürchten können ihn wiederzuſehen! Und ſie hatte zweifeln können ob es ſie beſeligen würde! Ach, wie unſinnig! Ach, Briefe und Bücher wie matt, wie todt, wie dürftig! Dies Alles ging wie ein Blitz des Entzückens durch ihre Seele und ſtreifte die momentane Betäubung ab.

„Hat der Sturm Sie denn hergeweht, daß Sie uns ſo plötzlich ins Zimmer fallen! fragte ſie. Kein Wagengeraſſel, kein Hundegebell — wie geht das zu?“

„Der Wagen liegt irgendwo in der Nachbarſchaft in einem Graben, ſagte Levin. Der Poſtillon kannte nicht genau den Weg; Schneetreiben, Finſterniß und Sturm verwirrten ihn völlig; wir fuhren in der Irre wenigſtens drei Stunden umher. Hier auf dem Gebiet von Embden orientirte ich mich und ihn; aber der Graben war mir freilich aus dem Gedächtniſſe entſchwunden! Als ich auf meinen Füßen ſtand machte ich mich auf und davon und kam glücklich her, denn zu meiner Freude kannte ich Wege und Stege von alten Zeiten her aufs Genaueſte.“

„Kommen Sie denn nicht von Wildeshauſen?“ fragte Joſſelinde.

„Glauben Sie daß mein erſter Schritt in der Heimat mich zu Jemand anders als zu Ihnen führen könnte?“

„Ihre Mutter und Geſchwiſter haben Sie ungeduldig erwartet“, ſagte Sie verlegen.

„O! rief Levin ganz mit altem Ton und nach alter Weiſe, Mutter und Geſchwiſter werden mir predigen wollen weil ich mein Buch doch mehr nach meiner als nach ihrer Eigenthümlichkeit geſchrieben habe! ich kenne das, nicht wahr? — Drum komme ich eben zuerſt zu Ihnen. Und dann iſt heute ja auch mein Geburtstag! ich bin abergläubiſch. Ich dachte Ihr Glückwunſch würde mir Segen bringen und bei der Chriſtbeſcheerung wollte ich mich unter Ihre Bauernkinder miſchen. Es ward aber zu ſpät. — Morgen fahre ich nach Wildeshauſen auf einige Tage, und dann komme ich wieder her.“

„Wieder her?“ echoete Joſſelinde ſtarr vor Erſtaunen.

„Ja, ins Forſthaus .... wenn ich Sie geniere.“

„Mein Gott, Levin! ſind Sie denn noch immer mit dieſer fixen Idee des Forſthauſes behaftet! Nach ſo viel Jahren, nach ſo viel Erfahrungen — das Forſthaus und immer das Forſthaus!“

„Joſſelinde und immer Joſſelinde! gönnen Sie mir doch mein unſchuldiges Patmos! Eben komme ich an in Schneewetter und Winterſtürmen und gleich wollen Sie mich wieder fortjagen. Iſt das gaſtfrei?.... iſt es nur menſchlich?“

Sie vergaß zu antworten. Frau von Herdegen fragte dies und das. Levin erzählte; Joſſelinde hörte zu und ſah ihn an. Er kam ihr wunderſchön vor! nur zu blaß, zu ſchmächtig, zu fatiguirt — vielleicht in Folge der Reiſe. Er war doch eigentlich nicht ſchön; er wurde es nur wenn die Wärme und Fülle ſeiner Seele ſich in ſein Antlitz ergoß. Wilderichs ſtatuariſch ſchöne, charactervolle Züge hatte er nicht. Wilderich war ſchön wie ein Mann, Levin — wie ein Dichter. Natürlich machte Joſſelinde nicht dieſe Zuſammenſtellung; Levin war für ſie unvergleichlich.

Er hatte lange erzählt; plötzlich hielt er inne und ſah ſich froh rings um. Ein befreundeter Geiſt der Häuslichkeit und behaglicher Stille ſprach ihn an. Die Tapeten waren von chineſiſchem Seidenſtoff, hellgrau der Grund mit glänzendbunten Vögeln und Blumen durchwirkt; — der große Schreibſchrank und die Komoden von Nußbaum mit Meſſing beſchlagen und mit Schildkröte und Perlmutter ausgelegt; — unter dem hohen Spiegel mit künſtlich geſchnitztem und geſchnörkeltem Rahmen, die große Wanduhr im Gehäuſe von Boule auf einem Marmortiſch zwiſchen zwei Vaſen von holländiſchem Porzellan voll Pot-pourri: — der kleine Glasſchrank angefüllt mit allerlei alterthümlichen Kurioſitäten: Figuren und Gruppen von Porzellan aus Meißen, Ungeheuer aus Japan, Gläſer aus Böhmen und Venedig, Elfenbein-Schnitzwerk aus China: — dies Alles nicht neuerdings als Modeartikel zuſammengeſucht, ſondern vom Erbauer des Schloſſes auf ſeinen Reiſen geſammelt und zu deſſen Einrichtung beſtimmt — daher jene behagliche Ruhe des Gebrauchs und die Poeſie der Tradition verbreitend, welche von den modiſchen Einrichtungen ſehr fern ſind und wären dieſe auch in einem hyper-rococo Styl gemacht. Und die zwei Frauen in dieſer würdigen Umgebung! die ſtille ernſte Greiſin mit dem ſchneeweißen Haar, ſchwarz gekleidet, mit feinen magern Händen am zierlichen Rade ſilberfarbenen Flachs ſpinnend; und Joſſelinde, das Bild einer tüchtigen, guten, aufrichtigen Seele voll Verſtand und Empfindung, freilich in unſchöner Form, aber nicht in abſtoßender — denn Rohheit und Falſchheit lagen ihr fern, und ſchöner als ſie war, wollte ſie nicht ſcheinen! ſie trug ein ſchlichtes Hauskleid von dunkelblauem Tafft.

Es war unmöglich durch die außerordentliche Harmonie dieſes Bildes nicht wohlthätig berührt zu werden; unmöglich nicht zu empfinden daß in dieſem engen Rahmen das Leben ſich zu hoher Geſittung entfaltet habe. Levins reizbar empfängliche Seele ward ganz überwältigend von dieſem Eindruck getroffen.

„Ich hab doch viel geſehen, hub er nach einer Pauſe der Betrachtung an, viel Großes, Schönes, Merkwürdiges, Intereſſantes, Ungeheures — dann auch wieder idylliſche Scenen voll primitiver Poeſie; aber Joſſelinde, Schloß Embden, ja ſogar dies Zimmer, iſt in ſeiner Art eben ſo charactervoll als die Alhambra oder das Parthenon.“

„In ſeiner Art! nun ja, Levin! Aber was iſt denn ſeine Art?“

„Es iſt der Ausdruck von Exiſtenzen, die ſich ſeit mehren Generationen nicht in der gemeinen Mittelmäßigkeit — ſondern in der glücklichen Mitte zwiſchen Höhe und Tiefe, zwiſchen Glanz und Armuth bewegt haben. Hier erinnert nichts an leeren Schein, an unbändige Genußſucht, an Prunk und Hochmuth! wo das Alles fehlt macht leicht das Gegentheil ſich Platz, und Wahrheit, Einfachheit, Güte und Wärme haben ſich die Stätte bereitet und entſprechend gemacht. Ein Leben unter dieſem friedlichen Dach, zwiſchen dieſen beſchwichtigenden Umgebungen, kann unmöglich anders als geſegnet ſein, denn gute Geiſter ſind hier gefeſſelt durch lange Erinnerungen.“

„Wol muß die Stätte geheiligt ſein, ſagte Joſſelinde gerührt, wo zwei Menſchen wie meine Eltern gelebt haben — ein Mann und ein Weib nach dem Herzen Gottes wie ich ſie mir nicht beſſer vorſtellen kann. Aber es freut mich doch unausſprechlich daß mein ſtilles liebes Embden auch für Sie, Levin, einen Reiz behalten hat.“

„O! rief er, ich kann Ihnen nicht ſagen wie mir zu Muth iſt: ganz ſelig begnügt, als wüßte ich daß ich hier leben und ſterben werde.“

„Träumer! Träumer! ſagte ſie. Aber daß Sie jetzt mit offnen Augen träumen iſt meine Schuld. Ich habe Ihnen noch nicht geſagt daß Ihr Zimmer längſt in Ordnung iſt, und Sie müſſen doch recht ermüdet ſein.“

Man trennte ſich. Levin entſchlief bald mit dem Gedanken, daß Embden der ſchönſte Ort auf Gottes Erdboden ſei. Joſſelinde wachte lange, lange! denn ſiehe, es war Frühling geworden — und ohne den vorhergehenden Winter! — Mein Gott, dachte ſie, wär' es möglich daß ich wirklich ſo in einen Frühling des Daſeins übergehen könnte? — —

Levin blieb drei Tage in Schloß Embden bevor er ſich entſchließen konnte nach Wildeshauſen zu fahren. Er fühlte ſich ermüdet, Weg und Wetter waren abſcheulich — und in Embden war es ſo unendlich angenehm. Schon ſein Zimmer, wenn er am Morgen die Augen aufſchlug, machte ihm einen wolthätigen Eindruck mit den Tapeten, Vorhängen und Möbeln von kornblumenfarbenem Damaſt und mit einer den unteren Räumen ganz entſprechenden Einrichtung. So war ſchon der Beginn des Tages harmoniſch. Um neun Uhr ging er zum Frühſtück ins Eßzimmer herab. Da empfing ihn Joſſelinde mit jener ſtralenden Freude, welche ſtets ihren Reflex auf den zurückwirft, der ſie einflößt. Auch Frau von Herdegen war ihm lieb, weil ſie wie ein altes Bild von einem niederländiſchen Maler ausſah. Nach dem Frühſtück zog ſich die alte Dame für den Morgen zurück, und Joſſelinde ging an ihre Geſchäfte als Hausfrau und Herrin, nachdem ſie mit kindlicher Pietät täglich die Gruft der geliebten Eltern beſucht und die Blumen für den Sarg der Mutter gebracht hatte; das war ihr Morgengebet! da hielt ihr Herz ſeine Andacht. — Levin beſchäftigte ſich nach ſeinem Geſchmack bis um drei Uhr die Eßglocke tönte. Nachmittags beſchäftigte ſich Joſſelinde leſend oder ſchreibend mit ihren Büchern, und Abends machte ſie ihrer Großmutter eine Lectüre. Um zehn Uhr ging dieſe zu Bett, und dann begannen für Joſſelinde, die ſich bei der Pflege ihres Vaters das ſpäte Wachen angewöhnt hatte, einige ſelige Stunden: die in welchen ſie ſonſt Levins Briefe las, copirte und beantwortete, und welche ſie jetzt mit ihm verplauderte.

Es war ganz dieſelbe Lebensweiſe die der Baron Lidkerken geführt hatte, nur ein wenig nach dem Alter und Geſchmack ſeiner Tochter modifizirt; und ſie war ſo recht dazu geeignet einem Menſchen wolzuthun der ſeit länger als drei Jahren in fortgeſetzter äußerer Unruh lebte, ſehr empfänglich für den Zauber harmoniſcher Exiſtenz — und nicht durch ſeine Neigungen gradezu mit ihr im Widerſpruch war.

Levin war innerlich ſo angeregt, daß er äußerlich der Ruhe bedurfte. Er wollte ſchreiben. Joſſelinde, die keinen andern Begriff von Zufriedenheit hatte als den, daß man um ſie zu genießen zuerſt ſeine Pflicht thun müſſe, bat und trieb ihn aber ſo lange, bis er ſich entſchloß nach Wildeshauſen zu gehen.

Er that es aber ungern und in einer ſchon etwas gereizten Stimmung. Indeſſen, er that es!

Levin war nie gern in Wildeshauſen geweſen. Ein nervenzarter Menſch wie er, vergißt nie den dumpfen Druck ſeiner Kinderjahre, weil er deſſen Nachwirkung ſchwer oder nie überwindet. Nur wenn dieſer ſich bis zur vollſtändigen Reaction in ihm ausbildet, ſo daß er den Verhältniſſen und Characteren in ſeiner Familie mit Faſſung entgegentritt ohne ſich in ſeiner Freiheit von ihnen beeinträchtigen zu laſſen: dann erſt hat er jenen Druck überwunden. Levin trug aber noch immer das peinliche Bewußtſein mit ſich herum wie unbequem er für Alle — und wie unglücklich er ſelbſt geweſen ſei. —

Jetzt kehrte er fremd und doch kein Fremder nach langer Abweſenheit zurück, und obwol er ſehr freudig empfangen wurde, war ihm zu Muth als ſei er ins wilde Heer hinein gerathen. Ein Dutzend Verwandte waren zum Feſt gekommen und vergrößerten die ohnehin ſehr beträchtliche Hausgeſellſchaft, und ſein fünfzehnjähriger Bruder Otto hatte ſich von der Schule zu Osnabrück drei Kameraden für die Ferienzeit mitgebracht, wilde muntre ausgelaſſene Knaben ſeines Alters. Mit ſeinen Geſchwiſtern mußte Levin doch wenigſtens Bekanntſchaft machen; aber froh ward ihm nicht dabei zu Sinn — außer mit Wilderich. Der war in der Schule innerer Schickſale und äußerer Lebenspraxis gereift; der betrachtete die Menſchen nicht als das was ſie für ihn — ſondern was ſie für ſich ſelbſt waren; der hatte unter der geregelten, ſcheinbar alltäglichen Oberfläche ſeiner Exiſtenz und durch gelaſſene Ausübung der Verpflichtungen die ſeine Lage mit ſich brachten, eine ſchmerzenreiche Vergangenheit überwunden. In Wilderich, das fühlte Levin, konnte er einen Freund gewinnen.

Seine Schweſtern Blanca und Roſa, die zweiundzwanzig und achtzehn Jahr alt waren, fand er nichts weniger als liebenswürdig, denn mit wenig Verſtand und Schönheit begabt machten ſie Anſpruch an die höchſten Huldigungen. Der arme zwanzigjährige Henning war ein harmloſes und bis auf einen mäßigen Punkt auch gemüthliches Weſen; allein Gedächtniß und Urtheil fehlten ihm ſo gänzlich, daß er nur in der friedlichen Praxis der Gärtnerei beſchäftigt werden konnte.

Mit Otto hätte Levin turnen müſſen um einen Anknüpfungspunkt zu finden. Ottos erſte Frage war ob Levin in Arabien den Djerid reiten, und in England boxen gelernt habe; was dieſer verneinte — worauf Otto in mißbilligende Verwunderung ausbrach, daß man reiſen könne ohne das Allerwichtigſte zu lernen.

Dann kam die ſehr hübſche und liebliche aber erſt zwölfjährige Frieda, und endlich die Zwillinge Leo und Leonie — ein Paar wunderſchöne und kluge, allein dermaßen von der Mutter verzogene Kinder, daß ſie das ganze Haus tyranniſirten.

Eine Muſiklehrerin, ein Hofmeiſter, und eine franzöſiſche Gouvernante, die unter ſich in Feindſchaft lebten, und Jeder eine Partei zwiſchen den Zöglingen hatten — vermehrten die tumultuariſchen Zuſtände der Häuslichkeit, wenn ſie auch jetzt in der Feſt- und Ferienzeit in den Hintergrund traten.

Levin wußte nicht wie ihm geſchah als er ſich plötzlich in einen Kreis von ungefähr dreißig Perſonen verſetzt fand, mit denen er auf dem Fuß der Verwandtſchaft oder der Vertraulichkeit leben ſollte. Es waren ja die Allernächſten: Mutter und Geſchwiſter, Tanten und Couſinen, Vetter und Hausgenoſſen! Intimität ward nicht gefodert, ſondern vorausgeſetzt. Der ganze Zuſchnitt baſirte darauf. Das war eben das Unglück! mit dreihundert Perſonen ohne Beziehung zu ihm würde er ſich leichter zurechtgefunden haben! die hätten nichts von ihm erwartet! aber dieſe dreißig waren zu einigen Erwartungen von Theilnahme berechtigt, und das Bewußtſein der Unmöglichkeit ihnen zu entſprechen, beklemmte Levin dermaßen, daß er ſich heimlich ganz faſſungslos fühlte.

Gräfin Wildeshauſen galt für eine kluge vortreffliche Frau und Mutter, und wäre es ſicher geweſen, wenn ſie nicht, wie die Meiſten ihres Geſchlechts, aus allerlei Stückwerk von guten Eigenſchaften beſtanden hätte, welches durch Laune, oder durch Einfluß eines Buchs, eines Gedankens, einer Oppoſition — heute ſo und morgen anders zuſammengewürfelt wurde. Daher war, trotz ihres unleugbaren Wolwollens, das Leben mit ihr unendlich ſchwierig und ermüdend. Ihre Sorgen, Ermahnungen, Vorlieben und Wünſche ſprangen in ihr um wie die Wetterfahne nach dem Winde — und eben ſo häufig.

Wilderich ließ das fallen und ging ſeinen Weg, immer die größte und innigſte Hochachtung ihr bezeigend. Die erwachſenen Töchter waren ihr ſehr ähnlich; daher gab es alle Augenblick Differenzen und Verſöhnungen. Die jüngeren Kinder fanden die Mama bald himmliſch gut, bald fürchterlich verdrießlich, und lavirten nach beſten Kräften zwiſchen Zephyr und Sturm. Levin aber kam ſich ihr gegenüber wie ein Schiff ohne Magnetnadel vor. Sie machte ihm in fünf Minuten fünf verſchiedene

Lebenspläne, immer erwartend er werde ſo vom Fleck weg auf eine derſelben eingehen. Endlich erwiderte er:

„In Staatsdienſt, welcher Art er ſei, kann ich wol ſchwerlich eintreten, weil mir die ſyſtematiſche Vorſchule fehlt welche dazu befähigt, und weil eine praktiſche in unſern büreaukratiſchen Verhältniſſen nicht vorkommen kann. Könnte ſie indeſſen auch: ſo wäre es doch immer zweifelhaft ob meine Ungeſchicklichkeit ſich darin zurechtfinden würde. Um Militair zu werden, bin ich zu alt und zu ernſthaft. Um ein Landgut zu kaufen fehlt es mir an Geld und Luſt; ich mögte nicht gern an der Scholle kleben.“

„Alſo dies Alles magſt Du nicht! entgegnete die Gräfin etwas geärgert; ich bin neugierig zu hören was Du endlich mögen wirſt.“

„Leben wie ich bisher gelebt habe.“

„Eine traurige Exiſtenz!“

„Nicht für den der ſich für ſie geſchaffen fühlt.“

„Ohne Zweck und Ziel!“

„Inſofern als ich nichts werden kann — ja! Allein ich könnte doch vielleicht etwas leiſten.“

„Das iſt ſchwer, wenn man ſich in gefliſſentliche Beziehungsloſigkeit zu allen Verhältniſſen ſetzt.“

„Nur zu den ſtabilen und abgeſchloſſenen, liebe Mutter! ich will ja durchaus nicht als Trappiſt leben. Wilderich hat mich aufs Genaueſte über meine pecuniären Angelegenheiten belehrt. Daraus ſehe ich daß ich von meinem Einkommen ganz gut leben kann, da ich keine ſybaritiſche Gewohnheiten habe. In dieſem Punkt iſt mein Ehrgeiz gering! ich habe nie Geld und Gut gewünſcht. Alſo werde ich leben können wo und wie es mir gefällt, und grade für die Intereſſen die mir wichtig ſind.“

„Das wäre ganz gut wenn Du die Gewißheit hätteſt ein bedeutender Schriftſteller zu werden.“

„Ich kann nichts thun als nach ihr ringen, ſagte Levin lächelnd; denn der liebe Gott ſteckt uns nicht das Diplom des Genies in die Taſche, ſo daß wir es in fraglichen Momenten hervorziehen und zu unſrer Beglaubigung aufweiſen könnten.

„O Gott, Levin! rief die Gräfin beängſtigt, ich wünſchte lieber Du würdeſt ein gewöhnlicher Aſſeſſor oder Hauptmann, als ein gwöhnlicher Autor.“

„Ich auch, Mama! denn in den beiden erſten Fällen hat die Gewöhnlichkeit nichts Frappantes. Dieſe Chance iſt für mich verloren! ich muß eine größere wagen — und ich habe es bereits gethan.“

Die Gräfin ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Ach, Levin! wenn Du nebenher Dich mit der Schriftſtellerei beſchäftigteſt: das wäre doch ganz anders und böte mehr Garantie für die Zukunft!"

„Im Gegentheil!" rief Levin lebhaft. Anders wär's, ja traurig anders! zur Beſchäftigung oder Erholung herabgeſunken wäre das, was ein Cultus ſein ſoll. Und grade die Zukunft, grade dieſe verborgene Wirkſamkeit über den Augenblick der Gegenwart hinaus — grade dies wunderbare .... ach, Phantom nenn' ich's ungern! .... das eine ſo unwiderſtehliche Lockung für eine gewiſſe Art von Ehrgeiz iſt: wird dem nie gehören, der nur nebenher danach trachtet."

„Ich glaube nicht daß Deine Geſundheit ſtark genug iſt um die heftigen Aufregungen einer ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu ertragen," ſagte die Gräfin beſorgt — und nicht ohne Grund. Die außerordentliche Veränderung ſeiner Züge, die an Verklärung ſtreifte und ihn ſo ſchön machte, wenn er lebhaft ergriffen war: deutete auf ein höchſt erregbares Nervenſyſtem und eine äußerſt empfindliche, reizbare Organiſation. Ein Menſch deſſen Erſcheinung durch inneres Feuer ſo transparent werden konnte, daß ihm gleichſam Sterne im Aug und auf der Stirn, oder eine Aurora der Freude oder ein Nordlicht des Zorns im Antlitz aufgehen konnten — gab mit Recht zu der Beſorgniß Veranlaſſung, daß dies Feuer auch verzehrende Flammen haben müſſe. Aber Levin war ganz ſorglos darüber! in ſeiner Kindheit war nichts an ihm ſtark geweſen, als grade ſeine Geſundheit, und jetzt ertrug er körperliche Anſtrengungen mit der größten Leichtigkeit. Er beruhigte alſo ſeine Mutter vollkommen über dieſe Befürchtung, und ſie erkannte daß Levin ſeit frühſter Zeit immer ein Kind geweſen, zu deſſen Eigenthümlichkeit ihr der Schlüſſel nicht gegeben ſei.

Am allerunbehaglichſten ward Levin durch ſeine Schweſter Blanca berührt. Sie entſann ſich ſehr wol ihrer gemeinſchaftlichen Schulſtunden, wo ſie, obgleich zwei Jahr jünger als er, ihn unendlich an Gelehrigkeit übertraf, und die Regel de tri begriff während er ſich bei dem Einmaleins quälte. Sie meinte dies müſſe in derſelben Progreſſion fortgegangen ſein, und da er ein bedeutendes Buch geſchrieben, müſſe ſie im Stande ſein ein zehnmal bedeutenderes zu liefern. Sie hatte keine Ahnung davon, daß jenſeits der Schranken der Kindheit der Menſch ſich nach einem anderen Geſetz entwickelt als dieſſeits. Hier gilt das Gelernte und dort das Eigenthümliche, und es iſt ſehr glücklich, wenn jenes von der Art war, daß dieſes es ſpäter benutzen und anwenden kann. Sehr viel Menſchen, und namentlich viel Frauen, bleiben aber auf dem Punkt des Gelernten und Eingeprägten ſtehen, weil ihre Eigenthümlichkeit nicht ſtark genug geſtempelt iſt um ſich ſelbſtändig zu entwickeln — oder auch weil ihre Verhältniſſe als Gattinnen, Hausfrauen, Mütter, ihre Entwickelung in einer mehr praktiſchen Richtung erheiſchen, ſo wie die Männer dem Brotſtudium und dem Beruf ſich oft ausſchließlich widmen müſſen.

Blanca war eine dürre und dürftige Natur. Es beliebte ihr ſich „unpraktiſch“ zu nennen, wie das gar Manche mit einer gewiſſen ſelbſtſchmeichleriſchen Ziererei thun, hoffend den Leuten weiß zu machen ſie wären vor lauter Poeſie und Imagination unpraktiſch. Natürlich ſind ſie es aber nur weil ſie weder Kopf noch Herz auf dem rechten Fleck haben. Blanca war viel zu poetiſch um an Zeit und Ort zu denken — um eine beſtimmte Stunde zu halten — um das Hausweſen zu führen — um eine Arbeit zu vollenden — um eine korrekte Rechnung zu machen; d. h. mit andern Worten: ſie war unerträglich nachläſſig und zuſammenhanglos, aber mit nichten aus Ueberfülle geiſtiger Gaben, ſondern aus trübſeligem Mangel daran. Um dieſe Fehler zu verbeſſern gab ſie ſich nicht die geringſte Mühe;

aber ganz unſägliche um geniale und originelle Allüren anzunehmen. Originalität iſt eine ſchöne Sache, aber grade darum mehr geiſtiger als leiblicher Natur. Legt man ſie in die Manieren, ſo werden Abſonderlichkeiten daraus — weiter nichts! und das geſchah der armen Blanca. Indeſſen verfolgte ſie auch in geiſtiger Richtung genialiſche Beſtrebungen; und Levins Schreck war nicht gering als ſie ihn eines Morgens vor ihren Schreibtiſch führte, ſich zu ihm ſetzte, ein Fach öffnete und wichtig ſagte indem ſie auf eine Unmaſſe beſchriebenen Papiers deutete:

„Wer dieſe Papiere lieſt, lieſt in meinem Herzen! lies ſie, mein guter Levin.“

Levin verfiel in Nachdenken über dieſe Phraſe, die er irgendwo gehört oder geleſen hatte und dem Eigenthümer zurückzugeben wünſchte; denn Blanca hatte auch den Fehler ihre geiſtige Nüchternheit mit denjenigen Worten auszudrücken in welche Andere ihren Reichthum niederlegen, und welche ſie ſich bei ihren Lectüren gemerkt hatte.

„Sieh! fuhr Blanca fort, und gab ihm einzelne umfangreiche Hefte, dies ſind Gedichte, dies Betrachtungen über Religion und Geſchichte; hier iſt etwas Märchenhaftes, erſt ſkizzirt .... es muß noch werden; hier das erſte Capitel von einem hiſtoriſchen

Roman, und hier — das Vorſpiel zu einer Tragödie."

Levin brach unwillkürlich in lautes Gelächter aus, denn er gedachte ſeiner eigenen Tragödie und ſagte es der Schweſter; ſetzte aber ſogleich beſchwichtigend hinzu:

„Du biſt klüger geweſen als ich, liebe Blanca, Du haſt es bei dem Vorſpiel bewenden laſſen."

„Ich vollendete es erſt geſtern, ſagte ſie beleidigt, nächſtens folgt die Tragödie."

Levin blätterte gedankenlos in den Heften.

„Ich werde Dir vorleſen was mir am Beſten ſcheint" — ſagte ſie und machte ſich unverzüglich daran.

Levin hörte Anfangs freundlich zu. Es waren Gedichte, unter der Mittelmäßigkeit, wie ſich von ſelbſt verſteht, indeſſen der Rhythmus ſchützte ſie vor der unendlichen Nichtigkeit, die ihn aus ihrer Proſa angähnte und von der ſie ihm eine ſtundenlange Probe gab. Dann verlangte ſie ein Urtheil.

„Ich bin kein Kritiker", ſagte er verlegen.

„Aber Du wirſt mir doch ſagen können was Dir am Beſten gefällt."

„Die Gedichte, liebe Blanca."

„Nicht wahr? rief ſie froh. Ja, die Poeſie entſpricht dem Schwung der jugendlichen Seele. Aber ſage mir wie haſt Du es gemacht um ſo gut Proſa ſchreiben zu lernen?"

„Ich weiß nicht! .... ich habe ſehr viel geſchrieben und geleſen und mich vielleicht dadurch geübt. Vielleicht habe ich auch Talent dafür."

„Und dann Regeln, nicht wahr? Es erleichtert ſehr wenn man gewiſſe Regeln befolgen kann."

Ja! die eine Regel: Schreibe nur dann wenn Du etwas zu ſagen haſt."

Blanca ſah ihren Bruder mißtrauiſch an und ſagte darauf:

„Das iſt ein Spaß .... keine Regel."

„Ich wollt' es wäre eine! — Ernſt ſteckt übrigens viel dahinter."

„So will ich es mir merken! und gieb mir bitte noch einige."

„Denke lange und ſchreibe kurz. — Habe mehr Gedanken als Worte."

„O Himmel! dieſe Regeln machen aber die Sache immer ſchwieriger anſtatt leichter!"

„Glaube mir, liebe Blanca, leicht iſt ſie nur ſobald Du die erſte Regel befolgſt: Schreibe wenn Du etwas zu ſagen haſt; und ſonſt –– durchaus nicht."

Die Eßſtunde erlöſte ihn für diesmal; doch Blanca ließ nicht nach ihn mit ihren Geiſtesproducten heimzuſuchen, ja, gab ihm endlich zu verſtehen daß ſie ſeinem Beiſpiel folgen und ſich der Autorſchaft widmen wolle.

„Gut, liebe Blanca! ſagte er kalt. Schreibe, ſchreibe. Aber ich beſchwöre Dich warte zehn Jahr bis Du das Geſchriebene herausgiebſt. Denn ſieh! eine Menge junger Mädchen füllen ihre Mußeſtunden mit dergleichen Beſchäftigungen aus, und würden ſich und die Welt mit Entſetzen und Bedauern erfüllen, wenn ſie nach einer Reihe von Jahren dieſe Sachen gedruckt vor ſich ſehen müßten. Alſo ſchreibe wenn es Dich unterhält, aber warte mit dem öffentlichen Auftreten. Binnen zehn Jahren muß es ſich entſcheiden ob Du einen innern Beruf dazu haſt oder nicht.“

„Du haſt nicht an dem Deinen gezweifelt, als Du „Im Süden“ drucken ließeſt, ſagte Blanca äußerſt empfindlich, warum ſoll ich zweifeln?“

„Du biſt ſo jung .... kennſt die Welt nicht .... haſt Erfahrungen keinerlei Art: Du kannſt Deiner nicht gewiß ſein!“

„Wenn ich nicht irre, ſo begann die Staël bei achtzehn Jahren zu ſchreiben.“

„Ja! die Staël! aber liebe Blanca, die Staël hatte auch das Genie dazu — und das iſt ſelten.“

„Wenn man ſich nichts zutrauen ſoll und nichts wagen darf, ſo kann auch freilich das Genie nicht zum Vorſchein kommen. Ich habe immer eine ernſte, nach Innen gekehrte, ſinnende Richtung gehabt; wäre es denn da ſo ganz unmöglich daß mein Geiſt wie ein Bergmann gearbeitet und edles Metall gefunden hätte?“

Levin dachte heimlich es ſei wahrſcheinlicher daß er wie ein Maulwurf arbeite; ſagte jedoch laut:

„Träumen und brüten bewegt ſich in derſelben Richtung, liebe Blanca.“

„Mit einem Wort alſo: Du hältſt mich für vollkommen talentlos.“

„Sagte ich Ja! ſo würde ich Dich kränken. Laß mich alſo ſagen: ich halte Talent für genügend um mit Vergnügen den Dilettantismus zu üben und ſehr hübſch zu ſchreiben — und dazu habe ich Dich ja auch aufgefodert; allein es iſt nicht genug um Autor zu werden.“

„Du willſt mir die Sache ſchwierig vorſtellen um mich abzuſchrecken.“

„Ich will nichts als ohne alle Beziehung auf Dich und mich Dir meine Anſicht mittheilen, und das iſt die: der machtvolle Lebensſchwung muß dem Autor die Feder in die Hand drängen, er muß ſie aus demſelben gebieteriſchen Impuls führen, wie der Vogel ſeine Flügel zum fliegen braucht — es iſt eine ſeiner Natur inwohnende Lebensäußerung. Wer ſie aber aus Langerweile, oder vom flüchtigen Reiz einer unbeſchäftigten Jugendkraft aufgefodert in die Hand nimmt, flattert dahin — entweder wie ein Icarus, oder wie ein abgeriſſenes Blatt, oder wie eine Mücke; im erſten Fall — unendlich beklagenswerth, im zweiten — unendlich unbedeutend, im dritten — unendlich unangenehm.“

Gegen Wilderich klagte Levin über die Noth die ihm Blanca mit ihren wunderlichen Einfällen mache, und daß er fürchte ſie nicht von ihrem Entſchluß abbringen zu können, ſo ernſthaft er auch mit ihr geſprochen habe.

„Falſch, lieber Levin! entgegnete Wilderich. Blanca gehört zu den Frauenzimmern bei denen eine vernünftige Erörterung ganz vergeblich iſt. Du mußt ihre Beſtrebungen lächerlich machen; das ſchreckt ſie ab! den Anſtrich von Lächerlichkeit verträgt ſie nicht. Eine Frau die es gelaſſen erträgt lächerlich gemacht — und nicht an ſich und ihrem Streben irre zu werden, hat einen großen Character, und von einem ſolchen iſt in unſrer guten Blanca keine Spur vorhanden. Spricht ſie mit mir darüber, ſo erhebe ich ein unauslöſchliches Gelächter — dazu bin ich entſchloſſen.“

„Gott! wie liebenswürdig, wie einfach klar und wahr iſt ſie dagegen!“ ſagte Levin nach einigem Stillſchweigen.

„Wer?“ rief Wilderich lebhaft.

„Joſſelinde Lidkerken.“

Wilderich ſah Levin erwartungsvoll an; aber er ſagte weiter nichts und beide Brüder ſchwiegen.

Das Dreikönigsfeſt war vorüber und die Geſellſchaft zu Wildeshauſen trennte ſich. Auch Levin nahm Abſchied von ſeiner Mutter. Sie fragte ihn befremdet wohin er zu gehen gedenke, und ihre Befremdung wuchs als er entgegnete: nach Schloß Embden. Wilderich ſagte er wolle Levin begleiten. Die Gräfin fragte ihn heimlich ob er vielleicht für Levin den Freiwerber bei Joſſelinden machen ſolle. Er verneinte es, und die Brüder fuhren fort. Es war ein heller heitrer Wintermorgen, Froſt und Schnee, aber eine gewiſſe Entſchiedenheit und Friſche in der Landſchaft und der Atmoſphäre. Der Schlitten flog dahin, und das Schellengeklingel tönte weit durch die reine ſtille Luft. Levin war ungewöhnlich heiter. Er ſprach immerfort von Joſſelinden, wie er ſich freue ſie wiederzuſehen — wie er ihr von Wildeshauſen jeden dritten Tag einen Boten mit einem bogenlangen Brief geſendet habe — wie er hier gar nicht exiſtiren könne ohne ſie. Lange ließ Wilderich ihn reden! endlich ſah er ihn feſt an und fragte:

„Alſo liebſt Du Joſſelinde?"

„Sehr!" entgegnete Levin.

„Nein Bruder, ich meine nicht ſehr oder innig lieben; ich meine nur — lieben, ohne Adjectiva."

„Ich auch."

„Und liebt ſie Dich? ſeid Ihr einig? will ſie Dich heirathen?"

„Das weiß ich nicht! davon iſt nie die Rede zwiſchen uns geweſen."

„Wolan Bruder, ſo muß es jetzt zur Sprache kommen!" ſagte Wilderich entſchieden.

„Ah, Du willſt ſie heirathen!" rief Levin todtenbleich mit bebenden Lippen.

„Ich will nur um ſie werben."

Levin war zu Sinn als würde er plötzlich durch Wilderich ſeines einzigen Eigenthums beraubt — als habe er nichts auf der weiten Welt als Joſſelinde — als ſei ſie das einzige Weſen das ihn von je her geliebt und verſtanden habe — und als liege darin eine Bürgſchaft daß kein Andrer ihr näher treten, ihr mehr ſein dürfe als er. Mit einer unſäglich troſtloſen Gebärde verbarg er das Geſicht in beiden Händen, während Wilderich gefaßt blieb und ſagte:

„Ruhig Levin, ruhig! Du haſt wahrſcheinlich mehr Hoffnung als ich. Verſprich mir nur mich ungeſtört mit Joſſelinde reden zu laſſen ſobald wir angekommen ſein werden, damit wir ſämtlich klar wiſſen woran wir ſind. Sie hat die Wahl und die Entſcheidung, und unſer gutes Vernehmen, nicht wahr? wird nie geſtört werden.

Er bot ihm die Hand und Levin legte ſtumm ſeine Rechte hinein. — Sie knüpften kein Geſpräch mehr an.

Endlich flog der Schlitten über die Brücke in den Schloßhof hinein und Levin ſah dermaßen verändert aus, daß Wilderich heftig erſchrack, aber doch heimlich dachte: es wird vorüber gehen, es liegt bei ihm mehr an den Nerven als im Herzen.

Joſſelinde empfing die Brüder mit unverſtellter Freude. Levin ſagte ſogleich ganz verſtört er habe Kopfweh von der ſcharfen Luft und wolle ſich aufs Bett werfen um zum Eſſen ganz hergeſtellt zu ſein, und Wilderich bat Joſſelinde um ein einſames Geſpräch.

„Sind Sie noch immer entſchloſſen ſich nie zu verheirathen?“ hub er an.

Joſſelinde erröthete heftig. Da ſie keinen andern Gedanken hatte als Levin, ſo kam ihr auch nur in den Sinn daß Wilderich wegen Levins mit ihr ſprechen wolle und ſie ſagte nur:

„Reden Sie zu Ende, lieber Wilderich, dann will ich Ihnen offen und ehrlich antworten.“

„Wolan, Joſſelinde! Sie haben mir vor Jahren von Ihrem Entſchluß geſprochen unvermält bleiben zu wollen, und ich habe dieſen Gegenſtand nie wieder berührt, weil ich in Ihrer Geſinnung und Anſicht keine Veränderung wahrnehmen konnte. Eine gewiſſe zärtlich ſchwärmeriſche Vorliebe für Levin gab mir oft mannigfache Gedanken. War es Liebe? war es Freundſchaft? genug, auf gewiſſe Weiſe gehörte er zu Ihrem Leben. Wie er dazu gehört muß ſich jetzt entſcheiden da er zurückgekehrt iſt, und da verſchiedene Geſchicke davon abhängen.... auch das meine — denn ich liebe Sie.“

Bei dieſen Worten ließ Joſſelindens athemloſe Spannung nach und löſte ſich in Thränen auf.

„Ich liebe Sie mit einer ernſten Liebe, wie grade Sie, Joſſelinde, ſie einflößen müſſen, wenn man wie ich die Lauterkeit Ihres Characters und die tiefe Zartheit Ihres Herzens jahrelang unbefangen beobachtet hat. Sehr unbefangen! Denn da Ihre Verbindung mit mir ein alter Wunſch meiner Eltern war: ſo warf ich mich mit jugendlichem Trotz in die Oppoſition gegen denſelben und benahm mich ehedem gradezu unartig gegen Sie. Und als ich nach meines Vaters Tode aus der Schweiz heimkehrte, war ich ſehr fern von dem geringſten Intereſſe für Sie, ſo daß ſich ſtill und langſam .... faſt mögte ich ſagen unbemerkt, meine Liebe für Sie entwickelt hat. Mir iſt es ein Bedürfniß zu verehren und zu vertrauen wo ich lieben ſoll .... und auf dieſen beiden Säulen ruht mein Gefühl für Sie, Joſſelinde! es iſt unerſchütterlich, weil jene es ſind."

„O Gott! unterbrach ihn Joſſelinde und hob troſtlos die gefalteten Hände gen Himmel, wie bin ich zu beklagen daß ich dies edle Gefühl das mich ſo ehrt und mich ſo wahrhaft beglücken müßte — ja, daß ich einen Mann wie Sie, der die ſchönſten Träume eines Frauenherzens realiſirt — zurückweiſen muß."

„Ich hätte es erwarten können, denn Sie haben mich nie zu einer Hoffnung ermuntert, entgegnete Wilderich tief traurig. Aber ich hoffte .... weil ich wünſchte! und dann auch weil ich in der Uebereinſtimmung und Richtung unſrer Charactere, Neigungen und Beſchäftigungen eine Bürgſchaft für beiderſeitiges dauerndes Glück zu finden wähnte.

Vielleicht hätte ich noch lange nicht den Entſchluß gefaßt mich Ihnen zu erklären, wenn ich nicht durch Levin dazu veranlaßt wäre — denn auch er .... liebt Sie.“

„Auch er! rief Joſſelinde mit jener in Thränen und Jauchzen gebrochenen Stimme, welche das höchſte Entzücken giebt; — auch er! o Wilderich! .... wird er auch beſtätigen was Sie ſagen?“

„Vorhin ſprach ich für mich, ſagte Wilderich ſchmerzlich; jetzt .... wollte ich für Levin ſprechen; aber ich ſehe daß ich es nicht nöthig habe und daß Sie ihn lieben — genug lieben um für ihn Ihre frühern Entſchlüſſe aufzugeben.“

„Und tadeln Sie mich deshalb?“ fragte ſie zagend.

„Thäte ich es, ſo dürfte es Ihnen in dieſem Augenblick wie Eingebung verletzter Eigenliebe klingen,“ entgegnete er traurig lächelnd.

„O Wilderich! rief ſie, ich würde vielleicht an Ihrer Seite glücklicher werden als neben Levin — wenn ich Sie liebte! aber ſehen Sie: meine Seele iſt dermaßen von Levin gefangen genommen, daß ſie ganz und immer bei ihm iſt. Ob er mich liebt — weiß ich nicht! ob ich ihm in der Gegenwart und Zukunft nothwendig bin — hab' ich mich nie gefragt! Aber ich — muß für ihn leben, in Gedanken und Handlungen, mit Gefühl und That. Ich habe nun einmal dieſe Richtung genommen und ſie muß meiner innerſten Natur entſprechen, da ich jetzt, wo ganz unerwartet ein großes Glück ſich mir darbietet, in ihr verharre, ſtatt zum Bewußtſein über meinen Irrthum zu kommen. Ich liebe Levin nicht mit der Schwärmerei eines unbeſchäftigten Herzens — wie es Ihnen ſcheinen mag! — ſondern weil das Herz voll von ihm iſt, kann es ſich mit nichts Andrem beſchäftigen und nichts Andres in ſich aufnehmen.“

„Wunderbar! ein Weib wie Sie — ruhig, klar, entſchieden, unerſchütterlich; und ein Mann — von dem Allen das Gegentheil!“

„So ergänzen wir uns grade! er iſt meine Poeſie und ich bin ſeine Proſa.“

„Das heißt der Eine träumt, der Andre wacht. Soll aber in der Ehe geträumt werden, ſo iſt es beſſer daß das Weib es thue als der Mann.“

„Ich aber kann nicht träumen, Wilderich! glauben Sie mir: für Sie bin ich allzu entſchieden und ſelbſtändig.“

„In einer Seele wie die Ihre, Joſſelinde, liegt neben der höchſten Selbſtändigkeit die Fähigkeit zur größten Selbſtentäußerung; und nur der Entſchiedenheit iſt es gegeben ſich, wenn es einmal dazu kommt, freiwillig unterzuordnen — während ſich die Unentſchiedenheit nur unterwirft.“

Joſſelindens Augen wurden feucht: „Welch eine ſchöne und hohe Meinung haben Sie von mir! ſagte ſie gerührt und nahm dankbar Wilderichs Hand. Beklagen Sie mich daß ich nichts ſein kann als eben nur — dankbar.“

„Sein Sie glücklich! ſagte Wilderich ſehr ernſt, dann beklage ich nicht Sie, nur mich — der ich dazu beſtimmt zu ſein ſcheine in den Empfindungen irre zu gehen, wie in einem Labyrinth ohne Ariadnes Faden!“

Er drückte ihre Hände an ſein Herz und verließ langſam das Zimmer um Levin aufzuſuchen, den er in fieberhafter Aufregung auf und nieder gehend fand. Er ſagte gelaſſen:

„Levin, Niemand wünſcht Dir aufrichtiger Glück als ich!“

Schweigend und mit ſehr verſchiedenen Gefühlen umarmten ſich die Brüder. Dann flog Levin hinab zu Joſſelinde.

Sie ſaß noch da wo Wilderich ſie verlaſſen hatte; ſie war noch ganz faſſungslos von dem eben Gehörten. Sie, die da wähnte von ſo abſtoßender Erſcheinung zu ſein, daß man ſich mit Schreck und Unbehagen von ihr wegwenden müſſe, fand ſich plötzlich wieder, geliebt von zwei jungen Männern, welche zu den ausgezeichnetſten ihres Geſchlechts gehörten, und bei welchen ihr Vermögen nicht in Betracht gezogen und kein Magnet war — bei Wilderich nicht, aus Adel der Geſinnung; bei Levin nicht, aus Gleichgültigkeit. Bin ich noch dieſelbe Joſſelinde? fragte ſie ſich — — als Levin vor ihr niederkniete. Da beſann ſie ſich und ihn raſch erhebend ſagte ſie:

„Levin! wiſſen Sie was Sie thun?“

„Ich knüpfe Ihr Schickſal an das meine und mein Herz an das Deine“ — entgegnete er zuverſichtlich und zärtlich.

Sie legte beide Hände auf ſeine Schultern, ſah feſt in ſeine Augen und fuhr fort:

„Levin! wiſſen Sie daß ich älter bin als Sie?“

„Ja, kaum anderthalb Jahr.“

„Wiſſen Sie daß Sie ſchön, intereſſant und liebenswürdig ſind, und Alles beſitzen was zu hohen Leidenſchaften berechtigt und befähigt?“

„Und wäre das .... und wüßte ich’s — was weiter?“

„Wiſſen Sie auch daß ich unſchön — nein! daß ich häßlich bin?“

„Das weiß ich nicht! denn wer geliebt wird iſt ſchön, Joſſelinde.“

„Nur im verklärenden Reflex der Liebe! — Nein, Levin! Alles was Sie nicht wiſſen wollen, weiß ich ganz, ganz genau! und Sie müſſen mich unerhört lieben, wenn ich es vergeſſen und mich auf einer Stufe mit Ihnen fühlen ſoll."

„Würde mir das ſchwer werden, Joſſelinde, ſo thäte ich nicht den entſcheidenden Schritt, den ich eben jetzt thue. Darin ſollten Sie mich doch endlich kennen! Ich liebe Sie mehr als ich es ſagen und begreifen kann. Nie iſt mir bei irgend einem menſchlichen Weſen ſo wol geweſen als bei Ihnen. Nie habe ich bei irgend Jemand eine ſolche Heimat für meine Seele gefunden, als bei Ihnen. Der verſchüchterte Knabe und der ſchwankende Jüngling hat unbewußt geahnt, was dem Levin, der jetzt vor Ihnen ſteht, zum Bewußtſein geworden iſt: in Ihrer Liebe mögte er Hütten bauen."

„Sie dürfen das! aber bedenken Sie wol daß auch ich es mögte, und daß ich beſorge ſtatt einer feſten Hütte nur ein wandelbares Zelt zu finden. Darum beſinnen Sie ſich wol, Levin, und erwägen Sie reiflich was Sie thun, denn Sie ſtehen auf dem Punkt eine ernſte heilige Pflicht zu übernehmen, die Ihnen vielleicht ſchwer, ja unmöglich durchzuführen werden dürfte, und die Sie an ein Verhältniß bindet, welches Sie ſelig oder unſelig machen wird. Gebunden zu ſein — haben Sie das ſchon bedacht, Levin? .... Noch ſind Sie frei! bleiben Sie es, ſobald das mindeſte Zagen in Ihnen erwacht. Ich bleibe für Sie wie ich war, und zwar auf immer! mein Leben gehört nun einmal Ihnen, nicht aus Wahl! .... ich habe nicht gewählt zwiſchen Ihnen und andern Männern; ich habe nur — Sie geliebt und die Uebrigen nicht. Mit dieſer Weiſe zu empfinden iſt man treu! ich bin Ihnen treu, möge ich nun Ihre Frau ſein oder nicht; und wenn ich das ſage ſo geſchieht es nicht etwa um mich zu loben; nein! nur um Ihnen die Gewißheit zu geben, daß ich und Embden und Alles was mein iſt, in einem ganz unwandelbaren Verhältniß zu Ihnen ſteht. Fürchten Sie alſo nicht etwa in einer kleinen egoiſtiſchen Anwandlung Sie könnten da der Zweite werden wo Sie der Erſte .... wo Sie der Einzige ſind."

Sanft und ruhig hatte Joſſelinde geſprochen und nur zuletzt kam ein leiſes Zittern über ſie. Levins Augen füllten ſich mit Thränen. Er war viel zu bewegt um ſich zu fragen: hat ſie Recht mit ihrem indirecten Urtheil über dich? — viel zu ergriffen um an der Dauer ſeiner Empfindung zu zweifeln .... ſie war ſo mächtig, mußte ſie da nicht auch tief ſein? Er fühlte ſich von Joſſelinden mit einer

Kraft, Innigkeit und Treue geliebt, die jedes Maß und allen Glauben überſtiegen. Wieder kniete er vor ihr nieder und ſagte:

„Bin ich wirklich der Einzige, ſo laß mich denn auch ganz der Deine ſein, Joſſelinde.“

Sie faltete fromm die Hände und rief emporblickend:

„O mein Vater, ſegne Du uns zuerſt!“ — —

Kein freudiger Glückwunſch begrüßte das Brautpaar. Frau von Herdegen dachte an Linda, und war ernſter noch als gewöhnlich — obgleich ganz zufrieden mit der Verlobung und der Wahl ihrer Enkelin. Wilderich war ſehr herzlich, aber ſehr wehmüthig. Dann ging Joſſelinde mit Levin zur Gruft ihrer Eltern — zum erſten Mal! ſo oft er auch in Embden geweſen war, hatte ſie es ihm doch nie geſtattet ſie zu begleiten.

„Das war eine glückliche Ehe!“ ſagte ſie.

„Glücklich? und ſie war ſo kurz!“

„Ja! aber das Glück ward nur durch den Tod, nicht durch das Leben abgekürzt.“

„Du machſt mich traurig, ſagte Levin. Laß uns doch hoffen! Wer glücklich ſein will muß zuverſichtlich ſein.“

Wilderich fuhr gegen Abend nach Wildeshauſen zurück in andrer Stimmung als er am Morgen hergefahren war. Wieder war für ihn eine Hoffnung in der Knoſpe abgebrochen! Man empfing auch hier die Nachricht von der Verlobung ziemlich lau. Die Mutter hatte für Wilderich dieſe Heirath gewünſcht; die Schweſtern fanden Joſſelinde zu alt und zu häßlich für Levin. Eine unſäglich ſchmerzliche Empfindung quoll wie eine bange Ahnung in Wilderich auf. Will ſich denn Niemand über das Glück dieſer beiden Menſchen freuen, ſo muß es wol ganz unmöglich ſein! dacht' er. Aber all die Verlobungen fielen ihm ein, die mit ſolchem Jubel begrüßt — und ſo traurige Ehen werden. Vielleicht konnte hier einmal der umgekehrte, der beſſere Fall ſtatt finden.

Vier Wochen ſpäter war Joſſelindens und Levins Vermälung.

In der Religion der alten Parſen hieß das Leben des Menſchen „der Weg zu beiden Schickſalen" — zum Lichtreich nämlich und zum Nachtreich; und der Menſch hatte zwiſchen ihnen die Wahl. Und ſchöner und edler als durch dieſe Benennung iſt das Leben wol nie aufgefaßt worden. In entſcheidenden und maßgebenden Momenten tritt eine ſolche Bedeutung klarer als gewöhnlich uns entgegen.

Levin und Joſſelinde ſtanden auf dem „Weg zu beiden Schickſalen.“

Druck von Humblot & Comp. (J. Draeger) in Berlin.

Levin.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hof-Buchhändler.
1848.

Zweite Abtheilung.

Gräfin Joſſelinde.

Gräfin Joſſelinde.

Ein Jahr verging dem Ehepaar im Genuß des ſchönſten Glücks. Es war kein Rauſch, kein Taumel; aber eine tiefe innige Zufriedenheit. Levin fühlte ſich vollkommen auf ſeinem Platz in einer ununterbrochenen geiſtigen Thätigkeit, deren Spannung ihm das freudige Gefühl von Gebrauch und Entfaltung ſeiner Kräfte gab. Joſſelinde fand ihre Seligkeit darin ihm das materielle Leben leicht zu machen, ſeinem Schwung zu folgen, ihn zu ermuntern wenn er abgeſpannt, zu dämpfen wenn er krankhaft erregt war, und immer grade das ihm zu bereiten und zu ſchaffen, was ihm grade wohlthätig und was bei ſeinen wechſelnden Stimmungen nicht leicht zu treffen war. Sie war ihm gegenüber kein langweiliges Echo, aber eine lebendige Aeolsharfe, bewegt vom Hauch ſeines Geiſtes. Manche kleine geiſtige Dienſtleiſtungen für ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verrichtete ſie, und freute ſich unſäglich, wenn ſie für ihn Auszüge oder Ueberſetzungen oder Nachſchlagungen machte, daß die Uebungen der letzten Jahre ſie ohne Mühe dazu befähigten. Ihre eigenen häuslichen Beſchäftigungen wurden dadurch nicht geſtört; im Gegentheil! ſie wurden ihr lieber, weil ſie dieſelben als nothwendig zu Levins Wohlbehagen betrachtete.

Ein ſtilles Herz hängt an ſeinem kleinen Beſitz, und grade je kleiner und enger dieſer iſt, je leichter zu überſehen — um deſto wärmer! Eine Cottage wird von ihrem Beſitzer faſt immer mehr geliebt als ein Palaſt — und zwar darum weil er jene mehr ausfüllt als dieſen. Die Leere um ſich herum wie in ſich iſt dem Menſchen unerträglich. Joſſelinde liebte ihr kleines Embden mit warmer Zärtlichkeit, und doppelt, ſeitdem Levin ſich dort ſo wohl fühlte. Für Beide war es die Stätte auf der ſie am glücklichſten waren, an die ſich ihre theuerſten Erinnerungen knüpften. Levin hatte unendlich reiche und intereſſante — aber ſein Herz hing an keiner; Joſſelinde hatte im Grunde keine, die ſich von Embden ablöſten; ihre Kindheit und ihre Jugend, die geliebten Eltern und der geliebte Levin — Alles war mit Embden verwebt.

„Wünſcheſt Du noch ein Seefahrer zu werden? fragte ſie einſt Levin auf einem abendlichen

Spazierritt im Walde. Auf dem Meer zwiſchen Palermo und Malaga warſt Du einſt ganz von dieſem Wunſch durchdrungen — und mir kommt die Erde ſo ſchön vor, daß ich nicht begreife wie das Meer ſchöner ſein könnte."

„Was hätte ich nicht ſchon gewünſcht zu ſein, zu werden, Joſſelinde! Seefahrer, Luftfahrer, Landfahrer — aber Alles nur um es zu kennen, nicht — um es zu bleiben. Dichter will ich bleiben, und von all meinen See-, Land- und Luftfahrten will ich zu Dir heimkehren, und Dir und der Welt erzählen wie ſchön ſie waren. Aber Dir zuerſt! — Darauf beſchränken ſich jetzt die Thaten, die zu vollführen ich ehedem ſo durſtig war."

„Ein großer oder ſchöner Gedanke kann auch eine That genannt werden, indem er für die Wahrheit eine Lanze bricht, oder vor der Schönheit eine Fackel anzündet, oder einen Mißbrauch in den Grund bohrt, oder eine Heuchelei entlarvt, oder der Seele einen neuen Cultus auferbaut," ſagte Joſſelinde lebhaft.

„Und ich beklage auch keineswegs, grade an dieſe Thaten mit meinen Kräften gewieſen zu ſein, denn in unſrer wunderbar zerſplitterten und zertheilten Welt iſt kein Boden zu finden auf dem die concrete That des Individuums ſich Raum ſchafſen könnte. Die Aſſociation zieht ihr den Boden unter den Füßen weg, und vollführt große Dinge, ich will es glauben obwol ich es nicht ſehe! die große That aber kann nur von einem Einzelnen ausgehen, indem ſie aus einem Character entſpringen muß; große Dinge — aus der Geſammtarbeit Vieler — nicht ſowol Charactere, als Intereſſen. Ich bin activ, aber nicht für poſitive Verhältniſſe, und ich danke Gott, daß mein Inſtinkt kräftig genug war um ſich gegen die aufgezwungene active Lebenspraxis, welche den meiſten Menſchen Bedürfniß iſt, ſiegreich zu vertheidigen. Ich bin activ — hinter dem Vorhang! wird er aufgezogen, ſo bin ich verſchwunden. Meine Gedanken werden von Andern aufgenommen, zur Theſe oder Antitheſe verarbeitet und demgemäß von ihnen dem Leben einverleibt. O Joſſelinde, ich bin ſehr glücklich! ich wirke wie der Geiſt oben wirkt — unfaßbar und daher unbegreiflich für Viele. Nutzen im realen Schulfach kann ich freilich nicht."

„Jeder nach ſeiner Kraft, ſeiner Gabe, ſeinem Maß, lieber Levin! Da Du glücklich biſt, ſo biſt Du recht im Mittelpunkt Deiner Weſenheit, ihrer ſelbſt ſicher, und baueſt auf ihr fort."

Der Verfaſſer des Buches „Im Süden" war längſt bekannt. Auch ſein zweites Buch „Das ſüdliche Kreuz", das einige Monat nach ſeiner Verheirathung erſchien, war mit großem Beifall aufgenommen — natürlich auch mit dem Tadel und der Herabſetzung die davon untrennbar ſind. Der Beifall mußte aber doch wohl überwiegend ſein, da ſein Verleger ihn zu fleißiger Arbeit ermunterte, da andere bekannte Verleger mit ihm in Verbindung zu treten wünſchten, da zahlloſe Herausgeber von Journalen, Taſchenbüchern und ſonſtiger Aſſociations- und Speculations-Literatur ihn um Mitwirkung und Beiträge erſuchten, und da endlich in der nächſten Büchermeſſe ein unbekannter Autor „Das nördliche Kreuz" erſcheinen ließ, um ſein unbekanntes Buch gleichſam als den Zwilling eines bekannten in die Leſewelt hinein zu ſchmuggeln.

Nicht weil ſein Verleger ihn ermunterte, ſondern weil es unmöglich für Levin geweſen wäre, der geiſtigen Lebensſtrömung einen Damm zu ziehen, gab er abermals ein Buch heraus „Inſelfahrten" und diesmal unter ſeinem vollen Namen, weil derſelbe allgemein bekannt war und Levin keinen Grund fand um ſeine Schriften nicht öffentlich anzuerkennen. Wie ein guter Vater gönnte er ihnen ſeinen Namen.

Da erhielt er nach einiger Zeit einen Brief von ſeinem alten Reiſegefährten und Freund Werner. Dieſer ſchrieb:

„Erſt jetzt, theurer Levin, erfahre ich durch Deine „Inſelfahrten", daß Du auf dem Meer der Oeffentlichkeit mit vollen Segeln einherziehſt. Ich las Deine früheren Bücher ohne zu ahnen daß ſie Dich angingen. Ich würde auch bei dieſem es nimmermehr geahnt haben. Freund! Du haſt mir großen Kummer bereitet! Du gehſt auf falſchen Pfaden, Du opferſt falſchen Göttern, Du ſtreuſt gleichſam falſche Diamanten aus! Deine ganze Richtung iſt falſch — denn wer wie Du in einem künſtlichen Boden wurzelt, in einer ungeſunden Atmoſphäre athmet, kann nicht wahr, muß erkünſtelt ſein. Iſt es aber möglich daß Du Deinen Beruf ſo verkennen, Dein Talent ſo mißbrauchen kannſt um ein Apoſtat von Volk und Freiheit zu werden? Deiner Geburt nach gehörſt Du allerdings einer Kaſte an, welche allmälig vom Volksbewußtſein ausgeſtoßen und bezeichnet dem indiſchen Paria gleichen — während das Volk ſelbſt Brahman, d. h. Prieſter und Herrſcher ſein wird. Aber in Deiner Natur ſind ſo ſchöne, in Deinem Geiſt ſo hohe Elemente, daß ich hoffte ſie würden die dunkeln Dämonen der

„Herkunft, der Erziehung und Angewöhnung überwinden
„und Dich aus Deiner ariſtokratiſchen Befangenheit
„herausreißen. Aber nein! Du verleugneſt
„das Volk! Es exiſtirt gar nicht für Dich!
„Deine Nichtachtung tritt es mit Füßen! Du ſinnſt
„nicht darauf ſeine Bildung zu fördern und ſeinen
„materiellen Zuſtänden die Berechtigung zu ſchaffen
„und dauernd zu befeſtigen, die ihm gebührt.
„Es liegt Dir nicht im Sinn und im Herzen.
„Begreifſt Du denn aber nicht die Anforderung
„der Zeit? begreifſt Du nicht daß jeder Geiſt, der
„heutzutag nicht ſeine Nahrung aus dem Boden
„zieht, auf welchem das Volk erwächſt — nichts
„iſt als ein Geſpenſt welches in Nebel zerflattert
„vor dem Hahnenſchrei der Freiheit. Du willſt
„ein Dichter ſein und verſtehſt nicht die Seele —
„ein Schriftſteller und verſtehſt nicht die Sprache
„des Volks! Siehſt Du denn nicht daß Du alsdann
„mit Deinem ganzen Aufwand von Genie
„nichts weiter biſt als: ein tönendes Erz und eine
„klingende Schelle. Beſinne Dich, Levin! kehr' um!
„noch iſt es Zeit. Tritt ein in unſre Reihen.
„Nähre und erfülle Dich mit dem erhabenen Gedanken
„ein Meiſter am Bau der neuen Weltordnung
„zu ſein, und auf meinen Armen will ich
„Dich emportragen helfen. Nimm Theil an un-

„erm Streben, der Freiheit Platz zu machen über „dem Schutt von Thronen und Kerkern, von Paläſten und Beichtſtühlen, von excluſiven Salons „und vermoderten Archiven. Denn fort muß das „Alles, weil es Baſtillen ſind, in denen Ungerechtigkeit, Vorurtheil, Mißbrauch, Verhöhnung, Hoffahrt, Niedertracht hauſen und ſich verbellwerken. „So ſind die Fortifikationen Eurer alten Weltordnung beſchaffen. Die neue braucht dergleichen „nicht! ſie iſt ein Tempel der Freiheit, durch den „ungeſtört die Völker wallen vom Aufgang bis zum „Niedergang. Levin, kannſt Du zögern, ſchwanken, „dahin zu treten wo Du Deiner Beſtimmung entſprichſt? Was willſt Du in den entnervten Reihen Deiner Partei? wähnſt Du ihr Mark in die „Knochen, Blut in die Adern, Athem in die Bruſt, „Geiſt ins Gehirn gießen zu können? Wer möchte „den Fluch der Danaïden freiwillig über ſich nehmen! — Schmeichelt es Dir ein weißer Rabe „zwiſchen ihnen zu ſein? Aber die ſchwarzen verfolgen den weißen, und hacken auf das fremde „Gefieder. — Höre auf meine Stimme! laß ſie „der Wächterruf von der Zinne, die Stimme des „Muezzin vom Minaret ſein, welche Dich aufmerkſam machen, den Schlaf der Trägheit und Gewöhnung aus den Augen zu reiben und freudig

„in die aufgehende Morgenröthe zu ſchauen. —
„Hörſt Du nicht auf mich, Levin, verharrſt Du in
„einer Verblendung die an Verſtockung grenzt: ſo
„hören wir auf Freunde zu ſein, ſo erhebe ich meine
„Stimme gegen Dich; ſo laſſe ich nicht nach, den
„leeren Flitterkram abzureißen, der Deine innere
„Hohlheit und Falſchheit verbirgt, und der Unbefangene
„und Argloſe bethören könnte: ſo hebe ich
„dieſe meine Rechte wider Dich auf, die ich ſo gern
„Dir reichen und als Bruder zwiſchen einem Volk
„von Brüdern Dich mit ihr begrüßen mögte; ſo
„ſind wir Feinde, Todfeinde, politiſche Feinde! —
„Levin! Freund! Bruder! bleibe es für mich! Du
„haſt die Wahl: komm zu uns herüber. Ich beſchwöre
„Dich, denn ich liebe Dich und mögte Dich
„nicht verlieren. Aber Gott helfe mir: ich kann
„nicht anders! — Werner."

Levin war ohnehin ſchon in trüber Stimmung, als er dieſe Zeilen las. Es hatten ſich in der letzten Zeit manche hämiſche Stimmen gegen ihn erhoben und eine gefliſſentliche Geringſchätzung ſeiner Schriften zu verbreiten geſucht. Je mehr ſie Eingang und Anklang fanden — je mehr er ſelbſt als Autor feſten Fuß faßte — um ſo ſtärker wurde die Oppoſition gegen ihn. Das iſt ganz natürlich. Jede ausgeprägte und ſtark beſtimmte Richtung muß, ihrer Natur nach, einen Gegenſatz hervorrufen, der das modifizirt was in ihr Einſeitiges oder Uebertriebenes liegt. Ebenſo natürlich iſts, daß in einer Arena, wo Tauſende ſich tummeln, neben den edelſten Triebfedern auch unedle in Bewegung geſetzt werden, und daß nicht Ruhmliebe, nicht Wahrheitsdurſt, nicht Thatkraft des Genius allein mit einander um den Kampfpreis — Unſterblichkeit ringen; ſondern daß hundert kleine niedrige Eigenſchaften, die zu einem edeln Ziel ſich nicht erheben können, für kleine perſönliche Zwecke arbeiten. Auf dieſem Tummelplatz, ſo gut wie auf jedem andern, hat die Macht ihre Anhänger und ihre Gegner, ihre Freunde und ihre Feinde, und wer ſie übt empfängt Ovationen und Steinwürfe. Zuweilen tritt eine gleiche Macht ihr entgegen, und ein Segen ruht auf ſolchem Geiſterkampf, möge ihm die Ausgleichung folgen oder nicht. Gewöhnlicher ſind freilich kleinliche Anfeindungen, wie ſie Levin trafen, aus Neid, Mißgunſt, Unfähigkeit und Scheelſucht zuſammengeſetzt.

Wer dieſe Laufbahn betritt, ſei gepanzert. Levins Vergangenheit hätte ihm dieſen Panzer ſchmieden können, denn die Beifallsliebe macht empfindlich, das Selbſtbewußtſein macht gleichgültig; — und ſo tief er in ſeiner Erinnerung zurückgehen mogte, immer war er in Verhältniſſen, welche nur dieſes, nicht jene in ihm entwickelten. Nie war man mit ihm zufrieden geweſen, nie hatte man ihn gelobt, nie hatte er ſich ſagen durfen — nicht einmal bei Joſſelinden — hier mache ich es recht! nie hatte eine Schmeichelei ſein Ohr berührt. Es iſt unmöglich unter ſolchen Umſtänden eitel zu werden, wenn man in der Stille das Selbſtbewußtſein hegt reicher und beſſer begabt und zu etwas Anderem fähig zu ſein, als was man uns zutraut. Nicht von der oberflächlichen, gedankenloſen Welt erwartet und begehrt man ein nichtsſagendes Lob — wol aber Verſtändniß von verſtändnißfähigen Geiſtern, und eigene Genugthuung; d. h. nicht die der Ueberſchätzung als ob bereits ein Ziel erreicht wäre: ſondern nur die der Erkenntniß: dies iſt mein Weg zum Ziel.

Der paſſive Widerſtand, den Levin von je her geleiſtet, hatte ihm aber zugleich eine melancholiſche Richtung gegeben, die ſeine Entwickelung hemmte. Er hatte ſich gewöhnt nicht entgegen zu treten, nicht zu durchbrechen, nicht zu entſcheiden, ſondern nur — fallen zu laſſen. Das gab ihm einen Anſtrich von Muthloſigkeit. Er fühlte es, und immer mehr ſtimmte ihn dies Gefühl herab.

Er konnte die Gemeinheit der Geſinnung nicht begreifen. Er faßte es nicht daß derſelbe Menſch, der heut' ihn mit den ſchmeichelhafteſten Redensarten um einen Beitrag für ſein Journal erſuchte, binnen vierzehn Tagen einen Artikel ausgehen ließ in welchem Levin, der jenes Erſuchen abgewieſen hatte, bitter herabgeſetzt wurde. Oder nicht begreifen, daß der Verfaſſer des „nördlichen Kreuzes“ ihn wüthend anfeindete, weil „das ſüdliche Kreuz“ mehr Beifall fand. Er hielt es für eine Schmach mit ſolchen Leuten, ohne Character, ohne Geſinnung, ohne Ehrgefühl in Berührung zu kommen und gleichſam auf eine Stufe mit ihnen geſtellt zu werden. Er wollte gar nicht mehr ſchreiben, weil ihm die ſchriftſtelleriſche Laufbahn entadelt vorkam.

Umſonſt ſuchte Joſſelinde ihn zu beſchwichtigen.

„Was kümmert Dich die Laufbahn Anderer! ſagte ſie. Halte Du die Deine rein von entadelnden Einflüſſen, — verleugne nie Deine Geſinnung und ſetze ſie in Uebereinſtimmung mit Deinem Thun: dies iſt Deine Aufgabe! aber gar nicht, Dich zu grämen weil Andere die ihre nicht erfüllen. Verfolgſt Du dieſen Gedanken bis zu ſeiner letzten Conſequenz, ſo gelangſt Du zum Bedauern ein Menſch zu ſein, weil es ſchlechte Menſchen giebt — und das ſind ſie doch wahrhaftig nicht werth.“

„Du biſt verſtändig und ich bin es nicht, ſagte Levin mit einem trüben Lächeln. Ich muß bekennen, daß das Treiben in unſrer Literatur mich anwidert, da es immer, wie in Anderſens Märchen, darauf hinausläuft, daß der Milchtopf den Theetopf mit Peterſilie bekränzt und dabei heimlich denkt: dafür muß er mich morgen bekränzen. Ich wünſchte daß Niemand Autor werden dürfte, der nicht zuvor eine Adelsprobe des Characters beſtanden und erwieſen hätte, er ſei weder hämiſch, noch feig, noch doppelzüngig, noch neidiſch.“

„Dann ſtreiche nur von hundert Autoren — neun und neunzig, lieber Levin. Denke doch wie viele in unſrer Zeit gerade aus jenen Eigenſchaften ihre Inſpirationen, ihre Bücher, ihre Exiſtenz ſchöpfen.“

„Und das findeſt Du ganz in der Ordnung?“

„Für ſie — ja! ſie wollen doch auch leben.“

„Da mögt' ich erſtens ſagen wie jener franzöſiſche Miniſter: je n'en vois pas la raison; und zweitens: heutzutag heißt leben nicht nur: Brot haben — ſondern auch: bemerkt werden. Und wohin, ich bitte Dich, ſoll dieſe jammervolle Eitelkeit führen?“

„Die Jämmerlichen in die frühe Vergeſſenheit, für die ſie geboren ſind; aber die wirklich Ausgezeichneten dahin, daß ſie ſich unendliche Mühe geben und die höchſte Anſtrengung anwenden um Jenen nicht zu gleichen, und um Adel der Geſinnung und Kraft des Characters zu Trägern ihrer geiſtigen Gaben zu machen. Nur dann können dieſe dauernd und nachhaltig wirken. Das Talent iſt heutzutag etwas ganz Alltägliches, das dutzendweiſe auf den Gaſſen herumläuft, wie eine Influenza in allen Schulſtuben graſſirt, und ſein ephemeres Leben genießen will. Für ſich ſelbſt Ausdauer, in Anderen Nachklang zu haben, begehrt es nicht, weil es ſich endlich fühlt; — aber um ſo mehr die Herrſchaft des Augenblicks — und da muß es ſich denn der Laune des Augenblicks fügen, und das thun oder laſſen, loben oder tadeln, was grade an der Ordnung des Tages iſt. Es muß auf der Oberfläche des großen Stromes ſchwimmen, weil es nicht Athem genug hat um ſich in die Tiefe hinabzuſenken und dort auszudauern bis der Strudel über ihm fortgebrauſt iſt. Laß ihn ſich ausbrauſen, lieber Levin, ohne Zorn und ohne Gram. Bleibe Du im Kriſtallhauſe Deiner Weſenheit, ruhig, klar und feſt, und die Wolken werden ſich daran brechen ohne es zu trüben. Sammle Dich in Dir ſelbſt."

„Das iſt Alles ganz gut, ganz wahr! ich habe auch Momente in denen ich ſo fühle. Aber doch kann ich mich des Wunſches nicht erwehren, ich mögte zu einer andern Zeit geboren ſein, in welcher Rieſen des Geiſtes meine Genoſſen wären! Wie Jakob mögte ich ringen mit Jehova. Die Kraft eines höheren gewaltigen Geiſtes mögt' ich empfinden, um zu erproben ob ich mich ihm gegenüber ſelbſtändig erhalten könnte."

„Warum ziehſt Du Dir die Grenzen der Zeit ſo eng? warum ſteckſt Du ſie ab nach den Jahren Deines Lebens? warum ſuchſt Du nicht Genoſſenſchaft und ſpornende Rivalität da, wo Dir das Herz höher klopft als bei Deinen Zeitgenoſſen? Das iſt das ſchöne Vorrecht des geiſtigen Lebens, daß es nicht an die Gegenwart gebunden iſt. Gehe zurück in die Jahrhunderte, lebe mit deren Heroen. In unſerm Volk welch ein Reichthum, von den Nibelungen bis Luther, bis Göthe. Lebe mit Shakſpeare, mit Don Quixote! Was für Menſchen — was für Charactere — was für Genies! O Gott, Levin! haſt Du die vor Dir, wie kannſt Du nur hinſehen, auf das was neben Dir ſteht, und was im Grunde mehr als Gattung denn als Individuum in Betracht kommt."

So, ohne je Levin zu ſchmeicheln und aus blinder Zärtlichkeit ihn zu überſchätzen, ermunterte ſie ihn raſtlos zu einem edlen Streben nach harmoniſcher Entwickelung. Nicht blos in ſeiner einſeitigen Richtung, und ebenſowenig blos im Gegenſatz zum äußern Widerſpruch ſollte er ſich vorwärts bewegen — ſondern durch würdigen, großartigen Wetteifer beſeelt und beſchwingt — aufwärts!

Raſtloſe Arbeiten, Studien und Lectüren brachte ſie in Vorſchlag. Sie hatte ſpaniſch gelernt, um mit ihm ſeine geliebten Spanier leſen zu können. Sie war auf dem Punkte griechiſch zu lernen. Sie gab ihre Seele dieſem Manne hin, damit er von zwei Seelen reicher, voller, mächtiger leben, und wie die Cherubim mit einem Doppelflügelpaar fliegen könne.

Den Eindruck eines Wernerſchen Briefes konnte Joſſelinde aber doch nicht paralyſiren. Levin hatte Werner trotz der Verſchiedenheit der Lebensaufgabe und Weltanſicht als einen Freund betrachtet, und nun ſchrieb er ihm einen ſo ſeltſamen Abſage- und Drohbrief und verhieß eine ſo hartnäckige Oppoſition. Das ſchien ihm unnatürlich und gezwungen. Konnte Werner ſeine Geißel nicht über Tauſende führen und ſich ſelbſt in dieſer Richtung genug thun? warum mußte er grade den Freund zum Object wählen! konnte er es nicht machen wie in alten Zeiten, wo in den Schlachten die Gaſtfreunde ſich mieden und andre Gegner aufſuchten? — Levin antwortete ihm:

„Thue Alles was Du willſt, mein lieber Werner!
„aber Luthers Wort in einer großen Sache
„für eine kleine mißbrauchen — dies, ich bitte Dich,
„thue nicht. Es iſt doch wirklich zu viel Gewicht
„auf eine Kritik gelegt, die Du vermuthlich gegen
„meine Schriften beabſichtigſt, um mich dadurch
„ſchrecken und mich — ich weiß nicht recht wohin,
„jagen zu wollen. Denn Du biſt, wie es ſcheint,
„ein politiſcher Agitator, und das geht mich und
„die Poeſie nichts an. Wie könnte alſo mein Platz
„neben Dir oder in Deiner Cohorte ſein? Du
„allerdings kennſt Parteien und lebſt in ihnen und
„für ſie. Ich kenne ſie freilich auch, und Dein
„Brief hat mich eine nähere Bekanntſchaft machen
„laſſen als ich es wünſchte; — aber ich lebe nicht
„in ihnen, und noch weniger für ſie. Der Autor
„der das thut kommt heutzutag zwar leicht in die
„Mode, und Du ſelbſt bieteſt mir ja die Hand
„dazu, mir auch ſo weit zu helfen; aber ich bekenne
„Dir, daß ich dieſe kleine Sorte von Ehrgeiz nicht
„habe. Nicht auf fremder Leute Schultern — ſondern
„auf meinen eigenen Füßen will ich meinen
„Weg machen, will nicht größer ſcheinen als ich
„bin, und keinem Andern zu ſolchem falſchen Schein
„verhelfen. Ich ſchreibe für den Cultus der Wahrheit,
„der Schönheit, der Liebe — und der gehört

„keiner Partei an, weil er in jeder edeln Menſchenſeele
„ſeine Stätte und ſeinen Tempel findet. In
„dieſem himmliſchen Reich bin ich zu Hauſe; und
„obgleich Du ein ſolches auf Erden zu gründen
„gedenkſt, ſo will ich doch erſt abwarten wie Dein
„Tempel der Freiheit durch den die Völker wallen
„ſich ausnimmt, bevor ich mitwalle. Daher bin
„ich auch keineswegeſ der Apoſtat und Verächter
„des Volkes den Du aus mir machſt. Heutzutage
„gelangen alle Bücher in alle Kreiſe, weil ſie nicht
„mehr auf Bibliotheken der Reichen und Gelehrten
„beſchränkt werden. Leſeanſtalten ſind ſo zahlreich,
„ſo verbreitet, ſolch ein allgemeines Bedürfniß, daß
„durch ſie jedes Buch, welches nicht ganz in abſtracter
„Wiſſenſchaft und nicht allzu tief unter der
„Linie der Mittelmäßigkeit ſich bewegt, ein Gemeingut
„des leſenden Publikums wird, und ſich keinesweges
„auf irgend einen abgeſonderten Kreis beſchränkt.
„Das weißt Du ſo gut als ich! es iſt
„alſo nur eine kleine leere Phraſe, wenn Du mir
„meine Nichtachtung des Volks vorwirfſt. Ich
„ſchreibe, mein guter Werner, für Jedermann — der
„leſen und verſtehen kann, und ich muß Dir ſagen,
„obwol es Dich ärgern wird, meine Bücher werden
„nicht nur von Leuten meiner Kaſte — wie
„Du verächtlich, alſo ſehr wenig menſchenfreundlich

„ſagſt — geleſen, ſondern auch in kleinen engen „Bürger- und Handwerksſtuben. Ihr wollt das „nicht zugeben, Ihr Herren Demokraten! Ihr wollt „den Leuten weiß machen, daß Ihr allein mit der „Gefühls- und Gedankenrichtung ſympathiſirt, die „in einer kleinen Bürger- und Handwerksſtube „herrſcht! Aber da irrt Ihr ſehr, oder Ihr ſeid „ſehr unwahr. Deren Bewohner haben weder die „Abneigung gegen uns, noch die Sympathie für „Euch mit der Ihr groß thut und die Ihr ihnen „einimpfen mögtet. Ihrer geſunden Denkungsart „zufolge iſt ein Mann nicht verabſcheuungswürdig „weil er der Sohn eines Grafen iſt, und ſchreibt „er ein Buch, ſo betrachten ſie es nicht von Hauſe „aus mit haſſenden Augen. Weißt Du warum, „mein lieber Werner? — weil bei ihnen der Neid „keine Wurzel geſchlagen hat, wie bei Euch. Neidiſche Individuen giebt es in allen Ständen und „Klaſſen verſtreut; aber nur bei Euch iſt Neid „Grundzug Eurer Partei. Daher bin ich überzeugt, daß ſich das Volk, das parteilos iſt, nicht „verleugnet, noch mit Füßen getreten ſieht, wenn „es meine Bücher lieſt. Daß dadurch die materiellen Zuſtände der Armen nicht verbeſſert werden, „iſt leider ſehr wahr! aber ich habe immer geglaubt „daß die Staatswirthſchaft und nicht die Poeſie

„ſich mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen hätte.
„Wünſcheſt Du etwa ich möge ein zweiter Peſtalozzi
oder Juſtus Möſer ſein, und Bücher ſchreiben
wie Lienhard und Gertrud, oder wie die
„Patriotiſchen Phantaſien? Hätte ich Geiſt, Gabe
„und Richtung dieſer edlen Männer, ſo würd' ich
„es können, aber dazu muß man eben ſein wie ſie,
„und das kann ich nicht willkürlich aus mir machen.
Ich weiß auch nicht ob ihr ruhiger ernſter
„Ton voll weiſer Mäßigung Euch zuſagt! wenigſtens
Euren Schriften merkt man nicht an, daß
„Ihr dieſelbe Richtung verfolgt, denn ſtatt zu belohnen
und zu bilden beſchränkt Ihr Euch darauf
das niederzureißen was Du die Baſtillen des
„Vorurtheils nennſt. Genug, lieber Werner, wir
„ſtehen Jeder auf einem Punkt, auf deſſen Fundament
der Andere keinen Werth legt, und das iſt
„eine Situation welche Verſtändigung unmöglich
„macht, denn Keiner glaubt an die Aufrichtigkeit
„des Andern. Indeſſen wäre ſie mündlich noch
„eher möglich als ſchriftlich. Glaubſt Du alſo
„an ſie, ſo beſuche mich und bleibe einige Zeit bei
„uns. Du würdeſt dann meine Frau kennen lernen,
einen guten Engel der ausgleichend zwiſchen
„uns treten mögte. O Werner! die ächte Verſöhnerin
fehlt der Welt, jeder Partei, jeder Rich-

„tung, jeder Seele die ſich in Vorurtheilen einſpinnt! die Liebe fehlt uns, Werner, und das iſt unſer größtes Leid. Alſo komm zu uns wenn Du Luſt haſt, Du ſollſt uns herzlich willkommen ſein. Aber ſchreibe nicht mehr. Briefe können uns nur verſtimmen, wol gar erbittern, und das müſſen ehmalige Freunde, meiner Anſicht zufolge, vermeiden.

„Lebewol und ſei glücklich. Levin.“

Levin theilte Joſſelinden dieſe Antwort mit.

„Sie iſt ſchärfer als ſie gegen einen Fanatiker ſein ſollte — dächt' ich,“ ſagte ſie.

„Grade der Fanatiker verdient in meinen Augen keine Schonung, weil er immer bereit iſt Scheiterhaufen zu entzünden und Guillotinen zu errichten, um ſich durch dies gewaltſame Thun gegen das Bewußtſein innerer Unwahrheit zu betäuben, das ihn nie verläßt. Er muß es erſticken — daher die Wuth, das Geſchrei, der Lärm, die Aufregung, die Gewaltthätigkeit. Darin ſind ſich politiſche und religiöſe Fanatiker ganz gleich. Die Klugen ſind Heuchler, die Dummen — ſind dumm und brauchen weiter nichts zu ſein, weil die Dummheit aus Mangel an Erkenntniß ſehr leicht eigenſinnig und boshaft iſt. Nie war ein erhabener Menſch ein Fanatiker; aber alle Fanatiker mögten ſich für erhabene Menſchen uns gegenüber ausgeben. Das lockt mich nicht zur Schonung, welche ich nur für die bewußte Schwäche — nicht für den bewußten Uebermuth habe.“

Joſſelinde hatte den Brief noch einmal durchgeſehen und ſagte:

„Wenigſtens ſollteſt Du die Stelle über den Neid ſtreichen, lieber Levin. Sie wird Werner fürchterlich verletzen.“

„Hältſt Du ſie für unwahr?“

„Für außerordentlich wahr und treffend, und eben darum für verletzend.“

„Das iſt nicht meine Schuld. Wir führen eine Art von Duell im Geiſt auf Hieb und Stich. Er hat mich herausgefodert.“

„Ich fürchte Du bereiteſt Dir viel Verdruß.“

„Ich glaub' es auch! aber aus Feigheit kann ich nicht ſchweigen. Werner könnte dann ja mit Recht annehmen, er habe mich erſchreckt und ich zittere vor ihm und ſeiner Drohung. In dieſem Wahn kann ich ihn nicht laſſen.“

Der Brief ging unverändert ab. Levin konnte aber nicht gleich wieder in eine unbefangene geſammelte Stimmung kommen. Er war unbeſchäftigt, d. h. er ſchrieb nicht, und da er nicht ſchrieb, ſo kam ihm jede Beſchäftigung ſchaal, und jeder

Tag leer vor. Je größer die Spannung, je ergreifender und durchdringender die Erregung iſt unter deren Einfluß man ſchreibt — um ſo größer iſt auch die innere Leere, welche urplötzlich mit dem letzten Federſtrich zum Vorſchein kommt. Die Gedanken hatten ſich dermaßen auf einen Gegenſtand concentrirt, daß ſie, ſobald dieſer zu einem Abſchluß gekommen iſt, gleichſam in der Irre umherſchießen, wie Kometen die noch keinen Kern haben. Es gehört Energie dazu um ſie zu bändigen, zu ſammeln, und dahin zu führen wo ſie Nahrung für künftige Productivität finden. Ein wechſelnder Zuſtand von Schwung und Ermattung: darin beſteht das Leben der künſtleriſch ſchaffenden Menſchen. Jenen im Zaum zu halten, dieſe zu überwinden: darin beſteht ihre Weisheit.

Levin hatte letztere bis jetzt noch gar nicht. Wie früher ſchon geſagt, war es noch jetzt: gleich Atalante im Lauf goldene Aepfel aufheben — dies war ſeine Idee vom Leben.

Und jetzt ſah er keine goldene Aepfel mehr!

Gegen die außerordentliche Anregung ſeiner letzten fünf Jahre trat eine fürchterliche Reaction ein. Ihm war zu Muth als habe er das Beſte gehabt, genoſſen, gethan, und müſſe nun die Neige austrinken. Nichts war ihm Recht: die Lectüre regte ihn nicht zu ſchöpferiſchen Gedanken an, die Natur warf ihm keine poetiſche Bilder in die Seele, das Landleben war ſo unendlich einförmig, daß er ſich einſchlafen fühlte; Talent hatte er ohnehin nie gehabt — das ging ſonnenklar aus ſeiner jetzigen Unfähigkeit hervor: ſo lauteten ſeine Klagen.

Er ſtand eben in der Nachtſeite ſeiner Natur.

Mit himmliſcher Geduld ertrug Joſſelinde den Alles niederdrückenden Trübſinn, den Levin um ſich her verbreitete. Aus ihrer Liebe für ihn ſchöpfte ſie Zuverſicht zu ſeinem Talent, und aus ihrer geſunden Vernunft die Ueberzeugung, daß er nur in einem tranſitoriſchen Zuſtand ſich befinde. Aber er litt! aber er ſah krank aus, angegriffen, bleich. Sie erſchöpfte ſich in fruchtloſen Ermunterungen, und begann in der Stille ein heranziehendes großes körperliches Leiden für Levin zu fürchten.

Es kamen auch allerlei andre Verſtimmungen. Eine Kiſte mit Büchern und Sachen, die Levin vor anderthalb Jahren in Llanfillan vergeſſen hatte, war durch ein Verſehen des Spediteurs nach Schweden geſchickt — und kam erſt jetzt an.

Levin packte den Inhalt aus, Joſſelinde war ihm dabei behülflich. Es waren allerlei Erinnerungen von ſeinen Reiſen.

„Was iſt in dieſem Kaſten?“ fragte ſie.

„Ich weiß es nicht, entgegnete Levin, wir wollen ihn öffnen."

Murillo's Madonna de la Concepcion war darin. In ihrem Rahmen von purpurfarbenem Sammet lag ſie wie eine Perle — ſo einzig ſchön, und ſo köſtlich gemalt. Ein Freudenlicht flog über Levins Antlitz.

„Stella matutina! rief er, hab ich Dich wieder! ... Und wie konnte ich Dich ſo lange vergeſſen und entbehren!"

Er ſetzte ſich aufs Sopha, hielt das Bild vor ſich auf den Knien, betrachtete es bis zur Verſenkung darin, und kümmerte ſich weiter nicht um den übrigen Inhalt der Kiſte.

Ein ſeltſamer Schmerz befiel Joſſelinde. So wie Levin dies Bild anſah, hatte er ſie nie angeſehen! ſehr lieb, ſehr zärtlich, ſehr innig, ſehr vertrauend — ja, aber ſo nicht! mit dieſem Blick, für welchen es kein bezeichnendes Wort gab, weil kein Wort ihn erſchöpfen konnte — nicht! und konnte er nicht einmal auch ein lebendiges Weib mit dieſem Blick anſehen?

Es fiel ein heftiger Donnerſchlag. Sie hatte nicht das heraufziehende Gewitter bemerkt. Sie fuhr zuſammen als ob es ſie bedrohe. Sie hatte immer vermieden mit Levin von der Stella matutina zu ſprechen, froh wenn er nicht daran erinnert ward; und er — mit dem Kopf voll andrer Gedanken — hatte ſie gänzlich vergeſſen. So ſprach ſie denn zu ſich ſelbſt: laß ruhen was ruht, und wecke nicht die ſchlummernde Erinnerung.

Jetzt aber ſetzte ſie ſich zu Levin und fragte:

„Was denkſt Du denn eigentlich bei dieſem Bilde, Levin, da es Dich ſo wunderbar feſſelt.“

„Nichts! denn ein Gedanke wäre keine Feſſel. Er würde ſie ja eben löſen indem er ſich dem Gegenſtand gegenüber ſtellte, während ich mich demſelben hingebe. Nur zuweilen fliegt mir die Vorſtellung durch den Sinn wie ſelig Murillo im Schauen ſolcher Viſionen geweſen ſein müſſe.“

„Findeſt Du ſie ſchöner als Rafaels Madonnen?“

„Als Kunſtwerk betrachtet — nein! Aber Du weißt, ein Kunſtwerk hat es vor dem andern voraus, daß es gleichſam Beſitz von unſerm ganzen Weſen nimmt, indem es unendliche Gefühle in uns anregt. Woraus dieſe ſympathiſche Wirkung hervorgeht, kann man durchaus nicht erklären. Ich weiß nur daß ich vor der Pyramide des Cheops, oder vor dem Genius der ewigen Ruhe im Louvre — oder vor dieſer Madonna .... und vor ihr am liebſten! — mein Leben in extatiſcher Seligkeit verträumen könne. Sieh! ihre Schönheit — rein wie das göttliche und melancholiſch wie das irdiſche Element .... überwältigt mich ganz anders unwiderſtehlich, als der ideale Schönheitstypus der Rafaeliſchen Madonnen. Sieh! dieſe Madonna .... iſt das Symbol einer Seele, die mit heiliger Glut nach dem Göttlichen verlangt — die damit begnadet wird — die zum Zeichen ihres Sieges über die dunkle Natur auf dem Halbmond ſteht — und die den Schmerz der ſieben Schwerter ahnt, welche ihr drohen, weil die übermenſchlichen Naturen durch ihre höhere Befähigung den übermenſchlichen Seligkeiten und Schmerzen geweiht ſind. Nicht blos ein ſchönes Weib hat Murillo hier gemalt; ſondern ein Bild von dem erhabenſten Streben der Menſchen, zur Vereinigung mit Gott zu kommen — in der holdſeligſten Form, in der verklärten Geſtalt des ſchönſten was die Erde bietet, in der Madonna."

„Du haſt ganz Recht," ſagte ſie und legte ſanft die Hand auf ſein Haupt. Sie erſchien ſich lächerlich mit ihrer Anwandlung von Eiferſucht auf ein Bild.

„Recht?" fragte Levin befremdet.

Sie wollte ihm nicht ihr Gedankengewebe zeigen, und ſagte daher ſcherzend:

„Recht zu Deinen Extaſen! Wer ihrer fähig iſt muß ſie in vollen Zügen genießen .... und nicht Jeder iſt's — z. B. nicht ich. Gleichmuth iſt zu vorherrſchend bei mir.“

„O! rief Levin lebhaft, das iſt die ſchönſte aller Gaben für unſer wahres Glück. Eine Seele die mit gleichem Muth der Luſt und dem Leid entgegen geht, beiden ihr Recht giebt und beide beherrſcht: die iſt ſo recht für's Leben geſchaffen .... im edelſten Sinn! — und Du biſt es, Joſſelinde! Ich bin es nicht. Mir fehlt dieſer Gleichmuth. Ich muß fliegen oder kriechen. Gehen, gelaſſenen Schritts — kann ich gar, aber auch gar nicht. Ich bin der Knecht meiner Organiſation, Du biſt Herrin der Deinen.“

„Fühlſt Du Dich krank?“ fragte ſie beſorgt.

„Nicht krank .... aber elend.“

„Levin!“ rief ſie außer ſich vor Schmerz.

„Nein, ſo mußt Du es nicht nehmen, guter Engel!“ ſagte Levin und legte freundlich die Hand auf ihre Schulter.

„O! rief ſie, wenn Du elend biſt, ſo iſt das ja zu verſtändlich um es ſo oder ſo zu nehmen.“

„Ich meinte nur daß keine äußere Umſtände und Grunde mich elend machen. Ich fühle ſogar daß ſie mich beglücken — aber ich fühl' es nicht immer. Es giebt Momente in denen ſie mich drücken wie Blei! Momente, wo ich denke: es iſt doch aber entſetzlich eine ſo gute liebe Frau zu haben, und ein ſo friedliches Leben, und eine ſo anregende Thätigkeit, und ſo viele lange Jahre vor ſich! Du wirſt meinen nun komme der Nachſatz: und doch nicht glücklich zu ſei[illegible]ber nein! ich denke das ohne Nachſatz. Oder eigentlich denk' ich's nicht, ſondern nur der ungeheure Druck, der mir auf der Seele liegt, macht mich ſo empfindlich, daß ich jeden Zuſammenhang mit der Außenwelt als ein Elend fühle."

„Du haſt Dir mit zu raſtloſer Arbeit die Nerven überreizt."

„Was heißt das anders — als elend ſein?"

„Nun es heißt daß man ihnen Ruhe gönnen müſſe, lieber Levin."

„Ruhe? mein Gott, lebe ich denn nicht in immer unſäglich ungeſtörter Ruhe? ſie iſt eine Wolthat, ſobald mein ganzes Weſen durch Gedankenarbeit in Anſpruch genommen und ausgefüllt iſt. Damals im Forſthaus — dann in Llanfillan — ſpäter hier. Aber die friſche, freudige Arbeitsluſt iſt dahin — vielleicht für immer! und wer Einmal die Seligkeit gekoſtet hat tiefſte Ruhe und höchſte Bewegung zugleich in ſich zu fühlen — ach Gott!

dem kommt die ſtille, kühle, einſeitige Ruhe wie eine Leere vor. Leerheit iſt der traurigſte aller Zuſtände."

Thränen rollten aus Joſſelindens Augen. Zärtlich ſagte Levin:

„Ach, ſei nicht traurig! das iſt auch ein Vorwurf für mich. Es war recht thöricht von mir daß ich heirathete! Du hätteſt mir eigentlich abrathen ſollen."

„Ich hab es gethan, lieber Levin. Aber ich bitte Dich, thue doch ganz genau das was du thun würdeſt wenn Du nicht verheirathet wärſt."

„Nun, dann ginge ich nach Indien .... oder um die Welt .... oder auf eine Nordpol-Expedition, oder — wenn ich die Franzoſen nicht haßte und die Araber nicht liebte — in einen Feldzug nach Algerien. Wie beneide ich die Franzoſen und die Ruſſen daß ſie ſolche herzſtärkende Kriege haben! ich bin jetzt natürlich immer auf der Seite der wilden Völker die ihre Freiheit gegen das Joch der Civiliſation vertheidigen, denn das Recht iſt bei ihnen. Könnt' ich ſie aber als Feinde betrachten — welche Wonne ſich mit ihnen zu meſſen! Unſer Bücher-, Feder- und Papierleben beraubt uns aller Energie. So ein Cervantes, ſo ein Ercilla — blutbedeckt aus den Schlachten gegen Muſelmann und Amerikaner kommend — ſchrieben unter anderen, unter begeiſternderen Conſtellationen ihren Don Quixote, ihre Araucana — als wir in unſerm Spießbürgerthum. Ja, auch Dante, Shakspeare, auch Milton, hatten gewaltige Kämpfe mitgemacht oder erlebt. Wir erleben nichts Gewaltiges, nichts Großes — wir können unmöglich große Dichter ſein, denn je mächtiger die äußere Action, um deſto ſtärker iſt die Reaction von Innen nach Außen. Unſere Eltern hatten es gut! die haben doch die Napoleoniſchen Kriege erlebt! die erfuhren doch was es heißt leiden, haſſen, hoffen, kämpfen — auf eine thatſächliche, nicht in abſtracter Weiſe! für eine große, warme Gemeinſamkeit, nicht für ihre winzige Perſon oder Theorie! Ja, wär' ich wenigſtens in unſern Tagen ein Engländer, ſo hätte ich etwas woran ich mich mit all meinen Kräften ausleben könnte. Das Parlament hätte ich — und Sport und Turf — und die Yacht und das Meer — und beide Indien — und meine Partei mit ihrer politiſchen Bedeutung, Berechtigung und Gewicht. Danke Gott daß Du eine Frau biſt, Joſſelinde. Es iſt hart in unſern Tagen ein Mann — und kein Engländer zu ſein."

„Nicht immer haben Englands Dichter ſich glücklich in der Heimat gefühlt. Die größten der

Neueren, Byron und Shelley, ſtarben in der Fremde."

„Nicht glücklich in der Heimat — das iſt möglich, denn das hängt großentheils von perſönlichen Verhältniſſen ab. Allein in meinen Augen doch glücklich, weil ſie das hatten was uns fehlt: ein Nationalbewußtſein."

„Hältſt Du das für beſonders nothwendig im Dichter?"

„Ja, denn es iſt ein Haltpunkt, wenn alle anderen ihm fehlen. Und dann wäre ich dort vielleicht etwas Tüchtiges geworden! Man iſt zuweilen nur Dichter aus Unfähigkeit."

„Levin, beſinne Dich!" ſagte ſie ſanft und ernſt.

„Sieh, ich ſage Dir mein innerlichſtes Leben, Joſſelinde! nicht um zu klagen, oder um Dir einen Beweis von Vertrauen zu geben, oder um auf Dich einen Theil meiner Laſt zu werfen, ſondern wirklich weil meine Seele Dir dermaßen gehört, daß ich keinen Unterſchied mache ob ich mit mir oder mit Dir ſpreche. Es war ja ſtets ſo! Du haſt ja ſtets all meine traurigen Stimmungen mit mir durchgemacht, und mich deshalb nie weniger, nie mehr geliebt! Es würde mir unnatürlich vorkommen, wollte ich Dir einen Seelenzuſtand verheimlichen. Habe alſo Nachſicht wenn ich traurig oder thöricht bin, und denke nur immer, um mich zu ertragen, daß Dein himmliſcher Gleichmuth meine Erquickung iſt. Weil ich immer ihrer bedarf, kann ich keine Nordpol-Expedition machen! Zugleich Himmel und Erde zu beſitzen iſt dem Menſchen verſagt. Wir ſind nun einmal ſo beſchaffen daß wir mit der Sehnſucht nach der Unendlichkeit in der Endlichkeit verharren müſſen. Wir mögten ihr entfliehen — wir heben uns bisweilen ſo hoch, daß wir wähnen nun hätten wir ſie überwunden und unſre Zerſpaltung auch, die ihre Frucht, oder ihre Wurzel iſt. Aber nein! nein! da ſteht ſie! eine Mauer an der wir uns den Kopf einrennen können, wenn wir nicht weiſe, ſehr weiſe ſind.“

Er umarmte ſie zärtlich, und Joſſelinde wußte nicht, ſollte ſie ſelig oder traurig ſein.

Wilderich kam nicht oft und blieb nicht lange. Er ſah daß die Ehe glücklich war, und daß weder Levin noch Joſſelinde ſeiner im Geringſten bedurften. So kam er nur grade genug um nicht unfreundlich zu ſcheinen.

Einmal war er aber im höchſten Grade verſtimmt, und brach gleich nach der erſten Begrüßung mit der Urſach hervor.

„Du hätteſt nicht unter Deinem Namen ſchreigen ſollen, Levin! Es iſt zu unangenehm dieſen Namen durch all die Journale und Zeitungen, mit ich weiß nicht welcher widerlichen Krittelei geſchleppt zu ſehen, die, wenn ſie auch direct dem Autor, doch indirect ſeiner Perſönlichkeit, Abkunft, Stellung im Leben gilt. Du wärſt Deiner Familie dieſe Rückſicht ſchuldig geweſen. Unſer Name ſollte nie ſo genannt werden daß er in Contact mit dem Straßenkoth kommen könnte.“

„Was iſt geſchehen!“ ſagte Levin heftig und Joſſelinde zitternd.

„Geſchehen iſt nichts .... nur geſchrieben, entgegnete Wilderich, und legte einige Blätter aus Zeitſchriften auf den Tiſch; leſt dies .... und dieſes.“

Levin las ſie vor.

„Lieber Bruder, ſagte er nachdem er geleſen, es iſt mir unbegreiflich wie Du Dich hierüber ſo alteriren kannſt. Allerdings kommt in der einen Rezenſion das Wort „der Herr Graf Levin v. Wildeshauſen“ ungefähr fünfzig Mal auf einer Seite vor; — allerdings iſt die andere in einem Ton geſchrieben, der wol mehr an einen Gaſſenkehrer als an einen literariſch gebildeten Mann erinnern dürfte — aber ich finde denn doch, daß er nicht ſowol mich oder unſere Namen — als vielmehr ſich ſelbſt im Straßenſchmutz herumwälzt."

„Nun das verſteht ſich daß er Dir nichts anhaben kann! rief Wilderich. Aber es iſt mir unbeſchreiblich peinigend, daß Du mit dieſem — verzeih mir den harten Ausdruck — geſindelhaften Treiben in Conflict Dich gebracht haſt. Ehedem, als mehr Bildung und Erziehung die Männer der Literatur auszeichnete, konnte die Kritik allerdings auch ſcharf und bitter, ungerecht und parteiiſch gehandhabt werden; — aber ſie war nicht ſo unmäßig pöbelhaft wie jetzt, wo man unter die Schriftſteller geht wie ſonſt unter die Soldaten, d. h. wenn man zu weiter nichts fähig iſt als den Gänſekiel zu führen. Da nun dieſe Leute durchaus ſchreiben wollen, und nicht Geiſtes- und Herzensreichthum genug haben um es zu können, ſo klammern ſie ſich an den erſten beſten äußern Gegenſtand, und werfen ſich auf die Kritik, um doch ihr Wörtchen zu ſagen. Unter dieſen Umſtänden kann von Anſtand und Geſchmack nicht die Rede ſein, und ein ſo warmer Anhänger aller Oeffentlichkeit ich auch bin — muß ich doch in dieſem Falle Diejenigen loben, welche pſeudonym ſchreiben."

„Mein Gott! brach Levin heftig aus, hatte ich denn eine Ahnung von dieſen Mißſtänden, als ich — um Deinen Ausdruck zu brauchen — unter die Schriftſteller ging! Ich ſchrieb; — an den Erfolg dachte ich nicht. Als mein Name bekannt war, ſchrieb ich ihn dazu, ohne zu denken daß er dem Buch ſchaden oder nützen könne, weil ich nicht ahnte, nicht begriff und nie begreifen werde, daß man einen bloßen Namen zu einer Parteiſache machen will! Das verſteht ſich freilich: wo mein Name ſteht, da ſteht auch meine Geſinnung! Eins verleugnet das Andre nicht, und ich ſollte meinen daß Du, Wilderich, gerade Du, mir beiſtimmen müßteſt."

„Wenn's für eine gute Sache oder für etwas Großes wäre — dann gewiß! wenn Du Dich mit Wort und That gegen einen Angriff vertheidigen könnteſt — dann noch weit mehr! Da muß der Name ſtehen um anzudeuten, daß man ihn vertreten will. Wo aber gar nichts dabei heraus kommt als miſerable Anfeindungen zu wecken, oder ihn in miſerable Zänkereien zu verwickeln — da iſt es ſehr unvorſichtig oder ſehr eitel ihn zu gebrauchen."

Levin erblaßte vor Zorn. Joſſelinde ſagte ruhig:

„Das find' ich gar nicht, lieber Wilderich."

„Weil Sie eine Frau ſind!"

„Grade weil ich eine Frau bin — bin ich der Oeffentlichkeit meines Namens ganz ungewohnt, und Levins Name iſt auch der meine; aber das muß ich Ihnen ſagen: würden noch tauſend ſolche Artikel gegen ihn geſchrieben wie die, welche wir ſo eben laſen, ſo würde ich nie etwas Anderes denken als: Nun gut! wir gehen auf der großen Landſtraße des Lebens, da werden unſere Schuhe beſtaubt — man muß ſie abſchütteln. Staub bleibt Staub!"

„Sie mögen Recht haben mit Ihrer Kaltblütigkeit! bei mir aber iſt es anders! ich fühle mich nicht von Staub angeweht, ſondern von einer ſchmutzigen Hand angefaßt."

„Das beweiſt, lieber Wilderich, ſagte Joſſelinde lächelnd, daß Sie nicht von dem Stoff ſind, um einen „public character" zu machen! vielleicht giebt ihn der liebe Gott nur Denen, welche zu einem ſolchen beſtimmt ſind — wie eben Levin."

„Nun Levin, ſagte Wilderich beſänftigt durch ihren gelaſſenen freundlichen Zuſpruch — nimm's nicht übel daß ich geſagt habe, Du ſeieſt unter die Schriftſteller gegangen! Zum Glück bilden ſie kein Corps, deſſen Ehre Einer für Alle vertreten müßte, ſondern Jeder ſteht hübſch für ſich allein — wie das heutzutag durch die Entfremdung von jeglichem idealen Intereſſe nicht anders möglich iſt. Alſo auch Du ſtehſt allein und für Dich, und das iſt unter dieſen Umſtänden, wo nur materielle Zwecke die Geiſter verbinden, ein Glück und eine Ehre."

Levin war verſöhnt; allein jenes mißachtende Wort Wilderichs vergaß er nicht, und unwillkürlich fiel ihm die Stelle in Werners Brief ein, wo der von dem weißen Raben ſprach, auf den die ſchwarzen hacken. Weil er innerlich verſtimmt und mit ſich ſelbſt unzufrieden war, hörte er aus jedem fremden Wort einen Vorwurf heraus. So z. B. als Wilderich über Blanca klagte, die ſich nicht entſchließen konnte der Bewerbung eines ſehr verſtändigen Mannes Gehör zu geben.

„Es iſt ein Mirakel daß ſie irgend einem Menſchen gefällt, ſagte er. Statt ſich aber damit zu begnügen auf dieſem Gebiet Zeichen und Wunder zu thun, iſt ſie von der fixen Idee beſeſſen, dergleichen in der Literatur vollführen und ſich für den Muſendienſt ausbilden zu müſſen. So ſchwankt ſie zwiſchen Apoll und dem Bewerber. Siegt der erſte: ſo ſei Gott uns gnädig! In einer Familie zwei Poeten kommt mir vor wie Drillinge in einem Wochenbett: zu viel des Segens."

Er hatte ganz heiter und ſcherzend geſprochen und Joſſelinde lachte, unbefangen wie er. Levin aber nahm die Sache tragiſch und ſagte:

„Seid ganz ruhig, ich werde nicht mehr ſchreiben."

„Streckſt Du vor Blancas überwältigendem Genie das Gewehr?" fragte Wilderich lachend.

„Dann hätten wir ja für den Schwan die Gans eingetauſcht!" ſagte Joſſelinde.

„Ich kann nicht mehr ſchreiben! verſicherte Levin. Könnte ich aber auch, ſo mögte ich doch nicht mehr. In dieſem Ozean von Verdrießlichkeiten mag ich nicht länger ſchwimmen. Wenn inneres Ungenügen und äußeres Unbehagen das Einzige iſt was der Autor auf ſeiner Laufbahn findet: ſo iſt er derſelben nicht gewachſen — und muß den Blancas Platz machen."

Er ſtand auf und ging in den Garten. Wilderich hatte Luſt zu lachen: da er aber Levin ſo ſehr ernſthaft fand, verſtummte er und ſah nur fragend Joſſelinde an. Sie blickte Levin traurig nach.

„Was fehlt ihm?" fragte Wilderich.

„Innere Zuverſicht! er zweifelt an ſich ..... und ich" ..... — —

„Und Sie zweifeln an ſeiner Ausdauer, um die Schwankungen aushalten und ſich zur innern Gewißheit durcharbeiten zu können!"

„Ich hoffe!" ſagte ſie mit Inbrunſt die Hände faltend.

„Ich bewundre Sie mehr denn je! ſagte Wilderich. Ich ertrüge nicht bei einem Weibe dieſe krankhafte Reizbarkeit, dieſen Wechſel der Stimmungen — und Sie ertragen es bei einem Mann!"

„Die Männer ſind eben nicht durch ihre Geduld berühmt, entgegnete Joſſelinde lächelnd; — wie kämen Sie dazu eine Ausnahme von Ihrem Geſchlecht zu machen! Ich aber bin nur dem meinen treu."

„Sagen Sie: dem Ideal das man vom Weibe hat."

„Das ſollten auch Sie nicht ſagen."

„Weil ich es finde?"

„Nein! — weil es nicht wahr iſt."

„Es ſieht mir ähnlich, Ihnen ſchmeicheln zu wollen .... nicht wahr?"

„Sie wollen mir nicht ſchmeicheln; aber Sie ſehen nur das was an mir gut iſt."

„Und was wäre denn an Ihnen bös oder ſchlecht?" fragte er lächelnd.

„Nun .... meine äußere Erſcheinung."

„Die Frauen ſind räthſelhaft .... auch die beſten und vernünftigſten! — Eitelkeit iſt nun einmal dermaßen ihre Erbſünde, daß ſie ganz blind davon werden."

„Sie können mir warlich keine Blindheit vorwerfen."

„Nein! aber Verblendung .... die Ihnen weiß der Himmel was für einen Mangel vorſpiegelt.“

„Wollen Sie mich glauben machen ich ſei ſchön, lieber Wilderich?“

„Sie ſollten wiſſen daß Sie die Schönheit haben, die ſich für einen edlen Menſchen ſchickt.“

„Das verſtehen Sie nicht!“ entgegnete ſie lächelnd.

„Das wird oft in Ermangelung einer beſſeren Antwort geſagt.“

„Etwas Bewußtſein von Schönheit und Grazie giebt dem Weibe eine Sicherheit, welche unter gewiſſen Umſtänden nothwendig iſt. Wer ſie nicht hat, bleibt ſchüchtern und traut ſich zu wenig zu — was ebenſo gefährlich als zu viel iſt. Laſſen Sie dieſe Antwort gelten?“

„Ich glaube, ehrlich geſtanden! daß wenig Frauen mit dieſer Art von Schüchternheit behaftet ſind. Sollten Sie es ſein: ſo würden Sie dadurch dem Ideal näher — nicht ferner geſtellt werden.“

„Sie ſind unverbeſſerlich!“ ſagte Joſſelinde und brachte dann wieder das Geſpräch auf Levin.

Solch eine Frau! .... und er iſt nicht glücklich! dachte Wilderich heimlich. Mein Gott, hat denn Jeder ein myſteriöſes Etwas in ſich, das ihn hindert ſein Glück ſo klar zu erkennen, ſo tief zu genießen, als wir es thun würden .... wir, die es nicht beſitzen! Oder gehört Levin zu den Menſchen, welche nur ſo lange glücklich ſind als ſie vom Glück träumen, weil es nur im Traum vollkommen ſein kann?

Levin war zu Sinn als habe er ſich entſchloſſen zu ſterben, ſo reizlos und ſchattenhaft erſchien ihm das Daſein. Joſſelinde war die Einzige, die nicht an ſich dachte, ſondern nur daran wie Levin aus ſeiner Ermattung aufzurütteln ſei. Sie ſah was ihm Noth that und, ſo ſchwer es ihr ward, ſäumte ſie doch nicht es ins Werk zu ſetzen.

„Lieber Levin, ſagte ſie ſpäter, unſer monotones Leben ſpannt Dich ab, weil Alles ſo eben iſt wie unſre Landſchaft. Du fühlſt eine Leere" .... — —

„Die ich ſonſt nie gefühlt! unterbrach er ſie. In beſſeren Tagen, als die Phantaſie ſchuf und der Gedanke ſich regte, beglückte mich der Contraſt der äußern Stille und Einförmigkeit mit der Bewegung und dem Wechſel in mir. Aber weil die Phantaſie dürftig genug war um ſich zu erſchöpfen, und der Gedanke lahm genug um zu ſtagniren, ſo finde ich jetzt in mir eine ſolche Leere, daß die ganze Natur, die freundliche Landſchaft und unſer friedliches Leben davon angeſteckt und verödet werden."

„Darum meine ich, Du ſollteſt Dich ſelbſt in dieſer Richtung plötzlich unterbrechen, und durch Aeußerlichkeiten zerſtreuen. Mache eine Reiſe, auf der Du etwas Neues ſehen kannſt .... Dinge oder Menſchen. Geh nach Paris! da giebt es immer einigen Tumult.“

„Zu viel für mich! er betäubt mich.“

„Oder nach Berlin! Du kennſt ja gar nicht Norddeutſchland.“

„Ich habe ein Vorurtheil dagegen! ich denke mir dort Alle und Alles kalt und ſteif, gebildet und perſiflirend, und ich fühle daß ich mich mit großer Schärfe dagegen wehren würde. Ueberdas hab ich ſelbſt ein gutes Stück ſchwerfälliger norddeutſcher Natur in mir, ſo daß Analogie und Gegenſatz .... beide mich zurückſchrecken.“

„Oder geh an's Meer oder in die Berge! nur ſieh einmal andre Gegenſtände, athme andre Luft, verkehre mit andern Menſchen! gieb Deine Bücher und Schreibereien für eine Zeitlang gänzlich auf! verfolge nicht Deinen einſamen und einförmigen Gedankengang, der Dich einſeitig machen muß .... und gewiß! Du kommſt erfriſcht zu mir zurück.“

„Zu Dir zurück? Du willſt nicht mit mir gehen? Das iſt kein guter Plan, liebes Herz!“

„Der einzig gute — glaube mir! Wenn Du

heimkehrſt, wird Dir Alles neu und friſch erſcheinen .... auch ich! und gern wirſt Du bei mir ausruhen, ſtatt daß Dir jetzt unſre Ruhe wie ein ſtumpfer Schlaf erſcheint, weil nichts auf Dich agirt und folglich auch nichts in Dir reagiren kann. Du mußt jetzt andre Menſchen ſehen als mich."

„Ich trage kein Verlangen danach! die Bekanntſchaft und Berührung mit ihnen ſtimmt mich ebenſowol herab als hinauf."

„Das thut nichts! Wer auf ſie wirken will muß ihre Berührung — und wäre ſie feindlich! — nicht ſcheuen. Erkennen iſt unmöglich ohne zu kennen, und wahre, tiefe, bildende Wirkſamkeit, wie jeder Dichter, wie jeder Schriftſteller ſie als Ziel vor Augen und im Herzen haben ſollte — iſt wiederum ohne Erkenntniß undenkbar. Ohne Mühe, Schmerzen und Anſtrengung aller Art iſt ſie freilich nicht zu erringen. Das ſagte ſchon vor langen Jahrtauſenden der weiſeſte unter den Königen: „Wer viel lehren muß, der muß viel leiden."

„Wiegt Eines das Andre auf? iſt Mühe nicht größer als Genuß?"

„Sei es! dennoch dürfte man ſich ihr nicht entziehen, denn grade ſie bildet den Character. Und ſei die Erkenntniß noch ſo tief und die künſtleriſche Begabung noch ſo hoch: ein Character muß ſie tragen. Nur in dieſer Dreifaltigkeit ruht die Einheit. Wo ſie fehlt giebt es nichts als Zerſplitterung .... und wären es auch Splitter von Diamanten!"

„Wolan, ich gehe! erſt will ich in die Berge, und habe ich mir dort die Seele recht frei und die Bruſt recht weit gemacht: ſo will ich nach Wien und Prag. Ich gehe alſo, Joſſelinde! aber Du ſchickſt mich fort."

„Weil es Dir nothwendig iſt, lieber Levin und ich mich als den Arzt Deiner Seele betrachte."

Es war entſchieden. In den erſten Septembertagen reiſte Levin nach Salzburg ab. Joſſelinden ward die Trennung namenlos ſchwer, und doch, ſo ſehr er auch in ſie drang, wollte ſie ihn durchaus nicht begleiten. Dies war eben die Zaghaftigkeit, deren ſie ſich einmal gegen Wilderich angeklagt hatte, und die vielleicht nicht ohne Beimiſchung von einiger Eitelkeit war: ſie wollte nicht in der Welt neben ihm erſcheinen, der in jeder Beziehung geſchaffen war um die Blicke auf ſich zu lenken. Sie wollte nicht die Bemerkung flüſtern hören oder in verwundert fragenden Augen leſen: Wie kommt der ſchöne intereſſante junge Mann zu der älteren häßlichen Frau? ob er ſich ihr verkauft hat? .... — und all die unendlichen Commentare des Unverſtandes und der Böswilligkeit! Sie wollte vor Allem nicht, daß Levin ſelbſt dergleichen hören ſollte. Nun war er allein und frei, konnte ſich ohne allen Zwang bewegen wie und wohin er wollte, und kehrte dann freudig zu ihr zurück

Sein Wagen rollte dahin, über den Schloßhof, über die Brücke; da bog der Weg rechts ab, und Levin lehnte ſich aus dem Wagen und grüßte mit der Hand Joſſelinde, die unbeweglich unter dem Portal ſtand, und jetzt mit dem Tuch ihm winkte, bis er endlich ihren Blicken entſchwand. Wenn ich ihn zum letzten Mal geſehen hätte? ſprach der Schmerz in ihr. Thorheit! ſagte die Vernunft.

Joſſelinde ging in ihr Zimmer, um ſich an ihre gewohnten Beſchäftigungen zu machen. Auf ihrem Schreibtiſch fand ſie ein beſchriebenes Blättchen. Dies war die Art in welcher Levin ihr ſeine Lieder mitzutheilen pflegte. Andere Sachen las er ihr vor: aber ein Lied, meinte er, müſſe man nur mit der Seele, nicht mit den Lippen ausſprechen.

Wanderleben.

Wie der flüchtige Beduine
Durch die weite Wüſte ſchweift,
Hier an Steppen, dort an grüne
Lächelnde Oaſen ſtreift; —

Wie er hier im Kampf mit Leuen,
Dorten die Gazelle jagt,
Stets voll friſcher Kraft und neuen
Muth zum Streit das Leben wagt; —

Wie er heut an einer Quelle
Unter ſtillen Palmen ruht,
Morgen eine öde Stelle
Färbt mit ſeines Buſens Blut; —

Wie er bald vom raſchen Pferde
Auf den Feind die Lanze ſchnellt,
Todgewärtig bald zur Erde
Vor dem heißen Samum fällt:

Alſo ſtreift mein Sinn, mein Herze
Durch das bunte Leben hin,
Jetzt zermalmt vom wilden Schmerze,
Dann mit Luſt und Stolz im Sinn.

Heut vom kühnſten Kampf durchglutet,
Siegberauſcht, triumphgekrönt;
Ach, und morgen faſt verblutet,
Matt, erſterbend und gehöhnt.

Hat der flüchtige Beduine
In der Wüſte nicht ſein Zelt
Als Oaſis unter grüne
Palmenſchatten hingeſtellt?

Nein! wozu des Zeltes Wände?
Hat er doch des Himmels Dach!
Ueber ihm ſind ohne Ende
Sonne, Mond und Sterne wach.

Und auch ich geh' durchs Gewimmel
Raſtlos, ohne Haus und Zelt;
Hab auch ich doch meinen Himmel:
Deiner Liebe Sternenwelt!

Joſſelinde las, küßte das Blatt, und — glaubte dem Dichter.

Levin war in der Ebene dermaßen ausgehungert nach Bergen, daß ihm das liebliche Salzburg zu flach und zahm erſchien; er ging nach Gaſtein. An deſſen donnerndem Waſſerfall und in dieſer Hochgebirgsnatur von urewigem Granit und Eis, ward ihm unſäglich wol — um ſo mehr da außer den Bewohnern nur äußerſt wenig kranke verſpätete Badegäſte ſich noch dort aufhielten. So war er ſicher vor Bekanntſchaften und fühlte ſich wie der einſiedleriſche König dieſer Alpenwelt. Seinen Diener hatte er in Salzburg gelaſſen. Seinen Namen ſagte er nicht. Er lebte allein oder mit einigen Gemsjägern, denen er auf ihren gefährlichſten Wegen folgte, über Gletſcher, zu ſchroffen Felſenzinken. Die ſtarke Bewegung machte ſein Blut raſcher fließen, und dafür ſtrömte es ihm wiederum Muth, Zuverſicht, Freudigkeit in die Bruſt hinein. Was lag ihm daran, daß Werner drohte, daß Wilderich tadelte, daß Blanca Trauerſpiele ſchrieb, daß die Kritik ihn angriff! Was in aller Welt ging ihn das an! ſeine Bücher ging es an! konnten die nicht Drohung, Tadel, Nachahmerei, Kritik aushalten — ſtarben die oder wurden ſie vergeſſen —

nun, deſto ſchlimmer für ſie! Sein Weſen ging ja nicht in dieſen Büchern auf, und er hatte ja Kraft und Stoff genug um tauſend andre — und von ganz andrer Vollkommenheit zu ſchreiben, und immer in Strömen inneren Reichthums zu ſchwimmen und zu ſchwelgen. Nie war ihm das Leben ſo ſelig vorgekommen! er hatte im Vergleich zu ſeinen früheren Reiſen eine Stufe erſtiegen: er wußte daß es kein blos paſſives Leben war; er fühlte daß er etwas konnte. Ihm war zu Sinn als ſei er erſt jetzt zum Selbſtbewußtſein erwacht. Er vermißte nichts, brauchte nichts, hatte nichts — drum war er eben glückſelig! vielleicht nicht ſo wie jeder Menſch es ſein ſoll — aber ſo wie gewiſſe Individualitäten es ihrer Organiſation zu Folge nur ſein können.

An der Kirche ging er vorüber. Die Veſper war beendet, die Menſchen kamen heraus. Levin ging hinein. Es war ſehr finſter darin. Er dachte an die Kathedrale von Burgos, und an das ſchöne ſchwarze Weib mit dem ſtolzen Löwenblut im Herzen. Sein Auge gewöhnte ſich allmälig an das Dunkel — ſiehe! dort kniete ja auch ein Weib, ganz ſtille, ganz in ihr Gebet verſunken. Ihr Geſicht lag auf ihren Händen und ihr Hut verbarg Alles. Er verwünſchte die abſcheuliche Mode der Hüte! er war überzeugt daß dies Weib ſchöner ſein müſſe als jene Spanierin. Er wollte ſie ſehen, durchaus! Er wartete .... aber ohne Ungeduld. Er war ein Paar Meilen weit umhergeſtiegen; die Ruhe, der Weihrauchduft, das gedämpfte Licht thaten ihm jetzt wol. Wie ſchön war es doch, daß nicht blos im eignen Herzen, wie man oft wähnt, nein — daß in der unfriedlichen Welt ſolch eine Stätte des Friedens ſich aufthun und Alle umfangen konnte, die ihrer bedurften! Eine große Sehnſucht, die über die Welt mit ihrer Luſt und ihrem Leid hinausreichte, quoll ihm durch die Seele. Da erhob ſich die Beterin. Levin ging ſchnell zur Ausgangsthür, um ſie dort im vollen Tageslicht zu ſehen, lehnte ſich an den Pfeiler und blickte ihr entgegen. Wie ward ihm als er ſie ſah! Stella matutina! jauchzte ſein Herz. Langſam kam ſie den Weg vom Altar daher. Ein weißes Kleid trug ſie und eine dunkelblaue Mantille, und in langen Locken hing das dunkle Haar zu beiden Seiten des Geſichts herab und drängte den kleinen weißen Hut zurück. Ein altes Mütterchen trat ihr entgegen und bat um eine Gabe; — dann ein bleiches Kind. Die fromme Stille auf ihrem Antlitz machte einem zärtlichen Mitleid Platz, als ſie ihnen eine Gabe reichte. Levin hätte gewünſcht, alle Bettler der Welt hier zu verſammeln, denn ihm ſchien als könne ſie nur durch ein Werk der Barmherzigkeit an die Erde und in ſeiner Nähe gefeſſelt werden. Er wünſchte ſelbſt ein Bettler zu ſein, um das Recht zu haben ſie anſprechen zu dürfen. Er kam ſich auf einmal bettelarm vor — denn ſein ganzes Weſen war in ſeinen Blick gedrängt, und entſchwand ſie demſelben, ſo war nichts vorhanden als eine unendliche Oede. O hätte ſich doch plötzlich draußen vor der Kirchthür ein Abgrund aufgethan und ſie drinnen gefeſſelt.

Nicht nach einander, wie man es ſchreibt oder lieſt oder bedenkt, ſondern auf einmal wälzten ſich dieſe Aengſte und dieſes Entzücken durch ſeine Seele. Die Sonne ging auf — der Regenbogen war da! — Ganz nah war ſie jetzt. Da, von unbeſchreiblicher Bewegung getrieben, trat er einen Schritt vor und faltete die Hände mit einer ſolchen Innigkeit vor der Bruſt, daß ſie freundlich fragte:

„Was wünſchen Sie?"

Levin war wie ein Jäger gekleidet und den ganzen Tag im Gebirg geweſen. Es hatte geregnet, ſeine Stiefel waren beſchmutzt, ſeinen feuchten zerdrückten Hut hielt er in der Hand. Dazu die Anſprache in der Kirche! es war ganz natürlich ein Anliegen vorauszuſetzen. Aber er ſchwieg.

„Ich bitte .... was wünſchen Sie?“ fragte ſie noch einmal.

Levin hätte die Welt drum gegeben ſich auf einen Wunſch beſinnen zu können. Aber in dieſem Augenblick wünſchte er wirklich ganz und gar nichts. Nur als ſie eine leichte Bewegung machte um an ihm vorüber zu gehen, fuhr er aus ſeiner Betäubung auf und flüſterte halb beſinnungslos:

„Sie zu ſprechen.“

„Gut! ſagte ſie. Kommen Sie nur morgen früh zu meiner Großmutter, Gräſin Donat, und laſſen Sie ſich melden als der Gemsjäger: dann wollen wir ſprechen! — So gegen zehn Uhr.“

Sie nickte ihm freundlich zu. Er wußte nicht wie ihm geſchah! er machte ihr Platz — und friedlich wandelte ſie dahin mit dem guten Bewußtſein einem Hülfsbedürftigen Hoffnung gegeben zu haben.

Levin trat aus der Kirche, ein ganz Anderer als er vor einer halben Stunde hinein getreten war. Vor einer halben Stunde? unmöglich! War denn die Zeit ſtill geſtanden während er aus dem alten Aeon in den neuen hinein trat? War er denn in einer Viſion wie Muhamed durch ſieben Himmel mit der Schnelle des Gedankens geflogen? .... Und wie die ganze Natur ſich verändert hatte! die gewaltigen Berge — eingeſchrumpft! der donnernde Katarakt — ein murmelnder Bach! .... Zu einer andern Höhe emporgeriſſen war ſeine Seele, als die iſt, welche den Maßſtab für das Gebirge giebt. Andre Katarakten donnerten ihm durch die Seele mit dem Strom des unendlichen Lebens, den er bis jetzt nur aus weiteſter Ferne rauſchen gehört. Er fühlte ſich nicht mehr ein endliches, ein Einzelweſen. Er that den erſten Schritt in die Unendlichkeit hinein. Er gehörte dem All und das All war ſein — drum kam Alles ihm gering vor.

Welch eine wunderbare Nacht folgte auf dieſes Erlebniß. So war noch keine irdiſche Nacht geweſen — o keine! keine! Wie viele hatte er nicht ſchon durchwacht! — Wie heißen ſie Alle die guten und böſen Geiſter welche ihre Macht über den Tag hinaus und in die Nacht hinein ausdehnen, und in des Menſchen Adern und Gehirn eine ſolche Energie des Lebens gießen, daß er deren Gebrauch und Genuß nicht mit dem Untergang einer Sonne beſchließen kann! Er wußte es; er kannte ſie Alle; — und darum eben war ihm dieſe Nacht ſo wunderbar — herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang ſeiner alten Exiſtenz — die Tempelſchwelle des Aufgangs zu einer neuen — die dunkle ahnungs- und verheißungsvolle Vorhalle zum Allerheiligſten. Andre Geiſter gingen um ihn herum, ſchauten ihn an mit tiefunergründlichen Augen und fragten: Erkennſt Du uns jetzt? wir haben ja ſo lange ſchon auf Dich gewartet, aber Du bliebſt immer unten in der nebelhaften Region zu der wir nie herabſteigen! wir ſind Deine höchſten Kräfte, ſind die Stralen in denen der Diamant ſein Licht ausgießt, wenn er aus dem dunkeln Schacht herauskommt! Du haſt nichts von uns gewußt! .... wie ſollteſt Du, Armer? Du wußteſt ja bisher nichts von Dir ſelbſt. Mit niedern Geiſtern haſt Du verkehrt, wie mit Deines Gleichen. Mache Dich jetzt bereit zum Cultus eines höheren. — Zitternd, ſtralend, klingend, ſchwebend rauſchte der Genius der Liebe durch ſeine Seele, und erfüllte ſie mit einer unerhörten Traurigkeit, denn jede Offenbarung macht uns traurig, weil ſie uns zeigt in welcher Nichtigkeit wir bis dahin gelebt haben.

Die Geſtirne gingen auf und unter, aber in Levins Seele ſtanden ſie feſt. Siehe, da ſchwebte der Morgenſtern langſam in dem ſilbrigen Glanz der Dämmerung am Kamm des Gebirges dahin, und Levin verließ ſein Zimmer um die Sonne über dem geſegnetſten Tag ſeines Lebens aufgehn zu ſehen.

Er ſollte ſie ſehen, ſie ſprechen, ſie hören. Nach ihrer Großmutter ſollte er fragen um zu erfahren wo ſie wohne: das hatte er behalten und die zehnte Stunde auch; — aber nicht den Namen. Und ſo mußte er denn ſich erkundigen nach einer alten fremden Dame und ihrer Enkelin. Zum Glück gab es nur dieſe Eine noch in Gaſtein. Dabei fiel ihm aber ein daß er ſich als ein Gemsjäger ihr vorgeſtellt habe und ob er denn in dem Incognito bleiben könne und dürfe. Warum nicht? was gingen ihn Namen an! Aber als Gemsjäger .... um was ſollte er ſie bitten? und überhaupt um was? war es nicht möglich ſie um die Erlaubniß zu bitten der Stella matutina zu folgen? war irgend etwas bei ihr nicht möglich?

Es ſchlug zehn Uhr. Levins Gedanken ſtockten und nur ſein Herz lebte; — ſo ging er ſeinem Stern entgegen.

Auf die Frage nach Gräfin Dönat entgegnete der Diener: wenn er der Gemsjäger ſei, ſo habe Gräfin Tranquillina ſchon befohlen ihn zu ihr zu führen. Levin bejahte ſtumm und ließ ſich führen. Als der Diener eine Thür öffnete, trat er ein.

Tranquillina ſaß vor einem Tiſch und malte.

„Grüß Sie Gott!“ ſagte ſie freundlich, ſtand auf und trat ihm näher, der demüthig an der Thür ſtehen geblieben war. Sie trug ein weißes Kleid, deſſen lange Ermel ſie bis zur Hälfte der Arme zurückgeſchlagen hatte um bei ihrer Arbeit die Hände gehörig frei zu haben. Ihr Haar hing in einigen ſchweren langen Locken auf ihre Schultern herab. Hinten war es in einen Knoten geſchlungen und von zwei großen ſilbernen Nadeln mit Köpfen von Granaten aufgeſteckt. Es war unmöglich ſchlichter gekleidet zu ſein, natürlicher und einfacher auszuſehen, und eben darum trat ihre Schönheit ganz hervor, — ihre tiefſinnige, feierliche Schönheit, die durch keinen Schmuck, kein Ballkleid, keinen Galla-Anzug gehoben werden konnte. Es war etwas Tragiſches in dieſer Erſcheinung, das, mit ſo viel Schönheit und Jugend gepaart, den weichen Schmelz der Zartheit behielt. Man konnte nicht anders als unwillkürlich denken: ſie gehe einem ernſten Geſchick entgegen, denn über ein gemeines — würde ſie hinweg ſchreiten ohne zu ahnen daß es ihr beſtimmt ſein könne.

„Grüß Sie Gott! ſagte ſie freundlich; — ich weiß ſchon Alles. Ich habe auch bereits mit der Großmama Ihretwegen geſprochen .... und wenn Sie nur wollen, wird ſich Alles gut machen.“

Sie ſchien eine Antwort zu erwarten; Levin aber ſchwieg. Wenn er redete — war der Zauber gebrochen, denn Sprache und Accent eines Gemsjägers konnte er nicht nachmachen .... und durfte es auch nicht. Er ſah ſie alſo nur an und legte ſeine Hand aufs Herz, was ſie für ein Zeichen der Einwilligung nahm, und fortfuhr:

„Nun, wenn Sie ſich entſchließen können das ſchöne Tyrol zu verlaſſen und zu uns nach Böhmen zu kommen: ſo verſpricht Ihnen meine Großmutter die Förſterſtelle in Waldhaide. Da wohnen wir, und es iſt recht ſchön dort, ernſt und einſam — freilich nicht ſo ſchön wie hier! aber dafür würden Sie dort auch glücklich ſein.“

Levin ſchloß die Augen wie geblendet von dieſer Viſion des Glücks Förſter in Waldhaide werden und ihr nah ſein zu können. Aber ihr Schlußwort verſcheuchte die Viſion:

„Und ſo können ſie denn die Wendeline gleich heirathen.“

Mit einer heftigen Geberde bedeckte Levin mit beiden Händen das Geſicht, aber er ſagte kein Wort. Tranquillina glaubte Freude und Dankbarkeit machten ihn ſtumm; und ſie ſagte nach einer Pauſe:

„Wenn ich Ihnen und der Wendeline einen kleinen Gefallen gethan habe, ſo müſſen Sie mir jetzt einen großen thun."

Levins Hände ſanken herab und zeigten ein freudeſtralendes Antlitz.

„Einen ſehr großen Gefallen, fuhr ſie liebreich fort: ich mögte Sie gern malen, und da müſſen Sie ein Paarmal zu mir kommen und hübſch ſtill ſitzen. Wendeline hat es auch gethan .... und ſo ein hübſches Paar gehört zuſammen."

Levin fühlte daß die Sache jetzt nicht länger zu halten ſei, und es war ihm überdas auch ſehr verdrießlich immer mit der Wendeline zuſammen geworfen zu werden. Er kniete nieder und ſagte:

„Vergebung, gnädige Gräfin!"

Tranquillina trat einen Schritt zurück und rief befremdet:

„Sind Sie nicht der Löwen-Loys .... der Aloys, Sohn des Wirths zum Löwen in Hof-Gaſtein?"

„Ich bin es nicht."

„Wie kommen Sie denn dazu in ſeiner Tracht und unter ſeinem Namen bei uns ſich einzuführen? Ich finde das mehr als zudringlich."

Sie ſagte dies nicht heftig, auch nicht erſchreckt: aber langſam und ernſt. Dann nahm ſie ihre dunkelblaue Mantille um, und wollte das Zimmer verlaſſen. Es hatte nur eine Thür; ſie mußte alſo an Levin vorüber. Er hielt ſeinen Arm vor der Thür ausgeſtreckt und ſagte:

„Sie ſind ſehr ungerecht, gnädige Gräfin, denn nicht ich — ſondern Sie .... haben mich in den Löwen-Loys verwandelt.“

„Er iſt ein Gemsjäger, ſeine Liebſte hat ihn bei mir angemeldet, ihn beſchrieben als einen großen ſchlanken Mann .... — Sie wünſchten geſtern mich zu ſprechen — daher mein Irrthum — ſind Sie denn wirklich nicht der Aloys?“

„Nein, gnädige Gräfin.“

„Nun, dann muß ich Sie um Verzeihung bitten! Wendeline und ihr Liebſter füllen mir ſo den Kopf, daß ich ſie überall ſehe. Alſo: warum wünſchen denn Sie mich zu ſprechen? — wenn Sie wirklich nicht der Aloys ſind.“

„O Gott! .... nur um Sie zu ſehen!“

Tranquillina ſagte ſehr gelaſſen und ernſthaft:

„An ſolche Scherze bin ich nicht gewöhnt! ich bitte Sie mein Zimmer zu verlaſſen.“

„O! rief er, es iſt kein Scherz! es iſt die heiligſte Sache meines Lebens! Vor Jahren ſah ich Ihr Bild .... von Murillo als Madonna gemalt. In Spanien wars! ein deutſcher Maler copirte es für mich und ſagte mir er habe eine Baronin Thannau gekannt, die ganz ſo ausgeſehen.“

„Das war der Name den meine ſelige Mutter einſt führte! rief Tranquillina gerührt mit glänzenden Augen. O ja, ja! ſie ſah ganz aus wie das was ſie war: eine Königin des Himmels .... denn die Erde war ihrer nicht werth.”

„Nun! fuhr Levin fort, zu dieſer Frau wollte ich pilgern — nur um ſie zu ſehen .... nur wie zu einem Gnadenbilde! — Der Maler aber ſagte mir, es mögten wol ſechszehn Jahr ſeitdem vergangen ſein, und da das Schöne ſelten lange weilt auf Erden, ſo meinte ich daß ich ſie nicht mehr finden würde. Aber geſtern in der Kirche — fand ich doch das Urbild, und darum — Gott weiß es, nur darum! bin ich heute hier.”

„Sind Sie ſelbſt Maler?” fragte Tranquillina erröthend.

„Nein; — Dichter!”

„Das hätte ich bemerken können,” ſagte ſie mit Theilnahme und einem leichten Anflug von Spott.

„Aber jetzt, gnädige Gräfin, laſſen Sie mich bitten .... beten — um die Förſterſtelle in Waldhaide. Der Löwen-Lovs nimmt ſie gewiß nicht an! ein Gemsjäger geht nicht ins flache Land. Ueber kurz oder lang fühlt er ſich elend, und ſiecht am Heimweh. Machen Sie ihn nicht unglücklich und machen Sie mich glücklich. Sehen Sie

.... ein Forſthaus iſt das Ideal meines Lebensglücks."

„Stehen Sie auf, mein Herr! ſagte Tranquillina, und verzeihen Sie mir die Bemerkung: ſind Sie jetzt vielleicht in einem poetiſchen Rauſch? — Ich kann mir wirklich nur dadurch Ihre .... Wunderlichkeit erklären."

„Ich habe theoretiſche und praktiſche Forſtſtudien gemacht, gnädige Gräfin — iſt das wunderlich? ich mache freilich auch Gedichte; aber dieſe Liebhaberei iſt in unſrer Zeit zu allgemein um ſie als Wunderlichkeit zu bezeichnen. Die Art und Weiſe wie ich mich Ihnen vorſtelle, iſt durch die Antecedentien in Spanien wenn nicht erklärt, doch entſchuldigt. Mein Wunſch endlich iſt höchſt natürlich: ich liebe die Einſamkeit und das Leben in der Natur. Die praktiſche Beſchäftigung mit ihr iſt mir nicht unangenehm, ſobald ich Muße behalte für geliebte Beſchäftigungen. Eine ſolche Vereinigung habe ich bis jetzt noch nicht finden können. Sie .... würden es mir gönnen! Sie ſcheinen unumſchränkte Herrin in Waldhaide zu ſein: ſprechen Sie zu meinen Gunſten mit Gräfin Osnat. Sie machen einen dankbaren .... einen glückſeligen Menſchen aus mir. Sein Sie meine himmliſche

Fürbitterin, wie die allerſeligſte Jungfrau, deren Abbild Sie ohnehin ſchon ſind.“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, mein Herr, daß mir dies Alles ſehr wunderlich erſcheint. Ich kann Ihnen gar nichts verſprechen, als daß ich meiner Großmutter Ihr Anliegen vortragen will, ſobald es nämlich entſchieden iſt, daß der Löwen-Lovs die Stelle nicht annimmt.“

„Und wann entſcheidet ſich das?“

„Heute! ich erwarte ihn ja jeden Augenblick. Wie aber meine Großmutter dann über Sie entſcheiden wird — ob es ihr paſſend ſcheint einem Unbekannten, einem Fremdling, ſo aufs Gerathewol eine für ſie nicht unwichtige Stelle zu übertragen — ſteht dahin.“

„Deshalb rechne ich ja auf ihre Fürbitte.“

„Ich habe keine Veranlaſſung ſie zu thun.“

„Gedenken Sie Ihrer Mutter! die war gewiß jedem Bittenden huldvoll.“

„Das iſt eine feierliche Beſchwörung! Wolan, ich will Ihr Anliegen nicht blos vortragen, ſondern auch unterſtützen. Wie iſt Ihr Name?“

„Levin!“

„Und wo Ihre Heimat?“

„Norddeutſchland.“

„Und was Ihr Beruf? Forſtmann oder Dichter? .... oder Beides?“

„Ach, vielleicht Keines von Beiden.“

Tranquillina ſchwieg einen Augenblick, fixirte ihn, und ſagte dann ſanft:

„Es wird nicht gehen, denn Sie ſind nicht aufrichtig.“

Dies war ſo richtig daß Levin ſich von heimlichem Entſetzen überrieſelt fühlte. Sie fuhr fort:

„Wer in irgend einer praktiſchen Richtung thätig geweſen iſt, muß trotz aller Beſcheidenheit doch wiſſen ob er für ſie berufen iſt.“

„Wär ich nicht Dichter, ſo würde ich gewiß ein guter Forſtmann ſein!“ betheuerte Levin.

„Nun, Herr Levin, ich werde heut Alles überlegen und beſprechen, und morgen um dieſe Stunde Sie erwarten und Ihnen die Entſcheidung mittheilen. Leben Sie wol bis dahin.“

Sie grüßte ihn anmuthig. Er öffnete ihr die Thür und folgte ihr aus dem Zimmer, ſah ihr nach bis ſie in einer andern Thür verſchwand, ging dann zur Hauswirthin, und begehrte ein Paar Zimmer in dieſem Hauſe zu miethen. Er wollte mit ihr unter einem Dach ſein! — Die Wirthin war ſehr erfreut über dies Ereigniß in ſo ſpäter Jahreszeit, und bot ihm ein Zimmer neben Tranquillinas an, das ſo gut war wie irgend eines in Gaſtein. Hier blieb er den ganzen Tag! Durch die dünne Wand hätte er jeden Schritt Tranquillinas gehört — aber ſie war, wie es ſchien, den größten Theil des Tages bei ihrer Großmutter, und Levin verbrachte ſeine Zeit in fieberhafter Aufregung wegen der Förſterſtelle. In ſeinem ganzen Leben hatte er noch keinen ſo glühenden Wunſch gehabt.

Am Nachmittag wurde es lebhaft bei Tranquillina. Sie kam, und nach ihr zwei Perſonen, die Levin aus dem nachfolgenden Geſpräch als den Löwen-Loys und ſeine Liebſte erkannte. Er hörte jedes Wort. Aloys ſchlug die Stelle aus, es war ihm unmöglich ſeine Berge zu verlaſſen, und Wendeline ſah das ein, weinte — und verſicherte, ſie werde noch einmal ſieben Jahre warten um ihn zu heirathen, und bis dahin werde und müſſe ſich eine Ausſicht finden, die ihnen Brot zu geben verſpräche.

Levin hatte zugleich unſägliches Mitleid und unſägliche Freude. Jetzt fielen die Würfel über ihn auf leben und ſterben! — Die Unruh trieb ihn hinaus in die Berge. Die Angſt eine Gelegenheit zu verſäumen um Tranquillina zu ſehen oder zu hören — trieb ihn wieder heim. Er war erſchöpft ohne ermüdet zu ſein.

Es war eilf Uhr Abends, das Haus todtenſtill. Levin zündete kein Licht in der Küche an und ging hinauf. Er mußte an Tranquillinas Thür vorüber. Zu ſeinem Erſtaunen war ſie geöffnet: — vermuthlich vom Zugwind, denn auch das Fenſter war geöffnet, und der Mond ſchien voll und freundlich hinein. Levin horchte. Kein Schritt, kein Wort, kein Laut, kein Athemzug im ganzen Hauſe! Er beſchloß ins Zimmer zu gehen und das Fenſter zu ſchließen. So wie er darin war, überfiel ihn eine beſeligende Ruhe! er glaubte in einen Zauberkreis getreten zu ſein, der eine warme Atmoſphäre, ein reines Licht, holde Bilder und ein unendliches Wolſein um ihn verbreitete. Er ſchloß Fenſter und Thür, aber er blieb im Zimmer und ſah ſich darin um. Es gab nicht viel und gewiß nichts Merkwürdiges zu ſehen, und das was, intereſſant geweſen wäre, ihre Bücher und Zeichnungen, wagte er nicht zu berühren. Es war augenſcheinlich ein kleines Studirzimmer. Farbenkaſten und Portefeuilles lagen auf den Tiſchen; dazwiſchen Steine, Kriſtalle, Mooſe; Blumenſträuße füllten zwei große Gläſer. Kleine unnütze Niedlichkeiten, wie Frauen und beſonders junge Mädchen ſie lieben — ſtanden umher, Käſtchen, Flakons, Doſen mit Bonbons, mit Oblaten. Mehr als alles Andere zog ihn ein Bild an, das auf ihren Schreibtiſch aufgeſtellt war, weil er ſogleich Tranquillinas Eltern erkannte. Sie ſtanden Arm in Arm. Clelia hatte ihren Kopf an Gundaccars Schulter gelehnt und ſah zu ihm empor, mit einem Ausdrucke der Levins Seele ahnungsvoll zittern machte; ihr Haar war aufgelöſt, ſie trug ein weißes Gewand — ganz wie Murillos Madonna! Alle Kunſt hatte der Maler an ihr verſchwendet und erſchöpft — denn Gundaccar war nur flüchtig und ſkizzenhaft behandelt: und dies kam daher, weil er ſelbſt es gemalt hatte.

Levin konnte ſeine Augen nicht abwenden. Als er ſie ſchloß war das Bild in ſeiner Seele.... aber anders! Clelia in Tranquillina verwandelt, und Gundaccar?.... — — Levin fuhr heftig über ſeine Augen, um das Bild zu ſehen wie es wirklich war. Ach, es blieb unendlich ſchön und verführeriſch! Ja, verführeriſch! weil es ſich unwiderſtehlich ans Herz ſchmiegte, ins Herz drängte, alles Andere fort und hinaus ſchob — und weil man mit einer Seele von dieſem Bilde überfüllt, für keines außerdem einen Blick behalten konnte.

Wer kann ſagen was Alles durch Levins Seele wogte und wallte! ihm war zu Muth als habe er einen Blick in ſeine Zukunft gethan — als ſei es eine

Nothwendigkeit ſeines Daſeins, eine Bedingung ſeiner Weſenheit, die Schönheit, die ſelige Vollendung dieſes Bildes zu leben und zu ſchaffen .... es in ſich aufzunehmen und wiederzugeben .... erſt beſeligt zu werden und dann die Fülle der Verklärung zurück zu ſtralen. Er hatte einen Schritt gethan hinüber über die Grenze des alten Daſeins, hinaus aus der Schranke der alten Befangenheit. Aber noch hatte er nicht bis zum Mittelpunkt der neuen Welt dringen können; noch irrte er an ihren Radien umher .... aber dieſe Radien waren die Stralen einer großen Liebe, die er zum erſten Mal als jenen Mittelpunkt erkannte, und dieſe Stralen ſogen ſich an ihn feſt, um ihn tiefer und tiefer in ihren Sonnenquell hineinzuziehen. Dann fuhren Nebel über die Sonne, und wurden Wolken, und aus den Wolken zuckten fahle Blitze, und der Donner folgte ihnen. Dann wurde es Nacht! — —

Levin ertrug es nicht mehr, dies unentwirrbare Gewühl von Qualen und Wonnen, das ſich in ſeinem Buſen eine Geiſterſchlacht lieferte. Er fand Papier und Federn unter der Hand, er ſchrieb — ſchrieb — ſchrieb. Dann ſtand er auf, todmüde, zerbrochen. Er wollte nach ſeinem Zimmer gehen, aber er ſank auf dem Sopha hin und entſchlief.

Der Leib ertrug nicht länger die unerhörte ſeeliſche Anſpannung. Er ſchlief wie ein Todter.

Er ſchlief als um acht Uhr Morgens Tranquillina friſch und roſig in ihr Zimmer trat. Ihr erſter Blick fiel auf Levin, und Schreck und Staunen machten ſie erſtarren, ſo daß ſie unbeweglich auf einer Stelle ſtand ohne den Muth zu haben einen Schritt vor- oder rückwärts zu thun. Sie erkannte ihn gleich, aber dadurch war dieſe ſeltſame Situation nicht erklärt. Sein Licht brannte noch auf ihrem Schreibtiſch, daneben lagen ein Paar beſchriebene Blätter von denen ſie ganz beſtimmt wußte daß ſie geſtern nicht da gelegen. Ein Nachtwandler! ſprach ſie halb beruhigt, halb neugierig zu ſich ſelbſt; es ſchien mir ſchon geſtern als habe es eine beſondre Bewandtniß mit ihm. Ein Nachtwandler, den der Vollmond dieſer Nacht gelockt hat! Welch eine myſteriöſe Einwirkung das ſein mag! .... und jene Blätter hat er gewiß in dieſem ſomnambulen Zuſtand beſchrieben. —

Sie verließ ihren Platz an der Thür und ſchlich leiſe zum Schreibtiſch, bei ſich ſelbſt überlegend ob es kein Diebſtahl ſei ſich dieſer Blätter zu bemächtigen. Ganz ruhig war ihr Gewiſſen nun wol nicht; aber dies Ereigniß war zu ſeltſam um es nach dem gewohnten Maßſtab zu behandeln. Zitternd und athemlos ergriff ſie das Papier, und ſchlich wieder leiſe zurück .... — aber nicht ganz! Dem Sopha gegenüber blieb ſie ſtehen und ſah ihn an. Nur Kinder ſind ſchön im Schlaf; ab und an auch ein junger Menſch, deſſen Schönheit nicht auf ſeinem intellektuellen Leben beruht. Es war durchaus nicht Levins Schönheit, welche, in den Bann des Schlafs gethan, Tranquillina feſſelte, es war ſein unerhört melancholiſcher Ausdruck. Mein Gott! mein Gott! dachte ſie und faltete ihre Hände: träumt er nur von traurigen Geſchicken, oder kennt er ſie? .... Möge es ein Traum ſein! —

Mit großer Ueberwindung entſchloß ſie ſich das Zimmer zu verlaſſen, und als ſie es that drückte ſie die Thür hinter ſich ſtark ins Schloß um den Schläfer zu wecken, und huſchte wieder hinüber in das Zimmer ihrer Großmutter.

Levin fuhr empor, ſprang auf, ſah mit heftigem Schreck wo er war, nahm ſein Licht und entfloh mit einem Dankgebet, daß Niemand ihn geſehen oder gar gefunden hatte; — denn die Vermuthung ihn für geiſteskrank oder für betrunken zu halten, hätte in dieſem Fall ſehr nah gelegen. Tranquillinas Deutung ahnte er freilich nicht.

Sie befahl nach einer Viertelſtunde etwa einem

Diener ihr ein Buch aus ihrem Zimmer zu holen, und als er es brachte und ſie aus ſeiner gelaſſenen Miene ſah daß Alles dort in gewohnter Ordnung ſei, ging ſie hin und las die Papiere, die ſie bis dahin ſorgſam verborgen hatte. Es waren Gedichte. Sie gefielen ihr außerordentlich; beſonders die „Lorelei“.

Ein Lied von der Lorelei.

Die Sonnenſtralen blitzen
Im Scheiden auf den Rhein,
Und Knab und Schifferin ſitzen
Im ſchwanken Kahn allein.

Sie ſinget ſüße Lieder
Und ſpricht manch Schmeichelwort,
Sieht dann ins Aug ihm wieder —
Er aber kehrt ſich fort.

Denn droben auf der Klippe
Da ſteht die Lorelei,
Von ihrer roſigen Lippe
Tönt Wundermelodei.

Um ihre Schultern hangen
Die Locken braun wie Gold,
Die Augen und die Wangen
Wie glühn, wie blühn ſie hold.

Als woll' er ſie einſaugen,
So blickt der Knabe hin.
„O, ſchau nicht in die Augen!“
Fleht bang die Schifferin.

Jetzt ſteigen mächtige Klänge
Aus tiefſter Bruſt der Fey.
„O, hör' nicht auf die Sänge
Der falſchen Lorelei!“

Der Knabe ruft: „Jetzt wende
Den Kahn zur Klippe hin.“ —
„Das wär' ein traurig Ende!“ —
Verſetzt die Schifferin.

„Willſt Du mich nicht hinfahren,
Find' ich den Weg allein,
Und ſchwimme durch den klaren
Mir längſt vertrauten Rhein.“ —

„Kannſt Du nicht bei mir weilen?
Ich bin Dir ja ſo gut,
Will Alles mit Dir theilen,
Was nie die Lorlei thut.“ —

Sie faßte ſeine Hände,
Sie ſah ihn an ſo bang
Ob er zu ihr ſich wende — — —
Die Lorlei ſang und ſang!

„Ich höre ſie nur ſingen,
Seh nur das Zauberlicht
Aus ihren Augen dringen,
Dich .... hör und ſeh ich nicht!“

Da fährt ſie ſchweigend, ſchnelle,
Zur Klippe ihn heran,
Und kaum auf ſichrer Stelle
Entſchwingt er ſich dem Kahn.

Er klimmet auf zur Klippe,
Verletzt ſich Hand und Fuß,
Wird ihm nur von der Lippe
Der Lorlei holder Gruß!

Sie ſingt ſo lockend droben,
Er iſt ihr ſchon ganz nah,
Und endlich, endlich oben .... —
Weh ihm! ſie iſt nicht da!

Da ſteht er einſam, ſchauernd,
Im letzten Abendſchein,
Und einſam fährt und trauernd
Die Schifferin auf dem Rhein.

Melancholie.

Wenn Blitze die Seele durchzücken,
Wenn Schauer den Leib überläuft,
Und wenn vor entfeſſelten Blicken
Unendlichkeitsahnung hinſtreift:

Dann ziehen die Götter des Lebens,
Begeiſterung, Liebe und Kunſt,
Unſichtbaren flüchtigen Schwebens
Um uns durch den irdiſchen Dunſt.

Sie gießen ums Daſein ein Glänzen,
Wie Abendroth Gletſcher umſtralt,
Wie ſpielend ein Maler mit Kränzen
Ein dürres Gerippe ummalt.

Doch baun ſie nicht dauernde Hütten
Im Buſen des Sterblichen auf,
Es feſſeln nicht Wünſche noch Bitten
Den regellos fliegenden Lauf.

Sie küſſen mit brennender Lippe,
Verleihen *einen* ſegnenden Blick
Und ſchwinden! — Dann bleibt das Gerippe,
Dann bleibet der Gletſcher zurück.

Dann ſtehen wir trüb und gebrochen
Genüber dem Eis und dem Tod,
Dann ſehnt ſich mit feurigem Pochen
Das Herz nach des Sonnenlichts Roth.

Und in dieſen ſehnenden Gluten
Der ſterbliche Leib ſich verzehrt:
Wenn immer die Wunden friſch bluten
Wird endlich das Daſein zerſtört.

Wir wiſſen: der Götter Umfangen
Bereitet der Sterblichen Tod;
Und dennoch dies ſüße Verlangen,
Der Semele gleich, nach dem Gott!

So weit es die Götter vermögen
Verleihn ſie die Herrlichkeit gern,
Doch auf unſern nebelnden Wegen
Wird Irrlicht manch himmliſcher Stern.

Denn das iſt der Fluch der ſo lange
Uns quält als die Erde beſteht,
Daß ſtets durch das Eden die Schlange
Bald heimlich bald offenbar geht.

Vergifteten Hoſtien gleichen
Die göttlichſten Gaben! — ſie weihn
Indem ſie uns Himmelskoſt reichen
Zum Schmerz und zum Tode uns ein.

Und wenn er im ſomnambulen Zuſtand ſo ſchön dichtet, um wie viel ſchöner mag es wachend ſein! dachte ſie. Oder vielleicht dichtet er überhaupt nur in dieſem myſtiſchen Traum, und lebt außerdem ein ganz gewöhnliches Leben .... ein

Jägerleben .... ein Doppelleben, ſchwankend zwiſchen der Schifferin und der Lorelei. — Sie vertiefte ſich in ihre Gedanken, in die Lieder, in ſeine Schriftzüge — die leicht und luftig wie Wolkenzüge über das Papier flogen. Sie nahm keinen Pinſel und kein Buch in die Hand, und glaubte nach anderthalb Stunden nur einen Augenblick nachſinnend dageſeſſen zu haben. Es kam ihr aber plötzlich unpaſſend vor, Levin in ihrem Zimmer zu empfangen. Den Löwen-Loys oder den Gemsjäger — ja! Doch Levin? — Nein! die Erinnerung daß ſie ihn hier ſchlafend geſehen, würde ſie in Verlegenheit ſetzen. — — —

Als er ſich um zehn Uhr bei ihr melden ließ, führte der Diener ihn in den kleinen Salon von Gräfin Osnat, wo Tranquillina ihn freundlich willkommen hieß. Er hatte die Jägertracht abgelegt und war in gewöhnlicher Kleidung. Er ſagte:

„Ich erwarte Ihre Entſcheidung, gnädige Gräfin.“

„Es iſt nicht die meine, entgegnete ſie erröthend, und ich bin ganz froh darüber; denn ich muß Ihnen ohne Umſtände ſagen, daß die Großmama nicht auf Ihren Wunſch eingehen kann. Sie wollte für den Löwen-Loys mir — oder beſſer, der ſchönen Wendeline zu Lieb' eine Ausnahme machen; ſonſt beſetzt ſie ſolche Stellen nur mit Einheimiſchen, weil ſie Land und Leute beſſer kennen als Fremde.“

„Das iſt ein harter Schlag für mich! ich wünſchte ſo ſehr Böhmen kennen zu lernen .... für meine Zwecke zu ſtudiren.“

„Muß es denn grade in Waldhaide ſein? würde Prag nicht ihren Zwecken günſtiger ſein und Ihnen reichere Ausbeute geben? Waldhaide liegt bei Eger und iſt, wie der Name andeutet, ſehr einſam und nicht beſonders von der Natur begünſtigt — Nadelholz und Torfmoor und einzelne Hügel, wie Rieſengräber auftauchend, rings umher.“

„Aber ſie leben da.“

Tranquillina wollte die eigentliche Bedeutung dieſer Bemerkung nicht verſtehen, was ſich durch ein flüchtiges Erröthen kund gab.

„Ja, wir leben da! ſagte ſie. Meine Großmutter iſt dort geboren und erzogen, hat es dann von ihrem Vater geerbt und liebt es ſehr. Jetzt.... mit darum weil es den böhmiſchen Bädern ſo nah iſt, die ſie ſeit einigen Jahren leider viel brauchen muß. Wir waren die erſte Hälfte des Sommers in Franzensbrunn; drum ſind wir ſo ſpät noch hier. Aber in acht Tagen höchſtens gehen wir zurück.“

„Und vielleicht für den Winter nach Prag?“

„Nicht für dieſen Winter. Alle Verwandte meiner Großmutter und ihre jüngſte Tochter leben den Winter in Prag. Das war ihr ſonſt ſehr angenehm als ſie noch die Geſellſchaft liebte, allein jetzt erträgt ihre Geſundheit ſie nicht, und ſie zieht die größte Stille vor; drum bleiben wir dieſen Winter in Waldhaide.“

„Fürchten Sie ſich nicht vor der Einſamkeit?“

„Im Gegentheil! ich habe ſie gerne, denn ich male und leſe viel, und dazu braucht man ſtille ungeſtörte Tage, die ich in Prag und Wien nie fand.“

„Das iſt genau mein Fall! ich brauche zum Arbeiten die Einſamkeit. Auf Reiſen habe ich auch große Städte gern, um in ihnen Studien zu machen.“

„Ich überzeuge mich immer mehr, ſagte Tranquillina lächelnd, daß es Ihnen nicht ſehr um die Förſterſtelle in Waldhaide zu thun iſt, ſondern nur um ein ſtilles Plätzchen, wo Sie die Studien ausarbeiten können, welche Sie im Kopf bereits geſammelt haben. Nicht wahr?“

„Jene Stelle hätte mir das Recht gegeben in Waldhaide zu leben — und daran liegt mir viel.“

„Das Recht haben Sie — und mit mehr Freiheit und Bequemlichkeit gepaart, wenn Sie in dem Ort ſelbſt wohnen wollen, der ein recht netter Marktflecken iſt und ein Paar ganz gute Gaſthöfe hat. Was lockt Sie denn aber ſo an? Eger? oder Wunſiedel? oder das Fichtelgebirg?

„Alles das, gnädige Gräfin! doch am meiſten.... ein Gedanke der mir im Sinn liegt, den ich aber nicht ausſprechen kann."

„Ich begreiſe das! es ſchwebt ein Myſterium über allem Werden, und das ſoll der Menſch ehren, und nicht vorzeitig davon reden. Das ausgeſprochene Wort verſcheucht oft den Geiſt der heimlich arbeitet, und bricht einen wolthätigen Zauber."

„Ja wol! ja wol! ſtumm arbeitet der Genius; — ſtumm iſt das glühendſte Gebet; — ſtumm iſt die tiefſte Liebe .... und der höchſte Schmerz. O, gnädige Gräfin, es iſt entſetzlich zu denken was Alles für Geſchicke ſtumm wie die Geſtirne um und neben uns auf und untergehen."

„Entſetzlich? — was finden Sie Entſetzliches in dieſem verborgenen Walten des Genius, oder der Andacht, oder der Liebe? den Schmerz muß man freilich mit in den Kauf nehmen."

„Wer dazu reſignirt iſt, kann es freilich nicht entſetzlich finden, daß der Schmerz ein Grundzug in allen jenen Schwingungen des höchſten Lebens iſt — ja, daß er ſie recht eigentlich hervorruft."

„Sie ſind es nicht?"

„Nein, gnädige Gräfin!"

Unwillkürlich ſprach Tranquillina vier Verſe aus dem einen Gedicht Levins, die einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hatten und darum in ihrem Gedächtniß geblieben waren:

„Vergifteten Hoſtien gleichen
„Die göttlichſten Gaben! — ſie weihn
„Indem ſie uns Himmelskoſt reichen
„Zum Schmerz und zum Tode uns ein."

Levin hatte gänzlich dieſe Gedichte und ihr Schickſal vergeſſen. Als Tranquillina dieſe Verſe ſprach, meinte er im erſten Augenblick, daß ſie aus ſeiner Seele durch irgend einen harmoniſchen Zuſammenklang in die ihre übergegangen wären. Er blickte ſie an mit ſtralender Freudigkeit, und erſt als ſie ſchwieg ward ihm der Zuſammenhang klar und er fühlte ſich beſchämt und verlegen.

Auch ſie dachte es wäre wol beſſer geweſen nicht an die Lieder zu erinnern, und ſchwieg ihrerſeits etwas beſtürzt, ſo daß eine Pauſe im Geſpräch eintrat, bis endlich Levin ſich zuſammennahm und ſagte:

„Gnädige Gräfin, Sie ſind mit Recht vielleicht erſtaunt: aber zürnen Sie nicht! ich werde Ihnen Alles ſagen.“

Und ſo erzählte er denn ſeine ſpäte Heimkehr, die offne Thür, das offne Fenſter, den Mondſchein; — den Zauber ihres Zimmers ließ er aber von dem Gemälde ihrer Eltern ausgehen, und unter dieſem Einfluß habe er ein Paar Gedichte geſchrieben und — vergeſſen; ja, Alles dermaßen vergeſſen, daß er einer vernichtenden Ermüdung nicht habe widerſtehen können. Und dies ſei die einfache Wahrheit.

Tranquillina hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und kein Zweifel kam in ihre argloſe Seele. Nur ſeltſam und fremdartig ſchien es ihr. Sie hatte in ihrem ganzen Leben keine andre Menſchen geſehen — ihre Eltern abgerechnet, welche für ſie aber mehr den Göttern als den Sterblichen glichen — als ſolche die wie in eine Form gegoſſen waren. So und ſo dachten, ſprachen, thaten die alten Männer, — ſo die jungen; — ſo die alten Frauen; — ſo die jungen Mädchen. Die Variationen der Erſcheinung abgerechnet und die Modificationen der Verhältniſſe, fand Tranquillina ſie Alle unendlich gleichförmig und zwar deshalb, weil ſie ihr unendlich gleichgültig waren. Es muß ein Intereſſe in uns erwacht ſein, das uns lehrt die Menſchen nach ihrem innern Gehalt zu unterſcheiden; dann werden wir ſchon ihre Verſchiedenheit bemerken. Es fehlte ihr. Sie hatte nicht dies unbeſtimmte Bedürfniß der Jugend ſich anzuſchließen, Liebe und Freundſchaft gleichſam zu verſuchen. Sie war eine durchaus excluſive und mehr paſſive als active Natur: ſie ſuchte nicht. Aber das was ſie fand oder was ihr gegeben ward, blieb in ihrer Seele, ſobald es einmal hinein gedrungen war. Ihren Eltern widmete ſie den höchſten Cultus. Edlere, liebenswürdigere, beſſere, ſchönere Menſchen hatte ſie nie geſehen; und die welche ſie ſpäter ſah waren ſo gar nicht mit jenen zu vergleichen, daß Tranquillina ſich oft heimlich fragte, ob ſie wirklich deſſelben Geſchlechts ſein könnten? ob wirklich dieſelbe Eſſenz in ihrer warmen weichen ſtarken Mutter — und in der ſchneidenden kalten Sylvia und der trocknen kühlen Euphraſie, in ihrem liebenswürdigen Vater — und den reizloſen langweiligen Männern ihrer Bekanntſchaft anzunehmen ſei? Und oft war ſie verſucht es zu leugnen. Mit der poetiſchen Zuverſicht der Jugend, welche nicht an der Realität ihrer Ideale zweifelt, hing auch Tranquillina den ihren nach; nur gehörten ſie bis jetzt mehr der Erinnerung als der Hoffnung an — eine Richtung welche die Jugend nur ausnahmsweiſe nimmt und welche bei ihr aus ihrer paſſiven Natur entſprang. Sie mogte lieber ſinnen als handeln, darum beſchäftigte ſie ſich lieber mit der Vergangenheit als mit der Zukunft. Ihre Großmutter liebte ſie mit der natürlichen Pietät eines guten liebevollen Herzens: beſonders ſeit den letzten Jahren, wo Sylvia vermält und ſie allein bei ihr war. Gräfin Dönat war außerordentlich leidend. Tranquillinas linder, leiſer Umgang war grade das was ihr wolthat. Es rührte ſie unſäglich daß dieſes Kind, welches ſie in der Wiege verfolgt und über deſſen Eltern ſie eine lange Marter verhängt hatte, jetzt, in ihren alten und einſamen Tagen, ſie pflegte, erheiterte und liebte. Euphraſie war an einen kränklichen Gatten gefeſſelt und hatte nur Söhne an denen die Großmutter kein großes Gefallen fand; Sylvia lebte ihr eignes Leben; nur Tranquillina ſtand neben ihr. Was Wunder daß ſie ihr Liebling ward? Drum war auch Tranquillinas Gegenwart eine befriedigende; ſie fühlte ſich von der Großmutter geliebt und derſelben nützlich, nebenbei Herrin ihrer Zeit, ihrer Beſchäftigungen, ihrer Freiheit — — was brauchte ſie mehr? Darum hatte ſie auch verſchiedene Heirathsvorſchläge abgewieſen. Denn Männer hatten nichts was ihr beſondre Achtung einflößte oder ihre Phantaſie beſchäftigte, oder ihr Herz anſprach; ſie waren ſo über alle Maßen alltäglich, daß Tranquillina, mit dem Maßſtab der idealiſchen Liebe ihrer Eltern in der Hand, ſich nicht entſchließen konnte eine ſo ganz reizloſe Ehe einzugehen, wie Sylvia es that. Sie blieb gern bei der Großmutter.

Levin war der erſte Mann der irgend einen Eindruck auf Tranquillina machte. Das Ungewöhnliche der Bekanntſchaft, der Umſtände, ſeiner Perſönlichkeit, ſeines Thun und Treibens, beſchäftigten ihre Phantaſie. Die Huldigung die er ohne es zu ahnen ihrer Mutter dargebracht, bewegte ihr Herz. Vielleicht war es auch nicht dies — ſondern das Myſterium der Liebe, welches in jeder Seele vollzogen wird, begann ſeine erſten Regungen in ihr, und ward nur angeregt durch jene zwei mächtigen Berührungen. Genug — Levin war ſo ganz anders als die übrigen Männer, daß Tranquillina ſchon deshalb von ihm ſich angezogen fühlte.

Nachdem er ſeine Erzählung vollendet hatte, ſagte ſie lieblich:

„Zuſtände wie Sie ſie eben beſchreiben, ſo heftig in Eindruck und Wirkung, kenn' ich nicht; alſo faſſe ich ſie auch nicht ganz. Laſſen Sie mich daher noch fragen, ob Sie oft in ſolche gerathen?"

„Nein! denn nicht Alles hat eine ſo ſtarke Wirkung auf mich."

„Und halten Sie es für nothwendig mit einer poetiſch ſchöpferiſchen Organiſation verbunden, daß man von Zeit zu Zeit auf dieſe Weiſe vom Dämon befallen werde?"

„Nein! die ſtärkere Natur widerſteht ihm, und mehr im Geiſt iſt die Wahlſtatt ſeines Kampfs."

„Ach, wie müſſen Sie glücklich ſein! rief ſie und faltete die Hände.

„Wie man's nimmt, gnädige Gräfin!"

„Nun .... als eine wundervolle Gabe genommen den unbändigen Strom der Empfindung in Bild und Rhythmus zauberiſch zu verwandeln."

„O ja, das iſt recht ſchön."

„Und was wäre denn nicht ſchön?" fragte ſie lächelnd.

„Die Reaction, gnädige Gräfin! die Leere, die Oede, die Ermattung, die Langeweile, die unabweislich eintreten nach jener Aufregung in welcher die Verwandlung geſchieht."

„Sie langweilen ſich trotz Ihrer himmliſchen Gaben! rief Tranquillina mit frommen Erſtaunen. Ich langweile mich nie."

„Alſo ſind Sie glücklich, gnädige Gräfin! ein volles Leben iſt ein glückliches Leben .... denn in der Fülle langweilt man ſich nicht. Mir aber iſt zu Muth als ob ich von den vierundzwanzig Stunden meines Tages nur die Hälfte ausfüllte, und zwar nicht ſo, daß ich zwölf Stunden wachte und zwölf ſchliefe; ſondern ſo, daß ich von allen vierundzwanzig, wachend oder ſchlafend, nur die eine Hälfte verbrauchte und füllte, während die andre immer leer und ſchattenhaft neben mir herliefe."

„Welch eine Lebenskraft ſetzt das voraus! meine geringen Kräfte verbraucht der Tag, ſo daß ich nie Zeit zu Allem habe was ich thun mögte, und daß immer morgen oder übermorgen das Vergnügen mich erwartet Dasjenige zu thun, wozu ich heute nicht gelangen konnte."

„Gott erhalte Ihnen dieſen himmliſchen Frieden, dieſe Ruhe und Ordnung einer heiligen Seele, gnädige Gräfin," ſagte Levin, verbeugte ſich faſt andächtig und verließ das Zimmer.

Tranquillina ſah ihm nach mit ſchmerzlicher Ueberraſchung. Warum ging er denn? ſo plötzlich und ſo ſchnell? .... Ach gewiß war bei ihr nur ein Viertel, nicht einmal die Hälfte ſeiner Stunde erfüllt!

Als ſie am Abend dieſes Tages zu Bett ging dachte ſie: Wie ſeltſam, daß man auf gewiſſe Dinge nur aufmerkſam gemacht werden muß um ſie auch zu finden! Von der halben leeren Stunde, die neben der halben vollen hergeht, hatte ich bis heute keine Ahnung: aber jetzt weiß ich was Er meint, denn ich habe es ganz ſchwer empfunden. Und wie iſt es möglich daß ich es früher nie bemerkt hatte? — — —

Levin aber dachte an dieſem Abend genau das Gegentheil. Obwol er Tranquillina im Lauf des Tages nicht mehr ſah, war dennoch jede Sekunde vom Pulsſchlag des vollen Lebens durchathmet und er — ein glücklicher Menſch!

Er beſchloß in ſeinem halben Incognito zu bleiben. Erführe Tranquillina wer er ſei, ſo würde ſie vielleicht ſeine Bücher kennen, und über dieſe armſeligen und ſeine ebenſo armſeligen Reiſen mit ihm ſprechen wollen — und das war ihm entſetzlich. Er wollte an den Tand nicht erinnert ſein, wollte nicht durch Gedanken, die er nicht für ſie gedacht, irgend einen Eindruck auf ſie machen, wollte durch keine Sylbe an ſeine Vergangenheit gemahnt werden. Er ſtand auf dem Punkt wo die Gegenwart in die Ewigkeit hinüber quillt, und in der Mitte des Pleromas ſchwebte die Stella matutina.

Gräfin Osnat liebte durchaus nicht mit abſonderlichen Leuten, Dichtern, Schauſpielern, Künſtlern, in Berührung zu kommen — es ſei denn daß ſie ihr empfohlen worden wären. Konnte ſie ihnen nützlich oder behülflich ſein, ſo that ſie es mit großer Artigkeit; aber zum geſellſchaftlichen Umgang ließ ſie es nicht kommen, indem ſie behauptete, ſie hätten ſämmtlich ein gewiſſes Etwas, das außerhalb jeder Form ſei. Dies Etwas könne das Genie ſein — ſie gebe es zu! — allein die Form ſei nun einmal eine Bruſtwehr gegen verſchiedene Gefahren, und wem ſie fehle — mit dem ſei der Verkehr nicht zuverläſſig.

Welchen Einfluß Tranquillina über Gräfin Osnat gewonnen hatte, geht daraus hervor, daß, als Levin ſich am andern Tage bei ihr melden ließ — ſie ihn annahm. Levin ſagte, er müſſe ſie fragen ob er keinen Verſtoß begehe wenn er ſich für den Winter in Waldhaide niederlaſſe. Er ſei unabhängig und frei, darum wünſche er nun grade ſich an einem ganz ſtillen, einſamen und fremden Ort aufzuhalten; aber er wolle dort Niemand ſtören und von Niemand geſtört werden. Gräfin Osnat erwiderte, den Fall ausgenommen daß er ein politiſcher Flüchtling oder ein verbannter Schriftſteller ſei, glaube ſie ihm die ungeſtörteſte Ruhe zuſagen zu können — ein wenig krähwinkelhafte Neugier der Einwohner abgerechnet, die ja überdas binnen vierzehn Tagen keine Nahrung mehr finden würde. Levin verſicherte, Politik ſei durchaus nicht ſein Fach, und ſeine Schriftſteller-Wirkſamkeit viel zu unbedeutend um als gefährlich betrachtet werden zu können. Er ſei im Grunde noch ganz unbekannt und wolle es bleiben bis ſein Bewußtſein ihm ſage, daß ſich eine neue und eigenthümliche Richtung an ſeinen Namen knüpfe.

Dies war nicht eine ausweichende Phraſe, ſondern er hatte wirklich beſchloſſen, daß von dem alten Levin nicht mehr die Rede ſein — und der neue ſich auf eine ganz neue Bahn ſchwingen ſolle.

„Sie werden doch aber hoffentlich nie von der himmliſchen Poeſie abfallen?“ fragte Tranquillina.

„Dieſen Abfall begeht man nur unwillkürlich, entgegnete er. Ich hoffe Sie beſchränken die Poeſie nicht auf Verſe und Rhythmus, ſondern erkennen dieſelbe ebenſowol in Schöpferkraft und Schwung des Gedankens und des Gefühls an. Wer könnte ſich alſo freiwillig von ihr abwenden? Das iſt ebenſo unmöglich als ſie zu erzwingen wo ſie fehlt.“

„Ich meinte nur wecken und pflegen.“

„In der Jugend wacht ſo Manches auf, was nicht zu einem längeren Leben beſtimmt iſt, daß man ſich mit der Pflege wohl vorſehen möge um ſie nicht nutzlos zu verſchwenden."

„Sie ſcheinen nicht ſehr eingenommen für den Dienſt der Muſen," ſagte Gräfin Donat lächelnd.

„O doch! rief er lebhaft; aber mehr ſo, daß ich ihnen und ihrem Walten vertraue und mich ſorglos in ihre Arme werfe, als daß ich viel thäte um ſie mir günſtig zu ſtimmen."

„Gehört weiter nichts dazu als Vertrauen, ſagte Tranquillina heiter, ſo will ich mich auch ihrem lieblichen Cultus widmen."

„Man vertraut nur da, gnädige Gräfin, wo man unendlich liebt, ſagte Levin. Drum kann ein ſolches Vertrauen nicht ſtatt finden ohne eine tiefe Liebe."

„Darum vertrauen wir alſo wol auch ſo ſehr auf Gott!" ſprach ſie nachdenklich.

Gräfin Donat war eine Böhmin, ſtolz auf ihr Volk und Land. Sie fragte Levin ob er es kenne — was er verneinen mußte; und empfahl ihm zu gründlichen Studien deſſelben die Bibliothek in Waldhaide, die ihr Vater in einem ganz patriotiſchen Sinn geſammelt hatte. Levin fiel mit innerm Jubel auf dieſe Erlaubniß, und das Geſpräch ging auf fremde Völker und Länder über. Tranquillina bezeigte das größte Intereſſe für Spanien

— vielleicht deshalb weil es ihrem geliebten Italien ſo ähnlich ſei — meinte ſie.

„Ja, ähnlich wie Bruder und Schweſter ſich ſind,“ entgegnete Levin: alſo auch unſäglich verſchieden, und in allen Dingen: Natur, Bildung, Gaben, Sprache.

„Ich mögte die Sprache verſtehen,“ ſagte ſie.

„Wenn Sie ſie verſtänden, würden Sie gewiß finden, was ich durch meinen Vergleich andeutete. Neben der leidenſchaftlichen Cadenzirung der italieniſchen, klingt ſie mit majeſtätiſcher Energie, wie ein Ausdruck *von* und ein Aufruf *an* große Gedanken und Thaten.“

„Große Gedanken haben Frauen auch, ſagte Tranquillina ſtolz, und meine italieniſche Sprache, die Sie wie mir ſcheint etwas weibiſch finden wollen, hat das bewieſen. Hat Spanien einen Dante?“

„Spanien hat Vieles nicht was Italien hat, entgegnete lächelnd Levin, auch keinen Dante. Dennoch muß ich behaupten, daß nicht blos die Sprache, ſondern die ganze Literatur mir männlich vorkommt. Allüberall That und That! Romanze und Drama ſind der lebendigſte Ausdruck derſelben, weil in ihnen Gedanke und Gefühl und Betrachtung ſtets zu einer That ſich concentrirt und zu einer Handlung wird. Keine Literatur iſt aber reicher an Romanzen und Dramen als Spanien.“

„Ich mögte ſie kennen!“ rief Tranquillina.

„Ich bin wahrſcheinlich der ſpaniſchen Sprache beſſer kundig als des Lehrens, gnädige Gräfin; indeſſen, wenn der Unterricht eines Laien Sie nicht langweilt, ſo befehlen Sie über mich.“

„Welch eine angenehme Ausſicht für den Winter! rief ſie freudig. Ich halte Sie in Waldhaide gewiß bei Ihrem Wort.“

„Es hinge nur von Ihnen ab es ſchon hier zu thun, gnädige Gräfin, wenn wir nur ein Buch hätten! aber ich habe nicht ein einziges bei mir — weder ſpaniſch, noch deutſch, noch ſonſt eines.“

„Wozu ſollen Sie auch Bücher mit ſich umherſchleppen, da Sie ſelbſt deren ſchreiben können! — Mein Unterricht würde aber durch unſre Abreiſe ſchnell unterbrochen werden, und das taugt für den Anfänger nichts. Ich werde mir bei der Durchreiſe in München diejenigen Bücher kaufen, welche Sie nothwendig finden.“

Levin verſprach eine Liſte aufzuſetzen.

Tags darauf brachte er dieſe Liſte und ſeitdem kam er täglich um fünf Uhr Nachmittags, weil das die Stunde war zu der Gräfin Osnat Beſuch empfing.

Ob er ſich je hätte träumen laſſen, daß die Ausſicht Unterricht in der ſpaniſchen Sprache zu geben ihn in eine ſolche Erwartung unermeßlicher Seligkeit verſetzen würde? .... Es war ihm grade ſo unbegreiflich als daß die eine Stunde, welche er täglich mit Tranquillina zubrachte, dermaßen alle andern ausfüllte oder aufzehrte, daß ihm jede Beſchäftigung unmöglich ward. Er konnte nicht in die Berge; er konnte nicht leſen, nicht ſchreiben, nicht dichten, nicht ſprechen; er konnte nur an ſie denken.

An Joſſelinde dachte er gar nicht; aber auch ganz und gar nicht; ſie war für ihn mitſamt der übrigen Welt untergegangen. Sie hatte ja ſelbſt dieſe Reiſe für ihn gewünſcht; nun machte er eine Reiſe. Einen andern Gedanken hatte er nicht für ſie, denn ſie fiel ihm nicht von ſelbſt ein, und ſie in ſeinen Kopf hinein zu zwingen war vergeblich — denn ſein ganzes Weſen ſtand in einer Flamme und Tranquillina warf Weihrauch hinein um ſie zu nähren — ihre Blicke, ihre Worte, ihr Lächeln, ihre ganze Erſcheinung! Durch Ewigkeiten wäre das ja Nahrung für dieſe wehende Flamme geweſen.

Und Joſſelinde? Ach! ſie ahnte nichts von dieſem drohenden Gewitter! — Im Gegentheil!

eine andre Ahnung, eine ſüße himmliſche Hoffnung flüſterte ihr etwas von Mutterglück zu. Wie hatte ſie dies Glück erſehnt — und dann davor gebebt als zu viel der Gnade für ein Menſchenherz. Sollte es ihr dennoch beſchieden ſein? — —

Steht der Stern des Glücks im Zenith, ſo muß er abwärts, nach urewigem unwandelbarem Geſetz. Was aufging muß untergehen! Und doch dieſer Drang, dieſe Sehnſucht, dies Verlangen, daß er ſich zum Scheitelpunkt erhebe? — Und doch! denn ein Moment irdiſcher Vollendung macht die ganze Unvollkommenheit des Erdenlebens gut.

Sie waren nun Alle in Waldhaide. Levin hatte ſich in einem kleinen Gaſthof eingerichtet, der am Eingang des Parks lag und im Sommer ſehr — in dieſer Jahreszeit aber gar nicht beſucht wurde. Er behielt den einfachen Namen Herr Levin bei. Joſſelinde adreſſirte die Briefe an ihn nach Wien, poste rest., und von dort ließ er ſie ſich unter ſeinem Incognito-Namen zuſchicken. Seine Briefe ſendete er unter einem zweiten Umſchlag an das Poſtamt zu Wien zur weiteren Beförderung. So konnte ſeine Correſpondenz der etwaigen Neugier keinen poſitiven Anhaltpunkt geben. Uebrigens war ihm in Waldhaide zu Muth, als ob er in ſeinem ganzen Leben keine Briefe mehr empfangen oder ſchreiben könne.

Dafür ſchrieb er eine Tragödie „Andreas Hofer". Er ſchrieb ſie nicht mit der wilden unſinnigen Haſt mit der er früher in Venedig und Bologna ſein erſtes Trauerſpiel heraus arbeitete. Die Wendung ſeines innerlichſten Weſens — der Lichtſtral der Schönheit welcher ſeine Seele durchleuchtete — das Bewußtſein unter dem Einfluß dieſer ſegenvollen Conſtellation etwas ſchaffen zu müſſen und zu können, worin ſie ſich ſpiegeln dürfe wie in einem ſtillen Meer — die Windſtille eines maßloſen Glücks, die immer deſſen Stürmen vorhergeht — und das innere Feuer, welches dieſe Elemente zuſammen ſchmolz: dies Alles gab ihm ſolche Einheit in der Thätigkeit, ſolche Klarheit der Erkenntniß, ſolchen Schwung der ſchöpferiſchen Kräfte, ſolche freudige Freiheit in ihrer Beherrſchung, einen ſo ſtarken Herzſchlag und ſo langen Athem — daß er fühlte, er dürfe ſich gleichſam auf dieſe Begeiſterung verlaſſen, und ſie werde nicht früher erſchöpft ſein als ſein Gegenſtand. In den reinſten Aether hob ihn der innere Lebensſchwung, wo es weder Haſt, noch Sturm, noch überreizte drängende eilende Unruh — ſondern nur Schöpferluſt giebt. Zwiſchen den zwiefachen Inſpirationen der Liebe und des Genius fühlte er ſich unerreichbar, unantaſtbar und unvergänglich geſichert vor Allem was ihm früher wol oder weh gethan; denn die Sphäre, in welcher jene Luſt und jenes Leid wohnten, hatte er für immer verlaſſen! Er konnte in ihr kein Haus mehr bauen für die Ewigkeit.

Fragte er ſich wie die Zukunft ſich geſtalten werde? .... Kaum! — Fiel indeſſen ſein Blick aus der Fülle der Gegenwart auf die Zukunft, ſo ſtellte ſie ſich ihm nie anders als in idealiſcher Färbung, im Reflex des tauſendfarbigen Prismas dar, in welches jetzt ſein trunkenes Auge ſchaute. Da war er, da war Tranquillina, da war Stoff zu unerſchöpflicher poetiſcher Anregung und Verarbeitung; — da war auch Joſſelinde. Warum nicht? ſollte ſie fehlen die gute! die treue und liebe! ſollte dadurch eine Lücke in dieſem Kreis der Vollendung entſtehen? O nein! — Im Frühling wollte er ſie beſuchen. Aber welch ein inhaltvolles Jahrtauſend lag noch zwiſchen Jetzt und dem nächſten Mai!

Außerhalb des kleinen Marktfleckens, an der Chauſſee von Eger nach Baireuth, lag der kleine Gaſthof, grade gegenüber der großen Einfahrt zum Schloß, welches von einem Walde, der zum Park ausgehauen und umgeſtaltet, rings umgeben war.

Ein großes, graues, ſtattliches Gebäude, von impoſanter Architectur, prächtig eingerichtet, mit Staats- und Prunkgemächern, mit Bücher- und andern Sammlungen — ſo recht der Sitz eines würdigen Magnaten, der Mittelpunkt ſeiner Beſitzungen.

Die Kaſtanienbäume waren bereits entlaubt, Linden und Ulmen bunt gefärbt, nur Aſtern und Georginen blühten noch, maſſenweiſe zuſammen gedrängt, aber ſchon gelichtet. Die muntern Waldvögel waren längſt verſtummt, und jetzt auf dem Wanderzug nach ihren ſüdlichen Winterquartieren. Die herbſtliche Stille, dieſe Sammlung und Vorbereitung auf den unerbittlichen Tod, machte ſich in der ganzen Natur bemerklich. Alles rüſtete ſich um fertig zu ſein und nichts verſäumt zu haben, ſobald es nun heißen würde: ſterben! vergehen! entſchlafen!

Noch nie hatte Tranquillina die Melancholie des Herbſtes in dieſem Grade empfunden. Still und ernſt war ſie immer geweſen, aber mit einer unüberwindlichen Schwermuth kehrte ſie von Gaſtein zurück, und dieſe Stimmung hatte ſie ſonſt nicht gekannt. Bei friedlichen und willkommenen Beſchäftigungen bewegte ſie ſich mit einer lieblichen Seelenheiterkeit, die nicht unvereinbar mit einer ſanft traurigen Richtung iſt; — denn die Trauer thut weiter nichts als der Seele die Grundfarbe geben und geſtattet es, daß auf derſelben die Gebilde und Geſtalten des Lebens ihre Geltung und Färbung behalten. Aber Melancholie verſchleiert die Seele und macht ſie unzugänglich für jene Geſtalten; — und dies widerfuhr ihr jetzt! — Nichts machte ihr Vergnügen! weder Bilder, noch Bücher, noch Blumen. Stundenlang ſaß ſie vor der Staffelei und malte keinen Strich! .... oder einen unrichtigen. Stundenlang wendete ſie die Blätter eines Buchs um, und mußte ſich alsdann eingeſtehen, daß ſie auf die Zeilen wie auf einen ſchwarzen Abgrund ſah, der ſie um ihre Beſinnung brachte. Stundenlang las ſie der Großmutter vor, ſprach ſogar mit ihr, mechaniſch, wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Sie fühlte keinen Zuſammenhang mehr zwiſchen ſich und der Außenwelt! Alle Fäden der Verbindung mit derſelben waren abgeriſſen und vereinzelt ſtand ſie in einem großen Chaos — oder ſchwebte ſie in grauen Wolken — oder ſchwamm ſie auf einem trüben unruhigen uferloſen Ozean. Immer und überall empfand ſie die marternde Sehnſucht einen Anfangs- und Endpunkt zu finden, einen Hafen und Pharus, die ihrem bangen Umherſchiffen ein ſicheres Ziel darböten und ſie retteten aus dieſen ſtoßweiſen Schwankungen. Das Leben kam ihr unerträglich vor mit dem gehaltloſen Einerlei, welches zwiſchen aufſtehen und ſchlafengehen ſich abwickelt. Sie wünſchte zu ſterben! ſtand doch bereits ihr Herz ſtill! klopfte es doch bereits nicht mehr mit ſeinem alten warmen Schlag im Gebet und beim Gedanken an ihre Eltern!

Ja, es ſtand ſtill! die Liebe hatte es berührt. Die Liebe war, wie eine unſichtbare Gottheit, in dieſen Tempel hinein gezogen und hatte deſſen Pforten hinter ſich geſchloſſen, ſo daß Licht, Bewegung und Freude des Alltaglebens nicht mehr hinein dringen konnten. Tranquillina aber fühlte nur dieſe Abgeſchloſſenheit, dies Dunkel, dieſe innerliche Schwere, ohne zu wiſſen welche Hand dieſen fremden Zuſtand herbei geführt, ohne zu ahnen daß ihr Herz eine Gottheit beherberge. Die Liebe hatte noch nicht ihre Schleier fallen laſſen; und was Tranquillina von derſelben in der Welt geſehen, war nicht von der Art um ſie über ihre Empfindung aufzuklären. Ihren Vetter Veriand, Euphraſiens älteſten Sohn, hatte ſie recht lieb. Er war bis dahin der einzige Mann der ihr gefiel und an dem ſie einigen Antheil nehmen konnte; aber wochenlang hätte er an ihrer Seite ſitzen dürfen, und nie wär' es ihr eingefallen ſeinetwegen ihre Malerei zu vernachläſſigen oder ihre ſonſtigen Gewohnheiten zu unterbrechen. Er ſagte ihr daß ſie wunderſchön, wundergut, wunderlieblich — kurz, ein vollkommnes Wunder ſei. Darüber lachte ſie bisweilen oder ſah ſie ihn freundlich an — je nachdem ſie gelaunt war. Daß auf ein ſolches Fundament der Bau einer Ehe aufgeführt werde, und daß man wenn man zu derſelben entſchloſſen war ſagte: man liebe ſich gegenſeitig, — wußte Tranquillina. Das hatte ſie bei Sylvia erlebt, und bei einigen andern jungen Mädchen aus ihrer Verwandtſchaft und Freundſchaft. Eine Analogie mit ihrem gegenwärtigen Zuſtand hatte ſie aber noch nie erlebt.

Sie ſah Levin täglich; — aber es machte ihr kaum Freude, denn ſie mußte ja ſpaniſche Lectionen nehmen, und die Bücher waren ihr über alle Maßen unangenehm und trocken, obwohl von wirklich ernſtem Unterricht gar nicht die Rede war. Levin nahm ein Buch, las ihr daraus vor und überſetzte dann das Geleſene. Dies war eine Manier um den Unterricht ins Unendliche auszudehnen, da nur eine ſehr aufmerkſame Schülerin im Stande geweſen wäre durch bloßes Zuhören irgend etwas zu lernen. Jetzt horchte Tranquillina auf ſeine Stimme, ſeinen Ausdruck, — ſah ihn zuweilen an, wenn er ſie nicht anſah; und fühlte eine immer größere Kälte und Gleichgültigkeit gegen Calderon, Cervantes, den ganzen Romancero, ja, gegen ganz Spanien .... ganz Europa .... die ganze Welt — in ſich überhand nehmen. Sie hätte zuweilen in Thränen ausbrechen, in Verzweiflung gerathen mögen — und wußte nicht weshalb, und fühlte ſich unſäglich beſchämt durch ſolche kindiſche Aufwallung! Sollte es darüber ſein, daß Levin ihr ſtets mit ſtralendem Ausdruck gegenüber ſaß, freudig und verklärt ausſah, ſprach, ſich benahm, den ganzen Tag mit flammendem Eifer bei ſeinen Arbeiten, und Abends ſelig war? .... ſie aber ſo vollkommen unſelig! Darüber, daß ſein Weſen auf dem Punkt der hohen Flut ſtand, wo die brauſenden, klingenden Wellen einen Freudereigen um die blumige Küſte des Lebens tanzen? .... während bei ihr grauſe Ebbe herrſchte und eine Art von Wüſte aufdeckte! — Mein Gott, das wäre ja Neid, ſprach ſie zu ſich ſelbſt und blickte mit einer Art von Abſcheu in ſich hinein.

Das Einzige was ihr Vergnügen machte war Levins Lied von der Lorelei zu leſen, wobei ſie aufs Tiefſte mit der Schifferin ſympathiſirte und in der Fee das Bild der Poeſie ſah; — und ihre einzige Erholung ſtundenlang im Park umher zu gehen, um die innere Unruh durch äußere Bewegung zu beſchwichtigen.

Einige Wochen vergingen; da kam Sylvia um ihre Mutter zu beſuchen und ſich nach dem Erfolg der Badekur zu erkundigen.

Sylvia hatte vor zwei Jahren einen ſehr reichen, ſehr geachteten, ſehr gutmüthigen und harmloſen Mann geheirathet, der Wittwer und kinderlos war Er hieß Graf Sonin. Seine erſte Frau, die ſchöne Blanche, war lange todt, und während vieler Jahre konnte er ſich nicht zu einer zweiten Ehe entſchließen. Seine paſſive Natur, die in friedliches Phlegma überging, begehrte eine active, die reizend und anregend auf ihn wirkte. Ein reizenderes Weib als Blanche mogte es ſchwerlich je gegeben haben; drum war er ſchwierig in der Wahl ihrer Nachfolgerin, und allgemein hieß es Graf Sonin bleibe der Erinnerung an die ſchöne Blanche treu.

Genug für Sylvia um dieſe Treue auf die Probe zu ſtellen. Es war nun einmal ihre beſondere Liebhaberei, gegen die Schönheit in die Schranken zu treten und wo möglich ſie zu beſiegen. Sie wollte zeigen, daß man durchaus nicht der Schönheit bedürfe um die höchſten Triumphe zu erlangen. Doch hatte ſie es nicht dahin gebracht eine große Leidenſchaft einzuflößen — aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil ſie es darauf anlegte, und weil keine Berechnung ſo gründlich abſtößt als grade dieſe. Man begnügte ſich ihr genug den Hof zu machen, um als Bewerber um ihre Hand und .... ihr Vermögen auftreten zu können; — oder auch aus Eitelkeit, weil ſie dieſe Auszeichnung nicht Jedem geſtattete; — oder endlich aus Furcht um ihre Gunſt zu bewahren, da ſie in beißendem Spott ihre Ungunſt ſchonungslos an den Tag legte. So fehlten ihr denn banale Huldigungen nicht; wol aber die welche ein Herz voll Liebe und Leidenſchaft darbringt.

Unter dieſen Umſtänden war ſie einundzwanzig Jahr alt geworden und ihres Mädchenlebens überdrüſſig. Graf Sonins Perſönlichkeit flößte ihr nicht das mindeſte Intereſſe ein; allein ſeine Verhältniſſe waren glänzend, und da zu ihren übrigen vortrefflichen Grundſätzen auch der gehörte: „Nie wird ein armer Mann geheirathet, denn er verſchwendet ein Vermögen welches das Glück ihm in die Hand wirft"; — ſo war Sonins Reichthum ſehr zu berückſichtigen. Dazu mußte die ſchöne Blanche, die ſchon ſeit zehn Jahren im Grabe lag und noch immer die ſchöne Blanche hieß — nun doch endlich einmal todtgemacht werden. Genug, ſie wirkte mit ihrem Verſtande grade ſo anregend auf Sonins paſſive Empfänglichkeit, wie in ſeiner Jugend Blanche mit ihrem Liebreiz ſich derſelben bemächtigt hatte.

Sylvia ward Gräfin Sonin, hatte im erſten Jahr einen Sohn, den ihr Gemal lebhaft wünſchte, und bewunderte ſich ſelbſt als pflichtgetreue Gattin und zärtliche Mutter, nachdem ſie die Rolle der guten Tochter ausgeſpielt hatte. Natürlich legte ſie die letztere nie ſo ganz nieder um irgend einen Vorwurf auf ſich zu ziehen. Es war ihr nur höchſt angenehm bei etwaigen unbequemen Anſprüchen ablehnend ſagen zu dürfen: Pflichten gegen Mann und Kind — oder: Pflicht gegen meine Mutter hindert mich, ꝛc.

Ihr alter Neid auf Tranquillina hatte ſie nicht verlaſſen; aber in der winterlichen Einſamkeit von Waldhaide wurde er nicht genährt. Tranquillina äußerte keine Neigung für den Eheſtand, ſo daß Sylvia hoffte ſie würde bei Gräfin Dönat bleiben und ſich allenfalls nach deren Tode mit Veriand verheirathen, damit ihr Vermögen in der Familie bliebe. Daher war Sylvia recht freundlich gegen Tranquillina.

Der ſpaniſche Sprachmeiſter mit den ſchönen

Augen und den angenehmen Manieren fiel ihr ſehr auf, und ſie fragte ihre Mutter was er — und ob er überhaupt ein zuverläſſiger Menſch ſei, den man ſo ungeſtört mit dem ſchönen jungen Mädchen verkehren laſſen dürfe. Gräfin Dönat entgegnete, er ſei ein ſtiller und ganz unverfänglicher Gelehrter, wie alle dieſe Herrn zu ſein pflegten. Sylvia meinte lachend, Abeilard ſei auch ein Gelehrter und doch nicht ſo ganz unverfänglich geweſen — und ſehe man vollends ſo eigenthümlich und geiſtig ſchön aus wie dieſer Herr Levin, ſo ſei der Gelehrſamkeit nicht ſehr zu trauen, und um ſo weniger als Clelias Blut in Tranquillinas Adern fließe. Gräfin Dönat nahm dieſe Mahnung ſehr übel, weil ſie zugleich ſich, ihre Erziehung und ihre Enkelin durch die Möglichkeit einer ſolchen Andeutung gekränkt fühlte.

„Liebes Kind, ſagte ſie trocken, um mit Tanz-, Muſik- oder Sprachmeiſtern eine Intrigue anzuknüpfen, muß man im höchſten Grad leichtſinnig und verderbt ſein, und Dein Beiſpiel der armen Clelia paßt nicht darauf."

„So wie nicht das Deine eines Sing- oder Tanzlehrers auf dieſen Herrn Levin, liebe Mama, entgegnete Sylvia eben ſo trocken. Glaube mir, er hat eine wahre Anbetung für Tranquillina."

„Und weshalb ſollte er ſie nicht haben, da er dabei immer in der reſpectvollſten Haltung bleibt? Jeder Mann, gleichviel wer und was er ſei, muß durch ein ſo reines, edles und ſchönes Weſen wie Tranquillina wolthätig angeſprochen werden."

„Das mag ſein! entgegnete Sylvia erbittert über dies Lob; — aber ich behaupte daß ein ſo anziehender Mann auch auf jedes junge Mädchen einen vortheilhaften Eindruck machen müſſe und daß man nie wiſſen kann wie weit der geht."

„Ich habe nichts Bedenkliches der Art bei Tranquillina bemerkt," ſagte die Gräfin abbrechend.

Sylvia nahm ſich vor genau aufzumerken; aber allerdings! ſie fand Tranquillina ſo „unbegreiflich mauſſade" Levin gegenüber, ſo ſtumm und ſcheinbar gleichgültig, daß ſie, die ohne ein ewiges nekkendes Kokettiren nicht leben konnte, auch nicht im Stande war hinter dieſem grauen Gewölk die Aurora einer Leidenſchaft zu ahnen. Sie fand Tranquillinas ſtumpfe Kälte — wie ſie ſie nannte — unter dieſen Verhältniſſen ein wahres Glück. Sie beſchäftigte ſich ihrerſeits viel mit Levin, und er, in deſſen Herz die Liebe mit einem ganz himmliſchen Gefolge von guten Geiſtern eingezogen war, umfing das Weltall und die Menſchheit mit offnen Armen und fand auch Sylvia weit intereſſanter als er ſie vor drei Monaten gefunden haben würde.

Sie hatte mehr Verſtand und mehr Menſchenkenntniß als Tranquillina, und mit einer ſolchen Frau iſt die Unterhaltung immer lebhafter und freier, alſo in gewiſſem Grad anziehender als mit einem jungen Mädchen. Levin gab ſich unbefangen dieſem Intereſſe hin. Ja, es erhöhte für ihn den Reiz, daß er zu Sylvia ſagte was er für Tranquillina dachte, und was er Letzterer nicht ſo offen geſagt haben würde aus Furcht zu viel zu ſagen.

Das verſtand Tranquillina aber nicht. Sie ſah nur Levins erhöhte Lebendigkeit, hörte nur ſeinen geſteigerten Ausdruck, und Beides — Sylvien zugewendet. Daraus folgerte ſie, Beides müſſe alſo auch durch Sylvia geweckt ſein. Die nagendſte aller Qualen, Eiferſucht, ſetzte ihren ſcharfen Stachel auf Tranquillinas Herz, und bohrte ſich langſam darin ein. Aber ſie wurde deshalb nicht gleichgültig gegen Levin; nur tödtlich betrübt, daß ihr die Fähigkeit abging ihn in dieſer Weiſe zu beleben, und allerdings feindlich gegen Sylvia geſtimmt.

Dieſe hatte Levin gebeten ihr ſein Trauerſpiel vorzuleſen wenn es vollendet ſei. Er verſprach es.

„Ich verſpreche aber nicht darüber entzückt zu ſein: das erkläre ich hiemit feierlich," ſagte ſie neckend wie immer.

„Dies Verſprechen iſt mir ſehr lieb, entgegnete er lächelnd, nun kann ich eines unwillkürlichen Entzückens mich erfreuen."

„Sie ſind alſo des Erfolgs gewiß?"

„So lange ich es in Händen habe ſo gewiß wie eine Mutter des Glücks und der Tugend einer geliebten Tochter gewiß iſt, welche noch unter ihrem Auge lebt."

„Wie kann man verblendet genug ſein um die aufopfernde Liebe einer Mutter für ihr Kind mit einer ſo ſelbſtiſchen zu vergleichen, wie die ſein muß, welche ſich an ein beſchriebenes Heft knüpft! Schriftſteller ſind entſetzlich egoiſtiſche Menſchen! Ein ächter Schriftſteller — nicht wahr, Herr Levin? wenn ſein Kind und ſein Manuſcript ins Waſſer fällt, greift zuerſt nach Letzterem und beklagt hinterdrein in ſchönen Verſen daß ſein liebes Kind ertrunken ſei."

„Das kann vorkommen, gnädige Gräfin!" ſagte Levin unbeſchreiblich beluſtigt.

„Und doch heirathen bisweilen dergleichen Ungeheuer!" fuhr ſie neckend fort.

Ihm war als habe er auf eine Schlange getreten. Indeſſen behielt er ſeine Faſſung und ſagte:

„Gnädige Gräfin, was die Ehe betrifft, ſo ſollten überhaupt nur diejenigen Perſonen ſie eingehen, welche bei der Göttin der Weisheit in der Schule geweſen ſind."

„Sie haben ganz Recht! rief Sylvia lachend. Ueber die Ehe wollen wir lieber gar nicht ſprechen, denn das iſt für Jedermann ein bedenkliches Kapitel. Ich bin nun einmal verheirathet und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit einem vortrefflichen Mann und aus warmer Neigung; — alſo muß ich das Panier der Ehe hoch halten und wenn mir auch die Hände dabei etwas erlahmten. So geht es den meiſten Frauen! daher iſt es ganz überflüſſig mit ihnen von der Ehe zu ſprechen; ihre Herzensmeinung behält Jede für ſich."

Levin war mit dieſem Uebereinkommen außerordentlich zufrieden: Tranquillina begriff plötzlich weshalb ſie nie Neigung für die Ehe empfunden habe, als ſie ihn derſelben abgeneigt ſprechen hörte.

Das Trauerſpiel war vollendet; Levin ſchickte eine Copie an Joſſelinde. Dann las er es im Schloß vor. Er war kein beſonders guter Vorleſer ſeiner eigenen Sachen. Er konnte ſie nur vor ſich ſelbſt bei der Arbeit mit der ihnen gebührenden würdigen Ruhe behandeln. Andern gegenüber kam ihm dieſe gewiſſe Feierlichkeit, mit der manche Autoren ihre eigenen Sachen vortragen, oder über ſie reden, gradezu lächerlich vor. Ihm ſchien als müßten Andre, wenn ſie Luſt dazu hätten, die äußere Feier hineinlegen, während er nur der Arbeit die innere Weihe geben konnte.

Indeſſen, ſeinem Verſprechen treu, las er. Tranquillina war hingeriſſen; Sylvia gar nicht. Sie fand er habe den Gegenſtand zu trocken behandelt; die obligate Liebesepiſode ſei nicht warm und begeiſtert genug, und eine Tragödie in der die Liebe nicht den Mittelpunkt bilde, ſei matt. Levin entgegnete, ſie ſei allerdings nicht ohne Liebe zu denken, welche den Conflict mit dem Schickſal hervorrufe; aber dieſe Liebe beſchränke ſich nicht auf die für ein Weib — wie die erhabenſten Tragödien des Alterthums es zeigten. Sylvia meinte, in dieſem Punkt ſeien die Alten nur Barbaren geweſen und weiter nichts. Indeſſen habe Euripides doch ſchon zwei Schritte aus dem Barbarenthum heraus gethan, und Medea, Alceſte, Phädra vor Allem! machten grade die Liebe zwiſchen Mann und Weib zu ihrem Kern, aus dem ſich Gift- und Wunderblumen entfalten. Seitdem aber ſei eine Tragödie ohne dieſelbe ganz gegen allen Geſchmack, Begriff und Bedürfniß. Levin führte einige der Shakſpeareſchen hiſtoriſchen Dramen an, wo die Cataſtrophe aus andrem Quell entſpringt: endlich auch Wilhelm Tell: — aber Sylvia blieb bei ihrer Behauptung, in ihnen allen ſei nicht der eigentliche Nerv der Tragödie, und in ſeinem Andreas Hofer ebenſowenig. Levin ſagte endlich lächelnd:

„Nun gnädige Gräfin, eine ſchärfere Kritik als die Ihre wird mein armer Hofer nicht zu beſtehen haben, wenn er ſich je in die Welt wagt; denn Sie ſprechen ihm ja förmlich das Recht und die Möglichkeit der Exiſtenz ab.“

„Sylvia ſcherzt nur,“ ſagte Tranquillina, die ſich noch gar nicht in das Geſpräch gemiſcht hatte. „Ich glaube daß jede Empfindung, die ſich durch Ausdauer und Opfer bewährt, den Menſchen in jenen Enthuſiasmus verſetzen kann, der Glück, Wolfahrt, Heil und Leben aufs Spiel ſetzt — ja wiſſentlich aufgiebt, und der durch dieſen Schwung ein tragiſches Schickſal hervorruft, welches freilich diejenigen nicht haben können, die ſtets in der Plattheit der Selbſtſucht bleiben. Mir ſcheint der Hofer eben ſo poetiſch wahr als etwa der Othello.“

„Ich habe nun einmal keine Liebhaberei für Märtyrer! behauptete Sylvia. Dieſe Leute leiden um ihrer Tugend willen. Glaube, Treue, Vaterlandsliebe werden in Verſuchung geführt und in

Leid geſtürzt! Der Märtyrer oder Tugendheld erliegt äußerlich und triumphirt innerlich; — das iſt ganz in der Ordnung. Für ihn giebt es keine Chancen, keine Verzweiflung, kein Schwanken. Aber — Kampf! Untergang an der Leidenſchaft! .... das iſt Tragödie."

„Untergang am Verhängniß iſt es auch," ſagte Tranquillina.

„Wären Sie nicht zwei Frauen, ſagte Levin zu Beiden, in deren von Glück und Frieden getragenem und beſchirmtem Leben die Chancen zu Tragödien eigentlich nicht auftauchen können: ſo würde ich ſagen, daß Jede von Ihnen das Element ahnend erkennt, welches die Tragödie Ihres eigenen Lebens bilden würde, wenn nicht Verhältniſſe und Umſtände Sie davor ſchützten. Ihr behagliches Glück in allen Dingen die der Menſch begehrt, Gräfin Sonin, läßt die Qual einer Leidenſchaft nicht aufkommen, welche ſtets weſentlich aus Unbefriedigtheit entſpringt; und ein Verhängniß, das ſich für Gräfin Tranquillina nicht lieblich geſtaltete, läßt ſich nicht denken."

„Für Tranquillina haben Sie Recht! rief Sylvia. Tranquillina wird nie ſehr glücklich oder ſehr unglücklich ſein können. Ihre Panacee iſt — die Staffelei! Verhängniß iſt — der Blitzſtral der uns trifft! .... und nur eine elektriſche Natur zieht ihn auf ſich herab. Ob Sie aber *meine* Zukunft richtig beurtheilen — iſt fraglich."

„*Der Kampf des Menſchen um ſeine Seligkeit, wie ſein Herz ſie begreift: das iſt Leidenſchaft*, Gräfin. Im Wolſein und Glück bedarf er der Seligkeit ſo wenig, daß er ſogar den Durſt nach ihr verliert. Er iſt glücklich .... was braucht er ſelig zu ſein! Sie ſind glücklich, in jedem Verhältniß. Als Mutter, Gattin, Tochter, Schweſter, in Ihrer Weltſtellung wie in Ihren inneren Gaben, iſt nichts Weſentliches das Sie anders wünſchen mögten als es iſt — und die Zufälligkeiten haben auf dieſer Scala keinen Werth: folglich ſind Sie vom Bereich der Leidenſchaft ausgeſchloſſen."

„Solch ein Ausſpruch klingt wie eine Härte! der Menſch will von nichts ausgeſchloſſen ſein."

„Der krankhaft reizbare Menſch, gnädige Gräfin, hat krankhafte Gelüſte wie nach lieblichen Speiſen ſo auch nach geiſtigen Zuſtänden. Aber der ſeelengeſunde Menſch ſucht ſeine Natur nicht in einer Treibhaus-Kultur zu entwickeln, ſondern nach den Bedingungen ihres eigenen Geſetzes — und dieſes iſt nicht für Alle gleich."

„Wer erkennt das eigenſte Geſetz ſeiner Natur?

Ach, in uns Allen iſt der Drang über ſie hinaus zu gehen, ſie zu vervollſtändigen, zu ergänzen, und den Kreis des Ichs in dem der Gemeinſamkeit zu erweitern. Da iſt es ſehr leicht über unſern eigentlichen Schwerpunkt hinaus gezogen zu werden ſobald wir dieſem Drang folgen, während wir unter jenem bleiben, wenn gar keine Unruh uns treibt. Ich denke mir, je ſtärker bald dieſer Pol und bald jener uns anzieht, um deſto reicher kann unſre Entwickelung ſein."

„Gewiß, wenn Weisheit das Zünglein der Wagſchale hält."

„Sind Sie weiſe, mein lieber Levin, oder ſprechen Sie nur weiſe?" fragte Sylvia, aus dem ernſten Ton wieder in den ſcherzenden übergehend.

„Ich fürchte .... nur das Letztere."

„Als Dichter ſind Sie auch ganz in Ihrem Recht damit. Ein Dichter iſt des lieben Gottes bevorzugte Creatur, und alle Menſchen wetteifern dem lieben Gott nachzuahmen. Er iſt das einzige Geſchöpf das man gradeſo gelten läßt wie es iſt. Kommen Thorheiten und Schwächen vor — nun er iſt ja ein Dichter! lebt und handelt er in einem beſinnungs- und urtheilsloſen Rauſch — lieber Himmel! von einem Dichter iſt es gar nicht anders zu erwarten. Seine ſchönen Verſe rechnet man ihm als gute Thaten an, und ſeine weiſen und erhabenen Lehren als Weisheit."

„Dies Alles geſchieht genau mit der Geſinnung die Sie, gnädige Gräfin, ſo eben an den Tag legen: um ihn ein wenig zu verſpotten und herabzuſetzen. Im Allgemeinen fühlen ſich die Menſchen dermaßen dem Dichter überlegen, daß ſie Anwandlungen von Mitleid für ihn haben — ſchon deshalb um ſich von der unbequemen Bewunderung zu erholen, die ſie ihm zuweilen zollen müſſen."

„Giebt es etwas Beſeligenderes als aufrichtige Bewunderung? rief Tranquillina. Gewiß! ſie kann nie unbequem werden, weil ſie nie auf uns laſtet, ſondern uns hebt."

„So denke auch ich! entgegnete er. Aber die Maſſe der Menſchen kennt etwas Süßeres als zu bewundern, und das iſt .... bewundert zu werden. Sie iſt der Selbſtentäußerung nicht fähig."

„Warum verleumden Sie den Menſchen?" fragte ſie vorwurfsvoll.

„Den Einzelnen ehre ich, ſetze alles Gute in ihm voraus; aber die Maſſe verleumde ich nicht durch meine Behauptung. Die Maſſe iſt nicht ſchlecht — das iſt der Einzelne weit mehr! — aber ſie iſt ſtumpf und liebt ihr breites Behagen. Was ihr gefällt muß mit ihr in einer Reihe ſtehen, damit ſie ſich einbilden dürfe gleichſam ihr Theil dazu beigetragen zu haben. Das putzt, das ſchmückt, das lobt ſie. Das geht Alles ganz gemächlich ohne Aufwand von Begeiſterung und Bewunderung von ſtatten; man kommt nicht aus dem Schlafrock heraus noch von der Chaiſelongue herunter; man fühlt ſich weder in die Nichtigkeiten noch in die Erhabenheiten des Lebens und der Seele untergetaucht, man lebt auf gleichem Fuß mit dem Mann und traut ſich wol gar zu es ihm auch gleich thun zu können wenn man ſich die Mühe geben und die Zeit nehmen wollte.“

„Das iſt ja kleinlich!“ rief Tranquillina.

„Menſchlich iſt es!“ ſagte Levin gelaſſen.

„Und für ſolche Menſchen ſchreiben Sie? .... verſchwenden Sie Ihre Seele? .... freut Sie denn das Lob und grämt Sie der Tadel?“

„Lob und Tadel rechter Art ſind mir willkommen als Beweis aufmerkſamer Theilnahme .... ſind aber unendlich ſelten. Lieber als Lobhudeleien zu erdulden will ich jedoch abgeſchmackten Tadel hinnehmen, weil letzterer den Gegenſtand nicht ſo tief erniedrigt.“

„Mit ſolcher Geſinnung, lieber Levin, ſagte Sylvia lachend, ſind Sie ja förmlich für die Schrifſteller-Laufbahn gewappnet.“

„Was die äußeren Pfeile und Lanzenſtiche betriſſt — ja, gnädige Gräfin! Aber die gefährlichſten Feinde kommen von andrer Seite und da haben wir Alle unſre Achilles-Ferſe."

Sylvia mußte nach Prag zurückkehren. Sie that es ungern. Sie verſuchte Levin zu überreden ſeinerſeits dahin zu kommen; er werde dort bedeutende Menſchen kennen lernen, vielſeitigere Studien machen können. Was lag ihm aber an Menſchen und Studien! er lehnte es ab: er habe verſchiedene Arbeiten, und könne ſie nur in der Abgeſchiedenheit vollenden. Tranquillina athmete auf als Sylvia endlich wirklich abreiſte. Sie wollte ſchon lieber traurig und allein ſein, als ihre Schwermuth doppelt neben Sylvias unruhig lebhaftem Treiben empfinden.

Sylvia ließ die Ueberzeugung nicht fahren, daß Levin eine ernſte liebende Huldigung für Tranquillina hege. Seit ſie ihn näher kannte, war er kein Sprachlehrer mehr, ſondern ein Dichter: alſo ganz anders gefährlich. Mit Gräfin Osnat abermals Rückſprache zu nehmen, war ganz vergeblich! Mogte die Metamorphoſe vom Sprachmeiſter zum Dichter noch ſo glänzend ſein: ſo lange Herr Levin nichts war als Herr Levin, wäre nimmermehr eine Sorge über Gräfin Dönat gekommen. Sylvia dachte auf andre Mittel um einer keimenden Leidenſchaft in den Weg zu treten.

Kaum in Prag angelangt ſchrieb ſie an ihre Schweſter Euphraſie nach Wien einen höchſt beweglichen Brief über den Zuſtand der Mutter und über die große Einſamkeit in welcher Tranquillina ohne Umgang und ohne Zerſtreuung lebe. Sie fuhr fort:

„Das arme Kind ſcheint recht gelangweilt,
„trotz Malerei und Sprachſtudien. Ich habe ſie
„noch nie ſo unbeſchreiblich mauſſade gefunden als
„jetzt — und das will viel ſagen! Könnte Veriand
„nicht zum Weihnachtsfeſt nach Waldhaide gehen?
„Er würde der Mume willkommen ſein, und wer
„weiß, liebe Euphraſie, ob er nicht bei Tranquillina
„Erhörung ſeiner ſtillen Herzenswünſche fände,
„denn ich glaube es ſteht ihr eine Kriſis bevor, und
„wir Alle müſſen wünſchen daß der gute Veriand
„allendlich der Beglückte ſei, der er zu werden
„verdient."

Euphraſie erwirkte alsbald Urlaub für ihren älteſten Sohn, womit Veriand außerordentlich zufrieden war.

Inzwiſchen war für Levin eine ganz andere Phaſe als die begeiſterter Seligkeit eingetreten.

Mit dem letzten Federſtrich ſeines „Andreas Hofer“ ließ der freudig aufwärts drängende Schwung nach. So lange er an demſelben arbeitete gingen ihm Stoffe zu zwanzig andern Tragödien durch den Sinn, und er meinte, daß auf das letzte Wort in dieſer — das erſte in einer neuen folgen müſſe. So war es aber mit nichten. Es können ſich wol Keime von Ideen chaotiſch durch einander im Geiſt regen und bewegen: ſollen ſie aber beſtimmte Geſtaltung gewinnen, ſo begehrt jeder Einzelne ſeine beſondre Pflege, ſeine eigene Beleuchtung und Durchſtralung, kurz, der volle Prozeß der Intelligenz muß mit ihm vorgenommen werden, bevor er als ein zum geiſtigen und leiblichen Leben befähigtes Gebilde, in die Welt hineingeboren werden kann. Jeder Keim erheiſcht eine Epoche von Ruhe und Sammlung, die ſeiner erſten Lebensäußerung vorhergehn muß.

Levin fand ſie nicht. So wie die dichteriſche Spannung und die Thätigkeit des Schaffens nachließ, ſtarrte er in ſich ſelbſt hinein wie in einen Abgrund, der durch nichts zu füllen ſei. Dieſelbe Stimmung kam über ihn, die ſich längſt Tranquillinas bemeiſtert hatte: das dumpfe unausgeſprochene Gefühl der Unzulänglichkeit von Allem — was nicht Liebe ſei, oder ihr angehöre, oder ſich auf ſie beziehen laſſe. Er empfand jetzt auch ihren Widerwillen gegen Bücher und geregelte Beſchäftigung: jetzt auch die Unmöglichkeit die Aufmerkſamkeit auf die Autoren zu richten. Hundertmal ſchwebte ihm der Ausruf auf den Lippen: Wir wollen von andern Dingen reden! — aber hätte ſie gefragt: wovon? — ſo hätte er verſtummen müſſen.

Aber ſeine Unruh, ſein Trübſinn thaten Tranquillinen wol. Sie fühlte ſich jetzt in Harmonie mit ihm und glaubte jetzt an ein Verſtändniß zwiſchen ihren Seelen. Das erquickte ſie und ſtimmte ſie heiter, während grimmige Qual ihm am Herzen nagte. Dieſe labyrinthiſchen Wanderungen durch das Gebiet der Leidenſchaft machen das Herz ſo müde, daß es kaum zu verwundern iſt, wenn es halb muth- und halb beſinnungslos auf dem Punkt anlangt wo es erkennt, die Liebe habe es geführt, und wo es nun von ihr den Lohn für unerhörte und ungeahnte Qual begehrt.

So ſaß er eines Abends Tranquillinen gegenüber in ihrem Arbeitskabinet neben dem Zimmer der Großmutter. Levin hatte ſo eben geleſen: aber ſtatt jetzt zu überſetzen, ſtützte er den Kopf in die Hand und ließ die Gedanken wandern. Dann nahm er die Feder und ſchrieb:

Wie eine Mühlwell' iſt mein Herz,
Die ſtets viel Arbeit hat,
Des Lebens Luſt und Weh und Schmerz
Iſt Waſſer für ihr Rad.
Das rauſcht und ſprudelt immer fort,
Der Müller wird betäubt;
Zuletzt entſchlummert er gar dort,
Wo ſonſt kein Schläfer bleibt.
Doch wenn der Lebensſtrom verſiegt,
Verbraucht vom raſchen Lauf,
Und wenn die Mühlwell' ſtille liegt —
So wacht der Müller auf!

Tranquillina nahm ſanft das Blatt um zu ſehen ob er etwa vielleicht ſchriftlich eine Ueberſetzung gemacht habe, die ihm mündlich nicht gelingen wollte. Sie entzifferte mühſam die Verſe. Dann ſah ſie ihn an und ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Levin blickte auf, und mit der Härte, die man zuweilen gegen das Geliebteſte an den Tag legt weil es uns nicht zu verſtehen ſcheint und nicht tröſten kann, ſagte er:

„Thränen? . . . Ach, Sie mögen vermuthlich nicht an den Tod erinnert werden.“

Es glitt ein eigenthümlich tragiſches Lächeln, welches ihr in tiefſter Seelenbewegung eigen war, über Tranquillinas Antlitz Sanft ſchüttelte ſie ihr ſchönes Haupt, aber ſie konnte nicht ſprechen.

Levin wünſchte ſich ins Grab, oder in den tiefſten Grund des Meeres, todt! .... aber todt mit ihr! denn zu leben mit ihr in dieſer Weiſe, die kein Leben, ſondern nur ein Automatenzuſtand war — dazu verging ihm die Kraft.

Indem erklang ein ſchmetterndes Poſthorn. Beide fuhren zuſammen; es gellte ſchneidend mit ſeinen rauhen luſtigen Tönen in ihr Ohr. Beide ſtanden auf und gingen in den Salon, deſſen Thür ſich raſch für Veriand öffnete.

„Ach willkommen, lieber Veriand! .... biſt Du es!“ rief Tranquillina erfreut und gab ihm die Hand.

Er behielt ſie an der Hand, begrüßte Gräfin Osnat mit großer Herzlichkeit und ſagte dann:

„Nun Ira, grüß Dich Gott!“ und dabei umarmte er ſie ohne Umſtände, und küßte erſt ihre Wange, dann ihre Hand. Er war ein großer blühender Menſch, dem heitre Lebensluſt in den braunen Augen funkelte — in den freundlichſten und wolwollendſten Augen die je aus einem Männerantlitz herausgeſchaut haben.

Tranquillina ward purpurfarben — nicht von Veriands Kuß, aber von Levins Gegenwart. Levin ſah dieſe Scene an, ohne ſie klar zu ſehen. Er hatte Hallucinationen! eine Viſion ging an ihm vorüber! .... Nicht mehr die Stella matutina war Tranquillina .... nein! die Rosa mystica war ſie! Verwandelt war die Königin der Seelen in die Königin der Liebe. Vernichtung und Wiedergeburt durchblitzten ihn. Ein himmliſcher Vampyr ſog durſtig an ſeinem Herzen und trank ſein Blut auf in der Extaſe eines Kuſſes. — —

Er verließ den Salon, das Schloß. Er wußte nicht wie er zu Hauſe gekommen war, als er nach einigen Stunden aus einer ſchweren Betäubung zu ſich ſelbſt kam, die vom Schlaf nichts hatte als den Mangel an freiem Willen. Nicht blos die Glieder — auch ſein Hirn ſchien ihm gelähmt und verſchleiert. Er blickte umher um ſich durch einen äußern Gegenſtand in die Wirklichkeit verſetzen zu laſſen. Er fand einen Brief von Joſſelinde. Die liebe Seele! ſprach er zu ſich ſelbſt, immer wenn ich die Hand nach einer befreundeten ausſtrecke, reicht ſie mir treu die ihre! — Joſſelinde bat um ſeine Rückkehr — zum erſten Mal, ſeit faſt vier Monaten. Das rührte ihn; dieſe Fähigkeit zur Selbſtentäußerung ergriff ihn um ſo mehr da er nicht ſie — ſondern nur die Empfindung für ſie hatte. Morgen reiſe ich ab! dachte er und warf ſich aufs Bett.

Als er am nächſten Morgen erwachte, als die Lähmung gewichen und die Bewußtloſigkeit entſchwunden war — als auf dem Sonnenſtral der in ſein Zimmer fiel, Tranquillinas Bild hineinglitt — da war es unmöglich den geſtrigen Entſchluß auszuführen; unmöglich grade in dieſem Augenblick ſie zu verlaſſen! Wie würde ſie ſich ferner gegen dieſen brutalen Vetter benehmen? gefiel er ihr und konnte ſie wünſchen ihm zu gefallen? .... ſollte eine Heirath im Werk ſein? .... Abermals packte ihn ein Schwindel. Der bloße Gedanke ſchien ihm Entweihung. Stellte er Tranquillina andern Männern gegenüber, ſo verwandelte ſie ſich wieder in den heiligen unnahbaren Stern; — doch ihm ſelbſt gegenüber blieb ſie, ach, die glühende Roſe, die ſich mit ihren Dornen in ſein Herz drängte um es mit ihrem Duft, ihrer Schönheit, ihren Flammen zu überfluten. Er konnte ſich nicht mehr damit begnügen ſie ſchweigend anzubeten. Er liebte ſie und wollte geliebt ſein. Verbrecheriſch dünkte ihn die Heimkehr zu Joſſelinden; widernatürlich dieſe Ehe aus friedlicher Freundſchaft; unzurechnungsfähig ſein Entſchluß in dieſelbe zu treten nur um ſich aus dem Familientumult zu Wildeshauſen zu retten; wahnſinnig dieſe Kette die ihn hielt ohne ihn zu feſſeln. Er konnte nicht zurück! Leben und Zukunft gehörten ja nicht Joſſelinden.

Er ſchrieb einfach er könne nicht kommen und bäte um ihre Nachſicht. Dann ging er in den Park um dem Schloß näher zu ſein und Tranquillina vielleicht am Fenſter zu ſehen.

Er irrte um das Schloß herum, aber er konnte ſie nicht gewahr werden. Siehe da werden Reitpferde vorgeführt .... ein Damenpferd! alſo wollte ſie ausreiten mit dieſem Vetter, ſie, die ſonſt nie ritt! — (was jeder Andre ziemlich natürlich gefunden hätte, da ein Spazierritt mit dem Reitknecht nicht beſonders unterhaltend iſt.) —

Es war ein äußerſt milder Wintertag; Levin meinte es müßten zwanzig Grad unter Null ſein und fand den Einfall raſend bei ſolcher Kälte ſpazieren zu reiten.

Tranquillina kam. Das dunkle ſchleppende Reitkleid machte ihre Geſtalt noch ſchlanker und größer. Levin ſtand hinter einem Gebüſch, das ihn ganz verſteckte, während er jede ihrer Bewegungen ſehen konnte. Er betete der Reitknecht möge ſie aufs Pferd heben! .... aber Gott bewahre! ſie ſtellte ihren Fuß auf die Hand ihres Vetters und er hob ſie leicht in den Sattel. Dann ritten ſie langſam durch den Park ins Weite.

Levin ſtarrte ihnen nach. Hatte er je eine ſo wunderſchöne Reiterin und einen ſo ungeſchickten Reiter geſehen? .... O gewiß nicht! — O hätte er ein Pferd gehabt um ihnen nachzuſprengen, um ihre Geſpräche zu hören, mindeſtens ihre Mienen und Geberden zu beobachten! — Aber ſie ritt dahin, ſorglos, vielleicht freudig über die Freiheit allein zu ſein mit dieſem Vetter.

Tranquillina war daran gewöhnt mit Veriand allein zu ſein, mit ihm zu fahren, zu reiten, zu gehen wohin es ihr beliebte. Sie wußte recht gut daß ihre ganze Familie dieſe Heirath wünſchte — Gräfin Osnat ausgenommen, welche größere Anſprüche für ſie machte. Aber ſie wußte auch daß Veriand nie ein trauliches Verhältniß mit ihr aufgeben würde, obgleich ſie ſehr feſt entſchloſſen war ihn nicht zu heirathen. Sie hatte nie Luſt dazu gehabt. Nach der Aeußerung die Levin neulich gemacht, hatte ſie ſich unbedingt gegen die Ehe entſchieden.

„Du biſt ſehr ernſt, Ina!“ ſagte Veriand nach einer langen Pauſe.

„Ich war es immer,“ entgegnete ſie mit flüchtigem Erröthen, denn ihre Gedanken waren weit fort geweſen und ſie fürchtete er möge ihre Richtung errathen haben.

„Nein nein! Du biſt ernſter geworden. Ich bemerkte es ſchon geſtern Abend! Tiefernſte Gedanken liegen in Deinem Auge .... und woran denkſt Du, Ina?“

„Lieber Veriand, wer kann Rechenſchaft von ſeinen Gedanken ablegen! — Indeſſen kann ich Dir doch ſagen, daß ich viel und ſorgenvoll an den Zuſtand der Großmutter denke und an meine Zukunft .... wenn wir das Unglück haben ſollten ſie zu verlieren.“

Veriand drängte ſein Pferd näher an das ihre.

„Dann, Ina, giebſt Du mir Deine liebe Hand — nicht wahr?“

„Ja, gerade wie jetzt,“ ſagte ſie und reichte ihm die Rechte herüber in welcher ſie noch obenein die Reitgerte hielt.

„Nur zwei Finger? .... nein, ſo nehme ich ſie nicht. Es muß die ganze, ehrliche, volle, feſte Hand ſein, welche bedeutet Treue und Zuverſicht.“

„Welche hübſche Symbolik haſt Du da ausgedacht.“

„Es iſt die uralte der Liebe, Ina.“

„Nicht auch die der Freundſchaft?“

„Nein! denn zwei Hände auf dieſe Art in einander gelegt, ſind das Symbol der Ausſchließlichkeit — und das paßt nicht auf die Freundſchaft.“

„So wird es auch nicht für uns paſſen, denn wir haben nur Freundſchaft für einander.“

„Biſt Du von dem überzeugt was Du ſagſt?“

„Meinerſeits — ja! und das iſt eben ſo gut als wenn es auch Deinerſeits wäre.“

„Nur was den Erfolg — nicht was die Empfindung betrifft, Ina.“

„Ich will hoffen daß unſre gute Großmutter noch fünfzig Jahr lebt!“ ſagte ſie abbrechend.

„Ich auch! entgegnete Veriand, doch .... wenn Du nur wollteſt“ .... — —

„So lange ſie lebt will ich gar nichts als ſie nie verlaſſen.“

„Das iſt eine recht ſchwärmeriſche, recht thörichte Grille!“

„Wen geht das an?“

„Nun .... mich! ſiehſt Du denn nicht, daß Deine Grillenhaftigkeit mich grämt? — Man hält einem Mädchen das man liebt ſeine Launen zu gut .... aber fünfzig Jahr dürfen ſie nicht dauern.“

„Ach, Veriand, wenn ich fünfhundert Jahr vor mir hätte, ſo hörte doch jene Laune nicht auf.“

„Sie iſt unſinnig dieſe Laune .... das muß ich Dir ſagen! die Großmama mehr zu lieben als mich! lieber bei ihr bleiben als mich heirathen zu wollen!“

„Die Heirath ſchlage Dir nur ein für alle Mal aus dem Sinn, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen.“

Veriand riß ſein Pferd ſo heftig in die Zügel, daß es ſich auf die Hinterfüße ſtellte und das

Tranquillinas einen erſchreckten Seitenſprung machte. Beide Reiter aber faßten ſich geſchwind und ritten in einem tüchtigen train de chasse von dannen.

Als ſie nach einigen Stunden wieder langſam durch den Park heimritten, konnte Veriand nicht unterlaſſen abermals von dem zu ſprechen, was ihm ſo ſehr am Herzen lag.

„Weißt Du, fragte er, weshalb ich gekommen bin?“

„Vermuthlich um uns zu beſuchen.“

„Hauptſächlich um Dein Jawort zu gewinnen.“

„Laß ab von der Thorheit, Veriand.“

„Wie Du das gelaſſen ſagſt! als ob es nichts bedeute als etwa ſteige vom Pferd, Veriand.“

„Und iſt es denn etwas Anderes als von einem Steckenpferd herabzuſteigen?“

„Scheint jede Liebe Dir nichts weiter als ein Steckenpferd zu ſein .... oder nur die meine?“

„Ich habe nicht darüber nachgedacht,“ ſagte ſie etwas verlegen.

„O das iſt auch gar nicht nöthig! das fühlt ſich.“

„Meinſt Du?“ ſagte ſie zerſtreut, und war herzlich froh daß ſie eben vor dem Portal hielten, denn dieſe Geſpräche über die Liebe mit Veriand peinigten ſie.

„Gegen Abend kam wie gewöhnlich Levin. Geſtern bei der Ankunft hatte Veriand ihn gar nicht bemerkt, Tranquillina hatte nichts über ſeine Anweſenheit geäußert. Veriand traute ſeinen Augen nicht als er ihn mit der ruhigen Sicherheit eines alten Bekannten erſcheinen und ſich benehmen ſah. Sie wechſelten einen Blick und erkannten ſich als Todfeinde; — aber Levin war beſeligt durch die Feindſchaft Veriands. Sie verrieth ihm, daß er bei Tranquillina nicht ſo ſicher und glücklich ſei, als Levin es fürchtete. Das goß Balſam in ſein Blut. Er war im Stande ſich ungemein zu beherrſchen und nicht die geringſte Blöße gegen Veriand zu geben, der ſich angelegen ſein ließ ihn zu necken und zu ärgern, umſomehr als Tranquillina ihm unverholen zeigte wie kindiſch ſie ſein Benehmen finde. Je mehr der arme Veriand aus der Faſſung kam, um ſo ruhiger bewahrte Levin die ſeine, ſo daß Jener förmlich ans Abſurde ſtieß, wie Jemand der über einen Gegner herfallen mögte und denſelben nicht zum Stehen bringen kann.

Für Tranquillina und Veriand war es ein höchſt peinlicher Abend, weil Beide ſich gedrungen fühlten ihre Zu- und Abneigung an den Tag zu legen und doch in derſelben nicht zu weit, und nicht unbefangen zu Werk gehen wollten. Für Levin war der Abend entzückend. Zum erſten Mal dämmerte die Ahnung daß Tranquillina ihn lieben könne in ihm auf.

Was half es dem armen Veriand, daß er am andern Morgen beim Spazierritt über Levins Anweſenheit in Waldhaide mit Tranquillina ſprach und einigermaßen erbittert fragte:

„Warum protegirſt Du denn dieſen Mann ſo ungewöhnlich?"

Sie ſah ihn groß an und entgegnete: „Das fällt mir ſo wenig ein als er ſelbſt es wünſcht. Er lebt hier ganz unabhängig für ſeine literariſchen Arbeiten."

„Glaubſt Du denn wirklich an ſie?"

„Was mehr iſt: ich kenne ſie."

„O Gott ja! ich weiß! .... Du haſt geſtern Abend zwei Stunden über irgend ein unglückliches Trauerſpiel mit ihm geſprochen. Aber ich meine: glaubſt Du wirklich daß er ſich ſeiner literariſchen Arbeiten wegen hier aufhält?"

Es war ihr als klopfe Veriand mit dem Finger an ihr Herz um zu hören was darin ſei. Sie erwiderte:

„Er ſagt es, warum ſollt' ich daran zweifeln!"

„Du hältſt ihn alſo nicht für einen verkappten Jeſuiten?"

„O Gott nein! die kirchlichen Zuſtände intereſſiren ihn wenig.“

„Oder für einen verkappten Communiſten?“

„Noch weniger! er hat eine entſchiedene Abneigung gegen politiſche Theorien.“

„Du biſt ja vollkommen in ſein Glaubensbekenntniß eingeweiht! — Oder endlich .... für einen verkappten Liebhaber?“

„Veriand! .... beſinne Dich!“ ſagte ſie ernſt.

„Kurz, ich behaupte nur daß er nicht das iſt was er ſcheint .... und daß Du Dich vor ihm hüten ſollſt.“

„Veriand! rief ſie erbleichend, ich weiß nicht welchen Sinn Du in Deine Worte zu legen denkſt.“

„Wenn Du es wirklich nicht weißt — deſto beſſer.“

In finſtrem Schweigen legten ſie heute die Promenade zurück, Veriand zermartert von Eiferſucht, Tranquillina unſäglich beklommen. Ihr war zu Sinn als müſſe ein Wetterſtral vor ihren Füßen niederfallen um die Wolken und die Schwüle zu zerſtreuen, die ſich immer dichter und ſchwerer um ihre Seele ballten.

Er blieb nicht aus .... nur anders als ſie ihn erwartete. Bei der Heimkehr empfing ſie die Schreckensbotſchaft von plötzlicher bedenklicher Erkrankung der Gräſin. Beſinnungslos und gelähmt lag ſie da, ſchwer athmend, mit geſchloſſenen Augen. Ein Aderlaß blieb ohne Erfolg. Der Arzt zuckte die Achſeln. Veriand expedirte Couriere an Euphraſie und Sylvia. Tranquillina hoffte noch .... weil ſie hoffen wollte. Troſtlos verging der Tag. Gegen Abend ſtand der Athem der Kranken ſtill. — — —

Levin erfuhr natürlich ſogleich die Gefahr und den Tod von Gräſin Osnat, und es verſetzte ihn in die leidenſchaftlichſte Unruh. Was wurde jetzt aus Tranquillina! was that ſie? wo blieb ſie? an wen wendete ſie ſich? — Hätte er ſie nur ſprechen dürfen .... oder nur ſehen .... oder nur wiſſen wie es mit ihr ſtehe! Aber unmöglich. Sie verließ das Schlafzimmer ihrer Großmutter nicht.

Auch am nächſten Tage war ſie unſichtbar. Faſt ſtündlich ging Levin ins Schloß um nach ihr zu fragen, und der alte Haushofmeiſter Andreas Moſer, deſſen Gunſt er ſich durch ſeine Leutſeligkeit erworben hatte, gab ihm treulich Auskunft.

Sylvia kam mit Graf Sonin. Die traurigen Ceremonien der Ausſtellung der Verſtorbenen — dann ihre Beerdigung, erfolgten. Euphraſie kam erſt nachdem ſie vorüber waren, zur Eröffnung des

Teſtaments. Die Erben gingen zu gleichen Theilen; aber mit den Worten:

„Meine geliebte Enkelin Tranquillina Gräfin
„Dönat, die holde Pflegerin meiner letzten Jahre,
„tritt an die Stelle ihres zu früh verſtorbenen Va-
„ters und in den Beſitz von Waldhaide;“ — —

war Tranquillina wenn nicht bevorzugt doch ausgezeichnet. Euphraſie hatte darauf gerechnet; als älteſte Tochter glaubte ſie ein näheres Recht an dem mütterlichen Stammſchloß zu haben als die Tochter des verſtorbenen Sohnes. Sylvia hätte es freilich am liebſten für ſich gehabt; indeſſen gönnte ſie es doch Euphraſien lieber als Tranquillinen, und ſo waren denn beide Schweſtern ſehr mißvergnügt über das Unrecht, welches ſie mittelbar durch und um Tranquillina erlitten, und fanden es durchaus nothwendig daß ſie es durch eine Heirath mit Veriand gut machen müſſe. Dann kam Waldhaide doch wieder an Euphraſiens Sohn.

Tranquillina war vom Schmerz ſo tief ergriffen, daß ihr für die Erbſchaft jeder Sinn fehlte. Sie freute ſich das Recht zu haben in Waldhaide bleiben zu dürfen: — das war Alles! Viel mächtiger als durch das Teſtament war ſie durch andere Papiere erſchüttert, die aus dem Nachlaß ihres Vaters in den ihrer Großmutter übergegangen waren, und die ſich in einem verſiegelten Portefeuille befanden, auf welches ihr Vater die Worte geſchrieben hatte:

„Für Tranquillina — in einer großen Kriſis „ihres Lebens."

Dieſe Papiere enthielten Clelias Lebensgeſchichte bis zu ihrer allendlichen Wiedervereinigung mit Gundaccar, wie ſie ſelbſt ſie niedergeſchrieben hatte. Als Tranquillina die Schriftzüge der vergötterten Mutter erkannte, drückte ſie die Blätter an Herz und Lippen, breitete ſie auf ihrem Betpult aus und las ſie auf ihren Knien.

Gundaccar hatte dann noch einen flüchtigen Umriß der folgenden Jahre hinzugefügt, ſo daß Tranquillina den Character, das Leben und die Schickſale ihrer Mutter vor ſich ausgebreitet ſah. Es machte ihr einen unerhörten Eindruck — ſolch ein Leid in ſolcher Seele um eine ſolche Liebe! Daß auch ein Fehltritt in dieſem ſchönen und großen Daſein war, rührte ſie nur, ohne im Mindeſten die Heiligkeit ihrer Mutter anzutaſten. Göttliche Menſchen dürfen fehlen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und bleiben dennoch göttlich, wir aber, die wir es nicht ſind, dürfen es nicht, denn wir würden uns erniedrigt fühlen! —

Clelias letzte Zeilen, der Anruf an die geliebte

Tranquillina, wühlten ihr Innerſtes bis in ſeine Urtiefen auf. Sie ſah klar in ſich hinein. Ich verſtehe Dich, meine Mutter, ſagte ſie unter Thränenfluten. „Glückſelig iſt der Menſch nur in dem „Maß als er tiefer empfindet.“ Jetzt weiß ich .... daß ich liebe. Ich nehme mein Schickſal an wie es auch daraus ſich geſtalten möge, ob licht oder finſter, ob glücklich oder elend. Ich nehm es an wie Du es annahmſt, ohne mich zu Deiner himmliſchen Schwäche berechtigt oder zu Deiner göttlichen Größe befähigt zu wähnen.

In einer ſolchen Stimmung — was galt ihr da der Beſitz von Waldhaide? — —

Levin ertrug nicht länger ihre Unſichtbarkeit und überhaupt das Schwankende des ganzen Verhältniſſes. Im Beginn einer Leidenſchaft hat dieſe Unbeſtimmtheit einen großen Reiz, weil ſie das Gebiet goldner Phantaſien und roſiger Träume erſchließt. Sobald jedoch der Moment eintritt wo man das Glück idealiſcher in der Wirklichkeit als in Träumen begreift — dann fort mit ihnen, fort! fort! Dann keine Phantaſien mehr, die ſich in einſeitiger Richtung ausſpinnen; ſondern ein Wort, ein einziges .... um talismaniſch mit ihm den Bann zu ſprengen in welchem das alte Daſein ſchlaftrunken ruht. Dann fort mit der Binde vor den Augen! .... fort mit den Wellen unter den Füßen! .... fort mit den Wolken vom Horizont! .... Der elyſiſche Zuſtand der ſeligen Schatten iſt nur tranſitoriſch für den Menſchen in der Leidenſchaft. Er muß hinaus — gleichviel ob es zum Olymp, ob zum Orkus geht!

Levin wollte wiſſen ob Tranquillina ihn liebe. Was weiter? — wußte er nicht! er meinte in jedem Fall müſſe dann die Welt ſtill ſtehen und die Ordnung der Natur einen andern Lauf nehmen. Er ließ ſie fragen wann und ob er ſie ſehen dürfe. Sie beſtimmte den nächſten Morgen um acht Uhr. Da war Niemand von ihrer Familie aufgeſtanden, und jede Begegnung unmöglich. Tranquillina wünſchte ſie namentlich nicht mit Veriand; daher die frühe Stunde.

Sie erwartete ihn in dem kleinen Arbeitskabinet, wo ſie ſich ſeit drei Monaten täglich geſehen hatten. Sie dachte er komme um Abſchied zu nehmen. So iſt es! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; — als ich hätte glücklich ſein können im ſüßen Bewußtſein ſeiner Gegenwart — da war ich traurig, weil ich nicht wußte daß dies unbekannte Gefühl Liebe ſei; — und jetzt, da ich es weiß .... und überdas weiß, daß ich fern von ihm nie mehr glücklich ſein kann, jetzt werden wir uns trennen müſſen.

Als ſie Levins Schritt hörte erbleichte ſie und ihr Herz ſchlug krampfhaft. Er trat ein. Er war noch bleicher, noch bebender als ſie. Das gab ihr einige Faſſung wieder. Da ſie ihn umſonſt nach einem Wort ringen ſah, brach ſie zuerſt das beängſtigende Schweigen mit der Frage:

„Wollen Sie vielleicht Waldhaide verlaſſen?"

„Warum ſollt' ich das, gnädige Gräfin?"

Allerdings! warum ſollte er das? — Nur ihre Angſt daß er es wolle, ſprach ſich in dieſer Frage aus. Sie ſchlug die Augen nieder; er fuhr fort:

„Nur meine Trauer um die edle Todte wollte ich Ihnen ausſprechen! Sie iſt um ſo größer als ein Theil derſelben Ihnen ſich zuwendet."

„Nicht wahr? rief ſie. Ja, ich ſtehe jetzt in einer beklagenswerthen Einſamkeit auf der Erde."

„Auf wen zählen Sie am Meiſten unter Ihren Freunden?"

„Auf Gott!" ſagte ſie und faltete die Hände.

„Aber unter den Menſchen?"

„Auf Niemand."

Das war es nicht was er zu hören gehofft hatte, und die Thorheit dieſer Hoffnung kam zerſchmetternd über ihn. Er ſagte mit dumpfer Reſignation:

„Ich verdiene es auch nicht.“

„O, ſagte ſie feſt und ſah ihm tief ins Auge, Sie verdienen jedes Vertrauen.“

„Wol wiſſend wie falſch das ſei, machte Levin eine abwehrende verzweiflungsvolle Geberde.

„Alſo auch Sie würden das meine nicht rechtfertigen wenn ich es in Sie ſetzen wollte! — Hatte ich nicht Recht zu ſagen, daß ich auf Gott allein zähle?“

„Gräſin! ſagte Levin und ſank neben dem Tiſch an welchem er ſtand auf die Knie — laſſen Sie mich ſo zu Ihnen ſprechen! es iſt die Stellung der Demuth und Andacht die mir Ihnen gegenüber gebührt! .... aber darf ich überhaupt ſprechen?“

Der Genius ihrer Zukunft ging unſichtbar an ihr vorüber als ſie leiſe ſagte:

„Möge Gott Ihre Worte hören und ſegnen.“

„So laſſen Sie mich denn Ihnen ſagen, was Sie längſt .... was Sie vom erſten Augenblick unſrer Begegnung ahnen mußten: daß ich Sie liebe.“

Er ſenkte das Antlitz auf ſeine gefalteten Hände, als habe er ein Verbrechen geſtanden.

„Und dies auszuſprechen wird Ihnen ſo ſchwer?“ fragte ſie mit einem Ton in dem das Glück ihrer Seele vibrirte. „Wußten denn auch

Sie nicht längſt wie ſelig dies Wort mich machen würde?"

„Wenn auch dieſe Ahnung über mich kam .... durfte ich die Kluft vergeſſen, die uns trennt!" ſagte Levin mit gebrochener Stimme.

„Ich ſehe keine Kluft .... und will von keiner wiſſen," ſagte ſie mit inniger Ueberzeugung, ohne im entfernteſten zu ahnen welche trennende Kluft er im Auge hatte. „Wir lieben uns! — was kann uns ſcheiden?"

„Iſt es ſo, Tranquillina? ſagte Levin, ſtand auf und trat ihr näher; — ſind Sie ſo lange ſtandhaft als Sie ſchnell entſchieden ſind? wird das Mirakel der Vereinigung von Ausdauer und von Spontaneität in Ihnen vollzogen? glauben Sie wirklich mich treu genug lieben zu können und Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden?"

„Wenn ich auf all' dieſe Fragen nicht nach beſtem Gewiſſen Ja! antworten könnte: ſo liebte ich Sie nicht," entgegnete ſie zuverſichtlich.

„Wo es Kämpfe giebt um ein erſehntes Ziel, ſagte er gerührt, da giebts auch Leid, Tranquillina! ſind Sie darauf gefaßt?"

„Ich weiß daß das Bedürfniß mit dem Herzen zu leben .... Marterthum und Seligkeit verhängt. Um ſo tiefer ich nach dieſer mich ſehne, um ſo weniger darf ich vor jenem zagen."

„Und wird der Gedanke daß ich .... ich, der ich Sie liebe — Sie in heiße Kämpfe ſchleudre und daß meine Liebe Ihnen ein Marterthum bereitet, Sie nicht irre an mir machen?“ fragte er mit Todesangſt.

„Nein!“ antwortete ſie mit einer Zuverſicht die man zugleich unſinnig und übermenſchlich finden kann. Keine Furcht, kein Mißtrauen, keine Sorge nahte ihrer Seele, die auf den ſchneeweißen Flügeln der Liebe über alle verwirrende Kümmerniſſe ſich aufſchwang.

„Ihr Vertrauen zu mir muß unerſchütterlich ſein und Ihr Glaube ſogar der Evidenz trotzen.“

„Wollen Sie mich auf ſo ſehr harte Proben ſtellen? fragte ſie lieblich. Wolan! verſuchen Sie es! .... ich werde mich bewähren.“

„O könnt' ich ſie Ihnen ſparen!“ rief er in Verzweiflung.

„Und was ſteht mir denn eigentlich bevor?“ fragte ſie mit einer Anwandlung von Beklommenheit.

Levin warf ſich wieder zu ihren Füßen hin:

„Tranquillina! Sie dürfen nicht fragen, denn ich will nicht lügen und kann nicht Ihnen klar machen weshalb ich jetzt ſo unruhig .... ach, ſo elend bin. Ich hänge bis jetzt nicht von mir allein ab, darum kann ich noch nicht handeln wie ich als Mann von Ehre handeln ſollte; und dies Bewußtſein vergiftet meine Exiſtenz! Ihnen und mir bin ich ſchuldig auf der Stelle offen und ehrlich um Sie zu werben bei Ihrer Familie — und ich thue es nicht, Tranquillina, ich kann es noch nicht thun! ich kann Ihnen auch nicht einmal das Warum ſagen! Wird Sie das nicht an mir irre machen?"

„Weder heut noch übers Jahr!" ſagte ſie wieder vollkommen gelaſſen. „Ja, ich muß Ihnen geſtehen daß es mir ganz recht iſt wenn Ihre öffentliche Werbung nicht gleich jetzt nach dem Tode meiner guten Großmutter erfolgt; denn es könnte meine Verwandten verletzen. Sie würden kaum begreifen, daß nur dasjenige zwiſchen uns ausgeſprochen ward, was mehre Monate vorbereitet und gereift hatte. Sie würden mir Gleichgültigkeit vorwerfen und eigenſinniges Ablehnen ihrer eigenen Wünſche" .... — —

„Man will Sie mit Ihrem Vetter vermälen, nicht wahr?" rief Levin entſetzt.

„Man mögte es und er wünſcht es ſehr. Das macht ſich ſo in den Familien. Man wächſt neben einander auf, und ſtatt geſchwiſterlich ſich zu lieben, tritt zuweilen eine andere Neigung ein. Es darf Sie aber nicht beunruhigen" .... — —

„O doch! doch! man wird unendliche Ueberredungskünſte an Ihnen verſuchen!"

„Ich ſoll Ihnen unbedingt — und Sie wollen mir gar nicht vertrauen: iſt das gerecht? fragte ſie lächelnd. Auch Sie müſſen die Zuverſicht haben, die Sie von mir begehren, und haben wir uns dann Beide bewährt, ſo werden wir himmliſch glücklich ſein."

„Amen! ſprach Levin mit heißer Wehmuth. Und vor der Hand — was wird aus Ihnen?"

„Wenn ich kann bleibe ich hier."

„O bleiben Sie hier, Tranquillina! hier würde ich Sie doch zuweilen ungeſtört ſehen können, wenn ich auch bald fort muß um die nothwendigen Schritte zu thun, die mich für immer mit Ihnen vereinigen ſollen. Aber in ruhigen Zwiſchenzeiten würde es mir möglich ſein Sie hier aufzuſuchen — jedoch in Prag oder Wien unmöglich, weil Ihre Familie es nicht geſtatten würde und weil Sie dort in ganz andern Verhältniſſen leben. O bleiben Sie hier, wo die Erinnerung an mich durch die Umgebung genährt wird und wo Ihr Vetter doch nicht ſtets an Ihrer Seite ſein kann."

„Trauten Sie mir den Wankelmuth zu, den Ihre Worte andeuten, ſo würden weder Erinnerung noch Umgebung mir Treue einflößen. Aber ich bin wirklich treu, Levin, und darum zählen Sie auf mein Herz .... nicht auf meinen Aufenthaltsort. Graf Sonin iſt mein Vormund inſoweit ich in Vermögens- und Geſchäftsverhältniſſen eines Beiſtandes und Rathgebers bedarf; außerdem jedoch bin ich mündig durch mein Alter und ſelbſtändig durch Denkungsart und Vermögen. Ich mögte mich nicht mit meiner Familie in offenbaren Zwieſpalt ſetzen, ſondern gern einen ſolchen vermeiden. Zwingt man mich aber dazu: ſo ſcheue ich ihn nicht. Euphraſie reiſt übermorgen mit ihrem Sohn nach Wien zurück; bis dahin wird meine nächſte Zukunft feſtgeſtellt ſein."

„Und wann ſehe ich Sie wieder?"

„Morgen früh um dieſe Stunde und in dieſem Kabinet."

Sie gab ihm die Hand, die er andächtig an ſeine Lippen drückte — und ſie trennten ſich.

Hinter einer Portiere des Salons verborgen, hatte Sylvia das ganze Geſpräch gehört. Sie war eine von den Perſonen, welche dermaßen den Inſtinct zur Intrigue haben, daß ſie ein Geheimniß gleichſam wittern, wie der Hund das Wild, und von dem Drama ihm nachzuſpüren geſtachelt werden. Dieſer Drang machte ſie zur Horcherin. Daß Levin und Tranquillina ſich liebten war nicht die intereſſanteſte Partie dieſes geheimnißvollen Geſprächs, denn ſie hatte es bereits vorhergeſehen und vorhergeſagt: aber das myſtiſche Dunkel, das um Levin — ſeinen Aeußerungen zufolge ſchwebte, das ſchien ihr wichtig und lockend. Ob er nicht etwa ein Prinz incognito war? Sie hatte nie ſo recht an ſeine unbedingte Autor-Carriere glauben können! Was verbarg ſich aber hinter dieſer Maske? ein Verbrechen oder eine jugendliche Thorheit? — All dieſe Fragen, welche ſpurlos an Tranquillinas unbefangener und vertrauenvoller Liebe vorüber geglitten waren, ſetzten ſich in Sylvia feſt, und ſie beſchloß die Sache zu ergründen und ſich zu ſeiner Vertrauten zu machen um dann die Fäden ſeines Geſchicks in ihrer Hand zu haben und das Tranquillinas zu untergraben.

Zu der Stunde wo dieſe ihren täglichen Spaziergang machte ließ Sylvia Levin bitten zu ihr zu kommen. Sie hatte ihn bei ihrer gegenwärtigen Anweſenheit noch nicht geſehen. Sie empfing ihn kalt und hoch.

„Herr Levin! redete ſie ihn an, ich ſah Sie heute Morgen zu ſo früher Stunde aus dem Schloß und über den Schloßhof nach Ihrer Wohnung gehen, daß daraus Veranlaſſung zu unangenehmen Vermuthungen entſpringen könnten — nicht ſowol für Sie, als für die Perſon, der dieſe befremdlichen Beſuche gelten, höchſt unangenehm.“

Levin erbleichte vor Zorn indem er antwortete:

„Gnädige Gräfin, Sie wiſſen daß mein Beſuch nur der Gräfin Tranquillina gegolten haben kann; wie iſt es Ihnen alſo möglich eine Vorausſetzung zu machen, wodurch ſie beleidigt würde. Von mir ſpreche ich nicht!“

„Ich mache keine Folgerungen, Herr Levin, ich ſage nur was ich geſehen habe und was ich nie wieder zu ſehen wünſche. Daß Sie nichts von ſich ſelbſt ſagen iſt ſehr gut; denn wie könnten Sie ſich wol über Mangel an Vertrauen beklagen, da Sie ſich — Gott weiß zu welchem Zweck! — in eine Maske verſtecken.“

Levins unverkennbare Beſtürzung ſagte Sylvien wie richtig ihr Inſtinct ſie auf die Spur der Wahrheit geführt habe. Zuverſichtlich ſprach ſie weiter:

„Jetzt, mein Herr, ſind wir dieſer Comödie ſatt. So lange meine gute Mutter lebte und Tranquillina unter deren Obhut ſtand, konnte ich nur warnen. Jetzt habe ich andre Pflichten! ich werde Tranquillina von Allem unterrichten und Sie wird einen Mann verachten, der ſich durch Falſchheit und Lüge in ihr Vertrauen geſtohlen hat.“

„Gräfin! rief Levin in höchſter Aufregung, ich weiß nicht wie weit Sie mich und meine Verhältniſſe kennen: vielleicht genau, vielleicht gar nicht! — Aber Sie nehmen Theil an Gräfin Tranquillina; Sie und Ihre Schweſter ſind deren einzige Blutsverwandte, und Sie, die mit ihr aufgewachſen und in einem ſchweſterlichen Verhältniß ſind, können mit Recht Aufrichtigkeit von einem Mann begehren, der es wagt ſich ihr mit Liebe zu nahen. Alſo werde ich aufrichtig für Sie ſein! .... jedoch müſſen Sie mir ſchwören dasjenige vor Tranquillina geheim zu halten, was ich Ihnen jetzt über mich ſagen werde."

In höchſter Spannung neigte Sylvia ſtumm bejahend den Kopf und Levin ſagte entſchloſſen:

„Ich heiße Graf Levin Wildeshauſen und bin verheirathet."

Sylvia ſprang entſetzt auf: „Sie ſind verheirathet! .... dann müſſen Sie wahnſinnig oder niederträchtig ſein um ſich um Tranquillinas Liebe zu bewerben."

„Nachſicht, Gräfin! Nachſicht! verdammen Sie mich nicht unbedingt! Ich bin verheirathet — ja! .... mit einer Frau die, älter als ich, ſeit meiner verlaſſenen Kindheit meine treuſte Freundin war. Unſre Ehe war eine Folge unſrer langen Intimität. Wir ſchloſſen ſie aus Freundſchaft, nicht aus

Liebe .... und ich bin feſt überzeugt, daß Joſſelinde in die Scheidung willigen wird, ſobald ſie ſich überzeugt hat daß mein Lebensglück davon abhängt."

„Ich weiß daß Scheidungen zwiſchen Proteſtanten ſehr gewöhnlich ſind, entgegnete Sylvia. Wir denken anders darüber! und ob es erlaubt iſt ſich bei Ihnen nur deshalb von einer Frau zu ſcheiden um eine andre zu heirathen — das iſt doch wol fraglich! dieſem unerhörten Leichtſinn muß man doch Schranken ſetzen. Ich begreife nicht was Sie eigentlich hoffen."

„Ich hoffe auf Joſſelindens Liebe."

„Und dieſes liebende Herz wollen Sie tödtlich kränken?" fragte Sylvia verächtlich.

„Joſſelinde ſteht auf einer höheren Stufe als die alltäglichen Weiber," ſagte Levin verletzt.

„Kann ſein, Herr Graf! Sie aber ſtehen auf einer tieferen als die alltäglichſten Männer, obwol ich warme Bewunderung für Ihre Bücher habe. Welch ein Schickſal ſteht im beſten Fall der armen Tranquillina an der Seite eines Mannes bevor, der .... — wie lange ſind Sie vermält?"

„Kaum zwei Jahr!"

„Der alle zwei Jahre ſeine Frauen wechſelt, die erſte aus Freundſchaft heirathet, die zweite aus Liebe, und vermuthlich eine dritte aus Bewunderung."

„Jetzt, Gräſin, ſind Sie in Ihrem Recht in dieſem Ton zu mir zu reden. Aber weshalb haben Sie mich gezwungen Ihnen die Wahrheit zu ſagen? Ich wäre abgereiſt, ich hätte die Auflöſung meiner Ehe bewerkſtelligt: ich wäre wiedergekommen mit meiner vollen Freiheit und unter meinem richtigen Namen .... und ich bin überzeugt daß Sie mich nicht ungern in Ihrer Familie aufgenommen hätten.“

„Machen Sie ſich denn wirklich gar kein Gewiſſen daraus Ihre arme Frau zu verlaſſen?“

„Fragen Sie mich nicht, Gräſin! was ich Ihnen ſagen könnte dürſte Ihnen roh oder ſchwach vorkommen! — Eins iſt richtig: die Hälfte meines Herzbluts gäbe ich drum, wenn ich nie Joſſelindens Gemal geworden wäre. Es bleiben .... kann ich nicht! ich kann nicht! Ich bekenne mich ſchuldig ihr gegenüber .... ich nehme jeden Vorwurf hin .... ich bekenne mich zu Leichtſinn und Thorheit, zu Gewiſſenloſigkeit, als ich in einer Laune von Ruhebedürfniß ſie heirathete .... ganz ſtupid, weil ich ſie lieb hatte! ſo lieb, daß keine Beſchäftigung mit andern Frauen jemals ihrem ſtillen Bilde Eintrag gethan, oder ihre Erinnerung aus mir verdrängt hätte! Aber — nur lieb! ich liebte ſie nicht wie mir ſeitdem die Liebe aufgegangen iſt .... für Tranquillina, und das wird .... das muß Joſſelinde bgreifen."

„Und Joſſelinde hat Sie vermuthlich auch nur lieb? fragte Sylvia.

Levin ſchwieg. Sie fragte weiter:

„Ich hoffe daß Ihre Ehe kinderlos iſt? denn man darf eher dem Weibe den Gemal rauben, als den Kindern einen Vater."

„O Gott ſei gelobt! Ja!" rief Levin mit einem ganz namenloſen Ausdruck von Entzücken, der wie ein Dolch durch Sylvias Bruſt fuhr. Wie er ſie liebt! dachte ſie heimlich, mit welcher Leidenſchaft — mit welcher Ausſchließlichkeit ſie ihn erfüllt! So wird ſie geliebt, das ſtille Mädchen, das nicht fähig iſt die Extaſen einer ſolchen Leidenſchaft zu faſſen, zu theilen, zu erwidern! und ich .... die nur nach ihr mich geſehnt habe, ich finde ſie nicht! an mir geht ſie vorüber! — O auch ſie ſoll nicht glücklich ſein!

Sie betrachtete Levin. Ihr Auge hatte einen ſeltſamen Blick — wie ein Irrlicht im Nebel. Levin hatte einen ſeiner ſchönen Momente. Er ſchien ihr Alles zu vereinigen was ein Weib beſeligen kann: die Schönheit des Mannes, das Genie des Dichters, die Glut der Leidenſchaft, den Ruhm der Gegenwart. Jeden Anſpruch befriedigte und jeden Stolz nährte er .... und das Alles ſollte Tranquillinen gehören und das Reich ſein in welchem ſie als Königin herrſchte?

Sie raffte ſich zuſammen. Sie wußte nicht was ſie ſagen, was ſie thun ſollte. Sie wünſchte nur ihn ſprechen zu hören, ihn in dieſer heftigen Bewegung zu ſehen von der ſie träumen konnte daß dieſelbe .... keinem andren Weibe gelte als ihr! freilich nur träumen; aber ſchon dieſer Traum kam ihr ſüßer vor als die ganze derbe Wirklichkeit. Sie fragte:

„Weshalb kamen Sie eigentlich nach Gaſtein?"

Da Levin Sylvia nun einmal in ſeine Verhältniſſe eingeweiht hatte, ſo wollte er ihr auch nichts vorenthalten. Er kam ſich ſelber ehrlicher vor, nachdem er wenigſtes ihr Alles geſagt hatte, was er eigentlich Tranquillinen hätte ſagen müſſen. Er machte Sylvien eine ganz ausführliche Erzählung von ſeiner Kindheit, ſeiner ſpäten Entwickelung, ſeinem Hang zur Selbſtändigkeit oder mindeſtens zu eigenen Wegen, ſeinen ungeregelten und doch eifrigen Studien, ſeiner Liebe für die Einſamkeit, ſeinem Aufenthalt im Forſthaus, ſeiner traulichen Freundſchaft mit Joſſelinden. Dann beſchrieb er ihr ſeine Reiſen und die bildende und entwickelnde Wirkung die ſie auf ihn äußerten.

ſeine Unfähigkeit nur mit den Sinnen und in der äußern Bewegung — und nur mit paſſivem Einſammeln und Verzehren geiſtiger Nahrung die Bedürfniſſe ſeiner Lebenskräfte zu erſchöpfen, ſeine eben ſo große Unfähigkeit ſich an die Tactmühle einer Carriere im Staat feſſeln zu laſſen und dabei der glühende Drang nach Wirkſamkeit. So war er einer Nothwendigkeit ſeiner Natur zufolge Schriftſteller geworden — nicht aus Willkür oder aus Ueberlegung. Er erkannte eines Tages daß dies ſein Beruf ſei und er hatte ihn mit wahrer Liebe verfolgt. War es nun aber eine Anomalie in ſeiner Natur, daß er, der ein Grauen vor dem Zwang und der Einförmigkeit der ſtabilen Verhältniſſe empfand, inſofern ſie ſeine geiſtige Regſamkeit betrafen — dennoch das Verlangen nach einem Punkt der Ruhe, nach einem Friedenshafen hatte, wo er ewig neue Anregung in der größtmöglichen Concentration des Seins finden konnte? Oder war es eine Bedingung ſeiner Entwickelung bald dem einen Pol und bald dem andern ſich zu nahen — heute den Widerwillen gegen eine Kette ſtärker zu empfinden und morgen die Sehnſucht nach ihr? ſollte er ſeine Bruſt und ſeinen Arm ſtählen in dieſen Wellenſchlägen die bald von Nord und bald von Süd auf ihn eindrangen? ſollte er aber immer den Kopf hoch behalten und das Herz noch höher, um zu rechter Zeit zu entſagen oder zu rechter Zeit der Erfüllung ſich zu bemächtigen? Freilich! das ſollte er! aber wer erkennt den rechten Augenblick zur Entſagung oder Erfüllung? Die Jugend immer zu früh, das Alter immer zu ſpät! In einem Moment des Verlangens nach ungeſtörter Ruhe inmitten dieſer unruhigen Welt, hatte er ſich in der Ehe vor Anker gelegt, ſtatt tapfer den Reiz zu überwinden von dem er hätte wiſſen ſollen daß er nicht dauern könne. Die Reaction ſei denn auch bald genug eingetreten, habe ihn lahm und matt gemacht. Dazu kleine quälende Erfahrungen, Miſeren des menſchlichen Geiſtes — — und ſiehe da! das friedliche Leben in Embden war nicht mehr die Taucherglocke, welche ihn ſchützte gegen den äußern Wellendrang — ſondern ein Sargdeckel, der ihm die Lebensluſt benahm: drum hatte er es auf Joſſelindens ausdrücklichen Wunſch auf unbeſtimmte Zeit verlaſſen, und ſeinen Diener und die Hälfte ſeines Namens von ſich gethan um einmal wieder dem Traum von unbedingter Freiheit ſich hinzugeben. So ſei er nach Gaſtein gekommen und ſei Anfangs nicht veranlaßt worden ſein Incognito aufzugeben als er Tranquillinas Bekanntſchaft gemacht; und ſpäter — habe er unerkannt bleiben wollen um ihr hieher folgen zu dürfen.

„Jetzt Gräfin, ſchloß Levin ſeine lange Erzählung — jetzt habe ich Sie mit der größten Aufrichtigkeit in die ganze Verwirrung meines Lebens eingeweiht. Jetzt beſitzen Sie mein Vertrauen in einem weit höheren Grade als Joſſelinde, die treuſte aller Freundinnen, und als die geliebte und vergötterte Tranquillina. Laſſen Sie mich hoffen, daß es Sie mit mir verſöhnt, und daß Sie mein Geheimniß bewahren bis ich befreit wiederkehre — wo ich dann im jubelvollen Gefühl der Erlöſung Muth finden werde Tranquillinen meine Vergangenheit mitzutheilen, deren Feſſeln ich ihr jetzt nur unbeſtimmt andeuten konnte."

„Ich verſtehe doch nicht was Sie davon abhält?" ſagte Sylvia, obgleich ſie es ſehr gut verſtand.

„O gnädige Gräfin! rief Levin heftig bewegt, ich liebe Tranquillina dermaßen, daß ich den Gedanken ihrer Mißbilligung nicht ertragen kann."

„Aber ſie liebt Sie! würde ſie nicht mit dem Schritt den Sie zu thun gedenken ganz einverſtanden ſein um zum Ziel Ihrer beiderſeitigen Wünſche zu gelangen?"

„Möglich .... aber nicht wahrſcheinlich! ſie iſt eins von den ſeltnen Weſen, welche in höchſter und letzter Inſtanz wo es heißt ein Herz muß untergehen — lieber das eigene brechen, als das fremde."

„Graf! woher haben Sie dieſe heilige Zuverſicht wie zu einer Gottheit zu Tranquillina? rief Sylvia mit einer Aufwallung von flammender Eiferſucht. Es iſt ein ſtilles Mädchen ohne große und hervorſtechende Fähigkeiten. Sie iſt nie geprüft, und folglich nicht bewährt. Ich begreife nicht daß Sie .... — ſie beſann ſich daß Zweifel von ihrer Seite Levin nur noch mehr veranlaſſen würden, Gründe für ſeine Liebe und folglich Beſchäftigung mit derſelben herbei zu führen. Sie brach alſo plötzlich ab und ſetzte lächelnd hinzu:

„Ich vergeſſe daß ich mit einem Liebenden ſpreche! — Indeſſen glaube ich doch Sie zu verſtehen, lieber Graf. Nicht wahr, Sie wollen Tranquillinen die Qual der Ungewißheit und die Bedenklichkeiten der Gewiſſenhaftigkeit erſparen? Sie wollen nicht fragen: ſoll ich dies thun? um ſich im Voraus ihrer Zuſtimmung zu verſichern, ſondern Sie wollen zuvor handeln — und dann von der Liebe Ihre Rechtfertigung hoffen."

„Darum zähle ich auf Ihr Schweigen, theure Gräfin! nicht nur die Sache ſelbſt würde Tranquillina in die höchſte Pein verſetzen, ſondern es könnte ſie betrüben, daß ich zu Ihnen rückſichtsloſer rede als zu ihr — obwol es aus Uebermaß, nicht aus Mangel an Liebe geſchieht."

„Was denken Sie jetzt zuerſt zu unternehmen?"

„Zu Joſſelinden — und bei ihr mit voller Wahrheit zu Werk zu gehen: dann die Scheidung auf gerichtlichem Wege einzuleiten."

„Wie lange können dieſe Verhandlungen dauern?"

„Ich hoffe ſie binnen Jahresfriſt durchzuſetzen."

„Und bis die Scheidung erfolgt iſt, werden Sie Tranquillina nicht ſehen?"

Levin ſchwieg. Sie fuhr fort:

„Es könnten doch unüberwindliche Hinderniſſe eintreten; warum dann Verhältniſſe nähren, welche beſſer aufgelöſt wären, ſobald ſie nicht zu ihrem naturgemäßen Ende gebracht werden können. Ich weiß in der That nicht, mein armer Graf, ob es nicht ganz pflichtwidrig von meiner Seite iſt, wenn ich Tranquillinen Ihr Geſtändniß verſchweige, denn ſie ſelbſt wird ihre Neigung für einen verheiratheten Mann verdammen, und der Gedanke daß er ſich ihretwegen von ſeiner Frau ſcheiden läßt, wird ein Stachel mehr für ihr Gewiſſen ſein. Lieber Graf, nehmen Sie Ihre Kraft zuſammen, ſagen Sie Tranquillinen die ganze

Wahrheit — und nach ihrer Entſcheidung handeln Sie"

„Nein! rief Levin; ich kann es nicht auf dieſelbe ankommen laſſen: und habe ich ihr ein Jahr voll Angſt und Sorge erſpart, ſo bin ich ſchon dadurch glücklich. Es iſt nicht feige Furcht vor Tranquillinas Widerſtand, die mich ſchweigen läßt: — es iſt auch die Ueberzeugung, daß Alles was ſie ſagen würde mich nicht von dem Schritt zurückhalten könnte den ich thun will."

„Alſo Sie laſſen ſich in jedem Fall von Ihrer Frau ſcheiden, möge Tranquillina damit einverſtanden ſein oder nicht?"

„Ja! ich will frei ſein und dann um ſie werben."

„Lieber Graf, das iſt ganz ſophiſtiſch! denn Sie haben ja bereits nicht nur um ſie geworben, ſondern ſich auch ſchon ihrer Liebe verſichert. Sind zwei Menſchen auf dieſem Punkt: ſo iſt eine officielle Werbung bei dem Haupt der Familie nur eine Ceremonie."

„Wer kaltblütig die fremde Leidenſchaft betrachtet und beurtheilt, findet vollauf Grund zur Mißbilligung derſelben. Sie hat auch keine Entſchuldigung als ihre Exiſtenz; ich begehre nicht daß die meine eine andre haben ſoll: ich flehe Sie nur an, mich nach deren Impuls handeln zu laſſen."

„Mit einem Wort: Sie verſchmähen die Einſicht des Verſtandes. Gut, lieber Graf! ich habe Sie gewarnt und ſomit meine Pflicht gegen Sie erfüllt. Ob gegen Tranquillina?" .... — — .

„Ihre Zuſage bindet Sie!"

„Allerdings! aber ſie drückt mich."

„Jetzt, gnädige Gräfin, beantworten Sie mir endlich eine Frage, damit ich weiß ob ich mich in allen Fällen vertrauensvoll an Sie wenden darf. Sind Sie mir feindlich oder freundlich geſinnt?"

„Freundlich!" rief ſie lebhaft.

„Sie werden Ihrerſeits meinen Wünſchen kein Hinderniß in den Weg ſtellen?"

„Ihr Glück iſt mein Wunſch — und wärmer als ich es ſagen kann und als Sie es glauben mögen! Ich leugne nicht daß ich von unſrer erſten Bekanntſchaft an mich lebhaft für Sie intereſſirt habe: ein Dichter iſt der Theilnahme der Frauen ſtets gewiß, weil ſie in ihm eine andre Natur vorausſetzen als die des Bären oder des Murmelthiers, welche die übrigen Männer ſo lieblich characteriſirt. Man kann es nicht laſſen zu glauben daß da wo der Genius ſich eine Stätte bereitet habe, ein himmliſches Gefolge von großen

Gedanken und edlen Gefühlen ihm nachziehe. Man hat mit dieſer Vorausſetzung auch Recht: nur vergißt man daß dies himmliſche Gefolge nur im Dienſt des Genius — nur Handlanger bei ſeiner Schöpferarbeit iſt, und daß es ſchlafen geht wenn der Meiſter ruht. Mit den übrigen Anſprüchen, Verrichtungen und Genüſſen des Lebens hat es wenig zu ſchaffen. Allein wir denken daran nicht. Wir denken daß der Mann der „das ſüdliche Kreuz" geſchrieben hat, bis zum Ende ſeiner Tage unter dieſer licht- und glutvollen Conſtellation und ihren himmliſchen Einflüſſen ſtehen müſſe — und darum kann ich nicht anders als Ihnen innige Theilnahme ſchenken."

„Wie freue ich mich, rief Levin, daß Tranquillina keine Ahnung hat wer ich bin! jetzt kann ich ſicher ſein daß ſie mich aus Liebe liebt, und nicht aus Enthuſiasmus für den Autor des ſüdlichen Kreuzes — auf den ich doch in dieſem Augenblick, gnädige Gräfin, recht ſtolz bin."

„Haben Sie auch die Marotte der Frauen um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden?" fragte Sylvia ſpöttiſch; Sie ſollten ſie aufgeben, guter Graf. Was gefällt uns am Schmetterling und am Kolibri? der Glanz und Schmelz ihrer Farben. Rupft man ihnen Flügel und Federn aus, ſo bleibt ein graues unförmliches Unding übrig, welches unmöglich gefallen kann. Nimmt man den Frauen ihre Schönheit oder ihr Vermögen — dem Dichter ſeine poetiſche Glorie: ſo ſind ſie meiſtens Undinge mit ausgerupften Flügeln."

„Da Sie mich mit Ihrem Geſchlecht auf eine Stufe ſtellen, gnädige Gräfin, — ſprach Levin lächelnd — ſo muß ich mir Ihren Sarkasmus gefallen laſſen, obgleich ich ihn ungerecht finde.

„Adieu für heute! ſagte Sylvia. Ich werde Sorge tragen, daß Tranquillina von unſerer Zuſammenkunft nichts erfahre, damit ſie nicht unruhig werde; — nicht wahr?"

Levin dankte ihr lebhaft für ihre Güte und ging ganz erleichtert durch ſeine Beichte und durch Sylvias Mitwiſſen von dannen. Kein Unternehmen ſchien ihm zu kühn, kein Wagniß zu hoch, keine Hoffnung zu feurig. In dieſe Stimmung fiel vernichtend wie ein zündender Blitz ein Brief von Jeſſelinde hinein, den er in ſeiner Wohnung vorfand.

Sie bat ihn dringend nun endlich zurück zu kehren. Sie habe ihm bis zu ſeiner Rückkunft die freudige Ueberraſchung aufſparen wollen; doch jetzt wolle ſie einen Magnet daraus machen, der ihn in die Heimat locke, da ſie ſich nicht allein die

Kraft zutraue — und kurz, ſie ſei Mutter in Hoffnung. Sie ſchrieb dies Alles mit einer Schüchternheit und einer Seelengrazie, die vor einem Jahr Levins Herz mit gerührter Andacht überſtrömt haben würde: — jetzt dachte er nur in dem fürchterlichen Aufruhr ſeines Innerſten: es kann nicht ſein! es darf nicht ſein! eine ſolche Strafe verdiene ich nicht! — —

Er wollte auf der Stelle abreiſen um ſich von dem Ungrund dieſer Nachricht zu überzeugen. Aber er ſollte morgen früh noch einmal Tranquillina ſehen! So blieb er denn! es war die fürchterlichſte aller Nächte die er durchwachte. Seine einzige Hoffnung war, daß Joſſelinde ſich irre, ſich irren müſſe. Wenn aber nicht? .... konnte, ja durfte ſie ſich jetzt ſcheiden laſſen und für ihr Kind auf den Vater verzichten? — Und konnte, durfte er die Barbarei ſo weit treiben um ſie unter dieſen Umſtänden zu verlaſſen und auf zwei Unſchuldige den Stempel unverdienter Schmach zu drücken? — Und Tranquillina, die ihm blind vertraute! wenn ſie eine Ahnung von ſeinen Verhältniſſen und ſeinen Abſichten hätte — würde ſie ſich nicht mit Entſetzen von ihm abwenden? — Konnte er ihr aber entſagen und darauf verzichten ſie wiederzuſehen? denn es mußte dann ein gänzliches Verzichten ſein: darüber täuſchte er ſich nicht! die Zeit war vorüber wo es ihm genügte neben ihr zu leben, mit ihr .... o mit ihr! daran war ihm das Heil der Zukunft geknüpft. Ein Stral himmliſchen Lebens war auf ſein irdiſches Daſein gefallen, und er ſollte aus deſſen warmen Glanz in den kalten Schatten ſeiner ehemaligen Exiſtenz zurücktreten? — — —

Sylvia war ſehr mit ſich ſelbſt und ihrer Menſchenkenntniß zufrieden, durch welche ſie ſo ſicher geleitet worden war. Sie beſaß Levins Vertrauen, ſie wußte Tranquillinas Geheimniß. Sie ſprach zu ſich ſelbſt: Im allerglücklichſten Fall dauert es ein Jahr bis er von ſeiner Frau geſchieden iſt.... vielleicht noch länger — wahrſcheinlich ſogar. Wenn die Sache in vollem Gang iſt, wird es Zeit ſein Tranquillina davon zu benachrichtigen. Nicht früher, weil ſie durch eine entſchiedene Erklärung derſelben vorbeugen könnte, und auch nicht ſpäter, damit ſie erfährt daß ihretwegen der ungeheure Scandal einer verſtoßenen Frau ſtatt findet und ſie empört. Er muß frei werden, und ſie muß ſich von ihm abwenden — und zwar zu ihrem beiderſietigen Glück, denn er iſt kein Menſch den die Ehe dauernd befriedigen könnte, während ſie von derſelben ihr Heil verlangt. Es würde eine höchſt unglückliche Ehe werden! Beſſer, wenn's gar nicht dazu kommt! .... Veriand muß Geduld haben und nichts übereilen. In dem Moment der Empörung gegen Levins Handlungsweiſe mag Tranquillina ſich doch vielleicht Jenem zuwenden. — —

Euphraſie, die nichts im Sinn hatte als ihres Sohnes Verbindung mit Tranquillina, wünſchte dringend Dieſe mit nach Wien zu nehmen. Durch das Trauerjahr ans Haus gefeſſelt und auf den Familienkreis beſchränkt, hoffte ſie Tranquillina ihren Wünſchen geneigt zu ſtimmen. Aber dieſe erklärte ſich entſchieden gegen dieſen Plan; ſie mogte nicht Wien.

„Nicht meinen täglichen Umgang! flüſterte Veriand ihr ins Ohr; — das iſt die wahre Urſach."

„Ich wünſche hier in Waldhaide zu bleiben," entgegnete ſie ohne ihm direct zu antworten.

„Hier allein!" rief Euphraſie mißbilligend.

„Und doch vielleicht nicht ganz allein!" bemerkte Sylvia ſcheinbar abſichtslos.

„Welchen Beſuch erwarteſt Du für mich?" fragte Tranquillina unwillkürlich erröthend.

„Liebes Herz, ſagte Sylvia ſorglos, wo eine reiche Erbin iſt, melden ſich die Freier."

„Ich würde ſie nicht annehmen."

„Nun .... doch wol den Rechten.“

Tranquillina fühlte ſich befangen durch Sylvias Bemerkungen. Sie wollte Levin nicht bloßſtellen, der ja von ihr Geheimhaltung ihres Verhältniſſes begehrt hatte. Sie ſagte:

„Ich würde lieber zu Dir, Sylvia, nach Prag als nach Wien gehen.“

„Dieſem Entſchluß ſtimme ich bei,“ ſprach Graf Sonin mit weiſer Miene.

„Du biſt uns natürlich ſehr willkommen!“ rief Sylvia, erfreut daß ſie ihr Auge über Tranquillina haben konnte ohne zudringlich zu erſcheinen.

„Aber wir reiſen in den nächſten Tagen, denn meine Geſchäfte rufen mich,“ bemerkte Sonin.

„Ich werde bereit ſein!“ ſagte Tranquillina gelaſſen. Sie fühlte ſich ſo ruhig und ſicher in ihrer Liebe, daß ſie ſich allenfalls nach Kamtſchatka hätte bringen laſſen.

„Ich weiß Dich lieber in Prag als hier, obwol am liebſten in Wien,“ ſagte Veriand.

„Du biſt ſehr gütig,“ entgegnete ſie kalt.

„Und Du ſehr unfreundlich!“ rief er.

„Uebertriebene Theilnahme erfreut nicht.“

„Wahre Theilnahme ſollte rühren.“

„Haltſt Du mich für ſo weichherzig, daß jede Theilnahme mir wahr vorkommt?“

„Von der Wahrhaftigkeit der meinen wirſt Du doch überzeugt ſein?"

„Inſofern Selbſtſucht und Wahrhaftigkeit für Eins gelten — Ja!"

„Wie Du verändert biſt! ſo hochfahrend, ſo abwehrend habe ich Dich nie gekannt. Gaſtein hat wunderbar auf Dich gewirkt!"

„Nicht Gaſtein, lieber Veriand! nur Du ſelbſt."

„Dann hat eine gute Urſach eine ſchlechte Wirkung."

„Oder umgekehrt!" ſagte ſie abbrechend.

Levin war am nächſten Morgen um acht Uhr wieder in Tranquillinas Arbeitskabinet, aber in ſo heftiger Erregung, daß er ſich ſogar ihr gegenüber nicht beherrſchen konnte.

„Ich muß fort! rief er und ſank zu ihren Füßen nieder. Fort .... ohne zu wiſſen wann .... wie .... ich zurückkehre. Tranquillina! noch ſind Sie frei. Beſinnen Sie ſich ehe Sie mir noch einmal ſagen daß Sie mich lieben, daß Sie die Meine ſein wollen; — denn ich würde es glauben und demgemäß handeln."

„Glauben Sie es! ſprach ſie ſanft. Zu wiederholen brauch' ich Ihnen, der verſtärkten Bekräftigung wegen — nichts! denn was ich Einmal geſagt habe, gilt für tauſend Mal.“

„Sie wollen mich immer lieben?“

„Lieben heißt: immer lieben.“

„Auch unter traurigen, ſchmerzlichen, drückenden Verhältniſſen?“

„Dann erſt recht.“

„Auch wenn die Welt mich tadelt?“

„So muß Gott uns zwiefach ſegnen.“

„Uns? .... Uns! — Sie trennen alſo nicht Ihr Schickſal von dem meinen?“

„Ich kann es nicht .... da ich Sie liebe.“

„Und Sie werden mir nie vorwerfen, daß ich Sie dazu veranlaßt habe.“

„Levin! wie klein denken Sie von mir!“ rief mit ſanftem Vorwurf Tranquillina, welche in all dieſen Fragen nichts vorausſetzte, als Hindeutungen auf äußere Verhältniſſe des Standes, des Reichthums, der Familie, der Verbindungen — die vielleicht ſchneidend mit den ihren contraſtirten, die ſie aber dennoch mit größter Enſchloſſenheit annehmen wollte.

„Sagen Sie das nicht! rief er beängſtigt. Weil ich groß von Ihnen denke, könnte ich nicht die Ahnung eines Vorwurfs von Ihnen ertragen!“

„Er ſah leichenblaß aus. Sein Auge ſchien zwiſchen den fatiguirten Zügen, welche die bange Nachtwache zerwühlt hatte, noch einmal ſo groß als ſonſt. Das Haar fiel ihm über die Stirn und heftig warf er es zuweilen zurück mit einer haſtigen Wendung des Hauptes. Er lag immer auf den Knien.

„Schwören Sie mir, fuhr er fort, daß Sie mir nie einen Vorwurf machen wollen, Tranquillina."

„Von ganzem Herzen ſchwöre ich das, Levin, entgegnete ſie lieblich. Verdienen Sie einen Vorwurf, ſo werden Sie ihn ſich ſelbſt heftiger machen, als ich je im Stande wäre es zu thun."

„Tröſtender Engel! rief er beſeligt, wie wahr, wie richtig, wie liebend reden Sie zu mir! Wolan, ich gehe! ich verlaſſe Sie und gehe einer ſchweren Zeit entgegen; — wollen Sie mir den Troſt gönnen Ihnen ſchreiben zu dürfen?"

„Gern, wenn es Ihnen ein Bedürfniß iſt."

„Und wohin?"

„Immer hieher, obgleich ich nach Prag zu Sylvia gehen muß um keine unwillige Aufmerkſamkeit zu erregen. Aber alle hieher adreſſirten Briefe werden mir durch den Haushofmeiſter, der ein treuer Diener meiner Eltern war, aufs Pünktlichſte zukommen."

„Dank! rief er; o Dank für Alles! für Ihr

Sein, für Ihr Thun, für Ihre Liebe! O meine, meine Tranquillina, leben Sie wol!"

Er preßte ihre Hände an ſeine Lippen. Sie ſagte mit plötzlich aufſteigender Wehmuth, die ihr eine Thräne ins Auge drängte:

„Levin, wann ſehen wir uns wieder?"

„Ich werde ſchreiben wenn ich hoffen kann es zu bewerkſtelligen."

„Und werden Sie dann glücklicher, ruhiger ſein als jetzt?"

„Wenn Gott mir gnädig iſt — ja!"

„O! rief ſie mit einem ganz unbeſchreiblichen Ausdruck, der ſie urplötzlich wieder in eine höhere Sphäre als die irdiſche mit ihrem Leid und ihrer Luſt erhob; — o Levin! wie will ich beten."

Er ſprang auf, ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme, küßte flüchtig und fieberheiß ihre Lippen und verließ ſchnell das Kabinet.

Tranquillina ſah und hörte ihm nach. Dann kniete ſie nieder und ſagte inbrünſtig ihre Hände faltend:

„In Deine Hand, o Gott, befehle ich ihn!"

Später nahm Levin noch einen kurzen Abſchied von Sylvia, bei welchem ſie ihn bat, er möge ſie nicht ohne Nachricht über ſeine Angelegenheiten laſſen. Gerührt von dieſer Theilnahme verſprach er ihr ſein ganzes Herz und den Fortgang ſeiner Unternehmung ſtets rückſichtslos auszuſprechen, damit ſie nie an ihm irre werden könne, und als vertraute Freunde ſchieden ſie.

Zwei Tage ſpäter war Waldhaide verödet.

Joſſelinde hatte keine Antwort auf ihren letzten Brief erhalten: daraus ſchloß ſie ganz richtig daß Levin nächſtens kommen werde. Sie erwartete ihn mit ſeliger Ungeduld. Vier und ein halber Monat waren vergangen ſeitdem er abreiſte und ſeine Briefe hatten ihr keinen Erſatz für die Trennung gebracht, ſo kurz und karg war ihr Inhalt. Levins neues Trauerſpiel hingegen hatte ſie wahrhaft beglückt, denn ſie fand es unvergleichlich ſchöner als Alles was er ſonſt geſchrieben.

„Er geht aufwärts! ſagte ſie zu Frau von Herdegen, nachdem ſie derſelben den „Andreas Hofer" vorgeleſen hatte. Die Abſpannung in der wir ihn hier zuletzt geſehen haben, war nur ein Winterſchlaf ſeiner Natur, während dem ſie ſich ſtill vorbereitete einen neuen herrlichen Frühling zu treiben, deſſen Blüte jetzt erfolgt iſt. Ach, wenn wir ſehen durch welche Stürme ſich die Natur ringen muß um aus dem Winter in den Frühling zu treten — durch welche Qualen und Sorgen jeder Menſch, bevor er ſein Glück finden und ergreifen kann: dann ahnen wir auch welche Zerwühlung des innerſten Lebens, welche Kämpfe mit ihrem ganzen Heer von Verzweiflung und Vernichtung in ſeiner Seele ſtatt gefunden haben müſſen, bevor ſie zu ihrem Glück, zur dichteriſchen Schöpfung gelangen kann."

„Und welch ein armes und einſeitiges Glück! bemerkte Frau von Herdegen. Unſer einer macht es wol auch, er möge thun und laſſen was er wolle, den lieben Nachbarn nimmer recht. Aber über den Autor ſtürzt ja ein wahrer Wolkenbruch von Tadel, Mißbilligung und Vorwurf herab, ſo wie er bemerkbar genug iſt um von ſich reden zu machen; und iſt der Tadel ſtupid, ſo iſt es der Beifall gewöhnlich noch mehr! Nein, ich beklage in tiefſter Seele jeden Autor, auch unſern guten Levin, und nicht blos in unſrer materiellen, parteiiſchen, der Poeſie unzugänglichen Zeit — ſondern zu allen Zeiten! ſie waren von je her gezeichnet und unſelig."

„Levin iſt es nicht!" rief Joſſelinde entſetzt."

„Levin hat auch ſeine Zeit gehabt in der er uns Allen wie gezeichnet und ausgeſtoßen erſchien."

„In früher Jugend — nun ja!"

„Wie lange iſt es denn her ſeit er ſich zu Ehren gebracht hat? Und glaubſt Du denn daß ein Menſch, der in einer ganzen Epoche ſeines Lebens wie ein Gezeichneter zwiſchen den Uebrigen geweſen iſt, es gänzlich vergeſſen kann? Glaubſt Du, daß er ſich nicht rächen wird?"

„Rächen! o Gott .... an wem?"

„Nicht unmittelbar, Kind! Er wird Niemand vergiften oder todtſchlagen, er wird vielleicht ſogar Keinem gefliſſentlich Unrecht thun; — allein er wird auch nie vergeſſen welch eine Kluft man zwiſchen ihm und den Uebrigen geriſſen hatte, und daher wird er nie gleichen Schrittes mit ihnen fortgehen und nie wird auf ihn zu zählen ſein. Das Bewußtſein einſt — und vielleicht unverſchuldet! — vogelfrei geweſen zu ſein, und in dieſem Zuſtand ſich zu ſeiner Beſtimmung entwickelt zu haben, giebt ihm in Momenten wo man ihn wider ſeinen Willen binden mögte, einen Durſt nach Unabhängigkeit, den wir Unbändigkeit nennen müſſen und der ſeine Freunde empfindlich kränkt. Das iſt ſeine Rache."

„Sprichſt Du in Beziehung zu Levin?" fragte Jeſſelinde beklommen.

„Allerdings, mein Kind! ich denke nicht daß Du Urſach haſt mit ſeinem Umherſchweifen ſehr zufrieden zu ſein."

„Ich ſelbſt habe ihn dazu aufgefordert, und ich hätte ihn ja begleiten dürfen.“

„Wärſt Du auf eine ſo lange Trennung vorbereitet geweſen, ſo hätteſt Du es vermuthlich gethan. Jetzt iſt mehr als der dritte Theil eines Jahrs ſeit ſeiner Abreiſe vergangen, und während er hier immer mißmuthig und verſtimmt war, hat er in der Ferne eine ſchöne Tragödie geſchrieben. Hätteſt Du ihm nicht Deinen Zuſtand mitgetheilt, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſeine Reiſen noch länger ausdehnen und ganz vortrefflich ohne Dich leben würde.“

„Liebe Großmama, ſagte Joſſelinde ſcherzend, Du haſt ein kleines Vorurtheil gegen die Männer: Du meinſt ſie hätten den Frauen gegenüber immer Unrecht.“

„Ich meine das aus langer Erfahrung, Kind, und nicht aus Vorurtheil. Der beſte Mann hat gegen die ſchlechteſte Frau immer noch Unrecht, weil er im Stande iſt ein Leid über ſie zu verhängen. Einen Mann leiden zu machen, wahrhaft leiden, ſein Leben und ſeine Exiſtenz zu ruiniren, ſein Herz zu brechen, vermag aber keine Frau. Seine Eitelkeit leidet durch ihre Kälte, ſein Stolz durch ihre Untreue. Kränkt ihr Betragen ſeinen Namen, ſo läßt er ſich ſcheiden und klagt über Verletzung ſeiner Ehre. Dies Alles aber rizt ihm nicht die Haut, geſchweige das Herz! ſtört nicht ſeinen geſunden Appetit, ſeinen ruhigen Schlaf, den Gang ſeiner Geſchäfte und ſeiner Vergnügungen. Es ſteht nicht in unſrer Macht Leiden über ihn zu verhängen, und ſo ſind wir im ewigen Nachtheil gegen ihn: — denn beide Theile, wenn ſie auch damit Verſteck ſpielen, haben das heimliche Bewußtſein ihrer Macht und ihrer Unmacht."

Joſſelinde fühlte wie Recht Frau von Herdegen hatte und verſank in trauriges Nachſinnen. Sie ohne Levins Liebe — und ihr Leben blieb in ewiger trüber Dämmerung. Levin ohne ihre Liebe — ja, was war denn da für ihn verändert? mehr denn je geöffnet waren ihm die Schranken des Lebens! mehr denn je ward ihm jeder Reiz und jedes Intereſſe zugänglich! keine Sphäre des Geiſtes, keine Eroberung in irgend einem Kreiſe der Welt — wenn er ſonſt nur dazu befähigt war — blieb ihm verſchloſſen; und die Lücke, die eine untergegangene Liebe etwa hinterlaſſen könnte, triebe nur zu kräftigem Streben an, um ſie würdig auszufüllen, da der Menſch in ſich keine Leere dulden kann.

Mein Gott! dachte Joſſelinde, welch eine unermeßliche heilende, ſtärkende Kraft muß in der

Mutterliebe liegen, da ſie uns mit unſerm harten und ſcheinbar ungerecht ausgeſtatteten Schickſal lieblich verſöhnt! —

Es übermannte ſie eine unerhört bange Sehnſucht nach Levin. Sie meinte ſein bloßes Erſcheinen genüge um all die Vorwürfe zu vernichten, die Frau von Herdegen im Allgemeinen dem Mann und dem Dichter gemacht. Und wenn nicht? flüſterte eine unbeſtimmt ahnungsvolle Stimme. Nun, ich habe ihn gekannt, beſchwichtigte ſie ſich ſelbſt; ich wußte um ſeine jeder Feſſel abholden Richtung. Allein eben darum weiß ich auch, daß er treuer Anhänglichkeit und milder Nachſicht bedarf.

Als ſie am andern Morgen aufgeſtanden und beim Ankleiden war, ſagte ihre Kammerjungfer:

„Heute früh iſt wunderſchönes klares Wetter! über Nacht war es aber recht ſchlecht und gegen zwei Uhr ſind auch der Graf angekommen.“

Joſſelinde ſtarrte das Mädchen an, als erzähle es ein Mirakel, ſo unnatürlich kam ihr dieſe Nachricht vor. Zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht Levin heimkehren mogte — mußte ſie es nicht augenblicklich wiſſen um ihn willkommen zu heißen?

„Der Graf? ſagte ſie ungläubig; — Sie ſprechen wol von Graf Wilderich?“

„Nein nein! von unſerm Grafen! er hat aber befohlen die gnädige Gräfin nicht aufzuwecken um ihr keinen Schreck mitten in der Nacht zu machen.“

Dies konnte nun freilich eine Rückſicht ſein! doch unwillkürlich dachte Joſſelinde, eine warme Freude nimmt nicht dergleichen Rückſichten. — Sie vollendete in höchſter Eil’ ihren Anzug und flog hinauf zu ihrem Manne. Im Jubel des Wiederſehens entſchwanden ihr alle trüben und befremdenden Vorſtellungen. Ueber Nacht hatte er ſie nicht erſchrecken wollen und jetzt ſchlief er noch; das [illegible] ja ganz in der Ordnung.

[illegible] ie leiſe die Thür ſeines Zimmers — des ke[illegible] enfarbenen, das er ſo gern hatte — öff- r[illegible] die Portiere zurückſchlug, ward ihr Herz i[illegible] Aufwallung von namenloſer Freude getaucht. Er war wieder da, in dem lieben, traulichen Zimmer. Es umfing und hielt ihn! Genug des Glücks um an deſſen Dauer zu glauben!

Die brennende Lampe auf ſeinem Schreibtiſch überraſchte ſie. Wie hatte er vergeſſen können ſie auszulöſchen als er zu Bett ging. Aber ihre Ueberraſchung ward Schreck, als ſie in den Alkoven trat und ſah, daß Levin gar nicht zu Bett gegangen war. Er hatte ſich nur in ſeinen Kleidern aufs Bett geworfen. Sollte er gearbeitet haben, troß der ſpäten Stunde und der Reiſe-Ermüdung? —

Jetzt ſchlief er, und ſah im Schlaf ſo fürchterlich traurig aus, daß Joſſelinde wähnte ein ſchmerzlicher Traum müſſe ihn quälen. Sein rechter Arm war unruhig über ſeinen Kopf geworfen; der linke hing herab. Sie ſah ihn ſo lange an bis ein Gemiſch von unentwirrbaren Gefühlen Thränen in ihre Augen trieb. Wenn er ſich nur freuen wird! ſprach ſie beklommen, und um aus der Unruh zu kommen, nahm ſie ſeine herabhangende Hand und küßte ſie.

Er fuhr auf mit jenem Ausdruck von Schmerz und Entſetzen, der im erſten Augenblick des Erwachens nicht zu bemeiſtern — weil die Seele noch nicht unter ihre Waffen getreten iſt.

„Joſſelinde!" ſagte er nur wie um ſich zu beſinnen. Dann ſtand er auf, öffnete die Vorhänge, die Fenſterladen, löſchte die Lampe aus, ganz wie Jemand der ſeine Geiſtesabweſenheit durch mechaniſche Thätigkeit verbergen will.

Joſſelindens Blicke folgten jeder ſeiner langſamen, ſchweren Bewegungen. Ein unſägliches Grauen beſchlich ſie da er ſo ſchweigſam blieb.

„Biſt Du krank, lieber Levin?" fragte ſie leiſe. Er wendete ſich zu ihr. Während der ganzen

Reiſe hatte er an nichts gedacht als an das was er ihr ſagen wolle. Ueberlegt und ausgearbeitet war die Rede in ſeinem Kopf. Vor jedem Areopag hätte er ſie halten können: — nicht vor Joſſelinden! Die Gedanken kreuzten, die Worte verwirrten ſich. Er gab nur ſeiner Empfindung Raum — derjenigen, die ihn ſein Lebenlang in Joſſelinden die treueſte Freundin erkennen ließ. Mit ſtürmiſcher Bewegung die lähmende Scheu abſchüttelnd, warf er ſich vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihre Knie und ſagte:

„Rette mich, Joſſelinde! zürne mir .... aber rette mich! Du kannſt es — Du allein!"

„O Gott Du liebſt mich noch, denn Du vertrauſt mir!" rief ſie und faltete die Hände über ſeinem Haupt. „Sprich Levin, mein Einziglieber, was kann ich für Dich thun? Sieh, ich bin ſo glückſelig Dich wiederzuhaben, daß es gar nichts giebt was ich nicht mit Wonne für Dich thäte. Nun ſage doch, was wünſcheſt Du? — — Willſt Du Geld? Nimm Alles was ich habe, ich bin ſo reich durch Dich, daß ich dennoch Deine Schuldnerin bleibe! .... — Willſt Du Verzeihung für .... Dinge ohne Namen? laß ſie abgethan und vergeſſen ſein! .... — Willſt Du, ach Levin! nach Indien oder Gott weiß in welche Ferne?

warte, Herz! warte bis mein Kind geboren iſt. Dann thue was Du willſt, und vielleicht wirſt Du dann nicht mehr wollen."

„Das Alles iſt es nicht," ſagte er tonlos.

„Haben Deine Schriften Dich in Unannehmlichkeiten verwickelt? .... Gott! haſt Du ein Duell gehabt? .... biſt Du ein Flüchtling? .... ſprich Levin! ich weiß nicht mehr was ich rede, ja, was ich denken ſoll."

„Du kannſt es auch nicht denken!"

„Wolan ſo ſprich es aus, ſagte ſie entſchieden, was wünſcheſt Du?"

„Meine Freiheit!" ſtieß er in einem unterdrückten Schrei aus.

„Du weißt nicht was Du ſagſt, was Du meinſt, Levin!" rief ſie in qualvoller Beängſtigung.

„O doch! grade dies weiß ich und ſehr genau! nichts wünſche ich, Joſſelinde, als meine Freiheit."

„Unmöglich!" ſagte ſie halb beſinnungslos vor Entſetzen und ſchmerzlicher Ueberraſchung.

„Es muß ſein, Joſſelinde."

„Es darf nicht ſein."

Er ſprang heftig auf. „Du wirſt begreifen daß es ſein muß, wenn ich Dir ſage .... daß ich der Stella matutina begegnet bin."

Joſſelinde drückte beide Hände vor die Augen als wolle ſie das Bild nicht ſehen, das ihr aus dieſen Worten entgegen trat und das ſie vom erſten Augenblick als ſie es nennen hörte mit bangem Vorgefühl beängſtigt hatte. Dann ließ ſie die Hände ſinken und ſagte gefaßt:

„Eine ſolche Erſcheinung begeiſtert Deine Phantaſie ohne Dein Herz zu rühren! Ich kenne Dich, Levin!“

„Wollte Gott daß Du mich kennteſt, ſo würde es uns manches unnütze Wort ſparen!“

„Du willſt Dich von mir trennen, Levin, willſt mich und Dein Kind verſtoßen als wären wir Geſindel, das Dich nichts angeht, willſt auf das Ungeborne die Schmach und das Elend der Vaterloſigkeit wälzen, willſt Deine Frau in einem Moment verlaſſen, wo ſelbſt ein Ungeheuer mit ihr Mitleid und Schonung haben würde — — und das ſoll ich von Dir glauben? — Hörteſt Du ein ſolches Verfahren von einem andern Mann, ſo würdeſt Du ihn nichtswürdig, verächtlich, einen Spielball roher Leidenſchaft nennen; — und ich ſoll Dir eine ſolche Handlungsweiſe zutrauen? Nimmermehr! Du kannſt es nicht wollen, denn eine Laune, eine Phantaſie machen noch nicht den dauernden, nachhaltigen Willen aus; — und darum wiederhole ich Dir: ich kenne Dich!“

„Joſſelinde, ſagte er ruhig und ſetzte ſich neben ſie, ich weiß wol daß ich jeden Vorwurf von Dir hinnehmen muß und daß Du in Deinem Recht und ich im Unrecht bin — ſcheinbar.“

„Wenn das ein ſcheinbares Unrecht iſt, ſo giebt es kein wirkliches,“ ſprach ſie bitter.

„Einmal im Menſchenleben hat die Leidenſchaft Recht, Joſſelinde! Einmal muß es ihr vergönnt ſein nach der Verwirklichung des idealen Glücks zu ſtreben, das man ſonſt nur dumpf geahnt, aber in ihrem Licht plötzlich als erreichbar erkannt hat! Einmal darf Jeder ſagen: ich will, ich muß glücklich werden! und das thun und ergreifen was ihn glücklich macht. Wenn er ſagte: glücklicher! — das wäre eine Thorheit, denn wo ein Vergleich möglich iſt, läuft es ja nur auf ein etwas Mehr oder Minder hinaus — nicht auf etwas Abſolutes. Aber ich bin nicht in dem Fall des Vergleichs! ich ſage nicht ich will glücklicher werden: ſondern: hier werd' ich glücklich, dort bin ich unſelig.“

„Falſch, Levin! das iſt aber Alles grundfalſch! Nur glücklicher kann der Menſch werden, nie abſolut glücklich! und daß Du Letzteres wähnſt, beweiſt eben, daß Du von Leidenſchaft und ihrer Sophiſtik geblendet, nicht erleuchtet biſt. Ja, ein Menſch wie Du iſt ſogar weniger als jeder Andre zum

Glück geſchaffen, denn nur aus ſtabilen und einfach naturgemäßen Verhältniſſen entwickelt es ſich dauernd. Stabil und naturgemäß iſt das Leben in der Familie, oder für den Staat, oder in Kunſt und Wiſſenſchaft. Du verſchmähſt das Alles! Du ſuchſt das Glück in Erfüllung Deiner Launen — denn ich weiß keinen andern Namen für Deinen Einfall mich vor zwei Jahren zu heirathen und mich jetzt zu verlaſſen. O Levin, überwinde dieſen Reiz, widerſtehe ihm, und Du wirſt vielleicht zum erſten Mal in Deinem Leben durch den Sieg der Kraft begreifen was es heißt glücklich ſein."

„Mein Verſtand begreift es vollkommen, Joſelinde, aber nicht mein Herz, und Du ſprichſt zu mir als ob Du gar kein Herz in mir vorausſetzeſt."

„Ein Herz haben, Levin, heißt nicht: heute eine Frau etwas lieben — morgen die zweite mehr — und übermorgen die dritte am meiſten; ſondern: ſich zuſammenraffen und das Rechte thun, und wenn das eigene Herz darüber hundert Mal zu Grunde ginge — das nenne ich: ein Herz haben, und Du ſiehſt wol daß ich es Dir zutraue."

„Dieſe Deutung iſt ſehr ſchön, ſehr hoch, kann auch mitunter ſehr wahr ſein; nur nicht allgemein, denn woran erkenne ich was das Rechte iſt?"

„Die Pflicht ſagt es Dir."

„Ja, aber die Pflicht wird vom Herzen gedeutet."

„Iſt Leidenſchaft, Laune und Verblendung im Herzen, ſo wird ſie mißdeutet! — Nein, Levin! das Herz nicht — wol aber das Gewiſſen ſagt Dir was Deine Pflicht iſt."

„Nun, das hat entſchieden! rief er. Aus dem Schritt den ich jetzt eben thue kannſt Du doch wol erkennen daß ich über jeden Zweifel hinaus bin."

„Welch eine Circe muß das ſein, die einen Mann zu einer ſo nichtswürdigen That verleiten kann!" rief Joſſelinde mit bittrer Verachtung.

„Sie ſchmäht Dich, meine **Stella**!" ſagte Levin in anbetende Erinnerung verſenkt — und ſchwieg.

Joſſelinde betrachtete ihn lange und ſagte dann mit mehr Ruhe:

„Du biſt verzaubert, lieber Levin, um ſo greller wird die Ernüchterung ſein, wenn der Rauſch des Zaubertrankes verflogen iſt. Du ſollteſt doch aber ähnliche Zuſtände aus Erfahrung kennen."

„Es iſt die fixe Idee der Frauen, daß ein Mann wenn er einmal die Knabenjahre hinter ſich hat, nun gleich der gewaltigſten Liebe mit all ihren

Variationen anheim fallen muß, ſo daß, wenn er endlich wirklich einmal liebt, dies Gefühl ihm etwas ſo Alltägliches und Bekanntes ſein ſoll, daß er keinen Reiz mehr darin finden und keine friſche Empfindung ihm daraus aufgeben könne.“

„Ach, ſagte Joſſelinde trübe lächelnd, ich dächte daß die Frauen allzuleicht das Gegentheil glaubten.“

„Je nachdem es ihnen bequem iſt.“

„Du behaupteſt alſo noch nie in einem Liebesrauſch geweſen zu ſein, der Deinem gegenwärtigen Zuſtand wo nicht gleich — doch analog zu nennen wäre? .... Lieber Levin, ich dächte Du unterließeſt dieſe Koketterie mit der Unſchuld den prüden Frauen von vierzig Jahren. Ich geſtehe ſie kommt mir bei Dir lächerlich vor,“ ſagte Joſſelinde etwas ſarkaſtiſch.

„Dann begreifſt Du alſo nicht den Unterſchied zwiſchen einem verliebten Rauſch und einer Liebe — zwiſchen einer bonne fortune und einer Leidenſchaft — zwiſchen einem aufflackernden ſinnlichen Verlangen und einer Glut, für die Alles was ſie in Genuß und Gewährung erreichen kann, nichts iſt als ein Mittel das uns die Begrenzung unſers leiblichen Daſeins erträglich macht! Freilich, wenn Du das wirklich nicht begreifſt, ſo kann ich es Dir auch nicht erklären .... nur Dir die Verſicherung geben, daß Alles was mir früher in dieſer Richtung begegnet ſein möge in die Kategorie der „Dinge ohne Namen" — wie Du vorhin ſie nannteſt — gehört und daß, was ich jetzt empfinde, einzig und allein Liebe genannt werden kann."

„O Du Unſeliger! und das ſagſt Du mir! rief Joſſelinde in Verzweiflung. Und was war es denn was Dich veranlaßte mein Schickſal an das Deine zu knüpfen? Es war nicht mein Vermögen, denn das Geld lockt Dich nicht! meine äußere Erſcheinung kenne ich zu gut um ihr die geringſte Anmuth zuzutrauen! Welch ein unbegreiflicher, frevelhafter Leichtſinn trieb Dich an?"

„Es war eben eine Verſuchung der ich hätte widerſtehen ſollen! eine der Verſuchungen zwiſchen denen mein Leben ſich bewegt! Es war die Sehnſucht nach Ruhe welche mich verzauberte und mir das Leben mit Dir hier in Embden im verklärteſten Licht zeigte. Aber ich ertrage die Ruhe nicht, ich bin nicht für ſie geſchaffen — nicht für ſie allein! ihr Reiz erſchöpft ſich, ſchläfert mich wol gar ein, macht mich flügellahm. Ich bedarf der Leidenſchaft, einer hohen und mächtigen, die mich zu einer raſt- und athemloſen Thätigkeit anſpornt, und mir den Schwung in die Seele haucht, den ich zu meiner Entwickelung nöthig habe."

„Und Du wähnſt der Reiz der Leidenſchaft würde länger dauern als der der Ruhe? Glaube mir, noch früher würde er ſich erſchöpfen! es ſei denn .... daß Du ſeiner Lockung widerſtandeſt. Levin! Menſchen wie Du werden glücklicher durch Sehnſucht nach Leidenſchaft als durch ihre Erfüllung — denn es iſt leichter mit jener als mit dieſer eine gewiſſe Poeſie zu verbinden, und Menſchen wie Du .... thun nur das was ihnen leicht wird."

„Aber Du ſelbſt — rief Levin getroffen von der Richtigkeit ihrer Bemerkungen — da Du mich ſo gut kennſt, ſo ſcharf beurtheilſt, warum vertrauteſt Du Dich mir an?

„Weil ich Dich liebte und weil die Liebe immer das Beſte hofft und dem Glück vertraut."

„Das fühle ich jetzt!" rief er lebhaft.

„Es iſt nur eine Verſuchung, eine Vorſpiegelung welche Dir entgegentritt, Levin. Die Erſcheinungen des Lebens ſind nicht ſo g[illegible]eint, daß wir an eine jede gleichſam die Hand legen, ſie uns zu eigen machen, und ſie darauf verſtoßen dürften wenn wir ihnen das Herzblut ausgeſogen haben. Wer es thut wird unerſättlich und unbefriedigbar wie ein Vampyr, denn der Durſt wird ihm zur Gewohnheit, und die Gewohnheit, um ſich aus der Erſchlaffung zu retten, begehrt einen ewig verſtärkten Reiz. Aber nicht die Ueberſättigung giebt ihn, ſondern die Sehnſucht. Levin! ſei ſtark nnd widerſtehe Dir ſelbſt! Du wirſt leiden, ja! aber es iſt ein Leid in dem Du Dich ermannen kannſt und wirſt. O Levin! tritt nicht heraus aus der natürlichen Ordnung des Daſeins, nach welcher wir uns im Wechſel von hellen und dunkeln Stunden unſrer Beſtimmung gemäß entfalten. Laß einmal die Nacht über Dich hereinbrechen, damit Du auf die Morgenröthe hoffen kannſt."

„Und ſtehe ich denn nicht jetzt in einer fürchterlichen Nacht! rief er in Verzweiflung. Sehe ich denn etwas Andres rings um mich her als Schmerz und Schmerz! Du haſt Recht — wie die Vernunft, ich habe Recht — wie die Leidenſchaft! ich fühle mein ganzes inneres Leben abhängig, gelenkt und durchgeiſtet von dieſer Liebe. Aber keine Idee iſt ſie mir, kein abſtracter todter Begriff, keine Laune für meine etwanigen Sonette, keine Beatrice für die ich göttliche oder ungöttliche Komödien aufführen mögte. Nein! ich liebe ſie wie man eben ein Weib liebt, d. h. um ſo viel wahrer, heißer, tiefer und gewaltiger als das Gefühl neben dem todten Begriff iſt. Sie liebt mich! ſie vertraut mir in der unſchuldigen Erhabenheit ihrer Seele — und Du verlangſt von mir ich ſolle dies Kleinod mit feſter kalter Hand zerbrechen — um mich zu üben in Erfüllung der Pflicht und um mich zu ſtählen gegen ſpätere Verſuchung! — Was iſt denn das für eine dürre Anſicht des Lebens, daß wir uns in ewiger Nüchternheit halten und es ſtets als eine Säule betrachten ſollen? haben die höchſten Bedürfniſſe, die glühendſten Anſprüche der Seele kein Recht ſich geltend zu machen — wie dürfen denn die untergeordneten auf das ihre pochen? Sind ſie aber beide gleichberechtigt — wolan, ſo beginne der Kampf."

Levin war in ſo ſtürmiſcher Exaltation daß jeder Nerv und jede Fiber an ihm bebte und daß Joſſelinde im Gegenſatz zu ihm faſt ruhig ward. Nach ihrer Meinung konnte dieſe Erregung nicht dauern, mußte erſt in Abſpannung über- und dann ins Gleichgewicht zurückgehen. Sie vergaß nur in Anſchlag zu bringen, daß Levin nie einen andern Willen als den ſeinen gethan und ihn ſtets durchgeſetzt hatte. In früheren Jahren, bevor er Zutrauen zu ſich ſelbſt hatte, bewerkſtelligte er es durch ſcheinbare Apathie und die größte Zähigkeit. Jetzt — wo dieſe Zähigkeit den eigenen Weg zu verfolgen ihn auf einen Höhenpunkt geführt — war es nicht wahrſcheinlich daß er von dieſer Richtung ablaſſen würde. Aber ſie meinte er müſſe es, weil Vernunft und Pflicht ihm in den Weg träten und weil ſie für ſich keine andre Richtſchnur anerkannte.

„Levin! ſagte ſie endlich, welch einen Plan haſt Du Dir denn eigentlich ausgedacht?“

Beſeligt durch die Vorſtellung daß Joſſelinde auf denſelben eingehen wolle, ſagte er:

„Ich habe keinen andern als den einzigen der in dieſem Falle zum Ziel führt: Du mußt auf gerichtliche Scheidung antragen, theure Joſſelinde.“

„Ich habe durchaus keinen Grund anzugeben.“

„Es muß der gewöhnliche, der allgemein gültige ſein.“

„Und das ſagſt Du mit dieſre grauſamen Kälte, Levin! — Iſt das Frechheit oder Stumpfſinn?“

„Keins von Beiden, es iſt Mittel zum Zweck.“

„Alſo ich ſoll Dich einer gemeinen Untreue wegen vor Gericht verklagen? — Siehſt Du, Levin, das thue ich nicht! — Und wenn der Fall tauſendmal wahr wäre .... ſo würde ich doch nicht Dich, ſondern nur mich durch einen ſolchen Schritt entehrt finden.“

„Laß dieſe Scrupel fahren, liebe gute Joſſelinde. Niemand auf der weiten Welt wird Dich deshalb der geringſten Schuld zeihen."

„Nein, Levin, ich thue es nicht! es iſt gegen mein Gewiſſen. Ich bin Deine Frau, und welche Verletzung Deiner Pflicht Du begangen haben mögeſt — ich höre darum nicht auf Deine Frau zu ſein. Ich laſſe mich nicht ſcheiden!"

Sie ſtand auf und verließ das Zimmer. Levin ſtarrte betäubt ihr nach; dann ſchellte er, befahl anzuſpannen und fuhr ohne Joſſelinde oder Frau von Herdegen geſehen zu haben, nach Wildeshauſen.

Wilderich lebte dort nach alter Weiſe, d. h. im ſtrengſten Gegenſatz praktiſch zu Levins phantaſtiſchem Leben. Er hatte ſich daran gewöhnt das zu entbehren was man Glück nennt ohne mürriſch zu werden und ohne unglücklich zu ſein. Er liebte außerordentlich die jüngeren Geſchwiſter und fühlte ſich in einem wahrhaft väterlichen Verhältniß zu den jüngſten. Die Intereſſen der Zeit bewegten ihn lebhaft. Er vergaß nie Sibyllens Wort: es ſei der Mühe werth zu leben, ſo lange man das Gute thun und das Schöne lieben könne. Hatte je die Liebe dem Menſchen eine würdige Richtung gegeben, ſo war es in Wilderich: ſie befähigte ihn zum Leben im edelſten Sinn, ſo daß er ſich jeder Foderung deſſelben gewachſen fühlte. Um ein außerordentlicher Menſch zu ſein, fehlten ihm nur die Verhältniſſe. Die ſeinen waren ſo ernſt und ſchlicht daß er ſich nur als ein tüchtiger bewähren konnte — ſehr tüchtig! denn mit dem Bewußtſein mehr leiſten, mehr geben, mehr handeln, mehr empfinden zu können, legte er gelaſſen dieſen Ueberſchuß im Rechnungsbuch ſeines Lebens bei Seite, und gab und that grade nur das, was von ihm begehrt oder erwartet wurde. Was er einmal übernahm das führte er aus.

Zu dieſem Menſchen kam Levin in einem Zuſtand von halber Beſinnungsloſigkeit. Gräfin Wildeshauſen war mit Blanca und Roſa in Hannover! Das war ihm höchſt angenehm! die jüngeren Geſchwiſter ſtörten ihn nicht, und ſo konnte er gleich ſein ganzes Herz vor Wilderich ausſchütten.

Wilderich machte es genau wie Joſſelinde: er dachte Levin habe ſich heftig verliebt und ſagte nur das wären poetiſche Imaginationen. Als aber im Verlauf des Geſprächs die Scheidung zum Vorſchein kam, ſagte er gelaſſen:

„Levin, Du biſt toll! das iſt Deine einzige Entſchuldigung.“

„Ich bin es nicht, murmelte Levin, aber Ihr werdet mich dazu machen."

„Wer um eine ſo nichtswürdige Urſach es werden könnte, der wäre nichts Beſſeres werth! und ich wollte lieber Du wäreſt toll, als daß Du bei geſunden Sinnen ſo handelſt wie Du beabſichtigſt es zu thun. Joſſelinde iſt Deine Frau, iſt die Mutter Deines Kindes, iſt Deine freie Wahl — auf meine Ehre, Levin! ich begreiſe nicht woher Du den Muth nimmſt einen ſolchen Plan zu machen und auszuſprechen."

„Sie iſt meine Frau — ja! aber ich liebe ſie nicht!"

„Das macht Deine Sache nur übler! Haſt Du ſie heirathen und während anderthalb Jahr ſehr glücklich mit ihr ſein können — ſo glücklich wie ein Mann es nur wünſchen kann, da ſie in ein Paar Monaten ihrer Niederkunft entgegenſieht: ſo beweiſt das wenigſtens daß die Empfindung welche Du für gut findeſt jetzt Liebe zu nennen, durchaus nicht weſentlich zu Deinem Glück iſt. Mit einer Frau die man nicht leiden kann, lebt man nicht wie Du mit Joſſelinde."

„Nicht leiden können! welch eine Verdrehung meiner Worte! ich liebe Joſſelinde als meine theuerſte Freundin — aber nicht als meine Frau. Ich habe das größte Unrecht gegen ſie und mich begangen indem ich ſie dazu machte; ich muß es jetzt büßen — allein dauern kann ein eheliches Verhältniß nicht zwiſchen uns; es muß gelöſt werden" .... — —

„Und Du willſt dann friedlich und ſelig Deine neue Liebe heirathen und Deine unſchuldige Frau mit ihrem unſchuldigen Kinde dafür büßen laſſen daß Du ſehr glücklich biſt? Warlich, eine bequeme Buße für Dich."

„Du folterſt mich, Wilderich! glaubſt Du denn daß ich dies Alles zu meinem Vergnügen thue?"

„Ja! denn dieſe Befriedigung der Selbſtſucht iſt ein Vergnügen im großen Styl."

„Der Menſch iſt auch ſich ſelbſt einige Rückſicht ſchuldig."

„Gewiß! wo es gilt ſich von einem großen Elend zu befreien das phyſiſch und moraliſch aufreibt, oder wo man die Ueberzeugung hat, daß beide Theile ihren Weg durchs Leben beſſer allein als zuſammen finden: da beachte man nicht die tumultuariſchen und peinlichen Zuſtände, welche einer neuen Ordnung vorhergehen. Aber dies iſt Dein Fall nicht. Du willſt Joſſelinde elend machen um eine grillenhafte Laune zu erfüllen. Dieſe Rückſicht auf Dich ſelbſt iſt doch etwas zu groß."

„In einem Anfall träumeriſchen Wahns habe ich meine Freiheit verloren: ich muß ſie wieder erringen."

„Giebt denn die Freiheit einen Freibrief für Miſſethaten? darf man tapfer jedes Unrecht begehen und hochmüthig dazu ſprechen: ich gebrauche die Freiheit, die mir von Rechtswegen zukommt! — Iſt der Soldat frei, der aus der Schlacht fortläuft, weil ihm die pfeifenden Kugeln unbequem ſind? — Du biſt ein ſolcher Soldat, der aus der Schlacht eines innern Kampfes entläuft. Ich nenne das nicht frei ſein, ſondern feig ſein."

„Wer mit einer Leidenſchaft nicht fertig iſt wie man ein Glas Wein austrinkt, gilt den Verſtandesmenſchen immer als feig, und Du biſt ein Verſtandesmenſch, Wilderich."

„Wenn das heißen ſoll, daß ich meine Beſtimmung verſtehe: ſo haſt Du Recht. Ich ſchlage den Menſchen mit ſeinen Gaben, ſeinem Glück und ſeinem Schmerz, nicht ſo hoch an wie Du; aber ich fange in dieſer Beziehung bei mir ſelbſt an, und nie würde ich die Schaale meines Glücks auf Koſten eines Andern ſinken machen. Soll das aber heißen, daß ich nur in kühler Berechnung und Erwägung aller Vor- und Nachtheile die Befriedigung finde das zu thun und zu laſſen was meinem Behagen oder meinem materiellen Nutzen frommt: ſo darf ich Dir mein Wort darauf geben, daß Du Dich irrſt.“

„O Himmel! rief Levin, wozu all dies Reden? ich bin nicht gekommen um Deinem Rath zu folgen und Deine Erklärungen zu hören, ſondern um Dir meinen Entſchluß mitzutheilen und Dich zu bitten Joſſelinde zu beſtimmen auf denſelben einzugehen. Ich kann es nicht. Ihr Schmerz geht mir durch die Seele, und bei den ewig ſich wiederholenden Scenen würden wir uns gegenſeitig allzu weh thun ohne zu einem Reſultat zu kommen.“

„Wer iſt denn eigentlich die Perſon welcher Du Deine Frau und Dein Kind wie dem Moloch opfern willſt?“ fragte Wilderich verächtlich.

„Das bleibt mein Geheimniß!“ entgegnete Levin entſchieden, der nichts ſo ſehr fürchtete als daß Tranquillina durch ſeine Familie von ſeinen wahren Verhältniſſen unterrichtet werden könnte und daher ein undurchdringliches Dunkel über ſie zu breiten bemüht war.

„Gewöhnlich ſind es die allerverworfenſten Weiber, welche ihren Einfluß über verliebte Thoren in dieſem Grad ausdehnen, denn ſo lange ſie noch einen Funken von Ehrgefühl und von Bewußtſein ihrer Würde hätten, würden ſie ſich mit Abſcheu von dem Mann abwenden der ihretwegen ehrlos handeln könnte. Und ich ſoll meine Hand dazu bieten Dir die Ehe mit einer ſolchen Verworfenen möglich zu machen?"

„Du weißt nicht was Du ſagſt, Wilderich! Nie gab es ein unſchuldigeres Weſen als — ſie!"

„Das kennt man ſchon! ſo wiſſen ſie Alle ſich darzuſtellen! rief Wilderich gereizt durch die tiefe Ueberzeugung die in Levins Ausdruck lag. Sollte dies Frauenzimmer jedoch keine Verworfene, ſondern nur eine Verführte ſein — deſto ſchlimmer für Dich, der Du ſie heirathen willſt!"

„Erſpare Dir und mir Deine Vorausſetzungen, Wilderich, und ſei überzeugt daß — ſo tadelnswerth Du mein Benehmen finden mögeſt — ſie nicht dafür verantwortlich iſt. Wem ſie ihre Hand und ihre Liebe ſchenkt, dem iſt es eine Ehre. Indeſſen — wenn mir auch dies Glück nicht ſollte beſchieden ſein: mit Joſſelinden kann ich nicht länger leben. Das war nur möglich ſo lange ich ſie nicht kannte! da waren mir alle Frauen, wenn nicht gleichgültig, doch gleich, und Joſſelinde war mir nur lieber und werther als die übrigen, ohne deshalb aus ihren Reihen herauszutreten. Auf demſelben Fuß und in demſelben Geleiſe ging das

Leben mit ihr fort, ſehr gut, ſehr brav, ſehr ruhig — von ihrer Seite auch ſehr edel; aber für mich .... ohne Reiz, ohne Schwung, ohne Sporn, ohne irgend Etwas das mich durch etwas Andres als durch die Zeit .... vorwärts getrieben hätte. Ich ſchrieb, ich dichtete, mit Freude und Feuer — ja! aber es war nur der concentrirte Reflex aus einer vergangenen Periode voll Schönheit und Reichthum. Die neue wurde nicht durch eine neue Richtung bezeichnet! kein Schritt aufwärts wurde gethan! nichts zeigte an daß ich ein neues Reich des innern Lebens gewonnen hatte! Denn die Wahrheit iſt — ich hatte nichts gewonnen. Daher trat nach einem Jahr Erſchöpfung des Geiſtes, Zweifel an mir ſelbſt, Unzufriedenheit mit meinen Erfolgen, Empfindlichkeit gegen Tadel — kurz, Alles was ein ſichres Zeichen des Mangels an freudiger Zuverſicht zu meiner eigenen Entwickelung iſt. Ich blieb ſtehen, und fühlte mich vertrocknen, abſterben — mit Verzweiflung, denn wer von uns will ſterben bei lebendigem Leibe? Joſſelinde fühlte es auch! ſie rieth mir zu reiſen; ich ſträubte mich — Du wirſt Dich deſſen erinnern! Nun, allendlich ging ich, aber .... um nicht wiederzukehren! Es hat ſich eine Kluft zwiſchen mir und der Vergangenheit aufgethan, die mich auf ewig von ihr ſcheidet.

Ich kann nicht zurück, ich muß vorwärts! eine andre Hand hat mich ergriffen, in den Strom eines andern Geiſtes bin ich getaucht, eine andre Sonne ſteht zu meinen Häupten, andre Geſtalten und Bilder werfen ihr Licht und ihren Schatten in mich hinein! ich bedarf folglich auch eines andern Elementes um in ihm mich auszuleben. Iſt die Zeit für den Schmetterling gekommen, ſo fährt er auf aus der Chryſalide und in den Frühlingsäther hinein. Und dieſe unabweisliche aus ſeiner Natur entſpringende Nothwendigkeit, die für den Menſchen eben ſo gilt als für Pflanze und Thier, ſoll nur der Menſch unterdrücken und ſich zum Chryſaliden-Zuſtand verdammen! Warum? weil er ſich Einmal über ſeine Bedürftigkeit geirrt hat! Ein ſolcher Irrthum iſt nicht weiſe, iſt nicht verſtändig, wird nicht von Denen begangen, die früh ſchon ihrer Richtung gewiß und in deren Grenzen ſicher genug ſind ſich ſelbſt gründlich zu kennen — das geb' ich zu! Aber wir entwickeln uns nicht Alle zu gleicher Zeit, noch auf dieſelbe Weiſe; der Eine wird früh mit ſich ſelbſt d. h. mit der Erkenntniß ſeiner ſelbſt fertig, der Andre ſpät, der Dritte nie; und dieſen Letzten betrachten, beurtheilen und behandeln wollen als ob er dem Erſten gleich ſei, iſt die fürchterlichſte Ungerechtigkeit zwiſchen den tauſend Ungerechtigkeiten welche ſich die Menſchen zu Schulden kommen laſſen, die am meiſten Werth auf Moral, Sittlichkeit, Gottesfurcht legen und dieſen Maßſtab immer in der Hand haben."

Levin hatte mit ſo ſtürmiſcher, fiebernder Exaltation geſprochen, daß er Wilderich erſchütterte, inſofern er dieſen an die eigenen Marterzuſtände ſeiner Vergangenheit erinnerte. Aber um ſo weniger konnte Wilderich ſich überzeugen, daß es für Levin erlaubt ſein ſolle in einem Augenblick von ſo unerhörter Aufregung Schritte zu thun, die über Gott weiß wie Viele! das größte Unheil verhängen konnten. Er wußte aus Erfahrung daß der Sturm ſich legt und daß der graue Himmel wieder blau wird. Aber ſein Fall war ein anderer! für ihn galt es nur einen großen Schmerz zu überwinden, einen ganz reinen Schmerz, in den weder Reue noch Vorwurf ihren Stachel bohrten. Den zermalmenden Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft hatte er nicht zu beſtehen gehabt, aus dem Jeder, ſogar im Fall des Sieges, wie Jacob der mit dem Herrn gerungen, gelähmt hervorgeht. Der Himmel des Glücks hatte ſich vor ihm geſchloſſen wie über einer Büßen, aber ſein edles Anrecht an der Erde hatte er durch keine Schuld verloren. Darum hoffte er daß Levin dieſen Zwieſpalt überwinden werde, denn was wir ſelbſt vermogten trauen wir Andern zu — ja, wir verlangen es von ihnen.

„Faſſe Dich, Levin! ſagte Wilderich herzlich und nahm deſſen fieberheiße Hand. Du biſt anders beſchaffen als ich, machſt andre Anſprüche, haſt ein andres Ziel .... vielleicht auch andres Blut und andre Nerven! — ich will Dir alſo nicht weh thun, und geſchicht es dennoch, ſo rührt das von den Umſtänden und unſern verſchiedenen Anſichten her. Ich verſpreche Dir mit Joſſelinden zu reden und mein Beſtes in dieſer traurigen Sache zu thun; allein Du mußt mir auch verſprechen Dich ruhig zu benehmen und nichts zu übereilen. — Und jetzt laß uns von andern Dingen reden. — Blanca wird heirathen und Roſa ihrem Beiſpiel folgen; ſie ſind mit der Mama in Hannover um die Ausſtattung zu beſorgen."

„Wie hat ſich das ſo ſchnell gemacht?" fragte Levin ziemlich gleichgültig.

„Blanca hat es zu bewerkſtelligen gewußt ein Bändchen Gedichte herauszugeben, natürlich für einen wohlthätigen Zweck, denn ſonſt hätte ſie ſchwerlich einen Verleger gefunden — für Ueberſchwemmte, oder für die armen Leinweber! genug, an ſolche arme Unglückliche knüpfte ſie die Befriedigung ihrer Eitelkeit. Natürlich mußte man von dieſer wolthätigen Handlung in offiziellen Blättern einige Notiz nehmen und ein Wörtchen über ſie ſagen. Nun ereignete ſich aber der höchſt betrübte Fall, daß man nur die gute Geſinnung, den frommen Zweck beſprach und die Gedichte nur als ein Mittel zu einer vortrefflichen Abſicht behandelte. Dieſer Nichtachtung konnte ihr Genius nicht widerſtehen! ſie verläßt die Bahn der Literatur, und Roſa, die auf dem Wege war ihr aus Langerweile nachzuahmen, hat ſich bei Zeiten warnen laſſen — und nun wollen Beide lieber dem Hymen als den Muſen opfern, und Detlev und Hellmuth heirathen."

Levin konnte troß ſeiner trüben Stimmung ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Von Apoll auf Detlev und Hellmuth zu gerathen — iſt ein großer Entſchluß! ſagte er; — aber ich lobe die Mädchen drum, denn ſie haben ſich beſonnen als der entſcheidende Augenblick da war. Wenn das Alle thäten und ſich mit einem alltäglichen Leben an der Seite eines alltäglichen Gatten begnügten, ſo würde ſich dieſer Heuſchreckenſchwarm von Schriftſtellerinnen nicht über uns ergießen."

„Ich glaube auch daß eine Ehe und ein halbes

Dutzend Wochenbetten ein vortreffliches Mittel gegen ihre Schriftſtellerei iſt, denn die Sucht etwas bedeuten zu wollen geht dann in der Nothwendigkeit unter etwas leiſten zu müſſen. Aber, lieber Levin, von dieſer wahrhaft unſinnigen Sucht, etwas bedeuten zu wollen, ſind die Männer ganz ebenſo wie die Frauen befallen. Es iſt die Influenza unſrer Zeit. Wol dem der ihr widerſteht, denn Wenige ſind die Auserwählten und die es nicht ſind, ſind um ſo elender als ſie ſichrer darauf gerechnet hatten."

„Haſt Du mich im Sinn?" rief Levin gereizt.

„Fühlſt Du Dich durch etwas ſo Allgemeines und Richtiges getroffen?" fragte Wilderich erſtaunt.

„Ich bin aufgeregt, faſt krank, nimm es nicht ſo genau mit mir, ſagte Levin erſchöpft. Es kommen mir Aufwallungen von Schmerz darüber daß ich von Anfang an anders gelebt habe als Ihr vernünftigen Leute Alle, und daß ich jetzt vielleicht nichts bin als ein Komet, der unruhig und regellos ſuchend umherſchießt — immer ſuchend nach dem Platz wo er ſich friedlich in die große heilige und allgemeine Weltordnung einreihen könnte — und ihn nimmer findend! denn er gehört vielleicht gar nicht Eurem Sonnenſyſtem an."

„Doch Levin! Um ſo begabter ein Menſch iſt um ſo mehr gehört er unſrer Weltordnung an — nicht etwa um ſein excluſives Glück zu genießen, wie er es träumen und nie finden mag, ſondern um ſeine Gaben für Andre zu verwenden“ .... — —

„Für Andre, welche ſie verſchmähen!“

„Gleichviel! was in ihnen groß und gut war kommt der allgemeinen Schatzkammer der Menſchheit zu gut, wenn's auch von blöder Einſicht nicht gleich anerkannt oder nach ſeinem Werth geſchätzt wird. Aus dieſer Ueberzeugung mußt Du Dein Glück machen.“

„Stoiſche Entſagung iſt kein Glück.“

„Doch! es iſt eine Art von Glück.“

„Wenn Du Arten geſtatteſt, ſo mußt Du auch anerkennen, daß jeder Menſch die ſeine begehrt, und daß der Eine durch diejenige ruinirt wird, welche dem Andern entſpricht.“

„Wem ſo beſtimmt wie Dir von der Natur die Richtung gegeben und der Weg bezeichnet iſt, Levin, muß vor allen Dingen ſorgen daß er dieſelbe pflege und ſich ihren Anforderungen gemäß entwickele — und ich glaube nun einmal, daß dies mehr durch tapfern Kampf und Widerſtand gegen Affecte und Aufwallungen geſchieht, als indem man ſich ihnen auf Gnade oder Ungnade ergiebt.“

Unwillkürlich kamen die Brüder auf den Punkt zurück, bei dem eigentlich ihre Gedanken ſtehen geblieben waren, wenn ſie auch von andern Dingen ſprachen. Levin ſuchte Wilderich zu bereden auf der Stelle zu Joſſelinde zu fahren; aber Wilderich wollte es nicht im erſten Moment der Aufregung thun, und war nicht wenig erſtaunt als Levin rief:

„Dadurch raubſt Du mir wenigſtens zwölf Stunden meiner Freiheit!“

„Glaubſt Du denn daß ich Dir auf der Stelle Joſſelindens Einwilligung mitbringen werde?“ fragte Wilderich.

„Gewiß! denn ſie wird die Vorſtellung nicht ertragen können ſich mir aufzudringen. Dieſe aber iſt es die Du ihr klar machen mußt, weil ich es nicht kann.“

„Ah! rief Wilderich, das kann ich noch weniger, denn es iſt gegen meine Ueberzeugung! Ihr gutes Recht für ſich und ihr Kind in Anſpruch nehmen, iſt nicht — ſich aufdringen. Ich kann ihr vielleicht rathen um ihres eigenen Heiles willen von einem Menſchen ſich zu trennen, der zwiſchen Wahnſinn und Schwäche ſchwankt — weiter nichts.“

„Gut, gut! ſage, thue, mache, was Du willſt, tadelt mich, verdammt mich — aber ſchafft mir meine Freiheit und ich bin mit Allem einverſtanden!" ſagte Levin.

Gott allein weiß welch ein Tag und welch eine Nacht Joſſelinde verbracht haben mag! Sie blieb in ihrem Schlafzimmer und ließ Niemand zu ſich. In tiefſter Stille wollte ſie den blutigen Kampf kämpfen, und auf die fürchterliche Erregung folgte dann einige Ruhe. Sie lag zu Bett als Wilderich ihr am andern Morgen gemeldet wurde. Sie gab ihm die Hand und ſagte mit tonloſer Stimme:

„Das waren vierundzwanzig Stunden, Wilderich! .... O warum ahnte ich ſie nicht vor zwei Jahren um dieſe Zeit als ich Levin heirathete!" .... —

Wilderich dachte wol daran, daß er ſie damals gewarnt hatte; aber ſie daran zu erinnern, wie Manche thun, denen der Triumph ihrer Weisheit über alles Mitleid und Zartgefühl geht, ſo daß ſie das Wort: „ich ſagte es vorher" — nicht um eine Krone unterdrücken würden: erſchien ihm unnütz und ungroßmüthig. Er fragte:

„Sind Sie gefaßt genug um mit einiger Ruhe dieſen unſeligen Gegenſtand zu beſprechen?"

„Ja! ſagte Joſſelinde; jetzt bin ich gefaßt, und da ich Sie als einen Boten und Vermittler zwiſchen Levin und mir betrachte — und da ich weiß daß Sie nicht blos ſein Bruder, ſondern auch mein Freund ſind: ſo werde ich Ihnen meinen unwiderruflichen Entſchluß mittheilen. Wilderich, ich laſſe mich nicht ſcheiden. Ich bin Levins Frau, ich habe vor Gott und vor mir ſelbſt übernommen es zu ſein — und ich bleibe es."

„Glauben Sie ihn zu ſich zurück zu führen?" fragte Wilderich traurig.

„Das ſteht in Gottes Hand! für jetzt weiß ich nichts, als daß Levin in den Flammen einer unerhörten Leidenſchaft wie auf dem Scheiterhaufen ſteht und in meinen Augen unzurechnungsfähig iſt. Ferner: daß für die nächſten Monate weder von ihm noch von mir die Rede ſein darf, ſondern nur von meinem Kinde. Bis das geboren ſein wird, mag er ſeine Beſinnung vielleicht wieder gefunden haben .... oder das Kind mag ihm dazu helfen."

„Und wenn nicht?"

„Wenn nicht — ſo beginnt ein trauriges Leben, für ihn und für mich! aber das iſt kein Grund der mich in die Scheidung willigen laſſen könnte."

Wilderich ſchwieg beklommen. Sie fragte:

„Sind Sie nicht meiner Meinung?"

„Ich würde es ſein, wenn ich wie Sie auf ſeine wiederkehrende Beſinnung hoffte.“

„Welchen Grund haben Sie ihn aufzugeben?“

„Nur ſeinen Character! es iſt nicht eine Spur von Gewiſſenhaftigkeit in ihm! von frühſter Kindheit that er nie etwas aus Gehorſam, Unterwerfung oder Pietät; er kennt kein Pflichtgefühl; — mögen Mißgriffe Anderer dabei im Spiel ſein.... ich gebe es zu! ich ſage nur: auf dieſer Baſis hat ſein Character ſich entwickelt, in dieſem Erdreich hat er genug Nahrung gefunden um feſte Wurzeln darin zu ſchlagen. So iſt er jetzt und wir müſſen ihn nehmen wie er iſt. Er hat nie etwas Andres gewollt als ſeinen Willen durchführen“ .... — —

„Als ſich ſelbſt ein Genüge thun, Wilderich; unterbrach ſie ihn entſchuldigend.

„Das iſt die Lichtſeite dieſer Richtung, theure Joſſelinde: die Schattenſeite iſt Selbſtſucht und Eigenſinn. Genug! Levin wollte nichts als ſeinen Willen thun, und bis jetzt iſt ihm das wundervoll geglückt! Sie und ſein Genius — oder wie wir die Gaben nennen wollen, welche ihm die Natur verlieh! — haben ihn bisher glücklich geleitet, und was er wünſchte oder ergriff iſt ihm über Erwartung gelungen. Jetzt aber tritt er in die Gewitterſphäre der Leidenſchaft, ohne den Blitzableiter einer gereinigten Willenskraft gegen ſie aufgerichtet zu haben. Er giebt ſich ihr hin und überredet ſich durch Sophismen in ſeinem guten Recht zu ſein, und nicht gegen Frau und Kind, ſondern gegen ſich ſelbſt die höchſte Pflicht zu haben. So iſt nun einmal der wahre Levin hinſichtlich ſeines Characters, und in dem gegenwärtigen traurigen Verhältniß kommt nur dieſer in Betracht, und gar nicht ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine Talente, ſein Verſtand, denn die können ihm nicht die fehlende Einſicht geben. Was alſo dürfen Sie von einem ſolchen Mann erwarten? — Daß er auf und davon geht! daß er Sie verläßt auch ohne von Ihnen geſchieden zu ſein! daß er — im beſten Fall! — einmal reumüthig zu Ihnen heimkehrt, wenn es ihm draußen in der Welt übel geht" .... — —

„Wolan! auf den Augenblick warte ich."

„Und vielleicht umſonſt! hat er ſich einmal daran gewöhnt in Zerſtreuung und Aufregung einen Erſatz zu finden, ſo kehrt er ſchwerlich wieder! ſein Eigenſinn würde das einen Rückſchritt nennen."

„Bruderliebe verblendet Sie nicht," ſagte ſie kalt.

„Nein, entgegnete er gelaſſen; wir haben genug an ſeiner Verblendung und müſſen ſuchen möglichſt klar zu werden."

„Ich bin es, Wilderich."

„Und Sie bleiben bei Ihrem Entſchluß?"

„Ich bleibe dabei. Ich laſſe mich nicht ſcheiden — außer in einem Fall!"

„Und der Fall iſt?"

„Iſt mein Geheimniß, und bleibt es .... bis er eintreten ſollte! Tritt er ein, ſo ſträube ich mich nicht länger und auf der Stelle wird Levin davon benachrichtigt werden. Denn dieſen einen Fall betrachte ich als ein Gottesurtheil, das anders und höher über mich entſcheidet, als ich im Stande wäre es zu thun."

„Und was ſoll ich von dieſem Räthſel meinem Bruder mittheilen?"

„Nichts, lieber Wilderich! gar nichts! ich habe es nur Ihnen angedeutet, und Levin darf keine Ahnung von dieſer Möglichkeit haben. Er muß hoffnungslos ſein. Bisweilen liegt eine Beruhigung darin."

„Bisweilen der Reiz zu einer Gewaltthat! und ich muß Ihnen bekennen, daß ich ihm mehr dieſe als jene zutraue."

„Wollen Sie mich einſchüchtern?"

„Durchaus nicht, denn Sie haben zu handeln, nicht ich! nur Ihnen ſo viel ich kann die Wahrheit zeigen und ſagen."

„Treuer Freund!" ſagte ſie dankbar.

„Und darum verhehle ich Ihnen auch nicht, fuhr er fort, daß Levin jetzt nicht im Stande iſt Ihre Treue und Ausdauer zu ſchätzen, ſondern im Gegentheil, daß ſie ihm erſcheinen als .... — Verleugnung Ihrer weiblichen Würde."

„Lieber Wilderich, entgegnete ſie gelaſſen, wenn die Männer nichts weiter wiſſen uns vorzuwerfen, ſo iſt der Mangel an weiblicher Würde ihr großes Wort, und darunter verſtehen ſie — bald dies, bald jenes, meiſtens morgen das Gegentheil von dem was es geſtern ſein ſollte. Nach meiner Meinung beſteht die weibliche Würde nicht darin empfindlich ſich zurückzuziehen vor einer harten Zumuthung, einem brutalen Wort, einer unpaſſenden Foderung — lauter Dinge an denen die Männer überreich ſind! — ſondern darin: dieſelben zu rechter Zeit zu vergeſſen. Was Levin jetzt von mir denkt und ſagt hat nicht das Gewicht einer Feder in der Wagſchale meines Entſchluſſes. Sagen Sie ihm das, und ſagen Sie ihm auch, daß ich ſo handelte wie ich es vor Gott und vor mir ſelbſt rechtfertigen kann, d. h. ohne Rückſicht auf mich, ſondern nur auf ihn und auf mein armes, verſtoßenes Kind, dem ich den Vater retten — und dem Vater ſelbſt die Reue ſparen muß."

„Möge es Ihnen gelingen, Joſſelinde! ſprach Wilderich ernſt. Mögen Sie dieſe Leidenſchaft Levins durch Ihre treue Standhaftigkeit beſiegen! Was muß das aber für ein ſchlaues Weib ſein um ihn dermaßen zu bethören!“

„Wer weiß ob ſie ſchlau iſt! ſie mag ihn lieben! Er iſt ein Menſch den man leidenſchaftlich lieben kann, weil er unberechenbar iſt.“

„Man liebt alſo nicht Denjenigen auf den man unbedingt rechnen kann?“

„Ach Wilderich! das Herz iſt ein räthſelhaftes Ding, das nicht durch Ergebenheit und Treue zu feſſeln iſt — aber auch nicht durch Geiſt oder Schönheit — und ebenſowenig durch Tugenden oder durch Opfer. Nach allen Seiten hin will es ſeine Schwingungen machen und Anklang finden — in jeder Richtung will es ſich wechſelsweiſe berührt fühlen — es will zugleich hoffen und zagen, lieben und zürnen, bewundern und bemitleiden, ſchwelgen und ehren, fliegen und ruhen, jauchzen und ſtill ſein: und dies Alles wird ihm geboten wenn es einen Menſchen wie Levin liebt. Bei ihm weiß man nicht das Ende vorher, denn heut iſt er anders als morgen — und grade dies, obwol man es unter gewiſſen Umſtänden einen Fehler nennen muß, übt einen Zauber auf das unerſättliche Herz, das im heimlichen Bewußtſein ſeiner Uebefriedigbarkeit dort am Meiſten ſich anſchließt wo es die vielſeitigſte Berührung ahnt und wo Sinne, Seele und Geiſt den freiſten Spielraum, das weiteſte Reich haben um in einer Minute nicht blos durch ſieben Himmel — ſondern auch durch ſieben Höllen zu fliegen. Dieſe Bedingungen erfüllt Levin, drum wird er immer mehr geliebt werden als er wieder liebt .... und nicht weil ihm die Kraft des Gefühls mangelte, ſondern weil er durch ſeine ganze Organiſation eine ſtärkere vielſeitigere Wirkung ausübt als ſie auf ihn ausgeübt werden kann.“

„So ſind die Frauen!“

„Nein Wilderich! ſo iſt der Menſch! — Sich ausleben, ſich entwickeln: das iſt das Prinzip ſeines Daſeins, und bewußt wie unbewußt verfolgt er es. Damit er nicht ausarte in wildes wüſtes Treiben und die Welt zu ſeinen Genüſſen verbrauche, ſteht ihm Willenskraft und Pflichtgefühl zu Gebot um jenen Drang zu beherrſchen. Aber der Drang ſelbſt iſt ein Urelement ſeines Weſens, der nur gezügelt, nicht ausgerottet werden darf. Treue iſt nur ſchön im Kampf mit einer Verſuchung; beruht ſie auf ſchwerfälliger Unfähigkeit oder gleichgültiger Unempfindlichkeit, ſo iſt ſie allerhöchſtens reſpectabel. Unbedingt auf Jemand rechnen zu dürfen iſt eine ſüße und edle Empfindung, die beide Theile ehrt; Levin hegt ſie für mich und .... liebt eine andre Frau. Sie ſehen alſo daß es den Männern genau ſo geht wie den Frauen, weil ſie ſämtlich Menſchen ſind, und weil der Menſch nach den Geſetzen von Vernunft und Pflicht zwar immer leben ſoll — aber ach! nicht immer kann. Man muß ihm Zeit laſſen ſich zu beſinnen."

„Und darüber geht der ſchönſte Theil des Lebens in Qualen hin .... erſt der Leidenſchaft, dann der Reue, dann der Entmuthigung — — und den Punkt wo wir dann plötzlich ſtill ſtehn weil wir gewahr werden daß der unendliche Schmerz, mit ſeinem ganzen Gefolge von traurigen Unendlichkeiten, zuletzt doch endlich geworden iſt: dieſen Punkt nennen wir: eine höhere Stufe der Erkenntniß und der Entwickelung. O Joſſelinde! Joſſelinde! haben wir ein Recht uns weiſe zu dünken, weil wir matt geworden ſind?"

„Still, Wilderich! nicht ſo viel fragen, nicht ſo viel grübeln! das macht die Seele morſch. Wir haben das Leben nicht um deſſen Räthſel aus- und aufzudenken, ſondern um zu handeln. Ich frage jetzt nicht warum und weshalb? ich faſſe mein Herz mit beiden Händen zuſammen, ich blicke nicht rechts noch links ſondern nur gradeswegs vor mir —

und da, lieber Wilderich, habe ich den Entſchluß gefunden, den Sie an Levin mittheilen müſſen und den ich auszuführen habe. Wenn wir noch viel Betrachtungen über die Unvollkommenheit der menſchlichen Exiſtenz anſtellen, ſo weiß ich warlich nicht ob ich nicht lieber auch die Hände in den Schooß und das Herz zu Boden fallen ließe."

„Tapfer und feſt! — Sie ſollten der Mann, und Levin das Weib ſein."

„Ich bin die ächte Tochter meines Vaters," ſagte ſie ſeufzend.

„Und das beklagen Sie?" rief er verwundert.

„O! rief ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck, glauben Sie nur: ich habe ſchon tauſend Mal gewünſcht mehr Grazie und Liebreiz und weniger Character zu haben. Wenn das wäre, ſo würde vielleicht dieſer Kelch an mir vorübergehen."

Sie drückte ihm die Hand und winkte ihm ſich zu entfernen. Wilderich kehrte nach Wildeshauſen zurück, wo Levin ihn empfing wie ein Verurtheilter der auf Begnadigung rechnet.

Dieſe Rechnung ging aber durch Wilderichs Botſchaft keinesweges in Erfüllung.

„Nicht die Rede ſoll während vieler Monate von der Scheidung ſein und dann will ſie Nein! ſagen; rief Levin in Verzweiflung, hat ſie denn dazu ein Recht? iſt ein ſo brutaler Eigenſinn durch kein Geſetz zu brechen? müßte nicht eine Geſetzesgewalt da einſchreiten wo das Zartgefühl dermaßen untergegangen iſt um in einem ſolchen Fall die Einwilligung zu verſagen! Einem Mann moraliſch gleichſam Gewalt anthun zu wollen von Seiten der Frau — Wilderich, ich weiß keinen Ausdruck für dies Ereigniß.“

„Es iſt recht gut wenn Du keinen weißt, entgegnete Wilderich gelaſſen; er würde doch nur in Deiner jetzigen Stimmung erfunden, folglich unpaſſend ſein.“

„Ich will nach Berlin! .... Man ſprach ja von einem neuen Ehegeſetz .... ich will es ſtudiren! vielleicht ward darin dieſer Fall bedacht.“

„Schwerlich, lieber Bruder! denn dieſer Fall iſt nur ein Einfall.“

„Mein Gott, ein neues Geſetz muß doch eine neue Erſcheinung, alſo etwas Extraordinäres im Auge haben, denn für das Ordinäre, für eine gewöhnliche gute oder ſchlechte Ehe kann es doch nicht gemacht ſein.“

Wilderich hätte faſt gelächelt über Levins Anſicht von der Geſetzgebung. Indeſſen ſagte er ruhig:

„Du haſt Recht, geh nach Berlin! es iſt Dir fremd und wird Dich zerſtreuen. Haben Deine

Gedanken ſich wieder gewöhnt in einer andern Richtung ſich zu bewegen, ſo wirſt Du ſie allmälig ſammeln und arbeiten können — und dann iſt Dir geholfen."

Vor der Hand kam Levin jedoch nicht zu dieſer Reiſe. Nach dem Geſpräch mit Wilderich ſchrieb er an Sylvia — die volle Wahrheit, wie er es ihr zugeſagt hatte. Nur beſchwor er ſie gegen Tranquillina das tiefſte Schweigen zu beobachten, weil er die feſte Zuverſicht habe Joſſelinde zur Auflöſung der Ehe zu bewegen, ſobald ſie nur ihre Niederkunft überſtanden habe.

Darauf verſagten Leib und Geiſt ihm ihre Dienſte und er fiel in eine heftige Gehirnentzündung, die ihn um ſeine Beſinnung und faſt um ſein Leben brachte. Außer dem tauſend Mal wiederholten Namen Tranquillina! kam übrigens kein Wort, ſelbſt in den heftigſten Paroxysmen, über ſeine Lippen. Geſund oder krank — mit oder ohne Bewußtſein — Tranquillina! war der einzige Gedanke, der in ſeiner Seele wohnte.

Joſſelinde kam zu Levins Pflege nach Wildeshauſen; aber ſo wie ſeine Beſinnung wiederkehrte und die Gefahr wich — ging ſie nach Schloß

Embden zurück. Sie wollte ihm nur nützlich und nicht läſtig ſein.

Tranquillina lebte in Prag eben ſo ſtill und einförmig als in Waldhaide. Sylvia ſah zwar täglich die Perſonen welche zu ihrem intimen Kreiſe gehörten, ſo daß es ihr nicht an geſelligem Verkehr mangelte, obgleich ſie in der tiefen Trauerzeit nicht ihr Haus verließ; — allein Tranquillina nahm wenig Theil an dieſem Zirkel. Sie erſchien auf eine Stunde oder eine halbe Stunde, ſprach ſehr wenig und faſt nie mit einem Mann, und ſuchte bald ſtill zu verſchwinden.

Es gab doch keinen Magnet in ihrem Zimmer, der ſie hätte locken können! die Bücher ſtanden im Schrank, die Staffelei war leer. Da ſchien gar nichts zu ſein was ſie auch nur eine Sekunde intereſſirte. Und doch! ſo wie ſie die Thür hinter ſich ſchloß that ſie einen tiefen Athemzug der Befreiung als habe ſie eine Brücke zwiſchen ſich und der alten Welt zerſtört und nach der neuen herüber geſchlagen. Ihre langſamen Bewegungen wurden lebhaft, der unbewegliche Ernſt ſchwand von ihrem Antlitz und machte einer Erregung Platz in welcher Zärtlichkeit und Trauer durcheinander zitterten; in ihr tiefes dunkles Auge trat ein phosphoreſcirender

Glanz — und aus einem dünnen Täſchchen von ruſſiſchem Leder, das ſie immer bei ſich trug, zog ſie ein Papier. Man konnte nicht ſagen daß ſie es las, denn ſie wußte es auswendig. Sie hielt es nur in der Hand ohne ſogar die Worte anzuſehen. Aber indem ſie es ſo hielt und ihre Augen auf Etwas heftete das er in Händen gehabt, fühlte ſie allmälig jede Vorſtellung ſchwinden, jede Schranke ſinken, jeden Raum überwunden: immer mehr wich die Erde zurück, immer nebelhafter wurden deren Erſcheinungen, immer freier und leichter fühlte ſie ſich werden: — ſie ſah Alles, aber wie von einem hohen Berge; ſie hörte Alles, aber wie aus weiter Ferne; ihr eigentliches Leben war aufgelöſt in dem intenſivſten Bewußtſein ihrer geiſtigen Vereinigung mit Levin.

Auf jenem Blatt ſtanden nur wenig Zeilen, die er ihr auf der Reiſe geſchrieben hatte, und die allerdings mehr einer Beſchwörung als einem Liebesgruß glichen; aber das elektriſche Fluidum der Leidenſchaft hatte ſie durchzittert und zitterte jetzt in Tranquillina nach.

„Tranquillina, ich gehe um uns die Stelle für „die Zukunft zu bereiten. Vergeſſen Sie mich nicht! „Lieben Sie mich mit Ihrer Liebe und mit Ihrem „Glauben! Laſſen Sie Ihre Gedanken wie zwei

„gefaltete Hände über mir ſein, unabläſſig, Tag
„und Nacht! — Tranquillina! Dein Name werde
„geheiliget. Levin."

Sie folgte dieſer Beſchwörung; ihre Seele war bei ihm mit aller Macht der Sehnſucht, der unbedingten und unerſchütterlichen Zuverſicht. Wenn dieſe Exaltation nachließ und ihre Kräfte ſich ſelbſtbewußt regten, ſo las ſie die Lebensbeſchreibung ihrer Eltern. Dann betete ſie zu Gott um eine friedlichere Zukunft, und dies Gebet gab ihr wieder die Richtung zu Levin — nur daß ſie zuweilen ſtatt ſeines Briefes die drei Lieder las, welche ſie von ihm beſaß. In dieſem Kreislauf vergingen ihre Tage. Wie eine Somnambule, deren Abgeſchloſſenheit gegen die äußere Welt die Richtung auf die innere zu einer Steigerung aller Kräfte emportreibt: ſo lebte Tranquillina. Ihre Liebe war um ſo intenſiver als keine Flamme aufloderte und kein Funke aufſprühte. Sie blieb ganz ſtill, ganz ernſt, ganz in der Form die ihrer Natur eigen war, ganz regungslos unter der Wucht dieſer unerhörten Leidenſchaft.

Sylvia empfing Levins Brief aus Wildeshauſen. Sie lächelte ſchadenfroh und verächtlich als ſie ihn geleſen hatte. So ſind die Männer! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Lamentationen über eine unſelige Ehe .... und die Frau im Wochenbett! Charmant! ſo recht ein Fall der den Adel der menſchlichen Natur in ſeiner Entadelung zeigt! — Sind wir denn anders? beſſer? fragte ſie mit einem unwillkürlichen Rückblick auf ſich ſelbſt. — Nun, wenn wir's nicht ſind, ſo könnte es wol daher kommen daß wir mehr als eine Sache denn als ein menſchliches Weſen behandelt werden. Uebrigens, ſobald ein ähnlicher Fall paſſirt, ſo .... liebt man ſeinen Gemal ganz außerordentlich, das verſteht ſich von ſelbſt .... gleichviel in welcher kühlen Temperatur die Gefühle ſich ſonſt halten mögen. Das iſt man ſich ſelbſt ſchuldig.

Es fiel ihr vor der Hand nicht ein Tranquillina vom Inhalt dieſes Briefs zu benachrichtigen. Wozu? dies Verhältniß mußte ja von ſelbſt zerfallen, da Joſſelinde nicht von Levin laſſen wollte. Mögte Tranquillina immerhin lieben und hoffen — Levins Frau konnte ſie nicht werden, und über kurz oder lang mußte ſie ſich enttäuſcht oder erzürnt von ihm abwenden. Einſtweilen wollte Sylvia aber ihre Rolle als Vertraute benutzen um ſich Levin ſo unentbehrlich zu machen daß ihre Intimität fortbeſtehen mußte, ganz unabhängig von ſeiner vermuthlich ſchnell verfliegenden Leidenſchaft. Welche Form dieſe Intimität ſpäter annehmen werde, ob die der Freundſchaft? die der Liebe? — das beunruhigte ſie nicht. Levin war ein Menſch den man zu feſſeln ſuchen mußte; eine brillante Perſönlichkeit, eine ungewöhnliche Erſcheinung, vermält, und überdas mit einer andern Leidenſchaft im Herzen! .... — welche Lockung!

Sie antwortete ihm höchſt witzig und ſpitzig einen Brief, der mit Beileidsbezeugungen anfing und mit einem Glückwunſch endete, und der zwiſchen jeder Zeile die Frage durchſchimmern ließ: ob es nicht ihre Pflicht ſei Tranquillina von dem Spiel zu unterrichten, das Levin mit ihr triebe. Dadurch nöthigte ſie ihn zu einer ſchleunigen Antwort, welche ſie dann wieder zum gleichen Zweck ausbeuten konnte — und das war Alles was ſie jetzt beabſichtigte.

Sie überließ Tranquillina ungeſtört ihrer extatiſchen Traumwelt.

Nach Levins Geneſung eilte er Wildeshauſen zu verlaſſen. Die Mutter und Schweſtern wurden erwartet; die beiden Verlobten ſollten ihnen bald folgen. Levin, der immer einen gelinden Abſcheu gegen die Freuden des Famililienlebens gehabt hatte, fühlte ſich weniger denn je geſtimmt auf Glückwünſche und Seligkeitserwartungen ſich einzulaſſen die auf nichts beruhten als auf dem Entſchluß aus dem ledigen Stand in den ehelichen überzugehen. Er wollte nach Berlin, und vorher noch einmal mit Jeſſelinde ſprechen.

Als er nach Embden fuhr gedachte er jener Fahrt die er mit Wilderich gemacht, als er zitterte in dem Bruder einen glücklichen Nebenbuhler zu finden, und als ihm das Leben mit Jeſſelinde und in Embden ſelig wie im Elyſium erſchienen war. Und jetzt — ſo ganz anders! ſchnurſtracks das Gegentheil! und die Seligkeit bei Tranquillina! — Sollte das nicht auf den ſehr natürlichen Gedanken führen, daß ſie nirgends iſt? daß man ſie nur bruchſtückweiſe und ſelten gewahren, und viel ſeltner noch genießen kann? daß es mit ihr iſt wie mit jenem Punkt wo Himmel und Erde ſich ſcheinbar berühren, welcher den Kindern ſo viel zu ſchaffen macht, weil ſie ihr eigenes Auge nicht kennen? — Ja wol! und man denkt es auch — aber zu ſpät! Nie um ſich warnen zu laſſen; nur um zu bedauern daß man es nicht gethan.

Lorin dachte nur daß er damals einen Jrthum begangen, und jetzt für ihn Buße thun und durch das Purgatorium gehen müſſe um ins Paradies zu kommen; aber er zweifelte nicht daß ihn dort die ewige Seligkeit erwarte und daß ſie ihm vom Schickſal beſtimmt und zugedacht ſei.

In dieſer Stimmung begrüßte er Joſſelinde und ſprach ſanft und ernſt mit ihr. Er ſchlug ihr vor, daß ſie gelaſſen den Zeitpunkt abwarten wollten, den ſie vor der Hand feſtgeſetzt hatte, und dann die Scheidung einleiten. Aber Joſſelinde blieb unbeweglich.

„Die Ehe iſt zu heilig, ſagte ſie, um durch eine unheilige Aufwallung angetaſtet zu werden. Sie iſt der Tempelvorhof in den der Menſch tritt um den Tempeldienſt des Lebens zu vollziehen, der ohne Opfer nicht denkbar iſt.“

„Aber auf das Opfer folgt Segen und nicht Märterthum.“

„Um das zu beurtheilen müſſen wir zuvor das Opfer unſrer Selbſtſucht gebracht haben. Du kannſt nicht wiſſen welch ein Segen Dir daraus erſprießt.“

„Du trauſt Dir göttliche Gaben zu!“ ſagte er mit kaltem Spott.

„Nicht mir! entgegnete ſie ſanft und traurig. Du haſt das früher gethan. Ich traue nur der herzerhebenden und ſeelenſtärkenden Kraft des Bewußtſeins."

„Joſſelinde! ſagte Levin gerührt, noch jetzt traue ich Dir die göttliche Gaben zu — die göttlichſte von allen: die Fähigkeit Dich zu opfern wo" ....

„Wo mein Herz es gebietet. Aber mein Herz iſt nicht blos das einer Frau, ſondern einer Mutter."

Es glitt ein krampfhafter Zug, ein unterdrückter Schrei ſeiner Seele über Levins Antlitz und wieder in den kalten Spott zurückfallend, ſagte er:

„Es iſt zuweilen recht bequem Mutterliebe zu fingiren .... um ſie als Waffe gegen den Mann zu brauchen."

Thränen quollen glühend und ſchwer in Joſſelindens Augen. Sie ſagte nach einer Pauſe:

„Mutterliebe! das iſt das große Wort welches Ihr uns von allen Seiten als die Formel unſers ſüßeſten Glücks, unſrer höchſten Beſtimmung zuruft. Mutterliebe! darin liegt Troſt für Eure Kälte, Lohn für tauſend Entſagungen, Schutz gegen jede Verlockung, Erſatz für jammervolle Entbehrung. Levin! ſo wird uns dies Wort tauſend und aber tauſendmal von Euch zugerufen — von Euch, die Ihr es unendlich bequem findet Euch durch daſſelbe gleichſam .... abgefunden mit einer Frau zu betrachten. Berufen wir uns aber einmal auf die Mutterliebe um uns gegen Euch zu ſchützen — ach! dann ſoll ſie, die geprieſene, die heilige, nur noch ein leerer Schall ſein! Gegen unſre Schwäche, gegen den gefährlichen Reiz der Welt ſollen wir uns mit ihr vertheidigen wie mit einem Cherubſchwert; aber Euch gegenüber ſoll ſich dieſe Macht in Unmacht wandeln. O Levin! wäre ich nicht in Verzweiflung, ſo würde ich lachen über ſolche Verkehrtheit."

„Laſſen wir das! ſagte Levin beklommen. Ich will Dir nur noch ſagen, daß Du nie mehr darauf rechnen kannſt mich hier glücklich zu ſehen, und daß Du das nicht wirſt ertragen können. So vernimm denn alſo auch meinen Entſchluß, der eben ſo unwiderruflich als der Deine iſt. Haſt Du nach der von Dir feſtgeſetzten Friſt nicht Deine Einwilligung mir gegeben: ſo gehe ich fort, nach Indien, nach Amerika — gleichviel."

„Man bleibt nicht in Amerika oder in Indien," entgegnete ſie gelaſſen.

„Nein! ſobald uns ein Band an die Heimat knüpft. Aber für mich iſt es zerriſſen. Nichts feſſelt mich! und .... meine Liebe folgt mir nach."

„Frevle nicht, Levin!" ſprach ſie dumpf.

„Wie kannſt Du es ertragen, rief er, plötzlich wieder aus ſeiner Kälte in lodernde Heftigkeit verfallend — wie kannſt Du es ertragen Joſſelinde, mich mit eigener Hand zu dieſem Frevel zu beſtimmen! Du haſt Dein halbes Leben damit hingebracht mein Glück über Alles zu wünſchen und es zu gründen, zu entwickeln, ſo ſehr es in Deiner Macht lag; und jetzt, da der entſcheidende Schritt zu thun iſt — da weigerſt Du Dich! da willſt Du mich für ewig feſſeln! da ſoll ich ſtehen bleiben, weil Du ſtehen bleiben willſt. Aber fühlſt Du denn nicht daß ich einen größeren Spielraum brauche? fühlſt Du nicht daß die Reife, die Vollendung nach der ich ſtrebe unmöglich hier in Schloß Embden erlangt werden können, und andrer Bedingungen bedürfen als die gegenwärtigen Verhältniſſe? — Du ſelbſt haſt mir jüngſt geſchrieben: ein neuer Lebensathem, ein friſcher Aether wehe durch meine letzte Tragödie und ſie ſei in einen ſo großen Geiſt getaucht, wie Du es wol von mir gehofft, doch kaum geglaubt hätteſt. Nun ſieh, Joſſelinde! das kommt daher weil ich zuvor eine andre Stufe der Erkenntniß erklommen habe."

„Ich bezweifle nicht daß jeder neuen Schöpfung ein Chaos vorhergehen müſſe, welches, durch ein fremdes Element bewegt und aufgewühlt, ſo lange gährt bis der Stoff zum Schöpfungsakt reif iſt. Jeder neuen Einſicht in die große Weltordnung — jedem neuen Verſtändniß des Menſchenſchickſals — muß eine neue Erfahrung, oder Offenbarung zum Grunde liegen, welche ihre Süße und Bitterkeit mit ſich bringen. Aber ich bezweifle, daß dieſer geiſtige Aufſchwung Hand in Hand gehen müſſe mit einer Aenderung des äußern Lebens.“

„Ja! weil Du meinſt .... weil Ihr Alle meint man ſchriebe mit den Paar Gedanken die einem durch den Kopf laufen! man hätte weiter nichts zu thun als ein Paar von dieſen Gedanken einzufangen, zuſammen zu kneten zu einem Plan, und der und der und der Figur eine Portion davon zu ertheilen welche ſie nun zu verarbeiten hat! .... dies Alles mit der Gemüthsruhe und der Handgelenkigkeit eines — Bäckers, dem Form und Größe ſeiner Brete ſchon mechaniſch in den Fingern liegen. Ganz leicht und luſtig und behend muß man ſich bei der Arbeit fühlen, und vom Schreibtiſch ſo behaglich ſich erheben wie vom Eßtiſch, nachdem man eine excellente aber leichte Malzeit zu ſich genommen. Kurz, Ihr meint, die productive Kraft liege äußerlich an den Radien unſers Weſens: aber ſie liegt innerlich in deſſen Kern — und daher iſt ein Buch bei mir nicht das Reſultat eines Calculs, ſondern die Frucht eines Erlebniſſes. Du aber meinſt, zu den Erlebniſſen dürfte der Ausbruch eines innern Vulkans oder ein Erdbeben nicht gezählt werden. Das wären ungehörige Dinge, die man nur als Naturerſcheinung in Italien und Sizilien zu betrachten habe; jedoch Unmöglichkeiten im Bereich der eigenen Seele. Sage ich es ſind dennoch Möglichkeiten, ſo entgegneſt Du gelaſſen: Aber vorübergehende! — Das iſt richtig: nicht ewig währt ein Erdbeben! doch eine Sekunde reicht hin um eine Stadt in Grund und Boden zu krachen, und die Folgen währen ewig. Ich wäre vielleicht glücklicher wenn ich, friedlich am Camin ſitzend, meine Bücher aus nichts webte als aus den fliegenden Sommerfaden der Einbildungskraft, die Gehörtes, Geſehenes, Gelerntes, Gedachtes zuſammenſpinnt, ohne daß das Blut raſcher pulſirt, das Herz vehementer klopft, und der Athem abwechſelnd ſtockt und fliegt. Auch beſſer wär' ich vielleicht wenn meine Seele eine weiße Wand wäre, ganz ſauber und ganz leer — an der ich zu meiner eigenen und fremden Ergötzlichkeit das Schattenſpiel der Einbildungskraft vorüber gleiten ließe. Wäre ich ſo beſchaffen, könnte ich in dieſer Weiſe wie ein Polyp in ein Dutzend verſchiedener Theile mich ſpalten, die jeder für ſich ihr beſonderes Leben haben, ja dann wäre mir geholfen! dann lebte ich heut für Gedanken, morgen für Handlungen, übermorgen mit den Sinnen, und machte mir das Eine kein Vergnügen ſo wendete ich mich zum Andern, ſo daß die Abwechſelung mich wenigſtens ermuntern, wenn nicht erfriſchen müßte. Ich bin aber keine Polypen-Natur. Wo ich lebe da leb' ich ganz! Hat das Herz eine Revolution erfahren, ſo zieht das nothwendig einen Umſturz der Verhältniſſe nach ſich, wie der Körper verweſt wenn die Seele entflohen iſt. Du müßteſt Grauen empfinden vor einem ſolchen todten Leibe. Du müßteſt Dich vor ihm entſetzen wie der Galeerenſklav, der zum Gefährten ſeiner Kette einen Leichnam hat" .... — —

„Genug Levin! rief Joſſelinde heftig, die ſchon mehrmals verſucht hatte ihn zu unterbrechen während er mit immer ſteigender Exaltation fortſprach. „Genug! wir können uns jetzt nicht verſtändigen und jeder Verſuch führt uns weiter vom Ziel. Ich betrachte das Leben als eine Aufgabe um heilige Pflichten zu erfüllen, mögen ſie leicht oder ſchwer, ſüß oder bitter ſein; Du — weißt von keiner Pflchit! es iſt möglich daß Du ſehr gut, ſehr großmüthig handeln könnteſt wenn Du dich grade dazu aufgelegt fühlſt. Treten Dir aber dergleichen Anfoderungen in Geſtalt von Pflicht entgegen, ſo biſt Du gegen ſie verſtimmt. So warſt Du immer, ſo biſt Du jetzt. Ich wußte es, ich kannte Dich, und hatte dennoch die Vermeſſenheit mein Schickſal an das Deine zu knüpfen — aus Liebe! denn ich wußte auch daß meine Standhaftigkeit Deine Abirrungen überdauern würde. Auf dieſem Punkt ſind wir jetzt, und von ihm aus beginnen wir den Kampf. Das vergiß nicht, Levin, daß ich in dieſem Kampf einen unerhörten Vortheil vor Dir habe, ſo daß Du Dich nicht wundern mußt wenn Du nicht ſiegſt."

„Ich kenne dieſen Vortheil! er heißt Eigenſinn."

„O nein, Levin! in dieſem Kampf denkſt Du nur an Dich, und ich .... nur an mein Kind und .... auch an Dich!"

„Joſſelinde! rief Levin plötzlich und warf ſich vor ihr nieder; — ſieh, Joſſelinde, ich glaube Dir! Ich hab ein ſo ſchrankenloſes Vertrauen zu Dir, daß ich wirklich glaube der Gedanke an Dich ſelbſt tritt in den Hintergrund ſobald mein Glück in Frage iſt. Nun warum zauderſt Du vor der That wenn die Geſinnung in Dir lebt?"

Joſſelinde ſchloß die Augen um ihren unerhörten Schmerz zu verbergen. Keine Ahnung hatte Levin von ihrer Liebe um mit einer ſolchen Gelaſſenheit auf ihre Entſagung zu rechnen! .... keine Ahnung daß Entſagung für ſie das war, was der gebrochene Stab in der Hand des Richters für den Verurtheilten! — Und ſie ſelbſt ſollte ihn über ſich brechen und ihr Glück. So liebte Levin ſie denn gar nicht! gar nicht! — War es nicht beſſer ihm die Freiheit zu gönnen und ſich die ewige Demüthigung zu erſparen? — Aber nein! ſie konnte nicht von der Hoffnung laſſen ihn aus der Bethörung erwachen zu ſehen! — konnte nicht begreifen, daß Jahre durch wenig Wochen aus der Erinnerung geſtrichen ſein ſollten. Weil ſie treu war, rechnete ſie auf Treue, ſchien Treue ihr ein weſentlicher Beſtandtheil der menſchlichen Seele und Mangel daran — eine Entwürdigung. Sie ſagte kalt:

„Nicht auf Probe und nicht zum Spaß habe ich den ernſten Bund der Ehe geſchloſſen, und nicht zu Deinem Vergnügen darf ich ihn löſen, noch aus moraliſcher Feigheit um Dir einen Kampf und Schmerz zu erſparen. Von mir iſt nicht die Rede; denn, wie auch das Ende ſein möge .... mein Glück iſt dahin.“

„Alſo um auch mich elend zu machen biſt Du ſo ſtarr?“

„Um Dir Zeit zur Beſinnung zu laſſen, und um einer gewiſſenloſen Handlung vorzubeugen, die immer ihre Strafe nach ſich zieht. Möge man denken wie man wolle über den Mann der ein rechtſchaffenes Weib verläßt; — ſein Kind zu verlaſſen .... iſt nichtswürdig.“

„Genug .... ſage ich jetzt! rief Levin heftig erſchüttert: ihren Ausſpruch daß einer gewiſſenloſen Handlung die Strafe folge, wandte er auf ſich .... und Tranquillina an. Lebe wol, Joſſelinde! Du haſt wenigſtens das Zeugniß Deines Gewiſſens immer recht gehandelt zu haben, während ich mir das fürchterlichſte Unrecht, eine Sünde gegen mich und meine ganze Zukunft in blinder gedankenloſer Thorheit begangen, vorwerfen muß: das Unrecht — Dich geheirathet zu haben.“

Er verließ das Zimmer, ſetzte ſich wieder in ſeinen Wagen, den er nicht hatte ausſpannen laſſen, und fuhr in die Welt hinein. Wohin? er wußte es nicht. Zu Tranquillina? was konnte er ihr ſagen! Er fühlte ſich nicht ſtark genug um ſeine Unruh, Angſt und Verzweifelung vor ihr zu verbergen, und wußte keinen falſchen Grund zu erfinden um den wahren zu verſtecken. Und dann war Sylvia da, die ihn plagte, bewachte, ärgerte! — und eine ganze Familie, und die Welt. Nein! allein wollte er ſie ſehen, wie in Waldhaide, ach, in der erſten ſeligen Zeit. Gedanken an Flucht mit ihr, an eine Entführung, ſtiegen in ihm auf. Aber er wies ſie mit Abſcheu fort. Dieſe Schmach auf dies unſchuldige Haupt erfüllte ihn mit Entſetzen und es war auch mehr als fraglich ob Tranquillina einwilligen würde. Es war eine ſolche Glorie von unbewußter Seelenreinheit um ſie her, daß ſeine Gedanken dieſelbe nicht anzutaſten vermogten. In Stürmen und Träumen der Leidenſchaft, wenn die Welt ihm unterging — ja! aber vor ernſten, abwägenden Gedanken — nein! o nein! da trat ſie zurück auf den Halbmond und die Wolken entrückten ſie ihm, und ſie war wieder die heilige Jungfrau wie er ſie zuerſt im Bilde geſchaut.

Nur dieſe Zeit hinbringen, dieſe entſetzliche Zeit bis zur Niederkunft Joſſelindens! Denn, durch die Geburt des Kindes gerührt und beglückt, würde dieſe allendlich doch umzuſtimmen ſein — meinte er.

O die Wolthat für ihn, jetzt ſchreiben zu können! jetzt zu verſinken in die ſchöpferiſche Kraft die das Individuum in das Organ einer höheren geiſtigen Lebensäußerung verwandelt, und ihm die Fähigkeit verleiht ſich auf den Flügeln des Genius über die Mißgeſchicke ſeiner Perſönlichkeit zu erheben! — Aber nichts da! Verbrannt, gelähmt, krampfhaft erſchüttert war das Gehirn und der ganze Organismus. Unzuſammenhängend wie im

Traum, ſchoſſen Gedanken, Bilder und Worte kaleidoſkopiſch durch ſeinen Sinn, und jede Anſtrengung ſie in beſtimmte und beherrſchte Formen zu bringen, machte ſie zerfallen. Er konnte ſie nicht zuſammen halten, nicht den ordnenden Geiſt auf ſie lenken, nicht ihnen den Zügel überwerfen und ſie bändigen. Er verſuchte zuweilen die Gedanken in einem Focus zu ſammeln: dann war ihm als würde er fortgeriſſen durch den allzu dünnen Aether, in das allzu blendende Sonnenlicht, wie Phaëthon, machtlos dahin gewirbelt von unbändigen Roſſen, deren Hufe ihm das Gehirn zerſtampften. Oder die Gedanken kamen und kamen, immerfort! immerfort! immer raſcher, vehementer, brauſender, tobender — ein Katarakt, der ihn in ſeinen Strudeln begrub. Ich werde wahnſinnig! dachte Levin und riß ſich mit Gewalt aus dem Hinbrüten empor, welches er nicht in Meditation zu verwandeln vermogte. Ich bin alſo vom Schickſal lebendig eingeſargt; denn meine Fähigkeiten haben aufgehört und nur mein Athem ſteht nicht ſtill. So habe ich denn Alles verloren: Freiheit, Thatkraft und Talent, an den böſen Dämon meines Lebens, an .... — — —

Wir Alle die wir ihm zuſehen kalt und klug und beſonnen, wir zucken mitleidig die Achſeln und ſprechen: Nun freilich an den böſen Dämon einer ſelbſtiſchen Leidenſchaft! — während er ihn: Joſſelinde! nennt. Aber wir Alle, ſo kalt und klug und beſonnen wir in dieſem Augenblick ſein mögen, dürfen nicht vergeſſen, daß wir es zwanzigmal gemacht haben wie er — und es vielleicht noch zwanzig Mal ſo machen werden; nicht genau ſo, aber ungefähr.

Levin reiſte nach Berlin. Ein Ort war ihm ſo gleichgültig als der andre, und dieſer hatte den Vorzug ihm ganz unbekannt zu ſein.

Als er in die Thür des Gaſthofs trat — trat ihm aus demſelben Werner entgegen. Mit einer Freude, die durch keine vergangene Mißſtimmung, durch keinen gegenwärtigen Schmerz getrübt wurde, begrüßte Levin den alten Freund warm und ehrlich, während dieſer ſich wie auf der Lauer hielt.

„Komm mit mir auf mein Zimmer! ſagte Levin und faßte Werner unter den Arm: wie geht Dir's? wie lebſt Du? was treibſt Du?"

Werner ging mit Levin, aber mißtrauiſch und behutſam äußerte er weder Freude noch Theilnahme. Er ſagte nur:

„Du hier? Warlich ich hätte nicht geglaubt daß Du Dich von Deinem Patmos trennen könnteſt."

Ohne auf dieſe Bemerkung einzugehen wiederholte Levin ſeinen herzlichen Gruß. Er hatte die Correſpondenz des vorigen Jahrs und Werners hämiſche Kritik ganz vergeſſen. Er ſah den Menſchen wieder mit dem er ein Stück ſeines Lebens gelebt und den er Freund genannt hatte — und davon ward ihm das Herz warm.

Dieſe natürliche menſchliche Aufwallung begriff Werner nicht. Seine von überreizter Eitelkeit kranke Seele hatte nicht die Kraft, einer Richtung des Gefühls zu folgen, die alle perſönliche Empfindlichkeit wegwiſchte. Er glaubte Levin habe irgend eine Abſicht mit ihm.

„Nun alter Freund! laß Dich anſchauen! ſagte Levin und legte die Hände auf Werners Schultern. Es ſind Jahre vergangen in denen wir uns nicht geſehen, kaum von einander gehört haben — gewichtige, ſchwere Jahre."

„Was Du ſchwer nennſt, würde Anderen leicht und bequem erſcheinen. Du liegſt in den Armen der ſchönſten Göttin .... des Glücks! das Leben hat für Dich ſeine wellenförmige Richtung geändert und iſt feſt unter Deinen Füßen geworden Müheios haſt Du nach allen Seiten hin Erfolg gehabt. Ich dächte du dürfteſt zufrieden ſein."

„Und Du biſt es nicht?"

„Ich lebe für etwas Andres als für meine perſönliche Zufriedenheit.“

„Wol Dir!“ ſagte Levin mit tiefer Ueberzeugung.

„Meinſt Du?“ entgegnete Werner gedehnt, und der Ausdruck ſeines Geſichts zeigte deutlich daß ſeine eigentliche Geſinnung mit jener Phraſe der Selbſtverleugnung durchaus nicht übereinſtimmte.

„Ich ſage nur das was ich meine und nie etwas Anderes, erwiderte Levin. Ich meine je unperſönlicher unſer Ziel um deſto höher und allgemeiner iſt es — in deſto ſtärkeren Schwingungen müſſen wir zu ihm hinanſtreben — um deſto freudiger werden wir uns in einer großen Gemeinſchaft wiſſen und bewegen.“

„Gehſt Du aufrichtig ein auf die große Idee der Zeit, rief Werner, daß die Menſchheit in einer freien Gemeinſamkeit ſich zu entfalten habe? daß das Mißverhältniß zwiſchen Höhen und Tiefen aufgehoben werden und daß folglich Jeder mit ſeinem geiſtigen und materiellen Hab und Gut nicht ſich ſelbſt, ſondern der Menſchheit dienen müſſe?“

„Lieber Werner, dieſe große Idee iſt nicht blos die unſrer Zeit; ſie lebte zu allen Zeiten.“

„Aber verfälſcht, mißdeutet, mit Füßen getreten“ .... — —

„Ja, genau wie jetzt! immer von den unreinen

Geiſtern verfälſcht und von den reinen neu gedeutet. Für ſie ward Iphigenie geopfert, für ſie ging Solon freiwillig ins Exil, für ſie ſtarb Chriſtus“ .... — —

„Laß uns ſchweigen von dieſen Mythen und Märchen mit denen man die Völker ehedem in eine ſtupide Ruhe lullte! Soll denn ewig die Rede ſein von einem Solon, einem Chriſtus?“

„Nun doch wol ſo lange bis die neuen Geſetzgeber und Meſſiaſſe ſich etwa drei Jahr hindurch bewährt haben!“ ſagte Levin etwas ſpöttiſch.

„Gieb uns drei Jahre Zeit und Spielraum, und der Meſſias wird ſich bewähren, der einzige, der ewige: das Volk! Er, der ſeit achtzehnhundert Jahren gekreuzigt worden iſt, wird dann ſeine Auferſtehung halten und über die Welt hin den Ruf erſchallen laſſen: Selig die, ſo an mich glauben und mir nachfolgen, denn ich werde ſie erlöſen aus der Knechtſchaft und Ungerechtigkeit durch Freiheit und Bruderliebe.“

Während Werner mit einer gewiſſen Exaltation ſprach, blieb ſein Geſicht eiskalt. Seine Augen behielten ihren lauernden Blick, ſeine Lippen ihre affectirte Schnöde. Der Contraſt war ſo ſchneidend, daß Levin befremdet ſagte:

„Es ſcheint Du wolleſt ein Senkblei in mich herablaſſen um ausfindig zu machen wie weit und wie tief ich mit Dir übereinſtimme — jedoch Du ſelbſt .... wollteſt Deine wahre Meinung für Dich behalten."

„Du irrſt! entgegnete Werner mit Kälte. Mit dieſen nämlichen Worten habe ich bei unſerm erſten Zuſammentreffen in Rom zu Dir geſprochen, und vor einem Jahr Dir geſchrieben."

„Mit den nämlichen Worten — ja! aber mit einem andern Ausdruck. In alten Zeiten warſt Du unüberlegter, aber aufrichtiger; und ſchon in Deinem Brief fand ich dieſen abſichtlichen Pathos, dieſen kaltblütigen Fanatismus, der mich kaum zu einem ehrlichen Widerſpruch erwärmt."

„Vermuthlich weil Du die ſchwache Baſis Deines Widerſpruchs heimlich fühlſt .... und das eben ſpricht für die Wahrheit meiner Worte. Sie ſind ſo groß wie ihr Inhalt, und um dieſem ſeine Würde zu geben wähle ich ſie."

„Da Du aus Ueberzeugung ſprichſt, ſo wird Dich eine Bemerkung nicht treffen und folglich auch nicht verletzen, die ich nicht unterdrücken kann."

„Gewiß nicht! ich bin gepanzert in meiner Ueberzeugung."

„Wolan, lieber Werner, heutzutag wählt man häufig große Worte um den Mangel an Inhalt zu verbergen oder um ihn ſo beliebig deuten zu können wie dieſe weiten Worte — ſo ſage ich lieber und richtiger als große — es geſtatten. Durch ſolche Worte, das weißt Du wol, wird die Maſſe bewegt, benutzt, ausgebeutet! .... —

„Wie z. B. durch die Worte: Glaube! Gehorſam! ewige Seligkeit!" unterbrach Werner.

„Und wie z. B. durch die Worte: Freiheit! Gleichheit! Menſchenrechte! fuhr Levin fort. In einem einzigen Kopf einen einzigen klaren geſunden Gedanken zu wecken und zu entwickeln iſt freilich ſchwerer als durch den Hebel eines Schlag- und Stichworts die Maſſe zu bewegen, deren ungeübtes Urtheil das Wort identiſch mit deſſen Erfüllung — und dieſe genügend den eigenen Wünſchen wähnt. Dies Wort wird heutzutag gebraucht um auf ſophiſtiſche Weiſe die Idee aus welcher es geboren iſt zu entſtellen."

„Wir ſagen um die Wahrheit herzuſtellen! um die Ahnung dieſer Wahrheit, die Sehnſucht nach ihrer Verwirklichung, nach ihrer Menſchwerdung in dieſe verdumpften Seelen zu werfen — verdumpft durch die Miſſethaten einer fluchwürdigen Vergangenheit. Das Wort der Gegenwart iſt ein erlöſendes — das der Vergangenheit war knechtend; drum iſt der Stab über ſie gebrochen. Sie lehrte: Alle für Einige! wir lehren: Alle für Alle! Privatvortheil, Privatrecht, Privatehre, Privatglück — dürfen nicht mehr exiſtiren, ſind Uebervortheilungen welche ſich Einzelne auf Koſten der Geſamtheit zu ihrer ewigen Schande erlauben. Was kein Gemeingut iſt, iſt geſtohlnes Gut."

„Auch die Ehre?" fragte Levin kalt und hoch.

„Auch die Ehre! erwiderte Werner giftig. Du alſo, dem es ſo leicht wird in Deiner verſuchungsloſen Sphäre ein Mann von Ehre zu bleiben" .... —

„Verſuchungslos? haſt Du mir nicht geſchrieben ſie ſei von Hauſe aus verderbt; und wo wäre die Verſuchung größer als in der Verderbniß?"

„Ganz recht! Ihr habt die Verſuchung zu beſtehen nicht ungerecht, nicht unbarmherzig, nicht ſelbſtiſch zu ſein; Ihr unterliegt derſelben: ſeid Ihr deshalb entehrt? O mit nichten! Ihr bleibt Ehrenmänner nach wie vor. Aber der Arme, der im Elend groß geworden iſt, ohne Erziehung, ohne ſittliche Pflege, ohne gutes Beiſpiel — der ſtiehlt um ſich zu nähren, raubt um ſich zu kleiden, mordet um ſeine Leidenſchaft zu befriedigen — der iſt entehrt! und Ihr blickt verachtend auf ihn herab ſtatt daß Ihr Eure Rechte, Eure Vortheile, Euer Wolbehagen mit ihm hättet theilen ſollen. Wäre das zu rechter Zeit geſchehen, ſo wären der Sträfling, der Zuchthäusler, der Dieb ſo ehrenhaft als Ihr es ſeid. Du ſiehſt alſo, daß ſogar Eure Ehre auf Unkoſten Andrer erworben .... folglich geſtohlnes Gut iſt.“

„Und Verſtand, Talent, Genie — hat das Individuum auch ſie geſtohlen?“ fragte Levin lächelnd.

„Veruntreut hat es dieſe Gaben, ſobald es ſie in einer Privatrichtung und für Privatzwecke verwendet, um ſich eine Privatglorie daraus zu machen, wie z. B. Du es machſt. Verſtand, Talent, Genie, ſind alsdann wahrhaft verabſcheuungswürdig und werth in den Staub geriſſen und mit Füßen getreten zu werden, weil ihr Inhaber auf ſie ſtolzirt und pocht und groß thut — ohne zu bedenken daß zehn — fünfzig — hundert Andre ihn weit überflügeln würden wenn ſie ſeine Erziehung und ſeine Bildungsmittel gehabt hätten.“

„Ich beklage Dich daß Du ſo klein von den begabten Menſchen denkſt; denn was Du eine „Privatglorie“ nennſt, ſcheint mir nichts zu ſein als eine Befriedigung der Eitelkeit. Wem kann die genügen?“

„Und was ſuchſt denn Du mehr .... Du, Levin! .... da man Dich ja zu dieſen unſeligen Begabten zählt.“

„Was ich ſuche? rief Levin, und die flammende Transfiguration ſeines Antlizes kontraſtirten ſchneidend mit dem Ausdruck von hämiſchem Neid in Werners Geſicht. Ja, ſiehſt Du, was ich ſuche das iſt freilich etwas ganz Andres als der Genuß der Eitelkeit. Was ich ſuche .... das kann ich nur approximativ finden: den Punkt wo die Schranke zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen fällt, wo ich in mir Stralen der ewigen Wahrheit und Schönheit ſammle nicht um ſie für mich zu genießen — ſondern um ſie durch das Medium meines Talents mit einer Glorie zu bekleiden und ſie zur ewigen Anbetung aufzuſtellen für Alle die Augen haben zu ſehen und Ohren zu hören. Was ich ſuche .... das wäre die ſelige Ueberzeugung ein Wort, einen Gedanken, eine Idee auf das große Feld der Gegenwart geworfen zu häben, wo ſie keimen und treiben und — jetzt vielleicht eine graue Saat — dereinſt die goldne Ernte der Zukunft werden mögte. Dieſe Ueberzeugung kann ich weder aus Lob noch Tadel, aus Beifall noch aus Anfeindung ſchöpfen. Unſre Epoche iſt nicht ſowol die der Parteien — ſondern der Cotterien, der Cliquen, die ſich untereinander verketzern und haſſen. Was auch auftauchen möge — ein Menſch, ein Buch, ein Gedanke:

flugs wird es von dieſen verſchiedenen Cliquen gepackt und unterſucht ob es in ihren Kram paßt, d. h. ob es ihr Feldgeſchrei verbreitet und den Verkündigern deſſelben gehörig ſchmeichelt. Dann iſt der Menſch, das Buch, die Richtung vortrefflich und der blöden Lobhudelei kein Ende. Wo nicht — taugt es nicht, und um ſo weniger je beſſer, je unabhängiger es iſt. Man braucht ſich ſehr wenig mit dem gegenwärtigen literariſchen Treiben zu befaſſen um das zu erkennen, denn die Wurzel deſſelben liegt in der Zerrüttung der Zeit. Eine partielle Ovation — das was Du, lieber Werner, eine Privatglorie nennen dürfteſt — wäre alſo das Höchſte was ein Autor erlangen kann, wenn er ſich einer Clique anſchließt und ihr huldigt und opfert. Ich kann das nicht, weil ich dazu nicht eitel, nicht beſchränkt, nicht heuchleriſch genug bin, und durchaus nicht das Bedürfniß nach einer ſolchen Ovation habe. Du ſiehſt alſo, daß das was ich ſuche ſehr fern von Deiner Vorausſetzung iſt."

„Ich ſehe daß Du den Egoismus und den Hochmuth des Ariſtokraten auch auf den heiligen neutralen Boden des Geiſtes überträgſt. In ſtarrer Iſolirung willſt Du den Aufruf, den Weheruf nicht hören, der an Dich erſchallt."

„Ich höre ihn, lieber Werner! ich höre Dich, ich höre hundert andre Stimmen. Was weiter?“

„Und Du folgſt nicht dem Ruf der Wahrheit und des Rechts?“

„Iſt es ein Kriterium für Wahrheit und Recht, daß ſie ein großes Geſchrei machen? daß ſie um den Beifall des Pöbels zu gewinnen im pöbelhaften Gewande einhergehen? daß ſie auf der Straße ihre Trommler und Pfeifer haben und ihre Affen, die in rothen Jacken oder Mützen dazu tanzen? .... dies Alles zur Ergötzlichkeit des Pöbels, der ſich dadurch höchſt vertraulich und bequem angeſprochen findet. Mein lieber Werner, Wahrheit und Recht kommen nicht in einem ſolchen brutalen und burlesken Aufzug daher, ſondern ernſt, gelaſſen, mit unerſchütterlichem Gleichmuth — und darum, grade weil es unmöglich iſt daß die Cotterie eine unüberwindliche Würde bewahre, darum halte ich mich fern von ihr. Findeſt Du ariſtokratiſchen Hochmuth darin bei einer Ueberzeugung zu bleiben, gleichviel ob ſie Glück mache oder nicht — und das Bewußtſein der eigenen Würde ſo hoch zu halten, daß kein Aufruf, kein Weheruf, kein Jubelruf es erſchüttern kann: ſo vertheidige ich mich nicht gegen dieſen Vorwurf.“

„Was ſchreibſt Du jetzt?“ fragte Werner abbrechend.

„Jetzt .... nichts! ſagte Levin. Ich habe Geſchäfte die mich in Anſpruch nehmen und mir keine innere Sammlung geſtatten."

„Wie? ſeit den „Inſelfahrten" hätteſt Du nichts geſchrieben?"

„Ich habe etwas geſchrieben — aber es ſcheint mir nicht nothwendig in jedem Semeſter das Publikum durch eine neue Publikation an mich zu erinnern."

„Nimm Dich in Acht! heutzutag wird man leicht vergeſſen."

„Wenn ichs verdiene — in Gottes Namen."

„Man ſieht wol daß Dir gegenwärtig ganz andre Intereſſen im Sinne liegen; ſonſt könnteſt Du nicht ſo gleichgültig ſein."

„Ich bin nicht gleichgültig, ſagte Levin ſich zuſammen raffend um ſeine Seelenſtimmung zu verbergen. Im Gegentheil! ich bin der Zukunft gewiß und das macht mich vielleicht etwas lau für die Gegenwart."

„Das ſollte nicht ſein! wir haben nur die Gegenwart. Wer ſie mißachtet oder verſäumt, verliert häufig dadurch die Zukunft, denn die Faden ſind abgeriſſen durch welche man auf ſie wirken könnte."

„Du haſt Recht! entgegnete Levin ſanft. Ich fühle das — weil ich mich immer unbehaglich fühle, ſobald ich mich nicht in meiner Weiſe beſchäftige. Ich hoffe ich überwinde bald dieſe Lähmung der .... Hände. Macht es Dir Vergnügen meinen „Andreas Hofer" zu leſen, ſo gebe ich Dir das Manuſcript."

„Ah .... Du ſchreibſt für die Bühne! Du verſuchſt die Mittheilung Deiner Ideen durch die electriſche Spontaneität der Darſtellung zu bewerkſtelligen!"

„Der Gegenſtand fand grade in dieſer Form ſein entſprechendes Kleid! iſt er bühnengerecht, ſo ſoll's mich freuen. Wo nicht — ſo bleibt es ein dramatiſches Gedicht."

„Willſt Du nicht verſuchen es hier zur Aufführung zu bringen?"

„Vielleicht .... ich weiß noch nicht .... ich habe andre Dinge im Kopf .... kenne Niemand mit dem ich mich darüber beſprechen könnte, und will auch Niemand kennen lernen, indem ich von einem Augenblick zum andern veranlaßt werden kann abzureiſen."

Levin hatte während der Zeit ſein Manuſcript aus dem Portefeuille hervorgeſucht. Er gab es an Werner und ſagte herzlich:

„Nun alter Freund, Du haſt mir freilich Fehde angekündigt und gemacht; aber ich denke nur im Namen der Partei, die Dich zu einem ihrer Organe gemacht hat. Wir ſtehen freilich, wenn's an die Geiſterſchlacht geht, in feindlichen Heeren; — indeſſen laß mich hoffen, daß es über der ſtaubigen Walſtatt eine freiere Sphäre giebt in der alle Männer von loyaler Geſinnung ſich begegnen."

„Wann brauchſt Du Dein Manuſcript?" fragte Werner.

„Vor der Hand gar nicht! lies es wenn Du eben Zeit haſt."

„Es wäre doch intereſſant es zur Aufführung zu bringen! meinſt Du nicht? Vielleicht würde es mir durch mannigfache Verbindungen nicht unmöglich ſein — wenn auch Zeit darüber hingehen ſollte. — Nun lebwol! auf Wiederſehen!"

Sie ſchüttelten die Hände und Werner ging mit dem Manuſcript von dannen. Auf der Treppe ſprach er zu ſich ſelbſt: Loyale Geſinnung! was das für eine mittelalterliche, raubritterliche Redensart iſt! man wittert auf zehn Meilen an ihr den Moder des Burgverließes, der Leibeigenſchaft, des Frohndienſtes, des Pfaffenthums. Dies Wort muß aus unſrer Sprache geſtrichen werden .... ſo pinſelhaft iſt es! Man muß durchaus darauf halten gewiſſe Worte ſo vernichtend zu verhöhnen, daß ſie in Mißcredit kommen, und zu allererſt dieſes! .... denn loyale Geſinnung iſt ein Wort der Ariſtokraten, von ihnen erfunden und für ſie; — weg damit! Alles muß neu werden! auch die Deutung der Worte, und dieſe neue Deutung muß man wie Bienenſchwärme von allen Seiten loslaſſen, ſo daß die alte Welt durch Betäubung .... von der neuen Wahrheit überzeugt wird. Loyale Geſinnung? Larifari! Brüderliche Geſinnung — die laſſen wir gelten.

Levin vergaß in fünf Minuten den Freund, das Manuſcript, das Geſpräch — denn er ſchrieb an Tranquillina. Er, ſo feſt, ſo gelaſſen in der Beziehung zur Außenwelt, verlor den ſichern Boden ſobald er ſeiner Leidenſchaft Aug' in Auge ſah! — Dieſer ſcheinbare Widerſpruch iſt ſogleich durch die Betrachtung aufgehoben, daß die Verſuchung für Jeden von uns von einer andern Seite kommt, und daß wir immer auf der Seite außerordentlich ſtark ſind .... von wo ſie nicht kommt.

In tödtlicher Trauer blieb Joſſelinde auf Schloß Embden zurück. Ihr Character aus einem Guß übertrug dieſe Einheit ins Wort, in die That, ins Leben, ins Gefühl. Sie begriff nicht, daß der Menſch etwas übernehmen und nicht zu Ende führen könne. Sie vergaß nur daß ſie Levin dieſer Entſchiedenheit wo es eine ſchwere Pflicht galt, früher nie fähig gehalten und daß ſie ſich ſpäter über ſeine Kraft verblendet hatte, weil ſie ihn liebte und weil ſie glaubte die Liebe werde an ihm Zeichen und Wunder thun. Sie thut Wunder — ja! aber dazu gehört daß man liebe und nicht, daß man ſich lieben laſſe.

Ein Gemiſch von Haß und Verachtung bemächtigte ſich ihrer. Aber ihre gute grade Seele konnte dieſe giftigen Gefühle nicht ertragen; das Leben wurde ihr ſchwer .... zu ſchwer! ſie begriff es nicht ohne Levin! er war die Axe ihrer Welt, und fehlte er, ſo war ſie in einen unendlichen leeren Raum hinausgeſchleudert. Mein Gott! dachte ſie, warum findet denn der Menſch, der im Stande iſt feſtzuhalten was er einmal ergriffen hat, immer nur ein Nebelbild unter ſeiner Hand? Mein Vater war feſt und treu .... und meine Mutter ſtarb. Ich bin feſt und treu .... und Levin verläßt mich .... — — —

Die Gedanken gingen zu ihrem Vater über. Welch eine Zuverſicht der einflößen mußte, daß ihre Mutter, das ſchöne, reizende, ſchüchterne junge Mädchen ſich auf der Stelle entſchließen konnte ihn zu heirathen, den viel ältern unſchönen Mann! —

So hatte Frau von Herdegen es ihr oftmals erzählt. Wie eine Eiche kam der Vater ihr vor. Nur an ihn zu denken erquickte ſchon ihr Herz. Ihre Aehnlichkeit mit ihm im Character, in der Erſcheinung freute ſie. Ach! auch im Schickſal war Aehnlichkeit! eine ernſte einſame Jugend; eine Liebe; ein Jahr des Glücks. Dann kam für ihn der Tod und machte dem Glück ein Ende .... der Treue nicht! er liebte Linda über das Leben hinaus. Sollte ſie, Joſſelinde, ihm grade hierin unähnlich ſein? .... Konnte Levin dafür daß er — keine Eiche war und ſeine Kraft in einer andern Richtung verbrauchte? Sein idealer Schwung, ſeine glühende Liebe für das Schöne, ſeine poetiſche Auffaſſung der Welt, ſeine Macht der Empfindung — all dieſe glänzenden Vorzüge mit ihren Schlagſchatten der Fehler, waren es ja eben, welche ſie in Feſſeln geſchlagen hatten. Im Kampf mit den Stürmen und Unwettern des eiſigen nordiſchen Himmels erſtarken die gewaltigen Aeſte der Eiche und halten es aus wenn der Nordwind ſie packt und ſchüttelt. Für einen andern Himmel iſt die Palme geboren. Sie braucht Glut und Ruhe, Sonne und Licht. Ihr zartes Gezweig wird vom Sturm aus Norden zerwühlt, zerriſſen; ſie kann ihm nicht widerſtehen. Levin kam ihr ganz wie ein Palmbaum vor, ſchön, erotiſch — völlig unbrauchbar in der temperirten Zone des Lebens. Dies Bild ſtimmte ſie mild und weich für ihn; aber alle qualvollen Leidenszuſtände ſchleudern die Seele aufs hohe Meer, wo ſie bald auf dem Kamm der Welle ſchwebt, bald in den Abgrund ſtürzt. Mogte Levins Natur ſeine Handlungsweiſe erklären, rechtfertigen: dennoch mußte ſie die Folgen über ſich nehmen, die ſeine freiwillig gewählten Verhältniſſe nach ſich zogen. Er war Gemal und Vater .... und von dieſen Verpflichtungen konnte nichts ihn befreien, denn ſie ſind naturgemäß und für Jeden gleich ohne Berückſichtigung ſeiner perſönlichen Gaben, Bedürfniſſe und Neigungen.

Ich vertraue ſeiner Natur! ſprach Joſſelinde zu ſich ſelbſt. Von den Phantasmagorien der Leidenſchaft wird er müde und unbefriedigt zu ihr zurückkehren .... zu mir und zu ſeinem Kinde.

„Die Liebe hofft Alles und glaubt Alles.“ Joſſelinde hoffte, Tranquillina glaubte. Sie erhielt zwei bis dreimal wöchentlich Briefe von Levin, in denen er Alles — nur nicht ſeine perſönlichen Verhältniſſe beſprach. Dies beſtärkte ſie in ihrer Vorausſetzung er müſſe ein Flüchtling, ein Verbannter ſein, deſſen Schriften den Regierungen mißfielen und deſſen Perſönlichkeit ihnen verdächtig ſei. Sie hörte ſo viel von Cenſur, von verbotenen Büchern, von Preßgeſetzen, Preßfreiheit und Preßfrechheit, daß es das Allernatürlichſte war zu glauben Levins unſichre Lage gehe aus der Uebertretung gewiſſer Regeln und Geſetze ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn hervor — und er ſei etwa gefangen, wenn nicht grade in einem Kerker, doch durch ſein Ehrenwort. Je mehr ſie darüber nachdachte um ſo wahrſcheinlicher wurde es ihr: Levin war gefangen.

Zwanzigmal war ſie auf dem Punkt ihm zu ſchreiben: er möge fliehen, nach Waldhaide kommen, ſie heirathen und mit ihr nach Neapel gehen; in der Villa Tranquilliana ſei er ſicher. Aber ſie that es nicht! hatte er ſein Ehrenwort gegeben, ſo mußte er es halten, und ſie fand es dermaßen in der Ordnung daß er es hielt, daß ſie ſich des Gedankens ſchämte ihn zu einem Wortbruch veranlaſſen zu können. Schwieg er über ſeine Verhältniſſe, ſo durfte ſie nicht fragen und nicht unaufgefodert die Hand zu deren Löſung bieten.

Sie beantwortete ſeine Briefe; aber immer drei oder vier auf Einmal. Sie hatte ihm nicht ſo viel zu ſagen, oder wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe. Sie verſtand nicht ihre Gedanken mit der Feder auszudrücken, denn ſie hatte früher nie an Freunde geſchrieben — gelegentlich einen Brief an Sylvia oder Euphraſie um ihnen Nachricht von der Mama zu geben: das war Alles. Sie verſtand nicht die Goldbarren der Empfindung in kleiner klingender Silbermünze zu vertheilen, ſie war von wenig Worten, ſtill, ſchweigſam, ernſt, ganz wie ſie als Kind geweſen war. Auch den traurigen Blick aus ihrer Kindheit hatte ſie noch immer! ihre Mutter in Thränen — das war das erſte Bild welches ſich ihrem jungen Auge, ihrer kleinen Seele darſtellte; wie konnte ſie anders als traurig blicken!

„Tranquillina erſchreckt mich zuweilen! ſagte Graf Sonin zu Sylvia. Findeſt Du nicht daß ſie ſehr krank ausſieht?"

„Sie war immer bleich, entgegnete Sylvia äußerſt gleichgültig. In unſrer Familie iſt die farbloſe Carnation zu Hauſe ohne ein Zeichen von Krankheit zu ſein.

„Es iſt auch nicht das! ſagte er. Nur in der ganzen Erſcheinung liegt etwas Fremdes, Betrübendes."

„Das ſcheint Dir ſo! ich kenne ſie ſeit ihrem vierzehnten Jahr und habe ſie nie anders gefunden. Es mag die Folge der Eindrücke ihrer Kindheit ſein. Und Gott weiß auch was für Elemente des innern Lebens, in geiſtiger und phyſiſcher Beziehung, ſie von ihrer Mutter geerbt haben mag! Die natürliche Erbſchaft in dieſer Beziehung war ohnehin keine glückliche: Feſtigkeit in der Paſſivität."

„Für eine Frau iſt das ein ſehr glücklicher Character — ſollt' ich meinen."

„O ja, ſobald ſie ſich im Leben eingeniſtet und zurecht geſetzt hat. Treten aber Leidenſchaften, eigene und fremde, ihr entgegen: ſo iſt ſie aus dem Geleiſe geworfen .... ohne, ja gegen ihren Willen und gegen die Nothwendigkeit ihrer Individualität."

„Ich würde viel darum geben ſie gut und glücklich verheirathet zu wiſſen."

„Ja, mit Veriand."

„Gleichviel mit wem — wenn ſie ihn gern hat und er ein braver Mann iſt!"

„Du magſt ſo denken — wir nicht! — Wir wollen nicht daß unſer liebes altes Waldhaide in den Händen einer Frau bleibe, welche die natürliche Tochter unſers Bruders und einer Opernſängerin iſt."

„Pſt! ſie iſt legitimirt!" und da Ihr wollt das Veriand ſie heirathe, ſo müßt Ihr ſuchen dieſen Makel auf ihrer Geburt zu vergeſſen."

„Ja! allein nur in dem Fall daß ſie ihn heirathet. Wo nicht — kann ihre Illegitimität ihr doch einen Prozeß von unſrer Seite um Waldhaide zuziehen."

„Von unſrer Seite gewiß nicht, Sylvia!"

„Wenn ich uns ſage: ſo meine ich Euphraſia und mich."

„Das wäre unrechtlich! rief er lebhaft.

„Nun, wenn's unrechtlich iſt, ſo verlieren wir den Prozeß und ſie gewinnt ihn."

„Aber es wäre auch unrecht."

„Unrecht .... daß wir an die Zukunft unſrer Kinder denken?"

„Euphraſia denke an die ihren! Meines Sohnes Zukunft iſt geſichert."

„Und wenn Du noch mehr Söhne .... und wenn Du Töchter haben ſollteſt? wer ſorgt für die, wenn nicht das mütterliche Vermögen? Ich meines Theils, lieber Toni, rechne ſehr auf eine Tochter .... das muß ich Dir ſagen."

Sylvia ſagte dies in einem Ton und in einer Weiſe, welche die Auffoderung enthielten, die unbeſtimmten Worte ganz beſtimmt und nach Wunſch zu deuten. Sonin ermangelte nicht es zu thun. Dadurch bekam das Geſpräch eine andre Wendung, und Sylvia gewann die Ueberzeugung daß der liebe Toni ihr freie Hand in ihren Machinationen laſſen würde.

Ihr Briefwechſel mit Levin währte fort. Er war in Verzweiflung über ſeine Lage, und in dieſer Stimmung unzufrieden mit Allem, auch mit Tranquillinas Briefen, deren hoher Ernſt, in einer gewiſſen ihr eigenthümlichen Wortkargheit ausgedrückt, ihm als Kälte erſchien. Anſtatt zu denken: dies iſt ein Weib das wirklich einmal mehr fühlt als es ausſpricht; — dachte er: ſie hat mir nichts zu ſagen, denn ihre Seele gehört mir nicht .... nicht ganz .... nicht ausſchließlich. Und wahnſinnige Eiferſucht auf Veriand, auf ihre ganze Umgebung, nagte giftig an ſeinem Herzen. Er fragte ſie ob Veriand in Prag ſei. Sie antwortete: „Veriand iſt in Wien. Wär' er aber auch „hier, für mich wär' es als ob er nicht hier wäre."

Daraus glaubte Levin ſchließen zu dürfen Veriand werde nach Prag kommen. Er beſchloß gleichfalls dahin zu gehen. Doch, da er ſein Geheimniß in Sylvias Händen wußte, die ihn verrathen konnte, ſo theilte er ihr ſeinen Entſchluß mit und bat ſie um die Erlaubniß Tranquillina ſehen zu dürfen — was er für ſeine Pflicht hielt, da dieſelbe in Sylvias Haus lebte.

Aber Sylvia wollte durchaus Tranquillina mit Veriand verheirathen — aus Theilnahme für das arme Mädchen, verſteht ſich! das durch Levin nur in einen Abgrund geriſſen werden konnte, und in den tiefſten als ſeine Frau! denn welche Bürgſchaft für Ruhe und Glück gab ſein Benehmen gegen Joſſelinde? — Darum ſollte aber auch Tranquillinas Ruf unangetaſtet und jedes Verhältniß das einer Intrigue ähnelte ihr fern bleiben; denn in dieſem Punkt war Veriand ſtreng.

Darum ſchrieb ſie nach manchen beſchwichtigenden, traulichen und ermunternden Briefen einen ſehr ernſten an Levin, worin ſie erklärte: bei dem erſten Schritt den er thue um Tranquillina mit oder ohne Abſicht zu compromittiren, würde ſie dieſelbe ſogleich von ſeinen Verhältniſſen in Kenntniß ſetzen. Denn das Schlimmſte für Ruf und Zukunft eines jungen Mädchens ſei der Verdacht eines Liebeshandels mit einem verheiratheten Mann, weil dazu von beiden Seiten ein hoher Grad von Verderbtheit und von Verachtung aller Sittlichkeit gehöre. Ueberhaupt könne ſie ſich ſelbſt nicht länger vor ihrem Gewiſſen rechtfertigen die arme unſchuldige Tranquillina in einer ſo zweifelhaften, ja, — zweideutigen Lage zu ſehen, — und wie lange dies denn noch währen ſolle?

Werner hatte inzwiſchen mit ſeinen Freunden, d. h. mit ſeinen Mitarbeitern an verſchiedenen Zeitſchriften, den „Andreas Hofer" geleſen. Zwiſchen den ſophiſtiſchen Reflexions- und kritiſchen Oppoſitions-Productionen der gegenwärtigen Belletriſtik, namentlich in Bezug auf die Bühne, nahm ſich dieſe einfache, edle, im großen Sinn und großen Styl gehaltene Tragödie ganz ſo aus wie ein alter Held zwiſchen jungen Federhelden. Da war der uralte, urewige Kampf der Größe gegen die Kleinheit — des Adels gegen die Niedrigkeit der Welt; und der Repräſentant dieſer Größe und dieſer Hoheit war kein Philoſoph, kein Genie, kein grübelnder Theoretiker, ſondern — ein Bauer, und ſtatt der Triebfedern Vernunft, Zweifel, Haß — handelte er aus Glauben, Treue und Liebe: kurz die uralte, urewige Geſchichte eines erhabenen Kampfes mit erhabenem Untergang — wie er ſich für die Tragödie ziemt. Denn von ihr begehrt man die Verbildlichung der ewigen Geſchicke der Menſchheit und nicht den Inhalt der Feuilletons und der Controvers-Broſchüren der Menſchen von heutzutag.

Dazu war das ganze Trauerſpiel mit jener Kraft und Fülle geſchrieben, welche jedes Wort aus dem Athemzug des innern Lebens, der Characterwahrheit, der Naturnothwendigkeit ſchöpfen. Aus einem großen und reinen Geiſt war es geboren und von ihm durchweht — von einem Geiſt, der ſeine Inſpiration aus dem wahren Quell des Schönen und Großen empfing, nicht aus dem Springbrunnen der Tagesmode, welcher durch ein künſtliches Druckwerk in die Höhe getrieben wird.

Dies war in der That ein ſehr übler Fall für die Herrn aus Werners Cotterie: ein ariſtokratiſcher Schriftſteller — ſo nannten ſie Levin weil er Graf war — machte einen Bauern zum Helden, und zwar ſchlecht und recht, ohne irgend eine Abſicht von Sichbeliebtmachenwollen, oder dgl.

Zum Glück hatte Einer von ihnen den klugen Einfall zu rufen:

„Bah! er iſt freilich ein Mann vom Volk — aber ein dummer Teufel, einherlaufend zwiſchen den Scheuklappen der Nationalität und der Pietät für einen Kaiſer. Dieſe Bornirtheit bricht dem ganzen romantiſchen Machwerk den Hals! es iſt nicht aus unſrer Zeit, ſondern aus der Polterkammer der alten ſtupiden Welt. Wir wollen es verachten."

„Ja! rief ein Andrer, wir wollen es verachten, und mit Fug und Recht! Von Kaiſer Franz zu ſprechen und nicht das Volk als den ächten Kaiſer anzuerkennen — von Gott zu ſprechen und nicht im Bewußtſein des Volks die einzig mögliche Offenbarung eines Gottes wahrzunehmen: das verdient Verachtung, weil dieſe Anſchauung durchaus unkritiſch und unphiloſophiſch — folglich unter dem Standpunkt der Gegenwart iſt.“

„Wird das Trauerſpiel hier zur Aufführung gebracht, was ich bezweifle — ſagte ein Dritter — weil man ſehr gut weiß daß Alles was zieht zur Oppoſition gehören und aus ihr entſpringen muß; ſo macht es fiasco! denn auf jeden Fall müſſen wir einige leitende Artikel vorausſchicken um das Publikum auf die entnervte Richtung dieſes ariſtokratiſchen Machwerks aufmerkſam zu machen, das im Salon empfangen und am Theetiſch geboren ſo recht ein Wechſelbalg iſt wie das Talent es erzeugen muß wenn es ſich an Einen aus dieſer Kaſte proſtituirt.“

„Bravo! mein Alter! rief Werner und verbarg hinter einem gezwungenen Beifallslächeln die eiskalte Verachtung die in ſeinem Blick unwillkürlich aufgedämmert war. Sehr brav! ſchreibe gleich dieſe Diatribe nieder, damit Du ſie nicht vergeſſen kannſt. Sehr brav! beſonders deshalb, weil Du dem Autor das Talent nicht abſprichſt .... alſo gerecht und unparteiiſch biſt indem Du ihn an den Pranger ſeiner ariſtokratiſchen Geſinnung ſtellſt. Denn Talent, das dürfen wir unter uns eingeſtehen, iſt im hohen Grad vorhanden, und zwar — mit Levins früheren Productionen verglichen — nicht blos ein vorwärtsſtrebendes, ſondern ein aufwärts fliegendes Talent. Welch ein Styl! welch eine Feder! welch eine Macht des Ausdrucks! Wer von uns hat den ſo in der Gewalt. Und welchen Schaden er uns thun kann, denn wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns."

„Nun nun! nahm der Zweite geringſchätzig das Wort, vom philoſophiſchen Standpunkt betrachtet macht der romantiſche Wortkram denn doch nicht ſo großen Eindruck. Männer von Wiſſenſchaft und Bildung begehren eine andre Baſis für ein Kunſtwerk als poetiſche Floskeln."

„Daß ſie es begehren, weiß ich, entgegnete Werner kalt; und daß man mit der Wiſſenſchaft ein Kunſtwerk zwar zerſetzt, aber nicht ſchafft — weiß ich auch."

„Und das iſt richtig, ſagte der Erſte, der Mann kann uns ſchaden! bleibt ſo ein ariſtokratiſcher Autor bei ſeiner Kaſte, malt und beſchreibt er die, ignorirt er vornehm das Volk, deſſen Anſprüche und Bedürfniſſe — wolan, ſo beweiſt das eben weſſen Geiſtes Kind er iſt und daß er die Richtung der Zeit nicht verſteht, die alles Hohe niedrig zu machen — und das bis jetzt unverdienter Weiſe Erniedrigte zu erhöhen bemüht iſt. Macht er ſich aber an einen Mann vom Volk, ſo ſieht es ja aus als wiſſe er, daß man kein Hochgeborner zu ſein brauche um groß und tüchtig zu ſein. Eine ſolche Erkenntniß würde ja aber eine Brücke ſchlagen von jener Kaſte zum Volk, und zwar — über unſre Hände hinweg, die ſo thätig ſind die trennende Kluft immer weiter und breiter zu machen. Kurz er iſt ein gefährlicher Menſch .... dieſer Graf. Kann man ihn nicht unſchädlich machen?"

„Er iſt nicht zu gewinnen, erwiderte Werner, unſer Enthuſiasmus läßt ihn kalt. Er behauptet er ſei zu gewiſſenhaft und zu ſelbſtändig um ſich unſrer Partei anzuſchließen. Er iſt eben ein Autonome."

„Deſto beſſer! rief der Dritte, ſo bleiben wir rein von ſeiner Berührung und ſind ſicher vor einem Judas! Aufkommen und durchdringen ſoll er nicht, wir wollen uns ſchon vertheidigen. Vivat die Journaliſtik! ein Paar Salven ſchweren Geſchützes gegen ihn gerichtet — und todt iſt der

Burſch, maustodt! ſteht nicht wieder auf! — Drauf und dran, meine Jungen, Sr. Hochgräflichen Gnaden den Garaus zu machen oder — wie ſie in ihrer Jägerſprache ſagen Hallalli zu machen. Und die ganze Meute auf einmal gegen ihn losgelaſſen, von der Allgemeinen Augsburger an bis zum Charivari herab. Drauf und dran, meine Jungen! wir ſind heutzutag die wahren Könige — die Könige der Meinung: man glaubt an uns! Das iſt dadurch bewieſen, daß es uns gelungen iſt ſo manche Reputation zu machen. Drum wird es uns auch gelingen eine, die ſich auf ihre eigene Hand, alſo gegen unſre Macht machen will — nicht aufkommen zu laſſen und in den Grund zu bohren. Vivat die Journaliſtik!“

Werner beſuchte zuweilen Levin und ließ nicht nach mit ſeinen Bekehrungsverſuchen auf dem politiſch ſocialen Gebiet. Aber Levin war unzugänglicher denn je. Er ſtritt auch gar nicht mehr gegen Werner und für ſeine Meinung. Er ſagte nur:

„Du willſt revolutioniren und ich will dichten: folglich iſt es ſehr natürlich, daß wir mit andern Augen auf die Welt ſchauen. Dich ſtimmen ihre konfuſen, unvollkommenen, lügenhaften Zuſtände grimmig; mich — traurig. Du willſt drein ſchlagen; ich mögte heilen, warnen, tröſten. Ich verſtehe Dich ſehr gut, lieber Werner; aber warum verſtehſt Du mich nicht?"

Eigentlich hätte Werner antworten müſſen: ich könnte Dich ſehr gut verſtehen, allein ich will nicht; denn ich und meine Partei wir haben die Orthodorie der alleinſeligmachenden Kirche auf das politiſch-ſociale Gebiet verpflanzt und halten das Dogma aufrecht: wer nicht an uns und unſre Unfehlbarkeit glaubt — iſt verdammt.

Er antwortete aber:

„Weil ich mich nicht in Deinen beſchränkten Horizont verſetzen kann. Dein Gott da oben in ſeinem blauen Himmel, Dein Vaterland hier unten ein Paar Dutzend Quadratmeilen groß, Deine Nationalität der Alles verſchwiſternden, rieſenhaft vorſchreitenden Civiliſation gegenüber — kommen mir vor wie Kindergärtchen und Puppenſtuben mit denen die kleinen Mädchen etwa bis zum ſiebenten Jahr ſpielen und ſie dann in Gottesnamen Mäuſefraß werden laſſen. Die Philoſophie hat uns von dem alten Maulwurfsleben des Glaubens und der Autorität befreit, und auf ihrer breiten Baſis wird die neue Idee vom Volksſtaat ſich feſtſetzen und entwickeln. Ich kann nicht mehr zurück in Deine dunkeln Maulwurfsgänge. Die genialiſchromantiſch-gemüthlich-religiöſe Auffaſſung der Welt, ohne Kritik, in bona fide an irgend ein außer- oder überweltliches Ideal — gehört der Zopf-Epoche an, welche wir überwunden haben.“

„Lieber Werner, Deutſchlands koloſſaler und ganz unausrottbarer Zopf iſt die Philoſophie mit ihrem atheiſtiſchen Haarbeutel, die Euch in Spekulationen und Syſteme dermaßen untertaucht, daß es Euch vor den Augen flimmert und vor den Ohren brauſt. Genie, Romantik, Gemüth und Religion zuſammen genommen, haben dem armen Deutſchland keinen ſo gigantiſch-magiſterhaften Zopf geflochten als die einzige ſpekulative Philoſophie. Seine beſten Kräfte ſtecken darin! Durch dieſen unſeligen Zopf iſt Deutſchland — ein philiſterhafter Simſon. Ich bitte Dich, gehe nach England, wenn Du ſehen willſt was die Erfolge einer praktiſchen Lebensweisheit ſind.“

„Lieber wollt' ich mir meinen Fuß abhauen, als daß er den Boden eines Landes betreten dürfte in welchem die größte Lüge die Menſchen gängelt: Freiheit ohne Gleichheit! Dieſer Hohn der Macht gegen die Unmacht wird ſich furchtbar rächen an jenen übermüthigen Ariſtokraten.“

„Gefällt Dir das demokratiſche Frankreich mit Gleichheit ohne Freiheit beſſer?“

„Allerdings! denn in der Gleichheit iſt ein und daſſelbe Prinzip für Alle! .... möge deſſen Folge nun Sclaverei oder Freiheit ſein — es trifft Alle ohne Ausnahme. Das Prinzip der Gleichheit iſt das der Ur-Gerechtigkeit.“

„Nur ſchade, lieber Werner, daß es in der Anwendung einen Beiſchmack vom impotenten Haß der Unmacht gegen die Macht erhält, welche zu dieſer ſpricht: Was ich nicht kann und nicht bin ſollſt auch du nicht können und ſein.“

Solche Geſpräche führten Werner und Levin immer zuſammen; aber je mehr ſie jenen erbitterten um ſo gelaſſener machten ſie dieſen. Werner wollte bekehren, ſcheiterte mit dieſem Verſuch und fühlte ſich dadurch gekränkt; Levin wollte nur ſeine Meinung möglichſt klar ſagen und möglichſt feſt behaupten. Ueberdies empfand er eine Art von Dankbarkeit gegen Werner, daß dieſer ihn zuweilen veranlaßte aus dem vernichtenden Tretrad der Leidenſchaft auf den feſten Boden der Beſinnung herabzuſteigen und zu beweiſen daß er noch zuſammenhängender Gedanken fähig war; — denn allein mit ſich ſelbſt, wurde jede Kette derſelben ſchon im zweiten Gliede mit Tranquillina geſprengt.

Das iſt ganz richtig: die Schöpferkraft des Gehirns gehorcht ihren eigenen Geſetzen und nicht denen der Ehre, des Hungers, der Laune — oder ſonſt welchen, die auf die Handlungsweiſe Einfluß haben. Aber es iſt kein großes Talent denkbar ohne einen ſtarken Willen, der durch einen immer ſich erneuernden Akt jener Kraft den Spielraum ſchafft, deſſen ſie zu ihren Schwingungen bedarf. Der Wille muß immer neue Eroberungen über den blinden Inſtinct machen, immer friſche Zügel über den Aufruhr der Neigungen werfen, immer wie eine Schildwache unter den Waffen ſein. Zu dieſer unabläſſigen Uebung des Willens gehört die allergrößte moraliſche Kraft, und nur Wenige, nur die Auserwählten, nur die Beherrſcher der Epochen haben ſie. Herrſchaft iſt Kraft — möge ſie durch Scepter oder Schwert, oder durch die Thätigkeit des Gehirns geübt werden. Das Talent dem ſie fehlt wird immer nur zweiter Ordnung ſein und an ſeiner eigenen inferieuren Natur untergehen. Weil jede Gabe Anwendung und Mißbrauch in ſich ſchließt, iſt die Verſuchung um ſo größer, je glänzender die Gabe, und immer muß der Wille wie ein getreuer Eckart gewappnet und wachſam neben ihr ſtehen. Das iſt ſchwer — ja! aber das Leichte können auch Kinder thun und nach dem Höchſten ſtreben ſie nicht. Das Höchſte iſt: ein großes Genie getragen von einem großen Character.

Levin ließ ſich verwüſten vom Orkan der Leidenſchaft. Er ſchrieb einmal an Joſſelinde um ſie bei ihrer alten Freundſchaft zu beſchwören ihm ſeine Freiheit zu gönnen; ſie ſolle den treuſten Bruder, den ergebenſten Freund an ihm finden; ſie wollten auch gemeinſam das Kind erziehen, denn er ſelbſt könne eine gänzliche und feindliche Trennung von ihr nicht faſſen: nur ſei es ihm unmöglich die Pflichten des Gemals neben ihr zu erfüllen.

Joſſelinde las den Brief und ſagte dann mit großer Kälte zu Wilderich:

„Ich kann nicht mehr ſchreiben, es greift mich an. Sein Sie ſo gut ſtatt meiner an Levin zu antworten, daß ich auf ſeine Harems-Projecte nicht eingehen kann.“

„Unerbittlich, Joſſelinde? ach, ich fürchte, Sie werden allendlich doch nachgeben müſſen, denn dies Leben iſt eine Folter für Sie und für ihn.“

„Kann ich ſie aushalten, ſo möge auch er es! Nachgeben, mein guter Wilderich, in dem Sinn wie Sie es meinen: erſchöpft vom übermäßigen Kraftaufwand, überwunden durch Levins Bitten und Ihre Vorſtellungen — werde ich aber nie; denn ich kenne meine Pflicht. Nur ein Gottesgericht kann zwiſchen uns entſcheiden. Iſt das wider mich .... wolan!“ — —

Die unſinnigſten Gedanken an Entführung Tranquillinas, an Flucht mit ihr nach einem andern Welttheil, an gänzliches Verſchwinden aus allen andern Verhältniſſen, kreuzten ſich in Levins Kopf, als er Joſſelinde ſo ganz unbeweglich fand.

Eines Tages ſetzte er ſich in den Wagen und fuhr nach Prag. Er wollte wenigſtens in Tranquillinas Nähe ſein, ſie ſehen — wenn auch unbemerkt von ihr, oder ſie ſehen, ſprechen, ihr Alles eingeſtehen und dann ſie entſcheiden laſſen; .... oder ihren Widerſtand überwinden und ſie zur Flucht bewegen; .... nur aber vor allen Dingen — ſie ſehen! Er fürchtete nicht mehr durch Sylvia verrathen zu werden. Es war ihm einerlei! es war ihm ſogar recht! ihm war Alles recht was in die ſtagnirende unbewegliche Qual dieſer letzten vier Monate eine Bewegung brachte — und wär' es zum Schlimmſten geweſen.

Es war Ende April. Prag im Glanz des Frühlings machte jenen tiefen Eindruck den dauernde Melancholie von vorübergehender Heiterkeit umfloſſen immer macht einen ſchwermüthigen. Aber es war doch ein Eindruck! und eines ſolchen fähig zu ſein erquickte Levin. In Berlin hatte er ſo gar nichts der Art empfunden, daß er ſich wie ein welkes Blatt, losgeriſſen vom großen Baum des

Lebens vorkam, vertrocknet, erſterbend. Jetzt kam er in Tranquillinas Nähe, die Erſtarrung wich, Hoffnung und Zuverſicht liehen ihm ihre Flügel. Er glaubte an die magiſche Kraft der Geliebten, die wie ein ſeeliſcher Frühling auf den Wintertod ſeines Innern wirkte. Er glaubte an wunderbare Wendungen der Geſchicke und der Herzen — an heilbringende Möglichkeiten — ſogar an Unmöglichkeiten: an das Glück.

Im Gaſthof fragte Levin nach dem Hauſe des Grafen Sonin. Es lag auf der Kleinſeite. Er ging über die Brücke um es aufzuſuchen. So erwartungsvoll er auch war die Mauern zu ſehen, welche Tranquillina umſchloſſen, ſo blieb er doch auf der Brücke ſtehen überraſcht von dem großartigen Anblick der Stadt. Der Hradſchin, mit dem Dom und der kaiſerlichen Burg gekrönt, von zahlreichen Paläſten alter Familien umringt, lag vor ihm auf dem linken Ufer der Moldau, ein ſtattliches Bild der Herrlichkeit der Welt — und ihrer Vergänglichkeit; denn ſtill und verödet waren viele dieſer Paläſte und die Krone der Przemisl war übergegangen auf einen fremden Stamm. Neben dem Hradſchin war der Laurentiusberg, überſchüttet mit blühenden Obſtbäumen und Gärten, und zwiſchen ihnen hindurch wand ſich der Pfad an den

Leidensſtationen vorüber zur Wallfahrtskapelle hinauf: ein ewiger Troſt der Seelen neben dem flüchtigen Erdenglück. Auf dem rechten Ufer lagerte ſich die große weite Stadt, im Süden auslaufend in die kahlen Höhen des Wiſſerhad, der einſt der Tummelplatz wilder und großer Thatkraft war. Der Fluß war angeſchwellt vom geſchmolzenen Schnee im Gebirg, und ſtrömte daher mit vollen raſchen Wellen die Schützen- und Färberinſel umfließend, und unter der ſtattlichen Brücke mit ihren ernſten Heiligen-Standbildern fort — nach Norden; nach dem kargen, farb- und formloſen Norden, aus dem er, Levin, ſo eben kam. Faſt bedauerte er den Fluß wegen dieſer Beſtimmung, ſo ſchön kam es ihm hier vor! Wie ein feuriges romantiſches Mädchen erſchien ihm die Moldau, die Seele voll bunter Träume, den Kopf voll reicher Bilder, Leben in jeder Bewegung, Kraft und Friſche in jedem Athemzug. Nicht lange dauert die Fröhlichkeit! das Mädchen wird Frau, der Heimath entführt, verliert Namen und Originalität — und Niemand ahnt an den Altmärkiſchen Ufern der Elbe, daß hier Ueberbleibſel der böhmiſchen Moldau ſind.

Weiberſchickſal! ſprach Levin tröſtend zu ſich ſelbſt. Menſchenſchickſal! flüſterte eine unwillkürliche Stimme in ihm.

Er ging über die Brücke und die ſteil aufwärts führende Straße hinan. Er liebte dieſe Straßen, welche unbekümmert über Berge klettern, und kreuz und quer ihren Weg ſuchen. Er ſtand ſtill und ſah ſich erfreut um. Da erblickte er unten an der Auffahrt eine gewiſſe wolbekannte Phyſiognomie: einen ſchwarzbärtigen Kutſcher aus Waldhaide, der Tranquillina ſpazieren zu fahren pflegte. Sie war es! — Levin warf ſich in eine Hausthür; er wollte nicht auf der Straße von ihr erkannt ſein. Aber verſtohlen ſah er ihr entgegen, und er hatte Zeit ſie ganz und gar in ſeinen Blick aufzunehmen, denn es ging langſam die Auffahrt hinan.

Tranquillina war ſchwarz gekleidet, in eine Mantille gewickelt, und nur der Umriß ihrer Geſtalt zeichnete ſich an den weißen Wagenpolſtern ab. Ihre nachtſchwarzen Haare fielen wie immer in einigen ſchweren vollen Locken, nicht vom Haarkünſtler verarbeitet und entſtellt, ſondern von ihr ſelbſt nachläſſig geſchlungen, an ihren Wangen herab. Sie trug einen kleinen Hut von weißem Crêpe, der nicht im Mindeſten ihr ſchönes Antlitz gegen Wind und Sonne ſchützte, aber es auch dafür nicht verſteckte. Der Sonnenſtral und die duftige Atmoſphäre ſchimmerten durch den zarten wolkigen Stoff und machten aus dem weißen lichten Hut nur grade eine Glorie in der ihr wunderbar ſchöner Kopf ruhte. Er lag ein wenig rückwärts — eine Haltung die im Allgemeinen das Vorwalten eines niedrigen Triebes verräth; aber die klare Reinheit und ernſte Entſchiedenheit ihres Ausdrucks und der vollkommen harmoniſche Adel ihrer Züge bewieſen eben nur daß ihre Seele andre Aſpirationen als die nach der Luſt der Erde und der Sinnenwelt kannte. Ihr Auge, myſtiſch und mächtig, ein ſchwarzer Diamant, ſchien nichtachtend über die Schattengebilde des Lebens hinweg zu fliegen um an der unvergänglichen Schönheit zu haften. Es war gar keine Schwärmerei, gar keine Exaltation in dieſem Blick, wie man ſie bisweilen in jungen frommen Seelen findet, deren Herz wie ein reiner Thautropfen zerfließt. O nein! Ihr Herz war feſt wie ihr Blick und hoch wie der Schwung ihrer Seele.

Genau wie damals wo er zum erſten Mal Murillos Madonna ſah, zitterte die Offenbarung und zugleich die Berührung einer unnennbaren Macht durch Levins ganzes Weſen. Es kam eine unſägliche Traurigkeit über ihn. Wie Tranquillina ſah ein Weib nicht aus das für ein gewöhnliches Lebensziel beſtimmt war. An alltäglichen Geſchicken konnte dieſe Seele ſich nicht entwickeln; ſie foderte höhere heraus. Was mußte — was konnte ihrer harren? — —

Betäubt folgte er dem Wagen, und ſah ihn ſpäter in das Soninſche Haus hineinfahren.

Tranquillina war auf dem Wiener Bahnhof geweſen um Euphraſie zu empfangen, die in dieſen Tagen kommen ſollte. Sie hatte Levin nicht bemerkt, und obgleich er ſich ihrer Aufmerkſamkeit hatte entziehen wollen, ſo grämte er ſich doch daß es ihm ſo gut gelungen war. Es iſt eine Wolke zwiſchen ihrer und meiner Seele, ſprach er zu ſich ſelbſt, und ich habe ſie heraufgeführt! das ſoll aufhören! ich werde ihr Alles ſagen. Sie liebt mich, ſie wird Nachſicht mit mir haben und dann — müſſen wir geduldig ſein bis irgend ein Wunder unſre Lage glücklich wendet.

Er ſchrieb an Tranquillina um ſie zu bitten ihm ſein Incognito zu gut zu halten, das ihn veranlaſſe das Soninſche Haus nicht zu betreten, und ihm Zeit und Ort zu beſtimmen, wo er ſie ſprechen könne. Er *müſſe* ſie ſprechen, ſonſt würde er ſie nicht zu einem Schritt bewegen der ihr vielleicht unangenehm ſei.

Dieſen Brief gab er ſelbſt dem Portier des Soninſchen Hauſes mit dem Zuſatz ab: er werde in einer Stunde die Antwort abholen. Der Portier richtete pünktlich ſeinen Auftrag aus und mit heftigem Herzklopfen erfuhr Tranquillina Levins Anweſenheit. Sie antwortete ihm ſogleich:

„Ich kann mir vorſtellen wie drückend Ihnen „Ihr gezwungenes Incognito ſein muß; alſo kein „Wort darüber. Morgen früh um acht Uhr werde „ich mit meiner treuen italieniſchen Kammerfrau, „auf deren ſchweigſame Ergebenheit wir rechnen „dürfen, im Waldſteinſchen Garten bei der Voliere „ſein. Das iſt nichts Auffallendes, denn täglich „begleitet ſie mich in die Meſſe und immer auf „meinen einſamen Spaziergängen. Aber glauben „Sie mir: unter dieſen Verhältniſſen ginge ich ans „Ende der Welt um Sie zu ſehen .... Levin.“

Das Billet kam pünktlich in Levins Hände und beſeligte ihn über jeden Ausdruck.

Sylvia war gewöhnlich übler Laune bei ihrer Toilette. Trotz ihrer Eitelkeit geſchah es ihr doch zuweilen daß ſie ſich nicht ſo ſchön fand wie ſie glaubte ſich finden zu müſſen — und das war denn natürlich die Schuld der Kammerfrau, der Modiſtin, der Schneiderin, des Coiffeurs — aller Welt! .... nur nicht der Natur. Daher ſuchte die Kammerfrau ſich während dieſer böſen Stunde durch allerlei angenehme Erzählungen, Schmeicheleien und kleine Neuigkeiten beliebt zu machen und die üble Laune zu überwinden. Heute wußte ſie etwas ganz Neues wodurch ſie hoffte ihre Herrin ſehr günſtig zu ſtimmen — eingedenk des vergangenen Herbſtes in Waldhaide.

„Der Herr Levin iſt auch hier!“ begann ſie das Geſpräch.

Sylvia erſchrack und ſagte kurz:

„Das glaub' ich nicht.“

„Gräfliche Gnaden dürfen nur Comteſſe Tranquillina fragen, entgegnete die Zofe kleinlaut. Herr Levin hat vorhin ein Billet für ſie beim Portier abgegeben. Ich half der Mademoiſelle Manon ihre Cartons heruntertragen — da erkannte ich ihn ſogleich, obwol er ſich unglaublich verändert hat .... ſo blaß und mager iſt er geworden. Er hat gewiß eine große Krankheit durchgemacht.“

„So?“ ſagte Sylvia kurz abbrechend. „Wenn Sie mit Mademoiſelle Manon über die impertinenten Preiſe ihrer Häubchen handelten: ſo wäre das paſſender als neugierig die Perſonen zu beobachten, die bei dem Portier ſich melden.“

Gebieterin und Zofe ſchwiegen beide — dieſe, verſtummt vor Erſtaunen über die unerklärliche Laune der Gräfin; jene, in ſtiller aber heftiger

Aufregung über Levins heimliche Ankunft. Dadurch bin ich meines Wortes entbunden! dachte ſie. Ich hab es ihm geſchrieben, ich kann keine heimliche Annäherung an Tranquillina, keine gefährliche Intrigue unter meinem Dach dulden. Bei einer Entfernung von hundert Meilen kann man allenfalls für eine Zeitlang Nachſicht haben; — aber nun muß die Sache abgebrochen werden, denn er ſcheint mir gewiſſenlos genug um das Mädchen vollkommen elend zu machen.

Es war ſchon halb ſechs Uhr; um ſechs verſammelten ſich ihre Gäſte zu einem großen Diner auf welches ein Rout folgen ſollte. Sylvia konnte alſo an dieſem Abend nicht mit Tranquillina ſprechen, beſchloß aber ein wachſames Auge über ihr zu haben.

Als ſie in den Salon trat, fand ſie Sonin nach ſeiner Art gemeſſenen Schrittes auf und nieder gehend. Sie ſagte haſtig:

„Ich bitte Dich morgen früh um acht Uhr mit Tranquillina das Geſchäft wegen Euphraſias cedirten Papieren abzumachen. Sie muß ein Paarmal ihre Unterſchrift geben — alſo mußt Du ihr die betreffenden Papier genau vorleſen, damit ſie wiſſe um was es ſich handelt.“

„Liebes Kind, kannſt Du denn glauben daß ich ihr Papiere zu unterzeichnen vorlegen würde ohne ſie mit deren Inhalt bekannt zu machen? ſolche kopfloſe Vorausſetzung hätte ich in der That nicht Deinem Kopf, der obwol ein Frauenkopf doch nicht ohne praktiſchen Verſtand iſt — zugetraut.“

„Ach, lieber Toni, wenn wir klug ſind, wir Frauen, ſo ſind wir es immer nur zufällig, blitzartig, und haben nie unſern Verſtand ſo beiſammen wie Ihr Männer. Das weiß Niemand beſſer als Du. — Aber bitte, mache morgen früh jenes Geſchäft mit Tranquillina ab; Euphraſia kommt gewiß morgen, und es iſt ſchon ſo lange aufgeſchoben, daß ſie uns nachläſſig nennen dürfte — ein Vorwurf den Dir gewiß noch Niemand gemacht hat! — Und bitte, nicht ſpäter als acht Uhr .... denn es wird doch ungefähr eine Stunde währen und ſpäter habe ich Einiges mit ihr zu beſprechen.“

„Verlaß Dich auf mich! mir iſt nichts ſo zuwider und fremd als Nachläſſigkeit in Geſchäften.“

„Mit dieſer Pflichttreue geht jeder andre Vorzug Hand in Hand,“ ſagte Sylvia und umarmte mit leichter Grazie ihren Gemal, der etwas genirt ſeine Wange an ihre Lippen legte und dann einen ſchreckenvollen Blick in den Spiegel warf um zu ſehen ob die tadelloſe Cravatte nicht durch dieſe überraſchende Bewegung ſeines Hauptes in ungeheiligte Falten gerathen ſei.

„Sie ſitzt perfekt!" ſagte Sylvia beruhigend, aber heimlich höchſt beluſtigt.

Tranquillina trat ein. Beim erſten Blick den Sylvia auf ſie warf, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Er iſt hier .... und ſie iſt ſelig; folglich weiß ſie nichts und ſoll morgen die Wahrheit in ihrer unumwundenen Schärfe durch mich erfahren. Daß ſie ihn nicht früher ſehe als mich, dafür wird Sonin ſorgen. — Und höchſt liebenswürdig empfing ſie ihre Gäſte.

Nie war Tranquillina ſchöner geweſen als an dieſem Abend. Wie ein ſeliger Geiſt bewegte ſie ſich zwiſchen den Menſchen. Sie lächelte nicht, ſie ſah nicht froh oder glücklich aus; nein! ſie war transfigurirt. Alle Anweſenden kannten ſie längſt, aber Keiner erinnerte ſich ſie je ſo ſchön geſehen zu haben, und wer ſie an dieſem Abend geſehen hatte, der vergaß ſie nie.

Sonin ſagte ihr er habe am andern Morgen um acht Uhr höchſt wichtige Geſchäfte mit ihr. Sie ſagte nur:

„Ich werde ſuchen pünktlich zu ſein."

Sie rechnete darauf daß Levin vor der von ihr beſtimmten Stunde ſie erwarten würde, und nach der unſäglichen und raſtloſen Ungeduld mit der ſie die Nacht hinbrachte, war ſie ganz glücklich daß die Verabredung mit Sonin ſie zwang eine Viertelſtunde früher in den Waldſtein'ſchen Garten zu eilen.

Levin war ſchon bei der Voliere. Als ſie ihn erblickte blieb ſie ſtehen und drückte beide Hände vor die Augen. Die Kammerfrau ging in einiger Entfernung auf und ab.

„O ſehen Sie mich an, Tranquillina! ſagte Levin — ſonſt fürchte ich daß Sie mir zürnen."

„Wird das Glück Sie zu ſehen nicht allzu groß ſein? erwiderte ſie mit gepreßter Stimme. Zu wiſſen daß Sie da ſind .... Ihre Stimme zu hören .... endlich! o mein Gott, endlich!" — Sie zitterte vom Scheitel bis zur Sohle; dann nahm ſie ſich heftig zuſammen, ließ die Hände ſinken, faltete ſie vor der Bruſt und rief indem ſie einen Schritt zurücktrat um ihn mit einem Blick aufzufaſſen:

„Ich will Dich nun aber nicht mehr in mir ſehen! von dieſer Seligkeit eine Sekunde zu verlieren wäre Sünde."

„Du liebſt mich!" rief Levin, über alle Zweifel und Aengſte emporgeriſſen.

„Ich hab es Dir ja längſt geſagt, und was ich Einmal geſagt habe — dabei bleibt es."

„Auch wenn ich es nicht verdiente?“

„Ich weiß nicht um welcher Verdienſte willen man geliebt werden könnte. Geachtet wol, gar verehrt: — aber geliebt nicht. Die Liebe hat es nur mit der Perſon zu thun, die Verehrung mit dieſer oder jener Handlung oder Geſinnung. Es iſt ſehr glücklich wenn Beides in unſerm Herzen zuſammenfällt, allein nothwendig zum lieben iſt es nicht. Ich frage gar nicht nach Ihren Verdienſten — ich liebe Sie, Levin! und ſollte es ſich ſpäter finden daß Sie keine beſitzen — fügte ſie mit ſorgloſer Heiterkeit hinzu — ſo kann mich das wol traurig machen, jedoch nimmermehr verhindern Sie zu lieben. Alſo fragen Sie mich was Sie wollen — nur nicht das!“

„Iſt Veriand hier?“ fragte Levin als wolle er Tranquillinas Erlaubniß benutzen.

„Immer Veriand! rief ſie lächelnd. Nein, er iſt nicht hier, aber ſeine Mutter kommt heute.“

„Tranquillina! ſagte Levin faſt beſchwörend, ſein Sie ſtandhaft.“

„Mein Gott! rief ſie, was ſoll ich thun um Ihnen die Zweifel aus der Seele zu nehmen Levin? Können Sie auf einen Schwur, auf ein Gelübde mehr Gewicht legen als auf mein Ja.“

„Das iſt es nicht! allein bedenken Sie wie ich

Ihnen gegenüber ſtehe, wie fremd, wie unbekannt .... und was daraus für ſtörende Verhältniſſe ſich entwickeln können" .... — — —

„Ich kenne nur ein Verhältniß: das zu Ihnen. Ob ſonſt noch irgend Etwas oder irgend Jemand zu Ihnen gehört oder nicht gehört, hat für mich nur inſofern Bedeutung als Ihnen daraus Leid oder Freude erwachſen könnte. Alſo .... keine Zweifel mehr, geliebter Levin! vertrauen Sie mir ganz, feſt, unumſchränkt, dann werden wir Beide wol berathen ſein! Unnütze Laſt werfen Sie weg, und die welche Gott Ihnen zu tragen beſtimmt hat, theilen Sie mit mir. Weil Sie das nicht thun .... weil Sie ſie ganz egoiſtiſch für ſich allein behalten: darum ſind Sie in Ihrer Seele gedrückt, Levin, und ſehen ſo traurig aus, daß ich weinen könnte, wenn ich Sie betrachte; — und mir däucht ſo ſollte es nicht zwiſchen uns ſein."

„Sie haben ganz Recht," entgegnete er.

„Nun, wenn Sie das finden, ſo thun Sie doch das Rechte! ſo faſſen Sie doch einen Entſchluß, der Sie offenkundig ſo zu mir ſtellt wie es unſer Beider Wunſch iſt."

„Schon jetzt verlieren Sie die Geduld? ſagte Levin mit heißer Wehmuth — und ich habe Sie doch vorbereitet daß Sie ſich mit derſelben waffnen müßten .... vielleicht jahrelang."

O Levin, nur weil ich Sie traurig, zweifelnd und gedrückt ſehe, habe ich keine Geduld! Sie leiden durch die Verhältniſſe weit mehr, ganz anders als ich — das ſehe, das fühl' ich — darum mögte ich ſie ändern."

Es ſchlug acht Uhr. Tranquillina ſagte:

„Lebwol für heute! Um keine Aufmerkſamkeit zu erregen mußte ich dieſe Stunde zu einer Geſchäftsbeſprechung mit Sonin annehmen."

„Wann ſehen wir uns wieder? fragte Levin und hielt ihre Hand feſt.

„Sie wollen nicht zu uns kommen?"

Er ſchüttelte ſtumm den Kopf.

„Nun, denn ſei es morgen zu dieſer Stunde und auf dieſer Stelle."

Er hielt immer ihre Hand, ſprach nicht, bewegte ſich nicht. Er legte nur ſeinen Blick über ſie, wie einen goldnen Mantel, ſo reich, ſo ſchwer .... zu ſchwer; denn ſie erbleichte und ſagte langſam und leiſe:

„Levin .... o geliebter Levin, ich weiß nicht ob wir nicht Unrecht thun."

Er ließ ihre gefangene Hand los, die weich und zitternd wie eine gefangene Taube in den ſeinen pulſirte, und ſagte ſchnell:

„Alſo gewiß auf Wiederſehen .... morgen.“

„Gewiß!“ entgegnete ſie und wandte ſich raſch ab.

„Tranquillina! rief er, noch einen Blick! Sie ſehen ernſt aus! O, noch einen einzigen freundlichen Blick.“

Sie ſah ſich um, und da ſie keinem Blick zutraute ihrer Empfindung Genüge zu thun, warf ſie ihm rückwärts gewendet mit dem Finger einen Kuß zu, rief ihre Kammerfrau und entfernte ſich ſchnell.

Das Geſchäft mit Sonin war bald abgethan und eine Botſchaft von Sylvia erſuchte ſie gleich darauf um ein Zwiegeſpräch. Sie begab ſich in Sylvias Kabinet und wartete bis dieſe aufgeſtanden ſein würde.

Auf einem Tiſchchen lagen Levins Bücher. Tranquillina nahm „Das ſüdliche Kreuz“, das ſie beſonders liebte, und blätterte nach einigen Lieblingsſtellen. Doch nicht auf ihnen blieb ihr Auge haften, ſondern auf dem Titelblatt, weil da unter andern auch ſtand der Name „Levin“. Das Buch ſank in ihren Schoß, ſie legte den Kopf in die aufgeſtützte Hand und bemerkte nicht daß Sylvia leiſe hinter ihr eintrat und erſt nach einer Pauſe ſagte:

„Wie tief in Gedanken Du verſunken biſt, lieber Engel! — ich hoffe es ſind gute und fröhliche.“

„Fröhlich ſind ſie nicht, liebe Sylvia.“

„Das fürchte ich!“ entgegnete Sylvia und fixirte Tranquillina mit einem etwas künſtlichen Mitleid.

„Und warum fürchteſt Du das?“ fragte Tranquillina peinlich berührt durch dieſen Blick.

„Weil ich fürchte daß Du das Unglück ahnſt, welches ſich über Dir zuſammen zu ziehen droht.“

„Sage mir klar und verſtändlich wovon die Rede iſt, ſprach Tranquillina entſchieden. Andeutungen und halbe Worte ſind mir unerträglich.“

„Aber Du wirſt mir vielleicht zürnen“ .... —

„Nur dann, wenn Du mir nicht die Wahrheit ſagſt.“

„Die volle Wahrheit?“

„Die volle Wahrheit in ihrem ganzen Umfang, ohne Rückhalt.“

„Wolan! — Levin iſt hier.“

„Ich weiß es.“

„Er liebt Dich .... und Du liebſt ihn.“

„Das weiß Niemand beſſer als ich!“

„Weißt Du denn auch daß er etwas Andres iſt als wofür er ſich ausgiebt?"

„Er hat ſich für nichts ausgegeben! ſeinen Namen hat er genannt und geſagt daß er ein Schriftſteller ſei."

„Ja! aber die Wahrheit hat er uns dennoch nicht geſagt, denn er iſt der Verfaſſer des Buchs, das Du auf dem Schoß haſt."

„Ach! rief Tranquillina freudig und küßte das Buch mit einer lieblichen Geberde: ſo weiß ich doch warum es mir ſo unbeſchreiblich gefiel."

„Du findeſt es alſo ganz in der Ordnung daß man anonym zwiſchen den Menſchen lebe?"

„Es mag bizarr ſein, Unrecht iſt es nicht."

„Wenn ſich aber eine böſe Abſicht damit verbindet?"

„Levin hat keine!"

„Weißt Du daß Levin — verheirathet iſt?"

„Er iſt es nicht! er will mich heirathen."

Sylvia zuckte die Achſeln, ſuchte zwiſchen den Büchern den Gotha'ſchen Kalender hervor, ſchlug den Namen Wildeshauſen auf, und gab ihn an Tranquillina indem ſie ſagte:

„Vermält am 2. Februar 184 . mit Joſſelinde Freiin von Lidkerken, auf Schloß Embden."

Tranquillina las die betreffende Stelle, ſchlug gelaſſen den Kalender zu und ſagte:

„Ein Druckfehler! .... irgend ein Irrthum! da ſind ja eine Menge Brüder! Einer von denen wird vermält ſein. Levin iſt es nicht.“

„Aber liebe Ina, rief Sylvia beängſtigt durch dieſe fürchterliche Zuverſicht, es iſt wie ich es ſage. Glaube mir!“

„Du meinſt doch nicht daß ich Dir mehr glauben könnte als ihm?“

„Wolan! wirſt Du ihm ſelbſt glauben?“

„Ja! nur ihm und ſeinem Worte.“

Sylvia ſtand auf, nahm von ihrem Schreibtiſch eine kleine Caſſette von Boule, ſchloß ſie auf, ſetzte ſich wieder mit derſelben Tranquillina gegenüber und fragte:

„Du kennſt ſeine Handſchrift?“

„Wie meine eigene.“

„Alſo erkennſt Du ſie!“ ſagte Sylvia und reichte ihr Levins erſten Brief.

Tranquillina ſah ihn obenhin an und antwortete:

„Ich erkenne ſie nur in Briefen an mich.“

„Lies ich bitte Dich! Du wirſt Levin erkennen und das iſt von der höchſten Wichtigkeit für Dich.“

„Dann wird er es mir ſchon ſelbſt ſagen.“

„Das iſt es eben! er fürchtet ſich Dir zu ſagen, daß er Deinetwegen ſeine Frau und ſein Kind verſtoßen will.“

Ein namenloſes Entſetzen zuckte in Tranquillinas Augen auf — eine Ahnung der Wahrheit: deshalb ſeine unbegreifliche Traurigkeit!

„Steht das in den Briefen?“ ſagte ſie tonlos und ſtreckte ihre Hand danach aus.

„Leider ja! ſagte Sylvia und ſtellte die kleine Caſſette auf Tranquillinas Schooß. Es ſind die Briefe die Levin mir im Lauf des Winters über dieſe traurige Angelegenheit geſchrieben.

„Steht das in den Briefen, ſagte Tranquillina und faßte ſie in ihrer Hand zuſammen — ſo darf weder ich noch ſonſt Jemand ſie leſen.“

Sie ſaßen Beide vor dem Kamin in dem ein muntres Feuer brannte, und Tranquillina warf ſie in die Flamme.

„Was hilft Dir das, thörichtes Kind! rief Sylvia, die Briefe ſind verbrannt, die Sache bleibt.“

Tranquillina ſchürte die Flamme bis alle Briefe zu Aſche gebrannt waren. Dann ſtand ſie auf und ſagte:

„In vierundzwanzig Stunden weiß ich die Wahrheit, durch Levin ſelbſt. Bis dahin glaube ich an ihn wie an Gott .... der uns in den Labyrinthen der Welt auch bisweilen verloren zu gehen droht.“

Sie hatte Kraft genug ihr Zimmer zu erreichen;

da aber brach ſie mit dem Ausruf: „O! Levin!“ — der wie ein Angſtſchrei und eine Drohung klang, in tiefer Ohnmacht zuſammen.

Und während der Zeit war Levin glückſelig! Nie hatte er eine ſolche Zuverſicht zu Tranquillina und ihrer Liebe empfunden; nie ſolche Sicherheit ſich kraft jener der Zukunft zu bemächtigen; nie dieſe Entſchloſſenheit Geduld zu haben, Joſſelindens Widerſtand zu überdauern und ruhig zu ſein! .... Wo Tranquillina leben würde dahin wollte er ihr folgen, täglich ſie ſehen, wenn auch nur aus der Ferne, und zuweilen ſie ſprechen; die Zwiſchenzeit aber benutzen wie im vergangenen Herbſt in Waldhaide, und ſchreiben — etwas Schönes, etwas Vollkommenes, etwas das den Stempel an ſich trage unter der heilbringenden und heiligen Conſtellation Tranquillina geboren zu ſein. Er glaubte an ſie, an ſich ſelbſt, an Genie, Ruhm und Glück. Alle Bedingungen zum kräftigen Schaffen waren in ihm grade jetzt vereinigt, als ob der günſtige Stern ihm aufgegangen ſei, den die alten Aſtrologen zum Beginn gewiſſer großer Werke begehren.

Er ging den ganzen Tag mit einem Gefühl

von Freiheit und von Wolbefinden umher, das er ſeit Monaten nicht gekannt. Das innere angſtvolle Zittern, als ob er über einem Erdbeben ſtehe, ließ nach! ſie war ſtill und frühlingslieblich, die Erde! der Himmel licht, die Sonne warm, die Seele hoffnungsvoll, das Herz glücksberechtigt, der Menſch zu großen und guten Dingen beſtimmt, und er — derſelben fähig. Er nahm wieder Beſitz vom Leben.

Spät Abends erhielt er einen Brief von Wilderich, der ihm aus Berlin nachgeſchickt worden war. Er enthielt die Nachricht von Joſſelindens eben erfolgter Niederkunft, ſie hatte einen Sohn, und Alles glücklich überſtanden. Dieſe Nachricht warf Levin wieder in Trübſinn zurück. Er dachte an die zahlloſen Bedingungen welche dazu gehören um uns den freudigen Genuß ſelbſt derjenigen Empfindungen zu geſtatten, von denen man meinen ſollte daß ſie uns unter allen Umſtänden beglücken müßten. Den Sohn hätte er wol gern gehabt, aber — ohne Mutter, wenigſtens ohne dieſe Mutter. Jetzt konnte er nur wünſchen daß Joſſelinde ſich mehr an dem Kinde freuen möge als er.

In dieſem Sinn ſchrieb er ihr ſogleich und flehte ſie an, in dem Augenblick wo ein neues, mächtiges göttliches Gefühl ihr aufgehe, ihr Herz erweichen zu laſſen und ihm die Freiheit zu gönnen ohne welche ſein Leben zur Folterbank werde. Auch an Wilderich ſchrieb er mit demſelben Feuer, derſelben Eindringlichkeit, derſelben Beſchwörung. Es ſchien ihm unmöglich daß Joſſelinde nicht nachgeben werde.

Am andern Morgen um halb acht Uhr war Levin im Waldſteinſchen Garten um Tranquillinen entgegen zu ſehen. Sein Herz, ſein Puls ſchlugen ſo heftig, daß ihm war als rauſchten die Sekunden hörbar an ihm vorüber — als hätten ſie einen gewichtigen Schritt, der in ſeinem Gehirn wiederklang.

Mit dem Glockenſchlag acht kam Tranquillina. Levin lehnte ſich an einen Baum um zu ſehen wie ſie ging, wenn ſie ihn gewahren und ihren Schritt beſchleunigen — wie ſie ihn von Weitem mit den Augen grüßen würde. Aber ſie hatte ihren Schleier herabgelaſſen und ſchlug ihn erſt zurück als die Kammerjungfer ſich entfernt hatte, und ſie vor Levin ſtand. Sie legte die Rechte auf ſeine Bruſt und fragte:

„Nicht wahr, Sie lügen nicht?"

„Nein!" ſagte er, plötzlich entſchloſſen zu jeder Erklärung, denn er fühlte daß der Augenblick gekommen ſei wo nichts gelten dürfe als volle Wahrheit.

„Heißen Sie Wildeshauſen?“

„Ja, Levin Wildeshauſen.“

„Haben Sie mit Sylvia in einem Briefwechſel geſtanden?“

„Ja, ſeit meiner Abreiſe von Waldhaide.“

„Ich kenne den Inhalt jener Briefe nicht, denn ungeleſen habe ich ſie geſtern verbrannt. Ich wollte nicht glauben was Sylvia mir davon mittheilte; nicht ihr glauben .... nur Ihnen. Sind Sie verheirathet?“

„Ich bin es .... Tranquillina!“

Ein krampfhaftes Zucken zerwühlte ihr ſchönes Geſicht, ihre Zähne ſchlugen an einander, langſam zog ſie die Hand von ſeiner Bruſt, ließ den Schleier wieder fallen, ging langſam einige Schritte rückwärts, ſagte feierlich:

„Leben Sie wol!“ und wendete ſich mit unbeſchreiblicher Majeſtät von ihm ab um zu gehen.

„Gehen Sie nicht ohne mich gehört zu haben, rief er bebend. Bleiben Sie .... nur eine Minute! — Hören Sie mich .... nur ein Wort.“

Aber ſie ging! ſie blieb nicht, ſie hörte nicht, ſie dachte, fühlte, empfand nicht; denn ſie ging fort von ihm .... für immer! Er eilte ihr nach.

„Gaëtana!“ rief ſie, nahm den Arm der raſch herzutretenden Italienerin, drückte ihr Taſchentuch hinter dem Schleier vors Geſicht und verließ den Garten ohne ſich nach Levin umzuſchauen.

Mit ſtumpfer Betäubung, als habe die Erde ſie vor ſeinen Augen verſchlungen, blieb Levin zurück. Sein Blut, das eben noch in wilden unruhigen Wellen hin und her geflutet war, drang mit einem furchtbaren Stoß vom Herzen zum Kopf. Es wurde ſchwarz vor ſeinen Blicken, er ſank taumelnd auf einer Bank zuſammen und dachte:

„O Gott ſei gelobt! ich ſterbe.“ — —

Ein ſchneidender Windhauch, wie er zuweilen im Frühling plötzlich anhebt, berührte ſcharf und eiſig Levins Stirn und weckte ihn aus der Beſinnungsloſigkeit. Sie muß mich aber hören! rief er laut und heftig, und Sylvia muß mir Rede ſtehen wegen ihres Verraths!

Er ſprang auf, eilte nach dem Soninſchen Hauſe und begehrte die Gräfin zu ſprechen. Der Portier ſagte ſie ſei noch nicht aufgeſtanden.

„So wecke man ſie!“ beharrte Levin.

Der Portier hielt ihn für wahnwitzig und zuckte ſchweigend die Achſeln.

„So wecke man ſie mit dieſem Blatt," ſagte Levin und riß aus ſeiner Schreibtafel ein Blatt, worauf er ſchrieb:

„Levin Wildeshauſen iſt hier und erſucht Gräfin „Sonin ganz gehorſamſt um eine augenblickliche „Unterredung von hoher Wichtigkeit."

Dann ging er in der Halle auf und nieder und harrte auf die Antwort, die lange ausblieb, weil ſich die Zofe ſträubte in das Schlafzimmer der Gräfin zu gehen bevor dieſe geſchellt habe, ſie könne für etwas ſo Ungehöriges den Dienſt verlieren. Der Portier beſchwor ſie aber ſo eindringlich, ſtellte ihr ſo lebhaft vor, daß irgend ein Unglück geſchehen würde, denn der Mann da unten ſei ein wahrer Wüthrich, der mit Siebenmeilenſtiefelſchritten hin und her ſpaziere — daß ſie es endlich wagte.

Sylvia ſchellte in dem Augenblick als die Kammerfrau eintrat, war alſo ſehr zufrieden mit deren Pünktlichkeit und empfing freundlich das Blatt. Kaum hatte ſie es geleſen, ſo rief ſie:

„Führen Sie den Herrn Grafen Wildeshauſen ſogleich in mein Kabinet und ich ließe ihn bitten dort zu verziehen."

Die Kammerfrau war nicht wenig verwundert in dem Grafen Wildeshauſen den Herrn Levin aus

Waldhaide zu erkennen, und heimlich den Kopf ſchüttelnd über all dieſe Ungebührlichkeiten, führte ſie Levin in das Kabinet, ſchob ein Fauteuil an den Kamin und erſuchte ihn Platz zu nehmen bis die Gräfin erſcheinen werde.

Wo geſtern Tranquillina geſeſſen hatte, ſaß heute Levin: aber in wie verſchiedener Gemüthsſtimmung! In holde Träume verſenkt bemerkte ſie nicht die Flucht der Zeit, während Levin meinte ſtatt der Minuten koſtbare Jahre ſeines Lebens zu verlieren.

„Grüß' Sie Gott, lieber Graf! woher und weshalb ſo früh?" ſagte Sylvia mit unbefangenem Lächeln als ſie allendlich eintrat.

„Gnädige Gräfin, entgegnete Levin heftig, es iſt an mir zu fragen weshalb Sie Ihr Verſprechen gebrochen und Tranquillina von meinen unſeligen Verhältniſſen in einem Augenblick unterrichtet haben, wo ich mehr denn je zu der Hoffnung berechtigt bin, daß ſich dieſelben löſen werden."

„Sie hätten mit Ihrer Ankunft warten ſollen, bis die Löſung wirklich erfolgt ſei. Ihre Erſcheinung vor derſelben hier bei uns, berechtigt mich ſo zu handeln wie ich gehandelt habe, guter Graf," ſagte Sylvia, heimlich froh daß ſie dieſen Schritt nicht verzögert habe, und daher äußerlich höchſt gelaſſen.

„Sie wiſſen alſo nicht daß Sie Tranquillina tödtlich verletzt haben?"

„Ich weiß nicht ob die Wahrheit verletzender iſt als die Lüge."

„O ich log nicht! .... ich ſchwieg nur."

„Sie umſpannen die arme Tranquillina mit einem Netz von Falſchheit. Sie verſprachen mir es zu löſen. Anſtatt es zu löſen kamen Sie vorgeſtern, umſpähten das Haus — wie ich zufällig durch meine Leute erfuhr — hatten alſo vermuthlich den Plan es noch feſter zu ziehen; — da zerriß ich es .... und habe recht daran gethan!" — ſagte Sylvia kaltblütig und ſtemmte ihre Füße um ſie zu wärmen gegen das Gitter des Kamins. Ihre behagliche Ruhe machte einen fürchterlichen Contraſt mit der Unruh die Levins Bruſt zerfleiſchte.

„Aber ſehen Sie denn nicht daß mir das Herz brechen mögte!" rief Levin in Verzweiflung.

Sylvia ſah ihn über die Achſel an, zuckte leicht die Schultern und ſagte lächelnd:

„Guter Graf! ſolche Exclamationen ſtehen in Romanen .... und dort machen ſie Frauen, weil Frauen exaltirte Geſchöpfe ſind, welche ſich zuweilen einbilden man müſſe von Liebe leben oder ſterben. In Büchern gefällt mir das! ſolche Flammen erwärmen die Seele, die in unſrer temperirten Weltzone oft friert: — allein in der Wirklichkeit taugt es nicht — nicht einmal für Frauen! Und nun gar ein Mann der von ſeinem Herzen ſpricht, von ſeinem brechenden Herzen — guter Graf, welch eine Hyperbel."

„Gnädige Gräfin, da Sie nicht begreifen, daß ein Mann lieber ſterben, als das geliebteſte Weſen elend machen mögte: ſo kann ich nur die Männer beklagen, denen es nicht gelungen iſt Ihnen dieſe Meinung einzuflößen. Und ſtatt länger über das geheimnißvolle Kapitel vom Herzen mit Ihnen zu disputiren, will ich Sie nur um die Gnade erſuchen mir ein Geſpräch mit Gräfin Tranquillina zu verſchaffen. Deshalb bin ich überhaupt nur hier."

Levin ſagte dies ziemlich gelaſſen; Sylvia warf ihm einen böſen Blick zu und erwiderte:

„Ich werde ſie bitten laſſen zu mir zu kommen."

Sie ſchellte und gab dem eintretenden Diener dieſen Auftrag; dann ſchwieg ſie. Auch Levin ſchwieg, und nichts unterbrach die tiefe Stille als das Kniſtern der Flamme im Kamin und der Tiktak der Pendeluhr.

Als Tranquillina eintrat hielt Levin ſich an einem Tiſch feſtgeklammert um nicht zu ihren Füßen hinzuſinken. Sylvia ſagte:

„Graf Wildeshauſen wünſcht Dich zu ſprechen,“ ſtand auf und wollte das Kabinet verlaſſen.

„Bleib! ſagte Tranquillina mit jener Stimme die hart klingt, weil man um jeden Preis verbergen will daß ſie zittert und bebt; Graf Wildeshauſen und ich haben uns nichts zu ſagen was nicht die ganze Welt hören dürfte, und überhaupt halte ich es für paſſend daß wir Alle endlich einmal erfahren woran wir ſind. — Ich bitte, Herr Graf“ — fügte ſie hinzu, indem ſie einen Lehnſtuhl zwiſchen ſich und Sylvia an den Kamin zog, auf denſelben deutete und ſich ſetzte.

Er folgte maſchinenmäßig ihrem Gebot und ſie ſagte zu Sylvia:

„Ich habe die Gewißheit welche ich geſtern nicht hatte: Levin iſt todt .... für mich.“

„Barmherzigkeit!“ rief er.

Sie winkte ihm zu ſchweigen und fuhr fort:

„Es ſcheint als ob von uns Dreien — ich allein das habe was man ein Gewiſſen nennt. Von Graf Wildeshauſen iſt in dieſer Beziehung gar nicht zu ſprechen! Wie aber Du, Sylvia, gewiſſenlos genug ſein konnteſt um mir eine Wahrheit zu verſchweigen, die Du lange wußteſt“ ... — —

„Ich ließ mich durch ſeine Bitten erweichen, rief Sylvia. Er verſprach ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden, und da das bei Proteſtanten nichts Ungewöhnliches iſt, ſo ſchien mir eine ſpätere Verbindung nicht unmöglich.“

„Alſo Frau und Kind — das waren die „feſſelnden Verhältniſſe“ über die Sie klagten, Herr Graf, und die Sie abzuſchütteln ſtrebten! fuhr Tranquillina fort. Geſtehen Sie .... es war natürlich, daß ich dieſe, grade dieſe nicht ahnen konnte. Ich dachte an Alles was einen Menſchen drücken kann: an Armuth, Schulden, zweideutige Herkunft. Ich dachte Sie als Flüchtling, als Gefangenen, als Abtrünnigen von einer Partei. Aber .... als Gemal und Vater .... hab' ich Sie freilich nie gedacht; denn ſo etwas .... denkt man nicht; man erlebt es.

„Sprechen Sie weiter, ſagte Levin. Sie machen Dolchſtiche aus Ihren Worten und die thun mir wol.“

„Ich will Ihnen weder wol noch weh thun — ſondern nur ſagen was ich gedacht habe und .... — was ich jetzt denke.“

„Und was denken Sie?“

Tranquillina zog aus ihrer Taſche ein Päckchen Papiere mit einem blauen Bändchen zuſammengebunden und ſagte zu Sylvia:

„Dies ſind die Briefe die Levin mir geſchrieben hat. Ich trug ſie immer bei mir und Nachts lagen ſie unter meinem Kopfkiſſen! ſie waren mein Kleinod! ſie waren mir ſo heilig, daß ich ſie manchmal auf meinen Knien las, als ob ich in ihnen mit Gott ſpräche! Gott wird mir die Profanation vergeben."

Sie reichte das Päckchen an Levin und fragte:

„Macht Graf Wildeshauſen einen Anſpruch an die Briefe welche Levin geſchrieben?"

Er ſchwieg vernichtet und regte ſich nicht.

„Wolan!" ſagte ſie, löſte das Bändchen und warf die Briefe ins Feuer. Dies Alles ſprach und that ſie mit übermenſchlicher Ruhe. Als aber die Briefe nach einander verbrannten — Einer, noch Einer, und wieder Einer, und in Jedem ein Paar Atome von zwei Seelen! da glitt ſie langſam vom Stuhl auf ihre Knie, als zöge die Größe und das Gewicht des Opfers ſie herab, und mit Verzweiflung ſtarrte ſie dieſe Blätter an, die allmälig von den Flammen in ſchwarzen Staub verwandelt wurden — wie ihre Liebe .... in ſchwarzen Staub. Und als nur ein Brief noch unberührt war, griff ſie beſinnungslos ins Feuer, riß ihn heraus, küßte ihn — und warf ihn zurück in die lodernde Glut. Mit einem konvulſiviſchen Schluchzen drückte ſie ihr Tuch vors Geſicht.

„Tranquillina .... Sie lieben mich doch!" rief Levin und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

„O, es iſt nicht zu ſagen wie ich Levin geliebt habe!" rief ſie und das phosphoreſcirende Licht und der vibrirende Klang der intenſivſten Leidenſchaft brach in ihrem Auge und in ihrer Stimme aus — magiſch, unirdiſch, überwältigend wie das Alpglühen über nächtliche Thäler, gleich ihm ſchnell verſchwindend.

„Rosa mystica!" ächzte ſtumm ſein Herz.

Tranquillina ſetzte ſich wieder und ſagte:

„Ich bitte um Ihr Ehrenwort, Herr Graf, daß Sie meine Briefe ebenfalls vernichten. — Hier endlich — ſie zog abermals einige Blätter hervor — gebe ich Ihnen Ihre Lieder zurück, die Sie mir nicht gegeben — die ich mir genommen habe, die beiden erſten in Gaſtein, das letzte in Waldhaide. Ich habe nicht über ſie zu verfügen."

Da Levin die Blätter nicht nahm, legte ſie dieſelben auf den Tiſch, und erhob ſich indem ſie ſagte:

„Nun iſt Alles zwiſchen uns zerriſſen und aufgehoben, Herr Graf, und nur dafür will ich Ihnen noch danken daß Sie Achtung genug vor meinem Character hatten um zu ahnen, daß der Augenblick der Ihre wahren Verhältniſſe mir enthüllte — uns auf immer trennte. Daher Ihre Angſt, Ihre Unruh, Ihr Verzagen an meiner Standhaftigkeit! Was mir ſonſt unbegreiflich war, verſtehe ich jetzt! Sie fühlten daß ich Ihnen folgen würde über Dornen und Kohlen, übers Weltmeer und über jede Kluft des äußern Lebens, nur nicht über das mir heilige Haupt Ihrer Frau. O ja! die Welt hätte ich für Levin als Staub betrachtet und behandelt, und nichtachtend hätte ich über ſie fortgehen können. Aber für mein Glück ihr Herz zertreten und zertreten laſſen — das kann ich nicht! .... ich kann's nicht! kann's nicht! .... Und darum denke ich jetzt — leben Sie wol!"

Levin war auch aufgeſtanden und ſagte:

„Nein! es iſt nicht möglich daß Sie mich verlaſſen können nach Allem was Sie mir geſchrieben, was Sie mir geſtern geſagt haben! Sie lieben mich .... und man bricht eine Liebe nicht ab wie einen dürren Aſt. Sie wußten geſtern und immer daß ich durch meine Verhältniſſe elend ſei: Sie erfahren heute worin dieſe beſtehen; iſt das ein Grund für dieſe plötzliche, unüberlegte Trennung?"

„In meinen Augen — ja! ich halte es für ſündlich das heilige Band zwiſchen Mann, Weib und Kind zu zerreißen."

„Aber Tranquillina! es iſt bereits innerlich zerriſſen; es fehlt nur die äußerliche Beſtätigung."

„Hab' ich ahnungslos Unheil geſtiftet, ſo war das ein Verhängniß welches über mich gekommen iſt ohne mein Zuthun. Aus einem ſolchen bangen, trüben, ſchmerzverheißenden Verhängniß mein Glück zurecht zu machen — dazu bin ich nicht — ſoll ich ſagen gewiſſenlos oder tapfer genug.“

„Alſo gar kein Vertrauen haben Sie zu mir?“

„Gar kein Vertrauen! Sie haben nicht recht gehandelt, nicht gegen mich, nicht gegen ſich ſelbſt, nicht gegen Ihre Familie — ſondern nach allen Seiten hin ſelbſtiſch unklar und und unredlich. Man kann es bis auf einen gewiſſen Punkt entſchuldigen; ich kann es ſogar und ich thue es, weil ich es nicht aushalten kann Sie zu verachten. Aber .... das Vertrauen iſt hin, der Glaube todt.“

„Und die Liebe?“

„Die Liebe bleibt!“ ſagte ſie ſanft und feſt.

„Beſinne Dich Tranquillina!“ rief Sylvia zürnend.

„Madonna! Gnadenreiche!“ rief Levin und ſank zu ihren Füßen hin.

Aber ſie ſah ihn nicht an. Sie ſagte zu Sylvia:

„Ich ſehe nicht ein warum ich den todten Levin nicht grade ſo lieben ſoll wie ich den lebendigen geliebt habe, nur freilich — hoffnungslos! Doch das iſt meine Sache.“

„O nicht hoffnungslos, Tranquillina! flehte

Levin. Sie haben mir Ausdauer und Standhaftigkeit gelobt. Ohne den Wortbruch von Gräfin Sonin würden Sie ein Jahr, drei .... fünf Jahr! Geduld gehabt und gehofft haben. In der Zeit hätte ich mich frei gemacht und Ihnen eine freie Hand geboten. Wolan! vergeſſen Sie dieſe letzten vierundzwanzig Stunden, gönnen Sie mir ein Paar Jahre, und ich werde frei! und Sie begehen dann kein Unrecht mir Ihre Hand zu reichen."

„Es iſt gegen mein Gewiſſen!" ſagte ſie.

„O! rief er, ein reines Gewiſſen iſt eine ſchöne Sache! nur muß man es nicht auf Anderer Koſten zu bewahren ſuchen."

„Das wäre unmöglich! entgegnete ſie feſt. Die untrügliche Stimme in uns räth uns immer grade uns zu opfern — nicht Andere."

„Einer Frau die Sie nicht kennen, die ich nicht liebe — opfern Sie mich."

„Und nicht etwa mich ſelbſt?" fragte ſie bebend.

„Statt mich zu beſeligen, wie Sie es könnten, ruiniren Sie mein Leben."

„Nun das wäre billig, denn Sie zerſtören das meine — wenn nicht unſre Naturen eine große Verſchiedenheit bedingten. Ich bin eine ſchwerfällige, ſchwere Natur, ſo recht eine von den Waſſerblumen, die in der Tiefe leben, und nur Einmal im Frühling auf die Oberfläche kommen um in der Sonne zu blühen und dann wieder ins Dunkel zu verſinken mit ihrem Glück oder ihrem Leid. Auf den Wellen des Leben gaukeln und mich ſchaukeln, mich hier oder dorthin treiben und tragen laſſen, dazu fehlt mir die elaſtiſche Beweglichkeit! Ich bin langſam, ſchwer und unerſchütterlich. Ihre lichte, feurige, aus leichteren Elementen beſtehende und daher reizbare Natur iſt von dem Allen das Gegentheil, iſt wie ein Stern, immer da, immer durch den Aether rollend, immer getragen und umfloſſen von friſchen nährenden Stoffen, die für unſer Einen allzu ſubtil ſind" .... — —

„Der Spott ſteht Ihnen ſchlecht!" unterbrach ſie Levin.

„Ich ſpreche mit tiefem Ernſt, entgegnete ſie. Seitdem ich Sie kenne denke ich nur an Sie, über Sie. In dieſen letzten Stunden iſt die Frucht langer Monate gereift, und Ihre Natur, die ich bis dahin wie durch ein Prisma ſah, ſteht ſchleierlos vor mir."

„Und darin finden Sie einen Grund mich von ſich zu ſtoßen?"

„Nein! rief ſie lebhaft; ich finde ihn in den Verhältniſſen, welche für Sie heilige Pflichten ſind. Ihre Natur liebe ich und werd' ich lieben ſo lange mein Herz ſchlägt, denn ſie trägt mich zu einer wunderbaren Höhe empor, die mein ſchweres Weſen niemals allein und ohne Ihre Flügel erreicht hätte."

„O wozu dies Alles!" rief er gequält.

„Sie fragten mich und ich antwortete nur. Ich habe längſt gehen und Ihnen Lebewol ſagen wollen."

„Aber ein Wort der Hoffnung, der Gnade, des Troſtes, der Barmherzigkeit, Tranquillina! ich frage ja nur um dies Wort aus allen übrigen heraus zu hören."

„Dann werde ich fortan ſchweigen."

Und wirklich, ſie ſchwieg! Er ließ ſie nicht gehen. Er erzählte ihr abgebrochen und zerriſſen aber treu ſein ganzes Leben, ſeine ganze Entwickelung, den ganzen Gang ſeines Daſeins. Bis zu dem Augenblick wo er Tranquillina begegnete war Alles ein Verſuch — ein Herumtappen in enger, dunkler Sphäre — ein trübſinniges Ahnen vom höchſten Glück. Seitdem, waren die Schranken gefallen und die Gewißheit da.

„So iſt es!" — ſagte er endlich erſchöpft.

„Ich glaube es!" entgegnete ſie.

„Und ich ſoll zurückgeſchleudert werden in das untergeordnete Leben!" rief er.

„Wo Ihre Seele iſt, da iſt Ihr Leben! halten Sie jene hoch, ſo wird auch dieſes hoch ſein."

„Welch eine merkwürdige Liebhaberei für die Entſagung!“ ſprach er mit großer Bitterkeit.

Sie ſah ihn an mit einem Blick der ihm das Herz zerſchnitt — ſolch ein trauriger Vorwurf lag in ihrem großen, ſchönen, himmliſch guten Auge, das nie ſich ſcheute die Seele bis auf den Grund zu offenbaren. Sylvia nahm das Wort:

„Seit einer Stunde, mein guter Graf, höre ich Ihrem Zwiegeſpräch zu, welches kein andres Reſultat ergiebt als daß Sie leider! vermält ſind, und ſich mit irgend einer unbeſtimmten Ausſicht auf Scheidung ſchmeicheln. Natürlich will meine Couſine unter keiner Bedingung dazu die Veranlaſſung geben oder von einer ſolchen, wenn ſie wider deren Willen dennoch eintreten ſollte, Gebrauch machen, d. h. mit klaren Worten, ſie wird Sie nie und nimmermehr heirathen. Folglich müſſen Sie als Mann von Ehre ein Verhältniß aufgeben welches dem Glück, dem Ruf und dem Frieden eines jungen Mädchens nur höchſt nachtheilig ſein kann. Ich denke ich brauche Ihnen nicht mehr zu ſagen.“

Statt zu antworten wendete Levin ſich ſtumm zu Tranquillina. Da ſtand ſie — das Haar hing aufgelöſt auf ihre Schultern, gekreuzt lagen die Hände auf ihrer Bruſt, Haupt und Blick waren nach oben gekehrt, und, wie von oben herab, ganz mild und ganz feſt ſagte ſie:

„Levin .... lebwol!“ und verließ das Kabinet. Auf der Schwelle blieb ſie ſtehen, wendete ſich zu ihm zurück, ſagte feierlich:

„Die Liebe bleibt!“ und verſchwand hinter dem zuſammenrauſchenden Vorhang — wie Anahid die mit dem Wort zum Himmel aufſtieg, welches der gefallne Engel vergeſſen hatte.

Es war vorbei. Ein unbekannter Schmerz zuckte durch Levins ganzes Weſen. Er nahm die Papiere welche Tranquillina auf den Tiſch gelegt hatte, nahm ſeinen Hut, verbeugte ſich gegen Sylvia, verließ langſam das Kabinet, das Haus, ging langſam in ſeinen Gaſthof zurück, und lag eine Stunde ſpäter in ſo wildem Fieber, daß der eilig herbei gerufene Arzt bedenklich den Kopf ſchüttelte und während neun Tagen keine Hoffnung gab.

Keine Krankheit erlöſte Tranquillina von dem Bewußtſein ihres Wehs. Sie trug es mit unerhörter Tapferkeit — denn es iſt die höchſte in einen Kampf zu gehen deſſen Ende eine überwundene Liebe iſt. Kann man dies Ende einen Sieg nennen, ſo iſt es ein ſolcher wo der Sieger ſeine beſten Kräfte auf dem Schlachtfeld läßt, darum ſträubt ſich der Inſtinct dagegen. Tranquillina aber nahm gelaſſen den Kampf an. Sie las ihr Andachtsbuch wieder, das Leben ihrer Eltern, und fand daß dies nun einmal das Geſchick jedes mächtigen Gefühls ſei. Nur erklärte ſie, ſie wolle nach Neapel, zu ihrer Heimat, zu dem Grabe der Eltern.

Hiemit waren aber Sylvia und Euphraſia durchaus nicht einverſtanden. Sie ſollte unter deren Obhut bleiben bis ſie Veriand heirathete, und ſie glaubten ein Mittel in Händen zu haben um ſie zu dieſer Ehe zu zwingen. Ging ſie aber nach Neapel, folgte Levin ihr mit oder gegen ihren Willen dahin: ſo wurde am Ende ein ſkandalöſes Aufſehen und jene Ehe unmöglich gemacht. Die Schweſtern beſchloſſen alſo ihr klar und einfach zu ſagen um was es ſich handele, und Euphraſia begann die Erklärung mit tauſend zärtlichen Worten, wie leid es ihr ſei, wie weh es ihr thue, wie ſie im Voraus für alles Peinliche um Verzeihung bitte — aber ihr Mann beſtehe darauf mit Tranquillina einen Prozeß zu beginnen. Und als dieſe höchſt erſtaunt nach dem Gegenſtand deſſelben fragte, entgegnete ſie:

„Um Waldhaide! mein Mann behauptet, mir ſei Unrecht geſchehen und daher auch meinen Söhnen. Indeſſen, lieber Engel, iſt der Prozeß auf eine für uns Alle ſehr günſtige Weiſe beizulegen, wenn Du nur willſt.

„Was ſoll ich wollen?" fragte ſie gleichgültig.

„Wolle Veriands Wünſche erfüllen, der Dich ſo lange, ſo innig liebt."

„Das kann ich nicht."

„Du kannſt ihn in Deiner gegenwärtigen Stimmung nicht heirathen, ich weiß es — nur ihm Hoffnung geben: oder, wenn auch das noch zu viel wäre, nur mir die Hoffnung für ihn anvertrauen."

„Ich kann es nicht, denn ich bin vollkommen entſchieden Veriand nicht zu heirathen."

„Beſinne Dich! Dein Widerſtand dürfte unangenehme Folgen für Dich nach ſich ziehen" — ſagte Sylvia hart; denn ſie haßte Tranquillina mehr als je. Sie konnte nicht die Scene mit Levin in ihrem Kabinet vergeſſen, wo ſie dieſelbe in ihrer Glorie geſehen — konnte ihr nicht vergeben daß ſie ſo ſchön, ſo edel, ſo geliebt war und daß Levin jetzt ihretwegen mit dem Tode rang. Alles wodurch ein Weib über die Maſſe ihres Geſchlechts empor gehoben wird, beſaß die arme Tranquillina, eine hohe Schönheit, eine hohe Seele, eine hohe Leidenſchaft! — Wie vernichtend für ein Weib das von dem Allen das Gegentheil iſt.

„Die Folgen muß ich hinnehmen, entgegnete Tranquillina: indeſſen könnte ja ein Prozeß auch zu meinen Gunſten entſcheiden.“

„Möglich! nur würden zuvor Dinge zur Sprache kommen, welche Dich unangenehm berühren müßten .... Dir weh thun könnten.“

„Ich glaube mit dem Erdenweh fertig zu ſein, denn mein Herz iſt von der Erde abgeriſſen.“

„Nicht ſo ganz wie Du es wähnſt! durch die Ehre hängt man immer mit der Welt zuſammen.“

„Sprich Du Euphraſia! ſagte Tranquillina zu dieſer gewendet. Du biſt aufrichtiger als Sylvia. Sprich! — ich verſtehe ſie nicht.“

„Es würde bei dieſem Prozeß zur Sprache kommen — denn darauf begründet mein Mann meine Anſprüche — daß ein altes Familienerbe der weiblichen Linie wie Waldhaide auf die älteſte Tochter übergehen müſſe.“

„Die ſelige Großmutter hat es nicht ſo angeſehen, da ſie mich ausdrücklich zur Erbin eingeſetzt und doch vermuthlich einen Rechtsgelehrten befragt hat, bevor ſie ihr Teſtament machte.“

„Aus alter blinder Zärtlichkeit für ihren Sohn, gegen den ſie ſich in früherer Zeit Ungerechtigkeit und Härte vorwarf, hat ſie ihm gleichſam eine Genugthuung dafür geben wollen.“

„Gott ſegne ſie!“ ſprach Tranquillina mit feuchten ſchimmernden Augen.

„Ja ja! die Abſicht war ganz gut! aber die Sache iſt dadurch nicht aufgehoben.“

„Welche Sache?“

„Daß Du, mein guter Engel, zu einer Zeit geboren biſt .... als Deine arme Mutter nicht nur nicht mit Gundaccar — ſondern mit dem Baron Thannau vermält war.“

„Das war eine Scheinehe in welche man ſie hineingequält hatte, ſagte Tranquillina unſchuldig. Ihr wißt es ja.“

„Wir wiſſen allerdings daß Du Gundaccars Tochter biſt — nur leider! eine illegitime! .... Deine Mutter war nicht ſeine Frau, ward es erſt ſieben Jahr nach Deiner Geburt“ .... — —

„O meine Mutter! Dein heiliges Andenken wollen ſie ſchmähen!“ ſchrie Tranquillina mit einem Ausdruck der Euphraſia verſtummen machte, während Sylvia ganz kühl ſagte:

„Grade weil wir es nicht wollen und es ſehr unangenehm finden einen ſolchen Familienmakel zu berühren ſchlagen wir Dir die Alles ausgleichende Ehe mit Veriand vor.“

„O Ihr Feigen! rief Tranquillina mit königlichem Stolz, Ihr dreimal Feigen! ſo wollt Ihr mich als Opfer Eurer Habſucht in eine verhaßte Ehe hineinzwängen! ſo will die Familie Osnat die lange Verfolgung gegen Clelia Conti auch noch gegen ihre Tochter fortſetzen! ſo ſpekulirt Ihr auf die Pietät des kindlichen Herzens um zu Euren niedrigen Zwecken zu kommen! ſo vergeßt Ihr daß mein Vater Euer Bruder iſt und daß meine Mutter, die Ihr beſchimpfen wollt .... im Grabe beſchimpfen! ſein Schutzgeiſt war, ſein guter Engel — und daß er ihr im Leben und über das Leben hinaus göttliche Verehrung erwieſen hat!"

„Weil wir es nicht vergeſſen, wünſchen wir in Liebe die Sache abzuthun!" ſagte Euphraſia.

„In Liebe? — Aber ich liebe nicht Veriand."

„Ich weiß wol daß Du jetzt in ſchwärmeriſcher Leidenſchaft für Graf Wildeshauſen befangen biſt, aber Moral, Sitte und Anſtand trennen Dich von ihm, und Du wirſt doch nicht ſeinetwegen eine alte Jungfer werden wollen?"

„Ich brauche keine Rechenſchaft über meine Geſinnungen, Empfindungen, Handlungen Euch abzulegen — und ich danke Gott dafür."

„Ueber die Handlungen denn doch einigermaßen! ſagte Sylvia ſchneidend. Es wäre nicht angenehm für unſre Familie wenn ſich Clelia Contis Abenteuer in einer Variation wiederholten, und daß es nicht unmöglich wäre, bezeugt das alte Sprichwort: Wie die Mutter ſo die Tochter.”

„Sylvia!” rief Euphraſia mißbilligend.

„Nun, fuhr dieſe ungeſtört fort, iſt es denn nicht wahr, daß Tranquillina auf gutem Wege iſt durch ein verbotenes und verſtecktes Liebesverhältniß in die Fußtapfen ihrer Mutter zu treten? nicht wahr, daß ſie mit dem erſten beſten Unbekannten im Briefwechſel ſteht und ihm Rendezvous gegeben hat? nicht wahr, daß wenn die Welt dieſe Dinge erführe, ihr Ruf nicht mehr unangetaſtet wäre? — und iſt der einmal bei einem Mädchen befleckt, ſo kommt es leicht zum tiefſten Fall .... um ſo leichter, wenn die Veranlaſſung dazu im Blut ſteckt; und darum ſollte ſie dankbar ſein daß wir ſie mit Veriand vermälen wollen!”

Tranquillina lag in Thränen zuſammengebrochen auf dem Sopha. Jetzt ſtand ſie auf, trocknete ihre Augen und ſagte mit unbeſchreiblichem Adel:

„Zum tiefſten Fall! .... Nun Sylvia, jetzt frage ich: Heiliger Gott, der Du die Seligkeit denen verheißen haſt die reines Herzens ſind! wer iſt vor Deinem Auge derſelben würdiger: Clelia Conti oder Sylvia Sonin? — — Glaubſt Du daß er Deinen Namen nennen würde? — Ich glaub' es nicht! — Sieh! Götterkinder und Engelſeelen fallen wie die Töchter des Staubes; es iſt nur der Unterſchied zwiſchen ihnen: jene fallen aus dem Himmel und ſtreben zu ihm zurück; dieſe fallen im Staube, und bleiben darin, denn ſie gehören dem Staube."

„Eine vortreffliche Theorie wenn man Luſt hat ſich als ein Götterkind zu benehmen!" ſagte Sylvia höhniſch.

„Ich fragte vor Gott, nicht vor der Welt! entgegnete Tranquillina. Die Welt muß ſich entſcheiden für Sylvia Sonin, und ich beklage ſie daß ſie es muß, daß ſie genöthigt iſt, um ihre Moral aufrecht zu halten, den Schein der Ehrfurcht vor einer niedrigen Geſinnung anzunehmen. Das letzte Wort meiner Mutter war: „Für Eure „Welt bin ich nicht vollkommen genug!" Und als ich meinen Vater um dieſe unbegreifliche Vollkommenheit der Welt befragte, entgegnete er melancholiſch: „Du wirſt ſie kennen lernen." Jetzt hab ich ſie kennen gelernt, und bin feſt entſchloſſen ihr nicht eines Strohhalms Gewicht Einfluß auf mich zu geſtatten. Ihr ſeid für mich die Repräſentanten dieſer Welt — Iht wißt alſo wie ich Euch gegenüber ſtehe; und ſomit erkläre ich hier unwiderruflich: ich heirathe Veriand nicht; ich verlaſſe dies

Haus und Prag morgen früh um 7 Uhr, ich komme nie wieder und überlaſſe es Eurem Ermeſſen einen unwürdigen Prozeß gegen mich zu führen."

„Wird Graf Wildeshauſen Dich begleiten, oder ſpäter Dich aufſuchen?" fragte Sylvia.

„Nicht mich begleiten, nicht mich aufſuchen! unſre Wege haben ſich getrennt und ich wünſche nie mehr ihm zu begegnen."

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich ihn ſo liebe, daß er mir jetzt nur weh thun kann."

„So hat er noch immer Gewalt über Dich und kann mit der Zeit Deinen Widerſtand überwinden."

„Fürchte nichts Sylvia! ſagte ſie mit verachtendem Lächeln: Gott hält mich, ich werde nicht fallen! unter ſeinen Schutz allein begebe ich mich."

Sie verließ das Zimmer.

„Wie Du die Sache verdorben haſt durch Deine Gehäſſigkeit!" ſagte Euphraſia höchlichſt erzürnt zu Sylvia.

„Man mußte ihr doch endlich einmal reinen Wein einſchenken."

„Ja, reinen! aber keinen giftigen! Wie beſänftigen wir ſie nur .... denn der Fall muß bedacht werden daß wir den Prozeß verlieren."

„Wir laſſen ſie morgen früh ungehindert abreiſen. Sie geht nach Waldhaide, lebt dort ſechs Monat ihren Erinnerungen, zieht während der nächſten ſechs auch noch andre Dinge in Betracht, und kommt übers Jahr gelaſſen und gutgeſinnt zu uns zurück. Sie iſt zu klug um nicht zu begreifen, daß man die Huldigung eines ſo bizarren, phantaſtiſchen Mannes, der gar obenein Dichter iſt — nicht ernſthaft und noch viel weniger tragiſch nehmen muß. Aber Zeit müſſen wir ihr laſſen und jede Zudringlichkeit vermeiden! Die Hauptſache haben wir erlangt: ſie kennt genau ihre Lage.“

„Weiß ſie daß Graf Wildeshauſen lebensgefährlich erkrankt iſt?“

„Nein! ſie ſpricht nicht von ihm, fragt nicht nach ihm, bricht haſtig jedes Wort ab, das auf ihn deuten könnte; — ſo ſagte mir Gaetana, die einzige Perſon zu der ſie Vertrauen hat, ohne ſie jedoch mit einer Sylbe zur Vertrauten dieſer Angelegenheit gemacht zu haben.“

„Welch ein eiſerner Kopf hinter dieſer Paſſivität.“

„Ja! aber grade an der Paſſivität wird er ſich zerreiben und fügſam werden; die Activität könnte ihn ſtärken. Den gefährlichen waghalſigen

Character ihrer Mutter hat ſie nicht. Er iſt wenigſtens durch den ihres Vaters temperirt.“

Sonin kam. Sylvia hatte ihm einleuchtend gemacht, daß man ſich um eine ſolche Sommität wie Levin in einem ſolchen Fall bekümmern müſſe, und da ſie ihn von Waldhaide kenne, wolle ſie ſich mit Rath und That ſeiner annehmen, d. h. Sonin müſſe es natürlich thun; ſie nicht! für ſie könne es befremdlich und auffallend gefunden werden. Ihre eigentliche Abſicht war die: ſie gab Levin nicht auf; ſie begriff nicht dieſe Leidenſchaft für Tranquillina; ſie traute ſich ſelbſt die Kraft zu ihm über dieſelbe hinweg zu helfen, gar ihn zu tröſten. Der Bruch mit Tranquillina war erfolgt, genau wie ſie es vorhergeſehen; ſollten die übrigen Folgerungen nicht eintreten?

„Warſt Du bei Graf Wildeshauſen? fragte Sylvia, und wie fandeſt Du ihn heute?“

„Nicht mehr im wilden Delirium, aber in Bewußtloſigkeit. Der Arzt ſagt, auf die Gehirnentzündung ſei ein Nervenfieber gefolgt.“

„Ob man nicht beſſer thäte ſeiner Frau zu ſchreiben? Er kann hier ſterben .... und iſt ſo ganz einſam. Was meint Ihr?“

„Man muß den Arzt fragen ob er es für rathſam und zuträglich hält,“ ſagte Euphraſia.

„Ich werde den Arzt zu mir bitten laſſen,“ beſchloß Sylvia.

Tranquillina war in Waldhaide, Levin krank — gebrochen Beide von einem innern Orkan. Ueber Joſſelinde kam ein ſtiller, doch ebenſo tiefer Schmerz. Die Geburt de[illegible]es hatte in Levins Geſinnung nicht die geringſte Veränderung hervorgebracht. Sie hatte es heimlich, aber feſt gehofft — und dennoch umſonſt! Was ſollte ſie thun? Sie dachte an kein Glück, weder für ſich, noch für Levin! ſie dachte nur daran was ihre Pflicht ſei, gegen ihn und gegen ihren Sohn. Gott entſchied ſtatt ihrer! Der Knabe ſtarb nach drei Wochen. Da ſchrieb Joſſelinde:

„Lieber Levin, im Zorn haſt Du mich verlaſſen „und immer mir und meinem egoiſtiſchen Eigenſinn „gezürnt, und ich konnte mich gegen dieſen Vor„wurf nicht vertheidigen, obwol ich ihn nicht zu „verdienen glaube. Während dieſer ganzen ſchwe„ren Zeit war meine höchſte Rückſicht meiner Pflicht „als Mutter gewidmet, und jede andere ihr unter„geordnet. Ich wollte meinem Kinde den Vater „retten, und dem Vater die bittre Reue erſparen „ſein Kind verſtoßen zu haben; — denn wer die

„Mutter verſtößt, ſagt auch vom Kinde ſich los; „nicht dem Wort nach, aber der That.

„Nun iſt es anders geworden: mein Sohn iſt „todt! Die kleine geliebte Leiche ruht zwiſchen den „Särgen meiner Eltern; — und Du, mein theurer „Levin, Du biſt nun frei; ich willige in unſre „Scheidung. Von Anfang an ſtand dieſer Fall „als derjenige feſt, den ich als ein Gottesgericht „über unſer Schickſal betrachten müßte; aber ich „ſprach ihn nicht aus, denn in manchen Fällen „kommt mir das Wort wie ein böſer Dämon vor, „der fürchterliche Gedanken nach ſich zieht, und „Du mit Deiner Leidenſchaftlichkeit wärſt vielleicht „ſo weit gegangen dem Kinde den Tod zu wün„ſchen um frei zu ſein. Dieſe Vorſtellung konnt' „ich nicht ertragen; ich ſchwieg. Jetzt aber wie„derhole ich Dir: Du biſt frei. Jetzt wäre es von „meiner Seite wahrhaft ein Mangel an weiblicher „Würde wenn ich Dich gegen Deinen Willen feſſeln „wollte, denn die Rechte meines Kindes habe ich „nicht mehr zu vertreten und ich für meine Perſon „habe keine andre Rechte als die, welche Deine „Liebe mir giebt. Du liebſt mich nicht, folglich „hören ſie von ſelbſt auf: und es wäre ſehr eigen„ſüchtig von mir, wenn ich Dich um Dein Glück „als Gemal und Vater bringen wollte, weil ich

„auf daſſelbe zu verzichten habe. Seit mein Sohn
„todt iſt, weiß ich was das für ein Schmerz iſt
„kinderlos zu ſein. Dieſen wie jeden anderen
„mögt' ich Dir ſparen.

„Jetzt thue die nöthigen Schritte, lieber Levin,
„ich bin unbedingt mit Allem zufrieden. Mein
„Opfer iſt gebracht, und ich kann wol ſagen mit
„einer gewiſſen Freudigkeit; denn auch in dieſer
„letzten Handlung verleugnet ſich der Grundzug
„meiner Liebe für Dich nicht: ich habe Dich Dei-
„netwegen geliebt — nicht meinetwegen.

„Sollte ein gewiſſes Dankgefühl gegen mich
„ſich in Deinem Herzen regen, ſo giebt es eine
„ſchöne Weiſe in der Du es ausſprechen kannſt:
„werde tüchtig in Deiner Seele und auf Dei-
„ner Laufbahn; habe ein von ſchlaffen Muthloſig-
„keiten und unbändiger Leidenſchaftlichkeit unüber-
„windliches Herz; und laß mich hoffen daß Du
„dieſe Kraft, die Dir bis jetzt fehlte, in Deiner neuen
„Liebe finden werdeſt — damit ich ſie ſegnen könne.

„Lebewol, theurer Levin. Joſſelinde."

Es iſt vollbracht! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und ſchickte den Brief nach Prag, wo Levin nicht im Stande war ihn zu leſen.

„Großes Herz!" ſagte Wilderich, dem ſie eine Copie deſſelben gab.

„Nein nein! ſprach ſie trübe; kein ſo ſchönes Wort für mich. Ich thue nur meine Pflicht.“

„Wer die Pflicht aus Liebe thut, thut das ſchönſte und größte was der Menſch thun kann.“

Eine große Ruhe, die der Energie, kam über Joſſelinde. Das Leben ſchien ihr erdenſchwer und himmelleicht.

Tranquillina erlag dieſem Leben. Sie erkrankte nicht, ſie ſtarb auch nicht; aber ſie ſtarb ſo hin. Sie hatte keine Uebung im Widerſtand gegen den Schmerz. Zwei Gefühle erfüllten ihr Herz: inſtinctive Liebe für ihre Eltern, bewußte Liebe für Levin; Beide hatten keinen Gegenſtand mehr auf den ſie ſich beziehen, an den ſie ſich lehnen, aus dem ſie ſich erkräftigen konnten; denn die Liebe begehrt einen gegenſeitigen, wirkſamen Zuſammenhang. Wo er fehlt tritt die Reaction dieſer Lebensſtrömung ein und wirkt häufig vernichtend. Es war ihr unmöglich in Waldhaide zu bleiben, wo die einzigen ſeligen Erinnerungen ihres Lebens wie lügenhafte Geſpenſter um ſie herumſchlichen: oder war es die Unruh, welche ſo leicht alle Unglücklichen befällt, ehe ſie ſich zur Reſignation abgemattet haben. Genug, ſie ſagte zu Gaetana und Andreas Moſer, dieſen beiden treuergebenen Dienern ihrer Eltern: ſie wolle nach Neapel, und von ihnen begleitet ſein. Nichts war erfreulicher für Gaetana und Andreas, welche ſich in Waldhaide wie im Exil fühlten. Tranquillina war ſehr reich; ſo hielt auch in dieſer Beziehung nichts ſie auf. Nach einem kaum vierzehntägigen Aufenthalt in Waldhaide, ſtieg ſie in den Reiſewagen und fuhr, ohne ſich anders als zur nothwendigen Ruhe aufzuhalten, durch Deutſchland und Italien — nach Neapel.

In der geliebten Villa Tranquilliana, in dem Hain von Cypreſſen und Roſen, der die Aſche ihrer Eltern umgab, unter der Jasminumrankten Veranda, wo ihre Mutter geſtorben war — fühlte Tranquillina ſich zu Hauſe — im Schmerz. Sie hatte nur einen Freund aus alter Zeit in Neapel, einen Freund der faſt täglich im Hauſe ihrer Eltern geweſen war: deren Beichtvater, Pater Gregorio. Sie ſuchte ihn ſogleich auf; ſie bat ihn um Hülfe, Troſt, Rettung, um irgend etwas wodurch ihre Seele aus dieſer fürchterlichen Apathie aufgerüttelt würde. Sie erinnerte ſich dunkel der melancholiſchen Verſunkenheit ihres Vaters in ſchweren Zeiten; dieſelbe Richtung wollte ſich ihrer bemeiſtern und ſie wußte nicht womit dieſelbe bekämpfen."

„Mit frommer Ergebung und Werken der Liebe, theures Kind!" ſagte Pater Gregorio.

Dies Wort fiel erlöſend in ihre Seele. Sie hatte keinen jener energiſchen Charactere, die nach der Geneſung von einer Todeswunde wieder friſch und ſtark auf die Wahlſtatt des Lebens hinaustreten. Sie konnte nicht dermaßen ein altes Schickſal überwinden um muthig und freudig in ein neues einzugehen. Sie war ein ſchönes, aber unvollkommnes Geſchöpf: die himmliſche Unvollkommenheit — nicht vergeſſen zu können, haftete an ihr, und das iſt eine große für alle irdiſchen Verhältniſſe. Die traurigen Einflüſſe die um ihre erſte Kindheit walteten, hatten ihr keine Zuverſicht zum Glück gegeben; ſie fürchtete ſich vor der Welt .... für welche ihre Mutter nicht gut genug war, welche ihr Vater geringſchätzte, in welcher es den Sylvias am beſten ging — und zu welcher Levin gehörte, der durch heilige Bande gefeſſelt, ihre Liebe geſucht und gewonnen hatte. Ein namenloſes Grauen vor dieſem Gewirr von Schmerz, Sünde, Schwäche, Elend, überfiel ſie: keine Hoffnung, keine Sehnſucht, keine Liebe, keine Freundſchaft, keine Pflicht band ſie an jenes Wirrſal oder warf einen verſöhnenden Schimmer über daſſelbe. Sie war zu jung, zu rein, zu unerfahren um ſich und Anderen gewiſſe Conceſſionen zu machen und ſich durch dieſelben mit ihrem Gewiſſen und ihren Begriffen von

Recht und Ehre abzufinden. Sie verdammte nicht Levin! ſie brachte ſeine Leidenſchaft für ſie in Anſchlag und — liebte ihn vielleicht nur noch mehr; aber zu ſeiner Art die Dinge zu betrachten und zu behandeln hatte ſie weder Vertrauen noch Achtung. Wenn nicht zu ihm, zu wem auf der Welt ſollte ſie denn Vertrauen haben? zu wem mit Verehrung aufblicken? an wen ſich lehnen, wenn's einen Kampf gab zwiſchen wollen und ſollen? Sie ſtand wie auf Triebſand, und hatte ſolch Bedürfniß und ſolch Verlangen feſt zu ſtehen. Sie hatte nicht gelernt, wie Joſſelinde, die Praxis des täglichen Lebens als eine Pflicht zu betrachten, an deren Ausübung ſie wenigſtens mit Theilnahme, wenn nicht mit Freude, gehen müſſe. Ihre Verhältniſſe hatten das nicht mit ſich gebracht, und folglich hatte ſie in keinem Erdreich Wurzel geſchlagen, folglich war ſie ohne Intereſſe und Verſtändniß für das was ſich auf demſelben zutrug. Sie war ein einſames Weſen, einſam durch ihre Seele, ihre Richtung, ihre Erziehung, durch ihre Geburt, durch ihr Leben mit den Eltern und ſpäter bei der Großmutter. Nirgends hatte ſie die Vorbereitung gefunden um ſich ſpäter in der Welt acclimatiſiren zu können, immer wie ein Paradiesvogel über derſelben geſchwebt ohne ſie zu berühren —

und als ſie nun zum erſten Mal ſie berührte, nichts gefunden als Sumpf und Dornen. Da breitete ſie ihre Schwingen aus und nahm ihren Flug.

Euphraſia und Sylvia waren Anfangs ſehr unzufrieden mit Tranquillinas Reiſe nach Neapel, verſöhnten ſich aber bald damit indem ſie ein völliges Losreißen von Levin darin erkannten, der noch immer in trauriger Krankheit in Prag dahinſiechte. Das Nervenfieber hatte ihm das Gedächtniß geraubt, und in ſtumpfer Atonie aller Seelenkräfte vegetirte er nur.

Wilderich war längſt bei ihm. Der Arzt hatte auf Sylvias Rath an Joſſelinde geſchrieben und ſie von Levins Zuſtand benachrichtigt. Ihr Herz zog ſie zu ihm: aber Niemand iſt ſchüchterner als ein Weib das liebt und ſich nicht geliebt weiß! Wilderich ging ſtatt ihrer nach Prag.

Sylvia theilte ihm das ganze traurige Verhältniß mit und Tranquillinas Entſchluß es als ein für immer gelöſtes zu betrachten. Er fand darin aber wie natürlich keine befriedigende Löſung der allſeitig troſtloſen Zuſtände; ja, er wünſchte daß jetzt, wo Joſſelinde das Opfer gebracht hatte, es wenigſtens nicht vergeblich ſein möge.

Der ganze Sommer verging mit dieſer dumpfen

Sorge. Im September erklärte der Arzt eine Cur in Gaſtein möge vielleicht zweckmäßig ſein, und Wilderich ging froh auf dieſen Vorſchlag ein, weil er hoffte jener Ort werde Levins geiſtige Atonie durch die Erinnerung an Tranquillina aufheben.

So war es wirklich. Der donnernde Sturz des Waſſerfalls erſchütterte Levins Nerven dermaßen, daß er zuerſt durch ihn aus ſeiner apathiſchen Betäubung aufwachte, dann die Umgebung ins Auge faßte, langſam, langſam! als ob er die Bilder eines Buchs umſchlüge um bedächtig dasjenige zu finden was er ſuchte; bis endlich aus dem langen nebelhaften Ringen des in Wolken gehüllten Geiſtes die Sonne des Bewußtſeins auftauchte und in ihrem Stral — Tranquillina.

Ihr Name war ſein erſtes Wort, war die Bannformel, welche die Trübung ſeiner Intelligenz lichtete. Dann fragte er:

„Weißt Du wo ſie iſt, Wilderich?“ — Wo er ſelbſt — was mit ihm geſchehen — weshalb Wilderich da war: danach fragte er nicht.

„Sie iſt in Neapel!“ entgegnete Wilderich.

„Ah! in der Villa Tranquilliana .... ich weiß! ich weiß!“ rief er haſtig.

„Und hier iſt ein Brief von Joſſelinden, der

Dir Freiheit und Ruhe geben wird,“ fuhr Wilderich fort und gab ihm den entſcheidenden Brief, der ſeit Monaten verwahrt und verſiegelt in Levins Portefeuille lag.

Er nahm ihn zweifelhaft; als er ihn aber geleſen hatte, flammte die dreifache Kraft des Lebens, der Jugend und der Liebe elektriſirend in ihm auf und er rief jauchzend:

„Sie rettet mich, Wilderich! ich bin erlöſt .... ich bin geſund und ſtark .... Joſſelinde hat dies Wunder bewirkt! — Und nun nach Neapel, mein guter Wilderich, damit die Qual dieſes fürchterlichen Jahrs endlich einmal aufhöre.“

Wilderich bat ihn die ſtärkenden Einflüſſe der Bäder und der Gebirgsluft zu benutzen und ſich einige Ruhe zu gönnen; — auch lieber erſt die Scheidung gerichtlich einzuleiten bevor er Tranquillina aufſuche. Aber nein! aber nimmermehr! aber um keinen Preis!

„Dieſer Brief ſcheidet mich vollkommen und nur in der Villa Tranquilliana kann ich Ruhe finden!“ dabei blieb Levin.

Sie reiſten nach Neapel.

Ein goldner Tag war's, durchflutet von Saphir- und Rubinenglut, Anfang Oktobers, als Levin mit Wilderich auf dem Vomero vor dem Gitter der Villa Tranquilliana ſtand. Es hielt ſchon ein Wagen dort und das Gitter war geöffnet; beide Brüder traten ein und gingen auf das Haus zu. Levin nahm Wilderichs Arm, denn ſein Herz ſchlug ſo heftig daß zuweilen Wolken ſich vor ſeinen Blick lagerten, ſein Athem ſtockte und ſein Gang ſchwankte. Als ſie die Stufen zum Portal hinanſteigen wollten, erſchien oben unter demſelben der alte Andreas Moſer mit einem jungen Manne. So wie dieſer Letztere Levin erblickte, ſprang er mit einem Satz zu ihm hinab, legte hart die Hand auf ſeine Schulter und rief mit zornbebender Stimme und bleich vor Grimm:

„Nichtswürdiger! Du kommſt mir recht!"

„Sind Sie raſend, Herr!" rief Wilderich und ſchleuderte ihn unſanft zurück und zu gleicher Zeit ſagte Levin mit unterdrückter Wuth:

„Ha, Veriand! wolan — auch mir recht!"

Andreas bat um Gotteswillen die Herrn möchten ſich doch wenigſtens im Hauſe verſtändigen.

„Nein, hier! rief Levin; er ſoll nicht unter einem Dach mit der Gräfin ſein."

„Auf die Gefahr hin treten Sie ein, mein Herr!" ſagte Veriand hohnlachend und ſprang wieder die Stufen herauf.

„Andreas .... was iſt geſchehen?“ fragte Levin, und kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

„Herein! herein! trieb Veriand; Sie ſollen es ſogleich erfahren.“

Andreas öffnete den Salon. Er war leer, todtenſtill und augenſcheinlich unbewohnt. Dieſelbe Stille herrſchte im ganzen Hauſe und im Garten — ein ſchauerlicher Contraſt zu den zornigen Stimmen der Männer und ihren wilden Geberden.

„Andreas .... wo iſt die Gräfin?“ fragte Levin und fuhr mit der Hand über ſeine kalte feuchte Stirn.

„Hier, mein Herr! leſen Sie .... leſen Sie!“ ſprach Veriand immer in demſelben Ton grimmiger Verachtung, und reichte ihm mit zitternder Hand einen fürchterlich zerknitterten und zerleſenen Brief, in deſſen Schrift Levin beim erſten Blick Tranquillinas Hand erkannte.

Tranquillina an Veriand.

Neapel, Sept. 10, 184...

„Durch Deine Mutter, lieber Veriand, wirſt „Du wol längſt erfahren haben was mir geſchehen „und wie mir das Herz gebrochen iſt: — nicht „geritzt oder verwundet, nein! gebrochen! ſo daß „ich davon in meinem Innern gelähmt bleibe, ſo „lange ich lebe. Solch ein Leben iſt traurig und

„dürftig, thut Keinem wol, iſt für Niemand ein „Segen: wozu es in der Welt umherſchleppen. „Dennoch will es gelebt ſein. Es abzuſchütteln „nennt unſre heilige Religion Sünde, und ich „mögte gern, ſo weit es der menſchlichen Schwäche „möglich iſt, ohne Sünde von der Welt ſcheiden: „drum bin ich entſchloſſen zu leben ſo lange es „Gott gefällt.

„Eine Freiſtatt giebts, mein guter Veriand, wo „ſchwache Seelen geborgen ſind, welche wie ich „den Contact mit der Welt ſcheuen; wo man noch „liebt, aber um Gotteswillen — wo man noch „leidet, aber am Fuß des Kreuzes. Dort iſt mein „Platz. Nach langem Sträuben und dringendem „Abrathen, hat Pater Gregorio mir endlich erlaubt morgen den Novizenſchleier bei den Barmherzigen Schweſtern zu nehmen. Gott wird mir „Kraft geben meinen neuen Beruf zu erfüllen, der „voll Mühſal und Arbeit iſt. Drum hab ich ihn „gewählt. Meine ſchwerfällige Natur würde ſtumpf „und dumpf in der Beſchaulichkeit zuſammenſinken „und mir ein apathiſches Elend bereiten. Jetzt.... „werde ich nicht elend ſein — das hoffe ich.

„Ich thue Dir weh, lieber Veriand. Ja, ſiehſt „Du, das iſt auch eins von den räthſelhaften Geſetzen des Lebens: wo man am meiſten liebt, fin-

„det oder bereitet man das tiefſte Weh. Nur die „Gleichgültigkeit leidet nicht. Werde gleichgültig, „Veriand, dann kannſt Du auf mäßiges Glück „zählen; ſonſt nicht.

„Zum Beweis daß Du mir nicht zürnſt, mußt „Du mir einen großen Gefallen thun, und das „liebe alte Waldhaide von mir annehmen — zu „meinem Gedächtniß. Deine Eltern glauben ohnehin, daß es mir nicht mit vollem Recht zukomme. „Laß Dir das von Ihnen erklären. Ich kann's „nicht, ohne tödtlichen Schmerz. Nimmſt Du Waldhaide von mir an, ſo löſt ſich Alles in Frieden, „und ich bin deſſen ſehr .... o ſehr bedürftig.

„Ich habe meine Schenkung in aller Form „gemacht. Zu Werken der Barmherzigkeit bleibt „mir das Vermögen meiner Mutter, das ſie mit „einem Märtyrerleben errungen hat, ſo daß es „grade der Beſtimmung entſpricht, die ich ihm zu „geben beabſichtige.

„Und nun, lieber Veriand, ſage ich Dir Lebewol und einen treuen Segenswunſch: Gott behüte und führe Dich."

Veriand verfolgte mit einer Art von zufriedener Wuth die Spuren der fürchterlichſten Verzweiflung die ſich in Levins Antlitz gruben je weiter er den Brief durchlas. Als er am Ende war, lag wieder jener ſtumpf hinbrütende Ausdruck auf ſeinen Zügen, den ſie während der Krankheit hatten, und Wilderich ſagte mit Entſetzen:

„Levin! raffe Dich auf! — ich weiß ja nichts! — Erkläre mir was hier geſchehen .... und wer dieſer Menſch iſt.“ Er deutete auf Veriand.

„Ich werd' es Ihnen erklären, mein Herr, ſagte dieſer ſtolz zu Wilderich. Aus einer leichten Familienähnlichkeit ſchließe ich daß Sie der Bruder des Grafen Levin Wildeshauſen ſind und darum ſpreche ich ohne Rückſicht“ .... —

„Außer der Rückſicht, die Sie mir als Bruder ſchuldig ſind — wenn ich bitten darf!“ unterbrach ihn Wilderich kalt.

„Sie haben Recht! nahm Veriand gelaſſen das Wort. Einen ſolchen Bruder zu haben iſt ein ſo großes Unglück, daß es Schonung verdient.“

„Zur Sache, ich bitte!“

„Ich heiße Veriand Haldenſtein und bin der Vetter des Mädchens mit dem Ihr Herr Bruder ein freches Spiel getrieben hat.“

„Durch Gräfin Sonin kenne ich die traurige Vergangenheit, unterbrach Wilderich ihn abermals: Sagen Sie mir was jetzt geſchehen iſt.“

„Dies Mädchen, fuhr Veriand ungeſtört fort, liebe ich .... wie meine Schweſter, wie — o gleichviel wie! kurz, weil ich ſie liebe muß ich ſie an Demjenigen rächen, der ſie durch frevelhafte Ränke ſo elend gemacht, daß ſie ins Kloſter flieht — wie ſie mir vor drei Wochen in dieſem Brief geſchrieben, und wie ſo eben Andreas es mir beſtätigt hat. — Nun, was ſagen Sie! iſt das nicht um den Urheber eines ſolchen Frevels auf der Stelle über den Haufen zu ſchießen? Kann man ſich ſo teufliſche Ränke vorſtellen, daß man ein Mädchen umgarnt — ein ſolches Mädchen! mit einer ſo heiligen Seele! — um ſich ein Paar graue Herbſtmonate roſenroth aufzufärben? Konnte er ſich nicht an Andere wenden, von denen es in der Welt wimmelt, welche aus der Liebe nichts machen als eine mehr oder minder gemeine Intrigue? — Nein! ſie mußte es ſein, grade ſie! Eine Andre wäre vorſichtig, ſchlau und klug geweſen; oder noch Eine hätte ihm leichtſinnig geglaubt und ſich dann mit einigen Thränen über den Betrug getröſtet. Aber ſtellen Sie ſich vor, was das für ein Mädchen iſt, das ſo ſchön, ſo gut, ſo angebetet, ſo hochſtehend in der Welt — liebt ohne zu fragen, zu zweifeln, zu mißtrauen, genug liebt um ihre ganze Exiſtenz, ihr ganzes Herz, auf eine Karte zu ſetzen, die er verdeckt vor ihr hinlegt, und einer Geſinnung, welche man bei Tauſenden leichtſinnig nennen dürfte, den Stempel des Sublimen aufzudrücken! Denn das beweiſt das Ende! — ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne irgend einen Verſuch nach irdiſchem Troſt, läßt ſie ſich das Herz zerſchmettern und überdeckt es mit dem Nonnenſchleier. O dies Mädchen! .... und dagegen dieſer Mann! hat eine Frau, hat einen Sohn, hat ein großes und bewundertes Talent, hat den Spielraum für ſeine phantaſtiſchen und wilden Leidenſchaften, den die Welt immer nachſichtig für Intelligenzen ſeiner Art offen hält — hat Alles, und kann ſich keine Schranke ſetzen!"

Veriands Stimme brach in Verzweiflung, und Wilderich, der inzwiſchen auch Tranquillinas Brief geleſen hatte, ſagte:

„Es iſt noch nicht Alles verloren, Graf Haldenſtein! die Gräfin hat noch kein Gelübde abgelegt, und mein Bruder iſt frei."

„Hat er ſeine Frau umgebracht oder ſo lange torquirt bis die Trennung ihr als Heil entgegen tritt?"

„Meine gute edle Schwägerin wünſcht zu ſehr das Glück ihres Mannes um nicht freiwillig ihre Anſprüche aufzugeben," ſagte Wilderich ernſt und ſanft.

„Was für Frauen und was für ein Mann —

muß ich immer wieder und wieder ſagen! rief Veriand. O Herr Graf, wenn wir nicht Männer wären von anderm Character und andrer Geſinnung als er, ſo müßten wir, bei Gott! uns ſchämen keine Weiber zu ſein! — Und jetzt Piſtolen heraus .... ich muß ihn erſchießen!"

„Gemach! das wird ſich morgen thun laſſen, entgegnete Wilderich, legte die Hand auf Levins Arm und ſagte: Laß uns gehen!"

In ſich ſelbſt über ſeiner Seele zuſammengekrümmt, wie Aſche über einem glimmenden Funken, hatte Levin theilnahmlos dageſeſſen und all die Worte wirbeln hören ohne ſie zu beachten. Seit langer Zeit ſchon hatten Angſt und Hoffnung in höchſter Potenz den geregelten Gang ſeines Lebensorganismus unterbrochen, ſo daß ſein Herz bald ſtill zu ſtehen, bald ruckweiſe zu ſchlagen ſchien. Dieſe fürchterlichen und immer wiederkehrenden Oscillationen hatten das gleichmäßig rege Empfindungsvermögen geſtört, trieben es zuweilen zur reizbarſten Höhe empor wo es auf einem Punkt vibrirte, und ließen es dann wieder in Atonie zurückſtürzen. Wie von Federkraft aufgeſchnellt erhob er ſich und ſagte:

„Ja! ich muß zu ihr gehen! Wo iſt ſie?"

Veriand lachte laut auf, Wilderich aber rief, Andreas und fragte ihn ob und wie es möglich ſei die Gräfin zu ſprechen. Andreas meinte es ſei nur möglich durch Pater Gregorio, deſſen Adreſſe er gab, und Levin ſagte zu Veriand:

„Auf morgen, Graf Haldenſtein, ich wohne im Hôtel de Crocelle.“ —

Die Brüder verließen die Villa und fuhren zum Pater Gregorio.

„Glaubſt Du, Andreas, fragte Veriand, daß ſie, die mich nicht hat ſehen wollen, ihn wird ſehen mögen?“

Andreas zuckte ſtumm die Achſeln.

„Oder glaubſt Du gar, daß ſie das Kloſter verlaſſen und ihm folgen könnte?“ fragte er bebend.

„Nein, das glaub ich nicht, erwiderte Andreas. Hat ſie ſich einmal zu etwas entſchloſſen, ſo bleibt ſie dabei. Sie ſah in dieſer letzten Zeit ganz aus wie ihre ſelige Mutter in der Zeit ausſah bevor ſie aufs Theater ging: wie zum Tode entſchloſſen. Sie kehrt nicht um.“

Und ſie kehrte nicht um. — Pater Gregorio kannte aus langer Erfahrung die Sprache der großen Schmerzen. Ueberwunden durch Levins

Flehen, ſprach er mit Tranquillina von ihm und wie die Verhältniſſe jetzt ſtanden. Aber ſie ſagte nur:

„Er iſt vermält, er muß es bleiben, ich kann keinen Ehebruch begehen oder veranlaſſen — was daſſelbe iſt, mein Vater! Ich muß Friede haben, wenn nicht im Herzen, doch im Gewiſſen.“

„Soll ich ihm dies ſagen, meine Tochter, oder wollen Sie ſelbſt es thun?“

„O Sie, mein Vater, Sie! ich kann ihn nicht ſehen.“

„Er wünſcht es ſehr!“

„Meinen Sie ich wünſchte es nicht?“

Jener Glanz leuchtete wieder wie damals in ihrem Auge auf, als die tiefglühende Leidenſchaft ſich zum erſten Mal vor Levin offenbarte.

„Und was ſoll ich ihm ſagen, meine Tochter?“ fragte Pater Gregorio nach einer Pauſe.

„Was Sie ihm ſagen ſollen? heiliger Gott, wo die Handlungen ſprechen, was können da Worte bedeuten!“ rief Tranquillina mit einem herzzerſchneidenden Ausbruch von Verzweiflung, rang die Hände und preßte ſie außer ſich vor Bruſt und Stirn.

Pater Gregorio legte ſeine Hand auf Tranquillinas Haupt und ſprach die Worte St. Auguſtins:

„Herr Du haſt uns für Dich geſchaffen, und „unſer Herz findet nur Ruhe wenn es in Dir „ruht.“

Sie fiel auf ihre Knie. Sie breitete mit extatiſcher Geberde die Arme zum Himmel aus:

„Was Sie ihm ſagen ſollen, mein Vater? O! ſagen Sie ihm das eine Wort, welches mein Leben zuſammenfaßt! ſagen Sie ihm: Levin, die Liebe bleibt!“

Bei Terracina ſtanden Levin und Veriand ſich gegenüber.

„Jetzt Herr, ſchießen Sie und ſchießen Sie gut! ſprach Veriand mit tödtlichem Haß. Denn nur Einer von uns verläßt lebendig dieſen Platz. So Gott will, bin ich es — nachdem ich Ihr Gehirn zerſchmettert habe.“

Levin ſagte nichts. Was gingen ihn die Menſchen und ihre Worte an? Er ſchoß. Veriand taumelte zurück und fiel auf ein Knie. Aber er raffte ſich auf, trat vor, that ſeinen Schuß, ſah Levin fallen, ſtammelte:

„Dank .... großer Gott!“ ſank in die Arme ſeines Sekundanten, und war todt.

Sterbend hatte er die grimmigſte Rache geübt, die man einem Todfeind wünſchen kann.

„Haſt Du es in den Zeitungen geleſen?“ ward Werner in Berlin von einem ſeiner literariſchen Verbündeten begrüßt; — Dein ariſtokratiſcher Freund Wildeshauſen iſt bei Neapel erſchoſſen worden. Er und ſein Gegner waren Nebenbuhler .... um einer Nonne willen, die Jeder von ihnen entführen wollte — ganz mittelalterlich romantiſch!“

„Todt!“ ſagte Werner unwillkürlich erſchüttert. Nach einer Pauſe ſetzte er ruhig hinzu: „Immer ein Ariſtokrat weniger der unſre heilige Sache beeinträchtigen konnte.“

„Brav! antike Geſinnung! lobte Jener. Was iſt denn aus ſeinem „Andreas Hofer“ geworden? das Ding war ſo übel nicht! .... unter uns geſagt, war es viel zu gut als daß wir es hätten loben dürfen.“

„Das Manuſcript liegt hier in meinem Schreibtiſch. Er hat es bei ſeiner plötzlichen Abreiſe vermuthlich vergeſſen.“

„Laß es uns doch einmal anſehen!“

Werner holte das Manuſcript. Der Freund nahm es, blätterte, und warf es mit einer raſchen Wendung ins Feuer.

„Was ſoll das heißen!“ rief Werner beſtürzt und machte Miene es retten zu wollen.

„Das ſoll heißen, daß wir die Sommitäten nicht dulden dürfen, ſobald ſie nicht für unſre Sache wirkſam ſind" — ſprach der Andere mit der größten Seelenruhe.

Nicht Levins Gehirn zerſchmetterte Veriands zitternde Hand; ſie verletzte nur die Hirnſchale. Darum genas ſein Leib nach grenzenloſen Qualen; darum blieb ſeine Intelligenz verdunkelt. Er hatte kein Gedächtniß mehr. Dieſer reiche, volle, warme, fruchtbare Geiſt war für immer gelähmt.

Von Scheidung war nicht mehr die Rede. So wie Joſſelinde ſeinen Zuſtand erfuhr, reiſte ſie zu ihm und brachte ihn, als er ſo weit hergeſtellt war, nach Schloß Embden zurück, treu in ihrer Pflicht.

Zwiſchen der körperſchwachen Großmutter und dem geiſtesſchwachen Gemal wandelt ſie auf dem Wege ihres Schickſals — dem Lichtreich zu.

Berlin, gedruckt bei J. F. Starcke.

Von

Babylon nach Jeruſalem.

Von

Babylon nach Jeruſalem.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.

1851.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Soli Deo Gloria!

Ich glaube! — O, wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich ſage: ich glaube! Es reichen ſich darin ich weiß nicht was für ein unirdiſches Glück, für ein unirdiſcher Schmerz die Hand: gefunden zu haben die ewige Wahrheit, aber — wie ſpät! erkannt zu haben die ewige Schönheit, aber — wie ſpät! Doch immer, doch durch das ganze Leben hindurch den Durſt nach jener, die Sehnſucht nach dieſer gehabt zu haben; aber ihren Quell zu finden — wie ſpät! Sich ſagen zu müſſen, daß vielleicht nur eine einzige ſtärkere Bewegung des Willens, ein einziger entſchiedener Schritt des innerſten Weſens zum Licht der Erkenntniß mich ſchon vor Jahren auf den Pfad hätten bringen können, auf dem ich jetzt gehe — o ja, das wär' ein bitterer Schmerz, wenn er nicht überwältigt würde durch das unſterbliche Siegesgefühl, das den ganzen Menſchen ergreift und ſein irdiſches Leben dermaßen mit dem ewigen zuſammenſchmilzt, daß er vergißt, nach Tagen und nach Jahren zu rechnen, weil Tage und Jahre einen andern Inhalt, einen andern Werth, eine andere Bedeutung bekommen — wenn er ſagt: Ich glaube! — Mit dieſem Gefühl müſſen in alten Zeiten Siegesboten aus gewonnenen Schlachten heimgeeilt ſein in die Vaterſtadt, um zu verkünden, daß der Feind gewichen und überwältigt ſei. Er iſt ſehr müde, der arme Bote, und ganz beſtaubt, und blutet aus ſeinen Wunden, und ſeine Waffen ſind auch ganz abgenutzt; — die Uebrigen ſehen es! Er ſelbſt aber ſieht es nicht, weiß und merkt es nicht; und wenn er's wüßte, ſo wär' es ihm ganz einerlei! denn ſeine Seele iſt nur erfüllt von dem einen: Sieg! ruft er, Sieg! das Vaterland iſt gerettet! — Und ſo rufe ich, der ſehr arme Bote, dennoch tauſendmal glücklicher als jener, der nur über irdiſche Schlachten triumphirte: Sieg! das Vaterland iſt gewonnen! ich glaube!

Doch wer glaubte denn nicht? Aus fernſten Zeiten, aus verſchollnen Jahrtauſenden, von untergegangenen Völkern, von unerklärten Denkmalen und Ruinen, aus geheimnißvollen Religionen, aus rohen Fetiſchdienſten, aus embryoniſchen Ahnungen, aus tiefſinnigen Myſterien, aus wilden Horden, aus fein civiliſirten Staaten — all überall tritt der Glaube als religiöſes Gefühl uns entgegen. Wenn das iſt —

warum denn dieſer Jubel, dieſe Seligkeit? dann werde doch ich nicht einzig und allein in der Nacht des Unglaubens verwildert geweſen ſein, ſondern auch meinestheils geglaubt haben? O ja, ich glaubte. Aber! — — „Die Teufel glauben auch — und zittern.“ Eva glaubte auch der Schlange — und ſiel. Die Egypter glaubten auch — an den Apis; die Phönizier auch — an Baal und Aſtarte; der Götzendiener auch — an den hölzernen Klotz, den er zu einem Bilde zurecht geſchnitzt hat, und zwar aus demſelben Baum, der ihm Holz zum Kochen und zur Feuerung gegeben — wie der erhabene Iſaias in trauriger Majeſtät dieſe Seelenblindheit beſchreibt und mit den Worten endet: „Sein Antheil iſt Aſche; ſein thöricht Herz betet davor anſtatt ſeine Seele zu retten.“ (Iſaias 44, 13—20.). — O ja — ich glaubte! an einen ſelbſtgeſchaffnen Gott — und mein Antheil war Aſche! an Idole — und ſie ſanken in den Staub oder — in's Grab, und mein Antheil war Aſche. Sie konnten nicht meine Seele retten, nicht ſie tröſten, nicht ſie erlöſen, nicht ſie heiligen; mein Antheil war Aſche. Mein Herr und mein Gott! wie traurig iſt es, bekennen zu müſſen, daß ich ſo lange, ſo tief, ſo innig, ſo feſt und warm Etwas geglaubt habe, was Du nicht warſt und was ich doch mit unbefangener Verwegenheit Gott nannte. Und ich gab dieſem Etwas Deine Attribute, ſtellte mich unter ſeine Hand, fühlte mich ſo ſicher unter ſeiner Leitung, als ob es die der ewigen Wahrheit, der göttlichen Liebe ſei! fühlte mich der Unſterblichkeit gewiß, der Vergebung der Sünden, des ewigen Lebens — weil ich es brauchte, weil ich mich darnach ſehnte, weil ich nicht mit dem räthſelvollen Daſein fertig werden konnte, ohne es in dieſer Weiſe zu deuten — weil ich eben ein ſehr lebhaftes religiöſes Gefühl hatte, wie das ſehr gut beim Götzendienſt ſtatt finden kann. Aber mein Antheil war Aſche, denn dies Gefühl vermogte nicht, meine Seele zu retten, als der Augenblick kam, wo es hieß: Was willſt du jetzt? gänzlichen Abfall oder gänzliche Unterwerfung? — Mit all meinem religiöſen Gefühl ſtand ich am Abfall. O, das war eine fürchterliche Zeit, und ich kann gar nicht begreifen, daß ich erſt kürzlich aus ihr heraus getreten bin. Mir iſt zu Sinn, als hätte ich ſie vor hundert Jahren durchgemacht, dermaßen fern liegt ſie mir. Doch nicht fern genug, um nicht ſie, um nicht die ganze Epoche, deren Ende ſie war, deutlich überſehen und mit großer Klarheit erkennen zu können.

Wie in einer unterirdiſchen Höle habe ich mein ganzes Leben bis vor wenig Monaten hingebracht. Ich ſchmückte dieſe Höle nach beſten Kräften, mit großer Anſtrengung, mit aufrichtiger Liebe, unter manchem Mühſal, unter ſehr vielen heißen Thränen — und ſtets mit der feſten Ueberzeugung, daß ſie keine Höle, ſondern ein heiliger Tempel ſei. Ich zündete

Lampen, Kerzen und Fackeln in ihr an — ſo hell wie der arme Geiſt es vermogte, und trug Blumen in ſie hinein, ſo viel deren das arme Herz fand. Ich errichtete Altäre in ihr und opferte meinen Idolen: Liebe, Wahrheit, Ruhm — dieſe drei Genien, welche, je nachdem ſie in der erlösten oder der unerlösten Seele ihre Gezelte aufſchlagen, zum Abgrund oder in die Glorie führen. Die Liebe in der unerlösten Natur — und der Menſch fällt mit ihr in eine Sclaverei ſeines Ichs, die um ſo gefährlicher iſt, als Alles, was in ihm natürlich gut — für ſie bereit zu jedem Opfer iſt. Man will leiden mit dem geliebten Gegenſtand, und entbehren und trauern und opfern und gar nichts haben, und ihn allein glücklich machen; und aus dieſem Sehnen und Streben ſteigt ein ſo feiner, ſüßer, duftiger Egoismus auf, daß er, wie das Arom der ſchönen Lilie, der lieblichen Orangenblüte betäubend, lähmend, berauſchend wirkt, ſo daß, ſelbſt wenn keine Enttäuſchungen eintreten ſollten, Entnervung und Abſpannung ſich einſtellen, und das Herz ſo ſchwer und müde machen, daß es zu Zeiten erliegen mögte vor einer geheimnißvollen Traurigkeit, die wie ein melancholiſcher Schatten auftaucht und zu flüſtern verſucht: „Haſt du auch wirklich dasjenige gefunden, was für alle Ewigkeit dir genügt und dich befriedigt und der Quell deines wahren Glückes iſt?“ — Und wenn man tapfer „Ja“ antwortet, ſo klingt das oft wie „Ach!“ — und ſagt man „Ach!“ ſo weiß man oft ſelbſt nicht recht, was Alles darin enthalten iſt von jenem — ich mögte ihn nennen idealiſchen Schmerz, der, wie Irion, die Göttin aus ſeinen Armen als eine leere Wolke entſchweben ſieht. Weil das Ich ſich nährt mit der ganzen Kraft der Liebe: ſo nimmt es immenſe Proportionen an und treibt die Selbſtſucht bis auf die feinſte äußerſte Spitze, wo es eigentlich immer an einem Haar über dem Abgrund ſchwebt. Und weil es ſchwebt, ſo bildet es ſich ein, es ſei im Himmel — oder doch nahe dabei. O Verblendung! — In der erlöſten Natur iſt es grade umgekehrt: das Ich nährt mit ſeinem Opfer die Kraft der Liebe und verſchwindet allmälig, bis es als ein wüſter Komet unter den Horizont hinabſinkt und im ewigen Oſten die Sonne der Gnade aufgeht, deren Stral die Liebe ſo entzündet, wie er einſt das Opfer auf dem Altar Abels entzündete und es angenehm vor Gott machte, weil es Gott geweiht war.

Das Streben nach Wahrheit richtet ebenſo große Verwirrung in der unerlöſten Natur an, als die Liebe. Man hat keinen feſten Ausgang, denn man ſieht nicht ſo, daß man in den ewigen Mittelpunkt, in die göttliche Offenbarung, gelaſſen und demüthig, zuverſichtlich und beſeligt ſchaute; man ſieht ſchief zu ihr, oder ſeitwärts, oder kehrt ihr gar den Rücken zu. Man ſieht den Fokus nicht; man weiß nicht, von wo die

Stralen auslaufen; Licht und Schatten rieſeln ſeltſam durcheinander, phantaſtiſche Gebilde erzeugend, an denen man Wolgefallen hat, weil ſie wunderlich und tauſenderlei Deutung fähig ſind. Es iſt unmöglich, auf dieſem Wege zur Wahrheit zu kommen; deshalb wird man ſehr geiſtig hochmüthig, und überſchätzt ſich und ſeine geiſtigen Gaben, daß es ein Erbarmen iſt. In der erlöſten Natur iſt Wahrheit und Offenbarung Eines und Daſſelbe. In ihrem Licht ſieht man klar und ſcharf, und hat man einen ewigen Maßſtab für Erſcheinung und Weſen, für Form und Inhalt, für Schaale und Kern. Auf ihrem Fundament fußet man ſicher, weil er ein Felſen iſt, den ebenſowenig die Höllenmächte zerſplittern, als die Stürme der Zeiten erſchüttern, als menſchliche Klügelei untergraben, als wechſelnde Lehren irdiſcher Weisheit oder Thorheit berühren können. Sie bietet den Punkt dar, den Archimedes begehrte, um den Hebel ſicher zu ſtellen, mit dem er die Welt zu bewegen ſich getraute. Ihre Subſtanz gewährt den tiefſten Geiſtern, den einfältigſten Gemüthern, den wärmſten Herzen, den größten Characteren ununterbrochen eine heilſame, kräftigende Nahrung, welche die Entwickelung und Ausbildung Aller fördert, — ganz unähnlich den Wahrheiten, welche man ohne ſie verkündet, und welche, um verſtanden zu werden, beſondere Fähigkeiten bei den Adepten vorausſetzen, ſo daß man ſehr klug, oder ſehr beſchränkt, oder ſehr verkehrt, oder ſehr einſeitig ſein muß, um ſie aufzufaſſen. Die Wahrheit iſt nur Eine, und da die Menſchenſeele geſchaffen iſt, um dieſelbe in ſich aufzunehmen, ſo paßt ſie für jede Seele, ohne Ausnahme — wie das Tageslicht unabweislich die ganze Erde überflutet. Und will Jemand ſich dagegen abſperren, Thüren und Fenſter verſchließen und verhängen, ſeine Wohnung mit vielen Lichtern dann erhellen — doch ſchimmert durch irgend einen Spalt, durch irgend eine kaum wahrnehmbare Ritze golden der Tag hinein, klopft an und ſpricht: Die Nacht iſt vorüber! thue mir auf und laß mich ein!

Sehnſucht nach Liebe und Wahrheit hat Jeder, kennt und verſteht Jeder. Ruhmdurſt? — der iſt freilich etwas Anderes. Dieſer Drang zu leben über das irdiſche Leben hinaus in einer irdiſchen Unſterblichkeit, der Frucht großer Gedanken, großer Thaten, großer Werke — dies Verlangen, hinter dem Nachen des Lebens einen langen, funkelnden Lichtſtreif durch das Meer der Zeit ziehen zu ſehen — dieſe Sehnſucht, die Stelle, wo man auf der Erde geſtanden hat, mit etwas Unvergänglichem zu bezeichnen, das der fernen Zukunft von uns erzählt — mag von Wenigen empfunden, von Wenigen begriffen werden. Ich hatte ihn! Nie dachte ich an den Beifall des Augenblicks; immer an eine irdiſche Unſterblichkeit. Ach, mit welchen vergänglichen Mitteln und Werkzeugen wähnte ich ein ewiges Ziel erreichen zu können — wenn man überhaupt auf irdiſche Unſterblichkeit das große Wort ewig anwenden darf! — In der erlösten Natur geſtaltet es ſich anders! die Sehnſucht nach Schauen des ewigen Glanzes, nach Ruhe im ewigen Licht wird um ſo mächtiger, als man ſeines überirdiſchen Zieles, für das man geſchaffen iſt, ſich bewußt wird — das Streben, ſich für daſſelbe vorzubereiten und ſich in harmoniſche Verbindung mit demſelben zu bringen, wird weit thätiger und intenſiver, aber an die Erde und ihre kommenden Geſchlechter denkt man nicht länger als Verkünder des Ruhmes.

Dies alſo waren meine Idole, mit denen ich lebte in meiner unterirdiſchen Höle. Da kam der Tag, der ihren Untergang ſah — faſt zur nämlichen Zeit verlor ich ſie alle drei. Die Welt wurde urplötzlich ſo fratzenhaft häßlich, ſo verzerrt von Convulſionen des ſittlichen oder vielmehr des entſittlichten Lebens, das ſich in ſchauderhafter Blöße ſchamlos zeigte, in höchſter Frechheit hier, in höchſter Feigheit dort — daß mir graute vor ihrem Ruhm. Das Suchen und Auffinden von Bruchſtücken der Wahrheit, die wie Unkraut neben dem Baum der Offenbarung aufſchießen — führt in ein Chaos von Lüge und Verkehrtheit, in welchem Jeder zum Empörer gegen göttliches Geſetz und göttliche Ordnung wird: dies ſah ich mit Schauder rings um mich her. Und in dieſer Zeit, wo Alles wankte, Alles bedroht wurde, Alles fiel, wo Nichts Farbe und Stich hielt, wo der natürliche Menſch auf Nichts außerhalb der eigenen Bruſt ſich verlaſſen durfte, als auf die Liebe der Geliebten, als auf ein treues Herz — da verlor ich ein ſolches Herz! Es ſank in's Grab! — — — Und ſo war ich denn allein in meiner Höle! die Kerzen erloſchen, die Blumen verwelkten! mir war Alles gleichgültig — denn die Altäre waren leer. Was ſich in meiner Seele vorbereitete und zurechtmachte, läßt ſich nicht ſcharf und beſtimmt in Worte faſſen, weil ein ſchwarzer Strom von Traurigkeit dermaßen in Katarakten über ſie hinweg donnerte, daß ſie betäubt und gleichſam paralyſirt in ihren Fähigkeiten war. Sie litt; und doch verhielt ſie ſich nicht blos leidend! ſie verſuchte, wie lange und wie weit ſie das paſſive Leiden würde ertragen können: ſo ſage ich jetzt, um einigermaßen meinen Zuſtand zu bezeichnen. Denn trotz ihrer Verſteinerung und Betäubung blieb ſie nicht paſſiv am Boden liegen, ſondern ging und ging vorwärts. Der Erfolg hat es gezeigt; — denn ſie kam an.

Der Ausgang meiner Höle war auf der Spitze eines Berges, und auf dunkeln labyrinthiſchen Wegen gelangte ich dahin. Nun ſtand ich oben, in freier Luft, in kräftiger Atmoſphäre, unter einem unermeßlichen, ſtralenden Sternenhimmel, der ſich in einem ebenſo unermeßlichen Meere rings um mich her abſpiegelte. Da ſprach neben mir eine Stimme: „Dies iſt die Kirche Chriſti." Und ich fiel nieder und betete an. Und die Stimme deutete mir die ſtralenden Sternbilder; — da hörte ich Lehren, Myſterien, Worte, wie mein Ohr ſie zuvor nie vernommen, wie ich gar keine Ahnung hatte, daß etwas ſo himmliſch und heilig Liebevolles, ſo Erhabenes, ſo die Seele Verklärendes für mich, für uns, für Alle — gelehrt und gegeben werden könne. Sie ſanken ſo tief, ſo überwältigend, ſo gewichtig in meine Seele hinein, daß ſie ihnen für alle Ewigkeit unterthan blieb. Und ich, gehorchend meiner Seele, blieb auf meinen Knien liegen und betete an. Und ſeitdem iſt mir wol. Ich habe in der geoffenbarten Religion Gott gefunden, der ein Gott der höchſten Liebe iſt, und an die geoffenbarte Religion glaube ich.

Aber iſt nicht die chriſtliche Religion eine geoffenbarte, und bin ich nicht in derſelben geboren und aufgewachſen? Da hatte ich ſie ja mein Lebenlang! O, mit nichten! freilich bin ich in der lutheriſchen Confeſſion getauft und confirmirt; aber wie hätte ich dadurch eine geoffenbarte Religion haben ſollen? ich hatte ja keine Kirche! — Die Proteſtanten lehren freilich die Exiſtenz einer unſichtbaren Kirche; und das klingt ja ungemein erhaben. Nur iſt es etwas ſchwer zu begreifen und begreiflich zu machen, wie und wodurch man ſich mit dieſem unbeſtimmten Begriff in lebendigen Verkehr, in Wechſelwirkung bringen könne. Ich wenigſtens habe es nie begriffen. Es kommt mir vor, als ſei meine Seele von je her eine ſchlafende Katholikin geweſen. Im Schlaf iſt man nicht zurechnungsfähig. Da ziehen die wunderlichſten Träume, die unſinnigſten Vorſtellungen, die zuſammenhangloſeſten Bilder an uns vorüber; ja, wir nachtwandeln ſogar und thun im ſomnambulen Zuſtand außerordentliche Dinge, die wir wachend nicht vollführen können. Dennoch aber ſind wir gefangen und gebunden und bewußtlos — und nur wachend im Beſitz unſers Willens und unſerer Erkenntniß. Als meine Seele wach wurde, fand ſie ſich katholiſch; denn Alles, was die Proteſtanten lehrten, hat ſie nie begreifen, nie in ſich aufnehmen, nie ſich zur Nahrung machen können. Kein Echo tönte wieder, kein Ton ſchlug an, keine Saite vibrirte. Nicht den geringſten Anknüpfungspunkt fand ich für mein religiöſes Gefühl, weder in meiner Jugend noch in ſpäteren Jahren.

Ich erinnere mich ſehr lebhaft der Zeit, die meiner Confirmation vorherging. Ich empfing den Unterricht bei einem alten würdigen Prediger, zu dem ich Nachmittags ging. Ich ſehe Alles lebhaft vor mir: ſein grünes Zimmer, ſeinen langen Schreibtiſch, an welchem wir uns gegenüber ſaßen; ſein gutes altes Geſicht, ſein Sammetkäppchen auf dem weißen Haar. Es war im Winter; mächtige entlaubte Bäume ſtanden vor den Fenſtern, und die Abendſonne warf den Schatten ihrer Aeſte auf die Wand mir gegenüber. Krähen flogen krächzend um die Bäume und ſuchten ſich ihr Nachtquartier. Im Zimmer war eine gewiſſe ſchwere Luft, welche immer vom Tabaksdampf übrig bleibt. So genau weiß ich das Alles; aber von dem, weshalb ich bei dem alten Herrn war, und was er mich lehrte — weiß ich nicht eine einzige Sylbe. Dies iſt mir immer ſehr merkwürdig geweſen! nie und zu keiner Zeit habe ich mich darauf beſinnen können, was ich in dem Religionsunterricht gelernt. Doch war ich in meinem ſechszehnten Jahr, und mir fehlte weder Gedächtniß, noch Wißbegier, noch Empfänglichkeit für das Höhere. Ich meine auch, daß ich recht andächtig ihm zugehört habe, daß mein religiöſes Gefühl nicht unthätig war; ich vermogte nur nicht irgend etwas Poſitives von dem aufzunehmen, was er mir vortrug. Es war wie eine Ahnung, daß dies Alles doch nicht die Wahrheit ſei. Den Text der heiligen Schrift, über den der alte Prediger an meinem Confirmationstag ſprach, weiß ich hingegen ſehr gut. Es war der Spruch des Johannes: „Bleibet in meiner Liebe.“ So empfing ich denn Bruchſtücke von Religion; und kann eine Confeſſion mehr als Bruchſtücke geben, die ſich ſelbſt aus ihnen gebildet hat?

Die Kirche iſt die von Jeſus Chriſtus dem Sohne Gottes geſtiftete Heilsanſtalt, in welcher die Menſchheit für ihre ewige Beſtimmung herangebildet, auf Erden heilig, im Himmel ſelig gemacht wird; — und zwar in der Weiſe und nach der Ordnung, die Er begründet hat, die durch die heilige Schrift und die Tradition aufbewahrt, und durch die Autorität, welche ihr als ſichtbare Repräſentantin des heiligen Geiſtes inwohnt, in Kraft gehalten werden. Willkürliches, Nebelhaftes, Widerſprechendes gibt es nicht in ihr; aber für die zarteſte Gliederung, die feinſte Verzweigung hat ſie Raum — ohne der Verflüchtigung des Geiſtes ins Blaue hinein die Hand zu bieten; denn ſie hat einen unverlierbaren Mittelpunkt an dem irdiſchen Stellvertreter Chriſti, an dem Papſt — welcher der Schlußſtein dieſer Gemeinſchaft ſeit achtzehn Jahrhunderten iſt. Mit dieſer Gemeinſchaft hat der Proteſtantismus gebrochen, die Autorität und die Tradition mit Füßen getreten, von der Einheit der ſichtbaren Kirche ſich losgeriſſen, folglich auch von der unſichtbaren ſich abgelöſt, welche nichts Anderes als eine Vervollſtändigung der ſichtbaren iſt; — mit welchem Recht durfte er da behaupten bei dieſem Bruch, bei dieſem Abfall, die chriſtliche Offenbarung reſpektirt, ja ſogar ſie gerettet, ſie in einer neuen Kirche neu hergeſtellt zu haben? Er war geboren aus Willkür, und er behauptete dies Recht aus Willkür; und damit hat er ſich ſeinen Character indelebilis für die ganze Zeit ſeines Beſtehens aufgedrückt: Willkür iſt ſein Lebensprinzip.

Während anderthalb Jahrtauſenden war die Kirche Lehrerin, Bildnerin, Retterin, Tröſterin der Menſchheit geweſen. Unter ihrem Schutz und Schirm war die Welt groß, reich und ſchön geworden wie nie zuvor. Der Hauch des Lebens durchwebte dieſe Welt. Konnte es anders ſein? Der Sohn Gottes war ja lebendig in ihr — und der Glaube an ſein Leben verlieh dem ganzen Leben der Menſchheit Kraft und Bewegung, Schwung und Ausdauer, eine Richtung in Geſinnung und That, die weit über den materiellen Genuß, über die Befriedigung des rohen Bedürfniſſes und über die Foderung des Augenblicks hinausgriff. Nur Kinder und Sclaven leben für die Gegenwart und in der Sinnlichkeit allein! Jene Jahrhunderte müſſen ſehr männlich und ſehr frei geweſen ſein, denn aus ihrer ganzen Hinterlaſſenſchaft entnehmen wir, daß ſie immer die Zukunft und das Ueberſinnliche im Auge hatten. Sie waren eben chriſtlich. Die Gemeinſchaft, welche ſie in der Kirche fanden, übertrugen ſie in die verſchiedenen Zweige und Aeußerungen des Lebens, ſo daß Einheit und keine Vereinzelung — Vielſeitigkeit und keine Zerſplitterung herrſchte. Die Zunft, die Gilde, der Orden — Alles war gegliedert und daher voll Bewegung, einem Haupt unterworfen und ſomit wolgeordnet, unter einen heiligen Schutzpatron geſtellt, und ſomit religiös beſeelt. Dies aber ſind die weſentlichen Bedingungen des rechtſchaffenen

Lebens: Glaube, Gehorſam, Thätigkeit. Damit wird Tüchtiges zu Stande gebracht; zuweilen Großes. Jene Jahrhunderte wußten das; denn ſie folgten der Kirche und die lehrt es. Darum entſtand keine Vereinigung irgend einer Art, ob weltlich, ob geiſtlich, die ſich nicht Regel, Disziplin und Oberhaupt gegeben hätte, um ihre Kraft zu concentriren. Ob ſie Handel und Wandel treiben — ob ſie Dome bauen — ob ſie ſtudieren und lehren — ob ſie Kranke und Arme pflegen — ob ſie beſchaulich zurückgezogen oder in der Welt allein nicht mit ihr leben wollten; — der Ritter, der Geiſtliche, der Kaufmann, der Handwerker, der Mönch, der Künſtler, die Jungfrau, das Weib — Alle, Alle fanden die Gemeinſchaft, die ihren Bedürfniſſen entſprach, deren Geſetze ſie annahmen, um aus deren treuer Befolgung Stärkung und Belehrung zu empfangen und innerhalb des Spielraums, den dieſe öffneten, eine größere Wirkſamkeit als in der Vereinzelung, eine lebhaftere Anregung der Kräfte und eine beſſer geordnete Anwendung derſelben zu finden. Gegen dieſe reiche, volle, ſelbſtſtändige, organiſche Entfaltung des Lebens — ach, wie unſäglich arm erſcheint das mechaniſche unſerer Gegenwart! — Jenes ſoll roher geweſen ſein, ſprechen deſſen Gegner. Es gab mehr Kämpfe und Fehden als heutzutag — das iſt gewiß! mehr Zechgelage mit ihrem Gefolge von Zank, Streit und Rauferei — das iſt möglich! eine derbere Art zu handeln, zu ſprechen, ſich zu gehaben — kann ſein und ſchadet nichts! weniger allgemeine Bildung, Schulgelehrſamkeit, Bücher- und Federweisheit — Gott Dank, ja! Das Alles hat ſeine Schattenſeiten gehabt, ich geb' es bereitwillig zu; — aber roh, ſo daß durch dieſe Rohheit die höchſten Intereſſen der Menſchheit verabſäumt geweſen wären — war man nicht. Neben derber Plumpheit und neben wilden Ausbrüchen unbändiger Kraft, ſtand in voller Blüte die heilige Charitas, die chriſtliche Barmherzigkeit. Welch eine Menge von Vereinen, von Inſtitutionen, — welch eine Thätigkeit der Einzelnen und der Corporationen für Alles, was des Erbarmens bedurfte. Wo irgend eine Bedürftigkeit, ein Leid auftauchte, gleich daneben ſtand gewiß ein Orden, eine Bruderſchaft, um Linderung zu ſpenden. Wo ein vereinſamtes Weſen, ein ausgeſtoßenes, ein reuiges, ein ſchuldbewußtes war — die Pforte eines Kloſters öffnete ſich ihm und es fand eine beſchirmende Freiſtatt. In den Spitälern dienten fromme Männer und Frauen um Chriſti Willen den armen Kranken; nicht etwa nur ſolche, die ſich durch ein Gelübde dazu verpflichtet hatten oder die durch ihre Regel dazu veranlaßt wurden; — nein! ſie kamen aus der Welt, aus ihren Schlöſſern und ihren Häuſern, und kehrten dahin zurück; aber ſie hielten ſich nicht für zu gut, um die Elendeſten zu pflegen. Dennoch gab es mehr Leid, Jammer und Armuth, als

Hülfe geſchafft werden konnte. Was geſchah? — himmliſche Herzen, heilige Seelen, die ſich ſelbſt nicht genug thaten durch helfen — ſie theilten das, was ſie nicht lindern konnten: ſie machten ſich arm mit den Armen; ſie verſchenkten Hab und Gut, und nahmen das Gewand der Armuth, um den Armen näher und ihnen ähnlicher zu ſein. Das thaten nicht etwa nur die großen Heiligen, wie die heilige Eliſabeth und St. Franziscus von Aſſiſi und Andere ihrer Ordnung! nein! es entſtanden die Bettelorden mit ihren demüthigen Kindern, der heiligen Armuth — mit dieſer frommen Schaar, die nichts begehrte, als Liebe der Armuth durch das höchſte Opfer an den Tag zu legen. Wem das Herz in ſolchem Liebesfeuer brennt, der iſt nicht roh; und ſolcher Herzen gab es zu vielen Tauſenden. Roh mag die Zeit geweſen ſein aus Mangel an jenem Wiſſen, das man heutzutag Bildung nennt — und an jener Bekanntſchaft mit Gebräuchen, Sitten, Erfindungen, Gewohnheiten und Beſtrebungen, welche jetzt Erziehung heißen; — aber roh, weil ihr der Sinn für das Höhere und Göttliche gefehlt hätte, war ſie nicht. Ich weiß wol, daß die Welt jetzt nicht im Stande iſt, ſich von dem Liebesopfer einen Begriff zu machen, welches die Bettelorden geboren hat, weil der Glaube an das Göttliche ſo ſehr geſchwunden iſt. Aber ſie wird es allmälig doch wieder lernen und dann es begreifen, — wenn ſie begriffen hat, in welcher Entgöttlichung ſie dahin taumelt oder dumpf vegetirt.

Roh ſoll die Zeit geweſen ſein! und die erhabenen Dome? und die myſtiſche Poeſie? und die lieblichen Bilder? — trägt das Alles ein Gepräge von Rohheit? und hätte ſo Großes und Herrliches gedacht und geſchaffen werden können, wenn nicht die erhabenen Ideen, die ihm zum Grunde liegen, ein Gemeingut der ganzen Epoche geweſen wären? Zu ſolchen Schöpfungen gehört ein Zuſammenwirken mannigfacher, ſchöner und edler Kräfte — gehört eine Beharrlichkeit in der Begeiſterung, welche nur aus einem reinen Quell genährt werden können. Nur Kinder und Sclaven bauen Kartenhäuſer, — ob von Papier, ob von Lehm, ob von Theorien — gleichviel! Sie währen ihre Sekunden oder ihre Jahre, — aber nichts Ewiges hat in ihnen gewohnt, und ſomit ſind ſie leer; denn leer iſt Alles, was nicht von Gott erfüllt iſt, von dem gekreuzigten Gott der Offenbarung.

Und immer wieder muß ich fragen: roh ſoll die Zeit geweſen ſein? Man vergleiche doch einmal die Lehre des heiligen Thomas von Aquino über das Eigenthum mit der Lehre irgend eines Communiſten unſerer Tage. Dieſer zielt auf die Stallfütterung der Menſchheit hin, welche ſich kraft- und willenlos, nur bereit zum animaliſchen Genuß an ihren Trögen, wie eine Viehheerde zurechtlegen ſoll. Jener macht die

Beſitzenden zu Verwaltern Gottes. Auf welcher Seite iſt die Rohheit? Sind die Mystères de Paris roher, oder das Buch von der Nachfolge Chriſti? Sind die modernen Doctoren und Profeſſoren der Philoſophie weiſer, tiefſinniger, erhabener, als die Kirchenlehrer des Mittelalters? Wer das bejahete, müßte doch heimlich ſich ſelbſt auslachen! — Oder will man mit den beſtaubten langweiligen Folianten nichts zu thun haben — gut! Auch die Praxis des Lebens wurde mit Weisheit gehandhabt: da iſt ein Hanſebund — und die Städte erblühen zu einem unbegreiflichen Flor; da ſind die Ritterorden — und ſie erobern Länder und Völker, und verſchaffen der ſittigenden Kraft des Chriſtenthums Eingang bei den Barbaren.

Aber das iſt es eben: die Macht und Kraft der Kirche ſpricht ſich in allen Erſcheinungen, Bildungen, Schöpfungen des Mittelalters aus. Ihr Licht leuchtet aus Allem hervor; ihre Lehre wird in Allem lebendig; ſie iſt das große Herz, welches ſein Blut durch die Adern der Menſchheit treibt, ſeinen Athemzug in den Buſen der Menſchheit haucht. Von dieſem Herzen hat der Proteſtantismus ſich losgeriſſen, und um den wahnwitzigen Abfall zu motiviren, hat er behauptet, dieſem göttlichen Herzen entſtröme Gift zum Verderben der Menſchheit. — Und das hat man geglaubt? — Warum denn nicht? Eva glaubte der Schlange — und fiel; Adam glaubte der Eva — und fiel. Man glaubte denen, die ſich Reformatoren nannten — und fiel; denn zu furchtbarer Thätigkeit wurde durch ihre Lehre die Frucht der Erbſünde, die böſe Luſt in der Menſchheit angeregt.

Der Proteſtantismus riß ſich los von dem Felſen der Kirche und ſtellte ſich mit ſeiner Lehre auf den Triebſand der eigenen Willkür, und verfiel in den greulichen Widerſpruch, für dieſelbe eine Autorität in Anſpruch zu nehmen, die nicht in ihr war und die ſie auch gar nicht ausüben konnte, aus Mangel an Mitteln. Luther — und mit ihm das ganze reformatoriſche Geſchlecht — berief ſich auf eine individuelle Berechtigung, aus der heiligen Schrift unter Mitwirkung des heiligen Geiſtes die geoffenbarte Religion herauszuleſen. Verblendet vom Hochmuth begriff er nicht, daß er ſeine Offenbarungen an die Stelle der göttlichen ſetzte. Verblendet von jener Kurzſichtigkeit, die niemals von der Leidenſchaftlichkeit ſich trennt, war es ihm für den Augenblick nur darum zu thun, den Abfall in möglichſt weiten Kreiſen zu verbreiten, und dazu eignete ſich jene Berechtigung ganz außerordentlich, welche er den Menſchen vindicirte, in letzter Inſtanz bei der Frage um göttliche Dinge auf ihr eigenes Urtheil ſich zu berufen. Hatten ſie daſſelbe ausgeſprochen: ſo hatte ja der heilige Geiſt aus ihnen geredet, der jedem Bibelleſer zum Verſtändniß des göttlichen Wortes verhalf. Wem iſt es nicht eine

Wonne, ſich erleuchtet zu wiſſen vom heiligen Geiſt? Dann ſteht man ja neben — nicht unter Gott. „Und Ihr werdet wie Götter,“ ſprach die Schlange zu Eva.

In jener Kurzſichtigkeit hatte Luther nur gänzlich vergeſſen, daß es dieſen vom heiligen Geiſt Erleuchteten auch wol einfallen könne, ſich nicht blos gegen die Kirche, ſondern andrerſeits auch gegen ſeine Lehre zu erheben. Sein Zorn gegen die Sacramentirer, gegen die Wiedertäufer, gegen Kaspar von Schwenkfeld und alle „Schwarmgeiſter“ iſt komiſch und traurig, da ſie nur ganz daſſelbe thaten, was er zuerſt gethan. Bei ſich ſelbſt verehrte er dieſen Schritt als eine göttliche Inſpiration; bei Anderen fand er ihn frevelhaft und ſündlich. Ich wundere mich gar nicht über dieſe verſchiedene Auffaſſungsweiſe deſſelben Gegenſtandes von einem und demſelben Menſchen; es geht uns Allen ſehr oft ſo. Ich wundre mich nur über die merkwürdige Anmaßung und Beſchränktheit, ſo recht auf Grund und Boden dieſes unauflöslichen Widerſpruches eine neue Kirche bauen zu wollen.

Die Folge davon war ganz natürlich, daß Luther aus einem Widerſpruch in den andern fiel. Klar, ſcharf und beſtimmt iſt bei ihm nur Eines: der Haß gegen die Kirche. Spricht er den aus, ſo verſteht man immer ganz genau, was er will und lehrt; — aber ſonſt ſehr ſchwer. Die Lehre von der ſichtbaren

Kirche, als von der großen Gemeinde aller Chriſten auf Erden, die denſelben Glauben bekennen, dieſelben Sacramente gebrauchen, von ihrem gemeinſamen geiſtlichen Oberhaupt, dem Papſt zu Rom, und den ihm untergeordneten Biſchöfen unter Mitwirkung des heiligen Geiſtes regiert und geleitet werden — dieſe Lehre verwarf er. In dieſe majeſtätiſche Einheit wollte er ſich nicht fügen, dieſer erhabenen Ordnung ſich nicht unterwerfen, als ob in ihr nicht Platz wäre, um das Atom ſeines Individuums unterzubringen. Hingegen trat er mit der Behauptung auf, Chriſtus habe nur eine unſichtbare Kirche, eine geiſtige Gemeinſchaft gegründet, ganz übereinſtimmend mit ſeiner anderen Behauptung: dem Gläubigen würde Alles inwendig durch die Salbung des Geiſtes gelehrt. So waren denn glücklich die verhaßten Prieſter mit ihrem allerverhaßteſten Oberhaupt beſeitigt, und jedes Mitglied der lutheriſchen Gemeinde war in Glaubensſachen zu einem irrthumsloſen Lichtgeiſt erhoben, während es im Leben der größte Sünder blieb. Freilich beſchreibt die Augsburgiſche Confeſſion dann doch wieder dieſe unſichtbare Kirche als eine zum Theil an äußeren Zeichen erkennbare, nämlich als die Gemeinſchaft der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sacramente recht geſpendet werden. (Confess. Aug. Art. VII.). — Aber das macht das Verſtändniß noch unmöglicher. Die Heiligen, ſo lange ſie auf Erden wandeln, kennt nur das Auge Gottes, aber nicht der Nachbar zur Rechten und Linken; alſo können ſie kein Kennzeichen abgeben. Wie darf der Ausdruck gebraucht werden: das Evangelium ſei recht zu lehren, da der heilige Geiſt ſich ja dem Amt unterzieht, und es doch vermuthlich auszufüllen wiſſen wird, was jeder Einzelne bei ſich ſelbſt genügend erfährt. Und endlich: die Sacramente ſollen recht geſpendet werden. Da vergeſſen die Reformatoren nur, daß das in ihrer Gemeinde unmöglich iſt: ſie haben ja keine Prieſter, und an dieſe iſt die rechte Verwaltung der Sacramente einzig und allein gebunden, weil ſie durch die heiligen Weihen die Befähigung dazu empfangen haben. Wer übrigens von den ſieben Sacramenten der Kirche fünf verworfen und für überflüſſig oder ſchädlich oder gottlos erklärt hat; der ſollte doch nicht an die Beibehaltung und Ausſpendung von zwei entweihten Ueberbleibſeln das Kennzeichen einer Kirche knüpfen wollen! Es dürfte gar ſo leicht Jemand auftreten und ſprechen: Du haſt fünf geſtrichen, wir ſtreichen zwei! — Und die Wiedertäufer ſtrichen nach beſten Kräften, vorwärts gehend auf dem Wege, den Luther eingeſchlagen.

Eine Staatsanſtalt, die man Kirche nennt, hat der Proteſtantismus. So lange ich in ihm lebte, begriff ich nicht, was ich damit zu thun haben könnte. Ich nahm ganz ehrlich und ganz conſequent die lutheriſche Berechtigung für mich in Anſpruch, auf meine eigene Hand und nach meinem eigenen Gutdünken und Ermeſſen in der heiligen Schrift nach der göttlichen Offenbarung mich umzuſehen. Altes und neues Teſtament, Propheten, Pſalmen und Epiſteln — Alles las ich und las ich; fand es auch wunderſchön und wahr, begeiſternd und beſeligend; — war auch viel zu warmherzig und phantaſiereich, um je in die Wüſten und Haiden des Rationalismus zu verfallen; — aber von chriſtlichem Glauben war nicht eine Spur in mir. Die heilige Schrift iſt ein erhabenes Bruchſtück, welches der Proteſtantismus mit ſich nahm, als er die Kirche verließ; folglich kann eine nach voller Erkenntniß ringende Seele ſich im Beſitz der Bibel niemals im Beſitz der vollen Wahrheit wähnen; denn es fehlt ihr die objective Beſtätigung der Wahrheit — und deren bedarf ſie, um ſicher zu ruhen im Glauben. Es wird ihr vielleicht nicht klar, daß ſie nur an einem Bruchſtück zehrt — und noch weniger klar, wo ſie es zu ergänzen habe. Der Ergänzung aber bedarf ſie, und nun fängt ſie an zu ſuchen.

Mein Herr und mein Gott, Du weißt es, wie ich geſucht habe! Ich bin gepilgert von einer Grenze unſers Welttheils zum andern — von den Katarakten des Nils zu den Grotten von Staffa — von Cintras Hügeln nach den Gärten von Damaskus — über Alpen und Pyrenäen und Libanon — über Meere und durch die arabiſche Wüſte — von den Ufern des Shannon im grünen Erin zu den Ufern des heiligen Jordan; ich bin zu Hauſe geweſen unter dem Zelt des Beduinen und in den Palläſten der haute volée von Europa; ich habe gekannt, was mir an verſchiedenen Ständen und Verhältniſſen, Völkern und Menſchen nur irgend erreichbar war; in den größten Kontraſten hab' ich mich bewegt! in London z. B. ging ich vom rag fair zur Vorſtellung bei J. K. H. der Herzogin von Kent. Die Höhen- und Tiefpunkte der Civiliſation, die verſchiedenen Kulturſtufen der Völker, den Zuſammenhang der Bildung mit Religion und Volkscharacter, mit Kunſt und Sitten, die ganze Geſchichte der Menſchheit in lebendigen Bildern wollt' ich vor Augen ſehen, von Angeſicht zu Angeſicht wollt' ich das Leben der Menſchheit ſchauen. Ich wollte verſtehen und erkennen — — ja, was denn ſo eigentlich? „Den Menſchen!“ ſprach ich zu mir ſelbſt. Wahrſcheinlich wollt' ich wol mich ſelbſt verſtehen lernen; aber das war unmöglich, denn kein poſitives Geſetz ſtand feſt genug bei mir in Kraft, daß es mir hätte zur Richtſchnur und zum Maßſtab werden können, um die Erſcheinungen und Bewegungen in mir und außer mir ſicher und unbefangen zu beurtheilen. Ich lebte in Willkür und von Bruchſtücken, und war in der Beziehung ein ächtes Product des Lutherthums.

Aber das ſtand feſt in mir, daß der heilige Geiſt nicht blos durch Bibelleſen über den Menſchen komme. So richtig dies war, ſo falſch war der Schluß, den ich daraus zog. Ich nahm an, daß jedes Individuum ſeine ſpezielle göttliche Offenbarung durch die Natur, durch die Weltgeſchichte, durch ſtarke und edle Empfindungen, durch die Schönheit, durch die Kunſt empfangen könne — daß in dem Allen ein Stral ewiger Wahrheit lebe, welcher einem gleichen in uns eingekerkerten Stral entſpreche, ihn berühre und erklingen mache, wie die Morgenſonne die Memnons-Statue, und dadurch den Menſchen in harmoniſche Verbindung mit der Schöpfung und dem Schöpfer bringe. Ganz heidniſch wurde ich; aber ich wurde es mit der tiefſten Aufrichtigkeit und mit einer ſolchen Liebe zur Wahrheit, daß mein unausgeſetztes Beſtreben dahin ging, die größtmögliche Uebereinſtimmung in mein äußeres und inneres Leben zu bringen, ſo daß ich ſchrieb wie ich dachte, und ſprach wie ich ſchrieb, und lebte wie ich ſprach, und wiederum dachte wie ich lebte. Wer mich gekannt hat in den zehn Jahren, welche 1848 vorher gingen, und welche die Entfaltung meines Lebens nach Außen ungefähr umfaſſen, wird dies beſtätigen. Eines iſt mir recht merkwürdig: daß ein ſo poſitiver Character ohne irgend ein poſitives Fundament ſich bilden konnte! An deſſen Stelle trat mein unbegreifliches Selbſtvertrauen oder

— um ein weniger wolklingendes, aber richtigeres Wort zu brauchen — mein maßloſer Stolz. Ich glaubte an mich ſelbſt, an die Uebereinſtimmung zwiſchen meinem Können und Wollen und Sollen mit einer Energie, die eines edleren Glaubens werth geweſen wäre. Nichts und Niemand imponirte mir oder blendete mich. Allem und Jedem ſtellte ich mich höchſt beſtimmt und gelaſſen gegenüber ünd dachte: Du biſt Du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. So hatte auch eigentlich Niemand irgend einen Einfluß auf meine Art zu denken oder die Dinge zu betrachten. Ich handelte wol manchmal unter fremdem Einfluß, doch aus meiner inneren Richtung brachte er mich nicht heraus. Ich war wie verzaubert in mein Ich und wußte von keiner Art von Autorität. Wie ich durch das Leben habe kommen können, iſt mir jetzt im Grunde ganz unerklärlich, und nur dadurch einigermaßen zu verſtehen, daß mehr oder minder alle Menſchen ungefähr in demſelben Fall waren wie ich und nichts, oder ſehr wenig, von einer höheren Autorität wußten. Es fallen ja alle geſellſchaftlichen Zuſtände auseinander, weil ihnen das Lebensprinzip, die Religion, fehlt. Ich meine nicht, daß Einzelne nicht ſehr gut und lieb und brav ſein könnten; ich lebte ja auch nicht in permanenten ſchlechten Thaten. Aber dadurch bewahrheiten wir nur das erhabene Dogma der Kirche, daß in dem unerlöſten

Menſchen das natürliche Ebenbild Gottes nur verdunkelt, Wille und Erkenntniß nur geſchwächt ſind; daß die Erbſünde — dieſe bittere Hinterlaſſenſchaft für uns Staubgeborne alle — uns nur entſtellt, aber nicht im Grund und Boden verderbt hat, wie die lutheriſche Lehre irrthümlich feſtſetzt. Denn der natürliche Menſch, bevor er aus der Gnade wiedergeboren iſt, hat nicht blos Freude am Guten, ſondern auch Sehnſucht danach. Der Faden, der ihn mit Gott verbindet, iſt zwar zerriſſen, kann aber durch die Erlöſung wieder angeknüpft werden. Der Wille, der ihn zu Gott hinwendet, iſt matt, iſt nicht die Quinteſſenz ſeines ganzen Weſens und ermangelt der Ausdauer; aber vorhanden iſt Willenskraft ſowol als Erkenntnißvermögen des Guten und Wahren eben ſo gewiß — als es gewiß iſt, daß dieſe Fähigkeiten nur durch den Gebrauch der Gnadenmittel und durch die ſorgſame Pflege, welche die Kirche ihren glücklichen Kindern ſchenkt, zu lebendiger Entfaltung und ſtandhafter Wirkſamkeit ausgebildet werden. Nie hat ſich Luther zu dem tiefen Verſtändniß der Menſchennatur in ihrer urſprünglichen Erhabenheit und Vielſeitigkeit erheben können; denn nie hat er begriffen, was es heiße: „Und das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns.“ Doch davon ſpäter! —

Stolz war der Grundzug meines Characters, die Baſis, auf welcher ich mein Leben gründete. Durch ihn ſind die Engel aus dem Himmel gefallen und Lucifer in den Abgrund; — ich weiß es! mich hat die Hand meines Gottes gehalten, als es noch Zeit war. Dieſer Stolz gab mir ein grenzenloſes Bedürfniß innerer Unabhängigkeit von äußeren Einflüſſen von Menſchen und Dingen. Ich wollte kein Sclav ſein fremder Urtheile, fremder Meinungen oder Anſichten; ich mogte weder heucheln noch ſchmeicheln, um Lob zu hören, Tadel zu meiden. Auch von Gewohnheiten, Verweichlichungen, Bedürfniſſen mogte ich nicht abhängen. Es war mir eine Luſt, zuweilen etwas zu entbehren und auszuhalten — aber dies war ſtets etwas Selbſtgewähltes. Immer auf eigenen Füßen zu ſtehen, war mir eine Wonne. Kam irgend ein Sturm, ſo beugte ich mich und ließ ihn vorüber rauſchen. Aber ich blieb auf meinen Füßen — und Gott ließ mich wirklich ſtehen, ſo daß ich wer weiß wie oft zu mir ſelbſt ſprach: Gott iſt für mich, ich kann Alles aushalten. Es begegnete mir eben nichts, was die natürliche Kraft nicht hätte ertragen können; — darin beſtand grade die innere Führung meiner Seele. Denn als der erſte, große Schmerz, der einzig wahre Schmerz meines Lebens über mich kam — ja, wo war da die Kraft? Bis dahin hatte ich die Schmerzen überwunden, weil ich mich gegen all ihre Angriffe immer hinter Helm und Schild meines Stolzes und Selbſtvertrauens flüchten konnte; — jetzt war das vorbei! ich war im Herzen getroffen und überwunden bis in's Mark der Seele; denn, ſo groß der Stolz ſein mogte — die Liebe war größer geweſen. Noch behielt ich meine Waffen in Händen, obwol ich ſie nicht mehr brauchen konnte, nutzlos mich beſchwerend mit ihrer Laſt, die mein Leid nur vermehrte und einen unerträglichen Druck mir aufbürdete. Endlich gab ich ſie und mich in Deine Hand, mein Herr und mein Gott!

Ich hatte manches Mal große Kämpfe zu beſtehen, große Verſuchungen; Jeder hat ſie; allein die ſtolze Seele hat ſie häufiger und heftiger, weil die Selbſtüberſchätzung ſie herausfodert. Wie ich ſie beſtanden habe — mein Gott, Du weißt es! Eines iſt mein Troſt: ich kämpfte ſie durch und zu Ende. Feig war ich nicht. Ich ſchwamm nun einmal gegen den Strom und war bereit jeden Kampf aufzunehmen, ſo daß ich mich recht übte in der Tapferkeit. Hat ſie mir jahrelang auch keine gute Frucht gebracht, ſondern mich recht eigentlich feſtgeſetzt in der Rebellion, für die ich in manche Schlacht gegangen bin: ſo kam doch der Augenblick, wo ſie mir wahrhaft diente. Denn als es galt, die unſterbliche Seele zu retten — da war die Tapferkeit auf ihrem Platz, ſprang hinzu, ließ nicht nach und half ſie retten.

War ich denn glücklich? — In meinem Leben war eine große Einheit und eine große, einem Theil meiner

Fähigkeiten entſprechende Aktivität. Darin fand ich manchmal ſüße Befriedigung und großen Genuß. Dann lebte ich nach Ideen, nicht nach materiellen Bedürftigkeiten; — mogten nun auch die Ideen falſch ſein, ſo gaben ſie mir doch einen gewiſſen Schwung, ſo lange ich ſie für wahr hielt, und mit Begeiſterung lebt es ſich immer leicht. Dies Alles zuſammen nennt der natürliche Menſch glücklich ſein. Dazu kamen herrliche Geſchenke Gottes: Liebe, Freundſchaft, Talent, Geſundheit, Unabhängigkeit. Ich war zuweilen ganz ergriffen von Dankbarkeit gegen Gott und ſprach es aus, daß ich auf der weiten Welt kein glücklicheres Geſchöpf kenne, als mich ſelbſt.

Daß neben dieſem Gefühl zuweilen die gründlichſte Unbefriedigtheit in dem Gewande einer ganz übermenſchlichen Langenweile auftauchte — daß über demſelben große Melancholien ſchwebten — verſteht ſich von ſelbſt, denn ſie ſind die Zwillingsgeſchwiſter des irdiſchen Glücks. Sie ſind das ſchwarze Flügelpaar, welches dem Schmetterling über ſein himmelblaues oder purpurfarbenes gebreitet iſt. Aber außer dieſer Melancholie und dieſer Langenweile war in mir ein unabweisliches Bewußtſein, daß ich noch zu einer ganz anderen Entwickelungsſtufe kommen würde. „Meint Ihr denn wirklich, ich ſei zu nichts Anderem beſtimmt, als ewig Romane für Euch zu ſchreiben? — o da irrt Ihr Euch heftig!“ ſagte ich zu Jemand, der ſich deſſen vielleicht erinnert, wenn er dieſe Zeilen leſen ſollte. Und: „Ich werde noch einmal Etwas thun, worüber die Welt ganz anders erſtaunen wird, als daß ich Fauſtine geſchrieben habe“ — antwortete ich einer Perſon, die mir übertrieben ſchmeichelhaft ſagte, Fauſtine ſei ein erſtaunenswerthes Buch. Solche Dinge äußerte ich natürlich halb lachend und wie im Scherz; allein es war mir tiefſter Ernſt damit. Und bisweilen ſagte ich ſie auch ernſt; in meinen Büchern gewiß! „Israel, zu deinen Zelten!“ — ſchrieb ich vor ſieben Jahren im geliebten Kloſter auf dem Carmel. Und am 26. Auguſt 1847 in mein Notizbuch:

„Meine Bruſt iſt ein Altar, auf dem eine ewige Flamme brennt zur Huldigung des Göttlichen, aber nicht zur Ehre Gottes. Wird es mit mir noch dahin kommen, daß ich erkenne, die ewige Lampe vor falſchen Göttern entzündet zu haben? Wird Gott dereinſt die Stelle der Götzen einnehmen? Oder ſollte mein ganzes Erdenleben nur dem Kultus von Idolen gewidmet ſein?“

Und einige Monate früher, am Pfingſtſonntag, als man mir Glück wünſchte zum Feſt des heil. Geiſtes:

„Ja! er wird noch dereinſt über mich kommen, der heilige Geiſt! denn es iſt unmöglich, daß es ſo mit mir bleibe.“

Eine freundliche theilnehmende Seele erſchreckte ich einmal ſehr, weil ich — nachdem ſie mein Leben als ein Beneidenswerthes geprieſen und mir Alles aufgezählt hatte, was mir zu Theil geworden ſei — faſt ungeduldig ihr entgegnete: „Ja, ja, ja! das hab' ich und beſitz' ich, und es mag wol ſehr viel ſein! aber — da es mein iſt, mein Eigenthum iſt, ſo abſorbire ich es in mir, und mir iſt zu Muth, als hätte ich nie etwas beſeſſen und nichts gehabt. Und finde ich nicht Dasjenige, was umgekehrt mich abſorbirt, ſo iſt mein Leben ein elendes geweſen.“

Mit ſolcher Klarheit klopfte die Wahrheit manchmal an mein Herz, ohne im Stande zu ſein, es in Grund und Boden zu erſchüttern. Dieſe Trauer, die als ein Schatten von Licht der Erkenntniß in meine Seele fiel, währte zuweilen nur Minuten, zuweilen Tage und Wochen. Auch täuſchte ich mich manchmal über ihren Urſprung, vergaß, daß ſie die verſchleierte Klage um Nichtbeſitz des Ewigen ſei, und wähnte, ſie könne dennoch einmal durch Vergängliches beſchwichtigt werden. Dann dacht' ich: Ja, wenn es ſo oder ſo wäre! — wenn dies oder jenes einträte! — wenn du das erringen, das durchſetzen könnteſt! — Hätte ich aber das erlangt, was mir bisweilen ſo bezaubernd ſchien, daß ich mit Schmerzen und Thränen danach verlangte, ſo würde es nicht eines Strohhalms Gewicht in die Schaale der innern Befriedigung geworfen haben; — darüber kam ich regelmäßig, bald unter großen Qualen, bald mit gelaſſener Nüchternheit zur Erkenntniß.

Auch war mein Leben zu voll, zu aktiv, als daß ich mich nicht immer wieder zu friſcher Thatkraft angeregt gefühlt hätte; — denn mit dem Reiſen, mit dem Verkehr in kleinen und großen Kreiſen, und mit meinen Freunden — war es nicht abgethan. Ich ſchrieb ja! ich war ja zu meiner Zeit Schriftſtellerin und was man nennt „eine berühmte Frau“ oder eine „Celebrität.“ Ich ſchrieb und zwar ſo, wie ich Alles that, was ich that: aus innerm Drang, um mir ſelbſt zu genügen, um in irgend Etwas den Durſt meiner Seele nach Vervollkommnung auszuſprechen und um ihn in Anderen anzuregen. Ich ſchrieb mit einer Art von Leidenſchaft, ſo daß ich, wenn ich in tiefer Nacht vom Schreibtiſch aufſtand und zu Bette ging, bisweilen aus meiner Ermüdung ganz ſchlaftrunken aufjubelte vor Freude, daß ich am andern Tage weiter ſchreiben könne. Einen ſolchen Genuß fand ich darin! denn wenn ich ſchrieb, war ich bedürfnißlos! dann fehlte mir nichts, dann bemerkte ich keine Lücke, ſpürte keinen Mangel, wußte von keiner Sehnſucht, keiner Unruh, verlangte nichts als meine geliebte Arbeit, und traute dem Buch, welches ich grade unter der Feder hatte, ganz naiv zu, daß es eine große und gute Wirkſamkeit in der Welt üben würde. Mit dem letzten Federſtrich erloſch mein Intereſſe für daſſelbe; die reife Frucht hatte ſich vom Baum abgelöst und ging ihn nun weiter gar nichts an! ſo wenig an, daß mir die ferneren Schickſale meiner Bücher nicht ſehr zu Herzen gingen. Nie las ich ſie wieder und höchſt ungern ſprach ich über ſie, wenn man mich durch Fragen oder Lob oder dgl. dazu veranlaßte. Von all meinen Büchern intereſſirte mich nie ein anderes als das, welches ich ungeſchrieben im Kopfe mit mir umhertrug; denn dabei durfte ich von etwas Vollkommnem träumen. Der Traum hörte unerbittlich auf, ſobald die Idee einen Leib gewonnen hatte.

Obwol ich meine Bücher nie wieder las, obwol ich immer das Bewußtſein hatte, noch lange nicht mein Beſtes gethan zu haben, und obwol alle Rezenſenten Deutſchlands — mit etwa einer oder zwei Ausnahmen — Chorus machten, um zu verſichern, daß ſie unbeſchreiblich ſchlecht ſeien: ſo hatte ich doch gar keine ſchlechte Meinung von ihnen. Im Gegentheil! die leitende Idee meines Lebens legte ich auch in ihnen nieder und das war folgende:

Die Beſtimmung des Menſchen iſt: zu innerer Befriedigung zu gelangen. Daher hat er einerſeits das Recht, ſeine Individualität möglichſt beſtimmt auszuprägen und zur Unabhängigkeit zu entwickeln; daher ſtammt aber auch andrerſeits die Pflicht für ihn, dies innerhalb der Schranken zu thun, welche die gleiche Berechtigung des Nebenmenſchen ihm ſetzt. Wer ſeine Schranken erkennt und ſich innerhalb derſelben entwickelt, iſt im Gleichgewicht mit ſeiner Beſtimmung, und folglich kann ihm die Befriedigung nicht fehlen, welche auch, ohne äußeres Glück, im eignen Buſen für ihn aufgeht, weil ſie aus der Harmonie zwiſchen Sollen und Wollen entſpringt. Wer ſeine Berechtigung aufgibt oder die fremde nicht anerkennt, muß in ſeinen Beſtrebungen ſcheitern, oftmals ganz untergehen. Ohne Fehl- und Mißgriffe geht es für Wenige — ohne heiße Schmerzen für Niemand dabei zu; aber ſich hindurch zu ringen iſt der Zweck und die Würde des Lebens.

Dieſen allgemeinen Grundzug könnte man gewiß in all meinen Büchern nachweiſen; dermaßen hing ich an meiner Idee, von deren Unvollkommenheit ich nicht die leiſeſte Ahnung hatte, da ſie mir gleichſam in Fleiſch und Blut übergegangen war, und ich in ihr lebte und webte. Denn — ich frage: wer ſollte dem, der nach dieſem Geſetz lebte, die Grenze beſtimmen zwiſchen der eigenen und der fremden Berechtigung. Wenn zwei Menſchen ſich kaltblütig und berechnend gegenüber ſtehen, und gelaſſen die Grenze zwiſchen ihren Feldern ziehen, ſo können ſie das ohne Störung und mit gutem Gewiſſen vollführen. Aber auf dem innern Lebensgebiet, das von den Stürmen und Ungewittern der Leidenſchaft beherrſcht wird, das unter dem Einfluß der Sünde, der verkehrten Neigungen, der ungeordneten Triebe ſteht — da iſt es eine erſtaunliche Beſchränktheit, die innere Befriedigung von der Selbſtbeſtimmung abhängen zu laſſen. Dieſe Befriedigung wird dann immer nur die Befriedigung der vorherrſchenden Neigung oder Leidenſchaft ſein, ſogar dann, wenn das Individuum ſich aufopfern ſollte. Denn ohne Gotteinigung, ohne gänzlichſte Hingebung des eigenen Willens an den Willen Gottes, kommt der Menſch nicht zu höherer, zu himmliſcher Befriedigung. Schlägt die Wahl zwiſchen fremdem und eigenem Glück dahin aus, daß er — unter hundert Fällen Einmal — das fremde vorzieht, ſo findet der Stolz darin ſeine Genugthuung, und man betrachtet ſich ſelbſt mit großer Ehrfurcht vor ſolchem erhabenen Weſen; oder man verfällt in zärtliche Schwärmerei für ſich ſelbſt und für das Marterthum der Entſagung, das man auf ſich genommen. Und Beides iſt gleich verkehrt! Jenes macht hart, ſchroff und bitter; dieſes weichlich und eitel. Aber weil Beides dem Ich ſchmeichelt, ſo findet das Ich ſeine Befriedigung darin, und wer das Ich zu ſeiner Gottheit erhoben hat, kann natürlich keine andere ſuchen, als dieſer Gottheit zu gefallen und zu genügen.

Und dies iſt der beſſere Fall! der ſchlimmere und ganz gewöhnliche iſt der, daß man das fremde Glück gegen das eigene in den Hintergrund ſtellt und dafür äußerſt gelaſſen nicht die Entſchuldigung, ſondern die Erklärung ausſpricht: dies ſei ganz nothwendig für die eigene Entwickelung, für die Entfaltung der Gaben, Anlagen und Fähigkeiten, die Gott uns gegeben und die man nicht dürfe verkümmern laſſen. Nun vollends in der Leidenſchaft, wo das Ich wie mit Siebenmeilenſtiefeln über alle Nachbargrenzen hinwegſchreitet — welche unerhörte Verwüſtung richtet dann dies Streben nach innerer Befriedigung, abgelöſt von demüthiger Hingebung an den Willen Gottes, an! Man kommt zu jeder Sünde, zu jedem Verbrechen, ja, was ſchlimmer iſt, nicht etwa zur Beſchönigung oder Rechtfertigung derſelben — ſondern zu ihrer Verklärung. Da dieſe ſogenannte innere Befriedigung darauf ausgeht, das Ich ſeinen Fähigkeiten gemäß zu entwickeln — und da die Leidenſchaft einzelne Fähigkeiten über alle Maßen anſpannt, und zwar immer gerade die, welche jene Befriedigung verheißen: ſo macht man aus der Leidenſchaft einen Genius, dem man folgen — eine Inſpiration, der man gehorchen müſſe; aus dem Tyrannen einen Erlöſer. Ich that es. Wol kamen mir zuweilen die Bedenklichkeiten, welche der ganz gewöhnliche Menſchenverſtand aufwirft, in den Sinn: daß es nach dieſem Grundſatz ſchwierig ſei, Recht und Unrecht gehörig auseinander zu halten. Aber ich wußte mir zu helfen! man brauchte ſich ja nur eine höchſt edle, aufrichtige, ſtarke Seele anzuſchaffen, die das Schöne über Alles liebe, das Gute über Alles wolle, und über Alles bereit ſei, für Beides zu leben. Gehen in einer ſolchen Seele die Flamme der Leidenſchaft auf, welche die Grenzen der Kraft ſo ſehr erweitern und die Schranken, welche den Willen ſo oft einengten, fallen mache: ſo könne ja unmöglich etwas Anderes eintreten, als eine Erhebung und Verklärung des Lebens. Ich vergaß nur das Mittel anzugeben, wie man ſolche edle, aufrichtige, ſtarke Seelen bilden könne.

Es iſt mir unbegreiflich, daß ſich auch nur ein Menſch durch ein ſo unvollkommnes Prinzip hat blenden laſſen! denn was iſt das für eine ſchiefe Idee von der Berechtigung des Individuums zu einer möglichſt eigenthümlichen Entwickelung Anderen gegenüber, ohne daß das Recht dieſer Andern durch ein objectives unwandelbares Geſetz beſchirmt wäre! Damit kommt der Menſch dahin zu leben, wie die heilige Schrift von Ismael ſagt: „Seine Hand gegen Alle und Aller Hand gegen ihn;“ das heißt, zu der höchſten Entfaltung des Egoismus, der in die tiefſte Barbarei ſtürzt. — Und ſolche Färbung hat jetzt das Leben der Welt wirklich angenommen, und dazu habe auch ich mein Sandkorn geliefert! Aber werde ich denn die Einzige ſein, mein Herr und mein Gott, die zu Dir auf ihren Knien ruft: „Mea culpa! mea maxima culpa!“

Daß ich ſelbſt damals jenes Prinzip aufſtellen konnte, iſt mir aber gar nicht unbegreiflich, denn mit meinem Character aus einem Guß war es mir unmöglich, die Auffaſſung und die Geſtaltung des Lebens nicht in Uebereinſtimmung zu bringen. Ich lebte wie ich dachte. Ich bedurfte mein eigenes Geſetz und ich machte es mir; ja, ich ſchrieb es Anderen vor, und Conſequenz, gleichviel in welcher Richtung, übt immer einen überwältigenden Einfluß aus.

Perſonen, die mich damals gekannt und gern gehabt haben oder mich noch lieben, werden vielleicht ſagen: „Dies iſt aber zu ſchroff hingeſtellt, zu ſcharf gezeichnet! Es war nicht ganz ſo! Es war etwas Milderndes in dieſem Leben, in dieſen Büchern!“

O irrt Euch nicht! ich ſtelle nichts weder zu ſchroff noch zu ſcharf hin, ſondern ganz nackt! ich gehe nach meiner alten Art bis auf den Grund, und was ich da finde, das bring' ich empor, als treuer Bergmann, unbekümmert ob es Diamanten oder Kohlen ſind — ob es Gold oder geringes Metall iſt. Ich bringe getreulich, was ich finde! Schlechtes Geſtein aber für Diamanten auszugeben — das vermag ich nicht! — Ich weiß ja auch ſehr gut, daß jeder Menſch nicht blos ſchlechte Eigenſchaften hat, und daß gewiſſe gute Eigenſchaften, wenn ſie ſich in einer beſtimmt ausgeprägten Perſönlichkeit finden, ihren Reiz haben — wie das ſchöne Gewand, welches den unſchönen Körper verhüllt. Ich denke ja auch nicht im Entfernteſten daran, mich höher oder tiefer, ungünſtiger oder vortheilhafter hinſtellen zu wollen! Ich will den Gang meiner Seele aufzeichnen, die Wege, die ſie wandelte, die Irrthümer, in die ſie verfiel, die Mißgriffe, die ſie that, das Streben, das ſie nie aufgab — bevor ſie zu einer feſten Baſis durch Gottes Gnade und ſeine erbarmende Führung gelangte. Da ich dieſe und mit ihr einen ſichern, d. h. einen objectiven Maßſtab gewonnen habe: ſo iſt es bei meiner großen Sehnſucht nach Abrundung und Einheit des Charakters gar nicht anders möglich, als daß ich dieſen Maßſtab zuerſt an mich ſelbſt lege, und mich ſelbſt und meine Irrthümer nach ihm beurtheile. Ich kann das mit Gelaſſenheit, weil dieſe Irrthümer mir gründlich fremd geworden ſind und ſich von mir abgelöſt haben.

Daß ich mich aber geringer hinſtellen wollte als ich von mir denke, um den Oberflächlichen hübſch demüthig zu erſcheinen — dieſe Kleinlichkeit traut Ihr mir nicht zu, hoffe ich! Seid alſo unbeſorgt. Ich gedenke, Keinem Unrecht zu thun — auch nicht mir ſelbſt. Und vergeßt nie, ich bitte Euch, daß ich in all jener Verworrenheit und Dämmerung exiſtirte, weil ich in Willkür und von Bruchſtücken lebte, welche das Element des Beſtehens des Proteſtantismus ſind.

Denn das iſt ja das Troſtloſe an ihm: er hat keine erhabene Sittenlehre, weil er den Glauben verlaſſen — und keinen Glauben, weil er die Kirche verlaſſen hat.

Was die Kirche iſt, habe ich vorhin geſagt und zwar ganz einfach ſo, wie der Katechismus es lehrt; und deſſen Erklärung vom Glauben eines katholiſchen Chriſten heißt: Der Glaube iſt eine von Gott verliehene Tugend, durch welche wir Alles für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und uns durch ſeine Kirche zu glauben vorſtellt. — Mit dieſem ſchlichten, kräftigen, herzſtärkenden Glauben iſt man auf einmal allem ſubjectiven Meinen und Wähnen entrückt. Luther war die Incarnation einer ſubjectiven Meinung, und da jeder ſogenannte Religionsſtifter die ſeine mit dem Gepräge ſeiner Eigenthümlichkeit ſtempelt — möge er Muhamed oder Luther heißen — ſo iſt der ganze Proteſtantismus nichts Anderes als ein Agglomerat von tauſend und aber tauſend ſubjectiven Meinungen. Die Anhänger einer und derſelben Secte mögen an ihrer Lehre einſtimmig halten; z. B. die Herrnhuter und die Alt-Lutheraner thun es mit großer Entſchiedenheit; aber dieſe zahlloſe Menge von Secten ſpricht eben für meine Behauptung, denn eine jede iſt aus einer ſubjectiven Auffaſſung, Benutzung und Entſtellung der chriſtlichen Lehre entſtanden. Unter der gemeinſamen Bezeichnung Proteſtantismus faſſe ich jene Geiſtesrichtung zuſammen, die in Luther ihren Vorfechter fand, unter ſeinem Panier gegen die Kirche proteſtirte und die heilige Schrift allein zum Quell der Glaubenslehre machten. Ich weiß wol, daß die

Calviner ſagen, ſie hätten ganz andere Dogmen, als die Lutheriſchen; und die Evangeliſchen auch; desgleichen die Anglikaner, die Presbyterianer, die Wesleyaner, die Unitarier, die Mennoniten, die Herrnhuter, die Anabaptiſten, die Irvingianer; und hundert Andere. Der Kirche und ihrem Dogma gegenüber iſt es gleichgültig, wie die verſchiedenen Secten ſich nennen, worin ſie von einander abweichen, ob ihre Mitglieder nach Hunderten oder nach Millionen gezählt werden. Die traurige und ewig beklagenswerthe Gewißheit des Abfalls ſtellt ſie Alle auf einen Platz, und daß ſie ſo ſehr verſchiedene Lehren — aber alle auf die heilige Schrift gegründet — haben, beweist eben die beängſtigende Verwirrung, in welche die Geiſter verfallen, wenn ſie aus dem Verband der Kirche treten, die Tradition verwerfen und, ſtatt in der Autorität der Kirche die Bürgſchaft der göttlichen Ordnung anzuerkennen, welche der heilige Geiſt in ihr aufrecht hält — ſich gegen ſie empören, weil ſie in die Tyrannei ihrer Leidenſchaften ſich verwickelt haben. O die Anhänger und Nachfolger dieſer Sectenſtifter, welche zum Theil Reformatoren genannt werden, ſind ja über jeden Ausdruck zu beklagen, daß ſie, weil ihre Väter ſich bethören ließen, ſeit dreihundert Jahren im Abfall fortleben. Gewohnheit, Erziehung, Familienüberlieferung, Lauheit, vollkommne Gleichgültigkeit oder feſte Ueberzeugung verhindern ſie, darüber zur Erkenntniß zu kommen. Aber ich! o ich mögte blutige Thränen weinen, wenn ich bedenke, daß ſie mehr Gewicht auf das Wort des abgefallenen Mönches von Wittenberg, oder des brutalen Prieſters von Zürich, oder des bluttriefenden Blaubart Königs von England — als auf das des Herrn Jeſus Chriſtus legen. Der hat zu Petrus geſprochen: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüſſel des Himmelreichs geben. — Weide meine Heerde.“ — In der ganzen heiligen Schrift gibt es kaum einen Ausſpruch, der ſchwieriger zu mißdeuten wäre als grade dieſer. Er legt ſo einfach, ſo praktiſch mögte ich ſagen, den Grundſtein zu der neuen Ordnung der Welt, welche eines Mittelpunktes bedurfte, um eben eine Ordnung zu werden; — um dies heilige Geſetz der Ordnung, welches durch die ganze ſinnliche und ſittliche Schöpfung gebieteriſch geht, auch im überſinnlichen Gebiet zu wahren, wo ſo ſchnell, ohne daſſelbe, Verwilderung und Verflachung eintreten. Aber freilich! wo Ordnung iſt, muß auch Unterordnung ſtatt finden! Da iſt das Planetenſyſtem: ſeine Sterne kreiſen um eine Sonne. Da zieht die Schaar der Kraniche nach dem Süden: Einer fliegt an ihrer Spitze. Da iſt die Familie: Einer hat für ſie zu ſorgen. Da iſt ein Kriegsheer: Einer befiehlt den Tauſenden. Da ſind die Staaten: in einer Hand liegt ihre Führung. Was Dauer haben — was ein fernes Ziel erreichen — was große Siege erkämpfen — was den Menſchen als Individuum beglücken — was ihm als Geſammtheit Würde und Tüchtigkeit geben ſoll — Alles, Alles! — das Bewußtloſe wie das Selbſtbewußte — iſt an dies heilige Geſetz der Ordnung und Unterordnung gebunden. Nehmt es hinweg aus der Welt — und die Lebenskräfte verſchwenden ſich in nutzloſer Gährung oder erſterben in Erſchöpfung; der Einzelne verfällt einer Arbeit der Danaiden, das Ganze verfällt dem Chaos. Und dies heilige Geſetz ſollte grade da, wo es zur erhabenſten Geltung kommen mußte — ſollte auf die Kirche nicht anwendbar ſein? Hat Chriſtus ihr etwa nicht Dauer geben wollen? warum verhieß er ihr denn, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen würden? — Oder hat er ihr kein hohes Ziel gegeben? aber ſie ſollte ja den Menſchen zur ewigen Seligkeit führen! — Oder war ſie nicht dazu beſtimmt, große Siege zu erkämpfen? aber ihr Weg ging ja aus den Katakomben Roms zur Herrſchaft über den Erdkreis! — Oder wären ihr nicht die Mittel verliehen, den Menſchen zu beglücken und die Menſchheit zu bilden? aber nur in ihr und durch ſie gibt es wahres Glück und wahre Bildung. Chriſtus gab ihr eine ewige Beſtimmung, und daher ruhte ſie auf dem ewigen Geſetz der Ordnung, welches nur dem

Sclavenſinn in Empörung als ein unerträgliches Joch erſcheint. Ja, Sclavenſinn! Derjenige, deſſen Wille in Liebe Eins iſt mit dem großen, heiligen Willen Gottes — iſt Kind des Hauſes, iſt frei durch freien, ſelbſtgewählten, geliebten Gehorſam. Wer ſich zu dieſer Freiheit nicht zu erheben vermag — wer ſich bedrückt fühlt, weil er nicht zügellos ſein darf, der erniedrigt ſich zum Sclaven und ſeine von rohen Leidenſchaften geknechtete Seele vermag nicht zu lieben. Ein ſolcher Sclav des Eigenwillens war Luther; darum ſagte er ſich los von der heiligen Ordnung der chriſtlichen Kirche. Somit hat er ſich ſelbſt gerichtet; kein Kind des Hauſes iſt er geblieben, kein Iſaak, auf dem die Verheißung ruht! ein Ismael iſt er geworden, der Tauſende ſich nachgeriſſen hat in die große Wüſte!

Wie iſt es möglich, dies Ereigniß mit ſeinen unſäglich traurigen Folgen anders zu betrachten, als eine furchtbare Strafe für die Sünden der Menſchheit, die ſich in allen ihren Gliedern als angefreſſen vom Gift der Gottentfremdung zeigte. Deren höchſte Spitze war die ſ. g. Reformation. Im vierzehnten Jahrhundert lebte der große, fromme, energiſche Geiſt des früheren Mittelalters nicht mehr. Die innere Erſchlaffung war da, ehe ſie äußerlich zum Vorſchein kam. Es war als hätte ein Jüngling nach herrlichen Siegesthaten beim Feſtmahl zu lange ſich aufgehalten, um nicht von deſſen Genüſſen betäubt und matt zu werden. Es ging hoch her beim Feſt; aber ihm ſelbſt ging allmälig das intenſive, ſchwungvolle Leben aus. Der begeiſternde Ruf zum heiligen Grabe war verhallt; das ritterliche Element des Kampfes fand keinen erhabenen Spielraum mehr, und kehrte ſich in Streit und Fehden ſelbſtvernichtend wider ſich ſelbſt. Die Ritterorden, herrliche Blüten des Gefühls für Ehre und Opfer, wunderbar einzige Verſchmelzung der größten Thatkraft und der höchſten Entſagung — ſtralten nicht mehr im ungetrübten Glanz, der früher dieſe behelmten Mönche umfloß. Der päpſtliche Stuhl erlitt durch troſtloſe politiſche Einflüſſe die tiefſten Demüthigungen, ſah Päpſte und Gegenpäpſte, hier in Rom, dort in Avignon, erfuhr beſchimpfende Schirmherrſchaft von Seiten Frankreichs, beſchimpfenden Abfall der eigenen Staaten, beſchimpfende Zerwürfniſſe der Päpſte und ihrer Anhänger und Parteien. Krieg, Flucht, Bannſtralen, Verlegung des Sitzes des Oberhauptes der Chriſtenheit nach Frankreich — brachten Zerrüttung und Unruhe in die äußeren und weltlichen Verhältniſſe der Kirche, unter denen auch die inneren und geiſtlichen litten, indem der klägliche Anblick der Gegenpäpſte und des verödeten Roms, der Stadt der großen Apoſtel, dem heiligen Stuhl ſeine majeſtätiſche Würde der Einheit raubte und die Chriſtenheit in Sorge, Ungewißheit und Schmerz ſtürzte. Eine gelockerte Disciplin des Klerus war die natürliche Folge des jammervollen Zwieſpaltes, den die Fürſten nach beſten Kräften für naheliegende weltliche Vortheile ausbeuteten, ohne an die ferner liegenden Nachtheile zu denken, welche aus der Herabſetzung und Schwächung des Anſehens der Kirche, für die ewigen Intereſſen, für die ſittliche und religiöſe Bildung der Völker erwachſen mußten. Denn die Kirche war das Fundament aller beſtehenden Verhältniſſe, welche ſich nach ihrer Lehre und in ihrem Schutz gebildet hatten; war das Prinzip der Ordnung und Erhaltung in ihnen, indem ſie alle dieſe Verhältniſſe durch ihren erhabenen Geſichtspunkt, als von Gott ausgehend, ſanktionirte und ihnen Würde, Weihe und Dauer gab; und war zugleich das Prinzip des Lebens und der Bewegung, indem ſie Einen gegen Alle und wiederum Alle gegen Einen ſchützte und ein feſtes Bollwerk gegen despotiſche Fürſtengewalt abgab. Dieſe letztere Richtung mißfiel Denjenigen ganz beſonders, welche nur darauf bedacht waren, auf Koſten der Völker ihre eigene Macht materiel zu vergrößern, und ſie benutzten dazu die Zerrüttung des Papſtthums im vierzehnten Jahrhundert. Die Anarchie, in welche die Hierarchie verfiel, hatte die traurigſte Rückwirkung auf die Sitten; und da mit deren Verfall der des Glaubens ſtets verſchwiſtert iſt, ſo bewährte es ſich auch hier: Ketzereien bildeten ſich aus oder entſtanden neu; Wiklef, Huß und pantheiſtiſch-myſtiſche Lehrer und

Secten bezeugten eine Erſchlaffung im Glaubensleben der Kirche — eine traurige Erbſchaft, welche das fünfzehnte Jahrhundert vom vierzehnten anzutreten hatte. Neuer Gährungsſtoff kam hinzu durch den Geiſt der Renaiſſance, der griechiſchen Kultur, die vor dem Islam aus Byzanz nach Italien floh, dort mit offnen Armen empfangen ward und ein ganz heidniſches Element in die Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, Bildungsgänge, Geiſtesſtrömungen und Auffaſſungen des Lebens brachte. Götter und Göttinnen, Fabel und Mythologie, Philoſophie und abſtracte Spekulation wurde aus dieſen feinen und ſpitzfindigen griechiſchen Köpfen in Italiens Boden verpflanzt, der warm und treibend genug war, um ſie in üppiger Uebertreibung aufſchießen zu laſſen und eine glänzende Heidenwelt im Schooß des Sitzes des Chriſtenthums, in Rom ſelbſt zu erzeugen. Die Kunſt, die Literatur und die Poeſie legen mehr oder minder glänzende Zeugniſſe für dieſes heidniſche Element ab. Die Kirche trat ihm nicht entgegen mit dem Ernſt und der Entſchloſſenheit, welche ſich einer ſo profanen Vermiſchung gegenüber geziemt hätte. Weltlich und irdiſch geſinnte Kirchenfürſten hatten ihre Luſt an dieſem weichlichen, üppigen, ſpieleriſchen Geiſt, der das Daſein auf der Oberfläche in bunten Farben ſchillern ließ — wie den Leib der Schlange. Aber Strenge und Ernſt und Zucht verſanken in die Tiefe wie heilige Sterne neben dieſen Meteoren und Irrlichtern, welche die Geiſter bezauberten und verführten.

Eine Reaction gegen dieſe Meteore, wie gegen die Mißbräuche, die Scandale, die Zerrüttung der kirchlichen und geiſtlichen Verhältniſſe, welche von ihrer Treibhaushitze und ihrem ſtechenden Licht ausgebrütet wurden — war unvermeidlich in der Kirche, und hat ſich ſowol in dem Conzil von Trient als in dem außerordentlichen Aufſchwung des kirchlichen Lebens in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts glänzend bewährt. Daß aber die falſche Reaction der ſogenannten Reformatoren einen ſo bedeutenden Theil der ewig blinden Völker aus dem Schooß der Kirche herausſchleudern konnte, iſt eine ewig blutende Wunde in ihrem Herzen, die ſich nur mit dem Rücktritt des letzten Häretikers ſchließen würde. Dieſe Empörung gegen die heilige Autorität der Kirche war allmälig durch die zwei vorhergehenden Jahrhunderte vorbereitet worden; die Fürſten lechzten nach dem Abſolutismus und der in Weltluſt abgeſtorbene Theil des Klerus faßte den Zuſammenhang mit und die Unterwerfung unter Rom nur als ein läſtiges Joch — nicht als eine große religiöſe Macht und innere Nothwendigkeit zur Erhaltung des wahren Glaubens auf. Der religiöſe Abfall war nur eine Folge des moraliſchen — und die politiſche Zerrüttung folgte der religiöſen. Deutſchlands letzte drei Jahrhunderte ſind die traurigſten, ſeitdem ſich die germaniſchen Wälder gelichtet haben! Haß, Neid, Grimm, Eiferſucht wurden die Triebfedern des allgemeinen Lebens, bewegten die abgefallnen Fürſten gegen den katholiſchen Kaiſer, bewegten ſie gegen einander und gegen ihre Völker, bewegten die verſchiedenen Confeſſionen — und fanden ihren höchſten Ausdruck im dreißigjährigen Kriege, der wilder, blutiger, fanatiſcher und grauſamer war, als die Religionskriege, welche kurz zuvor oder zur nämlichen Zeit Frankreich, die Niederlande und England zerfleiſchten; und der die unheilvolle Spaltung Deutſchlands durch den überwiegenden Einfluß fremder Mächte nur vermehrte und Deutſchlands politiſche Entwickelung paralyſirte. Nur die gemeinſame Religion iſt ein dauerhaftes Band zwiſchen den Menſchen. Die übereinſtimmend Glaubenden haben im Großen und Ganzen auch einen gleichen Willen. Trennung in den heiligſten Angelegenheiten und den höchſten Intereſſen bewirkt Mißtrauen in allen irdiſchen Verhältniſſen. Die Katholiken ſahen die Kleinodien ihres Glaubens geſchmäht, verworfen und mit Füßen getreten von den Abgefallnen; und dieſe wähnten, eine Anerkennung beanſpruchen zu dürfen, welche die Kirche der Häreſie nicht gewähren darf. Folglich konnten katholiſche Unterthanen nicht ohne Mißtrauen auf ihre proteſtantiſchen Fürſten blicken, und proteſtantiſche wuchſen in der tiefſten Verachtung gegen die Götzendienerei und den papiſtiſchen Unſinn ihrer katholiſchen Fürſten auf. Die Fürſten wußten ſich zu helfen gegen das Mißtrauen, welches auch ſie empfanden: die ſtehenden Heere kamen allgemein in Aufnahme, dieſe kräftigſte Stütze des Abſolutismus, welche das freie Mittelalter weder gekannt noch gebraucht hatte. Die Völker aber waren fortan hülflos, ſchutzlos, der Willkür preisgegeben, weil ſich der ganze Schwerpunkt des politiſchen Lebens in den auf Bajonette geſtützten Cabinetten Europas ſammelte[1]). Die Kirche zeigte ſich groß wie vielleicht nie zuvor; groß in ihren Päpſten, groß in ihren neuen Orden, welche das katholiſche Dogma nach fremden Welttheilen brachten und fremden Völkern das Heil zutrugen, welches in Europa von Millionen verſchmäht wurde; groß in ihren Heiligen, welche der wüſten Bande der Reformatoren gegenüber ein lichtes Heer bildeten, das mit den himmliſchen Waffen des reinen Glaubens für die Liebe und für das Heil der Seelen kämpfte; groß in ihren Geiſtesmännern, welche

---

1) Jetzt freilich, da aus dem Haß gegen den Abſolutismus ein Haß gegen die Autorität, welcher Art ſie ſei, erwachſen iſt — ſind die Soldaten die nothwendigen Vertheidiger der in Frage geſtellten Autorität geworden und ihre treue Stütze. Soldaten und Prieſter ſind die weltliche und geiſtliche Miliz der mit Barbarei bedrohten Civiliſation; und nur ſie können es ſein, weil ſie in ſich ſelbſt das Fundament der Ordnung, den Gehorſam, gelegt haben.

in Wort und Schrift, von der Kanzel, in Büchern und im Leben das tiefſinnige, majeſtätiſche Reich der Gedanken auf dem Fundament der Offenbarung erbauten; groß in jener Größe, welche dem Himmel um ſo näher bringt, je weniger irdiſcher Prunk in ihrem Gefolge iſt. Denn neben dem Abſolutismus der Fürſten war ihr weltlicher Einfluß nur gering und ſchwand gänzlich, als jener im achtzehnten Jahrhundert ſeinen Kulminationspunkt erreichte. Doch ſcheint er von demſelben durch harte Erfahrungen herabgeſtürzt zu ſein; aber die Mißgriffe und Irrthümer von drei Jahrhunderten ſind ein freſſender Krebsſchaden im geiſtigen und ſittlichen Leben der ganzen Menſchheit geworden, welcher nur durch göttliche Barmherzigkeit und himmliſche Weisheit allmälig geheilt werden kann. Und nirgends ſchwerer als in Deutſchland, weil es nicht, wie England und Frankreich, nationale und politiſche Einheit an die Stelle der religiöſen zu bringen gewußt hat; und weil der unpraktiſche, phantaſieloſe, grübleriſche Geiſt, der ſich ſeit drei Jahrhunderten in unſre Bildung gedrängt hat, am ſchwerſten zu einer Gemeinſamkeit ſich zuſammen zu faſſen weiß. Von der kritiſchen und negirenden Richtung, die der Proteſtantismus ihm gegeben, noch immer zehrend, hält er die ewige Negation für das Weſen der Wahrheit, weil ſie die Wahrheit kritiſirt — und keine Richtung ſteht ihrer Erkenntniß feindlicher gegenüber als dies Produkt der Reformation, welche, den Glauben und die Kirche in Frage ſtellend, Thor und Thür geöffnet hat, um jede Autorität, jedes Geſetz, jedes Anſehen, ja jede Exiſtenz, wie ſie durch Familie und Eigenthum begründet iſt, in Frage zu ziehen. Der Anführer dieſer Richtung war Luther. Wie muß die Sittenlehre beſchaffen ſein, die aus einem Glauben entſpringt, welchen der bis zum Haß geſteigerte Geiſt des Widerſpruchs geboren hat? Ja, kann überhaupt eine Sittenlehre auf dem Boden gedeihen, der keine höhere Blüte trieb, als den Ausſpruch: „Der Glaube allein macht ſelig.“ Aber die göttliche Liebe war nun einmal todt in ſeiner Seele. Der apoſtaſirte Mönch mußte ſich wol eingeſtehen, daß die göttliche Liebe aus ſeiner Seele gewichen ſei, daß er wie Eſau ſein Erſtgeburtrecht für ein Linſengericht hingegeben habe. Wie Jemand, der ſich über den ſelbſtverſchuldeten Verluſt eines Diamanten damit zu tröſten ſucht, daß er ſpricht: Er war nicht ächt! — ſo tröſtete ſich Luther damit, daß er die Liebe und ihre Werke für papiſtiſche Erfindungen erklärte und ſie ſchnöde verwarf. So erfand er denn den Spruch, daß der Glaube allein ſelig mache, nicht nur ohne Werke der Liebe, ſondern auch ſogar dann, wenn man in den größten Sünden verharre. Wer erinnert ſich hier nicht mit Widerwillen ſeines berüchtigten Satzes: „Sei ein Sünder und ſündige tüchtig“ — der im Munde eines Religionsſtifters mindeſtens ſehr beängſtigend klingt. — Dieſe Grundſätze aber, nicht blos obenhin ausgeſprochen, ſondern zum Grundprincip der neuen Lehre erhoben, wie tödtlich mußten ſie alles höhere ſittliche Leben, das ja eben in der heiligen Liebe beſtehet, treffen, wie mußten ſie die Seelen jenen finſteren Gewalten der Selbſtſucht und Begierlichkeit überantworten, die nur in Kraft jener Liebe überwunden werden können. Und dieſe Liebe hat Luther proſcribirt und ſeinen „Glauben allein“ an die Stelle geſetzt. Dieſer Glaube, der ſein Leben nicht heiligte, der in keinem Werk der Liebe ſich bethätigte, der ihn in Haß gegen die Kirche, in Grimm gegen andersdenkende Reformatoren ſtürzte, der keinen Zuſammenhang in das Menſchenleben brachte, weil er ohne Einfluß auf deſſen irdiſche Richtung blieb: war ihm ein Deus ex machina, der ihn aus dem Grabe in die ewige Seligkeit verſetzte, weil der Heiland ſein Blut zur Genugthuung für alle Sünden am Kreuz vergoſſen. — Das Gleichniß iſt unvollkommen, vielleicht ſogar Manchen anſtößig, aber es fällt mir doch immer ein: Iſt das ein guter Soldat, der ſich während der Schlacht zur Marketenderin hält, aber nach derſelben auf ein Ehrenkreuz rechnet, behauptend, er habe immer gewußt, daß der glorreiche Feldherr ſiegen werde — und deshalb verdiene er eine Belohnung? — O armer elender Soldat! bleibſt Du in der Schlacht des Lebens bei dem Liede und der Flaſche der Marketenderin ſitzen, ſo bekommſt Du kein Ehrenkreuz, ob auch Dein Feldherr ſiege und ſterbe! Biſt Du begeiſtert für Deinen Feldherrn — warum denn eiferſt Du ihm nicht nach? warum denn verſpritzeſt Du nicht Dein Blut? warum denn haſt Du keine ehrenvolle Wunden aufzuweiſen? Niemals werde ich glauben, daß Du Verehrung und Vertrauen zu Deinem glorreichen Feldherrn haſt, wenn Du ſeinen Ruf: „Folget mir nach,“ überhörſt und, während Deine Kameraden tapfer kämpfen, mit der Marketenderin Dich unterhältſt. Nein! in alle Ewigkeit glaub' ich das nicht! Und kann es überhaupt irgend Jemand glauben? In der Verfinſterung der Selbſtſucht, in der Verblendung der Leidenſchaft, — ja, dann können wir ſo handeln, und *weil* wir ſo handeln, uns zu überreden ſuchen, wir thäten recht. Aber was iſt das für éine fürchterliche Lehre, welche ſo bereitwillig den niedern Trieben des Menſchen entgegenkommt? Die ganze erhabene Sittenlehre des Heilands, die er durch Wort und Beiſpiel gab, von der jedes Blatt der heiligen Schrift zeugt, die an jeden Einzelnen den Ruf zur Nachfolge richtet, an der ſich das Liebesleben der Kirche entzündet — wird durch den Ausſpruch: „Der Glaube allein macht ſelig“ über den Haufen geworfen. Eine Sittenlehre, welche ſeit anderthalb Jahrtauſenden den Himmel mit Heiligen bevölkert, und der Erde die ſchönſten Beiſpiele von Liebe und Kraft und Größe gegeben hatte, ſollte urplötzlich ihren heilſamen Einfluß auf die ſittliche Bildung des Menſchengeſchlechtes verloren haben, weil ein Auguſtinermönch für gut fand, ein Weib zu nehmen? Und ein neues Sittengeſetz ſollte auf jenen Spruch begründet werden, der, willkürlich aus Tauſenden herausgeriſſen, abgetrennt und einſam hingeſtellt — mit der ganzen heiligen Schrift im Widerſpruch iſt, ſelbſt dann, wenn das Wort „allein“ keine lutheriſche Erfindung wäre.

Das verſteht ſich: durch den Glauben, den die zuvorkommende Gnade in uns wirkt, erfaſſen wir die Erlöſung — dies iſt katholiſch geſprochen. Erfaßt uns die Erlöſung — müſſen die Lutheriſchen ſagen, da Luther ihnen den freien Willen zur Mitwirkung bei göttlichen Dingen geſtrichen hat. Ohne freien Willen gibt es kein hohes Streben, keinen beharrlichen Kampf für das Gute, keine Wahl zwiſchen Sünde und Tugend, keine Erhebung über niedrige Begierden, keine Ueberwindung der ungeordneten Natur — mit einem Wort: keine Heiligung! und Luther verwarf ſie ganz folgerichtig. Die Liebe iſt die Blüte des freien Willens — iſt der reine, geläuterte, gottinnige Wille des erlöſten Menſchen, mit dem er ſtandhaft und raſtlos an ſeiner Heiligung arbeitet, an der Herſtellung des Ebenbildes Gottes in ihm — weil er Dem ähnlich werden möge, den er liebt — und weil er Den liebt, der die Vollkommenheit ſelbſt iſt, und Der ihn aufgefodert hat vollkommen zu werden

— heilig zu werden. Der Glaube iſt eine goldene Krone, welche aber nur dann ein Zeichen triumphirender Herrſchaft iſt, wenn der Diamant der Liebe ſie verklärt. Der Glaube legt ſeinen Stralenkranz um das Haupt des Menſchen; aber ach! mancher andere ſtralende Kranz hat ſchon manches Haupt geſchmückt! Die Liebe legt den ihren um das Herz, und das Herz iſt die Wiege und der Thron des Willens, wodurch er zur Vereinigung mit Gott empor gehoben wird, ſobald das Herz von dem Glanz und dem Feuer der Liebe ergriffen iſt. Dieſe Liebe hat die großen Heiligen erzeugt, unſre Vorkämpfer, unſre Vorbilder — die Luther unbarmherzig den Seinen raubte, weil in ſeiner Religion weder Liebe noch Heiligung Platz fanden. Was iſt das aber für eine fürchterliche Religion, welche dem Menſchen Ideale nimmt, ſtatt ſie vor ihm aufzuſtellen? Ohnehin iſt er ſo lau und kurzathmig — oder ſo ſelbſtzufrieden, daß er gar leicht zu ſich ſelbſt ſpricht: „Das Ziel iſt zu hoch für mich;“ oder: „Ich bin ſchon am Ziel.“ Wie wolthätig wird ſeine Trägheit angeregt, wenn mächtige Stimmen unabläſſig ihm zurufen: „Wir ſind geweſen, was Du biſt! ſammle Dich in Deinem gekräftigten und geläuterten Willen, ſo wird die Gnade Dir nicht fehlen, und mit ihr kannſt Du werden, was wir ſind.“ — Und wie heilſam iſt es der Selbſtzufriedenheit hören zu müſſen: „Du wähnſt am Ziel zu ſein? o arme

Thörin! ſiehſt Du denn nicht, daß Du da aufhören mögteſt, wo wir angefangen haben?“ — All dieſe Ermahnungen, dieſe Auffoderungen, dieſe Herzſtärkungen, die ſo in Uebereinſtimmung mit dem Bedürfniß des ſchwachen — mit der Sehnſucht des ſtrebenden Menſchen ſind — die ſeine Natur ſo erbarmend berückſichtigen, ſo durch und durch ſie erfaſſen, ſo liebend ihr vorwärts helfen — das heilige Ideal der Gottähnlichkeit, nach welchem der liebende Wille ſtreben müſſe, weil dies Beſtreben der Zweck des Menſchenlebens iſt — hat Luther vernichtet, als er das Wort Chriſti verwarf: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen!“ und ich ſollte nicht blutige Thränen weinen, daß faſt Alle, mit denen ich durch die Bande des Bluts und der Freundſchaft verbunden bin, irregeführt ohne es zu wiſſen, in dem Thal voll Schatten des Todes ſitzen und den Weg zur Höhe nicht finden, weil er ihre Kraft gebrochen und ihnen geſagt hat: „Es gebricht Euch der freie Wille! Ihr vermögt weder den Weg zu ſuchen, noch auf ihm zu wandeln; aber gerechtfertigt und ſelig werdet Ihr doch: „hanget nur an Chriſti Verdienſt allein.“

Was hat denn der Menſch in dieſer Irdiſchkeit, wenn er kein erhabenes Streben hat — Staub! und wie kann er ein erhabenes Streben haben, wenn ſeine Religion ihm predigt, er ſei deſſen unfähig? Wer dem Menſchen ſeinen freien Willen abſpricht, der ſchleudert ihn in die Arme des **böſen** Willens, denn dahin kommt man ohne die Kraft anzuſtrengen, und moraliſche Erſchlaffung iſt die nächſte Folge jener verderblichen Lehre.

Vielleicht antwortet mir Einer von Euch: „Ich glaube aber an den freien Willen des Menſchen.“ Ach, dann ſollt' ich keine blutige Thränen um Dich weinen — meinſt Du? Der freie Wille, wenn er nicht in **der** Richtung und nach **dem** Ziel und mit **den** Bedingungen geübt wird, welche die katholiſche Glaubenslehre ihm anweiſt — iſt Willkür, und ich will freilich wol glauben, daß Du in ihr lebſt, daß viele, viele Tauſende in ihr leben, grade ſo wie ich in ihr gelebt habe. Im Ganzen glaube ich, daß ſehr wenig Proteſtanten — die orthodoxen Lutheriſchen ausgenommen — ſich für Luthers Lehre lebhaft intereſſiren oder eine Kenntniß derſelben haben. Es iſt auch ſchwer genug, weil er nicht blos Widerſprüche, ſondern allmälig theils Modifikationen, theils noch ſchroffere Begrenzungen in ſie hinein brachte, als es urſprünglich ſeine Abſicht mogte geweſen ſein. Uebrigens muß es für den Proteſtanten auch gleichgültig ſein, was Luther, Calvin, Zwingli und wie ſie Alle heißen! lehren; da er ſich im Beſitz ſeiner Bibel für ebenſo erleuchtet halten darf, als die Reformatoren ſich hielten. Ich denke, dem armen Luther muß ſchlecht zu Muth geweſen ſein, als er ſah, welche reißende Fortſchritte dasjenige allgemeine Prieſterthum machte, mit welchem er die erſtaunte Menſchheit beſchenkte. Die Kirche lehrt das allgemeine Prieſterthum inſofern, als jeder Chriſt in jedem Augenblick ſeines Lebens und ganz beſonders während des heiligen Meßopfers ſein Herz in Glauben und Liebe Gott zu opfern habe. Dazu gehört aber weſentlich der freie Wille, ohne den ein Opfer unmöglich iſt. Dieſes verſchwindet mit jenem, und mit dem Opfer auch das wahre Prieſterthum. Luthers Vorſtellung von demſelben war immer die individuelle Erleuchtung durch den heiligen Geiſt. Daher begreift man nicht, wie er auf den Einfall kommen könne zu klagen, daß „ſtatt des Evangelii und ſeiner Auslegung wiederum von blauen Enten gepredigt wird;“ — da er doch auf Enten von allen Farben hätte gefaßt ſein ſollen. Dieſe nun predigen unzählige Proteſtanten — theils Anderen von Kanzel und Katheder, theils ſich ſelbſt, ganz eifrig.

Katheder und Kanzel hatte ich nicht; wol aber meine Bücher, in denen Luther gewiß ganze Schaaren von blauen Enten meiner ſubjectiven Meinung und Deutung entdeckt haben würde. Da dieſe auf dem Glaubensgebiet mir geſtattet war, ſo übertrug ich ſie auch auf alle anderen Gebiete, und fand es unbegreiflich, weshalb ich vor einer fremden Meinung mehr Reſpect haben ſolle, als vor meiner eigenen. Ich gönnte Jedem die ſeine; aber die meine unterzuordnen fiel mir nie ein — es ſei denn in der Praxis des Lebens, durch Liebe beſtimmt. — Keine Wiſſenſchaft, keine Gelehrſamkeit, keine Intelligenz imponirte mir. Wußten dieſe klugen und gelehrten Leute von der ewigen Wahrheit mehr als ich? Nein. Nun warum ſollte ich ſie denn ſo ſehr bewundern um der vergänglichen Syſteme willen, die ſie etwa aufgeſtellt hatten? So viel gelernt und ſtudiert wie ſie, hatte ich freilich nicht; aber dafür viel mehr geſehen und vielleicht eben ſo viel gedacht und mehr geſucht! Religiöſe Ueberzeugungen habe ich nie von Proteſtanten ausſprechen hören, welche mein Herz auch nur berührt, geſchweige erwärmt hätten. Ob Orthodoxe, ob Rationaliſten, ob Pietiſten — ich hatte kein Verſtändniß für ihre Sprache; und ſo lebhaft ich zuweilen wünſchte, einer Glaubensgemeinſchaft anzugehören, ſo gänzlichſt unmöglich war es mir, mich irgend einer anzuſchließen. Ich blieb vereinzelt und fühlte das zu Zeiten mit einem ſchneidenden Schmerz.

Ueberhaupt ſtand ich mit meinem ganzen geiſtigen Streben vereinzelt da; ich hatte keine Geſinnungsgenoſſen. Freunde hatte ich, Leſer — o ja! Aber ſchöpferiſch thätige Genoſſen auf dem geiſtigen Gebiet hatte ich nicht. Die literariſche Gemeinſchaft, welche die Journaliſtik, wie ſie damals in Deutſchland getrieben wurde, gewährt, mißfiel mir über alle Maßen, weil dieſe prinzipienlos war und nichts im Auge hatte, als für Tagesintereſſen zu arbeiten und ein paar Thaler zu gewinnen. Sowol in den belletriſtiſchen als in den kritiſchen Zeitſchriften fehlte jener Hauch des Lebens, der ſie als die Organe großer, dauernder, ewig wirkſamer Ideen hingeſtellt hätte — wie z. B. die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ ſind, welche ich damals nicht kannte; oder Quarterly und Edinburgh-Review in England. Eine tüchtige und edle literäriſche Gemeinſchaft kann ſich nur um große Ideen bilden, weil nur dieſe das geiſtige Streben nähren, adeln und beflügeln, und weil durch die Hingebung an ſie Rivalität und kleinliche Eiferſüchteleien getödtet werden, welche jedes friſche, unbefangene Zuſammenwirken unmöglich machen. Natürlich ergingen vielfache Auffoderungen an mich für dieſe, für jene Zeitſchrift zu arbeiten. Dankend lehnte ich ſie alle ab, alle, ohne Ausnahme, ſo daß ich nie eine Zeile für irgend ein Journal geſchrieben habe. Das nahmen denn die Herrn Redacteurs oder Herausgeber meiſtens ſehr übel, als ob darin eine perſönliche Beleidigung liege; und es machte mir oft viel Spaß, eine grimmige Rezenſion eines meiner Bücher in demſelben Journal zu finden, das mich kurz vorher als Mitarbeiterin gewünſcht hatte. Wäre ein einziges mit einer großen leitenden Idee vor mich hingetreten, ſo würde es mich vermuthlich gewonnen haben; denn auch auf dieſem Gebiet empfand ich zu Zeiten ſchmerzlich meine Einſamkeit. Aber es war und blieb grade ſo wie mit der kirchlichen Gemeinſchaft: konnte ich nicht mit meinem ganzen Weſen, mit heiligſter Ueberzeugung, mit tiefſter Hingebung mich anſchließen: ſo wollt' ich lieber allein bleiben; und dieſe Bedingungen ſtanden natürlich gänzlichſt außerhalb des Horizontes der damaligen deutſchen Journaliſtik, deren erſtaunliche Oberflächlichkeit einen traurigen Beleg für die Hohlheit der allgemeinen Bildung des großen Publikums in Deutſchland lieferte — beſonders wenn man ſie mit der engliſchen und franzöſiſchen verglich.

Uebrigens konnte meine Vereinzelung mich damals nur auf Augenblicke niedergeſchlagen machen. Ich fand einen großen Genuß darin, auf eigenen Füßen zu ſtehen, auf eigene Hand meinen Weg zu gehen, und nicht durch die Journaliſtik, ſondern trotz derſelben, meine Bücher geleſen zu machen. Alles war mir willkommen, woraus ich erſah, daß ich könne. Der Kampf war mir immer ein Genuß — zuweilen ein herber; aber ich nahm ihn ſtets tapfer an. Bei meiner falſchen Vorſtellung von dem faſt unbegrenzten Selbſtbeſtimmungs-Rechte des Individuums hatte ich denn doch wenigſtens die ganz richtige, daß ein Menſch, der ihr gemäß lebe, mehr oder minder iſolirt ſein müſſe. Wer mit der großen Heerde auf die Weide geht, ſich vom Schäfer hüten, vom Hunde jagen, vom Leitbammel führen läßt, gibt ſeine Selbſtſtändigkeit für eine Gemeinſchaft auf, in der keine Befriedigung möglich iſt, weil nur äußerliche Bande der Gewohnheit, der Menſchenfurcht, des Hergebrachten, der Eitelkeit, ſie zuſammenhalten; — dieſe Bande haben über dich zu wenig Gewalt, um dich einzufangen: ſo mußt du denn ſeitab von der großen Heerde leben und nie vergeſſen, daß du ſelbſt dich nicht in ſie einreihen willſt — ſprach ich oft zu mir ſelbſt.

Dies betraf aber Alles mehr meine Denkweiſe und mein geiſtiges Leben, als das geſellſchaftliche. Das war ungefähr ebenſo wie das von aller Welt; — ja, es muß ſo geweſen ſein, denn ich konnte ſehr gut mit den Menſchen leben und fertig werden. Sie intereſſirten mich ſo ſehr — beſonders ſo lange als ich ſie nicht ſehr genau kannte. Kannte ich ſie und war kein ernſteres, freundſchaftliches Intereſſe wach geworden, ſo wurden ſie mir beträchtlich gleichgültiger. Auf die Innerlichkeit ging ich immer aus; die Seelen wollt' ich wiſſen! was ſie gehört und geſehen, war mir vollkommen einerlei — was ſie dabei gedacht oder empfunden — ſehr wichtig; dermaßen wichtig, daß ich ganz dankerfüllt war, wenn Jemand mit mir von Innen heraus ſprach. Aber leider ſind die Menſchen ſo wenig daran gewöhnt, daß ſie es ſelten thun! Dann war mir — ach, wie oft! — zu Muth, als müſſe ich ſie in die Hand nehmen und ſchütteln, damit die Phraſen von ihnen abfielen und wir zur Innerlichkeit gelangten. Wie mit einer unſichtbaren Wünſchelruthe ging ich durch die Welt, um durch ſie Waſſerquellen oder Gold zu finden; und ich darf ſagen, daß ſich daran gar liebe Erinnerungen knüpfen.

Dies immenſe Intereſſe für den innern Menſchen beſeelte mich immer, wenn ich ſchrieb, und es macht mich tief traurig zu denken, daß ich trotz deſſen nicht wohlthätig habe wirken können, weil mir der feſte Ausgangs- und Endpunkt fehlte: der poſitive Glaube, das poſitive Sittengeſetz. Davon ſtand aber nichts in den grimmigen Kritiken, die gegen mich zu Felde zogen! ſie fanden mich nur zu ariſtokratiſch oder warfen mir vor, daß in meinen Romanen die Charactere der Männer nicht erhaben genug wären — was ich meinerſeits lächerlich fand. Vielleicht ſind ſie in den letzten Jahren anders geworden! ich las ſie nur in den erſten, als ich noch harmlos wähnte, man könne durch die Kritik etwas lernen. Und gewiß kann man es! nur muß ſie von einer klaren und feinen Intelligenz ausgehen, und eine ſolche hat ſich nie meiner angenommen. Uebrigens iſt es fraglich, ob ſie damals Einfluß auf mich gehabt hätte — oder eigentlich nicht fraglich, denn ſo wie ich mich kenne, muß ich Nein ſagen. Keine Intelligenz der Welt hätte mich von meinem Marmorſockel herunter werfen können, auf dem ich ſtand wie eine Statue ſo feſt. Das war allein der Gnade Gottes vorbehalten. — Nun, jetzt ſind meine Bücher in dem großen antediluvianiſchen Abgrund untergegangen, welcher ſich 1848 aufgethan und ganz andre Leute verſchlungen hat, als „Fauſtine" und „Sibylle!" und Romane und Reiſen zu ſchreiben iſt nicht länger meine Vocation. Nicht länger bin ich zu Hauſe auf deren Gebiet, und oft muß ich an die Arethuſa denken, die in Griechenland verſchwand und unter dem Meere fortzog, um in Sizilien wieder aufzutauchen, in dem ſchönen reichen Lande, das die Götter liebten, und das ſie vorzugsweiſe mit Blumen und mit Sonnenlicht ſchmückten. In einem Ozean bitterer Trübſal bin ich verſunken, deſſen Wellen mir ſo ſchwer über Kopf und Herz fortrauſchten, daß ich meinte, ich müſſe untergehen. Und ſiehe! an einem fernen, ſeligen Geſtade mit unvergänglicher Schönheit und mit ewigem Licht geſchmückt tauche ich wieder auf! — aber nicht auf einer Götterinſel, ſondern im Reich Gottes — in der alleinſeligmachenden Kirche.

Mein Herr und mein Gott! Alles dient mir dazu, Deine Gnade zu erkennen und Dich zu preiſen. Wäre ich nie in Babylon geweſen, wüßte ich vielleicht nicht, in ſeinem ganzen Umfang das Glück zu ſchätzen, in Jeruſalem angelangt zu ſein. Wenn Traurigkeiten in mir aufdämmern wollen — wenn Melancholien um die tauſend unaufgelöſten Diſſonanzen des Lebens mich umſpinnen mögten — wenn ich zurückblicke in die — ach! vielleicht noch immer zauberiſche Schattenwelt der Vergangenheit, welche eine ſolche Macht hat, daß kein Orpheus die Euridice aus dem Orkus zum Licht führen konnte; — dann ſprechen himmliſche Geiſter um mich herum: Du biſt erlöst! Du biſt gerettet! Chriſtus iſt mächtiger als Orpheus! Du gehſt ſicher an ſeiner Hand aus der Schattenwelt in die Welt des ewigen Lichtes! — Und wie ein Baum, durch den der weiche Abendwind ſäuſelt und alle Regentropfen von ſeinen Blättern ſtreift: ſo ſchüttelt die Seele ihre Thränen und Traurigkeiten gelind ab und wird feſt und ſtill. Die Sonne einer ſeligen Zukunft braucht das Schattengewölk der Vergangenheit und den leiſen Thränenregen der Gegenwart, um den Regenbogen, das Zeichen des Bundes und des Friedens mit Gott, über die Erde ausſpannen zu können. Er iſt mein Triumphthor, durch welches ich in die alleinſeligmachende Kirche eingegangen bin. Kommt es bei ſolchem Glück, bei ſolcher Gnade auf ein paar Thränen an?

O ſagt mir nicht, ich bitte Euch, was ich doch ſchon gehört habe, nämlich: daß dies Glück auf meiner Auffaſſung der Kirche beruhe, und daß dazu gerade mein Herz, meine Phantaſie gehöre. Sagt das nicht und wähnt es ja nicht! Bedenkt: die Kirche iſt die ſichtbar gewordene ewige Wahrheit, und ſo wie die nur Eine iſt: ſo gibt es auch nur eine Auffaſſung derſelben: man kniet nieder und betet an. Das iſt meine ganz ſchlichte Art von Auffaſſung und die kann Jeder haben. Ein beſonderes Herz braucht man gar nicht dazu! nur etwas Liebeskraft — und die habt Ihr Alle, wenn Ihr ſie in Euch ſammelt, ſtatt ſie zu verſplittern oder zu verſchwenden. Jedes Herz hat ſein eigenes Maß und macht ſeine eigenen Pendelſchwingungen — ja! jenes, tiefer oder flacher; dieſe, weiter oder enger — ja! aber jedes Maß wird gefüllt und jeder Schwingung Raum gegönnt in der Kirche, ſonſt wäre ſie nicht die katholiſche. Und meine Phantaſie? — Solltet Ihr unter Phantaſie eine unbeſtimmte Exaltation für Ideen, Gegenſtände oder Ereigniſſe verſtehen: ſo muß ich bekennen, daß ſie mir gänzlich fremd iſt. Sie pflegt ſich immer auf das Neue, das Fremdartige zu werfen. Nun, die Zeit hat uns ſeit einer Reihe von Jahren gar manches Neue und Fremdartige gebracht. Da war Conſtitutionalismus und Liberalismus, Rationalismus und Pietismus, Communismus und Sozialismus, Radikalismus und Deutſch-Katholizismus; da gab es Evolutionen und Revolutionen; — aber ich frage: wer hat je auch nur eine Sylbe von mir gehört, eine Zeile von mir geleſen, welche einen anderen Ausdruck enthalten hätten als den, daß ich über die Erſcheinungen der Zeit zu Gericht ſaß. Dies kann man höchſt anmaßend finden, aber nimmermehr phantaſtiſch exaltirt. Ich hab' einen ſo gewiß derben geſunden Menſchenverſtand — obwol ich Romane geſchrieben habe! — und der iſt äußerſt ſchwer zu fanatiſiren. Meint Ihr aber, ich hätte wirkliche Phantaſie, nämlich die Gabe der Einbildungskraft? Es wäre mir ſehr angenehm, wenn ich ſie hätte! Denn: iſt die Intelligenz bis auf den Grund der Dinge gegangen, ſo muß die Einbildungskraft ihren Fund in Empfang nehmen, und das Weſen, welches jene nur entdeckt hat, immer friſch in die Erſcheinung hinein bilden, damit dieſe lebendig, durchgeiſtet, beſeelt werde. Dies iſt die wahre Phantaſie! ſie hat einen Zauberſtab und berührt mit demſelben die Formen und Erſcheinungen, ſo daß ſie die Idee hervorſpringen macht, die oft eingeſchlummert oder tief vergraben und vergeſſen in ihnen wohnt. Iſt aber gar keine vorhanden, ſo befaßt die Phantaſie ſich nicht mit der unnützen Arbeit, eine leere, hohle Form als beſeelt darſtellen zu wollen; — das iſt die Sache der Schwärmerei. Hätte ich alſo Phantaſie, ſo wär' ich allerdings ſehr glücklich, weil ich dann die Gabe beſäße, die tiefſinnige wunderbare Schönheit der Kirche jederzeit in all ihren Formen als lebendige Ausſtralung zu gewahren. Erfinden aber kann man eine ſolche Schönheit nicht, erträumen auch nicht. Das würde immer Lücken geben, und ſie iſt die vollkommenſte Einheit. Dies eben macht ſie überwältigend, wenn man ſo recht müde und matt vom Stückwerk, das chaotiſch außerhalb ihr herum liegt, an ihre unantaſtbare Majeſtät herantritt.

Ja, unantaſtbar! jeder Abfall bereitet ihr den bitterſten Schmerz, veranlaßt ſie zur heißeſten Klage; aber wanken, weichen, fallen ſind Worte, welche auf ſie keine Anwendung finden! Die folgen den Abgefallnen nach, und weil ſie das weiß — darum klagt ſie. Ein Jünger verrieth den Herrn, und ein Jünger verleugnete den Herrn, und ein Einziger von den Zwölfen ſtand unter dem Kreuz. Sie, die gewürdigt waren Zeugen und Theilnehmer ſeines heiligen Lebens zu ſein, in größter Nähe ſeine Worte zu vernehmen, ſeine Wunder zu ſehen, ſeine Liebe, ſeine Belehrungen, ſeinen Segen, ſeine maßloſen Gnaden zu genießen — blieben Ihm nicht Alle treu. O ſeine Seele wird eine tiefe Klage um des Judas Verrath, um des Petrus Verleugnung gehabt haben, weil er darin ihren Mangel an göttlicher Liebe erkannte; — aber was weiter? Als er von Pilatus gefragt wurde: „Biſt Du ein König?“ antwortete er: „Du ſagſt es, ich bin ein König.“ Und ſo ſpricht die Kirche — mögen Hunderte abfallen zu ihrer Rechten und Tauſende zu ihrer Linken — mögen aus ihrem Schooß ihre Todfeinde hervorgehen — mögen Kinder, die von ihr gepflegt und geſegnet ſind, ſich gegen ſie empören — mag ſie mit Bitterkeiten getränkt, mit Dornen gekrönt, mit Herzeleid überſchüttet werden durch die Abgefallnen — unerſchütterlich ſpricht ſie: Ich bin die alleinſeligmachende. Das iſt neben den übrigen Confeſſionen grade ſo majeſtätiſch, wie neben dem modernen Volks-Souveränetäts-Königthum ein König von Gottes Gnaden aus alter Zeit. Welche Anſprüche die übrigen Confeſſionen und Sekten auch machen mögen — keine hat je zu behaupten gewagt, daß ihr und nur ihr dies erhabene Beiwort gebühre; folglich glaubt keine an ſich ſelbſt! Denn hätte ſie die Ueberzeugung, daß die Fülle der Wahrheit in ihr wohnt, durch deren Erkenntniß der Menſch zur Seligkeit gelangt: ſo müßte ſie ſich ganz einfach für die alleinſeligmachende halten und Angeſichts der ganzen Welt dies Prädikat in Anſpruch nehmen. Doch keine wagt das! Die anglikaniſche Kirche nennt ſich katholiſch — als ob ſie eines der alten Reichsinſignien brauche, um ſich Autorität in dem neuen Reich, das ſie gründete, zu verſchaffen; doch nicht — alleinſeligmachend. In dieſem einen Wort liegt das volle Bewußtſein eines über Alles erhabenen Urſprungs und einer eben ſolchen Beſtimmung. Ach, wer ſeine Confeſſion nicht für alleinſeligmachend hält, ſollte doch wenigſtens ſuchen, die Kirche, die ſich ſo nennt, kennen zu lernen! Aber das iſt ja das unſäglich Betrübte, daß die Proteſtanten lieber die indiſche, chineſiſche, perſiſche, muhamedaniſche Religionslehre ſtudieren — als die katholiſche. Habe ich ſelbſt es doch nicht anders gemacht! Wie herrlich fand ich die Incarnationen des Brahma und Zoroaſters Lichtreich und die Triaden, in denen Egyptens Götter auf Erden herrſchten. Und gewiß, ſie ſind höchſt intereſſant und merkwürdig zu ſtudieren, weil ſie uns zeigen, wie der Menſchengeiſt, der abgefallne, der unerlöste, ſich anſtrengt, um — oft mit großem Tiefſinn und Scharfſinn — das zu erzeugen, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Halbvergeſſene, halbverlarvte Traditionen, die ſich an den Urſprung des Menſchengeſchlechts, an ſeinen erſten ſeligen Zuſtand knüpfen, ſind wie Goldfaden in das grobe Gewebe der menſchlichen Erfindungen und Beſtimmungen eingeſchlagen, die jene Religionen bilden. Das Erhabene ſchweift in's Monſtröſe aus, das Tiefſinnige in Brutalität. Neben Broſamen der Wahrheit liegen Berge von Irrthum, von Lüge; — neben reiner Anſchauung eine niedrige Auffaſſung. Ein falſcher Spiritualismus — falſch, weil kein auf göttlicher Offenbarung beruhendes Sittengeſetz ihn trägt und regelt — erzeugt eine unharmoniſche Entwickelung des Menſchen, welche ſein geiſtiges Leben nebulös — das ſinnliche roh macht. Das Urbild wird ein Zerrbild; — wie das ſchönſte menſchliche Angeſicht ein Zerrbild wird, wenn es ſich in einem zerbrochenen Spiegel abſpiegelt. Der Menſchengeiſt iſt ohne die Offenbarung ein zerbrochener Spiegel, unfähig das Göttliche anders als gebrochen in ſich aufzunehmen. Nur die geoffenbarte Religion, die ihm wieder zu ſeiner verlornen Kraft verhilft und in ſeiner Würde herſtellt, gibt ihm reine Erkenntniß des Göttlichen, welcher immer die Liebe zum Göttlichen folgt.

Und ſo ſaß ich denn mit dem zerbrochenen Spiegel meines armſeligen Geiſtes zu den Ruinen von Balbeck und von Theben, und mühte mich vergebens ab in den Religionen, welche jene Tempel hervorgerufen hatten, denſelben Zuſammenhang mit dem Chriſtenthum, denſelben Character eines Verlaufers zu finden, welchen die jüdiſche Religion hat — haben muß, weil ſie geoffenbart iſt. Weil ich damals wähnte, jedem Individuum würde ſeine beſondere Offenbarung zu Theil, ſobald es ſich recht innig um die Wahrheit abmühe: ſo mußte ich natürlich auch annehmen, daß die verſchiedenen Völker das namliche Privilegium hätten, und daß jede Religion für ihre Zeit die einzig wahre ſei — aber auch nur ihre Zeit dauere. Alſo auch das Chriſtenthum nur ſeine Zeit? — dagegen ſträubte ich mich.

Es war in einer Mondſcheinnacht bei den Ruinen von Kom-Ombos in Oberegypten, an Nubiens Grenze. Der Nil macht ein ſcharfes Knie um ein Vorgebirg, auf welchem die Ueberreſte des Tempels liegen, und wäſcht ununterbrochen Geſtein und Sand weg, ſo daß Kom-Ombos dem Einſturz in nicht gar ferner Epoche entgegen ſieht. Wir ſprachen davon, daß der Nil in ſeinem ganzen myſteriöſen Lauf durch Egypten, mit ſeinen Hebungen und Senkungen, mit ſeinem Segen und ſeiner Zerſtörungskraft, ſo recht ein Bild der Zeit ſei, welche ſtill und unwiderſtehlich ihre Macht übe, zum Schaffen wie zum Zerſtören — und daß es Einem bange werden dürfe um Alles, was zerſtörbar ſei auf einer ſo erhabenen Stätte, die gleichſam pulveriſirt wird von Waſſer und vom Wüſtenſand; — und Was Alles wol zerſtörbar zu nennen ſei? alles Irdiſche, die ganze Schöpfung gewiß! Aber auch die Religionen? ſind ſie nicht mit ihren Tempeltrümmern begraben? untergegangen mit den Völkern, denen ſie Kultur und Civiliſation gegeben haben? und wird es dem Chriſtenthum nicht anders gehen? wird es ſein wie Kom-Ombos in der Wüſte — die Baſis unterſpült von dem unwiderſtehlichen majeſtätiſchen Strom der Zeit, und Säulen und Hallen verſchüttet vom wehenden Sande, der ſich überall einfindet, wo das Leben gewichen iſt! — Nein, das wollt' ich nicht! durchaus nicht! Ich flüchtete mich zum heiligen Apoſtel Petrus, und ſagte mit ihm: „Herr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens.“ Ein ſolches Bedürfniß empfand meine Seele, dieſe Welt der Vergänglichkeit mit einer unvergänglichen zu unterbauen und zu überwölben, daß ich nicht bemerkte, wie unſinnig es ſei, mit den Worten des Petrus zu ſprechen, ohne ſeinen Glauben zu haben, den Glauben an Jeſus Chriſtus, den Sohn Gottes, den Erlöſer der Welt, zu welchem wir nur durch die geoffenbarte Religion kommen können, welche die Kirche uns lehrt, die auf Petrus gebaut iſt, und die Fülle der Wahrheit hat und darum die alleinſeligmachende iſt. Aber ich war dermaßen in das Gegentheil von aller und jeder poſitiven Lehre verſunken, daß ich mich nicht aus den Widerſprüchen anders als durch ſubjective Meinungen und Anſichten retten zu können wähnte, während ſie doch recht eigentlich aus denſelben hervorgingen.

In dieſem Fall befinden ſich unzählige Proteſtanten! Es iſt eine krankhafte Sucht in ihnen, ſich eine Art von religiöſem Syſtem zu bilden, das nach ihrem ſubjectiven Bedürfniß ſich geſtaltet. Um für daſſelbe Stützen und Belege zu finden, greifen ſie nach den verſchiedenſten Mitteln, nehmen ihre Zuflucht zur Philoſophie, zur Mythologie, zur Anthropologie, thürmen ein Chaos um ſich auf — und hüten ſich — inſtinktmäßig, mögt' ich ſagen — den katholiſchen Katechismus oder die Beſtimmungen des heiligen Conzils von Trient in die Hand zu nehmen. Sie wollen nichts Poſitives; ſie ſchweben in der beſtändigen Furcht, welche ſeit dreihundert Jahren die Lebenseſſenz des Proteſtantismus ausmacht — ihren erhabenen Geiſt verdunkelt, unterdrückt und verkümmert durch katholiſche Rechtgläubigkeit zu ſehen, welche ihnen als ein Gewirr von Abſurdität vorſchwebt. Die Hauptſache iſt eben: ſie verwerfen die Autorität, weil ſie ihnen unbequem ſein dürfte.

Ich meines Theils machte es wirklich etwas wie Sancho Panſa. Er verkaufte ſein Königreich für eine

Heerde Gänſe — und mir war auch meine Heerde von durcheinander laufenden und wieder einander ſchreienden Meinungen, Vorſtellungen, Anſichten, Anſchauungen lieber, als ein ſichres Königreich. Denn, es iſt ſehr ſchmerzlich zu ſagen, aber ich muß es doch ſagen: ich hatte eine Ahnung von der Schönheit und Herrlichkeit der Kirche.

Ich war ein junges fröhliches Mädchen, als ich zum erſten Mal die Schwelle einer katholiſchen Kirche betrat; es war die Hedwigskirche in Berlin. Man ſagte mir damals, ſie ſei nach dem Modell des Pantheons zu Rom gebaut. Ich dachte, dann müſſe das Pantheon, das ich mir ſchön vorgeſtellt hatte, recht unſchön ſein; — und das iſt Alles, was ich mich erinnere. Wie oft, wie viel war ich ſeitdem in Berlin! nie dachte ich an die Hedwigskirche — bis zuletzt! Aber, als ich da an ſie dachte, war es, um ſie nie zu vergeſſen.

Nun, bei ſechszehn Jahren hat man das Privilegium etwas gedankenlos ſein zu dürfen. Aber ein Paar Jahre ſpäter beſuchte ich in Dresden die katholiſche Kirche — wie ſie dort genannt wird — und finde in meiner Erinnerung dieſelbe Theilnahmloſigkeit für Alles, was in ihr vorging, ausgenommen für die Muſik, die das Hochamt begleitet. Die entzückte mich! Was beim Hochaltar geſchah, verſtand ich nicht, alſo intereſſirte es mich auch nicht; ich ſah kaum hin. Und was für ein Geſchöpf denn eigentlich ein Katholik ſei, wußte ich auch nicht. Ich kannte Keinen. Ich hatte auch nie von Katholiken anders, als in den Geſchichtsbüchern gehört — und das waren denn eben nur Lektionen, mit denen ich im Leben nichts anzufangen wußte. Die Muſik — das war damals meine große Erinnerung an die katholiſche Kirche in Dresden.

Zwei Jahre ſpäter endlich — da war ich nicht fröhlich mehr und folglich auch nicht jung — da kam ich in ein katholiſches Land, nach Würzburg, und dann an den Rhein. Da trat die katholiſche Religion aus dem Gotteshauſe heraus und auf die Straße, in die Natur. Sie war nicht mehr beſchränkt auf eine königliche Hofkirche und auf die Nachahmung des Pantheons, ſondern ihr gehörten Land und Leute und Leben; und da ich auch nicht mehr ganz ſo gedankenlos wie früher war, weil ich manchmal ein trauriges Herz hatte, das nicht recht wußte, wohin mit ſich ſelbſt: ſo gefiel es mir, daß die Religion gleichſam von der Welt Beſitz nahm und bei jedem Schritt und Tritt dem Menſchen vor Augen trat und ihn an Gott erinnerte. Ein Kruzifix am Wege — eine Kapelle unter ſchönen alten Bäumen — ein Wallfahrtsort auf der Höhe — herrliche Dome in den Städten — Klöſter oder deren Ruinen in anmuthiger Gegend — und das häufige Glockengeläute — das Alles that mir wol, legte ſich lind an mein Herz, ganz unbeſtimmt, ganz träumeriſch, aber doch wolthätig, weil ich zum erſten Mal in meinem Leben gewahrte, daß die Religion Etwas ſei, was überhaupt dem Herzen nahen könne. Das hatte ich bis dahin noch nicht erfahren! Ich beſaß ein Neues Teſtament — wie alle Proteſtanten — las täglich ganz andächtig darin, fand es ganz göttlich — aber es war ein Buch und wollte nicht ausreichen für das Leben, da ich weder Erfahrung, noch Anleitung, noch Inſpiration, noch Frömmigkeit hatte, um Beides in Einklang zu bringen und Eines durch das Andere zu verſtehen.

Ich brachte damals einige Wochen in einem kleinen Ort zu, in welchem eine proteſtantiſche und eine katholiſche Kapelle ſich befanden. Ich ging in dieſe — um zu beten. In den proteſtantiſchen Kirchen betet man ja eigentlich nicht! dazu iſt keine Zeit, keine Gelegenheit. Die Thüren öffnen ſich, man geht hinein, man ſingt ein beſtimmtes Lied, man hört eine Predigt, man ſingt abermals — und die Thüren ſchließen ſich, um am ſiebenten Tage wieder geöffnet zu werden. Das kann keiner innern Sammlung, keiner Innigkeit des Gebetes günſtig ſein! man muß immerfort aufpaſſen auf das, was man ſingt oder ſprechen hört, und das tödtet die Andacht, denn die begehrt dazwiſchen etwas Stille, etwas Ruhe, etwas Betrachtung, um die Seele mit Gott reden zu laſſen: — das iſt beten. Die meine mogte ſich durchaus nicht damit abſpeiſen laſſen am ſiebenten Tage angepredigt zu werden, weder damals noch ſpäter; und ich frage, ob ſie nicht darin einen ſehr richtigen Inſtinkt hatte? Das religiöſe Leben muß das ganze weltliche Leben durchathmen, wenn es einen wahrhaft bildenden Einfluß auf den Menſchen üben ſoll. Es muß all ſeine Tage umſchließen und tragen, aber nicht auf den ſiebenten und eine Predigt ſich reduziren. Ich weiß wol, daß die Proteſtanten, wenn ſie dies leſen, fragen werden: Geſchieht jenes bei den Katholiken? Aber ich weiß auch, daß ich antworten darf: Geſchieht es nicht, ſo iſt das die Schuld des Individuums — nicht der Kirche; und bei Euch iſt es umgekehrt. Der Katholik kann ſeinen ganzen Tag in die tiefſte und heilſamſte Verbindung mit der Kirche bringen, wenn er ihre heiligen Andachtsübungen wie Roſen in die Dornen ſeines Lebens flechten will. Das heilige Meßopfer, die Anbetung des allerheiligſten Sakramentes, der engliſche Gruß, der Roſenkranz, die Abendandachten, die beſtimmten Gebete zu verſchiedenen Zeiten des Tages und des Jahres — ſchlingen ſeine Seele in die erhabene und lebendige Gemeinſchaft hinein, welche „im Geiſt und in der Wahrheit“ Gott dient und Gott verehrt zu jeder Stunde, rings um den ganzen Erdboden. Hat er dafür keinen

Sinn: ſo iſt das ſeine Sache! Die Kirche aber läßt warlich keine Seele darben.

Ich fand Predigten grenzenlos langweilig. Erſchüttert, ergriffen in meinem Innerſten wollte ich werden — ſtatt deſſen hörte ich Betrachtungen, die in drei Theile eingetheilt waren; dies war der Haupteindruck, den ich aus den Predigten heimbrachte. Und doch war ich nicht unempfänglich, nicht undankbar, gewiß nicht! ich habe in meinem Leben zwei proteſtantiſche Predigten gehört, die mich ergriffen haben, und ſo manches Jahr auch dazwiſchen liegt — ich weiß bis zu dieſer Stunde noch das Evangelium, das ſie behandelten. Die eine: „Kommet her zu mir, die Ihr mühſelig und beladen ſeid;“ — die andre: „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ O, meine Seele hat ein gutes Gedächtniß und eine große Dankbarkeit für empfangene Wolthaten im religiöſen Leben! — Damals kam ich ſehr bald dahin, zu finden und zu ſagen, daß der Prediger durch ſeine lange Betrachtung das ſchöne kräftige Evangelium nur verwäſſere, und daß ich es bei Weitem vorzöge, ſelbſt meine Betrachtung darüber anzuſtellen; und bei der lutheriſchen Lehre vom allgemeinen Prieſterthum hatte ich darin nicht Unrecht — denn der Prediger deutete das Evangelium grade ſo wie ich — vielleicht mit mehr Wiſſenſchaft — nach ſeinem ſubjectiven Glauben.

Und dies iſt der Punkt, der immer die Kraft einer proteſtantiſchen Predigt brechen muß: ſie ſpricht eine ſubjective Meinung aus und hat nicht die Befugniß zu begehren, daß man ſie aufnehme wie das ächte Wort Gottes. Weder Rationaliſten, noch Supernaturaliſten dürfen dieſen Anſpruch machen; denn ein jeder ihrer Zuhörer darf mit ſeiner heiligen Schrift in der Hand auftreten und ſagen: Ich glaube dies anders. Und wird er durch ihre Wiſſenſchaft geſchlagen, ſo darf er immer noch ſagen: Der heilige Geiſt hat mit der Wiſſenſchaft nichts zu thun, und kann ſehr gut den Unwiſſenden erleuchten.

Vielleicht wirft Jemand mir ein, daß ein ſo undisciplinirtes und hochmüthiges Geſchöpf nicht ſeinen Platz in einer Confeſſion finden könne. Ich nehme die Adjective für mich an. Aber wenn ich hochmüthig und undisciplinirt war, und der Proteſtantismus mir zu dieſen Neigungen Spielraum und alle mögliche Freiheit gewährte, ſo hätte ich mich ja ſehr glücklich durch ihn fühlen müſſen, und das iſt nie — nein! nicht in einem einzigen Augenblick meines Lebens geſchehen. Daraus geht hervor, daß ich innerlich das Bedürfniß einer religiöſen Disciplin empfand; und nun frage ich: Was muß das für eine dürftig organiſirte Confeſſion ſein, welcher kein Mittel zu Gebot ſteht, um eine Seele an ſich zu ziehen, die trotz des Spielraums, der ihren verkehrten Neigungen gegönnt iſt, von der Religion etwas Anderes begehrt als den.

Wol tauſendmal ſagte ich: Ich bin auf proteſtantiſchem Grund und Boden, in proteſtantiſcher Zeit, mit einem proteſtantiſchen Kopf geboren; allein das Herz iſt katholiſch. — Und Niemand widerſprach. Nur Einmal, als ich hinzufügte: Aber der Kopf taugt nichts und das Herz iſt gut! — da widerſprach Jemand mir ſehr lebhaft, immer wiederholend, ich ſei zu klug, um die katholiſchen Dogmen glauben zu können. Da fragte ich ihn: „Halten Sie mich für klüger als Boſſuet und Fénélon? die glaubten dieſe Dogmen.“

Nein! mit den proteſtantiſchen Predigten war es nichts. Man brachte mir einſt von Schleiermacher eine Sammlung. Ich las einige — und gab ſie zurück. Mit dieſem Advokaten Gottes konnte ich mich nicht befreunden und ich ſagte: „Der iſt nicht für mich! wenn man nicht zu mir ſpricht, wie Chriſtus zu den Fiſchern von Galiläa, ſo macht man gar keinen Eindruck auf mich.“ Ohne es zu ahnen hatte ich da den Nagel auf den Kopf getroffen! Die reine Lehre, das ewige Wort begehrte ich, wie es ſeit achtzehn Jahrhunderten die Diener der Kirche predigen.

Freilich haben die den immenſen Vortheil vor den proteſtantiſchen Predigern, — abgeſehen von jenem, daß ſie im Felſen der Kirche wurzeln, — daß ſie überhaupt den Menſchen und beſonders ihre Gemeinde beſſer kennen. Der Eine ſieht den Seinen in's tiefſte Herz, kennt ihre innerlichſte Richtung, weiß was ſie begehren und bedürfen; — der Andere ſieht den Seinen alle acht Tage auf die Schädel. Natürlich kann Jener viel eindringlicher, wärmer, väterlicher ſprechen und leichter die Lehre aus der bloßen Betrachtung in die praktiſche Anwendung auf's Leben übergehen laſſen — als Dieſer; welcher daher auch vorzugsweiſe bei der Betrachtung ſtehen bleiben und in der froſtigen Atmoſphäre auch ſeine Zuhörer abkühlen wird.

Manches Jahr verlebte ich darauf in gänzlich und gründlich proteſtantiſchen Umgebungen und Verhältniſſen, wo Jeder ſeine Religion ächt proteſtantiſch für ſich hatte, und ſich mehr oder minder wol und weh dabei befand. Meine Seele befand ſich ungemein ſchlecht dabei! ach, ſie lebte wie Pſyche in der Hölle. Zu Zeiten wurde ſie auch der heiligen Schrift ganz überdrüſſig. An einigen andern Büchern aber hing ſie mit unvergänglicher Liebe. Dies waren Fénélons Werke, die Nachfolge Chriſti und die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus; — beſonders das letzte und das erſte. Dem Thomas a Kempis vermogte ich nicht immer in die von der ganzen irdiſchen Welt abgelöſte, anachoretiſche Zelle des Ordensmannes zu folgen; aber Fénélon, der aus dem Glauben eine Liebe macht — den verſtand ich; — und den Auguſtinus mit ſeiner Sehnſucht, ſeinen

Kämpfen, den verſtand ich auch. In einer altfranzöſiſchen Ueberſetzung war er mir zuerſt in die Hand gekommen, und nie hab' ich ihn deutſch leſen mögen! Der erſte Eindruck war dermaßen der Ausdruck meines Herzens geweſen, daß er in einer andern Sprache fremd mir erſchien. Worte wie dieſe, im erſten Buch: „Le coeur de l'homme ne trouve aucun repos, jusqu'au moment ou il parvient à se reposer en vous;" — und im dritten: „— on veut trouver de la vie dans ce qu'on aime;" — und im vierten: „Une ame qui aime, veut se reposer dans ce qu'elle aime;" — magnetiſirten mir gleichſam die Seele. Ganz ſtill wurde ſie, blickte in ſich ſelbſt hinein, fand dort die nämliche Sehnſucht, um zu verſchmelzen die tiefſte Ruhe mit der höchſten Liebe; — aber wie nun weiter? auf welchem Wege? mit welchen Mitteln? — ja, das wußte ich nicht, und das konnte ich auch nicht aus den Bekenntniſſen herausfinden, weil ich damals glaubte, nur für die Heiligen thäte Gott das Wunder einer großen Bekehrung. Gemartert hat mich zuweilen dieſer Auguſtinus, weil ich in ihm Alles fand, was ich auch wollte und nicht wollte, grade wie er! — aber warum denn kam ich nicht dahin, wohin er gelangt war?

Mein Herr und mein Gott! als ob das möglich geweſen wäre bei der ununterbrochenen Kette von Zerſtreuung, in der ich lebte. Ich meine nicht Zerſtreuung im Sinn des geſellſchaftlichen Lebens, denn oft lebte ich gänzlichſt zurückgezogen, und ſelbſt im lebhafteſten geſelligen Verkehr würde ich niemals meine innere Sammlung verloren haben, weil ſeine Eindrücke nicht tief genug gingen, um die Innerlichkeit zu berühren und zu ſtören. Aber — die drei Genien, von denen ich geſagt habe, daß ſie mein Leben beherrſchten — die ließen nicht zu, daß ich einen andern Weg einſchlüge als den, auf welchem ſie mir folgten, oder ich ihnen. Was willſt du denn eigentlich? fragte ich mich manchmal ganz ungeduldig. Immer das, was du nicht haſt? Sei doch genügſam und lerne dich zu reſigniren, wie alle Menſchen es müſſen, die oft viel weniger beſitzen als du. Nimm dich zuſammen, um im Gleichgewicht zu bleiben! die Kraft haſt du; — habe auch den Willen!

Und zuweilen war es eine Art von Heroismus, daß ich mich hinſetzte und — — einen Roman ſchrieb. War der fertig, ſo machte ich eine Reiſe. Kehrte ich heim, ſo beſchrieb ich ſie. Was ich für Kraft vergeudet habe — das iſt ein Jammer! denn vergeudet iſt Alles, was nicht zum Heil der Seele gereicht. Hätte ich für meine unſterbliche Seele das gethan, was ich für mein armſeliges Ich gethan habe — ja, wo wäre ich nun!

Trat einmal eine Epoche ein, wo ein Buch fertig war und die Umſtände keine Reiſe zuließen: ſo fiel ich ganz heißhungrig auf Lektüre — namentlich auf Geſchichtswerke, Geſchichte der Völker, der Staaten, der Individuen, der Künſte — weil ich in der Geſchichte die organiſche Entwickelung des Lebens, ſei es in der Geſammtheit, ſei es im Einzelnen, fand und verfolgte. Entwickelung von Syſtemen, philoſophiſche Bücher, haben mich nie intereſſirt. Was ich wollte und ſuchte, war der lebendige Herzſchlag, und der war nicht in der abſtrakten Spekulation. Mein ſchwacher Kopf iſt nicht für ſie organiſirt. Von Fichte las ich einmal ein Buch über das ſelige Leben — das einzige, welches ich je von einem deutſchen Philoſophen in Händen gehabt. Mir däucht, daß es recht ſchön war; allein ich hab' es längſt vergeſſen, denn da war nicht die Seele Auguſtins darin. Die deutſche Philoſophie, die ſeit dem großen Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts ihre Blüten entfaltet hat, kenne ich nur aus ihren Früchten; aus den Reſultaten, welche ſie für das Leben gehabt hat, und welche ganz ſo ſind, wie ſie der vom Glauben abgelöſte, einſeitig entwickelte, unvollkommne Menſchengeiſt, der ſich überreizte, um ſeine Unvollkommenheit nicht einzugeſtehen und ſich aufblähte, um ſie zu verbergen — haben mußte. Jener Abfall hat den Menſchen von dem eigentlichen Weſen der chriſtlichen Religion, vom liebenden Gehorſam, losgeriſſen. Die rechthaberiſchen Reformatoren ſtellten ihren ſubjectiven Glauben als letztes Ziel und höchſtes Geſetz auf; und deſſen einzige, wenn auch negative Lebenskraft beſteht darin, daß er lehrt: das Gegentheil von Allem zu glauben, was die Kirche lehrt — ſei der wahre Glaube. Ich ſage:

deſſen einzige Lebenskraft und die Proteſtanten werden darauf entgegnen: die Reformatoren hätten einen ſehr feſten Glauben an Chriſtus den Erlöſer, den Sohn Gottes gehabt, und dieſem Glauben habe Er Selbſt das ewige Leben verheißen. Wol hat Er das, als Er ſprach: „Glaubet an mich“ — und: „Wer an mich glaubt.“ Aber nie und nirgends hat er geſagt: „Glaubt diejenigen meiner Worte, meiner Verheißungen, meiner Lehren, welche euch zweckmäßig dünken werden und ihr werdet das ewige Leben haben.“ Er konnte das gar nicht ſagen, weil eine unvergängliche göttliche Verheißung nicht an eine vergängliche, wandelbare, menſchliche Bedingung geknüpft werden kann. Sie muß auch in der Menſchenſeele eine unwandelbare Baſis finden, und das iſt der Glaube an Chriſtus, wie er ſeit faſt zwei Jahrtauſenden in der Kirche lebt. Der Glaube an einzelne Worte Chriſti mit Verwerfung und Hintanſetzung Anderer, und dennoch in Verbindung gebracht mit der Verheißung des ewigen Lebens — iſt eine ſchauerliche Irrlehre, welche den Menſchenverſtand zum Richter über die göttliche Offenbarung macht. Wußten die Reformatoren das nicht: ſo waren ſie arme beſchränkte Köpfe, welche ſich einen anderen Tummelplatz für ihre Streitſucht hätten wählen ſollen. Wußten ſie es aber — wie man es vernünftiger Weiſe annehmen maß — ſo — richte ſie Gott! Die Kirche lehrt Manches, was dem natürlichen, von Hochmuth und Sinnlichkeit beherrſchten Menſchen unbequem zu befolgen ſein würde; deshalb zog er vor es zu verwerfen und folgte ſeinem Reformator, der nicht nach göttlichem Zuſchnitt und Maßſtab, ſondern nach einem ſehr menſchlichen, die Lehre zugänglich machte, den Hochmuth pflegte, die Sinnlichkeit begünſtigte. Auf dieſem Boden iſt die ganze geiſtige und ſittliche Bildung des proteſtantiſchen Deutſchlands ſeit dreihundert Jahren erwachſen. Dürfen wir uns wundern, daß er die Reſultate geliefert hat, welche jetzt — ich ſage nicht etwa die Gläubigen, ſondern nur die Vernünftigen, die Rechtſchaffnen mit Abſcheu, Sorge und Schmerz erfüllen, weil ſie die Geſellſchaft in die tiefſte Barbarei ſtürzen werden. Hat die Lehre von der Rechtmäßigkeit der Oppoſition gegen die Kirche und ihre von Gott gegebenen Dogmen ſo großen Beifall gefunden — mit welchen Mitteln will man da die Oppoſition gegen jede Macht, jede Ordnung, jedes Geſetz verbieten? Wer das Fundament ſeines Hauſes ausgräbt und es äußerlich durch Balken ſtützt, kann es eine Weile nothdürftig aufrecht halten, wird aber einen Stein nach dem andern fallen, den Mörtel herabrieſeln, die Spalten weiter und weiter klaffen ſehen. Sind nun die Balken im Lauf der Zeiten vermorſcht, ſo muß das Haus ſich in einen Schutthaufen verwandeln, und um ſo ſchneller als es von Katapulten berannt wird. Und an dieſer iſt die Oppoſition reich, beſonders die radikale — denn die iſt aufrichtig in ihrer Art. Die ſagt: fort mit Allem! — Das iſt blödſinnig — ja! allein doch bei Weitem nicht ſo wie die ſ. g. liberale, dieſe ächte Blüte der Reformation, welche für ſich Autorität in Anſpruch nimmt, aber die geſetzmäßige nach beſten Kräften bekämpft und ruinirt. Die Radikalen verhalten ſich zu den Liberalen wie damals der König der Wiedertäufer Jan Bockold zu Luther. Er fand Luthers Streben nach Reformation ſehr unvollkommen. Er wollte eine ganz neue Ordnung der Dinge, eine neue Welt ſchaffen, und dabei ſpielte natürlich das Schaffot eine bedeutende Rolle. Ob die Radikalen wie damals Wiedertäufer heißen oder wie jetzt Communiſten, Sozialiſten oder was weiß ich wie! — der Liberalismus ſieht ſie mit Grimm — und ſie ſehen ihn mit Verachtung an; aber ihr Kampf iſt noch nicht ausgekämpft. Die Balken, welche die Reformation in ihrer Entſtehung ſtützten, waren die abſolutiſtiſchen Neigungen der Fürſten, die Verſunkenheit des Adels, die Spießbürgerlichkeit des Bürgerſtandes. Das Band war zerriſſen zwiſchen einem lutheriſchen oder reformirten Fürſten und dem Oberhaupt der katholiſchen Kirche — und gelockert zwiſchen ihm und dem katholiſchen römiſchen Kaiſer. Die Gliederung, die Gemeinſchaft, das organiſche Leben hörte auf, ſtarb allmälig ab, die Fürſten verſteinerten im Abſolutismus; — aber Steine verwittern! — Der Adel? o der Adel muß ſehr verſunken geweſen ſein, um den Glauben ſeiner Väter aufgegeben zu haben! Ein Ritter, der nicht zuerſt und zuletzt ſein Schwert zur Vertheidigung der Kirche zieht — iſt kein ächter Ritter mehr, denn das chriſtliche Ritterthum wurzelt im Glauben. Und wenn ſie alle abgefallen wären, der Adel hätte nicht abfallen dürfen. Iſt der nicht treu, hält der nicht an der Tradition, und nun vollends an der Tradition des Glaubens — ach, dann hat er das Gefühl für Ehre verloren und — geht ſelbſt verloren; wie wir es erleben. Der Bürgerſtand endlich, befangen von den Vorzügen ſeiner Art der Thätigkeit, mißgönnte der Geiſtlichkeit das, was er nannte ihr bequemes Leben. Auf den Erwerb angewieſen, fand er eine Ungerechtigkeit darin, daß die Geiſtlichkeit Beſitzthum hatte, ohne Handel und Wandel getrieben zu haben. Seine Seele ging auf in Hab und Gut und deſſen Genuß; — nun, er iſt verkommen in der Begier nach Beſitz. Alle endlich fühlten ſich geſchmeichelt, ſich urplötzlich von ſo großer ungeahnter Weisheit erfüllt zu finden, vermöge welcher ein Jeder von ihnen, der Fürſt, der Edelmann, der Kaufmann, der Handwerker, zu Gericht ſitzen durfte über die heilige Kirche.

Bin ich ungerecht? einſeitig? — ich mögt' es nicht ſein; und wenn ich eine Geſchichte der Reformation ſchriebe, und nicht auch einige gute Motive des Abfalls anführte, ſo wär' ich es. Aber ich ſchreibe nicht die Geſchichte der Reformation, ſondern zu den unzähligen, die von Proteſtanten und für Proteſtanten geſchrieben ſind, erlaube ich mir in meiner Weiſe und meiner Auffaſſung gemäß, einige Bemerkungen zu machen, die jene Seite treffen, welche von den Proteſtanten nicht berührt wird. Sie ſind dermaßen daran gewöhnt, ihre Reformation als ein preiswürdiges und erhabenes Ereigniß geſchildert — den Aufſchwung, den die Menſchheit durch ſie genommen, bewundert — ihre Heroen mit einer ſo erſtaunlichen Herrlichkeit angethan zu ſehen, daß es ihnen von ſelbſt nie einfällt und nicht einfallen kann zu fragen, ob da wol eine Kehrſeite exiſtiren möge? Ich ſage: nicht einfallen kann; weil ich vorausſetze, daß ſie aufrichtig in ihrem proteſtantiſchen Glauben ſind und das für wahr halten, was ſie gelernt und geleſen haben. Und gerade an dieſe Aufrichtigen wende ich mich mit meinen Randgloſſen zu dem Text ihrer Bewunderung, um ſie aufmerkſam zu machen und zu der Frage zu veranlaſſen: Entſpricht die Reformation denn auch wirklich einer großartigen Richtung des menſchlichen Geiſtes? — Nur dazu! Eine einzige aufrichtige Frage einer aufrichtigen Seele wird zuweilen mit der höchſten Gnade belohnt! Und ich wünſche ja weiter nichts, als daß Alle, welche dieſe Zeilen leſen, mit der göttlichen Wahrheit begnadet werden mögten.

Uebrigens fällt es mir nicht ein, geſchichtliche Wahrheiten leugnen zu wollen. Nicht die Kirche — aber ihre Würdenträger waren mannigfach verweltlicht. Das heidniſche Element, welches, wie oben geſagt, nach dem

Fall von Byzanz in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den flüchtenden Griechen in Kunſt und Wiſſenſchaft nach Italien verpflanzt und dort mit jener Liebe aufgenommen war, welche den ſinnlichen Menſchen antreibt, das Neue und Schimmernde freudig in die Sphäre ſeines Lebens zu ziehen, weil es neue und glänzende Genüſſe verſpricht — dies Element trug im ſechszehnten ſeine bittern Früchte. Manch gläubiges Gemüth, manche fromme Seele, mancher brave, eifrige Ritters- oder Bürgersmann wurde tief verletzt durch die Weltluſt und Ueppigkeit mancher Diener der Kirche, und noch mehr durch die Kunde der heidniſchen Greuel, welche über die Alpen aus Rom gebracht, und von den Reformatoren zu ihren Zwecken benutzt und ausgebeutet wurden. Sie verzagten an jener Heilkraft, welche der Kirche vermöge ihres Urſprungs und ihrer Beſtimmung eigen iſt, und in unerleuchteter Frömmigkeit fielen ſie von ihr ab. Daß dieſer Abfall bei Manchen aus wahrhafter Frömmigkeit entſprang, beweiſt die Thatſache, daß ſie in beträchtlicher Anzahl zum alten Glauben zurückkehrten, nachdem ſie inne geworden waren, der neue ſei nicht der gereinigte, den man ihnen verſprochen hatte.

Nun! der Menſch iſt nicht das verwirbelnde Atom ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, das für nichts als für den möglichſten Genuß der Gegenwart zu leben hat — wie die modernen Menſchenbeglücker es verkünden, um die Leichtgläubigkeit für ihre Zwecke zu bethören. Es geht eine tiefe Solidarität durch die ganze Geſchichte der Menſchheit. Jeder empfängt ein geiſtiges Erbtheil aus der Vergangenheit und von ſeinen Vätern, und überträgt es in die Zukunft und auf ſeine Nachkommen — iſt es zum Segen, ſo erwächſt Segen daraus; iſt es zum Fluch — Fluch. Dieſe Erbſchaft muß Jeder annehmen, ebenſowol wie er den Namen, wie er die leiblichen Züge ſeiner Väter annehmen muß. Er tritt dadurch in die ſchöne lebendige Gemeinſchaft des ganzen Geſchlechts hinein, die ihn vor ſtumpfer und ſelbſtſüchtiger Beſchränkung auf ſeine Zeit und ſein Ich warnen, und ihn vorſichtig, treu und weiſe machen ſoll in Anwendung und Gebrauch ſeines Erbes, damit nicht ſeine Enkel dereinſt in trocknen Ciſternen kein Waſſer, in leeren Schatzkäſten kein Gold, ſtatt eines ſtützenden Stabes ein zerſplitterndes Rohr, mit einem Wort — die Strafe finden, welche er verwirkt hat. Unſre Väter ſaßen zu Gericht über die heilige Kirche; — wer ſitzt über uns zu Gericht? — Jan Bockold und ſeine Genoſſen. Die traurige Erbſchaft müſſen wir antreten! büßen müſſen wir, was unſre Väter verſchuldet haben! freiwillig oder unfreiwillig — aber Buße thun müſſen wir, und der Hochmuth und die Genußſucht, dieſe Quellen des Uebels, müſſen im Sack und in der Aſche einhergehen. Wol dem, welchem Gott die Gnade gibt, es freiwillig zu thun! dann thut er es aus Liebe — und Liebe verſöhnt die Gerechtigkeit Gottes und überwindet den Haß, den Widerſtand und die Verblendung des Zeitalters. Aus Liebe ließ der Erlöſer ſich an's Kreuz ſchlagen. Er hat geſagt: „Folget mir nach!“ — nun, ſo wollen wir unſer Ich in ſeinem Hochmuth und ſeiner Genußſucht an's Kreuz ſchlagen, gleichviel ob es ſuperfein, ob es roh und brutal iſt! — und ihm nachfolgen. Luther hat freilich geſagt: „Wenn man dir vorhält, wie Chriſtus gethan und nicht gethan — ſo laß ſie ſagen! Ein Menſch hats geſagt; der gilt ſo viel als du ſelbſt.“ Jan Bockold fand auch, daß er eben ſo viel gelte als Luther.

Die heilige Kirche hat den allbefruchtenden Strom ihres Segens von den Abtrünnigen zurückgezogen — und die menſchlichen Stützen, welche im Anfang ſo willfährig dem Proteſtantismus zu Hülfe eilten, ſind nach drei kurzen Jahrhunderten bereits vom Wurm, der in ihnen wohnt, zernagt. Gliederung, Einheit, Ordnung hat er aufgegeben, um ſich ein Beſtehen zu verſchaffen; aber ſiehe da! es zeigt ſich ſehr bald, daß man ohne ſie nur negativ, nicht poſitiv haushalten und an keinen Beſtand denken könne. Egypten fällt mir immer dabei ein, wo alsbald die Wüſte eintritt, wenn nicht ein Kanal das Waſſer des Nils über den Boden rieſelt. Die Wüſte bei uns? bei unſrer Kultur, unſrer Bildung, unſern Eiſenbahnen, unſern ſtaunenswerthen geiſtigen und induſtriellen Erzeugniſſen? — Die Tempel und Pyramiden Egyptens ſind ebenſo ſtaunenswerth und hindere nicht, daß die Wüſte wächſt und wächſt, und daß der Menſch in ihr darbt. Wir haben ſchon ſehr lange in einer Wüſte mühſelig unſer Leben gefriſtet; und es iſt überhaupt ſehr merkwürdig und könnte uns wol aufmerkſam auf unſre Zukunft machen, daß — nicht länger figürlich geſprochen! — all die Stätten zu Wüſten geworden ſind, von denen das Chriſtenthum verſchwunden iſt. Kleinaſien, Syrien, Egypten, die ganze Nordküſte von Afrika, das ganze ſüdliche und öſtliche Geſtade des mittelländiſchen Meeres, ſo reich ehedem an blühenden Landſchaften, an reichen großen Städten, an Kultur und Verkehr, an Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft — Wüſten ſind es von Sand oder Sumpf, feindlich dem Menſchen und ſeinen Anſiedelungen, ſeitdem das Chriſtenthum vor dem Islam hat weichen müſſen. Hat Jemand den Muth, der abſtrakten Spekulation und dem kommuniſtiſchen Syſtem, welche beide das Chriſtenthum aus der Welt zu ſchaffen ſuchen, mehr Lebensathem zuzutrauen, als dem Islam? — ich denke nicht!

Aber man ſagt vielleicht: im katholiſchen Deutſchland — ja in der ganzen katholiſchen Welt ſehe es nicht eben anders aus, als im proteſtantiſchen; und die Katholiken wären überhaupt um kein Haar beſſer. Dieſe Behauptung läßt ſich nicht ſo obenhin beantworten; denn dasjenige, was auf der Oberfläche des Lebens

STAATS- BIBLIOTHEK

ſchwimmt und treibt, iſt nicht maßgebend — am wenigſten, wenn man dabei etwa gewiſſe Kreiſe der Geſellſchaft oder politiſche Zuſtände im Auge haben und dort eine gleichmäßige Verkommenheit des vornehmen Lebens in Glanz, Luxus und Genußſucht — hier in unreifen Anſichten über Wol und Weh der Völker und Staaten finden ſollte. Maßgebend ſind immer nur die Prinzipien, nicht die Individuen. Bei dem Stand unſrer Bildung, die ein ſeltſames Gemiſch der Erfahrungen, Kenntniſſe und Wiſſenſchaften vergangener Jahrtauſende mit den excentriſchen und überreizten Bedürfniſſen einer krankhaft ausgebildeten Gegenwart iſt: genießen die Individuen das bedenkliche Vorrecht — auf welches ſie ſich aber ſehr viel zu gut thun — in einer faſt elektriſchen Berührung mit den geiſtigen Strömungen der Zeit zu ſtehen. Ein Gedanke, der in den Pyrenäen auftaucht, fliegt blitzgeſchwind nach den Karpathen hinüber. Eine Erfindung, die man am mittelländiſchen Meer macht, iſt in der kürzeſten Zeit an der Nord- und Oſtſee bekannt. Was in Paris geſchieht, ahmt binnen drei Tagen Europa nach, und was in Oſtindien, Californien und Braſilien ſich zuträgt, findet binnen wenig Wochen bei uns An- oder Nachklang. Bei einem ſo überwältigenden Einfluß maſſenhafter Bildungsmittel leidet die Bildung der Individuen einen traurigen Mangel, ſobald ſie nicht mit feſten Prinzipien und mit einem Maßſtab, der denſelben nachgebildet iſt, dieſer Ueberflutung entgegen treten. Fehlt er ihnen, ſo verlieren ſie ihre Selbſtſtändigkeit und werden Produkte des Zeitgeiſtes, deſſen Tummelplatz die Kreiſe der Politik und der eleganten Geſellſchaft recht eigentlich abgeben, und auf welchen die Individuen unter einem allgemeinen Firniß von unvollkommner Bildung und von ſchillernder Mode zu einer unſelbſtſtändigen Maſſe zuſammen ſchmelzen, welche nur ein polypenartiges Leben kennt — kein ſelbſtthätiges, kein höheres, kein heiliges. Aber die Prinzipien dieſes höheren Lebens ſind in der Kirche, weil ſie, göttlicher Anordnung gemäß, die Erzieherin der Menſchheit ſein ſoll, geweſen iſt, noch jetzt iſt und immer ſein wird. Nicht umſonſt nennt ſie ſich die heilige Kirche. Sie iſt es durch ihre heiligen Glaubenswahrheiten, durch ihre heiligen Sacramente, durch die einzelnen Heiligen, welche ſie zu jeder Zeit gehabt hat, durch die heiligende Erziehung, welche ſie Jedem zu Theil werden läßt, der ſich ihrer Führung anvertraut. Wer ihr nicht folgt, wird eben unheilig und verfällt der großen babyloniſchen Verwirrung; — und gerade er mehr als Andere, die nicht dieſen erhabenen Ausgangspunkt haben; denn er muß ihre heiligen Lehren, die himmliſche Mitgift ſeiner Kindheit und Jugend, gewaltſamer zerſtören, als der, welcher ohne eine ſolche in's Leben getreten iſt; er muß ſich heftiger gegen ihre Mahnungen betäuben, als der, deſſen Ohr ſie nie vernommen hat. Da es nun aber in der Kirche auch Unzählige gibt, die ſich im liebenden Gehorſam ihrer Führung unterwerfen: ſo finden ſich eine Menge geheiligter Seelen in ihr, wie ſie in den andern Confeſſionen ſich nicht finden können, weil dieſen die Eſſenz der Heiligkeit, das übernatürliche Leben abgeht. Man müßte umfaſſende Studien der Sittenzuſtände in den verſchiedenen Kirchen und in allen Schichten der Geſellſchaft machen, um jene Behauptung mit der Tiefe, welche ihr gebührt, beantworten zu können. Augenfällig berückſichtigt wird immer nur bei ſolchen hingeworfenen Fragen die Halbheit! es gibt jetzt ſo unendlich viel Laue und Gleichgültige, die ſich indifferent zu allen Confeſſionen verhalten. Dann wieder manche Proteſtanten, die ohne ihr Wiſſen und Manche, die mit Ueberzeugung halbe Katholiken ſind, und umgekehrt halbproteſtantiſch geſinnte Katholiken: ſo daß es niemals nothwendiger war als grade jetzt, die Prinzipien zu ſcheiden, wenn es ſich darum handelt, zu erkennen, wo der Keim des Lebens oder des Todes zu finden iſt. Da das Prinzip des Lebens die heiligmachende Gnade — und dieſe nur in der katholiſchen Kirche zu Hauſe iſt: ſo kann darüber kein Zweifel mehr obwalten, und gewiß würden aufmerkſame und eifrige Beobachtungen es auch im äußern Leben genügend nachweiſen. Daß nicht blos katholiſche Individuen, ſondern Staaten, leider zu viel, vom Geiſt des Proteſtantismus an und aufgenommen haben, kam im vorigen Jahrhundert traurig zum Vorſchein, und grade dieſer Geiſt war es, welcher die erziehende Wirkſamkeit der Kirche auf die Menſchheit lähmte und dadurch die herrlichſten Kräfte jener zur Stagnation — und dieſer zur Revolution brachte. So wie der Kirche nicht mehr die Hände in der Erziehung der Menſchheit gebunden ſein werden, wird ſie wieder, wie in alten Tagen, die Sittigung der Barbaren übernehmen und ausführen. Aber freilich, mit dem Abſolutismus der Regierungen kann ſie nicht Hand in Hand gehen, und der gefiel leider den katholiſchen Fürſten ſo gut, wie den proteſtantiſchen. Und ſo gefiel die Geringſchätzung und Vernachläſſigung des Glaubens auch dem katholiſchen Adel, die Beſtrebungen des Neides und der Mißgunſt auch ſeinem Bürgerſtand, die frivole Ueberſchätzung einer ſchillernden und leeren Bildung auch ſeinen ſogenannt aufgeklärten Köpfen; — und dafür ſind die Katholiken grade ſo ſicher wie die Proteſtanten von Jan Bockold bedroht. Allein neben den Lehren ihrer Kirche haben ſie in ihrem Prieſterſtand einen Schild der Heiligkeit, welcher Jenen fehlt, denn in ihm ſind bis zu dieſer Stunde die Traditionen des chriſtlichen Märtyrerthums nicht ausgeſtorben, und von dem Märtyrerthum geht eine regenerirende Kraft für die Sache, die Idee, den Glauben aus, weswegen man es leidet. Märtyrer aber haben die Proteſtanten nicht. Liest man in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte von 1789 von den unerhörten Verfolgungen, welche der glaubenstreue

Prieſterſtand zu erdulden hatte, weil er nicht der Revolution huldigte, weil er nicht ſeinen Eid brach, weil er ſeinem Beruf treu blieb und für die Seelen ſorgte; — lieſt man, wie er dafür niedergemetzelt, in Bagnos geſperrt, auf wüſte Inſeln deportirt wurde, Folterqualen erduldete, gegen welche die Guillotine eine Erlöſung war, und nicht etwa Einer, oder Zehn, oder Zwanzig, nein! zu Hunderten! zu Tauſenden! — ſo iſt man ganz unbeſorgt um die Zukunft. Auch in der verſunkenſten Zeit hat die Kirche ihre Märtyrer, und die ſetzen die Sache Gottes durch.

Doch jetzt zu dieſer Stunde — wo ſind ſie? ſeit 1789 ſind ſchon zwei Generationen verfloſſen! wo ſind ſie jetzt, dieſe Märtyrer? — Ich will es Euch ſagen.

Ich brachte den Winter des Jahres der Schmach 1848 in dem von Revolutionsſtürmen erſchütterten Palermo und Neapel zu, wo die Revolutionsmänner ihr Treiben grade ſo gut wie überall organiſirt hatten; — d. h. ſie ſchrien und tobten dermaßen gegen Alle und Alles, was ihnen im Wege ſtand und ihren Abſichten gefährlich werden konnte — verleumdeten, logen und erfanden ſolchen Unſinn, daß die Menge ganz bewildert wurde und ihnen glaubte — führten all ihre Streiche immer und immer wieder auf den einen, den mißliebigen Punkt — daß man ſich leider dort, auch wie überall, einſchüchtern ließ.

Am 11. März ſtand ich auf meinem Balkon auf St. Lucia und ſah in den ſtürmenden Golf hinaus, deſſen Wellen in hoher Brandung an den Quai ſchlugen. Ich wartete auf ein Schiff, das den Hafen verlaſſen und abgehen ſollte. Der König von Neapel hatte, eingeſchüchtert durch die Umſturzpartei, die ein paar hundert wüthende Schreier bezahlte, Tages zuvor den Vätern der Geſellſchaft Jeſu befehlen — ohne Grund, ohne Vorwurf, ohne Unterſuchung, ohne Urtheil, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlaſſen. Deren Schiff erwartete ich. Es kam endlich das winzige Dampfboot und zog langſam und ſchwankend durch das unruhige Meer längs der Küſte fort. Auf dem Verdeck ſtanden die Väter, die ernſten ſchwarzen Geſtalten, ruhig beiſammen und blickten ſo gelaſſen in ihre ungewiſſe Zukunft, wie auf die tobende Rotte — gingen ebenſo gleichmüthig aus ihrem Ordenshauſe und aus ihrer Wirkſamkeit, wie in das ſtürmiſche Meer und in die Verbannung. Merkwürdig majeſtätiſch ſah es aus, wie ſie, 115 an der Zahl, gleich Sclaven auf dem engen Raum zuſammen gepreßt, ſo friedlich gingen, als machten ſie eine Spazierfahrt nach Capri oder Iſchia. Aus ſämmtlichen revolutionirten Ländern Europas wurden ſie damals wolweislich von derſelben Partei verbannt. Ein Jeſuit! — un Capellone! wie ſie wegen ihrer großen Hüte in Italien genannt werden — der Name war genug, um ſie wie wilde Thiere zu jagen, wie ſchädliches Gewürm zu verfolgen; — und immer gingen ſie mit derſelben majeſtätiſchen Gelaſſenheit, wie eben Menſchen, die da wiſſen, daß ſie Fremdlinge auf Erden, aber im Dienſte Gottes ſind. Die haben Märtyrerblut in den Adern, und daß es damals nicht gefloſſen iſt, lag gewiß nicht an der Menſchenfreundlichkeit ihrer Gegner. Uebrigens machten die Lazaroni am Abend jenes Tages in Wuth und Verzweiflung eine Emeute, denn 1200 ihrer Kinder erzogen die Väter in ihrem Collegium, und die waren nun verwaiſt, gleich den übrigen Schulen, denen ſie faſt alle vorſtanden. Die Emeute der Lazaroni ging anders zu Ende, als die der Umſturzpartei: man ſchoß auf ſie, Einige fielen und die Sache war aus.

Der Beſitzer der Villa, die wir einige Wochen ſpäter in Sorrent bewohnten, erzählte uns, es ſei damals ein Emiſſär der Revolution auch zu ihnen gekommen mit der Freudenbotſchaft, dieſes „ſchwarze Ungeziefer“ ſei nun aus dem ganzen Königreich verbannt, und die Sorrentiner mögten ja dafür ſorgen, daß es Sorrent nicht länger beläſtige, ſondern ſich ſofort entferne, damit es nicht Zeit habe, ſeine Schätze mitzunehmen. Die Sorrentiner ſind ein arbeitſames braves Völkchen, die nicht im Geringſten den Vätern abgeneigt waren, welche auch dort, wie überall, Schulen hatten; — aber einzelne Taugenichtſe gab es natürlich auch dort, und da die Lehren der Revolution ſo recht die Lehren für

Taugenichtſe ſind: ſo fand jener Emiſſär bei ihnen kräftige Unterſtützung. Sie tobten ſo lange und ſchwuren ſie gewiß Rache zu nehmen an ganz Sorrent, bis ſich die Wolgeſinnten entſchloſſen, ſelbſt zu den Vätern zu gehen und ſie um ihre ſofortige Abreiſe zu bitten, weil die Stadt mit Mord und Brand bedroht würde. „Wir thaten es mit Thränen in den Augen,“ ſagte der Erzähler. Die Väter beorderten alsbald eine Barke und verließen ihr Haus und Sorrent wie ſie gingen und ſtanden. Nun ſtürzte die Maſſe der Neugierigen und Habſüchtigen in das Haus, um Schätze zu finden. Was fand man? die allergewöhnlichſte ſchlichteſte Einrichtung des Hauſes und die Makaroni, welche zu ihrem Mittagbrod beſtimmt waren. Der Erzähler meinte, daß der Emiſſär ſelbſt ganz verwundert und faſt gerührt geweſen ſei; ich glaube das aber nicht, denn ſolche Emiſſäre ſind zu gute Comödianten, um nicht auch Ueberraſchung heucheln zu können.

Jetzt, da ſich für den Augenblick der Sturm der Revolution gelegt hat, ſind die Väter der Geſellſchaft Jeſu überall, wo es einigermaßen möglich iſt, zurückgekehrt, um zu verſuchen, ob ſie zwiſchen all das Unkraut etwas guten Samen ausſtreuen können; — natürlich unter der ſtillſchweigenden Bedingung, heut oder morgen, ſobald der Sturm wieder ausbricht, auch wieder verfolgt und verjagt zu werden. Dieſe ausdauernde Liebe für das Heil der Seelen, die Arbeit, Anſtrengung und jede Art von Aufopferung für nichts achtet — und von der Welt nichts dafür empfängt als Verleumdung und Haß — iſt eine gute Vorſchule für das Märtyrerthum.

Ich ſchrieb damals, am 13. März, an eine Freundin nach Dresden:

„Ach ſie ſind glücklich, dieſe Männer! ſie leben für eine unſterbliche, fruchttreibende Idee, für die ſittigende Kraft der katholiſchen Kirche, und gibt es in Europa keinen Platz mehr für ſie, ſo ſuchen ſie ſich einen andern Welttheil für ihre Wirkſamkeit aus. Ich habe immer große Ehrfurcht vor den Jeſuiten gehabt. Jetzt, da der Radikalismus ſie mit ſo grimmiger Wuth verfolgt, fange ich an ſie zu lieben, weil ihr unerſchütterlicher Phalanx ihm todtfeindlich ſein muß, um dermaßen von ihm gehaßt zu werden.“

Damals war ich nur im Stande, ihre großartige ſoziale Bedeutung zu verſtehen; die religiöſe konnt' ich nicht erfaſſen. Eine Kirche, die ſeit dreihundert Jahren einen Orden beſitzt, welcher ſeine Söhne zum Märtyrerthum heranbildet, hat in ihnen eine glaubensſtarke, unüberwindliche Kreuzesſchaar, welche immer von Neuem Segen und Heil wirken muß. Ob ſie Schule für kleine Kinder halten, ob ſie Jünglinge erziehen, ob ſie den Männern predigen, ob ſie wilde Völker in fremden Welttheilen oder verwilderte in Europa zu zähmen ſuchen, ob ſie unter jenen Barbaren ihr Blut — unter dieſen ihren Schweiß vergießen: immer iſt ihre Lehre ein Maienregen, der in dem ausgedörrten Boden neue Triebkraft weckt, um den Samen des göttlichen Wortes friſch aufſproſſen zu laſſen. Nachdem ſie im ſechszehnten Jahrhundert einen Theil Europas von dem großen Abfall zurückgeführt hatten, lohnte ihnen das achtzehnte dieſe heroiſchen Anſtrengungen mit einem koloſſalen Undank. Der Orden wurde aufgehoben und hatte nicht mehr zu exiſtiren. Und ſo wurde während vierzig Jahren die Geſellſchaft Jeſu nicht anerkannt, aber deshalb löste ſie ſich nicht auf. Als Papſt Pius VII. im Jahr 1814 das Aufhebungsbreve widerrief, das Clemens XIV. 1773 erlaſſen hatte, bildete ſich die Geſellſchaft nicht von Neuem, ſondern ſie war da, ſie lebte; — das neunzehnte Jahrhundert bedurfte ihrer grade ſo nothwendig wie das ſechszehnte: darum lebte ſie. — Wieder iſt ein großer Abfall da — wieder ſind die Jeſuiten auf dem Kampfplatz! Wieder werden gottesläſterliche Lehren der Zerriſſenheit und Verwirrung unter das bethörte, verfinſterte Menſchengeſchlecht ausgeſäet — und wieder ſind ſie da, um die Lehre von der katholiſchen Einheit zu predigen. Was iſt inzwiſchen mit Luthers Lehre vorgegangen? — umgebildet, umgeſtaltet, hier ausgeſchieden, da mit der reformirten vermiſcht, dort bezweifelt, dort gar nicht mehr geglaubt, ohne Fundament, ohne Dach, von innerem Widerſpruch mit ihrem eigenen Prinzip geängſtigt, aus dem ſubjectiven Glauben des Individuums geboren, vom ſubjectiven Unglauben, der nicht blos Einzelne, ſondern Maſſen ergriffen hat, untergraben — ohne inneren Halt, weil ohne poſitive Autorität — ohne äußere Stützen, weil die ſtets wechſelnden politiſchen Verhältniſſe ihr nicht mehr ſo günſtig als bei ihrer Geburt ſind — — gibt es in der ganzen Geſchichte der Entwickelung der Menſchheit ein monſtröſeres Bild der Verwirrung? Mir fällt immer jene indiſche Gottheit ein, die beängſtigend mit ihren hundert Armen umſonſt nach einem Etwas zu greifen ſcheint; — denn es iſt genug für die Gottheit, daß ſie eine Hand ausſtrecke. O, wäre nicht durch die Unzulänglichkeit ihrer Lehre eine ſo ſchauerliche Gleichgültigkeit unter die proteſtantiſche Maſſe gekommen — hätte ſie ſich nicht im Lauf dreier Jahrhunderte daran gewöhnt, ſich mit ihrem religiöſen Bedürfniß auf ihre eigenen paar Gedanken zu beſchränken: ſo würde jene wirre wilde Verworrenheit ſie zittern machen. Aber nun denkt ein Jeder: Das geht mich nichts an! Der Orthodoxe — wenn es deren gibt! — fügt hinzu: Denn ich habe die heilige Schrift. Der Rationaliſt: denn ich habe die Vernunft. Der Pietiſt: denn ich habe meine Conventikel. Der Pantheiſt: denn ich habe die Natur. Die Claſſe, für die ich keinen Namen weiß, und zu der ich ehedem gehörte: denn ich habe Gott. — Wann, o wann wirſt Du, o Herr, Dein fiat lux über dieſem Chaos ſprechen? Der abſtrakten Speculation und dem kommuniſtiſchen Syſtem gehorcht es nicht.

Als ich nach Italien ging, war es die Kunſt des Mittelalters weit mehr als die antike, die mich anzog, obwol ich eine große Vorliebe für die Sculptur habe, weil in der ſtillen Ruhe der Statue ein gewiſſer unerſchütterlicher und melancholiſcher Friede iſt, der mir wol thut; im Gemälde hingegen ſehr ſelten — ſchon deshalb nicht, weil ſelten eine vollkommne Harmonie zwiſchen Farbe und Zeichnung ſtatt findet. Die mittelalterliche Kunſt in ihren Domen, in ihren Bildern, von denen man kaum eine Ahnung in Deutſchland hat, entzückte mich. Es gab Augenblicke, in denen ich die alten florentiniſchen Meiſter, einen Fieſole, einen Lorenzo di Credi, einen Sandro Botticelli, ſchöner fand als Rafael, wegen der unbegreiflichen Andacht, Gottinnigkeit und Seelenſchönheit, welche ſie ausſtralen — wegen dieſer Verſunkenheit in Glauben und Frömmigkeit, die ihnen wie ein Heiligenſchein zu Häupten ſchwebt. Ich erkannte wol, daß ein mächtiges religiöſes Element ſie geboren habe; allein ich hielt es für abgeſtorben — oder doch nahe daran.

Der Kultus der katholiſchen Kirche machte mir gar keinen angenehmen Eindruck. Theils verſtand ich ihn nicht, theils läßt alle Weltherrlichkeit mich gleichgültig, theils iſt die heilige Oſterzeit in Rom, wegen des unerträglichen Zuſammenfluſſes von Fremden, die ſie wie eine Comödie behandeln, wirklich profanirt. Bis zum Kern zu gelangen, verſtand ich nicht! ich blieb an der

Schaale hangen und fand ihren Pomp leer, andachtslos. Es lag vielleicht daran, daß ich zu viel Andacht *finden* und zu wenig *mitbringen* wollte; und gewiß mit an dem grauſamen Tumult, der an den heiligen Stätten herrſchte. Er machte mich ganz ſchwermüthig, ſo daß ich am Oſterſonntag z. B. gar nicht nach St. Peter ging, wo der heilige Vater vom Balkon herab den Segen über die Stadt und die Welt ertheilte, ſondern zu der Einſamkeit von St. Maria Maggiore floh. Ich fand immer, daß das Heilige nicht heilig genug behandelt wurde. Das hatte ich auch in Neapel bei der Liquifaction des Blutes vom heiligen Januarius gefunden. Ganz gläubig ging ich hin und ganz ungläubig kam ich zurück. Ich weiß nicht mehr wie ich über dies Alles in „Jenſeits der Berge“ geurtheilt habe; ich fürchte, mit oberflächlicher Anmaßung. Die Proteſtanten wachſen dermaßen in der Vorſtellung auf und in ſie hinein, die katholiſche Kirche beherberge eine ganze Welt von irrthümlichen und kindiſchen Glaubenslehren, welche durch höhere Erkenntniß und geiſtigere Auffaſſung ſeit 300 Jahren beſeitigt wären, daß ſie ſich gar nicht einer gewiſſen Geringſchätzung enthalten können. Sie wiſſen durchaus nicht, *was* ſie eigentlich gering ſchätzen, denn ſie kennen das Dogma nicht; nur ſo im Allgemeinen ſprechen ſie mit Geringſchätzung vom „Katholizismus“ — wie ſie ihn nennen — in’s Blaue hinein. Sie ſind

„jenſeits der Wahrheit“ und das macht ihnen die Erkenntniß derſelben namenlos ſchwer. Juden und Heiden und Muſelmänner haben ſie noch nicht gehabt; die Sonne iſt ihnen noch nicht aufgegangen; aber ſie liegt vor ihnen, während ſie den Proteſtanten im Rücken liegt. Vorwärts zu gehen iſt leichter als umzukehren, weil zu letzterem eine Art von Demuth gehört. Und demüthig war ich ganz und gar nicht. Ich hatte ſo wenig Reſpekt vor Luther als Religionsſtifter, daß ich — ich meine es war in „Jenſeits der Berge“ — ſagte: „Wer die Unfehlbarkeit einer päpſtlichen Bulle verwirft, darf nicht auf der Unfehlbarkeit der Augsburgiſchen Confeſſion beſtehen.“ Aber dennoch hatte ich die Sonne im Rücken und keine Kirche kam mir erhabener, freiſinniger vor, als nur eine Kirche. Vor Luthers Charakter hatte ich Anwandlungen von Reſpekt, weil mir dieſe Unerſchrockenheit gegen Papſt und Kirche vor Kaiſer und Reich aufzutreten wolgefiel; — ſo geht es gewiß Manchen, welche an Muth und Kampf ihre Luſt haben, und darüber die Urſache und das Ziel aus den Augen verlieren. Ein Feldherr, welcher den Fahneneid bricht und mit einem Theil des Heeres von ſeinem König abfällt — iſt entehrt. Ach, freilich ſieht der gütige Gott es viel tauſendmal, daß man es mit den Gelübden, die ihm gemacht werden, leichter nimmt, beſonders wenn ſie, wie in dieſem Fall, einen zeitlichen Erfolg haben.

Als ich in Spanien war, nach dem Schluß des Bürgerkrieges, auf welchen Eſparteros Regentſchaft folgte, fand ich dort keine äußere Spur ſeiner alten Glaubenstreue. Die Klöſter waren verödet oder zu profanen Zwecken eingerichtet; die Kirchen waren nur von Frauen beſucht; in der Kathedrale von Sevilla ſpielte die Orgel Opernarien. War das nur eine vorübergehende Gleichgültigkeit, die Folge der politiſchen Aufregung? ich weiß es nicht! aber das weiß ich, daß ich nur eine katholiſche Bekanntſchaft in Spanien gemacht habe: Murillo! — und daß ich dies nicht etwa jetzt, ſondern ſchon damals begriff. Er iſt der Maler des katholiſchen Dogmas; — der Heiligen, der Extaſen, der Viſionen, welche die Geſtirne dieſes unergründlichen, tiefen Himmels ſind. Er ſteht nach meiner Meinung ganz einzig in der chriſtlichen Kunſt da. Die florentiniſchen, die umbriſchen Maler malten Heilige, als wären ſie vom Himmel herab geſchwebt. Murillo malt Menſchen, welche als Heilige zum Himmel hinaufſteigen, und deshalb nenn' ich ihn den Maler des katholiſchen Dogmas, denn ſeine Geſtalten ſind keine idealiſche oder klaſſiſche Gebilde, die nichts zu thun haben mit Leid und Luſt der Welt; es ſind Menſchen, welche durch die Kraft der Sacramente Heilige geworden ſind. So ein heiliger Biſchof Thomas von Villanueva, ſo eine Viſion von St. Felix de Cantalizio, ſo eine Stigmatiſirung von St. Franziscus, haben wirklich nicht ihres Gleichen in der Kunſt. O dieſe leidenvollen verklärten Menſchen, ſo hoch über mir durch die Verklärung, ſo neben mir durch das Leid — ſie treten jetzt Alle ganz lebendig aus der Erinnerung an mich heran und fragen: Wie haſt du das verſtehen können? du wußteſt ja nichts von den Sacramenten und ihrer heiligenden Kraft! — Nein, ich wußte nichts davon; auch nichts von der Gottes-Mutter, zu welcher die Kirche fleht: Mater divinae gratiae, ora pro nobis; auch nichts von der unbefleckten Empfängniß Maria; ich wußte gar nichts! Aber Murillo wußte es, glaubte es, und wird ein großer, erhabener Glaube von einem großen erhabenen Genie durch eindringliche Schönheit gedeutet: ſo muß das doch Eindruck machen, wenn man die Schönheit als eine Offenbarung des Göttlichen auffaßt; — und das that ich.

Jedoch zum Quell zurückzugehen, aus dem dieſes merkwürdige Genie ſich nährte, kam mir nicht in den Sinn. Es iſt mir jetzt, als hätte ich gewähnt, das katholiſche Dogma ſei nicht mehr ſo unangetaſtet wie zu Murillos Zeit in Spanien; ich faßte es nicht auf als das Unwandelbare, Wechſelloſe, das bis zum Ende der Zeiten dauern müſſe trotz des Abfalls einer Welt; — konnte das nicht, da ich vom Proteſtantismus gebildet war, der ſeiner Dogmen Exiſtenz nach Jahren zählt, und glaubte ganz kindiſch, dieſer Proteſtantismus hätte eine Breſche in jener unerſchütterlichen Feſtung gemacht, ſo daß doch wol nicht Alles mehr ſo aufgefaßt und gelehrt werde, wie zu Murillos Zeit. Das fand ich recht traurig, weil ich mit zweifelloſer Entſchiedenheit annahm, wenn es noch in alter Kraft ſei, ſo müßte es ſich ſeine Murillos bilden. Ach, nicht das Dogma fehlt den Seelen; aber die ſtarken, die gläubigen Seelen fehlen dem Dogma. Es hat ein entnervender Scirocco ſeit mehren Menſchenaltern die Welt durchweht. Zwei Götzen empfingen ihre Huldigungen: der *Mammon* mit ſeinem zahlreichen Gefolge von Sinnlichkeit, Genußſucht, Hartherzigkeit, Habgier — und der *Geiſt*, dem eine oberflächliche Bildung, ein großer Mangel an Tiefe, eine Liebhaberei für Kritik und Zerſetzung, ein unerhörter Hochmuth, eine leichtſinnige Frivolität bei Behandlung ſittlicher und religiöſer Fragen nachſchwärmten. Mit dem achtzehnten Jahrhundert begann dieſer Götzendienſt in England; von dort ging er nach Frankreich über und Deutſchland ermangelte nicht, ihn pflichtſchuldigſt von Frankreich in Empfang zu nehmen. Englands geſunder Nationalcharacter, ſein großes politiſches Leben, ſeine harten Schickſale in der letzten Hälfte jenes Jahrhunderts, dann Pitts großartiges Genie, welches mit der vollen Ueberlegenheit eines mächtigen und hochherzigen Characters durch ſeine erhabene Idee ſein Vaterland zum Bollwerk der Freiheit gegen die Revolution und gegen Napoleon machte: dies rettete England von dem Abgrund, in welchen Frankreich getaumelt iſt und in welchem nun auch Deutſchland liegt. Ein fürchterlich materialiſtiſcher Sumpf bedeckt den ganzen Continent von Europa; das iſt der Boden nicht, auf welchem eine geſunde Menſchheit ſich entwickeln konnte, denn zu ihrer Geſundheit gehört weſentlich, daß die Seelen ſich wol befinden, und die können es nicht, wenn ihre höheren Kräfte brach liegen und wenn ſie mit den niedern den Mammon anbeten, und den Geiſt über Alles ſchätzen. Ihre höchſten Kräfte ſind der Glaube und die Thätigkeit in Werken der Liebe. Sie hat ſie nicht geübt; — den Erfolg ſehen wir. Die materialiſtiſche Richtung kann kein anderes Ende haben als die vollendete Negation und den Haß, der auch eine Verneinung iſt — der Liebe. Damit aber wird nichts geſchaffen, nichts geboren; ſie kann nur zerſtören und vernichten, und weil ſie das Bewußtſein ihrer Impotenz mit ſich herumſchleppt, geht ſie ſo wild zu Werk, daß man leicht gewahrt, wie ſie ihre Wildheit für Macht ausgeben mögte. Aber noch nie hat die Unmacht die Welt überwunden! wenn ſie wähnte, jetzt gehöre ſie ihr, die geknechtete, gelähmte, ermattete Welt — ſiehe da! es kam Rettung, indem ein neues Schöpfungswort über die Welt gerufen wurde; und immer rief es die Liebe! Sie wird auch dies Zeitalter beſiegen und ſich mit dem Kreuz auf den Materialismus ſtellen — wie jene Heilige mit ihm den böſen

Feind überwand, daß er ſich wie ein Wurm unter ihrem Fuß krümmte. Kann man daran zweifeln, wenn man den unermeßlichen Jammerſchrei beachtet, den, wie ein Rieſenecho, eine Bruſt der andern zuwirft? Es iſt ein Klageton, wie ihn vielleicht jene Schiffer auf dem mittelländiſchen Meer in den Tagen der Geburt des Erlöſers vernahmen. „Der große Pan iſt todt!“ wimmerten klagende Stimmen. Weil ſich jetzt die ſchneidende Klage nicht mit einem Wort ausſpricht — weil ſie hier eine tiefe Trauer, dort einen wilden Grimm, da eine heiße Sehnſucht, und da einen frechen Trotz, Hohn und Verzweiflung verräth: darum iſt ſie noch erſchütternder! iſt eine Quinteſſenz von allem Weh der Menſchheit. Die alte Römerwelt ſah ihre Götter verſinken — ja! allein ſie wußte bereits, daß es Schattenbilder waren. Unſre Welt wird aber gewahr, daß ſie den ewigen Gott verlaſſen hat, daß ſie zu büßen hat für den Abfall von der Offenbarung. Dieſer Abfall hat, wie der Sündenfall Adams, dermaßen ihren Willen geſchwächt, ihre Erkenntniß verſchleiert, daß ſie noch nicht zu dem Entſchluß kommen kann, ſich wie der verlorne Sohn auf den Weg zu machen zur Rückkehr, obwol ſie heimlich fühlt, daß ſie es müſſe und werde. Dieſen Kampf zwiſchen Nöthigung und Widerſtand muß ſie jetzt durchmachen, und geiſtige Orgien und wüſte Bachanalien toben in ihn hinein. O, eine immenſe Erlöſung wird auf dieſe immenſen Schmerzen folgen, denn das Kreuz ſteht noch immer auf Golgatha und ſtralt um ſo heller, als die Irdiſchkeit in ihrer eigenen Finſterniß verdunkelt iſt. Aus dieſem Kampf werden auch wieder ſtarke Seelen hervorgehen, fähig, das Gewicht der Offenbarung zu erfaſſen und zu tragen. Ob ſie dann in deren Dienſt Bilder malen, wie Murillo — oder durch eine gewaltige Asceſe die Menſchen auffriſchen und ſtählen, wie die heilige Thereſe — oder ein kampffertiges Glaubensheer aufſtellen, wie der heilige Ignaz von Loyola — dieſelbe Liebe zum Kreuz lebt in ihnen und dieſe Liebe nur kann das Zeitalter beſiegen. Drei Spanier habe ich da genannt, unwillkürlich wie ich ſie unter der Feder fand — und doch nicht ohne Bedeutung; denn ein Volk, das, wie das ſpaniſche, für lieben und wollen ein und daſſelbe Wort hat — querer — muß große Herzen und ſtarke Seelen erzeugen können. Dahin müſſen wir es bringen, daß — wenn nicht in unſrer Sprache ſo doch in unſrer Seele — Liebe und Wille zuſammenfallen. Um es dahin zu bringen, müſſen ſie ſich zu ihrer höchſten Höhe, zu Gott, erheben; in ihm ſind ſie Eins; in Allem, was er nicht iſt, ſplittern ſie auseinander und bewerkſtelligen dadurch den innern Zwieſpalt, der uns ſo unſelig macht.

Endlich reiste ich nach dem Orient, immer von dem Wunſch beſeelt, die Welt kennen zu lernen, wie Gott ſie geſchaffen und wie der Menſch ſie zurecht gemacht hat. O daß ich als fromme Pilgerin dahin gegangen wäre! um wie viel größer wäre mein Genuß geweſen! Doch war er ſehr groß. Die majeſtätiſche Ruhe des Orients nahm mich in ihre Arme und verſetzte mich aus dem wirren Treiben des Abendlandes in eine große erhabene Stille, durch welche die Stimmen der Propheten mir erklangen. Die heilige Schrift war faſt meine einzige Lektüre, und ich finde es ſehr bezeichnend für meinen Seelenzuſtand, daß ich eine ſo große Vorliebe für die Bücher des alten Teſtamentes, beſonders für die Propheten hatte, welche von den Weltkindern ſelten geleſen werden. Iſaias, Jeremias und die Pſalmen wurde ich nicht müde zu leſen, recht als ob ich auf die Erfüllung ihrer Verheißungen warte. Ich hatte ja noch nicht das Heil der Offenbarung in mir aufgenommen, und ſo konnte ich keinen andern Platz haben, als zu den Füßen der Propheten, welche ſie verkündeten. Jehovas Wort zu ſeinem Volk durch Iſaias: „— ich habe dich bei deinem Namen gerufen, mein biſt du —" (43, 1.) das mir von je her, ich weiß nicht was für eine himmliſche Zuverſicht in die Seele ſtralte, nahm damals förmlich Beſitz von ihr. Und wenn ich im Jeremias (31, 3.) las: „Mit ewiger Liebe lieb ich Dich; darum erbarm' ich mich Dein und zieh Dich zu mir:" ſo meinte ich unter den Weiden an Babylons Flüſſen zu ſitzen und zu harren auf die Heimkehr nach Sion. „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich!“ — o dieſen Zuruf kann ja die Menſchenſeele nie, nie vergeſſen! errichte ſie ihren Göttern noch ſo ſchöne Altäre, noch ſo herrliche Tempel, huldige ſie ihnen mit noch ſo großer Inbrunſt — umbaue ſie ſich mit Allem, was in der weiten Schöpfung lieblich und erhaben zu betrachten, zu ſehen, zu denken, zu bewundern iſt — verſenke ſie ſich in die Majeſtät und den Reiz der Natur, in den Zauber und die Fülle der Kunſt, in die geheimnißvolle Tiefe des menſchlichen Herzens — es bleibt und bleibt ein Etwas in ihr lebendig, für das ſie keinen Namen, keine Bezeichnung hat — und das iſt der Durſt nach Erlöſung. O dieſer verſchleierte Stern, den die Abtrünnige im Buſen mit ſich herumträgt, blitzt zuweilen ſo hell auf, daß jedes andre Licht neben ihm verſchwindet. Dann war mir zu Sinn, als hielte ich den heiligen Kelch in den Händen und als wär' er gefüllt mit einem ſchaalen Trank, den ich mich bemühte Nektar zu nennen, der ihn entweihte und der meinen Durſt nicht löſchte. Und ich wandte mich von ihm ab mit einem Widerwillen, daß ich eine Welt hätte aus der Hand werfen mögen. Und dann ſank der Schleier wieder über den Stern und ich war die Alte, froh begeiſtert für das, was ich meinen Beruf nannte und ganz bereit, die mit ihm verknüpften Melancholien zu ertragen, die ja in Augenblicken der Abſpannung und der Unthätigkeit in einer ſo raſtloſen Seele erwachen mußten; — in dieſer

Weiſe erklärte ich mich mir ſelbſt. „Mit ewiger Liebe lieb ich dich!“ dies ſteht geſchrieben auf dem tiefſten Grunde aller Herzen, dies bringen ſie mit als eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Ahnung ihrer himmliſchen Abkunft und ihrer himmliſchen Beſtimmung. Ach, wir ſchreiben andre Worte darüber, welche jene heiligen Zeichen faſt ganz verwiſchen und unkenntlich machen. All unſre Leidenſchaften, all unſre Thorheiten, all unſre traurigen oder holdſeligen Lieben wälzen den Ausdruck ihres Jubels und ihrer Schmerzen, ihres Triumphs und ihrer Entmuthigung, ihrer himmelſtürmeriſchen Sehnſucht und ihrer vernichtenden Enttäuſchungen darüber hin — ohne ſie zu zerſtören. Mitten in den großen Schmerzen, in den hohen Freuden, in den tiefen Gedanken, in den bangen Troſtloſigkeiten tauchen ſie auf wie Blicke, wie Stimmen himmliſcher Geiſter, und es geht ein Klingen durch unſre Seele, wovon wir gar nicht recht wiſſen, was es bedeutet, von wannen es kommt, und worauf wir dennoch mit einer Art von extatiſcher Freude horchen und innerlich ſagen: Ja! ja! — das iſt's! das mein' ich, das will ich! alles Andre, was ich erreicht habe, iſt nicht das Rechte! dies, dies allein hab ich gemeint mit all meinen oft ſo mühſamen Anſtrengungen! dies iſt's! — Aber anſtatt mit den vollen Segeln des Willens, der Erkenntniß über das wogende Meer zu Hülfe zu kommen, verſinken wir ganz ſchläfrig und matt in unſre

Gewohnheiten, unſer Behagen, unſre Zerſtreuungen, und denken höchſtens: mit der Zeit werde es ja wol klarer und lichter in der Seele werden. Und ſo vergeht die Zeit in kläglicher Erſchlaffung — bis denn doch der Augenblick eintritt, wo das Herz von der Hand Gottes in ein ſolches Läuterungsfeuer geworfen wird, daß deſſen unwiderſtehliche Flammen Alles herunterbrennen, Alles verzehren, und zwiſchen der Aſche und den Schlacken nichts übrig laſſen, als den Diamant, den kein Feuer zerſtören kann: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich; darum erbarme ich mich dein und zieh dich zu mir."

Ja, ſo iſt es für uns Alle! o glaubt es mir — für uns Alle! Da gibt es keine Ausnahme und keinen Mittelweg: der Durſt nach Erlöſung läßt Keinem Ruhe. Er iſt unſer Aller Ende — o Jammer, daß er nicht unſer Aller Anfang iſt! Er iſt der Schmerz, der jetzt durch die Welt zittert, ächzt, ſchreit. Weil ich ihn mit ſolcher Vehemenz empfunden habe, darum hör' ich ihn all überall heraus, hindurch; hier dumpf, dort gellend. Ihr hört ihn auch, um Euch, in Euch — nicht wahr? Könnt Ihr wähnen, dies ſei nur ein Schrei nach Brod, oder nach ich weiß nicht was für vergängliche Inſtitutionen, Krücken des äußern Lebens? Nimmermehr! der würde nicht die ganze Welt bis zum Grunde aufwühlen! Er mag dieſe Maske vornehmen, ſich ſelbſt damit täuſchen, oder Andere; allein dieſe namenloſe Unbefriedigtheit, die ihn erzeugt, entſpringt nicht aus Mangel an Brod oder aus der Unvollkommenheit der Geſetze; ſondern ſie entſpringt aus dem Unglauben, welcher der Tod der Seelen iſt — und die Seelen wehren ſich gegen den Tod und ſehnen ſich nach der Erlöſung, die ihnen das ewige Leben gibt. O Du Seele, welche dieſe Zeilen lieſt, ich kenne Dich ja nicht, weiß nicht, wer Du im irdiſchen Daſein biſt und mit welchem Namen man Dich nennt; — aber ich weiß, daß Du Dich nach der Erlöſung ſehneſt — wenn Du nicht etwa ſchon in ihr ruheſt! — und darum flehe ich Dich an: Warte nicht ſo lange wie ich gewartet habe, um vor dem geliebten Kreuz nieder zu knien! ſei ſtärker als ich, beſſer als ich, entſchloſſner als ich — und bleibe nicht ſo lange in der Gefangenſchaft zu Babylon. Vor Deinen Augen liegt Jeruſalem. O komm' herüber! Traurig ſitzeſt Du dort an den Waſſern und blickſt ihnen nach, wie ſie verrauſchen gleich Deinem Leben, das leer und ſtumm iſt, denn Deine Harfe hangt an den Trauerweiden — leer und ſtumm, auch wenn aller Ruhm der Erde es erfüllte. Steh auf, o Seele, und komm! Jeruſalem iſt Deine Heimat und nimmt Dich auf mit unſterblicher Liebe; denn es hält eine einzige gerettete Seele höher, als alle irdiſchen Schätze und Throne und Kronen. Iſt es nicht Seligkeit, da zu Hauſe zu ſein, wo Du, o Seele, einen ſolchen Werth haſt und wo Du einen gleichen Werth auf andre Seelen legſt. O ſieh! dieſe Liebe der Seelen iſt das Kennzeichen der alleinſeligmachenden Kirche: ſie liebt ſie gerade wie Chriſtus ſie geliebt hat — um eine jede ſelig zu machen. Wo findeſt Du das in Babylon? — —

Schön war's im Orient, ach wunderſchön! vornämlich da, wo Meer und Gebirg zuſammen ein großartiges Gemälde bildeten, z. B. auf dem Libanon und längs der Küſte Syriens von Beirut bis zum Berge Carmel. Waren es die Gedanken, die Bilder und Vorſtellungen, die ich mitbrachte, die Geſtalten, mit denen ich die Landſchaft belebte, die bibliſchen Erzählungen, die Patriarchen und Propheten, die ſich an dieſen Boden knüpfen — genug, ich fand im ganzen Character des Orients etwas unerhört Erhabenes, wogegen alle Kultur Europas winzig und kleinlich erſchien. Ich war zu ſehr eine Tochter des Abendlandes, um nicht deſſen raſtloſes unermüdliches Streben in mir aufgenommen zu haben; und da ſich Alles feſt und ganz in mir ausprägt, ſo war ich auch ſehr empfänglich für den Gegenſatz, der mir im Orient als Unwandelbarkeit entgegentrat. So lebte ich zugleich ein Leben der Bewegung und der Ruhe, das mich ganz glücklich machte. Dieſe großen Contraſte waren es gerade, die ich brauchte, um tief in das Leben einzudringen. Eine Seite, eine Richtung erſchöpften es nicht, gingen immer nur gradaus oder rundum. Aber die beiden Seiten, aber die entgegenſtehenden Richtungen — und die zuſammengeführt auf dem einen Punkt, wo ſie ſich berühren ohne ſich zu paralyſiren — das war mir eine Wonne! Frei wollt' ich ſein, doch nicht zuſammenhangslos; ruhen wollt' ich, aber auch thun; ſieghaft kämpfen, aber dann recht gern mich unterwerfen. Dieſe Unerſättlichkeit war der Segen und Unſegen meines Lebens: Unſegen — ſo lange ich immer über alles Erlangte hinaus und doch nicht nach dem Einen griff, folglich mich nutzlos abmühte wie die Danaiden; Segen — weil ich denn doch durch dieſe Unerſättlichkeit dahin gekommen bin, wo ſie ein unerſchöpfliches Sein findet, welches ihr Stand und Farbe hält. In der Kirche und nur in ihr iſt der unermeßliche Spielraum für alle Richtungen, der Kampfplatz für alle Fähigkeiten des Menſchen. Da kann er ſich ausleben in Liebe und Glauben — im Glauben und Werken — in Uebung des Willens und in Hingebung an die Gnade — im Gebrauch der Freiheit und in freier Unterwerfung. Da muß er ſich ſelbſt verantworten und ſeine Thaten — aber indem er ſich ſtützt auf die göttliche Barmherzigkeit. Dieſe Arena und nur dieſe iſt grade groß genug für ihn, weil ſeine ſämmtlichen Kräfte hier geübt und angewendet und in Athem gehalten und angeregt werden. Ganz natürlich! — ſie iſt von Gott für ihn geordnet und eingerichtet, und nur der Schöpfer verſteht ganz alle Bedürfniſſe ſeines Geſchöpfes. In allen Confeſſionen außerhalb der Kirche iſt dieſe Arena grade ſo eng, wie die einſeitige Richtung ihres Gründers es mit ſich brachte; folglich verkommen darin Tauſende aus Mangel an Luſt und Bewegung. Dies erklärt die Menge von Seelen und die große Maſſe Derjenigen, welche ſich abſeits der Confeſſionen halten — wie ich es that. Sehr häufig iſt es das Gute in ihnen, das weder Nahrung noch Pflege findet, und ſie zu dieſem Ausſcheiden veranlaßt. Aber aus der Kirche iſt noch Niemand um ſeiner Tugend, ſeiner Vortrefflichkeit oder ſonſtiger guter Gaben willen ausgetreten. Bei mir war es Gutes und Schlimmes gemiſcht, was mich der lutheriſchen Confeſſion abhold machte: die Conſequenz meines Verſtandes und die Wahrheitsliebe meines Characters wurden beide durch dies Gewebe von Widerſprüchen abgeſtoßen; — Stolz, Selbſtüberſchätzung und ein ganz ungeordneter Durſt nach Unabhängigkeit bewirkten, daß ich mich mit dem Guten, welches jenes Gewebe vielleicht enthalten mag, nicht befaſſen mogte — und jetzt muß ich auf den Knien Gott dafür danken! Denn was wär' es geweſen, wenn ſich meine Seele darin zurecht gefunden hätte — aber verkrüppelt! Die ſeeliſche Unerſättlichkeit macht doch, daß man die Dornen nicht achtet, um ſich zur Rosa mystica durchzuarbeiten. Und dann macht ſie auch für alle leibliche Bedürfniſſe äußerſt genügſam. Ein Stück Brod, ein wenig Ziegenkäſe, ein Trunk Waſſer aus der Ciſterne, acht bis zehn Stunden zu Pferd, Schlaf unter dem Zelt inmitten unſers kleinen Lagers, um das die Hunde bellten, auch die Schakale heulten — das Alles war mir leicht, ja gereichte mir zum größten Vergnügen, wenn es auf jener Reiſe vorkam.

Damals empfand ich zuerſt einen Schmerz darüber, nicht der katholiſchen Kirche anzugehören. Bis dahin hatte ich wol ſchon öfter gefunden, es müſſe gar ſchön ſein, in ihr geboren zu ſein — doch weiter nichts. Nun aber, da ich überall in dem Pilgerhauſe der Klöſter mit größter Gaſtfreiheit aufgenommen wurde und das Leben dieſer demüthigen Männer ſah, die aus Spanien und Italien herüber gekommen waren, und die orientaliſchen Sprachen gelernt hatten, um kleinen Kindern Unterricht zu geben und Pilger zu verpflegen; — nun da ich die katholiſche Kirche in ihrer Glorie, d. h. in Liebe und Armuth ſah — da fing ich an ſie zu lieben. Und da man mit dem Gegenſtand vereint ſein mögte, den man liebt, und ein Uebertritt ganz außerhalb meines Ideenkreiſes lag, ſo fing ich an mich zu grämen.

Namentlich im Kloſter auf dem Carmel! Es ſchwebt eine wunderbare Heiligkeit um jene Stätte, ein ganz idealiſcher Friede, wie ich nie etwas Aehnliches auf irgend einem Punkt der Erde gefunden habe. Die Küſte von Sorrent, die Ebenen von Granada und Palermo ſind irdiſch ſchöner, reicher, geſegneter — allein dieſen Character von unzerſtörbarem himmliſchen Frieden haben ſie nicht wie jenes Kloſter, das vom Bergebirge des Carmels getragen, aus den Wellen aufzutauchen, zwiſchen Meer und Himmel zu ſchweben, und nichts mit der Erde zu thun zu haben ſcheint. Ende Oktober 1843 war ich dort und ſchrieb von dort einige Briefe, die in meiner orientaliſchen Reiſe ſtehen, und die ſpäter manche Proteſtanten veranlaßten zu ſagen, ich ſei katholiſch geworden, und einige Katholiken, ich würde es werden. Bei meinem großen Talent Alles zu vergeſſen, was ich geſchrieben habe, weiß ich gar nichts mehr davon! nur den Schluß erinnere ich mich: „Israel, zu deinen Zelten!“ — Nach ſechs vollen Jahren, Ende Oktober 1849, ſchrieb ich abermals: „Israel, zu deinen Zelten!“ und da wußte ich ganz genau, was ich wollte.

Auf dem Carmel wußte ich es noch nicht! da flutete mir eine große Sehnſucht durch die Bruſt, aber ich glaubte, daß dies gewaltige, wellenſchlagende Element in mir kein andres Ufer ſuchen und finden könne als die Ewigkeit. Ich kannte die Kirche nicht, weder in ihrer Grundlage, die der Erlöſer iſt — noch in ihren Dogmen, die er gelehrt hat — noch in ihrer Idee, die Zeit und Ewigkeit in ihr verſchmilzt. Ich kannte ſie nur in ihrer äußern Erſcheinung; — die that mir wol, weil ſie dem Ideal von himmliſcher Liebe entſprach, welches ich ewig wie ein verhülltes Heiligenbild in mir trug; — und ſo fing ich an ſie zu lieben, aber — ich muß geſtehen, mit einer Art von blinder Liebe oder — wenn man will — von ächter Liebe: ich wußte nicht recht warum! Und es hat lange gedauert, bis ich es wußte! aber weil es lange gedauert hat, ſo hatte die Liebe auch Zeit, ganz in der Stille ſtark zu werden, viel ſtärker als ich ſelbſt es ahnte.

Nun, damals dämmerte ſie als Morgenröthe in mir auf, die aber immer wieder in den Wolken des Tages unterging; z. B. in Jeruſalem, wo mir der Hader, in welchem Griechen, Armenier und Lateiner — (ſo heißen dort die Katholiken) — lebten, den peinlichſten Eindruck machten, ſo daß ich hundertmal dachte: Es iſt doch unmöglich, mit Aufrichtigkeit wünſchen zu können, Einer von dieſen Kirchen anzugehören! — Ich betrachtete eben immer noch menſchliches Thun und Treiben und menſchliche Unvollkommenheit als den wahren Ausdruck der Lehre ſelbſt, weil ich zu tief in die ſubjective Auffaſſung verſunken war und gleichſam glaubte, im Individuum gehe ſie auf und ſei vollſtändig in einem Jeden enthalten. Daher lag mir auch der Uebertritt fern! denn nur mit dem Schöneren, nur mit dem Beſſeren konnte ich mich unmöglich begnügen! das Vollkommne wollte ich — und es gehört Erkenntniß dazu, um es gewahr zu werden.

Zuweilen frag' ich mich jetzt, ob meine Seele vielleicht den Inſtinkt oder die Ahnung hatte, daß ihr Eintritt in die Kirche nicht blos eine höhere Erkenntniß und Erfaſſung des Lebens, ſondern eine Umwandlung und

Verpflanzung deſſelben auf einen ganz andern Boden, eine große und gründliche Bekehrung zur Folge haben würde; — und ob ich mich etwa gegen dieſe geſträubt und daher meinen Willen nicht gehörig zuſammen genommen habe. Allein ich muß es verneinen — faſt mögt' ich ſagen, leider! — Ich war ſo mit mir zufrieden, mit meiner Richtung, mit meinem Pfad und Ziel; ſo ſicher, daß ich dafür beſtimmt und daß die Hand Gottes über mir ſei — daß die Vorſtellung einer Verſöhnung mit Gott, einer großen herzdurchbebenden Reue, einer Vergebung der Schuld, einer Erneuerung des Lebens nicht den geringſten Raum in mir fand. Daß im Allgemeinen ein Abfall des Menſchen von Gott ſtatt finde, und daß dieſem in jedem Einzelnen Hochmuth und Willkür zum Grunde liege: das nahm ich an; auch für mich. Aber dafür mußte der Menſch ja ſo viel leiden, daß er am Ende doch wol lernen würde, „ſeinen Willen in den Willen Gottes hinein zu leben“ — wie ich es nannte. Dies Ziel war ja nun ſehr gut! nur traute ich dem Willen des unerlöſten, des nicht durch die Gnade wiedergebornen Menſchen etwas Unmögliches zu! Er *kann* ſich nicht aus eigner Kraft, mißbraucht, geſchwächt, verderbt und gebrochen, wie er durch ſeinen Abfall iſt — zur Vereinigung mit dem Willen Gottes erheben. Das traute ich mir aber mit unglaublicher Tapferkeit zu; nicht etwa nur vor ſieben Jahren, nein! noch vor einem Jahr. Denn als mein Entſchluß des

Uebertrittes ſchon ganz feſt war, dachte ich nicht im Entfernteſten an eine Erneuerung des Lebens von Grund aus; dazu gefiel ich mir ſelbſt noch immer viel zu gut. Sondern der Drang nach Wahrheit und Wahrheit, nach unvergänglicher, ewiger, nicht ſelbſtgeſchaffener, nicht von meinen Launen, Leidenſchaften und Schmerzen abhängender — der trieb mich. Von dem Augenblick an, wo ich der Kirche angehörte, aber buchſtäblich von demſelben Augenblick an — war es anders! Natürlich! ich hatte ja die Wahrheit begehrt; nun ſtand ich in ihrem Mittelpunkt; nun ſah ich in ihrem Licht — und zwar zuerſt mich ſelbſt! und da konnte ich denn freilich nicht länger mit mir zufrieden ſein. Das iſt der Anfang einer Bekehrung, und darauf war ich vorher nicht im Entfernteſten vorbereitet. Etwas Anderes, als was ich bisher gehabt hatte, wollte ich. Daß dazu gehöre, auch anders zu werden — nein, daran hatte ich mit unbegreiflicher Oberflächlichkeit ganz und gar nicht gedacht. Wie hätte ich es alſo auf dem Carmel denken ſollen!

Ich grämte mich dort, kein geborenes Kind des Hauſes zu ſein; — das iſt gewiß. Ich hatte eine ſeltſame Scheu, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen und hätte es doch ſo gern gethan. Was willſt du Fremdling an dieſem Altar? ſprach ich immer zu mir ſelbſt. Ueberdas wußte ich nicht, was bei jener heiligen Handlung vorgehe — und fragen? — wieder dieſelbe Scheu! mir ganz unerklärlich, da ich immer ſehr unbefangen nach

Allem fragte, was ich nicht wußte und es nie für eine Schmach hielt, meine Unwiſſenheit auszuſprechen. In jenem Akt lag aber ſo etwas Myſtiſches! — und hatte ich Furcht, es nicht zu verſtehen oder Furcht vor einer Erklärung, die mir nicht gefallen mögte? — genug, ich fragte nicht nach ſeiner Bedeutung und wohnte ihm nicht ein einziges Mal im Orient bei. In Jeruſalem hätte ich ſo gern eine heilige Meſſe in der Kirche zum heiligen Grabe leſen laſſen, wie Andere das thaten; allein immer lähmte mich der Gedanke: du biſt ja doch kein Kind des Hauſes.

Es war damals ein anglikaniſcher Biſchof von proteſtantiſchen Regierungen nach Jeruſalem geſendet, um die religiöſen Bedürfniſſe und Intereſſen der Proteſtanten in Syrien zu pflegen — was er denn auch hoffentlich gethan haben wird. Als ich in Jeruſalem war, pflegte er die Geſundheit ſeiner neun Kinder, die vom Fieber befallen waren, und machte mit ihnen einen Aufenthalt am Meere — der brave Mann! Uebrigens hätte es in Jeruſalem von anglikaniſchen Biſchöfen wimmeln können — ich hätte nicht hingeſehen. Ich kannte von Biſchöfen den heiligen Auguſtinus, den heiligen Carl Borromäus, Boſſuet, Fénélon — dieſe großen Seelen, großen Geiſter, großen Herzen, dieſe ächten und rechten Nachfolger der Apoſtel, dieſe erhabenen Geſtalten, welche das Leben in die Sphäre hinein hoben, wo der idealiſche Menſch ſeine Befriedigung findet. Die kannte ich aus ihren Schriften, Thaten und Werken; die liebte, bewunderte und ehrte ich, denn die ſtanden weit über meinem und dem alltäglichen Leben der Menſchen; in denen fand ich dieſe himmliſche Vollkommenheit, für welche der Maßſtab nicht zu groß war, den ich mit meinem Durſt und Drang nach etwas Vollendetem immer bei der Hand hatte. So war für mich ein Biſchof das Ideal von einem Menſchen geworden. Aber was ums Himmelswillen hatten anglikaniſche Biſchöfe mit dem Ideal gemein! Sehr rechtſchaffne und ehrenwerthe Männer mogten es ſein; aber genau ſo wie tauſend andre rechtſchaffne und ehrenwerthe Männer, die ein ſehr reſpektables Leben führen, allein mit nichten über dem Leben ſtehen — mit nichten die Welt überwunden hatten, wie mein geliebteſter St. Auguſtinus.

Ebenſo war es auch mit den proteſtantiſchen Miſſionären, mit dieſen Gentlemen im ſchwarzen Frack, mit Weib und Kind. Wie konnten die wol den Heiden predigen, Alles zu verlaſſen, um dem Kreuz nachzufolgen! Was hatten denn ſie verlaſſen? denn ſie geopfert? und wie will man denn für irgend Etwas begeiſtert ſein, dem man kein Opfer gebracht hat? Das ſoll doch wol nicht Opfer genannt werden, wenn man einige Mühſeligkeit erträgt? — was auf jeder Reiſe geſchieht; oder wenn man einige Stunden des Tages hingibt? — um es ſich dann recht irdiſch behaglich zu machen. Nein, da waren meine armen Franziskanerpater in der Kutte und mit dem Bettelſack, in ihren armen durch ganz Syrien, von Damaskus bis Ramla verſtreuten Klöſtern ganz andre Leute! die hatten etwas geopfert, nämlich das Höchſte, was der Menſch opfern kann: ſich ſelbſt! und wer das thun und ſein Ich verlaſſen kann — der darf es mit gutem Gewiſſen Andern zumuthen. Geſchieht es ohne gutes Gewiſſen, ſo hat es keinen Erfolg. Dieſe Betrachtungen mache ich nicht etwa jetzt erſt; o nein! in meinen orientaliſchen Briefen iſt mancherlei grade über dieſen ſchneidenden Gegenſatz geſagt und mit jener vollkommenen Unbefangenheit, die man immer hat, wenn man ganz parteilos iſt. Nicht blos meine Erkenntniß war noch umdunkelt, ſo daß ich nicht das eigentliche Weſen und Leben der Kirche erfaßt hatte, ſondern auch Gefühl und Wille ſchweiften nur ſo am Umkreis umher und ich dachte doch alle Augenblick wieder: Du biſt ein Kind Gottes! wozu brauchſt du eine Kirche? — Die guten Pater Franziskaner waren keine auguſtiniſche Erſcheinungen; aber es freut mich jetzt ganz unſäglich, daß ich damals den Seelentakt, mögt' ich es nennen — ſchon gehabt habe, ſie auf eine ganz andere Stufe zu ſtellen als die proteſtantiſchen Miſſionäre. Wie war das aber möglich? — Es ging mir mit ihnen wie mit Murillo: ich hatte einen Kultus für die Schönheit — dafür warf ſie mir einen Stral der göttlichen Wahrheit in die Seele; und ich hatte einen Kultus für die idealiſche Richtung des Menſchen — daher war ich im Innerſten getroffen, als ſie mir hier in ſo ſchlichter, in ſo demüthiger, unſcheinbarer Geſtalt entgegen trat. Für ein Geſchöpf wie ich, das ſich ſo unbefangen zum Mittelpunkt des Univerſums machte, war es etwas unerhört Intereſſantes und Uebermenſchliches, Weſen meiner Art zu finden, die in ſo beſcheidener Selbſtaufopferung und Selbſtverleugnung der Religion ſich hingaben. Ich fand das wundervoll; ja, ganz himmliſch fand ich es — nur zog ich für mich ſelbſt leider! leider! auf keine Weiſe einen Schluß daraus. Ich beſchränkte mich darauf zu finden, daß die Reformatoren ebenſo unweiſe als brutal gehandelt hatten, die Klöſter aufzuheben.

Wol war es brutal und unweiſe — ſo ſprech' ich jetzt; aber es war noch etwas ganz Anderes: es war das höchſte Verbrechen an der Menſchheit, welches ſie begingen: ſie nahmen ihr das Ideal der Vollkommenheit und damit lähmten ſie ihr höchſtes Streben — dasjenige, um welches es ſich allein der Mühe lohnt zu leben. Es war ja natürlich, daß der abgefallne Mönch von Wittenberg, der dies Ideal mit Füßen trat, wünſchen mußte, es vom ganzen Erdenrunde vertilgt zu ſehen, um nicht die Zeugen ſeiner unſterblichen Schmach vor Augen zu behalten. Aber daß ſeine Anhänger dies nicht einſahen, daß ſeine Lehre dermaßen demoraliſirend auf ſie wirkte, um ihm zu helfen, das Ideal als ein Schattenbild zu beſeitigen; daß die Seelen von Hauſe aus dermaßen in der gewöhnlichſten Natürlichkeit gehalten wurden, um mit einer Art von Haß das Streben nach dem Ideal zu verwerfen; iſt denn das nicht troſtlos traurig für Diejenigen, welche ſpäter nur durch ihre Geburt, nicht durch eigene Wahl dieſer Lehre folgten, die nun ſchon ſeit dreihundert Jahren die Atmoſphäre des ſittlichen Lebens vergiftet hat.

O bei dem abgefallnen Mönch fügte ſich ganz folgerichtig ein Kettenglied ſeiner verderblichen Lehre an das andere. Hochmuth führte ihn zum Abfall, Eigenwille beſtärkte ihn darin. Er brach heilige, himmliſche Gelübde, die er allein Gott dem Herrn zur Ehre abgelegt; aber er ſprach: das thut nichts! ich glaube, daß der Erlöſer für mich ſein koſtbares Blut vergoſſen hat und daß ich durch dieſen „Glauben allein“ ſelig werde. Er riß Tauſende in ſeinen Abfall hinein; das ganze Heer der Neuerungsſüchtigen, der Kurzſichtigen, der ſchwachen engen Köpfe; der Hämiſchen, denen es eine Wonne iſt, der Größe Nadelſtiche zu verſetzen und in der Sonne Nebelflecke zu finden; der Schwachgläubigen, die, weil ſie in der ſtreitenden Kirche Schwächen und Fehler gewahrten, die triumphirende darüber vergaßen; der Ungehorſamen, die gern jeden Zügel abſchütteln; der Rohen, welche das Recht und die Nothwendigkeit einer ſtarken Herrſchaft der Religion nicht begriffen; der Sinnlichen, welche weder mit dem lieben Gott noch mit ihren Gelüſten zu brechen nöthig hatten; der Heuchler, denen der „Glaube allein“ gar willkommen zum

Aushängeſchild war; — kurz, die ganze Nachtſeite der menſchlichen Natur wurde magnetiſch von Luthers Lehre angezogen: denn er brachte ſie zu Ehren, während die Kirche zum unermüdlichen Kampf gegen ſie auffoderte. Er fand ein Weib, das ſeiner würdig war: die entlaufene Nonne ſchickte ſich aufs Beſte für den abtrünnigen Mönch! das Maß der gebrochenen Gelübde wurde dadurch erfüllt und von den niedern Vorzügen der Menſchlichkeit der breiteſte Beſitz genommen. Daß die Ehe dadurch ihren ſacramentaliſchen Charakter verlieren mußte — verſteht ſich von ſelbſt! Kein Sacrament wird Demjenigen geſpendet, der in einer Todſünde lebt. Luther wußte ſich zu helfen: er verwarf die Sacramente! ſo war er darüber beruhigt, die Prieſterweihe entheiligt zu haben! und was ferner aus der Ehe werden ſolle, wenn ſie, ihrer ſacramentaliſchen Weihe beraubt, nichts war als eine Verbindung, die man mit Hintanſetzung eines früheren Gelöbniſſes ſchließen und mit einem Meineid beginnen dürfe — was kümmerte ihn das? was kümmerte das die Menſchheit? „der Glaube allein macht ſelig!“ — Das wurde ihm ſelbſt zuweilen ſchwer zu glauben. Ach, der Unſelige hatte ja die Erinnerung an die reine, himmliſche, erhabene, tröſtende Lehre, die er verwarf! um ſich gegen dieſe Erinnerung zu betäuben und im Trotz feſtzuſetzen, verwarf er die heiligmachende Gnade, welche die Sacramente bringen, verwarf er die Heiligen, in denen jene Gnade lebendig gewirkt hat, verwarf er die Möglichkeit, daß der Menſch je aus dem Pfuhl ſeiner Sünden durch die Gnade, welche der Wille erfaßt, ſich herausarbeiten könne; — verwarf er eben Alles, wodurch die Kirche für unſre unſterbliche Seele ſorgt. Der Heiland hat geſagt: „Ihr ſollt vollkommen werden, wie Euer Vater im Himmel vollkommen iſt;“ um die Seelen in dieſem Streben zu unterſtützen, hat er die Sacramente eingeſetzt, hat er die evangeliſchen Räthe gegeben, um Einzelne, höher Begnadigte, auch noch höher zu ſich empor zu ziehen und in drei Gelübden ihr vollkommnes Opfer anzunehmen; denn in dem erſten opfern ſie die Welt — im zweiten Leib und Leben — im dritten die Seele ihm auf. Die vollkommenſte Selbſtverleugnung aus Liebe zu Gott — das iſt der Weg zur Vollkommenheit, und der muß immer wieder und wieder den Seelen gezeigt und mit dem Lichte der Gnade erleuchtet und durch die Hand der erbarmenden Liebe geebnet werden. Denn wir ſind ſo beſchaffen, daß wenn wir nicht ein Ziel vor Augen ſehen, welches uns ſchwer, faſt unmöglich zu erringen ſcheint, ſo werden wir matt und ſelbſtzufrieden. Nur die Anwendung unſrer beſten Kräfte ſchützt uns vor Ermattung, und nur das Bewußtſein, von der göttlichen Gnade dazu befähigt zu werden, bewahrt uns vor der Alles vergiftenden Selbſtzufriedenheit.

Die Kirche ſpricht zu der Seele: Du ſollſt heilig werden! — und Luther ſpricht: Sei ein Sünder und ſündige tüchtig! „der Glaube allein macht ſelig.“ —

Ihr meint, Luther habe auch beſſere Dinge geſagt. Kann ſein! er war klug genug, ſobald er nicht wider die Wahrheit ſprach! Aber mit einzelnen beſſeren Ausſprüchen klebte er nur die Lücken in dem dürftigen Gebäude ſeiner Lehre aus; und fiel er ſpäter ſelbſt in einigen Widerſpruch mit derſelben, ſo kam das daher, weil ſie auf der Ebbe und Flut ſeiner Subjectivität beruhte, bald nach dieſer Seite ſchwankte, bald nach jener, Stützen brauchte und ihn veranlaßte, dieſelben zu nehmen, wo er ſie fand, und wenn er auch einen ſelbſterbauten Pfeiler deshalb wieder einreißen mußte. Aber mögt Ihr denn in einem ſo ſchwankenden Gebäude, das kein Fundament hat und nie unter Dach und Fach gekommen iſt, wohnen bleiben? — Wenn ein Windſtoß von der Welt herüber kommt — wenn ein Donner dröhnend über Eurem Haupt fortrollt — fühlt Ihr es da nicht unter Euern Füßen ſchwanken? Habt Ihr nie daran gedacht, daß in unſrer warlich nicht zart- oder hochſinnigen Zeit ein Menſch wie Luther nur vom Pöbel — vom hoch und niedrig gebornen Pöbel, nimmermehr von rechtſchaffnen edlen Menſchen, Zulauf haben würde? — Als vor einigen Jahren das Rongefieber im proteſtantiſchen Deutſchland graſſirte, das ſich theilweiſe aus altem Haß gegen die katholiſche Kirche ſehr für ein Paar ſchlechte Prieſter intereſſirte, hatte dieſer Ronge einen Kameraden, den man — ich dächte, Czerski genannt hätte. Als dies Individuum für gut fand, ſeine Köchin zu ehlichen, hatten ſelbſt die Perſonen genug von ihm, welche mit jenem Fieber behaftet waren und es war fortan nicht mehr von ihm die Rede. Darauf kommt es gar nicht an, ob Luther einzelne gute Sachen geſagt und gethan hat; denn das kommt im Leben eines jeden Menſchen, Verbrecher und Sünder inbegriffen, vor. Bei dem Stifter einer Religion kommt es an auf ſeine Lehre und auf den Zuſammenhang ſeines Lebens mit derſelben. Beides war bei Luther aufs Engſte verbunden, gründlich abhold der idealen Richtung des Menſchen, und folglich im gründlichſten Widerſpruch mit der Lehre Chriſti, welche als Hauptziel die Heiligung im Auge hat.

Iſt es anders? — ich denke nicht! Spreche ich Unwahrheiten? — o gewiß nicht! — Oder was meint Ihr ſonſt? — Meint Ihr etwa, ich wolle die Schuld meiner eigenen Fehler und Thorheit auf die lutheriſche Lehre ſchieben? — Das wäre ächt proteſtantiſch von Euch gedacht, da Ihr die Vollkommenheit verwerft, wie die Kirche ſie lehrt, weil ſie in ſchwachen Menſchen nur unvollkommne Organe gefunden hat und weil Ihr immer nur in ihren ſchlechteſten Kindern die Wirkung der Religion als Erzieherin der Menſchheit ſehen wollt. Aber ſo ſpricht der Katholik nicht! er ſagt nicht: Die göttliche Lehre taugt nichts, weil ein oder einhundert oder eintauſend Individuen nichts taugen; — ſondern er ſagt: ſie wenden ihren freien Willen ſchlecht an. — Obgleich nun gar kein Vergleich zu ziehen iſt zwiſchen einer göttlichen Offenbarung und zwiſchen der lutheriſchen Lehre, ſo fällt es mir dennoch gar nicht ein zu ſagen, ſie ſei Schuld an dem, was ich gethan und nicht gethan; was ich war und nicht war. Mein Wille, unerlöſt und matt wie er war, hätte dennoch mit ſeiner menſchlichen Kraft beſſer angewendet werden müſſen und können; das ſehe ich ja bei ſo vielen Proteſtanten, die tauſendmal beſſer ſind als ich. Und jetzt habe ich ja überdas meine Verſöhnung gefunden, ſo daß es meiner Seele für ihr ewiges Heil ebenſo gleichgültig iſt, ob die lutheriſche Lehre exiſtire — als wichtig, daß die katholiſche für alle Ewigkeit exiſtiren werde. Alſo denke ich gewiß nicht daran, dem armen Luther, der ſo ſchwer an ſeinen eigenen Thaten zu tragen hat, die meinen aufbürden zu wollen. Ich habe es nur mit ſeiner Lehre zu thun, die ich von Hauſe aus theils giftig, theils brutal, immer irdiſch unvollkommen finde; dermaßen, daß wenn man mir im Proteſtantismus erwachſene Engel zeigte, ich ſagen würde: Das ſind ſie durch die Gnade Gottes, aber nicht durch ihre Confeſſion. Ich behaupte durchaus nicht, ſie ſei deshalb nicht erhaben, weil ich nichts weniger als erhaben war — denn das bin ich als Kind der Kirche auch nicht! — allein ich werde nie aufgeben zu behaupten, daß ſie nicht erhaben ſein kann, weil ihr Stifter ein ſchwaches blindes Menſchenkind war, das durch ſeinen Abfall der heiligmachenden Gnade beraubt wurde, ſie folglich nicht in ſeine Lehre hineinbringen konnte und folglich die Richtung zum Ideal, zur chriſtlichen Vollkommenheit, abſchneiden müßte, weil ſie ohne Heiligung unmöglich iſt. Deshalb ſetze ich auch noch hinzu: und daß ſie gänzlichſt unfähig iſt, erhabene Menſchen zu bilden: — ich meine nicht geiſtesſtarke oder charactervolle Menſchen, denn das iſt möglich ohne chriſtliche Lehre überhaupt; ſondern im göttlichen Sinn — erhaben wie die Heiligen.

Welch ein Unterſchied bei der Erziehung der Jugend iſt es, ob man ihr als Ideal Epaminondas oder ſonſtige antike Helden vorführt oder ihr den Blick in den Himmel und auf die unabſehbaren lichten Reihen der Heiligen öffnet; — ob man ihr jene als ſchöne Bilder zeigt, die in der Wirklichkeit längſt abgeſtorben und ohne warmen Lebensverband mit ihr, aber doch recht ſchön zu betrachten und zu bewundern ſind; oder dieſe, in der Fülle und Glorie des ewigen Lebens, keine Bilder, ſondern Vorbilder, leiblich abgeſtorben zwar, doch in innigſter Gemeinſchaft mit den auf Erden Lebenden, weil aus dem Verbande der Kirche keine Seele — die ſich nicht ſelbſt ausſcheiden will — ausſcheidet; hinaufgeſtiegen aus dem Streit zum Triumph, immer durch große Schmerzen, Prüfungen und Qualen — zuweilen durch große ſtandhaft beſiegte Verſuchungen — manchmal nach mühſelig überwundenen Sünden — noch ſeltener in ungetrübter Unſchuld; — aber hinauf geſtiegen aus demſelben Leben, aus ähnlichen Verhältniſſen, wie jedes Erdenkind, das eine vor ſich, die andern um ſich her erblickt. — Welch einen mächtigen Einfluß muß es haben, wenn das junge liebende Auge und das warme empfängliche Herz eines Kindes auf dieſe Vorbilder hingelenkt wird, ſo daß mit ſeinem Blick zugleich auch ſein Streben ſich dem Himmel zuwendet, für den es berufen iſt. Was ſoll es für ſeine himmliſche Beſtimmung mit Epaminondas anfangen? oder mit Cato? oder mit Hector — dem Heros meiner Kindheit? — Und welche Mutter unter der Sonne würde nicht gern ihr Kind ſeiner himmliſchen Beſtimmung entgegenreifen ſehen? — Nun, Ihr armen Mütter, denen die brutalen unweiſen Reformatoren jenen überirdiſchen Tempel zugeſchloſſen haben, deſſen Vorhof die Erde ſein ſoll: das iſt die himmliſche Beſtimmung Eurer Kinder, in jenen lichten Reihen einen Platz zu finden! und nicht etwa nur ſo eine allgemeine, blos angedeutete Beſtimmung, wie ſie im Glauben an Unſterblichkeit enthalten iſt; ſondern ſie iſt Jedem zur Pflicht gemacht, und die Kräftigungen, um dieſe Pflicht erfüllen zu können, werden Jedem geboten.

Aber davon wißt Ihr freilich nichts, Ihr armen Mütter! Ihr wähnt, die katholiſche Kirche habe einen Himmel voll Heiligen, damit dieſelben ſtatt des lieben Gottes angebetet würden; — nicht wahr? Wollt Ihr wiſſen, warum ſie ihn hat? Weil das Wort des Heilands: „Ihr ſollt vollkommen ſein“ — in ſeiner Kirche verſtanden worden iſt. Dieſes Wort und die Kraft der

Sacramente haben dies Geſchlecht von Heiligen in allen Jahrhunderten erzeugt und werden fort und fort es erzeugen. Und hätte die Kirche nichts für die Menſchheit gethan, als dies unſterbliche Geſchlecht ihr gegeben, ſo würde ihr ſchon dafür ganz allein unſterblicher Dank gebühren, weil ſie in ihm jedem Menſchen das höchſte Ziel, ſeine Vollkommenheit, als möglich und erreichbar vor Augen hält. Eine Religion, welche ein ſittliches Ideal weder begreift, noch erzeugt, iſt keine — denn ſie verſteht nicht das höchſte und tiefſte, in jeder Menſchenbruſt rege Streben zuſammen zu faſſen und in einem Brennpunkt auszuſtralen. Eine Religion, die keine Heilige bilden kann, noch will — taugt nicht dazu, Menſchen zu bilden; denn die Verwirklichung des Ideales, das iſt Bildung des Menſchen — und ſonſt nichts! Mit Luthers Prinzipien (es iſt mir wirklich nicht möglich, das heilige Wort Religion mit ihm in Verbindung zu nennen!) bildet man Erdengeſchöpfe. Der Glaube allein macht ſelig; — gleichviel ob ein Leben der tiefſten Verworfenheit oder der heiligſten Liebe — Thaten des Fluchs oder des Segens dieſen Glauben nicht etwa erfaſſen — das würde einen freien Willen vorausſetzen und den verwirft Luther, weil er dann für ſein Thun hätte verantwortlich ſein müſſen, was ihm läſtig ſchien — ſondern dieſen Glauben mit ſich herum tragen und beruhigt ſprechen: „Wo der Glaube iſt, ſchadet keine Sünde;“ und gelaſſen in ihr verbleiben, als in dem Recht des Erdengeſchöpfes, welches dem Erlöſer nicht in ſeinen Werken nachzufolgen hat; — iſt darin auch nur das Geringſte, was unſerer wirklichen Bildung förderlich ſein könnte? nur ein mattes dämmerndes Fünkchen, um unſern Weg aufwärts zu beleuchten? nur eine ſchwache Stütze, um unſern Willen zu kräftigen? Gewiß nicht. Nach dieſen Prinzipien iſt gar kein Grund vorhanden, weshalb der Wille im Guten geübt werden ſollte und wozu Selbſtüberwindung und Bekämpfung des Böſen in uns dienlich ſein könnten. Da nun aber jeder Menſch die Thätigkeit des Willens in ſich ſpürt und keiner läugnen kann, daß Selbſtüberwindung dennoch eine ſehr gute Sache ſei — beſonders wenn man ſie dem Nächſten zumuthet, nicht ſich ſelbſt — ſo machte man die Erfindung, man müſſe aus moraliſcher Kraft gut ſein, und damit war die Religion als Erzieherin und Bildnerin des Menſchen beſeitigt. Sie ward eine gewiſſe Form für gewiſſe Gebräuche des bürgerlichen Lebens. Man brauchte ſie zum Taufen der Kinder, zum Trauen der Erwachſenen, zum Predigen am Sonntag, zur Ertheilung des Abendmals zu Oſtern; — und die Erziehung machte man mit der moraliſchen Kraft, die den Menſchen auf ſich ſelbſt — folglich nicht unter Gott, ſondern ihm gegenüber ſtellt. Und ſo nimmt Alles, was aus der Rebellion geboren iſt, den rebelliſchen Stempel ganz unwillkürlich, ganz unbewußt an; um ſo ſchärfer, je ſchärfer der Character ausgeprägt iſt. Jeder ſchafft ſich nun ſelbſt ſein Ideal, d. h. er nimmt diejenigen ſeiner Eigenſchaften, welche er für ſeine beſten hält, und welche ſehr oft ſeine ſchlechteſten ſind, entwickelt ſie einſeitig bis an ihre äußerſte Grenze, prallt tauſendmal damit an und ab, findet das äußerſt befremdlich, äußerſt ungerecht, gewöhnt ſich nach und nach daran, und iſolirt ſich allmalig in ſich ſelbſt und in den Troſtgründen ſeines Egoismus — ſtatt ſich hin- und aufzugeben an die göttliche Liebe.

Ihr entgegnet mir vielleicht: Du biſt ſo geweſen, darum glaubſt Du, daß Alle ſo ſein müſſen; aber wir ſind anders! — Ich bin ſo geweſen, das verſteht ſich! und ich wünſche Euch aufrichtig Glück, daß Ihr anders ſeid. Aber einzelne Beiſpiele beweiſen nichts; an das Prinzip muß man ſich halten. Könnt Ihr beweiſen, daß die Folgerungen falſch ſind, die ich aus demſelben gezogen habe? und wenn ſie richtig ſind — iſt dann das Prinzip nicht falſch?

In's Herz muß die Religion zurückkehren, denn Gott will das Herz haben, und nur ſie vermag es, ihm daſſelbe darzubringen, nur ſie macht opferfähig und opferfreudig — und davon hat die ganze Geſellſchaft der Reformatoren nicht die leiſeſte Ahnung gehabt. Wie ſie herabblickt in hochmüthiger Selbſtüberſchätzung, dieſe Geſellſchaft, auf den armen Mönch, auf den armen Prieſter, der ſein Leben der Entſagung gern und demüthig fortlebt! Wie ſie ſich breit machen, dieſe Herrn, mit ihren Weibern, mit ihren Kindern, mit ihrem Eſſen und Trinken, mit ihrer Beſitznahme von den Menſchenrechten, welche die Kirche ihnen boshafter und thörichter Weiſe entzogen! Wie ſie ſich brüſten mit der Erfindung ihres neuen Glaubens, den ſie einen gereinigten — ihres neuen Gottesdienſtes, den ſie im Geiſt und in der Wahrheit angeordnet nennen! Und ihr Glaube iſt ein leerer Begriff, ein gemaltes Feuer, das nicht wärmt und nicht leuchtet; und ihr Gottesdienſt iſt ein öder Spiritualismus, der die Seele austrocknet und eine flache Nüchternheit, welche ſie gleichgültig macht! — Wie das Leben dieſer Männer ſo voll von Allem iſt, was der Mühe des Lebens nicht werth — und ſo bettelarm an dem Einen iſt, was dem Leben Werth und Würde und Schönheit gibt — an Opfer! Freilich: Chriſtus hat ſich ja geopfert; da wär' es nur eine Schmälerung ſeines unendlichen Verdienſtes um unſre Rechtfertigung, wenn wir ihm in ſeinen Werken nachzufolgen ſuchten! ſein Opfer hat dermaßen für uns genug gethan, daß wir uns beileibe nicht mit Opfern kaſteien, ſondern uns nur das ſeine zu Gemüth führen müſſen, um der Seligkeit gewiß zu ſein. Gibt es eine bequemere Lehre? darf man ſich wundern, daß die armen Menſchen, welche die Bequemlichkeit ſo lieben, in hellen Haufen ihr zugerannt ſind.

O Du armer Prieſter, Du armer Mönch! Ihr denkt ſchlecht und recht, daß der Heiland gemeint hat, was er geſagt hat: Folget mir nach. Arm wie Er, der nicht hatte, wohin ſein Haupt zu legen — entſagend wie Er, der von der Luſt der Welt ſich abgewandt — gehorſam wie Er, der bis zum Kreuzestod gehorſam war — habt Ihr in Liebe zu ihm ſein Opfer begriffen und es Euch wahrhaft zu eigen gemacht, indem es Euch ſelbſt in ein freiwilliges Opfer verwandelte. Darum iſt in einem einzigen Tage Eures Lebens mehr Tiefe, mehr Liebe, mehr Glaube, mehr Schönheit und Würde, als in dem ganzen Leben aller Reformatoren zuſammen genommen.

Findeſt Du das nicht, genußſüchtiges Weltkind? Du denkſt nicht daran, Du magſt nichts davon hören; — ja, das glaub' ich gern! aber wenn Du einmal daran denkſt, wird Dir das Herz nicht groß und warm bei der Vorſtellung einer gänzlichen Hingebung Deines Weſens an die Liebe zu Gott? Nein? biſt Du ſo erwachſen in gegneriſchen Vorſtellungen oder ſo verwachſen mit der Behaglichkeit und den Freuden der Welt, daß Du Dich nicht einmal in Gedanken davon losmachen kannſt? Nun, ſo denke nicht für Dich daran, ſondern etwa für Dein geliebtes Kind. Würde es Dich nicht freuen, wenn Dein Kind das Opfer der göttlichen Liebe begriffen, im Herzen aufgenommen und folglich ſein Herz zum Opfer an ſie umgewandelt hätte? — Was ein Vater antworten würde, weiß ich nicht; — aber das weiß ich: jede Mutter unter der Sonne würde jauchzend rufen: „Ja!“ — Stehen ſie aber außerhalb der Kirche, die Mütter, ſo ſind ſie ſehr zu beklagen; dann kann der zärtlichſte Wunſch ihres Herzens für ihr Kind nicht in Erfüllung gehen. Die Abgefallnen wußten nichts vom Opfer, denn mit dem Ideal der Vollkommenheit mogten ſie ſich nicht befaſſen, und ihren Nachfolgern haben ſie den Weg verſperrt. Proteſtantiſche Menſchen müſſen Alle in einer Weiſe ihr Leben hinbringen: ſie müſſen heirathen; ſonſt ſind ſie überflüſſig und nehmen Andern den Platz fort. Abgeſehen davon, daß eine gänzliche Unkenntniß des menſchlichen Weſens aus dieſer einförmigen Einrichtung ſpricht, liegt auch noch eine erſtaunliche Trivialität ihr zum Grunde; denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menſchen geſchätzt, nicht ſeine Seele. Die Kirche, mit ihrer Liebe der Seelen, hat gewußt ihnen einen Platz einzuräumen. Aber um das zu verſtehen müſſen die Proteſtanten erſt alle Gewohnheitsnetze ihres Kopfes mit dem Herzen zerriſſen haben — und das geht nicht ſchnell und nicht leicht.

Im Frühling 1844 kam ich aus dem Orient zurück. Das tumultuariſche Abendland machte mir einen unangenehmen, beklemmenden Eindruck. So eben hatte ich zwei volle Monat auf den ſtillen Fluten des Nils, umringt von der ſtillen Wüſte, zwiſchen ſtillen Ruinen gelebt — und nun auf Einmal dieſer Lärm, dies Treiben, dieſer Luxus, dieſe Hanthierung in allen Richtungen des Lebens! — das betäubte mich. Ich war nur zehn Monate entfernt geweſen, allein ſo gründlich, ſo mit allen Gedanken und Geſinnungen entfernt, daß ich wie aus einer andern Welt heimkehrte und die Zuſtände der heimiſchen wie mit friſchgewaſchenen Augen verwundert betrachtete. Wird denn Niemand den ſchauerlichen Meeresſtrudel gewahr, an deſſen Rand wir gedrängt werden? mußte ich immer denken. Ich ſchrieb in mein Notizenbuch am 14. Julius:

„Volksaufſtände überall, in Schleſien, in Prag, in Ingolſtadt! Ueberall revolutionäre Bewegung Derer, die nichts haben, gegen Die, welche etwas haben. Noch iſt die Bewegung tappend, unſicher, zaghaft — ein Kind, das gehen lernt und ſeine Kräfte verſucht; aber es übt ſich und hat den Weg gefunden. Wir gehen unerhörten Zeiten entgegen. Mir grauet vor den nächſten fünfzig Jahren. Wie es jetzt iſt, kann Nichts bleiben — nicht Kirche, noch Staat, noch Geſellſchaft. Die Auflöſung hat innerlich begonnen; nach Außen kann ſie vor der Hand unterdrückt werden; — aber auf wie lange?"

Ich ſtudirte kommuniſtiſche und ſozialiſtiſche Syſteme, um ausfindig zu machen, ob in ihnen der Kern enthalten ſei, um welchen eine neue Geſtaltung der Welt ſich organiſiren könne. Allein ich fand nicht, daß ſie organiſche Kräfte, ſondern nur mechaniſche in's Leben riefen; fand keine Einheit, ſondern nur Einförmigkeit;

keine ſchöpferiſche Thatkraft, ſondern nur zerſetzende Fähigkeit; keine verbindende, ſondern nur atomiſirende Elemente; mit einem Wort: keine Befähigung zum Leben — geſchweige zum ewigen Leben.

Es gab damals Perſonen, welche ſtandhaft die wirkliche Exiſtenz des Kommunismus und ſeiner Propaganda leugneten, und welche behaupteten, er ſei nur in Büchern vorhanden. Darüber wurde ſehr viel geſtritten und ich ſagte einmal:

„Es iſt impotentes Geſindel, aber durch giftigen Neid wird es uns viel Schaden thun! es wird zerſtören und nichts aufbauen. Neid und Impotenz geben Hand in Hand.“

Dann ſtudirte ich Schriften von Luther, die mir bis dahin ganz unbekannt geblieben waren. Vielleicht ließ ſich in ihnen das Schöpfungswort für das moderne Chaos entdecken, welches ich bei den Kommuniſten nicht fand. Aber dabei erging es mir ganz ſchlecht. Ich bekam Anwandlungen von Rationalismus, weil ich von dieſem dürren Spiritualismus, der mit dem dickſten Materialismus Hand in Hand ging, fürchterlich abgeſtoßen wurde, und dazwiſchen dann doch zuweilen einen Brocken fand, der mich in meiner Vorliebe für die angeerbte „Religion des Individuums“ beſtärkte. So nannte ich den Proteſtantismus, ohne gewahr zu werden, daß eine ſolche Religion alles Andere eher iſt als Religion, als das gemeinſame Band, welches alle Seelen umſchlingt, um ſie für das Himmelreich zu bilden. Ich ſchrieb:

„Ich bin im proteſtantiſchen Land, in proteſtantiſcher Zeit geboren, und bin meiner Geiſtesrichtung nach proteſtantiſch. Aber vor der jetzt modiſchen evangeliſchen Kirche ekelt es mich! — Nein! Kirche — wenn Kirche ſein ſoll! — gibt es für mich nur Eine, die Katholiſche; und St. Auguſtinus deutet mir ihre Lehren — wenn Deutung ſein ſoll! — eindringlicher, tiefer, inniger als Luther.“

Die willkürliche Auffaſſung und Deutung waren es eben, weshalb ich meine Geiſtesrichtung proteſtantiſch zu nennen beliebte, und in allen Schriften Luthers gefiel mir nichts ſo ſehr, als das, was er über das Prieſterthum zum Beſten gibt:

„Ein jeglicher getaufter Chriſt, der iſt auch ſchon ein Prieſter; nicht durch den Papſt und Menſchen dazu geweihet oder gemacht, ſondern durch Chriſtum ſelbſt in der Taufe zum Prieſter gezeuget und geboren. Das iſt Noth zu wiſſen, auch um des päpſtlichen Gräuels willen, welcher den Namen Prieſter allein auf ſeinen beſchornen Haufen geriſſen hat.“

Da ich nun ſo gut getauft war wie jeder andere Chriſt, meine Bibel ſo gut inne hatte wie mancher, und meiner Erleuchtung durch den Geiſt der Wahrheit auch nicht ſehr mißtraute: ſo hielt ich mich für vollkommen befähigt, meine eigene Prieſterin zu ſein und freute mich ungemein, eine Stelle zu finden, in denen ſich Luther ganz einverſtanden mit dem Prieſterinnenthum ausſpricht:

„Wo nicht Männer da wären, ſondern eitel Weiber, als in Nonnenklöſtern, da mögte man auch ein Weib unter ihnen aufwerfen, das da predigte.“

Trotz dieſer rand- und bandloſen Zerfahrenheit, oder eigentlich ſo recht mit ihr, eine Kirche bilden zu wollen, war allerdings ein Beſtreben, von dem ich mit Recht widerwillig mich abwandte, weil es ohne grobe Selbſttäuſchung, ja ohne Lüge nicht unternommen werden konnte. Hätten die Proteſtanten eine Ahnung von dem Meer der Widerſprüche, in welchem ihre Reformatoren ſchwimmen, ſie würden ſich eilends flüchten zum Felſen Petri; denn wo keine Conſequenz und keine Einheit iſt, kann da die ewige Wahrheit ſein?

In jenen rationaliſtiſch gefärbten Tagen ſchrieb ich einer Freundin in dieſem Sinn, d. h. ich erklärte nach meiner Weiſe die Offenbarung und ihren Zuſammenhang mit der natürlichen Religion. Nicht gering war mein Schreck, als ſie mir eines Tages einen Aufſatz überſendete, in welchem ich eine Zuſammentragung aller einzelnen Stellen meiner Briefe zu einem zuſammenhängenden Ganzen erkannte — welche eine Perſon ihres Kreiſes gemacht hatte — und mich fragte, ob dieſer Aufſatz nicht in irgend einem Journal dürfe gedruckt werden. Als ich ihn las, fand ich ihn ſo unbeſchreiblich nüchtern und ſteril, wie etwa Luthers Erklärung des hohen Liedes, daß König Salomo in demſelben die Polizei und das gute Regiment ſeines Reiches gelobt habe. Mit großer Entſchiedenheit verbat ich den Druck des Aufſatzes.

Aus dieſer platten Seelenſtimmung rettete mich ein Ereigniß, welches in Norddeutſchland ungeheures Aufſehen machte: die Ausſtellung des heiligen Rockes zu Trier. Man verſtand das gar nicht! was ſollte das bedeuten? was wurde damit beabſichtigt? und wie merkwürdig und unbegreiflich, daß Tauſende und aber Tauſende, Rheinauf, Rheinab dahin wallfahrteten — nicht etwa nur die niedern Klaſſen des Volks, ſondern die Vornehmen, die Gebildeten ebenfalls! und konnte dieſer Rock wirklich das Kleid ſein, welches der Heiland getragen hatte? — und waren wirklich die Wunderkuren durch ihn geſchehen, von denen die Zeitungen erzählten? — Ich ſtaunte wie alle Uebrigen über dieſe religiöſe Begeiſterung, von welcher der Proteſtant nicht die mindeſte Ahnung hat. Aber ſtatt ſie zu verwerfen oder zu belächeln, that ſie mir wol. „Ob es derſelbe Rock iſt, weiß ich nicht — ſchrieb ich damals — aber es iſt derſelbe Glaube, der einſt das kranke Weib vor Chriſtus niederwarf, um nur den Saum ſeines Kleides zu berühren und davon zu geſunden.“ Mein Inſtinkt war immer richtig, und mein Räſonnement immer falſch! denn wenn der alte Glaube ſo feſt, ſo glühend, ſo unwandelbar in der katholiſchen Kirche lebte, daß er Wunder hervorrief, wie konnte ich dann ſagen: Beſſer keine Kirche als nur eine Kirche! Und es war keineswegs das Wunder, das Uebernatürliche, das mich zurückſchreckte! im Gegentheil! ich ſchrieb:

„Der Philiſter ſpricht naſerümpfend: An Wunder glauben die kleinen dummen Menſchen! — So? — Nun, dann haben ſie mit den großen und klugen eine und dieſelbe Fähigkeit. Denn Gottlob, die großen glauben nicht, daß die platte alltägliche Nüchternheit des Verſtandes die Wahrheit ergründe, und daß deren dürftiger Geſetzes-Codex die Grenze der Welt- und Geiſterordnung ſei.“

Es iſt eine Vorſtellung, welche unzählige Proteſtanten haben, daß die katholiſche Kirche den Ihren ganz unerhörte, ganz unmögliche Dinge zumuthe; daß ſie, auch ohne Inquiſition, ich weiß nicht was für Mittel anwende, um zum Glauben zu zwingen; — eine ganz abſurde Vorſtellung, die aber ſehr tief in proteſtantiſchen Begriffen wurzelt, weil ſie aus der Zeit des Abfalls ſtammt, wo die Reformatoren unermüdlich behaupteten, der menſchliche Geiſt würde durch die katholiſche Kirche in ſchmählicher Knechtſchaft gehalten und ſie wären berufen, dieſelbe aufzuheben. Ach, der Wahn des Fortſchrittes iſt ein fürchterlicher Hemmſchuh für die Proteſtanten. Ich hätte warlich gegen dieſen Fortſchritt des Geiſtes einiges Bedenken haben ſollen, da ich mit richtiger Erkenntniß ſchreiben konnte:

„Denker muß es zu Luthers Zeit gar nicht gegeben haben; das ſieht man aus ſeinen Schriften, die für ein nichtdenkendes Volk geſchrieben ſind, welches blindlings die Lehre annimmt.“

Nun beſtand aber mein Fortſchritt darin, daß ich dieſe Lehre verwarf und wähnte, ohne irgend eine mit dem Leben fertig werden zu können. Ein fürchterlicher Wahn, für den man mit fürchterlichem Weh büßen muß!

Auf das große Kirchenfeſt des heiligen Rockes folgte die unwürdige Komödie des Rongeanismus, bei dem ich nie einen andern Gedanken gehabt, noch ein anderes Wort geſagt habe, als daß ein trocknes Blatt vom Baum der Kirche zu Boden wirbele. Die Ungläubigen unter den Proteſtanten fanden jenen ſchlechten Prieſter ein erhabenes Individuum, welches berufen ſei, der katholiſchen Kirche den längſt verdienten Todesſtoß zu verſetzen und damit alle Religion abzuſchaffen. Ein Theil der Strenggläubigen war empört gegen ihn, weil jede Auflehnung gegen die Autorität ihnen mißfiel. Hätten ſie die Verwerfung des katholiſchen Dogmas gebilligt, wie hätten ſie alsdann einen Abtrünnigen von ihrer eigenen Confeſſion, der etwa die heilige Schrift als alleinige Autorität verworfen — tadeln wollen. Andere Strenggläubige konnten ſich der Schadenfreude nicht enthalten dieſen, wie ſie wähnten, gewichtigen Schlag gegen die katholiſche Kirche geführt zu ſehen. Die ſchwärmeriſchen Gemüther jubelten der neuen Zeit entgegen, wo alle confeſſionellen Schranken fallen und eine herrliche religiöſe Brüderlichkeit die Menſchheit beſeligen werde. Daß ſich die damals ſo beliebte politiſche Oppoſition in dieſe Larve ſtecke, weil die Regierungen nur erlaubten, auf religiöſem Gebiet frechen Liberalismus gegen Glauben und Kirche an den Tag zu legen, — das wußten einige Wenige; aber wirklich nur ſehr Wenige. Das Oppoſitionmachen war damals eine ſo vorherrſchende Leidenſchaft in Deutſchland, daß man ſich mit offnen Armen in und an Alles warf, was gegen irgend etwas Poſitives ſich erhob. Wer Oppoſition machte, war ein Heros, ein großer aufrichtiger Character, eine freiheitsdurſtige Seele, der man ihr Recht der Unterſuchung, der freien Forſchung beileibe nicht verkümmern durfte und alle Neugierigen und Neuerungsſüchtigen, alle flache eitle Köpfe, alle jene Gemüther, deren es damals ſo viele in Deutſchland gab, welche hinter einer unbeſtimmten Exaltation eine große Leere in ſich fühlten, ſie auszufüllen wünſchten, aber nicht wußten wie? und womit? — dieſe ganze Maſſe drängte ſich mit oberflächlicher Theilnahme an die neuen Apoſtel oder neuen Propheten.

Ich verharrte in meiner Exaltationsunfähigkeit, ließ Ronge und ſeine Genoſſen, Lichtfreunde und ihre Genoſſen, Freigemeindler und ihre Genoſſen, auch ſogenannte gute Proteſtanten mit tiefſter Gleichgültigkeit an mir vorüber ziehen, als ob ich nicht das Mindeſte mit ihnen Allen zu theilen haben könnte — las mit verachtendem Mitleid einige dürftige proteſtantiſche Broſchüren über die religiöſen Bewegungen der Zeit — und fühlte mich immer fremder, immer vereinzelter, immer unheimiſcher in ihr werden. In all dieſen Geiſtern war ſo gar nichts, das mich auch nur momentan — ich ſage nicht gefeſſelt, o nein! nur angeſprochen hätte. Tauchte eine ſolche Erſcheinung auf, ſo ſah ich ſie mir ganz traurig an und dachte: Todtgeboren! — Todtgeboren! — Was die Kunſt jener Jahre, die Poeſie, die Literatur leiſteten — immer und immer mußte ich denken: Todtgeboren! Nirgends war der Blick, der über den Horizont der Zeit hinausſieht — nirgends der große Schritt, der darauf eingerichtet iſt, über die Gegenwart hinaus zu gehen und von der Zukunft Beſitz zu nehmen — nirgends die friſche, klare, herzſtärkende Luft, die von den Höhen der Ewigkeit in das Thal der Zeit hinabweht. Eine ſchwere, dumpfe, heiſſe Atmoſphäre engte Alles und Alle ein, raubte die Lebensluft — und ſo mußten die Erzeugniſſe der Zeit todtgeboren ſein, gleichviel ob es Menſchen, ob es Bücher waren. Und dabei war die Sehnſucht nach dem Wort des Lebens nicht todt! im Gegentheil. Sie wurde um ſo größer, je geringer und ſchattenhafter Alles war, das um mich herum auftauchte. Ich wollte eine Seele finden für dieſe Welt von Staub und Aſche.

Ich verſuchte es mit der Myſtik und las die „Neue Theologie“ von Swedenborg, in der mir nichts gefiel, als daß er die Unhaltbarkeit der proteſtantiſchen Lehren erwies. Seine Geiſterſeherei mogte die eines Somnambulen ſein — aber Viſionen wie die meiner geliebten Heiligen waren es nicht. Ich konnte nicht eine höhere Begnadigung in dieſen fratzenhaften Sonderbarkeiten entdecken, und fand ich einmal ein Goldkorn, ſo war es dermaßen in Spreu verſteckt, daß ich ganz matt wurde es auszugraben.

Und doch war ich gleich ganz munter und aufmerkſam, wenn nur eine linde, leiſe Berührung über meine zuſammen gewickelte Seele fuhr. Ein Buch von Görres fiel mir in die Hand; ich weiß nicht wie es hieß — aber das machte mir Vergnügen. Ich kannte nichts von ihm; ich verſtand ihn auch nur unvollkommen und fühlte es. „Er iſt ja ein wahrer Rembrandt, ſagte ich, ein König der Schatten; man muß viel errathen, vielleicht zu viel! allein mir geſchieht ein ganz anderes Genügen, indem er den Sternenhimmel der Myſtik über mich herzaubert und das All in einen tiefen Zuſammenhang mit dem Einen bringt — als wenn die Proteſtanten es mir mit dem kritiſchen Meſſer ihrer Vernunft-Befliſſenheit auseinander zerren.“

Dazwiſchen ſchrieb ich die „Sibylle,“ bei der mich ſolche namenloſe Schwermuth überfiel, daß ich ſie monatelang mit einer andern Arbeit unterbrechen mußte. Die große Hinneigung zur katholiſchen Kirche ſpricht ſich in ihr — wenn ich mich recht beſinne — ſtärker aus als in irgend einem meiner Bücher. Und daß ich darin geſchrieben habe:

„Ob die Katholiken beſſer ſind als die Proteſtanten, weiß ich nicht; aber glücklicher ſind ſie;“ — das freut mich jetzt ſehr. Mit dem „Salva me, fons pietatis!“ iſt ſonſt wol noch nie ein Roman geſchloſſen. Wie fromme Seelen ihre Melancholien und Traurigkeiten im Gebet niederlegen, und dann gefaßt und ruhig ſind: ſo warf ich die meinen in meine Bücher. Um Alles und über Alles konnte ich ſchreibend mich tröſten. Mit der Feder und einem Blatt Papier war ich ein glückliches Geſchöpf, ſorglos, bedürfnißlos, hoffnungsvoll. Ach, hätte ich nur beſſere Dinge geſchrieben, ſo würde ich auf den Knien Gott danken für dieſe Gabe, die mir ſo unzählige frohe Stunden — und nicht eine einzige ſchmerzliche bereitet hat. Denn die Entmuthigungen und die Bitterkeiten, welche auf der Laufbahn des Schriftſtellers liegen ſollen, habe ich nie gekannt. Bei der Arbeit hatte ich nur Freude an dieſem geiſtigen Bilden und Schaffen in der Werkſtatt meiner Gedanken und keinen andern Zweck, als etwas Gutes, Schönes, Wahres hervor zu bringen — in irgend einer Seele ein Licht entzünden zu helfen — irgend ein Herz zu ermuthigen und zu tröſten — irgend einen Sinn von der Verlorenheit an äußere Dinge zu retten und in ſich ſelbſt zurückzuführen — Sehnſucht nach dem Höheren zu wecken — Liebe für die Wahrheit — Verlangen nach tüchtiger Durchbildung des Characters. Das Alles kann mir nicht gelungen ſein! — vielleicht waren meine Mittel überhaupt zu ſchwach dazu, und hauptſächlich fehlte mir ſelbſt die richtige Erkenntniß. Aber das wußte ich damals nicht! Ich hielt meine Wahrhaftigkeit für objective Wahrheit und ſchrieb daher nie anders als mit tiefer, ja mit glühender Ueberzeugung. Und ſo kann es denn wol gekommen ſein, daß ich durch dieſe Innigkeit und Glut manchen Leſer zu ganz andern Ueberzeugungen gebracht habe, als ich beabſichtigte. Das macht, daß ich meine damalige Verblendung tief beklage, und daß ich Jeden um Vergebung bitten mögte, der etwa durch mich eine ſchiefe oder verkehrte oder falſche Anſicht von Dingen erhalten haben dürfte, welche heilig und ehrwürdig ſind. Allein es kann nicht machen, daß ich in dem Talent ſelbſt nicht einen Quell der größten Freude finden ſollte — einer Freude, die ganz unabhängig von ſpäterem Lob und Beifall, ganz unzugänglich für ſpäteren Tadel oder Mißbilligung iſt, und einzig und allein aus dieſer gewiſſen ſchöpferiſchen Thatkräftigkeit entſpringt, welche dem innern Leben großen Schwung und große Intenſität gibt. Ich ſchrieb nicht um mich zu beſchäftigen, oder um gelobt zu werden, oder um Geld zu bekommen, oder um einer Partei zu dienen, oder um Aufſehen zu machen, oder um irgend Etwas; — ſondern nur, weil das innere Leben zuweilen von einer Idee ſo beſeelt wurde, daß es gebieteriſch eine äußere Geſtalt begehrte. Da mir kein anderes Werkzeug zu Gebot ſtand, ſo griff ich — ſtatt nach Pinſel und Palette, ſtatt nach Meißel und Marmor — nach Feder und Papier, und war dabei ſo glücklich wie Raphael oder Thorwaldſen.

Ich wüßte gern, ob es anderen Autoren auch ſo geht? und ob auch, wenn ſie aus dieſer Lichtſeite ihres Lebens heraustreten, die Schattenſeite ihnen ſo peinlich fühlbar iſt: nämlich die Leere, ſobald das eine Buch beendet und das andere nicht auf der Stelle zu beginnen war. Da ich nicht ſchrieb, um müßige Stunden auszufüllen, ſo mußte ich warten, bis ein neuer Gedanke mir klar und feſt genug wurde, um ihn auf dem Papier gehörig ausbilden zu können — und in dieſer Pauſe war mir immer zu Muth, als ſei ich aus Andaluſien nach Kamtſchatka verſetzt.

Eine andere Schattenſeite, dunkler als jene, war für mich dies unbeſchreiblich egoiſtiſche Vergnügen, das ich an mir ſelbſt oder mit mir ſelbſt — ich weiß es gar nicht recht auszudrücken — empfand. Wer machte mir denn mehr Freude, als ich mir ſelbſt machte? Wer machte meinen Kopf heller, trug mir beſſere Gedanken zu, gab mir lichteres Verſtändniß, ließ die Stunden ſchneller vergehen, zauberte mir reichere Bilder vor, als ich mir ſelbſt? — Ach, der Menſch, welcher ein Talent von Gott erhielt, und es nicht ausſchließlich im Dienſte Gottes ausübt und verwendet, wird immer an jener Kette des Egoismus vor Anker liegen, möge ſie auch eine andere Form, z. B. der Eitelkeit, annehmen. Dient man Gott mit Meißel, Pinſel oder Feder — ſucht man ſeine Größe, ſeine Liebe zu verherrlichen — das Menſchenauge mit der Schönheit des Schöpfers ſtatt mit der des Geſchöpfes zu erfüllen — den Menſchenſinn zu lenken von Allem, was irdiſch, und zu Allem, was himmliſch iſt — die mühſelige Beſtimmung des Erdendaſeins durch den Glanz der Ewigkeit zu verklären — den Wacheruf des nahenden Morgens in die ſchlafende Welt zu ſenden, wie er von den Minarets des Orients ertönt — dann freilich ſucht man kein egoiſtiſches Vergnügen in der Ausübung eines beſondern Talents. Eine höhere Freude nimmt deſſen Platz ein. Alles geſchieht zur größeren Ehre Gottes und dürfte man hoffen, ein Körnchen Weihrauch, ach, nur das allerwinzigſte, zu ſeinem Wolgefallen dargebracht — oder Andere zu einer ſolchen Darbringung veranlaßt zu haben, ja, dann wäre man glücklich. Mit dieſer demüthig glühenden Liebe für die Ehre Gottes ſind die alten Kirchenhymnen gedichtet, die alten heiligen Gemälde gemalt, manche Einzelheiten an großen Bauwerken, hier ein Altar, dort ein Portal gearbeitet. Was ſie alle ſo unvergleichlich ſchön macht, iſt dieſe gänzliche Hingebung der Künſtler an ihren heiligen Gegenſtand; denn deshalb findet ſich ſo gar nichts Unheiliges in der Ausführung, welches doch immer hie und da auftaucht, ſobald noch nicht gänzliche Selbſtentäußerung ſtatt gefunden. Alles, was ſchön, was erhaben, was löblich und edel iſt, findet und wird der Menſch in der vollkommnen Hingebung an Gott. Er ahnt, er weiß es, er ſehnt ſich danach; wohin er ſonſt ſich wendet, findet er Ernüchterungen über ſich ſelbſt; was er unternimmt, ihm begegnen Enttäuſchungen, die ihm ſein Unvermögen deutlich zeigen: er kann nichts, erreicht nichts, hält nichts feſt, denn ſeine matte, für eine winzige Spanne Zeit geſchaffene Hand hat nicht den Griff, welcher die Ewigkeit feſſeln könnte; — all dieſer Jammer iſt ihm klar, all dieſes Herzeleid drückt ihm die Bruſt wund — und dennoch! und dennoch! bringt er es zu dieſer Hingebung nur dann, wenn ihn die göttliche Gnade dazu befähigt und ihm eine Kraftanſtrengung möglich macht, welche ihn über die Natur emporhebt.

Und ſo vergingen abermals zwei Jahre meines Lebens! Was ſag' ich, ſie vergingen! ach, ich verlor ſie mir nichts, für nichts, in nichts! ich hatte allerdings den Verſuch gemacht, die erſten Schritte, welche mich in die katholiſche Kirche hätten führen können, zu thun; allein man traute mir wol nicht Ernſt und Ausdauer genug zu — oder zu viel Phantaſie, d. h. in dieſem Fall Launenhaftigkeit; und der Verſuch blieb ohne Erfolg. Das machte mich ſehr muthlos! mit der lutheriſchen Confeſſion wußte ich nichts anzufangen und die Kirche, ſo ſchien es, nichts mit mir. Ich kam mir vor wie jene arme Fledermaus in der Fabel, die ſo traurig klagt, daß weder die Maus noch der Vogel ſich mit ihr befaſſen mögen. Ich konnt' es gar nicht begreifen — und begreife zu dieſer Stunde nicht — was die Proteſtanten mit ihrer Behauptung wollen, daß die Katholiken immer darauf ausgingen, Proſelyten zu machen. Nie und nie habe ich trotz meiner entſchiedenen und deutlich ausgeſprochenen Vorliebe für die katholiſche Kirche auch nur die leiſeſte Andeutung vernommen, daß es in der Kirche beſſer ſein dürfe, als außerhalb derſelben; nie! nicht von Freunden, nicht von Bekannten, nicht von Geiſtlichen; — nie! Daß man für die Religion nicht zurechtgemacht, nicht durch äußere Mittel für ſie gewonnen werden könne, verſteht ſich von ſelbſt; daß überhaupt bei einer Converſion der menſchliche Einfluß ſehr gering und die Gnade Alles iſt, verſteht ſich auch. Aber nie werd' ich begreifen, daß es nicht ganz in der Ordnung ſein ſollte, die ewige Wahrheit ſo klar und ſo eindringlich vor einem nach ihr verlangenden Auge hinzuſtellen, als es nur möglich iſt. Dies nennen die Proteſtanten Proſelyten machen; — denn ſie werden doch nicht wähnen, daß man durch irgend einen Zauber einen Menſchen wider ſeinen Willen katholiſch machen könne? — und ſind ſehr empört darüber. Das iſt aber wirklich nur ein Zeichen, daß ihre Confeſſion nicht die Berührung der Wahrheit verträgt. Glaubten ſie an dieſelbe, wie wir an die alleinſeligmachende Kirche, ſo würden ſie keine ſolche Angſt davor haben. Weiß ich mich im Beſitz eines Diamanten, ſo vertauſche ich ihn gewiß nicht gegen gefärbtes Glas. Aber daß ich nicht ſagen dürfte, aus welchem Golconda mein Diamant ſtammt — nicht Jedem ſagen dürfte, wie man ihn finden kann und welcher Weg dahin führt — das ſehe ich nicht ein! Werden doch die Menſchen zu allen möglichen Dingen aufgefodert, die ihnen von ſelbſt nicht einfallen: Lotterieloose, Theaterbillets, Aktien, Subſcriptionen für Wohlthätigkeit oder auf Bücher trägt man ihnen zu; — um falſche oder ſchiefe Lehren zu verbreiten, werden durch Mund und Schrift die größten Anſtalten gemacht; — aber ſpricht einmal irgend ein Menſch warm und liebend von der Kirche, ſo iſt es nicht anders, als wär' er darauf ausgegangen, eine arme proteſtantiſche Seele in die Hölle zu bringen, ſtatt daß er ſie in den Himmel wünſcht. Nun — Niemand hat ſich die Mühe gegeben, aus mir eine Proſelytin machen zu wollen — das iſt gewiß!

Im Frühling 1846 ging ich auf ein halbes Jahr nach England; ich konnte es in dem vermorſchten, windſchiefen Deutſchland gar nicht mehr aushalten! Das ſtarke und kräftige Leben jenſeits des Kanals, geſund im Individuum, mächtig in der Geſammtheit, reich wie die Einheit und die Mannigfaltigkeit es machen, organiſch, weil es mit ſeinen Traditionen nicht gebrochen und den

Faden der hiſtoriſchen Entwickelung nicht abgeriſſen hat: that mir ſehr wol, wirkte wie ein Stahlbad auf meine von Deutſchlands ungeſunder Luft abgeſpannten Nerven. Hier war ich doch einmal zwiſchen Leuten, welche ganz genau wußten, was ſie wollten. Wer wußte das im Jahr 1846 in Deutſchland — ich frage! Die Radikalen wußten es, d. h. ſie wußten, was ſie nicht wollten, nämlich das Fortbeſtehen des Alten; aber wie eine feſte und große Grundlage zu ſchaffen ſei, um Neues zu erbauen, das wußten ſie nicht — die letzten Jahre haben es gezeigt! — das war nicht ihr Fach, nicht ihre Beſtimmung. Dieſe Leute konnten nicht die Männer der Zukunft ſein. Ihr Werk beſchränkte ſich auf die Arbeit des Todtenwurms, der im Holz ſitzt, und nagt und nagt, und pocht und pocht — und ſiehe! eines Tages iſt kein Holz mehr da, ſondern nur eine Handvoll Spähne. Dies zu Stande bringen heißt nicht wiſſen, was man will; dies iſt nur die Art des Wurmes oder des Kindes, das ſeine kleinen Kräfte auch nur in der Zerſtörung übt, weil ihm alle Fähigkeiten mangeln, um irgend Etwas ſchaffen zu können. Man ſetzte damals in Deutſchland auf dem politiſchen und ſozialen Gebiet die Arbeit fort, welche das ſechzehnte Jahrhundert auf dem religiöſen und kirchlichen begonnen hatte, und es gab Anhänger und Nachbeter der hohlen zuſammenhangsloſen Theorien über Reconſtruirung der Geſellſchaft, ſo gut wie die Reformatoren ihre Anhänger für Reconſtruirung der Kirche gehabt haben; — Beides mißlang und muß ewig mißlingen, denn die Negation hat kein immanentes Leben. Sie exiſtirt nur als Gegenſatz und als ſolcher wird ſie auch immer, wie der Tod neben dem Leben exiſtiren, um immer von Neuem überwunden zu werden. Wer aus der Negation und der Oppoſition nicht herauskommt und nur in ihr ſich auszeichnet, iſt ein ganz untergeordnetes Talent — wenn überhaupt eins? — und er darf nicht ſagen, daß er einen Willen habe und wiſſe, was er wolle. Mit ſolchen Leuten war Deutſchland damals geſegnet, ſo daß ich — ach, wie oft! ſagte: „O dieſe Spießbürger! Alle werden ſie *mit* der Revolution gehen, bis ſie vor der Guillotine ſtehen und dann verblüfft ſprechen: Nein, *dahin* haben wir nicht gewollt.“

In England arbeitet der Todtenwurm jetzt auch aufs Beſte. Dieſe vier Jahre haben die ganze Welt in allen weltlichen Beziehungen fürchterlich demoraliſirt, weil ſich ſo viele der ſogenannt Klugen und Rechtſchaffnen unter ich weiß nicht was für Verſpiegelungen von Tugend der Nachgiebigkeit und Tugend der Menſchenfreundlichkeit und Schonung — entſchloſſen haben, fünf für grade — und links für rechts gelten zu laſſen. Das gibt immer ein böſes Beiſpiel für das zahlloſe Heer der Urtheilsunfähigen und Schwankenden, welche ſich an daſſelbe gerade ſo begierig anklammern, wie ſie ſich kaum an ein gutes anklammern würden, wenn es ihnen dargeboten würde. Um ſo mehr, um ſo nothwendiger, um ſo gebieteriſcher hätte die Zeit gute Beiſpiele gefodert. In dem Maß, als ſie fehlten, ſtieg die Demoraliſation, die furchtbare, die bodenloſe, in welcher des Menſchen Erkenntniß dermaßen verwildert, daß ihm Recht und Unrecht zu einem großen Nebel verſchwimmen.

Die Korn-Bill, welche damals in England durchgebracht wurde und welche man durchaus zu einer Lebensfrage für England machen wollte, war eine Arbeit des Todtenwurmes. Er will durchaus den uralten Schwerpunkt verändern, durch welchen das Land im Innern kräftig und nach Außen mächtig geworden iſt. Das große Gewicht, welches der große Grundbeſitz und die alte Ariſtokratie in die Waage von Englands Geſchicken werfen — ſoll gebrochen und das Prinzip des Beſtehens, des Feſthaltens, das ſie vertreten, ſoll möglichſt beſeitigt werden, um dem demokratiſchen Fortſchritt alle Thore zu öffnen. Wir wollen ſehen, wie lange England noch im Stande ſein wird, von ſeinen alten Traditionen zu leben und den neuen Fabeln zu widerſtehen.

Ich hatte viel gehört von der Majeſtät der anglikaniſchen Kirche. Was mir an ihr aufgefallen iſt, ſind ihre wunderſchönen Kathedralen — die leer ſtanden; und ihre großen Beſitzthümer, deren Einkünfte ihre Würdenträger mit Familie genoſſen.

Die tiefſinnige Schönheit, welche alle Inſtitutionen der katholiſchen Kirche auszeichnet, ſpricht ſich auch in der Anordnung aus, daß ihre Oberhirten irdiſche Reichthümer haben ſollen, um ſie nicht zu beſitzen. Es liegt ein erſchütternder Kontraſt in dem Leben voll ununterbrochener Entſagung auf alles irdiſche Gut und Glück — in dem täglich und ſtündlich ſich wiederholenden Opfer der Selbſtentäußerung — in der freiwilligen Einſamkeit einer Seele mit Gott — wenn dieſem einſamen Menſchen die Güter gegeben werden, welche für ihn ganz werthlos ſind. Er hat kein ſchönes Weib, das er mit Diamanten ſchmücken — keine Söhne, denen er eine glänzende Laufbahn eröffnen — keine Töchter, deren Zukunft er ſicher ſtellen mögte. Einſam iſt ſeine Gegenwart, einſam ſeine Zukunft; die Sorgen um Zurückbleibende, welche den Menſchen zuweilen bis ins Grab verfolgen — reichen nicht an ihn. Er ſchläft vielleicht auf einem Strohſack und faſtet wie ein Anachoret; — aber reich iſt er. „Ja, um's Himmelswillen, weshalb ſoll er denn reich ſein?“ fragen die Proteſtanten. — Weshalb gibt es Arme, Kranke, Elende, Hülfloſe, Wittwen und Waiſen auf der Welt? Deshalb ſoll er reich ſein. Oder meint Ihr, die Armenkommiſſion und der Staat ſorgten beſſer für dieſes Heer von Hülfsbedürftigen? daß ſie es nicht vermögen, liegt vor unſern Augen! Und dann ſoll er reich ſein, um zu erfüllen, was in der heiligen Schrift geſchrieben ſteht, daß man beſitze ſolle, als beſäße man nicht; — und weil das Licht eines ſolchen Beiſpiels in viel tauſend Seelen Funken zur Erbauung und Stralen, zur Nachahmung auffordernd, werfen kann. Deshalb will es die Kirche. Aber die Regierungen haben grade ſo gefragt wie Ihr, haben nur die materielle Seite ins Auge gefaßt, karg berechnet, wie wenig ein einzelner Menſch zum Leben brauche, und ſeine Einkünfte mit bewundernswerther Gemüthsruhe auf's Minimum geſchmälert, ſo daß in Deutſchland wol nur ausnahmsweiſe große Einkünfte bei den Oberhirten der Kirche zu ſuchen ſein dürften.

In England, wo man ſie ihnen gelaſſen, iſt aber, Dank der Reformation, die urſprüngliche Idee ganz abgeſtorben und ein Biſchof lebt dort mit ſeinen Einkünften genau wie jeder andre Ehrenmann und Familienvater, der ja immerhin außerordentlich wolthätig, gaſtfrei ꝛc. ꝛc. ſein kann. Nur das Ideal iſt verſchwunden — mit der Kirche! Vermißt Ihr das denn gar nicht? Meint Ihr vielleicht, es werde doch nicht realiſirt? Woher wißt Ihr das? Wer ſpricht bei Euch von Denen, die es realiſiren? Thut Einer es nicht — davon freilich ſpricht man deſto mehr. Das iſt grade wie mit den Päpſten, welche eine lange Reihe von Ungeheuern geweſen ſein ſollen; und dringt man auf Namen und Thaten, ſo hört man Alexander VI.! Alexander Borgia! — Mit viel größerem Recht dürfte man ſagen:

Was waren die Apoſtel für ſchlechtes Geſindel! der Eine verrieth den Heiland, der Zweite verläugnete ihn und der Dritte zweifelte an ihm. — Ach warum wird nur die idealiſche Schönheit der Kirche ſo wenig erkannt? — — mögte ich immer fragen, wenn mir nicht alsbald die zweite Frage einfiele: Ach, warum haſt du ſelbſt ſie ſo ſpät erkannt?

Die Kathedralen ſtanden leer! natürlich! ſie ſind gebaut für die Religion der ganzen Welt; ſie ſind zu weit für eine Sekte, welche ſich ſchon wieder in hundert und aber hundert andre Sekten zerſplittert hat. In der Kathedrale von York fand der Gottesdienſt im Chor ſtatt und das Schiff bleibt ganz unbenutzt. Und ſo machen denn dieſe unvergleichlich ſchönen Dome von York, Durham, Cheſter, Salisbury, Canterbury einen traurigen, todten, gottentfremdeten Eindruck, welcher am ſtärkſten bei dem von Weſtminſter war, von dem ich ſchrieb: „Er iſt eine herrliche Säulenhalle, welche zur Begräbnißſtätte von Englands großen Männern führt" — welche, wie bekannt, ihre Grüfte und Monumente darin haben. Die ſchönſten all dieſer Bauwerke ſind übrigens zwei Ruinen von Kloſterkirchen, Melroſe- und Tintern-Abtei.

Ob der Glaube an die Lehrſätze der anglikaniſchen Kirche ſtark iſt? — Damals kam es mir ſo vor, weil Deutſchlands Glaubensloſigkeit eine auffallende Folie darbot. Auf jeden Fall denke ich, daß das Bedürfniß des Glaubens und der Reſpect vor der Religion, als vor einem Geſetz Gottes, ſtark ſind. Der Engländer liebt nicht, als Atom zu verwirbeln. Scheidet er aus ſeiner Kirche, ſo erbaut er flugs eine Kapelle oder doch ein Betſtübchen für ſich und Gleichgeſinnte. Daß ihn ſeine Kirche freilich ſehr wenig befriedigt, beweiſen unzählige Sekten.

In Schottland herrſcht die calviniſche Confeſſion, welche dort presbyterianiſche genannt wird. Von der Dürre ihres Kultus kann man ſich gar keine Vorſtellung machen! ich denke noch mit Beängſtigung an jenen Gottesdienſt in Edinburg, in einer Kirche ohne Altar, ohne Orgel, ohne Ausſchmückung irgend einer Art, mit lauter verſchloſſenen Sitzen, deren Thüren häßlich klapperten, wenn Jemand ein- oder austrat. Da gab es eine Predigt; dann wurde aus der heiligen Schrift ein Pſalm vorgeleſen; dann wurde derſelbe Pſalm in modernen Verſen vorgeleſen und endlich wurde derſelbe Pſalm von der Gemeinde geſungen. Damit war man entlaſſen. Wer gut presbyterianiſch iſt, geht am Sonntag dreimal in dieſen Gottesdienſt. Ich wunderte mich gar nicht zu hören, daß ein großes Schisma in dieſer Confeſſion entſtanden ſei, das ſich „freie Kirche“ nenne und einen außerordentlichen Anklang im ganzen Lande finde. Es beſtand damals drei bis vier Jahr und hatte bereits mit 800 Kirchlein Schottland überſäet. Vier Wände und lange Bänke — ſonſt gar nichts! war wiederum das Einzige, was ſich die

Schismatiker für die heilige Stätte ihres Gottesdienſtes hatten aufdenken können. Es iſt mir immer ſchwer geweſen, die Geſinnung zu begreifen, welche das Haus Gottes mit ſolcher Dürftigkeit und den Kultus ſo matt und öde auffaſſen mögte. Das iſt ja wie für Geſpenſter! mußte ich immer denken; und nicht wie für Menſchen mit Herz und Seele; und warum verleugnen ſie wol beides vor Gott? — Ich faßte das nicht! Jetzt aber mögt' ich fragen: Sollte es vielleicht darum ſein, weil ſie das Herz nicht Gott opfern und die Seele ihm nicht hingeben wollen? — Bei John Knox, dem ſtarren Calviner, war das der Fall! den machte ſein Glaube zu einer Mumie und von allen Eigenſchaften des Allmächtigen hat er keine andre erfaßt als den ewigen Zorn gegen die Verdammten, d. h. gegen die, welche er, John Knox, verdammte. Mit unbeſchreiblicher Befriedigung ſah ich ſeine Statue auf dem Gottesacker von Glasgow aufgeſtellt. Dahin gehört er! ſprach ich; für die Todten paßt er — nicht für lebende Weſen.

Dieſe ungeheure, wahrhaft abenteuerliche Sektirerei in England ſpricht für das lebhafte religiöſe Bedürfniß der ganzen Nation; und es iſt dabei nur das Eine ebenſo beklagenswerth als merkwürdig, daß die immer neu auftauchenden Sektenſtifter mit ihrem Anhang wähnen können, ihnen ſei jetzt urplötzlich das Licht des wahren Chriſtenthums aufgegangen, welches ſeit den apoſtoliſchen Zeiten im Schlaf gelegen habe. Und während ſie ſich bemühen, ihren Traum von geſtern und ihre Meinung von heute den Sprung rückwärts über achtzehn Jahrhunderte machen zu laſſen und dennoch den Mittelpunkt der Wahrheit nicht treffen: ſteht die Kirche Gottes da mit weitgeöffneten Thoren und eine Stimme erſchallt daraus und weithin über die ganze große Welt: „Kommet her zu mir!“ — und der Ruf verhallt! und was der arme Menſch mit ſeinem beſchränkten Verſtande und ſeiner ſchwachen Erkenntniß erſonnen und erklügelt hat — das verhallt nicht! ſuchende, darbende Seelen hören auf ihn, wenden ihm ſich zu, gehen vorüber an der Kirche Gottes, greifen nach Menſchenſatzungen und finden nimmer und nimmer das, was ſie begehren, weil ſie in unendlicher Armſeligkeit von den Broſamen der Wahrheit zehren müſſen, deren Fülle die Kirche Gottes inne hat. O gebt Euch nicht zufrieden mit dieſen Broſamen! Ihr könnt ja doch nicht glauben, daß ſie Euch mit dem ewigen Leben nähren, denn Ihr könnt nicht läugnen, daß der Heiland Seiner Kirche den heiligen Geiſt verheißen hat, der bei ihr ſein wird alle Tage der Welt. Wo wär' er denn geweſen während all der Jahrhunderte, bis Euer Knox, Euer Wesley, Euer Fox, Euer Irving, Euer Erskine, und wie ſie weiter heißen mögen — nach Eurer Meinung ihm Eingang verſchafften durch das winzige religiöſe Syſtem, welches jeder von ihnen auf die heilige Schrift zu gründen ſtrebte? Während ſiebzehn oder achtzehn Jahrhunderten, für ſo viel Völker, für ſo viel Generationen wäre das verheißende Wort des Heilands in die Luft geſprochen und ſinnlos geweſen — und plötzlich tritt ein Menſch unter Euch und ſpricht: „Mir ward die Offenbarung der ewigen Wahrheit!“ und dem könntet Ihr Glauben ſchenken? Nach zehn Jahren kommt wieder Einer, und nach fünf Jahren ein Dritter, und ſo fort und fort, und Jeder von ihnen ſchlägt die heilige Schrift auf und ſpricht: „Hier ſtehts geſchrieben! Dies zeuget für mich!“ — aber für Jeden zeuget entweder etwas Anderes, oder die Deutung, welche er dem Alten gibt, iſt anders; — und Ihr ſolltet nicht merken, daß das Menſchenſatzung iſt? daß man mit der ewigen geoffenbarten Wahrheit ſo nicht verfahren darf? daß die nur Eine ſein und Eines lehren kann? daß ſie nicht heute durch dieſen, und morgen durch jenen ſchwärmeriſchen oder grübelnden oder überſpannten Kopf in die Welt hinein geboren werden kann? daß ſie da iſt, daß ſie vor Euch ſteht, nur höher, höher, als Ihr eben die Augen erhebet, weil Euer Blick nur gradaus auf den Menſchen ſieht, der Euch da ſein religiöſes oder irreligiöſes Syſtem entwickelt. O fallt nur einmal auf die Knie und ſchauet nach Oben — und ihr werdet ſie ahnen, und allmälig von der Ahnung zur Erkenntniß, zur zweifelloſen Entſchiedenheit übergehen. Aber auf die Knie zu fallen — das nennt Ihr wol papiſtiſch? — Die einzige Stellung, welche dem Menſchen Gott gegenüber zukommt, habt Ihr aufgegeben! den einzigen kleinen Akt, in welchem ſich ein äußeres Zeichen der Demuth ausſpricht, habt Ihr verſchmäht! Vor den Königen und in ihren Sälen — ſteht Ihr ehrfurchtsvoll; und vor dem König der Könige und in ſeinem Hauſe — da ſitzt Ihr! — Nun, Ihr armen Seelen, es wird doch noch mit Euch dahin kommen, daß Ihr vor ihm kniet — denn es iſt ja mit mir dahin gekommen! Wem ein ſolches Heil widerfahren iſt, wie mir, der hat auch für Andre einen unerſchütterlichen Glauben und eine unbeſiegbare Hoffnung.

Meine Reiſe durch Großbritannien beſchloß ich mit Irland. Da ſah ich die Kirche wieder in ihrer Schönheit, in Armuth, Unterdrückung, Märtyrerthum — und in ihren Prieſtern heiligmäßige Männer, voll apoſtoliſcher Liebe und Barmherzigkeit. Dieſe Aufopferung, dieſe Treue, dieſe Hingebung iſt nicht zu beſchreiben und nicht zu vergeſſen. Das Volk mit allen Licht- und Schattenſeiten des celtiſchen Stammes, mit Grazie und Leichtſinn, mit großer Kraft zum Lieben und Haſſen ausgeſtattet, liebt ſeine Prieſter und ſeinen Glauben als die Sonnenſtralen in dem tiefen Elend ſeines Lebens. Irland ohne die katholiſche Kirche wäre eine menſchenleere Wüſte, denn der Segen, die Vorſorge, das Erbarmen, deſſen ſein Volk bedarf, findet es nur in ihr. Freilich — wenn ſie nicht wäre, ſo wäre das arme Irland nicht Englands Stiefkind, nicht ein Land, das ewig als ein erobertes behandelt und Jahrhunderte lang in Knechtſchaft und Rechtloſigkeit gehalten wurde. In dem Maß, wie man für etwas Theures und Heiliges leidet, wächſt die Liebe für daſſelbe. Kann man ſich über die glühende Liebe der Iren für ihre Kirche wundern, wenn man bedenkt, was ſie Alles für ſie erduldet haben? Mit welchem Abſcheu ſprechen die Proteſtanten von der Aufhebung des Edikts von Nantes unter Ludwig XIV.! Mehr als hundert Jahre ſpäter wurden die Katholiken Irlands von ihrer proteſtantiſchen Regierung in einem Zuſtand von ſo barbariſcher Rechtloſigkeit gehalten, daß man in Sclavenländern nur etwas Aehnliches finden mag. Es laſtete auf ihnen der Druck, der während des Mittelalters auf den Juden laſtete. Jetzt mögte England mit Schätzen von Gold die Wunden heilen, welche die Vergangenheit geſchlagen hat; — zu ſpät! Irland iſt Englands Achillesferſe; an dieſer Wunde verblutet ſich die Lebenskraft. Man wüthet nicht gegen die eigenen Eingeweide, ohne daß tödtliche Erkrankung darauf folge.

Die ſchauerliche Hungersnoth des Winters 1847 machte ſich im Herbſt bereits fühlbar — wenigſtens im Südweſten von Irland um Cork herum, wo ich mich am längſten aufhielt und ſchon mehre kleine Aufſtände gegen Bäcker und Müller erlebte, denen man das Mehl wegſchleppte. Wo Ruhe und Ordnung gehalten, wo die Menge beſchwichtigt, wo die tobende Klage in eine ſtille umgewandelt wurde, waren es die Prieſter und immer die Prieſter, welche den wolthätigen Einfluß geübt hatten. „The parish priest" — (der Pfarrer) — das war der Mann, deſſen Wort ſtärker war als der Hunger! Und zu derſelben Zeit erließ die Times, die ſonſt ſo verſtändige, menſchenkenneriſche Times, dieſes Blatt der geſunden Vernunft Europas, höhnende Artikel gegen Irlands Noth, und wünſchte den „Kartoffeleſſern" Glück, daß der Mangel an ihrer Lieblingsnahrung ſie dazu veranlaſſen werde, künftig Fleiſch zu eſſen. Zu glauben iſt das nicht — aber es iſt wahr! In der letzten Hälfte des Septembers las ich in Killarney dieſen empörenden Artikel über die „Potatophages," nachdem ich bereits Augenzeuge einiger Aufſtände geweſen war, bittern Jammer geſehen, bittere Klagen gehört hatte. Später iſt das Elend dann freilich ſo grenzenlos geſtiegen, daß es eine Verwilderung erzeugt zu haben ſcheint, welche ſelbſt das Anſehen und die Macht der Religion nicht hat bändigen können.

Aus dem Murmelthierſchlaf, in welchen meine arme Seele verfallen war, wurde ſie durch die katholiſche Kirche in Irland wieder geweckt, weil ſie da wieder den Glauben als eine Liebe ſah, voll Erbarmen, voll Thätigkeit und Hingebung, reich an guten Werken, und dieſe Segnungen geſpendet und verwaltet durch diejenigen, welche recht eigentlich dazu berufen ſind: durch die Diener der Kirche. Von Erbarmen und Hingebung mögen einzelne Anglikaner und Presbyterianer ꝛc. ſehr viel wiſſen — ich glaub' es gern — aber ihre Kirchen wiſſen nichts davon! Nein! die ſind nicht aus der Liebe geboren, ſondern — faſt mögte ich ſagen aus deren Gegenſatz, und daher können ſie auch Bitterkeit, Kälte, Härte, Starrheit gar nicht los werden. Wie bei all ihren proteſtantiſchen Schweſtern, kann ich des Gedankens nie mich enthalten, daß ſie ſuchen, den Menſchen möglichſt von ſich abzuwehren. Glauben ſoll er, was ſie lehren, ja, das verſteht ſich, und darum ſoll er fleißig ihre Kanzelredner hören, aber übrigens mit ſeinen Sorgen und Schmerzen, mit ſeiner wunden Seele, mit ſeiner Troſt- und Hülfsbedürftigkeit ſie nur ja nicht beläſtigen! und um ihn gründlich abzuweiſen und auf ſich ſelbſt zu beſchränken, ſcheinen ihre Dogmen recht eigentlich erfunden zu ſein. „Der Glaube allein macht ſelig“ und der heilige Geiſt erklärt in jedem Einzelnen die heilige Schrift — da iſt ja Rath, Troſt, Ermahnung nicht blos überflüſſig, ſondern unſtatthaft. Das menſchlich Prinzip, Egoismus, herrſcht in allen dieſen auf menſchlichen Erfindungen beruhenden Confeſſionen und ſchließt die Liebe aus. In der Kirche iſt es genau umgekehrt! geboren aus göttlicher Liebe, ſind ihre Dogmen nicht bloße Worte, die im Glauben eingeſargt bleiben und der Glaube wiederum eingeſargt im Individuum — wie Spezereien in einer ägyptiſchen Mumie; — ſondern die Liebe, die ihrer Eſſenz nach ſchöpferiſch iſt, ſchafft und wirkt im Einzelnen all die Hingebung an die Geſammtheit, durch welche der Egoismus ertödtet wird.

Katholik, Ire, Prieſter! — da denkt mancher Proteſtant an einen dreimal beſchränkten Kopf. Ich dachte, wenn ich dieſe Männer ſah und hörte, und Augenzeuge ihres merkwürdig thätigen, liebe- und ſorgen- und mühevollen Lebens war, in deſſen hülfreichen Kreis ſie Alles zogen, was der Hülfe bedurfte: Was mußt du für ein ſteinernes Herz haben, daß ſolch ein Beiſpiel, und der Anblick von und der Umgang mit ſolchen Menſchen dich nicht veranlaßt, ihre Religion anzunehmen! denn nur ihr Glaube befähigt ſie zu dieſem Leben der Liebe — und wo in der Welt haſt du etwas Aehnliches geſehen? Nirgends, ach nirgends! — Aber dann ergriff mich ein Schreck wie vor etwas Unerlaubtem, und ich dachte weiter: Nein, ſolch ein Uebertritt wäre nicht das, was er ſein ſoll! es läge ihm doch vielleicht etwas Menſchliches zum Grunde, wie die große Bewunderung und Ehrfurcht iſt, die ich vor dieſen Männern habe! Nicht um eines — nicht um hundert oder tauſend der allerherrlichſten Menſchen willen könnte ich je übertreten. Es muß um etwas Göttliches, um der Wahrheit willen ſein.

Dawider hätte ich jetzt gewiß gar nichts; nur aber hätte ich mehr nach dieſer Wahrheit fragen und forſchen ſollen. Aber nein! das unabweisliche Bedürfniß, beim

Anfang anzufangen und die poſitive Lehre kennen zu lernen, war immer noch ein Stern, der unterhalb meines Horizontes ſtand. Oder meinte ich, die Wahrheit müſſe mich wie ein Blitzſtral berühren, oder gleichſam über mich herfallen, wie über den heiligen Apoſtel Paulus; oder war es eine lutheriſche Reminiscenz, daß der Wille unfähig zur Mitwirkung bei dem Werk der Bekehrung und überhaupt bei jeder Erkenntniß von göttlichen Dingen ſei; — genug, ich blieb in meiner Paſſivität, ich! die ich mich eigentlich zu nichts in der Welt paſſiv verhalte! Daher glaube ich, daß die lutheriſche Lehre von der gänzlichen Unfähigkeit des Willens, ſobald es um Himmliſches ſich handelt, mir ſelbſt unbewußt etwa ſo auf mich gewirkt hat, wie das Klima auf alle Naturen, die in ihm geboren werden. Dieſe Wirkungen ſind nicht auffallend, nicht ſchlagend, allein es kann ſich Niemand ganz ihnen entziehen oder ſich gegen ſie ſtemmen, denn er athmet ſie mit der Lebensluft ein; — ſollte nicht Analogie zwiſchen dem Phyſiſchen und Seeliſchen ſtatt finden? Ganz gewiß. Und ſo litt ich denn auch an dem allgemeinen lutheriſchen Torpor.

Bei den Predigten, den Reden, die ich damals Gelegenheit hatte zu hören in ſo übervollen gedrängten Kirchen, daß ſie wie mit Menſchenköpfen gepflaſtert waren — ſetzte ich mich auf die unterſte Stufe der Altäre und weinte mich müd' und matt, daß dies Alles doch nicht zu mir geſagt ſei, und ich eigentlich nicht dahin gehöre. Die Predigten gefielen mir ſo gut! Warm, anſchaulich, praktiſch, ungekünſtelt, mit plötzlichen Nutzanwendungen für's Leben, hatten ſie ſelbſt etwas ſo außerordentlich Lebendiges, daß ich in meiner Unwiſſenheit meinte, es entſpränge aus dem iriſchen Character. Jetzt freilich weiß ich es beſſer: es iſt die katholiſche Art zu predigen, und ſie iſt ebenſo warm und ergreifend, als die proteſtantiſchen Monologe von der Kanzel herab kühl und fremd ſind.

Ich verließ Irland mit der Hoffnung und dem Verſprechen es wieder — und auf längere Zeit — zu beſuchen und dann, wo möglich, etwas zu ſchreiben über „the emerald gem of the western world.“

Während des ganzen folgenden Winters arbeitete der Eindruck in mir fort, den England mir gemacht hatte, und Deutſchland wurde mir ſo unerträglich, daß ich es wie ein herbes Unglück empfand, eine Deutſche zu ſein. Du haſt kein Vaterland und keine Kirche! wiederholte ich mir immer und immer wieder. Nein, du haſt kein Vaterland! ſollt' es Meklenburg ſein, wo du geboren biſt? Holſtein, wo dein Stammhaus liegt? Preußen, Sachſen, wo du gelebt haſt? Oeſtreich, das du liebſt? Um Vaterlandsgefühl zu wecken, dazu gehört ein Schatz von geliebten Erinnerungen und von verehrten Inſtitutionen, die in das Bewußtſein der Nation übergegangen ſind und ihren Mittelpunkt finden in der Liebe für das Regentenhaus, oder für die uralte Staatsform, wodurch Einheit und Innerlichkeit in den geſammten Körper kommt. Ich begreife dies Vaterlandsgefühl für Preußen, für Oeſtreicher, für Baiern; aber ich hab' es nun einmal nicht, denn ich würde gar nicht wiſſen, wo es unterbringen. Die deutſche Sprache, die gibt mir ſo etwas wie Vaterlandsgefühl — und nur ſie! denn mit dem deutſchen Character habe ich keine beſondere Sympathie. Dies Prahlen mit Intelligenz, Bildung, Geiſt iſt ſo hohl und flach; dies Ueberſchätzen des Gemüths läuft auf ſolche Sentimentalität hinaus; dieſer Kultus der Wiſſenſchaft iſt ſo einſeitig und ſo kleinlich, daß er in der allgemeinen Weltbildung doch nur den Dienſt der Fabrikarbeiter thut — wo Jeder äußerſt emſig an einem winzigen Theil vom Ganzen arbeitet, ohne eine Ahnung davon zu haben, was denn eigentlich das Ganze ſei. Der Ueberblick fehlt, die Thatkraft, die Phantaſie — folglich die große Anlage, um Großes zu leiſten; aber ich habe nur Sympathie für dieſe drei Dinge, denn in ihnen iſt das Leben der Praxis, das Leben des Willens, das Leben des Geiſtes conzentrirt. Deutſchland hat kein innerliches Leben, ich kann nicht für die Dauer in Deutſchland leben! Hätte ich eine Kirche, eine große, allumfaſſende, religiöſe Gemeinſchaft, ſo brauchte ich kein Vaterland, denn ſie würde mit einem himmliſchen den Mangel des irdiſchen erſetzen; aber Deutſchland hat nichts für ſeine Kinder — auch keine Kirche — nur Makulatur, ſei es in Bibliotheken, ſei es im Buchladen. Ich bin all der Bücher zum Sterben überdrüſſig — und der meinen natürlich zuerſt, denn es iſt gar nicht der Mühe werth zu ſchreiben, wenn man unter ſeinen Füßen nicht den feſten Boden eines Vaterlandes — und über ſeinem Haupt nicht das Himmelsgewölbe einer Kirche hat.

Wie oft ſprach ich ſo zu einer Freundin, die das hatte, was ich mit ſo tiefem Schmerz entbehrte, — denn ſie war Engländerin und Katholikin — und die meine Lamentationen gar nicht begriff, weil ſie nicht wußte, was es heißt, deren Gegenſtand entbehren. Seitdem hat ſie Deutſchland kennen gelernt und hat meine Klagen begriffen. Vielleicht waren ſie damals auch wirklich übertrieben, wenn nicht in der Empfindung, ſo doch im Ausdruck. Sachſen war ſo untergraben und zerwühlt vom politiſchen Radikalismus und vom religiöſen Rationalismus, daß man in ſeinem Sumpf kein Anker werfen konnte, um ſich gegen drohende Springfluten zu feſtigen. Nirgends wurde etwas Poſitives, dieſen zerſtörenden Elementen gegenüber, mit Energie aufrecht gehalten; und gerade weil mir ſelbſt jede poſitive Baſis ſo ſehr fehlte, ſehnte ich mich danach, ſie außer mir zu finden, ſowol um an ihr, wie an einem Blitzableiter, die Wetterſtrale der Leidenſchaft und der Willkür zu kalten Schlägen zu machen; als auch, um in dem unſäglichen Wirrſal jener traurigen Tage, in ihr die rettende Arche vor der drohenden Sündflut zu entdecken, mit welcher man ſich damals eigentlich ſchon ganz vertraut machte. Man ſah ja ganz unbefangen kommuniſtiſch geſinnte Leute! man ſchied ſich nicht zu ſcharfer, begrenzter Partei aus! es brodelte Alles breiartig durch einander! Jemand nicht zu ſehen, weil er von einer andern politiſchen Geſinnung war und zwar von einer ſolchen, die allem Beſtehenden den Krieg erklärte — alſo auch Denjenigen, die mit und auf dem Beſtehenden fußten — alſo uns Allen, die wir nicht Demokraten waren: das hieß ariſtokratiſch hochmüthig, excluſiv. Ariſtokratiſch zu ſein — das habe ich mir freilich immer zur Ehre gerechnet, weil durch die ganze Weltgeſchichte ariſtokratiſche Verfaſſungen und Inſtitutionen als diejenigen ſich bewährt haben, welche den Staaten und den Individuen Würde und moraliſche Macht verleihen und welche, weil ſie das Recht ſchützen, ihnen lange Dauer und ruhige Entwickelung auf der Baſis des Gleichgewichts der Stände geben; während die demokratiſchen Inſtitutionen mit ihrem ſchiefen Prinzip der Gleichheit auf etwas Unmögliches hinarbeiten und folglich nur ſchiefe, verkehrte Reſultate liefern können, an denen Menſchen und Staaten nicht blos moraliſch — das verſteht ſich von ſelbſt — ſondern auch materiell zu Grunde gehen müſſen. Alſo ariſtokratiſch zu ſein iſt mir zu jeder Zeit, in allen Verhältniſſen, unter allen Umſtänden eine Ehre geweſen; und excluſiv genannt zu werden — dawider hatte ich auch nichts. Aber für hochmüthig mogte ich denn doch nicht unnützer Weiſe gelten; und ſo habe ich denn das Vergnügen gehabt Perſonen bei mir zu ſehen — und gerade in jener Zeit — von denen es mir bis zu dieſer Stunde räthſelhaft ſein würde, weshalb ſie mich überhaupt aufgeſucht haben, wenn nicht der allgemeine gallertartige Zuſtand es erklärte, der Allen, von welchem Glauben, welcher Partei, welcher Farbe ſie ſein mogten, eine energiſche Begrenzung unmöglich machte. Dazu das deutſche Vorurtheil, möglichſt vielſeitig ſein zu müſſen — d. h. in dieſem Sinn: Alles aufzunehmen und nichts zu verarbeiten — und die bedenkliche Anmaßung, über allen Parteien ſtehen zu wollen — und die unerquickliche, markloſe Zerfloſſenheit iſt nicht ſowol erklärt, als erkannt. Ueber den Parteien kann nur Derjenige ſtehen, der ſich mit ſeinem ganzen Wollen und Streben außerhalb derſelben einem Zweck widmet, einem Ziel hingibt, einer Wirkſamkeit opfert, welche einer höheren Ordnung als der vorrauſchenden Frage des Tages angehören: der große Staatsmann, der große Künſtler — oder die heilige in Gott lebende, für Gott auf Erden wirkende Seele. Deren Blick ruht auf der Zukunft und die Partei hat es immer mit der Gegenwart zu thun, ſo daß ſie von ſelbſt ausgeſchieden ſind. Aber Unſereiner täuſcht ſich kläglich mit ſeinem Wahn, über den Parteien ſtehen zu wollen. Er lebt nur im Nebel über alle und alles — und deshalb wähnt er auf den Höhen zu leben.

Ich machte mir aber auch gar keine Illuſion darüber! ich fand das ganze Leben und Treiben der Welt ſo unerträglich, daß ich in eine bodenloſe Schwermuth verſank. Einſt erzählte mir Jemand, er habe gehört, ich wollte katholiſch — und dann in Wien Sternkreuz-Ordensdame werden. Ich war daran gewöhnt, ſo auſſerordentlich unſinnige Erfindungen über mich zu hören, daß ich immer lachte, je toller ſie waren. Der Einfall, daß ich einer äußern Ehre wegen einen großen Schritt thun könnte, hätte mich zu anderer Zeit ſehr beluſtigt; doch jetzt ſagt' ich ganz ernſthaft:

„O wär' ich nur katholiſch — nicht um Sternkreuz-Ordensdame zu werden, ſondern Kloſterfrau.“

Der Jemand ſchrie Zeter. Ich fragte ihn, ob er die Welt ſchön genug fände, um ihr auch nur einen Blick des Bedauerns zuzuwerfen, wenn man aus ihr ſchiede — aus dieſer Welt voll Schein, Täuſchung und Lüge, wo unter Millionen kaum Einer ein Herz für die Wahrheit hat. Damit ſtimmte er überein. Und doch kein Kloſter? — Nein! das wollte ihm durchaus nicht einleuchten.

Ich litt unbeſchreibliche und unvergeßliche Qualen. Es war im Frühling und ein ganz lieblicher Mai voll Sonne und Grün und Duft der Akazien, deren es ſo viele in Dresden gibt. Ich ging zuweilen in den lauen Frühlingsnächten bis zwei, drei Uhr Morgens auf meinem Balkon auf und nieder mit einem ſo ſchweren Herzen, als ob mir die Weltkugel darauf ruhe. Alles, was ich erlangt und erreicht hatte — war ja doch nicht das, was ich gemeint hatte! Was gab es denn noch auf, was über der Erde! Immer wieder und wieder las ich St. Auguſtins Bekenntniſſe; oder eigentlich nur den Schluß des fünften Kapitels, Buch VIII, wo er ſich mit einem Schläfer vergleicht, der zwiſchen Traum und Wachen liegt, und den Zuſtand faſt wider ſeinen Willen zu angenehm findet, um ſich zum völligen Erwachen zu entſchließen. Aber er weiß, daß er es dennoch muß, und ſo ſpricht er beſchwichtigend aus ſeinem Halbſchlaf heraus: „Gleich, o gleich! nur noch einen kurzen Augenblick!“ — Und dies: „Tout à l'heure! tout à l'heure! encore un moment!“ ging mir Tag und Nacht durch die Seele. Ich wußte auch, es konnte nicht ſo mit mir bleiben — aber ich wußte nicht, was ich thun, was ich beginnen ſollte. Die Tage, die Stunden waren ſo weit, daß keine Beſchäftigung ſie ausfüllte; das kam daher, weil ich nicht ganz bei meinen Beſchäftigungen war, ſondern nur mit halber Seele, mit halbem Herzen. Ich ſah über ſie hinaus, hinweg, auf kein beſtimmtes Ziel, nur ſo in die Unendlichkeit hinein, der ich angehören wollte, gleichviel wie! ob als ein elementariſches oder ein ſeeliſches Geſchöpf — nur aber erlöſt ſein von dieſer Feſſel des Ungenügens, welche ich in allem Irdiſchen fand. Weil ich nichts Beſtimmtes wollte; weil etwas Unerreichbares ewig an meiner

Seele nur vorüber glitt; weil auf der weiten Welt nichts war, das mich — nachdem ich es feſt in's Auge gefaßt — veranlaßt hätte zu ſagen: Hierin will ich für die Ewigkeit ruhen; — und weil ich doch nichts Anderes begehrte als dieſe Ruhe für die Ewigkeit: ſo war ich wie Einer, der im weiten Ozean ſchwimmt, von einer rettenden Küſte träumt und ſich immer heimlich dabei ſagt: Sie iſt nicht hier! ſie iſt nicht hier! dieſe Wellen bringen dich nicht dahin! — Dann nahm ich mich plötzlich wieder ſehr zuſammen und hielt mir vor, daß meine ſeeliſche Unerſättlichkeit wahrſcheinlich aus meiner Gewohnheit entſpringe, ihr immer nachzugeben, immer neue Nahrung für ſie zu ſuchen, anſtatt ihr Grenzen zu ſetzen und ſie zu beſchränken. Und ich nahm dann einen neuen Anlauf zur Genügſamkeit, der gerade ausreichte, um die Oberfläche der Exiſtenz glatt erſcheinen zu laſſen. Oder ich beſchwichtigte mich momentan mit dem Gedanken, daß mir vielleicht ſpäter doch noch eine auguſtiniſche Bekehrung beſchieden ſein könne.

Mein Herr und mein Gott! nicht müde wurdeſt Du, an meine Seele zu klopfen; aber ach! ich ließ Dich nicht ein. Es machte mir damals einen erſchütternden Eindruck, daß ein Mann, den ich nur von Anſehen kannte und mit dem ich nie eine einzige Sylbe geſprochen hatte, mir ſchrieb — um mich zu bitten, an meine Seele zu denken; mit dem Zuſatz: ich müſſe mich nicht wundern über ſeine Theilnahme für meine Seele, denn ſeit langen Jahren, ſo lange er mich kenne — (wenn man eine Begegnung auf der öffentlichen Promenade, die zuweilen nur Einmal im Jahr geſchehen mögte, ſo nennen darf) — bete er Morgens und Abends für dieſe Seele zu ihrem göttlichen Erlöſer. — Der Gedanke, daß Jemand für meine Seele bete, ergriff mich ganz unbeſchreiblich, weil es ſo völlig über alle irdiſche oder menſchliche Theilnahme hinausreichte und nur Himmliſches und Ewiges im Auge hatte. Aber die Bücher, die er mir vorſchlug, um mein Seelenheil zu fördern — (Jacob Böhme, Swedenborg und St. Martin) — hatten durchaus nichts Lockendes für mich. Was ſollte ich mit myſtiſcher Theologie, Theoſophie, Philoſophie anfangen, während ich verhungerte nach einer ſtarken, geſunden poſitiven Lehre? Nahrung wollte meine Seele — nicht mit Rauch ſich abſpeiſen laſſen! Ich hatte mich wieder in meine geliebten Propheten verſenkt und in der Antwort, die ich auf jenen Brief erließ, ſagte ich ungefähr: Gott werde gewiß nicht eine Seele verloren gehen laſſen, die ſo feſt an den Worten der beiden großen Propheten hinge: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, mein biſt du!“ — und: „Mit ewiger Liebe lieb’ ich dich, darum erbarm’ ich mich dein und ziehe dich zu mir.“ Denn in dieſen Worten liege eine Verheißung und wer an ſie glaube, für den gehe ſie in Erfüllung.

Meine Schwägerin, eine orthodoxe Lutheriſche, fragte mich damals einſt, was ich denn eigentlich glaube.

Und auch ihr ſagte ich jene Prophetenworte, die mein ganzes Glaubensbekenntniß umfaßten. Aber über dieſen Glauben, der ja eigentlich nur eine Hoffnung war, ſprach ich ſo innig, ſo warm, ſo durchdrungen von ſeiner Wahrheit und ſeiner Nothwendigkeit für mich, daß meine Schwägerin, trotz ihres Lutherthums, ganz zweifelhaft wurde, ob ich nicht dennoch in den Himmel kommen könne.

Man meint vielleicht, ich ſei unaufrichtig in meinem Suchen und in meinem Beharren geweſen. Nein, ich war es nicht! man darf nur nie das Eine aus den Augen verlieren: ich war keine Chriſtin, denn ich glaubte nicht an eine geoffenbarte Religion, und glaubte darum nicht an ſie, weil ich keine Kirche hatte, durch welche ich dieſe Offenbarung empfangen konnte. Ich ſtand mit meinen Propheten in der Vorhalle, ſehnte mich in den Tempel einzugehen, weil die Seele aus den Verheißungen heraus und nach der Erfüllung ſtrebte — und war dennoch wie feſtgebannt im Vorhof. Aber ich blieb in demſelben, denn da hatte ich ein ganzes Wort gefunden — freilich nur Verheißung, nur Zuſicherung, aber ganz und ohne inneren Widerſpruch; folglich meinem abſoluten und Wahrheit um jeden Preis begehrenden Character weit homogener, als die halben, unvollkommnen, ſchwankenden Lehren, welche außerhalb meines Vorhofs und des Tempels, von Kanzel und Katheder anderer Confeſſionen erklangen. Ich ſtand draußen vor der Thüre der Wahrheit — ja! aber ich ſtand nicht in der Lüge. Von den Propheten, die den Sohn Gottes verkündigten, ging ich gradesweges zum Sohn Gottes, als ich wußte, wo er zu finden ſei. Bei Luther und ſeines Gleichen iſt es mir nie eingefallen, ihn ſuchen zu wollen, denn deren Menſchenwort hat das göttliche Wort nie erfaßt, nie! Eine Chriſtin konnte ich nur in dem Augenblick werden, als ich Katholikin wurde; — denn alles Ernſtes muß ich jetzt fragen: Wißt Ihr denn wirklich nicht, daß es ſchon vierzehn Jahrhunderte vor Luther und Calvin Häreſien gegeben, und daß eine jede behauptet hat, ſie und nur ſie habe die reine chriſtliche Lehre? Genau daſſelbe behaupten Luther, Calvin und wie ſie Alle heißen mögen! als ächte und rechte Häretiker auch. Es iſt aber wol möglich, daß Ihr das nicht wißt, ſondern treuherzig meint: Zuerſt habe der heilige Geiſt das Chriſtenthum während einiger Jahrhunderte in der Kirche lebendig erhalten, und dann ſei er ſo zu ſagen ſchlafen gegangen, wodurch ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, auf antichriſtliche Wege gerathen ſei — bis plötzlich im ſechszehnten Jahrhundert ein ganzer Schwarm von neuen Meſſiaſſen das reine Chriſtenthum wieder eingeführt hätten — der Eine ein calviniſches, der Andere ein lutheriſches, der Dritte ein anglikaniſches, der Vierte ein reformirtes Chriſtenthum, aber Alle das reine, das wahre, das ächte, das unverfälſchte; — und damit beruhigt Ihr Euch!! Aber fällt

Euch denn dieſe Harlekinsjacke nicht ſeltſam auf gegen den Purpurmantel der Einheit der Kirche? und noch ſeltſamer, wenn Ihr bedenkt, daß mit dem zweiten Jahrhundert die Häreſien begannen, ihr buntes Lappenwerk zuſammen zu flicken, ſo daß Eure Reformatoren bei dieſer Arbeit Hunderte von Vorgängern hatten, wie Gott ihnen vielleicht noch Hunderte von Nachfolgern geben wird — weil die Kirche auf Erden die ſtreitende Kirche iſt und ſein muß, um nach ihren unermüdlichen Siegen im Himmel die triumphirende zu ſein. Was gefällt Euch denn an den bunten Fetzen? könnt Ihr einen einzigen guten, großen Gedanken daran knüpfen? Schwerlich! ich weiß wol, daß Ihr einen Gedanken daran knüpft, allein der iſt weder groß noch gut; Ihr denkt: Nun, das iſt wenigſtens die Rüſtung Aller, die gegen das Papſtthum zu Felde gezogen ſind. Richtig, nicht wahr? und darum nehmt Ihr mit dem Lappenwerk vorlieb. Aber was iſt der Erfolg jener Feldzüge? ein trauriger Abfall von der Wahrheit, durch den das Reich des Böſen auf Erden beträchtlich vergrößert und das Elend unzähliger Seelen bewirkt wird. Doch der Purpurmantel der Kirche bleibt unangetaſtet in einem Stück, wie das natloſe Kleid des Heilands. Und ſeine Farbe hat er von dem Blut ihrer Märtyrer, von der Liebesglut ihrer Heiligen, von dem Feuereifer ihrer Streiter, von der Majeſtät ihrer großen Männer, von der Glorie der ewigen Opfer an Gut und Blut, an

Leib und Leben, die in ihr dargebracht werden, von dem Glanz, den ſie durch achtzehn Jahrhunderte des Segens über den Erdball verbreitet. Die Einheit des Dogmas gibt ihm ſeine Feſtigkeit und Dauer; die Herrlichkeit, mit welcher das Dogma in die Wirkſamkeit des Lebens eingreift, gibt ihm ſeine Farbe. Die Einheit kräftigt unſern Glauben; die Herrlichkeit entflammt unſere Liebe. Er richtet ſich nicht auf die Wahngebilde des menſchlichen Verſtandes; ſie entzündet ſich nicht an den Wolkengebilden des menſchlichen Herzens; ſondern Beide wurzeln in der Offenbarung des göttlichen Wortes — in jener unveränderlichen, welche die Häreſien kommen und gehen, auftauchen und verſchwinden ſieht — und allein die chriſtliche Lehre von einem Jahrhundert zum andern, von einer Generation auf die andere mit unerſchütterlicher Treue fortpflanzt. O dieſe Treue, dieſe Unwandelbarkeit, ſind ſie nicht das, was das arme ſchwankende Herz bedarf, um ſich in ihrer ewigen Gewißheit auszuruhen von all der Treuloſigkeit und Wandelbarkeit, die es in allen irdiſchen Dingen, in ſich ſelbſt, in ſeinen Freunden und Freuden, in ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen findet, ſo daß es oft durch einen Luftzug, ein Wort, ein Sandkörnchen, einen Waſſertropfen ſich beſtimmen läßt, das Gegentheil von dem zu wollen und zu thun, wofür es vielleicht zehn Jahre lang geglüht und geſchlagen hat. Denn ſo iſt es beſchaffen — nicht mein Herz etwa, oder

Dein Herz, Du fremde Seele; ſondern das Menſchenherz. Dieſe Unruhe, dieſe Sehnſucht, dies Verzagen, dieſe Entmuthigungen, dies Himmelſtürmeriſche, dies Staubverwandte, dieſe Zuverſicht zur eigenen Wechſelloſigkeit, dieſe Erkenntniß, daß der Wendepunkt bereits überſchritten war, als man noch mit der Zuverſicht prahlte — dieſer Aufſchwung, dem plötzliche Verſunkenheit, dieſes Dürſten, dem kein Genügen folgt — wer kennt das nicht? wer hat das nicht mit tauſend und aber tauſend Schmerzen durchkämpft? wer hat nicht gewünſcht, aus dieſem vernichtenden Wirbelwind das Herz retten und zum Frieden bringen zu können? — Wolan, wir können es zum Frieden bringen: wir dürfen es nur mit der göttlichen Wahrheit erfüllen und es hat ſeinen Schwerpunkt gefunden und läßt ſich nicht mehr blindlings umherſchleudern; — es iſt voll, denn die Wahrheit gibt unendliches Genügen; — es iſt hell, denn ſie gibt reines Licht, — es iſt ſtark, denn ſie gibt ihm Vertrauen zur Kraft der Gnade; — es iſt feſt, denn es lehnt ſich an einen Felſen; — es iſt ſicher, denn es birgt ſich unter jenem Purpurmantel, der für alle Ewigkeit ſchützend und ſchirmend über die Seinen ſich ausbreitet. Und nun ſage mir, fremde geliebte Seele, was thut die Harlekinsjacke für Dich! Dein Reformator, oder wie Du ſonſt den Mann nennen willſt, iſt gekommen und hat das Läppchen ſeiner armen Meinung an die Maſſe der übrigen Läppchen geheftet, von denen manche ſchon ſo zerſetzt und vermodert ſind, daß man ihre urſprüngliche Farbe kaum erkennt — grade ſo wie der Name ihres Stifters auch ſchon halb verſchollen iſt. Wird es Dir nicht mit ein wenig gelaſſenem Nachdenken klar, daß Deines Reformators bunter Lappen demſelben Schickſal entgegen gehe? Was weißt Du von Gnoſtikern und Manichäern, von Ebioniten und Marcioniten? — Sehr wenig, und das iſt recht gut! Aber fällt Dir dabei nicht ein, daß man nach anderthalb Jahrtauſenden auch wenig von Calvinern und Lutheriſchen wiſſen dürfte? Häreſien verhallen und hätten ſie für eine Zeitlang das Antlitz der Erde umgeſtaltet — ſie verhallen doch! Die Kirche allein hat „Worte des ewigen Lebens,“ weil ſie allein, ſie von Anbeginn, die ganze Lehre Chriſti verkündet hat, weil ſie die chriſtliche Kirche iſt. Häreſien ſind Auswüchſe, ſind krankhafte Gebilde des Menſchengeiſtes im Chriſtenthum — weiter nichts.

Das Ringen meiner Seele, um zu Gott zu kommen, nahm nicht den Weg durch die Häreſie, ſondern ließ ſie von Hauſe aus, ſo viel es dem Inſtinkt oder der Ahnung oder dem geſunden Menſchenverſtand möglich war, als ein Stückwerk bei Seite. Ich wollte nun einmal immer und in allen Dingen etwas Ganzes, Alles; da konnten auch $^{99}/_{100}$ mir nicht genug ſein.

Im September 1847 ging ich nach Italien mit der Abſicht, den Winter in Sizilien zuzubringen. Unterminirt wie der Boden des Lebens überall war, machte etwas Gährung mehr oder minder an dieſem oder jenem Ort mir keine Furcht. Jeder denkende Menſch erwartete eine Art von politiſchem und ſittlichem Erdbeben. Wie wir uns dabei verhalten wurden, wußten wir Alle nicht.

In Wien diskutirte ich einen Abend bis tief in die Nacht hinein mit einem lieben Freunde, der ſehr mit dem Communismus bekannt war und ihm, nach meiner Anſicht, zu viel Regenerationskraft zutraute. Ich fand, daß all dieſe Schlagworte: Gleichheit, Brüderlichkeit, Gemeinſchaft, nur dann einen Sinn hatten und zum Heil der Menſchheit dienen konnten, wenn ſie im religiöſen Gebiet und von dort aus in den Herzen Wurzel faßten; — aber Staatsformen darauf zu baſiren, verſtand ich damals ſo wenig, als ich jetzt daran glaube. Iſt die Religion ſo mächtig in uns, daß unſer Glaube uns den Herzſchlag der Liebe gibt, ſo herrſcht eine ganz anders innige und lebendige Brüderlichkeit auf der Welt, als der Communismus mit ſeinem dürftigen äußerlichen Geſetz es ſich träumen läßt; — denn ſein Geſetz hebt die Liebe auf und Brüderlichkeit ohne Liebe iſt peinlicher Zwang — iſt ſo etwas wie zwei Galeerenſklaven an einer Kette.

In Venedig waren ſo eben immenſe Feſte zu Ehren der Gelehrten von ganz Europa vorüber. Ach, es war damals eine ſchlechte Zeit! Dies ſich gegenſeitige Bekränzen und Bekomplimentiren, und dies großſprecheriſche Prahlen mit Geiſt und immer Geiſt — mit Wiſſenſchaft und immer Wiſſenſchaft — mit Gelehrſamkeit und immer Gelehrſamkeit — war ſo eitel, ſo hohl, ſo übertrieben, ſo losgeriſſen von der geſunden harmoniſchen Entwickelung der Menſchheit, daß ich es gar nicht ohne tiefen Widerwillen betrachten konnte und oftmals ſagte, wenn der Geiſt ſo überſchätzt wurde:

„Mir wäre für hundert Menſchen von Geiſt ein einziger Menſch von Character lieber; — ein einziger, der nicht aus Gier nach Popularität rechts und links Katzenbuckel machte.“

An den ſchönen Alterthümern einer der merkwürdigſten, aber ſelten beſuchteſten Städte Italiens, Ravenna, konnte ich nur mit halbem Intereſſe Theil nehmen; ich mußte immer an Kaiſer Honorius denken, der hier in Ravenna ſeine Hühner fütterte, während Alarich mit ſeinen Gothen auf Rom losging und es eroberte, und dem keiner ſeiner Höflinge zu ſagen wagte, wie es eigentlich in ſeinem Reich ſtehe. Dies war ein ebenſo ſchauerliches als wahres Bild von ſo Vielen, die, in ihre Chimären, Träume, Theorien oder ſonſtige Liebhabereien verſunken, nicht bemerkten, noch bemerken wollten, daß Barbaren die Welt überſchwemmten und daß dieſe von Barbarei bedroht ſei. Denn der Radikalismus iſt in meinen Augen nie etwas Anderes geweſen, als Barbarei, weil er im Leben der Völker das Gleichgewicht aufzuheben ſucht, das der Entwickelung aller Kräfte günſtig iſt, um die Gleichheit an ihre Stelle zu ſetzen, die all jene Kräfte lähmt und hemmt, folglich zum Mißbrauch veranlaßt.

Es war eine melancholiſche Reiſe! Nirgends waren die Eindrücke der Vergangenheit, oder der Kunſt und Natur mächtig genug, um den Hinblick auf eine Gegenwart zu verhindern, die man gleichſam in den letzten Zügen liegen ſah! In Rom las ich ein Buch, welches damals eine außerordentliche Berühmtheit hatte und welches ſeinem Verfaſſer eine der unächteſten Kronen verlieh, die je ein Menſch getragen hat. Der Glanz, womit es geſchrieben iſt, blendete mich nicht — Gott Dank! ich finde in meinem Notizbuch:

„Rom. Oktober 22. 1847. So eben ausgeleſen *Lamartine:* Histoire des Girondins. Einen ſo gräßlichen Eindruck von Trauer, Abſcheu und Verzagtheit hat mir nie ein Buch gemacht. Mich überwältigt ein Ekel vor dem Menſchengeſchlecht, wenn dies ſeine Heroen ſein ſollen. Der aktive Theil beſteht aus ruchloſen, verrückten, fanatiſchen, trunkenen Köpfen; der paſſive aus einer ſklaviſchen Heerde. Menſchen ſehe ich nirgends, nur Köpfe, in denen nebuloſe, utopiſche, egoiſtiſche Ideen, unpraktiſche Theorien, unverſtandene philoſophiſche Syſteme incohärent durcheinander wirbeln; — Menſchen nirgends! nirgends ein Herz, eine Seele, ein Gewiſſen! nicht einmal einen ganz ordinären Menſchenverſtand, nicht einmal eine noch ordinärere Menſchenfauſt. Betrunken! betrunken! und abermals betrunken! ſagt' ich jedes Mal, wenn eine neue revolutionäre Fraktion auftaumelte, um unter der Guillotine zu verſchwinden; — betrunken von Materialismus die Einen, von falſchem Spiritualismus die Andern; betrunken — Alle! daher tappend, ungewiß, ſchwankend — und nur aus Furcht oder Grauſamkeit entſchieden — nie aus Gewiſſenhaftigkeit. Keiner hatte ein Gewiſſen, denn Keiner hatte ein Herz! das Herz weiß von Recht und Unrecht; aber der Kopf verdreht Beides durch die Sophiſtik, die er zu ſeiner ſchiefen, hohlen Entwicklung braucht und die er aus ſeinem theoretiſchen oder philoſophiſchen Wiſſen ſchöpft. Je mehr ich über jene Revolution leſe, um deſto abſcheulicher finde ich ſie — beſonders dann, wenn ſie verherrlicht werden ſoll, wie durch dies Buch. O die Madame Roland — wie ich ſie haſſe, dieſe Repräſentantin des tiers-état, in ſeinem Neid, in ſeinen Rauſchgold-Phraſen, in ſeinem hochfahrenden und kläglich unvollkommnen Streben den Platz der Beſſeren einzunehmen, in ſeinem Komödienſpiel mit großen Worten ohne große That, in ſeiner eiteln Selbſtüberſchätzung! Und die ſoll ich bewundern? — O dieſer Robespierre, wie ich ihn haſſe — dies Skelett eines Menſchen, das mit ſeiner dürftigen Manie des Syſtems logiſch zur Guillotine kommt! Und den ſoll ich doch bewundern? Oder den ſtarren Fanatiker St. Juſt? Oder Philippe Egalité? Oder dieſe ganze Geſellſchaft der Gironde, die ſich am Beſten ausnimmt — bei Tiſch, wenn Madame Roland ihnen Roſenblätter in die Weingläſer wirft — was ein antikes Sympoſion bedeuten ſoll — Schauſpieler, die ſie ſind! — Nein, ich haſſe ſie Alle, denn ſie lügen Alle! das werd' ich in alle Ewigkeit nicht glauben, daß ſie durch unſchuldige Verblendung zu ihren Monſtreſitäten kamen! Eine ſolche Verfinſterung des Gewiſſens geht aus tiefer, ſelbſtverſchuldeter Schuld hervor. Am meiſten haſſe ich aber Lamartine ſelbſt, der, indem er dieſen Moraſt von Gräuel, Niederträchtigkeit, Raſerei, Unredlichkeit erzählt, dennoch immer von der Revolution als von etwas ganz Erhabenem ſpricht, das durch all die Unthaten habe hindurch gehen müſſen, um in den Wolken einher zu ſpazieren, und das unerhört zu bewundern und zu verehren ſei. So zweizüngig muß man aber nicht ſein, mein Herr von Lamartine. Laſſen Sie doch dieſe unwürdige Gier nach Popularität fahren! Sie ſehen ja, im entſcheidenden Moment hat ſie Keinem geholfen — nicht dem Egalité, nicht dem Danton, nicht dem Robeſpierre. Sie ſchreiben auf all dieſe Gräber: «Morts pour l'avenir et Ouvriers de l'humanité!» — willkürliche Henker-Arbeiter nennen Sie Ouvriers de l'humanité? O wehe der Zukunft, welche dieſe Blut-Erbſchaft antreten mögte."

Ich habe dies abgeſchrieben, um einen Ausdruck für das Entſetzen zu finden, das mich vier Monate ſpäter übermannte, als dieſer nämliche Herr von Lamartine die Zügel Frankreichs in ſeinen Händen halten ſollte — in dieſen Händen, die ſo ſchwach waren, daß ſie nicht einmal eine arme Schreibfeder gradeaus führen konnten. Nun, ich ſchreibe nicht die Geſchichte jenes traurigen Winters, noch der Revolutionen von Palermo und Neapel, die ich an Ort und Stelle erlebte, noch der Revolutionen in Frankreich und Deutſchland, die ich, Gott Dank! nicht in der Nähe ausbrechen ſah. Aus Neapels fieberhaften Zuſtänden ging ich auf zwei Monate in die Einſamkeit von Sorrent, um zu überlegen und zu erfahren, ob und wie nach Deutſchland zurück zu kehren ſei und hauptſächlich um erſt der Verzweiflung Meiſter zu werden, die mir das Herz zu brechen drohte, wenn ich auf die deutſchen Zuſtände blickte. Ja, Verzweiflung; denn hinter all den Aufſtänden und Emeuten, Miſſe- und Unthaten, Floskeln und Phraſen, Frechheit und Feigheit ſah ich Dasjenige, welches das Ende von dem Allem zu werden, Alles zu verſchlingen drohte: den Radikalismus, das letzte Stadium der Demokratie, der man ſo bereitwillig die Wege öffnete, als ob ſie das Verderben aufhalten könnte, in welches ſie recht eigentlich kopfüber ſich und Alles ſtürzte, was ihr anhing.

Für den Schmerz, der damals an mir nagte, habe ich jetzt keine Worte mehr; denn ſeitdem ich der Kirche angehöre, betrachte ich die Erſcheinungen der Zeit nur in Beziehung und mit dem Blick auf ſie; und da ſie, auf deren Zerſtörung es recht eigentlich abgeſehen war, nicht nur nicht zerſtört, ſondern freier, kräftiger, zukunftsgewiſſer geworden iſt — da ſie allein bis jetzt friſche Luft, um ihr eigenes Leben zu leben, gewonnen hat, während alle weltlichen Zuſtände noch ſehr kurzathmig ſind: ſo gleitet das Auge getroſt über dieſe hinweg und zu ihr — der die Verherrlichung nimmer ausbleibt, und gerade dann am nächſten iſt, wenn ſie die Via Crucis unter Geißeln, Hohn, Dornen und Schmach gegangen iſt. Je näher dem Kalvarienberg, deſto näher der Auferſtehung.

Ich laſſe aber einige Auszüge aus Briefen und meinem Notizbuch folgen, um dieſem nagenden Gram genau den Ausdruck und die Farbe zu geben, welche er damals hatte und welche ich jetzt nicht mehr treffen würde. Er war ſo vehement, daß meine Geſundheit mehr durch ihn litt, als je durch einen perſönlichen Schmerz; — und ſo tief, daß er mich mehr als alles Andere von einer Welt abgelöſt — oder wenigſtens gründlich die Ablöſung vorbereitet hat — von einer Welt, bei der ich fortan immer denken muß, wie die Alten von der Trophonius-Höle: Wer Einmal in ſie hinein geſchaut hat, wird nicht wieder froh, ſo traurig macht ihn all das Gräßliche, das er in ihr geſehen. Ich mag aber nicht um Irdiſches und Vergängliches traurig ſein und deshalb wende ich mich zu dem Ewigen hin, um jenes zu vergeſſen.

Ich ſchrieb an eine Freundin in Dresden: „Neapel, März 14. 1848. — — es war ein ſchwerer Winter! ſo recht eine Zeit, die einem das Herz in der Bruſt dermaßen ſchwer macht, daß man davon ganz ſtumm wird. Nun iſt die Exploſion in Paris geſchehen; nach all den Vorſpielen hat die Tragödie begonnen und man kann wenigſtens ſeinem Grauen Worte geben. Ich ſtand immer unter einer Gewitterwolke und fühlte mich wie von zerſchmetternden Schickſalen bedroht. Jetzt mache ich meines Theils mich fertig, um dem Kampf beizuwohnen, der zwiſchen Barbarei und Civiliſation, nicht in Schriften, nicht in Büchern, ſondern in fürchterlicher Handgreiflichkeit beginnen wird. Radikalismus iſt Barbarei, weil er Gleichgewicht und Gegenſätze, ohne welche Entwickelung der Völker wie der Individuen unmöglich iſt, aufhebt und eine ſtupide, anarchiſch-deſpotiſche Gleichheit an deren Stelle zu bringen ſucht. Als das alte Rom, als die altgriechiſchen Republiken von dieſem Radikalismus zerfreſſen waren, legte dort Auguſtus der Kaiſer — legte hier Philippus der Eroberer die Hand auf ihn — und er war vernichtet; aber durch ihn war es auch für immer die große antike Zeit. Glauben Sie, daß unſre gebrechliche moderne ihm widerſtehen werde? Ich glaub' es nicht. Daß in Frankreich der Moment eintreten würde und müßte, der jetzt eingetreten iſt, war vorauszuſehen; wo das Recht aufgehört hat zu herrſchen, da herrſcht die

Willkür und muß darauf gefaßt ſein, durch Willkür geſtürzt zu werden. Die Revolution von 1789, welche vorgab, im Namen des Rechtes gegen die Willkür des Königs und der ſogenannt bevorzugten Claſſen der Geſellſchaft aufzuſtehen, hat die Willkür zum Gemeingut Aller gemacht. Die Guillotine verfuhr nach Willkür; Napoleon desgleichen; Beide waren tyranniſch und das imponirte. Als die Reſtauration die Willkür verſuchen wollte, ward ſie geſtürzt, denn ſie war nicht tyranniſch. Die Willkür erfand das Bürgerkönigthum, das achtzehn Jahre gegen die Pöbelherrſchaft gekämpft hat und von der Willkür geſtürzt worden iſt, weil es nicht tyranniſch war. Dies iſt in der Ordnung! Frankreich mußte bis zu dieſer unterſten Stufe in den Abgrund hinein, denn Epochen wie Menſchen müſſen ſich zu Tode leben, d. h. ihre Lebenskraft erſchöpfen. Pöbelherrſchaft iſt das letzte Stadium der revolutionären Epochen, iſt die letzte Conſequenz des demokratiſchen Prinzips der Gleichheit. Dies alſo befremdet und erſchreckt mich nicht. Allein was mich mit ich weiß nicht welcher Verachtung erfüllt, iſt die in der ganzen Weltgeſchichte beiſpielloſe Feigheit, mit der das Bürgerkönigthum auseinander geſtoben iſt. Hat 100,000 Mann — hat ein befeſtigtes Paris — und platzt wie eine Seifenblaſe, ohne Widerſtand, ohne Gegenwehr, ohne Verſuch den Platz zu behaupten. Alle fliehen! König, Prinzen, Miniſter verſchwinden wie Schatten! Nie hat ſich eine geſtürzte Ordnung der Dinge mit ſo unſterblicher Schmach bedeckt, als dieſer Ausdruck des eitlen und prahleriſchen tiers-état, als dieſes Bürgerkönigthum. Und woher die feige Flucht? — weil es nicht an ſich glauben kann! weil es eingedenk ſeiner Willkür nicht von ſeinem göttlichen Recht überzeugt iſt. Wer daran glaubt — kann überwunden werden, ja! aber nach tapfrer Gegenwehr, wie Carl I. Kennen Sie etwas Erbärmlicheres als moraliſche Feigheit? ich nicht! — Meinen Sie, daß ſie jetzt nicht in Deutſchland zum Vorſchein kommen werde? ich will es hoffen, aber — ich glaub' es nicht."

Und am 17. März ſchrieb ich: „Ein ſo beiſpielloſes Zerſtieben aller Elemente, auf denen eine Regierungsform achtzehn Jahr geruht hat — hat die Geſchichte noch nie geſehen. Nur Eines tritt mir aus dieſer Unbegreiflichkeit klar entgegen: die gänzliche Unfähigkeit des tiers-état mit ſeinem Gleichheitsprinzip, einem Staat Dauer — einer Nation Würde zu verleihen. Er beſaß die ganze materielle und ihm fehlte die ganze moraliſche Macht! Letztere wird in einem Staat nur durch das ariſtokratiſche Element vertreten, weil es die große Tradition der Ehre in ſich faßt, die mit der Erblichkeit und der Würde der Familie auf's Tiefſte zuſammenhängt. Ein Bürgerkönigthum iſt ein Haupt, das über Armen und Beinen thront, ohne eigentlichen Zuſammenhang mit ihnen. Das ariſtokratiſche Element vertritt das Herz, den eigentlichen Kern des Lebens; Erhaltung, Dauer, nachhaltige Kraft, große Hülfsquellen gewährt es. Wo es fehlt, ſtürzt das Gebilde bald über den Haufen, denn es mangelt die organiſche Verbindung zwiſchen Haupt und Gliedern. Die künſtliche eines momentanen Bedürfniſſes gibt keine Garantie und iſt ja doch nur eine Willkür in gewiſſen beſtimmten Formen. Das Bürgerkönigthum iſt ein vortreffliches Präludium zum Pöbelkönigthum des Radikalismus; — und bei dem habe ich nur einen Troſt: das Leben Sulla's. Er war vier Jahr alt beim Aufſtand von Tiberius Grachus; ſiebzehn beim Tode des Cajus; acht und fünfzig, als er ſeine bluttriefende Diktatur, ſein Rächeramt niederlegte — woraus zu erſehen iſt, daß die demokratiſche Herrſchaft im alten Rom binnen eines halben Jahrhunderts die ganze Evolution ihrer Lebenskraft durchmachte — beginnend mit der Demagogie, endend unter der Diktatur. Frankreich wird es nicht länger aushalten als das alte Rom."

Dies war Alles geſchrieben, bevor die Nachrichten aus Deutſchland kamen. Daß die deutſchen Demagogen pflichtſchuldigſt den franzöſiſchen nachahmen und Revolution machen würden, ließ ſich natürlich erwarten. Aber was ich nun erwartete: ein geharniſchter Widerſtand bis zum letzten Tropfen Blutes — ein Widerſtand, wie er aus dem Bewußtſein hervorgeht, für Recht und Ehre bis in den Tod zu kämpfen, und würde der Umſturz dadurch auch nur für eine Sekunde aufgehalten; — das erfolgte nicht! Wie ein Schwert ging es mir durchs Herz: Kein Gefühl für Recht und für Ehre! — und dem Volk gehörſt du an! — womit haſt du dieſe Schmach verſchuldet? — Im ſtummen Schmerz ſanken mir die Arme wie gelähmt herab, wenn ich Briefe aus Deutſchland bekam. Meiner Mutter ſchrieb ich:

„Sorrent, Villa Rispoli, April 2, 1848.
Als wir in den Wagen ſtiegen, um hieher zu fahren, erwartete man in Neapel einen republikaniſchen Aufſtand, obwol man eine ganz demokratiſche Conſtitution errevolutionirt hat. Denn das glaubt nur ja nicht — obwol es in Deutſchland alle Welt zu glauben ſcheint — daß die Ruhe hergeſtellt ſein werde, wenn man Repräſentativ-Verfaſſungen einführt. Mit denen iſt dem Radikalismus gar nicht gedient! Er will tabula rasa machen, denn er iſt die äußerſte Spitze und die letzte unvermeidliche Conſequenz des demokratiſchen Prinzips der Gleichheit, das jetzt Europa mit Barbarei bedroht. Denn auf dem Punkt künſtlicher und complizirter Civiliſation, auf dem ſich Europa befindet, iſt eine demagogiſche Herrſchaft — in welcher die Räder dieſer überverfeinerten Maſchine wirr und wild durch einander rollen — Anarchie, und dieſe ſtürzt unvermeidlich in Barbarei. — Wie mir zu Muth iſt, ſoll ich Dir ſagen? ja, liebe gute Mutter, das iſt gar nicht zu ſagen! da-

für muß ich erſt Worte erfinden! die alten genügen nicht. Ich kann den Schmerz nicht überwinden, eine Deutſche zu ſein. Ich komme mir vor wie gebrandmarkt, weil ich zu einem Volk gehöre, das ſeit Jahren die großen Worte Nationalehre, Nationalbewußtſein und ſonſtige Nationalität im Munde führt — um im entſcheidenden Augenblick zu beweiſen, daß es ſie nie begriffen hat. Denn hätte es ſie begriffen, ſo würde es nicht in Frankreichs Fußtapfen treten, ſo würde es lachen über den Fünfziger-Club, der in Frankfurt ſitzt oder ſitzen will; ſo würde es ſich empören bei dem Gedanken, daß man ihm dort ein Bürger*kaiſer*thum zurechtdrechſeln könnte, da es das Schickſal eines Bürger*königthums* vor Augen hat. Ach, freie Inſtitutionen — d. h. bei mir ehrliche Inſtitutionen, die nicht das Thor verſchließen und die Hinterpforte offen laſſen, wie es bei den Preßgeſetzen war — mit welcher Freude würde ich ſie begrüßen! Aber in dieſer Zeit, mit dieſen Leuten, unter dieſen Verhältniſſen, nach franzöſiſchem Beiſpiel ſie fodern — das kann mich nicht freuen! nein, nimmermehr! — Ehe ich nach Deutſchland zurückkehre, muß ich die Verzweiflung bemeiſtert haben, die mir das Herz zerfrißt und ich weiß gar nicht, ob mir das möglich ſein wird." — —

„*Villa Risvoli, April 14.* Aber was iſt denn das für eine unbegreifliche Verblendung in Deutſchland, mit dem Beiſpiel Frankreichs vor Augen und zur

Seite, den Radikalismus Freiheit zu taufen und in ſeinen Strudel blödſinnig und kurzſichtig hinein zu taumeln! Welch eine moraliſche und ſeeliſche Unmacht — welch ein krankhaftes Gehirn — welch eine Unfähigkeit, geſunde Gedanken zu faſſen, ſpricht ſich in dieſer Verblendung aus! Und damit will man eine neue Zeit herauf führen! Ach Gott, ach Gott! nur aus dem Herzen, dieſem Mutterſchooß des Lebens, könnte eine neue Zeit geboren werden, und das Herz iſt den Leuten vor lauter Gelehrſamkeit und Philoſophie zerbröckelt. Aber jede andere Geburt iſt ein Wechſelbalg; — und das Ding, welches das ſogenannte Parlament zu Frankfurt ausheckt, muß ein Wechſelbalg erſter Ordnung werden.“

Zuletzt, um das Maaß zu füllen, kamen die Nachrichten aus Holſtein — aus dem ſonſt ſo glücklichen und geſegneten Holſtein, welches jetzt, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, bis auf die Hefen den bittern Trank der Demagogenwirthſchaft leert. Ich ſchrieb meinem Bruder:

„Aber Ihr von der Ritterſchaft, ſeid Ihr wahnſinnig? ſeid Ihr taub und blind? Seht Ihr denn nicht, daß die Advokaten Holſtein in den deutſch-republikaniſchen Brei einkneten wollen? Weßhalb vereinigtet Ihr Euch nicht augenblicklich gegen dieſe proviſoriſche Regierung?“ — —

O dieſe Tage von Sorrent mit ihrem ſchneidenden Contraſt zwiſchen einer paradieſiſch ſchönen Natur, die groß und weit Meer und Gebirg, Inſeln und Vulkan, getaucht in den Zauber des Lichtes und in die Fülle der Vegetation, zeigt und die ganze Herrlichkeit der Erdenſchöpfung in einem Rahmen zuſammenfaßt — und einem winzigen Menſchenherzen, deſſen Gram ſo tief, deſſen Trauer ſo ſchwarz, deſſen Schmerz ſo nagend war, daß es trotz ſeiner Kleinheit dieſe ganze wunderbare Schönheit dunkel — ja, todt machte — ſind mir unvergeßlich. So ſchön war die Welt, wie Gott ſie geſchaffen — ſo abſcheulich, wie der Menſch ſie zurecht gemacht hatte! aber ich konnte mich nicht wie ſonſt in ihre Schönheit verſenken und berauſchen. Der Oliven- und Orangenhain, der die Villa umgibt, endet mit dem ſchroffen Felſenabfall über dem Meer, welcher die ganze Küſte von Sorrent ſo maleriſch und phantaſtiſch macht, daß man immer meint, es müßten aus ſeinen Grotten, Klüften und Hölen noch jetzt Syrenen auftauchen, um das Ohr ebenſo zu bezaubern, wie das Auge es iſt. Sitze eines antiken Theaters, unterwühlt von der Meeresflut, zerſtört von den mächtig ausgreifenden Wurzeln der Oelbäume, ſind noch am äußerſten Rande der Felſenwand erhalten. Dort ſaß ich jeden Abend, wenn die Sonne ſank hinter dem Epomeo auf Iſchia, wenn Himmel und Meer ſich auflöſten in Roſengluten, wie zwei Götter in einer unſterblichen Umarmung zuſammenſinkend, während die Küſten ſie umfingen, ſtralend wie eine Krone von Diamanten, lieblich wie ein Blumenkranz. Und wenn die gedämpften Roſengluten purpurfarben wurden, dann violett, dann blau, endlich ſilbergrau — und die Wellen ſtärker da unten rauſchten, und von oben herab, vom Kamm des Gebirges, ein großes Rauſchen der Eichen- und Oliven- und Maulbeer- und Orangenhaine antwortete. Und wenn die Nacht auf dieſem Rauſchen, wie auf mächtigen Schwingen, majeſtätiſch einherzog und ihren ſterndurchwirkten Schleier über die beſiegte Welt warf, — eine ſchwermüthige Siegerin, welche das Schlachtfeld der Erde voll Todter und Verwundeter vor ſich ſelbſt verhüllt. Da ſaß ich oder ging auf und nieder, ſtundenlang, ſah und empfand auch die Schönheit der Natur, weil ſie überwältigend iſt wie Alles, was unmittelbar aus der Hand Gottes kommt. Aber in die andre Schaale der Waage warf ich mein Herz mit dem einen Gedanken: Warum wehrt ſich die Welt nicht gegen die Lüge und die Sclaverei, welche das böſe Prinzip ihr aufzudringen ſucht? ich verlange ja keine ſtralende Siege — nur Kampf! nur Gegenwehr! nur den Ausdruck der unverſöhnlichſten und unüberwindlichſten Verachtung — weiter nichts! Wenn das aber zu viel für ſie iſt, wenn ſie ſich dazu nicht mehr ermannen kann, wenn ſie unter das Joch der Lüge und Sclaverei kriecht — was fängſt du dann an? wie retteſt du dich aus ihr und wohin? — wohin? — Und da gab es in der ganzen großen wunderſchönen Natur nicht einen Punkt, nicht einen! bei dem ich gedacht hätte: Dahin! ja, da iſt

Rettung für dich! — Kein Land, kein Volk, keine Einſamkeit, kein Gebirg, keine Wüſte, kein Eiland, nichts zeigte mir den Hafen, nach dem ich mich vertrauensvoll hingewendet hätte. Nicht nach dem Orient wollt' ich mich retten und nicht nach dem Occident, ſondern — höher hinauf.

O ihr Tage von Sorrent, eure Erinnerung iſt mir ſüß und melancholiſch wie an eine erſterbende Liebe, Ach, wie hatte ich früher die Natur geliebt! wie konnte ich mich verſenken in Licht und Luft und Farben, mich ihnen hingeben, bis ich mir ſelbſt wie ein Traum wurde, der aus ihnen geboren war und keine von ihnen abgelöste Exiſtenz beſaß, noch beſitzen mogte! nie war kein Tag mir zu lang, keine Beſchwerde zu groß, keine Entfernung zu weit, wenn es galt, einen neuen Zug ihrer ewig neuen Schönheit in's Auge zu faſſen! wie wol that ſie mir, immer beſchwichtigend, erfriſchend, beruhigend, zugleich ein Webſtuhl für die Phantaſie, ein Ruhebett für's Herz, das eine wolthätige Beſchränkung in ihren feſten Geſetzen empfing, deren Feſtigkeit mit Majeſtät und Anmuth lieblich verhüllt wurde! Nun war das anders! ſie, die ſonſt Balſam für jeden Schmerz — ein Schlummerlied für jede Klage gehabt hatte, bot mir für dieſes Weh keinen Lethe. Und das iſt nun einmal ſo mit mir, und iſt es weiſe oder undankbar, iſt es tief- oder leichtſinnig — ich weiß es nicht! aber es iſt ſo: Was in den großen, in den entſcheidenden Momenten, in den Wendepunkten und Erkenntnißkriſen des innerlichen Lebens nicht mit mir aushält — was in ihnen blaß oder matt oder welk oder unzulänglich oder fremd wird — mögen es Menſchen oder Dinge ſein — das iſt eine hinſterbende Liebe und nimmermehr wird ſie lebendig in alter Kraft; denn die Liebe hat nur ein Leben oder kein Leben; iſt ewig, oder war nie etwas Anderes als eine Fata Morgana der Ewigkeit. Nun, auch eine ſolche Wüſten- oder Meeresſpiegelung hat ihren Reiz! und die Natur behält ihn immer, weil ſie, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgehend, durch menſchlichen Aberwitz nicht verzerrt werden kann. Allein die Liebe, die ich ſonſt für ſie hatte, ſtarb in Sorrent! ich konnte mich noch an der Natur erfreuen — o ſehr! aber ich hoffte nichts mehr von ihr. Hoffnung bezieht ſich nur auf himmliſche und unſterbliche Gaben, als: Revelation göttlicher Geheimniſſe, Offenbarung göttlicher Schönheit, Eingebung göttlicher Erkenntniß. Sie hatte ſich nur als Spenderin ſterblicher Gaben erwieſen, denn ſie vermochte nichts gegen ein großes Herzeleid.

Im Junius kam ich nach Deutſchland zurück, nach Dresden, nach Berlin, nach Holſtein; und mein Gram trat in eine neue Phaſe.

„Ganz ſtupid ſehe ich auf die allgemeinen Zuſtände, ſchrieb ich. Denn davon wird man ſtupid, auf der großen Schaubühne des politiſchen Lebens in einem ſo furchtbar gewichtigen Augenblick keine wahren Staatsmänner zu finden. Was jetzt obenauf iſt und ſich brüſtet und das große Wort führt, das ſind Mittelmäßigkeiten ohne Genie und ohne herrſcheriſche moraliſche Kraft; oder Männer des Umſturzes, die in meinen Augen alle auf der Stirn ein Brandmal tragen. Nicht ein eminenter Character, zu dem man ſich flüchten — nicht ein überlegener wiſſender und könnender Geiſt, an den man ſich ſchließen, mit dem man Partei machen mögte! Es kommt kläglich zum Vorſchein, daß Oppoſition machen und ſtaatsmänniſche Befähigung haben — mit nichten in Deutſchland Hand in Hand geht. In England freilich lacht man über Denjenigen, der Oppoſition macht, ohne fähig zu ſein Premier zu werden! hier aber lebt man in dem blöden Wahn, daß die ganze Partei, die gegen Regierungen, Geſetze und Beſtehendes Zeter geſchrien hat und noch ſchreit — von Genies aller Art wimmele. Wir werden es erleben, wie dieſe Genies gleich tauben Nüſſen zu Boden raſſeln werden, wenn die Windſtöße kommen — und das ſoll mir eine Wonne ſein!“ — — —

„Und wie dieſe wenigen Monate bereits die Charactere gemein gemacht oder die gemeine Anlage in ihnen entwickelt haben — das iſt ebenſo erſtaunlich als erſchreckend. Wo die Demokratie obenauf iſt, geht's mit der edlen Geſinnung reißend bergab; denn Neid zum Erſten! Neid zum Zweiten! Neid zum Dritten! — das iſt ihr Character indelebilis! Neid nach jeder

Richtung hin — wie die alte Geſchichte von Ariſtides dem Gerechten ein weltberühmtes Beiſpiel davon gibt! Wie verderblich muß alſo das Gleichheitsprinzip ſein, welches den demokratiſchen Inſtitutionen zur Baſis dient, da es die Seelen nicht anfeuert, dem Ausgezeichneten nachzueifern, das ihnen begegnet, ſondern nur die grimmige Schadenfreude in ihnen weckt, es ſo geſchwind wie möglich in ihren Staub und in ihren Sumpf hinab zu ziehen! da Jeder es als eine perſönliche Kränkung betrachtet, daß es eine Tugend, ein Genie, einen Character, einen Rang, einen Reichthum, ein Anſehen, einen Stand gibt, welche höher und ſtralender als ſeine Tugend, ſein Geiſt ꝛc. ꝛc. ſind! Die gemeinen Naturen wuchern auf dieſem fetten Boden moraliſcher Verſumpfung, der ſo recht ihr Element iſt. Dawider hätte ich nichts; ſie ſind in ihrem Recht; Jeder hat da zu leben, wohin er gehört. Aber daß Diejenigen, welche man für tüchtiger und rechtſchaffener gehalten, mit Katzenbuckeln und Speichelleckerei ſuchen ſich in den Sumpf hineinzuſchmiegen, damit man nur beileibe nicht glaube, ſie erkennten ihn nicht für den wahren Thron an, auf welchem der König Volksſouverän geboren werde — das iſt eine Schmach für die Zeit. Und ſetzt dieſe Geſinnung ſich feſt in Europa, ſo wird Gott barmherzig ſein und mich zuvor ſterben laſſen.“ — — —

„Wie der Bohun-Upas-Baum, deſſen giftige Atmoſphäre Tod aushaucht — ſo wirkt dieſe Zeit auf mich: ſie tödtet mich ſeeliſch. Jede Zeit haucht ihren Stickſtoffgas aus, und die jüngſtvergangene that es in ſo reichem Maaß, daß dieſe Todesluft aus gar manchen vermorſchten und verweſten Zuſtänden aufqualmte. Das haben wol nicht Viele tiefer empfunden und beſtimmter ausgeſprochen als ich. Aber die himmliſche Hoffnung durfte über der dumpfen Atmoſphäre ihre Flügel ausbreiten! Ich durfte hoffen, daß in den Calamitäten, welche hereinbrechen würden und müßten — der beſſere und edlere Theil der Menſchheit ſich ſammeln würde zur Kraft, ſich ſchaaren würde zur Wahrheit; mit einem Wort: das gute Prinzip vertreten, indem er die gute Sache vertheidigen würde. Statt deſſen erweiſen ſich die Menſchen als matt und erſchöpft, unfähig Wahrheit und Recht zu wollen, d. h. unfähig der Lüge und dem Unrecht mit dem Stahlhandſchuh in's Geſicht zu ſchlagen. O beileibe nicht! das könnte ſie beleidigen, die edle Lüge! das könnte kränken das herrliche Unrecht! das könnte die allgemeine Verwirrung noch wirrer machen! Und vielleicht geht doch noch etwas Gutes aus ihr hervor! — — ſo wird gedacht, geſprochen, gehandelt. Etwas Gutes aus ihr hervor? Ja, wenn Ihr eine tüchtige Reaktion meint — das laſſe ich gelten! Oder wenn Ihr meint, daß der Teufel wol ſchon gezwungen worden iſt, wider ſeinen Willen eine Kirche zu bauen; — das laſſe ich ſehr gern gelten; aber dann zwingt ihn auch wirklich dazu, denn mit

Wünſchen reicht man nicht weit. Meint Ihr aber, das Gute werde kommen als die natürliche Folge der jetzt eingeſchlagenen Richtung? Nun — das Gute will ich Euch überlaſſen. Ich mag es nicht! nein, nicht um die Welt! Und würde mir von dort eine Krone geboten, die mich zur Königin des Erdballs machte — oder eine Brotrinde, die — nicht mich! ſondern mein Liebſtes vom Hungertode retten könnte: ſo würde ich ſagen, Nein! ich nehme nichts von der Lüge. Ihr Katzengold kann mich nicht blenden! ihr ſchmetternder Jubel nicht betäuben, nicht einen einzigen Augenblick, Gott Dank!"

In den Monat Auguſt fiel der erſte Sonnenſtral nach langer Finſterniß: die Siege der öſtreichiſchen Armee in Italien.

„Neuhaus, Auguſt 17. 1848. O Wonne und Jubel! am 6. Mittags iſt Radetzky wieder in Mailand eingezogen. Alter Held, wie erquickſt Du meine Seele! in einer Zeit, wo Treuloſigkeit an der Tagesordnung und hoch geprieſen iſt, haſt Du die Treue heroiſch zu Ehren gebracht. O Dank, heldiſcher Greis! Hat ſich je eine Armee für die Ehre geſchlagen, ſo iſt es dieſe öſtreichiſche in den Gefilden der Lombardei. Darum verdient ſie in meinen Augen Lorbeerkronen wie kein Alexander und kein Cäſar! Die ganze Monarchie war desorganiſirt, die Kaiſerſtadt vom Pöbel oder von Narren kommandirt, die Provinzen im Aufſtand, der Kaiſer geflohen, jede Autorität machtlos; nirgends eine Lebensäußerung der Regierung, die Hülfe, Beiſtand und Ermunterung gewährt hätte; Frankreich jeden Augenblick bereit, als Feind aufzutreten. Das einige Deutſchland aber, das den wahnwitzigen und ungerechten Krieg Holſteins gegen Dänemark grade ſo erbärmlich führt, wie der demokratiſche Popanz der „Einheit Deutſchlands“ es verdient: das ſah mit Schadenfreude zu, wie Oeſtreich ſein Lebensblut in Strömen vergoß und eilte ihm nicht zu Hülfe! — Aber trotz dieſer ganz ungewöhnlichen Maſſe von lähmenden Umſtänden — trotz des Mangels an Beihülfe und Sympathie — trotz der anfänglichen Ungunſt der Kriegsgeſchicke — hat Radetzky mit ſeiner Armee langſam, unermüdlich, Schritt um Schritt gekämpft, gelitten, geblutet und endlich geſiegt — für die Ehre! und ſich dadurch eine Glorie erworben, wie kaum eine zweite in der Geſchichte zu finden iſt.“

Ich lebte wie der Salamander im Feuer in dem unauslöſchlichſten Haß und der unbeſieglichſten Verachtung des demokratiſchen Prinzips und ſeiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter; und zwar mit ſolcher Vehemenz und Intenſität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen iſt bei all den Unthaten, welche der Herbſt brachte, und über welche allzu ſelten der ſiegende Donner der guten Sache hinrollte. Ich lebte zurückgezogen in Dresden, ohne an irgend einem Umgang Freude zu finden. Man ſprach immer über dieſelben Gegenſtände, die man ſchon für ſich immerfort überdachte, immer in den Zeitungen las. Für Kunſt, für Literatur hatte ich ſo wenig Intereſſe, daß ſie gar nicht mehr für mich exiſtirten. Ich beſchäftigte mich mit nichts Beſtimmtem, nahm nur das, was mir grade unter die Hand fiel. Ich bekam die Maſern; die ſechs Wochen waren mir recht angenehm, weil ich nichts ſah noch hörte. Nach Außen ſchloß ich mich ſtreng ab. „Ich will eine Oreade ſein, ſprach ich zu mir ſelbſt: ein Geiſt, der im Felſen wohnt — im harten, ſchroffen, abwehrenden Felſen. Wer weiß, welch eine Kraft ſich durch Stille und Schweigen in mir entwickeln ſoll. Zuweilen kommt es dem Character zu gut, wenn der Geiſt wie ein Bergmann in einer halb verſchütteten Mine bei einem trüben Grubenlicht arbeitet. An mir und an meiner Zukunft verzage ich nicht. Auf Zeiten kann ich desperat werden oder melancholiſch — und jezt bin ich Beides! jedoch mehr, weil ich an Andern als an mir ſelbſt verzage. Das klingt ſehr hochmüthig, aber ich kann es darum nicht ändern, weil ich ſehe, wie allgemein, wie beſinnungslos, wie unwillkürlich die Menſchen unſrer Tage dem demokratiſchen Prinzip huldigen, welches zufolge meiner heiligſten Ueberzeugung keines iſt, das die ſtarke und edle Seite der Menſchheit entwickelt. Mit ſeinem Streben nach materiellem Behagen für Alle, ruft es in Allen Selbſtſucht, Aberwitz, Sinnlichkeit, kurz die ganze Gemeinheit der menſchli=

chen Natur hervor. Wie kann ich alſo Dem vertrauen und von Deſſen Zukunft etwas hoffen, der ſich ihm hingibt? das wäre ja ein Widerſinn! Aber ich glaube, daß Diejenigen, welche ihm nicht huldigen und welche — wenn auch nur in ſchwacher Minorität — den Gegenſatz zu der allgemeinen Zeitrichtung bilden, dazu beſtimmt ſind, die Lebenskeime zu pflegen, die noch im zerfallenden Leichnam exiſtiren und ſie, wie eine Saat unter der winterlichen Schneedecke, für irgend einen Frühling zu retten. Zu dieſen Gegenſätzlern gehöre ich und deshalb kann ich nicht an mir und meiner Zukunft verzagen.“ — (Dresden, November 30.)

Der Winter verging; der Frühling kam. Aller Welt werden die entſetzenvollen Tage des Monats Mai 1849 in friſcher Erinnerung ſein; — wenigſtens friſcher als mir, denn über jenen Mai und über mein Herz legte der Tod einen Trauerflor, der ſo dicht und ſo ſchwarz war, daß ich lange, lange Zeit gar nichts gewahr werden konnte, nichts im Himmel, nichts auf Erden, nichts in mir, nichts um mich her.

Aber an jedem Sonntag ging ich in Dresden in die Meſſe und da weinte ich, als ob ich in meinen Thränen mich auflöſen wollte — als ob ein weicher Frühlingshauch das Eis von der Bruſt ſchmelzen machte — als ob eine warme Hand ſich lind auf das ſtarre Herz legte. Wie ging das zu? Damals hatte ich keine Ahnung davon. Jetzt begreif' ich es. „Mit ewiger Liebe lieb' ich Dich, darum erbarme ich mich Dein und zieh Dich zu mir!“ Lautlos, wortlos geht dieſer Ruf vom Altar aus, wo in der Euchariſtie das verſchleierte Herz des Gottes der Liebe wahrhaft lebendig iſt und mit göttlicher Macht an jede Seele klopft; am mächtigſten an die troſtloſeſte, weil er ſie tröſten kann — nur er! Dieſes heilige Myſterium, dieſes Wunder der göttlichen Liebe, welches wirklich das Wunder würdig eines Gottes iſt — kannte ich damals nicht. Ich hatte nur das Bedürfniß, an geweihter Stätte zu knien, kaum darf ich ſagen zu beten, denn ich weiß nicht, ob ich betete! und ſiehe! ſo recht wie dem verlornen Sohn kam mir die göttliche Liebe ſchon entgegen, als ich nur den allerkleinſten Schritt zu ihr hin that. Wol war er klein — und bald ſtockte er ganz, denn ich brachte den Sommer wieder in Holſtein zu, ohne daß ich auch nur den leiſeſten Wechſel in meiner Seelenſtimmung wahrgenommen hätte.

Von dort kehrte ich am 6. Oktober Mittags nach Dresden zurück, und ſo wie ich mein Schreibkabinet betrat, ſetzte ich mich an den Leſetiſch und ſchlug auf's Gerathewol die heilige Schrift auf — ein Exemplar, das ich beſonders liebte, weil es die Reiſe in den Orient mit mir gemacht hatte. Das ſechzigſte Kapitel des Iſaias hatte ich aufgeſchlagen und mein Blick blieb auf dem erſten Verſe haften. „Mache dich auf, werde Licht, Jeruſalem! denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf.“

Einen unvergeßlichen Eindruck machten mir dieſe Worte: Ich ſtützte den Kopf in die Hand und blieb ſo ſitzen vor dem aufgeſchlagenen Buch — ich weiß nicht wie lange. Mahnend, ermunternd, vorwurfsvoll, verheißend ſahen die Worte mich an: „Mache dich auf, werde Licht!“ In die ſchwarze eiſerne Nacht meiner Seele glitt etwas wie Morgendämmerung hinein, ganz ſchwach, ganz bleich, aber tief unten am Horizont begann es zu dämmern. Dieſe Art, den Schmerz zu tragen, war eine Auflehnung gegen die Schickung Gottes, den Willen Gottes. Das hatte ich längſt gefühlt; aber ich *wollte* mich nicht reſigniren! ich wähnte, der Trotz könne vielleicht das Herz brechen. Das thut er aber nicht, er verſteinert es nur. Er hebt das Herz nicht aus der Bruſt und in eine höhere Welt hinein; er ſargt es nur in der Bruſt ein, ſo daß wir die eigene Leiche unſeres beſſeren Selbſt in uns herum tragen. Ich ſtarb nicht am Gram, nicht an der Rebellion; ich lebte! alſo wollte Gott mein Leben. Hatte ich nicht immer behauptet, es ſei der Zweck des Lebens, unſern Willen dermaßen mit dem Willen Gottes zu einigen, daß Beide zuſammenfielen? und war es nicht eine nothwendige Conſequenz meiner abſoluten Natur, zu leben und zu handeln, wie ich dachte und ſprach? Warum denn ſetzte ich mich jetzt in der Oppoſition gegen den göttlichen Willen und gegen meine eigene Ueberzeugung — alſo im Zwieſpalt mit mir ſelbſt feſt? Das mußte mich elend machen. Und in dieſes Elend fiel der Weckeruf des Wächters von der Zinne des Tempels: „Mache dich auf, werde Licht!“

Die Frage: Was nun? trat mir ſehr natürlich zuerſt entgegen. Nicht einen einzigen Augenblick ſah ich mich in der Welt um, ob da irgend ein Troſt, ein Reiz, eine Hoffnung für mich ſei. Ich hab' es nie verſtanden, in Illuſionen zu leben! ich konnte irren in Wünſchen und Beſtreben, weil mir die Wahrheit wirklich verborgen war; aber mich täuſchen und zur Unwahrheit ſprechen: Jetzt ſollſt du mir Wahrheit ſein! das konnt' ich nie! wie hätte ich es jetzt vermogt, da ein furchtbares Ringen nach Licht ſich in meiner Seele ſchlachtfertig machte. Nein, mit der Welt hatte ich Alles abgethan und gründlich! Warum ich nicht ſchreiben mögte? ward ich öfter gefragt, ward gebeten es zu thun, es würde mich zerſtreuen, feſſeln, den Gedanken eine andere Richtung geben. Hätte ich es gekonnt, ſo wäre das Alles richtig geweſen; ich konnte aber nicht, und in der Sphäre ſchöpferiſcher Thätigkeit gilt nichts, als können. Meine Antwort lautete immer gleich: Der Zeit und der Welt, die ich um mich ſehe, habe ich nichts zu ſagen, denn wir haben kein Herz zu einander — und ohne Herz vermag ich nun einmal nichts. — Nein, ich dachte nicht im Entfernteſten an irgend eine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, und um ſo weniger, als ich viel zu unruhig und aufgeregt zu einer ſtarken geiſtigen Concentration war. Um arbeiten zu können muß man ſich genug überwinden können, um ſtörenden wenn auch geliebten Gedanken einen Riegel vorzuſchieben oder ſich mindeſtens nicht umzublicken, wenn ſie doch eintreten und uns über die Schulter ſehen. Ich war aber ſehr fern von dieſer Ueberwindung.

Mir Beſchäftigungen erfinden, um die Zeit hinzubringen oder um nicht mit den Handen im Schooß zu ſitzen — hab' ich ebenfalls nie verſtanden. Das kam mir ſo überflüſſig vor! Was nicht nothwendig war — weshalb geſchah das überhaupt? Dieſe ſeeliſche Trägheit hatte, wie ich glaube, darin ihren Grund, daß ich früher, als ich ſchrieb, und viel und ſehr lebhaft ſchrieb — zu Zeiten ein gründliches Ausruhen bedurfte, wo ich nichts that als ſpazieren gehen, und mit nichts mich beſchäftigte als Bücher zu leſen über gewiſſe Gegenſtände und Fragen, die ich zu anderen Zwecken und Intereſſen benutzen oder kennen wollte. Dieſe zwei Dinge hielt ich für eben ſo nothwendig, als daß ich meine Bücher ſchrieb und reiste; und für das Leben, welches ich damals lebte, weil ich kein höheres kannte — war das Alles auch wirklich nothwendig. Als es mir fehlte, als ich nicht mehr ſchrieb, nicht mehr reiste, nicht mehr für einen beſtimmten Zweck leſen konnte — weil ich keinen hatte — wußte ich gar nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen ſollte. Wenn nicht ein innerlicher Drang mich beſtimmte, nach dieſem oder jenem Zweige des Lebens zu greifen, ſo griff ich nach nichts, weil alles Aeußerliche, alles Oberflächliche ohne Macht über mich war.

Alſo: Was nun? — Blieben mir nicht Freunde? Gewiß! und viele Freunde, die in vielen Abſtufungen und Schattirungen mir nahe ſtanden und lieb waren. Aber — ſie Alle werden begreifen, was ich jetzt ſagen werde: durch den Tod eines Menſchen waren für mich alle Menſchen im Preiſe geſunken. Nicht in Beziehung auf ſie — ſondern auf mich. Sie behielten ihre Vortrefflichkeiten, blieben lieb und gut, klug und angenehm; aber ich — begehrte das Alles gar nicht mehr.

Ich weiß, daß Viele in dieſem Punkt anders denken und empfinden; daß ſie ſich nach einem großen Verluſt tiefer und inniger an das ſchließen, was ihnen geblieben iſt; daß ſie ſich in ihrem Lebensgleiſe nach der erſten Erſchütterung wieder faſſen und geſammelt ihres Weges gehen können. Daß ich es nicht konnte, beweiſt eben nur, welch eine immenſe Erſchütterung — nicht einer Empfindung, nicht einer Fähigkeit, nicht einer Richtung, ſondern des ganzen Weſens — dies geweſen war. Wie ein Erdbeben Bäume auf nackte Felſen verſetzt, ſo geſchah mir. Der ganze Lebensbaum ward aus dem Erdreich, in welchem er Wurzel geſchlagen und Laub und Blüten getrieben hatte, herausgehoben und in ein anderes verſetzt.

Mein Herr und mein Gott! Wol war es ein anderes, das Du liebend mir zugedacht hatteſt, als dasjenige, in welchem ich lange Jahre ſo feſt mich eingewurzelt hatte, als ob es allein meine Seele nähren könne, während ſie doch, zuweilen unbewußt, aber zuweilen mit ganz klarem Bewußtſein wie ein Schiffbrüchiger am Meeresſtrande, nach dem fernſten Horizont ſpähte, ob nicht ein rettendes Segel ſich zeige! Sie lebte in keiner Wüſte, in keiner Einöde — o nein! ihr Land kam ihr manchmal recht ſchön vor, recht reich — allein immer warf ſie den Blick darüber hinaus! Immer ſprach eine Stimme in tiefſter, innerſter Bruſt: Es muß aber noch etwas Anderes im Leben und mit dem Leben zu machen ſein. Dieſe Stimme war der Anklang der Sehnſucht nach dem übernatürlichen Leben, zu dem Deine Liebe, Deine Gnade uns beſtimmt hat. Aber eingewickelt in die Kreatürlichkeit und eingewurzelt in der Irdiſchkeit, iſt jene Stimme uns eine Qual, weil wir das himmliſche Alphorn wie aus einer unerreichbaren Höhe vernehmen und uns dabei ſagen müſſen: Und doch bin ich dort daheim! — Und wie aus Schmerz, nicht dahin gelangen zu können, klammern wir uns um ſo feſter an die Geſchöpfe und begehren von ihnen, was ſie nicht ſein, nicht gewähren, nicht geben können, ſo daß wir, weil wir uns mit ihnen für die Ewigkeit einrichten möchten, uns das Herz zerſchmettern, indem es überall an Schranken prallt, welche die Endlichkeit um uns zieht. Ach, wer das wüßte, wenn er das Leben beginnt! wenn er ſich hinauswirft auf's Meer, ſo kühn, ſo ſicher, daß nun die Inſeln der Glückſeligkeit entdeckt werden müßten! Welche Irrfahrten, welche Stürme, welche Ungewitter hat er zu beſtehen, bis er ſie gefunden! Und dann? — nun dann ſchaut er ſich um auf dem Eiland, deſſen König er geworden und — blickt in die blaue, unendliche, dämmernde Ferne des Meeres träumeriſch, erwartungsvoll hinein, grade wie ich! — Wem von uns hat je ein irdiſches Glück das Herz ſtill gemacht? Keinem! Reſignation kann es uns geben, doch nicht Befriedigung, denn dieſe quillt nur aus dem Ewigen, dem Unwandelbaren — und alles irdiſche Glück, auch das feinſte und höchſte, iſt wandelbar. Aber das wollen wir nicht glauben, ſo lange wir auf unſern Meeresfahrten oder auf unſerm verzauberten Eiland ſind; und immer gehört eine Erſchütterung unſers ganzen natürlichen Menſchen dazu, damit wir uns durch Deine Gnade über die Natur erheben laſſen, mein Herr und Gott! damit wir erkennen, daß nur Deine Liebe die wahre Sehnſucht unſrer Seele geweſen iſt, und daß wir, ohne ſie, in einer übergoldeten Schattenwelt gelebt haben. — — —

Vor der Hand lag der Baum des Lebens noch am Boden und ich begriff, daß dies nicht ſein Platz ſei. Aber wo war der? ich ſchrieb:

„Illuſionen kann ich mir nicht machen und zu mir ſelbſt ſprechen: Verſuche Dies! verſuche Jenes! viel=

leicht hat die Welt doch noch etwas Verborgenes für dich.“ Der Ruf der Erkenntniß iſt immer wach: Nein, nein! ſie hat nichts! Alſo — was nun? — Gott?

Da ſtand das Wort, das Eine, das Ewige, welches früher oder ſpäter für jede Seele das Einzige werden muß. Denn wenn Gott nicht Alles iſt, ſo iſt er Nichts. Nebenbei — läßt Gott ſich nicht lieben! nur ganz, oder gar nicht. Ich hielt über mich gelaſſenes Gericht und ſprach zuletzt ſehr ruhig zu mir ſelbſt: Du haſt ihn gar nicht geliebt und vielleicht — auch gar nichts von ihm gewußt; nur von ihm geträumt oder gefabelt. Wende dich, um ihn zu erkennen, an die geoffenbarte Religion, von der du ſo wenig weißt und ſuche in ihr die ewige Wahrheit, die du ſo lange ſchon geſucht und nicht gefunden haſt. Sie wird dich zu Gott führen. Auf dem Wege, den du bisher gegangen biſt, findeſt du Gott nicht, denn in den ſchwerſten Stunden deines Lebens warſt du fern von ihm! Das wäre unmöglich, wenn das Licht der Wahrheit dieſen Weg erleuchtete. Alſo „mache dich auf! werde Licht!“ und ſuche dir einen neuen Pfad.

So wie ich einmal zu einem Entſchluß gekommen bin, mache ich mich gleich daran, das Fundament zu legen. Und ſo ließ ich mir denn auch jetzt drei Bücher bringen, welche meine Frage bis auf den Grund beantworteten: Luthers großen und kleinen Katechismus; — die Bekenntnißſchriften der evangeliſch-reformirten

Kirche von Böckel, und die Beſchlüſſe und Canones des heiligen Concils von Trient, überſetzt von Egli. Nun ſtand ich an den Quellen und wußte ſehr bald, in welcher von ihnen das Waſſer des Lebens enthalten ſei; denn ich las das letztgenannte Buch zuerſt und ſchrieb ſchon am 14. November 1849:

„Iſt es genügend, um in die katholiſche Kirche einzutreten, von dem Glauben durchdrungen zu ſein, daß dieſe Kirche der ſichtbare Leib des unſichtbaren Gottes iſt — und daß ihr tiefſinniges Dogmengebäude die weſentliche Form bildet, durch welche er ſich offenbart? — Iſt es genügend, die heiße Sehnſucht zu haben, ſich der katholiſchen Kirche anzuſchließen, weil ſie das Einzig-Unvergängliche auf dieſer vergänglichen Erde iſt, und weil ſie Dasjenige bietet, was der Doppelrichtung des menſchlichen Weſens entſpricht? — begrenzt in ihrer Form durch die Tradition, entſpricht ſie unſerm Bedürfniß nach Einheit — und unbegrenzt in ihrem Weſen, eröffnet ſie der ringenden Seele einen unendlichen Spielraum zum Streben nach Verklärung. — Sind jener Glaube und jene Sehnſucht genügend, ſo darf ich mich zu ihr bekennen.“

Ja, das war es! da hatte ich den Punkt gefunden, nach welchem der Drang der Seele gebieteriſch verlangte! da gab es für ſie unſägliche Ruhe und unendliche Bewegung! für dieſe das Streben, um aus einem Kind des Staubes ein Kind Gottes zu werden — für jene das Bewußtſein, daß die Einheit, an welcher machtlos die Stürme und Blitze von faſt zweitauſend Jahren herabdonnern, nur darum ſo unzerſtörbar ſein könne, weil ſie die göttliche Wahrheit, die volle Offenbarung in ſich faßt und unbeirrt von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt. Ja, das war es! da war eine geharniſchte Conſequenz, eine Rüſtung ohne Fugen, aus Licht gegoſſen, wie die des Erzengels! nichts Unbeſtimmtes, keine Widerſprüche, keine Halbheiten! Alles griff in einander, folgte auf und aus einander — welch ein glückſeliger Fund für meine poſitive und den Träumereien abholde Natur! Ich ſpreche mit ganz irdiſcher Auffaſſung, weil ich ſie damals hatte und noch nicht wußte, welchen Gewinn ich für meine Seele finden würde. Reue, oder Bedürfniß, mein Heil zu gründen, oder mich mit Gott zu verſöhnen — empfand ich gar nicht. Ich ſuchte die Offenbarung der göttlichen Wahrheit, um ihr mein Herz hinzugeben, damit es nicht in Abgründe verſinke; an einen andern Erfolg dachte ich nicht! und nun lag ſie vor mir! Freilich erſt wie ein Skelett, in einem Buch, welches nichts gab als die einfachen, kurzen, beſtimmten Lehrſätze. Aber grade dieſe harmoniſche Vollkommenheit in dem anatomiſchen Bau ließ keinen Zweifel aufkommen, daß er die Wohnſtatt des Lebens, des ewigen, ſein müſſe. Keinen Menſchen fragte ich um Erklärung, Belehrung, Rath; — nicht einmal mich ſelbſt. Ich nahm die Dogmen auf, wie ſie da geſchrieben ſtanden. Und ebenſo machte ich es auch mit den proteſtantiſchen Bekenntnißſchriften. All meine eigenen Gedanken, Meinungen, Vorurtheile, Bedürfniſſe legte ich bei Seite, denn ſie hatten ſich ja als unzulänglich erwieſen! denn ſie hatten mich ja aus dem Zuſammenhang mit Gott fallen laſſen und mich zu einem Atom herabgebracht, das Gefahr lief, in Zerwirbelung unterzugehen. Dagegen ſtemmte ſich die Natur und trat aus dem Wirbelwind heraus, und wie in eine Zelle voll Stille und Einſamkeit, mit unzerſtreuenden nackten vier Wänden hinein.

Um eines einzelnen oder einzeln betrachteten Dogmas willen kann Niemand wünſchen oder ſcheuen, irgend einer Kirche anzugehören; denn das hieße einem einzelnen Gliede mehr Geltung zuſchreiben als dem ganzen Körper, und liefe wieder auf ein ſubjectives Meinen und Urtheilen heraus, welches Derjenige beſchloſſen hat, wenigſtens auf einige Zeit zu verleugnen, der einem Dogmengebäude mit Ernſt und Ueberlegung gegenüber tritt, und ergründen mögte, ob die objective Wahrheit in demſelben wohnt. Ob alle Dogmen ſich zuſammenfügen, ordnen, folgerichtig wirken, von einem Lebenspunkt aus- und nach einem Lebensziel hingehen — ob ſie den ganzen Menſchen rundum und nach allen Seiten hin erfaſſen, um ihm ſeine erhabene Beſtimmung, den Weg dahin, die Mittel dazu klar zu machen und in die Hand zu geben — ob ſie hohe Ideale von Tugend und Glückſeligkeit vor ihm aufſtellen, und ihm die Befähigung verheißen, ſie zu erreichen — ob ſie nicht zu ſeinem winzigen Verſtande, zu ſeinem engen Erkenntnißvermögen, zu ſeinen natürlichen Geiſteskräften wie mit Ihresgleichen reden, ſondern weit und hoch von oben herab, aus einer Höhe von der Menſchenſtimmen nicht erſchallen, mit Worten die Menſchenlippen nicht erfinden, eine göttliche Offenbarung und unwiderlegliche Bürgſchaft für deren Göttlichkeit verkünden — ob ſie jenen Abgrund in der menſchlichen Seele ausfüllen, der entweder ewig verſchleiert bleibt oder das volle Sonnenlicht der Wahrheit aufnimmt, weil er eben nur da iſt, um ſie und nichts Anderes zu empfangen — dies allein kann den Eintritt in eine Kirche begründen, weil ſie den Glauben in uns erwecken: Dies ſind die Worte des ewigen Lebens. Und wer das glaubt, nimmt jedes Dogma als ein ſolches Wort auf. Da gibt es kein Markten, kein Feilſchen! da läßt ſich kein Abkommen treffen, keine willkürliche Deutung machen! man unterwirft ſich ganz oder gar nicht, denn eine halbe Unterwerfung iſt keine, weil göttliche Weisheit und menſchliche Weisheit nicht miteinander Schritt halten — weil dieſe, wenn ſie wahrhaft weiſe iſt, immer erkennt, daß ſie nur im Glauben die tiefſten Myſterien jener erfaſſen könne; und wenn ſie aberwitzig iſt, es nie erkennt, möge ſie auch behaupten, daß ſie in dem einen und andern Punkt ſich unterwerfe. Der Glaube iſt eine diamantne Kette, deren eines Ende in der Hand Gottes liegt und aus ihr zu uns herabſinkt. Ergreifen wir das andere Ende, ſo werden wir durch die feſt in einander greifenden Kettenglieder in Zuſammenhang mit Gott gebracht. Ergreifen wir ſie nicht — entweder weil wir nichts von ihr wiſſen oder nichts von ihr wiſſen wollen: ſo exiſtirt jener Zuſammenhang entweder gar nicht, oder ruht auf einer ſchwankenden Baſis, die von jedem Hauch der Meinung hin und her gewehet wird. Am 14. Dezember ſchrieb ich:

„Aber nur die katholiſche Kirche hat ihr Dogmengebäude unter Dach und Fach und zu einem Thurm empor gebracht, der mit dem Blitzableiter der Autorität verſehen iſt. Denn der Quell dieſer Autorität iſt die von Chriſtus verheißene Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes. Welch ein frevelndes Beginnen der ſ. g. Reformatoren, ſich dagegen aufzulehnen und die Autorität des Einzelnen über die des heiligen Geiſtes zu ſtellen!“ — Und ſpäter:

„Klar und beſtimmt muß man ſich in dieſer Zeit ausſprechen, wohin man ſich halten wolle, ob zu Jehova oder zu Baal; zu Chriſtus oder zum Antichriſt. Wo iſt Chriſtus? — In ſeiner Kirche. — Welches iſt ſeine Kirche? — Die er auf Petrus gegründet hat, als er ſprach: weide meine Schafe.“

Die proteſtantiſchen Bekenntnißſchriften machten mir neben den trientiniſchen Beſchlüſſen gar keinen andern

Eindruck als den des Abfalls von der Wahrheit — ſo verkehrt, ſo unvollkommen, ſo verdreht und ungenügend waren ſie. Doch las ich ſie mit großer Aufmerkſamkeit und das Reſultat war, daß ich zu der feſten Ueberzeugung kam: Wenn die Proteſtanten die Lehren ihrer Stifter kennten, ſo würde es ſehr bald keine andre Proteſtanten geben als ſolche, welche gegen jene Lehren proteſtiren. Und wenn die Katholiken die Beſchlüſſe des Concils von Trient wirklich kennten, d. h. ihr Leben danach einrichteten: ſo würden ſehr bald alle Proteſtanten katholiſch. Denn das ging für mich klar wie die Sonne aus dieſen Studien hervor: Nicht die Lehren Luthers und ſeiner Genoſſenſchaft hatten den großen Abfall bewerkſtelligt, ſondern er war gekommen, weil das katholiſche Leben nicht in Kraft ſtand. Wurde das wieder friſch und ſtark, begann das wieder mit liebendem Gehorſam und mit freiwilliger Unterwerfung, um in Heiligung zu enden: ſo gehörte die Welt der katholiſchen Kirche. Zu einer katholiſchen Freundin ſagte ich:

„Ich bin wie die Schwalbe, von der es heißt, daß ſie das Haus verlaſſe, welches baufällig iſt und den Einſturz droht. Ich verlaſſe jetzt den morſchen Bau, denn ich will ein Haus für die Ewigkeit, und ich weiß, wo ich es finde.“

Sie verſtand mich. Weiter ſagte ich nichts und zu Niemand; aber am 1. Januar 1850 ſchrieb ich an den Kardinal-Fürſtbiſchof von Breslau, um ihn zu bitten, mir zum Eintritt in die Kirche behülflich zu ſein. Und er war es. Die drei letzten Monate des Jahres 1849 waren unbeſchreiblich ſegensreich für mich und blos deshalb, weil ich den Entſchluß faßte, mich bei dem Suchen der Wahrheit gänzlich von meinem Ich zu trennen. So reich belohnt Gott die geringſte Anſtrengung, die der Menſch zu ſeinem eigenen Heil macht! Daß ich in ſo kurzer Zeit völlig mit mir ſelbſt einig werden konnte, wird Niemand befremden, denk' ich, der mit einiger Aufmerkſamkeit dieſe Blätter geleſen hat. Er wird erkannt haben, daß mir nicht die Fähigkeit des Glaubens abging und nicht der Schwung, welcher mit Vorliebe die idealiſche Richtung des Menſchen verfolgt; ſondern ganz einfach — der Wille Alles dran zu geben, nach nichts zu fragen, nach nichts mich umzuſchauen als einzig und allein nach der göttlichen Offenbarung; und daß der Wille mir deshalb fehlte, weil ich ein Geſchöpf mehr liebte als den Schöpfer. Ich habe gehört — ob es wahr iſt, weiß ich nicht! — der Magnet könne keine Anziehungskraft auf das Eiſen üben, ſobald ein Diamant zwiſchen ihnen liege. Jedes irdiſche Glück und Gut, das wir nicht in Gott beſitzen und nur im Hinblick auf Gott lieben, iſt ein ſolcher Diamant, der die Einigung der Seele mit Gott verhindert. Und je ſchöner er iſt, um deſto gefährlicher iſt er! denn blitzender Staub oder buntes Geſtein, von deſſen Werthloſigkeit man ſich nach kurzem Beſinnen überzeugt, übt keine

Macht, iſt kein gewichtiger Schatz. Aber wenn in ihm Licht und Dauer und Reichthum und Feſtigkeit ſich verbinden — ja, dann macht er ſich zum Rivalen des göttlichen Lichtes, der göttlichen Fülle, der göttlichen Kraft, ohne doch die Macht zu haben, eine Seele ganz zu erfüllen, zu feſſeln, zu abſorbiren. Er bindet ihre Flügel und ſie leidet es; aber — ſie leidet doch! Es kommen doch die Augenblicke, wo ſie fühlt, daß ſie ihre Flügel ungehemmt brauchen müßte, daß eine Laſt, ein Druck, ein Hinderniß ſie beſchwert! Sie betäubt und zerſtreut ſich dagegen, ſie macht ſich ſogar einen Vorwurf daraus, ſie ſpricht ſich zur Ruhe; — aber immer iſt es, als wolle und müſſe eine höhere Hand die gebundenen Flügel löſen, und als hätte die Seele nichts darauf zu ſagen, als mit Auguſtinus: „Gleich! o gleich! nur noch einen kurzen Augenblick!“ — Und dieſer Augenblick würde vielleicht nie ein Ende nehmen, wenn nicht die geheimnißvollen Boten Gottes, die großen Erſchütterungen, zuletzt unwiderſtehlich an das widerſtrebende, trotzende Herz klopften und es überwältigten, ſo daß es ſeinen Willen hingibt, und ſpricht: Mein Herr und Gott, mache mit mir was Du willſt.

Wird dies aufrichtig und ſtandhaft geſagt und entſchloſſen danach gehandelt, ſo fehlt der göttliche Segen niemals dieſem Willen. Auch mir fehlte er nicht! Hatte es lange gewährt, ehe er zu ſeiner Berechtigung kam — denn es iſt eine Berechtigung des Willens, keine Schmälerung, ſich dem höheren zu unterwerfen! es iſt der beſeligendſte Akt ſeiner Freiheit! — ſo brachte er mich doch ſchnell zur Erkenntniß, weil nur er zwiſchen ihr und mir gelegen hatte; kein andrer Glaube, kein Stückwerk einer andern Confeſſion, welches ich erſt mühſelig hätte fortſchaffen müſſen. Dazu kam, daß ich mein Lebenlang viele und heiße innere Arbeit gehabt habe, Arbeit, für die es keine Worte gibt, weil Worte ſie doch nicht erklären könnten. Wer ſie durchgemacht hat, verſteht ſie ohnehin und wer nicht, würde ſie auch nach Millionen Worten nicht verſtehen. Es gibt Klüfte und Tiefen in der Menſchenſeele, die nur das Auge Gottes ergründet, und die der Menſch doch einigermaßen in Harmonie mit ſeiner übrigen Weſenheit zu ſetzen hat. Dieſe Anſtrengung und meine Raſtloſigkeit, meine Heftigkeit und all meine Fehler — und wol auch mein unermüdliches Streben nach dem Guten, Schönen, Wahren, wie ich es verſtand: hatten dermaßen das Erdreich meines Weſens durchackert und zergraben, daß, als endlich ein gutes Samenkorn darauf fiel, dieſes ſogleich Wurzel faſſen und ſchnell aufwachſen konnte. Ich habe gewiß mehr fehlgegriffen und mehr geirrt als Tauſende, weil ich immer mit meinem raſchen vollen Herzen ganz und aufrichtig mitten im Irrthum war. Aber in dem Augenblick, als ein Stral von der Sonne der Wahrheit mein inneres Auge traf, da ging es mir ebenſo und mein ganzes Herz war zweifellos mitten in ihrem Lichtkreis. Es iſt — ich mögte ſagen der Vorzug Derjenigen, welche in immenſen Irrthümern gelebt haben: wenn ſie endlich glauben, ſo iſt es ein immenſer Glaube! Große Seelen werden ſchnell durch ihn verwandelt und in den Himmel verſetzt, wie der Phariſäer Saulus und der Manichäer Auguſtinus. Unſereiner geht ſeinen Schneckengang und in ihm unterſtützt und vor Muthloſigkeit bewahrt zu werden, ſo daß die Hoffnung auf den Himmel dennoch lebendig bleibt — iſt vielleicht ein noch größeres Mirakel des Glaubens.

Mich nicht öffentlich zu der Kirche zu bekennen, der ich meine Seele hingab, wäre im Widerſpruch mit meinem Character geweſen, dem nichts Halbes genügt und dem alles Heimliche ein Greuel und eine Unmöglichkeit iſt. Man hat mir ſeitdem geſagt, zu einem ſolchen Schritt gehöre viel Muth. In gewiſſen Verhältniſſen der Abhängigkeit, der Pflicht, der Rückſichten — iſt das möglich. Vielleicht auch für gewiſſe Charactere. Aber ich mit meinen Allüren der Unabhängigkeit ging mit meinem ganz natürlichen Schritt unbefangen in die Kirche hinein, ohne die leiſeſte Anwandlung zu ſpüren, daß ich nun der Welt gegenüber meinen Muth aufrufen müſſe. Mit meiner Familie war ich, Gott Dank! im vollkommenſten Einverſtändniß, ſo daß ich gar keine Schmerzlichkeiten von einer Seite zu befürchten hatte, welche Anderen bei einem ähnlichen Schritt manches Leid bringt. Daß einige Proteſtanten ihn nicht begreiſen würden, ach! das war recht natürlich! ſie wiſſen ja nichts von der Kirche. Daß oberflächliche Köpfe vielleicht ſagen würden: ich ſei nun verdummt und in die katholiſche Finſterniß gerathen, ach! — ich ſchreibe mit tiefem Ernſt; aber darüber müßte ich wirklich lachen. Der mächtige katholiſche Tiefſinn iſt ſo wenig von der modernen Aufgeklärtheit zu faſſen, daß man grade ſo gut der Mücke einen Wettflug mit dem Adler zumuthen dürfte. O nein! mir war triumphatoriſch zu Sinn bei dem Gedanken, der Kirche anzugehören. Was hatte ich denn mein Lebenlang gewollt und gewünſcht? nicht zuſammenhangslos mit dem Göttlichen zu ſein und nicht zukunftslos. Um das zu erreichen hatte ich nach irdiſchen Mitteln gegriffen, weil mir die hohe ſittliche Thatkraft fehlte, welche nach himmliſchen greift. Durch die Liebe ſchuf ich mir einen Zuſammenhang mit Gott, indem ich in ihr ſeine Manifeſtation ſuchte; und durch geiſtige Thätigkeit wollte ich mir die Zukunft erobern. Und ſo ging das fort, Jahr auf Jahr, mit unbeſieglicher Vermeſſenheit, trotz aller inneren Einſprechungen, Mahnungen und Warnungen. Aber die Langmuth Gottes war nicht erſchöpft! er zog nicht ſeine Hand von mir zurück, um mich meinem traumbefangenen Halbſchlaf zu überlaſſen. Er legte ſie ſchwer auf mich und weckte mich, um mir zu zeigen, daß ich vom Endlichen nichts Unendliches — von zwei Händen voll Staub keine Unſterblichkeit erwarten dürfe. Aber zugleich zeigte er mir den Weg, auf dem ich finden könne, was ich begehre; den Weg, den die geoffenbarte Religion durch ihren Mund, die Kirche, uns lehrt. Da war der ewige Zuſammenhang mit Gott, durch den Glauben — und die ewige Zukunft in Gott, durch die Liebe — aber nicht für ein abgetrenntes, losgeriſſenes Einzelweſen, das ſich einſam an ihn hält; ſondern die erlöste Natur fand durch die Offenbarung die Erlösten zugleich mit dem Erlöſer in der Einheit dieſes Glaubens und dieſer Liebe. Sie bilden ſeine Kirche, ſeinen myſtiſchen Leib, das ganze Reich der heiligen, der erlösten, der hoffenden, der kämpfenden Seelen, die in ihm als ihrem Haupt einen ewigen Zuſammenhang und eine ewige Zukunft haben. Jetzt wurde der Horizont der Welt mir weit, denn er ging über die Welt hinaus! jetzt wurde das Leben mir groß, denn der ganze Himmel gehörte mit zu meinem Leben! jetzt begriff ich die Liebe als die Liebe der Seelen, und ſie bekam einen unendlichen Maßſtab. Ich war, ich blieb ein Atom — und jetzt erſt recht! — in dieſer Unermeßlichkeit; aber kein verwehendes, kein zerflatterndes, das ſich unruhevoll hierhin und dahin wendet, und von den ſich kreuzenden Strömungen der Leidenſchaften, der Sehnſucht, der Neigungen umher getrieben wird; kein Atom, das ſich nur ſelbſt beſtimmen und regieren, nie ſich unterwerfen, nie gehorchen will, das auf eigne Hand mit Allem und mit dem All es aufzunehmen gedenkt, und folglich ein Spielball der Nichtigkeiten wird; — ſondern ein Atom, das ſich unverloren und unverlierbar einer großen, ewigen, göttlichen Gemeinſchaft einverleibt weiß, weil es durch das Blut eines Gottes für ſie erkauft und mit ihr verſchmolzen, durch die Liebe eines Gottes für ſie begnadigt iſt. Das war der Zuſammenhang, für den meine Seele geſchaffen — das die Zukunft, für die ſie beſtimmt war! Nun verſtand ich den Ruf des Iſaias als einen lebendigen, der mir meinen Platz, mein Gut, mein Erbtheil, mein Alles gab: „Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöſet und Dich bei Deinem Namen gerufen; mein biſt Du!" — Sein war ich! Nur das Ich hatte ich verloren und einen Gott dafür gewonnen — und mir hätte nicht triumphatoriſch zu Sinn ſein ſollen? — —

Wie zwei Geſetze der phyſiſchen Welt Beſtand verleihen, Centripetal- und Centrifugalkraft, die Concentration und die Expanſion: ſo herrſchen zwei Richtungen, welche dieſen Urgeſetzen der Natur entſprechen, in der ſittlichen Welt: der Trieb, am Beſtehenden feſtzuhalten, und der Trieb, zum Neuen fortzuſchreiten. Jener hängt am Alten, an der Tradition, an der Autorität; dieſer ſucht das Neue, die Bewegung, die Umbildung. In jedem Menſchen, jedem Volk und jeder Epoche finden ſich Beide vor; nur hat bald der Eine, bald der Andre die Oberhand. Herrſcht der eine übermächtig vor für eine Zeit, ſo wird alsbald der andere, als ſein natürlicher Gegenſatz, hervor getrieben. Jetzt hat die

Bewegung dermaßen die Obergewalt bekommen, daß ſie die negativen und paſſiven Naturen mit ſich fortreißt, aber eben dadurch die poſitiven veranlaßt, ſich feſter denn je entweder zu ihr oder gegen ſie zu ſtellen und — falls ſie zugleich aktive ſind — ſie drängt, durch eine That der Entſchloſſenheit in Wort oder Handlung darzulegen, wohin ſie gehören, damit es in alle Ewigkeit keine Unklarheit darüber gebe. Der Wahn von individueller Machtvollkommenheit jedes Einzelnen, ſich ſeinen Gott, ſeine Kirche, ſein religiöſes und ſittliches Geſetz ſelbſt ſchaffen zu dürfen, hatte die allgemeine Weltempörung zur unvermeidlichen Folge gehabt und, dem Trieb der Bewegung blind und ohne Gegengewicht folgend, waren wir zu der ſchauderhaften Rebellion gelangt, an welcher jetzt die Menſchheit krankt.

Auch ich hatte jenen Wahn getheilt, genährt; nicht im vollen Umfang, allein grade ſo weit wie er mir zuſagte. Als ich ihn in all ſeinen Folgen ſchleierlos ſah, ſprach ich zu mir ſelbſt: Ich lege den kläglichen Zepter nieder, den ich kläglich über mich ſelbſt geführt habe, und um in mir das Unkraut bis auf die Wurzel auszurotten, welches ſo üppig unter ihm gediehen iſt, kehre ich dahin zurück, wo Gehorſam und Unterwerfung den ganzen Adel der Tugend und die ganze Schönheit der Liebe haben, weil ſie der beſte Gebrauch der menſchlichen Willensfreiheit ſind — zur Mutterkirche! Und auf meine Erkenntniß muß mein Bekenntniß alsbald folgen. —

Und ſo war mir auch von der Seite triumphatoriſch zu Sinn, denn in die lieben Arme einer Mutter kehrt man zwar mit tiefer Wehmuth, aber dennoch freudejauchzend zurück.

Und ich bin zurückgekehrt — aus Babylon nach Jeruſalem, aus der Fremde in die Heimat, aus der Verlaſſenheit zur Gemeinſchaft, aus der Zerſplitterung zur Einheit, aus der Unruhe zum Frieden, aus der Lüge zur Wahrheit, aus der Welt zu Gott.

Nun ſage mir, o Du unbekannte Seele, die Du mir bis hieher gefolgt biſt, ſage — was denkſt Du? — Denkſt Du etwa: Die Frau iſt eine Schwärmerin? — aber Du findeſt in dieſen Blättern keine Spur von unbeſtimmter Exaltation. Oder: Sie ſagt nicht die Wahrheit! — aber bedenke, daß ich nie und zu keiner Zeit etwas Anderes geſagt habe, als das, was ich für Wahrheit hielt, und daß man mir niemals den Vorwurf der Unaufrichtigkeit hat machen können. Oder: Es iſt ein ſtarker Geiſt des Widerſpruchs in ihr! — Das iſt richtig! ich widerſprach ſo lange, bis ich dasjenige fand, was jeden Widerſpruch beſiegt: die objektive göttliche Wahrheit; da unterwarf ich mich auf der Stelle und bedingungslos. Oder: Sie iſt ariſtokratiſch, deshalb ſagt ihr das conſervative Prinzip der katholiſchen Kirche zu! — Ja, ich bin ariſtokratiſch, und darum laſſe ich mein Leben nicht beſtimmen von dem, was mir eben paßt und zuſagt, ſondern von tiefen und heiligen Ueberzeugungen. Ueberdas vertritt die Kirche nicht das Bedürfniß einer Partei, ſondern die der Menſchheit und die Geſchichte zeigt, daß alle politiſchen Parteien geſucht haben, aus ihr Lebenskraft zu ſchöpfen. Und ich dächte, eine Inſtitution, die dem Sohn des Schuhflickers die Möglichkeit zeigt, Oberhaupt der Chriſtenheit zu werden, ſei demokratiſch genug. Oder: Die Frau iſt glücklich mit ihrem Glauben, aber ich habe ihn nicht! — Woher weißt Du das? — Wenn jeder von uns einen Garten hat und ich beſtelle den meinen, Du thuſt es aber nicht — darfſt Du dann ſagen: In meinem Garten gedeihen Blumen nicht. Keinesweges! ſondern Du wirſt ſagen: Wie bring' ich es wol zu ähnlichen Blumen? — Dann antwort' ich Dir: Säe die Wahrheit! und um ſo viel beſſer wie Deine Pflege, Deine Sorgfalt als die meine ſein wird, in deſto größerer Fülle erblühen ſie Dir. Oder ſagſt Du: Ich könnte mich nie einer fremden Autorität unterwerfen! mein Sinn iſt zu unabhängig, mein Charakter zu ſtolz, mein Herz zu raſch, mein Kopf zu poſitiv! — O liebe Seele, es fragt ſich ſehr, ob das Alles ſtärker bei Dir als bei mir ausgeprägt iſt; und in letzter Inſtanz hat unſer Wille das Alles doch immer unterworfen, nur nicht auf die rechte Weiſe und vor der rechten Autorität — denn wir unterwerfen uns der eigenen Willkür, den eigenen Launen, eigener oder fremder Leidenſchaft; warum denn nicht der göttlichen Wahrheit? ich hab' es doch gekonnt! — Oder ſagſt

Du: Wie käm' ich dazu Dir Alles zu glauben, da ich ſo wenig oder ſo viel glaube — oder welchen Einwand ſonſt Du zu machen haſt! — Mir ſollſt Du auch gar nicht glauben, ſondern nur etwa zu Dir ſelbſt ſprechen: Dieſen Weg iſt eine aufrichtige Seele gegangen, nachdem ſie die ganze Welt durchſtreift iſt und durchſucht hat, ohne dauernde Befriedigung zu finden, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, ſie habe nun ihr Haus für die Ewigkeit. Im Gegentheil fühlte ſie ſich immer unter einem Zelt leben, das ein Windſtoß umwerfen kann, und als das wirklich geſchah — in einer Wüſte, aus der ſie, wie die Kinder Israels, nach Kanaan zog. Sollte das nicht auch für mich möglich ſein? —

O nein! mir ſollſt Du nicht glauben, aber wenn die göttliche Wahrheit auf jenem Wege an Dein Herz klopft, wie ſie an das meine geklopft hat, ſo glaube ihr, ſo laſſe ſie ein. O mache es dann nicht wie Pilatus, der auch fragte: „Was iſt Wahrheit?“ und ganz geneigt war ſie anzunehmen, aber ſich vor der Welt fürchtete, und daher nur bänglich ſeine Hände wuſch und fortging und den Heiland kreuzigen ließ. O laß Du ihn nicht kreuzigen in Deinem Herzen, ſondern kreuzige das, was ihm darin entgegen ſteht, und bedenke, daß Du durch einen einzigen Akt der Selbſtüberwindung, durch eine einzige Aufopferung Deines Willens einen Gott gewinnſt.

O Du Seele! ich kenne Dich ja nicht, weiß nichts von Dir, nicht wer Du biſt, nicht was Du biſt! und es iſt mir auch ganz einerlei — denn Du biſt eine Seele, und nur mit denen hab' ich zu thun. Aber ſieh! dürft' ich hoffen, daß Du Dich auf den Weg machteſt zur Rückkehr von Babylon nach Jeruſalem, und daß — wenn wir uns dereinſt im himmliſchen Jeruſalem begegneten — Du zu mir ſprächeſt: Dein Rath war gut! ſo würde es der Troſt für meine ganze Vergangenheit ſein, daß ich dieſe Blätter habe ſchreiben können.

Mainz, 3. Januar 1851.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Aus Jeruſalem.

Aus Jeruſalem.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA

Soli Deo Gloria!

Wie ſie ſich verſchlingen und durchkreuzen die Wege des Menſchenlebens! In der Breite und Weite gering iſt der Spielraum unſrer Entfaltung; in die Höhe iſt er unendlich. Wir finden uns zuweilen auf dem Punkt wieder, von welchem wir ausgingen, um eine neue Welt zu entdecken — oder eine entdeckte zu erobern, und was bringen wir heim von den abentheuerlichen mühevollen Zügen? ein Chaos von Bildern und Vorſtellungen, das ſich über ein Paar hundert Meilen Weges ausdehnt, und das uns in der Erinnerung entweder den Stachel der Sehnſucht oder die Leere der Unbefriedigtheit läßt. Aber die Raſtloſigkeit der Seele will an einem Gegenſtand ſich ausarbeiten, und in ihrem unerlöſten Zuſtand wendet ſie ſich der weiten und breiten Außenwelt zu und fodert von ihr Mittel und Wegweiſer zu ihrer Entwickelung. Daß unter jenem Einfluß Alles entwickelt wird, was eigentlich unterdrückt oder umgewandelt hätte werden müſſen, verſteht ſich; denn ſein Licht blendet, ſeine Wärme brennt, ſein Schatten erkältet, ſeine Nahrung erſchlafft, ſeine Ruheſtätten beunruhigen und unſer Herz zieht ſich nie von ihm zurück, ohne Wunden oder Narben oder mindeſtens das dumpfe Weh des Unverſtändniſſes, der rohen Berührung oder der eigenen Thorheit empfangen zu haben. Und wol ihm, wenn es ſich überhaupt zurückzieht! wenn die Gnade mächtig genug wird, um die Natur zu überwinden! wenn es ſich unter ihrem Einfluß von den Außenwegen nach Innen ſammelt und von dort aus dem Stral des Lichtes aus der Höhe nachwächst in die Höhe, wie jene Blumen, die im Dunkel eingeſchloſſen ſich drängen und winden, um zu der ſchmalen Spalte heran zu wachſen, durch welche der Sonnenſtral auf ſie fällt.

Ein Punkt, um den die Wege meines Lebens ſich immerfort herum wanden, war die Hedwigskirche in Berlin. Sie war die erſte katholiſche Kirche, die ich betrat, ehe ich Gott kannte, und die erſte, nachdem ich ihn kannte. Welch eine Reihe von Jahren, von Schickſalen, von Erfahrungen lag dazwiſchen. Es wäre lieblich, wenn ich ſagen dürfte, daß bei meinem erſten Beſuch ein frommer Gedanke, ein ſtilles Gebet, eine innige Sehnſucht in mir erwacht ſei, wie eine himmliſche Ahnung. Aber ich darf es nicht ſagen! kindiſch unentwickelt und gedankenlos betrat ich eine Stätte, welche durch das erhabenſte, feierlichſte, liebevollſte

Myſterium geweiht iſt und ahnte nichts. Doch der Gott, von dem ich nichts wußte — er wußte von mir. Er ſprach über mir: „Ich habe Dich erlöſet, mein biſt Du!“ gehe wohin du willſt, wende dich zu wem du willſt, ſuche was du willſt — du wirſt nie das Rechte finden, bis du mich hier gefunden haſt, wo ich mit der Barmherzigkeit und Langmuth eines Gottes auf dich warte! — O wie lange hat er warten müſſen!

Selig Ihr Alle, die Ihr im Schooß der Kirche geboren, von Eurer Wiege an durch die heiligen Sakramente an ſie gebunden, ihr einverleibt, mit ihrer Subſtanz genährt ſeid! Selig Ihr Alle, die Ihr vielleicht, wie der Knabe Samuel im Vorhof des Tempels, in gläubiger Verehrung, in liebender Andacht auf den Stufen ihrer Altäre heran gewachſen ſeid und das Heiligthum nie verlaſſen oder doch gleich wieder gefunden habt! Selig Ihr Alle, die Ihr neben der heiligen Richtſchnur für Euren Glauben und Euer Gewiſſen auch die gnadenvolle Befähigung empfinget, ihr folgen zu können, ſo daß Euch auf der Fahrt durch das ſturm- und klippenvolle Meer des Lebens weder Buſſole, noch Segel, noch Ballaſt, noch Anker gebrach — Alles, wie Ihr es eben bedurftet, ſobald Ihr nur die Hand ausſtrecktet nach Hülfe. Aber ſelig auch ich, die ich in einem Augenblick erhielt, was ſich für Euch durch das ganze Leben hinzog! Und habt Ihr den Vorzug, daß Ihr von je her die Schätze der göttlichen Gnaden befaßet: ſo habe ich den, daß ich ſie nicht halb träumend aus der Kindheit herüber gebracht, ſondern mit vollem Bewußtſein empfangen habe — und das iſt ungefähr, als ob eine Bettlerin Königin wird!

Die alten Griechen nannten den Dichter einen Seher. Sie glaubten, daß dem Genius ein tieferer Blick in die Zukunft gegeben ſei, als der menſchlichen Klugheit und Berechnung, weil er unter der Inſpiration einer Gottheit ſtehe. Wer ſich aus ganzem und aufrichtigem Herzen der göttlichen Wahrheit zuwendet, der ſteht gewiß unter heiligem Einfluß und ſieht wie mit friſch gewaſchenen Augen die Gegenwart an und aus ihr in die Zukunft hinein. Keinen Seherblick hat mein armes Auge; allein ich glaubte an die Verheißung des Heilands, daß er bei ſeiner Kirche ſein würde bis an der Welt Ende, und weil ich es glaubte, ſchloß ich mich ihr an — und vier Wochen ſpäter wurde in Oeſtreich der Druck der Joſephiniſchen Knechtſchaft von ihr genommen.

Alle „Errungenſchaften“ von zwei Jahren des Jammers hatten ſich als Staub und Aſche, als Gift und Schande auf dem politiſchen, dem ſittlichen, dem ſocialen Gebiet erwieſen. Was ſie nur anrührten, Throne, Kronen, Geſetze, Inſtitutionen — Alles ward befleckt, entehrt und vernichtet. So weit reichte ihre zerſtörende Kraft, ihr Grimm nach Vernichtung. Nur an Eines reichten ſie nicht, obgleich dagegen alle böſen Mächte von allen Parteien ſich zuſammen fanden; denn dies Eine iſt beſtimmt, wie der Phönix aus dem Scheiterhaufen einer zertrümmernden Welt aufzuerſtehen — die Kirche! — Wie viel Worte ſind in jenen zwei Jahren geſprochen worden! mit welcher Frechheit haben ſie gefodert, mit welchem Uebermuth getrotzt, mit welcher Thorheit gehöhnt, mit welcher Beſchränktheit angeordnet! welch eine Maſſe von Unſinn und Unſegen, von Verkehrtheit und Fluch haben ſie über die betäubte Welt und die bethörte Menſchheit gebracht! Mord und Brand, Krieg und Verwüſtung, Erſchütterung aller Grundlagen und aller Stützen des allgemeinen Lebens in Europa, Unordnung, die wie Gift den geſellſchaftlichen Körper zur Fäulniß bringt — ſind wie böſe Geiſter vom böſen Hexenmeiſter durch ſie wach und ins Leben gerufen und wirken fort am Werk der Finſterniß. All dieſe donnernden und ſchmetternden, oder ſophiſtiſchen und zweizüngigen Reden, zwiſchen denen, ach! wie ſelten einmal eine ehrliche auftauchte, um ſogleich zu verſchwinden — was haben ſie bewirkt? wo ſind ihre großen Erfolge? ihre heilſamen Reſultate? — wir haben ſie zu erwarten. Aber mitten in dieſem babyloniſchen Sprachwirrſal, welches die ſehr natürliche Folge hatte, daß der Thurm nicht gebaut wurde — ſind dennoch Worte geſprochen, welche das ewige Leben haben, weil ſie die Beſtimmungen der ewigen Wahrheit kund machten, und die Hirtenworte des deutſchen Episkopats aus Würzburg im November 1848 riefen die

Palingeneſie der Kirche hervor. Verfinſtert und verdummt ſollte ſie ſein — wähnten ihre Gegner, — ohne Lebenskraft, nur vegetirend aus Gewohnheit, zuſammenhangslos mit den Bedürfniſſen der Zeit, unfähig einer wirkſamen Thätigkeit bei der Regeneration der Menſchheit, unterdrückt von den Machthabern, ohne Anſehen bei den ſ. g. Gebildeten, verachtet vom Volk, wenn es nicht durch ſie geknechtet war! Und was geſchieht? einige apoſtoliſche Worte im Geiſt der Apoſtel zu den Gläubigen geſprochen, haben die erſte zukunftsgewiſſe That zur Folge, welche ſeit zwei ſchmerzenreichen Jahren der Schooß der Zeit geboren hat. Wie ein Rieſe, der zuſammengekrümmt und kettenbeladen in ſeiner finſtern Höle gelegen hat und deſſen Glieder lahm und ſchwer geworden ſind, weil er ſich nicht regen noch bewegen konnte: ſo ſteht ſie auf, die Kirche, langſam, gelaſſen, ſchwerfällig, und mehr als die Umriſſe ihrer gigantiſchen Majeſtät haben ſich noch nicht entfalten können. Ephemeren leben und ſterben in einem Tage; aber wo eine große Entwickelung zu erwarten iſt, da geht ſie langſam von ſtatten. Es iſt vor der Hand ſchon viel, daß man anerkennt, ſie ſei doch wol etwas Anderes, als eine Dienſtmagd der Regierungen, welche den Katechismus zu lehren und Liſten über Geburt- und Sterbefälle zu führen hat. Dieſe Anerkennung iſt eine große ſegenvolle That, ſo unberechenbar in ihren Wirkungen, Folgen und Erfolgen, wie alle diejenigen es waren, welche Wendepunkte in der Geſchichte der Menſchheit wurden. Sie iſt für Deutſchland die Reaktion gegen dreihundert Jahre der Revolution. Es iſt zu begreifen, daß ihre Gegner ſich entſetzen und mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln gegen ſie zu Felde ziehen. Sie waren ſo froh des Gedankens, die Ueberläſtige beſeitigt, erſtickt, begraben zu haben! lag ſie nicht da in ihren Leichentüchern, verhüllt und ſtill und unbeweglich? und jetz[illegible]mt doch eine Auferſtehung? Wie ein anderer Lazarus ſteigt ſie auf aus ihrer Gruft, belebt durch das Wort des Heilands, welches wie ein Echo von einem Jahrhundert nach dem andern aufgenommen wird, ſo daß der alte Zuruf in neuer Friſche erklingt. Sie iſt nicht auf dem Kalvarienberg geboren, um an den Schmähungen ihrer Feinde zu ſterben.

Doch nein! nicht auf dem Kalvarienberg iſt ſie geboren. Im Herzen des Heilands iſt ſie es, als die Liebe ihm den Gedanken eingab, die Welt zu erlöſen. Die Heilsanſtalt für dieſe Erlöſung — das iſt ſie! Auf dem Kalvarienberg trat ſie aus dem Herzen des Heilands in das Leben der Menſchheit hinein, mit dem mächtigen welterſchütternden Dreiklange, der durch die ganze Schöpfung und durch die ewigen Zeiten klingt. In dem Blut des hinſterbenden Sohn Gottes getauft, ſammeln ſich ihre drei Reiche um das Kreuz und ſteigen von Golgatha hinab, um in die Ewigkeit hinein zu wandeln. Die an Schmerz und Leiden reiche Erde iſt das Schlachtfeld, auf welchem die ſtreitende Kirche all ihre Kinder, die zugleich immer ihre Kämpfer ſind, auferzieht. Iſt ſie ausgekämpft die blutige Schlacht des irdiſchen Lebens, ſo öffnen ſich für das zukünftige Leben die Pforten der leidenden Kirche, die in geheimnißvoller Weiſe den Uebergang zu der triumphirenden Kirche im Himmel macht — wo die Seligen anbeten vor dem Throne der heiligen Dreifaltigkeit. Dies iſt das letzte Ziel! Der Heiland gründete das dreifache Reich der Kirche nur, um die Menſchheit ſicher zu jenem Ziel zu führen; und dieſe Gründung, dieſer Anfang verſprechen einen andern Ausgang als den, welchen eine gottesleugneriſche Geſinnung erträumt. Dieſe kann vielleicht dazu beſtimmt ſein, der ſtreitenden Kirche ein langes Marterthum, einen blutigen heißen Kampf zu bereiten — wolan! ſo würde die ſtreitende Kirche erſt recht das Saatfeld werden, auf welchem die Aehren für die triumphirende reiften; — und von dieſer würde wiederum der reichſte Segen niederthauen, die Ströme ihrer Fürbitte würden ſich in Fülle ergießen, um den Acker jener ſo zu bereiten, daß immer friſch die Saat emporſproßte. Nein! ſie iſt zu feſt an Himmliſches geknüpft, um von der armen Erde zu verſchwinden, welche ſo ſehr nach dem Himmliſchen ſchmachtet, daß ſie in Convulſionen verfällt, wenn man es ihr zu entziehen verſucht. Nein! die Kirche lebt das Leben des

Heilands, deſſen myſtiſchen Leib ſie ja auch darſtellt; und ſo wie er von Golgatha in das Grab und aus dem Grabe in die Verklärung ging, ſo ging auch ſie von jenem Hügel des Todes aus und in die Katakomben hinein; und der irdiſche Abſchnitt ihres Daſeins iſt nie etwas Anderes für ſie, als der Durchgang durch die Katakomben, aus den Grotten und Hölen des engen, dumpfen, finſtern Menſchenlebens — zum Leben in dereinſtiger Verklärung.

Waret Ihr zu Rom in den Katakomben von S. Sebaſtian? — Welch ein Ausgang für eine ſolche Beſtimmung! das ächte Seitenſtück zu dem Stalle von Bethlehem! Drinnen — Armuth, Niedrigkeit und Verlaſſenheit neben heiliger Freude, opferwilliger Hingebung und welterlöſender Liebe. Draußen — ein Herodes oder die herodianiſche Römerwelt. Drüber — die Glorie des Himmels mit dem ewigen Hoſanna und der Stern, der Stern, der immerdar ob ſichtbar ob unſichtbar der Führer der Seelen zu dieſer armen, dunkeln, unſcheinbaren Stätte iſt. O der Stern! am Himmel jedes Lebens ſteht er im Zenith! Aber wir ſchauen am Horizont umher nach Planeten und Fixſternen, die da kommen und gehen und uns mit ihrem blinkenden und blitzenden Licht halb ſüß halb traurig, wie lächelnd in Thränen, wie unſre eigenen ſchmerzenreichen Freuden anblicken. Und zu ihm, dem Stern zu unſern Häuptern, dem unwandelbaren, vielgetreuen, ſchauen wir nicht empor! ſo hoch hebt ſich nicht unſer verſchleiertes Auge! ſo feſt wendet ſich nicht unſer gefeſſelter Sinn nach oben! Und doch wiſſen wir, daß ſein Licht ein höheres als das aller unſerer Sonnen und Geſtirne iſt. Die Könige folgten ihm, die hohen, reichen, mächtigen Seelen, mit Purpur angethan und mit goldnen Kronen; — die Magier folgten ihm, die tiefſinnigen, ahnungsvollen Seelen, die mit den Geheimniſſen des Geiſtes und der Natur vertraut waren; — die Hirten folgten ihm, die demüthigen, unbefangenen, kindlichen Seelen. Die Einen verließen die Herrlichkeiten der Welt und die Andern die Schätze des Geiſtes und noch Andere ihre beſcheidene Habe und Heimat, um im Stall von Bethlehem anzubeten. Was biſt denn du, o Menſchenherz, daß du dem Stern nicht folgen magſt? biſt du königlicher als die Könige — weiſer als die Magier — unſchuldvoller als die Hirten? Ach nein! von dem allen biſt du nichts; denn wenn du es wäreſt, ſo würdeſt du ihre Wege gehen.

Und derſelbe Stern ſtralte über die Katakomben — und das Beſte, was die alte Römerwelt noch hatte, ihre edelſten Söhne und Töchter, gingen dem Sterne nach und in die dunkeln Grotten hinein. Was gab es denn innerhalb der nackten, rauhen, felſigen Hölenwände, um ſie ſo unwiderſtehlich anzuziehen, daß der bluttriefende Circus da draußen, mit ſeinen wilden Thieren und ſeinen wilderen Henkersknechten, ſie nicht zu erſchrecken vermogte? denn aus den Katakomben führte der gewöhnlichſte Weg ins Amphitheater. Aeußere Spuren jener unſichtbaren Anziehungskraft finden ſich noch hier und dort in den Travertinwänden eingegraben; die myſtiſchen Zeichen der Taube, des Fiſches, der Aehre; einzelne Schriftzeichen, als ein unvollkommner Gruß zum Abſchied oder Willkommen, der auf Erden unterbrochen wurde, um im Himmel ſeine Antwort zu finden — als ein Zuruf, den die Heimgegangenen ihren Nachfolgern zur Erkräftigung ließen — als ein Gebet, das hier begonnen ward, im Coliſeum unter dem Jubelgeſchrei der Zuſchauer und dem Geheul der Beſtien erſterben mußte, um am Throne Gottes durch alle Ewigkeiten fortzuleben. Es liegt eine unerhörte Majeſtät in den armen und geringen Spuren dieſer zum höchſten und reinſten Schwunge geſteigerten Leben! Wie fremd iſt ihre Demuth und Unſcheinbarkeit unſrer Zeit und unſrer Welt — welche wol auch von ihren Schmerzen fabeln, aber um ſie zum Vorwand ihrer Sünden, Laſter und Verbrechen zu machen; — welche ſich Paradeſchmerzen anſchaffen, um in deren Livree einen Freibrief für ihre Thorheiten zu ertrotzen; — welche den Kelch des Leidens nie als den des Heiles empfangen, ſondern einen wüſten trotzigen Rauſch daraus trinken, der die Seelen verdüſtert und die Sinne bethört. Im Taumel und in Empörung werden die Schmerzen unſrer Zeit erſtickt; in jener entfalteten ſie ſich zu flammender Liebe und zum feurigen Glauben, die nichts von der Erde begehrten als ein kleines Plätzchen, um darauf zu Tode gemartert zu werden, um nur Gott nicht zu verleugnen. Und das waren doch Menſchen wie wir, von unſerm Fleiſch und Blut, mit unſern Sinnen; waren Kinder einer verderbten, entſittlichten und entgöttlichten Epoche, geboren und erwachſen in Materialismus und Gottloſigkeit, umringt von den Reizen, Lüſten und Verfeinerungen der Hyperkultur im koloſſalen Maß — grade wie wir! vielleicht mehr als wir! Und doch eine ſolche Kraft, welche die Seelen über alle Entnervung empor hob, ſie wie in einen himmliſchen Styx tauchte, und ſie unverwundbar durch Schmach, Verfolgung und Marter in erniedrigendſter, abſtoßendſter Geſtalt machte?

Ja — und doch! — und nicht wahr, daß iſt doch ſchön, doch groß? Es zittert doch etwas wie ein verwandter Klang in Eurem Herzen, wenn Ihr davon hört, für Ueberirdiſches ſo zu ſterben! und wenn Eure Lippen tauſendmal höhniſch ſprächen: „O die Thoren!“ — Euer Herz ſpricht nicht ſo! Vielleicht ſpricht es gar nicht, weil Ihr es unterdrückt und verſchüchtert und ihm eingeprägt habt, es müſſe ſchweigen neben Eurem erhabenen Verſtande; — das iſt möglich, ach, bei Vielen ſogar recht wahrſcheinlich! aber wenn es ſpräche, ſo würde es nicht die Reden Eurer Lippen wiederholen — ſondern ſie Lügen ſtrafen.

O ja, das iſt ſchön, ſo heraus zu gehen aus dem Glanz und dem Glück, der Pracht und Herrlichkeit, der Weisheit und Behaglichkeit der Welt, um in den ſtillen und dunkeln Katakomben zu verſchwinden, ungeſehen, unbewundert, ungeliebt, ungeehrt. Was konnte es ſein, das ſie zu dieſer merkwürdigen Selbſtentäußerung bewog? — Der Glaube war es — ja! aber wie wurde nur der Glaube ſo lebendig, ſo aufflammend in unirdiſcher Liebesglut? — Ich will es Euch ſagen: ſie hatten das Opfer begriffen. Begreift das — und Ihr werdet lieben! Liebet — und Ihr werdet ſelig ſein, gleichviel ob in Katakomben oder im Amphitheater oder wohin Gott Euch ruft und ſtellt. O das Opfer — Mittelpunkt, Lichtpunkt, Lebenspunkt des ewigen Lebens der Kirche, vor Dir beugen ſich alle Knie, ſenken ſich alle Blicke, fallen alle Herzen in den Staub — um die Befähigung zu empfangen, vom Staube ſich empor zu ſchwingen. Der Altar iſt der ewige Kalvarienberg, auf dem es ewig vor unſern Augen vollzogen wird, das Opfer der göttlichen Liebe, um uns die Kraft und die Liebe zu geben, der tiefſten Sehnſucht unſers tiefſten Weſens genug zu thun, und das Opfer eines Gottes mit dem Opfer unſers Selbſt zu erwidern. Denn das will der Menſch — ſich opfern! es giebt keine höhere Befriedigung für ihn! Kein Reiz, kein Genuß, keine Sinnenfreude, kein Sieg, kein Triumph — nichts! nichts! gewährt ihm ein ſolches Genügen für ſeine beſten Kräfte — als ſich zu opfern. Ich weiß wol, daß jetzt nicht eben viel davon die Rede iſt unter den Menſchen, denn ſie haben nicht mit gläubiger Liebe das Opfer ihres Gottes begriffen; aber eben darum halte ich ſie auch für höchſt unſelig und für ganz unbefriedigbar. Mit dem ewigen Wünſchen, Verlangen und Suchen nach Befriedigung, die ihnen entweder gebracht werden ſoll, oder die ſie ſich ſelbſt ohne Opfer ſchaffen wollen — alſo auf dem Wege der Selbſtſucht! — höhlen ſie ſich das Herz aus, ſo daß es in die unruhigſte Unerſättlichkeit verfällt und nur Pein ihnen bereitet, welche dann wieder durch neue Anſtrengungen betäubt werden muß, bis es ſtumpf und matt, oder in ſeinem eigenen Strudel untergegangen iſt. Unerſättlich iſt das Herz auf Erden — das verſteht ſich! für Unendliches geſchaffen, wird ihm die ganze Endlichkeit nicht anders erſcheinen, als der Weg, auf welchem es ſich zu jenem empor zu ringen hat — und überall eingeengt von dieſer Welt der Sünde und der eigenen ſündhaften Natur, muß es den beſtändigen Conflict zwiſchen Sehnen und Erlangen und die unergründliche Kluft, welche beide trennt — aushalten und verſchmerzen lernen. Dabei kann von Genügen nicht die Rede ſein. Aber eben darum muß es ſich opfern und hingeben! dann iſt es keine Laſt mehr in der befreiten Bruſt! dann iſt ſie der Käfig nicht mehr, in welchem das Herz wie ein gefangener Vogel die Flügel ſich blutig ſchlägt! dann hat es ſich dargebracht einem höheren Willen und einer reineren Liebe und ruhet in dieſem Bewußtſein mit ſeiner Unerſättlichkeit vertrauens- und hoffnungsvoll aus. Und die Hoffnung auf ein unirdiſches Ziel giebt eine überirdiſche Begeiſterung für dasſelbe. Opfer und Begeiſterung geben Hand in Hand. Ohne Opfer kein Schwung, keine Ausdauer, keine Innigkeit, keine Wärme, keine Fülle, keine Kraft, keine Freudigkeit — und das Alles zuſammen macht die Begeiſterung aus. Jetzt denkt vielleicht Einer oder der Andere: Ich opfere mich auf und bin doch gar nicht begeiſtert! — Wem opferſt du Dich, ſprich? — Nun, meiner Familie, oder meiner Pflicht, oder meiner Wirkſamkeit, oder dem Staat, oder der Menſchheit ꝛc. ꝛc. — Ja, das habe ich auch nicht gemeint; ſondern lebe für Deine Familie, Deine Pflicht ꝛc., indem Du Dein Herz Gott opferſt — denn nur Er verſteht das Opfer; die Menſchen verſtehen es nicht.

Blick' hin auf den Kalvarienberg! — wie iſt er einſam! wo ſind ſie, die Apoſtel, die Jünger, die frommen Frauen? was kümmert es uns! dort — ſind ſie nicht! nur die heilige Mutter und der geliebteſte Jünger harren aus unter dem Kreuz. Die Uebrigen verſtanden es eben nicht, nach Menſchenart, und der Heiland brachte ſein Opfer, ohne die dankerfüllte Menſchheit zu ſeinen Füßen zu ſehen; bringt es noch immer und immer und ſieht ſie nicht — ſieht wol gar ihren Abfall.

Dieſer Kalvarienberg des Altars — der zog die Seelen in die traurigen Katakomben hinein. Sie konnten nicht der Liebe widerſtehen, die ſich dort für ſie hingab. Sie kannten ſonſt ſo etwas nicht! auf den Altären der Götter legten ſie ihre Opfer nieder, Thiere, Kränze, Oel und Wein, Blumen und Weihrauch! und die Gottheit, ſo hieß es, nehme ſie an und ſei ihnen günſtig. Das war Alles. Und nun kam dieſe neue Lehre, in der, grad' umgekehrt, der Gott ſich opferte auf ſeinem eigenen Altar, um den Menſchen für ſich zu gewinnen! ſie hatten ſo etwas nie gehört, nie gedacht — denn wo wäre die unerlöste Natur, die es zu denken vermögte! — es war eben eine göttliche Offenbarung, die mit dem Stral der Gnade ihr Herz traf und es der Wahrheit öffnete. Als das Kind Jeſus auf der Flucht den Boden Egyptens betrat, ſtürzten all deſſen Götzenbilder zuſammen — erzählt die Legende. Nicht anders war es in Rom! die Tempel krachten, die Altäre wankten, die Götzen fielen, der Stern des Heidenthums erbleichte vor der Sonne des Chriſtenthums, und die ganze bunte, reiche, üppige Götterwelt verſank vor dem einen Gott, der in unnennbaren Schmerzen unter dem Kreuz leben und am Kreuz ſterben wollte, um die Welt von der alten ſündeausbrütenden Lüge zu erlöſen und gereinigt in die urewige Wahrheit unterzutauchen. Wie konnte dieſe herbe geheimnißſchwere Lehre die Menſchen ſo überwältigen? — weil ſie nichts Menſchliches enthielt! — darum. Nur dem Göttlichen können wir uns ganz hingeben; allem Anderen gegenüber behalten wir immer etwas von uns und für uns ſelbſt zurück, denn die menſchliche Lehre, die menſchliche Autorität ſind Stückwerk, wandelbar und wechſelvoll, und da ſie uns nur Stückwerk geben, dürfen ſie auch nicht mehr von uns erwarten noch fodern. Darum kann, dauernd, nichts auf Erden herrſchen, als die göttliche Offenbarung, und immer von Neuem, wie in Egypten, wie in Rom, wie in jedem einzelnen Bekehrten, wird ſie über die Welt hinziehen und Götzen, Fetiſche und Idole in Grund und Boden zerſchmettern, und durch ihre erhabene Göttlichkeit die Menſchen dermaßen erſchüttern, daß ſie aufſtehen von ihren Schätzen, ihren wolbeſetzten Tafeln, ihren bequemen Sorgenſtühlen, ihren weichen Teppichen und all ihrem Luxus — aufſtehen und plötzlich finden, das ſei ja Alles dürftig und keines Blickes werth — und dann niederknien am Altar, wo das ewige Opfer, dargebracht durch die Hand des Prieſters, mit dem Opfer ihrer Herzen zu Einem verſchmilzt. Das iſt Reichthum — denn da iſt Eines und Alles: die Fülle der Gottheit aufgenommen in der Menſchenſeele, ſie erlöſend, heiligend, beſeligend. — Wie nennt Ihr das in Babylon? — Wir nennen es das heilige Meßopfer.

„Wie Götter ſollt Ihr werden!“ ſprach und ſpricht die alte Schlange. Die Götter fallen — Ihr ſeht's. Es lohnt nicht der Mühe, dem Vergänglichen nachzuſtreben und mit großer Kraft ſich zu einem Etwas aufgeſchwungen zu haben, das ſtets gewärtig ſein muß, von Höherem und Stärkerem beſiegt zu werden. Götter — ſind zukunftslos. Aber göttlich könnt Ihr werden und der himmliſchen Zukunft gewiß ſein, die ohne Ende, ohne Grenzen, ohne Wechſel, ohne Schatten Euch erwartet! Ihr braucht es nur zu machen, wie die alte Römerwelt. Sie hörte nicht umſonſt den Ruf: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“ — ſie glaubte, ſie betete an, ſie begriff das welterlöſende Opfer, ſie empfing im Glauben an daſſelbe das euchariſtiſche Brot — und aus einer Welt der frechſten Sünde gingen Schaaren auf Schaaren der Heiligen hervor. Rom entvölkerte ſich für den Himmel. Tauſende ſtarben in blutigen Martern; Tauſende zogen in Wüſten und Einöden, um durch ein langes Leben voll Selbſtentäußerung und Entſagung die weltüberwindende Glaubenskraft an den Tag zu legen, die Jene in einem Augenblick bethätigten. Andre gingen auf die Biſchofſitze, als Geſtirne ihrer Zeit und aller Zeiten durch die wunderbare Verſchmelzung des höchſten Genies und der tiefſten Frömmigkeit — des kühnſten Geiſtes und des demüthigſten Herzens — der umfaſſendſten Forſchung und der kindlichſten Unterwerfung — eine Verſchmelzung entgegen geſetzter Fähigkeiten, die nur das Chriſtenthum bewirkt und bewirken kann, weil es allein den Menſchen von dem Punkt aus entwickelt, welcher der Mutterſchooß und die Triebkraft aller guten Gaben iſt: aus einem gläubigen Herzen! das nährt die Intelligenz, berichtigt den Verſtand, erleuchtet das Urtheil, beſeelt die Phantaſie, ſchmücket die Erkenntniß, verklärt die Weisheit und hebt den Menſchen zu einem ſittlichen Adel ſo hoch empor, daß der Glaubens- und Liebeloſe ewig tauſend Klafter unter ihm bleibt. — Und in die Klöſter gingen Andere, zu einem Leben der Buße, oder der Wiſſenſchaft, immer des Gehorſams und der Armuth, zu einer Gemeinſchaft, welche kein anderes Gemeingut gab als Anſtrengung, Arbeit, Mühe und Andacht. Auch in der Welt blieben Andere und heiligten die Verhältniſſe der Welt, wie ihre Brüder die der Abgeſchiedenheit und Einſamkeit; und alle Stände in der Welt haben ihre Ideale der Vollkommenheit, der chriſtlichen Tugend ebenſowol aufzuweiſen, als die Thebaïde und die Klöſter ſie haben. Denn ob in Amt und Würden, ob in klöſterlicher Zelle, ob auf dem Biſchofſitz, ob in den Kalkſteinhölen der egyptiſchen Wüſte oder des todten Meeres — ein Glaube war in ihnen Allen lebendig: der Glaube an das Opfer des menſchgewordenen Gottes zur Erlöſung der Menſchheit von der Sünde. Und iſt der Glaube das, was er ſein ſoll: lebendig, ſo wendet er die von der Sünde erlöſte Seele der Heiligung zu. Wo der wahre Glaube iſt, müſſen folgerichtig Heilige ſein; denn, da er lebendig iſt, d. h. liebt: ſo wird er den Erlöſer lieben, und es iſt die Eigenſchaft der Liebe, daß ſie dem Liebenden die Sehnſucht und die Hingebung verleiht, wodurch er dem geliebten Gegenſtand ähnlich wird. Hat das Menſchenherz den lebendigen Glauben in ſich aufgenommen, daß der Heiland im ununterbrochenen Opfer zwiſchen den Menſchen gegenwärtig iſt, um ſie durch ſeine Liebe zu rühren, zu feſſeln und an ſich zu ziehen: ſo wird es dem Zuge folgen und aus aller Kraft für ſeine Umſchaffung und Erneuerung thätig ſein. Daß wir nicht noch mehr Heilige haben, kommt nur daher, weil unſer Glaube nicht lebendig iſt. Tritt er in's Leben, ſo ſchafft er; und ſeine Schöpfungen ſind Heilige. Daher haben die Häretiker keine Heilige und im geheimen Bewußtſein der Unwahrheit ihres Glaubens, den ſie nicht an dieſen Prüfſtein legen mögen, haben ſie überhaupt die Heiligung des Lebens und die Verehrung der Heiligen beſeitigt; Beides unter dem Vorwand, daß dadurch das Blut Chriſti, welches allein unſre Rechtfertigung bewirke, zu gering angeſchlagen werde und daß dadurch der Heiland zu kurz käme auf irgend eine für uns unverſtändliche Weiſe. Denn wie könnte die herrlichſte Folge der Erlöſung ihm Abbruch thun? Das heilige Heer iſt ja nur aus der Kraft der Sacramente geboren oder wiedergeboren, und was ſind dieſe anders, als die ſieben Gnadenſtröme ſeines Blutes, vergoſſen, um die Menſchheit zu entſündigen? Umſonſt hätte er ſich ja geopfert, wenn nicht das Heer ſeiner Heiligen da wäre und ihm bewieſe, daß ſie ſeine Gnade verſtanden und ergriffen haben. Eine Kirche ohne Heilige — das iſt eine Schmach für Chriſtus!

Die Katakomben waren ihre Pflanzſchule; dort ward der Grund gelegt für dies neue Geſchlecht, welches der Erde eine neue Geſtalt gab. Denn welche Macht die Seelen, die die Welt überwunden und ſich Gott geopfert haben, über andere Seelen üben — wie ihr Wort, ihr Beiſpiel, ihr Andenken, ihre Einwirkung fort und fort anfeuert, treibt und hinreißt: das erklärt ſich ſehr natürlich durch die uns eingeborne Sehnſucht nach Oben. Wir folgen ſo ungern Demjenigen, der auf einer niedrigeren Stufe der ſeeliſchen Entwickelung und der geiſtigen Erkenntniß ſteht, daß wir, wenn wir es in der Umnachtung der Sünde oder im Rauſch einer Leidenſchaft dennoch thun ſollten — gar nicht Namen genug haben, um uns darüber in Illuſionen einzuſpinnen. Freiheit, Liebe, Wiſſenſchaft oder ähnliche große Worte müſſen immer ihren Zauber hergeben; ſonſt ſind wir nicht zu gewinnen — und das wiſſen alle Bethörer, dieſe Nachkommen der alten Schlange, ſehr wol! ſie ſprechen immer im Namen oder mit der Verheißung von etwas Großem, Schönem, Göttlichem, das in uns einen Nachhall findet und uns ſo lange äfft, bis ſich die Lüge zu Tode gelebt hat.

Der Einfluß der Heiligen auf die Bildung und Geſittung der Welt iſt ſo alt wie die Kirche und die

Verehrung der Märtyrer und ihrer Aſche iſt es auch. Wie ſollte es nicht ſein? jene lebten für den Heiland und dieſe ſtarben für ihn; jene Treue und Ausdauer, dieſe Glut und Standhaftigkeit wurden Gemeingut der Kirche, in welcher Allen — Alles gehört, und ſtrömten wie geiſtiges Lebensblut durch ihr ganzes Geäder, ſo daß jedes Glied dieſes myſtiſchen Leibes Antheil an der Beſeelung empfing. Alle Verhältniſſe wurden umgeſchaffen, die Ehe geheiligt, die Stellung der Kinder zu den Eltern ging aus Knechtſchaft zum Gehorſam über, das der Diener aus einem ſachlichen zu einem menſchlichen Verhältniß, das der Armen, der Elenden, der vom Schickſal und der Natur Verabſäumten nahm eine unſägliche Würde an: aus verwahrloſten Proletariern und lärmenden Clienten wurden ſie die Armen des lieben Gottes, wurden gepflegt und geehrt wie der Heiland ſelbſt, deſſen leidende Glieder ſie waren, und der ſeine Seligkeiten Denjenigen verheißen hat, welche aus Liebe zu ihm die ſieben Werke der Barmherzigkeit thun würden.

Welch eine überwältigende regenerirende Kraft liegt in der Lehre vom Opfer, um die Welt ſo vollſtändig aus ihren Angeln zu heben! — Der Mann — der war der König des Egoismus in der alten Ordnung der Dinge! das Weib, das Kind, der Diener, der Arme waren untergeordnete, unberechtigte Geſchöpfe, die ſich ſtumpf zu unterwerfen hatten. Da ſprichts in der Katakomben: Im fernen Judäa hat euer Erlöſer für euch Alle ſein heiliges Blut am Kreuz vergoſſen! nicht für dich, du Mann, nein! für Mann, Weib und Kind, für den Sclaven, für den Armen! um denſelben Preis ſeid ihr Alle erkauft! Für keinen von Euch iſt ein Tropfen mehr oder weniger gegeben! ihr ſeid Alle gleich vor dem Auge ſeiner Liebe, ſeid Kinder eines Vaters! das bedenkt — und liebt euch wie Brüder.

Und ſie liebten ſich wie Brüder. Und der Mann ließ ſich eine Lehre gefallen, die ihn des Throns der Selbſtſucht verluſtig erklärte, entſchloß ſich Weib und Kind als ſeines Gleichen, Untergebene und Nothleidende als berechtigte Weſen zu betrachten — und brachte für die Erlöſung ſeiner Seele ein erhabenes Opfer, das des Egoismus, der Sinnlichkeit, des Hochmuths, die ſchwerſten, welche der Menſch zu bringen vermag. Und zum Lohn dafür richtete das Weib ſich auf aus dem Staube, zu dem es ſeit Jahrtauſenden verdammt war — das arme, das zertretene, das verlorne Weib! und wurde ſo ſchön, ſo unirdiſch, ſo idealiſch, wie es zuvor auch nicht annäherungs-, auch nicht ausnahmsweiſe je geahnt worden war. Denn dieſe Pflanze braucht einen andern Boden als den des Staubes, und eine andre Luft als die, welche über dem Staube weht, um zu ihrer Entfaltung zu gelangen. Findet ſie das nicht, ſo erſtirbt Alles, wodurch ſie ſchön wird, Zartheit, Innigkeit, Reinheit, Tiefe und Treue; und damit verliert ſie ihren ganzen veredelnden Einfluß, ihren ganzen ſittlichen Zauber, wird ein Spielwerk der Launen und der Sinnlichkeit des Mannes, eine Sclavin ſeiner Bedürfniſſe, rächt ſich furchtbar an ihm, wenn ſie es vermag, durch ihre Entſittlichung, und ſinkt herab zur Laſterhaftigkeit oder zu ſtumpfer Stupidität, wie die Weiber im Harem. Sie ſind ſchaudererregend, die Zuſtände des Weibes, in der römiſchen Kaiſerzeit und aus dieſem Sumpf, der einen ertödtenden Peſthauch um ſich verbreitete und weiter und weiter griff, wurde es errettet durch die neue regenerirende Kraft, die aus dem Schooß der Verderbtheit die Blüten idealiſcher Reinheit hervorrief. Welche menſchliche Lehre hätte ſo etwas vermogt? mit welchem Wort hätte ſie die Dämonen der Willkür, Zügelloſigkeit und Sinnlichkeit überwältigen können? Sie konnte es damals ſo wenig, wie ſie es jetzt kann; denn menſchliche Lehren wiſſen nichts vom Opfer, nichts von der Seligkeit der Entſagung, nichts von der Süße des Leidens, und folglich entbehren ſie des Hebels, den ſie an die Seele des Menſchen ſetzen könnten. Ihnen bleibt nichts übrig, als ſich mit ihren Menſchenbeglückungs-Syſtemen an ſeine Sinne zu wenden und denen Verſprechungen der irdiſchen Freuden zu machen, die noch nie ſich erfüllt haben.

Ach dieſe modernen Menſchenbeglücker — in welcher unſäglichen Niedrigkeit bewegen ſich ihre Syſteme! eſſen und trinken und des Leibes pflegen und in handgreiflicher Behaglichkeit mit den Fingerſpitzen arbeiten und den Geiſt durch hohle Theorien aufblähen: kann mit dieſen Lockungen auch nur eine einzige Seele gewonnen werden? nimmermehr! und weil die Seelen ſich nicht an dieſem Treiben betheiligen, ſondern in einer Art von Murmelthierſchlaf durch den böſen Winter der Zeit hindämmern: ſo iſt es auch lebensunfähig und herzbrechend traurig anzuſehen. Denn umgekehrt, wie König Midas, der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte, ſo verwandeln dieſe Lehren das reinſte Gold in Moder und Lumpen. Nicht ein Auge können ſie aufweiſen, deſſen Thränen ſie geſtillt, nicht einen Blick, den ſie zum Himmel gerichtet, nicht ein Herz, das ſie mit dem Leid und nicht zwei, die ſie mit einander ausgeſöhnt hätten! Sie ſäen Haß und Hader, Erbitterung und Neid, Zwietracht und Unordnung — und wagen es vorzugeben, daß eine Ernte der Liebe und des Friedens von dieſen Diſteln und Dornen zu erwarten ſei! Welch eine Verblendung des allergewöhnlichſten Menſchenverſtandes, der hausbacknen geſunden Sinne, um ſo etwas zu erfinden, auszuſprechen und zu glauben! Der Fluch der Erbſünde iſt in fürchterlicher Thätigkeit — denn die Menſchheit verſchmäht das Bad der Wiedergeburt, den Teich Bethesda, deſſen Wellen kein Engel, ſondern der Herr über alle Engel bewegt, um den Kranken Geneſung zu ſpenden.

Ob der Menſch ſein Ich zur Centralſonne des Weltſyſtems macht — oder ob er des Univerſums Abhängigkeit, die des Ichs mit einbegriffen, von einem überweltlichen Gott anerkennt — das allein macht den Unterſchied aus, ob er ſich in der Sphäre des Haſſes oder der Liebe, des Fluchs oder des Segens, der Empörung oder der Friedfertigkeit bewegt. Nun giebt es wol Viele, welche ganz bereit ſind, des Univerſums Abhängigkeit von Gott anzuerkennen; nur nehmen ſie ein Atom davon aus, ein einziges — ihr Ich! und ſomit verfallen ſie der erſten Kathegorie, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht einmal den Vorzug der Conſequenz und Aufrichtigkeit Jener in Anſpruch nehmen dürfen. In dieſem kläglichen Fall befanden ſich von jeher alle Stifter von Häreſien. Sie glaubten an Gott und ſeine geoffenbarte Religion, welche die Seele im Körper der Kirche iſt — bis auf einen gewiſſen Punkt, der in irgend einer Weiſe mit ihrem Ich feindlich zuſammentraf; und auf dem Punkt verfielen ſie in Rebellion. Dieſe Richtung des Menſchengeiſtes iſt ſo alt wie die Kirche, wie die Menſchheit ſelbſt! Eva glaubte auch nur ſo lange an das Wort Gottes, bis ſie etwas hörte, das ihr leichter und angenehmer zu glauben war, weil es ihrer Eitelkeit und Sinnlichkeit ſchmeichelte. Ging die Empörung gegen die Offenbarung ſchon aus dem Paradieſe hervor, ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß ſie auch aus den Katakomben hervorging. Der natürliche Menſch ward von dem wiedergebornen nicht immer ganz überwältigt;

— und da der natürliche Menſch immer ein heidniſcher iſt, der ſich ſeine Götter ſelbſt ſchafft nach ſeinem Bedürfniß und ſeinem Ermeſſen: ſo ſind die Häreſien nichts Anderes, als unüberwältigtes Heidenthum, welches in ihren Stiftern ſtark genug zum Bewußtſein kam, um ſie zum Abfall zu veranlaſſen. Und ſo ward neben der Kirche Gottes, aus ihren eigenen mißbrauchten Bauſtücken, von ihrem erſten Entſtehen an ein Götzentempel nach dem andern aufgeführt, die eine recht merkwürdige Muſterkarte der Irrthümer und Irrlehren bilden, welche aus der göttlichen Wahrheit entſtehen konnten, ſobald beliebige Individuen nicht den Sohn Gottes, ſondern ſich ſelbſt als die Meſſiaſſe der wahren Lehre betrachteten.

Ein Tempel der Götzen Hochmuth und Sinnlichkeit ward nach dem Andern errichtet und ſtürzte zuſammen nach kurzem Beſtand; das zeigt die Geſchichte von achtzehn Jahrhunderten! und dennoch iſt der Geiſt des Heidenthums ſo rege in der Menſchheit, daß er ſich emſiger denn je an ſeine alte Arbeit macht und ſie in rieſenhaften Proportionen ausführt. Doch — um ſo größer ſeine Tempel, um ſo donnernder ihr Sturz. Dieſelbe Lehre, dieſelbe Liebe lebt heut wie vor achtzehnhundert Jahren in der wechſelloſen Einheit der Kirche; und wenn auf der einen Seite die Hydra des Irr- und Unglaubens mit hundert Köpfen ſtreitet und auf der andern die Kirche mit ihrem unſichtbaren Haupt Chriſtus, der ſich einen ſichtbaren Stellvertreter angeordnet hat, um der Einheit ein Fundament und eine Spitze nicht etwa nur, ſondern um ihr die gelaſſene Zuverſicht zu geben, daß ihr Bau für Zeit und Ewigkeit ſeinen Schlußſtein empfing: ſo muß der Sieg zu der Seite ſich neigen, wo das Bewußtſein für Zeit und Ewigkeit von Gott ſelbſt gegründet zu ſein, durch die Unerſchütterlichkeit der Lehre ſich ausſpricht. Die Lüge wechſelt, ſagt heute dies und morgen jenes, ſchillert in allen Farben, erklingt in allen Tönen, ganz leicht, ganz ſchnell, aber weſenlos, ſchattenhaft, aber nicht aus Fülle der Kraft, ſondern aus Mangel daran. Die Wahrheit ſpricht auch in tauſend Zungen, malt auch in tauſend Farben, ruft auch mit tauſend Stimmen; aber immer Eins und Daſſelbe, immer das geoffenbarte Wort Gottes, immer mit majeſtätiſcher Ruhe und mit überirdiſcher Zuverſicht — möge ſie es aus den Katakomben ſprechen oder vom Thron der Welt — beladen mit Ketten oder mit Kronen.

O du ſchwankendes Menſchenherz mit Deiner Ebbe und Flut von Empfindungen, Wünſchen, Verſtellungen, Illuſionen. Hoffnungen, Träumereien — mit Deinen kurzen Freuden, Deinen vergänglichen Schmerzen, Deinen langen Irrthümern — mit Deinem unzerſtörbaren Verlangen, Friede und Glück aus dieſem Strudel erblühen zu ſehen, welchen Du den Prozeß Deines Werdens nennſt! — O Du armer, von den Wellen der Zeit umgetriebener Halcyon, der ſich wie der wirkliche

Sturmvogel auf dem Ozean ſein Neſt zu bauen ſucht, ohne zu bedenken, daß der Menſchengeiſt da irre geht, wo der Inſtinkt die vernunftloſe Kreatur ſicher ſtellt, weil jener eine höhere Beſtimmung hat, als ſich willenlos umhertreiben zu laſſen! — O Du armes, ſchwaches, müdes Herz, wie es deren zu Tauſend und aber Tauſend in Babylon giebt — kommt nicht etwas über Dich wie eine heilige Stille, an welcher aller Lärm der Welt in Dir und der Welt außer Dir machtlos verhallt, wenn Du bedenkſt, daß es auf Erden eine Anſtalt, eine Inſtitution — wie ſoll ich es nennen! giebt, die von dem erſten Augenblick ihres Entſtehens an bis zur heutigen Stunde, ebenſo unbeirrt durch Verfolgung, Hohn und Abfall, wie durch Macht, Herrſchaft und Glanz, der ganzen Menſchheit vom König bis zum Bettler, vom Weiſen bis zum Kinde, vom Helden bis zum ſchwächſten Weibe zuruft: Kommt her zu mir! ich mache Euch Alle ſelig! — ich allein! Schlägt nicht die Sehnſucht, die ganz ſchlaftrunken vom nutzloſen Ringen bei ihrer Danaidenarbeit zuſammengeſunken iſt, ſchlägt ſie nicht in Dir wieder ihr tiefes Auge auf, das ſolch Verlangen nach einer himmliſchen Erſcheinung hat — und heftet ſich auf dieſe Eine, dieſe Unvergleichliche mit der heißen dürſtenden Frage: Biſt Du die Kirche Gottes — Du allein? — Und horch! — vom Kalvarienberg, aus den Katakomben, von den Thronen, aus den Hütten, von den Altären, aus den Palläſten, aus den Zellen, vom Aufgang bis zum Niedergang, von Norden und Süden, aus allen Welttheilen, von beiden Hemiſphären — und aus den Gräbern und den Nächten des Todes — und vom Himmel herab, aus der Wohnung der Gerechten, aus der Glorie der Heiligen, aus den Reihen der Engel, von den Stufen des Thrones Gottes herab — erheben ſich Stimmen und Stimmen auf Stimmen, unzählbar, unberechenbar, rauſchen zuſammen zu einem wundervollen, harmoniſchen Akkord und ſprechen: Ich allein! — Und vom Anfang bis zum Ende der Zeiten hallt er fort in unſterblicher Harmonie.

Was thut's, daß von einigen Stätten der Erde und für kurze, vergängliche Epochen ein gellender Ruf dagegen aufſchreit: **Du biſt es nicht!**

Dieſelbe Lehre und dieſelbe Liebe! — O dieſe Liebe! „Und das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns.“ So ſprach der geliebte Jünger; ſo ſprechen wir; ſo werden nach Jahrtauſenden andere Millionen von Gläubigen ſprechen, und immer wie er, wie wir, mit der Seele auf den Knien, in Anbetung vor dieſem Myſterium und Wunder der Liebe. Als mein Ohr es zum erſten Mal vernahm, bekam die Welt für mich eine andre Geſtalt, einen andern Mittelpunkt — und die Erde ein anderes Antlitz. — Es war im vorigen Winter in Berlin, wo endlich, ſtatt meiner Bücher, ein lebendiges Wort zu meiner Seele ſprach und ihr ſagte, als ſie ſehr unruhig, ſehr traurig, ſehr heftig war, daß das fleiſchgewordene Wort unter uns fortlebe, auf dem Altar unſrer Gotteshäuſer, ewig gegenwärtig im allerheiligſten Sacrament, ewig wahrhaft und weſenhaft lebendig in unſrer Mitte. Es ging mir genau wie den alten Römern — nicht was das Marterthum, doch was die Ueberwältigung anlangt: ich war widerſtandslos gegen dieſe Liebe, von der ich nichts gewußt, von der Niemand zu mir geredet hatte — da der Proteſtantismus ſie nicht kennt, und liebeloſe Altäre und liebeleere Gotteshäuſer hat. Es machte mir einen ſo immenſen Eindruck, daß ich von dem Augenblick an mit unglaublicher Ehrfurcht, mit liebender Scheu die Hedwigskirche betrachtete, an ihr vorüberging, ja, an ſie dachte; und wenn mein Blick auf eine proteſtantiſche Kirche fiel, dachte ich immer ganz mitleidig: O arme ſeelenloſe Leiche!

„Und das Wort ward Fleiſch" ſollte nicht mehr bedeuten, als daß es dreiunddreißig Jahr im fernen Judäa gelebt und am Kreuz ſein Blut vergoſſen habe? Nein, was es Einmal geworden iſt, das bleibt es, das hört nicht auf. Mit uns und zwiſchen uns lebt das ewige Wort, um in uns zu leben; um die Gotteinigung zu bewirken, von der wir abgefallen ſind, obwol wir für ſie geſchaffen ſind; um uns im myſtiſchen Tode der heiligen Communion das ewige Leben in der Liebe eines Gottes zu geben; um uns die Bürgſchaft dieſes Lebens von Tag zu Tage näher und tiefer ins Herz zu graben, ſo daß wir es nimmermehr vergeſſen, ſondern erlernen, das Vergängliche dem Ewigen gleich zu machen. Ohne dieſe weſenhafte Gegenwart in geheimnißvoll ſichtbarer Geſtalt des ewigen Wortes iſt die Erde todt und leer; — mit ihr iſt ſie beſeelt! Mit ihr iſt ſie wie ein Thron, der nicht durch Sammt und Gold ſeine Herrlichkeit empfängt, ſondern dadurch, daß ſein Purpur einen König umhüllt! Mit ihr iſt die unſägliche Dürftigkeit aufgehoben, die ſich manchmal mehr für unſer Herz als für unſer Auge über die ganze Erde mit all ihren Geſchöpfen und Gebilden wie ein ungeheures Leichentuch ausbreitet — dies erdrückende Gefühl von der Nichtigkeit alles Irdiſchen, welches uns grade dann beſchleicht, wenn wir dem Irdiſchen in unſerm Buſen eine Glorie gemacht haben, wenn wir die Schönheit der Natur anbeten mögten — oder das Genie, dem eine erhabene Kunſtſchöpfung gelang — oder ein geliebtes Herz. Grade dann, wenn ein hohes Glück in uns die Flügel regt und ſich mit uns aufſchwingen mögte — wohin? grade dann ſinkt, ach wie oft! jenes weite, bleiche Leichentuch urplötzlich über Glück und Genie, über Liebe und Schönheit, und ſagt in ſtummer Sprache: Dies iſt ihr Ende! — Dann wird der Sternenhimmel eine ſchwarze Sargdecke mit Silberthränen melancholiſch überſtreut; die Marmorſtatue ein kalter Steinklumpen; das tiefſinnige Gemälde eine bemalte Leinwand; —

und das Herz, das geliebte, ach! was wird es? — ein Etwas, das für unſre eigentliche, wahre, unausgeſprochene Sehnſucht nichts vermag, und nur die ausgeſprochene ſtillt. Wer von uns hätte das nicht erfahren? wem von uns wäre nicht wie ein leuchtender Blitz oder wie ein langſam eindringendes Schwert dies Gefühl von Vernichtung durch die Seele gegangen, welches wie ein unſterbliches Trauerlied um alles Irdiſche ſchwebt und wie ein langer Trauerflor allem Irdiſchen nachſchleppt? O wir Alle haben es erfahren! denn wir Alle ſind aus demſelben Stoff gebildet und haben daſſelbe Ziel! denn wir Alle ſind auf gleiche Weiſe mit der Endlichkeit und der Ewigkeit verwandt — und für uns Alle iſt es dieſer unausgeſöhnte Gegenſatz zwiſchen Endlichkeit und Ewigkeit, der ſeine Geiſterſchrift, wie beim Feſtmal jenes Perſerkönigs, ſchauerverbreitend vor uns entrollt und die Kerzen erlöſchen, die Fanfaren verſtummen, die Blumen und Kränze welken macht.

Aber „das Wort ward Fleiſch“ und das Antlitz der Erde und die Geſtalt der Welt verändert ſich! Ja, es iſt ein Scheinleben, das uns umgiebt — doch nur ſo lange, bis wir wiſſen, daß ein göttliches Leben es mit uns theilt, daß es ſich in die ſchlichteſten Gebilde der Erde, in die Geſtalten von Brot und Wein verſenkt, um ſich durch ſie in unſer Herz zu verſenken — und daß unſerm jetzt alſo vergöttlichten Herzen nichts übrig bleibt, als aus dem Leben des Scheines in das der

Wahrheit überzugehen, um zu bezeugen, daß die Vergöttlichung des Menſchen aus der Incarnation des Gottes hervorgehe. Dann bleibt Alles an ſeinem Platz und in ſeiner Ordnung! der Sternenhimmel wird kein Grabtuch und das Marmorbild kein Steinklotz und das geliebte Herz kein namenloſes Etwas! In einen tiefſinnig geordneten Reigen, der für Verherrlichung der ewigen Liebe und göttlichen Wahrheit beſtimmt iſt, fügt ſich Alles harmoniſch ein und huldigt Dem, der ihrem Daſein ſeine Weihe gegeben und es im Wiederſchein ſeines göttlichen Lebens — lebendig gemacht hat, lebendig durch die Huldigung, welche das All ihm zollt. Dann wird die Schöpfung ſchön, weil ſie ſein Gedanke und in myſtiſcher Verbindung mit ihm iſt. Und der Genius des Menſchen und deſſen Gebilde werden ſchön, weil ſie einen Stral ſeines Segens erfaßt und umſchloſſen haben. Und das Menſchenherz wird ſchön, weil es ſich verwandelt in eine unſterbliche, durch ihn erlöſte und zur Heiligung berufene Seele. Und das Leben wird ſchön, weil der unermeßliche Gedanke der ſacramentaliſchen Gegenwart Gottes aus Liebe und für Liebe — es erfüllt und verklärt wie die Sonne den Thautropfen. Und die Verſöhnung zwiſchen Endlichkeit und Ewigkeit hat ſtatt gefunden, weil die ewige Liebe, dieſer ſieghafte König der Endlichkeit, ſich mit ihrem Gewande bekleidet, um ſie der Ewigkeit gemäß zu machen, in die er ſie hinüberzieht.

Mein Herr und mein Gott! ſo und nur ſo biſt Du ein lebendiger Gott, ein wahrhafter Gott, der ſein Leben zwiſchen uns lebt, ſein objectives Leben; nicht dasjenige, welches der Arme für Dich erſinnt, der Dich nur als den todten Chriſtus kennt und der von Deinem unvergänglichen ewigen Opfer wiederum nur ein Bruchſtück angenommen hat: das Opfer am Kreuz. Zerriſſen iſt dadurch Dein Herz, das Du ganz hingegeben! zertheilt die Fülle, die Du ungetheilt den Menſchen zugewandt! Sie trauern unter Deinem Kreuz, wie wir; aber ſie jubeln nicht an Deinem Altar; ſie beugen nicht in ſeliger Anbetung das Knie wie wir vor dem goldenen Hauſe, in welchem Du verſchleiert wohnſt. Sie haben nur die Nacht- und die Trauerſeite Deiner Liebe; wir haben außer ihr, über ihr, die Licht- und Sonnenſeite. Für uns biſt du wahrhaft auferſtanden, denn Du nimmſt täglich von Neuem Beſitz von Deiner Wohnung auf Deinem Altar und durch das allerheiligſte Sacrament — in unſrer Seele. Es iſt eine ſo menſchlich beſchränkte Auffaſſung Deiner Liebe, der Liebe eines Gottes, daß ſie ſich ſollte genug gethan haben durch jene dreiunddreißig Jahre und den Tod am Kreuz. Der Menſch wäre dadurch erſchöpft, ja! der Gott iſt es nicht, denn das Herz Gottes verblutet nicht, wie das Menſchenherz, in der Marter des Todes. Du biſt nicht wie jene falſchen Lehrer, welche zu den armen Menſchen geſagt haben: Hier in dieſem Buch iſt das Wort Gottes; daran laßt euch genügen und haltet euch mit dem Glauben! — Du weißt, daß der Menſch der lebendigen, der herzerſchütternden Einwirkung bedarf, wenn ſich der Glaube in ihm zum Pulsſchlag des Lebens ſteigern ſoll; daß das Wort ihn nur belehrt, aber die That ihn hinreißt; daß die Liebe ſich nur an der Liebe entflammen kann und daß der arme Menſch ſich durchaus geliebt wiſſen will, bevor er ſein laues, ſchwaches Herz entzündet. Du weißt, daß Du ihn durch Dein Leben und Deinen Tod zwar entſündigt und geheiligt haſt, daß er aber ohne Deine lebendige Gegenwart das Leben ſeiner Seele vergißt. Und darum haſt Du ihn nicht verlaſſen, biſt nicht auf ewig von der Erde hinweg und in jenes Licht gegangen, wo Du in der heiligen Dreifaltigkeit das Leben der Gottheit genießeſt; — ſondern mit unergründlicher Barmherzigkeit bleibſt Du ihm zugewandt, und ſenkeſt Dich aus Deiner Fülle in ſeine dürftige Niedrigkeit und kehrſt bei ihm ein, damit er Muth faſſe, ſich Dir zuzukehren. Und wie der Altar ein Kalvarienberg iſt, wo wir am Fuß des Kreuzes weinen: ſo iſt er ein Thron, vor welchem wir heitern Angeſichts all unſre Thränen trocknen. Eines ergänzt und vervollſtändigt das Andere. Die ununterbrochene Klage ſo wie der ununterbrochene Jubel würden den Menſchen bald abmatten und aus der Ermattung zur Gleichgültigkeit führen; aber mit einem Doppelflügelpaar kann er ſich in der Höhe halten, auf der ihm, bald zum Troſt für ſein Weh, bald zur Verklärung ſeiner Freuden, der Tod und das Leben ſeines Gottes entgegentritt.

O der Altar! was iſt er nicht Alles! — Die Krippe iſt er, vor dem die Könige in goldenen Gewändern mit Weihrauchwolken, mit Glanz und Duft ihre Anbetung darbringen. Der „Berg der Seligkeiten" iſt er, von welchem herab der Heiland durch ſein Beiſpiel uns predigt, wie groß die Liebe ſein müſſe, welcher jene Seligkeiten verheißen ſind. Der Thabor iſt er, bei deſſen Transfiguration wir ſo gern ewige Hütten bauen möchten. Der Tiſch iſt er, an welchem der Heiland jenes heilige Mal, das Geheimniß unſers Glaubens, einſetzte, durch welches wir in die innigſte Lebensgemeinſchaft mit ihm zu treten berufen ſind. Das Golgatha iſt er, wo die Liebe ſtirbt — und das Grab, aus welchem ſie auferſteht. Der Sockel iſt er, auf welchem die Säule der göttlichen Liebe ruht, um die ſündenſchwere Welt zu tragen. Der Scheiterhaufen iſt er, den der Phönix der ewigen Liebe ſich ſelbſt errichtet und ſelbſt mit der Glut ſeines Herzens entzündet hat, um aus der immerwährenden Vernichtung durch Liebe zu immerwährender Erneuerung für Liebe aufzuſteigen. Die Schatzkammer iſt er, welche das Kleinod enthält, das alle geiſtigen und ſinnlichen Herrlichkeiten der Erde auf ihren richtigen flüchtigen Werth herabſetzt. Der Katafalk iſt er, an dem wir die Exequien unſers Ichs zu begehen haben, bevor wir in die Glorie eingehen. — O es iſt gar nicht auszuſagen, was Alles er iſt! aber wer vor ihm kniet, der weiß es, der empfindet es. Zuweilen fallen mir Stunden dabei ein, die ich früher an der Küſte der ſüdlichen Meere zugebracht, in Syrien, in Nizza, auf dem Lido — wenn die Wellen wie aus der Unendlichkeit dahergerauſcht kamen, um an meinem Herzen zu ſterben; aber mit dem Unterſchied, daß ſie ſchwächer waren als mein Herz, denn ſie konnten es nicht erfüllen! ſie magnetiſirten es nur! Ruhe — gaben ſie ihm nicht. Darin beſteht eben der große Unterſchied zwiſchen der Naturkraft und der Kraft Gottes.

An dieſem Altar ſollte die Menſchheit knien, um den menſchgewordenen Gott anzubeten, der ſie mit ſeiner Gegenwart begnadigt; — und von ihm ſind Tauſende, ſind Millionen hinweg geriſſen! ſind in eine Einöde geſchleudert, in welcher ihr innigſtes Leben trübſelig verkommt, weil es nicht in lebendiger Gemeinſchaft mit dem göttlichen Leben iſt, weil es wie eine abgerupfte Blume den Zuſammenhang mit der nährenden Wurzel entbehren muß. „Und das Wort ward Fleiſch“ — iſt ihnen abhanden gekommen! drei und dreißig Jahre ſollen das göttliche Myſterium gleichſam erſchöpft haben! „Wer mein Fleiſch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“ — das glauben ſie nicht! Eine Erinnerung feiern ſie oder eine göttliche Gegenwart, welche aber durch den Glauben des Individuums bedingt wird. Menſchliche Kräfte und Fähigkeiten ſind da in Anſpruch genommen — aber wo iſt der Gott? Seine Gegenwart, welche abhängig von dem menſchlichen Glauben gemacht wird, ordnet ihn unter den Menſchen. — So viel Wahngebilde ſchafft der Menſch in oder um ſich, für ſo trügeriſch und vergänglich erkennt er ſie aus alter Erfahrung, mit ſo viel tauſend Erfindungen ſeines raſtloſen Gehirns hat er ſich ſchon abgemüht, daß es eine große ſeeliſche Wohlthat für ihn iſt, wenn unabhängig von ſeinem Denken, Meinen und Glauben das Myſterium der Incarnation objectiv vor ihm ſteht. Das iſt ein Ozean, deſſen Küſten der Menſchengeiſt nicht erſpäht, deſſen Tiefe er nicht ergründet! es bleibt ihm nichts anderes übrig, als ſich ſelbſt darin zu verabgründen — und das braucht er! ja das braucht er ſo nothwendig wie das tägliche Brot, denn es iſt der Gegenſatz, das Gegengewicht zu ſeinen übrigen Beſtrebungen, die immer auf Erkennen und Begreifen hinauslaufen. Der Stand, das Amt, die Wiſſenſchaft, das Gewerbe, jeder Beruf, jede Stellung haben ihr beſtimmtes endliches Ziel, das er mit Berechnung, Geſchicklichkeit, Studium erreichen kann. Aber dieſe Fähigkeiten erſchöpfen ſeine Weſenheit nicht! hat das Leben der Sinnlichkeit ihn nicht ſtumpf und matt gemacht, ſo iſt ein weites Feld in ihm frei, das ſich durch Bücher, Akten, Depeſchen, Rechnungen, Vergnügungen oder Handthierungen gar nicht bebauen läßt und das er ſelbſt immer wie ein brachliegendes in ſich umher trägt, wenn nicht ein großes religiöſes Leben ſeine Blüten neben den Kornfeldern der Alltäglichkeit darauf ſäet. Und iſt ein großes religiöſes Leben denkbar, welches ſich nicht von großen Myſterien nährte? könnte es Tiefe, Innigkeit, Wärme — könnte es vor allen Ausdauer ſchöpfen aus einer Lehre der Moral wie „Thue Recht und ſcheue Niemand“ — oder ähnliche? Gewiß nicht. In dieſer Flachheit kann die innere Entwickelung nicht durchgearbeitet werden. Das geſchieht in der Tiefe, wo geheimnißvolle Kräfte thätig ſind, welche zu ihrer Befriedigung ein Etwas begehren, eine Sonne, einen Thau, eine Ueberſchattung, einen Boden, die der Erdenbedürftigkeit nicht angehören und die keine menſchliche Vollkommenheitslehre erſetzen kann. Dieſer Tiefe entſprechen die großen Myſterien der Religion. Das iſt die Stelle, wo ſie ihre heiligen Gezelte aufſchlagen, unter deren Beſchirmung die Seele ihr Haus hat für die Ewigkeit. Das iſt der Sternenhimmel, der ſich über und um das Menſchenherz legt und mit ſeiner Unermeßlichkeit deſſen eigene Enge erweitert. Warum hat das Herz dieſe Sehnſucht, dieſe namenloſe, nicht kalt und ſchwer in der einſamen Bruſt zu bleiben, ſondern an etwas Unendlichem aufzublühen und unterzugehen? Weil es die Ahnung von einer unendlichen göttlichen Liebe hat, die ins Menſchenleben hinein getreten iſt und ein Menſchenherz angenommen und Menſchenſchickſale getheilt hat, um den Herzen zu zeigen, was die Liebe vermöge und wozu ſie fähig ſei; — denn eine Liebe, die nicht Alles theilt, Alles — nur nicht die Sünde! — das iſt keine. Sünde iſt Ich-Liebe, aber nicht Liebe! ſie iſt genau das Gegentheil derſelben. Bringt nun die Offenbarung dem Herzen die Gewißheit von einer ſolchen menſchgewordenen göttlichen Liebe, die uns gleich geworden iſt, damit wir an ſie gefeſſelt und ihr wiederum gleich werden mögen — die in unſere enge, dunkle, irdiſche Tiefe ſich verſenkt hat, um uns aus dem Abgrund in die Tiefe der Himmel hinein zu ziehen — die auf unſre Schwäche ſo viel himmliſche Rückſicht nimmt, um in verſchleierter Geſtalt ewig zwiſchen uns weilen, der Troſt unſrer Augen, die Freude unſrer Herzen, die Speiſe unſrer Seelen ſein zu wollen: ſo verabgründet ſich das Herz nicht mehr in die Wolken und Nebel ſeiner Träume oder in die Vergänglichkeiten der irdiſchen Erſcheinungen, ſondern in die göttliche Wahrheit, die es von jenen erlöſt; — und die, nur die hat es gewollt, hat es erſehnt! Ach, tauſendmal hat es nach fliehenden Schatten gegriffen, aber immer in dem Wahn, daß ſie eine Weſenheit hätten! Tauſendmal an die Erſcheinung ſich verloren, um das Sein in derſelben feſtzuhalten! Aber dieſem Sonnenozean von Liebe gegenüber darf es ſich hingeben ohne Furcht, etwas zu verlieren — in ihm ſich untertauchen ohne Furcht, verloren zu gehen. Deſſen Fluten, die vom Höchſten zum Geringſten, vom Himmel zur Erde, vom Leben zum Tode, vom Gott zum Menſchen ſich hinablaſſen und wieder heraufſteigen, bringen die Fülle der Gottheit in das Menſchenherz. Sonſt überall ſtößt es ſich an eine Leere, möge ſie Erſchöpfung, Unbeſtand, Wechſel, Tod, Ungenügen heißen — möge ſie mit den glänzendſten irdiſchen Gaben an Tugend und Geiſt umhüllt ſein! ſonſt überall hat es keinen Platz, um im vollen Schlag ſeine Pendelſchwingungen zu machen und oft fühlt es ſich in ſcheinbarer Freiheit bis zu tödtlicher Beklemmung eingeengt. Ich hab immer etwas Unverbrauchtes und Unverbrauchbares in meinem Herzen gehabt und nie gewußt, wohin damit. Jetzt weiß ich es: ich knie damit am Altar. In der Anbetung der göttlichen Liebe im allerheiligſten Sacrament kann ich es verbrauchen.

Die Kirche hat mit ihrem gewohnten Tiefſinn dieſem verborgenen Gott ein Feſt eingeſetzt und es Corpus Christi — Leib des Herrn Feſt, Fronleichnam — genannt. In die lieblichſte Zeit des Frühlings fällt es, damit die Natur, in irdiſcher Verklärung ſtralend, die höhere empfange, welche der Heiland in ſie hinein gebracht, als er in ihre ſtillen Gebilde ſich verſenkte; damit ſie erlöst werde von der ſtumpfen Erſtarrung, in welche der Materialismus ſie bannen — befreit werde von dem pantheiſtiſch-phantaſtiſchen Maskenkleid, welches die Poeſie ihr verleihen mögte; damit ſie mit dieſer ihrer höheren Verklärung den Menſchen anſtrale, auf daß er ſich nicht verliere an ihre berauſchende ſinnliche

Schönheit, ſondern dieſe als den Schleier betrachte, der den verborgenen Gott umhüllt und, vor ihm niederſinkend, all die irdiſche Herrlichkeit ihm opfere und ſich mit ihr vereine zu einem Hymnus unſterblicher Huldigung.

Wie der ſtärkere Magnet, wenn er den ſchwächeren berührt, ihn in ſeinen Polen umkehrt: ſo berührte dies Myſterium mein ganzes Weſen. Ich hatte immer ſo eine phantaſtiſche Liebe für die Natur gehabt, ſo eine Sehnſucht, mit ihren Elementen zu verſchmelzen, zu verſchweben, um meiner ſelbſt los und ledig zu ſein. Ich warf in die Natur die überirdiſche Unſterblichkeit hinein und mich in dieſe, um mein Ich zu verlieren, das ich ſo liebte und das mich doch ſo beläſtigte, weil es vor ſeiner Erlöſung nichts wußte vom Opfer — das arme Ich! Mir grauete davor, mich ſelbſt durch die Unendlichkeit hindurch zu ſchleppen. Wol wünſchte ich mich ganz Gott hinzugeben, ach! wie glühend wünſchte ich es zu Zeiten! aber ich wußt' es nicht zu bewerkſtelligen; ich fiel immer in mein Ich zurück! keine göttlichen Gnadenmittel erbarmten ſich meiner Schwäche! keine Andacht zu heiligen Myſterien löſte meinen Sinn vom Irdiſchen ab! keine göttliche Liebe trat ſichtbar in die ſichtbare Welt hinein, um mir zuzurufen: O Kind, komm zu mir! ich erlöſe dich von deinem Ich, das ſo klein, ſo gering und doch eine ſo furchtbare Laſt iſt, daß Du an ihrer Bürde zu Grunde gehſt! Und für dieſe Erlöſung, die der Anfang deiner Seligkeit ſein wird, begehre ich nichts, als dein Herz! und iſt das nicht ſehr wenig? — — Dieſe Stimme ſprach ſonſt nicht zu mir und darum liebte ich die Natur ungefähr ſo wie die indiſchen Fakirs: ſie that mir am wolſten, wenn ſie mich in eine Art von Vernichtung verſetzte. Am ſtärkſten hab' ich das wol in Egyptens Sternennächten auf dem Nil empfunden, wenn die Barke lautlos vor dem Winde durch den ſeeartig ausgefloſſnen, merkwürdig ſtillen Strom fortglitt. Die niedrigen Ufer ſanken ganz in die Schatten der Nacht hinein, ſo daß der Himmel das Waſſer zu berühren ſchien und mit ſeinen Myriaden von merkwürdig ſtill leuchtenden Sternen in den ſtillen, faſt unbeweglichen Fluten ſich ſo glänzend abſpiegelte, daß Beide zuſammen ein großes Ganze wie von dunkelblauem Kriſtall mit goldnen Funken überſtreut bildeten. Wo die Grenzen zwiſchen Himmel und Waſſer waren, entdeckte das Auge nicht. Kein Ton drang von den fernen Ufern herüber. Die libyſche Wüſte zur Rechten, die arabiſche zur Linken — waren ſtumm; — ſtumm wie die Mitternacht. Die Mannſchaft der Barke ſchlief, der Steuermann verſah träumeriſch ſeinen Dienſt. Zuweilen that der Nachtwind einen ſchweren Flügelſchlag wie ein aufgeſcheuchter Vogel, und ſank dann wieder in ſeine Lautloſigkit zurück. Oder eine Welle rieſelte höher auf. Und durch dieſe Geiſterſtille glitt die Barke mit ihren zwei großen lateiniſchen Segeln wie ein Geiſterſchiff, das durch die Lüfte dahin ſchwebt. Ich lag ſtundenlang auf dem Divan in der Vorhalle und ließ mich tragen von Geiſterflügeln in unbekannte Welten hinein — aber mein Gott ſprach nicht zu mir. Oder er ſprach zu mir und ich verſtand ihn nicht! Die heilige Schrift kam auf jener Reiſe faſt nicht aus meiner Hand; daher ſchwebte ſie denn auch wie ein Traum durch den Schlummer meiner Gedanken, wenn ich ſo halb bewußtlos dalag. Und namentlich war es ein Wort des Hohen Liedes, das zuweilen an meine Seele rührte. „Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht;" — denn ſo war es wirklich mit mir: ich lag im trüben und ſchweren Zauberſchlaf, aber das Herz wollte durchaus nicht ſchlafen. Und jetzt ſage ich: Mein Herr und mein Gott! ich ließ Dich ſchlafen in meinem Herzen und das Deine wachte für mich und Du riefeſt es mir zu — aber ich hörte nichts als meine eigene Stimme.

Bei der erſten Fronleichnamsprozeſſion, der ich beiwohnte, als der Leib des Herrn wahrhaft und weſenhaft durch unſre Reihen getragen wurde; als Er ſelbſt ſacramentaliſch gegenwärtig in unſrer Mitte, zwiſchen unſerer Liebe war: als Er, ein König der Seelen und ein König der Schöpfung, ſeinen Triumphzug hielt zwiſchen den frohen Herzen und der heitern himmelblauen Frühlingsnatur: da gedachte ich jenes geheimnißvollen Wortes des Iſaias: «Deus absconditus;» — und Seiner

Auferſtehung am Oſtermorgen. Verborgen und auferſtanden wandelte er an mir vorüber; verborgen und auferſtanden war er in meinem Herzen und wie die Magdalene im Garten hätte ich niederfallen und rufen mögen: Meiſter! — Nicht mehr der Luft und den Wellen begehrte ich jetzt das arme Ich hinzugeben. Die Hand war da, welche alle Bürden hinwegnahm und ſie mit ſeinem milden Joch vertauſchte! das Herz war da, welches als ein Meer von erbarmender Liebe über die Enge des Ichs fortrauſchte und nicht für ein Paar Sekunden, ſondern für eine Unendlichkeit. Kein unbeſtimmter und ſchwankender Weltgeiſt, der formlos, weſenlos, alle Geſtalten des Lebens annahm, oder in ihnen als das Leben ſelbſt wirkte — war mein Gott. Sondern grade nur in dieſer beſtimmten Geſtalt und in keiner anderen, hatte er das göttliche Myſterium für uns ſichtbar werden laſſen, lebte und liebte er.

Als Kind glaubte ich — warum ich es glaubte und wie ich zu dieſem Glauben gekommen war, weiß ich nicht! — wenn der Abendwind die Wipfel der uralten Linden ſanft umbog, die ſich in langen Alleen durch den Garten ſtreckten, daß Gott auf dieſen Wipfeln einher wandele, und eine namenlos feierliche Andacht erfüllte dann immer mein kleines Herzchen, das gewiß bereitwillig die Muſchel geweſen wäre, um den himmliſchen Thau des Glaubens in ſich aufzunehmen und ihn zu einer ächten Perle auszuarbeiten. Es ſchien mir dann, als ſei Gott mir ſo nah und ein Schauer von Ehrfurcht überrieſelte mich. Dieſe kindliche Vorſtellung kam mir jetzt in den Sinn: der verborgene, der lebendige Gott wandelte weſenhaft, aber verſchleiert an mir vorüber. O des Schmerzes, daß Tauſende, daß Millionen der Seligkeit beraubt ſind, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten! O Du armes Menſchenherz da draußen in Babylon, weißt Du denn überhaupt, was das iſt: anbeten? Du beteſt zu Deinem Schöpfer, und Einige von Euch — aber nicht Alle — beten auch zu dem Erlöſer, der am Kreuz für ſie gelitten und ihnen dadurch Vergebung der Sünden erkauft hat. Doch Anbetung iſt etwas Anderes! Anbetung iſt der Pulsſchlag der Liebe im Gebet — der Liebe, die das Herz hingiebt, um das Gottesherz dafür einzutauſchen! der Liebe, die ſich begnadigt weiß durch dieſes ewig ſich erneuernde heilige Geſchenk! der Liebe, die ſich das höchſte Gut zu eigen machen darf, und durch deſſen allgenügende Kraft in die Herrlichkeit des Himmels und der Heiligen hinein reifen kann! Aber Euer Gott giebt Euch ja nicht ſein Herz zu eigen, kehrt nicht bei Euch ein, wohnt nicht in Eurer Mitte, iſt nicht die Speiſe Eurer Seelen, bildet nicht, auf dem Altar, in den Gotteshäuſern thronend, den Kern um den das Leben der Menſchen in ihren Wohnſtätten ſich lagert. O Niemand, mache es Euch zum Vorwurf, wenn ſo Wenige unter Euch an Wunder glauben! Der Geiſt des Abfalls hat Euch Schuldloſe das größte, das troſtvollſte, das ſüßeſte Wunder geraubt; hat um die Krone der Wunder Euch gebracht.

Für Euch iſt die Erde leer und ohne Gott und darum habt Ihr auch keine ſichtbare Kirche; denn dieſe iſt der Bau, welcher das Wirken und Walten ſeines Liebelebens umfängt, bewahrt und vermittelt; und deren Brennpunkt und Pulsſchlag iſt ſeine euchariſtiſche Gegenwart. Aus dieſem Herzen ſtrömt das Blut der Liebe in die Sacramente wie in die Kanäle hinein, welche das Leben der Menſchheit erhalten, erneuern, erhöhen, und welche die Diener der Kirche zu verwalten und zu ſpenden haben. In einem höheren Sinn iſt unſer Altar, was jener goldne Götterberg der Inder iſt, von dem die Ströme ausgehen, welche den Erdkreis befruchten; denn *von* dem Altar gehen die Gnadenſtröme der Sacramente aus, die ſich *auf* dem Altar in ihrem Urquell zuſammenfinden. Das Alles habt Ihr nicht! keine euchariſtiſche Gottesgegenwart, keine Sacramente, keine Diener der Altäre! — ach! was bleibt Euch da übrig, um Euch zu einer Kirche an einander zu ſchließen? — Nichts! — oder wenigſtens nichts Weſenhaftes. An Schatten ſeid Ihr gewieſen oder an willkürliche Formen — und wie bald verfallen die! Es fehlt Euch der Kern der Wahrheit, der ewigen Dauer, der unverſehrlichen Subſtanz, daher kommt Ihr denn auch zu einer ſo gewiß verſchwommenen Religioſität, wenn Ihr Frömmigkeit und Andacht ſucht, die im Pietiſmus ihren

Ausdruck findet. Er ſteht auf Flugſand — ſtatt auf einem Felſen; er hält ſich in Nebeln auf, ſtatt zur Sonne emporzuſteigen; denn nur die Kirche hat den Felſengrund unter und die Sonne der Wahrheit über ſich.

Ich begreife eine vollkommene Oppoſition des empörten Menſchengeiſtes gegen den Geiſt Gottes im Chriſtenthum; — ich begreife, daß die Anhänger der Empörung weder von der göttlichen Offenbarung, noch von ihrer ſichtbaren Geſtalt, der Kirche, etwas wiſſen wollen! ſie ſind eben von dem Rauſch der Gottentfremdung befallen und machen die Stadien dieſes traurigen Wahnſinns durch, um wider ihren Willen zu beweiſen, daß es eben nur ein Wahnſinn iſt, ſich der Ordnung von höherer Hand zu widerſetzen. Ich begreife, daß ſie ſich fertig machen für den großen Kampf, an deſſen Schwelle die Welt jetzt ſteht, zwiſchen dem Heiland und dem Baal, zwiſchen Chriſtenthum und Antichriſtenthum. Aber daß es ſo viele Menſchen giebt, die den Wunſch und Willen haben, Chriſten zu ſein, und doch nicht den, ſich der Kirche anzuſchließen — das wird mir immer ſchwerer und ſchwerer zu begreifen, je mehr ich darüber nachdenke. Es wird ihnen aber kein Sträuben helfen! Die Zeit macht ſich zurecht, welche das Leben in religiöſer Halbheit nicht dulden wird. Es wird gerufen werden: Hier Chriſtus! — hier Baal! — Die Kirche mit dem Panier des Glaubens ſtreitet für Jenen und für dieſen das wüſte Heer des Rationalismus unter dem Banner eines allgemeinen Unglaubens. Alsdann muß ſich, wer Chriſt ſein will, zum Panier des Glaubens halten, welches keine andre Hand zu tragen vermag als die der Kirche. Und dann werden Tauſende und aber Tauſende zu ihrer ſeligſten Ueberraſchung erkennen, daß es nur dieſes Anſtoßes bedurfte, um ſie in das heilige Heer hinüber zu ziehen, nach welchem ihre Seele immer geſchmachtet hat, ohne den Entſchluß zum letzten Schritt zu finden. Aber warum wollt Ihr denn nicht gleich und freiwillig thun, was Ihr in zehn oder zwanzig Jahren gezwungen ſein werdet zu thun? — Oder meint Ihr, es könne ohne jenen Kampf abgehen? Schwerlich meint das irgend Einer von Euch, der nicht ganz auf der Oberfläche ſchwimmt. — Oder eine andre Hand als die der Kirche werde das Glaubenspanier erheben? — Welche Hand könnte das? Der mächtigſte Fürſt außerhalb der Kirche würde einem mitleidigen Lächeln begegnen, wenn er ſpräche: Ich kämpfe für den alten, heiligen, unangetaſteten Glauben! — Nein, das Recht haben ſeine Ahnen verſcherzt! das Recht hat nur ein Sohn der Kirche. — Oder meint Ihr, es ließe ſich mit ihr ein Compromiß ſchließen, ihr unter der Wahrung Eurer Privatmeinungen anzugehören? — Das iſt unmöglich! bedenkt — ſie iſt die katholiſche! und was wolltet Ihr denn überhaupt Anderes mit Euren kleinen Privatmeinungen über Glaubenslehren in ihr anfangen, als dieſelben ihr zu unterwerfen? Ihr werdet ſchwerlich mehr Ehrfurcht vor Eurer Eintags-Weisheit, als vor ihrer Weisheit von achtzehn Jahrhunderten haben können! — habt ſie auch nicht, denn Ihr ſucht in den erſten Jahrhunderten der Kirche nach Belegen, um die Eure zu ſtützen: dermaßen fühlt Ihr das Bedürfniß der Autorität und Tradition. Unleugbar iſt das! Und doch, o wunderbarer Widerſpruch im menſchlichen Geiſt! doch wenn es darauf ankommt, conſequent bei dieſem Bedürfniß zu verweilen, um in dem ſichern Hafen einzulaufen, reißt Ihr plötzlich jene Verbindung entzwei, welche Euch unwillkürlich zu der alten Mutterkirche hinzieht und geht über ins Lager des Antichriſts. Was kann Euch das für Früchte bringen! Wie Muhameds Sarg ſchwebt Ihr zwiſchen Himmel und Erde. Ihr gebt nicht Euer Herz dem Glauben hin und mit dem Unglauben mögt Ihr doch nichts im Grund Eures Herzens zu theilen haben. Ihr reibt Euch auf im innern Zwieſpalt und Eure Sehnſucht findet kein befriedigendes Ziel. Denn was will Eure Sehnſucht? — das, was auch die unſere will: die beſeligende Zuverſicht, das ewige Leben erfaßt zu haben. Und für dieſe Zuverſicht habt Ihr — wenn Ihr ſie beſitzt — keine objective Bürgſchaft; und woher wißt Ihr, daß Eure ſubjective Euch immer genügen werde?

O heilige Kirche! ſie ſchmähen Dich nur, weil ſie Dich nicht kennen. O wenn eine Meiſterhand Dich in Deiner wunderbaren Schönheit malen — und eine Zauberhand dieſes Bild ſo hoch über die Welt erhöhen wollte, daß Aller Augen es gewahren könnten, ſo würden alle Herzen und alle Knie vor Dir ſich beugen! — Aber ſo müßteſt Du gemalt werden.

Da ſteht der Altar; und darauf liegt am Fuß des Kreuzes das hingeopferte Lamm und darüber ſchwebt im Stralenkranz und in der himmliſchen Herrlichkeit der auferſtandene Erlöſer mit der Siegesfahne, die er über Sünde und Tod geſchwungen hat, und in ſeiner Rechten hält er den goldnen Kelch mit der heiligen Hoſtie, in welcher beide Naturen des Heilands im göttlichen Myſterium verſchmelzen — die heilige Hoſtie, dies ewige Unterpfand ſeiner ewigen Liebe. Und Flammenſtröme, glühend und lauter wie dieſe Liebe, rieſeln aus des Lammes Herzen über den Altar in ſieben Strömen, welche ſich in einer kriſtallnen Schaale an ſeinem Fuß vereinigen. Und eine ehrfurchtgebietende und heilige Geſtalt mit den goldenen Schlüſſeln des Himmelreiches kniet auf der höchſten Stufe, als erſter Wächter des heiligen Blutes, als erſter Diener des Altars, als erſter Verkünder der Lehre von der Erlöſung und vom Opfer. Und eine Stufe abwärts knien andere ehrwürdige Geſtalten, ihm ähnlich an Heiligkeit und unirdiſcher Majeſtät und ſind in Demuth unterthan der Hand mit den goldenen Schlüſſeln, welche ſegnend ihre Häupter berührt. Und Stufe auf Stufe abwärts knien die Gläubigen und flehen um Worte des Lebens und um die Zeichen der Gnade, welche durch das heilige Blut ihnen zu Theil werden; und nie erſchöpft ſich weder die Schale, noch ihre heilwirkende Kraft.

Dies iſt die Kirche in ihren Grundzügen. In dieſer einfachen, lichten, harmoniſchen Ordnung hat ſie ſich im Anfang auferbaut, iſt ſie geblieben bis zu dieſer Stunde. Da iſt ihr unſichtbares Oberhaupt und ihr ſichtbares; da iſt ihre Prieſterſchaft, welche von dieſen Beiden Berufung und Weihe empfängt; da iſt die Menſchheit, welche ſich heilsbedürftig zu den Spendern der Gnade drängt. Und andrerſeits iſt da die Erneuerung des ewigen Opfers, zu welchem die Prieſter — und die Theilnahme an dem ewigen Opfer, zu welchem die Menſchheit berufen iſt. Wollte man die Form für eine nachhaltig und ausdauernd wirkſame Inſtitution wählen, man würde keine beſſere erfinden können. Und dieſe iſt nicht erfunden von menſchlicher Klugheit oder geſchickter Willkür, ſondern ſie hat ſich gebildet aus dem ihr innewohnenden göttlichen Geiſt.

Unverändert wie ihre Form iſt ihre Lehre. Sie lehrt die Erlöſung des Menſchen von der Sünde durch die allgenügende Kraft des Blutes Jeſu; und ſie lehrt die Heiligung des Menſchen durch die Kraft der heiligen Sacramente, welche von der Wiege bis zum Grabe liebende Hände nach ihm ausſtrecken, ihn halten und beſchützen, ihn nicht fallen laſſen und — wenn er ſich dennoch losgeriſſen hat und in Abgründe geſtürzt iſt — ihn aus jeder Tiefe emporziehen, ſobald er ſich wieder gläubig und reuevoll Gott zuwendet. Wollte man eine Lehre haben, welche den Menſchen zum beſtändigen Fortſchritt im religiöſen Leben und auf dem Wege der Vervollkommnung antriebe und ihn mild tröſtete, ohne ihn erſchlaffen zu laſſen, wenn Stillſtand, wenn gar Rückſchritt eingetreten wäre: ſo würde man keine andere erfinden können als die katholiſche; — ſo umfaſſend iſt ſie in ihrer Liebe, Treue, Ausdauer, Langmuth und Barmherzigkeit, in Allem, was der arme Menſch nöthig hat, um nicht zuſammen zu ſinken unter den Millionen von Verſuchungen, die in ſtets veränderter Geſtalt und ſtets gleichem Weſen ihn überfallen.

Doch ſie hat nicht blos ein langmüthiges Erbarmen mit dem Sohn des Staubes, der durch ſeine mit der Erbſünde befleckte Geburt in das Leben der niederen Weltordnung tritt; ſie faßt ſeine Beſtimmung ins Auge, ein Kind Gottes zu werden, ſtattet ihn aus mit Helm und Schild und Schwert, um die Feinde ſeines Heiles zu beſiegen und verleiht ihm in jedem Sacrament die vollſtändige Rüſtung der Gnade, durch welche er in die Lebensgemeinſchaft mit einer höheren Weltordnung einverleibt wird. Dies übernatürliche Leben iſt nur in der katholiſchen Kirche zu Hauſe, weil man nur in ihr von der heiligmachenden Gnade weiß, welche die Verbindung des menſchlichen Willens mit der Sünde vernichtet. Die Rechtfertigungslehre der Proteſtanten begnügt ſich damit, den Menſchen von den Sünden und den ewigen Strafen der Sünde, wegen der Gerechtigkeit Chriſti, welche Gott dem Gläubigen zurechnet, freizuſprechen. Die katholiſche Rechtfertigungslehre heilt die Wunde innerlich, welche die Sünde der Seele ſchlug; die proteſtantiſche legt ihr äußerlich einen Verband auf.

In die ſichtbare Welt iſt der Heiland ſichtbar hinein getreten, um den Menſchen verſtändlicher und eindringlicher ſeine Lehre zu deuten, als dies etwa eine Stimme vermögte, die vom Himmel erſchallt. Denn brüſte ſich der Menſch, ſo viel er wolle, mit ſeinem Geiſt und mit ſeiner geiſtigen Auffaſſung — er iſt und bleibt ein armes Sinnengeſchöpf, das eine immerwährende Vermittlung mit dem Unſichtbaren bedarf, um es nicht zu vergeſſen oder auch freiwillig ſich davon abzulöſen. Möge er ſich noch ſo ſicher zutrauen, das Geiſtige blos mit dem Geiſt und rein geiſtig aufzufaſſen: ſobald es ihm nicht in einer ſichtbaren Form entgegentritt, iſt er ewigen Selbſttäuſchungen unterworfen und die wunderlichſten Spiegelungen ſeines Geiſtes, voll Schwärmerei oder Phantaſterei — andrerſeits aber rationaliſtiſche Nüchternheit und Oede oder philoſophiſche Grübelei und Spitzfindigkeit, werden ihn ſchon belehren, wie nothwendig er ſich an eine Sichtbarkeit anlehnen müſſe, um nicht in Verwirrung oder in Gleichgültigkeit zu verfallen. Eben deshalb auch hat der Heiland gewollt, daß ſeine Kirche ſichtbar in der Welt ſei, wie er ſelbſt es geweſen, und daß ſeine Gnadenſchätze, zu deren Hüterin er ſie gemacht, durch ſichtbare Zeichen uns mitgetheilt werden. Dies Alles mag ſehr demüthigend für den geiſtigen Stolz ſein; — ſchon daraus geht hervor, welch ein nothwendiges Gegengewicht es für unſern ewigen Drang nach Ueberhebung iſt. Denn wollen wir nicht dem äußern Zeichen uns unterwerfen, ſo machen wir uns zu unſerm eigenen Richter und ſind folglich äußerſt geneigt, uns mit größter Nachſicht zu behandeln. Wer, der auch nur einigermaßen die Schwäche der menſchlichen Natur und ihre beſtändige Neigung kennt, ſich ſelbſt auf Händen zu tragen, wird das leugnen! Aber jede ungeordnete und nur natürliche Liebe iſt blind! wie ſehr muß es die für uns ſelbſt ſein! wie bereitwillig und freigebig würden wir uns nicht mit den göttlichen Gnaden ausgeſtattet wähnen, wenn ſie nicht an gewiſſe äußere Bedingungen geknüpft wären, welche nicht von uns allein erfüllt werden können.

In welcher Weiſe und in welchem Maß der gütige Gott ſeine Gnaden Denjenigen mittheilt, welche außerhalb der Kirche ſtehen — das wiſſen wir nicht! Für uns ſind ſie an die heiligen Sacramente gebunden und ſomit dem Einfluß unſerer Willkür und unſerer Irrthümer und Selbſtliebe entrückt.

Göttliche Gnade empfängt den Menſchen, ſo wie er dieſe rauhe Erde betritt! denn indem er das irdiſche Leben beginnt, wird er ſogleich durch die Taufe von der Erbſünde gereinigt — auch von allen wirklichen Sünden, wenn die Taufe bei dem Eintritt in die Kirche bei Perſonen von reiferem Alter vollzogen wird — zum ewigen Leben in Chriſtus wiedergeboren und als ein neues Geſchöpf geheiligt. Eine ewige Umwandlung des irdiſchen Menſchen in den himmliſchen ſoll alſo unſer ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe ſein.

Der Menſch wächſt heran; die Kinderſtube wird zu eng für ihn, die Kinderſpiele freuen ihn nicht mehr. Leicht geht da der Kinderſinn verloren, der bis dahin im liebenden Gehorſam unterworfen war. Da beſtärkt ihn die Firmung zur Kindſchaft im Glauben. Er wird unterwieſen und belehrt über ſeinen Glauben, erkräftigt im Entſchluß, ihn zu bekennen und ihm anzuhangen, und in das heitere, gedankenloſe, oftmals leichtſinnige Leben der erſten Jugend, tritt mit heiligem Ernſt das Bewußtſein einer himmliſchen, über alle Freuden und Schmerzen dieſer Welt hinaus greifenden Beſtimmung.

Reifer wird die Jugend gedankenvoller blickt ſie auf das Leben. Reiche Bilder, bunte Erſcheinungen, wechſelnde Geſtalten tauchen vor ihr auf, und ſchwinden — kommen und gehen. Aber ſie gleitet nicht mit ihnen allen in die unbekannte Zukunft hinein. Sie folgt nicht ihnen allen bis dahin, wo ſie vorſchweben. Sie mögte in all dem Wechſel etwas Wechſelloſes finden; auf Etwas ſich verlaſſen und es wiederum feſthalten können. Sie mögte mit ihrer Theilnahme, ihrer Liebe, ihrer Thätigkeit eingreifen ins Leben und einen Kreis um ſich ſehen, in welchem dieſe Wirkſamkeit ſegensreich würde. Die Ehe iſt der von der Natur beſtimmte Kreis, in welchem der Menſch, den Anfoderungen der niederen Weltordnung gemäß, ſeine Gaben und Fähigkeiten zum eigenen Wol und zum Wol der Seinen verwendet. Aber grade in der Ehe kann der Menſch umkommen mit jedem höheren Streben, ſobald er ſich dem Irdiſchen hingiebt, welches als Sinnlichkeit oder Behaglichkeit oder Sorge um's tägliche Brot, die Arme ihm öffnet. Gerade durch die Ehe nimmt er ſo ſicher und ſo im Bewußtſein ſeines Rechtes Beſitz von der Erde, daß dieſer Beſitz ihm, wie jeder andere, mit tödtlichen Gefahren für ſeine Seele droht. Aber das heilige Sacrament, welches das Band der Ehe zu einem unauflöslichen macht, enthebt ſie den Klippen des Leichtſinns, des Wankelmuths und Frevels, und verleiht ihr die Heiligkeit, die ſie nothwendig braucht, um in den weltlichen Bedürfniſſen kein höheres Bedürfniß abſterben zu laſſen.

Zur Erhaltung der niederen Weltordnung iſt die Ehe eingeſetzt. Zur Erhaltung der höheren und zu deren Vermittlung mit jener — das Prieſterthum. Dort wird Beſitz genommen von den Gütern und Gaben der

Erde; hier wird auf ſie im vollſten Umfang Verzicht geleiſtet. Dafür bildet ſich dort um den Menſchen ein kleiner enger Kreis, der ſein Herz erfüllt mit dem Wechſel der Sorgen und Freuden, wie ſie aus menſchlicher Liebe hervorgehen — die Familie; — während hier über Leid und Luſt der Erde und über Wonne und Weh des Ichs hinweg der Prieſter für einen unbegrenzten Kreis der Liebe lebt — für die Gemeinde, für die ganze Kirche. Das Sacrament der Ehe reihet die irdiſche Verbindung zweier Menſchen in den großen Verein der Geiſter, damit dieſe Verbindung, auf welcher die ganze Entwickelung der Individuen, der Staaten, der Völker beruht, nicht in die Tiefen des Sinnenlebens und von dem göttlichen Reich abfalle, welches alle irdiſchen Reiche durchdringen und tragen ſoll. Das Sacrament der Prieſterweihe heiligt die Werkzeuge, welche in jenem überirdiſchen Reich den Mittelpunkt des religiöſen Lebens zu pflegen und deſſen Segnungen in das irdiſche zu verbreiten haben und erzeugt fort und fort in geiſtiger Weiſe ein himmliſches Geſchlecht, das unter der Signatur einer idealiſchen Reinheit die göttlichen Bürden zu tragen vermag, mit denen es, als Stellvertreter des Heilands, von ihm ſelbſt betraut und begnadet ward; ein himmliſches Geſchlecht, das vollkommen genügt, die Götlichkeit der Kirche neben der Ungöttlichkeit aller anderen Confeſſionen heraus zu ſtellen und das gerade deshalb mit tödtlichem Haß von ihnen beehrt wird. Das wollt Ihr freilich nicht zugeben, in Babylon. Ihr ſprecht mit ich weiß nicht welcher erhabenen Entrüſtung von ich weiß nicht welchen Schattenſeiten, die Ihr wahrgenommen, von denen Ihr gehört oder geleſen haben wollt. Gut! ſo haßt die Schattenſeiten! das thun wir auch. Aber irrt Euch nicht! es iſt nicht dieſe oder jene Einzelheit, die Ihr haßt, ſondern das Prinzip, aus welchem die Exiſtenz jenes himmliſchen Geſchlechts hervorgeht.

Wol ſollte unſer ganzes Leben eine ununterbrochene Durchdringung des Irdiſchen mit dem Himmliſchen ſein; aber die Kinder Adams vergeſſen ihren Urſprung nicht und das zarte Unſchuldskleid, welches ihre Seele in dem Sacrament der Taufe erhielt, wird zerriſſen von den Händen der Sünde; das reine Band, welches ſie mit ihrem Heiland vereinigte — wird gelöst. So iſt die Sünde Abfall von Gott — vom Licht in die Finſterniß, vom ewigen Leben in den ewigen Tod. Die in Chriſtus Wiedergebornen wollen ſich nicht auf der reinen lichten Höhe erhalten! ſie wenden ſich ſeinem und ihrem Feinde zu — aber immer nur durch einen fürchterlichen Sturz aus dem Morgenglanz des Himmels in die dicke Staubatmoſphäre der Welt. Da liegen ſie, gelähmt, gebrochen, geknickt — verlorne Söhne, die ihr himmliſches Erbtheil unwürdig vergeudeten und in deren Buſen tief und tiefer der nagende Wurm der Selbſtverachtung und der Reue ſich einfrißt, ſo daß ſie aufſchreien vor Schmerz nach Erlöſung, nach Verſöhnung mit Gott, nach Herſtellung ihres früheren kindlichen Verhältniſſes zu ihm. Und nicht umſonſt zittert der Ruf: „Mit ewiger Liebe lieb' ich Dich! darum erbarme ich mich Dein“ — durch ihre Herzen. Das heilige Sacrament der Buße iſt der Ozean, der eine Welt voll Sündenſchuld rein wäſcht. Ich glaube nicht, daß irgend eine Betrachtung uns den fürchterlichen Hochmuth der abgefallnen Kreatur lebendiger vor Augen führt, als die: daß es ihr ſo ſchwer wird, ſich dieſem Sacrament zu unterwerfen. Nichts begehrt der Stellvertreter Gottes von ihr, als das, was ihr eigenes Gewiſſen ſeit langen Jahren von ihr begehrt. Keine äußere Strafen für ihre Vergehungen braucht ſie zu fürchten, denn an dieſes Tribunal reicht die Macht des bürgerlichen Geſetzes-Codex nicht; und Gott hat andere. Keine Erniedrigung oder Schmach vor irdiſchen Augen kann aus dieſem Bekenntniß ihr erwachſen; denn ſie ſpricht es, was die Welt betrifft, wie ins Grab hinein, weil der Stellvertreter Gottes zu ewigem Schweigen verpflichtet iſt und es nicht brechen darf — ſelbſt dann nicht, wenn er dadurch die Erde vom Sturz in den Abgrund retten könnte. Aber dieſe eine kleine Bedingung: leiſe und reuevoll Das zu bekennen, was ſie vielleicht mit einem Königreich bezahlen mögte, wenn es vom Herzen herunter wäre, ſcheint ihr allzu hart. An dieſem grenzenloſen Hochmuth kann man abmeſſen, wie unſäglich heilſam und wahrhaft auf Disciplin der Seelen berechnet ein Sacrament ſein muß, dem es allendlich doch gelingt, den Hochmuth in Demuth zu wandeln und die Knie des Trotzes zu beugen. In Babylon ſpricht man wol auch von einem Sündenbekenntniß und von Reue, welche dem Empfang der heiligen Communion vorhergehen ſollen; allein das iſt etwas Anderes! Um ſich im Allgemeinen vor Gott als ein großer Sünder zu bekennen, dazu gehört viel weniger Selbſtüberwindung, als ſich einer einzigen erbärmlichen Sünde vor dem Prieſter anzuklagen. Sich als Sünder bekennen, kann man mit phariſäiſchem Stolz, welcher jedoch gänzlich weicht, ſobald man einzelne Sünden bekennt. Und was die Reue betrifft, welche gleich jenem allgemeinen Sündenbekenntniß keinen Richter findet: ſo läuft der Menſch in ſeiner Neigung zur Selbſtverblendung große Gefahr, ſich über dieſelbe zu täuſchen, indem er einige ſchmerzliche Gemüthsbewegungen, gar einige Thränen als Reue betrachtet. Reue iſt die entſchiedene Wendung der Seele von der Sünde ab und zu Gott hin. Und wenn Thränen wie Waſſerbäche ohne dieſen Willen ſtrömten, ſo würden ſie keine Reue beweiſen und nicht den Nachlaß der Sünde bewirken noch die Losſprechung verdienen. Wie der Heiland ſichtbar in die Welt gekommen iſt, eine ſichtbare Kirche gegründet, an ſichtbare Zeichen ſeine Gnaden geknüpft hat: ſo begehrt er auch vom Menſchen beſtimmte äußere Akte, welche deſſen innerliche Bereitwilligkeit im Einzelnen ebenſo ausdrücken, wie die Lebendigkeit ſeines Glaubens ſelbſt und durch ein geheiligtes Leben und durch Werke der Liebe ſich bethätigt. Nicht der iſt ein großer Maler, welcher die Ueberzeugung hat, es zu ſein und von ſeinem Reichthum an innern Bildern ſpricht, ſondern ganz einfach der, welcher ſchöne Gemälde malt. Und ſo iſt der ein reumüthiger Sünder, welcher ſich in der Weiſe, die Chriſtus angeordnet hat, ſeiner Sünden anklagt. Das iſt eine That, ein freier Entſchluß des Willens, ein Akt der ſittlichen von der Gnade getragenen Freiheit! Dies begehrt die Kirche von den Ihren; dazu ſucht ſie dieſelben heran zu bilden; mit Gefühlen, welche nicht zu Entſchlüſſen ſich kriſtalliſiren, iſt ihr nicht gedient, denn die verweichlichen den Menſchen, und ſie verlangt Energie von ihm. Dann giebt ſie ihm alle Liebe, jede Stütze, jede Ermunterung, tauſend Mittel; — allein den energiſchen Entſchluß kann ſie ihm nicht erſparen. Dieſe Stählung des Willens zu einem Akt der tiefſten Demüthigung finde ich ſo übernatürlich ſchön, wie es eben nur aus der übernatürlichen Kraft der Kirche hervorgehen kann. Zu immenſen Thaten wähnt man immer nur den Willen ſtählen zu müſſen, um Kronen zu gewinnen, um Welten zu beherrſchen, um ihnen zu trotzen, um Feinde zu beſiegen, um was weiß ich für große, für glänzende Dinge zu bewerkſtelligen. Aber wer das Alles kann und noch hundertmal mehr — und nicht niederkniet am Beichtſtuhl und ſeine Sünden bekennt, der hat die größte That des Willens nie geübt. Jedesmal, wenn ich einen Beichtſtuhl von Andächtigen umringt erblicke, blitzt mir eine unausſprechliche Freude durch's Herz, denn da wird nun wirklich einmal Gott die Ehre gegeben und das Geſchöpf liegt in ſeiner ganzen Niedrigkeit vor ihm im Staube — um von ihm in den Himmel ſich hineinheben zu laſſen. Denn da feiert nun wirklich die Gnade ihren Triumph über die Natur und der höhere Menſch beſiegt den niederen — aus Liebe zu Gott. Iſt denn das nicht überirdiſch ſchön? Wenn Ihr das in Babylon auf Papyrusblättern oder in Hieroglyphen leſen würdet, in welche Bewunderung würde es Euch verſetzen! wie würdet Ihr die an Tiefſinn wie an Schwung gleichmäßige Erhabenheit einer ſolchen religiöſen Veranſtaltung anſtaunen, die den Menſchen zur kindlichſten Verdemüthigung und aus ihr zur erhabenſten Lebensgemeinſchaft mit Gott führt! Ihr würdet gar nicht begreifen, weshalb nicht alle Religionen gerade dies wirkſamſte Mittel zur Wiedergeburt des Menſchen in Anwendung bringen! Nun, die Perſer und Inder haben es nicht — allein wir haben es! iſt es darum weniger ſchön? — Mit demſelben ſonderbaren Widerwillen, den Ihr gegen das Prieſterthum äußert, ſagt Ihr von dieſem heiligen Sacrament der Buße: Ach, die Ohrenbeicht! Zwei Inſtitutionen der Kirche von ſo unvergleichlicher Majeſtät, von ſo tiefem Ernſt, von ſo wunderbarer Kraft, von ſo überirdiſcher Schönheit — ſollten Euch abſtoßen? O, das iſt aber unmöglich! oder vielmehr, das kann nur geſchehen, weil Ihr ſie nicht kennt, weil man in Babylon nur von etwaigem Mißbrauch ſpricht. Aber was geht Euch der Mißbrauch an! Iſt die Poeſie deshalb weniger erhaben, weil ein ſchlechter Dichter ſchlechte Verſe macht? Iſt die Liebe deshalb weniger lieblich, weil ein Wüſtling ſie zum Deckmantel ſeiner Gemeinheit macht? Werdet Ihr deshalb nicht mehr dichten, nicht mehr lieben, wenn Gott Euch dazu die Fähigkeit gab? Oder nicht an einer ſchönen Liebe, an einem genialiſchen Gedicht Euch erfreuen? Thut Ihr aber dies: ſo ſeh' ich nicht ein, warum Ihr nicht in gleicher Weiſe mit dieſen Inſtitutionen verfahrt, Euch zu deren Prinzip erhebt, deſſen Idee und Ausführung bewundert und die Ausnahmen eben nur als das betrachtet, was ſie ſind — Ausnahmen, die ewig ſtatt finden werden, ſo lange göttliches Geſetz und menſchliche Schwäche einen Gegenſatz bilden. Das iſt gewiß: der natürliche Menſch ſträubt ſich gegen das Sacrament der Buße und gegen das Prieſterthum, weil er Selbſtzufriedenheit und Weltluſt nicht aufgeben will. Aber was gefällt Euch denn ſo ſehr an Eurem natürlichen Menſchen? — ich kann's nicht begreifen! Und Ihr ſelbſt könnt es nicht, ohne mit Euch ſelbſt in Widerſpruch zu verfallen. Euren

Kindern predigt Ihr Aufrichtigkeit und Geſtändniß ihrer kleinen Sünden, und Reue über dieſelben, und den Willen ſie zu meiden — und Ihr wollt nicht für Gott thun, was Eure Kinder aus Liebe zu Euch thun ſollen? Ihr predigt ihnen Selbſtüberwindung und Entſagung — auch dem Erlaubten — um die Willenskraft zu üben, und ihr könnt's nicht leiden, wenn ſie nur auf Tand und Flitter, auf Eſſen und Trinken, auf die kleine Weltluſt der kindiſchen Sphäre bedacht ſind; und an dem Gegentheil habt Ihr innige Freude. Aber wenn Männer im Großen üben, was Ihr im Kleinen von Euren Söhnen verlangt, ſo gefällt Euch das plötzlich nicht mehr? Ja, darin iſt aber kein Sinn. Entweder müßt Ihr Euch freuen, daß Eure Knaben bei zehn Jahren recht naſchhaft, recht ſinnlich, recht träge, recht weltverſunken ſind — und dann ſeid Ihr in Eurem Recht, wenn Ihr die Männer bei dreißig Jahren in dieſer Richtung fortentwickelt haben wollt; oder Ihr müßt Euch darüber betrüben und mit all Eurer Kraft dagegegen arbeiten; — aber dann auch Euch freuen, daß es Männer giebt, welche in einem höheren Bereich die Ueberwindung des Irdiſchen vollführen. Namentlich in unſrer Zeit, wo die ſchauerlichſte Verſunkenheit in die Luſt der Welt und der Sinne herrſcht, wo die Begierlichkeit ſo rieſenhaft, die Genußſucht ſo krankhaft iſt, daß man ſich erſchüttert fühlt, wie durch eine Zerrüttung der Weltordnung nur daran zu denken: iſt es da nicht ein Labſal, eine Erquickung, eine Verſöhnung, daß es Menſchen giebt, die mit gelaſſener Nichtachtung von all den Dingen hinwegſehen, welche der Mehrzahl ſo begehrenswerth, ſo nothwendig erſcheinen — die himmliſchen Gaben mit dem vollen Preis aller irdiſchen bezahlen — und die ihren freien Willen dazu anwenden, wozu er beſtimmt iſt: um die Sinnlichkeit unter ſein Joch zu werfen und den Sieg der ſittlichen Freiheit zu verkünden. Das Sacrament der Buße iſt ohne Prieſterthum gar nicht zu denken! Um Arzt, Richter, Vertrauter ſo vieler Seelen zu ſein, um deren Krankheiten, Fehle, Aengſte und Bedürftigkeiten handhaben zu können, um zu deren Abhülfe hinzuleiten, um in dieſe Abgründe zu blicken ohne Schwindel und in dieſe Verworrenheiten mit klarem Auge — dazu muß man in einem ganz andern Boden, als der gewöhnlich menſchliche iſt, wurzeln und mit einem ganz andern Thau der Seele, als die gewöhnlich menſchliche Klugheit iſt, genährt werden. Dazu gehört eine ſo vollkommen ichloſe Weſenheit, wie ſie von keinem Arzt, von keinem Richter, von keinem Freund der Welt auch nur annäherungsweiſe begehrt wird. Dazu muß man ſein Ich in die Hand Gottes zurückgegeben und dafür ein übernatürliches Leben empfangen haben: — ſonſt hält man es nicht aus! mit keiner menſchlichen Barmherzigkeit ladet man dieſe Laſt auf ſeine Schultern. Mit jeder Faſer herausgeriſſen aus der Welt muß Derjenige ſein, welcher es ertragen kann, in unerſchütterlicher Ruhe und Klarheit auszuharren, wenn alle Klagen und Schmerzen und Nöthen der Welt zu ihm ſchreien oder wimmern oder flehen; — der ſie alle hört, aber von oben herab; allen eine Antwort giebt, aber von oben herab; und der nie durch menſchliches Mitleid oder Abſcheu bewogen zu irgend einem Urtheil, einem Ausſpruch wird. Hinge eine Faſer des Ichs noch mit der Welt zuſammen, ſo müßte er daran umkommen vor Weh, oder in Stumpfſinn verfallen. Der göttliche Geiſt der Kirche allein vermag ſich göttliche Werkzeuge zu ſchaffen, welche fähig ſind, ſeinen Zwecken bei der Erziehung der Menſchheit zu dienen. Und ſagte ich vorhin, daß es mir eine Wonne ſei, die Andächtigen um den Beichtſtuhl verſammelt zu ſehen, weil ſie Gott die Ehre geben: ſo iſt mir der Prieſter im Beichtſtuhl eine noch größere, weil er die Ehre Gottes noch größer macht! Ein armer Menſch, wie Unſereiner, mit unſrer Gebrechlichkeit und Schwäche, die nach ihrem Maßſtab Liebe und Haß, Theilnahme und Widerwillen empfindet — den ſo herausgehoben aus der Irdiſchkeit zu ſehen, daß er an Gottes Statt zu Gericht ſitzt über die Seelen, ihnen ihr verlornes Unſchuldskleid zurückgiebt, ihre Verſöhnung mit Gott ausſpricht, den Bleimantel ihrer Sünden von ihnen nimmt — ja, das finde ich ſo übernatürlich ſchön, daß ich darin wiederum einen Beweis von der Göttlichkeit der Kirche erblicke — denn außerhalb derſelben exiſtirt nichts Aehnliches! da bleibt Alles ganz gewöhnlich menſchlich und in der Irdiſchkeit.

Durch das Sacrament der Buße ſeiner Sünden entlaſtet, tritt der Menſch als ein in der Liebe Gottes Wiedergeborner, als ein neues Geſchöpf aus dem Beichtſtuhl und darf nun, in ſeiner urſprünglichen Ebenbildlichkeit Gottes hergeſtellt, dem Heiland nahen und den verlornen Platz als ein Glied von deſſen myſtiſchem Leib wieder einnehmen. Das heilige Sacrament des Altars ſetzt ihn in die innigſte Lebensverbindung mit dem Heiland, den er unter dem Schleier der Hoſtie empfängt. Die Verſöhnung iſt vollzogen! Der Sohn Gottes kehrt bei ihm ein, um in ihm zu leben. Das Opfer, welches Chriſtus am Kreuz gebracht hat und das Opfer, welches er immer von Neuem bringt, indem er ſich gnadenvoll in der Euchariſtie herabläßt, wird jetzt das ſubjective Eigenthum des Empfängers. Was es in ihm wirken ſoll, iſt ſeine Heiligung, ſeine vollkommne Gotteinigung, das Aufhören des irdiſchen und der Beginn des himmliſchen Menſchen. Und darum nannte ich früher die heilige Communion einen myſtiſchen Tod: an ihr muß das Ich ſterben! damit beginnt des Menſchen Vergöttlichung, damit endet ſie. Weiter iſt nichts erfoderlich; aber das — iſt es durchaus: das Ich muß ſterben! Wer die Liebe Gottes in ſeiner Incarnation und in ſeinem ewigen Opfer — erſt in dem blutigen, dann in dem euchariſtiſchen, begriffen hat — der wird ſagen: Ja, ich muß ihn leiden, dieſen myſtiſchen Tod! das Ich muß ſterben.

Dieſes Sacrament ſo wie das der Buße werden nicht, wie die übrigen, nur Einmal fürs Leben, ſondern ſo oft geſpendet, als die Seele es begehrt, um ſich herzuſtellen, zu wachſen, zu gedeihen in der Liebe Gottes. Ohne ſie iſt kein Fortſchritt möglich, und mit ihnen ſchwerlich ein Rückſchritt. Ein Fall, ein Sturz — ja, der iſt möglich, denn die Verſuchungen, welche der Menſch zu beſtehen hat, ſind ſo groß wie ſeine Schwäche! allein von einem Fall ſteht er wieder auf, gedemüthigt und gewarnt, vielleicht gekräftigt. Ein Rückſchritt aber, ein langſamer, bedächtiger, der da anzeigt, daß die Seele verkommt aus Mangel an Pflege, aus Verwilderung oder Gleichgültigkeit — iſt beim öfteren und würdigen Gebrauch dieſer Sacramente nicht möglich, ſo wie es nicht möglich iſt, daß ein Menſch vor Hunger ſtirbt, der ſeine tägliche Nahrung zu ſich nimmt. Und hätte man keine höhere Hoffnung und nur dieſe Gewißheit, ſo wäre ſie ſchon etwas Unſchätzbares neben den einſchläfernden, ermattenden, verweichlichenden Einflüſſen des Lebens. Der würdige Gebrauch dieſer Sacramente ſetzt indeſſen nicht die Vollkommenheit bei dem Empfänger voraus, ſondern nur den aufrichtigen und beharrlichen Willen, ſie zu erſtreben. Unwürdig der Sacramente iſt nicht der Sünder, welcher aus Furcht Gottes oder aus Liebe zu Gott immer wieder und wieder ſie zu empfangen ſich ſehnt, um allmälig die Feſſeln der Sünde abzureißen zu können. Die göttliche Liebe hat Erbarmen mit dieſer Sehnſucht und verſagt derſelben ihre Hülfe nicht. Ein unwürdiger Gebrauch wäre aber der, wenn dem Empfänger der aufrichtige beharrliche Wille zur Vervollkommnung, die Erkenntniß ſeiner Sündhaftigkeit und deren Zwillingsſchweſter — ſchmerzliche Reue — fehlten.

An dem Ausgang des Lebens hält die Gnade ſo gut Wache wie bei deſſen Beginn. Das Sacrament der letzten Oelung iſt für Todkranke und Sterbende das letzte Gnadenzeichen in dem an göttlicher Gnade ſo reichen irdiſchen Leben. Sie waltet auch um das Sterbebett und gewährt Kraft, Geduld, Muth und Zuverſicht im letzten Kampf. Sie verläßt den Menſchen in keiner Kriſis, in keiner Noth, in keiner bangen ſchweren Stunde. Sie iſt immer da — zuerſt und zuletzt! neben jeder irdiſchen Qual, über jeder irdiſchen Hülfe, gegen jede irdiſche Verſuchung tritt ſie ein. Ihre ſieben Sacramente, ſind wie der ſiebenfarbige Regenbogen über die Sündflut der Sünden der Welt ausgeſpannt, zum Zeichen, daß Gott nicht den Untergang der Menſchen will, ſondern ihnen dieſe himmliſche Brücke gebaut hat, auf der ſie immer in ſeinen Himmel flüchten können. Dies Siebengeſtirn verſchwindet in keinem Nebel, erbleicht vor keiner Sonne, geht in keiner fremden Zone unter, wechſelt nie ſein Licht und wirft über den ganzen irdiſchen Abſchnitt unſrer Exiſtenz den Wiederſchein unſrer himmliſchen Heimat. Wie die natürlichen Sterne zuweilen mit zitternden Stralen nach uns hinab zu greifen ſcheinen, als mögten ſie uns mit ihren Silberfäden in ihren Zauberkreis hineinſpinnen: ſo iſt dies gnadenvolle Siebengeſtirn! — nur mit dem Unterſchied, daß es erfüllt, was wir von jenen träumen; — ſo erhält es ſein Licht von der großen Gnadenſonne, Chriſtus; ſo ſtralt es dieſes Licht in unſre Nächte und in unſre Herzen hinein; ſo zieht es unſern Blick, unſre Sehnſucht, unſern Willen nach Oben; ſo bringt es Dem, der unter ſeinem heiligenden Einfluß wandelt, ein übernatürliches, von reinerem Glanz durchwebtes Leben, wie es außerhalb der Kirche gar nicht exiſtirt, nicht exiſtiren kann, weil nur die Sacramente den Menſchen heiligen.

Babylon hat ſie verloren! Wol hätte es Recht, in unendliche Klage darüber zu verſinken, denn was hilft ihm Weisheit und Klugheit und Wiſſenſchaft? — es lebt damit kein übernatürliches Leben, und das gewöhnliche, natürliche — ach, es iſt der Mühe des Lebens nicht werth! es bringt höchſtens Rauſchgold ein! aber jenes Goldbarren. Daher iſt das Leben viel leichter in Babylon — das verſteht ſich! für Rauſchgold wird kein hoher Preis gezahlt; verliert man es, ſo iſt der Verluſt nicht groß; ſchwer zu tragen iſt es auch nicht und die Verantwortung dafür iſt gering. Aber Goldbarren!

— wer die empfangen hat und verwerthet ſie nicht — welche Verantwortung! Welche Anfoderung geht aus dem Bewußtſein eines ſolchen Beſitzes hervor! wie werden die Anſprüche geſteigert, die man an ſich ſelbſt zu machen hat. Irre zu gehen im Dämmerlicht, auf einem weiten wüſten Plan, wo tauſend Wege und Stege ſich kreuzen und wo dennoch tauſend Menſchen wiederum tauſend andre Pfade querfeldein und rechts und links eingeſchlagen haben — wo es ganz umſonſt iſt, nach dem richtigen Wege zu fragen, weil Keiner ihn kennt und Jeder den ſeinen dafür hält — das iſt ſehr traurig, ſehr ermüdend, mit großen Täuſchungen und Enttäuſchungen verbunden, und ſehr ſchmerzlich, weil man nicht am Ziel anlangt; — aber es liegt kein böſer Wille in dieſer Verirrung. Aber das Licht haben, den Weg wiſſen und, wenn man ihn nicht weiß, bei Kundigen fragen dürfen, die Mittel haben, um die Mühſale des Weges ertragen zu können, das Ziel genau kennen — und dann nicht anlangen, weil man nicht ſehen, nicht fragen, nicht gehen, nicht wiſſen will — wehe! das iſt eine ganz andre Verantwortung! — In Babylon darf Jeder ſprechen: Ich kann die Verſuchung nicht überwinden; ſie iſt ſtärker als menſchliche Kraft, und ich bin nur ein ſchwacher Menſch, mit dem Gott Nachſicht haben muß. — Wir dürfen nicht ſo ſprechen! Bei uns weiß ſich auch der Allerſchwächſte im Beſitz einer unendlichen, allgenügenden Kraft, welche ihm aus dem

Blute Chriſti durch die heiligen Sacramente ununterbrochen zuſtrömt und ihm alle Gnaden bringt, deren er bedarf, um die ſtärkſte Verſuchung zu überwinden. Denn zu welcher Innigkeit der Gemeinſchaft mit Gott, zu welcher Hingebung an ihn und Einigung mit ihm die Seele durch jene Kraft gelangen kann, wenn ſie mit ſtandhaftem guten Willen dieſelbe empfängt und aus ſich heraus ſchält, was deren Wirkſamkeit im Wege ſein könnte, ſo daß das Sinnliche überwunden, das Selbſtiſche vernichtet, das Natürliche verklärt wird — das iſt gar nicht zu berechnen, weil die Wirkſamkeit des Blutes Chriſti, die ſo unzählige Heilige und ſo große Wunder geſchaffen hat — ganz grenzenlos iſt und in jeder Seele einen durchaus unberechenbaren Spielraum haben kann. Dieſen für die Gnade zu öffnen, damit ſie nicht überall auf Hinderniſſe, Widerſpruch und Empörung ſtoße, ſondern fügſame Werkzeuge finde, welche ſich ihren Eingebungen unterwerfen und ihren Winken hingeben — das iſt unſre Aufgabe, und wer ſie löſt, gelangt zur Gotteinigung. Wir dürfen uns nicht entſchuldigend auf unſre menſchliche Schwachheit berufen, denn Der, welcher die Welt überwunden hat, hat ſeine Stärke uns zu Gebot geſtellt, ſo daß wir in ihm unüberwindlich ſind. Wir dürfen nicht ſagen: ich kann nicht! — denn der Kraft Gottes iſt nichts unmöglich, und ſie waltet und wirkt in uns, ſo daß wir alles Gute können. Nein, wir ſind nicht umſonſt

Glieder der ſtreitenden Kirche geworden! ſo viel Kampf und Anſtrengung begehrt Babylon von den Seinen nicht! — Oder meintet Ihr etwa, weil ich immer nur ſpreche von Liebe und Anbetung, das ſei ein leichtes Leben in der Kirche? das ſei ſo eine gewiſſe ſentimentale Liebe, welche Vergißmeinnicht pflückt und in den Mond ſchaut? da habe man weiter nichts zu thun als ſich hinzuſetzen, Händ' im Schooß, ſich von der Gnade überrieſeln zu laſſen und fertig in der Vollkommenheit wieder aufzuſtehen? O nein! da irrt Ihr ſehr! Mit einer ſentimentalen Liebe kommt man in der Kirche nicht weit! ſie begehrt eine ungemein energiſche, thatkräftige, weil ſie immer an den Willen ſich wendet, den Willen in Anſpruch nimmt und mit den ſchönſten Gefühlen nichts anfangen kann, ſobald ſie ſich nicht zum Willen zuſammen ſchmelzen. Nichts macht den Menſchen glücklicher — jeden Menſchen! — als eine energiſche Liebe, denn durch ſie lebt er mit ſeinen edelſten Kräften, mit ſeinen beſten Fähigkeiten — und das iſt Glück. Aber daß dies ein leichtes Glück wäre — nein, das hab' ich nicht geſagt! Früher, noch aus Babylon heraus, ſchrieb ich einmal — aber ich weiß nicht wo? —: „Lieben iſt ſelten und ſchwer.“ Das ſag' ich jetzt erſt recht. So ſchwer wird die Liebe dem Menſchen, daß ſie unendlich ſelten iſt; denn wäre ſie ſtark und häufig und energiſch und wie ſie ſein ſoll: ſo wäre die Welt mit Heiligen bevölkert. O ſeht den Unterſchied! wer würde wol ie das Begehren ſtellen, daß die Lehren Babylons Heilige bildeten?

Andre Confeſſionen haben die heilige Siebenzahl der Sacramente unter dem Vorgeben verworfen, ſie wären nicht in der heiligen Schrift geboten. Wo gebietet die heilige Schrift die Taufe der neugebornen Kinder? Nirgends. Doch findet nur ſie in jenen Confeſſionen ſo gut wie bei uns ſtatt; denn die Autorität der Kirche iſt der letzte, der entſcheidende Grund. Andere meinen, im Mittelalter oder gar erſt auf dem Conzil von Trient ſeien die heiligen Sacramente erfunden — obwol die griechiſche Kirche, welche im achten Jahrhundert und die Secte der Neſtorianer, welche im vierten abfiel, ſie alle ſieben beſitzen. Nein, dieſe Quellen des Heils hätte das Mittelalter, ſo tiefſinnig und gläubig es auch war, nicht zu erfinden vermogt! die ſtammen unmittelbar von Demjenigen, welcher die menſchliche Natur geſchaffen hatte und erlöſen wollte. Auf dem Conzil wurden die alten Dogmen feſtgeſetzt oder in beſtimmterer Form denn zuvor ausgeſprochen, weil dies den Angriffen der Häreſie gegenüber nothwendig geworden war. Aber ſo wenig wie man von dem Adel einer uralten Familie behaupten wird, er ſei erſt im ſechszehnten Jahrhundert ihr ertheilt worden, weil erſt damals die Sitte der Stammbäume aufkam und auch ſie ſich einen ſolchen anfertigen ließ: eben ſo wenig darf man ſagen, das Trientiniſche Conzil habe neue Erfindungen bezüglich des Dogma's gemacht. Die Kirche iſt ſo recht wie der uralte Adel, über deſſen Documente hinaus auch ſeine Traditionen liegen. Dadurch wird er im Auge des Volkes — ſie im Auge der Menſchheit ehrwürdig; denn Alles, was aus der Tiefe und Ferne der Zeit ſtammt, hat ſich durch ſeine Dauer als etwas bewährt, welches lebensfähig iſt, weil es entſtanden iſt; während die Confeſſionen und die Stammbäume von geſtern, deren Urſprung man ſo leicht nachweiſt, zu gemacht ſind, um große Lebenskraft zu verheißen und große Ehrfurcht einzuflößen.

Mit dieſen Lehren und mit dieſer Liebe iſt die Kirche geboren, jung geweſen, alt geworden — aus den Katakomben zur Weltherrſchaft, aus den Ketten unter die Tiare gegangen. Ihre äußere Stellung und Macht hat merkwürdige Umbildungen erlitten; aber jener Kern iſt unberührt geblieben. Jedes Mal, wenn ſich um ſein reines Gold unedle Metalle gelagert hatten, trat ein Läuterungsfeuer ein und ſchmolz hinweg, was ſeinen Glanz verdunkelte. Aber die Augen der Abgefallnen ſchließen ſich vor ihm und die Kirche lebt das Leben des Heilands fort und fort. Wie ihre Kindheit in den Katakomben, ſeiner Geburt im Stall von Bethlehem und ſeiner Flucht nach Egypten entſprach: ſo machte ihre himmliſche Weisheit, ihre heilige Lehre, wie der Knabe Jeſus im Tempel überraſchend früh die ganze phariſäiſche Wiſſenſchaft und Moral — ſo die ganze heidniſche Weltanſchauung und Philoſophie zunicht. Und Wunder wirkend, von der Sünde erlöſend, von leiblicher Noth rettend, die Seelen heiligend, jegliche Wohlthat ſpendend — war ſein und ihr ferneres Leben. Doch von zehn Ausſätzigen, die er heilte, kam nur ein Einziger zu ihm zurück, um ihm zu danken! die übrigen Neun freuten ſich ihrer Geneſung und vergaßen ihn. So ging es auch der Kirche: man empfing ihre Wohlthaten wie etwas, das ſich gebühre, und über den herrlichen und heilſamen Folgen ihres Segens und ihrer liebenden Wirkſamkeit — vergaß man die Dankbarkeit, vergaß man, daß ſie allein das Leben und Streben der Menſchheit umgeſchaffen, daß ſie allein das Erdreich bebaut, den Samen geſtreut, den Keim behütet und die Pflanze der neuen Weltordnung gepflegt habe. Schaaren auf Schaaren zogen zum Heiland; ſie wollten ſeine Worte hören, ſie wollten geſund werden, ſie wollten ihre Kinder von ihm ſegnen laſſen! Er ward ihnen Allen gerecht; er gab und that unendlich viel mehr, als ſie hoffen durften, und doch! wie Wenige von den Vielen liebten ihn genug, um ihm nachzufolgen! Er fand nicht blos Undank, ſondern Abfall; und zwar ſo ſehr, daß er die Zwölf fragte: „Wollet auch ihr weggehen?“ — Da antwortete der feurige Petrus: „Herr, zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens!“ — Und dieſer nämliche Petrus konnte ihn dennoch in einer Anwandlung von Muthloſigkeit verleugnen. So ſtrömten auch Völkerſchaaren der Kirche zu, begierig nach deren irdiſchen und himmliſchen Wohlthaten; und hatten ſie dieſelben empfangen, ſo machten ſie es wie jene neun Ausſätzige und gaben nicht Gott die Ehre; — oder wie Jene, welche vom Heiland weggingen, als ſeine Lehre ihnen nicht mehr zuſagte. Die Kirche mußte ſehen, daß die Kräfte, welche ſie geweckt, der Geiſt, welchen ſie gelichtet, die Gaben, welche ſie geordnet hatte, gar oftmals wider ſie ſich wendeten, und daß die Schaar der wahrhaft Getreuen, der wahrhaften Nachfolger eine kleine war. Freilich hielt der Heiland einen triumphirenden Einzug in Jeruſalem, wobei des Jubels und des Jauchzens kein Ende war, und wobei Palmenzweige ihm geſchwungen und Teppiche vor ihm ausgebreitet wurden — und nach wenigen Tagen wurde er in dieſem nämlichen Jeruſalem, unter dem Hohngeſchrei und Wuthgebrüll dieſes nämlichen Volkes an's Kreuz geſchlagen. Auch der Kirche fehlten die Siegeszeiten und Triumphe nicht; ihre Herrlichkeit, ihre Größe, ihre Macht über die Seelen ſtralte zuweilen mit ſolchem überwältigenden Glanz die Epochen an, daß dieſe huldigend Hoſanna ihr ſangen und als Königin eines überirdiſchen Reiches ſie ehrten — um ihr nach kurzer Zeit den Kreuzesweg zu bereiten. Und wie ſie ſich Alle beeiferten, das bittere Leid des Erlöſers am bitterſten zu machen — wie vom König Herodes an bis zum Mörder am Kreuz herab Alle ſich befleißigten ihm irgend ein Weh zuzufügen — wie alle Stände vertreten ſind an dieſem Martertag: auch das hat die Kirche erfahren! Fürſten lehnten ſich wider ſie auf, nachdem ihr Ausſpruch „von Gottes Gnaden“ den Kronen Weihe und Würde verliehen; — Mächtige und Vornehme fürchteten alſogleich Beeinträchtigung, wenn die Kirche nicht in Dürftigkeit und Abhängigkeit ſich befand; — Kluge und Weiſe, nachdem ſie aus ihrem Quell, durch ihre Hülfe zu Erkenntniß und Wiſſenſchaft gelangt, dünkten ſich zu klug, um nicht fortan auf eigenen Füßen ſtehen und die Mutter verachten zu dürfen, welche ihnen dazu verholfen; — Prieſter, in ihrem Heiligthum auferzogen, mit ihrer reinſten, geiſtigſten Speiſe genährt, zu ihrem heiligen Dienſt beſtimmt, wurden Apoſtaten, ſei es durch That, ſei es durch Geſinnung; — das Volk, dem ſie nichts Anderes als die größten Wolthaten für ſeine tauſendfachen Bedürftigkeiten aller Art erwieſen — deſſen ſie ſich ſtets mit beſonderer Liebe angenommen, ſchrie Zeter gegen ſie, und der Pöbel ſtimmte natürlich tobend ein, ſo daß Keiner zu ſchlecht war, um nicht ſie noch tauſendmal ſchlechter zu nennen und geglaubt zu werden; denn Barrabas wurde frei gegeben und Chriſtus gekreuzigt! — Und noch zuletzt auf Golgatha höhnte ihn der Uebelthäter, warfen die Kriegsknechte das Loos über ſein Gewand und durchbohrten ſeine Seite.

Welch ein Heer von Henkern! — und wie ſchön, wie glücklich, daß ſich an dieſen Miſſethaten kein einziges Weib betheiligt hat! Im Gegentheil! die Gattin des Pilatus wünſchte den Heiland zu retten. Veronika bot ihm die einzige Erleichterung, die ihr zu Gebot ſtand, und die Frauen Jeruſalems weinten ihm nach. Kein Weib hat ihn auf ſeinem Leidensgang geſchmäht oder gequält! Dafür erſchien der auferſtandene Chriſtus zuerſt einem Weibe und das Weib erkannte ihn auch ſogleich, glaubte an ihn, betete ihn an — ſchwankte nicht, fragte nicht, zweifelte nicht, fiel auf die Knie und rief: „Meiſter!“ — O ihr Frauen, habt ihr euch ſchon dankbar dafür bewieſen, daß der Erlöſer einem Weibe dieſe Gnade gab? daß er einem Weibe die erſte Kunde ſeiner Auferſtehung brachte? daß ein Weib zuerſt gleichſam die beſiegelte Urkunde der Göttlichkeit der Offenbarung empfing? — Nein, wir haben es nicht gethan. Einzelne große Heilige ſind ſeine Dienerinnen geweſen, haben ihrer Zeit nützen, allen Zeiten ein glänzendes Vorbild ſein und das Gemeingut der Kirche mit Tugenden und Verdienſten bereichern dürfen; — aber das ganze Geſchlecht hat es nicht gethan! denn hätte es, wie die Magdalena, am Oſtermorgen glaubend und anbetend zu Füßen des Erlöſers gelegen: ſo wäre die Welt nicht da wo ſie jetzt iſt. Aber wir haben vergeſſen, daß grade wir recht eigentlich mit Chriſtus auferſtanden ſind und daß wir ohne ihn zurückſinken in die Finſterniſſe des Seelentodes.

Im Stand der Natur iſt das Weib eine Sclavin, im Stand der Gnade eine Freie. Die unerlöſte Menſchheit verſteht die Freiheit nur als Willkür oder als Recht des Stärkeren. Bei einer ſolchen Ordnung der Dinge giebt es eigentlich gar keinen Platz für das Weib! Entweder verfällt es ſeinerſeits der Willkür, d. h. dem Mißbrauch der Freiheit, an dem es durch eigene Schuld zu Grunde geht; oder das Recht des Stärkeren laſtet ſo fürchterlich auf ihm, daß es dadurch zu einem Etwas entwürdigt wird, welches ein Mittelding von Thier und von lebloſer Waare iſt. Dies Letztere zeigt ſich bei unchriſtlichen Völkern; das Erſtere bei entchriſtlichten, oder — da es, Gott Dank! noch keine entchriſtlichte Völker giebt — in entchriſtlichten Zeiten.

Das Leben der Gnade, das übernatürliche Leben, begann mit Chriſtus und durch ihn. In dem Leben gilt nicht mehr Mann noch Weib; da gilt nur der Wiedergeborne, da gilt nur die neue Kreatur. Wie der Erlöſer der Menſchheit, der Sohn Gottes, bei dieſem Werk der Gnade und Liebe dem Verführer der Menſchheit, der alten Schlange, bei dem Werk der Feindſchaft und des Haſſes gegenüber trat: ſo trat die allerſeligſte Jungfrau Maria dem Werk des Weibes bei dem Sündenfall gegenüber. Eva's Sünde war Unglaube, aus welchem der Ungehorſam entſprang; denn wo jener ſich einniſtet, geht immer die Unſchuld der Seele verloren, wird immer die Einheit des Willens mit dem göttlichen Willen zerriſſen, bäumt immer die Selbſtſucht gegen das göttliche Gebot ſich auf, wird immer das Ich der Götze, hinter welchem Gott verſchwindet. Mit merkwürdiger Genauigkeit kommt dies Alles in Eva's Worten und Handlungen zum Vorſchein, und mit wunderbarer Vollkommenheit entwickelt ſich in Maria der vollendete Gegenſatz — der tiefſte Glaube, der heiligſte Gehorſam. In ihrer Unterwerfung liegt eine vollkommne Einigung ihres Willens mit dem göttlichen — eine vollkommne Hingebung ihres Weſens an Gott — eine vollkommne Selbſtaufopferung für Gott; und nie hat der gläubige Gehorſam einen erhabeneren Ausdruck gefunden, als in ihrem Lobgeſang: „Hochpreiſet meine Seele den Herrn.“ Welcher ungläubige Trotz der Welt würde die Kühnheit haben, ſich auch nur von fern neben dieſe unerhörte Majeſtät der tiefſten Demuth zu ſtellen! Dieſe Majeſtät des Glaubens, dieſe Demuth des Gehorſams, welche von Nazareth bis Golgatha ihr Leben bezeichnen, machen ſie würdig vor dem Auge Gottes, an dem Werk der unendlichſten, der unergründlichſten Liebe Theil zu nehmen. Maria glaubt und gehorcht: deshalb iſt ſie fähig, himmliſche Liebe zu empfinden; die Liebe, welche das ungläubige, das ungehorſame Weib verloren hatte. Deshalb wird ſie gewürdigt, in göttliche Geheimniſſe eingeweiht zu werden, welche Eva's von der Sünde verſchleierter Blick nicht mehr ahnte. Deshalb nimmt ſie in der Kirche Gottes auf Erden und vor dem Thron Gottes im Himmel einen ganz einzigen Platz ein, der ſie zur Königin, zur Gnadenſpenderin für alle erſchaffene Weſen macht, und von welchem ſie den Segen Gottes grade ſo ſicher auf die Geſchöpfe herablenkt, wie ſein Unſegen den Nachkommen Eva's ſicher war. Deshalb iſt ihr Geſchlecht, aus deſſen Reihen eine Maria hervorgehen konnte, wieder durch ſie in ſeiner Würde hergeſtellt, indem ſie gerade ſo ihre freie Zuſtimmung zum Werk Gottes — wie Eva die ihre zu dem der Schlange geben; gerade ſo freiwillig dem Göttlichen — wie dieſe dem Sündhaften, ſich zuwenden mußte. Deshalb iſt das Heil durch ſie in die Welt hinein geboren, welches dieſelbe von dem alten Fluch befreite, unter dem Eva's Kinder ſeufzten. Deshalb iſt dem chriſtlichen Weibe im ſtralenden Licht der Weg vorgezeichnet, auf welchem es zu wandeln hat, wenn es nicht den Platz verlieren will, den Maria ihm beſtimmt, ihm errungen hat. Denn unſägliche, geheimnißvolle Schmerzen ſind in dieſem gottgeweihten Leben und nicht einen einzigen Moment des irdiſchen Triumphes hat es aufzuweiſen — wol aber Noth und Sorge, Angſt und Leid und endlich ein vom Weh wie von einem Schwert durchbohrtes Herz; endlich das Kreuz des Geliebteſten auf Erden — und das ewige Wolgefallen Gottes in der ewigen Herrlichkeit. Dies iſt die Erbſchaft, welche Maria ihrem Geſchlecht hinterlaſſen hat und welche zwei Worte umfaſſen: Glaube;

Gehorſam! — Und das erſte Weib, das dieſe Erbſchaft antrat, das ſich in tiefſter, reuevollſter Demuth dem Heiland zu Füßen warf, zu dem er ſprach: „Dein Glaube hat Dir geholfen; gehe hin in Frieden;“ — dies Weib, Maria Magdalena, ſah zuerſt den auferſtandenen Herrn und verkündete zuerſt die gnadenvolle, die beſeligende, die göttliche Botſchaft. O ihr Frauen! ſeht ihr denn nicht, daß euch gar nichts Anderes übrig bleibt, wenn ihr in Frieden dahin gehen wollt, als eurem Heiland zu Füßen zu fallen in Glauben und Gehorſam, mögt ihr rein wie Maria oder ſchuldbewußt wie Magdalena ſein!

Mit dem Chriſtenthum trat das Weib eigentlich erſt in die Reihen des Menſchen ein. Das Chriſtenthum nahm den Fluch von ihm ab, durch den es in der unerlöſten Weltordnung in den Staub hinabgedrückt ward. Ich habe oft gemeint, der Mann räche ſich dadurch an ihm dafür, daß es ihm die Verbannung aus dem Paradieſe zugezogen. Das Weib hätte freilich ſagen dürfen: „Du biſt der Stärkere; warum haſt Du nicht widerſtanden? Du biſt der Klügere; denn zu Dir, zu Dir allein und nicht zum Weibe ſprach der Herr ſein Verbot wegen des Baumes der Erkenntniß aus.“ Aber es war nun einmal der ſchwächere Theil und es iſt recht natürlich, daß dem von dem ſtärkeren die größte Schuld aufgebürdet wird. Ueberdas: wer kann wiſſen, von welcher Höhe es hinabgeſunken — welche Beſtimmung es frevelnd verſcherzt haben mag! Vielleicht ſtand es ſo hoch, daß ſein Fall ein doppelt ſo tiefer Sturz als der des Mannes war! Ich habe immer gefunden, daß in der ganzen Stellung des Weibes auf Erden ein Etwas liegt wie Buße für geheimnißvolle Schuld. Die Strafe für die offenbare theilt es mit dem Manne; aber ein ſolches Schickſal, wie es Jahrtauſende hindurch gehabt und wie es noch jetzt bei ſo vielen Völkern des Erdbodens es hat, kommt mir vor wie eine ungeheure Sühne für eine ungeheure Miſſethat, die ganz zu ermeſſen uns nicht gegeben iſt.

Was hab' ich mir früher das Schickſal des Weibes zu Herzen genommen! was hab' ich mir Mühe gegeben, um die Diſſonanzen deſſelben zu einem reinen Akkord aufzulöſen und nichts erreicht, als noch einige Mißlaute mehr erklingen zu laſſen. Wie konnt' ich anders? ich ſelbſt war ja noch nicht durch das Chriſtenthum erlöſt! ich ſelbſt ſtand ja noch unter dem alten Fluch! der Heiland war ja nicht für mich auferſtanden!

Treu war ich mir ſelbſt inſofern, als ich auch bei dieſem Streben niemals die Gleichheits-, ſondern ſtets die Gleichgewichts-Stellung zum Manne geltend zu machen ſuchte. Allein in die chriſtliche Hauskapelle ſtellte ich das Weib nicht — denn ich kannte ſie nicht — und nur da iſt es in ſeiner Eigenthümlichkeit behütet und in ſeiner Würde geſchirmt. In der chriſtlichen Hauskapelle befindet ſich die Mutter Gottes, dieſe himmliſche

Schirmherrin des Weibes. Der Proteſtantismus kennt ſie nicht oder — beſſer geſagt — ignorirt ſie. Wie er das möglich macht, iſt eigentlich unbegreiflich, ſobald er an das Myſterium der Menſchwerdung Gottes glaubt. Hält er rationaliſtiſch den Heiland für den Sohn Joſephs des Zimmermanns — dann freilich iſt es ganz erklärlich, weil der Rationalismus nichts verehrt als ſeine eigene Weisheit. Aber eine Fraktion des Proteſtantismus will doch wenigſtens gar nichts mit dem Rationalismus zu thun haben, und glaubt an Chriſtus den Sohn Gottes. Allein nie und nie wird des wunderbaren Weſens Erwähnung gethan, welches als die „Gebenedeite unter den Weibern“ einzig zwiſchen allen Geſchaffenen daſteht. Nie wird ein Zeichen der Huldigung, ein Beweis der Verehrung für Diejenige an den Tag gelegt, welcher Gott ſelbſt aus ſeinem Himmel heraus gehuldigt und welche er auf Erden verehrt hat. Als etwas Ueberflüſſiges iſt ſie beſeitigt worden; — und in der That, da wo der Glaube *allein* ſelig macht, iſt es ja auch ganz überflüſſig, ein heiliges und unvergleichliches Vorbild jeder Tugend vor Augen zu haben und ihrer heiligen Fürbitte ſich zu getröſten. Man macht Alles allein und gleichſam unter vier Augen mit dem lieben Gott ab. Man glaubt, man liebt, man bereut, man büßt — ohne daß irgend etwas davon zur Erſcheinung käme und zu kommen brauchte, denn im Himmel waſcht das Blut Chriſti alle Sünden des

Gläubigen ab. Die Kirche macht es den Ihren nicht ſo bequem. Sie will, daß Jeder den Kampf kämpfe, dem die Krone verheißen iſt. Dazu braucht er Waffen und Hülfe aller Art, und jede Bedürftigkeit findet ihr Stärkungsmittel, jede Schwäche ihren Stab. Fürbitte und Vorbild ſind von mächtiger Wirkſamkeit, weil ſie auf der Gemeinſamkeit der Gnaden beruhen. Eine ſolche Vereinzelung der Seelen, daß eine jede nur für ſich ſelbſt bete und auf ihre eigene Hand ihren Weg zum Reich Gottes ſuche, giebt es gar nicht in der Kirche. Bei jedem heiligen Meßopfer wird für Lebende und Abgeſchiedene, für Freunde, für Anweſende, für Unbekannte gebetet und gefleht, daß es ihnen zum Segen gereichen möge; — nicht etwa willkürlich ſo, daß der Eine es thun, der Andre es unterlaſſen dürfte, ſondern ſo, daß es einen Theil des Meßkanons bildet, den der Prieſter zu beten hat. Dieſes ewige Gebet, welches von den katholiſchen Altären rings um den ganzen Erdboden aufſteigt, ſo daß vielleicht keine Minute der täglichen vierundzwanzig Stunden ohne daſſelbe iſt, fleht immer um die Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau und aller Heiligen, und hüllt die Welt wie in eine Weihrauchwolke von Liebe und Andacht ein. Dies nennen die Proteſtanten Götzendienſt. Was hat aber überirdiſche Liebe mit Götzen gemein? Um für Andere zu beten, dazu gehört überirdiſche Liebe; die irdiſche hat eine andere Art von Theilnahme! und dieſe überirdiſche

Liebe ſollten wir nur uns ſelbſt, aber nicht Denjenigen zutrauen, die in weit höherer Vollkommenheit als wir auf der Erde gelebt und nach ihrem Hinſcheiden die Krone der Heiligen empfangen haben? ſollten wir vor Allen der Mutter Gottes nicht zutrauen, welche den Gott geboren hat, der für unſere Rechtfertigung und Heiligung leben, leiden und ſterben wollte? welche im erhöhten und verklärten Maß alles Weh und alle Wonne des Lebens in ihrem menſchlich heiligen Herzen empfunden hat? welche durch ihre Menſchlichkeit dadurch, daß ſie geſchaffen iſt wie wir — nicht unerſchaffen wie der Sohn Gottes, der ihr Sohn ſein wollte — uns nahe ſteht in Leid und Freuden, in Sorg' und Liebe, in Schmerz und Zärtlichkeit; während ſie doch unendlich über uns erhaben durch ihre ganz einzige Beſtimmung iſt. Ein ſolches Weſen ſollte Einmal gelebt haben und dann nichts mehr für die Menſchheit ſein? — Der unbedeutendſte Menſch, der das Unbedeutendſte für ſeine Nebenmenſchen gethan, rechnet alſogleich darauf, im unſterblichen Zuſammenhang mit ihnen zu bleiben, in ihnen fort zu wirken. Jedes liebende Herz findet die Vorſtellung unerträglich, durch den Tod von den Geliebten abgeriſſen zu werden. Wie oft hört man ſagen: Die geliebte abgeſchiedene Seele weiß von mir, denkt an mich, behütet mich, betet für mich! — Wir ſelbſt wenden uns zu unſern Todten wie zu entfernten Freunden hin, die wir nimmer vergeſſen, auch wenn wir ſie einige Jahre nicht ſehen, und bleiben mit ihnen in ſüßer melancholiſcher Verbindung, freuen uns in unſern Leiden, daß ſie derſelben überhoben ſind und theilen in Wehmuth ein hohes Glück, eine tiefe Freude mit ihnen. Das thun auch Proteſtanten — ſollt' ich meinen. Jetzt tritt nur der Unterſchied ein, daß die Kirche den Menſchen nicht als ein abgeſperrtes Ich, ſondern als ein ewig lebendiges Glied des ewig lebendigen Leibes Chriſti auffaßt, daß er dadurch aus den engen beklemmenden Schranken des Egoismus heraus- und in eine unermeßliche Gemeinſchaft eingeführt wird, welche die Liebe der Seelen iſt — nicht die Liebe für ſein Kind, für ſein Weib, für ſeinen Freund, für ſeine Eltern nur; nein! die Liebe der Seelen! folglich in etwas Grenzenloſes, gerade ſo grenzenlos, wie die Liebe allein für die Seinen begrenzt von der Selbſtſucht iſt. Zum Leibe Chriſti gehören Alle, die im lebendigen und liebenden Glauben an Ihn Eins ſind; ſie haben einen Athemzug, einen Pulsſchlag, ein Herz; ſein Blut durchſtrömt, ſeine Gnaden heiligen ſie; das Gebet Aller iſt ein Gemeingut, die Verdienſte und Tugenden Aller ſind ein gemeinſamer Schatz, aus dem die Liebe, die Nacheiferung, die Freudigkeit, der Dank ihre Nahrung entnehmen. Aus dieſer ewig lebendigen Gemeinſchaft tritt der nicht heraus, der von der Erde ſcheidet, möge er geſtern, möge er vor tauſend Jahren geſchieden ſein; er bleibt mit ihr verbunden und iſt nur in eine andere

Region der Seelen hinüber gegangen; Tod und Grab und Zeit haben keine Macht über den heiligen Geiſt, der in ihr waltet. Sie ruht in einer unzerſtörbaren himmliſchen Einheit, in einer unirdiſchen ſeligen Verbindung mit allem Guten, Großen, Schönen, Wahren und Heiligen, das ſeit achtzehn Jahrhunderten in menſchlicher Geſtalt ihr eingereiht geweſen iſt und ihr Ruhm, Ehre und Glorie, oder demüthige Tugenden und unſcheinbare Verdienſte, oder Stralenkränze und Heiligenſcheine zugebracht hat. In dieſen Sternenhimmel tritt als goldener Mond die allerſeligſte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes hinein, und wie der Engel ſie begrüßte, ſo begrüßen auch wir ſie: „Der Herr iſt mit Dir.“ Mit wem der Herr iſt, der iſt „voll der Gnaden“ und dieſe Gnaden wenden ſich dahin, wo man ihrer bedarf — zu der Erde und ihrem Leid, zu den Menſchen und ihren Sünden; und in die milden Mondenſtralen ihrer Fürbitte hüllt ſie uns Alle ein, die wir in den dunkeln kalten irdiſchen Nächten verloren und zitternd nach dem Tage uns ſehnen, ohne ihn durch unſre Kraft herauf führen zu können. Sie iſt ſelbſt der Mond, der von der Gottesſonne ſein Licht empfängt und es lieblich in unſern Finſterniſſen aufleuchten läßt.

Die Proteſtanten ſprechen, man müſſe ſich mit dem Gebet an die Gnade des Heilands wenden. Das verſteht ſich! allein eben dieſe Gnade ſoll die Mutter Gottes durch ihre Fürſprache uns erbitten helfen. Je reiner, ſelbſtloſer und heiliger das Herz iſt, aus welchem ein Gebet emporſteigt, um deſto ſicherer wird es die Gnade der Erhörung finden. Welches Herz könnte reiner ſein als das der „Gebenedeiten unter den Weibern“ — ſelbſtloſer als das, welches vom Schwert der Schmerzen zur Entſündigung der Welt durchbohrt wurde — heiliger als das, welches ſich ſelbſt und das Geliebteſte in einer Weiſe zum Opfer brachte, mit einer Demuth, einer Gottinnigkeit, einer Kraft und Hingebung, deren nur die vollkommne Sündenloſigkeit fähig iſt. Zu dieſem Herzen wendet ſich unſer Flehen: „Bitte für uns;“ und ſchon dadurch kehrt etwas von ſeiner Demuth bei uns ein: wir fühlen, daß wir einer beſchirmenden Fürſprache bedürfen; — von ſeiner Gottinnigkeit: wir verſenken uns in eine heilige Zuverſicht; — von ſeiner Kraft: wir vertrauen der unendlichen Gnade; — von ſeiner Hingebung: wir bereiten uns, in den göttlichen Willen einzuſtimmen. Dies Alles iſt ſo einfach, ſo natürlich, ſo entſprechend der menſchlichen Bedürftigkeit, daß man, wenn man in der Kirche iſt, nur ſchwer begreift, wie man außerhalb derſelben es hat verwerfen können. Man thut es auch nur, weil man keine richtige Vorſtellung davon hat und die Gemeinſchaft der Kirche, der Liebe, der Seelen, des Gebets nicht kennt, weil man immer und immer ein gar ſo ſcharf begrenztes und ausgeprägtes Ich bleibt — was unvermeidlich iſt vor der Erlöſung.

Uebrigens geht man außerhalb der Kirche noch viel weiter mit der Verwerfung der Fürſprache; das weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich hielt es für ganz genügend, mein Gebet an Gott zu richten. Das armſelige winzige Geſchöpf fand eine große Befriedigung darin, einſam vor den allmächtigen Schöpfer hinzutreten und zu ſagen: Das iſt mir vergönnt! ich brauche die Vermittelung des Heilands nicht. Dies iſt weiter nichts als der Ausdruck lauer Gewohnheit, oder kindiſchen Stolzes, oder beträchtlicher Dürre des Herzens, oder überhaupt eines Mangels an innig lebendigem religiöſem Leben — welches ganz natürlich ohne den Glauben an äußere und innere ewig lebendige Gemeinſchaft verkümmern erſt und dann abſterben muß. Denn wer ſich vereinzelt in ſeinem Ich Gott gegenüber ſtellt, wird ſich auch ebenſo vereinzelt zwiſchen den Nebenmenſchen verhalten und — wenn er ſie liebt, ſeinetwegen ſie lieben, nicht ihretwegen. Ja, brächte er es ausnahmsweiſe zu einer Liebe ihretwegen: ſo wird dieſelbe weit mehr ihre irdiſche Wolfahrt als das Heil ihrer unſterblichen Seele in's Auge faſſen. Um ſich das zuerſt und zuletzt, und über Alles zu Herzen zu nehmen, muß man wiſſen von der Gemeinſchaft der Seelen, wie man in der Kirche ſie findet.

Die proteſtantiſchen Confeſſionen ſind viel zu eng, um auf ihrem Gebiet der Mutter Gottes eine Stätte zu bereiten. Wie ſie überhaupt nicht die Geſammtbildung, Wahrung, Heiligung des Menſchen, ſondern nur ſeine ganz einſeitige Richtung auf den Glauben allein im Auge haben: ſo ſind ihnen eine Menge von Schattirungen verborgen geblieben, welche doch zu ſeiner Entwickelung weſentlich nothwendig ſind. Man malt kein Bild mit lauter Ultramarin oder Zinnober; ſo darf man nicht den Menſchen mit einem Buch in der Hand hinſtellen und zu ihm ſprechen: Du haſt zu glauben, und aus dieſem Buch zu lernen, wie und was und warum Du glauben ſollſt! — Damit wird er nicht vorwärts kommen, ſondern entweder in die Verwirrung oder in die Verblendung oder in die Gleichgültigkeit hinein. Fiele ein Geſetzes-Coder voll göttlicher Weisheit vom Himmel herab und es hieße: Wolan, ihr Menſchen! jetzt ſprecht euch ſelbſt Recht und Gerechtigkeit zu! — und die Menſchen verſuchten es zu thun: ſo würde eine Unordnung, eine Rechtloſigkeit und Ungerechtigkeit eintreten, mit denen die Welt nicht drei Tage beſtehen könnte. Die Unordnung in himmliſchen Dingen zieht nun freilich die Weltzerſetzung nicht ſo ſchnell nach ſich, wie die in irdiſchen Dingen ſie herbeiführet; allein die Seelen gehen durch ſie in die Irre und in das Verderben hinein. Der individuellen Willkür Thor und Thür öffnen, iſt etwas ganz Anderes, als der vollſtändigen und allſeitigen Entfaltung des menſchlichen Weſens entgegen kommen. Weil jene weder Maß noch Mittelpunkt hat, können ihre Erzeugniſſe nur monſtrös oder dürftig ſein; während da, wo eine Anſtalt vorhanden iſt für allſeitige Entwickelung aller Gaben, Kräfte und Beſtrebungen nach einem Ziel — harmoniſche Ausbildung eintreten muß. Dieſe Harmonie gewährt eine viel größere Befriedigung, als die beſtändigen Uebergriffe ins Ueberſchwängliche und Monſtröſe, oder als die Nüchternheit des Ungenügens. Der Menſch fühlt ſich aufgefaßt in ſeinem ganzen Weſen, ergriffen in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, angeſprochen in allen Tönen der reichen Scala des Lebens. In dieſer Anſtalt iſt die Fülle des Lichtes für ein Adlerauge und myſtiſcher Schatten für ein ſchüchternes; die Fülle der Weisheit für den am kühnſten fliegenden Geiſt und die ſchlichteſte Erklärung für den einfältigen; ein Abgrund von Tiefſinn für Denjenigen, den ſeine geiſtige Richtung unermüdlich auf die Frage ſtellt und eine klare Beſtimmtheit für Den, welcher ſich in die Abgründe nicht wagen kann oder will; ein weites Feld, um wie Jakob mit dem Geiſt des Herrn zu ringen und eine ſtille Stätte um, gleich ihm, auf der Himmelsleiter die Engel hernieder ſchweben zu ſehen; eine Majeſtät, vor welcher der Mächtigſte erbebt und eine Lieblichkeit, die den Demüthigſten ermuthigt; eine Hoffnung, die dem Heiligen unſichtbare Flügel giebt, um über den Wuſt von Welt hinwegzuſchweben und die zu dem größten und verworfenſten Sünder zärtlich die Hand hinabreicht, um ihn vom ewigen Untergang zu retten; eine Kraft, die zu übermenſchlicher Anſtrengung auffodert und ein Erbarmen, das über tauſendmal mißlungene Verſuche tröſtet; eine Wahrheit, welche bis ins Mark der Seele hinein leuchtet und eine Nachſicht, welche vor dies ſcharfe Licht den Schleier der Milde herabläßt; eine Strenge, die unerbittlich das Gebot aufrecht hält und eine Liebe, die alle Gebote umfängt, abſchließt und leicht macht; die ganze Wucht der Offenbarung neben dem vollen Liebreiz der Poeſie; der tiefe Ernſt der Lehre neben dem zauberhaften Schmelz der Phantaſie; die Schreckniſſe der Hölle neben dem Glanz des Paradieſes; der Thron der heiligen Dreifaltigkeit und der Thron der allerſeligſten Jungfrau Maria.

Dies Alles braucht der Menſch, jeder Menſch, nur verſchieden gemiſcht und vertheilt, nur nach ſeinen vorherrſchenden guten und ſchlimmen Eigenſchaften, Fähigkeiten und Bedürfniſſen erhöht oder gedämpft. Wer denkt ſo gering von ſich ſelbſt — wer mögte ſich ſelbſt ein ſolches ſeeliſches Armuthszeugniß ausſtellen, um zu ſprechen: Ich brauche es nicht! — Und wenn es ſogar Einer ſpräche, ſo wäre das nur Trotz, nur Unbekanntſchaft mit ſeinem eigenen Weſen, nur Verkümmerung in der Wüſte des Rationalismus; wahr — wär' es nicht! Um zu einer innerlichen Entwickelung zu kommen, welche für ſeine höhere Beſtimmung unerläßlich iſt — dazu braucht er nicht nur das Alles, ſondern noch all die unnennbaren und unermeßlichen

Schätze der Liebe, welche die Kirche für alle ihre Kinder hält und hegt. Denn weil ſie dieſelben brauchen, darum allein hat Gott die Fülle ſeiner Gnaden in ſie gelegt. Freilich — um die Handthierung des Lebens zu treiben, ſei es in goldnen Sälen, ſei es in dumpfen kalten Kammern — dazu braucht man ſie nicht! Aber woher ſoll denn der Schwung über ſie hinweg — und der Troſt für ihre Jämmerlichkeit — und die Erhebung über ihre Enge — und der friſche Athemzug außerhalb ihrer beklemmenden Luft — und der freie Blick kommen, der denn doch manchmal auf dieſe ganze Schattenwelt von Purpur oder von Lumpen geworfen werden muß, um die Ordnung ihrer Dinge nach ihrem innern Gehalt zu würdigen. Woher anders ſoll das kommen, als aus dem Bewußtſein der höheren Beſtimmung. Ja, die goldnen Säle und die elenden Hütten ſind für eine Handvoll Jahre unſre Wohnung — der Purpur und die Lumpen ſind für eine Handvoll Jahre unſre Kleidung — in aller Behaglichkeit auf Sammet-Teppichen und mit nacktem Fuß auf dem kalten Boden zu gehen, iſt für eine Handvoll Jahre uns zugewieſen; aber dem in Purpur wie in Lumpen Gebornen hat derſelbe Gott dieſelbe Seligkeit für eine Ewigkeit verheißen und für Beider Seelen Heiligung ſein Blut hingegeben. Und bei dieſer Heiligung, welche Jedem obliegt, könnt' es ſich wol ereignen, daß der in Lumpen Geborne einen großen Vorzug hätte, nämlich den, daß ſein Leben dem Leben des Menſchgewordnen

Gottes ähnlich wäre, welcher in einem Stall geboren werden und während ſeines Wandels auf Erden keinen Platz haben wollte, um ſein Haupt zu betten. Ein einziger ſolcher Gedanke iſt reicher an Demuth, Nächſtenliebe, Troſt und Barmherzigkeit, als ganze Bücher voll Gleichheitstheorie und Brüderlichkeit von Staatswegen. Allein um ihn zu faſſen, muß eben das religiöſe Leben des Menſchen nicht verkümmert, der Zuſammenhang ſeiner Seele mit der Kirche nicht gelockert oder gar zerriſſen ſein. Er muß ſich im Schooß einer Liebe fühlen, die übervollen Erſatz für jede Entbehrung giebt, in der Hand einer Liebe, die für jedes Weh Balſam hat, an der Bruſt einer Liebe, deren Herz für alle Ewigkeit in gleichmäßiger Treue verharrt. Er muß ſich in ſeinem wahren Weſen beſchirmt und ſicher wiſſen, in ſeiner Richtung auf ein ewiges Ziel liebend gelenkt, umfangen von der großen Gemeinſchaft der Seelen, getragen von einer Obhut, die in ihm das erlöſte oder zur Erlöſung beſtimmte Kind Gottes wahrnimmt. Und ob er dann in ſeinem Purpur oder in ſeinen Lumpen vor den Altären kniet, wo das heilige Meßopfer dargebracht — oder die heilige Kommunion geſpendet — oder die allerſeligſte Jungfrau angerufen wird — die Lumpen werden ihm wie Purpur erſcheinen, da für ihn ein Gott hat das elende Menſchenleben annehmen wollen; und der Purpur wie Lumpen neben dem Unſchuldskleide, das dieſer geopferte Gott ſeiner Seele errungen hat; aber Lumpen und Purpur wie Zufälligkeiten, wie Wolken, die über den Himmel hinlaufen, wenn er ſich im Verein mit dem Schönſten, dem Reinſten, dem Erhabenſten — mit der Krone und Perle der Schöpfung — mit der Mutter Gottes unter das Kreuz ihres Sohnes und vor den Thron des himmliſchen Vaters ſtellt.

Der Mariendienſt iſt ſo alt wie das Chriſtenthum. Man hört freilich von Proteſtanten zuweilen den Einwand machen: die heilige Schrift erzähle nichts von einer beſondern Ehrfurcht, welche die Apoſtel für die heilige Jungfrau an den Tag gelegt hätten. Freilich erzählt die heilige Schrift bei Weitem nicht Alles, was wir wiſſen und kennen mögten, nicht einmal über den Heiland ſelbſt, der nicht nur von ſeinem zwölften bis in ſein dreißigſtes Jahr ein „verborgener Gott“ für uns iſt — ſondern der auch nach ſeinem öffentlichen Auftreten weit mehr gethan, gelehrt, gewirkt hat, als die Evangeliſten — ihrem eigenen Zeugniß zufolge — niedergeſchrieben haben. In der heiligen Schrift erſcheint die allerſeligſte Jungfrau nur noch Einmal nach dem Tode des Heilandes, und zwar in der Apoſtelgeſchichte 1, 14., als nach deſſen Himmelfahrt „Alle einmüthig im Gebet beharrten“ — die Apoſtel, die frommen Frauen, und Maria; — im Gebet um die Gnade des heiligen Geiſtes, der ſich am Pfingſtfeſt auf die junge Gemeinde herabließ und ihr die himmliſche Rüſtung brachte, in welcher ſie den Kampf gegen die alte Welt begann und beſtand. Dieſe unwiſſenden Männer wurden erfüllt von tiefſinnigſter Weisheit; dieſe ſchüchternen ſchwankenden Menſchen wurden verwandelt in unverzagte muthige Bekenner und Lehrer des ewigen Wortes; dieſe armen Fiſcher, die nichts kannten als ihre Hütten und ihre Netze, und von nichts träumten, als von der irdiſchen Herrlichkeit des Meſſias-Reiches — begriffen auf einmal deſſen überirdiſche Herrlichkeit und begannen es allen Völkern der Erde zu verkünden. Das Feuer des heiligen Geiſtes verzehrte an ihnen die Schlacken des alten, des natürlichen Menſchen und wiedergeboren gingen ſie in die Welt hinein, um der Menſchheit das Heil der Wiedergeburt in göttlicher Liebe zu verkünden und zu bringen. Welche Gnaden ſie, die Sündenloſe, empfing — wer kann es ermeſſen? wer kann die Wirkung der höchſten Gnade in einer Seele faſſen, welche von Anfang an nie ihr widerſtrebt, immer ſich ihr hingegeben hat? Vollkommen war ſie immer, Thron und Krone in der ewigen Herrlichkeit konnten ihr, der Gottesmutter, nicht fehlen; daß alle Geſchlechter ſie ſelig preiſen würden, wußte und ſagte ſie bereits in ihrem erhabenen Lobgeſang von ſich ſelbſt voraus. Was konnte der heilige Geiſt ihr bringen? — o vielleicht die himmliſche, die beſeligende Zuſicherung, die „Zuflucht der Sünder“ zu ſein — denn das iſt der Triumph der Liebe. Daß ſie in den Evangelien unter dem Kreuz ihres göttlichen Sohnes verſchwindet, iſt gewiß eine tiefſinnige Hindeutung darauf, daß auch ſie ſagen durfte: „Es iſt vollbracht!“ daß auch ihr Opfer vollendet, daß auch ſie am Kreuz den ſchwerſten Tod — den Tod des Herzens geſtorben war. In welcher Weiſe ihr irdiſches Leben fort- und zu Ende gegangen, bleibt dem Blik der Theilnahme, der Liebe, der Huldigung, ſo wie dem der Neugier verborgen, und nur fromme Legenden berichten Liebliches von der „Mutter der ſchönen Liebe.“ Aber bei den älteſten Kirchenvätern findet man ſie, die von der Erde verſchwunden iſt, im Himmel wieder, verehrt als die Gottesgebärerin, geliebt als die jungfräuliche Mutter des Erlöſers, angefleht als das wundervolle, einzig begnadete Geſchöpf, welches der Schöpfer berufen hat, um durch ihre Mitwirkung die abgefallne Menſchheit wieder zu ſich zu ziehen, um ſie durch das Geheimniß der Menſchwerdung, welches er ihr anvertraute, zu einer geweihten Schaale zu machen, welche das Geheimniß der Erlöſung umſchloß. Aber während ſie als der „Meeresſtern“ über dem Schiff der Kirche ſchwebt, welches in den Drangſalen der Zeitwogen ſeine Hoffnung auf ihre theilnehmende Liebe ſetzt — treten auch ſogleich die Häreſien feindlich ihr gegenüber und bezeugen durch ihre Angriffe und ihren Haß, welche tiefe innige Huldigung die Gläubigen ihr darbrachten. Als das Concil zu Epheſus im Jahr 431 die Lehre des Neſtorius, daß Maria nicht dürfe Gottesgebärerin genannt werden, für ketzeriſch erklärte, nahm das Volk von Ephesus den lebhafteſten Antheil an der Controverſe, welche dieſem Ausſpruch vorherging, und legte nach der ſeiner Geſinnung entſprechenden Entſcheidung eine jubelnde Freude an den Tag. Immer hat die Häreſie und der Unglaube ſich bemüht, die heilige Jungfrau zu ſich in den Staub hinab zu ziehen; immer hat die Kirche ſie ſo hoch hingeſtellt, ſie ſo heilig gehalten, ſie mit ſolcher Verehrung umgeben, mit ſolcher Andacht zu ihr aufgeſchaut — wie es ſich ziemt für die Gebenedeite unter den Weibern. Heilige Hymnen verkündigen ihre Herrlichkeit; ſüße Gebete flehen und bitten zu ihr. Ave Maria! ſtammelt das Kind in der Wiege; Ave Maria! flüſtert der matte hinſterbende Greis. Der Roſenkranz ſchlingt alle Blüten und Dornen ihres Lebens in ſeine demüthigen Betrachtungen hinein. Die Lauretaniſche Litanei überſchüttet ſie mit Lob und Preis wie mit Diamanten und Rubinen. Der Engliſche Gruß ruft dreimal im Tage mit Glockenklang ihr Gedächtniß in den Seelen wach. Ihre Feſte, welche einzelne Momente ihres ſegen- und ſchmerzenvollen Daſeins verherrlichen, feiert die Kirche neben denen ihres göttlichen Sohnes; und damit andächtige Herzen noch einen beſondern Kultus ihr widmen können, iſt der Blütenmonat des Jahres, iſt der Mai ihrem Andenken geweiht.

Aber nicht blos bei der gottesdienſtlichen Feier, bei dem heiligen Meßopfer und im täglichen Gebet brachten die Seelen der heiligen Mutter Gottes den Ausdruck ihrer Liebe und ihres Vertrauens dar. Sie wurde auch die Schirmherrin des öffentlichen Lebens. Zahlreiche Bruderſchaften ſtellten ſich unter ihren Schutz. Congregationen und geiſtliche Orden wurden ihr zu Ehren geſtiftet. Wunderbar ſchöne Kirchen erbauten ſich in ihrem Namen. Wunderbar ſchöne Gemälde blühten wie Blumen unter der Sonne ihrer heiligen Schönheit auf. Die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, lebte und webte ſich in die ganze edlere Richtung des menſchlichen Lebens hinein, und dieſe hat nach keiner Seite einen Aufſchwung genommen, deſſen Schutzpatronin ſie nicht geweſen wäre. Dieſer Aufſchwung war natürlich im Mittelalter am mächtigſten, weil die Glaubenskraft jener Zeit der Concentration der Seelen am günſtigſten war, ohne welche überhaupt gar kein Aufſchwung möglich iſt, weil man ſich ohne dieſelbe mit Umherflattern begnügt. Im Mittelalter fand der Mariendienſt ſeinen Höhepunkt, nachdem die Stürme der Völkerwanderung und der Heidenbekehrung ſich gelegt hatten und die Keime der Sittigung ſich jung und kräftig zu entwickeln begannen, welche das Chriſtenthum in den umgeackerten Boden der Menſchheit geſtreut. Ein mächtig ſittigendes Element war die Verehrung der heiligen Jungfrau. Sie iſt mit ihren Leiden, Sorgen und Schmerzen, mit ihrer Armuth, Unſcheinbarkeit und Niedrigkeit den Menſchen ſo nah und ſo verſtändnißvoll, daß es kein Herz auf Erden giebt, welches ihr nicht verwandt wäre — keines! keines! Jeder fühlt ſich arm — wenn nicht an Gold und Schätzen, ſo an himmliſchen Gütern, oder an dem, was der heimlichſte glühendſte Wunſch ſeiner Seele iſt; — fühlt ſich unſcheinbar, denn Tauſende haben einen Namen oder eine Stellung, die ihn verdunkelt; — fühlt ſich niedrig, denn zu dem Punkt, der ihm ſo hoch vorkommt, daß er ihn erreichen und dort raſten mögte, bringt er es nicht. Dies empfinden Reiche wie Arme, Vornehme wie Geringe, und bei Letzteren tritt die wirkliche leibliche Noth und Dürftigkeit ach, wie drückend oft hinzu! — Und wenn Einer ein König iſt der Völker oder der Geiſter, ein Mächtiger, vor dem die Welt zittert oder den ſie bewundert — es hilft ihm nichts! er iſt doch verwandt mit der armen Maria — denn es wird doch „ein Schwert durch ſeine Seele gehen.“ Sei er noch ſo ſtolz und noch ſo groß und noch ſo trotzig und noch ſo ſelbſtvertrauend: davor rettet ihn nichts, ſchützt ihn nichts! das Schwert, das Schwert zielt nach ihm und trifft ihn gewiß. Giebt es Einen, der da Nein ſage? — o ſo warte er nur, es wird ſchon kommen! das Schwert, welches ihn im Mittelpunkt ſeines Weſens trifft, bleibt ihm nicht aus. Und ſo iſt Jeder in ſeiner tiefſten Innerlichkeit, wo er am meiſten durchſchmerzt, am empfindlichſten verwundet wird — mit der Mutter Gottes geheimnißvoll verbunden durch ein Weh, das oft ſo groß, ſo heiß, ſo blutig iſt, daß es kein Wort und keinen andern Ausdruck hat, als ſtumm mit ihr am Fuß des Kreuzes zu liegen. Dieſe große Mitleidenſchaft der Mutter Gottes mit dem Heiland am Kreuz und mit der Menſchheit zu deſſen Füßen — dieſe innigſte aller Beziehungen zu dem Schöpfer und dem Geſchöpf — dieſe ganz einzige Stellung zwiſchen dem Gott und dem Menſchen — bewirkt eine wunderbare Sympathie, welche in der Marienverehrung ihren Ausdruck findet. Natürlich war derſelbe am tiefſten und lebhafteſten zu einer Zeit, welche durch große religiöſe Ideen das Gemüthsleben bildete und hob. Die Mitleidenſchaft der Mutter Gottes gewährte ebenſoviel Erhebung über das Leid, als ihre Vermittlerſchaft Erhebung über die Schwäche verlieh. Daher kannte man nicht das matte Gewinſel unſrer Tage über die Heimſuchung mit Leiden. Litt man ſelbſt, ſo wandelte man auf dem Wege, den die „Gebenedeite unter den Weibern" gewandelt war. Litten Andere, ſo legte man Hand ans Werk, um ihnen zu helfen; vermogte man das nicht im vollen Umfang, ſo tröſtete man ſie; denn man war ſelbſt gläubig und ſprach zu Gläubigen und dem Glauben hat der Troſt noch nie gefehlt. Auch die beängſtigende Schwäche unſrer Tage kannte man nicht — dieſe Markloſigkeit zum Entſchluß, dies ſich Gehenlaſſen im Hergebrachten, dieſe Vorliebe für die Bequemlichkeit, dieſe ſchauerliche Mattherzigkeit, um der idealiſchen Richtung des Menſchen ihre Geltung, ihren Spielraum zu verſchaffen. Eine ſolche Erſchlaffung der Herzen und der Charactere geht Hand in Hand mit dem ſinkenden religiöſen Leben; und dieſes muß ſinken, wenn Wahnglaube, Irrglaube, Unglaube ſolche Nebel zwiſchen Erd' und Himmel aufſteigen laſſen, daß die Seelen zwiſchen dem verfinſternden Gewölk irre gehen und die heiligen Sterne verlieren, welche ihnen ſonſt den Weg gelichtet hatten. Die Unfähigkeit das Leid zu ertragen und die Hingebung an die Schwäche, ſind immer ein Zeichen von Entſittlichung; zur Tugend gehört Standhaftigkeit und Kraft. Es iſt aber nicht leicht ſtandhaft und ſtark zu werden, wenn man, zwiſchen Wolken und auf Dornen gehend, auch noch ohne himmliſch innige Gemeinſchaft und göttlich zärtliche Theilnahme allein mit ſeinem Ich ſich befindet. Es iſt ſogar ganz unmöglich! der Erfolg zeigt es. Die glaubensloſe Zeit bildet Charactere von ſo unerhörter ſittlicher Markloſigkeit, daß ſie nur noch fähig ſind aufzutaumeln unter der Moxa irgend einer gewaltigen äußern Aufregung. Hört die auf, ſo läßt auch die Spannung nach. Gelaſſene, unüberwindliche Ausdauer giebt nur der Glaube innerhalb der Kirche, weil ſie dem Menſchen das bietet, wovon er in Fülle leben und woran er ſein Genügen haben kann. Und dazu reicht der große Gedanke von Gott und Unſterblichkeit nicht aus, den auch die edelſten der Heiden hatten und doch ſo fern waren von dem chriſtlichen Ideal der Vollkommenheit! Denn wenn jener große Gedanke nicht von dem Glauben an die Erlöſung durch einen menſchgewordenen Gott beſeelt wird, ſo iſt er mehr ein Syſtem als eine weſenvolle Wahrheit, mehr ein Begriff als ein Lebenspunkt, mehr ein Beſchluß des Verſtandes, als ein Schatz des Herzens; — iſt eine Formel, die neben dem Leben einherwandelt, die aber der Innerlichkeit entbehrt um wirkſam und erwärmend in das Leben eingreifen und auf die Höhe es heben zu können, zu welcher der chriſtliche Glaube ſeine Kinder beruft und hinanbildet. Der Menſch iſt kein unerſchaffner Geiſt, der ſich dem Unerſchaffnen auf gleicher Höhe wechſellos gegenüber zu halten vermögte. Wer das ſagt, irrt ſich ſchwer oder lügt. Es iſt ein ſinnliches Weſen, welches vielfacher Vermittlung mit dem Ueberſinnlichen bedarf; ein unvollkommnes, das durch tauſend und aber tauſend Abſtufungen die Vollkommenheit Gottes ahnen lernt; ein gebrechliches, das unzähliger ſicherer Stützen bedarf, um nicht hundertmal todesmüde auf ſeiner Pilgerfahrt zuſammen zu ſinken. Iſt er das nicht? — Gewiß! — Nun wol! — weshalb verſchmähſt Du denn die Vermittlung, die Abſtufungen, die Stützen, welche Dir nothwendig ſind, wenn Du zur Kraft, zur Erkenntniß, zur Ausdauer gelangen willſt? Von Deiner Sinnlichkeit, Deiner Unvollkommenheit, Deiner Gebrechlichkeit wirſt Du gar viel zu leiden haben, ſobald Du mit Ernſt an Deiner Vervollkommnung arbeiteſt. Die Kirche bietet Dir Troſt, Hülfe und Rettung aus dieſem Strudel an und Du wagſt zu ſprechen: „Nein! ſie hat nur Götzendienſt oder Menſchenſatzungen!“ — So wenig liegt Dir an Deiner unſterblichen Seele und ihrem ewigen Heile, ſo wenig — daß Du Deine Armſeligkeit zugiebſt, weil Du ſie freilich nicht leugnen kannſt! — und dennoch nicht einmal zu Dir ſelbſt ſprichſt: „Ich will doch ſehen, ob ſie hält, was ſie zuſagt, dieſe prahleriſche alleinſeligmachende Kirche, mit ihrem Mariendienſt und ihrer Heiligenverehrung!“ — Ja, ja! ſo tief biſt Du verſunken in Babylons Erſchlaffung! Dahin iſt es gekommen durch die verderbliche Lehre, daß der Glaube allein ſelig mache! Anfangs hat ſie den Menſchen überreizt, hat ihn in einen falſchen Spiritualismus hinein getrieben und deſſen letztes Ende iſt unvermeidlich entweder Nihilismus oder Materialismus — weil im Menſchen ein Reſiduum von unberückſichtigter Bedürftigkeit zurückbleibt, welche früher oder ſpäter Rache nimmt für die Verwahrloſung, worin jener Spiritualismus ſie hat verkommen laſſen. Sie wendet ſich dann zu ſeinem vollkommnen Gegenſatz oder läuft aus zu ſeiner vollkommnen Leerheit.

Alles Schöne, alles Idealiſche hat der Proteſtantismus unbarmherzig aus ſeinen Confeſſionen herausgeworfen! An die Verehrung der jungfräulichen Mutter Gottes knüpft ſich von ſelbſt die Liebe, die Vorliebe für den jungfräulichen Stand, für das Kloſterleben, — dieſe immerblühende Lilie der Kirche, welche ſie mit ſolcher Innigkeit und Theilnahme gepflegt und welche es ihr wiederum durch wunderbare Verherrlichung der Seelen gelohnt hat. Aber die Reformatoren verfuhren mit den Menſchen, als ob dieſe gar keine Seelen hätten! Die Liebe für den jungfräulichen Stand hatte nicht mehr zu exiſtiren, weil man ihn entweiht hatte. Die liebliche Hingebung des ganzen Lebens und Weſens an Gott wurde für ſündhaft erklärt, oder für unmöglich, oder für Auflehnung gegen göttliche Anordnung, welche die Ehe eingeſetzt habe. Da aber die Ehe zu gleicher Zeit ihres ſacramentaliſchen Characters entkleidet, die Eheſcheidung ganz allgemein und die Vielweiberei ausnahmsweiſe erlaubt wurde: ſo bekam das ganze Leben einen erſtaunlich gemeinen, ja brutalen Zuſchnitt und die Stellung des Weibes namentlich ward wieder mit der Barbarei des Alterthums bedroht.

Die Ehe in demſelben Augenblick des ſacramentaliſchen Characters zu berauben, wo man ſie der Menſchheit als den erhabenſten Stand vorführte, war nur einer der gewöhnlichen Widerſprüche der neuen Lehre; leider aber war jene Beraubung ein furchtbares Verbrechen gegen die Menſchheit — ein ſo inhaltſchweres Verbrechen, daß die ganze Zerſetzung des ſocialen Körpers in unſern Tagen aufs Engſte damit zuſammenhängt.

Das Weib war durch das Chriſtenthum aus ſeinem ſclaviſchen Zuſtand emporgehoben. In andächtiger Liebe, in frommer Verehrung hielten ſich Weiber zu dem Heiland und zu ſeiner heiligen Mutter. Sie fühlten, daß die Erlöſung ihnen nicht blos für den Himmel, ſondern auch für die Erde gebracht werde. Die göttliche Liebe, welche ſich aller Schwachen, Hülfloſen und Unterdrückten annahm und ſie zu Kindern Gottes machte, konnte an ihnen nicht mit leerer Hand vorübergehen — und ging nicht ſo vorüber. So oft der Heiland zu einem Weibe ſpricht — und ſei es ein ſolches, von dem ſich die Phariſäer verachtend abwenden — ſpricht er mild und liebevoll, blickt er es gütig an, läßt er ſich die Huldigung gefallen, die es ihm darbringt, gewinnt er die Herzen der Mütter, indem er ihre Kinder ſegnet und die Seelen der Sünderinnen, indem er ihnen verzeiht. Das Weib fühlte ſich zu Ehren gebracht, denn es fühlte ſich geliebt. Geliebt war es ſeit einigen tauſend Jahren nicht worden; nicht geliebt, ſeitdem es das Paradies verſcherzt hatte: — nur begehrt! — Jetzt wurde es anders. Der himmliſche Sonnenſtral, der von der Höhe des neuen Tages in des Weibes lange kalte Nacht hineinfiel, weckte das in ihm auf, was bis jetzt nicht hatte erwachen können, weil die Lebensbedingungen fehlten: die Seele! und der erſte Act einer Seele, die aus ihrem Torpor erwachend über ſich ſelbſt zum Bewußtſein kommt, iſt — den Erwecker unendlich zu lieben. Mir ſcheint wirklich, daß die Frauen in den Evangelien, die Jüngerinnen Jeſu, ihn mehr liebten, ihm unbedingter anhingen, ihm gläubiger vertrauten, als ſelbſt die Apoſtel. Keine verrieth ihn, keine verläugnete ihn, keine zweifelte an ihm, keine fürchtete ſich, ſein Grab zu beſuchen. Dafür ſchaute den Auferſtandenen zuerſt das Auge eines Weibes! Dafür blieb dem ganzen Geſchlecht der Segen der Heilands!

Die Apoſtel fuhren fort, gleichberechtigte Geſchöpfe in den frommen Frauen zu ſehen, die mit ſo großer Hingebung zwiſchen ihnen lebten oder das Beiſpiel ſo großer Bekehrung gaben. Die heilige Mutter des Heilands, welche in ihrer Mitte ihr wunderbares, mit göttlichen Freuden und göttlichen Schmerzen begnadetes Leben noch manches Jahr fortlebte, warf einen Abglanz der Verehrung, welche ſie genoß, auf ihr Geſchlecht. Es traten auch bald Tage ein, in denen ſie beweiſen konnten, daß ſie nicht umſonſt Gnaden empfangen hatten. Unter Druck und Verfolgung bildeten ſich die chriſtlichen Gemeinden und die Frauen nahmen ebenſo bereitwillig ihren Theil davon hin, als ſie zu Liebeserweiſungen in Sorgen und Mühen und im Dienſt der Gemeinden thätig waren.

Als die Zeiten immer wilder und grauſamer gegen die Chriſten ſich geſtalteten, ſtellten die Frauen ihre heilige Schaar der Martyrinnen neben die der Männer in den Kampf des Glaubens. Dadurch empfing ihre

Seele die Bluttaufe. Der Heiligenſchein macht ebenbürtig. Das Weib war gerettet. Wer eines ſo ſtarken Glaubens, einer ſo feurigen Liebe fähig iſt, um für ſie den bitterſten Tod zu erdulden, kann unmöglich ein Weſen mißachten, das von denſelben Empfindungen und in demſelben Maß beſeelt iſt. Glaubenskraft und Liebesglut retteten das Weib auf einem ſtralenden Flügelpaar aus der Verſunkenheit ſeiner Exiſtenz. Keine Weisheit einer Diotima, keine Tugend einer Cornelia hatte das bewerkſtelligen können, was die Kraft des Blutes Chriſti bewirkte.

Und es blieb nun ſo! — An das Geſchlecht der Märtyrer reihte ſich das der Heiligen ohne blutiges Marterthum an; bei den Männern wie bei den Frauen. In Bethlehems Felſengrotten wird die der heiligen Paula neben der vom heiligen Hieronymus gezeigt. Wer kennt den Auguſtinus, ohne ſogleich der heiligen Monika zu gedenken, deren thränenvolle Gebete vielleicht den Heiligenſchein auf ihn herabgezogen haben. Der große occidentaliſche Ordensſtifter St. Benedict hatte zur Schweſter die heilige Scholaſtica. Die tiefſinnige prophetiſche Abtiſſin Hildegard war Zeitgenoſſin des heiligen Bernhard und die Ordensfrau Clara wetteiferte in demüthiger Armuth mit dem heiligen Franz von Aſſiſi ſelbſt — mit dieſem Genie der Weltverläugnung. Im Kloſter die Einen und die Anderen in der Welt — bewirkten ſie die Heiligung ihrer eigenen und fremder

Seelen, damit das Blut Chriſti nicht umſonſt für ſie vergoſſen ſei.

Aber freilich — die Lehre war noch nicht erfunden worden, daß das Kloſterleben ſündhaft und die Ehe auflösbar ſei. War der eheliche Stand für Jeden eine Pflicht, ſo waren die großen Apoſtel Paulus und Johannes die Erſten, welche dieſelben verletzten und Paulus machte ſich dann noch überdas des Unrechts ſchuldig, daß er den jungfräulichen Stand — vermuthlich weil er ihn führte! — über den ehelichen ſtellte. Aber Gott, der dem ehelichen Stand ſeinen Segen gab, hat nirgends anbefohlen, daß Jeder ihm angehören müſſe; während der Heiland es der Selbſtbeſtimmung des Einzelnen und der Macht der Gnade in ihm überläßt, welche Wahl er treffen wolle. So mußte es ſein, um den freien Willen nicht zu beengen: die Vollkommenheit war das Gebot, das Jedem ohne Ausnahme gegeben wurde: aber den Weg, den er zu jenem Ziel einſchlagen wollte, ſollte Jeder frei wählen, um es deſto ſicherer erreichen zu können. Daß der, deſſen Sinn nur auf Himmliſches und Ueberirdiſches hin- und von aller irdiſchen Freude abgewendet iſt, inniger mit Gott und mit göttlichen Dingen vertraut ſein muß, als der Andere, der mit den weltlichen Dingen und den irdiſchen Verhältniſſen ſich zu ſchaffen macht — daß der, welcher ſeinen ganzen irdiſchen Menſchen der Sehnſucht unterworfen hat, Gott näher zu ſein, durch die gänzliche Verſchmähung der Welt und die gänzliche Beherrſchung des niedern Willens, ihm auch in der That näher kommt, als der Andere, der Beſitz nimmt von den Gütern und Genüſſen der Erde — wer hat dies während anderthalb Jahrtauſenden geleugnet? Vielleicht häretiſche Secten, die mir nicht bekannt ſind; vielleicht einzelne jener unſeligen Individuen, die, von den Netzen der Sinnlichkeit umſtrickt, mit Herz und Augen zu feſt am Boden haften, um irgend Etwas zu begreifen, das ihm nicht entwachſen iſt. Genug! während anderthalb Jahrtauſenden galt der jungfräuliche, gottgeweihte Stand und das mit ihm verbundene Kloſterleben für ehrwürdiger und heilbringender, als der eheliche Stand und das Weltleben — denn er hatte für ſich den Rath des Heilands und die Lehre der Kirche.

In welche Finſterniſſe der Zeiten und der Seelen warfen nicht die Klöſter ihr mildes Licht hinein! Welche Wunder an Um- und Ausbildung der Menſchheit haben ſie hervorgebracht! Der gottgeweihte Sinn, aus dem ſie erwuchſen, mußte göttlichen Segen auf ſie herab ziehen und ſie zu der Schaale machen, in welcher ſein Thau ſich ſammelte, um in friſchen Bächen die Welt zu durchrieſeln. Sie förderten zugleich das materielle, das geiſtige und das ſeeliſche Wol der Menſchheit. In ſpätern Tagen hat man geglaubt Wunder-was! zu thun, wenn man für eine dieſer Richtungen ſorgte. Sie nahmen mit ihren verſchiedenen Orden ſie alle in die Hand! Was aus dem wüſten, wilden Erdboden zu machen ſei — was aus dem Durſt nach Erkenntniß und Wiſſen, der den menſchlichen Geiſt ſo mächtig zerarbeitet — was aus dem Drang der Seele, die in Andacht und Beſchaulichkeit, in Gebet und Eingezogenheit die ſtille Zelle — oder die heilige Thätigkeit der Werke der Barmherzigkeit ſucht: ſie haben Alles verſtanden, Alles geleiſtet, Allem entſprochen, Alles verſorgt. Auf der ganzen Leiter der unermeßlichen Bedürftigkeit des Menſchen iſt nicht eine Sproſſe, auf der nicht ein Kloſter geſtanden hätte, um eine Lücke zu füllen oder einem Mangel abzuhelfen. Sie zogen die armſeligſten wie die erhabenſten Geſchöpfe in ihr Bereich. Sie boten der Heiligkeit den Thron der Demuth und der Verworfenheit den Thron der Buße. Sie pflegten die Kranken, ſie ſpeiſten die Hungernden, ſie erlöſten die Gefangenen, ſie entſendeten Miſſionäre, ſie ſchrieben und ſammelten Bücher, ſie belehrten die Jugend, ſie beſchirmten das Alter, ſie lichteten Wälder, ſie bebauten Wüſten, ſie führten die Seelen — — giebt es irgend etwas Nützliches, Wohlthätiges, Menſchenfreundliches, was ſie nicht gethan hätten? — Und das Alles thaten ſie aus Liebe zu Gott und der Sehnſucht, ihm näher zu kommen; aus Liebe zum Heiland und der Sehnſucht, ihm ähnlich zu werden; aus Liebe für ihre eigene unſterbliche Seele und für andere unſterbliche Seelen. Nichts wollten ſie von den Menſchen — nur ihnen dienen; nichts von der Welt — nur ſie retten; nichts von der Erde — nur ihr entſagen; nichts vom Glück — nur es verſchmähen. Was ſie wollten — das war der Himmel! aber den gewiß! den durchaus! — So waren ſie ſublime Egoiſten; — denkt jetzt vielleicht zu ſeinem Troſt manch egoiſtiſches Weltkind. O irrt Euch nicht und laßt, ich bitte, den Worten ihre Bedeutung! Der Egoiſt opfert Andere, doch nicht ſich ſelbſt für eine irdiſche Befriedigung auf; und hier iſt nur von einer himmliſchen die Rede, die er gar nicht zu faſſen vermag. Wo die Triebfedern zum Handeln aus der Liebe zu Gott entſpringen, da gibt es keinen Egoismus.

Wie war das Weib ſo wol behütet, ſo ſicher geſtellt hinter Schleier und Gitter! Nicht etwa als hätte die ſogenannte Rohheit des Zeitalters ihm einen ſolchen Schutz beſonders nothwendig gemacht! o nein. In ſeinen heiligſten Intereſſen, als Gattin und Mutter wie in ſeinem jungfräulichen Stande, war es ohnehin beſchirmt durch die Unauflöslichkeit der Ehe ſowol, als durch die religiöſe Geſinnung der Zeit. Aber daß ihm überhaupt eine ſolche himmliſche Heimat auf Erden geöffnet war — eine ſolche Freiſtatt, wohin der Taumel und das Fieber und die Qual und das Herzeleid und das Weh des Lebens nicht dringen konnten — eine ſolche geheiligte Inſel im Ozean der Welt, an deren Küſte die Syrenenſtimmen verhallten: das war die Wolthat; das gewährte die Sicherheit.

Es iſt nun einmal ſo und kann gar nicht geändert werden, weil es aufs Tiefſte mit der Natur und der Beſtimmung des Weibes zuſammenhängt, daß ſeine Stellung im Leben unendlich viel ſchwieriger als die des Mannes iſt. Denn es iſt wehrlos, iſt durch ſeine feine, bewegliche, reizbare Organiſation tauſend Angriffen ausgeſetzt, ſoll ſich vertheidigen zugleich nach Außen und nach Innen, ſoll aber nur himmliſche Waffen brauchen und ſoll von den irdiſchen, mit denen man es angreift, nur ja keine Wunden empfangen. Dieſe Foderung wird ganz allgemein an das Geſchlecht und an jede Einzelne beſonders geſtellt. An einen Mann, und wär' er ein Heiliger, iſt ſie noch nie geſtellt worden! Wird der Mann beleidigt, ſo kann er ſich vertheidigen mit Hand und Mund, mit Schwert und Wort; wird das Weib beleidigt — und es kann an ſeiner Seele ſo tödtlich beleidigt werden wie nimmermehr ein Mann, weil es verletzbarer und ſenſitiver iſt — ſo hat es zu ſchweigen — und dann erſt recht! — Thut das Leben Griffe mit eiſerner Fauſt nach dem Manne — er ſchlägt ſie zurück! legt ſich eine rohe Fauſt auf ſeine Schulter — er ſchüttelt ſie ab! Narben und Wunden ſind für ihn mehr eine Ehre als eine Schmach, denn er iſt nun einmal beſtimmt für den Kampf mit der Welt, und bleibt er nur auf ſeinen Füßen ſtehen, ſo gilt er als Sieger. Keine rohe Hand kann ihm das Herz zerknicken, keine Staubwolke ſeine Stirn beflecken. Taſtet aber eine ſolche rohe Fauſt ein Weib an, ſo können dadurch die vibrirenden Saiten der innern Harmonie auf immer zerriſſen und unauflösliche Mißklänge hervor geruſen werden, weil es nie und nimmermehr eine ſolche Berührung vergeſſen kann. Die Spur derſelben am Weibe zu finden, einen Flecken, eine Wunde — liebt die Welt durchaus nicht. Sie will etwas Unangetaſtetes im Weibe ſehen, während ſie doch nicht im Stande iſt, ihm eine Stellung der Unantaſtbarkeit zu verſchaffen.

Siehe, da öffnen ſich die Pforten des Kloſters — und das Weib iſt geborgen, denn da iſt es unangetaſtet! — — O die Welt würde deshalb ja nicht öde werden, es würden ſich ja nicht Millionen in die ſtille gottgeweihte Einſamkeit flüchten, die Ordnung der Natur würde ja immer ihr Recht und ihre Macht auf die Mehrzahl üben. Aber es giebt doch Seelen, die eine inſtinktartige Scheu vor der Welt haben, die ſich ſchüchtern in ſich ſelbſt zuſammen falten vor dem fremden Blick, dem fremden Wort — die frühe ſo ergriffen ſind von der Vergänglichkeit des Irdiſchen, daß ſie es keines Wunſches werth zu achten vermögen — die früh begreifen oder mindeſtens ahnen, daß ihr eigentliches Leben nur in ihrem Herzen iſt, und daß dies Leben am ſchönſten, am vollkommenſten ſein muß, wenn ſie ihr Herz der unwandelbaren Schönheit und Allheiligkeit zu eigen geben — die ahnungsvoll ein irdiſches Schickſal voll unſäglicher und unzähliger Opfer für eigene und fremde Leidenſchaften ermeſſen und lieber das eine große Opfer aller Leidenſchaft bringen wollen. Es giebt doch ſo demüthige Seelen, daß der Dienſt im Gehorſam ihre Freude iſt; ſo reine Seelen, daß ihnen die Buße eine Befriedigung und keine Strafe iſt; ſo mächtige Seelen, daß ſie aus dem Gebet den Beruf ihres Lebens machen können; — was ſollen die in der Welt beginnen und was die Welt mit ihnen? Unpraktiſche Gattinnen und verkümmerte alte Jungfern werden ſie! Tauſend Weiber paſſen nicht für das Kloſterleben — ſpricht man. Das iſt möglich, obwol keinesweges dadurch bewieſen, daß man ſo ſpricht. Nun kommt aber Eines, welches durchaus nicht für das Weltleben paßt — und auf viele Tauſende Eines, das macht eine große Zahl! für dieſe öffnete ſich die Kloſterpforte, dieſen ward vergönnt, nach ihren wahren Bedürfniſſen, nicht nach angekünſtelten oder gewohnheitlichen, ihr Leben hinzubringen.

Nur weil der große Gedanke an Gott, der tröſtende an den Heiland, der zärtliche an die Mutter Gottes, der liebende an das Heil geliebter Seelen, der innige an das eigene Seelenheil, der mächtige an die erhabene Gemeinſchaft der Kirche — welk und lau geworden iſt; nur weil Unglaube, Aberwitz und falſche Wiſſenſchaft den Menſchen ſo vielfach um die Kleinodien ſeines geiſtigen Lebens gebracht haben, daß er in himmliſchen Gedanken und heiligen Beſtrebungen nicht mehr zu

Hauſe iſt — nur darum traut er auch Anderen nicht dieſe Fähigkeit zu; nur darum verſchwanden vor dreihundert Jahren die Klöſter gänzlich aus der proteſtantiſchen Welt und innerhalb der letzten achtzig Jahre vor revolutionirenden Völkern und Fürſten auch großentheils aus der katholiſchen. Der Segen der Klöſter ging; der Unſegen des Proletariats kam; — des Proletariats in allen Ständen, wenn nicht was die Armuth, ſo doch was die Ueberflüſſigkeit und Nutzloſigkeit betrifft! in Fürſtenhäuſern, in Adelsfamilien grade ſo gut, wie in den untern Klaſſen.

Ein Ordensmann oder eine Ordensfrau in einer Familie verknüpfte dieſelbe inniger mit dem religiöſen Leben, ja konnte vielleicht alle oder einzelne Mitglieder derſelben durch Beiſpiel und Gebet heiligen. Oder blieb man verſunken in die Angelegenheiten und Geſchäfte der Welt, ſo traten doch ach wie häufig! Ereigniſſe und Schickſale ein, die man gern dem Gebet des Bruders oder der Schweſter anvertraute, welche nicht in ſpärlichen Augenblicken, ſondern immer in der Nähe und vor dem Angeſicht Gottes weilten. Sie wurden die irdiſchen Schutzpatrone und guten Engel der Ihrigen. Welch eine liebliche Beſtimmung — beſonders für das Weib, das ſo recht, und eigentlich immer, berufen iſt, liebend ſchützen und ſchirmen zu wollen, weil dies das Weſen der mütterlichen Liebe iſt! Ueber die Kinder ihrer Seele breitete ſie die ſchneeweißen Fittige des Gebetes gegen tauſend Gefahren des Leibes und der Seele aus. Welch eine beſeligende Liebe, die nichts will, als die Geliebten zu Gott führen und in die weder Selbſtſucht noch Enttäuſchung ſich miſcht, weil ſie in Gott allein, nicht in der Kreatur ihren Urſprung hat.

All jene Enttäuſchungen, die mit dem Streben und Sehnen nach irdiſchem Glück unauflöslich verknüpft ſind — all jene tauſend und aber tauſend Schmerzlichkeiten, Nadelſtiche der Exiſtenz, vielleicht um deſto peinlicher je winziger — und die doch gar nicht zu vermeiden ſind im Gedränge der Menſchen, wo ſich Jeder zu ſeinem Ziel, ohne viel Rückſicht auf Andere, den Weg bahnt — welch eine Flut von Leiden und Bitterkeiten bringen ſie über das Weib, das ſein Herz ihnen hingegeben hat! Und wenn es zurückgezogen iſt, das arme Herz, ganz matt und durchſchmerzt — wohin ſoll es ſich betten in der Welt, die nur für Glückliche und Triumphirende Theilnahme hat? Wie leicht wird es da erbittert oder durchkältet. Aber nicht im Kloſter! da iſt nicht der Contraſt zwiſchen Beſitz und Entbehrung, zwiſchen Bevorzugung und Vernachläſſigung! da wird kein Unterſchied zwiſchen ſchön und häßlich, zwiſchen reich und arm, zwiſchen vornehm und gering gemacht! da ſind Alle gleich im Gehorſam und in der Armuth! da ſtirbt die Erbitterung wie Nachtſchatten, den man aus ſumpfigem Boden in ſonniges Erdreich verpflanzt.

Das drückende Gefühl, überflüſſig, gar läſtig zu ſein, welches ſo manche vereinzelte Frauen heimſucht, die nicht die Mittel haben, ſich eine unabhängige Stellung zu verſchaffen; — oder das nicht minder drückende, daß man wol etwas leiſten, wirken und nützen könnte, wenn andre Kräfte, wenn ein größerer Kreis der eigenen Unvollkommenheit zu Hülfe käme, daß aber jene Fähigkeiten erſterben müſſen, weil ſie in der Welt nicht den entſprechenden Anknüpfungspunkt finden; — nimmt das Kloſterleben hinweg. Der Regel unter- und dem Beruf eingeordnet, hat Jede den Platz gefunden, um mit ihren beſten Kräften Gott zu dienen.

Ach wie oft muß die Frau den beſten Theil ihrer Seele, die Flamme, auslöſchen oder unterdrücken, um mit dem ſchlechteſten, der Aſche, unvollkommen zu vegetiren, weil ſie in widerſtrebende Umgebung, in unharmoniſche Verhältniſſe ſich zu fügen hat. Ach und wie oft entſchließt ſie ſich dazu, um eine gewiſſe Stellung im Leben, eine äußerliche Unabhängigkeit zu erringen, wodurch ſie von der Pein des Alleinſtehens oder von dem Joch der Abhängigkeit oder von dem Druck der Dürftigkeit befreit wird. Wüßte ſie einen Zufluchtsort — ſie thäte es nicht! ſie lebte lieber mit der Flamme, als mit der Aſche in ihrer Bruſt! — Nun, im Kloſter braucht keine Flamme ausgelöſcht zu werden! nur eine reine Nahrung und feſte Richtung muß man ihr geben.

Die wahre Freiheit und das wahre Glück, ſo wie die ſchönſte Entwickelung des Weibes bot ihm das Kloſterleben. Ja, blos dadurch, daß Klöſter exiſtirten, war es ſchon beſchirmt in ſeiner Eigenthümlichkeit — theils durch die klöſterliche Erziehung, die es genoß; theils durch die Sitte, ſich zeitweiſe, in trüben oder ſtürmiſchen Lebensepochen, in ein Kloſter zurück zu ziehen; theils weil ihm die Möglichkeit gegönnt war, gewiſſe Fähigkeiten auszubilden, die ſein inneres Leben verſchönerten, oder vor Gefahren ſich zu retten, wenn ſie überwältigend zu werden drohten: theils weil es zwiſchen den drängenden und betäubenden Sorgen des irdiſchen Lebens und zwiſchen dem Frieden des ewigen einen Abſchnitt machen und die letzten Jahre wenigſtens fern vom tumultuariſchen Treiben der Welt hinbringen durfte. Wenn die Kinder erzogen und verſorgt, wenn alle Pflichten erfüllt, allen Anſprüchen genügt war — wenn die Aufgabe der Erde mit ſo manchen ſchweren Anſtrengungen, ſauern Kämpfen, bittern Thränen gelöst und ihre Freuden in ihrer ganzen Nichtigkeit erkannt waren — dann trat der Augenblick ein, wo das Bedürfniß, dem Ueberirdiſchen ſich zuzuwenden, Berückſichtigung finden durfte. Oder war die ganze Jugend in Glanz und Luſt der Welt verſunken geweſen, ſo machte ſich doch endlich eine höhere Sehnſucht geltend, und man entſagte freiwillig ihren Herrlichkeiten, bevor der Tod zur Entſagung zwang. Hinter dem klöſterlichen Gitter, in dürftiger Zelle, im demüthigen Gewande der Ordensfrau ſtarben Königinnen und Fürſtinnen und Unzählige, welche ihre Seele noch bei Lebzeiten von allen Feſſeln des Irdiſchen abzulöſen trachteten. Von der Wiege bis zum Grabe, durch alle Verzweigungen des Lebens, für alle höheren in der Welt unbefriedigbaren Wünſche, übte das Kloſter ſeinen milden Einfluß, den Weltlichen zur Rettung, den Frommen zum Heil — *ohne* ihre Gelübde zu empfangen. Was mußte es erſt *mit* den Gelübden gewähren! Welch eine Intenſität des innern Lebens mußte ſich in ihm entwickeln zu einer Zeit, welche überhaupt dem innern Leben ſo günſtig — weil ſie beſeelt vom warmen, pulſirenden Glauben war. Jetzt glaubt man meiſtens ſo gewiß rationaliſtiſch, hierum und darum, weil die Vernunft darauf hinweiſt, weil der Verſtand ein jämmerlich Ding iſt, weil die Leidenſchaften durch Moralpredigten nicht zu bändigen ſind. Aber das können die Puriſten im Glauben nicht als Glaube anerkennen! der muß nicht hierum und darum, ſondern das klopfende Herz des Menſchen — muß deſſen eigentlicher Lebenspunkt ſein, um den, wie um die Quelle in der Wüſte, ein Palmenhain aufſprießt. Durch den muß man ſich in die volle Gemeinſchaft der Kirche, mit allem Leid der Erde, mit der ganzen Glorie des Himmels, in wechſelwirkende Beziehung bringen und wiſſen. Und der muß ſeine Nahrung empfangen aus dem Dogma der Menſchwerdung Gottes; denn es iſt dasjenige, welches den Menſchen am Tiefſten in ſeiner ganzen Weſenheit erfaßt, weil er, trotz der ſündhaften Natur, die ſeine Seele umhaftet, dennoch Trieb und Sehnſucht nach Umbildung des Menſchlichen zum Göttlichen hat. Die Wechſelbeziehung zwiſchen dem menſchgewordenen Gott und dem zur Gottähnlichkeit berufenen Menſchen iſt der wahre Vitalpunkt des Glaubens, durch den er in die Gemeinſchaft mit Haupt und Gliedern der Kirche hineingeboren wird. Steht dieſer Glaube in Blüte, ſo entwickelt ſich das religiöſe Leben zur kräftigſten Intenſität — und iſt vom Kloſterberuf nicht zu trennen. Denn das iſt richtig: in die profane Welt, deren Männer an Actien und Champagner, deren Frauen an Sammet und Spitzen denken, thaut es ſeine Gnadenfülle nicht hinein. Es zieht ſich von ihr zurück. Ohne die Abtödtung des natürlichen Menſchen, ohne die Sehnſucht nach und die Anſtrengung für die Wiedergeburt, ohne die ganze Hingebung, die nur aus einer ungetheilten Liebe hervorgeht, iſt die volle Begnadigung mit dem Leben in Gott nicht denkbar — weil nicht irdiſche Begierden mit himmliſchen Aſpirationen vereint, in derſelben Bruſt ihr Reich gründen können. Die Schaar der Finſterniß wird die des Lichtes beſiegen oder von ihr beſiegt werden. Der beſiegte Theil wird ſich ab und an regen, vielleicht eine Empörung verſuchen gegen ſein Joch; die Herrſchaft wird vielleicht von dem Einen auf den

Anderen übergeben; aber gemeinſchaftlich verwalten — läßt ſie ſich nicht! Man muß ſich entſcheiden, ganz zu glauben oder gar nicht zu glauben: dann öffnet oder ſchließt ſich die Pforte zum Leben in Gott — und der Menſch weiß, wohin er ſich hält. Allein zwiſchen Thür und Angel des Glaubens zu ſtehen — karg zu berechnen, ob man ihm nicht zu viel Spielraum gönne, ob es auch weiſe ſei, ſich unbedingt in die Arme Gottes zu werfen, ob man Erſatz für ſolche Opfer finden werde, ob der Verſtand auch nicht zu kurz dabei kommen könne — das iſt eben, was ich einen rationaliſtiſchen Glauben nenne, mit dem die Welt zu einer Eiskugel erfriert, auf welcher der menſchgewordene Gott keine Stätte findet. Der Stall von Bethlehem iſt zu arm — und das Haus von Nazareth zu dunkel — und das Kreuz auf Golgatha zu blutig — und ſeine heilige Mutter iſt eine ganz gewöhnliche fromme Frau! man bringt es eben nicht zum Glauben, daß das Alles göttlich iſt; man wird alſo nicht durch die Verabgründung des Gottes in die Armſeligkeit des Fleiſches ergriffen und zum anbetenden Dank erſchüttert.

Aber um dieſe dreht ſich, wie um die Sonne das Planetenſyſtem, das ganze klöſterliche Leben mit all ſeinen Abſtufungen von ſchlichter Frömmigkeit bis zu erhabenen Extaſen, Viſionen und Offenbarungen, welche Zeugniß dafür ablegen, zu welcher Höhe die Menſchenſeele emporgehoben werden kann, wenn ſie ſich zu einem willigen Werkzeug der Gnade macht und jeder Thätigkeit im niedern Leben entſagt. Die Weltkinder nennen das Ueberſpannung. Ja! für ihre Seelen, für ihre Beſtrebungen, für ihre Begriffe, für ihre Anſchauungen wäre es allerdings eine ganz unmöglich zu leiſtende Ueberſpannung, wenn man ihnen zumuthen wollte, dem Schwung eines heiligen Franz von Aſſiſi, einer heiligen Catharina von Siena, einer heiligen Thereſe zu folgen. Allein das beweist nur *ihr* Unvermögen, aber mitnichten, daß dasjenige, was ſie nach ihrem Maßſtab Ueberſpannung nennen, nicht die Spannung der höchſten Seelenkräfte ſei. Ach, wenn wir, die wir ja noch ſo ganz in der Irdiſchkeit befangen ſind, dennoch eine Seelenfreude, einen geiſtigen Genuß dem prächtigſten Kleide, der ſeltenſten Speiſe, dem Sack voll Geld vorziehen — obgleich jene ſchneller vergehen, als dieſe; welche Seligkeit mag dann wol in einer einzigen Minute für jene hohen und reinen Seelen enthalten geweſen ſein, die eines Blickes in die göttlichen Geheimniſſe gewürdigt wurden, weil ſie nicht blos den Ueberfluß, ſondern die Nothdurft der Erde verſchmähten.

Die ganze Stellung der beiden Geſchlechter zu einander wurde eine edlere, eine achtungsvollere dadurch, daß die Klöſter mit ihrem myſtiſchen Reiz den Jüngling und die Jungfrau von dem ſinnlichen Reiz der Welt hinweglocken konnten. Das liebliche Mädchen nahm den Schleier ſtatt der dargebotenen Hand eines Mannes. Die ſchöne Frau nahm den Schleier nach dem frühen Tode des Gemals. Der ritterliche Jüngling vertauſchte ſeine Rüſtung mit der Kutte des Ordensmannes und entſagte der Gunſt der Frauen für den reinen Dienſt Marias. So war doch etwas in den Seelen, was ſie befähigte, einer idealiſchen Richtung zu folgen, was nicht widerſtrebte dem Zuge nach Oben! So faßten ſie doch die Idee, daß man einem andern Ziel ſich zuwenden könne als dem, wohin Fleiſch und Blut führen! So begriffen ſie doch, daß in der Entſagung ein ſüßes Geheimniß der zarteſten Liebe verborgen ſein müſſe! Und wenn ſie es für ſich weder faßten noch begriffen: ſo ſahen ſie, daß es um ſie her vorging. Aus dem Kreiſe der Geſpielinnen, aus der Schaar der Kampfgenoſſen verſchwand hier ein Mann, dort eine Jungfrau in der Abgeſchiedenheit der Kloſterzelle. Was war es denn für eine Macht, welche gebieteriſch Jugend und Weltluſt ihrem Gebiet entführten? — Vielleicht ſpäter, vielleicht nach manchen Irrwegen und Irrthümern, richtete doch noch Einer dieſe Frage an ſich und folgte dem Jugendgenoſſen mit dem Bedauern, es nicht früher gethan zu haben. Die Ehe wurde dadurch vor dem entſetzlichen Unglück bewahrt, als eine Verſorgungsanſtalt oder als ein Schritt betrachtet und behandelt zu werden, den man Anſtandshalber thun müſſe, um unter den Menſchen mitzuzählen. Die Männer ſahen, daß es Frauen gab, welche die Ehre, eine

Braut Chriſti zu ſein, über dieſenige ſtellten, ihre Gattin zu werden. Die Frauen ſahen, daß es Männer gab, welche keine Sclaven ihrer Gunſt waren. Das mußte ihnen eine edlere Stellung einander gegenüber geben. Können die Männer ein Geſchlecht ehren, deſſen leitende Idee es iſt, ſich fürs Leben in möglichſt hohe Wellen von Sammt und Seide unterzutauchen? Können die Frauen ein Geſchlecht ehren, welches das eheliche Glück nach der größten Zahl der Thaler berechnet? In beiden Geſchlechtern muß eine gewiſſe gegenſeitige Mißachtung aufkeimen, wenn ſie wahrnehmen, daß in dem Andern Auge, Hand und Herz nach nichts verlangen, als nach der Welt, der Welt und abermals der Welt. Und für die Frau wird natürlich dieſe Mißachtung einen größeren Nachtheil haben, weil ſie, aus ihrem urſprünglichen Gebiet der Innerlichkeit heraustretend, es gleichſam verleugnet, mehr irre geht als der Mann und den natürlichen Schutz verliert, der ſie dort umfängt.

Und wie das Kloſter zugleich ihre innere Würde und ihr äußeres Schickſal ſicher ſtellte, und beide den Launen der Menſchen und den Zufälligkeiten der Dinge enthob: ſo war es auch mit der Unauflösbarkeit der Ehe. Daß ein Geiſt der Finſterniß Luther gelenkt habe, geht vielleicht aus keinem ſeiner Worte, Handlungen, Thaten ſo klar hervor, als aus dieſer unchriſtlichen Lehre, welche ein Verhältniß, das nur zu ertragen iſt, wenn es mit Heiligkeit umgeben iſt, der Gemeinheit preisgegeben hat. Ja, der Gemeinheit! denn hier wie bei allen Fragen, die dem Menſchen ans Herz und ans Herzblut gehen, giebt es keinen Mittelzuſtand der Auffaſſung; die Idee der Ehe iſt entweder eine erhabene oder eine gemeine. Erhaben iſt ſie unter der ſacramentaliſchen Heiligung, aus welcher die Unauflösbarkeit von ſelbſt folgt; ſo erhaben, daß einem das Herz wehe thut zu denken, daß es Menſchen gab, welche mit ſchmutziger frecher Hand ihren weißen Schleier zerreißen, ihr Bürgerrecht in der Ewigkeit ihr abſprechen und ſagen konnten: ſie dürfe immerhin nur ein Paar Jahre dauern. Man ſagt freilich, auch die Proteſtanten gingen die Ehe im Glauben an deren Unauflöslichkeit ein. Da es aber in der proteſtantiſchen Welt von Eheſcheidungen wimmelt, und da ſittliche Miasmen einen ebenſo unleugbaren Einfluß auf Sittlichkeit und Charactere haben, wie phyſiſche auf die Körper — nämlich den, daß ſie durch eine krankhafte Atmoſphäre für Krankheiten empfänglich machen: ſo iſt es kaum denkbar, daß die Proteſtanten es weiter bringen als bis zu dem Glauben, den zwei Menſchen, die ſich aus Neigung verbinden, theilen: Unſere Ehe iſt unauflöslich; — aber nicht zu dem: Die chriſtliche Ehe iſt unauflöslich. Denn wenn ſie das glaubten, wie vermögten ſie dann nach einer Scheidung ſich anderweitig zu verheirathen? wie dürften ihre Geiſtlichen eine ſolche Ehe ſegnen? wie könnten ſie den Muth in ſich finden, um auf Glück zu hoffen? Der Gedanke an Bigamie kommt ihnen gewiß niemals in den Sinn und würde ihnen doch ganz nahe liegen, wenn ſie die chriſtliche Ehe für unauflöslich hielten. O wer kann in dieſen Abgrund von Verwirrung, Zerriſſenheit, Unklarheit, Widerſpruch hinein blicken, ohne in dieſer Maſſe von herzzerſchneidendem Weh die Folge des entweihten, des verleugneten Sacramentes zu finden, das ſeine Kraft nicht im Segen äußern kann und folglich durch Unſegen äußern muß. Wer denkt nicht unwillkürlich daran, daß Luther im Stand der Todſünde ſeine Ehe eingieng und eine geheimnißvolle Verdammung über all ſeine Anhänger grade in dieſem einen Punkt herabgezogen hat, der ſo unerhört einflußreich auf Wol und Weh ganzer Generationen und auf Bildung der Menſchheit überhaupt iſt. Aber ebenſo unwillkürlich erwacht die Hoffnung, daß gerade, weil dieſe Todeswunde in der Geſittung ſo furchtbar klaffend offen vor allen Augen liegt und weil keine menſchliche Weisheit ſie zu ſchließen verſteht — daß deshalb die von ihr Heimgeſuchten und Bedrohten ſich dahin wenden werden, wo ſie allein von Grund aus geheilt werden kann — zur Mutterkirche.

Alle anderen Sacramente bringen der einzelnen Seele die Gnade und Kindſchaft Gottes; dies Sacrament bringt ſie an zwei Seelen zugleich, um ſie in Gott Eins zu machen, d. h. für ewig zu verbinden. Das iſt eine erhabene Auffaſſung! dadurch wird das wandelbare Menſchenherz — nicht ſeinen Launen, ſeinen Leidenſchaften, ſeinen Schwächen etwa enthoben; o nein! aber gegen deren übermächtigen Einfluß behütet, indem die Gnade ihre heiligmachenden und die Ewigkeit ihre tiefernſten Stralen in daſſelbe ausgießt. Das Menſchenherz iſt ein ſolcher Abgrund von Unruhe, von Beweglichkeit, von Flatterſinn, es birgt einen ſo unermeßlichen Geiſt des Widerſpruchs in ſich, daß ihm morgen läſtig ſein wird, was es heute geliebt — morgen unerträglich, was es heute errungen — und übermorgen wieder unſchätzbar, was es Tages zuvor verworfen oder verloren hat. Ueberdas liegt in der Natur des ehelichen Verhältniſſes eine ſo ſtarke Anmuthung zur Selbſtverleugnung beider Gatten, indem ihre Charactere ſich in einander ſchmiegen, ihr Wille ſich zuſammen finden, ihre ganze Eigenthümlichkeit ſich harmoniſiren ſoll, daß es ohne gründliche Anſtrengung, Kämpfe und Arbeit gar nicht abgehen kann. Wie wird das unruhige, flatterhafte Herz ſich einer ſo mühſeligen Anſtrengung unterziehen, wenn es weiß, daß ſie von ihm genommen werden kann und wenn es ſich jung, unerfahren, leichtſinnig, leidenſchaftlich wie es iſt — einbildet, in einer andern Ehe würde Alles ganz anders ſein. Wie leicht täuſcht es ſich über ſeine wahren Bedürfniſſe, nennt dasjenige nothwendig, wodurch es momentan verzaubert wird und das eine unerträgliche Bürde, wodurch es nach einer Seite hin erſtarken ſoll, die von Natur in ihm ſchwach iſt. Um aber dies Alles zu verſtehen, muß es Zeit haben, muß es Erfahrungen in ſich ſelbſt und an Anderen machen, muß es ſich überwinden und verleugnen und geduldẽn lernen, muß es erkennen, wie ſehr es ſelbſt der Nachſicht bedürfe, um willig Nachſicht zu üben; — und das Alles iſt nicht eine leichte Sache von zwei Tagen oder Jahren! Es iſt ſchwer; es gehört ein Stück Leben dazu und lange Standhaftigkeit. Kein Soldat darf die Schlacht verlaſſen, weil er verwundet oder ermüdet iſt; fortkämpfen muß er und ein Paar Blut- und Schweißtropfen nicht ſonderlich beachten; dann bringt er's doch zum Siege — und freut ſich deſſelben um ſo mehr, je ſchwerer er ihm geworden; und die Wunden heilen gewiß! Solch ein Kampf des innern Menſchen in der Schlacht des Lebens thut weh und iſt herbe; aber es iſt doch damit wie mit der Lanze des Achilles, welche die Wunden heilte, die ſie ſchlug.

Ohne die Unauflösbarkeit der Ehe und ihre ſacramentaliſche Weihe iſt es aber unmöglich, weil das Bewußtſein grade für dieſen Stand beſondere Gnaden empfangen zu haben, eine Kraft verleiht, welche durch keine andre erſetzt werden kann; denn keine andre, keine! vermag die Gewalt der Leidenſchaften zu überwinden, weil das nicht heißt, ſie überwinden — ſich von ihnen zerreiben zu laſſen und ſeine Verhältniſſe zu tragen, wie ein Sclav ſeine Ketten, dem man immer anmerkt, wie gern er ſie abſchütteln mögte. Ein Sclav iſt der nicht, der da weiß, daß er auf ſeinen Platz von Gott geſtellt — und daß es in keines Menſchen und in keines Schickſals Macht gegeben iſt, ihn von dort zu entfernen. Sclav iſt nur der, welcher von der Willkür abhängt, von eigener und fremder. Das Prinzip der unauflöslichen Ehe iſt: zwei Menſchen durch ihr gemeinſames leibliches und ſeeliſches Leben zu Dienern Gottes zu machen, welche nach ſeinem Willen und ſeiner Anordnung die Erde mit einträchtiger Liebe und mit neuen Menſchen — den Himmel mit Seelen ſchmücken ſollen; — und dies iſt erhaben und lieblich. Das Prinzip der auflösbaren Ehe iſt: zwei Menſchen mit einander zu verbinden, ſo lange ſie es für gut finden; — und dies iſt gemein, weil dadurch niedrige Leidenſchaften zu Richtern in eigener Sache erhoben werden. Auf eine ſolche Ehe den Segen Gottes herab zu rufen, iſt eine wolgemeinte Form; — in Wahrheit aber iſt es ein Sacrilegium, eine Entweihung; denn Gott der Allheilige kann nicht mit ſeinem Segen und ſeiner Gnade bei dem Entheiligten ſein — und entheiligt iſt, was eine Lüge in ſich ſchließt. Ja, eine Lüge! denn die zwei Menſchen, welche ſich ſo eben gelobt haben, in Noth und Tod mit einander auszuharren, dürfen, wenn es ihnen beliebt, nach einigen Jahren Jeder mit einer andern Perſon daſſelbe, das entweihte Verſprechen erneuern. Und dadurch ſoll das ganze ſittliche Leben nicht bis in Grund und Boden erſchüttert — nicht bis in ſeine feinſten

Faſern hinein verdorben werden? Woher ſoll die Verehrung für eine ſolche Inſtitution kommen, in welcher ſo Manches den Neigungen und Trieben des natürlichen Menſchen widerſpricht, wenn ſie nicht mit dem Gepräge der Göttlichkeit ihm entgegentritt? Aus welcher Machtvollkommenheit darf ſie erheiſchen, daß man an ihre Göttlichkeit glaube und dieſem Glauben ſich unterwerfe, wenn ſie nicht die Unauflösbarkeit, die Ewigkeit der Verbindung für ſich hat? Kein Menſch legt einen großen Werth auf das, was er nur für eine Zeitlang ſein eigen nennt; er geht rückſichtslos damit um, er verfährt damit nach Luſt und Laune, er behandelt es nach Gutdünken, nach Willkür, wie ſein augenblicklicher Vortheil es verlangt; es kann ihm gar nicht einfallen, ſich auf die Dauer und mit Sicherheit darin einzurichten; — das kann man bei tauſend irdiſchen Dingen ſehen. Niemand wendet auf ein gepachtetes Landgut den hundertſten Theil der Sorgfalt und Pflege, der Verſchönerung und Liebe, den er an ein Majoratsgut wendet, von dem er weiß, daß Kind und Kindeskind es beſitzen werden. Niemand hängt an einer Gaſthofswohnung wie an dem eigenen, traulichen, heimiſchen Hauſe. Und das, was bei untergeordneten Verhältniſſen ſchon ſo mächtig einwirkt: die Zuverſicht zur Dauer derſelben — ſollte nicht auf höhere einen Einfluß haben, deſſen Macht eben mit ihrer Höhe wächſt? Das heißt die menſchliche Natur ſeltſam mißverſtehen! Um irdiſches

Gut und Glück mit Gelaſſenheit und ohne Ueberreizung zu würdigen, brauchte ſie die Gewißheit, daß es ihr für's Leben verliehen ſei, daß fremde Launen und Einfälle es ihr nicht entreißen können? — und das ernſte Glück, die mühſelig errungenen Güter der Ehe dürften dem verheerenden Sturm der Leidenſchaften bis zur Vernichtung und völligen Aufhebung ausgeſetzt ſein, ohne daß die natürliche Folge ſich einſtellte? — nämlich die: daß ihre ernſte Glorie ſich von ihnen zurückzöge. Nur Ewiges kann heilig gehalten werden; denn es hat von Gott ſeine Unwandelbarkeit empfangen. Vergängliches wird nach Gutdünken geſchätzt, überſchätzt, unterſchätzt; — aber es giebt denn doch Verhältniſſe, auf welche dieſe individuellen Abſchätzungen keinen ſolchen Einfluß, der ſie im Weſen verletzt, haben dürfen. Das Weſen der Ehe, als eine göttliche Inſtitution, iſt mit ihrer Auflösbarkeit nicht blos verletzt, ſondern aufgehoben und an deſſen Stelle iſt ein Ding getreten, welches dem armen Menſchen den Triebſand der Willkür zum Fundament des Baues der Familie giebt. Und warlich! es giebt kaum ein Verhältniß auf Erden, welches mehr der göttlichen Gnade bedürfte, als die Ehe, weil Wol und Weh — nicht einer Seele nur, ſondern ganzer Geſchlechter in ihren innigſten Beziehungen davon abhängt, ob ſie in ihrer Erhabenheit oder Gemeinheit aufgefaßt wird.

Wie darf man ſich wundern, daß die Familien zerfallen, wenn die Wurzel, aus der ſie hervorgehen, eine Zerfallenheit, d. h. ohne Zuſammenhang mit der göttlichen Gnade iſt. Druckt das Sacrament nicht der Ehe den feierlichen, ernſten Character auf, der zwei Menſchen gleichſam zu Prieſtern des häuslichen Altares weiht, ſo fehlt ihr die Macht, vermöge welcher ſie das Prieſterthum in der Familie verwalten kann. Vater und Mutter werden dann, wenn ſie rechtſchaffen ſind, nach Pflicht und Gewiſſen ihre Kinder zu erziehen trachten, aber daß ſie Organe des göttlichen Geiſtes, Werkzeuge des göttlichen Willens ſein müßten, kann ihnen nicht in den Sinn kommen, weil ſie von dieſer Befähigung überhaupt keine Ahnung haben. Eine Erziehung wird aber ganz anders geleitet, je nachdem ſich die Eltern als Stellvertreter Gottes betrachten oder nicht; weil natürlich im letzteren Fall Willkür und Selbſtſucht ſich viel ſtärker ausſprechen werden, wodurch dann wiederum eben ſo natürlich die Kinder zu Trotz und Empörung gereizt werden, und ſich bei zehn Jahren mit der Rebellion im kleinen Styl und im häuslichen Kreiſe vertraut machen, die ſie bei zwanzig im großen Styl und im öffentlichen Leben ausüben. Iſt man die Ehe mit dem Hinblick auf Gott, auf ſeinen Willen und ſeinen beſondern Beiſtand eingegangen, ſo ſieht man in den Kindern auch weit mehr die Kinder Gottes, die Geſchöpfe Gottes, deren ewige Wolfahrt über Alles zu berückſichtigen iſt; — und dieſer Rückſicht gegenüber ſchweigen eine Menge von Weltlichkeiten und Eitelkeiten, von Selbſtſüchteleien und Schwächen, welche der vom Göttlichen abgelöſte Sinn — und würde ihm auch die größte natürliche Rechtſchaffenheit zugeſtanden — gar nicht als ſolche zu erkennen vermag. Und dies ſind noch Ehen, deren gutes Glück es ſo gefügt hat, daß die Eltern mit einander ihr Leben durchlebt haben! Bei aufgelöſten Ehen — welch eine Pein für die Kinder! welche Unſicherheit und Schwankung für die jungen Herzen, die in ihren Empfindungen hin und her gezerrt, nicht wiſſen, wohin ſie mit ihrer Liebe und Verehrung ſich wenden ſollen! die des wolthätigen Eindrucks des Friedens und der Eintracht beraubt, vielleicht fürs ganze Leben den der Verwirrung, der Zerriſſenheit im Hintergrund ihrer Seele mit ſich herum tragen! die ein gemeinſames Walten und Wirken der Eltern nur von Hörenſagen kennen und in deren Erziehung immer ein Mangel an Gleichgewicht ſich fühlbar machen wird, wie er natürlich aus dem Mangel an väterlicher oder mütterlicher Liebe und Sorge hervorgehen muß. Grade dies Gleichgewicht kann nur das einmüthige Wirken von Vater und Mutter bewerkſtelligen. Die Ausgleichung von deren beiderſeitigen Characteren umfängt die jungen Seelen wie eine harmoniſche Muſik und giebt ihnen frühe die Liebe und die Gewohnheit der Einmüthigkeit und der Friedlichkeit — während ſie, bei dem Vater allein oder bei der Mutter allein, immer ſchmerzlich von dieſem

Mißton des Alleinſeins berührt werden müſſen. Noch viel ſchärfere Diſſonanzen treten ein, wenn beide Theile oder einer derſelben anderweitig verehlicht iſt und die Kinder nun mit Bitterkeit oder Widerwillen fremde Perſonen neben dem Vater und der Mutter ſtatt der Mutter und des Vaters ſehen. Ihr erſter Blick, ihr erſter Schritt in die menſchlichen Verhältniſſe hinein, ihr erſtes unwillkürliches Urtheil über dieſelben wird traurig und ſchief ſein; denn ſie können nicht an das Familienleben wie an ein Heiligthum glauben und wachſen auf unter dem ewigen Mißlaut dieſer Diſſonanzen, die freilich nicht immer und nicht gleich ſtark in den jungen Herzen anklingen. Doch da ſind ſie nun einmal und bleiben auch da! In ſpäteren Jahren, wenn man meint, daß die Jugendeindrücke längſt verwiſcht und vergeſſen ſind, kann ein Ton, ein Klang urplötzlich eine ganze Kette von Erinnerungen wie ein hundertſtimmiges Echo wachrufen und Zeugniß dafür ablegen, daß der chaotiſche Zuſtand dieſer Seele eine Folge des Chaos war, in welchem ſie ihre Jugend verlebte.

Die Frauen, ich weiß es aus eigener Erfahrung, ſind geneigt, in der Auflösbarkeit der Ehe einen Schutz ihres Geſchlechtes zu erblicken. Aber das ſcheint mir jetzt eine ganz oberflächliche Anſicht. Was fürchten ſie in der Ehe? — Der Willkür preisgegeben zu ſein. — Nun; in der unauflöslichen Ehe verfallen ſie im ſchlimmſten Fall der Willkür des Gatten; in der auflöslichen der eigenen Willkür: folglich ſind ſie in dieſer ſchutzlos gegen ihren gefährlichſten Feind, — denn das Unrecht thun bringt der Seele größere Gefahr, als es zu leiden, und wirft ſie überhaupt in eine ſo falſche und ſo ſchwierige Stellung hinein, wie das unter der Tyrannei des größten ehelichen Despoten unmöglich iſt — weil ſie, dieſe ertragend, immer in der Richtung bleibt, welche ihr von Gott beſtimmt iſt. Sie wird leiden, ſehr viel, ſehr ſchwer, ſehr bitter leiden — ſie wird gekränkt werden in ihrem Recht, in ihrem Gefühl — ſie wird Bosheit, Härte, Treuloſigkeit, was weiß ich mehr! zu erdulden haben — ſie wird vielleicht zuſammenbrechen unter dem harten Joch; — allein das der eigenen Willkür iſt dennoch härter, denn es hat in ſeinem Gefolge ebenſo ſicher die Rache, wie jenes die Vergeltung.

Uebrigens iſt es vollkommen natürlich, daß die im Proteſtantismus gebornen und erzogenen Frauen dies gar nicht verſtehen können, ſondern immer antworten werden: aus Liebe zu den Kindern, aus Scheu vor dem Aufſehen, aus Achtung vor der öffentlichen Meinung und aus Pflichtgefühl werde die Frau ohnehin ſchwer dazu kommen, die Auflöſung der Ehe zu begehren; allein es gäbe denn doch Fälle, wo die ſittliche Kraft nicht ausreichen wolle. — Richtig! die ſittliche Kraft, die eine Jede ſich nach ihrem eigenen Ermeſſen ſo viel oder ſo wenig, für dieſen Fall und für jenen nicht, zuſchreibt — reicht überhaupt nicht ſehr weit, ſobald ſie nicht von der Gnade getragen wird. Wie weit man aber mit der Gnade ausreichen könne, das iſt grade ſo unberechenbar, wie die Wirkung des Blutes Chriſti ſelbſt es iſt. Daher hat die Frau in einer katholiſchen unauflöslichen Ehe über eine unermeßliche Kraft zu verfügen, und in einer proteſtantiſchen und auflöslichen über ihre eigene winzige Kraft; und wo wird ſie nun unter einem ſichereren Schutz ſich befinden? hier oder dort?

Aber abgeſehen von der Gnade und nur weltlich betrachtet, wird ſie bei der Auflösbarkeit doch ſtets im Nachtheil ſein, gerade weil ſie ſchüchterner und verletzlicher durch die öffentliche Meinung iſt. Der Mann macht die bürgerlichen Geſetze, und weiß er kein göttliches über ſich, ſo hat er nicht immer Luſt, jene zu reſpektiren, die ihm wie das Werk ſeiner Hände vorkommen, das ihm keine große Ehrfurcht gebietet. Daher iſt er in ſeinen Leidenſchaften — heftiger ſag' ich nicht, denn ich glaub' es nicht! — aber weniger an Schranken gewöhnt und ſo läuft denn die Frau weit größere Gefahr, daß ſie von ihm verſtoßen werde, als er läuft, daß ſie ihn verlaſſe. Es iſt eine ganz illuſoriſche Vorſtellung, das weibliche Geſchlecht durch die Auflösbarkeit der Ehe in ſeinem Recht und ſeiner Würde geſchützt zu ſehen! gerade durch ſie verfällt es der Willkür, der eigenen oder der fremden, und ſomit der Sclaverei. Die Auflösbarkeit der Ehe iſt ein entſchiedener Rückſchritt zur Barbarei des Alterthums.

Das iſt ſehr wol möglich, daß manche Frau ſich fern von ihrem Gatten beſſer befindet, als an ſeiner Seite. Aber die Schickſale des Einzelweſens ſind nicht maßgebend. Wo iſt das Prinzip des Lebens oder des Todes? — das iſt die Frage; — bei der Kirche oder bei den andern Confeſſionen? Muß eine ſo wichtige, ſo folgenſchwere Inſtitution wie die Ehe über die menſchliche Willkür hinaus gerückt oder ihr anheim geſtellt — muß ſie zu einem unantaſtbaren Heiligthum oder zu einem gewöhnlichen Contract gemacht — muß ſie von Engelhänden unterſtützt und getragen werden oder darf es Menſchenhänden geſtattet ſein, ſie zu knüpfen, zu zerreißen und wieder zu knüpfen? Iſt es weiſer, ſie ſo ernſt, ſo ſtreng, ſo tief aufzufaſſen, daß das ganze irdiſche Leben des Menſchen unwiderruflich gefeſſelt iſt, wenn er ſich für ſie entſchieden hat; oder ſo locker und oberflächlich, daß er eine Art von Hazardſpiel daraus machen und denken darf: Beim erſten Mal hatte ich das Glück wider mich; vielleicht hab' ich es beim zweiten für mich! — Zur römiſchen Kaiſerzeit gab es ſechs, acht, zehn Scheidungen und Wiederverheirathungen in einem und demſelben Leben. Bei den Muhamedanern herrſcht jetzt dieſer Gebrauch. Iſt die Auflösbarkeit der Ehe prinzipiel geſtattet, ſo iſt gar kein Grund vorhanden, weshalb man nur Einmal und nicht zehn Mal davon Gebrauch machen dürfe. Ein gewiſſes Schicklichkeitsgefühl kann nur ſo lange davon zurückhalten, als die Sitte nicht allgemein iſt. Wird aber dies Gefühl immer abgeſtumpfter, immer roher — wie es das nothwendig werden muß durch die Verſtoßung der Ehe aus dem Heiligthum auf den großen Markt — ſo wird es die Sitte ohne Mühe überwältigen. Und kann man ſo etwas noch Ehe nennen? — Und blos deshalb nicht ſo nennen, weil ein Menſch zehn Mal gethan hat, was ihm Einmal oder Zweimal erlaubt und wobei er ganz in ſeinem Recht war? — Das wäre ein ſeltſamer Widerſpruch! — Allerdings könnte ein ſolcher nur innerhalb der Kirche auffallen. Er gehört zum Weſen des Proteſtantismus und die Proteſtanten haben keine Ahnung davon! Ich bin feſt überzeugt, daß die Meiſten von ihnen jene Fragen über die Ehe im Sinn der Kirche beantworten würden — — wenn es nur eben nicht katholiſch wäre! Aber ich bin auch überzeugt, daß Einige es dennoch thun werden.

Uebrigens hat die Kirche mit ihrer gewohnten Weisheit eine äußerliche Trennung unter beſtimmten Umſtänden geſtattet, ſo daß für beſonders traurige Fälle das Beiſammenleben aufgehoben wird; — aber nur das. Die ſacramentaliſche Verbindung bleibt und die zwei Menſchen, welche es nicht verſtanden haben, an dem Sonnenſtral der Gnade ein gemeinſchaftliches irdiſches Glück erblühen zu laſſen, müſſen jetzt wider ihren Willen gemeinſchaftlich einem ſolchen Glück entſagen! Möge die Oberflächlichkeit dies immerhin ungerecht nennen.

Wird die Ehe als etwas Heiliges aufgefaßt, das zwei Menſchen in Gott vereint, ſo beſteht eine ernſte Solidarität zwiſchen ihnen, welche durch Mangel an Liebe oder durch Pflichtverletzung des einen Theils nicht aufgehoben werden kann. Gleichviel wo die Schuld — die Strafe trifft Beide; folgerichtig wie die Tugend des einen Theils — Beider Freude und Beider Schmuck iſt. Nur dieſe ernſte Auffaſſung, welche nicht dem Wortlaut, ſondern der That nach — nicht durch die Form, ſondern durch das Weſen — die Unauflösbarkeit zur Grundlage der Ehe macht, kann in etwas ein Gegengewicht gegen den unendlichen Leichtſinn abgeben, mit dem die Jugend in dieſen ſchweren Stand hinein geht, weil ſie dieſelbe daran erinnert, daß es ſich um ein Opfer handelt.

Das Opfer, dieſe große heilwirkende Idee des Chriſtenthums, iſt mit Flammenſchrift nicht blos in ihr Geſammtherz, die Kirche, ſondern auf jedes einzelne Lebensblatt jedes einzelnen Lebens geſchrieben. Dieſe Schrift brennt ſich mit quälenden Feuerzungen in das Auge des unerlöſten Menſchen hinein, der mit aller Kraft des natürlichen Willens dem Opfer widerſtrebt und deſſen Nothwendigkeit leugnet, weil es nicht in der Natur begründet iſt und weil er das nicht kennt, was über der Natur liegt. Für den erlöſten Menſchen, der die Wahrheit erkennen und lieben gelernt — der es überhaupt erfaßt hat, daß ſeine Erlöſung eben dieſe

Erkenntniß vom Opfer, dieſe Liebe zum Opfer in ſich ſchließe — zieht ſich jene Schrift in Stralenzügen durch den Himmel und über die Erde und durch jede Falte ſeines Herzens und Weſens: das Opfer eines Gottes für den Menſchen erheiſcht das Opfer des Menſchen für Gott; — denn weshalb wäre jenes auf dieſer Erde gebracht, wenn es ihr nicht zu gut kommen und den Erdenbewohner umbilden, neugeſtalten ſollte? Sollte er nur eine Anwartſchaft auf den Himmel dadurch erhalten, ſo wär' es genug geweſen an einem Vorgang im Himmel. Aber nein! auf ſeiner Erde ward das Wort Fleiſch, lebte, litt und ſtarb der Sohn Gottes, brachte der Sohn Gottes aus Liebe das Opfer des Gehorſams und der Verdemüthigung, um ihm in himmliſcher Sprache zu ſagen: „Folge mir nach! du kannſt es, denn ich gebe dir dazu die Kraft meiner Gnade.“ — Der erlöste Menſch iſt vor Allem ein gläubiger Menſch. Er vertraut der Zuſage ſeines Heilands und ſucht ihm nachzufolgen, d. h. den Weg der Selbſt- und der Weltüberwindung zu gehen, die jedes Opfer in ſich ſchließen.

Allein die Gnade iſt keine Zauberruthe, mit der man: „Tiſchlein, deck' dich!“ ſprechen und urplötzlich den Tiſch des Lebens mit himmliſchen Speiſen beſetzt ſehen könnte. Es iſt mit ihr wie mit dem Samen des Wortes in der Parabel: nicht auf jedem Erdreich keimt ſie und blüht ſie in heiliger Schönheit empor. Tief durchackert und ſorgfältig von Unkraut muß es gereinigt werden — und das iſt eine mühſelige Arbeit! Der Menſch iſt nicht eine Ampel von Alabaſter, in welcher nur das Licht entzündet zu werden brauchte, um einen lieblichen Schimmer zu verbreiten; er iſt gar grober Thon! er iſt ein roher Kieſel, der ſich zum Rubin verklären ſoll. Bei dieſem Umbildungsprozeß hat er ſolche Kämpfe zu beſtehen, ſolche Schmerzen zu leiden, durch ſolche Geiſterſchlachten ſich durchzuſchlagen, daß daneben die blutigſte Schlacht ſeines natürlichen Lebens bleich und matt erſcheint — grade ſo matt wie ein irdiſcher Kampfpreis zu einem himmliſchen ſich verhält. Nimmermehr würde er dieſen unerhörten Schmerzen ſich unterziehen, wenn ihn nicht der Gedanke vom Opfer ergriffen hätte — vom Leiden aus Liebe für die göttliche Liebe. Und in dieſer myſtiſchen Sternennacht, deren Geſtirne wie verſchleierte Sonnen mit gedämpften Stralen ihn umglänzen, gewahrt er überall den Widerſchein, den Abglanz jenes anbetungswürdigen Opfers, jenes ewig ſich erneuernden Myſteriums der göttlichen Liebe, deren uferloſes Meer das Bächlein ſeines Weſens an ſich zieht und ihm nicht Ruhe noch Raſt gönnt, bis es die Vereinigung erlangt hat.

Daß dies nicht im Spiel oder mit träumeriſchen Wünſchen bewerkſtelligt werden könne, bezeugen die Leben der großen Heiligen. Da ſind innere Traurigkeiten und Deſolationen, und äußere Abtödtungen und Entſagungen, daß Unſereinem das Herz davor erbebt — das ſchwache Herz, das gleich einen Weheruf ausſtößt, wenn ein Dorn es rizt — obwol es ſich ſchon manches Mal vermeſſen hat, eine Dornenkrone freudig für den Heiland hinnehmen zu wollen. Sie thaten, was wir thun mögten — und müßten; denn vom Leiden ſind wir nun doch einmal nicht loszuwinden, ſo lange wir leben. Warum denn tragen wir es nicht in der Weiſe, welche ihm die ganze Schönheit und die volle Würde eines Opfers giebt? — O, weil es eben ſchwer iſt, den Kieſel zum Rubin zu verklären!

Kein Verhältniß der Menſchen zu einander, heiße es wie es wolle, kann ohne Opfer zu irgend einer Art von Vollkommenheit gebracht werden. Ob Staatsbürger, ob Gatten, ob Eltern, ob Freunde — Opfer und Opfer fehlen Keinem, und nie, und nirgends. Aber gerade aus dem Horizont der Ehe verſchwindet es, ſobald die Unauflöslichkeit geſchwunden iſt, und es bleiben dann nur zwei gleichberechtigte Menſchen ſich gegenüber, welche, nachdem ein flüchtiges Wolgefallen ſchnell erſtorben iſt, mit ihren abgewogenen und doch beſtrittenen beiderſeitigen Rechten ihr Glück gründen mögten, die Geduld verlieren, wenn das nicht geſchieht, ſich ungemein über die Härte ihres Schickſals beklagen und verwundern, und flugs an die Auflöſung ihrer Ehe denken. Ein einziger ſolcher Gedanke reicht hin, um alle Kraft zu lähmen, denn nichts iſt ſo verlockend wie die Möglichkeit — und vollends die Möglichkeit einer Befreiung, denn ſie ſetzt alle Triebfedern der Phantaſie und der Leidenſchaft in Bewegung. Man verſchmäht es, die Sonnenſeite und die Lichtblicke des Verhältniſſes aufzuſuchen oder etwas zu verſuchen, wodurch man ſich ſelbſt die Lage erleichterte. Oder man verſucht es ohne Beharrlichkeit, ohne Ausdauer, und in flüchtiger Aufwallung des Pflichtgefühls, je nachdem die verlockende Möglichkeit in mehr oder minder lebhaften Farben hervortritt. Man kann nimmermehr zur Reſignation kommen; der halb unterdrückte Wunſch wird ſtets von Neuem durch die Möglichkeit aufgeſtachelt. Der natürliche und unausbleibliche Gegenſatz der peinlichen und überreizten Aufregung, die Beruhigung, kann nicht eintreten — nur die Abſpannung. Und ſo wird man zwiſchen Ebbe und Flut hin und her geworfen, bald auf den Triebſand, bald auf die hohe See, und gelangt nicht dazu, die ſichere feſte Küſte zu betreten. In den glücklichſten Verhältniſſen, die auf einer freien Wahl beruhen, tritt ein Moment ein, der nicht als maßgebend für die Zukunft betrachtet werden darf; es iſt der, wo man das erlangte Glück mit dem erträumten vergleicht; wo die Ernüchterung um ſo gründlicher iſt, je heftiger der Rauſch war; wo man den Stand oder den Menſchen, welchem man ſich gewidmet hat, des idealiſchen Nimbus beraubt ſieht, den das Unbekannte trägt, und wo ſtatt deſſen das Alltagskleid, die Wirklichkeitsphyſiognomie, hervortreten. Dieſe

Reaktion iſt unvermeidlich, weil ſich nur nach ihrer Ueberwindung das richtige Gleichgewicht zwiſchen dem zu Viel und dem zu Wenig einfinden kann. Was in der unauflöslichen Ehe nur ein Durchgang iſt, wird von der auflöslichen zu einer Klippe gemacht, an welcher die wahre Beſtimmung zweier Menſchen zu Grunde gehen kann.

Sich verſuchsweiſe zu opfern — dies iſt keinem Herzen zuzumuthen. Ein Opfer iſt etwas Ganzes, das nie Stückwerk, ſondern die Ewigkeit im Auge hat. Im Gegentheil! das Stückwerk wird hingegeben für das Eine, welches Alles iſt: für die Einigung mit dem Willen der göttlichen Liebe. Ein ſolches Opfer adelt und ehrt den Menſchen. Ihm nicht die Fähigkeit zutrauen, es bringen zu können — beleidigt ihn; auf dieſem Mißtrauen eine neue Ordnung der Verhältniſſe gründen — erniedrigt ihn. Wohin der Proteſtantismus gegriffen, was er berührt, was er umgeſtaltet hat — nirgends tritt uns eine hohe und folglich erhebende Auffaſſung des Menſchen und ſeines Könnens und Wollens entgegen; überall eine ſo entſetzlich niedrige, daß man Gott gar nicht genug preiſen kann, deſſen geheimnißvolle Gnade Mittel und Wege gefunden hat, in den drei Jahrhunderten der babyloniſchen Verſumpfung noch ſo manche Seele rein und gut zu erhalten. Aber wehe einer Lehre, die den Menſchen, was ſeine Liebeskraft betrifft, in eine Reihe mit der unvernünftigen Kreatur ſtellt und ihn, prinzipiell, um die Ehre bringt, das zu leiſten, wofür er geſchaffen ward — das Opfer!

Ah, Ihr meint das nicht? zum Genuß, meint Ihr, ſei er geſchaffen. Warum wird Euch denn die Bruſt ſo weit und das Herz ſo groß, wenn Ihr von ſchönen Thaten hört? ſchöne Thaten ſind Opfer — mögen ſie ruhmbekränzt durch die Jahrhunderte ſtralen wie die eines Arnold von Winkelried — oder kaum beachtet und ſchnell vergeſſen ins Weltmeer verſinken, wie jener arme Negerſclav, der bei einem Schiffbruch ſeiner Herrſchaft die zwei Kinder in den rettenden Nachen brachte und ſich dann unterſinken ließ, um das überfüllte Boot nicht noch mehr zu beſchweren. Würde da nicht Jeder wünſchen, die Liebeskraft des armen Schwarzen zu haben, der ein ſolches Opfer bringen konnte? und würde dieſer Wunſch, dieſe Sympathie möglich ſein, wenn der Klang vom Opfer nicht in jeder Bruſt verwandte Töne vibriren machte? Und wenn wir zurückgehen in unſer eigenes Leben und in deſſen tiefſte Innerlichkeit hinab ſteigen — und wenn wir ſo glücklich ſein ſollten, unter vielem Wuſt und Tand etwas dort zu finden, was einem Opfer ähnlich — was vielleicht gar ein Opfer ſein könnte: würde uns die Erinnerung daran nicht tauſendmal lieber als alle Freuden und Genüſſe ſein, die wir unſerm Ich verſchafft haben? Gewiß! denn unſre Seele iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß ſie bei egoiſtiſchen Freuden dürftig bleibt und durch das Opfer reich wird; denn nur die Liebe macht reich, und Liebe iſt das Weſen des Opfers. Und unſre Seelen in der Dürftigkeit und Armuth gehalten zu wiſſen — das mögen wir nicht; das erſcheint uns wie Schmach und Schuld! Nun, um ſie reich zu machen, bleibt uns nichts übrig, als das Opfer — das zuerſt! das zuletzt. Aber freilich! nicht eines Winkelrieds heroiſches Opfer; das iſt ſelten begehrt. Unſichtbare Lanzen muß man im Buſen begraben, unblutige Wunden empfangen; nicht dem Tode darf man ſich in die Arme werfen; keinen Siegesjubel vernehmen die müden Sinne. Niemand weiß es, Niemand ahnt es; und ſelbſt wenn Jemand es wüßte, wie ſchnell wär' es vergeſſen! wie früh untergegangen in dem großen Lethe, der jedes einze[illegible] Leben überflutet und in alle eine melancholiſche [illegible]örmigkeit bringt! Wenn das Opfer ein ſchmer[illegible]es ſüßes Geheimniß zwiſchen uns und Gott iſt [illegible]an beglückt und erfüllt es unſere Seele. Dann [illegible]elt es in ihr eine myſtiſche Kraft, deren Schwung [illegible]chmäßig, deren Athem ſo lang, deren Beharrlichkeit ſo gelaſſen iſt, daß ihr Gang dem Flug jener Vögel gleicht, die allerdings ein Paar mächtige Flügelſchläge thun müſſen, um ſich von der Erde zu erheben, aber dann gleichſam ruhend und als würden ſie getragen durch die Lüfte gleiten.

Wie ſollte man in einer auflösbaren Ehe auf den Einfall kommen, jene Flügelſchläge mit höchſter Anſtrengung zu verſuchen? — es iſt ja ein anderer Ausweg offen. Hat man einige unvollkommne Bemühungen ohne Erfolg verſucht, wollen Härten, Mißverſtändniſſe, Bitterkeiten, Launen, Tyranneien nicht weichen, oder ſonſtige Mißverhältniſſe und Uebelſtände ſich nicht heben laſſen — nun, ſo ſpricht man zu ſich ſelbſt: Gott verlangt nichts Unmögliches! und betrachtet dies als einen Freibrief, um auch das Mögliche nicht zu leiſten.

Den Leiden und Schmerzen einer unauflöslichen Ehe gegenüber heißt es gleichfalls: Gott verlangt nichts Unmögliches! — allein man zieht einen andern Schluß daraus; nämlich den, daß die Ergebung nur ſcheinbar unmöglich ſei; daß der Platz behauptet werden müſſe, auf den man fürs Leben von Gott hingeſtellt ſei, und daß Kampf und Reſignation und demüthige Beharrlichkeit eben die Mittel wären, um ihn nicht blos behaupten zu können, ſondern ihn mit der Zeit ſogar erträglich — und vielleicht mehr als das! finden zu laſſen. Schmiegt ſich die auflösbare Ehe nach ſtürmiſchen Tagen in ein friedlicheres Geleiſe des Lebens: ſo iſt ſie durch Rückſichten dazu veranlaßt — theils auf die Kinder, theils auf die Welt, theils auf Hab und Gut. Die unauflösliche Ehe zertheilt ihre Wolken und ihre Stürme durch den Aufblick zu Gott. Und beide handeln ganz folgerichtig nach ihrem Prinzip. Jene ruht auf äußern und weltlichen Stützen; dieſe auf innerlichen und himmliſchen. Da kann unmöglich die

Frage ſtatt finden, wo die menſchliche Würde höher angeſchlagen und wo der Menſch mehr für ſeine ewige Beſtimmung vorbereitet werde.

Das Weib, nur durch das Chriſtenthum in die ſittliche Freiheit hinein geboren — was kann es Schöneres und Vernünftigeres mit dieſer Freiheit beginnen, als unter die unbedingte Schirmherrſchaft des Befreiers, des Erlöſers, Desjenigen ſtellen, dem es dies erhabene Gut verdankt. Er übt dieſelbe über der unauflöslichen Ehe und über dem Kloſterleben; möge es alſo ſeine Gelübde hier darbringen oder dort — ſie gelten ihm, ſie ſind untrennbar vom Opfer; und durch das Opfer wird das Weib zum chriſtlichen Veſtalendienſt geweiht in der Hauskapelle wie hinter dem klöſterlichen Gitter. O wenn Gott den proteſtantiſchen Frauen die Gnade geben wollte, dies zu begreifen, ſo würde keine einzige in Babylon zurückbleiben mögen, ſo würden ſie mit Entſetzen ihren verwahrlosten, ſchutzloſen, bald ſclaviſchen, bald vogelfreien Zuſtand, wie er aus der Abhängigkeit von Menſchen und von der eigenen Willkür entſpringt — wahrnehmen und Alles thun, um ſich aus demſelben zu retten. Und es giebt ſo Viele dort, die ſich gern retten mögten — ich weiß es. Als ich noch mitten in Babylons chaotiſcher Verwirrung, ſowol innerlich als äußerlich, ſowol mit meiner Seele als mit meinen Lebensverhältniſſen ſtand — da hab' ich es erfahren! Welche Unruh, welch Unbehagen, welch ein

Streben ohne beſtimmtes Ziel — dies größte, dies vernichtende Unglück für eine Seele, weil es immer beweist, daß ſie ohne Gott iſt — hab' ich geſehen! welche ſeltſame Fragen, welche abentheuerliche Projecte wegen Umgeſtaltung der Stellung und der Verhältniſſe der Frauen — hab' ich gehört! wie viel Unbefriedigtheit, deren Urſprung immer in einem Mangel an religiöſem Leben und in einer unbeſtimmten oder unvollkommnen Sehnſucht nach demſelben zu ſuchen iſt — hab' ich wahrgenommen! wie manches Mal bin ich gefragt worden um Dinge, für welche es dort und auf dortigem Standpunkt gar keine Antwort gab, weil ſich die Welt und das All, das Individuum und die Maſſe in ich weiß nicht welcher Zerfahrenheit oder Verblaſenheit aus einander begab, ſo daß ſich gar keine Pole ſetzen wollten und daß gar keine Axe feſt und beſtimmt von einem zu dem andern ging, um die man ſich mit einiger Sicherheit hätte bewegen können. Dies war durchaus nicht unſre Schuld, ſondern die natürliche Conſequenz des Abfalls von der Kirche, der in allen Stadien und Formen, Bildungen und Strömungen des Daſeins durch fortwährende und zunehmende Zerfahrenheit ſich kund geben muß — grade ſo wie das Planetenſyſtem zerſtieben müßte, wenn die Sonne aus demſelben verſchwände. Das alſo war nicht unſre Schuld! aber daß ich bei dem nicht zu übertäubenden Bewußtſein von Unzulänglichkeit, von Leere nicht beharrlicher, eifriger und dringender nach einem Haltpunkt geſucht, nach einem Anker geſtrebt habe — ach ja! das war wol eine Schuld gegen meine arme, ungewiſſe Seele! und in dieſem Fall mag ſich manche Seele da drüben befinden. In mancher hat der Heiland noch nicht ſeine Auferſtehung gefeiert! manche hat noch nicht auf ihren Knien ihn angerufen: „Meiſter!“ — denn hätte ſie das — o ſo wäre ſie nicht in Babylon, ſondern da, wo in der Mitte der Seinen ſein geheimnißvolles Liebesleben fort und fort lebt — in ſeiner Kirche. Und daß ſie mir nur nichts ſage von der unſichtbaren Kirche, in welcher ſie ihn gefunden zu haben wähnt — von dieſem proteſtantiſchen Fabelbilde, welches nur erfunden werden mußte, um die ſichtbare als eine papiſtiſche Erfindung hinzuſtellen — von dieſem Schattendinge, das ohne Einfluß auf die einzelne Seele, ohne Zuſammenhang mit ihr, eine leere Vorſtellung iſt! Denn welche Wirkung hätte ſie denn bis vor dreihundert Jahren auf die Menſchheit gehabt? — Gar keine! — Die ſichtbare Kirche wäre alſo die Kirche des Antichriſts geweſen und hätte während anderthalb Jahrtauſenden die Welt gebändigt, geſittigt, gebildet, hätte die herrlichſten Wirkungen auf Barbaren und Wilde gehabt und dem menſchlichen Geiſt in allen ſeinen Richtungen zu ſeiner Ausbildung geholfen — wie die Geſchichte es uns zeigt — und die unſichtbare Kirche hätte den heiligen Geiſt in ſich gehabt, aber nur ſo zugeſehen? Bei ſolchen Wundern der Umgeſtaltung, bei ſolchen ſtaunens- und bewundernswerthen Erſcheinungen in Characteren, Thaten und Leiſtungen mit den Händen im Schooß zu ſitzen und nur zuzuſehen — o das iſt viel leichter *ohne*, als *mit* dem heiligen Geiſt und hat viel mehr innere Aehnlichkeit mit einem Schattendinge, als mit dem dreieinigen Gott. — Nein, du arme liebe Seele, da findeſt du deinen Erlöſer nicht! da iſt die Erde wieder zu einem Kerker für das Weib gemacht, oder zu einem Harem, mit dem Unterſchied, daß man nicht neben einander, ſondern nach einander eine unbeſtimmte Anzahl von Frauen haben darf; und da iſt dir und mit dir Allen! der Himmel verſchloſſen, weil das ewige Opfer ſich nicht von Oben zu euch herabſenkt, um euch in den Armen und auf den Flügeln ſeiner Liebe wiederum zu ſich empor zu ziehen. O bedenke doch, daß wir dem Erlöſer Himmel und Erde verdanken! die heiligmachende Gnade iſt kein Erbtheil des Mannes allein geworden! daß auch wir ſie empfingen, hat ihm gezeigt, daß beide Geſchlechter gleichberechtigte Seelen, gleiche Befähigung, das Himmelreich zu erwerben, haben. Mit der heiligmachenden Gnade hat das Weib ſeine Jahrtauſende alte Knechtſchaft und Verſunkenheit überwunden; mit ihr kann es auch wieder die Verwilderung von dreihundert Jahren überwinden. Aber nur mit ihr! ſie iſt des Weibes einzige Waffe, durch welche es nicht ſelbſt verletzt wird, wenn es ſie braucht und welche zugleich den Gegner ehrt. Dem hohen, reinen und lieblichen

Geiſt des Chriſtenthums widerſteht er nicht. Daß er ſich mit unendlichem Widerwillen von dem Zerrbild eines emancipirten Weibes — wie man es nennt, um allen Widerſinn in ein Wort zu faſſen — abwendet, iſt vielleicht das Vernünftigſte, was er ſeit dreihundert Jahren gethan hat. Und zu dieſem Zerrbild wird das Weib in Babylon hingedrängt — prinzipiell hingedrängt! Ungeehrt in ſeinen heiligen Rechten als Gattin und Mutter durch die Auflösbarkeit der Ehe — unbehütet in ſeiner inneren Entwickelung durch Mangel an Klöſtern, unbeſchirmt in ſeiner jammervollen Exiſtenz, weil die Segnungen der Kirche ihm fehlen, unerleuchtet über ſein eigenes Wollen, Können und Sollen, weil es nicht im Licht der heiligmachenden Gnade wandelt — genießt es die geprieſenen Vorzüge der Zeit, welche dem Proteſtantismus inhärent ſind und wenn er es tauſendmal leugnete: es lebt nach Willkür, denn es braucht keine Autorität anzuerkennen; und es bildet das aus, was es ſeinen Geiſt nennt und was es über Alles ſchätzt, weil ihm das ſittliche Ideal geraubt iſt. Und in dieſem Zuſtand macht es doch Anſpruch darauf — geliebt zu werden! als ob ſo etwas möglich wäre! als ob der Mann, ſchon ſelbſt halb verwildert durch Willkür, ſich nicht heimlich mit ſeinem überlebenden guten Inſtinkt genau nach dem Gegenſatz ſehnte! als ob ihn nicht dies Abbild ſeiner eigenen tumultuariſchen Verwirrung um ſo heftiger abſtoßen müßte, als die Form, in der es erſcheint, von der Natur beſtimmt iſt, die Schönheit zu verſinnlichen, d. h. die Harmonie! Von dem bischen Geiſt ſo viel Aufhebens zu machen, als ob der etwas wäre, als ob der eine ganz beſondere Berückſichtigung verdiente und das plötzlich durch ihn geadelte Weib auf ich weiß nicht welchen neuentdeckten Thron erhöhe, das iſt nun ganz — babyloniſch. So lange die Welt ſteht, iſt noch nie ein Weib um ſeines Geiſtes willen geliebt worden und wird nie und kann nie darum geliebt werden. Iſt es bei hohen Geiſtesgaben dennoch geliebt worden, ſo iſt das um ſolcher Eigenſchaften willen geſchehen, die mit ſeinem Geiſt gar nichts zu thun hatten, die vielleicht der entſchiedene Gegenſatz von allem Geiſt waren. Um geliebt zu werden, muß man liebenswürdig ſein und dies iſt eine Eigenſchaft der Seele — und einer ſchönen Seele, für deren Pflege, ach, ſo wenig neben der Ausbildung des Geiſtes geſchieht. Das Liebenswürdige wird geliebt, denn es macht glücklich. Der Geiſt iſt nicht geſchaffen, um geliebt zu werden und um zu beglücken. Er hat eine andere Miſſion: er ſoll erleuchten. Nun wird aber der Mann niemals ſeine Erleuchtung, ſondern immer ſein Glück bei dem Weibe ſuchen; iſt nun der Geiſt vorherrſchend in demſelben, ſo iſt das kein Magnet für ihn. Er könnte ihn zwar bewundern — dieſen Geiſt! allein er iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß er lieber die Tugend und die Schönheit einer Frau, lieber ihren kleinen Finger bewundert, als ihren großen Geiſt.

Und dann — mit jeder Frau von großem Geiſt unter vier Augen geſprochen: — darüber dürfen wir uns keine Illuſion machen, daß etwa nur Einmal im Jahrhundert ein Geiſt zwiſchen uns ſich erhebt, für den es ſich der Mühe lohnte, ſein Wort in die Welt hinein gerufen zu haben — weil es ein ſo erleuchtendes Wort iſt, daß es bildend und umgeſtaltend in die Formen der Zeit und die Stoffe des Lebens greift. Solche Worte ſind überhaupt ſelten — wird man mir antworten. Richtig! — allein weshalb denn ihre unnütze Zahl vermehren? Ich traue es auch uns Allen zu, daß wir, in größerer Zeit und zwiſchen größeren Characteren lebend, gern ſchweigen würden.

Es iſt doch eine große Freude und ein hoher Genuß, bedeutende Geiſtesgaben zu beſitzen und ſie recht ausgebildet zu haben — ſpricht man. Recht ausgebildet — ja gewiß! allein das iſt ohne ein reiches religiöſes Leben unmöglich. An welcher Sonne ſollen denn all die Blütenknoſpen ſich entfalten, die an Gedanken und Ideen, an Phantaſie und Originalität im Kopf wimmeln? Welch Licht ſoll ihnen ihre entſprechende Farbe, welcher Thau ihnen Nahrung geben? Ohne ein ſolches müſſen ſie verkümmern oder müſſen im Treibhaus der Welt zu einer überreizten und dadurch unvollkommnen Exiſtenz heranwachſen. Vielleicht hätte man Luſt, mir vorzuwerfen, ich ſei neidiſch; ich wolle Andern mißgönnen, was mir ſelbſt doch ſo viel Freude und Genuß gewährt — wie ich oft geſagt habe. O nein, ich bin nicht neidiſch! aber ich habe auch immer nur geſagt, daß mir das Schreiben ſehr viel Vergnügen mache; meinen Geiſt auszubilden hingegen — nicht das allergeringſte. Ich las oder lernte, was ich grade nöthig hatte zu wiſſen, was ich für einen beſtimmten Zweck brauchte. Es war alſo eine Nothwendigkeit. Nie würde ich mich derſelben unterzogen haben, wenn ich auf der Stufe des paſſiven Empfangens hätte bleiben müſſen. Gerieth ich in eine gewiſſe ſchöpferiſche Activität — ja, das iſt wahr! dann hatte ich gar große Freude. Doch was hat ſie mir eingetragen? Während zwölf Jahren hab' ich die Paar Aethertropfen in meinem Kopf und die Paar Blutstropfen in meinem Herzen verbraucht, um zu ſchreiben, und jetzt bedaure ich jede Zeile, die ich in Babylon geſchrieben habe, weil der Geiſt der Wahrheit nicht in ihr war. Ich finde nicht, daß mein Beiſpiel ein ſehr ermunterndes iſt.

Frauen waren es, welche den Apoſteln die Jubelbotſchaft brachten, daß der Heiland auferſtanden ſei. Deſſen Auferſtehung war die Beſiegelung der Göttlichkeit ſeiner Lehre und ihnen lag viel, ja Alles an dieſer Beſiegelung, denn ſie verbürgte ihnen ihre eigene Auferſtehung. Daher ihre Wärme, ihr Eifer, ihre Innigkeit. Frauen müſſen auch jetzt wieder verkünden, daß der

Heiland auferſtanden ſei aus dem ſtarren Felſengrabe, in welchem man ihn unter der Anerkennung oder unter der Verleugnung des Kreuzes eingeſargt hat. Denn das iſt in Babylon geſchehen! Die Lauen, Matten, Zweifelnden, Rebelliſchen, Abgefallenen, Gleichgültigen in *allen* Confeſſionen — bilden einen Theil Babylons, denjenigen, welcher den Heiland unter der Verleugnung des Kreuzes begraben hat. Der andre Theil beſteht aus den ſ. g. Orthodoxen der proteſtantiſchen Confeſſionen, welche in der häretiſchen Lehre der ſ. g. Reformatoren befangen ſind. Dieſe, welche den erhabenen Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre zerriſſen, die reine goldne Kette, welche den Menſchen an den Himmel bindet, gebrochen und nichts übrig gelaſſen hat, als ein Wirrſal von ſich durchkreuzenden Fäden — riß aus dieſem Wuſt, um ſich für ein Paar Augenblicke vor dem Untergang zu retten, das Kreuz mit dem hinſterbenden Heiland empor, ſtellte es einſam hin, trennte es vom Leben und von der Liebe, und rief dabei: Glaubet, daß Chriſti Tod eure Sünden bedeckt, ſo werdet ihr ſelig! — Dies war eine unvollkommne Anerkennung des Kreuzes, denn es will nicht blos mit dem Glauben aufgefaßt, ſondern mit der Liebe getragen ſein; indeſſen war ſie doch eine aufrichtige — nicht von Seiten der ſ. g. Reformatoren, nein! in deren verwilderten und verblendeten Seelen war ein gänzlicher Mangel an Wahrhaftigkeit, wie die Inconſequenzen, Widerſprüche und Lücken ihrer Lehren das genugſam beweiſen. Allein ihre Anhänger und deren Nachfolger waren zum Theil aufrichtig in ihrer unvollkommnen Anerkennung des Kreuzes. Nichtsdeſtoweniger gilt aber für ſie ihr Bürgerrecht in Babylon, denn der Heiland lebt nicht zwiſchen ihnen, ſondern liegt todt in ſeiner Felſengruft. Chriſtus iſt noch für ſie begraben und wartet noch auf ſeine Auferſtehung. Er lebt nur dem, der ihm nachzufolgen ſtrebt!

Mit ihm begraben iſt das höhere Leben der Seelen und das ſittliche Ideal der Menſchheit. Dieſer furchtbare Scheintod laſtet am ſchwerſten auf dem Weibe; und das Weib fühlt es, denn es ſucht ſich von demſelben zu befreien, weil immer einzelne Stralen und Funken vom Licht des Urbilds in ſeine von Nebeln umdämmerte Seele fallen, und weil ihm ſelbſt nicht wol iſt zwiſchen den Zerrbildern, die ſich in der Dämmerung und durch die Inhaltloſigkeit ſeines Glaubens oder Unglaubens, aus den Nebeln bilden. Aber es giebt nur einen Weg der Befreiung vom Tode, nur einen Weg der Wahrheit und des Lebens; es iſt der, auf welchen die alleinſeligmachende Kirche zum ewig lebendigen Heiland voll Gnade und Wahrheit führt. Dies muß das Weib erkennen und dies wird es erkennen. Es wird ſich ſammeln in ſeiner Seele; es wird durchgehen ſeine Geſchicke von Anbeginn der Schöpfung bis zu dieſer Stunde; es wird finden, daß es ſeine guten Tage gehabt hat, als es ſich zum Erlöſer hielt und ihn „Meiſter!“ nannte, und daß ſeine Tage immer trüber und trauriger werden, je mehr es ſich von ihm entfernt und den Geiſt der Lüge „Meiſter!“ nennt; es wird erkennen, daß es auf dem Wege, den es in Babylon wandelt, von allen Seiten, von Innen und Außen, durch den Mann und durch ſich ſelbſt mit Untergang bedroht iſt, weil nirgends für ſeine ſittlichen und religiöſen Bedürfniſſe geſorgt, weil es ſchutzlos preisgegeben iſt den beiden Dämonenkönigen von Babylon, dem geiſtigen Hochmuth und der Willkür; es wird begreifen, daß es trotz ſeines Geiſtes, ſeiner Talente, ſeines Genies, ſeiner Bildung eine ſchiefe Stellung in einem armſeligen Leben hat: das Reich in der Familie verloren — und das der Welt nicht gewonnen hat. Dieſen traurigen und ehrlichen Blick wird es in ſeine Seele werfen — — und dann?

Weil das Weib ein äußerſt feines, ich mögte ſagen ätheriſches Gefühl hat, ſo iſt es für alle Eindrücke ſehr empfänglich und großer Spontaneität zu Entſchlüſſen und Handlungen fähig. Lenkt die göttliche Gnade einen ſolchen traurigen und ehrlichen Blick auf die ewige Wahrheit, auf das geoffenbarte Chriſtenthum, ſo wird das Weib hier ſeinen Erlöſer erkennen, wenn es ſich dem Zug der Gnade bereitwillig hingiebt — und dann — hat es Babylons Ketten gebrochen! Dann erkennt es den Heiland als den Erwecker vom Tode, als den Spender des Seelenlebens, als den Erretter von

Schmach und Verſunkenheit. Denn will es nicht jenen Kranken gleichen, von denen Einer unter Zehn dem Herrn die Ehre der Geneſung dankbar zuſchrieb, ſondern umgekehrt, werden Neun, werden vielleicht alle Zehn zu ſeinen Füßen niederfallen und ihn preiſen und loben in alle Ewigkeit als ihren Meiſter, als den Retter ihrer Seele.

O ihr Frauen! ihr Mütter der künftigen Geſchlechter! klopft nicht ein Etwas an Eure Herzen, um euch wach zu rufen in dieſer dumpfen Dämmerungsſtunde, von der Niemand vorherſagen kann, ob ſie dem Tag oder der Nacht vorangeht? O laßt euch erwecken! o bleibt nicht in eurem traumbefangenen Halbſchlaf. Ganz beſonders Ihr nicht, die ihr euch für ſo klug und ſo tief und ſo fein haltet — und es vielleicht auch ſeid! — braucht doch einmal euren Verſtand, indem ihr ihn einer gelaſſenen Erwägung deſſen, was Noth thut, zuwendet! — Und Ihr nicht, die ihr mehr mit eurem Herzen, als mit eurem Geiſt lebt oder leben mögtet und nur ſpärliche Nahrung in Babylon für daſſelbe gefunden habt! — Und Ihr nicht, die ihr auf eure Kinder in der Wiege ſorgenvoll ſchaut, weil das Seelchen, welches jetzt ſo friedlich behütet wird, nach ein Paar Jahren von Babylons bethörender Verwirrung verſchlungen werden mag! — Und Ihr nicht, die ihr an eure eigene Seele wie an ein Etwas zu denken beginnt, das denn doch eine andre Beſtimmung haben müſſe, als ſich bewußtlos durch Bälle und Routs ſchleppen zu laſſen! — Und Ihr nicht, die ihr die Wahrheit ſucht, das Gute wollt, das Schöne liebt, aber das Ungenügen eurer Kraft fühlt und nach der Belebung eures Willens euch ſehnt! — Und Ihr nicht, die ihr eurer „moraliſchen Kraft“ — wie ihr ſie nennt! — ſo viel zutraut und doch — wenn ihr aufrichtig ſein wollt — ſo wenig mit ihr leiſtet! — Und Ihr nicht, die ihr wund von Schmerzen, von Leidenſchaften, von Kämpfen in eurem Innern zuſammenbrecht, weil ihr hülf- und ſchutzlos ſeid in dem heißen Streit! — O Ihr Alle ſchlaft nicht wieder ein! träumt nicht fort! die Zeit iſt da, wo man wach ſein muß früh und ſpät! die Zeit iſt da, wo ihr wirklich einmal etwas thun könnt für die Menſchheit, wo ihr eine große Genugthuung leiſten könnt für eure eigene — und für des ganzen Geſchlechts Vergangenheit. Ermannt euch, kehrt um und gebt Dem die Ehre, der euch eure Ehre gegeben hat. Hat die Kirche alle Mütter für ſich, ſo iſt die Welt gerettet, ſo ſtirbt das gegenwärtige Geſchlecht freilich in der Wüſte — in der glaubensloſen, hoffnungsloſen, liebeloſen Lebenswüſte — aber das kommende folgt der Feuerſäule des Glaubens ins gelobte Land.

Graut euch nicht vor dem Schickſal eurer Söhne in dieſer Wüſte? vor dieſen jungen Ismaels, deren Hand ſich frech und übermüthig wider Alles erhebt — während ſie, wie der Knabe Samuel, im Tempel erwachſen ſollten? Was wurde aus Iſmael? — das Haupt einer wilden Horde. Und aus Samuel? — ein großer, weiſer, gottesfürchtiger Mann. Dies ſind genau die zwei Wege, die vor euren Söhnen ſich öffnen, je nachdem ſie in der Kirche oder außerhalb derſelben heranwachſen: der Weg des Heils und der Weg des Verderbens. Eines dieſer Schickſale wird das deines Sohnes ſein, o du Mutter, deren Auge jetzt auf dieſen Zeilen ruht! Das Haupt einer wilden Horde wird dein Sohn vielleicht ebenſowenig als ein großer Mann; aber er wird ein gottesfürchtiger Mann oder er verfällt jener Horde; das iſt gewiß und wird immer gewiſſer, je mehr, je ſchärfer die Gegenſätze, zu denen jetzt Alles, bewußt und unbewußt, ſich drängt, ſich herausbilden werden. Das elende, markloſe Zwitterthum von Halbglauben und Unglauben, in welchem die Menſchheit in den letzten Zeiten hingeſiecht und bis zur Entnervung verkommen iſt — hört nun auf. Das iſt keine Frage! hört auf, nicht weil die Menſchheit will, ſondern weil ſie muß. Dazu eben ſind die großen Revolutionen in der Weltgeſchichte und wir befinden uns in einer ſo großen, wie die Welt ſie noch nie erlebt hat. Denn erſtens nimmt der ganze Erdball, nimmt Amerika, nehmen beide Indien Theil an ihr, vermöge der elektriſchen Kette, mit welcher die Civiliſation ihn umſpannt; und zweitens iſt das Prinzip, iſt der letzte Grund dieſer Revolution — die Religion, klar ausgedrückt in der Frage:

Autorität oder Willkür? — oder durch zwei noch kürzere Worte: Gott oder Nichts. Darum handelt es ſich; darum allein. Wer es verneint, iſt kurzſichtig, oder unaufrichtig, oder bequemlichkeitsliebend. Damit einer papiernen Conſtitution hier oder dort Fetiſchdienſt dargebracht werde — dazu ſollten ſeit achtzehnhundert Jahren die unerhörteſten Anſtrengungen des menſchlichen Geiſtes und aller menſchlichen Kräfte überhaupt gemacht worden ſein? Damit die Armenſteuer pünktlich gezahlt und die Armen in Armenhäuſern ſo groß wie kleine Städte untergebracht würden — dazu ſollte ſeit achtzehnhundert Jahren das Evangelium der Liebe verkündet worden ſein? Das hieße eine ſehr geringe Waare für ſo hohen Kaufpreis empfangen, mit welcher ſich die Menſchheit nimmer begnügen könnte und würde. Nein! dazu wären ſo immenſe Vorarbeiten, ſolche erſtaunenswerthe Veranſtaltungen nicht nöthig geweſen.

Wie damals zur Zeit der Völkerwanderung immer ein Volk hinter dem andern auftauchte und vorwärtsdrängte, entgegen den Segnungen des Chriſtenthums, von denen es nichts wußte, die aber nach dem Rathſchluß Gottes in möglichſt kurzer Friſt den Völkern zu Theil werden ſollten; und wie dieſe ungeheuern Maſſen durch nichts zu bändigen und zu ſittigen waren als durch den Geiſt der Religion: den Glauben; und wie ſich erſt die unvermeidlichen Kämpfe zwiſchen Geiſt und Materie, zwiſchen dem neuen und dem alten Leben austoben mußten, bevor die großartige Epoche des Mittelalters aus dieſem heißen Kampf der Gegenſätze geboren werden konnte: ſo, glaube ich, iſt es jetzt wieder, nur in jeder Beziehung in einem größeren Maßſtab.

Rieſenhaft angewachſen ſind die Völker, iſt ihr Drängen und Treiben über den ganzen Erdboden hin; rieſenhafte Erfindungen und Combinationen ſind gemacht worden, ganz dazu geeignet, um auf möglichſt große Maſſen und ihren Thätigkeits- und Bewegungstrieb zu wirken und ihn ganz unberechenbar anzufeuern. Ein rieſenhafter ununterbrochener Umſchwung oder Fortſchwung der Gedanken ſowol als der materiellen Produktionen, der Erfindungen wie der Genüſſe — durchdringt dieſe Maſſen und läßt als Niederſchlag eine bewegliche Unruhe in ihnen zurück. Dies Alles zuſammengefaßt nennt man Civiliſation. Ueber ihre Vorzüge und Nachtheile haben ſich die klügſten Köpfe müde gedacht, geſprochen, geſchrieben. Mein armer winziger Kopf iſt auf ſolche Titanenarbeit nicht eingerichtet! — Ich ſehe an der Civiliſation unſrer Tage nur einen einzigen, aber einen entſcheidenden Fehler: ſie iſt ohne Gott. Sie hat in den drei letzten Jahrhunderten ihre größten und ſchnellſten Fortſchritte gemacht und immer ſchnellere, wie die Kugel immer ſchneller, je tiefer in den Abgrund rollt; und dieſe Jahrhunderte waren es gerade, welche die rieſenhafteſte Empörung des menſchlichen Geiſtes gegen Gott erlebt haben. Einen ſolchen Abfall vom Glauben zum Unglauben — welcher letztere alle möglichen Sorten von Halb- und Mittelglauben in ſich aufnimmt und ſie bald ſich ſelbſt gleich macht — hatte die Welt noch nicht geſehen. Halb betäubt, halb überwältigt durch einſeitig große Reſultate, fing ſie an, die Civiliſation als eine neue Gottheit anzubeten, die dazu beſtimmt ſei, was weiß ich für Licht, für Wärme, für Vollkommenheit über die erwartungsvoll geſpannte und überreizte Menſchheit zu verbreiten.

Da rührte der Finger Gottes dieſe neue Gottheit an — und die Maſchine ſtockte.

Auf dieſem Punkt ſtehen wir jetzt. Nun iſt die Frage: werden all dieſe immens an- und aufgeregten Kräfte ſich in einem Mittelpunkt ſammeln und faſſen; oder werden ſie in immer wildern Strudeln ſich überſtürzen bis in den Schlund eines noch unbekannten Verderbens hinein? Werden ſie ſich unterwerfen oder in der Rebellion verharren? Wird der Glaube an die geoffenbarte Religion, wird die Liebe zu dem Menſchgewordenen Gott eine neue wunderſchöne Frühlingszeit über all die tobenden und gährenden Aequinoktialſtürme herauf führen, oder ſind es die herbſtlichen, auf welche eine Winterzeit — vielleicht die einer langen und traurigen Barbarei — folgen wird? Wird die Civiliſation dem Beiſpiel jener alten Völkerſchaaren nachahmen und ſich der Taufe unterziehen? es könnte eine Bluttaufe werden — aber dann wäre ſie auch gerettet und hätte

Buße gethan. Dann wären all die Kämpfe und Qualen nicht umſonſt geweſen! ſie hätten nur die Sehnſucht nach dem Heil vorbereitet; — und damit dieſe Sehnſucht eine unermeßliche und allgemeine werde — wer darf ſagen, daß nicht deswegen all dieſe Finſterniſſe und Troſtloſigkeiten, Zerfallenheiten und Verwilderungen die Erde heimſuchen. Hat der Geiſt gezeigt, daß er groß ſein kann im Abfall von Gott: ſo zeige er, daß er größer iſt in der Unterwerfung unter Gott; — dieſe Aufgabe hat er jetzt zu löſen, in der Geſammtheit und in jedem Einzelnen.

« Dum spiro spero. » Dieſe Worte nahm ich mir vor vier Jahren zum Wahlſpruch; grade vor vier Jahren, als die vorbereitende Verwirrung der Köpfe und der Verhältniſſe ihren Siedpunkt erreicht hatte und Alles ahnen ließ, was ſeitdem eine entſetzliche Wirklichkeit geworden iſt. Meine Hoffnung war damals nur ein Inſtinkt, denn ich glaubte nicht. Jetzt iſt ſie eine Nothwendigkeit, denn ich glaube. Bin ich zu Gnaden angenommen — wie dürft' ich zweifeln, daß Tauſende, die dankbarer als ich für dieſe Gnade ſich erweiſen und aus denen ſie im helleren und ſchöneren Glanz herausſtralen würde, nicht angenommen werden können, wenn ſie ſich nur aus ganzer Seele ihr zuwenden wollten. Und was kann ſie von dieſer Hinwendung abhalten? welche Faden, welche Feſſeln, welche Schleier können ſie zurückhalten? Sieht es etwa nicht ſo aus in der Welt, wie es mir erſcheint? Aber Ihr ſeht ja, daß die ganze Maſchine des ſozialen Lebens auseinander fällt. Hier rollt noch ein Rad, während dort drei ſtocken; und hat man mit unſäglicher Mühe eines davon wieder in Gang gebracht, ſo daß es knarrend ſich dreht: ſo laufen da zehn andere mit Gepolter ab. Der göttliche Geiſt hat dieſe Maſchine nie beſeelt; ſie war Menſchenmachwerk! Die göttliche Ordnung hat nie in ihr gewaltet; nur eine menſchliche, welche mit jener ſchnurſtracks im Widerſpruch iſt! Kann ſo etwas dauern? kann es, wenn es einmal von Gott zerſchmettert iſt, wieder zuſammen gefügt werden? Nein! denn die Elemente, welche den Leim zwiſchen den einzelnen Theilen bildeten, ſind bei der Zerſchmetterung zerſtoben, z. B. der Wahn von der Omnipotenz des menſchlichen Geiſtes; z. B. der Wahn von der Erhabenheit des Standpunktes, zu welchem ſich die Menſchheit emporgeſchwungen. Die wunderſame geiſtige und ſittliche Miſere dieſer drei Jahre muß das dem Verblendetſten einleuchtend gemacht haben. Alſo wohin wollt Ihr Euch wenden? Das Vergangene iſt Schutt; wollt Ihr auf den Schutthaufen ſitzen bleiben? Nein! das widerſpricht der Raſtloſigkeit und Strebſamkeit der menſchlichen Seele. Aber das Vergangene iſt vergangen, weil es ſich von Gott verloren hatte. Wo Der iſt — dahin ſich zu wenden iſt der ganz natürliche Schritt der Seele; und Der iſt da, wo er immer war und immer ſein wird: in Seiner Kirche. Dahin geht Euer Weg.

Ich ſage dies nicht zu den Männern in Babylon. O nein! es iſt weder klug noch gelehrt genug, um von ihnen begriffen zu werden. Ich ſag' es zu den Frauen, die ſich noch nicht ſo in die Klugheit und Gelehrſamkeit vertieft haben wie die Männer, und in denen folglich noch mehr Glaubensfähigkeit und mehr Spontaneität zum Entſchluß übrig geblieben iſt. Meint Ihr aber nun, Ihr Frauen, Ihr hättet dieſe Gaben dazu bewahrt, um Euch in Euren Fauteuils zu vertiefen und allenfalls die Hände andächtig zu falten? Da irrt Ihr Euch heftig. Chriſtus will bekannt werden vor den Menſchen, um dereinſt ſeine Bekenner vor Gott anzuerkennen; und daß Ihr etwa zu ihm ſagt: „Herr! Herr!“ genügt ihm gar nicht. Denkt an die römiſchen Frauen. Die ſtanden auf von ihren Purpurſeſſeln und bekannten Ihn, retteten ihre Seelen und die ihrer Kinder. Unſre Zeit iſt ſchlimmer als die römiſche, denn damals wußte man nichts von der ewigen Wahrheit, die im Chriſtenthum enthalten iſt, als das, was die unbekannten Apoſtel von ihr lehrten; während man jetzt, wo ſie das Zeugniß von faſt zwei Jahrtauſenden für ſich hat — nichts von ihr wiſſen will. Steht auf, nehmt Eure Kinder bei der Hand und führt ſie der Kirche zu. Dort ſind ſie ſicher. Untergetaucht in der Eſſenz des Glaubens, empfangen ſie dort die ſilberne Rüſtung des Erzengels, in welcher er den Satan überwand. Habt doch Mitleid mit den zarten, unſchuldigen, blonden Köpfen und ſorgt dafür, daß ſie nicht dereinſt ohne Helm und Schild in die Schlacht des Lebens hinausziehen. Ich kenne ſie nicht und habe doch ſo grenzenloſes Mitleid mit ihnen! Fragt Ihr Warum? — Weil ich aus Babylon komme! weil ich aus blutiger, ſchmerzen- und thränenreicher Erfahrung den Unterſchied zwiſchen Dort und Hier kenne! weil ich an mir ſelbſt gelernt habe, wie nothwendig der Menſch eines poſitiven Glaubens bedarf, um nicht unglücklich und unſelig zu werden! und weil kein anderer Glaube, als der, welcher in der göttlichen Autorität wurzelt, die Chriſtus ſeiner Kirche gegeben hat — eine unantaſtbare Macht über die Seele übt. Jeden andern ſchüttelt ſie ab oder legt ihn bei Seite oder macht ihn ſich nach eigenem Ermeſſen zurecht, ſo daß ſie ſeinen Einfluß regelt, anſtatt von ihm geregelt zu werden. Aber der katholiſche Glaube iſt die Magnetnadel, welche der Seele ihren Weg ſicher weiſt und ſie in keinen andern Hafen als in den der ewigen Seligkeit führt. Wol zittern alle Magnetnadeln, wenn ein Nordlicht mit ſeinem phantaſtiſchen und blendenden Schein am Himmel aufzieht. So treten die großen Leidenſchaften an die Seele heran mit ihrem Schimmer von Roſen und Purpur und Blut, und die Magnetnadel zittert, weil die Seele zittert; — doch ſtandhaft weiſt ſie den rechten Pfad! mit ihr iſt kein Markten, kein Feilſchen, kein Abkommentreffen möglich. Welch eine unermeßliche Wolthat, vor jeder

Spiegelfechterei mit uns ſelbſt bewahrt zu bleiben! Die Sünde lockt uns; wir ſündigen. Wolan! Die Kirche ſpricht: „Zerriſſen iſt deine Gemeinſchaft mit Gott, o Menſch, und dir bleibt nur der ſchwere Weg der Reue und Buße übrig, um ſie wiederzufinden.“ Außerhalb der Kirche heißt es: Keine Sünde ſchadet dir, o Menſch. Die Einen ſetzen hinzu: Glaube nur an Chriſti Verdienſt. Die Andern: Denn du biſt ein Auserwählter, und die Sünde iſt für dich keine Sünde. Noch Andere: Denn die Sünde iſt nur eine verzeihliche Schwäche deiner Natur. Vielleicht giebts noch Andere, welche ſogar ſagen: Die Sünde iſt eine Tugend. Für Babylons Lügengeiſt iſt Alles möglich und die berüchtigte Phraſe: «La proprieté c'est le vol» — ſtreift nahe genug daran. — Nun, ich bin in dem Wirrſal mitten drin geweſen! ich hab' das Alles geſehen, gehört, gedacht! und noch viel mehr! und noch tauſendmal mehr modifizirt und ſchattirt, ſo daß es mir wie ein halbes Wunder vorkommt, daß ich noch einen guten Gedanken in meinem Kopf behalten habe. Allein wer bürgt euch dafür, daß euer Sohn, eure Tochter ihn behalten werde? O gebt ihnen die Magnetnadel des poſitiven Glaubens mit!

Und habt ihr denn kein Mitleid mit euren Töchtern, wenn ſie all den Zufälligkeiten und Launen einer auflösbaren Ehe ausgeſetzt ſind? wenn die Verblendung oder Bezauberung, in welche ſie oder der Gatte verfallen und welche vielleicht nach drei Monaten gewichen ſein würden, ihre eigene Zukunft und die einer ganzen Familie zerſtören dürfen? — In der Kirche ſind eure Töchter durch das unauflösbare Sacrament gegen die eigene und fremde Schwäche ſicher geſtellt. Und iſt das eheliche Leben nicht ihr Beruf oder ihre Beſtimmung — hat eine von dieſen jungen Seelen eine weltentfremdete Richtung: nun! da iſt das Kloſter und ſie iſt geborgen. Und habt ihr denn kein Mitleid mit euren Söhnen? — Da lernen ſie, lernen und lernen — eine Wiſſenſchaft ohne Gott, eine Weisheit ohne Gott, und ſind nach einer Reihe von Jahren nicht klüger und nicht beſſer geworden, ſo daß ſie, um ſich von all der nutzloſen Anſtrengung zu erholen, ſich in den Taumel des Weltlebens werfen und das werden — was wir ſehen! Die entwürdigte Ehe kann einem höheren Bedürfniß in ihnen unmöglich entſprechen und für ein idealiſches weltentfremdetes Streben giebt es nun vollends in Babylon keinen Anknüpfungspunkt — vorausgeſetzt, daß die edlere Richtung nicht durch die babyloniſche Erziehung erſtickt worden iſt. Wiſſenſchaft und Weisheit ſind gut, wenn ſie ein Paar Facetten einer Weſenheit ſind; nehmen ſie aber dieſelbe ſo ein, daß ſie zu einer Fläche abgeſchliffen ward, ſo hat ſie wie der Diamant ſeinen Werth verloren, denn er nimmt nicht mehr rundum die Stralen der Sonne auf — die Stralen der ewigen Wahrheit. Die größten und weiſeſten Männer aller Zeiten, welche durch Lehre, Wort und That das Reich Gottes gefördert haben, danken ihre Bildung der Kirche. Seid alſo unbeſorgt! das Genie, welches ihr euren Söhnen zutraut, wird nicht durch ſie verkümmern; wird hingegen eine Tiefe, eine Fülle und Wärme empfangen, welche eine von der Offenbarung abgelöſte Wiſſenſchaft ihnen nimmermehr geben kann, weil ſie nicht aus dem Urquell alles Wiſſens entſprungen iſt. Das Waſſer des Lebens allein ſtillt den Durſt der Seele und erhält ihr Leben! Und was vollends ſoll mit euren Söhnen werden, wenn dieſer Durſt in ihnen ſo mächtig iſt, daß er ſie treibt, alle Genüſſe des Daſeins deshalb zu verſchmähen? Weil das männliche Geſchlecht im Ganzen der praktiſch aktiven Richtung zugethan iſt: ſo bildet ſich in einzelnen Individuen um ſo mächtiger eine idealiſch aktive aus. Welchen Platz weiſt Babylon ihnen an? — Gar keinen! wie ſich von ſelbſt verſteht! es iſt gar nicht oft genug zu wiederholen, daß Babylon nichts weiß und nichts hat von einem übernatürlichen Leben. Die Kirche aber hat einen Prieſterſtand und für den braucht ſie ſolche Seelen. Was ihr für eure Kinder nur wünſchen könnt, ſei es an ſittlicher oder geiſtiger Bildung, ſei es in einem Stande, den ſie innerhalb oder außerhalb des Weltlebens wählen, ſei es für dieſes oder für jenes Leben — ihre Zukunft iſt ſicher geſtellt, wenn ſie an eurer Hand in die Kirche geführt werden und ſpäter aus freiem freudigen Willen Kinder der Kirche bleiben. Wer giebt euch dieſe Bürgſchaft in Babylon? — Wo Chriſtus lebendig iſt, da iſt das ewige Leben und Ihr ſeid verantwortlich für die euch anvertrauten Seelen, daß es ihnen nicht entzogen werde.

Die heilige Faſtenzeit hat begonnen, die Zeit der Buße und der Erwartung, des Schmerzes und der Hoffnung, vor dem öſterlichen Feſt der Auferſtehung. Das Aſchenkreuz auf unſrer Stirn hat uns daran gemahnt, einen ernſten Blick auf die Welt der Aſche und des Todes zu werfen, die uns umgiebt und in der wir wandelnde Leichen ſein würden, wenn nicht ein Gott mit dieſem Leib von Aſche ſich bekleidet hätte, um uns zu zeigen, was göttliche Liebe und Gnade darin wirken können — wenn nicht ein Gott uns aus der Unmacht erlöst hätte, in welcher die Seelen ſchmachteten, weil die Aſche der Sünde die göttliche Liebe in ihnen erſtickt hatte — wenn nicht ein Gott Menſch geworden wäre und übermenſchlich gelitten hätte, um zu uns ſagen zu können: Dies Alles hab' ich für dich gethan, o Seele, was thuſt du für mich? ich habe deine menſchliche Schwäche angenommen, ich habe meine göttliche Gnadenkraft dir hinterlaſſen, ich wohne in geheimnißvoller Weſenhaftigkeit, in verſchleierter Sichtbarkeit neben dir, ich kehre in dein innerlichſtes Seelenleben ſo innig ein, daß ich dich durch mich und in mir zum wahren, zum ewigen Leben führe, ich wehe die Aſche des Irrthums von deinem Geiſt hinweg — und er iſt befähigt, die Wahrheit der Offenbarung aufzunehmen; ich wehe die

Aſche der Sinnlichkeit aus deiner Bruſt hinweg und ſie iſt befähigt, ein Altar für heiliges Feuer zu werden; — das Alles habe ich für dich gethan, du weißt es, du erkennſt es, du glaubſt an mein Opfer — aber dennoch und dennoch liebſt du mich nicht, denn du giebſt mir nicht dein Herz. Hätte ein Menſch den zehnten Theil von dem Allem für dich gethan, ſo würdeſt du wünſchen, zehn Herzen zu beſitzen, um ſie ihm Alle geben zu können! und mir — giebſt du nicht einmal das eine, arme, kleine Herz, das ich nur haben will, um es reich und groß zu machen.

O wenn wir doch antworten mögten: Nimm hin das Herz! — welch eine ſelige Auferſtehung würden wir feiern! Aber es iſt immer, als ob wir nicht an dieſe Auferſtehung glaubten, als ob wir keine Zuverſicht zu dem Erlöſer hätten und uns lieber an unſer leichenhaftes Daſein anklammerten, blos deßhalb — weil es irdiſch iſt, weil wir uns fürchten vor dem höheren und geiſtigen. Wir glauben noch immer nicht an den auferſtandenen Erlöſer, denn wenn wir glaubten, ſo würden wir, ohne uns zu beſinnen, vor ihm niederfallen, wie am Oſtermorgen die Magdalene im Garten, und mit völliger Hingebung ihn anrufen: „Meiſter!“ — und dann, wie ſie, aus einem Kinde der Welt ein Kind des Lichts werden.

O mögte ein ſolcher Oſtermorgen für die ganze Welt anbrechen! mögte die ganze Welt erkennen, daß ſie in die heilige Faſtenzeit eingetreten iſt, welche durch Buße begangen ſein will! — Buße thun iſt nicht weinen und klagen, nicht verzweifeln und jammern. Buße thun iſt, das dargebotene Heil ergreifen, in die dargebotene Gnade ſich einhüllen und ſich tapfer und ſtandhaft zur Umkehr entſchließen: vom Abfall zur Unterwerfung; von der Willkür zur Autorität; vom Unglauben zum Glauben; von der Vergötterung des Menſchen zum menſchgewordenen Gott.

O Du! menſchgewordener Gott, Gott der Ewigkeit, den die vergangenen Geſchlechter erkannt, geliebt und angebetet haben — den das gegenwärtige ſo ſehr! ſo ſehr! verloren hat oder verleugnet — ſammle das zukünftige um Deine Altäre, um Dein ewiges Liebesopfer — und die Welt wird erneuert und das Antlitz der Erde wird umgeſtaltet werden. Mir aber, die ich durch die Fülle Deiner Gnade und Barmherzigkeit gewürdigt worden bin, Buße zu thun und umzukehren, mir gieb, o mein Herr und mein Gott, ein Plätzchen, ein ganz kleines, auf der tiefſten und niedrigſten Stufe Deines Altars, wo ich Dich anbeten und Dir danken könne — jetzt, und immer und alle Zeit und zu den ewigen Zeiten. Amen.

Mainz, 11. März 1851.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Asc. 2274 n

Die Liebhaber des Kreuzes.

Die

Liebhaber des Kreuzes.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Soli Deo Gloria!

Die Gräfin Sibylle von Flandern hatte ihren Gemal Balduin auf ſeinem Kreuzzug nach Paläſtina begleitet und ſich dort mit einer ſo großen Liebe der Pflege der Kranken, namentlich der Ausſätzigen, gewidmet, daß ſie beſchloß ſich ganz deren Dienſt zu weihen und nicht mit ihrem Gemal nach Beendigung des Kreuzzuges heimzukehren. Graf Balduin aber wollte nicht laſſen von der geliebten Gattin und vielleicht wäre ſie nie dazu gelangt, ihr frommes Vorhaben durchzuführen, hätte nicht ihr Bruder ein köſtliches Löſegeld für ſie gezahlt: eine Reliquie! — einen Tropfen vom Blut des Erlöſers, das Joſeph von Arimathia aufgefangen. Dieſer eine Tropfen dünkte dem Grafen koſtbar genug, um dafür das Glück ſeines Herzens, die Freude ſeines Lebens hinzugeben. Durch dieſen einen Tropfen war die Gräfin Sibylle abgelöſt von Glanz und Glück ihres früheren Schickſals und in die myſtiſche Süßigkeit jenes Meeres ohne Ufer verſenkt, welches die göttliche Liebe heißt.

Welch ein Schwung des übernatürlichen Lebens im Glauben und durch den Glauben! welch eine Kraft der

Seelen, um in dieſem Leben Nahrung und Gedeihen zu finden! Ein Tropfen vom Blute des geliebten Heilandes genügte, um ein doppeltes Daſein aus den feſten Angeln der irdiſch glücklichſten Verhältniſſe zu heben und es dafür an Entſagung und Selbſtverleugnung zu feſſeln — an freiwillige, ſelbſtgewählte Entſagung. Dieſer Tropfen war gleich jener ächten Perle des Himmelreichs, für welche der Finder, der glückliche Kaufmann, ſeine ganze Habe zahlte (Matth. VIII, 46). Dem Herzen eines in himmliſcher Liebe hinſterbenden Gottes entquollen, fiel er wunderſchön wie ein Rubin, zündend wie ein Feuerfunke, ſchmerzenſüß wie eine umdornte Roſe in das Menſchenherz und löſte es ab von den Leiden und Freuden der irdiſchen Liebe. Dieſe Purpurgluten und dieſe unauslöſchliche Flamme und alle dieſe Dornen um die Schönheit rings umher waren fortan die einzige Sehnſucht des Menſchenherzens, und nirgends, nirgends war ſie zu befriedigen, als am Fuße des Kreuzes.

Groß war das Kreuz. Auf Golgatha ſtand es, aber es erhob ſich von dort bis zum Firmament, ſtreckte ſeine beiden Arme über die Welt aus und füllte den ganzen Raum zwiſchen Himmel und Erde. Wohin das Auge ſchaute, die Hand reichte, der Fuß ſchritt, — was die Zunge pries, der Gedanke erfaßte, die Sehnſucht umfing — wohin das Herz ſich wandte und die Seele flog — es war zum Kreuz, zum Kreuz, und immer zum

Kreuz. Konnte auch gar nicht anders ſein! denn das Kreuz war die neue Jacobsleiter, auf welcher nicht die Engel des Herrn, ſondern der Herr der Engel zu den Träumenden da unten ſich herabgelaſſen — und nicht ihren Schlaf, ſondern ihr bewußtes waches Leben mit dem Abglanz ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Liebe erfüllt hatte.

Und klein war das Kreuz, o winzig klein, denn es paßte in und für jedes Herz, und jedes konnte es in ſich aufnehmen, wenn es Platz für daſſelbe ſchaffen, von allem Unnützen und Ueberflüſſigen ſich befreien und es recht tief in ſein Innerſtes hinein ſchmiegen wollte. Es war mit dem Kreuz wie mit den Perlen in der Muſchel: ſie ſind da — aber, wie hinein gekommen, das weiß Niemand! Die Einen ſprechen: durch Krankheit und große Schmerzen der armen Muſchel würden die Perlen erzeugt und wüchſen ſie, und wären ſie fertig, ſo öffneten ſich die Schaalen und ſiehe! dann fände man die Muſchel todt neben der leuchtenden Perle. Die Andern erzählen: Wenn gegen Sonnenaufgang die Muſchel leiſe ihre Schaalen öffne, um ſich von einem Stral des goldnen Lichtes erwärmen und erleuchten zu laſſen — dann fiele ein wenig Morgenthau vom Himmel hinein und trüge die Muſchel dann Sorge, ihre Schaalen feſtverſchloſſen gegen die bittren Meereswellen und nur ſanftgeöffnet gegen den Himmel zu halten, ſo bildeten ſich jene Thautropfen zu Perlen um. Ein einziger Tropfen der ſalzigen Flut aber genüge, um die zarten, unter himmliſchem Einfluß entſtandenen Gebilde zu vernichten.

Und ſo war es mit dem Kreuz, wenn es im Herzen aufgenommen werden ſollte! Bald geſchah es unter heißen Schmerzen, die nicht eher aufhörten, bis es ganz und gar in dem Herzen Wurzel gefaßt und es gleichſam verzehrt hatte; bald kam es mit dem Morgenlicht, dem Himmelsthau, dem Sonnenſtral, ganz leicht, ganz lieblich, aber dann die eine unerläßliche Bedingung auflegend, daß nun das im bittern Element der Irdiſchkeit lebende Herz ſich nicht von demſelben vergiften laſſe. So oder ſo — es mußte immer ſeine ganze Macht daran ſetzen, um das Kleinod des Kreuzes entweder zu empfangen oder feſtzuhalten; denn nur die Gewaltigen erringen das Himmelreich.

Gewaltig war's, daß Balduin und Sibylle ſich trennten, um zu gehen — er, an den vereinſamten Heerd — ſie, in das Spital der Ausſätzigen. Die Kinder der Welt ſagen vielleicht: Thöricht war's! — denn für ſie iſt das Kreuz eine Thorheit; aber mit ihnen iſt weder zu rechten noch zu ſtreiten, denn ſie kennen nicht das übernatürliche Leben — und damit iſt Alles erklärt. Gewaltig war's! denn zwei Kränze lagen vor Balduin und Sibylle; der eine von bunten duftenden Blumen, unter denen freilich manch trocknes Blatt, manche welke Knospe, auch Dorn und Neſſel ſich befanden; der andere von ſchlichten kahlen Dornen. Und ſie nahmen den Dornenkranz. Warum? hat nicht Gott die Blumen geſchaffen und dem Menſchen gegönnt, und es ſo angeordnet, daß im Wechſel ihres fröhlichen Erblühens und trüben Hinwelkens der Menſch Luſt und Leid ertragen und ſich daran bilden und vervollkommnen lerne? kann nicht der ſchönſte Blumenkranz zu ſeiner Ehre getragen und dadurch ſehr ehrenvoll und gar lieblich werden? liegt nicht Vermeſſenheit und Undank darin, an ſo herrlichen Gaben gleichgültig vorüber zu gehen und die Blume nicht zu pflücken, die Frucht nicht zu brechen, die ſich der Hand bieten — und bieten dürfen? muß es nicht den großmüthigen Geber kränken oder betrüben, wenn er ſieht, daß Alles verſchmäht wird, was er aus Fülle der Liebe ſpendet? — — O nehmet ſie an, die Gaben! freut euch ihrer, heiliget ſie! Tauſendes iſt dafür zu ſagen und dawider nur Eines: der Sohn Gottes, als er auf die Welt kam, wählte den Dornenkranz und Gott ſchuf den Menſchen nach Seinem Bilde.

Ach nur zu oft geſchieht es, daß ſich der Menſch nach ſeinem Bilde ſeinen Gott ſchafft; daß er in ſeinem Herzen einige Liebe, viel Wolwollen, viel Fröhlichkeit, viel unbefangene Genußſucht findet und daß er im zufriedenen Bewußtſein, mit dieſen Regungen grade nichts Böſes zu thun, zu ſich ſelbſt ſpricht: Dies Alles kann unmöglich dem Gott der Liebe und Güte mißfällig ſein; denn er hat mir dieſe Richtung gegeben und ihr gemäß muß ich mein Heil finden können. — O gewiß! auf jedem Wege, der nach dem göttlichen Willen gewandelt wird, iſt das Heil der Seele zu finden; aber — was begehrt der Menſch zum Heil ſeiner Seele? etwa nur Gott nicht mißfällig zu ſein? oder das Schauen Gottes, die vollkommene Liebe? Die vollkommene Liebe überwindet die Welt und entſagt dem Ich; die unvollkommene begnügt ſich, die weltlichen Neigungen in gewiſſen Schranken zu halten. Jene wirft ſich bedingungslos in die Arme Gottes; dieſe ſammelt das Ihre um ſich her, um es in dieſer Vereinigung zu verſuchen. Jene liebt Gott, weil er der unermeßliche Urgrund aller Schönheit, aller Wahrheit, weil er die unendliche Vollkommenheit iſt; dieſe, weil er gütig und gnadenvoll iſt. Jene erwählt das Leid, um ihm nahe und ähnlich zu ſein; dieſe erträgt es, wenn er es ſendet. Jene betrachtet die Erde nur als einen mühſeligen Durchgang zum Himmel, erfleht, erſehnt, erſtrebt, erbetet nichts als den Himmel; dieſe beruhigt ſich mit der Hoffnung, daß er ihr endlich doch zu Theil werden könne. Jene will nur zwei Dinge, aber die durchaus! aber die mit aller Macht und Kraft ihres Willens: hienieden das Kreuz und droben die Herrlichkeit; dieſe will viel und mancherlei, und was ſie nicht eben gern will, das iſt das Kreuz. Jene iſt lebendig geworden durch die Verheißung, welche der Sohn Gottes dem Petrus gab, daß, wer Ihm nachfolge und Alles verlaſſe um Seines Namens willen, der werde das ewige Leben beſitzen; dieſe aber hat noch Freude am eigenen Beſitz und Neigung dafür. Jene weiß nur von einem Ziel: von der gänzlichen Vereinigung des Willens mit Gott; dieſe zagt noch vor dieſem Ziel. Mit einem Wort: jene hat das Opfer unbedingt begriffen, und dieſe nur bedingungsweiſe. Die vollkommene Liebe kennt keinen andern Weg als den des Kreuzes und des Opfers und weiß, daß man ihn nur mit dem Dornenkranz wandeln kann. Die unvollkommene Liebe dankt Gott, daß er ihr geſtattet, auf ihrem Pfade einen Blumenkranz zu tragen.

Was iſt das für ein Durſt, für ein ſeltſamer, unerklärlicher, nach dem Schauen Gottes in der ewigen Herrlichkeit? Wie können wir in unſerer irdiſchen Befangenheit, Schwere und Finſterniß zu dieſer Sehnſucht überhaupt und dann gar zu dem Entſchluß uns erheben, an nichts zu denken, um nichts zu ſorgen, für nichts zu leben, als für die Befriedigung dieſes Durſtes, die hoch und weit über den irdiſchen Abſchnitt unſeres Daſeins hinausgreift und hinausliegt? Wie vermögen wir die ſcharfen Conflikte zu ertragen und die herben Bedingungen zu erfüllen, die von der beharrlichen Durchführung jenes Entſchluſſes untrennbar ſind? — Nach dem Bilde Gottes ſind wir geſchaffen und von dem myſtiſchen Zuſammenhang zwiſchen dem Schöpfer und ſeinem Geſchöpf reißt nichts uns los; wir werden ſelig oder elend durch ihn; er wird uns zum Segen oder zum Fluch; er taucht uns in das Licht des Paradieſes oder in die ewige

Nacht. Immer ſind wir Gottes Geſchöpfe, geſchaffen, um ſeinen Namen zu heiligen, berufen zu der Anbetung ſeines Willens, zu der Hingebung an ſeine Liebe. Kein Kind vergißt das Vaterhaus und die guten Stunden und friedlichen Tage, die es in demſelben verlebt hat. Möge es ihm im ſpätern Leben, in weiter Ferne, in der Fremde noch ſo gut oder noch ſo übel gehen — es gedenkt deſſelben; auch dann, wenn es ein verlornes Kind geworden iſt! denn der Zuſammenhang der Liebe bleibt; ob er jedoch wol oder weh thut, das hängt von dem Zuſtand der Seele ab, auf die er wirkt.

Die Sünde wendet die Seele wider Gott; ſie bäumt ſich gegen ihn auf, ſie bietet ſeinem Willen Trotz, ſie verhöhnt ſeine Gebote; ſeine Liebe wird ihr zur Laſt, weil ſie nicht ſie erwidern, ſondern nur ſich ſelbſt lieben mag; ſie ſinkt und ſinkt in eine unergründliche Tiefe, wo Larven und Schatten ſie umſchwärmen, wo das Sonnenlicht verdunkelt iſt, wo bittere Waſſerquellen fließen, wo dumpfe Angſt oder ſchreiende Troſtloſigkeit ſich ihrer bemächtigen und wo ſie weint, „wenn ſie Sions gedenkt.“

Da fällt in dieſe traurige Nacht der Gnadenſtral der Erlöſung. Wieder aufgenommen wird das Kind im Vaterhauſe, das Abgefallne in Sion, die Seele von der Liebe Gottes. Sie iſt wieder ſein eigen, ſein Kind, ſein Geſchöpf, ſein Ebenbild; iſt es geworden durch ein unirdiſches Opfer, wie nur die Liebe eines Gottes es zu faſſen und zu bringen vermag — und ſtrebt nun unter dieſer himmliſchen Signatur der Erlöſung ihrem Erlöſer zu, dem Befreier von der Sünde, dem Erretter vom ewigen Tode, dem Ueberwinder der Werke der Finſterniß. Und wer iſt dieſer Erlöſer? welcher Held, welcher König iſt er? mit welchem Namen und Dank wird er geprieſen? — Auf deine Knie, o du meine erlöſte Seele! dein Retter iſt dein Gott! nicht in der Geſtalt des Allmächtigen, auf ſeinem Thron im ewigen Licht, angebetet von reinen Geiſtern — nicht in der Majeſtät des Schöpfers von Himmel und Erde, den die Engel ohne Unterlaß preiſen und den jede Kreatur benedeit — nicht durch die Allmacht ſeines Winkes oder durch den Blitz ſeines Gedankens, nicht auf ſeinen Befehl durch Cherub oder Seraph biſt du erlöſt — — nein! Ein Kind ward geboren in großer Dürftigkeit, wuchs heran zu himmliſcher Weisheit, aber in Armuth und in niedrigen Verhältniſſen, lebte wie der Aermſten einer in ſeiner Verborgenheit, trat als ein unbekannter Mann in die Welt hinaus, lehrte in ihr eine Lehre, die nur Wenige verſtanden, weil die Meiſten weder Sinn noch Ohr für deren Erhabenheit hatten, und ſtarb endlich, wegen dieſer Lehre gehaßt und verfolgt, wie ein Verbrecher in Schmach und Mißhandlung, eines ſehr grauſamen Todes am Kreuz: das iſt dein Erlöſer! dieſe unſcheinbare verachtete Geſtalt hat dein Gott angenommen, in ihr hat er dreiunddreißig Jahr deines Gleichen ſein und all' dein Leid kennen und tragen wollen — dürftig, gering und beſitzlos ſein, von den Großen überſehen, von den Kleinen mißverſtanden, von den Klugen verachtet, von den Thörichten geſchmäht ſein wollen. Merk dir das, o meine Seele! nicht etwa nur von den Böſen gehaßt und von den Schlechten mißhandelt — das wäre ganz in der Ordnung und nur Ehre geweſen! — Nein, auch von denjenigen, die nicht ſchlecht und verworfen, ſondern die klug und gut nach ihrer Art, ja ſogar ihm zugethan waren, hat er den Trank der Bitterkeiten empfangen wollen, damit du von ihm lerneſt das vollkommene Leid und die vollkommene Liebe. Dieſer Aermſte der Armen, dieſer Knecht der Geringſten — das iſt dein Erlöſer, das iſt dein Gott; und du biſt geſchaffen nach ſeinem Bilde, zum vollkommenen Leid und zur vollkommenen Liebe.

Daher dieſe Sehnſucht nach ihm, dies Verlangen ihm nahe zu ſein, dieſer Durſt, ſeine Herrlichkeit zu ſchauen; denn auf ſeine Erniedrigung folgte ſeine Erhebung — auf ſeinen Tod ſeine Auferſtehung — auf ſein Erdenleben ſeine Himmelfahrt — und die Himmelfahrt iſt das Unterpfand der Seligkeit. Darum ſtrebt zu ihr jede Seele; nur freilich nicht jede auf dem rechten Pfade und in der rechten Weiſe. Einige glauben, die Himmelfahrt ſei ihnen durch Gottes Barmherzigkeit ein für alle Mal zugeſichert; Einige: ohne Schmerzen und Kämpfe ſei ſie wol nicht zu bewerkſtelligen, allein es müßten lauter Triumphbogenſchmerzen und Blumenkranzſchmerzen ſein, Schmerzen, die aus ſtralenden Freuden, aus erhabenen Kämpfen hervorgingen und die ſchon um das irdiſche Leben eine Glorie zauberten. Du aber, meine Seele, glaube das nicht, denn Beides iſt ein Wahn! glaube vielmehr, daß der Himmelfahrt eine lange Paſſion vorhergehen muß, eine Paſſion, die ſich nicht auf den einen Todestag beſchränkt, ſondern manches Jahr, ja ſogar das ganze Leben umfaßt.

Aber iſt das nicht gar ſo traurig, fragſt du! — Leiden um der Liebe, der göttlichen Liebe willen, iſt das traurig? frag' ich. Traurig iſt's, wenn wir für eine Handvoll Aſche und ein Häuflein Staub einen Diamant hingeben — das Heil unſerer Seele; traurig, wenn wir die Liebesglut unſers Herzens dermaßen verſchwenden, daß ſie die Gegenſtände verzehrt, die ſie ergreift und darauf an ſich ſelbſt verlodert; traurig, wenn wir wie eine rankende Rebe am ſichern Stab nach Oben uns ringen mögten, aber von Stürmen hin und wider geweht den Stab nicht feſt umſchlingen, ſondern zu Boden fallen und am Boden jämmerlich fortkriechen, bis wir verkümmert ſind; traurig, wenn wir an den reinen Quellen des lebendigen Waſſers vorüber gehen und von einem ſchalen oder wüſten Getränk Erquickung begehren; traurig, wenn wir unſern Traum von irdiſchem Glück auf einen Wurf des Würfels, wie ein verwegener Spieler ſetzen — und ihn verlieren; traurig, wenn die Sternbilder, die den Morgen und Mittag unſers Lebens geſchmückt haben, nicht auf-, ſondern untergehen, wenn der Abend kommt und uns in der Finſterniß und Einſamkeit laſſen. Das Alles und noch gar viel Anderes iſt herzbrechend traurig und geſchieht täglich, ſtündlich in uns und um uns herum. Es iſt deshalb ſo traurig, weil es aus Irrthum geboren iſt und immer tiefer in den Irrthum verſenkt; denn all' dieſe Seelen ſuchen das Glück, ſtrengen ſich ſehr an, um es zu finden, wiſſen aber nicht, wo ſie ſuchen ſollen oder — wollen es nicht wiſſen. Sie kämpfen wie trunkene Krieger für eine ſchlechte Sache, welche ihnen ihr Anführer, die Leidenſchaft, als eine ſehr gute und wünſchenswerthe darſtellt. Sie verſpritzen ihr Herzblut und vergeuden ihre Kräfte, nicht um das Land der Verheißung zu erobern, ſondern um ſich ein Etwas zu eigen zu machen, das, gleich den Wüſtenſpiegelungen, nur Erſcheinung iſt und kein Weſen enthält. Sie kämpfen, ſie ſtreben, ſie leiden — umſonſt! ſie zerarbeiten ſich ſelbſt bis zur eigenen Schattenhaftigkeit zwiſchen all' den Schatten, für welche ſie leben; und ſprechen dann muthlos oder trotzig oder gleichgültig: umſonſt! ſie graben nach Gold und ſuchen nach Diamanten und arbeiten ſich die Hände wund — aber Alles umſonſt! denn Diamanten ſind doch nur bunte Steine und Gold ein glänzendes Metall — und was hat die Seele davon? Umſonſt! umſonſt! klingt und klagt es um ſie herum. Ja, das iſt traurig.

Aber leiden um der göttlichen Liebe willen iſt nicht traurig. Weder die Märtyrer noch die Heiligen waren traurig in ihren größten Leiden; denn ſie brachten ſich ſelbſt zum Opfer dar und die Flamme, welche daſſelbe verzehrt, wird von der Liebe angefacht. Die Traurigkeit, welche den Erlöſer in der Nacht, da er verrathen ward, überfiel — die Traurigkeit, von welcher der große Apoſtel im Corintherbrief ſpricht — gehören einer höheren Ordnung an als die iſt, um welche der Menſch zu klagen pflegt. Die Traurigkeit unter den Oelbäumen von Gethſemane — das iſt ein Ocean geheimnißvoller Schmerzen, den unſre Fähigkeiten in ihrer Enge und Beſchränktheit nicht ermeſſen, nicht ergründen können; — iſt ein göttlich-menſchliches Leid, ein myſtiſcher Schmerz, für den unſer armes, ſchweres, ſtumpfes Herz keinen Maßſtab beſitzt. Unter die Oelbäume von Gethſemane dürfen wir nur hinknien, um anzubeten — nicht um zu vergleichen. Die gottgefällige Traurigkeit des großen Apoſtels aber — o wol dir, meine Seele, wenn du ſie kennſt! ſie iſt nur die Nacht, aus welcher die Morgenſonne hervorbricht; nur die Arbeit, an welcher jene Muſchel ſich aufzehrt, um eine Perle zu bilden.

„Ich leide gern," ſtand auf dem Ringe, den der heilige Bernhard der heiligen Hildegard ſchenkte. „Leiden oder ſterben," war der Wahlſpruch der heiligen Thereſia. Dieſe Seelen liebten Gott mit vollkommener Liebe und darum wünſchten ſie dem göttlichen Erlöſer ähnlich zu werden. Denn ſchon die irdiſche Liebe, wenn ſie warm und ſtark iſt, ſpricht nicht zum Geliebten: Sei wie ich! — ſondern: Ich will werden wie du biſt, wie es dir gefällt! Um wie viel inniger muß dieſe Sehnſucht werden, wenn ſie vom Menſchen ab und zu Gott ſich kehrt; wenn ſich die Seele, wie die Muſchel ihre Schaale, gegen den Himmel geöffnet hat, um den Thau der Gnade zu empfangen, den einen Tropfen der Erlöſung, die eine Perle des Himmelreichs.

„Herr, lebt man durch Leiden und iſt darin meines Geiſtes Leben, ſo magſt Du mich ſtrafen und beleben“ — ſpricht der alte König der Propheten und fügt hinzu: „Meine bitterſte Bitterkeit iſt mir zum Frieden geworden.“ Ein Paar Jahrtauſende trennen die heilige Thereſia und den großen Iſaias; den Propheten Israels von der ſpaniſchen Ordensfrau; ſein myſtiſches Sion von ihrem myſtiſchen Carmel; aber der Ruf der Liebe, welcher nach dem ſeligen Leben durch Leiden verlangt, tönt durch jene Jahrtauſende und wird durch die zukünftigen tönen — denn er iſt der Schlachtruf, an welchem die Kinder des Kreuzes ſich erkennen.

Die Welt hört ihn, ohne ihn zu verſtehen! die Welt folgt ihren Fahnen und Bannern, welche zu Feſten und Schaugeprängen und Gelagen ihr voran ziehen. So ſtumpf iſt ſie denn doch nicht, wenigſtens nicht allgemein und nicht überall, um nicht zu erkennen, daß es noch manche andre Dinge zu thun giebt, als Feſte zu feiern

— ſehr ernſte, ſehr wichtige Dinge, die es wol werth ſind, daß ſogar ſie ihnen einigen Antheil ſchenke. Und dieſen Antheil will ſie denn auch nicht verſagen, ſo kühl, ſo oberflächlich, ſo matt er ſei. Einiges Geld ſammelt ſie und einige leere Stunden opfert ſie — und was ſich denn thun läßt mit dem Gelde, das ſie nicht braucht und mit der Zeit, die ſie nicht anzuwenden weiß — das thut ſie! und dieſer Welt, o meine Seele, gehörſt du an, biſt in ſie verſunken und vermagſt nicht dich loszureißen von ihren Feſſeln, welche dir doch läſtig ſind. Welt iſt Welt! welcher Art die Feſte ſind, welche dir gefallen, oder die Genüſſe, die du ſuchſt, ob etwas feiner oder gröber, ob mehr geiſtiger oder ſinnlicher Art — ach! darauf kommt es nicht an, ſo lange du in ihnen allen dich ſelbſt ſuchſt. Die Welt, die betäubende, ſchmeichleriſche, blendende, verzehrende Welt — das iſt dein Ich! und wähnſt du, daß der Schöpfer dieſes dein Ich geſchaffen habe nach ſeinem Bilde? und graut dir nicht vor dem Zerrbild, welches du ihm anſtatt des urſprünglich ſchönen, das er dir verlieh, entgegen trägſt?

Du *mögteſt* ein Kind des Kreuzes ſein, aber du *willſt* es nicht; denn wenn du es wollteſt, ſo wäreſt du es; — dieſe Gnade hat der himmliſche Vater noch Keinem verſagt und du würdeſt warlich nicht die Erſte ſein. Allein dein Wille iſt grade ſo unvollkommen wie deine Liebe, o meine Seele, und darum bleibt es bei dem armſeligen, markloſen *mögen* und mit eigenen Händen lähmſt du deine Hand. In ein kaufmänniſches Verhältniß ſtellſt du dich zu Dem, der die Fülle aller Gaben beſitzt und ſie dir gewähren kann, wenn du die Hand öffneſt. Du dankſt ihm hiefür, du bitteſt ihn darum, du preiſeſt ihn deswegen und deine Rechnung iſt immer gemacht. Hätteſt du nun aber auch deine Schulden weit pünktlicher abgetragen, als es wirklich der Fall iſt — was wär' es denn weiter! du müßteſt von Neuem einen Handel beginnen und berechnen, wie viel und wie wenig dabei heraus käme — ob groß oder gering dein Vortheil wäre — und deine Unruhe, deine Sorge hörte nimmer auf. Es lebt ſich aber ſchlecht mit der Unruhe im Herzen. Ruhe willſt Du! — ſie iſt in Gott allein. Ruhe iſt nicht ein unbewegliches abgeſtorbenes Herz; Ruhe iſt der Wille eines auf Gott gerichteten, nach Gott verlangenden, an Gott ſich hingebenden Herzens, das nicht mehr ängſtlich ſeine augenblickliche Befriedigung ſucht, weil es erkennt, daß ſolche Befriedigungen nicht Frieden bringen, ſondern Zerſtreuungen vom Frieden, Zerſplitterung im Vergänglichen, anſtatt Sammlung im Ewigen, im Einen. Verwildert durch das Vielerlei ſeiner Wünſche, welche das Herz bald hier- bald dorthin treiben und es immer wieder aufſtacheln zu neuem Verlangen und neuem Suchen, wähnt es, ſo lange es auf dieſe Weiſe in der Irre umhertaumelt, dieſes Fieber ſei Leben. Aber in einer Todeskrankheit iſt es befangen! an der Emanation der Lüge hat es ſich feſtgeſogen und das, wovon es ſich nährt, iſt Gift, welches, wie Opium, erſt berauſcht und dann vernichtet. Es wähnt ſich ſtark, weil heftige Stürme in ihm toben; — aber dieſe zu beſchwichtigen wäre Stärke. Es wähnt ſich frei, weil es an der Kette zerrt, die eine höhere Ordnung ihm auferlegt; aber ſeine Freiheit wäre, ſich freiwillig jener einzureihen. Es wähnt ſich mächtig, weil eine Macht in ihm waltet, die es nicht berechnen, weil nicht beherrſchen kann; aber es iſt ein blinder Sclav, dem Sclavenbrüder zurufen: komm mit uns! und der ſich von ihnen fortreißen läßt in die Wüſte — wo er einſam und verloren verſchmachtet. Das iſt das Ende der Verwilderung des Herzens; dahin kommt es mit dir, o meine Seele, wenn du es ſeinem Ungehorſam, ſeiner Zügelloſigkeit preis giebſt, aus thörichter Furcht, Großes und Schönes müſſe in ihm ſterben, wenn es das Joch auf ſich nimmt, unter welchem es lernt ſanft und demüthig zu ſein. Es iſt ein großer Tyrann, das Herz! traue ihm ja nicht. Es kann ſchmeicheln wie alle Tyrannen, wenn ſie gerade willige Zuſtimmung nöthig haben. Es kann ſich lieblich und ſüß dir darſtellen und von Liebe und Leid wehmüthig träumeriſch ſingen und ſagen: Höre nicht hin und laß dich nicht verzaubern! es will dich unterjochen, damit du ihm dieneſt; — aber du biſt geſchaffen zum Dienſt eines andern Herrn, der auch dein Herz begehrt, um ihm die Fülle zu geben von Leid und von Liebe. Und wo die Fülle — da iſt die

Ruhe. Ein Sturm auf dem Ocean iſt ein furchtbares Bild der Empörung in den Naturgewalten — ja! aber kein Sturm hat je verhindert, daß die geheimnißvolle Ordnung der Ebbe und Flut ſo friedlich von ſtatten gehe, als ob Frühlingslüfte über das Meer ſäuſelten; denn ſie gehorcht einem unwandelbaren Geſetz. So kann auch die Seele manchen Sturm aushalten und durchleben, ohne daß dadurch ihre tiefſte Ruhe, ihre gleichmäßigen Athemzüge in einer höheren Sphäre unterbrochen würden.

Alles Geſchaffene ſtrebt nach Einheit, weil es in ihr ſeinen Urgrund, aus ihr ſeinen Urſprung hat. In welcher Schönheit und Vollkommenheit die Schöpfung geſtralt hat, ehe ſie, abgelöst von der Einheit, in die grauſame Zerſtückelung fiel, wo „das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt“ — wer kann es ermeſſen! Das furchtbare Ringen des Fleiſches, um den Geiſt zu unterjochen und die zuweilen gewaltſame und dennoch ſo erfolgloſe Anſtrengung des Geiſtes, um ſich nicht unterjochen zu laſſen, wie die ganze innere Geſchichte der heidniſchen Welt ſie zeigt — war immer ein Streben, um ſich aus dem Zwieſpalt zu retten. Nur mußte in der Tiefe eine Vereinigung erzielt werden, da den ſtrebenden Elementen die höhere Einheit unzugänglich blieb — bevor die Verſöhnung eingetreten war; die Verſöhnung, daß das Wort Fleiſch annahm, aber nicht um deſſen Knecht, ſondern um deſſen Herr zu werden — nicht um Freuden und Wonnen zu genießen, ſondern um liebend zu leiden — nicht um das Fleiſch in Glanz und Herrlichkeit — ſondern in Unterwürfigkeit und Dienſtbarkeit herzuſtellen. In Einheit war die Welt von Gott geſchaffen; zur Einheit führte er ſie zurück. Beides war Liebe, Schöpfung wie Erlöſung; nur miſchte ſich in letztere jene unermeßliche Barmherzigkeit, welche durch ein unermeßliches Elend hervorgerufen wird und welche einen unermeßlichen Dank erzeugt.

Worin kann der Dank beſtehen, den eine große Liebe weckt? — Im Vertrauen! Der Dank des Kindes für die Zärtlichkeit der Mutter iſt Vertrauen. Der Dank des Weibes für die Treue des Gatten iſt Vertrauen. Der Dank des Freundes für die Aufopferung des Freundes iſt Vertrauen. Kind und Weib und Freund — Alle ſprechen aus einem Munde: Du liebſt mich! ja, Du liebſt mich gewiß! — und aus dieſer Zuverſicht entſpringt eine tiefe Hingebung, ein bedingungsloſes Anſchmiegen, ein feſtes Umfangen, eine unerſchütterliche Ueberzeugung, daß hier nichts als Liebe walte.

Dieſen Dank hat auch die göttliche Liebe empfangen — freilich nicht ſo wie das Opfer eines Gottes es verdient, aber doch ſo, wie es die Menſchheit ehrt; denn ſie vertraute Gott, d. h. ſie glaubte an ſeine Liebe, an jedes Wort, jedes Zeichen, jeden Ausdruck, jedes Gebot derſelben: ſie wurde chriſtlich; ſie nahm die Gnadengaben an, ſie begann tapfer ihre Umbildung — aus der Sünde in die Entſündigung, aus dem Abfall in die Erlöſung hinein. Das Wort der Schöpfung verſtand ſie nicht mehr, die ſündige Menſchheit, weil das Licht ihrer Erkenntniß verdunkelt und die Kraft ihrer Liebe geknickt war durch die Sünde; um ſo beſſer verſtand ſie das Wort der Erlöſung: „Und das Wort ward Fleiſch!“ und die ganze himmliſche, nie gehörte, ſo übermächtige, ſo liebliche, herzzerſchneidende und ſeelenſtärkende Sprache der Erlöſung, welche wie ein Frühlingsthau der Liebe aller winterlichen Erſtarrung und Kälte ein Ende machte. Sie liebte den menſchgewordenen Gott, den Erlöſer; ſie vertraute ihm.

Welche Kraft darf ſich meſſen mit der Kraft der Liebe? Die Liebe iſt der ganze Menſch: wie er liebt, ſo iſt er. Sie iſt der Herr des Menſchen: wie er liebt, ſo lebt er. All ſein Thun und Handeln, ſein Wollen und Streben ſind Zweige, Blüten, Früchte ſeiner Liebe oder ſind Umgeſtaltungen, Umbildungen, Mißbildungen derſelben. Sie iſt der Quell, aus welchem der Strom jeder Leidenſchaft ſich nährt; ſie iſt der Heerd, an welchem das Feuer zu jedem Opfer ſich entzündet. Sie iſt die Macht, welche den ſeraphiſchen Heiligen zum Himmel erhebt und den gefallnen Engel in den Abgrund ſtürzt. Sie iſt die Glut, an der eine Welt ſich erwärmen und die eine Welt in Brand ſtecken kann. Sie iſt die Nahrung, aus welcher die Seele das Brot des ewigen Lebens und die Speiſe des Todes empfängt. Sie iſt das große, das ewige Geheimniß, das den Menſchen mit Gott und mit dem Menſchen verbindet, und dieſer Vereinigung eine himmliſche Schönheit, eine unſägliche Würde einhaucht — oder ſie mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet. Sie iſt die Flamme, welche das ewige Licht, das vor dem Altare Gottes friedlich brennt und die Fackel entzündet, bei der wüſte Orgien gefeiert werden. Sie lebt in den reinen Geiſtern, die vor dem Thron der heiligen Dreifaltigkeit anbeten — und in den gefallenen, deren Sturz ihre Verdammung war; denn der Teufel kennt noch die Liebe — aber er liebt ſich ſelbſt.

Auch der unerlöſte Menſch liebt ſich ſelbſt, d. h. ſich ſelbſt in einem Anderen oder Andere um ſeiner ſelbſt willen. Recht weit kann dieſe Liebe gehen, ſo daß die Menſchen ſie anſtaunen, gar bewundern; allein hoch — geht ſie nicht. Sie kann den Menſchen erſtaunlich weit in ſeiner natürlichen Richtung bringen, aber gerade dadurch ihn der übernatürlichen gründlich entfremden. Ein Herz, das für ein Kind, für einen Mann Kummer und Leid, Hunger und Durſt erträgt, wird vielleicht nicht verſtehen, daß es Gott über Alles lieben ſoll. Die Gaben Gottes lieben — ſo wähnt es — das ſei Gott lieben. Allein der Geber kann ſeine Gaben zurück nehmen — und thut es. Was nun? ſoll nicht eine furchtbare Lücke in dieſem Herzen bleiben, ſo muß es neue Gaben erlangen, die ihrer Natur nach ebenſo vergänglich und flüchtig ſind wie die erſten und ebenſo leicht verſchwinden.

Und ſo bleibt dies unſelige Herz mit ſeinem Liebesbedürfniß, welches fortdauert, zwiſchen all' den Erſcheinungen, welche vorüber fliehen und ringt in Verzweiflungen und Verirrungen ſich wund oder ſtumpf.

O du armes Herz, nur Eines kann dich retten: bilde deine Liebe zur Tugend um, mache dein Gefühl zum Willen, ſo daß deine natürlichen Neigungen und Leidenſchaften nicht mehr den Weg gradeaus, ſondern die Richtung nach Oben nehmen: dann haſt du für deine unvergängliche Liebe einen unvergänglichen Gegenſtand gefunden. Es iſt das ewig anbetungswürdige Wunder der göttlichen Gnade, daß ſie den Hebel, welcher der natürlich mächtigſte iſt, nicht ausrottet, nicht zerſtört, und ihm nur ein neues Element beifügt, wodurch er abermals der wirkſamſte im übernatürlichen Leben wird. Nach der Ordnung der Natur ſchlingt und webt die Liebe Alles in ſich hinein; nach der Ordnung der Gnade tritt ſie vollſtändig aus ihrem Ich heraus und in die Gemeinſchaft mit Gott hinein.

Zu dem Entſchluß und der beharrlichen Entſchiedenheit, die Thüre ihres Innerſten vor dem Ich zu verſchließen, gelangt ſie nicht durch ihren menſchlichen Willen. Die Gnade muß ſie berührt, muß ihr Auge für das Werk der Erlöſung und ihr Ohr für deren Sprache geöffnet haben, ſo daß ſie das Kreuz erkennt und das Wort verſteht, das vom Kreuz herab erſchallt. Erkennt und verſteht ſie, ſo iſt das Fundament der Wiedergeburt gelegt. Sehnſuchtsvoll und durſtig ſchmiegt ſie ſich der Gnade an, läßt gleichgültig fallen oder wirft mit Ueberlegung fort, was ihr bis dahin ein liebes Eigenthum oder ein theurer Beſitz war, um nur die Hände frei zu behalten, nach der Gnade auszuſtrecken, deren Gaben zu erfaſſen — bis ſie endlich, halb gezogen, halb ſich aufſchwingend, getragen von den heiligen Sacramenten, gehoben vom Gebet, das übernatürliche Leben in der Liebe zu Dem beginnt, deſſen Liebe der Grund und das Ziel dieſer neuen Lebensordnung iſt. Die Gnade iſt das umgeſtaltende, umbildende, unirdiſche Element, welche ſich des Beſten bemächtigt, was der natürliche Menſch beſitzt, ſeiner Liebe; und hat ſie dieſe in ihrer Gewalt, ſo wird die Liebe der Kanal, durch den die Seele die Gnade und ihre Gaben empfängt.

Einen ſtarken Läuterungsprozeß muß die Liebe ertragen, bevor ſie der Träger des Gnadengeheimniſſes werden kann. Eine arabiſche Sage erzählt, als der Finger Gottes den Muhamed berührt habe, ſei er eiskalt geworden. Allerdings muß die Seele eiskalt werden, wenn der Finger Gottes ſie berührt, bevor er in ihr die göttliche Liebe weckt; denn vor der Annäherung des Erhabenſten, des Heiligſten — erſtirbt das Irdiſche, und in Nacht und Kälte zittert die Seele, wie vor dem Tode, bang und ahnungsvoll, was nun mit ihr geſchehen, ob ſie in dieſen Schauern der Finſterniß verbleiben, ob dieſer Kerker, in deſſen ſtarren Mauern ſie ſich gefangen fühlt, nicht ſein ſchwarzes Thor vor ihr öffnen werde — damit ſie wieder gelange zum Licht, zur Wärme, zur Freiheit, die ſie ſonſt gekannt und genoſſen hat. Und dieſelbe Hand, welche die Seele zum Bewußtſein und zur Erkenntniß ihres tief nächtlichen, ihres tödtlichen Elends bringt, ſendet ihr auch die Gnade zu. Die ſchwarze Thür des Kerkers wird geſprengt wie von einer Flamme; und die Flamme erfaßt die Seele in ihrem Kern, in ihrer mit Aſche überſchütteten Liebe, und durchglüht und durchbrennt dieſe ſo lange, bis Alles, was in ihr todt war aufgezehrt und bis wieder lebendig geworden, was zum ewigen Leben berufen iſt: die göttliche Liebe, mit ihrem erhabenen Gefolge von Glauben, Hoffnung, Demuth und Gehorſam — mit dieſem Gefolge von Tugenden, welche die erlöſte Welt, und nur ſie allein kennt; denn ſie ſind die Töchter oder die jüngeren Schweſtern der Liebe, die nicht früher als ſie exiſtiren können, und ohne welche die Liebe ihren ſchönen Namen nicht verdient.

Wenn das Gold bis zu vierundzwanzig Karat geläutert iſt, ſo findet das Feuer nichts mehr an ihm wegzuſchmelzen; dann iſt jede unedle Beimiſchung hinweg gebrannt und nichts übrig als das reinſte köſtlichſte Metall. Zu dieſer Lauterkeit muß die Liebe ausgeſchmolzen werden; darum ergreift die Gnade ſie wie eine Flamme und bringt ihr unausſprechliche Schmerzen, unſägliches Weh; denn ſie ſteht ja noch auf der niedrigſten Stufe und da dünkt es ihr ſo ſchwer, Alles verlieren, Alles daran geben zu ſollen; da erkennt ſie noch nicht klar, daß ſie ſich mit nichts, als mit unnützer Laſt befrachtet, und daß ſie umſomehr leiden müſſe, je mehr ſie dieſe Dinge ſich zu eigen gemacht hat, je feſter ſie an ihnen hängt. Allmälig nur, wenn ſie an Reinheit und Kraft zunimmt, ſieht ſie mit Erſtaunen, welche Schlacken ſich von ihr ablöſen und mit noch größerem, daß ſie dieſelben für ächtes Gold gehalten habe. Dann hat ſie das Schwerſte überwunden: die Furcht vor dem Schmerz — dieſe Furcht, welche den Menſchen zu einem Feigling macht. Dann ſpricht ſie mit dem großen Propheten: „Herr, iſt im Leiden meines Geiſtes Leben, ſo magſt Du mich ſtrafen und beleben“ — denn ſie beginnt zu ahnen, daß auch ihr beſchieden ſein dürfte, ſpäter mit ihm zu rufen: „Meine bitterſte Bitterkeit iſt mir zum Frieden geworden!“ und zuletzt: „In Jeruſalem ſollt ihr getröſtet werden!“ Denn die göttliche Liebe iſt immer ein Benjamin, ein Kind der Schmerzen, welches ſeine irdiſche Mutter tödtet und auf welchem himmliſcher Segen ruht.

Die übernatürlichen Gaben, die der Schöpfer bei der Schöpfung dem Menſchen verliehen hatte, waren durch den Sündenfall auf immer verloren; als aber die Erlöſung den himmliſchen Vater mit ſeinen Kindern verſöhnt und ihre Trennung von ihm aufgehoben hatte: gab ſeine unendliche Liebe ihnen die Verfügung über einen neuen, unermeßlichen Schatz: die Gnade; und die Gnade iſt der geheimnißvolle Schlüſſel, welcher das übernatürliche Leben erſchließt, und das übernatürliche Leben iſt die Tempeltreppe, die von Stufe zu Stufe in das Himmelreich führt.

Der Leiter der Gnade aber — iſt das Kreuz! Vom Kreuz geht das Licht der Erkenntniß aus und das Wort des Verſtändniſſes, der Thau des Segens und die Wärme der Liebe, die Dornen unirdiſcher Schmerzen und der Balſam unirdiſcher Seligkeit, Marterthum und Himmelfahrt eines Gottes, Marterthum und Himmelfahrt der erlösten Seele, welche durch dies Myſterium der Liebe, durch dies Opfer Gottes ihre Verſöhnung in Gott gefunden hat. Wo wäre ein helleres Licht? die Weisheit der Weiſeſten beſteht darin, daß ſie es entweder ahnten oder verkündeten oder anbeten; es zerſtreut die Schatten des Irrthums, es erleuchtet die Nacht der Sünde, es zeigt den Pfad des Heils. Wo wäre ein verſtändlicheres Wort als jenes, welches die ewige, die unwandelbare Wahrheit ſelbſt geſprochen hat? Gnade — iſt gleichſam das Schöpfungswort der Erlöſung. Es iſt das „Werde“ des neuen Menſchen. Es iſt ſein Schlachtruf im Kampf für das Himmelreich. Es iſt ſeine Loſung, um in den Wunderbau der Kirche einzutreten, welcher ſelbſt durch die Kraft dieſes Wortes ſich erhoben und jene uralte Fabel zu einer heiligen Wirklichkeit gemacht hat, welche die heidniſche Welt vom

Orpheus erzählt, daß die Mauern Thebens von ſelbſt, nur durch den Zauber ſeiner Melodien ſich aufgebaut hätten. Der erhabene Dom der Kirche ſteigt auf zur Gnade, wölbt ſich um die Gnade, hallt wieder von Gnade. Gnade iſt ein Wort, welches das ganze Alterthum nicht gekannt hat, ſo klug und ſinnig es geprieſen werden möge. Gnade iſt die Erfindung eines Gottes. Er ſchuf dies neue Prinzip; er machte ſich ſelbſt zu deſſen höchſtem Ausdruck, zu deſſen Offenbarung; er nahm das Fleiſch an; die götliche Natur verſchmolz mit der menſchlichen Natur in ihm, dem Mittler. Gnade iſt: Verſenkung des göttlichen Lebens in das menſchliche Leben; — iſt ein Liebesgeheimniß zwiſchen jeder Seele und Gott.

Wenn ſie aber ein Geheimniß iſt — woran erkennt man ſie, was wirkt ſie? kann man nicht ſich ſelbſt oder Andere ungemein leicht täuſchen durch Spiele der Phantaſie, durch poetiſche Träumerei, ja ſogar durch Heuchelei? gewährt nicht ein anvertrautes Geheimniß der Selbſtgefälligkeit Nahrung — und ein Liebesgeheimniß, der eitlen Verzauberung?

O wol iſt die Schwäche des Menſchen ſo groß, ſo radikal, daß ſie dergleichen Fragen hervor rufen kann! Dennoch aber iſt die Wirkung der Gnade an einem Zeichen ſo deutlich zu kennen, daß der Zweifler ſich nicht über ſie irren kann; und das iſt: die Liebe zum Kreuz. Wo die ſich findet, wo eine Hand nach dem

Dornenkranz greiſt, ſtatt nach dem Blumenkranz und, wenn dieſer Dornenkranz nicht um das Haupt paſſen will, ihn um das Herz ſich legt: da iſt die Gnade, da iſt die Seele in die Gemeinſchaft der Liebe mit Gott getreten, da hat ſich das göttliche Leben des natürlichen Lebens bemeiſtert und da hat der Menſch ſich entſchloſſen das zu thun, wozu ihn der Heiland berufen hat: an Ihn zu glauben und Ihm das Kreuz nachzutragen — das freiwillig erwählte.

Als es ſich erſt eben auf dem Calvarienberg erhoben hatte, war es ſchon den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, den Gläubigen eine Gotteskraft — und zwar eine ſo mächtige, daß, als der große Apoſtel Paulus dieſe Worte ſchrieb, die ganze damals bekannte Welt bis zum Fundament von ihr durcharbeitet war. Sie umdrängte das Kreuz in gläubiger Liebe; ſie hörte nicht hin, ob auch Dieſe Zeter! ſchreien — ob auch Jene mit bitterm Hohn lachen und ſpotten mogten; ſie ſah nicht hin, als Wuth und Spott ſo ingrimmig wurden, daß ſie neue Kreuze und neue Martern erfanden; ſie blieb treu dem geliebten Kreuz — und da erſt recht; denn die Liebe will die Thränentaufe des Schmerzes empfangen haben, um ſich unſterblich zu fühlen. Das ganze Chriſtenthum iſt eigentlich nichts Anderes, als eine allgemeine Liebe der erlöſten Menſchheit zum Erlöſer und eine Anbetung des Symbols ſeines Opfers: des Kreuzes. Je kälter die Liebe und je matter die Anbetung ward — umſomehr entſchwand in ſpätern Tagen aus der chriſtlichen Welt ſelbſt — das Chriſtenthum. Denn die Seele will ihre Nahrung, ihre überſinnliche Speiſe ſo gut haben, wie der Körper die leibliche; — und Liebe iſt das Brot, das ihren Hunger — Anbetung der Trank, der ihren Durſt ſtillt. Wo das fehlt, verkommt und verſchrumpft ſie, und Mißbehagen, Unruhe, lückenhaftes Treiben bemächtigen ſich ihrer und wirbeln ſie ferner und immer ferner von ihrer Beſtimmung, ihrem Ziel, ihrer Sehnſucht hinweg. Es giebt ſo viel unglückliche Seelen nur deshalb, weil ſie ſo wenig Liebe zum Kreuz haben; weil ſie vergeſſen haben, wie ſehr Gott ſie liebt; weil ihnen der Gedanke an das heilige Blut des Erlöſers, das für ſie gefloſſen, ganz merkwürdig abhanden gekommen iſt; — weil ſie in dieſem halbtodten Zuſtand wie Muſcheln ohne Perlen, wie Erdreich ohne Thau ſind, und weil ſie in dieſer ſchauerlichen Dürftigkeit, mit dieſer vernichtenden Trockenheit langſam, langſam hinſterben — und ſich ſchminken und ſchmücken, um es ſich nicht ſelbſt einzugeſtehen.

An dieſem Elend ſiechen tauſend und tauſend Seelen dahin, welche geſund und friſch, voll Muth und Kraft ſein könnten, wenn ſie die Liebe zum Kreuz hätten, wenn ſie nur ein einziges Mal des Opfers ihres Erlöſers gedenken, nur ein einziges Mal den Tropfen Blut betrachten wollten, der für ſie vergoſſen iſt — und den ſie ſich nicht zu eigen machen. O wenn jetzt ein Gott in die

Welt hinein riefe: Oeffnet eure Hände! hier gebe ich euch Reichthum, Geſundheit, Schönheit, Anſehen, Verſtand und Macht! — o wie würden ſich alle Hände ausſtrecken und weit machen, um möglichſt viel von dieſen köſtlichen Geſchenken zu empfangen! — Da er aber ruft: Oeffnet eure Herzen und ich gebe euch all' jene Gaben für eure Seele! — ſo bleibt Alles ſtill und regt ſich nicht, denn irdiſche Begierden überwuchern das Verlangen nach himmliſchen Dingen.

Und es iſt doch ſo ſchön im Schatten des Kreuzes, wie es auf Golgatha ſteht, während die Sonne des Oſtertages über ihm aufgeht! Da verhallt der Rauſch des Lebens, denn ſein Zuruf findet kein Echo. Da erſtirbt das Fieber der Leidenſchaft, ſo wie zu der Bergesſpitze nur ein leiſes Geflüſter aus dem rauſchenden Treiben im Flachland empordringt. Da brennt die Hitze des Tages nicht mehr in der kühlen Stille und die kalte Nacht verliert ihre Schauer vor dem Morgenroth. Da fließen die Thränen nicht wie bittre froſtige Tropfen, die das Auge verdunkeln, ſondern wie eine Perlenſaat, in welcher das Herz zerſchmilzt, um aus ſeiner Enge hinüber zu wallen an das Herz Gottes; um ſich in dieſer Auflöſung all' ſeiner irdiſchen Schmerzen unterzutauchen und rein zu baden, und himmliſcher Schmerzen gewürdigt zu werden, welche auch das Herz Gottes gekannt, getragen, getheilt hat. Da iſt nicht der Mangel mehr, der eine, der vernichtende, der überwältigende, der durch keinen Beſitz befriedigt, durch keinen Genuß betäubt, durch keinen Reichthum geſtillt werden kann, dem keine Gabe genügt, vor dem alle Schätze verſchwinden, für den es keinen Erſatz durch eine Krone und keinen Troſt auf Thronen giebt, der Mangel, welcher zugleich der Scheiterhaufen und die Glorie des Menſchenherzens ausmacht: der Mangel an Liebe! Da — iſt er nicht mehr; denn da iſt der Quell der Liebe, ihr Urgrund, aus dem jedes Herz ſchöpfen darf, und der doch göttlich unerſchöpflich für alle Ewigkeit iſt. Und hat das Herz die Liebe gefunden — was braucht es mehr? Sie bleibt bei ihm, ſie ſchlägt ihre Wohnung in ihm auf, ſie umfängt es mit himmliſchen Feſſeln und regt es ſich erdenwärts, ſo leuchtet ſie in um ſo hellerem Feuer auf, um es neu zu entzünden. Sie hat einen Bund mit ihm gemacht und denſelben beſiegelt durch das ewige Opfer ihrer ewigen Hingebung — durch die Euchariſtie. Dieſe iſt das purpurfarbene Siegel über dem Liebesgeheimniß zwiſchen der Seele und Gott. — — Und das Alles iſt zu finden im ſtillen Schatten des Kreuzes. Wer es je dort geſucht hat, ſagt gewiß nicht Nein; und wer Nein ſagt, ohne es dort geſucht zu haben, hat kein Recht es zu ſagen. Freilich: als ein Jude, dem das Kreuz ein Aergerniß — als ein Heide, dem es eine Thorheit iſt, darf man dort nicht ſuchen. Wer die Sterne beobachten will, muß das Auge zum Himmel wenden, nicht zu Boden. Wer in die Goldmine einfahren will, darf ſein Grubenlicht nicht auslöſchen. Wer ſich ſtemmt wider das Kreuz, dem iſt es dürres Holz. Wer es mit dem Glauben der Liebe umſchlingt, dem wird es zur lebendigen Offenbarung der Liebe.

Kann man aber zu dieſem Glauben gelangen ohne Gnade? Nein, gewiß nicht! Allein die Gnade iſt ja durch die Erlöſung das eigentliche Element geworden, in welchem die Menſchheit ihr höheres Leben finden ſoll; alſo iſt ſie in der chriſtlichen Welt allgenügend vorhanden. Aber man macht ſie ſich nicht zu eigen — weil man zweifelt, und Zweifel iſt Mehlthau auf der Blüte der Gnade, der ſie erſterben macht. O, daß der Menſch in richtiger Würdigung ſeines beſchränkten Verſtandes, ſeines unvollkommnen Willens, ſeiner geringen ſittlichen Kraft und der Kurzſichtigkeit ſeines Geiſtes, an ſich ſelbſt und an jeder Macht zweifelt, die nur auf menſchlicher Einſicht und Anordnung beruht — wie richtig iſt das. Aber daß er vom Hochmuth verblendet den ſinnlichen Maßſtab an überſinnliche Veranſtaltungen legt und göttliche Myſterien nicht, wie er ſollte, im übernatürlichen Licht des Glaubens — ſondern im natürlichen des Verſtandes betrachten will — wie beſchränkt iſt das! oder vielmehr, welch' eine gerechte Strafe ſeiner Selbſtüberſchätzung iſt das; denn dadurch, daß er ſich ſelbſt auf die Stufe zu ſtellen gedenkt, die er durch eigene Kraft nicht erreichen kann, bleibt er tief unter derſelben — ja ſo tief, daß ihm die volle Verblendung der Irdiſchkeit wie Wellen über dem Kopf zuſammen ſchlagen, und daß er von ihrem Brauſen ganz betäubt dem Menſchen viel weniger zutraut, als die Gnade ihm zutrauen will und indem er ihn zu ehren verſucht — ihn erniedrigt. Gott aber, der den Menſchen geſchaffen hat nach ſeinem Bilde, muß ihm auch die Mittel gegeben haben, dies Bild entweder rein in ſich zu erhalten oder es zur Reinheit wiederum herzuſtellen; denn ſonſt wäre jene Schöpfung ein überflüſſiger Luxus geweſen. Da nun jene Mittel nicht in den natürlichen Gaben und Kräften des Menſchen liegen, ſo müſſen ſie in den übernatürlichen zu finden ſein, ſo muß die Todeswunde, welche der Sündenfall ſchlug, durch den Balſam der Erlöſung geheilt werden.

Iſt denn das nicht Etwas, wodurch ſich der Menſch geehrt finden ſollte? Er iſt nicht blos der Gegenſtand der göttlichen Gnade — nein! ſie bedarf ſeiner Mitwirkung. Es iſt nicht genug, daß die göttliche Liebe ſich ihm naht — nein! er muß heraus aus ſeiner Paſſivität, ſie begehrt, ſie fodert ſeine Gegenliebe. Für jede ſeiner intenſivſten Lebensäuſſerungen, für Thatkraft und Kampf, für Opfer und Hingebung, für Leid und Freude, für Ruhen und Thun bietet ſie ihm Anknüpfungspunkte, auf denen er ſich ſammeln und ſtärken und dann weiter ziehen kann zur Eroberung des heiligen Landes, welches das Himmelreich heißt und wohin ſie ihm die Fahne vorauf trägt.

So wird der Menſch von ſeinem Schöpfer und Erlöſer aufgefaßt — und mit unbegreiflichem Dünkel verſchmäht er dieſe Ehre, um ſich nach ſeinem eigenen kargen Maßſtab das Ziel zuzumeſſen, welches die Entfaltung ſeiner Seele erreichen kann. Nur den kann die Gnade tragen und heben, der ſich ihr in die Arme wirft mit dem vollen Vertrauen der Liebe. Und wen hätte ſie je in dieſem Vertrauen getäuſcht? Aber das Facit eines Rechenexempels iſt ſie nun einmal nicht! Zwei Spekulanten mögen immerhin darin übereinkommen und einen Kontrakt darüber abſchließen, daß ſie beide ihr ganzes Vermögen daran wenden wollen, um in einem andern Welttheil ein Land zu kaufen; und Jeder von ihnen darf darauf ſehen, daß der Andere keinen Heller weniger zahle als er; aber auf die göttliche Gnade iſt dieſe menſchliche Vorſicht nicht anzuwenden. Um die zu erlangen, muß ſich der Menſch hingeben mit Allem, was er iſt und hat — bedingungslos für einen einzigen Tropfen vom Blut des göttlichen Erlöſers.

Das iſt Glaube. Das iſt Liebe.

Kalt und wüſt iſt die Welt. Ein Todesſchauer zieht froſtig über ſie hin. Dumpfes Grau der Dämmerung bedeckt ihren Himmel. Das Kreuz mit dem hinſterbenden Heiland ſteht allein klar und groß und beſtimmt vor ihr da. Aber ſie ſchlägt das Auge nieder, oder wendet es ab — und geht vorüber. Der Hahn kräht, der kleine Wecker des Gewiſſens, der Verkünder des Morgenlichts! aber ſie ſpricht: „Ich kenne dieſen Menſchen nicht“ — und geht vorüber. Blitze zucken auf, die Erde bebt, Nacht will es werden ſtatt Morgen, der Vorhang des Tempels zerreißt und giebt das Allerheiligſte Preis dem entweihenden Blick der Neugier, der Frechheit, der Gleichgültigkeit, des Spottes; — ſie entſetzt ſich nicht über die drohenden Zeichen, ſie erſchrickt nicht vor der Entweihung des Allerheiligſten — ſie geht vorüber. Keine Warnung, kein Weckruf, keine Drohung vermag ihre Taubheit und Blindheit zu zerſtören. Und wohin geht ſie ſo taub und blind? — Wohin? — Zum Feſtmal des Königs Baltaſſar! — wohin denn ſonſt? Da giebt es Fackeln, Kerzen und Ampeln, bei denen man die ſchauerliche Finſterniß da draußen vergeſſen kann. Da brauſt ein Rauſch der Freude, der nicht zum Bewußtſein darüber kommen läßt, daß die goldenen Kelche und ſilbernen Schaalen auf dieſer Tafel dem Tempeldienſt geraubt und profanirt ſind. Da ſitzen ſie beiſammen Alle, die beiſammen gehören, die Großen und Mächtigen, die Klugen und Weiſen, und freuen ſich ihrer ſtralenden Herrlichkeit. Zwar ſteht der Meder draußen und der Perſer — und ſie können ſich nicht gegen ihn vertheidigen; zwar ſchreibt die geheimnißvolle Hand drinnen myſtiſche Worte — und ſie können ſie nicht entziffern; das thut aber nichts!

ſie halten ſich dennoch für groß und mächtig, für klug und weiſe. Aber wie ging es zu Ende, das Feſtmal des Königs Baltaſſar? Er ward in derſelben Nacht ermordet und das Reich der Chaldäer zerſtört — ſo berichtet kurz und einfach der Prophet Daniel.

Wende du, o meine Seele, deinen Blick ab von dieſer taumelnden, berauſchten Welt, und zum Kreuze hin. Es iſt ſo verlaſſen. Von allen Jüngern des Heilandes iſt nur Einer dort; der Jünger der Liebe — Johannes, der am Herzen ſeines Meiſters beim heiligen Nachtmal ruhte. Siehe und merk' es dir: weil er ſein Herz feſt an das göttliche Herz ſchmiegte, darum konnte er es aushalten unter dem Kreuz zu ſtehen, ohne Furcht, ohne Ingrimm, ohne Verzweiflung, ohne Haß- und Rachegedanken gegen die Mörder; nur voll glühender Liebe, voll herzſchmelzender Anbetung für das Opfer Gottes, welches all' dem Jammer, den Qualen, den Wunden eine geheimnißvolle Süßigkeit, die Gefährtin unirdiſcher Liebe giebt. Und um dieſes Starkmuths ſeiner Liebe willen empfing er die Gnade, der Sohn der allerſeligſten Mutter Gottes zu werden. Die Mutter des Welterlöſers, des Unerſchaffnen — ward die Mutter des armen Fiſchers, der nichts verſtand als ſeine Netze auszubeſſern und ſein Herz in Leben und Tod an das ſeines geliebten Heilands zu legen. Vom Kreuze aus und unter dem Kreuz ward er myſtiſch geboren. Er iſt der Erſtgeborne, das erſte Kind des Kreuzes, und er ging aus dieſer Golgatha-Wiege und aus der Taufe des heiligen Geiſtes hervor und durch ſein langes Leben hindurch, liebend wie Einer und tiefſinnig wie Keiner. Lieben, wiſſen, ſchauen, wurden in ſeiner Seele ein wunderbarer Akkord, deſſen Nachhall er in ſeinem Evangelium, ſeinen Briefen, ſeiner Offenbarung niederlegt — oder austönen läßt. Denn er weiß, er ſieht, er liebt noch ganz anders, als das Wort und das Bild es ſagen; allein das Unendliche iſt ja immer die rieſenhafte Welle, die an der Küſte der Endlichkeit gebrochen, mit Silberſchaum und leiſem Flüſtern anlangt, und immer wiederkehrend, immer ſich erneuernd, Zeugniß ablegt von der Unermeßlichkeit, ohne ſie darſtellen zu können.

Zwiſchen dem blauen Himmel und dem blauen Meer des Orients liegt ſie da, die kleine Felſeninſel Patmos, in deren Einſamkeit Johannes ſeine majeſtätiſchen Geſichte ſah — Geſichte, in denen, wie die Kirche lehrt, ihre eigene Geſchichte geheimnißreich niedergelegt iſt. In dieſer Abgeſchiedenheit gingen dem wunderbaren Seher die Geſtirne einer höhern Welt auf, und um ſie abzuzeichnen lieh ſeinem Geiſt ein Adler die Kraft der Schwingen. Für dieſen in den Glanz der göttlichen Schönheit und die Macht der göttlichen Liebe verſunkenen Geiſt ward das kleine ſtille Eiland zu dem himmliſchen Jeruſalem, das er kannte und verkündigte, und überirdiſche Viſionen traten für ihn an die Stelle der im Meer des Lichtes untergegangenen Erdenwelt. Die

Herrlichkeit Gottes, die Erlöſung der Menſchheit durch göttliche Liebe, die Glorie ſeiner Kirche, welcher von Gott übertragen ward, das Werk der Erlöſung fortzuſetzen — in dieſer Sphäre war ſeine Seele heimiſch, nährte ſie ſich von Anbetung, Betrachtung und Gebet, lehrte und liebte ſie. Sein ganzes langes, bis in's hohe Greiſenalter fortgeſetzte Leben war in Gott verborgen, eine ſtille Extaſe.

Und in dieſer friedlichen Extaſe, d. h. herausgetreten aus ihrem Ich und aus den Bedingungen der natürlichen Vernunft, haben alle Seelen gelebt und müſſen alle leben, welche von der Liebe zum Kreuz ergriffen ſind. Sie werden nicht des heiligen Jüngers wundervolle Viſionen, nicht die Fülle ſeiner erhabenen Weisheit, nicht den glühenden Tiefſinn ſeiner Liebe haben — ſie werden nicht von der Contemplation zu ſo lichten Regionen getragen werden und noch weniger die genügenden Worte finden, um ſie zu beſchreiben; — ſie werden auch vielleicht zu keinem andern Patmos gelangen, als zu dem, welches ſie in ſich ſelbſt ſich ſchaffen; — allein die innerliche ſtille Extaſe, das Heraustreten aus dem Ich durch die Ueberwindung des natürlichen Menſchen, nicht blos in ſeinen böſen, ſondern auch in ſeinen guten Eigenſchaften — iſt gerade ſo untrennbar von der göttlichen Liebe, wie das geflügelte Leben des Schmetterlings dann beginnt, wenn die Raupe ihrem kriechenden Leben durch die Verpuppung ein Ende gemacht hat. Und nicht blos die Raupe, die unſcheinbare unſchöne Kreatur, muß ſich hinſterben laſſen; o nein! es giebt auch noch ein anderes Bild für dich, meine Seele! auch der Phönix muß ſterben, muß ſich ſelbſt ſeinen Scheiterhaufen zuſammentragen und muß ſich, wenn die Sonne ihn entzündet hat, freiwillig darauf verbrennen, damit er, begraben in dem himmliſchen Feuer und in ſeiner eigenen Aſche, erneut und verjüngt auferſtehe. Aus allen Gaben, Kräften und Fähigkeiten, welche du nach der Ordnung der Natur beſitzeſt, mußt du ſorfältig den Scheiterhaufen bauen, den die Sonne der Gnade in Flammen ſetzt, um das Opfer deines Ichs anzunehmen und dir dafür das neue, in der göttlichen Liebe verborgene Leben zu gewähren.

Verborgen iſt es immer — ob auf Patmos, ob in der Welt. Verborgen iſt's, wenn auch tauſend Augen darauf ruhen, und tauſend Menſchen daran ihre Anſprüche und Foderungen haben und machen. Für fremde Blicke ſchwebt immer ein Schleier um ſolche Seelen. Er gleicht dem Nebel auf einer Landſchaft. Der Reiſende hat gehört, daß ſie ſchön und erhaben ſei; aber er glaubt es nicht recht — oder auch läßt ihn dieſe verſchleierte Anmuth gleichgültig. Zuweilen auch wird er ganz ärgerlich darüber und findet ſie häßlich, ohne zu bedenken, daß vielleicht nur um ſein eigenes Auge und nicht um die Landſchaft Nebel hängen könnten.

Aber ſie können nicht anders als verborgen in der göttlichen Liebe und im Schatten des Kreuzes ſein, jene Seelen, weil ſie ſich dem Heiland hingegeben und ihm ähnlich gemacht haben und weil er ſeinen geliebten Kindern des Kreuzes, die ihm treu ſind beim heiligen Nachtmal und auf Golgatha, ihren Antheil gönnt an ſeiner Umnachtung, ſeiner Vereinſamung, ſeiner Agonie — lauter Dinge, welche vor der Welt verborgen ſind, weil ſie an ihnen vorüber geht — zu König Baltaſſars Gaſtmal, und an der Liebe zum Kreuz ein Aergerniß nimmt oder eine Thorheit ſieht. Verhöhnt und geſchmäht, verſpottet und gekränkt, beleidigt und verfolgt, ſind mehr oder minder nicht blos alle Heilige, ſondern auch faſt alle Seelen, welche ſich beharrlich und energiſch bemüht haben ſich zu heiligen. Sie ſind es durch die Bosheit, durch die Schwäche, durch die Beſchränktheit, durch die weltliche Klugheit, durch weltliches Wolmeinen, ja ſogar durch Pflichtauffaſſung im Sinne der Welt — welche meint, es ſei für die Vervollkommnung genug geſchehen, wenn die Gebote Gottes nicht übertreten wurden und welche nur immer vergißt, daß das erſte aller Gebote lautet: Du ſollſt Gott über Alles lieben. Daß dieſe Liebe nun wirklich die Folge haben könne, daß eine Seele es nicht mache wie der Jüngling im Evangelium, welcher traurig fortging, weil ihm der Heiland rieth, ſeine Habe den Armen zu geben — daß eine Seele, um höhere Vollkommenheit zu erlangen, ein Opfer bringen könne, welches nicht ausdrücklich anbefohlen iſt und nicht in den Kreis der gebotenen Pflichten fällt — daß man überhaupt Gott in Gott, und nicht blos im Menſchen, und nicht blos in möglichſt pünktlicher Auffaſſung und Erfüllung der gegebenen menſchlichen Verhältniſſe lieben könne — das wird abgewieſen als überflüſſig! wird von den nämlichen Menſchen abgewieſen, welche nicht müde werden im Lobe eines Dieners etwa, der, um ihnen Freude zu machen, eine Nacht für irgend einen Dienſt geopfert hat, zu dem er nicht verpflichtet war. Die Opferwilligkeit des Dieners rührt ſie innigſt und ſie ſind ihm ſehr dankbar dafür und beweiſen es ihm durch Lob oder Geſchenke; aber ſie laſſen ſich nicht durch dies menſchliche Verhältniß zu einem göttlichen hinführen; ſie glauben nicht, daß die höhere Vollkommenheit, welche ihnen im Diener Freude macht, ſie vor Gott wolgefällig machen könnte. Oder wenn ſie es allenfalls glauben, ſo finden ſie es doch ſehr überflüſſig und die einfache Pflichterfüllung ſchon ſchwer genug.

Wol iſt ſie ſchwer, wenn ſie nicht von der göttlichen Liebe geſtützt und getragen wird. Weshalb aber für Alle nur eine und dieſelbe Stufe der Vervollkommnung annehmen? und beſonders: warum diejenige ausſchließen und verwerfen, welche man nicht ſelbſt erklimmen mag — weil ſie höher liegt. Almoſen zu geben iſt Pflicht; aber ſein Vermögen zu einem Almoſen zu machen, wie der heilige Franziscus und die heilige Eliſabeth — das gilt für Thorheit. Und warum? —

weil man gewohnt iſt, daß Kaufleute das Geld — und Fürſtinnen Glanz und Pracht lieben. Dies iſt der einzige denkbare, allein gewiß nicht haltbare Grund. Wer Gott wirklich liebt und den Menſchen nur um Gottes willen, der giebt ſein Vermögen, ſeinen Beſitz, ſeine Habe an Gott, durch Den der Nutzen den Armen zu gut kommt und Dem man nie zu viel geben kann, weil Ihm Alles gehört, und Alles nur von Ihm geborgtes Gut iſt. Wer Chriſtus in den Armen ſieht, als die leidenden Glieder ſeines myſtiſchen Leibes — wer daran denkt, daß jeder dieſer Armen mit dem Blut Gottes erkauft iſt — der giebt mit demſelben Gefühl einen Pfennig oder eine Million, denn beide ſind in ſeinen Augen gleich gering gegen einen Tropfen des göttlichen Blutes. Milde und Nachſicht zu üben gegen Sünder — auch das iſt Pflicht. Aber ſie aufſuchen, um ſie zu retten, zu heben, um in ihnen das verdunkelte Ebenbild Gottes herzuſtellen, um ſie wegen dieſer Ebenbildlichkeit ſo zu lieben, daß man ihnen ſein ganzes Leben widmet, um unmittelbaren Antheil zu nehmen am Werk des Heilandes, der von ſich ſelbſt ſagte, er ſei in die Welt gekommen, um die Sünder ſelig zu machen: das iſt ebenſowenig ein Gebot Gottes, als die gänzliche Entäußerung aller irdiſchen Güter eines iſt. Wer ſähe aber nicht darin einen höheren Grad der Vollkommenheit in der Liebe? Wer fühlte nicht, daß jenſeits des allgemeinen Gebotes von der chriſtlichen Milde noch ein weiter

Spielraum für die Liebe zu verſunkenen Seelen auszufüllen iſt? Soll es deshalb für Thorheit gelten, weil nur Wenige es unternehmen? — Und der Gehorſam iſt eine Pflicht. Den Geſetzen, die im bürgerlichen und kirchlichen Leben gelten, hat man Folge zu leiſten. Aber den Gehorſam bis zu einer gänzlichen Verleugnung des eigenen Willens auszudehnen — ſtatt des lockern Zügels der allgemeinen Geſetze den ſtraffen ſich überzuwerfen, der nur für beſondere Gemeinſchaften gilt — ſich zu einem willfährigen und geſchmeidigen Werkzeug zu machen, um höhere Abſichten zu erreichen und höhere Zwecke durchzuſetzen, als ſelbſt der rechtmäßige Wille in ſeiner Beſonderheit es vermag — gehorchen, nicht einem großen Geiſt, oder einer ſtralenden Intelligenz, oder einer anerkannten ſittlichen Macht: ſondern vielleicht einem Geiſt, den man mit dem natürlichen Verſtand überſieht oder einer Intelligenz, deren natürlicher Horizont enger als der des Gehorchenden iſt — in dieſer demüthigen Weiſe, hinter dieſer Verſchleierung dem Finger Gottes zu folgen, der ſich vor Denen verbirgt, welche groß thun mit ihrer Erkenntniß und ihrem Streben; — das iſt nicht geboten worden und gilt daher bei Manchem für eine ebenſo große Thorheit als die Verſchwendung des Geldes an die Armuth und für eine größere als die Verſchwendung der Seele an verſunkene Seelen. Aber ſo wie die Armuth köſtlich iſt, weil der Heiland ſie geliebt hat — und die verlorne Seele köſtlich, weil er zu ihrer Rettung gekommen — ſo iſt es der Gehorſam, weil er ihn geübt hat bis zum Tode am Kreuz. Und deshalb iſt das Alles auch nur zu erkennen am Fuß des Kreuzes und bleibt Denen unverſtändlich und verborgen in den Beweggründen ſo wie im Ziel, welche ſich vom Kreuz fern halten. Denn nur die Liebe kann Liebe verſtehen, Gleichgültigkeit und Abneigung können es nicht; ſie nennen das Thun der Liebe unnatürlich. Ja, für den gefallenen Menſchen iſt es unnatürlich, weil er ſich losgeriſſen hat vom Verband mit ſeinem Schöpfer; aber dadurch iſt *ſein* Zuſtand ein unnatürlicher, weil derſelbe ihn in Feindſchaft ſtatt in Frieden mit dem Prinzip der Wahrheit und Liebe, mit dem Fundament und Endziel des Daſeins ſetzt. Nachdem die Sonne der Erlöſung über der Welt aufgegangen iſt, hat die Gnade ihr die Erkenntniß gegeben, daß es nicht die natürliche Beſtimmung der Seele ſei, ſich von der großen und breiten Strömung des Lebensfluſſes gedanken- und mühelos forttragen zu laſſen auf's Ungewiſſe und Unbeſtimmte bis in den Untergang hinein; — ſondern ſich aus der Strömung zu retten an's ſichere Ufer. Und überdas wirft ſie all' den gefährlich Schwimmenden die Rettungsſeile zu, an denen ſie aus dem Strudel ſie ziehen will, wenn ſie nicht widerſtreben. Sich vom Verderben erretten zu laſſen und für die Rettung unſäglich dankbar zu ſein; an dem geliebten ſchützenden Ufer ſich anzuſiedeln und die armen Schwimmer durch Zuruf und Zeichen zu ermuthigen, ſich wider den Strom zu wenden; Alles zu verſuchen, um ſie retten zu helfen, ihnen die Hand zu reichen, das Leben daran zu wagen — o nein! das iſt nicht unnatürlich! und dies, gerade nur dies, iſt das Thun der Liebe in tauſend und aber tauſend Formen, weil nichts ſo erfinderiſch iſt als ſie.

Hat nicht Gott ſelbſt Etwas erfunden, um ſich mit den Seelen in die innigſte, ſüßeſte, geheimnißvollſte, andauerndſte Verbindung zu ſetzen, das weit über Begriff und Erkenntniß des gewöhnlichen Menſchenverſtandes hinausliegt? iſt dies Myſterium nicht unausgeſetzt in lebenwirkender Thätigkeit? und müſſen nicht die Seelen, welche durch die heiligen Sacramente in jene myſtiſche, übernatürliche Verbindung treten und ſich immer enger und feſter ihr anſchließen — eben dadurch den innigſten Antheil an dem übernatürlichen Leben der göttlichen Liebe empfangen? Muß nicht die Euchariſtie, welche ihnen nicht nur die Gnaden Gottes wie die übrigen Sacramente — ſondern den Spender und Quell der Gnaden, Gott ſelbſt zuträgt — ihre ganze Natur erhöhen, ja verklären?

O wehe dir, meine Seele, daß es nicht ſo mit dir iſt! daß du gewürdigt biſt, an dem Gaſtmal der göttlichen Liebe Theil zu nehmen, und dennoch verlangen kannſt nach den gemeinen Speiſen der Irdiſchkeit, die dich mit ihren groben Stoffen ernähren und dich ſchwerfällig und ungeſchickt machen zum Dienſt im Leben der Liebe — ſchläfrig den Geiſt, ſtumpf das Herz, langſam den Fuß, träge die Hand. Schlief dein Heiland in jener Nacht, als er ſich für dich zum Opfer darbrachte? ließ er ſich nicht bereitwillig erwecken bei jenem Meeresſturm, der das Schifflein bedrohte und den er zu einer großen Stille beſchwichtigte? — wie du das nicht blos in den Evangelien geleſen, ſondern an dir ſelbſt erfahren haſt. War ſein Herz ſtumpf bei irgend einem Leid des Leibes oder der Seele? — ſeine Hand karg, um irdiſchen und himmliſchen Segen zu ſpenden? ſein Fuß zögernd, wenn es galt Troſt, Rettung, Hülfe zu bringen? zögernd etwa bei dem letzten Gange, dem Kreuzesweg? — Und Dieſer, von dem geſchrieben ſteht, daß er in der Sonne ſein Zelt aufſchlage, der ſchlägt es auch in dir auf, macht ſich zu deinem Genoſſen, deinem Gefährten, ſtellt ſich mit ſeiner ganzen übernatürlichen Macht dir zu Gebot, um die Dinge zu thun, die er gethan hat, um den himmliſchen Vater über Alles zu lieben, um die Traurigen zu tröſten, die Verlornen zu retten, die Dürſtigen zu erquicken, die Unwiſſenden zu belehren — — — und du! und du! — O meine Seele, auf deine Knie! und küſſe das Kreuz, das ſchwerſte von allen: deine Unvollkommenheit. Trage, o trage es — und zeige wenigſtens, daß du leiden kannſt — wenn auch nicht lieben.

Du aber, der Du in der Sonne Dein Zelt aufgeſchlagen haſt und im Urlicht wohneſt, das Du ſelbſt aus Deinem Herzen ausſtralſt — der Du Deine armſeligen Geſchöpfe, die Staubgebilde von ein paar Tagen ſo liebſt, daß Du ihre Staubesgeſtalt angenommen haſt und noch immer ihr Staubesleben theilſt — der Du keine Verdemüthigung, keine Verſpottung und Verachtung ſcheuteſt, um Dein göttliches Blut in die Adern einer todtſiechen Welt zu gießen und ihr Leben zu verjüngen — gieb unſern Seelen das Eine, was Noth thut: den Glauben an Deine Liebe! Aber den lebendigen Glauben, der zugleich die unbedingteſte Liebe mit ſich bringt — keine berechnende, keine bequeme, keine laue, keine karge Liebe! keine Liebe zweiter Ordnung, welche an die Reihe kommt, wenn eine ganze Menge von menſchlichen Lieben abgethan und von menſchlichen Intereſſen und Verhältniſſen beſorgt ſind! Denn eine ſolche Liebe iſt keine! iſt nur eine Ausfüllung leerer Stunden oder ein Kontrakt mit dem Gewiſſen, deſſen Beſtimmungen zu gewiſſen Zeiten erfüllt werden müſſen. Sondern eine Liebe, die in uns ſpricht: Bin ich nicht dein Alles, ſo bin ich Nichts für dich! — und die in das Mark und den Mittelpunkt unſers Lebens hineingreift, unſer innerſtes Weſen erfaßt, feſthält, entwurzelt aus dem Boden der Irdiſchkeit, nicht ruht, bis ſie unſern Willen wenigſtens ganz abgelöſt von jenem Erdreich hat und dann — uns niederlegt im Schatten des Kreuzes, uns in deſſen demüthige Unſcheinbarkeit verbirgt und uns dort ein Patmos in der Vereinſamung mit Dir und in der Anbetung Deiner Herrlichkeit giebt.

Da knien wir vor Deinem Altar — da beten wir Deine verſchleierte Geſtalt im allerheiligſten Sacrament an — da empfangen wir die höchſte Gabe der göttlichen Liebe, die fleiſchgewordene Liebe ſelbſt — da umrieſelt uns das heilige Blut wie ein himmliſcher Lethe, der uns den Labetrunk einer ewigen Erquickung gewährt, indem er die Laſt der Sünden hinwegſpült — da wird unſer Weſen genährt mit dem Weſen unſers Gottes, wird gleichſam einbalſamirt für ein übernatürliches Leben in die göttliche Eſſenz — da ſpricht eine Stimme das ſüße, das erſehnte, das einzige Wort, deſſen wir bedürfen und giebt zugleich das, was ſie zuſagt: „Gnade!" — und wir? — Mit halber Seele glauben wir, mit halbem Herzen lieben wir, mit halbem Ohr hören wir. Iſt das Glaube? iſt das Liebe? iſt das Erkenntniß? Empfangen will die göttliche Gnade ſein. Regnete es Perlen und Diamanten vom Himmel auf Bettler herab und Niemand bückte ſich, um ſie aufzuleſen: ſo würden all' die trägen Leute Bettler bleiben. Und ſprächen die Einen: Wir haben nicht geglaubt, daß Diamanten und Perlen vom Himmel regnen könnten; — und die Andern: Wir haben es wol geglaubt; allein es iſt gar beſchwerlich nieder zu knien und einzuſammeln; und wir hatten ſo viele andere Dinge zu thun, die recht mühſelig waren, daß wir eigentlich hoffen durften, von ſelbſt einige

Perlen und Diamanten zu finden: — ſo haben beide Theile kein Recht zu klagen und ſich über ihre Armuth zu beſchweren. Denn mit Unglauben und Halbglauben geht man nicht ein in's Himmelreich. Aber auch die werden nicht eingehen, welche die Kleinodien zwar ſammeln, doch um ſich irdiſch und für die Welt damit zu ſchmücken; welche nur an ihre Zier und ihre Schönheit denken und die Juwelen zu einer Krone flechten, die ſie ſich ſelbſt zu ihrer eigenen Verherrlichung aufſetzen. Fürſten der Welt und in den Gebieten der Welt können ſie damit werden; können groß ſein in den Regionen der Wiſſenſchaft, der Herrſchaft, des Geiſtes; können die Menſchen blenden, die Zeit bethören; allein Kinder des Kreuzes können ſie nicht werden, denn ſie empfangen die göttliche Gnade ohne Glauben und ohne Liebe; denn ſie denken nicht daran, daß die Perlen und Rubinen, mit denen ſie überrieſelt ſind, Blut und Thränen Gottes ſind; denn es fällt ihnen nicht ein, daß ihre ganze Schönheit und Herrlichkeit nichts iſt, als ſein in Gnaden umgewandeltes Leid.

O Herr! o Herr! und dürfen wir denn ſagen, daß wir deſſen eingedenk ſind, ſolange die Liebe nicht Schritt hält mit der Erkenntniß und der Wille weit vom Wiſſen überflügelt wird? ſolange unſer Wort nur zeugt für unſern Glauben und nicht unſer Werk? ſolange wir, die wir uns Kinder des Kreuzes nennen mögten, nichts thun für deſſen Verherrlichung — nichts in uns, nichts außer uns? ſolange die Opferflamme unſrer Herzen nicht ſo hell und warm auflodert, daß ſie den Widerſtand der Welt beſiegt, deren Finſterniß lichtet, deren Trockenheit entzündet, deren Eiſeskälte ſchmilzt? ſolange wir nicht die Gegengewichte bilden helfen, welche dieſe taumelnde Welt vom Sturz in den Abgrund zurückhalten, indem ſie dieſelbe wieder an den Himmel binden? ſolange wir, die Glieder der heiligen, der alleinſeligmachenden Kirche, dieſen Deinen myſtiſchen Leib nicht ſo lieblich, ſo überwältigend ſchön machen, daß Alle, die ſich aus ihr verloren oder verirrt haben, unwiderſtehlich zurückgezogen werden, weil nichts da draußen einen Vergleich mit ihrer Erhabenheit und Schönheit, mit ihrer Kraft und Herrlichkeit beſtehen kann. O Herr! o Herr! wir Deine Kinder, mit Deinem Herzblut genährt, mit Deinen Thränen gewaſchen, durch Dein Wort belehrt, durch Dein Leid entſündigt, in Deiner Gnade wiedergeboren als Bürger Deines Himmelreichs, in Deinem Opfer geweiht zur Opferwilligkeit — wir ſind es, die Dich verleugnen! denn all' dieſe Perlen und Diamanten der Gnaden verleihſt Du uns, und wir verfahren mit dieſen Schätzen, als wären es etwa Blumen, an deren Duft und Farbe man ſich einen Augenblick freut und ſie dann gleichgültig fallen läßt oder die man höchſtens in's Waſſer ſtellt und ſie einmal freundlich anſieht. Aber das, was ſie bewirken ſollen, das verhindern wir: ſie ſchaffen uns nicht um zu Deiner Ebenbildlichkeit, ſie ziehen uns nicht hin zu Deiner Nachfolge, ſie lehren uns nicht das Opfer begreifen. Es iſt ein Etwas in der Atmoſphäre der Welt und der Zeit, denen wir angehören, ein Etwas, welches das Gehirn verengt, das Herz zuſammenzieht und namenlos traurig in ſeinen Wirkungen iſt, weil jene Enge und dieſe Verſchrumpftheit unfähig machen zum Leben der Seele in Gott. Das Herz hat nicht mehr den ſtarken Schlag, der ſich durch die Aſpirationen der Seele nach höherer Vollkommenheit nicht nur nicht beklemmt fühlt, ſondern dieſelben beflügelt; und das Gehirn nicht mehr das Vermögen Conceptionen zu faſſen, geſchweige zu verfolgen, welche über der Erfindung eines philoſophiſchen Syſtems, und einer politiſchen oder merkantiliſchen oder induſtriellen Combination hinaus liegen. Dieſes Etwas iſt das mißgeborne Kind, welches in der traurigen Ehe des von der Offenbarung abgelöſten Verſtandes mit dem vom Glauben abgelöſten Gefühl erzeugt iſt. Einem Vampyr gleicht es, welcher der Menſchheit in ihrem Schlaf ihr geſundes kräftiges Lebensblut ausſaugt und ſie in einen Zuſtand von Entnervung verſetzt, die ſich nach Aufreizung ſehnt. In den großen Tagen des Chriſtenthums, — an ſeiner Wiege in den erſten Jahrhunderten und zu ſeiner Jugendzeit im Mittelalter —

lebte jenes vampyrartige Etwas nicht. Die großen und erhabenen Geiſter der Kirchenväter ſchauten wie mit Adleraugen der Intelligenz in die Sonne der Offenbarung hinein und ſchloſſen ſie wie fromme Kinderaugen unter der heiligen Sternennacht des Glaubens. Ihr Einfluß, ihre Wirkung beſtimmte die Richtung ihrer Zeit. Im Licht und im Schatten des Kreuzes trat die Menſchheit in jene — ich mögte ſagen Extaſe der That hinein, durch welche ſie in ihrer Ichheit ſtarb, um in der göttlichen Einheit der Kirche neues Leben zu empfangen. Eine ungleichmäßige Bewegung in Entfaltung und Fortſchritt, ein gewiſſes unberechenbares Intermittiren in Hebung und Senkung bezeichnet den Prozeß jedes Lebens, ſowol im Individuum als in der Menſchheit; es geht nicht immer ſchnurgrade und gleichen Schrittes bergauf und bergab; es treten Rückfälle, Ermattungen, Verirrungen ein; Umwege und Abgründe thun ſich auf — denn der freie Wille ſoll geübt und das Himmelreich erkämpft und errungen werden, und die Führungen Gottes ſollen außerhalb aller Berechnung liegen, um den menſchlichen Hochmuth zu heilſamer Erkenntniß ſeiner Kurzſichtigkeit zu bringen. So giebt es in der Geſchichte Perioden, wo das Licht höherer Wahrheit wie ein St. Elmsfeuer im Sturm auf der Spitze aller Maſtbäume ſchwebt und den Schiffern ihren Weg durch den aufgewühlten Ocean zeigt; — und dann wieder andere, wo die Nebel und Wolken ſo dick ſind und ſo tief hängen, daß kein Licht von Oben die Finſterniß durchdringt, in welcher die Schiffer manche Irrfahrt machen.

Der wunderbare Aufſchwung des Chriſtenthums hielt ſich nicht auf der Höhe ſeiner „erſten Liebe.“ Die Kirche auf Erden beſteht aus Menſchen und zu den Menſchen ſpricht Gott: Werdet vollkommen! Die Mahnung und die Möglichkeit giebt er ihnen, aber nirgends die Zuſicherung, gleichſam das Patent der Vollkommenheit. Dieſe Zuſicherung hat nur die Lehre empfangen: die iſt unfehlbar, d. h. vollkommen, denn ſie iſt die Wahrheit, die Gott ſelbſt — und wie Gott ſie ſelbſt offenbart hat und, der Lehre folgend, kann der Menſch ein Heiliger werden. Von Hauſe aus aber, weil die Kirche dieſe Lehre lehrt und weil er ſie hört oder ſelbſt das Organ iſt, durch welches ſie lehrt, iſt er es nicht. Der heilige Geiſt erhält die Lehre in wechſelloſer, unantaſtbarer Reinheit; im Menſchen aber kämpfen gegen die Gaben des heiligen Geiſtes Leidenſchaften und Sündhaftigkeit mit gewaltigen Waffen, ſo daß er, ach leider zu oft! die Lehre nur hört und nicht ſie befolgt.

Das erſte Jahrtauſend der chriſtlichen Zeitrechnung ging in furchtbaren Stürmen wie eine blutrothe Sonne zu Ende. Aber eine Sonne war es doch! denn über der Welt, welche aus dem Chaos der Völkerwanderung in vielfachen Convulſionen ſich bildete — über all' den Kronen, welche ſchnell gewonnen und ſchnell verloren wurden — über den zahlreichen Thronen, die der Gothe, der Longobarde, der Franke aufrichteten und ſtürzten — über dem erbleichenden Purpur von Byzanz und dem ſtralenden Carls des Großen — über Schlachten, welche nicht Heere, ſondern Völker einander lieferten — über einer immenſen Thatkraft der Menſchheit, deren Aeußerung bei dem geringſten Widerſtand ein Aufbrauſen und Austoben, folglich ein wildes Handeln wider Geſetz und Recht ſein konnte — über dem Rauſch des Triumphes und der Abſpannung im Genuß, welcher auf ſo ungeheure Anſtrengungen, Kämpfe und Siege folgte — über all' dieſen Elementen der Gährung, wie ſie nie zuvor in der Menſchheit gearbeitet hatten — ſchwebte ſie doch, die Sonne! das Licht der Gnade! beſänftigend, rettend, troſtvoll. Neben der Wildheit und Rauhheit der Handlungen, neben der Zügelloſigkeit und tumultuariſchen Unbändigkeit der Sitten ging das Chriſtenthum im demüthigſten Gewande einher — in der rauhen Kutte des Mönchs, im groben Schleier der Ordensfrau. Die Klöſter bildeten den Fokus, in welchem die Gnadenſonne ihr volles Licht ſammelte, um es von dort in langen leuchtenden Stralen in die Wüſten und

Wildniſſe der Seelen, der Völker und der Länder zu ſenden. Je tiefer die Verſunkenheit der Welt war, um ſo höher ſtand das Ordensleben; und jedes Mal, wenn ein Zweig deſſelben angeweht wurde vom Peſthauch der Weltlichkeit und verfaulte oder vertrocknete — jedesmal trieb ein friſcher Aſt ſtark und kräftig aus dem Stamme hervor, der ſeine Wurzel in dem ewig urkräftigen Erdreich des Chriſtenthums, in der Lehre von der chriſtlichen Vollkommenheit und in der Lehre vom Opfer geſchlagen hat. Oder krochen paraſytiſche Pflanzen an dieſem herrlichen Baum empor, um, in ſeinem Mark wuchernd und von ſeinem Saft zehrend, ſeine Triebkraft zu erſticken: ſo fehlte es durch Gottes Gnade niemals weder an einem Sturm, der die Aeſte dermaßen durchfegte, daß ſie die Schmarotzergebilde abſchüttelten, noch an Blitzen, welche ſcharf am Stamm herabſchoſſen und ihn ſäuberten. Neue Ordensſtifter, ſtrenge Reformatoren, eifrige Bußprediger — regten immer die alte Lebensfülle zu neuer Entfaltung an.

Wenn nicht das eigentliche Kloſterleben — die Gemeinſchaft Mehrerer — ſo begann das Mönchsleben doch ſchon im dritten Jahrhundert des Chriſtenthums mit den Asceten in Egypten, als deren Patriarch der heilige Einſiedler Paul betrachtet wird, der unter dem Kaiſer Decius, gegen das Jahr 250, in die egyptiſche Wüſte zog, um dort in ungeſtörter Einſamkeit der Ueberwindung irdiſcher und der Betrachtung göttlicher Dinge zu leben. Bis dahin waren eigentlich alle Chriſten mehr oder minder Asceten (Entſagende) geweſen, welche ſich nicht begnügen mogten, nur nach den Geboten des Heilands zu leben, ſondern durch die Befolgung ſeines Rathes eine höhere Vollkommenheit zu erreichen ſtrebten. Vor den Verfolgungen der römiſchen Kaiſer hatten ſich Manche von Pauls Zeitgenoſſen in jene Wüſte begeben, wo jeder für ſich allein lebte und mit den Vorräthen ſeiner Seele die Flamme der Andacht und des Gebetes in ſich nährte. Doch nicht Jeder beſaß jene unverſiegliche Fülle, die es möglich macht, die höchſten geiſtigen Kräfte in gleichmäßiger Thätigkeit zu erhalten und zu beſchäftigen — nicht Jeder genug der himmliſchen Weisheit, um mit jenen ſo hauszuhalten, daß nie Verſchwendung, nie Erſchöpfung eintritt. Mancher ſehnte ſich nach Belehrung und Warnung, nach Anleitung und Erleuchtung, und da innerhalb der Kirche kein edles, die Entwickelung der Geſammtheit förderndes Streben untergeht, ſobald es an die rechte Thür klopft, an die des Gehorſams: ſo ſollte denn auch der Mann ſich finden, welcher der Mittelpunkt eines neuen, großen, durch ihn hervorgerufenen Daſeins — welcher der Stammvater der eigentlichen, d. h. der in Gemeinſchaft lebenden Mönche, zu werden beſtimmt war. Es war der heilige Antonius mit dem

Beinamen der Eremit — um ihn von dem ſpäteren Antonius zu unterſcheiden, dem ſeraphiſchen Jünger des ſeraphiſchen Franziscus. Nicht vor Verfolgungen oder aus finſterm Widerwillen gegen die Unvollkommenheiten der Welt war er in die Wüſte geflohen; ſondern einfach, um mit Chriſtus zu ſterben und mit Chriſtus aufzuerſtehen. In einer reichen und vornehmen Familie Egyptens geboren, vertheilte er nach dem Tode ſeiner Eltern ſein Vermögen unter die Armen und begab ſich in die Einöde von Oberegypten, im Jahr 285, wo er mit Gebet, Contemplation und Handarbeit beſchäftigt ein Alter von hundert und fünf Jahren erreichte, und im Jahr 356 ſtarb. Aber dies demüthige, unſcheinbare, zurückgezogene Leben war mit wunderbaren Gnaden geſegnet, deren Strom ſich nicht blos auf ihn ſelbſt und ſeine Heiligung beſchränkte, ſondern dem für Andere auch erregende Kraft inwohnte. Das Leben der Gnade war ſo ſtark in ihm, ſeine Gotteinigung ſo vollkommen, daß Gott ihn Theil nehmen ließ an jenen Werken, welche der blos menſchlichen Macht entrückt ſind. Ihm ward die Gabe, gequälte Seelen zu erquicken, ungewiſſe zu leiten und für Krankheiten des Leibes ſo innige Fürbitten einzulegen, daß Gottes Güte ſie heilte. Denn trotz ſeiner tiefen Abgeſchiedenheit hatten doch Diejenigen den Weg zu ihm zu finden gewußt, welche ſeine geiſtige und leibliche Heilkraft erfahren ſollten und welche den Ruf ſeiner außerordentlichen Gaben weit über Egyptens Grenzen hinaus verbreiteten. Die Asceten, ſeine Genoſſen der Einſamkeit, minder begnadet mit dem Leben in Gott, als er — baten bei inneren Schwankungen, bei Irrthümern und Täuſchungen — denen der arme Menſch in der Wüſte wie in der Welt ausgeſetzt iſt — um ſeinen Rath, ſeinen Zuſpruch. Und er entließ ſie getröſtet, belehrt, geſtärkt, indem er ihren Seelen einen feſten Gang, eine klare Richtung, eine gleichmäßige Bewegung vorſchrieb. Umſomehr erkannten ſie das Bedürfniß einer bleibenden Stütze, einer Gemeinſchaft um einen Mann des Glaubens, der Weisheit und der Erfahrung, in welcher jeder Einzelne Anker und Richtſchnur, Zügel und Aufſchwung, Nahrung und Gleichgewicht finden konnte; und ſo bildete ſich unter ſeiner geiſtlichen Leitung aus dieſen Asceten ein Mönchsverein, der ſeinen Wohnſitz zwiſchen dem Nil und dem rothen Meer aufſchlug. Später gründete er einen zweiten, bei Arſinoe am Nil.

Aber nicht blos Mönche und Leidende zog dieſer merkwürdige Menſch an ſich, der ſich ſo tief in die ewige Wahrheit verſenkt hatte, daß ſie ihn durchleuchtete und wieder aus ihm heraus ſtralte. Heidniſche Weltweiſe ſuchten ihn auf, um ihn mit ihren Sophismen zu necken, mit ihrer Dialektik zu verwirren. Der arme beſchauliche Einſiedler blieb aber unverwirrt und ungeblendet durch die Blitze ihres Geiſtes, da er ſeinen Blick in das wahre und unvergängliche Licht zu tauchen längſt gewohnt war. Chriſtliche Jünglinge ſuchten ihn auf, um ſeine Weisheit zu vernehmen, welche die tiefſte Innerlichkeit des menſchlichen Weſens, Strebens und Zieles aufſchloß, weil er in dieſer Innerlichkeit, wo allein die Erkenntniß und die Kenntniß des Menſchen zu finden iſt, heimiſch war. Ein Licht der Kirche, der große Athanaſius, war ein Schüler des Antonius. Ja ſogar Kaiſer Conſtantin der Große und ſeine Söhne waren von bewundernder Anerkennung ſeiner Wirkſamkeit erfüllt und baten ihn in Zuſchriften um ſeine Fürbitte. In dem Ungewitter des Arianismus, das ſich recht eigentlich über die Kirche zu entladen ſchien, um zu erproben, ob ſie auf einem Felſen gegründet ſei, und in welchem der Rationalismus ſchon ſeinen geheimen Bund mit der weltlichen Macht und mit den böſen Leidenſchaften an den Tag legt, um die Autorität der Kirche zu ſtürzen, verließ Antonius einige Mal ſeine Einſamkeit, um ſein gewichtiges Zeugniß für die in Frage geſtellte Wahrheit, eigentlich ſchon durch ſein bloßes Erſcheinen abzulegen: der Meiſter eines ſolchen Jüngers mußte ein göttlicher ſein.

So war Antonius in ſeinem ganzen Leben und in ſeiner Perſönlichkeit Typus und Vorbild des Mönchslebens, wie er deſſen Begründer war. Die beiden Richtungen auf die Welt und nach dem Himmel, auf die Verzweigungen des irdiſchen und nach der Einheit des übernatürlichen Lebens, welche der Kloſterſtand beſtimmt war, in ſich aufzunehmen und in reichen Stralen über die Menſchheit auszugießen — ſeine verſchiedenartigen Einflüſſe auf die Geiſter und die Seelen, auf die leidende Menſchheit, auf Gelehrte, Prieſter und Fürſten — Alles iſt in dem ſcheinbar armen und wirklich überſchwänglich reichen Daſein des ſtillen, arbeitenden und betenden Einſiedlers dermaßen conzentrirt, daß noch jetzt, zu dieſer Stunde, nach anderthalb Jahrtauſenden, ſeine geiſtlichen Söhne, die Ordensmänner, mögen ſie Namen und Regel haben welche ſie wollen, wenn ſie ſeine ächten Söhne ſind, nichts Anderes thun, als was ihr geiſtlicher Vater gethan — und kein anderes Leben haben, als das, welches er gelebt hat. Denn alle dieſe großen, machtvollen Inſtitutionen der Kirche umſchließen „Worte des ewigen Lebens,“ welche ihnen unberechenbare Dauer gewähren.

Aus Thebens Wüſte ging über Morgenland und Abendland das Kloſterleben wie mit einem elektriſchen Schlage auf. Der heilige Hilarion, der gegen das Jahr 370 ſtarb, brachte es nach Paläſtina und Cöleſyrien. Der heilige Baſilius der Große, ſpäter Erzbiſchof von Cäſarea, welcher im Jahr 376 ſtarb und neben dem tiefen Ernſt einer wiſſenſchaftlichen Bildung den vollen Schwung eines nach dem Idealiſchen gerichteten Sinns hatte, war ſo ergriffen von dem Leben dieſer Mönchsvereine, welche er auf einer Reiſe im Jahr 357, in Egypten ſowol als in Syrien traf, daß er dasjenige zu üben beſchloß, was er ſo ſehr bewunderte. Er zog ſich auf ſeine Beſitzungen in der Provinz Pontus zurück und ſtiftete dort ein Kloſter, in welchem neben der Asceſe auch die wiſſenſchaftliche Thätigkeit geübt wurde und wo ſein Jugendfreund und Studiengenoſſe, Gregorius von Nazianz, ſich ſchon im Jahr 359 mit ihm vereinigte. Die fromme Mutter des Baſilius, die heilige Emmelia und ſeine Schweſter, die heilige Macrina, lebten bereits in klöſterlicher Zurückgezogenheit mit einer Schaar frommer Jungfrauen abgewandt von dem vergänglichen Glück und Glanz der Welt, auf jenen Gütern, als Baſilius dahin kam; — und ein Fluß trennte die beiden Klöſter von einander. Denn die Frauen waren nicht zurückgeblieben, um durch ein entſagendes Leben Denjenigen zu ehren und zu verherrlichen, der ihrer Seele das wahre Leben gebracht und gezeigt und deswegen für eine Spanne Zeit dem Himmel entſagt hatte. Es gab ſo gut Ascetinnen wie Asceten, und als dieſe ſich zu Gemeinſchaften ſammelten und in dem heiligen Pachomius, einem Zeitgenoſſen des Antonius, gleichſam ihren Geſetzgeber fanden, vereinigten ſich auch jene und die Schweſter des Pachomius ſtand um das Jahr 320 bereits einem Kloſter mit vierhundert Jungfrauen vor. Dort erhielten ſie den Namen Nonnen, was in der Sprache des Landes Frau bedeutet.

Baſilius führte in ſeinem Geburtslande Cappadocien, in deſſen Hauptſtadt Cäſarea er ſpäter Erzbiſchof war, das Kloſterleben nicht blos ein, ſondern brachte es auch in Verbindung mit Anſtalten der chriſtlichen Barmherzigkeit, während das Studium der Kirchenväter mit Handarbeit abwechſelte und nur hinter der andächtigen Beſchauung zurücktrat. Dieſe neuen befruchtenden Elemente und die große Aufmerkſamkeit, welche er dem Mönchsſtande erwies, deſſen Entfaltung er als die ſchönſte und reinſte Blüte der chriſtlichen Lehre betrachtete, verbunden mit ſeinen eigenen großen Seelen- und Geiſtesgaben, — waren von dem anregendſten Einfluß, ſo daß die orientaliſche Kirche um die Zeit ſeines Todes das Glück genoß, in allen ihren Provinzen Klöſter zu beſitzen.

Nach dem Occident brachte der heilige Athanaſius zuerſt die ausführliche Kunde von ihren Beſtrebungen und ihrer Wirkſamkeit, als er in Folge der arianiſchen Streitigkeiten im Jahr 340 nach Rom gehen und ſich dort unter den Schutz des Papſtes Julius ſtellen mußte. Beſonders ergreifend wirkte dort ſein Leben des heiligen Antonius, welches er einige Jahr ſpäter — und als deſſen Jünger in der Asceſe, mit voller Liebe und Wärme ſchrieb, während er ſelbſt auf die Höhe eines heiligen Ruhmes geſtiegen, der ſieghafte Kämpfer der Kirche, die Säule des Glaubens und durch die Erhabenheit ſeines Wortes wie ſeiner Schickſale der Auserwählte des Jahrhunderts geworden war. Unter der Autorität dieſes hohen und gewaltigen Menſchen ſiedelte ſich das demüthige Kloſterleben unwiderſtehlich auch im Abendlande an und die Nachkommen der Fabier und der Scipionen verwandelten ihre Landhäuſer in Klöſter, wurden beſchauliche Mönche und ſtille Nonnen und erwieſen ſich durch dieſe Kraft ihrer Seelen als würdige Enkel alter Heldengeſchlechter, welche aus dem Untergang der materiellen Größe zur idealiſchen ſich aufſchwangen. — — O ihr, die ihr ſtolz darauf ſeid, euch Nachkommen heldiſcher Geſchlechter nennen zu dürfen — die ihr eure Wappen auf den Schlachtfeldern gefunden, wo eure Ahnen ſie mit dem Blut gemalt, das ſie für den Sieg des Glaubens vergoſſen — werdet ihr es denn nie begreifen, daß ihr es jetzt zu machen habt wie jene Grachen- und Scipionen-Enkel? daß ihr die Macht, die euch materiell entſchwindet, durch den Geiſt des Glaubens wiederfinden müßt? — —

Im tieferen Occident erſcheinen die erſten, nach feſter Regel gegründeten Klöſter in dem Lande, das die Miſſion zu haben ſcheint, jede Stufe der Cultur zuerſt und früher als alle übrigen zu betreten — in Frankreich. Der heilige Martin, Biſchof von Tours, gründete ſie. Eines derſelben iſt das ſpäter ſo berühmte Marmoutier, das er im Jahr 372 erbaute. Kein Mönchsverein war vor ihm in dem alten Gallien; aber 2000 Mönche begingen ſeine Todesfeier. Um die nämliche Zeit gab der heilige Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand, ſeiner Kirche eine ſolche Stiftung und ſiedelten ſich verſchiedene Kloſtergemeinſchaften auf den Inſeln des mitteländiſchen Meeres, namentlich an der Küſte der Provence an, wo verlaſſene Eilande den Mönchen die ungeſtörte Einſamkeit gewährten, welche ihre orientaliſchen Brüder in den Wüſten Syriens und Egyptens fanden. Die bedeutendſte und einflußreichſte derſelben ſtiftete der heilige Honoratus auf dem Inſelchen Lerin, Antibes gegenüber, um das Jahr 410, das er mit einer zahlreichen Schaar von Freunden und Nachfolgern in Beſitz nahm — ein Beſitz, der den Schlangen, den einzigen Bewohnern des öden Eilandes, abgewonnen werden mußte. Unter der Leitung des Honoratus ſammelten ſich ſehr bald in Lerin Geiſtesgenoſſen aus den verſchiedenſten Ländern Europa's zu gemeinſchaftlicher Uebung in der Asceſe. In der hereinbrechenden Dunkelheit und Barbarei der Zeiten ward Lerin eine Freiſtätte für die Wiſſenſchaft, eine Bildungsanſtalt für würdige Hirten der Kirche und eine Wiege vieler Heiligen.

Eins der größten Genies aller Zeiten nahm das Mönchswesen in ſeine Hand, um es aus Italien nach dem chriſtlichen Afrika zu bringen. Wie das Genie es zu machen pflegt, wenn es von einer neuen Idee ergriffen wird, ſo machte es auch der heilige Auguſtin: er gab derſelben eine neue, erweiterte Anwendung. Sein Adlerblick, der mit gleicher Schärfe in die Myſterien der Offenbarung und in die tiefſten Falten des Menſchenherzens ſich ſenkte, begriff den wohlthätigen Einfluß, den das gemeinſchaftliche ascetiſche Leben auf Diejenigen ausüben müſſe, welche in der engſten Verbindung mit allen Lebenspunkten der Welt ſtehend, durch ſie in tauſend Verſchlingungen und Beziehungen gebracht werden, — welche kraft ihres Berufes ihre volle Thätigkeit, ihre ganze Seele für andere Seelen hingeben müſſen — aber dabei unverweltlicht und in unangetaſteter Ruhe über all' dieſen Verhältniſſen ſtehen ſollen. Er führte als Biſchof von Hippo eine förmliche Mönchsgemeinſchaft in ſeinem geſammten Klerus ein, ſo daß jeder Weltgeiſtliche die ernſte, ſtrenge Erziehung des Asceten und in der Genoſſenſchaft die Anregung und Ergänzung des höheren Lebens empfing, welche der Prieſter ſo oft und ſchmerzlich zu ſeinem eigenen Schaden wie zum Nachtheil Anderer entbehrt, wenn er vereinzelt in der Welt ſteht.

Ein Baſilius, ein Athanaſius, ein Auguſtinus ſind ſolche Imperatoren in ihrer Zeit, daß es nicht Wunder nimmt, Anſtalten, die ſie mit ihrem Schutz und ihrer Theilnahme beehren, in kurzer Friſt in der ganzen chriſtlichen Welt zur Geltung gelangen zu ſehen. Große Gedanken wollen auch große Träger haben. Indeſſen iſt es doch unbekannt, wer nach Britannien das Kloſterleben verpflanzt hat, welches dort ſo viele Apoſtel des Chriſtenthums erzog und ſpäter nach Deutſchland entſendete. Das „grüne Erin" bedeckte ſich mit Klöſtern, die eine ſolche Pflanzſchule der Frömmigkeit und der religiöſen Wiſſenſchaft wurden, daß Irland ihretwegen den Namen „Inſel der Heiligen" empfing. Und an Schottlands nordweſtlicher Küſte, im weiten atlantiſchen Ocean, deſſen Wellen die nahe phantaſtiſche Fingalsgrotte umſchäumen, auf dem kleinen baſaltiſchen Eiland Jona, bildeten Mönche unter dem heiligen Columban eine Genoſſenſchaft, die an Gelehrſamkeit mit den Benedictinern wetteiferten, welche in dieſer Beziehung einen ſo außerordentlichen Einfluß auf die Civiliſation Europa's geübt haben und welche nun auch ihren Platz einzunehmen beginnen, um ihn bis zu dieſer Stunde nicht zu verlaſſen.

In der tiefen Gebirgeseinſamkeit des Apennins, fern von allem Verkehr mit Menſchen, lebte während drei Jahren der Jüngling Benedict, nachdem er aus den Schulen der menſchlichen Wiſſenſchaft entflohen war, um das zu lernen, was er in ihnen nicht lernen konnte: Selbſtüberwindung. Er ſchlug mit eigener Hand ſein Ich an's Kreuz und übte ſich in jeder Art von Abtödtung, ſo daß auf die Unterjochung des Fleiſches eine hohe Erleuchtung des Geiſtes folgte — da dieſer in demſelben Maß frei, als er nicht von jenem bedrückt wird. Benedict begnügte ſich nicht weder mit ſeinem ſtrengen Einſiedlerleben, noch mit der Gründung zahlreicher Klöſter, unter denen Monte-Caſſino — wo er 543 ſtarb — weltberühmt geworden iſt. Er gab dieſen Klöſtern gewiſſe Geſetze, welche ihr ganzes Leben regelten und welche in ihren Grundzügen zum Geſetz für die meiſten Klöſter des Abendlandes geworden ſind, indem das Noviziat und die drei Ordensgelübde zur unerläßlichen Bedingung jedes Ordenslebens wurden. Ein milder Geiſt beſeelt die Benedictiner-Regel; ſie verlangt keine ſtrenge Kaſteiungen, keine Abtödtungen, welche die weichliche Natur ſo leicht übertrieben nennt. Kleidung und Nahrung ſtehen über dem Punkt des nur Hinreichenden. Von der übermenſchlichen Asceſe der alten egyptiſchen Einſiedler und von St. Benedicts eigener Härte gegen ſich ſelbſt, iſt keine Spur. Er giebt ſie wie aus einer höheren Welt heraus, nachdem er ſelbſt den ganzen Kampf der Irdiſchkeit durchgemacht und gleichſam vergeſſen hat. Alles iſt mild und mäßig. Zwiſchen Gebet, dem treuen Abhalten der kanoniſchen Stunden, zwiſchen Studium der Kirchenväter und zwiſchen Händearbeit war die Zeit eingetheilt. Zu letzterer gehörte aber nicht ausſchließlich das Handwerk, oder Haus-

und Gartenarbeit, ſondern auch das Schreiben. Die Mönche waren eifrige Abſchreiber heiliger und theologiſcher Schriften; ſpäter, als ſich ihre Kloſterſchulen immer mehr hoben und einen größeren Umfang wiſſenſchaftlicher Kenntniß nothwendig machten, auch der alten klaſſiſchen. Was Wunder, daß ein ſo ſchönes edles Leben ſich wie ein voller Strom befruchtend über die Welt — und einen materiellen, ſittlichen, religiöſen und myſtiſchen Segen in ihre Adern goß! Dies war nicht die Erfindung eines Schwärmers, der andere Schwärmer zu fanatiſiren verſtand; — auch nicht eine wolgemeinte Einrichtung, um auf das leibliche und geiſtige Wohl des Volkes zu wirken — womit die Nützlichkeitsbefliſſenen ihr eine große Ehre zu vindiciren wähnen; — ſondern es war ganz einfach die höchſte Blüte des Chriſtenthums, die in dem Licht des Glaubens und an der Glut der Liebe zur Entfaltung kam. Verfolgung, Marterthum und Blutzeugenſchaft waren nicht mehr das Alltagsleben der Kirche, ſondern Ausnahmen. Alsbald mußte ſie andere Bekenner aufſtellen, die in ihrem Bereich eben ſo treu, beharrlich, frommbegeiſtert und tapfer ſich erwieſen und, Dank der göttlichen Gnade, fanden ſich tauſend und tauſend ihrer beſten und edelſten Söhne und Töchter gleich bereit, in dem Sinn und der Richtung zu wirken, wie die Ausbreitung der Kirche zum ewigen Heil und zur irdiſchen Wohlfahrt der Völker es erheiſchte; – gleich bereit Glaubensapoſtel und Feldarbeiter — Lehrer und Erzieher der Jugend wie Miſſionäre unter den Heiden zu ſein. Und dieſer neue große Aufſchwung des chriſtlichen Lebens knüpft ſich an den Namen St. Benedicts.

Er nannte ſeinen Orden eine Schule, worin man Gott dienen lernt; und unbewandert in menſchlichen Wiſſenſchaften, aber tief erleuchtet über die erhabene Wiſſenſchaft des Heiles, gründete er ſeine Regel auf Gebet und Arbeit, auf Demuth und Gehorſam, auf Stillſchweigen und Einſamkeit; — in dieſem Allen das irdiſche Leben des menſchgewordenen Gottes zum Vorbild nehmend, zu deſſen Ebenbildlichkeit jede Seele herangezogen werden ſoll. Zuerſt die Demuth: das geringe Leben des Allergeringſten wählte ſich der menſchgewordene Gott und nicht blos was den niedrigen Stand, die Armuth, die Werkſtatt des Arbeiters betrifft; denn das Alles könnte ja mit Licht und Glanz und Herrlichkeit umgeben ſein. Aber nur an der Wiege des Neugebornen beteten die Könige an und nur über die Weisheit des Knaben ſtaunten die Schriftgelehrten im Tempel! Ein undurchdringlicher Schleier verhüllt die ganze Jugendzeit, das ganze erſte Mannesalter des Erlöſers. Demüthig verſchwindet er aus dem Tempel, um ſeinen Eltern unterthan zu ſein und faſt nach zwanzig Jahren erſt tritt er aus der tiefen Dunkelheit, aus den unbekannten Verhältniſſen, aus der dürftigen Hütte hervor — zu einem neuen Akt der Demuth: er folgt dem Ruf zur Buße, den Johannes der Täufer vom Jordan aus durch Judäa erſchallen ließ, er läßt ſich taufen, als ob dieſer Ruf auch an ihn ergangen wäre. So ward ſein erſtes öffentliches Auftreten eine Handlung der tiefſten innerlichſten, geiſtigen Demuth, und ſo blieb ſie ſeinem ferneren Leben aufgeprägt. Er hatte weder Haus noch Habe; er trat als Gaſt da ein, wo man ihn aufnehmen wollte; war es bei Hohen und Weiſen, die ihn geringſchätzten, ſo ließ er ſich mild die Vernachläſſigung gefallen; er lebte mit und bei armen, ſchlichten Leuten; oft mit ſolchen, die auch wegen ihres Wandels gemieden und verachtet wurden; er verachtete Niemand; er ließ ſich ſchweigend und klagelos verhöhnen, mißhandeln, morden; er that bei ſeinen Jüngern Dienſte des Sklaven und litt den Tod des Verbrechers mit zwei Verbrechern, nachdem ein anderer Verbrecher die Begnadigung von der Strafe erhalten hatte, die man ihm verſagte. Sein ganzes Erdenleben, inſoweit man es kennt und nicht kennt, war ein Wandel in der alleräußerſten Demuth, wäre es für jeden Menſchen geweſen und nun gar für den „verborgenen Gott!“ Das übernatürliche Leben des Menſchen iſt ein Leben in der vollkommnen Liebe, die mit Gott vereint — iſt alſo ein Leben verborgen in Gott; und erſt wenn man die zwölf Stufen der Demuth, welche der heilige Benedict feſtſetzt, erſtiegen iſt — erſt dann hält er die Seele für geläutert genug, um ſie für die vollkommne Liebe zu befähigen. —

An die Demuth ſchließt der Gehorſam eng und untrennbar ſich an, wie jenes eine Wort es bezeichnet, welches gleichſam die Thür des Elternhauſes und der Werkſtatt hinter dem Heiland ſchließt, während die phariſäiſche Weisheit geblendet dem wunderbaren Knaben nachſchaut: „Und er war ihnen unterthan.“ Er lebte im ſtrengſten Gehorſam anfangs unter ſeinen irdiſchen Eltern, dann unter ſeinem himmliſchen Vater — gehorſam bis zur Agonie in Gethſemane, gehorſam bis in den Tod. In der Entſagung des eigenen Willens liegt die vollkommne Selbſtüberwindung, welche die Seele befähigt, in gleichmäßiger Bewegung ſo leicht dem göttlichen Willen zu folgen, wie der Nachen der Hand des Steuermannes am Ruder gehorcht. In ihr und nur in ihr liegt auch die vollkommne Armuth. Wer aus Liebe Hab und Gut verſchenkt und Glück und Glanz verlaſſen hat und dem Heiland nachgefolgt iſt — o gewiß, arm iſt er! arm für Gott! Wer aber dermaßen von Allem ſich abgelöſt, daß er auch ſeinen Willen um Gottes Willen aufgegeben hat — der iſt arm in Gott, arm wie der Heiland ſelbſt war — ganz arm; er hat das höchſte Opfer gebracht, ihm iſt nichts übrig geblieben. Mit Demuth und Gehorſam, mit dieſen zwei Tugenden, von denen die ganze vorchriſtliche Welt keine Ahnung hatte — iſt ſie überwunden worden. Denn dieſe zwei Tugenden, die dem natürlichen Menſchen ſo ſehr widerſtreben, können nur aus dem Keim erblühen, den die heiligmachende Gnade, dies Licht, das der Sonne der Erlöſung nachfolgt, in der Seele weckt und pflegt. Es ſind die Erſtlingstugenden des menſchgewordenen Gottes; es ſind alſo chriſtliche Tugenden; und, — da die Kirche allein, und nie die Häreſie, ſie lehrt, fordert und ermöglicht — katholiſche Tugenden! Wo ſie fehlen, giebt's keine Nachfolge des Heilands; wo die fehlt -- kein Chriſtenthum oder ein Schein-Chriſtenthum. Die Mittel, welche zuſammenwirkend mit der heiligmachenden Gnade dieſe Tugenden erringen, ſind: Das Gebet zuerſt und zuletzt, bei Tag und bei Nacht, im Tempel und in der Wüſte, beim Mal und in der Qual, — immer und überall hat der Heiland dies myſtiſche Geſpräch mit ſeinem himmliſchen Vater geführt; und das ſoll auch die Seele. Dann die Arbeit! — Arbeit, wie Gott ſie ſchickt, gleichviel welcher Art, aber ſtets zu Seiner Ehre! ob die Arbeit des Zimmermanns, oder des Lehrers, oder des Arztes, oder des Prieſters, oder des Dieners, oder des Erlöſers — unausgeſetzt und ununterbrochen war auf Erden die Arbeit des Heilands; und ſo ſoll der Menſch arbeiten. Dann das Stillſchweigen, dieſe weiſe und ernſte Sammlung, welche mitten unter Menſchen der

Seele die Einſamkeit verſchafft, in die ſie ſich bei all' ihren übrigen Verrichtungen verſenken und dadurch immer eine Mauer um ſich ziehen kann, vor welcher mancher Ruf der Verlockung aus Mangel an Antwort erſtirbt. Durch Schweigen wird die Thätigkeit aller geiſtigen Kräfte nach Innen gezogen und aller ſittlichen Kräfte auf das Handeln gerichtet. Viele Worte ſind Ventile, durch welche Glut und Wärme verdampfen, ſo daß es drinnen leer und lau wird. Als der Heiland in der letzten Nacht ſeine lange Marter zu ertragen hatte — o welch ein beredtes Schweigen übte er da. Er ſchwieg über Judas, den Todfeind; er ſchwieg gegen Petrus, — den Freund, der ihn in ſeiner bitterſten Stunde verleugnete; er ſchwieg zu aller und jeder Verhöhnung. Er bejahete mit zwei Worten die Frage, ob er Gottes Sohn ſei — und dann ſchwieg er ohne weitere Erklärung oder Entſchuldigung, weil die Menge der Worte nichts bewirkt, ſobald die Kraft derſelben abgewehrt wird. Er ſchwieg und litt; — auch der Menſch ſoll ſchweigend leiden und lieben lernen und über ſeine kleinen Opfer nicht viel Worte machen, eingedenk des großen, welches lautlos geſchah. Und endlich: die Einſamkeit. Nicht mehr Berührung mit der Welt als nothwendig iſt, um ihr nützen oder dienen zu können nach dem Maß der Pflichten und Verhältniſſe; — zu dieſem Wunſch kommt wol Jeder, der einen gelaſſenen, unbeſtochenen

Blick auf ihr Treiben geworfen, ihr gründliches Unvermögen erkannt hat, ihm etwas Anderes als einen Schatten von Glück zuzuwenden, und ſich entſchloſſen hat lieber nichts, als dieſen Schatten von ihr anzunehmen. Große Enttäuſchungen und ſchwere Erfahrungen geben faſt immer dieſem Entſchluß vorher. Sie würden nicht nöthig ſein, wenn ſich der Menſch gewöhnte, ſich nicht mit ſeinem ganzen Weſen in den Tumult der Welt hinein zu werfen und aus ihren Leidenſchaften, Zerſtreuungen, Freuden, Thorheiten und Beſtrebungen die Gefährten ſeiner Tage und Nächte zu machen, ſo daß er nie dazu kommt, allein mit ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt heimiſch zu ſein. Wäre er das, beſäße er Selbſterkenntniß, wäre er vertraut mit ſeiner wahren Beſtimmung und ſeinen eigentlichen Bedürfniſſen — ach wie oft würde er in eine Abgeſchiedenheit ſich zurückziehen, wie der Heiland es während ſeines öffentlichen Lebens that, um in der Einſamkeit des Gebirges oder der Wüſte auszuruhen von ſeinem mühſeligen Beruf. Und mehr oder minder mühſelig iſt jedes Leben, weil die Heiligung deſſelben gar ein ſchwerer Beruf iſt, an dem der natürliche Menſch, der im ſteten Kampf gegen den übernatürlichen ſich bewegt, keine Freude hat. Darum ſagt ihm auch die Einſamkeit nicht zu. In ihr findet die Eitelkeit keine Nahrung, und die Schmeicheleien der Selbſtliebe hören auf — denn er ſieht nichts um ſich her, womit er ſich vergleichen könnte und dasjenige, was er über ſich erblickt, hat ein zu hohes Maß, als daß er wähnen dürfte, es auszufüllen. Nichts flieht der natürliche Menſch ſo ſehr als die Einſamkeit — und zwar die Einſamkeit mit Gott, in Demuth und Gehorſam. Für eine kurze Zeit in eine Zelle oder Einſiedelei ſich zu begeben, wenn er recht müde iſt von den weltlichen Freuden und recht gelangweilt von der Anſtrengung, Vergnügen an ihnen zu finden — oder wenn er eben recht getäuſcht und gekränkt, recht vernachläſſigt und überſehen worden iſt, und nichts von dem erlangt, wofür er ſich erniedrigt hat — o ja! unter dieſen Umſtänden iſt ihm die Einſamkeit ſehr willkommen. Da fühlt er ſich erhaben, weil Langweiliges ihn langweilt und groß, weil Kleinlichkeiten ihn ärgern. Da wähnt er ſich abgelöſt vom Alltäglichen, weil er einmal recht ungeſtört durch Anderer Meinung ſeine eingebildete Vortrefflichkeit betrachten kann. Aber welche Wirkung hat ſie nachhaltig auf ihn? Macht ſie ihn demüthig oder hochmüthig? gehorſam oder eigenwillig? — das iſt der Probirſtein, ob er in der Einſamkeit mit Gott war oder mit ſeinem Ich. Der Heiland zog ſich — abgeſehen von der großen Einſamkeit ſeines ganzen Lebens in Nazareth — während der drei letzten Jahre oft in die Einſamkeit zurück, um mit ſeinem himmliſchen Vater allein zu ſein. In der Einſamkeit der Wüſte beſtand er gewaltige Verſuchungen des Teufels; in der Einſamkeit des Tabor hatte er den Vorgenuß des Himmels; in der Einſamkeit von Gethſemane rang er mit dem Willen des himmliſchen Menſchen den Willen des irdiſchen zu Tode. Mit dem Wort: „Dein Wille geſchehe!“ vollzog er eigentlich dort das welterlöſende Opfer und ſein letzter Seufzer am Kreuz war nur ein Ausklingen jenes Wortes.

Zu dieſer Einſamkeit berief der heil. Benedict ſeine geiſtlichen Söhne und Töchter. Zu dieſer gänzlichen Hingebung ihres Willens, der durch Verſuchung geübt, durch himmliſche Tröſtung gereinigt, durch Opferwilligkeit bewährt wird, bildete er ſie heran in ſeiner ſtillen Schule der göttlichen Liebe. Und waren ſie in derſelben gereift, ſo zogen die Berufenen hinaus, arm und feurig und Träger des heiligen Geiſtes, wie die erſten Apoſtel, verkündeten den fernen Völkern das Wort von dem menſchgewordenen Gott und gründeten neue Klöſter, neue Pflanzſtätten für die Erziehung, Bildung und Heiligung des menſchlichen Geſchlechtes. Die aber, welche innerhalb der ſtillen Mauern ihr Leben hinbrachten, waren nicht minder eifrig, nur in anderer Weiſe, Gott und ihren Brüdern zu dienen, ſei es durch Gebet, durch Arbeit, wie die Zeitverhältniſſe ſie begehrte, durch das Beiſpiel eines frommen Wandels, durch Bekehrungen und Bußeifer, die ihr Einfluß mittelbar und unmittelbar erweckte. Denn das iſt der Segen, der auf der Heiligkeit ruht: ſie ruft auf und ſpornt an zur Heiligung. Und was iſt heilig ſein? — Gott geweiht ſein; — aber ganz. Nicht etwa nur heut oder morgen — ſondern immer. Nicht im Gedanken ohne That, oder mit That, aber ohne innere Beiſtimmung. Nicht durch Stückwerk von Schwärmerei und Phantaſterei, von wiſſen und nicht wollen, von wollen und nicht können, von Aufflügen ohne Schwung, von Aufblitzen ohne Feuer; ſondern mit geſammelter, gelaſſener, gleichmäßiger Anſtrengung aller übernatürlicher Gaben und Kräfte nach dem übernatürlichen Ziel der Ebenbildlichkeit Gottes hinſtreben — das iſt Gott geweiht ſein, heilig ſein. Das iſt es, was ſein Opfer von uns begehrt und wozu es uns die Gnadenkraft verleihet. Und da auf jedem Opfer, das ihm gebracht wird, eine Gnade ruht — weil die Verheißung der Gnade an die Anrufung ſeines Namens geknüpft iſt — ſo wirkt das Opfer eines Menſchen in derſelben Richtung, wie das Opfer des Gottmenſchen: es hilft Seelen retten. Die unmittelbare, ewig einzige That der Erlöſung befähigt alle Erlösten im Sinn des Erlöſers Theil zu nehmen an dem Werk, für welches er hat auf Erden leben, leiden, ſterben wollen. Giebt es einen ſeligeren Beruf? giebt es ſonſt Etwas, wodurch die Seele, die einen ſolchen Drang nach unvergänglichem Wirken hat, demſelben inniger genügen und ihm ein ſchöneres Ziel geben könnte? Sie tritt in ihr urſprüngliches Verhältniß zu ihrem Schöpfer zurück: ſie unterwirft den Leib dem Geiſt und den Geiſt Gott, ſie ſtrebt nach Ueberwindung des irdiſchen Menſchen und nach Vereinigung mit dem himmliſchen, ſie macht ſich arm an jeglichem Beſitz, in welchem die Sinnlichkeit irgend einen Genuß findet; — und da das Alles ohne Kampf, ohne Ueberwindung und ohne Entſagung nicht zu bewerkſtelligen iſt: ſo bringt ſie ihr Opfer, nimmt ihr Kreuz auf ſich und folget ihm nach — auf Erden und in den Himmel hinein. Und ihr wiederum folgt himmliſcher Segen; denn was die Gegenwart wäre, wenn nicht die Vergangenheit die Mahnung zur Heiligung durch Opfer verſtanden und befolgt hätte — wenn ſie nicht die Energie gehabt hätte, der Auffoderung des Heilands ohne mäkeln, deuteln und feilſchen nachzukommen und buchſtäblich das zu thun, was er ſagte — wenn ſie nicht — wie jener Rieſe, der, im Kampf von den Gegnern zu Boden geworfen, nur die Erde berührte, um friſche Kräfte zu gewinnen — wenn ſie nicht immer in den Himmel ſich zurückgeworfen und von dort ſich neue Stärke mitgebracht hätte: ja, wo wären wir nun? und wie können wir es ertragen und verantworten, daß dermaleinſt eine Zeit, für welche die unſrige die Vergangenheit heißen wird, über uns urtheilen dürfte, daß wir nichts für ſie gethan?

Benedictinermönche oder Männer aus deren Schulen hervor gegangen, waren die meiſten jener Apoſtel, welche namentlich im nördlichen Europa den Kampf gegen den Götzendienſt unternahmen und den heidniſchen Völkern das Chriſtenthum brachten. Dieſe Liebe für die göttliche Wahrheit und für die irrenden, unerleuchteten Seelen ward manchem von ihnen, wie den erſten Apoſteln, mit blutigem Tode gelohnt. Denn ungern läßt der natürliche Menſch von ſeinen Götzen ab, mit denen er ſich eingelebt und welche Tradition und Gewohnheit ihm vertraut gemacht haben. Ueberdas wird er zum Widerſpruch aufgeregt, wenn ihm, bevor er von der Gnade berührt ward, eine neue Lehre als unfehlbar vorgetragen wird. Nur durch die Gnade vermag er an die Unfehlbarkeit zu glauben; der natürliche Verſtand zweifelt ſtets an der göttlichen Offenbarung, weil ſie das Maß ſeines Erkenntnißvermögens überſchreitet. Aber am wenigſten um die Unterwerfung des Verſtandes handelte es ſich bei jenen, in geiſtiger Beziehung ganz unausgebildeten Völkern, ſondern hauptſächlich um die ihrer Sitten, ihres Lebens, ihrer Gebräuche und Gewohnheiten, welche Alles ſie von ihren Voreltern ererbt und mit der Ehrfurcht feſtgehalten hatten, die oftmals an die Stelle des Glaubens tritt und den Platz, wo er ſein ſollte, aber nicht iſt, ausfüllt. Und dennoch beſiegte das Wort vom Kreuz jeden Widerſtand und Wodans Eichen fielen in Deutſchland vor demſelben, wie in England die Tempel der Druiden. Klöſter wurden überall geſtiftet, wo das Chriſtenthum Eingang gefunden hatte. Sie waren der Heerd, auf dem das Feuer lebendig brannte, welches zwiſchen den Trümmern des Heidenthums oftmals nur ganz matt in den Seelen glimmte und erſtorben wäre, wenn man von dort aus den ſchwachen bedrohten Funken nicht unermüdlich angefacht und genährt hätte. Sie waren die Vorpoſten, welche die Kirche in dieſem gewaltigen Kampf für Ausbreitung des Reiches Gottes in Feindes Land hineinſchob: wachſam, ausdauernd, bereit zu weiteren Eroberungen wie zur Vertheidigung. Sie dienten der Religion, indem ſie Seelen für den Himmel gewannen und der Civiliſation, indem ſie die höhere Geſittung zu pflegen ſtrebten, welche aus der reinen Lehre und aus einer ernſten geiſtigen Bildung hervorgeht. In ihnen wurde gelernt und gelehrt, gearbeitet und Andere zur Arbeit angewieſen. Die Kloſterbrüder waren zugleich Prediger und Schullehrer, Abſchreiber und Gärtner, Handwerker und Künſtler, Aerzte der Seelen und der Leiber: ſie ſpendeten himmliſche und irdiſche Stärkung, und ihre Thätigkeit, Einſicht und Unermüdlichkeit wußte Rath und Abhülfe für die zahlloſen Mängel des damals ſo ungeordneten und rauhen Lebens. Als der heilige Bonifacius gegen die Mitte des achten Jahrhunderts für die Bekehrung des inneren Deutſchlands lebte und ſtarb, ließ er aus England, wo das Chriſtenthum ſchon ſeit Jahrhunderten in Blüte ſtand, ganze Schaaren von frommen Männern und Frauen kommen, denen er die Leitung der Klöſter übertrug, welche er in Bayern, Thüringen und Heſſen gründete. Ihr tugendhafter Wandel, ihre Gelehrſamkeit, ihre höhere Bildung, der Ernſt und die Entſagung ihres Lebens leuchteten als ſtralende Vorbilder in die wilden Zuſtände der Neubekehrten hinein und verſchafften den Klöſtern ebenſoviel ſittlichen als religiöſen Einfluß.

Aber auch materiellen Segen brachten ſie in ihrem Geleite mit. Ein heller Blick über die Vorzüge, die eine ſchöne Lage und eine günſtige Umgebung mit ſich bringen, iſt allen Gründern von Klöſtern — ſo weit es die gegebenen Verhältniſſe geſtatteten — eigen geweſen. Ein liebliches Thal, oder ein waldbewachſner Bergabhang, oder eine freie Höhe, oder eine Ebene am Strom ſprechen immer für ein hohes Schönheitsbedürfniß, das bei all' dieſen Anlagen mitwaltete. Aller Schönheit und aller Pracht der Erde, nur nicht der Lieblichkeit der Natur, waren die Seelen abgeſtorben, die in dieſen Mauern von früheſter Jugend bis in das tiefſte Alter lebten und oftmals nichts von der Welt kannten, als das Stück vom Horizont, das ſie aus ihrem Kloſterfrieden heraus überſahen. War die erſte Anlage auch zuweilen in rauheſter Wildniß, deren nur mühſamer Fleiß und große Anſtrengung Herr werden konnte: ſo ſtellte ſich doch ſtets, nachdem die Mühſeligkeiten und Hinderniſſe des erſten Anbaues überwunden waren, ein eigenthümlicher Charakter von Ernſt und Anmuth, wenn nicht von Schönheit heraus; ein Zauber von Melancholie, der um jede Abgeſchiedenheit ſchwebt und der ſo ſtark iſt, daß er bis zu dieſer Stunde den Klöſtern und Kloſterruinen, alſo vielleicht tauſend Jahre nach ihrer Entſtehung, aufgeprägt geblieben. Und doch waren ſie mit nichten immer einſam in menſchenleerer Gegend! ſondern es ſiedelte ſich vielmehr das menſchliche Treiben um ſie herum an, ſo daß ſie der Mittelpunkt von Ortſchaften wurden, die ſich oftmals zu Städten vergrößerten und die urſprünglich vielleicht einige Hütten waren, welche Holzſchläger oder Ackerleute bewohnten, die ſich in Schutz und Dienſt des Kloſters begeben hatten und deſſen Landbau oder Waldwartung beſorgten. Mit dem Aufblühen des Kloſters wuchs dann auch die Ortſchaft und wurde die ganze Umgegend fruchtbar und bebaut. Die Kloſterkirche genügte nicht mehr dem Wunſch und Bedürfniß. Es ward eine neue Kirche erbaut; der Bau lockte Handwerker und Arbeiter der verſchiedenſten Art herbei und um das Haus Gottes ſammelten und mehrten ſich die Wohnungen der Menſchen. Welch ein ſchöner und ſegenverheißender Anfang des bürgerlichen Lebens!

welch ein tiefes Heimatsgefühl mußte einem ſolchen Beginn entſpringen! War das Kloſter reich, ſo verpachtete es ſeine Ländereien, Wieſen und Wälder, und ſeine Pachter wurden nie arm, weil ſie keine Erpreſſungen von Seiten der Ordensbrüder zu leiden hatten — wie es den Unterthanen weltlicher Herrn wol geſchah. Das Kloſter ſchaffte den Geſunden Arbeit und Brot, den Kranken Pflege, dem Alter Unterſtützung, der Jugend Belehrung, und ſorgte ſomit auch für die materielle Wohlfahrt Derer, die ſich in ſeinen Schirm begeben hatten. War es aber arm, ſo fand dennoch der Arme ein Stück Brot, der Pilger eine Herberge, der Fremde ein ſchützendes Dach und Jeder — Gaſtfreundſchaft und Barmherzigkeit. Seine Bewohner regten nicht Neid und Mißgunſt an! Ihre kalten Zellen, ihre langen Faſten, ihre Nachtwachen im Gebet, ihr ſpärlicher Lebensunterhalt, ihre Abtödtungen aller Art in tiefer Stille hinter dunkeln Mauern und Gittern — hatten nichts Anlockendes für Genußſucht und Weltluſt, nichts Beleidigendes für Armuth und Elend. Jene gönnten den Ordensleuten ihr dürftiges Daſein; Dieſe fanden in deren Armuth einen Troſt oder ein erhebendes Beiſpiel; denn mancher Reiche und Vornehme, dem alle Weltfreuden zu Gebot ſtanden, hatte ſie verſchmäht und ſie gering geachtet neben der Ehre, im Dienſt des Heilands arm und ungekannt ſein zu dürfen. Welch ein Beiſpiel! darin die höchſte Befriedigung zu finden, worin mancher Andere geneigt war, eine Unbilligkeit oder Härte ſeines Schickſals zu ſehen! ſo wurde das freiwillige Opfer des Einen zur Verſöhnung Vieler mit den Heimſuchungen des Herrn.

Und noch ein vierter Strom floß mit reinen Fluten von dieſen Höhepunkten des chriſtlichen Lebens herab. Es war nicht genug, daß die drei erſten Gottesfurcht, Geſittung, Wohlfahrt in der Menſchheit verbreiteten, mehrten und nährten; es mußte ſo zu ſagen der ganze geiſtige Luftkreis, in welchem die durch das Chriſtenthum wiedergeborne Welt ſich bewegte, erneuert und gereinigt werden; der Todtengeruch und Moderduft der untergeſunkenen Vergangenheit mußte im Arom eines myſtiſchen Weihrauchs verſchwinden; kriſtallene Wellen mußten die Gerippe der Sünden und Miſſethaten überfluten und hinwegſpülen. Jene drei Ströme ergoſſen ſich zur Menſchheit hinab und über die Erde — der vierte aber löſte ſich ätheriſch von der Erde ab und ſtieg zum Himmel auf, als Athem der Seele, als Gebet.

Auf deine Knie, meine Seele! — Das Gebet zuerſt und zuletzt, das ewige Gebet, das iſt die eigentliche, die wahre, die höchſte Aufgabe deines Lebens! Das Zwiegeſpräch mit deinem Gott, mit deinem Schöpfer und Erlöſer, mit deinem himmliſchen Vater und deinem göttlichen Tröſter — dies iſt das Gebet. Preis und Dank, Bitte und Flehen, die Klage deiner Unvollkommenheit, der Schrei deiner Angſt, der Weheruf deiner Schmerzen, der Seufzer deiner Ergebung, das Aechzen deiner Troſtloſigkeit, die Aſpirationen deiner Liebe; — und ſüße Einſprechungen, himmliſche Verheißungen, ſelige Ahnungen, die von Oben herab deinen Klagen und Fragen von Unten hinauf antworten; — ſtille Ruhe, heiliger Friede, innere Siege nach inneren Schlachten, bei denen das Herzblut verſtrömt iſt, um dich nach der Ordnung der Natur erſterben zu laſſen, damit du das Leben nach der Ordnung der Gnade finden mögeſt; — und dies ſich Ausſtrecken auf dem Schlachtfeld in bedingungsloſer Hingebung vor dem Panier der Gnade — dies Gefaßtſein auf die Nacht und ſiehe! mit himmliſcher Morgenröthe bricht der Tag an; auf den Tod und ſiehe! die Auferſtehung winkt dir; auf ſchmerzenreiche Finſterniſſe und ſiehe! heiliges Licht überſtrömt dich; — und dieſe Wonne auf dem Tabor im Anſtaunen der göttlichen Herrlichkeit und der Verherrlichung ihrer Propheten — dies Ringen in der Vereinſamung von Gethſemane gegen den Kelch des Leidens; — dies Weinen unter dem Kreuz mit dem Schwert im Buſen, neben der heiligen Mutter Gottes mit ihren ſieben Schwertern im Herzen; — dieſer unirdiſche Jubel am Oſtermorgen, am ewigen, wenn der Triumph Gottes, auch in dir, meine Seele, beginnt, wenn du ihm folgſt im weißen Kleide, das im Blut des Lammes reingewaſchen iſt und wenn er alle Thränen von deinen Augen abtrocknet und wenn kein Leid und keine Klage mehr ſein wird — — o meine Seele, meine glückliche Seele, dies Alles darfſt du, kannſt du, weißt du, haſt du, fühlſt du, genießeſt du im Gebet; oder eigentlich: dies Alles biſt du in deinem innern Verkehr mit Gott, biſt du in deinem eigenſten und innigſten Weſen, ſobald du dem Zuge der göttlichen Liebe, der Erfinderin des Gebets, folgeſt. Liebe nur — und das Gebet iſt unwillkürlich deine Sprache! bete — und du öffneſt dir die Tempelpforte der Liebe! aber liebe und bete nicht, um irgend Etwas dafür zu verlangen; ſondern weil du nichts Anderes in dir findeſt, als Liebe und Anbetung. Siehe die Magdalena! die macht es, wie dein Gebet ſein muß! Sie zerbricht die alabaſterne Schaale, und das Nardenöl fließt heraus, und ſie gießt es über die Füße des Heilands, und ſie ſieht ihn gar nicht an unter ihren Thränen und hinter ihren aufgelöſten Haaren, und ſie fragt nicht, ob er es erlaubt, was er dazu ſagt, ob es ihn freut, ob er ihr gütig und gnadenvoll ſein werde — o nichts von dem Allen! aber ihre Thränen fließen und die Narden duften — und alle Huldigung, alle Reue, alle Deſolation, alle Liebe, alle Selbſtvergeſſenheit, alle Hingebung, alle Demuth, deren ein Menſchenherz fähig iſt, liegen in der einen kleinen Handlung, daß die Narden duften und die Thränen fließen: — ſo mußt du beten! — — —

Heilige und himmliſche Seelen haben in himmliſcher und heiliger Sprache über das Gebet geredet und über die Stufen, welche die Seele mit ihm zu erklimmen hat, von ihren erſten ſchwachen Schritten in weiter irdiſch befangener Ferne, bis zu ihrem Ruhen vor Gott und bei Gott in der Fülle unbeſchreiblicher Seligkeit. Du aber, meine Seele, biſt ſehr klein und ſehr gering, und von ſo himmliſchen Dingen zu ſprechen verſtehſt du nicht. Wenn du beteſt, ſo mache es nur immer wie die Magdalena. Thränen hat jedes Menſchenauge und Deſolationen hat jedes Menſchenherz, und wenn du dich nicht fürchteſt, das Alabaſtergefäß deiner irdiſchen Freuden zu zerbrechen, ſo wird es dir auch nicht fehlen an duftenden Narden, womit du die Füße deines Heilands überſtrömen darfſt, ſobald du in demüthiger Anbetung vor ihm niederſinkſt. — —

Den Glauben zu predigen, die Wiſſenſchaft zu verbreiten, das materielle Leben zu erleichtern — das dreifache Brot der Seelen, des Geiſtes und des Leibes zu ſpenden — dieſer erhabene Beruf umfaßte alſo doch noch nicht genügend die Beſtimmung des Kloſters. Es ſollte zugleich eine Stätte des Gebetes ſein, weil ohne Gebet jene Wirkſamkeit nicht in Gott ihre Wurzel geſchlagen — nicht zu Gott ihre Blüten und Früchte zurückgeführt hätte. Um ſo verſunkener die Maſſe der Menſchen in das geſchäftliche Alltagsleben iſt, in die Sorge um Erwerb und in die Begier nach Genuß — umſomehr vergißt ſie ihre überirdiſche Beſtimmung in dem heftigen Streben, die irdiſche zu kräftigſter Geltung zu bringen, deren Anfoderungen zu genügen, deren Vortheile auszubeuten. In tiefen Schatten treten die Anſprüche der Seele zurück und das Geſchäft ihrer Heiligung verſchwindet neben den Geſchäften, welche der weltliche Beruf mit ſich führt. Des Zwecks, weshalb der Menſch geſchaffen iſt: um Gott zu dienen, zu lieben und durch ſein ganzes Leben zu ehren, iſt er kaum mehr ſich bewußt. Aus Leichtſinn der Eine, aus Gleichgültigkeit der Andre, aus Schwäche der Dritte, in der Ueberwucherung ſeiner beſſeren Kräfte von böſen Beiſpielen oder entnervenden Einflüſſen gar Mancher — und Mancher vielleicht auch im entſchieden böſen Willen — fallen ſie ſämmtlich mehr und mehr von Gott ab und haben es faſt bis auf eine dämmernde Erinnerung vergeſſen, daß ſie als eine himmliſche Labung auf dem ſtaubigen Pilgerpfade das Vorrecht des Gebetes empfangen haben. Unter den tauſend unnützen Gedanken und zehntauſend unnützen Worten, die ſie täglich an Vergängliches und Thörichtes verſchwenden und womit ſie ſich an ihre Bedürfniſſe und Genüſſe klammern — reißt kaum Einer von der Irdiſchkeit ſich los, um Gott zu ſuchen, um aus all' dem Tumult zu ihm zu fliehen, um die Seele mit einer Aſpiration nach dem

Ewigen von dieſer Welt der Vergänglichkeit abzulöſen. In dem Dämmerungszuſtand der Angewöhnung wird, ach wie oft! das Gebet verrichtet und das, was die Wonne unſers Herzens ſein ſollte und könnte, ſinkt herab zu einem Akt zerſtreuter Lauheit, an welchem die eingeſchlafenen höheren Fähigkeiten ſich gar nicht mehr betheiligen. Denn es giebt eine Region in unſern Seelen, die ewig unbefruchtet bleibt, wenn das Gebet ihr nicht ein Bächlein des lebendigen Waſſers zuführt, welches der Heiland dem ſamaritaniſchen Weibe verhieß. Keine Feinheit und Schärfe des Verſtandes, kein Umfang und Reichthum des Wiſſens, keine Tiefe und Anmuth des Geiſtes, kein Witz, kein Scharfſinn, keine Kritik — keine einzige von all' den glänzenden und bewunderten Gaben, welche zuſammen genommen menſchliche Intelligenz ausmachen — reicht an jene Region. Da iſt Alles ganz anders, ganz ſtill, ſchweigſam, horchend, ganz demüthig und ſelbſtvergeſſen, ganz ſchmuck- und prunklos im Ausdruck der Gedanken, der Gefühlserhebungen. Da gilt kein Wiſſen, da hilft kein Können, da finden Klugheit und Gelehrſamkeit ihr Ende — und wer mit irdiſcher Weisheit dahin kommt, dem erbleicht ſie, wie wenn er mit ſeiner Nachtlampe in die Morgenröthe hinaus tritt. Da giebt es nur eine Wiſſenſchaft: die vom Kreuz! nur eine Lehre: die vom Opfer! nur eine Fähigkeit, um beide zu erfaſſen: den Glauben! nur eine Gabe, um das Erfaßte mit dem eigenen Weſen und Leben zu verſchmelzen: die Liebe! — Die ruhende Liebe nährt das Weſen der Seele; die thätige Liebe regt ſie zu Lebensäußerungen, zu Ausſtralungen ihrer Wärme und ihres Lichtes an. Ruhet die Seele wirklich in Gott, ſo hat ſie ihr Genügen und iſt ſo erfüllt von ſeiner Liebe, daß ſie ſich nach keiner Richtung hin bewegen kann, ohne etwas von dieſem köſtlichen Inhalt auf all' ihre Pfade auszugießen. Alsdann iſt ſie ſelbſt das Alabaſtergefäß, das für den Dienſt der Natur zerbrochen und für den Dienſt in der Gnade hergeſtellt, duftend von himmliſchen Narden iſt. Zu dieſer Ruhe in Gott gelangt die Seele nur durch Gebet. Mit dem Gebet ſchmiegt ſie ſich dem Heiland in allen Momenten ſeines Lebens und Leidens — dem Kreuz in allen Verlaſſenheiten und Herrlichkeiten — der Mutter Gottes in all' ihren Trübſalen und Tugenden an. Die zärtliche, demüthige, reuige, ſehnſuchtsvolle Betrachtung der wunderbaren Liebe des menſchgewordenen, des in Liebe verabgründeten Gottes, zieht ſich wie der Weihrauchduft, der nie aus unſern Gotteshäuſern verſchwindet, durch das ganze innere und um das ganze äußere Leben der Seele, und bringt ſie in unausgeſetzte Beziehung zu ihm und in den heiligendſten Zuſammenhang mit ihm. Und das iſt die erhabene Aufgabe des Kloſterlebens, das iſt deſſen himmliſche Seite, daß es, um im Dienſt der Religion die Werke der Barmherzigkeit, die leiblichen wie die geiſtigen üben zu können, im ewigen Gebet, in ewiger Anbetung der ewigen Liebe verharre.

Da ſteht das myſtiſche Haus, in welchem Der wohnt, der in der Sonne ſein Zelt aufgeſchlagen und das Univerſum geſchaffen hat, Der da iſt, Der da war, Der da ſein wird — Der unſer Schöpfer iſt, unſer Bruder war, unſer Richter ſein wird — und über dem Allen unſer zärtlicher Erlöſer hat ſein wollen. Da iſt das myſtiſche Herz des Ordenshauſes; von dort aus ſtrömt das Leben ihm zu, von dort geht der Segen aus, dort ſammeln ſich alle Gnaden, dort iſt der Quell, der mit ſeinem unirdiſchen Perlenthau alle Seelen erquickt, die ſich im feierlichen Reigen, friedlich und harmoniſch wie die Planeten um die Sonne — um dieſe Centralſonne, um dies Herz des Weltalls, anbetend bewegen. Nie verſtummt der heilige Tempeldienſt, und damit er niemals verſtumme, iſt ſein Ausdruck, das Gebet, der Willkür des Einzelnen enthoben und der Gemeinſchaft zu einem ſüßen, aber unverbrüchlichen Geſetz gemacht.

Die Welt ſchläft! — ſie ſchläft in ihrem Rauſch, in ihren Sorgen, in ihren Sünden, in ihren Thränen! Das Kloſter wacht — nüchtern und ſorgenlos in ſeiner Armuth; ſünden- und thränenlos durch ſein von der Liebe getragenes, mit Liebe belohntes Opfer. Es wacht! und das, was auch in den traurigen Nächten der Welt wacht: Laſter und Verbrechen, Elend und Schmerz, findet ſeinen Gegenſatz und ſeine Sühne in dem Gebet, welches dieſe Opferſeelen aus den tiefen Finſterniſſen der Mitternacht gemeinſam zu Gott hinauf ſenden. Um Mitternacht ward der Heiland geboren; um Mitternacht erhob ſich der feierliche Geſang der Matutine von allen im Chor verſammelten Ordensleuten, um das neue und ewige Licht der neuen Weltordnung mit den Engeln und Hirten, mit den Magiern und Königen zu begrüßen und dem Wort des Heilands zu gehorchen: „Betet ohne Unterlaß.“ In den erſten Jahrhunderten nahm die ganze Gemeinde Theil an dieſer nächtlichen Vorfeier; beſonders an den Vigilien der hohen Feſte. Später verrichteten nur die Chorherrn der Stifte, Prieſter und Ordensleute, dies Gebet zu dieſer Stunde. In unſerm Jahrhundert aber mußten alle Mitternachtsglöckchen verſtummen — bis zur neueſten Zeit, wo ſie wieder anfangen aufzuwachen, damit über die träumende Erde der Wächterruf eines Tages dahin ſchalle, der nicht mit irdiſchen Träumereien ausgefüllt werden ſoll. Die Matutine ſchließt mit dem majeſtätiſchen „Te Deum,“ welches den „König der Glorie“ wie mit Poſaunenton und Orgelklang und Glockenſchall zu einem überirdiſchen Triumphlied verſchmolzen, dem ganzen Univerſum verkündet.

Der Matutine folgen die Laudes. Um Sonnenaufgang erſtand der Heiland aus dem Grabe. Er iſt die ewige Sonne, welcher das Dunkel der Sünde und des Todes überwunden hat. Seine Auferſtehung iſt die Bürgſchaft unſrer Erlöſung, unſrer dereinſtigen Seligkeit; wir ſind nicht mehr die Knechte der Sünde, die Sclaven des Todes, die Gefangenen der Grüfte! wir ſind erlöst zur himmliſchen Freiheit der Kinder Gottes! Dieſer unermeßliche Jubel der erlösten Seele, die für Preis, Lob und Dank gleichſam weder Anfang noch Ende, ſondern immer nur eine unerſchöpflich zuſtrömende Fülle findet — jauchzen die Laudes zum Thron der heiligen Dreifaltigkeit empor, und ſchließen mit dem himmliſchen „Benedictus,“ welches der Vater jenes Knaben geſungen, der da beſtimmt war, als ein Morgenſtern der ewigen Sonne voran zu wandeln und ihren Aufgang in der Höhe dem Volk zu verkünden. Das Te Deum iſt das hohe Lied des Schöpfers; das Benedictus das hohe Lied des Erlöſers.

Hiemit iſt die Nachtfeier oder, wie es in der kirchlichen Sprache heißt, der große Chor beendet; aber nun beginnen die Tag-Gebete, die kleinen canoniſchen Stunden, wie ein feſtliches Gewinde, welches den Altar des heiligen Meßopfers umſchlingt. Majeſtätiſche Pſalme, klagend, trauernd, jubelnd, mit ſüßen Hymnen und kleinen Abſchnitten aus der heiligen Schrift durchwebt, bilden dieſe Gebete und führen noch die alten Namen der

Zeitabtheilungen, wie die heilige Schrift ſie am Todestage des Heilands braucht.

Die Prim iſt das kirchliche Morgengebet. Die andächtige Liebe zum Leiden des Herrn hat die Erinnerung an ſeine Paſſion in all' die canoniſchen Tagesſtunden hinein gelegt, und gedenkt bei der Prim ſeines Verhörs vor Pilatus und Herodes. Um acht Uhr früh betet die Kirche die dritte Stunde des Tages, die Terz und betrachtet den dornengekrönten Heiland, der ſein ſchweres Kreuz zum Marterhügel trägt. In der heiligen Meſſe wird das Opfer vollzogen und in der darauf folgenden ſechſten Stunde, der kirchlichen Sext, ſteht das Kreuz erhöht auf Golgatha. Aber „um die neunte Stunde," die Non, giebt der Heiland ſeinen Geiſt in die Hände ſeines himmliſchen Vaters zurück und von der Mittagshöhe neigt ſich jetzt der Tag dem ſtillen Abend zu und die Seele ſucht auch ihre Ruhe.

Die Vesper iſt der Beginn der kirchlichen Abendfeier. Sie ſammelt das Gemüth zu friedlicher Betrachtung, zur ernſten Einkehr in ſich ſelbſt, zum Hinblick auf die unſäglichen Wohlthaten, mit welchen die Seele überſchüttet und geführt wird; und in dem prächtigen „Magnificat," dem Lobgeſang der heiligen Jungfrau, drängt ſie zum Schluß allen Dank und alle Verherrlichung zuſammen, welche die Seele der Gnadenſonne weiht, die ihr geleuchtet hat auf allen ihren Wegen.

Aber iſt die Sonne untergegangen, ſo gehen die Sterne auf! in ihrem ſüßen Schimmer hält die Kirche ihr ſüßes Abendgebet, die Complet — (Schlußandacht) — durch die ein überirdiſcher Zauber von wehmüthiger, ſehnſüchtiger, vertrauender Liebe weht — ein Hauch von Schwermuth über die Verbannung aus der himmliſchen Heimath, von unausgeſprochener Klage über die lange irdiſche Pilgerfahrt, von heiliger Freude über die Zuverſicht, daß die mühevolle Wanderung im Schutz und Schirm des Allerhöchſten zurückgelegt wird und kein anderes Ziel hat, als das ewige Leben. Mit dem wiederholten Anruf: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geiſt!" haucht die der Irdiſchkeit mit ihrem göttlichen Heiland hinſterbende Seele ihre höchſte Sehnſucht aus, bettet ſich in die Nacht des Kreuzes und flehet mit Simeons „Nunc dimittis," um die friedenvolle Ruhe im unvergänglichen Licht der Offenbarung, welches auch die dunkelſten Nächte der armen Erde verklärt.

Dieſes unabläſſige, raſtloſe Gebet von unvergleichlicher Würde und Schönheit, entſprechend allen Regungen und Bewegungen der Seele, die ihren Frieden in Gott ſucht, ihre Hoffnung auf Gott ſetzt, ihre Liebe mit Gott vereint, zieht ſich wie eine Perlenſchnur durch die vierundzwanzig Stunden des Tages und iſt der himmliſche Athemzug, welcher die friſche Luft von den Höhen der Ewigkeit in die Klüfte und Schluchten der Zeit hinablenkt. Dies Gebet verſtummte nie im Kloſter.

Ob die Welt da draußen erſchüttert wurde von Streit und Krieg, von Noth und Jammer, von Freudenfeſten und Siegesjubel — ob innerhalb der ſtillen Mauern ein Auge in der Agonie brach, ein Herz im Tode aufhörte zu ſchlagen — über all' dieſen Wechſel hinweg, den die Vergänglichkeit fort und fort mit ſich rollt — dauerte das Gebet aus, unwandelbar, gleichmäßig wie die Geſtirne, die nimmer vom Firmament weichen, wenn auch nächtliche Wolken oder das Licht des Tages ſie dem menſchlichen Blick entziehen. Wer kann ſagen, in welches Elend die Welt verſunken iſt, ſeitdem dies Gebet abgenommen oder ganz aufgehört hat! wer kann ſagen, in welche Verkommenheit die Menſchheit gerathen iſt, weil nur ſo Wenige noch dem heiligen Tempeldienſt im Gebet obliegen? weil für ſo Viele die himmliſche Gemeinſchaft des Gebetes aufgehört hat, ein inniger Glaube zu ſein? Die Gemeinſchaft, die Brüderlichkeit Aller, die Theilnahme Aller an den himmliſchen Gaben der Erlöſung mußte von dem Augenblick an ein Gut der Menſchheit werden, als der Erlöſer für Alle ſein Blut hingab. Es blieben nur noch Höhen und Tiefen der äußern Verhältniſſe vorhanden, damit die Menſchen im Geben und Empfangen, im Verlieren und Gewinnen, im Streben und Erreichen, im Ringen und Wagen, in den hundert und tauſend Beziehungen und Verkettungen, welche aus jener äußeren Ungleichheit entſpringen, dieſelben alſo ebnen und ordnen mögten, daß die innerliche oder höhere Gleichheit nicht dadurch beeinträchtigt werde. Wo der Geiſt des Chriſtenthums herrſchte, wurde dieſe Aufgabe begriffen. Da war der König, da war der Ritter, da war der Prieſter, da war der Ordensmann. Der König herrſchte für Alle; der Ritter kämpfte für Alle; der Prieſter opferte für Alle; der Ordensmann betete für Alle. Jeder blieb äußerlich in ſeinen Verhältniſſen: der arme Prieſter faſtete, während der fröhliche Ritter zechte; und wachte der König über Plänen, welche Völker beglücken oder Throne ſtürzen ſollten: ſo wachte der Ordensmann, um für das Heil der Seelen zu beten, gleichviel ob dieſe Seelen den Beherrſchern oder den Beherrſchten gehörten. Für die geiſtige Einheit und Gemeinſamkeit Aller war das Gebet der höchſte und reinſte Ausdruck. Stand der Glaube in Blüte, daß der unverſiegbare Strom des heiligen Blutes ein Gemeingut der Menſchheit zur Heiligung des irdiſchen — und zur Erlangung des ewigen Lebens geworden ſei; daß die Sacramente die geweihten Gefäße ſeien, welche die Dürſtenden Alle, je nach ihren Bedürfniſſen, mit dem Trank der Labung und Stärke erquickten; daß ein Jeder in der heiligen Euchariſtie in die lebenvollſte Verbindung mit dem Schöpfer des Lebens trete, alſo daß ein Jeder nichts Anderes ſei und keine andere Geltung habe, als ein Glied dieſes myſtiſchen Körpers, lebendig nur im Zuſammenhang mit demſelben, todt in der Abſcheidung von ihm: ſo war damit klar und beſtimmt das religiöſe Geſetz der Brüderlichkeit gegeben und dem einen Bruder kam zu gut, was der andere an geiſtigen Schätzen beſaß oder erwarb. Der Materialismus hatte damals noch nicht dermaßen die Seelen überwuchert und abgemattet, daß die leibliche Wohlfahrt höher als die geiſtige geſchätzt und demnach eine äußerliche Gleichheit angeſtrebt worden ſei, welche nur auf Koſten der innerlichen erlangt werden kann. Denn dieſe entſpringt aus der Liebe und jene folgt nur aus dem Zwang, den ein bürgerliches Geſetz auferlegt. Aber nur in jener Liebe und nicht in dieſem Zwang iſt das Gefühl der Brüderlichkeit lebendig; ſo daß die äußerliche Gleichheit recht eigentlich Dasjenige zerſtört, was ſie zu gründen vorgiebt.

Es iſt ein ſüßer, troſtreicher Gedanke, daß über all' dem Tumult, Geſchrei und Wortgepränge — über all' den Falſchheiten, Schmeicheleien und gebrochenen Eiden — über all' den Lügen, zu welchen das wandelbare Wort ſich gebrauchen läßt — über all' dem Lärm, welchen thörichte, böswillige und verkehrte Worte in der Welt machen, ſo daß ſie in ſchneidenden Diſſonanzen gegen einander aufgellen — eine ſtille und feierliche Harmonie, von tauſend Stimmen getragen, wie ein unſichtbarer Engel zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt und jenem das Beſte bringt, was dieſe zu geben hat: das Gebet der Kirche, unwandelbar in ſeinem Inhalt wie in ſeiner Form, den myſtiſchen Tiefſinn des Alten Teſtamentes mit der feurigen Glut des Neuen verſchmelzend, immer Daſſelbe, das Eine, weil es ſeinen Urſprung in der einen Wahrheit der Offenbarung hat und weil das „Laudate“ wie das „Miserere“ des königlichen Pſalmenſängers durch alle Jahrtauſende in jedem Menſchenherzen einen Anklang oder Widerhall findet. Unberührt bleibt es von der Laune und Stimmung des Individuums, von der Mode des Tages, welche ſo gern das verwirft, was die Vorzeit geliebt hat. Mit namenloſer Ruhe erfüllt es die Seele durch die ungeſtörte Wiederkehr der nämlichen Worte und Klänge, die wie aus der Ewigkeit herübertönen und deren ſtete Wiederholung doch nie monoton wird, weil es das Eigene der Liebe iſt, ſich immer und immer wiederholen zu müſſen; — denn wenn ſie Alles geſagt hat, ſo meint ſie immer noch, ſie habe Nichts geſagt und hat ſie Alles gegeben, ſo muß ſie doch noch wieder von vorn anfangen. Es iſt eben etwas Grenzenloſes — die Liebe! und gerade dies Grenzenloſe, dies Ueberwallende, dies Hinſchmelzende in Stunden, Tage, Jahre, Jahrhunderte, bis in die Zeiten der Zeiten — iſt das Eigenthümliche, das Unvergleichliche dieſes Gebets.

Und das hieß man verſtummen! und die Stätten, wo es geübt wurde, vernichtete man! und die Seelen, die ſich ihm widmeten, hielt man für überflüſſig, jagte ſie aus ihren Häuſern oder gab ihnen bis zu ihrem Tode die Nothdurft des leiblichen Lebens, während man das geiſtliche der Congregation zerſtörte! Die Häuſer ſelbſt verwandelte man in Kaſernen, in Fabriken, in Magazine, in Schulen, in Scheunen, in Ruinen; oder man riß ſie nieder und der Pflug oder die Meßſchnur ging über ſie hin. Nun wurde der Platz doch brauchbar! nun wuchſen Kartoffeln auf demſelben, nun weideten da Kühe! lernten die Kinder in den ungeſtalteten Räumen nun gar das ba, be, bi, bo, bu von Staatswegen — oder wurden gar Kranke und Arme darin verpflegt durch die Behörden: ſo war des Jubels kein Ende über dieſe vortreffliche Benutzung. Doch nicht das erſte, ſondern das zweite Jahrtauſend des Chriſtenthums erhub ſich zu dieſem Gipfelpunkt des Materialismus. Das erſte fand den Anblick einer Viehheerde auf einer Wieſe nicht ſo troſtvoll und ſeelenerhebend als den eines Altars, auf welchem im allerheiligſten Sacrament der verſchleierte Gott die Anbetung der Gläubigen hinnimmt; — fand die Muſik des klappernden Dreſchflegels weniger erbaulich als den frommen Chorgeſang; ja ſogar das Buchſtabiren der Kinder klang ihm nicht ſo lieblich, als Matutine und Complet. Das fabrikmäßige Leben, die maſchinenhafte Thätigkeit, welche mit der einſeitigen Entwickelung des Verſtandes kommt, der, um von der übermäßigen Anſtrengung ſich zu erholen, nach der andern Seite in den Materialismus ſich wirft und nichts ſucht noch achtet, als Genuß und handgreiflichen oder in Zahlen ausgeprägten Nutzen — jenes Leben, das zugleich ſo unnatürlich und dürftig iſt, daß man es eine Fehlgeburt des wirklichen Lebens nennen darf, hatte ſich noch nicht der Menſchheit bemeiſtert. Sie ſah und kannte Mißbrauch, Ungerechtigkeit, Unterdrückung der Geringen, Zwietracht der Großen, Ehrſucht, Ueppigkeit und Habgier unter dem Purpur des Fürſten, dem Panzer des Ritters, der Stola des Prieſters, der Kutte des Ordensmannes, dem Wamms des Lanzknechtes; — aber eben *weil* ſie es ſah und *weil* ſie es kannte, ſo wendete ſie ſich dahin, wo ſie eine Ausgleichung und Verſöhnung für all' die Unvollkommenheiten des irdiſch natürlichen Lebens fand und wo allein ſie zu finden ſind: zum religiöſen, zum übernatürlichen Leben im Glauben und in der Liebe. Es iſt ein unermeßlicher Vorzug des Glaubens, daß er immer die geſunde Vernunft *für* ſich hat. Nicht die aufgeblähete, geſpreizte und ſich ſelbſt überſchätzende, — nicht die krankhafte Thörin, die wie jene Irre ſich einbildet, ſie habe die Welt erſchaffen und die den Arzt mit tödtlichem Haß verfolgt, der nicht auf ihre Phantaſtereien eingeht; o nein! dieſe ſ. g. Vernunft hat der Glaube wider ſich, weil ſie wider Alles iſt, was ihr nicht über Alles huldigt. Aber die geſunde Vernunft geht Hand in Hand mit ihm, ſchafft ihm Platz, Raum und Wirkſamkeit auf Erden, um die Verhältniſſe zu verbinden, welche ohne ihn zerfallen würden, und läßt ſich gern von ihm an überirdiſche Tröſtungen weiſen, da ſie ſehr wol erkennt, daß die für ein ewiges

Leben beſtimmte Seele mit den Broſamen der irdiſchen, vergänglichen Befriedigungen nicht ausreichen und nicht durch ſie die Löſung der Disharmonien finden kann, welche hier ſtörend erklingen. Denn deren auflöſender Schlußakkord heißt: Vollkommenheit! und der kann nicht hienieden ertönen, weil der Zuſtand der Menſchheit ein unvollkommner iſt, ein gebrochener durch die Erbſünde, ein gefeſſelter durch Sünden, ein zerriſſener durch Leidenſchaften. Aus dieſen Ketten der Unvollkommenheit ſich loszuwickeln durch die Mittel, welche die Religion lehrt und darbietet, iſt die Frucht des Glaubens; aber es iſt ein Prozeß, der bei dem Menſchen ſo lange dauert wie ſein Erdenleben und der für einen Jeden neu beginnt. Die Schwäche ſeiner Natur kämpft ſtets gegen die Kraft der Gnade in ihm an, muß bei jedem Verhältniß, in jeder Lage, in jeder Form des Daſeins berückſichtigt werden — und zwar ſo, daß Alle ſich ſolidariſch für Alle vor Gott demüthigen und ihn preiſen, daß er ſolchen armſeligen und ſchwankenden Geſchöpfen wenigſtens das Streben nach einem hohen Ziel vergönnt und in Einzelnen ſo mächtig es werden läßt, daß ſie über das Durchſchnittsmaß hinauswachſen. Die geſunde Vernunft iſt noch nie bei dem Glauben zu kurz gekommen. Sie fand es in der Ordnung, Gott über Alles zu lieben und ihm ausſchließlich zu dienen. Diente nicht der Knecht dem Herrn, und der Herr dem König? und der König wie der Knecht dem König der Könige?

Warum ſollten nicht Einige mit beſonderer Inbrunſt dieſem Dienſt ſich widmen dürfen, zu welchem ſie die Berufung erwieſen, indem ſie gewiſſen Vorzügen und Genüſſen entſagten, welche mit deſſen ſtrenger und lebenslänglicher Durchführung unvereinbar waren? Sie kannte nicht die beängſtigende Kargheit ſpäterer Tage im Zumeſſen der Kräfte und im Zuwägen der Befriedigung. Sie gönnte dem Einen ebenſowol die Freude des Opfers, als dem Andern die Freude des Beſitzes — und es iſt gewiß recht merkwürdig zu erwägen, daß eine Zeit, welche die Verwerfung des Opfers gelehrt — den Neid des Beſitzes eingeführt hat. Mit dem gläubigen Sinn erſtirbt das moraliſche Gefühl.

Mein Herr und mein Gott! von wie viel tauſend Stätten der Erde hat Dein myſtiſches Haus weichen müſſen vor den armſeligen Hütten der Menſchen! Wo Deine Gezelte aufgeſchlagen waren, da ſtehen ihre Heerde, ihre Mühlen, ihre Backöfen, ihre Schreibtiſche, ihre Webſtühle, ihre Eß- und Spieltiſche; — oder da ſtehen Gebäude, welche man auch Gotteshäuſer nennt, obwol ſie nur Schaalen ohne Kern, nur Muſcheln ohne Perle — weil nicht mit Deiner wirklichen Gegenwart begnadet ſind. Unglaube und Irrglaube verjagten und verdrängten Dich, wollten Dich nicht haben auf Erden, um nicht bei jedem Schritt und jedem Blick an das Beiſpiel erinnert zu werden, welches Deine in der heiligen Euchariſtie ausgeprägte demüthige Liebe ihnen giebt — verwieſen Dich in das Nichts oder in einen Himmel, der große Aehnlichkeit mit dem Nichts hat; und machten ſich darauf die Erde zurecht, wie ſie es in ihrer Verblendung verſtanden. Und all' die heiligen Engel des Troſtes, des Friedens und des Lichtes, die um Deine Gezelte anbetend ſchwebten und in ſo manches anbetende Menſchenherz einen Abglanz ihrer ſüßen Seligkeit warfen, verhüllten ſchmerzlich ihr Angeſicht vor der Profanation, wichen von den entheiligten Stätten und folgten Dir nach. Und aus den Herzen der Menſchen wich die ſüße, die heilige Liebe, weil ſie ſich nur an Deinem Daſein mitten unter ihnen entzünden und ernähren kann. Denn: biſt Du wirklich gegenwärtig, ſo biſt Du der liebende Theilnehmer jedes einzelnen Lebens, mit dem Du durch die heiligen Sacramente in ununterbrochener Verbindung, in myſtiſcher und weſenhafter Korreſpondenz ſtehſt, ſo daß der Zug der Liebe warm und pulſirend hinüber und herüber geht und der Seele eine Innigkeit, eine Glut verleiht, welche eben aus Dir in ſie hinüberwallt und welche ſie mit dem Glauben an Dich, Deine Nähe, Deine Wirkſamkeit erſehnt und mit dem Willen erfaßt, den Dein Wille emporzieht — und immer höher und höher emporzieht, je mächtiger die Sehnſucht ihn beflügelt. Biſt du wirklich gegenwärtig: ſo biſt Du Gott! denn in Gedanken gegenwärtig kann auch der Menſch ſein. Biſt Du aber der weſenhaft gegenwärtige, aus Liebe nur verſchleierte Gott, den nicht der ſtumpfe

Blick der Sinne, ſondern der klare und tiefe des Glaubens erkennt und erſchaut: ſo ſind wir durch dieſen Glauben in Deiner Weſenhaftigkeit ſelbſt begründet, ſo ſind wir nicht blos Dein eigen, ſondern auch Du biſt unſer Eigenthum, ſo verſinkt die Seele ſo tief und ſo innig in die Unermeßlichkeit und Wonne dieſes Beſitzes, daß ſie zur Vereinigung mit Dir, zur göttlichen Liebe gelangt. Und dahin ſollen wir Alle! Alle! zur Gotteinigung ſind wir Alle beſtimmt! deren Fundament iſt der Glaube, deren Gipfel iſt die Liebe. Denn nur der Glaube vermag die Liebe ſo hoch über Welt und Irdiſchkeit zu erheben und zu tragen! Nur der Glaube hält ſie in dem reinen Aether oberhalb jener Orkane der Leidenſchaft feſt, welche der irdiſche Menſch Liebe nennt — thörichte und traurige Lieben, Flammen ohne Nahrung, Glut ohne Flamme, Funken ohne Licht. Nur der Glaube ſchwingt ſich mit ihr zu den ſtillen Höhen der Offenbarung empor, wo ſie wie auf dem Ararat ruht, während die Sündflut der Weltweisheit und der Leidenſchaften tief unten zu ihren Füßen brauſt und brodelt. Nur der Glaube flechtet der Liebe den Brautkranz, in welchem ſich die liebende Seele ihrem Gott und Heiland anvermält, denn dieſer Brautkranz iſt eine Dornenkrone — aber eine ſolche, deren Dornen Stralen des Lichtes ſind. Und ſolche Dinge bewirkt nur der Glaube. Worauf ſoll die Liebe fußen, wenn ſeine Baſis ihr fehlt? er iſt ihr nährendes Erdreich, ihre ſchützende Wiege, ihre fliegende Fahne, ihr heiliges Palladium. Sie kann nicht Wurzel ſchlagen, nicht wachſen, nicht kämpfen, nicht triumphiren ohne ihn. Die Wirkungen des Glaubens ſind unberechenbar; und ein ſolches Agens begehrt die Liebe durchaus zu ihrer höchſten Entfaltung, zu ihrem freieſten Schwung: wo alle Berechnung aufhört, da beginnt ihre Kraft; denn jede Berechnung iſt ihr ein Greuel! ſie will glauben, Himmliſches, Ueberirdiſches, Göttliches glauben, um ſich hinzugeben und in der Hingebung aufzugehen.

O Du, der Du die Welten und die Ephemere und das Menſchenherz geſchaffen und den Welten lange Jahrtauſende zu durchrollen und der Ephemere einen Tag von Sonnenaufgang bis Untergang zu durchtanzen und dem Menſchenherzen ein ewiges Leben gegeben haſt — was ſollte das Herz mit dem ewigen Leben, wenn es daſſelbe nicht mit der göttlichen Liebe ausfüllen könnte? O Du König der Liebe, der nicht karg iſt mit ihren Schätzen, wie götlich weiſe haſt Du in dem Herzen einen Abgrund eröffnet, der in ewiger Nacht bliebe, wenn ihn nicht der Glaube in ein Firmament voll Geſtirne verwandelte, deſſen Sonne Du biſt, Du Quell jedes reinen Lichtes, Du Heerd jeder reinen Flamme. Dieſen wüſten, leeren, dunkeln Abgrund in ſich herum zu ſchleppen, ach! Niemand kann's ertragen. Das Herz ringt und windet ſich und arbeitet ſo lange, bis es kommt unter den Brennpunkt des heiligen Geiſtes und ſiehe! dann flammen wie Freudenfeuer all' die bis dahin verhüllten Sterne auf, und gießen ihre Stralen und ihren Schimmer in das eine Licht der Liebe zuſammen, welches dem König der Liebe entgegen flutet und welches er in ſeinem myſtiſchen Herzen zärtlich aufnimmt.

Wer ſagt dies Alles? — Du, meine Seele? — O du armſelige! du und deines Gleichen kniet nieder im Staube und denkt an die Cherubim, die ſchweigend und mit ihren eigenen Flügeln verhüllt, vor dem Angeſicht Gottes ſchweben. Dort iſt der Altar! dort wickle dich in Demuth ein und laß mächtigere Stimmen als die Deine die Majeſtät des Unerſchaffenen verkünden.

Fern von mir, an ſo Großes mich zu wagen! Nein, nicht von der Majeſtät Gottes möchte ich reden, nicht von dem König der Herrlichkeit auf ſeinem Thron über den Sternen, wo ihn in erhabenen Viſionen ſeine Propheten, ſeine Auserwählten, ein Johannes, ein Ezechiel erblickten, und den in erhabenen Geſängen die Kirche als „Pater immensae majestatis“ — als „Rex gloriae“ — als „Rex tremendae majestatis“ feiert; o nein! ich ſpreche ja nur von dem König der Liebe, der Menſch geworden, zwiſchen ſeinen Menſchen wohnt und dem jede Seele nachfolgen ſoll in dem Triumphzug der Liebe, den er durch die Welt hält — von Altar zu Altar, von einem Tempel zum andern, von einer Gemeinde erlöſter Seelen zur anderen, von einem myſtiſchen Thron zum andern, auf welchem er zwiſchen Blumen und Kerzen und Weihrauch weilt, wie einſt am Morgen ſeiner Menſchwerdung zwiſchen den Gaben und der Anbetung der Magier. Und wäre ihm nur einer dieſer Throne geraubt, hätte man ihn nur aus einem einzigen ſeiner Tabernakel verdrängt: ſo wäre das Grund zu unermeßlicher Trauer. Denn die Seele, die ihn nicht dort in ſeiner Weſenheit hat, die hat keinen Gott, hat nur einen Schatten oder einen Traum von ihm; — und iſt das nicht unendlich zu beklagen? Die aber, welche ihn dort gefunden hat, welche er zu ſeiner Gnadenſonne empor gezogen hat, die muß jubeln, wie die kleine Lerche jubelt, die zur Frühlingsſonne auffliegt, denn im Reich Gottes iſt es für ſie Frühling geworden! ſie ſteigt auf aus der dunkeln kalten Furche der Erdſchollen, ſteigt in den blauen Himmel hinein, und Licht, Glanz und Aether machen ihre Bruſt ſo frei, weit und leicht, daß ihr Athemzug ein Jubellied iſt. Eine ſolche Seele muß den Ausruf des großen Propheten ein wenig verändern dürfen und ſprechen: „Ich liebe — darum rede ich!“

Und wie viele — viele Tauſende, o König der Liebe, ſind Dir ſtumm! Nicht nur, daß der entſchiedene Unglaube, der verblendete Irrglaube Deinen Triumphzug auf Erden unterbrochen und Deiner beſeligenden Obhut ſich entzogen, indem ſie Deine Kirche, Deines Apoſtels ſichern Felſen verließen — auch von denen, welche Dir geblieben ſind, ach! wie wenig, wie ſelten und ſpärlich wirſt Du gefeiert. Müßte nicht jeder Dir geweihte, mit Deiner Gegenwart begnadete Tempel geöffnet ſtehen, damit die Anbetung des Allerheiligſten Sacramentes ununterbrochen von Statten ginge und dem König der Liebe die Huldigung ſeines Volkes brächte? Und dem iſt nicht ſo. Deine Tempel ſind gar viel geſchloſſen und ſind ſie geöffnet — ach! wie leer ſind ſie! denn wir haben wol Zeit, mein Herr und mein Gott, zum eſſen und ſchlafen; allein ſie gebricht uns, um Dich anzubeten. An unſere Geſchäfte, Arbeiten, Vergnügen, Wünſche und Pläne, an Gewinn und Erwerb, an Befriedigung des Ehrgeizes und der Genußſucht, an tauſend und aber tauſend Erbärmlichkeiten, die nicht werth ſind, daß eine Mücke an ſie denke — denken wir mit brennendem Eifer; aber an Dich — denken wir nicht, als nur vielleicht ſo nebenbei, wenn es gerade gar nichts Anderes giebt, um die Gedanken zu beſchäftigen. Und die Geſchicke einer Welt, welche in dieſer furchtbaren Entfremdung von Dir gedankenlos dahinrollt, ſollten nicht furchtbar werden, da Du Selbſt an die innigſte Gemeinſchaft mit Dir ihre Lebensbedingung geknüpft haſt und da Dein Wort die ewige Wahrheit iſt? — O Herr, geh nicht in's Gericht mit uns!

Zugegeben, daß in früheren Tagen dieſelbe Lauheit und derſelbe Stumpfſinn der Menge in dieſer Richtung geherrſcht hätte: ſo war immer als Gegengewicht das vorhanden, was den unſern ſo ſehr fehlt: Kloſterleben. Dieſe Lilie im Garten Gottes duftete für ihn allein.

Und das iſt ganz nothwendig und um ſo nothwendiger, als die Geſchäftigkeit der Welt immer mehr und mehr im Steigen begriffen iſt. Es muß Stätten geben, wo die Contemplation ein Haus haben darf. Lange genug iſt man jetzt mit den Menſchen umgegangen, als ob ſie leben könnten „von Brot allein.“ Nun verſchmachten ſie und weil ſie den Glauben verloren und das Beten verlernt haben, ſo verzweifeln ſie und fluchen. Darum müſſen ſich Stätten des Gebetes eröffnen, damit dem Peſtqualm entgegen der Weihrauch und die Narde dufte — und der Gottentfremdung gegenüber die Gotteinigung im Opfer demüthiger, verborgener Andacht ſich vollziehe.

Wol ſagen die Nützlichkeitsbefliſſenen: Wozu-Klöſter? es giebt ja keine Wälder mehr auszuroden und keine Sümpfe urbar zu machen! — Ach, die Verwilderung der Geiſter iſt dichter und dumpfer, als die der germaniſchen Urwälder war und der Schlamm, in welchem die Seelen verſinken, wird immer mehr zum erſtickenden Moraſt, wenn nicht Luft und Licht aus der Höhe ihn in geſundes Erdreich verwandeln. Was einſt für die Scholle geſchehen iſt, damit der Menſch auf ihr wohnen könne, muß jetzt für den Menſchen ſelbſt geſchehen. Die Kirche, welcher vom Erlöſer ſelbſt das ewige Heil der Seelen anvertraut iſt, hat folglich auch über ewig wirkſame Mittel zu verfügen, um daſſelbe zu erreichen, und über Kräfte zu gebieten, die am hellſten aufflammen, wenn Finſterniß droht ſich der Menſchheit zu bemeiſtern; ſie wird ſie anwenden.

Kampf muß ſein auf Erden, damit der Wille ſich bewähre, die Kraft ſich erprobe und „die Krone des Lebens“ gewonnen werden könne, welche dem Sieger verheißen iſt. Darum hört der Streit zwiſchen Licht und Finſterniß in uns, um uns, niemals auf und nie darf der Menſch ſeine Waffen aus der Hand und ſeine Rüſtung ablegen, wenn er ſich nicht überfallen und gefangen ſehen will. Aber ach! zuweilen iſt ihm wol in der Gefangenſchaft! woler in der Auflöſung ſeiner Kräfte, als in ihrer Anſpannung, weil Trägheit und Weichlichkeit ihm ſchmeicheln. Dann geſchieht ihm wie dem Samſon bei der Dalila: er läßt ſich gehen an den Schlaf, verliert ſeine Stärke, findet ſich beim Erwachen als ein gemißhandelter Knecht, und lebt und ſtirbt in der Knechtſchaft mit der Bruſt voll Haß, Groll und Rache gegen Dalila und ihre Verbündete. Dann ſtürzen Säulen, dann fallen Palläſte, dann reißt er mit ſich in den Untergang hinab Alles, woran ſein Grimm die Hand legt — denn er konnte einſt ſehen und iſt jetzt geblendet! er war einſt frei und iſt jetzt ein Sclav! er war ein Held einſt — jetzt wird er ein Wahnwitziger, der ſich ſelbſt und Andere vernichtet; und dahin hat ihn die Dalila gebracht — die falſche, bethörende, ſchmeichleriſche, verblendende Weltluſt. Das iſt die Geſchichte des Menſchen und der Menſchheit, wenn ſie ſich gehen laſſen im trägen Frieden, deſſen Gefahren ihnen am nächſten ſind, wenn ſie eben einen ſiegreichen Kampf durchgemacht haben. Nie dürfen ſie unbedingt der behaglichen Ruhe ſich hingeben! immer müſſen ſie wachſam in ihr bleiben und ſich nicht durch ſie um das erhabene Geheimniß ihrer Kraft bringen laſſen, wenn nicht die Zuſtände über ſie herein brechen ſollen, in denen ſie ſelbſt, wie ein anderer Samſon, ihren Untergang finden werden.

Trotz dieſer Erkenntniß, trotz der tauſendmal gepredigten und durchlebten Erfahrung, webt ſich dennoch in das Geſpinnſt der Geſchichte mit ſchwarzen und blutrothen und fahlen Fäden die wüſte und wirre Arabeske der Ermattung, welche in Rauſch und Verwilderung umſchlägt, allüberall hinein. Jede Zeit, jedes Individuum, jede Schichte der Geſellſchaft, jede Region des geiſtigen und ſittlichen Lebens, jede Stufe der Entwickelung, jede Epoche der Bildung hat ſie aufzuweiſen. Immer tritt nach einer friſchen und großen Entfaltung, nach einer kräftigen Umbildung aller Elemente der bedenkliche Moment ein, daß der Gipfelpunkt erreicht iſt, ohne als ſolcher erkannt zu werden und daß die Kräfte, welche jetzt weiſer Erhaltung und tieferer Begründung zugewendet ſein ſollten, ſich über ihr Maß hinaus anſpannen und ſtatt am Ziel — jenſeits deſſelben, ſtatt auf dem Gipfel — am entgegengeſetzten Abhang Halt machen. Sie ſind ſchon im Niedergang begriffen, während ſie nach dem Aufgang ſich drängen, der längſt überſchritten iſt. Sie gleichen Kriegern, welche ſich nicht begnügen, des Feindes Schlachtreihe überwunden und das Schlachtfeld behauptet zu haben. Nein! ſie dringen weiter vor, ſie durchbrechen die feindlichen Reihen und, o weh! in ihrem Rücken ſammelt ſich der Feind und fällt ſie hinterwärts in einem Augenblick an, wo ſie erſt wähnten, des Sieges ſicher zu ſein.

Auch das Chriſtenthum, d. h. die Anwendung deſſelben auf die Menſchheit und in ſeiner Handhabung durch Menſchen, iſt zu verſchiedenen Epochen auf dieſem Pfad gewandelt. Weil ihm aber die unwandelbare göttliche Lehre gleichſam als Seele der äuſſerlichen Erſcheinung innewohnt, ſo hat deren ewiges Leben auch eine ewige Reproductionskraft, die ſich Werkzeuge des mächtigſten und ſtralendſten Gegenſatzes gegen die Abirrungen und Verſunkenheiten gerade in den Momenten des tiefſten Verfalls ſchuf.

Nach der Edda nagt die Urſchlange ununterbrochen mit giftigem Zahn an der Wurzel des Eſchenbaumes, der die Welt auf ſeinen Aeſten trägt, und ruht nicht eher, bis ſie ihn geſtürzt haben wird. Das iſt auch ganz richtig — für die Edda, denn ſie kannte nicht den Erlöſer. Für uns iſt es anders! Nicht daß die Schlange fehlte! o nein! ſeit dem Paradieſe ringelt ſie ſich durch das Reich Gottes, nagt an ſeinen kräftigſten Pflanzungen, begeifert ſeine ſchönſten Blumen, verbreitet über weite Strecken deſſelben ihren giftigen Athem, vor welchem Triebe, Knospen und Blüten verdorren und die Früchte welk und taub zu Boden fallen; doch mehr — vermag ſie nicht! Die Wurzeln ſind ihr unzugänglich, denn die ſind in das Wort Gottes verſenkt, in das Wort, welches die Welt ſchuf, erlöst, heiligt. Thätig iſt ſie und mächtig — ja! ſie lockte den Engel aus dem Himmel und den Menſchen aus dem Paradieſe — ja! aber allmächtig iſt ſie nicht, iſt ſie ſo wenig, daß jede Seele, daß auch du, meine arme kleine Seele, ſie überwinden kannſt. Da iſt ſie und lebendig iſt ſie auch! wer am Morgen den Kopf ihr abgeſchlagen, ſieht mit Entſetzen, daß ihr am Abend drei andere neu gewachſen ſind und daß dieſe Köpfe gegen ihn züngeln und ziſchen. Das iſt eben der unausgeſetzte Kampf, zu dem der Menſch berufen iſt, der Kampf zwiſchen Glaube und Unglaube, und er iſt deshalb ſo heftig, weil der Menſch nach der Ordnung der verderbten Natur auf der Seite der Schlange, auf der Seite des Unglaubens ſteht.

„Iſt das auch wahr?“ fragt ſchon das Kind ſeine geliebten Eltern. Es kann kaum ſprechen und noch nicht denken; allein es zweifelt ſchon und hat große Luſt, die Lehre oder das Gebot zu verwerfen, wenn ſie nicht wahr ſein ſollten. Denn es hat ein Recht an der Wahrheit und ſein Inſtinkt ſagt es ihm, ehe die Vernunft es ihm ſagen kann. Es iſt nur die Frage, ob es mit der allmälig ſich entwickelnden Thätigkeit ſeiner Intelligenz die Wahrheit finden — ob es ſie aus dem kräftigen Zuſammenwirken ſeiner Fähigkeiten erzeugen könne, wie aus der Berührung des Feuerſteines und des Stahles das Feuer entſpringt — oder: ob ſein ganzes geiſtiges Weſen von einer anderen Seite her berührt werden muß, um für die Erkenntniß der Wahrheit empfänglich zu werden. Die Verneinung oder Bejahung dieſer Frage ſtelle die Menſchheit von Anbeginn in zwei feindliche Lager, zwiſchen denen keine Verſtändigung möglich iſt. In dem einen wähnt man, daß die menſchliche Vernunft und Intelligenz durch die Mittel der Bildung, des Unterrichtes, des Studiums, der Erfahrung und Forſchung zu ihrem Ziel, zur Wahrheit, wie eben der natürliche Menſch ſie verſteht, gelangen und die Geheimniſſe der Schöpfung mit dem Licht ſeiner Gedanken ergründen und durchleuchten könne. In dem andern Lager gründet man die Erkenntniß der Wahrheit nicht auf die Gedanken des Menſchen, ſondern auf das Wort Gottes, auf die Offenbarung. Hier glaubt man, daß ſich die Seele göttlichen Einflüſſen hingeben müſſe, um ſo göttliche Dinge und Myſterien zu verſtehen, wie die Schöpfung iſt, der Abfall des Menſchen, ſeine Freiheit zwiſchen dem Böſen und Guten, die Erlöſung, der Zuſammenhang der Seele mit Gott — lauter Ur-Wahrheiten, Wurzeln aller Weisheit und Wiſſenſchaft, welche in den heiligen Schriften niedergelegt, durch Propheten, Geiſtesmänner und Auserwählte gelehrt und gedeutet, dem Volk Iſrael zur Bewahrung anvertraut und durch daſſelbe auf die Kirche Gottes vererbt wurden, welche von Gott die Miſſion empfing, ſie dem Erdkreis zu verkünden. Dort — löſt man die Wiſſenſchaft von der Offenbarung ab, ſetzt an die Stelle ewiger Prinzipe wandelbare Prämiſſen, Erfindungen des beweglichen Menſchengeiſtes, ſucht ſie in möglichſt folgerichtigen Zuſammenhang bei der Beantwortung jener gewaltigen Fragen zu bringen und nennt dann das Reſultat dieſer Logik — die Wahrheit! Zwei ſo verſchiedene Ausgangspunkte führen natürlich zu ganz verſchiedenen Zielen. Der, welcher aus dem Centrum der Einheit, aus der Offenbarung fließt, entlehnt aus dieſer ewigen Wahrheit ewig wahre Geſetze, deren Befolgung in nothwendige Uebereinſtimmung und in unablösliche Verbindung mit dem Centrum bringt und — wenn nicht vollſtändige Harmonie, ſo doch ordnende Ausgleichung zwiſchen Erkenntniß der entſchleierten und Anbetung der verſchleierten Wahrheit und Weisheit erzeugt. Der, welcher dies göttliche Centrum der Einheit aber nicht als maßgebend anerkennt, ſondern die individuelle Geiſtesthätigkeit dafür ſetzt, vermag keine unveränderlichen Geſetze weder für Recht noch Wahrheit, für Tugend noch Schönheit, über Beſtimmung noch Endzweck, ſo wenig im Einzelnen als im Allgemeinen zu geben, denn die Macht, Dauer und Kraft des Geſetzes hängt lediglich von deſſen Urſprung im Centrum der Wahrheit und ſeine Herrſchaft über die Seelen von deſſen Wurzel in göttlicher Weisheit ab. Kann das Geſetz nicht darauf zurückgeführt werden, ſo zerfällt es bald, indem es wirkungslos wird und indem das eine dem andern widerſpricht. Die Geſetze abſurder philoſophiſcher Syſteme ſind von deren Gründern und Anhängern grade ſo verfochten worden, wie die der tiefſinnigen, und mit demſelben Recht. Denn, iſt der Schooß der Wahrheit, aus dem ſie geboren werden, nichts als eine Dialektik der iſolirt auf ſich ſelbſt geſtellten Vernunft, die ſich ſelbſt den Lebenspunkt ſetzt und wählt, ſo kommt auf deſſen größere oder geringere Spannkraft und Tragweite, was das Weſen betrifft, gar nichts an; nur die Form kann allenfalls dadurch ein Paar Lebensſtunden mehr gewinnen. Wer ſich zur Weisheit der Offenbarung bekennt, will die Entwickelung der Menſchheit dem Willen Gottes und den Geſetzen gemäß, die aus ihm entſpringen; — wer zu menſchlicher Weisheit, will einen Fortſchritt durch menſchliche Kräfte der Einſicht und der Bewegung.

Wäre die Erde von reinen Weſen bewohnt, ſo würde die himmliſche Weisheit unangefochten ihr Reich auf derſelben haben. Aber im Buſen des Menſchen wuchern zwei Pflanzen, welche ſie nicht aufkommen laſſen. Da iſt der Baum des Stolzes, der mit ſeinen verwegenen und ſpröden Zweigen in den Himmel reichen — und die betäubende Blume der Sinnlichkeit, die mit ihren feurigen Blüten in den Himmel wachſen mögte, und da er ihnen verſchloſſen bleibt, ſo machen ſie einen Bund mit der menſchlichen Intelligenz, knien vor ihr nieder und ſprechen: Wir wollen dir huldigen, ſei du unſre Gottheit, aber ſchaffe uns einen Himmel, in welchem wir ſelig ſein können! — Und die Intelligenz läßt ſich die Huldigung gefallen, läßt ſich tragen vom Stolz, ſchmeicheln von der Sinnlichkeit und macht ſich an das Werk, einen Himmel zu conſtruiren, wie der Sinnenmenſch ihn braucht — und dieſer Himmel iſt das Neſt, in welchem die Schlange Unglaube haust. Der Rationalismus iſt ihre ſchillernde Haut, die ſie auf jedem Lebensgebiet für ſich bereit gelegt findet, ſo daß ſie aus dem religiöſen in das politiſche — aus dieſem in das ſociale ſchlüpft; und dieſe glatte, blanke, blendende, bunte Schlangenhaut iſt der Panzer, in welchem der Rationalismus ſeinen Kampf gegen den Glauben kämpft.

Er begann ihn ſchon in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums. Unabhängigkeit iſt ein Wort voll unwiderſtehlichem Zauber. Warum das? — Weil des Menſchen köſtlichſtes Kleinod ſein freier Wille iſt. Er hat die Wahl zwiſchen Himmel und Hölle. Er darf nicht nur — nein! er ſoll wählen, denn das Sittengeſetz, das aus der ewigen Wahrheit fließt, iſt keine Maſchinerie, die ihm angeſchnallt und vermittelſt welcher er dahin oder dorthin geſchoben würde. Ebenſowenig wie er ſich von dieſer freien Wahl losſagen kann, darf er aber gegen das Licht von Oben ſein Auge verſchließen, welches ihm leuchtet, damit er richtig wähle; denn die Lichter der Erde flackern unruhig, werfen tiefe Schatten und verlöſchen im Sturm der Leidenſchaft wie im Todesqualm der Sünden — und das hat er oft genug erfahren, wenn er es ſich auch nicht eingeſteht. Jenes Licht von Oben iſt ruhig, gleichmäßig, durchleuchtend ohne zu blenden, mächtig ohne Härte, fein ohne Schärfe; in ſtillen ebenen Wellen flutet es vom unerſchaffenen Mittelpunkt alles Lichtes aus und die Kirche Gottes vermittelt es durch überſinnliche Myſterien mit der Menſchheit. Die geoffenbarte Religion iſt alſo keine Feſſel des freien Willens, ſondern ſeine Leuchte, indem ſie ihm ſeine wirklichen Feſſeln zeigt und zugleich ſeine himmliſche Bundesgenoſſin, indem ſie ihm Stärke verleiht, um jene zu ſprengen. Aber dann müßte ſich der Wille freilich zuerſt von den irdiſchen Bundesgenoſſen, Stolz und Sinnlichkeit, losſagen, mit denen er ſo ſicher und behaglich lebt und die ihm eine ſo vortreffliche Unabhängigkeit geſtatten — nämlich die Unabhängigkeit: von nichts als von den eigenen Launen und Gelüſten abzuhängen. Dieſe Verzerrung des freien Willens greift ſo tief entſtellend in des Menſchen ganze geiſtige und ſittliche Exiſtenz hinein und drängt ſeine Intelligenz in einen ſo irdiſch beſchränkten Horizont, daß er ſich in dieſem gelähmten Zuſtand nicht hoch genug erheben kann, um den Zuſammenhang der ewigen Wahrheit mit den ewigen Bedürfniſſen der Menſchheit zu erfaſſen, welche nur im Ewigen die abſolute Wahrheit anerkennen mag. Die Karrikatur des freien Willens und die verkümmerte Intelligenz werfen ihn dem Rationalismus in die Arme: der leugnet die Offenbarung, den göttlichen Urſprung der Lehre, die göttliche Einſetzung der Kirche; der zweifelt an den Heilswahrheiten, an der Haltbarkeit der Dogmen, an ihrem wolthätigen Einfluß auf die Seelen; der weist in dem wundervoll majeſtätiſchen und lieblich harmoniſchen Bau der Kirche hier einen kleinen Sprung im Gemäuer, dort einen Fleck am Fußboden, da einen Riß im Getäfel nach, um daraus den Schluß zu ziehen, daß ſie vermorſcht und unbrauchbar geworden ſei — und damit wandert ſeine Seele aus ihr heraus, ſei es, um Leib und Leben in die ſumpfige Irdiſchkeit zu verſenken, wenn die Sinnlichkeit in ihm vorherrſcht; ſei es, um pantheiſtiſche, materialiſtiſche, atheiſtiſche, philoſophiſche Syſteme zu erfinden oder Schismen und Häreſien zu gründen, wenn ein beweglicher, phantaſtiſcher, ſcharfſinniger Geiſt ſeinen Hochmuth unterſtützt. Aus dem ſichern, wolbegründeten, feſten Hauſe begiebt er ſich in ein Labyrinth, deſſen Wege und Stege er ſelbſt nicht kennt. Von dem poſitiven Gebiet, auf dem er durch den Glauben das Bürgerrecht empfängt, weicht er hinweg, um mit dem Zweifel in der Nebelſchicht des Negativen umher zu irren. Nicht als ob den großen Glaubensmännern, Kirchenvätern und Kirchenlehrern ſene Richtung des Geiſtes unbekannt und verſchloſſen geweſen wäre, auf welcher ſich der Zweifel bewegt! ſie waren vertraut mit den Vor- und Nachtheilen ſeiner ſchneidenden Subtilität, die ſich wie eine haarſcharfe Klinge in alle Fugen des Lehrgebäudes drängen mögte, um es auseinander zu ſprengen. Sie nahmen den Kampf mit ihm an; allein ſie kämpften gegen ihn, nicht für ihn. Sie hielten ihn für das, was er wirklich iſt: für einen im menſchlichen Gehirn gefangenen und gebrochenen Stral der Wahrheit, dem die Erlöſung zu Hülfe kommen muß, um ihn zur großen Gemeinſchaft des Glaubens zurückzuführen. Sie hielten ihn nicht für einen ebenbürtigen Bruder der Wahrheit, der berufen iſt, ſie von ihrem Thron zu ſtoßen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen; ſondern für einen unebenbürtigen, deſſen Anſprüche ſie beſeitigen wird und der ſich dann zu ihren Füßen ſchmiegen muß, um ſie durch ſeine Beſiegung zu verherrlichen. Sie wähnten nicht, daß die Weisheit des Menſchen in der Anerkennung der höheren Weisheit Gottes eine Schmach finden könne und eben deshalb ließen ſie jener allen Spielraum zu Fragen, zu Unterſuchungen, zu Anwendungen auf die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie nicht vom Prinzip des Glaubens wich und nicht die Dogmen zu erſchüttern, zu deuten oder zu ſymboliſiren und allegoriſiren verſuchte. Denn die Dogmen ſind die Lehren der Offenbarung, ſind folglich nichts anderes, als die Grundwahrheiten des Chriſtenthums; daher iſt die Behauptung des Rationalismus: mit einem Theil der Dogmen, oder mit gar keinen, oder mit neuer Auslegung und friſcher Auffaſſung, oder mit zeitgemäßer Entwickelung derſelben, immer noch das wahre Chriſtenthum zu beſitzen — ein Widerſinn. Das Chriſtenthum iſt im Dogma, oder nirgends, weil der heilige Geiſt ihm dieſe Form gegeben und gewollt hat, daß es aus dem Dogma in die Seelen fließe. Der Inhalt des Dogma's iſt nicht zuerſt ein Eigenthum der Seele, ſondern Alles, was dieſe von der chriſtlichen Wahrheit weiß, kennt und übt, iſt ihr nur durch die gläubige Annahme des Dogma's zu Theil geworden. Das „Wort des ewigen Lebens“ ſteht für die Seelen in ganzer, untheilbarer Kraft — oder in gar keiner; über allem Zweifel oder unterhalb deſſelben inſofern. als man es der Lüge zeihen müßte, indem es ſich göttliche Autorität vindicirt, allein ohne Berufung ſie ſich angemaßt hätte. Geht der Rationalismus bis zur äußerſten Grenze vor und ruft dem Chriſtenthum zu: Du lügſt; in Dir iſt nichts Göttliches! Du biſt nur ein matter Widerſchein von dem Ideal, welches jeder Menſch in ſeinem Buſen trägt! Du biſt nur ein ſchattenhaftes Spiegelbild, deſſen Urbild in unſerer Intelligenz wohnt! — — ſo hat er es in der Empörung gegen höhere Ordnung, wenigſtens bis zur vollen Conſequenz gebracht und er darf ſich einer Art von brutaler Aufrichtigkeit rühmen. Aber es dauert lange, bis er zu jenem Geſtändniß kommt, weil es lange dauert, bis der Menſch die Stimme Gottes in ſich, ſein religiöſes Gewiſſen, ſo gründlich durch die Stimme des Erdgeiſtes hat übertäuben laſſen. Und das iſt auch ſein Ende! denn nun befindet er ſich in der vollkommnen Negation, in der gründlichen Auflöſung; denn nun bleibt ihm nichts Poſitives mehr zu zerſetzen, das All löſet ſich in Schaum oder in Staub auf; denn nun kann er ſich nur noch mit der Materie beſchäftigen und einen ſelbſterfundenen Organismus in ſie hineinſetzen wollen. Aber ein Organismus wäre immer noch ein Leben und dem Rationalismus fehlt das „Wort des ewigen Lebens;“ er hat es nur mit dem Tode zu thun. Er kann nichts wecken, nichts ſchaffen. Er vegetirt zwiſchen Leichen, für Leichen, von Leichen. Dann fährt die Hand Gottes über ihn und ſein Thun dahin; es kommen Sündfluten von Blut, von Thränen, von bittern Wermuthwaſſern; ſie laſſen friſche Keime in dem Staube zurück und mit neuen Elementen des Lebens ſich verbindend, treten die Gebilde des Staubes wieder in den Lebenskreis des Glaubens hinein.

Manche Phaſe hat jedoch der Rationalismus zu durchlaufen, bis er in jene äußerſte Finſterniß geräth, wohin ihm Wenige nachfolgen mögen. Sein Anfang hat immer etwas Luziferiſches, denn er giebt immer vor, das Licht ſo ſicher zu bringen, wie der Morgenſtern der Sonne vorausläuft. Er kündet ſich an als ein Bote der Freiheit, der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit — ſchöne Worte mit ſtarkem Widerhall in den Seelen; in den edlen, weil ſie nach Vollkommenheit ringen; in den gemeinen, weil ſie auf Vortheil rechnen; in dem Mittelſchlag, weil er etwas Neues, etwas Anregendes recht gern hat, wenn es ihn aus dem Torpor der Alltäglichkeit weckt, ohne ihn zu erſchrecken, d. h. ohne Anſtrengung von ihm zu begehren und ohne Opfer von ihm zu fodern. Der Rationalismus ſagt nicht, daß er das Lehrgebäude ſtürzen wolle. Im Gegentheil! er behauptet, daß daſſelbe unter der Wucht aufgehäufter Dogmen erliegen müſſe wie der menſchliche Geiſt unter der Laſt des Glaubens an dieſelben — er ſei berufen, jenes aus dem Schutt und Wuſt, dieſen aus der Betäubung aufzurütteln und beide mit friſchem Leben anzuwehen; und dazu gehöre, daß die Unterwerfung der menſchlichen Vernunft unter das Wort Gottes, dieſer lähmende Bann für die Geiſter, aufgehoben werde. Die Selbſtüberſchätzung, welche der menſchlichen Vernunft — und der Hochmuth, welcher der Wiſſenſchaft eigen iſt, fühlen ſich immer bedrückt durch die Strenge, mit welcher das Dogma unberührt gehalten werden muß und der Rationalismus gewinnt ſie zu thätigen Anhängern. Und ſo macht er ſich an die Arbeit und beginnt den ſpekulativen Zerſtörungsprozeß auf dem Gebiete der Religion, dem ſehr bald der praktiſche auf dem Gebiete des politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens folgen wird. Denn all' dieſe Gebiete haben einen innern Zuſammenhang; den: ob man ihnen als Prinzip, aus dem ſie die Berechtigung ihres Daſeins ſchöpfen, ihre Begründung in der ewigen Wahrheit oder in der zufälligen Willkür nur menſchlicher Einrichtungen anweiſt; ob man in ihrer Exiſtenz überhaupt einen himmliſchen Reflex anerkennt oder nichts als ein irdiſches Phänomen darin wahrnimmt. Wird jener Reflex aus dem höchſten Leben des Geiſtes hinweg geleugnet, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er aus jeglichem irdiſchen Verhältniß ſchwinden muß. Uebelſtände, Mißbräuche und Unvollkommenheiten, die nicht dem Prinzip angehören, ſondern nur in deſſen Anwendung auf die Verhältniſſe ſich einſchleichen, ſobald es nicht in ſeiner vollen Wirkſamkeit und in ſeinem ganzen Umfang zur Geltung kommt, indem die menſchliche Schwäche, Leidenſchaft und Böswilligkeit es paraliſiren — zieht der Rationalismus mit großer Geſchäftigkeit in den Vordergrund; doch keinesweges um ſie als wilde Schößlinge zu bezeichnen und zu beſchneiden, ſondern um durch ſie einen Schatten auf das Prinzip ſelbſt zu werfen, welches ſolche Früchte hervorbringe und um durch denſelben ſowol die göttliche Lehre zu verdächtigen, als die aus ihr hervorgehenden und auf ihr beruhenden Inſtitutionen als unrechtmäßig zu beſeitigen — mindeſtens inſoweit das Maß ſeiner Einſicht und die Richtung ſeiner Abſicht dies erfoderlich macht.

Zuerſt iſt der Rationalismus nur liberal, d. h. er will nur diejenigen Ketten und Banden von den Geiſtern und Seelen, von den Geſetzen und Geboten hinwegnehmen, welche er vor dem Richterſtuhl ſeiner individuellen Vernunft ſeiner Theorie oder ſeinem philoſophiſchen Syſtem anzupaſſen verſucht und ſie nicht mit ihnen in Uebereinſtimmung bringen kann. Daß die höhere Vollkommenheit auf ſeiner Seite zu finden ſei, nimmt er nothwendigermaßen an. Wer göttliche Geſetze in Frage zieht — nicht um ſie aus dem Glauben und deſſen Ueberlieferungen zu erklären, ſondern um Oppoſition gegen ſie zu machen und ſich von ihnen loszuſagen, der ſtellt ſich mit ſeiner Selbſtvergötterung über Gott.

Und ſteht der Rationalismus dort: ſo wird er radikal; d. h. er verwirft nicht blos dieſes oder jenes Geſetz, ſtrebt nicht blos nach Beſeitigung der einen oder andern Inſtitution, ſondern ſucht die ganze Weltordnung in ihrer religiöſen, ſtaatlichen, geſellſchaftlichen Richtung, mit ihren geiſtigen, ſittlichen und materiellen Bedingungen und Beziehungen über den Haufen zu werfen. Daß der Liberalismus in Radikalismus übergehe, iſt bei der raſtloſen Bewegung des Menſchengeiſtes unvermeidlich. Sie iſt ihm nicht gegeben, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, ſondern um ſeine volle Glückſeligkeit zu ſuchen und zu finden. Geiſter finden aber nur in Gott ihre Glückſeligkeit, indem ſie ſich in die demüthige und ſüße Abhängigkeit des Glaubens und der Liebe zu ihm ſtellen. Der Rationalismus hebt dies Streben nach Glückſeligkeit nicht auf; nur die Abhängigkeit; und ſomit bewegt es ſich ebenſo unaufhaltſam in entgegengeſetzter Richtung, langt unvermeidlich bei dem Ziel an, welches Gott entſchieden entgegen geſetzt iſt — bei der Selbſtvergötterung, und findet dort Etwas, welches der Glückſeligkeit entſchieden entgegen geſetzt iſt: maßloſes Mißbehagen, Elend und Unruhe der Seele, die Alles anders haben mögte.

Iſt die beſtehende Weltordnung eine Entfaltung des Keimes, den das göttliche Wort ihr als ewigen Kern gegeben hat, ſo muß auch in ihr das Heilmittel für Uebelſtände, Mißbräuche und Unvollkommenheiten zu finden ſein. Es müſſen die Kanäle gereinigt, die Werkzeuge verbeſſert werden, durch welche und mit welchen die göttliche Gnade ſich mittheilt — und es iſt gefunden! Dann wird der Glaube opferfreudiger und die Liebe treuer werden, und Beide werden die Erkenntniß der Wahrheit erhöhen und das Pflichtgefühl ſchärfen, welches ſich fortan mehr bemüht, der reineren Erkenntniß nachzuleben. Der Rationalismus führt aber den Verfall, nicht den Aufſchwung der Sittlichkeit mit ſich — folgerichtig! weil er das göttliche Geſetz entkräftet hat, welches nicht blos die Geiſter lenkt, ſondern auch die Seelen adelt, indem es den Egoismus zügelt und die Leidenſchaften bändigt. Wer an das Dogma glaubt,

glaubt auch an das Sittengeſetz, das ſich auf demſelben gründet. Dieſes fällt mit jenem. Eine göttliche Lehre prägt dem Menſchen eine heilige Sehnſucht nach ſeiner Gottebenbildlichkeit ein. Eine entgöttlichte weckt auch heißes Verlangen in ihm — aber nach Allem, was nicht göttlich iſt; denn ringen und ſtreben muß er nun einmal; das iſt leben. Und kann es nicht aufwärts gehen, ſo geht es abwärts.

Der Rationalismus behauptet freilich immer, durch eine höhere Moral die geſunkene Sittlichkeit heben zu wollen und zwar ſo ſehr, daß dieſe Behauptung das Feldgeſchrei aller Häreſien, vom uralten Gnoſticismus an bis zum Janſenismus des ſiebzehnten Jahrhunderts geworden iſt. Aber er vergißt dabei nur, daß eine Moral, welche aus einem Akt des Hochmuths entſpringt, unmöglich eine innere Reinigung, ſondern höchſtens nur eine äußere verbeſſerte Zucht — und auch die nur für kurze Zeit, ſo lange eben die Kraft des Anſtoßes währt, — bewirken kann. Ohne Unterwerfung des eigenen Willens unter den göttlichen Willen, mit treuer Aufopferung eigener Neigungen, Leidenſchaften und Beſtrebungen — iſt keine innere Vervollkommnung (und für Seelen giebt es nur die!) möglich. Das Organ des göttlichen Willens iſt die chriſtliche Kirche, welche die Autorität zu ihrem himmliſchen Lehramt von dem Stifter deſſelben, von dem Gründer der Kirche, von dem menſchgewordenen Gott ſelbſt empfangen hat. Dieſe göttliche Autorität in Frage ſtellen und ihre Berechtigung auf dem Forum der individuellen Vernunft mit menſchlicher Willkür prüfen, iſt ein Akt hochmüthigen Ungehorſams; und mit ihm beginnt der Rationalismus.

Sieht ein vorſichtiger Gärtner, daß der Stamm eines Baumes mit zu viel Zweigen, ſeine Aeſte mit zu viel Blüten ſich bedecken, weil der Trieb zu üppig in ihm quillt; ſchließt er mit Recht daraus, daß der Baum nicht zu ſeiner vollen Höhe gelangen und nicht die ganze Fülle ſeiner Früchte tragen werde: ſo haut er die unteren Zweige vom Stamme ab — und die oberen werden um deſto kräftiger aufwärts wachſen; und einen Theil der üppigen Blüten bricht er aus, damit die übrigbleibenden ſicher Frucht anſetzen und reifen. Wollte er aber den Baum von ſeiner Wurzel abhauen, um die wilden Triebe zu mäßigen, wer riefe dann nicht beſorgt ihm zu: O Thor! was beginnſt du? du tödteſt den Baum, anſtatt ihn vorſichtig zu pflegen! — Der Rationalismus verfährt mit der Menſchheit wie ein ſolcher unweiſer Gärtner mit dem Baum: er reißt ſie ab von der Wurzel alles Lebens. Sittliche Kräfte, wirkende, andauernde, ſind nur durch die Einwirkungen des Glaubens im Gleichgewicht und in gelaſſener Entfaltung zu halten. Ohne ihn — kann man ſie momentan zu beträchtlicher Höhe empor ſchrauben durch heimliche Triebfedern des menſchlichen Dünkels; allein ihr Fall wird um ſo plötzlicher — ihr Sturz um ſo tiefer ſein! denn Alles fällt und Alles muß fallen, was nicht von der Gnade getragen wird und der Rationalismus iſt ohne Gnade, denn er iſt ohne den menſchgewordenen Gott der Offenbarung, der die Gnade gebracht hat.

In der erſten Hälfte des erſten chriſtlichen Jahrtauſends hatte die Kirche den Kampf mit zwei gewaltigen Häreſien zu beſtehen, welche beide das Chriſtenthum zerſtört hätten, — der Gnoſticismus, indem er es in einen falſchen Spiritualismus hinüber-; und der Arianismus, indem er es in eine vernünftelnde Flachheit hinunter trieb — wenn nicht ſie, aufgefodert durch dieſe Angriffe auf ihr innerſtes Weſen, ihrer Glaubenslehre ihr volles Religionsbewußtſein zur Seite geſtellt hätte. Sehr heilſam waren ihr dieſe glühenden Kämpfe. Sie wurde dadurch veranlaßt, nicht all' ihre Kräfte auf die Glaubensthat, auf Apoſtel- und Märtyrerthum, zu verwenden, ſondern ſie zugleich auf den Glaubensgeiſt zu richten, damit des Chriſtenthums handelnde und betrachtende Seite ſich gleichmäßig entwickele und damit neben ſeiner aktiven Kraft die ſpekulative zur vollen Geltung komme. Dazu mußte ſie ihre ganze Intelligenz wach rufen und ſammeln für die große Geiſterſchlacht und als deren Toben verhallte — ſiehe! da war das chriſtliche Dogma, wie in einen himmliſchen Styx getaucht, unverwundbar auf dem Schlachtfeld, unantaſtbar feſt für alle Zeit.

Die Kirche hatte das Chriſtenthum gerettet und brachte es lobend und preiſend wie jene Jünglinge aus dem Feuerofen der Prüfung hervor.

Ewiger Dank ſei ihr von Geſchlecht zu Geſchlechtern dargebracht, der großen, geliebten, heiligen Mutter der Menſchheit, welche zu deren Heil das ihr anvertraute göttliche Pfand ſo tapfer, treu und mächtig beſchirmt und vertheidigt hat, daß es unter ihrer Obhut ſtralender wurde denn zuvor.

Das Unkraut bleibt zwiſchen dem Waizen bis zum letzten Gericht; — der Heiland hat es geſagt und ſein Wort iſt wahr. Die Häreſie unterlag und war für immer mit dem Brandmal geſtempelt, welches ſie als eine Tochter der Lüge bezeichnete; aber ausgerottet war ſie nicht. Ihre Miasmen wurden von den Geiſtern aufgenommen und fortgepflanzt, welche durch krankhafte Exaltation oder durch vorherrſchende Neigung zum Sinnenleben, aus dem ſchönen, geſunden, klaren Gleichgewicht des Chriſtenthums hinausgetrieben, entweder nach einer Hyper-Vollkommenheit oder nach einem nur genießenden Daſein ſich ſehnten. Aber ihre Aeußerungen verſtummten in dem furchtbaren Toſen der Völker durch und wider einander, welches die letzte Hälfte des erſten chriſtlichen Jahrtauſends mit Schreckniſſen füllte, durch welche die der Völkerwanderung übertroffen wurden, weil die Völker überall begonnen hatten, auf der Grundlage des Chriſtenthums die Anfänge des bürgerlichen

Lebens und der Civiliſation zu erbauen; und weil dieſe immer ſo mühſeligen Anfänge durch furchtbare Gefahren bedroht, durch entſetzliche Zerrüttungen heimgeſucht, ja vernichtet wurden. Der Jslam ſandte ſeine eroberungsluſtigen Söhne gewaltig über Europa aus und nahm von einem ſeiner ſchönſten Länder ſieghaften Beſitz — und zwar einen ſo gründlichen, daß er für Jahrhunderte auf die ganze intellektuelle Entwickelung Europa's den größten Einfluß übte. Die abentheuernden Normannen unternahmen mit ihren Seekönigen ihre verwegenen Wikingsfahrten, durch welche ſie eine Plage der Küſten und der Landſtriche an Flüſſen und Strömen wurden, die ſie mit ihren Schiffen durchzogen und auf dieſe Weiſe oft ganz plötzlich im Herzen eines Landes ſich befanden, das nicht auf Widerſtand vorbereitet war. Folgte nicht ſtets die Eroberung ihren Zügen, ſo waren dieſe doch immer von Raub, Plünderung und Verwüſtung begleitet. Hörten die Schreckniſſe des Krieges auf über die Meere zu kommen, ſo ergoſſen ſie ſich wie verheerende Ungewitter aus den öſtlichen Steppenländern Europa's, und jede Sicherheit, jeder beginnende Wolſtand verſchwand vor den wilden Horden der Avaren und Magyaren. Jn dieſem Wirrſal aller Verhältniſſe, wo es hauptſächlich darauf ankam, ſich fremder, wilder, zerrüttender Uebermacht zu erwehren, kam ein gewiſſer Trotz und Starrſinn in alle Gemüther. Die Nothwendigkeit einer ſteten Vertheidigung waffnete ſie ſo ſcharf und gewöhnte ſie dermaßen an Kampf, daß der Uebergang auf das Gebiet des Angriffs nahe lag — nur nicht gegen fremde Völker ſich richtete, ſondern gegen die eigenen Verhältniſſe: Fürſten gegen einander, Stände gegen einander, und dann wieder Fürſten gegen die Stände und umgekehrt. Aber Alle, wo möglich, wider die Kirche! Denn alle Zügel der beginnenden Ordnung eines bürgerlich geſitteten Lebens waren in dieſen Drangſalen gelockert und ließen den wilden Leidenſchaften der Herrſchſucht, des Ehrgeizes, der Ueppigkeit Spielraum zu Eingriffen in die Geſetze und in die Rechte des Nebenmenſchen; — und die Kirche allein trachtete, wenn ſie einmal frei aufathmen konnte, dies Joch der Knechtſchaft, welches Jeder über Jeden zu werfen ſuchte, zu zerbrechen, die Fürſten mit ihren Ständen und die weltliche Macht mit der geiſtlichen in Gleichgewicht zu ſetzen. Sie ſchirmte die jungen Keime und Triebe der Bildung und Wiſſenſchaft in ihren Klöſtern und Kloſterſchulen, und ſie hielt in der Welt und in deren tumultuariſchen Verhältniſſen, ſie allein hielt das ewige Prinzip der Freiheit und der Gleichheit in ihrer wahren Bedeutung aufrecht. Es konnte in jenen Tagen in der bürgerlichen Welt keine andere Macht zur Geltung kommen, als die der äußern Stärke, weil dieſe allein Schutz und Sicherheit verhieß. Ohne hemmende Schranken artete ſie natürlich in Gewaltthätigkeit und Uebermuth aus und aus dem Schützling ward ſchnell ein Knecht, aus dem Schwachen ſchnell ein Verachteter. Demzufolge galt nur der Befehlende für edel und bald für edelgeboren; der Gehorchende aber für unedel. Auch die Kirche, deren Diener und Inſtitutionen häufig den Schutz des weltlichen Arms gebraucht und zuweilen ihn gefunden hatten, ſollte dafür in dies Verhältniß der Dienſtbarkeit hinein gezwungen und in ihrer Hierarchie abhängig gemacht werden von den Launen der Könige: der Zepter ſollte den Hirtenſtab verleihen — ein weltlicher Fürſt die Kirchenfürſten ernennen dürfen, deren erlauchter geiſtlicher Stammbaum in der Sendung der Apoſtel ſeinen Urſprung hat! Wol ließen ſich Sclavenſeelen unter den Biſchöfen ſolche Knechtung gefallen; aber mit ihr fiel immer der geiſtliche Stand unter ſeine Würde, weil er von ſeiner Beſtimmung abfiel. Mannigfache Ausartung und Sittenloſigkeit ließen ſich Welt- und Kloſtergeiſtliche zu Schulden kommen; denn: wird der Klerus in den Boden der Welt und der weltlichen Verhältniſſe verpflanzt: ſo lebt er mehr oder minder das Leben der Welt; breit, behaglich, genießend, bequem im Irdiſchen; matt, lau, ſtumpf, gar todt für Himmliſches; und — der Sündhaftigkeit gar nicht zu erwähnen! — auf jeden Fall und immer, unendlich gemein! denn gemein iſt, wer aus der Sphäre des höheren Lebens in die niedere hinabſteigt und ſich in ihr mit Wolbehagen zurecht ſetzt. Sein Amt als Diener des Altares, als Ausſpender der heiligen Sacramente, als Lehrer des göttlichen Wortes, als Führer der Seelen, iſt ein unweltliches — iſt ein „königliches Prieſterthum,“ wie der Apoſtelfürſt es nennt; königlich — denn es iſt in Wahrheit von Gottes Gnaden; Prieſterthum — denn es bringt das erhabenſte Opfer dar, einen Gott und ſich ſelbſt. Steht und wächſt er auf dem Boden der Kirche, ſo gedeiht und blühet er, denn dieſes Erdreich iſt ihm nach göttlicher Anordnung und durch götliche Machtvollkommenheit zugewieſen, und unter deſſen Einflüſſen und im innigſten Lebensverband mit ihm reift er in ſeinen heiligen Beruf hinein. Reißt man ihn dort los, macht man ihn zu einem Staatsbeamten in kirchlichen Angelegenheiten, ſo iſt die unweltliche Lebensverbindung zerſtört, die einzig und allein ihm Leben zuſtrömen kann: er ſtirbt ab und verwest. Dieſer Verweſungsprozeß hatte damals begonnen; die Cölibatsfrage beweiſt es. Damals fehlte dem Chriſtenthum die Erfahrung, welche es jetzt am Schluß des zweiten Jahrtauſends beſitzt; es hatte noch nicht die Belege vor Augen, wohin die Aufhebung des Cölibates führt; es konnte noch nicht das griechiſche Schisma in der vollen Verſteinerung ſeiner Kirche — noch viel weniger die Häreſien der letzten Jahrhunderte in der vollen Auflöſung ihrer unzählbaren Sekten — und dazwiſchen die alleinſeligmachende Kirche in der vollen friſchen Lebenskraft und der majeſtätiſchen Unantaſtbarkeit ihrer Lehre und ihrer Hierarchie gewahren. Aber das Genie des großen Gregor VII.

blickte vorwärts durch den Schleier des kommenden Jahrtauſends, an deſſen Schwelle er ſtand, und blickte zurück auf die glorreiche Vergangenheit des eben abgelaufenen Jahrtauſends, in welchem die Kirche ruhmvoll und ſieghaft, belebend und beſeligend, mit ihren von materiellen Feſſeln befreiten Dienern ſtand. Er that nichts weiter, als daß er die alte Tradition in der Kirche wieder auffriſchte und ihrer Autorität ſeine mächtige Stimme lieh. Sie fand Anklang in den Herzen der Völker; ſie gaben ihr Gehör. Die Aufhebung des Cölibats fiel in ſich ſelbſt zuſammen — denn das Volk fiel überall von den verehlichten Prieſtern ab. Die Barbarei war ſomit überwunden; denn nur in Folge der rohen und verwilderten Zuſtände der letzten Jahrhunderte hatte es überhaupt verehlichte Prieſter geben können. So wie das religiöſe Gefühl ſich wieder hebt, den Sinn für Sittlichkeit weckt, die Richtung nach dem Idealen begünſtigt, den Werth des geiſtigen Lebens und Strebens anerkennt — verſchwindet jenes Zeugniß der Barbarei: die Prieſterehe; und die Kirche gewann wieder ihre Freiheit und kräftigte ſich in ihrer Einheit, welche beide durch Aufhebung des Cölibates verloren geweſen wären. Das geht Hand in Hand: ſie muß in ihrer vollen unirdiſchen Schönheit als die Königin der Seelen daſtehen — dann werden ihre Prieſter dies Ideal umfaſſen; die himmliſche Sehnſucht ſich ausſchließlich ihrem Dienſt zu weihen, wird ihr Herz ſo erfüllen, daß es keinen Raum hat für irdiſche Wünſche; ihr Leben wird von der Fülle der Kraft des Evangeliums durchgeiſtet, wird zur gottſeligſten Innigkeit der Lebensgemeinſchaft mit dem Heiland ſelbſt, dem göttlichen Bräutigam der Kirche erhoben; und indem ſie, wie er es that, mit ihrer ganzen Seele ſich ihr anvermälen, verlieren die irdiſchen Dinge nicht ihren Werth für Anderer Verhältniſſe, ſondern blos für ſie, die Prieſter, und blos darum, weil ihnen Himmliſches nahe getreten iſt — die Liebe der Seelen, der erlöſten und der erlöſungsbedürftigen Seelen. In einem ſolchen Daſein giebt es gar keinen Platz für ein Weib; — und ein Volk, welches das begriff und das von ſeinen Prieſtern verlangte, hatte deren Beruf richtig erfaßt, hatte den Sinn für ein ſittliches Ideal, trotz aller Verwilderung der Zeiten nicht verloren, und ſtand mitten im Evangelium.

So hatte die Kirche abermals das Chriſtenthum gerettet, indem ſie dies Ideal nicht blos aufſtellte, ſondern trotz ihrer Unterdrückung und trotz der Verſunkenheit Einzelner im geiſtlichen Stande, noch ſo viel Macht und einen ſo günſtigen Einfluß auf die Gemüther übte, daß dieſe im Stande waren es feſtzuhalten und es durchaus verwirklicht ſehen wollten.

Ewiger Dank ſei ihr von Geſchlecht zu Geſchlechtern dargebracht, der heiligen, großen, geliebten Mutter, daß ſie in der Menſchheit das Bewußtſein der Würde rettete, zu welcher der menſchgewordene Gott es hat erheben wollen. Dieſer Blick über die Bilder und Geſtalten der Welt hinweg — und dieſer Schritt über die labyrinthiſchen Pfade der Welt hinaus — und dieſe Sehnſucht, dieſe unauslöſchliche, intenſive, über alle Freuden und Wonnen der Welt hinauf gerettet — von aller irdiſchen Liebe erlöst zu ſein — nur um Gott allein lieben zu können; dieſe Richtung, welche in ſo manchem Leben die verborgene und unverſtandene Triebfeder iſt, findet in jenem Bewußtſein ihre Ruhe, ihr Ziel: *das Ideal kann verwirklicht werden.* Nicht von Jedem; — wol aber von Denen, welche an die ſie umgeſtaltende Gotteskraft glauben und halten. Ohne die Möglichkeit es zu verwirklichen, iſt das Leben nicht der Mühe werth gelebt zu werden, denn es ſinkt unter das Animaliſche herab. Die vernunftloſe Kreatur kennt keine höhere Sehnſucht und folgt friedlich ihrem Inſtinkt und ihren Trieben; aber der Menſch, der ſich mit dieſem kreatürlichen Leben als ſeiner Beſtimmung auf Erden, zufrieden geben ſoll, der nirgends das Ideal verwirklicht ſieht, nirgends den Glauben ausgeſprochen hört, daß es überhaupt möglich und daß es ſchön ſei — o, er muß fürchterlich viel in ſich ſelbſt vernichten, bis er die himmliſche Sehnſucht zum irdiſchen Verlangen erniedrigt hat und bis er es aushält, in dieſer Erniedrigung ſein Daſein hinzubringen.

O heilige Kirche! reine Braut des Heilands! ewiger Dank Dir, daß Sein Wort: „Ihr ſollt heilig ſein, denn Ich bin heilig!“ als ein erhabenes Vermächtniß von dir aufgefaßt und kein leerer Schall auf deinen Lippen geworden iſt. Als deine Lehre bedroht war — ſtellteſt du die ewige Wahrheit als ihre Schirmherrin auf, und ſie war gerettet. Als deine ſittliche Lebenskraft bedroht war — machteſt du das chriſtliche Ideal, die ewige Schönheit, zu ihrem Palladium, und ſie war gerettet! — Es werden Tage kommen, die zugleich deine Lehre und dein innerſtes Leben bedrohen. Was, o meine ſüßeſte Mutter, wirſt du dann hinſtellen, um die wankende Welt zu retten? was bleibt dir übrig, wenn ſie deine ewige Wahrheit leugnet und deine ewige Schönheit verſchleiert? womit willſt du die Finſterniß überwinden, welche der Geiſt der Finſterniß um den Erdball ſpinnt?

„O Kind! mit dem Vermächtniß des menſchgewordenen Gottes: mit der ewigen Liebe.“

Ein wunderbar mächtiges Leben begann ſich zu entfalten mit dem zweiten Jahrtauſend des Chriſtenthums. Der Geiſt erwachte und regte ſich. Die grenzenloſen Wirrſale, welche während ein paar hundert Jahren die Völker heimgeſucht und eine Generation nach der anderen in der Zerſtörung ihrer kleinen ererbten oder erworbenen Herrlichkeit begraben hatten — waren gelichtet. Der gewaltige Gregor VII. hatte die Kirche geſäubert und dadurch der Tiare einen Glanz verliehen, welcher den der Kaiſerkronen überſtralte; denn dieſer Glanz war der Widerſchein des überweltlichen Lebens, zu dem ſich das weltliche hinanbilden ſoll. Damit iſt es nicht abgethan und das iſt keine ſonderlich hohe Stufe der Civiliſation, daß man ein Geſchäft, ein Amt, ein Handwerk ungeſtört treibe und ſich des Erwerbes, des Genuſſes und Beſitzes freue, welche damit verbunden ſind. Wenn keine höhern Bedürfniſſe jene Beſtrebungen beſeelen — wenn nicht der Wunſch ſich regt, das materielle Wolbehagen an große Gedanken knüpfen, mit hohen Ideen verbinden zu können, um es dadurch gleichſam zu adeln: ſo giebt das eine breite, ſinnliche Kultur, welche den Menſchen dahin drängt, in jenem Behagen ſeine Beſtimmung zu ſehen und nach demſelben mit einer Gier zu trachten, welche ſich ſehr gut dadurch erklären läßt, daß ein irdiſches Ziel nicht anders als mit irdiſchen Wünſchen, Mitteln und Wegen zu erreichen iſt. Bei großer Thatkraft und friſcher Regſamkeit der Völker wie der Individuen ſind ihnen große Ideen unumgänglich nothwendig, um ihnen ein anderes Centrum als das der Selbſtſucht zu geben. Weil dieſe bei dem Gebrauch und der Entfaltung der Kräfte ſo leicht in den Mißbrauch und in überwuchernde Entartung fällt, durch welche das Ich zu gigantiſchen Proportionen ausgedehnt und auf einen Thron geſetzt wird, den der Materialismus und der Unglaube ihm errichten — und weil hiemit das höhere Leben, die ſittliche Entwickelung, der Fortſchritt zur himmliſchen Beſtimmung ganz unvereinbar iſt: ſo muß dies Centrum wo anders liegen als am eigenen Heerd oder im eigenen Geldkaſten oder in der eigenen Fauſt oder bei den eigenen Phantaſien und ſonſtigen Götzen. Es darf aber auch kein abſtraktes Gebilde des Verſtandes, keine ſubjectiv erfundene Theorie ſein, die einſeitig auf des Menſchen Gehirn wirkt und ſeine Fähigkeiten aus dem Gleichgewicht bringt, weil ſich nur einzelne derſelben von ihr nähren können. Dies Centrum muß ein objectives, unzerſtörbares, allumfaſſendes Leben haben, deſſen ewig alimentirender Quell im Ueberſinnlichen verborgen, — und das mit jener Großartigkeit in der ſichtbaren Welt zur Erſcheinung gekommen iſt, die das Gepräge eines unweltlichen Urſprungs trägt — ſo daß zugleich der ſinnliche und der überſinnliche Menſch, d. h. der Menſch, den Gott geſchaffen hat, um ſich durch das irdiſche Leben zum himmliſchen empor zu arbeiten, in dieſem Centrum zu Hauſe iſt.

Das iſt die Kirche. Das iſt ſie allein.

Vielleicht ſpricht der Eine dagegen: „Aber die Vaterlandsliebe!“ — und der Andere: „Aber die Familie!“ — und der Dritte: „Aber die Menſchheit!“

Innerhalb der Kirche erfaßt, ſind dies ſtralende Planeten, die von ihr, der Sonne, erleuchtet und erwärmt, traute und reiche Stätten der Lebens- und Liebesfülle werden können. Ohne ſie — iſt die Vaterlandsliebe

Barbarei; die Familienliebe Sentimentalität und Spießbürgerthum; die Liebe zur Menſchheit — leeres Schellengeklingel. Denn wonach ſoll das Alles geregelt werden? Es ſchweift aus in's Blaue und in's Graue.

Die geoffenbarte Religion iſt der immenſe Lichtkreis, an deſſen Umfang der wundervolle organiſche Bau der Kirche ſich unter dem „Werde!“ ihres göttlichen Meiſters erhoben hat. Er umſchließt die Fülle des Lichtes in einem ſo vollkommnen und harmoniſchen Grade, daß jedem einzelnen Gliede und jeder gemeinſamen Gliederung, von dem verlaſſenſten Individuum an bis zu jeder Stufe der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, wie ſie im Familien-, im bürgerlichen, im ſtaatlichen Leben ſich bilden — jene Erleuchtung zu Theil wird, vermittelſt welcher die Vollkommenheit, mehr oder minder annäherungsweiſe, errungen werden kann.

Sein überirdiſches Gewölbe iſt die triumphirende Kirche, ſein unterirdiſches — die leidende; in der Mitte, in der Sichtbarkeit auf Erden, ſteht die ſtreitende, zu der Alle gehören, welche ſich zu denſelben Glaubenslehren bekennen und durch dieſelben Gnadenmittel dieſen Glauben in ſich zum Leben zu bringen trachten. Sie hat den Namen der ſtreitenden empfangen, weil Alle, die ihr angehören, kämpfen müſſen von der Wiege bis zum Grabe gegen die Mächte der Sünde und des Abfalls, die in ihnen und außer ihnen gegen ſie Krieg führen. In zwei große Körperſchaften eingetheilt, in Prieſter und Laien, oder in lehrende und hörende Kirche, verbreitet jene das im Dogma niedergelegte ewige Wort, und empfängt dieſe es als Unterweiſung wofür, weshalb und wie ſie zu kämpfen und zu ſiegen hat.

Dieſe verſchiedenen Ordnungen fügen und gliedern ſich in wechſelſeitiger Beziehung und Wirkſamkeit in und auf einander zu einem großen organiſchen Gebilde; d. h. zu einem ſolchen, welches nicht durch äußerliche Zuſammenhäufung von Zahlen oder von Materie — ſondern durch einen immanenten Keim und Trieb des Lebens aus dem Schooß alles Lebens ſelbſt hervorgewachſen und daher auch in einem ewigen Wachsthum, in einer ewigen Verjüngung und Erneuerung befindlich iſt. Weil in dieſem wunderbaren Organismus Endliches und Ewiges ſich berühren, dieſes in jenem ſich ſpiegelt und bricht, jenes durch dieſes geſtaltet und geformt wird — weil die menſchliche Unvollkommenheit in die größte Nähe und vielſeitigſte Beziehung zur göttlichen Vollkommenheit der Lehre, der Inſtitutionen, der Gnadenmittel tritt: ſo iſt der Theil dieſes Organismus, welcher die ſichtbare Kirche bildet, mannigfachen Fluctuationen der Bewegung und Richtung unterworfen. Je kräftiger und beharrlicher deſſen Hebung zum inneren Lichtkreis, je klarer und feſter deſſen Bewußtſein vom Zuſammenhang mit der unſichtbaren Kirche, je inniger deſſen Glaube an die Lehre und deſſen Liebe zu der Frucht und dem Segen dieſer Lehre iſt: um deſto beſſer ſteht es mit ſeiner Entwickelung. Je bereitwilliger er das Licht mit ſeinem Glanz und ſeiner Wärme in ſich aufnimmt und verarbeitet, um deſto mehr iſt er in ſeiner Frühlings- und Sommerzeit voll Knoſpen, Blüten und Früchten des allgemeinen Lebens. Stockt dieſe Hebung zur Centralſonne der Religion, tritt eine Senkung, gar eine Abkehr, vollends eine Abwehr ein: ſo wird es fröſtelnder Herbſt, dann winterlich und zuletzt Winter. Dieſe Evolutionen der irdiſchen Schöpfung macht auch die ſichtbare Kirche, weil der Menſch, der Mittelpunkt dieſer Schöpfung, ſie leiblich und geiſtig durchmacht; aber ſie ſind in der Kirche, dem gemeinſamen Leben Aller, nicht an periodiſche Wiederkehr und beſchränkte Epochen gebunden, welche durch phyſiſche Geſetze abgegrenzt werden, ſondern ſie ſtehen im Zuſammenhang mit geiſtigen, deren Befolgung eine aufſteigende Bewegung — deren Uebertretung eine abſteigende mit ſich bringt. Uebrigens giebt es auch im Frühling Stürme und Regenfluten; im Sommer Ungewitter; und der Herbſt bringt manchen Erntefegen und ſtille gleichförmige Tage; aber nun gar im Winter, wenn Alles ſo todt und abgeſtorben ausſieht, wächſt ganz heimlich unter dem Leichentuch von Schnee die junge Saat und liegt hoffnungsgrün da, wenn laue Luft ihn wegſchmilzt; oder wenn ein Sonnenſtral kommt, fliegt aus der dunkeln Furche eine Lerche auf, ein lebendiges Glöckchen, das den nahenden Frühling einläutet: denn ewiges Ringen nach ewigem

Leben — das iſt überhaupt das Leben; und nirgends mächtiger als in der Kirche.

Eine merkwürdig jugendliche Bewegung, voll Drang nach Außerordentlichem, voll Durſt nach einem Ziel, das zugleich idealiſch und doch eine Wirklichkeit war, voll Begeiſterung und Phantaſie — waren die Kreuzzüge und ihr Urſprung: die Liebe zum Leben, Leiden und Tode des Heilands. Sie ſetzte alle mögliche Triebfedern in den Völkern in Umſchwung. Ehrgeiz, Hang zum Abentheuer, Neugier, unverbrauchte Energie, drangſalvolle Schickſale reichten den Beweggründen, welche aus einem feurigen Glauben entſprangen, die Hand und bildeten eine magiſche Kette, die das ganze Abendland, alle Völker, alle Stände, alle Geſchlechter nach dem Orient zog – zum heiligen Grabe.

Ein geheimnißvoller Ring dieſer Kette und gewiß nicht der ſchwächſte, obgleich er auf Unbewußte ſich geltend machte, war der Trieb, ergänzende und bildende Elemente zur Erfüllung einer ſpäteren Beſtimmung einzuſammeln. Ein wunderbarer und ſpäteren Epochen ganz unbegreiflicher Drang — weil ſie bereits deſſen Reſultate in ſich aufgenommen haben und ihn daher nicht mehr als ein Bedürfniß erkennen können — führt immer am Vorabend einer für die Menſchheit wichtigen Kriſis ihre Strömungen des Lebens grade auf den Punkt, wo ſie deren intenſivſte Wirkung empfangen.

Was war das für ein ſeltſamer Zug, der ſechs bis ſieben Jahrhunderte früher aſiatiſche Völkerſchaften bewog, über Gebirge und Ströme, durch Steppen und Wälder gen Weſten zu ziehen? und immer mehr und mehr nach Weſten, bis zur Küſte des atlantiſchen Oceans? Und als der eine Schranke ſetzte — doch nicht zu ruhen! Konnte das Weltmeer dazumal nicht durchſchifft werden — über die Meerenge kamen ſie und Völker des innern Aſiens überſtrömten das nordweſtliche Afrika! Und das Alles ſollte nur geſchehen ſein, weil ſie Weideplätze für ihre Heerden ſuchten? Dies mogte der aufgedeckte Beweggrund ſein. Aber er verbarg einen andern weitergehenden, tiefer eingreifenden, dem jene Völker nur gehorchten und der erſt nach Jahrhunderten als der Plan einer höheren Führung erkannt werden konnte. Die Menſchheit ſollte möglichſt zuſammengedrängt werden, um das Chriſtenthum wie einen elektriſchen Schlag zu empfangen und um über der Vermorſchung der alten Verhältniſſe, die in Religion, Sitten und Leben abgeſtorben waren, ſtark, entſchieden und maſſenweiſe neue zu erbauen.

Jetzt war es anders! nicht um Weideplätze handelte es ſich bei dieſer großen Bewegung der Völker, welche diesmal von Weſten nach Oſten flutete. Nach Weſten drängen ſie, wenn ein irdiſches Streben, eine Ausbreitung des Reichs dieſer Welt ſie treibt oder lockt. Nach Weſten ging die Völkerwanderung; nach

Weſten gingen die großen Seefahrer; nach Weſten gehen in unſern Tagen die Auswanderungen. Ein einziges Mal hat bis jetzt in der Geſchichte des Chriſtenthums die Bewegung von Weſten nach Oſten ſtatt gefunden, als es ſich handelte um einen idealiſchen Beſitz, um ein Gut, welches nur dem Glauben köſtlich war: um das heilige Grab. Es war ein Drang zum Licht, und er knüpfte ſich an den irdiſch ſichtbaren Punkt, von welchem das überirdiſche Licht ausgegangen war.

Die unendliche Lebensfülle, der bildende Reichthum, der ſchöpferiſche Einfluß des Chriſtenthums hatten ſich bisher noch nicht in voller Macht, Tiefe und Ausbreitung zeigen können, weil der Geſtaltungsprozeß der Formen, in welchen es herrſchen ſollte, ſein erſtes Jahrtauſend füllte. Ein langer Zeitraum! aber langſam wächst dasjenige, was zu langer Dauer beſtimmt iſt; wie langſam muß Das wachſen, das die Verheißung der längſten hat! Nur Unkraut ſchießt in einer Nacht empor. Die Kreuzzüge regten mächtig dieſe innere Fülle an, indem ſie neuen Stoff zu verarbeiten, neue Elemente zu durchdringen darboten. Der Orient mit ſeiner uralten, halb ſtabilen und halb ſtagnirenden Kultur, die bis zu den Uranfängen der Menſchengeſchichte hinaufreicht und an heilige Traditionen ſich knüpft — öffnete dem beweglichen occidentaliſchen Geiſt ein ungeheures Feld der Thätigkeit.

Dieſer Boden war die Heimat von allem Großen, von allem Gewaltigen, von allem Heil, von allem Widerſpruch gegen das Heil, von aller Geſtaltung und Umgeſtaltung, womit die Menſchheit begnadet oder heimgeſucht worden war. Hier waren die Religionsſtifter, die Geſetzgeber zu Hauſe. Hier war die irdiſche Wiege des Judenthums, des Chriſtenthums und des Islam. Hier trafen der große Vorläufer und der mächtige Gegner des Kreuzes, Moyſes und Muhamed zuſammen in ihren Söhnen, die es verkannten die Einen — und bekämpften die Andern. Hier hatten alle Könige und Herrſcher der Welt, von Nabuchodonoſor bis Saladin — hier hatte die ganze Reihe der erobernden Völker ſeit dem tiefſten Alterthum, Chaldäer, Aſſyrer, Perſer, Griechen, Römer und Muſelmänner, ihre Gezelte aufgeſchlagen und abgebrochen. Hier hatte ſich neben und in der göttlichen Lehre von der Erlöſung die Irrlehre des falſchen und trügeriſchen Wiſſens ausgebildet. Dieſer kleine, ſchmale Landſtrich, dieſer öſtliche Küſtenſaum des mittelländiſchen Meeres war wie ein Mond, dem die Sonne einer andern Welt ihr Licht leiht, der es auf die Erdennächte hinſtralt — aber ſelbſt dunkel bleibt. Israel erlag an ſeinem Starrſinn und mit dem Schwert in der Fauſt trat der Römer ſeine Erbſchaft an, als Titus mit der XI. Legion (der deutſchen Legion) ſiegreich in Jeruſalem einzog. Seitdem war aus dem Römerreich ein chriſtliches byzantiniſches Reich geworden, das der Eroberungsluſt der Muſelmänner aber nicht zu widerſtehen vermogte und ſich eine Provinz nach der andern von ihnen entreißen ließ. Und ſo war auch Paläſtina deren Beute geworden! Die herrliche Moſchee des falſchen Propheten erhob ſich — und erhebt ſich bis zu dieſer Stunde — auf der Stätte, wo Salomo den Tempel Jehova's gebaut hatte, und prangte ſtolz den Stätten gegenüber, welche durch Züge aus dem Leben des Heilands geheiligt waren.

Unbändige Kräfte regten ſich in der Chriſtenheit, und viele verderbliche! Die Geiſter warfen ſich auf Fragen und in Regionen, wo es häufig Antworten von trügeriſchen Stimmen giebt. Der Erbfeind tauchte auf in Häreſien, Vorläufern der Albigenſer, der Waldenſer. Wie der verſunkene Vulkan der Solfatara bei Neapel ſeine wüſte öde Fläche mit Rauchwolken bedeckt, welche aus dem Boden aufſteigen, ſobald man an irgend einer ſchwefelhaltigen Stelle ein kleines Feuer entzündet: ſo waren auch die Gnoſis und der Arianismus nur verſunken und ſchlugen ihre unterirdiſchen Flammen grell und häßlich empor, ſobald der ewig bewegliche, Alles berührende, auf die Frage geſtellte, im Widerſpruch ſich gefallende, vom Glauben abgelöſte menſchliche Geiſt mit ſeiner kleinen

Verſtandesleuchte ihrer Tiefe ſich zuſenkte und ſich an ihnen entzündete.

Der Ruf zum gelobten Lande! zum heiligen Grabe! gab auf einmal den Geiſtern eine andere Richtung, eine andere Nahrung, einen andern Aufſchwung. Das zerſetzende Element, welches ſo vorherrſchend im abendländiſchen Weſen, ſo charakteriſtiſch dafür iſt, daß es daſſelbe durch theilen und zertheilen, ſpalten und zerſpalten in eine Agglomeration von Atomen verwandeln könnte, und ſowol in der Zerſtückelung des Territoriums, als in dem Partikularismus der geiſtigen Richtung und Thätigkeit ſich ausdrückt — dies Element, welches eine große bewegende und vielſeitig wirkende Kraft beſitzt, wenn es von einem Mittelpunkt aus beherrſcht und geregelt wird wie ein Irrigations-Syſtem: fand plötzlich den Punkt der Einheit. Der Ruf zum heiligen Grabe ging aus vom heiligen Stuhl des Fürſten der Apoſtel. Das Werk des großen Gregor mußte vollendet und gekrönt — die katholiſche Einheit mußte in weltgebietender Weiſe zur höchſten Herrſchaft gebracht werden. Warum? — Damit der Knecht der Knechte Gottes auf ſeinen Sieben-Hügeln im Glanz irdiſcher Herrlichkeit prunke? O dieſe ſo oft verſchrieene, ſo oft angefeindete, ſo ſehr beneidete Herrlichkeit — was kann ſie ihm wol anders ſein, als der Purpurmantel, den er demüthig über ſich wirft, damit man das Kreuz nicht ſehe, welches der Heiland ihm, ſeinem irdiſchen Stellvertreter, auf die Schultern legt? An die Kunſtſchätze des Vaticans, an ein Pontifical-Amt in St. Peter denkt die Welt im Zuſammenhang mit dem heiligen Vater, wenn ſie ihm wolgeſinnt — aber wenn ſie ihm nicht gewogen iſt, o dann denkt ſie an die ſpaniſche Inquiſition und an die Pariſer Bluthochzeit, welche man eben ſo gut in Verbindung mit Schreiberin dieſer Zeilen, als mit ihm bringen könnte — oder es werden ihm die Miſſethaten und Mißgriffe der Einzelnen aufgebürdet, welche in der langen Reihe von achtzehn Jahrhunderten ſtatt großer Männer, heiliger Seelen, erhabener Herrſcher, ſtralender Geiſter, frommer Greiſe, demüthiger Mönche — nichts waren als gewöhnliche Menſchen. O, ſchwer genug iſt die Buße, welche in dieſer erlauchten Reihe von Denjenigen gethan wird, die ſich als Nachfolger der armen Apoſtel betrachten für Die, welche die Erbſchaft der römiſchen Imperatoren angenommen und ſich auf den Thron heidniſcher Kaiſer, ſtatt auf den Stuhl des demüthigen Fiſchers geſetzt haben! Aber demüthig zu ſein inmitten der Herrlichkeit, welche einer hohen Stellung und königlichen Verhältniſſen gebührt — das iſt ſchwerer als in der Unſcheinbarkeit und Dunkelheit zu leben, wo ſich die Demuth gezwungenermaßen einfindet. Und in die königlichen Verhältniſſe nur einzugehen, um zu zeigen, daß die geiſtliche Macht auch in irdiſchen Dingen unabhängig von der weltlichen ſei und nicht zu betteln brauche vor den irdiſchen Thronen — das iſt jene Armuth im Geiſt, welcher eine der acht evangeliſchen Seligkeiten verheißen iſt und zu welcher Derjenige gedrängt wird, der durch ſeine ganz einzige Stellung zwiſchen den Menſchenkindern eine Würde empfing, vor welcher ſelbſt die Engel zittern und ſie als eine Bürde betrachten mögten. Der Bruder des ärmſten Prieſters zu ſein und das Oberhaupt der Chriſtenheit — der Stellvertreter des guten Hirten, welcher die geringſte, die verlorenſte Seele liebend und zärtlich aufſucht und der unerſchütterliche Vertheidiger der Glaubenswahrheit, der ſich in dieſem Bereich von keiner Zärtlichkeit darf anwandeln laſſen — das Licht der Welt zu ſein und das Salz der Erde — die Glorie der Gläubigen und die Zuchtruthe der Ungläubigen — der Beherrſcher der Seelen und ihr bereitwilliger Diener — der Vater der Könige und der Sohn der Armuth: das erheiſcht eine Unterwürfigkeit des Willens, eine Aufopferung des natürlichen Menſchen, eine Hingebung des Ichs, eine Durchläuterung des ganzen Weſens in einem ſolchen Grade, daß ein alſo ausgerüſtetes Werkzeug des heiligen Geiſtes über die Kunſtſchätze des Vaticans und über die goldenen Schätze beider Indien und über alle Reiche der Welt mit jenem Gefühl hinwegſchreitet, welches die alten

Märtyrer beſeelte, wenn ſie durch den Staub der Arena zur Palme des Sieges gingen. Nein! eine Inſtitution wie die des Papſtthums iſt nicht auf gemeine Seelen berechnet! Und Er, der ſie nöthig erachtet hat, um Seiner Kirche auf Erden die göttlichen Kennzeichen der Wahrheit und Einheit durch Unwandelbarkeit aufzuprägen — Er, der zu Petrus, dem ſchwankenden, dem verleugnenden, und nur zu ihm, geſagt hat: „Weide meine Lämmer“ — Er, der gerade dieſen von Natur ſchwachen, vorſchnellen, hitzigen Petrus auserwählt hat, um ſeine Gefährten zu kräftigen — Er hat auch dieſer Inſtitution die Mittel gewährt, um Seiner erhabenen Abſicht gemäß auf die Menſchheit wirken zu können und ſie dem heiligen Geiſt anvertraut, deſſen Wirken auf dieſer Stelle und im Ganzen und Großen genommen große Seelen und große Geiſter erzeugt hat.

Alſo nicht darauf kam es an bei der Bewegung der Kreuzzüge, ob die weltliche Macht des Papſtthums vergrößert, ob das Leben in Rom glänzender und bequemer für den heiligen Vater werde — nicht einmal darauf in höchſter Inſtanz, ob der Chriſt oder der Muſelmann das heilige Grab beſitzen ſolle: ſondern jener providentielle Zug, der durch die Weltgeſchichte geht und all’ ihre Erſcheinungen geheimnißvoll erhabenen Zwecken einordnet, all’ ihre Lichter und Schatten als Reflexe eines höheren Lichtes darſtellt —

jene göttliche Weisheit wollte zeigen, was die katholiſche Einheit vermag, wenn ſie ſich als ſolche fühlt und zeigt.

Welch eine unbegreifliche und ungeahnte Kraft war es, die das von Kriegen, Zwiſtigkeiten und Fehden zerriſſene Europa wie ein Mann ſich erheben, und hundert Völker mit tauſendfach verſchiedenen Beſtrebungen wie eine Familie von Brüdern zuſammen treten ließ. Eine ſolche Kraft der Einigung und einen ſolchen Trieb zur Gemeinſamkeit giebt nur eine religiöſe Idee; und auch dann nur, wenn der Glaube unmittelbar zur That auffodert und ſie begehrt. Das Land, welches ſich der menſchgewordene Gott zu ſeiner irdiſchen Heimat hatte wählen wollen, war eine Beute des Erzfeindes, und das Oberhaupt der Chriſtenheit foderte dieſe auf, es ſeiner Obmacht zu entreißen. In dieſer ſchlichten und klaren Form verſtanden Alle den Aufruf des heiligen Vaters. In dieſen einfachen Worten, die jedes Weib und jedes Kind faßte, verbarg ſich die erhabene Abſicht der göttlichen Vorſehung. Der himmliſche Zauber, der in ihnen lag, weckte die Erinnerung an die Myſterien der göttlichen Liebe, an das Opfer eines Gottes zur Erlöſung der Menſchheit, und der Glaube ward lebendig, ſtand friſch und froh da wie ein gerüſteter Krieger, dem ſeine gute Sache Siegesgewißheit giebt, und zog die Chriſtenheit nach jenen Stätten, welche geheiligte Zeugen der Wunder der Menſchwerdung und der Erlöſung waren.

Das war nicht ein Heer, welches nur auf Eroberung auszog. Auch drei, auch zehn, auch hundert Heere waren es nicht! Nein; es war eine Welt! Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Fürſten und Bettler, Vornehme und Geringe, Herrn und Diener, Krieger und Einſiedler, Reiche und Arme, Königinnen und Kloſterfrauen, Gute und Böſe — Alle und Alle folgten ohne Ausnahme dieſer überwältigenden Bewegung, die gänzlich über jeder irdiſchen Berechnung lag, und es ſehr deutlich machte, daß ein anderer Geiſt als der menſchlicher Weisheit dieſen Weckruf des Glaubens vom heiligen Stuhl hatte ausgehen laſſen. So etwas hatte die ſtaunende Erde noch nie geſehen und ſie ſah es auch ſeitdem nie wieder: eine Völkerwanderung von Betern. Ja, ſie wollten kämpfen und ſtreiten, wollten auch ſiegen und erobern, wollten auch Reiche gründen und Throne erbauen, denn Paläſtina ſollte ja dem Chriſtenthum gewonnen werden und folglich deſſen Inſtitutionen annehmen; allein die Andacht ſtand in erſter Reihe. Den gebenedeiten Boden zu küſſen, die geweihten Orte zu beſuchen, am heiligen Grabe zu beten, dieſe Sehnſucht hatte ſich aller Herzen, aller Seelen, aller Geiſter bemächtigt — und da ſie eine himmliſche war, ſo hatte ſie auch himmliſche Erfolge. Die Irdiſchkeit, die neben ihr her ging und ihre gierigen, ehrgeizigen, lüſternen Blicke auf den Reichen dieſer Welt ſelbſt da haften ließ, wo ſie vom Sohn Gottes hätte lernen ſollen ſie zu verſchmähen, hatte irdiſche Erfolge, die eine Weile lebten und dann allmälig abſterben — die indeſſen doch nicht allzu gering angeſchlagen werden müſſen; denn der Muſelmann, der bis jetzt immer angriffsweiſe verfahren war, mußte jetzt auf Vertheidigung denken, und ſein Eindringen in Europa war auf Jahrhunderte hinaus geſchoben. Auch das waren noch keine himmliſche Erfolge, daß die Kreuzzüge eine wunderbare Regſamkeit in den Geiſtern weckten und Funken hervorlockten, Keime einſenkten, welche bald als glänzende Flammen aufleuchten, als holdſelige Blumen aufſprießen ſollten. Die Kunſt, die Poeſie, die Einbildungskraft fanden Stoff und Nahrung durch fremde Umgebungen, neue Bilder, ungewöhnliche Schickſale, ungebundenere Verhältniſſe — durch den größeren Horizont, in welchen ſie durch vielſeitigen, fremdartigen Verkehr geſetzt wurden — durch die Berührung mit andern Völkern, Sitten, Religion, Geſetzen, Bedürfniſſen. Schönes und Abentheuerliches, Erhabenes und Verderbtes, Edles und Phantaſtiſches — Alles, wodurch die menſchlichen Fähigkeiten zur Entfaltung wie zum Mißbrauch angefeuert und gereizt werden — lockten dieſe Züge hervor. Die merkwürdigen Länder, mit denen man Bekanntſchaft machte, Sicilien, Italien, Griechenland, Kleinaſien, ganz voll Trümmer einer hohen untergegangenen Bildung und voll Anfänge eines neuen, zerarbeiteten, mächtig die Geiſter in ihren verſchiedenſten Beſtrebungen, ſo daß die Heimkehrenden ihren Kindern ſchon die Anlagen zu einer anderen Stufe der Civiliſation einimpften. Es war als ob das Blut nun raſcher und feuriger durch den Körper der Menſchheit rolle, und ſeinem Hirn, ſeiner Phantaſie, ſeinen Sinnen, ſeiner Geſchicklichkeit eine größere Befähigung gewähre. Die beiden myſtiſchen Künſte, Poeſie und Baukunſt, nehmen jetzt ihren Flug. Myſtiſch ſind ſie, weil das alltägliche Wort, das uns bis zum Ueberdruß umſchwirrt — und der rohe Stein, über den wir nichtachtend dahinſchreiten, blos durch Zuſammenfügung nach gewiſſen Geſetzen eine immenſe Magie empfängt und ausübt. Das ſind die wolbekannten Worte, die wir ſeit der Wiege ſtammeln — das iſt der rauhe kalte Stein — aber verwandelt wie durch den Zauberſtab einer Fee klingt und ſingt das Wort wie eine Sprache lieblicher Geiſter, und baut der Stein eine tiefſinnige Welt voll erhabener Gedanken, voll großer Empfindungen vor uns auf. Es iſt mit ihnen wie mit den Lichtern! unſre Lampen, unſre Kerzen, ja — ſie geben den häuslichen Bedarf des Lichtes; aber wir treten unter den Sternenhimmel hinaus: auch da ſind Lichter, auch da ſind ſie in einzelnen Funken umher geſtreut!

aber zu wunderbaren Conſtellationen und Figuren ſind ſie geordnet; aber mit harmoniſcher Weisheit bewegen ſie ſich. Das ſind nicht mehr unſere Diener! nein! ſie beherrſchen unſre Seelen, dieſe himmliſchen Lichter und ſtralen ſie an wie Offenbarungen göttlicher Wunder. Und Offenbarung des Göttlichen in vollendeter Form, d. h. in der Schönheit, ſoll die Kunſt ſein — jede Kunſt; und durch die unwiderſtehliche Macht der Schönheit ſich dermaßen der Seelen bemeiſtern, daß dieſe dadurch zum Urquell aller Schönheit, aller Wahrheit, alles Lichts, zu Gott zurückgezogen werden. Hat je eine Kunſt dieſe heilige Miſſion erfüllt, ſo war es die kirchliche Baukunſt des Mittelalters, dieſe Goldmine voll gläubigem Tiefſinn, voll zärtlicher Myſtik, voll Liebe zum Kreuz, voll Andacht zu dem menſchgewordenen Gott, voll Verſtändniß ihrer hohen Beſtimmung; — dieſe durch und durch *katholiſche Kunſt*. Stolz und keuſch, majeſtätiſch und zart, feierlich und lieblich, einfach und reichgeſchmückt, eine hehre Fürſtin und eine demüthige Magd, im Purpurmantel und im Nonnenſchleier, wandelte ſie in wunderbarer Heiligkeit zwiſchen den Stätten der Menſchen umher, rührte den Stein an, bildete ihn zu erhabenen Schöpfungen um, verſtreute ſie über die Welt und nahm durch heilige Tempel Beſitz von dieſer Welt für Gott und im Namen Gottes. Laßt uns ihn ehren und ihm huldigen!

ſprach ſie mit ernſter, eindringlicher Stimme. Laßt uns ihn lieben! ſprach ihre Zwillingsſchweſter, die Poeſie. Und dieſe hub an zu ſingen Lieder der Liebe, wie man ſie nur lernen kann am Fuß des Kreuzes; Lieder, die wie ein Widerhall der unirdiſchen Hymnen, welche ſelige Geiſterchöre am Thron Gottes ſingen, durch die Seelen zittern; Lieder, in denen eine ſo übernatürliche Liebe mit ſo intenſiver Glut der Andacht verſchmilzt, daß ihre Tiefe wie ihre Einfachheit gleichmäßig hinreißend ſind; Lieder voll ſolcher Gottinnigkeit und einer ſo friedlichen Extaſe, daß ihre Dichter in der That den alten Namen „Seher“ verdienten, denn die unergründlichſten Myſterien des Glaubens ziehen wie ein Reigen von goldenen Geſtirnen klar, ſüß und erhaben in der ſchlichten Macht ihrer Worte dahin. Dieſe Lieder und Hymnen waren es werth, in dieſen alten Domen zu ertönen und vom „Adeste, fideles!“ an der Krippe bis zum „Lauda Sion“ des Allerheiligſten Sacramentes, einen geiſtigen Blumenkranz zum Altarſchmuck des menſchgewordenen Gottes zu bilden, deſſen glühende, duftende, funkelnde Roſe des ſeligen Fra Jacopone „Stabat mater“ iſt. O wahrhaft ſelig, wer ſo liebt! wer einen ſolchen Ausdruck für eine ſolche Liebe findet! wer ſein Herz in ſo himmliſchen Flammen mit dem heiligſten Herzen der Mutter Gottes zuſammen ſchmilzt, daß er, ein anderer Johannes, ſchmerz- und liebezitternd, in ihren Thränen gebadet, vom Blut ihres hinſterbenden göttlichen Sohnes überrieſelt, marterſelig mit ihr am Fuß des Kreuzes liegt. Welche Blütentage der Poeſie, als die heiligſten Seelen und die größten Geiſter — nicht blos in der Stille des Kloſters, ſondern auf dem weiteſten Schauplatz der Welt — die ſtralendſten Namen des Jahrhunderts, die Erſten an Weisheit, an Einfluß — ein heiliger Bernhard („Jesus, dulcis memoria“), ein Thomas von Aquin („Lauda Sion;“ — „Pange lingua;“ — „Adoro te devote“), ſie übten und als ſie eine katholiſche Poeſie war.

Und die bildenden Künſte erwachten allmälig an dieſen mächtigen Sonnenſtralen und drängten ſich in wetteifernder Huldigung zum Heiligthum des Herrn — des geliebten, des angebeteten Herrn. Und weil ſie ihn liebten und anbeteten: ſo hatten ſie volle Seelen; und aus dieſer Seelenfülle heraus arbeiteten ſie. Wer kennt ſie nicht die alten florentiniſchen Maler, Fra Angelico, Lorenzo di Credi, Sandro Botticelli? — Namen, bei denen es einem ganz licht in der Erinnerung wird von dem Himmel, den ſie mit ihrem unſchuldsvollen Pinſel erſchaffen. Und die Umbrier mit Perugino's weltentfremdeten Heiligen? Und die Bildhauerfamilie Piſani, welche die Wunder der Heiligen in Wunder von Marmor verwandeln? — Und dann die Unzähligen, die Außerordentliches leiſteten und deren Namen Niemand kennt — Alle eingefügt durch die katholiſche Andacht in den Wunderbau, welchen der **katholiſche Glaube** in der Welt errichtete — wie merkwürdig iſt ihre Erſcheinung! Der Steinmetz, der dieſe Guirlanden von Heiligen am Portal — der jenes Sacramentshäuschen — der dort die Arkaden des Kreuzganges meißelte — ein großer Künſtler! Der Goldſchmidt, der dieſe Monſtranz arbeitete — ein großer Künſtler! Derjenige, der kleine Glasſcherben in Blei faßte, ſie bemalte, ſie zu rieſenhaften durchſichtigen Gemälden zuſammenſetzte und durch dieſe Fenſter gleichſam ein übernatürliches Licht für die Gotteshäuſer erfand — ein großer Künſtler! Und ſo nicht etwa Einer oder Einhundert; nein — Tauſende! Tauſende, die mit der innigſten Hingebung, mit dem feinſten Verſtändniß, in ihrem Fach große Künſtler — in der bürgerlichen Ordnung einfache Handwerker waren — welche unbegreifliche Erſcheinung, weil ſie einen ſolchen Aufſchwung des geiſtigen Lebens, eine ſo idealiſche Richtung der Gemüther beurkundet, daß neben ihr die geprieſene kunſtfertige Herrlichkeit ſpäterer Tage wie dürftiges Machwerk erſcheint. Aber gar nicht unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß ſie in der Welt der Kunſt der ganz nothwendige Ausdruck der katholiſchen Einheit war. Wer dieſe unbekannten Genies dem Namen nach ſein mogten — o gleichviel das! Eins iſt gewiß! ihre Seelen waren lebendige Glieder der Kirche, der Braut des Herrn, und hingen mit bräutlicher, frommer, unentweihter Liebe an dem Geliebten. In dieſem Sinn, mit dieſer Treue, voll dieſer Zärtlichkeit, dienten ſie ihm unſäglich demüthig, ganz ſich ſelbſt vergeſſend, ganz der Liebe hingegeben, welche ihr Beſtes für den Geliebten zu thun ſucht. Und war ihr immenſes Werk vollendet, ſo war es allerdings ein ſolches, welches der höchſten Begeiſterung und der vollkommenſten Kunſt nicht genügen konnte. Denn nun ſtand er da, der Dom — vom Thurm bis zum Portal eine Stickerei von Stein, mit kühnen Pfeilern, mit ſchwebenden Gewölben der Decke, mit gemalten und gemeißelten Heiligenbildern auf zahlloſen Altären und in reich verzierten Kapellen, auf welche das myſtiſche Licht der gemalten Fenſter wie Regenbogen fielen — Alles im reinſten Verhältniß, in der edelſten Harmonie von Maß und Form und Zuſammenſtellung. Die Menſchen, die Arbeiter, die Künſtler, die Gemeinde, ganze Generationen haben ihr Beſtes mit tiefer treuer Liebe gethan. Doch da unten ſchwebt wie ein vom Himmel gefallner Stern in ſilberner Ampel das ewige Licht vor dem Altar des Allerheiligſten Sacramentes, Tag und Nacht brennend, ein Sinnbild der ewigen Anbetung, mit welcher die Kirche vor ihrem göttlichen Bräutigam kniet; — und dies kleine Licht verkündet, daß hier ein Gott gegenwärtig, daß ein wahres, ein ächtes Haus Gottes gebaut ſei.

Dies erklärt die begeiſterte Liebe im Zuſammenwirken aller dabei Betheiligten; dies, die Entfaltung ſo überreicher Kräfte in dem Bemühen der Verherrlichung; dies, die Tugenden der Demuth, der Selbſtverleugnung, welche in dieſen Arbeiten athmen; dies, die Opfer an Geld und Gut, an Zeit und Anſtrengung, die freudig gebracht wurden: dem König der ewigen Herrlichkeit, der ſich aus Liebe zur Erde herabließ — Dem gebührte liebende Verherrlichung von Seiten ſeines Volkes. Und ſo iſt es denn das **katholiſche Dogma,** auf welchem der ganze Wunderbau der katholiſchen Kunſt gegründet iſt. Das Dogma von der Euchariſtie hat die Kunſt geboren, und zum Dank für dieſes Leben zur Ehre Gottes hat die Kunſt dem Dogma eine wundervolle irdiſche Verklärung durch ihre herrlichſten Schöpfungen verliehen. Könnte es je aus dem Glauben der Menſchen entſchwinden, ſo müßte die Erde unfehlbar in einen Schutthaufen ſich verwandeln, auf dem die Tradition der Schönheit verſchollen — der Bewohner aber in das materielle Alltagsleben verſunken und ohne Theilnahme für ein edleres wäre. Die Häreſien, welche es verwerfen, haben dennoch ſeine Erbſchaft auf dem Gebiet der Kunſt, ſo weit ſie mit gelähmter Hand dieſelbe erfaſſen konnten, angenommen, zehren davon bis zu dieſer Stunde und bezeugen dadurch, daß ſie dem Urquell aller Schönheit ſelbſt in ihrem Abfall noch huldigen müſſen, wenn ſie nicht ganz auf dieſem Gebiet verdorren und abſterben wollen.

Aber dieſe Ernte von goldenen Früchten und diamantenen Blumen, mit denen ſo viele Millionen zu ihrer Erbauung begnadet wurden, ſtand einer noch höheren nach. Eine andere Ernte von Früchten des Lichtes nährte noch unmittelbarer die Seelen mit dem Segen der Heiligung und war der eigentlich himmliſche Erfolg dieſer chriſtlichen Völkerwallfahrt zum heiligen Grabe. An dieſem Grabe, welches das göttliche Opfer aufgenommen hatte und mit ſeinem ſtummen Munde ſo beredt die göttliche Liebe predigte, die ſich verdemüthigte bis zur äußerſten Grenze, bis zum Tode des Verbrechers; — auf dieſen Stätten, wo der menſchgewordene Gott arm mit den Armen, verachtet mit den Verachteten, elend mit den Elenden geweſen war, um für alle Ewigkeit das Leben der Armen, der Verachteten und Geringen zu adeln — hier erwachte die katholiſche Liebe zu einem neuen, begeiſterten, machtvollen Schwung, der ſie drängte, das Kreuz des Kalvarienberges mit Herz und Armen zu umfaſſen! hier lernte die Gräfin Sibylle, daß es ihr ſüßeſtes Glück, ihre höchſte Ehre ſei, eine Magd der armen Ausſätzigen werden zu dürfen; hier lernte Graf Balduin, daß mit einem Tropfen des göttlichen Blutes die Entſagung auf ein Leben voll irdiſcher Freude überreich bezahlt ſei; hier lernten Beide, daß es eine ſüßere

Vermälung für die Seelen gebe, als die irdiſche, die ſie bisher gekannt — und daß ſie, um zu derſelben zu gelangen, Alles verlaſſen müßten, was ſie nach der Ordnung des natürlichen Lebens geliebt hatten; d. h. den ganzen irdiſchen Menſchen. Denn dies Opfer, gerade dieſes! hatte der menſchgewordene Gott gebracht von der Krippe bis auf Golgatha und er ſprach zu ihnen: „Folget mir nach.“ Sie hörten ihn nicht blos, ſondern ſie verſtanden ihn und machten ſich auf den Weg, Jeder — wie Gott ihn führte! Sie trennten ſich — nicht in Herzeleid und bitterem Weh — nicht mit Klagen um ihr großes Opfer, ihr ſchweres Geſchick; ſondern wie Seelen, denen das Schönſte ſo nah getreten iſt, daß ſie das minder Schöne darüber vergeſſen haben — ganz einfach, ganz demüthig, aber ganz ſelig.

Und Tauſende machten es wie Balduin und Sibylle! Die Liebe zum menſchgewordenen Gott, die Liebe zu den Menſchen in Seinem Sinn, in Gehorſam, Entſagung und Armuth bis zum Tode, die Liebe für die leidenden Glieder des myſtiſchen Leibes, deſſen Haupt Er iſt und deſſen Leid Er kennt — dieſe Liebe, die ſich nährt von der Euchariſtie und die da athmet durch das Gebet, die *katholiſche Liebe* hielt ihren Triumphzug über die Welt. Neben der Kunſt, die im Purpurgewande durch prachtvolle Tempel die Erde weihte zur Ehre des Herrn, und ihm diente wie eine

Königin — zog ſie einher im Kleide der Armuth und ſchuf die Welt um zu einem Tempel der Barmherzigkeit, deſſen Altar die Kirche war. Zu dieſem Altar trat Jeder freudig mit ſeinem Opfer. Der Eine brachte Hab und Gut, der Andere ſeine arme Perſönlichkeit, der Dritte ſein ſtolzes Ich, der Vierte den Glanz eines großen Namens und großer Reichthümer, der Fünfte das Glück ſeines Herzens, Andere — Alles. Sie legten es nieder auf dieſem Altar, damit ihr Opfer ſeine Weihe empfange im Sinne des göttlichen Geiſtes und ſeine Richtung im Sinne der Einheit; dann gingen ſie an ihre Werke der Liebe, zu den Armen und Elenden, riefen tauſend fromme wolthätige Anſtalten hervor und die Thaten dieſer Miliz der Barmherzigkeit ſind ſo außerordentlich, ſo rieſenhaft, daß die Gegenwart noch von den Broſamen zehrt, welche die kirchlichen und ſocialen Revolutionen der drei letzten Jahrhunderte nicht verſchlungen haben; noch an den Traditionen aus jenen opferfreudigen Tagen ſich erwärmt, um den ſchwach glimmenden Funken der Charitas nicht erſterben zu laſſen, den die moderne Humanität mit ihrer kalten grauen Aſche zu erſticken droht. Denn die Charitas ſtammt aus dem Himmel und bedarf für ihr Werk himmliſcher Freiheit; d. h. das Recht, auch für die Seelen wirken zu dürfen, wie das die Hauptwirkſamkeit des Heilands war, und wie er dieſelbe ſeiner Kirche übertragen hat. Die Sorge für die Seelen iſt das Erſte und das Letzte; die Sorge für die Leiber iſt nur ein Mittel zu jenem höheren Zweck. Bleibt aber jene Sorge nicht in den freien und reinen Händen, denen der Heiland ſie anvertraut hat, werden dieſe mit Feſſeln und Ketten aller Art belaſtet: ſo verweltlicht ſie ſich bald, die Rückſicht auf die Seelen ſchwindet, die menſchliche Vernunft tritt bei deren Behandlung in den Vorgrund, übergiebt ſie der Gouvernante Humanität, die wie ein Perpendikel zwiſchen Sentimentalität und Nüchternheit auf und nieder ſchwankt — und die holdſelige Charitas, verſcheucht wie ein chimäriſches Ungethüm, weil ſie eine geflügelte Heilige iſt, ſteht von fern, erſtarrt in ihren Thränen, immer bereit in den Himmel zurück zu fliegen, wenn ſie nicht wahrnähme, daß ſich Manche aus allen Kräften gegen die Humanität wehren und weil ſie immer bereit iſt, ihnen zu Hülfe zu eilen.

An der Verweltlichung des Geiſtlichen — mögen es Menſchen oder Inſtitutionen ſein! — haftet ſtets ein Makel, entweder von Ehrloſigkeit oder von Lächerlichkeit. Wenn man bedenkt, wie die Johanniter-Ritter zu Jeruſalem anfingen, auf Rhodos fortlebten, auf Malta nur durch Verrath, nicht durch Tapferkeit überwunden wurden: ſo hätte man ihnen doch wol ihren ritterlichen, ehrenvollen Tod gründlich gönnen dürfen, anſtatt ihren Namen in ein Geſpenſt ihres Weſens zu verwandeln. Beſſer hatten es die Tempelherrn.

Ihr glanzvoller Orden fand einen frühen Tod — und einen ſolchen, der jede Schuld ſühnte, wenn ſie wirklich ſo ſchuldig geweſen wären wie ihre Ankläger, die ihre Erben wurden, es behaupteten. Die Wiege beider Orden war Jeruſalem zur Zeit der Kreuzzüge. In ihnen verſchmolz der geiſtliche und der weltliche Soldat auf eine bewundernswerthe Weiſe. Der Gehorſam des Mönchs und die Disciplin des Kriegers führte ſie aus dem Spital in die Schlacht, und zurück vom Siege an das Krankenbett — von den Heldenthaten des Mannes zur liebenden Wirkſamkeit, wie das Weib ſie übt — und über beide hinweg zum armen demüthigen Leben des Mönches. Wo in der Welt hat man je verſucht, ein höheres Ideal zu verwirklichen? Vielleicht wäre es auch damals nicht gelungen, wenn ſich die Hospitaliter des heiligen Johann von Jeruſalem nicht unter den Schutz der allerſeligſten Jungfrau Maria geſtellt und, nicht umſonſt, auf ihre Fürbitte gezählt hätten. Mit ihr unternahmen ſie das ſcheinbar Unmögliche — und führten es aus. Dies iſt katholiſche Energie. Alle höchſten Entfaltungen des chriſtlichen Lebens, Alles, was groß, wahr, ſchön und gut iſt — Alles iſt katholiſch; d. h. iſt organiſch gewachſen aus der Lehre der Kirche, die Chriſtus auf einen Felſen gegründet und der er in dem Nachfolger des Petrus ein ſichtbares Oberhaupt gegeben hat. Häretiſch — iſt nichts. Häretiſch ſein und unter der Signatur des Todes ſtehen — iſt Eins und Daſſelbe. Ganz natürlich. Das ewige Leben kann nur einen Urquell haben — den Dreieinigen Gott; nur ein Lichtmeer bilden — die Offenbarung des Chriſtenthums; nur einen Saum um dieſes Meer anerkennen — die Kirche. Wer dieſem Urquell oder dieſer Flut von Licht oder dieſem ſichern Standpunkt entſagt, zieht ſich zurück vom ewigen Leben und behält ein zeitliches nur inſofern, als dieſes von dem Widerſpruch gegen jenes ſich erhält. Ein immanentes hat es nicht. Häreſie ohne die Kirche — iſt nicht denkbar. Die Kirche ohne Häreſie, ſehr gut; gerade ſo gut wie ein Baum gar wol ohne Miſtel, aber keine Miſtel ohne Baum wachſen kann. Die Häreſie befördert immer das wahre Leben der Kirche, theils indem aus den Wunden, welche ſie derſelben ſchlägt, das böſe Blut ſich ausſcheidet, das ſich von Zeit zu Zeit in dem mächtigen Körper erzeugt; theils indem ſie die Entfaltung und Wirkſamkeit aller Kräfte der Kirche durch ihre Angriffe wach erhält. Zu ihrer eigenen Verherrlichung aber vermag ſie nichts.

Sie war doch dazumal ſehr thätig in ihrer Art, weil der große Aufſchwung von Geiſt, Genie und Phantaſie, von Glaubenskraft und Liebesglut — und der mächtige Trieb zu ſchaffen, zu bilden, zu geſtalten, welcher alle Kreiſe des Lebens durchdrang, um ſie organiſch zu formen und zu gliedern — ihre dunkle

Schattenſeite hatten. Gäbe es eine Perſönlichkeit, die ſo geiſt- und genievoll, ſo befähigt für Glauben und Liebe wäre, ſo energiſch und bezaubernd auf ihre Umgebung wirkte, daß man ſie mit jener Epoche vergleichen könnte: ſo würde ſie mit all' ihren Gaben rettungslos in den Strudel der Willkür fallen und viel mehr Unheil als Segen bringen, wenn ſie keiner religiöſen Autorität ſich unterwerfen wollte. Denn die heftigen Leidenſchaften, die mit allen großen Gaben des natürlichen Menſchen Hand in Hand gehen, würden ſie in den Abgrund ziehen. Beſonders der Stolz in der Form des Dranges nach Unabhängigkeit.

So war es auch in jener Epoche. Es regte ſich eine ſolche Fülle der Kraft in Einzelnen und in der Geſammtheit — die große Einheit gab ihnen Allen einen ſo außerordentlichen Umſchwung der Thätigkeit, indem ſie das bewegende und ordnende Prinzip war: daß Mancher, von dieſen Stralen geblendet, nicht das Centrum erkannte, von dem ſie ausgingen, und ſeine eigenen Fähigkeiten zum Prinzip ſeiner Bewegung zu machen ſtrebte. Stolz, Ehrgeiz, Sinnlichkeit, geiſtiger Hochmuth — dieſe irdiſchen Geſchwiſter himmliſcher Gaben — richteten ihr Haupt ſehr hoch auf, und Weltluſt und Genußſucht empfingen ſie mit offnen Armen.

Dieſe Luſt an dem Ruhm der Welt, dieſe Sucht nach dem Genuß der eigenen Vortrefflichkeit, gepaart mit einem eminenten Geiſt, der wie ein Adler von einem Felſen herab in das Gebäu der Theologie, der Weltweisheit und Wiſſenſchaft ſchaute, es bebend zerſetzte und nach ſeinen Prinzipien wieder zuſammenfügte — verbunden mit einem ſolchen Zauber ſeiner Perſönlichkeit, daß die Macht ſeines Wortes und die Schönheit ſeiner Erſcheinung ihm eine unerhörte Popularität verſchafften: findet ihren vollkommenſten Repräſentanten in dem berühmten Patriarchen des Rationalismus, den die moderne Welt hauptſächlich als den romanesken Helden einer traurigen Liebesgeſchichte kennt: in Abälard. Dieſer glanzvolle, gigantiſche Menſch, in deſſen Licht- und Schattenſeiten ſich die ſeiner Zeit concentrirten, der eine Facette dieſer Zeit, den Durſt nach Unabhängigkeit, mit aller Macht des Scharfſinns und der feinſten geiſtigen Werkzeuge ſo leuchtend ausarbeitete, daß er eine immenſe Faſcination auf die Geiſter übte, indem er im Namen der Vernunft mit dem Prinzip der freien Unterſuchung an die dogmatiſchen Wahrheiten herantrat — dieſer König des Rationalismus brach mitten in ſeinem Lauf zuſammen und ſtürzte von ſeiner Sonnenhöhe herab — durch Heloiſe. Ein junges Mädchen überwand den Apoſtel der Vernunft in demſelben Augenblick, als er dieſe zum fundamentalen Geſetz aller Erkenntniß, Weisheit, Wiſſenſchaft und Bewegung zumachen ſtrebte.

Uebrigens ging dies wundervolle Meteor nicht in ewiger Nacht verloren. Die Gnade war mächtiger in ihm als die hochmüthige Natur. Schon im Jahr 1121 verbrannte er ſelbſt ſein Buch von der Trinität, welches das Concil zu Soiſſons wegen Irrthümer verdammt hatte. Seine ungewöhnliche Geiſtesthätigkeit und ſein ſubtiler Scharfſinn lockten ihn in Verbindung mit brennendem Ruhmdurſt freilich immer wieder auf die Bahn der verderblichen Doctrinen zurück; — aber mehr weil er, von ſeinem eigenen Licht geblendet, das Licht der Wahrheit nicht ſah, als weil er es nicht hätte ſehen wollen. Denn als es ihm in der Perſon des heiligen Bernhard entgegen trat, da demüthigte ſich der ſtolze und kluge Abälard im tiefen Schweigen, nahm, wie der heilige Chriſtophorus, das Jeſuskind auf ſeine Schultern, und ſiehe! dies unruhige Herz fand ſeine Ruhe und dieſe überbewegliche Intelligenz ihren Frieden. Der heilige Geiſt ſenkte einen Stral ſeiner Verklärung in den weiten Horizont dieſes großen Verſtandes und zog ſein Streben von den irdiſchen Dingen hinweg und zu den himmliſchen empor. Abälard begab ſich in's Kloſter von Cluny zum weiſen Abt Petrus Venerabilis und lebte dort zwei Jahre, während welcher „Alles an ihm, wie die Chronik ſagt, himmliſch erſchien, ſein Geiſt, ſeine Worte, ſeine Handlungen.“ Er ſtarb im Frieden des Herrn 1142.

Er iſt eines der großen Phänomene ſeiner Zeit und ihr Ausdruck. So war ſie, ſo ſpiegelten Tauſende ſie ab; Alle, die auf ſeiner Bahn ihm folgten! Nur im letzten Stadium derſelben trat Verſchiedenheit ein, je nachdem die Athleten das Loos des Lebens oder des Todes, die Unterwerfung vor der Autorität der Kirche oder den Abfall von ihr erwählten. Abälard blieb in der Orthodoxie; manche Zeitgenoſſen und viele ſeiner Nachfolger, weniger begabt und begnadet, verfielen der Häreſie. Bei ihm herrſchte die Verkehrtheit des Verſtandes vor, nicht die des Willens, denn er nahm die Demüthigung willig auf. Wer aber durch ſie oder aus Furcht vor ihr hartnäckiger und ſtörriſcher wird als er geweſen — bei dem herrſcht der böſe Wille vor, bei dem die Gnade keinen Anknüpfungspunkt findet.

Der Häreſie, die das rationaliſtiſche Prinzip auf die Religion anwendet, ſchloß ſich der Liberalismus eng an, der es auf die politiſche und bürgerliche Ordnung verpflanzt und ſeine ungeſunden Früchte wurden ſchon unter Arnold von Brescia, einem Mönch, Abälard's Schüler, gezeitigt — der die weltliche Herrſchaft des heiligen Stuhles in Rom ſelbſt zu ſtürzen verſuchte, aber auf dem Scheiterhaufen ſeinen Tod fand. Die Sekte der Albigenſer, welche in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts mit furchtbarer Vehemenz im ſüdlichen Frankreich aufſtand, und alle Katharer, Pateriner, Arnoldiſten, Henricianer ꝛc. ꝛc. weit hinter ſich ließ, war der gefährlichſte Sprößling dieſer Vermiſchung des religiöſen und politiſchen Rationalismus, den die Kirche ſeit den Tagen des Arius zu bekämpfen hatte. Sie nahm die alten Irrlehren des Manes über die Schöpfung, des Arius über die zweite Perſon der Gottheit an und fügte eine Menge neuer hinzu, verwarf den Kultus des Kreuzes und das heilige Meßopfer, als abergläubiſch; gute Werke und Gebete für die Abgeſchiedenen als unnütz; auch einige Bücher der heiligen Schrift ſowol als den Gebrauch der Altäre. Mit beſonderem Ingrimm griff ſie Alles an, was ſich in der Kirche hauptſächlich mit dem Prieſterthum verknüpft: die heiligen Sacramente, die kirchlichen Ceremonien, die Suprematie des heiligen Vaters, die Abgabe des Zehnten, die geiſtlichen Güter. Alles ſollte abgeſchafft werden! Die Ausſicht auf Befreiung von Abgaben, die Empörung der Sektirer über den unſittlichen Lebenswandel mancher Geiſtlichen, die Strenge, welche ſie in ihrem äußern Leben zur Schau trugen, um ſich vor Aller Augen vor Jenen auszuzeichnen, gewann ihnen Einfluß bei dem immer ſo kurzſichtigen und daher immer ſo leicht zu influenzirenden Volk, während einige große Herrn ſich ihnen anſchloſſen, welche mit lüſternen Blicken auf die reichen Kirchengüter ſchauten, die ihnen weit lockender erſchienen, als irgend eine häretiſche oder orthodoxe Lehre. Die Sektirer ſchlugen anfänglich denſelben Weg ein, den ihre großen Zeitgenoſſen, ein heiliger

Bernhard, eine heilige Hildegardis gingen: ſie hielten dem Klerus, dem hohen wie dem niedrigen, ein ungeſchminktes Bild ſeiner Laſter, ſeiner Unwiſſenheit, Unſittlichkeit, Nachläſſigkeit, und was irgend er ſich zu Schulden kommen ließ, vor. Allein die Heiligen wurden vom Geiſt Gottes, von Liebe für die Seelen, vom Eifer für die Ehre der Kirche und die Reinheit des Prieſterthums dazu angefeuert, denn ſie blieben in ihrer Demuth und Unterwürfigkeit vor der Lehre und den kirchlichen Inſtitutionen; blieben — er, ein armer Mönch und ſie eine arme Kloſterfrau, die beide ſehr ungern die Welt mit dem Ruf ihrer hohen Erleuchtung und Heiligkeit erfüllten und friedlich nach ihrer Ordensregel fortlebten. Hingegen die Sektirer handelten im Geiſt der Selbſtſucht und des Widerſpruchs; gingen von den Angriffen auf den ſchlechten Klerus zu Angriffen auf den Klerus überhaupt über, dann auf die ganze geiſtliche Hierarchie, dann auf die Autorität des Dogma's und der Kirche — und als ſie ſo weit waren, da war der Deich durchbrochen und die bittern Waſſer der Häreſie drangen von allen Seiten in die des ſichern Centrums und der ſchirmenden Einheit beraubten Gemüther. Ohne feſten Boden unter ihren Füßen, ohne ein beſtimmtes höheres Ziel vor ihren Augen, fielen ſie der Eitelkeit ihrer Vernunft und einer hohlen ſpeculativen Richtung anheim, welche weder durch Dogmen, noch Traditionen, noch

Kultus, noch irgend eine Bürgſchaft für ihre Berechtigung auf dem religiöſen Gebiet, den verwüſteten Seelen keine andere Nahrung, als den eines falſchen Myſticismus bot, deſſen Hohlheit durch die Sinnlichkeit ausgefüllt werden mußte. Denn hinter dem Sternenhimmel der Myſtik ſchwebt nur eine Sonne, die ihm ein heiliges Licht giebt: das euchariſtiſche Opfer — dies ſüßeſte und erhabenſte Myſterium, dies Ur-Myſterium. Mit dem Glauben an dieſes erliſcht jener Sternenhimmel, dem ſein Urlicht fehlt — und was für Kräfte und Elemente in der wüſten Finſterniß, die alsdann Myſticismus genannt wird, ihr wildes und beklemmendes Unweſen treiben — kann wol nur das Auge Gottes durchſchauen. Bis in unſere Tage hinein haben dieſe Erſcheinungen in häretiſchen Sekten ſtatt gefunden.

Die Gütergemeinſchaft, welche die Albigenſer ihrem verbeſſerten Chriſtenthum zufolge predigten und welche hauptſächlich gegen das Kirchengut gerichtet war, hatte eine ſolche Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung zur Folge, daß dieſe mit um ſo größerer Strenge aufrecht gehalten werden mußte, als die großen Kron-Vaſallen im ſüdlichen Frankreich, an ihrer Spitze den Grafen Raymund von Toulouſe, jene zur Ausdehnung ihres Gebietes und ihrer Macht auf Koſten der Kronen benutzen wollten. So entbrannte der furchtbare Albigenſerkrieg: er ging von der weltlichen Macht gegen rebelliſche Vaſallen und Unterthanen aus; und keineswegs von der geiſtlichen. Die Erbitterung war auf beiden Seiten ſo heftig, daß zwei der ſchönſten Provinzen Frankreichs, Provence und Languedoc, auf lange Jahre verwüſtet wurden und unzählige Menſchen zu Grunde gingen. Erſt als der Biſchof von Osma ſeinen Kreuzzug der Wahrheit und der reinen Lehre gegen die unglücklichen Albigenſer unternahm, begann die Häreſie zu erlöſchen, die ſich an Blut und Feuer nur entzündete.

Die Kirche hat ſich aber nie damit begnügt, der Häreſie gegenüber nur negativ zu verfahren und zu ſagen: So ſoll es nicht ſein! — nie ſich dabei beruhigt, eine verkehrte Richtung nur auszurotten; ſondern ſie verfuhr poſitiv: ſie entwickelte aus dem ewigen Leben ihres Dogma's ein neues Beiſpiel, wie es aufgefaßt werden ſolle; ſie nahm das Streben auf, welches in eine falſche Richtung gerathen war, und gab ihm eine richtige.

Als der Geiſterkampf zwiſchen der Autorität und der Empörung gegen ſie entbrannte und Abälard's großer Geiſt, als der Heerführer der letzteren, die Schlacht entſcheidend zu machen beabſichtigte — trat aus den Reihen der Kirche ein ſchlichter Mönch gegen ihn auf, der zur Ehre Gottes mit all' den Gaben ausgeſtattet war, die Abälard zu ſeiner eigenen Ehre verbrauchte. Intelligenz, Beredſamkeit, Scharfſinn, Wiſſen und Gelehrſamkeit, hoher Zauber in der Erſcheinung und im Wort, jene Herrſchaft über die Seelen, welche Alle beſitzen, die von Gott beſtimmt ſind, auf weite Kreiſe zu wirken und welche Der am meiſten hat, der ſie am ſtrengſten gegen die eigene übt; außerdem die himmliſchen Tugenden der Demuth, des Gehorſams, der Selbſtverleugnung in tiefſter Stille, die kein Weltweiſer beſitzt — und über dem Allen die Gnade der göttlichen Liebe, durch die er Alle entzündete, die ihm nahe kamen, ſo daß er z. B. ſeine ſechs Brüder ſich nach und in's Kloſter zog, denen endlich auch die einzige Schweſter folgte; — ein zarter, ſchmächtiger, durch jede Art von Asceſe abgetödter Körper, der, dem irdiſchen Menſchen nach, gebrechlich, aber nach dem himmliſchen transfigurirt vom Geiſt der Liebe und des Glaubens erſchien — ſo war der heilige Bernhard, aus dem edlen Hauſe Fontaines in Burgund, ſeit ſeinem vierundzwanzigſten Jahr Abt des Ciſtercienſerkloſters Clairvaux.

Die Häreſie warf der Kirche vor, daß ihr Klerus und beſonders ihre Ordensleute ein unbrauchbares und unnützes Geſchlecht ſei, in Sittenloſigkeit verkommen, in Unwiſſenheit und Trägheit abgeſtorben, folglich unfähig, die Beſtimmung zu erfüllen, für welche es eingeſetzt ſei — die Seelen zu erziehen; — woraus ſie den Schluß zog, daß ſie ſich lieber ſelbſt erziehen wolle. Dieſem Vorwurf gegenüber ſtellte die Kirche ihren Bernhard auf, das Ideal eines Ordensmannes im großen Styl, weil ſein Licht, das er am Feuer des heiligen Geiſtes entzündet und für eine armſelige Zelle berechnet hatte, über die Wände dieſer Zelle, die Mauern ſeines Kloſters, die Grenzen ſeines Vaterlandes, die Schranken ſeiner Zeit, mit unwiderſtehlicher Macht und Lieblichkeit hervorbrach. Er war ein Mann des Gebets und der That, der Contemplation und der Handlung; Miſſionär, Autor, Lehrer, Prediger; gleich geübt in der theologiſchen Controverſe wie in der Führung der Seelen; Rathgeber ſeiner einſiedleriſchen Ordensbrüder wie der Fürſten, und ſogar des Oberhirten der Chriſtenheit. Und wie er die Seinen, begeiſtert von der göttlichen Liebe, aus der Welt heraus und in's Kloſter riß: ſo beſeelte er die Welt mit dem nämlichen Feuer und drängte ſie fort zum Kreuzzug — zum heiligen Grabe. Und dieſe ächt apoſtoliſche Seele, die für ſich ſelbſt auf Alles verzichtet hatte, um Allen Alles ſein zu können — betrachtete ſich ſelbſt nie anders als einen unnützen Knecht, der ſeine Schuldigkeit ſehr unvollkommen erfüllt und kannte keine größere Sehnſucht für dieſe Erde — als nach der dürftigen Zelle des geliebten Clairvaux. Dem ſtarren Hochmuth der Häreſie gegenüber war er die zuſammengeſchmolzene Verkörperung des größten Genies und der größten Demuth ſeiner Zeit.

Abermals warf die Häreſie der Kirche vor, daß ſie taub ſei gegen die Mahnungen der Bußprediger, welche das neue, das gereinigte Chriſtenthum ausſende; daß es ſie zu Märtyrern mache, wie den Arnold von Breſcia. Was geſchah? — An den Ufern des Rheins erhub ſich eine Stimme, die ſo laut, ſo ſchneidend, ſo wehklagend zur Buße rief — die Wunden der Kirche ſo rückſichtslos aufdeckte — als die Haupturheber des Verfalls den pflichtvergeſſenen Klerus ſo unbefangen bezeichnete — überdas ſolche Drohungen des göttlichen Zornes ausſprach und ſolch' Unheil als göttliche Strafe verkündete — wie kaum jemals die Abtrünnigen es gewagt hatten. Und von wem ging dieſe Stimme aus, die ein ſolches Strafgericht wie von Oben herab über ihre ganze Zeit, über Kaiſer und Fürſten, über Päpſte und Biſchöfe, über Hirten und Heerde hielt, und die Sünder, die da waren, mit der Rache, die da kommen ſollte, auf die Häupter der Schuldigen legte? — Von einem Weibe! von einer Ordensfrau, die ſeit ihrem achten Jahr im Kloſter, unwiſſend, ungelehrt, weltentfremdet und nichts als die Abtiſſin der Benedictinerinnen auf dem St. Rupertsberge bei Bingen war; — von der heiligen Hildegard. Nie hat eine edlere Trauer einen myſtiſcheren und dennoch verſtändnißvolleren Ton über die Entweihung des Heiligthums angeſchlagen, als ſie! ſo tief und voll iſt dieſer Ton, daß Gegenwart und

Zukunft in ihm zuſammen ballen. Nie iſt ein ſorgenvollerer Blick reinerer Liebe auf die ſchweren Verſündigungen der Zeit und auf die Mittel gefallen, um ſie vom Verderben zu retten! Sie, die nichts kannte als ihre Ordensſchweſtern, nichts ſah als den ſtillen Strom und ſeine Rebenhügel — ſie erkannte den Gang des menſchlichen Geiſtes nach Unten und zu einem furchtbaren Sturz, wenn nicht der heilige Geiſt in der Kirche ſelbſt willigere und zahlreichere Werkzeuge fände, um das Reich Gottes in Glanz und in Kraft zu erhalten. Obwol Hildegard nur eine ungelehrte Nonne war, fand die höchſte geiſtliche Macht ihre Ausſprüche und Prophezeiungen dennoch ſo erleuchtet, ſo wirkſam, daß — nachdem ein Concil in Trier ſich drei Monate mit der Prüfung ihrer Schriften beſchäftigt hatte — der Papſt Eugen III. und alle Väter dies reine wundervolle Licht für eine höhere Offenbarung erklärten und Jener ihr eigenhändig ſchrieb: ſie möge mit dankbarem Herzen die große Gnade empfangen, die Gott ihr verleihe und mit der größten Vorſicht die Eingebungen des heiligen Geiſtes Anderen mittheilen. Von der Zeit an ſtieg der Ruf ihrer Weisheit und ihres Tiefblicks in die göttlichen Myſterien immer höher. Drei Nachfolger Eugens III. verſchmähten es nicht, mit ihr in brieflicher Verbindung zu bleiben und Alles, was groß war in der Welt wie in der Kirche, hörte mit Andacht und Erbauung auf dieſe Stimme, die wie aus einer Geiſterwelt hinter Gitter und Schleier hervorklang. Die heilige Seele, der ſie angehörte, lebte in Stille und Frieden bis in's höchſte Alter als eine unſcheinbare und demüthige Kloſterfrau, die von dem Ruhm, dem Glanz und der Ehre, welche ihrem Geſchlecht ſo ſelten auf dieſem Gebiet zu Theil werden, weit mehr beängſtigt als geſchmeichelt ſich fühlte. Sie ſtarb im Jahr 1179, ſechsundzwanzig Jahr nach dem Tode des heiligen Bernhard, der ſie einmal auf dem Rupertsberge beſucht hatte und im brieflichen Verkehr mit ihr blieb.

Die Väter der Kirche waren nicht ſo taub für die Stimme der Wahrheit, als die Häreſie es behauptete — nur freilich durften ſie deren Stimme nicht für Wahrheit gelten laſſen!

Als ſie ihren Schlangenleib in einer neuen Farbe ſchillern ließ und das leichtbethörte Volk durch ein äußerlich ſtrenges Leben, ehrbaren Wandel und ſchlichte Sitten für die falſche Lehre einzunehmen wußte, — als ſie Armuth und Einfalt, der Ueppigkeit und dem Geiſtesprunk gegenüber, triumphirend aufzuſtellen ſuchte, um den Menſchen die Bewunderung einzuflößen, welche der Weltſinn immer vor der Weltentſagung hat; — (wenn er auch den Schein annimmt, als ob er ſie verhöhne!) — als die Menge, ſtets verblendet über neue Erſcheinungen, blos weil ſie neu und fremd ſind und dadurch auf die Einbildungskraft wirken, nicht im Stande war zu begreifen, daß dies nicht die Einfalt der Taube, dies nicht die ſelige Armuth im Geiſt, ſondern vielmehr Heuchelei, Hochmuth und Mittel für böſe Zwecke ſei: — da ging aus dem Schooß der Kirche ein ächtes Ideal himmliſcher Einfalt und ſeliger Armuth hervor — Franziskus, der ſeraphiſche.

Das Leben dieſes Wunderweſens war von dem Augenblick an, wo er der Welt entſagte, ein Hymnus der göttlichen Liebe und wie ſeine Gefährten ihn zuweilen in der Extaſe des Gebetes, von der ſchweren Erde aufwärts geriſſen, auf dem Alverno ſchweben ſahen, ſo ſchwebte ſeine Seele in ewiger Extaſe vor Gott, ſeinem Schöpfer und Heiland. Er war ein Sohn des ſchwärmeriſchen und leidenſchaftlichen Umbriens, das Perugino und Rafael geboren hat. Dieſe Grundelemente ſind einer hohen religiöſen Entwickelung günſtig, wenn ſie eine idealiſche und energiſche Richtung nehmen, welche die Seele vor der Gemeinheit beſchirmt. Das zeigt ſein Jugendleben. Als die Gnade ihn ergriffen, ſich wie ein himmliſches Feuer auf ihn herabgelaſſen, jede irdiſche Faſer an ihm verzehrt und ihn ſo durchglüht hatte, daß er, in ſich ſelbſt erneuert, wirklich wie ein Seraph nichts war, als ein Bote Gottes, um den Menſchen eine himmliſche Liebe zu verkünden: da wurde er ein wundervolles Werkzeug zum Heile Vieler und eines jener lieblichen Mirakel der Menſchheit, welches man ſchlechtweg zu nennen pflegt ein katholiſcher Heiliger.

Als er die Stimme des Gekreuzigten dreimal hörte: „Franziskus, ſtelle mein Haus her, welches zerfällt;" glaubte er zu nichts Höherem berufen zu ſein, als die St. Damians-Kirche zu Aſſiſi, welche dem Einſturz nahe war, wieder aufzubauen. Seinem erzürnten Vater, der ihn in irdiſcher Herrlichkeit zu ſehen wünſchte, hatte er alle Anſprüche auf ſein dereinſtiges Vermögen und Alles, was er aus dem älterlichen Hauſe beſaß, ſogar ſeine Kleidung abgeben müſſen, was er mit der größten Bereitwilligkeit that, vom Biſchof von Aſſiſi den Rock eines armen Landmanns empfing, ein Kreuz von Mörtel darauf zeichnete und in dieſer Livree ſeines geliebten gekreuzigten Herrn ſich daran machte, das zum Bau der Kirche nothwendige Geld zu erbetteln. Hatte er eine Summe beiſammen, ſo kehrte er nach Aſſiſi zurück und half als Handlanger beim Bau, indem er Steine herbei trug. Natürlich wurde er verſpottet, gehöhnt, als ein Blödſinniger verachtet, als ein Sonderling verſchrien. Das war ihm grade recht und lieb! Er wußte ja, daß der Menſch ohne die göttliche Gnade nichts iſt als ein Irrer und ein Thor — und daß die göttliche Gnade nicht ſein Werk, ſondern eine unverdiente Gabe iſt. So konnte denn keine Demüthigung, welche Andere ihm zudachten, ihn tiefer verdemüthigen als er ſelbſt es freudig that. Und nicht umſonſt betete er mit ſo inbrünſtiger Zärtlichkeit das Vater Unſer. Er begriff, daß der, welcher in Wahrheit betet: „Unſer täglich Brot gieb uns heute“ — auch in Wahrheit beten kann: „Dein Name werde geheiliget!“ — da er ſich buchſtäblich aus höchſter Hingebung der Liebe vertrauensvoll in die allmächtige Hand legt, welche die Lilien auf dem Felde kleidet und durch ihre Schönheit verherrlicht wird. Er begriff, daß die göttliche Liebe ganz allein, ohne Zuthat und Zubehör, der Seele genügt; und weil er das begriff, ſo wollte er denn auch nichts ſein — als eine Seele, und für Leib und Leben ein ganz armer Bettler!

So ſtand er da, dieſer himmliſche Thor des Kreuzes, und nahm Beſitz von der äußerſten Armuth wie von einem Thron, auf welchem er die Vereinigung mit der göttlichen Liebe feierte, die — weil ſie wirklich ſein tauſendmal gekreuzigtes Herz ganz entleert und ganz abgelöst von der Irdiſchkeit fand — es nun auch wiederum ganz in Beſitz nehmen, es ganz mit einem Strom von Licht und Glut erfüllen konnte, deſſen reine Wellen einerſeits ihn zu einer Höhe emportrugen, welche die größten Lieblingsdiener Gottes ſelten erreicht haben; andrerſeits ſo mächtig an die Küſten der Welt hinan brauſten, daß ihr Donner und ihre Melodie Tauſende und Tauſende lockten, ſich in dieſe leuchtende, feurige Flut zu verſenken.

Weil die Irdiſchkeit ihm todt war, weil nur ſein übernatürlicher Menſch in der Gotteinigung durch das euchariſtiſche Leben lebte: ſo trat ſein Daſein weit über die Grenzen des natürlichen Daſeins voll Enge, Beſchränkung und Dumpfheit hinaus. Er war ein Seliger und genoß die Vorrechte der Seligen: er ſah in die Zukunft, er blickte in die Myſterien der Gottheit, er gewahrte die Erlöſung auch in der Natur, er verkehrte mit ihr wie mit ſeines Gleichen, er nannte die Lämmer ſeine Brüder und die Schwalben liebe Schweſtern, er ging vertraulich und zärtlich mit dem Grashalm, den Blumen, dem Sonnenſtral — wie mit den Ausſätzigen, den Bettlern, den Kranken um, denn Alle waren ja Geſchöpfe Gottes, in Allen ſah er das Werk der Liebe, und dieſe Liebe umfaßte er in ihnen Allen. Nie hat ein Herz ſeliger in einer Menſchenbruſt geſchlagen, als das ſeine, denn wo er ging und ſtand, was er that und ſprach, es war immer bei Gott! von keinem Ballaſt beſchwert, von keinen Wolken umhüllt, in keine Nebel verſenkt, ſchwebte es als ein reiner Stern im reinen Aether der himmliſchen Liebe, wie eine Aeolsharfe in ſüßen Melodien erklingend. Denn er war ein Troubadour, der arme Bettler, mit dem Strickgürtel über der armſeligen Kutte — der ſo holde, feurige Lieder dichtete und ſang, wie irgend einer ſeiner berühmten Genoſſen unter den Minneſängern. Seine Dame, ſeine Geliebte, ſeine Königin war — die Armuth! ſie allein auf der weiten Welt ſchien ihm preis- und wünſchenswerth, denn ſie allein tritt nicht zwiſchen den Menſchen und Gott, ſondern ſie bringt ihn zu Gott. Und Hymnen dichtete er, um dieſen Gott zu loben und die ganze Schöpfung aufzufodern, in dies Lob einzuſtimmen, ſo jubelnd und jauchzend, als wär' er ſchon aufgeſtiegen aus dem Staube des Leibes in's ewige Licht. Auf ſeinem ganzen Thun und Sein lag ein Etwas, wie das Morgenroth einer andern Welt.

Er dachte an nichts, als zerfallende Kirchen mit erbetteltem Golde aufzubauen, Gott zu dienen in den Kranken und Bettlern, und die Menſchen zu bitten, ſie mögten doch aus Liebe zu Gott Buße thun für ihre Sünden. Dazwiſchen zog er ſich in Einſamkeiten zurück, und betete, faſtete und weinte Tage und Nächte hindurch. Aber in dieſem Leben der äußerſten Dürftigkeit und Entblößung von Allem, was in den Augen der Welt dem Leben Werth und Reiz giebt, lag eine mächtige Anziehungskraft. Räuber fragten ihn einſt, als er freudig ſingend ſeines Weges daherzog, ſtaunend, wer er denn ſei. „Ich bin der Herold des großen Königs!“ ſprach Franziskus froh. Die Räuber ſchauten dieſen Herold in Lumpen, der barfuß und barhaupt mit einem Pilgerſtab wanderte, erzürnt und verächtlich an und mißhandelten ihn. Das ergötzte ihn ſehr, denn er war ja der Herold des größten aller Könige! was kümmerte es ihn, daß die Räuber ihn nicht dafür anerkennen wollten! Andere erkannten es! Sein erſter Schüler und Gefährte, Bernard von Quintavalle, ein vornehmer und reicher Mann in Aſſiſi, beobachtete den Franziskus während einer Nacht im Gebete, wie er auf den Knien mit gekreuzten Händen lag und nichts ſprach, als ab und an: „Mein Gott und mein Alles!“ — dieſe zwei Worte, welche den Inhalt ſeines Lebens ausmachten. Da dünkte es ihn lieblicher mit dieſem ſeligen Bettler, der nichts hatte und mehr als die Welt beſaß — ein Bettler, als reich und vornehm zu ſein. Er vertheilte ſein Vermögen an die Armen und blieb bei Franziskus. Noch Andere geſellten ſich zu ihnen, und bald hatte Franziskus zwölf Jünger, wie ſein göttlicher Meiſter. Sie lebten in ſtrengſter Dürftigkeit bei dem Kirchlein Portiuncula, das unter dem Schirm der „Königin der Engel,“ von Roſengebüſchen umgeben, in der Ebene zwiſchen Aſſiſi und Perugia ſtand — und noch ſteht. Von dort wanderten ſie aus und riefen das Volk zur Buße auf, ſo eindringlich und beweglich, ſo durch ihre ganze Erſcheinung die Selbſtverleugnung, Abtödtung und Demuth predigend, welche ihre Worte von Andern begehrten, daß ſie einen überwältigenden Eindruck machten und ſich von ſchaarenweiſe Bekehrten umringt ſahen.

So mußte es ſein! — Der große Benedictiner-

Orden, der ſo lange und in ſo mächtigen Sproſſen geblüht und gewirkt hatte, ſchien in Lauheit abgeſtorben, in Sinnlichkeit und Ueppigkeit verſumpft, dem Selbſtmord der Regelwidrigkeit zu verfallen und dadurch dem ganzen Ordensleben einen Todesſtoß verſetzen zu wollen. Dieſes mußte ein neues, fruchtbares und bewegendes Element in ſich aufnehmen, um eine Regeneration zu bewirken und Franziskus fand dies Element: er that einen Schritt weiter in die Armuth hinein und begehrte, daß die Brüder, welche ſich ihm anſchloſſen, nicht blos jeder einzeln, ſondern die ganze Gemeinſchaft, auf jeglichen Beſitz verzichten und nur vom Betteln leben ſollten, damit ſie in Wahrheit dem armen Jeſus nachfolgten, der auf Erden keinen Platz hatte, auf dem er ſein Haupt betten konnte und überall nur als ein demüthiger Gaſt erſchien. Behagliche Schwelgerei hatte den Ordensſtand in den Augen des Volkes herab — und auf eine und dieſelbe Stufe mit dem üppigen Weltleben verſetzt, und die Häreſie, die überall die ſichtbare Kirche auf's Schärfſte angriff, weil dieſelbe ihr im Wege und ihren Unabhängigkeitsbeſtrebungen läſtig war, benutzte geſchickt und eifrig jede Veranlaſſung, um deren Dogmen und deren aus ihnen entſpringende Inſtitutionen — jene als falſch und dieſe als ſchädlich zu verdächtigen, und um dagegen ihre eigenen Anhänger dem Volk als ächte Jünger Chriſti hinzuſtellen. Der „Fleiſches-

und Augenluſt“ im eigenen Hauſe und der „Hoffart des Lebens“ im fremden, konnte nur der vollkommne Gegenſatz Eintrag thun. Der Habſucht, der Begierlichkeit, der ſündhaften Weltliebe mußten Entſagung, Entbehrung und Demüthigung, welche immer im Gefolge der Armuth ſind, gegenüber treten. Stolz und Hochmuth aber mußten durch Gehorſam und Einfalt überwunden werden. Dies war die Miſſion des Franziskus. Zur Herſtellung des heiligen Gebäudes des Ordenslebens berief ihn die göttliche Gnade. Sie fand in ihm das Werkzeug, wie ſie es für ihre Plane brauchte, feſt und rein wie Stahl, biegſam wie Wachs, erhärtet und geſchmolzen im Feuer der Läuterung, vom Hauch der Liebe bewegt wie der Nachen vor dem Winde treibt, im Schooß der Kirche ruhend vor Anker am Glaubensfelſen Petri.

Im Jahr 1210, als Franziskus achtundzwanzig Jahr alt war und ſeit drei Jahren der Welt entſagt hatte, gab ihm der große Papſt Innocenz III. die Erlaubniß, nach ſeiner Regel einen neuen Orden ſtiften zu dürfen. Franziskus nannte ihn den der minderen Brüder — um ſich und die Seinen ſtets daran zu erinnern, daß ſie die letzten der Menſchen wären. Als Miſſionäre unter den Heiden und Ungläubigen, als Bußprediger unter den Gläubigen, ſollten ſie nach Außen wirken; innerhalb ihrer Gemeinſchaft aber dem Gebet, der Contemplation und jeder Art von leiblicher und geiſtiger Abtödtung durch die eifrigſten Bußübungen ſich widmen. Auch ihre Häuſer, Kirchen und Kapellen ſollten auf's Nothdürftigſte beſchränkt ſein und nie ſollte der Orden weder Geld noch liegende Gründe beſitzen, ſondern einzig und allein zu ſeinem Unterhalt auf die barmherzige Liebe frommer Seelen, die Gott ja erwecken könne, angewieſen ſein. Er ſollte in ſeiner ganzen Exiſtenz beweiſen, daß er nur durch und für das Kreuz und in der Liebe zum Kreuz gegründet ſei. Nach drei Jahren beſaß er ſchon ſechszig Klöſter und als Franziskus im Jahr 1219 bei der Portiuncula ein Generalkapitel verſammelte, ſtellten ſich 5000 Ordensbrüder ein, während noch Manche in den Klöſtern hatten zurückbleiben müſſen.

Auch den Frauen gab Franziskus eine Regel, die ebenſo ſtreng, ebenſo abgetödtet, ebenſo bettelarm war, als die der Brüder, und die Nonnen noch mehr an die barmherzige Liebe Gottes und der Nebenmenſchen wies, da ſie, an die Clauſur gebunden, Niemand um Almoſen anſprechen konnten. Clara, die achtzehnjährige Tochter des Grafen Ciſſi, war die Erſte, welche aus den Händen des heil. Franziskus das arme Kleid des zweiten Ordens empfing. Sie entfloh dem väterlichen Hauſe, um ſich einem Leben zu widmen, welches die Welt ein Marterleben nennt, in welchem ſie aber eine ſüße Gleichförmigkeit und Vereinigung mit dem Leben des menſchgewordenen Gottes ſah. Sie lebte ſo ganz vor ſeinem Angeſicht und in ſeine Betrachtung und Anbetung verſenkt, daß ſie wie blind für die Welt war, und daß man ſie ein einziges Mal ihre Augen hat aufſchlagen ſehen – als ſie nämlich den heiligen Vater um ſeinen Segen bat.

So hinreißend war das heilige Opferleben, die hohe Tugend und die glühende Liebe für das Heil und die Rettung der Seelen dieſes Bettelmönchs, daß ſein Beiſpiel bis in die Regionen hinein anſteckend ward, wo alle Verhältniſſe gegen den Eintritt in den Orden waren und ihn gradezu unmöglich machten. Männer und Frauen, durch Pflicht und Gewiſſen an die Welt gebunden, Familienväter, Hausfrauen, Fürſten — Alle wollten die geiſtlichen Kinder dieſes Vaters werden! Mit weiſer Einſicht ſetzte er dieſem übermäßigen Drange zum Kloſterleben Schranken und mit dem Erfindungsgeiſt der wahren Liebe, die immer das zu treffen weiß, was Noth thut, ſetzte er den ſogenannten dritten Orden ein, der es den Weltleuten möglich machte, eine beſtimmte fromme Lebensregel mit Stand, Beruf und Stellung und allen Pflichten, welche dieſe mit ſich brachten, zu vereinigen. Die heilige Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, eine Schweſterſeele des Franziskus, trat auch in ſeinen dritten Orden ein, der wol nie eine reinere Perle gezählt hat.

Er aber, der überirdiſche Zauberer, der einen ſolchen Himmelsglanz über das Verachtetſte zu breiten wußte, was es auf Erden giebt — über die niedrigſte Dürftigkeit; er, der nichts erſehnte, als das Reich der Armuth vollſtändig inne zu haben, weil es in dieſem Lande keinen andern König als den Heiland giebt und Franziskus nur dieſes Königs Vaſall ſein wollte; er, den die Seelenmattigkeit und die Herzensöde ſpäterer Tage im allergünſtigſten Fall als einen exaltirten Character beachſelzuckt — er wurde eine Säule der Kirche. Denn erſtens bildeten ſich ſeine geiſtlichen Söhne unter ſeinem Einfluß und nach ſeinem Beiſpiel zu ſeinen Tugenden heran, welche nothwendig waren, um der Welt ein hohes Vorbild des apoſtoliſchen Lebens vor die Augen zu führen und ihr wieder einmal das zu zeigen, was ſie ſo gern für unmöglich hält: aus Sehnſucht nach dem Himmel der Erde zu entſagen, aus Liebe zu Gott die Welt zu überwinden. Und zweitens verbreitete ſich dieſe Schaar mit einer Schnelligkeit, als würde ſie von den Flügeln der Liebe getragen, über alle Lande, erwarb ſich durch ihre Demuth, Weisheit und Mäßigkeit die Gunſt der Vornehmen und Großen, durch ihre Armuth, Niedrigkeit und Einfalt die Sympathie des niedern Volkes, das mit Freuden und Genugthuung ſeine unfreiwillige Entſagung bei den Bettelmönchen als eine freiwillige fand; — ſtellte durch den tadelloſeſten Wandel und die höchſte Sittenſtrenge die Ordensgeiſtlichkeit wieder her in der allgemeinen Achtung — verbreitete durch ihre

Predigten die reine katholiſche Lehre und erweckte wieder die Liebe zu ihr, welche durch zahlloſe häretiſche Sekten unterminirt und durch den Klerus nicht gehörig vertheidigt worden war. Da durften die „Guten Leute“ mit ihrer Armuth prahlen, und die Katharer mit ihrer ſittlichen Reinheit, und die Waldenſer mit ihrer beſcheidenen Zucht! — ein armer Bettelmönch vereinigte das Alles und hatte über dem Allen — den katholiſchen Gehorſam und das katholiſche Dogma.

Und während er dieſen erſtaunlichen Einfluß auf die Seelen übte — was that er? wie lebte er? — In die Waldeinſamkeit des Monte Alverno, unfern Vallombroſa, in eine winzige Zelle zog er ſich gern zurück, um in dem Umgang mit Gott die Erleuchtung zu finden, welche ihm Noth that, um ſeiner himmliſchen Miſſion zu genügen. Da betete und weinte er. Mit dieſen einfachen Mitteln richtete er ſo Großes aus! Aber freilich! das war ein Gebet! — nichts als brennende Sehnſucht der Liebe zu Gott ſich aufzuſchwingen und alle Seelen mit ſich hinauf, zu dieſer Sehnſucht erſt und dann zu dieſer Vereinigung zu ziehen. Ihm lag an Nichts etwas, als daran — Seelen zu retten. Ob er hungerte und durſtete, verſpottet und mißhandelt wurde — ob er tagelang im Gebet verharren und die ſchwerſten Bußübungen durchmachen mußte — ob er das Marterthum einmal oder zehnmal gelitten hätte — ihm war Alles recht! er bemerkte es gar nicht. In Egypten ſchlug er dem

Sultan vor, er wolle ſich mit einem muhamedaniſchen Prieſter der Feuerprobe unterziehen, um dadurch die Wahrheit des Chriſtenglaubens zu bekennen. Der Sultan lehnte es ab, weil kein Prieſter ſeines Glaubens ſich dazu bereitwillig finden würde. Er aber war immer bereit, jede Marter für den geliebten Heiland anzunehmen, wenn es zu deſſen Verherrlichung gereiche. Da ward ihm ſelbſt eine wunderbare Verherrlichung zu Theil! Der, welcher ihn auserkoren hatte, um ihn mit allen Wundern der Liebe zu überſtrömen, wollte ihm auch alle Schmerzen der Liebe und alle Wünder des Leidens gönnen — wollte ihn umſchaffen „nach ſeinem Bilde;" und eben in jener Waldeinſamkeit des Monte Alverno empfing Franziskus die Wunden des gekreuzigten Heilandes — ſo daß er, der nichts im Herzen trug als das Kreuz, nun auch äußerlich in einen lebendigen Abdruck des Kruzifixes verwandelt war, und nur — aus Liebe und durch Liebe! ſo mächtig war in ihm der idealiſche Menſch. Er lebte darauf noch zwei Jahr in den äußerſten körperlichen Leiden und im fünfundvierzigſten ſeines Alters kehrte ſeine Seele, dieſer Phönix der Liebe, vom Scheiterhaufen des Erdenlebens, den er jubelnd entzündet und jubelnd genährt hatte — heim zum himmliſchen Vater, der ſelten durch einen ſeiner Diener ſo verherrlicht und verehrt worden iſt, wie durch dieſen menſchgewordenen Seraph, und der ihm die Fülle ſeiner Gnade dadurch erwies, daß die Fürbitte dieſes liebentflammten Herzens oftmals auf der Stelle Erhörung fand.

Der vierjährige kranke Knabe, der in dieſer Weiſe auf das Gebet des Franziskus kurze Zeit vor deſſen Tode Geneſung fand, der heilige Bonaventura, wurde ſelbſt Ordensgeneral (Ordensminiſter, wie er bei den Franziskanern genannt wird) und verfaßte eine Lebensbeſchreibung ſeines Meiſters. Obgleich das Feld der Wiſſenſchaft nicht urſprünglich den Franziskanern zur Bebauung angewieſen war, ſondern mehr die praktiſche Belehrung und die Seelſorge, ſo gingen doch auch Gelehrte aus ihnen hervor, deren Beinamen zeigen, wie hoch ihre Zeitgenoſſen ſie hielten. Ein „Doctor irrefragabilis" (Alexander von Hales) — ein „Doctor seraphicus" (der heilige Bonaventura) — ein „Doctor subtilis" (Johann Duns Scotus) — ein „Doctor admirabilis" (Roger Bacon) — beweiſen, daß ſie den Lehrſtuhl ſowol wie den Beichtſtuhl zu beſetzen verſtanden, und daß ihr Orden ſowol Blüten der Weisheit, als der Heiligkeit und Anmuth erzeugte. Unter die letzteren gehört der Bruder Jacobus de Benedictis (Jacopone da Todi), der liebliche Dichter, in deſſen Herz ein Liebesfunken aus dem Herzen des Franziskus gefallen war, als er ſeine Loblieder auf die heilige Armuth und beſonders — als er das „Stabat mater" ſang. Fünf Oberhirten der Chriſtenheit, unter ihnen Sixtus IV. und Sixtus V., waren Franziskaner. Die ſtrengſten Reformatoren traten innerhalb des Ordens auf, ſobald die Regel zu erſchlaſſen drohte und trieben neue Zweige in alter Vollkraft hervor, die, wenn auch nicht mit ihrem Namen, ſo doch in ihrem Weſen — in dem großen liebwarmen Herzen wurzeln, welches das eigentliche Samenkorn dieſes mächtigen Baumes iſt. Franziskus von Paula ſtiftete die Minimen; Petrus von Alcantara die Alcantariner und Mateo Baſchi die berühmten Kapuziner, deren Regel im Jahr 1528 die Beſtätigung des heiligen Stuhles empfing und deren Leben zwiſchen dem Volk und Predigten für das Volk der große Segen nachfolgte, daß ſie mancher Seele ein Bollwerk gegen die Häreſie des ſechszehnten Jahrhunderts wurden. Jetzt, in unſern Tagen, wo der Rationalismus ſeine Kräfte auf den Gebieten des Irr- wie des Unglaubens, bei der Häreſie wie bei den todten Gliedern der Kirche zu einem Haupttreffen zu ſammeln ſucht — jetzt, wo das gemißhandelte und unterdrückte Leben der Kirche wie ein Lazarus, noch eingewickelt in Leichentüchern, aus dem Grabe hervorgeht — jetzt, wo das arme, erfrorne, hungrige, zerlumpte Deutſchland, dem es mit all' ſeiner Wiſſenſchaft, Bildung und Gelehrſamkeit gar ſo übel geht, weil es gewähnt hat, an dieſem gemalten Feuer ſich wärmen, mit dieſen gemalten Speiſen ſich ſättigen zu können, aus dieſem Wahn allmälig zur Beſinnung zu kommen ſcheint — jetzt regt ſich auch ſogleich die geiſtliche Nachkommenſchaft des ſeraphiſchen Franziskus für das zwiefache Werk, welches eigentlich das Hauptgeſchäft jeder Seele ſein müßte: andere Seelen zu retten und Denjenigen anzubeten, welcher mit dem Beiſpiel dieſer glühenden Liebe für die Seelen aus dem Himmel und an's Kreuz vorangegangen iſt. Franziskaner, Tertiarier, Kapuziner, Alcantariner, regen ſich zum aktiven wie zum contemplativen Leben, ganz wenig, ganz ſtill, ganz vereinzelt; aber ſie ſind da!! Wie im Frühling, vor Sonnenaufgang im Walde, hier ein früherwachter Vogel und dort einer leiſe ſeinen Geſang anſtimmt, eine vereinzelte Matutine — und wie er nur ein Vorbote iſt des ganzen Chores, der bald in den feierlichen Hallen Gottes Morgenlob jubelnd erſchallen laſſen wird: ſo ſind ſie da! Und wie der Wandersmann, der durch die graue Dämmerung geht und ſich nach dem Tageslicht ſehnt, froh auf die leiſen Matutinen horcht, weil er weiß — die Sonne kommt nun bald und taucht die dumpfe, ſchlaftrunkene, erſtarrte Erde in Licht und Wärme; — ſo begrüßt die Seele jene Erſcheinungen und knüpft an ſie himmliſche Hoffnungen, denn ihre Regſamkeit bedeutet immer etwas Gutes für die Kirche. Erwacht das Ordensleben zur Kraft, ſo geht ſie aufwärts. Schläft es ein, ſo geht ſie abwärts. Ihre zarteſte und höchſte Blüte verſpürt zuerſt die Ebbe oder die Flut ihres himmliſchen Lebenstriebes, ſinkt und ſteigt mit ihm, welkt zuerſt und knoſpet zuerſt.

Der Orden des ſeraphiſchen Franziskus hat ſich bewährt in der Liebe, die Alles duldet und Alles erträgt für den geliebten Heiland! — Paläſtina ging für die Chriſtenheit verloren. Sie verließen es Alle! die Könige, die Fürſten, die Krieger, ſogar die Ritterorden — Alle! das Evangelium wich vor dem Koran; das Kreuz vor dem Halbmond. Nur die Söhne des heiligen Franziskus wichen nicht! ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend behielten ſie, gleichſam im Namen der ganzen Chriſtenheit, ein Plätzchen auf dem geweihten Boden. Dafür iſt ihnen vom heiligen Stuhl das Vorrecht ertheilt, daß die Klöſter der Terra ſancta allein von ihrem Orden beſetzt werden dürfen und von Damaskus bis Cairo macht davon allein das Kloſter auf dem Carmel eine Ausnahme, weil eine alte Tradition dieſen Berg zur Wiege des Carmeliter-Ordens erhebt.

Außer der Verherrlichung, welche der Franziskaner-Orden durch ſeinen Stifter, ſeine Reformatoren, ſeine Heiligen, ſeine großen Männer und ſeine ganze Wirkſamkeit empfängt, iſt ihm eine andere zu Theil geworden, die ihm auf dem Gebiet der Kunſt, wenn auch nur eine irdiſche, aber eine idealiſche Unſterblichkeit ſichert. Der heilige Franziskus hat einen Maler gefunden, der ſeiner würdig war! Da er der populärſte aller Heiligen iſt, ſo haben ſich tauſend Pinſel beeifert ihn darzuſtellen; — aber Murillo hat ihn erfaßt. Murillo hat wirklich dieſe Seele gemalt, wie ſie — obgleich vom Leibe gefangen — auf dem Alverno ſchwebt vor Dem, der „ihr

Gott und ihr Alles“ war und wie ſie von Liebe zu dem Kruzifix entzündet, den Leib Antheil nehmen läßt an ihrer Gotteinigung. In der nackten Zelle eines aufgehobenen Kapuzinerkloſters — wenn ich nicht irre! — ſtand in Cadix dies wunderbare Bild. Und in der Kathedrale von Sevilla eine Viſion des heiligen Antonius von Padua, wo das Kind Jeſus in einer Glorie von Engeln zu ihm niederſteigt! — und in der Gemäldegallerie von Sevilla eine andre Viſion deſſelben Heiligen, wo er das Kind Jeſus auf ſeinem Gebetbuch vor ſich ſitzen ſieht! — und ebenda die Viſion des heiligen Felix von Cantalizio, dem die allerſeligſte Jungfrau das Kind auf die Arme legt! — und dies Alles gemalt mit einer Glut und Einfalt, mit einer extatiſchen Innigkeit und naturtreuen Wahrheit, daß man wol erkennt, wie Murillo's warme offene Seele durch den Glauben den Reflex dieſer himmliſchen Begnadigungen ſtark genug empfing, um ihn mit ſeinem Genie auf der Leinwand feſthalten zu können. Aber nur mit ſeiner Seele gehörte er dem Orden an; kein Gelübde band ihn an denſelben — während der große Bruder- oder Nebenbuhlerorden der Franziskaner, der Predigerorden des heiligen Dominicus, in ſeinem Schooß ſelbſt einen Maler beſaß, der Bilder malte, als wären ſie gradesweges vom Himmel herab gefallen: Fra Angelico, der den Zunamen „Beato“ erhielt.

Auf ſeinen Knien malte der das Antlitz der heiligen

Mutter Gottes; und machte man ihn auf Fehler in ſeinen Bildern aufmerkſam, ſo erwiderte er freundlich: „Ja das kommt daher, weil ich nicht genug gebetet habe.“ Wie Träume vom Himmel und vom Paradieſe einer unſchuldsvollen Seele: ſo ſprechen ſeine auf Goldgrund gemalten Bilder den Beſchauer an. Seine Geſtalten weben und ſchweben in der ewigen Glorie und haben mit Kampf und Leid der Welt nichts gemein. Im unzerſtörbaren Frieden wallen ſie dahin; und ſtellt er die Märtyrer ſeines Ordens dar, ſo ſieht man wol Blutſpuren an ihrem Haupt oder ihrer Bruſt, aber es iſt als gehörten die nur ſo zu ihrer Ordenstracht. Fra Angelico malt den Menſchen, wie er vielleicht vor ſeinem Sturz aus dem Paradieſe geweſen ſein mag. Murillo hingegen malt den erlöſten Menſchen, der durch die Kraft der Sacramente wiedergeboren iſt, der das Opfer begriffen und für einen Tropfen vom Blut des Heilands gleichſam das Blut ſeiner Seele hingegeben hat, der freiwillig in Schmerzen untergegangen iſt, um in Wonnen aufzuerſtehen, der ſein Herz gekreuzigt hat, um es dem Herzen des Erlöſers gleichförmig zu machen; -- er malt den übernatürlichen Menſchen, dem übernatürliche Gnade durch Anſchauung erhabener Myſterien zu Theil wird. Er iſt der ächte katholiſche Maler; — und kein Anderer ſo wie er! ſein Genius lebte vom und im Dogma. Man braucht nur ſeine Gegenſätzler in Italien und Deutſchland, die Cinquecenten und Lucas Cranach und Albrecht Dürer zu betrachten, um den Unterſchied klar zu erkennen. Die nachrafaeliſchen italieniſchen Maler verſenkten ſich dermaßen in das Studium der antiken Kunſt, daß ſie ganz heidniſch wurden und Götter und Göttinnen in Gewändern und mit Attributen der Heiligen malten. Deshalb habe ich auch immer in ihren Bildern, trotz mancher Vollkommenheit in Behandlung von Licht und Farben, etwas Fratzenhaftes, Unwahres gefunden, wie es aus einem eingeimpften, nicht angebornen Heidenthum hervorgehen muß: Phidias und Skopas waren nicht fratzenhaft und nicht unwahr; ſie kannten nur nicht die ewige Wahrheit. Die deutſchen Maler aber, angeweht vom Geiſt der Häreſie, der ihre Seelen vom übernatürlichen Leben losriß — malten den natürlichen Menſchen in großer Vollkommenheit, jedoch mit einer ſolchen Dürre und Trockenheit, daß man nie das Holz und die Leinwand, worauf ſie gemalt ſind, vergeſſen kann. Dadurch beweiſen ſie mit unabſichtlicher Logik, daß die Elemente des Staubes in ihren Schöpfungen ebenſo vorherrſchend wie im natürlichen Menſchen ſind. All' ihren Geſtalten fehlt das geheimnißvolle Band, welches ſie mit dem Unendlichen in Verbindung ſetzen ſollte. Es mögen edle und ſchöne Weſen ſein; aber begnadete — ſind es nicht.

Ein Grund der Häreſie im dreizehnten Jahrhundert war die unvollkommne Bekanntſchaft Vieler mit den Lehren und Grundwahrheiten der Religion. Nicht blos

Laſter und Gebrechen des Klerus, ſondern auch die Unwiſſenheit des Volkes, die einestheils freilich wiederum dem Klerus — anderntheils der Gleichgültigkeit und Flatterhaftigkeit zur Laſt gelegt werden muß, mit denen ſich der Menſch ſo gern vom Höheren ab- und dem Niederen zuwendet, weil jenes ihn ermahnt und dieſes ihm ſchmeichelt — bewirkten häufig den Abfall vom Glauben. Dieſe Unwiſſenheit mußte belehrt werden, mußte wenigſtens keine Entſchuldigung für ſich haben dürfen. Es war nicht genug, daß der ſeraphiſche Franziskus der Liebe zur Welt die Liebe zu Gott — der Ueppigkeit die Buße — der Sinnlichkeit die Armuth — der irdiſchen Genußſucht himmliſche Extaſen gegenüber ſtellte; nicht genug, daß ſein liebentflammtes Herz andre Herzen entzündete und ſie auf dem Pfade der Abtödtung, der Kreuzigung des Ichs und des Gebetes zu Gott zog; nicht genug, daß die Gemüther bewegt und die Seelen begeiſtert wurden; — nein! Auch der Verſtand ſollte im gleichen Maß genährt und die Vernunft überzeugt werden, damit die chriſtliche Lehre in ihrer Reinheit und Wahrheit den unvergänglichen Brennſtoff für die ſo leicht verflatternde Flamme der Begeiſterung bilde. Und zu dieſem Werk erhob ſich in der Kirche und mitten auf dem Schauplatz der Häreſie Dominicus de Guzman, welcher den Orden der Predigerbrüder zu derſelben Zeit und in demſelben Sinn von Demuth, Bußfertigkeit und

Liebe der Seelen gründete, mit welchem Franziſkus die Minoriten in's Leben rief.

Die zwölf Ciſterzienſer-Aebte, welche Papſt Innocenz III. nach Südfrankreich beordert hatte, um dort gegen die Häreſie zu predigen, vermogten nichts über die Hartnäckigkeit der unglücklichen Albigenſer. Als Dominicus dahin kam, zuerſt mit dem Biſchof von Osma, dann allein mit ſeinen Ordensgenoſſen, ſtellte er jenen Aebten vor, es würde eine beſſere Wirkung hervorbringen, wenn ſie in apoſtoliſcher Einfachheit, als im fürſtlichen Glanz vor und zwiſchen den Abtrünnigen erſchienen; und was er ihnen rieth, das übte er ſelbſt.

Mit leerer Hand, mit nacktem Fuß, mit voller Seele begann er ſeine Miſſion, die Glaubenswahrheiten zu lehren und das reine Wort Gottes zu predigen, mit ſo viel Liebe, Eifer und Muth, daß ihn die augenſcheinlichſte Lebensgefahr, in die er ſich zwiſchen den Ketzern begab, nicht zurückſchreckte, vielmehr ihn anzog. Er wünſchte den Tod der Märtyrer, wünſchte zu leiden und zu ſterben für den Glauben, den er als den einzig wahren bekannte, wünſchte dies Bekenntniß mit ſeinem Blut zu beſiegeln. Aber nicht den Heroismus eines ſolchen Todes, ſondern den ſeines Lebens begehrte ſein göttlicher Meiſter von ihm — ein Leben, wie der 90. Pſalm es beſchreibt: „Ueber Nattern und Schlangen wirſt du ſchreiten und Löw' und Drachen treten;“ und Dominicus opferte ihm dies Leben auf, wie er ihm den Tod aufgeopfert haben würde.

Liebe überwindet Alles. Die Häreſie ſenkte vor ihr das Schlangenhaupt in den Staub und verſpritzte wenigſtens nur heimlich und ſpärlich ihr Gift; während viele tauſend Bekehrte in dem apoſtoliſchen Dominicus den Retter ihrer Seelen verehrten. Mit unglaublicher Schnelle wuchs ſein Orden, widmete ſich mit dem glühenden Eifer des Stifters dem Studium der kirchlichen Wiſſenſchaften und übernahm nach allen Weltgegenden hin das apoſtoliſche Amt, das Wort vom Kreuz unter den Heiden zu predigen. Nach dem Norden und Oſten Europa's, nach Spanien zu den Mauren, nach Afrika hinüber — und ſpäter zu Mongolen und Mexikanern, zu Grönländern und Peruanern — wo es Seelen zu retten gab unter Heiden wie unter Scheinchriſten — überall waren die Söhne des heiligen Dominicus zu finden, beſeelt von dem frommen und zärtlichen Eifer ihres geiſtlichen Vaters. Und wo das göttliche Wort auf fruchtbares Erdreich fiel, da gründeten ſie Klöſter, um das junge ſchwache Leben des Glaubens zu pflegen und zu behüten. Nicht waren in ihrem Gefolge, wie bei den engliſchen Miſſions-Speculationen unſerer Tage, Kaufleute mit Muslin oder mit Opium! Nein! ſie glaubten es ſei der Mühe werth, aus Liebe für die Seelen gefahrvolle Züge über Länder und Meere zu machen und die Lehre von der Erlöſung rein, und ohne Zuthat von Lumpen und Giſt zu überbringen. Dank und Vertrauen, dieſen einzigen Lohn, den ſie auf Erden annehmen durften, fanden ſie überall, ſo lange man es für eine Wolthat hielt, im wahren Chriſtenthum unterwieſen und erzogen zu werden. Wie die Franziskaner vorzugsweiſe die Lieblinge des Volkes waren, ſo wurden die Dominicaner durch ihre höhere wiſſenſchaftliche Bildung beſonders von den Großen und Vornehmen geſchätzt, mit denen ſie durch ihre feinere Erziehung mehr in Berührung kamen. Daher hielten ſie es für zweckmäßig, den Punkt der Regel ihres Stifters aufzugeben, der ſie zum Betteln verpflichtete und dafür ſich auf die Armuth jedes Einzelnen zu beſchränken, da es für Manche von ihnen, die als Beichtväter an den Höfen der Fürſten oder in den Häuſern großer Familien lebten, unmöglich war, jener erſten Verpflichtung nachzukommen. Der Beruf, die Gewiſſen in den Sphärer des Lebens zu leiten, wo ſo oft der Ruf der Wahrheit zwiſchen dem Syrenenlied der Schmeichelei verhallt, war ihnen ſo heilig und ſtand ihnen ſo hoch, daß ſie deswegen ein Geſetz aufheben, an welchem der heilige Dominicus mit treuer Liebe hing.

Als man dieſen einſt fragte, aus welchem Buch er den Stoff zu ſeinen wunderbar ſchönen Predigten ſchöpfe, entgegnete er: „Aus dem Buch der Liebe.“ Daher hatte er auch bei allem Haß gegen die Häreſie die mildeſte Schonung für die irrenden Brüder; denn Keiner kann haſſen, der das Opfer des Heilands verſtanden hat; und Derjenige hat es verſtanden, der ſich ſelbſt zum Opfer — nicht dem Wort, ſondern dem Weſen nach — bringt. Daher erkannte er auch, daß dem religiöſen Irrthum gegenüber das Schwert nichts vermöge, wol aber die Lehre Einiges und das Beiſpiel auch Einiges, wenn ſie getränkt von Liebe ſind; — aber am Meiſten — das Gebet. Darum rief er zum Gebet wider die Häreſie Alle auf, denen der Glaube ein Kleinod war, welches ſie mit tiefem Schmerz vom Irrthum und von der Verblendung verſchmäht und verkannt ſahen. Und nun erfand dieſer tief und himmliſch liebende Geiſt eine Form des Gebetes, die dem Beter in fünfzehn kurzen einfachen Sätzen die Wahrheiten ſeines Glaubens: Menſchwerdung, Leben, Leiden, Tod, Auferſtehung und Verklärung des Heilands ſo ſchlicht vor Augen ſtellte, daß der Unwiſſendſte und Einfältigſte ſie eben ſo leicht faſſen und an ihnen ſich erbauen konnte, als der Klügſte und Weiſeſte ein unermeßliches Feld zu tiefſinnigen Betrachtungen darin fand. Wie ein Gewinde von myſtiſchen Roſen ſind ſie zuſammen gefügt und wie mit himmliſchen Thautropfen überrieſelt — von den Freuden- und Schmerzen- und Liebesthränen der heiligen Mutter des Erlöſers, der erhabenen Mitwirkerin zu jenen Myſterien, deren Fürbitte bei jeder Betrachtung innig und beharrlich angerufen wird, während das Gebet des Herrn, wie der Grundton dieſer feierlichen holden Melodie, wie überhaupt der Grundton jedes Gebetes — die betende Seele an das Herz des großen Vorbeters der Menſchheit legt.

Dies Gebet iſt der Roſenkranz; und dieſe himmliſche Waffe legte der heilige Dominicus in die Hand von Alt und Jung, von Groß und Klein, um damit gegen den Satan zu Felde zu ziehen. Das Gebet begann. Die Häreſie verſtummte und Tauſende von Seelen wurden gerettet. Eine ſolche Erfindung der wahren Liebe, die nichts will als durch göttliche Mittel zu Gott führen, kann nur eine Seele machen, die ihr Leben am Brunnquell des Lebens ſchöpft: an dem Gebet, das durch die heiligen Sacramente ewig erfriſcht und durch dieſe Waſſer der Gnaden fruchtbringend wird. Der Thau fällt vom Himmel herab, labt die Erde und ſteigt wiederum von ihr als zarter Duft empor, um von Neuem herab zu ſinken. Solch ein Thau für die Seele ſind die heiligen Sacramente, deren Quelle das Herzblut des gekreuzigten Gottes iſt; das goldene Gewölk, welches zur Höhe ſchwebt, iſt das Gebet — dieſer Weihrauch, für den die Seele zugleich der Altar und die Opferflamme iſt. Das Auge Gottes allein kennt die Seelen, welche wirklich ſo ausharren im Gebet, daß ſie damit die Gnade umranken und auf ſich und die Welt herabziehen — und wer kann ſagen, ob nicht ſie es ſind, welche jetzt die Welt vor dem Untergang bewahren? Unſere Lauheit — das iſt unſer Verderben! Jetzt, wo keine Kreuzzüge, keine Opfer von Blut und Leben, keine Pilgerfahrten zu wüſten fernen Heiden von uns begehrt werden, um das Heiligthum unſers Glaubens zu retten und zu ſchirmen — jetzt, wo die Kirche ihr großes Portal, ihre Jubelpforte, die mehr als fünfzig Jahr verſchloſſen geweſen iſt, zu öffnen beginnt, um die Ihren feſt in ſich zu ſammeln — jetzt, wo wir aus dem Ueberblick auf faſt zwei Jahrtauſende die Erfahrung geſammelt haben, wo das Leben und wo der Tod, wo das Heil und wo der Fluch iſt — jetzt, wo die Vorarbeiten zu der großen Entſcheidung der Weltgeſchicke ſo weit gekommen ſind, daß eine allgemeine fieberhafte, drängende Unruhe die nächſte Nähe einer gewaltigen Kriſis verkündet — — o welche Lauheit! o welche Gleichgültigkeit! o welche Kälte! Angefreſſen und unterminirt vom Gift der Häreſie, deren Miasmen als Rationalismus in der geiſtigen Atmoſphäre ſchweben, ſind auch die Glieder der Kirche, ſo daß ihnen das Herz matt und das Gehirn gelähmt wird! – und das im Angeſicht einer ſolchen Entſcheidung! Millionen müßten jetzt aufſtehen und freudig rufen: Heilige Kirche, geliebte Mutter, gieb uns das Kreuz! wir wollen es tragen zu deiner Glorie, zu unſerer Ehre, zum Heile Vieler! wir wollen es aufpflanzen — nicht auf blutigen Schlachtfeldern, nicht auf Zinnen und Mauern — o nein! nur in unſern Herzen und auf den weiten Wüſten des Lebens, als ein

Sinnbild der Liebe. O gieb uns das Siegeszeichen für die Ewigkeit — gieb uns das Kreuz!

Aber ſie ſtehen nicht auf! — Tauſende vielleicht, und wieder und wieder Tauſende! Aber das genügt nicht. Länder und Völker müſſen aufſtehen, und es muß eine großartige, eine immenſe Umkehr erfolgen, um den Marasmus zu beſiegen, an dem die todtkranke Menſchheit dahinwelkt und mit dem ſie den Quackſalbern in die Hände taumelt, anſtatt ſich zum Born der Gnade und des Heiles zu wenden. Die Kirche, die edle und hochſinnige Braut des Heilands, begehrt es auf Erden nicht beſſer zu haben, als ihr Herr und Meiſter, ihr göttlicher Bräutigam es gehabt; Mühe und Noth, Sorge und Arbeit; für unendlich große Anſtrengung unendlich geringen Dank oder ſchreienden Undank: darüber hat ſie nie geklagt und wird ſie nie klagen. Ihre Klage richtet ſich nur auf einen Gegenſtand — aber auf den, unabläſſig, unermüdlich — auf verlorne Seelen! Jede Seele, die verloren geht, bereitet ihr einen Schmerz, wie in irdiſchen Verhältniſſen die Mutter ihn empfindet, der ihr Kind ſtirbt; nur iſt ihre Liebe der Seelen eine viel tiefere und innigere als die einer Mutter, welche gar ſo leicht in ihrem Kinde ihr eigenes Fleiſch und Blut liebt. Seit ihrem Beſtehen, ſeit ſie Fuß gefaßt hat auf Erden, iſt dieſe Klage nie in ihr verhallt, denn immer ſah ſie die uralte Schlange durch den Garten Eden gleiten und das uralte Spiel der Bethörung treiben, ſo daß der Engel mit dem Flammenſchwert, der Engel der ewigen Wahrheit den Abgefallnen den Weg des Abfalls, den ſelbſtgewählten, zeigen muß. Doch wo ſein Schwert blinkte und Funken ſprühte, da entzündete ſich auch Licht in den getreuen Kindern, und ſo hell und ſtralend, daß immer der Umnachtung gegenüber ein herrliches Morgenroth anbrach und Wärme, Glanz und Glut in ſeinem Gefolge hatte. So war es in ihrem erſten Jahrtauſend; — ſo in der erſten Hälfte des zweiten Jahrtauſends. Und in der letzten Hälfte? — — Die Kirche brauchte Heilige: ſie hatte Heilige.

◆

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

2294 n

Die Liebhaber des Kreuzes.

Die

Liebhaber des Kreuzes.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

O Deutſchland! Deutſchland! mit Schamgefühl und Herzeleid müſſen Deine Kinder ſeit dem Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts den Blick von Dir abwenden, denn nicht Du ſtellſt ihnen Vorbilder auf, zu denen ſie mit Liebe und Verehrung in dem wirren Drangſal von Bosheit, Thorheit und Elend aufſchauen könnten, welches über die Menſchheit kam. O Deutſchland! Deutſchland! Deine immenſe Verſchuldung macht bis zu dieſer Stunde jedes Deiner Kinder demüthig — oder ſollte es demüthig machen! — im Bewußtſein Deiner noch immer ungeſühnten ſchweren Verſündigung. „Deutſche Treue,“ hieß es in alten Tagen; — und wie treulos biſt Du geworden! wie haſt Du Dich aufgebäumt im frechen Egoismus, in trotziger Selbſtſucht gegen die heilige Mutter, welche während anderthalb Jahrtauſenden Dich gepflegt und gebildet hatte! O wie haſt Du gegen Dich ſelbſt gewüthet und die Eingeweide Deines eigenen Lebens zerfleiſcht durch dieſe unſelige Treuloſigkeit, die Dich Ströme von Blut und Thränen gekoſtet hat und die Dich bis zu dieſer Stunde in einem unruhigen Zwieſpalt erhält, der Deine harmoniſch kräftige Entwickelung unmöglich macht. Denn vom Prinzip des Todes läßt ſich nicht leben, und ſieh' auf die Unzahl Deiner Kinder, welche ſchuldlos dieſem Prinzip verfallen ſind! „Und dennoch leben ſie — ſprichſt Du vielleicht — ein recht gemüthliches Leben; und ein Leben der Intelligenz, der Bildung, der Wiſſenſchaft; ein ſchönes, reiches Leben.“ Ja, ſchön und reich, wie eine bunte Seifenblaſe, und ohne Kern, ohne Inhalt wie ſie. Denn leben iſt nicht behaglich eſſen und trinken, nicht eifrig leſen und ſchreiben, nicht angeſtrengt lehren und lernen; — leben iſt die Bildung der Seele für eine Welt, die mit bequemer Gemüthlichkeit und mit wiſſenſchaftlicher Spekulation nicht erobert werden kann; leben iſt: leben für das ewige Leben. Und nur die heilige, die fromme, die ſeelenſuchende Mutter kümmert ſich um dieſe Bildung und Erziehung ihrer Kinder, weil ſie die Macht und die Vollmacht beſitzt, ihnen den Weg zum ewigen Leben zeigen und ſie auf demſelben erhalten zu können. Weil ſie die Liebe hat — darum nennt ſie ſich Mutter, darum breitet ſie die Arme über ihre Kinder, die Seelen, ſorgenvoll und ſchirmend aus, darum hört ſie nimmer auf zu warnen, zu wecken, zu mahnen, zurückzurufen; darum blickt ſie mit bitterm Herzeleid nach jenem Spiel mit Seifenblaſen hinüber — beſonders dann, wenn es aus den Reihen der abgefallenen Kinder in die der Kinder des Hauſes ſich verpflanzt. Hat die Häreſie je gewagt, ſich den ſüßen Mutternamen beizulegen? — Niemals. — Sie hat die Mutter verhöhnt und geſchmäht, weil dieſe aus Liebe den Namen für ſich in Anſpruch nahm, der am Beſten ihr Weſen bezeichnet; — aber nie hat ſie es verſucht, denſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſo daß Alles, was ihr angehört, ſchon dadurch unter der Signatur eines verwaiſten Erdenlebens geboren wird. Und dieſe Verwaiſung ſchleppt eine lange Kette von Schmerzen nach ſich, aus welcher wunderſame Verwilderungen hervorgehen, bald Meteore der Intelligenz, bald Zerrbilder von Phantaſterei, bald Nebelgeſtalten von Sentimentalität, bald Fratzen von Geiſtesrauſch, von wüſten Träumen des überreizten Gehirns. Denn all' überall fehlt ein Mittelpunkt, ein Anker, eine Verſöhnung, eine Ausgleichung; all' überall ſpringt der Mangel an ſchützender Mutterliebe hervor, ſo daß er in jeder einzelnen Seele, zuweilen wie ein kleiner wunder Fleck, zuweilen wie eine breite blutende Wunde zu finden iſt — der freilich anſtandshalber ſowol, als auch, weil jeder Luftzug weh thut, ſorgſam verhüllt wird. Ohne die poſitive Grundlage eines religiöſen Glaubens, einer kirchlichen Lehre und eines auf ihnen ruhenden Sittengeſetzes führt die Seele ein elendes verworrenes Daſein; — gar nicht aus Bosheit, ſondern weil ſie nicht anders kann! ſie richtet ſich bald nach dieſer Conſtellation, bald nach jener, um ihren Weg zu finden durch die endloſe Wüſte, in der ſie ſich befindet; ſie trinkt bald aus dieſer Ciſterne und bald aus jener, um nicht zu verſchmachten; und Wüſtenſpiegelungen, Gegenbilder ihrer Wünſche, ihrer Leidenſchaften, ihres Strebens und Sehnens, ihrer Kräfte und Gaben locken und führen ſie dermaßen in die Irre, daß ſie bewildert oder abgeſtumpft werden muß. Dies iſt das unvermeidliche Schickſal, welches die Häreſie den Ihren bereitet. Sagt man dagegen, dennoch wären Individuen, dennoch Völker mit ihr groß geworden: ſo iſt das nicht durch ſie, ſondern trotz ihrer geſchehen, indem jene Individuen oder Nationen, unter denen man Leibnitz und England als Beiſpiel anführen könnte, ſich ein Stück poſitiver Grundlage aus dem Bau der Mutterkirche herausgeriſſen — und ſomit eine andere Autorität, als die, welche die Häreſie ihnen geben konnte, anerkannt haben. So mächtig iſt die alte Tradition durch die in ihr lebendig wirkende göttliche Kraft, daß ſie, obwol auf einen ſchlechten Boden verpflanzt, dennoch den Seelen Spannkraft und Beharrlichkeit giebt, ja daß ſie ſogar der einzige Lebenspunkt für Diejenigen iſt, welche ſich in der vollkommenen Negation bewegen; denn dieſe würden aufhören zu ſein, wenn ſie nicht wäre — ſo wie es ohne Sonne keinen Schatten geben könnte.

Aber die Negation, die Verwerfung der Autorität, iſt dieſe Pflanze im Stande — und wenn ſie rieſengroß wüchſe! auch nur eine geſunde Frucht zu tragen? Eines iſt gewiß: für Deutſchland hat ſie keine getragen! die Ernte, welche für Deutſchland an ihr gereift iſt, beſtand aus Sodomsäpfeln! Losgeriſſen von der Mutterkirche, riß es ſich allmälig von der Autorität ſeines weltlichen Oberhauptes, des römiſchen Kaiſers, los, und immer tiefer und tiefer ging und geht der Riß, der Diejenigen trennt, welche in der Einheit, Kraft und Größe ſehen und erſtreben, von Denen, welche aus der Zerſtückelung den Wahn von Größe und Kraft geſchöpft haben. Für beide Theile aber ſtrömt durch dieſen Riß ihr Herzblut fort, ſo daß Ohnmacht und Hinfälligkeit in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte ganz alltäglich geworden ſind. Das Prinzip des Todes: kein innerer, ewiger Haltpunkt — machte ſich eben geltend auf der einen Seite, und ſein Verweſungshauch iſt ſo betäubend, ſo anſteckend und durchdringend, daß er auch nach der andern herüber wehte und dort Erſcheinungen hervorrief, welche die fürchterliche Gefahr dieſes Zuſtandes offenbarten. Seit vierthalbhundert Jahren weht nun ſchon die häretiſche, ſeelenerkältende Luft durch ganz Deutſchland: wie ſollte es nicht elend ſein? Es kennt ja faſt nichts als gemiſchte, folglich windſchiefe Verhältniſſe — gemiſchte Ehen zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Fürſten und Völkern; — wie ſollte es mit denen ſtark ſein können? iſt es nicht durch ſie zu beſtändiger Halbheit gezwungen? und wer hat die Halbheit je groß, je kräftig, je gut geſehen? Ja, in der höchſten Sphäre des innern Lebens giebt es überhaupt keine Halbheit, ſondern nur Ganzes: einen ganzen Glauben, eine ganze Wahrheit, eine ganze Liebe, die in ſich ſo abgeſchloſſen und ſo feſt ſind, wie es Ausſtralungen der göttlichen Offenbarung nicht anders ſein können. Tritt die Halbheit hervor und ſpricht: Mein Glaube iſt gut, aber der deine auch! meine Wahrheitslehre iſt wahr, aber ich will auch die deine gelten laſſen! meine kirchliche Gemeinſchaft hat ihr Gutes, alſo wird auch wol die Deine, oder jede andere ihr Gutes haben, und gar keine zu haben, mag auch gut ſein! — ſo iſt das keine Halbheit mehr, ſondern Nichts! ſo iſt es ein Unding, welches man in ſeiner praktiſchen Richtung „Humanität“ und in ſeiner theoretiſchen „Anſchauung“ genannt hat — unbeſtimmte Namen für ein unbeſtimmtes Etwas, das ohne ſichern Ausgangs- noch Endpunkt eine beklagenswerthe Verwirrung in den Geiſtern geſtiftet hat. Denn nur in der höchſten Sphäre der Innerlichkeit, im religiöſen Leben, ſind jene zwei Punkte und der Weg von dem einen zum andern klar und beſtimmt bezeichnet. Das humanitätiſche Leben bewegt ſich in der Nebelſchicht der Anſchauung, die es als ihre recht eigentliche Aufgabe betrachtet, von dem innern Organismus der äußeren Erſcheinungen gar keine Notiz zu nehmen, und der es daher ſehr leicht wird, mit einigen ſchönen Phraſen den Erſcheinungen einen Anſtrich von Gleichförmigkeit zu geben, mit der ſich die Oberflächlichkeit ganz gern zufrieden ſtellt.

Aber es läßt ſich mit dem Glauben kein Compromiß ſchließen, wenn die Seele geſund und ſtark bleiben ſoll; der Glaube iſt die Nahrung, die Gott ihr angewieſen hat, iſt zugleich ihr Alltagsbrod und ihre Himmelsſpeiſe. Werden ihm fremde Beſtandtheile beigemiſcht, ſo verliert er ſeine nährende Kraft und die Seele welkt und verkommt allmälig. In beſtändigem Contact mit theoretiſcher und humanitätiſcher Spekulation, geblendet durch deren Irrlichter, die wie Sterne ausſehen und gar wie hüpfende Sterne — was man einen recht merkwürdigen Fortſchritt nennen könnte! — betäubt durch ihr Wortgewebe, verſchüchtert durch den Glanz einiger Phänomene — erſchien der alte Glaube mancher Seele wie eine Nachteule, die ſich wegen ihrer blöden Augen vor dieſem hellen Lichte im dunkeln Gemäuer verbergen müſſe, und wendete ſich von ihm ab und dem neuen Tage zu, wenn nicht der Form, ſo doch dem Weſen nach. Und das grade war ein großes Unglück! der entſchiedene Abfall hätte nicht dieſes Heer von Lauen, Matten und Gleichgültigen erzeugen können, die wie Leiber ohne Seelen in der Kirche ſelbſt nicht ſowol leben, als vegetiren. Unentſchiedenheit über die wichtigſten Angelegenheiten, die höchſten Fragen des Menſchen, geht allmälig in Kälte und Leichtſinn bei Betrachtung derſelben über, und endet mit einer großen Abneigung, ſich überhaupt mit ihnen zu beſchäftigen. Die Seelen wurden das, was ſie zu werden fürchteten und zu vermeiden ſuchten: Nachteulen, die ſich vor dem Tageslicht fürchten, weil ſich ihr ſchwaches

Auge an die Dämmerung gewöhnt hatte; nur war der Tag nicht da, wo ihr Wahn ihn hinverlegte, ſondern da, von wo ſie flohen.

Der Deutſche hat aus ſeinen Urwäldern, von dem einſamen Hof ſeines Gaues, eine träumeriſche und einſiedleriſche Richtung empfangen, welche durch die Civiliſation mancher Jahrhunderte und durch die gänzliche Umgeſtaltung der Kulturverhältniſſe nicht ausgerottet worden iſt. Bei einem poſitiven Glauben und einem aus demſelben entſpringenden Leben verſchwand die Schattenſeite jener Richtung, weil der poſitive Glaube immer Werke und Handlungen fodert, folglich immer zur Thatkraft anſpornt; und die Lichtſeite trat da hervor, wo ſie zu einer eigenthümlichen Schönheit wurde: in der Kunſt. Es geht Etwas wie das Rauſchen des Windes durch Eichen und Tannen — durch einen Parzival und Titurel; etwas Träumeriſch-Ueberſchwängliches; und wie eine dunkle tiefſinnige Waldeinſamkeit umfangen uns die gewaltigen Dome, als heilige Haine um den Tabernakel des wahren Gottes, in denen ſich die Kapellen als Grotten und Zellen einſiedleriſcher Heiliger aufbauen. Dies Verſinken in eine Welt, welche die Irdiſchkeit überwölbt — dieſe Fähigkeit, Ueberſinnliches in eine ſichtbare Form hinein zu bannen und ihm ſeine Geiſtigkeit zu laſſen — dieſe ſchöpferiſche Macht, die ganze phantaſienvolle Traumwelt der Seele aufwachen, auferſtehen und gleichſam wandeln zu machen — all' dieſe Grundelemente der Poeſie fanden ſich in jener Richtung des deutſchen Gemüthes. Der Deutſche war ein großer Dichter, ſo lange er den alten Glauben hatte; der gab ihm Schwung und Kraft, Tiefe und Wärme. Deſſen Zeugen ſind nicht nur die Baukunſt und die weltbekannte mittelalterliche Poeſie, die unter der allgemeinen Benennung Minnegeſang zuſammengefaßt wird; da iſt auch das Kirchenlied, das man durch einen ſonderbaren Irrthum erſt im ſechszehnten Jahrhundert geboren wähnt — vielleicht weil die Abgefallnen manche Lieder für ihren Gebrauch herrichteten, ſo daß ſie dadurch einen neuen Anſtrich bekamen. Aber Marienlieder, ſacramentaliſche Lieder, Alles, was die Neuerer nicht brauchen konnten, zeugt für den poetiſchen Blumengarten, der ſich in Fülle durch die Kirche hinzog. Warme und wahre Innigkeit, ohne welche das Gemüthsleben in ſüßliche Tändelei und in Spießbürgerthum ausartet, hatten damals ihren Gegenſtand gefunden. In der Verehrung der allerſeligſten Jungfrau und Gottesmutter, in der Andacht zum allerheiligſten Altarsſacramente thut ſich eine Welt von zärtlichen, erhabenen, geheimnißvoll unausſprechlichen Empfindungen auf, eine überirdiſche Goldmine, die dem ſtillen Bergmann, Seele, welcher mit ſeinem demüthigen Grubenlicht, Glaube, in ihr arbeitet, wunderbare Schätze erſchließt. Die Neuerer verſchütteten ſie. Die Kinder des alten Glaubens aber begnügten ſich mit dem Alten, ja ließen ſelbſt wol gar, von Neuerungsſucht angeſteckt, ſorglos das Alte fallen. Denn auch ſie waren gelähmt! Wird eine Seite unſers Körpers vom Schlagfluß paralyſirt, ſo iſt auch die andere nicht frei und ungehemmt in Bewegung und Thätigkeit. So kann auch nicht eine Hälfte eines Volkes von ſolchem ſchweren Schickſal betroffen werden, wie der Abfall von der Kirche im ſechszehnten Jahrhundert war, ohne daß die andere Hälfte eine ſchmerzhafte Wirkung davon verſpüre. Es war, als ob das Blut in Deutſchlands Adern gefriere und dann, als es nach und nach wieder zu fließen begann, einen unregelmäßigen Lauf, vorherrſchend nach dem Gehirn nähme.

Der Abfall, der ſeine mächtigſte Stütze in den Ehrgeiz- und Herrſchſuchtgelüſten der deutſchen Fürſten fand, zog eben dadurch eine merkwürdige und bis dahin unerhörte Sclaverei der Seele nach ſich; denn bis dahin hatte man den alten, von den Vorfahren durch die Jahrhunderte vererbten Glauben der Kirche, den Gott geoffenbart hatte, den ſie durch göttliche Vollmacht ihres Stifters lehrte, als etwas Göttliches geglaubt; — und dem Göttlichen ſich zu unterwerfen ,koſtet dem vernünftigen Menſchen kein anderes Opfer, als das — ſeiner böſen Leidenſchaften; alſo ein Opfer, durch welches er frei wird. Jetzt wurde es anders! der Abfall ſetzte ſich in vollendeter Rebellion gegen Papſt und Kaiſer, gegen geiſtliches und weltliches Oberhaupt, gegen die Autorität von Gottes Gnaden feſt, konnte aber nicht die conſequente Fortſetzung eines ununterbrochenen und reißend geſteigerten Abfalls in ſeinem Schooße verhindern, wie die revolutionäre religiöſe und ſociale Sektirerei ihm das ſehr bald klar machte. Daher ſchaute er nach einer andern Stütze und Schranke ſich um, welche einen äußern Damm gegen die entfeſſelte Flut der aufgeſtörten Geiſter ziehen könne, und fand dieſelbe darin, daß die Fürſten, jeder in ſeinem Lande, auch das geiſtliche Regiment führten und geiſtliches Oberhaupt ihrer verſchiedenen Landeskirchlein wurden. Und wirklich! nach Außen hin ward er ſiegreich durch dieſe Maßregel, die den Fürſten eine willkommene Vergrößerung ihres Anſehens und ihrer Reichthümer gab; allein nach Innen begann die Knechtſchaft, denn die Fürſten hielten ſich ſomit für berechtigt, zu befehlen, welchen Glaubens ihre Landeskinder zu ſein, welchen Katechismus ſie anzunehmen hätten: ſo daß es vorkam, daß ein Ländchen auf Veranlaſſung fürſtlichen Befehles von der Kirche zum Lutherthum abfiel, und bald darauf unter ſeinem Sohn und Nachfolger reformirt ſich zu nennen hatte. Durften die Fürſten mit ſolcher Unbeſchränktheit in der Welt der Seelen hauſen — was Wunder, wenn ſie den ſtarrſten Abſolutismus in den Regierungsformen für ihr Recht hielten! und was Wunder, daß Menſchen, die auf allerhöchſten Befehl lutheriſch oder kalviniſch oder evangeliſch wurden, und die heiligſte Angelegenheit ihres Lebens der Willkür eines Fürſten überließen — auch auf allerhöchſten Befehl ihre Steuern zahlten und ſich gedankenlos den bürgerlichen Einrichtungen unterwarfen, welche er nach Belieben einführte! was Wunder, daß ihnen überhaupt alle Religion äußerſt gleichgültig wurde, ſo daß Friedrichs des Großen traurig berühmter Ausſpruch: „Jeder müſſe auf ſeine Façon ſelig werden“ — nur der ſcharf zuſammengefaßte, aufrichtige Ausdruck für die allgemeine Geſinnung war.

Durch religiöſes Leben bekommt der Gehorſam gegen bürgerliche Geſetze die Würde und den Sinn, welchen die freie Unterwerfung hat: der Glaube beugt ſich vor Gott und gehorcht um Gottes Willen. Ohne religiöſes Leben hat der Gehorſam keinen Grund in der Innerlichkeit und in der höheren Vernunft des Menſchen; er wird durch den äußern Zwang eines Geſetzes, welches der Willkür einiger Individuen entſprungen iſt, veranlaßt. Der Zuſammenhang deſſelben mit dem Göttlichen fehlt; daher die höhere Nöthigung ebenfalls — was ſehr demüthigend für die Vernunft iſt. So wird ein ſclaviſches Verhältniß erzeugt: eine Unterwerfung ohne freie Zuſtimmung und ohne das Opfer der böſen Leidenſchaften. Nur das der geſunden Vernunft wird begehrt, weil man ihr keinen letzten Grund für den Gehorſam ſagen kann. Die Folge iſt ganz natürlich die: den Geiſt des Widerſpruchs, die Oppoſition, gegen eine ſolche ſchiefe und halbe, baſisloſe Autorität zu wecken; eine murrende Mißſtimmung, die in den lauten Schrei der Revolution übergeht, ſobald das Murren entſchiedener und dringender wird, als die Zuſtimmung — und ſo liegt im Abfall von der Kirche prinzipienmäßig der Keim zur Revolution, obwol diejenigen, welche den Abfall veranlaßten und anführten, jenen Keim zu erſticken wähnten.

Die deutſche Gemüthsrichtung wurde ſchief und trocken, wie alle übrigen Verhältniſſe und Lebensgeſtaltungen. Die Spaltung brach das Nationalbewußtſein und weckte den kleinlichſten Particularismus. Das Ganze gehörte nicht mehr zuſammen, folglich wünſchte jeder auch noch ſo winzige Theil möglichſt ſtatt des Ganzen zu gelten. Die zahlreichen Secten der Neuerer haßten und verfolgten einander mit großer Bitterkeit und zankten ſich von den Kanzeln herab. Hier war es eine Schmach reformirt zu ſein und zehn Meilen weiter lutheriſch. Ja innerhalb der einzelnen Confeſſionen gab es heftige Parteiungen, bei denen vielleicht Mancher, wenn auch nur im kleinen Styl, die Geſinnung von Moritz von Oranien haben mogte. Im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts brach nämlich in den Niederlanden ein wüthender Streit zwiſchen den Proteſtanten über die Prädeſtinationslehre aus — ein theologiſcher Streit, dem ſich aber die politiſchen Parteien anſchloſſen. Moritz von Oranien gehörte zu den ſtrengen Gomariſten und Oldenbarneveld, ſein politiſcher Gegner, zu den milden Arminianern. Aber Moritz von Oranien ſagte höchſt unbefangen: „Ich weiß nicht, ob die Prädeſtination grau oder blau iſt. Das nur weiß ich, daß die Pfeife des Advokaten (Oldenbarneveld) und die meine eine kreiſchende Diſſonanz bilden.“ — (Wachsmuth's Europäiſche Sittengeſchichte). — Bei einer ſolchen Geſinnung verſteht es ſich faſt von ſelbſt, daß dieſe Diſſonanz mit der Hinrichtung Oldenbarnevelds aufgelöſt wurde. Kam es in Deutſchland nun auch nicht zu ſolcher thatſächlichen Verfeindung, weil der politiſche Stachel unter dem Abſolutismus der Fürſten den Leidenſchaften fehlte: ſo bildete ſich dafür um deſto mehr eine Neigung für gelehrte Streitigkeiten um Worte und Begriffe aus. In der trüben und drückenden Atmoſphäre des religiöſen Abfalls ſaßen die Abgefallenen nun da ohne Kirche, ohne Vaterland, ohne Einigkeit. Statt deſſen erwuchs das Spießbürgerthum und die Gelahrtheit. In den eigenen vier Pfählen des Hauſes und des Ländchens fand man ſich mit der Gemüthlichkeit, die den Horizont möglichſt verengte, noch am Behaglichſten zurecht; und bei theologiſchen und philoſophiſchen Begriffsſpaltungen konnte freilich die träumeriſche und einſiedleriſche Richtung kein Genugen, weil keinen Kern finden — wol aber ſich in die Täuſchung einwiegen und einſpinnen, daß etwas Derartiges dennoch auf dieſem Wege zu erzielen ſei. Das unendliche Theoretiſiren und philoſophiſche Speculiren verräth deutlich den unendlichen Mangel an einem ewigen, geiſtigen Gut — ein Mangel, den man vielleicht nicht kannte, vielleicht ſich nicht eingeſtand, noch eingeſtehen wollte, der aber den Grundzug der ganzen gelehrten Bildung ausmachte. — Man kam — man wußte nicht woher; man ging — man wußte nicht wohin; und doch wollte man eine genügende Antwort auf dieſe Fragen finden, als ob es möglich wäre, ſie löſen zu können, ohne auf dem geoffenbarten Glauben, dem alten Glauben der Mutterkirche zu fußen. So wurde das Leben eng und hohl; aber man nannte es voll Gemüth und Geiſt und fand es ganz in der Ordnung, daß z. B. jener Engländer die Deutſchen „ein Volk von Denkern" hieß. Denken iſt gut, wenn es dem Handeln vorhergeht; der Gedanke iſt groß, der eine große That erzeugt; der Geiſt mächtig, der einen mächtigen Impuls zum Leben, zum ewigen Leben, giebt. Deutſchlands größte Thätigkeit ſeit hundert Jahren hat aber auf dem Papier ſtatt gefunden. Die eine Hälfte Deutſchlands hat geſchrieben und die andere Hälfte hat das Geſchriebene theils kritiſirt, theils bewundert. Der Geiſt war ein Idol, dem Alles huldigte. Da er keine politiſche Arena wie in England hatte, in der er ſich hätte bewegen und bewähren können: ſo begab er ſich in die Bücher; und da man keinen andern Begriff von ihm und Maßſtab für ihn kannte, als eben dieſen: ſo betrachtete man Bücher als den Ausdruck der höchſten

Intelligenz, und war ſehr mit ihnen und mit ihm zufrieden.

Der Abfall hatte die Frage geweckt und ſie nicht beantwortet. Man beruhigte ſich dennoch dabei, mit jener wunderſamen Fähigkeit des Menſchen, ſich einem Machtwort zu unterwerfen, wenn es auch viel unſinniger iſt, als das, wogegen er eine Zeitlang ſich aufgelehnt hat. Natürlich iſt eine ſolche Unterwerfung aber nur ſcheinbar und vorübergehend. Die Frage taucht doch wieder auf. Sie iſt ſein Recht. Sie iſt das Fundament ſeiner — ſoll man ſagen Religion? Confeſſion? Kirche? Iſt ihr dort nur momentan der Mund geſchloſſen, wie ſollte ſie ſchweigen vor andern Traditionen, oder ſich ſcheuen, ihre Gebilde, ihre Theorien und philoſophiſchen Syſteme, die ja eigentlich nur Fragen an die göttliche Weisheit ſind, ob die menſchliche Weisheit ſie annäherungsweiſe begriffen habe — an's Licht treten zu laſſen. Eine immer ſich wiederholende, folglich geſteigerte Frage, ohne Abſchluß — verſetzt in einen merkwürdig unbehaglichen, ſehnſuchtsvollen Zuſtand; und für die Sehnſucht giebt es zwei Wege zum Abſchluß: aufwärts geht der eine, und der führt zum Glauben und zur Erlöſung; abwärts der andere, und der ſtürzt in jede Art von Verwilderung und Zerſtörung. Ueber dieſe Wahl müſſen ſich die Kinder des Abfalls allmälig entſcheiden. Sie müſſen ſich doch endlich einmal fragen: Welch' großes und ſegenvolles Reſultat für unſer Vaterland, für unſer Volk, für die Menſchheit hat denn eigentlich der Abfall von der Kirche im ſechszehnten Jahrhundert erzeugt? welche unſterblich große Menſchen, welche Thaten des Heils hat er geboren? wir ſehen wol ein zerriſſenes Nationalleben, abſolutiſtiſche Staatsgewalten, einen dreißigjährigen Krieg, Mißtrauen zwiſchen Bruderſtämmen, Vorliebe für das Fremde, Philoſophie, Schriftſtellerei und Bücherbildung; — allein den Segen, den Segen, der aus all' dieſen Dingen hervor gegangen wäre — ach! den ſehen wir nicht!

Denn er iſt nicht bei ihnen zu finden. Er liegt ganz wo anders! er liegt da, wo die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes, den Beſtrebungen des unheiligen gegenüber, ſeine Siegeswerkzeuge ſich ſchafft. Aber um ſie gewahr zu werden, muß man über Deutſchlands Grenze hinaus ſchauen. Deutſchlands Herz war eben mitten von einander geriſſen! wie hätte es Großes gebären ſollen? Der unſelige Boden, dem die Häuptlinge des Abfalls entſproſſen waren, war mit Unfruchtbarkeit für Himmliſches und Heiliges geſtempelt. Doch was kümmerte das die Kirche Gottes, in deren Armen der Erdball ruht? War einer ihrer Weinberge ſchlecht beſtellt, eines ihrer Felder mit Unkraut bewachſen: ſo trugen zehn andere um ſo reichlicher Frucht. Jenen Anführern des Abfalls gegenüber, die wie Sternſchnuppen aus ihrem Himmel fielen, ſtiegen an dieſem Himmel ſo leuchtende Geſtirne, ſolche Sonnen der Heiligkeit voll welterwärmender Liebesglut empor, wie kaum je in einem früheren Jahrhundert, weil das Licht um ſo mächtiger ſein mußte, als dicke Finſterniß, aus den Nebeln der Häreſie zuſammen geballt, einen Theil der Welt überquoll. Die falſche und unſelige Lehre, welche das Wort des Heilands: „Ihr ſollt heilig ſein, denn ich bin heilig“ — Lügen ſtrafen wollte, indem ſie ein heiliges Leben für unmöglich, für überflüſſig, für thöricht erklärte und ihre Adepten aufs Eifrigſte von demſelben zurückzog — mußte widerlegt werden und zwar ſo, wie die Kirche ſtets widerlegt: nicht durch todte Worte und ſeelenloſe Verneinung; ſondern ſo, daß ſich die reine Lehre als ewige Wahrheit in Werk und That bewährt, ſich gleichſam zu einem ächten Goldſtück ausprägt, der Falſchmünzerei gegenüber.

Nie und zu keiner Zeit hat es der Kirche an Heiligen gefehlt, an jenen Weſen, die mit der vollen, aus dem Blute des Heilands geſchöpften Macht, durch den übernatürlichen Menſchen den natürlichen — durch den himmliſchen den irdiſchen — durch den geiſtigen den fleiſchlichen überwanden. Immer hat ſie Seelen gehabt, welche, ergriffen von der ewigen Liebe, im Vergänglichen nicht ruhen konnten und es entweder nie berührten oder ſich von deſſen Berührung abwendeten, ſobald ein Stral der höheren Erkenntniß ſie erleuchtete. Immer hat die ewige Liebe dieſe Seelen dahin gedrängt, wohin die eigenthümliche Bewegung der Liebe ſtets führt: nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, ſondern bis zur letzten Grenze vorzuſchreiten; ſich gleich zu machen — ähnlich zu werden — Eins zu werden mit dem Geliebten. Dies iſt das Recht der Seelen, denn dies Beiſpiel hat die göttliche Liebe ihnen gegeben und giebt ſie ihnen bis zum Ende der Zeiten: der himmliſche Vater ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde — aus Liebe; der göttliche Sohn ſchuf ſich ſelbſt in der Menſchwerdung nach dem Bilde des Menſchen — aus Liebe; der heilige Geiſt giebt dem Menſchen die Gnadenkraft, ſich ſelbſt wiederum nach dem Bilde Gottes umzuſchaffen — aus Liebe. Die höchſte Liebesmacht des Dreieinen Gottes, die Schöpfung, die Erlöſung, die Heiligung, hat kein anderes Ziel, als den Gegenſtand ſeiner Liebe, den Menſchen, ſich ähnlich zu machen, damit er ſelig werde.

Wer hat je geliebt nach Menſchenweiſe und Menſchenart, aber wahrhaft und aufrichtig, und *keine* Erwiderung gefunden?

Ich! Ich! Ich! ruft es von mancher Seite. — Ihr irrt euch! Das, was da ruft Ich! — *das* hat geliebt, und zwar ſich ſelbſt; folglich konnte es keine Erwiderung finden. Wer auch nur Einmal, auch nur mit einem Schritt aus dem kargen Gebiet des Ichs heraus getreten iſt — auch nur Einmal etwas Beſſeres geſucht hat, als ſich ſelbſt — der hat ſie gefunden! Und ſei ſie verhallt wie eine ſüße flüchtige Melodie, und ſei ſie verſchwunden wie ein glänzender flüchtiger Regenbogen: Vergänglichkeit und Wechſel ſind eben Menſchenweiſe und Art. Aber die Liebe findet Etwas, das ihr entſpricht, oder ruft es hervor; und wenn das ſchon die kleine und geringe menſchliche Liebe vermag — wie ſollte es der göttlichen fehlen? wie ſollte es unter den Millionen und Millionen Seelen von Erlöſten nicht Einige geben, welche das Werk des Dreieinen Gottes an ihnen, für ſie und in ihnen nicht faßten? wie ſollten Einige nicht in den heiligen Dreiklang einſtimmen wollen, zu welchem durch die Schöpfung und die Erlöſung der Grundton und die Terz angeſchlagen iſt und dem ſie durch ihre Heiligung die Fülle der Harmonie zu geben haben?

Nein! Gott thut Nichts umſonſt, denn das wäre gegen ſeine Allweisheit. Seine Menſchwerdung wäre aber umſonſt, wenn die Liebe, die ihn dazu bewog, keine Gegenliebe entzündete. Das ganze Werk der Erlöſung wäre umſonſt, wenn die Erlöſten ſich daſſelbe nicht zu eigen machten und die Bedingungen erfüllten, durch die es lebendig wird; denn auf Statuen und Leichen iſt es unanwendbar, die kann kein Gott erlöſen! Sein ewiges Opfer in der Euchariſtie wäre umſonſt, wenn nicht die Seelen ihre Opferwilligkeit an demſelben nährten und mit dem Dreimalheiligen in eine Gemeinſchaft träten, welche ſie ſelbſt heiligte. Seine ganze Liebe wäre umſonſt und wie todt, wenn keine Seele ſpräche: Ah, Du biſt für mich vom Himmel herab geſtiegen; wolan! ich ſteige mit Deiner Gnade zu Dir in den Himmel hinauf! darum nimm mir alle Freude, wenn ſie Dir mißfällt — und gib mir alles Leid, wenn es Dir gefällt; aber ſei Du meine eine, meine ewige Liebe.

Und du haſt ihre Bitte erhört, o Herr! Du haſt ſie mit Deinem Kreuz begnadet und Du warſt ihre eine, ihre ewige Liebe, deren goldene Früchte in unvergänglicher Schönheit das kühle Grün des Baumes der Menſchheit ſchmücken und Dich verherrlichen. Durch alle Jahrhunderte des Chriſtenthums zieht ſich der ſtralende Reigen, zahllos wie das Heer der Sterne. Und auch wie die Sterne funkeln die Einen im prachtvollen Glanz gleich Diamanten und Sonnen, ſchimmern die Andern im zarten Licht der Perle oder des Thautropfens, erhalten Alle ihre Schönheit von Dir, der Ur-Sonne der Geiſter, und ſind Alle geſchaffen, um Dir die Ehre zu geben und Deinen Namen zu heiligen. Ihre Namen alle — wer kennt ſie? wer weiß ſie? Dir allein ſind ſie bekannt und auch darin haben ſie das Ziel ihrer Sehnſucht gefunden: vergeſſen von den Menſchen zu ſein und verabgründet in Dir. Wol feiert die Kirche an jedem Tage des Jahres beim heiligen Meßopfer das Andenken eines Deiner Diener oder Dienerinnen, welche an demſelben aus der Zeit in die Ewigkeit übergingen; allein ihre Zahl iſt weit größer als die der Tage! So können nur einzelne Blumen zum Schmuck des Altars aus den blütenreichen Beeten genommen werden, während ſich ein ganzer Garten voll Duft und Lieblichkeit um die Kapelle lagert. Die Fülle, die Unerſchöpflichkeit Deiner Liebe ſpiegelt auch dadurch in ihnen ſich ab: Alles, worin Du lebſt, wird unermeßlich groß und unberechenbar weit, weil Dein Leben, o Ewiger, keine Grenzen kennt.

Und wunderbar über die wolbekannten Grenzen des Lebens hinaus erweitert ſich auch das Deiner Heiligen! Immer ſind es blutarme, meiſtens in freiwilliger Armuth lebende Menſchen, die ſich unter dem heiligen Gehorſam ihres Willens begeben haben, und die eine Macht auf ihre Zeit und ihr Volk üben, als wären ſie Könige an Schätzen und an Herrſchergewalt; die Dinge thun und Thaten vollführen, an welche Menſchenwitz, Klugheit und Geſchicklichkeit ſich nimmer wagen oder — wenn ſie es thun — kläglich ſcheitern; die wie mit einem himmliſchen Zauberſtab über die Erde dahin wandeln und Erſcheinungen hervorrufen, denen ſie allein durch ein übernatürliches Geſetz Daſein und Dauer geben. Weil ſie ihren Willen aufgegeben oder vielmehr: weil ſie ihn mit diamantener Feſtigkeit auf nichts Anderes gewendet hatten, als ſich mit ihm in Deinen Willen hinein zu ranken und zu ſchmiegen: ſo waren ſie die vollkommenſten Werkzeuge Deines Willens und dermaßen mit ihm verſchmolzen, daß ſie in

Allem, was ſie thaten und übten, nichts übten und thaten, als Deinen Willen. Da Dein Wille die Geſetze der irdiſchen Gebundenheit löſen kann, ohne die Natur zu zerſtören: ſo traten Deine Geweiheten auch in das Gebiet der Wunder ein und der hohen Extaſen, und gelangten zur Herrſchaft über die Natur, weil ſie damit angefangen hatten, ihre eigene Natur zu überwältigen; und zum Einblick in die göttlichen Myſterien voll Schönheit, Liebe und Wahrheit, weil das leiſeſte Verlangen nach irdiſchem Glück tauſendmal in ihren Herzen gekreuzigt war. Aeußerlich ward nur der ſeraphiſche Franziskus mit den Wundenmalen des Heilands bezeichnet. Keiner aber iſt je heilig geſprochen worden, der ſie nicht an ſeiner Seele getragen hätte, und zu dieſer Aehnlichkeit mit dem Gekreuzigten iſt er eben umgeſchaffen — aus Liebe.

Kraft dieſer Aehnlichkeit lebten ſie ihr erſtaunliches Leben voll Thaten, die wunderähnlich oder Wunder waren, mogten dieſe Thaten nun ſein das ununterbrochene Gebet des Einſiedlers in Egyptens Wüſte — oder eines Athanaſius, der die Häreſie zerſchmetterte — oder eines Auguſtinus, der die Geheimniſſe der Gottheit und des Menſchenherzens mit überirdiſcher Weisheit ergründete — oder zahlloſer Märtyrer, die für den Gekreuzigten ſtarben und zahlloſer Glaubensboten, die für ihn in Mühen und Qualen lebten. Kraft dieſer Aehnlichkeit konnte jener ſpaniſche Jüngling, Simon Stylites, in himmliſche Betrachtung verſenkt, abgeſtorben der Irdiſchkeit, wie ein Paradiesvogel ohne die Erde zu berühren, dreißig Jahre auf einer Säule leben; — konnte deſſen großer Landsmann Dominikus mit ſeinem Roſenkranz einen Krieg zu Ende bringen, an welchem das mächtige Frankreich ſich faſt verblutet hatte; — konnte St. Bernardus das Abendland zur Eroberung des heiligen Grabes fortreißen; — konnte der ſeraphiſche Franziskus in der Abgeſchiedenheit des Gebetes auf dem Monte Alverno ſchweben und die heilige Armuth zur Königin der Könige machen; — konnte die heilige Catharina, die arme Tertiarierin, die ſchlichte Färbertochter von Siena bei jenem traurigen Schisma, welches das Oberhaupt der Chriſtenheit von Rom nach Avignon riß, einen Einfluß üben, dem der heilige Vater ſelbſt nicht widerſtand; — und konnten im ſechszehnten Jahrhundert ein Philippus Neri, ein Ignaz von Loyola, ein Vincenz von Paula, ein Carlo Borromeo, ein Franz von Sales, eine heilige Thereſe, eine Franziska von Chantal, das göttliche Werk der Liebe unter den Menſchen fortſetzen und neu beleben, welches von der Irrlehre prinzipiell getödtet wurde.

Wenn man aus den letzten Verzweigungen der Pyrenäen hinaus in die Ebene von Barcelona kommt und auf dem Felſenwege hart am Meer, der im ſchroffen

Abſturz in die brauſenden Wellen zu fallen ſcheint, zwiſchen Cactus- und Aloeſtauden dahinfährt — ſieht man in der Ferne zur Rechten einen Berg aufſteigen, deſſen ſcharfe Spitze ſich in zwei Theile ſpaltet. Das iſt der Monſerrat. Auf demſelben haben im neunten Jahrhundert die Grafen von Barcelona eine berühmte Benedictiner-Abtei, urſprünglich für Nonnen, hundert Jahr ſpäter für Mönche geſtiftet.

In der Frühe des Tages Mariä Verkündigung im Jahr 1522 empfing ein junger Mann in der Kirche dieſer Abtei die heilige Kommunion, hängte darauf ſein Schwert an einem Pfeiler neben dem Altar auf, um anzuzeigen, daß er dem Kriegsdienſt für die Welt entſage und verließ in ärmlicher Pilgertracht die Abtei, die er als Ritter und Krieger betreten hatte. Hiemit war das weltliche Leben voll Ruhm- und Thatendurſt, voll Ehrgeiz und Liebe des Don Inigo, achtem Sohn des Don Bertram de Ognez y Loyola beſchloſſen und der erſte Schritt zum Leben des heiligen Ignatius gethan. Auf dem langwierigen Schmerzenslager, an welches ihn ein Jahr zuvor ſein im Feldzug zerſchmettertes Bein feſſelte, hatte die göttliche Gnade ihn aufgeſucht und gefunden. Aus Langerweile begann er das Leben der Heiligen zu leſen, da ihm Ritterromane fehlten; aber ſiehe da! die Langeweile wich allmälig der Theilnahme und dieſe der Bewunderung. Die Liebe zum Kreuz der Heiligen ſenkte ſich wie ein Pfeil der ewigen Liebe in ſeine Seele und verwundete ſein von irdiſcher Leidenſchaft erfülltes Herz ſo tief, daß er in heftige Qualen und Schwankungen verfiel, bis er ſich entſchieden hatte, die Neigung zum Vergänglichen der Sehnſucht nach dem Ewigen aufzuopfern. Da weihte er ſich in heißer Andacht der jungfräulichen Gottesmutter und ihrem göttlichen Sohn und alle Banden, welche ihn an die Welt feſſelten, waren zerriſſen. Er liebte hinfort nichts Irdiſches mehr.

Aus der Abtei Monſerrat ſtieg er hinab in das Spital des Dominikanerkloſters zu Manreza und begann dort im Dienſt der Armen und Kranken, ſo wie durch Faſten, Gebet und Bußſtrenge ein Leben der Selbſtverleugnung und Abtödtung, das ihm gerade ſo, wie einſt dem ſeraphiſchen Franziskus, Spott und Verachtung zuzog. Daß weder die Geiſtesſchwäche eines Narren, noch die Launenhaftigkeit eines Sonderlings ihn dazu antrieb — ihn, den vornehmen Mann, der als Edelknabe am Hof von Caſtilien erzogen worden war und der als Ritter und Krieger bis zu ſeinem dreißigſten Jahr gelebt hatte — ſondern daß er auf dieſen außerordentlichen Wegen durch den Willen Gottes geführt wurde, bewies die unerſchütterliche Demuth, mit der er Anfangs die Verhöhnung und ſpäter, als ſich die Meinung zu ſeinen Gunſten umſtimmte, die Bewunderung ertrug. Um letzterer aus dem Wege zu gehen, zog er ſich in eine wilde und abgelegene Felſenhöhle des einſamen Paradieſesthales bei Manreza zurück.

Dort begannen für ihn jene furchtbaren Kämpfe, jene Geiſterſchlachten im innern Leben, jenes Ringen des Geiſtes mit dem Geiſt, wogegen die früheren Kämpfe, um das Herz von der Welt abzulöſen, wie Kinderſpiele erſcheinen — und welche Gott über ſeine großen Diener verhängt, um ihre Treue zu prüfen und ihre Standhaftigkeit zu bewähren. Hart iſt es für den irdiſchen Menſchen, bei Leibesleben abzuſterben für Leid und Luſt, für Glück und Freude des Lebens; allein die himmliſchen Güter ſind ſo lieblich, die Tröſtungen der Gnade ſind ſo ſüß, die Gemeinſchaft mit Gott, mit dem Heiland, mit der allerſeligſten Jungfrau, mit einem ganzen Himmel voll Heiliger, durch das Gebet und die Sacramente unterhalten, iſt ſo beſeligend, daß die Ueberwindung der Irdiſchkeit bei Weitem nicht der ſchwerſte Sieg iſt, welcher die Palme des Friedens erringt. Nachdem das Opfer des Fleiſches gebracht iſt, begehrt Gott das Opfer des Geiſtes — das vollkommene Opfer. Ebenſo todt, dürr und abgeſtorben, ebenſo einſam, freudenleer und troſtlos wie das Reich der Welt, ſoll auch das Reich der Seele ſein — ohne Freudigkeit im Gebet, ohne Erquickung durch die Sacramente, ohne Liebe bei Werken der Barmherzigkeit, ohne Andacht bei Werken der Buße, ohne Hoffnung, wolgefällig vor Gott zu ſein, ohne Troſt in beharrlicher Pflichterfüllung; mit Verdunkelungen des Glaubens, ſeiner Lehren, ſeiner Wahrheit, mit Verſchleierungen der Liebe, ihrer Macht und ihrer Gnade, mit einer ſo grenzenloſen Verlaſſenheit, daß die Traurigkeit bis zu einer Agonie der Seele wächst, in welcher dieſe nur ſeufzen kann: „Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen?“ Dies iſt der höchſte Punkt des Leidens! freilich muß die Seele auf dieſem Punkt noch einen Schritt weiter gehen; allein dieſer Schritt ſteigert nicht das Leid, ſondern bricht es — wie der Tod das krampfhaft zuckende Herz ſtill macht, indem er es bricht. Und dieſer Schritt iſt, daß die Seele hinſterbend im bittern Meer der Deſolationen ſpreche: „In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“ Dann hat ſie die via crucis durchgemacht; dann folgt die Auferſtehung. Und wozu das Alles? wozu die Qual, das Weh, die Folter, dies ganze unblutige Marterthum, welches das innerſte Herz dermaßen zermalmt, daß jeder Blutstropfen deſſelben in eine Thräne verwandelt herausgepreßt wird? — Damit die Seele lerne, mit nichts, von nichts, für nichts zu leben, als mit, von und für den Willen Gottes; — damit ſie lerne, nicht ſeinen Segen, ſeinen Troſt, ſeine Liebe zu lieben — denn das iſt ſehr leicht! — ſondern ihn ſelbſt ohne die Aeußerungen von Segen, Liebe und Troſt — und das iſt ſehr ſchwer; grade ſo ſchwer, wie gegen den Anfang die Vollendung, wie gegen den Entſchluß die Ausführung iſt; — damit der göttliche Wille ihr immer gleich willkommen und ſüß zu erfüllen ſei, einerlei, ob ſie dadurch in Finſterniß verſenkt oder in Licht gehoben werde; — damit ſie in all' ihren Empfindungen, Beſtrebungen und Werken keinen andern Genuß, keine andere Freudigkeit ſuche, als die: dies Alles zu üben, weil es Gott wolgefällig iſt; — damit ſie ohne ſchmeichleriſche Selbſttäuſchung lerne Gott lieben — nicht die Gnade Gottes, ſondern den Gott der Gnade lieben; und dieſe Liebe iſt die Frucht des Marterthums der Seele. Die Folter litten Diejenigen, von welchen man ein Geſtändniß erpreſſen wollte. Wer auf der Folter bei ſeiner Ausſage beharrte, war kein Lügner! der liebte die Wahrheit dermaßen, daß er ihretwegen übermenſchlich litt! mogte ſein Auge ſich verdunkeln, der Todesſchweiß ſeine Stirn bedecken, Ohnmacht ſeine Sinne verſchleiern: ſo wie er nur zur Beſinnung kam und wieder Athem ſchöpfte in einer Pauſe der Folter, blieb er bei der Betheuerung der Wahrheit. Auf einen ſolchen Zeugen konnte man ſich verlaſſen! Eine ſolche Standhaftigkeit begehrt Gott von der Seele, die nach ſeiner höchſten Gunſt ſtrebt. Will ſie wirklich ihn lieben, ihn allein — nicht verweilen zwiſchen den Illuſionen und Phantaſiegebilden ihrer ſelbſtgeſchaffenen, weichlichen, träumeriſchen Liebe, in welcher ſie ein gewiſſes tugendhaftes Behagen und ein Wolgefallen an ihrem eigenen Fortſchritt findet — wolan! ſo ſtehe ſie denn da, bettelarm, nackt und bloß, zitternd und traurig, verzagend an ihrem eigenen guten Willen und an der Gnade, verwirrt über ihr Streben, das ihr ohne Erfolg — über ihren Glauben, der ohne Macht — über ihre Richtung, die von Gott abgekehrt ſcheint; ſo ſtehe ſie da beklemmt durch die Angſt, ob ſie in dieſem jammervollen Zuſtand etwas Anderes verdiene, als verworfen zu werden vor dem Angeſicht Gottes; und in dieſer Ueberfluthung durch namenloſes Weh tauche ſie aus den bittern Wellen mit nichts Anderem auf, als mit dem leiſen Ruf: „Dein Wille geſchehe!“ — — das iſt Liebe! die Liebe, von der das Hohelied ſingt: „ſie iſt ſtark wie der Tod.“ Denn ſie iſt ſtärker als er! ſie hat all' ihre Waffen verloren und überwindet dennoch mit ihrem bloßen Willen das Erſterben der Seele. Mit dieſer heroiſchen Liebe will Gott von ſeinen Bekennern geliebt ſein — und das iſt eine große Ehre für ſie.

Wie hätte ein ſolcher Held, ein ſolcher Streiter für das Reich Gottes wie Ignatius, dieſe Feuerprobe nicht beſtehen ſollen! Das Werk, zu welchem er berufen werden ſollte, war von der Art, daß nur ein chriſtlicher Held es unternehmen und ausführen konnte. Wer Seelen zum Leben retten will, muß den Tod kennen und zu überwinden wiſſen.

Der Friede, in welchem Ignatius nach ſeiner Bekehrung bei all' ſeinen Abtödtungen und Bußübungen gelebt hatte, ſchwand dahin; Gewiſſensunruhe und Furcht, in Sünde zu fallen, quälten ihn ſo, daß er in tiefe Schwermuth verſank und am Abgrund der Verzweiflung ſtand. Die gänzliche Verlaſſenheit von allem innern Troſt bemächtigte ſich ſeiner. Es trat ein gänzliches Unvermögen ein, etwas Anderes als Gleichgültigkeit bei ſeinen Andachtsübungen zu empfinden. Sein Körper erlag faſt den Qualen der Seele und den ſtrengen Kaſteiungen, denen er ſich unterzog, um dem innern Weh einen äußeren Ableiter zu geben. Aber er ließ nicht ab vom Gebet, ſo freudenlos und dürftig er ſich auch dabei fühlte; denn er liebte eben Gott, der nach ſeiner Weisheit den Troſt gewährt oder entzieht, und er legte ſeine gefolterte Seele unbedingt in dieſe väterliche Hand, um ſie aus der Trübſal zum Frieden führen zu laſſen.

Und als er endlich wiederkehrte, der innere Friede — da war es, um ihn nie wieder zu verlaſſen. Da hatte er bei ſeiner innerlichen Kreuzigung ſo vollſtändig geſagt: „In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt“ — daß dieſer Geiſt nun untrennbar von dem göttlichen Willen blieb und dermaßen in demſelben ruhte, daß kein Ereigniß, welcher Art es ſein mogte, das in Gott verſammelte Gleichgewicht ſeiner Seele ſtören konnte. Mit unwandelbarem Starkmuth und Gleichmuth trug er hinfort alle widrigen und freudigen Schickſale ſeines Lebens und in ſpäteren Jahren äußerte er: Wenn das Ereigniß eintreten ſollte, welches für ihn das betrübendſte und niederdrückendſte wäre, nämlich die Auflöſung ſeiner Geſellſchaft: ſo glaube er doch nur eine Viertelſtunde nöthig zu haben, um ſich von dieſem Schlag zu erholen und ſich wieder in ruhige Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zu ſetzen.

Eine Seele, die gegen die Sturm- und Wetterſeite der Erde ſo wol verwahrt war, öffnete ſich gegen die Sonnenſeite des Himmels, und ſie empfing außerordentliche Gnadenbezeigungen, Extaſen im Gebet, übernatürliche Erleuchtungen, Verſtändniß der Myſterien und der wunderbaren Schönheit der heiligen Religion. Bis dahin hatte Ignatius nur ſehr unvollkommen die Lehren derſelben gekannt; in Manreza belehrte ihn der heilige Geiſt. Er aber blieb in der Demuth — wie früher dem Spott gegenüber, dann der Bewunderung, ſo jetzt dieſer außerordentlichen Gnaden, die er auch nur ſeinem Seelenführer, einem frommen Dominikaner zu Manreza und ſeinem früheren Beichtvater auf dem Monſerrat, den er allwöchentlich beſuchte, mittheilte. Er mißtraute ſo ſehr ſich ſelbſt, daß er ohne deren Rath nichts unternahm, obwol das Volk ſchon anfing, ihn als einen Heiligen zu verehren — oder vielmehr grade deshalb. Und da er in heilige Hände gekommen war, an Seelenkundige, wie Spanien deren manche aufzuweiſen hat (den heiligen Petrus von Alcantara, Johannes von Avila, Ludwig von Granada und, vielleicht von Allen die tiefſinnigſte und erleuchtetſte, die heilige Thereſe) — ſo war das ein großes Glück für ihn, weil er ſich dadurch im geiſtlichen Gehorſam übte.

Zu Anfang ſeiner Bekehrung hatte er nichts im Auge gehabt, als ſeine eigene Heiligung. Je mehr er in derſelben fortſchritt, um deſto lebhafter ward ſeine Sehnſucht, an der Heiligung anderer Seelen arbeiten zu können; und als dieſer Gedanke in ihm entbrannt war, als er zu ſich ſelbſt geſagt hatte, es ſei nicht genug, daß er Gott diene, ſondern alle Herzen müßten ihm dienen und alle Zungen ihn loben — da verließ er ſeine Einſamkeit und ging, wie einſt Franziskus, nach Paläſtina, um die Bekehrung der Muſelmänner zu verſuchen. Aber ohne Erfolg. Daraus erkannte er, daß er ſeinem Beruf auf einem andern Felde nachkommen müſſe und beſchloß, ſich dem Dienſt des Altars zu widmen und die Studien zu machen, die ihn in den Stand ſetzten, Prieſter zu werden. Er war dreiunddreißig Jahr alt, als er aus Paläſtina nach Barcelona zurückkam und nun begann, die lateiniſche Grammatik zu lernen. Der Anfang ward ihm ſehr ſchwer! als Edelknabe und Soldat hatte er ſich keine Uebung in ſolchen trocknen Studien erworben, und ſeit ſeiner Bekehrung hatte er ſich ſo in das beſchauliche Leben vertieft, ſo an die religiöſe Betrachtung gewöhnt, daß jeder Gedanke nichts Anderes für ihn war, als ein Faden, der ſeine Seele in Gott hinein zog. Aber mit derſelben Willenskraft, mit der er einſt ſein ſchlecht geheiltes Bein wieder zerbrechen und darauf einen hervor ragenden Knochen abſägen ließ — erlernte er jetzt die lateiniſchen Declinationen und Conjugationen, und machte dann ſchnelle Fortſchritte.

In Barcelona, in Alcala, in Salamanca, überall lebte er in der tiefſten Armuth, nur von Almoſen. Neben den philoſophiſchen und theologiſchen Studien, die er mit Feuer erfaßte und trieb, fand er Zeit zu unzähligen guten Werken. Er lehrte Kindern den Katechismus, er diente in den Spitälern, er foderte Andere dazu auf, er bekehrte verſtockte Seelen und große Sünder. Die Gnade Gottes war groß in ihm. Wer das begriff, liebte und bewunderte ſein Leben; wer nicht — haßte und verfolgte ihn. Neben warmen Freunden und Anhängern hatte er manche Feinde, welche ihre Beſchuldigungen der Zauberei, der Schwärmerei, der Ketzerei ſo weit trieben, daß die Inquiſition auf ihn aufmerkſam ward und ihn zur Unterſuchung vorladen ließ. Kaum war er durch ſie freigeſprochen, als der Großvikar des Biſchofs ihm verbot, die Glaubenslehre zu erklären, da er weder durch Amt noch Sendung dazu beauftragt ſei. Eine kurze Kerkerſtrafe ſchärfte ihm dies Verbot ein. Darauf verließ er Alcala.

In Salamanca ging es ihm ebenſo! Dieſelbe Liebe zum Heil der Seelen, derſelbe Zudrang zu ſeinen Unterweiſungen, dieſelbe Heiligkeit eines demüthigen Lebens; dieſelben Verdächtigungen — und abermals eine dreiwöchentliche Haft, aus welcher er jedoch, nachdem ſeine Unſchuld erkannt war, nicht blos gerechtfertigt, ſondern mit der öffentlichen Ehrenerklärung entlaſſen ward, daß er ein Mann von hoher Tugend ſei. Für ſeine Schmach und ſeine Ehre, im Kerker und in der Freiheit, pries Ignatius Gott und dankte ihm für die Läuterungen, deren ſeine Seele ſo ſehr bedürfe. Um ſich immer mehr in den theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu unterrichten, ging er im Winter 1528 nach Paris, wo er einige Jahre durch Unterſtützung ſeiner Freunde und ſpaniſcher Kaufleute in Flandern — mitunter aber auch ſein Brod von Thür zu Thür bettelnd, lebte.

In Paris fand er die Genoſſen, die er für die Zukunft brauchte, Männer von großen Fähigkeiten, von feurigem Geiſt, von gründlicher Wiſſenſchaft, die ſich innig ihm anſchloſſen und unter ſeiner Leitung auch Männer von hoher Tugend wurden. Befeuert durch ſein Beiſpiel und ſeine Lehre legten ſie das Gelübde ab, die Welt zu verlaſſen und das Evangelium dort zu predigen, wo der heilige Vater, dem ſie ihre Dienſte anbieten wollten, es zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen für zweckmäßig halten würde. Ignatius verſtand den Eifer ſeiner Gefährten zu unterhalten und zu zügeln, ſo daß ſie weder mit Haſt an die Ausführung ihres Vorhabens gingen, noch lau gegen daſſelbe wurden, obwol Jahre darüber verfloſſen. Erfahren in der Wiſſenſchaft, Seelen zu Gott zu führen, hielt er öftere Geiſtesübungen mit ihnen, worin er eine hohe Meiſterſchaft beſaß.

Schon zu Manreza hatte er ſein Buch der „geiſtlichen Uebungen" verfaßt, welches er ſpäter überarbeitete und im Jahr 1548 in Rom veröffentlichte. Zu jeder Zeit hatten ernſte und fromme Seelen das Bedürfniß gekannt, ſich in die Einſamkeit nach dem Beiſpiele des Heilands und ſo vieler Heiligen zeitweilig zu begeben, und dort himmliſche Dinge zu betrachten, um die irdiſchen beſſer beurtheilen, üben oder vergeſſen zu lernen. Auch die Weiſe, wie dieſe Betrachtung anzuſtellen ſei, damit die Seele nicht abſchweiſe, irre und ermüde, war bekannt. Ignatius aber bahnte allen Menſchen durch ſeine leichtfaßliche Anleitung den Weg zur inneren Vereinſamung mit Gott. Daß der Menſch nichts thun, lieben und ſein ſolle, als was der Ehre und dem Dienſt Gottes förderlich ſei, iſt der Grundgedanke derſelben. Zwei Heere unter zwei Fahnen ſtellt er auf: um den Erlöſer ſchaart ſich das eine, um den uralten böſen Feind das andere; jenes zieht aus zur Eroberung der ewigen Seligkeit, dieſes findet die ewige Verdammung. Die Folgen der Sünde, die künftige Strafe, ſoll die Seelen auffodern, ſich dem Heiland anzuſchließen. Haben ſie das gethan, ſo zeigt er, was dieſe Wahl von ihnen fodert, welche Pflicht ſie ihnen auferlegt, dem Heiland gleichförmig zu werden; wie ſie im Hinblick auf dies erhabene Ziel zuerſt den Weg der Reinigung wandeln müſſen, bevor ſie den der Erleuchtung betreten, welcher ſie zuletzt auf den der Vereinigung führt. Die

Betrachtung der Geheimniſſe der Menſchwerdung und Erlöſung ſoll immer eine praktiſche Anwendung auf die Verhältniſſe und Bedürfniſſe des Betrachtenden bewirken: die Betrachtung des Lebens Jeſu ſoll ihn zu einer gottgefälligen Standeswahl und zur Erfüllung der damit verbundenen Pflichten führen; die des Leidens Jeſu zur Geduld in Trübſal, zur Sanftmuth im Leid, zur Opferwilligkeit, zu allen Tugenden der Hingebung an den göttlichen Willen; die der glorreichen Geheimniſſe zur Ruhe des Herzens über allem Irdiſchen in der göttlichen Liebe — dem letzten Ziel der Seelen, dem Zweck, für den Gott ſie geſchaffen hat.

Wie ſein Buch, waren ſeine Unterweiſungen; und in dieſem Sinn erwärmte und erfriſchte er das geiſtliche Leben ſeiner Gefährten. Sie beharrten in demſelben und bei ihren Studien, als Ignatius im Anfang des Jahres 1535 zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in ſeine Heimat gehen mußte und ſie unter die Leitung des Peter le Fèvre ſtellte, der allein in ihrem Kreiſe bis jetzt Prieſter war. Er ging nach der Provinz Guipuscoa, ward freudig von ſeiner Familie empfangen, konnte ſich jedoch nicht entſchließen, auf Schloß Loyola ſeinen Aufenthalt zu nehmen, ſondern lebte nach ſeiner Gewohnheit und Weiſe im Spital einer benachbarten Stadt. Die Erinnerung an ſeine leichtſinnige Jugend, die ihm hier lebendiger denn je vor die Seele trat, vermogte ihn zu den ſtrengſten Bußübungen, nachdem ſich ſeine

Geſundheit wieder befeſtigt hatte; und nach zwei Jahren hielt er es an der Zeit, ſeine Gefährten alle um ſich zu verſammeln. Er berief ſie aus Paris nach Venedig und begab ſich ſelbſt dahin. Sie widmeten ſich, hier wie überall, den Werken der Nächſtenliebe und der Demuth, unterrichteten die Unwiſſenden in den Spitälern, bedienten die Kranken, tröſteten die Sterbenden, begruben die Todten — und empfingen die geiſtlichen Weihen. Dann vertheilten ſie ſich in der Gegend von Vicenza und Verona, um das Volk zur Buße aufzurufen und ihm die Nothwendigkeit derſelben eindringlich vorzuſtellen. Sie waren ihrer Zehn: Ignatius ſelbſt; Peter le Fèvre aus Savoyen; Franz von Xavier, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla — ſämmtlich Spanier; Simon Rodriguez, ein Portugieſe; Claude le Jay aus Annecy; und zwei Franzoſen, Johann Codure und Pasquier Brouet.

Dies war der Anfang einer geiſtlichen Genoſſenſchaft, die wie keine andere, wie kein Verein, kein Orden, keine Congregation geliebt und gehaßt, bewundert und verfolgt, geſegnet und verflucht, geprieſen und verleumdet, erhoben und geſchmäht worden — und zwiſchen allen günſtigen und widrigen Geſchicken zu einem unſterblichen Ruhm gelangt iſt. Dies iſt die erlauchte Geſellſchaft Jeſu, dies auserwählte Rüſtzeug der ſtreitenden Kirche, bei deren bloßem Namen ſchon die Häreſie und die Gottesverleugnung in Zorn und Grimm entbrennen, wie der Erbfeind vor dem Bilde des Gekreuzigten. Und warlich! das Kreuz hat ihr nicht gefehlt. „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich Euch“ — ſprach der Heiland zu ſeinen Apoſteln. Und wie hat der himmliſche Vater Ihn geliebt? — ſo daß ſein ganzes Leben auf Erden, vom dunkeln Stall zu Bethlehem bis zum blutgetränkten Hügel Golgatha eine Kette von Leiden war, welche durch einzelne flüchtige Lichtblicke noch einleuchtender gemacht werden, und die Beſtimmung des Menſchen zu Trübſal und Kampf wie mit Hammerſchlägen der Schmerzen in das irdiſche Herz prägen, damit es nichts Anderes verlange, als was der Heiland gehabt und es grade ſo durch die ewige Liebe des himmliſchen Vaters erhalten hat. Dieſe Liebe, welche ſich durch Armuth, Verfolgung, Drangſal, Schmach, Verachtung, Mühen und Arbeit, Sorgen und Pein, Qual und Martertod an den Apoſteln offenbarte — dieſe Liebe, die das Geliebteſte, das Würdigſte, vor Allem des Kreuzes würdig hält und es in einer wahren Sündflut von Verfolgungen, Anſtrengungen und Trübſalen leben und ſterben läßt: hat ſich mit derſelben Fülle gnadenreich an der Geſellſchaft Jeſu erwieſen und ihr dadurch das Zeugniß gegeben, daß ſie ſehr wolgefällig vor Gott ſei und wahrhaft in die Fußtapfen der erſten Apoſtel trete.

Als Ignatius auf der Reiſe nach Rom in einer verfallnen Kapelle betete, ward ſein Geiſt entrückt. Er ſchaute den ewigen Vater, der ihn ſeinem eingebornen Sohn vorſtellte und der Heiland, mit einem ſchweren Kreuz beladen, ſprach mild zu ihm: er wolle in Rom ihm gnädig ſein. Als er dort mit ſeinen zwei Reiſegefährten le Fèvre und Laynez angelangt war und ſich dem heiligen Vater vorſtellte, empfing dieſer ſie huldvoll und beauftragte Männer, welche ſo eben im Spital von Venedig Kranke gepflegt hatten, mit theologiſchen Vorleſungen im Colleg della Sapienza. Ignatius unternahm, im Schutz des Oberhauptes der Chriſtenheit an der Verbeſſerung der Sitten durch Belehrung in der chriſtlichen Wahrheit und durch ſeine Geiſtesübungen zu arbeiten. Jetzt erkannte er, daß der Zeitpunkt gekommen ſei, um mit den Genoſſen, welche ſich zur Ehre Gottes mit ihm verbunden hatten, einen geiſtlichen Orden zu ſtiften. Er berief ſie Alle zu ſich, und nachdem ſie Gott um Erkenntniß ſeines heiligen Willens angefleht hatten, hießen ſie den Plan gut, den Ignatius ihnen vorlegte und fügten daher zu den Gelübden der Armuth und Keuſchheit, die ſie bereits in Venedig abgelegt, noch das des immerwährenden Gehorſams, um ſich dem Sohne Gottes gleichförmig zu machen, der bis in den Tod gehorſam geweſen iſt. Zu dieſem Zweck wollten ſie einen Vorſteher wählen, der es auf Lebenszeit bleiben und unbedingte Macht über ſeine Untergebenen haben ſolle, indem ſie ihm aus Liebe zu Gott in ihrem geiſtlichen Leben ohne Widerrede zu gehorchen hätten.

Später kam noch ein viertes Gelübde hinzu: überall hinzugehen, wohin der Statthalter Chriſti zur Förderung des Seelenheils ſie ſenden werde und zwar ohne Unterhaltsmittel. Auch ward feſtgeſetzt, daß die Profeſſen weder einzeln noch gemeinſchaftlich Eigenthum beſitzen — und nur die Collegien Einkünfte beziehen dürften, um den Unterhalt der Schüler zu beſtreiten. Eine Ordenstracht gab Ignatius ſeinen Jüngern nicht; ſie trugen die damals gebräuchliche Kleidung der Geiſtlichen. Auch des Chordienſtes entband er ſie, damit ſie ſich ungetheilt ihren geiſtlichen Amtsverrichtungen widmen konnten. Dieſen Plan legte er dem Papſt Paul III. vor, der denſelben durch drei Kardinäle prüfen ließ, welche ihn anfänglich verwarfen, weil genug der Orden in der Kirche wären, aber ihn darauf doch gut hießen. Am 27. September 1540 erfolgte die päpſtliche Genehmigungsbulle der Geſellſchaft Jeſu und Ignatius ward zum General derſelben erwählt. Erſt am Oſterfeſt des folgenden Jahres trat er dieſer Beſtimmung bei, übernahm die Leitung des Ordens, legte dem Statthalter Chriſti das Verſprechen ſeines Gehorſams ab und empfing ein gleiches von ſeinen Ordensgenoſſen. Neunzehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ſein Schwert am Altarpfeiler auf dem Monſerrat hing. Die kriegeriſchen Hoffnungen und Träume ſeiner Jugend waren anders in Erfüllung gegangen, als er ſie geträumt hatte. Er war General, er hatte ein Heer, ein Schlachtfeld, einen Feind — nur Alles im geiſtlichen, im überirdiſchen Gebiet, was er weltlich und irdiſch verſtanden hatte. So geht das oft bei ſtarken Seelen und Menſchen von großem Charakter, wenn die ewige Liebe ihr Herz ergreift: ſie überſetzen gleichſam ihr Ziel aus dem Irdiſchen in's Himmliſche.

Ignatius ſchlug jetzt ſeinen Wohnſitz in Rom auf und nach allen Seiten hin entſendete er ſeine geiſtlichen Söhne als Glaubensboten, um die reine Lehre des Chriſtenthums, welche von einem Theil Europa's verſchmähet wurde, den Völkern fremder Welttheile zu verkünden. Franz Xavier ging unter dem Schutz des Königs von Portugal nach Oſtindien, deſſen Apoſtel er wurde; Andere nach Congo, nach Abyſſinien, an Afrika's Oſt- und Weſtküſte, Andere nach Amerika, Zwei nach Fez und Marocco, um ſich der unglücklichen chriſtlichen Sclaven daſelbſt anzunehmen. Ueberall arbeiteten ſie mit dem opferwilligſten Eifer für das Heil der Seelen, durch Unterweiſung des Volkes, durch Erziehung der Jugend, durch Bekehrung der Sünder. Begeiſterung und Beſonnenheit, Glauben und Wiſſenſchaft waren ſo in ihnen verſchmolzen — die ſtrenge Zucht des geiſtlichen Gehorſams, tiefer ernſter Studien und einer hohen Asceſe hatten ſie zu einer ſo außerordentlichen Bildung ihres inneren Lebens geführt, daß ein triumphirender Erfolg ihre Bemühungen krönte. Wie Helden, die ſie waren, ſiegten ſie über Fetiſche und Götter, über Heiden und verſunkene Chriſten, über ſtumpfe Unwiſſenheit und falſche Weisheit — natürlich ſo, wie Helden ſiegen: blutend, leidend, ſterbend an den Anſtrengungen, die uns gewöhnlichen Menſchen übermenſchlich vorkommen und die für ſie nur gerade das rechte Maß waren, welches ihre durch den Glauben entwickelten Kräfte ausfüllten. Sie hatten ſich das Maß weit zugeſchnitten, worin — und das Ziel hoch gerückt, wohin ſie ſich bewegten; denn ſie wußten: iſt dieſes nah und jenes eng, ſo bleibt der Menſch unter dem, was er vermag. Sie lebten ſo, wie wenn es gar keinen andern Lohn, als eine Heiligſprechung geben könne — ſo Alles nichtachtend, was ihnen an Mühſal und Widerwärtigkeiten begegnete; und ſo demüthig, daß ſie jede Auszeichnung, jede Würde von ſich wieſen. Als Claude le Jay — der dem Concil zu Trient mit Salmeron und Lainez beiwohnte — vom Kaiſer Ferdinand zum Biſchof von Trieſt ernannt wurde, ſchrieb er an Ignatius und bat ihn inſtändigſt, dieſe Bürde von ſeinen Schultern nehmen zu laſſen; und Ignatius erbat ſogleich vom Papſt und dem Kardinalcollegium für alle Väter der Geſellſchaft Jeſu die Freiſprechung von allen Würden und Ehrenſtellen in der Kirche. Nur dann könnten ſie den Geiſt der Demuth und Armuth, die Seele des Ordensſtandes, treu bewahren; nur dann der Kirche, ihrer Beſtimmung gemäß, als Miſſionäre dienen, wenn ſie unbelaſtet durch Aemter und Würden von einem Ende der Welt zum andern eilen und das Evangelium verbreiten könnten, wo die Ehre Gottes es erheiſche.

In Europa fingen die Jeſuiten im Jahr 1546 zu lehren an. Der Herzog von Gandia, Franz Borgia, der in den Orden trat und ſchon in ſeinen weltlichen Verhältniſſen ein ſo himmliſches Leben führte, daß er den Namen Borgia unter die Heiligen brachte — ließ ihnen zu Gandia ihr erſtes Colleg in Europa bauen, nachdem ſie bereits ein Jahr zuvor das Seminar von Goa in Oſtindien in Beſitz genommen hatten. Einige Jahre darauf gab er eine bedeutende Summe zum Bau des römiſchen Collegiums für die Jeſuiten, und Papſt Paul IV. ſtiftete dieſe Erziehungsanſtalt im Jahr 1555 auf ewige Zeiten. Ignatius, von der Liebe entflammt, wußte, trotz der Laſt ſorgenvoller Arbeiten, die aus der Leitung der Geſellſchaft ihm erwuchſen und trotz der Führung des deutſchen Collegiums in Rom, das er vorzugsweiſe übernommen hatte — dennoch andere Anſtalten der Barmherzigkeit hervor zu rufen. Er gründete ein Haus für Waiſenkinder; eine Bewahrungsanſtalt für arme und verlaſſene junge Mädchen; ein Haus, um arme Juden aufzunehmen, welche die Taufe begehrten; ein Haus der Rettung für verlorne Frauen. Als man ihm bemerkte, wie ſelten bei dieſen eine aufrichtige Bekehrung erfolge, entgegnete Ignatius, er würde ſchon ſehr glücklich ſein, wenn er durch die größten Anſtrengungen auch nur eine einzige Sünde verhüte. In dieſer einfachen katholiſchen Auffaſſung der Sünde als einer Beleidigung Gottes, fand er den Hebel, um mit aller Kraft an der Ausrottung des Laſters zu arbeiten und das Reich Chriſti vielleicht um eine einzige Seele zu bereichern.

Die reine und hohe Seele des heiligen Ignatius kannte weder Eigenwillen noch Hochmuth. Er war ganz Selbſtverleugnung, ganz Demuth. Er unterwarf ſeinen Willen ſeinen Gewiſſensräthen und zog auch ſeine Untergebenen zu Rath. Er wünſchte immer der Erſte im Dienſt und der Letzte bei der Ehre des Hauſes zu ſein. Er entzog Allen ſo viel wie möglich die Kenntniß ſeiner Tugenden, ſeiner guten Werke, ſeiner hohen Erleuchtungen. Durch ſeine außerordentliche Andacht ward er mit außerordentlichen Gnaden geſegnet und ſeit jenen qualvollen Seelenſtürmen zu Manreza wich der Geiſt himmliſcher Tröſtungen nie wieder aus ſeiner durch Liebe zu Gott gekreuzigten und in der Liebe zu Gott auferſtandenen Seele. Beim heiligen Meßopfer, beim Beten der Tagzeiten entzündete ſein Herz ſich in ſo heiligem Feuer, daß ſein Antlitz verklärt durch die innere Glut erſchien. Er aber ſagte, Gott ſende ihm dieſen Troſt aus Mitleid mit ſeiner Armſeligkeit, die bei ihm viel größer, als bei Anderen ſei; denn er glaube, daß Niemand auf der Welt größere Gnaden empfangen und ſie weniger ſich zu Nutzen gemacht habe, als er. Sprach er von ſeinem Orden, ſo nannte er ihn „die kleine Geſellſchaft", um anzuzeigen, daß er die geringſte Stelle in der Kirche Jeſu einnehme. Durch Abtödtung der Sinne mit Bußübungen und Gebet, durch Geduld im Leiden und Standhaftigkeit bei Prüfungen gelangte er zu ſolcher ungewöhnlichen Selbſtverleugnung, daß er mit Recht den Wahlſpruch nehmen und als ein herrliches Erbe ſeinen geiſtlichen Söhnen bis zu dieſer Stunde hinterlaſſen durfte: „Alles zur größeren Ehre Gottes." Nie, ſeit den erſten apoſtoliſchen Zeiten, hat ein Menſch mehr für die Ehre Gottes gethan und gewirkt, als Ignatius. Wie immer bei ſolchen gewaltigen Erſcheinungen, die zu einem immenſen Einfluß auf die Menſchheit und die Kulturgeſchichte beſtimmt ſind — hatte ihm der Rathſchluß der göttlichen Weisheit auch ein immenſes Feld für ſeine Thatkraft bereitet, einen Spielraum ihm geöffnet, den nur die Energie ſeiner Liebe, der Liebe zum Kreuz, umfaſſen konnte. Der junge Welttheil Amerika, der neuentdeckte Seeweg nach Oſtindien, die kurz zuvor entdeckte Buchdruckerkunſt, die Häreſie und der religiöſe Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts — welch ein Schauplatz! welche Waffen! welch ein Feind! Und er ward Allen gerecht. Er ward es durch ſeinen Orden, welchem er, als ein Merkzeichen ſeiner wahrhaft göttlichen Sendung, ſeinen Geiſt ſo mächtig, ſo unſterblich einhauchte, daß derſelbe ſeit drei vollen Jahrhunderten ſich regt und bewegt, handelt und wirkt, glaubt und liebt, lehrt und leidet, wie ein

Mann, wie der heilige Ignatius ſelbſt. Nie hat ein Orden dreihundert Jahre exiſtirt, ohne eine Reformation zu erhalten oder, wenn er ſie nicht erhielt, in Verfall zu gerathen, von der Regel abzulaſſen, den urſprünglichen Geiſt zu verlieren und ſich aufzulöſen oder zu verweltlichen. Anders die Geſellſchaft Jeſu! ſie iſt fort und fort vom Sinn ihres Stifters beſeelt. Ich glaube, daß dies beiſpiellos in der Geſchichte iſt! Erklärlich wird dies einzige, dies wunderbare Beiſpiel eben nur dadurch, daß ſie ihren Wahlſpruch erfüllt und wolgefällig iſt vor dem Antlitz Deſſen, dem zu Ehre ſie ihr langes Opfer ununterbrochen darbringt und der ſein Wort an ihr erfüllt: „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich euch.“ Von allen ſeinen Schätzen hat der Heiland am freigebigſten die bittere Myrrhe den Jeſuiten ertheilt. Das war ihre Labung und das Kreuz war ihre Ruheſtätte. Wer fühlt nicht, daß Menſchen unbeſieglich ſind, welche von der Welt nichts für ſich begehren, als dieſen Trank und dieſes Bett. Alle fühlen es! mit Triumph die Einen, die treuen Kinder, aus deren Kirche dies geiſtliche Heldengeſchlecht hervorgegangen iſt; — und wie die Andern? das erzählt die Geſchichte bis zum heutigen Tage. Denn ſo wie einſt der heilige Athanaſius gegen die Arianer, der heilige Auguſtinus gegen die Manichäer, der heilige Cyrillus gegen die Neſtorianer, der heilige Franziskus und Dominicus gegen die Albigenſer: ſo kämpfte der heilige

Ignatius mit ſeinen Söhnen gegen Lutheraner und Calviner, und es iſt daher leicht erklärlich, warum ſie ihn haſſen: inſtinktmäßig fühlen ſie ſich ihm gegenüber in der Häreſie, und da ſie ihn mit den Waffen der Wahrheit nicht zu bekämpfen vermögen, greifen ſie zu Lügen und Verleumdungen. In der Kirche ſelbſt iſt es nicht anders! Diejenigen, welche ſich häretiſchen Lehren zuwenden, wie die Janſeniſten des ſiebenzehnten Jahrhunderts und die, welche dem Unglauben huldigen, wie die Encyclopädiſten des achtzehnten, haſſen, verfolgen und verleumden die Jeſuiten grade wie ihre gebornen Todfeinde, weil ſie zu denen gehören, von welchen die heilige Schrift ſagt: „ſie liebten die Finſterniß mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böſe.“ Je glaubensfeindlicher, je gleichgültiger gegen die Kirche und ihre Lehren ein Katholik iſt — um deſto gründlicher iſt er den Jeſuiten abgeneigt, weil ſie die Vorkämpfer der Kirche und die eifrigſten Verbreiter der ewigen Heilswahrheiten ſind, für welche ſie in allen Gegenden des Erdballs ein Martyrerleben geführt und oft einen Martyrertod erlitten haben.

Wenn man in ihren Ordensſatzungen die Fragen lieſt, welche Denen vorgelegt werden, die ſich als Poſtulanten melden, ſo verſinkt man in freudiges Staunen, daß es Menſchen giebt, welche ſich entſchließen, ganz einfach und ſchlicht nach dem Wort vom Kreuz zu leben; — aber buchſtäblich und ohne Verbrämung.

„Biſt du bereit — ſo fragt man — der Welt, jeglichem Beſitz und jeder Hoffnung auf irdiſche Güter zu entſagen? bereit, wenn es nöthig ſein ſollte, dein Brod um der Liebe Jeſu Chriſti willen von Thür zu Thür zu betteln?

„Biſt du entſchloſſen, in dem Amt und an dem Ort der Welt zu leben, von dem deine Vorgeſetzten glauben, daß du dort am nützlichſten zur größeren Ehre Gottes und zum Heil der Seelen wirken werdeſt?

„Biſt du entſchloſſen, den Vorgeſetzten, die für dich an Gottes Stelle da ſind, in Allem und Jeglichem zu gehorchen, wenn du dein Gewiſſen dadurch nicht mit einer Sünde zu beſchweren glaubſt?

„Fühlſt du den Muth und den Willen in dir, Alles ohne Ausnahme mit Abſcheu zurückzuweiſen, was die Menſchen in den Feſſeln der Vorurtheile lieben und feſthalten; und willſt du mit ganzer Seele Dasjenige begehren und annehmen, was Jeſus Chriſtus, unſer Herr, liebte und umfing?

„Willigſt du ein, dich mit dem Gewande und Zeichen der Schmach, die er getragen hat, bekleiden zu laſſen — und aus Liebe und Verehrung für ihn Beſchimpfungen, Schande, falſches Zeugniß zu erleiden, wie er, ohne Veranlaſſung dazu gegeben zu haben?"

Welche Liebe zum Kreuz gehört dazu, um auf dieſe Fragen Ja zu ſagen! man meint, ſie tönten aus den erſten Jahren des Chriſtenthums zu uns herüber und der große Apoſtel Paulus etwa habe ſie Neubekehrten, die ſich zu Glaubensboten meldeten, vorgelegt. Vielleicht iſt nie das ganze Leben Jeſu in einer kürzeren und ſchärferen Faſſung ausgeprägt, als durch ſie.

Da iſt ſeine äußerſte Armſeligkeit, von der Geburt auf dem Stroh der Krippe an!

Da iſt ſein Aufgeben des eigenen Willens! „Und er war ihnen (den Eltern) unterthan.“

Da iſt ſein Gehorſam, der unermeßliche! „Er war gehorſam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz.“

Da iſt ſeine Abgelöſtheit von irdiſchen Verhältniſſen! „Wer den Willen meines Vaters im Himmel thut, der iſt mein Bruder und meine Schweſter.“

Da iſt ſein letztes Leiden vom Garten Gethſemane bis auf den Calvarienberg!

Unter der ganzen großen zahlloſen Schaar von Heiligen, die es Alle nur wurden, weil ſie die himmliſche „Thorheit vom Kreuz“ begriffen hatten, erfaßten Zwei ſie vielleicht am vollkommenſten: der ſeraphiſche Franziskus und der heilige Ignatius — und lebten ſie am treueſten in ſich durch; Jener im beſchaulichen, Dieſer im thätigen Leben, welches ſich in Beiden zu ſolcher Höhe und Macht ſteigerte, daß die Contemplation des Einen ihn auch zu himmliſchen Werken trieb und die Werke des Andern ihn in himmliſche Contemplation verſenkten. Nie iſt dem himmliſchen Vater durch ſeine Geſchöpfe eine größere Verherrlichung widerfahren, als durch dieſe Zwei! nie hat die unumſchränkte Kraft des Blutes Jeſu in Gefäße ſich ergoſſen, die muthiger und williger es aufgenommen hätten, als dieſe Zwei! Aus Ehren und Freuden des Lebens, aus Glanz und Glück der Welt gingen Beide in eine ſo vollkommene Erniedrigung hinein, daß der Ruf der Narrheit ihr Ohr umgellte, weil ſie arm und verachtet mit dem verachteten und armen Jeſus zu ſein wünſchten; und blieben Beide in der Erniedrigung, als ihrer Zeitgenoſſen Verehrung und Bewunderung ſie mit der Glorie der Heiligen bekleidete und Gott ihnen die wunderbaren Gnaden erwies, die er ſeinen Lieblingsdienern gönnt. Ganz gering und klein, wie ſie meinten, daß es ſich für ſie ſchicke, fingen Beide an: Franziskus ſchleppte Steine zum Bau einer Kirche zuſammen; Ignatius diente im Spital; Beide waren froh und zufrieden, ihrem Heiland im Geringſten treue Knechte zu ſein; — und lange bevor ſie ihre irdiſche Laufbahn vollendet hatten, war die Welt von ihrem Ruhm und ihrem Werk erfüllt, arbeiteten tauſend und tauſend ihrer geiſtlichen Kinder in ihrem Sinn und ihrer Richtung fort, prieſen tauſend und tauſend gerettete Seelen die Gnade Gottes, welche dieſe ſeine Diener ihnen zugetragen, und wurden ſie von der Kirche als treue und tapfere Streiter für das Reich Gottes durch Genehmigung ihrer Ordensſtiftungen anerkannt. Was hatten ſie, um zu dieſen wunderbaren Erfolgen zu gelangen? — — das Blut Jeſu und die Liebe zum Kreuz.

Der heilige Ignatius pflegte für ſeinen Orden um nichts Anderes zu beten, als daß derſelbe von Gott mit Verfolgung und Trübſal ſtets heimgeſucht werden möge. Wol ſelten mag ein ſolches Gebet zur ewigen Barmherzigkeit emporgeſtiegen ſein! in der Theorie wiſſen wir Alle, daß die Glut der Schmerzen das Feuer der Liebe nährt und entfacht; aber vor der Praxis erſchauern wir — beſonders dann, wenn Geliebtes ſie üben ſoll, denn das Wort des Heilands: „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich euch“ — entſchwindet allzuoft unſerm allzu irdiſchen Sinn. Aber Ignatius verlangte nur das und ſonſt nichts für die Seinen. Sein Gebet iſt erhört worden — und in einem ſolchen Umfang, daß man wiederum an den großen Heidenapoſtel denken muß, von dem der Heiland ſagte: „Ich will ihm zeigen, was er leiden muß um meines Namens willen.“ Der flüchtigſte Blick auf ihre Miſſionsthätigkeit in fremden Welttheilen beſtätigt es. In den zehn Jahren, welche Franz Xavier mit der Verkündigung des Evangeliums in Oſtindien und Japan zubrachte, wiederholten ſich die Schickſale des heiligen Paulus an ihm: bald bewirkte er wunderbare Bekehrungen, bald heftigen Haß; die Einen hielten ihn für den Verkünder des wahren Gottes, die Andern für den Geſandten des Teufels; hier ward er von den Königen und Völkerſchaften mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen; dort verfolgt, verjagt, mit Kerker, Mißhandlung und Tod bedroht. Durch Wüſten und über Gebirge, in Sonnenbrand und Eiseskälte zog er durch die immenſen Landſtriche Indiens, theils um unter den Portugieſen, welche ſeit einigen dreißig Jahren die Eroberer des Landes waren, den chriſtlichen Glauben wieder zu wecken, der in Habgier, Ungerechtigkeit und Sinnenluſt wie todt da lag, theils um die Heiden von der Abgötterei zur Kirche Gottes zu bekehren. Es iſt ein ergreifendes Bild, dieſen Mann, der ſich ſeit ſeinem achtzehnten Jahr den tiefſten Studien hingegeben und eine große Gelehrſamkeit erworben hatte, anfangs mit einem Glöckchen in der Hand durch die Straßen von Goa wandern zu ſehen, um die Chriſten, namentlich die Kinder, zu Belehrung und Gottesdienſt zuſammen zu läuten. So rein und ſelbſtlos war ſein und ſeiner Gefährten Streben, daß ein ſo trockner und gleichgültiger Geſchichtſchreiber wie Robertſon, ſich nicht enthalten kann, in ſeiner Geſchichte Carls V. zu ſagen: Alle fremde Machthaber Oſtindiens hatten kein anderes Ziel, als die unglücklichen Bewohner zu unterjochen, auszuplündern und zu vertilgen; die Jeſuiten allein hätten ſich in menſchenfreundlicher Abſicht dort niedergelaſſen. Was er, der Sprache ſeiner Zeit gemäß, „menſchenfreundlich" nennt, war eben Eifer für die Ehre Gottes und Liebe für die Seelen. Nach zehn Jahren waren Franz Xaviers Miſſionen in Indien in ſchönſter Blüte; die Zahl der Bekehrten belief ſich auf eine halbe Million und die Portugieſen waren im Glauben feſter, in den Sitten beſſer geworden. In Japan war ſeine Wirkſamkeit ebenſo ſegenreich, was die Folge an den reichen evangeliſchen Früchten zeigte, deren Same er ausgeſtreut: im Jahr 1596 befanden ſich 250 Kirchen und 3 Seminarien daſelbſt. Da brach aber eine grauſame Chriſtenverfolgung aus, die bis zum Jahr 1650 wüthete und jede Spur des Chriſtenthums in dem unglücklichen Lande vertilgte. China, das ungaſtliche, das jedem Fremdling bei Todesſtrafe den Eintritt verbot, war das Ziel von Franz Xaviers größter Sehnſucht, weil er hoffte, „daß der Gott des Himmels und der Erde endlich in ſeiner großen Barmherzigkeit auf jenes weite Reich herniederſehen werde, um ſo viele Völker, die das Bild Gottes in ſich tragen, zur Erkenntniß ihres Schöpfers und des Erlöſers der Welt, Jeſus Chriſtus, kommen zu laſſen.“ So ſchrieb Franz Xavier an den König von Portugal und machte ſich voll Gottvertrauen auf die Reiſe. Das Handelsſchiff, auf dem er ſich befand, landete an der Inſel Sancian, die nur ſechs Meilen von China's Küſte entfernt iſt, ſo daß ſich das ungeheure Reich vor dem Blick des frommen Apoſtels ausbreitete. Da ward er plötzlich von einem heftigen Fieber befallen und nachdem er zwölf Tage in einer elenden Hütte am öden Strande, von aller irdiſchen Erquickung entblößt, aber mit überirdiſchem Troſt erfüllt, hülflos geſchmachtet hatte, gab er am 2. Dezember 1552 in ſeinem ſechsundvierzigſten Jahr ſeinen himmliſchen Geiſt in die Hände ſeines Schöpfers zurück mit den Worten des Pſalmenſängers: «In te Domine, speravi: non confundar in aeternum.» — Er hatte ausgezeichnete Gaben für ſein Apoſtelamt erhalten, eine merkwürdige Geduld, um Großen wie Kleinen das Evangelium vorzutragen; eine unerſchütterliche Sanftmuth, um die größten Widerwärtigkeiten frohen Sinnes hinzunehmen; eine ſolche Sehnſucht, für das Reich Gottes Seelen zu gewinnen, daß er darüber Pein, Ungemach, Todesgefahr nicht blos vergaß, ſondern gar nicht bemerkte. Es gefiel Gott, dieſe Fähigkeiten im Dienſt des Evangeliums durch Wunder zu verherrlichen, wie die erſten Tage des Chriſtenthums ſie geſehen hatten. Vor dem heiligen Geiſt, der mit ſolcher Liebe, Weisheit und Kraft aus der Feuerſeele des Franz Xaviers ſprach und handelte, wichen Krankheit und Tod. Als ſein thatenvolles, mühſeliges, demüthiges, glorreiches Leben zu Ende war, erkannten erſt Alle, Portugieſen wie Indier, Alt- und Neubekehrte, welchen Troſt, welche Stütze, welch' Heil ſie mit ihm verloren hatten. Ein ſolcher Zauber hing an ſeinem Namen, ſeinen Tugenden, ſeinen Wundern, ſeinem unüberwindlichen Glaubensmuth, ſeiner allbeſiegenden Liebe — ſchwebte um ſeine gefahrvollen Reiſen nach unbekannten Ländern und in's Meer verſtreuten Inſeln, zu Völkern, deren Namen man kaum wußte:

daß Alle in ihm Indiens Schutzpatron verehrten und daß lange Jahre nach ſeinem Tode alle Schiffe vor der Inſel Sancian die Flaggen aufzogen und mit voller Ladung des Geſchützes das Andenken Desjenigen ehrten, der in dieſen Regionen das Kreuz aufgepflanzt hatte und an der „Thorheit vom Kreuz," an der himmliſchen Liebe geſtorben war.

„Und China! China!" ſagte er in ſeiner Todeskrankheit, wenn ſein müdes Auge auf die nahe Küſte fiel. Es währte noch eine Reihe von Jahren bis ſie endlich, 1584, ſeinen Ordensbrüdern zugänglich ward — hauptſächlich in Folge ihrer mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe, an denen die vornehmen Chineſen großes Wolgefallen fanden. Von der irdiſchen Wiſſenſchaft gingen die Miſſionäre zur himmliſchen über und gewannen die Geiſter ſo ſehr, daß viele gelehrte und angeſehene Männer „das heilſame Waſſer begehrten, welches die Sünde auslöſcht." Von Canton, ihrer erſten Niederlaſſung, drangen ſie allmälig bis Nankin und Pekin vor — und mit ihnen das Chriſtenthum. Eine Säule der jungen chineſiſchen Kirche war der Pater Adam Schall aus Cöln, deſſen verdienſtvollem Leben der Strang im Jahr 1664 ein Ende machte, weil immer Verfolgungen ausbrachen und ſich legten, je nachdem die Kaiſer dem Chriſtenthum ab- oder zugeneigt waren. Bei dieſen Verfolgungen trafen Verbannung, Kerker, Marter und Tod Miſſionäre und Bekehrte; und in längeren und kürzeren Unterbrechungen, mit geſtatteter oder geächteter Glaubensfreiheit, wird immer von Neuem das Licht des Evangeliums in jenen verfinſterten Regionen entzündet.

Hätte ein Humanitäts- oder der Philanthropie-Befliſſener den tauſendſten Theil von dem gethan, was die Jeſuiten im mittleren Amerika ausführten: ſo würde er von Millionen Zungen als der Wolthäter des menſchlichen Geſchlechts geprieſen werden. Aber dergleichen hat man von einem ſolchen nicht erlebt und wird es auch nicht erleben — ſondern gerade das Gegentheil, nämlich: daß man mit der Philanthropie und Humanität aus civiliſirten Völkern verwilderte macht, weil man ſie mit blinkenden, bethörenden Phraſen von der Wurzel aller wahren Civiliſation, dem chriſtlichen Glauben, ablöſt. Die armen Jeſuiten aber, die ſich erlaubten, nach der Lehre des Evangeliums aus elenden Wilden ein civiliſirtes Volk, aus rohen Horden eine chriſtliche Republik zu bilden — heißen Feinde der Menſchheit. Mit dieſer ſchauerlichen Blindheit vertheilt die Welt Lob und Tadel, wirft ſie Kränze und Steine zu! Wol dem, der mit Steinen beehrt wird.

Paraguay heißt der unermeßliche Landſtrich, der von hohen Gebirgsketten umſchloſſen und mit ungeheuern Wäldern bedeckt in der Mitte von Amerika liegt. Franziskaner hatten hier wie in Oſtindien gleich nach der europäiſchen Eroberung als Miſſionäre ſich eingefunden, waren aber, auch hier wie dort, in ihrer Wirkſamkeit gelähmt, theils durch das unermeßliche Feld, welches ſie mit allzu geringen Kräften beſtellen und verſorgen ſollten, theils durch das Verfahren der Eroberer — indem die Portugieſen in Indien und die Spanier in Amerika auf nichts ſannen, als durch die empörendſten Erpreſſungen und Mißhandlungen der unglücklichen, ihrer Botmäßigkeit unterworfenen Völker ihre Habſucht und Geldgier zu befriedigen, ſo daß die Unterjochten das Chriſtenthum ſammt den Chriſten, ihren Peinigern, unſäglich verabſcheuten.

Die große Weisheit der Söhne Loyola's als Miſſionäre äußerte ſich darin, daß ſie, wo immer möglich, ihr Hauptaugenmerk bei dem Werk der Bekehrung auf die Jugend richteten. Im Jahr 1549 von den Portugieſen nach Braſilien berufen, erzogen ſie in einer Art von kleinen Seminarien indianiſche Knaben, die ſich nun von den wilden und rohen Sitten und dem Götzendienſt ihres Volks mit ganzem Herzen der chriſtlichen Religion und Geſittung zuwendeten und ſelbſt zu Glaubensboten bei ihren Vätern wurden, indem ſie ſchaarenweiſe nach deren Lagerſtätten zogen und die wichtigſten Glaubenslehren des Chriſtenthums, von den Jeſuiten in einfache muſikaliſche Strophen geſetzt, ihren Stämmen vorſangen. Dieſe unſchuldigen Sänger und Geſänge gewannen die rohen Gemüther und bereiteten ſie auf die Belehrungen der Miſſionäre vor, deren

Hauptgeſchäft die chriſtliche Bildung und Unterweiſung von Alt und Jung war, da die Taufe wegen des gleichgültigen Wankelmuthes des Volkes erſt nach langer Prüfung ertheilt werden konnte. Sie hatten eine doppelte Arbeit: zuerſt mußten ſie aus dieſen Wilden — Menſchen und dann aus den Menſchen Chriſten machen. Statt bei dieſem ſegensreichen Werk von den Machthabern unterſtützt zu werden, wurde ihnen oftmals entgegen gearbeitet und hatten ſie große Anfeindungen zu beſtehen, weil ſie mit unbeſieglicher Feſtigkeit die Rechte der armen Indianer gegen die Portugieſen vertheidigten. Die große Selbſtſtändigkeit, mit welcher die Jeſuiten dieſe jungen chriſtlichen Colonien leiteten, für die ſie ſchützende Privilegien und Freiheiten erwirkt hatten, um ſie vor den Erpreſſungsübergriffen der habſüchtigen Europäer zu ſchützen, bot ihren Neidern den Vorwand zur Verleumdung, daß ſie — die Unſägliches für die armen Eingebornen thaten, kämpften und litten — dieſelben zu unterdrücken und von der Krone Portugal abzureißen ſuchten. Dieſe Erfindung verbreiteten ſpäter Pombal's Anhänger mit dem gehäſſigſten Eifer, um an dieſelbe die Vertreibung der frommen und weiſen Väter aus Portugal und Braſilien zu knüpfen.

Nach Peru, einem der verſunkenſten und entſittlichteſten Länder des Erdballs, in welchem die greulichſten Götzen der entfeſſelten menſchlichen Hab- und Genußgier ihre Tempel haben, folgten im Jahr 1569 die Miſſionsverſuche der Jeſuiten auf die der Dominikaner. Die goldgierigen Spanier waren zu einem Zuſtand von behaglicher Thierheit herabgeſunken und die armen, in den Bergwerken arbeitenden Eingebornen zu Laſtthieren. Die unbezwungenen oder abgefallenen Stämme nährten, wie ſich das unter dieſen Umſtänden von ſelbſt verſteht, einen tödtlichen Haß gegen die Europäer. Vergleichsweiſe geringe Erfolge lohnten hier die unglaublichſten Anſtrengungen der Miſſionäre. Alles arbeitete ihnen hier entgegen! die Laſter der Ungebundenheit — bei den Spaniern; die Laſter der Sclaverei und Verthierung — bei den unterjochten Stämmen; die giftigſte Feindſeligkeit und der tiefſte Abſcheu — bei den wilden Horden; die Natur — durch ungeſundes Clima, ſchädliche Luft, Krankheiten, böſe Seuchen; der Erdboden — durch eine Menge giftiger Thiere, durch Gluthitze in den Ebenen und ſchneidende Kälte in den Gebirgen, während die Wälder eine feuchte ſumpfige Atmoſphäre aushauchen — Alles war wie im Keim getroffen vom Fluch der Sünde! — und gerade deshalb aufgeſucht von der apoſtoliſchen Thätigkeit. In kurzer Zeit verloren vier Jeſuiten ihr Leben auf dieſem feindlichen Schlachtfeld im Kampf für das Evangelium, welchen achthundert Miſſionäre während des ſiebenzehnten Jahrhunderts, mitunter reichlich geſegnet, zuweilen ohne ſichtbare Frucht unausgeſetzt fortführten; —

treue Söhne ihres geiſtlichen Vaters, der zu jedem Opfer bereit war, um eine einzige Sünde zu verhüten.

Durch dieſe apoſtoliſchen Arbeiten aufmerkſam gemacht, beſchwor der Biſchof von Tucuman in Südamerika die Provinziale von Braſilien und Peru ihm um Chriſti Barmherzigkeit willen Miſſionäre zu ſenden. Der letztere konnte ſogleich ſeinen Wunſch erfüllen und ſchickte ihm die Väter Barſena und Angulo mit dem Katecheten Villegas zu, welche, in der Provinz Tucuman angelangt, zuerſt an der Beſſerung ihrer ſpaniſchen Glaubensbrüder arbeiteten, ehe ſie ſich mit der Bekehrung oder Wiedergewinnung der Indianer befaſſen konnten. Die Gnade Gottes lag hier ſo ſegensvoll auf ihrem Wirken, daß die frommen Diener Gottes daſſelbe auch über die Provinz Guayra auszudehnen beſchloſſen, unter deren trägen, ſtumpfen und verdorbenen Eingebornen der erſte Grund zu der nachmals ſo berühmten Jeſuitenrepublik gelegt ward. Sie folgten den Wilden bis in die dichteſten Urwälder, bis in die unzugänglichſten Gebirgsſchluchten, und bereiteten nach und nach zweimalhunderttauſend dieſer ſonſt ſo ſcheuen und wilden Indianer zur Annahme des Chriſtenthums vor. Zwei fromme Diener Gottes hatten ſie gezähmt! Dieſer wunderbare Erfolg fand Anerkennung und der König von Spanien erließ den ſtrengen Befehl, dieſe Stämme ſollten nur durch das Schwert des Wortes erobert, der Barbarei und dem Götzendienſt entriſſen, aber unter keinem Vorwand ihrer Freiheit beraubt — und die klugen und frommen Miſſionäre mit allem Nothwendigen aus der königlichen Kaſſe unterſtützt werden. Dadurch wuchs der Jeſuiten Muth und Eifer. Nichts ſchien ihnen heilſamer für das Wol ihres jungen Chriſtenvolkes, als ſie von ihrem vagabondirenden Hordenleben abzuziehen und in feſte Wohnplätze zu ſammeln; dabei aber ſo viel wie möglich von jeder Berührung mit den Spaniern fern zu halten. Sie erwirkten ſich alſo vom ſpaniſchen Gouverneur von Paraguay und vom Biſchof einen Freibrief, um all' ihre Neubekehrten in einzelne Ortſchaften zu ſammeln, ſie unabhängig von den nächſtliegenden Städten der ſpaniſchen Coloniſten nach ihren, der Miſſionäre, Einſichten zu leiten, und um ſich im Namen des Königs Allen widerſetzen zu dürfen, die unter irgend einem Vorwand dieſe neuen Chriſten zu perſönlichen Dienſten der Spanier verwenden oder zwingen wollten.

Wie man unſchuldige Kinder nicht in Berührung mit Sträflingen und Zuchthäuslern bringen mag, ſo ſuchten die Väter ihre in der Taufe und durch die Religion wahrhaft wiedergebornen, kindlich frommen, ſittenreinen Indianer vor dem Peſthauch der ſittlichen Verſunkenheit zu bewahren, der ſich mehr oder minder in allen Colonien der Europäer in ſüdlichen Himmelsſtrichen entwickelt — und in den ſpaniſch-amerikaniſchen eine furchtbare moraliſche Entartung erzeugt hatte.

Dieſe Maßregel war die Grundlage und der Anfang der Blüte von Paraguay. Gegen 200 getaufte indianiſche Familien wurden zuerſt in einer Dorfſchaft vereinigt, welche den Namen Lorette empfing. Sie war in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend gegründet, welche die umſichtigen Miſſionäre immer zu wählen verſtanden. War der Ort beſtimmt, ſo wurde zuerſt eine Kirche erbaut, um welche ſich dann die Wohnungen lagerten. Es war ein Rieſenunternehmen, dieſe trägen ſcheuen Indianer an Arbeit, Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Anfangs waren ſie faſt ganz unbrauchbar und die Miſſionäre mußten Alles in Allem ſein, thun und leiſten, was in einer entſtehenden Gemeinde erforderlich iſt. Aber mit gutem Willen, Gehorſam und großer Liebe für ihre guten Väter wurden die Indianer gelehrig und arbeitſam. Im Jahr 1630, nachdem neue Miſſionäre die alten verſtärkt oder erſetzt hatten, waren zehn Dorfſchaften, jede zwiſchen 3 und 7000 Köpfe zählend, gegründet und in patriarchaliſchen Verhältniſſen organiſirt. Vor zweihundert Jahren haben die Jeſuiten mit dem einfachen Wort Gottes ein praktiſches Reſultat von brüderlicher Gemeinſchaft geliefert, an welchem die modernen Communiſten ein ſchönes Vorbild haben könnten, wenn es ihnen wirklich um das Wol der Menſchheit zu thun wäre. Aber der Geiſt der Lüge kann in keine Art von Wechſelwirkung mit dem der Wahrheit treten und wer lieber vor Baal als vor Chriſtus das Knie beugt, der muß Chriſtus und ſeine Jünger und deren Werke haſſen und folgerichtig das Gegentheil von dem thun, was jene thun. Die Apoſtel Chriſti bauen auf und verbreiten Segen; die Anhänger des Baal zerſtören und verbreiten Fluch. Der Wirkſamkeit Jener folgt materieller Wolſtand, Sittlichkeit, Eintracht und Frieden nach; Dieſen — Vernichtung des Wolſtandes, Elend, Verwirrung, Zwieſpalt, furchtbare Demoraliſation. Jene retten aus der Barbarei, erziehen, bilden, ſchmücken die Seelen, die Ebenbilder Gottes, mit Glauben und Tugend; Dieſe — treten die Seelen, das Ebenbild Gottes, mit Füßen, entwürdigen ſie, indem ſie ihr Tugend und Glauben entreißen und führen die kraſſeſte Barbarei in ihrem Gefolge. Jene wecken zum Leben, Dieſe verſenken in den Tod; denn die Einen wurzeln im Wort des ewigen Lebens, in der katholiſchen Wahrheit und die Andern im Prinzip des ewigen Todes — in ihrer eigenen Lüge. So manche Individuen, die ſich, ganz flammend von Liebe, für die Menſchheit darzuſtellen verſuchen, gehen jetzt nach Amerika. Was thun ſie da? — ſie halten hohle Reden und laſſen ſich Geld ſchenken, um Europa zu revolutioniren, indem ſie alle böſe und gemeine Leidenſchaften aufſtacheln und entfachen, welche den Bodenſatz der verderbten menſchlichen Natur bilden und welche die ächten Wolthäter der Menſchen auszurotten oder mindeſtens unſchädlich zu machen ſuchen. Läge nicht Bosheit und

Lüge dieſem widerſinnigen Verfahren zum Grunde, ſo würde ſich in demſelben ein ſo erſtaunlicher Mangel an Kenntniß des Menſchenherzens und der Kulturgeſchichte ausſprechen, daß er hinreichte, um dieſen Weltverbeſſerern das Zeugniß einer vollkommenen Unfähigkeit auszuſtellen. Nichts Segenvolles, nichts Heilbringendes hat je anders als arm begonnen. Arm lebte der Heiland auf Erden. Arm, „mit einem Rock und unbeſchuht," ſandte er ſeine Jünger zur geiſtigen Eroberung der Welt aus. Arm — eilten Diejenigen ſich zu machen, welche ihm im Geiſt und in der Wahrheit, in Geſinnung und That nachzufolgen ſuchten. Arm — zogen Loyola's fromme Söhne über Meere und Gebirge, durch Wüſten und Urwälder, demüthige Säemänner im Geiſt Jeſu. Und warum dieſe Armuth? Damit das Herz ſich auf Nichts verlaſſe, als auf Gott allein. Jedes Unternehmen, das zu ſeiner Ehre mit leerer Hand begonnen ward, iſt wunderbar durch ihn erhalten und geſegnet worden, weil unbedingtes Vertrauen auf ihn die Unternehmer beſeelte und ſie in dem Geiſt handeln und wirken ließ, dem die göttliche Gnade niemals gefehlt hat. Wer aber mit dem Mammon beginnen will, der baut auf den Mammon und zeigt dadurch, daß er keine andre Zwecke verfolgt als die, welche ſich durch denſelben erreichen laſſen: irdiſche, voll Eitelkeit und Selbſtſucht, todtgeboren aus dem Schooß der Sünde. Nichts entwickelt weniger die Energie und Beharrlichkeit des Charakters und den Adel der Geſinnung, als der zuverſichtliche Beſitz eines gefüllten Säckels. Wer deſſen Inhalt als das Fundament großer Dinge betrachtet, wird einen Anſtrich von Lächerlichkeit und Gemeinheit ſchwer vermeiden können. Freilich erſcheinen die Thoren des Kreuzes den Weltlingen auch höchſt lächerlich; gemein aber hat ſeit achtzehnhundert Jahren noch Niemand ſie gefunden.

Getragen von der Kraft der göttlichen Gnade und von der bewundernswürdigen Energie ihres Willens ſetzten die Miſſionäre ihr Werk fort und ließen ſich durch keine erfolgloſe und mühevolle Anſtrengung verhindern, es immer mehr und mehr unter den indianiſchen Stämmen fortzuſpinnen. Für viele verſchwendete Arbeit hielt das Erblühen ihrer Miſſionen am Parana und Uraguay ſie ſchadlos, wo der Pater Lorenzana vom Jahr 1620 bis 26 fünf Gemeinden gründete, welche durch ſeine Sorgfalt allmälig in einen ſittlichen Zuſtand und in bürgerliche Verhältniſſe kamen, die an die ſchönſten Tage des alten Chriſtenthums erinnerten. Bis zum Jahr 1650 ſtieg ununterbrochen die Zahl der neuen Anſiedlungen. Mit den älteren nach und nach vereint, bildeten ſie eine chriſtliche Republik, welche gleichmäßig Neid bei den Widerſachern und Bewunderung bei den Gleichgeſinnten erregte. Sie war innerlich ſo erſtarkt, daß ſie von äußern Feinden wenig zu fürchten hatte, ja ſogar dem König von Spanien, ihrem

„großen Vater,“ manchen Dienſt innerhalb Paraguay's leiſten konnte.

Habſucht und Eiferſucht, dieſe Zerſtörer alles Guten, entfachten einen blinden Haß gegen die Miſſionäre und bedrohten ihre Wirkſamkeit mit der Beſchuldigung, daß die Jeſuiten in Paraguay königliche Macht ausübten und ungeheure Geldſummen erpreßten — während ſie eine väterliche, von der milden Würde des katholiſchen Prieſterthums gehobene ausübten und zum Beſten des Gemeinweſens die Einkünfte deſſelben verwalteten und vertheilten, je nach den Bedürfniſſen und Fähigkeiten der Individuen oder Familien ihres Völkchens. Stellten ſich dieſe Verleumdungen nun auch als völlig unbegründet heraus, ſo lähmten die fortwährenden Angriffe, gegen die ſie ſich vertheidigen mußten, zeitweiſe den Fortſchritt der Miſſionen und die Gründung neuer Anſiedelungen. So wie man ihnen aber Ruhe ließ, folgten ſie wieder ihrem apoſtoliſchen Eifer und im Jahr 1692 wurden 26 Gemeinden (Reductionen, wie man ſie hieß) von 60 Miſſionären, unter denen mehrere Deutſche waren, geleitet. Zu größerer Ausbreitung fehlte ihnen die nothwendige Verſtärkung durch ihre Ordensbrüder, da die großen Entfernungen und der gänzliche Mangel an Hülfsmitteln, welche in civiliſirten Ländern Reiſen und Niederlaſſungen erleichtern und begünſtigen — die Kräfte der Miſſionäre ungewöhnlich in Anſpruch nahmen. Eine Empörung der ſpaniſchen Unterthanen in Paraguay gegen die Krone Spanien, welche eine wilde Anarchie während langer Jahre nach ſich zog, geſtaltete ihre Verhältniſſe höchſt ungünſtig, indem die Rebellen beabſichtigten, die Jeſuiten zu vertreiben und ihre Niederlaſſungen zu unterjochen. Dieſer Sturm ging vorüber (1735); aber neue Ungewitter zogen herauf. Die Verleumdung erfand einen Jeſuitenkönig, Nicolaus, und ſchwoll mächtig auf, als die indianiſche Bevölkerung von ſieben Flecken am Uraguay ſich gegen die Krone Spanien empörte (1753) weil dieſe ihr zumuthete, die Niederlaſſung zu räumen, da der Landſtrich an Portugal, einem neuen Vertrag zufolge, abgetreten werden ſollte. Die armen Indianer, denen ihr vaterländiſcher Boden ſo theuer iſt, ſollten ſich von ihren freundlichen Dörfern, ihren geſegneten Feldern trennen — und zu Gunſten Portugal's, das ſie bisher nur als Feind Spaniens kannten! ſie begriffen das nicht; ſie konnten nicht glauben, daß ihr „großer Vater", der König von Spanien, dies von ihnen fordere; als der Vertrag ausgeführt werden ſollte, widerſetzten ſie ſich. Die Miſſionäre verſuchten jedes Mittel, um die Indianer zum Gehorſam zu bewegen, erreichten aber weiter nichts, als daß dieſe nun auch mißtrauiſch gegen ſie zu werden begannen. Die Wuth der Indianer war unbezähmbar, als ein portugieſiſches Heer in Uraguay einrückte. Sie griffen zu den Waffen, ohne auf die Abmahnungen der Jeſuiten zu achten und begannen einen

Kampf, der bald, führerlos wie ſie waren, zu ihrem Nachtheil endete.

Dieſe Empörung, welche ſo einfach aus dem warmen kindlichen Gefühl eines Naturvolkes hervorging, ſollte zu einer Rebellion der Miſſionäre umgeſtempelt werden und die jeſuitenfeindliche, ſogenannte aufgeklärte Partei verbreitete deshalb die merkwürdigſten Lügen, ſogar Goldmünzen, welche der „König Nicolaus“ habe prägen laſſen; — die aber von einem ihrer Werkzeuge geſchlagen waren. Daß dies Alles allmälig für Verleumdung und Bosheit erkannt wurde, bewies der Nachfolger des Königs Ferdinand VI., Carl III., am klarſten dadurch, daß er die vertriebenen Indianer wieder in ihre verwüſtete Landſchaft und ihre zerſtörten Dörfer zurückrief (1760) und ſie auf's Neue unter die Leitung der Miſſionäre ſtellte.

Aber das achtzehnte Jahrhundert, welches ein Bündniß zwiſchen der abſolutiſtiſchen Staatsgewalt und der falſchen Freiheit des Geiſtes geſchloſſen hatte, um einen Zerſtörungskrieg gegen das poſitive Chriſtenthum zu führen, welches dem Abſolutismus ſowol als der falſchen Freiheit im Wege war — machte ſich in Europa geltend. Der Staat ließ ſich den brutalen oder feinen oder ſchwärmeriſchen Rationalismus mit ſeinen Abarten von Atheismus, Deismus, Philoſophie, Naturreligion — oder wie er ein weſenloſes und namenloſes Ding zu nennen beliebte! gefallen, weil ſich deſſen Hauptangriff gegen die Kirche, ihre Lehren und ihre Inſtitutionen wendete, durch deren Beſtehen — der Staat gewiß nicht! aber allerdings der moderne abſolutiſtiſche Staat, wie er ſich nach dem kirchlichen Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts aus einer ganz abſtrakten, ungeſchichtlichen Staatslehre gebildet hatte — ſich beeinträchtigt fand. Er begünſtigte die Empörung des Menſchengeiſtes gegen den Geiſt Gottes, um ſeine irdiſche Macht zu vergrößern und ahnte nicht in ſeinem blinden Wahn von Omnipotenz auf Erden, daß jener entfeſſelte Geiſt, welcher die Autorität der Kirche verachtete, ſehr bald die Autorität des Abſolutismus verachten und mit demſelben Haß den Staat bekämpfen würde. So lange dieſer Haß ſich gegen Religion und Kirche richtete, hieß er aber Aufklärung.

Im Namen der Aufklärung vertrieb ein ränkevoller, gewaltthätiger, ehrgeiziger Advokat, welcher den Namen Marquis von Pombal empfing, die Väter der Geſellſchaft Jeſu aus Portugal (1759). Im Namen der Aufklärung erließ Ludwig XV. fünf Jahre ſpäter ein Edict, welches ihnen nur geſtattete, als Privatperſonen, nicht als Orden, in Frankreich zu leben. Im Namen der Aufklärung ſäumte Aranda, der freiſinnige Miniſter Carls III. von Spanien nicht, dem Beiſpiel der Nachbarländer zu folgen. Die Miſſionen in Paraguay blieben nicht verſchont. Am 16. Juli 1766 ward die Gewaltthat ausgeführt. Soldaten umringten das Collegium von Santa Fé und als Gefangene wurden die Väter von ihren jammernden Indianern fortgeriſſen, welche ſie in Schaaren begleiteten und weinend und händeringend die ungerechten Spanier verwünſchten. Ein Gleiches geſchah mit ſämmtlichen zahlreichen Collegien Paraguay's. Die Miſſionäre wurden nach Buenos Ayres geſchleppt, in ſtrenger Haft gehalten, dem Mangel ausgeſetzt und nach einem halben Jahr auf ſpaniſche Kriegsſchiffe gebracht, welche ſie nach Spanien führen ſollten. 171 Jeſuiten, apoſtoliſche Männer, zum Theil ergraut im Dienſt des Evangeliums und gebeugt von der Laſt des Kreuzes bei der Nachfolge Jeſu, wurden wie Sclaven oder Verbrecher im unterſten Raum der Schiffe zuſammen gedrängt und demgemäß behandelt. Auf einem derſelben, das über dreißig an Bord hatte, kamen während der Reiſe faſt Alle um — Märtyrer der glühendſten Liebe Gottes, welche die Welt ſeit den erſten Chriſtenverfolgungen geſehen hat! Nie iſt ein ſolches Unternehmen ſeitdem verſucht, geſchweige ausgeführt worden! Es gehören dazu die merkwürdigen Gaben, welche die von einer ascetiſchen Erziehung und geiſtigen Bildung getragene Gnade — man möchte faſt ſagen traditionell in der Geſellſchaft Jeſu entwickelt. Wie ſich in manchen Familien mit dem Blut gewiſſe Traditionen von Ehre, Stolz, Würde, Loyalität vererben: ſo ſetzt in der erlauchten Familie Loyola's das Blut des göttlichen Heilands die übernatürliche Tradition von Liebe der Seelen und Liebe zum Kreuz bis zum Tode am Kreuz — von einer geiſtlichen Generation auf die andere fort.

Vor dem Auge und dem Urtheil einer von der Aufklärung verblendeten Welt war ſeit jener Epoche der Jeſuit ein halber Satan, ein halber Narr und ein vollkommen Geächteter.

Dieſer grenzenloſe bittere Haß geht zurück bis in die erſten Zeiten des Abfalls im ſechszehnten Jahrhundert. Der heilige Geiſt ließ einen großen Sturm, ein gewaltiges Ungewitter in ſeiner Kirche zu, damit ſie von den böſen Elementen und gefährlichen Dünſten gereiniget werde, welche den Niederſchlag des Lebens der Menſchheit bilden und die Folge der menſchlichen Unvollkommenheit ſind, welche auch durch die vollkommenſte, weil göttliche Inſtitution, wie die Kirche iſt, nie ganz getilgt werden kann. Dieſe lange gährenden Elemente kamen in jenem Abfall zur Exploſion. Daß der Doctor Luther auf dem Reichstag zu Worms als Apoſtat ſich hinſtellte, beurkundete die Reife jenes Geſchwürs an dem Leibe der Kirche. Daß die krankhaften Säfte ſich in dieſer Weiſe ausſchieden, genügte aber nicht zur Herſtellung. Ein neues kräftiges Leben, ein friſches Bewußtſein mußte geweckt und die reine Lehre mit Eifer, Klugheit und Geduld, der häretiſchen gegenüber, verkündete werden. Als der menſchliche Hochmuth in jener Apoſtaſie ſeinen Triumph feierte und Beſitz nahm von dem Doctor Luther — beugte ſich auf dem Monſerrat der weltliche Sinn des Ignaz von Loyola unter dem heiligen Gehorſam, als der vollkommne Gegenſatz zu Jenem, und die göttliche Gnade geſtattete ihm, dieſem Gegenſatz eine dauernde und feſte Form, von einem ewig lebendigen Inhalt erfüllt, zu geben. Während die Apoſtaſie von der Macht der Welt, von Fürſten und Heeren, von Kronen und Schwertern unterſtützt, gegen ihr geiſtliches und weltliches Oberhaupt, gegen Papſt und Kaiſer rebellirte, hing der Apoſtel der reinen Lehre demüthig ſein Schwert am Altar auf und brauchte für ſich und ſeine Schüler und Gefährten keine andere Waffen, als die der „geiſtlichen Uebungen." Je tiefer und ſinnlicher der Kreis, in welchem die Apoſtaſie ſich bewegte, um deſto höher und geiſtiger war die Sphäre, in welcher ihre Gegnerin lebte. Jene zog den irdiſchen Menſchen, der die Abtödtung floh und die Selbſtverleugnung haßte, an ſich; Dieſe hob gerade durch Abtödtung und Selbſtverleugnung den Menſchen aus der Sinnlichkeit in das übernatürliche Leben hinein. Wäre die Irdiſchkeit nicht ſo unüberwältigt in den Abgefallenen geweſen, wie hätten Prieſter, wie hätten Ordensmänner nicht nur ihre Gelübde brechen, ſondern ſogar eine Ehre darin ſetzen können, daß ſie es thaten! Der wahre Reformator beginnt bei ſich ſelbſt. Als der heilige Ignatius die

Geſchichten der Heiligen las, ſprach er ganz einfach zu ſich ſelbſt: „Dies ſind Menſchen gleich dir, ſo mußt du werden gleich ihnen.“ Und er ward es; denn er glaubte an die göttliche Kraft des Blutes Jeſu, als treuer Sohn der Kirche, und in dieſem Glauben arbeitete er an ſeinem eigenen Inneren und unterjochte den natürlichen Menſchen. Für dieſe Arbeit, dieſen Kampf waren Jene nicht ſtark genug, weil ihnen der katholiſche Glaube, der ſeit anderthalb Jahrtauſenden die Welt beherrſchte, ſegnete und beſeligte — der Glaube an die göttliche Kraft des Blutes Jeſu mangelte; denn hätten ſie ihn gehabt, o ſo hätten ſie ſich in Ewigkeit nicht von der Kirche trennen können — ſowie kein Menſch einen Selbſtmord begeht, der ſein Leben liebt — weil jenes Blutes göttliche Kraft die Verbindung des Lebens zwiſchen all' ihren Gliedern iſt. Aber ſie glaubten nicht mehr; ſie waren todt; das Todte fällt ab.

Norddeutſchland mit ſeinen zahlreichen kleinen Fürſtenthümern und mit der Univerſität Wittenberg verfiel faſt ganz der neuen Lehre. Das Volk wurde, wie immer von Neuerern, durch glänzende Redensarten vom Wort Gottes und vom reinen Evangelium geblendet. Böſe Prieſter und Ordensmänner gingen froh und freiwillig zu ihr über; unwiſſende, aus Gleichgültigkeit; ſchwache, aus Furcht; und da man auf dieſe Weiſe eine compacte Maſſe für ſich hatte, ſo wurden die treuen Prieſter durch Gewalt entfernt. Vielleicht wäre Süddeutſchland ebenſo vollſtändig dem Verderben verfallen, wenn nicht hier die Geſellſchaft Jeſu ihre Thätigkeit entfaltet und dadurch bewieſen hätte, wie zeitgemäß und nothwendig ihre Entſtehung war. Ferdinand I. von Oeſtreich verlangte im Jahr 1551 die erſten Väter vom heiligen Stuhl und die erſten Gefährten des heiligen Ignatius kamen nach Deutſchland, Bobadilla an die Univerſität Wien, Le Jay und Salmeron nach Ingolſtadt, Le Fèvre nach Mainz und Cöln. So wie ſie feſten Fuß gefaßt hatten, breiteten ſie ſich weiter aus und zwar ſo ſehr, daß ſie bei Lebzeiten ihres Stifters, der am 31. Julius 1556 ſtarb, ſchon vierundzwanzig Collegien in Deutſchland hatten.

Derjenige, der ſich vor Allen wie eine Mauer vor die Kirche in Süddeutſchland ſtellte, war der Pater Caniſius, ein Niederländer. Durch zahlloſe wolfeile Volksſchriften wurde die Irrlehre nach allen Seiten hin eifrig und leicht verbreitet; daher war es nothwendig, daß ein kurzes und faßliches Lehrbuch der katholiſchen Religion jener entgegen arbeiten und für Geiſtliche und Weltliche zur Regel des Glaubens dienen könne; dabei im Preiſe niedrig genug ſei, um von Allen angeſchafft zu werden. Ignatius erhielt von Ferdinand I. den Antrag, ein ſolches Buch von Gelehrten ſeines Ordens verfaſſen zu laſſen, und dieſer beſtimmte den Caniſius zu dieſer Arbeit. Im Jahr 1554 erſchien deſſen berühmter Katechismus und aus dem Grimm, womit die Irrlehrer über dies ſchnell verbreitete Buch herfielen, kann man leicht ſchließen, wie gefährlich es ihnen war. In der Kirche befeſtigte es den Ruf des Pater Caniſius. Er ward zum erſten Provinzial der Jeſuiten in Deutſchland ernannt und an allen Orten, wo man Gefahr für den katholiſchen Glauben ſah oder fürchtete, begehrte man ihn oder doch ſeine Ordensbrüder. Der größte Segen folgte ſeinem Wirken. Die Collegien, die er gründete und in ihnen einen frommen und gelehrten Prieſterſtand heranzog, ſeine Predigten, ſeine Chriſtenlehren, ſein Einfluß auf die beſſere Erziehung der Jugend, ſeine hohe Tugend, ſein demüthiger Wandel bei ſo großen Gaben des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, ſeine tiefe Kenntniß der Zuſtände und Verhältniſſe der Zeit und der Mittel um ſie zu heben, das Anſehen, welches er bei den Großen in der Welt und in der Kirche genoß, ſeine Schriften, ſeine Miſſionen bei dem armen Landvolk, ſeine Reiſen durch die bedeutendſten Länder Deutſchlands — Alles machte ihn zu einem ächt apoſtoliſchen Verkünder des Evangeliums. Er rettete viele Verlorne und bewog ſie zur Umkehr, ſchützte viele Schwache vor dem Abfall, erwärmte viele Laue und belebte viele Gläubige zu regem Eifer. Er und die Prieſterjünglinge, welche er in ſeinen Collegien erzog oder welche Rom aus dem deutſchen Collegium, dieſer Pflanzſchule für deutſche Prieſter, ihm zuſendete — ſie retteten Oeſtreich, Bayern, Tyrol, einen Theil der Schweiz, das Rheinland vor dem Fortſchritt oder dem Eindringen der Irrlehre und entkräfteten zugleich die Behauptung der Gegner des Glaubens, daß Rom und der Papismus unfähig wären, würdige Prieſter zu bilden. Ihre ſtrenge Sittlichkeit, ihre Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und Uneigennützigkeit bewieſen genau das Gegentheil.

Der Pater Caniſius arbeitete während der ganzen letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts der Irrlehre in Deutſchland mit unermüdlicher Kraft und Thätigkeit entgegen. Er ſtarb am Schluß des Jahres 1597 im hohen Alter zu Freiburg in der Schweiz, wo er das weltberühmte Jeſuitencollegium gegründet hat, welches in unſern Tagen von der modernen Barbarei, die ihren früheren etwas allzu theoretiſchen Namen „Aufklärung“ in den mehr praktiſchen „Fortſchritt“ umgewandelt hat — zerſtört worden iſt.

So trat die Geſellſchaft Jeſu in allen Welttheilen zu gleicher Zeit gerade in dem Augenblick auf, als es galt zu zeigen, daß der heilige Geiſt jetzt wie immer ſeine Kirche erleuchte und regiere, und daß ihr das Wort: „Lehret alle Völker“ nicht umſonſt geſagt ſei. Darum hatte die Vorſehung alle Wege des Erdballs geöffnet und alle fremde Zonen zugänglich gemacht —

darum war der Kanal der Geiſtesſtrömungen, die Buchdruckerkunſt, entdeckt — darum mußte in ihrem eigenen Schooß ein Geſchwür aufbrechen, an dem ſie hätte ſterben müſſen, wenn ſie nicht göttlichen Urſprungs geweſen und zum ewigen Leben berufen wäre — ewig, weil ſie das Wort, das Eine, das Ewige, das Leben Selbſt umſchließt. Glorreich lehrend, glorreich kämpfend, glorreich triumphirend ſtand ſie da mit ihren Glaubensboten, Märtyrern und Heiligen! — und nicht etwa in der von ihren Gegnern ſogenannten Finſterniß verſchollner Jahrhunderte; nein! in der neuen Zeit, wo der geiſtige und materielle Verkehr der Völker und der Individuen in einen ganz neuen Umſchwung, in eine Lebensphaſe von großer Regſamkeit, in tauſend Beziehungen, Verbindungen und Anfoderungen trat, die früher nicht ſtatt gefunden hatten; wo Druck und Schrift bereit waren, das Dunkle an's Licht zu ziehen, das Zweifelhafte nicht anzuerkennen, das Uebertriebene auf ein richtiges Maß zurückzuführen; wo eine ſo bittere und weltmächtige Feindſchaft gegen die Kirche Gottes ſich entwickelte, daß die Gebrechen, welche ihre menſchlichen Träger mit der ganzen Menſchheit theilen, immer ihr, als ein Zeichen ungeheurer Verderbtheit, angerechnet wurden. Und dennoch konnte ihr jene dreifache Glorie nicht abgeleugnet werden! Der Haß, mit welchem ſowol die Irrlehre, als die Gegner in ihrem eigenen Schooß ihren großartigen Erſcheinungen theils falſche und böſe Motive unterſchoben, theils ſich bemühten, naſerümpfend über dieſe Erſcheinungen hinweg zu ſehen, beweiſt klar genug, daß dieſelben nicht zu leugnen und — was noch wichtiger iſt! — daß ſie nicht nachzuahmen, weil ſie Gnadengaben des heiligen Geiſtes ſind.

O geliebte göttliche Mutter! wie breiteteſt Du ſo zärtlich Deine weichen großen Flügel über den Erdball aus, um unter ihnen Alle zu ſchirmen, zu ſammeln, die nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen und Dir anvertraut waren! Zu Aſiens uralten Völkern, verbildet durch verzerrte Religionen voll falſcher Weisheit — zu Afrika's ſtumpfem Neger, der ſeinen Fetiſch in träumeſcher Sinnlichkeit anbetet — zu dem ſcheuen Wilden, dem verſchüchterten Indianer des neuen Welttheils, der durch ſeine Steppen und ſeine Wälder ſchweift ohne Götzen und ohne Gott — und zu den beklagenswertheſten von Allen, zu den Abgefallenen, den Irrenden in unſerm Welttheil — erſchallte Dein Ruf, Deine Bitte, Deine Klage, Deine Lehre. Und hatteſt Du den heißen untröſtlichen Schmerz, daß in Europa Millionen Seelen Dir verloren gingen: ſo ward Dir dafür der Troſt, daß Du in andern Zonen Millionen für die Erkenntniß des wahren Gottes gewannſt, welche Dir danken, indem ſie Ihn preiſen.

Spanien! wunderbares Land! Land des Kreuzes und des Schwertes! Deine Kinder alle ſind unter dieſer doppelten Conſtellation geboren, und tritt das bei den alltäglichen Ereigniſſen und den im gewöhnlichen Leben ſich bewegenden und entfaltenden Charakteren nicht hervor, ſo prägt der kämpfende und ſiegende Glaubensmuth, der während langer Jahrhunderte das ſpaniſche Lebensprinzip gegen die Mauren bildete, ſich um ſo mächtiger in einzelnen Erſcheinungen aus, die den Geſammtcharakter zu ſeiner intenſivſten und höchſten Blüte bringen. So war der heilige Ignatius, der Geiſtesmann, mit Schwert und Kreuz über die ganze Erde dahinziehend, ein Held Gottes. So war die große, die gewaltige Ordensfrau, die heilige Thereſia von Cepeda, die freilich das Schwert nur gegen ſich ſelbſt führte und das Kreuz nur über ihrem Herzen aufrichtete. Aus dieſem ganz innerlichen, ganz in die göttliche Liebe verſenkten Leben brachen zwei leuchtende Stralen hervor, welche dem Schwert und dem Kreuz entſprachen, die ſie in ihrer Seele vereint umfing: ſie reformirte den Karmeliterorden und ſie betete. Sie durchlebte das ſechszehnte Jahrhundert von 1515 bis 1582, und zu einer Zeit, wo Männer es zu ſchwer fanden, ihre Ordensgelübde zu halten, verſchärfte ſie die Regel ihres Ordens zur urſprünglichen herben Strenge zurück. Zu einer Zeit, wo alle entfeſſelten böſen Leidenſchaften von der religiöſen Autorität ſich losgeſagt und das Fleiſch nicht blos zur Empörung wider — ſondern zur Herrſchaft über den Geiſt gebracht hatten: führte ſie die

Seelen in das höchſte geiſtige Leben ein und machte ſie heimiſch im Gebet. Die Kirche war wie der Heiland in der Wüſte (Ev. Marc. 1, 13.): „und er war bei den wilden Thieren; und die Engel dieneten ihm.“ Thereſia gehörte zu den Gliedern der Kirche, welchen die Engel dienten. Sie war die große Beterin des ſechzehnten Jahrhunderts, vielleicht die größte aller Zeiten; ſie war eine Meiſterin im Gebet.

Aus einer adligen Familie zu Avila in Alt-Kaſtilien im Jahr 1515 geboren, war ſie eine Zeitgenoſſin und Landsmännin jenes Heeres von Heiligen, welches Spanien damals in den Kampf gegen den Unglauben ſchickte. Des heil. Ignatius, des heil. Franz Xavier, des heil. Franz Borgia nicht zu erwähnen, glänzten unter dieſen Kämpfern für das Kreuz der heil. Petrus von Alcantara, der den Franziskaner-Orden zu einer beiſpielloſen Strenge reformirte; der heil. Johannes von Gott, Stifter der barmherzigen Brüder; der heil. Johannes vom Kreuz — dem Orden und der Seele nach ein geiſtlicher Bruder der heiligen Thereſia. Es war Etwas in der Strömung des Geiſtes und in der Luft der Zeit, was große Seelen ergriff und ſie vor der Sündflut des Irr- und Unglaubens, welche die Welt zu überſchwemmen drohte, in der Arche der Kirche, auf dem Ararat der Heiligkeit landen ließ.

Der Erklärung ihrer Beichtväter zufolge hat die heilige Thereſia nie eine Todſünde begangen: ſo konnte denn ihre nie von Gott getrennte Seele, wie eine Ampel von reinem Kriſtall, den Lichtſtrom der heiligmachenden Gnade rein aufnehmen und rein aus ſich heraus ſtralen. Sie ſelbſt ſpricht von ſich wie von der größten Sünderin, weil einige Gedanken von Eitelkeit oder ein Anflug von weltlichem Ehrgefühl oder eine leichte Vorliebe für dieſe und jene weltliche Perſon in der erſten Jugend durch ihren Sinn flogen. Aber ſeit ihrer früheſten Kindheit hatte ſie eine ſo lebhafte Sehnſucht nach der göttlichen Liebe, daß ſchon ihr ſechsjähriges Herzchen davon entzündet war und ſie veranlaßte, mit ihrem kleinen Bruder aus dem Vaterhauſe zu fliehen, um bei den Mauren den Märtyrertod zu ſuchen. Ihr Oheim begegnete den kleinen Flüchtlingen vor dem Thor und hieß ſie umkehren. Als es nun nichts mit dem Märtyrertod war, wollten ſie ſich dem Einſiedlerleben widmen; aber die Einſiedeleien, die ſie ſich im Garten zu bauen verſuchten, fielen immer während des Baues zuſammen! Das hätten freilich nur Kinderſpiele, durch äußere Veranlaſſung hervorgerufen, ſein können. Bei ihr war es jedoch das erſte Fünkchen der ſtarken und ſtillen Flamme, die unwandelbar gen Himmel brannte. Nach dem Tode ihrer Mutter verfiel ſie in jene Weltlichkeit, die ſie ſpäter ſo ſehr bereute. Ihr ſorgſamer Vater entzog ſie jedoch bald dieſer Gefahr und dem Umgang mit einer weltlich geſinnten Verwandten, indem er ſie bei vierzehn Jahren in ein Karmeliteſſenkloſter gab, wo ſie ſich ſogleich ſehr gefiel, aber Anfangs nicht die Abſicht hatte, den Schleier zu nehmen. Als nach achtzehn Monaten ihre Geſundheit zu wanken begann, mußte ſie zu ihrem Vater zurückkehren und nun entſpann ſich allmälig ein Kampf in ihrer Seele um den Weg, den ſie einzuſchlagen habe für ihr ewiges Heil. Sie liebte ihren frommen und tugendhaften Vater zärtlich; er wünſchte nicht ſich von ihr zu trennen; ihre Geſundheit wurde immer ſchwächer; und dennoch kam ſie zu der Ueberzeugung, daß ſie ſich ausſchließlich dem Herrn weihen müſſe. Die Thorheit und Eitelkeit der Welt erſchienen ihr in voller Nichtigkeit und die Erinnerung, daß ſie ſich dennoch einſt dadurch hatte berühren laſſen, erfüllte ſie mit Mißtrauen gegen ihre Schwachheit. Als ſie die Zuſtimmung ihres Vaters nicht erhalten konnte, nahm ſie ihre Kraft zuſammen, hieß die Gefühle des natürlichen Menſchen ſchweigen, ging eines Morgens in das Karmeliteſſenkloſter von der Incarnation und bat um das Kleid der Novizen. Die Gnade ſiegte über die Natur und von dem Augenblick an fand ihre Seele, die nichts begehrte als Gott zu dienen, um ſich zu heiligen, ſich wie in einen Strom von Seligkeit getaucht. Alle Uebungen des Hauſes, alle Abtödtungen des Willens, jede Unterwerfung im Gehorſam — Alles wurde ihr ſo ſüß und leicht, Alles erfüllte ſie mit ſo himmliſcher Freude, daß ſie ſich mit unbedingter Hingebung dem Dienſt Gottes aufopferte, möge er ihr in Zukunft

Schweres oder Leichtes bringen. Nach kurzer Prüfungszeit legte ſie im November 1534, in ihrem zwanzigſten Jahr, mit tiefer Andacht und feierlicher Liebe die Ordensgelübde ab. Sie war ein ſchönes und äußerſt einnehmendes Weſen; nicht blos ihr Vater und alle Mitglieder ihrer Familie hingen mit der größten Zärtlichkeit an ihr; wer nur in ihre Nähe kam, liebte ſie. Ihr Character war ſo edel, uneigennützig und mild — ihr Geiſt ſo reich, ihre Phantaſie ſo blühend und lebhaft, ihr Urtheil ſo fein und ſo richtig, daß ſich Jeder in ſeiner Weiſe angenehm von ihr angeſprochen fand. Sie hätte die Welt bezaubern können! ſie verſchmähte es — und gab Gott ihr Herz.

Während fünfundzwanzig Jahre lebte ſie nun eines jener in Gott verborgenen Leben, welches ſich leben, aber nicht beſchreiben läßt — außer von Denjenigen, die es gelebt haben. Und in ihren „Selbſtbekenntniſſen" hat die heilige Thereſia es gethan. Sie ſpricht in denſelben wie eine Hoheprieſterin der göttlichen Liebe aus dem Allerheiligſten des Tempels heraus, voll ſüßer Weisheit, tiefer Demuth, bewundernswerther Unbefangenheit und übernatürlicher Erleuchtung; klar — bei allem Tiefſinn, hoch — bei aller Aufrichtigkeit; ſo glutvoll und dabei ſo einfach, wie nur eine Seele es vermag, welche die höchſte Wahrheit nicht ſowol ausdrückt als ausſtralt. Sie ruhte in der göttlichen Liebe und im Widerſchein dieſes überirdiſchen Lichtes erkannte, erfaßte und bezeichnete ſie den ganzen myſtiſchen Zuſammenhang der liebenden Seele mit dem Urquell der Liebe und den Weg, den ſie zu wandeln hat, um ſich von Stufe zu Stufe dem Ziel zu nähern. Dieſer Weg — iſt das Gebet und jene Stufen nennt ſie das betrachtende Gebet, das Ruhegebet, das Vereinigungsgebet und die heilige Entzückung der Seele. Sie ſelbſt brauchte Jahre, bevor ſie im betrachtenden Gebet nicht mehr durch Langeweile, Flatterhaftigkeit der Gedanken, Zerſtreutheit der Sinne, Widerwillen und Ueberdruß heimgeſucht wurde. Dieſe Gebrechlichkeiten und Schwächen zu überwinden, ſich aus all' der peinlichen Zerſtreuung und der unbehaglichen Dürre herauszureißen und bei der Betrachtung der Heilswahrheiten oder des Lebens und Todes des Heilands zu beharren, nicht weil man Freude oder Troſt dabei empfindet, ſondern nur durch einen Akt des Willens — erfodert eine große Standhaftigkeit und einen ausdauernden Muth, zu denen ſie dringend alle Seelen anfeuert, weil dieſe erſte Stufe das Fundament des Fortſchrittes im innern Leben und ohne ſie — dieſes unmöglich iſt. Der Hauptvortheil dieſes Gebetes beſteht darin, daß die Seele vor Gott ihre Treue und den feſten Willen ihm zu dienen dargelegt hat und daß ſie zu der Erkenntniß voll heilſamer Demüthigung komme, wie ſchwach in ihrem Aufſchwung, wie umhergetrieben vom Luftzug der unſtäten natürlichen Neigungen, wie dürftig in ihren Aspirationen nach dem Ewigen ſie iſt, da ſie mit all' ihrem Willen nichts weiter vermag, als den Ueberdruß da zu überwinden, wo ſie ſich gern zutraute ſelig zu ſein: in der Betrachtung der Liebe und Herrlichkeit Gottes. Ganz offenherzig erzählt die Heilige, ſie habe während mehrer Jahre vor Ungeduld kaum den Stundenſchlag erwarten können, welcher der mit klöſterlicher Pünktlichkeit gehaltenen Betrachtung ein Ende machte.

Hat ſich die Seele in Treue und Demuth Gottes Beiſtand erfleht und mit Ausdauer bei ſeiner Barmherzigkeit um nichts gebeten, als um ihr ewiges Heil — nicht um Troſt, nicht um Frieden, nicht um Erquickung! — ſo verſagt er ihr ſeinen Beiſtand nicht und ſie darf zur zweiten Stufe, zum Ruhegebet aufſteigen. Dies beſteht in einer tiefen Sammlung des Verſtandes, des Gedächtniſſes und des Willens, welcher letztere ſich ſelbſt und jene beiden Kräfte wie in die Gefangenſchaft der Liebe Gottes giebt und, um in derſelben zu bleiben, nur manchmal mit einer leiſen Erweckung der Demuth vor dem Angeſicht des Allheiligen ſich zu regen braucht — wie ein guter Schwimmer nur ab und an eine linde Bewegung der Hand nöthig hat, um ſich in liegender Stellung auf dem Waſſer zu erhalten. Unausſprechlicher Troſt und überſchwengliche Freudigkeit ergießen ſich in die Seele! Knospen der Tugend erblühen in ihr, Funken der Liebe Gottes wandeln ſich in Flammen um; — aber dennoch tritt auch hier noch zuweilen Dürre ein, ſo daß der myſtiſche Garten der Seele wie mit Sand und Staub bedeckt wird, worin ſeine ſchönſten Blumen welken. Um allen Täuſchungen über den wahren Geiſt des Gebetes vorzubeugen und um weder in Entmuthigung noch in Selbſtgefälligkeit zu ſtürzen, ſagt die Heilige von der erſten Art des Gebetes:

„Die wahre Liebe Gottes beſteht darin, daß man in der Gradheit des Herzens ihm diene, muthigen Sinnes ihm zuwandele und die Demuth übe; — aber nicht in vielen Thränen oder in dem Wunſch, zärtliche Tröſtungen zu empfangen.“

Und über die zweite Art:

„Das Gebet kann keine gute Wirkung in uns hervorbringen, wenn wir ihm nur obliegen, um darin einen Genuß zu finden! in dieſem Fall bleibt die Seele unruhig, ohne die nothwendige Demuth, ohne entſchiedene Neigung das zu thun, was Gott will, ohne Erleuchtung des Verſtandes, ohne feſten Beſtand in der Tugend.“

Mit ſicherer Hand zieht ſie eine beſtimmte Grenze zwiſchen dem wahren Fortſchritt im innern Leben und zwiſchen den nebelhaften, ſchillernden Trug- und Scheingebilden einer von Eitelkeit und Hochmuth beherrſchten Einbildungskraft. Der Prüfſtein, den ſie auf dieſe Grenze legt, iſt die Vervollkommnung, die höhere Heiligung. Fällt die Seele bei der Berührung mit dieſem Prüfſtein wie falſches Gold zuſammen: ſo könnte ſie bis in den dritten Himmel entrückt worden ſein — ihr

Gebet wäre nicht ächt, ihre Viſion nicht übernatürlich, ſondern das Ganze nur eine Vorſpiegelung des uralten Feindes der Wahrheit, des Vaters der Lüge geweſen.

Die dritte Stufe, das Gebet der Vereinigung, beſchreibt ſie als einen ſüßen Schlummer der Seelenkräfte. „Die Seele ſchwimmt gleichſam im Strom der Gnade, ſchwebt wie in himmliſcher Thorheit — welche ihr aber in unausſprechlicher Weiſe die wahre Weisheit enthüllt. Sie iſt trunken von der Liebe Gottes. Will Gott ſie in den Himmel aufnehmen, ſo gebe ſie hin! Will er ſie in die unterſte Hölle verſenken, ſo kümmere auch das ſie nicht! Ihm kommt es zu, mit ihr zu ſchalten wie mit einer Sache, die ihm allein und ohne Rückhalt angehört.“

Welche hohe Offenbarungen dieſer göttlichen Liebe ſie überſtrömt haben mögen, verräth ihr Ausruf:

„O mein König! da ich nicht frei bin von jener heiligen Thorheit, ſo kann Deine arme Magd die Leiden nicht mehr aushalten, die ſie fern von Deinem Angeſicht drücken. Dieſe arme Seele ſeufzt nur nach ihrer Befreiung! außer Dir kann nichts ſie tröſten — ſo daß ſie gegen die Natur zu leben ſcheint, weil ſie nicht in ſich, ſondern in Dir leben mag.“

Ach, der Zuſatz, den ſie bei der Erklärung der vierten Stufe des Gebetes macht: „Dies wird für Manchen arabiſch ſein!“ dürfte für uns vielleicht ſchon bei der dritten angewendet werden. Von jener heiligen Entzückung, jenem wonnereichen Aufſchwung der Seele ſagt ſie.

„Er fällt zuweilen in Augenblicke, wo man am wenigſten daran denkt. Im Anfang iſt er immer die Folge einer langen Betrachtung, indem der Herr die Seele allmälig zu ſich hinaufzieht, bis er ſie zuletzt mit ſeiner göttlichen Hand erfaßt — wie man ein Vöglein, das lange umhergeflattert iſt, ergreift und wieder in ſein Neſtchen ſetzt, auf daß es ausruhe. — Wenn eine Seele auf dieſe Weiſe ihren Gott ſucht, ſo verſinkt ſie plötzlich wie in eine unſäglich ſüße Ohnmacht, die Kräfte des Körpers verlaſſen ſie, die Sinne ſchwinden, das Gedächtniß regt ſich nicht, der Wille iſt ganz verſenkt in die Liebe.“

Aber nicht auf dieſe Extaſe beſchränkt ſich die Gnade dieſes Gebetes. Es bringt ein ganzes Gefolge von Tugenden mit ſich, namentlich die tiefſte Demuth; denn es gießt eine ſo himmliſche Klarheit in die Seele, daß dieſelbe all' ihre Unvollkommenheiten, auch die geringſten und verborgenſten, deutlich erkennt und bei dieſem Anblick, und dieſem Licht gegenüber, die letzte Anwandlung von Eitelkeit und weltlicher Ehrbegier ſchwinden läßt. Nie darf die Seele vergeſſen, daß ſie aus ſich ſelbſt nur Elend und Schwäche hervorbringt; daß es Gnadenbezeigungen ſind, die ihr der Herr in ſolchem Gebet erweist und daß ſie daher gegen ſich ſelbſt ſtets mißtrauiſch ſein müſſe.

„Wenn wir aber einer ſo großen Gnade treu nachkommen, indem wir ihr alle Kräfte weihen: ſo vereinigen ſie ſich, wie die Dünſte der Erde zuſammenfließen, um Wolken zu bilden; und Gott zieht dieſe heilige Wolke, die zum Himmel aufſteigend uns mit ſich fortreißt, zu ſich empor, um uns die Schätze ſeines ewigen Reiches zu enthüllen.“

Dieſe übernatürliche Kraft, dieſer plötzliche Anflug des göttlichen Geiſtes, der die Seele, wie ein myſtiſcher Adler ſeine Beute, zum Himmel entführt, war zuweilen ſo ſtark, daß er auch ihren Körper empor hob und ihn die Erde nicht mehr berühren ließ. Wie bei dem ſeraphiſchen Franziskus war der Leib dermaßen abgetödtet, die Sinnlichkeit dermaßen überwältigt und der Geiſt ein ſo unumſchränkter Herr geworden, daß in den Augenblicken, wo er ſich mit voller Kraft dem Zug der göttlichen Liebe hingab, alle Bedingungen der Körperwelt und alle Schranken der Irdiſchkeit aufhörten. Wild wächst das Unkraut, Diſteln und Neſſeln wuchern von ſelbſt; aber mühſelig muß der Boden bebaut werden auf dem der Oelbaum, der Orangenbaum gedeihen ſollen. Köſtliche Früchte begehren ein gepflegtes Erdreich, das ſcharf und tief durchgraben und umackert werden muß. Mannigfache Prüfungen, Krankheit, Trübſal, Verfolgung, durcharbeiten die Seele und ſchälen ſie ab von der Anhänglichkeit an die Welt und das Ich; und ſie fehlten in keiner Weiſe der heiligen

Thereſia. Sie verfiel bald nach ihrem Eintritt in's Kloſter in ein Herzübel, das ihr jahrelang namenloſes Leiden bereitete und ſie öfter an den Rand des Grabes brachte. Die Arzneien, die ihr Heilung bringen ſollten, wirkten ſo zerſtörend auf ihre Nerven, daß ein krankhafter Trübſinn ſich eine Zeitlang ihrer bemächtigte und geiſtige Qual zu der Pein des Leibes fügte. Aber nie bat ſie Gott um Erlöſung von ihren furchtbaren Leiden; nie erlaubte ſie ſich die leiſeſte Klage. Mit Geduld und Starkmuth hielt ſie ihre Seele unveränderlich ſeinem heiligen Willen zugewendet. Vier Jahr lebte ſie ſchwankend zwiſchen Leben und Tod; darauf drei Jahr an allen Gliedern gelähmt. Als ſie ſich endlich wieder ein wenig fortſchleppen konnte, pries ſie die Gnade Gottes mit gerührtem Herzen. Alle Kloſterfrauen waren ergriffen durch ihre Sanftmuth und Ergebung.

Inzwiſchen verlor ſie auch ihren frommen geliebten Vater, der ſie oftmals beſuchte, indem das Kloſter der Incarnation keine ſtrenge Klauſur hatte, und den ſie durch ihre Unterweiſungen im Gebet zu einer hohen Vollkommenheit führte. Die ihre ſchritt anfänglich nicht in dem Maß vor, wie die Gnadenfülle es hätte erwarten laſſen, welche Gott über ſie ausſchüttete; — denn ſie hatte keine erleuchtete Seelenführer. Sie war noch zu jung und zu unerfahren, um zu verſtehen, daß die Gnaden ihr zu Theil geworden, welche die großen

Heiligen bilden, indem ſie des Gebetes der Ruhe, ſogar der Vereinigung, bei zwanzig Jahren gewürdigt ward. Sie betrübte ſich über die Thränen, die ſie unter der Einwirkung der göttlichen Liebe ſo oft und andächtig vergoß, weil ſie immer fand, daß ihr keine Früchte daraus erwuchſen und weil ihre Rückfälle in das, was ſie ihre Sünden nannte, ſie ſehr beängſtigten. Sie fürchtete ſich Täuſchungen hinzugeben, wie das wol andern Frauen geſchehen war, und in die Fallſtricke des böſen Feindes zu gerathen. Sie bat fromme und tugendhafte Männer, Geiſtliche und Laien, um Rath und Licht und befolgte ſo treu ſie es vermogte, was man ihr anrieth. Die Einen hielten all' jene außerordentlichen Dinge für Selbſttäuſchung, indem es nicht wahrſcheinlich ſei, daß Gott Ungewöhnliches einer Seele gewähren werde, die noch in ſo harten Kämpfen um die Vollkommenheit begriffen ſei. Ein Anderer rieth ihr, dieſen Gnadenerweiſen aus aller Kraft Widerſtand zu leiſten, ſtatt ſich ihnen hinzugeben. Sie that es und der Lohn ihres demüthigen Gehorſams war eine wunderbare Ruhe; aber ihre Extaſen wurden nur um ſo häufiger.

Endlich kam der Pater Franz Borgia von der Geſellſchaft Jeſu nach Avila, beſuchte ſie auf Vermittelung ihres Beichtvaters, hörte ſie an über das, was in ihr vorging und ſprach dann die Ueberzeugung aus, daß es vom Geiſt Gottes herrühre und daß, wenn es auch zweckmäßig geweſen ſei es zu prüfen, ſie jetzt nicht länger dem Zug des göttlichen Geiſtes Widerſtand leiſten dürfe. Er verließ ſie tief beruhigt und als bald darauf der ſeelenkundige Pater Alvarez ihr Beichtvater ward, hoffte ſie gleichmäßig auf dem Pfad der höheren Vollkommenheit fortgehen zu können. Anfangs war ſein Einfluß ein ſehr günſtiger. Da die Karmeliteſſen des Kloſters von der Incarnation keine eigentliche Klauſur hatten, ſo fanden alle weltlichen Perſonen im Sprachzimmer unbeſchränkten Zutritt, und die heil. Thereſia ſah dort, wie alle übrigen Kloſterfrauen, ihre Freunde und liebte deren Umgang und Unterhaltung. Nie hatte einer ihrer Beichtväter etwas Tadelhaftes darin gefunden; Pater Alvarez aber rieth ihr, von allem weltlichen Umgang ſich zurückzuziehen, um ihre Seele nicht zu zerſtreuen, die einer ſo innigen Verbindung mit Gott gewürdigt werde. Sie gerieth darüber in einen ſchweren Kampf; es ſchien ihr Undank gegen ihre Freunde, Härte gegen ſich ſelbſt. Aber ſie betete und hörte in einer Entzückung die Worte: Ich will, daß Du fortan nicht mit den Menſchen, ſondern mit den Engeln redeſt. Von dem Augenblick an hatte ſie eine entſchiedene Abneigung gegen jede Freundſchaft, die nicht ausſchließlich Gott zum Gegenſtand hatte und ſchleunig führte ſie ihren Entſchluß aus, jeden weltlichen Umgang aufzugeben. Dadurch gewann ſie eine wunderbare innere Freiheit und Abgelöstheit von den feinſten Faſern der Selbſtliebe, welche ſie bis dahin nicht hatte erringen können.

Als nun aber dieſe entfeſſelte Seele, die im Licht zu Hauſe war, häufig zum Quell des Lichtes aufflog: da wurde abermals die menſchliche Weisheit bedenklich, weil ſie ſo ſchwer! ſo ſchwer ſich darein findet, das Unermeßliche der göttlichen Gnade nicht zu berechnen, ſondern nur hinzunehmen. Und Pater Alvarez, der erleuchtete Mann, ließ ſich irre machen durch die einſtimmige Meinung von fünf bis ſechs Ordensleuten, welche es ſämmtlich für beſſer hielten, ihr ſeltner die heil. Communion zu geſtatten, die Zeit ihres Gebetes abzukürzen, ihre Einſamkeit zu unterbrechen und gegen jedes Blendwerk dieſer mächtigen und beflügelten Phantaſie auf der Hut zu ſein. Die heil. Thereſia war nun aber durch lange Erfahrung, durch große Uebung in der Verleugnung des Ichs, durch unerſchütterliche Demuth, durch ehrlichen Kampf gegen jede Verſuchung zu Täuſchungen, zu der heiligen Zuverſicht gelangt, daß Gott keine Seele auf ſolche Abwege gerathen läßt, welche ſich an dem Felſen des Glaubens mit der goldenen Kette der Demuth vor Anker gelegt hat und im unterwürfigen Gehorſam der Leitung des Seelenführers folgt. Sie konnte nicht glauben, vom böſen Geiſt getäuſcht zu ſein; — aber da ſo viel fromme Perſonen ihre Anſicht nicht theilten, ſo unterwarf ſie ſich deren Meinung und ließ ſich Himmelsluft und Himmelsſpeiſe entziehen. Dieſe Verbannung ihrer Seele aus der Heimath — dieſe engen Schranken, um den einzigen Verkehr, der ſeiner Natur nach ſchrankenlos iſt, um den Verkehr mit Gott — gab ihr weder Ungeduld, noch ein Gefühl von erlittener Kränkung, noch Mißſtimmung gegen ihre Vorgeſetzten; allein es ging ihr wie dem Adler, den man in einen Käfig ſperrt: ſie verfiel in eine ſo tiefe Traurigkeit, wie ſie nach ihrem eigenen Geſtändniß noch nie zu beſtehen hatte. Und das währte zwei Jahr! Wie in ihrer Jugend die Folter der Krankheit, ertrug ſie jetzt die martervollere Prüfung, welche Demuth und Gehorſam über ſie verhängten und litt ohne Klage. Sie pflegte zu ſagen, daß ſie wol über ihre Viſionen und Extaſen, doch nimmermehr in der Leiſtung des Gehorſams gegen ihre Oberen ſich irren könne. Und wieder machte die göttliche Liebe, die ewig einzige Retterin, unverhofft und ganz plötzlich dieſer Qual ein Ende, als eine Stimme zu ihr ſprach: „Meine Tochter, ich bin es! Ich werde Dich nicht verlaſſen, fürchte Dich nicht!“ Wie die ſtralende Morgenſonne einem ängſtlichen Schlaf voll böſer Träume — ſo machte dieſe himmliſche Stimme ihrer Noth ein Ende.

„O mein Gott! ruft ſie in ihren Selbſtbekenntniſſen aus, es ſcheint, daß Du mit ſolcher Strenge nur deshalb Diejenigen prüfſt, die Dich lieben, damit Du ihnen an dem Uebermaß ihrer Leiden nur deſto deutlicher die Größe Deiner Liebe zeigen könneſt. O mein Gott, wenn Du mich nur nicht verläſſeſt, ſo werde ich Dir ewig treu bleiben! Alle Gelehrten mögen ſich wider mich erheben, alle Geſchöpfe mich verfolgen, alle Dämonen anſtürmen, um mich zu quälen: nichts wird mich in Furcht ſetzen, weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß Du mir immer zur Seite ſtehſt und daß eine Seele, die auf Dich allein vertraut, großen Nutzen von all' dieſen Prüfungen hat. Denn was ſollte ich fürchten? Dir allein wünſche ich zu dienen, und dieſer Dienſt iſt meine höchſte Ehre. Ich will und ſuche kein anderes Vergnügen, keine andere Ruhe, kein anderes Gut, als Deinen Willen zu vollziehen. Wenn nun der Herr, dem ich diene, ſo mächtig iſt, daß die Teufel zu ſeinen Füßen liegen — wie mich deſſen der Glaube verſichert — welch' Uebel könnten ſie mir zufügen, da ich die Magd dieſes höchſten Herrn bin? und hätte ich die ganze Hölle in einem Kampf zu beſtehen — warlich, ich erbebte nicht vor ihrer Macht."

Immer himmliſcher wurden ihre Viſionen und immer größer wurde ihre innere Ruhe, ihre Erleuchtung, ihr Starkmuth. Nicht mehr wie früher ſprach jene Stimme zu ihrem Herzen; ſondern der Heiland ſelbſt erſchien ihr in wundervollen Geſichten, tröſtete und belehrte ſie. Dennoch war man noch immer mißtrauiſch gegen ſie und namentlich war es der Geiſtliche, dem ſie zuweilen beichtete, wenn Pater Alvarez abweſend war — und zwar in einem ſolchen Grade, daß er ihre Viſionen für nichts als Gaukeleien hielt. Ihre beſondere Weiſe zu beten gab ihm und anderen geiſtlichen Freunden ſtets die größte Beſorgniß; und Pater Alvarez, obwol er ſelbſt zu hoher Vollkommenheit ſich erſchwungen, mißtraute ſeiner eigenen Einſicht ſo ſehr, daß er ſich niemals entſchließen konnte, darüber zu entſcheiden, ob die wunderbaren Dinge, welche der heil. Thereſia im Gebet begegneten, himmliſche Gnaden ſeien oder nicht. Doch fuhr er fort, mit Sanftmuth und Liebe ihr Gewiſſen zu leiten, wozu ſich damals ſchwer ein anderer Geiſtlicher entſchloſſen haben würde: ſo unſicher war man über ihren Seelenzuſtand. Daß der Geiſt ächter Frömmigkeit ſie beſeele, bewies ſie klar und einfach durch die bereitwillige Hingebung an jede Prüfung des unbedingteſten Gehorſams. Wie ein geiſtiger Simeon Stylites war ſie jeden Augenblick bereit, von der myſtiſchen Säule herabzuſteigen, auf welche die göttliche Gnade ſie hob.

Als die heiligen Einſiedler in der Wüſte um Antiochien von dem wunderbaren Leben Simeons auf ſeiner Säule hörten, beſchloſſen ſie darüber in's Klare zu kommen, ob er vom göttlichen Geiſt oder von Sonderlingslaunen zu etwas ſo Erſtaunlichem getrieben werde. Einer von ihnen begab ſich zu ihm und ſprach: „Was iſt das, Simeon? warum wandelſt Du nicht auf den gebahnten Wegen im frommen Leben, welche vor Dir ſo viel heilige Männer eingeſchlagen haben? warum wählſt Du dieſen unbekannten, von dem man bis jetzt nichts gehört noch gewußt hat? Steige herab von Deiner Säule, Simeon, und diene mit uns Gott in der hergebrachten Weiſe, welche von je her bei den Altvätern üblich geweſen iſt.“ Kaum hatte Simeon dieſe Worte vernommen, als er ſich auf der Stelle und ohne Widerrede anſchickte, die Säule zu verlaſſen. Als der Abgeordnete dieſe Bereitwilligkeit ſah, rief er ihm erfreut zu: „Bleibe, wo Du biſt, Simeon! Dein Gehorſam beweiſt hinlänglich, daß Du nicht durch Hochmuth und Eigenwillen, ſondern durch göttliche Eingebung geführt wirſt. Setze Dein wunderbares Leben fort: es iſt wolgefällig vor Gott.“ — Hätte Simeon den Gehorſam verſagt, ſo würden ihn die Einſiedler gezwungen haben, von der Säule herabzuſteigen, um dem Aergerniß vorzubeugen, welches ein ſo hochmüthiger, eigenſinniger Menſch nothwendig geben müſſe.

In demſelben Sinn der Demuth gegen ihre Vorgeſetzten handelte die heilige Thereſia während ihres ganzen Lebens. Als endlich der heilige Petrus von Alcantara als Generalcommiſſär der Franziskaner nach Avila kam, fand ſie in ihm den Rathgeber und Führer, die Stütze vor Gott und den Menſchen, nach denen ſie ſich ſo lange umſonſt geſehnt hatte. Der kannte aus eigener Erfahrung das, was er bei ihr fand! in der Extaſe des höchſten Gebetes über dem Boden ſchwebend, von Glanz umfloſſen, wie beraubt des irdiſchen Lebens, traf man ihn bisweilen vor dem allerheiligſten Sacrament. Wol ſchüttelt die zweifelhafte Weltweisheit das kahle, kalte Haupt bei ſolchen Erſcheinungen und fragt mit wegwerfendem Lächeln ihre Adepten, was ſie dazu ſagen? Und ihre Adepten, die nicht wie der heilige Petrus von Alcantara mit anderthalb Stunden Schlafes an eine Wand gelehnt ſich begnügen — nicht Brod, Waſſer und zuweilen einige Kräuter zu ihrer Nahrung wählen — nicht mit bloßem Haupt und Fuß im armſeligſten Habit bei jeder Witterung einhergehen — nicht vierzig Jahre lang ein Bußkleid von Blech unter dem Ordensgewande tragen — nicht wie Menſchen ohne Leiber leben — nicht ſich ſo in die Betrachtung des Myſteriums der Erlöſung vertiefen, daß ihnen ein Tag wie ein Augenblick dabei entſchwindet — nicht die Welt unter ihre Füße zu legen verſtehen, folglich auch keiner beſonderen göttlichen Gnade gewürdigt werden können; weil dieſe nicht Hand in Hand mit behaglicher und wolgenährter irdiſcher Gemächlichkeit geht, wie das aus dem Leben des Heilands, ſeiner heiligen Mutter und ſeiner heiligen Apoſtel zu ſehen iſt: dieſe Adepten antworten getroſt durch matten Spott oder brutale Verhöhnung. Vielleicht würde eine Raupe, die am Kohlkopf zehrend ihr Daſein verbringt, auch ſo antworten, wenn man ihr ſagte: „Sieh' den Schmetterling! der war, was Du biſt. Sieh' wie er ſchwebt, wie er fliegt, wie er lebt vom Saft der Blumen!“ — Oder vielleicht würde ſie antworten: „Mein Kohlkopf iſt wohlſchmeckend und ſicher; hingegen von Blumen zu leben iſt eine magere Speiſe und in der Luft zu ſchweben — ſehr ermüdend.“ Den Adepten der falſchen Weisheit iſt eben die Welt ein Kohlkopf! — Das iſt richtig: nicht Jeder kann und darf ſo ganz außergewöhnliche Mittel zu ſeiner Heiligung anwenden; aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß, wenn man nur den Willen und den Muth hat, um ſich die Welt unter die Füße zu legen, die göttliche Gnade auch noch andere Mittel dazu verleihet. Nur müſſen Muth und Wille beharrlich ſein, und dieſes Streben und dieſe Ausdauer giebt eben die falſche Weisheit ihren Adepten nicht.

In der Ablöſung von jeder Anhänglichkeit an das Irdiſche hatte die heilige Thereſia eine mächtige Förderung ihres inneren Lebens gefunden. Es ſchmerzte ſie, daß die Ordensregel der Karmeliter, welche Albrecht, Patriarch von Jeruſalem, im Jahr 1205 verfaßt hatte, gar ſehr von der alten Strenge gewichen war. Zu all' den Linderungen, welche eine Bulle Eugens IV. im Jahr 1431 gut geheißen, kamen manche Mißbräuche, die ſich im Gefolge einer ſchlaffen Regel einfinden. Im Kloſter der Incarnation zu Avila war einer der bedenklichſten die zahlreichen Beſuche im Sprachzimmer, ſo daß die Ordensfrauen wegen dieſes Mangels an Klauſur, wenn auch nicht leiblich, aber doch mit ihren Gedanken, mehr in der Welt als in ihrer Genoſſenſchaft lebten, und es ſchwer oder unmöglich fanden, den Aeußerlichkeiten zu entſagen. Der Wunſch, ein Haus nach der alten Regel herſtellen und in demſelben mit einigen wenigen Gleichgeſinnten von ihrer Hände Arbeit leben zu dürfen, wurde immer größer in der Heiligen, zumal da ſie eine himmliſche Gewißheit über den günſtigen Ausgang ihres Unternehmens erhalten hatte. Als der heilige Petrus von Alcantara, der Diöceſanbiſchof und gottesfürchtige Freunde ihr Vorhaben billigten und ihre Schweſter und ihre geliebte Nichte Maria von Ocampe ſie dazu mit Geldmitteln unterſtützten, ward die Zuſtimmung des Karmeliter-Provinzials und dann in Rom ein Breve erbeten. Kaum verbreitete ſich dieſe Kunde, als eine faſt einſtimmige Mißbilligung laut ward. Der Magiſtrat von Avila, das Volk, die Kloſterfrauen der Incarnation — Alle waren gegen die Reform und die heilige Thereſia ward mit Vorwürfen, gar Verleumdungen überhäuft. Aber ſie hatte eine zu gute Schule zu gründlich durchgemacht, um ſich durch dies Geſchrei beunruhigen zu laſſen. Wie die Pein der Krankheit ſie nicht anfocht, wie die Drangſale der geiſtigen Verſuchungen ſie nicht irre machten, ſo nahm ſie auf dieſem neuen Wendepunkt ihres Lebens auch die Trübſale hin, die Jeden treffen, der mit dem Werk des Lichtes das der Finſterniß zu überwinden ſucht, weil die Geiſter der Finſterniß ſich zu rächen ſuchen, wenn man ſie in ihrer Behaglichkeit ſtört. Sie opferte ihren Willen und ihr Gebet dem allheiligen Willen Gottes auf und ging ſchweigend und gelaſſen den Weg, den ihr Heiland ſie führte.

Und es gefiel ihm, daß dieſes bis jetzt ſo ganz innerliche, in Betrachtung verſenkte, von myſtiſchen Schleiern umhüllte Leben in die Außenwelt hinein trete — daß ihre heiligen Extaſen nicht ſie allein in den Himmel führten, ſondern heiligend auch auf Andere wirkten — daß die Macht ihres Gebetes ſich bekunde in der Macht der That — daß dieſes Licht, welches wie eine ewige Lampe vor dem Altar eines Kloſters gebrannt hatte, jetzt vor aller Welt als eine Fackel leuchte. Sie, die nichts Süßeres kannte und wünſchte als die Einſamkeit mit Gott, kam in tauſend Berührungen und Verbindungen mit tauſend Menſchen im großen Tumult des öffentlichen Lebens. Während ihre edle Schweſter Johanna von Ahumada ungeſtört durch Widerrede an dem Hauſe fortbaute, welches die heilige Thereſia nach der ſtrengen Regel einrichten wollte, mußte ſie ſelbſt nach Toledo in das Haus der Gräfin della Cerda, die, untröſtlich über den Tod ihres Gemahls, von ihr allein Troſt erwartete und dem Pater Provinzial ſo lange mit Bitten anlag, bis dieſer den Wunſch gewährte. Sechs Monate mußte die heilige Thereſia in Toledo ausharren. Der Glanz ihrer Gottſeligkeit war um ſo lieblicher, als er, mit einem feinen und heitern Geiſt und einer ſeltenen Seelenanmuth verbunden, beſiegend für die Tugenden der Frömmigkeit und Andacht in die Welt hinein ſtralte.

Am Tage ihrer Rückkehr nach Avila traf das erſehnte Breve aus Rom ein und bald darauf — am 24. Auguſt 1562 — bezog ſie mit zwei Schweſtern aus dem Kloſter der Incarnation das neue Kloſter zum heil. Joſeph und gab einigen jungen Mädchen das Ordenskleid nach der ſtrengen Regel. Es vergingen aber zwei volle Jahre und dieſe Angelegenheit kam bis vor den König von Spanien, ehe man ſie friedlich mit ihrer kleinen Heerde in ihrem armen abgeſchiedenen Kloſter ließ. Als ſie es aber ſo weit gebracht hatte und immer mehr Novizen, zum Theil aus den vornehmſten Familien, eintraten — und als die Gegner ſelbſt durch dies demüthige, armſelige, abgetödtete Leben erbaut wurden: da fehlte es der jungen Genoſſenſchaft nicht mehr an Beſchützern.

In ſtrengſter Armuth, nur von ihrer Handarbeit lebten die Kloſterfrauen, ſchliefen auf Stroh, waren in den gröbſten Wollenſtoff gekleidet, aßen nur in einem Krankheitsfall Fleiſch, trugen Sandalen und übten anhaltendes Gebet und ununterbrochenes Stillſchweigen: ſie legten ſich eben die Welt unter die Füße. Die Heilige ward Oberin des Kloſters und entwickelte eine wundervolle Gabe, die ihr anvertrauten Seelen auf den Weg der Vollkommenheit zu führen. Sie lebten mit einander ein ſeliges Leben, voll Gehorſam, Demuth und Eintracht — im Schatten des geliebten Kreuzes.

Da kam der Karmeliter-General aus Italien nach Spanien und beſuchte Avila und die heilige Thereſia. Er ward von Bewunderung für ihre Gnadengaben, von Verehrung für ihre Tugenden, von Vertrauen auf ihre Weisheit und Einſicht dermaßen erfüllt, daß er ihr nicht nur erlaubte, nach ihrer reformirten Regel andere Karmeliteſſen-Klöſter zu gründen, ſondern ihr auch Vollmachten gab, welche ſie zur Stiftung von zwei Männerkloſtern nach demſelben Plan ermächtigten.

So inbrünſtig ſie dies Letztere wünſchte, ſo nothwendig ſie es für den Aufſchwung des Ordens und für das Seelenheil Derjenigen fand, die in ihn eintraten, ſo war ſie doch ſehr weit entfernt, an die Möglichkeit der Verwirklichung zu glauben. Ihr fehlte dazu Haus, Geld, Gehülfen — Alles. Dazu waren die Schwierigkeiten ſo groß, die ſie bei Gründung eines Frauenkloſters zu Medina del Campo im Jahr 1567 zu überwinden hatte, daß eine minder ſtarkmüthige Seele ſchon von der Reform für ihr eigenes Geſchlecht abgelaſſen haben würde. Indeſſen ging es mit dem zweiten, welches ſie, der Auffoderung ihrer Gönnerin, der Gräfin della Cerda folgend, errichtete — ſchon leichter, und als ihr Gott zwei Seelen zuführte, die im Stande waren dem Schwung der ihren beharrlich zu folgen — den Pater Anton von Jeſu und den Pater Johannes vom Kreuz — da ſagte die Heilige, auf ihre geringen Geldmittel deutend: „Thereſia und neun Dukaten — das iſt ſehr wenig; aber Gott, Thereſia und neun Dukaten — das iſt genug!“ Und der kleine Meierhof Durvelo, in ein Klöſterchen verwandelt, nahm im Advent 1568 die zwei erſten Barfüßer-Karmeliter, wie ſie nach der Reform der heiligen Thereſia hießen, auf. Bei ihrem Tode, am 15. Oktober 1582, beſtanden dreißig ſolcher Ordenshäuſer, die eine Hälfte für Frauen, die andere für Männer, in Spanien allein.

Aber es ſchien, als ſolle dieſe Saat nur unter den heftigſten Stürmen gedeihen. Die Klagen der lauen Ordensleute, welche befürchteten, die Reform könne auch ſie einmal erreichen, Klagen, in welche ihre Familien, ihre Anhänger, ihre Freunde einſtimmten und welche all' Diejenigen wiederholten, die in einem ernſten und hohen Leben einen indirecten Vorwurf für ihr leichtſinniges und kleinliches fanden, wurden ſo ſchreiend und nahmen einen ſolchen Charakter von Feindſeligkeit gegen die heilige Thereſia und ihre frommen Genoſſen an, daß ſie durch ganz Spanien und nach Italien erſchallten und ihr eine tödtliche Kränkung bereiteten. Der Pater General nahm die Erlaubniß zur Gründung neuer Klöſter zurück (1575) und befahl ihr, ſich ein Kloſter zum Aufenthalt zu wählen, welches ſie alsdann nicht mehr zu verlaſſen habe. Mit ihrer gewohnten ſüßen Freundlichkeit nahm ſie den Befehl hin und ſchrieb ihm einen lieblichen Brief, in welchem ſie nur ſanft ſich beklagt, daß ſie ſeine Liebe verloren habe und ebenſo ſanft und lieblich ihn bittet, den ungerecht verfolgten Barfüßern Pater Gratian und Pater Johannes vom Kreuz zu verzeihen. „Bedenke, daß es den Kindern eigen iſt, zu fehlen, ſchreibt ſie, und den Vätern zu verzeihen, ohne ihrer Fehler zu gedenken.“

Man ſuchte den reinen Glanz ihrer Sitten zu verdunkeln: darüber lachte ſie. Bei anderweitigen Verleumdungen ſagte ſie: „Recht ſo! wenn Diejenigen mich kennten, die mir Böſes nachſagen: ſo würden ſie noch viel mehr Anlaß dazu finden.“ Nicht einen Augenblick verleugnete ſich ihre Heiterkeit, ihre Demuth, ihre Ruhe. Sie lebte der unerſchütterlichen Zuverſicht, daß all' dieſe Verfolgungen die Reform nicht unterdrücken würden. Doch vernachläßigte ſie kein erlaubtes Mittel, um ihre Genoſſen zu vertheidigen und zu ſchützen, und einige Briefe, welche ſie über den Zuſtand des Ordens, ihre Reform und die verkehrte Lage der Verhältniſſe an König Philipp II. ſchrieb und ihm beſonders den mißhandelten Pater Gratian, ihre Hauptſtütze, als Provinzial der Barfüßer anempfahl — hatten den gewünſchten Erfolg. Der König nahm ſie kräftig in Schutz, die Verfolgungen hörten auf, die Ungerechtigkeiten wurden beſeitigt und nach zweijähriger Unterbrechung durfte ſie ihre Thätigkeit fortſetzen.

Mit unbeſchreiblichem Jubel ward ſie vom Volk auf ihren zahlreichen und mühſeligen Reiſen begrüßt.

Schaarenweiſe drängten ſich die Landleute ihr entgegen und brachten ihre Kinder getragen, ihre Heerden geführt, damit ſie dieſelben ſegne. Der Ruf ihrer Ankunft ging ihr voran und man ſtritt ſich um die Ehre, ſie zu beherbergen. Und ſo fand ſie denn auch auf einer Reiſe und unter fremdem Dach die letzte Ruhe auf Erden. Sie ſtarb im Hauſe der Herzogin von Alba, die mit ehrerbietiger Zärtlichkeit ſie bediente, in den Armen der Ordensfrau Anna von St. Bartholomäus, ihre Augen feſt auf das Kruzifix gerichtet, das ſie in der Hand hielt. Ihr letzter Blick gehörte Demjenigen, dem ihr ganzes Leben und Weſen und Sein gehört hatte. Die Bulle ihrer Heiligſprechung erfolgte im März 1621. In derſelben wird der Geiſt ihrer Schriften ein göttlicher genannt, ſo übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche, ſo erleuchtet über die höchſten Geheimniſſe des Glaubens, ſo himmliſch rein in Viſionen und Offenbarungen ſpricht er ſich aus. Es war derſelbe Geiſt, der ihr Leben, ihr Gebet, ihre Handlungen beſeelte. Nirgends zeigte ſich Lückenhaftes, Widerſprechendes. Sie betete, wie ſie ſchrieb — und ſchrieb, wie ſie lehrte — und lehrte, wie ſie lebte — denn ihr Leben war ein Gebet, welches ſich in dieſem Kreislauf ergoß und abſchloß, und welches ſich in ſeiner Quinteſſenz durch ein Wort zuſammenfaſſen läßt: ſie liebte das Kreuz.

Ihr Wahlſpruch hieß: »O patir o morir«. — (Entweder leiden oder ſterben.) — Dermaßen hielt ſie das

Leid allein der Mühe des Lebens werth, daß ſie zu ſterben wünſchte, wenn es nichts mehr für ſie zu leiden gab. Der göttliche König des Leidens um der Liebe willen war der unumſchränkte Gebieter ihrer Seele, und weil ſie mit ſo zärtlicher und unüberwindlicher Treue ihm folgte von Gethſemane bis auf Golgatha: ſo begnadete er ſie ſchon auf Erden mit der Himmelfahrt und mit den Gaben ſeiner Auserwählten. In einer ihrer Entzückungen ſchwebte ein Engel zu ihr herab, der einen Pfeil in der Hand hielt, an deſſen Spitze ein Flämmchen brannte, und dieſen Pfeil in ihr Herz verſenkte, ſo daß es aufloderte im himmliſchen Feuer. Aber nicht zu weichlicher Liebe war es entzündet, ſondern zu einer tapfern, ſtreitbaren, opferwilligen, überaus demüthigen Liebe, die ſich ſelbſt für Nichts achtete und Schmerz, Trübſal, Verfolgung, Prüfungen — die ganze überreiche Erbſchaft des Kreuzes mit Wonne umfing, um des Spenders heilige Schickungen zu ehren. Zu einer energiſchen Liebe, die mit Heldenmuth daran geht, ſich zu heiligen und die ſich keine Illuſion darüber macht, als ob das die Sache von ein Paar Tagen und ein Paar Thränen ſei. Sie ſagt:

„Es iſt mehr Muth erforderlich, um, wenn man nicht vollkommen iſt, den Weg der Vollkommenheit zu wandeln, als um ſchnell eine Märtyrin zu werden: denn man erringt die Vollkommenheit nicht in kurzer Zeit, ausgenommen, wenn der Herr aus beſonderer Vergünſtigung Jemand dieſe Gnade erweiſt."

Und mit dieſer nämlichen friſchen und entſchloſſenen Energie ſchreibt ſie:

„Wahrlich, ich erblicke in der Welt ſonſt nichts, das mir gut ſcheint, als daß ſie ſich an den Guten keine Fehler will gefallen laſſen.“

Dieſe wunderbare Entſchloſſenheit zum Leiden zog ebenſo wunderbare Gnaden an Beharrlichkeit, Troſt und Ausdauer auf ſie herab. Und grade über die Süßigkeit des Leidens — welches der natürliche Menſch flieht — hörte ſie einſt von dem Heiland ſelbſt die Worte:

„Meinſt Du, o Tochter, das Verdienſt beſtehe im Freudengenuſſe? Keineswegs! es beſteht im Wirken, Leiden, Lieben. Du wirſt nicht vernommen haben, daß der heil. Apoſtel Paulus mehr als einmal himmliſche Freuden genoſſen, aber oft, daß er gelitten hat. Auch mein ganzes Leben erblickſt Du voll Leid, und nur von meiner alleinzigen Freude auf dem Berge Tabor wirſt Du gehört haben. Wenn Du meine Mutter erblickſt wie ſie mich auf den Armen hält, ſo glaube nicht, daß ſie dieſe Freuden ohne ſchweres Leid genoſſen habe. Seitdem Simeon ſeine Worte an ſie richtete, gab ihr mein Vater helles Licht, auf daß ſie ſähe, was ich zu leiden haben würde. Die großen Heiligen, welche in der Wüſte lebten, hatten bei ihren großen Bußwerken große Kämpfe mit dem Teufel und ſich ſelber auszuhalten und entbehrten lange Zeit jeglichen geiſtlichen Troſtes. Glaube mir, meine Tochter, je mehr mein Vater

Jemand liebt, deſto größere Trübſal ſendet er ihm. Dem größeren Leid entſpricht ſeine größere Liebe. Womit kann ich Dir dieſelbe beſſer beweiſen, als wenn ich Dir wünſche, was ich für mich ſelbſt wollte? Schau dieſe Wunden. Nimmer werden Deine Schmerzen an die meinen reichen! Dies iſt der Weg der Wahrheit! Und ſo wirſt Du mir denn helfen, das Verderben zu beweinen, welches die Weltmenſchen mit ſich ſchleppen, da all' ihre Wünſche, Sorgen und Gedanken darauf gerichtet ſind, ſich genau das Gegentheil zu verſchaffen."

Unter dem Einfluß dieſer himmliſchen Zuſprüche konnte die heilige Thereſia ausrufen:

„Leiden iſt der beſchwerlichſte, aber ſicherſte Weg zu Gott, darum ſoll das Kreuz unſer Troſt und unſere Freude ſein." Und:

„Laßt uns das Kreuz verlangen und die Trübſal umarmen! Wehe uns Allen an dem Tage, wo es uns am Kreuz fehlen wird." Und:

„Komme, was immer wolle; je mehr Trübſal, deſto mehr Gewinn."

Auf Befehl ihres dermaligen Beichtvaters, des Paters Garcias von Toledo, ſchrieb ſie ihr „Leben" nieder, das ſie im Jahr 1562 beendete, als ſie mit ihrer Kloſterreform in die Welt hinaustrat; und dann die „Geſchichte ihrer Stiftungen", worauf „Ermahnungen an ihre Kloſterfrauen" — und eine ganze Reihe von Schriften folgen, voll aſcetiſchem Geiſt und myſtiſchem Schwung, unter denen „Die Seelenburg“ ſich zum höchſten Flug erhebt. Auf alle läßt ſich der Ausruf des heiligen Auguſtinus anwenden:

„Gebt mir einen Liebenden und er wird mich verſtehen.“

Wie die Palmen auf ſpaniſchem Boden vereinzelt und nur auf ſolchen Stätten gedeihen, welche die Sonne mit beſonderer Kraft durchglüht — und wie ſich in ihnen die volle Majeſtät und die friedlich erhabene Schönheit ihrer Heimat, des Orients, ausſpricht, wenn ſie ganz ſtill, ganz unbewegt, mit heiliger Ruhe überthaut, ihre Häupter wie Siegeskronen in den glanz- und glutvollen Himmel hineinheben, ſo daß der Sonnenſtral zwiſchen dem feinen Gezweig wie ein Heiligenſchein zittert: ſo ſtehen die wundervollen Geſtalten des heiligen Ignatius und der heiligen Thereſia gleich einem geiſtigen Zwillingsgeſchwiſterpaar, Kinder des ewigen Orients, nicht ſowol in ihrer natürlichen Heimat, Spanien — als in ihrer übernatürlichen, der Kirche, da. Zu einer weltbeſiegenderen Hoheit ſind nimmer zwei Seelen durch das Blut Jeſu und die Liebe zum Kreuz erhoben worden! Schon bei Leibesleben beſeelte er das Reich Gottes auf Erden, und ſtieg ſie zum Reich Gottes im Himmel empor.

In einen falſchen Myſticismus ohne Lebenspulsſchlag — folglich ohne intenſive Kraft; ohne Lebensathem — folglich ohne That, ſuchten diejenigen Gemüther eine Art von Befriedigung, welche den Irrlehren anhingen, ohne in deren Zerriſſenheit und Unvollkommenheit Nahrung für ihre Seele finden zu können. Die Werke der Liebe, welche der Heiland für ſo nothwendig erklärte, daß er an ihre Erfüllung die ewige Seligkeit, an ihre Verſäumniß die ewige Pein knüpfte (Matth. 25, 34—46), verwarf die Häreſie. Man hatte an den Erlöſungstod des Heilands zu glauben und ſich damit zu begnügen. Die Liebe war geächtet. Der Heiland hatte freilich die Liebe zu Gott und dem Nächſten für das höchſte Gebot im Geſetz erklärt (Matth. 22, 37—39); der heilige Apoſtel Paulus hatte in ſeinem erſten Korintherbrief die Liebe für die größte der chriſtlichen Tugenden, für ganz nothwendig erklärt, um den Glauben und die Hoffnung lebendig und wolgefällig vor Gott zu machen; — die Irrlehre beſchloß aber ihren Weg ohne den Ballaſt der Liebe zu wandeln, beharrte treu bei ihrem Entſchluß und exiſtirte ohne Liebe und ohne deren Werke, gleichſam ohne Seele und ohne Händ' und Füße, blos mit ihren Gedanken, die ſie Glauben nannte. In der Kirche Gottes aber wiederholte ſich die uralte Erſcheinung, die ſich ſchon dem Simon Magus gegenüber durch die ächte Wunderkraft der Apoſtel geltend gemacht hatte, daß der ächte Glaube nicht blos die ächte Lehre aufſtellt, ſondern daß dieſe auch in ihrer Vollkommenheit durch irgend einen hochbegnadigten Diener Gottes geübt und ausgeführt wird. Die Irrlehre foderte eine erhöhte Thätigkeit des Geiſtes: die Kirche ſtellte die Geſellſchaft Jeſu auf. Die Irrlehre nannte eine abſtracte Richtung brach liegender Seelenfähigkeiten auf Gott — Myſtik: in der Kirche erhob ſich eine Königin der Myſtik, und verkündete mit bezauberndem und glaubenstreuem Tief- und Scharfſinn, zu welcher Vereinigung mit ihrem Gott die liebende Seele erhoben werden kann. Die Irrlehre verachtete die Werke der Liebe; die Kirche antwortete auf dieſe Verachtung durch — den heiligen Vincenz von Paula.

O man braucht ja nur dieſen Namen zu nennen, ſo werden tauſend Augen thränenfeucht und tauſend Hände falten ſich dankbar und von tauſend Lippen zittert ein gerührter Dank und tauſend Knie beugen ſich vor dem barmherzigen Gott, welcher in dieſem treuen Diener ſeine Barmherzigkeit gleichſam verkörpert hat.

Am Fuß der Pyrenäen, im Dorf Pouy, in der Hütte eines armen Landmanns ward im Jahr 1576 das Kind geboren, welches aus einem Hirtenknaben ein Schutzengel der Menſchheit ward. Ernſt, fromm und ſtill, wolthätig, ſo weit ſeine kleinen Mittel es erlaubten, war er in früher Kindheit ſchon; dabei ſo eifrig im Lernen, daß der Vater beſchloß, ihm eine geiſtliche Erziehung geben zu laſſen und ihn mit zwölf Jahren zu den Franziskanern brachte, von wo er bei zwanzig auf die Univerſität nach Toulouſe ging. Mit raſtloſem Fleiß ſtudirend, erwarb er ſich ſeinen Lebensunterhalt, indem er jungen Edelleuten Unterricht ertheilte. Als er nach ſeiner Prieſterweihe die erſte heilige Meſſe aufopferte, ergriff ihn eine ſo ehrfurchtsvolle Scheu vor der Erhabenheit dieſes Geheimniſſes, daß ein Zittern durch all' ſeine Glieder lief, und die hohen Verrichtungen des Prieſterthums traten ihm in ihrer vollen Heiligkeit ſo groß entgegen und blieben ihm für ſein ganzes Leben ſo groß, daß er ſpäter oft ſagte: wäre er nicht in der Jugend Prieſter geworden, als er ſeine Unwürdigkeit noch nicht ſo genau gekannt — im Alter würde er ſich nimmermehr dazu entſchloſſen haben. Im Jahr 1605 ward er zu einer Reiſe nach Marſeille veranlaßt, um eine kleine Geldſumme zu heben, die ihm von einem Wohlthäter vermacht worden war. Zur Heimkehr wählte er den kürzeren Weg auf dem Meer. Da wurde aber ſeine Barke von tuneſiſchen Seeräubern gekapert und er mit ſeinen Leidensgefährten gefangen nach Tunis und auf den Sklavenmarkt geführt. Aus der Schule der Wiſſenſchaft kam er in die Schule des Kreuzes. Ein Fiſcher kaufte ihn zuerſt, dann ein Alchymiſt; endlich ein Renegat. Eine der drei Frauen dieſes Menſchen, eine Türkin, ging aus Neugier oder Langerweile auf's Feld, wo Vincenz arbeitete und befahl ihm Loblieder ſeines Gottes zu ſingen. Mit Thränen im Auge ſtimmte er den 136. Pſalm an: „An den Flüſſen von Babylon ſaßen wir und weinten, da wir Sions gedachten.“ Aber auf das melancholiſche Lied der Gefangenſchaft ſang er ein zutrauenvolles „Salve Regina.“ Nachdenklich ging das Weib zu ihrem Manne zurück und erklärte ihm, daß er ſehr Unrecht gehabt habe eine Religion zu verlaſſen, die ſolche Loblieder ihres Gottes eingebe. Sie glaube dereinſt im Paradies ihrer Väter keine ſolche Freude empfinden zu können, als dieſe Lieder ihr gemacht hätten. Sie war überzeugt, daß irgend ein Wunder dabei im Spiel ſei. Ihres Mannes ſchlafendes Gewiſſen erwachte. Er ſagte zu Vincenz, er warte nur auf eine paſſende Gelegenheit, um mit ihm nach Europa zu entfliehen. Dieſe ließ ſich zehn Monate lang erwarten; dann aber retteten ſie ſich in einem kleinen Boot und nach zweijähriger Sclaverei in Afrika betrat Vincenz wieder den Boden Frankreichs. Der Vicelegat in Avignon nahm den Renegaten als reuigen Büßer in den Schooß der Kirche auf und ging mit ihm und mit Vincenz nach Rom. Während jener in einem Kloſter Gott das Opfer ſeines zerknirſchten Herzens darbrachte, zog dieſer durch ſeine ſeltene geiſtige Begabung die Aufmerkſamkeit der Kirchenfürſten auf ſich und ward mit einem geheimen Auftrag an König Heinrich IV. nach Paris geſchickt.

Der Zuſtand der Kirche war ein troſtlos verſunkener in Frankreich. Die letzte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war mit dem Blut der Bürgerkriege zwiſchen Katholiken und Kalvinern gefärbt, das Volk verwildert, die Kirche geſchmäht und beraubt, der Prieſterſtand erniedrigt durch Verfolgung und durch die Laſter der Zeit, der Glaube ohne Wirkung auf die verwahrloſten Seelen. Grenzenloſes leibliches Elend folgte, wie immer, dem Mangel an Gottesfurcht. Niemand gedachte der Armen und Nothleidenden, weil Jeder ſich ſelbſt in der tiefſten Noth fühlte oder wähnte. Niedergebrannte Gotteshäuſer, zerſtörte Altäre riefen nicht die Gläubigen zur Andacht herbei und mancher Prieſter, als feiger Miethling, ſuchte nur ſich ſelbſt durchzubringen, anſtatt als guter Hirt für die ihm anvertraute Heerde zu ſorgen. Eingeſchüchtert durch die maßloſen Schmähungen, welche der Kalvinismus ſeit dem Edict von Nantes gegen Lehre und Lehrer der Kirche ungeſtört verbreitete, fand der gottvergeſſene Prieſter darin einen Vorwand, um ſein Amt, das ihm ſelbſt verleidet war, ſchlecht zu verwalten; und mancher fromme beugte ſich demüthig unter dieſer Zuchtruthe und ſuchte nur von ſeinem kleinen Kreiſe das Gift der Irrlehre fern zu halten. Ein allgemeines durchgreifendes Mittel, um aus dieſer Sündflut von Elend das arme Volk emporzureißen, das in Glaubens-, Sitten- und Brotloſigkeit umkam, wußte Niemand und des Königs gutmüthiger Wunſch mit dem ſonntäglichen Huhn im Topf für ſeine Bauern war und blieb eben nur ein Wunſch.

Im Jahr 1609 kam Vincenz nach Paris, ward bekannt mit dem Abbé Berulle, der ſich durch die Gründung der Congregation der Oratorianer und durch die Einführung der Barfüßer-Karmeliteſſen in Frankreich ſo große Verdienſte erwarb, daß der Kardinalshut ihn belohnte — und ſtellte ſich mit unbedingtem Gehorſam unter deſſen Leitung. Die Congregation der Oratorianer war bereits im Jahr 1564 vom heiligen Philipp von Neri in Rom geſtiftet, um junge Geiſtliche zu erziehen und in allen Werken der chriſtlichen Barmherzigkeit zu üben. Abbé Berulle verpflanzte ſie nach Paris, 1611, und hatte dabei den Hauptzweck, zu guten Lehrern und Miſſionsprieſtern ſeine Zöglinge zu bilden. Vincenz lebte einige Zeit im Hauſe der Oratorianer, dann als Almoſenier der Königin Margaretha von Navarra, dann als Landpfarrer bei Paris — überall, wo Abbé Berulle für gut fand ihn hinzuſtellen. So kam er, 1613, in das Haus des Grafen Emanuel von Gondi als Kaplan und Erzieher von deſſen Söhnen. Die Gräfin ſtellte ihm die Knaben mit den Worten vor:

„Ich wünſche, daß ſie nicht zu großen Herrn in der Welt — ſondern zu Heiligen im Himmel erzogen werden mögen.“

Einer dieſer Knaben war Paul von Gondi, der ſich als Coadjutor von Paris in den Kriegen der Fronde eine traurige Berühmtheit erwarb, die er ſpäter als Kardinal von Retz durch den hohen Ernſt ſeines Lebens ſühnte, und ſeines Erziehers, ſo wie ſeiner edeln Eltern würdig war.

Im großen und glänzenden Hauſe Gondi lebte und wirkte Vincenz wie ein ſtiller wolthätiger Geiſt, der auf alle Hausgenoſſen einen milden frommen Einfluß übte. Die Gräfin, deren Seele ohnehin ſchon den himmliſchen Dingen zugewendet war, ſchätzte ſich glücklich, durch ihn an der Heiligung ihrer Seele und der Rettung Anderer beſſer als bisher arbeiten zu können. Auf ihren und ihres Mannes großen Beſitzungen wirkte Vincenz als Seelſorger ſo ſegensreich, daß dadurch erſt recht das Bedürfniß des armen Landvolks zum Vorſchein kam, gründlich in ſeinem Glauben unterrichtet zu werden, um die Sacramente nicht unwürdig zu empfangen und dadurch immer tiefer in den Pfuhl der Sünde zu gerathen. Nach ſeinen eindringlichen Predigten kamen die armen Landleute in Schaaren herbei, um ihre Generalbeicht ihm abzulegen und dann, wiedergeboren in der Gnade, ein neues Leben zu beginnen. Im Jahr 1617 auf dem Gut der Gräfin, Folleville, war der Zudrang ſo groß, daß zwei Jeſuitenväter aus dem Collegium des benachbarten Amiens zur Aushülfe kamen. Die Gräfin ſetzte ſogleich ein Kapital von 16000 Livres aus, von deſſen Renten alle fünf Jahr auf ihren ſämmtlichen Beſitzungen Miſſionen gehalten werden ſollten. Von welcher Ordensgeſellſchaft und in welcher Zeitfolge ſie ſtatt zu finden hätten, überließ ſie der Einſicht „des elenden und armſeligen Menſchen" — wie ſich Vincenz nannte.

Während ſeiner fünfmonatlichen Pfarrverwaltung der grenzenlos verwilderten Gemeinde zu Chatillon that ſein apoſtoliſches Leben voll Barmherzigkeit, Eifer und Weisheit wahre Wunder der Bekehrung an Prieſtern, Laien und Ketzern. Zwei Frauen unter andern, mit Allem ausgeſtattet, was der Weltſinn Glück nennt und mit nichts beſchäftigt als mit Tand und Eitelkeit, wurden ſo ergriffen von der liebenden Begeiſterung, mit welcher er vom Reich und von der Liebe Gottes predigte, daß ſie — gleichgültig gegen das Geſchwätz der Welt — ſich ganz aus ihr zurückzogen und ſich dem Dienſt der Kranken und Armen widmeten. Sie waren die erſten Mitglieder jenes wolthätigen Frauen-Vereins, den Vincenz über ganz Frankreich verbreitete. Mitten im Weltleben knüpften ſich die Faden dazu an und ſpannen ſich fort zu einem weiten Netz der Liebe, um alles Elend und allen Jammer lindernd damit zu umfangen.

Darauf trat Vincenz wieder ſeine Wirkſamkeit im Hauſe Gondi an, aber nicht ſowol als Erzieher, als um ſeine ſeelſorgliche Wirkſamkeit im größeren

Maßſtab auszudehnen. Nach wenig Jahren hatte er an dreißig Orten der Familienbeſitzungen Miſſionen gehalten und überall erblühete als deren Frucht ein wolthätiger Frauen-Verein.

Graf Gondi war General der königlichen Galeeren. Dadurch ward Vincenz veranlaßt, ſich der Gefangenen anzunehmen, welche dahin abgeführt wurden. Um ſeinem Eifer den freiſten Spielraum zu gewähren, bewirkte der Graf ſeine Ernennung zum erſten königlichen Almoſenier aller Galeeren. Als ſolcher ging Vincenz 1622 nach Marſeille. Der leibliche und ſeeliſche Zuſtand, in welchem er die unglücklichen Sträflinge fand, erpreßte ihm heiße Thränen. Dieſe ſchwimmenden Kerker waren Waſſerhöllen, in denen Verdammte verzweifelten. Ausgeſtoßen von der Menſchheit hatten ſie aufgehört Menſchen zu ſein und lebten nur für Haß und Ingrimm, Fluch und Läſterung. Auch Vincenz und ſein linder Zuſpruch ward anfangs mit Hohn und Beleidigung aufgenommen. Er aber pflegte die Kranken, legte Fürbitte bei den Aufſehern für die Straffälligen ein und wußte durch tauſend kleine Mittel ſeine Theilnahme für ſie an den Tag zu legen. Daß dieſer hochgeachtete Mann, dieſer fromme Prieſter Wolwollen für ſie empfinde ſtatt Abſcheu — Theilnahme ſtatt Verachtung — daß ſie und ihr Schickſal überhaupt noch des Erbarmens gewürdigt wurden: dies erweichte ihre verſteinerten

Herzen und Mancher nahm hinfort ſein ſchweres Loos als Buße für ſeine Miſſethaten reuevoll an. Konnte Vincenz auch nicht ihre Körper von den ſchweren Strafketten befreien, ſo brachte er doch ihren Seelen die Erlöſung von den ſchwereren Banden der Sünde, indem er ihnen die Gnade Gottes verkündete, die für reumüthige Sünder am reichlichſten ſtrömt. Im folgenden Jahr ſetzte er dieſelbe Thätigkeit zu Bordeaux fort; und da der Zuſtand der zu den Galeeren Verurtheilten in den grauſen Gefängniſſen von Paris nicht minder jammervoll als auf den Schiffen ſelbſt war: ſo begab er ſich auch in dieſe Hölen und machte den Grafen Gondi verantwortlich für die ſchauderhafte Verkommenheit an Leib und Seele, in welcher die Verbrecher dort ſchmachteten. Der Graf gab ihm die Vollmacht, Alles für die Milderung dieſes unausſprechlichen Elends zu thun und unterſtützt durch mitleidige Herzen miethete er ein großes Haus, worin er ſie mit allen Erleichterungen unterbrachte, welche ihre Lage erlaubte. Als eine peſtartige Krankheit unter ihnen ausbrach, ſchloß er ſich mit ihnen ein und würde mit Freuden ſein ganzes Leben ihnen gewidmet haben, wenn nicht nach allen Seiten hin ſeine Umſicht und Thätigkeit in Anſpruch genommen wären. Er, der demüthige Mann, der nur glaubte, dem ſchlichten Bauern, dem Bettler, dem Verbrecher geiſtliche Pflege geben zu können, ward zur geiſtlichen

Leitung des eben in Paris eröffneten Kloſters vom Orden der Heimſuchung Mariä beſtimmt. Der liebenswürdigſte unter den Heiligen, Franz von Sales, Biſchof von Genf, hatte dieſen Orden, der ſich auch nach ſeinem Namen Saleſianerinnen nannte, kürzlich gegründet und ſeine geiſtliche Tochter Franziska von Chantal breitete ihn über ganz Frankreich aus. Beide wendeten ſich an Vincenz mit der Bitte, dem jungen Hauſe in Paris liebend vorzuſtehen und dieſe ſtillen Seelen in ihrer Abgeſchiedenheit zum Himmel zu führen — denn Franz von Sales hielt ihn für den heiligſten Prieſter, den er je gekannt; und auf Befehl des Erzbiſchofs von Paris übernahm er dies Amt und ſtand demſelben, ſo wie dieſer ganzen Congregation in Frankreich faſt dreißig Jahre mit apoſtoliſchem Geiſte, Klugheit und Feſtigkeit vor.

Zu dem kleinen Kapital, welches die Gräfin Gondi zur Abhaltung von Miſſionen für das Landvolk ihrer Beſitzungen ausgeſetzt hatte, fügten ihr Mann und der Erzbiſchof von Paris, ihr Schwager, auf ihre Bitten und Vorſtellungen die Summe von 40000 Livres und am 1. Mai 1625 fertigte die Familie Gondi eine Stiftungsurkunde aus des Inhalts: Zur Ehre Gottes und der Kirche und zum Heil der allerverlaſſenſten Seelen auf dem Lande, die nicht wie die Städte mit eifrigen und genügenden Hirten verſehen, ſondern gar oft in großer Noth und Verlaſſenheit wären, wünſche ſie eine Verſammlung frommer, gelehrter und thätiger Weltprieſter zu ſtiften, die unter der Vorſteherſchaft des Herrn Vincenz von Paula ein gemeinſchaftliches Leben nach einer beſtimmten Regel zu führen und die Verbindlichkeit zu erfüllen hätten, mit Erlaubniß der Diöceſanbiſchöfe von Dorf zu Dorf herum zu gehen, den Landmann im Chriſtenthum zu unterrichten, ihn zu Generalbeichten und häufigerem Empfang der heil. Sacramente zu ermahnen, und ihn durch wahre Frömmigkeit und gebeſſerten Lebenswandel auf die Wege des Herrn zu leiten. Dieſe geiſtlichen Sendungen hätten ſie unentgeltlich und nur für das arme Landvolk zu übernehmen, namentlich alle fünf Jahr einmal auf den Gondi'ſchen Beſitzungen. Eine Ausnahme hievon ſollten ſie nur für die unglücklichen Galeerenſträflinge machen und ſich deren Seelenheil erbarmen.

Als die Gräfin ihren heiligen Wunſch erfüllt ſah, daß den Armen, den Verlaſſenen und Verlornen das Evangelium gepredigt und das Heil verkündet werde, that ſie ihre erdenmüden Augen zu und entſchlief zu einem beſſeren Leben, am 23. Junius 1625; und ihr Mann zog ſich bald darauf von der Welt zu den Vätern des Oratoriums zurück. Vincenz aber eröffnete ſeine Congregation der Miſſionsprieſter, die nach zwei Jahren vom König Ludwig XIII. die Erlaubniß erhielt, ſich in ganz Frankreich niederzulaſſen und

Legate und Erbſchaften zu empfangen, und die vom Papſt Urban VIII. zu einer Ordensgenoſſenſchaft erhoben wurde. So geſegnet von Gott und den Menſchen war die Liebe der Seelen eines einzigen apoſtoliſchen Prieſters! Vom Jahr 1625 bis zum Tode des Vincenz, 1660, hielt die Congregation gegen 900 Miſſionen. Der Apoſtel verheißt Demjenigen die Vergebung der Sünden, welcher eine Seele vom böſen Wege zurückgeführt und gerettet hat. Welche Seligkeit muß Den erwarten, welchem einſt tauſend gerettete Seelen vor dem Thron Gottes frohlockend ihren Dank ſagen! Als die Congregation ſich ſo gemehrt und ihre Wirkſamkeit ſich ſo ausgebreitet hatte, daß der Stiftungsfond nicht mehr hinreichte, ſorgte der liebe Gott für ſeine armen treuen Diener, indem der Prior der Abtei St. Lazarus bei Paris dies ſchöne Gebäude ſammt bedeutenden Einkünften an Vincenz abtrat, der es mit den Seinen im Winter 1632 bezog. Nach dieſem Hauſe führten die Miſſionsprieſter auch den Namen Lazariſten, unter dem ſie noch jetzt bekannt ſind. Da Vincenz die Pflege einiger geiſtesſchwachen Knaben, welche dem Hauſe anvertraut waren, zu übernehmen hatte und da bald noch andere geiſteskranke Jünglinge dazu kamen: ſo ward St. Lazarus noch nebenbei eine Art von Seelenhospital, wo man ſich der Heilung ihrer ſchlimmſten Krankheiten befleißigte.

Nie auf das, was er geleiſtet hatte, immer auf das, was noch für das Reich Gottes zu thun war, ſchaute Vincenz; gedachte des Blutes Jeſu, daß es nicht für ſo viel Tauſende umſonſt vergoſſen ſein dürfe, daß ſeine unberechenbare Kraft in anderen Seelen und auf andere Weiſe dieſelbe Liebe zum Kreuz erwecken könne, wie in ſeinen Miſſionsprieſtern, und unternahm ein neues Werk: die Bildung der barmherzigen Schweſtern. Die Gehülfin, die er dazu brauchte, hatte er ſchon ſeit einigen Jahren an der Hand: Frau Louiſe von Marillac, verwittwete le Gras, eine Seele, deren Opferfreudigkeit und Thätigkeit gar nicht zu erſchöpfen und zu ermüden war. Sie ſah in den armen Kranken die leidenden Glieder ihres Erlöſers, alſo nicht blos Leiber, die gepflegt, ſondern unſterbliche Seelen, die gehegt werden wollen. Mit Heldenmuth unternahm ſie die Wartung entſetzlicher Krankheiten und tröſtete dabei die Leidenden mit frommem Zuſpruch und linder Ermahnung. Vier Jahre prüfte Vincenz dieſe ſtarke Seele in allen Uebungen der Selbſtverleugnung; dann, 1629, veranlaßte er ſie zu einer Rundreiſe durch ganz Frankreich, um nachzuſehen, in welcher Weiſe die Frauen-Vereine ihre Wirkſamkeit ausübten und um den Mängeln derſelben durch Belehrung und Anweiſung abzuhelfen. Der Segen Gottes begleitete ſie! den erkalteten Eifer wußte ſie zu entflammen, die verſiegte

Mildthätigkeit zu beleben, den guten Willen zweckmäßig zu verwenden. Frauen aus den vornehmſten wie aus den geringſten Ständen folgten liebentflammt ihrer Leitung; und obwol dieſer Verein urſprünglich nur für ſolche Orte beſtimmt war, in denen es keine Spitäler gab, ſo verpflanzte er ſich doch allmälig auch nach größeren Städten, ſogar nach Paris. Denn da die mildthätigen Frauen die Hütten der Schwachen und Kranken beſuchten und ihnen Pflege und Hülfe brachten, ſo blieben dieſe in ihren Umgebungen und brauchten ſich nicht von ihrer Familie zu trennen — was den Armen unbeſchreiblich hart erſcheint, weil ſie nichts auf der Welt beſitzen, als eben dieſe Familie. Dadurch wurde gar manchem Unglücklichen das Leid erſpart, von den Seinen getrennt, im Spital ein ſchweres Krankenlager durchmachen oder den Tod erwarten zu müſſen.

Aber es iſt ſchwer, zweien Herrn zu dienen! mogten die Frauen, aus denen die Vereine beſtanden, noch ſo fromm und demüthig ſein — ſie gehörten der Welt an und der Dienſt der Welt bringt ſeine Pflichten mit ſich! Bald wurde die Eine durch ihres Mannes Sorgfalt für ihre Geſundheit verhindert, die Kranken zu beſuchen; bald die Andre durch Verpflichtungen gegen ihre Kinder, ihr Haus, ihren Wirkungskreis. Um gleichmäßig und beharrlich nicht heut zu viel und morgen zu wenig, ſondern immer hinreichend wirken und helfen zu können, dazu gehört eine feſtere und einheitlichere Leitung, als ſie im weltlichen Kreiſe möglich iſt; dazu gehört nicht ein halbes, ſondern das ganze Opfer, die ganze Hingebung an Gott, die ausſchließliche Liebe zum Kreuz, ohne Unterbrechung durch Liebe für Mann und Kinder, Eltern und Geſchwiſter. Im Anfang und ſo lange die Perſon an der Spitze ſteht, welche ſie in's Daſein gerufen hat, ſind ſolche Vereine von großer Friſche, Thätigkeit und Eifer; da ihnen aber das weſentliche Bindungsmittel fehlt, wodurch wie durch einen unwiderſtehlichen Hebel jedes Einzelne von ſeinem beſondern Willen abgelöſt und in den Bau des Ganzen eingefügt wird: der Gehorſam gegen die Vorſteher; — ſo verfallen ſie leicht in eine gewiſſe oberflächliche Routine, in eine Vollziehung des äußern Auftrags, ohne innere Hingebung. Obwol Vincenz den Frauen-Vereinen eine beſtimmte Verfaſſung gab und ihre Vorſteherinnen überall unter die Leitung des Ortspfarrers ſtellte: ſo erkannte er doch bald, daß die Sorgen und Freuden der Welt immer ein Hinderniß an der vollkommnen Ausübung der Kranken- und Armenpflege ſein würden, und war darauf bedacht, eine neue Pflanzſchule der chriſtlichen Barmherzigkeit anzulegen.

Er übergab drei junge Landmädchen, die weder den Beruf fühlten in die Ehe, noch in die klöſterliche

Clauſur ſich zu begeben, der mütterlichen Obhut der Madame le Gras, welche ſie in ihr Haus aufzunehmen, ihre Seelenbildung zu leiten und ſie im Krankendienſt einzuüben hatte. Dieſer erſte Verſuch gelang ſo vollkommen, daß Madame le Gras ſich entſchloß, ſich ganz der Bildung ſolcher frommen Mädchen zu widmen und ſie zu einer neuen Genoſſenſchaft um ſich zu verſammeln. Wiederum prüfte Vincenz ihren Flammeneifer und ihre Befähigung zwei Jahr; — dann aber, als die kleine Genoſſenſchaft an Zahl und an Gnaden wuchs, widerſtrebte er nicht länger dem Finger Gottes und der Erzbiſchof von Paris erhob ſie unter dem Namen Filles de Charité zu einer eigenen Congregation, die man auch ihrer ſchlichten grauen Kleidung wegen Soeurs grises nannte. Dies iſt der Urſprung der barmherzigen Schweſtern.

Eine barmherzige Schweſter! wer wäre ſo unglücklich ſie nicht zu kennen und — wenn er ſie kennt, ſie nicht zu lieben! Wer hätte nicht in ſtiller Andacht einem ſolchen, ganz vom Kreuz überſchatteten Leben zugeſchaut und in dieſem Schatten die Macht und Herrlichkeit des Blutes Jeſu, wie einen funkelnden Rubin auf dunklem Grunde, ſeine Stralen werfen ſehen.

„Eine barmherzige Schweſter!“ ſpricht mit oberflächlichem Beifall der Weltſinn. Ja, weiß er denn auch wol, was das iſt, eine barmherzige Schweſter?

Eines von den tauſend Wundern des Kreuzes iſt es, welches nur deshalb nicht ſo recht begriffen wird, weil es ſich nicht auf ein Individuum beſchränkt. Gäbe es eine einzige barmherzige Schweſter auf Erden, ſo würde die Erde ganz hell werden von ihrem Ruhm vor den Menſchen. Allein Gott Dank! ſo iſt es nicht! ihr Ruhm iſt verborgen in ihrem Heiland. Eine barmherzige Schweſter — das iſt zugleich ein Held und eine Kloſterfrau. Ihr Schlachtfeld iſt das Spital, wo ſie dem Tode ſeine Beute abringen muß, indem ſie ihr eigenes Leben gleichmüthig und freundlich der Anſteckung oder der Erſchöpfung preisgiebt; und ihr Lorbeer iſt die himmliſche Palme. Keine Wunde, keine Krankheit, keine Gefahr, kein Abſcheu — nichts erſchüttert ſie, nichts vertreibt ſie von ihrem Poſten. Der moraliſche Widerwille, der ſittliche Ekel, der eben ſo heftig als der phyſiſche bei der Wartung mancher Kranken in dem natürlichen Menſchen ſich regen würde, wenn er in Berührung käme mit ſo viel Rohheit, Trotz, Eigenſinn und Brutalität, wie manche elende, verſunkene Menſchen ſie in ihren Krankheiten an den Tag legen — iſt untergegangen in dem einen Wunſch: Denen zu dienen, welchen der Heiland gedient hat. Mehr noch: das liebliche Wunder, welches für die heilige Eliſabeth geſchah, daß ihr erzürnter Gemal ſtatt des kranken Bettlers, den er in ihrem Bett zu finden wähnte — den lieben

Heiland fand, wiederholt ſich täglich, ſtündlich für die barmherzige Schweſter, nur umgekehrt: ihr Auge ſieht in dem armen Kranken den lieben Heiland, während wir einen oft ſehr widerwärtigen Kranken ſehen. — Andere Ordensfrauen, welche der Welt entſagt haben, ſind durch ihre Clauſur vor der Berührung der Welt geſchirmt; Leichtſinn, Eitelkeit, Thorheit, Lärm und Geräuſch brechen ſich an dem Gitter und der ſtillen Zelle; zwiſchen den gottgeweihten Herzen und den Kämpfen, Qualen und Leidenſchaften da draußen iſt der Schleier eine undurchdringliche Scheidewand, die all' jenen Jammer verhüllt. Aber die barmherzige Schweſter hat der Welt entſagt, ohne ſich hinter Gitter und Clauſur zu begeben, und die Qualen und Leidenſchaften, die Bedrängniſſe und Aengſte der Welt ſchreien um ſie her nach Hülfe, nach Rettung. Ihr heiliges Ordenskleid iſt für ſie wie Gitter und Zelle, und die göttliche Gnade iſt die Clauſur, in welcher ihre Seele mit der Betrachtung und Anbetung ihres Heilands lebt. So vereinigt ſie den Gegenſatz des Helden und der Kloſterfrau; ſie hat von dieſer die ſtille reine Seele; ſie hat von jenem das ſtarke, tapfere Herz. Mit dem einen muß ſie alle phyſiſchen Erſchütterungen — mit der andern alle inneren Heimſuchungen überwinden. Wie das ihres göttlichen Meiſters, iſt auch ihr Reich nicht von dieſer Welt. Es iſt wol gut, von den leiblichen Krankbeiten zu befreien; aber die Seelen wollen auch gewartet werden und ſind auf dem Krankenbett bisweilen dieſer Wartung ſehr zugänglich. Der Schwerkranke, der Sterbende, der in geſunden Tagen vielleicht über Himmel und Hölle geſpottet hat, ändert jetzt vielleicht ſeinen Sinn. Ein Anderer, der unruhig in ſeinem Gewiſſen, aber zaghaft iſt, begehrt vielleicht nur eine Ermunterung, um ſein gepreßtes Herz vor einem Diener Gottes auszuſchütten. Noch ein Anderer mögte ſich gern mit ſeinem Gott verſöhnen, bevor er vor deſſen Richterſtuhl in der Ewigkeit tritt; allein er mag keine Todesgedanken in ſich aufkommen laſſen. All' dieſe Seelenregungen muß die barmherzige Schweſter beobachten und zur rechten Stunde bald den geiſtlichen, bald den leiblichen Zuſpruch bringen, ohne ſich dem Verdacht der Zudringlichkeit, noch dem Vorwurf der Nachläßigkeit auszuſetzen. Sie muß ihren Pflegbefohlenen wie ein Arzt Vertrauen zu ihren materiellen Hülfleiſtungen — und wie ein Beichtvater zu ihren religiöſen Tröſtungen einflößen. Es iſt nicht zu beſchreiben, durch welche Schule der Geduld ſie täglich wandeln, welch' eine Fülle von Langmuth und Gelaſſenheit ſie den Launen und Grobheiten, der Unvernunft und dem Eigenſinn entgegenſetzen muß. Und nicht blos die Behandlung der Kranken muß ſie ſo genau verſtehen, ſondern auch mit Menſchen aus der Welt umzugehen wiſſen. Da ſind die Aerzte, da ſind die Angehörigen der Kranken, da ſind Beſchützer oder

Wolthäter des Hauſes, da ſind Beſuche, die aus Theilnahme oder Neugier das Spital ſehen mögten: mit dieſen Allen hat ſie zu verkehren und weltvertraut zu ſein, als ob ſie ſich nicht die Welt unter die Füße gelegt hätte.

O wenn doch alle Diejenigen, welche mit ihrer Brüderlichkeit im modernen antichriſtlichen Sinn und mit ihren Menſchenbeglückungstheorien prahlen und Revolutionen machen, um ihre Syſteme einzuführen — wenn ſie doch nur einen Tag mit klarem Blick und unbefangener Seele das Leben einer barmherzigen Schweſter betrachten wollten: ſo würde es ihnen einleuchten, daß man nur durch das Opfer am Fuß des Kreuzes für die Welfahrt der Brüder ſorgen kann. Und nicht blos am Krankenbett dürften ſie dieſe Studien machen! in Irrenanſtalten, in Waiſenhäuſern, in Gefängniſſen, bei den Findlingen, bei den Unheilbaren, bei den Greiſen, bei den Sträflingen — überall, wo das menſchliche Elend oder Laſter der Obhut oder Rettung bedarf — überall treffen ſie die barmherzige Schweſter als einen lebendigen Ausdruck der göttlichen Liebe neben dem Jammer der Welt — überall bewährt ſich in dieſer demüthigen Magd des Herrn die Kraft des Blutes Jeſu.

Das wußte Vincenz von Paula. Darum ſandte er ſeine geiſtlichen Töchter in Spitäler, Galeeren, Lazarethe, über ganz Frankreich aus. Paarweiſe zogen ſie fort aus der ſtillen Arche über das Meer von Bedrängniß und Noth, welches die Zeit ausgoß, Tauben des heiligen Geiſtes, um das Oelblatt — den Balſam der Liebe — den Darbenden zuzutragen. Und ſo ziehen ſie fort bis zu dieſer Stunde.

Während Vincenz in Paris ein großes Findelhaus, die erſte woleingerichtete Anſtalt dieſer Art, unter dem Patronat adliger Frauen — und in Marſeille ein Krankenhaus für die Galeerenſclaven gründete, welches dieſe ihr Paradies nannten, bemühete er ſich, dem geiſtlichen Stande einen friſchen Aufſchwung zu geben und führte deshalb die geiſtlichen Uebungen ein. Er und ſeine Miſſionsprieſter hielten Vorträge vor den verſammelten Prieſtern über ihren hohen Beruf, und veranlaßten ſie dadurch zu einer tiefen Einkehr in ſich ſelbſt, zu einer Erneuerung ihres innern Lebens. Als die guten Früchte dieſer Uebungen ſich zeigten, die Geiſtlichen eifriger, pflichtgetreuer, unterrichteter wurden, durch Beiſpiel und Lehre beſſer auf ihre Gemeinde wirkten und in deren Achtung höher ſtiegen — beſchloß Vincenz den Weltleuten ebenfalls dies Mittel zu einer geiſtigen Wiedergeburt anzubieten. Er öffnete ſein Haus von Sanct Lazarus und überhaupt alle Miſſionshäuſer ohne Unterſchied jedem Menſchen, der Verlangen nach den geiſtlichen Uebungen trug, und damit Niemand in der heiligen Abgeſchiedenheit durch Sorge für den Lebensunterhalt geſtört werde, wurden Alle unentgeltlich aufgenommen und verpflegt. Das Haus gerieth in Schulden; — aber Vincenz betete und immer wieder und wieder fanden ſich Mittel, um die älteren Anſtalten zu erhalten, zu vergrößern und um neue zu ſtiften. Dieſer blutarme Prieſter, dieſer dürftige Bauernſohn, der nicht einen Heller beſaß — verausgabte jährlich viele Tauſende oder veranlaßte ihre Verausgabung aus den Mitteln der Barmherzigkeit; wie denn z. B. die alljährliche Ausgabe für das Findelhaus 40,000 Livres betrug. Wodurch bewirkte er das? — er betete und er bat. Er wußte, daß der Menſch nicht vergeblich am Hauſe baut, wenn Gott es geſegnet hat — und um dieſen Segen flehte er unabläſſig im vertrauenvollen, anhaltenden Gebet. War er dann ganz erwärmt von dem Aufflug ſeiner Seele zu der göttlichen Liebe, ganz durchdrungen von der Zuverſicht, daß Gott Steine in Brod und Felſen in Waſſerquellen für ſeine nothleidenden Kinder verwandeln könne und wolle — dann trat er unter die Menſchen und predigte oder bat ſo eindringlich und gewaltig, ſo zärtlich und kräftig, ſo beredt und feurig, daß kein Auge trocken, kein Herz gleichgültig, keine Hand verſchloſſen blieb. Der Zufluß an Mitteln war bald ſtärker, bald ſchwächer und ſchien er einmal ſtocken zu wollen, ſo war es nur, um bei nächſter Anregung deſto reichlicher zu ſtrömen. Ja, es kam die Zeit, wo Vincenz das leiſtete, was kein König und kein Fürſt vermogte: er rettete ganze Provinzen, ganze Länder vom Hungertode; — denn zur Ausführung gewiſſer

Dinge braucht Gott nur ſeine Heiligen, weil ihre Armuth ihn am meiſten verherrlicht und ihre Demuth ihm allein die Ehre gibt.

In Folge des unſeligen dreißigjährigen Krieges wälzten ſich alle Greuel der Verwüſtung über das arme Lothringen, das ein Tummelplatz der Kriegeswuth für Deutſche und Franzoſen, für Spanier und Schweden wurde. Verbrannte Städte und Dörfer, verwüſtete Felder, geplünderte und zerſtörte Vorräthe bezeichneten jeden Schritt der feindlichen Züge und verſetzten die unglücklichen Einwohner in ein Uebermaß von Elend. Hunger und Peſt und die ſchauderhafteſte ſittliche Verwilderung ſchwangen ihre dreifache Geißel.

Schilderungen dieſer grenzenloſen Noth drangen bald nach Paris und Vincenz ward ganz von bitterm Leid über einen ſolchen Zuſtand erfüllt, wo es möglich war, daß hungrige Wölfe Nachts in die Städte kamen und über die Leichen herfielen — daß gottgeweihte Jungfrauen auf den Landſtraßen umherirrten um Lebensmittel zu ſuchen, und daß Mütter, wie bei Jeruſalems Zerſtörung, ihre Kinder ſchlachteten und verzehrten. Er ſprach:

„Es ſind nicht unſere Landsleute und ihr Herzog kämpft gegen uns; aber es ſind Katholiken und ſie leiden — wir müſſen ſie unterſtützen! Wir haben wenig Gold und Silber und bedürfen vielleicht Millionen — wolan! Gott wird das Fehlende hinzulegen. Die

Schätze der göttlichen Vorſehung ſind unerſchöpflich; unſer Mißtrauen würde ihr Unehre bringen.“

So ſprach dieſer große Diener Gottes. Für Glaubensbrüder, Kinder der Kirche, ſchien ihm Nichts unmöglich. Dann machte er bei ſich ſelbſt den Anfang, wie es ſich ziemt für einen Heiligen: das Haus von Sanct Lazarus ward auf die Beköſtigung mit ſchwarzem Brod geſetzt — und als er nun nichts weiter als das Allernothwendigſte hatte, um ſein Leben zu friſten, da durfte er kühn zu den Großen und Reichen der Welt gehen, um für die Darbenden zu betteln. Vom königlichen Hof an und aus allen Ständen empfing er ſo reichliche Spenden, daß ſein vertrauter Bote, der vom Jahr 1635 bis 1648, als der weſtphäliſche Friede den Krieg beendigte, dreiundfünfzig Reiſen nach Lothringen machte, jedes Mal 20 bis 30,000 Livres dahin brachte. Ueberdas flohen viele Lothringer vor Krieg, Krankheit und Hungersnoth nach Frankreich und brachten nichts mit, als ihr nacktes Leben. Auch dieſe mußten verſorgt werden — und wurden es. 160 verwaiſte junge Mädchen, welche dem ſchrecklichſten Schickſal entgegen gegangen wären, nahm Madame le Gras in ihren Schutz, bis ſie in guten Häuſern einen paſſenden Dienſt fanden. Für eine ebenſo große Schaar von Knaben ſorgte Vincenz auf ähnliche Weiſe. Vierzehn unglückliche Kloſterfrauen vom Orden des heiligen Benedict empfahl Vincenz den wolthätigen adligen Frauen; und die Gräfin von Chateau-Vieux wies ihnen ein eigenes Haus an unter der Verbindlichkeit, der ununterbrochenen Anbetung des allerheiligſten Altarsſacramentes ſich zu widmen. Das Elend war groß — aber es fand zu ſeiner Linderung große Herzen. Endlich kamen Flüchtlinge von hoher Geburt, aus vornehmen Häuſern, welche in die jämmerlichſte Lage geriethen, nachdem ſie ihr mitgebrachtes Geld verzehrt hatten, da ſie ſich ſchämten ihre Noth bekannt werden zu laſſen. Ein edler Mann kam zu Vincenz und bat ihn, ſich doch gerade dieſer Perſonen anzunehmen, welche doppelt unter den ungewohnten und drückenden Verhältniſſen litten. Vincenz antwortete mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit und Einfachheit:

„Freilich muß man dieſen armen Edelleuten zu Hülfe kommen, um in ihnen unſern Erlöſer zu ehren, der vom höchſten Adel und doch ſo arm geweſen iſt.“ Und auf ſeine Anregung traten acht vornehme Männer zuſammen und erhielten während acht Jahren mit möglichſter Schonung und Zartheit ihre Standesgenoſſen, bis dieſelben nach dem Frieden in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Jener vertraute Bote, der ſo oft die Wanderſchaft nach und in Lothringen zu machen hatte und wie durch ein Wunder, trotz der Unſicherheit der Straßen, nie beraubt und ausgeplündert wurde, obgleich man ihm oft nachſtellte — war ein Laienbruder des Ordens und hieß Matthäus. Im ganzen Lande und ſogar in Paris erzählte man von den Gefahren, denen er mit ſeinen Geld= oder Wechſelſendungen entronnen ſei und endlich begehrte die Königin ihn zu ſehen. Sie fragte ihn, was ihn denn eigentlich aus ſo vielen Gefahren gerettet habe, und Bruder Matthäus erwiderte:

„Das Gebet unſers Vaters Vicnenz.“

Nachdem der Friede mit fremden Völkern geſchloſſen war, begannen in Frankreich, vom Parteigeiſt angefacht, die Bürgerkriege der Fronde, unter denen das ganze Land Unſägliches litt, namentlich die Champagne und Picardie, wo eine furchtbare Hungersnoth wüthete, weil die Heere die Kornfelder abgemäht, die Vorräthe aufgezehrt und die Häuſer geplündert hatten. Die Einwohner aßen Gras, Baumrinde, ekelhafte Thiere und Dinge, und ſtarben haufenweiſe vor Hunger und an Seuchen. Vincenz wurde immer zuerſt von jeder Noth benachrichtigt; auch jetzt flehte man um ſeine Unterſtützung. Er wendete ſich ſogleich an den Verein der adligen Frauen in Paris, der, eingedenk des alten Wahlſpruchs des ächten Adels »Noblesse oblige« — es für ſeine Schuldigkeit hielt, Außerordentliches zu leiſten und nie hinter den Wünſchen zurückblieb, die Vincenz ihm vortrug. Miſſionspriester mit Geld und Kleidungsſtücken, denen bald barmherzige Schweſtern nachfolgten, wurden nach den Orten geſendet, wo Krankheit und Hunger am heftigſten wütheten, und wo ſie oft für Leib und Seele zugleich ſorgen mußten. Mehre von ihnen und von den Schweſtern ſtarben im Dienſt der Liebe. Ein Oberaufſeher ſtattete jede Woche an Vincenz einen genauen Bericht über alle Leiſtungen und Verrichtungen ſeiner geiſtlichen Kinder ab und Vincenz legte dieſen Bericht den Damen vor, um ihnen zu zeigen, daß ihre Mildthätigkeit unerſchöpflich ſein müſſe. Während zehn Jahren ſammelte er bei ihnen die erforderlichen Unterſtützungsbeiträge. Als die beraubten, entweihten, halbverfallenen Kirchen in jenen armen Provinzen wieder hergeſtellt und dem Gottesdienſt zurückgegeben werden ſollten, waren es abermals dieſe Frauen, welche die Altargeräthe und die Paramente lieferten, aus ihren koſtbaren Kleidern und Spitzen prieſterliche Gewänder verfertigten und ihre Kunſtfertigkeit in Stickereien zum Dienſt und Schmuck des Altars verwendeten.

Endlich ward die Noth in Paris ſelbſt ſehr groß, als die Armee der Fronde und die des Königs ſich vor deſſen Mauern gegenüber ſtanden. Alles drängte und flüchtete ſich in die Stadt, als ob dort mehr Schutz und Hülfe wäre. Am Thor von Sanct Lazarus wurden täglich Tauſende von Armen geſpeiſt, und Unzählige mit den geiſtlichen Tröſtungen der heiligen Sacramente verſehen. Und worin beſtand der Dank für dies Uebermaß von Liebeswerken und Wolthaten? — darin, daß ein Regiment der ausgelaſſenſten Soldaten in dieſes Haus gelegt und daſſelbe dadurch ausgeplündert wurde; — ein Werk des Haſſes, der Habgier und des Neides, welches ſich zu allen Zeiten bald in dieſer und bald in jener Form wiederholt. Vincenz war nicht in Paris. In andern Häuſern ſeines Ordens aß er das Brod der Trübſal und der Armuth, beklagte ſeine großen Verluſte nur inſofern, als ihm die Mittel geſchmälert wurden, Anderen zu helfen, und widmete ſich um ſo mehr der Pflege der Seelen und der Bildung und Hebung ſeiner Congregation.

Als Mitglied des Staatsraths für geiſtliche Angelegenheiten hatte Vincenz ſich immer bemüht, ohne ſich in Regierungsgeſchäfte zu miſchen, die Rechte und die Würde der Kirche zu wahren und die Mißbräuche abzuſtellen, die ſich ſeit Franz I. bei Beſetzung der Biſchofsſtühle und mit den Einkünften geiſtlicher Stellen eingeſchlichen hatten. Während des Bürgerkrieges, bei der fürchterlichen Zerrüttung aller Verhältniſſe, gab er ſich unſägliche Mühe bei der Königin Mutter, bei Kardinal Mazarin, bei den Prinzen des königlichen Hauſes, bei den Biſchöfen, im Geiſt der Verſöhnlichkeit und des Friedens zu wirken, die Einen, um Mitleid mit dem armen gequälten Volk, die Andern, um Gehorſam gegen die königliche Autorität, Alle, um Nachgiebigkeit und Milde anzuflehen. Wurden ſeine frommen Worte auch nicht beachtet von den Machthabern und den Ehrgeizigen, die ſich nicht ſcheuten, Land und Volk ihrem perſönlichen Vortheil zu opfern: ſo fanden ſie doch vielfachen Widerhall in vielen Seelen, die an Opfer und

Liebe Alles zu erſetzen ſuchten, was von anderer Seite entzogen ward. Nicht die Kronenträger brachten dem Heiland ihre Gaben dar; aber es fehlte ihm deshalb doch nicht an Geld, Weihrauch und Myrrhen: das Geld der Liebe funkelte in den verdoppelten Werken der Barmherzigkeit, umhüllt von dem Weihrauch unabläſſiger Gebete und von dem Duft der bittern Myrrhe jeder Art von Abtödtung durch Faſten, Bußübungen und tauſend Entſagungen. Neben dem zügel- und ſittenloſen Treiben des einen Theiles der franzöſiſchen Geſellſchaft, welche dem Dienſt der böſen Mächte verfallen war und noch ſchlimmere Zeiten für die Zukunft herauf beſchwor — ſchloß ſich der andere Theil um ſo inniger und feſter zum Dienſt und zur Liebe des Kreuzes zuſammen — und Vincenz war es hauptſächlich, der durch ſein Beiſpiel, ſeine Belehrung, ſeinen apoſtoliſchen Eifer, ſeine wunderbare Begabung auf Laien und Geiſtliche, auf die höchſten und niedrigſten Stände, auf die vornehmſten Frauen wie auf ſeine armen Miſſionsprieſter und barmherzige Schweſtern, dieſen tiefen und anhaltenden Einfluß übte. So mächtig iſt die Seele, die in der göttlichen Liebe lebt.

Es würde ein langes Regiſter abgeben und eine Wiederholung der nämlichen Thatſachen, ſollten all' die Anſtalten der Barmherzigkeit für alle denkbaren Zweige der menſchlichen Bedürftigkeit nur aufgezählt werden, zu denen Vincenz durch That oder Rath mitwirkte, wenn er ſie nicht ſelbſt ſchuf oder hervorrief. Er war über dreißig Jahr General-Oberer ſeiner Congregation, und in der ganzen Zeit ward in Frankreich nichts Großes zu Stande gebracht, wobei er ſich nicht auf irgend eine Weiſe betheiligt hätte. Seine größte Freude und Belohnung war die ſegenreiche Wirkſamkeit und die große Ausbreitung ſeines Ordens, welcher, ſeiner demüthigen Stiftung treu, den Armen das Evangelium predigte, und den Chriſtenſclaven in Algier und Tunis, den unterdrückten Katholiken auf den hebridiſchen Inſeln, den zerſtreuten Hirten in der römiſchen Campagne, den armen gequälten und verfolgten Irländern oft mit Gefahr und auf Koſten des eigenen Lebens das Wort Gottes zutrug. Als ächter Nachfolger des ewigen guten Hirten durchwanderte der Miſſionsprieſter die Wildniſſe der Welt, um die verlornen Schäflein aufzuſuchen und auf ſeinen Schultern heim zu tragen. Manche ſeiner tüchtigſten geiſtlichen Söhne ſah Vincenz vor ſich dahin ſterben; ſechs in Genua bei den Peſtkranken, vier in Afrika bei den Chriſtenſclaven, ſieben auf der Inſel Madagascar, zwei in Polen, ſehr viele in Frankreich während der Kriege. Dennoch mehrten ſie ſich wie die Sterne des Himmels und gewährten dem greiſen Vincenz einen unſäglichen Troſt in all' den Bekümmerniſſen, welche er über das grenzenloſe Unheil der Zeit empfand. Krieg in ganz Europa; Noth, Entſittlichung, materielle und geiſtige Verkommenheit in ſeinem Gefolge; die Kirche in manchen Ländern unterdrückt und mißhandelt durch die Häreſie; in Frankreich der gefährliche Janſenismus, der mit ſeinen Verwirrungen der Kirche ſo großen Schaden that, daß die Irrgläubigen frohlockten und die treuen Diener Gottes weinten — Alles das erlebte und erlitt er. Aber nie wurde er muthlos. Wie Moiſes führte er die Seinen durch das rothe Meer der Leiden, verſorgte ſie in der Wüſte mit Manna vom Himmel und mit Waſſer aus dem Felſen und hob, wenn alle Wunder der Liebe erſchöpft waren, auch wie Moiſes ſeine Hände im unermüdlichen Gebet zu Gott empor.

Schwere Krankheiten und empfindliche Schmerzen marterten ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens, ohne daß er von ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt, von ſeiner Liebe und Freundlichkeit für Andere, von ſeinen mühe- und ſorgenvollen Arbeiten, von ſeinen prieſterlichen Obliegenheiten nachgelaſſen hätte. Ein ſo außerordentliches Leben wie das ſeinige war für die Erde zu ſelten und zu koſtbar, um nicht bis in's höchſte Alter ausgedehnt zu werden; und ſo ging er denn erſt in ſeinem 85. Jahr (1660) zur ewigen Ruhe ein. Himmliſcher Segen folgte ihm! — Kein Armer in ganz Frankreich, der ihm nicht eine Thräne nachgeweint hätte. Und ſogar die Welt, die eiskalte, die eiſenharte Welt wurde weich und warm durch ſeinen Tod, wie ſie es durch ſein Leben geworden war. Im Jahr 1737 erfolgte ſeine

Heiligſprechung. Dies große, demüthige, liebeglühende, glaubensſtarke Herz mußte das Schutzpatronat der Fürbitte im Himmel fortſetzen, das es ſchon auf Erden ſo treu geübt hatte.

Die Häreſie, die ihr Leben aus der Oppoſition gegen die Kirche friſtete, mußte aus allen Inſtitutionen derſelben Stoff zu Haß und Ingrimm ziehen, damit man ihrer Behauptung: die Kirche habe das Evangelium verfälſcht und das Dogma in Lügen verwandelt, Glauben ſchenke. Das Papſtthum und die ganze hierarchiſche Ordnung der Kirche ward von der Häreſie als eine Anſtalt des Satans verſchrien, die von den Pfaffen aufrecht gehalten würde, um die Seelen in Knechtſchaft zu bringen, zu verdummen, ihnen Geld und Gut abzuſchwatzen und dieſe Reichthümer dann in ungeheurem Wolleben zu verpraſſen. Daß ſolche Prieſter ſich wenig um das Evangelium kümmern würden, glaubte Jeder leicht, der Rechtgläubige ſowol als der Irrgläubige; und nur das war erſtaunenswerth, daß der Irrgläubige wähnen konnte, mit einer ſolchen Satansinſtitution habe die Kirche anderthalb Jahrtauſende ſich halten — und aus einem ſolchen Moraſt Biſchöfe wie Athanaſius, Ambroſius, Auguſtinus, Gregor den Großen, Bonifacius, Anſelmus erzeugen können. Aber die Leidenſchaftlichkeit iſt blind und unlogiſch. Sie blickte auf diejenigen hohen Würdenträger der Kirche, welche wie Fürſten der Welt — nicht wie Fürſten des Himmels lebten; ſie nahm keine Rückſicht darauf, ob etwa die weltliche Autorität, anſtatt der geiſtlichen, ſie auf den Biſchofſitz befördert habe; ſie brauchte verweltlichte Prälaten, um Zeter zu ſchreien gegen die römiſche Hierarchie mit ihrem Weltſinn, ihrer Schwelgerei, ihrem Verdummungsſyſtem, ihrem Lügengeiſt; ſie klammerte ſich aus allen Kräften an das Unvollkommne, um das Vollkommne nicht zu ſehen, und wähnte ſich groß, weil ſie die Gebrechen jener Unvollkommenheit nicht ſowol mied als erkannte.

Was geſchah in der Kirche? — Sie fügte den majeſtätiſchen Säulen, welche ihre himmelhohe Wölbung tragen, zwei neue hinzu; zwei Säulen vom reinſten Gold, zwei Biſchöfe, wie den heiligen Carl Borromäus, Erzbiſchof von Mailand, und den heiligen Franz von Sales, Fürſtbiſchof von Genf.

An den heitern Ufern des Lago Maggiore, den Orangengärten ſeiner ſchönen Inſeln gegenüber, Angeſichts der ewigen Schneegebirge der Alpen, erhebt ſich über dem Städtchen Arona das koloſſale Standbild des Erzbiſchofs von Mailand, aus Erz gegoſſen, als wolle er für alle Zeiten die ſchönen lombardiſchen Gefilde ſegnen und ſchirmen, die er während ſeines kurzen Lebens mit ſolcher Liebe umfaßt und überſchüttet hatte. Nicht lang war dies Leben! auf dem Schloß Arona geboren, 1538, ſtarb er im erzbiſchöflichen Palaſt zu Mailand, 1584; — aber dafür war es voll! voll von Sorgen, von Anſtrengungen, von Eifer, von Thaten, von Schmerzen, von Opfern, voll vom Kreuz, als ob es nach den Jahren der alten Patriarchen zählte.

Ein Sohn des alten, vornehmen, reichen Geſchlechtes der Borromei, in der Weltherrlichkeit geboren, als Jüngling von ſeinem Oheim dem Papſt Pius IV. mit dem Purpur des Kardinals bekleidet, lebte er dennoch, nach jenem energiſchen Ausdruck „wie ein Hund in ſeinem Palaſt,“ genoß Waſſer und Brod, ſchlief auf einer Handvoll Stroh. Ein ſolcher Charakter, gepaart mit einem ſo großen Geiſt, mußte etwas Außerordentliches werden. Er ward ein katholiſcher Reformator.

Seine frommen klugen Eltern bemerkten mit Freuden die ernſte, innige Gemüthsrichtung, die Carl von Kindheit auf hatte und ließen ihm die Tonſur geben und das Prieſterkleid tragen. So ward ſchon ſeine erſte Jugend unter den Schutz des Altares geſtellt; und ſo mächtig war dieſer Schutz, daß er den ſechszehnjährigen Jüngling auf der ſitten- und zügelloſen Univerſität Pavia, fern von jeder Thorheit, geſchweige von Sünde hielt. Als er nach fünf Jahren ſeine Studien vollendet hatte, ward der Bruder ſeiner Mutter, Kardinal Medici, als Pius IV. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, und Carl von ſeinem Oheim nach Rom berufen, zum Kardinal und zum Erzbiſchof von Mailand — und zum Staatsſecretär ernannt. Er war in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahr. Dieſe Ernennung zu ſolchen Ehren, ſolcher Würde und ſolchem Amt ward ſogar von vertrauten Freunden des Papſtes mißbilligt; aber Pius IV. ſah tiefer als ſie, fand, daß der junge Kardinal ſeine mannigfachen, ſchwierigen Geſchäfte mit ſeltner Weisheit und Geſchicklichkeit ausführte und übertrug ihm nach und nach die ganze Verwaltung des Kirchenſtaates. Der Kardinal Carl Borromäus erfüllte all' ſeine ſchweren und ſorgenvollen Obliegenheiten mit einer Treue, einer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, wie nur Derjenige ſie üben kann, der kein anderes Ziel hat, als das höchſte: des Landes Wol, das Heil der Kirche, die Ehre Gottes.

Mit jener Menſchenkenntniß, die aus der Erkenntniß entſpringt, daß der Menſch nach ſeinem inneren Weſen, nicht nach ſeinem Kleide oder äußern Zufälligkeiten zu beurtheilen ſei, und die viel ſeltener iſt, als man wähnt, weil ſie nur von ganz leidenſchaftsloſen, ſich ſelbſt verleugnenden Seelen geübt werden kann — wählte Carl zu ſeinen Rathgebern die gewiſſenhafteſten und einſichtsvollſten Männer. Und hatte er ſich am Tage ſeinen Amtsgeſchäften gewidmet: ſo verſammelte er Abends gelehrte Männer geiſtlichen und weltlichen Standes um ſich, und Vorträge und Unterhaltungen über wiſſenſchaftliche und moraliſche Gegenſtände regten auf dem

Gebiet des Geiſtes einen edlen Wetteiſer an und verbannten vom Hof des Vaticans den leeren vergoldeten Müſſiggang. Er ſelbſt übte ſich durch dieſe Vorträge zur Fertigkeit im Reden, welche ihm von Natur nicht eigen war. Er lebte mit dem Glanz, den ſein Rang, ſeine Stellung, ſein Umgang mit Perſonen, die daran gewöhnt waren, nothwendig machten; aber ſein inneres Leben war gänzlich abgelöst von der ihn umgebenden Pracht. Er verbrachte manche Stunde der Nacht im Gebete und in der Anbetung des allerheiligſten Sacramentes und gönnte ſich in der Regel nur drei Stunden Schlaf. Am liebſten hätte er allen kirchlichen Würden entſagt und in einer ſtillen Zelle ein Büßerleben geführt. Auch in ſeinem Erzbisthum hätte er lieber gelebt und die ihm anvertraute große Heerde geleitet. Aber fromme und weiſe Gewiſſensräthe ermahnten ihn, in Rom auszuharren und dem heiligen Vater ſeine Kreuzeslaſt zum Wol der Kirche tragen zu helfen, ſo lange es Gottes Wille ſei.

Der Wille Gottes und die Ehre Gottes waren ſeine Richtſchnur; und durch beide beſtimmt nahm er den lebhafteſten Antheil an dem großen Werk, welches Papſt Pius IV. zu Ende zu führen beſchloſſen hatte und welches er als Kardinal-Staatsſecretär weſentlich fördern half: an der Beendigung der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Trient. Mehrfache Hinderniſſe hatten dieſe Verſammlung unterbrochen und doch war es ganz nothwendig, daß dieſes heilige Bollwerk bis zum letzten Stein aufgeführt werde, um die Ueberſchwemmungen der Irrlehre fern zu halten vom geweihten Boden der Kirche. Das göttliche Dogma mußte den vielfachen und falſchen Auslegungen und allen Angriffen und Entſtellungen der Häreſie gegenüber im beſtimmteſten Ausdruck und in ſchärfſter Form gefaßt, erklärt und feſtgeſtellt werden; und damit die Glaubenslehre in das wirkliche, praktiſche Leben der Menſchheit übergehen könne, war es ebenſo nothwendig, daß für die lehrende Kirche Verordnungen und eine Diſciplin feſtgeſetzt und eingeführt würden, welche Hirten nach dem Herzen Gottes bildeten, damit ſie im Stande wären ihre Heerden zu bilden. Seit den Tagen des Arius hatte kein Concil je eine heiligere, umfaſſendere, ſchwerere Aufgabe! Es galt, die uralten Heiligthümer des Glaubens von Staub, Roſt, Ungeziefer und Schutt zu ſäubern, ohne das reine Waſſer dieſer Diamanten, den Schmelz dieſer Perlen im mindeſten zu verletzen, ohne ihrem Gewicht ein Atom zu rauben. Es galt, die ewige Schönheit der Braut Chriſti in ihrer Einfalt, Tiefe, Wahrheit und Kraft vor den Augen der geſammten Chriſtenheit hinzuſtellen und zu beweiſen, daß während ihres anderthalbtauſendjährigen Lebens auf Erden, zwar wol der Saum ihrer Gewänder befleckt und zerriſſen habe werden können, daß ſie aber in ihrem Weſen ſo unangetaſtet ſei wie damals, als die heiligen Apoſtel ſich ihrem Dienſt angelobten und weiheten. Es galt die Kraft des Blutes

Jeſu durch einen Prieſterſtand zu bewahrheiten, der in frommer gottgefälliger Zucht von einer geiſtlichen Generation auf die andere nichts vererbte als ſeine Tradition — vom Kreuz, und durch ſeine Entſagung begnügter als Andere durch ihre Genüſſe, mitten in der Welt im Stande ſein mußte, ein überweltliches Leben zu führen. Es galt, die idealiſche Glaubens- und Liebeslehre Chriſti in der Menſchheit und für ſie praktiſch ausführbar und anwendbar zu machen. Die Kirche erſchrack nicht vor dieſer Aufgabe; ſie vertraute Dem, welcher ihr vom Anfang bis zum Ende den heiligen Geiſt zugeſagt und ihr verſprochen hat, bei ihr zu ſein, wenn Zwei oder Drei verſammelt wären in Seinem Namen.

Und Papſt Pius IV. berief die Väter und Hirten der Kirche in des Heilands Namen, um den Schlußſtein zu legen auf den Leuchtthurm des chriſtlichen Glaubens, der für alle Zeit ſein heiliges Licht über den Erdkreis hinſtralen und der Menſchheit ein unfehlbarer Wegweiſer zum Frieden auf Erden und zur Seligkeit im Himmel werden ſollte. Als der ächte liebende Vater der Chriſtenheit ließ der Papſt auch die proteſtantiſchen Fürſten einladen, Geiſtliche ihrer Länder zum allgemeinen Concil zu ſenden; — die Kirche ſchließt Niemand aus! Aber ſie ſelbſt ſchloſſen ſich aus und kamen nicht; die Kluft des Abfalls war ſchon zu breit, die Stimme der Mutter und ihre treue Hand reichten nicht mehr hinüber.

Nach unſäglich ſchwieriger Arbeit vollendete die heilige Verſammlung am 4. Dezember 1563 ihr großes, erhabenes Werk, welches ſie am 13. Dezember 1545 begonnen hatte. Die ganze Correspondenz mit den päpſtlichen Legaten ging während der zwei letzten Jahre durch die Hände des Staatsſecretärs, Kardinal Carl Borromäus. Sein raſtloſer Eifer und ſein gewandter ſcharfſinniger Geiſt beſeitigten alle Schwierigkeiten, welche aus den Meinungsverſchiedenheiten, aus den einander widerſprechenden Intereſſen der Fürſten, aus den ſich kreuzenden Vorſchlägen für die Kirchenreform, aus manchen kleinlichen Intriguen und Anſprüchen erwuchſen. Von allen Seiten mußten eine Menge untergeordneter Foderungen aufgeopfert werden, um die große Hauptſache im Auge zu behalten und in Eintracht zu erreichen. Wenn Andere über all' den namenloſen Schwierigkeiten Muth und Geduld verloren, ſo blieb der Kardinal immer ſtandhaft, immer vertrauensvoll, und erfüllte ſeine Obliegenheiten mit einer ſolchen Selbſtverleugnung, daß er ſich die ſpärlichen Stunden des Schlafes noch verkürzte, und ſich wecken ließ, wenn Nachts ein Courier aus Trient kam.

Nachdem das Concil ſeine Beſchlüſſe gefaßt und ſie zu Glaubensſätzen erhoben hatte, war es nicht minder wichtig, daß diejenigen, welche ſich auf die Verbeſſerung der Kirchenzucht bezogen, von den Biſchöfen in ihren Sprengeln zur Ausführung gebracht würden, da in dieſer Ausführung die wahre Reformation der Kirche beſtand. Niemand prägte ſie feſter in ſein Gedächtniß und ſeine Seele, Niemand erfüllte ſein ganzes Leben mehr mit ihrem Geiſt als Carl Borromäus. Er ſuchte bei allen Kirchenfürſten und bei allen Regierungen dahin zu wirken, daß ſie in möglichſt kurzer Friſt angenommen wurden. Er gehörte zu jenen acht Kardinälen, welche der Papſt einſetzte, um für die Ausführung der Beſchlüſſe Sorge zu tragen, über ihre gewiſſenhafte Anwendung zu wachen und in zweifelhaften Fällen über ſie zu entſcheiden. Dadurch war er an Rom gefeſſelt und der Papſt gab ſeinen wiederholten dringenden Bitten, ihn nach Mailand gehen zu laſſen, durchaus kein Gehör. So mußte er denn ſeine Erzdiöceſe zu ſeinem großen Schmerz von einem Generalvicar verwalten laſſen. In ſeinem eigenen Leben begann er aber eine ſo ſtrenge Befolgung der Beſchlüſſe, als ob er für ſeine Perſon auch eine Reform nöthig gehabt hätte. Er zog ſich faſt ganz von der Welt zurück, entließ eine zahlreiche Dienerſchaft, vereinfachte die Einrichtung ſeines Hauſes, geſtattete ſich keine Art von Unterhaltung, verlängerte die Zeit ſeines Gebetes, vermehrte ſeine Bußübungen, lebte am Tage für ſeine Geſchäfte und Nachts für Gott. Dieſe ſtrenge, fromme, anachoretiſche Lebensweiſe bei ſeiner Jugend, ſeiner

Stellung, ſeinen Verhältniſſen, in ſeiner Zeit und ſeiner Welt machte einen außerordentlichen Eindruck und ihn zum Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung.

Da ſich dem Werk der Kirchenverbeſſerung in der großen Erzdiöceſe Mailand, die aus fünfzehn Bisthümern beſtand und die ſeit ein Paar Menſchenaltern nicht im Geiſt der Kirche verwaltet werden war, unüberwindliche Hemmniſſe entgegenſtellten, ſo bat der Generalvicar um ſeine Entlaſſung, indem er die Ueberzeugung habe, daß der Erzbiſchof allein ſie überwinden könne. Nur durch ſeine perſönliche Gegenwart könne er genug Einfluß gewinnen, um die Beſchlüſſe des Concils einzuführen und die übergroße Menge der Mißbräuche abzuſchaffen.

Jetzt hielt es der Kardinal für ſeine erſte Pflicht, ſich nach Mailand zu begeben. Der Papſt durfte ihm nicht länger die Erlaubniß dazu verweigern, da das Seelenheil der ihm beſonders übergebenen Heerde durch ſeine Abweſenheit litt. Vom Segen des heiligen Vaters und des ganzen römiſchen Volkes begleitet reiste Carl Borromäus nach Mailand, im September 1565. Seine Reiſe, ſein Empfang in der Erzdiöceſe und in der Stadt waren ebenſoviel Triumphzüge, denn Alles ſtrömte zuſammen, um dieſen außerordentlichen Mann und Kirchenfürſten zu ſehen und zu bewundern, und das mailändiſche Volk empfing ihn wie einen andern Ambroſius. War ihm der Ruf einer ſo hohen Tugend und Heiligkeit vorausgegangen: ſo erhöhte ſeine perſönliche Erſcheinung die Verehrung noch, mit der man ihm entgegenkam, durch eine glückliche Verbindung von Majeſtät und Leutſeligkeit. Das Gebieteriſche ſeiner hohen magern Geſtalt, der Ernſt ſeines Blickes und die Würde ſeiner Geberden wurden durch ein ſo gütiges Lächeln gemildert, daß er neben der größten Ehrfurcht die zutrauenvollſte Liebe einflößte. Als er zum Erſtenmal im Dom über die Worte des Heilands predigte: „Herzlich hat es mich verlangt, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen" — als er den Anweſenden die Liebe ſchilderte, die er zu ihren Seelen trage und wie es ſeit ſo langer Zeit ſein innigſter Wunſch geweſen ſei, für deren Heil in ihrer Mitte zu leben und zu wirken — erweckte er bei dem warmherzigen Volk einen förmlichen Taumel von Begeiſterung, beſonders als man von der Einfachheit und Strenge ſeiner Lebensweiſe und ſeines Haushaltes nähere Kunde erhielt; und es begann ſchon damals in ihm einen Heiligen zu verehren.

Ohne Verzug begann er ſein Werk, berief ſeine fünfzehn Suffraganbiſchöfe zu einer Provinzialſynode und veranlaßte ſie, die Beſchlüſſe des Concils zu unterſchreiben und ſich zur gewiſſenhaften Durchführung derſelben in ihren Sprengeln zu verpflichten. Dieſe

Durchführung konnte nur mit geeigneten Werkzeugen ermöglicht werden: mit tüchtigen, unterrichteten, glaubenstreuen, in frommer Zucht gebildeten Prieſtern. Die älteren, das ſah der junge Erzbiſchof wol, waren ergraut in der Verwilderung der Sitten und des Glaubens, oder abgeſtumpft in den Wirrſalen der Welt- und Zeitlichkeit, welche durch Krieg, Ketzerei, gelockerte Disciplin und Unwiſſenheit das geiſtliche Leben mit Unkraut überwuchert hatten. Um einen Prieſterſtand zu bilden, wie er ihn brauchte, ſtiftete er ſechs Seminarien, ſtellte die bewährteſten und fähigſten Männer als Aufſeher und Lehrer bei denſelben an, übernahm ſelbſt die Aufnahme der Zöglinge, um über ihren inneren Beruf möglichſt urtheilen zu können, viſitirte ſie zweimal jährlich mit der größten Genauigkeit, und leitete ſie mit aller erfoderlichen Umſicht und Weisheit, um aus den jungen Pflanzſtätten Schulen der Tugend zu machen. Aber auch ſeine Geiſtlichkeit ließ er nicht, ſo viel es in ſeiner Macht ſtand, in ihrer Verkommenheit. Sie mußten ſich bleibend in ihren Gemeinden aufhalten, mußten die weltliche Kleidung mit der geiſtlichen vertauſchen und dadurch ſchon eine äußere Schranke zwiſchen ſich und der Welt ziehen; mußten auf den Mißbrauch verzichten, mehr als eine Pfründe zu beſitzen; und die unwiſſenden unter ihnen mußten bei eigen dazu beſtimmten Lehrern Unterricht nehmen, damit ſie im

Stande wären, das arme vernachläſſigte Volk gehörig zu unterweiſen. Dem Volk gab er Geſetze über den Gottesdienſt, die Abhaltung der Feſttage und der Faſten, über die öſterliche Beicht und Kommunion — lauter Dinge, die entweder wie abgeſtorben waren oder nur ein vereinzeltes Daſein hatten. Die hundert und fünfzig Klöſter ſeiner Erzdiöceſe viſitirte er nach und nach. Nirgends fand er mehr Widerſtand gegen ſeine Reform als gerade dort. Die Weltprieſter und Seelſorger waren fügſamer als die Ordensleute, und die Mönche fügſamer als die Nonnen. Die Frauenklöſter ſträubten ſich auf's Aeußerſte gegen ihn und ſchützten ihre Freiheiten vor, durch welche ſie von der erzbiſchöflichen Viſitation ausgenommen wären. Aber mit gelaſſenem Ernſt führte er ſie zur Beobachtung ihrer urſprünglichen, faſt vergeſſenen Regel zurück. Die thätigſte und einſichtsvollſte Unterſtützung in allen dieſen Einrichtungen fand der Erzbiſchof bei den Vätern der Geſellſchaft Jeſu, für die er in Mailand ein Kollegium gründete und die ſich mit ihrem wolbekannten Eifer und ihrer bewunderswerthen Geſchicklichkeit in Behandlung der Seelen, den ſchwierigſten Arbeiten auf dieſem dornigen Erdreich bereitwillig unterzogen.

Eine genaue Bekanntſchaft mit dem Zuſtand der Erzdiöceſe in ihren materiellen und geiſtlichen Verhältniſſen und Bedürfniſſen, hielt der Erzbiſchof für ganz nothwendig, um die Mittel der Reform am geeigneten Platz und in ſchicklichſter Weiſe eingreifen zu laſſen. Er bereiste ſie alſo ſelbſt alljährlich von einem Ende bis zum andern. Sie umfaßte Landestheile von Piemont, der Schweiz, der Republik Venedig; — überall erſchien er ſelbſt, ſah mit eigenen Augen und hörte mit eigenem Ohr. In die wildeſten Theile des Hochgebirges, in die einſamſten Alpenthäler zog ihn das winzigſte Dorf. Mit Alpenſtock und Steigeiſen kletterte er über Felſen und Eis, bergauf, bergab, ſtundenlang; oft um eine einzige Schule zu viſitiren und ſich zu überzeugen, ob die reine Lehre in ihr vorgetragen werde. Ueberall predigte er ſelbſt, ſpendete ſelbſt die heiligen Sacramente, ſegnete die Kinder, unterhielt ſich leutſelig mit dem Volk, rügte deſſen Fehler, tröſtete es in Bekümmerniſſen. In den armſeligen Hirtendörfern der italieniſchen Schweiz fand er nach dieſen unbeſchreiblichen Anſtrengungen oft keine andern Nahrungsmittel als Milch und einige Kaſtanien, und kein anderes Lager als den Tiſch, an dem er ſo eben mit den armen Leuten gegeſſen hatte. Aber nie ließ er ſeine körperliche Erſchöpfung merken! Auf einer achtzehntägigen Rundreiſe weihte er einmal fünfzehn Kirchen ein, wobei er ſtets ein ſtrenges Faſten beobachtete und die halbe Nacht im Gebet vor den Altären zubrachte. Die Kraft der göttlichen Liebe hob ihn über jede natürliche Schwäche hinweg. Seine Wachſamkeit und Unermüdlichkeit regte die Geiſtlichen an, ſeinem Beiſpiel zu folgen und weckte in den Laien Freude und Theilnahme für das kirchliche und religiöſe Leben. Jeder Einzelne wußte und fühlte ſich von dem heiligen Erzbiſchof gekannt und geliebt; denn ſeine väterliche Fürſorge ging ſo weit, daß er ein Namensverzeichniß aller Seelen in jeder Pfarrgemeinde und außerdem ein zweites Verzeichniß beſaß, in welchem alle Arme, alle an Leib und Seele Hülfsbedürftige eingetragen waren. Daher ward er auch überall mit grenzenloſem Jubel begrüßt.

Die ſchweizeriſchen Proteſtanten, ſtarre Calviner oder nüchterne Zwinglianer, die einen großen Haß gegen die katholiſche Geiſtlichkeit hegten, äußerten: wenn alle Prieſter ſo wären, mögte die Glaubenstrennung wol nie ſtatt gefunden haben und in manchen proteſtantiſchen Ortſchaften empfing man ihn mit den größten Ehrenbezeugungen. Der Erzbiſchof ſorgte dafür, daß in der armen, ſo ſehr von der Häreſie vergifteten Schweiz die Kirche und ihre Rechte doch einen Mittelpunkt zu ihrer Vertretung finden könnten, indem er dem heiligen Vater die Nothwendigkeit einer Nuntiatur vorſtellte. Er ſelbſt errichtete für Schweizer Jünglinge, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten, in Mailand ein eigenes Collegium, deſſen Leitung er den Jeſuiten übergab. Wohin ſein

Blick fiel — überall erkannte er das, was Noth that und wie man helfen könne; und überall trat die Hülfe in zweckmäßigſter Weiſe ein. Man würde zweifeln, daß ein Kopf und ein Herz ſo viel leiſten könnten, wenn nicht ſpätere Ereigniſſe gezeigt hätten, daß dies Alles erſt Vorbereitungen waren und daß Gott ihm noch die Entwickelung ganz anderer und wahrhaft überirdiſcher Kräfte vorbehalten habe.

Nichts war natürlicher, als daß ſich dieſem Boten des Lichtes gegenüber der Geiſt der Finſterniß regen würde, der ſich ſo ſehr durch ihn in ſeiner Herrſchaft beeinträchtigt ſah. Der Erzbiſchof griff alle Mißbräuche, alle Ungerechtigkeiten, alle Uebelſtände auf dem Gebiet der Kirche mit jener Rückſichtsloſigkeit an, welche der Kämpfer für eine heilige Sache haben muß, dem nichts am Herzen liegt, als die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen. Klugen Rath nahm er gern an; aber nie ließ er ſich irre machen in ſeinen durchgreifenden Reformmaßregeln — auch nicht von ſeinen Freunden, die ihm oftmals mehr Zurückhaltung wünſchten. Er hatte die Sache Gottes wol erwogen, für die er ſtritt, und war in jedem Augenblick bereit, ſich ſelbſt für ſie zum Opfer zu bringen.

Faſt wäre er es geworden! — Weiter als die Franziskaner, die Sturm läuteten, als der Erzbiſchof ihnen die Zerrüttung ihres Ordens vorwarf, gingen die Chorherrn eines Stiftes in ihrem Widerſtand: ſie thaten ihn in den Bann; und noch weiter gingen die Humiliaten, denen der Erzbiſchof angekündigt hatte, daß es der Wille des heiligen Stuhles ſei, ihren Orden auf ſeine urſprüngliche einfache Einrichtung zurück zu führen. Die Vorſteher ſannen auf Rache und ein Ordensprieſter war bereit, ſie auszuführen und den Erzbiſchof zu ermorden. Am 27. Oktober 1569, als dieſer mit ſeinen Hausgenoſſen zum Abendgebet in ſeiner Kapelle verſammelt war, traf ihn der Schuß des Meuchelmörders im Rücken, aber wunderbarer Weiſe ſo, daß die Kugel zerquetſcht hinter ihm herabfiel und auf ſeinem Chorhemd einen ſchwarzen, auf ſeiner Haut einen rothen Fleck hinterließ. In Folge dieſes Mordanſchlages und wegen ihres unerbaulichen Wandels hob Papſt Pius V. im folgenden Jahr den Orden der Humiliaten auf, trotz aller Fürbitten des Erzbiſchofs.

Aber auch mit der weltlichen Obrigkeit, mit dem Rath von Mailand und dem Statthalter des Königs von Spanien, dem die Lombardei damals gehörte, gerieth der Erzbiſchof in Streitigkeiten, weil ſich die weltliche Macht gar manche Eingriffe in die kirchliche erlaubt hatte, und es nun als eine Beeinträchtigung ihres Rechtes anſah, daß der Erzbiſchof das richtige Verhältniß herzuſtellen ſuchte. Klagen und Beſchwerden über ihn gingen zum heiligen Stuhl; Verdächtigungen, als wolle er ſich die Oberherrſchaft in der Lombardei anmaßen, zum König von Spanien. Ein Beamter, der nur pünktlich den Befehl des Erzbiſchofs vollzogen hatte, wurde vom Rath von Mailand verbannt. Mit jener wunderſamen Zaghaftigkeit, welche wie ein Nachtvogel in der Bruſt ſogar wolgeſinnter und redlich denkender Menſchen hauſt, ſcheu auffliegt und ihnen das Herz verdunkelt, wenn es heißt: muthig hervor! — hatte auch jetzt Niemand den Muth, ſich entſchieden zum Erzbiſchof zu halten. Den Rath von Mailand, den Statthalter, gar den König von Spanien ſollte er beleidigt haben; — das war zu viel! Niemand kannte die Grenze der Rechte und den Stand der Verhältniſſe genau genug, um zu einem richtigen Urtheil befähigt zu ſein; umſomehr eilte man zu urtheilen und ihm die Schuld der Zwiſtigkeiten aufzubürden. Einige gingen ſo weit ihm vorzuſchlagen, ſeinen erzbiſchöflichen Hirtenſtab niederzulegen. Er blieb in der Mäßigung und Gelaſſenheit, äußerte ſich mit gewohnter Milde über ſeine bitterſten Gegner und ſagte ſanft: „Bin ich Schuld an dieſem Sturm, ſo werfe man mich, wie Jonas, in's Meer; — aber meinen Platz verlaſſe ich nicht eher, als bis Gott mich ruft.“ Der Streit wurde zu ſeinen Gunſten ſowol vom Papſt als vom König entſchieden; doch mit den Statthaltern dauerte die Spannung faſt ununterbrochen fort, obgleich der Erzbiſchof mit der treuſten Sorgfalt alle Bedürfniſſe des Volkes überwachte, auf einer Seite Miſſionen zur Bekehrung der Irrenden halten ließ, auf der andern bei einer Hungersnoth täglich 3000 Perſonen auf ſeine Koſten ernährte und die Spitäler mit Vorräthen verſorgte.

Den Beſitz mehrer Pfründen hatte er, als den Beſchlüſſen des Concils zu Trient widerſprechend, längſt aufgegeben; auch ſeine Herrſchaft Dira im Neapolitaniſchen verkauft und den Erlös unter Hülfsbedürftige vertheilt, um aller Sorge für das Irdiſche los und ledig zu ſein; dadurch aber ſein Einkommen ſehr verringert, ſo daß er ſchon den größten Theil ſeines Silbergeſchirrs verkauft und damit die Koſten einer würdigen Herſtellung des Domes im Innern beſtritten hatte. Nun kam eine furchtbare Heimſuchung Gottes über Mailand, Stadt und Land: die Peſt brach aus.

Der Statthalter floh; Vornehme und Reiche ebenfalls. Der Erzbiſchof war abweſend, als die Schreckensbotſchaft erſchall. Auf der Stelle kehrte er nach Mailand zurück, wo ihm das Volk händeringend und wehklagend entgegen wogte und ihn um Hülfe anrief. Sein erſter Schritt war in den Dom, zum Gebet; ſein zweiter in die Wohnungen, wo Todesfälle erfolgt waren. In ſeinem Palaſt erwarteten ihn die Behörden und baten ihn, die Sorge für den Staat ſowol als für das Volk zu übernehmen. Dies Vertrauen in Tagen der Noth bewies deutlich, wie unbegründet ihr Mißtrauen in guten Tagen geweſen war. Er übernahm Alles, Sorgen, Verpflichtungen, Vorkehrungen. Die Nacht verbrachte er in Gebet und Thränen mit harten Bußübungen; dann ſetzte er ſein Teſtament auf — und nun, da ſein Opfer vollzogen war, rief er das ganze Volk zur Buße auf, ließ ein dreitägiges allgemeines Gebet halten, verordnete Faſten und Bittgänge, predigte während dieſer drei Tage von den göttlichen Strafgerichten und der menſchlichen Sündhaftigkeit, die durch Gebet und Opfer, durch Reue und Buße geſühnt werden müßten, und erſchien bei den Prozeſſionen mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, das Kreuz im Arm, im unabläſſigen Gebet ſein Leben darbietend, auf daß Gott des Volkes ſchonen möge.

Die fürchterliche moraliſche Niederlage, welche die Menſchheit jedes Mal beim Ausbruch einer ſolchen Calamität erleidet, trat im höchſten Grade ein. Entſetzen und Angſt lähmten alle Hände, trübten alle Blicke, verwirrten alle Köpfe. Jeder ſuchte möglichſt ſeine eigene Perſon ſo ſicher zu ſtellen, als ob er unſterblich zu ſein glaubte. Die Reichen entließen ihre Diener, die Kaufleute und Handwerker ihre Arbeiter, ſo daß plötzlich die Stadt von brod-, obdach- und hülfloſen Menſchen wimmelte. Die Aerzte waren verſchwunden; Krankenwärter wollte Niemand ſein; die Geiſtlichen flohen oder verſteckten ſich. Wer von der Krankheit ergriffen ward, kam um ohne leiblichen und geiſtlichen Beiſtand. Der Stadtrath und die ſpaniſche Regierung ſtritten, wer die Koſten für die nothwendigſten Einrichtungen zu tragen habe, während Geſunde, Kranke, Sterbende und Leichen unverſorgt, ungepflegt, unverſehen, unbegraben in einem Hauſe, manchmal in einem Bett beiſammen waren — Kinder ohne Eltern, Greiſe ohne Kinder, Säuglinge ohne Mütter.

Der Erzbiſchof hatte auch kein Geld; aber was er noch an Silbergeräth beſaß, ließ er in die Münze tragen und prägen; dann borgte er und machte Schulden, die er bis zu ſeinem Lebensende nicht zu bezahlen vermogte; dann leerte er ſeinen Palaſt bis zum Grunde aus: Lebensmittel, Betten, Teppiche, Leinwand, Vorhänge, ſeine eigene Wäſche, ja ſeine Kardinalskleider — Alles gab er her, um theils im großen Peſtſpital, theils in ihren eigenen Wohnungen die Unglücklichen zu ſpeiſen, zu verſorgen, zu kleiden. So wohnte er ſelbſt, der gute Hirt, im wüſten Palaſt, armſelig gekleidet, genährt mit Brod und Waſſer, den Krankendienſt übend als Pfleger und Berather, als Arzt der Seelen und des Leibes, überall erſcheinend, wo Troſt und Hülfe nöthig waren, zuweilen auf hohen Leitern bis zu den oberſten Stockwerken der Häuſer emporklimmend, um die himmliſche Speiſe oder irdiſche Labung zu vertheilen. Keine Gefahr, keine Erſchöpfung hielt ihn zurück; Tag und

Nacht waren ihm gleichgültig. Er war da, immer, für Alle, die ſichtbar gewordene Vorſehung Gottes. Dies Beiſpiel erweckte die Geiſtlichen aus ihrer erſten Lethargie; ſie folgten ihm nach. Aber für 70,000 Kranke in Stadt und Land reichten ſie nicht aus. Der Erzbiſchof berief mehre aus dem ſchweizeriſchen Antheil der Diöceſe, wo die Peſt nicht herrſchte. Viele Mönche ſchloſſen ſich an; namentlich Kapuziner und Jeſuiten. Einhundert und zwanzig Weltprieſter erlagen der Krankheit und nur vierzehn Ordensleute. Der Erzbiſchof blieb ganz verſchont. In allen Bezirken mußten Geiſtliche ſich ablöſen, um Tag und Nacht gegenwärtig zu ſein; theils um auf Straßen und Plätzen die heilige Meſſe aufzuopfern, theils um in den Häuſern die heiligen Sacramente zu ſpenden. Auch zwei ſeiner Diener mußten immer mit Geld und Speiſen auf den Gaſſen ſein, um verborgenes Elend zu erſpähen. Er ſelbſt beſchränkte ſeinen heiligen Eifer nicht auf die Stadt; in den umliegenden Ortſchaften erſchien er ebenfalls als rettender Engel.

Nach und nach entzündete ſeine himmliſche Liebe die egoiſtiſch verſchrumpften Herzen. Die Kranken- und Todtenpflege ward von Männern und Weibern nicht für Lohn, ſondern Gott zu Liebe übernommen. Vornehme Frauen brachten ihm reiche Spenden an Schmuck und Kleinodien. Es that Noth! Einſt am ſpäten Abend kehrte der Erzbiſchof todtmüde, erſchöpft vom Krankendienſt, hungrig in ſeinen öden Palaſt zurück und begehrte ſeine gewohnte Malzeit — Brod und Waſſer; aber der Diener konnte ihm nur Waſſer bringen! kein Biſſen Brod und kein Pfennig war im ganzen Hauſe! — Bald darauf brachte er ihm jedoch eine Rolle von tauſend Thalern, die ein Unbekannter geſchickt hatte.

Gegen Weihnachten verlor ſich die Peſt, nachdem ſie in der Stadt 17000 und auf dem Lande 8000 Opfer gefodert hatte. Jedermann ſchrieb es dem Gebet, der treuen Sorgfalt, der Großmuth und Umſicht des guten Hirten zu, der tauſendmal ſein Leben für ſeine Heerde gewagt hatte, daß das Uebel nicht viel größer noch geworden ſei. Der Erzbiſchof beſchloß, die ganze Stadt feierlich eingeſegnet und wie neubeſeelt in die Hand Gottes zu geben und die gereinigten Häuſer unter Pſalmengebet mit Weihwaſſer zu ſegnen. Im Dom fand dieſe Andacht großen Anklang. Man begrüßte ihn mit dem Jubelruf: „Retter des Volkes!" und ſchloß ſich innig dem Gebet an. Als er aber bei der Einſegnung der Häuſer die Gelegenheit ergriff, um zur Reinigung der Herzen zu ermahnen: da klang der Ruf anders und das Hoſanna! verwandelte ſich auch hier in: Kreuzige ihn! — Es hieß: „In die Kirche mit dem Pfaffen! was will er in den Häuſern!" — und der fromme Erzbiſchof mußte die Andacht aufgeben, weil die ſo eben jämmerlich verzagten Herzen ſich ſchon wieder im Trotz aufbäumten.

Der ſpaniſche Statthalter erſchien nun auch wieder in Mailand und der Erzbiſchof verwies ihm ſein pflichtwidriges Benehmen bei einer ſolchen Landesplage, wo das Volk erwarten dürfe, daß die Behörden mit Rath und That ihre Schuldigkeit thäten. Der Statthalter rächte ſich auf eine Weiſe, von der er wußte, daß ſie dem heiligen Mann am empfindlichſten ſei: er ließ an Sonn- und Feſttagen während des Gottesdienſtes, während der Erzbiſchof im Dom predigte oder Andachten hielt, Tänze und Spiele auf dem Domplatz aufführen, ja einmal während der Faſten vor dem erzbiſchöflichen Palaſt ein Turnier halten, um die ſchauluſtige Menge aus der Kirche zu locken. Es fielen immer viel Ausgelaſſenheiten bei ſolchen Schauſpielen vor, die, verbunden mit der öffentlichen Verhöhnung der Gebote der Kirche und mit dem böſen verführeriſchen Beiſpiel, welches ein ſo vornehmer Herr dem Volk gab, dem Erzbiſchof bitter weh thaten. Er blieb an jenem Turniertag den ganzen Tag im Dom, um Gott die Ehre zu geben, die ihm vom Weltſinn entzogen ward. Aber erſt in den zwei letzten Jahren ſeines Lebens gelangte er zu friedlicher Eintracht mit den weltlichen Behörden. Die Verleumdung ward es müde, ihre giftigen Pfeile auf ihn zu richten, ohne ihn zu treffen. Es kam ein neuer Statthalter, der eine warme Verehrung für den heiligen Erzbiſchof hatte, und er ſelbſt machte eine Reiſe nach Rom, um perſönlich am heiligen Stuhl auf die Läſterungen ſeiner Feinde zu antworten. Als er von dort nach Mailand zurückkehrte, empfing ihn das Volk mit einer Freude und einem Frohlocken, als brächte er Jedem die ſchönſten Gaben. Man rief ihm: Vater! zu, man küßte ſeine Füße; — ſo froh waren Alle, daß er wieder in ihrer Mitte war.

Er ſollte es nicht lange mehr ſein. Auf einer Wallfahrt, die er mit ſeinem Beichtvater, dem Jeſuitenpater Adorno, machte, um unter deſſen Leitung geiſtliche Uebungen zu halten, erkrankte er, ließ ſich am Allerſeelentage in einer Sänfte nach Mailand tragen, hörte ſehr gelaſſen den Ausſpruch der Aerzte, die alle Hoffnung aufgaben, begehrte und empfing mit heißer Andacht die Sterbeſacramente, tröſtete und ſegnete Alle, die ſich um ſein Sterbebett drängten; und entſchlief ſanft mit den Worten: „Siehe Herr, ich komme! ich komme bald!“ — am 3. November 1584. Weder ein hohes Alter, noch eine lange Krankheit hatten ſeine Kräfte erſchöpft. Er ſtarb an der himmliſchen Liebe, die ſein irdiſches Leben verklärte und verzehrte. Der „Engel der Gemeinde“ — wie der heilige Apoſtel Johannes in ſeiner Offenbarung den Biſchof nennt — ging in ſeinen Himmel zurück, den er, der Seele nach, nie verlaſſen hatte. Einen größeren Bekenner des Kreuzes, der in der Fülle der Weltherrlichkeit, ihres Glanzes, ihrer Huldigung, ihrer Schmeichelei — mehr für die Welt gekreuzigt geweſen wäre, hat das Blut Jeſu ſelten erzeugt! — Im Jahr 1610 wurde er canoniſirt. Die faſt unbegreifliche Thätigkeit und Wirkſamkeit ſeines Lebens, die ſich in Wort und Handlungen, in Schriften und Beiſpiel mit glänzendem Erfolg über den ganzen Kreis ergoſſen, deſſen Mittelpunkt er war — zeugen für ſeine hohe und außerordentliche Begabung, und die Wunder, die er bei ſeinem Leben und nach ſeinem Tode wirkte, für ſeine Heiligkeit.

Der eine Heilige ging und der andere kam. Ein Stern der Kirche ging im Sünden der Alpen unter und bald ſollte im Norden ein ähnlicher Stern aufgehen. In demſelben Jahr, als der heilige Carl Borromäus abgerufen ward aus dem Erdenleben, kam ein achtzehnjähriger Jüngling nach Padua, für den die Inful auch einſt ein Heiligenſchein werden ſollte: der Graf Franz von Sales — um dort das kanoniſche und Civil-Recht zu ſtudiren.

Mit den ausgezeichnetſten Gaben an Schönheit, Geburt, Geiſt, Charakter, Erziehung hatte ihn die Natur ſo überſchüttet, daß er ſchon durch ſie einer der liebenswürdigſten und glänzendſten Menſchen war. Die Gnade kam dazu und gab ſeiner Heiligkeit den Zauber einer ſeelenbeſiegenden Anmuth. Durch ſein Leben wie durch ſeine Schriften geht eine ſolche Grazie, ein ſo ſüßer Liebreiz, daß das Kreuz darin wie in den Blüten eines ewigen Frühlings begraben erſcheint; — aber nicht um es zu verſtecken, ſondern weil für ihn hartes Holz und Blut und Dornen ſich in himmliſche Blumen verwandelten. Dieſe zauberiſche Erſcheinung ward dahin geſtellt, wo ſich die Irrlehre zur ſtarrſten Verſteinerung ausgebildet hatte: dem Genfer Calvinerthum gegenüber.

Auf dem Schloſſe Sales in Savoyen ward Franz im Jahr 1567 geboren. Tugend und Frömmigkeit waren in dieſem Hauſe ein traditionelles Erbtheil. Seine gottſelige Mutter widmete, wie die Mutter Samuels, dies erſtgeborne Kind, noch bevor es das Licht der Welt erblickte, dem Herrn und bat Gott inbrünſtig, es lieber von der Erde hinweg zu nehmen, als zuzulaſſen, daß es je die Taufgnade verliere. Auch ſpäter wiederholte ſie dem Knaben unabläſſig, was die Königin Blanca dem heiligen Ludwig ſagte: „Mein Sohn! ich will Dich lieber todt — als in der Todſünde ſehen!“ Heilſame Worte einer wahrhaft zärtlichen und frommen Mutter, welche in das weiche Gemüth des Kindes einen unſäglichen Abſcheu vor der Sünde erzeugen, lange bevor es die Sünde kennt; und welche den Gedanken an den herbſten Schmerz der Mutter und an ihren heroiſchen Wunſch vor jede Verſuchung zum Böſen ſtellen! Heldenhafte Liebe, wie nur eine chriſtliche Mutter ſie zu empfinden vermag!

Unter dieſem ſegensreichen Einfluß erwuchs Franz zu einem kleinen Mirakel von Schönheit und Verſtand, Güte und Scharfſinn. Bei eilf Jahren wurde er nach Paris geſchickt und zwar, auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch, in das Collegium der Jeſuiten, wo er ſechs Jahre blieb und neben den ernſthafteſten und gelehrteſten Studien auch Alles erlernte, was die Welt von einer guten Erziehung begehrt, fechten, reiten, tanzen, fremde Sprachen. In ſeinem Herzen hatte er ſich ſchon dem geiſtlichen Stande beſtimmt; dennoch ging er bereitwillig auf ſeines Vaters Wünſche ein, der ihm, dem älteſten Sohn, eine Bildung wünſchte, wie ſeine Fähigkeiten, ſeine Verhältniſſe, ſeine Ausſichten ſie zu begehren ſchienen. Aber weltliche wie geiſtliche Studien — Alle ordnete der junge Franz der Religion, dem Gebet, den eifrigſten Andachtsübungen unter, und jeden Umgang mit Alters- und Standesgenoſſen gab er auf für die Geſellſchaft frommer, gottesfürchtiger und gelehrter Männer, unter denen ihn der Pater Angelus vom Orden des heiligen Franziskus am meiſten anzog, der in der Welt Herzog von Joyeuſe und Marſchall von Frankreich geweſen war. Das ſtolze und hochfahrende Blut des Hauſes Guiſe beugte ſich in ihm vor dem Kreuz des demüthigen und armen Heilands und oft — und immer mit innerer Zuſtimmung — hörte Franz den Pater Angelus ſagen: Alles, was die Welt Glück nenne, das feinſte, das ſtralendſte nicht ausgenommen, verhalte ſich zu dem Glück eines ganz gottgeweihten Lebens, wie Schatten neben dem Licht.

Dieſer frühe und ſchnelle Fortſchritt auf der Bahn der Vollkommenheit ward nach ſeiner Meinung unterbrochen, in der That aber gefördert durch eine Epoche herber Prüfung, durch welche alle großen Diener Gottes gehen müſſen, damit ſie, durch eigene Erfahrung belehrt, in allen Labyrinthen der Menſchenſeele heimiſch, für Andere kundige Führer werden mögen. Franz verfiel in eine jener immenſen Deſolationen, welche die Seele in alle Schreckniſſe und Verfinſterungen des Kalvarienberges ſchleudert, ſie einſam an's Kreuz nagelt und ihr keine andere Aeußerung der Liebe zu Gott und der Hingebung an ſeinen Willen geſtattet, als das Herzblut ſtill verrieſeln zu laſſen, das Haupt zu neigen und in ſeine Vaterhand den müden Geiſt zu empfehlen. Bis an den Rand des Grabes brachte ihn die Gewalt dieſer unbeſchreiblichen inneren Kämpfe, welche bei ſo großer Jugend ſelten ſich einſtellen; aber eben dadurch bewieſen, wie hoch ſein inneres Leben ſich ſchon entwickelt, wie tief es ſich gefeſtigt hatte — denn Anfänger bleiben damit verſchont, weil ſie darin untergehen würden. Da warf er ſich einmal in ſeinen größten Aengſten vor der Tröſterin der Betrübten nieder und ſchüttete ſeines Herzens namenloſes Leid in Strömen von Thränen und Gebeten vor der ſchmerzenreichen Mutter Gottes aus. Und ſo recht wie eine zärtliche Mutter, die nur auf dies Zerſchmelzen der Seele ihres Kindes gewartet hat, um ihm die ganze Fülle ihrer Liebe und ihres Troſtes geben zu können, die es ſonſt nie erkannt und geſchätzt haben würde — hörte die Gnadenvolle ſeine Anrufungen. Die Flut der Trübſal ſank und ſank; wie ein vom Folterbett Erlöſter erhob ſich Franz vom Gebet — und was für Verſuchungen, Schickungen, Drangſale und Widerwärtigkeiten das ſpätere Leben auch über ihn verhängte — welche Ungewitter ſich um ihn zuſammen ballten — durch welche Nebel und Stürme er zu gehen hatte — ſeine Stirn blieb heiter, ſein Auge licht, ſein Mund lächelnd, denn all' dies Gewölk umzingelte nur ſeinen äußeren Menſchen, hemmte nur ſeine äußeren Schritte und Bewegungen für ein Paar Tage oder Jahre; — in ſeiner Seele blieb ein ewiger Frühlingshimmel, aus welchem die Sonne der göttlichen Liebe nie verſchwand.

So ging dieſer Vielgeliebte Gottes, immer wie von Engeln geſchirmt, nach Padua, durch das wüſte Univerſitätstreiben einer übermüthigen und verwegenen Jugend unangetaſtet hindurch. So außerordentliche Menſchen, wie er, finden auch immer zur rechten Zeit andere Außerordentliche, die ihnen nützlich werden. Nur untergeordnete Geiſter und Charaktere hört man klagen über den Druck ihrer unvollkommnen Verhältniſſe, über ein beſtändiges zu früh! oder zu ſpät! in ihrem Schickſal. Sie klammern ſich an das, was ihnen verſagt — ſtatt an das, was ihnen dargeboten iſt und wähnen, durch jene Verſagung ihren Beruf, ihre Beſtimmung verfehlt zu haben, ohne zu bedenken, daß der Zug des

Berufes, wenn er wirklich dieſen Namen verdient, ſtark genug ſein muß, um über Ungunſt und Widerſtand der Verhältniſſe hinweg zu führen. Franz von Sales ſtellte ſich in Padua ſogleich unter die geiſtliche Führung eines Vaters der Geſellſchaft Jeſu, des durch ſeine Miſſionen an den Höfen des Nordens und durch ſeine Gelehrſamkeit berühmten Pater Poſſevin, der in dieſem jungen Menſchen die künftige Größe vorherſah, ſein Gewiſſen und ſeine Studien leitete und ihn mit gleicher Liebe und Sorgfalt in der chriſtlichen Vollkommenheit und in den Wiſſenſchaften ausbildete — namentlich in der Theologie und Beredſamkeit. Welchen Vortheil Franz von Sales aus dem Unterricht ſeines großen Lehrers zog, beweiſen die 72,000 Irrgläubige, die er ſpäter durch ſeine Predigten, ſeinen Unterricht und ſeine Schriften aus dem Calvinismus in die Kirche hinein gerettet hat.

Eine Todeskrankheit, die er in Padua durchmachte, bei der er von den Aerzten aufgegeben und dennoch gerettet wurde, als man von jeder menſchlichen Hülfe abſah — beſtärkte ihn in dem Entſchluß, dies nur durch Gott erhaltene Leben auch nur Gott zu widmen; und eine Errettung aus der Ueberſchwemmung der Tiber in Rom, und aus einem gefahrvollen Seeſturm bei der Ueberfahrt von Ancona nach Venedig, von Umſtänden begleitet, welche ihm die väterliche Fürſorge Gottes recht eindringlich machten — gaben ihm jenen milden, lieblichen Gleichmuth, der ohne Uebereilung wie ohne Lauheit ſich nie zum erſehnten Ziel hindrängte und ſich nie zurückſchrecken ließ, ſondern gelaſſen den Weg verfolgte und mit Zuverſicht auf eine günſtige Wendung zur gottgefälligen Zeit wartete. Als er in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahr in das elterliche Haus zurückkehrte, fand er Alles vorbereitet, um ihn glänzend in das Weltleben einzuführen und ihm eine Stellung zu ſichern, die ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten, ſeinem Stande und ſeiner Erziehung entſprach. Eine Senatorenſtelle im Rath des Herzogs von Savoyen erwartete ihn zu Chambéry, und eine ſchöne und edle Braut in der Tochter des Freiherrn von Végy. Seine Eltern glaubten in dieſer Weiſe auf's Beſte für die Ehre der Familie, den Glanz des Hauſes und das Glück des Erſtgeborenen geſorgt zu haben. Daß der älteſte Sohn den geiſtlichen Stand erwählen könne, lag dem Gebrauch der Zeit und allen Familientraditionen zu fern, als daß ſie auf Widerſtand von Seiten ihres Sohnes gerechnet hätten. Er ſah, welchen Schmerz er ihnen bereiten, welche Hoffnungen er zerſtören würde; ſein gehorſames und demüthiges Herz bebte bei dem Gedanken, den verehrten Eltern wehe zu thun; aber eingedenk des Zurufs des Heilands: „Wer nicht Vater und Mutter und Weib und Kind verläßt um meinetwillen — iſt meiner nicht werth!" — kam ihm die Verleugnung dieſes heiligen Aufrufs, den er von früheſter Jugend an gehört, verſtanden und auf ſich bezogen hatte, nicht in den Sinn. Wenigen in der großen Menge iſt es gegeben, dieſen Ruf auf ſich anzuwenden und den Rath zu verſtehen, der ihnen hundertfältigen himmliſchen Lohn verheißt; Wenigen der Wille, dem König des Himmels unmittelbar zu dienen. Begegnen ſich aber Erkenntniß und Wille in dieſem Punkt, ſo fallen ſie wie zwei gefaltete Hände in einander, die ſich zu nichts Anderem erheben können, als zum Liebesopfer und zum Gebet vor Gott. Den Ruf nicht verſtehen, iſt keine Sünde; ihn übertäuben aber eine große, weil es eine Verachtung der Einſprechungen des heiligen Geiſtes iſt. Dies Unglück konnte einer ſo reinen Seele, einem ſo unſchuldsvollen, demüthigen Herzen nicht begegnen! Franz vertraute ſeinen unwiderruflichen Entſchluß ſeinem Vetter, dem Domherrn Ludwig von Sales an und bat ihn, den Mittler zwiſchen ihm und ſeinen Eltern zu machen. Da die Stelle eines Dompropſtes am Genfer Domkapitel erledigt und Franz mit allen Fähigkeiten ausgeſtattet war, um ſie würdig zu bekleiden, ſo lenkte Ludwig die Wahl auf ihn — was allerdings ganz gegen den Wunſch des beſcheidenen Franz war, der am liebſten der Letzte und nicht einer der Erſten im Hauſe Gottes geweſen wäre. Dann benachrichtigte Ludwig die Eltern von der Standeswahl ihres Sohnes.

Nicht bloß der Graf — auch die gute fromme Gräfin betrübte ſich ſehr. Wol hatte ſie damals ihr Kind

Gott geweiht; aber doch nur halb! als er es ganz haben wollte, hätte ſie es lieber ganz zurückgenommen. Wunderſame Macht der Irdiſchkeit über das Menſchenherz! merkwürdiger, geheimnißvoller Widerſtand gegen die göttliche Liebe, der ſich inſtinktmäßig regt! eine Mutter entſchließt ſich gern, das Herz ihres Sohnes einem Weibe, einem Kreiſe von Kindern anhängen zu ſehen — gern zu der Trennung von ihm für ſein irdiſches Glück; denn mit dieſer Sphäre hängt auch ſie durch Leiden und Freuden zuſammen. Aber dem göttlichen Nebenbuhler am Kreuz — nein! dem mag ſie das Herz ihres Sohnes nicht abtreten, denn mit dem iſt keine Rivalität möglich, weil ſie in deſſen Sphäre nicht ſo heimiſch iſt. Sie weiß aber nicht, die arme Mutter, wie licht und warm die natürliche Liebe an der übernatürlichen aufflammt, und daß ſie ohne alle Rivalität ſein und nicht zu kurz kommen wird.

Im Dezember 1593 empfing Franz von Sales die Prieſterweihe und begann von dem Augenblick an das evangeliſche Leben eines Seelenhirten, in welchem er zu ſo hoher Heiligkeit emporſtieg. Unter dem Sonnenſtral der Gnade hatte ſich ſein ganzes Weſen ungemein harmoniſch entwickelt. Die Gegenſätze in den großen Fähigkeiten, welche zwar den Charakteren die Größe, allein auch die Gefahr des Uebertriebenen, Zuſammenhangloſen, Widerſprechenden geben — waren in ihm durch Frömmigkeit, Selbſtüberwindung, Andacht und ſtete Richtung des Willens auf den Willen Gottes dermaßen ausgeglichen — die ſanften Wellen der göttlichen Liebe, in denen ſie ſich ſtets bewegten, hatten ſie ſo abgerundet, daß ſeine Erſcheinung den Eindruck einer bezaubernden Sanftmuth, einer überwältigenden Lieblichkeit machte. In ſeiner Perſönlichkeit, ſeinen Predigten, ſeinen Schriften — immer und überall derſelbe Ausdruck und Eindruck von unbegreiflich und unbeſchreiblich ſüßer Sanftmuth! Allein nur darum ſo unwiderſtehlich, weil ſie in ihm eine hohe Tugend, eine im beſtändigen Siege über ſeine heftige Natur erworbene Eigenſchaft war, und weil die entgegengeſetzten Tugenden: Entſchloſſenheit, Muth, Kraft und Ausdauer, dieſe Seele, die wie ein Thautropfen auf einem Roſenblatt zart und weich erſchien — in einen feſten Diamanten verwandelten. Die wunderſchönen Contraſte ſeiner heimatlichen Gebirge verſchmolzen in ihm: der ſtralende Gletſcher und die blumige Wieſe liegen neben einander und um den Fuß der Felſen, deren Haupt die Glorie vom ewigen Schnee trägt — rankt der Weinſtock ſeine anmuthigen Gewinde. Zu dieſer zauberhaften Seelenſchönheit kam ein Liebreiz im Umgang und eine Feinheit der Manieren, wodurch jene noch mehr gehoben wurde, gleichwie ein Edelſtein ſchöner funkelt und flammt, wenn er gut geſchliffen iſt.

Statt die Huldigungen der Welt für dieſe Fülle der herrlichſten Gaben zu wünſchen oder nur anzunehmen, zog ſich Franz von Sales ſo viel wie möglich von ihr zurück und lebte für ſeinen Beruf — den er am liebſten zwiſchen dem armen Landvolk übte; und für ſeine Studien, die er am liebſten über jene himmliſche Theologie machte, welche das Kreuz lehrt und welche man am Beſten am Fuß des Kreuzes erlernt. Gebet und Betrachtung waren ihm ſo geläufig, daß er ſich immer in der Gegenwart Gottes hielt. Aus dieſem Quell floß auch die hinreißende Wirkung ſeiner Predigten hervor, die ihm ſolchen Ruhm und Anderen ſolchen Segen brachten. Auch mit dieſem Talent wollte er Gott mehr gefallen als den Menſchen. Drum zog er es vor, auf dem Lande und in kleinen Dörfern zu predigen und die guten Leute zu unterrichten, die manchmal nur an das Chriſtenthum glaubten, aber es nicht kannten. Und war die Zahl der Zuhörer noch ſo klein und die Theilnahme anfangs noch ſo gering — ſeine Liebe, ſein Eifer waren grade ſo groß, als ob Tauſende ihm zugehört hätten. Eine kleine Begebenheit erweckte ſogar eine Vorliebe für wenig Zuhörer in ihm. Er beſtieg einſt die Kanzel in einer Ortſchaft, und es waren nur ſieben Perſonen im Kirchlein verſammelt. Man rieth ihm die Predigt auszuſetzen, doch er lehnte es ab und predigte über die Fürbitte der Heiligen, einfach, warm, eindringlich, nach ſeiner Art. Ein Zuhörer begann erſt leiſe, dann lauter zu ſeufzen, zu wimmern, zu weinen, endlich ſo laut zu ſchluchzen, daß der gütige Prediger ſich unterbrach, um ihn zu fragen, ob er vielleicht plötzlich erkrankt ſei. Nein! war die Antwort; es ſei Alles in der Ordnung, man möge nur die Predigt fortſetzen. Das geſchah. Nach dem Gottesdienſt kam der Weinende in die Sakriſtei, warf ſich dem apoſtoliſchen Mann zu Füßen und dankte ihm, daß er ſeine Seele gerettet habe. Irrgläubige hätten ihm nämlich die Fürbitte der Heiligen als eine Schändung der Allmacht Gottes vorgeſtellt und, weiter gehend, ihn auf den Punkt des Unglaubens gebracht, daß er in den nächſten Tagen den Abfall von der Kirche habe vollführen wollen. Allein jetzt, Dank dieſer Predigt, ſei er belehrt und feſter im Glauben denn zuvor. — Tief ergriffen von dieſem Vorfall ward Franz von Sales nur um ſo eifriger im Dienſt der Seelen. Und warlich! hat der Heiland für jede einzelne Seele ſterben wollen: ſo müſſen ſeine ächten Jünger auch für jede einzelne leben wollen; und Franz von Sales war der ächteſten Einer! Das heilige Sacrament der Prieſterweihe hatte ſein Herz und ſeine Seele ſo rein, frei und offen vorgefunden, daß der Gnadenſtrom der feurigen Liebe, dies Kennzeichen der apoſtoliſchen Berufung, ungehemmt in ihn ſich ergießen und mit ihm ſchalten und walten konnte.

Die Stadt Genf war der Sitz und die Burg des

Calvinerthums. Die Irrlehrer hatten ſehr wol erkannt, daß ihr ſogenannter gereinigter Glaube die Gemüther wol Anfangs in Gährung und Aufregung bringen könne, weil er etwas Ueberraſchendes und Neues war; ja, daß mit ihm eine Empörung gegen die Kirche zu bewerkſtelligen ſei, indem man ſie mit ihren eigenen Fehlern ſtrafe und die Verſäumniſſe, welche ſie ſich zu Schulden hatte kommen laſſen, benutze, um dem Volk Fabeln von Götzendienſt und Pfaffentrug vorzuſpiegeln, die es in ſeiner Unwiſſenheit für Wahrheit hielt; — aber auch, daß eine Empörung gegen die Wahrheit keine Bürgſchaft für den Fortbeſtand der auf Unwahrheit begründeten neuen Lehre ſei. Die göttliche Verheißung: „Ich bin bei euch bis an's Ende der Welt" — war zur Kirche Gottes geſprochen und nicht zur Häreſie, die ſich ausſchied; folglich fehlte ihr die übernatürliche Zuverſicht auf eine höhere als die weltliche Macht. Wie immer ſeit dem Beginn des Chriſtenthums, ſo war ſie auch jetzt der Ausdruck der Rebellion des Weltgeiſtes gegen den göttlichen Geiſt und auch wie immer ſuchte ſie in der Welt Bundesgenoſſen und in weltlichen Mitteln Stützen. Dieſe Mittel waren Revolutionen gegen die bis dahin in Kraft ſtehende Autorität der weltlichen Macht oder der bürgerlichen Ordnung. Die Bauernkriege in Sachſen und Würtemberg, die Wiedertäufer in Münſter waren der bis zur äußerſten Spitze getriebene und allerdings von den erſten Irrlehrern nicht beabſichtigte Ausdruck eines Geiſtes der Rebellion, der die Menſchen bis in's Herz hinein verblendete und vergiftete. Auch eilten die Irrlehrer ſelbſt, ein Anathema gegen ihn auszuſprechen; aber nicht um ſeiner Verwerflichkeit willen, ſondern weil er ihre Autorität bedrohte — mit demſelben Recht, wie der Revolutionär, der in Empörung gegen die Staatsform und die bürgerliche Geſellſchaft iſt, dasjenige Mitglied ſeiner Partei guillotiniren läßt, welches ſich gegen ihn empört: mit dem Recht der Selbſterhaltung auf einem uſurpirten Platz. Denn ohne eine Umwälzung der bürgerlichen Ordnung im Namen des neuen Glaubens fand er nirgends Eingang. Bald verſtärkte er die Macht der Fürſten, bald die der Gemeinden. Hier half er den Abſolutismus gründen, wie bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands; dort brachte er die demokratiſche Richtung zur Geltung, wie in Genf, das ſich eiligſt gegen ſeinen Lehnsherrn den Herzog von Savoyen und gegen den Fürſtbiſchof von Genf empörte. Canton Bern kam dem Canton Genf liebreich zu Hülfe, denn es hatte ſchon längſt das ſchöne Waadtland am nördlichen Ufer des Leman, eine ſavoyiſche Landſchaft, mit begierlichem Auge angeſchaut — grade ſo wie Canton Genf die Landſchaft Chablais am ſüdlichen Ufer zu beſitzen wünſchte. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Savoyen begünſtigte die Vergrößerungsgelüſte beider Cantone; ſie eroberten jene Landſchaften und führten den Calvinismus ein, indem ſie es genau ſo machten wie der große Reformator von England, Heinrich VIII.: ſie brannten die Kirchen nieder, verwüſteten und beraubten die Klöſter, verjagten Prieſter und Ordensleute, entweiheten Altäre und geheiligte Geräthſchaften, traten die Kruzifixe mit Füßen, verfluchten die Kirche, ihre Lehre und Lehrer, ſchrien Zeter über den papiſtiſchen Götzendienſt, und gelangten durch Gewaltthaten, die mit Drohungen und Schmähungen abwechſelten, zum Siege über den Glauben. Der Fanatismus der Rebellen überwand die Kinder des Hauſes; — eine traurige Erfahrung, welche ſich oft in der Geſchichte wiederholt und die Kinder des Hauſes aufmerkſam machen ſollte, daß ſie ihr heiliges Erbe mit Liebe bewachten, damit ſie es im Fall eines Angriffs mit Begeiſterung vertheidigen könnten. Aber — weil die Ungerechtigkeit wuchs, ſo ſpricht die heilige Schrift, erkaltete die Liebe bei Vielen! — Das darf nicht ſein! im Gegentheil! Je mehr die Ungerechtigkeit in der Welt wächſt, gleichviel ob auf dem Boden der Kirche oder der Häreſie, gleichviel ob das Unkraut zwiſchen dem Waizen oder zwiſchen Diſteln und Dornen gedeihe — um deſto glühender muß die Liebe der Kinder des Hauſes für ihr Erbtheil, ihren alten, ewigen, katholiſchen Glauben, den einzig offenbarten, werden; um deſto bereitwilliger muß dieſe Liebe ſie machen für ihn zu leben und zu ſterben, und da iſt zuweilen das leben ſchwerer als das ſterben, weil es eine Kette von Opfern, ſtatt des Opfers eines Augenblicks erheiſcht. Die fürchterlichen Schmähungen der Neuerer gegen den alten Glauben erſchütterten damals die Gemüther ſo ſehr, daß ſie wähnten, es möge doch vielleicht etwas Wahres zum Grunde liegen, beſonders wenn ſie auf traurige Beiſpiele des Sittenverfalls und der Entartung blickten. Sie waren beſchämt, im eigenen Hauſe ſo viel Verſunkenheit zu entdecken und ſchreckenvoll verblendet und geängſtigt, als ob ſie die fremde Verwilderung zu vertreten hätten, verließen Viele das alte Haus der Väter, ſtatt dafür zu ſorgen, ihm durch ihren Wandel Ehre zu machen. Wo wäre das Chriſtenthum, wenn ſolche Geſinnung eine chriſtliche wäre? Mehr geſchmäht, geläſtert und mißhandelt, als der Sohn Gottes in ſeinem Leiden und ſeiner Erniedrigung bis zum Schickſal der Verbrecher — iſt die heilige Kirche nicht; aber die Jünger hielten dieſen Mißhandelten und Verfluchten dennoch für den eingebornen Sohn Gottes, den Heiland der Welt. Einen größeren Miſſethäter als den Judas hat die Kirche auch nicht in ihrem Schooß erzeugt; aber die Apoſtel hielten deshalb die Lehre des göttlichen Meiſters nicht für falſch, weil ſich unter ihrem Einfluß und in der innigſten Gemeinſchaft mit dem Heiland, dennoch Einer, der ein Auserwählter hätte werden können, zu einem Teufel ausbildete. Als am Pfingſtfeſt der heilige Geiſt die ſchlichten Männer von Galiläa ergriff und ihnen die Kraft gab, das ewige Wort fremden Völkern in deren Sprache zu verkünden — was geſchah bei dieſem ihrem erſten apoſtoliſchen Auftreten? Mit verächtlichem Hohn wurden ſie behandelt und es hieß: „Sie ſind voll des ſüßen Weines.“ Das war kein begeiſterndes Marterthum, kein ſolches, welches der Seele einen jauchzenden Triumph über den hinfälligen, ſchmerzgequälten Körper verleiht. Nein! es ward ihnen nur eine ganz gemeine Schmach angethan; und gerade die iſt es, vor welcher der Menſch den größten Abſcheu hat! — man gab ihnen Schuld, ſich freiwillig zu einem unterthieriſchen Zuſtand erniedrigt zu haben. Aber ſchwiegen ſie deshalb? redeten ſie deshalb etwa in galiläiſcher Mundart weiter? oder zogen ſie ſich verſchüchtert in ihre Wohnungen zurück? Mit nichten! Petrus ſtand friedlich auf und erklärte den Gläubigen und Ungläubigen, den Wolgeſinnten wie den Spöttern das Wunder, deſſen ſie Zeuge waren. Und was geſchah? ſeine Rede „ging ihnen durch's Herz;“ und an dem einen Tage traten gegen 3000 Seelen zur Chriſtengemeinde über. So lange die Kirche Chriſti beſteht, iſt ſie von ihren Feinden mit Schmach und Bitterkeit geſpeist und getränkt und durch gelaſſene Ueberwindung der Schmach triumphirend worden. Chriſtus beſiegte die Welt in der Erniedrigung am Kreuz. Seine

Apoſtel beſiegten die Welt in der Erniedrigung durch Spott und Verachtung und trotz des Bewußtſeins, daß Einer aus ihrem kleinen Kreiſe ein Böſewicht war. Wer ein Kind der Kirche iſt, muß ein wenig Schmach aushalten können, die man ihr oder ihm anthut; denn nicht umſonſt hat der Heiland geſagt: „Wie mich der Vater geliebt hat, ſo liebe ich euch.“ Wer ein Kind der Kirche iſt, muß voran in der Prozeſſion des Kreuzweges und muß ſich in tiefſter Demuth freuen, wenn er gewürdigt werden ſollte, ein Simon von Cyrene zu ſein, der dem Heiland ſein Kreuz tragen half. Wer ein Kind der Kirche iſt, muß den menſchgewordenen Gott auf dem Kalvarienberg ebenſo anbeten und lieben, wie auf dem Thabor, obwol er dort ein Mann der Schmerzen — hier in der Verklärung iſt; in dem ſchweren Kampf von Gethſemane ebenſo, wie bei der Taufe am Jordan, obſchon hier der Himmel und dort ein unermeßlicher Abgrund von Jammer ſich ihm öffnet. Und wer den menſchgewordenen Gott ſo liebt, der liebt auch die Kirche, das Werk ſeiner Gnade, welcher er durch ſeine göttliche Machtvollkommenheit die ewige Wahrheit und das ewige Leben anvertraut hat; — und der hält auch zu ihr, der heiligen Mutter, und läßt ſich nicht irre machen, wenn der Weltgeiſt von ihr abfällt und ſie verräth — wie Judas. Einer fiel ab und Eilf blieben treu! fielen aber auch Eilf ab, ſo müßte der Eine, der Treue, alle Liebe, alle Anbetung, alle Huldigung, welche Jene verſagen, in ſeiner Bruſt ſammeln und ihr darbringen, wie der heilige Apoſtel Johannes unter dem Kreuz auf Golgatha es machte. Denn das Kind der Kirche darf nie vergeſſen, nie! daß es ein Kind des Kreuzes iſt.

Die Landſchaft Chablais wurde alſo calviniſirt, die katholiſche Kirche für immer daraus verbannt und der Fürſtbiſchof von Genf gezwungen, ſeinen Sitz nach Annecy in Savoyen zu verlegen. Er blieb auch dort, als nach dem Friedensſchluß mit Frankreich das Chablais wieder dem Herzog abgetreten werden mußte, jedoch unter der Bedingung, bei der neuen Lehre zu bleiben. Nun folgte Carl Emmanuel ſeinem Vater in der Regierung und ſah mit Schmerz, daß ſeine Unterthanen in ſteter Unruhe und Schwankung zwiſchen den Genoſſen ihres Irrglaubens und ihrem Landesherrn ſich befanden, und daß er nie auf ihre Treue würde rechnen können. Er faßte den Gedanken, das Chablais wieder für die Kirche zu gewinnen; aber nicht auf calviniſche, ſondern auf katholiſche, d. h. apoſtoliſche Weiſe. Er fragte bei dem Biſchof an, ob ſich nicht einige gelehrte, gottesfürchtige, muthige Prieſter der Miſſion unterziehen würden, an der Bekehrung des Volkes im Chablais zu arbeiten. Die gewiſſe Ausſicht auf große Gefahren und die ungewiſſe auf günſtigen Erfolg ſchreckten Alle ab; — nur nicht Franz von Sales, der ſich ſogleich bereit erklärte, die Miſſion zu unternehmen — und Ludwig von Sales, der ſeinen Vetter begleiten wollte.

Umſonſt ſchrieb der alte Graf ſeinem Sohne: es ſei ihm allerdings ſehr erfreulich, in ſeiner Familie Heilige zu haben, doch müſſe er aufrichtig geſtehen, daß heilige Bekenner ihm lieber wären als heilige Märtyrer. Umſonſt wurde Franz mit Vorſtellungen beſtürmt von dieſem ebenſo tollkühnen als thörichten Unternehmen abzuſtehen, da calviniſche Grauſamkeit ebenſo groß ſei, als kalviniſcher Trotz. Umſonſt erinnerte man ihn daran, daß Michael Servede im Jahr 1553 in Genf verbrannt — und Johann Gentilis 1566 zu Bern enthauptet — Johann Campanus aber bis zu ſeinem Tode in Cleve im Kerker gehalten wurde, weil nur deren Lehre über die heilige Dreifaltigkeit von der calviniſchen abwich. Welchem Schickſal mußte nicht ein Apoſtel des göttlichen Wortes zwiſchen einem ſo fanatiſchen Volk entgegen gehen! Franz blieb bei ſeinem Entſchluß, in welchem drei Dinge ihn beſtärkten: das Vertrauen auf Gott, die Liebe zum Kreuz und das Verlangen Seelen zu retten. Von der freudigen Zuſtimmung und dem Segen ſeines würdigen greiſen Biſchofs geleitet zog er fort. Auf der Grenze des Chablais bewog er ſeinen Vetter, daß ſie ihre Pferde, Diener und Reiſegepäck zurückſchickten und zu Fuß, nur von einem ergebenen Mann begleitet und mit dem Allernothwendigſten verſehen, ihren Weg fortſetzten. Franz behielt nichts als die heilige Schrift und ſein Brevier! die trug er beſtändig bei ſich.

Dies geſchah im Winter 1594; — und nach vier Jahren war die Landſchaft Chablais wieder katholiſch! Franz von Sales hatte ſeine Miſſion vollbracht! — Mit welcher Geduld, welcher Liebe, welcher Aufopferung — unter welchen Anſtrengungen und Gefahren: das zu erzählen würde ein Buch füllen! In der kleinen Feſtung Allinges, die eine ſavoyiſche Beſatzung hatte, ſchlug er ſeinen Wohnſitz auf und ging von hier Tag für Tag nach der zwei Stunden entfernten Hauptſtadt des Landes, Thonon am Leman, und Abends wieder zurück — weil kein Calviner ihm Obdach gegeben hätte. In einer ſchauerlichen Winternacht verirrte er ſich einſt mit ſeinem Diener und mußte die Nacht in dem Backofen eines Dorfes zubringen, da keine Hütte ſich für ihn öffnen wollte. Zweimal wurden Mörder wider ihn ausgeſendet. Seine Milde, Sanftmuth und Barmherzigkeit blieben ſich immer gleich. Die calviniſchen Prediger überhäuften ihn, auch von ihren Kanzeln herab, mit Schmähungen; ſuchten die ſtets ſich wiederholende Verdächtigung auf ihn zu wälzen, ſeine Demuth und Freundlichkeit ſei nichts als Heuchelei und nur der Ehrgeiz veranlaſſe ihn, ſich ſeinem beſchwerlichen Leben zu unterziehen; — lächerliche Beſchuldigungen, die nichts beweiſen, als daß Diejenigen, welche ſie ausſprechen, unfähig ſind, an einen apoſtoliſchen Beruf und Wandel zu glauben. Franz jedoch ſchwieg zu allen Beleidigungen ſeiner Perſon und ſeines Characters — was einen guten Eindruck bei Solchen machte, die noch den Glauben an Würde und Aufrichtigkeit bewahrt hatten.

Der gänzliche Mangel an Erfolg in der Hauptſache machte Franz durchaus nicht muthlos. Ihm fehlte jeder Anknüpfungspunkt mit den Bewohnern des Landes. Um ſo mehr Aufmerkſamkeit wendete er der Beſatzung von Allinges zu, die aus Calvinern und rohen Katholiken beſtand und ganz in die Laſter des Kriegerſtandes jener Zeit, in Zweikämpfe, Trunkſucht und Läſterreden verfallen war. Hier übte er den glücklichſten Einfluß, bekehrte die Einen zum Glauben und die Andern in ihrem Lebenswandel; und ſtimmte dadurch die öffentliche Meinung zu ſeinen Gunſten. Nun durfte er verſuchen, öffentlich zu predigen; — und er hatte Zulauf der Menge. Dann eine Schrift herauszugeben, in welcher er den Glauben der Kirche klar auslegte und entwickelte; — ſie blieb ohne Widerlegung. Religionsbeſprechungen vorzuſchlagen; — ein einziger Prediger nahm ſie an, wurde in Folge derſelben katholiſch und ein Opfer der Verfolgung ſeiner ehemaligen Amtsgenoſſen. Endlich ſeinen Wohnſitz in Thonon aufzuſchlagen; — ein angeſtifteter Volksaufſtand, der ſein Leben bedrohte, that nur ſeinen Gegnern Schaden. Die Calviniſchen ſahen ſelbſt ein, daß der Mord keine Widerlegung der Wahrheit ſei. Einer ihrer Hauptverfechter, der Baron Avully, trat jetzt zur Kirche über. Von nun an hatte die Miſſion einen ſo glänzenden Fortgang, daß Franz allein nicht mehr deren Anfoderungen genügen konnte. Es kamen neue Miſſionäre, namentlich Jeſuiten und Kapuziner, zur Aushülfe; die Bekehrungen gingen in Maſſen vor; ganze Dorfſchaften traten über; katholiſche Gotteshäuſer wurden überall hergeſtellt und katholiſche Pfarreien gegründet; und im Oktober 1598 konnte Franz von Sales dem Landesherrn, Herzog Carl Emmanuel, und dem heiligen Vater in der Perſon des Kardinal-Legaten Medici, die Landſchaft Chablais, als eine von der Krankheit der Häreſie befreite, froh und dankbar übergeben. Allmälig wurden die Kirchengüter zurückerſtattet, die in dem Wirrſal der Religionsverfinſterung eingezogen waren, Kirchen und Klöſter wurden neu erbaut, ein Jeſuitencollegium, dieſe Bürgſchaft für die Erhaltung der reinen Lehre, gegründet — und ſomit war die Irrlehre verſchwunden, die vor ſechszig Jahren mit ſolcher Wuth und Wildheit des Ländchens ſich bemächtigt hatte.

Ein ſo merkwürdiger Erfolg, der nur durch eine ganz ungewöhnliche Heiligkeit bewirkt werden konnte, verbreitete hohe Freude in der Kirche und den Ruhm des neuen Apoſtels in der Welt. Zur Sicherſtellung der Angelegenheiten des Chablais machte Franz 1599 eine Reiſe nach Rom und ward vom heiligen Vater mit großer Liebe empfangen und zum Coadjutor des Fürſtbiſchofs von Genf ernannt. Seine Demuth, die ihn vor jeder Auszeichnung zurücktreten und jede Ehre fliehen ließ, erfüllte ihn mit frommer Scheu vor einem Amt, deſſen Laſt, wie er ſagte, ſelbſt für Engel ſchwer ſein würde. Seine großen theologiſchen Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Bildung, verbunden mit dieſer Demuth, mit dem Zauber ſeines Umgangs und der Sanftmuth und Feſtigkeit ſeines Characters, traten in ſeiner perſönlichen Erſcheinung ſo gewinnend und überwältigend hervor, daß alle ausgezeichneten Männer Roms der Wahl des heiligen Vaters ſich freuten. Er allein nahm ohne Freude und nur aus Gehorſam die neue hohe Würde an. Drei Jahr ſpäter ſtarb der Fürſtbiſchof von Genf und ward Franz von Sales ſein Nachfolger mit dem Hirtenſtab. Zuvor machte er eine Reiſe nach Paris um die Erlaubniß des Königs Heinrich IV. zu erwirken, daß er in der an Frankreich abgetretenen kleinen Landſchaft Gex, die zu ſeiner Diöceſe gehörte und gefährlich vom Calvinismus bedroht war, eine Miſſion wie im Chablais abhalten dürfe. Sie ward ihm gewährt und er überhaupt mit der größten Auszeichnung empfangen — was ihm äußerſt gleichgültig war. Hingegen beglückte es ihn, daß in Folge ſeiner Faſtenpredigten viele Bekehrungen ſowol des Glaubens als des Lebens in dem theilweiſe ſo ſehr verwilderten Paris und an dem ſo ſehr entſittlichten Hof erfolgten. Nie verließ er die Kanzel, ohne von mehren Perſonen erſucht zu werden, ſie durch das Sacrament der Buße mit Gott zu verſöhnen. Gläubige und Irrgläubige erbauten ſich wunderbar an ihm. König Heinrich IV. gewann ihn ſehr lieb, bot ihm ein franzöſiſches Bisthum mit bedeutenden Einkünften an, wollte vom Papſt den Kardinalshut für ihn verlangen; — Franz von Sales lehnte Alles ab und war zufrieden mit der Hoffnung, die Seelen im Ländchen Gex retten zu dürfen — was ihm auch vollſtändig gelang, freilich auf Koſten ſeiner Geſundheit. Man brachte ihm während der Miſſion Gift bei, als dem einzigen Mittel, dieſen apoſtoliſchen Mund nicht mehr das Zeugniß des heiligen Geiſtes für die katholiſche Kirche ablegen zu laſſen. Ein Gegengift rettete ihn zwar vom Tode, ſchwächte aber auf immer ſeinen ſonſt ſo kräftigen Körper.

In der Einſamkeit des Schloſſes Sales, bei ſeiner glücklichen Mutter — (ſein Vater war inzwiſchen geſtorben) — bereitete Franz in ernſter ſtrenger Weiſe, durch die frömmſten Entſchlüſſe zur Regelung ſeines Lebens, auf die Conſecration zum Biſchof ſich vor, die er am 8. Dezember 1602 empfing. Von dem Augenblick an war er wie todt für die Welt. Die Pflichten, welche er gegen ſeine Familie und in ſeiner hohen Stellung hatte, erfüllte er nicht blos pünktlich, ſondern mit ſeiner gewohnten Liebenswürdigkeit; aber die Pflichten gegen ſeine Heerde füllten ſein Herz, ſeine Gedanken, ſeine Zeit ſo aus, daß er ſich mit jenen auf die Erfüllung des Nothwendigen beſchränken mußte. Wie er einſt den Tod ſeines Vaters in dem Augenblick erfuhr, als er die Kanzel beſtieg und ſich durch ſeine Betrübniß nicht abhalten ließ zu predigen, aber nach der Predigt ſeinen Zuhörern die Trauerbotſchaft mittheilte: ſo machte er es jetzt bei allen Gelegenheiten, täglich und ſtündlich: das natürliche Leben war untergegangen in dem übernatürlichen. Von 4 Uhr Morgens bis zum Abend hatte er keine andere Beſchäftigung als Gebet, Studien, Geſchäfte und Anordnungen für das Bisthum, Predigten, Katechiſation, Seelſorge, Viſitationsreiſen; — auch Reiſen in geiſtlichen Angelegenheiten. War Zeit übrig, ſo hatte er nur eine Erholung: die Abfaſſung ſeiner wunderſchönen Schriften — und nur eine Unterhaltung, die mit den Armen und Kranken, welche er in den Spitälern und in ihren Wohnungen beſuchte, ſie tröſtete und ſelbſt ihnen die heiligen Sacramente ſpendete. Oft fühlten ſich die Kranken durch ſeinen Zuſpruch in unbegreiflicher Weiſe gekräftigt; das übernatürliche, in Gott gegründete Leben, das ihn beſeelte, ging auf ſie über; die himmliſchen Kräfte, welche ungemindert und ungetrübt in ſeinem göttlichliebenden Herzen wohnten, theilten ſich ihnen mit. Der Erlöſte verbreitete die höchſten Gnaden der Erlöſung, die Wunder der Heiligkeit um ſich her. Ging er durch die Straßen von Annecy, ſo eilten Alle hinaus, knieten nieder und baten um ſeinen Segen. Mütter brachten ihm ihre Kinder, beſonders die halsſtarrigen und unartigen, damit er ihnen ſeine milde Hand auflegen und ihnen etwas von ſeiner unvergleichlichen Sanftmuth mittheilen möge; und oft wurden die kleinen Schreier auf der Stelle beſchwichtigt. Dieſe Sanftmuth war ſo unwiderſtehlich, daß er Feindſchaften und Zerwürfniſſe ausſöhnte, die jahrelang beſtanden hatten, und daß er die größten Sünder zu Reue und Buße führte: lind und ſüß fühlten dergleichen erſtarrte und verhärtete Naturen ſich von dieſer Zärtlichkeit angezogen, während die Strenge ſie nur noch ſpröder gemacht haben würde. Da aber ſeine Sanftmuth eine erworbene, alſo eine Tugend, alſo etwas war, das aus ſeinem Willen entſprang: ſo hatte er ſie in ſeiner Gewalt und wußte ſie mit der größten Feſtigkeit und klarſten Beſtimmtheit zu paaren. Aus Liebe war er nachgiebig, nie aus Schwäche, und nie da, wo eine höhere Rückſicht verletzt worden wäre; — nur die auf ſich ſelbſt ließ er immer fallen, und durch keine Schmähung, Verleumdung, Beleidigung ſeiner Perſon zum leiſeſten Zeichen des Unwillens ſich beſtimmen. Mit den Neubekehrten, den Schwachen im Glauben, bei denen ſo viel Unwiſſenheit und Mangel an Belehrung vorlag, übte er die größtmögliche Nachſicht, um ſie durch die erhabene Moral der katholiſchen Sittenlehre nicht zu verſchüchtern, ſondern ſie ganz allmälig und langſam von Stufe zu Stufe zur Erkenntniß und Kräftigung des guten Willens zu bringen. Fand er aber ſtarke Seelen, hohe Seelen, fähig das Opfer zu verſtehen und den Ruf zum Opfer zu vernehmen, fähig Gott allein zu lieben und Alles für ihn zu thun, zu dulden, zu leiden; fand er Seelen, die das Kreuz Dem nachtragen wollten, der es für ſie getragen: dann hörte ſeine liebliche Zärtlichkeit, welche die Bußübungen auf ſich nahm und die Reuethränen ſelbſt vergoß — gänzlich auf. Dann nahm ſeine Liebe der Seelen einen andern Schwung und Character an, und er führte ſie ſo hoch, ſo feſt, auf ſo erhabenen Wegen der Vollkommenheit, daß ſie mit großen Schritten der Heiligkeit zueilten. Für eine ſolche Seele, für die heilige Franziſca von Chantal, ſchrieb er ſein Buch „De l'amour de Dieu.“ Für eine ſeiner Verwandten, die ein aufrichtiges Streben nach einem frommen, gottgefälligen Wandel inmitten weltlicher Verhältniſſe hatte, ſchrieb er „Philothea, Anleitung zum frommen Leben.“ Zwiſchen beiden Büchern iſt der Unterſchied wie zwiſchen Lehrling und Meiſter. Aber der Lehrling iſt viel berühmter geworden als der Meiſter, weil er in der Welt viel mehr Anklang findet. Auf alle Verhältniſſe und alle Stände paßt die „Philothea; ſie nimmt den Menſchen in ſeinem Hauſe, in ſeiner Familie, im Kreiſe ſeiner bürgerlichen und Standespflichten, und weiſt ihn an, mitten in der Welt, in der Geſellſchaft, das Leben der chriſtlichen Vollkommenheit führen zu können, wie ſie grade für ſeine Stellung paßt, ohne Uebertreibung und Sonderbarkeit, aber innig, beharrlich und aufrichtig. Sie begehrt keine außerordentliche Dinge, wol aber, daß die alltäglichen und gewöhnlichen mit möglichſter Vollkommenheit ausgeführt werden. Sie giebt nicht Denen, die ihr Beruf in die Welt ſtellt, die evangeliſchen Räthe zu befolgen; aber ſie lehrt ſie um ſo treuer die Gebete erfüllen. Sie verbietet ihnen nicht weltliche Unterhaltungen und Vergnügen; aber ſie gebietet, dieſelben mit Maß und Vorſicht, und ohne Hingebung des Herzens zu genießen. Sie verwirft alle Uebertreibungen und Peinlichkeiten in den Werken der Liebe und den Andachtsübungen und begehrt, daß ſie mit froher, freier Seele, mit kindlicher nicht ſclaviſcher Geſinnung, treu aber nicht ängſtlich vollzogen werden. Wer immer guten Willens und graden Herzens iſt, wird die Philothea nicht leſen können, ohne die Frömmigkeit lieb zu gewinnen, die ihn ſo lieb, einfach und natürlich daraus ausſpricht; und dabei ſo fern von aller Verſchwommenheit, Sentimentalität und Gefühlsaufregung bei der ſchlichten Praxis der chriſtlichen Moral, wie ſie aus dem ſchlichten Glauben an die katholiſche Lehre entſpringt, ihn feſthält. Dieſer geſunde Boden, der überall das Fundament bildet, trägt die geſunden Früchte, welche der Seele eine nahrhafte Speiſe bieten, ſo daß ſie dabei wachſen, gedeihen und kräftig werden kann.

Der Erfolg dieſes Büchleins war unglaublich groß. In alle Sprachen wurde es überſetzt; Vornehme und Geringe, Geiſtliche und Weltliche hatten es in der Hand; Papſt Alexander VII. wie Heinrich IV. von Frankreich und ſogar Jakob I. von England liebten und bewunderten es. Auf der andern Seite wurde es bitter getadelt von Denjenigen, welche meinen, Tugend und Frömmigkeit müßten finſter und abſtoßend machen, weil ſie ſchwer zu üben ſind, und der Leichtſinn fände ſeine Rechnung dabei, wenn man ihm den Weg zum Himmel gar ſo ſehr ebene. Ein zelotiſcher Ordensmann predigte ſogar gegen die Philothea und verbrannte ſie auf der Kanzel. Natürlich wurde der große Einfluß des Buches dadurch ſtatt gemindert, nur vermehrt. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit, durch welche Franz von Sales ſo zauberiſch für ſich einnahm, findet ſich auch in ſeinen Schriften. Sie ſind wie ein Garten, in welchem durch die höchſte Kunſt des Gärtners Wald- und Wieſenblumen neben den köſtlichſten Zierpflanzen und neben den ſeltenſten Gewächſen fremder Zonen üppig gedeihen. Dieſe Naivetät und Treuherzigkeit, dieſe Feinheit und Seelengrazie, dieſe Tiefe des Verſtändniſſes über das innere Leben mit ſeinen Stürmen, Gewittern und Sonnenblicken, mit ſeinem Aufſchwung und ſeiner Ermattung, mit ſeiner Magnetnadelbewegung, zitternd — bis es die wahre Richtung gefunden: dieſer Frühlingshimmel von heiterer Anmuth neben dieſem

Sternenhimmel von heiligem Ernſt — konnten nur in der Seele eines Heiligen gefunden werden.

In dem Buch „Von der Liebe Gottes“ ſpricht er zu der Seele, welche die Philothea durchgemacht und in ſich aufgenommen hat. Er hat es nicht mehr mit Menſchen in dieſen oder jenen Verhältniſſen, ſondern oberhalb aller irdiſchen Verhältniſſe, mit der Seele, zu thun. Ob dieſe Seele Vater oder Mutter oder Kind oder Sclav oder ſonſt etwas iſt — darauf wird in dieſer himmliſchen Schule nicht mehr Rückſicht genommen; was man in Beziehung auf dieſe ſpeciellen Pflichten lernen mögte, muß man entweder ſchon wiſſen oder zuvor in einer Elementarſchule lernen; denn hier iſt nur die Rede von der Liebe zu Gott: von dem Drang und Bedürfniß jeder Seele nach dieſer Liebe, von ihrem Verlangen und ihrer Verzagtheit, von ihren Schwankungen und ihrer Zuverſicht, von ihren Stufen und Graden der Entwickelung, von ihren Troſtloſigkeiten und ihrer Seligkeit. Die glühendſte Liebe zum Gekreuzigten und zum Kreuz flutet wie ein Strom von Licht und Flamme durch dieſes Buch. Der Schluß heißt ſo:

„Der Kalvarienberg iſt der Berg der Liebenden. Jede Liebe, die nicht ihren Urſprung in dem bittern Leiden unſers Heilands nimmt, iſt vergänglich oder gefährlich. Unſelig iſt der Tod ohne die Liebe des Erlöſers; unſelig iſt die Liebe ohne den Tod des Erlöſers. Liebe und Tod ſind dermaßen verſchmolzen in dem bittern Leiden unſers Heilands, daß man ſie zuſammen im Herzen aufnehmen muß. Auf dem Kalvarienberg können wir nicht das Leben von der Liebe und nicht die Liebe von dem Tode des Erlöſers trennen. Aber überall ſonſt giebt es zwei Wege: den ewigen Tod oder die ewige Liebe; — und die ganze chriſtliche Weisheit beſteht in der richtigen Wahl.

„O ewige Liebe! Dich ſucht meine Seele, Dich erwählt ſie für die Ewigkeit. O komm, heiliger Geiſt, und entzünde unſre Herzen zu Deiner Liebe. Laß uns entweder lieben oder ſterben; — oder laß uns vielmehr ſterben und lieben! Ja, jeder andern Liebe ſterben, um einzig der Liebe Jeſu zu leben, damit wir nicht dem ewigen Tode verfallen.“

Dies iſt der Sinn; allein es fehlt die Energie des Ausdrucks.

In ſeinen Predigten, in ſeinen Anſprachen an die Ordensfrauen der Heimſuchung Maria, in ſeinen Briefen — immer und überall leuchtet die Flamme der himmliſchen Liebe aus der goldnen Lampe ſeines Herzens hervor; nach Maßgabe der Verhältniſſe, der Faſſungskräfte, der Charaktere und Perſonen, auf die er zu wirken baue, bald gedämpft, bald feurig auflodernd; immer unſäglich wolthuend durch die Vereinigung von Sammetweichheit und Stahlesfeſtigkeit, und immer von einer ſo idealiſchen Energie, daß man meint, kampf-, ſchmerz- und mühelos wie ein Engel habe er mit einem Lächeln die Welt beſiegt.

O wundervolle Kraft des Blutes Jeſu, mit welcher Ueberfülle von Schönheit ſchmückt es die Seelen ſeiner Heiligen und zu welcher Mannigfaltigkeit bildet es ihre Herrlichkeit aus! Der heilige Franz von Aſſiſi wandelt durch das Erdenleben, wie die menſchgewordene Verklärung des Marterthums der göttlichen Liebe; der heilige Franz von Sales, wie die menſchgewordene Verklärung ihrer Süßigkeit. In Dornen und Wunden lebt der Eine; in Roſen und Lächeln der Andere; — aber der Purpurſtrom am Fuß des Kreuzes hat Roſen und Wunden gefärbt; aber der Widerſchein des ewigen Lichtes ſpiegelt ſich vom Kreuz herab in dem Lächeln und verwandelt die Dornen in leuchtende Stralen; — und dieſe ganze überirdiſche Schönheit, dieſe ganze Glorie von Heiligkeit, dieſe ganze Transfiguration aus dem irdiſchen in den himmliſchen Menſchen, dieſe volle Extaſe aus den Schranken der Natur in den unbegrenzten Ocean der Gnade hinein — iſt nichts, nichts, nichts! als die Wirkung eines Tropfens vom Blute des menſchgewordenen Gottes.

Wol fehlte es dieſen beiden großen Freunden Gottes — dem Erſten nicht an ſeligem Troſt, dem Andern nicht an herbem Schmerz. Nur gefiel es der ewigen Weisheit ſo, daß die Fähigkeit des Leides, wie die der Freudigkeit in ihnen jene myſtiſche Höhe erreiche, wo Jeder in ſeiner Richtung das Ebenbild einer Vollkommenheit des göttlichen Weſens wurde: himmliſches Leid und himmliſche Freude wohnten zuſammen im Herzen des Heilands.

Köſtlich nennt der königliche Pſalmenſänger ein Leben, das voll Mühen und Arbeit geweſen iſt; demnach war das des heiligen Biſchofs von Genf ſehr köſtlich. Der Kampf zwiſchen der wahren und der falſchen Lehre, in welchem er ein ſo feuriger und ſieghafter Streiter war, gab ihm eine ununterbrochene Kette mühſeligſter Arbeiten zu tragen; denn nicht blos in ſeiner Diöceſe ſollte er das Licht der Wahrheit entzünden und beleben, ſondern auch in die Fremde ward er gerufen und geführt, um den irrenden Seelen das ewige Wort zuzurufen und mit ſeiner unwiderſtehlichen Eindringlichkeit zu deuten. Zweimal hielt er die Faſtenpredigten in Grenoble und der Connetable von Lesdiguières, eine Säule des Calviniſmus, trat in die Kirche zurück. Bei einer ähnlichen Veranlaſſung in Dijon lernte er die außerordentliche Frau kennen, die ſein ſchönſtes Werk, den Orden von der Heimſuchung Maria, aus ſeiner Idee in's Leben übertrug, die Baronin von Chantal, die als ſeine geiſtliche Tochter und als die Schweſter ſeiner Seele in hoher Tugend auf Erden und im Himmel als eine Heilige neben ihm ſteht: ſo daß ihr Leben von dem ſeinen ſchwer zu trennen, aber viel zu ſelbſtſtändig und eigenthümlich großartig iſt, viel zu merkwürdige Gegenſätze vom Tadel der Menſchen und vom Segen Gottes enthält, viel zu bedeutenden

Einfluß auf das Wirken der chriſtlichen Barmherzigkeit geübt hat, um nur beiläufig in daſſelbe verflochten zu werden. Sie ſteht unſerer Zeit nicht zu fern, um ihr nicht ein Beiſpiel geben zu können, wie man aus einer vornehmen Frau, einer Dame aus der großen Welt — eine Heilige werden könne. Als eine moderne Sibylla von Flandern ließ ſie den erlöſenden Tropfen vom Blut Jeſu nicht umſonſt für ſich vergoſſen ſein! ſie war eine von den Gewaltigen, denen der Himmel verheißen iſt und die ihn an ſich zu reißen verſtehen.

Aber nicht etwa für ſolche ungewöhnliche Seelen unterzog ſich Franz von Sales ungewöhnlichen Anſtrengungen; er übernahm ſie ebenſogern für die kleinſten und engſten. Er, deſſen Gelehrſamkeit in Rom Staunen erregt, deſſen Beredſamkeit den franzöſiſchen Hof entzückt, der die ſchwierigſten theologiſchen Streitfragen ſcharfſinnig gelöſt hatte — er, der durch den Zauber ſeiner Feder eben ſo mächtig wirkte als durch den ſeines Wortes — er verſchmähte es nicht, auf ſeinen Viſitationsreiſen in den Schulen den Katechismus zu lehren, damit die Pfarrer, ſeinem Beiſpiel folgend, die Jugend in den ſo ſehr wichtigen Glaubenslehren gehörig unterrichteten. Die Beſchwerden dieſer Reiſen in den durch Wetter und Jahreszeit ſo leicht unzugänglichen Alpen, über Felſen und Gletſcher, durch Schnee und Wildbäche — waren namenlos. Gewöhnlich machte er ſie zu Fuß und manchmal brauchte er einen ganzen Tag, um irgend eine vereinzelte im Gebirg vergrabene Gemeinde zu beſuchen. Speiſe und Trank, Obdach und Lager waren dann nicht immer ſo beſchaffen, um ihm die Erquickung zu geben, die er wol bedurft hätte. Aber mit ſeiner lieblichen Gleichmüthigkeit pflegte er zu ſagen: er habe noch nie eine Hütte gefunden, die ſchlechter als der Stall von Bethlehem — und nie ein Lager, das härter als das Kreuz geweſen ſei; und wenn unſer Heiland in dem einen habe geboren werden und an dem andern ſterben wollen: ſo könne er ſich wol ein dürftiges Quartier für eine Nacht gefallen laſſen.

Die Einkünfte ſeines Biſthums beliefen ſich nur auf tauſend Thaler. In allen Ländern trugen die von der Kirche Abfallenden Sorge, daß ſie die Kirchengüter in ihren Abfall hineinzogen. So war es auch in Genf geweſen und hätte Franz nicht etwas väterliches Vermögen beſeſſen: ſo würde er kaum die nothdürftigſten Lebensbedürfniſſe haben beſtreiten können. Auch jetzt war es nur bei ſeiner erſtaunlichen Mäßigkeit und Einfachheit möglich, ſolche Almoſen und Unterſtützungen zu ſpenden, wie er gab. Ganz gegen die Sitte ſeiner prachtliebenden Zeit hatte er weder Wagen noch Pferde, weder zahlreiche Dienerſchaft, noch reiche Kleider. Alles war auf das Nothwendige eingeſchränkt; und oft entzog er ſich auch dies und verſchenkte, wenn ihm nichts Anderes übrig blieb, die Kleider vom Leibe. Einer der ſehnlichſten Wünſche ſeines Leben blieb aus Mangel an Mitteln unerfüllt: die Gründung eines Seminars für Prieſter; — ein zwiefacher Schmerz für ihn, da das Concil von Trient es für jede Diöceſe anbefohlen hatte und er wol erkannte, daß es ein Haupthebel der geiſtlichen Erziehung ſei. Aber der Diamant der Prinzeſſin Chriſtine von Piemont reichte dazu nicht aus! ſie hatte dem frommen Biſchof einen koſtbaren Diamant geſchenkt, den er alsbald für ſeine Armen verkaufte. Sie ſchenkte ihm einen andern und noch ſchöneren; und dieſen pflegte er zu verſetzen, ſobald ſeine Kaſſe erſchöpft war. Deshalb ſagte einſt Jemand zur Prinzeſſin, als von der Schönheit des Diamanten die Rede war: „Ich hab' ihn geſehen; er gehört aber eigentlich nicht dem Biſchof von Genf, ſondern ſämmtlichen Bettlern von Annecy.“

Am Tage der heiligen Dreifaltigkeit (1610) eröffnete er durch Frau von Chantal und zwei ſavoyiſche Fräulein die Congregation von Maria Heimſuchung; — eine neue Blüte im Garten der Kirche, mild und wolthuend für einen möglichſt großen Kreis, ganz dem Geiſt des Stifters angemeſſen. Das Leben Martha's und Maria's, die Thätigkeit und Beſchaulichkeit, waren darin vereint, die Regeln für die äußere Abtödtung nicht ſtreng, aber hoch und feſt für das innere Leben; ſo hoch, daß nur die einfachen Gelübde abgelegt und die Clauſur nicht beobachtet wurde, damit die Kloſterfrauen ſo recht ihrer Beſtimmung entſprechen und im Geiſt der heiligen Mutter Gottes, liebend und gläubig den Heiland im demüthigen Herzen tragend, mit chriſtlicher Barmherzigkeit alle Diejenigen heimſuchen könnten, die Er während ſeines Erdenlebens aufgeſucht hatte, um ſie zu heilen, zu tröſten, zu retten, zu erquicken. Es wurden Wittwen und Jungfrauen ohne Rückſicht auf Stand, Alter, Vermögen und Geſundheit aufgenommen. Franz von Sales fand es grauſam, eine Seele vom höchſten Tempeldienſt zur Ehre Gottes auszuſchließen, weil ſie mittellos ſei, oder kränklich — oder weil die Gnade bei dreißig und nicht bei zwanzig Jahren ſie erleuchtet habe. Ueberwand ſie ihr eigenes Leiden, um Anderer Leiden zu lindern: ſo war ihre Tugend nur um ſo größer; — bedurfte ſie ſelbſt der Pflege, ſo konnten ihre geiſtlichen Schweſtern an ihr zuerſt die Liebe üben. Unterwarf ſie ſich in ſpäteren Jahren, wenn der Charakter ausgebildet und ſeine Richtung beſtimmt iſt, dennoch dem Gehorſam — welche innere Opfer des Willens, der Neigung, der Gewohnheit mußte ſie bringen! welche Selbſtverleugnung auf der Stufe des Lebens üben, wo Erfahrung und Erkenntniß zum Befehlen mehr als zum Gehorchen zu berufen pflegen! welch ein Beiſpiel der Demuth für die jüngeren Schweſtern! Obgleich ſich die Congregation nur aus Perſonen der erſten Stände bildete, ſo durfte die geringe Herkunft Keine ausſchließen, denn die Liebe zu Gott vereinigte ſie Alle am Fuß des Kreuzes, und die geiſtliche Erziehung gab ihnen Allen durch ihre Satzungen und Regeln die nämliche Bildung im übernatürlichen Leben. Was endlich die Armuth betraf: ſie waren die Töchter der Heimſuchung von ihrer Entſtehung an arm wie die arme Maria; denn für ihre irdiſchen Bedürfniſſe konnte der arme heilige Biſchof nicht ſorgen, und Frau von Chantal, außerordentlich und faſt unnachahmlich in ihrem ganzen Thun, gab nicht blos ihr Vermögen, ſondern auch ihr Witthum ihren Kindern, bevor ſie den Schleier nahm und beſaß nichts als eine kleine Jahresrente von ihrem Bruder, dem Erzbiſchof von Bourges. Im Hauſe der Armuth hieß man alſo unbemittelte Schweſtern, wenn ihr Herz nur an Liebe reich war, gern willkommen.

Trotz dieſes Geiſtes der zärtlichſten Nächſtenliebe, trotz eines Wandels von höchſter Opferwilligkeit im Dienſt des Elends, trotz eines heiligmäßigen ſittlichen Lebens voll chriſtlicher Einfachheit und Demuth, überſtürzte der Weltſinn die kleine Heerde und den frommen Hirten mit namenloſen Schmähungen und Verleumdungen, die ihren Quell in der Rache und Bosheit eines Todfeindes des Hauſes Sales, der zugleich ein perſönlicher Feind des Biſchofs war, hatten. Schmachvolle Verdächtigungen ruhten jahrelang auf himmliſchen Seelen und erſchwerten ihr ohnehin ſo ſchweres Wirken;

aber mit Demuth und Gleichmuth trugen ſie die Laſt dieſes Kreuzes, das erſt von ihnen genommen ward, als der Verleumder nach einigen Jahren auf dem Todbett ſeine Lüge und Bosheit bekannte.

Im Jahr 1615 trat aber eine Veränderung in der Organiſation des Inſtituts ein. Der Kardinal-Erzbiſchof von Lyon, ein Freund des Biſchofs von Genf, bat ihn, ein Haus von der Heimſuchung in Lyon zu gründen. Frau von Chantal begab ſich mit drei Gefährtinnen dahin, um es in's Werk zu ſetzen — und zwar ſo ſegensvoll, daß ſie während ihrer neunmonatlichen Anweſenheit ſieben Novizen annahm. Der Kardinal war aber der Meinung, daß bei der gegenwärtigen Form die Kraft des Inſtitutes zu ſehr auf den zwei Perſonen beruhe, welche daſſelbe in's Leben gerufen hatten und daß es nach deren Tode an intenſiver Wirkſamkeit verlieren müſſe. Er ſchlug dem Biſchof vor, die Congregation in einen Orden umzuwandeln, ihm die Clauſur zu geben, zu den drei einfachen Gelübden das vierte beſondere zu geſellen, welches ſich auf ſeine ſpecielle Verpflichtung der Armen- Kranken-, und Kinderpflege bezieht, und ihm eine Verfaſſung zum Grunde zu legen, welche bis in die geringſten Einzelheiten hinein die unwandelbare Richtſchnur für die Zukunft werde, damit Treue, Gehorſam und Demuth ſich immer von Neuem dem urſprünglichen Geiſt zu unterwerfen und anzuſchmiegen hätten.

Nicht ohne Ueberwindung entſchloß ſich Franz von Sales zu dieſer Umgeſtaltung, da er gerade in der freieren Form einen größeren Segen für den Nächſten ſah; aber allerdings auch Gefahr für die Dauer — und beſonders für die Reinerhaltung der Congregation in ſpäteren Zeiten. Er arbeitete alſo nach den Regeln des heiligen Auguſtinus eine Verfaſſung aus, welche die Liebesſonne iſt, woran der Orden der Heimſuchung Zweige, Blüten und Früchte trieb. Dieſe Liebesſonne, im Herzen des heiligen Auguſtinus aufgegangen, im Herzen des heiligen Franz von Sales wiedergeboren, durchglüht das ganze Leben der Seele dermaßen mit der Liebe Gottes, der Liebe zum Kreuz, daß es in demüthigſter Stille, in unſcheinbarſter Abgeſchiedenheit zu einer friedlichen Ertaſe der That wird; That — nicht im Sinn der Thaten, welche die allgemeine Weltgeſchichte erzählt; That — wie das verborgene Leben in Erwartung des Kreuzes eine That unſers Heilands war.

Töchter der Heimſuchung wurden auch Mütter des Ordens vom guten Hirten, den der gottſelige Pater Eudes im Jahr 1651 gründete.

Ein Breve von Papſt Paul V. beſtätigte den Orden von der Heimſuchung Maria nach der Regel des heiligen Auguſtinus, und Franz von Sales hatte die Freude, vor ſeinem Tode dreizehn Klöſter gegründet zu ſehen. Aber nach demſelben nahm der Orden erſt ſeinen Aufſchwung! Frau von Chantal überlebte ihn neunzehn

Jahr und gründete in dieſem Zeitraum noch vierundſiebenzig Klöſter — ein großartiger Erfolg, wie die Gnade Gottes ihn nur ausgezeichneter Heiligkeit verleiht.

Zwanzig Jahr hatte Franz von Sales das Oberhirtenamt der Diöceſe Genf unter den ſchwierigſten und mühſeligſten Verhältniſſen verwaltet, und durch Wort und Beiſpiel, durch Schrift und That einen Duft der paradieſiſchen Liebe um ſich verbreitet, welche die wahre Eſſenz ſeiner hohen, holden, heiligen Seele ausmachte. Könige und Bettler, Weiſe und Einfältige, Sünder und Gerechte, Gläubige und Ketzer — Keiner blieb ungerührt durch dies lebendige Mirakel der göttlichen Liebe, das in einer halb verſteinerten und halb ſittlichverkommenen Epoche aus der gottgeweihten Schaale ſeines Herzens Ströme der Barmherzigkeit und Fluten des Lichtes über Alle ausgoß, die ſich ihm nahten. Auch die Böſen blieben nicht gleichgültig: ſie haßten ihn. Sie bereiteten ihm dadurch den Triumph, ſeinem geliebten Heiland recht ähnlich zu werden; ſie erfanden ſchamloſe Verleumdungen gegen den reinſten und unſchuldigſten der Menſchen, und brauchten Gift und Dolch gegen den ſanftmüthigſten und friedfertigſten der Menſchen; und nicht an ihnen lag es, daß er nicht den Kreuzestod ſtarb. Wie viel Seelen er gerettet hat von Irrthum und Sünde, das iſt verzeichnet im Buch der Vergeltung. Den kargen, eiſigen Lehren der Häreſie trat er mit der Fülle, der Glut, der Schönheit, der Allgewalt des katholiſchen Dogma's ſo ſieghaft entgegen, daß er, ein anderer Engel mit dem Flammenſchwert, den armen Verirrten den Rückweg zum Paradieſe des Glaubens bahnte. Und die Sünder, zu denen er von dem unerſchöpflichen Gnadenquell des Blutes Jeſu ſprach, faßten Vertrauen zu der Wirkſamkeit dieſes göttlichen Blutes, das ein armes und ſchwaches, in Sünden geborenes Menſchenherz zu einem ſolchen Tempel des heiligen Geiſtes, zu einem ſolchen Ebenbild des ewigen guten Hirten verklären konnte.

Am 28. Dezember 1622 ſtarb er zu Lyon, wohin er ſich ſchon leidend und mit der Gewißheit ſeines Todes — denn er machte ſein Teſtament, bevor er Annecy verließ — begeben hatte, um die Höfe von Frankreich und Savoyen, die dort eine Zuſammenkunft hatten, im Intereſſe ſeines Biſthums zu begrüßen. Seine Heiligſprechung, auf zahlreiche Wunder und wunderähnliche Thaten begründet, erfolgte unter dem Pontificat Alexanders VII. (1665), der ein eben ſo großer Bewunderer ſeines Lebens als ſeiner Schriften war.

Die heilige Kaiſerin Helena ließ Thürme von Chalcedon bis Jeruſalem bauen, die am Tage als hohe Wegweiſer und Nachts durch ein auf ihrer Zinne entzündetes Feuer den Pilgern ununterbrochen den Pfad zum heiligen Grabe zeigten. Solche Warten für die Unſicherheit des Weges bei Tage — ſolche Leuchtthürme in nächtlicher Finſterniß ſind die Heiligen der Kirche. Von Einem zum Andern durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende wandelnd, gelangt die Seele unfehlbar zum Kreuz auf dem Kalvarienberg, von welchem ſie Alle, Alle die Berufung und Begnadigung zur Heiligkeit empfangen haben. Und wie jener Wilde, dem man das Bild eines Engels zeigte, frohlockend rief: „Er iſt meines Geſchlechts!“ — ſo darf auch die Seele, die aus ihrem Dunkel auf jenen Kranz von leuchtenden Weſen ſchaut, freudig ſagen: Ich bin ihres Geſchlechts, und ihr Erbtheil iſt mein Erbtheil! in Sünde geboren, durch Gnade erlöſt, durch Liebe geheiligt — beſitze ich, was ſie beſitzen: das Blut Jeſu und die Liebe zum Kreuz, wenn ich, wie ſie, dieſen Schatz beſitzen will.

Die heilige Kirche, geſchmäht, verkannt und mißhandelt durch den häretiſchen Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts, wie Chriſtus durch den Verrath des Judas, ſetzte all’ dieſer Bosheit und all’ dieſen Läſterungen friedlich ihre Heiligen entgegen und ſtellte ſie auf alle Punkte, die am meiſten vom Feinde bedroht waren. Gegen dieſe Helden war er ohnmächtig; darum haßte er die Einen — wie den heiligen Ignatius — der ihm die Weltherrſchaft ſtreitig machte durch die geſchärften Waffen des heiligen Geiſtes; und blickte mit kühler Nichtachtung über die Andern hinweg, welche, wie die heilige Thereſia und der heilige Carl Borromäus, im katholiſchen Glauben — und wie der heilige Vincenz von Paula und der heilige Franz von Sales in der katholiſchen Liebe den Balſam fanden, um die Wunden zu heilen, welche die glaubens- und liebeloſe Häreſie der Menſchheit ſchlug.

Spanien, Italien, Frankreich lieferten Helden für dieſen heiligen Kampf. Was that Deutſchland? — Deutſchland lag im Marasmus und hatte krankhafte Träume und krampfhafte Zuckungen; denn das Gift hatte ſein Herz paralyſirt; ſein Gehirn arbeitete allein. Der Rationalismus war das Einzige, das ihm übrig blieb, um dem Materialismus ſcheinbar entgegen zu treten — aber nur ſcheinbar, nur dem Namen nach; denn der von der ewigen unendlichen Wahrheit abgefallene Verſtand geht in der That Hand in Hand mit dem Materialismus zu einem Ziel: zum Untergang in die zerfallende Irdiſchkeit.

Und doch hatte Deutſchland eine Prüfung zu beſtehen, durch welche es hätte zur Beſinnung kommen können: den dreißigjährigen Krieg. Daß es nicht zur Beſinnung kam, daß es nicht erkannte, was Noth ſei, daß dieſe furchtbare Calamität nichts in ſeinem Schooß erzeugte als eine Vermehrung jenes Marasmus, beweiſt eben ſeine Erſchöpfung an höherem Leben. Ich weiß wol, daß man den dreißigjährigen Krieg ſtets als eine Entſchuldigung für Deutſchlands Mattherzigkeit vorſchiebt; es iſt aber keine! im Gegentheil: den dreißigjährigen Krieg gehabt zu haben und mattherzig geblieben zu ſein, iſt ein großer Vorwurf. Frankreich hatte auch ſeine religiös-politiſchen Kriege im Schooß ſeiner Nation. Die Kriege der Hugenotten, der Ligue, füllten auch dreißig Jahr und darüber aus. Aber es zerſprengte das Netz der Häreſie. Als Gegenſatz zu all' den Thaten des Fluches, der Greuel, der Läſterung, des Jammers und des Blutes — entwickelten ſich himmliſche und heilige Seelen zu einer Liebesfülle und Liebesglut der That, wie ſie zu keiner Zeit der chriſtlichen Geſellſchaft übertroffen worden iſt. War der Fluch groß, ſo mußte der Segen um ſo größer ſein. An herben Schickſalen bewährt ſich die höhere Lebenskraft der Völker wie der Individuen. Bewährt ſie ſich nicht in ihnen, ſo rührt das nicht daher, daß das Schickſal allzu herbe geweſen wäre, ſondern daher, daß es nicht in der rechten Weiſe durchkämpft oder getragen worden iſt. Wie ein verſöhnender Genius, der von allem Elend und Haß der Erde hinweg — und zur Seligkeit und zum Frieden des Himmels hinauf winkt: ſteht ein Vincenz von Paula, ein Franz von Sales auf dem blutgetränkten Boden, zwiſchen der von allen Laſtern, von allen verderblichen Leidenſchaften zerriſſenen und verzerrten Menſchheit, und ſtellt das Reich Gottes um ſich her. Dem energiſchen Frankreich fehlt es nicht an energiſcher Liebe. Solchem Beiſpiel gegenüber — was that Deutſchland? Es war müde; es legt ſich auf die andere Seite — und träumt fort. Es wird ein fürchterliches Erwachen haben, wenn es gewahrt, zu welcher Bettelhaftigkeit es herabgeſunken iſt, ſeitdem es ſich in ſeiner Lethargie der Kleinodien ſeines Glaubens berauben und die heilige Mutter Kirche an dem ſchweren Weltkreuz faſt zu Tode ſich ſchleppen ließ.

Die Wirkſamkeit der Heiligen iſt nicht auf die Spanne Zeit ihres irdiſchen Lebens beſchränkt: ſie geben den Anſtoß für Jahrhunderte. Sie ſtreuen einen Samen, der zuweilen unter der Schneedecke ungünſtiger Epochen erſtorben ſcheint, um plötzlich an dem geringſten warmen Sonnenſtral zu einem Frühlingsgarten aufzublühen. Durch die tiefe Verworfenheit und ſchauerliche Laſterhaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts zieht ſich in Frankreich der goldene Faden eines hohen religiöſen Lebens. Männer wie Fénélon, wie Boſſuet lebten von und nach den Traditionen der Heiligen und machten aus ihrem Wirken und ihren Schriften einen Heerd, auf welchem das Feuer der göttlichen Wahrheit leuchtete und wärmte, und an welchem tauſend Fackeln, Kerzen und Lampen ſich entzündeten, die wiederum ihren großen oder kleinen Licht- und Glutkreis um ſich verbreiteten.

Es iſt unglaublich, welch' eine Menge von Congregationen ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich namentlich in Frankreich gebildet haben. Mehr oder minder iſt die Geſellſchaft Jeſu das Vorbild Aller.

Jedes materielle, ſittliche und intellectuelle Bedürfniß iſt durch ſie berückſichtigt, findet bei ihnen Linderung, wenn nicht vollſtändige Abhülfe. Der geiſtliche Stand, durch die Jeſuiten und durch Vincenz von Paula's Bemühungen und Anſtalten von der Verweltlichung gereinigt, in Seminarien erzogen, durch Conferenzen gebildet, gab das Beiſpiel der Opferwilligkeit und der Nächſtenliebe, und die Laien folgten ihm mit Freuden. Um in einen ganz unmittelbaren Zuſammenhang und in eine directe Berührung mit allen Claſſen der Geſellſchaft zu treten, wurde bei den Neubildungen größtentheils das eigentliche alte Ordensleben aufgegeben und die weniger ſtrenge Form der Congregation gewählt. Clauſur, Chordienſt, feierliche Gelübde fielen weg, da wenigſtens die erſteren durch Kranken- und Armenpflege, Schulunterricht und Kindererziehung unmöglich gemacht wurden. Gewöhnlich genügten die einfachen Gelübde; zuweilen wurden nicht einmal dieſe abgelegt. Die apoſtoliſche Miſſion unter den Heiden wie unter den irr- und ungläubigen Chriſten und die Bildung der Jugend aller Stände — war der Hauptzweck der religiöſen Congregationen von Männern, während die der Frauen den Hospitaldienſt und die Erziehung ihres Geſchlechtes übernahmen. An den Congregationen von Frauen betheiligten ſich faſt immer die der höheren Stände am lebhafteſten — ein günſtiges Zeichen, daß die Ueppigkeit und Verweichlichung des Luxus und

Wolbehagens nicht alle Glieder der vornehmen Kreiſe mit ihrem kalten Brand angefreſſen hatten. Franziska von Chantal war nicht umſonſt unter ihnen aufgeſtanden.

Ein überſichtliches Verzeichniß der Hauptgenoſſenſchaften von Frauen, welche ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert in Frankreich entſtanden ſind und über dreitauſend Niederlaſſungen haben, iſt freilich trocken und langweilig, wenn man es nur als eine Liſte von Namen und Jahreszahlen betrachtet; aber ſehr rührend, wenn man erwägt, daß all' dieſe Genoſſenſchaften Blüten der Kreuzesliebe, Perlen des Blutes Jeſu ſind; aber ſehr troſtreich, wenn man bedenkt, was Frankreich wol wäre ohne ſie; aber ſehr zur Nachahmung auffodernd, wenn Deutſchland ſeine bittre Armuth an ſolchen Anſtalten der Liebe betrachtet, die bittre Noth, in welcher dadurch die Seelen von Vornehm und Gering, von Reich und Arm ſchmachten und das bittre Leid, das hereinbrechen muß, wenn es fortfährt, in dieſer liebeleeren Atmoſphäre zu vegetiren und keine andere Lectionen mit Andacht und Bewunderung von Frankreich anzunehmen, als die, welche le petit Courrier des Dames den Frauen — und ein windſchiefes, zerbröckelndes, unhaltbares Zweikammerſyſtem den Männern giebt.

1607. Die Töchter Unſerer Lieben Frau, durch die verwittwete Marquiſe von Montferrant in Bordeaux geſtiftet, war eine der erſten Congregationen, welche ſich der Erziehung junger Mädchen widmete, und füllte dadurch ein ſolches Bedürfniß aus, daß ſie ſich mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Frankreich verbreitete.

1624. **Die Hoſpitaliterinnen Unſerer Lieben Frau von der Zuflucht** gründete Eliſabeth von Ranfain zu Nancy, um ſchutzloſe Mädchen zu bewahren und gefallne zu beſſern; — und **die Hoſpitaliterinnen von der Liebe Unſerer Lieben Frau** in derſelben Zeit und zu demſelben Zweck, aber mit ſtrengen Satzungen nach dem dritten Orden des heiligen Franziscus — das arme Bauermädchen Simonne Gaugain.

1625. **Die Töchter des heiligen Kreuzes.** Margaretha von Garibal, die Frau eines Parlamentsrathes in Toulouſe, nahm den Schleier der Dominikanerinnen, als ihr Gemahl Karthäuſer geworden war und ſtiftete in Paris dieſe Congregation, um Freiſchulen zu halten und um Lehrerinnen heranzubilden. Sie theilten ſich in zwei Verzweigungen, von denen die eine die Gelübde ablegte und die andere nicht. Sie verbreiteten ſich bis nach Canada und durch- und überlebten in äußerſter Armuth und kluger Stille die Schreckenstage der Revolution immer treu ihrem frommen Beruf.

1630. **Die Hoſpitaliterinnen von der Barmherzigkeit Jeſu** lebten nach der Regel des heiligen Auguſtin und wirkten hauptſächlich in der Bretagne als Krankenpflegerinnen in den Spitälern.

1630. Die Töchter der Vorſehung. Unter den Jüngerinnen des heiligen Vincenz von Paula nimmt Frau Maria von Pollalion eine Ehrenſtelle ein. Schon als kleines Kind übte ſie große Liebeswerke, theilte Geld, Kleidung und Speiſe mit den Armen, nahm bei acht Jahren ein armes mit Geſchwüren bedecktes kleines Mädchen von der Straße weg und pflegte es ganz allein bis zu deſſen Tode. Ihre Sehnſucht ging nach dem Kloſter; der Wunſch ihrer Eltern vermälte ſie mit Franz von Pollalion, der eine Stelle am Hof Ludwigs XIII. bekleidete. Schon damals erbaute ſie ihren Mann, ihr Haus und den Hof durch ihre Frömmigkeit. Nachdem ſie früh Wittwe geworden, trat ſie in den dritten Orden des heiligen Dominicus und trug deſſen Kleid unter ihrer weltlichen Hofkleidung, da ſie Ehrendame der Herzogin von Orleans war. Doch bald zog ſie ſich von der Welt zurück, um ungetheilt für Werke der Barmherzigkeit zu leben, unter denen das ſchwerſte von allen ihrem Herzen das liebſte war: die Bekehrung der Gefallenen. Um ihnen ein Aſyl zu öffnen, trat ſie in Verbindung mit dem großen Armenvater Vincenz von Paula, der ihr gern mit Rath und Anleitung half. Nur fehlten die Geldmittel! Ihr Hausgeräth, Wagen und Pferde waren längſt für die Armen verkauft, der größte Theil ihres Vermögens verſchenkt, ein Paar kleine Beſitzungen für fromme Zwecke verpfändet. Aber ſie vertraute auf Gott, zu deſſen Verherrlichung ſie dies Werk unternahm, da er durch nichts ſo verherrlicht wird, als durch gerettete Seelen, die ſich im Blut Jeſu von ihren Sünden rein waſchen; — und die Mittel fanden ſich durch die Großmuth ihres Schwiegerſohnes. Nach und nach traten Genoſſinnen ihres frommen Werkes zu ihr, als die Zahl der Reuigen ſich mehrte; unter jenen reiche und vornehme Mädchen, wie Anna de Croze und Renata, eine Tochter des ſtolzen Hauſes Grammont — die nun eine demüthige Tochter der Vorſehung für die Elendeſten aller Elenden wurde.

1638. **Hoſpitaliterinnen des heiligen Joſeph.** Frau von l'Etang rief ſie in's Leben zur Erziehung und Verſorgung von verwaisten Mädchen.

1650. **Schweſtern des heiligen Joſeph.** — Der Biſchof von Le Puy, Heinrich von Maupas, gab ihnen Regeln, Ordenskleid und Namen und den größtmöglichen Wirkungskreis der chriſtlichen Barmherzigkeit, indem er ihrer Beſorgung Hoſpitäler und Rettungsanſtalten, Schulen, Bereitung und Vertheilung von Arzeneien, Krankenbeſuch, in der Stadt wie auf dem Land, anvertraute.

1651. **Congregation Unſerer Lieben Frau von der chriſtlichen Liebe oder vom heiligen Michael.** — Ein großer Geiſtesmann und frommer Prieſter, der Pater Eudes, ein Oratorianer, verließ dieſen Orden, um einen Verein von Miſſionsprieſtern im Geiſt des heiligen Vincenz von Paula zu ſtiften, und die Eudiſten wetteiferten mit den Lazariſten in dieſem apoſtoliſchen Beruf. Je größer die Liebe, deſto größer das Leid um Verlorene; und ſo rief er zu Caen jene Genoſſenſchaft hervor, welche ſich der Heilung laſterhafter Seelen widmen ſollte. Margaretha Patin, Ordensfrau von der Heimſuchung, übernahm die Leitung des Hauſes, dem ſie faſt zwanzig Jahre durch die Heranbildung der Schweſtern zu dem Geiſt ihres Standes die größten Dienſte leiſtete. Die Niederlaſſung in Paris beſteht unter dem Namen der Damen vom heiligen Michael und umfaßt drei verſchiedene Klaſſen, die gebeſſert werden ſollen: ſolche Perſonen, die auf Befehl der Polizei und Gerichte und auf das Begehren der Familien aufgenommen werden; ſolche, die freiwillig ſich melden; und Mädchen unter fünfzehn Jahren, bei denen Verbeſſerung der Sitten nöthig geworden iſt.

1661. Die Miramionen. Maria von Miramion, Wittwe bei ſechszehn Jahren, aufgewachſen in allen Freuden und Genüſſen der großen Welt, entſagte dieſer Scheinherrlichkeit für die wahre Herrlichkeit im Dienſt des Kreuzes und machte aus ihrem Leben eine lange Kette von bewundernswerthen Handlungen der Liebe, der Mildthätigkeit, des Erbarmens mit jedem Elend. Anfangs gehörte ſie der Congregation der barmherzigen Schweſtern an; ſpäter trat ſie aus, um einen größeren Wirkungskreis zu haben. Sie errichtete eine Erziehungsanſtalt für vierundzwanzig Waiſenmädchen, ſpendete während der Hungersnoth in Paris täglich zweitauſend Portionen Suppe an Arme und widmete ſich nebenbei der Krankenpflege im Hotel-Dieu, wo ſie mit heroiſcher Ueberwindung all' ihrer Gewohnheiten Wunden verbinden, Pflaſter und Salben bereiten und anwenden, überhaupt Alles erlernte, was der verweichlichten Natur Widerwillen einflößt. Als die Laſt langer drückender Kriege, die Verwirrungen der Fronde und die ſchlaffe Regentſchaft während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. moraliſches und materielles Elend zu einer furchtbaren Höhe geſteigert hatten, wendete Frau von Miramion ihre Barmherzigkeit den traurigſten Opfern des Laſters zu und gründete, abermals auf ihre Koſten, ein Haus der Zuflucht für dieſe Unglücklichen, welches bald die größte Theilnahme und Unterſtützung fand. Nachdem ihre einzige Tochter verheirathet worden war, zog ſie ſich mit gleichgeſinnten, gebildeten Frauen in ein eigenes Haus zurück, wo ſie gemeinſchaftlich, aber ohne Gelübde lebten, ſich nur verpflichteten, die Satzungen der Genoſſenſchaft treu zu beobachten, ſolange ſie derſelben angehören würden, und mit raſtloſem Eifer an der Pflege der Kranken, der Verſorgung der Armen, der Beſſerung der Gefallnen und der Gründung und Abhaltung unentgeltlicher Landſchulen arbeiteten. Ueber hundert verſchiedene Schulen errichtete Frau von Miramion. Sie ſtarb 1696, nachdem ſie durch die Ehrfurcht, welche ihr Name einflößte, und durch ihr Vermögen für die Fortdauer der Congregation geſorgt hatte. Dieſe wußte keinen edleren Namen ſich zu geben, als den der Stifterin. Den Miramionen wurde im Jahr 1789 eine hohe Ehre, wie ſie nur den Kindern des Kreuzes wird, zu Theil. 1789! das ſind nicht Marats und Robespierres bluttriefende Tage! das iſt nicht die Herrſchaft der Guillotine und der Noyaden! o nein! 1789 — da blüht die Philoſophie, da wird der Traum der Freiheit und die Fabel der Menſchenrechte verkündet! da wird Lafayette verehrt und Mirabeau bewundert! freilich grinzen wie höhniſche Teufelsfratzen die Erſtürmung der Baſtille und die Oktobernacht von Verſailles — d. h. Empörung und Mord — als der wahre Kern des lügenhaften Wortkrams in die Brüderlichkeitswelt hinein; aber dennoch wollen manche Augen einen andern Nimbus um 1789 ſehen, als den, welcher ſich aus den Moderdünſten einer verfaulten, weil gottloſen geſellſchaftlichen Ordnung entwickelt hat. Nun! in dieſem Jahr der Thronbeſteigung der Philoſophie war es nicht anders zu erwarten, als daß die Religion und ihre holdſelige Tochter, die chriſtliche Barmherzigkeit, mit Füßen getreten wurden — denn zweien Herrn kann man nicht dienen! Die Miramionen wurden gewaltthätig aus dem Aſyl verjagt, wo ſie ſeit mehr als hundert Jahren ſo ſegensreich und anſpruchlos gewirkt hatten, und um ihnen die Luſt zu nehmen, es je wieder zu betreten, wurden ſie ausgepeitſcht. Die Armen, zu deren Müttern und Mägden die Liebe des Kreuzes ſie gemacht, übernahmen im Tollrauſch entfeſſelter Zügelloſigkeit ſelbſt dieſe philoſophiſche Verrichtung. Aber nur die irdiſche Ehre ſtirbt unter dem Peitſchenhieb; denn ſonſt müßten die großen Apoſtel Ehrloſe geweſen ſein. So dachten auch die Miramionen. Als die Wuth der Revolution nachließ, fanden ſie ſich wieder zuſammen und fuhren fort, mit dem Balſam des Glaubens und der Liebe die Wunden zu verbinden, welche der Unglaube und die Philoſophie nicht zu lindern vermogt hatten.

1666. **Congregation der Damen vom heiligen Maurus.** Pater Barré vom Orden der Minimen ſtiftete ſie für den Unterricht und die Erziehung unbemittelter Mädchen und die Freigebigkeit der Frau von Mailleſer rief in Rouen das erſte Haus in's Leben. Mit zwölf Damen vom heil. Maurus gründete Frau von Maintenon das königliche Erziehungshaus von St. Cyr, das für 200 adlige Fräulein beſtimmt war. Die Damen binden ſich nur durch einfache Verſprechen, müſſen ſich aber einem zweijährigen Noviziat unterwerfen.

1688. **Die Frauen vom guten Hirten.** Eine Convertitin gründete ſie, Maria von Cys, verwittwete von Combé, im proteſtantiſchen Holland zu Leyden geboren. Alle Convertiten ſtehen, was die Freudigkeit des Glaubens betrifft, gewiſſermaßen auf dem Standpunkt der erſten Chriſten: ſie wiſſen und fühlen ſich als erlöſte Seelen. Die Sehnſucht nach und das Bewußtſein von Erlöſung hat ſie eben zu Convertiten gemacht. Da ſie mit voller Erkenntniß, bei voller Reife des Verſtandes und des Urtheils dies Gnadengeſchenk empfangen haben, da ſie ihren gegenwärtigen Reichthum an himmliſchen Gütern mit ihrer früheren Armuth — ihre gegenwärtige Sicherheit im Hauſe der Kirche mit ihrer früheren Heimatloſigkeit vergleichen können: ſo iſt Dankbarkeit gegen den göttlichen Spender ſo großer Gaben nicht zu trennen von deren richtiger Würdigung. Und wie können ſie ihm anders danken, als indem ſie aus Liebe zu ihm das lieben, was er über Alles geliebt hat: die Seelen. Und was heißt das: die Seelen lieben, wie Er ſie geliebt hat? — ſie gewinnen für das Reich Gottes. Das iſt überhaupt die Wonne jedes Katholiken, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat; aber beſonders des Convertiten, weil ihm die Mühe lebhaft vor Augen ſteht, welche Chriſtus, der gute Hirt, gehabt hat, um ihn aus der Irre zu retten und zu ſeiner Heerde zu führen; weil er aus dieſer Mühe, die bis zum bittern Leiden und Sterben ging, erkennt, wie köſtlich eine Seele in den Augen Gottes iſt; und weil er im glühenden Dank für ſolch Uebermaß der Liebe den Erretter, den Heiland von dem ganzen Weltkreis verherrlicht ſehen mögte. Und nichts iſt eine größere Verherrlichung Gottes, als eine gerettete Seele, nicht nur weil es eine Theilnahme an dem Werk iſt, weshalb Er Menſch geworden: ſondern auch, weil ihr Dank, ihr Jubel ihn preiſt durch die ganze Ewigkeit.

Maria von Combé, Wittwe, im fremden Lande, wegen ihres Eintritts in die Kirche von ihrer Familie verlaſſen, ohne Vermögen und Unterſtützung — fühlte ſich reich, ſicher und beſchützt als ein Schäflein des guten Hirten und unternahm mit Nichts, als mit ihrer Liebe zu Ihm, das große und ſchwere Werk, die allerverirrteſten Seelen, die ihr Leben ändern wollten, zu Seiner Ehre aus dem Abgrund der Sünde empor zu ziehen. Die übernatürliche Demuth und die erhabene Reinheit, die allein an ein ſolches Unternehmen ſich wagen können, verſchafften ihr die Theilnahme frommer Seelen und ſpäter ein Haus für ihre Anſtalt von Ludwig XIV. Sie ſtarb bald darauf bei ſechsunddreißig Jahren. Die Frauen vom guten Hirten haben in unſern Tagen einen neuen großen Aufſchwung genommen.

1702. Der dritte Orden der Karmeliteſſen. Das Bedürfniß, den verflachenden und ermattenden Einflüſſen der Welt diejenigen Seelen zu entziehen, welche durch ihre Verhältniſſe an ſie gebunden ſind — und deren weltlichen Wirkungskreis mit einem Kreiſe von frommen Werken und Uebungen nach beſtimmten Regeln, nicht von der Laune und dem Wolgefallen abhängig, zu unterbauen: rief dieſe Genoſſenſchaft in der Normandie hervor. Die Schweſtern kleiden ſich Jede nach ihrem Stande, aber in das Ordenshabit unter der weltlichen Tracht, die ihnen von möglichſter Einfachheit anempfohlen wird. Diejenigen unter ihnen, welche mehr Zurückgezogenheit von der Welt, oder ein demüthig thätigeres Leben wünſchen, vereinigen ſich zur Gemeinſamkeit in einem ihrer Häuſer, um die Jugend zu unterrichten und Schulmeiſterinnen heran zu bilden. Dieſe Lehrerinnen werden von ihren Obern in Landpfarreien, auf den Wunſch der Pfarrer, entſendet und geben dahin ohne Gehalt, ohne Verſorgung irgend einer Art — im Vertrauen auf Gott. Den maßloſen, dünkelvollen Anſprüchen des modernen weltlichen Lehrerſtandes gegenüber, wo mancher Dorfſchulmeiſter ſich einbildet, er müſſe vermöge ſeiner hohen Weisheit nicht die Schule, ſondern den Staat regieren und ſein Lehrſyſtem nicht von ſeinen Schülern, ſondern von der Menſchheit durchführen laſſen — wie herzerquickend ſind da dieſe demüthigen Congregationen von Männern und Frauen, die es ſich zur Aufgabe geſtellt haben, in dem jungen heranwachſenden Geſchlecht Kinder Gottes zu ſehen und ſie aus Liebe zu Gott zu unterrichten, zu bilden, zu erziehen; dabei allen Entſagungen des Ordenslebens ſich zu unterwerfen und auf die Vorzüge des Ordenslebens, auf Gemeinſchaft mit ihren gleichgeſinnten Genoſſen in Abgeſchiedenheit von der Welt, Verzicht zu leiſten; demüthige Helden und Heldinnen des Kreuzes, die ſich in der unſcheinbarſten Weiſe, im Staube der großen Landſtraße und des Alltaglebens, kreuzigen laſſen.

1716. Die Töchter der Weisheit. Der fromme Prieſter Guignion errichtete in der Vendée, ſeiner Heimat, zwei Congregationen, die das Gute fortſetzen ſollten, wofür er ohne Unterlaß lebte und wirkte: die eine von Miſſionspprieſtern zu Verbreitung der chriſtlichen Religionswahrheiten, die andere von Frauen zur Abhülfe aller menſchlichen Noth. Die Töchter der Weisheit überdauerten die Revolutionsſtürme und ſind jetzt in mehr als hundert Anſtalten der Barmherzigkeit durch ganz Frankreich vertheilt.

1720. Die Töchter des guten Heilands. Anna Leroy, ein junges, reiches, frommes Mädchen in Caen, verband ſich mit vier andern jungen Mädchen aus geachteten Familien zu den mühſeligſten und anſtrengendſten Liebeswerken: zur Pflege der Irren in ihren verſchiedenen Krankheitsſtufen, zur Bildung der Taubſtummen und zur Behandlung böſer Wunden.

1762. Schweſtern der Vorſehung. Machte der Unglaube im achtzehnten Jahrhundert Propaganda, ſo war auch der Glaube nicht müßig. Moye, ein junger Geiſtlicher in Metz, ſchickte fromme Mädchen auf die umliegenden Dörfer, um die Kinder zu unterrichten, die dort wild aufwuchſen; — und nach zehn Jahren hatte dieſe kleine Congregation nicht nur bereits ihr eigenes Haus und Noviziat — ſondern ſie ſchickte aus ihrer

Mitte Schweſtern nach China, wohin Moye inzwiſchen eine Miſſion unternommen hatte, um auch dort bei den Neubekehrten ihrem Beruf nachzugehen.

1795. Die Schweſtern von der Opferung. Während der Greuel der Revolution, als alle Verfolgungen, Mißhandlungen und Unbilden auf Denen laſteten, die nicht in den geiſtigen und moraliſchen Wahnſinn der Zeit verfielen, wagte es eine fromme Seele, Maria Rivier, in einer bergigen und unzugänglichen Gegend des Languedoc eine kleine Genoſſenſchaft zu bilden, die ohne Gelübde, nur vom Geiſt des Opfers beſeelt, verwahrloſten Kindern, Waiſen und Kranken eine unermüdliche Sorgfalt zuwendete, welche ihr den Segen des Himmels erwarb; denn Niemand ſprach für ſie eine andere Hülfe und Unterſtützung als die der Vorſehung an, und nie hörten die Liebesgaben und die Theilnahme der Gläubigen auf.

1805. Die Urſulinerinnen von Chavagnes in der Vendée;

1806. Die Schweſtern des heiligen Andreas vom Kreuz in der Diöceſe Poitiers;

1807. Die Schweſtern der heiligen Chriſtina in der Diöceſe Metz;

1820. Die Schweſtern der Vorſehung in der Diöceſe Mans, halten ſämmtlich theils unentgeltliche Schulen, theils Penſionate für unbemittelte Mädchen, pflegen Kranke in den Spitälern und in deren Wohnungen, vertheilen Almoſen und Arzeneien, und gehen armen und verkommenen Familien mit Rath und That zur Hand.

1821. *Damen von Loretto.* Sie traten in Bordeaux zuſammen, um ein Aſyl für junge Mädchen zu bilden, welche fremd oder vom Lande in eine große Stadt kommen, um einen Dienſt zu ſuchen, und oft in die traurigſte und gefährlichſte Lage gerathen. Die Congregation verbreitete ſich nach Amerika und Irland.

Die berühmte und glänzende Congregation der *Damen vom heiligen Herzen Jeſu*, welche der Erziehung der höheren Stände ſich widmet, iſt auch eine Blüte der neueſten Zeit; und ſollten alle minder bedeutende Congregationen angeführt werden, ſo ließen ſie ſich dutzendweiſe aufzählen. Aber dieſe genügen, um zu zeigen, was Frankreich gethan und Deutſchland nicht gethan hat, d. h. was ihm zu thun übrig bleibt; und zwar doppelt zu thun — denn den weiblichen Genoſſenſchaften ſtehen in Frankreich auch männliche gegenüber, wenn nicht in ſo vielen Zweigen, dann um ſo zahlreicher in einigen großen, umfaſſenden Congregationen.

Der Ueberblick des Reichthums dort — der Armuth hier während des ganzen ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erfüllt das Herz mit Bangigkeit und Schmerz, denn jedes Kind der Kirche hat damit eine ſchwere Schuld von ſeinen Vorfahren geerbt, an deſſen Abtragung es arbeiten muß, ſo weit ſeine Kräfte nur irgend reichen. Deutſchland muß doch endlich einmal aufhören, mit ſeinem „Gemüth" zu prahlen und kein

Herz zu haben. Das deutſche Gemüth, das tiefe Gemüth, das innige Gemüth — wie wird das geprieſen! und wie freut man ſich, daß das Wort „Gemüth" ein unüberſetzbares, ein eigenthümlich deutſches ſei, welches kein anderes Volk beſitze! Ja, was hat denn Deutſchland davon, daß es das Wort „Gemüth" beſitzt? Mehr Herz wär' ihm zu wünſchen! Herz — iſt Kraft und That; Gemüth — Empfindung und Betrachtung. Das Herz handelt; das Gemüth ſinnt. Das Herz will; das Gemüth träumt. Das Herz erfaßt das Opfer; und das hat das Gemüth noch nie vermogt! es bewegt ſich fort und fort in der untergeordneten Region, wo zwiſchen ihm und den großen Sonnen des Glaubens und der Liebe eine Wolkenſchicht ſchwebt.

Ein Verſuch wurde im achtzehnten Jahrhundert gemacht, um eine Blume des Kreuzes nach Deutſchland zu verſetzen. Wenn man hört, wer ihn machte, ſo weiß man auch ſchon, daß er keinen Segen haben konnte. Kaiſer Joſeph II. hatte in Nancy das Hoſpital beſucht, dem die Congregation der barmherzigen Schweſtern vom heiligen Carl Borromäus vorſtand, und Krankenpflege wie Haushaltung ſo außerordentlich gefunden, daß er meinte, ſie könne in die Maſchinerie ſeines Staates hineinpaſſen. Er ließ einige Schweſtern nach Wien kommen. Sie kamen mit ihrer Liebe, ihrer Ausdauer, ihrer Opferwilligkeit, ihren großen Traditionen von unbegrenzter Hingebung. Umſonſt. Nach wenig Jahren ging ihre Anſtalt ein — ein merkwürdiges Ereigniß, vielleicht das einzige Beiſpiel der Art in der Geſchichte ihres Ordens! Von einem Kaiſer in ſeiner großen, glänzenden, reichen Reſidenz eingeführt, konnten ſie ſich nicht halten, ſie — die in jedem Dorf, in jedem Landſtädtchen ſich anzuſiedeln wiſſen: ſo tödtend war der Geiſt jener Tage und Zuſtände für jede ächte Lebensäußerung auf dem kirchlich-religiöſen Gebiet. Kaiſer Joſephs Staatsmaſchine wälzte ſich mit ihrem vernichtenden Räderwerk über den Organismus der Kirche und all' deren Anſtalten ſind zu genau in einen organiſchen Zuſammenhang gefügt, ſtehen zu innig in einem gemeinſamen Lebensverband, ſind zu ſehr von einem Geiſt genährt und beſeelt — als daß man im Ganzen dieſen Organismus zerſtören, dieſen Geiſt erſticken, aber im Einzelnen ihn lebendig erhalten könnte. Davon wußte Kaiſer Joſeph aber nichts. Die Manie des Syſtems dörrte ſein Gehirn aus; darum vernichtete er nur, ohne Neues bilden, geſchweige ſchaffen zu können. Als ein Philoſoph des Materialismus konnte er an keine Art von Leben glauben; wie hätte er das der Kirche begreifen ſollen! Seine Gewaltthaten gegen ſie, ſeine knabenhafte Inſolenz gegen Papſt Pius VI., ſeine ſchreiend willkürlichen Maßregeln ihren Rechten, ihrer Ordnung gegenüber beweiſen, daß er in ihr nichts erblickte, als eine Maſchinerie, die ihm mit der ſeinen unverträglich erſchien und die er demnach zu ruiniren hatte.

In Blut und Jammer ging das glaubensloſe Jahrhundert zu Grabe. Was fromm und ſtark war, hielt ſich innerlich geſammelt, um nicht nutzlos die Kräfte zu vergeuden. Mit dem Beginn des neunzehnten fing Etwas an, ſich zu regen; und wieder iſt es ein Zeichen, daß ein großer Liebhaber des Kreuzes, ein ſtandhafter Bekenner des Glaubens, ein moderner Märtyrer — Clemens Auguſt Droſte-Viſchering, ſpäter Erzbiſchof von Cöln — es war, der in neuer Zeit die erſte ſelbſtſtändige Congregation der chriſtlichen Barmherzigkeit in Deutſchland hervorrief. Im Jahr 1808 errichtete er in Münſter eine eigene Genoſſenſchaft von barmherzigen Schweſtern, für die er eigene Statuten verfaßte. Er ſelbſt leitete dieſe Anſtalt, deren Niederlaſſungen ſich den Satzungen gemäß nicht über die Grenzen Weſtphalens ausdehnen ſollen, bis zu ſeiner Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl in Cöln (1835).

Und eine zweite ſelbſtſtändige deutſche Congregation gründete im Jahr 1834 der gottſelige Weihbiſchof von Regensburg, Michael Wittmann: das ſegensreiche und zweckmäßige Inſtitut der armen Schulſchweſtern, die zu München ihr Mutterhaus haben.

Trier hatte von allen deutſchen Städten zuerſt das Glück, einen Abſenker der barmherzigen Schweſtern aus Frankreich zu ſich zu verpflanzen. Im Jahre 1811 wurde das dortige Krankenhaus der Congregation des heiligen Carl Borromäus übergeben und 1825 folgte Coblenz mit ſeinem Bürgerhoſpital dem guten Beiſpiel. Seitdem mehrten ſich ihre Niederlaſſungen, ſowol der Borromäerinnen als der Vincentinerinnen in erfreulicher, wenn auch nicht genügender Weiſe. Je klaffender und brennender die Bruſt- und Hauptwunden der Zeit, die Glaubensloſigkeit und das Proletariat werden — je mehr die Zerſplitterung des Grundbeſitzes und die Gier nach materiellem Genuß des Daſeins zunehmen — je ſchwankender der gottentfremdete Menſch in ſeinen himmliſchen und irdiſchen Verhältniſſen ſich fühlt: um deſto höher ſteigt die Entſittlichung und die leibliche Noth; um deſto lauter wird der Angſtruf der Kirche: Rettet, rettet was verloren geht!

Wol dem, der den Ruf hört und befolgt.

Sind wir am Ende der Pilgerfahrt? iſt der Weg von Chalcedon nach Jeruſalem zurückgelegt? Der Einzelne beantworte für ſich ſelbſt dieſe Frage; — für die Menſchheit heißt die Antwort: Nein. Aber die Wartthürme der Kaiſerin Helena, die leuchtenden Wegweiſer, die Heiligen — ſind ſie verſchwunden? iſt das himmliſche Geſchlecht ausgeſtorben? werfen ſie nicht mehr ihre Stralen über den dunkeln unſichern Pfad?

O Kreuz! o Blut des menſchgewordenen Gottes! o ewiges Opfer der ewigen Liebe für das ewige Leben der Menſchheit! — ſteht Ihr weniger in Kraft als vor achtzehn Jahrhunderten? Was ſind achtzehn Jahrhunderte mit ihren Evolutionen und Revolutionen gegen das Myſterium der Ewigkeit: gegen den lebenbringenden Tod eines Gottes? Wie vermögten einige Generationen von Heiligen, und wären ſie zahllos gleich den Sternen, die unerſchaffene Kraft zu erſchöpfen? Erſchöpfen ſich die großen Naturkräfte, in denen ſich das: „Es werde!“ des Schöpfers unendlich fortpflanzt? der Frühling mit ſeinen Blüten? oder die geheimnißvoll ſteigende und ſinkende Flut des Nils? Der Segen der Ernte für die ganze Erde iſt an den Frühling — die materielle Exiſtenz eines Volkes an die Bewegung des egyptiſchen Stromes gebunden; drum haben die Jahrtauſende ſeit der Schöpfung nicht die Keime, Triebe und Blüten des einen, und nicht die ſchwellenden Fluten des andern erſchöpft. Und ihre Wirkſamkeit betrifft doch nur die materielle Welt. Wie ſollte ſich für eine höhere Welt göttliche Kraft im Lauf der Zeit minder wirkſam und gleichſam abgenutzt erweiſen können! — Aber vielleicht wird ſie verſchmäht; vielleicht verrinnt das heilige Blut und wird nur von Engeln aufgefangen! — — O meine Seele, merke dir Eines: blicke auf das, was das heilige Blut gewirkt hat und nicht dahin, wo du mit deinem ſtumpfen Blick ſeine Wirkſamkeit nicht zu erſpähen vermagſt. In die Werkſtätten Gottes, die Seelen, kannſt du nicht ſchauen und die Saat, welche für die Zukunft vom heiligen Geiſt in ihnen ausgeſtreut und von ihm gepflegt wird, kannſt du nicht ermeſſen. Bete an das heilige Blut und ſorge, daß es für dich nicht unbenutzt verrinne. Im Uebrigen ſei ganz ruhig! Die Kirche braucht Heilige: die Kirche wird Heilige haben.

Im Frühling 1839 war ich in Rom. Glänzende Feſte bereiteten ſich vor, denn Ende Mai ſollten Heiligſprechungen erfolgen. Ich gedachte ihnen beizuwohnen; aber es kam nicht dazu, ich ging früher fort, denn mehr als auf irgend einer Stätte der Welt, die mein Fuß je betreten, laſtete in Rom eine unüberwindliche Melancholie auf mir. Jedes Wort, das ich im „Jenſeits der Berge“ aus und über Rom ſchrieb, bezeugt es. Dreimal war ich dort und dreimal wiederholte ſich dieſer überwältigende Eindruck. Und woher rührte er? — Damals wußte ich es nicht; jetzt weiß ich es: meine Seele ſchmachtete nach Erlöſung! meine Seele verging an dem heimlichen und unerkannten Schmerz, keine Chriſtin zu ſein! ſie war traurig wie die ganze melancholiſche Marmorwelt im Vatican, die von Göttern träumt und von Gott nichts weiß, traurig wie jedes Geſchöpf, das nicht im Licht der Offenbarung, im Glauben der Kirche Chriſti wandelt; — und darum in Rom ſo beſonders traurig, weil jeder Stein von den Wundern und der Seligkeit dieſes Glaubens erzählt. Sie war durch nichts zu befriedigen als durch die ewige Wahrheit; und da die Gnade noch nicht ihr Auge für dieſelbe erſchloſſen hatte, ſo wendete ſie ſich ſchwermüthig und gleichgültig grade von den Bildern ab, welche ihre Schönheit und ihre Weihe nur durch die ewige Wahrheit empfangen. Aus ſtupider Neugier ſah ſie nach nichts!

Ja, ich verließ Rom vor jenen Feſten; denn die Heiligen — was gingen ſie damals mich an und was ging ich ſie an? „Das iſt mein Schmerz — ſchrieb ich in jener Zeit meinem Bruder — daß ich gar keine andre als gemalte Heilige kenne.“ Von der ganzen triumphirenden Kirche wußte ich nichts! Und ein Licht und eine Zierde dieſer Kirche, Alfons von Liguori, der ſchon mehr als zwanzig Jahr vorher beatificirt worden war, wurde damals canoniſirt.

Er war der Franz von Sales des achtzehnten Jahrhunderts, lieblich, ſeeleneifrig, gottinnig in Leben und Werken und Schriften. Zu Neapel im Jahr 1696 in einer adligen Familie geboren und von einer frommen Mutter fromm erzogen, machte er mit ſo großem Erfolg klaſſiſche Studien, wie auch die des bürgerlichen und canoniſchen Rechtes, daß er bei ſiebzehn Jahren den Doctorhut erhielt und ſich dem Advokatenſtand widmete. Er hätte einen glänzenden Weg zu Aemtern und Ehren in der Welt verfolgen können; aber dieſe Laufbahn entſprach nicht ſeinem innern Beruf. Ein Mißgriff, den er in einer Rechtsſache machte, die er ganz richtig behandelt zu haben glaubte, und der den Verluſt des Prozeſſes nach ſich zog, beunruhigte ihn ſehr und gab ihm die äußere Veranlaſſung, um ſich einer andern Laufbahn zu weihen. Die inneren Gründe zu einem ſolchen Schritt ſind natürlich die eigentlich beſtimmenden; aber zuweilen iſt ein Anlaß von Außen nothwendig, um den Menſchen zum Bewußtſein über ſeine wahren Bedürfniſſe zu bringen. Was ſeine Seele begehrte, war der geiſtliche Stand. Doch nicht mit Uebereilung warf er ſich in ihn hinein! er ſtellte lange Prüfungen mit ſich ſelbſt darüber an; er betete oft in der Einſamkeit, wie der heilige Apoſtel Paulus: „Herr, was willſt Du, daß ich thun ſoll?“ Er hatte die größte Mühe, Einwände und Hinderniſſe von Seiten ſeiner Familie und ſeiner Freunde zu beſeitigen. Das Alles machte ſeinen Entſchluß immer feſter und klarer. Bei achtundzwanzig Jahren empfing er die Tonſur und zog ſich aus einer Welt zurück, die ſich mit den glänzendſten Ausſichten vor ihm aufgethan hatte. Er ſtellte ſich unter die Führung frommer Prieſter, die dem Landvolk Miſſionen hielten und junge Geiſtliche zu dieſem Beruf heran bildeten. Hier erkannte Alfons von Liguori, daß gerade dies der ſeine ſei. Er blieb bei den Miſſionären auch nachdem er die Prieſterweihe empfangen hatte, zeichnete ſich aber durch ſeine große Geſchicklichkeit in Behandlung der Seelen mit Eifer und Liebe ſo aus, daß der Erzbiſchof von Neapel ihn zu ſich berief, um mit ſeiner Geiſtlichkeit Exercitien zu halten.

Er entzückte die neapolitaniſche Welt durch ſeine Predigten. Wieder ward er mit Lob und Bewunderung überhäuft und wieder zog er ſich vor der allzu irdiſchen Ehre zurück und begab ſich nach Amalfi zu den Fiſchern und den armen Hirten im Gebirg, um das Blut Jeſu über ihre Seelen und die Liebe Jeſu in ihre Herzen zu gießen. Als er ſah, mit welchem Dank und mit welcher Zärtlichkeit ſeine Bemühungen aufgenommen wurden — als eine gottſelige Ordensfrau, Maria Cöleſtis Coſtaroſa, ihn ermunterte, ſeinem Glaubenseifer mehr Organe und einen über die Kräfte des Einzelnen hinausreichenden Wirkungskreis zu geben: beſchloß er, einen Orden von apoſtoliſchen Miſſionären zu ſtiften, ungefähr nach denſelben Satzungen und Regeln, welche der heilige Vincenz von Paula ſeinen Lazariſten gegeben hatte und welche ſeitdem in Frankreich das Muſter geworden waren, nach dem ſich andere ähnliche Congregationen bildeten. Im Jahr 1732 führte er zu la Scala dieſen Plan aus und gründete die Genoſſenſchaft unſers allerheiligſten Erlöſers. Jahre vergingen, in denen dies Werk mit den größten Schwierigkeiten zu ringen hatte, die von einem Theil der Geiſtlichkeit, zu dem der Erzbiſchof von Neapel gehörte, ausgingen. Die kleine Zahl demüthiger Genoſſen führte aber ein ſo abgetödtetes und bußfertiges Leben, und trug durch Beiſpiel und Lehre ſo viel zur Erbauung bei, daß man davon abließ, Das zu tadeln, was man nicht nachahmen mogte. Der fromme Stifter wurde im Jahr 1742 zum Generalſuperior ernannt und mit der Oberleitung der ſchnell ſich verbreitenden Anſtalt beauftragt. Papſt Benedict XIV. verlieh ihr viele Gunſtbezeugungen und Privilegien und veranlaßte ſie, ſich Congregation der Redemptoriſten zu nennen oder auch, nach ihrem Stifter, Liguorianer. Sie theilen ſich in unſern Tagen mit der Geſellſchaft Jeſu die Liebe der Kinder der Kirche und den Haß der Kirchenfeinde, die es nun einmal nicht ertragen können, daß aus Liebe zu Gott etwas Gutes gethan wird und daß die chriſtliche Religion Ordensmänner bildet, deren Wort die Gnade Gottes verkündet und deren Schritt Heil und Segen bringt.

Alfons von Liguori, als Greis unerachtet ſeines Widerſtrebens auf den Biſchofſſtuhl von St. Agatha der Gothen erhoben, durchlebte faſt das ganze achtzehnte Jahrhundert und ſtarb 1787 nach langen marternden Leiden in einem Hauſe ſeiner Congregation zu Nocera, wohin er ſich in ſeinen letzten Jahren, nachdem er den Hirtenſtab niedergelegt, zurückgezogen und ganz dem Gebet und Liebeswerken hingegeben hatte. Er war ſo recht ein Mann des Gebets, des Anſchmiegens an das Kreuz, des Anbetens vor dem Thron der ewigen Liebe! dabei aber von einer faſt übermenſchlichen Thätigkeit als Miſſionär, Seelenhirt und Schriftſteller. Eine ſüße Naivetät, eine kindliche Zärtlichkeit, eine heilige Verſenkung in das Anſchauen himmliſcher Bilder und göttlicher Geheimniſſe webt wie Frühlingsblütenduft friſch, zart, ungekünſtelt durch ſeine Schriften. Man meint ſeine Seele darin auffliegen zu ſehen in der Geſtalt eines lichten Engels, der in der Welt Roſen, Perlen, Sterne, Morgenthau, Lächeln und Thränen, Alles was lieblich kindlich und rein iſt, eingeſammelt hat, um es huldigend auszuſchütten an den Stufen des Gottesthrones, vor dem er in ſtiller Extaſe friedlich ſchwebt. Er hatte eine Liebe zur heiligen Mutter Gottes und eine Andacht zum allerheiligſten Sacrament des Altars, wie die Heiligen der alten Tage. Vielleicht iſt er durch ſie ſelbſt ein Heiliger geworden! — Dieſe zarte heilige Erſcheinung, dies lange unſchuldsvolle, kreuzbeladene idealiſche Leben, dieſer kindliche und erhabene, zärtliche und tapfere Geiſt, dieſe rührenden und mächtigen Tugenden, dieſe ganze Erzengelnatur — in einer Zeit von ſo tiefer Gottloſigkeit, von ſo grauenhaftem ſittlichen Verfall, von ſo frechem Mißbrauch der Intelligenz — iſt eines jener himmliſchen Mirakel, die ſich immer in der Kirche wiederholen, um die Menſchheit daran zu erinnern, wo der Born der Gnade quillt, aus dem ſie das übernatürliche Leben ſchöpfen kann.

Und die Menſchheit läßt ſich daran erinnern! und grade recht in unſern Tagen! es gehen große und himmliſche Dinge in ihr vor: der Finger Gottes rührt ſie an und das apocalyptiſche Siegel bezeichnet Stirnen, welche bis dahin vom Wiederſchein eines falſchen Lichtes befleckt — nicht verklärt waren. Der gottwiderſtrebende Geiſt, der ſeit dem Beginn der Schöpfung ſich regte, in manchen Epochen mehr, in anderen minder zur Herrſchaft kam, je nachdem er matt oder energiſch bekämpft wurde — hat in den letzten Jahrhunderten ſein Reich ſo offenkundig über Länder und Völker ausgebreitet, wie nie zuvor, weil die weltliche Macht ſeine Söldnerin und Bundesgenoſſin ward, ihm überall die Wege bahnte und die glorreiche Hand in Feſſeln ſchlug, die allein ihn beſiegen kann. Das natürliche Leben in ſeiner Selbſtſucht, deſſen König er iſt, wucherte auf im ungeheuren Materialismus, der ſich mit allerlei blendenden Namen verlarvte, um den Sumpf zu verbergen, aus dem er aufgeſtiegen war, und den Abgrund, in den er ſtürzte. Das übernatürliche Leben mit den Aeußerungen ſeiner himmliſchen Liebe, ſeiner Barmherzigkeit, ſeines Eifers für die Wahrheit und für deren Verbreitung, ſeines Gehorſams im Glauben, ſeines Opfers vor dem Kreuz, ſeiner Demuth in Selbſtverleugnung — wurde unendlich geſchmäht, verhöhnt, verfolgt, verleumdet, mit Eſſig und Myrrhen getränkt, und ſo zum Spott gemacht vor den Menſchen, daß es kaum ſtille Stätten fand, wo jene Aeußerungen ſeines höheren Weſens in That und Werk zum Vorſchein kommen durften.

Aber für das übernatürliche Leben iſt der Menſch geſchaffen, denn der Sohn Gottes wurde Menſch, um die ganze Menſchheit von dem Fluch des natürlichen Lebens zu erlöſen, welcher ſeit dem Sündenfall auf ihr laſtete. Wer ſeiner Beſtimmung nicht nachkommt, iſt immer elend! widerſtrebt er derſelben mit Bewußtſein und aus böſem Willen, ſo iſt er vollkommen elend;

geſchieht es im Irrthum, aus Verkehrtheit oder Verdunkelung des Verſtandes — dann unvollkommen; aber elend immer, denn ſeine Seele erſtickt aus Mangel an der Lebensluft der Erlöſung, welche von der Höhe des Kreuzes herabweht, verſchmachtet aus Mangel an dem Lebenswaſſer der Gnade, welches am Fuß des Kreuzes im ſiebenfachen Quell der Sakramente perlt. In dieſem Zuſtand iſt es die größte Gnade, wenn die Seele zum klaren Bewußtſein ihres Elends kommt, und der himmliſchen Güter ſich erinnert, welche ihr zugedacht ſind. Und dieſe Gnade — ſich elend zu fühlen in dem, was man bis dahin Religion genannt hat — ergreift jetzt, Gott Dank! gar manche Seele. Doch wo wird ſie die himmliſchen Güter finden? nicht bei dem Geiſt der Welt und in ſeinem Reich — das weiß ſie aus trauriger Erfahrung. Das kennt ſie, von dort kommt ſie her. So muß es denn in dem Reich Gottes ſein, das Er, der Menſchgewordene, aus ſeinem Himmel herab gezogen und zwiſchen den Menſchen errichtet und gefeſtigt hat: - in der Kirche!

Heilige Mutter, Braut Chriſti, Kreuzbegnadete, Schmerzgeſegnete! — ſeit den erſten Zeiten des Chriſtenthums warſt Du nie ſchöner und erhabener als jetzt, denn nie war Deine Stellung in der Welt — unweltlicher; nie nahmſt Du weniger von der Erde in Anſpruch, nie begehrteſt Du, ungetrübter durch irdiſche Foderungen, inniger die Seelen, um ſie zu retten und zu heiligen; nie ſtandeſt Du erhabener auf dem Kalvarienberg — als eben jetzt! O bleibe dort! — dort biſt Du die wahre, die große, die himmliſche Liebhaberin des Kreuzes, die allen ihren Kindern etwas von dieſer Liebe in's Herz gießt! dort ſtehſt Du zwiſchen den Mördern, den Spöttern, den Kriegsknechten, und der Mörder Einer und der Kriegshauptmann und Viele, die zaghaft aus der Ferne hinüberblicken, werden ſich zu Dir bekehren! dort vermagſt Du weiter nichts, als Deinen Mund zu öffnen zur Verkündigung des alleinſeligmachenden Glaubens und Deine Hände zu erheben zum unabläſſigen Gebet — und die Fülle der Gnaden ſtrömt mit Deiner Lehre und durch Dein Gebet von dem heiligen Berge herab, und befähigt Deine Kinder wieder zum übernatürlichen Leben, zur Liebe des Kreuzes. Braut Chriſti! der Kalvarienberg war der Thron Deines Gottes, des Ewiggeliebten: Du begehrſt keinen andern auf Erden, denn dort hat er Dir ſeine eigene Dornenkrone gegeben und Dich mit ihr zur Königin der Seelen gekrönt — „und deren Herrſchaft wird kein Ende ſein,“ während jede andere ihr Ende erreicht.

Und Du! Urbild, Vorbild aller Schmerzen und Gnaden, welche auf dem Kalvarienberg unter dem Kreuz des Opferlammes zu finden ſind; Du, deren Feſt wir heute begehen als eine Vorfeier der heiligen Leidenswoche; Du, heilige Maria der ſieben Schmerzen, Mutter Gottes, bitte für uns in Deiner Verklärung, daß das Blut Deines göttlichen Sohnes uns Alle befähige, treue Liebhaber ſeines Kreuzes zu ſein. Venite! Adoremus!

Mainz, am Tage Unſerer Lieben Frau der ſieben
Schmerzen, den 2. April 1852.

Maria Regina.

Maria Regina.

Eine Erzählung aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Solo Dios basta."
Sta. Teresa.

Erſter Band.

Hahn-Hah
Maria Regin
1

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

107 G 125

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg

Inhaltsverzeichniß.

Vater und Töchter 1
Onkel Levin 14
Familienbilder 43
Präludien 98
Solo Dios basta 134
Die Sibylla persica 156
Der Beruf 182
Das Paradies und die Peri 219
Revolution 290
Im Criſtalpalaſt 373
Die Nachtigal von Cintra 415
Auf Stamberg 445
Die Verſuchung 477
Gottes Mühlen mahlen langſam 504
Brautkränze 537

Vater und Töchter.

Ein milder Sommerabend ruhte auf den heitern, lieblichen Ufern des Mains. Grüne Hügel, Rebgelände, Haine von Fruchtbäumen, Städtchen und Dörfer drängen ſich an ſeine krauſen Windungen heran. Auf einer Höhe am nördlichen Ufer liegt Kloſter Engelsberg, der berühmte Wallfahrtsort, mit ſeinem Hintergrund von dunkelm Nadelholz. Die ärmſten Söhne des armen heiligen Franziscus, die Kapuziner, dienen hier Tag und Nacht Gott und den Seelen. Drüben auf dem ſüdlichen Ufer erhebt ſich auf der Platte eines Hügels, den die Kunſt in einen terraſſirten Garten verwandelt hat, das Schloß des Grafen Windeck im Styl der Renaiſſance unter uralten Linden und Kaſtanien. Auf den Zinnen hing das Banner in den Windecker Wappenfarben ſchlaff an der Stange herab und auf den Terraſſen tanzten die Springbrunnen wie Elfen und ihr ſchlanker Waſſerſtrahl trug ſpielend glänzende Kugeln, ohne ſie fallen zu laſſen: ſo ſtill war die Luft. Die Blüthen der

Orangenbäume dufteten betäubend, und Granaten und Oleander mit ihren prächtigen Blumen glühten doppelt in der Abendſonne. Breite Steintreppen, deren Abſätze mit großen Vaſen voll Hortenſien und anderen Prunkblumen geſchmückt waren, führten von einer Terraſſe auf die andere. Die oberſte trug zu beiden Seiten Gruppen von ſchattigen Linden und in der Mitte ein weites, von Waſſerpflanzen und kleinen Baſaltblöcken umgebenes Baſſin, aus dem ein ſtarker Waſſerſtrahl aufſtieg und mit drei Kugeln zugleich ſpielte. Auf einem der Felsblöcke ſaß ein kleines Mädchen und ſchaute mit ſtillen großen Augen träumeriſch die tanzenden Kugeln an. Ueber den Main ſchwamm ein Nachen und trug einen bejahrten Herrn mit ſchneeweißem Haar und ein junges Mädchen, die ſo eben die hohe ſteile Wallfahrtstreppe herabgeſtiegen waren, vom Kloſter Engelsberg nach Schloß Windeck hinüber. Friedlicher als der Abendhimmel und der ſtille Fluß und die ganze ruhende Natur war der Ausdruck, der auf dem Antlitze des Greiſes und des jungen Mädchens lag, denn es war der Friede, der nichts gemein mit der Erde hat.

In dem reichmöblirten Saal, deſſen drei hohe Fenſterthüren der Terraſſe zu weitgeöffnet ſtanden, ging Graf Windeck auf und nieder, ſofern ihm das nämlich möglich war. Denn der Saal, obzwar ſehr geräumig, war mit Sopha's, Ottomanen, Lehn- und anderen Stühlen, Tiſchen in allen Größen und Formen, Geſtellen mit Blumen, mit Vaſen, mit Lampen, mit Büchern, mit Porzellan, mit tauſend und aber tauſend modiſchen Ueberflüſſigkeiten, die alle kreuz und quer ſtanden, dermaßen überfüllt, daß er mehr dem Magazin eines Tapeziers als einem Familienzimmer glich. So liebte es aber der Graf, denn ſo war es eben Gebrauch in der Welt, obſchon ſeine Liebhaberei für das Auf- und Abgehen, was für müſſige Menſchen eine Art von Beſchäftigung iſt, ſehr dadurch beeinträchtigt wurde. Er ſchob auch ziemlich unmuthig bald einen Seſſel, bald einen Tiſch, einmal ſogar das Polſter zurück, auf dem Amour ruhte, Amour, das köſtliche Bologneſerhündchen, nicht viel größer als ein Schneeball, ein höchſt ſeltenes Exemplar dieſer faſt ausgeſtorbenen Race. Amour kläffte empört über dieſe rauhe Behandlung ſeinen Herrn an und ein ſchöner Aras, aus ſeiner abendlichen Ruhe aufgeſchreckt, kreiſchte laut auf und ſchüttelte voll Entſetzen ſein Gefieder. Dann wurde Alles wieder ſtill.

Nach einiger Zeit ſah der Graf auf die Uhr, trat unter die Thüre, die auf die Terraſſe führte, und blickte verdrießlich nach Kloſter Engelsberg hinüber. Dann fiel ſein Auge auf die Kleine, die zwiſchen einem hohen Strauß von blühenden Callas wie die Nymphe des Springbrunnens an deſſen Rand ſaß — und er rief:

„Corona!“

Die Kleine ſprang auf und eilte zu ihm. Er fragte:

„Wo bleibt Regina?“

„Sie wird wohl gleich kommen, lieber Vater."

„Woher weißt Du, daß ſie gleich kommen wird, wenn ſie jetzt noch nicht zurück iſt?" fragte ganz unmuthig der Graf.

„Weil Du geſagt haſt, daß ſie um ſieben Uhr zu Hauſe ſein ſolle, lieber Vater," entgegnete ſie unbefangen.

Da ſchlug es ſieben und Regina trat durch eine Seitenthüre in den Saal, küßte dem Grafen die Hand und nickte freundlich der kleinen Schweſter zu.

„Du kannſt wieder in den Garten gehen, Corona," ſagte der Graf, ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, deutete ſeiner älteſten Tochter an, ihm gegenüber Platz zu nehmen und fuhr fort: „Ich hab' es reiflich erwogen, Regina, ich ſchicke Euch nicht zu den Damen vom Sacré Coeur zurück. Die gute Tante Iſabella hat mir verſprochen, uns nicht zu verlaſſen, und ich behalte Euch bei mir. Du biſt jetzt ſiebzehn Jahre alt; da muß das Lernen aufhören. Denn entweder haſt Du etwas gelernt — und dann biſt Du hinreichend unterrichtet; oder Du haſt nichts gelernt — und dann iſt's überhaupt umſonſt, dann wirſt Du auch nichts lernen. Genug, Ihr ſollt bei mir bleiben und mich unterhalten. Du ſollſt dieſen Winter mit mir in die Welt gehen und für Corona will ich Gouvernante u. dgl. halten. Aber des Sacré Coeur bin ich überdrüſſig. Seit dem Tode Eurer guten Mutter, alſo fünf volle Jahre waret Ihr dort. Ein längerer

Aufenthalt würde Dir entſchieden ſchädlich ſein, Dich der Welt entfremden, Dich wohl gar auf den Gedanken bringen, ganz und gar da zu bleiben — und das geht nicht.“

„Das würde ich auch nie wünſchen, lieber Vater,“ antwortete Regina, als der Graf ſchwieg, um zu hören, was ſie erwiedern würde.

„Nicht?“ rief er erfreut; — „nun, das iſt mir lieb! ich fürchtete ſchon, Du hätteſt Kloſtergedanken.“

„Du fürchteteſt es, lieber Vater?“ ſagte Regina, und ſah ihn mit ihrem tiefen klaren Auge ganz erſtaunt an.

„Nun freilich!“ fuhr der Graf auf; — „alle romantiſchen Grillen ſind mir verhaßt.“

„Scheint es Dir eine romantiſche Grille, dem lieben Gott dienen zu wollen?“ fragte Regina weiter.

„Was wär' es ſonſt?“ rief er zornig.

„Ich dachte, es ſei eine Pflicht,“ ſagte ſie ſanft.

„Aergere mich nicht, Regina!“ brach der Graf aus. — Da hub auf Kloſter Engelsberg das Ave-Maria-Läuten an. Regina ſtand auf, trat zurück, blickte hinüber nach dem armen Kirchlein, das — wie einſt der Stall von Bethlehem den menſchgewordenen Gott aufnahm — ſo den verborgenen Gott im Tabernakel umſchloß, und betete andächtig den engliſchen Gruß. Der Graf, unterbrochen in ſeinem Zornerguß, ſah während der Zeit die Tochter an und ſprach zu ſich ſelbſt:

Wie ſchön ſie iſt! woher hat ſie nur die Schönheit? von ihrer armen Mutter gewiß nicht! — Dieſer Ideengang verſöhnte ihn etwas, und als Regina nun ſanft vor ihm niederkniete und um Vergebung bat, wenn ſie gefehlt habe, antwortete er:

„Du mußt ſuchen aus den Widerſprüchen zu kommen, mein Kind, und Dir ſelbſt klar zu werden. Eben ſagteſt Du, Du wünſchteſt nicht im Sacré Coeur für immer zu bleiben und gleich darauf ſchienſt Du dennoch mit Kloſtergedanken umzugehen.“

„Lieber Vater,“ ſagte Regina muthig, „mein Wunſch wäre, zu den Carmeliteſſen zu gehen.“

„Zu den Carmeliteſſen!“ rief der Graf; „wer ſind die? wo ſind die? was weißt Du von ihnen?“

„Nichts — als daß ich bei ihnen lernen könnte, recht innig Gott zu lieben und recht ausſchließlich ihm zu dienen.“

„Unſinn über Unſinn!“ rief er. Da fingen die Glocken auf Kloſter Engelsberg an, den morgenden Sonntag einzuläuten und bald ſtimmten alle Glocken und Glöcklein der benachbarten Kirchen ein und mahnten wie Stimmen des Himmels die Menſchen im Staube der Erde an das „Sursum Corda,“ das ſie ſo leicht vergeſſen. Graf Windeck überhörte den himmliſchen Zuruf und ſprach weiter:

„Den Unſinn ſetzen Dir die Patres da drüben in den Kopf. Ich will nicht mehr, daß Du bei ihnen beichteſt. Du kannſt bei Onkel Levin beichten — und überhaupt ſeltener. Ich begreife nicht, was du jeden Samſtag zu beichten haben kannſt! mir fällt nie etwas ein.“

Mit einer ganz leichten Bewegung glitt Regina auf ihre Knie, beugte ſich tief zu Boden, küßte die Füße des Grafen und ſagte zärtlich:

„Deſto ſchlimmer, mein geliebter Vater.“

Der Graf aber behandelte ſie wie ſein Bologneſer Hündchen, ſtieß ſie fort und ſagte rauh:

„Was erfrechſt Du Dich!“

„O nur aus Liebe,“ entgegnete ſie und hob immer knieend die gefalteten Hände zu ihm auf und ſah ihn mit demüthiger Zärtlichkeit an, während ein rothes Mal auf ihrer Stirn Zeugniß ſeiner harten Behandlung ablegte. Er aber ſprach mit ſteigendem Unmuth:

„Carmeliteſſen! wer hat denn die wieder erfunden! gehören die auch zu den neumodiſchen Anſtalten, um Bettelvolk zu verpflegen und Bettelvolk zu erziehen, als ob es unſer Einer wäre! Oder ſind ſie ſelbſt ſolch klöſterliches Bettelvolk, wie ich jüngſt, als ich Euch aus dem Sacré Coeur abholte, ein Paar von Haus zu Haus mit einer Büchſe für Almoſen herumlaufen ſah? Man zeigte mir Eine, von der es hieß, ſie ſei eine Gräfin und reich. Da dachte ich, ſie müßte einen Narren zum Vater haben, der den Scandal erlaubt, daß ſeine Tochter eine allgemein bekannte Bettlerin wird.“

„Lieber Vater,“ entgegnete Regina, als er ſchwieg, um Athem zu ſchöpfen, „Du ſelbſt ſagteſt geſtern, es würden jetzt Sängerinnen und Tänzerinnen Gräfinnen und Fürſtinnen. Gilt alſo in der Welt der Stand ſo wenig, daß Comödiantinnen ihn erlangen, warum ſoll es dann nicht Perſonen dieſes Standes erlaubt ſein, ihm freiwillig zu entſagen?“

Graf Windeck hätte am liebſten geantwortet: „Weil ich es nicht will.“ Indeſſen ſammelte er ſich, nahm eine hohe Miene an und glaubte eine höchſt weiſe Aeußerung zu machen, indem er ſagte:

„Weil nicht ein Scandal den anderen gut machen kann. Ich habe gar nichts gegen die Theaterprinzeſſinnen, gar nichts! im Gegentheil! auf der Bühne ſind ſie charmant; aber ſie müſſen dort bleiben — gerade ſo, wie die Gräfinnen und Fürſtinnen in ihren Verhältniſſen bleiben — und nicht mit Bettelbüchſen Straß' auf, Straß' nieder laufen müſſen.“

„Das gehört auch nicht zur Ordensregel der Carmeliteſſen, lieber Vater.“

„Schweige von ihnen! ſchon dieſe Benennung iſt mir unerträglich.“

„Ich hänge nicht eigenſinnig an ihnen, lieber Vater. Wenn ich wüßte, daß Du mich lieber zu den Trappiſtinnen gehen ließeſt“ . . . . — —

„Nun iſt's genug!“ donnerte der Graf. „Nun iſt meine Geduld erſchöpft und ich will von all' dem Unſinn keine Sylbe mehr hören. Alſo merk' es Dir, Regina: Du gehſt nicht mehr zur Beicht in's Kloſter und Ihr geht Beide nicht zurück in's Sacré Coeur. Ich werde mit Euch reiſen, Euch die Welt zeigen. Das wird Deine Ueberſpannung curiren und Corona davor bewahren. Haſt Du mich verſtanden?"

„Ja, mein lieber Vater," ſagte Regina freundlich, küßte zärtlich des Grafen Hand und entfernte ſich ſo ruhig, ſo heiter, als ob all' dieſe Anordnungen ihren Wünſchen entſprochen hätten. Er ſah ihr nach und murmelte für ſich: Im Grunde iſt ſie ein prächtiges Mädchen! es thut ihr leid, ich weiß es, nicht ins Sacré Coeur zurückkehren und nicht mehr dem alten kreuzbraven, langweiligen Graubart da drüben beichten zu dürfen; aber keine Miene verzogen! aber kein Wort geſagt! aber keine Thräne vergoſſen! keine einzige Thräne! O wie hat ihre arme Mutter mich gelangweilt mit ihren Thränen; — denn was kann man thun einem weinenden Weibe gegenüber? Nachgeben? — das mag man nicht. Alſo: nicht nachgeben und ſie weinen laſſen nach Belieben. Prächtiges Mädchen, die Regina! Soll auch prächtig bleiben! . . . . nur nicht fromm ſein, nur nicht Betſchweſter werden, nur nicht ins Kloſter gehen! — Wie mag denn wohl die Kleine geſinnt ſein? — — Er ging die breiten Stufen hinab, die aus dem Saale auf die Terraſſe führten. Der weſtliche Himmel ſchwamm in der Roſenglut des Sonnenunterganges, während im

Oſten die Nacht aufſtieg und mit ihrem bläulichen, von blaſſen Sternen durchwebten Schleier mehr und mehr den Horizont umhüllte. Die Landſchaft ſank in unbeſtimmte Schatten hinein; nur Kloſter Engelsberg lag noch roſig angehaucht auf ſeiner einſamen Höhe und ſchimmernd wand ſich der Main durch die dunkelnden Ufer. Corona lag geſtützt mit beiden Armen auf der Bruſtwehr der oberen Terraſſe. Als ſie Schritte auf dem Kieswege hinter ſich hörte, kehrte ſie ſich raſch um, lief dem Grafen entgegen und ſagte mit der jubilirenden Stimme der Kinder, wenn ſie ſo recht froh ſind:

„O lieber Vater, hier iſt es ſchön!“

„Das freut mich zu hören, Corona! Du willſt alſo nicht, wie Regina, in's Kloſter?“

„Nein, nicht in's Kloſter! ich will in der Welt bleiben! ſie gefällt mir gar zu gut — die Welt.“

„Närrchen!“ ſagte der Graf lachend; „was denkſt du denn eigentlich in der Welt anzufangen?“

„O,“ rief ſie, „ich will in der Welt dem lieben Gott dienen.“

Graf Windecks Angeſicht verfinſterte ſich wieder. Er ging in den Saal zurück, in welchen ſo eben Lampen und Zeitungen gebracht wurden und murmelte für ſich hin: Was iſt das nur für eine fixe Idee bei den Kindern, daß ſie Gott dienen wollen? Gottesdienſt — den gibt es, ja! Da wird die Meſſe geleſen, Hochamt celebrirt u. dgl. Dem wohnt man bei — wenn man Luſt hat. Aber dann noch ganz extra Gott zu dienen, wie der Knecht dem Herrn, wie der Soldat dem König dient — das iſt ein famoſer Einfall der beiden Mädchen, von dem ich ſonſt nie das mindeſte gehört habe. Was ſie wohl darunter verſtehen? immerfort beten? — ob das im Kloſter möglich iſt, weiß ich nicht. In der Welt iſt es aber unmöglich — das weiß ich — immerfort zu beten. Und ſo beruhigt durch dieſen Ausſpruch, als habe er ſein halbes Leben mit Ergründung dieſer Sachen zugebracht, griff er zu ſeinen Zeitungen.

Regina hatte ſich nach dem öſtlichen Theil des Schloſſes begeben. Da lag die Kapelle, die als ein länglich runder Ausbau in eine Gruppe uralter Linden hineintrat und die mit einem flachen Dach gedeckt war, welches einen geräumigen Altan vor Regina's Zimmer im oberen Stockwerk bildete. Eine kleine Wendeltreppe, in der Dicke der Mauer angebracht, verband hier beide Stockwerke, ſo daß Regina unbemerkt aus ihrem Zimmer in die Kapelle gelangen konnte. Dieſe war ihr Lieblingsplatz im väterlichen Schloß. Kein Blick auf die Schönheiten der Natur, auf die Werke der Kunſt — um wie viel weniger auf Bilder und Schätze der Welt hatte für ſie einen ſolchen Zauber, als der — auf den Tabernakel dieſes einfachen Altars. In der Kapelle war keine Spur von dem Luxus, womit alle anderen Räume des Schloſſes ausgeſtattet waren. — Die Lampe, in welcher das ewige Licht brannte, und die Altarleuchter waren von unedlem Metall; die Blumenvaſen von geringem Glas; nirgends ein heiliges Gemälde oder ein frommes Standbild; aber Blumen in Fülle, geſtickte Teppiche und Anderes mehr, was aus weiblichen Händen hervorging. Für eine würdige Ausſtattung der Schloßkapelle hatte der Graf immer eine leere Kaſſe, erſchöpft durch die ewigen Betteleien von Müßiggängern und Faullenzern. Dies behauptete er wenigſtens, und ſo nannte er die Nothleidenden und Dürftigen. Regina bekümmerte ſich aber nicht über die Armuth der Kapelle; ſie ſah im Glauben die Stätte von allem Glanz des Himmels erfüllt und vermißte nicht die irdiſche Pracht. Jetzt trat ſie ein, ſorgſam zwei Kränze tragend, die ſie, nachdem ſie das Sanctiſſimum angebetet hatte, zu Füßen eines Cruzifixes aufhing, vor welchem ſie niederknieete und in andächtiges Gebet verſank — in die Betrachtung des Leidens Chriſti, des Leidens der göttlichen Liebe, deren myſtiſches Bild in der Sprache gottliebender Seelen jene Kränze waren — der eine von Granaten und von blauen Schwertlilien der andere. Der Granatapfel mit ſeiner tauſendfachen, von harter Schaale umſchloſſenen Fülle der Kerne, welche mit einem ſcharfen Riß in ihrer Reife die Schaale ſprengen: iſt das Symbol der bitteren Todesnoth des Erlöſers und der Gnadenfrüchte, die in Ueberfülle ſein durchwundetes Herz birgt; während die Granatblüthe im hochrothen Kelch das Opfer des heiligſten Blutes ohne Unterlaß darbringt. Die tiefblaue

Schwertlilie aber iſt das Symbol des Leidens um dieſen Tod, des Leidens jener myſtiſchen Lilie, die mit ſieben Schwertern im Herzen einſt unter dem Kreuze ſtand, klagend um den Tod des Einzigen und jede Menſchenſeele anrufend zur Theilnahme an ihrer Trauer und zur Buße für das unendliche Weh, das der Gottesſohn für die Sünden litt. Regina verſtand dieſe myſtiſche Sprache, die nicht ſowohl von den Lippen, als aus dem innerſten Gemüth quillt und daher nur Jenen verſtändlich iſt, welche ſich nicht von äußeren Dingen einnehmen und betäuben laſſen.

Regina war nicht allein in der Kapelle. Derſelbe alte Mann, der mit ihr im Nachen von Kloſter Engelsberg gekommen war, kniete auf einem Betſtuhl und betete bei dem ſpärlichen Licht eines Wachsſtockes, der neben ihm auf der Armlehne ſtand, ſein Brevier. Aber Keiner beachtete den Anderen, Keiner ließ ſich vom Anderen ſtören. Beide waren hier ſo vollkommen zu Hauſe, daß Jeder ſich einſam fühlte mit ſeinem Gott. Dieſer Mann trug eine ſchwarze Soutane, Schnallenſchuhe und zwiſchen den Silberlocken ſeines Hauptes — die Tonſur. Graf Windeck hatte ihn im Geſpräch mit Regina ſchon genannt; es war Onkel Levin, wie die Familie ihn nannte, während man ihn ſonſt ſo allgemein und ſo kurzweg „der hochwürdige Herr“ hieß, als ob er dadurch richtiger bezeichnet werde, als durch irgend einen Namen.

* * *

Onkel Levin.

Levin war, als der jüngere Sohn, von ſeinen Eltern dem geiſtlichen Stande geweiht worden zu einer Zeit, wo in die Kirche vielfache Verweltlichung gedrungen war, welche, trotz aller kanoniſchen Vorſchriften, die Domherrnſtellen mit ihren Präbenden faſt zum Erbgut der nachgeborenen Söhne des Adels machte. Und der deutſche Adel hat eine tiefe Scharte auszuwetzen, daß von dem Augenblick an, wo dieſe Sinecuren im Anfang des Jahrhunderts ihm entgehen, ſeine Söhne faſt ganz aus dem geiſtlichen Stande verſchwinden; denn dies Verſchwinden beweiſt, wie nur die Begier nach irdiſchen Gütern in's Heiligthum führte, das allein dem himmliſchen Sinn geöffnet werden ſoll. Bei Levin war es anders: er trat mit ſeiner Seele in den geiſtlichen Stand und ſuchte mit heiligem Ernſt und mit einer hohen, von allen Gnadenquellen genährten ſittlichen Kraft ſich desſelben würdig zu machen. Die tiefe Innigkeit ſeines Gemüthes riß ſchon eine natürliche Kluft zwiſchen ihm und der Flachheit der Welt, in deren Wüſten voll täuſchender Luftſpiegelungen ſein Herz keine Befriedigung finden konnte. Als der Glaube mehr und mehr wie ein balſamiſches Oel das feinſte Geäder ſeines inneren Lebens durchdrang und all' deſſen Thätigkeit und Fähigkeit in Bewegung ſetzte, vertiefte ſich auch jene natürliche Kluft noch mehr. Er ſah mit anderem Auge, hörte mit anderem Ohr, redete mit anderer Sprache, maß mit anderem Maßſtab, wandelte nach anderer Richtſchnur; denn er folgte ſeinem Heiland nach — und die Welt ihren Götzen. Wohl trat auch zu ihm der Verſucher, wie zu jedem Staubeskinde und bot ihm die Genüſſe und die Freuden der Erde um den Preis der himmliſchen Güter an; aber er betrachtete und wog ſie im Lichte des Glaubens — und da fand er ſie ſo häßlich und ſo gering, daß er ſie von Herzen verachtete. Er war noch ſehr jung, als jener Sturm über die Kirche hereinbrach, der einerſeits manches Vermorſchte, Unhaltbare aus ihrem unverwüſtlichen Bau hinwegfegte und ihr ewiges Fundament von manchem Wuſt und Schutt ſäuberte, und andererſeits die Wogen der weltlichen Macht ſo hoch wider ſie aufbäumte, daß ſie in der zweifachen Drangſal hätte untergehen müſſen, wenn ſie eine irdiſche Anſtalt wäre. Dem revolutionirenden, vom Glauben abgefallenen und daher aller Sittlichkeit fremden Geiſte des Jahrhunderts erlagen zuerſt die geiſtlichen Churfürſten, welche zum Theil ſelbſt dieſen Geiſt gepflegt und begünſtigt hatten, in ahnungsloſer Kurzſichtigkeit über deſſen Richtung ſich täuſchend. Als ſo die erſten Fürſten des deutſchen Reiches gefallen waren, hielten es die weltlichen Herrſcher für angemeſſen, den weltlichen Beſitz aller Kirchenfürſten, der Biſchöfe, der Capitel, der Stifte und Klöſter einzuziehen und Staatsſchatz und Land durch das Kirchengut zu bereichern und zu vergrößern. Sie erfanden für dieſen coloſſalen Raubzug ein eigenes Wort: die Säculariſation. Als das Werk ſchauerlicher Ungerechtigkeit vollendet und der revolutionirende Geiſt in ſeiner gemeinſten Richtung, durch Antaſtung fremden Eigenthums, ſo unbefangen an's Tageslicht getreten war, kam die Vergeltung über die weltlichen Fürſten: das alte, ehrwürdige, römiſch-deutſche Kaiſerthum ging unter nach tauſendjährigem Beſtande und alle Throne krachten und wankten in ihren Fugen vor der Gottesgeißel, welche der corſicaniſche Sprößling der Revolution über Europa ſchwang, um den Fürſten und den Völkern zu zeigen, was das ſei: Macht ohne Gerechtigkeit.

Nachdem die Dom- und Stiftsherren wie ausgediente Beamte gleichſam in Ruheſtand und auf Penſionen geſetzt worden waren, kam es vor, daß Mancher ſich ſelbſt ſäculariſirte, nämlich zum Weltgeiſt ſich hielt und nicht blos in, ſondern auch mit der Welt ſo gründlich ſich einlebte, wie der niedere Sinn es vielleicht ſchon längſt begehrt hatte. Daraus entſprang mannigfach Aergerniß und Betrübniß. Wenige mochten mit tieferer Trauer auf dieſe Mißſtände, auf dieſe Verwüſtung des Heiligthums und ihre Verwüſter blicken, als Levin. Nach der Auflöſung ſeines Stiftes hatte er ſich zu ſeiner Mutter begeben, die an ſchweren unheilbaren Leiden langſam dahinſiechte — auch ſie eine Verwüſterin des köſtlichſten Heiligthums: ihrer eigenen Seele. Die vielen Verirrungen ihres Lebens hatten ſogar ſeinem frommen reinen Auge, das ſo gern mit liebender Verehrung an ihr gehangen hätte, nicht verborgen bleiben können. Ein Alltagsherz wäre dadurch erkältet, bei ihm aber ging die natürliche Liebe des Sohnes in die übernatürliche des Prieſters auf, deſſen Beruf es iſt, alle Tage ſeines Lebens für die Sünden der Welt und des Einzelnen, nicht bloß als Opfernder, ſondern auch als Opfer, unter dem Kreuz nach Calvaria zu gehen. Die bejahrte, kranke Frau hing noch immer an allem Tand der Eitelkeit, als ob ſie zwanzig Jahre alt ſei. Wenn die Wucht der Leiden ein wenig nachließ, ſchminkte ſie ihre abgezehrten Wangen mit dem ſchönſten Carmin und verſuchte vor dem Spiegel ein Häubchen nach dem anderen, bis ihre Wahl ſich für das jugendlichſte und eleganteſte entſchied. Dann nahm ſie gern ſolche Beſuche an, die von neuen Moden und neuen Romanen zu erzählen wußten. Eine ihrer Kammerfrauen verſtand gut vorzuleſen und hatte dadurch einen ſchweren Dienſt; denn ſie mußte viele Stunden des Tages, zuweilen ſogar der Nacht, ſolche Bücher vorleſen, in welchen die Kranke eine Erinnerung oder Wiederholung der nichtigen Freuden und thörichten Leiden ihrer Vergangenheit fand. Sie hatte ihre Seele dermaßen an äußere Dinge gehängt, daß ihr Sinn wie todt für das Höhere war.

Levin hatte keine Vorſtellung von dieſer ſeeliſchen Abgeſtorbenheit ſeiner Mutter. Nicht er, ſondern ſein älterer Bruder, der Stammherr, war der Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und Sorgfalt geweſen, und in dieſem Punkt — dem einzigen in ihrer Ehe — ſtimmte ſie mit ihrem Gemahl überein. Die engen Herzen faßten die Familie nur in ihrem Zuſammenhang mit der Welt auf. Glanz und Anſehen, Reichthum und Grundbeſitz, Vertretung des uralten Namens — Alles knüpfte ſich an den Erſtgeborenen. Levin war überflüſſig, wurde auch immer ſo behandelt und in den geiſtlichen Stand wie in ein Exil geſchickt. Vielleicht war es dieſe irdiſche Enterbung, die ihm das himmliſche Erbe zuwendete. Die Geringſchätzung von Seiten der Eltern bewirkte, daß er ſich ſelbſt von Herzen gering ſchätzte und ſich von Kindheit auf daran gewöhnte, für nichts zu gelten und ſeine Wünſche wie ſeine Perſönlichkeit nie in Anſchlag zu bringen. Er hätte kleinmüthig, feig und mißtrauiſch werden können; aber er hatte die Geiſterweihe der Frömmigkeit empfangen: er wurde demüthig. Er traute ſich ſelbſt nichts Gutes zu; darum flüchtete er, wenn das Böſe ſich ihm nahete, zu der göttlichen Gnade —

und ſie erhielt ihn auf. Je mehr er dieſe Wirkung der Gnade in ſich erkannte, deſto entſchiedener und inniger hing er ſich ihr an, folgte ihr und ſuchte mehr und mehr aus ſeiner Seele zu räumen, was an Eigenliebe und Selbſtſucht ihr entgegenſtand. Der erſten, der natürlichſten Liebe, der Elternliebe beraubt, ſenkten ſeine Herzfaſern ſich überhaupt nicht mehr in eine Erdenliebe ein. Der Boden war zu kalt und zu arm für ſie; ſie richteten ſich aufwärts; ſie faßten Wurzel im Stamme des Kreuzes; und ſeine Liebe wurde der Gekreuzigte. Mit dieſer Liebe kam er zu ſeiner Mutter, betrat er ihr Krankenzimmer und verließ es Jahr um Jahr nicht mehr. Sie lebte jetzt auf Schloß Windeck, deſſen Stille ihren Leiden wohl that und wo ſich immer einige Glieder der Familie aufhielten und ihr Geſellſchaft leiſteten, am ſeltenſten ihr Gemahl und ihr älteſter Sohn. Levins Vater hatte ſich wenig um ſeine Frau bekümmert, ihr ſchon früh das Beiſpiel ſeiner Irrwege gegeben und oft Jahre lang von ihr getrennt gelebt. Das ging auch jetzt ſo fort. Der älteſte Sohn war verheirathet und in der Nähe ſeiner Schwiegereltern angeſeſſen; überdas wenig geneigt, die Einſamkeit eines Krankenzimmers zu theilen. Levin war ſeiner Mutter kaum willkommen. Sie hatte nie ein Herz für ihn gehabt und traute ihm daher auch keines für ſich zu.

„Er will mich gewiß bekehren,“ ſagte ſie zu Fräulein Leonore, ihre Couſine und Buſenfreundin, die ſich faſt immer bei ihr aufhielt und noch oberflächlicher und weltlicher war, als ſie.

„Bekehren? warum denn?“ fragte Fräulein Leonore ganz verwundert. „Ich dachte, man bekehrte nur die Heiden, die Wilden und ſolche Völker.“

Zwiſchen Fräulein Leonore, einigen anderen Verwandten dieſes Schlages und den Kammerfrauen mit Romanen und Modejournal wollte Levin Fuß faſſen, um das Herz ſeiner armen Mutter der Welt abzuringen. Für dieſen Kampf mußte er ſeine Feſtung haben. Die Schloßkapelle war ganz vernachläſſigt oder — richtiger geſagt — vergeſſen. Man hatte die Erlaubniß, das Sanctiſſimum darin aufzubewahren; ſtatt deſſen bewahrte man altes Hausgeräth darin auf, das man zum eigenen Gebrauch zu ſchlecht und für die Armen zu gut fand. Ein Hauscaplan, eine tägliche Meſſe — das waren Dinge, die nicht im Gedankenkreiſe von Levins Eltern gelegen hatten. In aller Stille und Ruhe machte Levin dem Haushofmeiſter begreiflich, daß es ſich zieme, die Kapelle in Ordnung zu ſetzen, damit er nicht außerhalb des Schloſſes die Meſſe zu leſen brauche. Der Haushofmeiſter meinte: wenn ſich gräfliche Gnaden damit bemühen wollten, ſo ſei es allerdings geziemend, es im Schloß zu thun; und die Kapelle wurde eingerichtet. Altargeräthſchaften, Paramente, Weißzeug waren theils verſchwunden, theils unbrauchbar durch lange Vernachläſſigung. Levin ſchaffte alles Nothwendige aus ſeinen

Mitteln an. Aber dieſe waren beſchränkt durch ſeine unbeſchränkten Almoſen. Nur die Gefäße, welche bei der Feier der heiligſten Geheimniſſe dienten, ließ er prächtig und kunſtreich anfertigen; alles Andere konnte nur ganz ſchlicht ſein. Aber welch ein Frohlocken durchſtrömte ſeine Seele, als nun Alles geordnet und bereitet — und er ſelbſt ſo glücklich war, den „verborgenen Gott," wie der Prophet Iſaias ihn nennt, „deſſen Luſt es iſt, bei den Menſchenkindern zu ſein" — wieder zu dem verlaſſenen Altar zurückzuführen und wieder unter dem Dache der Väter zu haben. Er zweifelte nicht, daß dieſe göttlich wahrhafte, myſtiſche Gegenwart ein Teich Bethesda, ein Born des Heils und der Geneſung für ſeine arme Mutter ſein werde. Sein Leben wurde nun ein fortgeſetztes Gebet, damit ſie den Gnadenquell erkennen möge, der in ihrer nächſten Nähe geöffnet ſei; damit ſie wenigſtens in ihren letzten Stunden den Gott nicht verſchmähe, der mit ſeinem Blut ſie retten wollte; der zärtlich wartend „vor der Thüre ſtand und anklopfte" — und wieder und immer wieder anklopfte; und dem das arme Herz ſich nicht öffnen wollte. Es gab Zeiten, wo er Unſägliches litt. Seine in die ewige, göttliche Schönheit verliebte Seele erſchauerte vor der Kälte eines Gemüthes, das gar kein Verlangen trug nach Ewigſchönem. Dann ſeufzte er: O Herr und Heiland! es iſt meine Schuld! wenn ich in Deine Liebe einzugehen verſtände, wenn ich in Dir lebte und webte, und mich Dir gleichförmig zu machen wüßte, ſo weit meine Armſeligkeit es vermag: ſo würdeſt Du das Werk Deiner Gnade in mir — an meiner armen Mutter vollenden und ſie könnte Dir nicht widerſtehen. Aber ich Sünder ſtehe zwiſchen Dir und ihr, wie eine Mauer, welche der Blume den Sonnenſtrahl raubt.“ Er hatte Anfangs verſucht, zuweilen ein Wort von himmliſchen Dingen fallen zu laſſen; es war aber für ſie, als ob er arabiſch rede. Er ſchwieg; doch je weniger er von Gott zu ihr ſprach, deſto mehr ſprach er von ihr zu Gott. Er durchwachte und durchweinte halbe Nächte vor dem Altar, namentlich dann, wenn die Heftigkeit ihrer Leiden jeden Augenblick ihren Tod herbeiführen konnte; — und in der öſterlichen Zeit, wenn er umſonſt vor ihr auf den Knieen gelegen und ſie beſchworen hatte, ihrer Chriſtenpflicht nachzukommen. Die Zeit war wirklich eine Oelbergsnacht für ihn. Dann überwog ein Blick auf das heiligſte Leiden jedes Bedenken; dann flehte er die Mutter an, doch nicht Denjenigen zu vergeſſen, der in bitterer Todesnoth ihrer nicht vergeſſen habe; doch eingedenk zu ſein, daß ſie ja gleichſam mit den armen Schächern durch ihre Leiden am Kreuz hinge und ſich das Paradies erſchließen könne durch einen Act demüthiger Liebe. Dann empfing er immer dieſelbe Antwort, die kühle Verſicherung, daß ſie großes Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes — aber gar keines zu kirchlichen Ceremonien habe. Ja, ſie ließ ſogar nicht undeutlich merken, der liebe Gott ſei eigentſich ihr Schuldner wegen der großen und langen Marter, die ſie ertragen müſſe; und Fräulein Leonore ermangelte nicht, in demſelben Sinn zu Levin zu ſprechen und ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er durch ſeinen unkindlichen Fanatismus die Ruhe der kranken Mutter ſtöre.

„Gnädige Couſine," ſagte Levin einmal bei dieſer Gelegenheit, „käme ein Arbeiter zu Ihnen und ſpräche: Gib mir meinen Lohn, denn ich habe den ganzen Tag ſchwer gearbeitet; ſo würden Sie ohne Zweifel, ehe ſie ihn bezahlten, fragen: Haſt du denn in meinem Auftrag und für mich gearbeitet? — Und wenn er antworten würde: Nein, ich habe für Andere oder nur ſo auf gut Glück gearbeitet; ſo würden Sie ſagen: Mein Freund, dann kann ich dich auch nicht bezahlen. Nicht wahr?"

„Das verſteht ſich," ſagte Leonore, „aber was geht das Ihre arme Mutter an?"

„Nur inſofern, gnädige Couſine, als der Dienſt der Welt keinen Anſpruch machen darf an himmliſche, ſelige Vergeltung."

„Aber doch gewiß an die Barmherzigkeit Gottes, deſſen Liebe Sie ja ſo feurig preiſen," wandte ſie ein.

„Ja, unter einer Bedingung."

„Nein, unter keiner! Das lehrt uns ja ganz deutlich der arme Schächer, von dem Sie vorhin redeten. Chriſtus verſpricht ihm das Paradies."

„Denn er bekennt ſeine Sünde, bekennt die Gerechtigkeit der Strafe, die er leidet, bekennt ſeinen Erlöſer," ergänzte Levin ihre Bemerkung.

„Wie Sie das Alles deuten!" rief Leonore.

„Sie deuten es ja auch, gnädige Couſine."

„Aber mit Liebe! und Sie — mit Härte und Strenge."

„Wenn das Härte und Strenge iſt, ſo haben Sie, gnädige Couſine, mehr Liebe als der göttliche Erlöſer ſelbſt, der nur dem einen Schächer das Paradies verſprach."

„Sie ſind freilich ein Schriftgelehrter," ſagte Leonore mit einem Tone, der deutlich verrieth, daß ſie im Herzen den Zuſatz mache: „und Phariſäer."

Levin ſchwieg. Die Welt verſteht die Liebe in ihrem Sinn, nämlich als Schmeichelei. Sie löſt die Wahrheit von der Liebe ab, weil die Wahrheit nicht ſchmeicheln kann und erklärt ohne Umſtände Denjenigen für lieblos, der Wahrheit und Liebe vereint in Gott ſieht.

Eine Seele retten iſt mehr als Wunder thun: das war Levins Wahlſpruch. Wo er nur konnte, diente er den Seelen. Er hatte ſich die Erlaubniß erbeten, in der Seelſorge aushelfen zu dürfen. Das war ſeine Wonne! Niemand war eifriger, das Bußſacrament zu ſpenden; Niemand bereitwilliger, der Jugend Chriſtenlehre zu halten. Zu dieſen Werken geiſtlicher Barmherzigkeit fügte er auch die leiblichen. Er ging ſtundenweit umher und ſuchte Kranke, Arme, Verlaſſene, Wittwen und Waiſen, Kinder und Greiſe auf, um ihnen in ihren vielfachen Nöthen beizuſtehen, um zu helfen, zu tröſten, zu retten, um zu ſorgen für die Sorgloſigkeit des Elendes, um die irdiſch Verlaſſenen in den Himmel zu ziehen. Kein Wintertag, keine Regennacht, kein Herbſtſturm hielt ihn zurück von den Wegen, auf denen er als ein liebender Nachfolger ſeines göttlichen Meiſters wandelte, unſäglich dankbar, daß ihm dieſe hohe ſüße Gunſt zu Theil werde. Im Kreiſe ſeiner Familie fand man ihn ſehr überſpannt. Sein Vater fühlte ſich geradezu dadurch beleidigt, als ob es die Würde der Grafen von Windeck verletze. Sein Bruder, ein höchſt gutmüthiger aber beſchränkter Mann, ſtaunte dieſe Liebhaberei für die armen Leute — wie er ſich ausdrückte — als eine Curioſität an. Seine Mutter krittelte und mäkelte krankhaft an all' ſeinem Thun und Laſſen. Die Hausbedienten und Untergebenen, eines ſolchen Mitgliedes der gräflichen Familie gänzlich ungewohnt, wußten nicht genau, ob er nicht etwa für ein wenig närriſch zu halten ſei. In dem Kreiſe ſeiner Pflege- und Schützlinge fand er zahlloſe Undankbare, Zudringliche, Boshafte, Verkommene, die ihm Verlegenheit, Kummer und Sorge, zuweilen tiefe Betrübniß verurſachten. Wohin er ſich wendete, fand er nichts als Kränkungen und Widerſpruch; wohin er die Hand legte und den Fuß ſetzte, griff er in Dornen, trat er auf Dornen. Das war ihm gerade recht. Er dachte an die Nichtachtung, die der Heiland in Nazareth fand; an die zehn Ausſätzigen, die der Heiland geſund machte und von denen nur Einer ihm dankte, und mit demüthiger Freude ſprach er zu ſich ſelbſt: Der Knecht iſt nicht über den Herrn! und wer bin ich, o geliebter Herr, daß ich dein Knecht ſein darf? — Wollte einmal Unluſt, Ermüdung, Bitterkeit froſtig ſein Herz anhauchen: ſo gedachte er der Verſchmähung, welche der aus Liebe gekreuzigte Gott tagtäglich erfährt — und wie der nächtliche Reif vor dem Strahl der aufgehenden Sonne von der Frühlingslandſchaft verſchwindet: wich jede Kälte aus ſeinem Herzen und tauſend Blüthen der Hingebung, der Opferfreude, der Geduld, der Barmherzigkeit drängten ſich fröhlich und friſch empor.

So brachte er ſieben Jahre hin, die ſchönſten der Jugend, entſagend und gottliebend wie der Mönch in der Zelle und der Aſcet in der Wüſte. Es nahete wieder die heiligſchöne öſterliche Zeit, die ſo bedeutungsvoll in die letzten Winterſtürme und den Vorfrühling fällt, gleichſam als Vorbote des übernatürlichen Frühlings, der mit dem Auferſtehungsfeſt beginnt. Die Gräfin war ſo krank, daß die Aerzte ihr höchſtens noch einige Wochen — vielleicht nur Tage, Lebensfriſt gaben. Mehr Weh, als ſie körperlich litt, fühlte Levin in der Seele. Die zwiefache Liebe des Sohnes und des Prieſters wurde unter den obwaltenden Umſtänden zu einem zweiſchneidigen Schwert, das ihm das Herz durchbohrte. O Herr!

ſeufzte er auf den Knien vor einem Cruzifix: ſieben Jahre diente im alten Bunde Jacob um Rahel, und als die Zeit um war, hatte er nur Lea gewonnen und er mußte abermals ſieben Jahre dienen: alſo vierzehn Jahre um ein armſeliges Staubesgebilde, an dem nichts ſchön war, als deine Gnade. Aber er diente mit Freuden, weil ſeine Liebe zu Rahel ſo groß war. Ach, wie iſt dieſe Liebe zu einem ſterblichen Weibe ſo beſchämend für mich! kann ich denn nicht vierzehn Jahre Dir dienen aus Liebe zu einer Seele? ſind mir ſchon dieſe ſieben Jahre zu viel? Aber Du weißt es, geliebter Herr: nicht ſieben Jahre und nicht ſiebzig Jahre — ſondern mein Leben lang iſt es eine wonnevolle Gnade, Dir dienen zu dürfen als ein armer Bettler, der ich bin. Vergiß nun aber auch nicht, um welche Seele ich bettele! — So goß er oft kindlich ſein Herz vor Gott aus und bat um Erleuchtung, wie er es anzufangen habe, um mit ſeiner heißeſten Bitte diesmal nicht von der Mutter abgewieſen zu werden. Am Mittwoch in der Charwoche beginnt die Kirche gegen Abend feierlich klagend die Tenebrä zu beten und die Lamentationen zu ſingen, die der Prophet Jeremias um Jeruſalems Fall weint — Vorbild der Klagen des Erlöſers um gefallene Seelen. Als Levin am Morgen zu ſeiner Mutter kam, lag ſie geiſterhaft bleich und zum Skelett abgezehrt auf ihrem Bett und die Schatten des Todes ſchlichen ſchon über ihre Züge. In ihrem eingeſunkenen Auge glänzte aber ein ganz fremdes, mildes Licht auf, als ſie ihn anſah und ſagte:

„Mein Sohn, lies mir die Paſſion nach Johannes vor und laß den Vater Guardian von Engelsberg bitten, ſich zu mir armen Sünderin zu bemühen.“

Stumm vor Uebermaß der Freude ſank Levin neben dem Bett auf ſeine Knie. Die Gräfin fuhr fort:

„Vor vielen, vielen Jahren, ehe ich ſo unglücklich war, mich vom Glauben abzuwenden, hörte ich ſie, am Charfreitag mein' ich, im Dom zu Würzburg leſen. Es war das letzte der Art, was ich gehört habe — und ich will ſie noch einmal hören, ehe ich ſterbe.“

Auf ſeinen Knien, das Buch auf den Rand des Bettes gelegt, las Levin, in Wehmuth zerſchmelzend, ihr die Paſſion nach Johannes vor. Dann kam der Vater Guardian und blieb bei ihr lange, lange Zeit, ſo daß Fräulein Leonore und die Kammerfrauen fürchteten ſie könne wohl ſchon abgeſchieden ſein und der Vater in ſeinem Gebetseifer es nicht bemerken. Als der Vater endlich das Krankenzimmer verließ, fand man die Gräfin aufgelöſt in Thränen. Die ganze Dienerſchaft, alle Hausgenoſſen mußten ſich auf ihren Wunſch um ihr Sterbelager verſammeln. Sie bat alle zuſammen und jeden einzeln um Vergebung wegen des böſen Beiſpieles und des Aergerniſſes, das ſie durch Verachtung der Kirche und des Glaubens gegeben habe, und forderte

Alle auf, nicht bis zur Todesſtunde mit der Bekehrung und der Buße zu warten. Zu Levin ſagte ſie dann:

„Um Dir den Gram abzubitten, den ich Dir gemacht habe, mein Sohn – dazu fehlen mir die Worte .... und die Zeit. Bete für mich, bete für unſer ganzes Haus! ein gottentfremdetes Leben iſt ein elendes Leben .... und ach! meiſtens werden wir das erſt dann gewahr, wenn es uns entſchwindet. Gott Dank, daß Du es früh begriffen haſt! Alſo bete, Kind! Du biſt ſo gut, daß der liebe Gott Dir gewiß nichts abſchlägt. Er hat ja auch Dein Gebet für mich erhört! .... Gelange ich einſt zu ſeiner ſeligen Anſchauung, ſo dank' ich es Dir.“

Mit großer Sammlung empfing die Gräfin die Sacramente der Sterbenden. Ein Altar war in ihrem Zimmer hergerichtet; im Vorzimmer lagen die Hausbedienten auf den Knien; katholiſche Erinnerungen wurden in ihnen wach; ſie hatten doch noch die Ahnung davon, was es ſei, wenn ſich der König der Ewigkeit herabläßt, auf den erſten Wink eines armſeligen Geſchöpfes, das ihn ſo lange verſchmäht hat, beſeligend einzugehen.

Als die erſten Glockenſchläge in Kloſter Engelsberg den Beginn der Paſſionszeit mit den Tenebren anzeigte, trat die Gräfin in die Agonie. Unſägliche Qualen wechſelten mit Bewußtloſigkeit ab. Konnte ſie aber einmal bei Beſinnung aufathmen; ſo küßte ſie zärtlich ein Crucifix, das Levin an ihre Lippen legte, ſah ihn an und breitete ihre Arme in Kreuzform aus. Er verſtand ſie: am Kreuz wollte ſie ſterben; am Kreuz ſollte er leben. Er ſchrak nicht vor dieſem Wunſch, vor dieſer Erbſchaft zurück. Er verließ ſeine Mutter keinen Augenblick, und in Thränen und Gebeten aufgelöſt pries er die Barmherzigkeit Gottes, die ihr ſolche Geſinnungen ſchenkte. Am Charfreitag in der Frühe kam ſein Vater, der ohnehin höchſt gleichgültig für die Gräfin — und zu lange daran gewöhnt war, ſie ſterbend zu wiſſen, um nicht ganz vorbereitet zu ſein auf ihren Tod. Aber — auf dieſen Tod war er freilich nicht vorbereitet! Dieſe entſetzliche Agonie, auf deren Qual das Licht des Glaubens ſo tröſtlich fiel, hatte er nicht erwartet. Der Eindruck war ſo erſchütternd für Jemand, der lebenslang jeden Ernſt gemieden hatte und der nun plötzlich an den furchtbaren Ernſt eines jeden Lebens gemahnt wurde, welches unwiderruflich ſo endet, daß der alte Mann am Sterbebett zuſammenbrach. Die Gräfin that ihren letzten Athemzug am Charfreitag zur Stunde der Veſper. Der Graf wohnte ihren Exequien bei; dann erkrankte er und genas nicht wieder — dem Körper nach. Seine Seele aber fand Geneſung durch das Brot des ewigen Lebens, welches der Glaube ihm verhieß und die Kirche ihm vermittelte. Nach wenigen Wochen ſtand auch ſein Sarg in der Familiengruft zu Kloſter Engelsberg und der Friede des Grabes vereinigte dies Ehepaar, das durch den Unfrieden des Lebens ſo traurig getrennt geweſen war. Die Welt, in ihrer oberflächlichen Anſchauungsweiſe, machte einige ſentimentale Phraſen: wie rührend es ſei, daß ſo oft alte Eheleute ſich ſchnell im Tode nachfolgten — und wie ſo ſehr rührend, daß ſich dies auch bei zwei Menſchen ereigne, von deren guter Eintracht man ſo wenig gewußt habe — und dann wurde dies höchſt rührende Ereigniß vergeſſen. Levin's Bruder, Graf Matthias, der Erb- und Stammherr, kam nun nach Schloß Windeck. Er war ein Menſch, deſſen große natürliche Gutmüthigkeit für ſeinen Mangel an geiſtigen Fähigkeiten hätte entſchädigen können, wenn ſie durch eine feſte religiöſe Grundlage zur Tugend gemacht worden wäre. Daran hatten aber ſeine Eltern nie gedacht; und ſo ſank dieſe ſchöne Gabe Gottes zu Schwäche, Leichtſinn, verkehrter Nachgiebigkeit — zu einem Spielball eigener und fremder Laune herab. Er fühlte das und war nicht glücklich; am wenigſten in ſeiner Ehe mit Juliane, einer reichen und ſtolzen Erbtochter, die ihm an Verſtand weit überlegen war und es bei jeder Gelegenheit zur Schau trug. Niemand war weiter davon entfernt als ſie, ſich zum Opfer zu bringen; und Niemand ſuchte mehr als ſie die Rolle eines Opfers der Convenienz zu ſpielen, indem ſie behauptete, nur zwei Häuſer, aber nicht zwei Herzen hätten dieſe Ehe geſchloſſen. Mit einer Frau, die ihn nicht durch ihr Uebergewicht erdrückt hätte, würde Matthias ſich vielleicht gehoben haben. Julianens verkehrte Art bewirkte das Gegentheil: er ließ ſich gehen in Leichtſinn und an Nichtigkeit, an armſelige Beſchäftigungen und freudenloſen Lebensgenuß. Die Richtung auf das Himmliſche, die ſich ſo früh und entſchieden in Levin ausſprach, lag in ihm, dem verwöhnten Liebling der Eltern, der den Sonnenſchein irdiſchen Glückes genoß — abgeſtorben da. Dieſe Richtung blüht meiſtens nur in ſolchen Seelen auf, die, wie im Winter Hyazinthen — hinter gefrorenen Fenſterſcheiben des Lebens ſtehen. Matthias hatte ſeinen Bruder von Herzen gern, nur aber verſtand er deſſen in Gott ruhendes Gemüth gar nicht. Doch ſagte er ihm:

„Levin, Du biſt unſer Beter! Du bleibſt doch immer hier bei uns auf Windeck — nicht wahr? Du thuſt uns gar zu ſehr Noth; den Eltern da drüben; und mir und den Buben hier.“

„Und Juliane?“ fragte Levin bedenklich.

„Juliane!“ ſagte Graf Matthias verlegen. „Ja ſo! .... Juliane! .... ich vergaß ſie! Levin, ich bitte Dich — ſprich ſelbſt mit ihr.“

Das that Levin ſehr gern. Er fragte ſeine ſtolze Schwägerin ganz einfach und freundlich, ob ſie damit einverſtanden ſei, daß er als Hauscaplan auf Windeck bleibe. Er legte Nachdruck auf den Hauscaplan; denn das war eben die Stellung, die er im Hauſe ſeiner Väter zu haben wünſchte. Juliane kannte ihn kaum, hatte nie die mindeſte Theilnahme für den beſcheidenen ſchweigſamen Schwager verſpürt, der gegen Jedermann ſo gleichmäßig freundlich war. Sie antwortete äußerſt gleichgültig:

„Ach ja, recht gern! warum ſollte ich nicht!"

Levin aber ging in ſeine geliebte Kapelle und dankte Gott aus der Fülle des Herzens. Wenn er nicht auf Windeck geblieben wäre, ſo hätte vermuthlich die Feier der heiligſten Geheimniſſe dort aufgehört; denn in Matthias lag das religiöſe Bedürfniß brach und Juliane war proteſtantiſch. Er hatte den Gnadenthau vergeſſen, den das heilige Meßopfer im Blute Jeſu ausſtrömt — und ſie hatte nie etwas davon gehört. Levin hoffte, daß dieſer Urquell des Heiles den beiden Kindern ſeines Bruders zu gut kommen werde.

Es war die Zeit der franzöſiſchen Kriege, als Deutſchland ſich entſchloß, die fremde Zwingherrſchaft abzuſchütteln. Der Schlachtruf fiel belebend in die unthätige, markloſe Exiſtenz des Grafen Matthias. Als Männer und Jünglinge ſich zum Kampfe ſchaarten, ſagte er:

„Ich gehe auch mit!" — und ſagte es mit einer ſolchen Entſchiedenheit, daß Juliane, die ſchon den Mund zum Widerſpruch geöffnet hatte, zum erſten Mal ihrem Manne gegenüber verſtummte. Matthias ordnete ſeine Geſchäfte und Angelegenheiten, beſtimmte im Fall ſeines Todes Levin zum Mitvormund ſeiner beiden

Söhne, nahm Abſchied von den Seinen und rüſtete ſich zur Abreiſe. Da ſagte Levin:

„Jetzt bitte ich Dich, lieber Matthias, mache noch einen Abſchiedsbeſuch mit mir.“

„Sehr gern!“ ſagte Matthias; „aber bei wem denn? ich glaube, bei ſämmtlicher Verwandtſchaft und Freundſchaft geweſen zu ſein.“

Schweigend deutete Levin nach Kloſter Engelsberg hinüber.

„Ja!“ rief Matthias, „komm' zur Gruft.“

Während ſie über den Main fuhren, ſagte Levin innig:

„Matthias! alles Zeitliche haſt Du wohl beſorgt für einen möglichen Fall. Wie ſteht es aber mit dem Ewigen?“

„Mit dem Ewigen?“ wiederholte Matthias langſam. „Schlecht, Levin! ich fürchte, ſehr ſchlecht.“

„Wer das fürchtet, mit dem ſteht es keineswegs ſchlecht,“ entgegnete Levin liebevoll.

Matthias wurde ernſt und nachdenkend und ſagte nach einiger Zeit:

„Ich wäre ein großer Thor, wenn ich das irdiſche Haus, das ich vielleicht auf immer verlaſſe, beſtellt, und nicht daran gedacht hätte, mir die Anwartſchaft auf das himmliſche zu eröffnen! Pater Serafin ſoll mir helfen, die Rechnung in Ordnung zu bringen, die ich dem lieben Gott abzulegen habe. Ich danke Dir, Levin, daß

Du mich daran erinnert haſt. Ich behaupte ja immer, Du ſeieſt unſer Beter! Vater und Mutter haſt Du in ein ſeliges Sterbeſtündlein hinein gebetet; ich hoffe, Du thuſt es auch für mich.“

Levin drückte ihm ſchweigend die Hand und blieb vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes in dem Kirchlein von Kloſter Engelsberg, betend für die Abgeſchiedenen und für die Lebenden, während Matthias mit Pater Serafin ſeine Rechnung machte — wie er es nannte. Als ſich die Brüder ſpäter zur Heimkehr zuſammenfanden, hatte Matthias rothgeweinte Augen und er ſagte zu Levin:

„Verſprich mir Eines! verſprich mir dafür zu ſorgen, daß die Buben eine katholiſche Erziehung und katholiſche Frauen bekommen — für den Fall meines Todes. Als Vormund iſt das ja ohnehin Deine Pflicht.“

„Ich fürchte, Juliane wird ſie mir ſchwer, vielleicht unausführbar machen. Was in meinen Kräften liegt, werd' ich thun. Das brauche ich Dir nicht zu verſprechen.“

„Hätte ich doch Juliane ganz von der Vormundſchaft ausgeſchloſſen! aber .... das war nicht wohl möglich; ſie iſt und bleibt die Mutter! .... die reiche Mutter.“

Levin ſchwieg. Er kannte dieſe kleinen nachdrucksloſen Emancipationsgelüſte vom Weiberregiment bei Matthias. Als ſie in's Schloß zurückkamen, empfing Juliane ſie mißmuthig und ſagte:

„Wie kann man ſich denn aber ſo lange in der feuchten Gruft aufhalten! Du wirſt gewiß den Schnupfen bekommen, Matthias. Du haſt ihn ſchon! .... ich ſehe es Deinen Augen an.“

„Wer ſich vor den Kugeln nicht fürchtet, darf ſich auch nicht vor dem Schnupfen fürchten,“ entgegnete Matthias mit großem Gleichmuth. Er hatte geweint — die Thränen geweint, die aus den Tiefen des Gemüthes aufquellen; und Juliane ſprach von ſeinem Schnupfen; ein ſolches Verſtändniß herrſchte in dieſer Ehe!

Graf Matthias zog aus — und kam nicht wieder. Er blieb in der Schlacht von Waterloo. Juliane weinte anſtandshalber ein Paar Thränen und ſorgte mit großer Aufmerkſamkeit dafür, daß die verſchiedenen Grade der Trauer in ihrer eigenen Kleidung und der ihrer Söhne und ihrer Dienerſchaft während des Trauerjahres pünktlich beobachtet wurden. Sie brachte dies ganze Jahr auf Windeck zu, weil es ſich ſo ſchickte. Sie beſchäftigte ſich mit Lectüre und Handarbeit; hauptſächlich aber mit der Verwaltung des Vermögens. Das verſtand ſie aus dem Grunde; hatte auch nie ihrem verſtorbenen Mann geſtattet, ſich darein zu miſchen. Beide hatten die Uebereinkunft getroffen, daß Damian, der älteſte Sohn, das ganze Windeck'ſche Vermögen, und Gratian, der nachgeborene, das mütterliche erhalte, welches ſie als eine Stamberg'ſche Erbtochter beſaß. Dieſen großen Reichthum zu ordnen, zu mehren, den größtmöglichſten Vortheil zu berechnen und zu benutzen, umſichtig wie ein

Geſchäftsmann und ſorglich wie eine Haushälterin dabei zu Werke zu gehen, dies war Julianens liebſte Unterhaltung und größte Freude. Sie war nicht geizig, ſie hielt ihre Untergebenen gut, bezahlte Beamte und Dienerſchaft hinreichend, hatte eine Liſte von Almoſenempfängern: ſie war nur eben ein ſo trockenes und kaltes Gemüth, daß diejenigen Intereſſen, welche ſich in Ziffern ausdrückten, ihr am meiſten zuſagten. Jeder idealen Richtung, die etwas Anderes begehrt, als die Intereſſen des Lebens auf ein Rechenexempel zu beſchränken, war ſie abhold. Sinn für das Uebernatürliche, Neigung zu himmliſchen Dingen, höhere Auffaſſung der irdiſchen Verhältniſſe nannte ſie Schwärmerei, und ſorgſam ſuchte ſie ihre Söhne, die bei des Grafen Matthias Tod zwölf und dreizehn Jahre alt waren, in dieſer froſtigen Atmoſphäre zu erhalten. Bei Damian wurde ihr das ſehr leicht; bei Gratian ſchwerer, denn des Vaters Güte und urſprüngliche Gemüthlichkeit war auf ihn übergegangen. Levin war und blieb für Juliane ein harmloſer Schwärmer, der aber doch ſo nahe an Narrheit ſtreifte, daß ſie ihre Söhne auf's Kräftigſte gegen ſeinen Einfluß zu ſchützen ſuchte und zwar durch ein Mittel, welches bei Kindern und bei Alltagsmenſchen ſelten die beabſichtigte Wirkung verfehlt: durch Geringſchätzung Levin's. Es gehört Gemüthstiefe, oder ein ſehr gutes Herz, oder geiſtiger Scharfblick, oder eine ſehr große Liebe dazu, um ſich nicht der Geringſchätzung anzuſchließen, die eine

Perſon, welche als Autorität gilt, oder die mehrere Perſonen, bei denen die Anzahl die Autorität erſetzt, anhaltend gegen Jemand an den Tag legen. Es war eine ganz beſondere Fügung, daß Levin wiederum in häuslichen Verkehr mit einer Frau kommen mußte, die Nichtachtung für ihn empfand. Bei ſeiner armen Mutter entſprang dieſe Nichtachtung aus einer Art von Rache, welche das befleckte Gewiſſen an der Tugend zu nehmen ſuchte; bei ſeiner Schwägerin aus Stumpfſinn gegen das, was Tugend überhaupt iſt: Selbſtverleugnung aus Liebe zu Gott. Für Jene war Levin ein heimlicher Vorwurf; für Dieſe — eine Null. Jene fühlte unwillkürlich, daß ſein Leben ganz abſichtslos ihr Leben verurtheile; Dieſe hielt ſich für dermaßen vollkommen, daß eine Levinsſeele neben ſolcher Vollkommenheit ſpurlos verſchwand. Aber dieſe Seele ertrug mit derſelben milden und gleichmäßigen Liebe jetzt die Schwägerin wie früher die Mutter. Seine ganze Sorgfalt richtete ſich darauf, daß ihm die Kinder nicht entfremdet würden. Dabei leitete ihn keine egoiſtiſche Abſicht, nur das Verlangen, dem letzten Wunſche ſeines Bruders nachzukommen und die jungen Seelen im Glauben zu ſchirmen. Juliane war ganz gleichgültig gegen alle Confeſſionen; da die Windecker nun einmal katholiſch waren, ſo mußten auch ihre Söhne katholiſch ſein. Lieber wäre es ihr geweſen, wenn ſie proteſtantiſch hätten ſein können; keineswegs aus einem religiöſen Beweggrund, nur weil ſie ſelbſtproteſtantiſch und unausſprechlich zufrieden mit ihrer eigenen Entwickelung und Richtung war. Sie überließ es Levin, für Hofmeiſter und Lehrer zu ſorgen, denn ſie erwartete von ſeiner Gewiſſenhaftigkeit zweckmäßige und gediegene Wahlen, und ſie wünſchte, daß ihre Söhne eine vortreffliche Erziehung bekämen. Nur verſchmähte ſie eine religiöſe Grundlage derſelben und alle Aeußerungen und Einflüſſe, die aus der Fülle des Glaubens in das Leben und in andere Gemüther übergehen. Eine Mutter wirkt erwärmender oder erkältender auf das Gemüth ihrer Kinder, als alle übrigen Menſchen zuſammen genommen. Juliane hielt ihre Söhne in dem Kreiſe der Selbſtſucht und der Eigenliebe feſt, worin ſie ſich ſelbſt bewegte und machte dann häufig bittere Vorwürfe an Levin, daß der Hofmeiſter ſie zu nichts Anderem, als zu kleinen Egoiſten erziehe.

„Ich mühe mich ab in Geſchäften, Sorgen und Arbeiten; ich gebe ihnen das Beiſpiel eines opferwilligen Lebens; ich kenne kaum eine andere Freude, als die Erfüllung meiner Pflichten; ich ſtrebe dahin, meinen Söhnen die beſte Erziehung, alle Bildungsmittel, jeden Unterricht zukommen zu laſſen, und ſehe doch gar wenig guten Erfolg,“ klagte ſie mißmuthig ihren Freunden. Es war aber Niemand unter ihnen, der ihr geantwortet hätte: Ja, das Alles thuſt du; aber haſt du dabei die Ehre Gottes und das ewige Heil deiner Söhne vor Augen? Erfleheſt du dir von

Gott das Licht der Gnade, um deine Söhne zu tüchtigen Männern zu erziehen? Schöpfeſt du deine Opferwilligkeit aus dem Quell jedes wahren Opfers: aus der Liebe zur göttlichen Liebe? Entnimmſt du das Beiſpiel, das du deinen Söhnen gibſt, der Nachfolge deines Heilandes? — Beantworteſt du all' dieſe Fragen, getreu der Wahrheit, mit Nein! ſo höre auf, dich zu beklagen und zu ſtaunen: du ſtreueſt irdiſche Saat aus und ſie trägt dir irdiſche Ernte ein.

Wie oft hatte Levin verſucht, ihr ganz leiſe ſolche Andeutungen zu machen! wie oft ihr vorgeſtellt, daß ein warmes, aufrichtiges, religiöſes Leben der Boden ſei, auf welchem Früchte der Gnade gedieben! Juliane faßte das mit der höchſten Oberflächlichkeit auf und pflegte zu antworten:

„Ja, ich weiß ſchon, welch Gewicht Sie auf das Gebet legen, auf den Gottesdienſt, auf die gemeinſchaftliche Andacht; ich ſehe aber nicht, daß meine Söhne dadurch beſſer werden! Ich meinestheils begnüge mich ganz einfach, Gott ſo zu verehren, wie er es haben will: nämlich im Geiſt und in der Wahrheit."

Die Ablöſung vom kindlichen gläubigen Geiſt des Chriſtenthums, die Vereinzelung in nüchterner Verſtandesöde nannte Juliane eine Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit, ohne zu beachten, daß bei dieſem gänzlichen Mangel an Geiſt und Wahrheit auch die Anbetung zu kurz kommen müſſe. Zu jeder Andachtsübung, die

Levin mit ihren Söhnen machte, zuckte ſie die Achſeln oder lächelte ſie mitleidig oder ſchaute mit kalter Gleichgültigkeit zu. Wie ein ertödtender Reif fiel dieſe Froſtigkeit des Gemüthes auf jene Keime, die Levin ſo gern zu Blüthen in den Seelen ſeiner Neffen entwickelt hätte. Aber er ließ ſich nicht entmuthigen. Er flüchtete ſein einſames, tauſendfach betrübtes Herz an das einſame leidenvolle Herz ſeines Heilandes und opferte in der Vereinigung mit Ihm jeden Tag und jede Stunde ſeines Lebens für Diejenigen auf, die ſo wenig ſein Opfer verſtanden. So legte er in anſcheinend geringe und von der Welt verkannte That eine Fülle der reinſten, umfaſſendſten Liebe nieder. Die Knaben konnten ſich einer gewiſſen Zuneigung für den Onkel Levin nicht erwehren; er war ihnen angenehmer als die herzloſe Mutter, die auch ſie immer in kühler Entfernung hielt. Sie hatten Vertrauen zum Onkel Levin bei ihren kleinen Freuden und Leiden, denn niemals hatten ſie ihn theilnahmlos gefunden. Nur ging die Zuneigung nicht ſo weit, um ſeinen Ermahnungen Gehör zu geben und ſeine Rathſchläge anzunehmen, ſobald dieſelben Selbſtverleugnung von ihnen forderten. Sie fanden es recht ſchön, daß er ein ſolches entſagendes Leben führe; aber ſehr unnütz, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Juliane erntete im reichen Maß den Egoismus ein, den ſie in den Herzen ihrer Söhne hatte wuchern laſſen. Beide machten ihr den Kummer, den ſie am ſchmerzlichſten empfand: ſie brachten ihr als Schwiegertöchter und ohne ſie zu Rathe zu ziehen ganz unbemittelte Mädchen. Von Damian hätte ſie ſich eine ſolche Wahl gefallen laſſen, da er ja bereits Beſitzer des großen Windeck'ſchen Majorates war; aber von Gratian fand ſie es empörend, weil ſie fürchtete, er wolle ſchon bei ihren Lebzeiten den Mitgenuß ihres Vermögens haben — das nach ihrem Tode ihm zufiel — und dadurch ihr Einkommen verringern und ihre Stellung in der Geſellſchaft möglicherweiſe gefährden. Gratian hatte ſich allerdings auf das Vermögen ſeiner Mutter verlaſſen und war nicht minder empört über ihre froſtige Kargheit, als ſie über ſeine Rückſichtsloſigkeit. Damian wurde in die mütterliche Ungnade verwickelt, weil beide junge Frauen Schweſtern waren und weil Juliane behauptete, Damians ſchlechtes Beiſpiel, eine Frau zu wählen, die nichts habe als ihr ſchönes Geſicht, ſei anſteckend für Gratian geweſen. Genug, dieſe beiden Heirathen ſtifteten großen Unfrieden zwiſchen Mutter und Söhnen, und Niemand litt mehr darunter, als die jungen Frauen, die immer von der Schwiegermutter und zuweilen von ihren Männern darüber viel Bitteres hören und leiden mußten. Es waren zwei ſanfte, liebe Weſen, ſehr gut erzogen, ſehr fromm, jedoch dermaßen im Gefühl und in der Phantaſie lebend, daß ihre Männer ſie, wenigſtens in den erſten Jahren, als unmündige Kinder betrachteten und ihnen wenig Einfluß einräumten.

* * *

Familienbilder.

So blühte denn abermals ein neues Geſchlecht um Levin auf; aber ein ſolches, worin er Kinder ſeiner Seele erkennen konnte. Damians Frau, Gräfin Cunigunde, ſchloß ſich mit zärtlicher Ehrfurcht ihm an und ſah in ſeinem Aufenthalt zu Windeck eine beſondere Gnade Gottes. Ihre Schwiegermutter hatte ſich nach ihrer Herrſchaft Stamberg im Odenwald begeben, richtete das Schloß prächtig ein, machte große Gartenanlagen, neue vortreffliche Bauten und wurde noch kälter gegen ihre Söhne als früher, indem ſie mit der größten Trockenheit behauptete: wären Söhne verehlicht, ſo würden ſie gleichgültig für die Mütter. Gratian, der als nachgeborner Sohn nur eine unbedeutende Apanage hatte und freilich ſehr leichtſinnig in die Ehe getreten war, würde nicht im Stande geweſen ſein, mit einer Familie zu exiſtiren, da ſeine Mutter ihm nur das Jahrgeld gab, welches er ſchon auf der Univerſität von ihr empfing, wenn ſich nicht Damian ſehr brüderlich benommen und ihm eine ſeiner Beſitzungen ganz in der Nähe von Windeck gegeben hätte, deren Herr Gratian ſo lange ſein ſollte, bis ſich ſeine äußeren Verhältniſſe beſſer geſtalteten. Dieſe Großmuth Damians rührte Gräfin Juliane nicht im mindeſten; auch nicht die große Eintracht, in welcher beide Familien lebten. Sie äußerte gegen Freunde:

„Nun ja, es ſind ein Paar harmloſe Geſchöpfe, meine Schwiegertöchter, und ich glaube gern, daß ſie ihren Männern nichts in den Weg legen, ſondern eher zu viel Nachſicht mit ihnen haben und ganz gewiß ohne Einfluß auf ſie ſein werden; allein mir iſt dies zärtliche, empfindſame, weichliche Weſen antipathiſch. Ich finde keinen Berührungspunkt mit ihnen; ſie ſind unbrauchbar für einen großen Wirkungskreis.“

Unter „großem Wirkungskreis“ verſtand Juliane immer den, welchen ſie ſelbſt ausfüllte, und ihr Talent für Verwaltung und Finanzen war freilich den jungen Frauen fremd. Beide überließen das ihren Männern. Gratian ſagte einſt zu ſeinem Bruder:

„Wenn nur die Mama nicht wieder heirathet!“

„Poſſen!“ rief Damian; „was könnte die Mama dazu bewegen! ein zärtliches Herz gewiß nicht. Onkel Levin! haben Sie gehört, was Gratian befürchtet?“

„Eure Mutter war immer eine ſehr verſtändige Frau, die ſich in ihrem Wittwenſtande vortrefflich benommen hat," entgegnete Levin mild. „Ich begreife nicht, weshalb Gratian dieſen Scherz macht."

„Weil die Mama Jemand haben muß, den ſie hofmeiſtern kann, Onkel Levin! Das iſt nun einmal ihr Fach. Das hat ſie an dem guten Vater gezeigt und dann an uns. Sie könnte jetzt freilich unumſchränkt ganz Stamberg beherrſchen und hofmeiſtern und ſich damit begnügen; allein was ſoll ſie im häuslichen Leben anfangen? Da iſt eine Lücke und die erſchreckt mich; zuerſt für die Mama und dann für mich. Denn wenn ſie wieder heirathet, heißt es für mich: Adieu Stamberg!"

„Aber, lieber Gratian," unterbrach ihn Levin begütigend, „es iſt vor einem Viertel Jahrhundert abgemacht, daß die Herrſchaft Stamberg Dir dermaleinſt zufallen ſoll. Traue doch Deiner guten verſtändigen Mutter keinen Schritt zu, der dies alte Uebereinkommen aufheben würde."

„Man muß nie mit einer Frau das Wort alt in Verbindung bringen," ſagte Gratian ſcherzend mit dem Finger drohend; „das würde der Mama gar nicht gefallen, obgleich ſie eine vernünftige Frau iſt und bald Großmama ſein wird. Ich habe aber gehört, es hätte ſich ein entfernter Verwandter, ein Stamberg aus Schleſien, ein verabſchiedeter Lieutenant, bei ihr präſentirt."

„Es iſt doch ganz in der Ordnung, daß ein Neffe aus Schleſien, wenn er eine Reiſe an den

Rhein oder nach Baden Baden macht, ſeine Tante beſuche."

„Onkel Levin, ein verabſchiedeter Lieutenant!!! Sie können es nicht faſſen, wie erpicht ein ſolcher Menſch auf ein gutes Etabliſſement iſt! gerade ſo, wie ein zartes Jungfräulein von fünf und dreißig Jahren auf ein eheliches Geſpons. Ein Lieutenant im activen Dienſt würde mich gar nicht ſchrecken; der hat Hoffnung, Feldmarſchall — oder todtgeſchoſſen zu werden. Aber ein verabſchiedeter Lieutenant! was bleibt dem übrig? Um ſeiner Verdienſte willen hat noch nie einer den Abſchied bekommen. Eine andere Laufbahn öffnet ſich ihm nicht leicht. Was thut er? er macht eine reiche Heirath."

„Gratian, ich bin es überdrüſſig, Deine Poſſen zu hören!" rief Damian unmuthig. „Ich begreife nicht, wie Dir Deine Spaßmacherei bei einer ſo ernſthaften Geſchichte nicht vergeht. Uebrigens halt' ich es mit Onkel Levin und glaube nicht, daß ſich die vernünftige Mama bethören läßt."

„Ihr ſeid Beide bewundernswerth mit Eurem Vertrauen auf die Vernunft einer Frau," entgegnete Gratian, in ſeinem munteren Tone bleibend. So lange die Welt ſteht, hat man von der noch nichts Tüchtiges gehört."

„Aber Gratian," wendete ſeine Frau halb weinerlich ein, „wir ſind doch auch vernunftbegabte Weſen."

„Du, mein Kind, nur halb und halb — denn ſonſt hätteſt Du mich ausreden laſſen und Dinge zu hören bekommen, die Dein Herzchen entzückt hätten — über das Vertrauen, das man zur Liebe einer Frau haben könne, zur Frömmigkeit einer Frau ꝛc. ꝛc. Allein zur Strafe dafür, daß Du als ein vernunftbegabtes Weſen mir Vertrauen einflößen willſt, ſchweige ich.“

Gratian ſchwieg; als aber die Familie nach ein Paar Tagen wieder beiſammen war, hub er an:

„Wer hätte je gedacht, daß ſich die Mama einer ſolchen Leidenſchaft für das Faro hingeben würde.“

Alle ſtarrten ihn an; nur Damian ſagte:

„Du biſt unerträglich mit Deinen Späßen.“

„Mit meinen Späßen — kann ſein! Dies iſt jedoch ein Ernſt, den Du wirſt ertragen müſſen.“

„Daß die Mama Faro ſpielt?“ rief Damian hell auflachend.

„Und uns ein Paroli biegt,“ ſetzte Gratian hinzu. „Sie heirathet den Lieutenant. Verlaßt Euch darauf, ich habe ſichere Nachrichten, weil ich bisher immer zu Stamberg als der zukünftige Herr gegolten habe.“

So war es wirklich. Nach einigen Wochen zeigte Gratian ſeiner Mutter die Geburt ſeines älteſten Sohnes an, und ſie antwortete darauf mit der Anzeige, daß ſie ſich ganz in der Stille mit ihrem Vetter, dem Freiherrn von Stamberg, vermählt habe. Sie habe zu lange nur für Andere gelebt, um es ertragen zu können, nur für ſich zu leben. Indem ſie einem zweiten Gatten das

Opfer ihrer Freiheit bringe, wünſche ſie nicht ſowohl Glück zu finden, als vielmehr es zu bereiten; und mit dieſen und ähnlichen Redensarten füllte ſie vier Quartſeiten an. Zum Schluß bemerkte ſie: ihre Söhne wüßten ja am Beſten, daß ſich die Ehen am leichteſten ſchlöſſen, wenn man zuvor keine Rathſchläge von den Naheſtehenden begehre und alles unnütze Hin- und Herreden vermeide; das habe auch ſie gethan.

„Merkt Ihr das Paroli?“ rief Gratian. „Nun, Onkel Levin! was ſagen Sie jetzt über die vernünftige Frau?“

„Ich ſchweige,“ war die Antwort; „und ich glaube, Ihr thätet ſammt und ſonders gut, ſo wenig wie möglich über die Sache zu ſprechen, die jetzt unabänderlich iſt und die Euch nicht veranlaſſen darf, Euch von Eurer Mutter zurückzuziehen — um ſo weniger, als wir gar nicht wiſſen, ob dieſer Baron Stamberg nicht ein ſehr rechtſchaffener und angenehmer Mann iſt.“

„Ich habe gar nichts Böſes von ihm gehört,“ ſagte Gratian in ſeiner ſpottenden Redeweiſe. „Den Abſchied hat er bekommen wegen einer zarten Neigung für die Weinflaſche. Mit der muß die Mama alſo rivaliſiren.“

„Und die prächtige Herrſchaft wird ſich ein elender Abentheurer durch die Gurgel jagen!“ rief Damian außer ſich vor Zorn. „Welch Glück, daß die Mama proteſtantiſch iſt! nun kann ſie ſich doch von ihrem ſauberen Herrn Gemahl zur rechten Zeit ſcheiden laſſen.“

Walburg hielt ſich ſchreckenvoll die Ohren zu. Cunigunde ſagte ſanft zu ihrem Manne:

„Lieber Damian, Du machſt die Sache noch trauriger.“

„Das verſtehſt Du nicht!“ fuhr er heftig auf; „für ſolche Verhältniſſe iſt die Scheidung vortrefflich.“

„Sage doch lieber: für ſolche Verhältniſſe iſt die Ehe nicht eingeſetzt.“

„Das ſag' ich von ganzem Herzen; allein ich will zugleich eine Abhülfe haben.“

„Die bringt der Tod,“ ſagte Levin. —

Gräfin Juliane war nunmehr Baronin Stamberg, aber immer dieſelbe Juliane. Sie hatte nicht einen Funken von Neigung für ihren Mann. Er ſchmeichelte ihr über alle Maßen; das war ihr immer angenehm, und da ſie fünfzehn Jahre älter als er war doppelt angenehm. Von ſeiner „zarten Neigung,“ wie Gratian ſich ausdrückte, war Juliane unterrichtet. Sie hatte nicht verſäumt, dem ehemaligen Regimentschef des Barons zu ſchreiben und ſich zu erkundigen, weshalb derſelbe entlaſſen ſei. Sie legte aber keinen Werth auf die Antwort, ſondern nahm ſich vor, ihren Mann ſo vortrefflich zu erziehen, daß er dieſe Schwäche überwinden werde. Ueberdas konnte ſie ihre Liebhaberei fortſetzen und ſich als eine opferfreudige Seele hinſtellen, als ein Rettungsengel und Schutzgeiſt für den jungen Mann. Ihr verletztes Muttergefühl und ihr Mißfallen an den beiden armen Schwiegertöchtern legten nicht das kleinſte Gewicht in die Waagſchaale für Baron Stamberg. Juliane wollte ihren Kindern zeigen, daß ſie unbeſchränkte Herrin ihres Vermögens ſei und daß dieſelben ſich mit dem Pflichttheil dermaleinſt zu begnügen hätten, wenn es ihr gefiele, ihren Mann zum Haupterben einzuſetzen. Wie ſie es aber halten wolle, darüber ſchwieg ſie. Einſtweilen war ihr Mann Herr auf Stamberg, ſo weit ſie es ihm geſtattete, d. h. im Pferdeſtall, im Hundezwinger und auf der Jagd. Vielleicht hatte er ſich auch noch den Weinkeller dazu gewünſcht; allein er fühlte ſich allzu behaglich in der Befriedigung ſeiner übrigen Liebhabereien, für welche Juliane glänzend ſorgte, um noch andere Anſprüche zu machen.

Das Verhältniß zwiſchen den Söhnen und der Mutter war immer ſo froſtig geweſen, daß es durch ihre zweite Ehe im Grunde gar nicht froſtiger werden konnte, um ſo weniger, als Baron Stamberg ein gutmüthiger Menſch war, ſchwach von Charakter, beſchränkt von Verſtand, der ſich mehr und mehr mit wunderſamer Gefügigkeit von Julianen tyranniſiren ließ und von ihren Söhnen weder Aufmerkſamkeit, noch Freundſchaft begehrte, ſondern froh war, wenn ſie ihn ungeſtört pirſchen gehen ließen. Es wurde alſo der äußere Anſtand ſtets aufrecht gehalten. Zu Julianens Geburtstag, den ſie als Proteſtantin feierte, machten ihre Söhne ſtets die Reiſe nach Stamberg und hielten ſich einige

Wochen bei ihr auf — nicht ungern, weil er mit der Jagdzeit zuſammentraf. Für Walburg und Cunigunde war es aber immer eine ſchwere Zeit, theils wegen des herben Umganges mit Julianen, theils wegen der Entbehrung des katholiſchen Gottesdienſtes. Nach der nächſten Kirche mußten ſie eine Stunde fahren. Die meiſten großen Grundbeſitzer im Odenwald ſind proteſtantiſch; einige Städtchen katholiſch, andere gemiſcht, andere vorherrſchend proteſtantiſch, ſo daß ſich die Schweſtern in jeder Beziehung zu Stamberg auf einem fremden Boden fühlten.

„Gott!“ ſeufzte Cunigunde, „wie iſt es doch ſolche Todtenſtille hier zu Land in der Morgenfrühe, weil nie eine Glocke zur heiligen Meſſe ruft.“

„Und Tag ein Tag aus kein Ave Maria Läuten,“ ſagte Walburg. „Ach, und die Glocken wollte man ſchon entbehren, wenn man nur irgendwo einen Kirchthurm gewahr würde, der ſich über dem Hochwürdigſten Gute erhebt. Aber da iſt keiner weit und breit. Nirgends kann ſich das Auge mit ſeinen Thränen und das Herz mit ſeiner Trübſal auf einer Kirche ausruhen, welche das heiligſte, theuerſte Sacrament umſchließt, und es iſt doch eine wunderbare Erquickung, die man zuweilen aus einem einzigen ſolchen Blicke ſchöpft. Ach, die armen Beraubten! wie ſind ſie zu beklagen.“

„Und nie Nachlaß der Sünden,“ ſagte Cunigunde, und eine Thräne engelhaften Mitleides gab ihrem ſchönen

Auge einen himmliſchen Glanz. „Nie die beſeligende Gewißheit der Verſöhnung mit Gott, die auf keiner Selbſtgefälligkeit, keiner Täuſchung beruht. Nie Empfang des wahren und weſenhaften Leibes des Herrn, alſo nie die Vereinigung mit dem liebevollen zärtlichen Gott, der hienieden in uns ſeine Wohnung nehmen will, um damit den Keim des ewigen Lebens für den Himmel in uns zu legen. O Walburg! wenn ich all' die Weltherrlichkeit hier in Stamberg ſehe und nirgends ein Cruzifix, nirgends ein Bild der heiligen Gottesmutter, nirgends ein Weihwaſſerbrünnlein, ſo jammert mein Herz über dieſe von Gott abgelöſte, leichenhafte Pracht, und ich möchte mich vor der armen Mama auf die Knie werfen und ſie anflehen, ein ganz klein wenig an den lieben gekreuzigten Heiland zu denken."

„Dieſelbe Empfindung habe ich auch ſchon gehabt!" rief Walburg lebhaft. „Sie dauert mich unausſprechlich, die arme Mama! ſie iſt ſo kalt — kalt für uns, kalt für ihren Mann, kalt für ihre Söhne, kalt ſogar für meinen kleinen Uriel. Ein kaltes Herz, kann das glücklich ſein? Ach nein, denn es liebt nicht! Liebe iſt warm und innig, denn ſie hängt mit dem Herzen Gottes zuſammen."

Es war ein gar liebliches Bild, wie ſie traulich auf einem kleinen Divan neben einander ſaßen, die beiden ſchönen jungen Frauen, und mit der gedämpften weichen Stimme ſprachen, die eine hohe Seelenbildung verrieth und wie ihre Augen gleichgültig über den irdiſchen Reichthum hinwegſchauten und Thränen vergoſſen über den Mangel an himmliſchen Gütern.

„Was geht denn hier vor?“ fragte plötzlich Damian, der durch die offene Thüre des Vorzimmers unbemerkt eingetreten war. „Gundel in Thränen gebadet, Walburg in Thränen ſchwimmend. Gab es eine Scene mit der Mama? Habt Ihr kein Geld für Eure geliebten Bettler? Hat ſich Uriel das Näschen geſtoßen? Was iſt geſchehen?“

„Nichts von dem Allen, lieber Damian,“ ſagte Cunigunde ſchüchtern und trocknete ihre Thränen.

„Ihr werdet doch unmöglich weinen vor Rührung über den prachtvollen Sonnenuntergang!“ rief er ungeduldig.

„Ach nein — wir grämen uns nur ſo ſehr über die armen Proteſtanten, deren Seelen ſo wenig Nahrung haben,“ entgegnete Cunigunde zaghaft, weil ſie wußte, daß dies Capitel ihrem Manne nicht ſehr zuſagte.

„Da ſpart Eure Thränen!“ rief Damian unmuthig. „Die befinden ſich ſehr wohl auf der Welt und haben es im Grunde beſſer, als wir, brauchen nicht eine Maſſe von Rückſichten zu nehmen, haben keine Faſtenzeit, keine geſchloſſene Zeit, keine öſterliche Zeit — was Alles unter Umſtänden recht unbequem ſein kann.“

Hätte ſich Cunigunde ſo weit überwinden können, um mit einem leichten Scherz dieſe „Unbequemlichkeiten“

fallen zu laſſen, ſo hätte ſie ihren Mann vor der Verſchanzung im Widerſpruch bewahrt und den kleinen Antagonismus vermieden, der ſich auf dem religiöſen Gebiete ſo leicht zwiſchen der Hingebung des weiblichen Gemüthes und dem Unabhängigkeitsbedürfniß des männlichen Charakters erhebt; Antagonismus, der jedoch nur auf den unteren Stufen der Seelenentwickelung ſtattfindet, nur da, wo man das religiöſe Leben zur Sache des Gefühles macht. Wird es aber als die Sache des Willens erfaßt, ſo geht es in eine höhere Ordnung über, wo die natürlichen Anlagen zur Hingebung und zur Unabhängigkeit in der freiwilligen Unterwerfung aus energiſcher Liebe ſich begegnen. Es iſt ſehr zu beklagen, daß das religiöſe Leben des Weibes dem Manne gar oft als eine Schwäche des Herzens, als ein Mangel an Kraft entgegentritt, während es den Stempel des höchſten Adels, der klarſten Energie tragen ſollte. Aber die Thränen, aber die Andachten, aber die Gebetbücher, aber die tauſend damit verknüpften Kleinigkeiten laſſen es dem Manne „weibiſch“ erſcheinen und fliehen. Dies war auch bei Cunigunden zu beklagen. Sie hatte noch nicht die Menſchenkenntniß, um ihren Mann richtig zu behandeln, und auch nicht *die* Erkenntniß, welche meiſtens erſt aus einem längeren Leben hervorgeht, daß von der Frau mehr Selbſtverleugnung an einem einzigen Tage, als von dem Manne während ſeines ganzen Lebens gefordert wird. Genug — ſobald Damian in irgend eine kleine heterodoxe Behauptung verfiel, verfiel Cunigunde in Thränen, ohne daran zu denken, daß er durch ſeine Mutter in der froſtigen Atmoſphäre religiöſer Gleichgültigkeit aufgewachſen und deshalb mit Nachſicht und Schonung zu behandeln ſei.

„O Damian! wie kannſt Du ſo ſprechen!“ rief ſie klagend aus. „Alles, was Du aufzählſt, zeigt ja eben, wie arm an Gnaden man außerhalb der Kirche iſt; denn jene Zeiten ſind Gnadenzeiten, und wer arm an Gnaden iſt, der iſt wahrhaft arm.“

Dieſe himmliſche Wahrheit verſtand er gar nicht. Er antwortete ſpöttiſch:

„Ich werde alle Armen unter den Katholiken des Odenwaldes ſammeln und zu Dir bringen. Vielleicht kannſt Du ihnen beſſer als mir begreiflich machen, daß ſie nicht arm ſind.“

„Mancher von ihnen mag wirklich durch den Glauben viel reicher ſein als Du, Damian.“

„Sieh, wie gut Gott das eingetheilt hat: die Einen macht er reich durch den Glauben ohne Geld und Gut, und die Anderen durch Geld und Gut ohne Glauben.“

„Aber Damian, ſage doch nicht kaltblütig ſolche entſetzliche Dinge!“ rief Cunigunde. „Gott gibt die Glaubenslehre und die Fähigkeit zu glauben den Armen wie den Reichen. . . . .“

„Aber Cunigunde, ſprich doch nicht ſo weitläuftig über ſolche langweilige Dinge!“ unterbrach ſie Damian, drehte ſich auf dem Abſatze um und ging von dannen.

Cunigunde ſchlang ihren Arm um den Nacken ihrer Schweſter und fragte leiſe:

„Iſt das nicht herzbrechend?“

Walburg nickte ſanft mit dem Kopf und ſagte:

„Gratian hat zuweilen auch ſolche Launen. Sie ſind eben die Söhne ihrer Mutter! wir müſſen um ſo eifriger für ſie beten.“

„Und umſomehr ſie lieben,“ ſetzte Cunigunde hinzu.

Sie war nicht glücklich, die arme Cunigunde; ihre Ehe war kinderlos und Damian zuweilen außerordentlich darüber verſtimmt; denn er war nicht daran gewöhnt, unerfüllte Wünſche zu haben. Walburg hatte in den fünf Jahren ihrer Ehe ihrem Manne drei Söhne geſchenkt, und je mehr ſich Cunigundens neidloſes Herz an dem Glück ihrer Schweſter freute, deſto inniger ſehnte ſie ſich, es ſelbſt zu genießen.

„Könnte ich nur einmal zur Mutter Gottes nach Alt Oetting und dort eine neuntägige Andacht halten,“ ſagte Cunigunde zu ihrem Rathgeber und Tröſter Levin. „Glauben Sie wohl, lieber Onkel, daß Damian mir die Wallfahrt erlaubt?“

„Halten Sie hier eine Novene zur heiligen Gottesmutter,“ entgegnete Levin ausweichend.

„So unmöglich ſcheint es Ihnen alſo!“ rief ſie traurig.

„Ich meine, Sie ſollten Alles vermeiden, wodurch kleine Differenzen zwiſchen Ihnen und Damian auf dem religiöſen Gebiete hervorgehoben werden. Ihr Opfer zieht vielleicht die Gnade ſicherer herab, als Ihre Wallfahrt,“ ſagte Levin mild.

Es war um Mariä Himmelfahrt. Zahlreiche Prozeſſionen zogen nach Kloſter Engelsberg, wo ein Gnadenbild der heiligen Gottesmutter ſehr verehrt wird. Der Main war mit Nachen bedeckt, welche vom anderen Ufer Andächtige hinüber führten, die ſich am Fuße der ungeheueren Treppe hinter ihrem Kreuz und ihren wehenden Fahnen in Reihe und Glied ſtellten und betend langſam bergan ſtiegen, um droben die heiligen Sacramente zu empfangen und ihre mit Gott verſöhnten Herzen voll Bitten und Klagen und Nöthen auszuſchütten vor der Tröſterin der Betrübten. Nach mehreren Stunden zogen ſie auf der anderen Seite durch den Wald bergab. Von Windeck aus ſah man dieſe bunten beweglichen Bilder in größter Deutlichkeit, war aber zu ſehr an ihre Wiederholung gewöhnt, um ſie zu beachten. Nur bei Cunigunde regten ſich die Flügel der Sehnſucht, wie bei einem jungen Zugvogel, der ſich dem Schwarm anſchließen möchte, der nach Süden fliegt. Sie faßte ihren ganzen Muth zuſammen und ſagte zu ihrem Manne:

„Lieber Damian, gib mir Urlaub auf vierzehn Tage und ſchlage mir dieſe Bitte nicht ab, weil ſie ſo ſehr ungewöhnlich iſt. Frage auch nicht, wohin ich gehe, ſondern triff nur Anſtalt, daß ich in der erſten Woche des Septembers reiſen kann.“

„Die Welt kehrt ſich um, Onkel Levin!“ rief Damian. „Haben Sie es gehört? Gundel ſpricht befehlshaberiſch; da muß man wohl gehorchen. Und weil ich mich in der That freue, dies Wunder erlebt zu haben, ſo will ich der Reiſe auch nichts in den Weg legen. Ich denke, ſie geht zu Deiner Schweſter Iſabelle“ — ſetzte er fragend hinzu.

„Fragen darfſt Du nicht,“ ſagte Cunigunde erröthend.

„Gut! da ich nun das Meine gethan und Dir Urlaub gegeben habe, ſo wirſt Du mit demſelben Vertrauen mich belohnen und mir das Ziel Deiner Reiſe nennen.“

„Es iſt Alt Oetting,“ ſagte Cunigunde unverzagt, und es brach ein ſolcher Glanz von Liebe und Zuverſicht aus ihrem Auge, daß Damian beinahe gerührt ſagte:

„Reiſe denn, Cunigunde; aber bitte zuvor Onkel Levin, Dich zu begleiten, damit er Dich vor allen Andachtsexceſſen bewahre.“

Levin, der Cunigundens ſchüchterne Zaghaftigkeit kannte, ſtaunte nicht minder als Damian über die Beherztheit, welche ſie aus ihrem übernatürlichen Vertrauen ſchöpfte, als Cunigunde plötzlich ſich ihrem Manne in die Arme warf und, nicht zufrieden mit dem, was ſie erreicht hatte, noch mehr haben wollte und ihn bat:

„Ach Damian, wenn Du doch auch die Wallfahrt mit uns machen wollteſt.“

„Lieber Engel, wenn's einmal dahin kommt, dem Türken mit dem Säbel in der Fauſt das gelobte Land zu entreißen, dann werd' ich mich bei der Wallfahrt einfinden; — aber nach Alt Oetting — das überlaſſe ich Dir; das iſt das Fach der Damen.“

„Nun, lieber Damian,“ ſagte Levin lächelnd, „Du biſt ſehr großmüthig, das Vorrecht der frommen Andacht den Damen einzuräumen!“

„Der Prieſter hat es durch ſeinen Stand, beſter Onkel. Allein ich meine die Idee: auf dem und dem Punkt der Erde ſei das Gebet wirkſamer als anderswo, könne ſich nur in einem Weiberkopfe feſtſetzen.“

„Und warum meinſt Du das?“

„Weil es eine kindiſche beſchränkte Auffaſſung von der Allmacht und Güte des Schöpfers iſt, der ſeine Gnaden allüberall ſpenden kann.“

„Ganz richtig: allüberall! Seine Allmacht wird alſo nicht durch unſere Vorſtellung begrenzt, ſondern gleichſam erweitert, daß er, der über die ganze Welt die Fülle ſeiner Gnaden überſchwänglich ausſtrömt, dennoch auf gewiſſen Stätten noch reicher, noch verſchwenderiſcher ſie ſpendet; und ſolche Stätten ſind die Wallfahrtsorte.“

„Aber, beſter Onkel, welche Verbindung kann denn zwiſchen einer Erdſcholle und einer Gebetserhörung ſtattfinden?“

„Welches iſt die Bedingung, muß ich zurückfragen, unter welcher der liebe Gott die Gebete erhören will, die dem Betenden zum Heil gereichen?“

„Ich denke — es wird frommes Vertrauen ſein,“ antwortete Damian, der mit ſeiner rationaliſtiſchen Richtung es vorzog, „frommes Vertrauen“ zu ſagen anſtatt „Glaube“ und „der Schöpfer“ oder „die Vorſehung“ anſtatt „Gott“ oder gar „der liebe Gott“, und „die Madonna“ anſtatt „die heilige Mutter Gottes.“

„Alſo,“ fuhr Levin fort, „an einen kindlichen Act des Glaubens eine glänzende Gebetserhörung knüpfen: das iſt ihre Verbindung mit der Erdſcholle. Sie iſt übernatürlicher Art. Fleiſch und Blut verſtehen ſie nicht; die fünf Sinne faſſen ſie nicht; der menſchliche Verſtand begreift ſie nicht. Aber, wie der Herr, als er auf Erden wandelte, ſo oft ſagte: Dein Glaube hat dir geholfen; oder: Dir geſchehe, wie du geglaubt haſt; und dann ſeine Gnaden ſpendete: ſo macht er es noch jetzt. Er verlangt einen kindlichen, demüthigen, unbedingten, ſchwunghaften Glauben, der nicht fragt: Warum da und weshalb dort? wie ihn der fromme Wallfahrer an den Tag legt — und den krönt er manchmal durch Gebetserhörung.“

„Beſter Onkel, wenn demnach eine Wallfahrt ein ganz enormer Tugendact iſt, ſo muß man wohl annehmen, daß er immer gekrönt werde?“ fragte Damian liſtig.

„Ja, lieber Damian, immer!“ ſagte Levin mit einem himmliſchen Lächeln, „aber nicht immer hienieden. Dem

Glauben ſind auch ewige Kronen aufbewahrt. Uebrigens aber iſt unſer Glaube immer noch ſo ſchwach, ſo unvollkommen, von ſo manchen irdiſchen Hoffnungen beflügelt, daß er, auch in dem frömmſten Wallfahrer, kein ſo enormer Tugendact iſt, wie Du annimmſt.“

„Das muß wohl ſein; denn die Wallfahrten ſind ja hier zu Lande längere Zeit verboten geweſen wegen vielfachen, damit verknüpften Scandals.“

„Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich unter den vielen, vielen tauſend Wallfahrern, die alljährlich ihre gemeinſchaftlichen Bittgänge zu den Gnadenorten machten, auch einige befunden haben werden, welche kein erbauliches Beiſpiel, vielleicht ſogar ein Aergerniß gaben; aber das iſt die Schuld des Einzelnen und man hat ſie nur hervorgehoben, um dadurch die Wallfahrten ſelbſt zu verdächtigen und dieſe ächtkatholiſche Lebensäußerung zu unterdrücken, weil ſie mit dem öden Begriffsweſen moderner Humanität nicht zuſammenſtimmen wollte. In dem Einerlei des mühſeligen, ſorgenſchweren Alltaglebens braucht der Menſch aber zeitweiſe eine Erfriſchung, eine Aufrichtung, ein Vergeſſen der irdiſchen Nöthen und Arbeiten. Er will einmal einige Tage der Freiheit und der Ruhe haben und ungeſtört ſeinen theuerſten und höchſten Intereſſen ſich hingeben. Das ſind unſtreitig die ewigen, denn ſie umſchließen den ganzen Menſchen mit allen ſeinen Verhältniſſen und Pflichten gegen den Nächſten und gegen Gott. Da verläßt er denn auf einige Tage ſein Haus und begibt ſich nach einem jener uralten Gnadenorte, wo ſeit einem halben oder ganzen Jahrtauſend Millionen von Menſchen gebetet und Troſt gefunden haben. Auf dem Hinweg ſammelt er ſich in ſeiner Seele und bedenkt all' den Wuſt, der ſie drückt: ſo viel Sünden, ſo viel Thorheit und Verkehrtheit, ſo viel Leid und Gram und Kummer, ſo viel Wünſche, Hoffnungen, Beſtrebungen. Das überlegt er Alles und theilt es ein: die Sünden mit ihrem Gefolge von Reue und guten Vorſätzen für das Bußſacrament und die Bitten, die Klagen, das Flehen für das Altarſacrament; und dann wendet er ſich an die Fürſprache der großen Freunde Gottes, der ſeligſten Jungfrau Maria, der heiligen vierzehn Nothhelfer, oder ſtellt ſich unter den Schutz und vertraut auf die Kraft des heiligen Blutes oder der Noth Gottes, oder wie ſonſt das Geheimniß heißen möge, deſſen Verehrung der Gnadenort geweiht iſt; und in dieſer Stimmung bringt er dort einen Tag zu oder zwei, manchmal auch nur einige Stunden, und geht dann heim, verſöhnt mit Gott, erquickt in ſeiner Seele, voll guter Entſchlüſſe, getröſtet und aufgerichtet — oft für ſein ganzes Leben, und macht ſich dann wieder an ſein mühſeliges Tagewerk. O mein lieber Damian, ſcheint Dir das wirklich ein großer Scandal zu ſein? Ich meines Theils wünſchte recht oft ihn zu machen und ihn zu erleben.“

„Sie ſind ein Idealiſt, Onkel Levin!“ rief Damian. „Sie haben immer das Ideal im Herzen und vor Augen! Aber ich wette darauf, daß all' jene guten Wallfahrer, die ſich da drüben ſchieben, drängen und ſtoßen, ſehr weit davon entfernt ſind."

„Gott allein ſieht in's Herz, lieber Damian, und ſo wollen wir ihm das Urtheil über jene braven Leute anheimſtellen, die bei ihrer Andacht auch noch das Unbehagen des Gedränges in den Kauf nehmen müſſen. Uebrigens hält die Kirche uns Allen, für all unſer Thun und Laſſen, in der chriſtlichen Vollkommenheit das Ideal vor, das wir immer vor Augen haben ſollen. Bemühen wir uns nicht, das Geringſte mit möglichſter Vollkommenheit zu thun, ſo werden wir es bald ganz ſchlecht machen."

„Lieber Onkel!" rief Damian, „warum werden Sie nie ärgerlich, da ich Sie doch manchmal mit meinen Bemerkungen recht ſekkire."

„Weil ich Dich lieb habe, mein Damian."

„Ach nein, Onkel, das glaub' ich nicht; ſondern weil Sie Gott lieben und in ihm auch mich."

„Das verſteht ſich: Gott iſt der Urgrund jeder wahren Liebe."

„Zuweilen denk' ich, wären alle Prieſter wie Sie, Onkel Levin, ſo wäre die ganze Welt, auch die katholiſche, gut katholiſch."

„Wären wir Prieſter dem Ideal des kreuztragenden Heilandes näher, ſo ſtände es ohne Zweifel beſſer mit der Welt; darin haſt Du ganz Recht," ſagte Levin demüthig und freundlich. „Aber die ganze Laſt laſſe ich mir nicht aufbürden. Um gut katholiſch zu ſein, muß man es auch ſein wollen. Drei und dreißig Jahre hatten die Juden Chriſtus vor Augen mit all' ſeinen Wundern und göttlichen Beglaubigungen, und wie wenige ſchloſſen ſich ihm an! Ohne den Willen kein Glaube und keine Tugend, darauf verlaß Dich.“

Cunigunde reiſte nach Alt-Oetting, das gewiß eine der merkwürdigſten Stätten der Erde iſt — ſo irdiſch reizlos und ſo unirdiſch reizend. Eine halbe Stunde vom Inn entfernt, flach, baumlos, unmaleriſch, liegt auf der weiten Ebene zwiſchen München und Paſſau der kleine Marktflecken Alt-Oetting, der aus ein Paar Straßen und einem freien Platz beſteht. An dieſem Platz, der weit und unregelmäßig iſt, liegen drei Kirchen und verſchiedene größere und kleinere Häuſer: die Pfarrkirche, die Kapuzinerkirche mit dem daranſtoßenden Kloſter, und Kirche und Haus der Patres Redemptoriſten. Das übrige ſind Privathäuſer. Alles iſt ohne Schönheit der Architectur, ohne Pracht, ſo ungemein einfach und ſchmucklos, daß man, wenn man an Loretto oder Einſiedeln in ihrer großartigen Majeſtät denkt, ganz vergebens nach der Wallfahrtskirche mit dem Heiligthum ſich umſieht, während man dort nichts Anderes ſieht. Dann liegt mitten auf dem freien Platz eine kleine Kapelle, achteckig, mit ſpitzem Dach und vor dem Achteck, das man auch den Chor nennen kann, ein Langſchiff;

das Ganze umgeben von einem ſchwerfälligen, niederen Bogengang, der Schutz gegen Regen und Sonnenſchein gewährt. Welch ein ſeltſames kleines Gebäude! Aber ſieh! alles Gemäuer des Bogenganges iſt mit Votivtafeln bedeckt und ſchwere Kreuze, welche büßende Pilger getragen haben, ſtehen an den Pfeilern; denn dies unſcheinbare, ja dürftige Gebäude, ſo unanſehnlich und gering wie die Grotte von Bethlehem, iſt die Gnadenkapelle. Auch im Innern iſt etwas von der Dunkelheit, der Stille, dem Geheimnißvollen und Feierlichen jener Grotte. Das kleine Langſchiff, 36 Fuß lang und 24 breit, hat zwei Altäre und einige Kniebänke; über der Eingangsthüre die Orgelbühne. In der inneren Kapelle, dem Achteck, ſteht über dem Altare in einem ſilbernen Schrein das kleine uralte Gnadenbild: Maria mit dem Jeſukinde auf ihrem rechten Arme und in der Linken den Scepter, aus dem die Lilie hervorblüht. Maria, als Mutter und Königin; die Liebe in ihrer Zärtlichkeit und in ihrer Macht, in Allem, was ſie Süßes und was ſie Großartiges hat. In der Dicke der Mauer ſind Niſchen angebracht und vor ihnen Kniebänke aufgeſtellt, um den engen Raum möglichſt wenig zu beſchränken. Ueber den Niſchen befinden ſich auf ſchwarzem Grunde hinter Glasſcheiben koſtbare Votiv- oder auch Liebesgaben, Hals- und Armbänder, Ringe, Münzen, Kreuze, köſtlich gefaßte Reliquien. Fünf herrliche Lampen hängen vor dem Altare und das ewige Licht in ihnen leuchtet mild durch das Dunkel und wirft hie und da einen Glanzblick auf den reichen Schmuck. Die Herzen Bayeriſcher Landesfürſten, unter ihnen Kaiſer Carl VII., † 1745, und König Maximilian I., † 1825, ruhen einbalſamirt in ſilbernen herzförmigen Gefäßen an der Wand, welche dem Gnadenbilde gegenüber ſich befindet. Trotz Purpur und Krone betteten ſie ſich zur letzten Ruhe unter den Schutzmantel der Mutter Gottes von Alt Oetting. Ein leiſes Säuſeln verhallt nie in dieſem geheiligten Raume, der vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend geöffnet iſt. Das Flüſtern des Gebetes, die leiſen Seufzer, die Athemzüge der Andächtigen, das Rauſchen eines Kleides, der Fall einer Kugel des Roſenkranzes, das Umſchlagen der Blätter im Gebetbuch — dieſe Laute, welche man ſonſt kaum bemerkt, ſind in dieſer tiefen Stille hörbar, wie am Abend ein Säuſeln durch den Wald geht, oder wie man in weiter Ferne die Wellen des See's an's Geſtade rieſeln hört. In eine wunderbar tiefe Ferne ſinkt die Welt und das Leben und das Treiben der Leidenſchaft und der Kampf in der eigenen Bruſt zurück. Wie man von einem hohen Berge ringsum den Horizont ſchaut ſo weit, ſo weit, daß Erd' und Himmel in einander ſchwimmen, aber Städte und Dörfer nicht mehr zu ſehen ſind: ſo geht es der Seele in dieſem Raum, der ſeit mehr als einem Jahrtauſend nichts geweſen iſt, als eine Stätte des Gebetes. Es gibt andere berühmte Orte, wohin auch ſeit langer Zeit die Menſchen reiſen, um Kunſtwerke, oder Naturſchönheiten, oder prachtvolle Paläſte, Kirchen, Gärten, oder merkwürdige und intereſſante Sammlungen und Anſtalten zu bewundern, und ſie ſuchen ſich dabei zu unterhalten, zu bilden, zu belehren, oder die Zeit zu tödten und das Geld zu verſchwenden. Die Bewunderung bildet eine Art von Glorie um ſolche Punkte und eine gewiſſe geiſtige Atmoſphäre, deren Einfluß ſogar ſtumpfe und äußerſt proſaiſche Menſchen etwas empfinden. Welch eine geiſtige Atmoſphäre muß um einen Punkt ſich gebildet haben, den nie ein Menſch in anderer Abſicht betrat, als um zu beten! ſeit mehr als tauſend Jahren — nur um zu beten, nur um die Tiefen des Herzens vor Gott auszuſchütten. Und dieſer Zug des Gebetes vererbt ſich von einer Generation auf die andere, zieht ſich durch ein Menſchenalter in das andere hinein, läßt ſich nicht ſtören durch den Wechſel, den ein Jahrtauſend in alle Verhältniſſe der Menſchheit bringt; wird unterbrochen durch dieſe und jene Ungunſt der Zeiten, und hebt jenſeits derſelben gerade ſo wieder an, wie er nothgedrungen dieſſeits aufgehört hatte! Seitdem der heilige Rupert im ſiebenten Jahrhunderte das Chriſtenthum in Bayern gründete und das Mutter-Gottesbild nach Alt-Oetting brachte, ſind Reiche und Völker auf- und untergegangen, ſind Thronen und Kronen geſunken und aufgerichtet; aber die andächtige Wallfahrt zu der Stätte, wo die Mutter Gottes ſo gnädig iſt, geht jetzt gerade ſo wie damals fort — ein

Strom lebendiger Einheit in Glauben und Liebe, der aus Millionen von Herzen bricht und in der kleinen grottenhaften Kapelle ſich ſammelt, ewig wiederholend die Wallfahrt der Könige des Morgenlandes und der armen Hirten zum Kindlein von Bethlehem.

Cunigunde hielt mit großer Sammlung und Ruhe ihre neuntägige Andacht und erbaute ſich ungemein an den feierlichen Prozeſſionen, die am Tage Mariä Geburt ſich einfanden und ſo viel Menſchen brachten, daß der ganze Platz belebt war und Jeder nur nach und nach in die Kapelle dringen konnte. Auch an den übrigen Tagen fehlte es nicht an einzelnen Wallfahrern aus den verſchiedenſten Ständen. Das Landvolk war am zahlreichſten vertreten; ſehr natürlich, weil es überhaupt die größte Zahl in der Bevölkerung ausmacht. Levin brachte das heilige Meßopfer in der Gnadenkapelle dar und ſeine Seele wallfahrtete in den Himmel und pries Gott, der durch das Chriſtenthum Glauben und Liebe ſo tief in das Menſchenherz verſenkt hat, daß ſie gleichſam als organiſche Lebensäußerungen daraus emporwachſen und in dieſer zugleich ſo kindlichen und ſo großartigen Form ein wunderbares Zeugniß der Jahrhunderte für die Glaubenseinheit in der Kirche ablegen. Am Vorabend der Abreiſe ſagte er zu Cunigunde:

„Jetzt muß ich Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen, die freilich nicht unmittelbar zur Wallfahrt nach Alt-Oetting gehört, aber doch ſehr lehrreich iſt.“

Er führte ſie nach der Pfarrkirche in eine Kapelle des Kreuzganges. Auf einer kleinen Treppe ſtiegen ſie zur Gruft unter der Kapelle herab und ſtanden vor einem Sarge, auf den Levin deutete und ſagte:

„Hier ruht ein ausgezeichneter Mann, ein großer Feldherr, ein tüchtiger Diener ſeines Herrn, ein wahrhaft frommer Sohn der Kirche, ein tadellos reiner Menſch, ein ſo inbrünſtiger Verehrer der Mutter Gottes, daß er ſein Herz in ſilberner Kapſel in der Gnadenkapelle beiſetzen ließ; ein ſo demüthiger Chriſt, daß er nach ſeinen Schlachten und Siegen vor dem Bilde des Gekreuzigten hinkniete und Gott um Verzeihung bat für den Fall, daß durch ſeine Schuld zu viel Blut vergoſſen ſei. Und welch Andenken, glauben Sie, bewahrt die Geſchichte ihm auf? Als ein blutdürſtiger Unmenſch, mit dem man ſchon Kindern in der Schule Grauen erregt, wird er dargeſtellt, und wandelt er fluchbeladen ſeit zweihundert Jahren durch die ſogenannte unparteiiſche Geſchichte. Es iſt der berühmte Feldherr des traurigen dreißigjährigen Krieges: Tilly.“

„Aber wie kann die Entſtellung eines ſolchen Charakters eine Feder finden?“ fragte Cunigunde.

„Weil manche Feder im Dienſte einer Partei, ſtatt im Dienſte der Wahrheit ſchreibt, und weil die Parteiwuth das Auge ſo krank macht, daß es im Spiegel ſeiner eigenen Verzerrtheit des Gegners Tugenden als Laſter ſieht. Iſt ein großer Gegner ein gläubiger Chriſt, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, daß er bei den Glaubensloſen keine Gnade findet.“

„Ach, lieber Onkel, wie ſchmerzlich iſt doch dieſer Haß des Unglaubens und des Abfalles gegen den heiligen Glauben und gegen Alles, was wir mit unſterblicher Liebe lieben.“

„Beſtes Kind! das Kreuz iſt ein Zeichen, dem widerſprochen werden wird; dies ſagt uns die heilige Schrift. Meinen Sie, es ſei nur geſagt für die erſten Tage des Chriſtenthums? nur für jene Zeiten, als die Welt heidniſch war? O nein! jene erſten Tage werden dauern bis zum jüngſten Tage, denn in der Welt iſt immer ein Stück Heidenthum zu finden: die Selbſtvergötterung — und auch in unſer Herz iſt ſie immer bereit, ſich einzuſchleichen: Manche Zeiten ſind ganz beſonders von ihr überwuchert, Zeiten wilder Kämpfe, leidenſchaftlicher Aufregung ſowohl, als Zeiten voll materiellem Segen. Jene erhitzen und verwirren, dieſe erſchlaffen die Gemüther, und ſolchen iſt die Lehre vom Kreuze unwillkommen und der Götzendienſt des Ich's äußerſt bequem. Haben ſie ſich aber recht feſt darin zurecht geſetzt, ſo kommen Stürme und Erſchütterungen und all' die kleinen Götterchen krachen zuſammen und Mancher, der ſich ſelbſt als ſeinen Götzen verloren hat, ſieht ſich um nach einem Gott, der unverlierbar iſt.“

„Beſter Onkel,“ ſagte Cunigunde, „wenn ich künftig die ſcharfen, ja oft ſo barbariſchen Urtheile der Welt höre, will ich immer denken an Tillo's Herz in der Gnadenkapelle zu Alt-Oetting." — —

Im nächſten Jahr war große Freude im Schloß Windeck. Der Tag Mariä Geburt war der Geburtstag eines Kindes, das Cunigunde, in zärtlicher Dankbarkeit für die Gnade der Himmelskönigin Maria Regina nannte. Sie war glückſelig! all' die Innigkeit, die Wärme, die Zartheit der Empfindung, für die ſie bei ihrem Manne kein Verſtändniß fand, übertrug ſie auf das Kind, das freilich jezt im Morgenſchlaf ſeines kleinen Lebens bewußtlos dieſe Liebe hinnahm, aber allmälig mit den erwachenden Kräften ſeines Herzens an das Mutterherz ſich ſchlingen würde. Cunigunde freute ſich unſäglich, daß es gerade eine Tochter war. Die behielt ſie immer an ihrer Seite; die ging auf keine Univerſität, auf keine Reiſen, auf keine Jagden, in keinen Krieg; die gehörte ihr, mit der richtete ſie ſich für's Leben ein. Es gab keine Tugend, keinen Vorzug, kein Talent, womit ſie nicht im Geiſte ihre Tochter ſchmückte — vor Allem aber mit jener fleckenloſen Reinheit, welche vor jeder Beleidigung Gottes zurückſchaudert. Deshalb ſtellte ſie das Kind unter den beſonderen Schutz der ſeligſten Jungfrau Maria und nahm ſich vor, es immer in Weiß zu kleiden, um auch äußerlich an die innere Lauterkeit zu mahnen. Zwiſchen Cunigunde und Walburg war jezt ein beſtändiger fröhlicher Streit, wer von ihnen die glücklichſte Mutter ſei und die glänzendſten Hoffnungen habe. Wenn Walburg mit ihrem Knabenkleeblatt ein wenig prahlen wollte, ſo pflegte Cunigunde zu ſagen:

„Warte nur ein Paar Jahre! dann wirſt Du gleichſam eine kinderloſe Mutter ſein. Dann ſind die Bübchen in alle vier Winde verſtreut, während ich mit meiner Regina äußerſt behaglich hier ſitze und Du zu uns kommſt, um zu ſehen, wie das iſt, wenn man ein Kind hat. So geht's mit den Söhnen."

„Und dann," ſagte Walburg lachend, „kommt eines Tages ſtatt meiner irgend ein charmanter Jüngling, wirbt um das Töchterchen und führt es nach Oſt oder Weſtindien; und das Töchterchen, das bisher nie einen Tag von der Mutter getrennt war, geht urplötzlich löwenkühn mit dem fremden Mann an's Ende der Welt. So geht's mit den Töchtern!"

„Das iſt eine ſchauerliche Vorſtellung," ſeufzte Cunigunde.

„Nun, ich will Dir etwas ſagen," fuhr Walburg beruhigend fort, „Uriel muß Regina heirathen; dann behalten wir Beide in unſerer Nähe."

„Uriel muß ein ſehr ausgezeichneter Menſch werden, wenn er Regina haben will," ſagte Cunigunde höchſt ernſthaft, obwohl Regina erſt ſechs Monat alt und Uriel im ſechſten Jahre war.

„Du ſagſt wohl mit Schiller's Wallenſtein: „Meinen Eidam will ich mir auf Europa's Thronen ſuchen," wenn Du mit meinem Uriel nicht zufrieden biſt," ſagte Walburg ſcherzend.

„Die Ehe iſt ein herber Stand, liebe Schweſter!"

„Freilich! Aber der eheloſe iſt noch herber, iſt ſo einſam."

Der Ordensſtand war zu jener Zeit etwas ſo Fremdartiges unter den höheren Ständen, weil man nur ſolche klöſterliche Inſtitute duldete, welche ſich dem Unterrichtsweſen oder der Krankenpflege widmeten, daß Kunigunde ſeufzte:

„Und wenn ſie Urſulinerin oder Saleſianerin würde, müßte ſie Tag für Tag Schule halten für fremde Kinder und ich verlöre ſie doch! Es wird wohl am Beſten ſein, wenn ſie Uriel heirathet."

Auf dieſe frohe Zeit folgten Tage ſchwerer Heimſuchung. Gratian hatte ſich auf der Jagd erkältet und ſein Uebelbefinden nicht geachtet. Als er endlich den Arzt rufen ließ, war die Krankheit ſchon bedenklich, wurde bald gefährlich und ſteigerte ſich zu einem furchtbaren Nervenfieber. Walburg ſchickte ihre Söhne nach Windeck, um ſie vor der Anſteckung zu bewahren und pflegte Gratian Tag und Nacht. Damian kam ſogleich und ſtand ihr hülfreich zur Seite, damit ſie ſich nicht über ihre Kräfte anſtrenge. Levin ging hin und her zwiſchen den beiden zagenden, betrübten Frauen und ſprach ihnen himmliſche Hoffnung zu, je mehr die irdiſche ſchwand. Die Stärke des Fiebers verſetzte Gratian gewöhnlich in einen bewußtloſen Zuſtand; aber Gott erhörte Walburga's und Levin's heißes Gebet: kurz vor ſeinem Ende kam Gratian zu ſich und empfing die Sterbeſacramente; dann ſagte er faſt unhörbar zu ſeinem Bruder:

„Nimm Dich meiner armen Buben als Vater an."

„Verlaß Dich darauf," erwiederte Damian traurig. „Uriel heirathet Regina und für die beiden Anderen ſorge ich auch."

Sanft drückte Gratian des Bruders Hand, warf einen zärtlichen Blick auf Walburga, fiel in's Delirium zurück und verſchied ruhig nach einigen Stunden. Die troſtloſe Walburga war gar nicht zu trennen von der geliebten Leiche. Als Damian ſie endlich mit Gewalt wegführte, legte ſie ſich zu Bett — und ſtand nicht wieder auf. Binnen neun Tagen riß die Krankheit, die junge kräftige Menſchen am heftigſten befällt, ſie in ihr frühes Grab. Cunigunde war aufgelöſt von Schmerz. Die Schweſtern hatten ein Doppelleben zuſammen geführt und Jede die Freuden und Leiden der Anderen ſo innig getheilt, daß Cunigundens halbes Herz in Walburga's Sarg ſank. Bei ihrer großen Schüchternheit kam ihr auch die Erziehung der drei Knaben als eine übermäßig ſchwere Aufgabe vor, und doch fand ſie wieder ihren ſüßeſten Troſt darin, den kleinen Verwaiſten die Mutter zu erſetzen. Damian hatte die Knaben ſo lieb und war ſo ganz von der Vorſtellung erfüllt, in

Uriel den künftigen Majoratsherrn und ſeinen Schwiegerſohn zu ſehen, daß er ſich darüber tröſtete, keinen Sohn zu haben und die Kinder ganz väterlich in ſein Haus nahm. Ihre Erziehung machte ihm nicht viel Sorgen!

„Gundel, ſei nicht ſo ängſtlich!“ ſagte er einmal zu der Gräfin, als ſie von den Gefahren ſprach, denen junge Leute in der Welt ausgeſetzt ſind. „Die Welt erzieht den Mann.“

„Aber wie!“ ſeufzte Cunigunde.

„Nun, wie? wie ſie ihn braucht, mein Kind. Der junge Mann muß Erfahrungen machen und hat er die hinter ſich, ſo wird er vernünftig; der Eine früher, der Andere ſpäter.“

„[illegible]r er macht dieſe Erfahrungen gewöhnlich auf K[illegible]eines beſſeren Selbſt und zahlt für Niedriges den h[illegible] Preis.“

„[illegible]s Paradies für einen Apfel — allerdings, das [illegible]eſchehen,“ ſagte Damian höchſt gleichmüthig. „Dieſen Weg hat der Schöpfer von Adams Zeiten an dem Menſchen zugewieſen.“

„Der Menſch hat freiwillig den Weg des Abfalls eingeſchlagen,“ rief Cunigunde lebhaft, „und für das Paradies, das er aufgab, hat der barmherzige Gott ihm die Anwartſchaft auf den Himmel gegeben. Die Welt nun, die es ihm ſo leicht macht, das Paradies zu verlieren, was thut ſie, um ihn an ſeine himmliſchen Anſprüche zu erinnern?“

„Nichts, mein Kind, gar nichts! iſt auch nicht nöthig! Man hat ja Grundſätze, die freilich zuweilen etwas wackeln, aber mit der Zeit ſich befeſtigen. Die Carriere, in die man tritt, die vortreffliche Frau, die man heirathet, thun denn auch das Ihre; und ſo wimmelt die Welt von klugen, rechtſchaffenen, gebildeten, tüchtigen Männern, zu denen unſere Buben ohne Zweifel gehören werden.“

Cunigunde lächelte traurig und ſuchte Troſt bei Levin. Auch er ſagte: „Sein Sie nicht ſo zaghaft, Kind!“ aber aus anderen Gründen als Damian. „Statt vor der Zukunft der Knaben zu bangen, benutzen Sie die Gegenwart, um auf dem Wege der Tugend ſo fortzuſchreiten, daß Sie Ihren Kindern ein liebliches, leuchtendes, unvergeßliches Vorbild der Gottesliebe und der chriſtlichen Vollkommenheit werden. Daran ſcheitert manch Blendwerk der Welt.“

„Aber meine Mißgriffe, mein Mangel an Einſicht, meine Schwäche, wie viel Schaden können ſie ſtiften trotz all' meinem guten Willen.“

„Dem menſchlichen Thun wohnt Gebrechlichkeit inne, und wir Alle laſſen es an Mißgriffen, auch bei unſeren theuerſten Angelegenheiten, nicht fehlen. Faſſen wir aber immer wieder und wieder die Richtung auf die Ehre Gottes und das Heil der Seelen in's Auge, ſo wird Gott, für den wir das Beſte zu thun ſuchen, ohne Zweifel viel Beſſeres für uns thun und den Folgen unſerer Mißgriffe Schranken ſetzen.“

Damian, der einmal ſolchem Geſpräch beigewohnt hatte, ſagte ſpäter zu Cunigunde:

„Es iſt recht ſeltſam, daß Onkel Levin immer ſo ſpricht, als ob die Vorſehung von unſerem Thun und Treiben ſpecielle Notiz nähme.“

„Lieber Damian,“ antwortete Cunigunde lächelnd, „ob die Vorſehung das thut, weiß ich freilich nicht. Aber Gott thut es: darauf verlaß Dich. Warum ſollte er ſich die Mühe genommen haben, jedes Haar auf Deinem Haupte zu zählen, wie wir es leſen in heiliger Schrift, wenn er keine ſpecielle Notiz von Dir nehmen wollte?“

„Lieſt Du die heilige Schrift?“ fragte Damian höchſt verwundert. „Ich meine gehört zu haben, ſie ſei verboten, weil das ganze künſtlich erſonnene und zuſammengeſetzte Gebäude der katholiſchen Kirche über den Haufen fallen würde, wenn man die Leſung geſtattete.“

Cunigunde lachte herzlich und rief: „Das wäre ja eine ungemein tragiſche Begebenheit, wenn eines guten Tages die apoſtoliſche Kirche zuſammenpraſſeln ſollte vor dem Echo der heiligen Schriften, die ja in ihr abgefaßt, geſichtet und beglaubigt ſind, und die nur ein Leben haben, inſofern ſie gehören zum lebendigen Organismus des heiligen Geiſtes, deſſen Bau eben dieſe Kirche iſt. Einem Denkgebäude, von menſchlicher Weisheit erſonnen, könnte es hingegen wohl geſchehen, daß es zuſammenſtürzte, wenn die mächtige Stimme des Evangeliums darin erſchallte, weil ſeine Wahrheiten nicht Stand hielten vor der ewigen Wahrheit der Offenbarung.“

„Es iſt der katholiſchen Kirche ſchon oft der Untergang prophezeiht worden.“

„Ja wohl, zu ihrem großen Troſt! denn dies „oft“ beweiſt, daß es immer falſche Propheten waren; daß ſie nur verkündeten, was ſie wünſchten, und daß ſie wünſchten, was der Antichriſt immer wünſcht: Chriſtus in ſeinem Erlöſungswerk zu vernichten.“

„Gundel, Du ſprichſt wie ein Profeſſor myſtiſcher Theologie! Haſt Du Deine Freude daran, ſo ſei ſie Dir gegönnt. Aber ich bitte mir aus, daß Du ſie nicht unſeren Buben einpflanzeſt; die brauchen vom Antichriſt nichts zu wiſſen und nicht in den heiligen Schriften zu ſtudiren.“

Cunigunde war nach und nach erfahrener und vorſichtiger geworden. Sie ließ die Sache fallen und nahm ſich um ſo feſter vor, einen kindlichen frommen Glauben in den Knaben zu pflegen, als ſie wohl wußte, daß Damian ſie nicht darin unterſtützen würde. Es war ein Donnerſchlag für ſie, als Juliane plötzlich mit überraſchender Zärtlichkeit ſchrieb, ſie wünſche den zweiten Sohn ihres geliebten Gratian zu ſich zu nehmen, zu erziehen und ihm nach ihrem und ihres Mannes Tode

Stamberg als Fideicommis zu übergeben. Leichenblaß ſaß Cunigunde da, während Damian den Brief verlas; ihre Hände waren vom Stickrahmen in ihren Schoß geſunken und zitterten leiſe, und mit unausſprechlichem Schmerz ſah ſie Levin an, als wolle ſie ſeines Beiſtandes ſich verſichern.

„Der arme Junge dauert mich,“ ſagte Damian, als der Brief zu Ende war. „So ganz allein bei der Großmama, das wird eine traurige Kindheit geben! Dafür bekommt er denn freilich ſpäter ein prächtiges Fideicommis, das ſomit den gierigen Klauen der ſchleſiſchen Stambergs entriſſen wird und unſerer Familie bleibt. Ich bin recht froh, endlich darüber Gewißheit zu haben. Nun, Gundel, was ſagſt Du? Du biſt ja ganz ſtarr vor Ueberraſchung.“

„Ich ſage, lieber Damian,“ erwiderte Cunigunde mit bebender Stimme, „daß ich auf Deine Zuſtimmung zähle und das Kind nicht hergebe. Dir hat Gratian ſeine Söhne anvertraut und ich habe ſie von Walburg geerbt. Sie ſind auch ein Fideicommis, ein viel koſtbareres als alle Güter der Welt — und ich denke, wir vertauſchen ſie nicht gegen Stamberg — nicht Alle und nicht Einen.“

„Kind, es handelt ſich um eine Rente von mindeſtens fünfzigtauſend Gulden. Die wirft man nicht fort wie eine Einladungskarte, welcher man nicht Folge leiſten will. Die erſte Jugend des kleinen Oreſt wird nicht ſehr munter ſein; aber im ſpäteren Leben kann er das ja leicht nachholen und ganz andere Freuden genießen, als die unbedeutenden der Kindheit. Weigern wir uns aber, nimmt die Mama unſere Weigerung übel, macht ſie ein Fideicommis zu Gunſten der Stambergs, und Oreſt erfährt dermaleinſt, daß er durch unſere verkehrte Zärtlichkeit es verloren hat, wird er uns dann keine Vorwürfe machen? und haben wir ſie nicht verdient?“

„Lieber Damian,“ erwiderte Cunigunde, „es iſt eine von Deinen glänzenden Eigenſchaften, daß Du als ein ächter Ariſtokrat ſehr großmüthig in Bezug auf Geld und Gut biſt. Das haſt Du bewieſen, als Du ein ganz unbemitteltes Mädchen zur Frau nahmſt, und als Du die Exiſtenz Deines Bruders und ſeiner Familie nicht einige Wochen oder Monate, ſondern acht Jahre hindurch eben ſo behaglich machteſt, wie die Deine es iſt, und als Du ihm auf dem Sterbebette verſprachſt, ſeinen Söhnen Vater zu ſein, und bei tauſend anderen Gelegenheiten.“

„Das iſt richtig! aus dem Mammon mache ich meinen Götzen nicht,“ ſagte Damian, mit heimlichem Wohlgefallen das Lob ſeiner Tugenden einſchlürfend, was ihm hoffentlich nur Diejenigen übel nehmen werden, welche über dieſe Schwäche erhaben ſind. „Aber, Cunigunde, es handelt ſich hier nicht um mich und mein Vermögen, ſondern um ein prächtiges Fideicommis für Oreſtes.“

„Würdeſt Du Regina zur Mama geben, wenn ſie deren Erbin ſein ſollte?“

„Nicht um die Welt!“ rief Damian; „nein, mein einziges Kind geb' ich nicht her.“

„Von dem Augenblick an, da Du Deinem Bruder verſprachſt, ſeinen Söhnen Vater zu ſein, hatteſt Du vier Kinder,“ ſagte Cunigunde, „und ich ſehe nicht ein, wie Du mit gutem Gewiſſen für einen der Knaben thun magſt, was Du um keinen Preis für Deine Tochter thäteſt. Der arme kleine Oreſt iſt unglücklich genug, Vater und Mutter verloren zu haben; o trenne ihn wenigſtens nicht von uns und ſeinen Geſchwiſtern.“

Damian hatte ſich inzwiſchen von Cunigundens Schmeichelworten erholt und ſagte: „Dir iſt nicht zu trauen, denn Du haſt bei der ganzen Sache im Grunde nur die eine Furcht, daß Oreſt nicht fromm genug erzogen wird.“

„Und wäre ich nicht dazu berechtigt?“ fragte Cunigunde erröthend, weil Damians Bemerkung ganz richtig war. „Ich will nicht von Deiner guten Mutter ſprechen; ich will annehmen, daß ſie Oreſt erzieht, wie ſie Dich erzogen hat; aber Du hatteſt doch Onkel Levin und hörteſt und ſaheſt doch etwas vom katholiſchen Leben und Weben, während Oreſt in ſeiner Vereinzelung auf Stamberg demſelben gänzlich entfremdet und gleichſam losgeriſſen von jeder katholiſchen Tradition ſein würde. Welch ein unermeßlicher Schaden für die Seele des

Kindes! wer erſetzt ihm den Verluſt oder auch nur die Schwächung des Glaubens!“

„Nun, ſo glaubt er etwas Anderes, oder etwas weniger,“ wendete Damian ein.

„Oder auch nichts,“ ſagte Levin mit ſeiner milden Ruhe in Ton und Blick.

„Sind Sie Cunigundens Bundesgenoſſe, beſter Onkel?“ rief Damian. „Das wundert mich! Sie pflegten doch ſonſt, trotz Ihrer transcendentalen Richtung, einen klaren Blick für alle Verhältniſſe zu haben und auch die irdiſchen Dinge nach ihrem Werthe zu ſchätzen.“

Levin lächelte leiſe zu der transcendentalen Richtung, die Damian ihm lieh, und antwortete:

„Dazu ſind wir Alle verpflichtet und eben deshalb dürfen wir ſie nicht über ihren Werth ſchätzen. Das Vaterhaus, das Mutterherz, das Familienleben, beſeelt und durchwärmt vom heiligen Glauben, iſt ein ſo unermeßliches Gut, daß ein Kind, welches ohne daſſelbe aufwächſt, bettelarm iſt — und hätte es Millionen! Denn die Millionen ſind zu zählen und Alles, was gezählt werden kann, iſt armſelig im Vergleiche zum Unermeßlichen.“

„Aber, beſter Onkel, vom Unermeßlichen lebt man nicht, ißt und trinkt man nicht, wird man nicht Majoratsherr. Ein Vater muß für ſeinen Sohn ein Fideicommis bewahren; weshalb alſo nicht eines erwerben?“

„Bewahre zuerſt für Oreſt das, was er hat; alles Andere findet ſich.“

„Beſter Onkel, Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß der arme kleine Oreſt, der nachgeborene Sohn eines Nachgeborenen, Nichts hat.“

„Eben darum, lieber Damian, bewahre ihm ſein übernatürliches Gut, damit der Knabe, den vielleicht ſchwere und drückende Verhältniſſe erwarten, eine Stütze habe, welche ſie tragen hilft. Bewahre ihm das himmliſche Fideicommis des Glaubens, welches Gott Selbſt den Eltern anvertraut, damit es ungeſchmälert auf die Kinder, und aus einer Generation in die andere übergehe. Das kann Oreſt dereinſt von Dir verlangen; Stamberg nicht. Der vernünftige Menſch zieht das Ewige dem Vergänglichen vor, ſowohl für ſich ſelbſt, als für ſeine Kinder.“

„Wenn man Sie hört, ſollte man meinen, Oreſt müſſe über Stamberg geradesweges in die Hölle laufen,“ rief Damian unmuthig, „und es iſt doch ganz ungewiß, ob er über Windeck in den Himmel ſpaziert.“

Levin ließ dieſe Bemerkung fallen und ſagte:

„Wäre ich ein reicher Mann und könnte ich nicht meine Kinder im Glauben der katholiſchen Kirche erziehen, ſo müßte ich verzweifeln, denn nur dort ſehe ich Waffen, um den furchtbaren Kampf mit dem Leben, der den Menſchen ſo beſonders gefährlich iſt, ſiegreich zu beſtehen.“

„Wo ſehen Sie denn die Tugendhelden, die aus dem

Kampf als Sieger hervorgehen,“ fragte Damian bitter, „da doch die Waffen Allen zu Gebote ſtehen.“

„Nur leider braucht ſie nicht Jeder,“ entgegnete Levin. „Die Waffen fliegen nicht von ſelbſt Jedem in die Hand; ſie müſſen ausgewählt, ergriffen und geführt werden. Uebrigens, lieber Damian, iſt das Heldenthum der Tugend etwas, das man nicht immer auf der Oberfläche und mit dem erſten Blick wahrnimmt.“

„Ich ſehe ſchon, daß ich keinen Frieden im Hauſe haben würde, wenn ich nicht Oreſt behielte,“ ſagte Damian nachdenkend; „nur weiß ich nicht, wie ich den Antrag der Mama ablehnen ſoll.“

Cunigunde bog ſich tief über ihren Stickrahmen, um ihre hervorquellenden Freudenthränen zu verbergen, da ſie Damians Feindſeligkeit gegen alle Arten von Thränen genügend kannte. Levin ſagte:

„Will Deine Mutter ſogleich das Kind haben?“

„Nein, im nächſten Frühling.“

„Dann würde ich in Deiner Stelle vor der Hand ihrem Wunſche nicht entgegen treten. Wer weiß, ob ſie ihn im Frühling noch hegt.“

„Wenn der Bube aber ein Taugenichts wird und doch nicht Stamberg bekommt: wie dann, Onkel Levin?“ fragte Damian ſinnend.

„Haſt Du Deine Schuldigkeit gegen Gott und Oreſt gethan — und ſollte er dann ſo unglücklich ſein, die ſeine nicht zu thun: ſo iſt es auch dann beſſer, wenn er ein armer als ein reicher Taugenichts iſt. Es ſehen weniger Augen auf ihn und folglich geht ſein ſchlechtes Beiſpiel nicht über einen kleinen Kreis hinaus, während er, als der Mittelpunkt eines größeren, entſetzliches Unheil ſtiften kann.“

„Ich bitte Euch, ſchweigt von ſo traurigen Möglichkeiten!“ ſagte Cunigunde flehend. „Welche Mutter kann ohne Herzeleid ſolche Vorausſetzungen anhören!“ —

Bald darauf wäre der kleine Oreſt in ganz anderer Weiſe beinahe ſeiner Familie entriſſen worden. Er ſpielte am Ufer des Mains, kletterte in einen Nachen, verlor das Gleichgewicht von deſſen leiſem Schaukeln und fiel ins Waſſer. Da er vor Schreck nicht ſchrie, wurde die Wärterin, die in eine Handarbeit vertieft war, nicht aufmerkſam gemacht und Oreſt wäre vermuthlich ertrunken, wenn nicht ſein Spielkamerad, Florentin der Fährmannsſohn, beherzt ihm nachgeſprungen wäre, ihn gepackt hätte und dann, um Hülfe rufend, am Nachen ſich anzuklammern ſuchte. Es war in der Mittagsſtunde und Niemand am Ufer. Als die Wärterin in höchſter Beſtürzung herbeieilte und beide Knaben aus dem Waſſer gezogen hatte, bedrohte ſie Oreſt heftig, nichts von ſeinem Unfall verlauten zu laſſen, weil er hart geſtraft werden würde, und deshalb müſſe auch Florentin ſchweigen. So hoffte ſie, werde die Gräfin nichts erfahren und ihr jeder Verweis, vielleicht ſogar die Entlaſſung geſpart werden. Sie brachte die Kinder auf Unwegen ins Schloß, kleidete ſie um, und es war weiter nicht die Rede davon, da Oreſt wohl wußte, daß es ſchwerlich ohne Strafe für ſeinen Ungehorſam abgehen würde. Levin hatte aber von der Terraſſe aus den ganzen Vorfall geſehen und ſich gefreut, wie herzhaft der kleine Florentin zu Werke ging. Er glaubte, die Wärterin würde Cunigunden ihre Unaufmerkſamkeit geſtehen; da aber gar nichts von der Sache verlautete, theilte er ſie nach einigen Tagen der Gräfin mit, um ſie vor der Sorgloſigkeit der Wärterin zu warnen. Cunigunde war außer ſich vor Schreck über Oreſt und vor Freude über Florentin. Er war das erſte Kind, das ſie in Windeck aus der Taufe gehoben hatte. Sie war eine treue Pflegerin ſeiner Mutter geweſen, die bruſtkrank langſam dahinſiechte. Sie hatte der armen Sterbenden verſprochen, immer ein Auge auf Florentin zu behalten. Deſſen Vater hatte wieder geheirathet, und die Stiefmutter war nicht gut gegen Florentin. Sie ſchlug ihn ohne Urſache, wenn ſie eben übler Laune war, und ihre eigenen Kinder durften ihn ungeſtraft quälen. Er war in Uriels Alter und Cunigunde, die ihn immer gern gehabt hatte, ließ ihn jetzt häufig ins Schloß kommen, ſeitdem die Knaben in Windeck waren. Kürzlich hatte Florentin auch ſeinen Vater verloren und führte nun bei ſeiner Stiefmutter und ſeinem alten Großvater, der dem böſen Weibe nicht gewachſen war, ein trauriges Leben. Cunigunde wußte ihrer Dankbarkeit keinen beſſeren Ausdruck zu geben, als den, daß ſie beſchloß, ihn mit ihren Kindern zu erziehen.

„Er hat uns das Leben eines Sohnes gerettet," ſagte ſie zu Damian. „dafür wollen wir wiederum ihn retten! Bei der Stiefmutter kommt er um an Leib und Seele."

Damian hätte den Knaben lieber in irgend eine Erziehungsanſtalt gegeben. Er fand es bedenklich, ihn in Verhältniſſen und Umgebungen aufwachſen zu laſſen, die er ſpäter ungern vermiſſen würde; Fährmannsſohn und Grafenkinder dürften nicht auf denſelben Fuß erzogen werden. Dagegen ſagte Cunigunde, gerade aus ſolcher Verſchiedenheit der Verhältniſſe könnten ſich die ſchönſten Tugenden entwickeln: Dankbarkeit, Hingebung, treue Anhänglichkeit in Florentin und in ihren Söhnen eine richtige Würdigung des Menſchen ohne Rückſicht auf Stand und Herkunft, brüderliche Geſinnung für Arme und Niedriggeborene, vielleicht auch heilſamer Wetteifer, da Florentin ein ſehr intelligentes Kind ſei. Onkel Levin wurde zu Rathe gezogen, wie immer. Er ſagte:

„Liebe Cunigunde, ich glaube kaum, daß ich Ihren Muth hätte. Es iſt nicht leicht, ein fremdes Kind ſo zwiſchen den eigenen Kindern zu erziehen, daß es ſich nicht fremd fühle."

„Beſter Onkel, Florentin fühlt ſich ſchon jetzt heimiſcher und behaglicher bei uns, als bei ſeiner Stiefmutter, die ihn faſt verhungern läßt."

„Das glaub' ich ſchon; aber ich weiß nicht, ob dies Behagen ein Glück für die Zukunft des Knaben iſt."

„Iſt ganz meine Meinung!" rief Damian. „Was willſt Du denn eigentlich mit ihm anfangen?"

„Ich denke, Du läßt ihn ſtudiren, lieber Damian," ſagte Cunigunde. „Wie ſchön wäre es, wenn er Arzt würde! wie gut könnteſt Du einen Arzt brauchen, ſo recht in der Mitte Deiner Beſitzungen ihm einen Wohnort anweiſen und alle armen Leute ihm übergeben. Oder wie ſchön wär' es, wenn er geiſtlich würde — ein frommer Prieſter, ach welche Gnade! Den Arzt der Seelen könnten wir eigentlich noch nothwendiger brauchen, als den für die Körper. Oder will Florentin nicht ſtudiren, ſo kann er Förſter werden, Verwalter, Rentmeiſter. Du haſt eine Menge Stellen, zu denen Du treue, tüchtige Menſchen brauchſt."

Damian hatte mancherlei Nöthen mit ſeinen Beamten. Der Gedanke, einen recht tüchtigen zuverläſſigen Beamten in Florentin heran zu bilden, war ihm eine erfreuliche Vorſtellung, und er ſagte:

„Wohlan, Cunigunde, wir wollen Florentin behalten! Es gefällt mir ſehr gut von dem kleinen Patron, daß er ſo unverzagt und entſchloſſen in's Waſſer ſprang; aber noch viel mehr, daß er kein Wort von ſeiner Heldenthat verlauten ließ, der kleine Schweigende!"

Mit großer Freude zog Florentin im Schloſſe ein und der ganze Kindertrupp gedieh auf's Beſte. Im Frühling hatten Alle das Scharlachfieber; Juliane konnte alſo Oreſt nicht zu ſich nehmen. Im Sommer auch nicht, denn ſie mußte wegen ihrer Geſundheit in die böhmiſchen Bäder gehen. Im Herbſt auch nicht, denn ſie fürchtete die rauhe Luft des Odenwalder Spätjahres für den Kleinen. Und endlich erklärte ſie, es ſei wohl am zweckmäßigſten, wenn er nicht vereinzelt, ſondern mit den übrigen Kindern erzogen werde. Ueber das beabſichtigte Fideicommis ſchwieg ſie; aber Damian rechnete dennoch darauf für Oreſt, weil ja nicht er und Cunigunde den Erziehungsplan durchkreuzt, wohl aber die Mutter ſelbſt ihn aufgegeben, alſo in keiner Weiſe Widerſpruch zu ſtrafen hatte. Uriel bekam Windeck ſammt Reginen und für Hyacinth war dann ſehr leicht zu ſorgen. So richtete Damian in Gedanken die Zukunft der Kinder ſo ſicher im irdiſchen Glück und Glanz ein, wie Cunigunde darauf zu hoffen wagte, ſie ſämmtlich zu halben Wundern der Vollkommenheit aufblühen zu ſehen. — Nach einigen Jahren hatte ſie ein zweites Töchterchen, das ihr Mann mit unausſprechlicher Freude empfing, denn er hatte halb und halb einen Sohn gefürchtet, dermaßen hing ſein Herz an Uriel. Und wieder gingen Jahre vorüber mit den Sorgen und Freuden des Familienlebens, denen ſich Cunigunde mit unbegrenzter Hingebung widmete. Da wurde ſie von einem Bruſtfieber befallen und nach einem kurzen Krankenlager ſchied dieſe ſchöne, zärtliche, liebevolle Seele vom irdiſchen Leben. Ein Schrei des Jammers folgte ihr nach. Damian war faſſungslos; Levin nahe daran; ſämmtliche Kinder in Verzweiflung. Von einer ſolchen Trauer hatte kein Menſch auf Windeck je eine Ahnung gehabt. Als ihr Sarg über den Main geführt wurde nach Kloſter Engelsberg in die Familiengruft, ſtanden beide Ufer gedrängt voll Menſchen, die ihr nachweinten und andächtig für ſie beteten. In den achtzehn Jahren, die ſie auf Windeck verlebt hatte, war ihr Herz zuweilen recht kummervoll und gedrückt geweſen; aber nie hatte ſie irgend Jemand anders als freundlich empfangen und nie einen Unglücklichen oder Traurigen anders als getröſtet entlaſſen. Dafür wurde ihr jetzt manche Thräne nachgeweint und manches Gebet nachgeſchickt. Im Schloß ging das Leben mechaniſch fort, wie ſie es geordnet hatte; aber es hatte einen leichenhaften Anflug. Erſt jetzt merkte man, wie ſie es in ihrer ſtillen, demüthigen, freundlichen Weiſe beſeelt hatte. Als Damian ſeine Töchter zum Erſtenmale nicht weiß gekleidet, ſondern im Traueranzug ſah und dazu ihre kleinen blaſſen, verweinten Geſichter, ſchloß er ſie angſthaft in ſeine Arme und ſagte zu Levin:

„Was ſoll aus ihnen werden, ohne Mutter!“

Da umſchlang Regina ihn zärtlich und ſagte: „Gräme Dich auch nicht zu ſehr, lieber Vater, denn die heilige Mutter Gottes wird jetzt unſere Mutter ſein. Eine andere können wir nicht brauchen.“

Er beneidete faſt das Kind um dieſe tiefe Zuverſicht und um dies Eingehen in die übernatürliche Welt. Er machte ſich tauſend Vorwürfe, daß er gerade auf dieſem Punkt Cunigunde ſo oft betrübt, ſo häufig die zarteſte Blüthe ihres inneren Lebens mit dem kalten Froſt ſeines Indifferentismus verletzt hatte. Er mußte ſich eingeſtehen, daß er das Beſte, was er in ſich ſelbſt fand, Cunigunden verdankte, deren milde Liebe immer gegen ſeine Selbſtſucht kämpfte, ohne ſich durch geringe Erfolge entmuthigen zu laſſen. Da er ihr nicht ſelbſt mehr danken konnte, ſo nahm er ſich vor, in den Töchtern ihr zu vergelten und ſie im Sinne der Mutter erziehen zu laſſen. In Wien bei den Saleſianerinnen hatten Cunigunde und Walburg ihre Erziehung empfangen, und Damian beſchloß, ſeine Töchter ebenfalls einem klöſterlichen Inſtitute zu übergeben.

„Nach Wien bringe ich ſie aber nicht," ſagte er zu Levin, als er mit ihm den Plan überlegte. „Sie müſſen ſo gütig ſein, beſter Onkel, und ein Inſtitut der Dames du Sacré-Cocur auskundſchaften, von dem Cunigunde zuweilen redete. Gegen Wien ſprechen drei Gründe."

„Und das ſind?" fragte Levin voll Erwartung.

„Erſtens die große Entfernung. Zweitens, daß die liebe Cunigunde im Franzöſiſchen keinen Pariſer Accent hatte. Drittens möchte ich gern die Kinder von einer gewiſſen kleinen deutſchen Sentimentalität fern halten, von einer gewiſſen Ueberſchwänglichkeit des Gemüthslebens, worin die beſten und frömmſten Frauen leicht verfallen und welche ſicherlich in einer deutſchen klöſterlichen Erziehungsanſtalt ungemein florirt."

Levin ließ dieſe letzte Annahme auf ſich beruhen und erwiderte: „Alle klöſterlichen Genoſſenſchaften, die ſich der Erziehung der Jugend widmen, thun es im Geiſte des göttlichen Heilandes, der da geſagt hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen," und folglich mit der größten Liebe, Hingebung und Opferwilligkeit, denn ſie haben aus der Nachfolge Jeſu im Dienſte der Seelen freiwillig ihren Stand gemacht. Daher erfüllen ſie ihre Pflichten in möglichſter Vollkommenheit und verdienen das größte Vertrauen. Aber, lieber Damian, wo Menſchen wirken und handeln, da gibt es Schwächen, und in den Charakteren der Zöglinge gibt es Schattenſeiten. Du darfſt alſo Deine Erwartungen nicht übermäßig hoch ſpannen und ſpäter die etwaige Unvollkommenheit der Kinder nicht auf Rechnung der klöſterlichen Erziehung bringen. Verſprichſt Du mir das, ſo will ich gleich Erkundigungen einziehen, die ohne Zweifel höchſt günſtig lauten werden, indem ja die Dames du Sacré-Coeur berühmt ſind wegen ihrer brillanten Erziehung für die Welt."

„Das iſt's gerade, was ich wünſche!" rief Damian. „Sein Sie unbeſorgt, beſter Onkel! Gerathen die Kinder einigermaßen in dieſer Richtung, ſo ſchwärme ich für das Sacré-Coeur. Aber wie einſam, wie unerträglich einſam wird es hier werden."

Das empfand Levin mit ſchneidendem Herzweh. Die Beſchäftigung mit den Kindern war ſeine Wonne; aber er ſagte tröſtend zu Damian: „Es war ja ſchon feſtgeſetzt, daß die älteſten Knaben fort ſollten, und wir behalten doch vor der Hand Hyacinth.“

„Ja, den Einen! und alle Anderen gehen! Mir graut vor der Stille, die hier eintreten wird.“

An einem und demſelben Tage war allgemeiner Aufbruch in Windeck. Uriel, Oreſt und Florentin reiſten in Begleitung eines Hofmeiſters ab, um Gymnaſialſtudien zu machen; und Damian mit ſeinen Töchtern zuerſt nach Stamberg, um ſie noch einmal der Großmama vorzuſtellen, und dann zu den Dames du Sacré-Coeur im Elſaß. Juliane mußte nach ihrer Gewohnheit Einwendungen gegen dieſen Erziehungsplan machen, von dem ſie ahnte, daß er mittelbar von Cunigunden herrühre. Weshalb nicht die Kinder nach Mannheim bringen, in das weltberühmte Inſtitut, deſſen glänzende Reſultate man kenne. Oder noch lieber nach Nord-Deutſchland, wo man überhaupt auf einem viel höheren Stand der Bildung ſtehe, nach Dresden z. B.; da könnten künſtleriſche Anlagen in ihnen entwickelt werden. Gab es aber irgend etwas, wodurch Damian in ſeinen Anſichten und Plänen beſtärkt wurde: ſo war es gewiß der Widerſpruch ſeiner Mutter. Ohnehin ging er nicht leicht von ſeinen Ideen ab und ſo hatte Julianens Mißbilligung nicht die geringſte Wirkung auf ihn.

Er war ganz gleichgültig gegen ihre beſtändige Krittelei.

Der Abſchied von ſeinen Töchtern, die Heimkehr nach Windeck, die Verödung ſeines Hauſes ſtimmten den Grafen ungemein ſchwermüthig. Er hatte an Cunigunden die treueſte Freundin gehabt, deren Theilnahme zu jeder Stunde, für jede Kleinigkeit ihm gewiß war und die ſorgſam Alles zu entfernen oder ſelbſt zu übernehmen wußte, was ihn beläſtigte oder verſtimmte. Er hatte in Uriel und Oreſt ſchon Geſellſchafter gehabt, die mit ihm jagten und ritten, und in den beiden fröhlichen kleinen Mädchen eine beſtändige Quelle des Scherzes und der Heiterkeit. Er hatte an dem Perſonal, welches die Erziehung der Kinder bald für immer, bald zeitweiſe, in's Haus brachte, eine Unterhaltung gehabt. Hofmeiſter, Muſiklehrer, Zeichenlehrer, Tanzlehrer, Engländerin, Franzöſin und was ſonſt noch die moderne Erziehung erheiſchen mag, zog auch in Windeck ein und aus. Zwölf Perſonen am Familientiſch, das war die geringſte Zahl; und zwiſchen ihnen Allen war er der Herr, war er der Mittelpunkt. Ihn wollten Alle unterhalten; ihm — Alle gefallen. Um ihn bemühte ſich Alles, drehte ſich Alles. Cunigunde gab Allen die Richtung auf ihn, die ſie ſelbſt nie verlor. Jetzt hatte er Niemand als den Onkel Levin, den dreizehnjährigen Hyacinth und deſſen Erzieher, einen jungen Geiſtlichen.

„Seitdem ich keine Frau mehr habe, komme ich mir gar nicht vor wie der Herr des Hauſes," ſagte er oft.

Levin verſuchte Saiten zu berühren, die in traurigen Herzen manchmal Anklang finden: Ergebung, Entſagung, Hinwendung zum höchſten Gut, das für den Verluſt jedes anderen einen himmliſchen Erſatz bietet. Allein dafür war der Graf taub. Er fühlte ſich ſeiner glücklichen Exiſtenz beraubt und faßte es nicht, wie man ohne eine ſolche zufrieden leben könne. Die Selbſtſucht war noch immer übermächtig in ihm.

„O wie beneide ich den geiſtlichen Stand um ſeine ewige, unzerſtörbare Ruhe!" äußerte er einmal in aufgeregter Traurigkeit gegen Levin. „Der Prieſter iſt der glücklichſte Menſch auf Erden. Er fühlt keinen Schmerz mehr."

„Die ſtille Ruhe fliegt ihm nicht an," entgegnete Levin ſanft; „ſie will erkämpft ſein. Und der Schmerz flieht nicht von ſelbſt vor ihm; er will bezwungen ſein. Und nicht mit einem Kampf iſt die Ruhe auf immer hergeſtellt und nicht mit einem Willensact der Schmerz beſiegt! Das dauert fort — durch's Leben. Aber wir ſind freilich wie tüchtige Soldaten darauf eingeübt, uns nicht den Feind über den Kopf wachſen zu laſſen, ſondern uns bei Zeiten durchzuſchlagen."

„Was kann der Prieſter für Schmerzen haben?" fragte der Graf unbefangen. „Er hat nicht Weib noch Kind; er verliert ſie nicht; er kennt keine Sorge um ſie.

Gegen irdiſche Leidenſchaften — denn es verſteht ſich, daß ich von einem frommen Prieſter rede — ſchützen ihn Stand, Beruf und Gnade; woher ſoll alſo für ihn der Schmerz kommen?“

„Aus der Sünde, der eigenen und der fremden,“ entgegnete Levin und heftete ſein ſeelenvolles Auge auf Damian. „Aus der Sünde, die den Gekreuzigten, welcher aus einem Wunder der Liebe für uns ſtirbt und aus einem anderen Wunder der Liebe für uns lebt, wieder und immer wieder kreuzigt und die Seelen, die er retten will, ihm entreißt und in den ewigen Tod ſtürzt. Der Schmerz um die verſchmähte Liebe Gottes, um das Elend des Sünders, um die Leiden der Kirche, um den Abfall vom Glauben, um die Anfeindung der Religion bewegt ſich in einer anderen Sphäre, als die der irdiſchen Verhältniſſe, aber er hat auch ſeinen Stachel, auch ſeine Bitterkeit, mein lieber Damian, und wenn wir ihn nicht hinnehmen würden, als einen Dorn aus der Krone, die Chriſtus trägt, und als einen Antheil an dem Kelch, den Chriſtus trinkt: ſo würde kein Menſchenherz ſtark genug ſein, um ihn zu ertragen.“

„Das iſt es ja eben, lieber Onkel: Sie haben immer das Kreuz bei der Hand, an das Sie Sich lehnen.“

„Ergreiſe das Kreuz, dann haſt Du es auch. Das Kreuz iſt ein Gemeingut der Menſchheit und hat für uns Alle dieſelbe Kraft. Es thut uns weh und heilt all' unſer Weh.“

Aber das wollte der Graf nicht verſtehen! — Um ſich zu zerſtreuen, reiſte er viel, ging in die Bäder, machte bald in Wien, bald in Paris einen Winteraufenthalt und beſuchte alle Jahr einmal ſeine Töchter, während ſeine Söhne — wie er ſie nannte — in den Ferien nach Windeck kamen und munteres Leben mit ſich brachten. Durch die oberflächliche und erkältende Berührung mit der Welt ließ ſich der Graf mehr und mehr von jeder höheren Anſicht und Lebensauffaſſung ablöſen. Das Wenige, was ihm Cunigunde allmälig von ihrer Seelenwärme, von ihrem Seelenadel mitgetheilt hatte, ging wieder unter in der allgemeinen Weltepidemie der Selbſtvergötterung — und das war der Moment, in dem er ſeine Töchter aus dem Inſtitut des Sacré Coeur abholte, um ſie fortan bei ſich zu behalten.

* * *

Präludien.

„Wie gefällt Ihnen denn eigentlich Regina, beſter Onkel,“ ſagte Damian, nachdem er jenes Geſpräch mit ſeiner Tochter gehabt hatte. „Sie iſt jetzt vierzehn Tage hier, da kann man ſchon ein Urtheil über ſie haben.“

„Ich denke, ihre gute Mutter würde eine innige Freude an ihr haben,“ verſetzte Levin.

„Und ihr guter Vater?“ fragte Damian.

„Nun, ihr guter Vater hat dieſe Freude doppelt,“ entgegnete Levin lächelnd, „für ſich und für die Mutter.“

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich etwas ganz Anderes von der Kloſtererziehung erwartet hatte! Regina macht mir durchaus nicht den Eindruck eines unterwürfigen Charakters, einer fügſamen Seele. Sie iſt ſehr ſchön, ſie hat ſehr viel Verſtand, ſie hat eine große Anmuth des Benehmens; aber ihre innere Entſchiedenheit mißfällt mir. Ich fürchte, ſie hat wenig Neigung zum Gehorſam.“

„Sie ſucht doch alle Deine Wünſche buchſtäblich und mit großer zuvorkommender Bereitwilligkeit zu erfüllen.“

„Das iſt richtig — aber! aber! ſie hat einen Willen!“

„Du wirſt doch nicht wünſchen, daß ſie ein Automat ſei?“

„Unter Umſtänden könnte ich es wünſchen! Hat ſie noch nicht mit Ihnen über ihre Kloſterideen geſprochen?“

„Nicht eine Sylbe! und ich bitte Dich, darauf kein großes Gewicht zu legen. Solche Idee hat manches junge Mädchen, ohne daß ein wahrer Beruf ihr zum Grunde liegt.“

„Glaub' es gern! nur fürchte ich, daß äußere Einflüſſe ſie in ihrer verkehrten Idee beſtärken könnten und deshalb hab' ich beſchloſſen, ſie mit Uriel zu verloben, ſobald er kommt, und das wird ja in den nächſten Tagen geſchehen.“

„Beſter Damian, das iſt gefährlich! Uriel und Regina haben ſich in fünf Jahren nicht geſehen, ſind als Geſchwiſter aufgewachſen und haben vielleicht nicht die mindeſte Neigung für einander.“

„O die findet ſich! Ich will auch nicht mit der Thüre in's Haus fallen, ſondern nur, wenn ſie einige Wochen traulich mit einander gelebt haben, ihnen zu verſtehen geben, was ich wünſche. Ueberdas iſt Regina ein Mädchen, in das man ſich leicht verlieben kann; bemerkt aber ein Mädchen, daß ſie eine Neigung weckt, ſo erwidert ſie dieſelbe. Das liegt in der weiblichen Natur und darauf baue ich meine Hoffnung: Uriel muß ſich verlieben und die Kloſterideen bekämpfen; ich werde ſie unberückſichtigt laſſen."

„Das iſt die klügſte Tactik," ſagte Levin einſtimmend.

„Sie wünſchen alſo nicht, daß Regina in's Kloſter gehe?" fragte der Graf etwas verwundert. „Ich dachte, Ordensleute und Prieſter hätten dafür eine beſondere Liebhaberei."

„Hoffentlich," entgegnete Levin lächelnd, „iſt ihre größte Liebhaberei die, daß die Ehre Gottes und das Heil der Seelen in größtmöglicher Vollkommenheit gefördert werde. Wo aber kein Beruf zum geiſtlichen Stande iſt, geſchieht von beidem das Gegentheil."

„Ach, Onkel Levin! Sie ſind ein prächtiger Mann!" ſagte der Graf erheitert und klopfte ihn freundlich auf die Achſel; „bei Ihnen wird Regina nicht in ihren Träumereien Unterſtützung finden, und wahren Beruf zum Ordensſtande kann ſie ja unmöglich haben. Das ſind Schwärmereien junger Mädchen und es beruhigt mich ſehr, daß ſie gar nicht mit Ihnen darüber geſprochen hat. Gewiß ſcheut ſie Ihren klaren Blick in dergleichen Angelegenheiten."

Regina ſaß während dieſes Geſpräches in einer von dichten Schlingpflanzen umrankten Veranda am Stickrahmen und ſtickte zierlich auf einen ſchweren weißen Seidenſtoff mit Goldfäden eine Guirlande von Reben und Aehren, die ſich um ein Dorngewinde ſchlang. Ihr Vater hatte wohl recht zu ſagen, ſie ſei ſehr ſchön. Ihre ſeinen edeln Züge waren beſeelt durch einen Ausdruck von lieblicher Kindlichkeit und von hohem Ernſt, wie man ihn bei den Heiligen und Engeln der alten florentiniſchen Maler findet. Unter ihrer zarten durchſichtigen Stirn zogen ſich ihre dunkeln Augenbrauen feſt und gerade mit großer Entſchiedenheit hin, während ihr klares glänzendes graues Auge einen ungemein ſeelenvollen Blick hatte, wenn ſie ihre langen ſchwarzen Wimpern langſam aufhob. Es lag ein namenloſer Friede, eine gänzliche Unberührtheit von der Welt auf i[illegible] ganzen Erſcheinung. Sie ſtickte emſig und ſummte dabei, wie junge Mädchen zu thun pflegen, eine Melodie vor ſich hin, die ſehr fröhlich klang. Zuweilen ſtützte ſie aber den Arm auf den Stickrahmen und den Kopf auf die Hand, blickte hinüber nach Kloſter Engelsberg und ging aus dem leiſen Summen in ein helles, wunderliebliches Singen der zwei Worte „Venite, adoremus!“ über. Es lag in der Melodie ein Frohlocken, das kein Ende der Freude kennt und in welches Regina's ganze Seele einſtimmte. Dann arbeitete ſie weiter. Als ſie Männerſchritte auf dem Kiesweg hörte, der zur Veranda führte, verſtummte ſie. Levin war nachdenkend über ſein Geſpräch mit dem Grafen in den Garten gegangen. Auch er hatte ſich von je her mit dem Gedanken vertraut gemacht, Uriel und Regina würden ein Paar werden. Die Aeußerungen des Grafen über Regina beunruhigten ihn, obwohl er, Damian gegenüber, die Sache unwichtig genommen hatte, um ihn nicht aufzuregen. Hatte Regina wirklich einen Lebensplan entworfen, welcher mit dem ihres Vaters nicht übereinſtimmte, welchen Stürmen ging ſie dann entgegen. Und war es denn etwas Unmögliches, daß ſie, die Tochter einer ſo frommen Mutter und ein Kind des Gebetes, andere Wege ginge, als den der Welt? Er trat in die Veranda und ſagte liebreich:

„Du ſingſt ja wie eine Lerche ſo fröhlich, Regina.“

Sie ſtand ſchnell auf, ſtellte einen Gartenſtuhl für ihn neben ihren Stickrahmen und ſagte aus vollem Herzen: „Ich bin auch froh, lieber Onkel! Wenn die Lerche ſchon ſo fröhlich ſingt, weil ſie zum blauen Himmel aufſliegen kann, wie müſſen wir dann ſo viel tauſend Mal fröhlicher ſein, weil uns ein Himmel erwartet, der tauſend Mal ſchöner iſt, als der Aether um unſeren Erdball.“

„Denkſt Du junges Kind ſchon an den Tod?“ fragte er.

„O nein!“ ſagte ſie unbefangen; „nur an das ewige Leben.“

Mit unſäglicher Liebe ruhte ſein Blick auf ihr, während er ruhig ſagte: „Ich wundere mich, Regina, daß Du Dich ſo leicht in die Trennung von den guten Damen vom Sacré Coeur findeſt, bei denen Du es ſo gut hatteſt.“

„Ich hab' es auch hier ſehr gut, und ſo lieb ich die Damen habe und ſo innigen Dank ich ihnen ſchuldig bin, ſo weiß ich ja doch, daß es nicht meine Beſtimmung iſt, bei ihnen zu bleiben; das erleichtert mir die Trennung.“

„Du biſt ja ungemein verſtändig,“ ſagte er ſcherzend.

„Hab' ich denn nicht meinen Vater hier?“ fuhr ſie fort, „und Dich hier, mein lieber Onkel? und da in Engelsberg das Grab meiner Mutter, über dem die Mutter Gottes Wache hält? Tante Iſabelle iſt auch ſehr gütig für mich und Gerona iſt mit ganzem Herzen hier. Wie könnte ich wohl unzufrieden ſein!“

„Die Vettern kommen auch nächſtens; dann wird es munter werden, und der Winter noch munterer, da Dein Vater ihn in Frankfurt zubringen will.“

Es flog ein Schatten von Traurigkeit über Regina's Antlitz, als ſie erwiderte: „Ich freue mich ſehr, meine Vettern wieder zu ſehen; aber auf einen Winter, gleich viel in welcher Stadt, freue ich mich gar nicht.“

„Das kommt daher, weil Dir ein ſolches Leben ungewohnt iſt. Bald wird es Dir gefallen.“

Sie ſchlug ihre Augen groß zu ihm auf und fragte: „Hat es Dir je gefallen, lieber Onkel Levin?“

„Mir, mein Kind!“ rief er lächelnd. „Aber Du weißt ja, daß der Geiſtliche an den ſogenannten Freuden der Welt nicht Theil zu nehmen pflegt und daß ich ſeit meinem achtzehnten Jahre geiſtlich bin. In Worms, wo ich ein Paar Jahre Domherr war, hatte ich übergenug Beſchäftigung mit theologiſchen Studien, und als ich nach Auflöſung des Stiftes hierher zu meiner armen kranken Mutter zurückkehrte, fand ich ein Sterbebett — aber keine Weltfreuden. Später, zur Zeit meines

Bruders Matthias, Deines Großvaters, ging es hier freilich außerordentlich luſtig her. Allein ich war ſchon bei dreißig Jahren ein ſolcher Brummbär geworden, daß ich gar keine Neigung für dieſe Art von Luſtigkeit und Weltfreuden hatte!“

Regina ergriff ſeine Hand, küßte ſie zärtlich und ſagte: „Was Du geworden biſt, Onkel Levin, das wiſſen wir beſſer als Du.“

Die ſchmetternden Töne eines Poſthorns hatten ſich ſchon in der Ferne hören laſſen; jetzt erklangen in der Nähe die gellenden Diſſonanzen. Corona flog athemlos in die Veranda und rief froh in die Hände klatſchend und gleich wieder davonſpringend:

„Sie kommen! eben kommen die Vettern an! Papa läßt Dich rufen, Regina.“

Regina bedeckte ſorgfältig ihren Stickrahmen, nahm Levin unter den Arm und ſagte lächelnd:

„Ich werde die Buben gar nicht mehr kennen! ſie ſind in den fünf Jahren ja ſämmtlich junge Herren geworden.“

Als ſie in den Saal traten, herrſchte darin ein ungeheures Getümmel. Der Graf, vier junge Männer, Tante Iſabelle und Corona ſprachen alle auf Einmal. Fragen, Antworten, Begrüßungen durcheinander. Ein rieſenhafter Neufundländer hatte die allgemeine Freude benutzt, um mit einzudringen in den Saal und durch leiſes Freudengeheul ſeine alten Kameraden zu begrüßen und bald an dieſen, bald an jenen hinan zu ſpringen. Hyacinth hatte ſeinen Mops mitgebracht, der ohne Umſtände im Saal erſchien und höchſt ungnädig von Amour empfangen wurde, welcher ſich allein für ſalonberechtigt hielt und es in ruhigen Zeiten auch war. Ihm mißfiel dieſe revolutionäre Bewegung, die ihn vielleicht ſeines Polſters beraubte und er kläffte zänkiſch gegen den Mops, während der Arras mit ſeinem betäubenden Gekreiſch alle anderen Stimmen von Menſchen und Thieren übertäubte.

„Ah, Onkel Levin!“ rief plötzlich in dem Wirrwarr eine klingende Stimme und einer der Jünglinge brach ſich Bahn und küßte zärtlich Levins Hand.

„Grüß Dich Gott, Uriel,“ ſagte Levin.

„Du biſt alſo Uriel?“ fragte Regina freundlich. „Ich muß Euch ſämmtlich der Reihe nach wieder kennen lernen.“

„Aber wir ſämmtlich kennen Dich, Regina,“ ſagte Uriel.

Sie gab ihm die Hand; auch an Oreſtes, auch an Florentin; als ſie ſich aber zu Hyacinth wendete, nahm ſie ſeine Hand zwiſchen die ihren und drückte ſie innig und ſagte:

„O Hyacinth, mein lieber Hyacinth! Dich kenne ich am Beſten! wir waren ja immer zuſammen bei der lieben ſeligen Mutter.“

Der Graf beobachtete Regina mit einer faſt ängſtlichen Spannung. Nichts wäre ihm erwünſchter geweſen, als in Reginen „den zündenden Funken der Liebe“ zu Uriel wahrzunehmen, von dem zuweilen in Romanen geſprochen wird. Das war aber unmöglich! ſie hielt ſich entſchieden am Meiſten zu Hyacinth, der nur ein Jahr älter als ſie, und früher ihr unzertrennlicher Gefährte geweſen war. Allmälig legten ſich die Wogen der Aufregung, welche mit einem Wiederſehen nach langer Trennung verbunden ſind, und der Graf ſagte:

„Nun, meine Buben, thut und treibt was Ihr wollt und amüſirt Euch. Den Weg zum Pferdeſtall kennt Ihr und zur Gewehrkammer auch. Die Hühnerjagd florirt! Bei jedem Schritte durch die Felder knattert eine Kette Rebhühner wie eine lebendige Rakete in die Höhe.“

„Als ob ich's geahnt hätte!“ rief Oreſt, ein wüthender Jäger. „Vor acht Tagen erſt kaufte ich einen famoſen Hund, um ſchweres Geld freilich! aber er iſt's werth, der Nimrod! dreſſirt wie ein preußiſcher Soldat! der ſoll uns gute Dienſte thun.“

„Und in acht Tagen,“ fuhr der Graf fort, „haben wir einen Ball. Dann iſt Reginens Namens- und Geburtstag, und den wollen wir endlich einmal wieder feiern und uns freuen, daß wir beiſammen ſind.“

„Tanzeſt Du gern, Regina?“ fragte Uriel.

„Nein!“ ſagte ſie ſanft und feſt.

„Frage ſie doch nicht, Uriel,“ rief der Graf; „darauf kann ſie Dir nicht antworten, denn ſie hat ja noch nie einen Ball erlebt.“

„Und im Kloſter zu tanzen, das mag nicht ſehr amüſant ſein,“ bemerkte Florentin.

„Im Kloſter wird überhaupt nicht getanzt, lieber Florentin,“ entgegnete Regina. „Im Penſionat bekommen die Zöglinge Tanzunterricht ſo gut wie jeden anderen.“

„Nun, daß der Himmelreich verſchieden von einem Ball iſt, verſteht ſich von ſelbſt und folglich hat Regina kein Urtheil über den Tanz,“ ſagte der Graf entſcheidend.

„Vielleicht lern' ich es noch, lieber Vater,“ entgegnete Regina. „Mit meinen Fortſchritten im Reiten biſt Du ja nicht unzufrieden.“

„Braviſſimo! Du reiteſt, Regina? — allen Reſpect!“ rief Oreſt. „Tanzen kann jede junge Dame. So gottverlaſſen iſt keine, um nicht einigermaßen gut zu tanzen; aber reiten . . . .“

„Reiten iſt für eine junge Dame ein übernatürliches Talent,“ warf Florentin hin.

„Vielleicht weißt Du auch mit dem Gewehr umzugehen?“ fragte Oreſt; „oder doch wenigſtens mit Piſtolen?“

„Warum nicht gar mit der Cigarre,“ ſagte Uriel unmuthig.

„Ich ſehe ſchon, daß meine Erziehung ſehr vernachläſſigt iſt,“ erwiderte Regina munter.

„Die Cigarre iſt vor der Hand zu viel der Vollkommenheit," fuhr Oreſt fort. „Wir müſſen erſt ſehen, ob Du im Stande biſt, die Allüren einer Lionne anzunehmen."

„Einer Löwin!" rief Corona entſetzt und ſchlug ihre Hände zuſammen. „Regina . . . und eine Löwin!"

„Kinder, Ihr ſeid aber wirklich ſchlecht erzogen," fuhr Oreſt fort; „nun wißt Ihr nicht einmal, daß eine Lionne keine Löwin iſt . . ."

„Sondern was denn?" fragte Corona geſpannt.

„Oreſt! beſinne Dich auf die Antwort!" rief ihm Uriel zu, dem des Bruders burſchikoſer Ton mit den Couſinen höchſt unangenehm war.

„Brauch mich gar nicht zu beſinnen," erwiderte Oreſt, „iſt weltbekannt — ausgenommen im Sacré Coeur. Der modiſche Kunſtausdruck für eine etwas excentriſche, brillante, hyperelegante, durch allerlei liebenswürdige Thorheiten berühmte Frau — iſt Lionne. Verſtehſt Du jetzt, Corona?"

„Nein!" ſagte die Kleine treuherzig.

Der Graf beluſtigte ſich über alle Maßen an dieſen Geſprächen. Levin legte die Hand auf Corona's lockiges Haar und ſagte zu ihr:

„Wer viele Vettern hat, muß viele Neckereien aushalten, Corona. Du kannſt Dich jetzt in der Geduld üben."

„Ich werde ſuchen mich zu wehren, Onkel Levin," verſetzte ſie unverzagt.

„Brav, Corona!“ rief Oreſt, „aus Dir kann vielleicht eine Lionne werden.“

„Dann hüte Dich vor mir!“ rief ſie.

Seit langer Zeit war es auf Windeck nicht ſo luſtig hergegangen, wie eben jetzt. In dem allgemeinen Rauſch von Vergnügen und Wohlbehagen blieben nur Onkel Levin und Regina im gewohnten Gleichmuthe. Regina that und trieb, was die Uebrigen thaten und trieben. Man wollte ſpazieren reiten — ſie ritt mit; auf dem Waſſer fahren — ſie fuhr mit; Billard ſpielen — ſie ſpielte mit. Sie war zu allen dieſen Dingen freundlich bereit; aber ſie ließ ſich keinen Augenblick aus ihrem inneren Gleichgewichte bringen. In der ſtillen Morgenfrühe, ehe irgend einer von den Dienſtboten ſichtbar war, ſtand ſie ſchon auf und eilte in die Capelle, die einzige Stätte des Schloſſes, die einſam blieb und wo nur der Unterſchied gegen ſonſt ſtatt fand, daß Hyacinth ſehr andächtig dem Onkel Levin bei der Feier des heiligen Meßopfers diente. Im Laufe des Tages wußte ſie immer ein Paar Stunden zu finden, um ſich unbemerkt zurückzuziehen. Dann ſchlüpfte ſie auf ihr Zimmer, las, muſicirte oder nahm ihren Hut und beſuchte kranke und arme Leute, wie ſie das früher mit ihrer Mutter gethan hatte. Ihr Vater beobachtete ſie mit der höchſten Spannung; es war ihm unmöglich, etwas Tadelnswerthes an ihr zu bemerken. Sie benimmt ſich perfect, murmelte er zuweilen bei ſich ſelbſt; nur ſcheint ſie kein

Herz zu haben, und das iſt doch ein großer Fehler! Auch keine Augen hat ſie! ſonſt müßte ſie doch gewahr werden, daß Uriel nur für ſie Augen hat. Welch ein Kreuz ſind doch Töchter! man wird nie aus ihnen klug! im Grunde freilich — aus keiner Frau.

„Iſt Uriel nicht ganz geſchaffen, um einem jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen?“ fragte er einmal Levin.

„Je nachdem der Kopf iſt!“ antwortete dieſer lachend.

Uriel war in der That ein herrlich begabter Menſch voll Adel der Geſinnung, Kraft des Charakters und hellem Verſtande, noch nicht ganz abgeklärt in den innerſten Tiefen ſeines Weſens, noch etwas übermannt von der chaotiſchen Bildung der Zeit; ganz verſchieden von Oreſt, der um ein Jahr jünger, aber ſchon ganz weltfertig in ſeiner Richtung und ſehr entſchloſſen war, ſich das Leben nicht verkümmern zu laſſen. Uriel war nichts weniger als befreundet mit Florentin, deſſen ſkeptiſcher und negirender Verſtand in der Schule moderner Aufklärungswiſſenſchaft ſein Element gefunden hatte. Oreſt hatte ſich nicht ſehr mit den Studien befaßt; umſo williger ging er auf die Anſichten ein, die ſich bei Florentin entwickelt hatten und die er ungemein bequem für das Leben fand, ausgenommen einen Punkt. Florentin bezeichnete kurz und bündig ſeinen Standpunkt ſo: In der Religion — Proteſtantismus; in der Philoſophie — Radicalismus; in den Rechts- und Naturwiſſenſchaften — Empirismus; in den allgemeinen Weltverhältniſſen —

Socialiſmus. Zu dieſem letzten Punkt vermochte Oreſt ſich nicht zu erheben. Die Herrſchaft Stamberg war das Bleigewicht, welches ſeinen Schwung lähmte. Wenn es an den Socialismus ging, ſprang er ab. Florentin hatte ihm hundertmal bewieſen, das ſei unlogiſch; untergrabe man das Fundament eines Hauſes, ſo ſtürzten Mauern und Dach ein, und es ſei unmöglich, auch nur einen Dachziegel ſchwebend in der Luft zu erhalten. Man müſſe nur den wahren Sachverhalt allen Gefühlsnebeln entrücken, die Dinge bei ihrem wirklichen Namen nennen, und die Empfindſamkeitsverbrämungen bei Seite ſchieben. Die Verwerfung der Autorität der Kirche im ſechszehnten Jahrhundert ſei der erſte Act der Mündigkeit des Menſchengeiſtes und eine Verwerfung derjenigen Lehre geweſen, welche unter dem Namen Chriſtenthum von herrſchſüchtigen und heuchleriſchen Pfaffen erſonnen und gehandhabt, während anderthalb Jahrtauſenden die Menſchheit in kraſſer Stupidität erhalten habe. Damit ſei ſelbſtverſtändlich der Chriſtengott über Bord geworfen, deſſen Stellvertreterin und Lehrorgan die Kirche zu ſein behauptet habe. Sie und ihr Oberhaupt, der Papſt, wurden als Lügner gebrandmarkt. Da nun ſeit anderthalb Jahrtauſenden von dieſer alten Lügnerin jede Autorität auf jedes Gebiet des Lebens im Namen Gottes übertragen worden ſei, ſo habe ganz folgerichtig jede Autorität durch ihren Sturz einen tödtlichen Schlag auf's Herz bekommen, obzwar bornirte

Köpfe gewähnt hatten, es ſei nur auf den römiſchen Papſt abgeſehen geweſen und der König auf ſeinem Throne, der Prediger auf ſeiner Kanzel, der Magiſter auf ſeinem Katheder, der Familienvater hinter ſeinem Ofen, der Beſitzer mit ſeinem Geldſack übten vor wie nach ihre alte Autorität. Kindiſcher Wahn! Der Individualismus habe ſich nicht von ſeiner anderthalbtauſendjährigen Knechtſchaft erhoben, um nur auf religiöſem Gebiet eine heilſame Revolution zu machen und dann wieder ſchlafen zu gehen. O mit nichten! er pflanze das revolutionäre Banner mit demſelben Recht auf dem politiſchen und ſocialen Boden auf und werde auch dort unfehlbar denſelben ſiegreichen Erfolg haben, denn der Individualismus ſei die ächte Religion jedes Menſchen, das Grundgeſetz ſeiner Natur, das Ziel ſeiner Entwickelung, die Richtſchnur ſeines Willens. Durch ihn gelange die Menſchheit zu ihrer eigentlichen Beſtimmung: zu einer erhabenen Freiheit, die keine äußerlich gegebene, ſondern nur eine ſelbſtgewählte Schranke anerkenne. So lange noch von Außen aufgezwungene Schranken des alten Herkommens, der alten Geſetze, der alten Familien- und bürgerlichen Einrichtungen exiſtirten, ſei die Menſchheit verkümmert in ihrem Recht und in ihrer Größe, denn innerhalb derſelben reibe ſich das Individuum wie ein Sklav an ſeiner Kette wund und werde verhindert, die ſelbſteigen gewählte Schranke ſich zu ſetzen. Wer nur einen Funken von Liebe zur Menſchheit habe, müſſe den Sturz der alten Knechtſchaft in den beſtehenden Verhältniſſen fördern helfen und an der Zertrümmerung der Traditionen von Religion, von hiſtoriſchem Recht, von Familie, von Eigenthum aus allen Kräften arbeiten.

Zu dieſer Höhe nun, die für Florentins Denkweiſe ganz folgerichtig iſt, vermochte Oreſt nicht ſich zu erſchwingen. Er blieb unerſchütterlich bei ſeiner Behauptung: der Socialismus ſtreite wieder den geſunden Menſchenverſtand; wogegen denn Florentin behauptete, der Menſchenverſtand von heutzutage ſei ſo krankhaft bornirt durch Vorurtheile, daß er nicht wagen dürfe, ſich Geſundheit zu vindiciren. „Findeſt Du aber in der That, daß der Socialismus gegen den geſunden Menſchenverſtand ſtreitet,“ ſetzte Florentin hinzu, „ſo mußt Du auch daſſelbe vom Proteſtantismus behaupten, denn, wie der Stamm, ſo der Aſt. Dann verfällſt Du der römiſchen Finſterniß, aber Du biſt doch wenigſtens conſequent.“ Oreſt hätte allerdings antworten können, daß der Proteſtantismus den geſunden Menſchenverſtand wider ſich habe, ſobald es ſich darum handle, eine allgemeine Kirche zu ſtiften; denn der geſunde Menſchenverſtand iſt poſitiv, verlangt Poſitives und läßt ſich nicht abſpeiſen mit der Verneinung. Bevor er ſich dazu verſteht, muß er kränkeln durch Einfluß der Leidenſchaften, die ihn blen[illegible]n und verwirren, und durch Unwiſſenheit, die ihn angemeſſener Nahrung beraubt.

Aber Oreſt wollte durchaus nicht mit Florentin disputiren, deſſen Anſichten ihm ſo weit zuſagten, als ſie für ſeine perſönliche Theorie des Individualismus paßten; die genügte ihm. Um Religionslehren kümmerte er ſich nicht. Er legte ſie ſo ziemlich bei Seite, indem er fand, daß der Vorrath, den er in ſeiner Kindheit eingeſammelt habe, übergroß ſei.

Uriel ſtimmte weder mit ihm noch mit Florentin zuſammen und hielt den Einfluß für ſchädlich, den Florentin auf Oreſt übte. Er war froh, daß ihre Wege fortan ſich trennten; Oreſt wollte die militäriſche Laufbahn beginnen und Florentin ſeine mediciniſchen Studien fortſetzen, um dann praktiſcher Arzt zu werden und — wo möglich! als Privatdocent an einer Univerſität den akademiſchen Lehrſtuhl zu beſteigen, um zur Bildung der Menſchheit für den Socialismus auf's Kräftigſte zu wirken. Es waren die gährenden Zeiten des Jahres 1847, voll der Schwüle, der Unruhe, der Beklommenheit in der geiſtigen Atmoſphäre und der fieberhaften Spannung und Aufregung in den Gemüthern, welche dem herannahenden moraliſchen Erdbeben vorangingen. Lehrſtuhl und Journalismus beherrſchten deſpotiſch die freiheitsdurſtige Welt, jener den werdenden, dieſer den fertigen Staatsbürger, welche mit bewundernswerther Kindlichkeit und mit unverwüſtlicher Zuverſicht an der Unfehlbarkeit ihrer Stimmführer hingen, blind dem Anſtoß folgend und die Richtung einſchlagend, welche dieſe angaben. Es ging der großen Menge genau ſo, wie dem guten Oreſt: es war ihr gar nicht unlieb, etwas Revolution zu machen gegen Kirche und Könige, gegen Religion und Geſetze; in dem Allen war ja ſo viel Mißbrauch, Verkehrtheit, Einſeitigkeit, Tyrannei, daß das Kind in der Wiege es einſehen mußte, und daß nur der ein Ehrenmann ſein konnte, der zur Oppoſition gehörte. Ein wenig antichriſtlich ging es wohl dabei zu. Das hatte aber gar nichts zu ſagen. Die großen edlen Männer der Oppoſition beabſichtigten ja nur den Fortſchritt, keineswegs einen radicalen Umſturz, und zum Fortſchritt gehörte das poſitive Chriſtenthum durchaus nicht, ſondern ſtatt deſſen eine größere Doſis Aufklärung, die dann den Menſchen ganz von ſelbſt äußerſt vortrefflich und glücklich machen würde. Wenn man gut wüßte, würde man gut ſein: zu dem Punkte der Bildung hatte ſich die Menſchheit erhoben; das durfte Niemand bezweifeln; das wäre ein Majeſtätsverbrechen an der Menſchheit geweſen und vor einem ſolchen ſchauderte man. War es aber gegen einen Fürſten gerichtet, ſo blieb man gelaſſen. Daß aber hinter den großen edlen Männern der Oppoſition Andere ſtanden, die noch größer und edler waren, weil ſie eine noch umfaſſendere Oppoſition machten und ein noch erhabeneres Ziel erſtrebten, nämlich radicalen Umſturz und darauf radicalen Neubau der menſchlichen Vergeſellſchaftung: das wurde die große Menge nicht gewahr. Kamen ihr Schriften in dieſem Sinne vor Augen, ſo belächelte ſie die vereinzelte Uebertreibung oder beklagte die vereinzelte Begriffsverwirrung eines Fanatikers des Fortſchrittes, gerade ſo, wie Oreſt bei der letzten Conſequenz von Florentins Theorie behauptete: dieſe und nur dieſe habe den geſunden Menſchenverſtand wider ſich, weil ja doch unmöglich Revolution gegen den Fideicommißbeſitzer von Stamberg gut zu heißen ſei. Auf dieſer Höhe ſtand die große Menge, daß jeder Einzelne dachte, wenn auch nicht ſagte: revolutionirt gegen wen ihr wollt, nur nicht gegen mich.

Nicht ganz ſo tolerant war Graf Damian. Die Fahne der Freiheit wünſchte er nur gegen die Uebergriffe der Kirche, wie er ſich ausdrückte, aufgepflanzt zu ſehen und im Uebrigen möge es beim Alten bleiben. Preßfreiheit, Lehrfreiheit, allgemeine Volksvertretung ſchienen ihm überflüſſig, da ja das Volk unmöglich dieſe Maſſen von Freiheiten genießen könne.

„Aber die Freiheit muß es haben, am Sonntage zu arbeiten, ſtatt in die Meſſe zu gehen,“ ſetzte er hinzu, „denn davon hängt manchmal ſeine Exiſtenz ab.“

Es war Abend. Die Familie war verſammelt; man las Zeitungen und discutirte. Regina miſchte ſich höchſt ſelten in's Geſpräch, welches ſich meiſtens um Gegenſtände bewegte, die ihr fremd waren. Nur Angriffe gegen die Kirche ſuchte ſie zu beſeitigen. So antwortete ſie auch jetzt dem Grafen mit ihrer lieblichen Stimme:

„Der Menſch lebt nicht vom Brod allein.“

„Sehr wahr, Regina!“ rief Oreſt; „er bedarf auch Beafſteak, Auſtern und Côte rotie.“

„Seit einer Stunde ſitzeſt Du hier, als hätteſt Du die Sprache verloren.“ ſagte der Graf — „und plötzlich ein Orakelſpruch? Woher haſt Du ihn?“

„Aus dem Evangelium, lieber Vater. Chriſtus weiſt damit den Verſucher ab; und iſt das nicht eine ſehr paſſende Antwort für Alle, welchen die Verſuchung nahe tritt, den Sonntag durch knechtliche Arbeit zu entheiligen.“

„Das Evangelium hat keine Glaubwürdigkeit mehr vor der modernen Kritik,“ wendete Florentin ein.

„Das heißt,“ ſagte Uriel erklärend — denn Regina ſah ſtaunend Florentin an — „ein gelehrter Herr hat die hiſtoriſche Thatſache, daß Chriſtus gelebt und gelehrt habe, zu einer Mythe entgeiſtet, und dieſe hat bei einigen Leuten, zu denen auch Florentin gehört, Beifall gefunden. Das Evangelium gilt ihm für ein Menſchenmachwerk, vielleicht in böſer und gewiß in beſchränkter Abſicht zuſammengeſetzt, ynd er verwirft es.“

„Wie ſeltſam das iſt,“ ſagte Regina, „lieber an einen Gelehrten zu glauben, als an die vom Sohn Gottes offenbarte ewige Wahrheit.“

„Jener Gelehrte,“ erwiderte Florentin, „iſt nur deshalb glaubwürdig für mich, weil er das Bewußtſein einer Menſchheit ausſpricht, die nach achtzehn Jahrhunderten wohl das Recht hat, Windeln abzuſchütteln, welche ihren Fortſchritt immer gelähmt haben und jezt im grellen Widerſpruch mit ihren Bedürfniſſen und Beſtrebungen ſind.“

„Wäre die Menſchheit wirklich im Widerſpruch mit dem Evangelium, was ich aber durchaus nicht annehme,“ ſagte Regina, „ſo wäre ſie im Rückſchritt und nicht im Fortſchritt begriffen und müßte geſchwind umkehren.“

„Die Menſchheit iſt nicht im Widerſpruch mit dem Evangelium,“ ſagte Uriel; „aber das Böſe in jedem einzelnen Menſchen ſträubt ſich, das Evangelium als eine göttliche Wahrheit anzuerkennen, um nicht von derſelben gerichtet zu werden. Das Böſe wähnt, es ſei genug, die göttliche Wahrheit zu läugnen, damit ſie auch in der That untergehe, und wenn die ſchlimmen Leidenſchaften ein recht arges Getöſe machen, ſo wähnt man triumphirend, die Wahrheit ſei ſtumm und dumm geworden.“

„Wäre das Evangelium, wie man ſonſt ſagte, das Wort Gottes,“ entgegnete Florentin, „ſo müßte es ſich nothwendiger Weiſe ein Organ gebildet haben, das ſeiner Erhabenheit entſpräche.“

„Nun, das iſt die lehrende Kirche, der unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes die Unfehlbarkeit zugeſichert iſt,“ erwiderte Regina.

„Unfehlbar? der ſündhafte Prieſter?“ rief Florentin mit ſchneidender Bitterkeit.

„Sie ſollten wiſſen,“ entgegnete Regina kalt und hoch, „daß die Unfehlbarkeit der Lehre verheißen iſt und dem Prieſter nur inſofern, als er ſie verkündet. Wiſſen Sie das aber nicht, ſo ſollten Sie über die Kirche ſchweigen."

„Mein Gott," ſagte der Graf halb gähnend zur Baronin Iſabelle, „welch' eine Jugend umgibt uns! lauter Doctoren der Theologie und Profeſſoren der Moral! Du aber, mein lieber Florentin, kannſt aus dieſer Discuſſion auch eine Sorte von ewiger Wahrheit entnehmen, nämlich die: daß die Damen immer Recht behalten. Uebrigens, meine Kinder, bitte ich recht ſehr, ſolche Geſpräche nicht in Onkel Levins Gegenwart auf's Tapet zu bringen. Zum Glück betet er jetzt ſein Brevier in der Capelle! er würde ſich vielleicht etwas alteriren; er iſt nicht à la hauteur der modernen Anſichten, die ja übrigens, wie ich hoffe, die Rechtſchaffenheit des Charakters und die Geradheit der Geſinnung nicht im mindeſten beeinträchtigen! Nicht wahr, Florentin?"

„Nicht im mindeſten," verſicherte Florentin, „und deshalb müſſen ſich Alle in dem heißen Wunſch begegnen, den Georg Forſter ausſprach, indem er ſagte: „Wann wird es doch dahin kommen, daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabenſten Handlungen, deren wir fähig ſein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott und vom Leben nach dem Tode machen!" Denn wer daran feſthält, geräth mit der ganzen Zeitrichtung in Widerſpruch; ſie will die Tugend üben um ihrer ſelbſt willen, nicht aus ſklaviſcher Furcht oder aus kaufmänniſcher Speculation, die ſich im Jenſeits ihren Wechſel zahlen läßt.“

„Wer war Georg Forſter?“ fragte Regina.

„Ein Weltumſegler, Naturforſcher und Revolutionär,“ ſagte Uriel mit leichtem Spott; „alſo ein dreifach großer Mann.“

„Ein begeiſterter Liebhaber der Freiheit,“ ſagte Florentin.

„Wie konnte er das ſein, wenn er von Gott nichts wiſſen wollte!“ rief Regina. „Chriſtus hat geſagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen;“ und: „Ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben.“

„Die Unwahrheit wird uns allerdings frei machen,“ antwortete Florentin; „nur nicht die geoffenbarte Wahrheit, wie man ſie zu nennen pflegt; ſondern die Erkenntniß, daß die Freiheit das Erbgut jedes Menſchen iſt und in der Verwerfung fremder, aufgedrungener Autorität beſteht. Mit dieſer Freiheit kommt jeder Menſch auf die Welt, und ſie wird ihm ſpäter geraubt, indem man ihm eine verkehrte Erziehung gibt.“

„Es iſt ganz unnütz, daß Du mit Florentin ſtreiteſt,“ ſagte Uriel zu Regina. „Du gehſt aus von der göttlichen Offenbarung, welche die Würde und das Glück des Menſchen in ſeine ſittliche Freiheit, in ſeine freiwillige Anerkennung göttlicher Autorität ſetzt; und Florentin geht aus von einem natürlichen Geſetz in der ungezügelten Menſchheit, welche ihren Launen, ihren Bedürfniſſen, ihren Leidenſchaften und Anſichten nachlebt und gehorcht, und einen Zuſtand der Barbarei, d. h. gänzlicher Ungebundenheit, zum Ideal menſchlicher Würde und menſchlichen Glückes macht.“

„Der langen Rede kurzer Sinn iſt dieſer,“ rief Oreſt: „Regina ſpricht mittelalterlichdeutſch und Florentin jungdeutſch; und dabei hat er den ungeheuern Vortheil, daß man ihn viel beſſer verſteht. Deshalb ſind die Sympathien der modernen Zeit für ihn.“

„Denn man weiß ſehr gut,“ ſetzte Florentin hinzu, „daß ein Rückſchritt in Barbarei nicht von Denen zu fürchten ſei, welche den Fortſchritt der Menſchheit im Auge haben und deshalb den hemmenden Wuſt vermorſchter Autoritäten bei Seite räumen.“

„Aber mit Maß, Florentin, mit Vorſicht und Maß,“ rief der Graf. „Von vermorſchten Autoritäten zu ſprechen, beweiſt etwas zu wenig Um- und Rückſicht. Wir ſprachen von den Uebergriffen der Kirche — und baſta! ſonſt werden wir demagogiſch und räumen hinweg mit Dolch und Guillotine — was dann freilich etwas barbariſch iſt — wie auch Du finden wirſt, hoffe ich.“

„Sie ſind allerdings höchſt beklagenswerthe Nothwendigkeiten, welche der Widerſtand gegen Freiheit und Wahrheit aber ſelbſt hervorgerufen hat. Man muß hoffen, daß die nächſte revolutionäre Bewegung in ſo begeiſtertem und großartigem Maßſtab und ſo allgemein in ganz Europa ſtattfinden werde, daß Niemand an Widerſtand denkt," ſagte Florentin pathetiſch.

„Denn ſonſt müßte man leider! die Guillotine als Autorität einſetzen," ſagte Uriel.

„Lieber Schwager," rief die Baronin Iſabelle, „thun Sie doch dieſen greulichen Geſprächen Einhalt, von denen man ganz nervenſchwach wird."

„Ei Tantchen," ſagte Oreſt, „man darf nicht mehr hyperſentimental ſein, ſeitdem der Hyperſentimentalſten Einer, der berühmte, bewunderte, gefeierte lyriſche Dichter Lamartine, bei deſſen poetiſchen Meditationen Du gewiß vor zwanzig Jahren ſüße Thränen der Rührung geweint haſt, ſeitdem er in höchſt intereſſanter Weiſe die tragiſche Nothwendigkeit der Guillotine in ſeinen „Girondiſten" dargeſtellt hat, und ſeitdem dies Buch einen ſo raſenden Beifall findet, daß es weniger geleſen, als verſchlungen wird von Männern und Frauen, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Ariſtokraten und Liberalen — und ſeitdem ich, ſage ich! kein paſſionirter Leſer, wahrhaftig! — es von Anfang bis zu Ende geleſen habe."

„Da ſieht man, wie unwiderſtehlich die Wahrheit iſt!" rief Florentin. „Sie ergreift ſogar den Mann der Herzensempfindungen und Gefühlsſchwärmereien, eröffnet ihm den grenzenloſen Horizont der neuen Aera — und er, berauſcht und bezaubert, ſtimmt an das Lied von der Göttin Revolution und zieht Völker und Nationen unwiderſtehlich zu ihrer Huldigung nach ſich.“

„Da gleicht er ja dem fameſen Rattenfänger von Hameln,“ ſagte Uriel, „dem ganz unwiderſtehlich die Kinder nachzogen.“

„Wo blieben die Kinder?“ fragte Gerona.

„Sie gingen unter, man weiß nicht wie,“ ſagte Uriel.

„Die großen Wahrheiten in der Weltgeſchichte bereiten hingegen den Aufgang, nicht den Untergang der Völker,“ erläuterte Florentin.

Hyacinth hatte bisher ganz eifrig mit Gerona Schach geſpielt und ſie ſo eben durch „Matt!“ erſchreckt. Nun ſagte er: „Heute hab' ich im heiligen Auguſtinus die Frage geleſen: „Warum wird die ewige Wahrheit der Offenbarung oft ſo gehaßt? und warum finden ihre Verkündiger ſo viele Feinde?“ Darauf antwortet der Heilige: „Weil der Menſch eine ſolche Neigung zur Wahrheit hat, daß er, was er auch lieben möge, immer behauptet, gerade das ſei die Wahrheit. Weil Niemand betrogen werden mag, ſo mag auch Niemand eingeſtehen, daß er betrogen wärd, und die Wahrheit wird gehaßt wegen des Gegenſtandes, der ſtatt ihrer geliebt wird.“ So geht es Dir wohl auch, Florentin, mit Deinen Revolutionsliebhabereien? Du liebſt die Wahrheit, aber Du läßt Dich täuſchen.“

„Nun, Regina, freut ſich wohl Dein Herzchen, da

Du von den Heiligen ſprechen hörſt,“ ſagte der Graf. „Aber woran denkſt Du denn? Du biſt ja mäuschenſtill geworden!“

„Ich denke an den gekreuzigten Heiland,“ ſagte ſie ſanft.

„Erzähle uns etwas von Deinen Reiſen, lieber Uriel,“ nahm die Baronin das Wort; „aber etwas Freundliches, was uns ein angenehmes Bild vorführt und nicht aufregt.“

„In England und Schottland,“ ſagte Uriel, „gibt es eine Menge ſchöner Ruinen von Kirchen und Klöſtern, die, wie bekannt, im Namen des reinen Evangeliums bei dem Abfall im ſechszehnten Jahrhundert geplündert, zerſtört und aufgehoben wurden. Tintern Abbey, Melroſe Abbey ſind allbekannt durch engliſche Stahlſtiche, die freilich ihre romantiſche Schönheit durch einen gewiſſen modiſchen Anſtrich abſchwächen. In der Umgegend von Edinburg befindet ſich eine Ruine, die an Großartigkeit zwar jenen nachſteht, aber äußerſt anmuthig zwiſchen grünbelaubten Hügeln liegt. Sie heißt Roßlyn Chapel. Ihre reiche Architektur nimmt ſich in der Zerfallenheit eigenthümlich melancholiſch aus und trägt ſo recht das Gepräge eines verwüſteten Heiligthums. Auf einem Pfeiler dieſer Kapelle ſtehen in lateiniſcher Sprache die Worte eingegraben: „Stark iſt der Löwe; ſtärker der König; noch ſtärker das Weib; am ſtärkſten die Wahrheit.“ Sieh Regina, welch' ein

Troſt für Dich: biſt Du im Bunde mit der Wahrheit, ſo trägſt Du den Sieg davon.“

„Ach, an meinen Siegen liegt mir nichts!“ entgegnete ſie gleichgültig. Alles, was wie eine Huldigung klang, die ihr dargebracht wurde, verſtand ſie gar nicht; davor trat ſie zurück in die Region der Kindheit.

„Das iſt gewiß!“ rief Florentin, „die Frauen haben bei der Löſung der ſocialen Fragen im Geiſt des Fortſchrittes ein ungeheures Intereſſe, und deshalb ſchließen ſich auch die eminenteſten unter ihnen, eine George Sand, eine Chriſtina Belgiojoſo, eine Fanny Wright, derſelben als ihre Apoſtel an und verbreiten ſie durch Schrift und Wort, durch Lehre und Leben. Unter welchem dreifachen Druck, dreifach gelähmt im Geiſt, im Herzen, in ihrer Stellung zur Welt, ſchmachten die Frauen, ſo lange die Religion der Vergangenheit, d. h. der kirchliche Glaube, und die daraus entſpringenden Inſtitutionen der Ehe und des Privateigenthums, aufrecht gehalten werden.“

„Florentin, ich glaube, Du biſt berauſcht!“ rief der Graf verblüfft. „Wir wollen es zu Deiner Entſchuldigung annehmen.“

„Ich ſpreche von Thatſachen,“ entgegnete Florentin unverzagt, „indem ich ſage, was die ganze Welt weiß und die halbe bewundert: daß Frauen von genialiſchem Kopf und großen Herzen das Banner des Fortſchrittes nicht nur frohlockend begrüßen, ſondern in ihren ſchönen

Händen weiter tragen. Iſt das nicht Glück und Ehre, Regina, die Fahne der Wahrheit im Kampf gegen die Lüge zu ſchwingen?“

„Ich habe nie etwas von dieſen Frauen und ihrem Thun und Treiben gehört, denke aber, daß jener Ausſpruch des heiligen Auguſtinus auf ſie anzuwenden ſei: ſie lieben etwas ganz Anderes als die Wahrheit und ſind davon ſo eingenommen und verblendet, daß ſie behaupten, gerade das, was ſie lieben, ſei die Wahrheit, denn“ .... —

„O Regina!“ rief Oreſt und klatſchte ganz entzückt in die Hände; „wie haſt Du den Nagel auf den Kopf getroffen! O Regina! Du biſt ja klug, wie .... wie“ .... —

„Wie die Unſchuld!“ ergänzte Uriel.

„Denn,“ fuhr Regina ungeſtört fort, „haben dieſe Frauen wirklich Kopf und Herz, wie Sie behaupten, Florentin, ſo haben ſie beides doch nicht auf dem rechten Fleck, und das iſt immer die Folge der Bethörung durch Leidenſchaften.“

„George Sand nicht Kopf und Herz auf dem rechten Fleck!“ rief Florentin achſelzuckend.

„Um Namen bekümmere ich mich nicht,“ entgegnete Regina; „ſie heiße A oder Z! Aber ich kann nicht glauben, daß eine Frau von Kopf und Herz, ohne Verblendung durch Leidenſchaften, freiwillig die himmliſche Sphäre der Offenbarung verlaſſe, um ſich ich weiß nicht in welcher Niedrigkeit zu ergeben. Nein in Ewigkeit glaub' ich das nicht."

„Die Sache der Menſchheit nennen Sie niedrig!" brach Florentin aus.

„Niedrig nenne ich, was ſich von Gott abgelöſt hat, und das thut die Selbſtvergötterung."

„Aber Regina!" rief Oreſt mit grenzenloſer Verwunderung in Blick und Ton; „woher weißt Du das Alles? Wo haſt Du das Alles geleſen?"

„Das kann ich Dir ſo genau nicht angeben, lieber Oreſt; aber in allen Büchern über das innere Leben wirſt Du die Fülle finden von dem, was ich nur ſo ganz unvollkommen ſage," erwiderte ſie beſcheiden.

„Eines iſt gewiß!" ſagte die Baronin, „die religiöſe Bildung wird hauptſächlich von den Frauen in ihrem Verhältniß als Gattinnen und Mütter getragen und gefördert. Gelänge es, aus ihnen Atheiſtinnen zu machen, ſo ſtände es ſchlimm um das Menſchengeſchlecht."

„Du vergißt, liebe Tante," wendete Uriel ſpöttiſch ein, „daß Georg Forſter uns belehrt hat, unſere religiöſen Anſichten hätten durchaus nichts zu ſchaffen mit unſerem Leben, und der Adel der Seele beginne erſt da, wo der Glaube an Gott aufhöre."

„Das iſt aber falſch," entgegnete ſie. „Der Unglaube verwirft Gott und folglich auch die göttlichen Gebote, welche unſerem Weſen und Leben die Richtung geben.

Sind dieſe aufgehoben, ſo gibt es keine Schranken für die böſen Neigungen des Menſchen, außer etwa die ſeines Willens. Aber in der Stunde der Verſuchung und im Getöſe der Leidenſchaft wird es ſich zeigen, daß ſich der Wille, der ſich von Gott abkehrte, auch vom Guten hinweg wendete."

„Iſt ganz klar!" rief Oreſt. „Wenn ich nicht glaube, daß die Antaſtung fremden Eigenthums Diebſtahl ſei: ſo nehme ich ganz getroſt Anderen das, was ich brauche oder wünſche, und nicht habe; mit anderen Worten — ich ſtehle."

„Ich weiß wohl," entgegnete Florentin, „daß die Menſchheit der Gegenwart, noch befangen in allen Vorurtheilen, ſich theilweiſe durchaus nicht zu jenem Standpunkte erſchwingen kann, den ſie in der Zukunft einnehmen wird. Dazu muß ſie herangebildet werden; und zwar in der Weiſe, daß ſie von der Wiege an eine vernunftmäßige Erziehung erhält, nämlich eine ſolche, aus welcher jede Spur des Aberglaubens, den die Prieſterherrſchaft ihr ſeit achtzehn Jahrhunderten einimpft, radical verſchwindet. Das wird nicht ſchwer ſein, ſobald man das Licht der wahren Wiſſenſchaft aufleuchten läßt. Sie gibt ein rationelles Wiſſen von der Welt, das auf Erfahrung und auf Wahrnehmung durch die fünf Sinne begründet iſt. Das ſind die fünf Tempelthore der ächten Weisheit, der Humanität. Kommt dieſe durch die Erziehung im Menſchen zur Herrſchaft, ſo erkennt er ſeine Beſtimmung: die Förderung der allgemeinen Glückſeligkeit — und ſein Ziel: den Genuß dieſer Glückſeligkeit; aber keineswegs in einem nebuloſen Jenſeits, ſondern auf dieſer ſichtbaren und einzig wirklichen Erdenwelt. Dann wird es ſehr leicht ſein, die vorhin erwähnten neuen ſocialen Inſtitutionen einzuführen, die mir jetzt freilich den Vorwurf zugezogen haben, daß ich im Rauſch ſpräche. Die vom Aberglauben erlöſte Menſchheit wird ſie mit aller Macht herbei ſehnen und führen, weil ſie die höchſt unſittlichen Schranken heben, welche um die edelſten Kräfte, um das Freiheitsbedürfniß in unſerem Willen, in unſerer Liebe, gezogen ſind; Schranken, welche das, was man jetzt Sünde nennt, zur Sünde ſtempeln, folglich die Menſchen gefliſſentlich zu Sündern machen, damit die Prieſter abſolviren können. Fallen die Schranken, ſo gibt es keine Sünde mehr, denn es kann dann nicht mehr gepredigt werden: rechts von der Schranke ſteht die Tugend und links das Laſter; und wenn dennoch ſo gepredigt würde, ſo lacht der wiſſende Menſch über ſolche Thorheit oder knirſcht die Zähne über ſolche Heuchelei. Bevor aber nicht die Erziehung der ſämmtlichen Jugend von der Geburt an, und die Verwaltung des ſämmtlichen Privateigenthums in den Händen des auf neuer ſocialer Baſis ruhenden Staates iſt, kann die Menſchheit nicht in allen ihren Gliedern aus einer elend gläubigen eine glückſelig wiſſende werden. Die Reaction behauptet ihre Verſchanzungen in der Familie und im Privatbeſitz, in dieſen Bollwerken der alten Finſterniß im Kampfe gegen das neue Licht. Daher zittert der wiſſende Menſch jetzt vor Verlangen nach einer Revolution, die tabula rasa mache mit dem Chriſtenthume, mit der falſchen Religion des Kreuzes, damit endlich, endlich! das Reich der Wahrheit und des erſehnten Glückes für Alle auf Erden anbreche.“

Als Florentin endlich in dieſem Erguß ſeiner Begeiſterung eine Pauſe machte und die ganze Geſellſchaft vor Verwunderung über den neuen Propheten verſtummte, ſtand Regina auf, ging zum Flügel, winkte Hyacinth herbei, machte ein brillantes Vorſpiel, eine wahre Schlacht von brauſenden widerſtrebenden Accorden, deren Diſſonanzen ſpät ſich löſten; dann fielen Sturm und Wellen auf dieſem Meer der Töne, wie die See zuweilen ruhig wird, wenn der Mond aufgeht und die zwei glockenreinen Stimmen huben an zu ſingen: „O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria! mater amata, intemerata, ora pro nobis.“ Es war die Antwort, welche die Kinder des Glaubens dem Sohn des Wiſſens gaben. Während er dem Erdgeiſt in der Menſchheit und in der eigenen Bruſt huldigte, brachten ſie ihre Huldigung der ſündenloſen Fürbitterin des gefallenen Menſchengeſchlechtes dar. Es machte einen ſo lieblichen Eindruck, daß der Graf am Schluſſe rief:

„Da capo! ſingt weiter und ſingt mehr! es iſt, als ob der Hirtenknabe David vor dem irren König Saul ſänge.“

Nichts that Regina lieber! Von Melodie und Rhythmus getragen, fand der Schwung ihrer Seele ein klingendes Flügelpaar, mit dem ſie aufſtieg und ſich wiegte in den Regionen, wo die ewige Harmonie zu Hauſe iſt. Uriel ſetzte ſich ſo, daß er ſie im Profil ſehen konnte — dies zarte und doch ſo beſtimmte Profil, das, ganz charakteriſtiſch für ihr Weſen, etwas von der Schönheit und dem Schmelz der Blume, etwas von der des Edelſteines hatte, Grazie ohne Weichlichkeit, Kraft ohne Härte, Adel ohne Stolz: ein holdſeliges Menſchenbild. Zuerſt ſah und horchte er auf ſie; dann floſſen Bild und Stimme in einander, wie am Horizont das Morgenroth mit den ſanft rauſchenden Meereswellen zuſammenfließt, und es ging ihm ein Singen und Klingen durch die Seele, das uralte Lied der erwachenden Liebe, das uralte Echo aus dem Paradieſe, bevor die Schlange es vergiftete, der uralte Sehnſuchtsſeufzer des Menſchenherzens nach einem Glück, deſſen Urbild ihn nach Oben, deſſen Schatten ihn nach Unten zieht. Uriel kannte den Wunſch der Familie. Er wußte, daß er dereinſt Herr auf Windeck ſein werde. Er fand es ganz in der Ordnung, daß er der Schwiegerſohn des Mannes werde, der ihn mit der innigſten Vaterliebe gehegt und gepflegt hatte und deſſen Erbe und Nachfolger er war. Sein edles Herz hatte früher immer eine Pflicht der Dankbarkeit darin gefunden. Jetzt, da er Regina nach fünf Jahren wiederſah, jetzt freilich wünſchte er, ſie möge ihm erlauben, dankbar ſein zu dürfen, und er geſtand ſich ein, daß dazu wenig Hoffnung ſei. Um ſich etwas zu tröſten, dachte er an ihre große Jugend, an ihre Erziehung im Kloſter, und hoffte auf unbeſtimmte himmliſche Fügungen, wie man eben hofft, wenn man auf einen Würfelfall die Erfüllung des Glückes geſetzt hat.

Nachdem man ſich ſpät getrennt hatte und Regina einſam in ihrem Zimmer war, dachte ſie nach über Florentins Reden und Anſichten. Bittere Thränen traten ihr in die Augen. Der Unglückliche! dachte ſie. Es iſt der Weg des Seelentodes, den er wandelt: er verachtet Gott, er verſchmäht die gekreuzigte Liebe. Ach, und er iſt der Pflegeſohn meiner Mutter! Ob er wohl betet? .... Könnte er ſich ſo weit von der Offenbarung verirrt haben, wenn er betete? Sie nahm ihren Roſenkranz und ſtieg die enge Wendeltreppe hinab, die aus ihrem Zimmer in die Kapelle durch eine Seitenthür führte, um für Florentin den Roſenkranz zu beten. Als ſie leiſe die Thüre öffnete, ſah ſie vor dem Altare Hyacinth knien. Mit ausgeſpannten Armen und mit unausſprechlicher Inbrunſt lag er da. Der Schimmer des ewigen Lichtes in der Ampel fiel auf ſeine blonden Locken und goß einen goldenen Glanz um ſein Haupt. Ueberall ſonſt war es dunkel. Regina trat nicht in die Kapelle ein; ſie fürchtete, dieſe Gebetsſtille zu ſtören. Sie kniete auf der unterſten Stufe der Treppe nieder und empfahl Florentin der Fürbitte der heiligen Gottesmutter; und als der Roſenkranz zu Ende war und ſie einen Blick in die Kapelle zurückwarf, kniete Hyacinth noch immer im ſtummen Herzensgebet vor dem Altare.

Solo Dios basta.

Der Balltag kam heran. Der Graf ſagte, er habe eigens den Tag dazu gewählt, wo Regina ihr achtzehntes Jahr antrete, um mit einem Feſt, wie es ſich für die Jugend ſchicke, einen neuen Abſchnitt ihres Lebens zu bezeichnen.

„Und beſorge Dir ein Ballkleid, Regina,“ ſetzte er hinzu, „von Flor oder Krepp, oder wie der Stoff heißt! recht leicht, recht luſtig. Es wird wohl am Beſten ſein, wenn die Tante dafür ſorgt.“

Damit war Regina ganz einverſtanden! Sie ging zu Onkel Levin und ſagte kleinlaut:

„Ach, lieber Onkel, der erſte Ball!“

„Ja, mein Kind, der erſte, aber gewiß nicht der letzte,“ entgegnete er ſcherzend.

„Ich fürchte mich vor den vielen fremden Menſchen.“

„Ganz unnütz, Kind! ſei freundlich zuvorkommend gegen alle Frauen und freundlich zurückhaltend gegen alle Männer, ſo biſt Du, wie Du ſein ſollſt, und haſt nichts zu fürchten.“

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie erröthend, „ich fürchte die Menſchen nicht ſowohl, weil ich mich ihnen gegenüber ungeſchickt benehmen, ſondern weil ich mich in ihrem Tumult und zwiſchen all' dem Gerede aus der Gegenwart Gottes verlieren könnte. Man ſagt ja, das geſchehe ſehr leicht und ſehr häufig in ſolchen rauſchenden Luſtbarkeiten.“

„Freilich iſt es leichter, in der ſtillen Kapelle oder im einſamen Zimmer in der Gegenwart Gottes ſich zu halten, als auf einem Ball! Aber ich hoffe, Du willſt für Gott nicht bloß das thun, was Dir leicht wird. Alſo hebe in Gedanken Dein Herz zuweilen von der Nichtigkeit eines Balles zu den Freuden der Ewigkeit empor und wirf zuweilen einen Blick hinüber nach Engelsberg oder nach unſerer Kapelle. Dann wird Dir eitler Tand gewiß nicht lieblicher erſcheinen, als das höchſte Gut. Aber munter, Kind, heiter und fröhlich! das bitte ich mir aus!“ ſetzte er hinzu, freundlich mit dem Finger drohend. „Und damit Dir das Alles ganz leicht werde, wollen wir am Morgen in aller Frühe zur erſten Meſſe nach Engelsberg hinüber fahren und den himmliſchen „Morgenſtern„ anrufen, der an dieſem Tage der Welt aufgegangen iſt, und zu ihm flehen, daß er der Stern unſeres Lebens und dereinſt unſer Abendſtern ſei.“

In der Morgendämmerung des Tages Mariä Geburt glitt der Nachen von Windeck leiſe über den Main nach Engelsberg, wo ſchon fromme Wallfahrer ſich eingefunden hatten. Mit einer Wallfahrt begann Regina ihren Eintritt in's Leben — in's Leben, das ja ſelbſt eine höhere Wallfahrt, ein Wandeln nach einer übernatürlichen Gnadenſtätte ſein ſoll. Als ſie an den Fuß der großen Treppe kamen, welche von vielen Pilgern auf den Knien erſtiegen wird, legte Regina plötzlich die Hand auf Levin's Arm und ſagte:

„Lieber Onkel, ſieh'! da iſt ja Hyacinth!“

Er war unter jenen Pilgern das ſchönſte Bild der Demuth, die ein hohes Ziel erreicht. Unten in der Kapuzinergruft ruhte der Staub der Mütter dieſer beiden Kinder; aber wie mögen ſie von den Höhen der Ewigkeit ſo zärtlich auf dieſe jungen Seelen herabgeſchaut haben, die ſich nicht gefangen gaben an die Gedanken und Beſtrebungen der irdiſchen Welt.

Gegen Abend mußte Regina in ihrem Ballanzuge vor dem Grafen erſcheinen. „Denn ich muß in Ruhe beurtheilen, ob Du auch einigermaßen präſentabel biſt;“ ſagte er. Höchſt gleichmüthig ſagte Regina, als ſie ſich vor dem Vater hinſtellte:

„Es wird wohl ſo ganz gut ſein.“

Sie trug ein äußerſt einfaches weißes Linonkleid und einen Kranz von friſchen Scabioſen, deren tiefes Violet einen eigenthümlich reizenden Contraſt zu ihrem blonden

Haar und ihrem blühenden Antlitz bildete. Der Graf, ganz überraſcht von ihrer Schönheit, vergaß, daß er ſich vorgenommen hatte, einige Bemerkungen über die Nothwendigkeit der modiſchen Toilette zu machen und ſagte:

„Es iſt ſehr gut ſo.“

Oreſt, der leidenſchaftlich Alles liebte, was Bewegung war — Reiten, Fechten, Schwimmen, Turnen, Tanzen — war bereits ballmäßig gekleidet in ungeduldiger Erwartung bei dem Grafen. Er ſagte in ſeiner ungenirten Weiſe, die Uriel ihm als burſchikos vorzuwerfen pflegte, indem er ſeine fünf Fingerſpitzen an die Lippen legte und leicht küßte:

„Regina, Du biſt zu ſchön für dieſe Welt.“

„Das hör' ich gern,“ erwiederte ſie munter.

„O Du Heuchlerin!“ rief er. „Wir halten Dich ſämmtlich für eine Sainte N'y touche und nun kommt es zum Vorſchein, daß das coloſſalſte Compliment Dir das liebſte iſt.“

Der Graf dachte bei ſich ſelbſt, es würde geradezu ein Verbrechen gegen die menſchliche Geſellſchaft ſein, wenn eine ſo ſchöne und anmuthige Perſon ſich im Kloſter vergraben wollte. Das könnten ja die Häßlichen thun, die Dummen und Krummen, die Lahmen und Kranken, die in der Welt weder Freude hätten noch Freude machten; für die ſei das Kloſterleben erfunden, denn einen irdiſchen Bräutigam fänden ſie nimmermehr und dem himmliſchen fielen ſie nicht zur Laſt. Regina aber ſei eine Perſon, die, ſobald ſie nur eine andere Wendung nehmen wolle, unfehlbar von der Welt vergöttert werden müſſe; und es ſei doch höchſt angenehm, der Vater eines ſolchen Idols zu ſein.

Wie Regina mit Oreſt geſprochen hatte, ſo blieb ſie, und dieſe unbefangene gleichmäßige Munterkeit zeigte am Beſten, daß nichts von Allem, was ſie ſah und hörte und that, ihr Herz berührte. Hyacinth tanzte nicht; er ſagte, er habe es nicht gelernt. Oreſt tanzte mit Leidenſchaft, um zu tanzen, nicht wegen dieſer oder jener Tänzerin. Uriel hätte am liebſten nur mit Regina getanzt; da das aber unmöglich war, ſo machte ihm der ganze Ball gar kein Vergnügen. Er fand es im Gegentheil höchſt läſtig, ſich mit einem ſolchen Schwarm von Damen zu unterhalten. Florentin tanzte nur mit den eleganteſten Tänzerinnen oder gar nicht. Die Theorie der allgemeinen Gleichberechtigung ging in der Praxis nicht weiter, als daß er ſich für berechtigt hielt, nach Luſt und Laune unter den Ausgezeichneten zu wählen. Er verlor Regina nicht aus den Augen. Er hatte Anwandlungen von Haß gegen ſie, weil ſie mit ſolcher klaren Entſchiedenheit ſeine Anſichten verwarf und vielleicht — weil er Neigung gehabt hätte, ſie zu lieben. Es hatte ihn tödtlich verletzt, daß Regina ihn nicht mehr mit dem ſchweſterlichen „Du“ begrüßt und ihm dadurch einen anderen Platz angewieſen hatte, als ihren

Vettern, was doch Niemand ſonſt in der Familie gethan. Sie aber fand es paſſend, die kindliche Gewohnheit aufzugeben, um nicht in unnütze äußere Vertraulichkeit zu gerathen und den Moment günſtig dafür, als ſie nach jahrelanger Entfremdung, Beide aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, ſich wiederſahen. Florentin nannte in ſeinem Sinn Regina „ariſtokratiſch und fanatiſch;“ was ja nach ſeiner Anſicht unſäglich verkehrt und ſchlecht war: und dennoch! dennoch! hatte er ſeine innerliche Freude daran, daß Regina gar nicht Uriels Neigung beachtete. Auch jetzt auf dem Ball, wo ſo leicht in der allgemeinen lärmenden Erregung die gewohnte Haltung nachläßt und wo Florentin immer ſein Augenmerk auf Beide richtete, fühlte er ſich über dieſen Punkt vollkommen beruhigt und in gänzlicher Vergeſſenheit, daß ſein Glückſeligkeitsſyſtem den lieben Gott entthront habe, ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, als er einmal Regina mit Uriel ſprechen ſah: Gott Dank! ſie liebt ihn nicht! —

Dem Grafen mochte ſich auf dem Ball dieſelbe Ueberzeugung aufgedrängt haben. Wenigſtens ging dieſe Angelegenheit nicht ſo raſch vorwärts, als er es wünſchte; daher nahm er ſich vor, ſie auf die bündigſte Weiſe zu Ende zu bringen. Er ließ eines Morges Uriel in ſein Schreibcabinet rufen und ſagte:

„Mein lieber Junge, ich ſehe, daß Du Regina ſehr gern haſt. Das freut mich außerordentlich, denn ich habe immer Eure Verbindung gewünſcht und gewollt. Ich finde zu meiner Freude Regina ſo weit über ihre Jahre hinaus vernünftig und geiſtig entwickelt, daß mir nichts lieber wäre, als Euch bald verheirathet zu ſehen. Bringe alſo die Sache in Ordnung. Meinen Segen haſt Du."

„Aber nicht Regina's Herz," entgegnete Uriel, auf deſſen Zügen Freude und Trauer kämpften.

„Larifari! ſoll ſie Dir etwa ihr Herz anbieten?"

„Sie hat entſchieden Hyacinth lieber als mich. Sie ſpricht mehr mit ihm, beſchäftigt ſich mehr mit ihm" . . . . . —

„Lieber Junge, das verſtehſt Du nicht! das Alles kann gerade ein Beweis ſein, wie ungefährlich Hyacinth für ſie iſt, der ohnehin ein pures Kind iſt. Ich begreife Dich gar nicht! Du haſt Regina gern — ich freue mich darüber — und Du ſiehſt aus, als wäre Dir ein Unglück widerfahren! Wie kann ein Verliebter ſo zaghaft ſein? Solche Schüchternheit überlaſſe doch den jungen Mädchen. Allons! heute noch ſprichſt Du mit Regina, nicht wahr?"

„Nein, lieber Onkel, das iſt unmöglich! ſie wird vor Erſtaunen aus den Wolken fallen" . . . . —

„Und Du wirſt ſie auffangen in Deinen Armen! das macht ſich ja ganz vortrefflich!"

„Es iſt unmöglich, mit Regina von Liebe und von Ehe zu reden, denn ſie denkt nicht entfernt daran, beſter Onkel."

„Uriel, mache mich nicht böſe! Was ſoll ich von Dir halten, daß Du nicht im Stande biſt, einem ſiebenzehnjährigen Mädchen ein Paar Liebesgedanken beizubringen! Es gibt ja nichts Leichteres auf der Welt!“

„Je nachdem das Mädchen — und der Bewerber iſt. Regina iſt ein ſehr ſeltenes Mädchen und ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch.“

„Du haſt wohl nicht Luſt zu dieſer Ehe?“ fragte der Graf unmuthig und mit gerunzelter Stirne.

„Nur zu dieſer Ehe, lieber Onkel,“ antwortete Uriel mit großer Beſtimmtheit.

„Gut, mein Junge,“ ſagte der Graf erheitert. „Da Du aber ein ſo entſetzlich blöder Schäfer biſt, was, unter uns geſagt, das ſchöne Geſchlecht gar nicht beſonders liebt: ſo werde ich Deine Bewerbung vorbringen. Glaube mir! unter fünfhundert Mädchen, die ganz kalt und ſpröde ſcheinen, befindet ſich kaum eine einzige, welche einen jungen charmanten Mann, der zugleich eine gute Partie iſt, ausſchlüge. Dafür hat die Natur geſorgt. Geh' jetzt! ich bringe Dir bald das Jawort der Herzenskönigin.“

Der gute Graf hatte ſich ſelbſt Muth und Zuverſicht eingeſprochen. Es war ein Etwas in ſeiner Tochter, das ihn heimlich ängſtigte, ſie könne unter jenen fünfhundert jungen Mädchen eine Ausnahme machen, oder wenigſtens machen wollen. Aber wenn ſie auch ihren eigenen Willen hat, wie ich fürchte: ſo iſt ſie doch gehorſam, murmelte er, in ſeinem Cabinet auf und nieder gehend, ſchellte, ſagte zu dem eintretenden Bedienten: „Die Gräfin Regina!“ und überlegte, in welcher Weiſe er am Eindringlichſten zu ihr reden könne.

Regina hatte eben ihre ſchöne Stickerei vollendet und aus dem Rahmen genommen. Sie freute ſich kindlich ihrer Arbeit, ſchlug ſie in Seidenpapier ein und nahm ſie mit, um ſie dem Grafen zu zeigen, als ſie zu dieſem gerufen wurde.

„Was bringſt Du da?“ rief er ihr freundlich entgegen; denn er hatte ſich vorgenommen, ungemein liebevoll zu ſein.

„Einen Umhang um das Ciborium, lieber Vater. Ich hab' ihn geſtickt. Gefällt er Dir?“ ſagte Regina und breitete froh ihre prächtige Arbeit aus.

„Ja, ja, ganz gut!“ rief der Graf ſchnell verdüſtert, ſchob die Stickerei ſo haſtig bei Seite, daß ſie vom Tiſche fiel und ſetzte hinzu: „Laß jetzt die Kindereien, wir haben von ernſten Dingen zu reden.“

Regina nahm ihre Stickerei auf, ſchlug ſie ſorgſam wieder ein und ſah dann ihren Vater in unbefangener Erwartung mit ihren ſtrahlenden Augen an.

„Liebes Kind,“ ſagte der Graf entſchloſſen, „ich ſpreche jetzt nicht als Vater zu Dir, ſondern im Auftrage eines Anderen, der eine herzliche Liebe zu Dir hat und um Dich wirbt.“

„Bitte, lieber Vater, danke ihm für dieſe gütige Geſinnung und ſage ihm, ich wünſchte nicht, mich zu verheirathen!“ rief Regina lebhaft.

„Weißt Du denn, von wem ich rede?“ fragte der Graf.

„Nein! und ich brauche es auch nicht zu wiſſen, denn Name und Perſönlichkeit ſind mir ganz einerlei.“

„Aber mir nicht!“ rief der Graf mit mühſam bekämpftem Zorn. „Wiſſe, es iſt Uriel! und wiſſe, er hat nicht bloß meine Zuſtimmung, ſondern meinen Wunſch, und den Wunſch Deiner ſeligen Mutter und ſeiner Eltern für ſich: folglich macht ſein Name einen ganz enormen Unterſchied.“

Regina ſchwieg, ſenkte ihr Haupt mit einem Ausdruck von unſäglicher Demuth und legte ihre Hände wie zum Gebet vor der Bruſt zuſammen.

„Nun, was antworteſt Du jetzt?“ fragte der Graf.

„Jetzt und immer daſſelbe,“ antwortete ſie mit einer Stimme, die aus leiſem Zittern allmälig in Feſtigkeit überging. „Es iſt das, was Du ſchon weißt, lieber Vater: mein Verlangen geht nicht nach der Welt, ſondern nach dem Kloſter, und ich habe meinem Herrn und Heiland das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit abgelegt.“

Der Graf ſprang auf und rief mit Donnerſtimme:

„Bleib hier ſitzen! nicht vom Fleck Dich gerührt! ich komme wieder!“ Er verließ das Cabinet.

Regina ſeufzte leiſe: Liebe Mutter Gottes ſtehe mir bei! und drückte innig einen Roſenkranz an ihre Lippen, den ihre Mutter immer bei ſich getragen und täglich gebetet hatte. In das goldene Crucifix dieſes Roſenkranzes war ein Partikel vom wahren Kreuz gefaßt. Regina betrachtete es zärtlich und ſagte zu ſich ſelbſt: Jetzt beginnt mein Kreuzweg, denn ich betrübe meinen Vater. Der Graf kam wieder. Er hatte ſich zum Beiſtande Onkel Levin geholt. Als Regina ihn eintreten ſah, brach ein Freudenſtrahl aus ihren Augen. Sein mildes Antlitz ſchien ihr noch milder als gewöhnlich zu ſein. Der Graf hatte ſich inzwiſchen auch gefaßt und überlegt, daß es nicht länger gerathen ſei, Regina einzuſchüchtern und im Stillſchweigen über ihre innerſte Seelenſtimmung zu erhalten. Er ſetzte ſich mit Levin ihr gegenüber und ſagte gelaſſen:

„So! nun weiter, Regina! Du haſt alſo das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit abgelegt. Wann iſt das geſchehen?“

„Am Tage meiner heiligen Erſtcommunion.“

„Wie alt warſt Du da?“

„Dreizehn Jahre; und ſeitdem hab' ich es immer am Jahrestage erneuert.“

„Wen haſt Du dabei zu Rathe gezogen?“

„Niemand.“

„Ganz für Dich allein haſt Du dieſe Verwegenheit gehabt?“

„Ich wußte nicht, daß es verwegen ſei, der göttlichen Liebe eine ausſchließliche Liebe zu geloben," ſagte ſie ſo treuherzig, daß Levin unwillkürlich zum ſtillen Dankgebet für dieſe Lauterkeit der Seele die Hände faltete.

„War das ein Gebrauch bei den Damen vom Sacre Coeur?"

„Ein Gebrauch iſt es ja nie und nirgends, lieber Vater."

„Ich meine, hat man Euch im Penſionat direct oder indirect zu einem ſolchen Gelübde veranlaßt?"

„Niemals."

„Haben Andere es abgelegt?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe nie darüber geſprochen."

„Auch nicht in der Beicht?"

„O nein! da ſpricht man von ſeinen Sünden — und dies iſt keine."

„Es könnte doch eine ſchwere Sünde ſein, ſo über ſich zu verfügen ohne Wiſſen der Eltern! Kennſt Du nicht das Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter ehren?"

„Doch, mein lieber Vater! Aber Chriſtus hat auch geſagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth."

„Wie biſt Du aber überhaupt auf dieſen Gedanken gekommen?"

„Durch die liebe ſelige Mutter zuerſt!"

„Das iſt nicht wahr!“ rief der Graf. „Deine ſelige Mutter hat nie anders gedacht, als daß Du Uriel heirathen würdeſt.“

„Ich glaube, Dein Vater hat Recht, Regina!“ ſagte Levin. „Beſinne Dich, Kind.“

„Ich brauche mich nicht zu beſinnen, lieber Onkel Levin, ich weiß es ja ganz genau! Erinnerſt Du Dich nicht, daß die liebe Mutter gar viel ein Paar ſpaniſche Verslein der heiligen Thereſe im Munde führte, die gar lieblich klangen und deren Schluß war: „Solo Dios basta(1)?“

---

(1) Auf ein Merkzeichen in ihrem Brevier hatte die heilige Thereſe geſchrieben:

Nada te turbe,
Nada te espante,
Todo se pasa,
Dios no se muda
La pacienzia,
Todo se alcanza:
Quien a Dios tiene,
Nada le falta:
Solo Dios basta

Der ſelige Cardinal Diepenbrock in ſeinem „Geiſtlichen Blumenſtrauß“ hat es überſetzt:

Nichts ſoll dich ängſtigen,
Nichts dich erſchrecken,
Alles vergehet,
Gott bleibt derſelbe.
Geduld erreicht Alles.
Wer Gott beſitzet,
Dem kann nichts fehlen;
Gott nur — genüget!

„Gewiß!“ ſagte Levin und der Graf nickte einſtimmend.

„Solo Dios basta! das klang mir ſo erhaben und lieblich und ich fragte ſie einmal, wie das auf deutſch heiße. Da ſagte ſie: Es heißt „Nichts genügt uns, als Gott;“ denn in ihm haben wir Liebe, Glück, Freude, Frieden, wechſellos und unvergänglich, während das Alles außer Ihm gar ſchwankend und unſicher iſt. Und dann pflegte ſie mir viel zu erzählen von den heiligen Kloſterfrauen der alten Zeiten, wie ſie gewirkt hätten für das Reich Gottes auf Erden durch ihr Beiſpiel und ihr Gebet, und wie ſie durch ihren himmliſchen Wandel die Chriſtusliebe geweckt und genährt hätten in tauſend Seelen und weit hinaus über ihr irdiſches Leben, und wie ſie, oftmals von Leid und Trübſal und mancherlei Nöthen heimgeſucht, doch immer froh wie die Seligen geweſen wären, weil es für ſie wie für die heilige Thereſe ſtets geheißen habe: Solo Dios basta. Bald darauf ſchied die liebe Mutter von uns. Aber ich vergaß nie ihr „Solo Dios basta“ und was ſie darüber geſagt hatte. Als nun die ſelige Zeit der heiligen Erſtcommunion für mich kam, als ich mehr und mehr erfuhr von dem Wunder der Liebe Gottes, das er im euchariſtiſchen Opfer für uns wirkt, um unſere Seelen auf dem Pfad der Gnade zum Thron der Glorie hinzuziehen, und von der unendlichen Verdemüthigung der ewigen Liebe, die nichts ſo ſehr begehrt, als die armſelige Liebe des ſtaubgeborenen Geſchöpfes, und wie ſie ſtatt deſſen Verſchmähung, Beleidigung, Verlaſſenheit erfährt, und wie die Seelen, ach, ſo leicht! Alles für Glück halten, was Gott nicht iſt: da kam mir das Solo Dios basta gar nicht mehr aus dem Sinn. Ich dachte es nicht und wollte es auch gar nicht denken; aber wohin ich ſah und hörte, überall ſah und hörte ich Solo Dios basta! Am Tage der heiligen Feier konnte ich mich gar nicht faſſen vor Uebermaß der Freude, daß meine Seele mit dem König der Ewigkeit ein himmliſches Brautfeſt, eine Vereinigung für die Ewigkeit gefeiert habe und daß ich jetzt, wie die ſelige Mutter geſagt hatte, alles Glück, alle Liebe und alle Befriedigung wechſellos und unvergänglich Mein nennen dürfe. Als wir am Abend wieder in der herrlich erleuchteten Kapelle waren wir Erſtcommunicanten in unſeren weißen Kleidern, mit dem Kränzchen im Haar, wie Bräute, Alle ſo froh und glücklich, und die Uebrigen ſo theilnehmend und gerührt, und Alles ringsumher ſo feſtlich geſchmückt: da fiel mir ein, ich weiß nicht wie! daß wohl Manche aus dieſer Schaar dereinſt ein Brautfeſt im Sinne der Welt feiern werde. Da ſchaute ich auf den Tabernakel und ſagte innerlich: Aber ich, Herr, ich werde das nicht thun. Ich bleibe Deine Braut in Ewigkeit. Ich trage Deinen Brautkranz; keinen anderen! und dieſen Kranz lege ich dereinſt vor Deinem Throne nieder, ſo gewiß ich hoffe, mit Deiner Gnade meine Seele Dir zu bringen, die ich in dieſem Kranz Dir anvermähle, geliebter Herr, Dir und keinem anderen. Das ſagte ich innerlich ganz entſchieden und wurde ſo froh, als ob ich ſchon unter den Seligen wäre. Während der Andacht bat ich unaufhörlich die heilige Mutter Gottes und meine liebe Mutter um ihre Fürbitte, daß ich der Gnade, eine Braut Chriſti zu ſein, auch recht würdig werden möge, und als zum Schluß der Andacht der Segen mit dem Sanctiſſimum gegeben wurde und einige von uns, unter denen auch ich war, mit dem „O salutaris hostia“ es begrüßt hatten, da ſchaute ich auf die Monſtranz und ſagte: So wahr, wie Du da geheimnißvoll und weſenhaft in die Geſtalt der Hoſtie Dich verſchleiert haſt, und ſo wahr, wie Du Dich heute geheimnißvoll und weſenhaft im theuerſten heiligſten Sacrament mir geſchenkt haſt: ſo ſchenke ich mich Dir ohne Rückhalt, ohne Theilung, für Zeit und Ewigkeit, und will als Kloſterjungfrau für Dich leben und ſterben. Und bei dem Entſchluß iſt es denn geblieben.“

Regina hatte mit einer ſo ruhigen Faſſung geſprochen, als erzähle ſie die einfachſte Begebenheit von der Welt, über die man gar nicht viel Worte zu verlieren brauche.

„Iſt ein ſolches Gelübde gültig, lieber Onkel?“ fragte der Graf.

„Gewiß!“ entgegnete Levin.

„Aber der Biſchof oder der Papſt kann eine Dispenſe geben, nicht wahr?“

„Wenn ſie verlangt wird, allerdings.“

„Verlange ſie nicht für mich, lieber Vater,“ ſagte Regina bittend, „denn ich werde doch nie Gebrauch davon machen.“

„Dispenſe für's Gelübde und Dispenſe für die Ehe wegen der Verwandtſchaft,“ fuhr der Graf fort, ohne ſich ſtören zu laſſen. „Ich denke, wir betreiben das perſönlich in Rom. Die Grillen eines dreizehnjährigen Kindes fallen nicht in's Gewicht neben dem Glück einer Familie.“

„Aber, lieber Vater, zu dieſer Familie gehört doch auch dies Kind und ſein Glück, und es iſt nicht mehr dreizehn Jahre alt.“

„Allein es iſt ganz unerfahren über ſich ſelbſt und Welt und Leben, und weiß daher nicht, wo ſein Glück liegt.“

„Ich weiß, daß es nicht in der Welt und nicht in mir ſelbſt liegt, ſondern in Gott; und da ich das weiß, weshalb ſoll ich denn noch Erfahrungen machen, die mir zu keiner höheren Erkenntniß verhelfen? Solo Dios basta! Wer das weiß, der weiß genug und hat genug.“

„Aber begreifſt Du denn gar nicht, daß es auch in weltlichen Verhältniſſen Glück geben könne?“

„Ich begreife das ſehr gut für diejenigen Menſchen, welche von Gott in die weltlichen Verhältniſſe hinein geführt werden; alſo für die große Mehrzahl. Aber nicht für mich; denn Gott führt mich aus ihnen heraus.“

„Und begreifſt Du denn gar nicht, daß dereinſt bittere Reue, ja Verzweiflung Dein Loos ſein können?“

Regina ſah den Grafen mit einem reizenden ſchelmiſchen Lächeln an und fragte zurück:

„Wirſt Du je darüber in Verzweiflung gerathen können, lieber Vater, daß Du in Deinem Leben keinen Mord begangen haſt?“

„Alberne Frage!“ brummte der Graf.

„Sieh, Du ſelbſt hältſt es alſo für unmöglich, Reue zu empfinden über die Befolgung eines göttlichen Gebotes. Da nun Chriſtus uns über das höchſte Gebot belehrt hat, indem er ſagte: „Liebe Gott über Alles“, ſo begreife ich durchaus nicht, wie die Befolgung deſſelben mir je Reue und Verzweiflung zuwege bringen könnte. Die Nichtbefolgung würde ſie hervorrufen, gerade ſo, wie der Mörder aus Gewiſſensangſt verzweifelt, weil er ein göttliches Gebot verletzt hat.“

„Du haſt nur die Hälfte jenes Ausſpruches Chriſti geſagt. Der Nachſatz wird Dir zeigen, daß man nicht in egoiſtiſcher Vereinzelung ſein Glück verfolgen darf. Wie heißt es weiter?“

„Der Ausſpruch Chriſti lautet: Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt. Ich habe alſo Uriel zu lieben, nicht wie ich Gott liebe, ſondern wie ich mich ſelbſt liebe; und das thue ich, indem ich aus ganzer Seele wünſche, daß er in den geiſtlichen Stand treten möge.“

„Regina!“ donnerte der Graf; aber Levin legte ihm beſänftigend die Hand auf die Schulter und ſagte:

„Regina, Du wirſt wohl wiſſen, daß das Gebot, Gott über Alles zu lieben, Weltleute wie Kloſterleute angeht und durchaus nicht zum Ordensleben verpflichtet; und daß große Heilige, ja ich möchte ſagen, die berühmteſten, die populärſten, Frauen geweſen ſind, die im Eheſtand lebten, wie die heil. Eliſabeth von Thüringen, die heil. Franzisca Romana, die heil. Brigitta von Schweden, die heil. Catharina von Genua, die heil. Johanna von Chantal und viele, viele Andere.“

„Ich weiß es, lieber Onkel,“ erwiederte Regina, „und ich freue mich, daß es Seelen gibt, die groß und ſtark genug ſind, um in den ermattenden, zerſtreuenden weltlichen Verhältniſſen ihr Herz in unzerſtörbarer Vereinigung mit Gott zu halten. Aber ich weiß auch, daß im Evangelium der jungfräuliche Stand höher geſchätzt wird, als der eheliche, weil er auf einem Rath des göttlichen Heilandes beruht, und weil es eine vollkommnere Liebe vorausſetzt, den beſonderen Rath anzunehmen, als dem allgemeinen Gebot zu gehorchen. Uebrigens wirſt Du wohl wiſſen, daß all' jene heiligen Frauen, theils nach dem Tode ihrer Ehemänner, theils bei deren Lebzeiten noch, aber mit ihrer Erlaubniß, aus den weltlichen

Verhältniſſen ſich zurückzogen, um ſich durch die Befolgung der evangeliſchen Räthe deſto vollkommener mit Chriſtus zu vereinigen. Was ſie alſo am Ende ihres Lebens ausführten, weil ſie es für das höchſte Glück hielten, ſie, dieſe großen, herrlichen Frauen, denen es nicht an Erfahrung fehlte, um die Freuden und Vortheile weltlicher Verhältniſſe richtig zu ſchätzen: das möchte ich im Anfang meines Lebens thun. Kann das bedenklich ſein?"

„Es iſt ein Riß im Familienleben, eine Lücke im Hauſe, eine Kluft zwiſchen traulichem Verkehr, mein Kind."

„O lieber Onkel, wenn ein ruſſiſcher Fürſt käme und Corona heirathen wollte und ſie ihn, ſo würde der gute Vater ſie getroſt ziehen laſſen bis nach Archangel, ohne die Lücke im Familienleben zu beachten und ohne zu fürchten, daß ihm ſeine Tochter im fremden Lande, unter fremden Leuten entfremdet werden könnte; denn ihr Glück und der Wille Gottes brächten das mit ſich. Und mit welchen Sorgen müßte er doch auf ſie ſchauen! Um mich hingegen braucht er gar keine Sorgen zu haben, ſobald ich bei den Carmeliteſſen bin. Da kann ich nichts verlieren! Da thut mir Niemand weh! da gibt's keine Nöthen und Aengſte des Irdiſchen! Solo Dios basta! Wer ſich Gott allein in die Arme wirft, der fährt wohl und wird ſicherer getragen, als wenn noch der und der Menſch ſich auch damit abgibt. Glaubſt Du das nicht, lieber Onkel Levin?"

„Ich glaub' es, mein Kind," ſagte er zärtlich, „aber Dein Vater bezweifelt es."

„O mein lieber Vater!" rief ſie, und ihre Augen leuchteten in himmliſcher Zuverſicht auf; „auch Du wirſt es glauben!"

Sie kniete vor ihm nieder und küßte ſeine Hand.

„Es iſt gut, Regina, Du kannſt gehen; morgen wollen wir weiter ſprechen," ſagte der Graf und verſenkte ſich ſtumm in ſeinen Lehnſtuhl, nachdem ſie das Cabinet verlaſſen hatte. Auch Levin verſank in Schweigen und Nachdenken über den wunderſamen myſtiſchen und doch ſo wahrhaften Zuſammenhang im übernatürlichen Leben; über die Blitze und Funken, die von der ewigen Liebe entſendet, heimlich in die Menſchenherzen fallen, hier in ihrer Finſterniß untergehen, dort in ihrer Kälte erlöſchen; aber auch zuweilen, wie auf einem Opferaltar, das Feuer zum Opfer entzünden. Und an den unberechenbaren Einfluß heiliger Geſinnung dachte er! Eines der gnadenreichſten Gottesgeſchöpfe, das je auf Erden gelebt hat, die heilige Thereſe, ſpricht in drei ſchlichten Worten den Kern ihres Lebens, ihrer Vollkommenheit aus, und durch die Jahrhunderte klingen ſie in einer frommen Seele wieder, in einem treuen Mutterherzen, das mit dieſen Worten, ahnungslos wie tief ſie greifen, dem geliebten Kinde eine himmliſche Richtung gibt. Die heilige Thereſe wird Regina ſchon zum myſtiſchen Carmel führen, dachte er, wenn ſie den langen Athem des Herzens, die heilige Beharrlichkeit hat. Sein Opferleben, ſein Gebet, ſeine übernatürliche Liebe und Geduld brachte Levin nicht in Anſchlag, dachte gar nicht daran, obwohl gerade ſie zu den weſentlich heiligenden Einflüſſen, zu den Canälen des göttlichen Gnadenſtromes gehörten, die Regina umgaben.

Es war ſo ſtill im Cabinet, daß der Pendelſchlag der alterthümlichen Wanduhr ein großes Geräuſch machte. Plötzlich fuhr der Graf aus ſeinen Träumen auf, ſtrich mit der Hand über Stirn und Augen und ſagte:

„Lieber Onkel, was hat ſie geſagt? was haben wir gehört? was iſt das nur?“

„Das iſt die Chriſtusliebe in einem reinen Herzen,“ entgegnete Levin.

* * *

Die Sibylla persica.

Ein Fluß, der könnte Mancherlei erzählen von den Dingen, die er in ſeinem raſtloſen Laufe durch die Zeit und den Raum an ſeinen beiden Ufern wahrgenommen hat, und ſeine murmelnden Wellen bewegen ſich ſo geheimnißvoll wie Lippen, die ein Zauberbann geſchloſſen hält. Welch ein Wechſel von Bildern aus dem Natur-, dem Völker- und dem Menſchenleben ſpiegelt ſich in ſeiner Flut. Die Weltgeſchichte und die Jahrtauſende rollen ſich neben ihm auf und ab. Welch ein Contraſt, wie der Main aus den rauſchenden Wäldern und den dunkeln Felſenſchluchten des Fichtelgebirges in die grünen Wieſen des Frankenlandes und dann in deſſen Rebenhügel ſich hinein windet, an alten ehrwürdigen Städten mit feierlichen Domen, an herrlichen Ruinen gebrochener Abteien, an Dorf und Schloß, an Kloſter und Kapelle vorüber, die alle, alle, ihre Geſchichte haben, und oft eine recht traurige! bis er ſich flach und matt, wie lebensüberdrüſſig, dem ehemals „goldenen Mainz“ gegenüber in den Rhein gehen läßt, der ihn in raſcher Strömung dahinreißt. Ehe es ſo weit mit ihm kommt und nachdem ſich Kloſter Engelsberg und Schloß Windeck längſt nicht mehr in ihm ſpiegeln, fließt er an Frankfurt vorüber, der alten Stadt der Kaiſerkrönung, und an einem ſchönen Garten im engliſchen Styl, in deſſen Mitte eine elegante Villa liegt. Die Stürme des Spätjahres hatten die Geſträuche bereits entblättert und die ſpärliche Belaubung der Bäume in kupferfarbene Schattirungen gefärbt. Die Raſenplätze waren durch die eiſigen Herbſtnebel und Nachtfröſte bräunlich geworden und von den Maſſen der Blumen, die auf ihnen in tauſend Farben geprangt hatten, war nichts übrig geblieben, als hie und da eine vereinzelte halberfrorene Georgine. Im Hauſe ſelbſt war es aber ſehr freundlich. Die Blumen, die im Garten fehlten, ſtanden in Fülle in den Zimmern und in den Kaminen glimmte behagliches Feuer. An den Wänden hingen einige ſchöne Gemälde; auf den Tiſchen lagen Lithographien, engliſche Stahlſtiche, Journale, die Tagesliteratur Deutſchlands, Frankreichs und Englands. Todtenſtille herrſchte im Hauſe. Die Beſitzerin war in die Stadt gefahren, der Salon leer und leer die Zimmer rechts und links. Endlich im letzten Gemach ſaß ein junges Mädchen, die Tochter des Hauſes, die Tochter des ſpaniſchen Banquiers Miranes, der mehrere Jahre in Paris gelebt und ſich jetzt hier niedergelaſſen hatte. Das junge Mädchen ſaß gedankenvoll mit untergeſchlagenen Armen vor einer Staffelei, auf der ein herrliches Gemälde, ein Frauenbild in orientaliſcher Tracht, aufgeſtellt war. Sie betrachtete aufmerkſam das Gemälde. Welch ein Auge! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; und welch ein Blick! ein Blick, der Alles zu wiſſen ſcheint und doch iſt er traurig. Wär' ich allwiſſend .... ich wollte nicht traurig ſein! — Sie war allerdings das Bild der Melancholie. Ihre Züge waren von jener edlen regelmäßigen Schönheit, die man an den antiken Statuen bewundert und jener tief tragiſche Hauch, welcher der Antike ganz eigenthümlich iſt — von jener Sphynx an, im Sande der ägyptiſchen Wüſte, zu Füßen der Pyramiden, bis zu jener Pſyche, die in ihren Bruchſtücken eine Perle des Muſeums zu Neapel und der griechiſchen Kunſt iſt — lag auch auf ihren Zügen. Dieſer tragiſche Hauch der Antike gibt ihrer Schönheit, die oftmals herbe erſcheinen könnte, einen großen Reiz: ſie weckt Sympathie in jedem Menſchenherzen, das, ſeiner Natur nach, durch ſtille Trauer gerührt wird. Die ganze antike Welt, mit ihren Heroen und ihren Göttern, ſteht unter der Signatur des Todes: ſie iſt unerlöſt! Wie ſollte ſie nicht traurig ſein? traurig durch jene Melancholie, die unbeſtimmt ein höchſtes Gut ahnt und es nicht zu finden, ja nicht einmal zu ſuchen weiß. Und eine Unerlöſte war auch dieſe ſchöne, ſchwermüthige Judith Miranes: ſie war Jüdin. Aus ihrem Nachſinnen erhob ſie ſich mit einer ungeduldigen Bewegung, ſah nach der Uhr und murmelte unmuthig: Schon halb eins! ob der Erneſt heute nicht kommen wird? ich wüßte gar gern, was dies für ein Bild iſt! — Sie ſtand auf, zog graue Vorärmel an, rückte eine zweite Staffelei herbei, auf der ein Rahmen mit Leinwand überſpannt ſich befand, nahm ihre Palette, Pinſel, Zeichenſtift hervor und hatte Alles in Bereitſchaft geſetzt und wohl zwanzig Mal nach der Uhr geſchaut, bis endlich ein Diener die Thüre öffnete und der Erwartete eintrat. Es war ein ältlicher Mann, in einem ſehr abgetragenen Rock, mit einem äußerſt wohlwollenden Geſicht, in welchem nichts Ungewöhnliches war, als ein ungemein klares Auge und eine ſehr zart ausgearbeitete Stirne. Judith ſagte ſtolz und hart, und ihr Ausdruck war nicht mehr ſchwermüthig, wohl aber hochfahrend:

„Sie haben mich lange warten laſſen, Herr Erneſt.“

„Grüß Sie Gott, mein Fräulein! Verzeihung, wenn ich Sie warten ließ,“ antwortete er höchſt unbefangen. „Sie hätten Sich beſchäftigen ſollen, dann würden Sie ein Stündchen früher oder ſpäter gar nicht bemerken. Nun, wie gefällt Ihnen mein Gemälde?“

Mit beiden Händen in den Rocktaſchen pflanzte er ſich vor demſelben auf und betrachtete es vergnügt.

„Es iſt wunderſchön,“ ſagte Judith, „und auch wunderſchön gemalt. Aber wen ſtellt es vor?“

„Es iſt eine Copie der berühmten Sibylla persica von Guercino, deren Original ſich im Capitol zu Rom befindet.“

„Wer war die Sibylla persica?“

„Die Sibyllen waren, wie man ſagt, hehre Frauen des Alterthums, die unter den Heiden den Platz der Propheten im Volke Iſraels einnahmen und den zukünftigen Erlöſer verkündeten. Die Geſchichtsforſchung verwirft ſie. Poeſie und Kunſt lieben ſie.“

„Ueberall die Spur der Lüge, Herr Erneſt!“

„Ueberall die Spur der Sehnſucht nach Offenbarung, Fräulein Judith.“

„Wenn ſie die Offenbarung wußte, warum trauert die Sibylla persica?“

„Sie trauert um die Sünden der Welt, die den Sohn Gottes vom Himmel herabziehen und an's Kreuz ſchlagen.“

„Das verſtehe ich nicht, oder eigentlich: das verſtehen wir nicht!“

„Glaub' es! das Kreuz iſt Euch ein Aergerniß; uns ein Geheimniß himmliſcher Liebe, voll unſäglich ſüßer Schmerzen und namenlos herber Wonne, und ſo hat es auch die Sibylla persica verſtanden, obgleich ſie nicht Chriſtin war.“

„Sind Sie denn ein Chriſt, Herr Erneſt?“

„Wofür halten Sie mich denn?“ fragte er höchſt erſtaunt.

„Für einen Papiſten,“ entgegnete ſie unbefangen.

Erneſt brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Judith ſah ihn verwundert an und ſetzte hinzu:

„Ich habe gehört, das ſei eine Secte, die ihr Oberhaupt, den Papſt, anbete und mit dem Chriſtenthume, aus dem ſie hervorgegangen ſei, nichts mehr zu ſchaffen hätte; und Chriſten wären nur die, welche vom Papſt, als dem Antichriſt, nichts wiſſen wollten. Da ich nun mit den Chriſten nichts zu thun haben mag, ſo war es mir ſehr angenehm, in Ihnen einen Papiſten zu finden. Jetzt bin ich enttäuſcht."

Erneſt lachte dermaßen, daß er die Hände in die Seiten ſtemmte und ſich erſchöpft niederſetzte.

„Werd' ich endlich erfahren, worüber Sie lachen?" fragte Judith halb lächelnd und halb unmuthig.

„Es wäre zu weitläuftig, Ihnen das zu erklären," ſagte endlich Erneſt, „und trotz aller Mühe würden Sie mich doch nicht verſtehen. Aber nicht wahr, jene Erklärung, was das ſei, ein Papiſt, hat Ihnen Jemand gegeben, der ſich ſelbſt Chriſt nannte?"

Judith wurde noch bleicher als ihr farbloſes Antlitz ſchon war, und erwiderte: „Ich habe es von einer andern Perſon in Paris gehört; denn ich meines Theils bekümmere mich durchaus nicht weiter um die Chriſten, als inſofern es die geſellſchaftlichen Verhältniſſe meiner Eltern erfordern — und ob ſie an den Papſt oder an ſonſt Etwas glauben — das iſt mir ganz einerlei, und ich ſpreche nie mit ihnen darüber."

„In Letzterem haben Sie vollkommen Recht! Der Glaube will nicht im Salon zwiſchen einer Taſſe Thee und einer Schaale Gefrornem beſprochen werden. Er will gelebt ſein, Fräulein Judith, gelebt im Salon wie im Dachſtübchen, gelebt in der Kirche wie auf dem Markte.“

„Erzählen Sie mir lieber von den Sibyllen, Herr Erneſt! das freut mich mehr,“ ſagte Judith und heftete ihr dunkles Auge ſinnend auf das Gemälde.

„Die Sage ſpricht, daß die Sibylle von Cumä zum Beherrſcher der alten Roma, zum König Tarquinius kam und ihm ihre prophetiſchen Schriften über Roms Geſchicke um einen ungeheueren Preis anbot. Der König wollte ihn nicht zahlen; da warf die Sibylle drei ihrer Bücher in's Feuer und ging von dannen. Nach einiger Zeit kam ſie wieder und bot dem König ihre um drei Bücher verminderten Schriften, aber für denſelben ungeheueren Preis an. Der König fand das unſinnig und wies ſie ab; da warf die Sibylle abermals drei Bücher in's Feuer und ging von dannen. Und zum dritten Male erſchien ſie vor König Tarquinius und forderte für ihre drei letzten Bücher den ungeminderten, ungeheueren Preis. Da kaufte ſie der König und ſie wurden auf dem Capitol niedergelegt; und Tag für Tag war darin verzeichnet, welche Begebenheiten das heidniſche Rom treffen würden, bis es ſeinen Untergang fand.“

„In den verbrannten Schriften ſtand vielleicht, wie es ſich hätte retten können."

„Kann ſein! Man ſoll eben nicht feilſchen um die Wahrheit. Und mehrere hundert Jahre ſpäter, gerade am Tage der gnadenreichen Geburt des Herrn, ſagt die Legende, ließ Kaiſer Auguſtus die Sibylle von Tibur vor ſich rufen und fragte ſie, ob es an der Zeit ſei, daß er ſeinen Platz zwiſchen den Gottheiten Roms einnähme? das römiſche Volk wolle ihm göttliche Ehren erweiſen. Da ſtand die Sibylle und ſchaute gen Himmel, und ſie gewahrte die Sonne umgeben von einem leuchtenden Cirkel und in der Mitte der Sonne ſaß eine hehre Frauengeſtalt, die hielt auf ihrem Schooße ein zartes Kindlein. Die Sibylle deutete auf daſſelbe und ſprach zum Kaiſer: „Dies Kind iſt größer als Du! bete es an." Da entſetzte ſich der gewaltige Kaiſer und ließ zu Ehren dieſes göttlichen Kindes auf dem capitoliniſchen Hügel einen prächtigen Altar errichten. Später wurde die Kirche Ara Coeli — Altar des Himmels — dort erbaut und ſie ſteht bis zu dieſer Stunde auf dem Capitol. Aber auf den reizenden Hügeln von Tivoli, über welche die berühmten Caſcatellen dahin tanzen, ſteht der kleine von joniſchen Säulen getragene Tempel, den man den Tempel der Sibylle nennt; denn Tivoli iſt das alte Tibur. Mehr weiß ich nicht von den Sibyllen."

„Aber die Kunſt, ſagten Sie, habe ſie verherrlicht."

„Und unſterblich gemacht! ja, das iſt wahr!" rief

Erneſt mit funkelndem Blick. „In des erhabenen Vaticans feierlicher ſixtiniſcher Kapelle, in welcher nur an den größten Feſten die heiligen Geheimniſſe des Glaubens gefeiert werden, haben Perugino und Michel Angelo, der eine mit ſeinem holdſeligen und der andere mit ſeinem gewaltigen Pinſel, das ganze Epos des Menſchengeſchlechtes, von der Schöpfung bis zum Weltgerichte, in großartigen Gemälden an den Wänden und der Decke geſchrieben, und Michel Angelo's Sibyllen, als die Verkünder des Erlöſers in der Heidenwelt, ſchauen mit den Propheten des Alten Teſtamentes vom Gewölbe herab auf den Altar des Neuen Bundes, wo das Lamm Gottes im ewigen Opfer geſchlachtet wird; auf den myſtiſtiſchen Calvarienberg, den ſie am Horizont der Zukunft mit dem Auge des Glaubens aufſteigen ſahen. Und da man in Rom keinen Schritt thun kann, ohne auf Spuren vom Göttlichen im Menſchen nach der Gnadenordnung zu ſtoßen, Spuren, die ſich bald als Genie, bald als Seelenadel, bald als Liebeskraft, bald als Geiſtesgröße ausſprechen: ſo findet man denn auch eine zahlloſe Menge von Kirchen, welche fromme Andacht gebaut hat, und welche daher, mögen ſie groß oder klein ſein, ihren Schmuck, ihren Reichthum, ihre Kunſtwerke, ja, Meiſterwerke haben. Ein ſolches iſt in der Kirche Sta. Maria della pace die Gruppe der vier Sibyllen von Rafael. Das ſind Fresken, Fräulein Judith! die müſſen Sie ſehen, um eine Idee zu bekommen, wie warm und lebendig die Freskomalerei auf dem kalten Stein ſich ausnehmen kann.“

„Schade, daß ein ſolches Kunſtwerk in einer Kirche verſteckt iſt,“ bemerkte Judith.

„Nicht ſchade, mein Fräulein! Sehen Sie, die alten Aegypter, ein tiefſinniges Volk, aber wandelnd in den Schatten der Unerlöſung, höhlten die Felſen ihres Landes zu Paläſten aus, mit Hallen und Sälen, mit Treppen und Säulen; und alle Wände dieſer geheimnißvollen Behauſung bemalten ſie im bunteſten Farbenglanz mit tauſend Göttergeſtalten, mit Kriegsſcenen, mit Bildern aus dem Volks- und dem häuslichen Leben; dann ſtellten ſie in das allerinnerſte und letzte Gemach einen Sarcophag mit der Mumie eines Königs auf, und dann wälzten ſie vor den Eingang dieſes Grottenpalaſtes gewaltige Felsblöcke, entzogen ihre Mühe, ihre Arbeit, ihre Kunſt jedem menſchlichen Auge und fanden es höchſt geziemend und gar nicht ſchade, all' jene Herrlichkeit einer Königsmumie zu weihen. Wie könnten wir den Schmuck unſerer Kirchen beklagen, in denen Gott ſelbſt geheimnißvoller Weiſe wohnt und weilt? Uebrigens ſehen in deutſchen Landen nicht wenige Kirchen ſo aus, als fände man für ſie Alles gut genug, was der Rumpelkammer angehört, und Motten-, Mäuſe- und Wurmfraß, den die Menſchen nicht mehr haben mögen, iſt beinahe noch zu ſchön für das Haus und den Dienſt des lieben Gottes.“

„Ach, Herr Erneſt,“ ſagte Judith ungeduldig, „Ihre Kirchen, mit oder ohne Mäuſefraß, intereſſiren mich gar nicht.“

„Gut!“ entgegnete er gleichmüthig; „nun an die Staffelei!“

„Nein, auch das nicht!“ rief ſie. „Erzählen Sie mir noch etwas von den Sibyllen, Herr Erneſt! ich höre gern von großen Frauen reden — und höre es nie!“

„Die Sibyllen ſind aber nur dadurch groß, daß ſie auf unſere Kirchen und auf Den, der ſie geſtiftet hat, hinweiſen, Fräulein Judith. Ihre Größe beſtand eben darin, daß ſie die Wucht der Offenbarung durch die ſündenkranke Welt zu tragen vermochten, und ſie waren begnadete Weiber, weil ſie die Gebenedeite unter den Weibern, die jungfräuliche Mutter Gottes und den menſchgewordenen Gott prophezeiht haben. Dieſen Zuſammenhang hat die bildende Kunſt in einer weltberühmten Kirche Italiens, in Loretto, wunderſam ſchön aufgefaßt und dargeſtellt. Der Kern dieſer Kirche iſt das Häuschen, in welchem die allerſeligſte Jungfrau Maria zu Nazareth lebte und welches in einer Weiſe, die nur Gott bekannt iſt, auf die Höhe des Appenins verſetzt wurde. Um dies Heiligthum läuft eine Colonnade von prächtigen Marmorſäulen und zwiſchen ihnen ſtehen paarweiſe die Propheten und Sibyllen, welche die glor- und freudenreichen Gnaden der Mutter Gottes vorhergeſagt haben. Sie bilden gleichſam eine Prozeſſion durch die Jahrtau ſende bis zu der Stätte, wo das Wort Fleiſch ward und im feierlichen Reigen ſchließen ſie ſich huldigend dem Gruß des Engels an. Der unſterbliche Meißel von Cioli, Lombardo, della Porta, Sanſovino und von anderen berühmten Bildhauern hat ſie verherrlicht und ſich ſelbſt in ihnen."

„Ich möchte nach Loretto, um das zu ſehen!" rief Judith.

„Ich will Ihnen ſagen, wie Sie ſich dabei zu benehmen haben, Fräulein Judith. Zuerſt müſſen Sie in eine prachtvolle Kapelle ſich begeben, in deren Mitte eine coloſſale Schaale von Bronce ſich befindet, die mit Basreliefs aus der Geſchichte des Alten und Neuen Bundes verziert und von vier Engeln getragen iſt. Vier wunderbar ſchöne Statuetten, ebenfalls von Bronce, ruhen am Rande der Schaale und ſind gleichſam ihrer Tiefe entſtiegen. Es ſind vier Tugenden und ſie heißen Glaube, Hoffnung, Liebe, Beharrlichkeit. Unter dem Glauben ſtehen die Worte: Nescio falli; er wird nicht getäuſcht. Unter der Hoffnung: Nescio flecti; ſie wird nicht erſchüttert. Unter der Liebe: Nescio scindi; ſie wird nicht getheilt. Unter der Beharrlichkeit: Nescio frangi; ſie wird nicht gebrochen. In dieſer Schaale iſt Waſſer, das myſtiſcher Weiſe dem Blute des Kreuzes beigemiſcht iſt und die Kraft des heiligen Geiſtes ruht darauf. Und ein Paar Tropfen dieſes Waſſers auf Ihrem Haupte bewirken, daß Ihre Seele fähig wird, jene Tugenden in ſich aufzunehmen. Und dann gehen Sie in die Kirche ſelbſt und ſchließen Sie ſich den Sibyllen und Propheten an, und dann erſt werden Sie verſtehen, was Sie ſehen. Denn jene Schaale iſt das Taufbecken und jene Tugenden ſind die, welche aus der Taufgnade hervorgehen und im großen Umriß angeben, wie das Leben des im Waſſer und im Geiſt Wiedergeborenen ſein ſoll. Gehen Sie aber nur als neugierige Touriſtin nach Loretto, ſo iſt es in der That ganz einerlei, ob Sie dort waren oder nicht.“

„Keineswegs, Herr Erneſt! ich bilde meinen Kunſtſinn aus.“

„Iſt nicht möglich, wenn der innere Sinn des Kunſtwerkes ſelbſt Ihnen nicht aufgegangen iſt! Können Sie Ihren Geiſt an einem großen Schriftſteller bilden, wenn Sie nicht im Stande ſind, deſſen Ideengang zu verfolgen? gewiß nicht! Irgend einen ſchlagenden Ausdruck, irgend eine überraſchende Wendung können Sie ihm entnehmen und dieſelben in Ihre Brieflein oder Ihre Albums verſetzen, wie exotiſche Blumen in ein Kartoffelfeld; aber Ihr Geiſt bleibt arm wie zuvor. Farbenmiſchung, Gruppirung, correcte Zeichnung — ja, das können Sie lernen, wenn Sie Kunſtwerke äußerlich, in ihrer Technik, ſtudiren; doch Ihre Seele hat nichts davon, und in der Seele werden die großen Kunſtwerke, wie überhaupt alles Große geboren, denn alles Große und alles Schöne iſt eine Revelation der ewigen Schönheit, von der Gott eine Ahnung in die Menſchenſeele geſenkt hat. Weckt die Schönheit eines Bildes, eines

Gedichtes, eines Buches, einer Statue nicht himmliſche Gedanken im Menſchen: ſo iſt entweder der Menſch zu ſchwach, zu ungebildet, zu verkommen und roh, oder die Schönheit iſt eine falſche, trügeriſche, die den Blendwerken der Sinnenwelt angehört. Die wahre Schönheit ſoll auf uns wirken, wie der Sonnenſtrahl auf die Regenwolke: ſie ſoll auf unſere trübe, graue, thränenvolle Seele ein Stück Regenbogen zaubern; Sie wiſſen ja, Fräulein Judith, daß er ein Symbol des Friedens iſt, den Gott nach der ſchrecklichen Sündflut mit dem Menſchen ſchloß. Ein Etwas von himmliſchem Frieden, von tief innerſter Verſöhnung mit Gott, wenigſtens der Sehnſucht nach, ſoll das Kunſtwerk uns geben."

„Haben Sie auch eine thränenvolle Seele?" fragte Judith; „man ſieht es Ihnen nicht an, Herr Erneſt! Ja, ich meine, der Regenbogen wäre ſogar beſtändig in Ihnen."

„Menſch — und thränenvolle Seele — das gehört zuſammen, ſeitdem unſere Stammeltern das Paradies verloren haben, Fräulein Judith. Die Schwere des Staubes laſtet auf ihr, die Dornen der Erde verwunden ſie, die Ringel der Schlange bedrohen ſie; welche Laſt, welche Schmerzen, welche Aengſte muß ſie mit ſich herumſchleppen. Siehe, da kommt Einer und nimmt ihr all' den Ballaſt ab, und heilt all' ihre Wunden, und ſtellt ſich zwiſchen ſie und die Schlange, und tröſtet ſie unendlich liebevoll und zärtlich, und trocknet mit linder Hand all' ihre Thränen ab, und verläßt ſie nie, und bleibt ihr treuer, ihr ewiger Freund. Nun, Fräulein Judith, das begreifen Sie gewiß: habe ich Jemand, der ſo große und ſüße Dinge für mich thut und mit ſo unermüdlicher Zärtlichkeit mich liebt, ſo frag' ich nicht viel nach Thränen und Wunden. Vielmehr freue ich mich ihrer, weil ſie mir immer neue Liebesbeweiſe des geliebten Freundes bringen, und daraus mag denn wohl ſo etwas wie ein Regenbogen in meiner Seele entſtehen, zu der ſie das graue Gewölk, und der Freund den Sonnenſtrahl der Liebe hergibt."

„Aber Herr Erneſt, wen haben Sie denn zum Freunde?" fragte Judith geſpannt.

„Den menſchgewordenen und gekreuzigten Gott der Offenbarung, Fräulein Judith."

Sie wendete gleichgültig ihr ſchönes Haupt ab und ſagte mit eiſiger Kälte: „Graues Haar und eine ſolche Liebesſchwärmerei: reimt ſich das, Herr Erneſt?"

„Erſt recht, Fräulein Judith," entgegnete er gelaſſen. „Die irdiſche Liebe erſtirbt, wenn die Roſenwangen verblühen und wenn auf Rabenlocken der Schnee des Lebenswinters fällt, und an etwas ſo Vergänglichem mit Schwärmerei zu hängen, iſt allerdings der Erfahrung und dem Ernſt des grauen Haares nicht anſtändig; denn wenn das Herz ſtill ſteht, das von ſolcher Liebe erfüllt war, ſo iſt es Staub und bleibt im Staube. Aber mit meiner Liebe iſt es ganz anders! die zerreibt nicht das Herz, ſondern lebt und webt darin fort und fort, und immer flammender und inniger, je weißer mein Haar wird. Und ſteht das Herz einſt im Tode ſtill, was geſchieht? es fliegt ein Schmetterling daraus empor, die Pſyche, die Liebe meiner Seele, die Seele meines Weſens; und der Schmetterling, der noch mit ſchwerem Flügelſchlag fliegt, weil Erdenſtaub ihm die Schwingen beſchwert, ſinkt in eine Region von lodernden Flammen hinein, die nicht ihn, ſondern nur das Irdiſche, das an ſeinen Flügeln klebt, verzehren und dann ihn frei laſſen, daß er auffahre zu den immerblühenden Roſen der Ewigkeit, zu den verklärten Wundmalen des gekreuzigten Gottes."

Judith ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte: „Eine ſolche Liebe verſtehe ich nicht! aber von der Staubesliebe will ich ſo wenig wiſſen, als Sie."

„Das iſt leichter geſagt, als gethan," entgegnete er.

„Ich habe mir aber feſt vorgenommen," rief ſie heftig, „keinen Menſchen auf der Welt zu lieben."

„Oho! Fräulein Judith! das iſt ja ein formidabler Vorſatz!" ſagte Erneſt lachend. „Wie alt ſind Sie?"

„Achtzehn Jahre."

„Gut, gut! ein Paar Jahre Geduld, und Ihr Vorſatz verſchwindet."

„Nein!" rief ſie noch heftiger und ihr ſammetſchwarzes Auge ſprühte Funken; „nie! Herr Erneſt! niemals.

Ich will nicht lieben, denn lieben thut weh — und ich will nicht, daß ein Menſch mir weh thue; ich will nicht leiden.“

„Ohne Leid und ohne Liebe lebt man hienieden nicht!“

„Nun, ſo mögen Andere durch mich leiden, wenn ohne Leid nicht gelebt werden kann!“

„Immer beſſere Vorſätze, Fräulein Judith! Wenn Sie das Alles ausführen, werden Sie auf einer erſtaunlichen Höhe — der Unmenſchlichkeit anlangen.“

„Meine Eltern nehme ich aus,“ ſagte ſie.

„Das iſt etwas Troſt,“ entgegnete er lächelnd. „Aber nun genug des Geplauders! der Unterricht darf nicht verſäumt werden.“

„Es kann Ihnen ja ganz einerlei ſein, wofür Sie Ihre Bezahlung bekommen, wenn Ihr Geſpräch mir beſſer gefällt, als Ihr Unterricht,“ ſagte Judith mit dem ſchneidenden Hochmuth, der ſie zuweilen abſtoßend machte.

„Mit nichten, mein Fräulein,“ erwiderte Erneſt ruhig. „Ich habe mich gegen Ihre Eltern verpflichtet, Ihr Talent für die ſchöne Malerkunſt auszubilden, und eine Verpflichtung iſt heilig. Wollen Sie aber nicht länger bei mir Unterricht nehmen, ſo ſagen Sie es nur. Dann komm' ich nicht wieder. Aber die Sibylla persica laſſe ich Ihnen doch ſehr gern zum Copiren — und wenn ſie fertig und gelungen iſt, ſchicke ich Ihnen auch meine Sibylla cumana, Copie nach

Domenichino, welche von Einigen der persica noch vorgezogen wird."

„Sie ſind ein prächtiger Mann, Herr Erneſt! wir müſſen gute Freunde bleiben!" ſagte Judith und die Lehrſtunde begann. —

Judith war ein ſehr verwöhntes Kind, beſonders ſeitdem ſie das einzige und ihre ältere Schweſter etwa ein Jahr vorher geſtorben war. Ihre Schönheit, ihre Talente waren ſo ungewöhnlich, daß ihre Eltern die glänzendſten Hoffnungen für die Zukunft ihrer Tochter hegten und der Vater ſich bemühte, derſelben eine ſolide Baſis im Sinn der Welt zu geben, nämlich ein großes Vermögen. Darauf war ſein ganzes Streben gerichtet. Das Streben ſeiner Frau ging dahin, ſich und ihrer Tochter die Vorzüge und Genüſſe einer glänzenden Exiſtenz zu verſchaffen, und blendend wie ein Meteor in der Welt zu erſcheinen. Sie ſelbſt war noch ſchön und ſie hing mit Leidenſchaft an Luxus, Eleganz und allen Arten und Abarten modiſcher Verfeinerung. Dies zu bedenken, anzuſchaffen, einzurichten füllte ihre Zeit dermaßen aus und nahm alle Stunden, die nicht den Pflichten und Freuden der Geſelligkeit gewidmet waren, ſo ganz in Anſpruch, daß ſie ſich nur noch mit der Leitung ihres Hauſes, doch unmöglich mit der Erziehung und Bildung ihrer Tochter abgeben konnte. Sie hielt derſelben die beſten Lehrer und Meiſter, gab ihr in London eine Franzöſin, in Paris eine Deutſche zur Gouvernante, und als Judith bei ſechszehn Jahren fünf Sprachen redete und ſchrieb, eine ganz brillante Stimme hatte und ein ungewöhnliches Talent für Malerei entwickelte, frohlockte die Mutter über ihr Meiſterwerk von Erziehung. Die Seele ihrer Tochter war ihr gänzlich fremd; oder beſſer geſagt: ſie wähnte, daß die Summa des Erlernten, durch das Urtheil des Verſtandes gelichtet und geordnet, das geiſtige Sein ihrer Tochter ausmache; ſie hielt Bildung für Seele. Uebrigens liebte ſie Judith zärtlich, kam allen Wünſchen zuvor, erfüllte jedes Begehren und bedauerte nur immer, daß Judith nicht das enorme Vergnügen empfinde, welches ſie ſelbſt bei jeder Art von geſelliger Unterhaltung, und bei Allem, was Tand und Flitter war, mit vollen Zügen genoß. Judith war ernſt und blieb ernſt, im Salon ihrer Mutter, im Theater, auf dem Ball; ſogar bei der Toilette, wenn die reizendſten Kleider, Blumen und Bänder ihr zur Auswahl vorlagen; ſogar bei den Huldigungen, welche die junge Männerwelt ihr darbrachte. Sie wußte, daß ſie ſchön und daß ihr Vater reich ſei; ſie wußte, daß man damit in der Geſellſchaft herrſcht; ſie ſah durchaus nicht ein, weshalb ſie ſich geſchmeichelt fühlen ſollte, wenn Andere das anerkannten. Ihr mit äußerem Glück überſchüttetes Daſein ermattete ſie, ohne ſie zufrieden zu ſtellen. Aus dieſer bleiernen Windſtille konnte wohl ein Sturm der Leidenſchaft jäh auffahren und da, wo ein Charakter jeden inneren Halt entbehrt, furchtbare Verwüſtung anrichten. Judith hatte das erlebt an ihrer Schweſter, die in einem ſolchen Sturm zu Grunde ging und mit zwanzig Jahren am gebrochenen Herzen ſtarb. Die Tiefe des Jammers und das Wie und Warum war ihr wohl nicht klar; allein es genügte, um ihr einen Abſcheu vor Verhältniſſen beizubringen, in denen ſo viel Verrath und Lüge zu Hauſe ſein konnten. Judith hatte mit zärtlicher Liebe an ihrer Schweſter gehangen; deren Verluſt erbitterte ſie, wie der Tod Jeden erbittern muß, der glaubenslos an einem theueren Grabe ſteht. Kein Funke eines religiöſen Troſtes leuchtete ihrem Herzen. Ihre Eltern gehörten dem Rationalismus an, der ſich im Judenthum ſowohl als im Chriſtenthum überall breit macht, wo der Erdgeiſt im Menſchen gepflegt und wo deſſen Wirken und Walten als die höchſte Beſtimmung des Menſchen verherrlicht wird. Man iſt reich, man iſt klug, man iſt gebildet, man iſt angeſehen, man zählt in der Geſellſchaft; das Alles hat man erlangt ohne Gott; Höheres als das gibt es nicht: alſo weshalb ſich um Gott bekümmern? Ohnehin iſt es ſo ziemlich erwieſen und abgemacht, daß nicht bloß der alte, außerweltliche perſönliche Gott längſt von ſeinem Nimbus entkleidet und von ſeinem Thron verſchwunden iſt, ſondern auch, daß er aufgehört hat, als Weltſeele des Alls ſein Daſein zu friſten, welches man ihm in dieſer Form eine Zeitlang gönnte, weil man durch ſie leichten Kaufs zum Antheil am göttlichen Sein gelangte, was für Manche etwas Schmeichelhaftes hat. Aber auch die Weltſeele iſt der Welt entſchlüpft und nichts übrig geblieben, als die Materie, ſeitdem die Erforſchung der Natur, ihrer Kräfte und ihrer Geſetze eine ſehr bewunderte Schule bildet, die es ſich zur Aufgabe macht, die Schöpfung von der Offenbarung abzulöſen, die Geſchichte der Menſchheit, welche deren Zuſammenhang beweiſt, bei Seite legt, mit dem vereinſamten Ich an das Studium des Univerſums geht, inſofern dieſes nicht über die fünf Sinne und deren Erfahrungen und Schlüſſe hinaus reicht, und dann, bewaffnet mit Lupen, mit Secirmeſſern, mit Fernröhren, mit Deſtillirkolben und ungeheuerem Apparat der Wiſſenſchaft die Bildungen der Natur ſo ſicher und feſt auf ihren Geſetzen von Maß und Zahl und Kraft beruhend findet, daß ſie in dieſer abgerundeten und geſchloſſenen natürlichen Vollkommenheit einen Grund zu finden wähnt, um mit dem Aſtronomen Lalande zu erklären: „Ich habe den Himmel durchſucht und nirgends die Spur Gottes gefunden.“ Dies iſt nun gar nicht überraſchend; mit Lupe und Fernrohr entdeckt man Gott nicht. Sehr überraſchend iſt aber der Schluß, den jene Schule daraus macht: Alſo gibt es keinen perſönlichen, außerweltlichen Gott, Schöpfer und Geſetzgeber dieſer Natur. Eben ſo gut könnte ein Kind ſagen, nachdem es das Einmaleins durchgerechnet hat: Das iſt ganz richtig und keine Spur von Gott iſt darin; alſo gibt es keinen

Gott. Am allerüberraſchendſten würde es ſein, daß eine ſolche Schule gläubige Adepten findet, wüßte man nicht, daß der Erdgeiſt, der in jeder Menſchenbruſt ſich regt, wenn er nicht von geheiligter Willenskraft gebändigt wird, die Brücke ſchlägt, auf der die Lehren, die ihm zuſagen, in's Menſchenherz einziehen. Aber geheiligt wird der Wille nur dadurch, daß er ſich aus freiem Entſchluß Gott unterwirft, und ſolche Unterwerfung bewirkt nur der Glaube an eine göttliche Offenbarung, weil in dieſer eine göttliche Liebe ſich offenbart. Doch von der wußte Judith nichts. Sie lebte unter dem Einfluſſe einer tiefen Glaubensloſigkeit, die ihr Inneres zu einer Felſenöde, ſtarr, kalt und einſam machte.

„Haben Sie viel Leid im Leben gehabt, Herr Erneſt?“ fragte Judith, nachdem ſie eine Weile ſchweigend gearbeitet und den Schluß des Geſpräches überdacht hatte.

„Nicht der Rede werth, Fräulein Judith! Das Leid, das vor uns liegt, erſcheint uns hoch wie ein Berg; hinter uns — iſt's ein Maulwurfshaufen.“

„Doch nannten Sie es vorhin eine Lebensbedingung.“

„Gewiß! Wenn's kein Leid gäbe, woran ſollte es ſich bilden, das ſelbſtſüchtige Menſchenherz? Leid thut ihm weh und im Weh denkt's an Gott; und je mehr es eingenommen wird von dieſem Gedanken, deſto heilſamer iſt ihm das Leid geweſen. Sie meinen aber wohl, weil ich ein Maler bin, ſo ein Stückchen von einem Genie, müßt' ich ganz idealiſche Leiden gehabt haben. Fehlgeſchoſſen! Ein bischen Hunger und Kummer, einige Aengſte und Nöthen — Punktum."

„Auch Hunger, Herr Erneſt?"

„Warum nicht, Fräulein Judith? Ich bin ein armer Bauernbube, der älteſte von eilf lebendigen Kindern, aus Berchtesgaden, wo man gar geſchickt iſt im Holzſchnitzen. Das trieb auch der Vater und ich half ihm fleißig, ſuchte aber immer mein Schnitzwerk zu coloriren, was mir verboten wurde. Allmälig entdeckte man Talent in mir; ich fand Gönner und Beſchützer; ich kam nach München, lernte, arbeitete. Ich ging nach Italien, wie es alle Künſtler zu machen pflegen, ſtudirte dort in den verſchiedenen Städten die verſchiedenen Malerſchulen; ſchlug mich durch, manchmal mühſelig genug, mußte Geld verdienen und in die Heimath ſchicken, denn ein Schlagfluß lähmte den Vater, die Mutter konnte mit all' den Kindern nicht ohne meine Hülfe fertig werden, und als ſie ſtarb, die brave fromme Mutter, konnten's die armen Kinder noch weniger werden. Da hieß es denn arbeiten, Fräulein Judith, vom Morgen zum Abend, bei knapper Koſt, bis mir die Augenlieder und der Arm ſchwer wie Blei waren, und Gott danken, wenn ich nur immer Arbeit hatte. Deshalb verlegte ich mich auf's Porträtiren; die Arbeit geht ſo leicht nicht aus, denn die Leute ſind ſo erpicht darauf, ihr Geſicht gemalt zu ſehen, als ob ſie nie in den Spiegel geſchaut und nie die Wahrheit von ihm erfahren hätten, daß es eigentlich nicht der Mühe werth ſei, ſolch ein Alltagsgeſicht zu verewigen. Nun, ich dankte dem lieben Gott für dieſe allgemein graſſirende Ophthalmie und malte, malte, malte. . . .“

„Aber das muß ja ſehr Ihr ſchöpferiſches Talent gehemmt haben,“ unterbrach ihn Judith.

„Ganz recht, mein Fräulein, und das war vielleicht mein größtes Leid, mein ſchwerſter Kampf; denn es war ein Etwas in mir, das ſich zu höherem Schaffen erſchwingen wollte und ſich ducken mußte; mußte, weil Gott von mir verlangte, nicht daß ich ein großer Maler, ſondern ein treuer Sohn und Bruder ſei. Und ſehen Sie, Fräulein Judith, den Willen Gottes zu thun iſt ſüßer, als des heiligen Vaters Vatican mit Fresken auszumalen wie ein zweiter Rafael. Kurz, ich ſorgte für meine ganze Familie und half ſieben Brüdern und drei Schweſtern zu einem ehrlichen Fortkommen. Alle ſind rechtſchaffene Leute geworden und hängen an mir wie an einem zweiten Vater. Einige ſitzen auf einem grünen Zweig, Andere auf einem dürren — wie das ſo geht in einer zahlreichen Familie! Mein Pinſel thut noch immer ſeine Schuldigkeit. Aber meine jüngſte Schweſter, die Clara, hat mich auch königlich belohnt.“

„Das glaub' ich nimmermehr!“ rief Judith. „Dann würden Sie nicht in dieſem kalten Nebelwetter ohne Paletot im Sommerrock gehen."

„Was Rock! was Paletot! Nein, Fräulein Judith, einen Lohn, der durch Schneiderhänden — unbeſchadet dem Reſpect vor dem ehrſamen Handwerk! — einen Umweg macht, hat die Clara zu gering für mich erachtet. O nein! die Clara iſt ein Nönnchen geworden bei den ehrwürdigen Frauen Benedictinerinnen auf dem Nonnberg zu Salzburg, und betet Tag und Nacht für mich armen Sünder."

Judith ſah ihn ſtarr an, als erwarte ſie einen Aufſchluß, eine Erklärung dieſer Worte. Aber Erneſt, der immer ſo ſprach, als gebe es auf der ganzen Welt nur gute katholiſche Chriſten — Erneſt ſchwieg und es flog nur ein Blick voll ſeliger Freude aus ſeinem lichten Kinderauge dankbar zum Himmel auf.

„Sie ſind ſehr excentriſch, wie man in der Welt ſich auszudrücken pflegt, Herr Erneſt," ſagte ſie endlich.

„Excentriſch ſein bedeutet außerhalb eines Centrums oder ohne Mittelpunkt ſein," erwiderte er. „Es kommt alſo ganz darauf an, was man zum Mittelpunkt des Menſchenlebens und Weſens ſetzt. Die Welt nimmt an, ihre Geſetze, ihre Vorſchriften wären das nothwendige Centrum, um welches man ſich zu bewegen habe. Da ich das nun nicht thue, ſo mögen Sie mich meinethalben excentriſch nennen, Fräulein Judith! ich weiß ja doch, daß ich mein Centrum, und zwar ein ganz feſtes, unerſchütterliches, in Gott habe."

„Da Sie es ſo ſchön finden, daß Ihre Schweſter Nonne ward, warum ſind Sie denn nicht Mönch geworden?“

Erneſt lachte hellauf und erwiderte: „Weil es zweierlei iſt, etwas ſchön zu finden und ſchön zu ſein. Ich mit meiner Wanderluſt, mit meinem ungebundenen Sinn — ein Mönch, der unter dem Gehorſam und nach der Ordensregel lebt! nein, das iſt mir nie eingefallen. In's Heiligthum muß man durch die Gnade berufen werden, nicht ſich hineindrängen.“

„Und an wen ergeht ein ſolcher Ruf?“

„An die, welche Gott ſo lieben oder ſo lieben wollen, daß ſie ſich mit der Welt und ihren Geſtalten nicht befreunden mögen.“

„Das wäre etwas für mich,“ ſagte Judith, „wenn ich einen Gott hätte, den ich lieben könnte. Aber auf ſolche phantaſtiſche Träumereien laß' ich mich nicht ein.“

Ein Wagen fuhr vor; Thüren öffneten ſich. In einen ſuperben perſiſchen Shawl gehüllt, mit Boa und Muff von Zobel, rauſchte Madame Miranes durch die Gemächer und in's Zimmer ihrer Tochter. Die Lection war zu Ende. Erneſt verbeugte ſich tief vor der prächtigen Dame, die ihm in ihrer Art recht gut gefiel, denn ſein Wohlwollen umſchloß alle Geſchöpfe Gottes. Sie entließ ihn huldreich und er dachte auf dem Heimweg bei ſich ſelbſt: In einem Gemälde, als die ſtolze Königin Vaſthi, würde ſie ſich trefflich machen! recht eine Geſtalt für den Pinſel des Veroneſe!

* * *

Der Beruf.

Nachdem ſich Graf Damian von der Verwunderung erholt, in welche Regina ihn verſezt hatte, überlegte er, was nun zu thun ſei. Zwang, Befehl würden vergeblich ſein gegen dieſen feſten Entſchluß, das ſah er ein. Auch würde Uriel darauf nicht eingehen. Widerſpruch reizt zum Eigenſinn, beſonders ſo einen capriciöſen Mädchenkopf, der ſich einbildet, die Welt müſſe nach ſeiner Pfeife tanzen. Sie muß dahin gebracht werden, von ſelbſt ihre Kloſterideen aufzugeben. Das dauert vielleicht ein Jahr oder zwei und dann läßt ſie ſich überwinden. Uriel muß Geduld haben und ſoll immer in unſerer Nähe ſein. Wäre der politiſche Horizont nicht ſo wetterdrohend, ſo ginge man nach Italien oder Paris und Uriel reiſte mit. Es iſt aber nicht geheuer in der Ferne und Fremde, man könnte in ein Wespenneſt hinein gerathen! So mag ſich denn Uriel der Geſandtſchaft in Frankfurt attachiren laſſen. Ein wohlerzogener Geſandtſchafts-Attache, aus gutem Hauſe, der ſein eigenes Geld ſplendid ausgibt, iſt überall willkommen. Wir gehen dann auch hin. Regina iſt wie eine Feſtung, die man mit dem Glück, den Freuden, den Zerſtreuungen und Unterhaltungen der Welt blockiren, und der man die Zufuhr religiöſer Lebensmittel möglichſt abſchneiden muß. Mit dieſem Plan zu einer Wintercampagne gegen ſeine Tochter war der Graf äußerſt zufrieden. Er theilte ihn an Levin mit, welcher erwiderte:

„Es iſt gut, daß ſie geprüft werde; Gott wird ihr beiſtehen. Nicht umſonſt heißt es in der heiligen Schrift: Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewaltigen werden es an ſich reißen.“

Als Uriel erfuhr, mit welchem Rival er um Regina's Herz zu kämpfen habe, gerieth er in heftige Aufregung. Er fand es geradezu empörend. Es gefiel ihm außerordentlich gut, daß Regina ſo fromm war und wie in einer Glorie von Glaubensglut ſtand; aber, daß Gott dies gleichſam benutzte, um ihr Herz an ſich zu reißen — nein! das war unerträglich! das ging über die Rechte Gottes hinaus! ein ſolcher Eingriff in die heiligſten Verhältniſſe und ſüßeſten Empfindungen war nicht zu dulden! Hätte ſie einen Anderen geliebt, nun, ſo reſignirte man ſich zum Schmerz; oder Niemand geliebt, ſo hatte man Hoffnung! Aber Gott zu lieben, Gott allein, Gott ausſchließlich und dabei gar nicht das zerſtörte Glück eines Menſchenherzens zu berückſichtigen — —

„Nein, lieber Onkel!" rief er, „Regina träumt, Regina irrt ſich! Erlaube mir, mit ihr zu ſprechen; ſie wird gewiß zur Beſinnung kommen."

„Nichts iſt mir lieber!" entgegnete der Graf und rieb ſich vergnügt die Hände. „Ich bin froh, daß Du endlich Feuer fängſt und aus Deinem blöden Schäferſtand heraustrittſt. Ich erlaube Dir, stante pede zu ihr zu gehen. Du wirſt ein beſſerer Anwalt Deiner Sache ſein, als der Papa iſt."

Muthig wie ein Eroberer flog Uriel im Sturmſchritt die Treppen hinauf. Als er an ihre Thüre klopfte und das: „Herein!" ihrer weichen Stimme hörte, ſank ihm der Muth und beträchtlich herabgeſtimmt trat er ein und ſagte:

„Verzeih', wenn ich Dich ſtöre! der Vater ſchickt mich mit einer Frage."

Regina ließ das Buch, worin ſie las, auf ihre Knie ſinken und ſah ihn an, ſo unbefangen — ſo entſetzlich unbefangen dieſe Frage erwartend, daß es dem armen Uriel unmöglich war, eine andere über die Lippen zu bringen, als die:

„Welch ein Buch lieſt Du?"

„Will der Vater wiſſen, was ich leſe?" entgegnete ſie. „Es iſt die Philothea, vom heiligen Franz von Sales; — ſieh'!"

Sie reichte ihm das Buch. Uriel nahm es und ſagte, indem er in das Buch blickte:

„Ich möchte Dich um etwas bitten, Regina.“

„Was wünſcheſt Du, lieber Uriel?“ fragte ſie ſanft.

Er ſchloß das Buch, legte es auf den Tiſch und ſagte, indem er zum erſten Mal Regina in's Auge ſchaute:

„Dein Herz und Deine Hand.“

Sie erröthete, legte die Hand über ihre Augen und entgegnete mit gepreßter Stimme: „Nach Allem, was ich dem Vater geſagt habe, hoffte ich, daß er Dir und mir dieſen Augenblick erſparen und Dir meinen Entſchluß mittheilen würde.“

„Er hat es gethan, Regina.“

Sie ließ die Hand ſinken und ſagte mit ihrer gewohnten freundlichen Ruhe: „Warum fragſt Du mich denn?“

„Weil ich Dich liebe, Regina!“ erwiderte er aus voller Seele.

Sie ſchwieg; denn ſie fühlte, daß das für Uriel ein gültiger Grund ſei.

„Und weil ich hoffe,“ wollte er fortfahren.

„Nein!“ unterbrach ihn Regina, „hoffe nicht! Sprichſt Du von Liebe, Uriel, ſo kann ich nur Gott bitten, daß er ſie Dir aus dem Herzen nehme. Sprichſt Du aber von Hoffnung — die kann ich Dir ſelbſt nehmen!“

„So laß mich von Liebe ſprechen,“ entgegnete er; „vielleicht lernſt Du ſie verſtehen.“

„Ich verſtehe ſie wohl — und gerade deßhalb weiß ich, daß ſie nicht für mich iſt.“

„Weshalb willſt Du Dich ſeitab von uns Allen ſtellen und Dich zu jenen Ausnahmen halten, die mehr zu bewundern, als nachzuahmen ſind? Denke an unſere Mütter! Gab es frömmere, liebevollere, edlere Seelen? hätten ſie im Kloſter vollkommener ſein können, Regina?“

„Nein, ſie nicht! denn Gott rief ſie nicht dahin!“

„Oder glaubſt Du, daß eine Frau, wie Deine Mutter — mit einem ſo großen Herzen, daß ſie einer Schaar verwaiſter Kinder Mutter wurde — und mit einem ſo demüthigen Herzen, daß ihr Leben ein beſtändiges Opfer war — nicht ſehr wohlgefällig vor Gott geweſen ſei?“

„Möchte ich dereinſt ſo wie ſie vor Gott beſtehen!“ ſagte Regina, und zwei große Thränen fielen von ihren Wimpern.

„Nun, was fürchteſt Du denn, Regina? Fürchteſt Du, ich könnte Deine religiöſen Ueberzeugungen nicht theilen? aber Du weißt ja das Gegentheil! Oder ich könnte Dich in Lebensverhältniſſe einführen wollen, die Dir nicht zuſagen? aber ich kann ſie ja ſo geſtalten, wie ſie Deiner Neigung entſprechen, und das würde zugleich immer die meine ſein.“

„Ich fürchte das Alles gar nicht, Uriel, aber .... ich liebe Dich nicht und werde Dich niemals lieben.“

„Und ich liebe Dich ſo, daß ich Deinen Worten keinen Glauben ſchenke.“

„Ein ſeltſamer Beweis von Liebe!“ rief ſie lächelnd.

„Denn ich traue mir zu, in die Schranken zu treten und Dich Gott abzuringen, ohne das Heil Deiner Seele zu gefährden. Im Kloſter kannſt Du Dich allein heiligen; in der Ehe auch mich, und zwei Seelen ſind mehr werth als eine. Das bring' in Anſchlag bei Deinen egoiſtiſchen Projecten, die Du gewiß in aufrichtiger Frömmigkeit, aber im Mangel eines gründlichen Verſtändniſſes gemacht haſt. Du biſt nicht vereinzelt auf der Welt und haſt folglich auch kein Recht, Dich und Dein Glück in der Vereinzelung zu erfaſſen. Das thut nur die Blüte des Egoismus: blinde Leidenſchaft.“

Regina hörte ihn ruhig an: „Es geht mir wie dem großen Freund Gottes, dem armen Job,“ ſagte ſie endlich; „ich kann Dir auf Tauſend nicht Eins antworten. Alles, was Du ſagſt, iſt richtig; aber innerhalb gewiſſer Schranken irdiſcher Glücksbedürftigkeit, irdiſcher Lebensauffaſſung und der Annahme, daß man Gott nicht ausſchließlich lieben könne, ja, kaum dürfe und daß das Geſchöpf ein höheres Recht an uns habe, als der Schöpfer. Dieſe Annahme iſt aber nicht in göttlicher Wahrheit begründet, was uns das Evangelium durch den heiligen Apoſtel Paulus lehrt, der ausdrücklich den jungfräulichen Stand über den ehelichen ſtellt, und zwar deshalb, weil dieſer ſeine Richtung auf das Wohlgefallen des Geſchöpfes, jener auf das des Schöpfers nehme. Wer das Verlangen nach irdiſchem Glück ſpürt, wähle den Stand, der es ihm durch das Geſchöpf und durch menſchliche Verhältniſſe darbietet; das thun viele Millionen, und wir wollen ihnen von Herzen wünſchen und hoffen, daß ſie ſich heiligen. Dieſe in's Ordensleben zu verſetzen, wäre grauſam und unſinnig. Wer aber ſagt und mit dem Herzen ſagt: Solo Dios basta, und die jungfräuliche Gottesmutter und den heiligen Apoſtel Paulus, und Tauſende von Heiligen und von frommen Ordensleuten, und den ganzen Prieſterſtand der heiligen Kirche für ſich hat und leben will wie ſie: der faßt es nicht, lieber Uriel, wie man ihm ein ſolches Leben als Egoismus vorwerfen könne, weil, ſo lange die Welt ſteht, der egoiſtiſche Menſch ſein Glück nicht in Gott geſucht hat, ſondern in allem Anderen, was Gott nicht iſt."

„Das geb' ich zu, Regina, aber das opferwillige Herz findet in allen Verhältniſſen Veranlaſſung zu Entſagung."

„Ja," ſagte ſie, „es wird ſich mannichfachen Entſagungen unterziehen; aber es macht nicht, wie das Ordensleben, ſeinen Stand und ſeine Pflicht aus der vollkommenen Weltentſagung."

„Es iſt ſchwerer zu entſagen inmitten großer Verſuchungen, als hinter Kloſtermauern."

„Das zu entſcheiden iſt nicht meine, ſondern Gottes Sache, beſter Uriel. Ich denke ja nicht daran, eine

Heldin zu werden, nur eine demüthige Braut Chriſti. Das hab' ich dem Vater geſagt und das wiederhole ich Dir."

„Du beraubſt den Vater ſeiner liebſten Hoffnung und zerreißt ein Band, welches zwei Familien in zärtlicher Uebereinſtimmung geknüpft haben."

„Ich weiß es, Uriel!" rief ſie ſchmerzlich, „und gäbe es nichts Höheres als den Wunſch der Eltern, o glaube mir, ich gehorchte. Nun aber geht es mir, wie dem heil. Pionius bei ſeinem Martertode, als er ſagte: Ich fühle wohl die Wunden und den Schmerz, aber mein Gott ruft mich zu ſich."

„Du biſt eine himmliſche Schwärmerin," ſagte er, in ihren Anblick verloren; „aber die Erde hat auch Rechte an Dich."

„Ich entziehe mich ihnen nicht, Uriel; denn ich leide und werde noch viel mehr leiden. Das iſt mein Antheil an den Rechten der Erde."

„Leid ohne Liebe, das iſt fürchterlich!" rief er in heftiger Bewegung."

„O Du Thor!" ſagte ſie lieblich und mit einem ſeligen Lächeln, „kannſt Du wähnen, daß der göttliche Vielgeliebte keine Liebe zu ſeiner Braut hat?"

Uriel ſchüttelte leiſe den Kopf und erwiederte:

„Regina, Du machſt mir den Eindruck einer Nachtwandlerin, die mit leichtem und ſicherem Schritt am Rande ines Abgrundes geht, wohin kein menſchlicher Fuß ſich wagt. Sie geht ſicher, ſo lange ſie nicht ſieht; ſchlägt ſie aber ihre Augen auf und wird den Abgrund gewahr, ſo ergreift ſie Schwindel und ſie ſtürzt hinab. Deshalb iſt es wohl recht wunderbar, ſie wandeln zu ſehen; aber man erſchauert vor Angſt.“

„Lieber Uriel, die Mondſucht iſt eine körperliche Krankheit, durch die ich weiß nicht was für Kräfte im Menſchen geweckt, hingegen ſeine Willensfreiheit gefeſſelt wird. Daher entſetzt ſich der Mondſüchtige über ſeine Wege und Stege, wenn er plötzlich geweckt wird, denn er hat ſie nicht mit Bewußtſein gewählt. Dein Vergleich paßt alſo nicht auf mich.“

„Doch!“ ſagte er traurig; „Du wandelſt in Nacht; die Sonne der Liebe iſt Dir nicht aufgegangen.“

„Du haſt ſo ganz nicht Unrecht mit der Nacht;“ erwiederte ſinnend Regina. „Ja, Uriel, ich wandele in Nacht, in der heiligen Sternennacht des Glaubens, und Du wirſt wohl wiſſen, daß deſſen Geſtirne lichter und treuer ſind, als die Sonnen der Welt.“

Mit einer troſtloſen Bewegung bedeckte Uriel ſein Geſicht mit beiden Händen und ſeufzte beklommen:

„Ich faſſe es nicht, daß ich Dich verlieren ſoll.“

„O nein!“ rief ſie lebhaft, „nicht verlieren, Uriel! ich bleibe mit Euch Allen in ſüßer Verbindung.“

„Mit uns Allen!“ ſagte er bitter. „Hätteſt Du doch wenigſtens geſagt: mit dir, Uriel! Sag' es, Regina, ſage wenigſtens das!“

Regina ſchwieg. Er ließ ſeine Hände vom Geſicht ſinken und ſah ſie an. Seine ſchönen Züge voll Adel und Empfindung wurden noch ſchöner und ſeelenvoller durch den Ausdruck von Trauer und Bitte in ſeinen Augen.

„Nun?“ ſagte er, „ſind drei Worte zu viel für mich?“

„Auch mit Dir, Uriel,“ ſagte Regina leiſe.

„O ſchweige!“ rief er heftig; und nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Regina, Du biſt allzu vollkommen! Laſſen wir das; aber hör' mich an. Du glaubſt mir keine Hoffnung, auch nicht die allergeringſte, geben zu können; doch ich, ich laſſe ſie mir noch nicht nehmen. Du biſt erſt ſiebenzehn Jahre alt: ich warte. Bei ſiebenzehn Jahren kann jeder Tag ſowohl eine Revolution in der inneren Welt machen, als auch eine allmälige Umgeſtaltung derſelben bewirken. Und darauf wart' ich.“

„Uriel,“ ſagte Regina beängſtigt, „wenn Du vergebens wirſt gewartet haben, ſo gib dereinſt nicht mir die Schuld für die verlorenen Jahre. Ich weiß nicht, wann ich des Vaters Einwilligung bekomme. Hab' ich ſie aber, ſo gehe ich in's Kloſter. Ach Uriel, warte nicht.“

„Laß mich warten,“ ſagte er, „das iſt ſchon eine Art von Glück.“

„Welche Qual bereiten ſich die Menſchen unter der Firma: Liebe!“ ſeufzte Regina aus tiefſter Bruſt.

„So jung und ſchon ſo weiſe!“ rief er mit einem Anflug von Spott. Sie vertheidigte ſich nicht; als ob ſie wiſſe, daß ſie in ſeinem Herzen ihren ſicherſten Vertheidiger habe. Er ſetzte auch gleich zärtlich hinzu: „Du biſt bei den Engeln in die Schule gegangen und haſt bei ihnen ſo viel Himmliſches gelernt, daß Du wohl die Dinge der Erde richtiger betrachten magſt, als wir.“

„Sage das dem Vater, lieber Uriel!“ ſagte ſie. Er wollte ſie nicht verſtehen. Er wollte da bleiben, in dem ſtillen Zimmer, wo er nichts ſah, nichts hörte, nichts dachte, nichts wußte, als ſie! gleichviel ob mit Schmerz, mit Leid, mit Freude, mit Wonne, nur ſie! das war genug. Er liebte ſie eben. Da ſtand Regina auf, legte ihre Hände bittend zuſammen und winkte ſo leiſe mit ihrem Blick nach der Thüre, daß man ihr recht tief in's Auge ſehen mußte, um ſie zu verſtehen. Uriel gehorchte der leiſen Bewegung ihrer Augenwimpern; er ging; aber er ſagte:

„Weil Du meine Königin biſt, Regina.“

Der Graf hörte Uriels Bericht gelaſſen an und ſprach tief ſeufzend: „Wir müſſen uns mit Geduld waffnen. Es iſt eine gute Vorſchule für Deinen Eintritt in den Eheſtand. Welch ein Maß der Geduld man der Frau gegenüber haben muß, davon weiß nur der Eheherr ein Lied zu ſingen! Heute Migräne, morgen Nervenweh, übermorgen ein Raptus für eine höchſt gleichgültige Sache und überübermorgen gegen eine ſehr wichtige! Bald Enthuſiasmus ohne Ziel, bald Abneigung ohne Grund! Jetzt Thränenſtröme um ein Nichts, dann Scrupel um ein Garnichts! Zur Ehre der Wahrheit muß ich ſagen, daß ich von dem Allen bis jetzt keine Spur bei Regina gefunden habe; allein der Trotz, der Eigenſinn, die bei ihr zum Vorſchein kommen, zeigen deutlich, daß es Dir an einem Hauskreuz nicht fehlen wird, was freilich kein Verliebter glaubt! Nun wollen wir aber ihrem Trotzkopf einen ſo weiten Spielraum öffnen, daß er vor Ermüdung zuſammenbrechen muß. Ich werde ihr erklären, daß ich ihre Kloſteridee auf eine zehnjährige Prüfung ſetze. Das hält ſie nicht aus! Nichts macht die geſpannten Kräfte ſo gründlich morſch, als langes Warten in's Blaue hinein. Ein Jahr, auch zwei und ſogar drei Jahre warten, auf die Erfüllung des Lebensglückes, das hat etwas Reizendes, davor ſchreckt Niemand zurück; allein zehn Jahre" .... —

„Lieber Onkel!" unterbrach ihn Uriel, „ich warte mit Freuden zehn Jahre auf Regina."

„Die Freuden werden doch wohl mit einiger Ungeduld vermiſcht ſein," entgegnete der Graf. „Uebrigens findeſt Du denn doch am Ende von zehn Jahren in Regina eine Realität; aber was würde ſie bei ihren Carmeliteſſen finden? eine Chimäre, vor der ſie ſelbſt ſich entſetzen würde. Das wird ſie auch ſchon einſehen und zu rechter Zeit Kehrt machen."

Er kündigte ihr ſeinen Entſchluß an. „Zehn Jahre ſollſt Du Dir die Welt und die Menſchen anſehen und Dich beſinnen über Glück und Pflicht,“ ſagte er.

„Und dann darf ich mit Deiner Einwilligung zu den Carmeliteſſen?“ fragte Regina geſpannt.

„Ja,“ ſagte der Graf; „wenn Du uns Allen während zehn Jahren das Leben verbittert haſt, anſtatt es, wie eine gute Tochter, zu verſchönern: dann will ich Dir erlauben, Deine Verkehrtheit in einem beliebigen Kloſter zu beweinen.“

Regina ſank vor dem Grafen auf die Knie und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und Thränen, indem ſie rief:

„O, mein lieber Vater! wie dank' ich Dir! ſo iſt es recht; ſo muß es ſein: über allerlei Dornen geht mein Weg; aber ich komme zum Ziel .... ich danke Dir.“

Was war mit einer Perſon anzufangen, die ſich für jedes rauhe Wort bedankte und in jeder Strenge eine Gnade ſah! Dieſer Charakter ging über des Grafen Maßſtab und Erfahrungen ſo weit hinaus, daß es ihm manchmal ganz unheimlich war, der Vater einer ſolchen Tochter zu ſein. Er theilte inzwiſchen der ganzen Familie die Parole aus, um einen Chor der Klage über Regina's Entſchluß zu bilden: die Baronin Iſabelle, Corona, Oreſt, Florentin, ſogar Einige der alten treuen Dienſtboten, deren Leben mit dem Leben der Familie zuſammen gewachſen war, und die mit einem rührenden Gemiſch von Stolz und Zärtlichkeit die Kinder des Hauſes „unſere Kinder“ nannten; Alle ſollten bei jeder paſſenden Veranlaſſung ein Klagelied anſtimmen über die Calamität, welche Regina über ihre ganze Familie verhänge, was natürlich ihrem Herzen ſehr wehe thun mußte. Und mit ſeltener Uebereinſtimmung gingen Alle auf die Abſicht des Grafen ein, Jeder in ſeiner Weiſe. Niemand machte ihr Vorwürfe, aber Niemand — Levin und Hyacinth ausgenommen — ſympathiſirte mit ihr. Wie mit einer Kranken, deren elenden Zuſtand man beweint und auf deren Geneſung man ſehnlichſt hofft, ging man mit ihr um. Und keinesweges auf Befehl des Grafen, ſondern aus eigenem Antrieb! Er hatte nur die allgemeine Geſinnung gleichſam organiſirt und in eine und dieſelbe Richtung gewieſen. Das vollkommene Opfer iſt eben die Sache, von welcher der göttliche Heiland geſagt hat: „Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ Damit iſt ausgeſprochen, daß Wenige es verſtehen werden, und eine Sache, die kein Verſtändniß findet, leidet Widerſpruch. Nur für Hyacinth wurde ſie die Veranlaſſung, ſeinen Entſchluß zur Reiſe zu bringen und auszuſprechen. Er wollte in den geiſtlichen Stand treten und bat den Onkel Levin, dem Grafen dieſe Mittheilung zu machen. Es geſchah.

„Mein Gott!“ ſeufzte der Graf tief niedergeſchlagen, „welch ein Geiſt übertriebener Frömmigkeit fährt denn gerade in meine armen Kinder und fanatiſirt ſie! .... Hyacinth geiſtlich! der blutjunge Menſch! Es iſt ein wahrer Jammer."

„Tröſte Dich," ſagte Levin lächelnd; „ich glaube nicht, daß Du um Hyacinth großen Jammer wirſt auszuſtehen haben!"

„Lieber Onkel, das verſtehen Sie nicht! der gute Junge thut mir unausſprechlich leid. Zu Ihrer Zeit galt der geiſtliche Stand noch etwas. Da fing man mit dem Domherrn an und wurde Churfürſt, Erzbiſchof, Biſchof, wenigſtens Weihbiſchof; aber jetzt! wie gering ſind die Ausſichten für eine Carriere! der arme Junge muß mit dem Caplan anfangen und mit dem Pfarrer enden. Schrecklich, lieber Onkel, ſchrecklich! Sagen Sie mir aufrichtig, aber nehmen Sie die Frage nur nicht übel: iſt Hyacinth einfältig?"

„Ich glaube, daß er einen klaren, feinen Verſtand hat," entgegnete Levin.

„Oder hat er nichts gelernt? mag er nicht ſtudiren?"

„Ich glaube, daß er mehr Neigung und Talent für ernſte Studien hat, als ſeine Brüder."

„Was in aller Welt bringt ihn denn zu dem desperaten Entſchluß! Sollte er vielleicht eine unglückliche Liebe haben? eine Neigung für Regina z. B., und geiſtlich werden wollen, weil ſie in's Kloſter will? Er iſt freilich ſehr jung, um eine ſo formidable Leidenſchaft zu empfinden; aber er muß doch einen Grund haben."

„Lieber Damian, ſein Grund iſt der: Chriſtus ruft ihm zwei Worte zu: „Folge mir nach!“ und: „Weide meine Lämmer!“ Oreſt will Soldat werden, Florentin Arzt; ſie wählen ihren Beruf, wie er ihren Neigungen und Fähigkeiten zuſagt. Hyacinth thut daſſelbe; nur mit dem Unterſchied, daß jene in ihrer Laufbahn ſogenanntes irdiſches Glück zu finden hoffen und daß er darauf verzichtet.“

„Das macht aber einen ungeheueren Unterſchied aus!“

„Allerdings, die Kluft iſt groß, iſt ſo groß, wie ſie eben beſteht zwiſchen Seelen, die Gott lieben und Gott nicht lieben.“

„Man kann recht ſehr Gott lieben,“ ſagte der Graf empfindlich, „ohne geiſtlich zu werden.“

„Gewiß!“ entgegnete Levin. „In dem Maß aber, wie man Gott mehr liebt, widmet man ſich ihm auch mehr; und wer ihn ausſchließlich lieben will, widmet ſich ihm ausſchließlich. Das thut Hyacinth. Er ſagt auch: Solo Dios basta. In ihm, wie in Regina, iſt das übernatürliche Leben, welches aus der Gnade fließt, ſo ſtark, daß die Beſtrebungen und Wünſche abſterben, welche auf dem natürlichen Leben und den irdiſchen Daſeinsbedingungen beruhen. Bei Oreſt und Florentin iſt es umgekehrt: das Gnadenleben tritt bei ihnen in den Hintergrund und das natürliche Leben in den Vordergrund. Sie fragen nicht, was gottgefällig ſei: ſondern leben nach Luſt und Laune, und haben, um ungeſtört mit allen Segeln der Leidenſchaften fahren zu können, Gott als unbequemen Ballaſt über Bord geworfen. Hyacinth und Regina fragen hingegen, was am allergottgefälligſten ſei und am allervollkommenſten das himmliſche Ebenbild in ihnen herſtelle; und da das die Nachfolge und Nachahmung des Gottesſohnes, die opferfreudige Wahl der Entſagung aus Liebe, die Demuth der Krippe und das Leiden von Golgatha iſt: ſo verſchmähen ſie das, was ihnen von den Freuden und Genüſſen der Welt erlaubt wäre, weil dadurch ihre Vereinigung mit Gott gewiß nicht gefördert, aber ſehr leicht gemindert, wohl gar ganz aufgehoben wird."

„Könnte der arme Junge ſich in ſeinem caplaniſchen Elend wenigſtens damit tröſten, daß er heirathete;" ſagte der unverbeſſerliche Graf.

„Dann dürfte er eben nicht Prieſter werden," erwiderte Levin. „Es iſt die Glorie der Kirche, daß ſie die unirdiſche geheimnißvolle Feier des unblutigen Opfers nur Denen anvertraut, welche freiwillig den Stand der Virginität aus Liebe zu Gott gewählt haben, und es iſt ein Zeichen ihrer göttlichen Weisheit, daß ſie dieſe freiwillige Wahl, als einen Prüfſtein, der nicht umgangen werden kann, vor die Stufen des Altars legt. Der zweifelhafte Beruf, der irdiſche Sinn, der ſchwankende Charakter ſchrecken vor ihm zurück. Das reine Herz nicht. Die reinen Herzen aber, mein lieber Damian, ſind, ſo lange die Welt ſteht, auch die ſtarken Herzen und ſtarke Herzen braucht die Kirche in ihren Prieſtern, in den Stellvertretern des ewigen guten Hirten."

„Es iſt freilich nicht ſchwer einzuſehen," ſagte der Graf, „daß das Entſagungsleben in Permanenz, wie der Prieſter es führt, ihn zu den größten Opfern fähig und tüchtig macht. Allein ich beklage unſeren armen Hyacinth, daß er ein ſolches Leben führen ſoll."

„Nun, Du würdeſt doch nie wünſchen," entgegnete Levin lächelnd, „ihn als einen mit Weib und Kinderſegen erfreuten Prieſter zu ſehen. Das Leben der Kirche iſt all' ihren Kindern, wenn dieſelben auch nicht übermäßig eifrig ſind, nicht wahr, lieber Damian? doch zu ſehr in's eigene Leben übergegangen, um ihnen nicht Mißtrauen und Widerwillen gegen die Prieſterehe einzuflößen, die nur ganz verkommenen Subjecten, gleichviel welchen Taufſcheines, und den Radicalen in der Politik, ſo wie den Rationaliſten in Glaubensſachen erwünſcht wäre; den Einen, damit der Weltſumpf, der ihr Behagen und ihr Ziel iſt, ſich um ſo mehr ausbreite, als die Tradition von Opfer, von Hingebung, von Lauterkeit, die durch den Cölibat in jedem Prieſter auf's Neue in's Leben tritt, aus der Welt verſchwände; den Anderen, damit ein Eckſtein aus dem Bau der heiligen Kirche gebrochen werde, die in ihren eheloſen Prieſtern freie Männer zu Dienern hat, welche nicht zu beugen und nicht zu knechten und nicht in armſelige Abhängigkeit von irdiſcher Macht hinein zu ängſtigen ſind. Den Männern des modernen freien Denkens ſind ſolche Männer des freien Willens verhaßt und zwar deshalb, weil dieſe mit ihrer unverwüſtlichen Selbſtſtändigkeit in dem unverwüſtlichen Fundament des Glaubens an eine geoffenbarte Religion wurzeln, ein Fundament, welches von Jenen gerade beſtritten, geleugnet, bekämpft wird, nicht gelten ſoll, nicht da ſein ſoll, und dennoch ſich nicht hinweg räſonniren und revolutioniren läßt. Der ärmſte und verlaſſenſte Prieſter in dem ärmſten und entlegenſten Dörfchen macht durch ſein ſchlichtes Daſein alle Theorien falſcher Wiſſenſchaft zu Schanden. Er lebt ein übernatürliches Leben, deſſen Quell und deſſen Ziel der Gottmenſch Chriſtus iſt, wie der Glaube ihn offenbart, und das ohne dieſen ganzen, vollen, gewaltigen Glauben nicht gelebt werden kann. Wer nun dies himmliſche Prinzip leugnen will, der wird ungemein in ſeinen Theorien geſtört, wenn er daſſelbe in voller Triebkraft wirkſam ſieht. Was bleibt ihm übrig? Von zwei Dingen Eines; entweder die Verleugnung aufgeben, das himmliſche Prinzip anerkennen und ſich unterwerfen; oder es haſſen, wie nun einmal die Finſterniß das Licht und Belial — Chriſtus haſſen muß, muß — weil das Böſe, die freiwillige Abwendung vom Guten, den Haß des Guten in ſich ſchließt. So lange noch ein frommer Prieſter auf der Welt iſt, der mit reiner Hand das ewige Opfer darbringt, fühlt ſich der Unglaube als Lüge gebrandmarkt. Daher ſeine Neigung, den Prieſterſtand zu verdächtigen, zu unterdrücken, zu verfolgen, wo möglich zu erſticken und auszurotten. Dazu iſt ihm jedes Mittel willkommen, wie eben die Umſtände es geſtatten! Bald wird er verleumdet, bald lächerlich gemacht, bald guillotinirt. Dazwiſchen ſucht man ihn durch heuchleriſches Mitleid zu gewinnen und ihm das Bild eines Familienvaters als höchſtes Ziel alles Glückes hienieden vorzuhalten, damit er von ſelbſt verſinke in die Niedrigkeit der Leidenſchaften und in die Gemeinheit des Alltaglebens.“

„Beſter Onkel, es gibt in anderen Religionsgeſellſchaften äußerſt achtbare Männer unter den Geiſtlichen und ſie leben, mit wenigen Ausnahmen, ſämmtlich im Eheſtande.“

„Lieber Damian, wir ſprechen aber nicht von anderen Religionsgeſellſchaften, ſondern von dem Prieſterſtand der heiligen katholiſchen Kirche, dem unſer Hyacinth ſich anſchließen will. Außerhalb der Kirche wird, wie Du weißt, nirgends die Feier unſerer heiligen Geheimniſſe des Altars begangen, nirgends in heiliger Meſſe das unblutige Opfer, dieſe Fortſetzung jenes blutigen auf Golgatha, in lebendiger Weſenhaftigkeit dargebracht. Wo das Opfer fehlt, kann es keinen Prieſterſtand geben, denn der Prieſter iſt eben der unmittelbare Darbringer des Opfers. Was alſo außerhalb der Kirche geſchieht oder nicht geſchieht, iſt für uns nichts weniger als maßgebend, denn ſonſt könnte man Uriel mit dem Vorſchlag der Vielweiberei beglücken wollen, welche die Secte der Mormonen lehrt, was Dir nicht ſehr wünſchenswerth im Hinblick auf Regina erſcheinen würde. Alſo was draußen geſchieht, laſſen wir auf ſich beruhen. Aber wir, wir haben das heilige Opfer und dies Opfer iſt das Lamm Gottes und der Darbringer dieſes Opfers iſt der Prieſter, der glückſelige, der begnadete Prieſter, der täglich in die unmittelbare Vereinigung mit dem Allheiligen eingeht, in ſeiner Hand den heiligen Fronleichnam hält, mit ſeinen Lippen ihn berührt, in ſeinem Herzen ihn aufnimmt. Lieber Damian, für einen ſolchen Prieſter ziemt es ſich wohl, ſollte ich meinen, daß er im Heiligthum bleibe, die Kraft und Wärme ſeines Herzens dem Dienſte ſeines göttlichen Meiſters widme und die Behaglichkeit des häuslichen Heerdes Denen überlaſſe, die ihm den Altar überlaſſen haben.“

„Gott hat auch den häuslichen Heerd durch das Sacrament der Ehe zu einer heiligen Stätte erhoben,“ wendete der Graf ein.

„Das iſt ſchon wieder eine Vertheidigung, wo kein Angriff geſchah„ erwiderte Levin lächelnd. „Du wirſt mir nicht zutrauen, daß ich die heilige Berechtigung des häuslichen Heerdes unterſchätze. Aber ich muß abermals ſagen: wir ſprechen vom Prieſter. Die Kirche zwingt Niemand geiſtlich zu werden und geht nicht voreilig bei der Aufnahme zu Werk. Sie ſagt dem Aſpiranten:

Ueberlege und beſinne dich. Sie ertheilt ihm die niederen Weihen und ſagt abermals: Prüfe dich, denn du kannſt noch umkehren, und lockt dich die Welt, ſo wende dich ihr zu. Hat er ſich aber entſchieden und iſt er in's Heiligthum eingetreten, ſo verlangt ſie, daß er in demſelben ſo diene, wie er gewußt hat, daß er dienen müſſe: frei von jenen Leidenſchaften, die das, was am Höchſten im Menſchen iſt — ſeine Liebe, zu Gunſten deſſen, was am Niedrigſten in ihm iſt, in Sklaverei bringen. Nun wirſt Du mich gewiß verſtehen, wenn ich wiederhole, was ich vorhin ſagte: für den Prieſter wäre die hausväterliche Exiſtenz ein Verſinken in Erniedrigung, denn er würde himmliſche Verpflichtungen aufgeben, um irdiſche einzugehen; ein göttliches Joch, das Chriſtus mit ihm trägt, abwerfen, um ein menſchliches anzunehmen. Er ſteht nun einmal am Altar, d. h. um ein Paar Stufen höher als die Weltlichen. Was bedeutet das? Glaubſt Du etwa, es bedeute, daß er auf ſie herabblicken und ſich um ſo viel höher ſchätzen ſoll? O nein! es bedeutet das, was er täglich in der heiligen Meſſe betet: Sursum corda! Empor die Herzen! empor du mein glückſeliges Herz und reiße alle Die, welche auf dich als ihren Hirten ſehen, mit dir aufwärts zu Gott, der dich in ſeine gnadenvolle Nähe geſtellt hat, damit du, angeglüht von der Flamme ſeines Opfers, andere Seelen anfeuerſt und dereinſt auf dem Erntefeld der Ewigkeit mit vollen Garben erſcheineſt, mit einem Geleit liebentzündeter Herzen, die durch dich für die göttliche Liebe gewonnen ſind. Und er ſollte, von der Altarſtufe herabſteigend, angeglüht von der Flamme des Opfers ſeines Gottes, ſie erſticken laſſen in der Schwüle erdentſtammter Liebe? Nein! wer dem Prieſter ſo etwas wünſchen kann, der hat es entweder ſchlimm mit ihm im Sinn, oder urtheilt, ohne die Sache zu kennen, oder ſpricht, wie Du, lieber Damian, unter dem Einfluß übergroßer, natürlicher Zärtlichkeit, und deshalb verkehrt.“

„Sie ſind nun einmal begeiſtert für Ihren Stand, weil Sie Selbſt eine Art von Ideal deſſelben ſind....“

„Da irrſt Du ſehr!“ unterbrach ihn Levin lebhaft; „ich bin ja gar nichts: nicht Pfarrer, nicht Ordensmann, nicht Miſſionär! ich bin nur ein unnützer Knecht. Aber mit Hyacinth wird es anders ſein; der wird brauchbar werden! und iſt er das, ſo findet ſich die Begeiſterung für ſeinen Stand von ſelbſt, denn man arbeitet alsdann für Gott und für das ewige Leben, ohne auf beſonders große Reſultate hienieden zu rechnen und ohne beſonders glückliche Erfolge zu erwarten, und das gibt Freiheit und Freude im Geiſte.“

„Und wenn ihm ſein Beruf mit der Zeit zu ſchwer fiele! Das Leben iſt lang, die Welt iſt bunt! Wenn Hyacinth ein ſchlechter Prieſter würde, beſter Onkel, welch ein Scandal! Ein ſchlechter Prieſter — auf den ſind die Augen der ganzen Welt gerichtet, als ob es nur den einen einzigen auf Erden gäbe! und wenn das nun ein Windecker wäre!“

„Du fürchteſt nicht, daß Oreſt von ſeiner Fahne deſertire, wenn's zur Schlacht geht; ſo hoffe doch auch für Hyacinth den nothwendigen Kampfesmuth, um ſeinem Panier zu folgen. Hat er den, ſo iſt er unüberwindlich, weil die Gnade noch nie den Beharrlichen verlaſſen hat. Nur der treuloſe Feigling verläßt die Gnade. Das iſt richtig: auf einen ſolchen ſieht die halbe Welt. Welch eine unabſichtliche Glorie für den geiſtlichen Stand! Tauſende fallen in der Welt zur Rechten, Tauſende zur Linken, ſtehen auf, fallen wieder — Niemand ſieht hin, kaum die Allernächſten; man zuckt die Achſeln, man ſpricht ein Paar Worte ſchwacher Mißbilligung, ſchwächlichen Mitleids, und man vergißt, eingedenk eigener Gebrechlichkeit. Aber für den Prieſter macht man eine Ausnahme. Er iſt dermaßen im allgemeinen Bewußtſein anerkannt als der Repräſentant der Heiligkeit, daß ein ſittlicher Makel an ihm mit endloſem ſchadenfrohen Triumph von allen Glaubensfeinden bejubelt, mit unſäglichem Schmerz von den Gläubigen beweint wird. Unſere Glaubenslehre iſt etwas ſo Göttliches, daß die Welt ſich gar nicht der Vorſtellung erwehren kann, deren Organ, der Prieſterſtand, müſſe Antheil haben an ihrer Erhabenheit; und darin hat ſie vollkommen Recht! wer ſich vorzugsweiſe mit Gott und göttlichen Dingen beſchäftigt, ohne nach innerer Heiligung zu trachten, iſt ſeines himmliſchen Berufes nicht werth. Darin aber hat die Welt vollkommen Unrecht, daß ſie wähnt, der einzelne ſchlechte Prieſter ſei ein Beweis für die Ungöttlichkeit ſeiner Glaubenslehre. Sie vergißt bei einem ſolchen Urtheil den Verrath des Judas und die Verleugnung des Petrus, d. h. ſie vergißt, daß der Menſch aus Schwäche fallen und aus Bosheit abfallen kann, weil er keine Maſchine iſt, die von äußerer Kraft in Bewegung geſetzt wird, ſondern weil er ſeinen Willen zur Beharrlichkeit im Guten brauchen muß und zur Wahl des Böſen mißbrauchen kann. Sei getroſt, lieber Damian, und bedenke Eines: das Werk, welches Hyacinth beginnen will, beginnt in ihm die göttliche Gnade, und mit ihr, der er vertraut, auf die er ſich ſtützt, wird er es zu Ende führen. Ein ſolcher Entſchluß entſpringt nicht aus Gedanken von dieſer Welt und darin liegt ſeine weltüberwindende Kraft.“

„Ja, ja!“ ſeufzte der Graf kopfſchüttelnd; „das iſt Alles ſehr gut und klingt ganz ſchön. Aber! aber! .... der arme Junge!“ —

Die übrigen Mitglieder der Familie nahmen Hyacinths Entſchluß ſehr verſchieden auf, aber nicht mit der allgemeinen Mißbilligung, die auf Regina ruhte, weil Hyacinth nicht anderweitige Pläne durchkreuzte. Unter anderen Umſtänden würde ſich Uriel herzlich gefreut und in dem Beruf ſeines Bruders eine große Gnade erkannt haben. Jetzt aber ſchien es ihm bedenklich, allzu große

Zufriedenheit zu äußern — Regina's wegen, die durch Hyacinth's Entſchluß leicht in dem ihren beſtärkt werden konnte. Oreſt äußerte ein grenzenloſes Erſtaunen, Florentin Zorn, die Baronin Iſabelle zaghafte Freude; Corona beklagte, daß Hyacinth nicht auf der Stelle ſeine Primiz feiern und ſie ſeine Kerzenträgerin ſein dürfe. Regina lobte Gott.

„Was fängſt Du denn an mit Deinen Hunden?“ fragte Oreſt ganz verblüfft; „und wo läßt Du denn Dein Gewehr? Dem Reiten und Jagen mußt Du wohl auf immer Valet ſagen und Burſchenlieder darfſt Du wohl auch nicht mehr ſingen?“

„Du biſt aber allzu kurzſichtig, Hyacinth!“ eiferte Florentin. „Siehſt Du denn nicht, daß es mit der katholiſchen Kirche zu Ende geht? Siehſt Du denn nicht, daß ſie zitternd zuſammenbröckelt vor dem klirrenden Schritt und dem Weckruf der Freiheit? Siehſt Du nicht, daß ſich Deutſchland nimmermehr den Ultramontanismus wird gefallen laſſen, und daß der römiſche Papſt, vom großen Geiſt des Jahrhunderts ergriffen, in einen Liberalismus verfällt, der, unvereinbar mit katholiſcher Finſterniß und Knechtſchaft, ihn unfehlbar in die Arme des Proteſtantismus liefert? Dieſer aber bildet die erſte Stufe zum Socialismus, in dem nicht Religionsſyſteme, ſondern die Ausführung großer Ideen ihren Cultus haben werden, deſſen Prieſter jeder Einzelne ſein wird! Siehſt Du das nicht?“

„Nein!" ſagte Hyacinth gelaſſen, „das Alles ſehe ich gar nicht; denn es ſind nur Phantasmagorien: künſtliche Fratzenbilder, welche ſich außerhalb der Finſterniß des Unglaubens nicht wahrnehmen laſſen. Ich ſehe vielmehr, daß nichts auf Erden Beſtand, nichts eine Zukunft hat, als einzig und allein die katholiſche Kirche und Alles, was aus ihrem Mutterſchoß Lebenskraft ſchöpft."

„Bei der Erhabenheit des prieſterlichen Berufes würde mich das Bewußtſein meiner Schwäche ängſtigen, ob ich ihm auch immer mit ganzer Treue anhinge," ſagte Uriel. „Stets das Ewige und Unvergängliche vor Augen zu haben, ſcheint mir übermäßig ernſt und ſchwer."

„Wenn Du heiratheſt," entgegnete Hyacinth, „mußt Du Deiner Frau ewige Treue verſprechen und bleibſt unauflöslich mit ihr verbunden: das müßte Dich dann auch in Angſt verſetzen."

„O nein!" rief Uriel; „da verbinde ich mich mit meinem zeitlichen und ewigen Glück, das der Sehnſucht des ganzen Menſchen entſpricht."

„Und ich," ſagte Hyacinth, „laſſe das unſichere zeitliche Glück ganz und gar bei Seite und wähle das unvergängliche: Gott zu dienen aus Liebe, welches der ächten Sehnſucht des erlöſten Menſchen gewiß am allertiefſten entſpricht."

„Dann bin ich nicht erlöſt," rief Oreſt, „denn ich erſchaudere vor Deiner Sorte von Glück! Nein, Hyacinth! luſtig leben gehört auch zum Leben, und eine

Exiſtenz ohne Hühner- und Parforcejagd, ohne Steeplechase und ſonſtige Pferderennen, ohne Oper und Ballet, ohne Auſtern und Champagner — aber non-mousseux! — die iſt zum Todtſchießen."

„Das iſt die Geſinnung der Welt," entgegnete Hyacinth. „Sie behauptet, es gebe kein anderes Glück als das, welches die fünf Sinne genießen und der natürliche Verſtand begreift. Das iſt aber grundfalſch, denn das Unſterbliche im Menſchen wird durch die Genüſſe der Vergänglichkeit nicht befriedigt, ſondern elend gemacht. Tauſend Mal iſt das geſagt und bewieſen worden; allein Worte ohne That bedeuten nicht viel. Deshalb muß gegen den Ausdruck jener Geſinnung der Welt, ein beſtändiger thatſächlicher Proteſt abgelegt werden, und das thun die, welche mit Gottes Gnade und um Gottes Willen ihr entſagen: Prieſter und Ordensleute."

„Hyacinth!" rief Florentin feurig und ſchlang den Arm um ſeine Schultern, „lege ab Deine Gottesideen, mache die Menſchheit zu Deiner Gottheit und ihre Berechtigung zu allgemeiner und allſeitiger Beglückung zu Deinem Cultus, ſo kannſt Du ein ausgezeichneter Mann der Zukunft werden."

„Nein, armer Florentin," entgegnete Hyacinth zärtlich, „das iſt unmöglich! Wer Chriſtus erkannt hat, dient in Seinem Namen mit tauſend Freuden und ſo weit die Kräfte reichen in aller Demuth einer Menſchheit, die der Gottesſohn geheiligt hat, indem er ſich zu

Ihresgleichen machte und für ſie lebte und ſtarb; das gehört zur practiſchen Nachfolge Jeſu. Aber aus der Menſchheit einen Moloch zu machen, der, ich weiß nicht was für unſinnige, ſacrilegiſche Opfer verlangt, das iſt unverträglich mit der ewigen Wahrheit. Chriſtus hat die Selbſtverleugnung als den Weg des Heils gelehrt, als das einzige Mittel zur Beglückung der Menſchheit für Zeit und Ewigkeit. Von einer Beglückungstheorie, welche Allen zum allſeitigen Genuß irdiſchen Wohlbehagens behülflich wäre, weiß die Lehre des Kreuzes nichts.“

„Deshalb eben nimmt ſie auch nur einen ganz untergeordneten Rang und längſt überwundenen Standpunkt in der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit ein!“ rief Florentin. „Sieh! bereits vor mehr als dreihundert Jahren entwickelte ſich in der Menſchheit jene gewaltige Bewegung, welche anzeigte, daß ſie der Lehre vom Kreuz, der Selbſtverleugnung, ſatt ſei; es war die Reformation. Alle und jede Selbſtverleugnung concentrirt ſich im Gehorſam, und da die Kirche ihn von der ganzen Welt im Namen des gekreuzigten Gottes forderte, ſo ſagte ihr die Reformation den Gehorſam auf, um anzuzeigen, daß ſie mit der Lehre vom Kreuz breche. Und das bewies ſie thatſächlich. Wer ſich zu ihr bekannte, war der Selbſtverleugnung überdrüßig und folgte dem Zug der Freiheit, für die der Menſch geſchaffen iſt. Die Fürſten ſagten dem Kaiſer den Gehorſam auf, die Bauern den Edelleuten, die Ritter ihren Lehnsherrn, die Städte ihren Biſchöfen und Aebten, die Prieſter ihren Oberhirten, die Mönche und Nonnen ihren Gelübden. Durch den erhabenen Act, dem römiſchen Papſt den Gehorſam aufzuſagen, fiel ſelbſtverſtändlich das Joch knechtiſcher Selbſtverleugnung von Millionen, die nun wieder frei aufathmen und ſich ihrer Menſchenrechte erfreuen konnten; denn vom römiſchen Papſt ging ja eben der ganze chriſtliche Lebensorganismus aus, der während anderthalb Jahrtauſenden die Menſchheit wie ein Spinngewebe umfing. Die Reformation blieb freilich nicht auf ihrer Höhe. Sie machte klägliche Verſuche, den entfeſſelten Geiſt wieder einzufangen und in die Botmäßigkeit ihrer Bibel, die politiſchen Verhältniſſe in die Abhängigkeit von den Fürſten, die ſocialen Verhältniſſe in die Feſſeln verkehrter, weil auf papiſtiſchen Anſichten beruhenden altmodiſchen Geſetze zu bringen; allein ſie erwarb ſich doch unſterblichen Ruhm und den Dank künftiger Jahrhunderte dadurch, daß ſie zeigte, wie verhaßt die Lehre vom Kreuz der Menſchheit ſei, und daß ſie jenen Proteſt gegen heilige Rechte, von dem Du vorhin ſprachſt, aufhob, indem ſie keine Prieſter, keine Ordensleute mehr duldete. Denn kein Menſch will ſeiner Natur nach gehorchen, keiner arm ſein, keiner den irdiſchen Freuden entſagen, und was der vernünftige Menſch nicht will, das ſoll er auch nicht."

„Wenn er nun aber dennoch will," entgegnete Hyacinth höchſt gelaſſen.

„So darf er nicht!“ rief Florentin.

„Das wollte ich eben hören!“ ſagte Hyacinth ruhig. „Euerer Beglückungstheorie hat man zu gehorchen: dann iſt man glücklich, und Euerer Despotie in Durchführung Euerer Ideen ſich zu fügen: dann iſt man frei. Die Sprache kennt man, mein Florentin. Deine hochgprieſenen Reformatoren in Deutſchland und England führten ſie auf dem Gebiet des Glaubens und ſagten: Glaubt an uns; das iſt der wahre Glaube. Deren Nachfolger, die Revolutionsmänner in England zuerſt und dann in Frankreich, ſagten auf dem politiſchen Gebiet: Nehmet unſere Ideen an; das iſt Freiheit. Und wehe Denen, welche es wagten, der neuen Glaubenslehre und den neuen Freiheitsanſichten nicht beizuſtimmen! ihr Ungehorſam wurde mit Verbannung, gewaltſamer Unterdrückung, Marterthum und Tod von Denjenigen geſtraft, welche den Ungehorſam gegen die Anſtalt Gottes, die heilige Kirche, hohe Tugend nannten. Das haben wir gelernt in den drei Jahrhunderten auf welche Du pochſt, und welche in unſerem Jahrhunderte, nach der Vervollſtändigung trachten, die eine Revolution in den ſocialen Verhältniſſen den kirchlichen und politiſchen Revolutionen geben würde. Wehe Denen, die Euerem Joch verfallen! Ihr macht aus Eueren Ideen ein Bett des Procruſtes, in welches Ihr die Menſchheit hinein zwängen wollt und ſie zu dieſem Zweck verrenkt und verſtümmelt, und dann nennt Ihr dieſe kläglichen und unvollſtändigen Gebilde Ideale von Schönheit und Würde, weil ſie in Euere Schablonen paſſen. Aber eben deshalb fehlt ihnen in Wirklichkeit Beides, denn Ihr gönnt ihnen keine Selbſtſtändigkeit, um zu lieben, und keine Freiheit, um zu gehorchen, da doch die ganze Schönheit der Menſchenſeele in ihrer Liebe, und ihre ganze Würde im Gehorſam liegt."

„Was die Liebe betrifft," entgegnete Florentin, „ſo geben die Prinzipien des Socialismus ihr einen ganz ungeheueren Spielraum."

„Keineswegs! ſie verflachen und verflüchtigen die Liebe in die Weite und Breite und berauben ſie ihres ewigen Quelles und ewigen Gegenſtandes — Gottes. Ohne Calvarienberg gibt's keine wahre Liebe."

„Und was den Gehorſam betrifft, ſo iſt der nach den Prinzipien des Socialismus für das Individuum durchaus überflüſſig, indem der Staat, d. h. die geſammte Vergeſellſchaftung, alle Verhältniſſe ſo harmoniſch ordnet, daß jeder Einzelne in ſeiner Berechtigung geſchützt iſt, Niemand beeinträchtigen kann und von Niemand beeinträchtigt wird."

„Das muß eine Art von idealiſchem Zuchthaus werden, und die geſammte Vergeſellſchaftung muß darin an Ketten liegen, Jeder auf ſeinem Fleck, denn ſonſt ſehe ich nicht ein, wie dieſe ſämmtlichen Gleichberechtigten mit einander Friede halten werden," ſagte Oreſt.

„Das iſt ganz in der Ordnung," ſagte Hyacinth;

„Ja, es muß ein Zuchthaus werden, aber ein höchſt reelles. Wer die Selbſtverleugnung verachtet, den Gehorſam verwirft, in der Losgebundenheit von göttlichen Geſetzen einen Fortſchritt ſehen will, der muß durch äußeren Zwang in Zucht und Ordnung gehalten werden und der Tyrannei eines Despoten verfallen, wie der ſocialiſtiſche Staat eben iſt.“

„Ihr vergeßt, daß eine nach ſocialiſtiſchen Prinzipien gebildete und in deren Schulen unterrichtete Menſchheit allmälig eine ganz andere, edlere ſein wird, als die von heutzutage in ihrer Verdummung und ihrer Unwiſſenheit,“ entgegnete Florentin.

„Wiſſen und wollen ſind aber zwei ſehr verſchiedene Fähigkeiten,“ rief Hyacinth. „Entwickelſt Du in Deiner Menſchheit zuerſt und zuletzt das Wiſſen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Du ſie eher zu Teufeln als zu Engeln bildeſt; denn das Wiſſen nährt den Hochmuth und der iſt die Schooßſünde des Menſchen. Unſer Stammvater im Paradieſe wußte ſehr gut, was verboten und was geboten war; allein da die Schlange ſagte durch ein noch höheres Wiſſen würde er wie Gott ſein: ſo ließ er ſeinen Willen für's Gute durch dieſe Vorſpiegelung lähmen — und fiel. Und ſo und noch viel ſchlimmer wird es der Menſchheit gehen, wenn man ſie in den Wahn einlullt, mit dem Wiſſen des Guten ſei deſſen Ausübung gleichſam von ſelbſt verbunden. Ein kleines Kind kann dieſe Behauptung Lügen ſtrafen: es weiß recht gut, daß es nicht naſchen darf, und dennoch naſcht es, als ein kleiner Sklav der böſen Begierlichkeit, die dem Menſchen ſeit der Erbſünde innewohnt und die nur durch den Willen zum Guten, d. h. durch Gehorſam aus Liebe zu Gott, überwunden werden kann. Aber Ihr leugnet einen außerweltlichen Gott und einen menſchgewordenen Gottesſohn und Erlöſer, der Euch die Gnade erworben hat, Eueren Willen im Guten zu feſtigen und von der Knechtſchaft der böſen Begierlichkeit zu befreien. Jedoch wünſcht Ihr für ſehr vortreffliche und edle Menſchen zu gelten, und da Ihr keinen Erlöſer habt, der von Sünde befreit, ſo leugnet Ihr friſchweg die Sündhaftigkeit des Menſchen und lehrt: nur aus Unwiſſenheit würden Fehltritte begangen; Aufklärung! Aufklärung! dann ſei die Tugend ſchon vorhanden."

„Deine Barbarei überſteigt alle Begriffe!" rief Florentin mit höchſter Entrüſtung. „Tauſendfache Erfahrung hat bewieſen, daß die ſchwerſten Verbrechen von Menſchen begangen wurden, die in craſſer Unwiſſenheit und ohne Erziehung aufwuchſen."

„Das iſt etwas ganz Anderes," erwiderte Hyacinth. „Wir hatten bei Deinen Bildungsplanen die ganze Menſchheit, nicht einzelne Verbrecher im Auge, deren Miſſethaten allerdings oft aus trauriger Unwiſſenheit hervorgehen, indem ſie nichts wiſſen von den göttlichen Lehren des Chriſtenthums und daher keiner Entwickelung ſittlicher Kraft gegen ihre böſen Begierden fähig ſind.

Das Leben im Glauben aber und nicht das Wiſſen vom Glauben, gibt jene Kraft und ſie äußert ſich durch Gehorſam gegen die Glaubenslehre. Bildeſt Du Deine Menſchheit außerhalb jenes Lebens, ſo wird ſie mit all' ihrem Wiſſen vom Glauben und von ſonſtigen hohen und tiefen Dingen an ſittlicher Kraft, d. h. an Widerſtandskraft gegen die böſe Begier, ſo arm ſein, daß ſie ſich blind von ihren Leidenſchaften beherrſchen läßt und durch dieſelben in Eueren Zuchthausſtaat hineintaumelt, für den ſie reif iſt, weil ſie verſchmäht, folgſam in der Freiheit des Chriſtenthums zu leben."

„Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele am ſchönſten frei," ſagte auf einmal mit ihrer ſanften Stimme Regina, die in der Tiefe einer Fenſterniſche mit ihrem Stickrahmen wie in einer kleinen Zelle ſaß.

„Was ſagſt Du da, Regina?" rief Uriel, ſprang auf und ſetzte ſich ihr gegenüber; „es klingt Alles, was Du ſagſt, wie Muſik, aber dies ganz beſonders."

„Es wird wohl die Anſicht irgend eines Heiligen oder eines mittelalterlichen Scribenten ſein," bemerkte Florentin wegwerfend.

„Rathet!" rief Regina lachend.

„Klingt es nicht ſo gewiß Schilleriſch?" fragte Oreſt.

„Nein, nein, nein!" rief Florentin, „das iſt von Unſereinem nicht zu errathen! in die Poeſien der Heiligen vertiefen wir uns nicht."

„Auch nicht in die des heiligen Göthe?“ fragte Regina ſchalkhaft.

„Göthe?“ rieſen Alle aus einem Munde.

„Ja, Göthe, meine Herren! Göthe in der Iphigenia. Act V. Scene 3. Schlagt nach, wenn's Euch beliebt. Ja, Göthe, der ſein Ideal einer reinen Seele in der Iphigenia aufſtellt, die doch gewiß nicht vom Chriſtenthum befleckt iſt, nicht wahr, Florentin? Göthe läßt ſie jene Worte ausſprechen: „Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele am ſchönſten frei.“ Das gefiel mir ſo gut, weil es ſo wahr iſt, daß ich es behalten habe.“

Uriel, der ein leidenſchaftlicher Bewunderer Göthe's war, fragte doch etwas erſtaunt:

„Regina, lieſt Du Göthe?“

„Onkel Levin hat mir Iphigenia und Taſſo gegeben, um mir eine Idee beizubringen von der vollendeten Schönheit, deren unſere Sprache fähig iſt.“

„Die beiden Tragödien find' ich herzlich langweilig,“ ſagte Oreſt. „Aber der Fauſt, erſter Theil, der gefällt mir.“

„Und mir Egmont und Götz von Berlichingen!“ rief Florentin; „das ſind meine Leute: Kämpfer für die Freiheit!“

„Nämlich für die Unabhängigkeit von Kaiſer und Reich und von der geſetzmäßigen Regierung,“ ſagte Uriel.

„Gib doch den beſtändigen Streit mit Florentin auf,“ ſagte Regina leiſe zu Uriel. „Er ſetzt ſich dadurch mehr und mehr im Widerſpruch feſt.“

„Er wirft immer zuerſt den Fehdehandſchuh hin,“ erwiderte Uriel, „und noch dazu mit Behauptungen, die entweder ganz falſch oder verdrehte Wahrheiten ſind. Er iſt überfüllt von jener furchtbaren Intoleranz, die dem Geiſt der Lüge eigen iſt, weil er weiß, daß er nur durch gewaltthätige Unterdrückung der Wahrheit zur Herrſchaft kommen kann. Das darf man ſich nicht gefallen laſſen.“

„Ach, Uriel! wie viel Intoleranz muß ſich die Kirche gefallen laſſen! und ſie ſchweigt dazu, nach dem Beiſpiel des göttlichen Heilandes, der auch duldete durch den Lügengeiſt und dennoch ſchwieg. Was wird nur aus dem armen Florentin werden!“

„Ein Opfer des freien Denkens, womit er prahlt.“

◆

Das Paradies und die Peri.

Das Spätjahr löſte den Familienkreis nach und nach auf. Hyacinth ging zuerſt fort — in's Seminar. Er mußte dem Grafen verſprechen, daß keine falſche Scham ihn verhindern ſolle, den geiſtlichen Stand aufzugeben, wenn er denſelben nicht als ſeinen wahren Beruf erkenne. Levin ſagte in ſeiner ſchlichten Weiſe:

„Wandele vor Gott, bete fleißig, ſei wachſam, kreuzige Dich und dann vertraue der Gnade. Denke an den 77. Pſalm: „Das Erſehnte gab ihnen der Herr. Er täuſchte nicht ihr Verlangen.“

„Hyacinth,“ ſagte Uriel wehmüthig, „Du magſt wohl den beſten Theil erwählt haben! aber folgen könnt' ich Dir nicht. Es iſt gewiß eine beſondere Gnade Gottes, daß nun ſchon ſo lange ein frommer Prieſter in unſerer Familie iſt, und daß, wenn dereinſt Onkel Levin von uns ſcheidet, das heilige Opfer aus ſeiner Hand in die Deine übergeht.“

Oreſt und Florentin ſprachen anders zu Hyacinth; allein die Farben womit ſie ihm die Welt ausmalten, thaten ſeinem reinen Auge weh, und die Gründe, durch die ſie ihn in der Welt zurückzuhalten ſuchten, waren eben die, weshalb er ſie meiden wollte, und was ſie ihm von Glück und Freude und Genüſſen erzählten, beſtärkte ihn nur in ſeiner Ueberzeugung, daß darin für ihn nicht der leiſeſte Hauch von Befriedigung zu finden ſei.

„O laßt mich gehen," ſagte er ſchmerzlich, „quält mich nicht. Ich weiß, daß ich den Weg zum ewigen Leben einſchlage; aber ob Ihr nicht auf den Pfaden des Todes wandelt; ach, das weiß ich nicht."

Er war wie der Heiland in der Wüſte, dem die Engel dienten, nachdem der Verſucher geflohen war. Regina ſagte zu ihm:

„Hyacinth, Du wirſt nun ein Nachfolger unſeres gekreuzigten Gottes werden, und ich werde es in anderer Weiſe auch werden. Wir ſind glücklich, wir wiſſen, Wen wir lieben. Aber ſtehe mir bei mit Deinem Gebet; denn Du bringſt Dich nach Außen in Sicherheit, während ich gleichſam in eine Arena zum Kampf mit wilden Thieren hinabgeſtoßen werde. Mir graut vor einer Welt, an welcher Oreſt und Florentin hängen."

„Der heilige Johannes Chryſoſtomus ſagt," antwortete Hyacinth, „eine Jungfrau, die ſich Gott verlobt habe, müſſe durch die Welt wie durch eine Wüſte gehen, und während ihr Fuß auf Erden weile, mit ihrem Herzen im Himmel ſein. Sieh', damals gab es viele gottgeweihte Jungfrauen, welche durch dieſe und jene Verhältniſſe veranlaßt wurden, in ihren Familien zu bleiben. Auch ſpäter haſt Du ähnliche Beiſpiele, und zwei der glänzendſten an den beiden Dominicanerinnen dritten Ordens, die heil. Catharina von Siena und die heil. Roſa von Lima, welche nie im Kloſter lebten und doch die Welt mit dem Glanz ihrer Heiligkeit beſtrahlten. Halte Dich zu ihnen. Dazu haben wir ja die lieben Heiligen.“

Er zog von dannen, wie ein Seliger, der den Ballaſt der Erde ſchon abgeworfen und ſeinen Schwung zum Himmel genommen hat. Mit einer Art von Neid ſah Florentin auf ihn; nicht daß er ſich geſehnt hätte, wie Hyacinth zu ſehen, zu denken, zu glauben, zu ſein; aber er mißgönnte ihm dieſe klare Stille, dieſen Frühlingsmorgen in der Seele, den der Glaube mit ſeinem Gefolge von Frieden und Liebe in ihr hervorruft. Nachdem Florentin, wie ſo manche junge Leute, an der Klippe ſchlechter Bücher und ſchlechter Geſellſchaft einen traurigen Schiffbruch der Sittlichkeit gelitten hatte, ließ er ſich leicht blenden durch philoſophiſche Syſteme und wiſſenſchaftliche Studien, welche eine höhere Erkenntniß ewiger Grundwahrheiten zu geben verſprachen, indem ſie die göttliche Offenbarung als eine abgenutzte Antiquität beſeitigten, die für den im Fortſchritt begriffenen Menſchengeiſt ohne Geltung ſei: und warf ſich mit dem Heißhunger und dem einſeitigen Eifer einer zügelloſen Jugend auf alle antireligiöſen Schriften, an denen die Zeit ſo überreich war, daß ſie auf jedem Gebiet des Denkens, in jedem Fach des Wiſſens wucherten. Sie entſprachen den böſen Inſtincten, die ſich in ihm, wie in jeder Menſchenbruſt regten, indem ſie, die Abhängigkeit des Geſchöpfes vom Schöpfer nicht anerkennend, dem Hochmuth und der Ichſucht ſchmeichelten, der Genußgier keine Schranken ſetzten, das Selbſtbewußtſein und Selbſtvertrauen maßlos ſteigerten, und dem Menſchengeiſt die volle Omnipotenz zuſprachen, welche ſie dem Schöpfer und Regierer des Alls abſprachen, ſo daß jedes Individuum ſich ſelbſt, als ſeinen Gott, anbeten durfte. Weil dies Zugeſtändniß aber für Manche, in denen auch edle Inſtincte ſich regten, abſtoßend geweſen wäre, ſo wurde die Vergötterung des Ich's verſchleiert durch die Vergötterung der Ideen. Die Freiheit, der Fortſchritt, die Gleichberechtigung aller Menſchen, wozu natürlich auch die Emancipation der Frauen gehörte, waren die Stichworte, bei denen man in Begeiſterung verfiel, waren die Ideen, welche das Individuum, oder die Cotterie, oder die Partei, nicht im Zuſammenhang mit der ewigen Wahrheit, ſondern ſubjectiv erfaßt und gedeutet, vergötterte. Dieſe Ideen ſollten in der Seele und in dem Leben und Streben des Menſchen denjenigen Platz einnehmen, den bei dem Gläubigen Gott einnimmt; man ſollte ſich ſelbſt und Andere nach ihnen bilden und für ſie hinopfern. So ſpann man ſich in die Selbſttäuſchung ein, außerordentlich unegoiſtiſch zu ſein, während man in der That das liebe Ich im Maskenkleid der ſubjectiven Idee anbetete, wohlweislich die Vorſicht gebrauchend, die ſubjective Auffaſſung immer als die einzig richtige und allgemein anerkannte darzuſtellen. Daß in Folge einer ſolchen Verfälſchung der inneren Entwickelung des Geiſtes, ſeines Strebens und ſeines Zieles, Unwahrheit, Verwirrung und Unruhe in ihm herrſchen, kann nicht befremden. Gott hat den Menſchengeiſt geſchaffen für die Offenbarung und hat die Offenbarung gegeben für den Menſchengeiſt. Es beſteht zwiſchen beiden eine übernatürliche, geheimnißvolle und doch ganz wahrhafte Verbindung, wie ſie in der Natur zwiſchen dem Sonnenſtrahl und der Blume beſteht, die, vom Licht entfernt, farblos bleibt. Außerhalb ſeines Sonnenſtrahls, der aus der Offenbarung auf ihn fällt und den Glauben in ihm weckt, bleibt der Menſchengeiſt verkrüppelt. Er fühlt es, aber er will es nicht eingeſtehen; er ſucht vielmehr nach anderen Sonnen, nach anderem Licht, und irrt dabei immer weiter und weiter von dem Quell alles Lichtes ab und verſinkt immer tiefer und tiefer in jammervolle Finſterniß und in unſtillbaren Unfrieden. Ein Zeichen dieſes inneren Unfriedens iſt es, daß der Glaubensloſe den Gläubigen nicht neben ſich, nicht einmal auf der Welt dulden will. Er hat das gemein mit dem Laſter, welches auch gern die Tugend vertilgen möchte, die ihm ein Dorn im Auge iſt. Daher der Grimm des Unglaubens gegen das poſitive Chriſtenthum, das ſich am Beſtimmteſten in der katholiſchen Kirche ausdrückt; daher ſein Haß gegen ihre Inſtitutionen; daher die Verachtung, mit welcher er ſie in ruhigen Zeiten zu ignoriren — daher die Wuth, womit er ſie in gährenden und aufgeregten zu vernichten ſucht. Das Alles wogte durch Florentins Seele. Er hatte mit dem Glauben auch die Liebe verloren. Er wußte nichts von Dankbarkeit gegen den Grafen, der ihn, den armen, gequälten, vernachläſſigten Fiſcherbuben, zum Kind ſeines Hauſes gemacht hatte; nichts von Anhänglichkeit an die jungen Leute, mit denen er als ein Bruder aufgewachſen war. Wie ein erſtarrender Nachtfroſt hatte ſich der Unglaube über alle Blütenknospen ſeines Gemüthslebens gelegt. Der Glaube verbindet tauſend Herzen in der Liebe zu Gott; der Unglaube trennt ſich von Gott und vereinzelt ſomit Tauſende, die wie vermauert in ihrem Ich ſtecken bleiben. Ich bin ja doch kein Windecker, ſagte Florentin bisweilen zu ſich ſelbſt; gehöre ja doch nicht ihrer Kaſte an; bin nicht gleichberechtigt, weder in ihren Augen, noch in denen der Welt; habe nicht ihre Traditionen: deshalb muß ich meinen eigenen Weg gehen. Im Herzen beneidete er ſie Alle: Uriel um die Hoffnung auf Regina's Hand; Oreſt um die Ausſicht auf Stamberg; Hyacinth um ſeinen ſtillen Frieden. Oftmals dachte er heimlich dieſe drei Dinge müßten eigentlich ihm gehören, und wenn er nur Regina und Stamberg beſäße, würde ſich der Friede wohl von ſelbſt finden. So unerſättlich iſt der Egoismus! und ſo wenig berückſichtigte Florentin, daß Hyacinth's Frieden auf Entſagung beruhe und nicht auf Beſitz. Von all' den Hoffnungen, welche die gute Gräfin Cunigunde an Florentin geknüpft hatte, war noch keine in Erfüllung gegangen.

Der Graf glaubte nicht, daß es Florentin ernſt ſei mit ſeinen ſocialiſtiſchen Tendenzen. Ueberhaupt hielten ja damals ſehr Viele dieſe Richtung für eine ſolche, welche rein theoretiſcher Art ſei und nur den Anſpruch mache, geſchrieben, allenfalls geleſen, höchſtens beſprochen, doch nimmermehr gelebt zu werden; er hielt ſie eben für unmöglich, was ſie freilich hinſichtlich der Durchführung, doch gewiß nicht hinſichtlich eines Verſuches ſein mag. So hielten im vorigen Jahrhundert auch ſehr Viele, welche ſich ungemein an den Vorſpielen der Revolution in Schriften und Reden erfreuten und beluſtigten, deren Richtung auf die Guillotine für unmöglich. Der Graf glaubte, Florentins irreligiöſe und ſonſtige etwas blasphematoriſche Anſichten wären nur eine Art von Reaction gegen die gar zu fromme Erziehung, die Cunigunde ihm, wie allen Kindern gegeben habe, und jene mache ſich Luft, indem ſie in den Gegenſatz umſchlage. Er ſagte ihm zum Abſchied, als Florentin zur Vollendung ſeiner Studien nach Würzburg ging:

„Klammere Dich nur nicht allzu feſt an Deinen Communismus und Republikanismus. Mit den Studentenjahren müſſen alle Ueberſchwänglichkeiten aufhören; denn da hört die Nachſicht auf, die man mit der erfahrungsloſen, hitzköpfigen Jugend hat. Ich verlange wahrhaftig keine Bigotterie von Dir; allein Du mußt Dich hüten, in ein entgegengeſetztes und wahrhaft indecentes Extrem zu verfallen."

Florentin verſicherte dagegen, er ſei äußerſt gemäßigt, wie ſich das ja von ſelbſt verſtehe für eine Richtung, die kein anderes Ziel noch Streben habe, als wahre Humanität. Der Graf erwiederte:

„Schon recht! Aber die Mittel, durch welche Du Deine wahre Humanität zu verbreiten ſuchſt, ſcheinen mir nicht eben gemäßigt, ſondern etwas inhuman zu ſein. Revolutionäre Querköpfe machen nirgends Glück, als in Revolutionen, und die können wir nicht brauchen."

Regina gab an Florentin ein ganz kleines Büchlein in violettem Ledereinband und ſagte:

„Lieber Florentin, wenn Sie einmal mit all' Ihren Weltverbeſſerungsprojecten gründlichen Schiffbruch gemacht haben: dann wird dies kleine Buch Ihnen zeigen, wohin und wie Sie ſich retten können."

„Sie nehmen alſo meinen Schiffbruch für eine ausgemachte Sache an?" fragte er beleidigt.

„Ich hoffe darauf," entgegnete ſie liebreich. „Ich hoffe, daß das lecke Schiff ohne Steuerruder und ohne Compaß, mit dem Sie ſich in's Lebensmeer hinauswagen wollen, ſich recht bald in ſeiner Untauglichkeit ausweiſen möge. Dann werden Sie ſich flüchten in die rettende Arche, und Beſſeres kann ich Ihnen nicht wünſchen.“

„Ah, die Nachfolge Chriſti!“ ſagte Florentin, das Büchlein aufſchlagend; „ich nehme es zum Andenken an Ihren Fanatismus, Regina.“

„Nehmen Sie es nur, Florentin,“ entgegnete ſie mild; „es war das Lieblingsbuch der lieben Mutter.“

Da führte er es haſtig an ſeine Lippen und drückte einen Kuß darauf. Dann reiſte er ab. So lange er auf Windeck geweſen war, hatte er nicht ein einziges Mal ſeine Stiefmutter und Stiefgeſchwiſter beſucht. Er vergaß nie die ſchlechte Behandlung, die er in ſeiner Kindheit von ihr erfahren hatte; und vergaß gänzlich, daß gerade dies ein Hauptgrund war, der ihn zum Pflegeſohn der Gräfin Cunigunde machte.

Dreſt wollte nun auch fort. „Aber,“ ſagte er, „Soldat im Kriege, oder Soldat in der Garniſon zu ſein, iſt ein famoſer Unterſchied. Der Krieg verſüßt Alles, auch die Subordination, die ſtrenge Disciplin, das ſtramme Commandiren und Exerciren, was in unſeren philiſtröſen Zeiten äußerſt läſtig ſein mag. Schade, daß der Sonderbundkrieg zu Ende iſt. Ich hätte ihn als Volontär mitmachen und zum General Salis gehen ſollen! Es war hier aber ein recht luſtiges Leben, und darüber hab' ich's verſäumt.“

„Läßt Du dich denn von gar nichts Anderem beſtimmen, als von einem luſtigen Leben!“ rief Uriel ungeduldig.

„Weßhalb ſollte ich das?“ fragte Oreſt ſo unbefangen, als habe er nie von einer anderen Richtſchnur gehört.

„Ich bitte doch recht ſehr,“ ſagte der Graf, „daß Du einen beſtimmten Beruf wählſt und ergreifſt, damit Du nicht mit Deinem Hange zum luſtigen Leben ein charmanter Vagabunde wirſt.“

„Ich — ein Vagabunde! Aber Papachen, woran denkſt Du! ich bin ja der unermüdlich thätigſte Menſch unter der Sonne!“ rief Oreſt. „Sieh’, jetzt denk’ ich nach Weſtphalen und nach Mecklenburg zu Parforcejagden zu gehen, zu denen ich ſchon im vorigen Jahre eingeladen war. Nein! ein tüchtiger Reiter und Jäger gehört zu den reſpectabelſten Menſchen auf Erden, iſt muthig, ausdauernd, rührig, abgehärtet. Sind das nicht herrliche männliche Tugenden? Beſitzt ſie ein Vagabunde? In England würde ich vielleicht einen Sitz im Parlament erreiten und erjagen. Ich — ein Parlaments-Mitglied! Ich — ein Lord vom Wollſack! Was verlangſt Du mehr? Iſt es meine Schuld, daß Deutſchland nicht ſo vernünftig wie Old-England iſt? Wäreſt Du Meinesgleichen, ſo müßten wir uns ſchießen, Papachen, über dem Taſchentuch ſchießen; jetzt bleibt mir nichts übrig, als Dir zu verzeihen.“

„Du biſt ganz wie Dein Vater!“ ſagte der Graf lachend; „der machte auch immer Spaß, und wollte man darüber ärgerlich werden, ſo ſpaßte er ſo lange, bis man über ihn und mit ihm lachen mußte. Alſo amüſire Dich auf Deinen Fuchsjagden, Du hochherziger Nimrod, und brich Dir nicht den Hals dabei.“

So war denn nur Uriel noch auf Windeck, und der Graf wollte, daß er bliebe, bis die ganze Familie nach Frankfurt ginge. Regina ſollte ſich durchaus an den Gedanken gewöhnen, mit Uriel verbunden zu ſein und zu bleiben. Sie änderte ihr Benehmen in keiner Weiſe; ſie war, was ſie ſein wollte: eine Braut Chriſti. Sie legte dieſe unüberwindliche Entſchiedenheit gegen Uriel immer an den Tag, um keine falſche Hoffnung in ihm zu wecken; gegen ihren Vater aber nie, weil es ihn erbittert hätte und weil ſie ja ſeine Zuſage hatte, nach zehn Jahren ſie ziehen zu laſſen. Widerſtand und Ungewißheit löſchen zuweilen eine Neigung aus und zuweilen entzünden ſie dieſelbe zur Leidenſchaft; das Letztere geſchah bei Uriel. Regina war für ihn der Inbegriff menſchlicher Vollkommenheit; dieſer Adel der Seele, dieſe Lauterkeit des Herzens, verbunden mit ſo viel Schönheit, Anmuth und Geiſt, mit ſolcher Grazie und Güte, forderten ja recht zur Liebe auf. Wer würde ein ſo herrliches Geſchöpf Gottes nicht lieben? fragte er oft heimlich ſich ſelbſt. Und daß ſie dieſen hohen Schwung des Gefühls und dabei dieſen großartigen, opferfreudigen Willen hatte, um über alles Irdiſche hinweg zu ſehen und zu geben — ach! wie gefiel ihm das! wie begeiſterte ihn das für ſie! wie trieb das auch ihn an, den Dingen der Erde nicht den ungemeſſenen Werth beizulegen, den die Welt ihnen leiht. Aber daß Regina's Beſitz zu den Dingen der Erde gehörte, das wollte ihm nicht einleuchten. Majorat, Vermögen, Carriere erſchienen ihm nichtig, keines Wunſches und keiner Anſtrengung würdig, ohne Einfluß auf ſein Glück; doch Regina's Herz zu gewinnen war ein Streben, welches die edelſten Kräfte ſeines Weſens anregte; Regina — Sein zu nennen, war eine unerhörte Befriedigung dieſes Strebens, denn er hätte ſie ja Gott abgerungen; mehr noch, er hätte ja den Sieg über Gott in ihrem Herzen davon getragen. So ſang ihm die Leidenſchaft ihre bezaubernden Sirenenlieder vor. Der Gedanke an einen irdiſchen Nebenbuhler hätte ihn gründlich durchkältet und auch den leiſeſten Wunſch unterdrückt, ein Herz zu beſitzen, das ſich zu einem Anderen neigte; denn Liebe — iſt excluſiv. Aber der Gedanke an den göttlichen Rival gab ihm Glut und Muth, und geadelt fühlte ſich ſeine Liebe, weil ſie gegen Himmliſches in die Schranken trat. Der Graf freute ſich über dieſe Geſinnung Uriels; Levin warnte ihn ſanft.

„Wenn ich Dich um etwas bitten dürfte, lieber Uriel, ſo wär' es dies: laſſe Dich zur Geſandtſchaft nach Wien, nach Rom, nach Paris oder wohin ſonſt

Du Luſt haſt, ſchicken; nur nicht nach Frankfurt. Du verbitterſt Dir das Leben, und die Wellen werden Dir ſo doch an's Herz gehen, daß Du bald Deine Lage unaushaltbar finden wirſt. Du rechneſt unbedingt auf einen günſtigen Ausgang Deiner Wünſche; iſt er nun aber ungünſtig, was dann?"

„Was dann?" ſagte Uriel befremdet. „Beſter Onkel, was nach meinem Tode geſchehen wird, das weiß ich nicht. Ich behaupte nicht, daß ich ohne Regina leiblicher Weiſe ſterbe; aber mein Herz ſtirbt, das iſt gewiß."

„Möge es in Gott aufleben," ſagte der milde Greis, der wohl einſah, daß mit der Leidenſchaft nicht ruhig zu überlegen iſt.

Regina trennte ſich mit ſchwerem Herzen von Windeck und von Onkel Levin, der wie der Schutzgeiſt des Hauſes, unzertrennlich vom Schloß und von der Kapelle war.

„Ich bin eine Art von Schnecke geworden, die mit ihrem Hauſe verwachſen iſt," ſagte er freundlich ablehnend, als Alle, vom Grafen an bis auf Corona, in ihn drangen, nicht ſo ganz allein auf Windeck zu bleiben. „Hier iſt mein Standquartier, mein Wachpoſten, gleichviel ob es hier einſam oder geſellig hergehe. Ueberdas würde ich in der Stadt gar nichts von Euch Allen haben: Uriel ſoll diplomatiſiren, Regina ſich amüſiren, Corona ſtudiren; der Papa und die Tante müſſen ein Haus machen und alle Sorgen des Lebens in der Geſellſchaft auf ſich nehmen; was ſollte Onkel Levin, der alte Nichtsthuer, mitten in Eurer großartigen Geſchäftigkeit anfangen? Nein! er bleibt hier, in ſeinem Geleiſe, wie es ſich für alte Leute ſchickt."

„Und thut alles Gute, wofür wir keine Zeit haben," ergänzte die Baronin Iſabelle.

Dabei blieb es. — —

Der November mit ſeinen Stürmen und ſeinem erſten Schnee hatten auch Judith und ihre Mutter aus dem Gartenhauſe in die Stadt getrieben. Erneſt kam eines Morgens ſtrahlenden Angeſichts zu ihr und ſagte:

„Fräulein Judith, ich male jetzt ein Bild, wodurch man verſöhnt wird mit der Porträtmalerei! Ich male zwei Schweſtern, Töchter des Grafen Windeck, Mädchen von zwölf und von ſiebenzehn Jahren, die anziehendſten Phyſiognomien, die ich ſeit langer Zeit ſah. Stellen Sie ſich vor die Geſtalt einer Hebe und den Kopf einer Heiligen, das iſt die Aelteſte. Die Kleine aber ſieht ſo romantiſch intereſſant aus, als ob etwas von einer Mignon, von einer Ophelia in ihr ſtecke. Ich hatte beide ſeit ein Paar Tagen in der Sieben-Uhrmeſſe im Dom bemerkt. Ganz einfach gekleidet, in große Schäfer-Plaids verhüllt und mit ſchwarzen Sammthüten, kamen ſie zu Fuß, auch bei dem ſchlechteſten Wetter, mit einer Begleiterin, Gouvernante, Kammerfrau, was weiß ich! und einem Livreediener. Ich traute meinen

Augen nicht, als ich zum erſten Mal ſah, daß ſich dieſe großmächtige Figur im mauerfarbenen langen Rock hinter ihnen aufpflanzte; denn Sie müſſen wiſſen, Fräulein Judith, Damen mit Livreedienern ſind quaſi Phönixe in der Sieben-Uhrmeſſe! Und dieſe beteten mit einer Andacht, mit einer Sammlung, ohne die Augen aufzuſchlagen, ohne ſich zu regen und zu bewegen, immer auf den Knieen, immer ſo tief geneigt, wie anbetende Engel, daß ich vom bloßen Anblick theilweiſe ganz andächtig, theilweiſe ganz zerſtreut wurde. Wüßten die Frauen, wie ſchön ihnen die Andacht ſteht, ſie würden alle fromm werden wollen! Einſtweilen vertrauen ſie mehr der Schönheit, welche das Modejournal, als der, welche das Gebetbuch gibt. Vorgeſtern nun kommt ein Graf Windeck zu mir und bittet mich, ſeine Töchter zu malen. Ahnungslos ſag' ich Ja; ſie möchten nur kommen. Und wer tritt geſtern in mein Atelier? meine Beterinnen. Sie wiſſen, Fräulein Judith, wie es in meinem Atelier ausſieht: confus genug! Kann nicht anders ſein. Dazu war geſtern ein extraordinär trüber Tag. Nun, ich ſage Ihnen, als ſie eintraten, glitt gleichſam ein Sonnenſtrahl mit hinein und machte Alles ganz licht und klar. Die Kleine war roſenfarben gekleidet; die Aelteſte weiß, und ſie trug in der Hand einen Kranz von Scabioſen. Plötzlich ſetzt ſie ſich dieſen Kranz auf und ſagt, ſo wünſche es der Vater. Können Sie ſich eine Vorſtellung von meinem gränzenloſen Erſtaunen machen?"

„Nein, ganz und gar nicht,“ ſagte Judith. „Die Scabioſe iſt freilich keine ſchöne Blume.“

„Fräulein Judith! unter tauſend Frauen, die eines Spiegels mächtig ſind, ſetzen ſich neunhundert neunundneunzig ihre Schlafhaube mit mehr Feierlichkeit auf, wie dies ſchöne Mädchen den Blumenkranz, mit welchem ihre Schönheit verewigt werden ſoll. O Gott! das iſt ein ganz großartiger Seelenzug!“

„Alle Welt ſpricht von dieſer Comteſſe Windeck,“ ſagte Judith mit ihrem Anflug von kaltem Hochmuth. „Sehr ſchön und ſehr reich, das iſt ja Grund genug, um die Welt zu elektriſiren. Geſtern auf dem Diner bei der Mama war viel von ihr die Rede, und ein Paar Herren ſchienen ſehr zu bedauern, daß ſie mit ihrem Vetter verlobt ſei. Ich meines Theiles kann mir eine deutſche Comteſſe gar nicht anders denken, als langweilig und ſentimental, ſo gewiß veilchenblau, halb duftig, halb fade.“

„Ich bin leider zu wenig bewandert unter den deutſchen Comteſſen,“ ſagte Erneſt lachend, „um über die Richtigkeit dieſes Charaktercolorits urtheilen zu können. Indeſſen glaub’ ich doch, daß Regina von Windeck ſich Ihres Beifalls erfreuen wird. Nach Weihnachten beginnt ja das Leben in der Geſellſchaft; dann werden Sie meinen Phönix kennen lernen.

„Leider muß ich in die Welt gehen, da meine Eltern es durchaus verlangen,“ ſagte Judith. „Es ſollte mich recht freuen, wenn ich Jemand in dem tumultuariſchen Wirrwarr fände, der mir gefiele."

„Nun, nun! es gibt ja doch gar manche angenehme, gute und kluge Leute in der Welt! man muß nicht gar zu übergewaltige Ideale haben," ſagte Erneſt gutmüthig und munter.

„Sie ſind freilich mit allen Menſchen zufrieden; das hab' ich ſchon bemerkt," erwiederte Judith.

„Bis auf einen gewiſſen Punkt — ja! ſie ſind Alle geſchaffen, wie ich, nach dem Ebenbilde Gottes, und die Nächſtenliebe lehrt mich, bei Allen anzunehmen, daß ſie, wie ich, ſich beſtreben, dies göttliche Ebenbild, welches Jeder von uns durch ſeine Sünden ſo ſehr verwiſcht hat, nach Kräften wieder in ſich herzuſtellen. Eine fix und fertige Vollkommenheit ſuche ich aber nicht hienieden."

„Es gibt aber böſe Menſchen, bei denen Sie jenes Beſtreben unmöglich annehmen können. Was halten Sie von denen?"

„Das lehrt mich der heil. Auguſtinus, welcher ſagt: „Glaubet nicht, daß die Böſen ſo umſonſt in der Welt „ſeien, und daß Gott nichts Gutes durch ſie wirke! „Jeder Böſe lebt, entweder damit er gebeſſert, oder damit der Fromme durch ihn geprüft werde." Sehen Sie! ich muß alſo für ihn hoffen und für ihn beten, damit ſich die Hoffnung erfülle; und daraus wird denn in meinem Herzen ein Etwas, das im verkleinerten Maßſtab der Liebe nicht unähnlich iſt, welche Gott für uns arme Sünder hat. Die Böſen werden mir alſo ganz unabſichtlich zum Mittel, das göttliche Ebenbild in mir herzuſtellen.“

„Ich haſſe ſie, beſonders wenn ſie mich kränken,“ ſagte Judith.

„Das begreift ſich!“ entgegnete Erneſt kalt.

„Warum ſehen wir denn aber die Menſchen ſo ungeheuer verſchieden an? das kann ich ganz und gar nicht begreifen,“ ſagte Judith ſinnend.

„Weil ich an den menſchgewordenen und gekreuzigten Gottesſohn glaube,“ erwiederte Erneſt; „Sie aber nicht.“

„Und da halten Sie ſich denn für unendlich viel edler und beſſer als mich?“ fragte ſie ſchneidend.

„Fräulein Judith!“ entgegnete Erneſt liebreich, „wofür ich mich ſelbſt halte, das ſag’ ich unter vier Augen dem lieben Gott, der zu dem Zweck der Selbſterkenntniß eine heilſame und gnadenvolle Anſtalt in ſeiner Kirche angeordnet hat, welche das Sacrament der Buße heißt; aber ob ich berechtigt bin, meinen Glauben für edler und beſſer zu halten, als Ihren Glauben — oder Unglauben: das werden Sie ſich allein beantworten können.“

Judith konnte es gar nicht laſſen, ernſte Geſpräche mit Erneſt anzuknüpfen, denn trotz ihrer Jugend hatte ſie eine Kraft in ihrem Charakter, die es ihr unmöglich machte, auf der Oberfläche des Lebens ihr Genügen zu finden; dieſe Richtung war eine Reaction gegen die unſägliche Oberflächlichkeit, welche ſie umgab. Aber ebenſowenig konnte ſie es unterlaſſen, ſich zuweilen ſo ſcharf und herb gegen Erneſt auszuſprechen, als ob ſie ihn gefliſſentlich verletzen wolle; denn Kraft des Charakters iſt noch lange nicht Adel der Seele. Die tiefe Kluft, die zwiſchen einer natürlichen guten Anlage und einer Tugend liegt, trennt ſie, und Judith, die mit Stolz auf ihrer ſelbſtbewußten Kraft ruhte, fühlte inſtinctmäßig, daß ihr in Erneſt etwas Edleres und Höheres entgegentrete, was ſie nicht anerkennen wollte und deshalb gering zu ſchätzen ſuchte. Sie ertappte ihn aber nie auf der leiſeſten Bitterkeit oder Verſtimmung, wenn ſie ihm herbe widerſprach, und das mußte ſie denn wieder ſehr bewundern. Denn, ſprach ſie oft heimlich zu ſich ſelbſt, ich bin auch entſchieden, aber hart und ſchneidend, und er iſt mild bei der größten Entſchiedenheit. — —

Auf einem Ball bei dem öſterreichiſchen Geſandten ſollte Regina zum erſten Mal in der großen Welt erſcheinen. Sie hatte ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es für die nächſte Zeit ihre Beſtimmung ſei, in der Geſellſchaft zu leben und ſie unterzog ſich dieſer Pflicht, wie jeder anderen, mit lieblicher Bereitwilligkeit. Aber ihr inneres Leben ließ ſie ſich nicht antaſten und ihre frommen Gewohnheiten behielt ſie bei. Sie hatte den Grafen gebeten, ſie jeden Morgen zur Meſſe nach dem Dom fahren zu laſſen.

„Warum nicht gar!“ erwiderte er; „Sonntag genügt.“

Sie ließ ſich auf keine Bitten oder Erörterungen ein; aber ſie ſagte der Baronin Iſabelle, daß ſie täglich in den Dom gehen werde, und zwar früh genug, um hernach vollkommen angekleidet beim Frühſtück zu erſcheinen, wie der Graf es liebte. Die Baronin war eine ängſtliche Seele, die es weder mit dem lieben Gott noch mit den Menſchen verderben wollte, wobei denn freilich jener häufiger zu kurz kam, als dieſe. Sie warnte denn auch jetzt Regina vor dem Zorne des Grafen.

„Ach,“ ſagte Regina, „der gute Vater iſt ja gar nicht ſo leicht erzürnt. Er hat mir auch nichts verboten; nur will er ſeine Pferde ſchonen, wie das nun einmal die Art der Herren iſt. Ich gehe auch viel lieber.“

„Aber Du wirſt Dich erkälten,“ ſagte die Baronin.

„Abhärten werd' ich mich, liebe Tante, und das iſt mir recht nothwendig, denn die Carmeliteſſen ſtehen Nachts zum Chorgebete auf.“

„Das wäre ein Grund mehr, um Dich zurückzuhalten,“ ſeufzte die Baronin und Corona rief, die Schweſter zärtlich umſchlingend:

„O, das fatale Kloſter! dahin gehe ich gewiß nicht mit Dir! aber außerdem .... bis an's Ende der Welt und folglich auch alle Tage in den Dom.“

Der Graf erfuhr keine Sylbe von dem Morgengang ſeiner Töchter. Er fragte nicht weiter, und obwohl Alle im Hauſe darum wußten, hatte doch Niemand das Herz, Regina zu verrathen.

Am Ballabend klopfte Uriel an die Thüre der jungen Mädchen. Corona ſteckte den Kopf heraus, und er ſagte:

„Der Papa ſchickt mich zu Regina.“

„Du kannſt ſie nicht ſprechen,“ antwortete ſie leiſe.

„Nun ſo ſage ihr, daß ſie ſich mit der Toilette nicht zu übereilen brauche; der Papa macht noch erſt ein Paar Beſuche.“

„O, ſie iſt angekleidet, und wunderſchön!“ flüſterte Corona.

„Dann darf ich ihr ſelbſt meinen Auftrag ausrichten,“ ſagte Uriel und wollte in's Zimmer treten.

„Nein, nein, Uriel! ſie will nicht geſtört ſein!“ rief Corona, immer mit halber Stimme und ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen in die Thür, um den Eingang zu vertheidigen. Sie fürchtet nach der Rückkehr vom Ball zu müde zu ſein, um den Roſenkranz aufmerkſam beten zu können und deshalb thut ſie es jetzt.“

„Im vollen Ballanzug?“ fragte er.

„Und in einem allerliebſten!“ ſagte ſie triumphirend.

Mit einer raſchen Bewegung drehte Uriel ganz ſanft Corona zur Seite und trat in's Zimmer; es war leer. Als ſich Corona beſiegt ſah, legte ſie einen Finger auf die Lippen und deutete mit der anderen Hand auf eine Seitenthür, die nur durch Vorhänge geſchloſſen war. Der Fußteppich machte jeden Schritt unhörbar. Aber

Uriel ſchlug den Vorhang nicht zurück. Er blieb diesſeits deſſelben ſtehen, denn er wollte nichts, als Regina ſehen, und da die Vorhänge nicht feſt ſchloſſen, ſo ſah er ſie durch deren Spalte gerade vor ſich im Profil. Eine Muttergottes-Statuette ſtand unter einem Bogen von Lilien auf einer Conſole an der Wand. Regina kniete vor ihr auf einem Betſtuhl, die Arme auf deſſen Lehne geſtützt, in den zuſammengelegten Händen die zierliche Perlenſchnur eines Roſenkranzes von Onyx haltend, den Kopf und das Auge aufwärts gehoben. Ihr roſenfarbenes Florkleid wellte ſich wie ein Frühlingsmorgengewölk um ihre ſchlanke Geſtalt. Einige blaßrothe Theeroſen hingen leicht in ihrem Haar, das ganz einfach mit zwei großen goldenen Nadeln aufgeſteckt war, deren Knopf ächte Perlen verzierten. Uebrigens trug ſie keinen Schmuck, nicht einmal ein Armband. Ein Strauß von friſchen duftenden Theeroſen und ihre Handſchuhe lagen neben ihr; ſie war alſo ganz bereit zum Ball, aber ihre Gedanken wendeten ſich nicht ihm zu! die gingen auf anderen Wegen, als auf dem Parket eines Tanzſaales, und hörten andere Melodien, als die eines Galopps, und ſahen andere Geſtalten, als ballmäßig geſchmückte Elegants. Ebenſo regungslos wie Regina auf den Knieen lag, ſtand Uriel hinter dem Vorhang, der ſich, wie die Schranke der Irdiſchkeit über eine himmliſche Viſion, herabſenkte und ihm nur gerade einen Durchblick gönnte, um ſie wahrzunehmen. Und als er ſo da ſtand und auf dies holdſelige Weſen ſchaute, das ihm verlobt von der Wiege an und jetzt auf's Neue zugeſagt und durch alle Wünſche und alle Verhältniſſe mit ihm verkettet war: da wurde ihm das Herz ſchwer und immer ſchwerer und der namenloſe Schmerz ſtieg in ihm auf, der ſich im Innerſten der Seele entwickelt, wenn ſie durch die Macht der Leidenſchaft gleichſam als Hellſeherin in die Zukunft ihrer Liebe ſchaut und dort, trotz aller Gunſt der Verhältniſſe, ihre Hoffnungen unerfüllt ſieht. Solche Ahnungen oder Warnungen fliegen an das Menſchenherz, wie Möven an die Küſte: der Himmel lächelt, die Sonne ſtrahlt, das blaue Meer wogt goldbeflittert vom Sonnenſchein in weichen, verrieſelnden Wellen; aber der Schiffer weiß, es gibt Sturm, denn von der hohen See kommen die Möven. Traurig mit ſeinem ahnungsvollen Herzen ſtand Uriel da. Er konnte ſich der Stimme nicht erwehren, die in ſeiner Bruſt ihm zuflüſterte, dieſe Blume im Garten Gottes blühe nicht für einen Sterblichen. Auch er vergaß den Ball und die Welt und die Zeit, und ſeufzte ſtill mit einem Anflug von zärtlicher Reſignation: „Du myſtiſche Roſe — bitte für mich.“ Da veränderte Regina ihre Stellung, machte das Kreuzzeichen und begann halblaut die herrliche Antiphone „Salve Regina,“ dies Sehnſuchtslied der Verbannten nach der himmliſchen Heimath. Leiſe trat Uriel zurück und entwich aus dem Zimmer.

Nach einiger Zeit kam ſie in den Salon, wo die Baronin, Uriel und der Graf, der ſeine Beſuche abgemacht hatte, beiſammen ſaßen. In des Grafen Gegenwart fühlte ſich Uriel beſchützt in ſeinem Recht und ſeiner Neigung, Regina nicht bloß ſtillſchweigend anzubeten. Er ſprang freudig auf, ihr entgegen, beugte ein Knie vor ihr und rief:

„Salve, Regina!“

„Wo wäre mein Scepter?“ fragte ſie und drohte ſcherzend mit dem Finger.

„Dein Finger iſt's!“ ſagte er und küßte ſchnell die Spitze dieſes zierlichen Fingers.

Sie antwortete nichts; ſie zog nur ihre Handſchuhe an.

„Regina,“ ſagte der Graf, „Du biſt aber über alle Maßen hochfahrend! Da liegt ein liebenswürdiger Sterblicher vor Dir auf den Knieen und Du reichſt ihm nicht einmal Deine Hand, damit er aufſtehe.“

„Warum ſollte ich das, lieber Vater?“ entgegnete ſie lachend; „Uriel hat ſich ja zu ſeinem Vergnügen in dieſe höchſt maleriſche Stellung geworfen; ich würde es für ein Verbrechen halten, ihn darin zu ſtören.“

„Wäreſt Du nicht ein Engel, Regina,“ ſagte Uriel, „ſo hätteſt Du, glaub' ich, große Anlagen zur Bosheit.“

„Frauenart!“ ſagte der Graf; „hinter dergleichen Bosheit ſteckt immer etwas Coketterie.“

„Das heißt?“ fragte Regina.

„Das heißt: die Neigung, in aller Gemüthlichkeit möglichſt vielen Männern den Kopf zu verdrehen.“

„Aber, lieber Vater, das iſt ja abſcheulich!“ rief

Regina. „Das wirſt Du mir doch nicht zutrauen! — Ich bin froh, wenn mir mein eigener Kopf nicht verdreht wird.“

„Es iſt auch nicht ſo arg, wie der Vater ſcherzweiſe ſagt, Regina,“ wendete die Baronin ein. „Zwei oder Drei charakteriſiren nicht das ganze Geſchlecht.“

„Liebe Schwägerin,“ erwiderte der Graf, „man ſollte es wohl eigentlich nicht in Gegenwart eines jungen Mädchens ſagen, weil es auf den Einfall kommen könnte, die Sache auch einmal zu verſuchen; aber ich habe die Ueberzeugung, daß jene Neigung den Frauen angeboren iſt — wie die Eitelkeit.“

„Darüber will ich nicht ſtreiten,“ entgegnete ſie; „es mag wohl mit der Eitelkeit zuſammenhängen. Allein gute und vernünftige Frauen ſuchen ihre natürliche Neigung zu Eitelkeiten aller Art zu beherrſchen. Malen Sie die Welt nicht ſchwärzer, als ſie iſt.“

„Im Grunde kann man ſie gar nicht ſchwarz genug malen,“ ſagte der Graf. „Trüge ſie nicht ihr buntes Maskenkleid, das mitunter anmuthig iſt, man liefe davon! Ueberall jetzt in der Geſellſchaft dieſe Juden! das iſt unerhört. Und warum ſind ſie aufgenommen? Bei dem Einen heißt's: Er iſt enorm reich; bei dem Andern: Er iſt ein großes Genie, ein muſikaliſches, ein poetiſches — was weiß ich! Aber Geld und Genie haben mit dem Salonleben gar nichts zu ſchaffen; denn das beruht auf der Tradition von gutem Ton, und den kann man nicht kaufen und auch nicht durch Genie erwerben. Daher kommen ganz falſche Elemente in dasſelbe, und es wird in die Höhe geſchraubt zu wahnwitzigem Luxus und zu einer lächerlichen Vergötterung des Geiſtreichen, des Genialiſchen. Warum? — um mit Juden zu rivaliſiren. Die Welt iſt höchſt einfältig! ſind ſolche Leute ſalonfähig, ſo werden ſie auch nächſtens politiſche Gleichberechtigung begehren und Alliancen mit unſeren Familien für möglich halten, was denn freilich mit Florentin's Glückſeligkeitstheorien übereinſtimmt, vor denen uns Gott behüte."

„Die Juden unſerer Tage kommen mir wie die Freigelaſſenen im alten Rom vor," ſagte Uriel. „Eben aus der Sklaverei entronnen, häufig voll Talent und Verſtand, ohne Heimath, fremd im Staatsbürgerthum trotz ihrer Freilaſſung, rächten ſie ſich, zum Theil unbewußt und unabſichtlich, für die Tyrannei, die auf ihren früheren Verhältniſſen drückte, und für die halbe Gunſt, die ihnen in den neuen zu Theil wurde und die ihrem erwachten Ehrgeiz nicht genügte, indem ſie Zuſtände zu zerſetzen und zu zerſtören ſuchten, welche auf einem ihnen feindlichen Prinzip beruhten. Ihr ränkevoller Verſtand, ihre Schlauheit, um tauſend Mittel und Wege zum Ziel ausfindig zu machen, ihre ungezügelte Gier nach Einfluß und Genuß, ihre Talente, die ſich leicht da entwickeln, wo auf die Entwickelung gediegener Vorzüge und ſittlicher Tugend nicht viel Zeit und Mühe verwendet wird, warfen ein furchtbares Gewicht der Demoraliſation in die ſinkende Schale des alten Roms und halfen es reif machen zum Untergang vor den Barbaren. Und ſo kommen mir in unſeren Tagen die Juden vor, dieſe Freigelaſſenen einer Civiliſation, welche ihnen Rechte einräumt, ohne ſie als gleichberechtigt zu betrachten und ihnen eine unvollſtändige Ebenbürtigkeit zuweiſt, die ihnen nicht zukommt, weil ſie, als Nichtchriſten, auch nicht verwachſen ſind mit den Traditionen der chriſtlichen Vergangenheit. Ihre Traditionen ſind ſo, daß ſie uns haſſen müſſen; nicht individuell, aber in unſerem Prinzip. Denn wir ſind die Anhänger und Nachfolger des Gottes, den ſie gekreuzigt haben. Dieſe Kreuzigung ſetzen ſie fort, ſo viel an ihnen iſt, indem ſie die Lehre vom Kreuz zu vernichten ſuchen. In der Literatur und Journaliſtik, in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften wimmelt es von Juden, die zum Theil mit Genie und Talent, zum Theil mit frecher Unwiſſenheit, Jeder in anderer Weiſe, das Chriſtenthum zerſetzen, verfälſchen, benagen, ignoriren, verläumden, verhöhnen, mit einem Wort: das Ihre thun, um es zu beſeitigen.“

„Aber wer glaubt ihnen?“ fragte Regina.

„Nicht als Glaubenslehrer treten ſie auf,“ entgegnete Uriel. „Das tief Antichriſtliche ihrer Weltanſchauung, das ſie auf ihrem Standpunkt haben müſſen, kleiden ſie in das blendende Gewand, welches ihr Talent webt und die große Menge, der überhaupt nichts ferner liegt als einen chriſtlichen Maßſtab an die Erſcheinungen auf dem großen Markt des Lebens zu legen, bewundert Alles, was amüſant, pikant, frappant und brillant iſt, kümmert ſich nicht darum, ob eine objective Wahrheit die Flamme iſt, an der ſich dieſe Lichter entzünden, ſondern betrachtet ſie ſelbſt als Wahrheit, bloß deshalb, weil ſie glänzen, und bildet ſich allmälig zu den Anſichten und Urtheilen um, die ſie, hauptſächlich wegen der Darſtellungsart, ſo ſehr bewundert. Wie einſt Voltaire die gröbſten Lügen und frechſten Verläumdungen mit gewandtem Wort und leichtem Wiz verbrachte, wüthenden Beifall fand und den verderblichſten Einfluß übte, weil die große Menge es für eine Art von Schmach gehalten hätte, ein ſolches Genie nicht zu bewundern, und für eine Unmöglichkeit, daß ein ſolches Genie nicht Wahrheit und Recht auf ſeiner Seite habe: ſo iſt es auch jezt bei einer Menge von Voltaire's im kleinen Styl, die keineswegs lauter Juden ſind, aber mit ihnen das Antichriſtliche gemein haben. Darauf beruht die Größe vieler Sommitäten der Gegenwart: ſie ſind das, was man ſo unmäßig überſchäzt, ſie ſind geiſtreich in jener oberflächlichen Weiſe, welche dem Durchſchnittsmaß der Menge entſpricht — und weil ſie es ſind, läßt man ſich die geiſtige Falſchmünzerei gefallen, die ſie treiben, indem ſie Falſches oder Verkehrtes und Halbwahres mit dem Gepräge ihres Geiſtes als Wahrheit ſtempeln und in der Welt in Cours ſezen.“

„Alſo überwiegt wohl gar das Antichriſtliche das Chriſtliche in der Welt?“ fragte Regina.

„In dem, was man im engeren Sinn die Welt nennt, ganz entſchieden!“ ſagte Uriel; „und zwar ſo ſehr, daß ſie meint, es ſei ihr Recht und das Chriſtenthum habe draußen zu ſitzen in beliebigen Kirchen und Bethäuſern, wo es frequentirt werden könne von unwiſſenden, ungebildeten, geiſtloſen Leuten, von Scheinheiligen und Betſchweſtern männlichen und weiblichen Geſchlechtes. Wer ſeinen Fuß in einen Salon ſetze, müſſe auf deſſen Schwelle in das Antichriſtenthum, d. h. in die Vergötterung des Irdiſchen verfallen und deſſen Codex zur Richtſchnur wählen: alſo die Geſetze der Selbſtſucht und der Leidenſchaften befolgen, welche dem Individuum zur Entfaltung ſeiner Anſprüche und zum Ziel ſeiner Beſtrebungen verhelfen.“

Regina legte ihren Roſenſtrauß auf den Tiſch, zog ihre Handſchuhe aus und ſagte ernſt:

„Lieber Vater, Du kannſt mir unmöglich zumuthen, meinen Fuß in einen Salon zu ſetzen. Ich bin Chriſtin und will es immer und überall ſein — in der Geſellſchaft wie zu Hauſe. Auf die Weltvergötterung laſſe ich mich nicht ein.“

Der Graf, der mit ſeiner prinzipienloſen Oberflächlichkeit immer nach der Laune des Augenblickes oder nach perſönlichem Wohlgefallen oder Mißfallen urtheilte, war höchſt verdrießlich, eine Erörterung hervorgerufen zu haben, die ihn langweilte und die Regina ernſthaft nehmen wollte.

„Welche Thorheit, Regina! welcher Profeſſorton, Uriel!" rief er unmuthig. „Ich ſpreche von dem Banquier Miranes, den ſein coloſſaler Reichthum und ſeine ſchöne Tochter ſalonfähig macht, und davon nimmt Uriel Veranlaſſung, ſich auf den Katheder zu ſchwingen und gegen das Weltverderbniß Moralpredigten zu halten, und Regina glaubt ihm plötzlich wie einem Evangeliſten."

„Ich habe Uriels Wahrhaftigkeit nie bezweifelt," ſagte Regina, „und da ich weiß, daß der Menſch ein gefallener Geiſt iſt, ſo leuchtet es mir ſehr ein, was Uriel eben ſagte, daß nämlich in einer Welt, die von Chriſtus nichts wiſſen will, Götzen herrſchen müſſen, die man nicht anbeten darf."

„Kind, nimm die Dinge nicht ſo langweilig gründlich!" ſagte der Graf immer verdrießlicher. „Du wirſt die Geſellſchaft doch nicht reformiren. Der Salon iſt keine Kirche und ſoll keine ſein; und wie die Menſchen im Salon beſchaffen ſind — das geht Dich eben ſo wenig an, als wie ſie auf der Straße beſchaffen ſind. Du ſollſt mit ihnen ſprechen und tanzen: — baſta."

„Ich glaube gar nicht, daß Du viel von meiner Wahrhaftigkeit hältſt, Regina," unterbrach Uriel die Strafrede; „denn wenn ich ſage: nimm Deinen Roſenſtrauß wieder in die Hand, dann ſiehſt Du aus wie die Aurora von Guido Reni — wirſt Du mir glauben?"

„Ich werde glauben," antwortete ſie lächelnd, „daß Du wahrhaft in das Antichriſtenthum, wie Du es charakteriſirt haſt, verfallen biſt."

„Sieh, Regina," ſagte der Graf freundlich, „ſo iſt es recht. So mußt Du ſprechen, ſo mußt Du antworten. Glatt wie ein Aal, munter wie eine Lerche, das iſt charmant und iſt eine gute Ballſtimmung."

Die Schule, welche Regina bei ihrem Vater durchmachen mußte, war ihr eine Vorübung für das Leben in der Geſellſchaft: dort wie hier eine beſtändige Selbſtverläugnung ihrer tiefſten Neigungen. —

Man war geſpannt, Regina auf einem Ball zu ſehen. Nicht bloß die junge Männerwelt; das verſteht ſich von ſelbſt! auch die Frauen waren wenigſtens neugierig. Der Ruf ihrer Schönheit brachte das mit ſich. Aber ſie war von einer ſo ſeelenvollen Schönheit und dabei ſo einfach und unbefangen, ſo ganz ohne Anſprüche, daß ihre Liebenswürdigkeit gleichſam ihre Schönheit in Schatten ſtellte.

„Sie ſieht gar nicht intereſſant aus," ſagte ein junger Mann, dem die Ueberzeugung aus den Augen ſchaute, daß er ſelbſt mit ſeinen dunkeln Locken und ſeinem marmorfarbenen Antlitz intereſſant ausſehe wie Lord Byrons „Corſar."

„Sie ſieht aus wie ein harmloſes Kind," ſagte ein Anderer, ein großer Herzenseroberer; und erwog bei ſich ſelbſt, ob es der Mühe werth ſei, dieſe Eroberung zu verſuchen.

„Sie ſieht aus wie die perſiſche Anabid,“ ſagte ein Dritter, ein ungemein beleſener Jüngling. Da natürlich kein Menſch wußte, wer die perſiſche Anabid ſei, ſo ſetzte er zur Erklärung hinzu: Ihre Schönheit zog zwei Engel vom Himmel herab, die zu ihr von Liebe ſprachen. Aber Anabid hörte nicht darauf, ſondern ließ ſich von den Engeln das geheimnißvolle Wort nennen, das in den Himmel zurückführte. Und als die Engel es genannt hatten, ſprach Anabid es aus, ſchwebte vor ihren Augen in den Himmel hinein und wurde in den Morgenſtern verſetzt, während die Engel mit goldenen Ketten an den Füßen in einen Brunnen zu Bagdad aufgehängt wurden bis zum jüngſten Tage.“

„Was die alten Chineſen ſich doch für Unſinn ausdachten,“ ſagte ein Vierter, der Einzige, welcher die Anabids Sage zu Ende gehört hatte, deſſen Kenntniß vom Orient ſich aber auf China beſchränkte, wegen des Opiumkrieges und des chineſiſchen Thees.

Der beleſene Jüngling war ſo betreten über dieſe Bemerkung ſeines einzigen Zuhörers, daß er ſich mit kalter Verachtung von ihm wegwendete. Wie würde er triumphirt haben, wenn er gewußt hätte, daß wirklich etwas von Anabids Himmelsſehnſucht in Regina ſei! — Ein Fünfter hatte inzwiſchen bedachtſam geäußert:

„Wenn ſie auf der Goldwage der Schönheit nicht beſteht, ſo iſt es mit dem Vermögen auch nicht anders. Es ſoll Alles zum Majorat gehören.“

„Iſt nicht wahrſcheinlich! Graf Windeck iſt ein ſehr guter Wirth, und hat gewiß geſorgt für ſeine Töchter.“

„Ja, in der Weiſe, daß er ſie beide mit ſeinen Neffen verheirathet.“

„Und dann iſt ja auch noch eine ſteinreiche Großmama in irgend einem alten Schloſſe des Odenwaldes vorhanden, die freilich in zweiter Ehe vermählt, aber kinderlos iſt.“

„Welch eine gründliche Kenntniß der Windecker Vermögensverhältniſſe!“

„Tritt man die Wintercampagne eines Carnevals an,“ lautete die Antwort, „ſo muß man ſich gehörig orientiren, um nicht falſcher Fährte zu folgen. Zuweilen ſind die Aushängeſchilde ungeheuer prahlend und doch ſteckt nichts Solides und Reelles dahinter. Wo es Majorate gibt, ſteht's nie brillant mit den Töchtern; es ſei denn, daß die Mutter eine Erbtochter oder ſonſt ſehr reich ſei, was aber hier nicht der Fall war.“

„Nun und die ſchöne ſpaniſche Donna, die eben jetzt neben der Gräfin Windeck ſteht, wie die Sternennacht neben dem Frühlingstag, um mich poetiſch auszudrücken, bauen ihre ſpaniſchen Dublonen eine goldene Brücke über die Kluft der Alliance mit einer Jüdin?“

„Es iſt etwas myſteriös mit dieſer Familie,“ erwiderte der Bedachtſame. „Der Papa ſoll ein raſender Speculant ſein, und Mutter und Tochter ſollen in London das Moſaiſche Geſetz verlaſſen und ſich einer der dort wimmelnden Secten angeſchloſſen haben. Vielleicht iſt dies aber nur ein Gerücht, wie tauſend andere! und vielleicht breiteten ſie ſelbſt es aus, um mit weniger Schwierigkeit in der haute volée eine Partie für die Tochter zu finden, die wegen ihrer Schönheit freilich dahin gehört."

„Das iſt richtig: ſie macht alle übrigen Damen todt, dieſe Judith; aber ſie hat ein Etwas, als ob ſie auch allenfalls einem Holofernes den Kopf abſchneiden könnte."

„Mais, mon cher! wie können Sie ſolche gewagte Urtheile in die Welt hineinſchleudern. Den Kopf abſchneiden! ich bitte Sie, wie wäre das möglich in der hyperelegannten Geſellſchaft unſerer Tage."

„Daß dieſe hyperelegante Geſellſchaft auch eine ſchauderhafte Kehrſeite hat, iſt uns Allen im vorigen Sommer bei den gräßlichen Scenen im Hotel de Praslin[1] in Paris wohl recht klar vor Augen getreten. Uebrigens haben Sie ganz recht: man muß dergleichen zu vergeſſen ſuchen und möglichſt wenig davon reden."

Ungetheilten Beifall fand Regina nur in der Damenwelt; ja, dieſe bemühte ſich, ſie recht hervor zu heben, um dadurch indirect Judith herab zu drücken, die von den meiſten Männern unmäßig bewundert wurde. Sie ließ ſich bewundern, äußerlich ganz gleichgiltig, innerlich mit ſtolzer Selbſtgefälligkeit, als etwas, das ihr zukam. Nur dann, wenn ſie ſehr lebhaft ſich unterhielt, was äußerſt ſelten geſchah, verſchwand ihr ſchwermüthiger Ausdruck; ihr Ernſt nie. Nie ſtieg ihr Lächeln bis in ihr Auge hinauf! es blieb auf den Lippen ruhen, während aus Regina's ſeelenvollem Auge ein freundliches Lächeln, gleichſam ein inneres Licht, nie verſchwand. Graf Windeck hörte außerordentlich viel Schönes über ſeine liebliche Tochter, was er in Judiths Styl aufnahm. Uriel fühlte ſich mehr und mehr von dem Zauberbann gefangen, den ſie ſo ganz abſichtslos durch ihr Sein und Weſen um ihn wob. Spräche ſie nur anders, oder blickte ſie nur anders, oder ginge und ſtände ſie anders — ach! oder wäre ſie nur etwas anders — ſeufzte er heimlich: ſo könnte man durch eines dieſer Thore ihr entrinnen; aber jetzt, da Alles in ihr und an ihr harmoniſche Vollkommenheit iſt, jetzt iſt es eine Unmöglichkeit. Er konnte nicht nur Judith nicht bewundern, ſondern nicht einmal begreifen, daß Andere ſie bewunderten: ſo aufrichtig war er durch Regina bezaubert.

---

[1] Die Ermordung der Herzogin de Praslin durch ihren Gemahl, im Sommer 1847.

Wie Alles hienieden, ging denn auch dieſer Ball vorüber. Um zwei Uhr Nachts ſchöpfte Regina Athem in ihrem ſtillen Zimmer und verſenkte ſich zur Erholung ihrer Seele in die andächtige Betrachtung des Gnadenhimmels, der dieſe Schein- und Flitterwelt überwölbt und deſſen Geſtirne die heiligen fünf Wunden des gekreuzigten Gottes ſind. Und Dich über dem Tand vergeſſen, ſagte ſie halblaut und ſchaute auf ihr Cruzifix, das nennt die Welt Freuden; und an Dir vorüber gehen und nach buntem Staube greifen, das nennt ſie Glück; und Dich und Dein Kreuz und Deine Nachfolge verſchmähen, das nennt ſie Vernunft; und Alles lieben, was Du nicht biſt, das nennt ſie Liebe. O welch eine ſchauerliche Abwendung von ihrem Ziel! Und das ſoll auch ich verfolgen lernen?! Dein bin ich! hilf mir! rief ſie und Ströme von Thränen ſtürzten aus ihren Augen, die wie friedliche Sterne über die Unruhe der Welt hinwegſchauten, und zu Füßen des Cruzifixes ſchmiegte ſie ſich nieder und gelobte wieder und wieder ihre ungetheilte Liebe Demjenigen, der mit dieſer Liebe ihr armes Herz begnadet hatte. Am Morgen war ſie ſo pünktlich in der Sieben-Uhrmeſſe, als hätte ſie die ganze Nacht, wie Corona, den Schlaf der Gerechten geſchlafen. — —

„Nun wie gefällt Ihnen mein quaſi Phönix?" ſagte Erneſt nach einiger Zeit zu Judith. „Gehört die Gräfin Regina zu Ihren ſentimentalen Comteſſen? iſt ſie veilchenblau?"

„Nein! ſie iſt lilienweiß," antwortete Judith.

„Sie ſind merkwürdig geſcheut!" rief er.

„Weil ich Ihren quaſi Phönix richtig taxire?" fragte ſie ſpöttiſch.

„O," ſagte Erneſt gelaſſen, „dazu ſind Sie trotz all Ihrer Geſcheutheit nicht im Stande. Ich bewundere nur, daß Sie ſo bereitwillig Ausnahmen machen und ſo bezeichnende Ausdrücke wählen."

„Kann man durch Klugheit glücklich werden?“ fragte ſie.

„Mittelbar, ja! wenn wir die Klugheit anwenden, um zur Selbſterkenntniß zu kommen, d. h. zur Einſicht unſerer Unvollkommenheit und unſeres Mangels an Tugend, woraus dann Demuth entſpringt, und Demuth iſt die Wurzel aller Vortrefflichkeit, alſo auch des wahren Glückes. Aber unmittelbar und allein durch Klugheit iſt noch nie ein Menſch glücklich geworden und die Welt, die doch mancherlei Curioſa erlebt, wird doch das nimmermehr erleben.“

„Wozu dienen uns denn Geiſtesgaben, wenn ſie uns nicht glücklich machen?“

„Fräulein Judith, Sie thun Fragen, die mehr als wunderlich ſind! Wenden Sie Ihre Geiſtes- und ſonſtigen Gaben ſo an, wie es der Abſicht des lieben Gottes entſpricht, der ſie Ihnen verlieh, nämlich zu ſeiner Ehre und zum Heil Ihrer Seele, dann werden Sie ſchon erkennen, wozu Verſtand und Talente dienen. Wenn Sie ſich aber einbilden, daß Sie durch ein Paar kluge Urtheile, oder durch Ihren Nixengeſang, oder durch Ihre Copie der Sibylla persica mit beiden Füßen in die Glückſeligkeit nur ſo hinein ſpringen können, ſo irren Sie ſich heftig. Unſere Glückſeligkeit hienieden hält gleichen Schritt mit unſerer Opferſeligkeit und beruht nicht darauf, was wir in irdiſcher Weiſe beſitzen, ſondern darauf, daß wir uns mit Allem, was unſer iſt, zu einem lebendigen Brandopfer machen, deſſen Altar unſer Herz iſt und deſſen Flamme unſere Liebe zu Gott iſt. Der Liebe wird man nie überdrüßig. Warum nicht? Weil eine übernatürliche Kraft, die Gnade, ſie nährt; und hat der Menſch ſein Genügen in ſeiner Liebe, ſo iſt er glückſelig.“

Es war nun einmal ſeine Art, zu allen Menſchen zu ſprechen, als wären ſie eben ſo gläubige Chriſten als er. Er betrachtete ſie immer als das, was ſie urſprünglich ſind: berufen zur Erkenntniß der Wahrheit, und behandelte ſie als ſolche, denen nur momentan die Wahrheit verſchleiert iſt. Dadurch ſind ſie ſchon confus genug, pflegte er mitleidig zu ſagen; ich meinestheils will wenigſtens nicht ihre Confuſion vermehren, indem ich auf ihre Anſchauungsweiſe eingehe, ſondern will ihnen reinen Wein einſchenken.

„Kann der Menſch einen anderen Menſchen ſo lieben, daß er ſein Genügen in dieſer Liebe finde?“ fragte Judith.

„Nein, das iſt ganz unmöglich, denn das wäre gegen ſeine Beſtimmung. Gott hat ihn geſchaffen zur ewigen Beſeligung durch das höchſte Gut, das Gott Selbſt iſt, alſo kann das Verlangen ſeiner Seele auch durch nichts Geringeres befriedigt werden. Hätte ich eine liebe Frau und ein halbes oder ganzes Dutzend liebe Kinder, meine Seele würde dennoch nach dem höchſten Gut ſchmachten, nur würde ich, in tauſendfache

Sorgen und Nöthen verſtrickt und durch tauſend irdiſche Geſchäfte in Anſpruch genommen, vielleicht weniger dieſer Sehnſucht Raum geben können und wollen; was denn wahrlich weder ein Vortheil noch ein Troſt für die arme Seele iſt. Weil aber das Menſchenherz die Beſchaffenheit hat, daß es ſich neigt zu Seinesgleichen und die ſüße Lebensgemeinſchaft, den innigen Zuſammenhalt, die trauliche Thätigkeit für einen kleinen, beſonderen, ſelbſtgeſchaffenen Kreis gar ſchwer entbehrt: ſo hat Gottes weiſe und zärtliche Vorſorge ihm eine Sphäre geöffnet, wo dieſe Neigung ihren Ruhepunkt findet, indem die freiwillig übernommenen Pflichten ihr zugleich Schranken und Würde geben und die Weihe des Sacramentes ihr den Gnadenbeiſtand zu Kraft, Beharrlichkeit und Selbſtverläugnung bringt, deren ſie ſo ſehr bedarf."

„Wovon ſprechen Sie denn eigentlich, Herr Erneſt?" fragte Judith geſpannt.

„Von der chriſtlichen Ehe, Fräulein Judith."

„Von der Ehe? – ſo ernſthaft feierlich? — Sie haben doch immer Ihre ganz eigenthümliche Art ſich auszudrücken!"

„Von der chriſtlichen Ehe, deren Bürde ohne die Gnade des Sacramentes für menſchliche Schultern zu ſchwer iſt — ja, von der ſpreche ich! Die Welt ſpricht von ihr, wie ſie's verſteht! Bald oberflächlich, bald ſchief. Für die jungen Damen iſt die Ehe die Thür, durch welche ſie ihren erſehnten Eintritt in die Geſellſchaft machen, oder der Triumphbogen, durch den ſie in das Königreich einer Liebe einziehen, welche der vielbeſungenen Schönheit des Monats Mai darin ähnlich iſt, daß ſie nur in der Poeſie exiſtirt. Für die Mama's iſt es eine Verſorgungsanſtalt der lieben Töchter. Für die jungen Herren iſt ſie ein Mittel, um Schulden zu bezahlen, um eine Carriere zu machen, um ein bequemes Leben zu führen, um ſich anbeten zu laſſen, und was dergleichen wichtige Gründe mehr ſind, in welche denn allerdings auch etwas Neigung und die eigenthümliche Entzündbarkeit des jugendlichen Herzens hineinſpielen."

„Was Sie da ſagen, iſt ganz richtig und gar nicht übertrieben," unterbrach ihn Judith. „Das habe ich ſchon mehrmals bei Anderen erlebt."

„Aber die Stellvertreterin Gottes hienieden, die heilige Kirche, betrachtet die Ehe anders," fuhr Erneſt fort, „nicht als eine Idylle, nicht als ein Feſt der Herzen, ſondern als eine heilige, unauflösliche Verbindung, bei der im Vorgrund die Uebernahme ſtrenger Verpflichtungen und ſchwerer Laſt, im Hintergrund das ernſte und unter Thränen lächelnde Glück ſteht, welches durch herbe Kämpfe und vielfache Selbſtverläugnung gegangen iſt. Darum gibt ſie der Ehe den Gnadenbeiſtand des Sacramentes, und unter dieſem Schutz, mit dieſer Weihe und dieſer Hülfe iſt es denn möglich, daß zwei Menſchen ſich mit dem Willen fortlieben, auch nachdem die Leidenſchaft verrauſcht und die Neigung verblüht iſt.

Ihr Genügen werden ſie freilich nicht in dieſer Liebe finden, aber ſie werden lernen, ſich zu begnügen, und da hiezu viel Reſignation und Selbſtüberwindung gehört, viel Opfermuth und Hingebung an den göttlichen Willen: ſo können dieſe zwei Menſchen in der Ehe ganz außerordentlich glücklich werden, weil ſie, wie ich vorhin ſagte, opferfreudig ſind. Haben Sie mich verſtanden, Fräulein Judith?“

„Ich habe verſtanden, daß kein Menſch einen Menſchen ganz glücklich machen kann. Aber ob Sie Recht haben, das weiß ich nicht.“

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, Fräulein Judith, hätten Sie mich ja überhaupt nicht zu fragen brauchen;“ antwortete Erneſt. „Ich ſage das nicht meinetwegen, denn meine Ueberzeugungen werden dadurch nicht beſtärkt oder geſchwächt, daß Sie ſie annehmen oder verwerfen. Allein Ihretwegen thut es mir leid, daß Sie kreuz und quer mit Fragen umherfahren, deren richtige Beantwortung Ihnen am Herzen liegt und überhaupt wichtig iſt, und die Sie doch nicht einfach und kindlich annehmen.“

„Haben Sie nie verſucht, durch ein Menſchenherz glücklich werden zu wollen?“ fragte Judith gleichmüthig.

„O ja!“ rief Erneſt erheitert; „aber mein Verſuch ſcheiterte an einem ſchiefen Näschen.“

„Woran?“ ſagte Judith lächelnd.

„Hören Sie nur! es iſt eine ſehr lehrreiche Geſchichte! Als ich zum erſten Mal in Venedig und vierundzwanzig Jahr alt war, begegnete ſie mir. Das iſt ſo recht das Alter, in welchem das Menſchenherz die Neigung hat, ſich einem anderen Herzen anzuſchmiegen und zu erſchließen, und die Gegenwart mit allerlei darauf bezüglichen Hoffnungen zu ſchmücken, welche dann die Zukunft erfüllen ſoll.“

„Herr Erneſt!“ rief Judith zürnend, „welcher Barbar führt denn das Regiment über die menſchlichen Geſchicke, daß Sie in einen ſolchen Widerſpruch geſchleudert werden! Das Herz iſt nicht geſchaffen, um ſein Genügen in der Creatur zu finden, und dennoch neigt es ſich ihr zu!“

„Sie müſſen hübſch aufpaſſen,“ Fräulein Judith, „und nicht gleich wieder vergeſſen, was man Ihnen eben weitläuftig explicirt hat: der Menſch hat nicht die Beſtimmung, hienieden ſein volles Genügen zu finden, wohl aber die: ſich begnügen zu lernen in freiwilliger Beſchränkung. Durſt nach Glück iſt das Prinzip ſeines Lebens; dadurch und dafür entwickeln ſich ſeine Kräfte. Die ſchönſte und vollkommenſte Form, in welcher ihm das Glück erſcheint, iſt die Liebe, weil ſie das Leben bereichert, vervollſtändigt, verdoppelt, abrundet, alſo eine Fülle guter und ſüßer Gaben ihm bringt, die der zärtliche Vater im Himmel gern ſeinen Kindern auf Erden gönnt, ja dies Glück erhöht, indem er es heiligt. Iſt das ein barbariſches Regiment? Aber weiter! Der Menſch lebt nicht für die kurze Spanne Zeit voll Wechſel trüber und froher Tage, ſondern für ein ewiges Leben voll unendlicher, ungetrübter, wechſelloſer Seligkeit; es muß alſo ein Etwas in ihm ſein, das nach Unendlichem und Wechſelloſem begehrt, und das ſich unmöglich mit Vergänglichem und Schwankendem begnügen kann. Iſt es barbariſch, der Seele eine Größe gegeben zu haben, welche durch die ganze Welt der Sinne und der Sichtbarkeit, der Gedanken und der Gefühle nicht ausgefüllt werden kann und zu der Gott durch den erhabenen Propheten Ihres Volkes ſpricht: Ich Selbſt will dein übergroßer Lohn ſein!“

„Sie werden doch zugeben, Herr Erneſt, daß daraus ein beſtändiger Zwieſpalt, ein quälender Kampf entſpringt. Der Durſt nach dem Ewigen und die Neigung zum Vergänglichen in ein und daſſelbe Herz gepflanzt und beide mit berechtigten Anſprüchen, wie Sie ſelbſt ſagen, das muß den Menſchen in ein Meer von Schmerzen, von Irrthum, von Täuſchungen, ja von Verzweiflung ſtürzen. Denn er wird etwas ergreifen und als ungenügend fallen laſſen; und Anderes ergreifen, aber als unvollkommen wegwerfen; und abermals Anderes ergreifen, und es wird ihm entſchwinden wie Rauch und Schatten. Das kann kein Menſch aushalten! Dabei geht er zu Grunde.“

„Ganz richtig, Fräulein Judith, ſobald dieſer

Menſch außerhalb des Chriſtenthums ſteht; und da ſtehen leider! gar Manche, denen das heilige Sacrament der Taufe nicht gefehlt hat und die nun kläglich zu Grunde gehen im Strudel ihrer Leidenſchaften, im Taumel ihrer Selbſtſucht. Aber die chriſtliche Offenbarung belehrt den Menſchen über den Urſprung dieſes tiefen Zwieſpaltes, den Jeder in ſeiner eigenen Bruſt empfindet und beweint: es iſt der Sündenfall, die Abkehr von Gott, die geheimnißvolle Luſt zum Böſen in der gefallenen menſchlichen Natur. Lehrte die Offenbarung nur das, ſo dürfte man erſt recht desperat werden! Allein ſie lehrt auch Mittel und Wege, um jenen Zwieſpalt nicht ſowohl zu tilgen, als vielmehr heilſam für uns zu machen. Mittel iſt — das Blut Jeſu, das für uns und über uns und in uns mit Gnadenſtrömen rinnt, und uns Licht gegen alle Verfinſterung, Waffen gegen alle Verſuchungen bringt. Der Weg iſt für Jeden ſein eigener Kampf. Jeder muß lernen durch Selbſtverläugnung die Eigenliebe, durch Selbſtbeherrſchung den unbändigen Willen, ich ſage nicht: zu beſiegen; denn ſo weit bringt es Unſereins nicht! aber doch beſiegen zu wollen. Wer dieſen Kampf redlich beginnt, Fräulein Judith, der findet den Zwieſpalt nicht ſo troſtlos, als er Ihnen erſcheint. Im Gegentheil! er hat eine Art von heiliger Freude daran, wie der brave Soldat ſich freut, in der Schlacht für ſeinen König ſein Blut zu vergießen, wenn nur die gute Sache ſiege. Es iſt herrlich, einen Menſchen zu beobachten, der wider ſich ſelbſt für Gott kämpft. Das ſind keine welterſchütternde Schlachten, das Auge der Mit- und Nachwelt ruht nicht auf ihnen, kaum ahnt ſie der Eine oder der Andere; aber die ganze triumphirende Kirche ſchaut verklärten Angeſichtes dieſen ſtillen Helden zu, die doch weiter nichts ſind, als ein unbedeutender Mann, ein ſchwaches Weib, ein armer Jüngling, eine ringende Seele in irgend einer Hütte oder irgend einem Palaſt, wo ſie ſich wehren bis zu Thränen, bis auf's Blut, aber ohne Verzweiflung, gegen das Andringen ihrer übermächtigen Selbſtliebe und ihres unbändigen verkehrten Willens.“

„Mir graut vor ſolchem Kampfe!“ rief Judith.

„Kann ſein!“ erwiederte Erneſt; „aber Ihr Grauen würde ſich ſteigern, wenn Sie ſehen könnten, in welche Abgründe der Menſch verſinkt, der ihn nicht führt, der hingegen nach ſeinen Gelüſten und Leidenſchaften lebt, und ihnen keine andere Gränze und Schranke ſetzt, als die Stimmung des Augenblickes und irgend einen perſönlichen Vortheil. Nein, nein, Fräulein Judith: die Unvollkommenheit aller Verhältniſſe und aller Zuſtände als den Staubesanhang unſeres Bischen Erdenglücks mit ruhigem Auge betrachten und mit gefriedetem Herzen annehmen, und die Vollkommenheit, nach der wir ſolch Verlangen haben, in uns ſelbſt durch Opferwilligkeit zu erringen trachten, davor darf Ihnen nicht grauen, denn das iſt die Bedingung jedes guten reinen Lebens.“

„Erzählen Sie mir Ihre venetianiſche Geſchichte," ſagte Judith; „dabei bekommt man wieder feſten Boden unter den Füßen, den man bei Ihren idealiſtiſchen Tendenzen Gefahr läuft zu verlieren."

„Lieber Gott!" ſeufzte Erneſt mitleidig, „wie verkehrt reden doch deine Menſchen! die einfache Wahrheit nennen ſie nebuloſe Träumerei, und die platte Alltäglichkeit nennen ſie das Element der Wahrhaftigkeit, in dem ſie ſich wohl befinden. Nichts für ungut, Fräulein Judith, aber ſo iſt's! — Alſo in Venedig ſah ich bisweilen Sonntags bei meiner Hauswirthin ein liebes, hübſches, munteres, frommes Kind, das mir ungemein gefiel. Es hieß Gianetta, im weichen venetianiſchen Dialect ausgeſprochen Zanetta. Wenn ſie in dieſem allerliebſten Dialect ihre Barcarolen ſang und ein wenig auf der Guitarre klimperte, oder die großen Ereigniſſe ihres Lebens, z. B. eine Gondelfahrt nach dem Lido, mit ausführlichſter Wichtigkeit, als handle es ſich um eine Nordpol Expedition, beſchrieb: ſo war ſie wirklich wunderlieb und ihr kindliches ſpielendes Auge überrieſelte mit ſüßem Glanz mein Herz, wie der Thau aus weichem Frühlingsgewölk den Blütenbaum."

„Welch eine Idylle von Dragant und Roſenwaſſer!" rief Judith lachend.

„Ja, ich war damals ungemein idylliſch und hätte für mein Leben gern an den Ufern der Brenta — denn in Venedig ſelbſt war kein Platz dafür — eine ſchäferliche

Hütte erbaut und die holde Zanetta als Schäferkönigin und Hausfrau darin eingeführt. An dergleichen konnte aber ſo ein armer Tropf von angehendem Maler nicht denken; er mußte ſich begnügen, ſeine Wünſche in den Schoß der Zukunft zu legen und ſich zu ſonnen in den hellen Augenſtrahlen der allerliebſten Zanetta — aber nur Sonntags; am Werktag hatte er weder Zeit noch Gelegenheit dazu."

„Herr Ernest," ſagte Judith höchſt beluſtigt, „Ihre Liebesgeſchichte flößt mir unwiderſtehliche Lachluſt ein."

„Warten Sie nur; es kommt gleich tragiſch, oder wenigſtens elegiſch. Zwei Jahre war ich ein ſchweigender Anbeter der kleinen Zanetta geweſen. Was hätte ich ihr ſagen können? Die Liebe gibt ſich kund, und wenn tauſendmal der Mund ſtumm iſt. Hat man das Roſenöl auch noch ſo feſt im Flacon verſiegelt, doch durchduftet es das Glas; und ſo geht's dem Herzen mit der Liebe. Die Zanetta wußte wohl, woran ſie mit mir war, und ich glaube, daß ſie mich auch recht gern hatte. Aber, Fräulein Judith, es iſt Ihrem liebenswürdigen Geſchlecht nun einmal eigen, in Permanenz kleine Zwiegeſpräche mit dem Engel Lucifer zu haben. Erzürnen Sie ſich nicht, hören Sie mich weiter. Wir Männer halten leider Gottes! auch dieſe Zwiegeſpräche, und zuweilen länger und gründlicher, aber nicht ſo permanent. Allen Töchtern Eva's klebt die Neigung ihrer Stammmutter an, die ſogar im Paradieſe mit der

Schlange Converſation machen mußte! Ein Wörtchen, oder mindeſtens ein Sylbchen muß Jede bei jeder Vorkommenheit ihres Lebens mit beſagtem Engel wechſeln. So auch Zanetta! Sie wurde ungeduldig, die kleine Donna, über mein unverbrüchliches Schweigen; ſie wurde neugierig, wie es denn wohl klingen möge das bezaubernde Wort von der Liebe; ſie wollte mich heraustreiben aus meiner Verſchanzung durch Stillſchweigen, indem ſie mir Feuer an's Herz legte — das Feuer der Eiferſucht. Der Sohn meiner Hauswirthin, der in Padua ſein Geſchäft trieb, beſuchte ſeine Mutter, und Zanetta, die jeden Sonntag zu ſeinen Schweſtern kam, bewies ſich ungemein freundlich gegen ihn, was mir natürlich höchſt mißfiel und mich nur noch ſtummer, vielleicht ſogar etwas bärbeißig machte. Wie ſich nun einmal das Geſpräch auf Deutſchland wendete, und wer die Frage an Zanetta ſtellte: ob ſie wohl Deutſchland ſehen möge? das weiß ich nicht mehr, weil ihre Antwort meine ganze Aufmerkſamkeit verſchlang. Sie ſagte nämlich: „Ach nein! das muß ein ſchreckliches Land ſein; ganz bevölkert mit den ſchläfrigen deutſchen Murmelthieren!“ Wie ſie das ſagt, und zwar mit einer ganz allerliebſten kleinen ſpöttiſchen Miene, ſehe ich ſie höchſt gelaſſen an, und was entdecke ich! die Spitze ihres Näschens iſt etwas links gewendet. Welche Difformität! welche Beleidigung für das ſchönheitsdurſtige Auge eines Malers! wie hatte ich das nicht früher bemerkt! Ich ſchaue hin, ich ſchaue her — die Naſe iſt ſchief! ich reibe mir die Augen, halte die Hand ſchirmend vor, um ſchärfer zu ſehen — die Naſe bleibt ſchief! Beſtürzt ziehe ich mich zurück. In meinem Stübchen ſuche ich mir Janetta's freundliches Auge, die dunkeln Locken um ihre heitere Stirn, ihr Lächeln, ihr kindliches Gemüth, ihren Frohſinn, ihre Lieder und ihre Guitarre vorzuſtellen — Alles, was mich vor wenig Stunden entzückt hatte; aber umſonſt! die ſchiefe Spitze des zierlichen Stumpfnäschens warf einen ſo dunkeln Schatten, daß die ganze Janetta darin verſchwand. Ich gehe ſchlafen und träume von der ſchiefen Naſe. Ich erwache, und denke zuerſt an die ſchiefe Naſe. Wie ein Alp legt ſie ſich auf meine Bruſt und nimmt ſo rieſenhafte Proportionen an, daß ſie mir bald ungeheuer lächerlich, bald ungeheuer garſtig, in jedem Falle aber durchaus unerträglich erſcheint. Da faſſe ich mir denn ein Herz und ſpreche zu mir ſelbſt: Biſt du nicht im Stande, eine ſo geringe äußere Unvollkommenheit an Janetta zu überſehen, wie wirſt du es denn anfangen, um ihre tauſend Unvollkommenheiten des Herzens, des Charakters, des Geiſtes, die ſie mit allen Sterblichen gemein hat, zu ertragen und mit freundlicher Nachſicht hinzunehmen? und wie darfſt du von Janetta Das erwarten, was du ſelbſt nicht zu leiſten vermagſt? Gib alle Gedanken an ſie für Gegenwart und Zukunft auf, und danke dem lieben Gott, daß er dich zur rechten Zeit durch die Erkenntniß ihres ſchiefen Näschens von großer Thorheit und Elend abgehalten hat. Dabei blieb es. Während drei Sonntagen benutzte ich meine Muße, um an's Feſtland zu fahren und die Ufer der Brenta zu betrachten, die mir ganz ſumpfig und unidylliſch vorkamen. Und als ich am vierten Sonntag wieder bei meiner guten Hauswirthin erſchien, ſtellte ſie mir ihren Sohn und Zanetta als glückliches Brautpaar vor, und ich ſtattete mit aufrichtiger Herzlichkeit meine Gratulation ab. Später, wenn je ſo etwas wie der Wunſch, durch ein Menſchenherz glücklich zu werden, ſich in mir regen wollte, warnte mich meine Erfahrung mit Zanetta. Ich gedachte der hunderttauſend Unvollkommenheiten jedes Geſchöpfes, und ſah ſomit deſſen Unvermögen ein, mir ein wechſelloſes Glück zu gewähren. Ein vorübergehendes ſchien mir aber nicht der Mühe werth, deshalb mit den ſchweren Sorgen und Pflichten des Eheſtandes mich zu belaſten. So wendete ich mehr und mehr mein Herz von jeder ausſchließlichen Liebe zum Geſchöpf ab; denn wenn dieſe nicht mit einem hohen Grad von Reſignation gepaart iſt — und das iſt ſie ſelten — ſo wird ſie zur Qual. Hingegen bemühte ich mich, alle Geſchöpfe, alle ohne Unterſchied, in Gott zu lieben, und dabei wurde mir das Herz leicht und frei, unbeſchwert durch irdiſchen Ballaſt. Genügte die Liebe zu einem Menſchen mir nicht für die Ewigkeit, weshalb ſollte ich mir von der Leidenſchaft die Täuſchung vormalen laſſen, als könne ſie mir für eine Spanne Zeit genügen?"

„So beſonnen oder ſo kalt iſt aber nicht Jeder,“ wendete Judith ein. Sie hätte auch ſagen können: „So gottliebend.“

„Drum übe ſich Jeder bei Zeiten in der Entſagung, ſchlage es nicht allzu hoch an, wenn er es im irdiſchen Glück nicht ſehr weit bringt, und hüte ſich ganz beſonders, auf Koſten Anderer glücklich ſein zu wollen, wie der rückſichtsloſe Egoismus es zu treiben pflegt.“

„Sie geben mir ſehr gute Lebensregeln, Herr Erneſt, und ich könnte, abgeſehen von der Malerkunſt, Vieles von Ihnen lernen; aber“ .... —

„Aber Sie werden nichts lernen, Fräulein Judith, gar nichts, auch nicht malen, ſo lange Sie immer „aber“ ſagen. Denn nur der kindliche Sinn lernt etwas, nimmt willig an und auf; drum macht der Glaube — der Kinderſinn in höchſter Sphäre des Lernens — ſo ungemein, ſo überraſchend klug. Drum verknöchert nichts ſo ſehr das Auffaſſungsvermögen, als der Geiſt des Widerſpruchs, die Negation. Es iſt die Krankheit der Zeit, mit einem „aber“ Alles in Frage zu ſtellen. Darum begreift und verſteht ſie denn auch nichts — als Rechenexempel.“

„Aber,“ fuhr Judith fort und ſah ihn mit ihren tief traurigen Augen ruhig an, „ich habe nicht Ihre innern Beweggründe, und deshalb kann ich nicht einſehen, urtheilen und handeln wie Sie. Alles, was Sie ſagen, kommt mir ſehr ſchön, ſehr edel, auch ſehr anziehend vor; gerade wie die Sibylla persica. Doch wie dieſe nur ein Bild, nur eine bemalte Leinwand iſt, die mich in ich weiß nicht was für angenehme Träumereien verſetzt, aber nicht mein Leben lenkt und regiert; ſo geht es mir auch mit Ihren Worten."

Ein feuchter Schimmer, wie von einer zerdrückten Thräne, glitt über Erneſt's Auge, als er entgegnete:

„Ich bin ein Schwachkopf, der das immer wieder vergißt! alſo verzeihen Sie mir, Fräulein Judith. Ach, wenn man überall das Wirken und Walten der Erlöſung wahrnimmt, wie es in tauſend unſichtbaren Canälen die Staubeswelt durchrinnt und beſeelt: ſo will einem gar nicht einleuchten, daß bei ſo vielen, vielen Menſchen der Blick des Geiſtes noch nicht aufgegangen iſt für dies Wunderwerk, während doch ihre lechzende Seele dahin getrieben werden müßte, um einen Trunk zu thun aus jenen Waſſern, welche nicht von den dumpfen Ciſternen der Menſchenweisheit ummauert ſind."

„Die Quellen der Tiefe, hab' ich mir ſagen laſſen, entdecke die Wünſchelruthe;" erwiederte Judith. „Können Sie mir eine ſolche verſchaffen für Ihre unter- oder überirdiſchen Bronnen?"

„Sehr leicht! Berühren Sie Ihr Herz und die Welt mit dem Kreuz, ſo brechen vor Ihren Augen die gefeſſelten Bronnen der Tiefe auf und aus dem Abgrund des liebedurchwundeten Gottesherzens rauſcht Ihnen die Flut der Gnaden entgegen, die jeden Durſt ſtillt, und von jedem Fleck reinigt, und jeden Blick klar wäſcht, und jedes Schifflein an die immerblühende Küſte des ewigen Lebens trägt."

„Des ewigen Lebens!" wiederholte Judith ſinnend. „Welch eine unbegreifliche Vollkommenheit ſetzt das voraus, daß unſer armſeliges Leben übergeben könne zum ewigen Leben."

Madame Miranes unterbrach das ernſte Geſpräch zum großen Leidweſen ihrer Tochter. Sie hatte allerlei Pläne an Erneſt mitzutheilen für ein Feſt, das ſie geben wollte. Ein gewöhnlicher Ball genügte ihr nicht, auch nicht einmal ein Ball en costume: der konnte nebenher gehen. Es ſollte ſo recht ein Feſt aus Tauſend und einer Nacht ſein und alle übrigen Carnevalsfeſte weit überſtrahlen; höchſt glänzend, aber auch künſtleriſch und poetiſch ſollte es ſein.

„Und dabei ſoll ich helfen?" fragte Erneſt verblüfft.

„Gerade Sie! Wenn kein Maler die lebenden Bilder ſtellt, ſo gerathen ſie nicht."

„Gott!" ſeufzte Erneſt, „aus Salonfiguren ſoll ich ein Kunſtwerk zuſammenſtellen! Das geht über menſchliche Kräfte."

„Nicht doch!" ſagte Madame Miranes; „wir haben in der Geſellſchaft einige ſehr ſchöne Perſonen, die ſich vortrefflich zu einer heil. Cäcilia, heil. Iſabelle" ....—

„Halt! halt!" rief Erneſt; „ſo hoch wollen wir uns nicht verſteigen! Rafael und Murillo wollen wir aus dem Spiel laſſen, wenn's Ihnen gefällig iſt; denn da genügt nicht eine oder die andere ſchöne Perſon, da müſſen alle Einzelheiten, ja jede Fingerſpitze perfect ſein, ſonſt wird das Ganze eine Carricatur. Wir wollen uns an Genregemälde halten, rococo Schäferinnen, verzauberte Prinzeſſinnen, italieniſche Bäuerinnen, „Goldſchmidts Töchterlein," „Ezzelin im Kerker" und dergleichen mehr.

„O herrlich!" rief Madame Miranes. „Ja! „Ezzelin im Kerker" mit den beiden Mönchen, dem alten und dem jungen; das wird ein ſüperbes Bild geben, ſobald die Beleuchtung deſſelben richtig getroffen wird. Meinen Sie nicht, daß wir auch in engliſchen Keepſakes nachſchlagen ſollten, Herr Erneſt? ich glaube, da würden wir manch anſprechendes Bild finden."

„Ja," ſagte er humoriſtiſch ernſthaft, „auf der Höhe des Keepſake-Styls werden wir uns wohl befinden."

Judith nahm ein Buch zur Hand und ſagte, indem ſie es durchblätterte: „Dies ſind illuſtrirte Gedichte des Thomas Moore, und da würde mir „das Paradies und die Peri" recht gut gefallen."

Sie reichte ihm das Buch, und während er die Bilder betrachtete, erklärte Judith ihm das engliſche Gedicht und ſagte:

„Die Peri iſt nach der indiſchen Mythologie oder Poeſie ein Luftgeiſt, dem eines Tages ſein Element nicht genügt. Er möchte gern in's Paradies. Aber davor hält der Engel des Lichtes Wache und weiſt die Peri ab.

Als ſie um Einlaß bittet und fleht, ſagt er ihr endlich, es gäbe eine Gabe, die köſtlichſte der Erde, vor welcher ſich die Pforte des Paradieſes erſchließe: die möge ſie ſuchen und bringen. Die Peri fliegt froh zur Erde herab und ſchaut ſich um nach der köſtlichen Gabe. Sie ſchwebt über einem Schlachtfeld. Ein junger Held hat die Schlacht gewonnen und durch ſie ſein Vaterland befreit; aber er liegt da und ſtirbt an ſeinen Wunden. Die Peri fängt den letzten Blutstropfen aus ſeinem Heldenherzen auf und kehrt damit triumphirend zur Pforte des Paradieſes zurück. Doch der Engel weiſt ſie ab und heißt ſie eine höhere Gabe bringen. Die Peri findet nun auf der Erde die Heimſuchung durch die Peſt, und ſieht ein junges Mädchen, das dem geliebten Jüngling ihr Leben zum Opfer bringt, indem ſie ihn pflegt in der gräßlichen Krankheit. Er findet Geneſung und ſie den Tod. Den letzten Athemzug dieſes treuen Herzens fängt die Peri auf und bietet ihn dar dem Engel des Lichtes. Allein er öffnet ihr nicht das himmliſche Thor, ſondern begehrt eine höhere Gabe. Und zum dritten Mal ſchwebt die Peri zur Erde herab und ſchaut ſinnend umher nach einem himmliſchen Kleinod. Siehe, da gewahrt ſie in einem Blumengarten ein fröhliches Kind, das plötzlich, als die Abendglocken läuten, ſeine Spiele unterbricht, auf die Knie fällt und andächtig betet. Unfern ſteht ein Mann, in Sünden ergraut, von Leidenſchaften zerriſſen. Sein finſterer Blick fällt auf das betende Kind. Alle Erinnerungen an ſeine eigene unſchuldige Kindheit erwachen in ihm und beſtürmen ihn mit einem ſo heftigen Schmerz; um ſeinen verlorenen Seelenfrieden, daß eine bittere Thräne ſein ſonſt ſo kaltes und hartes Auge füllt. Die Peri aber nimmt die Thräne des reuigen Sünders von ſeiner Wimper und bringt ſie dem Engel des Lichtes. Da öffnen ſich die ſtrahlenden Thore des Paradieſes der Peri! Eine Reuethräne iſt die köſtlichſte Gabe der Erde, welcher der Himmel nicht widerſtehen kann. — Iſt das nicht ein liebliches Gedicht, Herr Erneſt?"

Er hatte inzwiſchen mit Wohlgefallen die Bilder betrachtet und antwortete nun auf Judiths Frage:

„Eigentlich hätte die Peri dieſe Thräne nicht bloß bringen, wohl aber auch ſelbſt weinen müſſen, um in den Himmel zu gelangen! Indeſſen, bei ſo einer Elfe oder Fee wollen wir's nicht allzu genau nehmen und die Bilder können ſehr ſchön werden. Sie, Fräulein Judith, werden die Peri darzuſtellen haben, und Gräfin Regina Windeck — den Engel des Lichtes. Alles Uebrige findet ſich."

Madame Miranes frohlockte über ſeine Willfährigkeit und über die Ausſicht auf ſo ganz ausgeſucht ſchöne Tableaux.

„Wir wollen auf der Stelle unſere Einladungen an die mitwirkenden Damen machen," ſagte ſie zu ihrer Tochter. „Die Herren kann man zu einem Diner einladen und ihnen dabei den Antrag ſtellen; dann nehmen ſie ihn um ſo leichter an."

„Müſſen die armen Teufel mit indianiſchen Vogelneſtern gekirrt werden?" fragte Erneſt lachend. „Ich verdenk' es ihnen nicht! All' dieſe Mummereien ſind eigentlich nur die Sache der Damen, deren Wonne es nun einmal iſt, ſich in Flitterwerk zu begraben und ſich angaffen zu laſſen."

Madame Miranes drohte ihm mit huldvollem Scherz, und er ſetzte hinzu:

„Sorgen Sie nur dafür, daß die Gräfin Regina willfährig ſei! Sie — und nur ſie — iſt wie geſchaffen für den Engel des Lichtes, und ohne ihre Mitwirkung müßten gerade dieſe Bilder wegfallen."

„Dieſe originellen, poetiſchen Bilder wegfallen? das wäre entſetzlich, Herr Erneſt, das darf nicht ſein!" rief Madame Miranes in einem Tone, als handele es ſich um die Wohlfahrt ihres Hauſes. „Judith, nimm Hut und Mantel, wir wollen ſogleich zu ihr fahren."

„Wenden Sie ſich an den Vater, wenn ich rathen darf," ſagte Erneſt; „dann iſt die Sache gleich abgemacht."

„Gut, gut! der Engel des Lichtes ſoll uns nicht fehlen." —

Regina war nicht angenehm überraſcht, als der Graf ihr beim Mittagseſſen ſagte, er habe die Aufforderung der Madame Miranes, zu ihrem Zauberfeſt als Engel des Lichtes in einigen Tableaux mitzuwirken, in Regina's Namen angenommen. Was die Toilette dieſes Himmelsbürgers betreffe, ſo würde Erneſt ihr die nöthigen Anweiſungen geben, der überhaupt das Ganze dirigire.

„Regina — ein Engel des Lichtes! das iſt aber ſchön!" rief Corena mit leuchtenden Augen; „das freut mich!"

„Mich auch!" ſagte Uriel.

„O, an Dich kommt auch die Reihe, Uriel!" ſagte der Graf. „Du biſt auserkoren, um einen Mönch darzuſtellen, der den Tyrannen Ezzelin da Romano in der Gefangenſchaft zur Buße bekehren ſoll, was ich aber nur unter der Hand Dir ſage. Madame Mirance wird es officiell bei einem demnächſt ſtattfindenden Diner thun."

„Uriel ein Mönch! das gefällt mir!" rief Regina.

„Mir gar nicht," ſagte Corena. „Uriel in einer dunkeln Kutte — hu! abſchreckend! mich brächte kein Menſch in ſolchen Habit, auch nur zum Spaß, hinein."

„Das iſt ein ſehr guter Geſchmack für die Wirklichkeit," ſagte der Graf, „aber als Carnevalsſpiel kann man auch einmal die Kutte anlegen." —

Es war nicht zu ändern. Regina mußte ihre Rolle in den lebenden Bildern übernehmen, die Proben mitmachen, ihren Engelsanzug nach Erneſts Anweiſung anfertigen laſſen. „Ich wundere mich nicht ſo ſehr," ſchrieb ſie einmal ihrem geliebten Onkel Levin, dem ſie zuweilen ihr Herz eröffnete, „daß man ſich einen Abend „bei dem oder dem Feſt unterhält. Aber daß man ſich

„zu einem ſolchen wochenlang vorbereitet, ſich beſinnt, „überlegt, beſpricht, berathſchlagt, in eine Wichtigkeitskrämerei ohne Gleichen verſinkt und einen Eifer an den „Tag legt, als gelte es ein Menſchenleben zu retten: „darüber kann ich gar nicht aufhören mich zu wundern, „denn nach drei Tagen fällt irgend etwas Anderes vor, „und kein Menſch ſpricht mehr eine Sylbe von einem „Feſt, das mit ſolcher Verſchwendung von Zeit, Mühe „und Geld vorbereitet worden iſt.“ — Ein anderes Mal hatte ſie ihm geſchrieben:

„Lieber Onkel, geſtern hatte ich einen frohen Abend! „und wo? mitten in einer glänzenden Soiree! wirſt „Du es glauben? Ja, es wurde muſicirt und zum Theil „ſehr gut. Dann verſtummt all' das oberflächliche Ge„ſchwätz, was mich immer ſehr beängſtigt, weil man ja „dereinſt Rechenſchaft vor Gott über jedes unnütze „Wort wird ablegen müſſen, und die Salongeſpräche „ſind wirklich ſehr überflüſſig. Tante Iſabelle ſagt, die „Höflichkeit ſei auch eine Tugend, ſei eine Art von „Nächſtenliebe, und man ſpräche ja aus Höflichkeit. „Aber es drängt ſich mir leider die Bemerkung auf, daß „in den Salongeſprächen nichts ſo wenig zum Vorſchein „kommt, als die Nächſtenliebe. Darum bin ich immer „ſehr froh, wenn Muſik gemacht wird. Auch macht ſie „mir die Seele ſo gewiß einſam und frei, und meine „Gedanken gehen ihre Wege, gehen fort, weit fort aus „dieſer bunten unruhigen Geſellſchaft — zum ſtillen Car-

„mel. Das iſt nun einmal der Naturzug meines Her
„zens, wie das Schwälbchen im Herbſt nach Süden
„fliegt. Geſtern Abend nun ſang ein junges Mäd
„chen mit einer wunderbar ſchönen, großartigen Stimme
„und entzückte die ganze Geſellſchaft. Ich hörte ſagen,
„es ſei eine ganz ſeltene Stimme, den berühmteſten
„Sängerinnen der Gegenwart überlegen, und das junge
„Mädchen ſei eine zweite Paſta, deren Namen, Judith,
„ſie auch trage. Sie ſang nur Opernarien, etwas
„Anderes kennt die Welt ja nicht! aber durch den
„Klang, die Fülle und den Ausdruck ihrer Stimme trat
„etwas eigenthümlich Ergreifendes in die profane Muſik
„hinein, etwas tief Tragiſches; wenigſtens kam es mir
„ſo vor, weil ich dies junge, ſchöne Mädchen ſo ſehr be
„dauere: ſie iſt nämlich Jüdin. Ich mußte immer den
„ken, wie das klingen würde, wenn ſie „Ave verum“
„ſänge oder „O salutaris“ und ihre unvergleichliche
„Stimme zu Lobliedern der ewigen Liebe anwendete,
„von der ſie nichts weiß. Ich war ſchon früher mehr
„mals aufgefordert worden zu ſingen, hatte es aber
„immer abgelehnt und mir ſchon Vorwürfe von dem
„guten Vater deshalb zugezogen. Es iſt mir unheimlich,
„vor den vielen Leuten mich hinzuſtellen und ihre Auf
„merkſamkeit auf mich zu ziehen. Ueberdas iſt mein
„Singſang wirklich zu unbedeutend für eine elegante
„Soirée. Als man mich geſtern wieder bat, doch auch
„einmal mich hören zu laſſen, dacht' ich, nun ſei gerade

„der günſtige Moment gekommen, um den Leuten zu zeigen, daß ich nichts kann, denn mein Geſang verhält ſich zu dem der ſchönen Judith, wie das Trillern des Finken zum Schlag der Nachtigall. Und was ich zu ſingen hätte, das wußt' ich auch gleich und das war auch nicht auf den Salonton geſtimmt. Die Welt ſingt von ihrer Liebe, ihren Freuden, ihrem Glück; — nun wohlan! Ich werde von dem meinen ſingen! Und weißt Du, lieber Onkel, was ich ſang? — Das Wiegenlied der Mutter Gottes von Lope de Vega. Ich frohlockte es ordentlich aus der Bruſt heraus, dermaßen erfriſchte ſich mein Herz an dem Gedanken, daß ſo ein wenig Himmelsluft in die ſchwülen irdiſchen Dünſte hineinwebe:

„Heilige Engel,
Die ihr dort flieget
Ueber den Palmen,
Sänftigt den Wind!
Kommet und wieget
Das göttliche Kind."

„Ich ſang aber ſpaniſch, lieber Onkel. Das verſtand kein Menſch, und dadurch fühlte ich mich recht geſchützt in meinem Liebesgeſpräch. Man wollte wiſſen, was ich geſungen habe. Ich ſagte, es ſei ein Lied von Lope de Vega, und ich vermuthe, daß man ſich verpflichtet fühlte, um dieſes berühmten Dichters willen meinen Geſang zu loben. Ach, lieber Onkel! Alles wird gelobt, nur nicht Derjenige, der allein alles

„Lobes würdig iſt: Gott wird verſchmäht, iſt Null,
„und was Null iſt, wird verherrlicht. O ewige Liebe,
„man liebt dich nicht!“ — —

In der Geſellſchaft fing man an, Regina ganz ungemein zu bewundern. Mit ihrer Herzensfriſche, ihrem lebhaften Verſtande, ihrer anſpruchloſen Einfachheit, ihrer Seelengrazie machte ſie zwiſchen den bis zur Dreſſur wohlerzogenen jungen Damen den Eindruck, als trete ſie aus irgend einem paradieſiſchen Urwald in die Welt hinein. Die kleinen niedrigen Triebfedern, welche dieſe beherrſchen: Eitelkeit, Gefallſucht, Selbſtbeſpiegelung, berührten ſie gar nicht, denn ſie wollte keinem Menſchen gefallen. Aber ſie hielt ſich deshalb nicht für beſſer, ſondern nur für glücklicher. Sie hatte ihr Herz in Sicherheit gebracht bei der ewigen Liebe: gab es ein größeres Glück? Der heitere Friede, der aus dieſem reinen, ſtillen, ſicheren Glücksbewußtſein hervorging, und der ſich durch die liebenswürdigſte Freundlichkeit gegen alle Menſchen ausſprach, machte ſie zu einer äußerſt wohlthuenden Erſcheinung in einer Sphäre, wo ſo viel Zerriſſenheit und Verwirrung durch traurige Leidenſchaften zu Hauſe iſt. Obgleich Niemand weniger als ſie mit den Anſichten, Beweggründen und Urtheilen der Welt ſympathiſirte: ſo wußte ſie dieſen Mangel an Sympathie doch ſo lieblich zu umſchleiern, daß man ſich faſt zur Uebereinſtimmung mit ihr gedrängt fühlte. In jener muſikaliſchen Soiree hatte Judith durch ihren prachtvollen Geſang, namentlich der berühmten „Gnadenarie“ aus Robert dem Teufel, die Geſellſchaft in eine Art von gewitterhafter Aufregung verſetzt. Niemand wollte nach ihr einen Accord anſchlagen, einen Ton ſingen. Jeder fühlte, daß er Fiasco machen müſſe, und zog ſich deshalb zurück. Für Regina war das ein Grund um zu ſingen. Ihre Herzensluſt und ihre innerſte Meinung verſchleierte ſie hinter der ſpaniſchen Sprache und ſang ſo ſüß und liebreizend, daß es nicht anders war, als ob die blitzdurchzuckten Wetterwolken, die Judith heraufbeſchworen hatte, von leuchtenden Sternen überraſchend durchbrochen würden. Nicht Lope de Vega wurde am Schluß bewundert, ſondern Regina. Das glaubte ſie aber nicht. Der Graf ſonnte ſich in den Huldigungen, die ſeiner Tochter dargebracht wurden, und freute ſich ſeiner luminöſen Idee, ſie ſo früh in die Welt eingeführt zu haben. Die Reize des wirklichen Lebens würden ganz allmälig ihre Träume aus dem Sattel heben, hoffte er zuverſichtlich. Uriel hoffte auch, aber auf ſeine Liebe, nicht auf die Welt. —

Die lange und viel beſprochenen, probirten und ſtudirten lebenden Bilder kamen endlich zu Stande. Erneſt beklagte aber hundert Mal, ſeine Hand in dies Wespenneſt geſteckt zu haben, wie er ſich ausdrückte. Gegen die Aufgabe, aus ſo rebelliſchen Elementen von hölzernen Männer- und gezierten Frauengeſtalten ein Bild zuſammenzuſtellen, ſei es ein Kinderſpiel, ein wandgroßes Gemälde zu ſkizziren. Ueberdas wollten ſich die Damen nach dem Modejournal kleiden, nicht nach ſeiner Angabe; und Jede war überzeugt, daß er ihr gerade die Stellung und den Ausdruck angewieſen habe, welche ihr am wenigſten vortheilhaft wären. Die Eine konnte nicht ihren ſchönen Fuß präſentiren; bei der Anderen wurde gerade ihr ſchöner Arm beſchattet, und bei der Dritten keine Rückſicht auf ihr ſchönes Haar genommen, womit ſie doch ganz gewiß die heil. Genoveva von Brabant hätte darſtellen können! Ferner wollte eine Jede, daß gerade ihr Tableau das letzte ſei, den letzten Eindruck mache, durch kein nachfolgendes verdunkelt werde. Endlich ſagte Erneſt:

„Meine gnädigen Damen, wie kunſtvoll Sie ſich ſämmtlich in Ihren reſpectiven Tableaux gruppiren, und ob Sie auf einen Fuß oder auf keinen ſich ſtellen werden, das, ſehe ich ein, muß ich Ihrer beſſern Einſicht überlaſſen. Da es mir aber mit dem beſten Willen unmöglich iſt, jedes Tableau zum letzten zu machen: ſo beanſpruche ich die Reihenfolge derſelben ſo feſt zu halten, wie ich ſie von Anfang an beſtimmt habe: das Paradies und die Peri werden den Schluß machen, weil jenſeits des Paradieſes Irdiſches keinen Effect mehr machen kann."

Keinen Effect mehr machen kann! — Dieſer Ausſpruch wirkte Wunder bei den Damen. Nunmehr wollte keine mit ihrem Tableau auf das Paradies und die Peri folgen. Judith und Regina waren die Einzigen, die ſich durchaus fügſam gegen Erneſt bewieſen, und ſich genau ſo kleideten, ſo ſtellten, ſo blickten, wie er es ihnen angab. Judith dachte, es ſei ja genug der Herablaſſung, daß ſie ſich bewundern laſſe, und das könne ihr ja gar nicht fehlen, möge ſie nun ſo oder anders ſtehen. Regina — gehorchte. Aber die Sache hatte einen geheimnißvollen Reiz für ſie. Erneſt hatte ihr geſagt:

„Gnädige Gräfin, wenn Sie da ſtehen werden als Engel des Lichtes, vorgreifend jenem ſeligen Augenblick, der Sie einſt in's himmliſche Jeruſalem und unter die Reihen der Auserwählten, durch Gottes Gnade, ruft, ſo ziehen Sie ihre Seele ein wenig zurück von der buntgefärbten Aſchenwelt, die Sie umgibt, und beten Sie für die arme Peri Judith, daß dieſe Tochter der Nacht und der Finſterniß, wie der Apoſtel Paulus ſo ſchön ſagt, in ein Kind des Lichtes und des Tages umgewandelt werde. So kann der himmliſche Sinn den ganzen Plunder von Welt heiligen und nebenbei wird das Ihnen den wahrſten und richtigſten Ausdruck geben. Dieſe innere Sammlung würde ich freilich keiner anderen Dame hier zumuthen; da Sie aber derſelben fähig ſind, ſo haben Sie die Güte, ſie in Anwendung zu bringen."

Regina war ſo vertraut mit dem Beſtreben, ſich ſtets innerlich geſammelt zu halten, daß ihr Erneſts Zumuthung gar nicht ſeltſam oder übertrieben erſchien.

Auch wußte ſie, daß ein wahrhaft apoſtoliſcher Eifer, um Seelen für die Erkenntniß der ewigen Wahrheit zu gewinnen, ein Grundzug bei den geiſtlichen Töchtern der heiligen Thereſe, und die Gebetsinbrunſt für dieſen Zweck unter allen Umſtänden und in allen Verhältniſſen eine Hauptaufgabe der Carmeliteſſe ſei. Daß dieſer Auftrag eine wunderſame Huldigung für ſie enthalte, bemerkte ſie gar nicht. Demüthig und dankbar antwortete ſie:

„Wie ſind Sie gütig, Herr Erneſt, mich an etwas zu erinnern, was man ſo leicht in dem betäubenden Getümmel aus den Augen verliert. Nun kommt doch ein vernünftiger Sinn in den charmanten Unſinn!“

Die Tableaux kamen zur Darſtellung unter ungeheuerem Beifall. Einige waren ſehr maleriſch, andere ſehr elegant. Alle im ſchönſten Lichteffect und umwogt von paſſender Muſik und Geſangbegleitung. Aber alle erbleichten vor den beiden letzten, in denen Niemand figurirte als Judith und Regina, die jede in ihrer Art und für ihre Rolle von idealiſcher Schönheit waren. Die Peri trug ein lichtblaues, ſilberdurchwirktes Florgewand, Schmetterlingsflügel von Silberflor mit Pfauenfederaugen, und über der Stirn, wo die dunkeln Wellen ihres Haares ſich ſcheitelten, einen Stern von Sapphiren, deren bläuliches Licht mit dem Schimmer von Schwermuth harmonirte, der immer auf ihrem ſchönen Antlitz lag und der ſo paſſend für ein Weſen war, dem das Paradies verſchloſſen blieb. Der Engel des Lichtes trug ein weißes Gewand, mit Saum und Gürtel von Goldſtickerei, große blendendweiße Flügel, in der Rechten einen Palmzweig und um die Fülle der blonden Locken einen feinen Goldreif, den über der Stirn ein kleines Kreuz von ſtrahlenden Brillanten zuſammenhielt. So ſtand eine Jede unter ihrer eigenen Signatur, unter dem Schönſten, was die natürliche und die übernatürliche Welt aufzuweiſen hat: unter dem Stern und unter dem Kreuz. Im erſten Bilde lag die Peri flehend vor dem Engel auf den Knien, der verneinend ihr entgegentritt. Im zweiten nahte ſie ſich hoffnungsfreudig, und der Engel reicht ihr den Palmzweig dar. Judith, die für alle Künſte Talent hatte, beſaß ein großes für die Mimik und verſtand es meiſterhaft, ſowohl ihren Zügen, als ihrer ganzen Geſtalt und Haltung zuerſt den Ausdruck von flehender Bitte und dann von triumphirender Freude zu geben. Regina mochte wohl keine Spur von mimiſchem Talent haben; allein ſie nahm ſich Erneſts Auftrag ſo zu Herzen, daß ſich ganz natürlich eine milde Trauer um die arme Judith und eine ſüße Wonne bei dem Gedanken an deren Rettung in den klaren Frieden ihres ſchönen Angeſichtes miſchte.

„Ganz wie ein Engel,“ flüſterte halblaut Erneſt vor ſich hin, der ſich unter die Zuſchauer begeben hatte. „Wie ein Engel, der die Schwingen zum Fluge in die himmliſche Heimath ausbreiten wird!“

Es war finſter im Saal, wie es eben ſein muß, damit die richtige Beleuchtung der Bilder nicht geſtört werde. Erneſt wußte nicht, wer ihm in's Ohr ſagte:

„O ſchweigen Sie von Prophezeihungen des Todes.“

Erneſt ſah ſich um, erkannte in dem Sprechenden Uriel, der ſein Mönchsgewand wie eine Raupenhülle abgeſtreift hatte, und antwortete ihm:

„Sie wiſſen ja gar nicht, von wem ich ſpreche.“

„Nicht?“ fragte Uriel; „könnte man wirklich in Zweifel darüber ſein, wen Sie meinen.“

„Nun, Herr Graf, wenn Sie auch die eine Meinung richtig getroffen haben, ſo irren Sie doch in der anderen. Ich dachte nicht an Todesprophezeihungen, ſondern drückte mich nur figürlich aus, um das Schwunghafte in dieſem Engel des Lichtes zu bezeichnen. Iſt denn die Gräfin Regina kränklich? fürchtet man für ihre Geſundheit?“

„Nein, gar nicht! Aber ich weiß nicht, wie es kommt, dieſe Bilder machen mich traurig, und es iſt mir, als ob ich meine Couſine im Himmel ſähe.“

„Anticipando — iſt das ganz richtig, Herr Graf, und ich wünſchte ſehr, daß Sie dieſe Second sight auch von der Peri hätten.“

„Die Peri,“ ſagte der vielbeleſene junge Mann, der auf der anderen Seite neben Erneſt ſtand. „die Peri iſt und bleibt eine Oreade."

Erneſt that ihm den Gefallen, gutmüthig zu fragen:

„Warum denn gerade eine Oreade? könnt' es nicht auch eine Dryade ſein, oder eine Najade? die ich freilich lieber Nixe nenne."

„Keineswegs!" ſagte der Beleſene. „Die Oreade muß es eben ſein; denn die Oreade iſt ein Geiſt, der in Felſen wohnt, und der dadurch ſo gewiß verſteinert und unnahbar iſt, wie dieſe Peri, d. h. wie ihre Darſtellerin."

Erneſt dachte in ſeinem Sinn, es ſei der Peri kaum zu verargen, wenn ſie dieſem Beleſenen gegenüber ihren Oreadencharakter recht entſchieden hervorgekehrt habe. Er fragte weiter:

„Nun, und der Engel des Lichtes? was haben Sie von dem zu bemerken?"

„Wie es in dem indiſchen Gedicht Nal und Damajanti heißt: „Sie iſt an Schönheit und Huldgeberden — Wie eine Wunderſage auf Erden" — war die Antwort.

„Ei!" rief Erneſt, „was Sie nicht Alles wiſſen! Von der griechiſchen Mythologie bring' ich wohl allenfalls ein Stückchen zuſammen wegen der allegoriſchen Manier der bildenden Künſte, welche im Zeitalter der Renaiſſance und ihres Auswuchſes, des Rococo, in ganz Europa florirte, und von der unſereiner Notiz zu nehmen hat. Aber indiſche Poeſie — nein! ſo hoch hab' ich mich nie verſtiegen! und was Sie für ein ausgezeichnetes Gedächtniß haben! das iſt auch beneidenswerth."

„Mein Gott," flüſterte Uriel Erneſt zu, „er bringt uns ja Alle vor Langeweile um mit ſeinen Citaten, und Sie beſtärken ihn darin!"

„Ach," ſagte Erneſt, „ſolche harmloſe Leute ſind gar nicht übel und etwas ſanftmüthige Langeweile bei indiſchen und ſonſtigen Citaten iſt meiner Seele viel heilſamer, als die Unterhaltung durch pikante Bosheiten." —

Der Vorhang rauſchte zum letzten Mal nieder, die Kronleuchter wurden wieder angezündet, die Darſtellungen waren zu Ende, der Ball begann. Die meiſten Damen, die in den Bildern figurirt hatten, blieben in ihrem Coſtüme. Regina hatte es aber für ſich höchſt unpaſſend gefunden und ihr Kammermädchen mit einem Ballanzug nach Judiths Zimmer beordert. Als ſie dies Zimmer betrat, fiel ihr Blick auf die Uhr; es war Mitternacht.

„Genug der Mummerei!" ſagte ſie zu dem Mädchen, das erwartungsvoll zwiſchen Flor, Blumen und Bändern daſtand. Ich kann unmöglich in tiefer Nacht ein Maskenkleid ablegen, um ein anderes anzuziehen. Packen Sie den Kram zuſammen, Brigitte, während ich meinem Vater in zwei Zeilen ſchreibe, daß ich nach Hauſe fahre."

Als ein Diener dem Graſen dies Zettelchen überreichte, ſtieg Regina mit Brigitte in einen Fiaker und fuhr von dannen. Der Graf war gar nicht darüber erzürnt, ſuchte die Baronin Iſabelle auf und folgte mit ihr ſeiner Tochter. Im Wagen ſagte er zu der Schwägerin:

„Es war ein recht unheimlicher Abend! Haben Sie nichts gehört?“

„Doch! ſchlimme Gerüchte von einer Revolution in Paris.“

„Wobei das allerſchlimmſte, daß dieſe Gerüchte wahr ſind! Die Revolution iſt ausgebrochen, Louis Philipp hat ſeinen Bündel ſchnüren müſſen, und wir wollen daſſelbe thun und unverzüglich nach Windeck zurückkehren. Die Herren von der Diplomatie und von der Bank hatten die größte Mühe, ihre bedenklich verlängerten Geſichter in den ſtereotypen, nichtsſagenden Falten zu erhalten. Beſonders der Feſtgeber ſelbſt, von dem man behauptet, auch er werde ſein Bündelchen ſchnüren müſſen.“

„Welche Calamitäten verhängt doch dies beſtändig revolutionirende Frankreich über die Welt, und wähnt ſich im Fortſchritt begriffen, während es dem Abgrunde zutaumelt und Andere mit hinabreißt!“ ſeufzte die Baronin.

◆

Revolution.

Die Nachrichten waren ganz richtig, und die revolutionäre Mine, welche am 24. Februar 1848 in Paris Exploſion machte, ſetzte nach und nach alle Minen voll lange angeſammeltem Zündſtoff in ganz Europa in Feuer. Wie weit die Flamme um ſich greifen werde, wußte Niemand, und noch viel weniger, wie ſie zu löſchen ſei. Die geſunde Vernunft ließ ſich in einer Weiſe theils überrumpeln, theils hinter das Licht führen, theils terroriſiren, die vielleicht ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte iſt. Der Geiſt, der die Geſchicke der Menſchheit regiert, ließ das zu, um warnend zu zeigen, wohin die Worte Fortſchritt und Freiheit führen, wenn man ſie ihres wahren Sinnes, ihres Zuſammenhanges mit dem Chriſtenthum beraubt und die edelſten und heiligſten Aſpirationen des Menſchenherzens, zu denen die Sehnſucht nach Freiheit und das Streben nach Fortſchritt gehören, durch materialiſtiſche Auffaſſung und egoiſtiſche Deutung verfälſcht und mißbraucht. Die wahre Freiheit und der wahre Fortſchritt des Menſchen führen ihn zu ſeiner Heiligung, und da es ſeine Beſtimmung iſt, hienieden an ſeiner Heiligung zu arbeiten, und da zwiſchen ſeiner Beſtimmung und ſeiner Sehnſucht ein geheimer Zuſammenhang beſteht, ſo gibt es wohl wenig Herzen, die bei den Worten: Fortſchritt, Freiheit kalt und gleichgültig blieben. Aber, wenn nur auf irdiſchem Gebiet und mit irdiſchen Kräften und Mitteln jener ſich ſchrankenlos fortbewegen, dieſe ſich unbegrenzt entfalten ſoll; wenn der Begriff der Freiheit zur willkürlichen Ungebundenheit herabſinkt und der des Fortſchrittes ausartet in ein tolles Rennen für materielle Zwecke ohne übernatürliches Ziel; wenn dieſe beiden Triebe des Menſchen, die dazu beſtimmt ſind, ihn zu adeln, indem er ſie der Leitung der ewigen Wahrheit und dem Dienſte eines höheren Willens unterwirft, ſtatt deſſen von blinder Leidenſchaft irregeführt, in das Netz der Lüge ihn verwickeln: dann gibt es wenig Waffen, welche dem Geiſt der Finſterniß willkommener wären, um mit ihnen ſeinen uralten Krieg gegen das Licht fortzuſetzen, als die falſche Freiheit und der falſche Fortſchritt, d. h. Willkür und Zügelloſigkeit auf religiöſem, ſittlichem und politiſchem Gebiet. Dadurch wird die Welt in Barbarei geſtürzt, in Nichtachtung fremden Rechtes und eigener Pflicht, in einen Individualiſmus, der das Gegentheil von aller Civiliſation iſt, weil er jeden Einzelnen in einen Ismael verwandelt, „deſſen Hand gegen Alle und Aller Hand gegen ihn“ ſich erhebt.

Civiliſation iſt die Bildung der Menſchheit nach chriſtlichen Prinzipien. Das Chriſtenthum allein iſt bildend, weil ſein Lebenskern das Opfer iſt, weil allein es opferwillig macht und die Achtung fremden Rechtes, die Erfüllung eigener Pflicht und die heilige Nothwendigkeit lehrt, den Individualismus zu beſchränken, um die Einheit herbei zu führen, die einſt wilde Horden ſammt ihren Häuptlingen, und Sklavenvölker ſammt ihren Neronen in chriſtliche Staaten umgeſtaltete. Das Chriſtenthum allein erfaßt die Freiheit als eine freiwillige Unterwerfung vor gottentſtammter Autorität und den Fortſchritt, als eine freiwillige Bewegung in die Richtung auf chriſtlich-ſittliche Vollkommenheit. Dieſer übernatürliche Gehorſam, verbunden mit dieſer übernatürlichen Strebſamkeit, entwickelt eine ſolche Kraft des Geiſtes und einen ſolchen Adel der Seele, daß eine Menſchheit, die von dieſen beiden Begriffen durchdrungen und belebt wäre, in die höchſten Bahnen der Civiliſation, der harmoniſchen Entfaltung und Anwendung aller guten, ſittlichen und geiſtigen Kräfte einlenken, und ihre politiſchen, bürgerlichen und ſocialen Inſtitutionen zu einem ihnen entſprechenden Ausdruck machen würde. Da nun ein ſolches Ideal wohl angeſtrebt, aber, vermöge der Unvollkommenheit, die Allem, was Menſch iſt, durch die Sünde anklebt — in allen Einzelheiten nicht verwirklicht werden kann: ſo ſucht der gefallene unruhige Menſchengeiſt den Grund dieſer Unvollkommenheit nicht in der eigenen Schwäche und der eigenen Neigung zum Böſen, nicht in ſeinem Hochmuth und in ſeiner Sinnlichkeit, welche die edelſten Inſtitutionen entkräftigen und unwirkſam machen, ſondern in den beſtehenden Inſtitutionen ſelbſt; und da dieſe in ihren Grundzügen aus dem Chriſtenthum hervorgegangen ſind und der gefallene Menſchengeiſt weſentlich antichriſtlich iſt: ſo iſt es ihm bei Abſchaffung verhaßter Inſtitutionen im letzten Grund um Abſchaffung des verhaßten Chriſtenthums zu thun, was ohne Revolution, d. h. ohne völligen Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe unmöglich iſt. Die Worte, die das Chriſtenthum ſo erhaben deutet und durch ſie auf die Bahn des Heiles hinweiſt und hinzieht, behält er bei, der gefallene Menſchengeiſt, ja er macht ſie recht zu ſeinen Loſungsworten, weil die Herzen gewöhnt ſind, für ſie zu entbrennen; nur aber verfälſcht er ihren Begriff dergeſtalt, daß ſie förmlich in ihren Gegenſatz umſchlagen, daß Fortſchritt genannt wird, was eine unmäßige Steigerung der niederen Fähigkeiten und Thätigkeiten auf Koſten der höheren iſt; und Freiheit, was der Rauſch eines Sklaven, der gekettet an ſubjective Anſichten und ſelbſtſüchtige Leidenſchaften iſt, und Civiliſation, was Verſumpfung der Seelen in die Materie iſt.

Dies Alles, ſophiſtiſch dargeſtellt, mit halben Wahrheiten vermiſcht, mit verwegener Berufung auf große Namen geharniſcht, deren Träger ſich freilich gegen dieſen Mißbrauch ihres gewichtigen Zeugniſſes empören würden, wenn ſie noch unter den Sterblichen wandelten; dies Alles wird durch Trugſchlüſſe einleuchtend gemacht, durch Schlagworte ſcheinbar zu unantaſtbarer Wahrheit erhoben, und der Menſchengeiſt, der gleich verdunkelt iſt, ſo wie er aus dem Licht des Glaubens heraustritt, geht auf die Täuſchung ein, die ihm blendend und ſchmeichelnd entgegen kommt. Es lebt kein Menſch auf Erden, der nicht irgendwo Laſt und Druck, irgendwie Entbehrung und Mangel ſpürte und in dem ſich nicht ein Etwas regte, um ſich davon zu befreien. Aber dies Etwas wird wachgerufen — entweder durch die Lockung der alten Schlange, die ihm ihr altes Lied vorziſcht: Wie Götter werdet ihr ſein, wenn ihr euch aufbäumt gegen Gott; oder durch den Mund der ewigen Wahrheit, die unabläſſig zu ihm ſpricht: Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Je nachdem der Menſch ſo viel Selbſterkenntniß hat oder nicht hat, um den Grund dieſer Regungen in ſich wahrzunehmen, und ſo viel Selbſtverläugnung, um ſeine Laſt als einen Splitter vom Kreuz zu betrachten oder nicht — wird er den Weg der Empörung einſchlagen, das Kreuz verwerfen und durch den Umſturz des Geſetzes zur Barbarei und übertünchten Sklaverei gelangen — oder den Weg der göttlichen Gebote wandeln und die Freiheit finden und geben, von welcher der Apoſtel Paulus ſagt: „Wo der Geiſt des Herrn, da iſt Freiheit.“ Der Geiſt des Herrn aber iſt Liebe zum Kreuz in ſolchem Maße, daß dadurch das Kreuz zum Symbol der höchſten Liebe geworden iſt.

Freilich richtet ſich die Revolution öffentlich nicht zuerſt gegen das Kreuz, welches eins und daſſelbe mit Chriſtenthum iſt; denn das würde vielen Wohlmeinenden, deren Zuſtimmung, wenigſtens der paſſiven, die Revolution in ihrem Beginn ſehr nöthig hat, die Augen öffnen; ſondern ſie erhebt ihr Feldgeſchrei gegen Abſolutismus und Obſcurantismus für Menſchenrechte, oder Aufklärung, oder Volksvertretung, oder Preßfreiheit, oder Grundrechte, oder wie immer die Parole heißt, die aus einem wahren oder eingebildeten Bedürfniß der Zeit entſpringt, dem die Wohlmeinenden gern beiſtimmen; die aber allmälig geſteigert und übertrieben durch die Reibung der Maſſen, die Erhitzung der Leidenſchaften und die ſündige Verblendung der Anführer zu etwas Ungeheuerlichem anſchwillt, das kein Recht und Geſetz über oder auch nur neben ſich dulden will, ſo daß ſich dann, etwas zu ſpät, die Wohlmeinenden ernüchtert und verſtört die Augen reiben und ſagen: Das haben wir nicht gedacht und dahin nicht gewollt! Lange bevor die Revolution öffentlich, gleichviel mit welchem Schlachtruf und gegen welche Inſtitution auflebt, hat ſie aber ihre Empörung gegen das Kreuz betrieben, und auch da wieder große, gangbare Worte gebraucht, deren Begriff ſie fälſchte. Geiſt, Wiſſenſchaft, Forſchung, Humanität — Alles dies, ſo gewichtig für die wahre Bildung der Menſchheit, ſo berechtigt in einer richtigen Anwendung — mußte jener Empörung zur Maske dienen und zur Waffe werden. Der Calvarienberg iſt der Mittelpunkt und der Schlußſtein der Weltgeſchichte. Welch ein Hinderniß für Diejenigen, welche die Weltgeſchichte mit ſich beginnen und die Weltordnung nach ihrem Kopf conſtruiren möchten! Um die Freiheit und den Fortſchritt auf ihre Irrbahn zu reißen, müſſen dieſe das Kreuz aus den Augen verlieren, muß der Calvarienberg ſo gut wie jeder andere Berg, der im Wege liegt, mit einem Tunnel durchſprengt werden, damit die Menſchheit durch dieſen dunkeln Schacht hindurch irdiſchen Seligkeiten entgegen raſe, deren Horizont nichts abſchließt, als die krankhaft und leidenſchaftlich geſteigerte Entwickelung des Individuums, und deren Schranke nichts iſt als der Tod, dem Glaube und Hoffnung fehlen auf das ewige Leben, weil dieſe Tradition, die vom Calvarienberg herabklingt, mit ihm vom Fortſchritt überflügelt iſt. Der Abfall der Geiſter von der ewigen Wahrheit geht dem Ausbruch einer politiſchen Revolution, die er herbeiführt, lange vorher, und äußert ſich jedes Mal durch die neue Phaſe eines Lichtes der Aufklärung, das nicht „vom Vater des Lichtes" ſtammt.

So ging der große Abfall von der Kirche im ſechszehnten Jahrhundert der engliſchen Revolution vorher, die König Carl I. auf das Schaffot brachte. So war die materialiſtiſche Philoſophie der Engländer und die atheiſtiſche Literatur der Franzoſen im vorigen Jahrhundert Vorläuferin der Revolution von 1789. So bereitete Deutſchlands pantheiſtiſche Philoſophie, verbunden mit ſeiner eigenen und mit

Frankreichs Literatur des Communismus und Socialismus, den neueſten Revolutionen die Wege. Wiſſenſchaftliche und belletriſtiſche Werke, Journale, Gedichte, Flugſchriften, Zeitungen, Lehrvorträge, Theater, öffentliche Vorleſungen: Alles athmete, bewußt oder unbewußt, den Geiſt der Empörung gegen politiſche, oder ſociale, oder kirchliche Zuſtände aus. In der Theorie war längſt die Revolution da. Die geheimen Geſellſchaften, gleichviel welchen Namen ſie führen, ſind die Laboratorien, wo das Gift dieſer Theorien am gründlichſten deſtillirt und am begierigſten eingeſogen wird. Alles Geheime hat ſeinen Reiz, beſonders für die Unerfahrenen und für Menſchen, deren Leidenſchaften in der geſetzlichen Ordnung nicht den begehrten Spielraum finden. Unerfahren und in Gährung der Leidenſchaften iſt hauptſächlich die Jugend. Die Verpflichtungen, welche die chriſtliche Religion ihr auferlegt, finden Diejenigen drückend, die nicht guten Willens ſind, die Leidenſchaften zu beherrſchen. In den geheimen Geſellſchaften werden ſie belehrt, daß die chriſtliche Religion ein ſchmählicher Aberglaube und nur erfunden ſei, um die große Mehrzahl zum Beſten einer geringen Minderzahl zu knechten, und es werden die Mittel erſonnen, um die Sache umzukehren und um ohne Religion die bisher Geknechteten zu befreien und die bisher Bevorzugten in Sklaverei zu bringen oder zu vertilgen. Das Hauptmittel beſteht immer darin, Thron und Kirche zu ſtürzen und Fürſten und Prieſter aus der Welt zu ſchaffen. Das iſt das letzte Wort aller geheimen Geſellſchaften und aller Revolutionen.

Der in tauſend Secten zerfallene Proteſtantismus mit ſeinen letzten erbärmlichen Ausläufern, den ſogenannten Lichtfreunden, zu denen ſich Freunde deſſelben Lichtes, abgeſetzte und abgefallene Prieſter der heiligen katholiſchen Kirche voll Sympathie neigen, führen ihre Anhänger, die keine Befriedigung in der dürren Oede und den ängſtlichen Schwankungen der Sectirerei finden, und die nicht um Rettung vor der Pforte der Gnade flehen, ſchnurſtracks in die finſteren Abgründe der geheimen Geſellſchaften, bei denen ſie das finden, was der Menſch ſo ſehr bedarf: Gemeinſamkeit, Vereinigung der Kräfte; aber zum Factionsgeiſt, dieſem blinden und wilden Zerſtörer aller Ordnung, aller Geſetzlichkeit, alles Friedens, aller Freiheit, aller Cultur, der mehr als jeder Mißſtand die gedeihliche Entwickelung der Staaten hemmt, indem er eine permanente Widerſetzlichkeit hervorruft und dadurch die Herrſchaft geſetzlicher Ordnung unmöglich macht. Die übernatürliche Einheit der Menſchheit in Chriſtus, welche die katholiſche Kirche vermittelt und darſtellt, wird von dem Factionsgeiſt mit blindem Grimm angefallen, willkürlich verzerrt und dann wird dieſe Verzerrung mit unerhörter Frechheit für eine wahre Geſtalt ausgegeben, die kein vernünftiger Menſch bezweifeln könne. Dann wird Alles begeifert!

Der großartige Aſſociationsgeiſt, der dem triebkräftigen Boden des Chriſtenthums entwächſt, durch die Kirche geheiligt wird und während anderthalb Jahrtauſenden Wunder der Sittigung, der Bildung, der harmoniſchen Entfaltung aller Kräfte, der ſelbſtſtändigen Bewegung auf allen Gebieten des Lebens geleiſtet hat und immer und überall leiſtet, wo man ihm Spielraum gönnt — wird entweder als böſer Mißbrauch gehäſſig gemacht, oder mit verächtlichem Achſelzucken kurzweg abgefertigt als: finſteres Mittelalter! oder man drückt ſeinen Formen irgend ein beliebiges Brandmal auf. Das Ordensweſen befördert den Müſſiggang, ſo wird behauptet; die Bruderſchaften verbindet der Aberglaube; das Zunftweſen raubt die perſönliche Freiheit: folglich ſind es haſſenswerthe Inſtitutionen, was zur Genüge dadurch bezeugt wird, daß ſie in der chriſtlichen Kirche wurzeln, welche die Anſtifterin alles Unheils auf Erden iſt.

Bewieſen werden ſolche Behauptungen gar nicht: ſie werden nur ſo lange und ſo laut wiederholt, daß ſie in jedes Ohr dröhnen. Laſter und Mißbräuche gab es freilich zu allen Zeiten; Miſſethaten wurden in allen Epochen begangen; aber zwiſchen den Frevlern in Tagen des Glaubens und des Unglaubens beſteht ſogar noch ein ungeheuerer Unterſchied zum Vortheil der Erſteren: ſie haben nicht ſelten die Kraft, ihre Miſſethaten durch Reue und Buße zu ſühnen. Auf ihrer Seite ſtehen die großen Bekehrungen, während ſich auf der Seite des Unglaubens das Zeichen der äußerſten ſittlichen Verkommenheit, der Selbſtmord, gräßlich häuft. Da es nun nichts Chriſtlicheres gibt für den gefallenen Menſchen, als die Buße, und nichts Unchriſtlicheres, als die Judasthat des Selbſtmordes: ſo wird Jene auf's Aeußerſte verhöhnt vom Antichriſtenthum, damit ſich nur Niemand einfallen laſſe, auf dieſer Nothbrücke ſich zu retten, wenn ihm die ſteigende Flut des böſen Gewiſſens an's Herz geht. Dem Selbſtmord hingegen, als dem Höhepunkt des Abfalles von Gott, hat die Apotheoſe nicht gefehlt. Bis zur letzten Maſche wird das Netz ausgewebt, worin die alte Schlange alle Diejenigen zu fangen ſucht, denen es lockender klingt „wie Götter“ — als „Kinder Gottes und Mitbürger der Heiligen“ zu ſein.

Bei dieſem Werk hat ſie alle böſen Neigungen und verderblichen Leidenſchaften der ganzen Menſchheit zu Bundesgenoſſen. Darum darf ſich Keiner von der Mitſchuld freiſprechen, wenn ein ſolcher Krater zum Ausbruche kommt. Es gibt Stufen in der Mitſchuld; es gibt Sandkörner und Felsblöcke im Reich des Böſen; aber Jeder klopfe an ſeine Bruſt und ſpreche ſein „mea culpa“; denn in ihrem innerſten Weſen ſind Revolutionen nie etwas Anderes, als ſittliche Erkrankungen der Menſchheit in Folge der Sünde — und dazu hat Jeder in ſeiner Weiſe beigetragen, ſei es ein Atom, ſei es auch nur negativ, oder durch Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und

Recht, oder durch unbedachtſamen Beifall für das blendendgeſchmückte Böſe, oder durch paſſives Gewährenlaſſen deſſelben, das man Toleranz nennt und das doch nur ein Mangel an Entſchiedenheit für das Gute iſt.

Im heimlichen Bewußtſein dieſer allgemeinen Mitſchuld erbebte die Welt, vom Thron bis zur Hütte, und alle Fundamente, die man ſchon ſo lange aus ihren Fugen zu ſprengen ſuchte, ſchienen wirklich auseinander zu fallen und einen Schutt- und Trümmerhaufen nach ſich zu ziehen, als die Revolution im Jahre 1848 Europa in Brand ſteckte. Der Augenblick der Emancipation Aller von Allem ſchien gekommen zu ſein, denn Diejenigen, welche nicht in den Schwindel einſtimmten, wurden als Minorität betrachtet und für Die, welche ihm entgegentraten, wurde das Wort „Reactionäre“ erfunden, wodurch ſie als Verbrecher gegen das erhabene Werk der Revolution geſtempelt und den Folgen einer blindraſenden Aufregung in den unteren Volksſchichten preisgegeben wurden. Die Revolte ging bis in die Kinderſtuben herab: Schulknaben empörten ſich gegen mißliebige Lehrer. Die Fürſten aber ließen ſich einſchüchtern durch Studenten, Literaten, Advocaten, Journaliſten und deren Anhang, flohen oder unterwarfen ſich — und die Revolution regierte.

Niemand ſog ihren Rauſch mit volleren Zügen ein, als Florentin! Endlich war die Aera angebrochen, nach welcher ſein vom Stachel des Ehrgeizes in ein beſtändiges Wundfieber verſetztes Herz ſo brennend verlangte!

Endlich ſollte eine großartige Demokratie die Ketten Europa's brechen und die befreite Menſchheit aus den widernatürlichen Zuſtänden erlöſen, unter denen ſie ſchmachtete! Endlich ſollte das Individuum zu ſeiner wahren Geltung kommen und die ungeheuere Geiſtes- und Charaktergröße offenbaren, welche die revolutionäre Geſinnung in ihren Anhängern entwickelt! Er ſchwelgte in dieſen Vorausſetzungen. Zu welcher Höhe er ſelbſt ſich erſchwingen werde — ob zu einem Cajus Gracchus, ob zu einem Brutus, oder Cromwell, oder Washington, oder Danton — das war ihm freilich nicht klar; das hing ab von Umſtänden und Verhältniſſen. Es galt nur, ſie zu ergreifen und zu benutzen: dann war ihm die Größe gewiß. Vor der Hand galt es, mit den großen Schlagworten Emeute zu machen und zum Schutz derſelben Barricaden zu bauen. Florentin hätte ſich verhundertfachen mögen, um überall dies hochherzige Werk des Barricadenbaues zu fördern, woran „die verthierte Soldateska,“ welche ſo niedrig dachte, ihren Fahneneid zu halten, ſcheitern ſollte.

Als ein eifriges Mitglied geheimer Bünde wußte er, daß die Revolution in ganz Europa organiſirt ſei. Er wollte daher ſeine Kräfte der Befreiung Deutſchlands widmen — ſo ſehr ihn auch das Verlangen zog, nach Paris, dem großen Babylon der Revolution, zu eilen — oder nach Rom, um dieſe wichtigſte Citadelle der Völkerknechtſchaft und der Geiſtesverfinſterung ſtürmen zu helfen. Im deutſchen Vaterlande gab es ja aber eine ganze Kette ſolcher

Citadellen zu ſprengen! Florentin verließ Würzburg und ſeine Studien. Dort war nicht mehr die Stätte und das Feld ſeiner Thätigkeit. Nicht der leiſeſte Gedanke an Windeck erſchwerte ſeinen Entſchluß. Wie hätte das ſein können? Hatte nicht Brutus den Cäſar umgebracht? Gab es Größeres, als die Thaten der alten Römer? War die ariſtokratiſche Uſurpation minder fluchwürdig, als imperatoriſche Kronengelüſte? Nicht Dank war er dem Windecker Grafen ſchuldig für ſeine Erziehung, Bildung und Erhaltung; denn das Alles war ihm ja nur in Folge einer Laune der bigotten Gräfin Cunigunde zu Theil geworden, die nichts Höheres kannte, als den Ultramontanismus zu verbreiten. Wie leicht hätte er demſelben verfallen können gleich dem armſeligen Hyacinth! Nein! ſein Dank gebührte den großen Männern, deren wiſſenſchaftliche Forſchungen auf dem Gebiete der Natur und Geſchichtskunde herausgeſtellt hatten, daß die Natur die ewig aus ſich ſelbſt gebärende Allmutter und Schöpferin — der Geiſt des Menſchen ein Product ſeines Gehirns — Religion die Erfindung und Politik ſchlauer Prieſter — göttliche Offenbarung ein widerſinniges Märchen — ein außerweltlicher perſönlicher Gott etwas Undenkbares — das Leben ein Tummelplatz für alle Gelüſte — der Tod der Eintritt in das Nichts ſei. Sein Dank gebührte den freien Denkern, welche nicht nur gänzlich abſahen vom Katholicismus, der ja, ſeit dreihundert Jahren ſchon todt, nur noch als Geſpenſt mit den Nachteulen und Wehrwölfen zu mitternächtiger Stunde umherſchleiche, und nur von kleinen Kindern und alten Weibern wahrgenommen werde; ſondern auch vom Proteſtantismus, der ja nichts weiter ſei, als eine Kritik des Katholicismus, viel weniger innere Triebkraft und ſchöpferiſche Befähigung habe, als dieſer, um einen Fortſchritt der Menſchheit zur Verbrüderung zu erzielen, und allenfalls nur zu dulden ſei, weil ſeine tauſend Secten ebenſoviel Thore öffneten, durch die man dem Chriſtenthum entfliehen könne[1]). — Nein, dem Windecker Grafen gebührte kein Dank! Aber mit unausſprechlichem Wohlbehagen ſtellte ſich Florentin die Möglichkeit vor, daß er in irgend einem, für die Windecker recht gefährlichen und recht demüthigenden Augenblick als ihr Beſchützer vor ihnen auftreten und ihnen beweiſen könne, welch' edles Herz in einer demokratiſchen Bruſt ſchlage.

So, ohne einen Funken von religiöſer Denk- und Willensrichtung, die gänzlich erloſchen war in dem eiſigen Egoismus ſeines Hochmuthes und Ehrgeizes, machte ſich Florentin an die Neugeſtaltung der menſchlichen Verhältniſſe. In erfahrungsloſer Kurzſichtigkeit und ohne richtige Kenntniß des Menſchen und der Geſchichte der Völker brachte er den Mangel an jener Richtung gar nicht in Anſchlag. Er dachte: nur niedergeriſſen! nur tabula rasa gemacht! dann findet ſich der Aufbau von ſelbſt! Aber nur die religiöſe Denk- und Willensrichtung hat Trieb- und Bildkraft, denn nur ſie hat einen Lebensgrund in der

---

[1] Edgar Quinet.

Liebe zu Gott und zum Nächſten, die verbindend wirkt und aus der ſie ſchöpft. Dieſe übernatürliche Liebe iſt in der Menſchheit, was im einzelnen Menſchen ſeine Seele: ſie hält den ganzen Organismus zuſammen. Ohne ſie — tritt der Tod ein, die Auflöſung, und Todtengebein wird zu Staub, wenn nicht, wie in jener Viſion des Propheten Ezechiel, der Geiſt Gottes es neu belebt. Florentin wähnte, mit ſocialiſtiſchen Ideen das Nämliche leiſten zu können. —

Auf Windeck war freilich mit der Rückkehr der Familie auch etwas von der ſchwülen Stimmung und Spannung der Zeit eingekehrt; aber ſie hatte auch ihr Gegengewicht. Der Graf hegte große Beſorgniß vor der Gefährdung des Beſitzes, der in Folge der Gefährdung des hiſtoriſchen Rechtes allerdings ſehr bedroht war, und mit unausſprechlicher Geringſchätzung betrachtete er die Leute, die plötzlich durch die Wogen der Revolution von Unten nach Oben gebracht, in ihrer Weiſe zu herrſchen und ihre Ordnung einzuführen ſuchten. Die Baronin Iſabelle ſtand Todesangſt aus vor den Forderungen des Landvolkes und den Zuſammenrottungen allerhand Geſindels. Sie hätte ſich ſelbſt und ganz Windeck unſichtbar machen mögen, um nur ja keine ſcheele Blicke auf dies Ariſtokratenneſt zu lenken. So wie der Graf aus Frankfurt zurückkam, ließ er, wie immer, wenn er anweſend war, über dem Schloß ſeine Fahne aufziehen. Nicht genug, daß dies ſtolze Banner äußerſt ariſtokratiſch da wehte und den Schloßherrn verkündigte, ſo waren die Windecker Wappenfarben auch noch zum Unglück die Farben Oeſterreichs: Schwarz und Gelb. Wenn es ein mildes Weiß und Blau, oder ein freundliches Roth und Weiß geweſen wäre, das hätte doch nicht ſo finſter, ſo drohend, ſo unheilverkündend ausgeſehen! Mit Thränen flehte ſie ihren Schwager an, dieſe entſetzliche Trauerfahne mit öſterreichiſchen Färbungen bei den gegenwärtigen Verhältniſſen einzuziehen; ſie walle ganz zwecklos über den Zinnen, denn willkommene Gäſte dürfe man in den betrübten Zeitläuften doch nicht erwarten, und der Heimſuchung durch unwillkommene wünſche man ja ſehnlichſt zu entgehen. Aber ſtolz wies der Graf dies Geſuch ab mit dem Beſcheid, ſein alter Brauch habe nichts zu lernen von revolutionärer Inſolenz.

Uriel und Oreſt waren beide in öſterreichiſche Kriegsdienſte gegangen. Die ganze Jugend war kampfesdurſtig und bereit, an der allgemeinen Aufregung thätigen Antheil zu nehmen: die Einen im revolutionären Sinn, die Anderen im conſervativen. Obgleich Oeſterreich für den Augenblick vielleicht mehr gefährdet war, als irgend ein anderer Staat, da innere und äußere Feinde zugleich ihn anfielen: ſo ſtand dennoch das alte traditionelle Vertrauen zu ſeiner Lebenskraft, die ſich in den vielfachen Stürmen von mehr als einem halben Jahrtauſend entwickelt und bewährt hatte, in allen Denjenigen feſt, welche nicht geſonnen waren, mit der Revolution zu gehen oder ſich ohne Schwertſtreich vor ihr zu beugen. Als man ſah, welche Wendung die Dinge in Deutſchland nahmen, erklärte Uriel gleich:

„Ich gehe nach Oeſterreich in den italieniſchen Krieg! Welche Wonne, gegen einen äußeren Feind die Kräfte zu brauchen, die ſich in der Unthätigkeit fieberhaft ſteigern, und die zu edel ſind, um ſie gegen deutſche Freiſchaaren anzuwenden.“

Oreſt verließ ſogleich ſeine Jagden und ſeine Berliner Opern- und Balletfreuden, deren Zauber vor den Barricaden ſchwand, und eilte nach Windeck, um mit Uriel nach der Lombardei zu gehen. Er hatte an Florentin geſchrieben und ihn nach Windeck beſchieden, um zu hören, was Florentin denn jetzt beginnen werde. Allein von dieſem kam weder eine Antwort noch er ſelbſt. Oreſt ging nach Würzburg, um ihn zu ſuchen und bei Hyacinth, der dort im geiſtlichen Seminar ſtudirte, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Aber er war fort und Niemand wußte, ob nach Wien, ob nach Frankfurt, ob nach Paris oder wohin ſonſt. Während des ganzen Winters hatte Hyacinth ihn ein einziges Mal geſprochen und ihn aufgeregter, bitterer denn je gefunden.

„Alſo einen Revolutionär habe ich unter meinem Dach groß gezogen und mit aller Liebe und Sorgfalt einen Baſilisken ausgebrütet,“ ſagte der Graf, als Oreſt mit dieſen Nachrichten zurückkam.

„Wir wollen Gott danken, daß es von Vieren — nur Einer iſt,“ ſagte Levin.

„Und kein Windecker!“ ſetzte der Graf hinzu.

Levin ruhte mehr denn je am Herzen Gottes. Sein Friede konnte durch den Unfrieden in der Welt nicht getrübt werden. Seine lange Erfahrung zeigte ihm in dem immer wiederkehrenden Ausbruch ſolcher Ungewitter die tiefe Störung im geiſtigen Leben der Menſchheit, die aus ihrem Gleichgewicht gekommen war, weil ſie in ſich dem Niederen die Macht über das Höhere gegeben hatte, und die nun, taumelnd und berauſcht, in Orgien verfiel, welche den Einen Untergang, den Anderen aber Ernüchterung bringen mußten. Lange Friedenszeiten, die der Entwickelung des materiellen Wohlſtandes günſtig ſind, führen die Menſchheit leicht zur Ueberſchätzung ihrer Kräfte, ja, zu einer Vergötterung derſelben. Brechen dann große geſchichtliche Kataſtrophen wie Orkane ein, ſo knicken alle die überſchätzten und angebeteten Kräfte zuſammen, zeigen ſich in ihrem Nichts, ja, werden zum Rohr, das zerſplitternd die Hand verwundet, die ſich darauf ſtützt, und bringen durch das Bewußtſein tiefer Hülfloſigkeit die Menſchheit zur Beſinnung über die lange verſchmähte Liebe Gottes, die während des Idolendienſtes nicht zur Geltung kam. Dies iſt nun freilich nie die Abſicht Derjenigen, welche die Kataſtrophen zum Ausbruch bringen; denn Liebhaber des Kreuzes machen keine Revolution; aber ſo iſt der Gang der

Weltgeſchichte! Dem freien Willen des Menſchen iſt aller Spielraum gelaſſen, bis zu einem gewiſſen Punkt, den Niemand kennt, als Gott allein. Iſt die Sündflut bis zu dem Ararat geſtiegen, ſo ſinken die Waſſer der Trübſal und mancher Noe richtet den Altar auf, um Gott ein Dankopfer darzubringen. Je größer und allgemeiner die Ueberſchätzung des Niederen und die Mißachtung des Höchſten in der Welt iſt, um ſo größer müſſen die Kataſtrophen ſein, die aus einer ſolchen Verletzung der göttlichen Ordnung hervorgehen; um ſo lauter muß der Warnungsruf erklingen, der die Berauſchten aus ihren Orgien wecken ſoll. Das Alles hatte Levin ſchon in den geſammten Weltereigniſſen, und häufiger noch in den Schickſalen Einzelner erlebt. Er war daher ganz ruhig und ſuchte auch Andere zu beruhigen, namentlich das Landvolk, das durch glänzende Vorſpiegelungen geblendet wurde und auf die Revolution eingehen ſollte. Eine ſo lange, lange Reihe von Jahren hatte Levin hier gelebt, ſeine zärtlichſte Sorgfalt gerade dem gemeinen Mann zugewendet, zwiſchen denen er, wie ſein göttlicher Meiſter, „wohlthuend umherging“, kannte auf den Windecker Beſitzungen alle Leute, die Alten — als ſeine Zeitgenoſſen und ſo abwärts bis zu den Kindern herab, deren Eltern er ſchon als Kinder gekannt. Da war kaum Einer, dem er nicht irgendwie einen Dienſt geleiſtet, einen Gefallen gethan, einen Rath ertheilt — und da waren ſehr Viele, denen er hülfreich die

Hand gereicht hatte in mannigfachen Nöthen und Drangſalen.

In ruhigen Tagen waren auch Alle feſt überzeugt, daß Niemand es beſſer mit ihnen meine und bereitwilliger ſei: ihnen mit Rath und That zu dienen, als der hochwürdige Herr; aber durch die feindlichen Aufſtachelungen und bösartigen Verdächtigungen, welche die Umſturzpartei überall ausſtreute, um Mißtrauen an die Stelle des Vertrauens zu bringen, kam es denn doch dahin, daß dies Vertrauen ſehr geſchwächt und dadurch Levins Einfluß ſehr geſchmälert wurde. Es wurde den guten Leuten vorgeſtellt, er ſei zu alt, um auf die neuen Zeiten eingehen zu können; er hänge deshalb zu feſt an den Vorurtheilen, welche die Welt beherrſchten, halte zu viel auf die Vorrechte Einiger und zu wenig auf die Rechte Aller — und könne daher für die Gegenwart kein guter Rathgeber ſein. Die Gegenwart habe nichts im Auge, als den Vortheil des Volkes. Es ſei ſchwer, ja kaum möglich, daß Einer vom Adel, der noch dazu Prieſter, alſo zwiefach betheiligt ſei, das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, um es materiell und geiſtig zu beherrſchen, ſeine und ſeines Standes Vorrechte fallen laſſe, und ſich aufrichtig mit dem Volke verbrüdere. Es möge ſich alſo nicht blind leiten laſſen von irgend einen Herrn; denn ein ſolcher werde es immer wieder und wieder zur Ruhe, Ordnung, Geſetzlichkeit auffordern und ſomit um die Vortheile bringen, die es eben jetzt durch entſchiedene Forderungen ſich erringen müſſe. — Wer iſt taub gegen die Lockungen perſönlicher Vortheile? und wem muß man leichter verzeihen, wenn er es nicht iſt, als dem gemeinen Mann, deſſen mühſeliges Leben ſo arbeits- und ſorgenvoll iſt! Das Licht des Glaubens muß mit voller Klarheit auf ein ſolches Leben fallen, und deſſen Verdienſte in der Vereinigung mit dem verborgenen Leben recht hervorheben, welches der Sohn Gottes in der armen Hütte des geringen Zimmermanns führte, um in ſolchen Verhältniſſen gegen die Vorſpiegelungen von großen rechtmäßigen Vortheilen taub und blind zu machen. Levin empfing ſein volles Maß von Bitterkeit durch die Kälte und das Mißtrauen, die vielfach ſeiner warmen Treue begegneten; aber er ließ ſich nicht erbittern! Lebenslang hatte ja ſein göttlicher Meiſter nichts ſo reichlich mit ihm getheilt, als die Myrrhen. Je heftiger der Zorn des Grafen aufbrauſte, wenn die neu erfundenen „Grundrechte" eine Breſche nach der anderen in der Mauer des hiſtoriſchen Rechtes und einen Raubzug nach dem anderen auf fremdem Gebiet machten, deſto milder wurde Levin, ſo daß der Graf zuweilen auch ihm zürnte und ihm vorwarf, im Bunde mit der Revolution zu ſein. Aber er blieb ruhig bei ſeiner Behauptung:

„Das Volk iſt bethört, berauſcht und irregeleitet durch das Geſchrei der falſchen Freiheitspropheten, die ihm goldene Berge der Zukunft vorſchwindeln."

„Aber dieſe Schwindelei bringt uns in Wirklichkeit um Hab und Gut,“ rief der Graf aufgeregt; „und was viel mehr iſt, bringt uns um unſer uraltes Recht, ja ſogar um unſere Ehre, indem wir gezwungen werden, die Erfindungen der revolutionären Schreier als Geſetze gelten zu laſſen — gezwungen durch offenbare Feindſeligkeit und Aufhetzerei des Volkes gegen uns, ſo daß man eines Tages, man weiß nicht wie! den rothen Hahn auf dem Dach hat. Ebenſogut könnte man einer Räuberbande gehorchen.“

„Dahin kommt es mit einer Menſchheit, die aus dem Geleiſe des wohlgeordneten Gehorſams gewichen iſt,“ ſagte Levin ernſt. „Der Menſchengeiſt hat ſich in jedem Einzelnen von Gott emancipiren und der ewigen Weisheit den Gehorſam verweigern wollen; dafür wird er jetzt ein durch Furcht vor Gewaltthat verſchüchterter Sklave menſchlicher Verkehrtheit. Der himmliſchen Liebe hat er nicht dienen wollen in edler Freiheit ſeines Willens, ſo gehorche er jetzt, furchtgeknechtet, ſündiger Thorheit und Bosheit.“

„Welch ein Troſt!“ murrte der Graf.

„Ein großer, lieber Damian, denn damit ſchlägt man den Weg der Buße ein. Nimm hin die Trübſal als heilſame Arznei und bringe die geforderten Opfer nicht der Revolution, nicht den ſogenannten Rechten des Volkes, die ſich nicht urplötzlich decretiren laſſen, ſondern bringe ſie Gott dar, deſſen Hand unſichtbarer Weiſe in dieſer Revolution die Menſchen prüft und wägt, und Denjenigen fallen läßt, den er zu leicht befindet.“ —

Der Graf hatte Frankfurt viel früher verlaſſen, als er es urſprünglich beabſichtigte. Daher war das Gemälde, welches Erneſt von ſeinen Töchtern malte, noch lange nicht vollendet. Der Graf lud Erneſt ein, es auf Windeck fertig zu machen, da auch ihm der Aufenthalt in Frankfurt und überhaupt in jeder Stadt gegenwärtig nicht angenehm ſein könne. Freudig nahm Erneſt die Einladung an. Ihm gefielen die Windecker ſehr gut, für Regina hatte er eine andächtige Zärtlichkeit, und da ſein Aufbruch von einem Ort keine große Anſtalten erheiſchte, ſo vollendete er noch einige Porträts und begab ſich dann nach Windeck, wo ihm die Baronin ein kleines paſſendes Atelier eingerichtet hatte. Er war Allen willkommen. Der Graf, gaſtfrei wie ein ächter grand seigneur, hatte gern viel Menſchen unter ſeinem Dach, und freute ſich, wenn ſie ſich behaglich fühlten und ungenirt bewegten. Beläſtigen und ſtören durfte man ihn nicht; dafür ließ aber auch er Jeden gewähren. An Erneſts heiterem Sinn fand er großes Gefallen in der trüben Zeit. Die Baronin ſah in jedem männlichen Weſen einen Beſchützer gegen etwaige Attentate. Sie hätte das ganze Schloß voll Gäſte haben mögen, um aus ihnen gleichſam eine Leibwache ſich zu bilden. Regina und Corona fühlten ſich mit der Sorgloſigkeit der Jugend und dem kindlichen Gottvertrauen der frommen

Seelen perſönlich nicht beängſtigt durch die Zeitverhältniſſe. Ja, Regina hätte ſich freuen mögen, weil ſie Uriels Entfernung veranlaßten. Aber was in den öffentlichen Ereigniſſen ſie betrübte, das waren die vielfachen Gottesbeleidigungen, die ſich bei dieſer Auflöſung von Zucht und Ordnung kund gaben, und der bittere Haß gegen die Kirche, welcher der Revolution gleichſam aus allen Poren drang. Das ſah ſie ein: eine ſo furchtbare Mißſtimmung unter den Menſchen, eine ſo klägliche Verwirrung aller Begriffe über Recht und Pflicht mußte ihren eigentlichen Grund und Urſprung in der Zerfallenheit der Menſchen mit Gott haben, woraus denn die Zerfallenheit des Menſchen mit ſich ſelbſt und mit dem Nächſten hervorgeht, und verwirrend und verfinſternd auf alle Verhältniſſe wirkt.

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie einmal traurig und beklommen zu Levin, „ſieh, wie die Einen ſo wild fordern und ſo blind niederreißen und mit Gewalt ihr Ziel zu erreichen ſuchen — und wie die Anderen ſo ungern geben und nachgeben, und dennoch ſo ſchwach ſich vertheidigen als zweifelten ſie an ihrem Recht, der Willkühr entgegen treten zu dürfen! Ach, wo iſt da der heilige Geiſt geblieben, der jener Erſtlingsgemeinde der Chriſten zu Jeruſalem „ein Herz und eine Seele“ gab und einen himmliſchen Communismus hervorrief!“

„Der heilige Geiſt iſt da, wo er immer iſt,“ ſagte Levin, „im Herzen Derer, die ihn auf ſich wirken laſſen, und die man nicht im Tumult der Factionen und im Zank und Streit der Parteiſucht ſuchen darf. Er wirkt in der Stille und bereitet ſich in der Verborgenheit ſeine Werkzeuge und ſcheidet die guten Elemente in dem großen Schmelztiegel der Gegenwart von den böſen ab, und wie die Saaten gut gedeihen bei Ungewittern, ſo werden auch die Blitze und Donnerwolken der Zeit den Keimen und Pflanzungen nicht ſchaden, die der heilige Geiſt gerade jetzt und ohne daß wir wahrnehmen könnten, wie — ausſtreut und pflegt. Du aber, Kind, fürchte nicht, daß er, wie ein entthronter König, vor Barricaden und Freiſchaaren aus ſeinem Reich fliehe, und nimmſt Du wahr, daß die Weltkinder ihm ihre Herzen verſchließen, ſo lichte und reinige Du mehr und mehr das Deine, damit er gern bei Dir ſeine Einkehr nehme. Dann lebſt Du ja in dem himmliſchen Communismus des myſtiſchen Leibes Chriſti, den die heilige Kirche darſtellt, und haſt mit allen ihren lebendigen Gliedern, ihren gläubigen Kindern, die ſeelenernährende Gemeinſchaft der heiligen Sacramente und die herzſtärkende Gemeinſchaft des Gebetes."

„Und dennoch, lieber Onkel," ſagte Regina lächelnd, „hab' ich eine große Neigung für den äußeren Communismus der erſten Chriſten, der gewiſſermaßen ein natürlicher Ausdruck für ihre übernatürliche Gemeinſchaft war und ein warmes Zeugniß von ihrer Chriſtusliebe ablegte. Die Armen und Geringen, die Verlaſſenen und Elenden nahmen um Chriſti willen Theil an Hab und Gut der Reichen und Großen, und die ſchreckliche Kluft wurde ausgefüllt, welche zwiſchen Noth und Wohlbehagen beſteht und welche mir wie eine tiefe blutige Wunde am Leibe der Menſchheit vorkommt. Ach, war das nicht ſchön?“

„Wohl war es ſchön!“ entgegnete Levin, „wohl war es ein glänzendes Zeugniß für die Chriſtusliebe, die in den Bekehrten der erſten Jahrhunderte flammte, wenn ſie den Sieg, den das Chriſtenthum in ihren Herzen über heidniſche Werthſchätzung des Irdiſchen und über heidniſche Genußſucht davongetragen hatte, dadurch feierten, daß ſie freiwillig den Mitteln entſagten, durch die das irdiſche Daſein behaglich gepflegt wird und zu einer verkehrten Geltung kommt — und in die freiwillige Armuth eingingen, die um Chriſti willen die Genüſſe der Sinnlichkeit, die Triumphe des Hochmuthes verſchmäht. Wunderſchön war es, wenn dieſe ſtolzen Patrizier, dieſe königlich reichen Senatoren, dieſe mächtigen Statthalter, die über weite Provinzen geboten, plötzlich ergriffen von dem wunderbaren Glauben an einen freiwillig leidenden Gott, ſich ihrer Glücksgüter, ihrer Weltherrlichkeit ſchämten, weil dieſelben einen ſchneidenden Gegenſatz zu Golgatha bildeten, und ihre Schätze mit ihren armen und bis dahin verachteten Brüdern theilten. Aber das Schöne in dieſem Opfer iſt eben deſſen Freiwilligkeit. Niemand wurde bei den erſten Chriſten gezwungen, es zu bringen. Weder die Apoſtel noch die Armen in der Gemeinde forderten ſo etwas. Chriſtus hatte nur einfach geſagt: „Willſt du vollkommen ſein, ſo verkaufe, was du haſt, und gib es den Armen" — und hatte es nur als Rath geſagt, nicht als Gebot. Es war alſo ein himmliſcher Antrieb, aus dem jene Gemeinſchaft hervorging: die Liebe Gottes entzündete edle Herzen zur innigſten Nächſtenliebe. Der Communismus kam von Oben herab und iſt der ſchlagendſte Gegenſatz zu dem modernen, unchriſtlichen, der durch Zwang und von communiſtiſchen Geſetzgebern eingeführt werden ſoll. Uebrigens gab es ſchon im zweiten chriſtlichen Jahrhundert Häretiker *), welche neben ihrer Irrlehre auch irrige ſociale Verhältniſſe und namentlich die allgemeine Gütergemeinſchaft predigten, und bei einigen häretiſchen Secten des Mittelalters tauchte ſie ebenfalls auf. Es iſt alſo an dieſer Erſcheinung in unſerer Zeit nichts neu, als der Name: Communismus. Er gibt ihr einen gewiſſen pedantiſchen Anſtrich, als ſei die Sache im Syſtem verſteinert, bevor ſie ſich im Leben als praktiſch bewährt hat, und ſie gehört auch zu denjenigen Theorien, welche der Unglaube ausbrütet, um das Chriſtenthum, wie er wähnt, zu überflügeln."

„Ja," ſagte Erneſt, „der brutale Burſche Commu

---

*) Epiphanes, ein Gnoſtiker, drang auf Gemeinſchaft der Güter und Frauen.

nismus rächt die Verbannung der himmliſchen Charitas! Wie manche Staaten wähnten ſich in der ſelbſtgefälligen Vorſtellung von ihrer Omnipotenz beeinträchtigt, weil die Charitas reiche, friſche, kräftige Blüten auf dem Boden der Kirche trieb. Die katholiſche Liebe mit ihren unzähligen Anſtalten der Barmherzigkeit nicht unter Verwaltung des Staates zu ſehen, war dieſer krankhaften Sucht nach Regiererei unerträglich. Dieſe Anſtalten wurden eingezogen, zuſammengeſchmolzen, umgeſtaltet, unter ein Heer von Beamten geſtellt, die über jeden Kreuzer eine weitläufige Rechnung, über jedes Stück Brod eine genaue Controle führen mußten und deren Beſoldung einen beträchtlichen Theil der Habe der Armen verſchlang. Nun war man doch ſicher, daß nichts verſchleudert wurde! Nun hatte man doch der Kirche dieſe großen Geldmittel entriſſen, vermöge welcher es ihr ſo leicht wurde, das geringe Volk für ſich zu gewinnen und ungeſcheut Uebergriffe in die Rechte des Staates zu machen und ihren Obſcurantismus zu verbreiten — während nun hinter den Bollwerken der Büreaukratie der Staat geſchirmt und geſichert für ewige Zeiten war und die Aufklärung ihre Siege feierte! — Alle engen Herzen und beſchränkten Köpfe ſtießen in die Jubelpoſaune über ſolche Maßregeln von Seiten der Regierungen. Aber ſiehe da! die Zuflüſſe ſtockten! vor dem Rauſchen der Schreibfedern in ungeheueren Regiſtern floh die verſchüchterte Charitas, die an den Verkehr mit armen Ordensbrüdern, ſtillen Nönnchen und einfachen Prieſtern gewöhnt war, auf vertrautem Fuß mit ihnen lebte, ſie als Verwalter und Ausſpender der Gaben Gottes kannte und deshalb keine ängſtlich genaue Rechnungsablage von ihnen begehrte. An die Stelle jener ungeheueren freiwilligen Liebesgaben, welche das chriſtliche Europa mit Anſtalten der Barmherzigkeit erfüllten, die im bedürftigen Nächſten Chriſtus den Herrn ſieht und ihn demgemäß behandelt wiſſen will — trat der Staat mit ſeiner Verwaltung, ſeinen Beſoldungen, ſeiner Armentaxe, ſeiner Armenſteuer, ſeinem Geſchäftsgang, und machte die leidenden Glieder Chriſti zu Objecten, für die man faſt ebenſo gut zu ſorgen habe, als dafür, daß keine Motten in die Montirungskammern kommen. Dies fühlen die Armen ſehr gut; es mißfällt ihnen ungemein — was ihnen auch nicht zu verdenken iſt — und Dankbarkeit kann durch dieſe Sorte von Wohlthätigkeit nicht geweckt werden. Im Gegentheil! vom Staat erwartet Jeder vor Allem Gerechtigkeit. Nimmt der Staat alſo die Sorge für die Armen in die Hand, ſo möge er doch — folgern die Armen — etwas mehr für ſie thun und ſie nicht ſo kläglich unterſtützen, da es ihm ja doch nie, in ihren Augen, an Mitteln fehlt. In ruhigen Zeiten läßt ſich ihr Murren überhören als bedeutungslos; aber in unruhigen kann ſehr leicht ihr Mißvergnügen benutzt und dem Staat gefährlich werden.

Er hat die Charitas unter Vormundſchaft ſeiner Bureaukratie ſtellen wollen — wie es hieß, zum Vortheil der Armen; jetzt tritt der grobe Communismus auf und ſucht zu beweiſen, deren wahrer Vortheil beginne mit ihm, und da man jetzt dem Fortſchritt vor Allem und in Allem huldige und auf des Volkes Wohl zuerſt und zuletzt bedacht ſei: ſo müſſe man nunmehr dem Communismus huldigen. Der Staat hat das uralte, heilige Recht der Kirche überflügelt zu Gunſten ſeiner Omnipotenz: der Communismus überflügelt dieſe zu Gunſten der ſeinigen, die durch einen furchtbaren Mechanismus im Geſammtgang des Lebens jede friſche Blüte und jede edle Kraft in demſelben unterdrückt.“

„Wie troſtreich,“ ſagte Levin, „nimmt ſich neben dieſen, ſo ganz aus dem Erdgeiſt hervorgegangenen Beſtrebungen das Walten des heiligen Geiſtes in der Kirche aus, der nichts untergehen läßt, was zum Leben in ewiger Wahrheit berechtigt iſt. Ein ächter Ableger chriſtlicher Gütergemeinſchaft wächſt fort und fort durch die Jahrhunderte und beweiſt, daß es, wie in den erſten Tagen des Chriſtenthums, ſo auch in der Gegenwart, Seelen gibt, welchen es ein heiliges und durch die Chriſtusliebe gerechtfertigtes Bedürfniß iſt, in jener zu leben. Der Ordensſtand bringt die Gütergemeinſchaft mit ſich.“

„Eigentlich die Armuthsgemeinſchaft,“ ſagte Erneſt.

„Allerdings — und das iſt denn freilich etwas ſo

Schönes, daß ſich der natürliche Menſch nicht zu dieſer Höhe zu erheben vermag. Der natürliche Communismus ſchreit von unten nach oben: Ihr Reichen, wir ſind eure Brüder, wir wollen mit euch von dem Guten genießen und ſchwelgen! — Der übernatürliche ſpricht von oben herab: Ihr Armen, meine Brüder in Chriſtus, ich will mit euch arm ſein."

„O Gott!" rief Erneſt, „wenn das nur von oben herab geſagt würde! Das iſt das Elend in unſerer Zeit, daß die Glaubenskälte, wie ein Gletſcher, von den Höhen in die Thäler hinabwächſt! Damit ſtand es ſonſt anders! Da hatte das Volk wirklich ſtrahlende, erwärmende Bilder heiliger Liebe und frommen Glaubens vor Augen. Da ſah es einen König Ludwig von Frankreich täglich in ſeinem Palaſt eine Anzahl Armer nicht bloß ſpeiſen, ſondern bei der Mahlzeit bedienen; einen König Stephan von Ungarn, nicht zufrieden mit dieſem Act der Demuth, die Armen in ihren Hütten aufſuchen — oft zur Nachtzeit, weil ſein Tag übervoll an Geſchäften war — und ihnen milde Gaben bringen; eine Iſabelle von Portugal die Ausſätzigen waſchen und kleiden; eine Eliſabeth von Thüringen im Spital die Kranken pflegen. Da ſah es Kaiſertöchter und Königswittwen herabſteigen von ihren goldenen Stühlen und in die ſtrengen Orden der heil. Clara, der heil. Thereſia eintreten, deren Mitglieder armſeliger leben, als die Allerärmſten, elend gekleidet, dürftig genährt, Leib und Leben in frommer Buße und heiliger Andacht verzehren. Das Volk liebt alle armen Orden. Es iſt ihm ein Troſt, daß Andere freiwillig jene Entbehrungen übernehmen, die es oft nur widerwillig ſelbſt erträgt. Es wird unwillkürlich zu dem Gedanken hingedrängt, ohne Glücksgüter und ohne Lebensgenüſſe auf Erden zu wandeln, müſſe doch nicht ſo ganz unerträglich ſein, da ja dieſe Alle darauf verzichteten. Es lernt ahnen, daß es eine Liebe gebe, welche mächtiger und ſüßer ſei, als alle Lieben der Welt: die Liebe zum Leiden, in der Nachfolge des dornengekrönten, geißelzerriſſenen, nägeldurchwundeten, gekreuzigten Gottes. Gewahrt es nun, daß dieſe Liebe in den Großen der Erde mächtig genug iſt, um ſie in ein freudiges Schlacht und Brandopfer der vollkommenen Entſagung zu verwandeln: ſo faßt es umſomehr Vertrauen zu ſolchen ſtarken, zärtlichen, kreuztragenden Seelen, als die irdiſche Höhe, von der ſie herabſtiegen, blendender iſt. Ein Fürſtenkind bei den Carmeliteſſen oder Clariſſen verſöhnt tauſend Arme mit den Nöthen ihres Daſeins, denn ſie ſehen, daß die irdiſche Größe ſich gläubig und liebend in ein Daſein voll tauſend Nöthen verſenkt. Es iſt eine wunderſame und gar nicht genug geſchätzte Gnade, welch ein Segen auf dem guten Beiſpiel eines frommen Glaubens von Oben herab liegt; es wirkt heilſam in die weiteſten Kreiſe! O wenn doch recht bald nach alter Sitte aus jedem katholiſchen Fürſtenhauſe zwei oder drei Töchter in ein Kloſter ſtrengen

Ordens treten wollten! An dieſe zwei bis drei Prinzeſſinnen — fuhr Erneſt zu Regina gewendet fort — würden ſich dann zwei bis drei Dutzend hochadlige Fräulein anſchließen und dieſen wiederum zwei bis dreihundert Jungfrauen bürgerlichen Standes" . . . —

„Halt, halt! Herr Erneſt, Sie entvölkern die Welt!" rief die Baronin ängſtlich.

„Ja, von Proletariern, gnädige Frau," entgegnete er gelaſſen; „und das wäre in der That äußerſt wünſchenswerth, denn es gibt auch ein fürſtliches und adliges Proletariat, ſeitdem man ſich in dieſen Regionen nicht mehr dem geiſtlichen und dem Ordensſtande widmet."

„Man nennt das aber nicht ſo!" bemerkte ſie mit leiſem Vorwurfe im Tone.

„Ach, gnädige Baronin," rief Erneſt, und ſah ſie freundlich mit ſeinem treuherzigen klugen Auge an; mir ſteckt der unverbeſſerliche Bauernbube im Blut, ſo alt ich auch bin, und Sie werden immer große Verdienſte ſich zu ſammeln haben durch Ihre Nachſicht mit mir. Aber hier darf ich doch wahrlich ohne Scheu von jenem Proletariat ſprechen, das — man möge es ſo nennen oder nicht — leider in der Welt iſt; denn die Windecker ſind davon unberührt. Hier haben wir den hochwürdigen Herrn, und Graf Hyacinth tritt in deſſen Fußtapfen ein."

„Ja, die Liebe zum Leiden!!" ſagte Levin ſinnend. „Dieſe himmliſche Blüte entſproßt dem Baum des Glaubens nur, wenn er in voller Kraft ſteht! Nur da, wo er ganz tiefe Wurzeln in das Erdreich des Menſchenherzens hineintreibt, wachſen ſeine Aeſte ſo ſtark und ſo hoch hinauf, daß ſie ſich von den irdiſchen Stürmen nicht mehr erſchüttern laſſen; und nur in dieſer ſtillen Höhe entfaltet ſich des Chriſtenthums myſtiſche Paſſionsblume, die zeitweiſe in früheren Jahrhunderten zu ſo prachtvoller Entwickelung kam: die Liebe zum Leiden."

„Die iſt allerdings heutzutage nicht Mode," ſagte Erneſt; „im Gegentheil! Jedermann hat eine entſchiedene Liebe zum Nichtleiden in einem ſolchen Grade, daß man ſich gar keine Mühe mehr gibt, dieſe Uebermacht des Erdgeiſtes in der eigenen Bruſt zu bekämpfen. Und das iſt ſehr erklärlich! Man muß anbetend vor dem Kreuze knien, um es liebend mit all ſeiner Herbe umfaſſen zu können. Aber wovor kniet die Welt? Ein Theil, der pantheiſtiſche, vor dem Gott, der ſich im All offenbart und deſſen Offenbarung nirgends herrlicher zu Tage kommt, als in dem Individuum A. oder Z. Da beten denn Z. oder A. ſich ſelbſt an und beanſpruchen für dieſe Gottheit in ihrer Bruſt die Glückſeligkeitsfülle, welche der Allmacht eigen iſt. Ja, ja, Gräfin Regina, ſehen Sie mich nur an mit Ihren Augen voll ſeraphiſchem Erſtaunen! ich fable nicht! ſolcher Wahnwitz exiſtirt nicht bloß in den wilden Phantaſien hindoſtaniſcher Religionsſyſteme, die ihn erfanden, ſondern auch in Köpfen, die von chriſtlichem Taufwaſſer berührt ſind — und er heißt Pantheismus. Es werden freilich viele ſchöne Phraſen und Floskeln drum und dran gehängt, um zu blenden und zu betäuben; aber die laſſe ich bei Seite und gebe Ihnen „des Pudels Kern" — um mit Doctor Fauſt zu ſprechen."

„Alſo das ſind die Pantheiſten," ſagte Regina. „Nun und was betet die übrige Welt an, die nicht pantheiſtiſch geſinnt iſt, aber auch vom Kreuze nichts wiſſen mag?"

„Fetiſche, Gräfin Regina! — Der Fetiſch iſt, wie bekannt, jedes beliebige Ding oder Unding. Die alten Egypter beteten unter Anderen, nebſt Krokodill und Katze, auch die Zwiebel an, weil ſie gern dieſelbe ſpeiſten. Wenden Sie das auf die Welt an! Der größte Fetiſchdienſt wird aber unſtreitig mit Papierſchnitzeln getrieben."

„Da muß ich auch zuhören!" rief Corona, und legte ihren Bleiſtift nieder, mit dem ſie bis dahin fleißig gezeichnet hatte. „Das iſt ja über alle Maßen merkwürdig! — Alſo, Herr Erneſt, Papierſchnitzel!"

„Ja, Comteßchen, mit Zahlen bedruckte. Steht eine Eins darauf, ſo iſt die Anbetung gering! Zehn — zehnmal höher! Hundert — hundertmal höher! Tauſend — nun dann iſt ſie enorm! Ein Päckchen ſolcher mit der Zahl Tauſend bedruckter Papierſchnitzel — ja, wenn das da drüben zu Engelsberg auf der Stelle läge, wo die heilige Mutter Gottes ſteht — und es hieße: Derjenige bekommt es, der zuerſt auf Händen und Füßen den Berg erklimmt — o mein liebes Comteßchen, welch' eine Jagd würden wir erleben! Kein Glatteis, kein Regen, kein Schnee, keine dreißig Grad Hitze — nichts hielte dieſe Adoranten zurück, ſich auf allen Vieren an die Eroberung ihres gebenedeiten Fetiſches zu machen. Knieend die Wallfahrtstreppe zu erſteigen, andächtig dabei den Roſenkranz zu beten und ſich in dieſer kindlichen Weiſe vor dem göttlichen Kindlein Jeſu zu demüthigen: das iſt in den Augen dieſer Fetiſchdiener der höchſte Grad des Lächerlichen und Thörichten. Aber eine Promenade auf allen Vieren wäre höchſt weiſe, reſpectabel und durchaus nothwendig, wenn es ſich um jene Papierſchnitzel handelte; denn das ſind Bankzettel, die Geldeswerth haben — oder haben ſollen."

„Bankzettel!" ſagte Corona im Tone getäuſchter Erwartung. „Ich dachte Wunder, was das ſein würde!"

„Sie ſind gar nicht auf der Höhe des Jahrhunderts, wenn das Wort Sie nicht elektriſirt zu brennendem Verlangen. Ja, Bankzettel ſind die Idole der Welt, denn ſie verhelfen zum Genuß ihrer Herrlichkeit und darin beſteht, nach vorherrſchender Meinung, das Glück und die Würde des Menſchengeſchlechtes."

„O," rief Regina, „wie nothwendig iſt es, daß gegen dieſen niedrigen Zug, der durch die Menſchheit geht und ſie entadelt, ein energiſcher Proteſt eingelegt werde und ein Zug nach dem Himmliſchen mit Entſchle denheit ſich kund gebe! Je mehr die Einen nach den Freuden der Erde ſchreien und rennen, deſto mehr müſſen die Anderen ihre Verachtung dieſer Nichtigkeiten an den Tag legen und nach übernatürlichen Gütern ſeufzen und ſtreben.“

„Dieſen himmliſchen und ganz unausrottbaren Zug in der Menſchheit, der durch ihre dunkelſten Epochen wie Sternenlicht ſchimmert, vertritt eben der Ordensſtand,“ ſagte Levin. „Sein Daſein iſt der energiſche Proteſt einer Menſchheit, die nach dem Bilde Gottes ſich geſchaffen und für ein ewiges Leben beſtimmt weiß; die ſich als verbannt aus dem Paradieſe fühlt und ſich dahin zurückſehnt; die, von geheiligter Willenskraft bewogen, eben ſo entſchieden erlaubtem Erdenglück entſagt, wodurch ſie, — wie Atalante durch die goldenen Aepfel — in ihrem Lauf gehemmt werden könnte, als man ſich auf der anderen Seite, von brutalen Leidenſchaften blind getrieben, gierig im Unerlaubten ergeht. Der Ordensſtand iſt der entſchieden und in beſtimmteſter, gleichſam handgreiflicher Form ausgeprägte Proteſt der Kinder Gottes gegen das Gebahren der Kinder Belials. Daher der unausſprechliche Grimm dieſer gegen jene! ſie fühlen ſich gleichſam bei Leibesleben ſchon verdammt durch die lichte Richtung, welche ihre finſtere doppelt dunkel erſcheinen läßt. Haben ſie die Oberhand in den Angelegenheiten der Welt, ſo iſt es regelmäßig ihre erſte Großthat, daß Klöſter aufgehoben und Ordensleute verjagt werden. Dies ſage nicht ich, dies ſagt ſeit mehr als dreihundert Jahren die Geſchichte. Jede Verbindung in der menſchlichen Geſellſchaft, welche irgend einem Zweige des Baalsdienſtes huldigt, darf beſtehen. Verbinden ſich aber einige Männer oder Frauen, um gemeinſam dem göttlichen Heiland durch Gebet und Liebeswerke zu dienen, ſo wird irgend ein beliebiges Zetergeſchrei ſo hartnäckig und ſo betäubend von ihren Widerſachern angeſtimmt, als führten ſie den Untergang der Welt herbei. Fahndet man aber auf die Singvögel wie auf Habicht und Geier, ſo wird der Wald ſtumm und öde und der liebliche Geſang verhallt, der dem Wandersmann das Herz friſch und fröhlich machte und ihn zuweilen veranlaßte einzuſtimmen in die friedlichen Hymnen. So ſind denn auch wir gar arm jetzt an Klöſtern und daher auch bitterarm an Gebet. Das Kloſter iſt ſo recht deſſen Heimath. In der Welt bereiten ihm wohl auch fromme Seelen eine Stätte, allein es iſt dort eine Ausnahme; im Kloſter iſt es die Regel. Dem Gebetsleben ſich widmen: das war in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten der bezeichnende Ausdruck für das klöſterliche Leben; er zeigte an, daß jede Arbeit, jede Beſchäftigung, jedes Werk, jede Handlung durch das Gebet in der Vereinigung mit der Anbetung der Engel geſchehen ſollte. Das gemeinſchaftliche Chorgebet, das durch Tage und Nächte zu feſtgeſetzter Stunde anhub — die andächtige ſtille Betrachtung der heiligen Geheimniſſe des Glaubens — die Anbetung des Sanctiſſimums, worin ſich ununterbrochen, Stunde um Stunde, in gewiſſen Klöſtern die Ordensleute abwechſelten — das höhere, beſchauliche Gebet, das ſich verſenkt in das Leben, Leiden und Sterben des Gottesſohnes — das Alles iſt mit den Klöſtern verſchwunden. Dazu hat in der Welt Niemand Zeit, Niemand Luſt, auch Niemand Anleitung. Die Weltgeiſtlichkeit iſt in viel zu geringer Zahl, um ſogar den nothwendigſten Anforderungen der Seelſorge zu genügen; wie ſollte ſie höhere Bedürfniſſe des Seelenlebens pflegen können! Je mehr ſie ſich nothgedrungen vielfachem Verkehr mit der Welt und deren Geſinnungen und Verhältniſſen hingeben muß — deſto heilſamer wär' es auch ihr, wenn ſie die weltfremde Richtung des Ordenslebens vor Augen hätte und zu heiligem Wetteifer angeſpornt würde."

„Es gab auch viele Mißbräuche in den Klöſtern, viel Trägheit, Schwelgerei und Müſſiggang," bemerkte die Baronin, um Regina herabzuſtimmen, deren leuchtende Augen immer heller leuchteten, je länger der Onkel ſprach. „Die Zahl der Klöſter war zu groß, als daß der Beruf ſie hätte bevölkern können; ſie wurden ein Exil, wohin Eltern unliebſame Kinder ſchickten, oder ein Zufluchtsort für Taugenichtſe, die dort ihr Behagen fanden."

„Das mag Alles ſtatt gefunden und der liebe Gott den Kloſterſturm deshalb zugelaſſen haben," entgegnete Levin. „Wir wiſſen ja ſämmtlich, daß der Menſch alles Gute mißbrauchen und jede Gnade in ihr Gegentheil verwandeln kann. Läßt er ſich von Selbſtſucht und Eigenliebe beſtimmen und leiten, ſo iſt er inner- wie außerhalb der Kloſtermauern ein Kind Belials. Ueberdies hat das Kloſter, als ſolches, kein Privilegium, wodurch es hermetiſch gegen die allgemein menſchliche Schwäche verſchloſſen wäre. Jeder Bewohner deſſelben bringt ſein Stückchen Schwachheit mit und der Reichthum einiger Klöſter iſt ihnen zum Verderben geworden."

„Nun," ſagte Erneſt, „dieſen Stein des Anſtoßes hat man ja mit zarter väterlicher Sorgfalt faſt überall hinweg geräumt."

„Wir wollen auch nicht darüber klagen," entgegnete Levin. „Arm ſein iſt für alle Menſchen ohne Ausnahme beſſer, als reich ſein, weil die Armuth auf Sinnlichkeit und Hochmuth drückt, Reichthum ſie nährt. Wer ſich der Nachfolge Chriſti widmet, freut ſich der Armuth und nennt ſie, wie St. Franziscus Seraphicus, ſeine geliebte Braut. Daß wir keine gefürſteten Aebte und Aebtiſſinnen haben, wollen wir verſchmerzen — ohne doch das Recht anzuerkennen, welches ſie von ihren Stühlen warf. Aber daß man die Engherzigkeit und Kurzſicht ſo weit treibt, um dem lieben Gott zu mißgönnen, daß ihm einige ſtille Seelen in demüthiger Zurückgezogenheit, durch geiſtliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit dienen — das iſt wohl ſehr ſchmerzlich. Nie gab es mehr Leid hienieden, als in unſerer Zeit, weil ſeit achtzehnhundert Jahren noch nie die Begier nach Genüſſen und Freuden und Wohlleben ſo allgemein verbreitet, ſo raſend geſteigert war, und weil ſie noch nie einen ſolchen Schein von Zugänglichkeit für Alle und Jeden hatten, als eben jetzt vermöge der vielfach geſteigerten Mittel der Bildung, der Speculation, der Thätigkeit, der Verbindung für commercielle Zwecke. Da wähnen denn Alle und Jeder, ſie müßten ihren Sitz haben bei dem Feſtgelage des Lebens und ſind mißvergnügt, wenn ſie ihn nicht einnehmen. Dieſe maſſenweiſe getäuſchten Erwartungen der Eitelkeit, des Dünkels, der Hoffart, der Lüſternheit machen die Menſchen unſäglich elend, und ſie wird nicht eher zu ihrem Frieden kommen, als bis ſie das gefunden hat, was keine Revolution, wohl aber die Religion ihr geben kann: Liebe zum Leiden. Daß eine ſolche Liebe exiſtire, würde ſie gewahr werden durch die armen Klöſter, und wenn durch deren Beiſpiel, Anregung und Gebet auch nur hundert Herzen vom Dienſte des Baal abgelöſt würden — oder fünfzig, oder nur zehn — welch ein Gewinn für die Ewigkeit!"

„Wie würden die aber als Reactionäre verſchrieen werden!" rief Erneſt lächelnd.

„Gerade ſo wie in der franzöſiſchen Revolution des vorigen Jahrhunderts Diejenigen als Ariſtokraten verſchrieen wurden, die ſich nicht wollten guillotiniren laſſen. Sie waren Reactionäre gegen die Guillotine, die das letzte Mittel aller Vergewaltigung durch Revolution iſt.“

„Es iſt in der That kein übles Monopol, welches ſich die revolutionäre Partei vindicirt, daß nur ihr Thun und Treiben als berechtigte Bewegung und Handlung gelten ſoll,“ ſagte Erneſt. „Jede andere Bewegung empfängt das Stigma „Reaction“! was die Bedeutung von Hochverrath gegen die Majeſtät dieſer Partei haben ſoll, und was die gedankenloſe und verſchüchterte Menge ihr nachlallt. Uebrigens gefällt es mir, daß die Demokraten ſich ſomit als Actionäre der Revolution bezeichnen; nämlich als ſolche, die auf dieſelbe zum Vortheil ihrer Aufgeblaſenheit ſpeculiren.“

„Mir iſt das Wort „ultramontan“ noch widerwärtiger!“ ſeufzte die Baronin.

„Es iſt auch — wo möglich — noch hämiſcher,“ ſagte Levin. „Jeder Katholik, der ſchlecht und recht ſeinen Katechismus glaubt und dem gemäß ſpricht und handelt, ſoll ein „Ultramontaner“ ſein. Dies Wort, das nur einen geographiſchen Sinn hat, wird von der Revolutionspartei angewendet, um Jemand zu bezeichnen, der Verrath am Vaterlande durch ſein Glaubensbekenntniß begeben, während der „Reactionär“ dieſen Verrath durch politiſche Inſtitutionen treiben ſoll. Der Ultramontane iſt ſelbſtverſtändlich immer reactionär;

aber der Reactionär — und wenn er der ſtrengſte Calviner oder Altlutheraner wäre — muß es ſich auch gefallen laſſen, „ultramontaner Tendenzen“ beſchuldigt zu werden, ſei ſein Abſcheu vor der römiſch-katholiſchen Kirche auch noch ſo heftig.“

„Wir Windecker,“ ſagte Corona, „ſind Alle ultramontan und reactionär; bei Onkel Levin angefangen und bei mir geendet.“

„Das wolle Gott!“ ſagte Levin.

„Iſt das ſchwer, lieber Onkel?“ fragte ſie.

„Die Revolution zu haſſen und zu bekämpfen iſt für Jemand, der Herz und Ehrgefühl hat, nicht ſchwer; allein der äußere Krieg gegen das Reich der alten Schlange genügt nicht; er muß auch innerlich gegen die Revolten der Selbſtſucht geführt werden — und das iſt ſchwer! das iſt die ächte, wahre, heilige Reaction gegen das Böſe, die das Fundament jeder anderen ſein müßte. Und ultramontan biſt Du noch nicht, weil Du Deinen Katechismus auswendig weißt. O nein! Nur wer ein in Glauben und Werken lebendiges Glied iſt des myſtiſchen Leibes Chriſti, der ſein ſichtbares Haupt zu Rom im Stellvertreter Gottes, dem heiligen Vater, hat — und wer ſich beſtrebt zu leben, wie es ſich ziemt für ein Kind des Reiches Gottes: der nur darf ſich die Benennung ultramontan als einen Ehrennamen ausbitten. Dazu aber brauchen wir recht ſehr den Gnadenbeiſtand Gottes.“

Corona küßte erröthend des Onkels Hand und geſtand ſich heimlich, daß ein ſolcher Ultramontaniſmus ſeine Schwierigkeiten habe. Levin ſchlug einen Spaziergang vor. Der Graf war nach der Beſitzung gefahren, wo früher Gratian gelebt hatte; man wollte ihm entgegen gehen. Die Sonne ſtand ſchon zum Untergang, aber die Hitze war den Tag über ſo drückend geweſen, daß man ſich nicht im Freien hatte aufhalten können und daß man ſich gegen die Einwendung der Baronin, welche nicht für Spaziergänge auf der Landſtraße in der Dämmerung war, einſtimmig ausſprach. Sie ging nicht mit; Levin, Erneſt, Regina und Corona machten ſich auf den Weg und freuten ſich des lieblichen Abends, der ſich recht wie eine Gabe Gottes, mit ſeinem heiteren Frieden und ſtillen Segen über die Welt legte und all' deren Aufregungen und Leidenſchaften für ein Paar Stunden zur nächtlichen Ruhe brachte. Dann ſchlafen ſie Alle, die armen Menſchen! dann ſind ſie Alle hülflos, gebunden, ſtill, auf gleicher Stufe, in gleicher Unfähigkeit, ohnmächtig hingeſunken in die Hand Gottes, die ihnen die Erquickung des Schlafes ſpendet und ſie dann erweckt für einen neuen Tag, der ihnen neue Gnaden bringt und in den ſie ihren Unfrieden, ihren Haß, ihre Unruhe, ihren Hader bringen.

Aber dieſe friedvollen Seelen dachten an keinen Hader! Erneſt mußte erzählen von ſeinen Reiſen, von ſeinem Aufenthalt in fremden Ländern, von der wilden

Schönheit des Hochgebirges und den zauberiſchen Reizen der ſüdlichen Natur. Regina wollte wiſſen, ob wohl ein Punkt auf der Erde ſo ſchön ſei, daß man darüber die Sehnſucht nach dem Himmel vergeſſen könne. Corona verſicherte, ſie faſſe nicht, daß es irgendwo ſchöner ſein könne als gerade hier um das liebe Windeck herum, hier — wo man Waſſer und Berge, Fluren und Wälder beiſammen habe.

„Waſſer und Berge ſchon und gar freundlich gemiſcht,“ entgegnete Erneſt. „Indeſſen muß ich doch bekennen, Comteßchen, daß mir die mit Cactus, Aloe und Myrthen umſäumten Felſenküſten der leuchtenden Meere des Südens — und die Granit- und Gletſcherpyramiden des Hochgebirges mit ihren pyrenäiſchen Thälern und ihren Schweizerſeen — großartiger, mannichfaltiger und maleriſcher erſcheinen, als der kleine Main und als die Ausläufer des Odenwaldes hüben und des Speſſarts drüben. Im Ganzen genommen haben Sie aber gar nicht Unrecht! die Elemente der Naturſchönheit ſind überall dieſelben und das, was ſie erſt recht ſchön macht, die wundervolle Weisheit und Allmacht des Schöpfers, ſtrahlt auch überall aus ihnen hervor.“

„So bin ich denn ganz gerechtfertigt in meiner Vorliebe für mein Windeck!“ ſagte Corona. „Ich weiß nun, daß es gewiſſermaßen alle Schönheit in ſich faßt.“ —

Sie ging vor den Uebrigen her und zwar rückwärts, nach Kinderart, um Alle anſehen zu können, mit denen ſie ſprach. Plötzlich ſtieß ſie einen kurzen Schrei aus, denn ſie ſah einen Stein von der Seite durch die Luft fliegen, und in demſelben Augenblick ſank Levin mit dem dumpfen Seufzer Jeſus Maria! zu Boden. Sie hielten ihn für todt und knieten mit grenzenloſem Schmerz und Entſetzen neben ihm nieder. Der Stein hatte ihn dicht über der Schläfe verletzt und hätte leicht die gefährliche Stelle treffen können, da er, nach ſeiner Gewohnheit, den Hut abgenommen hatte und in der Hand trug. Das Blut ſtrömte aus der Wunde. Regina ſuchte es mit Taſchentüchern zu ſtillen, Corona unterſtützte das Haupt des lieben Onkel Levin; Beide zerſchmolzen in Thränen. Erneſt hatte auch Thränen in den Augen. Er hätte gern nach dem Frevler umhergeſpäht, aber er konnte die jungen Mädchen nicht verlaſſen und es dämmerte ſtark.

„Was fangen wir an!“ wehklagte Corona.

„Wir warten auf den Vater, der ja bald kommen muß,“ ſagte Regina, „da er nie die Theeſtunde verſäumt und es nicht weit von neun Uhr ſein kann.“

Da ſchlug Levin die Augen auf und ſagte:

„Ach es iſt nichts, liebe Kinder! Wir wollen Tücher um den Kopf binden und heimgehen.“

Er ſtand auf. Indem ließ ſich das dumpfe Rollen hören, das auf einer Chauſſee die Ankunft eines Wagens ſchon in großer Entfernung anzeigt.

„Gott Dank! da kommt der Graf!“ rief Erneſt. „Nun werd’ ich ausſchauen, wer dieſe Unthat verübt hat.“

„Nicht doch, Herr Erneſt,“ ſagte Levin, „das war ein Zufall! ſein Sie ganz ruhig!“

„Ja, ein Zufall — der nur „Ultramentane“ trifft!“ rief Erneſt empört.

„Genug, es bleibt bei dem Zufall!“ entgegnete Levin.

Der Wagen kam näher. Erneſt eilte ihm entgegen und erkannte bald mit unbeſchreiblicher Freude die offene Kaleſche des Grafen. Er winkte dem Kutſcher Halt zu und des Grafen Erſtaunen über Erneſts unerwartete Erſcheinung ging in zornige Beſtürzung über, als er die ruchloſe That erfuhr. Die Kaleſche mußte die ganze Geſellſchaft aufnehmen und langſam, jede Erſchütterung vermeidend, fuhr der Kutſcher heim.

Im Schloßhof empfing ſie neue Beſtürzung. Es war eben eine Staffette aus Starnberg mit einem Brief an den Grafen angelangt, ſchwerlich eine gute Nachricht bringend. Die Spannung der Baronin und der Dienerſchaft löſte ſich in Jammern auf, als man den verwundeten Onkel Levin und Regina und Corona in blutbefleckten Kleidern ſah. Die arme Baronin war ganz faſſungslos. Erneſt mußte ihr zwei, drei Mal das Attentat erzählen, bis ſie es verſtand. Es wurden inzwiſchen Eisumſchläge über die Wunde gemacht und Arzt und Wundarzt herbei geholt. Regina beſorgte

Alles mit Ruhe und Pünktlichkeit und ließ es ſich nicht nehmen, die Nacht bei dem lieben Kranken zu wachen, der fortwährend verſicherte, die Wunde ſei unbedeutend, obſchon der ſtarke Blutverluſt und der brennende Schmerz ihn ſehr abmatteten. Die Staffette hatte einige Zeilen von Baron Stamberg gebracht: ein Schlaganfall bedrohte das Leben der Baronin, doch war ſie bei Beſinnung und ihr Zuſtand noch nicht ganz hoffnungslos. Die vielfachen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit erſchütterten ihr Nervenſyſtem auf's Heftigſte. Als eine Erkältung dazu kam, trat der Anfall ein. Der Graf machte ſich reiſefertig. Er wollte nur abwarten, wie der Kranke die Nacht hinbringe und den Ausſpruch des Arztes — und dann in der Morgenfrühe aufbrechen. Er ſagte zu Erneſt, der bei dem Verwundeten ab und zu ging und die Eisumſchläge bereiten half:

„Welch eine Beruhigung für mich, daß Sie in dieſem Augenblick hier ſind, wo ich meine Töchter auf zwei bis drei Tage verlaſſen muß! Ich würde ſie am liebſten mitnehmen, aber Regina trennt ſich nicht von dem Krankenbett des guten Onkels.“

„Darf ich fragen, Herr Graf, weshalb Sie plötzlich ſo beſorgt ſind?“

„Man ſagte mir in Jochhauſen, es hätten ſich dort geſindelhafte Figuren mit großen Bärten und Schlapphüten gezeigt. Das Attentat auf den Onkel beglaubigt ihre Nähe. Daß ich ein Reactionär bin, verſteht ſich von ſelbſt — und was ein ſolcher zu erwarten hat, auch wenn er ſich fern von jeder politiſchen Demonſtration hält, haben wir geſehen bei der Brandſtiftung des Schloſſes Waldenburg in Sachſen. Auf dergleichen muß unſereiner jetzt gefaßt ſein.“

„Gott verhüt' es! kommen Sie nur recht bald wieder!“

„Mir brennt der Boden unter den Füßen, um fortzugehen und heimzukehren, das glauben Sie mir! Aber ich muß meine arme Mutter noch einmal ſehen. Als ich ſie im Winter von Frankfurt aus beſuchte, merkte man ihr nicht im Entfernteſten ihre ſiebenundſechzig Jahre an — und jetzt! ja, ſolche Zeiten machen die kräftigſten Menſchen caput, weil man ſo thatlos daſitzen und von dieſer Legion von Schwätzern ſich tyranniſiren laſſen muß. Hätte ich nicht die beiden Kinder, ſo ginge ich zu meinen Buben nach der Lombardei, wo man doch im Kampfe mit Ehren leben kann!“

Der Arzt traf in Begleitung eines Wundarztes ein und Beide erklärten die Verwundung für ſchwer, aber nicht für gefährlich, vorausgeſetzt, daß ſich das Wundfieber nicht ſteigere; deshalb müſſe die äußerſte Ruhe und Stille den Kranken umgeben. Sie legten ihm einen regelrechten Verband an, lobten die Eisumſchläge und empfahlen ſich. Levin ſagte lächelnd:

„Nun habt Ihr es von den Sachkundigen gehört: es hat gar nichts zu bedeuten. Eine Dornenwunde iſt es vom Dornenkranz unſeres Heilandes.“

„Das glaub' ich auch," entgegnete Erneſt gerührt.

Der Graf theilte nun die Erkrankung ſeiner Mutter dem Onkel mit, nahm Abſchied von Allen, verſprach möglichſt ſchnelle Heimkehr und reiſte ab. Kaum war er fort, ſo ließ die Baronin Iſabelle in aller Stille das Banner einziehen. Als es von den Zinnen ſank, fiel ihr ein Stein vom Herzen. Der Tag verſtrich wie jeder andere und mit Levins Befinden ging es gut. Regina ſaß mit ihrer Arbeit in ſeinem Vorzimmer, während er ſtill im Schlafzimmer ruhte. Zu beſtimmten Stunden gab ſie ihm Arzenei oder einen kühlenden Trank und in der Zwiſchenzeit ſtand ſie zuweilen auf, ging auf den Fußſpitzen zur Thüre des Schlafzimmers, ſchaute hinein und nickte zärtlich dem lieben Onkel Levin zu. Die Baronin, Corona und Erneſt kamen und gingen; zuweilen auch Brigitte, Regina's Kammermädchen.

Es war gegen Abend, als dieſe geiſterbleich und bebend eintrat und mit gebrochener Stimme flüſterte:

„Unſere Leute, die von draußen kommen, ſagen, es ſei eine Rotte im Anmarſch, welche den Herrn Grafen um ſeine Gewehre bitten wolle. O liebſter Heiland, was wird das für eine Bitte ſein!"

Leiſe öffnete Erneſt die Thüre des Vorzimmers und winkte Regina zu kommen. Sie ſagte zu Brigitte:

„Bleiben Sie ruhig hier und fürchten Sie ſich nicht. Wir ſind ja Alle ſicher in Gottes Hand. Ich will ſelbſt mit unſeren Leuten reden."

Brigitte ſank zitternd in einen Seſſel und ſah im Geiſte ſchon eine Mordbrennerbande vor das Schloß rücken. Regina ging hinaus und fragte Erneſt:

„Was iſt denn Wahres an dieſer Geſchichte?“

„Ein Reitknecht, der Pferde friſch beſchlagen ließ, begegnete auf dem Heimritt von der Schmiede zwei Männern, die ihn fragten, wie viel Gewehre der Windecker Graf wohl in ſeiner Gewehrkammer habe. Der Reitknecht gab zur Antwort, das wiſſe er nicht, und ritt von dannen. Er und die übrigen Leute ſagen aber, es munkele ſchon ſeit ein Paar Tagen von einem ungebetenen Beſuch auf Windeck und Ihr Herr Vater ſchien geſtern in Jochhauſen Aehnliches gehört zu haben — nach ſeiner eigenen Aeußerung zu ſchließen und nach denen des Kutſchers und des Bedienten, die ihn begleiteten.“

Während er ſo ſprach, gingen ſie die Treppe hinab. Unten in der Halle ſtanden der Portier, der Koch, zwei Bedienten und ein Paar Stubenmädchen und unterhielten ſich eifrigſt von den Dingen, die da kommen ſollten.

„Was geht hier vor?“ fragte Regina ernſt. Aber ehe Jemand antwortete, flog die Thüre des Salons auf und die Baronin Iſabelle ſtürzte, von ihrem Kammermädchen und von Corona begleitet, in die Halle und umfing mit krampfhaftem Weinen Regina. Nun ſprach die ganze Dienerſchaft auf Einmal, was man Alles thun müſſe: das Hofthor und die Fenſterladen ſchließen; die äußeren Thüren verrammeln; Geld, Silberzeug und ſonſtige Koſtbarkeiten zuſammenpacken und dann überſetzen nach Engelsberg; die Gewehre aber ſämmtlich vor dem Hof niederlegen, damit jeder Vorwand zum Einbruch in das Schloß entfernt ſei.

„Welche Feigheit!“ rief Regina.

„Ach Gott, ja! nach Engelsberg!“ ſeufzte die Baronin.

„Und Onkel Levin?“ ſagte Regina. „Nein! ich bleibe — und ich denke, wir bleiben Alle, ruhig Jeder bei ſeinem Geſchäft und mit geöffneten Fenſtern und Thüren — ganz wie gewöhnlich. Kommt irgend Jemand mit irgend einer Anfrage, ſo rufe man mich.“

„Regina!“ rief die Baronin, „Du wollteſt Dich weiß der Himmel welchen Beleidigungen ausſetzen? O nimmermehr leid' ich das!“

„Liebe Tante, ich bin die älteſte Tochter des Hauſes und muß in meines Vaters Abweſenheit deſſen Stelle vertreten. Ich thue meine Pflicht, Gott iſt mit mir, und es wird keinem Menſchen einfallen mich zu beleidigen,“ ſagte Regina ſanft und feſt.

„Kind,“ ſagte die Baronin in grenzenloſer Aufregung, „Kaiſer und Könige ſind vor dieſen Männern der Volksſouveränetät gewichen und haben ihnen ihre Rechte abgetreten — und Du willſt ihnen ein Paar Gewehre verweigern: das iſt unerhört kühn.“

„Wollen Kaiſer und Könige ihre Arſenale von dem ſouveränen Volk erſtürmen laſſen: ſo iſt das ihre Sache; allein in dem unſeren hat es nichts zu thun. Ueberdies find' ich, daß wir gerade ſo gut zum ſouveränen Volk gehören, wie irgend ein Blouſenmann.“

Regina ſagte dies Alles ſo einfach und heiter, daß ſich die allgemeine Aufregung etwas legte — nur nicht bei der Baronin. Sie rang die Hände und rief klagend:

„Was fangen wir an, wenn ſie mit dem einbrechenden Dunkel kommen?“

„Halten Sie Windlichter bereit,“ ſagte Regina zu den Dienern. „Die werden ganz feſtlich die Audienz beleuchten, welche wir den Herren von der Blouſe auf dem Perron geben werden, wenn ſie heute kommen; was ja ganz ungewiß iſt.“

„Gewiß kommen ſie heute,“ jammerte die Baronin; „gewiß benutzen ſie des Vaters Abweſenheit.“

„Sollten ſie davon unterrichtet ſein?“ fragte Regina.

„Verſteht ſich! ich ließ ſogleich die Fahne einziehen.“

Regina lächelte und ſagte zu den Dienern:

„Alſo wenn Jemand in den Hof kommt, ſo rufe man mich; aber bei Zeiten, denn draußen will ich mit dem ſouveränen Volk ſprechen — nicht hier in der Halle. Und Niemand zeige den ungebetenen Gäſten Unruhe oder Mißtrauen.“

„Liebſte Regina, ich faſſe gar nicht Deine über menſchliche Verwegenheit," ſagte die Baronin. „Die Leute kommen vielleicht, um das Schloß an allen vier Ecken anzuzünden und Du willſt mit ihnen Geſpräche führen!"

Regina nahm die Baronin unter den Arm, führte ſie in den Salon zurück und ſagte:

„Wer ſoll denn ſonſt mit ihnen ſprechen, liebe Tante? man muß ihnen doch Beſcheid geben und unſere Leute könnten ſich verwirren laſſen."

„Daß der Rentmeiſter auch gerade jetzt auf vierzehn Tage Urlaub nahm! der iſt redefertig und dreiſt!" ſeufzte die Baronin.

Regina erwiderte nichts, ſondern ging in das Zimmer ihres Vaters, das zur Rechten neben dem Salon lag. Es war ſein Schreibzimmer; ſie ging hindurch; auch durch ſein Schlafzimmer. Die dritte Thüre, welche ſie öffnete, war die der ſogenannten Gewehrkammer, ein ſehr geſchmackvoll eingerichtetes kleines Arſenal. die Wände mit Eichenholz getäfelt und die verſchiedenſten Arten von Waffen trophäenmäßig darin aufgehängt. Eine Sammlung von Piſtolen und eine andere von Dolchen enthielt alte, ſeltene und manche ſehr koſtbare Exemplare, welche ſich der Graf mit vieler Mühe und großen Koſten verſchafft hatte. Seine Gewehrkammer war ſeine Liebhaberei und noch weit mehr die ſeiner Söhne, die, wie alle junge Männer, eine wahre Leidenſchaft für Waffen hatten. Und dies ſollt' ich plün dern laſſen? Nimmermehr! ſprach Regina bei ſich ſelbſt. Sie verſchloß die Thüre, nahm den Schlüſſel, ging in den Salon zurück und ſagte:

„Jetzt bekommen die Goldfiſche im Baſſin einen eiſernen Kameraden.“

Die Baronin ſtarrte ſie an ohne ſie zu ſehen und fragte ganz ſtumpf, als Regina auf die Terraſſe ging, zu Erneſt gewendet:

„Was ſagt ſie? was will ſie?“

„Sie wirft den Schlüſſel der Gewehrkammer in das Baſſin,“ entgegnete Erneſt, der mit größter Freude Regina beobachtete.

„Iſt Ihnen je ein junges Mädchen von ſolcher Löwenkühnheit vorgekommen, mit einem Trupp Blouſenmänner es aufnehmen zu wollen!“ flüſterte die Baronin mit verſagender Stimme:

„Gräfin Regina hört alle Tage in heiliger Meſſe beten: Adjutorium nostrum in nomine Domini,“ erwiderte Erneſt. „Da ſie glaubt, was ſie hört und was ſie mitbetet, ſo iſt ſie muthig. Die gnädige Baronin ſollten ſich darüber freuen und auch etwas Muth faſſen.“

Regina kam aus dem Garten zurück und ſagte:

„Ich gehe jetzt wieder zu Onkel Levin. Werd' ich aber abgerufen, ſo bitte ich Sie, Herr Erneſt, mich bei ihm zu erſetzen und dafür zu ſorgen, daß er ſich weder erſchrecke noch ängſtige. Welch Glück, daß er gartenwärts wohnt.“

„Nein!“ rief die Baronin ſich ermannend; „dann gehe ich zu ihm und Herr Erneſt bleibt an Deiner Seite.“

„Wenn Du mir verſprichſt, Onkel Levin nicht zu beunruhigen, liebe Tante,“ wendete Regina ein und verließ den Salon. Sie ging zuerſt in die Kapelle, um ſich daran zu erinnern, Wer unter dem Dach ihres Vaterhauſes weile. Du biſt es, o göttlicher Heiland, flüſterte ſie vor dem Tabernakel niederkniend; und Du haſt geſagt: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt.“ Aber verwilderte, abtrünnige, ungläubige Menſchen nehmen die Rechte, die den Fürſten gehören, und daß Du, gnadenreicher Herr, noch ganz andere Rechte habeſt — und daß ſie dieſe mit Füßen treten: darauf ſind ſie ſtolz. Und ſolchen Menſchen ſoll man aus Furcht nachgeben? Nimmermehr! Ich fürchte mich nicht „vor Denen, die nur den Leib tödten können,“ wenn ich „im Schatten Deiner Flügel wandele.“

Als Regina die Kapelle verließ, war es faſt ganz dunkel, umſomehr, als ſich ein ſchweres Gewitter über den weſtlichen Himmel und den Sonnenuntergang gelagert hatte. Sie wollte die Treppe hinauf ſteigen — da trat ein Diener raſch von Außen in die Halle und meldete, unten im Hof ſei eine Truppe von Männern, die den Grafen oder ſonſt Jemand im Schloß zu ſprechen begehrten.

„Gut,“ ſagte Regina, „laſſen Sie ſie nur kom men; ich werde ihnen auf dem Perron entgegen gehen.“

Sie eilte in den Salon und rief: „Nun, liebe Tante, auf Deinen Platz! zu Onkel Levin.“

Die Baronin und Gerona flogen Beide auf ſie zu und umſchlangen ſie, um ſie feſt zu halten.

„Zu Onkel Levin!“ ſagte Regina dringend und ſuchte ſich los zu machen.

„Nein, nein, nein!“ ſtammelte die Baronin wie beſinnungslos vor Angſt.

„So wollen wir in die Kapelle gehen,“ ſagte Regina, und zog Beide raſch dahin. Als ſie aber eingetreten waren, floh Regina mit einer ſchnellen Wendung hinaus und ſchloß die Thüre von außen zu. Das Alles ging blitzgeſchwind vor ſich. In der Halle ſtand Brigitte und warf eine Mantille um Regina’s Schultern.

„Wer iſt bei Onkel Levin?“ fragte Regina.

„Herr Erneſt.“

„Ah, das iſt gut!“ ſagte ſie und ging durch die Halle auf den Perron, wo ſie ſtehen blieb, während eine Truppe von zwölf bis fünfzehn Männern durch den Hof auf den Perron zuſchritt. Sie trugen das beliebte Coſtüm des Tages, Blouſen, wilde Bärte, Schlapphüte und hatten rohe gemeine Geſichter. Vor dem Perron machten ſie Halt, denn Regina trat ihnen entgegen und ſagte:

„Sie haben meinen Vater ſprechen wollen; er iſt verreiſt. Was wünſchen Sie von ihm?“

„Wir wollen nach Holſtein ziehen,“ ſagte der Eine.

„Und nach Baden!“ rief der Andere.

„Nein nach Holſtein!“

„Ich bitte allen Lärm zu vermeiden,“ ſagte Regina, „und möglichſt kurz zu ſagen, was Sie von meinem Vater wünſchen. Wir haben einen Schwerverwundeten im Hauſe, der nicht beunruhigt werden darf und den ich nicht gern verlaſſe.“

„Wir wollen alſo für die Einheit und Freiheit des deutſchen Volkes überall kämpfen, wo ſie bedroht wird. Dazu brauchen wir Waffen, Flinten, Säbel, Piſtolen — und da ſich hier ein förmliches Waffendepot befindet, ſo kann es zu gar keinem beſſeren Zweck verwendet werden, als zur Volksvertheidigung.“

„Sie ſind im Irrthum über ein Waffendepot. Mein Vater beſitzt nur Jagdgewehre, und eine Sammlung von alterthümlichen, ſeltenen, für den Krieg ganz unbrauchbaren Waffen.“

„Mit denen aber doch auf das Volk eingehauen und geſchoſſen werden kann!“

„Mein Vater ſchießt auf Wild, nicht auf Menſchen.“

„Da jetzt die Grundrechte dem Volk die Jagd frei gegeben haben: ſo wird er ſeine Gewehre nicht mehr nöthig haben und Andere können ſie beſſer brauchen — vorzüglich in den edlen Freiheitskämpfen.“

„Ich bedaure, Ihrem Wunſch nicht entſprechen zu können, indem mir nicht das Recht zuſteht, über den

Beſitz meines Vaters zu verfügen — was Sie ganz in der Ordnung finden werden. Ich darf nichts fortgeben, was mir nicht gehört."

„Sie brauchen es auch gar nicht zu geben," rief Derjenige, welcher den Freiſchaarenzug nach Baden ſtatt nach Holſtein führen wollte, und ſchlug mit der Fauſt ſeinen Hut tiefer auf die Stirn. Wir bergen es!"

„Auch dazu hab' ich kein Recht."

„So nehmen wir es!" ſchrie der Menſch.

„Dazu haben Sie kein Recht," ſagte Regina mit unverändert gelaſſenem Tone, wendete ſich dann wieder zu dem Wortführer und ſetzte hinzu: „Sie ſehen alſo, daß ich nicht im Stande bin, Ihren Wunſch zu erfüllen. Da nun die Nacht einbricht, das Gewitter heraufzieht und unſer Kranker mich vermißt" . . . . —

„Der alte Pfaff!" rief der badiſche Freiſchärler.

„Woher wiſſen Sie, daß mein Onkel der Kranke iſt?" fragte Regina lebhaft.

„Wir werden wiederkommen!" rief der Wortführer haſtig. „In den nächſten Tagen kommen wir und zählen darauf, daß die Vertheidiger der deutſchen Einheit und Freiheit die nothwendige Unterſtützung finden werden."

„Behüt' Sie Gott!" ſagte Regina.

Statt ihren Gruß zu erwiedern, ſtimmte er mit rauher Kehle an: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" und ſeine Gefährten fielen ein.

Schade, daß Erneſt nicht da war! er hätte ein recht maleriſches „lebendes Bild" zu ſehen bekommen, einen Gherardo della notte mit ſeinen Lichteffecten in der Finſterniß. Die Halle und einzelne Fenſter des Schloſſes waren, wie gewöhnlich, beleuchtet und warfen ihren Schein in einzelnen Lichtſtreifen auf den Hof und auf die Männergruppe, deren Figuren, je nachdem die Beleuchtung ſie traf, bald aus dem Dunkel auftauchten, bald darin verſchwanden, und im Ganzen eine finſtere, geſtaltloſe, unheimliche Maſſe bildeten. Ihnen gegenüber und durch die Höhe des Perrons, zu dem ſechs breite Stufen hinan führten, über ſie erhoben und von ihnen getrennt, ſtand Regina. Die Windlichter, ihr zur Seite von den Dienern gehalten, ließen ſie ganz hell erſcheinen und ihr weißes Kleid, ihre hellblaue Taftmantille umfloſſen ſie mit ſanftem Glanz. Wie Pſyche in der Unterwelt ſtand ſie da, ein himmliſcher, ſeliger Fremdling, zwiſchen den dunkeln, verzerrten, traurigen Gebilden des Orkus.

„Schleswig-Holſtein ſtammverwandt!" brüllte die Bande, machte Kehrt und zog ab. Regina blieb auf dem Perron, bis ſie vom Hof herunter waren, das Gitterthor im Rücken hatten und durch die Lindenallee der Chauſſee zugingen. Nur Einer von ihnen, der ein beſonderer Liebhaber des Steinwerfens war, kehrte ſich um und ſchleuderte mit kräftiger Fauſt einen Stein gegen einen der Löwen, die in Sandſtein gehauen auf den beiden Pfeilern des Gitterthores lagen, das den Hof ſchloß. Der ruhende Löwe, ſchwarz im goldenen Felde, war das Wappen der Windecker.

Als die wüſten Stimmen ſich mehr und mehr entfernten, trat Regina in die Halle zurück und ſagte zu dem einen Bedienten:

„Der Portier ſoll das Gitter nicht früher ſchließen als gewöhnlich.“

Dann eilte ſie zur Kapelle, ſchloß auf, kniete einen Augenblick vor dem Tabernakel nieder, nickte freundlich der Baronin Iſabelle zu, die halbohnmächtig auf einem Betſtuhl kniete — und ging ſchnell die kleine Treppe hinauf durch ihr Zimmer zum Onkel Levin, bei dem ſie Erneſt und Corona fand.

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie zärtlich, „wie befindeſt Du Dich? Haſt Du mich auch nicht vermißt? — ich mußte ein kleines Geſchäft beſorgen.“

Sie kniete neben ſeinem Bett nieder und küßte ſeine Hand. Er ſah ſie mit unbeſchreiblicher Liebe an, legte die Hand auf ihr ſchönes Haupt und ſagte:

Sieh', wie die heilige Mutter Gottes Dich lieb hat!“

„Die Herren Volksſouveränler,“ nahm Erneſt das Wort, „haben nicht Ihren ſchwebenden Schritt, Gräfin Regina, ſondern treten auf mit dem vollen Gewicht ſelbſtbewußter Majeſtät. Durch die abendliche Stille drang das dumpfe Geräuſch auch in dies Zimmer, und da es den hochwürdigen Herrn beunruhigte, ſo ſagte ich ihm einfach, um was es ſich handele, damit er Sie durch ein Salve Regina der heiligen Mutter Gottes empfehle; und das hat denn auch ſeine Wirkung gethan."

„Es war aber ſchauerlich!" ſagte Corona und ſchlang den Arm um Regina's Nacken, als wolle ſie die geliebte Schweſter noch nachträglich feſthalten.

„Wo warſt Du denn?" fragte Regina. „Ich ſchloß Dich ja in der Kapelle ein."

„Aber ich lief über die kleine Treppe durch Dein Zimmer zu Brigitte. Da löſchten wir das Licht aus und überſahen den ganzen Hof!" rief ſie eifrig.

„Ja," ſagte Erneſt trocken, „das Comteßchen war neugierig! ſonſt hätte es wohl zum hochwürdigen Herrn kommen und mich ablöſen können! dann wär' ich zu Gräfin Regina gegangen."

„Ich dachte, Tante Iſabelle wolle Sie ablöſen, Herr Erneſt," erwiederte Corona kleinlaut.

„Ach, die arme Tante!" rief Regina mitleidig. „Ich muß ſie holen, damit ſie uns Alle beiſammen ſieht und zur Ruhe kommt."

Sie eilte hinab. Erneſt ſagte zu Corona:

„Comteßchen! Ihre Schweſter iſt ein goldnes Herz."

„Und will in's Kloſter!" platzte Corona heraus.

„Ah! will ſie das!" rief Erneſt freudeſtrahlend. „Das ſieht ihr ähnlich! da hat ſie recht."

„Aber Papa will es nicht und wir Alle wünſchen es auch nicht," entgegnete Corona; „und ſo wird wohl nichts draus werden."

„Es wird das geſchehen, was Gott will!" erwiederte Erneſt, und Levin ſetzte hinzu:

„Amen."

Die Baronin erſchien, ganz erſchöpft auf Regina's Arm gelehnt, und ließ ſich von ihr Zuckerwaſſer à la fleur d'orange bereiten.

„Willſt Du nicht auch etwas nehmen, Kind?" fragte ſie. „Biſt Du nicht ungeheuer alterirt?"

„Gar nicht, liebe Tante!" entgegnete Regina munter. „Ich habe ſtarke Nerven! — Aber zum Thee wollen wir gehen."

„O Himmel!" rief die Baronin, „kommt jetzt erſt die Theeſtunde? Ich dachte, es ſei Mitternacht. Nun ſo geht nur. Ich kann nichts genießen und bleibe hier." —

So endete dieſer Tag ruhig am Theetiſch, wie jeder andere. Mit dem wilden Beſuch war auch das Gewitter abgezogen. Bis Mitternacht wachte Regina dann noch in der trauten Kapelle im Frieden ihres Gottes und ihres Herzens. —

Ihr Vater war inzwiſchen wohlbehalten auf Stamberg angelangt. Er fand ſeine Mutter nicht nur nicht in Lebensgefahr, ſondern die Aerzte, die aus Darmſtadt und Heidelberg gerufen waren, verſicherten ſogar, daß ſie ſich erholen könne, wenn ſie recht gepflegt und geſchont werde. Ob ihr Mann ſich darauf verſtehe, war dem

Grafen zweifelhaft; denn Baron Stamberg, übrigens der harmloſeſte Menſch auf Erden, war jetzt in einer permanenten Wuth, weil der Gegenſtand ſeines lebhafteſten Intereſſes hienieden ihm durch die Erfindung der Grundrechte beeinträchtigt wurde: die Jagd, die geliebte Jagd! Statt alſo ſeine Frau zu beruhigen, regte er ſie doppelt auf — zuerſt durch ſeine zornig gereizte Stimmung, welche die Zukunft für ewige Zeiten rabenſchwarz und hoffnungslos ſah; dann durch den Aerger, den ſie empfand, weil er ſo ganz außer Rand und Band war. Der Graf konnte nicht umhin, Vergleiche anzuſtellen zwiſchen Stamberg und Windeck, die ganz zu Gunſten Windecks ausfielen; denn, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ich auch — und zwar mit vollem Recht — über die gegenwärtigen öffentlichen Zuſtände wüthe und Iſabelle ein Weniges zu viel lamentirt: ſo haben die Uebrigen doch friſche Hoffnung und guten Muth — was allerdings heroiſch iſt! — und Hoffnung iſt anſteckend. Ohne Hoffnung aber iſt das Leben eine Hölle. Ich meinestheils möchte nicht hier bleiben! — —

Brigitte ſagte am anderen Morgen, während ſie Regina's ſchönes Haar flocht, ganz ſchüchtern:

„Haben die Gräfin wohl den Herrn Hauptmann bemerkt?“

„Warum tituliren Sie den Rädelsführer ſo feierlich als einen Herrn Hauptmann?“ fragte Regina lächelnd.

„Den meine ich nicht," entgegnete Brigitte, „ſondern Herrn Florentin, deſſen Zuname ja Hauptmann iſt."

„Florentin! unſer Florentin? Wie käme der unter eine ſolche Bande!" rief Regina überraſcht.

„Ich möchte wetten, daß er es war!" ſagte Brigitte.

„Meine Schweſter war ja bei Ihnen; hat auch ſie ihn erkannt?"

„Ich glaube nicht! Sie hat wenigſtens nichts geäußert."

„Und ich glaube, daß Sie träumen, Brigitte! Hüten Sie ſich vor ſolchen Aeußerungen, die ein verkehrtes Geſchwätz unter die Leute bringen, dem armen Florentin viel Schaden, und meinem Vater ſehr wehe thun könnten. In der unbeſtimmten Beleuchtung und bei Ihrer Aengſtlichkeit haben Sie gewiß nicht erkannt, welche Geſichter denn eigentlich zwiſchen Hut und Bart ſteckten. Es wird jetzt ſo viel Falſches und Lügenhaftes in die Welt geſprengt, daß man ſich mehr denn je vorſichtig in Worten zeigen und auch nicht Alles glauben muß, was die Leute erzählen."

„Wie hätte die Bande wohl etwas wiſſen können von der Gewehrkammer des Herrn Grafen!"

„Gutes Kind," verſetzte Regina, „ich bin feſt überzeugt, daß man auf zehn Stunden in der Runde ganz genau weiß, wie es hier ausſieht und was hier vorfällt. Das ſpricht ſich herum — auch ohne den armen Florentin." —

Regina nahm ein Buch zur Hand und Brigitte ſah ſich genöthigt, ihr Geſchäft ſchweigend zu vollenden. Dennoch blieb ſie dabei, ſie habe Florentin erkannt. Und ſie hatte auch ganz recht. Er hielt ſich in Frankfurt auf. Je näher dem babyloniſchen Feuerofen der Leidenſchaften — deſto beſſer! da konnte er an jedem Ereigniß Theil nehmen, zu jeder Bewegung mitwirken. Warum nicht auch in Windeck um Waffen bitten für die Freiheitskämpfer der Einheit Deutſchlands? Er fand das ſehr erhaben; der Graf ſelbſt mußte, trotz reactionärer Geſinnung und ultramontaner Umgebung, für Schleswig-Holſtein Sympathien haben und die Freiſchärler mit offenen Armen empfangen, das war ja gar nicht anders möglich. Heroiſch wollte er den Zug nach Windeck führen. Der Steinwurf, den ein roher Geſell aus dieſer Schaar Abends zuvor, als er von Ferne einen Prieſter erblickte, auf Levin that, verſtimmte Florentin aber auf's Aeußerſte, denn im unglücklichen Fall wäre das ein Meuchelmord geweſen — und damit wollte er nichts zu thun haben. Als er nun gar die Abweſenheit des Grafen erfuhr, wäre er am liebſten wieder umgekehrt; denn vor wem ſollte er ſeine gracchiſche Rede halten? Doch Umkehr ließen ſeine Kameraden nicht zu; ſie wollten nicht unverrichteter Sache abziehen und Florentin blieb, um den Ausgang derſelben zu überwachen. Als aber Regina erſchien, verſenkte er ſich in die tiefſte Dunkelheit und überließ einem Anderen das Wort. Der

Moment war doch nicht großartig genug, um vor ihr in der vollen Würde eines Volkstribuns auftreten zu können. Vor dem Grafen ſchon eher! aber vor ihrem klaren, unbeſtechlichen Auge — nimmermehr! Wie er ſie da ſah auf dem Perron, ſo unausſprechlich edel in ihrer Ruhe, ſo umfloſſen von einer Sphäre von Licht — fielen ihm als ſchneidender Gegenſatz Frauen ein, die er an Barricaden geſehen hatte, in carrikirter Begeiſterung und verzerrter Leidenſchaft. Unwillkürlich mußte er ſich eingeſtehen, daß jene Freiheitsheldinnen einen widerwärtigen Eindruck neben dieſer Vertreterin der Reaction machten. Er war froh, als der Rädelsführer den Abmarſch antrat und feſt entſchloſſen, einen zweiten Zug gen Windeck nicht mitzumachen. Die brutalen Bemerkungen ſeiner Kameraden über Regina und ihre Schönheit machten alles Blut in ſeinen Adern vor Zorn kochen; aber was war da zu thun? — nichts, als in der Liebe für die Volksfreiheit alles Mißbehagen zu erſticken. In der dunkeln Lindenallee kehrte ſich Florentin nach dem Schloß um, das mit ſeinen abendlichen Lichtern ſo friedlich und heimlich da lag, als ob weder Revolution noch Freiſchaaren in der Welt wären; und der ſchöne Löwe am Thor, gegen den ſo eben der grimmige Steinwurf geſchah, ließ ſich auch gar nicht ſtören auf ſeinem Pfeiler und hielt ſeine Wache fort. Da dies ſich nun Alles ſo entſetzlich ariſtokratiſch ausnahm und Regina, das verſöhnende Element, aus dem Bilde verſchwunden war, ſo fühlte ſich Florentin wieder in ſeinem Gleichgewichte, d. h. in ſeinem Haß gegen traditionelle Vorurtheile, Kaſtengeiſt ꝛc. und grimmig hob er einen Stein auf, um ihn ſeinerſeits gegen einen der ſtolzen Löwen zu ſchleudern. Aber er ließ ihn fallen und murmelte für ſich: Großthaten der Gaſſenbuben? — Pfui, Florentin! —

Am dritten Tage kam der Graf zur größten Freude der Seinen wieder aus dem Odenwalde zurück, beruhigt über das Befinden ſeiner Mutter — und ebenſo über den Zuſtand der Beſſerung, worin er den Onkel Levin antraf. Natürlich wurde ihm gleich von allen Seiten der Freiſchaarenbeſuch mitgetheilt.

„Wer weiß, ob ich mich ſo ruhig benommen hätte wie Regina,“ ſagte der Graf liebreich.

„Drum hat es der liebe Gott gerade ſo gefügt!“ rief ſie munter und küßte ſeine Hand.

„Hatteſt Du denn gar keine Furcht dem wüſten Geſindel gegenüber, das Dich durch Wort oder That hätte beleidigen können?“

„Nein, gar nicht,“ ſagte ſie.

„Und hatteſt Niemand, um Dich zu beſchützen?“

„O doch!“ rief ſie, zog ihren Roſenkranz hervor, küßte das kleine Cruzifix mit dem Partikel vom wahren Kreuz und ſetzte hinzu: „Im Schutz des Kreuzes bin ich gefeit.“

„Das iſt ein Glaube, der Berge verſetzt,“ ſagte der Graf.

„Und der die Welt überwindet,“ bemerkte Erneſt. —

Das Befinden der Baronin Stamberg wurde beſprochen, und als der Graf beklagte, daß ſie keine andere Pflege als von Dienerinnen habe, erbot ſich Regina ſogleich, zur Großmama zu gehen.

„Kind, Du biſt allzu vollkommen, das iſt auch eine Art von Unvollkommenheit!“ ſagte der Graf unmuthig, der durchaus nicht gewillt war, ſich der Geſellſchaft ſeiner Tochter zu berauben.

„Um's Himmelswillen nicht!“ flehte die Baronin Iſabelle. Im Badiſchen hauſen die Freiſchaaren und könnten einmal Stamberg überfallen.“

„Nun, wegen der bekannten Freiſchaarenbravour könnten ſie dort wohl bald ausgehauſt haben,“ bemerkte Erneſt.

„Vor der Hand iſt nicht daran zu denken,“ ſagte der Graf. „Ich kann doch unmöglich ganz allein bleiben? Die Buben ſind fort — nun ſoll ich auch meine Regina fortſchicken? Nein, daraus wird nichts.“

Die Buben, wie er ſie nannte, machten freudig den Feldzug in der Lombardei mit. Uriel ſchrieb fleißig, und die Siegesnachrichten von jenſeits der Alpen lichteten die trüben Zuſtände diesſeits derſelben.

„Mailand hätten wir wieder!“ rief der Graf froh. „Jetzt nur auch bald Wien.“

„Wird ſchon kommen!“ entgegnete Erneſt zuverſichtlich.

„Ach, aber der heilige Vater!“ ſagte Regina beklommen. „Das undankbare Rom mißhandelt ſein mildeſtes Herz — und wer weiß, ob ihn die Revolution nicht verjagt oder Schlimmeres noch begeht.“

„Daran ſind die Stellvertreter Chriſti gewöhnt,“ bemerkte Levin. „Vom erſten Apoſtelfürſten an, der auf dem Janiculus kopfabwärts gekreuzigt wurde und deſſen dreizehn erſte Nachfolger ſämmtlich den Martertod für den katholiſchen Glauben fanden — bis zur heutigen Stunde haben dem ſichtbaren Oberhaupt der heiligen Kirche Schmach und Geißelung, Dornenkranz, Kreuzigung und Herzenswunde ſo wenig gefehlt, als einſt dem Gottesſohn ſelbſt. Hörte die eine Art von Marterthum auf, ſo brach die andere an: heidniſche Verfolgung, Heimſuchung durch Barbaren, deutſch-römiſche Kaiſer, franzöſiſche Könige, die furchtbarſten wildeſten inneren Factionen voll republikaniſcher Gelüſte und Adelstyrannei, Schisma und Häreſie haben ſich ſeit achtzehn Jahrhunderten über und gegen Rom gewälzt und dem Stellvertreter Chriſti ſeinen reichlichen Antheil am bitteren Leiden des Herrn gebracht; denn in der Siebenhügelſtadt liegt myſtiſcher Weiſe auch der Hügel Golgatha; ja, er iſt recht eigentlich das Fundament des Vaticans — und das haben die Stellvertreter Chriſti in ſo vollem Umfang begriffen, daß es dem bitterſten Haß und der feindlichſten Scheelſucht nicht möglich iſt, „mehr als fünf oder ſechs Päpſte ausfindig zu machen, welche die Nachfolge Chriſti **nicht** angetreten hätten — alſo Einer etwa in dreihundert Jahren, bei dem der natürliche Menſch den übernatürlichen beſiegte! Welche lange, lange, wunderbare Reihe von Heiligen, und wie ſelten wird ſie unterbrochen durch einen armen Sünder!“

„Man bekommt eine Art von Grauen vor der Heiligkeit,“ nahm der Graf das Wort, „wenn man ſie immer und immerfort in einer Sündflut von Leiden und Bitterkeiten gewahr wird.“

„O lieber Vater, ſind das aber die Bedingungen zur Heiligkeit, wie gern müſſen wir ſie annehmen!“ rief Regina — und Levin ſagte:

„Das Auge des Glaubens nimmt die Dinge anders wahr, als das ſinnliche und vom Irdiſchen befangene Auge. Leiden machen gottähnlich — ſagt der fromme Heinrich Suſo. Gottähnlich zu werden, das Ebenbild Gottes in der Seele herzuſtellen, iſt die Aufgabe jedes Chriſten und iſt das erſehnte und angeſtrebte Ziel jedes Gläubigen. Was ihm dazu behülflich iſt, heißt er willkommen. Nichts adelt die Seele mehr, als ein mit frommer Ergebung und edler Geduld getragenes Leiden. Das gibt ihr die Stigmata der Kreuzigung und auf ihnen ruht das Auge Gottes mit ewiger Liebe. Wer ſie trägt, iſt Gott wohlgefällig, denn er iſt Chriſtus ähnlich — und in dieſer Liebesverbindung mit Gott führt der gläubigliebende Menſch ſchon hienieden mitten in ſeiner Trübſal ein ſeliges Leben, weil der Friede der Seligen in ihm iſt.“

Erneſt ſah ihn an, während er ſo ſprach, und dachte, daß auf dieſem zarten durchſchmerzten Antlitz die Stigmata des Kreuzes nicht fehlten — aber auch nicht die balſamiſchen Tröſtungen der Kreuzesliebe. Er ſagte:

„Kein Thron der Welt iſt von ſo verſchiedenen Seiten und ſo zu allen Zeiten von Stürmen umbrauſt worden, als der Stuhl des heiligen Petrus. Der liebe Gott läßt das zu, um zu zeigen, daß Er ihn halte. Päpſte in der Verbannung durch — und auf der Flucht vor Factionen, Päpſte in der Gefangenſchaft — ſind ganz häufige Erſcheinungen in der Geſchichte, und nicht ſelten traf die ausgezeichnetſten das Loos. Leo III. floh vor häretiſchen Aufrührern nach Paderborn zu Karl dem Großen. Gregor VII. ſtarb in der Fremde zu Salerno, von einem Gegenpapſt, den ein deutſcher Kaiſer wählte und ſtützte, aus Rom verdrängt. Bonifacius VIII. ſtarb an den Mißhandlungen, welche König Philipp der Schöne von Frankreich, in Verbindung mit einer Partei des römiſchen Adels, ihm zufügte. Dann geriethen die Päpſte während ſiebenzig Jahren unter die königlichen franzöſiſchen Kerkermeiſter, welche die Factionen in Rom auszubeuten verſtanden — und lebten im babyloniſchen Exil zu Avignon. Später ließ Kaiſer Karl V. Papſt Clemens VII. in Rom belagern. Unſere Tage haben Pius VI. von franzöſiſchen Republikanern, die Rom als Republik proclamirten — gefangen nach Frankreich ſchleppen und in der Gefangenſchaft zu Valence umkommen ſehen. Und wie das vorige Jahrhundert ſchloß, ſo begann das jetzige! Napoleon Bonaparte vereinigte den Kirchenſtaat mit Frankreich und hielt während der letzten fünf Jahre ſeiner Zwingherrſchaft Papſt Pius VII. in der Gefangenſchaft zu Savona und zu Fontainebleau. Dann wanderte er nach St. Helena und ſtarb auf der Felſeninſel im tropiſchen Meere — und Pius VII., der gottſelige unüberwindliche Greis, e nach Rom zurück und beſchloß auf dem Stuhle i ſein heiliges, vielgeprüftes Leben. Die Signatur, : welcher, nach jener uralten Prophezeihung, ſein n ſtand, hat ſich bewährt; ſie hieß Aquila rapax raubgierige Adler.“ Aber die Taube hat den Adler beſiegt.“

„Ja, in Wahrheit beſiegt!“ rief Levin. „Und viel mehr, als man geneigt iſt ihm zuzugeſtehen, zwiſchen den politiſchen und kriegeriſchen Ereigniſſen, die den corſicaniſchen Dictator ſtürzten. Ich erinnere mich lebhaft des ungeheueren Enthuſiasmus, der in den katholiſchen Herzen aufflammte, als Pius VII. auf das berüchtigte Napoleoniſche Decret, das im Jahre 1809 den Kirchenſtaat mit dem franzöſiſchen Reich vereinigte und den Papſt mit einer Rente von zwei Millionen Francs penſionirte — durch die Excommunications-Bulle antwortete. Alle Monarchen Europa's litten Bergewaltigung durch jene Gottesgeißel; die einen zitterten vor ihm und die anderen ſchloſſen Freundſchaft mit ihm, und die zertretenen Völker zähneknirſchten in Blut und in Thränen gebadet. Europa erſeufzte und erlahmte unter dem Alp, ohne ihn abzuſchütteln. Da ſchleudert der machtloſe, von franzöſiſchen Soldaten in ſeiner eigenen Reſidenz umgebene und der That nach gefangene Greis die Excommunication über Alle, welche Gewaltthat im Kirchenſtaat ausüben, und läßt die Bulle am hellen Tage, Angeſichts der franzöſiſchen Truppen, an den drei Hauptkirchen Roms anheften. Der Blitz vom Vatican hatte zu gut getroffen, als daß Napoleon ihn, ohne Rache zu nehmen, verſchmerzt hätte. In der Nacht zum 6. Juli drang der General Radet mit Gewalt in den päpſtlichen Palaſt und entführte den heiligen Vater ſammt dem Cardinal Pacca, deſſen Simon von Cyrene, aus Rom und Italien. An dieſem nämlichen 6. Juli beſiegte Napoleon in der Schlacht von Wagram Oeſterreich. Mehr denn je war Europa geknechtet, und hohnlachend des Bannes ſchrieb Napoleon ſpöttelnd an den Vicekönig von Italien, ſeinen Stiefſohn: „Croit-il que ses excommunications feront tomber les armes des mains de mes soldats?“ [1]) — Nun, der Tag ließ nicht lange auf ſich warten, wo der ewige Gott die Bulle ſeines irdiſchen Stellvertreters ratificirte! Zwei Jahre darauf, im ruſſiſchen Feldzug, geſchah buchſtäblich das, was Napoleon im blinden Wahn ſeiner Omnipotenz für unmöglich hielt: die Waffen fielen aus den erfrorenen Händen der franzöſiſchen Soldaten und der Rückzug aus Rußland war eine der furchtbarſten Niederlagen einer Armee, welche die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Mit ihr begann die Sonnenwende des Napoleoniſchen Glückes und ſie war eine That Gottes — nicht menſchlicher Weisheit und Kraft. Könnte der Felſen Petri pulveriſirt werden, wie der Haß der Hölle es ſeit achtzehn Jahrhunderten begehrt und verſucht: ſo wäre es längſt geſchehen. Statt deſſen werden ihre Sendlinge pulveriſirt. Die Dynaſtie des armen Fiſchers iſt unſterblich! Unſer heiliger Vater gehört ihr an. Man kann ihn zu Tode quälen, aber ſie lebt fort."

---

[1]) „Glaubt der Papſt, daß durch ſeine Excommunication meinen Soldaten die Waffen aus der Hand fallen werden?“

„Iſt auch über ihn eine Prophezeihung geſprochen?" fragte Corona.

„Ja wohl!" entgegnete Ernest. „Das Wort der Weiſſagung über ihn heißt: Crux de Cruce. Gewiß eine großartige, gewichtige Verheißung „Kreuz vom Kreuze", die ein Uebermaß der Leiden andeutet."

„Wer hat denn das Alles prophezeiht?" fragte ſie.

„Ein Biſchof Malachias zu Armagh in Irland," erwiderte er.

„Welche Räthſel gehen durch die Welt," ſagte Regina, „gleichſam Diſſonanzen, welche erſt ſpät ihre

Auflöſung finden, und doch ſo groß und mächtig in der Harmonie mitwirken!“

„Ich würde wünſchen, daß ſich die Diſſonanzen der Gegenwart möglichſt bald löſten,“ ſagte der Graf. „Dies ohrzerreißende Freiheitsgeheul kann nimmermehr zur Weltharmonie mitwirken.“

„Doch!“ ſagte Erneſt; „nur nicht für die Gegenwart! Es iſt aber geringe Hoffnung vorhanden, daß ſich Ihr Wunſch, Herr Graf, erfülle.“

„Sie ſind ja ein wahrer Unglücksprophet, Herr Erneſt!“ rief die Baronin Iſabelle. „Iſt denn auch über unſere Zeit, wie über die Päpſte, eine traurige Weisſagung geſprochen?“

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete Erneſt gleichmüthig. „Allein es geht ein gräßlicher Zug durch die Zeit, den Jeder wahrnehmen kann, der Augen hat: ſie neigt ſich maſſenhaft der Tiefe zu und dieſe Maſſen haben ihre dämoniſche Freude daran, daß dem ſo iſt. Es gab Epochen in der Weltgeſchichte, die wilder und ungeordneter waren, als die Jetztzeit, in denen ſich mehr Gewaltthat, Rohheit, brutale Sinnlichkeit, und auch maſſenhaft, zeigten.“

„Nun, das iſt beruhigend,“ unterbrach ihn die Baronin, „denn Sie geben damit zu, daß es ſchlimmere Zeiten gab.“

„Der Nachſatz folgt!“ erwiderte Erneſt. „Aber in jenen Epochen ſittenloſer Verwilderung, die zu mannigſachen Gräueln führte, fehlte die charakteriſtiſche Signatur der Jetztzeit: heuchleriſche Schönthuerei mit Bildung, Fortſchritt, Geiſt, welche den furchtbaren Abfall von Gott und vom Chriſtenthum als einen Rieſenſchritt aufwärts anpreiſt und hinter jenen drei Worten den Cultus des Materialismus verſchleiert. Viel leſen und viel ſchreiben — iſt Geiſt; viel Eiſenbahnen und Börſenſpeculationen haben — iſt Fortſchritt; viele Opern und Ballets angaffen und im raffinirteſten Luxus den Nerv der Seele abſtumpfen und das Gehirn ſchwächen — iſt Bildung; und dieſe drei Zauberworte ſollen weiter nichts bezwecken, als dem Menſchen einen möglichſt hohen Lebensgenuß zu verſchaffen, der durch die alte fixe Idee der chriſtlichen Menſchheit von Gott — bis jetzt beeinträchtigt wird. In anderen ſchlimmen Zeiten vergaß man nicht ſowohl Gott, als vielmehr ſeine Gebote und im Sturm tobender Leidenſchaften kümmerte man ſich nicht um ihn. Die Sinne ſündigten im Taumel; nicht der Geiſt mit Ueberlegung. Roher waren die Frevel — vielleicht! gewiß nicht ſo niederträchtig. Das hämiſche Bemühen, den ewigen Gott vom Thron der heiligen Dreifaltigkeit herabzureißen, die Weltordnung von ſeiner Allmacht abzulöſen, die Menſchheit von ſeiner Gnade und Liebe hinweg zu drängen, an die Stelle des menſchgewordenen Gottes den Wechſelbalg eines Gottes zu bringen, der in jedem einzelnen Menſchen zum Bewußtſein kommt, in der Gattung

Menſch — den Zwillingsbruder der Gattung Affe zu ſehen, der ſich von dieſem nur durch ſein größeres Gehirn unterſcheidet: und dies Bemühen auszuführen, kaltblütig, hohnlächelnd, Brill' auf der Naſe, Bein' unter dem Schreibtiſch, in zahlloſen Werken, Schriften, Vorträgen, Vorleſungen, die ſündflutartig aus allen Weltgegenden, in allen Sprachen, in gebundener und ungebundener Rede, gedruckt und geſprochen, eindringen und einbrechen und — auf die Sympathien der niederen Inſtincte in der Menſchheit pochend — frech behaupten, dies und nur dies ſei ächte und rechte Wahrheit: dieſe maſſenhafte Lüge iſt die Signatur unſerer Zeit. Im alten, heidniſchen, abſterbenden Römerreich gab ſich ein ähnliches Bemühen kund, den Gott der Chriſten aus den Seelen der Gläubigen zu reißen, und ſchon damals hieß es, das Chriſtenthum verdumme die Leute und mache ſie gleichgültig gegen Philoſophie, Wiſſenſchaft, heiteren Genuß des Daſeins und andere hohe Dinge mehr — und um ſie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzuwecken, ließ man wilde Beſtien gegen ſie los und folterte ſie mit Feuer und Eiſen. Allein dies Bemühen ging von Heiden aus und die Antwort, welche die Chriſten darauf gaben, war der Märtertod von Millionen und die Bekehrung von Millionen aus dem Heidenthum zum Chriſtenthum. Jetzt aber findet den Bemühungen getaufter Heiden gegenüber, die ſo gefährlich ſind, weil ſie nicht direct den Abfall vom Glauben, ſondern nur von höherer Erkenntniß, wiſſenſchaftlicher Forſchung, Licht der Aufklärung ꝛc. predigen — keine maſſenhafte Bekehrung zum wahren Glauben ſtatt: folglich iſt es unmöglich, daß die kreiſchenden Diſſonanzen ſchnell gelöſt werden. Sie behalten im Gegentheil die Oberhand und werden vermuthlich noch lauter aufheulen.“ —

Ein Jahr vorher hätte der Graf gewiß geantwortet: politiſche Revolutionen hätten nicht das mindeſte mit dem religiöſen Glauben oder Unglauben zu thun; aber jetzt war ihm doch ein gewiſſer Zuſammenhang derſelben nicht unwahrſcheinlich und er begnügte ſich mit der Aeußerung:

„Die Soldaten müßten nur mit gehöriger Energie auf ſämmtliche Demokraten-, Republikaner-, Carbonari-, Socialiſten-, Freimaurer- und ſonſtige Neſter losgehen: dann würde es ſchon beſſer werden.“

„Aeußerlich vielleicht,“ ſagte Levin, „aber jene armen Menſchen würden ſchwerlich dadurch gebeſſert!“

„Nun bedauern Sie die noch gar, beſter Onkel!“ rief der Graf empört.

„Ich auch!“ ſagten Erneſt und Regina aus einem Munde.

„Das iſt unerhört!“ rief der Graf. „Nein! ich haſſe ſie gründlich.“

„O lieber Vater!“ rief Regina, „auch ſie ſind als Ebenbild Gottes geſchaffen und machen ſich zu ſeinen Feinden! Kann es etwas Erbarmenswertheres geben?

und wer weiß denn, ob ihr Irrthum nicht größer iſt, als ihre Bosheit.“

„Das muß man hoffen!“ ſagte Levin. „Der Irrthum, dem nie das wahre Licht geleuchtet hat, dem nie die katholiſche Wahrheit aufgegangen iſt — iſt unausſprechlich zu beklagen. Von ihm heißt es in der That: er weiß nicht, was er thut. Der freiwillige, abſichtliche Irrthum hingegen, der „das Licht haßt, weil ſeine Werke böſe ſind“ — wie es in heiliger Schrift heißt — der ſteht in engſter Wechſelwirkung mit der Sünde und beide bedingen und verſtärken einander. Sünde befleckt das Herz, und die Nebel, welche aus einem ſolchen Herzen aufſteigen, beflecken die Intelligenz und berauben ſie tiefer Einſicht und reiner Erkenntniß. Nicht umſonſt hat der göttliche Heiland geſagt: „Die reinen Herzen werden Gott ſchauen.“ Je mehr das Menſchenherz in Sünden vergraben iſt, deſto weniger Erkenntniß hat es von göttlichen Dingen, deſto weniger Liebe ſpürt es für Göttliches. Dadurch geräth es allmälig in eine, ſeiner Beſtimmung genau widerſprechende Richtung: in die Feindſchaft Gottes. Der Verluſt der heiligmachenden Gnade beraubt es des übernatürlichen Lebens. Gibt es ein größeres Elend als dieſes: der Seele nach eine galvaniſirte Leiche zu ſein, die ſich regt und bewegt, von äußerem Impuls getrieben, aber ohne den Lebenshauch, den ſie von Gott empfing? Wem würde nicht ein ſolcher Zuſtand zu Herzen gehen? Und ihn nimmt das

Auge des Glaubens in Denjenigen wahr, welche ihre Luſt an der abſichtlichen Empörung gegen Gott finden."

„Ich betrachte ſie aber ſchlecht und recht mit meinem Sinnenauge," entgegnete der Graf, „und nehme wahr, daß die Luſt an Empörung gegen Recht und Geſetz nicht die revolutionären Herren, wohl aber uns in's Elend ſtürzt, in's wirkliche, materielle und reelle Elend; alſo bitte ich, nicht zu verſchwenderiſch mit dem Bedauern für unſere Widerſacher zu ſein, die ſich ohnehin ungeheuer luſtig über Euch Alle machen würden, wenn ſie Euer zartes Mitleid ahnten. Wir können ſämmtlich durch ſie an den Bettelſtab gebracht werden, ſo gut wie der Herr Miranes, von dem es im vorigen Winter hieß, er habe ſo und ſo viel Millionen."

„Die ſchöne Judith an den Bettelſtab? .... das kann ich mir gar nicht vorſtellen!" rief Regina.

„Seit jenem Abend, da ſie die Peri darſtellte," ſagte Erneſt, „hab' ich ſie nur noch einmal geſehen, zur gewöhnlichen Unterrichtsſtunde. Da war ſie ganz unverändert und ſprach von den Zuſtänden in Paris ſo gleichgültig, wie vom Wetter. Zwei Tage darauf ſchickte ſie mir ein Gemälde und andere Sachen, die ſie von mir hatte; auch mein rückſtändiges Honorar und ſchrieb mir dazu in zwei Zeilen, ſie verreiſe mit ihrer Mutter auf längere Zeit. Als ich zu ihr eilte, um von ihr Abſchied zu nehmen, war ſie fort, verſchwunden, Einige ſagten nach Braſilien. Bald darauf brach denn auch für Herr Miranes eine gründliche Kataſtrophe ein; aber die allgemeinen Weltverhältniſſe verſchlangen alle Theilnahme. Man ſprach kaum von ihm! Einmal hörte ich, er ſei tiefſinnig geworden.“

„Wie traurig!“ ſagte die immer mitleidige Regina.

„Kind!“ rief der Graf unmuthig, „bedenke das Schickſal, welches das Haus Habsburg traf, und wimmere nicht um das Haus Miranes!“

„Revolution!“ ſagte Erneſt gelaſſen.

◆

Im Criſtallpalaſt.

Im Sommer des Jahres 1851 machte Europa eine Wallfahrt zum Tempel der Göttin, die ſich mit einer bis dahin unerhörten Geſchmeidigkeit, Thätigkeit und Umſicht des ganzen Räderwerkes der revolutionsmüden Welt bemächtigte: der Göttin Induſtrie. Eine Ausſtellung ihrer Erzeugniſſe, auf dem ganzen civiliſirten Erdball eingeſammelt, fand in London ſtatt, in dem eigens dazu erbauten Local, das ſich unter den herrlichen Eichen und auf der grünen Wieſenflur von Hyde-Park wie ein Feenſchloß im Märchen — aus Glas erhob. Die franzöſiſche Republik lag in den letzten Zügen, ganz bereit, wie fünfzig Jahre zuvor, von einem zweiten Dictator ſich in eine Knechtſchaft bringen zu laſſen, gegen welche die beiden letzten, durch Emeuten geſtürzten Regierungen Frankreichs im hellſten Lichte der Freiheit aufleuchteten; ein Schickſal, das übrigens, wie die Weltgeſchichte lehrt, nicht die franzöſiſchen Republiksverſuche allein, ſondern alle diejenigen haben, die ſich auf den Ruinen einer anderen durch Gewalt und Willkür zerſtörten Regierungsform erheben. Der demokratiſche Geiſt, auf dem die moderne Republik beruhen ſoll, hat in ſich etwas Zerſetzendes und Zerſplitterndes, weil jedes Individuum zum Mitherrſcher in der äußeren Welt berufen wird. Er muß alſo mit hoher Tugend gepaart ſein, um der Maſſe von Individuen die Charakterſtärke und die ſittliche Reinheit zu geben, welche jeden Einzelnen über die Klippe des Wahnes und des Wunſches hinwegheben, Alleinherrſcher zu ſein oder zu werden. In unſeren alten monarchiſchen — jetzt leider! vielfach bureaukratiſchen Staaten, in denen ſich der demokratiſche Geiſt aber nur als Gegenſatz zu denſelben, ja eigentlich nur als Gegenſatz zu ihren Schattenſeiten entwickelt, mangelt ihm jene hohe, einfache Tugend, welche nothwendig wäre, um ſeinen Declamationen gegen Mißbräuche, Uebergriffe und Unthaten der Monarchien einige Würde zu verleihen und um ſeine beliebten Worte von Volksbeglückung und Volksbildung in Thaten zu verwandeln. In Europa hat er ſich als unfähig zu dieſer Aufgabe erwieſen, hat überall, wo er revolutionirend die Oberhand gewann, in England, in Frankreich, in Deutſchland, die Völker in Verwirrung, Entſittlichung und Elend geſtürzt; und hat ſie zuletzt, ſtumpf und morſch, der Dictatur eines Cromwell zweier Bonaparte's überliefert. Daß es in Deutſchland nicht zu etwas Aehnlichem kam, hat man wahrlich dem demokratiſchen Geiſt nicht zu danken. Da nun deſſen glänzendſtes Product, die franzöſiſche Republik, im Abſterben begriffen war, ſo verſchwand die Hydra Revolution mit ihren tauſend Köpfen — aber nur aus der Oeffentlichkeit, und nur auf dem Continent. In England und in Amerika züngelten und ziſchten die Schlangenzungen dieſer tauſend Köpfe nach wie vor in giftiger Frechheit; da man aber keine Barricaden und keine beblouſte Freiheitshelden unmittelbar vor Augen hatte, und einen in Revolutionsſchwindel und Atheismus verkommenen Theil der Schweiz als zu gering für Ausbreitung giftiger geiſtiger Miasmen betrachtete, ſo frohlockte man in Europa, und mit einer Art von gieriger Wuth warf man ſich darauf, „die Segnungen des Friedens" auszubeuten und herauszuſtreichen. Dieſe Segnungen beſtanden vorzugsweiſe in einem ungeheueren Aufſchwung der Induſtrie, welcher durch die Ausſtellung im Criſtallpalaſt zu London eine Art von europäiſcher Bürgerkrone aufgeſetzt wurde. So etwas hatte die Welt noch nicht erlebt: aus allen Himmelsgegenden über Land und Meer zu reiſen, um allerhand Fabrikat in geſchmackvoller Aufſtellung anzuſehen. Eine Art von Völkerwanderung begab ſich auf den Zug nach London. Was Jeder heimbrachte, war die Erinnerung an einen fabelhaft bunten Wuſt, aus dem, wie ein Wrack aus dem Weltmeer, irgend ein Lieblingsgegenſtand auftauchte.

Wer ſich eifrig an dieſer Völkerwanderung betheiligte, war Graf Windeck. Im Grunde war ihm alles Fabrik-, Induſtrie- und Speculationsweſen äußerſt gleichgültig, ja zuwider. Er hatte eine entſchiedene Abneigung gegen alle Emporkömmlinge durch Reichthum, weil er in ihrer Stellung und ihren Verhältniſſen keine Garantie des conſervativen Elementes fand. Wer ſo plötzlich reich wurde, nur durch geſchickte Benutzung günſtiger Zeitumſtände, könne durch deren Ungunſt auch einmal ebenſo plötzlich arm werden, und befände ſich in einem beſtändigen Schaukelzuſtand, nie in einem zuverläſſigen und ſtabilen, und zu einem ſolchen könne er kein Vertrauen haben — pflegte er zu ſagen. Zu jeder anderen Zeit hätte er ſich ungemein gewundert, daß man ſich mit einer Induſtrie-Ausſtellung ſo enorme Mühe gebe und ſo viel Geld und Theilnahme an ſie verſchwende; allein gegenwärtig erſchien ſie auch ihm als eine Blüte der Segnungen des Friedens, ja als deren Beſiegelung; denn wie mußte ſich eine Induſtrie, die es dahin gebracht hatte, im märchenhaften Criſtallpalaſt überköniglich zu thronen — gegen die Emeute zur Wehr ſetzen, deren brutale Erdſtöße ihre Feenbehauſung ſammt ihrer Thätigkeit in Grund und Boden krachen würden.

„Das Ungeheuer Induſtrie,“ hatte er im Frühling zu den Seinen geſagt, „hält das Ungeheuer rothe Republik im Zaum. Ein Monſtrum beſiegt das andere!

Wir wollen uns das ſiegende betrachten und nach England gehen.“ —

Die Verhältniſſe in der Familie waren unverändert geblieben; auch die Geſinnungen. Regina war ſchöner denn je, denn es legte ſich über ihre liebliche und edle Erſcheinung ein Schmelz der Wehmuth, wie ſie aus einer tiefen ungeſtillten Sehnſucht, die nie in Klage ausbricht und nie von ſchmerzlicher Unruhe ſich bewegen läßt — unwillkürlich entſpringt; ein Nachtviolenduft der Seele, der dem Glanz der Schönheit einen unvergleichlichen Zauber gab. Neben ihr war Corona zu einem reizenden jungen Mädchen aufgeblüht, mit ein Paar Augen ſo tief und ſo dunkel, wie das nächtliche Meer, das über ungeahnten Geheimniſſen geheimnißvoll aufleuchtet. Corona war nicht mehr das ſpielende, allem Ernſt abholde Kind, das einſt ein Ordensgewand ſogar als Maskenkleid mit Furcht und Abneigung betrachtete. Sie verſtand jedes ernſte Streben und jeden höheren Aufſchwung, aber ſie war nicht, wie Regina, durch und durch von einer weltentfremdeten Sehnſucht ergriffen, ſondern ſie wünſchte ein Stückchen Welt in ihrem Herzen himmelwärts zu heben, oder ein Stückchen Himmel in die Welt zu verpflanzen; ſie wußte ſelbſt nicht recht wie! ſie war eben ſechszehn Jahre alt! und war als die Jüngſte — auch der verzogene Liebling der ganzen Familie. Der Graf adorirte ſie, als ſie ſich ſo ſchön und anmuthig entwickelte. In Regina war ein Etwas, das ihm unwillkürlich einen gewiſſen Reſpect einflößte, über den er ſich im Stillen ärgerte. Ueberdies gab es Punkte, von denen ſie, trotz aller Unterwürfigkeit, nicht abging; ſie hatte nicht Corona's unbedingte Fügſamkeit.

Oreſt war im Kriegsdienſt geblieben. Uriel hatte denſelben nach Beendigung des lombardiſchen Krieges verlaſſen und war wieder in die diplomatiſche Laufbahn getreten, aber nicht nach Frankfurt zurückgekehrt. Die furchtbaren Ereigniſſe der Zeit, die bitteren Erfahrungen, an denen ſie ſo überreich war, die Kriegs- und Schlachtenbilder, angeſchaut in nächſter Nähe und in voller Herbe — die auch den glorreichſten Siegen nicht fehlt; die Ungewißheit des eigenen Daſeins und der eigenen Zukunft: Alles ſtimmte ihn ernſt, und er nahm ſich vor, ſeine Tage nicht in träumeriſcher Anhänglichkeit an Liebesgedanken zu verſchwenden, durch welche Regina nun einmal nicht zu gewinnen ſei. Er war eine Zeitlang in London, dann in Wien, dann in Florenz. Dazwiſchen kam er aber immer wieder nach dem lieben heimathlichen Windeck, und wie bunt, bewegt und regſam ſich auch die Welt mit ihren blendenden Farben, beſtechenden Erſcheinungen, intereſſanten Fragen und gewichtigen Thatſachen vor ihm entfalten und ihn zur Theilnahme auffordern mochte: Eines war gewiß — ſein Herz blieb an Regina gefeſſelt, ſeine ganze Zukunft hatte nur inſofern Reiz für ihn, als er hoffte, ſie mit

Regina zu theilen, und ſo oft er ſie wiederſah, um ſo feſter ſtand es in ihm, daß er ihres Gleichen nicht in der Welt gefunden habe. Aber er ſchwieg und bat auch den Grafen zu ſchweigen, der jedes Mal, wenn Uriel kam, Regina mit Vorſtellungen zu beſtürmen dachte, um ſie zu einer günſtigen Entſcheidung hinzudrängen. Regina wußte ihm innigen Dank für dieſe Schonung, allein ihr Herz lag auf der Folter durch die Peinlichkeit dieſes Verhältniſſes. Sie wechſelten in drei Jahren kein Wort, welches darauf Bezug hatte. Da — kurz vor Uriels Abreiſe von Windeck, als er zufällig allein mit ihr auf der Terraſſe auf und nieder ging — da blieb ſie ſtehen, ſah ihn ſanft und ernſt an und ſagte mit ihrem innigen Sprachton:

„Uriel, Du kennſt mich! Du kannſt Dich verlaſſen auf mein Wort und Du weißt es. Nun wohlan, lieber Uriel: Warte nicht!"

„O Regina," entgegnete Uriel eben ſo ſanft und eben ſo beſtimmt als ſie, „von den feſtgeſetzten zehn Jahren iſt noch nicht die Hälfte verfloſſen und Du wirſt ſchon ungeduldig, während ich geduldig warte! Wir ſind noch lange nicht bei der letzten Entſcheidung."

Mit einem Ausdruck von unausſprechlichem Schmerz ſchloß Regina eine kleine Weile ihre Augen, als wolle ſie vor Uriel verſchleiern, wie weh er ihr thue; dann ſagte ſie gefaßt:

„Gottes Wille geſchehe."

„Iſt er Dir noch immer nicht klar?“ fragte er.

„Mir — vollkommen; aber leider nicht Dir,“ ſagte ſie und ſetzte raſch hinzu mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Wie traurig, daß wir Beide ſolche eigenſinnige Köpfe haben, und wie gut iſt Gott, ſie gründlich zu brechen.“

Uriel war nicht ſo lebhaft von dieſer Güte Gottes durchdrungen. Die Hauptabſicht Gottes in der Lenkung der Schickſale: die Erziehung des Menſchen für das ewige Leben, entſchwand ſehr oft ſeinem inneren Auge. Für Regina war ſie immer ganz klar, wie die Feuerſäule, welche dem nächtlichen Zuge der Kinder Iſraels durch die Wüſte vorleuchtete. —

Baron Stamberg war früher aus dieſem Leben abgerufen, als ſeine Frau. Während ſie ſich von ihrem Schlaganfall erholte, begann er zu kränkeln, und vermochte ſich nicht aufzureißen aus ſeinem Kummer über die verlorenen Jagdrechte. Die Tiefe der Ungerechtigkeit, welche einer ſolchen Maßregel zum Grunde lag, war es nicht, die ihn ſo heftig erſchütterte, nur ſein perſönlicher Verluſt. Er hatte ſich während ſeines Lebens nie über die niedrigſte Stufe der Selbſtſucht erhoben und ſo ſtarb er auch auf ihr. Die Baronin, immer kalten Herzens — und noch kälter durch das höhere Alter, das nur dem himmelwärts gewendeten Sinn himmliſche Innigkeit verleiht, aber die irdiſche abſterben läßt — war höchſt gefaßt bei dieſem Ereigniß und blieb nur ihrer alten Gewohnheit treu, ſich als eine

Verfolgte des Schickſals zu betrachten und zu beklagen. Indeſſen kam doch auch an ſie die Mahnung, daß jedes Leben zu Ende gehe. Sie erkrankte an einem abzehrenden Leiden. Nun war Regina nicht länger zu halten. Sie bat ihren Vater ſo flehentlich und ſo wiederholt, die Pflege der Großmama übernehmen zu dürfen und ſtellte es ihm als eine ſo heilige Pflicht vor, daß er endlich einwilligen und ſie nach Stamberg bringen mußte. Zum Glück konnte Corona jetzt vollkommen ihren Platz in Windeck ausfüllen, am Piano, am Billard, am Theetiſch, bei dem Spazierritt; ſonſt hätte der Graf ſchwerlich dies Opfer gebracht. Was es Regina koſte, ſich von der lieben Kapelle zu trennen und am einſamen Krankenbett auf alle Tröſtungen zu verzichten, die für ie gläubige Seele aus der Nähe des Sanctiſſimums trömen — das ahnte der gute Graf freilich nicht. Er agte zu Levin:

„Es iſt merkwürdig, was das Mädchen für eine Paſſion hat ſich zu opfern! Was ihr ſchwer wird — erade das ſucht ſie ſich aus! Ich bezweifle ſehr, daß die ute Mama ihr dieſen Liebesbeweis danken wird.“

„Ich auch,“ entgegnete Levin, „aber deſto beſſer t's für Regina. Es gibt noch immer Seelen hienieden, ie das thun, was einſt die heil. Catharina von Siena at: als der göttliche Heiland ihr zur Auswahl einen lumenkranz und eine Dornenkrone darbot, nahm ſie e letztere, weil ſie ſicher war, unter den Dornen ihren gekreuzigten Gott zu finden — unter den Blumen nicht. Zu dieſen Seelen gehört durch Gottes Gnade auch Regina.“

„Ja, es muß wohl Gottes Gnade und Ihr Beiſpiel ſein, lieber Onkel! Ich muß mir das Zeugniß geben, nichts gethan zu haben, wodurch Regina in die Nachfolge der Heiligen hätte gerathen können,“ ſagte der Graf ehrlich.

„Es beweiſt zugleich, wie ernſt und feſt ſie an ihrem Kloſterberuf und Gelübde hält,“ ſagte Levin.

„Glauben Sie wirklich?“ rief der Graf beängſtigt. „Sie macht nie die leiſeſte Andeutung, und ſo hab’ ich gehofft, die Sache werde allmälig einſchlafen.“

„Regina — und einſchlafen!“ rief Levin. „Lieber Damian, kennſt Du ſo wenig das kräftige Herz Deiner Tochter? Glaubſt Du ſo wenig an die Gnadenwirkung in einer Seele, die nach Gott verlangt? Das iſt richtig: ſie ſchweigt. Aber was ſollte ſie auch noch weiter ſagen? ſie hat uns ja Alles geſagt — und dabei bleibt ſie. Ich habe die Ueberzeugung, daß Regina nicht „abfällt von ihrer erſten Liebe“ — und daß dieſe Liebe die erſte und die letzte und die einzige bleiben wird.“

„Entſetzliche Vorſtellung!“ ſeufzte der Graf; „und aufrichtig geſtanden — es iſt auch die meine! ich ſuche ſie nur immer zu unterdrücken. Bemerkten Sie wohl, wie ihre Augen aufleuchteten, als kürzlich von Kloſter Himmelspforten bei Würzburg geſprochen wurde, das früher aufgehoben und in eine gemeine Schenkwirthſchaft verwandelt — nunmehr aber von einer Ordensgenoſſenſchaft angekauft und ein Kloſter von Carmeliteſſen ſei? Wenn dieſe Illumination in ihre Augen tritt, dann hat ſie eine grenzenloſe innere Freude — das kenne ich an ihr! Gewiß hofft ſie als Carmeliteſſe durch Himmelspforten in den Himmel einzuziehen."

„Es iſt mir ſehr lieb, daß Du anfängſt, Dich mit dieſem Gedanken vertraut zu machen," entgegnete Levin.

„Ja, wenn Uriel ſich nur ſtatt in Regina — in Corona verlieben wollte," verſetzte der Graf, „ſo würde ich mich allenfalls darin ergeben! Aber er iſt leider! gar kein Menſch mit einem beweglichen Herzen."

„Welch Unglück Du mit Deinen Kindern haſt!" ſagte Levin mit gutmüthigem Spott. —

Regina richtete ſich einſtweilen auf Stamberg ein und wurde von der Baronin, die ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte, freundlicher behandelt, als man es zu Windeck erwartete. Nicht als ob der Liebesbeweis ſie rühre; ſondern weil ſie ſehr bald in Regina eine Eigenſchaft erkannte, die ſie höher als jede andere ſchätzte: Regina war im Stande, die Führung der Geſchäfte unter ihrer Leitung zu übernehmen, Geſchäftsbriefe zu ſchreiben, Rechnungen durchzuſehen, Koſtenüberſchläge nachzurechnen und die Ordnung des Hauſes gerade ſo aufrecht zu halten, wie die Baronin es ſeit fünfzig Jahren zu Windeck erſt und dann zu Stamberg gethan hatte.

Da Regina immer ganz bei ihrer Pflichterfüllung war, in welcher ſie den Willen Gottes freudig erkannte und vollzog, ſo war ſie ſtets aufmerkſam bei den Anweiſungen, welche die Großmama ihr gab und äußerſt pünktlich in deren Vollziehung, ſo daß die Baronin ihr jedes Mal glänzendes Lob ſpendete, wenn der Graf bald allein, bald mit Corona und der Baronin Iſabelle nach Stamberg kam. Hatte Regina aber gehofft, durch ihre Liebe und Ergebenheit die Großmutter zum Urquell aller Liebe — zu Gott hinzuweiſen, ſo irrte ſie ſich gründlich. Das religiöſe Leben hatte bei derſelben während ſiebenzig Jahren unter dem Gefrierpunkt geſtanden; ſie hatte zu keiner Zeit, nicht in der Kindheit, nicht in der Jugend, nicht in guten und nicht in ſchlimmen Tagen die beſeligenden Lehren des Chriſtenthums, die Wonne der Erlöſung, die Gnaden der Sacramente in ſich aufgenommen, ſondern ſtets auf ein fremdes kühles Wiſſen vom Chriſtenthum ſich beſchränkt und mit großer Selbſtgefälligkeit darin ein Genügen gefunden. Ueberdies war ſie immer höchſt tugendhaft geweſen, nämlich ſo, wie die Welt es verſteht. Der heilige Gregor von Nyſſa, welcher ſagt: „Tugend iſt die praktiſche Liebe zu Gott“ — würde vermuthlich Julianens Tugend minder hoch geſchätzt haben, als ſie ſelbſt es that. Aber von den Heiligen, deren Leben und Lehren die Ausübung des Evangeliums ſind, wußte Juliane nichts; ſie begnügte ſich mit ihren Ideen von Gott und Unſterblichkeit und erwähnte zuweilen mit einer, bei ihr höchſt ſeltenen Anwandlung von Ehrfurcht, zweier Schriftſteller, aus denen ſie hauptſächlich jene Ideen geſchöpft habe: das waren Herder und Jean Paul. Sie vertraute ſogar Reginen an, daß ſie, obzwar eine abgeſagte Feindin aller Schwärmerei, dennoch ein wenig für Jean Pauls Romane geſchwärmt habe und bis zur Stunde nichts Rührenderes und Ergreifenderes kenne, als in deſſen „Heſperus“ Lord Horions Grabſchrift. Regina fragte ganz erwartungsvoll, wie dieſe laute? Juliane erwiderte:

„Eine weiße Marmortafel mit einem blutrothen Herzen in der Mitte bildete den Grabſtein, und unter dem Herzen ſtanden nur die zwei Worte: „Es ruht.“

„Ich würde es noch ſchöner finden, liebe Großmama,“ ſagte Regina, „wenn zwei Worte hinzukämen und wenn es hieße: Es ruht in Gott.“

„Nein,“ entgegnete die Baronin, „gerade dieſer Ausdruck der vollkommenen Einſamkeit in ſtiller Grabesruhe iſt erhaben. Aber freilich! das verſtehen nur Wenige! Ich erzählte dies einmal meinem ſeligen Mann, Deinem Großvater, und er gab mir lachend zur Antwort: Ich wünſche nicht ein ſolches Coeur-Aß als Grabſtein zu haben.“

Regina ſchwieg; aber heimlich ſtimmte ſie dem Großvater bei. Fünf Monate brachte ſie auf Stamberg und im Krankenzimmer zu, ohne andere Erholung als die, jeden Sonntag Morgen zum Gottesdienſt nach der nächſten katholiſchen Kirche zu fahren und ſich dort durch den Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altars zu ſtärken. Dann ſchied die Baronin vom Leben und verhauchte ſtill ihre letzten Athemzüge in Regina's Armen. Hätte Regina nicht ihrem brechenden Auge das Cruzifix vorgehalten und nicht die Gebete der Sterbenden neben ihr gebetet: ſie würde Niemand geahnt haben, daß dies das Sterbelager einer Chriſtin ſei.

Der Graf war in höchſter Spannung wegen des Teſtamentes ſeiner Mutter und in grenzenloſer Ueberraſchung, als es geöffnet wurde. Es war in den letzten Monaten und zwar zu Gunſten Uriel's gemacht. Warum Oreſt nicht Univerſalerbe — wie das früher ihre Abſicht war; ob ſie ein anderes Teſtament vernichtet hatte; ob ſie ihr Vermögen Reginen zuwenden wollte und in der Vorausſetzung, daß dieſe Uriel heirathen werde, es ihm vermachte; ob ſie nur bis zuletzt zeigen wollte, ſie ſei unumſchränkte Herrin ihres Vermögens: das Alles blieben Fragen ohne Antwort, und nur die Thatſache beſtand: Uriel war Herr auf Stamberg.

Dies trug ſich im Frühling zu, und im Sommer ging Graf Windeck mit ſeinen Töchtern nach England. Er fand Zerſtreuung und veränderte Luſt ganz nothwendig für Regina. Der Anhauch von zarter Schwermuth, der ſich wie ein leichter Schleier über ihre Schönheit legte, erſchien ihm als Kränklichkeit, als Nervenſchwäche. Aber Regina ſagte zu Levin:

„Lieber Onkel, ich bin nicht krank und fünf Wintermonate an einem theueren Kranken- und Sterbebett erſchüttern meine Nerven nicht. Allein dies Leben und dies Scheiden vom Leben in tiefer Gottentfremdung, wie ich es bei meiner armen Großmutter vor Augen hatte — ſieh! das hat mir Herzweh gemacht.“

Levin war immer bemüht, Regina in der Tugend der Heiligen, in der Demuth, zu üben und lächelnd fragte er:

„Ah, Du hoffteſt wohl, Deine arme Großmutter im Lauf einiger Monate für die katholiſche Wahrheit zu gewinnen? O mein liebes Kind, ſoll Dir ſo etwas gelingen, ſo lerne zuvor leiden. Wer Seelen retten will, vereinige ſich mit Chriſtus in ſeinem Marterthum für die Seelen und theile mit ihm — wenn nicht die blutige Paſſion auf dem Calvarienberg, ſo doch die ſtille Paſſion des Herzens am Oelberg. Du mußt myſtiſcher Weiſe in Dein Herzblut Deine Gebete für Seelen eintauchen, wenn Gott ſie erhören ſoll. Wie unausſprechlich haben die Heiligen, die große und zahlreiche Bekehrungen bewirkten, unausgeſetzt gelitten! Ihre Liebe und ihre Vollkommenheit haben wir nicht; umſomehr wollen wir uns bemühen, ihnen im Leiden ähnlich zu werden. Du haſt Herzweh um Deine arme Großmutter?

O Kind, das glaube ich Dir! aber das Leiden darf kein Zuſtand — es muß eine Tugend ſein, indem Liebe zum Leiden es zum Opfer macht und die Seele in ein tägliches Holocauſt verwandelt."

Mit einem Ausbruch der tiefſten Sehnſucht rief Regina:

„Iſt es auch nicht vermeſſen, lieber Onkel, wenn ich betheuere; das — gerade das, nur das begehre ich!"

„Nun, wenn Du das wirklich begehrſt — das kannſt Du haben, unter allen Verhältniſſen und zu jeder Stunde," entgegnete Levin.

„Aber ſo recht doch erſt unter dem ſtricten Gehorſam des Ordenslebens, das zu jeder Stunde den eigenen Willen, die eigenen Anſichten, die eigenen Wünſche abtödtet."

„Ich ſage nicht Nein; aber ich ſage: zur vollkommenen Hingebung an den Willen Gottes brauchſt Du das Ordensleben nicht. Dieſes übt die Hingebung auf einer höheren Stufe des inneren Lebens, weil es nach den evangeliſchen Räthen geordnet iſt. Uebe Du dich einſtweilen in der Hingebung Deines Willens, die auf den Geboten Gottes ruht; dann machſt Du dich vielleicht der Gnade würdig, jene höhere Stufe betreten zu dürfen." —

Auch ihn hatte Julianens Tod ſehr ergriffen. Sie war ſeine Zeitgenoſſin, wenig älter als er; viele Jahre — und vielleicht die ſchmerzlichſten ſeines Lebens, hatte er neben ihr auf Windeck verlebt und tief die Lähmung empfunden, die von ihr ausging und auf der höheren Entwickelung ihres Mannes und ihrer Söhne laſtete. Aber immer hatte er es als ſeine Schuld, als ein Zeichen ſeiner Unvollkommenheit betrachtet, daß das wundervolle Licht des katholiſchen Glaubens, mit dem Juliane in ſo häufige Berührung kam, ihr dennoch verſchleiert blieb. Er wendete auf ſich ſelbſt an, was der heilige Carl Borromäus einſt zu ſeinen Provinzialbiſchöfen auf einer Synode ſagte: „Möchte das göttliche Licht, das in dem „Herzen der Biſchöfe leuchtet, nie verdunkelt werden „von der Finſterniß ihrer ſündigen Natur.“ Das gilt für uns Alle, dachte er bei ſich ſelbſt; das göttliche Licht und die göttliche Liebe ſind ja immer bereit, unſer Herz zu entzünden; doch jenes ſtirbt in der Finſterniß — und dieſe in der Kälte unſerer ſündigen Natur — und da Juliane ſie nicht in mir, dem Prieſter, aufſtrahlen ſieht, ſo müſſen ſie ihr freilich verborgen bleiben. Alles wurde ihm ein willkommener Anlaß, um ſich zu verdemüthigen. Nun war ſie todt, die arme Juliane! nun war ſie eingetreten in die Welt, die von der ewigen Wahrheit ſchleierlos durchleuchtet wird! War dieſe ihr aufgegangen als ein ſengender Blitzſtrahl oder als eine überirdiſche Sonne? — —

Niemand war im erſten Augenblick ſo betroffen und im zweiten ſo gefaßt über Julianens Teſtament, als der, den es am meiſten anging: Oreſt. Er hatte ſich von

Kindheit auf daran gewöhnt, ſich als den künftigen Herrn auf Stamberg zu betrachten; plötzlich war das vorbei! eine ſehr unangenehme Ueberraſchung allerdings; doch nicht heftig genug, um ihn aus ſeinem Gleichgewicht zu bringen. Mit der größten Gemüthsruhe beſchloß er auf der Stelle, ſeinen Etat, den er im Hinblick auf die glänzende Erbſchaft gemacht hatte, nicht im Geringſten zu beſchränken und Uriel dafür ſorgen zu laſſen, daß er denſelben durchführen könne. Oreſt war ganz der Alte: der Ausdruck des genußſüchtigen Egoismus. Da aber kein Menſch unverrückbar auf einer und derſelben Stelle in ſeiner Richtung ſtehen bleibt, ſondern entweder mit ſtarker Willensfreiheit aufwärts geht, oder ſich von den Windſtößen der Neigungen, der Leidenſchaften, der Triebe beherrſchen läßt und unter ihrem Einfluß mehr und mehr abwärts ſinkt: ſo hatten ſich denn auch in Oreſt die Grundzüge ſeines Charakters und ſeiner Richtung beträchtlich entfaltet und ihn nicht aufwärts geführt. Sein Loſungswort hieß: Lebensgenuß, der ununterbrochen angeregt und ebenfalls ununterbrochen befriedigt werden mußte. Wie er ſich das Herz verwüſtete und den Kopf verödete, wie alle höheren Fähigkeiten ſeiner Seele nach und nach aus Mangel an Nahrung abſterben, aus Mangel an Uebung verkommen mußten, das wurde er nicht gewahr, weil ſein Leben ſich eben auf der ſinnlichen Oberfläche, nicht in der ſittlichen Tiefe bewegte. In den lombardiſchen und ungariſchen Feldzügen war er der bravſte, unermüdlichſte Soldat geweſen, immer munter, immer herzhaft, pünktlich im Dienſt, tapfer in der Schlacht, kühn in der Gefahr. Er wurde auch ſehr bald Rittmeiſter; ſeine Chefs hatten ihn gern, ſeine Mannſchaft liebte ihn. Dies war Oreſts glänzende Seite. Das kriegeriſche Leben mit ſeiner Gefahr, ſeiner Mühſeligkeit, ſeiner Anſtrengung, ſeiner Beweglichkeit — war das Element, in welchem ſich Oreſt mit Wonne bewegte; da fühlte er ſich immer angeregt und immer beſchäftigt; da konnte er entbehren und ſogar großmüthig ſein, für Andere ſorgen, denken, wachen, denn dies war eben die Richtung und die Gabe ſeiner Natur. Aber über ſeine natürlichen Anlagen reichte ſeine gute Seite nicht hinaus. Da, wo jene aufhörten, hörten ſeine Vorzüge auf. Unter blutigen Wunden gegen den Feind kämpfen — mit Freuden! Kanonendonner, Waffengeklirr, Pulverdampf, wehende Fahnen, Hörnerſignale, Trommelgeraſſel, das unnennbare betäubende Getöſe der Schlacht verſetzte ihn in eine Art von Jubelrauſch. Aber die geringſte Selbſtüberwindung auf ſittlichem Gebiete, der leiſeſte Kampf gegen die Laune und die Stimmung des Augenblickes — nein! das war zu viel! das durfte man ihm nicht zumuthen!

Nach beendigten Feldzügen kam ſein Regiment nach Mailand. Er war außerordentlich mit dieſer Garniſon zufrieden: herrliche Oper, zahlreiches corps de ballet, die ganze lombardiſche Ebene, um ein Paar

Dutzend Pferde darauf todt zu jagen, und die Tyroler Alpen nahe genug, um im Sommer den Urlaub für die Gemsjagd zu benutzen. Was brauchte er mehr? — Geld vollauf — das verſtand ſich von ſelbſt! daran hatte es Graf Damian bis jetzt nicht fehlen laſſen — nur reichte es immer noch nicht für Oreſts allernothwendigſten Bedürfniſſe, wie er behauptete, aus. Machte Uriel jetzt die Zuſchüſſe, woran er keinen Augenblick zweifelte, ſo lag ihm nichts an dem Beſitz des einſamen Schloſſes im Odenwald; denn ein ſolcher Beſitz zieht gewiſſe Verpflichtungen nach ſich und Verpflichtungen ſetzen Schranken. Oreſt aber wollte keine anderen gelten laſſen, als Barrieren — und dieſe nur, um beim Wettrennen oder auf der Steeple chase über ſie hinweg zu ſetzen.

Er kam nach Windeck, um ſich mit der neuen Ordnung der Dinge bekannt zu machen und um ſeine Verhältniſſe durch Uriel reguliren zu laſſen; nebenbei auch, um all' die Seinen einmal wiederzuſehen, denn Uriel war auch dort eingetroffen, bevor er ſeinen Wohnſitz auf Stamberg nahm. Hätte Uriel die Ausſicht gehabt, Regina als Herrin dort einzuführen, ſo wäre er ſehr glücklich geweſen. Ihm ſagte das Landleben mit ſeinen ruhigen Beſchäftigungen und mit dem abgeſchloſſenen Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit zu. Der Reiz der Neuheit, den die große Welt für die Jugend hat, war ihm ſchnell entflohen, weil er mehr begehrte, als ſie geben kann — vielleicht auch deshalb, weil ſeine Liebe für Regina ihn zu ausſchließlich einnahm, um ihm von anderer Seite dauernd befriedigende Eindrücke zukommen zu laſſen. So lange es Krieg gab, war er gern Soldat geweſen; aber nicht, wie Oreſt, um Soldat zu ſein, ſondern um unter Oeſterreichs Fahnen für Recht und Ehre gegen die Revolution zu kämpfen. In die diplomatiſche Laufbahn trat er, wie überhaupt ſeine Standesgenoſſen, um durch ſie in die Geſellſchaft eingeführt zu werden und in dem jugendlichen Wahn, Einblick und Einfluß in die Geſchicke der Völker und Staaten zu erhalten; ein Wahn, der allerdings nur durch die Unerfahrenheit der Jugend erzeugt und entſchuldigt werden kann, da in unſeren Tagen, die freilich überall einen traurigen Mangel an Genie kund geben, kaum eines ſeltner iſt, als das diplomatiſche Genie — und da die Depeſchenſchreiberei in's bureaukratiſche Fach gehört, von welchem die Geſtaltung der großen Weltverhältniſſe nun einmal nicht ausgeht. Uriel war hierüber auch bereits ſo vollkommen im Klaren, daß er ganz gern ſeine diplomatiſche Carriere aufgab, als das Teſtament ſeiner Großmutter ihm Erbe und Herrſchaft zuwendete. Oreſt's Wünſchen entſprach er bereitwillig und großmüthig; nur bat er ihn, bei dem Feſtgeſetzten zu bleiben, und Oreſt, dem ein Verſprechen gar nichts koſtete, weil er ſich immer feſt vornahm, es zu halten — ſo lange es eben möglich ſei, verſprach es froh. Es herrſchte die größte Eintracht unter den Brüdern, denn

Hyacinth war mit ſeinem Pflichttheil vollkommen zufrieden.

„Und er kann es auch ſein!“ ſagte der Graf; „ſeine perſönlichen Bedürfniſſe ſind unglaublich gering, und hat er ſich ein Paar Bücher angeſchafft, ſo wandert ſein Geld zu den Armen.“

„Das meine auch, nur im größeren Maßſtab,“ verſicherte Oreſt.

„Das hätte ich Dir nicht zugetraut,“ ſagte der Graf.

„Wie!“ rief Oreſt, „ſind Schuſter, Schneider und Handſchuhmacher, ſind Traiteur, Cigarrenfabricant und Pferdehändler, ſind Theaterunternehmer und Kaffeewirth nicht auch arme Leute, die leben wollen? und muß man denn durchaus mit der Unterſtützung warten, bis ſie ſämmtlich zu Bettlern werden und dem Almoſen verfallen? Treib' ich's nicht viel grandioſer, indem ich ſie vor der tiefſten Stufe bewahre?“

„Es iſt merkwürdig,“ bemerkte Levin lächelnd, „welche blendende Scheingründe dem Weltſinn zu Gebote ſtehen.“

„Onkelchen, Du thuſt mir himmelſchreiendes Unrecht mit Deinen Scheingründen!“ behauptete Oreſt. „Es iſt ja ſonnenklar, daß ich drei Fliegen mit einer Klappe ſchlage: ich unterſtütze die Induſtrie, ich befördere die Civiliſation, ich wehre dem Proletariat — und bewirke das Alles, indem ich in der arbeitenden Claſſe, welche zugleich die arme iſt, Geld in Umlauf bringe. Bin ich da nicht ganz in der vernünftigen Idee des Jahrhunderts — von der natürlich der Communismus auszunehmen iſt?"

„Ja freilich, Du ächter Sohn Deines Jahrhunderts, Du biſt in deſſen Idee!" ſagte Levin und klopfte ihn freundlich auf die Achſel; „Viel der Bedürfniſſe haben, ſoll — beſonders wenn man ſie prompt bezahlt, für Tugend gelten! Aber ſo wenig wie das eine Tugend iſt, ebenſowenig wird das allgemeine Wohl durch ſie gefördert. Dein Cigarrenfabricant mag ein Millionär werden, aber ſeine Arbeiter verkümmern in Armuth und Elend an Leib und Seele, während er und Du, Ihr Beide, Euch etwas darauf zu gut thut, in Euren Genüſſen, Eurem Ueberfluß, Eurem Luxus zu ſchwelgen — weil Ihr Geld unter die Leute bringt. Glaubſt Du wirklich, daß hierin Aehnlichkeit mit der chriſtlichen Barmherzigkeit iſt, die Hyacinth übt, indem er ſeine Bedürfniſſe auf das knappſte Maß einſchränkt — nicht um Deinen Cigarrenfabricanten reicher zu machen, ſondern um deſſen dürftige Arbeiter zu unterſtützen, die bei ihrem kargen Tagelohn halb verhungern und, wenn ſie krank werden, ganz hülflos ſind!"

„Nein, lieber Onkel, das glaub' ich keineswegs; aber es war Anfangs auch gar nicht die Rede von chriſtlicher Barmherzigkeit," antwortete Oreſt, der immer gleich nachgab, wenn ihm eine Sache zu ernſt wurde. —

Der Graf ſchlug ihm vor, die Reiſe nach England mitzumachen und um Verlängerung ſeines Urlaubs zu bitten. Dreſt beſann ſich etwas. Er wußte nicht genau, ob die Reiſe auch gehörig unterhaltend ausfallen werde. Endlich ſagte er zum Grafen:

„Ich will's nur geſtehen, Paraden — ich fürchte, unſer Reiſegeſchmack geht weit auseinander! was willſt Du denn eigentlich in England ſehen?“

„Alle Merk- und Sehenswürdigkeiten der drei Königreiche: Natur und Kunſt, Fabriken und Parks, Kathedralen und Cottages, Kriegsſchiffe, Criſtallpalaſt und alle anderen Curioſitäten — ausgenommen die Geſellſchaft in London, weil wir noch in Trauer ſind und auch keine Neugier ſpüren, einen Schwarm von langlockigen Ladies und weißcravattirten Gentlemen beiſammen zu ſehen.“

„Nun, das Alles iſt mir recht! aber ich muß einige Zuſätze zu Deinem Regiſter machen und mir meine freien Allüren für dieſelben ausbedingen, und zwar zuerſt Epſom, Ascot, Tatterſal.“

„Nicht mehr wie billig! dabei bin ich auch.“

„Dann — die Oper, überhaupt Theater.“

„Ganz richtig! Etwas davon werd' auch ich in Augenſchein nehmen. Aber die Mädchen ſind nicht dazu zu bewegen, d. h. Regina nicht. Corona allein hätte vielleicht Luſt dazu; aber ohne Regina thut ſie es nicht und die geht nun einmal nicht in's Theater.“

„Originell das! Die ganze elegante und gebildete Welt ſtrömt ja in's Theater, kann ohne Loge ſo wenig exiſtiren wie ohne Dach und Fach, hat nichts zu ſprechen und nichts zu denken, wenn ſie kein Schauſpiel zu ſehen hat! Ich ſpreche nicht von uns — denn das verſteht ſich von ſelbſt; ſondern auch von den Damen. Was ſagt ſie denn eigentlich dagegen — dieſe ſonderbare Regina?"

„Sie ſagt, alle Geiſtesmänner und Lehrer des innern Lebens erklärten einſtimmig den Theaterbeſuch für gefährlich und verderblich, weil das Schauſpiel gefährliche Leidenſchaften mit allem Zauber der Kunſt und allem Blendwerk der Phantaſie ausſtatte und darſtelle."

„Da hat ſie wahrhaftig ganz Recht! aber eben darin beſteht der ungeheure Reiz der Bühne: ſie idealiſirt dermaßen das Verbotene, daß es unwiderſtehlich erſcheint."

„Solche Behauptung würde Regina Sünde nennen, und umſomehr bei ihrer Weigerung beharren. Sie iſt nun einmal aus ganz beſonderem Stoff! Weil ein alter Erzbiſchof, der Johannes Chryſoſtomus hieß und vor fünfzehnhundert Jahren in Konſtantinopel lebte, geſagt hat: das Schauſpiel ſei ein Ueberreſt des entſittlichten Heidenthums und wüthende Schauluſt verrathe heidniſche Geſinnung; ſo nimmt ſie das auf, wie das Evangelium. Im Grunde hat ſie Recht! Das Theater iſt nichts für junge Mädchen — nicht einmal die ſogenannten claſſiſchen Stücke, wie z. B. Emilia Galotti. Regina würde es empörend für Vernunft und Herz finden, daß ſich die Heldin von ihrem Vater erdolchen läßt, um nicht in Liebesſchlingen zu gerathen; und, beim Licht beſehen, muß ich wieder ſagen: ſie hat Recht."

„Ja," ſagte Oreſt, „das iſt mir nicht auffallend, denn Regina iſt klug und ſo kann ſie wohl das Richtige leicht erkennen; daß ſie aber nun auch felſenfeſt danach handelt, während ſie rings umher ſieht, daß die ganze Welt es anders macht — darüber muß ich ſtaunen. In mir iſt nun einmal die heidniſche Geſinnung ſtark entwickelt, nach der Anſicht des alten Johannes — wie hieß er weiter? und ich bin ein raſender Liebhaber der Bühnenwelt, verſpreche mir auch Brillantes von ihr während einer Seaſon in London."

„Sei verſichert," ſagte der Graf, „daß ich Dich durchaus nicht in Deinem Vergnügen ſtören werde." —

Und ſo war die Sache abgemacht; man ging im hohen heißen Sommer nach London, wo der Graf in demjenigen Theil des Weſtendes, der Belgravia genannt wird und der faſt ganz für Fremde eingerichtet iſt, ein comfortables Haus nach engliſcher Sitte einnahm und allein bewohnte — eine Sitte, die allerdings etwas koſtſpielig, aber ungemein bequem iſt. Man iſt zu Hauſe, lebt ruhig und ungeſtört ohne Gaſthofstumult, ohne läſtige Zimmernachbarn, ohne das wilde Heer halb todtgehetzter Kellner, und richtet ſich ein, wie man es gewohnt iſt. Oreſt hatte ſich nicht umſonſt ſeine „freien Allüren“ ausgebeten. Er fand in London einen ganzen Schwarm von Bekannten und guten Freunden, mit denen er ſich vortrefflich unterhielt, ohne an „der Beſichtigungscampagne aller Merkwürdigkeiten“ — wie er ſich ausdrückte, Antheil zu nehmen.

„Solchen Strapazen für nichts und wieder nichts bin ich nicht gewachſen!“ verſicherte er. „Ich kann viel aushalten — aber dies ewige Stehen und Sehen und zwei Schritte gehen und wieder Halt machen nein! das macht mich caput. Und wenn ich nun im Tower die Kronjuwelen, wie wilde Thiere hinter Eiſengitter — und in der Münze die Prägung eines Sovereigns, der nicht mir gehört, geſehen habe — was hab' ich davon? mein Herz bleibt leer.“

Corona lachte und ſagte in dem ſcherzenden Ton, den Oreſt mit ſeinen Couſinen beibehielt:

„Da erfährt man ja plötzlich, daß Du ein Herz haſt.“

„Und was für eins!“ rief er. „Schau', Krönchen, könnte ich die engliſchen Kronjuwelen auf Deiner ſchönen Stirn ſehen, ſo würden ſie mir außerordentlich gefallen: ſolch ein Herz hab' ich!“

„Dies iſt nur ein Beweis gegen Deinen Anſpruch,“ entgegnete Corona; „das Herz ſagt keine Fadaiſen.“

„Was weißt denn Du von der Sprache des Herzens!“ rief Oreſt mit komiſchem Erſtaunen. „Erſt ſechszehn Jahr und ſchon darin bewandert!“

„Ja gerade deshalb!“ nahm Regina das Wort. „Sie betrachtet das Herz als den Ausdruck des unverfälſchten Gefühls. Je jünger man iſt, deſto leichter kann man wohl dies Zutrauen haben.“

„Königin und Krone, beide gegen mich,“ ſagte Oreſt mit Anſpielung auf ihre Namen; „dann muß ich freilich die Segel ſtreichen! aber dem Krönchen vergeß' ich nicht den Zweifel an meinem Herzen.“ —

Es fiel Oreſt nicht im Traume ein, ſich anders mit ſeinen Couſinen zu beſchäftigen, als in dieſer munteren Weiſe. Die Oreſts bringen ihre Huldigungen entweder den verheiratheten Frauen dar, oder ſie begeben ſich in eine Sphäre hinab, wohin man ihnen nicht folgen mag. Seiner erklärten Liebhaberei für die Bühnenwelt getreu, hatte er ſich auch nicht damit begnügt, dem Syrenengeſang der Prima Donna der italieniſchen Oper von der Loge aus ſein Entzücken kund zu geben, ſondern ſich mit einem halben Dutzend ſeiner guten Freunde durch ein anderes halbes Dutzend ihr vorſtellen laſſen.

Einſt begleitete er, wider ſeine Gewohnheit, den Grafen und deſſen Damen in den Criſtallpalaſt, um in einer für London frühen Stunde deſſen Schätze mit einiger Muße betrachten zu können. Als ſie ſich nach langer Wanderung dem Platz der Spitzen näherten, welche für alle Damen eine gewiſſe magnetiſche Anziehungskraft hatten, ſtanden zwei ſehr elegante Damen bewundernd vor dieſen köſtlichen Geweben, und obgleich ſie den Ankommenden den Rücken zugewendet hatten, erkannte Oreſt ſie dennoch und ging auf ſie zu. Regina würde dies nicht weiter beachtet haben, wenn ihr nicht die Stimme bekannt in's Ohr gefallen wäre, womit die eine Dame Oreſt's Verwunderungsausruf beantwortete:

„Wir ſind hier noch zu große Neulinge, um Geſchmack zu finden an dem Gedränge, welches die obligate Freudenerhöhung des Londoner Vergnügens iſt.“

Indem ſie das ſagte, wendete ſie ſich und ging weiter. Oreſt blieb ihr zur Seite und Regina flüſterte dem Grafen zu:

„Das iſt die ſchöne Judith Miranes mit ihrer Mutter.“

„Wie kommt denn die aus Braſilien her? und wie kommt Oreſt zu ihr?“ ſagte der Graf, der ſie nicht bemerkt hatte.

„Sie war es und ſchöner denn je,“ ſetzte die Baronin Iſabelle hinzu.

„Oreſt ſoll uns Auskunft geben,“ ſagte der Graf.

Aber Oreſt kam nicht wieder. Man war daran gewöhnt und kehrte ohne ihn zurück. Als er ſich gegen Abend zu einem verabredeten Spazierritt einſtellte, rief ihm der Graf entgegen:

„Woher ſtammt denn Deine Bekanntſchaft mit der ſchönen Dame im Criſtallpalaſt?“

„Wo denn anders her, als von der italieniſchen Oper, wo Du ſie faſt täglich ſehen könnteſt,“ ſagte Oreſt.

„Da bewundere ich ihre Nerven beinahe noch mehr als ihre Schönheit!“ rief der Graf. „Tag für Tag gegen Mitternacht italieniſche Oper — das präſtire ich nicht!“

„Du biſt auch keine Primadonna mit einem horrenden Gehalt für die Dauer der Seaſon.“

„Iſt ſie die Primadonna der italieniſchen Oper?“ rief Regina. „Sie — Judith Miranes!“

„Ob ſie Judith Miranes heißt, weiß ich nicht,“ erwiederte Oreſt; „aber hier iſt ſie ſchwarz auf weiß zu leſen.“

Er ſuchte das Tagesblatt, in welchem die verſchiedenen Schauſpiele angezeigt waren, und las:

„Alſo heute Othello, der Mohr von Venedig. Da iſt ſie! Desdemona — geſperrt gedruckt: Signora Giuditta. Eine göttlichere Desdemona gab es wohl nie. Die und die Norma ſind ihre Hauptrollen. Nun, Regina, warum ſiehſt denn Du ſo betrübt aus? war ſie etwa Deine Penſionatsfreundin im Sacré Coeur?“

Regina ſchwieg mit beklommenem Herzen, und der Graf erzählte, was er von Judith und ihren Eltern wußte.

„Menſchenſchickſal!“ verſetzte Oreſt äußerſt gleichgültig.

„Jetzt gehe ich aber gewiß in die italieniſche Oper!“ rief der Graf. „Wollt Ihr nicht Alle mitgehen?“

„Ich gewiß nicht,“ ſagte Regina traurig.

„Ach geht doch Alle mit,“ bat Oreſt, „Ihr werdet entzückt ſein.“

„Iſt denn dieſe Oper ſo beſonders ſchön?“ fragte Corona mit leiſer Neugier.

„Verſteht ſich! das Libretto iſt nach der Tragödie von Shakſpeare bearbeitet.“

„Ach erzähle doch etwas, lieber Oreſt, bitte!“

„Die Sache iſt in Kürze ſo: Die Republik Venedig hat einen heroiſchen Feldherrn, der Othello heißt und ein Mohr iſt. Die Dogentochter Desdemona faßt eine ſo heftige Leidenſchaft für ihn, daß ſie über den Fluch ihres Vaters, der keinen ſchwarzen Schwiegerſohn haben will, ſich hinwegſetzt und Othello heirathet. Der Mohr liebt nun ſeine ſchöne Desdemona auf gut afrikaniſch, d. h. mit einer tüchtigen Doſis Eiferſucht gemiſcht; und als er den falſchen Verdacht auf ſie wirft, daß ſie einen Andern liebe, läßt er ſich vom Satan blenden und ermordet die unſchuldige Desdemona. Es iſt furchtbar ergreifend, wie ſie zuerſt den Fluch des Vaters und dann den Dolch des Gemahls von ſich abzuwehren ſucht!“

„Nein!“ rief Corona, „ſolche Entſetzlichkeiten mag ich nicht ſehen. Ich würde mich halbtodt ängſtigen und halbtodt weinen und die ſchauderhaften Scenen gar nicht aus dem Gedächtniß bringen. Wie kann man an ſolchen Vorſtellungen Vergnügen finden.“

„Wohlan, Papa, ſo gehen wir allein und bewundern allein die Vereinigung der dreifachen Kunſt Shakſpeare's, Roſſini's und Giuditta's — eine Vereinigung, welche meine ſublimen Couſinen doch zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit gelten laſſen ſollten.“

„Lieber Oreſt,“ entgegnete Regina mit ihrem ſchönen Lächeln, „Du biſt zu gut erzogen, um nicht zu wiſſen, daß ſich ſolche Späße in unſerem Kreiſe nicht ſchicken. Mäßige alſo den Ausdruck Deiner extatiſchen Bewunderung.“

„Liebenswürdigſte Königin,“ rief Oreſt entzückt und glitt graciös auf ein Knie vor ihr; „Du biſt immer perfect! Wenn alle Damen einen dummen Spaß ſo beantworteten, wie Du, bei Gott! wir würden keinen zweiten machen. Gewöhnen wir uns dergleichen an, ſo iſt das wahrhaftig Eure Schuld, denn Ihr könnt es uns abgewöhnen. Wie beneidenswerth iſt Uriel, unter ein ſolches Pantöffelchen von Sammt und Perlen zu kommen.“

„O,“ ſagte Regina unbefangen, „Uriel iſt ſelbſt ſo perfect, daß er das gar nicht nöthig hat.“

„Aber nun hört auch meine Neuigkeit!“ ſagte Oreſt. „Ihr habt im Criſtallpalaſt eine Salonbekannte als Opernſängerin wiedergefunden; aber wem bin ich begegnet? rathet

„Nein,“ ſagte die Baronin Iſabelle, „da könnte man die halbe Welt der Bekannten durchrathen! Sag' es uns.“

„Ich begleitete alſo die Giuditta und ihre Mama auf ihrer Wanderung und machte dabei die ſchmeichelhafte Bemerkung, daß das Töchterlein etwas weniger wortkarg als gewöhnlich war.“

„Iſt ſie das noch immer?“ fragte theilnehmend Regina.

„In einer Weiſe, die noch nicht da geweſen iſt!“ verſicherte Oreſt. „Deinem charmanten Couſin gelang es aber, ihr einige zuſammenhängende Worte zu entlocken.“

„Mein charmanter Couſin,“ erwiederte Regina lachend, „iſt wirklich recht beſcheiden — für einen fat!“ —

„Nun, wem biſt Du begegnet?“ fragte ungeduldig der Graf.

„So geleitete ich ſie zum Wagen. Als eben der Schlag geſchloſſen wird und ich mit vieler Grazie meinen letzten Kratzfuß mache, ſchlüpft eine Geſtalt an mir vorüber, die ich ſogleich erkenne und die auch mich erkennt — denn ſie wendet ihr Geſicht ab und drängt ſich in einen Menſchenknäuel hinein, der ſich dem Eingang zuwälzt. Ich ſpringe vom Wagen zurück und mitten unter die Menſchen und ſchreie aus Leibeskräften: Halt! halt! Alles ſtäubt entſetzt auseinander, man denkt, ich ſetze einem Taſchendiebe nach. Eine Miß mit ellenlangen blonden Locken machte Miene, ſich in Ohnmacht vor Schreck legen zu wollen. Mir einerlei! Wie ein Tiger auf ſeine Beute ſpringe ich auf die Geſtalt zu, die ſich trotz des Tumults rund umher gar nicht umſchaut und nur vorwärts eilt. Aber ich nach, und halte ſie beim Kragen! — und wen halte ich — Florentin!“

Alle waren überraſcht und riefen durcheinander Fragen aller Art. Der Graf ſagte:

„Warum haſt Du ihn nicht mitgebracht? hat er ſeine Revolutionsgrillen noch immer nicht ſatt? ich dächte, er könnte nun endlich zur Vernunft gekommen ſein und in guter Ruhe mit uns heimkehren. Ich würde ihm Alles verzeihen, Barricaden, Freiſchaaren — Alles! denn im Jahr 1848 haben ganz andere Köpfe, als der ſeine, ſich verdrehen laſſen. Es waren revolutionäre Miasmen in der Welt, die das Gehirn in ein Delirium verſetzten. Wie ſpricht er denn jetzt?“

„Gerade wie vor vier Jahren, als er zum letzten Mal in Windeck war.“

„Wie? er hat ſich gar nicht gebeſſert?“

„Im Gegentheil! grimmig iſt er geworden und hat ſich, wie man zu ſagen pflegt, in ſeine Idee verbiſſen. Ich nahm ihn ohne Umſtände unter den Arm, führte ihn aus dem Criſtallpalaſt hinaus und in Hyde Park umher. Da mußte er denn erzählen. Wär's nicht

Alles im Satansdienſt der Revolution bis zur rothen Republik geweſen, ſo könnte man ihn beneiden um ſein bewegtes Leben. Er ſagte, als Wien für die Revolution verloren gegangen und wieder kaiſerlich geworden ſei, da habe er geahnt, daß Alles in Deutſchland ſchief gehen werde. So lange man nicht Oeſterreich, dies Bollwerk der Stabilität, dieſe Grundfeſte der conſervativen Ideen und des hiſtoriſchen Rechts" .... —

„Alſo das erkennt er Alles an?" fragte der Graf.

„Freilich! und darum haßt er es und nennt es weiter: eine Baſtille der Freiheit, die man entweder aus Deutſchland herausbeißen, oder es ſo lange revolutionär bearbeiten und unterminiren müſſe, bis es in ſich ſelbſt zuſammen und in ſo viel Brocken auseinander falle, als es Völker verſchiedener Zunge in ſeinen Ketten ſchmachten laſſe. Kurz, die erhabenen Ideen der Demokratie ſind, nach Florentin's Meinung, nicht durchzuführen im deutſchen Vaterlande, ſo lange es mit Oeſterreich behaftet iſt, und da die Stunde der Vernichtung noch nicht für daſſelbe geſchlagen hatte, ſo machte Florentin ſich nach Italien auf. In Rom ging es ja herrlich her! Der Papſt war landflüchtig, Mazzini's Republik oben auf. Er war bei den Opfern zugegen, die Mazzini nach altrömiſcher, d. h. heidniſcher Weiſe, im Capitol den alten Göttern darbrachte und, ſomit die katholiſche Kirche abſetzte, wie denn auch des Papſtes weltliches Regiment abgeſetzt war. Aber, o Jammer!

auch im Kirchenſtaat war man noch nicht reif für die rothe Republik, und ſogar verſchiedene, wohl applizirte Dolchſtöße, vulgo Meuchelmorde, wollten nicht die gehörige Ueberredungskunſt üben. Rom war eingeſchüchtert — was ſich begreifen läßt! — gewonnen nicht. Die Banditenwirthſchaft, wie wir auf gut deutſch ſagen, ging zu Ende, die Banditenhäuptlinge Mazzini und Garibaldi ſuchten das Weite; der Papſt kam wieder, die Cardinäle kamen wieder, die katholiſche Kirche brauchte nicht wieder zu kommen, denn es zeigte ſich, daß ſie, trotz der gräßlichſten Mißhandlung der Geiſtlichen, immer da geweſen war — und mein Florentin ging nach Amerika.“

„Möge er da bleiben!“ rief die Baronin Iſabelle aufgeregt. „Ich hoffe, lieber Schwager, Sie nehmen dieſen verwilderten Menſchen nicht zu Gnaden an.“

„Hat er Dir das Alles wirklich eingeſtanden?“ fragte der Graf.

„Eingeſtanden?“ rief Oreſt; „o keineswegs! Geprahlt hat er mit den Großthaten der heroiſchen Republikaner! geprahlt mit der Hingebung an die Befreiung der Völker in politiſcher und religiöſer Beziehung! geprahlt mit dem Haß gegen Kirche und Prieſterthum!“

„Auch geprahlt mit dem Meuchelmord?“ fragte Regina.

„Mit jener Kälte davon geſprochen, wie andere Deutſche ſeiner Farbe im Jahre 1848 von dem Morde Lichnowſky's, Auerswald's, Lamberg's, Zichy's ꝛc. ꝛc. ſprachen. Solche kleine Zufälle haben ja nicht das Mindeſte bei dem erhabenen Gange der Revolution zu bedeuten! Was thut's, wenn ein Paar armſelige Reactionäre, die, als ſolche, Verräther an der Sache des Volkes und der Freiheit ſind, mit einem Stilet bei Seite geſchafft werden! Was thut's, daß die halbe Welt untergeht, wenn nur die andere Hälfte als rothe Republik florirt! ſo redet Florentin und die Florentine — das kennt man zur Genüge!"

„Was machte er denn in Amerika?" fragte der Graf.

„Da gefiel es ihm durchaus nicht," erwiderte Oreſt. „Ich fragte ihn, ob er ſich dort nicht recht gut als Arzt habe durchbringen können? Er behauptet Nein! — Ein Arzt, der zu Fuß ſeine Patienten beſuche — bekäme keine Praxis. Wer Vermögen habe, oder wer ſich auf Handels- und Speculationsgeſchäfte gut verſtände, der könne in Amerika Seide ſpinnen. Auch der Urwäldler. Aber Geld und Arbeitskraft müſſe man tüchtig mitbringen. Uebrigens habe er gar nicht den Beruf, im freien Amerika zu leben."

„Das glaub' ich!" ſagte der Graf; „auf Windeck lebt ſich's anders! Nun, was iſt denn ſein Beruf?"

„Europa zur Freiheit zu verhelfen! Jetzt ſitzt er hier und wartet auf ſeine Zeit — ſchwört aber darauf, daß ſie kommen müſſe."

„Wovon lebt er denn?"

„Darüber rückte er nicht mit der Sprache heraus! Ob ſie eine Bundeskaſſe haben, welche von den Reichen der Partei genährt wird, ob ſie communiſtiſch leben, ob er Mitarbeiter an einem Journal iſt, ob er Unterricht in der deutſchen Sprache gibt, ob das Alles zuſammen? ich kann's nicht behaupten! Auch England ſchien ihm nicht ſehr zu behagen. Er machte wüthende Ausfälle gegen die Wucht, womit die Claſſe der Beſitzenden, ſowohl in der Ariſtokratie, als in der Induſtrie und der Bank, auf der Claſſe der Nichtbeſitzenden drücke."

„Er muß ſich in eine Geßnerſche Schäferwelt begeben," ſagte die Baronin, „wo die ganze Geſellſchaft in weißen Kleidern mit roſenfarbenen Schleifen zarte Lämmer an himmelblauen Bändern ſpazieren führt! denn die ganze wirkliche Welt iſt ja zu ſchlecht für ſeine erhabene Perſönlichkeit."

„Einſtweilen wünſcht er nach Geßners Heimath zu gehen, nach der Schweiz. In Ermangelung jener Idylle findet er dort Geſinnungsgenoſſen. Auch iſt er dort näher an Deutſchland, und darauf hat er nun einmal zärtlichſt ſein Augenmerk geworfen."

„Nun, und wie kamt Ihr auseinander?" fragte der Graf.

„Hat er ſich gar nicht nach Papa und Onkel Levin erkundigt?“ fragte Corona.

„Doch! nach der ganzen Familie.“

„Gott ſei Dank! das iſt doch wenigſtens menſchliches Gefühl!“ ſeufzte die Baronin aus tiefer Bruſt.

„Als ich ihm ſagte, Onkel Levin ſei heiligmäßig wie ſonſt, der Papa ariſtokratiſch wie ſonſt, Hyacinth ultramontan wie ſonſt, Uriel Gentleman wie ſonſt, die Damen fromm und andächtig wie ſonſt, und ich Bruder Luſtig wie ſonſt; da gab er mir zur Antwort: Ja, ihr ſeid und bleibt Windecker! — Verſteht ſich! rief ich; ächte Windecker! Keine untergeſchobene Wechſelbälge! — Nein, ſagte er darauf, kein einziger iſt von dem Stoff, dem die Zukunft gehört. Ich wollte ihn herbringen; aber durchaus nicht! Unſere Wege ſind geſchieden — wiederholte er.“

„Wenn es ſo mit ihm ſteht, hat er Recht!“ ſagte der Graf. „Das iſt der Dank, den Florentin Hauptmann für die Windecker hat!“

„Und wie trenntet Ihr Euch?“ fragte die Baronin.

„Er ſchrieb mir ſeine Adreſſe in mein Notizenbuch,“ ſagte Oreſt, „und ich gab ihm eine Hundertpfundnote.“

„Was! biſt Du raſend!“ rief der Graf.

„Lieber Onkel, ich ſagte ja, daß er gern nach Geßners Heimath wollte,“ entgegnete Oreſt gelaſſen.

„Was Geßner! was Heimath! er iſt ein Revolutionär und geht nur nach der Schweiz, um von dort aus das Gift ſeiner Prinzipien bequemer zu uns herüber zu ſpritzen — und das erleichterſt Du ihm! Er würde uns Allen ganz getroſt das Fell über die Ohren ziehen — und Du fütterſt ihn dazu auf!"

„Ja, Onkelchen! ſo unterſcheidet ſich Oreſt Windeck von Florentin Hauptmann! er hat mir als Kind das Leben gerettet: dafür bleib' ich ihm dankbar, ſo lange ich lebe. Windecker Art knauſert nicht um ein Paar Gulden!"

„Paar Gulden!" brummte der Graf; „eine Hundertpfundnote ſind zwölfhundert Gulden!"

„Corpo di Bacco! zwölfhundert Gulden!" rief Oreſt höchſt verwundert. „Das iſt ſtark! — hätte ich das gewußt! — Aber bei dem unendlichen Ideenreichthum meines Kopfes kann ich unmöglich das Verhältniß der fremden Geldſorten zu den unſeren immer gegenwärtig haben. Nun, hin iſt hin! — Morgen will ich aber den Florentin beſuchen. Vielleicht treffe ich eine ganze rothe Bande beiſammen."

„Nimm Dich in Acht!" rief Gerona ängſtlich; „ſie könnten Dich auch erdolchen!"

„Ich bin für dieſe Ehre zu gering," erwiderte Oreſt lachend. „Aber wo wohnt er denn — der Florentin? im Weſtende ſchwerlich!"

Oreſt zog ſein kleines Notizenbuch hervor und durchblätterte es vorwärts und rückwärts. Plötzlich rief er:

„Schau! der Florentin! ſtatt ſeine Adreſſe einzuſchreiben, hat er ganz leiſe ein Blatt herausgeriſſen. Mein Beſuch war ihm alſo nicht genehm. Servus! die Sache iſt abgemacht. — Jetzt, Königin und Krone, verwandelt Euch in Amazonen! es wird einen herrlichen Ritt geben in der Abendkühle unter den Eichen von Hyde Park.“ —

„Welch eine confuſe Welt!“ ſprach Regina heimlich zu ſich ſelbſt, als ſie ſpäter mit Hunderten von Reitern und Reiterinnen auf dem ſmaragdgrünen Raſen und unter den kräftigen Eichen von Hyde Park ihr Pferd tummelte, während in unabſehbarer Reihe die eleganteſten Wagen hinter einander fuhren, lauter ächtes Equipagen Vollblut, nirgends unterbrochen durch den gemeinen Eindringling Fiacre, deſſen Räder noch nie Hyde-Parks ariſtokratiſchen Boden entweiht haben. Ueber dieſe hochfahrende Herrlichkeit glitt Regina's gedankenvolles Auge hinweg und ſah im Geiſte die rothe Republik, die dahinter lauert, und den Abgrund, der daneben gähnt, und in den dieſer ganze Weltprunk hineinpraſſelt, wenn ein Ruck die künſtlich empor geſchraubte Maſchinerie der modernen Civiliſation in ihrer ſchwindelnden Steigerung aufhält. Sie dachte an Florentin und an Judith. Was war aus dem Pflegeſohn ihrer Eltern, aus dem brüderlichen Gefährten ihrer Kindheit geworden — und was konnte noch aus ihm werden? Was war aus dem jungen Mädchen geworden, das mit ihr gleichberechtigt in der Geſellſchaft aufgetreten war und jetzt, außerhalb derſelben auf der Bühne ſtand? Florentin lebte und webte in Haß und Groll gegen dieſe goldübertünchte Civiliſation; Judith lebte und webte durch ſie und von ihr. Er — ein Revolutionär; ſie — eine Opernſängerin; Beide — durch Zufall oder die Strömung der Zeit zuſammengeführt mit den Windeckern im Tempel dieſer Civiliſation: im Criſtalpalaſt! — O heiliger Carmel! eröffne mir deine Einſamkeit, deine Armuth, deine Stille, ſeufzte Regina aus tiefſter Bruſt. Oeffne mir deine aſcetiſchen Zellen! ich verlange nach ihnen, nicht als nach Zaubergrotten voll überirdiſcher Freudenfeſte, ſondern als nach den Katakomben, in denen die erſten Chriſten die Welt beſiegten.

◆

Die Nachtigal von Cintra.

Auch Judith war an dem Abend in Hyde Park und ſtärkte ſich in der erfriſchenden Abendluft gegen die qualmende, drückende Schwüle, die ihrer in der Oper harrte, wenn ſie zum hundertſten Male als Desdemona das Publikum in einen Rauſch des Entzückens verſetzte. Sie fuhr in einer leichten, offenen, dunkelblauen Caleſche, die mit weißem Damaſt ausgeſchlagen und mit zwei brauſenden Apfelſchimmeln beſpannt war. Sie ſaß in ruhender Stellung ganz allein im Wagen. Neben ihr auf dem Sitz ſtand ein zierliches Körbchen mit kirſchrothem Atlas weich und warm gefüttert und darin lag ein braſilianiſches Aeffchen, nicht länger als ihre Hand, das ſie zuweilen mit großem Intereſſe betrachtete. Sie trug ein ganz einfaches weißes Kleid und ſtatt des Hutes die ſpaniſche Mantille, von ſchwarzem Tafft mit breiter ſchwarzer Spitze, die über den Hinterkopf geworfen und auf der Bruſt zuſammengeſchlagen wird. Ueber dem linken Ohr war, ächt andaluſiſch, eine prächtige dunkelrothe Nelke angeſteckt. Ein großer ſpaniſcher Fächer, auf dem eine ganze Hirtenwelt aus Arcadien im zierlichſten Rococo paradirte, diente ihr zugleich als Spielwerk und als Schirm gegen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Judith war unbeſchreiblich ſchön. Ihr marmorfarbenes Antlitz ruhte in dem ſchwarzen Rahmen der Mantille, wie eine zarte antike Gemme in weißen und dunkeln Onyx geſchnitten. Daß ihr Mund ſchon nicht mehr die vollkommene Reinheit der Linien hatte, welche ihren Zügen einen ſo edlen Charakter gab, daß er ſchon einen Anflug von dem komödiantenhaften Etwas hatte, das aus der Gewohnheit hervorgeht, Leidenſchaften, heftigen Empfindungen, fremdartigen Seelenzuſtänden den entſprechenden mimiſchen Ausdruck zu geben, würde höchſtens ein Erneſt bemerkt haben.

Wie bei der italieniſchen Corſofahrt bewegten ſich auch hier die Wagen langſam hintereinander her, hielten auch zuweilen ganz ſtill. Man will nicht bloß Luft ſchöpfen, man will auch ſehen, auch geſehen werden, auch ſich unterhalten mit den Reitern, die den Inhaberinnen der Wagen — denn ſelten ſind es Inhaber, oder ſie ſind doch nicht allein! — ihre Huldigung bezeigen. Zur Converſation hatte Judith aber nicht die mindeſte Luſt. Jeden Gruß, den ſie beachtete — und ſie beachtete nicht jeden — erwiderte ſie mit einer ganz leichten Neigung ihres ſchönen Kopfes, ohne eigentlich den Grüßenden anzuſehen. So ſchnitt ſie die Möglichkeit eines Geſpräches ab. Man mußte die grenzenloſe Unverzagtheit eines Oreſt beſitzen, um ſich durch ein ſo froſtiges Benehmen nicht zurückſchrecken zu laſſen. Oreſt war an der Wagenreihe hinab geritten, um ſich die Damen und die Pferde in der Nähe zu betrachten. Als er ſich Judiths Wagen nahte, fiel es ihm ein, ſie in italieniſcher Sprache zu begrüßen, und dies ſchien ihr angenehm zu ſein, denn ſie erwiderte ihm zwei Worte. Das war ihm gerade genug, um zu ſagen:

„Welchen Zauber hat denn dieſer Fächer, Signora? Sie würdigen Ihres Blickes nur ſeine Bilder — aber nicht das großartige Bild der ſchönen Welt von Europa.“

„Großartig und ſchöne Welt — ſind zwei Worte, die nicht zuſammen gehören,“ ſagte Judith. „Das Großartige liegt außerhalb der ſchönen Welt.“

„Nicht immer!“ entgegnete Oreſt.

„Wenn Sie das ernſthaft behaupten wollen, ſo bin ich wirklich neugierig auf ein einziges Beiſpiel.“

„Die großartige Schönheit befindet ſich mitten in der ſchönen Welt.“

„Selten!“ ſagte ſie ablehnend.

„O Signora!“ rief Oreſt, „Sie haben ein einziges Beiſpiel haben wollen und ſo rede ich denn auch nur von einer einzigen Schönheit.“

„Dies paßt vortrefflich auf meine Nanko,“ entgegnete Judith. „Schade, daß ſie es nicht verſteht!“

„Wer iſt Ihre Nanko, Signora?“

„Hier mein Aeffchen,“ ſagte Judith, nahm es aus dem Körbchen, ſteckte den Ring an ihren Finger, der an einem Ende des goldenen Kettchens hing, das um Nanko's Hals geſchlungen war, und ſetzte das kleine graziöſe Thier auf ihre Hand.

„Bei Gott, ein allerliebſtes Thierchen!“ rief Oreſt mit ſo aufrichtiger Bewunderung, als habe er wirklich Nanko's Schönheit im Sinn gehabt.

„Sehen Sie, Graf!“ ſagte Judith, „Nanko ſchweigt und meine Fächerbilder ſchweigen; darin beſteht der Zauber, nach dem Sie fragten.“

Ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, entgegnete er:

„Sie haben am allerwenigſten das Recht, dem Schweigen eine Lobrede zu halten! Ihre Kunſt und Ihr Genie ſind nicht ſtumm.“

Judith ſchwieg und bettete ihren Affen wieder in den rothen Atlas. Oreſt fuhr fort:

„Wenn wir nun aber einmal der Norma und Desdemona gegenüber ſo ſtumm wären wie Signora Giuditta es uns gegenüber iſt — was würden Sie dann ſagen?“

„Dann würde ich ſagen, daß man ſich in London nicht auf die Kunſt verſteht;“ antwortete Judith — und da man eben auf einem Punkt angelangt war, wo die Wagen wendeten, ſagte ſie zu dem Bedienten: „Nach Hauſe!“ nickte Oreſt einen kühlen Gruß zu — und dahin flogen die Apfelſchimmel!

Schau! eine perfecte Komödiantin .... aber im großen Styl! ſagte Oreſt vergnügt zu ſich ſelbſt; der kleine genre iſt auch nachgerade langweilig. Und munter ſprengte er zu ſeiner Geſellſchaft zurück. —

Einige Stunden ſpäter war er mit dem Grafen in der italieniſchen Oper, wo die ganze haute volée beiſammen war, um Desdemona's tragiſches Schickſal zu bewundern und zu beweinen. Denn auf der Bühne war Judith hinreißend, voll Leben, voll Feuer, voll Bewegung, voll tiefer Empfindung und auch im Ausdruck heftiger Leidenſchaft immer edel. Ihre mächtige Stimme durchdrang mit einem goldenen Glockenton den ungeheueren Raum, herzerſchütternd im tiefen, gehaltenen Ausdruck großer Schmerzen, ſinnbezaubernd in den perlenden Fiorituren der Fröhlichkeit, des Glücks, der Zärtlichkeit. Die Damen zerfloſſen in Thränen, die Herren erſchöpften ſich in Beifallsſturm. Seit der Paſta und der Malibran hatte man keine ſolche Stimme von ſolchem Metall und ſolcher Ausbildung, verbunden mit einem ſo hinreißenden theatraliſchen Genie, in der italieniſchen Oper gehabt. Mit Giuditta's goldener Stimme verglichen, hatten die Sontag und die Lind nur Silberſtimmen, und deren anmuthiges Darſtellungstalent verſchwand vor den Kunſtſchöpfungen dieſer tragiſchen Muſe.

Man erzählte, ſie habe geäußert, die Desdemona mache ihr den Eindruck von Orangenblütenduft in einer italieniſchen Sommernacht — ſo viel Glut und Zartheit liege in dem Charakter. Das war genug, um einen Regen von Orangenblüten hervor zu rufen, mit dem die Bühne überſchüttet wurde, als Desdemona auftrat. Die krankhafte Exaltation der Zeit für Erſcheinungen in der Theaterwelt hatte ſich auch der kühlen, baumwollſpinnenden Söhne Albions bemeiſtert — wenn auch nicht bis zu dem Grad von Wahnwitz geſteigert, der ſich auf dem Continent an manchen Orten kund gab. Der Gegenſtand dieſer Bewunderungs-Exploſion blieb auch auf der Bühne ſtets in ruhiger Haltung — und das gefiel nur um ſo mehr. Die Schickſalswendung, welche Judith getroffen hatte, war nicht geeignet, um ihr Welt und Menſchen in einem lieblichen Lichte darzuſtellen. Der gänzliche Umſturz ſeiner glänzenden Verhältniſſe hatte Judiths Vater geiſtig entkräftet. Er fühlte ſich außer Stande, noch einmal — und zwar bei ſechzig Jahren — das Rieſenwerk des Reichwerdenwollens von vorn wieder anzufangen. Madame Miranes, die ihr Leben lang nichts Anderes gethan, als Geld ausgegeben hatte, war eine Ausnahme unter den Töchtern ihres Volkes, verſtand nichts von Geſchäften, von Einſchränkung ihres Luxus, von einem Leben nach ganz niedrigem Maßſtab der Finanzen, und anſtatt ihrem Mann ſeine traurige Lage tragen zu helfen, erſchwerte ſie ihm die Laſt. Judith ſtand zwiſchen dem kraftloſen Vater und der verzweiflungsvollen Mutter, ganz bereit, ihn zu unterſtützen und ſie zu tröſten, denn der Verluſt des Vermögens und der damit verknüpften geſellſchaftlichen Stellung berührte ſie nicht tief. Sie war noch jung genug, um zu wähnen, daß man auch ohne das zur Geltung gelangen könne, und es war ihr ungemein ſchmerzlich, daß ſich die Klagen ihrer Eltern hauptſächlich um das Unglück drehten, welches die Ausſichten der Tochter betroffen habe. Die Familie ging nach Bordeaux, Vaterſtadt der Madame Miranes, wo ihre Brüder, zwei wohlhabende Männer, lebten. Mit der Bereitwilligkeit, Verwandten fortzuhelfen und zu dienen, welche ſich nicht immer in chriſtlichen Familien findet, boten beide Schwäger dem Herrn Miranes die Mittel, um einem befreundeten Hauſe in Liſſabon ſich anzuſchließen. Dies war nun freilich eine ganz beſchränkte und untergeordnete Lage im Vergleich zu der früheren; allein Madame Miranes war herzlich froh, der Heimath zu entrinnen, wo ſie unaufhörlich an den entſchwundenen Glanz ihrer Vergangenheit erinnert wurde; und Herr Miranes fühlte zu gut, daß ihm nicht mehr die energiſche Thätigkeit früherer Jahre zu Gebote ſtehe, um nicht mit dem beſchränkten Spielraum zufrieden zu ſein. Allein das Glück war ihm nicht mehr hold. Die Geſchäfte dieſes Hauſes nahmen keine günſtige Wendung, Herr Miranes kränkelte mehr und mehr, Madame Miranes langweilte ſich mehr und mehr; Judith litt für ihre Eltern. Für ſich ſelbſt wäre ſie recht glücklich geweſen! Sie bewohnten ein kleines Landhaus in den Citronenhainen von Cintra, das in ſeiner poetiſch bezaubernden Wildheit vier Stunden landeinwärts von Liſſabon an die ſchroffen Felſenausläufe der Gebirge von Eſtremadura ſich lehnt. Judith erkletterte dieſe Felſen, durchſtreifte dieſe Bergabhänge voll Kaſtanienwälder, dieſe Ebene voll Citronenhaine, wo ſich ſo wenig Spuren von Cultur und Civiliſation finden, und die Natur noch ſo ungeſtört einen urſprünglichen Stempel von wilder Schönheit und melancholiſcher Poeſie trägt. Aber gerade das, was ihr gefiel, verabſcheute ihre Mutter. Madame Miranes begehrte von der ſchönen Natur nichts weiter, als einen macadamiſirten Weg, um ſpazieren zu fahren — und den gab es nicht zwiſchen Cintra und Liſſabon, vielleicht nicht in ganz Portugal. Was lag ihr an maleriſchen Bergpartien, die man zu Fuß oder zu Eſel mühſelig aufſuchen muß! Auch ihr Landhaus war weit entfernt von der Eleganze ihrer Frankfurter Villa, war faſt ärmlich eingerichtet. Die pyrenäiſche Halbinſel hat das Glück, mit dem erdrückenden Comfort des Lebens noch nicht behaftet zu ſein, der wie ein Alp auf Mitteleuropa laſtet und es entnervt. Wo die materielle Bedürftigkeit eine ſo ungeheuere Bagage mit ſich ſchleppt, da müſſen höhere Bedürfniſſe verkommen. Das ſoll nicht heißen, als würden dieſe auf der pyrenäiſchen Halbinſel beſonders gepflegt; daß es nicht geſchieht, hängt mit anderen Gründen zuſammen, namentlich mit dem einen, daß die halbe und oberflächliche Bildung gewiſſer Claſſen verkehrten Fortſchrittsideen die Oberhand gibt, und dadurch eine Revolutionsphaſe nach der anderen herbeiführt. Unter manchem Druck, der von England ausgeht, ſchmachtet die pyrenäiſche Halbinſel; allein die Bürde des engliſchen Comforts belaſtet ſie noch nicht — und ach! wie ſehr ſeufzte Madame Miranes gerade danach! — Judith wurde angeſteckt von der Niedergeſchlagenheit ihrer Eltern. Sie hing an ihnen mit zärtlicher Ehrfurcht, und der Wunſch, ihrem ſpäteren Alter den Glanz der äußeren Verhältniſſe zurückzugeben, wurde immer lebendiger in ihr. Sie wußte nur durchaus nicht, was ſie dazu thun könne.

Ein Verwandter des Herrn Miranes berührte Liſſabon auf ſeiner Reiſe von Cadix nach Mexico. Er ſah Judith und bewarb ſich auf der Stelle um ſie. Er beſaß ein coloſſales Vermögen und die Eltern zweifelten keinen Augenblick an Judiths bereitwilliger Zuſtimmung. Aber Judith ſagte Nein! ſie habe keine Neigung ſich zu verheirathen und wünſche bei ihnen zu bleiben. Umſonſt wurden ihr alle Vorzüge dieſer brillanten Heirath vorgeſtellt, umſonſt der Luxus ausgemalt, der in Mexico ſie erwarte, umſonſt die Pflicht ihr eindringlich gemacht, auf ihre Eltern Rückſicht zu nehmen, die plötzlich aus der Armuth befreit, an ihrem Reichthum Theil nehmen und mit ihr nach Mexico gehen würden: Judith blieb bei ihrer Weigerung. Der Vater kam allein und flehte ſie an, aus Rückſichten für ihre Mutter dieſe Verbindung einzugehen; und die Mutter kam allein und beſchwor ſie um dieſelbe Rückſicht für den Vater. Judith weinte — aber ſie ſagte Nein. Eine Fluth von Vorwürfen des Undankes, der Kälte, des Eigenſinnes, des Mangels an kindlicher Liebe beſtürmte ſie. Judith fiel ihren Eltern zu Füßen und bat um Verzeihung — aber ihr Nein nahm ſie nicht zurück. Der Bewerber reiſte höchſt beleidigt ab und die Eltern waren geradezu in Verzweiflung, daß ihre Tochter nichts für ſie thun wolle, nachdem ſie Alles für die Tochter gethan hatten. Judith verfiel in tiefe Traurigkeit. Welche Zukunft ſtand ihr bevor? Die Eltern unglücklich und mißvergnügt über ſie; und ſie — um dieſer drückenden Lage zu entrinnen — vielleicht veranlaßt, den nächſten Bewerber zu erhören, deſſen Vortrefflichkeit in Reichthum beſtehe. Sie hatte nie eine Neigung für einen Mann gehabt; darum begriff ſie nicht, weshalb ſie heirathen ſolle — und ſie war feſt entſchloſſen, es nicht zu thun, bis — ja bis — ſie wußte ſelbſt nicht, ob dieſes: bis ſie einen Mann liebe, je eintreten werde; denn ſie wollte lieben, um glücklich zu werden, aber Erneſt hatte ja einmal geſagt, daß kein Menſch einen anderen ſie ganz glücklich machen könne, und ihre Schweſter war durch die Liebe unglücklich geworden; das vergaß ſie nicht.

Madame Miranes fand einen Troſt darin, Leidensgefährten zu haben. Eines Tages erzählte ſie ihrer Tochter, daß die berühmte Sängerin Sontag, welche ſeit einer Reihe von Jahren von der Bühne abgetreten war und mit ihrem Manne in der eleganteſten Sphäre der Hauptſtädte Europa's lebte, wieder dem Theater ſich zuwende und eine Kunſtreiſe nach England und Amerika beabſichtige, um das zuſammengeſchmolzene Vermögen ihrer Kinder zu vergrößern. Madame Miranes fügte hinzu:

„Hätte ich ein ſolches Talent, würd' ich es auch ſo machen.“

Wie ein Blitz flog es durch Judith's Sinn: Vielleicht hab' ich es! — aber ſie äußerte nichts, weil ſie ihres Talentes nicht gewiß war und keine vergebliche Hoffnung in ihrer Mutter wecken wollte. In Liſſabon war ein vortreffliches Conſervatorium der Muſik, wie man ſolche Anſtalten nennt, in denen muſikaliſche Talente ſowohl für Opern- als Kirchen- und Kammermuſik ausgebildet werden. Die große Sängerin aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, die Catalani, welche zugleich Primadonna und Directrice der italieniſchen Oper zu Liſſabon geweſen war, hatte auch auf das Conſervatorium einen großen bildenden Einfluß gehabt, ſo daß es nach ihrer

Tradition die muſikaliſche Pflanzſchule fortſetzte. Judith wendete ſich an den Director der Anſtalt, Anfangs nur, um ſich ſeinen Unterricht zu erbitten. Er war, als ein guter Kenner, dermaßen entzückt von Judith's Stimme und Schule, daß er ihr erklärte, ſie brauche die Ausbildung im Conſervatorium und ſeinen Unterricht eigentlich nicht mehr; wolle ſie ſich aber der Bühne widmen, auf der ſie ohne Zweifel das glänzendſte Phänomen der Zeit werden würde, ſo müſſe ſie ſich für dieſen Beruf unter ſeiner Leitung eine gewiſſe Uebung und Gewandtheit aneignen, die ihr nicht ſchwer fallen könne. Dies war gerade Alles, was Judith wünſchte! Da ſie zu Ende des Sommers das Landhaus in Cintra mit dem Aufenthalt in Liſſabon vertauſchte, ſo wurde es ihr ganz leicht, ihre Studien im Conſervatorium zu machen, ohne daß ihre Eltern eine Ahnung von ihrer eigentlichen Abſicht hatten; ſie glaubten nur, daß Judith in der Kunſt und in ihrem Talent Zerſtreuung ſuche für ihr einförmiges häusliches Leben. Der Director nahm mit Freude und Stolz wahr, daß Judith's theatraliſches Talent hinter ihrem muſikaliſchen nicht zurückſtehe, ja daß beide recht eigentlich zuſammen gehörten, wie der Duft und die Roſe, daß ihr Spiel durch ihre Stimme getragen werde und zugleich ihre genialiſche Kunſtfertigkeit plaſtiſch mache. Er nannte ſie die goldene Nachtigall von Cintra; ihren Namen und ihre Verhältniſſe kannte er nicht. Gegen den Winter fragte er ſie, ob ſie geneigt ſei, für dieſe Saiſon ein Engagement an der italieniſchen Oper zu Liſſabon anzunehmen. Judith entgegnete mit ihrer gewohnten Ruhe, wenn es glänzend ſei, wolle ſie es thun; ſie betrete dieſe Laufbahn, um ihren Eltern ein ſorgenfreies Alter zu bereiten, und da ſie ihres Erfolges gewiß ſei, müſſe ihr pecuniärer Gewinn demſelben entſprechen. Das fand der Director ganz in der Ordnung. Er übernahm die Unterhandlungen mit dem Impreſſario der Oper, d. h. mit demjenigen, der nach italieniſchem Gebrauch Unternehmer der Oper iſt und Sänger und Sängerinnen für eine Winterzeit engagirt. Judith wurde die Primadonna. Als das Geſchäft vollkommen abgethan war — und das war nicht ganz leicht, weil der Impreſſario die Forderungen dieſer unbekannten Nachtigal von Cintra übermäßig hoch fand — theilte Judith den Eltern ihren Entſchluß und ihre Ausſichten mit und fügte hinzu, ſie hoffe dadurch zu beweiſen, daß es ihr nicht an kindlicher Liebe und Dankbarkeit fehle, denn für ſich ſelbſt begehre ſie weder Reichthum noch künſtleriſche Berühmtheit. Herr Miranes war gerührt und Madame Miranes entzückt, doppelt entzückt, als Judith ſagte, ſie ſei durch eine Aeußerung ihrer Mutter zur Klarheit gekommen über das, was ſie zu thun habe, und danke derſelben im Voraus ihre Erfolge.

Da der Impreſſario ſich nun einmal zu dem ungeheueren Wagſtück entſchloſſen hatte, eine gänzlichſt unbekannte Primadonna dem Publicum vorzuführen: ſo that er ſein Möglichſtes, um ihr einen fabelhaften Ruf von Schönheit und Genie voraus zu ſchicken. Den Effect, den ſie machen würde, konnte er ſelbſt nicht ermeſſen, denn Judith ſang in den Proben nur mit halber Stimme und ſpielte mit kaum halber Action; allein daß ſie nicht Fiasco machen werde — und folglich auch nicht ſeine Caſſe! — das ſtellte ſich denn doch beruhigend für den geübten Beurtheiler heraus. Als Desdemona trat Judith zum erſten Mal auf und ſo, daß der Impreſſario ſich eingeſtand, ſie habe ganz Recht, ihre Forderungen hoch zu ſpannen, und dieſer Winter werde wohl der erſte und letzte für Liſſabon ſein, da eine ſolche Sängerin unſtreitig bald einen europäiſchen Ruf genießen und auf den großen Bühnen von Neapel, Mailand, Paris und London glänzen werde.

Judith lebte nun das Leben, welches die gefeierten Heldinnen der Bühne zu leben pflegen, bewundert, vergöttert, angeſtaunt, beneidet, von Cabalen und Intriguen, von Huldigung und Anbetung umringt — das glänzendſte und flüchtigſte inhaltloſe Schein und Schaumdaſein, welches ein menſchliches Weſen leben kann; zugleich auch das gefährlichſte, weil es alle böſen Neigungen des Menſchenherzens weckt und aufſtachelt. Der Glanzpunkt einer ſolchen Exiſtenz beſteht darin — zu gefallen! Es heißt zwar nicht ſo! es heißt: durch genialiſche Darſtellung bezaubern, durch künſtleriſche Vollendung entzücken. Aber darauf kann man mit

Hamlet erwiedern: „Worte! Worte!" Die Thatſache iſt: man muß gefallen — und zwar den Augen und den Ohren der Menſchen — und zwar in ſolcher Weiſe, daß ſie ganz Auge und ganz Ohr und gleichſam der Sphäre der menſchlichen Vernunft entrückt werden. Die vier- bis fünftauſend Perſonen, welche ein Opernſaal faßt, müſſen durch Ohrenkitzel und Augenverblendung in Wonnetaumel verſinken und in einen enthuſiaſtiſchen Rauſch auffahren, die in allerhand Extravaganzen übergehen: das iſt der höchſte Triumph, den man in dieſer Exiſtenz feiern kann. Auch Judith errang ihn und mußte ihn erringen wollen. Ohne ihn — hätte ſie ja ihre Laufbahn verfehlt. Sie mußte es zu einem Gegenſtand ihres ernſten Studiums machen, durch einen Blick, einen Ton, eine Stellung die elektriſche Kette des Beifalls in Bewegung zu bringen. Sie mußte die Falte ihres Gewandes, die Haltung ihres Kopfes, den Aufſchlag ihrer Augen, ihr Lächeln, ihren Gang, Alles und Jedes, Großes und Kleines, auf den Effect berechnen, den ſie hervorzurufen hatte, und mußte es dahin zu bringen ſuchen, daß der Eindruck von Berechnung hinter dem der einfachſten Natürlichkeit verſchwinde, wozu allerdings ein großes Talent gehört. Aber weil ſie es hatte, ſo fand ſie auch Vergnügen daran es zu üben. Höchſt läſtig waren ihr hingegen die Huldigungen, die man ihr außerhalb der Bühne darbrachte. Sie wollte durchaus ihre Perſon in Schatten und nur ihre Kunſt in's Licht ſtellen. Allein bei ihrer Kunſt macht die Perſon ſelbſt einen weſentlichen Theil und Gegenſtand derſelben aus: wie der Bildhauer ſeinen Marmerblock, muß der Schauſpieler ſeine Perſon behandeln und bearbeiten, und da Judith dieſen Theil ihrer Kunſt auch außerhalb der Bühne beibehält, ſo mußte ſie es ſich gefallen laſſen, auch außerhalb derſelben Huldigungen entgegen zu nehmen, die oftmals ihr ſtolzes Herz tief verletzten. Niemand glaubte an die kalte Gleichgültigkeit ihrer Erſcheinung im gewöhnlichen Leben; Einige hielten es für Koketterie, Andere für Maske, noch Andere fanden den Schlüſſel — in einer unglücklichen Leidenſchaft, die ja durchaus bei jeder Erſcheinung, welche der Alltagswelt nicht klar iſt, eine Hauptrolle ſpielen muß. Von den Verhältniſſen, welche ſie auf die Bühne geführt hatten, ſprach ſie nie. Nur gelegentlich äußerte ſie einſt, daß ſie eine ſpaniſche Jüdin ſei. Sie lebte bei ihren Eltern, erſchien nie öffentlich ohne ihre Mutter, und ihr Vater trieb ſein Geſchäft nur nach Luſt und Laune, um nicht in die Langeweile der Unthätigkeit zu verſinken.

Als der Winter und mit ihm Judith's Engagement in Liſſabon zu Ende war, ging ſie nach Amerika. Europa hatte noch nicht wieder das gehörige Gleichgewicht gewonnen, um ſich für die Nachtigal von Cintra zu fanatiſiren; es lag noch in den letzten Krämpfen der momentan gebändigten Revolution. Nach England hätte Judith freilich gehen können; aber ſie wußte, daß ſie dort als eine Berühmtheit auftreten mußte, wenn ſie gefeiert werden wollte. Dieſe Berühmtheit gab ihr das an der äußerſten Grenze von Europa gelegene Liſſabon nicht und deßhalb wählte ſie Amerika, das geld- und ſtädtereiche, als den entſprechenden Schauplatz für ihre künſtleriſchen Großthaten. Sie gelangen ihr über alle Erwartung. Judith trat als Opern- und Conzertſängerin auf; wo keine Bühne war — oder keine, die ihr zuſagte — war doch gewiß ein Saal zu finden, und das Conzert bildete ſie allein. Manche hörten ſie ſogar am liebſten im Conzert, weil man ſie dort in ihrer eigenen Perſönlichkeit, anſtatt in einer Rolle ſah; und dies Sehen gehörte weſentlich zum Hören! Wenn ſie ſo da ſtand, immer weiß und einfach gekleidet; immer in ruhiger edler Haltung, immer mit ihrem melancholiſchen Ausdruck auf dem unvergleichlich ſchönen Antlitz, ſah ſie aus wie die tragiſche Muſe ſelbſt, während die Norma, Desdemona, Lucia ꝛc. nur Schöpfungen dieſer Muſe waren. Sie konnte auch ſingen was ſie wollte: ihre Stimme, ihr Vortrag machten aus dem Singen der Scala bald eine Bravourarie und bald ein zauberhaftes Liebeslied. Eine alte Arie aus einer vergeſſenen Oper von Zingarelli, die Romeo und Julia heißt und die heutzutage kein Menſch kennt, war in Judith's Hand gekommen, gefiel ihr ungemein wegen der ſeelenvollen, melodiſchen Muſik des einſt berühmten und jetzt verſchollenen alten Meiſters, und wurde von ihr in jedem

Conzert vorgetragen. Wenn ſie Romeo's Nachruf an die geliebte Julia anhub: „Ombra adorata, aspetta" — ſo war es nicht anders, als ob eine in tauſend und tauſend Herzen verſteckte, verſchloſſene, ſchlummernde Sehnſucht nach dem Schatten der Liebe in Judith's Klage ihren Ausdruck gefunden habe; und Amerika, das Land der Praxis und der Realität, ſeufzte: „Ombra adorata!" Solche Macht hat nun einmal das Genie in dieſer Richtung. Ihr Vater ſtarb in Amerika. Sie hatte kaum Zeit ihn zu beweinen. Die Bühne iſt auch ein Deſpot. Aber Judith's Trauer erhöhte den Zauber ihrer Stimme und ihres Spiels.

Als nach zwei Jahren ihrer Kunſtreiſe in Amerika der Criſtalpalaſt die halbe Welt nach London zog, flog denn auch die Nachtigal von Cintra über den atlantiſchen Ocean nach Europa zurück und nach England, wo ſie den Enthuſiasmus wiederfand, deſſen ſie in Amerika herzlich überdrüſſig war. Aber ſie mußte ihn hinnehmen; das gehörte zur Handwerksſeite ihrer Kunſt, und obwohl er ihr nicht eigentlich Freude machte, begehrte ſie ihn doch, wenn und wo ſie auftrat: er verhalf ihr zu einer Art von Betäubung gegen die innere Leere, die ſie immer peinlicher, immer quälender in ſich empfand. Wohl waren unter den Millionen Worten, die ſie umſchwirrten, auch Worte von Liebe geweſen. Ob ſie ihnen geglaubt hatte? ob ſie gewähnt hatte, die Welt des Scheins, die ſie umgab, könne eine Blüte des Herzens erzeugen und hervorlocken? ob ſie, um der Langeweile zu entrinnen, einem Traum von Liebe ſich hingab? Es iſt nicht immer möglich, allen labyrinthiſchen Fäden zu folgen, die ſich in einem und demſelben Herzen durchkreuzen. Aber gewiß war Eines: hatte Judith einen ſolchen Verſuch gemacht, ſo war er nicht ſchwer in die Schaale ihres Glücks gefallen. Hätte ſie Zeit gehabt, über ſich ſelbſt nachzudenken: ſo würde ſie ſich noch tauſend Mal elender gefühlt haben, als es jetzt der Fall war. Doch ſie kam nicht dazu! ſie trieb mit vollen Segeln auf dem hohen Meer der Welt und mußte immer Menſchen ſehen, ſprechen, hören, die ſich einerſeits zu der gefeierten Künſtlerin drängten, und die andererſeits ihr nöthig waren und ihr künſtleriſche Verbindungen in allen Weltgegenden anknüpfen halfen. Dazu ihre Darſtellungen, ihre Studien, ihre Reiſen, um in den großen Städten Englands Concerte zu geben — dies ganze angreifende und aufregende Treiben ließ keinen klaren und entſchiedenen Gedanken über ihren inneren Zuſtand in ihr aufkommen. Sie verfiel nur zuweilen in einen gründlichen Gegenſatz zu ihrem Leben, in ein gewiſſes träumeriſches Hinbrüten, das aus dem Schlaf der höheren Seelenkräfte hervorging — wie damals, als ſie in Hyde-Park lieber mit dem Affen ſpielte, als mit Oreſt ſprach. Warum fuhr ſie aber überhaupt nach Hyde-Park und auf dem großen Wege, wo Jedermann ſie bemerken mußte und wo von Erholung und Erfriſchung keine Rede ſein konnte? — Weil alle Welt da fuhr und weil ſie zur Welt gehörte und gehören wollte! — In ähnlichen Widerſprüchen bewegen ſich tauſend und aber tauſend Leben in der Welt. Man fühlt die Schwere ihres Jochs und weiß nichts mit ſich ſelbſt anzufangen, wenn man es nicht trägt. —

Einige Damen aus der großen Geſellſchaft bewerkſtelligten ein Conzert für eine Wohlthätigkeitsanſtalt, welche ſie patroniſirten und brachten es dahin, daß ſich Judith darin hören ließ; nun waren ſie einer guten Einnahme gewiß! man riß ſich um die Eintrittskarten, und der ohnehin nicht große Saal von Hanovre house, wo ſolche Conzerte ſtatt zu finden pflegen, war überfüllt. Hier hörten auch Regina und Cerena das berühmte „Ombra adorata.“ Cerena mit ihrem jungen, friſchen, unabgeſtumpften Gefühl war ſo hingeriſſen, daß ſie in Thränen zerſchmolz; und ſpäter zu Oreſt ſagte, ſie beneide ihn um das Glück, ein ſo herrliches Weſen perſönlich zu kennen.“

„Ja, ſie iſt außerordentlich intereſſant,“ entgegnete Oreſt.

„Und welch ein Gemüth muß ſie haben, um ſo himmliſch zu ſingen!“ rief Cerena.

„O Du Kind!“ erwiederte er; „das iſt bei ihr Sache der Kunſt — und Du verſtehſt das nicht zu trennen, weil Du nie in's Theater kommſt. Du würdeſt vermuthlich jeden guten Schauſpieler, der einen edlen Helden darſtellt, ohne Weiteres für einen höchſt edlen

Menſchen halten, während er vielleicht ein erbärmlicher Wicht iſt.“

„Das würd' ich ſchwer glauben,“ ſagte ſie.

„O beneidenswerthe Unſchuld!“ rief Oreſt in ſeiner ſpaßhaften Weiſe. „Ueber dies kindliche Vertrauen ſind wir hinaus!“ —

Er machte öfter ſeinen Beſuch bei Judith. Immer war ſie ſo umringt, daß der Einzelne es nie zu einem Geſpräch mit ihr brachte. Es herrſchte immer das allgemeine Wortgeklingel, das man Converſation nennt. Umſomehr freute ſich Oreſt, daß er ſie endlich einmal allein mit ihrer Mutter — und überdas in ungewöhnlich heiterer Stimmung fand.

„Wünſchen Sie mir Glück, Graf Oreſt, ich freue mich!“ rief ſie ihm entgegen. „Ich gehe endlich in die Heimath der Muſik und darf die Nebelatmoſphäre verlaſſen, die der Stimme ſo nachtheilig iſt. Ich gehe nach Mailand, zur Scala.“

„Da wünſche ich zuerſt mir Glück,“ entgegnete Oreſt fröhlich, „denn ich lebe in Mailand. Iſt denn aber die Freude bei Ihnen etwas ſo Seltenes, daß Sie ſich dazu beglückwünſchen laſſen?“

„Ich dächte nicht, daß die Freude für irgend einen Menſchen, Kinder vielleicht ausgenommen, etwas Alltägliches ſein könnte,“ erwiederte ſie. „Ach! Freude! Iſt das nicht ein Stückchen Frühling in der Seele? ſo etwas wie Morgenroth und Maienthau und Roſenduft und Finkenſchlag? ſo etwas, wovon ſie ganz hell, friſch und leicht wird? — Das begegnet meiner Seele höchſt ſelten, und wenn ich über die Freude nachdenke: ſo wird es mir mehr und mehr klar, daß mein Engagement an der Scala zu Mailand mir im Grunde ſo wenig Freude macht, wie irgend etwas Anderes in der Welt."

„Aber wer grübelt denn auch über die Freude nach!" rief Oreſt. „Man muß ſie genießen — baſta!"

„Aber um ſie genießen zu können," ſagte Judith, „muß man ſie doch erſt empfinden."

„Nicht wahr, meine Tochter iſt eine große Thörin?" ſagte Madame Miranes zu Oreſt. „Sie beſitzt doch gewiß Alles, was glücklich macht, und iſt dennoch immer ganz ſchwermüthig."

„Beſitzen!" rief Judith lebhaft; „was hab' ich denn, wenn ich Alles beſitze? Ballaſt, der das Schiff flott erhält! Nein, mein Lieblingslied iſt Ombra adorata."

„Ob dieſer Schatten einer untergegangenen Sonne nachſinkt — oder ob er der Schatten iſt, den der Sonnenaufgang zerſtreut: das wüßt' ich gern," ſagte Oreſt.

„Das glaub' ich!" antwortete Judith; „aber man muß nicht ſo neugierig ſein, Graf Oreſt."

„Man muß auch nicht mit der Adoration der Schatten kokettiren, Signora Giuditta."

„Wenn es überhaupt etwas Wahres in meinem Leben gibt, ſo iſt es dies!" rief Judith.

„Was?“ fragte Oreſt.

„Gerade das, was Sie Koketterie zu nennen belieben: etwas Weſenloſes, etwas Ungekanntes dem Sichtbaren und Handgreiflichen vorziehen.“

„Da haben Sie ſehr Unrecht, Signora!“ ſagte Oreſt; „als eine kleine Koketterie könnte man es ſich eher gefallen laſſen; aber daß das wirklich Ihr Ernſt iſt — das iſt unverzeihlich.“

„Wie häufig mache ich meiner Tochter dieſen Vorwurf!“ rief Madame Miranes.

„Wozu wäre ſie denn da, dieſe ganze reiche herrliche Welt der Sichtbarkeit, mit ihren mannichfaltigen Erſcheinungen, wenn man ſich nicht ihrer freuen, nicht ſie bewundern und lieben, nicht ſich behaglich in ihr fühlen wollte!“ rief Oreſt. „Das müſſen Sie noch lernen; ſonſt haben Sie ganz vergeblich gelebt, denn wenn Sie immerfort von Schatten ſingen und ſagen, führen Sie ein Schattendaſein — und das iſt grauenhaft. Das haben Sie ſich gewiß in Amerika angewöhnt, in dem Lande der Rechenexempel — nicht wahr? Die Art von Realität war zu trocken, um Sie nicht in den Gegenſatz hinein zu treiben. Ja, ja, das begreift ſich! — aber in Mailand wird das ganz anders werden, und wenn Sie auch etwas für Ihre ſchwärmeriſche Neigung thun wollen, ſo beziehen Sie im Frühling eine Villa am Comerſee.“

„Das klingt ja, als ob Sie ſagten: Und wenn ſie etwas für ihre Geſundheit thun wollen, ſo brauchen Sie im Sommer eine Brunnenkur,“ ſagte Judith beluſtigt. Ich werde mir Ihr Recept überlegen.“

„Nur nicht zu lange und nicht zu viel,“ bat Oreſt.

„Was ſind Sie für ein oberflächlicher Menſch, Graf Oreſt!“ entgegnete Judith. „Für den Augenblick und von Schaum leben — das iſt die Philoſophie Ihrer Exiſtenz.“

„Und iſt die nicht charmant?“

„Für einen Schmetterling — ja! für einen Menſchen — nein!“

„Nun möcht' ich doch aber auch nach der Philoſophie Ihres Daſeins zu fragen mir erlauben.“

„O, ich habe keine.“

„Wohlan, Signora, ſo werden Sie erſt meine Schülerin und dann wollen wir ſehen, ob Ihnen meine Schmetterlingsphiloſophie, die Sie jetzt ſo ſehr verachten, nicht ungemein zuſagt.“

„Es wäre möglich, daß ich ſie mir aneignete; aber es wäre unmöglich, daß ſie mir genügte.“

„Verſuchen Sie nur erſt, ſie ſich anzueignen und das Weitere findet ſich.“

„Wenn es ſich nun aber nicht findet? wenn das Daſein leer bleibt, hohl, öde? wenn all' die Verſuche erſt recht deutlich herausſtellen, daß man mit ihnen nicht zum Glück gelangt? wenn man von der vergeblichen

Anſtrengung doppelt müde und traurig wird — was dann, Graf Oreſt?“

„Nun, dann iſt der Moment gekommen, um wieder zu ſingen: Ombra adorata!“ rief Oreſt mit luſtigem Zorn. „Nein, Signora, vor Ihren Wenn und Aber ſtreich' ich die Segel und ſtreck' ich die Waffen. Ich bekenne mich überwunden und bin Ihr Gefangener.“

„Ich dachte, das wären Sie längſt, Graf Oreſt,“ entgegnete Judith mit ſtillem Lächeln.

„O ſchöne Circe!“ rief er entzückt.

„Mäßigen Sie Ihr Entzücken,“ entgegnete ſie kühl, „und vergeſſen Sie nicht, daß Schauſpielerei mein Handwerk iſt.“

„Circe erſt recht!“ erwiederte Oreſt. — Es kamen Beſuche und er ging hinweg, heimlich frohlockend über die Ausſicht, Judith in Mailand zu ſehen und nicht einen Augenblick bezweifelnd, daß es ihm gelingen werde, ihr Herz zu erobern. Etwas lange wird's dauern und etwas ſchwer wird's halten — das ſehe ich ſchon, ſprach er zu ſich ſelbſt; aber das ſchadet nichts, ſie iſt der Ausdauer werth. All' die leichten Eroberungen verlieren auch eben ſo leicht ihren Reiz und ihren Beſtand, und löſen ſich auf in Nichts, man weiß kaum wie. Aber dieſe Judith mit all' ihrer abwehrenden Kälte verſteht zu feſſeln! — — Vier Wochen hatte er ſie geſehen und bewundert; das nannte der gute Oreſt gefeſſelt ſein! Für jetzt hatte er nicht mehr das Glück, ſich ungeſtört mit ihr zu unterhalten; er traf immer Leute bei ihr, die ihn zuweilen ſo unmuthig machten, daß er ſie gern zum Fenſter hinausgeworfen hätte; und bald darauf ging Judith nach Liverpool, um dort eines jener ungeheuern Muſikfeſte verherrlichen zu helfen, das die Engländer ſo ſehr lieben und wobei Hunderte von Muſikern und von Sängern während vier bis fünf Tagen täglich ungefähr zehn Stunden ſingen und muſiciren. Vormittags werden Oratorien und Symphonien ausgeführt, Abends kleinere Muſikſtücke. Alle muſikaliſchen Kräfte, die in Großbritannien einheimiſch ſind, und alle großen Künſtler aus der Fremde, welche ſich zur Seaſon in London aufhalten, müſſen in der Regel dabei mitwirken. Der Zuhörer — wenigſtens der, welcher nicht die gewiſſe kühle Unempfindlichkeit eines engliſchen Ohres für Muſik hat — wird dermaßen betäubt von dieſem Tonmeer ohne Zuſammenhang und ohne Einheitspunkt, daß er zuletzt ein gewiſſes harmoniſches Ohrenbrauſen bekommt und nicht mehr im Stande iſt, eine Melodie klar aufzunehmen. Dem Engländer aber thut das nichts: er harrt doch vier bis fünf Tage auf dem Poſten aus und labt ſich an einem Kunſtgenuß, der eine Abſtumpfung der Gehörwerkzeuge bewirkt. —

Während Judith's Abweſenheit verließ auch Graf Damian London und ging mit ſeinen Damen nach Schottland; Oreſt's Urlaub war aber zu Ende und er mußte ſich, ſtatt gen Norden zu den Seen des Hochlandes —

gen Süden zu den lombardiſchen Seen begeben, welche letztere übrigens unvergleichlich ſchöner ſind, da ſich an ihren Ufern die großen Contraſte des Hochgebirges und der ſüdlichen Vegetation begegnen, tiefer Ernſt und graziöſe Anmuth ſich verbinden und eine Fülle wilder und weicher Formen von dem Schmelz eines überreichen Farbenſpiels umfloſſen werden. Dieſe großen Gegenſätze in Formen und Farben fehlen dem ſchottiſchen Hochlande, überhaupt der Naturſchönheit des Nordens; es hat nur eine Farbe: grün — und dadurch bekommt es einen ganz eigenthümlichen Charakter von Schwermuth, der aus dieſer ſtillen, kühlen, einförmigen, wechſelloſen Färbung hervorgeht. Es gibt kaum etwas Melancholiſcheres, als ein Sommerabend im ſchottiſchen Hochland, an einem dieſer ſtillen Seen, mit grünbewaldeten hügeligen Ufern, wenn der Abendwind durch die Wälder rauſcht und die unbelebte Fläche des See's ein wenig kräuſelt und die eintönige Melodie eines Liedes herüberweht, das ein „Bagpiper“ auf ſeinem Dudelſack bläſt und das einſt das Schlachtlied von Clan M'Donald oder von Clan M'Kenzie war. Graf Windeck behauptete, einen der größten Liebesbeweiſe für ſeine Töchter habe er ihnen durch dieſe romantiſche Reiſe zu den Seen des ſchottiſchen Hochlandes gegeben; denn man laufe Gefahr, auf derſelben einen Anfall von Spleen zu bekommen. Wenn kein Walter Scott gekommen wäre, würde ſich nie ein Menſch um dieſe triſte Naturſchönheit bekümmert haben, die ihm den Eindruck eines grünen Leichentuches mache. Regina empfand in dieſem nebelreichen und ſonnenarmen Lande doppelt ſchmerzlich, daß auch die warme Liebesſonne der katholiſchen Kirche hier hatte untergehen müſſen. Als ſie ſtatt des Cruzifixes, das die Katholiken gewöhnt ſind inmitten ihrer Gottesäcker zu ſehen, um zwiſchen der Grabestrauer und den Todesſchmerzen auf die ſelige Auferſtehungshoffnung in und mit Chriſtus hingewieſen zu werden — als ſie auf dem Gottesacker zu Glasgow dafür die coloſſale Statue, hoch thronend und weit ſichtbar, des Apoſtels des reinen Evangeliums für Schottland erblickte, ſagte ſie zu Gerona:

„Sieh, wie die Irrlehre ſich unabſichtlich als ſolche ſtempelt! John Knox hat Chriſtus verdrängt! Ueber unſere Gräber ſchwingt ſich der gekreuzigte Gottesſohn aus ſeinem Grabe mit der Siegesfahne der Auferſtehung empor und im Glauben an Ihn finden wir das ewige Leben. Dieſe Armen aber müſſen zuerſt an John Knox und dann an Das glauben, was er ihnen von Chriſtus übrig gelaſſen hat, müſſen mit einer verſtümmelten Lehre und mit verkümmerten Gnaden ſich zufrieden geben — und müſſen ſich endlich im Grabe zu ſeinen Füßen betten. O, auf dem Carmel! wie will ich da beten für die armen irrenden Brüder. Die heilige Thereſe ſtiftete ihre betenden und büßenden Klöſter der unbeſchuhten Karmeliten für Männer und Frauen, gerade zu der Zeit, als hier ein John Knox und in anderen Ländern

Brüder ſeines Geiſtes gegen die heilige Kirche wütheten und die weltliche Macht auf ihre Seite riſſen, ſo daß die guten Katholiken verfolgt, unterdrückt, martyriſirt und ausgerottet — die lauen aber angeſteckt, wankelmüthig und eingeſchüchtert wurden, und die Irrlehre in der Welt die Oberhand zu gewinnen ſchien — wie denn hier im Lande eine Maria Stuart unterlag und eine Eliſabeth triumphirte. Und ſieh! plötzlich trat ein ungeheurer Umſchwung ein: der Strom der verderblichen Lehre wurde nicht bloß eingedämmt, ſondern zurückgedrängt und der wiedergewonnene Boden auf's Neue und kräftiger als zuvor von der heiligen Kirche angebaut und beſtellt. Dieſe Gnadenkräfte hat nur das Gebet vom Himmel herabgezogen, und wo konnte mehr gebetet werden, als in den Klöſtern, deren Ordensgenoſſenſchaften damals entweder neu ſich bildeten oder neue Zweige trieben, indem ſie in urſprünglicher Strenge hergeſtellt wurden. O Corona, wenn dereinſt die ſchwere Erdenbinde von unſerem Auge fallen wird, welche wundervolle Dinge werden wir ſchauen! .... und eine Schönheit erſter Ordnung wird es ſein, das fromme beharrliche Gebet um Rettung der Seelen wahrzunehmen — dies Gebet, das gleichſam ein Perlennetz und eine goldene Angel nach den armen Fiſchlein auswirft, welche in den bitteren Waſſern der Glaubenstrübung ſchwimmen; dies Gebet, das die heilige Thereſe mit ihren Söhnen und Töchtern vom Carmel ſo gut verſtand.“

„Wenn ich Dich ſo ſprechen höre, Regina, möcht' ich auch gern in's Kloſter,“ ſagte Corona; „aber ich habe nicht den Muth dazu.“

„Bitte Gott darum,“ entgegnete Regina, „und er wird Dir Muth geben.“

„Aber ich habe auch nicht einmal den Muth, den lieben Gott recht aufrichtig um einen ſolchen Heldenſinn zu bitten,“ erwiderte Corona zaghaft.

„Nun, dann wird das Kloſter wohl nicht Deine Beſtimmung ſein!“ ſagte Regina lachend.

„Hoffſt Du es denn wirklich bei dem Papa durchzuſetzen, daß er Dich gehen läßt?“ fragte Corona.

„Wenn ich nicht zuvor ſterbe — gewiß! Gott wird es ſchon ſo fügen! Er gibt den Dingen plötzlich eine Wendung, die kein Menſch ihnen geben — ja, nicht einmal ahnen konnte, und das Ziel, das wir tauſend Meilen fern von uns wähnten — liegt nahe vor uns.“

Und wenn es vor uns liegt und uns unerreichbar iſt, ſo trifft es ſich auch zuweilen, daß wir inzwiſchen anders geworden ſind und — ſtatt vorwärts zu gehen, umkehren möchten! von ſo wandelbarer Gebrechlichkeit iſt der Menſch.

◆

Auf Stamberg.

Es war ein wunderſchöner Herbſttag. Die Sonne ſchien ſo golden vom blauen Himmel herab, als wolle ſie durch ihren Glanz ihren Mangel an Wärme erſetzen. Die Laubholzwaldungen leuchteten in ihren broncefarbenen Schattirungen, je nach Art der Bäume, vom hellen Citronengelb bis zum tiefen Blutroth. Einzelne Tannen ſprangen ſchwarz und finſter aus dieſem goldenen Meer auf, das mit ungeheueren Wellen von Laub über die Abhänge des Odenwaldes bis zu den Wieſen an ihrem Fuß hinabſtieg. Einzelne kahle Felſen erhoben ſich hier und da über dieſe Waldungen, und auf anderen Punkten war der Kamm der Berge mit Nadelholz wie mit einer ſchwarzen Linie eingefaßt, die eine ſcharfe Grenze zwiſchen dem Blau des Himmels und der ſchillernden Broncefarbe des Laubholzes zog. Auf den Wieſen blühte in Menge die Herbſtzeitloſe und auch hier, wie bei den Bäumen, zeigte der Mangel an friſchem Grün, daß das Spätjahr und nicht der Frühling die Herrſchaft führe, denn ſtatt mit üppigem Graswuchs war der ganze Boden mit dieſen kleinen lilafarbenen Blumen, wie mit Urnen von Amethyſten überſäet.

Auf einem Felſenvorſprung des Berges, umrauſcht von wogenden Wäldern, lag Schloß Stamberg mittelalterlich hoch und herriſch, wie ein Leuchtthurm auf einer Klippe im Meere. Juliane hatte es vortrefflich in Stand gehalten, hatte es nicht mit ſich ſelbſt alt werden laſſen nach Art der meiſten alten Leute. Was ſie auf Erden vielleicht am herzlichſten liebte, war eben Stamberg, denn es gehörte ganz und ungetheilt ihr, ſie konnte damit ſchalten und walten und fand nie einen Widerſpruch. Dafür war es denn auch gepflegt wie ein Schmuckkäſtchen, prächtig und doch nicht überladen eingerichtet, großartig und doch bequem. Das Ganze hatte einen anziehenden Charakter von romantiſcher Einſamkeit; die bewaldeten Hügel und Kuppen des Odenwaldes, von Wieſenthälern durchbrochen, ſtiegen herab bis an die Bergſtraße, und jenſeits derſelben breitete ſich die weite Ebene, das Stromgebiet des Rheins aus, am weſtlichen Horizont begrenzt von dem bläulichen gewellten Streif der Vogeſen.

Hyacinth brachte einen Theil der Vacanzen in Stamberg zu. Während der erſten Wochen war er bei Onkel Levin geweſen. Uriel hatte gewünſcht, der verehrte Onkel möge dann mit Hyacinth nach Stamberg kommen; aber Levin entgegnete:

„Die Nahrung der ſinkenden Flamme meines Lebens iſt das heilige Meßopfer. Seitdem ich geiſtlich bin, war ich ſo glücklich, keinen Tag zu verleben, ohne es darzubringen. Es iſt mir nothwendiger geworden, als das tägliche Brod. Wenn Du auf Stamberg eine Kapelle haben wirſt und wenn Gott es ſo fügt — dann komme ich und leſe dort die erſte heilige Meſſe. Aber bis dahin weiche ich nicht von hier.“

„Du biſt hier aber ſo einſam, lieber Onkel,“ ſagte Uriel zärtlich, „daß ich mir faſt eine Gewiſſensſache daraus mache, Dir den Hyacinth zu entführen.“

„O lieber Sohn,“ ſagte Levin lebhaft, „wähne das nicht! ich bin unter einem Dach mit dem lieben Gott im hochheiligen Sacrament — wie könnte ich mich einſam fühlen! — Bedenke doch die lange Gewohnheit von faſt fünfzig Jahren!“ ſetzte er hinzu, um nach ſeiner Weiſe vor jedem menſchlichen Auge die Glut und Innigkeit ſeiner Andacht zu verſchleiern.

So waren denn die Brüder auf Stamberg und Beide froh eines Beiſammenſeins, das ſie ſeit Jahren nicht genoſſen, weil Uriels Urlaubszeiten nie mit den Vacanzen des Seminars zuſammengeſtimmt hatten. Uriel freute ſich in Hyacinth gleichſam eine neue Auflage von Onkel Levin zu ſehen, dieſelbe Reinheit, dieſelbe Einfachheit, dieſelbe Geiſtesſtille bei intenſivſtem inneren Leben, dieſelbe Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, zu jeder Hingebung, dieſelbe frohe Verzichtung auf

Alles, wodurch das Reich Gottes, weder in eigener Seele noch in fremden, gefördert wurde. Hyacinth freute ſich wohl auch über Uriel — aber mit gemiſchter Freude. So lange Uriel eiſenfeſt an dem Glücksprogramm hielt, welches er ſich verfaßt hatte, war er da auf dem Wege zu Gott? Und wenn es im Plane Gottes lag, dies Programm nicht zur Ausführung kommen zu laſſen, wie würde Uriel die Vereitelung ſeiner Wünſche und Hoffnungen aufnehmen? Es war beängſtigend für Hyacinth zu ſehen, in wie hohem Grade Regina den Schlußſtein in Uriels Glücksgebäude bildete. Das ſollte nicht ſein! ſprach er oft mit heimlicher Trauer zu ſich ſelbſt. Dabei kommt die Hingebung in den Willen Gottes und der heilige Gleichmuth offenbar zu kurz! — Der gute Hyacinth bedachte nicht, daß die Leidenſchaft in ihrem eigenſüchtigen Durſt nach Glück eine Art von Verachtung gegen jenen geheiligten Gleichmuth empfindet, welcher nur in ſolchen Seelen wohnen kann, deren ſelbſtloſes Glück darin beſteht, den Willen Gottes zu thun. Der gute Hyacinth dachte ganz einfach, was vermuthlich manche Leſerin höchſt proſaiſch finden wird: wenn es Uriels Beſtimmung ſei, in den Eheſtand zu treten und die Laſt des Familienlebens für die Windecker auf ſeine Schultern zu nehmen: ſo ſei es nicht durchaus nothwendig, daß gerade Regina, und nur ſie, dies Leben mit ihm theile; es gebe ja noch andere liebe, fromme Mädchen in der Welt, mit denen er glücklich werden könne. Hyacinth hatte einmal bei paſſender Gelegenheit eine derartige Andeutung gemacht, die aber mit einer ſo ſouveränen Verachtung von Uriel aufgenommen worden war, daß Hyacinth's Bekümmerniß ſtieg. Er war jetzt im Begriff, in den nächſten Tagen nach Würzburg zurückzugehen; und zwar zum letzten Mal in's Seminar, da er im nächſten Frühling die Prieſterweihe empfangen ſollte. An jenem ſchönen Tage ſaßen die Brüder in einem Erker von Uriels Zimmer, der die ſchönſte Ausſicht gewährte und mit kühnem Vorſprung aus der Mauer über dem ſtill rauſchenden Walde ſchwebte, der in der Umgebung des Schloſſes zu einem herrlichen Park umgeſchaffen war. Sie betrachteten Zeichnungen zu einer Kapelle, welche Uriel bauen und dazu einen alten Thurm benutzen wollte, der vielleicht in katholiſcher Zeit dazu gedient hatte, jetzt aber zu den Stallgebäuden gehörte. Uriel hatte ſchon andere Pläne und Zeichnungen anfertigen laſſen, und Hyacinth ſagte mit einiger Verwunderung.

„Aber warum zögerſt Du mit Deiner Wahl? Die Kapelle könnte beinahe fertig ſein, wenn Du gleich den erſten Plan ausgeführt hätteſt.“

„Das doch wohl nicht!“ ſagte Uriel etwas verlegen und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Ich werde den Plan ausführen, den Regina wählen wird. Sie müſſen nun doch endlich wieder nach Windeck zurückkehren! ſie ſind faſt vier Monate abweſend! — Regina hat einen feinen

Geſchmack und ſieht jetzt manche ſchöne Bauwerke, da kann ſie mir einen guten Rath geben.... umſomehr, als ich ja doch nur für ſie baue."

Hyacinth legte das Blatt ſanft auf den Tiſch, nahm zärtlich Uriels Hand und ſagte:

„Baue Schlöſſer, wenn Du willſt, für Regina, aber die Stätte, wo der Altar ſtehen wird, auf dem das Lamm Gottes ſich ſchlachten läßt, baue für Gott."

„Du haſt Recht!" entgegnete Uriel und fuhr mit der Hand über die Stirne; „aber mir ſcheint ja auch, daß ich Alles für Gott thue, was ich für Regina thue: ſo verbunden mit Gott iſt ſie in meinem Herzen."

„Eigentlich ſteht es ſo mit Deinem Herzen: es vergißt Gott, es vergöttert Regina, und dann ſucht es ſich ſelbſt zu täuſchen, als ob dieſe Anbetung eines vergötterten Geſchöpfes Eins und Daſſelbe mit der Anbetung Gottes ſei; nicht wahr, ſo iſt's?"

„O Hyacinth!" rief Uriel, „dem Verſtande nach wirſt Du immer in dieſen Sachen Recht haben. Aber ich muß mit dem heiligen Auguſtinus ausrufen: Gebt mir einen Liebenden und er wird mich verſtehen!"

„Wie Du ſchlau biſt!" entgegnete Hyacinth mit ſanftem Lächeln; „jetzt berufſt Du Dich ſogar auf den großen heiligen Auguſtinus, der allerdings jenen Ausruf gemacht hat. Aber ebenſowenig wie ſein anderer bekannter Ausruf: „Liebe! und dann thue, was du willſt!" ſich auf die Liebe zum Geſchöpf bezieht, ſondern auf die Liebe zu Gott — ebenſowenig wird er mit Dir über die Anwendung einverſtanden ſein, die Du von ſeinen Worten machen willſt. Nein, lieber Uriel, alle Heiligen kämpfen mit aller Kraft, welche ſie aus der Gnade ſchöpften, gegen die paraſitiſche Pflanze leidenſchaftlicher Zuneigung, die allmälig das Herz dermaßen überwuchert, daß für die heilige Liebe kein Platz darin bleibt."

„Sobald ich meines Glückes ſicher ſein werde," entgegnete Uriel, „ſollſt Du mit mir zufrieden ſein, Hyacinth! dann werde ich anfangen Gott zu lieben! Freude und Dankbarkeit werden das mit ſich bringen. Aber jetzt, in dieſer jahrelangen Spannung, Erwartung, Ungewißheit und Sehnſucht — jetzt bin ich wie ein Jäger auf dem Anſtand, der für die ganze übrige Welt taub und blind iſt."

Hyacinth legte mit einer tiefſchmerzlichen Bewegung die Hände zuſammen und rief: „O ewige Liebe, ſo wirſt du behandelt von deinen Geſchöpfen! Wenn du ihren Willen thuſt, ſind ſie geneigt, dir zu danken; bis du ihn erfüllt haſt, denken ſie nicht an dich, und wenn du ihn nicht erfüllſt — — ja, was dann, Uriel?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Uriel. „Zürne mir nicht, es iſt nun einmal ſo! Alle Hoffnungen meiner Zukunft ſind mit Regina verwebt, und mir muß durch ſie unſägliches Glück oder unſägliches Leid zu Theil werden. Sie iſt kein Weſen, das man lieben — und dann vergeſſen könnte! Von Kindheit auf habe ich mich daran gewöhnt, unſer Leben als ein gemeinſames — unſere Exiſtenz als eine unauflöslich verbundene zu betrachten. Mit dieſer ſtillen ungeſtörten Gewohnheit iſt ſpäter die Liebe mir ins Herz gedrungen und iſt um ſo heftiger geworden, als zugleich auch heftige Störungen eintraten. Kein Menſch auf Erden läßt ſich gleichgültig ſein theuerſtes Kleinod entreißen. Je höher er deſſen Werth ſchätzt, deſto lebhafter wird er ſich gegen den Verluſt ſträuben und ſein Anrecht behaupten."

„Hier iſt aber nicht die Rede von einem Schatz, den Räuber und Diebe zu ſtehlen trachten," ſagte Hyacinth, „ſondern von einem willensfreien Weſen, das mit demſelben Rechte wie Du Anſpruch macht an Glück, — und zwar an ein ſolches, welches dem Deinen entgegen ſteht. Das weißt Du! ſeit vollen vier Jahren ſiehſt Du, daß Regina bei ihrem heiligen Entſchluß bleibt, und dennoch kannſt Du es nicht über Dich gewinnen, zu dem Deinen zu kommen. Iſt das nicht feig?"

„Ich bin nicht feig!" rief Uriel aufgeregt; „aber ich liebe ſie und ſo lange es liebefähige Herzen auf Erden gibt, werden ſie Dir ſagen, daß es möglich ſei, keine Furcht vor Noth und Tod, vor Armuth und Elend zu haben und zu gleicher Zeit den Verluſt eines geliebten Herzens bitterer als alle Todesſchmerzen zu fürchten. Einem ſolchen Todesſchmerz aber —

das begreifſt Du doch? — wirft man ſich nicht freiwillig in die Arme. Man wartet, bis er kommt.“

„Und läßt ſich das Herz zerbröckeln, anſtatt es mit kräftigem Schnitt von ſeinen Feſſeln zu befreien und die Wunde zu heilen!“ ſagte Hyacinth. „Willſt Du denn wirklich noch ſechs Jahre hier auf Stamberg einſam ſitzen und warten, bis die zehn Jahre um ſind und Regina ihre Freiheit errungen hat und in's Kloſter geht? Ach, Uriel, verſchwende doch nicht Dein Leben, Deine Kräfte, Deine Gaben, Deine Jugend an einen Traum von Glück. Gib Deine Anſprüche an Regina auf! . . . um ſo leichter läßt der Vater ſie ziehen und ihre ſchöne Seele kommt dann auch zur Ruhe.“

„Liebſt Du Regina ſo ſehr, daß Du ſie keinem Anderen gönnſt?“ fragte Uriel ſcharf.

„So ſehr, daß ich ſie nur Gott gönne — ja!“ antwortete Hyacinth; „aber daß mich dazu keine perſönliche oder irdiſche Wünſche beſtimmen, brauche ich Dir nicht zu verſichern. Ich denke nur an Euer beiderſeitiges wahres Glück.“

„Ich glaub' es! ich danke Dir!“ rief Uriel herzlich; „aber, Hyacinth . . . . ich liebe ſie! Für ſie und mit ihr will ich dies Stamberg zu einem Paradieſe umſchaffen, wo Alles zu finden ſein ſoll, was hienieden gut iſt und glücklich macht; ohne ſie“ . . . .—

„Nun? ohne ſie?“ fragte Hyacinth geſpannt, da Uriel ſtockte. „Du haſt alſo doch bereits an dieſe Möglichkeit gedacht?“

„Ohne ſie … fällt der Vorhang!“ verſetzte Uriel. —

Er ahnte nicht, wie nahe die geliebte Regina ihm ſei! Als Graf Windeck auf dem Heimwege in Frankfurt ankam, erklärte er plötzlich zu Regina's größtem Schrecken:

„Jetzt überraſchen wir Uriel! darauf hab' ich mich ſchon lange heimlich gefreut. Wir müſſen doch ſehen, wie der gute Junge auf ſeinem Bergſchloß einſam wie ein verzauberter Prinz ſitzt.“

„O herrlich!“ rief jubelnd Verena.

„Er iſt nicht einſam,“ wendete Regina ſchüchtern ein; „nach den letzten Briefen iſt Hyacinth noch bei ihm.“

„Deſto beſſer! dann ſehen wir ſie Beide!“ ſagte der Graf entſchieden. —

So ging es denn am anderen Morgen gen Stamberg. Nach einigen Stunden verließen ſie die Eiſenbahn und fuhren bergwärts ins Thal hinein und langſam ſteigend, in weiten bequemen Windungen zum Schloß hinauf. Die Brüder hatten ihr Geſpräch abgebrochen und ſaßen ſchweigend im Erker. Jeder hing ſeinen Gedanken nach. Beider Blick ruhte auf der ſchönen Landſchaft — und Keiner nahm ſie wahr! Uriels ſchwärmeriſches dunkles Auge glitt über Wälder und Hügel, über Thäler und Ströme in eine Zukunft hinein, aus der Regina's edle und holde Geſtalt beſeelend und beherrſchend aufſtrahlte; und Hyacinth's klares, ſtilles Auge flog über alle Gebilde und Erſcheinungen der Erde zu Demjenigen auf, der das Weſen dieſer Schattengeſtalten iſt und ihnen ihre vergängliche Schönheit, den matten Abglanz ſeiner unvergänglichen und wechſelloſen gibt. Das große Erkerfenſter war weit geöffnet und räumte ein Stück des leuchtenden blauen Himmels ein, aus dem der Sonnenſtrahl, wie ein goldener Strom, in's Gemach quoll. Ein Nachzügler des Sommers, ein verſpäteter Schmetterling, gaukelte durch die warme Luft und ſuchte umſonſt nach den entblätterten Roſen. Eine Schwarzdroſſel, verſpätet auf ihrem Wanderzug, ſchlug zuweilen ein Paar ſüße Töne an, Erinnerungsklänge an ihren vergeſſenen Liebesfrühling. Ein röthliches Blatt, müde von Regen, Wind und Sonnenglut, löſte ſich leiſe vom Zweig und rieſelte zur Ruhe herab auf das weiche Moos, das die mächtigen Wurzeln der Eiche bedeckte, in deren Wipfel es im Frühling geſäuſelt hatte. Eine bezaubernde Stille herrſchte in der ganzen Natur, eine Stille, welche das unruhige Menſchenherz bald, als etwas Erſehntes, beſchwichtigt und bald, als etwas Fremdartiges, bedrückt.

„Ohne ſie . . . . fällt der Vorhang über Alles, was erdenſchön iſt: das ſteht feſt!" ſagte Uriel halblaut zu ſich ſelbſt, als das Ergebniß ſeines Nachſinnens.

„Und gerade dann geht die übernatürliche Schönheit auf," erwiderte Hyacinth und blickte mild in das ſchwärmeriſche Auge ſeines Bruders. „Du führteſt vorhin Worte des heiligen Auguſtinus an; vergiß nicht, daß er auch geſagt hat: „Keine irdiſche Schönheit und „keine irdiſche Freude konnte mich je glücklich machen. „Müde machte ſie mich, aber nie ruhig. Ein glückſeliges „Leben iſt die Freude an der Wahrheit — iſt die Freude „an dir, o mein Gott, und in dir, denn du biſt die ewige „Wahrheit."

„Auguſtinus hat auch keine Regina geliebt," erwiderte Uriel.

„Er hat, wie Du, ein Geſchöpf geliebt," ſagte Hyacinth, „und Adeodat's Mutter hatte das in ihrer Seele, was aus großen Sündern große Heilige macht: ſie begriff das Opfer. Als ſie ſah, daß ſie ein Hinderniß für Auguſtins vortheilhafte Verehelichung ſei, trennte ſie ſich von ihm, ging nach Afrika zurück und verzehrte ihr Leben in Buße und Thränen. Gewiß hat er ſie ſehr geliebt; aber er geſteht, daß ſein Herz erſt dann Ruhe fand, als es in Gott ruhte."

Uriel ſchwieg und ſank in ſeine Träumerei zurück. Da trat raſch ein Diener in's Zimmer und meldete, daß ein bepackter Wagen den Schloßberg hinauf fahre; und er glaube den Kammerdiener des Windecker Grafen zu erkennen. Der Ausdruck einer ſo unausſprechlichen Freude ergoß ſich über Uriels ſchönes Antlitz, daß

Hyacinth mit einem Seufzer erkannte, des heiligen Auguſtinus Anathema gegen irdiſche Freude und Schönheit habe wenig Eindruck auf Uriel gemacht. Er folgte dem Bruder, der mit zwei Sätzen die Treppe hinab flog und im Hof dem Wagen entgegen ſah, der möglicherweiſe die Königin ſeiner Seele unter ſein Dach führte. Als der Wagen durch das Schloßthor in den Hof fuhr, und Uriel an dem Kammerdiener erkannte, daß wirklich Regina komme, ſchloß er einen Moment die Augen, um ſich zu ſammeln und nicht ganz faſſungslos ſeine Gäſte zu bewillkommnen. Da hörte er auch ſchon die Stimme des Grafen, der ihm fröhlich zurief:

„Schau, da ſind wir, mein Junge! wir müſſen ſehen, wie's dem Grafen von Stamberg geht! das iſt uns viel wichtiger als der Criſtalpalaſt und alle ſonſtigen Herrlichkeiten Großbritanniens. Sind wir Dir auch willkommen?“

Uriel ſah ſo ſtrahlend glücklich aus, daß er keine Antwort zu geben brauchte — und es auch wirklich nicht that.

„Du haſt wohl die Sprache verloren in Deiner Einſamkeit — armer verzauberter Prinz Uriel!“ ſagte Corona ſchalkhaft.

„Die kleine Fee Corona wird mir die Sprache ſchon wiedergeben,“ antwortete Uriel, dem es am leichteſten wurde, ſcherzend zu ſprechen, weil das Ueberwallen des Herzens dadurch in Schranken gehalten wurde.

„Grüß Dich Gott, lieber Uriel,“ ſagte Regina mit der ihr eigenthümlichen Innigkeit in Blick und Ton, indem ſie ihm die Hand bot.

Wie war ſie ſo ſchön! wie ſtand ihr die Halbtrauer ſo gut und der einfache Reiſeanzug von hellgrauer Seide! und der kleine weiße Taffthut mit dem Halbſchleier von ſchwarzer Spitze! — Corona und die Baronin Iſabelle waren genau ebenſo gekleidet. Davon bemerkte Uriel ſo wenig, daß er es gar nicht geglaubt haben würde! Er war verloren in Regina's Anblick. Ihm war zu Sinn, als nehme ſie Beſitz von Stamberg, als könne er ſie nimmermehr wieder ziehen laſſen, als habe ſie ſich jetzt in die Gefangenſchaft ſeiner Liebe begeben, als ſei nun alle Ungewißheit vorüber und ſelige Erfüllung nahe, als müſſe er in dieſen Tagen die Siegesfahne auf den höchſten Zinnen ſeiner Wünſche aufpflanzen. Wie bei Gewitter Feuerflämmchen aus den Kelchen gewiſſer elektriſcher Blumen aufſteigen, brach in Uriels Herzen die tiefe Glut der Leidenſchaft zu lichter Flamme aus. Der Graf, dem Glut der Leidenſchaft lebenslang ein unentdecktes Land geblieben war, ahnte nicht, welchen Sturm er über Uriel herauf beſchwor und hoffte nur Regina etwas mit der Vorſtellung vertraut zu machen, bald als Herrin und Hausfrau auf Stamberg einzuziehen. Sie benahm ſich ja ſo vernünftig und ſo weltvertraut, als ſei ſie ganz bereit, auf ihre kindlich ſchwärmeriſchen Grillen zu verzichten. Man mußte ihr nur den Uebergang zu den Realitäten des Lebens erleichtern, und das konnte möglicherweiſe durch dieſen Beſuch geſchehen. Regina fühlte die Abſicht ihres Vaters und den Eindruck auf Uriel und beſchloß, ſich eben hier und eben jetzt mit ſolcher Entſchiedenheit auszuſprechen, daß Beide über ihre unveränderte Geſinnung klar würden. Uriel's Wunſch kam ihr entgegen; die ſpannende Ungewißheit wurde ihm unaushaltbar. —

Hyacinth ging jeden Morgen in grauer Dämmerung des Octobers eine ſtarke Stunde, um dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, und Regina bat ihn, ſie mitzunehmen.

„Wenn Du fort biſt und wir noch länger hier bleiben, bin ich wieder auf den Sonntag beſchränkt — wie ich es auf der ganzen langen Reiſe war," ſetzte ſie hinzu.

„Fürchteſt Du nicht die kühle Frühe?" fragte er.

„O Hyacinth!" rief ſie, „unſer Gott und Heiland ſenkt ſich vom Himmel auf den Altar — und mir ſollte der Weg zu weit ſein von Stamberg zum Altar?"

„Ich fragte auch nur! ich glaubte es nicht," entgegnete Hyacinth einfach.

Am anderen Morgen, als das ganze Schloß noch in Morgenträumen lag, gingen ſie ſtill von dannen.

„So!" ſagte Regina froh, „jetzt wollen wir denken, wir zögen mit den heiligen drei Königen nach Bethlehem zum Jeſukindchen! Gold und Weihrauch haben wir

Armen nicht darzubringen; aber deſto mehr Myrrhen, die ſchönen heiligen Myrrhen der Abtödtung."

„Oder wir gehen mit den Jüngern und den heiligen Frauen zum Grabe des Herrn, trauernd um die Sünde, die ihn dort in ſeinem Blut gebettet hat," ſagte Hyacinth.

„Und mit den zwei Jüngern können wir gen Emaus wandern," nahm Regina das Wort; „o möchten wir dem Herrn begegnen und möchten wir mit liebentbranntem Herzen zu ihm ſagen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden! — — der Abend, Hyacinth, der eine gottentfremdete Finſterniß iſt, die Jeden bedroht, der nicht mit Gott und ſeiner Gnade wandelt."

„Und all' dieſe ſüßen und göttlichen Myſterien, von der Menſchwerdung, vom bittern Leiden und Sterben, von der Auferſtehung, vom geheimnißvollen und weſenhaften Verbleiben bei den Seinen — feiern wir in heiliger Meſſe!" rief Hyacinth, „und ich Glückſeliger werde nun bald, trotz all' meiner Unwürdigkeit, die himmliſche Vollmacht erhalten, dieſe überirdiſche Feier zu begehen und mich ausſchließlich dem Dienſte des göttlichen Heilandes zu widmen. O Regina, welch' ein Beruf für den ſtaubgeborenen Menſchen! kein Engel hat einen höheren! Dem Wort des Geſchöpfes gehorcht der Schöpfer und zum myſtiſchen Calvarienberg des Altars kommt das Lamm Gottes. Ecce! venit! ruft ſtaunend der Prophet Malachias. „Siehe, Er kommt."

„Wie freue ich mich zu Deiner Primiz im nächſten Frühling, Hyacinth! zuerſt für Dich und dann für mich; denn da muß mir Deine Bitte die Zelle des Carmels öffnen.“

„Und wenn Du dann heimiſch biſt auf dem ſtillen Carmel, als die Taube in Felſenklüften des Hohen Liedes, dann zähle wiederum ich auf Dein Gebet, Regina; denn alsdann biſt Du geborgen vor dem Nebelanhauch der Welt und ich muß in ihr leben, ohne mich von ihr berühren zu laſſen.“ —

In ſolchen Gedanken waren ihre Seelen zu Hauſe und in traulichem Geſpräch oder in ſinnender Stille wanderten ſie unbedrückt durch die Schwere eines erdwärts geſenkten Sinnes, wie ſelige Geiſter zu ihrem Ziel. Regina empfing die heiligen Sacramente und ſo wurde es ſo ſpät, daß die Stunde des gemeinſchaftlichen Frühſtücks vorüber war, als ſie mit Hyacinth zurückkehrte. Uriel kam ihnen ſchon am äußern Schloßthore entgegen und ſagte bittend:

„O Regina, ich hätte Dich ja ſo gern zur Meſſe fahren laſſen! Jetzt iſt der Papa ungehalten über Deine Promenade in Nacht und Nebel — wie er ſagt.“

„Sei ruhig, lieber Uriel, er wäre es auch über die frühe Fahrt geweſen; Du kennſt ihn ja!“ verſetzte Regina lächelnd. Ich aber wollte es mir heute nicht nehmen laſſen, den Tag der heiligen Thereſe zu feiern und vor dem heiligſten Sacrament mein Gelübde zu erneuern — Solo Dios basta.“

Uriel wurde leichenblaß. Regina ſagte:

„Komm’ ein wenig in den Park“ — und ſchlug aus dem Hof den Weg dahin ein, während ſie Hyacinth zuwinkte, in’s Schloß zu gehen, was dieſer ſehr gern that und heimlich ſeinem Gott dankte, daß er kein ſolches Geſpräch zu führen und zu hören habe, wie jetzt Regina. Sie ging ſchweigend durch eine Kaſtanienallee zu einem freien, ſonnigen Platz auf einem Hügelvorſprung, wo unter einer herrlichen alten Eiche Gartenſtühle um einen Tiſch ſtanden; ein allgemeiner Lieblingsplatz wegen ſeiner ſchönen Ausſicht. Da ſetzte ſie ſich nieder und Uriel ſetzte ſich ſchweigend zu ihr.

„Lieber Uriel,“ hub ſie mit faſt zitternder Stimme an, „es thut mir unausſprechlich leid, daß ich hier bin; aber Du weißt, daß der Vater ſeinen Gang geht.“

„Ich weiß, daß Du mir keinerlei Freude gönnſt,“ entgegnete er finſter.

„Du irrſt, lieber Uriel! Stände es in meiner Macht, Dir Glück und Freude zu bereiten, es ſollte Dir nicht fehlen.“

„Wozu die leeren Verſicherungen, da Du ja ſehr gut weißt, daß es in Deiner Macht ſteht, und nur in ihr, mich glücklich zu machen.“

„Du vergißt, daß ich gebunden bin.“

„Das Band iſt zu löſen!“

„Daß mein Herz gebunden iſt und bleibt, Uriel, wenn mein Gelübde auch tauſend Mal gelöſt würde.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung und rief:

„Genug und übergenug! ich warte!“

„Und was iſt Deine Abſicht dabei?“

„Du ſollſt nicht glücklich ſein ohne mich, ſo lange ich es hindern kann!“ rief er heftig.

„Iſt das edel gedacht, Uriel? O verleumde Dich nicht! Nein, Deine Abſicht iſt nur, Deine Hoffnung auf eine unmögliche Erfüllung zu nähren. Du hoffſt mich treulos zu ſehen, damit ich Dir Treue verſprechen könne. Schlechte Bürgſchaft für Dein Glück! Möchteſt Du eine Frau, die zehn Jahre geſchwankt hätte in ihrer Wahl zwiſchen Dir und einem anderen Mann? — ſchwerlich! Um wie viel weniger, wenn ſie ſchwankte zwiſchen Gott und einem Menſchen! Welch' eine armſelige Charakter- und Herzensſchwäche würde das verrathen! Laß mich alſo ganz ſein, was ich ſein kann und ſei auch Du es ganz. Dadurch, daß Du und nicht Oreſt, wie wir Alle glaubten, Stamberg geerbt haſt, ſind Deine Verhältniſſe ja ganz verändert. Du wirſt hier leben, findeſt hier den Kreis Deiner Wirkſamkeit Dir zugewieſen und Haus und Heerd bereit. Nun, ſo nimm ſie in Beſitz, aber ganz und vollſtändig! Mache Dir den häuslichen Heerd lieblich und traut, ſchmücke Dein Haus mit Deinen eigenen Tugenden und denen einer lieben frommen Frau, erfülle Deine ſchöne ſegensreiche

Beſtimmung und laß mich die meine erfüllen — dann wirſt Du mehr und mehr Deinen Frieden finden, weil Du Dein Leben ordneſt nach dem Willen Gottes, anſtatt es zu verſchwenden an leere Leidenſchaft. Einſam darfſt Du nicht bleiben! Du würdeſt Dein Herz hängen an Hunde und Pferde, an Bauten und Parkanlagen, vielleicht an den Mammon — was weiß ich! die Einſamkeit mitten in weltlichen Verhältniſſen iſt Vereinzelung und thut weh, weil das Herz durch ſie abſtirbt oder verknöchert. Ach Uriel, Du kannſt ja ein ſo ſchönes Leben haben! wolle nur!"

Während ſie ſprach, ſchwand der finſtere Ausdruck von Uriel's Zügen, und er ſagte in ihren Anblick verloren:

„Ja, Regina, es iſt Alles ganz richtig, was Du ſagſt, und ich könnte ein ſchönes Leben haben, aber nur durch Dich und nur mit Dir! und ich begreiſe nicht, wie Du ſo feſt auf dem Wege Deiner Liebe wandeln — aber zugleich mir rathen kannſt, den meinen zu verlaſſen."

„Weil das ein Unterſchied iſt wie Himmel und Erde — den Schöpfer zu lieben .... oder ein Geſchöpf! Die Welt wimmelt von Reginen, aber der Geliebte meiner Seele iſt nur Einer. Du kannſt ohne mich eine tauſend Mal beſſere Wahl treffen; ich würde durch jede andere Wahl ein elendes Loos ziehen."

„Meine Liebe läßt ſich nicht beliebig auf irgend ein

Individuum — gleichviel welches! — des weiblichen Geſchlechtes übertragen. Regina. Bei einer ſo ernſten, ſo heiligen, ſo verantwortungsſchweren Verbindung wie die Ehe, die unwiderruflich über das Lebensglück von zwei Menſchen entſcheidet, genügt das allgemeine Wohlwollen und die chriſtliche Nächſtenliebe nicht. Da muß zugleich tiefe Uebereinſtimmung über die höchſten Angelegenheiten — und ausgleichender Gegenſatz in den Charakteren herrſchen. Da muß das Etwas ſein — die Sympathie, die Neigung, der unerklärliche und unleugbare Zug des Herzens, den man Liebe nennt, der ein Weſen ausſcheidet aus Tauſenden, ja, aus allen übrigen — und der durch dies eine Weſen alle Hoffnungen, alle Wünſche, alle Träume, alle Sehnſucht zugleich geweckt und erfüllt ſieht. Sage mir nicht, daß man ſich irren kann, daß man getäuſcht wird, daß man ſtatt Glück — Elend findet; oder ſage es, denn ich leugne es nicht und das Alles beruht auf unſerer Schwäche, unſerer Unvollkommenheit, unſerem Mangel an Selbſtbeherrſchung. Aber dennoch, ſo lange Menſchenherzen hienieden ſchlagen, wird die Liebe, die ausſchließliche Neigung zu einem Weſen, heimathberechtigt in ihnen ſein — und mögen ſie dieſelbe kennen durch Schmerzen und Opfer oder durch Wonnen und Troſt — ſie finden eine unausfüllbare Kluft zwiſchen dem einen geliebten Geſchöpf und den Millionen nicht geliebten. Ich weiß, man ſchließt Ehen ohne eine ſolche excluſive Neigung, und dieſe Ehen fallen ganz gut aus. Ach, warum nicht? Die Menſchennatur iſt ſchmiegſam in jeder Beziehung, ſiedelt ſich auch in einem Kamtſchatka an und hat Freude an ihrer Anſiedelung, weil es eben die ihre iſt. So kann ſich auch das Herz in einem Kamtſchatka zurechtfinden, wenn es nie im blauen duftenden Süden ſelig war, oder wenn Pflicht oder was weiß ich für Rückſichten es an den Nordpol in's Exil ſchicken. Aber, Regina, dann iſt man eben glücklich durch mancherlei, was nicht Liebe iſt und wodurch nicht Jeder glücklich werden mag und kann. Das liebende Herz empört ſich gegen die Zumuthung, ſeine Neigung auf einen anderen Gegenſtand übertragen zu ſollen. Das meine iſt Dir anvermählt und bleibt es für Zeit und Ewigkeit."

„Nein, Uriel!" rief Regina erbleichend, „das darf nicht ſein! das wäre Thorheit, Sünde vielleicht."

„Haſt Du allein das Recht, Gelübde abzulegen, die Anderen als Thorheit erſcheinen?" fragte er.

„Ja!" ſagte ſie feſt; „denn meine Thorheit iſt die des Kreuzes und mein Wille iſt kein Eigenſinn, ſondern iſt eingeſenkt in die zärtlichſte und ſchönſte Abſicht Gottes mit ſeinen Menſchen — während der Deine dem göttlichen Willen widerſpricht."

„Wenn ich es nur faſſen könnte, daß es wirklich unmöglich iſt, Gott und einen Menſchen zu lieben!" brach Uriel aus. „O glaube mir, Du würdeſt hier einen viel größeren Wirkungskreis für Deine Liebe zu Gott finden, als im Kloſter! Wünſcheſt Du ein Krankenhaus, eine Schule, irgend ein Aſyl für menſchliches Elend — Du ſollſt es haben! ja, unter Deinem Dach haben. Sieh', wie groß das Schloß iſt! Sieh', die Stallgebäude werden verlegt und deren Flügel, der an die Kapelle ſtößt, wird ausgebaut nach Deinem Wunſch und Deiner Angabe für Chriſtus in den Armen. Sage nur ein Wort! ſage nur — Ja! und es geſchieht."

„Ich glaub' es, Uriel," entgegnete Regina und ſah ihn mit unausſprechlicher Freundlichkeit an. „Aber wenn Du es unmöglich findeſt, mit Deiner Liebe im Herzen eine Frau zu heirathen, welche Du nicht liebſt, wie ſoll ich es denn möglich machen, einem ungeliebten Mann mein Jawort zu geben, während mein Herz in den ſtillen Flammen einer Liebe ſteht, die, wie Naphthaquellen, unſichtbar und unauslöſchlich brennt! Gewiß, es ſtände ſchlimm um die Welt, wenn man nicht Gott und einen Menſchen zugleich lieben könnte! allein ich bin in meiner Neigung gerade ſo excluſiv, wie Du in der Deinen. Ich überlaſſe es Anderen, jene ſchwierige Aufgabe zu löſen, ohne daß Gott dabei zu kurz komme — und halte mich einfach an der meinen: Solo Dios basta. Wir ſtehen, wie mir ſcheint, auf einem Wendepunkt Deines Lebens, wohin die Hand Gottes Dich geführt hat, damit Du klarer als bisher den Weg überſchauen könneſt, welchen Du zu wandeln haſt. Deshalb hab' ich es für meine Pflicht gehalten, Dich mit aller

Entſchiedenheit daran zu erinnern, daß mein Entſchluß jetzt ſo feſt iſt, wie er vor vier Jahren war und wie er, mit Gottes Gnade, in ſechs Jahren ſein wird. Auf dieſe Weiſe nehme ich keinen Theil an der Peinlichkeit, welche unſer Zuſammenleben vielleicht für Dich hat."

Sie wollte aufſtehen. Heftig ergriff Uriel ihre Hand und rief:

„Bleibe noch! iſt hier ein Wendepunkt in meinem Leben, ſo kann ich unmöglich zugeben, daß er ſchon jetzt erreicht — daß ich ſchon jetzt verdammt ſei, auf der Nachtſeite des Erdenglückes zu gehen. Du mußt mich hören."

„Und was haſt Du noch zu ſagen?" fragte ſie.

Uriel ſah ſie an und ſagte langſam:

„Ich liebe Dich."

Sanft und traurig wendete Regina ihre Augen von ihm ab und ließ ſie auf der lieblich beleuchteten Landſchaft ruhen. Auch Uriel ſchwieg und blickte auf das zarte Profil ihres Angeſichtes, das ſich von dem blauen Himmel abſchnitt und auf das Ganze ihrer edlen Erſcheinung, die im Goldglanz der Morgenſonne ſchwamm, wie ein Heiligenbild in der Glorie.

„Ich liebe Dich!" fuhr er fort; „und nach Deinem Beiſpiel richte ich mein Leben für meine Liebe ein. Alle Aeußerlichkeiten haben nur inſofern Werth für mich, als ich ſie in Zuſammenhang mit Dir bringen kann. Kann ich das nicht, ſo fallen ſie von mir ab, wie Dinge, die mich nichts angehen, denn mein Herz kennt ſie nicht. Ich liebe Dich! nun wohlan, Regina, gehe Deinen Weg — ich gehe den meinen.“

„Zu Gott, Uriel?“ fragte ſie mit gepreßter Stimme.

„Was Du ſo nennſt — ſchwerlich!“

Um ihre eigene Bangigkeit zu unterdrücken, ſagte ſie im ſcherzenden Tone:

„Denke an Göthe's Prometheus: Ich ſollte das Leben haſſen. in Wüſten fliehen, weil nicht alle Blütenträume reiſten?“

„Mit der Göthemanie iſt's aus, Regina! die taugt nur für junge und für alte Kinder, die aus dem Leben nichts zu machen verſtehen, als eine Schaubühne, auf der ſie Comödie ſpielen ſehen, oder ſelbſt Comödie ſpielen. Für eine ſolche Manie iſt mein Herz nicht mehr kindiſch genug und noch nicht altersſchwach genug.“

„Deſto beſſer, Uriel! Dadurch biſt Du der ewigen Wahrheit um einen Schritt näher. Jeder zertrümmerte Götze iſt eine Huldigung für Gott. Wie Du jetzt Deine Göthemanie mitleidig belächelſt, ſo wirſt Du auch einſt Deine Reginamanie belächeln.“

„Kann ſein! Doch zu meinem Heil wäre das nicht, denn in Dir liebe ich die Offenbarung von etwas Himmliſchem. In Göthe ſah ich nur das leuchtende Genie, die vollendete Intelligenz, und ich bewunderte ſeine Schöpfungen und Gebilde, aber nicht ihn als Gottesgeſchöpf. Aber was geht er mich an? was geht die ganze Welt mit ihren Genie's mich an? .... Ich liebe Dich, Regina!"

Regina ſtand lebhaft auf und ſagte entſchieden:

„Genug, Uriel! Du kennſt mich nun bis in's Herz hinein. Was Du thun willſt oder zu thun haſt, muß ich Dir überlaſſen. Aber Eines verſpreche ich Dir feierlich: nach Stamberg komm' ich nicht wieder! — nie wieder! und ſollte ich noch zwanzig Jahre warten, ehe die Kloſterzelle mich aufnimmt — Uriel, ich komme nicht wieder."

Auch Uriel war aufgeſtanden. Er blickte über die ſonnig glänzende Flur und ſagte:

„Der Vorhang ſinkt! — laß uns gehen."

Sie ſah ihn an; ein Silberlicht ſchimmerte in ſeinem Auge, aber er deckte es mit ſeinen dunkeln Wimpern zu und die Thräne zerſchmolz. Wie ſchön er iſt! dachte unwillkürlich Regina. Schweigend gingen ſie in's Schloß.

Der Graf ſaß auf dem großen Balkon, rauchte Cigarren und las Zeitungen. Er hatte mit Zufriedenheit das Geſpräch unter der Eiche aus der Ferne bemerkt und ſchmeichelte ſich mit der kühnen Hoffnung, Regina werde ſich ihm als Braut vorſtellen. Aber nicht ſie erſchien auf dem Balkon, ſondern Uriel allein und zwar ſo ernſt, daß der Graf erſchreckt fragte:

„Bringſt Du eine Trauerbotſchaft?“

„Wenigſtens keine neue, lieber Onkel! Regina iſt unüberwindlich in ihrem alten Entſchluß.“

„Iſt's möglich!“ rief der Graf; „hat ſie eine ſolche Selbſtbeherrſchung, nie eine Sylbe zu äußern, in der Welt zu leben wie unſer einer — oder doch ungefähr ſo! und dabei die Kloſtergrillen feſtzuhalten?“

Der Graf that ein Paar tiefe Züge aus der Cigarre und ſah gedankenvoll die kleinen bläulichen Rauchwolken an, die geſchlängelt ſeinen Lippen entquollen und in der Luft zerfloſſen.

„Hör', mein Junge,“ ſagte er nach einiger Zeit, nimm Du Vernunft und guten Rath an, gib Du Deine Grille auf, laß Regina fahren und heirathe Corona; dann iſt uns Allen geholfen. Dann wird Corona die Erbtochter, Du wirſt mein Schwiegerſohn, und wenn Regina es denn durchaus nicht anders will, ſo gehe ſie in's Kloſter. Seitdem die Kleine herangewachſen und — wie alle Welt ſagt! — bildhübſch geworden iſt, flog mir ſchon öfter dies glückliche Auskunftsmittel durch den Kopf; allein ich hoffte immer noch, daß ſich Regina beſinnen werde — namentlich hier, wo es ihr ſo recht anſchaulich werden müßte, welch' ein glückliches Leben mit Dir ihrer harrt. Iſt ſie aber eigenſinnig, ſo ſei Du es nicht! Du ziehſt vielleicht mit Corona ein glücklicheres Loos. Was ſagſt Du zu meinem Vorſchlag.“

„Daß ich die Königin liebe und nicht die Krone!“

„Ach, mein Junge, ſei nicht romanesk! Tauſend Männer würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ihnen ein ſolcher Antrag gemacht würde!“

„Und auch ich könnte es ſein, wenn ich nicht Regina liebte.“

„Nun, ſo vergiß Regina, denke nicht an ſie, beſchäftige Dich nicht mit ihr: dann dauert es nicht lange und ſchau! Du liebſt ſie nicht mehr. Und dann dauert es wieder nicht lange und ſchau! Du liebſt Corona. Dieſe kleinen wunderniedlichen Perſönchen haben einen eigenen Reiz, womit ſie ſich in die Herzen ſtehlen — wenn man nur nicht wie ein Bramarbas das Herz gegen ſie panzert. Leg' ab Deine Rüſtung, laß es getroffen werden von dem Liebespfeil des kleinen Gottes Amor“ . . . . —

„Lieber Onkel, es iſt ja bereits durch und durch getroffen!“ unterbrach Uriel traurig lächelnd.

„Ueberlaß doch den Eigenſinn dem ſchönen Geſchlecht!“ rief der Graf. „Gott weiß, wie gern ich Regina als Deine Frau geſehen hätte! aber wir werden doch Beide wahrhaftig nicht ſo thöricht ſein, uns durch ſie unſere Zukunftspläne ſtören zu laſſen? Bisher hoffte ich ſicher auf Regina's Bekehrung zum Eheſtande, und ich habe in dieſen vier Jahren Alles gethan, wodurch ich hoffen konnte, ſie für die Welt zu gewinnen. Umſonſt! Nun wohlan, ſo müſſen wir die Sache anders anfangen. Ich bin jetzt runde fünfzig Jahre alt. Niemand ſieht mir's an, nicht wahr? .... aber Anno Eins geboren, macht fünfzig Jahre wohlgezählt. Es verlangt mich, junge Sproſſen an meinem Stamm zu ſehen, Windecker Nachkommenſchaft. Habe drei Söhne und zwei Töchter, und noch immer keine Ausſicht dazu! Das iſt verdrießlich und muß aufhören. Nicht umſonſt hat es ſich ſo fügen müſſen, daß Du Herr auf Stamberg wurdeſt und ſo früh eine glänzende ſelbſtſtändige Stellung bekamſt. Es iſt augenſcheinlich der Wille Gottes — um mit Regina zu ſprechen! — daß Du dich als der Stammhalter der Windecker gerirſt, und da das thörichte Mädchen davon nichts wiſſen will, ſo wollen denn auch wir ſie nicht weiter bitten und uns Corona erwählen. Was ſagſt Du dazu?"

Uriel war ſo tief in ſeine eigenen Gedanken verſunken, daß er des Grafen Betrachtungen gar nicht gehört hatte. Jetzt weckte ihn deſſen Frage und er rief:

„Ja! Corona!"

„Alſo Du willigſt ein?" fragte der Graf erfreut. „Braviſſimo! — Bei der Kleinen machen wir die Sache kürzer und vernünftiger. Sie wird weiter nicht gefragt, ſondern ich kündige ihr an, ſie ſei Uriels glückliche Braut und in vier Wochen ſeine Frau; — nicht wahr?"

Uriel rief lebhaft: „Meine Frau? Corona? ....

lieber Onkel, ich muß Zeit haben und mich beſinnen. Vor der Hand kann von dem Allen gar keine Rede ſein; aber ſei feſt überzeugt, daß ich Alles thun werde, was Deinen Wünſchen entſpricht. — Biſt Du mit den Cigarren zufrieden?“

„Mehr als mit Euch Allen zuſammen!“ murrte der Graf kopfſchüttelnd. „Welche Nöthen ſteht man doch mit ſeinen Kindern aus! Wahrhaftig, ich ſehe nicht ein, weshalb ich mit meinen miſerabelen Erfahrungen ſie noch durch Enkel zu vervollſtändigen wünſche! aber das iſt die Verpflichtung, welche der alte Name und das Anſehen der Familie aufbürdet. Wäre man von geſtern, ohne Ahnen und ohne Erbgut, ſo würde man kein beſonderes Verlangen nach Enkeln haben.“ —

Es vergingen noch einige Tage recht angenehm, denn Regina war wieder ganz in ihrer unbefangenen Haltung und Uriel beherrſchte ſich meiſterhaft. Nur als der Graf von der nahen Abreiſe ſprach, zuckte ein gräßlicher Schmerz, wie ein Todesſtich, durch Uriels Herz, weil er wußte — Regina kommt nicht wieder her. Jetzt iſt ſie noch hier, noch einen Tag, noch ein Paar Stunden, noch einige Augenblicke; dann iſt's aus und vorbei! ſie kommt nicht wieder.

Am letzten Morgen, als ſich Alle zur Abreiſe rüſteten, ging Regina ſchon reiſefertig auf den großen Balkon und blickte auf das wogende Nebelmeer, welches die Landſchaft bedeckte, Himmel und Erde mit farbloſem Grau verhüllte und einzelne kalte Tropfen, wie ſchwere Thränen, fallen ließ. Es war ſo recht ein trüber Herbſtmorgen, dem zuweilen ein ſchöner Tag folgt. Ein Bild des Lebens! dachte Regina; wir wandeln in Wolken, ſo lange wir hienieden wandeln; der ungetrübte Sonnenſchein bricht erſt mit der Ewigkeit an. — Uriel folgte ihr auf den Balkon.

„Regina!“ ſagte er und ſeine ſonſt ſo klingende Stimme ſank durch die Uebermacht der Herzensbewegung zu einem Flüſtern herab; — „wirſt Du wiederkommen?“

Sie verneinte ſchweigend und ohne ihn anzuſehen.

„Beſinne Dich wohl!“ fuhr er fort; „dieſer Augenblick entſcheidet über Deine und meine Zukunft — und wer weiß über welches Schickſal! Es liegt in Deiner Macht, das ſchönſte, edelſte Glück hier einzuführen, hier auf dieſer Stätte heimiſch zu machen — ein Glück, worauf Gottes Wohlgefallen und Segen ruht, ein Glück, das die Seelen adelt und die Herzen verklärt, ein Glück, woran ſich eine Kette von Gnaden knüpft und das in weite und ferne Lebenskreiſe wohlthätig hineinwirkt. Sieh Dich um, ſieh Dir dieſe Stätte genau an, ſieh mich an, ſieh mir in's Herz hinein — — dann ſprich! und bedenk' es wohl: was Du jetzt ſagſt, mußt Du verantworten in der Ewigkeit.“

Regina blickte geradeaus und leiſe bewegten ſich ihre Lippen, dann ſah ſie Uriel an und eine übernatürliche Zärtlichkeit verſchmolz mit tiefer Trauer in ihrem unergründlich ſchönen Auge und ſie ſagte:

„Solo Dios basta.“

Es glitt ein ſolcher Schmerz über Uriels Züge, daß ſie ihre gefalteten Hände lebhaft an die Bruſt drückte und ausrief:

„O mein Gott! wandle du dieſen Schmerz in Gnade um, und dieſen Dorn der Erde in himmliſche Roſen.“

Der Graf, die Baronin Iſabelle, Corona und Hyacinth traten ſo eben Alle reiſefertig in den Salon und gingen auch auf den Balkon, und der Graf fragte Regina:

„Du nimmſt wohl Abſchied von Stamberg?“

„Nein, lieber Vater, von Uriel,“ ſagte ſie ruhig.

Hyacinth ging raſch auf den todesbleichen Uriel zu, legte zärtlich den Arm auf deſſen Schulter und ſagte:

„Auf Wiederſehen zu meiner Primiz, Uriel.“

„Ja, auf Wiederſehen!“ entgegnete Uriel gedankenlos.

Der Wagen fuhr vor — — und fuhr dahin! Uriel ſah ihm nach, horchte ihm nach — und als er nichts mehr von ihm ſah und hörte, war ihm zu Muth, als habe er die ganze Welt beſeſſen — und verloren.

◆

Die Verſuchung.

Der Winter mit ſeinen Freuden der Geſelligkeit hatte den Grafen wieder nach Frankfurt geführt. Diesmal ſollte auch Corona in der Welt erſcheinen. Die ſchauerliche Kataſtrophe, durch die vor vier Jahren der Faſching unterbrochen wurde, war ſo ziemlich ſeinem Gedächtniß entſchwunden: ein übergraſtes Grab, wie es deren ſo zahlloſe und mannigfache hienieden gibt. Die Welt mit ihrem unverbeſſerlichen Leichtſinn und Heißhunger nach berauſchenden und blendenden Genüſſen und materiellem Wohlbehagen machte es genau, wie Graf Windeck, ließ ſich durch keine warnende Vergangenheit und durch keine ſchwankende Zukunft aus ihrem Opiumtraum von allgemeinem Frieden und Fortſchritt aufwecken und verſenkte ſich immer tiefer in die öden Freuden eines krankhaft geſteigerten Luxus und in die ſchwindelnden Reigen einer Civiliſation, die auf Dampfmaſchinen beruht. Damit der allmächtige Factor der Zeit, Dampf — in ſeiner Thätigkeit und Wirkſamkeit nur beileibe nicht geſtört werde, ſchrie die Welt nach Frieden und überredete ſich, daß das Brodeln der Dampfkeſſel und das Schwirren der Maſchinen Grundlage und Unterpfand eines Friedens wären, deſſen Dauer die hohe und allgemeine Bildung der Menſchheit verbürge. Und ſo hatte denn die Welt ihre Art von Frieden, d. h. es gab keinen Krieg.

Mit großer Selbſtgefälligkeit führte der Graf ſeine beiden ſchönen Töchter in die Geſellſchaft ein. Regina's erſtes flüchtiges Auftreten war im Laufe der Jahre und der Ereigniſſe vergeſſen. Sie war eine eben ſo neue Erſcheinung als Corona, ja neuer, inſofern ihre Eigenthümlichkeit entſchiedener und nicht ſalonmäßig war. Sie ging und ſtand und ſprach und tanzte zwar mit allen Uebrigen, aber ſie that es nicht wie ſie. Sie trug zwar die Farbe der Welt, aber in einer beſonderen Nüance. Man hielt ſie allgemein für Uriels Braut und man zerbrach ſich den Kopf, weshalb wohl noch immer nicht die Dispenſe aus Rom gekommen ſei, welche die Verehelichung geſtatte. Corona aber wurde die gefeierte Schönheit des Tages. Sie war auch ſchön wie der Tag, mit ihren bezaubernden goldbraunen Augen, die ſchwärmeriſch und ſchalkhaft zugleich, halbverſchleiert hinter ſchwarzen Wimpern lagen — und mit ihrer feinen nymphenhaften Geſtalt, die ſich ſo edel bewegte und ſo graziös das liebliche, braungelockte Haupt trug. Sie unterhielt ſich vortrefflich; Alles machte ihr

Vergnügen: der Tanz, die Muſik, die verbindlichen Menſchen, die geſchmackvollen Kleider, die glänzenden Feſte; auch die Huldigungen, deren Gegenſtand ſie war; auch die dadurch erhöhte Zärtlichkeit ihres Vaters, bei dem die Werthſchätzung ſeiner Töchter in dem Maße ſtieg, als die Welt ihnen huldigte. Wie ein Blumengarten lag das Leben vor Corona und ſie wähnte, ſie brauche nur die Hand auszuſtrecken, um ſich tauſend duftende Blüten zum Strauß zuſammen zu binden. Zu anderer Zeit würde Regina ſorgenvoll Corona's Richtung beobachtet haben; allein Regina's innerſtes Weſen ſtand ſelbſt in den Flammen eines Scheiterhaufens, und ſie wußte nicht, ob ihr Herz darin zu Aſche verbrennen oder zu jenem Gold von vierundzwanzig Karat ausglühen werde, über welches keine Flamme mehr Gewalt hat. Sie litt und ſchwieg — und kämpfte ihren Kampf nach ihrer Art, ſtill vor Gott, ohne zu klagen und zu fragen. Aber ſie litt ſo ſehr, daß die friſche Blüte ihrer Geſundheit davon angehaucht wurde. Sie ſuchte es zu verbergen; je bleicher ſie wurde, um deſto freundlicher lächelte ſie, und daß ſie ſichtlich abmagere, ſchob ſie den durchtanzten Nächten zu. Aber Corona hörte ſie zuweilen in ſtillen Nächten beten und weinen und ſagte es der Tante Iſabelle mit dem Zuſatz:

„Sie vergeht vor Sehnſucht nach dem Kloſter."

Und die Tante ſagte es dem Grafen und bat ihn, einen Arzt zu Rath zu ziehen, ob der Gram nicht wirklich Regina's Geſundheit zernage. Der Graf hatte ſeinerſeits nicht ohne Sorgen Regina's Zuſtand wahrgenommen, aber ſich, nach Art der Egoiſten, darüber zu täuſchen verſucht, indem er Alles für baare Münze nehmen wollte, was ſie von den Anſtrengungen des Faſchings vorſchob. Nun aber brach er gegen die Baronin aus:

„Beſte Iſabelle! bin ich nicht ein beklagenswerther Vater! Alles thue ich für meine Kinder — Alles! In die ſchottiſche Romantik begebe ich mich mit ihnen und in die Faſchingsluſtbarkeiten — und was iſt mein Lohn? Regina vergrämt ſich in wahrhaft ſtupider Sehnſucht nach dumpfen Kloſtermauern, und Uriel — ſtatt herzukommen und friſchweg Corona zu heirathen, ſitzt auf Stamberg und bebrütet Gott weiß was für Pläne. Ehe er ſich aber nicht entſchieden hat, kann ich doch unmöglich Regina ziehen laſſen. Das wäre zu früh, da ich ihr eine zehnjährige Friſt geſtellt habe. Das hieße meinem Anſehen als Vater etwas vergeben. Ließe ich mir meine Einwilligung von ihr abtrotzen — wer weiß, was der Kleinen einfiele.“

„Davon reden wir ja nicht,“ entgegnete die Baronin ängſtlich wie immer. „Laſſen Sie nur einen Arzt für Regina rufen. Es wäre doch beſſer, ſie ihrem Kloſterberuf folgen — als ſie ſterben zu ſehen.“

„Sterben! meine prächtige Regina ſterben!“ rief der Graf aufgeregt; „das darf nicht ſein. Es ſoll auf der Stelle ein Arzt gerufen werden.“

Er ging in das Zimmer ſeiner Töchter. Beide ſaßen am Flügel und ſpielten vierhändig Beethoven's Symphonie aus C moll. Sie wollten ihr Spiel unterbrechen, als er eintrat; aber er hieß ſie fortfahren und ſetzte ſich ihnen gegenüber, um ſie zu beobachten und zu vergleichen. Corona's Geſichtchen glühte von Eifer und Aufmerkſamkeit; ſie ſpielte die erſte Partie, und ihre hellroſigen Wangen, ihre leicht geöffneten Lippen, der feſte Blick, womit ſie auf ihre Noten ſah, verriethen, wie vertieft ſie in ihrer Aufgabe war. Regina ſpielte mit viel größerer Leichtigkeit, gab gewandt hie und da der Schweſter nach, ſchlug die Notenblätter um, verrieth gar keine Anſtrengung; warum brannte denn aber ein ſo ſcharfes abgezirkeltes Roth auf ihren Wangen? und warum hatten ihre Augen ſolchen auffallenden Glanz? Sie wird doch nicht hektiſch ſein! — murmelte der Graf beängſtigt. Nach dem Schlußaccord rief er:

„Bravo, Kinder! Corona muß ſich noch tüchtig üben. Du aber, Regina, ſollteſt Dich nicht anſtrengen; Du ſiehſt leidend aus — und zwar ſo ſehr und ſo lange ſchon, daß wir denn doch einen Doctor conſultiren wollen.“

„Du biſt ſo gut, lieber Vater; aber weshalb der Doctor?“ ſagte Regina und küßte zärtlich des Vaters Hand.

„Weshalb? wunderliche Frage! weil ich nicht will, daß Du dahinſiechen und ſterben ſollſt.“

„O mein lieber Vater, ſei ganz ruhig! ich glaube nicht, daß mich jetzt ſchon der liebe Gott in die Ewigkeit ruft,“ ſagte Regina mit ſanfter Wehmuth.

„Du wärſt im Stande, das zu bedauern!“ rief der Graf faſt zornig, weil er ſich von ihrer Sanftmuth gerührt fühlte. „Aber daraus wird nichts — das ſage ich Dir! lieber laſſe ich Dich in's Kloſter gehen. Geſtehe mir aufrichtig: biſt Du krank vor Sehnſucht nach Deinen Carmeliteſſen?“

Regina legte die Hand flüchtig über ihre Augen; dann ſah ſie ihren Vater mit zärtlichſter Dankbarkeit an und ſagte feſt:

„Nein, mein lieber Vater.“

„Nein? — Du ſagſt Nein, Regina! Hätteſt Du Ja geſagt, ſo würde ich Dir antworten: Geh in's Kloſter.“

„Ich kann keine Unwahrheit ſagen, lieber Vater.“

„Aber Du biſt doch leidend, Regina?“

„Ich leide wohl etwas; nur kann kein Arzt mir helfen.“

„Das wollen wir erſt erleben!“ ſagte der Graf.

Der Arzt kam, fragte, fühlte den Puls, that, was ſeines Amtes iſt, ſprach von Aufregung der Nerven und erklärte endlich, er müſſe die Gräfin mindeſtens acht Tage beobachten, bevor er ſich ausſprechen könne. Man fand das ganz in der Ordnung. Er kam täglich, bald zu der einen Stunde, bald zu der anderen. Er beobachtete Regina und unterhielt ſich mit ihr. Er ließ ſich von der Baronin und von Corona deren Bemerkungen unter vier Augen mittheilen. Endlich erſchien er bei dem Grafen und ſagte nicht ohne Verlegenheit, er ſei etwas betroffen über ſeine Entdeckung und der Graf möge es nicht übel nehmen, wenn eine unangenehme Sache zur Sprache komme; aber nach Pflicht und Gewiſſen könne er nicht anders. Der Graf ſtarrte verblüfft den Doctor an und rief endlich ungeduldig:

„Nur heraus mit der Sprache! iſt ſie hektiſch?"

„Nicht im geringſten!" erwiderte mitleidig lächelnd der Doctor. „Es iſt allerdings eine gewiſſe Spannung des Nerven- und Erregung des Blutſyſtems bei Ihrer Gräfin Tochter wahrzunehmen, allein dies iſt nicht mit anderen Krankheitsſymptomen verbunden, ſondern ſteht vereinzelt da. Deshalb muß ich ſchließen, daß es Folgen von Gemüthsleiden ſind, und ich glaube mit allem Recht behaupten zu dürfen, daß die Gräfin eine unglückliche Liebe im Herzen trägt — vielleicht für Jemand, der unter ihrem Stande iſt. Ich bin noch nicht ganz darüber im Klaren. Auch Sie ſcheinen es nicht zu ſein — fuhr er fort, als ihn der Graf ſprachlos vor Erſtaunen anſah — und es thut mir wahrhaftig herzlich leid, eine wunde Stelle zu berühren. Aber ich habe allen Grund bei meiner Diagnoſe ſtehen zu bleiben und die heißt — unglückliche Liebe."

„Welchen Grund haben Sie denn aber eigentlich dafür?“ fragte der Graf, der ſich von dieſem Ausgang nichts hatte träumen laſſen.

„Einen ſolchen, der Ihnen einleuchten wird, Herr Graf! denn er iſt ſchwarz auf weiß,“ erwiderte der Arzt und zog triumphirend ein Billet hervor. Sehen Sie hier .... einen poetiſchen Liebesbrief.“

„Ein Liebesbrief von Regina! Herr Doctor, Sie faſeln!“ rief der Graf lachend, indem er das Blatt ergriff. Ueberdas iſt dies nicht Regina's, ſondern Corona's Handſchrift. Was? Verſe!“

„Nun, das verſteht ſich, Herr Graf! eine ſo zarte und noble Dame, wie Gräfin Regina, drückt ihre Herzensempfindung auch zart aus.“

Kopfſchüttelnd las der Graf:

Mein Erbtheil.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
Die ſchwarz um den Pfad ſich geballt,
Wenn Irrwiſch und trügende Mächte
Verlocken in Gaukelgeſtalt;
Wenn nimmer ein Stern zu erſpahen,
Wenn ſtrauchelt der Fuß — ach, wie oft!
Doch Du wachſt auf ſeligen Höhen:
Ich weiß, in Wen ich gehofft.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
So Innen die Seele umziehen,
So ſchwarz, daß das Wahre, das Rechte,
Nicht kräftig und friſch kann erblüh'n.

Doch ſind auch die ſpärlichen Saaten
Der ſegnenden Sonne beraubt,
Du wachſt und ſie können gerathen:
Ich weiß, an Wen ich geglaubt.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte,
Worinnen das Herze verſinkt,
Wenn dürſtend nach Liebe, die ächte,
Ach fern, ach verloren ihm dünkt,
Wenn zitternd im ſchmachtenden Bangen
Nichts Labſal noch Tröſtung ihm gibt;
Doch Du wachſt und ſtillſt ſein Verlangen:
Ich weiß, Wer mich ewig geliebt.

O wohl ſind ſie dunkel die Nächte
Der Erde, durch Leid und durch Luſt!
Das Leben, ein Dornengeflechte,
Zerreißt und verödet die Bruſt,
Es birgt auch in Roſen nur Herbe,
Weil Dauer all' überall fehlt,
Doch Du biſt mein ewiges Erbe:
Ich weiß, Wen ich mir erwählt.

Der Graf hatte laut geleſen und der Doctor, ganz verſunken in ſeine vorgefaßte Meinung, hatte aufmerkſam zugehört.

„Was ſagen Sie nun, Herr Graf?“ rief er ſelbſt zufrieden; „iſt das nicht klar genug? Dies ewig wache angebetete Weſen, das in einer anderen Sphäre weilt, iſt eben der Geliebte, der unerreichbare — nur etwas myſtiſch ausgedrückt.“

„Sehr myſtiſch,“ antwortete der Graf lakoniſch.

„Leſen Sie nur gefälligſt weiter; es wird deutlicher im zweiten Gedicht.“

„O Gott!“ ſeufzte der Graf, „jetzt leſe ich ſogar Gedichte, meine Horreur! .... Alles für meine Kinder! ich bin wirklich ein halber Martyrer.“ Er las:

Seliges Genügen.

Der Abend ſinkt, zur Ruhe geht die Erde,
Es bricht die Nacht mit kaltem Schauer an,
In Aſche ſtirbt die Flamme auf dem Heerde,
Zur Heimathshütte eilt der Wandersmann.
Unheimlich ſtarrt das Reich der Finſterniſſe,
Wo weilt die Sonne? wo das gold'ne Licht? — —
„O frag' nicht mich, ob ich das Licht vermiſſe,
„Ich habe Ihn — ich brauch' die Sonne nicht!“

Das Leben ſinkt! es fliehen Tag' und Jahre
Wie Wolkenzüge über Himmels Blau.
Wo Jugend blühte — ſteht die Todtenbahre,
Wo Roſenflor — ein fahles kaltes Grau.
Iſt das noch Leben, wenn der Tod es endet?
Iſt's Tag noch, wenn er ſtirbt im Abendroth?
„O frag' nicht mich! mir hat ſich nichts gewendet,
„Ich habe Ihn — ich weiß von keinem Tod!“

Das Herze ſinkt! — es hat ſich matt gerungen,
Im blut'gen Kampf nach dem geträumten Glück.
War's je zum heißerſehnten Ziel gedrungen —
O weh! es fiel in Sehnſucht heiß zurück.
Iſt Liebe nicht ein Schattenſpiel für Thoren?
Ein kläglich Blendwerk mit des Glückes Schein? —
„O frag' nicht mich! ich habe nichts verloren!
„Ich habe Ihn — die ew'ge Lieb' iſt mein.“

„Iſt das nicht ſehr rührend, Herr Graf?“ fragte der Doctor. „Ich an Ihrer Stelle würde dieſer tiefen innigen Liebe alle Standesvorurtheile zum Opfer bringen.“

„Auch dann, Herr Doctor,“ fragte der Graf mit leichtem Spott, „wenn der Geliebte Niemand anders wäre — als der liebe Gott?“

„Wie ſo?“ entgegnete der Doctor höchſt verblüfft.

„Ja, meine Tochter will in's Kloſter und deshalb verſchmäht ſie jede irdiſche Liebe.“

„Ah,“ ſagte der Doctor gedehnt, „mit dieſer Sorte von Sentimentalität bin ich freilich weder bekannt noch einverſtanden, da ich Gottlob! Proteſtant bin. Indeſſen verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß ein guter Vater einer ſolchen Grille ſeine Zuſtimmung verſage.“

„Die Mesalliance mit dem lieben Gott wäre allzu ſchreiend, nicht wahr?“ fragte der Graf ſpitz.

„Solche Zuſtände liegen außerhalb des Horizontes meiner Wiſſenſchaft und meiner Erfahrung,“ antwortete der Doctor und empfahl ſich. —

Der Graf ging zu ſeinen Töchtern. Corona knüpfte roſenfarbene Bandſchleifer, die ſie am Abend tragen wollte; Regina ſaß am Schreibtiſch, als er eintrat.

„Schreibſt Du Verſe, Regina?“ fragte er.

„Ich bringe nur ein Paar Reime zuſammen,“ entgegnete ſie leicht erröthend.

„O Papa! ſie iſt eine Minneſängerin — aber der himmliſchen Liebe!“ rief Corona über ihre roſenfarbenen Bänder hinweg.

„Darf ich leſen?“ fragte der Graf und blickte über Regina's Schulter.

Sie reichte ihm willig, aber verlegen, das Blatt und ſagte entſchuldigend:

„Verzeih, lieber Vater! es wird Dir wohl nicht gefallen und iſt ja auch nur ganz armſelig. Aber Du weißt: Solo Dios basta! darauf bezieht ſich Alles bei mir.“

Der Graf las:

Die Lampe im Heiligthum.

Das ewige Licht
Iſt die Flamme, die aus dem Herzen bricht.
Das ewige Licht
Iſt die Stimme, die ſtill zum Geliebten ſpricht.
Das ewige Licht
Iſt die Roſe, die ihn bräutlich umflicht.
Das ewige Licht
Iſt ein bezauberndes Liebesgedicht.
Das ewige Licht
Macht alle Lichter der Welt zunicht.
Das ewige Licht
Iſt die Seele betend vor Gottes Angeſicht.
O ewiges Licht!
Mir leuchte Dein Glanz, wenn mein Auge bricht

„Wie moneton!“ rief der Graf.

„Nicht wahr?“ ſagte ſie freundlich.

„Regina,“ fuhr er fort, „hier ſind ein Paar Deiner Reimereien, die Corona, weil ſie Dich für eine Minneſängerin hält, abgeſchrieben und dem Doctor gegeben hat. Dieſer ſtellte ſie mir ſo eben zurück und bemerkte dabei, er könne Dich nicht eigentlich krank finden; nur müßteſt Du Dich ſchonen.“

„Das fühle ich auch, lieber Vater,“ entgegnete ſie, „und deshalb erlaube mir, nach Windeck zu Onkel Levin zu gehen. Wenn Du dann in einigen Wochen kommſt, werd' ich mich gewiß ganz erholt haben und Dir keine Sorge mehr machen.“

Was war zu thun? der Graf ließ ſie reiſen.

„Wir müſſen uns darauf vorbereiten, ſie in's Kloſter gehen zu laſſen,“ ſagte er zur Baronin und zu Corona. „Dieſe Trennung iſt eine kleine Vorübung.“

„Willſt Du es wirklich erlauben, Papa!“ rief Corona.

„Sie zwingt mich ja,“ ſagte er unmuthig. „Der Doctor, obzwar er auf ganz falſcher Fährte war, rieth mir doch, den Widerſtand nicht auf's Aeußerſte zu treiben. Von Dir, Corona, hoffe ich auf Erſatz für alle Sorgen, die ich um Deine Schweſter habe.“

„Und ſie iſt doch tauſend Mal beſſer als ich!“ rief Corona, zärtlich an ihren Vater ſich ſchmiegend. —

Mit froher Ueberraſchung, doch nicht ganz ohne Beſorgniß, empfing Onkel Levin die Tochter ſeiner Seele, ſeine geliebte Regina. Seit ihrer Rückkehr aus England hatte er eine leiſe Verſtörung in dem Gleichmuth ihres innern Lebens wahrgenommen. Er kannte aber ihre ſchweigende Art und mochte nicht fragen, bevor ſie nicht Veranlaſſung dazu gab. Wie der Pflanzenkeim ſeine Zeit braucht, ehe er das Erdreich durchbricht, ſo will auch das Wort ſeine Zeit haben, bis es ſich vertrauend ausſpricht. Als Regina den lieben Onkel Levin wiederſah, und wieder in der trauten Kapelle vor dem Allerheiligſten auf den Knieen lag, und wieder ihr ſtilles Zimmer betrat, das in ſchlichter Einfachheit einer Zelle glich und eher einem Kloſter als einem gräflichen Schloß zu gehören ſchien — da drängte ſich all' ihr Weh über ihr Herz hinaus und ſie ging raſchen Schrittes zum Onkel, nachdem ſie am erſten Morgen ſeiner Meſſe beigewohnt hatte.

„Ich erwartete Dich," ſagte er liebreich zuvorkommend, „denn Du ſahſt verweint aus. Was betrübt Dich, Kind? Sprich'! der liebe Gott wandelt auch unſere bitterſten Thränen in Gnadenthau um."

Er blickte ſie an mit ſeinen ſeelenvollen verklärten Augen, die über ſeinem edeln, blaſſen, vielfach durchſchmerzten und tief gefriedetem Antlitz ſtrahlten, wie ſtille Sterne über einer Winterlandſchaft. In einem Strahl der Morgenſonne ruhte ſein Haupt mit den Silberlocken. Er ſah aus wie Jemand, der heimiſch iſt in einer beſſeren Welt. Regina ſank zu ſeinen Füßen nieder und bedeckte ſeine Hände mit Thränen und Küſſen. Er ließ ſie gewähren und betete ſtill für ſie. Endlich erhob ſie ſich und ſagte mühſam gefaßt:

„Ich bin abgefallen von meiner erſten Liebe.“

„Das glaub' ich nicht!“ erwiederte Levin freundlich.

„Ich bin es! mein Herz geht nicht mehr geradeswegs zu Gott; meine Gedanken wenden ſich nicht mehr ungetheilt dem höchſten Gut zu; meine Liebe ſtrebt nicht mehr einzig und allein zur ewigen Liebe. Ein Menſch iſt mir in den Weg getreten und ſucht mein Herz an ſich zu reißen; und dies thörichte Herz neigt ſich ihm zu — und nur mit meinem Willen hefte ich es an das Kreuz meines Gottes. So ſteht es mit mir.“

„Nun, beſtes Kind, dann ſteht es ja ſehr gut mit Dir. Deine Liebe iſt aus der Region des Gefühls in die des Willens übergegangen. Die bloße Neigung hört auf und die Tugend beginnt. Aus der natürlichen Ordnung wandert Deine Liebe aus und ſtrebt heimiſch zu werden in der Ordnung der Gnade. Und Du weinſt? und Du zitterſt? O falle auf Deine Knie und danke Gott, daß endlich die Stunde des Kampfes für Dich geſchlagen hat.“

„Er reibt mich auf, dieſer Kampf! ich kann nicht leben unter der Laſt meiner Treuloſigkeit!“

„Ja Kind, wenn Du ſtolz biſt, dann kann es leicht von Dir heißen: Wie biſt du vom Himmel gefallen, ſchöner Morgenſtern! — Nimm in Demuth Dein Kreuz auf Dich — das ſchwerſte Kreuz: Deine Armſeligkeit — und wandele damit weiter; dann findeſt Du Gott, denn der kreuztragende Heiland und Millionen von heiligen Liebhabern des Kreuzes geleiten Dich. Biſt Du aber ſtolz, ſo ſagſt Du Dich von ihnen los."

„Lieber Onkel! Du weißt, welch' ein Entſchluß mir aus der Kindheit in die Jugend gefolgt iſt und wie ich deshalb die Wünſche meines Vaters nicht erfüllen konnte. Von meiner Familie, von Uriel, von der ganzen Welt mich zu trennen, war mir kein Opfer; denn ich lebte in einer überirdiſchen Freudenwelt, und es wäre mir wie ein Gottesraub erſchienen, hätte ich mich mit vergänglichem Glück beſchäftigen wollen. Seit dem vorigen Herbſt iſt es anders geworden — anders, ſeitdem ich in Stamberg auf immer von Uriel Abſchied nahm. Warum? das weiß ich nicht! — aber ſeitdem erſcheint mir Uriel ſehr liebenswürdig und das Leben mit ihm auf Stamberg ſehr glücklich; und eine Stimme ſagt mir, es wäre Gott ſehr wohlgefällig, wenn ich meinem Vater gehorchte und meine liebe ſelige Mutter würde im Himmel meine Verbindung mit Uriel ſegnen. Und das Alles ſpricht ſo mächtig zu meinem Herzen und lähmt dermaßen meine Vertheidigungswaffen, nämlich mein Gebet und die Hingebung meines Willens an Gott, an Gott allein — daß ich nicht weiß, auf welche Seite der Sieg ſich neigen wird und nicht weiß, ob ich nicht tauſend Thränen weinen werde, wenn er ſich auf die Seite Gottes neigt.“

„Wohlan, Regina, Dein Gelübde ewiger Jungfräulichkeit kann gelöſt werden. Es iſt gültig, aber nicht unauflöslich. Haſt Du Alles wohl erwogen, viel gebetet, viel um die Erleuchtung des heiligen Geiſtes gefleht“ . . . . — —

„Das habe ich gethan, lieber Onkel; doch in der Abſicht nie, o nie! ich will nicht die Löſung meines theuern Gelübdes! ich will nicht mit Gott angefangen haben, um kläglich mit einem Menſchen zu enden! ich will nicht mein Herz in zwei Lieben und zwei Treuen zerſpalten und verkleinern! ſondern ich will dies: mein Herz unberührt von jeglichem Anhauch aus den Niederungen des Lebens zu Füßen des Gekreuzigten hinlegen. Das möchte ich erbitten und erflehen. Deshalb durchwache ich halbe Nächte in Thränen und Klagen. Aber Gott erhört mich nicht — denn wieder und immer wieder werden bethörende Stimmen laut, nach denen ein Etwas in meinem Herzen hinhorcht, weil ſie ſüß und ſchmeichelnd klingen, obſchon ſie wehe thun.“

„Ah, nun verſtehe ich!“ nahm Levin mit unausſprechlicher Milde das Wort; „Du möchteſt dem lieben Gott vorſchreiben, auf welche Weiſe er Dich in’s Himmelreich führen ſoll. Durch ein Triumphthor möchteſt Du einziehen, nicht wahr? das frohe Selbſtbewußtſein Deiner Stärke ſollte Dir eine goldene Rüſtung anlegen, von der jeder friedliche Pfeil abprallte, nicht wahr? in ſtolzer Zuverſicht unverwundbar, möchteſt Du über Schlangen und Nattern ſchreiten und lächelnd den Drachen beſiegen, nicht wahr? O weh, meine arme Regina! das iſt die Art des Erzengels, aber nicht des Menſchenkindes! Als der heilige Apoſtel Paulus ſich zu Gott bekehrte, ſprach eine Stimme: „Ich will ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden ſoll.“ Sieh', das iſt Menſchenart! Gekreuzigt dem Leibe und der Seele nach — mit Wundmalen am Körper und am Herzen — zermalmt von innerem Leid über ſeine Schwachheit — gequält von allen Verſuchungen, denen der Sohn des Staubes durch ſeinen Zuſammenhang mit der Irdiſchkeit ausgeſetzt iſt — wandelte dieſer gewaltige Kreuzträger, zum tröſtlichen Vorbild für uns Alle, immer gedemüthigt und immer tapfer, durch die furchtbare Schlacht des Lebens. Und wie er ſich hindurch gekämpft hatte, ſo kämpften ihm nach die großen Heiligen aller Jahrhunderte, ein Baſilius, ein Auguſtinus, ein Bernardus, ein Franziscus, ein Alphonſus — dieſe Wundermenſchen an Glauben, an Liebe, an Genie und an Demuth. Sie alle bauten ſich keine Triumphbogen und ſchwangen nicht zuverſichtlich ihre Siegesbanner. Sie Alle ſprachen mit Paulus: „Wenn ich ſchwach bin, dann bin ich ſtark“ — um anzudeuten, daß ſie im Gefühl ihrer Schwäche ſich zu Gott wendeten und von ihm Stärke empfingen. Sie Alle gingen vorſichtig, gebeugt und wachſam auf „dem ſchmalen Wege und durch die enge Pforte," die zum Himmel führen. Nicht auf ihren herrlichen natürlichen Gaben, und nicht auf ihrer friſchen, ungebrochenen, menſchlichen Kraft ruhte das Gebäude ihrer Vollkommenheit, ſondern auf ihrer unüberwindlichen Demuth. Sie ſuchten auch nicht den ſelbſtgefälligen Genuß ihrer eigenen Vollkommenheit in ihrer Hingebung an Gott. Sie baten ihn nicht, ihr Herz auf einem Höhepunkt zu erhalten, der über dem Niveau alles Menſchlichen iſt; ſie baten ihn nur, ihr armes, elendes Herz nicht zu verſchmähen; es zu verbinden, wenn es wund; es zu reinigen, wenn es befleckt wurde; es in Gnaden anzunehmen mit ſeinen Krankheiten und ſeinen Narben. Und wie die großen Heiligen, ſo machen es Millionen von guten ſchlichten Kindern Gottes. Willſt Du es anders haben und anders machen, Regina? o, dann liefeſt Du Gefahr, eine Tochter Lucifers zu werden."

Regina's Thränen waren verſiegt und ihre ſchmerzliche Aufregung hatte ſich geſtillt. Mit geſchloſſenen Augen ſaß ſie ruhig da; ſie blickte nach Innen. Levin ſchaute mitleidig auf ihr ſchönes bleiches Antlitz, das noch von einem Anhauch von Schmerz überſchattet war und fragte liebreich:

„Thue ich Dir weh, beſtes Kind? ſoll ich ſchweigen?"

„O ſprich, lieber Onkel, ſprich noch mehr zu mir!"

ſagte ſie ſanft und ohne ihre Stellung zu verändern. „Deine Stimme klingt mir wie die, welche einſt ſagte: Ich will ihm zeigen, was er um Meines Namens willen leiden ſoll."

„So heißt es auch in der That für Jeden, der ſich aus ganzem Herzen zu Gott bekehrt; denn Welt und Fleiſch und Blut, die ihm wahrlich ſeine Bekehrung nicht eingegeben haben, fühlen, daß ſie durch dieſelbe zu kurz kommen, ſetzen ſich zur Wehr, verbinden ſich mit der überall geſchäftigen alten Schlange und rücken mit einem Heer von Verſuchungen in's Feld. In dem Maße, als dieſe bekämpft und überwunden werden, vermehren ſich die Siege, und je größer der Sieger, deſto glänzender ſeine Kronen. Willſt Du keine Verſuchungen haben, ſo verzichteſt Du aus Feigheit auf den Siegespreis. — Sieh'! als Du auf Stamberg von Uriel Abſchied nahmſt und Dich vielleicht recht ſtark wähnteſt mit Deiner Entſagung, und recht ſicher gegen jeden Angriff von Seiten der menſchlichen Schwäche, da trat der Verſucher zu Dir, wie einſt zu dem Herrn — und zeigte Dir von der Höhe herab die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Und Du blickteſt auf ſie, wie Jemand, der ſich gewaffnet wähnt gegen einen feindlichen Ueberfall, aber die Schlange vergißt, die ihn in die Ferſe ſticht. Die böſe Natur haſt Du ſtets zu überwinden geſucht — dies Zeugniß geb' ich Dir gern. Aber Regina, das genügt nicht dem Menſchen, der ſich ausſchließlich der Liebe und dem Dienſte des Herrn widmen will. Der muß auch ſeine edle und gute Natur abtödten, um ganz in der Gnade, durch ſie und für ſie, zu leben; denn die Natur iſt nun einmal betrügeriſch! Mit tauſend Faden hängt ſie zuſammen mit der Welt, mit dem Nächſten, mit unſeren guten und ſchlimmen Eigenſchaften, mit unſeren Vorzügen und Talenten — und beſtändig ſucht ſie dieſen Zuſammenhang zu ihren Gunſten auszubeuten und der ſchönſten Seelenblüte, der reinen Abſicht auf Gott, die Spitze umzubiegen und ſie in die Richtung der Selbſtſucht zu bringen. Die groben und dicken Faden löſen wir wohl allenfalls ab; aber es bleiben Millionen feine Fädchen übrig, die zuweilen weich wie Seide und ſchimmernd wie Gold ſind und die, wenn wir ſie nicht recht vorſichtig ablöſen, abſtäuben und, in Gnade getaucht, an ihren Platz zurückbringen — ein Netz von feiner Selbſtgefälligkeit knüpfen, welches den Fortſchritt der Seele kläglich hemmt. Wohlan, Regina, betrübe Dich nicht, daß Deine Natur um kein Haar anders iſt, als die von uns anderen armen Sündern; aber liebe und lobe Gott, der Dir den Willen und die Gnade gibt, ſie in ihren letzten Verſchanzungen abzutödten und der für die durchwundetſten Herzen auch wundervolle Tröſtungen hat.“

„Welch' ein wunderbarer Tauſch das iſt: Gottes Troſt für vergängliches Leid,“ ſagte Regina mit einem ſeligen Lächeln.

„O Kind, irre nicht wieder ab vom geraden Wege,“ ſagte Levin ſanft und ſchwermüthig und durch ſeine Stimme, ſeinen Blick, ſein Lächeln ſchimmerte eine Welt voll namenloſer heiliger Schmerzen. „Gottes Troſt findet der, der mit dem heiligen Apoſtel Paulus „geſtorben iſt, um in Gott zu leben.“ Was war denn Gottes Troſt für den hinſterbenden Gottesſohn? Eſſig, Myrrhen, Verhöhnung, Deſolation. Der Wille Gottes muß Dir ſo ſüß und lieblich werden, daß er allein Dein Troſt iſt, und wenn dieſer Wille auch darin beſtände, daß Du die myſtiſche Todesnoth am Oelberg und die innere und äußere Verlaſſenheit am Kreuze Zeit Deines Lebens zu erdulden hätteſt. Willſt Du Meiſterin werden in der vollkommenen Liebe, ſo fange damit an, Schülerin zu werden im vollkommenen Leiden — im unausgeſetzten mühſeligen Kampf gegen die Welt in und außer Dir, gegen Deine ſündhafte Natur, gegen Hölle und Teufel. Dieſe Alle werden wider Dich ſtreiten, werden ganze Heere von Verſuchungen — immer andere, immer neue, immer überraſchende — wider Dich in die geiſtige Schlacht führen. Und Du wirſt ſie nicht bloß zu jeder Stunde und unter allen Umſtänden ſchlag- und ringfertig bekämpfen müſſen, ſondern auch die beklemmende Angſt zu ertragen haben, nicht zu wiſſen, ob Du deinen Kampf in gottgefälliger Weiſe führſt — nicht zu wiſſen, ob Du, wie die heilige Schrift es nennt, „des Haſſes oder der Liebe würdig“ biſt. Sieh'! einen Tropfen aus dieſem Kelch myſtiſcher Prüfung iſt Dir jetzt zu Theil geworden — und ſchon warſt Du dem Verzagen nahe, und ſchon ſchmachteteſt Du nach Gottes Troſt, wie ihn die weichliche Natur verſteht! O Kind, beſinne Dich! das Leben nach den evangeliſchen Räthen iſt ein beſtändiges und allſeitiges Opferleben, das nur die reinſte Chriſtusliebe antreten und durchführen kann. Wo bleibt aber die Liebe zum gekreuzigten Chriſtus, wenn Du Lohn für ſie, in Troſt ausgezahlt, erwarteſt? Mit einer Hand biſt Du an's Kreuz genagelt und begehrſt ſchon ſie abzulöſen? O reiche auch die andere hin und laß ſie annageln, und hänge nackt und bloß und ſchmerzzerriſſen geduldig an den drei Nägeln; denn das und nichts Anderes, ſind die drei Gelübde — und vermagſt Du jenes nicht, wenigſtens dem Willen nach, auszuhalten: ſo darfſt Du dieſe nicht ablegen."

„Welch' eine Welt eröffneſt Du mir, theurer Onkel," ſagte Regina ſinnend und trocknete ihre Thränen.

„Die Welt des myſtiſchen Leidens, des Leidens aus Liebe zu Gott," entgegnete er, „die ſich früher oder ſpäter Allen erſchließt, welche ſich wahrhaft, aus innerſtem Herzen und aus ganzem Gemüth zu Gott bekehren. Es verſteht ſich, daß es tauſend Stufen in ihr gibt. Zu der niedrigſten ſind wir Alle berufen; zu der höchſten ſind es die größten und heiligſten Seelen, die in Wahrheit mit dem Apoſtel ausrufen: mortuus sum, ut Deo vivam!"

„Alſo die Lieblinge Gottes müſſen am meiſten leiden und ihr Troſt wird erſt in der Ewigkeit beginnen?“ fragte Regina.

„Nicht anders, Kind! der Herr ſelbſt preiſt ſelig in Ewigkeit die Armen, die Leidtragenden, die Verfolgten, die Weinenden. Leiden um Jeſu willen macht den Menſchen liebenswürdig vor Gott, denn der leidende Menſch iſt Jeſu ähnlich. Im vierzehnten Jahrhundert lebte in Schwaben ein ganz wunderſamer Liebling Gottes, der in der Welt Heinrich Suſo — im Kloſter Bruder Amandus hieß. Er war ein Sprößling jenes übernatürlichen Baumes, den St. Dominicus in der heiligen Kirche gepflanzt hat — ein Baum, durch deſſen Gezweig das ſüßeſte Gebet ſäuſelt, welches Menſchenlippen je geſprochen haben und welches St. Dominicus zuſammengeſtellt hat: der Roſenkranz. Als lebendige Blüten dieſes Roſenkranzes glänzen, duften und ſchimmern Seelen von unübertrefflicher Schönheit im Dominicanerorden: ein Thomas von Aquin, genannt der Engel der Schule, der die Theologie bezaubernd macht. Eine Catharina von Siena, die mit himmliſcher Beredſamkeit das Schisma von Avignon zu Ende — und Papſt Gregor XI. nach Rom zurückführt. Eine Roſa von Lima, die ſich zärtlich in die Leiden des göttlichen Vielgeliebten mitleidend verſenkt und extatiſch aus ihnen hervorgeht. Ein Angelico von Fieſole, der ſtille Maler, den ſogar die ſtumpfe Welt „Beato“, den Seligen nannte, weil ſeine Bilder, die er auf den Knieen malte, ein Abglanz himmliſcher Herrlichkeit, geſchöpft aus ſeliger Anſchauung Gottes, zu ſein ſchienen. Ein Seelenbruder dieſer Auserwählten war dieſſeits der Alpen Heinrich Suſo, ein in die Wunden Jeſu ganz verliebter und ganz verſunkener Ordensmann, der mit ſo lieblichen, herzzerſchmelzenden Worten, als ob ſie vom Kreuz herab tönten, von den Leiden heiliger Liebe in ſeelendurchwundeter Erfahrung ſchreibt. Dieſer ſagt einmal — und ich ſage es Dir als Antwort auf Deine Frage: „Es gibt nichts Peinlicheres, als Leiden; aber nichts Erfreulicheres, als aus Liebe zu Gott „gelitten zu haben. Leiden thut dem Menſchen hier „wehe, droben wohl. Wären aller Menſchen Herzen „nur ein Herz, ſo könnte es auf Erden doch nicht den „kleinſten Lohn ertragen, den der Herr in der Ewigkeit „für das geringſte Leiden geben wird, das aus Liebe zu „ihm gelitten iſt. Leiden — iſt der ſicherſte und kürzeſte „Weg zum Himmel; iſt die Ruthe der Liebe für Gottes „Auserwählte; mindert die Freuden, aber vermehrt die „Gnaden. Alle Heiligen im Himmel ſind Freunde und „Beſchützer eines leidenden Menſchen, denn ſie haben es „ſelbſt empfunden, wie bitter und doch wie heilſam der „Trank der Leiden iſt. Geduld in Leiden iſt größer, „als Todte erwecken oder andere Zeichen thun; es iſt „ein lebendiges Opfer, ein edler Balſamduft, der mächtig zu Gottes Angeſicht dringt. Es macht zu Ge-

„noſſen der Martyrer und führt mit ſich den Sieg „wider alle Feinde. Wer nicht gelitten hat, was weiß „der! Im Himmel ſingt die leidende Seele ein neues „Lied, das alle Engelſchaaren nie ſingen konnten, weil „ſie nie gelitten haben.“ — Sieh', Regina, etwas ſo Königliches im Reiche Gottes iſt das Leiden. Es iſt ein Purpurmantel, den unſer Herzblut webt.“

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie, und ihr gewohnter heiterer Friede lächelte wieder aus ihrem ſchönen Antlitz; „ich hatte dennoch Recht zu ſagen: O wunderbarer Tauſch! Gottes Troſt für vergängliches Leid! — nur darf ich dieſen Troſt nicht in dem vergänglichen Leben hienieden erwarten. Nun wohlan! um deſto ſicherer iſt er mir in der Ewigkeit aufbewahrt! Meine Glücksbegriffe ſind ja noch ſehr eng und niedrig, denn ich bin ungeübt und unerfahren. Gehört aber die ganze Summe von menſchlichen Elendserfahrungen dazu, um ſtandhaft in der vollkommenen Hingebung an Gott zu werden: ſo will ich ſie in gelaſſener Unterwerfung annehmen und mit dem heil. Auguſtinus beten: Gib mir Kraft, o Herr, zu thun, was du gebieteſt, und dann gebiete, was du willſt.“

„Ja, Kind! halte Dich möglichſt in heiliger Gelaſſenheit. Kommen Dir Ruhezeiten und Tröſtungen, ſo preiſe die Barmherzigkeit Gottes; bleiben ſie aus, ſo preiſe ſeine Gerechtigkeit. Begehre nie, einen Genuß in Deinem geiſtlichen Leben zu finden, denn ein ſolcher iſt leicht mit Selbſtgefälligkeit gemiſcht; ſondern ſprich mit dem heil. Bonaventura: Gibſt du mir Freuden, ſo verwunde mein Herz; und gibſt du mir Leiden, ſo verwunde mein Herz — damit es deinem Herzen, mein Heiland, ähnlich werde!" — Und nun genug, geliebtes Kind! tritt ein in die Schule des Kreuzes mit vieler Demuth und vieler Großmuth, ſieh gänzlich ab von Dir und ſchaue einzig und allein auf den Gekreuzigten, dem Du nachfolgen willſt. Nur das iſt der Weg, auf dem Du die Welt überwinden kannſt. — Ich habe jetzt einen Krankenbeſuch zu machen," fuhr er in verändertem Tone fort. „Wendel iſt vor ein Paar Tagen aus Amerika zurückgekommen, ſchwer krank, ohne Frau und Töchter, mit ſeinen drei Buben. Ich ließ ihm ſagen, ich würde ihn beſuchen."

„Der Wendel iſt wieder da?" rief Regina erſtaunt; „iſt er vom Republikanismus geheilt?"

„Nimm Hut und Shawl und begleite mich. Unterwegs erzähle ich Dir, was ich weiß. Er wohnt jetzt bei ſeiner braven Schweſter."

* * *

Gottes Mühlen mahlen langſam.

Sie gingen einem Bauernhof zu, der etwa eine halbe Stunde vom Schloß am Fuße eines bewaldeten Hügels lag. Die freundliche Märzſonne milderte mit ihrem warmen Strahle ſchon etwas die ſcharfe Luft. Die Aecker wurden beſtellt und lagen mit ihren umgebrochenen Furchen in langen ſchwarzen Streifen neben den lichtgrünen der jungen Winterſaat, die unter der eben geſchmolzenen Schneedecke kräftig gediehen war. Die Lerchen fuhren von den Feldern auf und in den blauen Himmel hinein und frohlockten ihr ewig junges Lied vom Lob Gottes und vom erwachenden Frühling. Schaaren von Tauben rauſchten auf und nieder mit ihrem klingenden Flügelſchlag und ſchimmerten wie Silberflocken im lichten Blau. Der Fink ſaß am Waldesſaum in unbelaubten Bäumen und ſchlug ſorglos ſeinen ſüßen Schlag; und aus der Waldestiefe tönte dumpf und tactmäßig die Axt des Holzſchlägers. Die Hähne krähten ſchallend von einem Gehöft zum andern. Hie und da bellte ein

Hund, der eine einſame Hütte zu bewachen hatte, in welcher kleine Kinder ihrem Schutzengel und ſeiner Obhut von der auf Arbeit ausgehenden Eltern anvertraut waren. Aus den Schornſteinen ſtiegen kerzengerade feine geſchlängelte Rauchſäulen auf und zerfloſſen in der Höhe. Wohlthuender Friede war der Grundzug dieſes ſchlichten Stilllebens in der Natur und der Menſchenwelt.

Als Regina mit Levin in den friſchen Tag hinaus trat, ſog ſie dieſe Bilder und dieſe Klänge durſtig ein und ſagte dann mit einem langen Athemzuge ſehr fröhlich:

„Ach, lieber Onkel! hörſt Du wohl, daß die Lerche ſingt: Dir! Dir! Dir! Dir, Herr, ſei Ehr'! — und daß der Fink ſchlägt: Wie lieb', wie lieb', wie lieb' ich Dich!“

„Ja, Kind,“ erwiederte er gerührt, „wer gern an Gott denkt, der findet ihn überall — und wer aus ganzem Herzen nach ihm verlangt, dem begegnet er überall.“

„Aber wo iſt denn die Wendelroſe geblieben?“ fragte ſie theilnehmend.

„Das weiß ich nicht! wir werden es ja bald von dem Vater erfahren.“

„Und wie iſt er denn zum Kreuz gekrochen, der böſe Wendel?“

„Wie der verlorene Sohn, beſtes Kind! Er ſchrieb mir im vorigen Herbſt einen verzweiflungsvollen Brief aus New-York und bat um Reiſegeld zur Heimkehr für ſich und ſeine Söhne.“

„Wie frech! Du haſt ja früher ſo viel für ihn gethan!“

„Und doch nicht genug — nicht genug für ihn gebetet! Ueberdies geſtand er ein, daß er ſich der Unterſtützung von meiner Seite um ſo unwürdiger fühle, als er einſt in ſeinem blinden Haß gegen die Prieſter mit einem Steinwurf mich ſchwer verletzt habe. Dies freiwillige Bekenntniß rührte mich ſehr. Ich ſorgte für Reiſegeld — und jetzt iſt er da.“

Sie hatten das Gehöft erreicht. Bei ihrem Eintritt in den Hof balgten ſich drei Buben in armſeligen Kleidern mit dem großen Hofhund herum, der von ihnen abließ, um durch heftiges Bellen Fremde anzukündigen. Die Bäuerin eilte aus der Küche herbei, begrüßte mit ehrfurchtsvollem Handkuß den hochwürdigen Herrn und Regina mit beſcheidener Vertraulichkeit und ſeufzte, in Thränen ausbrechend:

„Ach! mein armer Bruder! Nichts als das nackte Leben, Gram und Krankheit und die Buben da — hat er heimgebracht!“

„Aber vielleicht ein bekehrtes Herz: und das iſt die Hauptſache,“ ſagte Levin tröſtend.

Die Bäuerin führte den Beſuch in die Stube, die mit vielen Heiligenbildern — den Schutzpatronen der ganzen Familie — mit Cruzifix und Muttergottesbild von Engelsberg, mit Weihwaſſerbrünnlein und geweihtem Palmzweig — der freilich nur Buxbaum war — ſauber und freundlich ſich ausnahm. Tiſche und Bänke waren ſo rein und glatt abgewiſcht, daß ſie wie polirt ausſahen. Die buntbemalte Schwarzwälder Uhr ging mit ihrem ſchweren Pendelſchlag. Daneben hing der Kalender; — in ungeſuchter und richtiger Zuſammenſtellung an den Werth und die Flüchtigkeit der Zeit erinnernd. In einer Ecke stan[illegible] Nußbaumſchrank, hinter deſſen Glasfenſtern allerlei [illegible]barkeiten vor Kindern und Fliegen bewahrt wurden. Da ſtanden uralte Gläſer mit goldenem Rande; bunte Taſſen; ein Jeſukindchen von Wachs; ein Oſterlämmlein von ſchneeweißem Zucker, mit einer Siegesfahne von roſenfarbenem Tafft; zwei verblichene Blumenſträuße, welche einſt Gräfin Cunigunde vom Altar der Schloßkapelle entfernt — und welche ſich die Bäuerin zum Andenken ausgebeten hatte; zwei hellgrüne Pappkäſtchen, worin ſich die Goldkrönchen verbargen, die bei der heiligen Erſtcommunion die Kinder getragen hatten; einige Roſenkränze und bemalte geweihte Kerzen, Andenken an Wallfahrten zum heiligen Blut nach Walldürn in ſchweren Zeiten und großen Nöthen. Kurz, die Freuden und Leiden von ein Paar Generationen waren in verſtändlicher Zeichenſprache hier eingeſchrieben. Nichts war unbehaglich in der Stube als die furchtbare Hitze, die aber der Bauer liebt, um ſich eben ſo gründlich zu erwärmen, als er bei ſeinen

Feldarbeiten gründlich durchkältet wird. Trotz dieſer Hitze war der Großvaterſtuhl am Ofen nicht leer. Da ſaß ein Mann von ſtämmigem Wuchs, aber abgezehrt bis auf die Haut, die welk und gebräunt an ſeinen derben Händen hing, während ſein Geſicht, ganz zerriſſen von Blatternarben, und ſeine rothen geſchwollenen Augenlieder, ſeinen erbärmlichen Anblick erhöhten.

„Wendel! der hochwürdige Herr beſucht Dich, und Gräfin Regina!“ ſagte die Bäuerin freundlich.

„Gott vergelt's, hochwürdiger Herr, Gott vergelt's tauſendfach, was Sie an mir armen Sünder thun! und bin ich auch nicht Ihrer Güte würdig, ſo kommt ſie doch meinen armen Buben zu gut, die es Ihnen, will's Gott! beſſer danken werden, als ich!“ rief Wendel mit zitternder Stimme und am ganzen Körper ſo heftig zitternd, daß er, der aufgeſtanden war, um Levin und Regina zu begrüßen, ſich gleich wieder ſetzen mußte. Aber er ergriff deren Hände und küßte, drückte und ſchüttelte ſie, und ſeine groben vernarbten Züge nahmen den Ausdruck innigſter Dankbarkeit an. Und die Bäuerin ſtand daneben und klopfte zum Ausdruck *ihrer* Liebe immerfort ganz ſanft mit der rechten Hand auf Regina's Schulter, während ſie in der linken den Saum ihrer Schürze hielt und ſich zuweilen die Augen damit abtrocknete.

„Armer Wendel! biſt Du krank geweſen?“ fragte Levin und ſetzte ſich theilnehmend zu ihm an den glühen den Ofen. Haſt Du kein Gold gegraben in Californien — oder wo Du ſonſt warſt?“

„Zwei Gräber hab' ich gegraben — für eine Todte und für eine Lebende, ſonſt nichts!“ ſagte Wendel mit dumpfer Stimme und fuhr mit der Fauſt über ſeine geſchwollenen Augenlieder.

„Wir wollen Gott danken, daß Du wieder bei uns biſt,“ ſagte Levin mild ablenkend, „und die Todten der Barmherzigkeit Gottes empfehlen. Dann wollen wir ſorgen, daß Du wieder geſund wirſt und arbeiten kannſt. Ich beſorge Dir den Arzt, Medicamente und Wein zur Stärkung; Regina ſchafft einige Kleidungsſtücke für Dich und die Buben an; Deine brave Schweſter gibt Euch Obdach und Nahrung; und mit der Sommerszeit biſt Du ein neuer Menſch geworden — gelt?“

„Und wie hat er mir zugeſetzt, der Wendel, auch nach Amerika zu gehen!“ rief die Bäuerin. „Da wären Ländereien, groß wie eine Grafſchaft, um nichts zu haben und kein Heller Steuern dürfte gefordert werden — und Prinzen heiratheten Bauernmädel und Bauerbuben Prinzeſſinnen — und Alle wären ein Herz und eine Seele.“

„Hat mir Alles der Florentin erzählt, der Florentin Hauptmann, hochwürdiger Herr!“ ſagte Wendel. „Aus Dem hat ſich der Herr Graf eine Natter auferzogen! ja eine Natter für Viele von uns! In den böſen Jahren ſchlich er hier umher, und that ſo ſchön und ſprach ſo klung, daß es in der ganzen Welt jezt Vorwärts! hieße, ſo daß die geringen Leute obenauf kämen. Denn die, welche den Erdboden bebauten, die müßten ihn auch von Rechtswegen beſitzen. So wär's in Amerika; leider aber in Deutſchland nicht, denn die Fürſten und Edelleute verhinderten das, und die Pfaffen unterſtützten ſie in ihrer Bosheit, indem ſie dem gemeinen Mann Gehorſam vorpredigten. Darum müßten ſich Alle zuſammenthun, die das Herz auf dem rechten Fleck, Liebe für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes und Sinn für den Fortſchritt hätten; und ſie müßten es durchaus dahin bringen, daß Deutſchland nicht hinter Amerika zurück und nicht in der Knechtſchaft ſitzen bliebe. Das wär' eine Schande, ſagt er. Und in dieſem Ton ging das fort. So ſprach er, ſo las er aus allerhand Schriften vor. Wer ihm glaubte — das war ich! beſonders dann, hochwürdiger Herr, wenn er den Schoppen dazu ſetzte. Ich hatte ja immer einen unruhigen Kopf, wie Sie ja wiſſen, und meinte, ich wäre zu was Beſſerem geboren; ich wußte nur nicht zu was. Aber der Florentin ſteckte mir ein Licht auf — nur leider ein Irrlicht! Ich wollte in Deutſchland ein freier Amerikaner werden und haßte deshalb Fürſten und Herren und Prieſter und half Barricaden gegen ſie bauen. Ich warf grimmig den Stein gegen Ihr weißes Haupt, hochwürdige Herr, als ich durch die Flur ſtrich, um meine Kameraden aufzuſuchen, mit denen ich, unter Florentins An führung, den Marſch auf Windeck und die Plünderung der Gewehrkammer des Herrn Grafen verabreden wollte. Es kam aber nicht dazu! Florentins Stirn war nicht eiſern genug, um vor dem Schloß Stich zu halten, und Gräfin Regina ließ uns durchaus nicht herein. Aber, hochwürdiger Herr, da der Florentin, der doch auf dem gräflichen Schloß in Sammt und Seide und aller Gelehrſamkeit aufgewachſen und faſt ein Grafenſohn geworden, und dennoch ſtatt mit ſeinem Schickſal zufrieden — mit der ganzen Welt mißvergnügt war: mußte ich da nicht leicht irre geführt werden und glauben, es gehe verkehrt auf der Welt zu?"

„Es war eine Verſuchung, armer Wendel, und Du hätteſt ihr wohl widerſtehen können."

„Freilich, hochwürdiger Herr! aber ich war wie ein Menſch, der im Rauſch umherraſt, um etwas zu ergreifen, was in ſeinem verkehrten Hirn ſitzt, aber ſonſt nirgends."

„Ach, Wendel!" jammerte die Bäuerin, „hätteſt Du auf mich gehört und auf Dein armes Weib, ſo wärſt Du nimmer in dies Elend gerathen."

„Ich weiß! ich weiß, Bärbel! Ihr war't Beide brav und gottesfürchtig und habt mir tauſend Mal geſagt: Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht; und habt mich bitterlich weinend gebeten, mich mit dem lieben Herrgott durch würdige Beicht und Communion zu verſöhnen. Dafür hab' ich Euch verlacht und verſpottet, und mich trotzig abgewendet von Gottes Gnade und Herrlichkeit, und mein armes Weib in's Elend geſchleppt, wo ſie vor Hunger und Kummer umgekommen iſt ohne Prieſter und Sacrament — und die Roſel verloren für Zeit und Ewigkeit — und den ſiechen Leib, den Bettelſtab und die hungernden Buben in Dein Haus zurückgebracht, weil ich auf Gottes weiter Welt ſonſt nicht weiß wohin. Ja, Bärbel: Gottes Mühlen mahlen langſam, langſam, aber trefflich fein; was durch Langmuth er verſäumet, holet er durch Schärfe ein. Das war ein Kernſpruch von der Mutter ſelig; weißt Du's noch, Bärbel? ich vergaß ihn Zeit meines Lebens. Als ich drüben blind und krank an den Pocken lag — ein armer Lazarus vor des reichen Mannes Thür — da fiel er mir ein und kommt mir nicht mehr aus dem Sinn. Ja, ja, Bärbel! Gottes Mühlen mahlen langſam, langſam, aber trefflich fein!"

„Wenn Du das einſiehſt, armer Wendel," ſagte Levin mit zärtlichem Mitleid, ſo iſt Dein Herz ja in der That trefflich fein ausgemahlen."

„Und ich wollt' es ſchon aushalten, hochwürdiger Herr, wenn nur nicht der Gram um mein Weib und die Roſel wäre! mir hat der Florentin den Kopf verdreht — der Roſel das Herz."

Regina hatte bisher ſchweigend zugehört. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte mild wie der Engel der Barmherzigkeit: „Wendel, ich kann's nicht aushalten, eine ſo traurige

Geſchichte von der armen Roſe zu hören. Ich will hinausgehen und die Buben ein wenig im Katechismus examiniren.“

„Im Katechismus?“ ſagte die Bäuerin, indem ſie Regina begleitete; „daß Gott erbarm! Die Buben ſind wie die Wilden, gnädige Gräfin, und wiſſen vom Katechismus ſo wenig, wie die Krähe vom Sonntag.“

„Wo iſt denn die Roſe? kann man ihr nicht helfen?“ fragte Levin, als er mit Wendel allein war. „Sie kann ja nicht im Böſen verhärtet ſein; ſie iſt ja ſo jung.“

„Auf Georgi neunzehn Jahre, hochwürdiger Herr. Sie war von Kindesbeinen an ein ſauberes Mädel, aufgeweckt und klug — aber hoffärtig! den Sparren im Kopf hat ſie richtig von mir geerbt: ſie wollte hoch hinaus. Das grämte ihre arme Mutter; mich freute es. Als der Florentin hier herum ſcharwenzelte, war ſie blutjung; aber ſie ſuchte immer dabei zu ſein, wenn er mit mir ſprach, und begriff Alles ſo gut, daß ſie mir Manches erklärte, was ich nicht begriff, z. B. das Selbſtregiment, welches das Frauenzimmer in der neuen Freiheit führen würde; und die edle freie Liebe, die jede glücklich machen würde, wenn ſie der Neigung ihres Herzens freien Lauf ließe. Ich meine, ſie war ſchon damals in ihn vernarrt. Da ich aber meinen eigenen Grillen nachging und auch ſah, daß der Florentin, trotz ſeiner glatten Reden, viel zu hochnaſig war, um nicht lieber mit einer amerikaniſchen Prinzeſſin, als mit einem deutſchen Bauermädel zu charmiren: ſo kümmerte ich mich nicht weiter darum und arbeitete für die deutſche Freiheit, die mich und Roſel zu hohen Ehren bringen ſollte. Statt deſſen ging das Ding ſchief. Die Fürſten brauchten ihr Recht, wie ich jetzt ſage; damals ſagte ich: Gewalt! und ließen tüchtig auf die Revolutionäre ſchießen, was ſie von Anfang an hätten thun müſſen, um die Rädelsführer zu ducken und die Bethörten zu belehren, daß man ſich beim Barricadenbau ganz umſonſt die Fäuſte blutig arbeite. Bei dem Mai Aufſtand in Dresden im Jahre 1849 war ich noch; denn ich zog umher, bald hier und bald da, und ließ mein Weib auf unſerem Hofe wirthſchaften, und ließ mir jeden Kreuzer ſchicken, den ſie, Gott weiß wie ſauer! erarbeitete. Aber in Dresden bekam ich's ſatt. Da hieß es freilich, nun müßten alle tüchtigen Männer nach Holſtein ziehen und den Dänenkönig auf's Haupt ſchlagen. Aber ich ging nicht mit; ſondern heim, verkaufte in der Stille meinen Bauernhof und erklärte dann meiner Frau, wir wären jetzt Auswanderer, die ſich in Amerika ein Stück Paradies ausſuchen würden. Ihr Jammergeſchrei klingt mir noch in den Ohren! — Der Hof war ſo verſchuldet, daß von der Verkaufſumme nicht einmal unſer Reiſegeld übrig blieb. Der Herr Graf und Sie, hochwürdiger Herr, mußten eine Beiſteuer geben, die ich durch mein armes Weib erbitten ließ, wobei Sie noch ſagten: es thue

Ihnen recht leid wegen der guten Frau. Endlich mußte auch noch die Bärbel mit ihrem Sparpfennig herausrücken, damit wir nur fortkämen. Das war eine erbärmliche Reiſe, ein Stück vom Fegfeuer, hochwürdiger Herr! mein jüngſtes Kind ſtarb auf der Ueberfahrt; ein herziges Kind, die Theres', ſechs Jahre alt, der Mutter Augentroſt. Es konnte die Stürme und die Seekrankheit und das Elend der Zwiſchendecks-Paſſagiere nicht aushalten; es bekam ein Fieber, das immer ſtärker und ſtärker wurde und am neunten Tage war es todt. Unter den Paſſagieren der erſten Cajüte befand ſich der Florentin, der inzwiſchen in Italien Revolution gemacht hatte — aber auch nicht auf die Dauer. Er war ja ein ſtudirter Arzt und er beſuchte auch die kleine Theres'; allein er ſagte, gegen einen ſo heftigen Typhus ſei nichts zu machen. Das Kind war kaum verſchieden und noch nicht kalt, da ſchrie das ganze Schiff, man müſſe es gleich über Bord werfen, damit es aus dem Wege komme und nicht Anſteckung verbreite. Sie hätten es ſchon gern bei lebendigem Leibe über Bord geworfen, glaub' ich! Meine Frau wollte ſchier verzweifeln. Ach, erbarmt euch, ihr Leute, erbarmt euch! ſchrie ſie, und ſchafft mir einen Prieſter, daß er den letzten Segen über mein Kind ſpreche. Es war aber kein Prieſter auf dem Schiff, und die Leute, die umherſtanden und hörten, wie ſie nach einem Prieſter jammerte, brummten in den Bart oder grinzten höhniſch und Einer ſagte, man müſſe nicht ſo viel Umſtände machen mit dem Stückchen Fiſchfraß. Als nun meine Frau fortwimmerte: Erbarmt euch meiner, ihr Leute! es iſt ja ein chriſtliches Kind! ein im heiligen Blut Jeſu getauftes, unſchuldiges Kind! das kann man ja nicht dahinwerfen ohne prieſterlichen Segen! — da trat die Roſe auf ſie zu, ſchüttelte ſie am Arm und ſagte ganz roth und verlegen: Mutter, ſchreit doch nicht ſo! die Leute ſehen euch an und wundern ſich, was ihr mit dem Prieſter wollt! man muß ſich ja ſchämen für euch! — Starr blickte die arme Frau die Roſe an und ſagte kein Wort mehr; aber ſie ſchluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Und nun nahm ſie das Beſte, was ſie ihrem Kinde zu geben hatte, ihren Roſenkranz nahm ſie, der am heiligen Blut zu Waldürn geweiht war, den ſie manches Jahr in der Taſche bei ſich getragen und hundert und tauſend Mal gebetet hatte. Den zog ſie hervor und küßte ihn andächtig und küßte einzeln den lieben Herrgott und die Mutter Gottes Medaille, die daran hingen. Dann ſchlang ſie ihn um den Hals des Kindes und ſteckte das Kreuzchen mitten auf der Bruſt des Kindes mit einer Nadel ganz feſt am Hemdchen an. Dann ſchlug ſie die kleine Leiche von Kopf bis zu Fuß in eine ihrer Schürzen ſauber und ſorgſam ein und trug ſie vorſichtig auf ihren Armen zu den Matroſen, welche ſie in ein altes Stück Segeltuch wickelten, mit Stricken auf ein ſchmales Brett feſtſchnürten, an deſſen Fußende eine eiſerne Kugel hing. Das ſah ſie Alles mit an, die arme Mutter, und die drei Buben und ich ſahen es auch mit an; und darauf ſagte ſie: „Nun kommt, ihr Kinder! nun wollen wir fünf Vater unſer und fünf Gegrüßet ſeiſt du, Maria, für unſere liebe kleine Theres' beten, damit ſie bald zur ſeligen Anſchauung Gottes gelange;“ kniete nieder mit ihren Buben und betete laut. Und ich betete mit, hochwürdiger Herr, aber leider nur ganz leiſe. Und ich kniete auch nicht; mir waren die Kniee ſteif von Trotz gegen Gott und von Menſchenfurcht. Die Roſe aber war gar nicht mitgegangen, hatte ſich in ein Eckchen gedrückt und weinte da ſtill für ſich; denn nicht aus Bosheit hatte ſie ſo hart zur Mutter geredet, ſondern aus Menſchenfurcht, beſonders wegen dem Florentin; und Sie ſehen, hochwürdiger Herr, daß ſie von mir auch den Sparren im Kopf geerbt hatte. Endlich hoben die Matroſen das traurige Brett auf. Da ſtieß mein armes Weib einen dumpfen Schrei aus und fiel wie todt zu Boden. Ich aber ſchaute ſtarr auf's Meer und ſah Etwas in die Wellen hineinſchießen, die ſich ſpalteten und wieder zuſammenrauſchten; und es wurde mir ſchwarz vor den Augen.“ — —

Wendel ſchwieg erſchöpft, drückte ſeine Hände krampfhaft an die Stirn und ſagte nach einer Weile:

„Ich will es kurz machen, hochwürdiger Herr, und Sie nicht ermüden mit der Erzählung von Allem, was wir drüben gelitten haben. Es waren nur zwei Jahre, aber man könnte dicke Bücher davon ſchreiben. Das

Schiff war ein Stück Fegfeuer; ja! aber da hoffte ich! Drüben kam die Hölle, wo man nicht mehr hofft. Geht man hinüber, ledige Leute, kräftig, zu jeder Arbeit willig; oder Vater und Mutter noch rüſtig und mit erwachſenen rüſtigen Kindern — nun ja, dann ſchlägt man ſich durch unſägliche Mühſale durch, und muß auch die eine Hälfte darüber in's Gras beißen, ſo kommt die andere doch wohl auf einen grünen Zweig. Aber wir! — wir waren unſerer Sechs, von denen die drei Buben nicht arbeiten konnten, weil der älteſte erſt zwölf Jahre alt war. Ich ging nicht nach Amerika, um zu arbeiten; hätte ich das gewollt, ſo hätte ich daheim bleiben und Weib und Kinder ernähren können. Die Roſe war ebenſo arbeitsſcheu wie ich, alle Untugenden hat ſie von mir geerbt. Da war alſo Niemand, der ſich auf die Arbeit verlegte, als meine Frau. Eſſen und Obdach haben — wollten wir aber alle Sechs! Es gibt auch gar keine Arbeit in den großen Seeſtädten für die armen Auswanderer. Die müſſen gleich in die Landſtrecken des Weſtens ziehen und ein kleines Betriebscapital mitbringen, um ſich das Nothwendigſte an Lebensbedarf, Geräthſchaften und was eine Niederlaſſung und Ackerwirthſchaft in der Wildniß erfordert, zu kaufen. So machten's ein Paar Schwaben, Vater und Sohn, brave Leute, mit denen wir zufällig den erſten Tag zuſammentrafen. Der Sohn freite auf der Stelle um die Roſe. Weibsbilder ſind rar in Amerika; da bleibt Keine ledig.

Aber Roſe rümpfte gewaltig die Naſe und meinte, es verlohne ſich nicht der Mühe, nach Amerika zu gehen, um dort einen ſchwäbiſchen Bauern zu heirathen; den könne man auch in Europa haben. Sie war wie behext von dem Florentin. Auf der Reiſe hatte das angefangen und es nahm zu, je mehr Florentin erkannte, daß in New York die amerikaniſchen Prinzeſſinnen nicht herum liefen, die ſich ihm in die Arme werfen würden. Da ſtieg denn das Bauernmädel ganz gewaltig in ſeinen Augen, und da er ſich auch recht verlaſſen fühlen mochte, ſo that's ihm wohl, daß ſie ein Herz für ihn hatte. Es ging ihm ſchlecht, ich ſah es an ſeinem abgetragenen Rock; und er fing auch bald an auf Amerika zu ſchimpfen, obgleich mehr und mehr von ſeinen Leuten, den Revolutionsmännern, herüber kamen. Es hatte aber Jeder vollauf zu thun, um ſich nur durchzubringen; denn Alles, was zum Lebensbedarf gehört, iſt furchtbar theuer da drüben. Was man anſchaut, koſtet einen Dollar. Da kann nicht ſo leicht Einer dem Anderen beiſtehen, wenn er auch wollte, und wenn er Zeit hätte, an einen Anderen zu denken, als an ſich ſelbſt. Jeder muß zugreifen und das Stück Arbeit, das er eben findet, geſchwind verrichten; ſonſt ſchnappt's ihm ein Anderer vor der Naſe weg. Mit ſeinem Pulsfühlen wird er ſich den Geldbeutel wohl nicht ſehr geſpickt haben, der Florentin! Kurz er fing an von Californien, dem Goldlande, zu ſprechen; denn er kam immer fleißig zu uns —

verſteht ſich wegen der Roſe. Mir aber fielen vor dem amerikaniſchen Paradieſe die Schuppen von den Augen. Wir ſchmachteten im gräßlichſten Elend und ich glaubte auch an ſein Goldland nicht. Ein Wort gab das andere; und endlich verbot ich ihm, den Fuß je wieder über meine Schwelle zu ſetzen. Er ging — und am anderen Morgen war die Roſe verſchwunden. Wir haben ſie nicht wieder geſehen!"

„Stelltet Ihr denn gar keine Nachforſchungen an, Wendel?"

„Ach, lieber hochwürdiger Herr! ein blutarmer Mann kann in Amerika keine anderen Nachforſchungen anſtellen als die, daß er Tag und Nacht Straß' auf Straß' nieder rennt und ſein Kind ſucht. Nachforſchungen von den Behörden koſten viel Geld! Der wackere Geiſtliche, bei dem mein Weib in die Meſſe und zur Beicht ging und an den ſie ſich in ihrem Herzeleid wendete, that, was er konnte, um die Verlorene aufzuſpüren; er ſelbſt und andere barmherzige Leute. Aber nirgends die geringſte Spur! ſie wird ſich eben mit dem Florentin auf ein Dampfſchiff oder die Eiſenbahn geſetzt haben und in die weite Welt — oder zur Hölle gefahren ſein! Mein Weib wurde ein Jammerbild. Hunger, Sorge, ſchwere Arbeit hatten ihr nicht ſo zugeſetzt, wie der Gram um Roſel. Schau', Wendel! ſagte ſie und ſah mich an mit ihren hohlen eingeſunkenen Augen; ſchau', wohin der Menſch kommt, der den Glauben verliert.

Für unſere kleine Theres' hat die Roſel damals den prieſterlichen Segen verachtet; jetzt verachtet ſie ihn für ſich ſelbſt und geht in blinder heidniſcher Weiſ' zu einem Mann, der ſie in Schande und Unglück ſtürzen wird. — Es ging mir durch Mark und Bein, denn ich hatte ja auch den Glauben verloren und das hatte mein armſelig Mädel ebenfalls von mir geerbt!! — Der brave Geiſtliche hatte großes Erbarmen mit uns, das ich wahrhaftig nicht verdiente, denn trotz meines Elendes hatte ich mich nie im Gottesdienſte, nie bei den heiligen Sacramenten eingefunden. Ein Farmer, der alle Jahr zur öſterlichen Zeit nach New York kam und dreihundert engliſche Meilen nicht ſcheute, um ſeine Chriſtenpflicht zu erfüllen, hatte den Pfarrer gebeten, ihm einen tüchtigen Knecht zu verſchaffen. Der Pfarrer empfahl mich und ſtellte dem braven Farmer, der ſein Weib verloren hatte und ſich nicht zur zweiten Ehe entſchließen konnte, ſo dringend vor, wie nöthig ihm eine Magd ſei, daß er ganz gern auch mein Weib als Haushälterin nahm; und als er ſo weit war, da erklärte ihm der Pfarrer, die drei Buben müſſe er obenein nehmen — und ſo lange ſprach er ihm zu und ſo innig verhieß er ihm die Seligkeit, welche die Barmherzigen erwartet, daß ſich der gute Farmer endlich willig fand, uns Alle aufzunehmen. Wir zogen mit ihm in die Wildniß. Wäre meine Arbeitsſcheu nicht mürbe geworden vom Hunger, hochwürdiger Herr, ſo hätte ich mich billig entſetzen dürfen vor der rauhen, ſchweren, mühſeligen Arbeit, die mich erwartete. Hier war ich zu faul geweſen, um als Bauer meine Ackerwirthſchaft zu betreiben; drüben wurd' ich eines Bauern Knecht und half ein fremdes Anweſen mit einer Anſtrengung beſtellen, daß ich meine, ich hätte zuweilen Blut geſchwitzt. Doch gleichviel! der Herr war gut und theilte Alles mit uns, das rohe Obdach und die grobe Koſt; wir konnten leben. Ein Stück Wald ſollte in urbares Land verwandelt werden; da mußte man alle Bäume und Sträuche nicht bloß fällen, ſondern auch die Wurzeln aus der Erde graben. Das war mein Geſchäft; die Frau beſorgte die Küche, die Milchwirthſchaft und was es im Hauſe zu thun gab. Die Buben gingen ihr und mir zur Hand, hüteten Pferde, Kühe und Hühner und halfen dem Herrn, der mit der Feldwirthſchaft, der Jagd, dem in Stand halten ſeiner Geräthſchaften vollauf zu thun hatte. Ein neues und größeres Blockhaus wurde gebaut. Das alte war zu eng und ganz vermorſcht; der Farmer hatte es bereits halb zerfallen vorgefunden. Als das neue fertig war, kam es uns vor wie ein Schloß ſo ſtattlich — und beſtand doch nur aus Wänden von Baumſtämmen mit Moos verſtopft und aus dem natürlichen Eſtrich der Erde, nur feſtgeſtampft. Es war recht feucht, dies Schloß und wir ließen, als wir es bezogen, am erſten Tage das Feuer gar nicht in unſerer Kammer ausgehen. Es brannte in einer Art von Kamin auf einem niedrigen

Heerd von Lehm. Zu beiden Seiten des Kamins waren Schlafſtätten bereitet: rohe Bretter lagen auf dem nackten Boden, ungegerbte Thierfelle bedeckten ſie und darauf war eine dicke Streu von dürrem Laub gehäuft. Hier bei uns hat kein Tagelöhner ein ſo elendes Lager. Nun, ich war froh, daß wir wenigſtens dies hatten und ich ſtreckte meine todtmüden Glieder recht bequem zur Ruhe aus. In der Nacht fuhr ich halb und halb aus meinem bleiernen Schlafe auf. Mir war, als hätte ich dumpfes Geräuſch vernommen und tiefes Seufzen. Was gibt's! rief ich ſchlaftrunken. Sei ruhig! ich bin bei den glimmenden Kohlen; antwortet mein Weib und ich ſchlafe wieder feſt ein. Mit dem Tage erwache ich und was muß ich ſehen, hochwürdiger Herr! ſchwarz im Geſicht, ſteif geſtreckt, liegt mein Weib todt am Boden — und in der Aſche des Heerdes eine zuſammengeringelte Schlange! Neben mir ſtand ein Holzklotz, auf dem wir das Brennholz ſpalteten. Ich hob ihn auf und warf ihn mit aller Macht auf die Schlange, die er zermalmte, und dann hieb ich ihr mit der Axt den Kopf ab. So waren die Buben gerettet — aber mein liebes, frommes Weib war dahin, kläglich umgekommen, ohne Prieſter und Sacrament. Wir huben ein Geheul an, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. Der Farmer kam und weinte mit uns. Er war kreuzbrav und ſehr fromm, wie die meiſten Irländer ſind. Er ſprach viele Gebete bei ihrer Leiche und, nachdem wir ſie armſelig verſcharrt hatten, an ihrem Grabe; und er zimmerte ein Kreuz und ſteckte es darauf. Die Schlange hatte vermuthlich halb erſtarrt in ihrer Höhle unter der Erde und in der Nähe des Kamins gelegen, war durch das Feuer erwärmt und geweckt worden und hatte ſich einen Ausweg geſucht, um in deſſen Nähe zu kommen. Das geſchieht nicht ſelten. Vermuthlich hatte mein armes Weib bei den glimmenden Kohlen das Unthier geſehen. Hätte ſie es ruhig liegen laſſen, ſo wäre es vielleicht nach einigen Stunden ohne Schaden zu thun fortgekrochen; denn dieſe Art pflegt nur dann zu ſtechen, wenn man ihr irgendwie in den Weg kommt. Sie iſt aber ſo giftig, daß der Menſch augenblicklich von ihrem Stich aufſchwillt, ſtirbt und ſchnell in Verweſung übergeht. Wir glauben, daß mein armes Weib aus Angſt um die Buben, die auf der anderen Seite des Kamins ſchliefen, den Kopf verlor und die Schlange zu erſchlagen verſuchte mit einem dicken Knüttel, den wir neben dem Heerde fanden, und daß ſie dadurch das Thier zum Stich aufreizte. So erkläre ich mir das dumpfe Geräuſch, das mich weckte. Aber noch in ihrem Todesſtöhnen dachte ſie an mich und die Buben! Sei ruhig! ſagte ſie. Hätte ſie mich geweckt, wie leicht hätten die Buben erwachen und Lärm machen, und die gereizte Schlange uns Alle in der Dunkelheit um's Leben bringen können. Sie war nun dahin, die gute Seele, und der liebe Gott ſchenke ihr die ewige Ruhe. Auf Erden hat ſie nicht viel gute Tage gehabt — durch meine Schuld! Mein Farmer vermißte ſie ſehr und ſagte mir eines Tages, es ginge nicht gut im Hauſe ohne Frau; er müſſe ſich entſchließen, ein Weib zu nehmen. Mir wurde das Herz ganz ſchwer bei dieſer Rede; ich weiß nicht warum! aber ich konnte ihm nur denſelben Rath geben. Er vertraute mir die Farm an, ritt von dannen und kam erſt nach zwei Monaten wieder mit einer ſchönen jungen Frau und zwei Schwägern, ſtämmigen Burſchen, die mich ſcheel anſahen und meine Buben noch mehr. Nach drei Tagen erkrankte die junge Frau und die Pocken brachen ſo furchtbar bei ihr aus, als ſei ſie nie geimpft worden. Wer in der Wildniß krank wird, muß von ſelbſt geſund werden oder ſterben; Aerzte ſind unerreichbar. Die Frau ſtarb. Der Farmer hatte ſie treu gepflegt und dabei das Pockengift eingeſogen. Er wurde ebenfalls krank und ſtarb in großen Qualen, der brave Mann! die Schwäger aber ſagten, nun hätten ſie die Farm geerbt und ſie brauchten keinen Knecht mit drei Kindern. Sie gaben mir das Nothwendigſte, um nach New-York zurückzukehren und ſo ſtand ich denn im vorigen Spätjahr wiederum bettelarm vor der Thüre des braven Pfarrers. Da konnt' ich aber die Laſt meiner Leiden und meiner Sünden nicht mehr ertragen. Der liebe Gott mußte ſie mir tragen helfen. Ich erleichterte mein Herz durch eine reumüthige Lebensbeicht und dann ſchrieb ich Ihnen, hochwürdiger Herr, und bat Sie um Reiſegeld zur Heimkehr, und der brave Pfarrer ſchrieb Ihnen auch. Ehe das Geld aber ankam, ergriffen mich die Pocken und ich war ſo geſchwächt von all' meinem Elend, daß die heftige Krankheit mich faſt um all' meine Sinne brachte. Ich lag drei Monate im Spital, faſt blind, halb taub, zitternd an allen Gliedern, und ſo bin ich denn, wie Sie mich jetzt ſehen, aus dem amerikaniſchen Paradieſe heimgekehrt.“ —

Es wurden Stimmen im Hofe laut und Männerſchritte ließen ſich vernehmen. Wendel blickte mit ſeinen kranken Augen ſcheu nach dem Fenſter und Levin ſtand auf, um zu ſehen, was vorfalle. Da flog die Thüre auf und die Bäuerin ſtürzte mit den Geberden höchſter Verzweiflung in die Stube und ſchrie:

„Wendel! ſie ſagen, die Roſe ſei eben gefunden, erſtickt im Kohlendampf. O Jeſus Maria! iſt ſie denn nicht in Amerika geblieben. Wendel!“ —

Zwei Gerichtsdiener folgten der Bäuerin; die Buben drängten ſich ängſtlich herein und in eine Ecke; Regina eilte ſchreckenvoll zu Levin und umfaßte ſeinen Arm; Wendel rührte ſich nicht; Alle ſahen geſpannt die Gerichtsdiener an. Dieſe grüßten höflich Levin und der Eine ſagte zur Bäuerin:

„Heule Sie nicht, Frau, und komm' Sie mit uns. Iſt Ihre Nichte wirklich in Amerika, ſo kann ſie freilich nicht bei uns erſtickt im Kohlendampf liegen. Da aber die Leute ſagten, es ſei die Wendelroſe, die vor drittehalb Jahren mit ihren Eltern ausgewandert ſei und wir möchten uns bei Ihr. Frau. Auskunft holen: ſo ſind wir gekommen, um Sie mitzunehmen."

„Wendel, hörſt Du nicht!" ſchrie die Bäuerin ganz außer ſich. „Die Leute ſprechen ja, Deine Tochter ſei da — aber todt."

„Seine Tochter!" rief der Gerichtsdiener erſtaunt. „Iſt denn der Wendel auch aus Amerika zurückgekommen? Hätt' ihn nimmer erkannt! er ſieht ja aus wie ſein eigener Großvater. Nun Wendel, ſprecht: kann das eure Tochter ſein?"

„Gottes Mühlen mahlen langſam," ſagte Wendel ſtumpf, that ſeine kranken Augen weit auf und blickte mit blödſinnigem Lächeln umher.

„Auch das noch! er iſt irr!" ächzte die Bäuerin und fiel auf die Bank. —

Regina unterſtützte ſie und rief nach Eſſig und kaltem Waſſer. Der Gerichtsdiener ſagte ehrerbietig zu Levin, der den unglücklichen Wendel in ſeinen Armen hielt:

„Hochwürdiger Herr, reden Sie der Frau zu, daß ſie mit uns gehe. Der arme Mann iſt ja ſeiner nicht mächtig. Vielleicht iſt's auch nicht die Wendelroſe. Die Bräuerin aus dem rothen Ochſen kann ſich ja irren. Man muß nur Gewißheit haben, ob Ja, ob Nein."

„Hat die Bräuerin aus dem rothen Ochſen geſagt, daß es die Wendelroſe ſei: ſo iſt ſie es;" nahm die Bäuerin mit ſchwacher Stimme das Wort; „denn die iſt aus der Verwandtſchaft meiner Schwägerin ſelig. Wer von uns zur Stadt geht, kehrt bei ihr ein. Die kennt die Roſe wie ihr eigen Kind.“ —

Man kam endlich dahin überein, daß die beiden älteſten Buben mit den Gerichtsdienern in das benachbarte Städtchen gingen. In einer Oberſtube des Poſthalterhauſes lag auf dem Bette, völlig angekleidet und in einen ſchottiſchen Shawl gehüllt, eine weibliche Geſtalt. Die Fenſter des Zimmers waren geöffnet und die Thüre verſchloſſen. Ein Gerichtsdiener hielt vor derſelben Wache. Unten in der Wirthsſtube drängten ſich die Leute und beſprachen das grauſige Ereigniß. Als die beiden Buben anlangten und die Treppe hinauf geführt wurden, wälzte ſich ein Menſchenſtrom ihnen nach, und kaum öffnete ſich ihnen die Zimmerthür, ſo ſtürzten Beide mit dem Jammergeſchrei: „Roſel! ach Roſel!“ dem Bette zu. Nun wußte man, daß es die Wendelroſe ſei.

Das Gericht nahm ihren armſeligen Reiſeſack in Verwahrung. Es fand ſich darin kaum das Nothdürftigſte an Wäſche, ihr Paß, der vor einigen Tagen in London ausgeſtellt war, und ein kleines Buch von der Nachfolge Chriſti, in welchem der Name Cunigunde Windeck ſtand. In dieſe Hände war Regina's fromme Gabe an Florentin gerathen!

Tags zuvor in aller Frühe war aus dem Poſtomnibus, der zwiſchen Aſchaffenburg und Miltenberg fährt, in dieſem Städtchen ein junger Mann und eine junge

Frau ausgeſtiegen, die man für Engländer hielt, denn ſie ſprachen engliſch und trugen blaue Brillen. Er forderte ein Zimmer und Frühſtück. Man hörte ſie lebhaft, ja heftig ſprechen — wohl eine Stunde lang. Dann ging der Mann fort und ſagte zu der Magd in der Küche: wenn die Frau zu Mittag noch da ſei, was er aber nicht glaube, ſo möge man ihr eine Suppe bringen. Sie war noch zur Mittagszeit da und die Magd brachte ihr etwas Eſſen. Sie lag auf dem Bette, hatte ihre blaue Brille abgelegt und die Magd bemerkte, daß ſie furchtbar geweint habe. Gegen Abend ging ſie aus und blieb ein Paar Stunden fort. Als ſie wiederkam, war es ganz finſter und ſehr kalt. Sie zitterte am ganzen Körper und begehrte Feuer im Ofen und einen Kaſten voll Kohlen. Als die Magd das Feuer angezündet hatte und das Mittagbrod unberührt auf dem Tiſche ſah, fragte ſie, ob ſie vielleicht warmes Abendeſſen bringen ſolle. Nein, war die Antwort, aber Bier; ich verſchmachte vor Durſt, denn ich habe ein Fieber. Als die Magd das Bier brachte, dankte ſie ihr und ſchloß die Thüre hinter ihr zu. Am anderen Morgen um neun Uhr war es noch immer ganz ſtill bei der Fremden. Die mitleidige Magd horchte, klopfte leiſe an und verſuchte die Thüre zu öffnen. Alles blieb ſtill. Sie wurde ängſtlich, lief zur Wirthin und bat dieſe, die Fremde zu wecken. Aber umſonſt. Die Stille war ſo unheimlich, daß die Poſthalterin den Schloſſer rufen und die Thüre ſprengen ließ. Kohlendunſt erfüllte das Zimmer, denn die Klappe des Ofens war zugedreht — und die Fremde lag todt auf dem Bette. Neben dem leeren Bierkrug lagen zwei Zwanziger auf dem Tiſche. Dies war das Ende der Wendelroſe: Hoffart, die in Gemeinheit unterging; zuerſt der Rauſch der Sinnlichkeit, zuletzt der Rauſch des Biers; — Schmach im Leben, Schmach im Tode. Abſeits an der Kirchhofsmauer wurde ſie in aller Stille beerdigt, und kein Prieſter ſprach den Segen über ihrem Grabe. Als die Begebenheit bekannt wurde, erzählte ein Reitknecht: es ſei an jenem Abend ein Frauenzimmer im Windecker Schloßhof erſchienen und habe ſich ſcheu umgeſehen. Er habe ſie für eine Art von Bettlerin gehalten und ſie gefragt, ob ſie den hochwürdigen Herrn zu ſprechen wünſche. Nein! habe ſie gerufen, den Prieſter will ich nicht! aber die Gräfin Regina! Auf ſeine Antwort, daß dieſe abweſend ſei, habe ſie ſich gleich entfernt. Eine Stunde ſpäter ſei Gräfin Regina angekommen; ſo daß er bei ſich ſelbſt gedacht habe: Schade, daß die arme Perſon nicht gewartet hat! — Noch da, gleichſam in ihrer letzten Stunde, bot ihr die göttliche Barmherzigkeit Verſöhnung und Gnade durch ſeinen Prieſter an. Der hätte ſie gerettet an Leib und Seele. Sie ſchlug ihn aus; ſie begehrte menſchliche Hülfe; als ſie dieſe nicht fand — ging ſie unter an Leib und Seele. —

Florentin war verſchwunden. Leichten Herzens ging er nach der Schweiz. Hatte er nicht das Aeußerſte für Roſe gethan und ſie zurückgebracht auf die Schwelle ihrer Heimath, nachdem er ſie dem Elend in New-York entriſſen und ſeine Armuth in London mit ihr getheilt? Um welchen Preis, das brachte er nicht in Anſchlag. Es war ja ihr Wille, ihre Leidenſchaft für ihn, welche ſie zu ſeiner Sklavin machten. Sie war ja glücklich durch ihn, ſo lange er ſie liebte — und daß er ſie nicht ewig lieben werde, hätte ſie ſich doch wohl vorſtellen können. Er hatte ihr ja tauſend Mal geſagt, das wahre Glück beruhe nur auf freiwilligen Verhältniſſen und Neigungen und erſterbe in jeder Art von Zwang. Zwang des Herzens ſei ein Verbrechen, ein Selbſtmord, den der Menſch an ſeiner Liebe begehe; und weil die Ehe dieſen Zwang auf zwei Leute für immer werfe, die vielleicht nach ſechs Monaten gründlich gleichgültig für einander wären: ſo müſſe man die Ehe verabſcheuen. Mit dem Allen war ſie einverſtanden geweſen, ſo lange er ſie liebte — und dann plötzlich nicht mehr! Schwäche des weiblichen Kopfes, der jeder Logik unzugänglich iſt, weil er von den falſchen Schlüſſen des Gefühls übermeiſtert und confus wird, ſprach Florentin zu ſich ſelbſt. Alle Frauen ſcheitern an ihrem Subjectivismus! zur hohen objectiven Anſchauung und Beurtheilung großer allgemeiner Verhältniſſe, denen man ſich mit voller Kraft und Begeiſterung hingeben muß, erſchwingt ſich Keine! — nämlich keine Roſe! Die bleibt im Gefühl ſtecken .... und Punktum! — Aber das Gewiſſen ließ ſich nicht ganz übertäuben. Wer ſteckte denn tiefer im praktiſchen Subjectivismus, nämlich im Egoismus, als er? In ſtiller Nacht, in den Augenblicken, welche dem Schlaf vorhergehen, wenn die geheimnißvolle Macht, die einen Rieſen an geiſtigen und leiblichen Kräften in unſichtbare unwiderſtehliche Feſſeln ſchlägt, ſeine richtige oder falſche Logik durch das Einſchlafen unterbrach: dann ſtiegen andere Bilder in Florentin's halbträumenden Gedanken auf. Ja! ihre Leidenſchaft hatte ſie zu ſeiner Sklavin gemacht; aber auf dem Bauernhof ihrer Eltern, auf dem Auswandererſchiff, in dem Elend von New-York hatte er dieſe Leidenſchaft geweckt und genährt durch ſeine giftigen Lehren, ſeine verderblichen Anſichten. Warum hörte ſie hin? warum nahm ſie dieſelben an? Ja, das war freilich ihre Schuld: ſie gab Gehör dem Ziſchen der alten Schlange! Aber warum ſchmeichelte er ihr mit ſeiner Bewunderung, daß ein ſchlichtes Bauernmädchen eine ſo feine Faſſungsgabe beſitze, und warum ging dieſe Bewunderung mehr und mehr auf ihre Perſönlichkeit über, und warum fand er einen ſolchen Reiz in der Wahrnehmung, daß ihr Herz, welches er ſo gefliſſentlich vom Glauben an Gott und an göttliche Gebote ablöſte, ihn zu einem Gott machte, an den es glaubte? Ich bin kein Gott! rief Florentin aus ſeinen Bilderträumen ſich aufreißend und wach ſchüttelnd. Ich bin kein Geſetzgeber für Andere! warum glaubte ſie an mich? warum folgte ſie mir? — — Ein Grauen überfiel ihn, daß er die Verantwortung ſeiner Grundſätze und ihrer Folgen für ſich ſelbſt und für Andere übernehmen ſolle; und doch wollte er behaupten, dieſe Grundſätze wären die einzig wahren, und an ihrer Verbreitung und Durchführung hänge der Fortſchritt der Menſchheit. Und immer, wenn er einſchlafen wollte, kamen dieſe quälenden Vorſtellungen. Sein eitler Triumph, als ſie alle weibliche Zurückhaltung verlierend, ihre Eltern floh und zu ihm kam — und für ihn arbeitete und ſich abmühte, was ihr ſonſt ein Gräuel war — und für ihre Perſon mit dem Armſeligſten ſich begnügte, während ſie ſonſt an eitlem Tand übergroßes Wohlgefallen hatte — und ihm nach London folgte und auch dort mit übermenſchlicher Anſtrengung zu jeder Arbeit, zu jedem Dienſt bereit war, um ihr Leben zu friſten, damit ſie ihm nur nicht zur Laſt falle und um wohl gar ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen! Und wie ſein eitler Triumph bald verrauſchte und überging in Widerwillen, ja, in grimmigen Haß, weil ſie ihm fürchterlich zur Laſt fiel mit ihrer Perſon, mit ihrer Opferwilligkeit, mit ihrer Liebe, die er verachtete, weil ſie ſich mißhandeln ließ. Die Unglückſelige, was ſollte ſie beginnen? Lieben muß das Menſchenherz; dazu iſt es geſchaffen, dazu wird es von der Natur gedrängt, dazu geheiligt von der Gnade; das iſt ſein höchſtes, irdiſches und göttliches Geſetz.

Aber die Unglückſelige! ſie hatte die Liebe zu Gott verlaſſen, den einzig ächten Quell jeder Liebe hienieden, welche Anſpruch machen darf auf dieſen himmliſchen Namen; ſie klammerte ſich an die Creatur, und um ſo feſter, als ſie keinen anderen Halt hatte — und das nannte ſie Liebe. Mit einer Ausdauer, welche unter anderen Verhältniſſen und um Gottes Willen geübt, die ſchönſte Tugend und die lichteſte Glorie des weiblichen Herzens iſt, ertrug ſie Florentin's ſchneidende Behandlung, die Ausbrüche ſeines Zorns, ſeines Widerwillens, ſeine Vorwürfe über ihre läſtige Gegenwart. Sie ſuchte ſich unſichtbar zu machen, um ihm nur nicht in den Weg zu kommen. Sie wünſchte gar nicht von ihm beachtet zu werden; und all' dieſe unſäglichen Aengſte und Erniedrigungen nahm ſie hin, damit er ſie nur in ſeiner Nähe dulde und ſie nicht ganz verſtoße. Wenn er damit drohte, ja, dann gerieth ſie außer ſich und in einen ſolchen Wahnwitz von Verzweiflung, daß er ſich fürchtete. Hätteſt Du einen Hund, ſagte ſie, den Du nicht zu füttern brauchteſt, würdeſt Du ihm nicht den Platz im Winkel Deines Zimmers gönnen? verlange ich mehr als ein Hund? In welchem Roman haſt Du das geleſen? fragte er höhniſch. Sie hatte es allerdings in einem Roman geleſen, den er ihr mit großen Lobſprüchen gegeben hatte. Aber ſie ſchwieg, denn das hatte er vergeſſen. In ſeinen Träumen fiel es ihm wieder ein. Als Oreſt ihm in London die Hundertpfund-

Note gab, warf er ihr ein Paar Goldſtücke hin und ſagte kalt: Iß Dich einmal ſatt! Sie that es buchſtäblich Einmal. Das übrige Geld hob ſie auf, um es ihm zu geben, wenn er ſpäter nichts mehr haben würde, wenn die Redactionen der Journale ſeine Artikel unbenutzt zurückſchickten und wenn es ihn langweilte, ungelehrigen Kindern Unterricht in der deutſchen Sprache zu geben. Mit Frohlocken fand er zu Ende des Winters die kleine Summe auf ſeinem Tiſch. Er fragte nicht, er dankte nicht; er rief nur: Jetzt reiſen wir! Sie wagte nicht zu fragen, wohin? Er reiſte mit ihr ab und fort bis zu jenem Städtchen, wo er ihr erklärte: hier könne ſie ſich zu ihren wohlhabenden Verwandten begeben oder ſich anderweitig leicht ihr Brod verdienen, und hier trennten ſich ihre Wege für immer; ſie ſei der Fluch ſeines Lebens und den möge er nicht länger mit ſich herumſchleppen. Sie bat und flehte; er drohte und zürnte. Da ſagte ſie, ſie werde ſich das Leben nehmen; er lachte — und ging von dannen. Aber in ſeinen halbwachen Träumen fiel ihm ein, daß ſie das ſagte, und er fuhr zähneknirſchend auf: Bah! wollten ſich alle Weiber aus Liebesgram ein Leid anthun, ſo wäre die halbe Welt entvölkert. Und endlich ſchlief er denn doch ein. —

Der arme Wendel aber murmelte ununterbrochen.

„Gottes Mühlen mahlen langſam.“ Das war der Gedanke, der ſich am tiefſten ſeines Gemüthes bemächtigt hatte und der ihm Stich hielt, als ſein von Leiden aller Art geſchwächter Organismus unter dem letzten furchtbaren Schlag ſeine geiſtigen Fähigkeiten, ſein klares Bewußtſein verlor. Seine brave Schweſter gönnte ihm gern den Platz im Großvaterſtuhl hinter dem Ofen im Winter — und im Sommer auf der Bank unter dem alten Birnbaum im Garten, wo die Bienen ſo munter ſummten. Im Hauſe tappte er ſtill herum, that nichts, ſprach mit Niemand. Seine Buben zog die Bäuerin ebenſo rechtſchaffen und fromm auf, wie ſie ihren eigenen Sohn erzogen hatte, der ihr im Spätjahr eine liebe willkommene Schwiegertochter in's Haus brachte. Regina und Levin beſuchten öfters den Bauernhof und ſeine guten Menſchen. So wie Wendel Levin erblickte, pflegte er lebhaft auszurufen: „Gottes Mühlen mahlen langſam“ und die Bäuerin pflegte betrübt beizuſetzen:

„Ach, hochwürdiger Herr! hätte die arme Roſel das bedacht, ſo hätte ſie Buße thun und vielleicht noch eine Heilige werden können.“

„Ja,“ ſagte Levin, „Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe.“

Brautkränze.

Hyacinth hatte das wunderbare Erbe angetreten, das Niemand durch irdiſche Begabung beanſpruchen und durch irdiſche Berechtigung in Beſitz nehmen kann; das wunderbare Erbe, welches dem Auserwählten himmliſche Begünſtigung zuwendet, an die zugleich irdiſche Entſagung geknüpft iſt, damit er eingedenk bleibe, daß dieſe höchſte Gunſt von Oben komme und keine Naturgabe ſei; Hyacinth hatte die Prieſterweihe empfangen. In ſeiner zärtlichen Andacht zur Mutter Gottes wählte er den Tag Maria-Hilf, um ſeine Primiz, ſeine Erſtlingsfeier des heiligen Meßopfers, zu begehen. Ganz Windeck war in einem Freudenrauſch; ſogar der Graf — obgleich er behauptete, er werde nur durch die Uebrigen mit fortgeriſſen, ihm blute eigentlich das Herz, da ja nun der gute Hyacinth in ſein kaplaniſches Elend hineingehen müſſe. Dennoch that er Alles, um in ſeiner Weiſe das Feſt zu verherrlichen. Das Schloß wurde von oben bis unten bekränzt, bewimpelt und beflaggt, die Böller aufgeſtellt, die ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft eingeladen, die Kapelle glänzend geſchmückt. Ein wunderſchöner Kelch ſollte ſein Angebinde für Hyacinth ſein. Die Baronin Iſabelle, Regina und Corona hatten Jede ein Meßgewand für ihn geſtickt und Regina ihm den Kranz gewunden.

„Denk' an mich, wenn Du ihn trägſt und bitte Gott, daß ich bald einen ähnlichen Brautkranz tragen dürfe," ſagte ſie, als ſie ihm den Kranz reichte.

„Die heilige Gottesmutter vergißt Dich nicht," entgegnete Hyacinth.

Es kamen viele Verwandte. Uriel fehlte nicht. Sogar Oreſt traf aus Mailand ein; Uriel hatte darauf gedrungen.

Am Tage Maria-Hilf trug die ganze Natur den bräutlichen Frühlingsſchmuck; die Erde lachte im Blüthenkranze des Mai und der blaue Himmel unter ſeiner Sonnenkrone. Die Schloßkapelle glich einer Blumenlaube mit Kerzenlicht durchwebt; der Altar war ſtrahlend. Hyacinth im weißen goldgeſtickten Meßgewande, den myſtiſchen Brautkranz auf der reinen Stirn, ging zum Altar; neben ihm die myſtiſche Braut, die ihm die brennende Kerze trug, ein kleines ſechsjähriges Mädchen, die jüngſte unter allen Verwandten. Levin und Pater Athanaſius von Kloſter Engelsberg, Hyacinth's Beichtvater von Kindheit auf, aſſiſtirten. Ein wunderbares Feſt! auf Erden wird es gefeiert, aber es gehört dem Himmel an. Die Weihe, das Opfer, der Gegenſtand, die Beſtimmung —

Alles iſt himmliſch, Alles iſt Gnade, Alles betrifft den übernatürlichen Menſchen. Da wandelt ein Jüngling zum Altar, verliebt in die göttliche Liebe und dem geheimnißvollen Opfer, das ſeine gebenedeite Hand als reines und demüthiges Werkzeug vollzieht, ſchließt er das Opfer ſeiner vollkommenen Hingebung an und da, wo der ſüße Wohlgeruch des heiligſten Blutes zum Throne Gottes emporwallt, da ſteigt auch aus der zarteſten Blüthe des Menſchenweſens ein Arom von unirdiſcher Lieblichkeit und Schönheit auf. Der Jüngling, der da zum Altare wandelt, der meint es ernſt mit Gott — und Gott mit ihm. Gott hat ihn aus der Welt auserkoren und geheiligt; dafür ſoll er die Welt geheiligt an Gott zurückgeben. Er hat den Zuruf des Apoſtels im vollen Umfange verſtanden: „Was droben iſt, habet im Sinn; nicht was hienieden;“ und deshalb wandelt er zum Altar, er ſelbſt ein geſchmücktes Opferlamm, um ſich für jetzt und für immer mit ſeinem Opfer in das Opfer ſeines Gottes zu verabgründen, um — das Droben mit dem Hienieden zahlend — in die Gnadenwelt einzugehen, die der Prieſter der Menſchheit vermittelt und durch die er der Fortſetzer des Erlöſungswerkes, der Stellvertreter und Mitarbeiter Gottes iſt. Eine Feier, die holdſeliger und erhabener, rührender und großartiger wäre als eine Primiz, gibt es auf Erden nicht, denn nirgends ſonſt erſcheint der Menſch in ſo idealiſcher Verklärtheit, nirgends ſonſt ſteht er auf ſo lichter Höhe des Thabor und nirgends ſonſt iſt ihm ein Gethſemane ſo gewiß. Die Seelen lieben, die Chriſtus geliebt hat, den Seelen dienen, denen er gedient hat — das bringt Leiden mit, die er gelitten hat, und die leiden nur Seelen, die ſich ihm verähnlichen.

Wie ein Engel, in demüthige Anbetung Gottes verſunken, ganz weltvergeſſend, ganz aufgelöſt in die Gnadenfülle, die ſich um ihn, in ihn, über ihn ausgoß, vollzog Hyacinth die Feier der heiligſten Geheimniſſe, ohne ſich auch nur einen Augenblick aus der Gegenwart Gottes zu verlieren. Mit heiliger Andacht und tiefer Rührung dienten ihm ſeine Aſſiſtenten, Beide — Meiſter und Vorbilder ſeines inneren Lebens, Beide — treue Glieder der lehrenden und ſtreitenden Kirche, Beide — wohlgeübt in der Schule des Kreuzes, Beide — betend, daß er gewürdigt werde ſie zu durchwandeln. Levin ſah ſo ſtrahlend von ſeliger Freude aus, daß Regina den Greis Simeon zu ſehen glaubte, nachdem er „das Heil Iſraels“ geſchaut hat und in Frieden heimzugehen wünſcht. Stille Wonne durchſchauerte ſie bei dem Gedanken, daß dieſe beiden Erwählten, der Greis und der Jüngling, ihr die Hand reichten, um ſie in die Chöre der Bräute Chriſti einzuführen. Ihrer Aengſte und Verſuchungen achtete ſie ſeit jenem Geſpräch mit Levin nicht mehr, als der Wandersmann, der einen hohen Berg erſteigen will, der Nebel achtet, die ſich zuweilen um ihn zuſammen ziehen; er ſchreitet rüſtig weiter.

Wer „dem Lamme folgen will, wohin immer es geht,“ muß die Siegespalme tragen, ſprach ſie bei ſich ſelbſt; und ſie hatte Uriel mit der klaren Stille empfangen, die ihm deutlicher als tauſend Worte ſagte: Solo Dios basta.

Das heilige Opfer war dargebracht und der fromme Gebrauch vorüber, nach welchem ſich die Andächtigen den Segen des Prieſters, der ſeine Primiz gefeiert hat, geben laſſen. Sie knien vor ihm nieder und er ſpricht, indem er ihnen die Hände auf das Haupt legt: „Durch die Auflegung meiner Hände ſegne dich der Vater und der Sohn und der heilige Geiſt;“ und macht das Kreuzzeichen über ſie. Frommer und lieblicher, aus tiefer Andacht zum heiligſten Fronleichnam entſpringender Gebrauch! wie ſollen die Hände nicht ſegensreich ſein, die zum erſten Mal ſo glücklich waren, daß ſich unter ihrer Segnung die gnadenvolle Wandlung vollzog! Graf Damian, der ſich noch nie um eine Primiz bekümmert hatte, weit weniger je dabei anweſend war, kannte den Gebrauch nicht und wußte nicht, was geſchehen ſolle, als ſeine Töchter, die Baronin und die übrigen Damen zum Altare vorgingen und dort niederknieten. Als er es aber gewahr wurde und die ſchlichten Worte hörte — und Hyacinth ſo demüthig in ſeiner prieſterlichen Würde — und die knienden Frauen ſo würdig in ihrer demüthigen Unterwerfung ſah: ſo ging ihm der Anblick dermaßen zu Herzen, daß er ebenfalls aufſtand und vor Hyacinth niederkniete, vor dem Jüngling, den er ſonſt gar nicht anders, als mit einem gewiſſen Gefühl von Mitleid und Protection zu betrachten pflegte. Oreſt that daſſelbe — keineswegs aus Andacht oder Ehrfurcht, ſondern weil er glaubte, das gehöre mit zu einer Primiz. Uriel verließ nicht ſeinen Platz; er war zu einem ſtarren Abſchluß mit Herz und Leben, nicht zu frommer Ergebung in den Willen Gottes gelangt; deshalb ging er auf keine Aeußerung froher und gerührter Andacht ein. Er hielt ſich knapp auf der Grenze des Schicklichen. Allein Hyacinth ſchien zu ahnen, was in ſeinem geliebten Bruder vorgehe, und er ging zu Uriel, legte ihm die Hände auf und ſprach den Segen über ihn.

Am Abend ließ der Graf den Garten illuminiren und auf der unteren Terraſſe ein prächtiges Feuerwerk abbrennen, welches Raketen und Leuchtkugeln wie fliegende Sterne zum Himmel hinaufſchickte und in dem ſtillen Main das Roſen- und Silberlicht des bengaliſchen Feuers abſpiegelte. Tauſende von Menſchen waren zuſammengeſtrömt, um in Nachen oder von den Ufern aus an dem prächtigen Schauſpiel ſich zu ergötzen. Die Meiſten dachten gar nichts dabei; ſie gafften nur. Einige freuten ſich aufrichtig, daß einer der Windecker Grafen geiſtlich geworden ſei und daß all der Jubel zu Ehren ſeiner Primiz ſtattfinde; und Andere fanden es unbegreiflich, daß man für eine Primiz ſolche Freudenbezeugungen verſchwende, da ſie ja den jungen Mann zu einem beklagenswerthen Leben und zu einer beſtändigen

Heuchelei verdamme. Ja, wenn's eine Hochzeitsfeier geweſen wäre — daran könnte man theilnehmen! aber eine Prunz!! — Regina ſagte zu Hyacinth:

„Da Deinetwegen heute auf Erden ſchon ſolch Frohlocken iſt, wie mag dann erſt der Himmel jubiliren!“

„O Regina!“ rief Hyacinth ſehr bewegt, „nach ein Paar Tagen oder Jahren kommt ein Stündlein, da iſt Alles ganz ſtill auf Erden, denn ich liege auf dem Sterbebett und alle Freudenfeuer ſind erloſchen und es brennt nur meine Sterbekerze, die Brautfackel für's ewige Leben. Bitte für mich, daß alsdann im Himmel ein Jubiliren ſei.“

Corona ſagte, als man auseinander ging:

„Ach wie ſchade, daß ſolche Tage ein Ende haben und daß man zuletzt äußerſt proſaiſch ſchlafen geht.“

„Ich meinestheils,“ rief Oreſt, „fühle mich von der vierundzwanzigſtündigen Rührung dermaßen erſchöpft, daß mir jene Proſa höchſt willkommen iſt.“

Als nach einigen Tagen die gewohnte Ruhe und Ordnung wieder eingetreten war, begab ſich Uriel zum Grafen und bat ihn, den Onkel Levin rufen zu laſſen, da er ihnen beiden etwas mitzutheilen habe. Uriel war in dieſer Zeit ſo ernſt und abgeſchloſſen geweſen, daß der Graf ganz betroffen ſagte:

„Onkel Levin? ja, ſehr gern! aber Du wirſt doch kein wunderlicher Kauz ſein und uns ankündigen, Du wolleſt geiſtlich, oder Ordensmann oder dergleichen werden.“

„Sei ruhig, lieber Onkel, ſo hochfliegende Ideen hab' ich nicht,“ entgegnete Uriel mit Bitterkeit.

„Ich müßte ſie mir auch recht ſehr verbitten und Onkel Levin würde gleichfalls keine Freude daran haben. Nun komm' zu ihm!“ ſagte der Graf und nahm vergnügt Uriel unter den Arm, denn er zweifelte nicht, daß es jetzt ein Brautpaar geben werde.

„Uriel will uns eine gute Nachricht bringen, lieber Onkel!“ rief er, bei Levin eintretend.

Levin warf einen fragenden Blick auf Uriel und ſagte liebreich: „Möge ſie zur Ehre Gottes gereichen.“

Uriel nahm das Wort und ſagte zum Grafen:

„Im vorigen Spätjahr machteſt Du mir auf Stamberg einen Vorſchlag, den ich in Erwägung zu ziehen verſprach. Er betraf meine Verehelichung mit Corona, welche zur Erbtochter eingeſetzt werden, während Regina die Freiheit erhalten ſollte, ins Kloſter zu gehen. Ich habe ihn während dieſer langen ſieben Monate überlegt und bin zu einem feſten Entſchluß gekommen, der Dir hoffentlich genehm ſein wird, beſter Onkel, und deſſen Ausführung ich ſchon begonnen habe.“

„Und der wäre?“ fragte der Graf geſpannt.

„Ich trete Stamberg an Oreſt ab und er heirathet Corona.“

„O nimmermehr!“ rief Levin ſchmerzlich.

„Und Du? was wird mit Dir?“ fragte der Graf.

„Ich gehe nach Copenhagen, wo man ſo eben ein Schiff ausrüſtet, das eine Reiſe um den Erdball machen ſoll. Es iſt nicht auf Handel und Wandel dabei abgeſehen, wenn er auch nicht ausgeſchloſſen wird. Man will der Reiſeliebhaberei unſerer Tage eine Weltumſegelung, und den Gelehrten, den Naturforſchern, den Künſtlern die Möglichkeit anbieten, den Horizont ihrer Wiſſenſchaft und ihres Studiums durch eigene Beobachtungen und Anſchauungen, und durch praktiſche Erfahrungen in Länder-, Völker- und Sprachenkunde zu bereichern. Ich bin nun freilich kein Gelehrter, kein Künſtler und kein Touriſt; aber ich werde die ganze Welt in lebendigen Bildern an mir vorüber ziehen ſehen und werde vielleicht Etwas entdecken, wofür es ſich der Mühe lohnt zu leben, nachdem ich nicht für Regina leben kann. Im nächſten Monat reiſe ich ab und in zwei Jahren komme ich zurück: ſo lange dauert die Reiſe.“

„Uriel, ich glaube Du haſt in Deinem Bergſchloß den Verſtand verloren!“ rief der Graf und ſetzte ſich zurecht, um eine lange Rede zu halten. Doch Uriel unterbrach ihn:

„Ich habe mich, mein Wollen und mein Können nach allen Seiten betrachtet und gründlich erwogen. Um freiwillig die ſchweren Verpflichtungen des Welt-

und Familienlebens zu übernehmen und ſie mit einiger Geſchicklichkeit und Ausdauer zu erfüllen, dazu könnte mich nur mein Herz beſtimmen, meine Neigung, meine Liebe. Ich müßte ein Weſen an meiner Seite haben, bei dem ich ſicher wäre, daß das Alltagsleben mit ſeinem Einerlei, ſeinen Forderungen, ſeinen Bedürfniſſen, ſeinen Gewohnheiten, kurz mit ſeiner ganzen Wucht von Irdiſchkeit ein Gegengewicht fände in der Richtung auf Himmliſches, und in dem Streben, das Irdiſche mit dieſem Himmliſchen zu durchgeiſten. Mein Glück ruht nicht auf Geld und Gut; ruht nicht darauf, eine blinde Leidenſchaft zu empfinden und einzuflößen. Lieben will ich — und geliebt ſein, edel, rein, geheiligt: das iſt mein Ideal von Glück, und hätte Regina mich lieben können, ſo hätte ich es mit ihr verwirklicht und dann keine Pflicht zu ſtreng und keine Aufgabe zu ſchwer gefunden. Ohne Regina — iſt aber die Laſt zu groß für meine Schultern, und da ich es weiß — lege ich ſie nieder. Ich darf es. Stamberg kommt mir nicht eigentlich zu; es ſollte urſprünglich eine Secundogenitur ſein und hat während eines halben Jahrhunderts dafür gegolten. Eine Laune der guten Großmutter wendete es zu unſerer Aller höchſter Ueberraſchung mir zu; mir, weil ſie glaubte, Regina würde dann Herrin auf Stamberg. Aber Regina wird es nicht. Sie kommt nicht wieder dahin. Folglich hab' ich nicht das mindeſte Anrecht an Stamberg, und freudig trete ich es an Oreſt ab, dem es nach

Billigkeit gehört. Die gerichtlich nothwendigen Schritte habe ich bereits gethan. So kommt Alles in's richtige Geleis — Oreſt in ſein Erbe, Regina in's Kloſter und Corona wird Erbtochter — oder Oreſt tritt auch für Windeck in die Rechte der Primogenitur ein.“

„Halt! mit nichten!“ rief der Graf ganz außer ſich. „Das hängt von mir ab! ich nehme dieſe Veränderungen nicht vor. Willſt Du Stamberg an Oreſt abtreten — gut! Willſt Du die Welt umſegeln — gut! beides iſt Unſinn, aber ich kann's nicht hindern. Willſt Du Regina aufgeben — das iſt verſtändig, denn ſie läßt ſich nicht überwinden und Zeit, Geduld und Mühe ſind bei ihr verſchwendet. Aber was Corona betrifft — hab' ich ein Wörtchen mitzureden. Sie heirathet binnen zwei Jahren nicht, und kehrſt Du heim von Deiner Weltumſegelung, ſo reden wir abermals von der Sache. Weißt Du, wie ſie dieſen Winter genannt wurde? „Die Krone des Bundes“ nannte man ſie, ſymboliſch, als die ſchönſte Perſon in Deutſchland. Warum biſt Du nicht nach Frankfurt gekommen? was kalmäuſerſt Du auf Deinem Odenwäldiſchen Bergſchloß mutterſeelenallein ſieben lange Monate? Da muß man ja mit Gewalt melancholiſch werden und das Leben verabſcheuen, nämlich ſolch ein Leben zwiſchen Eulen und Raben! Sei kein Thor! führe Corona nach Stamberg und Du wirſt bald aus einem anderen Ton ſprechen. Biſt Du ſo untröſtlich um Regina, daß Du zwei Jahre der Weltumſegelung brauchſt, um Dich zu faſſen, ſo ſegle ab und komm' vernünftig wieder. Ich bin ſehr froh, wenn ich Corona noch zwei Jahre behalte."

„Lieber Onkel," ſagte Uriel entſchieden und eine helle Glut flog über ſeine Stirn, „ſo wahr ich ein Windecker bin, ich heirathe Corona nicht! ſie iſt Regina's Schweſter und würde mich an die geliebte Regina erinnern. Das darf nicht ſein!"

Der Graf ſetzte ſich im Lehnſtuhl zurück, ließ die Hände ermattet auf die Knie ſinken und ſagte tief niedergeſchlagen zu Levin:

„Beſter Onkel, haben Sie es gehört? Uriel fällt auch in einen Raptus von ſublimen Gefühlen und will Corona nicht heirathen."

„Ja, es gibt noch immer zarte Herzen auf der Welt," entgegnete Levin.

„Was zarte Herzen!" fuhr der Graf auf. „Ueberſpannte Gehirne gibt's — und die wuchern in meiner Familie! aber nun hab' ich's ſatt, nun ſchieb' ich einen Riegel vor. Dieſe Influenza ſoll nicht weiter graſſiren! Corona heirathet Oreſt, lieber heute als morgen — ſo wahr ich ein Windecker bin! Baſta."

Als Uriel erfreut ſeine Hand küßte, wendeten ſich ſeine Gedanken aber wieder dieſem, ſeinem Lieblingsneffen zu, den er ſeit ſo langen Jahren als ſeinen Erben und Schwiegerſohn geliebt hatte, und er ſagte kopfſchüttelnd:

„Wenn Du aber nach zwei Jahren wiederkehrſt — was willſt Du beginnen? Aus der diplomatiſchen Carriere biſt Du ausgetreten, Stamberg haſt Du abgegeben. Alſo was biſt Du, was haſt Du dann? Sollte ich bis dahin ſterben, ſo bekommſt Du freilich Windeck mit Allem, was dazu gehört, und damit kannſt Du ſchon in der Welt beſtehen. Aber ich ſollte meinen, daß ich noch ſo zwanzig, dreißig Jahre leben und Kinder meiner Enkel ſehen könnte.“

„Ich habe mir eine kleine Apanage vorbehalten, die der Beſitzer von Stamberg mir alljährlich zahlen wird und die mir genügen ſoll.“

„Du haſt aber immer wie der Sohn eines reichen Mannes gelebt!“

„Ja, beſter Onkel, Dank Deiner Güte. Aber — ſo gewiegt zu werden im Wohlleben, ſo aufzuwachſen in allem Behagen, ſo zu genießen die Vorzüge des weltlichen Glücks — darin liegt ein Etwas, das die Entwickelung des inneren Menſchen hemmt, ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe ins Unglaubliche ſteigert und ſeine geiſtigen nicht befriedigt. Nie war die Welt in einem ſo raſenden Rennen nach eben dieſem Zuſtande begriffen: Glücksgüter erringen und genießen iſt ihr Ideal. Ein ſehr brutales — man muß es geſtehen! Darum iſt ſie denn auch ſelbſt ungemein brutal unter ihrem glatten, blanken Bildungsfirniß; oberflächlich der Verſtand, ſchwach der Charakter, trüb das moraliſche Bewußtſein, lahm der

Sinn für Höheres, Null — das Verlangen danach. Im kläglichſten Subjectivismus zerfällt die große Einheit der Menſchheit, wie ein todter Körper in widerliche Atome ſich zerſetzt. Ich habe nicht wie ein Blinder und Tauber dieſe letzten verhängnißvollen Jahre durchlebt. Ich hab' mich umgeſchaut, ich habe aufgehorcht; ich bin da geſtanden, wo es genug zu ſehen und zu hören gab. Eines iſt mir klar: in ihrem tiefſten Grunde iſt die Welt rathlos. Sie hat die Wahrheit nicht. Hinter all' der pomphaften Prahlerei mit Civiliſation und Aufklärung, mit Wiſſensdurſt und Freiheitsdrang, mit Völkerglück und Bildungsfortſchritt liegt eine ungeheuere Leere. Bildungsfortſchritt? — und die Gefängniſſe, die Zuchthäuſer, die Strafanſtalten vergrößern ſich mehr und mehr, und die ſtatiſtiſchen Tabellen weiſen nach, daß dieſe Vergrößerung nicht Schritt hält mit der wachſenden Zahl Derer, für welche dieſe Anſtalten beſtimmt ſind. Völkerglück? und das Proletariat und das Elend des Fabrikweſens wächſt in monſtröſer Progreſſion. Freiheitsbedürfniß? und Niemand will das edle Joch der Selbſtbeherrſchung tragen, und Jeder ſpricht ſich das Recht zu, Selbſtherrſcher — über Andere zu ſein. Wiſſensdurſt? — ja: freche Negation und Forſchungen auf der Oberfläche der Dinge und Erſcheinungen. Aufklärung? — ja: Bankrott an geſundem Menſchenverſtand, an Sinn für Recht und Unrecht, an klarer Einſicht und Beurtheilung der Verhältniſſe und entſchiedene

Sympathie für jede Art von Marktſchreierei und Charlatanismus. Civiliſation? — ja: Eiſenbahnen, Telegraph, Schreibfedern, Papiergeld, Zeitungen, ſtehende Heere, Büreaukratie, Branntweinſchenken, allgemeine Begier nach materiellen Freuden und Genüſſen, allgemeines Mißvergnügen, weil ſich Keiner auf dem Punkt befriedigt fühlt. So ſieht es aus in der Welt! Weil ſie die Wahrheit nicht hat, wird ſie wehrlos ſein, wenn der Umſturz kommt. Und er wird kommen, denn es iſt unmöglich, daß die Fiction oder, deutſch geſprochen, die gleißende Lüge dauernd die Menſchheit beherrſche. Frei muß ſie werden von der Lüge; dann kann die Wahrheit ſie retten. Ich will ſuchen nach dieſer rettenden Wahrheit und deshalb brechen, ſo weit ich vermag, mit der großen Lüge der Zeit, mit der Ueberſchätzung von Geld und Gut.“

„Uriel!“ rief der Graf, „Du wirſt ja ein leibhafter Don Quixote: ziehſt aus für Deine Dulcinea — Wahrheit!“

„Uriel!“ ſagte Levin, „wenn Du Alles, was Du thun willſt, aus übernatürlichen Beweggründen thäteſt und die Wahrheit mit dem Auge des Glaubens ſuchteſt: ſo würde ſich Dir ein ſeliges Leben erſchließen, und — wenn nicht die Welt, ſo doch gewiß Deine Seele fände ſicher ihren Rettungshafen.“

„Ich ſuche die Wahrheit, weil ich die Liebe verloren habe und weil ich ohne etwas Göttliches nicht leben kann,“ ſagte Uriel kalt.

„O ſage doch: nicht ohne Gott leben kann!“ rief Levin. „In ihm haſt Du die ewige Wahrheit vereint mit der ewigen Liebe — und folglich das, was Deine Seele, was jede Seele begehrt.“

„Nicht doch!“ ſagte Uriel und blieb bei ſeiner abwehrenden Kälte; „wer nur mit dem Auge des Glaubens ſucht, verliert gar leicht die Liebe aus dem Geſicht und geräth auch auf Irrwege.“

Levin ſchwieg. Er hatte Mitleid mit dieſem wunden Herzen. Der Graf ſagte gelangweilt:

„Um auf die praktiſche Wahrheit, nämlich auf das wirkliche Leben zu kommen, Uriel: willſt Du denn gar nicht heirathen? Auch ohne Stamberg biſt Du als Windecker Erbgraf eine brillante Partie.“

„Hu! ſchrecklicher Gedanke, eine brillante Partie zu ſein!“ rief Uriel ſcherzend. „Da ſehe ich im Vordertreffen die heirathsluſtigen Augen von hundert Comteſſen — und im Hintertreffen die nicht minder heirathsluſtigen, aber im zweiten Grade, von hundert Mama's. Nein! da ſchlag' ich Chamade über den Ocean.“

„Wenn Du ſchon auf dem Punkt des Scherzes angelangt biſt,“ ſagte der Graf, „ſo bleibt mir freilich nichts übrig, als die neuen Verhältniſſe in Gang zu bringen, damit ſie endlich einmal zum Abſchluß kommen und damit Jeder wiſſe, woran er iſt. Ich bin von der langen Ungewißheit ſchon ganz morſch geworden.“

Oreſt wurde zuerſt vorgerufen.

„Was geht hier vor?“ rief er in ſeiner luſtigen Weiſe. „Warum ſeht Ihr ſo feierlich aus? Wollt Ihr mich in den Freimaurerorden aufnehmen? Papachen, biſt Du Meiſter vom Stuhl?“

Aber zum erſten Mal in ſeinem Leben wies der Graf entſchieden Oreſt’s Scherze zurück, eröffnete ihm die neue Lage der Dinge, durch welche nunmehr Oreſt der Stammhalter der Windecker werde und ſetzte hinzu, er hoffe alle Freude, die er durch Uriel und Regina nicht gefunden habe, jetzt doppelt durch Oreſt und Corona zu finden. Oreſt war mehr überraſcht als erfreut. Der Gedanke, in die Ehe zu treten, hatte ihm ſtets ganz fern gelegen und erſchien ihm nur als eine Bürde und Schranke — beſonders jetzt, da er in Judiths Zauberfeſſeln gefangen war. Indeſſen ſchmeichelte es doch ſeiner Eitelkeit, plötzlich zu ſolcher Geltung in der Familie zu kommen, eine viel eminentere Stellung in der Geſellſchaft einzunehmen und ein ſo liebliches Mädchen wie Corona als Gattin heimzuführen. Er nahm ſich vor, ſich auf der Stelle in ſie zu verlieben — was in der That recht leicht war — und erklärte ſich dankbar einverſtanden mit dieſer Wendung ſeines Schickſals. Der Graf ließ die Brüder beiſammen, die Hyacinth aufſuchten, während er mit Onkel Levin zu ſeinen Töchtern ging und während des Gehens ſagte:

„Corona wird ſich doch nicht weigern? was meinen Sie?“

„Armes Kind!“ ſagte Levin; „ich glaube, der frühere Beſitzer von Stamberg wäre ihr lieber als der gegenwärtige.“

„O Gott!“ rief der Graf, „nur nicht abermals eine unglückliche Liebe.“

„Das behaupte ich nicht,“ entgegnete Levin, „dazu iſt ſie noch zu jung. Aber der Keim iſt da.“

„Den wollen wir geſchwind ausrotten! die exaltirten Gefühle meiner Kinder machen mich ganz nervenſchwach.“

Er trat bei ſeinen Töchtern ein und rief ihnen fröhlich zu:

„Nun, Kinder, kommt her und wünſcht mir Glück! ich habe zwei Bräute unter meinem Dach! eine für den Himmel — das iſt Regina, und eine für Oreſt — das iſt Corona. Nun ſind wir Alle auf unſerem Platz.“

Beide Schweſtern erbleichten — Regina vom Affect der höchſten Freude, Corona von einem leiſen Schmerz, der durch ihr Herz glitt. Sie hatte es ſich wohl nie eingeſtanden und es war auch nie ein beſtimmter Wunſch geweſen; aber unwillkürlich waren ihr liebliche Bilder vor die Seele getreten, als ob ſie, an Reginen's Stelle, ſehr glücklich auf Stamberg ſein könnte; doch in dieſen

Bildern hatte Oreſt nie einen Platz eingenommen. Regina ſank ihrem Vater zu Füßen, bedeckte ſeine und Levin's Hände mit Küſſen und Thränen und ſprach ihm Dank, Liebe und Freude in abgebrochenen einzelnen Worten aus.

„Alſo endlich hat es der Papa denn doch recht gemacht!“ ſagte der Graf mit dem Ausdruck inniger Zufriedenheit. „Es ging nicht anders! ich mußte erſt die Standhaftigkeit Deines Entſchluſſes prüfen. Da Uriel und ich uns nunmehr überzeugt haben, daß Du eine uneinnehmbare Feſtung biſt, ſo ſiedle Dich an auf Deinem Carmel! Ich hätte Dich vielleicht noch länger zappeln laſſen, aber Uriel's Entſchluß brachte Alles in's Reine und macht jetzt meine Corona zum Troſt meines Alters.“

Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen hatte Corona ſich in die Fenſterniſche zurückgezogen. Als der Graf das Wort an ſie richtete, ſchlug ſie die Augen zärtlich zu ihm auf und zwei ſchwere Thränen fielen von ihren Wimpern.

„Kind, weine nicht!“ ſagte der Graf liebevoll; „Du gehſt einer ſchönen Zukunft entgegen, Du machſt uns Alle glücklich und Oreſt wird Dich auf den Händen tragen.“

„Ach, ich möchte lieber noch etwas warten,“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Larifari! das ſagen alle junge Mädchen. Spürſt Du etwa auch den Kloſterberuf?“

„Nein, lieber Vater, dazu bin ich nicht fromm genug,“ erwiederte ſie aufrichtig und unbefangen.

„Möchteſt Du etwa in der Welt eine alte Jungfer werden?“

„Das wäre juſt nicht meine Liebhaberei,“ ſagte ſie mit der Munterkeit ihrer ſiebzehn Jahre.

„Weshalb wollteſt Du alſo warten? Ein Sprichwort ſagt: Jung gefreit, hat Niemand gereut. Deine ſelige Mutter war ein Jahr älter — und Oreſt's Mutter ein Jahr jünger wie Du, als ſie heiratheten. Alſo habe nur guten Muth. Du bleibſt in der Familie, Du kommſt in alte wohlbekannte Umgebungen — das erleichtert den Schritt.“

Nach ihrer Neigung fragte der Graf durchaus nicht. Er würde auch nichts Anderes von ihr gehört haben, als daß ſie für Oreſt ſchweſterlich geſinnt und immer bereit ſei, die Wünſche ihres Vaters zu erfüllen.

Regina eilte in die Kapelle, zum Tabernakel ihres himmliſchen Bräutigams — und ihrem äußerſt irdiſchen wurde Corona vom Grafen zugeführt. Die Baronin Iſabelle, die ihren Gatten kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung verloren und ihn ſchwärmeriſch geliebt hatte, beurtheilte den Eheſtand nach den Erfahrungen ihrer eigenen Roſenmonde und fühlte grenzenloſes Bedauern, daß Regina eines ſolchen Glückes verluſtig gehe. Es that ihr aber auch ſehr leid, in Corona nicht die leiſeſte Spur der ſchwärmeriſchen Gefühle wahrzunehmen, in denen ſie einſt geſchwelgt hatte, und ſie ſagte beängſtigt, wie ſie leicht war, zum Grafen:

„Beſter Schwager, wenn nur Corona's Herz mit Ihrer Wahl übereinſtimmt! ſie ſieht ſo gewiß melancholiſch aus, wie ſonſt nie."

„Beſte Iſabelle," unterbrach ſie der Graf, „verſchonen Sie mich mit melancholiſchen Beobachtungen, denn ich bin endlich einmal in Jubilo und mein Haus iſt es mit mir. Solch' ein Bräutchen weiß nicht recht, was es für ein Geſicht machen ſoll, halb freundlich, halb verlegen; das nennen Sie melancholiſch. Bedenken Sie doch, daß Corona, die von Kindesbeinen an den guten Oreſt gekannt hat, unmöglich stante pede in heftige Liebe zu ihm verfallen kann."

„Das bedaure ich eben, weil ich nicht einſehe, wie ſie ohne Liebe die ſchweren Pflichten, die ihrer harren, erfüllen ſoll."

„Und ich juſtement nicht! Bei ſolcher gewaltigen Liebe ſind gewaltige Enttäuſchungen unvermeidlich und dieſe machen viel unglücklicher, als das Bischen Liebe glücklich gemacht hat. Aber je weniger man erwartet, deſto mehr findet man. Alſo tröſten Sie Sich!" —

Corona ging inzwiſchen zu dem, an den ſich Alle wendeten, die Rath oder Troſt ſuchten; — zu Levin, und fragte ihn mit großer Entſchiedenheit:

„Nicht wahr, lieber Onkel, Oreſt iſt doch ein guter katholiſcher Chriſt?"

„Gott ſieht in's Herz, mein Kind! wir aber hoffen es.“

„In London ging er nie Sonntags mit uns zur Meſſe.“

„Vielleicht ging er zu anderer Stunde! Nicht ſelten iſt es den Männern unangenehm, gerade von den nächſten Verwandten bei ihren Andachtsübungen beobachtet zu werden. Hier in Windeck fehlt Oreſt nie.“

„Lieber Onkel,“ ſagte ſie beklommen, „ach bitte, frage ihn doch, wie es mit ſeinem Glauben ſteht.“

„Es iſt viel beſſer, wenn du ſelbſt, liebes Kind, Dich darüber mit ihm ausſprichſt. Habt Ihr Euch erſt in den höchſten Intereſſen zuſammen gefunden, ſo ordnen und geſtalten ſich alle übrigen befriedigend.“

„Ich fürchte einen Ton anzuſchlagen, der keinen Wiederhall findet!“ rief ſie ſchmerzlich.

„Welch' Mißtrauen, Corona!“ ſagte Levin und drohte freundlich mit dem Finger. „Es findet ſich gewiß recht bald eine Veranlaſſung, um Dich darüber mit Oreſt auszuſprechen, und ich hoffe, Du wirſt dann beruhigt ſein.“

Da trat Oreſt ein, um im Namen des Grafen zu fragen, ob Levin ſchon wegen der Dispenſe von der Verwandtſchaft nach Rom geſchrieben habe.

„Ich war damit beſchäftigt, als Corona mich unterbrach,“ entgegnete Levin. „Sage mir, Oreſt,“ fuhr er fort, um ein Geſpräch anzuknüpfen, welches Corona dann in ihrem Sinne fortſetzen konnte — „iſt die Kapelle im Stamberger Schloß fertig? und hat Uriel vielleicht eine Meſſe daſelbſt geſtiftet?"

„Ich weiß von nichts, lieber Onkel, von gar nichts — als daß ich unerhört glücklich bin! glücklicher noch wie Saul, der Sohn Cis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und eine Krone fand; denn ich ſuchte nichts und fand doch eine Krone."

„Du biſt ja ſehr beleſen in der heiligen Schrift," ſagte Corona lächelnd.

„Laßt mich jetzt ſchreiben, meine Kinder!" unterbrach ſie Levin und Corona ſagte herzhaft:

„Komm' ein wenig auf die Terraſſe mit mir, Oreſt! der Abend iſt herrlich."

Levin nickte ihnen freundlich zu und ſie gingen hinab; Oreſt ſeelenfroh, endlich einmal mit ſeiner Braut allein zu ſein, der er doch unmöglich vor allen Leuten ſagen konnte, wie lieblich, wie reizend, wie bezaubernd er ſie finde; und ſehr geſchmeichelt, daß auch ſie mit ihm unter vier Augen zu ſein wünſchte, weil ſie ihm vermuthlich etwas Aehnliches zu ſagen hatte. Sein Erſtaunen war daher grenzenlos, als Corona ſich auf einen Baſaltblock an dem plätſchernden Springbrunnen ſetzte, ihm mit ihrem lieblichſten Lächeln tief in's Auge ſah und mit ihrer ſüßeſten Stimme eindringlich fragte:

„Oreſt, wie ſteht es mit dem Glauben?"

Er prallte förmlich zurück vor Ueberraſchung; doch ſchnell gefaßt rief er ſcherzend:

„Aber, Krönchen, Du irrſt im Wort! Du willſt wohl ſagen: Wie ſteht's mit der Liebe!"

„O nein! danach brauch' ich nicht zu fragen!" antwortete ſie mit einem Anflug von Selbſtbewußtſein, der ſie ſo anmuthig machte, daß Oreſt meinte, er habe nie ein holdſeligeres Weſen erblickt, und am Rande des Baſſins neben ihr niederkniete.

„Ah!" rief ſie, „das iſt gerade die Stellung, in der ich Dich haben will. Nun beichte! alſo: wie ſteht's mit dem Glauben?"

„Ich glaube, daß Corona ganz dazu geſchaffen iſt, angebetet zu werden, und ich bekenne, daß ich auf gutem Wege dazu bin," entgegnete Oreſt.

„Laß uns nicht mehr ſcherzen, lieber Oreſt," ſagte ſie ſanft und ein milder Ernſt trat in ihr Auge; „laß uns von dem Höchſten und Heiligſten reden, wie es ſich geziemt. Sieh, ich habe öfter ſagen hören, die junge Männerwelt unſerer Tage ſei recht ungläubig, verachte die Lehren der heiligen Kirche, welche doch nichts Anderes ſind, als Gottes Gebote — und verſchmähe die Sacramente, deren Ausſpenderin die Kirche iſt. Nun iſt es Gottes Wille und der Wunſch unſeres Vaters, daß wir in die Ehe treten. Nun mußt Du mir ſagen, daß Du nicht zu der ungläubigen Männerwelt gehörſt, ſondern gläubig für wahr hältſt, was die Kirche lehrt und gläubig hinzutrittſt zu den heiligen Sacramenten. Verachteteſt Du ſie: ſo würdeſt Du ja auch die Ehe als Sacrament verachten und ſie ohne die Mittheilung der Gnade Gottes ſchließen. Woher ſollten wir dann aber die Zuverſicht nehmen, daß unſere Ehe gottgefällig wäre, daß die göttliche Gnade uns beiſtehen werde? und wie könnte ich mich auf Dich verlaſſen, wenn Du Dich nicht auf Gott und ſeine Gnade verläßt?"

Dieſe tief wahren, einfachen Worte trafen Oreſt in ſeinem Gewiſſen. Er dachte an die bunte Kette von gottentfremdeten Freuden, welche ſich durch ſein Leben ſchlang, an die tauſend Fäden, welche ſeine Seele umſpannen und von denen auch nicht einer den inneren Menſchen an Höheres knüpfte — an Judith, die eine unerklärliche Macht über ihn ausübte, eine Macht, die ihm ſo zauberiſch lockend erſchien, daß er, auf welchen Punkt der Zukunft er ſein Auge heftete, überall in ſie hineinſchaute, wie in eine blendende Sonne. Wenn er an Judith dachte, ſo kam er ſich in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen wie das Opferlamm ſeiner Familie vor, obzwar er eingeſtehen mußte, daß ſein Opfer mehr ein Empfangen als ein Geben ſei. Er empfing die ſchöne Braut, die große Herrſchaft, das bedeutende Vermögen; aber er opferte doch ſein ungebundenes, zwangloſes Daſein. Freilich war mit Judith an keine Ehe zu denken und er konnte doch unmöglich ihr zu Gefallen unter den gegenwärtigen Umſtänden ehelos bleiben ſind das alte edle Geſchlecht der Windecker ausſterben laſſen. Und gab es nicht tauſend Ehen, neben denen eine Judith ſtand? Ich muß mir das Alles aus dem Sinne ſchlagen, Judith gar nicht wieder ſehen und jetzt mein Beſtes thun; dachte er bei ſich ſelbſt, während Corona ſprach. Als ſie ſchwieg und ihn fragend anſah, antwortete er:

„Ich wußte gar nicht, daß Du ſo enorm fromm wäreſt, Corona! aber das thut nichts. Fromme Frauen — allen Reſpect! Ich werde Dich nie in Deiner Frömmigkeit irgendwie beeinträchtigen; Du aber mußt auch nie verlangen, daß ich in dieſem Punkte genau mit Dir ſympathiſire.“

„Ich verlange es nicht — ich hoffte es nur,“ antwortete Corona traurig und ſah dabei ſo lieblich aus, daß Oreſt ganz hingeriſſen ausrief:

„Du biſt ja wahrhaftig ein kleines himmliſches Geſchöpf, Dich zu grämen, weil ich nicht die Sacramente zu empfangen pflege.“

„Ah, Du empfängſt nicht die Sacramente?“ fragte ſie.

„Nein,“ ſagte er unbefangen, „dieſe Gewohnheit habe ich nicht; aber in die Meſſe geh' ich — zuweilen.“

Corona ſtand von ihrem Baſaltblock auf, warf einen Blick voll unausſprechlichem Ausdruck auf Oreſt und ging ernſt und ſchweigend von dannen. Seine erſte Bewegung war, ihr nachzueilen. Aber nein! ſprach er zu ſich ſelbſt, ich rede lieber mit Onkel Levin und ſchütte ihm mein Herz aus. Ganz aufgeregt eilte er zu dem frommen Vertrauten aller verſtörten Gemüther und rief:

„Beſter Onkel, ich bin im höchſten Grade betroffen! ich ſcheine Corona ſehr betrübt und verletzt zu haben. Als es ſich in unſerem Geſpräch herausſtellte, daß wir nicht vollkommen harmonirten, ſah ſie mich an — mit einem Blick .... einem unbeſchreiblichen, ſagte kein Wort — und verließ mich.“

„Und wie entſtand Eure Disharmonie?“

„Beſter Onkel, es war ein unerhörtes Geſpräch. Es ſteht gewiß einzig im Jahrhundert da, daß Verlobte, zum erſten Mal unter vier Augen, ein ſolches Geſpräch führen!“

„Um welchen Gegenſtand drehte ſich denn dies merkwürdige Geſpräch?

„Um die Lehre von den Sacramenten.“

„Ah ſo! um die Lehre! — nicht wahr, um die praktiſche Ausübung dieſer Lehre?“

„Richtig getroffen, lieber Onkel. Es iſt doch wahrhaftig unmöglich, daß Unſereiner in dem Punkt Schritt halten ſoll mit einem Geſchlecht, das nicht nur das ſchöne, ſondern noch ganz extra das fromme heißt! Der Soldat dient Gott in anderer Weiſe, mit Blut und Leben, in Gefahr und Ungemach, in Schlacht und Krieg. Dabei kommt er denn ganz natürlich aus gewiſſen Gewohnheiten heraus.“

„Wenn ich nicht irre," unterbrach ihn Levin, „ſo werden die Soldaten pünktlich dazu angehalten, ſich jeden Sonntag beim Gottesdienſte und alljährlich zur öſterlichen Zeit zum Empfang der heiligen Sacramente einzufinden."

„Verſteht ſich, beſter Onkel, das gehört zum Reglement!" rief Oreſt eifrig. „Ordnung muß ſein und der Offizier muß ſorgen, daß ſie von den Mannſchaften beobachtet werde."

„Ich kann nicht glauben, daß ſich das militäriſche Reglement nur auf die Mannſchaften beziehe; aber das weiß ich gewiß: das kirchliche Reglement macht keine Ausnahme für Offiziere, bei dem Lieutenant angefangen, und bei Kaiſer und Königen aufgehört, welche die oberſten Anführer ihrer Heere ſind. Und da Du ſo beſorgt biſt, das erſtere aufrecht zu halten, mein' ich, Du könnteſt doch auch für das zweite etwas Eifer bewahren."

„Wenn Du wüßteſt, lieber Onkel, wie ungeheuer beſchäftigt ich gerade immer in der öſterlichen Zeit war, wie ungeheuer viel Gedanken mir im Laufe eines einzigen Tages durch den Kopf wirbeln, ſo daß man gar nicht zur Beſinnung kommt und das Aufgeſchobene nicht mehr nachholen kann." . . . .

„So würd' ich dir rathen," unterbrach ihn Levin, „all dieſen Ungeheuerlichkeiten auf eine Zeit Valet zu ſagen und Dich als ein guter Soldat, der nicht blos treu ſeinem Kaiſer, ſondern treu dem Herrn aller Kaiſer dient — um das kirchliche Reglement zu kümmern."

„Werde ich dadurch mit Corona meinen Frieden ſtiften?"

„Mit Corona auch; aber zuerſt mit Gott, und das iſt es eben, was Corona von Dir mit Recht verlangt. Liebe, Achtung und Vertrauen kann eine Frau nur zu dem Manne faſſen, mit dem ſie eine und dieſelbe, aus dem gemeinſamen Glauben entſpringende Lebensrichtung hat. Iſt dieſe Richtung bei dem einen Theile der Ehegatten unchriſtlich, ſo führt ſie Beide in's Unglück."

„Unchriſtlich! ach, lieber Onkel, ich bin ein ſehr guter Chriſt — nur nicht immer ſtrict kirchlich. Aber das mag wohl nur eine ſchlechte Gewohnheit ſein; und kurz, um mit Corona — ich wollte ſagen mit Gott, meinen Frieden zu machen, will ich mein pater, peccavi beten. Es iſt wahrhaftig curios, was man Alles lernt als Bräutigam." —

Corona aber nahm die Sache nicht ſo leicht, wie Oreſt, und tröſtete ſich nicht ſo ganz ſchnell über ſeinen Mangel an ſtricter Kirchlichkeit, wie er es nannte. Sie erkannte, daß ſein Glaubensleben unter dem Gefrierpunkt ſtehe und ſie fühlte mit dem richtigen Inſtinct des reinen Herzens, daß dieſe Kälte nicht die Folge von Oreſts Tugenden ſei. Nun, ſo muß ich Gott doppelt lieben! ſprach ſie zu ſich ſelbſt und trocknete ihre ſchönen Augen, die noch nie ſo bittere Thränen geweint hatten und die ihrem Vater gegenüber heiter ſein ſollten. Sie wäre gern glücklich geweſen, ihr junges Herz hatte unbeſtimmte Träume von Glück gehabt und Bräute pflegen ja glücklich zu ſein; aber ſie war es nicht! Regina war es. —

„Jetzt haſt Du, was Du verlangſt," ſagte Hyacinth freudeſtrahlend zu ihr.

„Und was Du ſchon beſitzeſt," erwiederte ſie. „Ja, Hyacinth, jetzt beginnt das Leben ſchön für uns zu werden: jetzt beginnt das Leiden aus Liebe, das vollkommene Opfer ohne irdiſchen Troſt."

„Biſt Du ſo leidensdurſtig?" fragte er.

„O nein!" ſagte ſie; „mich will zuweilen große Furcht übermannen, daß ich von Euch Allen auf immer getrennt ſein ſoll, und das enge Menſchenherz zittert und bebt vor dem nahen Opfer — und dennoch geht mir ein unſägliches Frohlocken durch die Seele; denn ich denke, Hyacinth, daß die Nahrung der Liebe hienieden im Leiden für Gott und mit Gott beſteht — und liebe ich nur immer vollkommener — was frag' ich dann nach Leid!"

„Droben wird's anders ſein, Regina! droben nährt ſich die Liebe von ihrer Seligkeit und die ſteigert ſich in dem Maß, als wir im irdiſchen Leben gelitten haben."

„Ich hörte einmal," ſagte ſie, „die vollkommene Liebe dächte nie an die vergeltenden Wonnen der Ewig keit und es ſei ein jüdiſcher Handel, Etwas zu geben und zu thun, um Viel zu erlangen."

„Das klingt ja ungemein erhaben und iſt doch nur halb wahr," entgegnete Hyacinth; „denn wenn die vollkommene Liebe gewiß niemals an eine Vergeltung denkt, die ihr in der Form dieſer oder jener himmliſchen Freudengenüſſe ausgezahlt werden müßte: ſo iſt es doch eben ſo gewiß, daß ſie mit all' ihrem Denken und Empfinden, Wollen und Handeln, mit jeder Fähigkeit und Thätigkeit ihres Weſens, zu jeder Zeit den Gegenſtand ihrer Liebe umſchlingt und die Kluft, welche das Gnadenleben vom Leben in der Glorie trennt, auch als Trennungsſchmerz von dem göttlichen Geliebten empfindet. Der Uebergang in die Ewigkeit ſchließt dieſe Kluft, das weiß ſie. Da gibt es keine Trennung, keine Schleier mehr. Da beſitzt ſie auf ewig, ungetheilt und unzertrennlich, nicht dieſe oder jene ewigen Güter, ſondern das *eine* Gut, das Urgut, ihren Gott, den einziggeliebten, und in ihm — die Fülle der Seligkeit. Das iſt kein niedriger Handel; denn um Gott zu beſitzen, müſſen wir das Ich fallen laſſen. Wucher treiben können wir ebenſowenig mit der vollkommenen Liebe, als dieſe beſtehen könnte ohne die beſtändige Sehnſucht nach Vereinigung mit Gott." —

Zu Uriel, der mit kalter Abgeſchloſſenheit auf all' die bewegten Herzen ſah, ſagte Regina:

„Gott vergelt's, Uriel! ich weiß, daß ich des Vaters

Nachgiebigkeit Deinem großmüthigen Entſchluß zu danken habe."

„Ich hoffe," ſagte Uriel finſter, „daß Gott Dir vergelten werde, wie Du es verdienſt: mit dem Kreuz — weil Du mein Herz gekreuzigt haſt."

„Sein Wille geſchehe!" entgegnete ſie ſanft.

Immer zerſchmolz ihm das Herz in unſäglicher Liebe, wenn er in ihres Auges klare Stille ſah.

„Sieh'!" ſagte er in verändertem Tone, „Du wirſt gekreuzigt werden innerlich; denn das fehlt Dir zu Deiner Vollkommenheit. Alſo, Regina, wenn Du es wirſt, ſo werde es für mich."

„Wenn Gottes Wille mir Kreuz ſchickt, Uriel, ſo werd' ich es vereinigen mit dem Kreuz auf Golgatha. Chriſtus litt nicht für Dich allein, nicht für mich allein! Er litt für Alle, ohne Ausnahme, ohne Bevorzugung. In Seine Hände geb' ich mich ohne Rückhalt."

„Deine Herzenskälte iſt ſchauerlich!" rief er.

Sie lächelte und ſchwieg. „Ah, Du lächelſt, als ob Du es beſſer wüßteſt!" fuhr er fort. „Nun wohlan, Regina, Du biſt aufrichtig, alſo ſage mir: haſt Du eine Ahnung davon, wie ſehr ich Dich liebe?"

„Ja!" ſagte ſie einfach.

„O dann," rief er freudig, „werd' ich immer einen beſonderen Platz in Deiner Erinnerung haben."

„So lange es Gott gefällt!" erwiederte ſie ruhig.

„Ich habe zu viel in der Welt leben müſſen, um nicht einige weltliche Eindrücke im Gedächtniß zu haben“ . .

„Weltliche Eindrücke!“ rief Uriel zürnend. „Du nimmſt eine Liebe wahr, die ſo tief, ſo ſtark, ſo umfaſſend iſt, daß ſie mein ganzes Schickſal über den Haufen — und mich ſelbſt, Gott weiß in welche Bahn wirft — und das macht Dir einen weltlichen Eindruck!“

„Lieber Uriel,“ antwortete Regina, „wir beide dürfen uns auf keine Erörterungen einlaſſen. Wir ſprechen Jeder eine Sprache, von welcher der Andere nur einzelne Worte verſteht; da ſind denn Mißverſtändniſſe ganz unvermeidlich — und die thun weh. Ich wiederhole Dir: Gott vergelt's! — und dabei wollen wir es laſſen.“

„Wann wirſt Du eingekleidet?“ fragte er finſter.

„Ich hoffe am Tage der heil. Maria vom Carmel,“ ſagte ſie mit ſtrahlendem Blick.

„Deinen Kalender kenn' ich nicht!“ entgegnete er hart. „Den Datum will ich wiſſen — um vorher abzureiſen.“

„Ende dieſer Woche gehe ich nach Himmelspforten, um, wie es üblich iſt, einige Wochen in weltlichen Kleidern im Kloſter zu leben. Finden die Obern, daß ich mich in's Kloſterleben ſchicke — und finde ich mich darin heimiſch: ſo darf ich mein Noviziat und mit ihm die ernſte und gründliche Prüfung meines Berufs beginnen. Die Einkleidung bezeichnet den Eintritt in's Noviziat;

ich vertauſche dann die weltlichen Gewänder mit dem geweihten Ordenshabit und empfange den weißen Schleier der Novizen. Hoffentlich findet dieſe heilige Handlung am 16. Juli ſtatt. Erſt nach einem Jahr werde ich zur Ablegung der heiligen Gelübde zugelaſſen und dann erhalte ich den ſchwarzen Schleier, der da bedeutet, daß die Ordensfrau todt und begraben für die Welt iſt."

„Und wenn ſie es nicht iſt, Regina?"

„So betet ſie, daß ſie es mehr und mehr werde, Uriel."

„Und wie lange betet ſie ſo?"

„Lebenslang! denn das Stück Welt in uns muß täglich von Neuem ſterben."

Jedes ihrer Worte that ihm weh und doch wollte er immer ſie hören und ſehen, und ſehen und hören, weil ſie jenſeits dieſer Paar Tage für's Leben ihm verloren war. Die ganze Familie wollte Regina nach dem Carmeliteſſenkloſter Himmelspforten bei Würzburg begleiten; nur Uriel nicht! er hätte das Kloſter in Brand ſtecken mögen: ſo haßte er es. Corona war faſt ebenſo traurig, wie er. Häufig umſchlang ſie die geliebte Regina, legte den Kopf auf ihre Schulter und weinte bitterlich.

„O," ſagte Regina zärtlich, „weine nicht um mich. Die Bräute Chriſti haben es beſſer als die weltlichen Bräute."

„Das fühl' ich nur zu gut!“ ſeufzte Corona, „und doch kann ich Dir nicht nachfolgen.“

„Nein! Gott will es nicht! Deine Aufgabe iſt, Dich in der Ehe zu heiligen — und Troſt mit Dir.“

„Ich werde der Aufgabe erliegen!“ jammerte Corona; „ſie iſt allzuſchwer.“

„Sie wäre es, wenn Du mit Deinen menſchlichen Kräften ſie löſen ſollteſt. Aber die Gnade des Sacramentes ſteht Dir bei und Deine Laſt trägt Gott ebenſo gut mit Dir, wie er die meine mit mir theilt.“ —

Der Graf war dermaßen erfreut über die Verheirathung der einen Tochter, daß er den Kloſterberuf der anderen darüber verſchmerzte. Was Uriel betraf, ſo hegte er die Hoffnung, die Weltumſegelung werde ihn von ſeinem Liebesleid herſtellen und dann ſei es ja noch immer Zeit, ſich nach einer paſſenden Partie für ihn umzuſchauen.

Drei Wagen ſtanden im Hof. Der eine ſollte gen Weſten fahren und die beiden anderen nach Oſten. Um die Wagen, auf dem Perron und in der Vorhalle des Schloſſes war die ganze Dienerſchaft verſammelt und viele Leute aus den Beſitzungen des Grafen, um von Regina Abſchied zu nehmen. Man hatte zwar ſchon längſt geſagt, ſie ſei ſo fromm, daß ihr Sinn nach dem Kloſter ſtehe; der Graf wolle es jedoch nicht erlauben. Nun ging ſie wirklich in das arme, ſtrenge Kloſter —

die junge, ſchöne, reiche, liebenswürdige und geliebte Regina! nun verließ ſie wirklich das Vaterhaus und die Familie und den jungen Mann, der ſie anbetete! in welcher übernatürlichen Liebe zu Gott mußte das Herz entbrannt ſein. Sie hatte in der Frühe zu Kloſter Engelsberg die heiligen Sacramente empfangen, Abſchied genommen von der Gruft ihrer Mutter, von dem Gnadenbilde der Mutter Gottes, von den frommen Patres, die ihre Seele gepflegt hatten; dann Abſchied genommen von dem lieben Windeck, von jedem Zimmer im Schloß, von jedem Plätzchen im Garten, ach! und von der trauten Kapelle. Jetzt trat ſie in Onkel Levin's Zimmer, bleich, verklärt, wie ein Geiſt, der — wie einſt Erneſt von ihr geſagt hatte — die Schwingen entfaltet zum Aufflug in die Heimath der Geiſter.

„Mein Herz ſtirbt, geliebter Onkel!“ ſagte ſie leiſe und ſank zu ſeinen Füßen nieder.

„Wohl Dir, theures Kind! in dem durchwundeten Herzen unſeres Gottes ſindet es ſein Leben wieder! Nimm nur getroſt alle Kronen von Deinem Herzen ab, auch die der Kraft, auch die der freudigen und ſtolzen Zuverſicht; ſetze keine Grenzen Deiner inneren Verdemüthigung und Selbſtentäußerung — verlange auch die Dornenkrone nicht, denn das könnte Dich ſtolz machen; aber nimm ſie ſelig an, wenn Dein Herr und Heiland ſie mit Dir theilen will — und nun komm'! die Stunde iſt da.“

Er ſegnete ſie, hob ſie von der Erde auf und ſagte mit unausſprechlicher Zärtlichkeit:

„Nicht hier nehme ich Abſchied von Dir. Ich gehe auch mit nach Würzburg. Ich will ſelbſt das Kleinod meines Herzens im Schrein Gottes niederlegen.“

Sie verließen Levin's Zimmer. Da ſtand Uriel an eine Säule gelehnt.

„Regina!“ rief er und trat ihr entgegen; „iſt's denn wirklich ein Lebewohl für immer?“

„O nein, Uriel!“ ſagte ſie gefaßt, „nur für die Erde — ein kurzes Lebewohl. Und dann: auf Wiederſehen, lieber Uriel!“

Sie ging vorüber mit Onkel Levin. Uriel folgte ihr gedankenlos. Wie durch einen Schleier ſah und hörte er, was um ihn her vorging. Er hörte ſprechen, er hörte weinen; er ſah ſich umringt von der ganzen Familie, die ihm tauſend Liebes und Herzliches ſagte und ihm glückliche Reiſe und glückliche Heimkehr wünſchte. Onkel Levin ſagte:

„Der Engel Raphael geleite Dich zu uns zurück.“

Das verſtand Uriel, ſonſt nichts. Er antwortete auf Alles ganz gedankenlos: „Ja, ja!“

Der Graf, Onkel Levin, Regina und Hyacinth ſtiegen in den erſten Wagen; die Baronin Iſabelle mit Corona und Oreſt in den zweiten. Kinder und junge Mädchen warfen den beiden Schweſtern Blumen zu. Die Wagen rollten vom Hof.

„Dahin iſt mein Glück!“ ſeufzte Uriel. Er ſprang in ſeinen Wagen, ſchloß die Augen und ſein Kammerdiener ſagte zum Poſtillon:

„Fort nach Frankfurt! von da geht's weiter nach Hamburg und rund um die Welt.“

Maria Regina.

Maria Regina.

Eine Erzählung aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Solo Dios basta."
Sta. Teresa.

Zweiter Band.

2

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

107 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg

Inhaltsverzeichniß.

Die Villa Diodati 1
Lelio 40
Drei Jahre im Eheſtand 82
Die Heimkehr 144
Himmelspforten 182
Der Kreuzweg 213
Stille Dornen 252
Das Auge der Welt 287
Der Weg zu beiden Schickſalen 324
Sonnenuntergang 374
Sonnenaufgang 411
Tag und Nacht 452
Die Taufe 499
Der letzte Windecker 537

Die Villa Diodati.

Es war ein herrlicher October. Dieſer Monat iſt der ſchönſte am Genferſee, iſt ſo ſommermäßig, daß die Abende ſogar noch warm ſind, und verbindet damit die Vorzüge des Herbſtes: gleichmäßige Witterung, klare Luft und einen unvergleichlichen Schmelz der Farben auf dem Gebirg und dem See. Die Villa Diodati, berühmt durch den Aufenthalt, den einſt Lord Byron dort machte, liegt auf dem Ufer von Savoyen, eine Stunde von Genf, in einem terraſſirten Garten, unmittelbar am See, der ſeinen ſtrahlenden Spiegel wie eine lichtblaue, mit Goldfunken durchblitzte Emaille vor ihr ausbreitet. Auf dem entgegengeſetzten Ufer ſteigen die Rebgelände des Waadtlandes[*] auf, unterbrochen von Schluchten und Hügeln mit reicher Bebauung und überſäet mit Städten, Dörfern, einzelnen Schlöſſern und Campagnen. Im Oſten ſchließt das Hochgebirge des Walliſerlandes den See ab, ſchickt ihm aber aus den gewaltigen Gletſchern am Fuße der Grimie und Jura die reiſende Rhone zu, die im Weſten bei Genf aus dem Becken des See's im ungeduldigen Jugendmuth herausbricht und ſich ihre eigenen Wege ſucht, hinab zur Küſte des mittelländiſchen Meeres. Die Krone des See's und der ganzen Landſchaft iſt der gewaltige Montblanc; er liegt da wie ein weißer Marmerblock in einem Blumengarten.

Es war gegen Abend; die Sonne ſank und zog einen roſenfarbenen Schleier über alle Berge, während der ewige Schnee des Montblanc im feurigſten Roſenlicht aufflammte. Mitten auf dem See, da wo man die volle Anſicht des Montblanc hat, ſchwamm eine Barke, leiſe gewiegt von den rieſelnden Wellen, denn die Schiffer hatten die Ruder eingezogen. In der Barke ſaßen einige Männer und eine Frau. Sie hatte ſich in einen weißen Burnus eingewickelt, der ihre hohe ſchlanke Geſtalt hervorhob, nicht verhüllte, und deſſen Kapuze über den Kopf gezogen. Sie blickte mit ihrem ernſten ſchwarzen Auge unverwandt auf den Montblanc und kümmerte ſich nicht im mindeſten um die Herren und ihre Geſpräche. Zwei dieſer Herren waren übrigens ebenſo ſchweigſam wie die Dame, obſchon ſie nicht, gleich ihr, in den Anblick des zauberhaften Naturgemäldes verſunken waren. Endlich ſagte der Eine zu ihr:

„Signora Giuditta!“ — aber er mußte es wiederholen, bevor ſie die Kapuze ein wenig zurückſchob und ohne nach ihm umzublicken, ſagte:

„Was wünſchen Sie, Graf Oreſtes?"

„Sie zu hören, da Sie uns das Glück nicht gönnen, Ihr Antlitz zu ſchauen."

Als ob dieſe Aufforderung ihrer Stimmung einen Ausdruck gegeben hätte, begann Judith ſogleich jenes Lied vom Wanderer zu ſingen, das durch Schuberts Kompoſition ſo berühmt geworden iſt: „Ich komme vom Gebirge her — Es ruht das Thal, es rauſcht das Meer." Sie ſang alle Strophen durch. Kein Athemzug war in der Barke zu hören; auch die Schiffer lauſchten. Als ſie zu Ende war, blieb Alles ſtill.

„Hat Ihnen das Lied nicht gefallen, Graf Oreſtes, oder klingt meine Stimme troſtlos über der Tiefe?" fragte Judith.

„Das Lied iſt ſo fürchterlich melancholiſch, daß man davon angeſteckt wird," entgegnete er.

„Ein deutſches Lied!" antwortete ſie mit leichtem Achſelzucken.

„Ganz recht, Signora!" rief der zweite der ſchweigſamen Männer; „ein deutſches Lied — das muß melancholiſch ſein! Deutſchland hat nicht genug Stimmen, um zu weinen und zu klagen über ſeinen tiefen Verfall."

„Warum ziehen Sie es nicht empor — Sie und Ihre Gleichgeſinnten?" fragte Judith kalt. „Sie klagen über die mark und thatenloſe Zeit; aber was haben Sie denn aufzuweiſen an Kraft im Willen und im Handeln?"

„Barricaden, Signora!“ erwiederte nicht der Gefragte, ſondern ſtatt ſeiner Oreſt mit ſcharfem Hohne. „Es gehört ſehr viel Kraft an Leib und Geiſt dazu, um den Pferden eines Omnibus in den Zügel zu fallen — die bekanntlich ſo wild ſind, als ob ſie eben auf den Steppen der Ukraine eingefangen wären — um den Omnibuskutſcher von ſeinem Sitz herabzureißen, der bekanntlich erhabener als ein Thron iſt, um den Omnibus quer über die Straße zu werfen, mit der Intention, alſo ſämmtliche Throne Europa's in den Gaſſenkoth zu ſchleudern, und um dann einen Fetzen, welcher Fahne der Freiheit titulirt wird, nicht eigentlich auf den zerſchmetterten Thronen, wohl aber auf dem zerſchmetterten Omnibus, dem Bollwerk der modernen Freiheit, aufzupflanzen.“

„Die Freiheit iſt das Gut des Volkes!“ rief der Verhöhnte ſchneidend zurück. „Schlimm genug, wenn Ihr ſie im Gaſſenkoth unberückſichtigt laßt, anſtatt ſie aufzunehmen in Euren goldenen Sälen.

„Müſſen Sie denn immer wieder Streit anfangen mit Fiorino, Graf Oreſtes?“ rief Judith.

„Aber, Signora, er iſt ein ehrlicher Deutſcher und heißt Florentin!“ rief Oreſt. „Tauſendmal ſchon ſagt' ich es Ihnen! Florentin Hauptmann heißt er.“

„Ach, ich weiß es ja ſehr gut,“ erwiederte ſie gleichgültig. „Er iſt ja ſeit drei Jahren mein treuer Secretär und Geſchäftsführer; allein der Name Fiorino gefällt mir beſſer und iſt leichter auszuſprechen. Setzen Sie nur Ihre Jeremiaden über Deutſchland fort, Fiorino! ich finde ſie ganz richtig. Ein engliſcher Schriftſteller hat die Deutſchen „ein Volk von Denkern" genannt. Ob er ihnen ein Compliment damit machen wollte, weiß ich nicht. Mir aber fällt bei dieſem ewigen deutſchen Grübeln, Philoſophiren und abſtracten Speculiren der Prinz Hamlet ein mit ſeinem berühmten Monolog. Aller Thatkraft der Deutſchen wird „des Gedankens Bläſſe angekränkelt" — um mit beſagtem Hamlet zu ſprechen — und dadurch die Energie des Willens und die Originalität des Charakters gebrochen, welche beide die Baſis der Thatkraft ſind."

„Welche Studien machen Sie über die Deutſchen in Folge von Florentins Jeremiaden!" rief Oreſt.

„O nein!" entgegnete Judith lächelnd, „die haben mit meinen Beobachtungen wenig gemein! Sie wiſſen ja, Graf Oreſtes, daß ich von jeher Studien der Menſchen und Charaktere machte. Je älter ich werde, deſto lieber und umfaſſender mache ich ſie. Ueberdies gehören ſie zur Bühnenkunſt."

„Mir ſcheint aber," ſagte Oreſtes, „daß Ihnen durch dieſe Studien von Jahr zu Jahr mehr „des Gedankens Bläſſe angekränkelt wird."

„Darin können Sie Recht haben!" ſagte ſie abbrechend — und dann zu Florentin: „Wie heißt ſie weiter, Ihre Lamentation um Deutſchland?"

„Einſt war es groß, kräftig, mächtig!“ rief Florentin. „Einſt ſtand es an der Spitze der Weltbewegung, der Civiliſation, des Fortſchrittes. Einſt lag es in ſeiner Hand, die Geſetze einer neuen Bildung unſerem Welttheile vorzuſchreiben. Es war bei ſeinen Gaben und Kräften das erſte Volk der Erde. Aber von dem Augenblick an, wo es ſich nur theilweiſe, nicht gemeinſam in die Bahn eines bis dahin unerhörten Fortſchrittes ſchwang, da ging es in Splitter und ſeitdem verkommt es.“

„Das verſtehe ich nicht,“ ſagte Judith. „Wenn ein Theil von Deutſchland einen großartigen Fortſchritt machte, ſo hätte er ja den anderen Theil mit fortreißen müſſen, oder wenigſtens, wenn das über ſeine Kräfte ging, allein zu einem glänzenden Reſultate gelangen müſſen.“

„Und gerade derjenige Theil von Deutſchland,“ rief Oreſt, „der nach Florentin's Ausdruck einen großartigen Fortſchritt machte — oder, wie ich mich ausdrücke, Deutſchlands religiöſe und politiſche Einheit zerriß, durch welche es faſt ein Jahrtauſend an der Spitze der Civiliſation geweſen war: gerade der Theil verband ſich mit allen Völkern, welche gegen das alte großartige, macht- und kraftvolle Deutſchland feindlich geſinnt waren — und mit allen Tendenzen, welche das Streben und Verlangen nach Einheit hintertreiben. Gerade der Theil hat mit ſeinem freien Forſchen und freien

Denken, mit ſeinen philoſophiſchen und metaphyſiſchen Syſtemen und mit den tauſend Scharteken, welche zum Apparat hoher Bildung und Wiſſenſchaft gehören, dermaßen die Thatkraft des deutſchen Volkes gelähmt und dermaßen ſeinem geſunden Sinne „des Gedankens Bläſſe angekränkelt,“ daß es wirklich theilweiſe in den gebildeten und halbgebildeten Schichten marklos geworden iſt. Ob übrigens ein markloſes Geſchlecht „ein Volk von Denkern“ und im Stande ſein könne, einen klaren Gedankenprozeß durchzumachen, bezweifle ich. Mir ſcheint, die Verwirrung der Begriffe ſtehe in üppigſter Blüte, beſonders auf dem Gebiete der ſocial politiſchen Theorien. Aber die Söhne Albions möchten nicht bloß Deutſchland, ſondern Europa — ja den ganzen Erdball in das Gebiet des Gedankens hinein ſchmeicheln, damit ſich möglichſt wenig Hände außerhalb England an die allerdings furchtbar gedankenloſe Praxis der Baumwoll-Spinnerei und Weberei begeben.“

„Ich ſtaune, Graf Oreſtes!“ rief Judith. „Sie ſtehen ja ganz auf der Höhe des Jahrhunderts und halten Reden wie ein Kammermitglied, ſo daß alle Hoffnung vorhanden iſt, auch Ihnen könne noch „des Gedankens Bläſſe angekränkelt“ werden! Aber jetzt beruhigen Sie Sich durch einen Blick auf den Montblanc.“

Die Sonne war nicht nur ſchon unter den Horizont hinabgeſunken, ſondern der weſtliche Himmel hatte be reits die glühenden Färbungen verloren, die aus lichtem Goldglanz in feuriges Roſenroth, dann in zarten Purpur und Violet allmälig verſchwimmen, bis ſie endlich zu einem bläulichen Duft verbleichen, der den ganzen Himmel umflort und der nur im Weſten mit einem leichten, grünlich gelben Anhauch gemiſcht iſt. Das Gebirg, das allen Schattirungen des Sonnenunterganges und des Abendhimmels folgt und, wie ein Geſchmeide von Topaſen, Rubinen und Amethyſten für den König der Erdgeiſter, prächtig und anmuthig in glänzenden Farben aufſtrahlt, wird ebenfalls in die bläuliche Umflorung gehüllt, welche vom Himmel zur Erde herabſinkt, nimmt jedoch durch ſeine Maſſe und Schwere ein ſtumpfes, hartes Grau an, das ſelbſt die ſchwerſte Wolke nicht hat, und ſieht ganz todt und leichenfahl aus. In ſolchem Moment tritt zuweilen — und am häufigſten im Herbſt — das wunderliebliche Alpglühen ein. An die todesſtarren Spitzen des Hochgebirges mit ewigem Schnee fliegt plötzlich ein roſiges Licht und eine zauberhafte Illumination flammt auf zwiſchen Himmel und Erde. Die höchſten Spitzen der Schneeberge bilden über der grauen Tiefe und unter dem Grau in der Höhe eine Kette von roſigen Flammen oder von glühenden Roſen, die im Aether zu ſchweben und ohne Zuſammenhang mit der Erde zu ſein ſcheinen.

Dies wunderſchöne Naturſchauſpiel fand ſo eben am Montblanc ſtatt: ſeine drei eisgrauen Häupter ſtrahl ten im Roſenfeuer des Alpglühens. Das dauerte ein Paar Minuten; dann ſank das Feuer, verglomm mehr und mehr, die Schatten krochen aufwärts, nur eine Kohle glimmte noch auf der äußerſten Spitze — nur ein Funke noch — nun erloſch auch der und das Gebirg trat in ſeine todte Starrheit zurück und die Schatten der Nacht machten es doppelt finſter und kalt. Judith wickelte ſich fröſtelnd in ihren Burnus, wendete ſich plötzlich zu den Männern hin und ſagte:

„Meine Herren, warum iſt die häßliche Erde zuweilen ſo wunderſchön?"

Einer der Herren, ein ruſſiſcher Fürſt, entgegnete verbindlich:

„Die Räthſel der Sphynx löſt nicht jeder Sterbliche."

Zwei Engländer, Vater und Sohn, wüthende Touriſten und geſchworene Bewunderer aller Merkwürdigkeiten und aller Berühmtheiten, ſagten aus einem Munde:

„Oh! Ah! No! very well!"

Ein junger Franzoſe rief lebhaft:

„Weil Sie, Signora, über die Erde wandeln."

Florentin ſagte: „Weil in den Stoffen der Natur auch diejenigen Kräfte liegen, welche im harmoniſchen Zuſammenwirken die Schönheit bilden."

„Was ſagt Graf Oreſtes?" fragte Judith ihn; denn er ſchwieg.

„Er ſagt nichts!" rief Oreſt ungeduldig. „Ich bitte, verſchonen Sie mich mit ſolchem hohlen Gerede! Sie ſelbſt ſind ein ſolches Räthſel, daß Sie mir wahrhaftig keine neue aufzugeben brauchen."

„Nun aber müſſen Sie uns auch die Löſung geben," ſagte der Fürſt.

„Es war kein Räthſel, es war nur eine Frage," erwiederte Judith; „und ich fragte ganz ehrlich, weil ich durchaus nicht begreifen kann, weshalb dieſe Erde, die ja weiter nichts als ein immenſer Klumpen von Moder iſt, in welchen alles Leben ſich auflöſt, weshalb und woher dieſe garſtige Maſſe zuweilen eine Schönheit erhält, welche das Herz rührt und die Seele erſchüttert."

„Die ganze Schöpfung iſt von Gott — die Natur, wie das Menſchenherz," ſagte der junge Franzoſe; „und um dieſes auch durch die Sinnenwelt an Gott zu erinnern, nehmen die Werke der Allmacht zuweilen den Schmuck der Schönheit an.

„Ah, Sie ſind gläubig!" ſagte Judith. „Es überraſcht mich immer von Neuem, daß es für den Glauben eigentlich gar keine Räthſel gibt."

„Man muß ſehr genügſam ſein," rief Florentin, „um ſich mit den Auflöſungen zufrieden zu geben, die der Glaube gewährt."

„Ich ſage nicht, daß er die Räthſel löſe; das iſt Sache der Intelligenz, die ſich bei dieſem Bemühen tauſendmal für incompetent erklären muß, wenn ſie aufrichtig iſt — und das iſt ſie ſelten. Ich ſage aber: es gibt kaum Räthſel für den Glauben. Er legt das, was für unſereins unverſtändlich und unbegreiflich iſt, gleichſam in einen Lichtſtrahl, der von der Hand Gottes ausgeht und im Wiederſcheine dieſes Lichtes ſieht er klar."

„Dann ſtände ja der Glaube höher als die Intelligenz", ſagte der Fürſt, „und das kann doch nicht ſein, denn er muß durch ſie geprüft und geſichtet werden."

„Vielleicht um ihn in ſeinen Aeußerungen und Thätigkeiten zu regeln," ſagte Judith. „Mir ſcheint aber, als ſtehe wirklich die Fähigkeit des Menſchengeiſtes am höchſten, die das Räthſel der Welt auf eine übernatürliche Einheit zurückführt."

„Ah! Oh! No!" hub der jüngſte Engländer an; „*die* Fähigkeit iſt die höchſte, welche Signora beſitzen: der Zaubergeſang."

„Sie denken wohl, der Villa Diodati gegenüber, an Lord Byrons Zauberlied: „When the moon is on the wave," ſagte Judith und recitirte zum höchſten Entzücken der Engländer, worin der Ruſſe und der Franzoſe pflichtſchuldigſt einſtimmten, das Gedicht. Es war inzwiſchen ganz finſter geworden und aus den tauſend Wohnungen rings an den Ufern flammten Lichter auf, dieſe ſtummen Zeugen und Zungen von Menſchentreiben, Menſchenunruhe, Menſchenleid, Menſchenglück.

Judith ließ die Barke der Villa Diodati zuwenden. Sie hatte ſich dort für einige Wochen niedergelaſſen, um ſich von der furchtbaren Anſtrengung zu erholen, in den großen Opernhäuſern Europa's als Primadonna das Publikum zu entzücken. Obſchon ſie auch in dieſem idylliſchen Aufenthalt nie allein war und Tag für Tag Beſuche empfing, ſo führte ſie doch vergleichsweiſe ein ſehr ruhiges Leben, da ſie von keiner Verpflichtung abhängig und Herrin ihrer Zeit und ihrer Beſchäftigungen war. Letztere beſtanden darin, daß ſie ſtundenlang auf dem See fuhr, viel las, etwas ſang und etwas auch mit ihren Hausgenoſſen — und mit den Fremden, den Bekannten und den Verehrern, die ſie umlagerten, ſich unterhielt. Ihre Hausgenoſſenſchaft beſtand aus ihrer Mutter, aus einem italieniſchen Muſiker Namens Lelio, den ſie bei ihren muſikaliſchen Studien zum Accompagniren, zum Transponiren, dann zur Durchſicht von muſikaliſchen Manuſcripten, die man ihr widmen wollte, und von Opernpartituren, die ſie auf die Bühne bringen und berühmt machen ſollte — ganz nothwendig brauchte; und aus Florentin, der ihre pecuniären Geſchäfte und ihre officielle Correſpondenz führte — zwei Dinge, die ihr ein Gräuel waren. Lelio und Florentin hatten ſich zuerſt bei der Revolution in Rom als feurige Geſinnungsgenoſſen kennen gelernt. Als aber die Beſchäftigung in dieſem Fache durch die momentane Rückkehr zur bürgerlichen Ordnung unterbrochen wurde, widmete ſich Lelio wieder der Muſik, bekam eine Stelle im Orcheſter der Scala zu Mailand und lernte dort Judith kennen, die auf ſeine Brauchbarkeit ſchnell aufmerkſam wurde, als ſie zum erſten Mal nach Mailand kam, und ihn leicht bewog, eine Stellung in ihrer Umgebung einzunehmen. Sie fühlte damals, daß ſie Jemand nöthig habe, der firm in der italieniſchen Muſik und Schule ſei und den italieniſchen Geſchmack gründlich kenne. Sie wußte, daß kein Beifall in Amerika und in England genüge, um ihr den gültigen Stempel einer großen Sängerin aufzuprägen, und daß die Sängerinnen erſter Ordnung ſich in Italien entweder ihre Bildung holen oder ihre Probe durchmachen müſſen. Sie war feſt entſchloſſen, eine Sängerin erſter Ordnung zu werden, und verſäumte nichts, was ihr dazu behülflich ſein konnte.

Florentin war durch ſeinen verkehrten Freiheitstrieb eine Art von Vagabunde geworden. Er ſchweifte umher, er ging nach Amerika, er ging nach Europa zurück und nach England; er fand nirgends eine Stätte, nirgends einen Wirkungskreis, nirgends Ruhe. Seine innere Haltungsloſigkeit machte ihn unfähig zu jeder beharrlichen und anſtrengenden Thätigkeit. Die höchſte Blüte menſchlichen Hochmuthes, der Subjectivismus, verſchlang all' ſeine guten Kräfte oder vertrocknete dasjenige Erdreich ſeines Weſens, auf welchem ſie ſich gedeihlich hätten entfalten können. Für einen Menſchen, der nichts kennt, nichts begreift, nichts will, als eine ſchrankenloſe Entwickelung und Durchlebung ſeines Ichs, ohne andere Richtſchnur als die, welche aus dem falſchen Syſtem einer abſoluten Freiheit entſpringt, für einen ſolchen gibt es keinen Platz auf der Welt, ſo groß ſie auch iſt. Es fließen ihm freilich überall einige Unterſtützungen aus den Mitteln ſeiner Partei zu, die in Verbindung mit allen geheimen Geſellſchaften und eigentlich nichts Anderes iſt, als deren in der Oeffentlichkeit thätige rechte Hand. Dieſe Geſellſchaften und Verbrüderungen, welchen Namen und welche Zeichen ſie führen mögen, haben alle einen und denſelben Hauptzweck: die Ausrottung aller poſitiven Religion — oder, mit einem anderen und deutlicheren Wort: die Vertilgung der katholiſchen Kirche von der Erde. Aber nicht alle Mitglieder dieſer Verbrüderungen legen öffentlich Hand an das Werk des Umſturzes und der Zerſtörung. Das verbieten Verhältniſſe und Rückſichten, Stellung und Charakter. Umſomehr ſind ſie bereit zu derjenigen Unterſtützung, welche für Alles, was einen Fortgang auf dieſer irdiſchen Welt haben ſoll, mehr oder minder nothwendig iſt: ſie ſpenden Geldmittel. Die Männer der öffentlichen Revolution ſind gleichſam die Kriegstruppen der geheimen Revolution und werden als ſolche von dieſer auf jede Weiſe unterſtützt. Die Einen werden zu Stellen und Aemtern befördert; die Anderen erhalten Jahrgelder, um Reiſen oder Studien im Sinne der Aufklärung und des Unglaubens zu machen; noch Andere werden beſoldet als Journaliſten und Verfaſſer von Tendenzſchriften; wieder Anderen macht man einen erſtaunlich großen Ruf hinſichtlich ihres Wiſſens, ihrer Talente, um auf dieſe Art ihr Fortkommen zu begünſtigen; und ſo wird dieſe Armee der Revolution in ſtillen Zeiten durchgebracht, um in unruhigen alsbald auf ihrem Platz und dienſtbereit zu ſein.

Florentin empfing alſo wohl einige Unterſtützung, allein ſie entſprach nicht ſeinen Bedürfniſſen, noch konnte ſie ſeinen Ehrgeiz befriedigen; daher fühlte er ſich mehr erbittert als verpflichtet, was von ſeinem communiſtiſchen Standpunkt aus nicht anders ſein konnte. Nachdem er die unglückliche Wendelreſe in ihre Heimath zurückgebracht und verſchiedene Wanderungen durch Deutſchland gemacht hatte, um den Stand ſeiner Partei nach ſo langer Abweſenheit zu recognosciren, ging er nach der Schweiz, deren Gletſcher in einen Krater der Revolution verwandelt zu ſein ſcheinen, und ſtieß in Chamouny auf Lelio, der Judith's Kreuz- und Querzüge mitmachen und ſie auf ihren Kunſt- und Erholungsreiſen begleiten mußte. Lelio freute ſich ſehr, ſeinen alten Genoſſen am Fuße des Montblanc wiederzufinden, nachdem er ihn am Fuße des Capitols verlaſſen hatte — und da Judith einen gewandten und gebildeten Secretär in ihrer Umgebung zu haben wünſchte, der die neueren Sprachen geläufig ſchreibe, und da Florentin von Kindheit auf die praktiſche Uebung dieſer Sprachen hatte: ſo ſchlug Lelio ihn in der zwiefachen Eigenſchaft ſeines Freundes und eines höchſt brauchbaren Geheimſchreibers ihr vor. Er ließ auch die Bemerkung fallen, Florentin ſei ein Italianiſſimo, habe als ſolcher viele politiſche Verfolgungen ausſtehen müſſen und ſei eines Ruhehafens recht bedürftig. Judith erwiderte mit ihrem kühlen Indifferentismus, Lelio wiſſe ja, daß ſie ſich für den politiſchen Fanatismus ebenſowenig wie für den religiöſen intereſſire; daß ſie aber gern einem Hülfloſen, der brauchbar für ihre Abſicht ſei, einen Platz in ihrer Umgebung anweiſen wolle, vorausgeſetzt, daß er es verſtehe, ſich auf dieſem Platz zu halten. Am anderen Tage beſtieg ſie den Montanvert und beſuchte das große Eisfeld, das unter dem Namen mer de glace ebenſo berühmt als ſehenswürdig iſt. Florentin hatte ſich ſeinerſeits zur mer de glace begeben; und auf dieſem Punkt, einem der intereſſanteſten in Europa, ließ er ſich durch Lelio einer der berühmteſten Frauen von Europa vorſtellen, deren Schönheit und Genialität ihn verſöhnte mit der untergeordneten Stellung, die er bei ihr einnehmen ſollte. Hätte Graf Windeck ihm den Vorſchlag gemacht, ſein Privatſecretär zu werden: ſo hätte Florentin ihn mit der äußerſten Verachtung zurückgewieſen; aber Privatſecretär bei einer italieniſchen Primadonna das war etwas ganz Anderes! ſie gehörte zu den Celebritäten des Jahrhunderts, ſie war ein großes Genie, und Florentin betrachtete jedes Genie als einen gekrönten Sprößling der Freiheit — einestheils, weil es die breitgetretene Bahn der Alltäglichkeit verlaſſe und eigene Wege einſchlage; anderntheils, weil es mannigfache Kämpfe gegen eingeroſtete Vorurtheile und mit dem Stumpfſinn der unempfänglichen Maſſe zu beſtehen habe. Da Florentin ſich ſelbſt als einen Freiheitsſprößling anſah, der durch die Ungunſt der Verhältniſſe noch nicht gekrönt ſei, ſo fand er eine gewiſſe Verwandtſchaft ſeines Geiſtes mit allen großen Genies, wenn auch nicht in der Begabung, ſo doch in der Richtung. Judith war indeſſen mit ſeinem Benehmen und ſeinen Leiſtungen zufrieden und behielt ihn.

„Wie lebt man denn mit der Signora Judith?" fragte er ſeinen Freund.

„O ſehr gut!" entgegnete Lelio. Sie iſt ſehr ungenirt und gönnt Jedem ſeine Freiheit; Sie behandelt alle Leute, die mit Huldigung, Verehrung ꝛc. ꝛc. zu ihr kommen, über einen Leiſten — und Gott weiß, wer nicht zu ihr kommt! Prinzen und Journaliſten, Banquiers und Künſtler, Neugierige und Touriſten, Bettler und Cröſuſſe! — Sie nimmt, wie eine marmorne Göttin, jeden Ausdruck der Bewunderung an, möge er zu Tage kommen durch einen Blumenſtrauß oder ein fades Gedicht, durch eine Liebeserklärung oder einen Diamantenſchmuck. Zuweilen aber iſt ſie launenhaft, und dann nicht ſelten inſolent."

„Wer iſt der primo amoroso?" fragte Florentin.

Lelio zuckte die Achſeln bis zu den Ohren hinauf und ſtieß das unnachahmliche: „Eh!" der Italiener aus.

„Du wirſt doch nicht mit mir den Verſchwiegenen ſpielen wollen?“ rief Florentin. „Ich frage ja nur, um mich auf meinem Platz zu orientiren und um nicht in Verlegenheit zu kommen und zu bringen.“

„Niemand kann das verrathen, was er ſelbſt nicht weiß,“ erwiderte Lelio kaltblütig. Als Florentin ihm aber mit ſpöttiſchfragendem Blick in die Augen ſah, gab er lächelnd zur Antwort:

„O nein! — Ich kann Dir nur ſagen, daß ich mich um ihre intimen Verhältniſſe gar nicht bekümmere und kann Dir nur rathen, in dieſer Beziehung meinem Beiſpiel zu folgen. Ein gemeines Weib iſt ſie nicht! aber ....“ —

„Nun — aber?“ rief Florentin geſpannt.

„Aber vielleicht ein böſes!“

„Bah! ſie wird doch nicht mit Gift und Dolch umgeben?“

„Nein; doch mit eiskalter Coketterie. Sie verlangt große Triumphe. Leute wie Dich und mich beachtet ſie gar nicht.“

Lelio's Aufrichtigkeit verdroß Florentin ungemein und er gab ſeine Fragen hinſichtlich Judith's aus Empfindlichkeit auf. Wie nun auch ſeine eigenen Beobachtungen ausfallen mochten, er blieb ihr Privatſecretär und war bereits drei Jahre in dieſer Stellung, als ſie ihren Aufenthalt in der Villa Diodati nahm.

Judith's Schönheit hatte in dieſer Zeit verloren und gewonnen; verloren — alle Friſche und Weichheit der Jugend, allen Schmelz der erſten, unwiederbringlichen Blüte; gewonnen — eine gewiſſe tragiſche Ruhe in Ausdruck und Haltung. Sie ſchien beſtändig zu denken: Es iſt nichts anzufangen mit dem Leben! ich weiß es aus Erfahrung! — —

Sie trat jetzt mit dem ganzen Schwarm ihrer Begleiter in den eleganten, hell erleuchteten Salon der Villa Diodati, wo Madame Miranes ſie erwartete, und ihr entgegen rief:

„Lelio iſt endlich zurückgekehrt!“

„O glückliche Nachricht!“ rief der ruſſiſche Fürſt. „Jetzt wird mir vielleicht die Wonne zu Theil „Casta Dia“ zu hören.“

„Beſter Fürſt,“ ſagte Judith, „ich begreife gar nicht dieſe Marotte. Sie haben ja unzählige Male die Norma gehört.“

„O welch ein Unterſchied, ſie zu hören auf der Bühne, als Oper und mit dem ganzen Publikum — oder im Salon, und gerade dieſe eine Arie! das iſt ein Genuß, der nur wenigen Lieblingen des Glückes zu Theil wird.“

„Dieſe Sucht nach dem Beſonderen iſt eben das, was ich Ihre Marotte nenne,“ erwiderte Judith.

Aber der Fürſt fuhr fort: „Ich flehe Sie an, Signora, laſſen Sie den Herrn Lelio rufen, daß er ſeinen Platz am Pianino einnehme und die „Casta Dia“ accompagnire. Legen Sie Ihren Burnus nicht ab! er drappirt Sie unvergleichlich und bildet ganz ungeſucht das Gewand der Druidin.“

Da alle Herren die Bitte des Fürſten unterſtützten, ſagte Judith endlich zu Florentin:

„Hätten Sie wohl die Güte, uns den Lelio zu holen?“

Ein Sturm des Entzückens brach aus und der junge Engländer wurde geſprächig vor froher Erwartung und ſagte:

„Von den Druidinnen, die in meiner Heimath Wales recht eigentlich zu Hauſe waren, erzählt die Sage: ſie hätten Lieder von ſo wunderſamer Schönheit geſungen, daß ſie die Meeresſtürme damit bezaubert und zur Ruhe gebracht hätten. Das fällt mir immer ein, wenn ich Signora Judith die Norma ſingen höre.“

„Nur mit dem enormen Unterſchied,“ fiel der Fürſt ein, „daß die Signora Stürme erregt, nicht beſchwichtigt.“ —

Florentin trat ſo eben mit einem ganz verſtörten Geſicht wieder ein und berichtete dem erwartungsvollen Kreiſe, Lelio laſſe ſich entſchuldigen, er liege bereits im Bett.

„Deſto beſſer!“ ſagte Judith und warf ihren Burnus ab. Sie brauchen über dies Mißgeſchick nicht faſſungslos zu ſein, Fiorino.“

„Aber ich deſto mehr!“ rief der Fürſt. Seit vierzehn Tagen bin ich hier feſtgehalten durch . . . .“ —

„Ihre Marotte!“ warf Judith lächelnd ein.

„Gut alſo! durch meine Marotte; werde von einem Tag auf den anderen vertröſtet: Wenn Lelio kommt! — Er kommt, der Unglückliche, und legt ſich mitten im Tage — denn es iſt ja wohl kaum ſieben Uhr — legt ſich zu Bett!“

„Morgen iſt auch noch ein Tag,“ ſagte Judith.

„Nicht mehr für mich!“ rief der Fürſt klagend aus. „Meine Paßerlaubniß iſt bis zur äußerſten Grenze abgelaufen; ich muß fort.“

„Welche Sklaverei!“ rief Florentin.

„Nun ja,“ entgegnete der Ruſſe kalt, „ohne einige Sklaverei lebt ſich's nicht auf dieſer ſublunariſchen Welt. Ketten von Oben und Unten, von Innen und Außen ſind unſer Aller Loos. Der Eine gehorcht dem Czar, der Andere dem Volk, der Dritte einem geheimnißvollen Alten vom Berge, der Vierte einem ſchönen Augenpaar: Ketten allüberall! Nur ein Menſch ohne alle Beziehungen könnte ſich ihrer entledigen; damit würde er jedoch aufhören, Menſch zu ſein.“

„Dennoch iſt es ſehr hart,“ rief unbeſonnen der Marquis d'Avallon, „von ſolchen Beziehungen umſponnen zu ſein, die für eine geringe Ueberſchreitung polizeilicher Ordnung nach Sibirien führen.“

„Oder nach Cayenne,“ entgegnete der Fürſt mit ſeinem verbindlichſten Lächeln.

Madame Miranes machte es ſich zur beſonderen Aufgabe, allen Geſprächen, die eine ſcharfe Wendung zu nehmen drohten, die Spitze abzubrechen. Bei den vielen und verſchiedenartigen Menſchen, die zu ihrer Tochter kamen, wachte ſie darüber, daß ſich Alles in Ruhe und Harmloſigkeit bewege und unterhalte, und daß vor allen Dingen nie eine politiſche Discuſſion geführt werde, von der nichts zu erwarten ſei, als Erbitterung für die Redner und Langeweile für die Zuhörer. Jetzt rief ſie lebhaft:

„Was Sibirien und Cayenne! ich ſage etwas ganz Anderes! ich ſage Clarens! wir wollen morgen mit dem Dampfboot eine Excurſion an das Waadtländiſche Ufer machen und in Clarens die „bosquets d'Héloise“ durchwandeln.“

Alle geriethen wieder in gute Laune. Marquis d'Avallen ſagte triumphirend, der Genferſee trage eine wahre Krone von berühmten Namen; aber die glänzendſten unter dieſen gehörten doch der „großen Nation“ an: Voltaire, Rouſſeau, Madame de Staël. Dagegen behaupteten die Engländer, Lord Byron mit ſeiner ſchwunghaften Poeſie überwiege bei Weitem die beiden Letzteren, und Gibbon's ſkeptiſche Intelligenz dürfe ſich mit Voltaire meſſen.

„Das Schloß von Chillon hat durch Lord Byron gleichſam eine unſterbliche Seele bekommen," ſagte der junge Engländer.

„Rouſſeau hat daſſelbe für Clarens gethan," verſetzte der Franzoſe.

„Welches Land ſchickt denn jetzt ſeinen koſtbarſten Edelſtein für die Krone des Leman?" wendete ſich der Fürſt an Judith.

„Mein Vater war ein Spanier," antwortete ſie, „und meine Kindheit verlebte ich in Cadix."

„O herrlich!" rief Florentin. „Dieſe großen Genies, die ſämmtlich für das höchſte Gut der Menſchheit, für die Freiheit, ſchrieben und wirkten, haben nicht bloß ihren Schatten und ihren Namen an dieſen Ufern zurückgelaſſen. Der Genius der Freiheit, der jetzt über der Schweiz ſein Banner ſchwingt, iſt hervorgegangen aus ihren Mühen, ihren Anſtrengungen, ihren Studien, ihren Nachtwachen. Wahrlich, ſie verdienen die Pilgerfahrt zu den Stätten, die ſie unſterblich gemacht haben. Aber wenn der Erinnerung Rouſſeau's in Clarens gehuldigt wird, und Voltaire's in Ferney, der Frau von Staël in Coppet, Gibbon's in Lauſanne und Lord Byron's auf dem ganzen See: ſo iſt doch auch Vevay nicht zu vergeſſen. Dort iſt das Grab eines Mannes der That, eines politiſch großen Mannes...." — —

„Oh! No!" unterbrachen ihn die Engländer, Vater und Sohn, die ihr Reiſehandbuch auswendig wußten.

„Wer war der Mann?“ fragte Judith geſpannt.

„Es war Ludlow — einer jener Männer, die Carl von England auf's Schaffot ſchickten.“

„Wir ſind Whigs,“ ſagte der alte Engländer, „aber wir lieben nicht das Schaffot für die Könige.“

„Ein ſehr guter Geſchmack, Mylord!“ verſicherte Madame Miranes. „Der Signor Fiorino hat Sympathien, vor denen man ſchaudert.“

„Ich meines Theils,“ ſagte Judith, „ſchaudere vor all' dieſen prunkhaften Sympathien mit Leuten, die doch weiter nichts gethan, als eine Maſſe Bücher in die Welt geſchleudert haben, welche von Millionen, ohne den mindeſten Nachtheil für Leib und Geiſt — nicht geleſen — hingegen von Tauſenden zu ihrem größten Schaden geleſen werden. In die Bewunderung des Genies legt man eine lächerliche Uebertreibung.“

„Aber was ſoll man bewundern, wenn nicht das Genie — dieſe göttliche Flamme des menſchlichen Geiſtes!“ rief der Fürſt verwundert.

„Das iſt es eben,“ entgegnete Judith, „man weiß nicht, was man bewundern ſoll, und deshalb verfällt man auf dieſen Cultus, bei welchem unausbleiblich ein Paar Weihrauchkörner für den Adoranten ſelbſt abfallen, indem ſich Jeder — verſteht ſich in tiefſter Stille des Herzenskämmerleins — eine gewiſſe Aehnlichkeit oder Beziehung, oder Verwandtſchaft mit dem Genie zuſpricht.“

Der junge Franzoſe, der bei der Waſſerfahrt geſagt hatte, die Schöpfung ſei das Werk Gottes, beſann ſich, ob er nicht einen Mann nennen ſolle, der gleichfalls an dem Ufer dieſes Sees, in dem kleinen Städtchen Thonon, in großer Mühſal und Demuth ſeine glorreiche Laufbahn begann und von deſſen Schriften das Gegentheil von Judith's Behauptung galt: denn es iſt ein Schaden für die Seelen, die Werke des heil. Franz von Sales nicht zu kennen. Aber wenn ſich auch der franzöſiſche Muth bis zu der Verwegenheit erhob, Gott als den Schöpfer der Natur zu bekennen, ſo ging er doch nicht ſo weit, um auf Gottes übernatürliche Schöpfung, die Gnadenwelt — und auf deren übernatürliche Genie's, die Heiligen — Judith mit ihrem ungeſtillten Bewunderungsverlangen hinzuweiſen. In der Geſellſchaft von zwei Jüdinnen, zwei Hochkirchlern, einem Ruſſen und einem Communiſten den heiligen Biſchof von Genf als überebenbürtig von Voltaire und Gibbon zu nennen — nein! zu dieſer Großthat des Glaubens erſchwang der Marquis d'Avallon ſich nicht und er, der Einzige, der von dem großen und liebenswürdigen Heiligen hätte ſprechen können, er nannte ihn nicht.

Endlich empfahlen ſich die Herren und begaben ſich nach Genf zurück. Als Judith mit ihrer Mutter allein war, ſagte ſie zu Florentin:

„Was iſt denn dem Lelio widerfahren? Sie kamen ja in einem entſetzlichen Zuſtand von ihm zurück.“

„Das wird er Ihnen ſelbſt ſagen!“ brach Florentin aus. „Mir fehlen die Worte, um eine ſolche Schmach zu bezeichnen.“

„Hat er geſtohlen?“ rief Madame Miranes beängſtigt.

„Oder ein anderes Verbrechen begangen?“ fragte Judith, ihrerſeits beunruhigt.

„Er hat gebeichtet!“ ſagte Florentin dumpf.

„Nun, was denn?“ fragte Madame Miranes neugierig. „Hat er Ihre oder ſeine Geheimniſſe ausgeplaudert?“

„O Gott! Sie verſtehen das nicht!“ rief Florentin ungeduldig. „Er iſt ein Apoſtat der Gewiſſensfreiheit geworden! er iſt zum Kreuz zurück gekrochen! er hat das Joch der Pfaffenherrſchaft auf ſeine Schultern genommen! Ha! ſo ſind dieſe Italiener: unzuverläſſig bis in's Mark hinein!“

„Aber, beſter Fiorino, weshalb wüthen Sie ſo?“ ſagte Judith gelaſſen. „Sie predigen ja Gewiſſensfreiheit für Jedermann. Nun, ſo laſſen Sie doch auch dem armen Lelio das Recht, die Freiheit ſeines Gewiſſens zu wahren und zu üben, wie es ihm zuſagt.“

„Wenn es ihn von der Sache der allgemeinen Geiſtesbefreiung abtrünnig macht — nein! und abermals nein!“

„Das iſt leeres Gerede! warum ſoll er ſeine Idee von Freiheit der Ihren — oder der Idee von Millionen opfern? Wo iſt das Richtige? wo iſt die Wahrheit? wer bürgt dafür? auf dieſem Gebiet beweiſen große Zahlen gar nichts! Millionen können irren und Einer kann ihnen gegenüber das Rechte und Richtige vertheidigen und die Wahrheit behaupten. Alſo nicht über Lelio hergefallen, mein Beſter!"

„Sie ſind ein großes muſikaliſches Genie, Signora," rief Florentin empört, „und haben überhaupt manche eminente Fähigkeit. Gebt Ihnen aber nicht das wahre Licht der Erkenntniß auf und bemühen Sie ſich nicht, für daſſelbe zu wirken — was einer geiſtreichen Frau in einer bewunderten Stellung ſo leicht iſt — ſo werden Sie nie mitzählen unter den Größen des Jahrhunderts."

Er ſtürmte hinaus und Madame Miranes ſagte:

„Das fehlte noch! eine Barricadengöttin für den Signor Fiorino! Liebes Kind, ich habe andere Wünſche für Dich. Du haſt jetzt ein großes Vermögen und eine große Berühmtheit erworben; es wird nun Zeit, an eine glänzende Heirath zu denken. Wie gefällt Dir der ruſſiſche Fürſt?"

„Gar nicht," ſagte Judith trocken.

„Es wäre doch nicht übel, Fürſtin — — wie heißt er denn eigentlich? — zu werden. Nach ſo vielen Theaterkronen würde ſich eine ſolide Fürſtenkrone gar paſſend auf Deiner Stirn ausnehmen und Dein Streben wahrhaft krönen."

Madame Miranes küßte die Stirn ihrer Tochter und verließ den Salon. Judith legte ſich matt in einen Seſſel zurück und ſagte halblaut:

„Welch eine Menagerie — von Menſchen umgibt mich!“

Da öffnete ſich die Balkonthür, die Vorhänge rauſchten und Oreſt trat in den Salon. Judith ſah ihn befremdet an und ſagte:

„Was fällt Ihnen ein, Graf Oreſtes! wir ſind beide zu alt, um Verſteckens zu ſpielen.“

„Ich ſpiele nicht, Signora,“ erwiederte Oreſt und ſetzte ſich ihr gegenüber; „und ich wünſchte ſehnlichſt, daß auch endlich einmal das Spiel von Ihrer Seite aufhören möge.“

„Zu dieſer, wie es ſcheint, höchſt ernſten Unterhaltung — denn Sie ſehen finſter wie die Nacht aus — wollen wir doch eine gelegenere Stunde wählen,“ ſagte Judith und wollte aufſtehen. Aber Oreſt ergriff ihre Hände, hielt ſie feſt und ſagte:

„Mit nichten, Judith! glauben Sie, ich hätte drei Stunden auf dem Balkon gewartet, um mich jetzt fortſchicken zu laſſen? um Sie morgen wieder nicht allein, ſondern in Ihrer Menagerie zu finden? um von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, in der immer geſteigerten Qual der Ungewißheit zu verharren? Nein, Judith! das geht nicht mehr! Sie müſſen mir Rede ſtehen.“

„Gut!“ ſagte ſie, ſchob ihren Lehnſtuhl zwei Schritt zurück, legte die Arme übereinander und ſah ihn an mit ihren wunderſchönen, wie ſchwarze Diamanten glänzenden Augen, über welche lange Wimpern einen zarten, dunkeln Schleier warfen. Sie ſah bezaubernd aus.

Oreſt betrachtete ſie eine Weile, drückte dann heftig beide Hände vor's Geſicht und ſagte halbleiſe:

„Judith! . . . . ich liebe Dich!“

„Darauf hab' ich nichts zu antworten,“ ſagte ſie.

„Ha!“ rief er, ſprang auf und ſtampfte wild mit dem Fuß auf den Boden; „wenn Sie nicht darauf antworten können, ſo dürfen Sie es auch nicht anhören.“

„Wer hört es nicht gern, das ſüße Wort von der Liebe?“ entgegnete Judith mit ſo weichem Ausdruck in Ton und Blick, daß Oreſt wieder gefangen und entwaffnet wurde und zärtlich bat:

„Aber das Wort werde erwiedert, Judith!“

„Ich bin von wenig Worten, Graf Oreſtes, das wiſſen Sie ja längſt.“

„Wie Sie mich foltern!“ rief er.

„O armer Martyrer der Liebe,“ entgegnete ſie lächelnd.

„Und wenn ich des Marterthums überdrüſſig werde?“

„So verläugnen Sie mich!“ ſagte Judith in einem Tone, der mit tauſend Schlingen ſein Herz umſpann; „aber erwarten Sie nie von mir, daß ich je zu Ihnen von Liebe ſprechen könnte! Dadurch wird das Weib des Mannes Sklavin; er weiß ſich geliebt — und triumphirt. Das Weib hingegen findet keinen Triumph in der Gewißheit, geliebt zu werden — ſondern ein Glück. Er kann ſprechen; ſchweigen muß ſie.“

„Bis auf einen gewiſſen Punkt können Sie recht haben. Allein das Schweigen darf nicht lange genug währen, um Zweifel zu wecken.“

„Graf Oreſtes! ich habe Ihnen einmal vor Jahren ein Wort geſagt. Wiſſen Sie es noch?“

„Ob ich es weiß! ob es mir nicht Tag und Nacht das Herz durchklingt! Judith! Alles für Alles — ſo lautete das Wort.“

„Das iſt doch gewiß klar und verſtändlich; und Sie haben es dennoch mißverſtanden. Als Sie zuerſt in Mailand um meine Liebe warben, da ſprach ich: Alles für Alles! — und Sie? was thaten Sie, Graf Oreſtes? — Sie gingen hin und vermählten Sich mit Ihrer ſchönen Couſine. Kaum waren die Flitterwochen vorüber, ſo lagen Sie wiederum zu meinen Füßen. Konnte ich anders, als dieſe — Liebe, kann ich unmöglich ſagen! — als dieſe Sorte von Liebe tief zu verachten? Wer auf die Zuſage: Alles für Alles — ſo antwortet, der verſteht ſich nicht auf die Liebe des Weibes, überhaupt nicht auf die Liebe des Herzens — und eine andere mag ich nicht! — Damals ſprach ich Ihnen unumwunden meine Verachtung aus und ſtieg bei Ihnen im Preiſe, als Sie erkannten, daß ich ſo leichten Kaufs nicht zu gewinnen ſei. Sie wurden erzürnt, gekränkt. Sie gaben Ihre Liebesverſicherungen nicht auf und ſprachen viel vom Drang der Umſtände und von ſchuldiger Berückſichtigung der Familienverhältniſſe — was mich natürlich nicht im mindeſten von Ihrer Liebe zu mir überzeugen konnte. All' die heftigen Scenen, all' die bitteren Vorwürfe, welche ich Ihnen hätte machen können, machten Sie mir unter dem Vorwand Ihrer glühenden Leidenſchaft — was mich natürlich, als eine armſelige Comödie, ſehr langweilte. Und ſo trennten wir uns, wie ich glaubte — auf immer! Aber Sie kamen wieder, Sie ſuchten mich von Neuem auf, Sie drängten Sich an mich; meine Kälte, meine Gleichgültigkeit ſtieß Sie nicht zurück; Sie behaupteten, nicht von mir laſſen zu können — und dies haben Sie allerdings bewieſen, denn ſeit drei Jahren ſind Sie, bald nach längeren, bald nach kürzeren Pauſen, nach Paris, nach der Inſel Wight und wieder nach Paris mir gefolgt. Dieſe Beharrlichkeit würde mich rühren und ich könnte ſie wohl als einen Beweis von aufrichtiger Liebe betrachten, wenn ich nicht wüßte, daß verſagtes Glück reizender für das Menſchenherz iſt, als erlangtes; denn um die Hoffnung ſchwebt ſtets ein Abglanz von der Unendlichkeit und auf der Erfüllung liegt ſtets ein Schatten des Todes — die Endlichkeit. So ſind nicht Sie allein! ſo iſt der Menſch, ſo iſt ſein melancholiſches Schickſal. Aber weil ich das weiß, ſo betrachte ich die Extravaganzen Ihrer Leidenſchaft und

Ihr Beharren bei derſelben auch noch nicht als die wahre Liebe. Die muß ſich ausſprechen in einer That, einer entſcheidenden, lebenumfaſſenden That; und deshalb ſage ich heute, wie damals: Alles für Alles. Nur ſage ich es jetzt mit noch größerer Entſchiedenheit, denn Sie ſind mir jetzt eine Ehrenerklärung für die tödtliche Beleidigung ſchuldig, eine frivole Liebelei bei mir geſucht zu haben.“

„Das hab' ich nie!“ rief Oreſt und ließ die Hände ſinken, mit denen er, ſo lange Judith ſprach, ſein Geſicht bedeckt hatte. „Das nie! ich habe immer gefühlt, daß Sie die Herrin meines Schickſals ſein würden und habe niemals begehrt, den Zauberbann zu löſen, der mich an Sie feſſelte. Zu Ihren Vorwürfen, daß ich mich mit meiner Couſine vermählte, muß ich ſchweigen — denn ich hab' es gethan! ich wußte, daß mein Glück in dieſer Ehe nicht liege — und ging ſie dennoch ein. Ich war ein leichtſinniger Thor, der ſich von den Verhältniſſen überrumpeln ließ, oder beſſer geſagt, der vor ihnen erlag. Sie haben keine Ahnung davon, was das iſt: die Familientradition, dies Forterben des Standes, des Namens, des Vermögens, der Erinnerungen, der Wirkſamkeit, von einem Geſchlecht auf das andere. Sie iſt ſo mächtig, daß ich mich ihr gegenüber gefangen und wehrlos fühlte.“

„Kann ſein!“ erwiederte Judith. „Indeſſen mag doch auch die Schönheit der Gräfin Windeck dieſe Gefangenſchaft nicht reizlos gemacht haben.“

„Eiferſucht, Judith?“ rief Oreſt freudeſtrahlend. „O wenn das iſt, ſo werden Sie begreifen, in welchem Kreuzfeuer ich ſtehe, wenn ich ſehen muß, wie man Ihnen huldigt — und wie ich zittern muß bei dem Gedanken, daß Einer unter den Vielen Ihr Herz gewinnen könnte — und daß ich dieſer Eine vielleicht nicht bin! O dann werden Sie Mitleid mit mir haben, nicht wahr, Judith?“

„Wer hat denn Mitleid mit mir, Oreſt?“ ſagte ſie ſanft. „Sie gehen zurück zu Gräfin Windeck“ .... —

„Ein Wort von Ihnen, Judith, und ich bleibe!“

„Alles für Alles! — Iſt dies das Wort, Graf Oreſtes, welches Sie hören möchten?“

„Judith!“ ſagte er mit gepreßter Stimme, „Sie ſind ein dämoniſches Weib.“

„Das ſagen die Männer ſehr leicht, ſobald man nicht mit ihnen einverſtanden iſt,“ erwiederte ſie kalt. „Und das muß abwechſeln mit dem Ausruf: herzloſes Weib!“

„O könnte ich Sie doch haſſen, Judith!“ rief Oreſt, ſprang vom Stuhl auf, hielt mit beiden Händen ſeinen Kopf und eilte auf den Balkon.

„Stürzen Sie ſich nur nicht in den See! — er iſt ſehr kalt!“ rief ihm Judith nach. „Armer Oreſt!“ ſetzte ſie nach einer Weile mit ihrer Sirenenſtimme halblaut hinzu. Als er nicht kam, folgte ſie ihm auf den Balkon. Er hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, die

Arme auf das Eiſengeländer — und den Kopf auf die Arme gelegt.

„Kommen Sie doch herein, Oreſt!“ ſagte Judith und berührte ganz leiſe ſein geſenktes Haupt. „Die Luft iſt feucht und der nächtliche Thau ſchädlich.“

Er ſtand auf und folgte ihr in den Salon, willenlos wie ein Kind.

„Ich kann Sie nicht haſſen, Judith!“ ſeufzte er.

„Graf Oreſtes,“ nahm ſie wieder mit ihrem kühlen Tone das Wort, „Sie veranlaſſen immer Geſpräche mit mir, bei denen Sie ganz Feuer und Flamme werden und Gefahr laufen, in ein kaltes oder ein hitziges Fieber zu verfallen, je nachdem die Wagſchaale mit Haß oder Liebe ſich mir zuſenkt. Iſt das vernünftig? iſt das liebenswürdig? was kann man mit einem zu ſolchen Exceſſen geneigten Mann anfangen?“

„Ihn lieben, Judith.“

„Vor der Hand nicht! ſondern ihm Gute Nacht wünſchen,“ antwortete ſie ſcherzend, ſchellte und ſagte zu dem eintretenden Diener: „Graf Windeck's Wagen.“

Oreſt machte Anſtalt, den Befehl zu überhören, indem er ſich in einen tiefen Lehnſtuhl verſenkte und drei Journale auf einmal zur Hand nahm. Da öffnete und ſchloß ſich leiſe eine Seitenthür des Salons; und als er aufblickte, war Judith verſchwunden und er allein. Ohne mir Gute Nacht geſagt zu haben! murmelte er und blickte ihr zornig nach. Dabei fiel ſein

Auge auf den Burnus, der über dem Lehnſtuhl hing, in welchem Judith ihm gegenüber geſeſſen hatte. Er ſprang auf, ergriff den unſchuldigen Burnus, zerriß das feine Gewebe von oben bis unten, drückte es an ſeine Lippen — und eilte zu ſeinem Wagen.

Als er fortrollte, kehrte Judith in den Salon zurück, fand ihren Burnus zerriſſen am Boden liegen, hob ihn auf und ſagte für ſich: „Du armer Mantel! auf dem Webſtuhl zu Marocco träumte dir vielleicht davon, in die Klauen eines Tigers oder eines Löwen des Atlas zu fallen und zerfetzt zu werden — und jetzt erfüllt ſich Dein Schickſal nicht in Afrika's Wüſte durch wilde Beſtien, ſondern am eleganten Genferſee durch ein Menſchenkind!“ Sie wickelte ſich in ihren zerriſſenen Burnus ein und ging auf den Balkon, und ging auf demſelben auf und nieder, eine Stunde, und noch eine Stunde — und fand nicht einmal die Ruhe der Ermüdung in dieſem raſtloſen Wandeln: ſo unruhig waren ihre Gedanken.

Immer drängten ſich dieſe Gedanken der Zukunft zu; aber nicht, um ſich über freundliche und glänzende Bilder hingleiten zu laſſen; nicht, um bei Phantaſiegebilden von Freuden und Genüſſen zu verweilen, oder um Lebensverhältniſſe mit lieblichen Farben auszumalen. O nein! — Lechzend, athemlos, durſtig, ſtanden ihre Gedanken vor der dunkeln Zukunft und fragten: Was birgſt du mir? Was bringſt du mir? Biſt du die

Sphynx, die das Räthſel meines Lebens mir vorlegt? und muß ich unter deinem ſteinernen Griff umkommen, wenn ich es nicht löſe? Gelöſt hab' ich meine Aufgabe nicht, denn ich habe keine Befriedigung gefunden. Und doch hab' ich Alles erreicht, was ich damals in den Citronenhainen von Cintra mir zu erreichen vornahm. Ich habe Geld, Ruhm und Bewunderung eingeerntet; ich habe Welt und Menſchen in bunten und glänzenden Geſtalten, in feſſelnden und intereſſanten Erſcheinungen — nebenbei auch in allen ihren Niedrigkeiten kennen gelernt; ich habe Freude gehabt an der Kunſt, an der Ausübung meines Talentes, an den Studien, die damit verbunden ſind, an der Begegnung mit Anderen, die eines Weges mit mir gingen. Ich habe mit ſtolzem Selbſtgefühl die Huldigung der Einzelnen und der Maſſen empfangen. Ich habe Triumphe gefeiert — aber ſie verrauſchen, und die alte Leere und die alte Unruhe ſind wieder da. Es war zuweilen wohl ſtill in meiner Bruſt, aber die Stille der Ermüdung, die Stille dumpfer Reſignation, wenn ich zu mir ſelbſt ſprach: Laß ſie dahinrollen, die Welt und das Herz und die Zeit und das Leben! laß ſie gehen, wie ſie wollen und können! das Menſchenſchickſal iſt nun einmal ein Ringen ohne Sieg! und wenn ich ſo zu mir ſelbſt ſprach, ſo kroch mir ein Etwas wie Verzweiflung durch alle Adern, alle Nerven, alle Fibern — und ein anderes Etwas ſtemmte ſich dagegen und ſchrie in mir: Nein!

das Leben muß etwas Anderes ſein, als ein Ringen aus dem Nichts, für das Nichts, in das Nichts! gerade dies Ringen beweiſt, daß es ein Ziel habe und daß es folglich auch einen Sieg gebe — und in dem Siege Befriedigung! Aber wo iſt ſie — die Befriedigung? Sphynx meines Schickſals, habe ich dich noch immer nicht verſtanden mit deinem geheimnißvollen dunkeln Blick? Meinſt du die Liebe? — — Ja, die große Leidenſchaft, von der man zuweilen hört und lieſt, mag wohl ſolchen Zauber haben, daß ſie, wenn ſie mit vielen Schmerzen und Bitterkeiten Hand in Hand geht, das Herz befriedigt. Aber die kommt, man weiß nicht wie und woher; die kann man nicht erringen, man fühlt ſie nur. Empfunden hab' ich ſie nie. Ob ich ſie einflöße? ich weiß es nicht. Die armſeligen Lieben aber, durch welche der friſche Schmelz des Herzens, der Blütenduft des innerſten Weſens trüb' und matt wird — und welche ſich doch wiederholen, weil ſie einem Opiumrauſch gleichen, der des Menſchen Träume lieblicher macht als ſeinen wachen Zuſtand — nein! für ſie bin ich nicht mehr jung und noch nicht alt genug. — — Und ſie verfiel in trübes Sinnen über dieſe traurigen Lieben, an die auch ſie geſtreift war und die ihr Herz gepanzert hatten mit einer ſo kalten und gründlichen Verachtung von Allem, was man Liebe nennt, daß ſie — mit ſich ſelbſt allein — auch ſich ſelbſt verachtete. Aber dann erwachte der Stolz und ſchüttelte dieſe Bürde ab, hob trotzig das Haupt und ſchaute nach anderen Triumphen aus. Oreſt liebt mich — fuhr ſie fort in ihren Gedankenzügen. Er ſoll mich lieben. Er hat mich für eine leichte Eroberung gehalten: dafür will ich eine große Genugthuung. Gräfin Windeck will ich werden. Ja, ich will in den Kreis dieſer Hochgeborenen hinein; aber nicht als die berühmte Sängerin, der ſie eine Ehre zu erzeigen meinen, wenn ſie ihr ein Paar bewundernde Worte zuwerfen und die ſie als eine exotiſche Merkwürdigkeit, für die Dauer einer Soiree, in ihrem Salon aufweiſen möchten, um am anderen Abend mit leichtem Augenblinzeln hinter Fächer und Lorgnette über ſie hinweg zu ſehen. O man kennt dieſe Hochgeborenen! Und gerade in ihrem Kreiſe will ich Platz nehmen, gerade zu ihnen will ich gehören, als ihres Gleichen will ich durch's Leben gehen. Dies gehört nicht zu den Vorſätzen von Cintra! die ſind erreicht und abgethan. Dies iſt ein neuer Vorſatz: noch ein Paar Jahre, höchſtens, meines glanzvollen Kunſtlebens und dann mitten aus dem Glanz der Oeffentlichkeit in ein glanzendes Privatleben. Sphynx meiner Zukunft, iſt das dein Räthſel? und wird deſſen Löſung mir beſſer Stich und Farbe halten, als der Erfolg meiner Pläne von Cintra? — Da flog ihr durch's Gedächtniß, daß ſie vor wenigen Stunden zu Oreſt geſagt hatte: auf jede Erfüllung eines erſehnten Glückes falle ein Todesſchatten von Endlichkeit. Sie ſchauerte in ſich ſelbſt zuſammen und ſtrich das Haar von der Stirn, als ob ſie die quälenden Gedanken verſcheuchen wolle und blickte über den See hinweg, einen Gegenſtand ſuchend, der wenigſtens ihr Auge feſſeln möge. Da fuhr der Nachtwind auf und blätterte im Oſten das Gewölk auseinander, das wie eine ſilbergraue Roſe über das Gebirg herauf ſchwebte und ſanft ſich öffnete und immer tiefer unter der aus ihr aufſteigenden Mondesſichel zurückſank. Und mit dem vollen Glockenton ihrer goldnen Stimme hub Judith zu ſingen an: „O casta dia;“ und Niemand blickte in ihr Auge, als das melancholiſche Licht des Mondes im letzten Viertel — und Niemand begleitete ihren Geſang, als die leiſe plätſchernden Wellen des Genferſees — und einſam ſtand ſie da, wie der Genius dieſer nächtlichen Natur, der an die Schatten gebannt iſt und die Flügel zu regen ſucht, um ihnen zu entfliehen und immer tiefer und tiefer in ſie zurückſinkt und ſich ſehnt nach Erlöſung.

◆

Lelio.

Am anderen Morgen befahl Judith, daß ihre Thür bis zum Abend für Jedermann verſchloſſen bleibe. Sie wollte mit Lelio ſprechen, den Grund ſeiner befremdend langen Abweſenheit erfahren und ihm ſein Benehmen des vorigen Abends verweiſen. Lelio erſchien auf ihr Begehren — ein kleiner ſchwarzer lebhafter Italiener, mit feurigen römiſchen Augen und mit der vollkommenſten italieniſchen disinvoltura — ein Wort, welches in deutſcher Sprache nicht wiederzugeben iſt, wahrſcheinlich deshalb, weil der Deutſche die Sache ſelbſt nicht hat. Man könnte etwa ſagen: zwangloſes Benehmen — vorausgeſetzt, daß ſich keine brutale, bengelhafte Schattirung in dieſe Zwangloſigkeit miſche.

„Nun, Signor Lelio, ſind Sie von den Todten auferſtanden!“ rief ihm Judith entgegen und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkommen.

„Ecco, das iſt's! juſt was Sie ſagen!“ rief Lelio vergnügt und ſchüttelte ihre Hand.

„Waren Sie wirklich lebensgefährlich krank?“

„Oh!" ſagte Lelio mit einem Ausdruck, als fände er keine Worte für ſeine Gefahr und mit einer Geberde namenloſen Entſetzens.

„Ich bitte, Lelio, erzählen Sie mir Ihre Reiſeabentheuer nicht bloß durch Seufzer und Geberden, ſondern recht ausführlich. Sie wiſſen ja, wie viel Antheil ich an Ihnen nehme."

„Ich weiß es, Signora, und ich will Ihnen gern Alles erzählen. Nur fürchte ich zwei Dinge."

„Und die wären?"

„Erſtens: von meiner Seite, Mangel an Worten; — zweitens: von Ihrer Seite, Mangel an Verſtändniß."

„Das iſt freilich übel," entgegnete Judith lächelnd, „denn damit fehlt auf beiden Seiten die Hauptſache! aber fangen Sie nur an! wir wollen uns Mühe geben."

„O Judith, theure Signora! denken Sie an Petrarca, der einſt klagte: „Non ti conosco il mondo, mentre ti ha!"[1] und doch nur von der Laura, von einem ſterblichen Weibe ſprach!"

„Aber, guter Lelio, es wird Ihnen doch nicht eine Unſterbliche begegnet ſein?"

„O Judith, das Göttliche iſt in der Welt und die Welt kennt es nicht und verachtet es und geht vorüber zu ihren Feſten, die nach Moder duften; zu ihren Freuden, die nach Moder ſchmecken; zu ihren Klügeleien, die um Moder ſich bewegen; zu ihren Beſtrebungen, die in Moder untergehen.“

---

[1] „Die Welt beſitzt dich, ohne dich zu kennen."

„Sehen Sie, Lelio, das verſtehe ich ſehr gut!“ warf Judith mit einem ſchwermüthigen Lächeln ein und legte ſinnend ihre Stirn in die aufgeſtützte Hand.

„Es mögen wohl ſchon ſechs Wochen ſein,“ fuhr Lelio fort, „denn wir waren noch in Venedig und Sie hatten noch eine Reihe von Vorſtellungen in der Fenice zu geben — da bat ich Sie um einen Monat Urlaub. Ich wollte in der Schweiz eine Zuſammenkunft mit politiſchen Geſinnungsgenoſſen haben und dann nach Regensburg gehen, um den Gregorianiſchen Kirchengeſang in Deutſchland kennen zu lernen, der am dortigen Dom am tüchtigſten ausgeführt werden ſoll. Ich reiſte ab. Ich fand meine Freunde in Genf ganz in unſerer Art und Weiſe beſchäftigt, Syſteme zu erſinnen, Theorien zu verbreiten, Verbindungen zu ſchließen, Faden anzuknüpfen, Lehren zu predigen, Thaten auszuführen, Adepten zu gewinnen — Alles zu dem einen Zweck: die beſtehende geſellſchaftliche Ordnung von ihrer Baſis und aus ihren Fugen zu drängen, um dann, in einem günſtigen Augenblick, durch den heftigen Stoß einer Revolutionsbewegung das wankende Gebäude über den Haufen zu werfen und darauf den Neubau der geſellſchaftlichen Ordnung nach dem Programm: Völkerfreiheit! Geiſtesfreiheit! auszuführen. Hierin ſtimmen alle Männer der Zukunft überein. Dies iſt Plan und

Ziel aller geheimen Bünde, mögen ſie Carbonari, Illuminaten, Freimaurer, Italianiſſimi oder ſonſt wie heißen. Was nun jeder Einzelne unter Völker-, Geiſter-, Gewiſſens- und ſonſtiger Freiheit verſteht, wie weit er ſie verallgemeinert, wie groß er ihr den Spielraum läßt — das iſt ſeine Sache und hängt mit ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Specialität zuſammen und man gönnt es ihm, inſofern das bundesgemeinſame Wirken nicht dadurch beeinträchtigt und gehemmt wird. Wir Italianiſſimi wollen die Zeiten der alten Roma wieder haben — die Zeiten der Republik, mit ihren Volkstribunen, ihren Großthaten und ihrer Beſiegung aller karthaginenſiſchen Nebenbuhler um die Weltherrſchaft.“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn Judith, „Sie haben ſich oft mit höchſter Begeiſterung über dieſe Geſtaltung der Zukunft gegen mich ausgeſprochen, und da ich nun einmal glaube, daß jeder Menſch ſeine fixe Idee, ſeine Chimäre, ſeine Marotte hat: ſo hab' ich mich über die Ihre nicht weiter gewundert. Ginge ich aber nicht von einer allgemeinen, einer Ur-Marotte aus, ſo würde ich Sie für verrückt halten müſſen, denn kein vernünftiger Menſch unternimmt es in Wirklichkeit, die Weltgeſchichte um zwei bis drei Jahrtauſende zurück zu ſchleudern. Ich bitte Sie, was fangen Leute unſeres Schlages in Ihrer altrömiſchen Republik an! Wir müſſen uns für die Göttin Roma ſchlachten laſſen, ſonſt kommen wir um vor Hunger und Beides wäre nicht nach meinem Geſchmack.“

„Ich weiß nicht,“ fuhr Lelio lächelnd fort, „ſoll ich es dem ernüchternden Einfluß Ihres Umganges, Signora, oder irgend einem feindlichen Geſtirn zuſchreiben, genug, ich fand im Kreiſe meiner Freunde und Bundesbrüder nicht die Begeiſterung früherer Tage. Manche Anſicht kam mir hohl vor, mancher Weg ſchief, manche Theorie unhaltbar, mancher Plan unausführbar. Disharmonien innerer Widerſprüche gellten mir in die Ohren, und Diſſonanzen mit Wahrheit und Recht wollten ſich durchaus nicht löſen laſſen. Ich fühlte mich etwas verſtimmt, etwas ernüchtert, etwas abgekühlt — und um wieder in meinen Freiheitsſchwung zu kommen, beſchloß ich, von dem hypercultivirten Leman, wo nichts mich an die altrömiſche Republik erinnerte, an den Vierwaldſtätterſee zu gehen. Ich that es! aber! aber! — auch die kleinen Cantons, die Urſchweiz, die Wiege der ſchweizeriſchen Freiheit — ſie wollten mir nicht gefallen. Dieſe Löwenkühnheit in der Vertheidigung ihrer politiſchen Unabhängigkeit gegen fremde Herrſchaft, von den Tagen ihres erſten Bündniſſes bis zu den Tagen der franzöſiſchen Republik — als die Weiber von Schwyz die Kanonen herbeizogen, um die Männer im Kampfe gegen die Franzoſen zu unterſtützen; und dagegen dieſe hündiſche Treue, einem Ludwig XVI. den Fahneneid zu halten, auf der Seite eines Königs *wider* ein Volk zu ſtehen....“ —

„Lelio!“ fuhr Judith heftig auf, „fühlen Sie nicht, daß Sie ſich ein Brandmal auf Stirn und Herz durch Verachtung des Fahneneides drücken?"

„Ich fühlte es nicht!" erwiederte er gelaſſen und fuhr fort: „Und dagegen dieſe mehr als hündiſche Unterwürfigkeit vor einer Religion, welche die heftigſte Gegnerin aller Freiheit iſt und von ihrem erſten Anbeginn das edelſte und beſte, was der Menſch hat: die Freiheit ſeines Willens — nicht ſowohl in Ketten, als in Windeln legte: ich konnte einen ſo ſchreienden Widerſpruch nicht begreifen und kaum ertragen. Als ich vom Rigi herabſteigend das grüne Alpenland des Cantons Schwyz durchwanderte, fand ich nach und nach eine Menge von Reiſegefährten, Männer und Weiber, die mit einem Bündel auf dem Rücken, mit beſtaubten Schuhen, Manche mit der Perlenſchnur des Roſenkranzes in der Hand, Andere auf einen Stab ſich ſtützend, des Weges zogen. Einige gingen in größeren Schaaren, Einige in kleinen Häuflein, bekümmerten ſich weder um die Gegend, noch um Reiſebegebenheiten, beteten Litaneien und Roſenkranz und knieten oftmals vor den Cruzifixen nieder, welche dort ſo häufig ſind, daß ſie naturwüchſig zu ſein ſcheinen. Fragte ich den Einen oder Anderen: „Wohin des Weges?" — ſo antwortete Jeder: „Nach Einſiedeln, zur Engelweihe." — Ha! dacht' ich, das kommt dir gerade recht! da gehſt du auch hin und ſchauſt dir einen Aufzug der Farce mit an, welche von der katholiſchen Kirche zum Beſten der leichtgläubigen Menſchheit aufgeführt wird. Ich ging noch über ein Paar Berge und durch eine Strecke grünen, ſtillen Hirtenlandes — dann durch einen großen Flecken, deſſen Häuſer von Außen förmlich mit Wirthshausſchildern tapezirt ſind — und war in Einſiedeln. Im Hintergrund des weiten Thales, gelehnt an einen mächtigen, mit Schwarzwald bedeckten Bergrücken, erhebt ſich das großartige, majeſtätiſche Kloſter, das mit ſeiner von zwei Thürmen überragten Kirche zwiſchen zwei langen Seitenflügeln, ein ſtattliches Gebäude im Styl des vorigen Jahrhunderts bildet und von den Häuſern des Fleckens durch einen großen freien Platz abgeſondert iſt. In der Mitte deſſelben ſteht eine Mutter Gottes-Statue auf einem Springbrunnen, der beſtändig in zwölf Strahlen Waſſer ſpeit und rings umher liegen kleine unanſehnliche Boutiken, in denen Cruzifixe, Medaillen, Roſenkränze, Heiligenbildchen und dergleichen Gegenſtände welche die Andacht liebt, feil gehalten werden. Verſtehen Sie mich, Signora?" fragte Lelio, plötzlich abbrechend.

Halb mit leiſem Lächeln, halb mit leichtem Achſelzucken, neigte Judith bejahend ihr ſchönes Haupt — und Lelio fuhr fort: doch mit ſo verändertem ernſten Ausdruck, daß auch ſie unwillkürlich ganz ernſt wurde.

„Vor dreizehnhundert Jahren lebte ein Jüngling, der hieß Benedict, und der wurde von einer ganz wunderſamen Liebe ergriffen — von einer Liebe, welche die Welt nicht begreiſt, weil ſie nicht mit Fleiſch und Blut zuſammenhängt — von der Liebe zu Gott, zu dem menſchgewordenen, leidenvollen, gekreuzigten Gott der chriſtlichen Offenbarung. Er war jung und von hoher Geburt; aber er vergrub ſeine Jugend und ihre Anſprüche in einer Felſenhöhle — denn von einer ganz anderen Höhe ſtieg der Herr des Himmels und der Erde in die Felſenhöhle von Bethlehem hinab. Weil der Gegenſtand ſeiner Liebe ein gekreuzigtes Leben führte, wollte Benedict es nicht anders haben. Das iſt Urgeſetz der Liebe: Alles theilen mit dem Geliebten, ähnlich ſein dem Geliebten, um unzertrennlich zu ſein vom Geliebten! Das begreift jedes Herz; das ſtellt auch die griechiſche Mythe lieblich und tiefſinnig in den Brüdern Caſtor und Pollux dar. Pollux war ein Götterſohn, Caſtor der Sohn eines Sterblichen, und als nun Caſtor ſterben mußte und, gemäß dem Menſchenſchickſal, in den Orcus verſinken ſollte, da erklärte Pollux, der unſterbliche, er wolle zeitweiſe mit ſeinem geliebten Bruder in der Unterwelt weilen; dafür ſolle dieſer dann zeitweiſe die Wonnen des Olymps mit ihm theilen. Das iſt Liebe. Die Griechen dichteten von ihr; Chriſtus übte ſie; aber — da er Gott war, ſo übte er ſie als Gott, immer und für Alle. Auch darin ſuchte Benedict ihm ähnlich zu werden und die Ströme der Liebe, welche ſich in ſeinem für die Irdiſchkeit abgeſtorbenen Herzen angeſammelt hatten, für die Menſchen, ſeine Brüder, auszugießen. Was braucht der Menſch zu ſeinem Glück? — die richtige Erkenntniß Gottes. Sie iſt der klare Born, aus dem der Trunk der Ruhe geſchöpft wird, der Ruhe, die über alle Unruhe der Welt tröſtend hinweghilft. Die richtige Erkenntniß Gottes wollte Benedict in der Menſchheit fördern, das Apoſtelamt fortſetzen und ausbreiten. Es ſammelten ſich gleichgeſinnte Männer zu ihm, um ihren guten Willen an ſeiner höheren Erleuchtung und Kraft zu ſtärken, um durch Gemeinſchaft ihre Unvollkommenheit zu ergänzen. Benedict lehrte ſie zuerſt, die ſinnliche Natur zu beſiegen durch Selbſtverläugnung, Gebet und Arbeit; und dann dem Nächſten zu dienen, wie Gott es fügen würde. Und Gott nahm große Dienſte von dieſen Männern aus Benedicts Schule an! Was Europa von Cultur und Civiliſation beſitzt, hat es ihnen zu danken. Sie drangen aus Italien immer weiter gen Norden; ſie hielten in der vielfach vermorſchten, und mit dem Chriſtenthum häufig nur übertünchten, römiſchen Geſittung das chriſtliche Ideal aufrecht und zündeten wie auf einem Leuchtthurm das Licht an, das ein Signal der Rettung für Alle war, welche zwiſchen den Wellen und Stürmen jener unter- und aufgehenden Zeit gefährlich ſchifften. Sie zogen zu den barbariſchen Völkern Galliens und Germaniens und weiter noch, über Nord- und Oſtſee, predigten das Evangelium, ſiedelten ſich an unter dem rauhen Himmel, in weiter wilder Ferne von ihrer Heimath und ihrer

Sprache, unter fremden Menſchen, von denen ſie gehaßt, verfolgt, gemartert, gemordet wurden; und zum Dank dafür brachten ſie dieſen barbariſchen Horden nicht nur das Licht, ſondern auch die Liebe des chriſtlichen Glaubens und machten ihnen das zeitliche Leben leicht, nachdem ſie ihnen das ewige Leben gerettet hatten. Die Glaubensboten wurden Holzſchläger, Ackersleute, Handwerker. Sie rodeten Wälder aus, ſie legten Sümpfe trocken, ſie bebauten das Feld, ſie trieben Gartenbau, ſie pflanzten den Weinſtock; ſie führten Kapellen und Kirchen auf, daneben enge Räumlichkeiten zu ihrer Wohnung, und größere, um Kinder und Jünglinge aufzunehmen, zu unterrichten und auszubilden. Sie wußten Männer herbei zu ziehen, von Jagd- und Kriegszügen abwendig zu machen und für das geſittigte Leben des Feldbaues und des Handwerkes zu gewinnen. Dieſe ſiedelten ſich auf den urbar gemachten Stätten rings um die Kirche an, bildeten Familien und die Familien bildeten eine chriſtliche Gemeinde; ſo entſtanden Dörfer, dann Städte. Das ging nicht ſchnell, das währte Jahrhunderte; aber Benedicts Schüler waren nicht ungeduldig, denn ſie wirkten nicht, um ſich an ihren Erfolgen zu freuen, ſondern um das Werk Gottes unter den Menſchen fortzuſetzen: „Pertransivit benefaciendo.“ Eine ihrer Generationen ſtarb nach der anderen, und eine Generation übertrug die Fortſetzung dieſes Werkes der anderen; ſie lehrten und lebten das Evangelium.

Je wilder die Zeiten wurden, je trüber die Gährung brodelte, die bei dem Untergang und der Neubildung großer Epochen die Menſchheit zerwühlt, je feindlicher äußere Stürme, Fehden, Kriege, barbariſche Invaſionen, räuberiſche Einfälle die Keime der chriſtlichen Cultur mit Untergang bedrohten, und alle Bildung, alles geiſtige Leben in den Nöthen und Drangſalen des Augenblickes begruben, um ſo eifriger waren Benedict's Schüler, das Werk der Finſterniß zu hemmen und der Zerſtörung des geiſtigen Lebens der Völker ein Bollwerk zu ſetzen. Immer größer, zahlreicher, umfaſſender wurden ihre Bildungsanſtalten für die Jugend. Das zarte Knäblein fand bei ihnen die Pflege der Mutterliebe; der wißbegierige Jüngling die Lehrer der Wiſſenſchaft; der weltentfremdete Sinn die Meiſter in der erhabenen Asceſe, der höchſten Blüte des Menſchengeiſtes. In ihrem gemeinſchaftlichen Leben unter einem Dach, ſpärlich genährt, einfach gekleidet, waren ihre perſönlichen Bedürfniſſe gering. Alle Mittel, welche dem Nothleidenden, dem Kranken, dem Reiſenden, dem Pilger nicht zufloſſen, wurden darauf verwendet, Bibliotheken von Manuſcripten anzulegen, und dieſe zu erhalten, zu vervollſtändigen, abzuſchreiben, mit unſäglicher Mühe zu entziffern, bildete einen großen Zweig der Thätigkeit für dieſe demüthigen Männer. Sie verlangten nicht die armſelige Ehre, ihren Namen auf ein Manuſcript verzeichnet zu ſehen. Sie verlangten die

Ehre Gottes, die durch Alles gefördert wird, was den Menſchen in ſeiner Erziehung für ein übernatürliches Ziel — ich meine für ein ſolches, das außerhalb der Gränzen dieſes Erdballs liegt — bilden hilft. So waren ſie; ſo ſind ſie.“

„Aber wer ſind ſie, dieſe Männer der großen Thaten und der demüthigen Herzen?“ rief Judith.

„Es ſind Männer, die heutzutage verachtet, verhöhnt, verfolgt, verleumdet, angefeindet werden und über die ich, von der vollen Höhe meines Ichs herab, längſt den Stab gebrochen und ſie unwürdig erklärt habe, in der Lichtwelt unſerer Tage zu exiſtiren.“

„Beſter Lelio, Sie reden irre.“

„Keineswegs, beſte Judith! dieſe Männer ſind ja Mönche! Mönche des Benedictinerordens.“

„Es ſind Mönche!“ ſagte Judith gedehnt. „Wie konnten ſie dann doch ſo viel Gutes ſtiften?“

„O Du ächte Tochter Deiner Zeit!“ rief Lelio. „Ja, ſehen Sie, Judith: weil es Mönche ſind, deßhalb ſtiften ſie ſo viel Gutes. Es ſind Jünger, es ſind geiſtige Söhne von jenem Benedict, den eine wunderſame Liebe ergriff: die Liebe zu Gott; und Söhne erben die Neigungen und Eigenſchaften ihrer Väter — das müſſen Sie bedenken.“

„Welch ein Erbe von Liebe für die Menſchheit, um nach dreizehnhundert Jahren nicht erſchöpft zu ſein!“ ſagte Judith ſinnend. „Warum geben denn Ihre modernen Volksfreunde und Weltverbeſſerer nicht bei dieſen Mönchen in die Schule, Lelio?“

„Das will ich Ihnen ſagen: weil wir modernen Apoſtel die Abtödtung, die Verdemüthigung und die Selbſtverleugnung des Kreuzes ebenſo ſehr haſſen und fliehen, als die Söhne Benedict's ſie ſuchen und lieben; und weil ihre heilige und ſegensreiche Wirkſamkeit ganz abſichtslos unſere unheilige und verderbliche verdammt, deshalb verfolgen wir Diejenigen, welchen wir nicht nachahmen wollen. — Dies iſt aber Alles nur die Einleitung, um zu ſagen, daß Einſiedeln eine Benedictiner-Abtei iſt, und die frommen Mönche jetzt, wie vor dreizehnhundert Jahren, Gott in dem Nächſten dienen: ſie beten für ihn, ſie ſtudiren für ihn, ſie unterrichten ihn. Sie lichten keine Wälder und trocknen keine Sümpfe mehr; dafür aber lichten ſie die Herzen und retten ſie die Seelen aus dem Sumpf der Sünden. Einſiedeln empfing den Namen nach einem Einſiedler und nach der Mutter Gottes. Im neunten Jahrhundert floh Meinrad, ein ſchwäbiſcher Grafenſohn, in dieſe Waldeswildniß, an den Rand dieſer Quelle. Nichts nahm er mit von den Schätzen ſeines Hauſes, als eine kleine Mutter-Gottesſtatue, vor welcher er ſeine Gebete verrichtete. Er übte gegen ſich ſelbſt, nach Art der Heiligen, unerbittliche Bußſtrenge, und gegen Andere, welche bei ihm Rath und Troſt in ihren Drangſalen ſuchten, liebevolle Barmherzigkeit. Himmliſche Erleuchtungen wurden ihm zu Theil; er wendete ſie an, um das Reich Gottes in den Seelen zu fördern. Böſe Buben haben zu keiner Zeit, nicht im erſten, nicht im neunten, nicht im neunzehnten Jahrhundert, die Heiligen geliebt. Böſe Buben erſchlugen Meinrad, der ſie gaſtfreundlich beherbergt hatte. Die Legende — dieſe poetiſche Arabeske um ein hiſtoriſches Gemälde — berichtet: zwei Raben, die Gefährten Meinrad's in der Einöde, wären den Mördern auf Schritt und Tritt mit wüthendem Geſchrei und wilden Flügelſchlägen durch Berg und Thal, über den See bis in ein Gaſthaus der Stadt Zürich nachgeflogen; und dadurch ſei die Miſſethat entdeckt worden. Das Gaſthaus heißt bis zur Stunde zu den beiden Raben, und die Abtei hat ſie in ihr Wappen aufgenommen. Meinrad's Zelle mit dem Mutter-Gottesbilde blieben in hoher Verehrung und andächtige Menſchen kamen von nah und fern, um auf der Stätte zu beten, wo er ſo viel gebetet hatte, und um in geiſtiger Gemeinſchaft mit ihm und mit allen Seligen, unter denen die allerſeligſte Jungfrau Maria obenan ſteht, um Gottes Gnade zu weinen und zu flehen, und für Gottes Barmherzigkeit zu preiſen und zu danken. So wurde die Meinradszelle ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, wo auf Fürbitte des Heiligen und der Mutter Gottes große Gebetserhörungen ſtattfanden. Bald fand ſich ein frommer und reicher Mann, der ſein ganzes Vermögen dazu verwendete, den geiſtigen Bedürfniſſen der Pilger entgegen zu kommen. Er kaufte dieſen Landſtrich, baute Meinrad's Zelle zum Kloſter, Meinrad's Oratorium mit dem Mutter-Gottesbild zu einer Kirche aus, fand gottſelige Genoſſen, welche bereit waren, den Seelen zu dienen, nahm mit ihnen die Benedictiner-Ordensregel an, und nannte das Kloſter von Unſerer Lieben Frau zu Einſiedeln, woraus denn der gegenwärtige Name entſtanden iſt. Dieſer Mann hieß Eberhard und wurde der erſte Abt des Kloſters. Als der Bau vollendet war, bat Eberhard den Biſchof Conrad von Conſtanz, die feierliche Einweihung der Kirche vorzunehmen und die Stätte zu ſegnen, wo fortan die göttlichen Geheimniſſe des Glaubens vollzogen werden ſollten. Biſchof Conrad kam und brachte die Nacht vor der großen Ceremonie mit Gebet und Wachen hin. Plötzlich hört er einen wunderſüßen Pſalmengeſang, der aus der Kirche zu kommen ſcheint. Er horcht, er verläßt ſeine Zelle; der Geſang dauert fort. Er eilt zur Kirche, öffnet die Thüre — ein Meer von Licht flutet ihm entgegen und in dieſem Licht ſieht er Geſtalten, welche freilich unſere trüben, von irdiſchen Bildern verdunkelten Augen nicht wahrnehmen können. Auf dem feſtlich erleuchteten Altar ſteht die Mutter Gottes von Strahlen umfloſſen, und vor dem Altare, bekleidet mit den hohenprieſterlichen Gewändern, bringt Chriſtus der Herr das heilige Opfer dar. Die vier Evangeliſten aſſiſtiren; St. Petrus hält den biſchöflichen Hirtenſtab, St. Gregorius die Mitra, St. Am broſius bringt den Opferwein dar und St. Auguſtinus den Weihrauch; St. Stephanus lieſt die Epiſtel, St. Laurentius das Evangelium und Erzengel Michael, der Anführer der himmliſchen Heerſchaaren, ſingt mit allen Engeln, welche Palmzweige und Rauchfäſſer ſchwingen, das Officium der Kirchweihe."

„Das iſt ja wunderſchön, Lelio! das ſieht ja aus wie eine jener himmliſchen Viſionen, die Fra Angelico gemalt hat!" rief Judith. „Nur ſchade, daß dieſe Arabeske die hiſtoriſche Wahrheit überwuchert!"

„Ich erfinde nichts, ich berichte nur die Tradition," erwiderte Lelio; „aber die Tradition bildet ein großes und wahrhaftes Stück Welthiſtorie, denn ſie faßt immer den Zuſammenhang der natürlichen Weltordnung mit der übernatürlichen auf, ohne welchen Zuſammenhang alle Wahrheit aus der Weltgeſchichte verſchwindet und ſie zu einem öden Schattenſpiel herabſinkt. — Biſchof Conrad theilte dem Abt Eberhard am anderen Morgen die nächtliche Feierlichkeit mit und weigerte ſich, die Einweihung der Kirche vorzunehmen. Aber man hielt ihn für einen frommen Viſionär und beſtand auf die Einweihung. Nachdem er lange umſonſt Widerſtand geleiſtet hatte, mußte Conrad nachgeben und die Ceremonie ſollte beginnen, als plötzlich eine Stimme, die Alle hörten und die Allen unbekannt war, ihm zurief: „Halt ein! ſie iſt geweiht." Dieſe wunderbare Begebenheit erlebten Tauſende; die Zeitgenoſſen glaubten ſie, die Tradition bewahrte ſie, päpſtliche Bullen beſtätigten ſie — und Einſiedeln wurde mehr und mehr eine Stätte, auf der es Gott gefiel, große Gnaden und ungewöhnliche Gebetserhörungen an die Verehrung der allerſeligſten Jungfrau Maria zu knüpfen. Kein Tag verging, der nicht Pilger nach Einſiedeln geführt hätte. In ungeheueren Maſſen ſtrömten ſie herbei am Jahrestag des wunderbaren Ereigniſſes, das die Benennung „die Engelweihe" empfing. Ohne recht zu wiſſen wie, war ich am Vorabend dieſes feſtlichen Tages, der auf den 14. September fällt, zwiſchen Schaaren von Wallfahrern nach Einſiedeln gelangt — ich, ein feuriger Jünger und Apoſtel der Offenbarung des neunzehnten Jahrhunderts, deren Glaubensbekenntniß für jeden Einzelnen lautet: „Es iſt kein anderer Gott, als Gott — und der bin Ich!" Glänzender Fortſchritt gegen das Glaubensbekenntniß des Islams, welches auch ſagt: Es iſt kein anderer Gott, als Gott; aber dann ganz beſcheiden hinzuſetzt: Und Muhamed iſt ſein Prophet; alſo noch eine andere Autorität feſtſetzt, als die des Selbſtherrſchers Ich. Aber Fortſchritt muß ſein, und da das erſte Jahrhundert zum ſiebenten und das ſiebente zum neunzehnten fortgeſchritten iſt, kann die Menſchheit doch unmöglich beim Glaubensbekenntniß der Apoſtel Chriſti und der Anhänger Muhamed's ſtehen bleiben. Darin ſind wir ja längſt übereingekommen, nicht wahr, Judith? Moyſes, Solon, Confutſe, Chriſtus, Zoroaſter, Muhamed — haben wir glücklich überwunden! Wir laboriren für den Augenblick ein wenig an Fourier, Proudhon und Brigham Young; aber das Alles liegt doch ſchon in den letzten Zügen und nicht lange währt's, ſo herrſcht in der fortſchreitenden menſchlichen Geſellſchaft die abſolute Subjectivität. Jeder ſitzt auf dem Thron, den er ſich ſelbſt baut — trägt eine Krone, die er ſich ſelbſt flicht — empfängt den Cultus, den er ſich ſelbſt darbringt — lebt nach den Gelüſten ſeines Herzens, die natürlich eben ſo erhaben ſind, wie dies Herz es iſt — und nebenbei wird Italien glückſelig und Rom der Mittelpunkt der modernen Götterherrſchaft.

„Dieſe und ähnliche Hochgefühle ſchwellten meine Bruſt, und im ſtolzen Bewußtſein meiner Würde und meiner Weisheit wanderte ich, wie ein verkappter Götterſohn, zwiſchen den armſeligen und einfältigen Menſchenkindern umher, die ſich zu meinem Fortſchritt nicht erſchwangen und die ſich wie eine Völkerwanderung über Einſiedeln ausgoſſen. In den verſchiedenſten Trachten, hier ländlich, da ſtädtiſch, dort national eigenthümlich, wogten tauſend Gruppen, in beſonderer Färbung und geſchiedener Originalität, zu einer Maſſe verſchmolzen, durch die Gaſſen dem großen freien Platz zu, wo ſie ſich ſonderten und trennten, am Springbrunnen tranken, die Kaufläden beſichtigten, am Bergesabhang ſich lagerten oder die breiten Stufen zum Portal der Kirche hinanſtiegen. Da waren Leute aus allen katholiſchen Cantonen und aus allen Nachbarländern der Schweiz: aus Oberbayern, Schwaben und dem badiſchen Oberland; aus dem Elſaß und dem fernen Lothringen; aus Deutſch- und Welſchtyrol. Da hört man italieniſch, franzöſiſch, deutſch, romaniſch in den verſchiedenſten Mundarten reden, und da ſah man Geſichter und Trachten, die eine ebenſo große Verſchiedenheit der Sitten, der Gewohnheiten, der Lebensverhältniſſe andeuteten. War es nicht ſehr ſeltſam, daß ſo viel tauſend Menſchen aus allen Weltgegenden, von einem und demſelben Gedanken bewogen, ſich hier zuſammenfanden in aller Stille, Ruhe und Ordnung! und was war es für ein Gedanke? wollten ſie einen Carnevalszug ſehen — oder ein Pferderennen — oder die Eröffnung einer Eiſenbahn — oder den Einzug einer Prinzeſſin? wollten ſie Gold graben, wie in Californien, oder Diamanten ſuchen, wie in Peru? — Ach nein! ſie wollten hier beten. Keiner ſtörte den Anderen, Keiner beeinträchtigte den Anderen, Keiner beobachtete den Anderen; Jeder war wie verſunken in ſeine innere Welt und Alle waren in vollkommener Eintracht in der äußeren. Signora, ich muß geſtehen, dieſe idealiſche Geiſtesverbrüderung frappirte mich ungemein, beſonders weil ſich mir gewiſſe patriotiſche Feſte in's Gedächtniß drängten, die wir vor ſechs, acht Jahren in Rom feierten, und weil dieſe Zuſammenſtellung nicht zum Vortheil unſerer Bachanalien war. Nun warf ich mich, um gegen alle milde Eindrücke hieb-

und ſchußfeſt zu ſein — in die Frechheit. Das hab' ich ſchon oft mit Glück gethan. Ich ging umher, Händ' in den Taſchen, Cigarre im Munde, Lorgnon in der Augenhöle — und ſah mir die Leute an. Es waren wirklich kräftige Männer dabei, friſche Burſchen, hübſche junge Mädchen — keineswegs lauter Krüppel, Greiſe und alte Hexen. Aber bei den jungen Mädchen dachte ich: Ah, ihr wollt hier um einen Ehegatten bitten; und bei den Jünglingen: und ihr um die Gunſt eurer Liebſten; und bei den Männern: und ihr um das große Loos, oder um den Tod eures verblühten Weibes; und Tagediebe ſeid ihr Alle miteinander. Traf ich aber auf ein altes Weiblein oder einen müden Greis, die erſchöpft von der Wallfahrt haſtig und zerſtreut einige Gebete murmelten, dann dacht' ich frohlockend: Ihr ſeid der ächte und rechte Wallfahrertroß! Euch grinzt der Tod an; da erſchreckt ihr und nennt die Freuden eurer Jugend — Sünden. Und eure Feigheit läßt ſich's weiß machen, daß ihr eurem Gott ein X für ein U machen und aus Sündern — Heilige werden könnt, wenn ihr gerade hier auf dieſer Stätte fünfhundert Ave Maria murmelt. Ja, ja, ihr ſeid mir die Rechten, euch kennt man! In Gedanken von ſolcher Stupidität, ſolcher Bosheit und ſolcher Gemeinheit erging ich mich con amore. Endlich begab ich mich in die Kirche, die nach einer Feuersbrunſt im vorigen Jahrhundert im reichſten, ornamentirteſten, italieniſchen Styl, mit einer

Fülle von Gemälden, Statuen und Fresken gebaut und geſchmückt iſt. Meißel und Pinſel ſtellen durch Marmor und Farben die Geſchichte der Menſchheit in jenen großartigen Umriſſen dar, welche aus dem Alten und dem Neuen Bunde geſchöpft werden, und an den majeſtätiſchen Gewölben rollen ſich die Geheimniſſe des Chriſtenthums und das Leben des Gottesſohnes von Bethlehem bis Calvaria, dem himmelwärts gewendeten Blick auf. Unfern vom Eingang, mitten im Hauptſchiff, ſteht eine kleine offene Kapelle, deren Kuppel von ſchwarzen Marmorſäulen getragen wird. Unter der Kuppel ſteht über dem Altar eine ſchwärzliche Mutter-Gottesſtatue mit dem Jeſukinde. Goldene Strahlen bilden ihr den Hintergrund und vor ihr ſchwebt eine Lampe mit dem ewigen Licht. Mit meinem Lorgnon im Auge gaffte ich Alles an, und zum Glück durfte ich mir, als Künſtler, erlauben, dieſe ganze Schöpfung der chriſtlichen Kunſt zu bewundern. Daß ſie ein Sprößling des chriſtlichen Glaubens ſei, ließ ich bei Seite. Es waren viele Leute in der Kirche, aber es herrſchte eine lautloſe Stille. Die Meiſten knieten um die Mutter-Gotteskapelle herum, denn die kleine Statuette iſt St. Meinrad's uraltes Gnadenbild, und der Altar, über dem ſie ſich erhebt, iſt derjenige, an welchem Biſchof Conrad die himmliſche Erſcheinung wahrnahm. Dort ergießen ſich ſeit tauſend Jahren die Menſchenherzen in Gebet und Thränen; dorthin wenden ſich zuerſt die

Pilger. Ich aber, als ein Neugieriger, ſchlenderte auf und nieder in den breiten Schiffen der Kirche und beſichtigte alle Seitenkapellen. In einer derſelben kniete eine einſame Frau. Sie fiel mir auf, denn in ihrer edlen Haltung war etwas, das mich an meine Mutter erinnerte. Auch in deren Alter mochte ſie ſein; aber ſie trug noch die Spuren einer ſo ausgezeichneten Schönheit, daß es mich verdroß, ſolch' ein edles Menſchenbild in dem Verdummungsprozeß des Roſenkranzgebetes zu ſehen. Ich pflanzte mich ſeitwärts vom Altar, vor dem ſie kniete, auf und ſtarrte ſie an.“

„Aber Lelio, Sie ſind unerträglich!“ unterbrach ihn Judith. „Gönnen Sie doch den Leuten das Gebet — beſonders den Frauen! Wer weiß, in welchen Schmerzen es die einſame Beterin getröſtet hat.“

„Nein, Signora, das dürfen wir nicht dulden. Die Apoſtel des Lichts müſſen Licht verbreiten und Finſterniß erhellen! Ich nahm meine ganze Frechheit zuſammen und ſagte auf italieniſch ganz laut zu der Beterin: Nicht wahr? du biſt eine perfecte Magdalena? Sie ſchlug ein Paar große, milde, müde Augen zu mir auf und ſagte im reinſten Italieniſch mit einem unausſprechlich friedlichen und ſanften Lächeln: „Nicht in der Buße, mein Sohn! bete ein Ave Maria für mich.“ — Judith! mein Gefühl war ungefähr das von Don Juan, als die Marmorſtatue des Comthurs ein vernehmliches Ja! ſagt; nur miſchte ſich in meinen Schreck eine grenzenloſe Beſchämung. Ich hätte mich unſichtbar machen und aus der Kapelle, aus der Kirche, aus ganz Einſiedeln verſchwinden mögen. Ich fand mich auf dem freien Platz wieder, ohne Lorgnon vor dem Auge. Wie ich hinausgekommen, weiß ich gar nicht! mir ſchien, alle Blicke müßten auf mich gerichtet geweſen ſein."

„O wie gönne ich Ihnen die Beſchämung!" rief Judith und klatſchte in die Hände. „Sie waren ja von einer ganz giftigen Inſolenz."

„Es ſcheint, die heilige Atmoſphäre habe die Macht gehabt, alle Herzen zu öffnen, und als das meine ſich aufthat — ſieh'! da kam Gift heraus! Und hätten Sie nur die Frau geſehen mit dem ſchönen Blick und der ſchönen Sprache und wie ſie ſo mild ſagte: Figlio mio! ſo würden Sie ſich noch mehr meiner Beſchämung freuen! In der friſchen Luft und im heitern Sonnenſchein, der die bunten bewegten Bilder glänzend umrahmte, kam ich wieder zu mir und kehrte in die Kirche zurück, als zur Vorfeier des feſtlichen Tages die Veſper begann. Die Menſchenmaſſe war ſo groß, daß ſich Kopf an Kopf und Schulter an Schulter drängte; doch kein profanes Wort wurde laut und keine profane Neugier gab ſich kund. Ich fand gar keinen Stoff für meine Beobachtungen und horchte deshalb auf die Muſik. Das Magnificat wurde prachtvoll geſungen, mit einer Würde, einem Schwung, einer Ruhe, einem feierlichen Ernſt, daß jedes Wort und jeder Ton wie Perlen in Gold gefaßt dahin rollten und in mein Ohr fielen. Was das für eine ſeltſame Verheißung iſt, dachte ich bei mir ſelbſt: „Die Mächtigen ſtößt er vom Stuhl und erhöhet die Niedrigen.“ Sollte Gott wirklich mit den Republikanern gemeinſame Sache machen, die Fürſten und großen Herren wegjagen und das Volk auf den Thron bringen wollen? Dann kämſt du auch auf den Thron, Lelio! — Aber du haſt ſchon deinen Thron, inwendig in dir! — Am Ende gehörſt du zu Denen, welche geſtürzt werden ſollen, und die kleinen niedrigen Geſchöpfe rings um dich her kämen dann in die Höhe! Ja, klein und niedrig von Geſinnung wie jene Frau, die zu dem böſen Buben, der ſie zu beleidigen verſucht, mild ſagt: Mein Sohn, bete für mich! Solche curioſe Gedanken hatte ich bei dem Magnificat. Nach der Complet mit ihren wunderbaren Tönen, die wie Abendglocken zur Ruhe läuten, wurde es ſtill in der Kirche und dämmernd. Die Kerzen erloſchen. Vor dem Tabernakel hing eine Lampe mit dem ewigen Licht und vor dem Gnadenbild eine andere. Wie ſelige Geſtirne flimmerten ſie in die Schattenwelt hinein. Ein Theil der Pilger hatte ſich in die Gallerie begeben und umlagerte die Beichtſtühle ſo maſſenhaft, ſo ausdauernd, wie unſereiner die Aſpiranten zu einer anderen Gallerie vor der Thüre des Opernhauſes zu ſehen pflegt — wenn Judith die Norma oder die Desdemona ſingt. In der Kirche, um die Beichtſtühle, allüberall, Stillſchweigen, Sammlung, Ruhe und keine andere Bewegung als die, welche durch das leiſe Kommen und Gehen vieler Menſchen verurſacht wird. Ich fragte einen Kirchendiener, der am Eingange ein paar Lichter anzündete, damit die Dunkelheit nicht überhand nehme, ob ſpäter noch irgend eine Ceremonie ſtatt fände. Er verneinte es mit dem Zuſatz, daß die Beichten bis Mitternacht fortdauerten und daß am anderen Morgen um vier Uhr die erſten Meſſen geleſen würden. Ich fing an mich zu langweilen. Ich hatte genug geſehen, gehört, mein Müthchen gekühlt; ich dachte an meinen Rückzug. Aber ich blieb wie eingewurzelt auf meinem Platz, denn es erhub ſich plötzlich ein ganz eigenthümliches Getön, flüſternd erſt, wie das Laub im Winde, wie ein Bächlein, das über Kieſel und Moos bebende fortrieſelt; dann ſteigend, anſchwellend, rauſchend wie ein gewaltiger Sturm — brauſend wie die Meeresbrandung — unmelodiſch und doch voll übernatürlicher Harmonie — regellos, und doch zur übernatürlichen Einheit geſammelt. Es quoll aus allen Theilen der großen Kirche hervor, aus den Gängen, aus den Kapellen, von den Kniebänken, von den Stufen der Altäre; es ſtieg und ſank — und hob ſich wieder — eine Flut, ein Orkan von Gebet, das aus dem Herzen und von den Lippen von zehntauſend Pilgern kam. Jeder betete halblaut ſeine Gebete in ſeiner Sprache, weinend, klagend, frohlockend, flehend, angſthaft, zuverſichtlich, jammernd, lobpreiſend — der Eine ein Pater, der

Andere ein Miserere, der Dritte ein Salve Regina, der Vierte ein De profundis, der Fünfte ein Te Deum, der Sechſte ein Veni sancte. Und Einige beteten mit ihren Thränen und Andere mit ihren Seufzern und Andere mit gebrochenen Worten: Alle Leiden und Schmerzen, alle Nöthen und Trübſale, alle Kämpfe und Qualen, alle Liebe und Hoffnung, welche über den Erdball ausgebreitet ſind, drängten ſich auf dieſem einen Punkt der Erde zuſammen, und ſchrieen auf in dieſem einen, ungeheuern, Mark und Bein erſchütternden Accord: es war der Geiſt der Menſchheit, der ſehnſüchtig an das Herz Gottes flüchtete. Es überfiel mich, ich weiß nicht was für ein Verlangen, einzuſtimmen in dieſe wunderbare Hymne der betenden Menſchheit; aber ich vertheidigte mich auf's Aeußerſte und dachte an unſere Hymnen auf den Barricaden, auf den Gaſſen, bei Volksbanketten, im Theater, bei unſeren Orgien; was ſangen die? Ja, was ſingen die! Blut, Mord, Luſtgier, Wahn und Rauſch. Ein namenloſer Ekel wandelte mich an. Ich ſtieß ſie fort — mit dem Fuß. Hinweg mit euch! ihr ſeid nicht die Stimme eines höheren Geiſtes in der Menſchheit; denn was iſt euer Grundton? Trotz! — Trotz gegen Gott und ſeine Offenbarung. Nennt's wie ihr wollt! .... aber das iſt's: Trotz gegen Gott und ſeine Offenbarung. Ihr ſeid gerichtet!! — — Judith, verſtehen Sie mich?"

„Ich weiß nicht!" flüſterte ſie. „Erzählen Sie weiter."

„Aber ich!“ fuhr Lelio fort, „ich ſollte einſtimmen in die Hymne des Gebetes zu Ehren eines menſchgewordenen, eines gekreuzigten Gottes und Erlöſers? ich glaubte ja nicht an ihn! Mein Glaube lag ja begraben unter jenen Diſteln und Dornen, die mir das weiße Kleid der Gnade zerriſſen hatten. Wer nicht glaubt, kann nicht beten! Da fiel mir die Frau mit dem ſchönen liebreichen Blick ein und ihr Wort: Figlio mio, bete ein Ave Maria für mich! Nun ſchloß ich einen Compromiß mit mir ſelbſt ab und ſprach heimlich: Ich habe die Frau gekränkt; dafür will ich ihr den Gefallen thun, und ein Ave Maria für ſie ſprechen. Auf dieſe Weiſe war halb und halb mein Verlangen befriedigt, halb und halb meine Ehre gerettet. Es gibt nichts Elenderes unter der Sonne, als ein Compromiß mit der Wahrheit. Dann verließ ich die Kirche, begab mich in meine Herberge und ſuchte zu ſchlafen. Es ging aber nicht recht. Theils hielten mich wahre Gedankenſtürme wach; theils ſtörten mich die Pilger, die in neuen Schaaren herbeikamen und ohne Obdach zu ſuchen geradeswegés zur Kirche gingen und auf den Stufen gelagert, Roſenkranz und Litaneien beteten und geduldig harrten, bis ſich um zwei Uhr Morgens die Thüren öffneten und ſie zum Teich Bethesda der Seelen — zum Bußſacrament eingehen ließen. Schlief ich aber ein paar Minuten, ſo war mir unausſprechlich wohl, denn das unbeſchreibliche und unvergeßliche Nachtgebet der Pilger ſäuſelte über mich fort wie ein Wiegenlied. Um drei Uhr läuteten alle Glocken. Ich ſprang ſo eilig auf, als dürfe ich keinen Moment des Feſttages verlieren und eilte in die Kirche; nicht aus Andacht, aber wir Künſtler lieben allerhand Emotionen, nicht wahr, Judith? Wie das aber zu gehen pflegt: ſucht man ſie, ſo findet man ſie nicht. Um vier Uhr begann der Gottesdienſt. Die ganze Kirche und alle Kapellen waren erleuchtet. Am Hochaltar feierte der Abt das heilige Meßopfer und an den übrigen Altären die Mönche und fremde Geiſtliche. Dann wurde die heilige Communion ausgetheilt — an Tauſende und Tauſende. Zuweilen trat eine Pauſe in der heiligen Ausſpendung ein. Dann fluthete aber wieder ein Menſchenſtrom zum Tiſche des Herrn und wieder erſchien der Prieſter und brach das Brod des Lebens. Um zehn Uhr wurde ein prachtvolles Pontificalamt celebrirt und zwar vom Nuntius des Papſtes — was mich denn wieder in meine allergiftigſte Stimmung verſetzte. Der alte ſchwache Prieſterfürſt in Rom hat ſeine Geſandten überall, bei Kirchenfürſten, bei weltlichen Fürſten und wie ſie; und die Oberhäupter des ächten, des republikaniſchen Roms, ein Mazzini, ein Garibaldi, werden als Revolutionäre verbannt, gehaßt und mißachtet! Ueberdies mißfiel mir die frohe Stimmung des Volkes, das ſich nach dem Hochamt wie ein bunter, beweglicher, tauſendfarbiger Teppich über den Platz und den Bergabhang und die Gaſſen hinzog. Und ach! was war das doch für eine unſchuldige Fröhlichkeit! ſie waren mit Gott ausgeſöhnt, ſie waren mit der Speiſe der Engel erquickt: nun lagerten ſie ſich traulich zuſammen, die Familien, die Freunde, die Gemeinden — auf dem Raſen, um den Brunnen, in den Gaſtſtuben, wo ſie eben ein Plätzchen ſanden — und genoſſen das Wenige, was ſie mitgebracht hatten, oder was ſie mit knapper Noth ſich kauften. Und wer Etwas hatte, der theilte es mit dem Dürftigen und labte den Krüppel und den Armen. Wie hätten die nicht froh ſein ſollen! Da waren ja Alle beiſammen, die Chriſtus auf Erden geliebt und denen er im Himmel die Seligkeit verſprochen hat: die reinen Herzen, die Armen im Geiſt, die Leidtragenden, die Barmherzigen. Aber ich — ich gehörte nicht in das Reich dieſer guten Kinder Gottes und deshalb grollte ich ihnen.

„Um mich zu zerſtreuen, gerieth ich auf einen ſeltſamen Einfall. Ich ging in die Sacriſtei und bat um Erlaubniß, die Orgel ſpielen zu dürfen, da ja jetzt während einiger Stunden kein Gottesdienſt ſtatt finde; ich ſei ein Muſiker aus Rom, und die Orgel mein eigentliches Fach. Sie wiſſen, Signora, daß dies die volle Wahrheit iſt, daß meine Eltern mein Talent für die Kirchenmuſik ausbilden ließen und daß ſogenannte Freunde mich ſpäter in das Bühnenorcheſter und ſo weiter! und ſo weiter lockten! aber die Orgel blieb mein Lieblingsinſtrument, und in Einſiedeln überfiel mich das Verlangen ſie zu ſpielen. Mein Wunſch wurde gewährt; doch mit kluger Vorſicht. Man kannte mich ja nicht! ich konnte ein Stümper ſein oder ein Böswilliger, der durch ſchlechtes Orgelſpiel die Andächtigen verletzte oder ärgerte. Man führte mich auf eine Orgelbühne, die zu einem Oratorium gehören mochte; und da fand ich ein herrliches Inſtrument. Ich war ganz allein, ganz ungeſtört. Durch die Fenſter, die mehr als mannshoch vom Fußboden angebracht waren, ſchaute der reine Septemberhimmel wie ein tiefblaues Augenpaar auf mich herab. Außerdem ſah und hörte ich nichts von der ganzen Welt. Ich ſetzte mich an die Orgel. Die Anklänge des geſtrigen Abends gingen mir noch durch die Seele. Ich entfeſſelte eine Welt von Tönen. Alle Klagen der Menſchenbruſt, vom Jammerſchrei bis zum Todesſeufzer rief ich wach und ließ ihre Wogen ſteigen, wachſen, ſchwellen, bis ſie mir ſelbſt über dem Kopf zuſammenſchlugen und nicht ich mehr ſie beherrſchen konnte, ſondern ein höherer Meiſter; und wer? Pergoleſe! an ſeinem himmliſchen Stabat mater brach ſich die ſteigende Flut. Erinnern Sie ſich, Signora, wo Sie zuletzt das Stabat ſangen und ich Ihren Geſang begleitete? In der letzten Charwoche war's, zu Paris, in der Kapelle der Kloſterfrauen von Notre-Dame de Sion — da war's! da ſangen Sie mit Ihrer Erzengelſtimme, großmüthig wie immer, für den Zweck dieſes Ordens: die Bekehrung der Juden in Jeruſalem. Seitdem hatte ich nicht an das Stabat gedacht. Nun fiel es mir ein. Nun tauchte aus den

Schmerzen einer Welt — das Kreuz auf, und alles irdiſche Wehegeſchrei verſtummte vor der übermenſchlichen Klage eines Herzens, das unter dem Kreuze ſtand „pertransivit gladius.“ Ich weiß nicht, wie lange ich ſpielte. Ich ſchwamm, ich badete in dieſen Melodien einer höheren Sphäre; ich durchwob ſie mit meinen Phantaſien, ich ließ alle Verzweiſlung der Erde und alles Wuthgeheul der Hölle in ſie hinein gellen; aber nur um ſo mächtiger rauſchten die Ströme himmliſcher Harmonie auf ſie herab, und wie ein ſtiller ſilberweißer Schwan zog das Stabat durch die tobende See und ſtellte das Kreuz immer feſter, immer leuchtender auf ein zermalmtes Mutterherz.

„Endlich kam ein dienender Bruder mit der Bemerkung, daß der Abend ſinke, und daß ich doch ja nicht die Prozeſſion verſäumen möge, welche beginne, ſobald es ganz dunkel ſei. Ich riß mich mühſam von meiner Orgel los und eilte in's Freie. Ich hatte die Abſicht, einſam auf den Bergen umher zu ſchweifen, um der langweiligen Prozeſſion aus dem Wege zu gehen; da bemerkte ich Anſtalten zu einer Beleuchtung und die Beleuchtung der St. Peterskirche in Rom, dieſe Wonne meiner Kindheit, fiel mir ein. Ich blieb, um zu ſehen, ob hier etwa eine Nachahmung ſtattfinden ſolle. Je mehr die Nacht einbrach, deſto mehr verſammelte ſich die Menſchenmaſſe auf dem freien Platz. Er war zuletzt wie gepflaſtert mit Köpfen. Da ich etwas kurzer Statur bin, verwünſchte ich hundert Mal die langgewachſenen Söhne der Alpen, zwiſchen denen ich eingekeilt ſtand, und verfiel in eine höchſt grimmige Stimmung über die ſtupide Neugier, welche ſo viel tauſend Menſchen hier zuſammenführe, während ich vielleicht der einzige ſtupid Neugierige unter ihnen war. Endlich entſtand in der Kirche eine große Bewegung; die Orgel erklang, die Kerzen auf allen Altären wurden angezündet, feierlicher Geſang ertönte, die Glocken huben an zu läuten, die Prozeſſion ſetzte ſich in Bewegung. Eine Doppelreihe von Mönchen und Geiſtlichen, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand, zog vom Hochaltar aus durch die Kirche, aus der Thüre, die Stufen hinab, um den Platz. Am Schluß der Doppelreihe ging der Abt unter einem Baldachin, von Weihrauchwolken umwogt, das Sanctiſſimum tragend. Als es außerhalb der Kirche erſchien, flammte über dem Portal ein coloſſales Lichtkreuz und rings um den Platz, in gewiſſen Zwiſchenräumen, Bündel von Fackeln auf, und im feierlichen Reigen wandelte die Prozeſſion dahin. Wie die Wellen des rothen Meeres ſich theilten, um dem Volke Iſraels Durchgang zu laſſen: ſo wich die Menſchenmaſſe und ſtand zu beiden Seiten wie eine Mauer, und kniete nieder, wenn die kleinen Glöckchen und die Weihrauchwolken ſich näherten, und erhoben ſich wieder, wenn das Sanctiſſimum weiter zog. Ich aber kniete nicht nieder, ſondern reckte mich ſo hoch ich konnte, und ſtand mit verſchränkten Armen, Lorgnon vor dem Auge, Hut auf dem Kopf, in der vorderſten Reihe kerzengerade, als ſich das Sanctiſſimum meinem Platz nahte und Alles neben mir, hinter mir und gegenüber auf die Knie ſank. Ich ſtand im ſtolzeſten Bewußtſein meiner Würde und Freiheit; aber mein Hut fiel! ein ernſter dunkeläugiger Tyroler nahm ihn mir ganz ruhig ab, mit dem Ausdruck eines Vaters, der ſeinem Bübchen zeigt, was ſchicklich ſei. Ich riß ihm empört meinen Hut aus der großen ſehnigen Hand, die mit ungewöhnlicher Behendigkeit das Kreuzzeichen machte, und drängte mich, von Zorn gekräftigt, nach der anderen Seite des Platzes, wo man unfern der Kirche zum Behuf dieſer Feierlichkeit einen Altar errichtet hatte, der wie ein Meteor im nächtlichen Dunkel aufſtrahlte. Er war um viele Stufen erhöht und von einer ſäulengetragenen Kuppel überwölbt, und alle Umriſſe des kleinen Gebäudes waren mit ungemein glänzenden Lampen, wie mit Schnüren von Diamanten eingefaßt. Das Innere war ganz mit Blumen austapezirt und an der Hinterwand ein großes transparentes Gemälde angebracht, jene Viſion, die Johannes auf Pathmos hatte: das wunderbare Weib mit den zwölf Sternen um das Haupt und der Mondesſichel zu ihren Füßen. Nach dieſem Altar zog die bewegliche Lichtlinie der Prozeſſion.

„Trotz meiner kritiſirenden Stimmung fand ich das Schauſpiel großartig. Es war nichts zu ſehen, als eine tiefdunkele, von einzelnen Lichtgruppen erleuchtete Erde: das Kreuz in der Höhe, Altar und

Fackelbündel im Vorgrund, in der Tieſe des Bildes der Flecken Einſiedeln illuminirt von tauſend Lichtlein — einer kleinen Welt von Leuchtkäfern ähnlich. Die Menſchen — ſtill, ernſt, geſammelt, ruhig auf einem Fleck, kein Gedränge, keine Schauluſt, und doch zu Tauſenden beiſammen. Im Hintergrund die gewaltigen Berge, die ſich in ihrer Maſſenhaftigkeit ganz ſchwarz zum Nachthimmel erhoben. Dazu die großartigen Stimmen, welche dem Bilde einen Ausdruck von Seelenleben gaben, Orgelklang, Chorgeſang, Glockenton — und über dem Allen der ſtarke Wind, der von den Gletſchern kam und über den Wald ſauſte und die Spitzen der hohen Tannen umbog und mit ihren Aeſten wie mit Fahnen wehte. Der Abt war zum Altar hinaufgeſtiegen und nun erklangen dieſe wunderbaren euchariſtiſchen Hymnen, welche von den Heiligen geſchaffen ſind und vielleicht von den Engeln geſungen werden. Dann hob er hoch auf das goldene Haus, in welches die überhimmliſche Dreifaltigkeit, verſchleiert von der heiligen Hoſtie, ſich herabgelaſſen hat, hielt es einige Augenblicke feſt und hoch vor allem Volk und bewegte es dann langſam, im Kreuzzeichen, ſegnend über der Menge. Alle Gebete waren verſtummt; die Orgel ſchwieg; nur die Kanonen donnerten in den Choral der Glocken hinein; alle Stirnen ſenkten ſich zu Boden; denn nicht der Prieſter — Gott der Herr ſegnete ſein Volk. Und ich? — o ich ſtand aufrecht, als der Abt die Monſtranz erhob und hoch hielt und darzeigte; und ſtand aufrecht, als die Kanonen krachten und die Menge auf die Knie fiel und der Abt die beiden erſten Bewegungen mit der Monſtranz machte. Und als er ſie nach meiner Seite wendete und ich ſie feſt und kalt ins Auge faſſen wollte, da ging von ihrem Mittelpunkt ein goldener Strahl aus — und der traf mich, war's in's Herz, auf die Stirn, im Blick — ich weiß es nicht! genug, er traf mich beſiegend. Meine Stirn ſank zur Erde, meine Seele flog in den Himmel, ich lag im Staube und ich betete an.“

„Was iſt das, Lelio!“ rief Judith geſpannt und aufgeregt. „Was war das für ein Strahl?“

„Nichts Irdiſches war's, Signora, nichts Materielles. Kein Blitzſtrahl war es, und kein Spiel der Lichter auf den Diamanten der Monſtranz. Aber auch eine Viſion war es nicht, wie die Heiligen ſie wohl haben; kein Flammenpfeil, wie er der heil. Thereſe das Herz durchbohrt und zu ſeraphiſcher Liebe entzündet...“ —

„Nun denn,“ rief Judith beinahe heftig, „was war's?“

„Die Gnade war es, Signora!“ ſagte Lelio ſanft. „Der Hebel war es, der ſeinen Stützpunkt im Herzen des Erlöſers hat, und der ein elendes Menſchenherz aus dem Abgrund der Sünde emporhebt.“

„Das verſtehe ich nicht,“ ſagte Judith kalt.

„Ich prophezeihte es,“ erwiderte er lächelnd.

„Nun weiter!“ rief ſie.

„Ich bin zu Ende, Signora! ich habe in der ganzen Zeit Einſiedeln nicht verlaſſen, gründlich in meinem Gewiſſen aufgeräumt und komme nun, um meine Vorſätze auszuführen."

„Aber Ihre unbekannte Beterin werden Sie doch erkundſchaftet haben?"

„O nein! die iſt mir unbekannt geblieben. Komme ich aber einſt in den Himmel, ſo werd' ich ſie ſchon erkennen — unter den Heiligen oder zwiſchen den Engeln."

Das Geſchlecht, welches „das ſchöne" und „das fromme" genannt wird, hat eine Eigenſchaft, welche ſeine Schönheit und Frömmigkeit ſehr beeinträchtigt: es verträgt nicht gut das Lob einer anderen Frau. Bei Judith, die nicht den mindeſten Anſpruch an Frömmigkeit machen konnte, wird es alſo nicht auffallen, daß ſie von ihrer Höhe herab entgegnete:

„Nun was iſt denn darin ſo großartig, einen armſeligen Menſchen zu verachten, der uns beleidigen will? es fliegt Staub an den Saum unſeres Kleides: wir ſchütteln ihn ab — und gehen weiter. Das iſt doch eine allzu unbedeutende Handlung, um einen Paß in die Heimath der Engel zu erwirken."

Lelio machte eine lebhafte verneinende Geberde.

„Tag und Nacht!" rief er, „Himmel und Erde! Sie verachten den Menſchen, der Sie beleidigt: heidniſcher Stolz! die Unbekannte bittet ihn: Mein Sohn, bet' ein Ave für mich: katholiſche Demuth!"

„Und gaben Sie ſich gar keine Mühe, dieſem Mirakelweſen auf die Spur zu kommen? Schade, daß es nicht ein Vierteljahrhundert jünger war!“

„Signora,“ ſagte Lelio ernſt, „dies verſtehen Sie wirklich nicht.“

„Und weshalb nicht, Signor Lelio?“

„Weil ſich die Welt nach der Ordnung der Gnade Ihnen noch nicht erſchloſſen hat.“

„Und was iſt das für eine neue myſtiſche Weltordnung, Signor Lelio?“

„Es iſt die, in welcher die Liebe zu dem gekreuzigten Gott der Offenbarung des Menſchen höchſtes Geſetz und heiligſte Richtſchnur iſt. Es iſt die, in welcher der Menſch, erlöſt von der Wucht ſeines Ichs und von deſſen unerträglicher Sklaverei, in den freiwilligen Dienſt der göttlichen Liebe tritt und dadurch ein Werkzeug Gottes wird.“

„Und für ein ſolches halten Sie Ihre Unbekannte?“

„Allerdings, Signora. In der Gnadenwelt ſind höhere Kräfte thätig, als in der natürlichen Welt, darum üben ſie auch einen höheren Einfluß. Lebt und webt eine Seele in der Gnade, ſo gehen auch Gnadenwirkungen von ihr aus. Die höchſte iſt: eine Seele zu retten. Die Unbekannte hat den Grund zur Rettung meiner Seele gelegt; aber ſo recht wie ein unſcheinbares Werkzeug Gottes: ſie wußte es nicht, ſie wollte es nicht. Sie übte nur einen kleinen Act von Demuth und Liebe —

ſo klein, daß die Weisheit der Welt ihn nur beachtet, um ihn zu verachten; aber er war gottgefällig und darum folgte göttlicher Segen ihm nach. Ahnungslos hat ſie meinem verhärteten Herzen den erſten Ruck zu ſeiner Bekehrung gegeben. Gottes Barmherzigkeit that das Weitere. Jetzt muß ich das Meine thun."

„Was wird das ſein!" rief Judith erwartungsvoll.

„Nicht wahr, den Montblanc in den Leman ſtürzen — oder eine neue Sonne entdecken — oder einen neuen Welttheil erobern — darauf ſind Sie gefaßt? Nein, theure Judith! ich gehe ſchlecht und recht zu meinen Eltern zurück, bitte ſie um Verzeihung, daß ich ſo viele lange Jahre ſo bitter ſie betrübt habe, und ſuche fortan ein guter Sohn zu ſein, mit der feſten Ueberzeugung, daß die wahre Befreiung Italiens ſehr gefördert wird, wenn ein Italianiſſimo daran geht, ſich vom Unglauben und von der eng damit zuſammenhängenden hochmüthigen Selbſtſucht zu befreien."

„Wie, Lelio! Sie verlaſſen mich?" fragte Judith traurig.

„Stabat mater, theure Judith! Auch meine Mutter ſteht unter ihrem Kreuz und weint — ach! um ihren verlorenen Sohn. Was wären Entſchlüſſe, wenn wir ſie nur faßten, um unſerem aufgeregten Gefühl eine momentane Befriedigung zu geben, und wenn ſie mit unſerer Erregung verſchwinden würden! Nein! heute noch reiſe ich nach Rom ab."

„Unmöglich! Sie wiſſen, wie unentbehrlich Sie mir ſind!"

„Ich weiß, daß Sie einen Muſiker brauchen, ja! — doch hier nicht, denn hier ruhen Sie aus von Muſik. Singen Sie dem Fürſten X., dem Marquis Y., dem Lord Z. die Scala vor, ſo brauchen Sie Niemand zum Accompagnement und die Herren ſind ebenſo entzückt, als hätten Sie die „Casta dia" geſungen. Ueberdas kommen Sie ja auch bald und für den Winter nach Rom. Da hoffe ich Ihnen einen brauchbaren Muſiker aufgefunden zu haben."

„Alſo auch in Rom wollen Sie nicht mit mir zuſammen bleiben? Hindere denn ich Sie daran, ein guter Sohn zu ſein? Oder überlaſſen Sie mich meiner Verdammung, nachdem Sie ſich gerettet haben?"

„Ich muß meine Seele retten, nicht die Ihre! das überlaſſe ich vollkommneren Menſchen. Was aber Ihre Verdammung betrifft, ſo hoffe ich genau das Gegentheil! ich hoffe, daß Ihnen hienieden das Gnadenleben — und droben die ewige Herrlichkeit zu Theil wird."

„Werden Sie für mich beten, Lelio?" fragte ſie und reichte ihm die Hand. Er drückte ſie herzlich und rief:

„Gewiß! ich — und Beſſere als ich!"

„Nun, ſo beten Sie für mich, daß ich zu meinem Ziel komme und Gräfin Windeck werde."

Lelio ſchleuderte ihre Hand fort und ſprang zurück, als habe ihn eine Natter geſtochen, und rief heftig:

„Wiſſen Sie denn nicht, daß der Mann verheirathet iſt.“

„Ja, ſehr unglücklich.“

„Unglücklich oder glücklich, das gilt gleich! Sie werden doch nicht in ein Serail gehen wollen?“

„Signor Lelio, ich bitte, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke. Ich will Graf Windeck's rechtmäßige Frau werden.“

„Ganz richtig, Signora! dem Muhamedaner ſind vier rechtmäßige Frauen erlaubt; Sie müſſen ſich alſo mitſammt Graf Windeck zum Islam bekennen, wenn Sie ihn heirathen wollen — denn eine rechtmäßige Frau hat er bereits.“

„Haben Sie denn nie gehört, daß man unglückliche Ehen auflöſt, um eine glücklichere zu ſchließen?“

„Judith, Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen — nicht, was Sie anſtiften!“ rief Lelio mit dem Ausbruch tiefſten Schmerzes. „Ich ahnte wohl die Leidenſchaft des Grafen für Sie, doch nicht dieſe Wendung. O erbarmen Sie ſich des Unglücklichen und treiben Sie ihn nicht zum Aeußerſten! Er kann Sie nur dann heirathen, wenn er abfällt vom Glauben und in eine Secte außerhalb der Kirche, calviniſche, lutheriſche, evangeliſche — was weiß ich, wie ſie ſich nennen! eintritt — und Sie, Judith, mit ihm.“

„Wozu die enormen Anſtalten, Lelio! Bleibe er doch katholiſch, wenn er es iſt, der arme Oreſt. Daß ich getauft ſein muß, um ihn zu heirathen, weiß ich. Europa's Civiliſation ſteht noch auf einer ſo niedrigen Stufe, um die Gültigkeit der Ehe an eine ſo leere Ceremonie zu binden. Mir iſt es aber gänzlich einerlei, nach welchem Ritus es geſchieht, und ich kann ebenſo gut katholiſch als calviniſch oder lutheriſch mich nennen laſſen."

„Ach, arme Judith, in welchem Wahn ſind Sie befangen! Die katholiſche Kirche betrachtet die Ehe als einen unauflöslichen Bund, welcher der Gnadenordnung, nicht den Gelüſten der wandelbaren menſchlichen Natur angehört. Im Blut Jeſu haben die Eheleute das Sacrament empfangen, ſind ſie verbunden zu einer Einheit, die nur der Tod ſcheidet. Dawider gibt es keinen menſchlichen Richterſpruch, und ſo lange Graf Windeck's Gemahlin lebt, iſt eine Ehe mit einem anderen Weibe für ihn unmöglich."

„Die Secten aber geſtatten ſie?"

„Ja! denn ſie beruhen auf Irrlehren! und eine ſolche iſt es, welche die Ehe ihres ſacramentaliſchen Charakters beraubt, und gerade ſie, welche mehr wie jedes andere menſchliche Verhältniß des Beiſtandes der heiligmachenden Gnade bedarf, zu einem lockern Vertrag herabſetzt, über deſſen Dauer der Rauſch der Leidenſchaft entſcheiden darf. Judith! Judith! den Bund der Ehe dürfen Sie nicht anrühren. Sie dürfen es nicht!"

„Alſo auf Wiederſehen in Rom!“ ſagte Judith abbrechend. „Reiſen Sie glücklich, lieber Lelio. Ich halte Sie keinen Augenblick zurück, denn ich ſehe wohl, daß der Lelio, den ich vier Jahre lang gekannt habe, durch vier Wochen in Einſiedeln mir fremd geworden iſt.“

„Und gerade jetzt möcht' ich bei Ihnen bleiben, möchte wachen und warnen ....“ —

„Sie werden langweilig, Lelio! ich brauche keinen Mentor. Ich will jetzt noch einige Wochen Nachſommer in Genua oder Nizza genießen; dann komme ich nach Rom. A rivederlo!“ Sie winkte ihm freundlich mit der Hand zu und verließ das Zimmer.

Lelio ſah ihr traurig nach und ſeufzte heimlich: O die Arme! ſie ſtürzt in den Abgrund und reißt ihr Opfer mit ſich hinab. Niemand geht allein in den Himmel, allein in die Hölle. Die Seelen hängen zuſammen — im Abfall, in der Heiligung. Das erſte Menſchenpaar verwickelte die ganze Menſchheit in den Sündenfall; Chriſtus zieht die ganze Menſchheit am Kreuz empor.

* * *

Drei Jahre im Eheſtand.

Während der Genfer See in Sonnenglanz und Farbenpracht funkelte und ſtrahlte, hingen graue Wolken über den Odenwald; am Morgen lagen ſchwere Nebel auf den Thälern und am Abend ſauſte der Sturm durch die entlaubten Wälder und drehte kreiſchend die Wetterfahne des Schloßthurms von Stamberg. Im Schloß herrſchte tiefe Stille, kein Laut war zu hören, keine Bewegung zu ſehen, kein Gehen und Kommen von Dienern und Untergebenen wahrzunehmen. Kein Pferd ſtampfte im Stall, kein Hund ſpielte im Hof. Ein trübes Geſtirn ſchien über dem Schloß zu walten, ſo daß ſich ſeit den Tagen der Gräfin Juliane kein friſches Leben darin entfalten konnte. Und doch war es mit Luxus und Comfort eingerichtet! von der Eingangshalle bis zum Speiſeſaal — und vom Salon bis zu den Zimmern für Gäſte — allüberall Behagen und Eleganz! die weichſten Teppiche, die bequemſten Polſter, die ausgeſuchteſten Möbel, um in behaglichſter Weiſe zu ſitzen.

zu liegen, zu leſen, zu ſchreiben, zu eſſen, zu ruhen — kurz, um dem Körper ſchlafend und wachend ein Nonplusultra des Wohlſeins zu bereiten. Ueberdas arbeitete der Koch im weißen Baret und mit der weißen Schürze äußerſt thätig in der Küche und der Haushofmeiſter ſaß mit der Feder in der Hand und führte Buch über den Inhalt des Weinkellers, und die Caſtellanin wandelte mit einem Federwedel in der Hand durch die unbewohnten Gemächer, um ſie zu lüften und von jedem Stäubchen zu befreien. Es war alſo nicht ausgeſtorben, das ſtattliche Schloß — und doch ſo todt! denn es fehlte in dieſen prächtigen Räumen das Etwas, das Leben hervorruft: das häusliche Glück.

In einem runden Thurmcabinet befand ſich die Herrin des verzauberten Schloſſes — Corona Windeck, mit ihrer kleinen Tochter Felicitas. In dieſem Gemach war Leben — ja, gleichſam ein Brennpunkt alles Lebens: eine traurige Frau und ein fröhliches Kind. Das Cabinet war mit der höchſten Eleganz eingerichtet; die Wandtapeten, die Vorhänge vor den beiden Spitzbogenfenſtern und vor der Thür, der Möbelbezug, Alles war dunkelblauer Damaſt. Die Tiſche und die in der Dicke der Mauer eingelaſſenen Wandſchränkchen mit zierlichen gothiſchen Thüren waren von der ſchönſten eingelegten Holzarbeit mit feinen Metallſtreifen und Perlmutterverzierungen. In dem weißen Marmorcamin brannte ein munteres Feuer, und auf deſſen Geſims ſtand eine Garnitur Vaſen von Meißener Porzellan in Blau und Gold, unter einem prächtigen Spiegel. In dem einen Fenſter ſtand Corona's Schreibtiſch, ganz überladen mit den Millionen von Sächelchen, welche einen Schreibtiſch höchſt elegant — und höchſt unbequem zum ſchreiben machen. Ueberdas hatte ſie eine kleine Gemäldegallerie von Familienporträts, ſehr ſchön in Aquarell ausgeführt, darauf eingerichtet. Im anderen Fenſter ſtand ihr Stickrahmen und daneben auf beſonderem Geſtell zwei große chineſiſche Deckelkörbe voll Seide, Wolle, Garn, Stickmuſter und Allem, was die weiblichen Arbeiten erfordern. Ein ganz niedriges Kindertiſchchen, mit Spielzeug und Bildern dermaßen überladen, daß die Hälfte davon auf dem ſammtweichen Teppich am Boden lag, verrieth — auch wenn ſie beide nicht da geweſen wären — daß Corona's Cabinet auch das Zimmer ihres Kindes ſei. Sie ſaß am Schreibtiſch und hielt einen Brief in der Hand, den ſie überlas, um ihn zu beantworten. Aber es traten oft Thränen in ihre Augen und dann blickte ſie über das Blatt hinweg mit namenloſer Zärtlichkeit auf Felicitas. Zwiſchen den Fenſtern ſtand ein breites Sopha, und auf demſelben hatte ſich die Kleine mit ihren Puppen häuslich niedergelaſſen und eingerichtet. So oft Corona's Blick auf das Kind fiel, flog ein Sonnenſtrahl über ihr Antlitz; allein er verſchwand, wenn er wieder in den Brief fiel. Er war aus Genf und lautete:

„Da ich in dieſen Tagen mit einigen lieben Freunden
„nach Genua gehen und dort Seebäder brauchen will,
„ſo leidet unſer Reiſeplan eine kleine Veränderung,
„liebe Corona. Ich kann unmöglich nach Stamberg
„zurückkehren, um Dich abzuholen, was ja auch ganz
„überflüſſig iſt, da Du an dem guten Papa einen beſſeren
„Reiſemarſchall haſt, als an mir. Ich gehe von Genua
„direct nach Rom, wahrſcheinlich Ende November. Du
„wirſt am Beſten thun, wenn Du Dich ſogleich nach
„Windeck begibſt, und wenn Ihr von dort aus die Reiſe
„nach Rom antretet, wie und wann es Euch genehm iſt.
„Schreibt nur vorher an Hyacinth, daß er Quartier
„mache, Piazza di Spagna, Via Condotti — oder da
„ſo herum. Laß Dir vom Rentmeiſter Geld geben,
„wenn Du es nothwendig brauchſt. Ich meine aber,
„der gute Papa könnte die ſämmtlichen Reiſekoſten zahlen.
„Kurz, möglichſt wenig Geld laß Dir geben, denn
„ich gebrauche enorm viel. Ich habe mir ein Paar
„ſuperbe Reitpferde gekauft und will ſie mitnehmen nach
„Genua und Rom. Du darfſt auf keinen Fall einen
„Diener mitnehmen. Für die Reiſe genügt der des
„Papa — und in Rom der meine. Adieu, gutes Kind!
„Befiehl im Stall, daß die Pallas nie über eine halbe
„Stunde täglich ſpazieren geführt werde, damit es ſich
„erhole — das pompöſe Thier; und küſſe Felicitas.
„Dein Oreſt.“

So ſchrieb der Gatte dieſer Frau und der Vater dieſes Kindes — immer derſelbe Dreſt von Jugend auf; nur fortſchreitend — aber auf ſeiner Bahn; und immer raſcher und geſteigerter, je feſter er ſie verfolgte. Ein Ruf vom Himmel zieht das Menſchenherz aufwärts; die Stimme des Erdgeiſtes — abwärts. Die erſten Schritte nach beiden Richtungen hin geſchehen langſam, ſchwankend, mit Ungewißheit, ja mit Rückſchritten ſogar: der Zug zum Himmliſchen läßt nach; der Zug zum Irdiſchen begegnet beſſeren Einflüſſen. Die Kämpfe, welche hieraus entſpringen, ſtählen entweder den Willen, der das köſtlichſte Gut, ſeine Freiheit, bewahrt und mit ihr auf der Bahn des Lichtes mehr und mehr aufwärts ſteigt; oder die Willenskraft läßt ſich beſiegen vom verlockenden Böſen, läßt ſich von den Leidenſchaften in Feſſeln ſchlagen, wird immer ohnmächtiger zum Guten und läßt das Menſchenherz mehr und mehr einem Abgrunde zurollen, deſſen Tiefe das ſterbliche Auge nicht ermißt. Auf dieſem Wege flieht der Menſch Alles, was ſeine Genüſſe und Freuden ſtören und ihn an ſeine Pflichten erinnern könnte. Er verliert den Sinn für himmliſche Dinge; er ſchätzt nur die Irdiſchkeit, kennt nur materielle Intereſſen, verſteht nur die Neigungen, die Beſtrebungen, die von der Erde ſtammen. Er iſt gefeſſelt an die Gebilde des Staubes, er iſt der Knecht der Sünde. Dieſer innere Zuſtand des Menſchen wirft einen furchtbaren Schatten auf ihn, den Schatten des ewigen Todes, der langſam, froſtig, ver nichtend an ſeine Seele hinaufkriecht und ſich zwiſchen ſie und Gott ausbreitet. Davor weichen alle Ströme der Gnade zurück! daran erlöſchen alle Strahlen höheren Lichtes! dadurch vertrocknet allmälig das übernatürliche Leben nicht bloß — ſondern auch alle höheren Fähigkeiten des Menſchen. Seine Intelligenz verdunkelt ſich, ſein Herz verhärtet ſich, ſein Verſtand ſchwächt ſich. Jeder Erkenntniß, welche über die Materie hinausliegt, wird er unfähig. Er begräbt ſeine entwürdigte Seele in dem Kerker ſeiner gefallenen Natur. So ſtand es mit Oreſt. Sein Wahlſpruch: froher Genuß des Lebens! hatte ihn dahin gebracht, daß er des ſchönſten Lebens nicht froh wurde und all ſein Glück nicht zu genießen verſtand. Daß das Glück Opfer fordere und daß aus den Verhältniſſen Pflichten hervorgehen, fand er über alle Maßen läſtig, und was ihm läſtig war, dem wich er aus. Selbſtverläugnung, Selbſtbeherrſchung hatte er nie geübt, nie zu einem kräftigen, geſunden Willen ſich erhoben. Von ſeinen Launen und Einfällen, von ſeinen Neigungen und augenblicklichen Eindrücken ließ er ſich wiegen und tragen, beſtimmen und hinreißen. So gerieth er auch manchmal an ein gutes Wollen; aber es hielt nicht Stand. Durch gute Aufwallungen wird der Menſch nicht gut! der Wind iſt zu ſchwach, um ſein Schifflein flott zu machen, wenn es auf eine Sandbank gelaufen iſt. Nur ernſter Beharrlichkeit und unermüdlicher Selbſtüberwindung iſt die Tugend erreichbar; denn Tugend iſt Beſchränkung des Ich's nach allen Richtungen hin. Oreſt aber pflegte ſein Ich nach allen Richtungen wie eine äußerſt koſtbare und edle Pflanze und ſo wurde denn dieſes Ich in der moraliſchen Welt zu einem Upasbaum, der alles Leben tödtet, das in ſeine Nähe kommt. Einen Augenblick war er von Corona's Lieblichkeit ergriffen genug geweſen, um verſchiedene gute Vorſätze zu faſſen und ſeinen Eheſtand mit dem Entſchluß zu beginnen, Judith nicht wiederzuſehen. Aber wie das immer zu gehen pflegt: hat man große Entſchlüſſe gefaßt, ſo treten ſtets eine Menge Umſtände ein, um ſie wankend zu machen. Das iſt ganz in der Ordnung; denn wie könnte ſich ein Entſchluß bewähren ohne Prüfung. Wer aber nicht geneigt iſt, ihnen treu zu bleiben, klagt über ſein unerhörtes Schickſal und die zwingende Gewalt der Umſtände — und gibt ſie auf. So machte es Oreſt. Gleich nach ſeiner Vermählung trat er mit Corona eine Reiſe in's Berner Oberland an und traf in Interlaken — auf Judith, auf ſeine ſchwarze Sonne, wie er ſie nannte. Aber ſie ließ kalt und ſtolz keinen Strahl auf ihn fallen. Sie überſah ihn bei jeder öffentlichen Begegnung, und als er ihr ſeinen Beſuch machen wollte, nahm ſie ihn nicht an. Dies war ganz genug, um ſeine Eitelkeit zugleich zu verwunden und zu befriedigen. Sie war verletzt, oder wenigſtens beleidigt; folglich war er ihr nicht gleichgültig. Je froſtiger ſie ſich zeigte, deſto heftiger wurde der Reiz, eine Kälte zu überwinden, die nur der Schild vor ihrem Herzen war — wie er hoffte und wie Judith es ihn zuweilen, wie durch ein leiſes Wetterleuchten ahnen ließ. Noch in Interlaken, kaum drei Wochen ſeine Frau, ſah Corona ihn in Judith's Feſſeln und ſich ſelbſt in der Vernachläſſigung, welche fortan ihr Loos blieb. Es könnte befremden, daß ein ſo oberflächlicher Charakter wie Oreſt, dem es hauptſächlich darum zu thun war, den Schaum vom Lebensbecher zu ſchlürfen, in eine ſolche verzehrende Leidenſchaft verfiel; aber eines Theils war er ſehr hartnäckig, wenn es galt, das, was er ſein Glück nannte, zu verfolgen — wie es Jäger gibt, die auf der Jagd voll Feuereifer, übrigens aber ganz phlegmatiſch ſind — und anderen Theils zeigt leider die traurige Erfahrung, daß nicht ſelten Menſchen, welche in jedem geheiligten Verhältniß eine Laſt finden und eine Sklaverei ſehen, durch unheilige Verhältniſſe in ganz erſtaunlicher Weiſe ſich binden laſſen. Es iſt die natürliche Strafe ihrer Verkehrtheit: ſie wollten nicht die edle Freiheit ihres Willens üben, drum ſind ſie unfrei — und in einem ſolchen Grade, daß ſie ihre Gefangenſchaft für die rechtmäßigſte und natürlichſte Sache von der Welt halten.

Corona war zu unerfahren und zu rein, um von dieſen traurigen Verirrungen eine Vorſtellung zu haben. Sie hatte, ohne die mindeſte Neigung für Oreſt, dem Wunſche ihres Vaters, der Fügung Gottes gehorcht und, war je ein Traum von Liebe durch ihr junges

Herz gezogen, ſo war es nicht Oreſt, der ihn hervorgerufen hatte. Aber ſie reichte ihm mit dem feſten Entſchluß die Hand am Altar, daß ſie ihn lieben wolle, wie es ſich für eine chriſtliche Ehefrau ziemt. Oreſt machte es ihr ſehr ſchwer. Für die Feinheit ihrer Empfindung, für die zarte Jungfräulichkeit ihres Herzens fehlte ihm durchaus jedes Verſtändniß. Tauſendmal verletzte er ſie, quälte er ſie durch ſeine Scherze, durch ſeine Bemerkungen, durch ſeine Handlungsweiſe, durch ſeine Auffaſſung von Welt und Leben; ſie litt und ſchwieg. Sehr ſelten erlaubte ſie ſich eine Einwendung, aber ſo bittend und demüthig, daß Oreſt, der ohnehin ſchon, vermöge ſeiner Selbſtſucht, vielmehr ihr Herr als ihr Gatte ſich fühlte, dadurch in ſeiner Deſpotenlaune beſtärkt wurde. Ihr Ton hätte ſehr ernſt und äußerſt beſtimmt ſein müſſen; dann würde ſie ihm imponirt haben — wie ihm das zuweilen bei Regina geſchehen war; aber dieſe unüberwindliche Entſchiedenheit, die, auf dem innerſten Grunde von Regina's geiſtigem Sein beruhend, ihre ganze Weſenheit gleichſam illuminirte — war nicht in Corona. Bei ihrem Vater hatte ſie gehorchen gelernt; an ihre Schweſter hatte ſie ſich gelehnt, wie an eine zärtliche und weiſe Mutter; einem Oreſt war ſie nicht gewachſen. Aber ſie hatte die Tradition ihrer frommen Mutter und das Vorbild ihrer frommen Schweſter! Die Baronin Iſabelle und Regina hatten ihr oftmals erzählt, wie dieſe Mutter durch Milde, durch Stillſchweigen, durch Opferwilligkeit dem Egoismus des Vaters begegnet ſei und wie ſie ihn damit gewonnen habe. Die Mutter, die kaum in ihrer Erinnerung lebte — lebte um ſo mehr in ihrer Gegenwart als ein Vorbild ſtiller, unſcheinbarer Tugend und an dem Streben, dieſem Beiſpiele nachzufolgen, entwickelte ſich die tiefe Frömmigkeit, die von der Wiege an ihrem Gemüth eingeſenkt, aber nicht entfaltet war und jetzt aus einer grünen Knoſpe in voller Blüthe hervorbrach. Gerena erkannte ſchnell, daß ſie in ihren Verhältniſſen himmliſchen Beiſtand nöthig habe, denn kein irdiſcher genügte ihr, noch bot er ſich ihr. Ihr Vater hatte nun einmal beſchloſſen, daß Oreſt und Gerena mit einander glücklich zu ſein hätten. Der arme Vater! ſprach Gerena zu ſich ſelbſt; hat er nicht bei Regina, Hyacinth und Uriel ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht geſehen und auf ſeine Wünſche und Erwartungen verzichten müſſen! ich will ihm, ſo viel an mir liegt, keinen Kummer machen; ich werde glücklich ſein, glücklich — *die* Beſtimmung zu erfüllen, die Gott mir angewieſen hat. Und ſo machte ſie ſich denn an das Heldenwerk der Heiligen: in übernatürlicher Weiſe glücklich zu ſein.

Zu Oreſt's quälenden Eigenſchaften gehörte auch die, daß er, wenn er nicht in irgend einer Spannung und Erregung war, ſich beſtändig langweilte. Die ſoldatiſche Disciplin, dies und das und jenes zu der und der Stunde pünktlich verrichten zu müſſen, war ihm anfangs äußerſt läſtig, allmälig aber ganz lieb geweſen; denn ſie gab ihm täglich die Befriedigung, die aus einer, wenn auch noch ſo geringen Pflichterfüllung hervorgeht. Ueberdas machte es der ganze Schwarm der Kameraden, unter denen ſich doch mancher rebelliſche Kopf und ſtörriſche Nacken befand, genau ſo wie er, weil die Unannehmlichkeiten, welche der Mangel an Disciplin nach ſich zog, doch am Ende noch läſtiger waren, als die militäriſche Subordination. Aber auf Stamberg gab es keine Lebensregel für ihn. Er konnte ſchalten und walten wie — thun und treiben, was ihm beliebte. Hatte er heute ein Geſchäft begonnen, ſo zwang ihn Niemand, es morgen fortzuſetzen. Er konnte es ganz liegen laſſen, oder es nach acht Tagen wieder aufnehmen, oder es dem Rentmeiſter, dem Förſter, oder ſonſt dem betreffenden Beamten zur Fortſetzung zuſchicken. Letzteres geſchah denn auch regelmäßig! Er fand alle Geſchäfte, die Art ſie zu führen, den Gang, den ſie gingen, tödtlich langweilig, und da die Beamten nun einmal auf dieſe Langeweile eingeübt waren und dafür bezahlt wurden, auch die Sache viel pünktlicher und ſchneller machten: ſo gab er es ſehr bald ganz auf, ſich um ſeine Geſchäfte, ſeine Verhältniſſe, den Zuſtand der Herrſchaft, die Verwaltungsart ſeiner Beamten, um das Gute, das zu thun, um die Mißbräuche, die abzuſtellen waren, zu bekümmern. Drei Arten von Beſchäftigungen hatte er auf Stamberg, und die trieb er abwechſelnd mit einer Art von Wuth: jagen, reiten, leſen. Die Jagdzeit war ſeine Lieblingszeit; da trieb er ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in Flur und Wald umher und ermüdete ſich dergeſtalt, daß ſeine etwaige üble Laune bei der Heimkehr — in Schlaf unterging. Reiten war ſeine zweite Liebhaberei, nämlich Pferde zuzureiten. Das verſtand er meiſterhaft, und je böſer das Pferd war, deſto lieber übernahm er deſſen Erziehung und „brachte die Beſtie zur Raiſon" — wie er es nannte. Das war denn aber auch der Hauptſpaß! war einmal das Pferd zugeritten, ſo hatte er keine Freude mehr daran. Deshalb verſchwendete er Unſummen für den Ankauf junger roher Pferde, die er zuritt und dann für ein Billiges verkaufte, um ſie nur wieder los zu werden und Platz in den Stallungen für neue Zöglinge zu gewinnen. Endlich, wenn er bis zur äußerſten Abſpannung im Walde ein Nimrod und in der Reitbahn ein Roſſebändiger geweſen war — pflegte er zu ſagen: „Jetzt erhole ich mich an Leib und Geiſt bei den ſchönen Wiſſenſchaften;" legte ſich auf einen breiten, niedrigen Divan von braunem Saffian, rauchte ein orientaliſches Nargileh und las dutzendweiſe franzöſiſche Romane greulichſter Art. Dermaßen war er dann in ſeine Lectüre verſunken, daß er nicht ſelten bei Tiſch mit ſeinem Buch erſchien und, da Corona ſich ſeine Vorleſung verbat, während des Eſſens ſtill für ſich las. Dieſe Bücher trugen natürlich nicht dazu bei, ihm Luſt und Liebe zum häuslichen Heerd und zu deſſen Freuden und Beſchäftigungen zu geben. Mißmuth überfiel ihn; die Bücher wurden ihm verhaßt; Serena ſollte ihn unterhalten. Wie gern hätte ſie das gethan! allein er fand ſie nicht munter, nicht aufgeweckt genug.

„Als Kind hatteſt Du Anlagen zu einer Lionne!“ rief er einmal höchſt mißmuthig; „aber die fromme Erziehung hat ſie bis auf's letzte Fünkchen ausgelöſcht. Du biſt eine ganz alltägliche Perſon geworden.“

„Darin haſt Du Recht, lieber Oreſt,“ ſagte ſie demüthig. Und ſie hatte doch einen feinen Verſtand und eine liebenswürdige Munterkeit; aber freilich, einbalſamirt in geiſtige Grazie, ſo daß alles Scharfe, Excentriſche, Leidenſchaftliche — Alles, was nicht beſtehen konnte neben zarter Sitte und heiliger Wahrheit — dem Kreiſe ihrer Anſchauungen und Urtheile, dem Gang ihrer Gedanken fern blieb. Ein ſolcher Geiſt war nicht nach Oreſt's blaſirtem Geſchmack. Er machte den Verſuch, ſie in ſeinem Sinn höher zu bilden und ſie mit einer gewiſſen traurigen Richtung des Geiſtes in literariſchen Erzeugniſſen bekannt zu machen, an welche manch' großes Talent ſich wegwirft. Er brachte ihr ſolche Bücher und empfahl ihr dringend ſie zu leſen. Sie las den Namen der Autoren, machte die Bücher zu und ſagte:

„Ich danke Dir tauſend Mal! aber leſen kann ich dieſe Bücher nicht.“

„Was ich Dir gebe, darfſt Du leſen!“ fuhr Oreſt auf.

„Gewiß — inſofern es nicht gegen Glauben und Sittlichkeit iſt. Onkel Levin hat mir aber eben dieſe Autoren als ſolche genannt, die gegen beides verſtoßen, und mich vor ihnen gewarnt.“

„Onkel Levin! ... ich bitte Dich, rede doch nicht ſo kindiſch! der ſiebzigjährige Greis hat andere Anſichten über Lectüre, als die ſiebzehnjährige Frau.“

„Andere — aber richtigere, lieber Oreſt.“

„Höre Corona, Du thuſt mir leid, daß Du mit Deinem Bischen Verſtand fortwährend zwiſchen den Scheuklappen vegetiren ſollſt, die Onkel Levin Dir anbindet. Darum ſtelle ich Dir die Bücher hier in's Wandſchränkchen und ſchenke ſie Dir erb- und eigenthümlich. In einem Augenblick von Langeweile nimmſt Du ſie doch vielleicht zur Hand und guckſt neugierig hinein, und haſt Du das nur erſt gethan, ſo wirſt Du auch ſchon weiter leſen. Schau', wie ſie gut eingebunden ſind — dunkelblauer Saffian, ganz in Harmonie mit Deinem Cabinet! eine wahre Zierde Deiner Bibliothek!“

„Da Du mir die Bücher ſchenkſt, lieber Oreſt, ſo ſage ich Dir meinen ſchönſten Dank,“ ſagte Corona.

Die Bücher blieben unverändert auf ihrer Stelle! Oreſt, der eine Ahnung hatte, als ob ſie vielleicht verſchwinden könnten, öffnete von Zeit zu Zeit das Wandſchränkchen; aber da ſtanden ſie in Reih' und Glied.

Weiter brachte er es jedoch nicht bei Corona. Fragte er, ob ſie geleſen habe, ſo verneinte ſie es. Da rief er einmal zornig:

„Nun! willſt Du ſie nicht leſen, ſo ſollſt Du ſie hören!“ und griff ein Buch heraus. Es klappte in ſeiner Hand zuſammen, denn es war nur ein Deckel: das Buch ſelbſt war herausgeſchnitten. Corona ſagte ungemein freundlich:

„So ſind ſie Alle. Du haſt ſie mir geſchenkt, folglich durfte ich über ſie verfügen, und ſie ſind längſt dem Feuer übergeben. Den Einband ließ ich ſtehen, weil er Dir gefiel und unſchädlich iſt.“

„Warum gabſt Du mir nicht meine Bücher zurück, wenn Du ſie durchaus nicht haben wollteſt“ — murrte Oreſt.

„Weil ich keine ſchlechte Bücher verſchenke und gern alle, die je geſchrieben wurden, von der Erde vertilgen möchte.“

„Das iſt einmal ganz à la Regina geſprochen! ſie — im Fanatismus für den Glauben; Du — im Fanatismus für die Tugend!“ rief er ſpöttiſch. Allein er verſuchte nicht wieder, ſie mit dergleichen Büchern zu beläſtigen. Weil er aber immer in unzufriedener Laune war, ſo mäkelte er an ihr vom Morgen bis zum Abend.

„Was machſt Du für Toiletten, Corona! biſt Du denn ein altes Weiblein von dreißig Jahren? was helfen ſchöne Stoffe, wenn man ſie nicht zu tragen verſteht!"

Corona kleidete ſich ſehr gut und ſtandesmäßig elegant, wie ſie das bei ihrem Vater gewohnt war. Sie war aber ein durchaus edles Weſen; deshalb kam ihr ein Herausſchmücken ihrer Perſon, ein Geltendmachen ihrer Schönheit nie in den Sinn, und ſie kleidete ſich, wie es ſich ſchickt für die züchtige vornehme Frau.

„Corona, Dein Geſang iſt eben nicht Deine glänzendſte Seite — umſoweniger, als Deine Ausſprache des Italieniſchen auch Vieles zu wünſchen läßt."

„Lehre mich die richtige," ſagte ſie bittend.

„Sprachmeiſter meiner Frau zu ſein — horrender Gedanke! coloſſale Zumuthung! Nein, gutes Kind, willſt Du durchaus ſingen, ſo ſinge deutſch."

Und ſang ſie deutſch, ſo klagte er über die unmelodiſche, ächt Odenwäldiſche Muſik! Jeder dieſer kleinen Nadelſtiche war für Corona ein Schmerz, den ſie zu überwinden hatte. Ihre feine Natur fühlte die leiſeſte Verletzung und empfand ſie tief; das war ihre ſchwächſte Seite, und weil ſie es war, ſo ſorgte Gott, der alle Menſchen für das ewige Leben erziehen und ſie ſtark machen will, dafür, daß gerade auf dem ſchwächſten Punkte die Angriffe nicht aufhörten. Auf Windeck war ſie das verzogene Kind geweſen. Wie das oft in zahlreichen Familien geht: das jüngſte Kind wird allgemeiner Liebling. Für ihn laſſen die Eltern nach von früherer Strenge oder von allzu großen Anſprüchen. Für ihn haben die übrigen Geſchwiſter, die ſich zuweilen ſchroff genug gegenüber ſtehen, **ein** Herz. Ein ſolcher Liebling des ganzen Hauſes war Corona und — ſo weit ſie in der Welt erſchienen war — auch dort. Ihrem Vater hatte ſie gehorchen müſſen; allein dafür trug er ſie auch auf den Händen. Jetzt mußte ſie lernen, ſich ihrem Mann zu fügen, ohne je die Genugthuung zu haben, daß er zufriedengeſtellt ſei. Und wäre es nur bei den kleinen Nadelſtichen geblieben!

Corona's heiſeſter Wunſch ſtand nach Hausgottesdienſt. Noch als Braut hatte Oreſt ihr die Zuſage machen müſſen, die Kapelle zu vollenden und einzurichten, welche Uriel begonnen hatte, eine Meſſe zu ſtiften und einen Hausgeiſtlichen anzuſtellen; damals hatte Oreſt zu allen dieſen Wünſchen Ja geſagt. Als ſie ſich nun aber auf Stamberg niederließen und Corona ihren Mann an das Nothwendigſte: den Ausbau der Kapelle erinnerte, da hieß es, im nächſten Frühling ſolle er vorgenommen werden. Aber im nächſten Frühling hieß es: die Caſſe ſei eben leer. Corona, die von ihrem Vater ein reichliches Nadelgeld erhielt, bat Oreſt, zu geſtatten, daß ſie die Koſten des Ausbaues beſtreiten dürfe.

„Und die Einrichtung, ſoll die vom Himmel fallen?“ rief er unmuthig. „Die koſtet enorm viel und Eines zieht das Andere nach ſich. Beſſer der Ausbau unterbleibt. Mir liegt nichts an der Kapelle, ich möchte lieder die Stallungen erweitern, und Du fährſt ja ſo pünktlich jeden Sonntag zum Gottesdienſt, daß Du dich an den Werktagen ſchon mit dem Gebet in Deinem Zimmer begnügen kannſt.“

„Ich kann es freilich! aber es quält mich, daß ich es nicht möglich machen kann, ſämmtliche katholiſche Dienſtboten Sonntags dem Gottesdienſt anwohnen zu laſſen. Bei der Entfernung der Pfarrkirche geht der Vormittag darauf; da können ſie nicht Alle fort. Hätten wir Kapelle und Hausgeiſtlichen — ach, welch ein Troſt!“

„Hausgeiſtlichen! das fehlte noch, um die Langeweile des Hauſes complet zu machen! Nein! den Gedanken laß total ſchwinden. Ich — mit einem Schwarzrock unter einem Dache!“

„Lieber Oreſt, vergiß nicht, daß Onkel Levin und Hyacinth geiſtlich ſind und daß dies eine Gnade und Ehre für uns Alle iſt.“

„Nun ja, die gehören einmal zur Familie — und was in der Familie geſchieht, wird gut geheißen. Da iſt ein esprit de corps, wie im Soldatenſtande. Da läßt auch Keiner irgend etwas auf ſein Regiment kommen. Doch von den Beiden iſt hier nicht die Rede! Uebrigens möchte ich Keinen von Beiden hier auf Stamberg anders haben, als zum Beſuch. Um wie viel weniger einen anderen von dieſen ſchwarzen — Diamanten! Denn wahrhaftig! rar wie ſchwarze Diamanten ſollen ja dieſe Herren ſein, weil kein vernünftiger Menſch geiſtlich werden mag. Das kann Dich tröſten: der Biſchof würde uns keinen Hausgeiſtlichen geben.“

„Haſt Du ihn denn darum gebeten?“

„O nein! ich bitte nicht um Dinge, von denen ich weiß, daß man ſie mir abſchlägt.“

„Es kommt darauf an, wie man die Bitte ſtellt und mit welchen Gründen man ſie unterſtützt. Ich wollte ſie gleich wagen — wenn ich nur Deine Genehmigung hätte.“

„Zuerſt müßte denn doch ein Kapelle vorhanden ſein — und dieſe hier .... wird wohl eingehen müſſen wegen nothwendiger Erweiterung der Stallgebäude!“ ſagte Oreſt und begab ſich zu ſeinen Pferden.

Corona’s Herz wollte aufwallen und heiße Thränen hingen an ihren Wimpern. Aber da kam ihr der Gedanke, ſie ſei der Gnade nicht werth, daß unter ihrem Dach die Feier der heiligſten Geheimniſſe begangen werde. Und die Aufwallung des jungen raſchen Herzens legte ſich. Sie trat in die Schule der Demuth ein und übte ſich mehr und mehr in der Kunſt der Heiligen, welche der Pſalmenſänger in dem Wort zuſammenfaßt: „Drücke dein Herz nieder und leide.“

Oreſt hatte in Interlaken gehört, Judith werde den Winter an der italieniſchen Oper in Paris ſingen. Im Carneval erklärte er plötzlich ſeiner Frau, er müſſe ſich jetzt vierzehn Tage in Paris amüſiren und ſie könne

während der Zeit nach Windeck gehen. Corona zuckte ſchmerzlich zuſammen. So wenig froh ihr Leben an Oreſt's Seite war, ſo fühlte ſie doch inſtinktmäßig, daß es beſſer für ſie und für ihn ſei, wenn er ſich nicht daran gewöhne, ſich fern von ihr in den Strudel der Welt zu ſtürzen. Ueberdas hatte ſie ſich noch nicht ſo recht auf Stamberg eingewohnt. Das junge Ehepaar hatte viele Beſuche gemacht und empfangen; vielen Feſten beigewohnt, die ihm zu Ehren von den Nachbarn gegeben wurden. Es hatte ſich am Hof des Landesfürſten vorgeſtellt und das Weihnachtsfeſt im Vaterhauſe zu Windeck zugebracht. Corona ſehnte ſich nach Ruhe. Sie war leidend. Alle Hoffnungen der Erde ſind mit Leiden gemiſcht; auch die auf Mutterglück. Sie wäre gern auf Stamberg geblieben und ſie ſagte ihrem Mann, ſie hoffe die Einſamkeit von vierzehn Tagen aushalten zu können. Er aber, der in ſeinem Sinn ſchon an eine Abweſenheit von ſechs bis acht Wochen dachte und ſie doch nicht ſo lange ganz allein wiſſen wollte, drang darauf, daß ſie nach Windeck gehe. Sie that es — und ihr vierzehntägiger Beſuch dehnte ſich auf drei Monate aus — denn Oreſt blieb in Paris. Da ſetzte ſich Graf Damian hin und ſchrieb ihm: „Lieber Sohn! ich kenne Dich;
„alſo wundere ich mich nicht, daß Du nicht urplötzlich
„mit beiden Füßen zugleich in den vernünftigen Ehe-
„mann hineinſpringſt, ſondern noch ab und an ein Stück-
„chen Junggeſellenleben fortlebſt. Lieber wär' es mir

„freilich, wenn Du — um mit jenem Holländer zu ſprechen — bereits ausgeraſt hätteſt. Da dies aber nicht „der Fall iſt, ſo ſehe ich mich veranlaßt, Dir eine väterliche und freundſchaftliche Bemerkung zu machen. Und „das iſt dieſe: man läßt ſeine Frau nicht allein in einer „Kataſtrophe, die ihr das Leben koſten kann, um ſich in „Paris zu amüſiren. Das iſt gegen Anſtand, Gefühl „und Gebrauch. Dieſe Kataſtrophe wird des Nächſten „für Corona eintreten. Deshalb begleite ich ſie morgen „mit Tante Iſabelle nach Stamberg zurück, wo wir „Dich ſämmtlich mit Ungeduld erwarten.“ Dieſer kurze trockene Brief that ſeine Wirkung: Oreſt kam. Er kam in ſehr guter Laune, denn er hatte ſich mit Judith ausgeſöhnt. Ihre Plane lauteten freilich ganz anders als ſeine Wünſche. Vor der Hand aber war er froh, daß ſie den Bann von Interlaken von ihm zurückgenommen hatte. Deshalb ließ er ſich auch gar nicht durch Graf Damians etwas kühlen Empfang aus der Faſſung bringen und benahm ſich wie Jemand, der das Recht hat, ſeine höchſt wichtigen Intereſſen ſelbſtſtändig zu verfolgen. Corona empfing ihn mit liebenswürdiger Freude und Freundlichkeit. Sie hoffte das Herz des Vaters — wenn auch nicht das des Gemahls zu gewinnen.

Der Tag Maria Hilf war der Geburtstag der kleinen Felicitas. Corona war ſelig — ſelig über ihr Kind! ſelig, daß es im Mutter Gottes Monat an einem Mut ter Gottesfeſte auf die Welt kam! Sie weihte und ſchenkte es tauſend Mal der heiligen Jungfrau Maria und rechnete auf ſie, wie auf eine Mutter, für die Erziehung des Kindes. Alle edle und ſchöne Seelen haben in der Jugend einen Schwung zu den Höhen des Lebens, ein uneigennütziges Verlangen nach Hingebung und Opfer, eine Phantaſie, welche den Himmel ohne Wolken, die Vortrefflichkeit ohne Mängel, den Horizont ohne Grenzen, die Roſen ohne Dornen ſieht. Darin beſteht ihr Adel und ihre Schönheit, daß ſie ſich nicht aufhalten in den Niederungen des Daſeins, und — wenn ihnen die Erfahrung ſpäter auch zeigt, daß ſich an dem Strauch mehr Dornen als Roſen befinden — ſie mit um ſo größerer Freude und tieferer Treue die Roſen pflegen. So machte es Corona. Ihr ſtiller Durſt nach Glück, der in jedem Menſchenherzen ſo wach iſt, wie die Unruhe in der Uhr, fand nun ſeine Labung: ſie hatte einen Gegenſtand für ihre Liebe. Gott hat der Mutterliebe eine Aehnlichkeit mit der göttlichen Liebe gegeben: ſie liebt durch das, was ſie gibt, nicht durch das, was ſie empfängt. Mutterliebe iſt von allen Lieben hienieden die einzige, die genügſam iſt, und die, ohne an Dank oder Erwiederung zu denken, fort und fort liebt. Dadurch zeigt ſie ſich eben als etwas Himmliſches, und je mehr das Uebernatürliche in ihr vorherrſcht, deſto mehr ſieht ſie im Kinde das Kind Gottes, der es ihr für eine Spanne Zeit anvertraut, damit ſie es ihm für die Ewigkeit zurückbringe. So begrüßte, ſo empfing, ſo umfing Corona ihr Kindlein: ſich ſelbſt heiligen, um Felicitas heiligen zu können — das wurde ihre Idee von Mutterpflicht, Mutterfreude, Mutterglück.

Oreſt blieb ſich gleich. Sein erſtes Wort an Graf Damian war:

„Leider kein Sohn, Papa!“

Eigentlich war dem Grafen das kleine Mädchen auch nicht willkommen; indeſſen fand er doch Oreſt's Aeußerung ſo rückſichtslos, daß er ihm ironiſch erwiderte:

„Tröſte Dich! man erlebt häufig mehr Freude an den Töchtern, als an den Söhnen.“ —

So lange Graf Damian auf Stamberg war, nahm ſich Oreſt mehr zuſammen und war freundlicher gegen Corona; als er aber wieder allein mit ihr war, begannen die alten Quälereien auf's Neue. Er ſann nur darauf, Judith nachzureiſen, und da er fühlte, daß dies im Grunde unmöglich ſei, ſo wurde ihm ſeine Lage unerträglich und die arme Corona verhaßt. Warum war ſie ohne Zauber für ihn? Das war doch offenbar ihre Schuld! Niemand hat anziehender, pikanter, reizender zu ſein, als gerade die Ehefrau, damit ſie eine ſiegreiche Nebenbuhlerin aller übrigen Frauen ſei; vermag ſie das nicht: ſo hat ſie die Folgen ihrer Unvollkommenheit ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Warum hatte ſich Corona überhaupt in ſeinen Weg gedrängt und ihn einer Laufbahn entführt, auf welcher er ſich froh und zufrieden bewegte und welche ihm mehr zuſagte, als das ſtupide Landjunkerthum! Jetzt ſtand ſie zwiſchen ihm und ſeinem Glück, während ſie ſich mit ihrem Kinde unſäglich beglückt fühlte! Welche Härte des Schickſals! ja, welche Ungerechtigkeit, welche Grauſamkeit des Schickſals gegen ihn — den beklagenswerthen Oreſt. Dann trat Judith in ſeine Gedanken hinein, mit dem zwiefachen Reiz ſtolzer Kälte und feiner Coketterie; Judith, die Bewunderte, die Gefeierte einer Welt, deren Huldigung ſie ſpröde hinnahm; Judith, mit dem abſtoßenden Benehmen und dem anziehenden Blick; und dieſen Gedanken gab er ſich ſo gern, ſo häufig, ſo widerſtandslos hin, daß ſie die Meiſter ſeines Lebens wurden und ihn, wie Schlingpflanzen den Baum, umrankten und überwucherten und das Mark ſeiner Kraft zum Guten aufſogen. Tauſend Mal war er willens, ſich auf's Roß zu ſchwingen, bei Nacht und Nebel davon zu reiten und Weib und Kind, Haus und Hof zu verlaſſen; und er ſtaunte ſeine hohe Tugend an, daß er noch immer nicht dieſen Entſchluß in's Werk ſetze. Einmal wird es aber doch geſchehen! ſagte er dann tröſtend zu ſich ſelbſt; alle Tugend hat ihre Gränze da, wo die Leidenſchaft übermächtig wird; und auf dieſem Punkt angelangt, iſt der Menſch nicht mehr Herr ſeines Schickſals, ſondern das Schickſal iſt Herr über ihn! — Von dieſer Romantheorie durchdrungen, war es denn ganz in der Ordnung, daß ſich Oreſt aus allen Kräften nach jenem Punkt hinarbeitete, wo das Schickſal Herr über ihn werden müſſe.

Corona kannte nicht den Schlüſſel zu ſeiner für ſie ſo räthſelhaften Verſtimmung. Sie ahnte wohl, daß eine ſo gründliche Unzufriedenheit mit einer ſo glücklichen Lebenslage nur aus Oreſt's Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und aus einem geheimen Zwieſpalt zwiſchen Pflicht und Neigung entſpringen könne. Aber ſeine Leidenſchaft für Judith ahnte ſie nicht. So etwas lag unter dem Horizont ihrer Gedanken und Gefühle. Sie hatte damals in London Oreſt im Rauſch des Entzückens über Judith geſehen; dann in Interlaken abermals in dieſem Rauſch; allein ſie ſchrieb dies auf Rechnung der Huldigung, welche die Männerwelt den gefeierten Heldinnen der Bühne darbringt. Hatte ihr Vater bei einer ſolchen Veranlaſſung doch einmal ganz gleichmüthig geſagt: „Ja, das iſt heutzutage nicht anders! zwiſchen den jungen Männern unſeres Standes gibt es nicht viele, die nicht in der Regien der Theaterprinzeſſinnen ihren erſten Curſus der Liebe gemacht hätten.“ Daher kam es denn, daß Corona zu jenen „Hochgeborenen“ — wie Judith ſich ausdrückte — gehörte, welche die ganze Bühnenwelt mit ihren ſämmtlichen Berühmtheiten als Etwas betrachteten, das in ihre Sphäre nicht gehöre und nur der unerfahrenen männlichen Jugend gefährlich ſei. Nach ihrer Anſicht konnte eine Primadonna für Oreſt eine Unterhaltung ſein — doch keine Feſſel. Was ſie aber auch verſuchen oder vorſchlagen mochte, um ihm ſein Haus lieb und traulich zu machen — es ſcheiterte an ſeinem ſchroffen Widerſtand gegen jeden guten Einfluß, der ſich durch einen peinigenden Geiſt des Widerſpruches gegen all' ihr Thun und Treiben äußerte. Zuweilen war er ſo bitter in ſeinen Bemerkungen, ſo hart in ſeinen Aeußerungen, ſo abſtoßend in Worten und Benehmen, daß er ſelbſt darüber erſchrak, beſonders wenn er ſah, wie Corona es aufnahm. Sie wurde nie heftig oder ungeduldig. Es ging ihr wie den Kindern, wenn ihnen irgend etwas ſehr leid thut: ſie erröthen und ihre Augen füllen ſich mit Thränen. Das rührte ihn zuweilen einen Augenblick und er ſagte dann freundlicher:

„Ich quäle Dich, Krönchen, vergib es mir! Du glaubſt nicht, wie verſtimmt ich bin! ich reibe mich auf in der Unthätigkeit und im Aerger über mein verfehltes Leben.“

Wollte ſie ihm aber begreiflich machen, daß er einen ſchönen Kreis für thätige Wirkſamkeit haben und in ſeinem Alter und ſeinen Verhältniſſen nicht von einem verfehlten Leben reden dürfe: ſo verfiel er gleich wieder in unbändige Aufregung und erwiderte:

„Du verſtehſt nicht, was mir Noth thut und weißt nicht, was ich bedarf.“

Auch den zweiten Winter brachte er in Paris zu; aber er nahm Corona mit. Einerſeits war es ihm läſtig, da er ſie doch nicht der vollkommenen Verlaſſenheit übergeben durfte. Andererſeits war ihre Anweſenheit ihm, der Welt gegenüber, eine Art von Rechtfertigung. Warum ſollte ſich ein junges Ehepaar nicht einen Winter in Paris aufhalten? Corona fügte ſich ſeinen Anordnungen und hoffte, daß Oreſt ſich beſſer unterhalten und vielleicht dadurch beſſer geſtimmt werde. Für ſich ſelbſt hoffte ſie nichts. Da wie dort mußte Gott ihr Troſt, Felicitas ihre Freude ſein. So war es auch. Oreſt führte ſie in einige Häuſer der guten Geſellſchaft ein und begleitete ſie knapp ſo viel, als es der Anſtand erheiſchte. Da ſie fühlte, wie ſchwer die Stellung in der Welt für eine junge Frau iſt, um welche ihr Mann ſich gar nicht bekümmert, und welche Gefahren dies Alleinſein mit ſich bringt, da die Männer nicht ermangeln, einer ſchönen Verlaſſenen ihre Huldigungen darzubringen: ſo zog ſich Corona leiſe ſo viel wie möglich zurück und ſchob auf ihre ſchwache Geſundheit, die allerdings nicht ſehr feſt war, ihre ungeſellige Neigung. Oreſt ließ ſie gern gewähren. Blieb ſie zu Hauſe, ſo war er um deſto freier ſeine Tage bei Judith und ſeine Abende in der italieniſchen Oper zuzubringen. Corona ſah ihn kaum; wenn ſie ihn aber ſah, war er munter, geſprächig und augenſcheinlich fühlte er ſich hier zufriedener, als auf Stamberg.

Judith hatte ihn in die Reihen ihrer Verehrer aufgenommen und geſagt:

„Es bleibt aber, wohlverſtanden, bei der Verehrung, der Bewunderung, Graf Oreſtes, und von Liebe iſt keine Rede zwiſchen Ihnen und mir."

Oreſt hatte erwiedert: gerade das ſei ſein Thema. Judith antwortete kalt:

„So werden Sie ſich darüber mit Ihrer Frau Gemahlin unterhalten."

Wenn Judith in dieſer Weiſe ſprach, war er immer auf dem Punkt, auch ſie zu haſſen, und dennoch hatten ſolche Worte die Wirkung von Waſſertropfen, die man in's Feuer ſpritzt: die Flamme brennt um deſto heller auf.

Wer mit Zorn und Groll Oreſt wieder zu Gnaden bei Judith angenommen ſah — das war Florentin. Das Wort ſeines Freundes Lelio: An Leute wie dich und mich denkt Judith nicht! hatte um ſo tiefer ſeine Eitelkeit verletzt, als er bald gewahr wurde, wie richtig es ſei. Während ſein Herz von Ehrgeiz zerfreſſen war, machte er ihr heimlich einen Vorwurf daraus, daß es mit ihr nicht anders ſtehe. Ehrgeiziges, eitles Weib! murrte er zuweilen, wenn ſie ihn eben ganz wie ihren Secretär behandelt und fortgeſchickt hatte, um ihre Geſchäftsbriefe zu ſchreiben, während ſich die eleganteſte Männerwelt um ſie verſammelte; Triumphe will ſie — nichts als Triumphe! und in welchen niederen Regionen bewegen ſich dieſe Triumphe! Den Ehrgeiz der Künſtlerin laſſe ich gelten; denn durch ihr Genie hängt ſie mit dem ganzen Volk zuſammen, das ſie bezaubert, und indem ſie den Beifall des ganzen Volkes begehrt und erſtrebt, wird ſie von ihm abhängig, ſo daß ihre Triumphe ohne ein Buhlen um des Volkes Gunſt unmöglich ſind. Das laſſe ich gelten, denn da huldigt ſie meiner Gottheit! Aber ſie iſt außerdem von niederem Ehrgeiz beſeſſen. Irgend einen hochtönenden Namen will ſie erobern, der nicht im goldenen — ſondern im ſchwarzen Buch der Menſchheit, auf vergelbten Pergamenten verzeichnet ſteht. Sie iſt kalt und klug — ſie wird es durchſetzen. Daß aber Oreſt Derjenige ſein könnte, auf den ihre Wahl fiele, daß Oreſt von dem gefeierten Weſen bevorzugt werde, von dem er, Florentin, gar nicht beachtet wurde: das war ihm ganz unerträglich. Ueberdas verdroß es ihn bitter, daß Oreſt ihn bei Judith wieder in einer ganz untergeordneten Stellung fand, nachdem er ihn in London ſchon in einer armſeligen getroffen hatte. Müſſen wir denn überall dieſe Windecker in den Weg kommen! murrte er. Als er hörte, daß Corona in Paris ſei, frohlockte er: Sie ſoll Alles erfahren. Sie weiß nichts, davon bin ich überzeugt, denn ſie würde nicht gekommen ſein, wenn ſie wüßte, welcher Magnet Oreſt nach Paris zieht. Sie muß es wiſſen! Warum denn aber? fragte ihn heimlich ſein Gewiſſen; warum der armen Frau dieſen Kummer bereiten? Um irgend ein Uebel zu verhüten, das in ſolchen Verhältniſſen nie ausbleibt; murmelte er ſeinem Gewiſſen zu. Er ging zu Corona, um ſich ihr als Pflegebruder und Kindheitsgefährte vorzuſtellen, zu deſſen Wahrhaftigkeit ſie Vertrauen faſſen dürfe. Aber vor dem Hauſe kehrte er wieder um. War Oreſt nicht auch ſein Pflegebruder und Jugendgefährte? Sie iſt vielleicht nicht allein! beſſer ich ſchreibe ihr! ſo beſchwichtigte er abermals die Regung ſeines Gewiſſens. Und wirklich ſchrieb er an Corona und ſetzte ſie unter dem Schleier innigſter Theilnahme von Oreſt's Leidenſchaft für Judith in Kenntniß, die ſchon vor ſeiner Verehelichung in Mailand begonnen habe. Aber er ſetzte ſeinen Namen nicht unter den Brief. Sie könnte an der Wahrheit zweifeln, da ich ja in ihren Augen ein Verlorener bin, ſprach er ironiſch zu ſich ſelbſt. Der eigentliche Grund war: er ſchämte ſich dieſes Schreibens. Anonym kam es in Corona's Hände. Sie las es und warf es in's Feuer. Welche Bosheit, mir dieſe Sache zu ſchreiben — möge ſie Wahrheit oder Verläumdung ſein! rief ſie empört. Aber ach! wenn es Wahrheit wäre! Sie ſank zuſammen wie gebrochen von der Wucht ſolcher Sünde, ſolcher Schmach. Herr, erbarme dich unſer und unſeres Kindes! betete ſie, zitternd vom Scheitel bis zur Sohle. Neben der kleinen Wiege kniete ſie nieder. Da ſchlief Felicitas, da wachten die Engel, da fand Corona eine übernatürliche Ruhe. Was hat der zu fürchten, der ſein ganzes Herz voll Liebe, voll Wünſche, voll Sehnſucht in unbedingter Hingebung dem Willen Gottes aufopfert? Offenbar — nichts!

denn was auch geſchehen möge — es wird immer aufgenommen als Gottes anbetungswürdiger Wille, Fügung oder Zulaſſung. Nur da, wo es eigenen Willen gibt, gibt es auch Furcht: Furcht vor dem Opfer. Iſt es gebracht, tritt Ruhe ein. Der Schmerz hört nicht auf; der gehört zum Menſchenleben. Aber Ruhe im Schmerz ſproßt zu Füßen des Kreuzes.

Wenn es Wahrheit wäre? ſagte Corona zu ſich ſelbſt; wenn er in der Todſünde lebte, mein Mann, der Vater meines Kindes — an den wir gewieſen ſind für's Leben, als an unſere irdiſche Stütze, unſeren Freund, Rathgeber und Beſchützer — wie dürfte ich es dulden als chriſtliche Ehefrau und Mutter! und ach! wie könnte ich es hindern? Iſt es nicht Mangel an Liebe für Oreſt, wenn ich den Inhalt des Briefes für Wahrheit halte? und halte ich ihn für Verläumdung — iſt das nicht eine heimliche moraliſche Feigheit? So ſprach ſie mit ſich ſelbſt und mit Gott, und betete und flehte um Kraft, Einſicht und Gnade, damit ſie das Rechte treffen möge und litt den bitterſten Schmerz, der auf Erden gelitten werden kann: den Schmerz um eine ſchwere Gottesbeleidigung, verübt von einem geliebten Menſchen. Denn ſie liebte ihn, — aber nicht wie der Menſch den Menſchen zu lieben pflegt, aus Neigung des Herzens, aus blinder Leidenſchaft, aus ſelbſtſüchtigem Wohlgefallen; ſondern als eine nach dem Ebenbild Gottes geſchaffene Seele. Oreſt bemerkte nicht ihr ſtilles Leid, das ſie freilich immer hinter einem noch ſanfteren Lächeln und noch ſanfteren Wort zu verbergen ſuchte. Hätte er es aber auch bemerkt — er würde es doch nicht beachtet haben: ſo wenig zählte ſie in ſeinem Leben.

Der Faſching war längſt vorüber, der größte Theil der Faſtenzeit auch. Da ſagte Corona eines Tages, als Oreſt mit ihr zu Mittag gegeſſen hatte — was nicht oft geſchah:

„Lieber Oreſt, die öſterliche Zeit hat begonnen. Willſt Du Deine Andacht hier oder zu Hauſe halten? Im vorigen Jahr waren wir getrennt: Du hier, ich auf Stamberg. Ich bitte Dich, laß uns in dieſem Jahre vereint ſie halten.“

Oreſt hatte im vergangenen Jahre nicht im entfernteſten an ſeine Chriſtenpflicht in der öſterlichen Zeit gedacht; und auch jetzt ſah er in dieſer heiligen Zeit nichts Anderes, als den entſetzlichen Moment, der ihn von Judith trennte, indem ſie ſich Ende April zur italieniſchen Oper nach London begab und ihm erklärt hatte, ſie ſchicke ihn dann zurück in ſeine Odenwäldiſche Wildniß, da ſie in ihrem Salon auch für andere Leute Platz machen müſſe und da es viel angenehmer ſei, wenn er ſich nach einer längeren Abweſenheit wieder bei ihr einfinde. Oreſt hatte ihr eine empfindliche Antwort gegeben; darauf ſagte ſie denn in ihrer Weiſe, die nichts Beſtimmtes verhieß und doch viel zu verheißen ſchien:

„Wie kann Sie das verletzen, Graf Oreſtes? Was wäre der Frühling, wenn er beſtändig dauerte? gibt es ein traurigeres, ſtumpferes Grün, als das Immergrün?"

So verfiel er ſtets auf's Neue unter ihre Bezauberung. Jetzt ſprach Corona von der öſterlichen Zeit und, wie alle leichtſinnigen Menſchen, die ſtets das Unangenehme aus ihrer Gegenwart in die Zukunft zu ſchieben ſuchen, ſagte er:

„Zu Hauſe! natürlich!"

Ein heller Freudenſtrahl blitzte in Corona's Augen auf. Sie hatte keine Ahnung von einem ſo verdunkelten Gewiſſenszuſtand, daß er, wenn's nothwendig war, ſeiner Frau mindeſtens dieſe kleine Freude zu machen, auch allenfalls mit ihr ſeine Andacht halten wollte. Nur wußte er gar nicht, um was er ſich anzuklagen habe! Sein Verhältniß zu Judith war ja eine ganz unglaublich platoniſche Liebe! Vielleicht ließ ſich auf Stamberg auch noch ein Mittel finden, dieſer kirchlichen Ceremonie zu entkommen. Er glich, der Seele nach, jenen Todtkranken, die gar nicht glauben wollen, daß ſie in Lebensgefahr ſind. Es iſt eine der fürchterlichſten Wirkungen des Weltgeiſtes, das Gewiſſen einzuſchläfern, ihm in dieſer Schlaftrunkenheit die Pflichten, die Verhältniſſe, die inneren Zuſtände in ein trügeriſches Licht zu ſtellen und dann dieſe geiſtige Verblendung und moraliſche Erſchlaffung zu benutzen, um es zuerſt verwirrt über Wahrheit und Recht — und dann gleichgültig gegen Beides zu machen.

Freudig kam Corona nach Stamberg zurück; Oreſt — in halber Verzweiflung.

„Ich ſterbe an der Monotonie des häuslichen Lebens!" rief er und umbaute ſeinen Divan mit einem Wall von franzöſiſchen Romanen.

Corona mahnte ihn mild an ſeine Zuſage; die öſterliche Zeit ſei faſt verfloſſen. Sie bat ihn flehentlich, auf ein Paar Tage wenigſtens mit etwas Anderem, als mit dieſer Literatur ſich zu beſchäftigen, die, ebenſowenig als die Welt, der ſie entſtamme, ihm Frieden und Freuden geben könne. Er blieb auf ſeinem Divan, rauchte und las — und verſicherte, er habe noch Zeit genug. Endlich ſagte Corona, der nächſte Sonntag ſei der letzte in der öſterlichen Zeit, und fügte hinzu:

„An Deine arme Seele willſt Du nicht denken, lieber Oreſt; ach! ſo denke mindeſtens daran, daß Du Deinen katholiſchen Dienſtboten und Untergebenen kein Aergerniß geben darfſt durch Verletzung dieſes heiligen Kirchengebotes."

„An meine arme Seele ſoll ich denken? nun, wenn ſie auch nicht ſo ſchwanenweiß iſt, wie Du die Deine wähnſt, ſo iſt ſie doch auch gewiß nicht ſo rabenſchwarz, wie Du es Dir einbildeſt: das denke ich von ihr."

„Lieber Oreſt," ſagte ſie ſanft, „auf unſere Einbildungen kommt es nicht an; die täuſchen uns. Der heil. Franz von Aſſiſi ſagt: Wir ſind das, was wir vor Gott ſind."

„Dieſe Seccatur!“ rief Oreſt, ſprang auf, lief in den Pferdeſtall, ſchwang ſich auf den Mars, das unbändigſte ſeiner Pferde, und jagte von dannen. Er blieb den ganzen Tag aus, kam ſpät Abends wieder und ſagte, er ſei drüben in Oggersheim bei den Minoritenpatres geweſen. Ob es ſich ſo verhielt? ob er bei ihnen war, um das heilige Bußſacrament zu empfangen? Corona erfuhr es nicht. Sie bat Gott, daß es ſo ſein möge und daß ſich Oreſt bei dem Empfange der heiligen Communion keines Gottesraubes ſchuldig mache. Bei dem Gedanken ſchwand ihre Ruhe, ihre Ergebung. Sie bot ſich ganz zum Opfer für Oreſt dar — mehr noch: ſie bot ihr Kind, ihr einziges, ihre Wonne auf Erden Gott dar, wenn nur Oreſt in den Abgrund nicht ſinke. O ſüßes Kind, ſagte ſie zärtlich zu Felicitas, die mit ihren ſeraphiſchen Augen ſie anlachte; Dich würde ich ja nach ein paar armſeligen Erdentagen im Himmel und für die Ewigkeit wiederfinden! Du gehſt mir ja nicht verloren. Du wirſt mir nur in Sicherheit gebracht, wenn der liebe Gott Dich zu ſich ruft. Aber wenn ich Deinen armen Vater nicht wiederfände! Bete, ſüßes Kind, bete!“ Und ſie legte die Händchen der Kleinen zuſammen und nahm ſie in ihre Hände und hob ſie vereint zu Gott auf.

So lebte Corona; ein Marterleben, der Seele nach — immer verwundet durch eine Waffe, die bis auf's Blut geht: liebloſe Demüthigung; und immer verwundet auf dem Punkt, welcher der empfindlichſte für eine Frau iſt: im Herzen ihres Bewußtſeins als Gattin und Mutter. Sie brachte einen Theil des Sommers auf Windeck zu — gern und doch auch ungern. Dort fühlte ſie ſich zu Hauſe, denn dort war ſie geliebt; aber in der weichen Luft der Liebe wird auch gar leicht das Herz weich und öffnet ſich zur Klage. Das wollte Corona nicht. So weit es in ihrer Macht ſtand, ſollte weder ihr theurer Vater, noch der liebe Onkel Levin eine Ahnung haben von ihrer traurigen Ehe, und deshalb vertheidigte ſie immer Oreſt, wenn Graf Damian zuweilen ſeine Mißbilligung nicht verhehlte. Er ſagte einmal ganz mürriſch:

„Corona, Du biſt allzu demüthig! Ich glaube gar, Du bedankſt Dich, wenn Dein Mann Dir das Herz zermalmt.“

„Der Thymian duftet am ſtärkſten, wenn er zertreten wird,“ ſagte Levin in ſeiner milden Weiſe. Ihm brauchte Corona nichts zu ſagen, nichts zu verſchweigen. Er hatte die Schule der Demüthigung zu gründlich durchgemacht, um nicht ihre Wirkung in anderen Seelen zu erkennen.

„Das iſt ſtark, lieber Onkel!“ rief der Graf. „Wir ſind es nicht anders gewohnt, als erhabene Anſichten und Lehren von Ihnen zu vernehmen; allein dies iſt die Erhabenheit zu weit getrieben. Was müßte ſich denn, nach Ihrer Meinung, die Frau gefallen laſſen, eh' ſie ſich gegen den Mann empört?"

„Alles — nur nicht die Sünde. Alles Andere, in Demuth getragen, kann dazu dienen, ihn zu Gott zurückzuführen. Läßt ſie ſich aber ſeine Sünden gefallen, ſo nimmt ſie Theil an ſeiner Schuld, und ſtatt ihm die Hand zu reichen, die ihn aus dem Abgrund ziehen könnte, ſtößt ſie ihn hinein."

„Ich bitte Dich, lieber Vater," rief Corona flehend, „laß Dich nicht irre machen durch Oreſt's Benehmen! Du weißt ja, daß er von jeher alle Verhältniſſe etwas leicht zu nehmen und zu behandeln pflegte."

„O ja! das weiß ich zur Genüge," ſagte Graf Damian bitter. „Nichts war ihm wichtig, als ſeine hohe Perſon, ſein liebes Ich."

In ſeiner Tochter fühlte ſich Graf Damian ſehr verletzt durch die Selbſtſucht, die ihm nie auffiel, wenn er ſelbſt ſie übte.

„Ja, Väterchen, Du haſt den armen Oreſt ſehr verzogen," ſagte Corona und drohte lieblich mit dem Finger; „Du darfſt am allerwenigſten ungehalten ſein, wenn er iſt, wie er iſt."

„Er wäre vielleicht in der ſcharfen Zucht meiner armen Mutter beſſer gerathen," ſagte der Graf nachdenklich; „aber das wollte ja Deine ſelige Mutter nicht, Corona."

„Laß ruhen die wenn und die aber!" nahm Levin, das Wort. „Die liebe Cunigunde hat nur ihre Schuldigkeit gethan, indem ſie Oreſt nicht fortgab. Jede Erziehung, auch die beſte, hat einige Mängel, da ſie von unvollkommenen Menſchen ausgeht; und es iſt die Sache des Zöglings, ſolche Mängel zu ergänzen und ſolche Lücken auszufüllen. Das iſt überhaupt nicht die Aufgabe der Erziehung und kann es nicht ſein, eine junge Menſchenſeele feſt und fertig für alle Ewigkeit im Guten zu machen. Die Tugend wird dem Menſchen nicht angethan; er muß ſie ſelbſtſtändig ſich zu eigen machen. Und deßhalb kann die Erziehung keine andere Aufgabe haben, als ihm durch Beiſpiel und Belehrung Liebe zur Tugend einzuflößen, ſeine Füße auf den Weg zu ihr zu ſtellen und in ſeine Hände einen ſicheren Wanderſtab zu geben. Daß er am Ziel anlange, iſt ſeine Sache. Dafür iſt er Menſch und dazu empfing er von Gott die Freiheit des Willens. Cunigunde hat ihren Kindern das Evangelium nicht bloß gelehrt; ſie hat es ihnen vorgelebt. Mehr kann keine Mutter thun.“ —

Oreſt war nach Oſtende gegangen. Er behauptete, angegriffene Nerven zu haben, welche durch Seebäder geſtärkt werden müßten. Er war auch ein Paar Tage dort; dann fuhr er hinüber nach der Inſel Wight, wo ſich Judith von der Saiſon in London etwas erholte. Sie empfing ihn ſehr freundlich.

„Sie ſind ein recht treuer Menſch, Graf Oreſtes,“ ſagte ſie und gab ihm huldreich ihre ſchöne Hand. „Ich wüßte nicht, was ich im Menſchen höher ſchätzte als die Treue. Man nennt die Männer ſo oft treulos! Sie ſind eine glänzende Ausnahme und ich darf ſtolz ſein, einen ſo treuen Freund zu haben.“

Sie fürchtete zuweilen, er könne ſeines Joches überdrüſſig werden und es abſchütteln; darum legte ſie hie und da Freude an ihm und Freundſchaft für ihn an den Tag; aber mehr nicht. Dann rief Oreſt:

„Bei Ihnen iſt mir wohl, kann ich leben, athmen, denken, wollen, wünſchen, hoffen — kann ich Menſch ſein!“ rief er und athmete tief auf und fuhr mit den Händen über ſeine Stirn und durch ſein Haar, wie Jemand, der ſich von ſchwerer Anſtrengung erholt.

„Iſt Ihnen wirklich ſo zu Muth oder ſpielen Sie mir eine kleine Comödie vor?“ fragte Judith nachläſſig. „Wir Schauſpielerinnen denken gar leicht an Comödie.“

„Wie ſoll ich Ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß es keine ſei?“ rief er aufgeregt.

„O Graf Oreſtes,“ erwiederte ſie kalt und hoch, „es iſt nicht an mir, ſondern an Ihnen, dieſes Wie ausfindig zu machen.“

„Ich werde Sie entführen, Judith, in irgend eine Wüſte Aſiens oder Afrika’s.“

„Mit nichten, Graf Oreſtes! ich hänge ungemein an dem europäiſchen Luxus und Comfort,“ erwiederte Judith eiſig und ſang eine Roulade, die mit einem graciöſen Triller endete. „Paßt ſo etwas in Ihre Wüſtenphantaſie?" ſetzte ſie hinzu.

„O Judith, wie wird dies enden!" ſeufzte Oreſt und warf ſich in einen Lehnſtuhl. Die Wellen ſeines Schickſals, wie er es nannte, brauſten über ihn zuſammen. Er fühlte ſich grenzenlos elend.

„Sie ſind ein Thor, Graf Oreſtes," ſagte Judith froſtig und achſelzuckend. „Man muß im Stande ſein, einen Entſchluß zu faſſen und auszuführen; dazu hat man ſeinen Willen."

Die wildeſten Gedankenſtürme gingen ihm durch den Sinn. Sollte er ſich von Corona trennen? ſollte er ſie bitten, ihm ſeine Freiheit zu laſſen? war ſeine Ehe auch gültig, auch rechtmäßig, ſo daß er wirklich durch ſie gebunden war? wäre es denn gar nicht möglich, Judith zu vergeſſen? Nein! ſprach er zu ſich ſelbſt, das iſt unmöglich. Alles Andere iſt möglich — aber das nicht! — — So lagerten ſich die Schatten immer tiefer über Recht und Pflicht und ſo wurde der böſe Wille immer mehr der Beherrſcher in dieſem Reich der Finſterniß.

Mit Judith's Aufenthalt auf der Inſel Wight ging auch der ſeine zu Ende. Bis die italieniſche Oper in Paris eröffnet wurde, machte ſie eine Kunſtreiſe durch Belgien und Norddeutſchland, wo ſie noch nie geweſen war. Oreſt wünſchte ſehnlichſt ſie zu begleiten. Sie ſagte trocken:

„Ich glaube, Sie ſind wahnwitzig, Graf Oreſtes. Was ſoll denn das bedeuten?“

„Florentin und Lelio begleiten Sie doch!“

„Florentin und Lelio ſind in meinem Dienſt, gehören zu meiner Umgebung. Ich brauche den einen im Fach meiner Geſchäfte, den anderen im Kunſtfach. Jeder hat ſeine Stellung und die iſt abhängig von mir; alſo iſt ſie durchaus vor der Welt gerechtfertigt. Aber wenn Sie, ein verheiratheter Mann, aus einer bekannten Familie, meine Kunſtreiſen mit mir machen wollten: das gäbe einen enormen Scandal, und ich wüßte nicht, weshalb ich einen ſolchen hervorrufen ſollte. Auf Wiederſehen in Paris.“

So trennten ſie ſich. Judith ging nach Brüſſel, Oreſt nach Windeck. Dort war auch Hyacinth. Einen ſchneidenderen Gegenſatz, als dieſe beiden Brüder, gab es vielleicht nie! ſo ganz Welt der Eine, ſo ganz Gnade der Andere; Jener — durch und durch im Irdiſchen wurzelnd, Dieſer — im Himmliſchen. Oreſt durch ſelbſtſüchtige Zwecke und Hoffnungen in die gefallene Menſchennatur gebannt; Hyacinth durch gänzliche Hingebung an ſeinen heiligen Beruf, getragen von der göttlichen Kraft, welche die gefallene Natur beſiegt. Oreſt ſo ſeelenmatt, daß er ohne Schwertſtreich der Gegenwehr von Leidenſchaften ſein Herz zerfleiſchen ließ, und ſo unfähig zu jeder höheren Auffaſſung des Lebens, daß ihm die reiche Blütenfülle ſeines Daſeins nicht genügte, weil ſie den Gelüſten nicht entſprach, deren Befriedigung ſein Ziel war; und Hyacinth, ein ringfertiger Kämpfer gegen die leiſeſte Verſuchung und dabei ſo unerſchütterlich ruhend in den Verheißungen des Glaubens, daß ihm alle Mühen und alle Dornen ſeiner anſtrengenden, ſchmerzen-, ſorgen- und arbeitsreichen Laufbahn in Paradieſesblumen umgewandelt wurden. Oreſt ein leibhafter Vertreter des Materialismus der Zeit; Hyacinth ein lebendiger Proteſt gegen ihn. Der Gegenſatz war ſo auffallend, ſo ſchlagend, ſo ausgeprägt in der Geſinnung und den Worten der beiden Brüder, ſo ausgeprägt in ihrer äußeren Erſcheinung, in Ton und Blick, in Haltung und Geberden, daß Corona, wenn ſie die Brüder beiſammen ſah, immer ganz heimlich eine gewiſſe ſchmerzliche Beſchämung für Oreſt empfand, und ſich wunderte, wie er, der ſein Lebenlang in der eleganten Welt, der großen Welt, der künſtleriſchen Welt ſich bewege, ſo roh und alltäglich ausſehen könne neben Hyacinth, der als ein armer Caplan zwiſchen Bauern verkehre. Aber das iſt's: der Menſch iſt nicht bloß der Sohn des Staubes, er iſt auch der Mitbürger der Heiligen; und dies Bewußtſein himmliſcher Heimathberechtigung, das unabhängig von jedem Stand, von jeder Lage, von jedem Ort, von jedem Verhältniß iſt, machte Hyacinth zu einem Flüchtling aus der Region des Staubes, während Oreſt, in dem es erloſchen war, der Sklave des Staubes wurde. Dieſe innerliche Abkehrung von allem Höheren, die mehr und mehr in Oreſt um ſich griff, erfüllte Hyacinth mit nagendem Kummer. Corona hatte ihn und Onkel Levin gebeten, ſie möchten Oreſt zu bewegen ſuchen, daß er die Kapelle ausbaue und ſich um einen Hausgeiſtlichen bemühe. Beide fanden dieſen Wunſch durchaus gerechtfertigt, aber Oreſt wollte nichts davon hören.

„Eine Frau muß nicht immer ihren Willen durchſetzen!“ entgegnete er.

„Immer nicht,“ antwortete Levin; „aber doch zuweilen, wenn er ſo gut iſt, wie in dieſem Falle.“

„Ich mag keinen Dritten in meiner Häuslichkeit haben.“

„Iſt auch nicht nöthig!“ ſagte Hyacinth. „Je weniger der Geiſtliche mit Euch — was das äußere Leben betrifft — zu thun haben wird, deſto lieber wird es ihm ſein.“

„Das iſt Deine Geſinnung, aber nicht die allgemeine. Die Prieſter wollen überall die Erſten ſein und herrſchen.“

„Wir müſſen durch Oreſt geiſtliche Geſinnung kennen lernen, lieber Hyacinth,“ ſagte Levin lächelnd.

„Beſter Onkel, verzeih!“ rief Oreſt; „Du und Hyacinth — Ihr ſeid Ausnahmen von der Regel.“

„Und wo hatteſt Du denn Gelegenheit, die Regel kennen zu lernen?“

„Nun da, wo alle Welt ſie kennen lernt: in der Geſchichte."

„Sage lieber, in den Geſchichten; dann bezeichneſt Du Deine Quellen etwas richtiger."

„Der größte Theil der Bevölkerung in der Herrſchaft iſt proteſtantiſch; da würde ich in den Verdacht der Proſelytenmacherei kommen."

„Ich glaube, daß Du in dieſen Verdacht nicht ſo leicht kommen wirſt," ſagte Hyacinth.

„Du willſt mir dadurch kein Lob ſpenden, ich weiß es!" entgegnete Oreſt; „aber ich betrachte es dennoch als ein ſolches. Ich will mit wildem Fanatismus blinder Bekehrungswuth nichts zu thun haben, und meine Pflicht als Ehemann iſt es, Corona vor ſolchem Verdacht zu ſchützen. Ich kann es aber nicht, wenn mein Haus eine Kapelle und einen Prieſter umſchließt. So etwas würde den confeſſionellen Frieden ſtören. Das darf nicht ſein! darin darf ich kein ſchlechtes Beiſpiel geben."

„Du ſprichſt ja, als wärſt Du Mitarbeiter an gewiſſen Zeitungen," ſagte Hyacinth, „die alsbald ein Zetergeſchrei über Störung des confeſſionellen Friedens erheben, wenn ſich irgendwo und irgendwie eine katholiſche Lebensäußerung kund gibt. Willſt Du dich denn mit dieſen Rittern Don Quixote auf einer und derſelben Roſinante tummeln? und würdeſt Du nicht durch Ehrfurcht und Liebe für Deinen Glauben und deſſen kirchliche Ausübung der proteſtantiſchen Bevölkerung ein ſehr gutes Beiſpiel geben?"

„Larifari, Hyacinth! Du biſt ja nur Corona's Organ! Prieſter und Frauen machen immer gemeinſchaftliche Sache zu demſelben Zweck."

„Und der wäre?" warf Levin ein.

„Herrſchaft!" rief Oreſt. „Frauen und Prieſter wollen herrſchen — und wollen es um ſo eifriger, durſtiger, heißer, als ſie es nur heimlich dürfen."

„Du irrſt, lieber Oreſt, wenn Du annimmſt, daß die Frau und der Prieſter nur heimlich herrſchen dürften," ſagte Levin gelaſſen. „Beide haben von Gott die Miſſion zu einer ganz öffentlichen und anerkannten Herrſchaft empfangen. Zum Prieſter hat der Herr ſelbſt geſprochen: „Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch." Der Prieſter kommt als Stellvertreter Chriſti, um über die Seelen der gläubigen Gemeinde zu herrſchen, eine Herrſchaft, die ganz Liebe, ganz Dienſtbarkeit, ganz Opferwilligkeit iſt. Er kommt als der ſichtbare Schutzengel der Gläubigen, belehrt, warnt, heilt, rettet, tröſtet, belebt und beſeelt ſie. Für ſie betet er, für ſie opfert er. Ein ſolches Amt gibt eine Herrſchaft, die der Prieſter nicht zu verheimlichen braucht, mein Sohn, denn er braucht ſich ihrer nicht zu ſchämen. Sein Scepter iſt das Kreuz, beſonders dasjenige, welches er unſichtbar auf ſeiner Schulter und in ſeinem Herzen trägt. Und was er in der Gemeinde, das iſt die Frau in der Familie. Indem Gott ſie an die Wiege des Kindes ſtellte, hat er ſie zum Schutzengel des Hauſes gemacht. Da übt ſie ihr häusliches Prieſterthum, da wacht und warnt, da belehrt und beſeelt, da betet und opfert ſie. Der Prieſter iſt ein Mitarbeiter Gottes, ſagt der heilige Apoſtel Paulus; aber die Frau iſt die Mitarbeiterin des Prieſters für das Reich Gottes. In dieſer übernatürlichen Weiſe herrſchen ſie und ſollen ſie herrſchen; nicht aus ihrer Machtvollkommenheit, ſondern im Auftrag Gottes; nicht verſtohlen, ſondern offen vor der ganzen Welt.“

„Beſter Onkel,“ betheuerte Oreſt, „Du ſiehſt Alles im idealen Licht und faſſeſt es auf von der idealen Seite, weil Du ſelbſt ein Ideal biſt.“

„Lieber Gott!“ ſagte Levin demüthig; „iſt man ſchlecht und recht ein armſeliger Prieſter, aber ganz durchdrungen von ſeinem Beruf, ſo ſoll man für ein Ideal gelten.“

„Aber das müßt Ihr doch zugeben,“ rief Oreſt, „daß der prieſterliche Beruf oft zu herrſchſüchtigen Zwecken mißbraucht worden iſt.“

„Lieber Bruder!“ ſagte Hyacinth und legte ſeine beiden Hände auf Oreſts Schultern. „Du haſt ja Deinen ganz guten Verſtand! alſo wende ihn doch an, ich bitte Dich flehentlich, um einen anderen Einwand oder Vorwurf aufzufinden, als jene klägliche Redensart: der Beruf kann mißbraucht werden! — Das bedeutet gar nichts, denn das kann man von allem Guten, ſowohl in der materiellen, als in der geiſtigen Schöpfung ſagen.“

„Es iſt aber nirgends empörender, als im geiſtlichen Beruf!“ ſagte Oreſt, „und deshalb will ich keinen Hausgeiſtlichen auf Stamberg.“

„Mit dem Vorderſatz bin ich vollkommen einverſtanden,“ entgegnete Hyacinth; „allein der Nachſatz iſt keine richtige Folgerung.“

„Baſta! ich will es nicht!“ rief Oreſt heftig. „Ich muß wiſſen, was ich in meinem Hauſe zu thun und zu laſſen habe.“ Damit ſtürmte er fort. —

Levin und Hyacinth hatten beide grenzenloſes Mitleid mit Corona, und als ſie allein waren, fragte Hyacinth den Onkel, ob es nicht ſeine Pflicht ſei, ſich ſo auf Stamberg niederzulaſſen, wie Levin auf Windeck. Aber Levin entgegnete:

„Das waren andere Verhältniſſe. Ich ging in mein elterliches Haus, nachdem ich meiner Stellung in der Welt beraubt war, und zu meiner todtkranken Mutter. Der Platz konnte mir nicht wohl ſtreitig gemacht werden; er gehörte mir. Der Sohn des Hauſes iſt ſchwer zu entfernen. Du aber haſt keine Heimathberechtigung auf Stamberg, und ſobald Dein Bruder Deine Anweſenheit daſelbſt nicht wünſcht, biſt Du ein Eindringling und um ſo weniger auf einem haltbaren Platz, als Oreſt ſeinen Groll mit Dir gegen Corona auslaſſen würde.

Sie hat es ſchwer — das arme Kind! aber Gott ſteht ihr bei. Sie leidet und lächelt und ſchweigt: untrügliches Zeichen, daß ſie ſich heiligt."

Es blieb wie es war! — Gleich nach Weihnachten begann Oreſt zu Corona von der Reiſe nach Paris zu ſprechen. Sie machte keine Einwendungen. So quälend der dortige Aufenthalt für ſie war, ſchien es ihr doch beſſer, mitzureiſen, als ihn allein gehen zu laſſen. Sie war aber außerordentlich leidend und der Arzt erklärte, in Rückſicht auf ihre Mutterhoffnung müſſe er ihr jede Reiſe in ſo rauher Jahreszeit und jede Unruhe ſtreng unterſagen. Corona bat den Arzt, er möge ſelbſt ſein Verbot ihrem Mann kund thun, damit Oreſt nicht wähne, daß ſie es ſei, die ein Hinderniß in ſeinen Plan lege.

„Wie unangenehm!" rief Oreſt; „nun . . . . dann muß ich allein reiſen!"

„Der Herr Graf werden doch die Reiſe etwas abkürzen, nicht wahr?" ſagte der Arzt, ein ältlicher, trockener Mann, der gewohnt war, ſeine Meinung unverholen zu ſagen.

„Wie ſo? warum?" rief Oreſt.

„Weil die Frau Gräfin ſehr leidend — und ſo ein einſamer Winter ſehr lang für eine Leidende iſt."

„O, meine Frau liebt ganz außerordentlich die Einſamkeit!" rief Oreſt und traf ſeine Reiſeanſtalten.

Corona kämpfte einen ſchweren Kampf mit ihrer

Schüchternheit, bevor ſie einen Entſchluß faßte, zu dem ſie ſich durch ihre Pflicht gedrängt fühlte. Sie nahm als einen kleinen Bundesgenoſſen Felicitas bei der Hand und ging eines Morgens mit ihr zu Oreſt, der eben beſchäftigt ſein Portefeuille zu ordnen und ſehr guter Laune war.

„Ah, Lili!" rief er und nahm die Kleine auf den Arm; „was ſoll ich Dir aus Paris mitbringen? eine Puppe, ſo groß wie Du ſelbſt biſt, nicht wahr? und eine Unmaſſe von Bonbon!"

„Lieber Oreſt," nahm Corona mit leiſe bebender Stimme das Wort, „Lili und ich — wir möchten Dich um etwas ganz Anderes bitten."

„Und das wäre?" fragte er ziemlich gleichgültig.

„Daß Du bei uns bliebeſt und für dieſen Winter auf Deine Reiſe nach Paris verzichteteſt."

„Ah bah!" ſagte er im wegwerfenden Ton; und zum Kinde: „Nicht wahr, Lili, Du willſt Bonbon aus Paris haben?"

„Bitte, bitte!" ſagte die Kleine und klatſchte in die Händchen, froh über die Ausſicht auf Bonbon.

„Siehſt Du, Lili iſt auf meiner Seite!" rief Oreſt.

„Lieber Oreſt," entgegnete Corona mit ſchmerzlichem Lächeln, „wüßteſt Du, wie mir zu Muthe iſt, ſo würdeſt Du nicht Deinen Scherz mit Lili treiben."

„Ich bitte Dich, laß Dich doch nicht durch den Doctor hypochonder ſtimmen!" ſagte Oreſt unmuthig. „Es iſt ja der Vortheil dieſer Herren, die Menſchen ängſtlich über ihr Befinden zu machen, damit man ſich deſto mehr an ſie wende."

„Du thuſt dem guten Doctor und mir Unrecht, lieber Oreſt. Er hat nur ſeine Schuldigkeit gethan, indem er mich von der Reiſe zurückhielt, und ich bin wahrlich nicht beſorgt um mein Befinden, das körperlich und vorübergehend iſt, ſondern nur beſorgt um Dich und Deinen Seelenzuſtand."

„Die Sorge überlaſſe mir!"

„Aber, lieber Oreſt, Du behandelſt ihn nicht mit Sorgfalt! Du ſtehſt unter irgend einem unglücklichen Einfluß, dem Du Dich willenlos, beſinnungslos überläßt, und der Dich Deiner Frau, Deinem Kinde, Deinem Hauſe, Deiner Familie, Deinem Wirkungskreis — mit einem Wort: Deiner Pflicht entfremdet. Von wem dieſer Einfluß ausgeht, weiß ich nicht und verlange ich nicht zu wiſſen; ich ſehe nur ſeine traurige Wirkung auf Dich, denn er verſetzt Dich in einen innerlich verkehrten und verwirrten Zuſtand, der Dich elend macht und der nicht nach dem Willen Gottes iſt. Wie ſoll das aber werden, lieber Oreſt, wenn Du auf einem Wege bleibſt, der ſo entſchieden der Bahn zuwiderläuft, welche Gott Dir zugewieſen hat."

„Ich thue nichts Böſes," ſagte Oreſt finſter; „ich habe mir nichts vorzuwerfen, als daß ich mich auswärts beſſer unterhalte, als hier. Ich bin nicht für das Karthäuſerleben geſchaffen, nicht für den Ehemann, nicht für den Hausvater, nicht für die Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes.“

„Das hätteſt Du bedenken ſollen, bevor Du dich in dieſe Lage begabſt. Aber ich glaube, wenn Du dich nur ein wenig gegen den böſen Einfluß ſtemmen wollteſt, von dem Du dich beherrſchen läßt, ſo würdeſt Du anfangen, weniger unglücklich Dich zu fühlen. Du würdeſt nach und nach zur Beſinnung über Deine Lage kommen, ſie würde Dir in einem freundlicheren Licht erſcheinen, und was Dir jetzt ſchwer, ja unerträglich vorkommt, würde Dir leicht und immer leichter werden. Ach, lieber Oreſt, nur ein wenig guter Wille — und Gott hilft nach! Nur der Verſuch zum Widerſtand — und Du überwindeſt die inneren oder äußeren Feinde! Und deshalb flehe ich Dich an: gehe nicht nach Paris! bleibe bei uns! bleibe hier.“

Sie hob die Hände bittend zu ihm auf und ſchwere Thränen rollten über ihre zarten bleichen Wangen. Als Felicitas die Mutter weinen ſah, verzog auch ſie, nach weicher Kinder Art, ihr Geſichtchen zum Weinen, ſchlang beide Arme um Oreſts Nacken und ſagte:

„Papa, hier bleiben.“

„Jetzt iſt Lili auf meiner Seite!“ rief Corona.

Oreſt ſtellte finſter das Kind auf den Boden und ſprach:

„Ich begreife nicht, weshalb Du mir dieſe Scene machſt. Ich ſage Dir ja, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; ich amüſire mich nur mit — Freunden. Es gibt nichts Unerträglicheres, als eiferſüchtige Launen.“

„Gott ſieht in mein Herz,“ antwortete Corona ſanft. „Ich hoffe, er ſpricht mich frei von unedler Eiferſucht und gibt mir das Zeugniß, daß ich keine andere Abſicht habe, als Dich zufrieden — und mit Dir ſelbſt, mit Deiner Lage und mit Gott verſöhnt zu ſehen.“

„Und woher weißt Du denn, daß ich es nicht bin?“

„Weil Deine Pflichten Dir eine ſo unerträgliche Bürde ſind, daß Du ſie fliehſt, lieber Oreſt,“ ſagte ſie ſchüchtern. „Ach, ſie können uns ja ſchwer werden und wir dürfen ja ihre Wucht empfinden; aber wenn Gott ſie tragen hilft, ſo harren wir aus. Verſuch' es, lieber Oreſt, ach, verſuch' es! harre aus. Ich bitte nicht für mich! um mein eitles und ſelbſtſüchtiges Herz mehr und mehr zu verleugnen, fügt Gott es ſo, daß ich in Deinem Herzen nichts gelte: alſo bitte ich nicht meinetwegen! aber ich bitte für Dich ſelbſt und für Deine Kinder.“

Sie ſank ihm zu Füßen mit ſtrömenden Thränen, aber ohne Leidenſchaft, ohne Aufregung. Sie weinte mit ſeinem Schutzengel, um ihn, nicht um ſich. Felicitas brach aber in lautes Weinen aus und ſchmiegte ſich an die knieende Mutter. Oreſt rief in äußerſter Ungeduld:

„Auch das noch! muß man da nicht aus dem Hauſe getrieben werden! Weiberthränen und Kindergeſchrei — das iſt einem Menſchen zu viel zugemuthet, davon werden die Nerven ganz erſchüttert."

„O lieber Oreſt!" bat Corona immer auf den Knien, „ſage das nicht, verleumde Dich nicht! nicht Deine Nerven werden erſchüttert, ſondern Dein Herz. Vergib uns die Thränen! Du kannſt ſie ja ſo leicht ſtillen. Sprich nur: ich bleibe! — und wir weinen nicht mehr."

Sie ergriff ſeine Hand und küßte ſie. Da trat er zurück und rief heftig:

„Steh auf! all' ſolche Scenen ſind mir verhaßt. Ich kann es nun einmal nicht Jahr aus Jahr ein hier aushalten; ich muß im Winter und im Sommer kleine Reiſen zu meiner Erholung machen. Du wirſt doch nicht verlangen, daß ich hier umkommen ſoll."

„Ich verlange gar nichts, lieber Oreſt, ich bitte nur."

„Da ich Dir aber meine Gründe geſagt habe, ſo mein' ich, Du ſollteſt Deine Bitten einſtellen."

„O vergib mir, daß ich dennoch bitte. Ach, Du ſagſt, Du müßteſt eine Erholungsreiſe machen; nun wohlan, reiſe! aber reiſe nach Venedig, oder Wien oder wohin Du willſt — nur nicht nach Paris."

„Nun iſt's genug!" brach Oreſt im heftigſten Zorn aus; „nun hab' ich es ſatt! nun kommt Dein Eigenſinn zu Tage! Ja, reiſe! .... nach Kamtſchatka reiſe! nach Marocco reiſe! .... nur nicht nach Paris.

Und warum nicht nach Paris? .... eben weil ich dahin will!“

„Ganz recht, lieber Oreſt, eben um Dir einen Anlaß zu geben, Deinen Willen zu verleugnen.“

„Du biſt ſehr gütig, Dich zu meiner Gouvernante machen zu wollen; allein ich rathe Dir, dies Amt bei Lili anzutreten und ihr das Weinen abzugewöhnen. Uebermorgen geh' ich nach Paris.“

Corona hatte noch immer auf den Knien gelegen; jetzt ſtand ſie auf und ſagte zu Felicitas, indem ſie ihr die Thränen von den langen Wimpern trocknete:

„So, meine Lili! jetzt küſſe dem Papa die Hand und bitte ihn um Verzeihung, daß wir geweint haben.“

Zaghaft gehorchte das Kind, küßte Oreſt's Hand und ſagte ängſtlich:

„Papa, nicht böſe auf Lili.“

„Geh' nur, geh'!“ erwiderte er rauh.

Corona nahm die Kleine auf den Arm und verließ ſchweigend Oreſt, der mit beiden Händen ſeinen Kopf ergriff und hielt und bei ſich ſelbſt murmelte: Die Weiber ſind ganz darauf eingerichtet, einen ehrlichen Mann um den Verſtand zu bringen!!

So wirkt die Leidenſchaft: ſie entnervt den Menſchen und ſie macht ihn barbariſch.

Oreſt ging nach Paris, Corona blieb allein; aber Gott war mit ihr. Sie war wochenlang auf ihre Gemächer beſchränkt, ſo leidend, daß ſie ſich kaum mit etwas Handarbeit — und gar nicht mit Muſik und Leſen beſchäftigen durfte; und daß es ihr nicht einmal möglich war, Sonntags zum Gottesdienſt zu fahren. Sie verlor nie die Geduld bei ſo herben Entbehrungen; ſie klagte nie, daß ſie ihr zur Laſt fielen. In ihrem freundlichen Thurmcabinet verbrachte ſie meiſtens ihre Tage. Zuweilen ruhte ihr Blick lange auf der winterlichen Landſchaft, die ſie aus ihren Fenſtern weit und breit überſah. Das weiße Leichentuch des Schnees lag auf Berg und Thal, auf Wald und Flur — ſo kalt, ſo ſchauerlich, ſo ertödtend. O Winter meines Lebens! ſeufzte wohl einmal Corona's Menſchenherz; mit ſeinen zwanzig Jahren. Und der Frühling kommt doch! der ewige Frühling! ſetzte ſie entſchloſſen hinzu und zog mit himmliſcher Energie ihr Herz höher, über ſeine zwanzig Jahre und ſeine Erdenwünſche hinauf. Und fiel ihr Auge gar auf Felicitas, ſo rief ſie froh: Mein Gott, wie undankbar ich bin! hab' ich nicht im Erdenwinter mein Schneeglöckchen, mein ſüßes Kind! O Du Seele meines Kindes — in Dir beſitze ich ja das Paradies! — — Graf Damian beſuchte ſie und fand ſie ſo leidend, ſo übel ausſehend, daß er der Baronin Iſabelle ſchrieb und ſie bat, nach Stamberg zu kommen. Grenzenlos war Corona's Freude, als ſie nicht allein kam; Onkel Levin begleitete ſie. Seit vielen langen Jahren hatte er Windeck nicht verlaſſen. Aber er dachte: Vielleicht iſt ſie reif für die Ewigkeit; vielleicht ruft der gnädige Gott eine Seele, die durch reine edle Schmerzen früh geläutert iſt, aus dieſem Thal der Thränen. Und ſie hat Niemand, der ihr in ſchwerer Stunde mit geiſtlichem Troſt und mit den göttlichen Gnadenmitteln der Kirche zur Seite ſtehe. Er erbat und erhielt die biſchöfliche Erlaubniß, in einem Saal, der an die Wohnzimmer ſtieß und nicht benutzt wurde, eine Kapelle einrichten und die heiligſten Geheimniſſe feiern zu dürfen.

„Heute iſt meinem Hauſe Heil widerfahren!" frohlockte Corona, als Onkel Levin eintraf und dieſe Nachricht mitbrachte. Ihrem Vater gegenüber war ſie immer fröhlich, mittheilend, geſprächig — und ganz ungeſucht, ganz einfach. Sie litt nicht, daß er auch nur eine Sylbe der Mißbilligung über Oreſt's Benehmen äußere. Von dieſem Zwang, der ihm ſehr läſtig war, erholte er ſich bei Levin.

„Ich möchte dem Jungen, dem Oreſt, den Hals umdrehen!" rief er zuweilen.

„Lieber das Herz!" entgegnete Levin.

„Ja freilich — das Herz! aber hat er ein Herz, wenn er keines hat für dieſen Engel von Frau? ſie iſt meine Tochter und es iſt wider den Anſtand, das eigene Kind zu loben; aber ich kann mir nicht helfen! Sehe ich ihr liebes ſanftes Geſicht an, ſo muß ich immer denken: O du lieber Engel!" —

Mit Levin ſprach Corona anders, als mit Graf Damián. Sie ſagte:

„Lieber Onkel, wie gut iſt Gott! wie erbarmt er ſich meiner! Ich war ein kleines, eitles, launenhaftes Mädchen, mit allen Anlagen zur Selbſtſucht und zur Selbſtgefälligkeit — und dabei verzogen und verwöhnt wie Eine! Wäre das ſo fortgegangen, hätten mich die äußeren Verhältniſſe immer ſo weich und warm gewiegt und getragen — wer weiß, ob ich nicht ein recht ſchlimmes Weltkind geworden wäre.“

„Wohl Dir, daß Du es erkennſt, geliebtes Kind,“ erwiederte Levin. „Irdiſches Glück erſchlafft und erkältet uns oft gegen unſere himmliſche Beſtimmung. Das Herz des Menſchen iſt wie ein Rauchfaß, in welchem allerhand Weihrauchkörner liegen und aus welchem dennoch kein Wohlgeruch aufſteigt — denn der Weihrauch brennt nicht. Da fallen Kohlen auf ihn, entzünden ihn, entwickeln ſeinen Arom, der ſich zu lieblichem Duft und in zartem Gewölk ausbreitet und zum Tabernakel emporſteigt, in welchem unſer Gott unter uns wohnt. Die zündende Kohle im Menſchenherzen, Kind — das iſt der Schmerz. Wer möchte ihn miſſen, da durch ihn unſer kaltes trockenes Herz verwandelt wird in eine Schaale, die vor Gott ſüßen Wohlgeruch aushaucht.“ —

Corona war ſehr krank. Zwei Aerzte waren im Schloß. Ein Telegramm ging nach Paris und benachrichtigte Oreſt von ihrer Gefahr. Er war aber nicht in Paris, ſondern in Lyon, wo Judith ein Conzert gab. Corona ſagte zu den Aerzten:

„Ich habe von Fällen gehört, in denen es unmöglich ſein ſoll, Mutter und Kind am Leben zu erhalten. Es könnte ja ſein, daß ſich dieſer Fall für uns ereignete; denn ich weiß, es ſteht nicht gut mit mir. Tritt er ein — dann vergeſſen Sie nicht, daß es ſich handelt um eine unſterbliche Seele. Ich habe ſo eben die heiligen Sterbſacramente empfangen und darf hoffen, daß der liebe Gott meine Seele in Gnaden aufnehmen werde; alſo ich kann ſterben. Aber das Kind muß leben — denn es muß die heilige Taufe empfangen.“

Der eine Arzt dachte bei ſich ſelbſt: die Logik verſtehe ich nicht. Der andere, Corona's Hausarzt, der trockene Mann, ſah ſie an mit feuchtſchimmernden Augen und ſagte im barſchen Ton:

„Gnädige Gräfin müſſen nicht ſo ſprechen! davon wird einem ja ganz unnützer Weiſe das Herz weich. Man iſt ja auch ein Chriſtenmenſch und hat ein Gewiſſen.“

„Gut, Herr Doctor!“ ſagte Corona; „auf Ihr Gewiſſen lege ich die Seele des Kindes.“ — —

Namenloſer Jubel brach im Schloß aus: Corona lebte und ihr Sohn lebte auch; ſchwach und ſchwankend zwar, aber er lebte.

„Wie ſoll er heißen?“ fragte Levin; „ich taufe ihn gleich.“

„Gott war mit uns!“ ſagte Corona ſtrahlend vor Wonne; „Emanuel ſoll er heißen.“

Alles an ihr war übernatürlich: ihre Freude wie ihr Leid; ihre Gedanken wie ihre Liebe. Und abermals ging ein Telegramm mit dieſen Nachrichten zu Oreſt und traf ihn nicht; denn er war noch in Lyon bei einem prächtigen Feſt, das man zu Ehren Judith's gab. Tags darauf ging ſie nach Paris zurück. Man war in der Charwoche und ſie hatte verſprochen, am grünen Donnerſtag in der Kapelle der Kloſterfrauen von Unſerer Lieben Frau von Sion zu ſingen; Pergoleſes „Stabat mater.“ zum Beſten des Kloſters. Auch ihr Concert in Lyon war für einen Zweck der Barmherzigkeit geweſen und nie ſchlug ſie eine ſolche Bitte ab. Mit Oreſt zugleich traf ein drittes Telegramm aus Stamberg ein, ſo daß er auf ſeinem Tiſch drei telegraphiſche Depeſchen fand. Trotz ſeines Leichtſinns entſetzte er ſich und öffnete die letzte zuerſt. Sie meldete ihm den Tod ſeines Sohnes. Das ſchwache Lebensflämmchen war nicht zu erhalten geweſen und nach vierundzwanzig Stunden ſtill erloſchen. Oreſt war vernichtet. Er hatte einen Sohn gehabt und verloren — und ihn nie geſehen! Er ſauſte mit dem Schnellzug durch die Nacht und war am anderen Vormittag auf Stamberg, außer ſich, verzweifelnd, mit Gott und Menſchen hadernd, denn einen Sohn hatte er gewünſcht, einen Träger des Namens, einen Erben des Vermögens, einen Vertreter des Hauſes

Windeck; und nun fand er ihn — aber als Leiche. Auf Frühlingsblumen gebettet und in Spitzen eingehüllt lag die kleine Leiche in dem Saal, der zur Kapelle umgeſchaffen war, und Felicitas ſaß, mit Blumen ſpielend, ſo ruhig und ahnungslos neben dem kleinen Sarge, als ob es die Wiege ihres entſchlafenen Brüderchens ſei. Dies Bild eines Friedens, der Zeit und Ewigkeit umſchloß, trat ſo überwältigend in die wilde Gewitternacht ſeines Innern, daß Oreſt ohnmächtig neben den beiden Kindern zuſammenſank. Dies entwaffnete etwas Graf Damian, der einen beträchtlichen Vorrath von Groll gegen ſeinen Schwiegerſohn in ſich aufgeſpeichert hatte, und der Hausarzt ſagte zu Levin:

„Ja ja! ſo ſind die Leute! Nichts wollte der Herr Graf davon hören, ſeine Reiſe abzukürzen, obgleich es ja auf der Hand liegt, daß bei einer ſo zarten Geſundheit, wie die Frau Gräfin hat, die Dinge leicht eine ſchlimme Wendung nehmen. Und nun iſt er desperat, das Bübchen nicht mehr am Leben zu treffen, und hat nicht übel Luſt, uns Alle dafür verantwortlich zu machen.“

Corona hatte ihr Kind in die Hand Gottes zurück gegeben, aus der ſie es empfangen hatte. Bei ſolcher Geſinnung verliert der Schmerz ſeine Herbe und ſeinen Stachel; aber weh thut er doch! Das Herz blutet ſich leiſe nach Innen aus. Sie ſuchte Oreſt zu tröſten und zu beruhigen und bat ihn, daß das Kind in der Familiengruft zu Kloſter Engelsberg beigeſetzt werde.

„Dort ſind wir im Sarge zu Hauſe,“ ſagte ſie, „und viele heilige Meßopfer und Gebete erheben ſich über unſere Gruft und ſchlingen die Todten in den Verband des ewigen Lebens hinein.“

Was ſie wünſchte, geſchah. Es war, als habe ſie einen Blick in ihre Zukunft gethan. Allmälig ſenkten ſich wieder die Wellen in den aufgeregten Gemüthern, und das Alltagsleben kehrte in das gewöhnliche Geleiſe zurück. Graf Damian, Levin und die Baronin Iſabelle verließen Stamberg. Corona erholte ſich; doch ſo langſam, daß ſie im Laufe des Sommers eine Cur in Ems brauchen mußte und daß die Aerzte erklärten, ſie müſſe den nächſten Winter in Italien zubringen, in Rom oder Piſa; ihre Bruſt ſcheine angegriffen.

„Alſo nach Rom!“ rief Oreſt.

„Ja, nach Rom!“ ſagte Graf Damian. „Ich gehe mit. Das habe ich mir ſchon lange gewünſcht.“

Er war auch in Ems mit Corona; er konnte ſich kaum mehr von ihr trennen, ſo ſehr fühlte er die Verpflichtung, in ihrer Verlaſſenheit ihr beizuſtehen. Hyacinth war bereits im Frühling nach Rom gegangen, um dort ein Jahr theologiſche Studien zu machen. Der Grund, weshalb Oreſt ſich für Rom entſchied, war kein anderer, als weil Judith dahin ging. Dieſe hatte erklärt, ihr Ruhm ſei jetzt begründet; ſie brauche London und Paris nicht mehr; ſie wolle fortan nur in Italien ſingen — und dieſen Winter in Rom. Als

Oreſt's Schmerz um ſein Kind ſich gelegt hatte, ſchlief auch ſein Gewiſſen wieder ein und der Schmerz ging ſchnell vorüber, denn er hatte doch eigentlich nur einen künftigen Oreſt in ſeinem Sohn erſehnt, geliebt, betrauert. Ein ſolcher Schmerz iſt nicht die glühende Kohle, die das Innere entzündet; iſt nur ein dürftiger Funke, der in der kalten inneren Finſterniß ſchnell erliſcht. Mit brennender Ungeduld harrte er auf den Augenblick, wo Judith am Genferſee ſich ausruhen werde; dann wollte er zu ihr, ſein Verſchwinden aus Paris und ohne Abſchied von ihr — gleichviel wie erklären und dann nach Stamberg zurückgehen, um mit Corona die italieniſche Reiſe anzutreten. Die Aerzte hatten freilich gerathen, Corona möge nicht den October dieſſeits der Alpen abwarten; aber Judith war ja im October in der Villa Diodati! da mußte Corona ſchon Geduld haben! Endlich kam ſtatt ſeiner jener Brief, der ihr anzeigte, daß ſie die Reiſe allein mit Graf Damian zu machen habe.

◆

Die Heimkehr.

In Sinnen verloren ſaß Corona am Schreibtiſch, den Brief in der einen Hand und in die andere den Kopf geſtützt — ſo lieblich in ihrer Erſcheinung, ihrem Ausdruck, ihrer Haltung, daß die volle ehemänniſche Gleichgültigkeit dazu gehörte, um eine andere Frau ihr vorzuziehen. Ihr lichtbraunes Haar war à la Valois in weichen Wellen zurückgeſchlagen und ließ die Stirn ganz frei, die weiß wie Alabaſter, an den Schläfen ein feines bläuliches Geäder, zart wie auf Blumenblätter getuſcht, durchſchimmern ließ. Vom zarteſten Schnitt waren ihre Züge, vom zarteſten Roſenhauch ihr Colorit und mit einer ihr eigenthümlichen Grazie hoben und ſenkten ſich ihre langen, gebogenen Wimpern über ihr mildes, aber melancholiſches Auge. Sie trug ein Kleid, wie es ſich für die Jahreszeit paßte, von ſchwerem Seidenſtoff, perlgrau mit korallenfarbenen Ramagen, und Broche und Ohrringe von geſchnittenen Corallen und eine Fülle von Spitzen fiel von ihren ſchmalen weißen Händen zurück. Sie ſah aus wie eine wunderſchöne Blume aus einem fremden Himmelsſtrich — fein und zart organiſirt an Leib und Seele, an Herz und Geiſt. Ein Ausruf des Kindes weckte ſie aus ihrem Nachſinnen.

„Mama!“ ſagte Felicitas im Tone des Erſtaunens und zeigte mit dem Finger nach der Thür, die aus dem Cabinet in den Salon führte. Corona wendete ſich nach der Thüre um: da ſtand Uriel. Sie ſtreckte ihm beide Hände entgegen, aber ſie zitterte ſo heftig, daß ſie nicht aufſtehen konnte. Die Erinnerung an den Abſchied damals in Windeck — und an Alles, was zwiſchen dem Damals und dem Jetzt lag, überwältigte ſie und ſie brach in Thränen aus.

„Corona, Du weinſt! . . . . und ich freue mich!“ rief Uriel, und drückte und küßte ihre Hände.

„O, ich freue mich auch,“ ſagte ſie, trocknete ihre Augen und ſuchte ſich zu faſſen; „aber Du haſt mich erſchreckt. Sieh’, Uriel, dies iſt Felicitas.“

Die Kleine hatte bei dem Eintritt eines Fremden ihre Puppenwelt verlaſſen und ſich zur Mutter geflüchtet. Uriel hob ſie auf, ſtellte ſie vor ſich auf den Tiſch und ſagte zärtlich:

„Alſo Du biſt Felicitas! Sei willkommen! und ſei das Glück Deiner Eltern, Du liebes Kind! . . . . Wo iſt Oreſt?“ ſetzte er in einem Tone hinzu, der die Erwartung verrieth, er werde die Antwort bekommen: Auf der Jagd.

„Er iſt verreiſt — er braucht die Seebäder in Genua,“ entgegnete Corona beklommen.

„Oreſt — Seebäder des Südens!“ rief Uriel in höchſter Verwunderung. „Wenn Du es wäreſt!“

„O nein,“ ſagte ſie abbrechend, „ich bin wohl und brauche dergleichen nicht. Aber nun ſprich von Dir, nun erzähle, Du Weltumſegler! Was haſt Du geſehen, gehört, gedacht, gethan!“

„Geſehen: wie ſchön Gott die Erde geſchaffen — und wie häßlich die Menſchen ſie und ſich ſelbſt gemacht haben. Gehört: mehr Worte als Wahrheit. Gedacht: Eines; nämlich — das Menſchenherz iſt größer als der Erdball. Gethan: nichts.“

„Du biſt ein lakoniſcher Berichterſtatter,“ ſagte Corona lächelnd.

„Ich habe Dir die Quinteſſenz meiner Reiſe-Erfahrungen gegeben; iſt das nicht die Hauptſache? Allerlei Bilder laſſen ſich wohl ſpäter ausmalen und dienen mehr zur Unterhaltung, als daß ſie der Theilnahme genügten. Und deshalb iſt jetzt an Dir die Reihe, mir einen Abriß Eures Lebens zu geben.“

Corona legte ſanft ihre Hand auf das lockige Haar ihres Kindes und ſagte himmliſch freundlich:

„Felicitas.“

„Du biſt aber doch noch lakoniſcher als ich!“ entgegnete Uriel gerührt.

„Ich habe auch keine Weltfahrten gemacht!“ rief ſie heiter.

Dann fragte er nach dem Vater, nach Onkel Levin, nach Hyacinth, nach Tante Iſabelle, nach ganz Windeck. Nach Regina fragte er nicht. Aber Corona erzählte von Allen und Allem und auch von der geliebten Schweſter: daß dieſelbe den Kloſternamen Thereſe trage — und daß ſie Alle einmal im Jahre von Windeck aus ſie in Himmelspforten beſuchten und im Sprachzimmer ſie ſehen und ſprechen dürften. „Das heißt, wir ſehen ſie hinter dem Gitter und ſie ſchlägt nie ihren Schleier auf. Auf Wiederſehen im Himmel! ſagte ſie am Tage ihrer feierlichen Einkleidung, als der Vater ſie vor der Ceremonie noch ein Mal zu ſehen und zu ſprechen verlangte. Sie war, wie es üblich iſt, noch in dem glänzenden weltlichen Anzug, den ſie gleich darauf mit dem groben braunen Habit der Carmeliteſſen vertauſchen ſollte. Wie eine Königin ſtand ſie da, in dem weißen Seidenkleide und mit den herrlichen Perlenſchnüren von der ſeligen Mutter um den Hals — wie die Königin einer höheren Welt, in welcher Diamanten als Staubeskörner gelten. So ſtand ſie da und das Gitter im Sprachzimmer war weit geöffnet. Der Vater hatte durchaus verlangt, ſie im letzten Augenblick zu ſprechen und wir waren Alle dabei. Alle Verwandten waren gekommen zu der heiligen Feierlichkeit, die der Biſchof vollzog. Papa ſagte ihr Vieles und Onkel Levin auch ein Paar

Worte; aber ſie erwiederte nur: Der Bräutigam ruft, ich muß ihm folgen! und Aehnliches mehr, ganz ſanft, ganz beſtimmt — wie ſie immer war. Endlich kniete ſie am Gitter nieder und bat Papa und Onkel Levin um ihren Segen — und als ſie dann aufgeſtanden war und uns Alle und jeden Einzelnen anſah mit ihrem tiefen unvergeßlichen Blick, da ſagte ſie: Auf Wiederſehen im Himmel! und wie eine wandelnde Lilie verließ ſie das Zimmer. Jetzt, wenn wir kommen, iſt ſie immer von einer ganz herzzerſchmelzenden Liebe, als ob ſie ihr Leben aushauchen möchte, um Seelen zu Gott hinzuziehen. Dieſen Sommer fragte ich ſie: Kommſt Du vom Calvarienberg, um ſo zu lieben? Da antwortete ſie ſo recht nach alter Art, damit nur Niemand ſie für etwas Beſonderes halten möge: Ach, nein! aus meiner Zelle! Wir gehen dann immer in die Kloſterkapelle, um ſie ſingen zu hören; am Abend nach der Vesper ein „Salve Regina" oder ein „Regina coeli, laetare." Die Carmeliteſſen ſingen wunderſchön, mit gedämpfter Stimme, nach der Tradition der heil. Thereſe, welche geſagt hat, die laute Stimme, der weithin tönende Geſang ſchicke ſich nicht für Kloſterfrauen, bei denen Alles das Gepräge der Abtödtung, nicht der natürlichen Gabe, tragen müſſe. Und ſo ſingt denn auch Regina wie vom Himmel herab. Die Leute kommen aus der Stadt, um ſie zu hören. Ihre Stimme ſchwebt gleichſam über den anderen Stimmen, wie ein Balſamduft über Blumen. Ach, Uriel! von Regina gilt das Wort unſeres Heilandes: Sie hat den beſten Theil erwählt."

„Für ſich ſelbſt — gewiß!" ſagte Uriel.

„Auch für uns!" entgegnete ſie. „Regina iſt unſere Beterin. Es gibt in den Familien einige Glieder, die zahlreichſten, welche für irdiſchen Beſtand und irdiſche Wohlfahrt der Familie ſorgen. Damit ſich dieſe nicht zu tief und zu ausſchließlich in das Irdiſche verſenke und verliere, hat ſie auch andere Glilder, welche ihr himmliſche Gnaden zuwenden. Das Gebet des Gerechten vermag viel: ſo lehrt und beweiſt uns die heilige Schrift. Wir ſind reich an betenden Seelen: Onkel Levin, Hyacinth, Regina."

„Und was haben ſie denn für Dich erbeten?" fragte er bewegt und blickte in ihr melancholiſches Auge.

„Das, was mir Noth thut, lieber Uriel," ſagte ſie mild.

„Nun aber ſprich von Oreſt!" rief er.

„Dieſen Brief erhielt ich ſo eben von ihm; der ſagt Dir Alles, was ich ſelbſt weiß," entgegnete ſie ausweichend und reichte ihm das Schreiben. „Daraus wirſt Du ſehen, daß ich am Vorabend einer Reiſe nach Italien bin. Morgen werden die Koffer gepackt, übermorgen gehe ich nach Windeck und dann mit dem Papa gen Süden, nach Rom — wo ich Oreſt finde."

Uriel war über alle Maßen durch den Inhalt dieſes Schreibens betroffen. Oreſt brauchte enorm viel Geld —

Corona ſollte nichts brauchen! Er reiſte mit Reitpferden — ſie ſollte ohne Diener reiſen! Zuerſt nannte er ſein Pferd — dann ſein Kind! Er fing an, ihre melancholiſchen Augen zu verſtehen. Sie ſprachen den ganzen Abend traulich und offenherzig wie Geſchwiſter mit einander; aber Corona's eheliche Verhältniſſe berührten ſie nicht. Corona ſchwieg darüber und Uriel fühlte Alles, was in dieſem Schweigen lag. Als er ihr ſeine Verwunderung ausſprach, daß ſie ihr Söhnchen nicht in ihrer Nähe habe beerdigen laſſen, ſagte Corona:

„Sieh', ich bin hier nicht recht heimiſch!" Aber gleich ſetzte ſie erklärend hinzu: „Ringsumher Alles proteſtantiſch — das macht mir den Eindruck von unüberwindlicher Fremdheit."

„Und die Kapelle?" fragte er.

Corona kramte tief in ihrem großen chineſiſchen Arbeitskorb, um ihr Erröthen zu verbergen und, wo möglich, die Frage im Eifer der Geſchäftigkeit zu überhören. Als Uriel ſie aber wiederholte, ſchlug Corona ihm zierlich mit einer Häkelnadel von Elfenbein auf die Finger und erwiederte:

„Warum haſt Du ſie nicht ausgebaut? Wir haben kein Geld dazu."

Ihn überfiel ein unſägliches Mitleid mit dieſer Frau, die in der Blüthe der Jugend und Schönheit, und umringt von Reichthum und Wohlbehagen, dennoch ein verzichtendes Leben zu führen hatte, deſſen Entbehrungen grell abſtachen gegen den äußeren Glanz. Sie rührte ihn umſomehr, als ſie ſehr heiter war. Ihre Kindheit und erſte Jugend wachten in tauſend Bildern und Erinnerungen in ihr auf, als ſie Uriel wiederſah; die zehn Jahre, die er vor ihr voraus hatte, trugen dazu bei, jene aufzufriſchen und zu vervollſtändigen; und daß er darauf einging, daß er es nicht langweilig fand, wie Oreſt, von der Vergangenheit zu ſprechen; daß er nicht vergeſſen hatte dieſe Kinderei und jenen Scherz und daß er gar noch mehr wußte als ſie — das ſtimmte ſie ſo froh, wie ſie lange nicht geweſen war, die arme Corona. Dieſe Freude traulicher Mittheilung war ein ſeltener Gaſt bei ihr; denn Derjenige, auf den ſie von Gott und durch die natürlichen Verhältniſſe gewieſen war, ſtieß ſie rauh zurück, und bei allen Anderen fürchtete ſie, bald wehe zu thun, bald ſchmerzlich berührt zu werden. Bei Uriel fühlte ſie eine gewiſſe wohlthuende Sicherheit. Aber ſo zart hatte ihr demüthiges Gebets- und Leidensleben ihr Gewiſſen gemacht, daß ſie, als ſie ſpäter allein war und vor Gott Rechenſchaft über ihren Tag ablegte, mit heiliger Wachſamkeit — mit dieſem Gnadenlicht, das um ſo heller brennt, je reiner die Luft des inneren Lebens iſt — ihr Herz durchleuchtete. Und ſie dachte daran, daß früher ein leiſer, ihr ſelbſt unbewußter Zug von Neigung für Uriel wie ein warmer Hauch ihr Herz berührt habe. Sie verſchloß nicht ihr Auge gegen die kleinſte Gefahr. Sie verließ ſich nicht auf ihr ſchweſterliches Verhältniß zu ihm; nicht auf ihren reinen Willen. Sie betete um himmliſchen Schutz und faßte ihren Vorſatz. „Heilige Mutter Gottes, beſchirme Du mein Herz! ich will mich nicht ſo ſehr über Uriel freuen!“ — So heiligt man ſich. —

Auf Windeck war ſie zwiefach willkommen, da ſie Uriel mitbrachte. Graf Damian rief vergnügt:

„Geh' nur gleich mit uns nach Rom!“

„Ich bleibe erſt noch etwas bei Onkel Levin,“ ſagte Uriel; „aber ich komme. Es iſt recht ſeltſam, daß ich trotz meiner Weltfahrten noch nie in Rom war.“ —

Graf Damian betrieb raſch die nothwendigen Reiſeanſtalten, umſomehr, als Corona täglich nach Kloſter Engelsberg hinüber fuhr. Er brach gegen Uriel in heftige Klagen über Oreſt aus.

„Was ſagſt Du zu einem ſolchen Benehmen? Iſt's nicht empörend? Die Hälfte des Jahres ſitzt er bei dieſer Sängerin, dieſer Judith Miranes — Du weißt ja deren Geſchichte! und wenn er auf Stamberg iſt, würde man wünſchen, daß er nur lieber fortginge — ſo mißmuthig, ſo verſtimmt, ſo gelangweilt, ſo lebensſatt, ſo durch und durch unerträglich benimmt er ſich und beſonders gegen Corona. Hätte ſie nicht eine übermenſchliche Geduld, ſo wäre ſie längſt davongelaufen! Wer hätte je eine ſolche Geduld von der kleinen lebhaften Corona erwartet — und je, daß Oreſt ſo ausarten könne!

Leichtſinnig war er zwar immer; allein ſolche Leute werden oft die allerbeſten Ehemänner. Früher war er doch munter, guter Laune, auch ſo gewiß gutmüthig und geſcheut. Jetzt — Alles fort! aber Alles! untergegangen in Egoismus, verſchlungen von verrückter Leidenſchaft. Ich ſag' Dir, verrückt! denn wenn Du mit ihm ſprichſt, wie ich es einmal gethan habe, ſo antwortet er Dir: höchſt edle Freundſchaft — platoniſche Liebe — ꝛc. ꝛc. Stelle Dir dies vor: Oreſt und platoniſche Liebe! — Was hab' ich von ſeinem Platonismus, wenn er all' ſeine Standespflichten verſäumt, Frau und Kind verläßt, der Welt Scandal gibt! Aber die Sache iſt ſo: die Donna iſt klug! ſie weiß, wie ſie ihn feſſeln kann. Ich weiß nur nicht, wie lange das währen ſoll!"

„Mein Gott," ſagte Uriel niedergeſchlagen, „wie ſchwer iſt die Kunſt, glücklich zu ſein! für Oreſt ſind doch wahrlich alle Elemente, alles Material dazu vorhanden und er benutzt es nicht und macht ſich ſelbſt und Corona unglücklich."

„Mein Troſt iſt der," ſagte Graf Damian mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen inneren Erhebung, „daß Corona ſich wirklich zu einer kleinen Heiligen bildet. Ich war dieſen Sommer mit ihr in Ems. Sie iſt ja eine ganz charmante Perſon und einer ſolchen fehlt es in der Welt nie an Leuten, die ihr das ſagen oder zu verſtehen geben. Aber es war als ob ſie von dem Mann im Mond oder zu ihm ſprächen! Ich habe ſie oft in der Stille bewundert wegen ihres unvergleichlich tactvollen Benehmens. Und das weiß ihr leichtfertiger Patron von Mann gar nicht zu ſchätzen.“ —

Am Tage nach Allerſeelen reiſte Graf Damian mit Corona und Felicitas gen Italien.

„Du bleibſt bei uns alten Leuten!“ ſagte die Baronin Iſabelle freundlich zu Uriel. „Du magſt auch recht müde von dem raſtloſen Umherſchweifen dieſer viertehalb Jahre ſein! Was willſt Du denn nun beginnen?“

So hatte auch Graf Damian gefragt und Onkel Levin ebenfalls. Ja — wußte er es denn? Was er nicht wollte, das wußte er. Aber was er wollte? — —

„Lieber Onkel,“ ſagte er einmal in einem ſtillen Geſpräch zu Levin, „ich weiß durchaus nicht, was ich auf der Welt anfangen ſoll. Ich bin ausgereiſt, um etwas zu ſuchen, das ich hier nicht fand; ich habe mir in fernen Welttheilen das menſchliche Treiben und Wirken betrachtet und überlegt, das mir in dem unſeren ſo fürchterlich mißfiel. Es iſt dort wie hier. Ich bin nach Europa zurückgekehrt — vielleicht mit der leiſen Hoffnung, es werde mir jetzt einen beſſeren Eindruck machen. Aber im Gegentheil! ich habe dies letzte Jahr faſt ausſchließlich in Petersburg, London und Paris zugebracht, und zwar nicht in dem Theil der Geſellſchaft, welche ſich excluſiv „die Geſellſchaft“ nennt. Die kenne ich aus früherer Zeit! die iſt ſo blaſirt, ſo entſittlicht, ſo verkommen im brutalſten Materialiſmus, daß der Duft von Eßbouquet und Patchouly, in welchem ſie ſchwimmt, ihren eigenthümlichen Verweſungsgeruch nur zurückdrängt, aber nicht verſcheucht. Die kenne ich mit ihrer moraliſch verſunkenen Männerwelt und ihrer durch Eitelkeit ſinkenden Frauenwelt, und deren Loſungswort, das zu Allem hintreibt und Alles entſchuldigt, es ſei noch ſo gemein und noch ſo ſchlecht: genießen wollen! gefallen wollen!

„Der Ekel vor ihr hat mich recht eigentlich damals aus Europa vertrieben, als ich mein Gegengewicht gegen ihren furchtbar verderblichen Einfluß mit der Hoffnung auf häusliches Glück verlor. Aber das öffentliche Leben in Europa, das Leben der Staaten und Völker, die große allgemeine Geſellſchaft, die wollte ich in's Auge faſſen, wollte beobachten, was es denn ſei, das die Menſchen treibt und bewegt auf der ungeheueren Flut einer raſt- und ruheloſen Anſtrengung, die augenſcheinlich, wie aus unſichtbaren geöffneten Schleuſen, den Welttheil ſo gewaltſam überſtürzt, wie die Menſchheit es noch nie erlebt hat. Aehnlich war es bei dem Untergang des alten Römerreiches vor den nordiſchen Barbaren. Aehnlich auch, tauſend Jahre ſpäter, als Byzanz vor dem Islam fiel. Aber nur ähnlich im kleinen Maßſtab. Nicht zu einer ſolchen Ausbreitung über Welttheil und Erdball hatte ſich das tauſendgliederige Weſen, welches man Civiliſation nennt und welches doch keine iſt, zerdehnt. Nicht brauchte ſie ein China und ein Californien, den

Hindu und die Rothhaut zu ihrer Thätigkeit; nicht ein Netzwerk von Eiſenſchienen zu ihrer Bewegung; nicht einen Flug des Gedankens mit Blitzesſchnelle über Länder und Meere zu ihrer Mittheilung, wie ſie das Alles jetzt hat und jetzt braucht. Aber zu welchem Zweck hat die menſchliche Geſellſchaft dieſe unerhörte Bewegung zu einem ſo wichtigen Factor ihres Beſtehens gemacht? welche Bildung wird durch ſie errungen, welche Wahrheit durch ſie verbreitet, welche Tugend durch ſie gepflegt, welche ſittliche Größe durch ſie erlangt? welche Würde bringt ſie in die Verhältniſſe des Menſchen, welchen Adel in ſeine Geſinnung, welche Grundlage in ſeine Handlungen? — — Null, lieber Onkel, unter Null! Wenn man ſich einen Kreis denkt, ausgeweitet bis zur äußerſten Spannung, und Millionen von Radien ſchießen aus der Mitte dem Umkreis zu und drängen und treiben ihn immer noch mehr und mehr auseinander — aber der Punkt, von dem ſie auslaufen, hat keine Schwerkraft, um ſie zu halten und zu binden, iſt kein Centrum, iſt Nichts, iſt Null: ſieh, lieber Onkel, das iſt ein Bild der Zeit. Die Radien aber blitzen und ſchießen und ſpielen in tauſend Farben, wie ein Nordlicht, blendend, überraſchend, fort und fort dem Umkreis zu, und ziehen alle Blicke von der Leere des Mittelpunktes ab — und auf ſich. Und die Blicke laſſen ſich feſſeln durch dies Sinnenſchauſpiel und das, was es bietet — und die Augenluſt zieht die Gier nach Genuß und die Gier nach Beſitz nach ſich — und das iſt das Ende der hochgeprieſenen Civiliſation! da ſinkt ſie zuſammen im Moder ihrer eigenen Zerſetzung. Wenn ſie etwas Höheres zu geben vermöchte, ſo würde ja nicht eine ſo coloſſale Lüge, wie wir ſie erleben, das öffentliche Leben beherrſchen.

„Alle Zuſtände ſind hohl. Die Verhältniſſe von Staat zu Staat, von Fürſt zu Volk, von Volk zu Fürſt — ſind hohl, ſind ohne gegenſeitiges Vertrauen, ſind ohne Wahrheit, ſtehen im Kreiſe jener Radien ohne Centrum. Alle fühlen es, Jeder weiß es von ſich ſelbſt und von dem Anderen, und Keiner will es ſich merken laſſen. Daher wird denn jetzt eine Comödie aufgeführt, die in der Welt umſonſt ihres Gleichen ſucht — eine Comödie, an der Europa untergeht; die Comödie vom Fortſchritt. Ich kann ſie nicht mitſpielen! ich kann und kann nicht für und durch die Lüge leben und ſterben! Schau' auf das Völkerleben, ob je ſo große Worte im Schwange waren, und ſo wenig — ja, das Gegentheil, hinter ihnen ſteckte! Freilich, das große Wort führen die großen Herren in den Kammern, die, in Parteien getheilt, herrliche Reden halten über alles Gute und Vortreffliche — die Einen, was ſie bereits thun, die Anderen, was ſie thun wollen. Da grünt und blüht Friede und Gerechtigkeit, Bildung und Betriebſamkeit; da geht Alles am Schnürchen, von der Dorfſchule bis zum Staatshaushalt. Aber ſchau' auf den gemeinen Mann, wie ihm die Schuldenlaſt des Staates, die man deſſen Reichthum zu nennen beliebt, ſeine Paar Pfennige abquält, die er im Schweiß ſeines Angeſichtes mühſelig verdient hat und gern ſparen möchte für ſchlimme Zeit oder ſeine alten Tage. Wie er, während die großen Herren in Papieren ſpeculiren und mit einem Bankerott ſo leicht fertig werden, als mit einer Flaſche Champagner, und endlich denn doch den geliebten Mammon erſchwindeln — wie er an dieſen Eiſenbahnen, an dieſen Fabriken, die den Speculanten, den Beſitzer mit Gold mäſten, ſeine Geſundheit opfern, ſein Leben wagen muß für geringen Tagelohn, der für die knappſten Bedürfniſſe nicht ausreicht; wie er ſeine Kinder in die Fabriken ſchicken muß, wo ſie entarten an Leib und Seele, aber dafür doch einige Kreuzer heimbringen und ihre armſelige Exiſtenz friſten helfen; wie er dabei beſtändig zittert vor Stockung im Handel und Wandel, vor Krankheit, vor Herabdrücken des Arbeit- oder Tagelohnes, vor Erhöhung der Preiſe der gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe. Schau' ihn an, wie er marklos wird vom unausgeſetzten Kampf gegen die bitterſte Noth, die ihn täglich aus den hohlen Augen von Weib und Kind, aus ihren Lumpen, von ihrem Strohlager, von ihrem kalten Heerde angrinſt; wie er in leiblicher Schwäche und ſeeliſcher Ermattung dieſe ſtumpfe Folter nicht mehr erträgt — und zum Branntwein greift, in Ausſchweifung hineintaumelt, die Arbeit haßt, Vernunft und geſundes Urtheil verliert und die ungeheuere Zahl der Bethörten vermehrt, welche jetzt wähnen, republicaniſche Verfaſſungen nach communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Theorien eingerichtet, oder ihnen ſich nähernd, brächten das Heil der Welt. Die Arbeit in der Wildniß iſt ſchwer und rauh und mehr als Einer erliegt ihr. Aber die Arbeit in unſerer Civiliſation iſt entſetzlich, ſaugt das Mark aus den Knochen, das Gehirn aus dem Kopf, das Herz aus der Bruſt, macht zu einer beſinnungslos ſchwirrenden Maſchine. Und dieſe zählen nach Millionen!! Iſt es denn möglich, ohne Erröthen vom hohen Zuſtand unſerer Kultur zu ſprechen? Da heißt es denn freilich: Der gemeine Mann vegetirt doch nicht mehr in craſſer Unwiſſenheit; er wird unterrichtet, er lernt, er kann ſich fortbilden und jede Laufbahn ſteht ihm offen — allerdings zum Erſticken überfüllt von Nebenbuhlern. Ja, er lernt in den Schulen mancherlei, was er bald vergißt, ſei's in der Werkſtatt, bei dem Feldbau, in der Fabrik oder wo er ſein Brod verdient. Indeſſen etwas behält er doch! er kann leſen. Was lieſt er? welche Bücher ſind ihm erreichbar? — ſchlechte Zeitſchriften, von denen es in der Welt wimmelt, die darauf berechnet ſind, den unentwickelten Menſchengeiſt in die Dämmerung eines falſchen Wiſſens zu verſetzen, um ihn dort für Parteizwecke zu gewinnen; und Bücher der gemeinſten Art, Romane und Erzählungen auf Löſchpapier gedruckt, in Winkelbibliotheken für ein Geringes leihweiſe zu haben — Gift und Peſt für Moral und Sittlichkeit, die ſich in Dachkammern und Kellerlöcher, wo Hunger und Kummer hauſen, wie Schlangen einſtehlen, von Hand zu Hand gehen und ebenſo gierig verſchlungen werden, wie die Zeitſchriften in der Schenke und in der Werkſtatt. Das lieſt er; denn das findet er gleichſam von ſelbſt und mundrecht ihm gemacht, auf den Wegen und Stegen ſeines Lebens; und das ſoll für Bildung gelten!! Nein, die Epoche ſtirbt an der Lüge!“

Mit dem Ausdruck troſtloſer Entmuthigung lehnte Uriel ſeine Stirn in die Hand und ſetzte hinzu:

„Es iſt der Weg des Todes, den wir ſchreiten! — Das iſt von unſerer Zeit geſagt. Sie ſtirbt an ihrer eigenen Lüge.“

Levin hörte ſtill dieſen Klagen zu. Er dachte an jenen himmliſchen Retter, der die hinſinkende Welt, wie der Pelikan ſeine verſchmachtende Brut, mit ſeinem Herzblut errettet; allein er ſagte es nicht.

„Du armer Sturmvogel!“ ſagte er liebevoll. „haſt Du verſucht, Dir ein Neſt zu bauen auf den Wellen der Zeit und biſt Du müde geworden von dem vergeblichen Beſtreben? Dann bleibt Dir nichts übrig, als Dich loszuſagen von dem treuloſen Element und einen Aufflug zu verſuchen. Du biſt müde von den Erſcheinungen der Zeit. Das war auch ein großer Theil der menſchlichen Geſellſchaft im vierten und fünften Jahrhundert, als die Ueberreſte der alten heidniſchen Welt, welche ſich in mumienhafter Starrheit dem beſeelenden Einfluß des Chriſtenthums widerſetzte, von dem Andrang der barbariſchen Völker mehr und mehr bedroht, dann überſchwemmt und endlich hinweg gefegt wurden. Damals klammerte ſich auch die ſieche Welt, im heimlichen Bewußtſein ihrer Ohnmacht, an den Glanz und die Ueberfeinerung, welche die innere Vermorſchung der Verhältniſſe äußerlich übertünchte. Damals ſuchte ſie auch eine Beſchirmung ihrer Unhaltbarkeit in großen Worten und in großem Reichthum. Die Göttin Roma ſtand noch im Sitzungsſaal des Senates zu Rom und die Tempel der Götzen hatten noch ihre Prieſter und ihre Verehrer. Die Vermögen der conſulariſchen und ſenatoriſchen Geſchlechter waren ſo groß, daß deren Beſitzungen unſeren Fürſtenthümern glichen. Die Sklaven der alten Civiliſation zählten ebenſo wie die der modernen — nach Millionen und die Gladiatorenſpiele, blutiger zwar, doch nicht entſittlichender als die Schauſpiele der modernen Bildung, beſtanden noch immer. Und die Macht des heidniſchen Geiſtes mit ſeinem Hochmuth, mit ſeiner Ueberſchätzung des Ichs und der äußeren Vorzüge, mit ſeiner Sucht zu prahlen und zu ſchwelgen, war ſo gewaltig, daß die Entwickelung des chriſtlichen Geiſtes in den Maſſen durch ihn gehemmt wurde. Er war taub und blind; er wollte die Signatur der Zeit nicht verſtehen; er wollte beharren bei ſeinen Wollüſten, in ſeinen Traumbilden, bei den Ausgeburten ſeiner ſtolzen Geſinnung, gepaart mit niedrigen Begierden.

„Da öffneten ſich, wie Du von der Jetztwelt ſagſt, unſichtbare Schleuſen und aus ihnen quoll und ſchwoll eine Sündflut auf, welche nicht bloß die abgeſtorbene, kraft- und markloſe heidniſche Cultur, ſondern auch die friſchen Saaten, die ſproſſenden Keime, die duftenden Blüten der chriſtlichen zu vernichten drohte. Verwüſtend wie Wildwaſſer brauſten die Völker aus den Wäldern des Nordens und den Steppen des Oſtens heran, überſchwemmten den Süden und Weſten Europa's und ſetzten nach Afrika über, als ob ſie begierig wären, allen Spuren der alten römiſchen Bildung zerſtörend nachzugehen. Jahrhunderte lang ſtanden ſie wogend und wallend auf dem Schutt und den Trümmern; dann ſanken ſie allmälig, die Wildwaſſer verliefen ſich, und es zeigte ſich, daß der Geiſt Gottes über dem Chaos geſchwebt und ſeine Schöpfung, das Chriſtenthum, behütet, entwickelt, gefeſtigt hatte. Der menſchliche Wille, möge er zum Guten oder Böſen ſich wenden, iſt nicht der einzige Factor in der Weltgeſchichte. Der Geiſt Gottes, der nie aufhört zu weben, iſt ein anderer — und konnte der die Barbaren der Wildniß zu ſeinem Werk gebrauchen, ſo kann er auch die Barbaren der Civiliſation zur Zerſtörung des modernen Heidenthums, das den chriſtlichen Geiſt zu erſticken ſucht, verwenden. Im vierten und fünften Jahrhundert ſchlich, gerade wie jetzt, ein geheimnißvolles Grauen durch alle Seelen, welche in dem Schattenſpiel des öffentlichen Lebens und in den brutalen Genüſſen der Sinnlichkeit keine Befriedigung fanden, ſondern wie Du, von dem Athem des Todes, den die Lüge aushaucht, ſich angeweht fühlten. Sie wollten dieſen Göttern und dieſen Kaiſern ſo wenig dienen, als ihrem eigenen Ich; ſie ſuchten einen größeren Herrn. Aber nicht ſuchten ſie ihn auf der Oberfläche des Daſeins, nicht am Rande des Kreiſes, den die blitzenden und ſchillernden Radien wirbelnd ausdehnen. Sie ſuchten im Centrum; ſie ſuchten das, was jeder Menſchengeiſt finden ſoll: Wahrheit — die Eine, von der alle Wahrheiten ausgehen, wie die Planeten ihr Licht von der Sonne empfangen. Sie ſuchten mit Ernſt, mit Beharrlichkeit. Sie fragten nicht hie und da, oberflächlich wie Pilatus; was iſt Wahrheit? — Sie gingen ihr nach, ſie ſpürten ihr nach, aufmerkſam, geſpannt, wie der Bergmann, der in den Felſenmaſſen des Schachtes unverwandt die Goldader verfolgt, die durch das Geſtein läuft. Aus dem Heidenthum, aus dem Judenthum, aus der Häreſie, aus dem lauen Chriſtenthum, aus der Barbaren- wie aus der Römerwelt — kamen ſuchende Seelen; und unter ihnen mancher Sturmvogel, wie Du, der die halkyoniſchen Tage der Fabel auf den Wellen der Zeit nicht gefunden hatte; aber dafür fanden ſie die Wahrheit, die eine, die ewige, die göttlich offenbarte: „Gott iſt die Liebe!“ — und dann ſprachen ſie mit Philippus: „Das genügt uns.“ — Jene ſo wilden, ſo ſtürmiſchen, ſo gedrangſalten Zeiten waren zugleich die der großen Bekehrungen. Wir wollen hoffen und beten, daß es auch jetzt ſo ſei und wollen damit anfangen, uns ſelbſt zu bekehren.“

„O ſprich nicht von Dir, lieber Onkel!“ rief Uriel.

„Gerade von mir, denn mich ſelbſt kenne ich am beſten. Und zu uns Allen ſpricht der Engel der Offenbarung, den Johannes auf Pathmos hörte: „Wer gerecht iſt, werde noch gerechter, und wer heilig iſt, werde noch heiliger.“ Wir ſind Alle bekehrungsbedürftig.“

„O ja!“ rief Uriel, „es gibt auch jetzt große Seelen. Aber in einer Sphäre, die mir unzugänglich iſt.“

„Die Seelengröße hängt von keiner Sphäre des Lebens ab und iſt an keine gebunden. Ihr Weſen iſt: das Opfer des natürlichen Menſchen — und das kann, mit Gottes Gnade, überall geübt werden.“

„Nur fehlt leider überall dieſe Opferliebe ſo ſehr in der Welt, daß man verſucht wird anzunehmen, ſie ſei an eine gewiſſe Sphäre gebunden,“ ſagte Uriel. „Die großen Seelen, von denen ich ſpreche, ſteckten in der Kutte des Mönchs und in der Soutane des Prieſters. Miſſionäre muß man ſehen in anderen Welttheilen: dann bekommt man wieder Achtung und Liebe für das Menſchengeſchlecht. Bei dem Miſſionär iſt ſo recht anſchaulich das Apoſtolat des Evangeliums. So gingen die Zwölf aus, die von Chriſtus unmittelbar ihre Weihe und Sendung empfingen — und ſo gehen ſie jetzt aus, von demſelben Chriſtus mittelbar geweiht und geſendet. In welcher Armuth und Entblößung, unter welchen Entbehrungen, Gefahren und Drangſalen der Miſſionär ſein apoſtoliſches Werk vollführt — davor ſchaudert die menſchliche Natur zurück. Das iſt eine Marter von Mühſal, die jede Fiber zerreißt und jeden Nerv aufreibt, und die er nur ertragen kann, weil Chriſtus in ihm lebt. Mit natürlichen Kräften iſt es unmöglich. Die Phantaſie erlahmt, wenn ſie ſich die Anſtrengung vorſtellen will, die einen Miſſionär in den ungeheueren Oeden von Nord- und Südamerika erwartet. Hunger, Ermüdung, Krankheit, feindliches Klima, wilde Thiere, wilde Menſchen — Alles das ſteht ihm bevor; Alles das erträgt und überwindet er, um in tief geſunkenen, halb thieriſchen und halb blödſinnigen Racen das Ebenbild Gottes herzuſtellen und ſie zum Bewußtſein über ihre Beſtimmung zu bringen — oder um in einer kleinen Heerde von bereits gewonnenen, aber hirtenloſen Schäflein das Reich Gottes zu befeſtigen. Und in welcher Einſamkeit und Weltabgeſchiedenheit vollführt er ſein Werk! wie getrennt von Allem, was Troſt und Stütze gibt! Vaterland, Vaterhaus, Mutterſprache, Familie, Jugendfreunde — Alles iſt fern. Aber auch ſein Ordenshaus, ſeine Brüder nach der Gnadenordnung, ſeine Wirkſamkeit in der Heimath hat er verlaſſen. Mit einigen Gefährten, zuweilen mit einem einzigen, zuweilen ganz allein, zieht er über Eis- und Schneegefilde, durch Savannen und Wüſten, durch Urwälder und Sümpfe, über Gebirge und Ströme — allein! und wenn er in tropiſchen oder arktiſchen Nächten das Auge zum Himmel aufſchlägt, iſt er ſo einſam, daß er nicht einmal die Geſtirne ſeiner Heimath wiederfindet. Und welch ein Tod krönt dieſes Leben? — Iſt's der Martyrertod mit ſeinen raffinirten Qualen, unter dem Wuth- und Triumphgeheul ſeiner Glaubensfeinde? — Oder ſiecht er im Kerker dahin, auf dem langſamen Folterbett der Gefangenſchaft? Oder reißt ihm ein Tiger das Herz aus der Bruſt? Oder fällt er unter dem Scalpirmeſſer eines Wilden? Oder verſchmachtet er langſam am Fieber, das ſein Blut verbrennt, ſein Mark verzehrt und ihn endlich niederwirft im Schatten eines Felſens oder eines Baumes, wo er ſich ausſtreckt zum Sterben, wo kein Gefährte da iſt, um ihm die heilige Wegzehrung zu reichen und ihm den Todesſchweiß von der Stirn zu trocknen, wo er über ſich ſelbſt das Todtenofficium betet und wo ſein kaum erkalteter Leichnam eine Beute der Raubvögel oder der Thiere des Waldes wird! — Und ſolch ein Leben und ſolch ein Tod — weshalb werden ſie gewählt? frei gewählt? ſo fragte ich einſt einen Miſſionär. Um dem gekreuzigten Chriſtus in aller Demuth nachzufolgen; antwortete er freundlich und einfach.

Das iſt Seelengröße! Aber die Welt geht an ihr vorüber, wie die Juden am Calvarienberg — gleichgültig oder verachtend oder läſternd. Hätte jedoch einer von den Ihren ein Weniges von dieſen Dornen und Myrrhen genoſſen, um die Wiſſenſchaft zu fördern, oder aus ehrgeiziger Neugier, oder um ein Vermögen für die Seinen zu erwerben — ja, dann hat ſie nicht Kränze genug, nicht Lob und Bewunderung genug, um dieſe Verdienſte zu krönen. Mögen es Verdienſte ſein! ich taſte ſie nicht an. Von übernatürlicher Seelengröße ſind ſie jedoch weit entfernt. Solche Menſchen dienen ihrem Ich, ihren vorherrſchenden Neigungen oder Talenten und ſomit auch der Welt; das ſchmeichelt ihr. Der Miſſionär geht an ihr vorüber wie an ſich ſelbſt und dient einem höheren Herrn; das nimmt ſie übel. Sie will von nichts Höherem wiſſen, als von ſich ſelbſt. Ich aber habe immer den Miſſionär beneidet, gerade weil er einem höheren Herrn dient.“

„Nun, lieber Uriel,“ ſagte Levin lächelnd, „ich hoffe, Du wirſt ihm auch noch einmal als Miſſionär dienen.“

„Nein, lieber Onkel,“ rief Uriel und ſtand lebhaft auf, „ich habe nicht die mindeſte Anlage zu ſolcher Seelengröße und keine Neigung zu ſolchem übernatürlichen Heldenmuth.“

„Die fremde Seelengröße erkennen und bekennen, gleichviel in welcher geringen Geſtalt man ſie antrifft, iſt der erſte Schritt, um ſie zu erwerben."

„Aber um ſie in einem ſo heroiſchen Grade zu üben," rief Uriel, „dazu fehlt mir die Lebendigkeit des Glaubens."

„Ganz richtig!" entgegnete Levin. „Du trägſt Deinen Glauben in feſten Goldbarren mit Dir umher, ſo daß er Dir manchmal beinahe eine Laſt iſt. Zur Münze ausgeprägt, flüſſig gemacht für den täglichen Gebrauch, für alle Umſtände, für alle Verhältniſſe, in allen Nöthen, wider alle Prüfungen — beſitzeſt Du ihn nicht. Er iſt Dir noch ein todter Schatz."

„So iſt's!" ſagte Uriel trübe. „Er leuchtet mir vor, aber er leuchtet nicht in mir. Meine Vernunft folgt allen Lehren der Offenbarung, die ſo fein und ſo logiſch ausgezweigt ſind, daß es ein Genuß für meinen Verſtand und eine willkommene Uebung für meinen Scharfſinn iſt, ihnen nachzugehen. Und dennoch iſt mein Herz nicht ergriffen; dennoch iſt eine geheimnißvolle Scheidewand zwiſchen mir und Gott."

„Das kann auch gar nicht anders ſein," entgegnete Levin. „Du haſt die Welttheile durchpilgert und die Oceane durchmeſſen und draußen das Etwas geſucht, mit menſchlichen Kräften und menſchlichen Mitteln geſucht, was größer ſei, als Dein Herz — wie Du damals bei Deiner Abreiſe ſagteſt — das Etwas, welches Dir eine dauernde Befriedigung geben könnte; und haſt es nicht gefunden und konnteſt es nicht finden. Denn die Schöpfung, dies wundervolle Werk Gottes, ſteht unter dem Gotteswerk der Erlöſung. Dieſer gehört die chriſtliche Seele an, hier ſoll ſie zu Hauſe ſein. Sucht ſie ihre Heimath in der Schöpfung, ſo iſt ſie abgeirrt von ihrer Beſtimmung, mein armer Uriel, und dann ſind die Lehren der Offenbarung dem Geiſt ein feines, tiefſinniges Syſtem, deſſen Logik ihn überwältigt; aber ſie ſind kein Troſt für das Verlangen ſeines Herzens. Nur in Gedanken löſen ſie ihn ab von der Erde; das Herz bleibt an ihr haften, hört nicht auf himmliſche Einſprechungen und erkennt nicht himmliſche Fügungen, die alle, alle mahnende Boten Gottes ſind, durch die er zu uns ſpricht: „Kind, gib mir dein Herz.“ Aber was willſt Du denn anfangen, Uriel, mit dieſer Laſt Deines an der Erde haftenden Herzens?“

„Haftet es denn an ihr, lieber Onkel?“ fragte Uriel ernſt und ſinnend. „Hab' ich nicht den Ballaſt des Mammon über Bord meines Schiffleins geworfen, um nicht in die Schlingen dieſes Götzen zu fallen, deſſen Cultus mehr als irgend einer — den Materialismus fördert? hab' ich mich je verloren in die brutale Genußſucht der Zeit? oder an den Ehrgeiz? oder an die Sucht der Eitelkeit, etwas gelten zu wollen, ein Mann der Partei zu ſein? Und meine Reiſen — hab' ich denn Gemeines, Niedriges, Alltägliches von ihnen begehrt? ſollten ſie vorwitzige Schauluſt und einen unbeſtimmten Drang nach Bewegung befriedigen? Mir ſcheint, ich dürfe all' dieſe Fragen mit Nein beantworten. O wie oft habe ich gerade auf dieſen Reiſen, gerade dieſen wunderbar ſchönen Naturbildern gegenüber, die ganze Nichtigkeit des Erdendaſeins empfunden! O, in ſtillen Nächten unter dem leuchtenden Sternenhimmel und auf den leuchtenden Meeren des Südens — o, in der roſigen Morgenfrühe der paradieſiſchen Ueberfülle tropiſcher Länder, mit ihrem unvergleichlichen Zauber von Farbe und Form, von Licht und Luſt — o, bei dem feierlichen Sonnenuntergang in der Savanne und der Wüſte mit ihrer grenzenloſen, bis zum Entſetzen majeſtätiſchen Einſamkeit — hat dies göttliche Schweigen, dieſe göttliche Stimme mich je anders berührt, als daß ich empfunden hätte, es gebe noch etwas Höheres — und das ſei ſo hoch und ſo groß und ſo wundermächtig, daß alle Erdenſchönheit ſich dazu verhalte, wie ein Sandkorn gegen das Himalajagebirg. Und dann hätte ich die Erde mit einem Fußſtoß von mir ſchleudern mögen, um mich aufzuſchwingen zu jener nur geahnten Herrlichkeit. Kennſt Du das an der Erde haften, theurer Onkel?"

„Der heil. Auguſtinus ſchreibt in ſeinen Bekenntniſſen: „In mehr als einer Weiſe ſchließt man ſich den gefallenen Engeln an;" entgegnete Levin. „So gibt es auch mehr als eine Weiſe, in welcher das Herz an der Erde haften kann. Es kann begraben ſein in ihrem Moder, verſtrickt in ihren Dornen. Es kann aber auch ſo fein mit ihr zuſammenhängen, wie manchmal Blumenblätter an fliegenden Sommerfädchen ſchweben. Eines iſt gewiß: Du haſt Gott nicht gefunden. Mit Deiner Intelligenz haſt Du das Daſein Gottes außerhalb ſeiner Schöpfung begriffen; mit Deinem Gefühl haſt Du ihn über der Schöpfung geahnt. Aber Dein eigen, Dein Centrum — iſt er nicht geworden, weder der menſchgewordene Gott, noch der gekreuzigte Gott, noch der euchariſtiſche Gott! und deshalb biſt Du auch keinen Augenblick Deiner ſelbſt ſicher und der nächſte kann Dein Herz begraben in den Aſchengrüften der Erde. Daß es bis jetzt nicht geſchah, haſt Du, nächſt der Gnade Gottes — Deiner Liebe für Regina zu danken. Du betrachteſt ſie als Dein Leid — aber ſie iſt Dein Heil geweſen! Die Liebe iſt etwas ſo Himmliſches, ſo Gottverwandtes, daß ſogar die natürliche im Stande iſt, dem Menſchen eine Zeitlang einen edlen Impuls zu geben und in edler Richtung ihn zu halten. Aber in dem wechſelvollen Daſein hienieden, zwiſchen tauſend neuen Eindrücken und aber tauſend neuen Erfahrungen, verliert dieſe Liebe allmälig ihre Triebkraft, vermag nicht mehr Schwung und Ausdauer zu geben, und läßt das Herz nach und nach ſo öde zurück, ſo leer, ſo traurig, ſo arm, daß ihm die Bilder und Erſcheinungen der Erde wünſchenswerther vorkommen, als ſeine Erſtorbenheit. Das iſt die allgemeine Geſchichte jeder Liebe, die nur aus dem natürlichen Gefühl hervorgegangen iſt: ſie keimt, ſie wächſt, ſie blüht, ſie verblüht — wenn man ſie nicht in das Erdreich der Gnade verpflanzt und in das übernatürliche ſelige Liebesleben hineinſchlingt, welche die myſtiſche Braut Chriſti mit ihrem göttlichen Geliebten führt. Dein Herz haftet an der Erde, mein armer Uriel! Du haſt die ewige Wahrheit noch nicht gefunden, denn Du haſt ſie noch nicht geſucht."

„Aber wo — aber wie — ſoll ich ſie ſuchen?" fragte Uriel tief in Sinnen verloren.

„Wo? — in der Krippe von Bethlehem und am Kreuz von Golgatha. Wie? — durch Gebet. Bete, Uriel! wie es jetzt mit Dir ſteht, kann und darf es nicht bleiben. Du biſt flügellahm. Es iſt mehr Welt an Dir vorüber gerauſcht, als Du — als irgend Jemand mit der bloßen Beobachtung überwältigen kann. Das Uebermaß der Thätigkeit, deren Zuſchauer Du biſt, betäubt Dich und bringt Dich um die, welche Dir von Gott beſtimmt iſt."

„Lieber Onkel," unterbrach Uriel ihn ſehr lebhaft, „Du wähnſt doch wohl nicht, daß es mir je einfallen könnte, Miſſionär zu werden, weil ich geſagt habe, ich hätte bei ihnen Seelengröße gefunden und ich beneidete ſie, weil ſie einem ſo großen Herrn dienten? Miſſionär will ich durchaus nicht werden! und käme mir je ein ſolcher Gedanke, ſo würde mein eifrigſtes Gebet gegen ihn ſein."

„Sei unbeſorgt!" erwiederte Levin lächelnd, „zu ſo kühnen Hoffnungen erſchwingt mein altes Herz ſich nicht. Das wäre eine große Gnade, wenn Du die Welt abermals durchpilgerteſt — nicht um die Wahrheit zu ſuchen, ſondern um ſie Anderen zu verkündigen; nicht zu Deiner Befriedigung, ſondern aus Liebe zum gekreuzigten Chriſtus. Aber eine ſolche Gnade ſenkt ſich nur in ein ihr entſprechendes Herz. Vor der Hand bin ich froh, daß Du in Californien kein Goldgräber geworden biſt.“

Es war ein unvergleichlicher Zauber von Würde und Huld um den fünfundſiebenzigjährigen Greis. Er war ſo ſtark bei ſeiner heiteren Milde, ſo nachſichtig bei ſeinem heiligen Ernſt, ſo lächelnd bei ſeiner tiefen Einſicht — der Geiſt ſo offen, das Herz ſo warm, die Seele ſo licht, daß Uriel oft in ſeiner Nähe dachte: die Verklärung des Tabors ſei ſchon über dies Leben ausgegoſſen, das mehr als ein halbes Jahrhundert in der Verſchattung des Kreuzes verharrt ſei. An Onkel Levin's Seite, in Geſprächen und im traulichen Verkehr mit ihm fühlte ſich Uriel zufriedener, als ſonſtwo auf Erden. Aber eine leiſe Unruhe, ein unausgeſetztes Vibriren des inneren Menſchen mahnte ihn ſtets daran, daß er ſeinen Schwerpunkt noch nicht gefunden habe. Es that ihm leid, an Graf Damian verſprochen zu haben, daß er ihm nach Rom folgen wolle; leid, den geliebten Greis zu verlaſſen.

„Komm' mit mir nach Rom!“ bat er ihn einſt. „Die Griechen hielten es für ein Unglück, das Götterbild ihres Zeus, das Meiſterwerk des Phidias, nicht geſehen zu haben. Iſt es nicht ein ganz anderer Schmerz für einen Prieſter, den Stellvertreter des Erlöſers und den Nachfolger des Petrus nicht geſehen zu haben?"

„Ja, lieber Sohn, ganz anders! er iſt ein Glied in der langen Kette der Entſagungen; aber die löſt ſich mit dem Tode. Die armen Griechen hatten ſchon recht, ihren Zeus zu betrachten; denn ſeine Marmorſtatue war doch mehr — als das Nichts, welches ſie vorſtellte. Aber für uns, Kind, iſt es gerade umgekehrt: wir ſehen hienieden nur Bilder, aber droben das Weſen. Deshalb hab' ich mich nie danach geſehnt, mich viel umzuſchauen in der Welt. Scheide ich von ihr — dann werden meine Augen ihre Wonne haben und mein Herz ſeine Luſt. Kommſt Du aber nach Rom, ſo grüße mir eine traute Stätte: das Coliſeum, wo die Martyrer ſich verbluteten und wo St. Ignatius von Antiochien unter den Zähnen der Löwen rief: Meine Liebe iſt gekreuzigt! laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes ſein! Um das Coliſeum ſchwebt in meiner Phantaſie eine Glorie von Purpurfarbe."

„O dieſe Martyrer," rief Uriel, „haben in Wahrheit die ſtreitende Kirche zur triumphirenden gemacht!"

„Darum ſtirbt auch dies heilige Geſchlecht nie in ihr aus. Sie ſoll triumphiren — trotz Ketten und Banden, trotz Schmach und Verfolgung, über den Satan und ſeinen Anhang! Und das thut ſie, bald auf dieſem, bald auf jenem Punkt der Erde. Sieh' die Chriſtenverfolgungen in China, in Japan — überall wiederholt ſich die alte Thatſache: Chriſtus der Gekreuzigte lebt in den kämpfenden Gliedern ſeiner Kirche. Sie werden mit ihm gemartert, gehöhnt und getödtet; ſie werden begraben und Steine vor die Gruft gewälzt und Wächter beſtellt; und wenn das Alles ſicher beſorgt iſt, dann kommt der Oſtertag, und mit den Hingewürgten iſt die Kirche, die man erwürgt und begraben wähnte, auferſtanden. Das ſind ihre unvergänglichen Geſchicke. So hat ſie es auf Calvaria gelernt. Dazu lebt und webt in ihr der heilige Geiſt. Deshalb umfängt und trägt ſie durch die Weltzeiten den euchariſtiſchen Chriſtus. Solche Gottesanſtalten überdauern den Anprall Lucifers und ſeiner Legionen."

„Ja wohl, Legionen!" rief Uriel. „Von allen Ecken und Enden der Welt ſtrömen eben jetzt die hochgehenden Fluten des Unglaubens und des Irrglaubens mit voller Wuth gegen den Felſen Petri und die revolutionären Stürme, die aus allen Gegenden der Windroſe, von Thron und Catheder, aus Schenkſtube und Preſſe, aus Kammerverhandlungen und geheimen Geſellſchaften zuſammen brauſen, toben gegen nichts und niemand ſo raſend, als gegen das Schifflein des galliläiſchen Fiſchers. Ich habe in England und Deutſchland Leute gekannt, von denen es heißen konnte, wie in Schiller's Wallenſtein's Lager: „Es ſind Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher" — ſo behaglich ſchmauſten ſie ihr Beefſteak mit obligatem Porter; ſo friedlich kannegießerten ſie bei der Tabakspfeife und dem Schoppen; Damen hab' ich gekannt, gebildete, kunſtſinnige, ſchöngeiſtige, romanesk poetiſche: nun! dieſe ganze Geſellſchaft — ſo philiſterhaft der eine Theil und ſo hypergebildet der andere — verfiel in eine Art von Berſerkerwuth, wenn die Rede auf den Papſt und die katholiſche Kirche kam. Rom, als Mittelpunkt der antiken Welt und der modernen Kunſt, ließen ſie gelten. Ueber Rom, als Hauptſtadt der Chriſtenheit, waren ſie rabbiat. In den Kreiſen der Freiheitsmänner, der Licht- und Volksfreunde verſteht ſich ſo etwas von ſelbſt, weil Rom das unüberwindliche Bollwerk der Wahrheit — alſo der wahren Freiheit, des wahren Lichtes, des wahren Rechtes iſt; aber bei meinen Tiefenbachern und bei meinen Geiſtreichen hab' ich mich immer verwundern müſſen, daß ſie nicht einſahen, wie Beefſteak und Bildung nicht zu retten ſind, wenn es möglich wäre, daß das Schifflein Petri unterginge. Ein geſellſchaftliches Chaos würde beginnen. Es gehört mit zu den greulichen Lügen der Zeit, die geſchichtlichen Ereigniſſe und Charactere zu Parteizwecken zu verfälſchen und ſchon dem Kinde in der Schule Zerrbilder ſtatt Vorbilder in die junge Seele zu prägen."

„Und damit zieht ſie, wie das von der Lüge auch nicht anders zu erwarten iſt, einen ſo traurigen und furchtbaren Haß groß, daß, wenn jetzt heftige Kataſtrophen ausbrächen, der giftigſte Grimm ſich gegen die Vertreter und Diener der Kirche entladen würde. Lies die vertilgungswüthigen Verfolgungen, welche der treue und ſtandhafte franzöſiſche Clerus in der Revolution des vorigen Jahrhunderts zu erdulden hatte. So würde es jetzt überall ſein, wo Revolutionsmänner an die Spitze kämen. Der Prieſterhaß wächſt, je mehr Lucifers Schaaren wachſen."

„Das wäre ein Grund, um Prieſter zu werden! Was Satan haßt, muß Gott lieben!" rief Uriel.

„Und doch ſind die Beſtrebungen des Haſſes dem Prieſter vielleicht nicht ſo quälend, als die der ſogenannten Humanität," ſagte Levin. „Ich habe in meinem langen Leben ſchon manche Phaſe der Geſchicke der Kirche durchgemacht. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ging man mit der Guillotine und Deportation auf ſie los; das hat ihr nichts geſchadet! im offenen und entſchiedenen Marterthum liegt eine Art von übernatürlicher Lockſpeiſe, die ihr gut bekommt. Aber nach den napoleoniſchen Kriegen brach in Deutſchland eine entſetzliche Zeit, eine nüchtern-ſchwärmeriſche Epoche aus, die mit Deutſchthümelei und allerhand Bruderliebe ſeltſam herausgeputzt war. Da ſollte die Kirche deutſch ſein und human und Jedermannsfreund; den Quell ihres Lebens ſollte ſie verſtopfen und von Rom ſich losſagen; und dafür die Vortheile genießen, die der Zeitgeiſt ihr aufzuzwängen ſuchte: Lockerung heiliger und heilſamer Disciplin, Verblaſenheit ihres Dogma's, Fraternität mit allerhand unkirchlichen und widerkirchlichen religiöſen und philoſophiſchen Syſtemen. Statt der katholiſchen Kirche ſollte eine Allerweltskirche organiſirt werden, ohne Offenbarung Gottes, ohne feſtbeſtehendes Dogma, ohne poſitiven Glauben, folglich ohne wahres Chriſtenthum und zwei Mittel ſchienen vorzugsweiſe geeignet, dies zu bewerkſtelligen: die Aufhebung des Cölibats und die Sanctionirung der gemiſchten Ehen. Das verehelichte Individuum, welches den katholiſchen Prieſter erſetzen ſollte, lehrt, was der Staat oder ein beliebiges Oberhaupt ſeiner Secte von ihm begehrt: das beweiſt die Erfahrung aller Zeiten; und in einer Miſchehe iſt von einem friſchen und kräftigen Familienleben im poſitiven Glauben keine Rede; das ſieht man alle Tage. Dieſe Mauerbrecher ſollten die Kirche zerſprengen. Aber unbewegt hielt ſie den Stoß aus — die heilige Kirche! die gemiſchten Ehen wurden nicht ſanctionirt — nur traurig geduldet; und der prieſterliche Cölibat nicht aufgehoben. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie meine Schwägerin Juliane, Deine Großmutter, mich oftmals fragte, ob ich ſchon mein Augenmerk auf eine künftige Gattin geworfen habe; worauf ich ihr regelmäßig antwortete: man dürfe ſich nicht voreiliger Hoffnung hingeben. Als nun das Project zu Waſſer wurde, ſagte Juliane, ich hätte ſehr weiſe gethan, nicht zu früh zu hoffen. Da lachte ich und ſagte: „Ihre Hoffnungen hab' ich voreilig genannt.“ Das war ihr aber nicht genehm. Ja, es war ſogar manchem Katholiken nicht genehm! Aber kurz, die Allerweltskirche kam nicht in Deutſchland zu Stande. Dagegen wurde die Braut Chriſti in Zucht und Vormundſchaft genommen, mußte knappe Haushaltung lernen, durfte ohne Genehmigung betreffender Behörden keine Kerze auf dem Altar anzünden, kein Meßgewand des Prieſters anfertigen; mußte lernen, wie ſie zu lehren habe, ſie — die Chriſtus ſelbſt zur Lehrerin der Völker eingeſetzt hat; mußte in Staatsdienſt treten und ſich beſolden laſſen, ſie, die uralte Ernährerin und Haushälterin jener zahlreichen Familie der Armen Chriſti, welche gerade an ſie gewieſen, ihrer frommen Fürſorge anvertraut ſind. Das Alles und viel tauſendmal mehr mußte ſie ſich gefallen laſſen, und Du darfſt mir glauben: manches treue Prieſterherz hat darüber ſo viel Gram und Kummer ausgeſtanden, daß man wohl ſagen darf: es habe freilich nicht für und mit dem Heiland den Tod gelitten, allein es habe die unblutige Paſſion von Gethſemane mit ihm durchgemacht. Das Alles gehört zum Leben der Kirche. Es hat kein Leid, keine Bitterkeit, keinen Schmerz gegeben, welche der Sohn Gottes auf Erden nicht gekoſtet hätte. Könnte ſeine heilige Braut es wohl anders haben, als er? Darum haben Alle, welche in Wahrheit erkennen, was es heiße, den myſtiſchen Leib Chriſti zu bilden, einen unüberwindlichen, langathmigen Muth. Sie wiſſen, Wem der endliche Sieg gehört, ſie fürchten nicht die Legionen von gefallenen Geiſtern, die auf den Felſen Petri Sturm laufen.“

„Fünfundſiebenzig Jahre — und kampfesfreudig wie St. Michael?“ rief Uriel. „O lieber Onkel, welchem großen Herrn mußt Du dienen?“

„Ach und immer als ein unnützer Knecht!“ entgegnete Levin lebhaft und faltete ſeine Hände, als wolle er ſeinen Herrn um Verzeihung bitten.

„Wär' ich doch ein ſolcher unnützer Knecht!“ ſeufzte Uriel.

„Wozu hätte ich fünfundſiebenzig Jahre und über ein halbes Jahrhundert im geiſtlichen Stande gelebt,“ entgegnete Levin, „wenn ich kein muthiges Vertrauen zu dem allmächtigen Herrn gewonnen hätte, dem ich diene? Das Leben des Prieſters iſt ein Leben im Glauben und in der Gnade. Sie ſind die himmliſchen Stützen ſeiner gebrechlichen Natur. Er verläßt ſich auf ſie: das iſt Vertrauen. Und dies Vertrauen auf göttlichen Beiſtand ſollte er nur in Bezug auf ſeine armſelige Perſon und nicht für ſeine vielgeliebte Mutter, die heilige Kirche, beſitzen? Nein, das wäre ein Widerſinn! O ſchwanke du nur, du Schifflein Petri! laß ſie heulen — die Orkane! laß ſie toſen — die Wellen! laß ſie brüllen — die

Meeresungeheuer! du trägſt deinen Hort: Chriſtus ſchläft. Er wird erwachen und dann werden die Stürme fallen. Aber, mein Sohn, wir wollen nicht zu Jenen gehören, zu denen er dann ſagen wird: „O ihr Kleingläubigen!“

◆

Himmelspforten.

Es war die ſchöne, heiligſtille Adventszeit — dieſer Vorfrühling im übernatürlichen Jahr, welches die Kirche durchlebt; der Vorfrühling unſerer Erlöſung. Uriel hielt ſich noch immer in Windeck auf. Was ſollte er in Rom? was überhaupt in der Welt? Die Baronin Iſabelle quälte ihn ein wenig mit ihren verſchiedenen Rathſchlägen, was er Alles verſuchen und unternehmen könne; und mit ihrem leiſen Bedauern, daß er nicht Herr auf Stamberg geblieben ſei. Er nahm es ruhig hin und ſagte:

„Liebe Tante, dieſer Entſchluß war eine höhere Fügung und ich harre jetzt wieder auf eine ſolche.“

„Aber, lieber Uriel,“ erwiederte ſie, „man muß dem lieben Gott doch gewiſſermaßen Vorſchläge machen und Spielraum geben, damit ſeine Fügungen irgend einen feſten Boden vorfinden.“

„Ich wüßte ihm in der That keinen Vorſchlag zu machen,“ entgegnete Uriel lächelnd.

„Nun, zum Beiſpiel!“ rief ſie; „laß Dich auf Jochhauſen nieder, wo Deine guten Eltern gelebt haben. Das wäre ſo eine Art von Andeutung, welche der liebe Gott verſtehen und Dir häusliches Glück ſchicken würde.“

Uriel lachte und ſagte: „Das wäre eine entſetzliche Ueberraſchung! Hätte ich das geſucht, liebe Tante, ſo wär' es allerdings vernünftiger geweſen, auf Stamberg zu bleiben — und daß ich dies nicht that, betrachte ich ja eben als eine höhere Fügung.“

Sie ſchüttelte zweifelnd den Kopf und entgegnete:

„Ich bitte Dich, Uriel, ſei vorſichtig! Du ſtehſt in einem bedenklichen Lebensalter.“

„Doch weniger als vor zehn Jahren, ſollt' ich meinen!“ entgegnete er immer noch lachend.

„Ach, Kind!“ rief ſie, „lache nicht; es iſt ſehr ernſthaft! Sieh': iſt ein Mann über dreißig Jahre alt geworden und unverheirathet — ja ſogar ohne den Wunſch und Willen zu heirathen, geblieben, da er es in ſeiner Lage doch könnte: ſo drohet ihm von Tag zu Tage immer mehr die Gefahr, in Verhältniſſe zu gerathen, in Schlingen ſich zu verwickeln, die ihn nicht glücklich und nicht gut machen, in die er aus Langeweile fällt und in denen er aus Trägheit bleibt — zuweilen für immer, zuweilen lange Jahre. Es gibt Frauen genug, deren Eitelkeit es ſchmeichelt, einen ſolchen Gefangenen mit ſich durch's Leben zu führen; und Männer genug, die ſich ſo mitführen laſſen, weil ſie dabei gehätſchelt und verzogen werden — bis ſie alte Hageſtolzen und vollkommen unerträglich ſind.“

„Eine furchtbare Perſpective, liebe Tante!“ ſagte Uriel ſcherzend, „und ich begreiſe,“ ſetzte er ernſt und liebevoll hinzu, „daß Dein wahrhaft mütterliches Auge ſie für mich nicht ertragen kann. In ein ſolches Verhältniß geräth man, wenn man Niemand liebt und doch gern geliebt ſein möchte. Bei mir iſt es aber gerade umgekehrt: ich liebe Jemand — und will von Niemand ſonſt geliebt ſein.“

„Ach!“ ſeufzte die Baronin, „wie confus iſt das Leben mit all' ſeinen Erſcheinungen! Hört man von der Treuloſigkeit der Männer, ſo ſeufzt man. Und findet man einmal die Treue — ſo ſeufzt man auch.“ —

Am anderen Morgen erſchien Uriel nicht zum Frühſtück und Levin ſagte der Baronin, daß er nach Himmelspforten gefahren ſei.

„Und Sie hielten ihn nicht zurück?“ rief ſie.

„Er hat mich nicht gefragt, ſondern nur geſagt, er gehe. Warum ſollte er aber auch nicht gehen?“

„Warum? mein Gott, warum will er denn durchaus in Regina's Nähe kommen, da es nur ſeinen Schmerz erneuert! Ich intereſſire mich lebhaft für alle liebende Herzen, aber nicht für ihre Thorheiten.“

„Das iſt doch recht ſchwer zu trennen,“ antwortete Levin heiter. „Leidenſchaft iſt Thorheit. Nun, wer weiß, ob Regina ihm nicht die Pforte des Himmels aufſchließt, die enge Pforte, durch welche Wenige gehen.“

„Dann wäre es freilich eine höhere Fügung — und nach einer ſolchen verlangt er,“ ſagte die Baronin. —

Uriel hatte lange mit ſich ſelbſt gekämpft, ob er Regina aufſuchen ſolle — oder nicht. Er fürchtete nicht die Aufregung des Schmerzes; aber ſehr, den Stachel von Bitterkeit gegen Gott und Menſchen, der ihm ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte und deſſen er ſich noch immer nicht ganz erwehren konnte. Doch vielleicht nimmt ſie mir gerade dieſen Stachel aus dem Herzen, ſprach er zu ſich ſelbſt; wer weiß, welche Gnaden eine ſolche Seele mittheilen kann.

Zur Stunde der Veſper war er in Kloſter Himmelspforten und ging in die Kapelle, die geöffnet — jedoch hinter dem Altar durch Gitter und Laden abgeſchloſſen gegen den Chor war, in welchem die Ordensfrauen gemeinſchaftlich die kanoniſchen Stunden beteten. Es war ein grauer milder Nachmittag, die Luft ſo ſeltſam lau, wie ſie zuweilen im Dezember auf ein Paar Tage oder Stunden eintritt; man denkt dabei an erfrorene Roſen. In der Kapelle herrſchte ſchon die Dämmerung des Abends und die Veſper hatte begonnen, als Uriel eintrat. Alſo hier in dieſem trüben, froſtigen Dunkel verblüht die leuchtende Lilie! ſprach er zu ſich ſelbſt; in dieſer Schattenwelt iſt ihr energiſches Leben untergegangen, in dieſer Grotte des Carmels ihr Herz eingeſargt! Ein namenloſes Weh zerſchnitt ihm die Seele; das Weh, welches Jeder empfindet, der in der Opferflamme des Altars ein blutendes Menſchenherz langſam verzehren ſieht und nicht weiß, daß es darin auf der Hand Gottes liegt. Er horchte auf die betenden Stimmen; ſie waren zu einem und demſelben Ton eingeübt: er konnte nicht Regina herausfinden. Begraben! begraben! jammerte ſein Herz. Er hoffte auf die Antiphone; es war ja unmöglich, die Singſtimme ganz ihres eigenthümlichen Gepräges zu entäußern. Die Antiphone des Advents „Alma redemptoris“ wurde geſungen; aber ohne Regina. Er hätte ihre Stimme mit dem ihr eigenen ſeeleninnigen Klang unter Tauſenden erkannt. Begraben! begraben! jammerte ſein Herz; und wie es ſo jammerte, fiel ihm ein, dies ſei vielleicht keine figürliche Redensart und ſie ſei in der That todt oder ſterbend. Er floh aus der Kapelle, eilte zur Kloſterpforte und ſchellte haſtig. Die Pförtnerin erſchien am kleinen Fenſter und mit ſtockendem Athem ſagte Uriel:

„Ich wünſche die Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes zu ſprechen.“ Dies war Regina's vollſtändiger Kloſtername; es konnte jetzt keine Verwechſelung mit irgend einer anderen Schweſter Thereſe verfallen.

„Sie iſt im Chor,“ ſagte die Pförtnerin, und ſetzte ein Paar Worte hinzu, welche beſcheiden andeuteten, daß die ſpäte Stunde ungelegen ſei.

„Alſo komme ich morgen Vormittag,“ erwiderte Urſel und ging ruhiger in die Kapelle zurück, die ihm plötzlich nicht mehr ſo finſter und froſtig vorkam, denn — ſie war im Chor und wo ſie war, da wurde es ſonnenhell und ſonnenwarm. Er fühlte ſich beglückt, in ihrer Nähe zu athmen, von denſelben Mauern umſchloſſen, von demſelben Dach beſchirmt zu ſein. Nichts trennte ſie — als der Altar mit dem Tabernakel; als Gott! Und trennt denn Gott die Seelen? fragte er ſich heimlich. Sind ſie nicht ſüß und feſt geheimnißvoll in ihm verbunden? .... viel ſicherer, viel unzertrennlicher in dieſer göttlichen Lebensgemeinſchaft, als in einer irdiſchen? .... Und doch! und doch! das Menſchenherz hat nicht ſein Genügen in ihr! — Und er dachte mit einer ſo unerhörten Freude, daß ihm die Bruſt davon beklemmt wurde: Morgen werde ich ſie ſehen, ſie hören, mit ihr ſprechen! und dann? .... — Ihm war zu Sinn, als ob dann ſein Herz ſtill ſtehen werde.

Es war ganz dunkel geworden, nur das ewige Licht verbreitete ſeinen ruhigen Schimmer durch die Kapelle und ſtimmte ihn friedlich. Er ſchlug das Auge zur Lampe auf und ſagte leiſe: So zu leuchten im Heiligthum, und vor Gott und für Gott, das Loos hat Regina ſich gewählt und vielleicht iſt es das ſüßeſte, welches uns hienieden zu Theil wird, weil es über dem Wechſel und dem Wandelbaren iſt. Dies Schwanken zwiſchen Wonnen und Qualen, dieſer Wechſelgeſang von Luſt und von Weh, dieſe zitternde Sehnſucht und dies troſtloſe Ungenügen, dieſe himmelſtürmenden Wünſche und dieſe gräßliche Nichtigkeit in ihrer Erfüllung: dies Alles, das draußen liegt, außerhalb des Gottesfriedens — iſt's eine Entbehrung, wenn man es nicht kennt? iſt's ein Verluſt, wenn man es aufgibt? — — — Da hub das Angelusgeläute an. Ihm war, als bewege die Glocke ſein Herz. Er kniete nieder, barg das Geſicht in den Händen und betete: Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder! — Dann klirrten Schlüſſel in ſeiner Nähe. Er entwich wie ein Schatten aus der Kapelle, deren Thüre hinter ihm geſchloſſen wurde, und ging nach der Stadt zurück.

Die Nacht verging wie alle Nächte. Für Uriel aber hatte ſie hundert Stunden und jede Stunde hundert Minuten. Er ging wieder zum Kloſter. Der helle friſche Wintermorgen mit dem ſtillen blauen Himmel und der feinen weißen Decke, welche der nächtliche Schnee über die Erde gebreitet hatte, that ihm wohl und kühlte den Scirocco, der ihm durch den Kopf und die Bruſt ging. Iſt das denn Freude? fragte er ſich ſelbſt. Ich freue mich — und die vorherrſchende Empfindung iſt — Qual! An der Pforte fragte er, ob die Schweſter Thereſe jetzt zu ſprechen ſei. Es wurde bejahet und er in das Sprachzimmer gewieſen. Es war von äußerſter Einfachheit: weiße Wände, einige hölzerne Stüble, ein ſchwarzes Gitter, hinter welchem ſich ein geſchloſſener Laden befand, und dem Gitter gegenüber ein großes ſchönes Cruzifix. Nach ſeinem Namen war er nicht gefragt worden und er hatte ihn nicht genannt. Als ein Unbekannter, ein Namenloſer ſollte er vor ſie treten! Jenſeits des Gitters lag das innere Sprachzimmer. Es währte nicht lange, ſo öffnete ſich eine innere Thür. Es trat Jemand ein und ſagte, zum Gitter vorgehend: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte Uriel mit verſagender Stimme — denn das war Regina!

„Uriel! grüß Dich Gott!“ ſagte ſie ſo herzlich, als ob ſie Beide in Windeck wären.

„Weißt Du denn noch von mir? haſt Du mich nicht vergeſſen?“ rief er überwältigt.

„Wähnſt Du, wir vergäßen die Unſeren?“ fragte ſie zurück. „Das wäre ja treulos, herzlos. Gott zerreißt keine Bande des Herzens: er heiligt und verklärt ſie.“

„Ja, das iſt Regina!“ ſagte er ſeufzend.

„Wie kommſt denn Du zu unſerem Carmel?“ fiel ſie ein.

„Ich möchte von Dir wiſſen, ob Du glücklich biſt,“ entgegnete er. „Du wirſt es bejahen; das weiß ich! Hat der Menſch ſich ein ungewöhnliches Schickſal mit freiem Willen bereitet, ſo iſt er oft zu ſtolz, um ſpäter zu geſtehen, daß es mit ſeinem geträumten Glück kaum mittelmäßig beſchaffen ſei. Darum bitte ich Dich, mi zu ſagen, warum oder wodurch Du glücklich biſt; da gibt mir vielleicht einen richtigeren Maßſtab, und ic werde Dein Leben beſſer verſtehen.“

„Ich bin glücklich, weil ich das höchſte Gut lieb und gemäß dem Drang dieſer Liebe leben darf.“

„Und wohin drängt dieſe Liebe Dich?“

„Zum Opfer, Uriel. Ich bin glücklich, weil ich mich in jedem Augenblick und mit jedem Athemzug in gottgefälliger Weiſe der göttlichen Liebe opfern kann.“

„Woher weißt Du, daß ſie gottgefällig iſt?“

„Weil ſie auf den evangeliſchen Räthen beruht, welche durch die drei Gelübde beſiegelt werden. Das iſt die höchſte Gnade, welche dem Menſchen zu Theil werden kann. Wie gern folgt man nicht in weltlichen Verhältniſſen dem Wunſch, dem Wink eines geliebten Weſens, ohne im mindeſten zu betrachten, ob ſich eine ſolche Folgſamkeit rechtfertigen laſſe vor der Vernunft und der Wahrheit und ob man ſie nicht dereinſt bereuen werde. Wir aber ſind ſicher vor ſolcher Täuſchung. Wir folgen einem Wink, der ſo zart iſt, daß Millionen ihn nicht verſtehen, und wiſſen dennoch, daß wir keinem ſelbſtgeſchaffenen Wolkengebilde folgen, denn der menſchgewordene Gott Selbſt winkt uns zur Nachfolge.“

„Und worin beſteht dieſe Nachfolge?“

„Im Leiden aus Liebe.“

„Leideſt auch Du, Regina?“

„Wer die drei Gelübde abgelegt hat und treu zu erfüllen ſucht, iſt gleichſam durch die drei Nägel Jeſu mit ihm an das Kreuz geheftet, denn Armuth, Entſagung und Gehorſam allzeit geübt, kreuzigen den natürlichen Menſchen auch allzeit. Das thut freilich weh, aber dem göttlichen Heiland haben auch die Nägel weh gethan, als er an ihnen in ſeinen Wunden hing.“

„Wie fängſt Du es aber an, um dies Bild ſo feſt Dir einzuprägen, daß es Dein Vorbild wird?“

„Man denkt an ihn.“

Uriel hätte faſt gelächelt über dieſe Antwort.

„Darin liegt eben das Schwierige,“ ſagte er.

„In der bunten, lauten, zerſtreuenden Welt — ja!“ antwortete Regina. „Da hat man weder Zeit noch Luſt noch Aufforderung, anders als ruck- und ſtoßweiſe an den göttlichen Geliebten zu denken — wenn's überhaupt geſchieht! Aber für uns heißt es: Was droben iſt, habet im Sinn, nicht was hienieden. Wir ſind ja da, um uns in die Betrachtung ſeines Lebens und Leidens, ſeines Todes und ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Lehre und ſeiner Liebe zu verſenken; ſind ja da, um es nach unſeren Kräften mitfühlend nachzuleben; ſind ja da, um ihm zu ſagen, daß wir ihn lieben; daß wir verlangen, ihn ſo zu lieben, wie er geliebt ſein ſoll und ſein will; daß wir wünſchen, der ganze Erdkreis möchte ihn erkennen und lieben; daß wir begehren, jeden Blutstropfen zu vergießen, jeden Athemzug zu verhauchen, um zu bewirken, daß ſein Name verherrlicht und ſein Reich verbreitet werde. Er will hören, daß ſein Geſchöpf ihn liebe. Zwiſchen den Millionen von Worten, die eine armſelige Liebe verherrlichen und zwiſchen den Millionen von Beleidigungen, welche ſein göttliches Herz durch ſündige Liebe empfängt, will er doch auch ein Paar Worte hören, die zu ihm allein von Liebe ſprechen und denen der Beweis nachfolgt, daß es keine leere Verſicherungen ſind. Dazu ſind wir da; das iſt die Beſtimmung unſeres myſtiſchen Carmels. Uns erwartet nicht ein großer Kreis von frommer Thätigkeit, der anderen Orden zugewieſen iſt; nicht die unmittelbare Wirkſamkeit auf die Seelen, welche man in der Armen-, Kinder-, Gefangenen- und Krankenpflege übt. Wir ſind nur da, um den göttlichen Liebhaber der Seelen zu lieben und es ihm zu ſagen — betend, leidend. Wer das will — der denkt an ihn! und wer einmal angefangen hat, an ihn zu denken — o, der findet das nicht mehr ſo ſchwierig, wie es Dir erſcheint. Aber anfangen mußt Du! Du mußt an ihn denken wollen, ihn lieben wollen.“

„Ich will aber nicht Carmelit werden!“ verſicherte Uriel eifrig.

„Was ſoll denn eigentlich aus Dir werden?“ fragte ſie, als habe ſie ſeine innere Unruhe erkannt.

„Ich weiß es nicht!“ brach Uriel aus. „Ich weiß nur dies: ich kann nicht mein Herz der Welt vor die

Füße werfen; nicht lieben, wie ſie liebt; nicht begehren, was ſie begehrt; nicht dienen, wem ſie dient! ich kann in nichts mit ihr Schritt halten."

„Gott Dank!" rief Regina; „iſt das Herz gründlich von der Welt abgewendet, ſo kehrt es ſich leicht dem Himmliſchen zu. Aber, Uriel, zur Welt gehört auch die Welt Deines Ichs; und der Abſchied von ihr iſt nicht ſo leicht, als von der äußeren Welt."

„Ich meine," entgegnete Uriel, „ich hätte auch die verabſchiedet."

„Suchſt Du kein Glück irgend einer Art zu erringen und zu genießen?"

„Doch!" rief er lebhaft; „die Seele ringt nach Glück. Allein ſie will nur ein übernatürliches genießen."

„Sieh! das iſt noch Welt, Uriel: Genuß finden wollen im übernatürlichen Leben! Begehrſt Du den, ſo biſt Du ja gleichſam ein Lohndiener. Als der göttliche Heiland am Kreuz hing, durchſtrömte ihn ohne Zweifel eine unbegreifliche Seligkeit, das Werk der Erlöſung vollbracht zu haben; allein er empfand ſo gar nicht den Troſt, der doch in überſchwänglicher Weiſe daraus hervor hätte ſtrömen müſſen, daß er wehklagte: Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! So müſſen auch wir unſer Glück einzig und allein in der vollkommenen Hingebung an den Willen Gottes — ohne Beimiſchung von Genuß und Troſt ſuchen."

„Ich bin aber nicht ſo vollkommen!“ rief Uriel.

„Ich auch nicht!“ entgegnete Regina. „Daß wir es werden, iſt Gnadenſache; daß wir uns alles Ernſtes daran machen, es werden zu wollen, iſt unſere Sache. Uebrigens bleibt Dir keine Wahl! da Du dein Herz nicht der Welt vor die Füße werfen willſt, mußt Du es an's Kreuz heften. Eine Zwiſchenſtation gibt es nicht.“

„Allein es gibt ein Maß in der Kreuzigung, Regina! Du haſt immer das Leben nach den evangeliſchen Räthen mit ſeinen drei entſetzlichen Nägeln im Sinn.“

„O,“ fiel ſie lebhaft ein, „Du nennſt ſie entſetzlich; ich nenne ſie unſer Brautgeſchmeide. Mit ihrem Schmuck ſind wir des Bräutigams werth, denn ſie verähnlichen uns ihm. Schlagen ſie den natürlichen Menſchen an's Kreuz, ſo heben ſie dafür den übernatürlichen zum Himmel hinauf. Sie machen es ihm möglich, ſeinen Reichthum in Gott allein, ſeine Freuden in Gott allein, ſeinen Willen in Gott allein zu ſuchen und zu finden. Ja, nur ſie machen ihm die vollkommene, die Chriſtus ähnliche Hingebung an Gott möglich. Unter dem Gelübde des Gehorſams, welches die beiden anderen ſicher ſtellt, führt der Menſch ein Abbild vom Leben des Gottesſohnes, der dreißig Jahre lang in der Hütte und der Werkſtatt von Nazareth ſterblichen Menſchen unterthan war. Nein, Uriel! göttlich iſt das ganze Evangelium! aber die drei Nägel ſind ſeine Krone und ſeine Glorie. Die bilden büßende Seelen, jungfräuliche Seelen, Martyrerſeelen. Nimm dieſe hinweg — was bleibt übrig im Leben des Chriſtenthums? nur die Gebote, nur das Alltagsbrod, während das himmliſche Manna verſchwindet. Den Vater behalten wir, aber den Bräutigam verlieren wir. Die evangeliſchen Räthe ſind das eigenſte Eigen des Chriſtenthums. Das Jeſukindchen hat ſie vom Himmel herunter gebracht; um die Krippe von Bethlehem ſind ſie aufgeblüht. Und weil ſie dieſe wundervolle Abkunft haben, deshalb ſind ſie ſo edel, daß ſie mit Geld und Gut und irgend einem Beſitz von geſchaffenen Dingen ſich nicht vertragen; ſo geiſtig, daß ſie die innerſte Freiheit von jeder Creatur, die Trennung von dem Liebſten auf Erden, die Losſchälung der feinſten Bande von Fleiſch und Blut begehren; ſo erhaben, daß ſie mit den gewöhnlichen Wegen der Menſchen nichts zu ſchaffen haben und nur den Weg gehen, den ſie vom Jeſukind gelernt haben „gehorſam bis zum Tode am Kreuz.“ Uriel! ein einziger Menſch, der in der Vollkommenheit nach den evangeliſchen Räthen lebt — und aus ihnen drei Nägel macht, mit denen er ſich an das Kreuz des Herrn heftet, überwiegt weit alle Größe aller Menſchen zuſammen genommen, welche die Welt groß nennt; denn der himmliſche, nach Chriſtus gebildete Menſch iſt größer in ihm. Und davor grauet Dir? und das flößt Dir Entſetzen ein? Ach, Uriel! ich will Dir ſagen, woher das kommt: Du denkſt nicht an die Menſchwerdung Gottes, an dieſes ſüße, liebeſelige Geheimniß, welches die Kirche jetzt im Advent andächtig betrachtet und welches gleichſam der immerblühende Roſenſtrauch iſt, aus dem ſich fort und fort alle anderen heiligen Glaubensgeheimniſſe wie göttliche Roſen entwickeln. Dem Gottesſohn, der ſich, liebebeſiegt durch unſer Elend, zum Sohn der ſeligſten Jungfrau macht und als das gebenedeite Jeſukindchen zu Bethlehem auf unſerer armen Erde erſcheint: dem müſſen wir zuerſt, zum gerührten Dank für eine ſo göttliche Liebe, unſer Herz ſchenken — und iſt das geſchehen, ach! wie weiß er es dann feſtzuhalten, und wieder zu gewinnen, und ſich darum zu bewerben, und es an ſich zu ziehen, und es zu berauſchen mit ſeinen Myrrhen und ſeinem Blut, ſo daß ſich das Herz endlich auch liebebeſiegt ihm anſchmiegt und dann ſein Genügen hat — für die Ewigkeit."

„Dazu muß das Herz beſonders begnadet ſein, Regina!" wendete Uriel ein.

„Das Herz bildet ſich allmälig um nach ſeiner Liebe; das iſt deren Geſetz, ſo mächtig iſt ſie. Liebt der Menſch irdiſches Gut, ſo wird er irdiſch. Liebt er gemeine Genüſſe, ſo wird er gemein. Liebt er Schlechtes an Menſchen und Dingen, ſo verſchlechtert er ſich und wird mehr und mehr unfähig zum Guten. Liebt er Gott, ſo vergöttlicht er ſich, ſo geht aus dem trauten und beſtändigen Umgang mit dem unendlich Schönen und Guten auch etwas Gutes und Schönes in ſeine Gedanken, Gefühle, Beſtrebungen und Handlungen über. Je beſſer das Herz wird, um ſo mehr liebt es Gott, und je mehr es ihn liebt, deſto größere Gnaden empfängt es. Er iſt ein Herr von unendlicher Milde und Großmuth und kommt der leiſeſten Liebesregung zärtlich entgegen.“

„Dennoch, Regina, muß das Herz beſonders begnadet ſein, um ſich innerlich und vollſtändig von allen Geſchöpfen — und von dem Glück und den Freuden, welche ſie bringen, abzutrennen. Es gibt ſündloſe Freuden und Verhältniſſe voll geheiligtem Glück.“

„Gewiß!“ entgegnete ſie lebhaft. „Nicht Jeden beruft Gott zum vollkommenen Aufgeben des Irdiſchen; allein er verlangt von Jedem, daß Dasjenige, was in dem ſündloſen Glück und den erlaubten Freuden irdiſch iſt, durch Beziehung auf Gott mehr und mehr gereinigt und verklärt werde. Willſt Du alſo Irdiſches beſitzen und in Deiner Freude darüber das rechte Maß inne halten und Dich nicht beſinnungslos darin verlieren; willſt Du Menſchen lieben und in ihnen Dein Glück finden: ſo darfſt Du es doch nur als etwas von Gott Geliehenes beſitzen, das Du allzeit bereit biſt, mit Gleichmuth ihm zurück zu geben. Thuſt Du das nicht, ſo wirfſt Du dein Herz der Irdiſchkeit zu Füßen. Thuſt Du es aber, ſo lebſt Du gewiſſermaßen auch nach den evangeliſchen Räthen, arm im Geiſte, bereit zur Entſagung, willig zum Gehorſam — und in dieſer Weiſe heiligen ſich unzählige Seelen.“

„Und warum, Regina, haſt Du dieſen leichteren Weg nicht gewählt?“

„Weil ich ihn für einen gefährlichen und mühſeligen Umweg halte. Mein Ziel iſt Gott: danach verlange ich. Mein Ende iſt Gott: darüber frohlocke ich. Weshalb ſollte ich bei der Creatur mich aufhalten? Ueberdas ſetzt es ein Streben nach höherer Vollkommenheit voraus, wenn man den Entſchluß nach den evangeliſchen Räthen zu leben, durch die Kloſtergelübde beſiegelt und ſich durch ſie, an Hand und Fuß himmliſcher Weiſe gebunden, wehrlos das ſüße Joch und die ſanfte Bürde Jeſu auflegen läßt.“

„Immer der alte, hohe, energiſche Schwung!“ rief Uriel.

Sie unterbrach ihn, wie ſie jedes Mal that, wenn ſie fürchtete, daß er von Lob oder von Liebe ſprechen wolle, und fragte:

„Biſt Du denn wirklich all dieſe Jahre in der Welt umher geſchweift?“

„Ja!“ erwiderte Uriel. „Ich wollte die eine Liebe vergeſſen und eine andere Liebe finden; dazu braucht man Zeit und allerhand Kenntniß.“

„Im Grunde nur — Erkenntniß!“ ſagte Regina. „Nun, wohin biſt Du denn mit Deinen Kenntniſſen gelangt?“

„Daß ich Nichts habe finden können, das größer als mein Herz und folglich meiner Liebe würdig wäre. Die

Höhen des Tſchimboraſſo, und die Weiten der Wüſte und die Tiefen des Oceans und der Donnerſturz des Niagara füllen die Abgründe meines Herzens nicht aus — und all das Lebensgewimmel voll Thätigkeit und Geſchäftigkeit, voll Klügeleien und Betrügereien, voll Berechnung und Täuſchung, voll Anſtrengung und Nüchternheit, gibt meinem Herzen auch nicht einen einzigen raſcheren Schlag."

„Das begreift ſich!" ſagte Regina. „Das Menſchenherz iſt ein goldener Kelch, den Gott mit Opferwein gefüllt haben will. Soll er den ſchaalen Wein der täglichen Mahlzeit oder der irdiſchen Feſte aufnehmen, ſo entſpricht er nicht ſeiner Beſtimmung. Er wird entweiht — und das Herz, das ein lebendiger Kelch iſt, wendet ſich ab von der Entweihung — wenn es ſie begreift — und bleibt lieber leer. Weißt Du wohl, daß dies eine große Gnade iſt?"

„Zu der Erkenntniß hab' ich es noch nicht gebracht," antwortete Uriel mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Der Trank aus trüben Ciſternen genügt Dir nicht; aber Du verſchmachteſt," entgegnete Regina. „Nun wohlan, Uriel! wende Dich zu den Waſſern des ewigen Lebens, wende Dich zu dem Born, aus dem ſie in unergründlicher Fülle ſtrömen. Durchſchweife nicht länger den Erdball. Geh' in das erſte beſte Kirchlein, knie nieder vor dem Tabernakel. Sieh! dort in dem engen, dunkeln, kleinen Raum, dort wohnt Der, der Einzige, welcher größer iſt, als Dein Herz und folglich deſſen Leere füllt. Dann haſt Du, was Du brauchſt, was Du erſehnſt, was Dir genügt. Meinſt Du, daß uns die Kloſtermauern und die enge Zelle ſüßer wären, als das liebe Vaterhaus, wenn Er nicht im Tabernakel unter uns wohnte? Er iſt der göttliche Magnet, der uns feſſelt! er iſt der himmliſche Compaß, der unſeren Weg beſtimmt. Der geheimnißvolle Gott im Tabernakel iſt die Vervollſtändigung des Jeſukindchens in der Krippe und des bittern Leidens auf Golgatha: ſo liebt uns Gott — der König der Ewigkeit. Wer das erkennt, dem wird eine namenloſe Seligkeit das Herz durchfluten, ſo geliebt zu ſein. Dann werden ſich die Fluten ſenken und das Herz in ſeiner eigenen Armſeligkeit zurücklaſſen und traurig wird es ſprechen: Ach Herr! zu lieben verſtehe ich dich nicht, dazu bin ich zu gering! aber dienen will ich dir alle Tage meines Lebens bis zum letzten Athemzug auf dem ſtillen langen Kreuzweg von Bethlehem bis zum Tabernakel. Und dann ſei verſichert, Uriel, Du haſt Den gefunden, der Dein Herz erfüllt. In der Enge, in der Stille, in der Abgeſchiedenheit begegneſt Du dem Gott, dem Du auf Deinen Weltfahrten nicht begegnet biſt."

„Regina! Regina!" rief Uriel, „in dieſe Enge, in dieſe Stille muß man ein wunderbar reines und friedliches Herz bringen; ſonſt reibt es ſich auf."

„Ach!" ſagte ſie, „es bringt Jeder ſein elendes Herz mit, das unruhig iſt, weil es in menſchlicher Bruſt ſchlägt. Beginnt nur erſt ſeine ſtille Kreuzigung durch die practiſche Ausübung der evangeliſchen Räthe, ſo wird es nach und nach gefriedigt. Jeder hat ſeine Kämpfe zu beſtehen, ſeine Verſuchungen zu überwinden, in ſeinen Prüfungen ſich zu läutern.“

„Und das Alles ohne das erleichternde Gegengewicht großer Thätigkeit!“

„Ach, Uriel, wir haben hier mehr zu thun, als je die Tante Iſabelle, Corona und ich auf Windeck zu thun hatten.“

„Iſt Gebet — That?“ fragte er.

„Meinſt Du nicht?“ fragte ſie zurück. „In ſtiller Nacht geht der göttliche Heiland in die Einſamkeit der Berge und betet für die ſieche Menſchheit. Iſt das weniger That, als wenn er am Tage ihre Gebrechen heilt? In ſtiller Nacht kniet Franziscus, der ſeraphiſche, vor einem Cruzifix und betet: „Mein Gott und mein Alles.“ Das war vielleicht mehr That, als ſeine ergreifendſten Predigten, durch die er Tauſende zur Buße bekehrte. Das Gebet iſt eine ungeheuere That, Uriel, iſt das Fundament von Allem, was auf Erden zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen geſchieht. Nur ſetzt ſie, ſtatt der Hände und Füße, die höchſten geiſtigen Kräfte in Bewegung. Sie iſt der Athemzug des Gedankenlebens. Die Wiſſenſchaft mit ihren Entdeckungen und Erforſchungen, die von ſo unberechenbarem Einfluß auf die Menſchheit ſind, wirkt in der Sphäre des Verſtandes etwa ſo, wie das Gebet in der höheren und umfaſſenderen geiſtigen Sphäre: ſie erfindet, was Andere ausführen. Das Gebet lenkt und unterſtützt, was Anderen frommt. Am jüngſten Tage wird es dereinſt offenbar werden, was wir dem Gebet frommer Seelen zu danken haben. Unſer Gebet hier iſt nun freilich zu gering, um große Erfolge zu haben. Wir ſind ſehr unvollkommen und gehören nicht zu jenen Lieblingen Gottes, deren Bitten und Wünſche er gern hört und gern erfüllt. Wir ſind jedoch in äußerer Praxis auch nicht ſo unthätig, wie Du zu glauben ſcheinſt! In einer armen Familie hat jedes Mitglied das Seine zur Erhaltung des Hausweſens beizutragen, der Eine verrichtet dies und der Andere jenes. Wir bilden eine arme Familie mit einer geiſtlichen Mutter und zwölf Töchtern. Die Zahl iſt feſtgeſetzt zu Ehren des göttlichen Meiſters und ſeiner heiligen Apoſtel. Sie iſt groß genug, um allen Verpflichtungen nachzukommen; ſie iſt klein genug, um ohne Lärm und Tumult das ſtille Grottenleben des Carmels führen zu können. Die Eine hat die Haushaltung zu beſorgen, die Andere die Bedürfniſſe der Sacriſtei. Die Dritte iſt Krankenwärterin, die Vierte ſpielt die Orgel und leitet den Geſang. Alle ſtehen auf zum gemeinſamen nächtlichen Chor und beten die Horen zu den beſtimmten canoniſchen Stunden. Iſt das nicht Alles eine höchſt geziemende Beſchäftigung? in ſtiller Zurückgezogenheit, die überall den Frauen ſo wohl anſteht, werden die häuslichen Pflichten des geiſtlichen Familienlebens erfüllt — und erfriſchend und beſeelend, wie ein ſchöner Strom durch einförmige Fluren, ſchlingt und windet ſich das Gebet durch all unſer Thun und läßt uns nicht allzuweit aus der Gegenwart Gottes uns verlieren. So vergehen Tage, Wochen, Jahre. Können wir nicht in Wahrheit mit König David ſelig ausrufen: „Kommt „vor Sein Angeſicht mit Jubel. Wir ſind Sein Volk „und die Schäflein Seiner Weide. Gehet ein mit Frohlocken in Seine Thore. Preiſet Ihn, lobet Seinen „Namen; denn lieblich iſt der Herr.“ Und zu einer ſo ſüßen Gegenwart geſellt ſich eine noch ſüßere Hoffnung. Dereinſt kommt ein Stündlein, ach, das gebenedeite, glückſelige Sterbſtündlein. Dann heißt es: Der Bräutigam kommt! Dann ſpricht die Seele: Tritt ein, o Herr, bei deiner Magd! längſt hat mein Herz zu dir geſagt: Dein Antlitz ſuch' ich! — Und dann ſpricht er, der unendlich milde und liebliche Herr: Stehe auf, meine Freundin, und komm'. Der Winter iſt vorüber! — Sieh, Uriel, ſo lebt man und ſtirbt man auf dem Carmel.“

Er hörte ihr zu. Sie hätte ſtundenlang ſprechen können und er würde des Zuhörens nicht müde geworden ſein. Ihm zerſchmolz das Herz vor dieſen Frühlingslüften aus einer übernatürlichen Welt. Sie ſagte das Alles mit einer Einfachheit und Geiſtesſtille, welche deutlich zeigten, wie heimiſch ſie in jener war. Wie von lindem Balſam überfloſſen und geſchmeidigt löſte ſich die Spannung, die Unruhe, die ihm die Bruſt zerkrallten. Er vergaß, daß er ſie geliebt, daß er ſie verloren hatte. Er war bei ihr, er war glücklich.

„Regina, Königin meiner Seele!“ rief er mit einem Ausbruch von namenloſer Wonne.

„Willſt Du zur Königin der Seelen ſprechen,“ entgegnete ſie ſanft, „ſo mußt Du ſie nennen Maria Regina, die gebenedeite Gottesmutter. Die Regina, welche Du im Sinne hatteſt, iſt ja längſt todt. O wende Dich doch nicht den Schatten und dem Tode zu, wenn ein göttliches Leben Dich ruft und Deiner harrt. Lerne Gott lieben, indem Du ihm dienſt: das iſt mein Wunſch und mein Gebet für Dich.“

Er hörte, daß ſie vom Stuhle aufſtand.

„O warte noch!“ rief er in heftiger Bewegung; „erfülle mir erſt eine Bitte! ſie iſt gering. Du haſt am Tage Deiner Einkleidung hier am Gitter zu der ganzen Familie geſagt: Auf Wiederſehen im Himmel! aber ich war nicht dabei. Wohlan, Regina, öffne das Gitter, ſchlage den Schleier vom Antlitz zurück, damit ich Dich noch ein Mal auf Erden ſehe, Dich — die Du Alles biſt, was ich je geliebt habe! und dann ſprich auch zu mir: Auf Wiederſehen im Himmel.

„Es geht nicht,“ antwortete ſie zögernd; „ich thue es nie.“

„Ich will es nicht verrathen,“ ſagte Uriel flehend,

„nicht dem Vater, nicht an Corona, nicht an Hyacinth.“

„O, Hyacinth wünſcht ſo etwas nicht!“ rief ſie. „Er war nie hier — und es wäre doch ihm und mir ein Troſt geweſen. Aber er will nicht den irdiſchen Troſt. Sein Herz iſt ſo recht ein Opferkelch. In den heiligen fünf Wunden bin ich immer mit ihm vereint; denn nichts verknüpft die Seelen ſo innig, Uriel, als die Entſagung.“

„Ja, er iſt eben Hyacinth,“ ſagte Uriel ſanft. „Wirf mir nicht vor, daß ich anders bin. Ein Mal, nur ein einziges Mal laß mich Dich ſehen in dem wunderbaren Leben, das Du von himmliſchen Geiſtern gelernt haben mußt. Ein Mal tritt heraus aus den Wolken, Du Morgenſtern meines Herzens — und dann bleibſt du mein Polarſtern. Ein Mal, Du ſeliges Geſchöpf, laß mich den Abglanz Deines Glückes ſchauen und meiner Seele einprägen.“

„Genug,“ ſagte ſie. „Warte hier, ich komme wieder.“

Sie kam wieder und ſagte:

„Uriel! es war eine beſondere Eingebung Gottes, daß ich mir vornahm, als ich den Schleier empfing, er ſolle mir nun auch wirklich alle Geſtalten der Erde verſchleiern. Aber heute iſt's ein beſonderer Fall!“

„O Dank, Regina! Gott Dank!“ frohlockte er.

„Verſprich mir aber Eines,“ ſagte ſie feierlich. „Der Vater und Corona dürfen nie erfahren, daß Du mich geſehen haſt. Verſprich es mir bei dem gekreuzigten Herrn und Heiland.“

„Bei dem gekreuzigten Herrn und Heiland!“ wiederholte Uriel mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte.

Der innere Laden wurde aufgeſchloſſen, der dunkle Vorhang zurückgeſchoben, endlich das Gitter weit geöffnet. Da ſtanden drei Carmeliteſſen in ihrem dunkelbraunen Habit mit dem weißen Skapulier und dem ſchwarzen Schleier. Zwei von ihnen hatten ihn tief über das Antlitz herabgeſenkt. Die Dritte hatte ihn ganz zurückgeſchlagen; nur weißes Linnen umgab ihr Geſicht. Das war Regina; ſchlank und hoch ſtand ſie zwiſchen den Ordensſchweſtern und blickte ruhig zu Uriel hinüber. Er hielt die Augen geſchloſſen, bis all die Vorbereitungen gemacht waren; dann ſchlug er ſie zu Regina auf. Als habe er einen Todesſtoß mitten im Herzen empfangen — ſo taumelte er vom Gitter zurück, brach zuſammen, ſank auf die Knie, ſchlug beide Hände vor's Geſicht und rief mit einem ächzenden Schrei:

„Ah! Ah! Regina — iſt das die Milde und Großmuth Gottes!“

„Seine Barmherzigkeit iſt's, die mir ſchon auf Erden mein Purgatorium — ſeine Liebe iſt's, die mir Antheil am Kreuz gönnt,“ entgegnete ſie ruhig.

Leichenblaß und abgezehrt waren ihre Züge, eine fürchterliche Wunde klaffte an ihrer linken Wange und zog ſich zu der Schläfe hinauf — und wie Kerzen in einer Gruft ſtanden ihre Augen, noch größer, noch ſtrahlender als ſonſt, mit ſtillem Glanz über der grauſigen Zerſtörung.

„Das Gitter zu! den Schleier herab!“ rief Uriel in namenloſer Verzweiflung. „Ich halt es nicht aus! ich ſterbe von dem Anblick.“

Der Vorhang rauſchte zuſammen und ſie ſagte:

„Sieh, Uriel, das iſt die Regina, die Du geliebt haſt — und Du ſchauderſt vor ihr zurück! Wirſt Du nun die Fügungen Gottes preiſen?“

„Nein!“ rief er, und ſeine Verzweiflung löſte ſich in Thränenſtrömen — das iſt ſie nicht! Das Lamm Gottes, das Opfer, das ſich lächelnd und ſelig langſam am Kreuz ſchlachten und verbluten läßt: das iſt die Regina, die ich liebe. O Du gottbegnadetes Geſchöpf, welch einem großen Herrn dieneſt Du!“

„Es iſt der, welcher geſagt hat: Ich liebe, die mich lieben; und der mir zum Beweis ſeiner Liebe ſeine Dornenkrone aufgeſetzt hat.“

Uriel drückte mit beiden Händen die Thränen aus ſeinen Augen, nahm alle Kraft zuſammen, um ſeine Aufregung zu bemeiſtern, blickte auf das Cruzifix, das ihm noch nie ſo verſtändlich, ſo lebendig geweſen war, ſammelte ſein Herz in ſeinem Willen und ſagte gefaßt:

„Wohlan, Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes, der Herr, der Deine Liebe mit einem ſolchen Lohn auf

Erden vergilt, deſſen Liebe muß etwas über alle Begriffe Großes, Süßes, Göttliches ſein, welches das Maß meines Herzens überfüllt. Das hab' ich verlangt, das hab' ich geſucht! nun iſt es gefunden: dem Herrn will ich fortan dienen."

Da theilte ſich der Vorhang. Regina erſchien in ihre Schleier verhüllt und nichts von ihrem Antlitz war ſichtbar, als ihre Augen, die wie aus dem Jenſeits ſchimmernd ihn anblickten. Mit unbeſchreiblicher zärtlicher Freude ſagte ſie:

„Auf Wiederſehen im Himmel!" und verſchwand. —

Am Abend dieſes Tages ſuchte Uriel in der Stadt den Superior der Carmeliteſſen auf, nannte ſich ihm und fragte ihn, nachdem er in einigen Worten den Vorgang mitgetheilt hatte, wie denn eigentlich dies furchtbare Leiden über die blühende, kräftige Regina gekommen — und ob nichts zu ihrer Herſtellung verſäumt ſei."

„Letzteres iſt gewiß nicht der Fall," erwiderte der Geiſtliche. „Wir haben hier äußerſt geſchickte Aerzte und keine Mittel, auch die ſchmerzlichſten nicht, ſind unverſucht geblieben. Aber dies Uebel iſt ja faſt immer unheilbar! — Als die Gräfin bei den Carmeliteſſen eintrat, ſiechte eine Laienſchweſter daran hin und die demüthige Novize bat um Erlaubniß, die Kranke pflegen zu dürfen. Anſteckend iſt es nicht; nur heißt es, daß der Krankheitsſtoff, wenn er auch nur durch ein Minimum in das Blut des Geſunden übergehe, dieſes vergifte.

Die Gräfin empfing mit Freuden die Erlaubniß und beſorgte ihr Geſchäft mit ſolcher Andacht, daß die Oberin mir ſagte, ihr fielen dabei die Legenden von der heil. Eliſabeth von Thüringen und der heil. Katharina von Siena ein. Kaum war die Laienſchweſter todt, ſo zeigte ſich das Uebel bei der Gräfin; aber ſie kannte deſſen Entſtehung nicht und beachtete es nicht, hielt es für vorübergehend, vielleicht erzeugt durch die veränderte Lebensweiſe und mochte nicht davon reden, aus Furcht, man werde ſie, die noch Novize war, zurückſchicken, damit ſie ſich im Vaterhauſe herſtellen laſſe. Bemerken konnte es Niemand, da der Halsſchleier die Wangen zur Hälfte bedeckt, da ſie immer ganz heimlich die Linnen wuſch, welche ſie auf die Wunde legte und nie die leiſeſte Unruhe oder Bekümmerniß kund gab. Nachdem ſie Profeß abgelegt hatte und ſomit ganz ſicher war, daß man ſie behalten müſſe — wie ſie unbefangen ſagte — da ſprach ſie denn endlich von dem Uebel und ſogleich wurde ein geſchickter Arzt zu Rathe gezogen. Er meint, ſie könne einen Nadelſtich, einen feinen Riß an der Hand gehabt — und durch denſelben, bei dem Verbinden der Laienſchweſter, den Giftſtoff im Blut aufgenommen haben."

„Und ſo iſt ſie verloren — rettungslos verloren!" ſagte Uriel tonlos.

„Nur für die Erde, Herr Graf, von der ſie ja, der Sehnſucht nach, längſt abgeſchieden iſt; droben iſt ihr ein herrlicher Platz bereitet. Die heil. Thereſe ſagt:

„Nach dem Maß der Liebe, mit der wir unſerem guten „Jeſus nachgefolgt ſind, werden uns die himmliſchen „Wohnungen eingeräumt.“ Da iſt denn wohl zu hoffen, daß der gute Jeſus die Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes liebevoll empfangen werde, wenn ſie vor ſeinem Thron erſcheint. Ein Blutbräutigam, wie die heilige Schrift ihn nennt, iſt er ihr hienieden geweſen; in ſeinen Wunden hat er ſie ſich anvermählt; zu einem lebendiger Schlachtopfer hat er ſie auserkoren; und ſie hat, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, gänzlich dem Willen des göttlichen Bräutigams ſich hingegeben, nie den Mund zur Klage, viel weniger zum Widerſpruch geöffnet und ſo gelitten, in ſtiller ſchweigender Liebe, wie die ganz guten Kinder Gottes leiden. O Herr Graf! das gibt eine ſelige Sterbeſtunde — und wenn wir uns einer ſolchen erfreuen, ſo haben wir ja unſere Beſtimmung erfüllt und unſer Ziel erreicht.“

Uriel ließ ſich noch mancherlei erzählen von ihrer heldenhaften Geduld, von ihrer großmüthigen Ergebung. Der Arzt hatte ihr jede Anſtrengung unterſagt — auch Orgelſpiel und Geſang, auch das gemeinſchaftliche Chorgebet; gerade Alles, was ihre ſüßeſte Beſchäftigung war. Die ſchlafloſen Nächte wurden ihr zuweilen ſo lang und gern hätte ſie ſich dann zum Tabernakel geflüchtet und Kraft geſucht in der weſenhaften Gegenwart Gottes; aber ſie durfte Nachts nicht die Zelle verlaſſen: ſo wollte es der Arzt — und ſie fügte ſich mit einer Bereitwilligkeit, als habe ſie auf Geneſung gehofft. Uriel fragte, ob ſie noch ein langes Leiden vor ſich habe? Der Geiſtliche erwiederte, das könne der Arzt nicht beſtimmen. Es gehöre Zeit dazu, bis eine ſo kräftige Natur aufgerieben ſei. Manchmal trete ein Stillſtand in der Krankheit ein — und das ſei eben jezt der Fall — dann erſcheine ſie, der Stimme und den Bewegungen nach, wie eine Geſunde. Aber nach ſolchen Pauſen im Leiden erhebe es ſich jedes Mal mit verſtärkter Gewalt.

„Ich war ahnungslos über ihren Zuſtand, bis ich ſie ſah,“ ſagte Uriel.

„Ja, ſie iſt eine Heldin im Leiden,“ entgegnete der Superior. „Sie iſt viel näher bei Gott, als bei ſich ſelbſt. Sie hängt mit Chriſtus am Kreuz und ſchweigt, wie er. Nur dauert ihre Paſſion länger, als von der Sext bis zur Non. Betrüben Sie ſich nicht, Herr Graf! den Auserwählten ſollen wir nachahmen, nicht nachweinen.“

Das fühlte Uriel. Ihm war zu Muth, als ſei der Nachen ſeines Lebens vom Ufer und von deſſen Untiefen und Klippen weit hinweg und auf die hohe See geſchleudert, damit er endlich mit vollen Segeln gehen und den Geſtaden der übernatürlichen Welt zuſteuern lerne. Ein Orkan war durch ſeine Seele in wenigen Minuten geflogen und hatte ſein Inneres zu einem Chaos gemacht; aber ſo, wie einſt die Sündflut die Schöpfung verheerte, damit eine neue Erde aus ihr hervorgehe. Die Taube mit dem Oelzweig ſchwebte ihm zu. Alle Bitterkeit war geſchwunden, alle Härte zerſchmolzen — denn die ſind irdiſch und Himmliſches hatte ſich ihm genaht. Martyrer ſind Wunderthäter. Das empfand er. Er dachte daran, daß er einſt vor Jahren zürnend zu Regina geſagt habe, ſie müſſe für ihn leiden, weil ſie ihm ſo viel Leid bereite. Das war nun geſchehen. Er ſagte, wie der heil. Johannes von Gott vor einem Crucifix zu ſagen pflegte: „Deine Dornen ſind meine Roſen und Deine Leiden mein Paradies.“

So kam er nach Windeck zurück. Die Baronin empfing ihn wie eine zärtlich beſorgte Mutter. Er ſagte ihr nur, dankbar und beruhigend:

„Es iſt Alles gut, liebe Tante, Alles gut — mit ihr und mit mir!“

Aber in Levin's Arme ſank er und ſagte:

„Ich habe gefunden, was mein Herz ausfüllt: Liebe zum Leiden, aus Liebe zu Gott.“

Der Kreuzweg.

„Alſo dies iſt die berühmteſte Ruine der Welt!“ ſagte Judith und blickte ſinnend [illegible]er.

„Ja! dies iſt die Weltruine!“ entgegnete Lelio.

„Dies iſt die Ruine, welche Tyrannenmacht verherrlichen ſollte — und ihrer ſpottet!“ rief Florentin.

„Sie iſt höchſt maleriſch!“ bemerkte Madame Miranes.

Sie ſtanden im Coliſeum zu Rom.

„Was ſagt Graf Oreſtes?“ fragte Judith, zu ihm ſich wendend.

„Nichts,“ erwiederte er. „Er hört und ſieht — Sie.“

Das war begreiflich! Von Kopf zu Fuß in ſchwarzen Sammt gekleidet, mit dem dunkeln Auge in dem ſchönen farbloſen Antlitz, glich ſie jenen Statuen aus Hadrianiſcher Zeit, die freilich nicht mehr im reinen Stil der Antike, aber vielleicht um ſo überraſchender — nicht geiſtiger, aber ſinnlich lebendiger ſind: deren Gewandung iſt aus dunkelm Marmor; Hände, Füße, Antlitz — aus weißem Marmor und das Auge aus ſchwarzer Emaille.

„Sie ſehen aus wie ein Götterbild, das aus alter Zeit vergeſſen hier ſtehen geblieben wäre,“ ſetzte er hinzu.

„Nein!“ rief Lelio; „ſondern wie eine ächte Tochter Sions, die im Trauergewande auf dieſer Stätte ſtehen muß. Hier erfüllte ſich das Schickſal Ihres Volkes in ſeiner ganzen Herbe. Während hier 12,000 gefangene Juden auf Kaiſer Veſpaſians Geheiß Block auf Block zu dieſem Rieſenbau hinwälzten und zuſammenthürmten und bei der Anſtrengung und Mühſal umkamen, wurde ihr eigener Tempel von den Römern zertrümmert, ſo daß kein Stein auf dem anderen blieb. Sie mußten ſklaviſch zur Verherrlichung der Göttin Roma beitragen, während Rom das Volk Gottes ſammt dem Gottestempel vernichtete. Seitdem iſt es auseinander gefallen in wandernde Stämme, an denen ſich noch nicht die Verheißung des Propheten erfüllt: „Iſrael zieht hin zu ſeiner Ruhe.“

„Wie das ſchön klingt!“ ſagte Judith: „Iſrael zieht hin zu ſeiner Ruhe!“ weit ſchöner als Opernarien und Freiheitshymnen! Wer ſpricht ſo, Lelio?“

„Ein Mann Ihres Volkes; aber Keiner von denen, welche die modernen Opern componiren und die modernen Freiheitshymnen dichten. Der Prophet Iſaias ſpricht ſo, ein Gottgeſandter, der die Ankunft des Meſſias und die Erlöſung verkündete und den ein gottloſer König um's Leben brachte, weil göttliche Wahrheit dem irdiſchen Sinn verhaßt iſt.“

„Warum kennen wir nicht die Schriften unſerer größten Männer?“ fragte Judith ihre Mutter.

„Beſtes Kind,“ erwiederte dieſe, „woher ſollten wir Zeit nehmen, uns mit der alten Literatur zu beſchäftigen, da wir ja an der modernen in vier bis fünf Sprachen übergenug haben.“

Lelio lächelte und Florentin nahm das Wort:

„Wie wär' es möglich, ſich mit dergleichen Antiquitäten zu betrachten, da jetzt unſere ganze Gegenwart eigentlich eine Weiſſagung iſt.“

„Welche ſich durch tanzende Tiſche ausdrückt, nicht wahr?“ warf Judith ein.

„Oder durch Brigham Young, den Mormonenhäuptling und Conſorten!“ rief Lelio.

„Nein, nein! durch Jung-Deutſchland und Jung Iſraëls Zeitungsblätter!“ ſagte Oreſt.

„Genug!“ rief Florentin triumphirend, „durch Millionen Stimmen, die Ihr verhöhnt, weil Ihr ſie nicht widerlegen könnt — und gegen die Ihr aufſchreit, weil Ihr Euch vor ihnen fürchtet.“

„O nein,“ ſagte Lelio, „wir wiſſen, daß es von Anbeginn falſche Propheten gegeben hat, und daß ſie großen Zulauf's ſich erfreuten; denn ſie reden zur Welt vom Weltgeiſt. Sie ſchauen ſich um in den niederen Geiſtesſchichten der Epoche nach der vorherrſchenden Strömung und Richtung derſelben und nach welchem Punkt hin dieſe die Fahne des Zeitgeiſtes drehen, die eben eine Wetterfahne nur iſt und kein edles Banner von beſtimmter Farbe, das ſeinen Ehrenplatz einnimmt. Jenen Punkt faſſen die falſchen Propheten in's Auge, erzählen Wunderdinge von ihm, zünden bengaliſches Feuer um ihn an, ſtreuen Weihrauch in daſſelbe und machen ſich zu deſſen Prieſter. Die Luft weht irdiſch ſchwül in jenen Niederungen. Da bläht ſich eine falſche Wiſſenſchaft auf, da fächelt ſich die Selbſtvergötterung mit Pfauenfedern, da ſpreizt ſich der Hochmuth, da flattert die Neugier umher, da ſchwelgt die Sinnlichkeit, da haucht jede böſe Luſt ihre giftigen Dämpfe aus; und in dieſen Niederungen ſind die falſchen Propheten zu Hauſe, oder ſiedeln ſie ſich an. Da ſind ſie willkommen; da werden ihre Verheißungen gierig aufgenommen. Es ſind ja die Spiegelbilder der eigenen Begierden! Der falſchen Wiſſenſchaft wird die Herrſchaft ihres Idols: Erkenntniß, verheißen; der Selbſtvergötterung die Herrſchaft ihres Idols: Emancipation von jeder höheren, heiligen Schranke; der Neugier ihr Idol: den Einblick in ſchauerlich intereſſante Myſterien; dem Hochmuth: einen Thron für das Individuum; der Sinnlichkeit wird das uralte Wort zugerufen: Wie Götter werdet

Ihr ſein! So hört Jeder von dem falſchen Propheten Das, was ſeine Begier verlangt, labt ſich an dieſer Zuſage, hofft auf deren Verwirklichung, treibt und drängt nach ſeinen Kräften zu ihr hin, ſchwelgt in der Verheißung und preiſt Den, der ſie gemacht hat — ſo daß ſich um ihn, nicht ſelten zu ſeinem eigenen Erſtaunen, lavinenartig ein immenſer Anhang bildet und mehr und mehr ſeinen Ruhm erhöht.“

„Aber worin beſteht denn der Unterſchied zwiſchen dem wahren und dem falſchen Propheten — zwiſchen Iſaias und Joe Smith, von dem ich geleſen, daß er das „Buch Mormon,“ die nordamerikaniſche Bibel, aufgefunden haben wolle und, auf ſie ſich ſtützend, behaupte: ſeine Anhänger wären „die Heiligen der letzten Tage“ und mit beſonderen Kräften und Gaben ausgerüſtet;“ fragte Judith.

„Darin, daß die falſchen Propheten die Idole in der Menſchenbruſt hegen und pflegen, ſchmeicheln und beräuchern und dadurch ihren Weiſſagungen Eingang verſchaffen — und daß die wahren Propheten dieſe Idole zu ſtürzen und eine höhere Geiſtesſtrömung in die Niederungen des Lebens zu lenken ſuchen. Die falſchen Propheten fabeln von Menſchenwitz und Menſchenthat; die wahren verkündeten eine Gottesthat. Als dieſe ſich erfüllte und Gott — Menſch wurde, brauchte die Welt keine Propheten mehr, denn ihr wurde fortan durch das Evangelium Weg und Ziel gewieſen. Heilige Seher hat es ſeitdem noch im Chriſtenthum gegeben, welche durch eine beſondere Kraft die Dinge der Zukunft in der Zeit wie in der Ewigkeit in wunderbaren Geſichten ſchauten und ihnen Worte gaben. Allein dieſe Geſichte, dieſe Prophezeihungen des Zukünftigen wurzelten immer in der Offenbarung und waren im tiefſten Einklang mit dem Evangelium. Eine neue Wahrheit verhießen ſie nicht; ein neues Wort Gottes, wie Joe Smith ſein Buch Mormon, erfanden ſie nicht; und deshalb bildeten ſie auch keine neue Secten, ſondern blieben ſchlichte, einfache Glieder der heiligen katholiſchen Kirche. Außerhalb derſelben wimmelt es von Propheten — bei Muhamed anzufangen, bei Joe Smith und ſeinem Nachfolger Brigham Young vor der Hand zu endigen. Da ſie eine neue Offenbarung oder eine neue Deutung derſelben zu bringen vorgeben, ſo drücken ſie ſich ſelbſt den Stempel der Unwahrheit auf und erweiſen ſich weniger klug, als die Orakel der vorchriſtlichen Welt, die, nach glaubwürdigem Zeugniß gleichzeitiger heidniſcher Schriftſteller, verſtummten, als Chriſtus geboren wurde."

„Mit Jemand, deſſen kathegoriſcher Imperativ die katholiſche Kirche iſt," verſetzte Florentin achſelzuckend, „iſt freilich nicht zu ſtreiten."

„Das kommt mir auch ſo vor," ſagte Judith gedankenvoll.

„Denn er ſieht," fuhr Florentin fort, „in dem Geiſtesrauſchen, das über die Welt hinfegt, um einer neueren, beſſeren Aera die Bahn zu brechen, nur einen Orkan, der ſein Idol ſtürzen wird.“

„Der Orkan der Zeit kann die Rechte, die Beſitzthümer, die freie Bewegung der Kirche hinwegfegen — wie das ſchon oftmals geſchehen iſt,“ entgegnete Lelio ruhig. „Aber das Ewige in ihr wird vom Vergänglichen nicht geſtürzt!“

„Idole ſind Scheingötter, d. h. Götzen; und dieſe ſtürzen zuſammen. In der katholiſchen Kirche aber iſt Gott — und Er iſt Der, der da iſt. Der Urgrund alles Seins kann nicht geſtürzt werden. Sein Geiſt beſeelt, lenkt und führt die katholiſche Kirche, hat ſchon oft vom Zeitgeiſt ausgelöſcht werden ſollen, wurde aber immer fertig mit ihm und wird es auch werden mit dem Geiſtesrauſchen, das ſich, wie Graf Oreſtes ſagt, in Jung-Deutſchlands und Jung-Iſraels Zeitſchriften vernehmen läßt. O!“ fuhr er lebhaft fort, zu Judith gewendet, „muß man nicht auf dieſer Stätte von unerſchütterlicher, in göttlicher Verheißung wurzelnder Ueberzeugung ergriffen werden, daß das Evangelium und die Kirche, welche es bewahrt und verkündet, göttlichen Urſprunges und voll übernatürlichem Leben ſein müſſen? Hier wütheten während dreihundert Jahren alle Mächte der Welt und der Unterwelt gegen das Chriſtenthum. Hier wollten es die Imperatoren vertilgen, und die Philoſophie es mit der Ferſe zertreten, und das Volk es in Blut ertränken; und ſiehe da! nach drei Jahrhunderten hatte das Chriſtenblut die heidniſche Welt überflutet, ſo daß nur noc deren ſchwarze Trümmer aus dem rauchenden Meer vo Blut und von Thränen aufſtarrten. Hier vollzog ſic der Untergang Iſraels; hier der Untergang des heidniſchen Roms. Die Legionen beſiegten die Juden und die Martyrer die Legionen. Für beide Siege blieb als Denkmal das Coliſeum zurück; drum nannte ich es vorhin die Weltruine! und ſehen Sie, Signora, die Trophäe des letzten Sieges: — dort!"

Lelio zeigte auf das ſchlichte hölzerne Kreuz, das von einigen Stufen umgeben, mitten in der Arena des Coliſeums ſich erhebt. Sie waren ſämmtlich zum Podium hinauf geſtiegen, dem breiten Umlauf vor den Sitzen der Zuſchauer bei den Gladiatorenſpielen — und blickten von hier über eingeſtürztes Mauerwerk und grüne Schlingpflanzen in das ſchöne edle Oval der Arena hinab. Judith ließ ſich von Lelio die Einrichtung des Gebäudes und die Art der Spiele, die hier ſtatt fanden, beſchreiben. Madame Miranes ſchauderte. Judith ſagte:

„Welch' eine Entnervung des Charakters gehört dazu, um in eine ſolche Verwilderung zu fallen."

„Ich kann ſie begreifen!" ſagte Oreſt. „Es iſt ja unmöglich, in permanenter Bewunderung des Ballets zu bleiben. Das Auge ſtumpft ſich ab; das Herz nimmt es übel, daß es durch das Auge keinen Eindruck mehr empfängt, der es zu einem raſcheren Schlage anſpornt, und mag nicht in der faden Mattigkeit verbleiben. Da geräth man denn in den Gegenſatz, um die Sehnerven wieder zu beleben und dem Herzen wieder Spannkraft beizubringen. Beſtändig Honig iſt der Zunge widerlich. Drum indiſchen Pfeffer her! So ging's den alten Römern — und wer weiß, was uns noch paſſirt.“

„Beſſer doch zum Schwarzbrod des Lebens greifen,“ rief Judith.

„Um an der Koſt Behagen zu finden, muß man eine ſehr geſunde Natur haben,“ bemerkte Lelio.

„Ich wundere mich aber ſehr, Graf Oreſtes,“ ſagte Judith, „daß Sie ſolche affröſe Neigungen dem Herzen zuſchieben wollen! Schieben Sie es auf Erziehung, Beiſpiel, rohe Umgebung, ſchlechte Sitten oder ſonſt etwas — nur nicht auf's Herz.“

„Die höchſt edlen Herzen leben und handeln nicht höchſt brutal,“ entgegnete Oreſt. „Das Ding, das in der Menſchenbruſt Tiktak macht, ſtellt den Zeiger auf unſere Handlungen.“

„O, er hat recht, Signora!“ rief Lelio; „der Graf hat ganz recht! im Herzen ſitzt der Wille des Menſchen und macht ihn göttlich oder teufliſch oder gemein — je nachdem er das Herz mit ſeinen Neigungen zur Höhe treibt, zur Tiefe drängt.“

„Könnt' ich nur begreifen, Lelio,“ ſagte Judith faſt ungeduldig, „wie Sie in ſo wenig Wochen ſich ganz haben verwandeln können! Früher ſprachen Sie in Fiorino's Styl und lebten in deſſen Anſchauungsart — allerdings ſchwunghafter! und jetzt iſt das ſpurlos verſchwunden, wie mit einem feuchten Schwamm von der Schiefertafel hinweggewiſcht!"

„Das verſpricht Dauer!"' rief Florentin verhöhnend.

„Sie müſſen bedenken, Signora," ſagte Lelio gelaſſen „daß ich eine vortreffliche katholiſche Erziehung genoſſen und bis zu meinem achtzehnten Jahre in dem Kreiſe einer Familie aufgewachſen bin, die, ſo einfach bürgerlich ſie iſt, durch ächt chriſtliche Bildung ſich auszeichnet. Nichts macht den Geiſt ſo empfänglich für ſchöne und große Ideen, nichts hebt das Gefühl zu einer ſolchen Höhe, als die Cultur der Seele durch Religion. Unter dieſen Einflüſſen verlebte ich meine Kindheit, meine erſte Jugend. Ein Bruder meines Vaters iſt Pfarrer an der Kirche Maria della pace: ein Bruder meiner Mutter iſt Benedictiner zu Sta. Scholastica, droben im Gebirg; eine ihrer Schweſtern Kloſterfrau bei den vive sepolte" .... —

„Gräßlich!" rief Judith; „bei den Lebendig-Begrabenen! o gräßlich!"

„So nennt ſie der Volksmund — ja Signora!" fuhr Lelio ruhig fort. „Was iſt denn darüber zu lamentiren? Begraben zu ſein für die Bosheit und Gemeinheit der Welt, iſt doch wahrlich kein Unglück! Tröſten Sie ſich, Signora! meine Mutter hat noch drei Brüder und zwei Schweſtern, die ſämmtlich in glücklicher Ehe leben und zuſammen wohl zwei Dutzend Kinder haben: die Welt ſtirbt nicht aus! aber die Seelen, die ſich von ihr zurückgezogen haben, erhalten in der Familie durch ihr Gebet und ihr Beiſpiel ein gewiſſes himmliſches Element, ein übernatürliches Gut, das auch Denen zu gut kommt, die im Strome der Welt ſchwimmen. Als ich jetzt zu meinen Eltern zurückkam, brauchte ich mich nur unterzutauchen in die Erinnerungen meiner Jugend — und der ganze Ballaſt ſündhafter Verkehrtheit fiel mir wie eiſerne Bande von der Stirn, von der Bruſt, vom Auge. Ich wurde frei — denn ich trat aus der Luft des Todes in die des Lebens — aus der Knechtſchaft in die Erlöſung zurück."

„Ja," ſagte Judith gedankenvoll, „es mögen geheimnißvolle Einflüſſe um uns thätig ſein und wir bemerken es nicht! oder wir fliehen wohl gar die heilſamen und ſuchen die unheilvollen auf."

„So hab' ich es damals gemacht, als ich es vorzog, meinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen, anſtatt ſie zu bändigen," entgegnete Lelio.

„Signora," ſagte Oreſt unmuthig, „Sie ſcheinen nach Rom gegangen zu ſein, um ſich ausſchließlich mit Signor Lelio zu unterhalten."

„Man folgt gern den Schickſalswendungen eines alten Freundes nach," ſagte ſie.

„Jetzt wollen wir uns aber aus dem Staube machen!"

rief Florentin. „Da kommt eine Prozeſſion mit ihrem plärrenden, ohrenzerreißenden Gebet! das iſt unaushaltbar.“

Durch den großen Eingangsbogen, vom Forum her, trat ein Capuzinerpater, ein großes Cruzifix tragend, in die Arena, und eine Menge Menſchen folgte ihm laut betend.

„Ah, die Kreuzwegandacht! es iſt heute Freitag,“ ſagte Lelio.

„Was beginnen dieſe Leute?“ fragte Judith; „weshalb knieen ſie Alle dort nieder und was bedeuten die blaſſen Gemälde, die ich eben jetzt erſt an der inneren Ringmauer der Arena bemerke?“

„Nachdem das Coliſeum ſeine erſte Beſtimmung verloren hatte und kein Circus für Gladiatorenkämpfe mehr war — Dank dem frommen Einſiedler Telemach, der, vom Geiſt chriſtlicher Liebe aus ſeiner Felſenzelle getrieben, ſich mitten in die Arena flehend und weinend warf“ . . . . —

„In was ſich dieſe Mönche nicht überall einmiſchen!“ unterbrach Florentin Lelio's Bericht. „Die Civiliſation hätte dieſe Spiele ja von ſelbſt erſterben laſſen!“

„Und daß bis dahin noch ein paar tauſend Menſchen von anderen Menſchen und zum Vergnügen von abermals Menſchen hingewürgt wurden, hat freilich in den Augen der Civiliſation gar nichts — für den armen Einſiedler aber ſehr viel zu bedeuten;“ entgegnete Lelio.

„Die entmenſchte Rohheit war in dieſem Punkt ſo hoch geſtiegen, daß kein Geſetz des Kaiſers Theodoſius die blutgetränkte Arena in Rom zu ſchließen vermochte und noch weniger gelang es ſeinem Sohn, dem Kaiſer Honorius. Telemach brachte es zu Stande, indem er ſich opferte. Er ſtürzte ſich zwiſchen die Kämpfer, um ſie zu trennen, und rief die Zuſchauer an, ihm beizuſtehen in dieſem Bemühen. Allein die Gladiatoren, im Blutrauſch des wüthenden Kampfes, metzelten Denjenigen nieder, der ihnen das Leben retten wollte, und Telemach's zerfleiſchter Leichnam lag vor den blutigen Schwertern beider Parteien. Da entſetzte ſich das Volk über eine ſolche Barbarei, und nun wurde es dem Kaiſer Honorius leicht, die Gladiatorenſpiele aufzuheben. Wenig Jahre ſpäter wurde Rom von den wilden nordiſchen Völkern mehrmals bedroht und belagert, erobert und geplündert. Sie machten das Coliſeum zu ihrer feſten Burg und ihrem Lagerplatz. Als ſie abzogen, war Rom verwüſtet und durch Feuersbrünſte verheert. Da wurde das Coliſeum ein Steinbruch: aus ſeinen Blöcken erbaute man ganze Paläſte. In eine unzerſtörbare prächtige Ruine verwandelt ſtand es nun da, bis im Mittelalter die wilden Parteien des römiſchen Adels theils dem Papſt, theils ſich untereinander die Herrſchaft der ewigen Stadt zu entreißen ſuchten und in blutigen Fehden, welche die fremden Könige zu ihrem Vortheil unterſtützten und ausbeuteten, gräßliches Elend, Noth und Schmach über die ewige Stadt brachten. Die Orſini und Colonna, Roms ſtolzeſte Söhne, hauſten ſchlimmer als Gothen und Vandalen, und das Coliſeum mußte auch ihnen als Feſte und Warte dienen, worin ſie ſich verſchanzten und die Campagna überſchauten. Dann wurde es wieder ſtill um dieſe wunderbare Ruine, an die jeder Sturm in der Weltgeſchichte heranbrauſte, ohne ihre Schönheit zu beeinträchtigen.

„Im vorigen Jahrhundert lebte ein großer apoſtoliſcher Miſſionär, der ſelige Leonardo von Porto Mauritio, Franziscanerordens. Der erwog in ſeinem von Chriſtusliebe glühenden Herzen, es gezieme ſich, daß dieſe Stätte, über welche Martyrerblut in Strömen gefloſſen war, eine heilige Weihe empfange. So viele Kirchen Roms waren über den Gräbern derjenigen Martyrer erbaut, deren Namen, Thaten und Leiden zur allgemeinen Kenntniß gekommen waren; aber die Armen, die Namenloſen, die Unbekannten, die hier ihre Seele in ihrem Glaubensbekenntniß aushauchten und deren Grab Niemand kennt als Gott: ſie waren es wohl werth, daß das Leid, welches ſie hier geduldet — hier auch mit dem göttlichen Leiden in Verbindung gebracht werde, welches allein ihre Kraft und Stärke war. Der heilige Vater Papſt Benedict XIV. genehmigte die Bitte und den Vorſchlag des ſeligen Leonardo. Es wurden jene kleinen Kapellen an der inneren Ringmauer errichtet, die ſo unſcheinbar ſind, daß ſie den Charakter des Coliſeums nicht ſtören, aber ihm gleichſam eine chriſtliche Seele geben. In jeder der vierzehn Kapellen iſt ein Gemälde, welches einen Moment aus dem bitteren Leiden und Sterben des Herrn darſtellt: ſeinen Kreuzweg; alſo für jeden Chriſten der Weg und der Wegweiſer zum Himmel, daher ſehr heilſam zu betrachten und im Herzen zu erwägen und deshalb eine der beliebteſten Andachtsübungen des chriſtlichen Volkes. Sehen Sie, Signora, vor jedem Bilde wird Halt gemacht — Station gemacht, iſt der kirchliche Ausdruck — werden einige kurze Gebete gebetet, die ſich auf den Moment des heiligen Leidens beziehen und eine kleine Nutzanwendung auf uns ſelbſt machen. So wandelt die Seele an den vierzehn Stationen vorüber, im Geiſt den Herrn begleitend, von ſeiner Verurtheilung bis zu ſeiner Grablegung, gekräftigt in ihrer Trübſal und zu ihren Kämpfen durch das leuchtende, rührende Vorbild ihres göttlichen Erlöſers. Fiorino behauptet freilich, die ſtupiden Mönche miſchten ſich unnützer Weiſe in eine Menge von Dingen, die auch ohne ſie zu Stande kommen würden; aber ich glaube nicht, daß die liebliche Kreuzwegandacht hier von ſelbſt aus Sand und Steinen aufgeblüht wäre. Ein armer Mönch mußte kommen und ſie aus ſeinem liebeflammenden Herzen hierher verpflanzen."

„Armſeliger Spott," rief Florentin erbittert, „der meinen und Ihren geſunden Menſchenverſtand, Signora, nicht trifft. Aber das behaupte ich: ob dieſe

Andacht hier oder im Mond gehalten wird, das iſt für das wahre Wohl der Menſchheit durchaus gleichgültig und deshalb hätte dieſer erbärmliche Mönch ſie in ſeinem Herzen oder in ſeinem Kloſter behalten dürfen.“

„Wie denn überhaupt die beſte Lebensäußerung der katholiſchen Kirche und die beſte Kundgebung innigen Glaubens in Deinen Augen, Fiorino, die wäre — daß ſie ſich unſichtbar machten; nicht wahr?“ ſagte Lelio.

„Und ich bin der Anſicht,“ ſagte Judith, „daß das wahre Wohl der Menſchheit außerordentlich gefördert wird, wenn man ihr durch Andachtsübungen Troſt und Kräftigung beibringen kann. Das iſt ein edles, einfaches Mittel und es freut mich viel mehr, Fiorino, die Kreuzwegandacht im Coliſeum gehalten zu wiſſen, als im Monde.“

„Wenn Sie das Menſchenwohl im ſtumpfen Dulden erblicken, Signora, ſo begreift ſich Ihre Freude. Nur entadeln Sie den Menſchen dadurch und berauben ihn ſeiner Würde,“ entgegnete Florentin.

„O nein!“ rief Lelio; „der betende Menſch iſt ſich mehr als ein anderer ſeiner Würde bewußt: er ſpricht mit Gott, als ein Kind zum Vater.“

„Lelio, ich bitte Dich, hör' auf mit Deinen Faſeleien!“ rief Florentin mit ſteigender Heftigkeit. „Es iſt entſetzlich, einen vernünftigen Menſchen — denn Du warſt noch vor drei Monaten ein ſehr vernünftiger

Menſch, von hellem Kopf und klarer Einſicht — in einer ſo traurigen Verwirrung ſeiner Begriffe zu ſehen. Der Menſch iſt ein aus ewigen Naturgeſetzen hervorgehendes, in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes, ſelbſtſtändiges Individuum, das ſich innerhalb der Schranken jener Geſetze frei bewegt. Er kann ſich nicht unſterblich machen, kann nicht immer zwanzig Jahre alt bleiben, kann nicht auf einem anderen Planeten ſich anſiedeln und was dergleichen Schranken mehr ſind, welche eine Bedingung ſeines Daſeins ausmachen. Aber in die Abhängigkeit von einem ſogenannten höheren Weſen ihn bringen, zu einem unmündigen Kinde ihn machen wollen, das jenem Weſen gegenüber zu bitten, zu danken, zu wünſchen, zu jammern hätte, um es ſich geneigt zu machen — ja, das iſt eben ein Märchen, womit man die Völker in den Tagen der Unwiſſenheit am Gängelbande führt. !!! Ein ſolches höheres Weſen kann ſchon deshalb gar nicht für uns exiſtiren, weil kein Zuſammenhang zwiſchen ihm und uns beſteht." !!! —

„Was wäre denn das Leben Deines Geiſtes und Deine unſterbliche Seele?" fragte Lelio.

„Der Geiſt iſt ein Erzeugniß der Thätigkeit des Gehirns," erwiderte Florentin, „entwickelt ſich mit dem Gehirn und ſtirbt mit ihm dahin. Das läßt ſich beobachten von der Wiege bis zum Grabe, vom Kinde bis zur Leiche. Unſterbliche Seelen hat die Wiſſenſchaft noch nicht entdeckt. !! Sie fallen mitſammt jenem höheren Weſen, jenem außer- und überweltlichen Gott, in die Kategorie der Fabel. Spricht alſo ein Menſch zu dieſem Wahngebilde, ſo macht er den Eindruck eines Fieberkranken, der ſeine Phantaſien für Wahrheit hält. Wie kann da von der Würde des Menſchen die Rede ſein? Ein aufrichtiger Menſch, der nicht mit ſich ſelbſt und nicht für Andere gefliſſentlich Comödie ſpielt — was könnte der wohl in einer ſolchen betenden Situation ſagen?“

„Vergib uns unſere Schuld,“ erwiderte Lelio ernſt.

Florentin erbleichte und ſchwieg. Oreſt rief:

„Allons, Florentin,. Antwort! Soll der römiſche Katholik das letzte Wort haben gegen Jung-Deutſchlands freien Forſcher?“

Madame Miranes aber, die eine grenzenloſe Langeweile bei ſolchen Geſprächen empfand und gar nicht begriff, wie Judith ihnen ſtets mit Intereſſe folgen möge — benutzte den günſtigen Augenblick und rief:

„Barmherzigkeit! wir werden hier auch zu Martyrern! wir erfrieren in dieſen Steinmaſſen, denn die Sonne iſt faſt untergegangen und die feuchte Novemberluft iſt ſo ſchädlich.“ —

Die Geſellſchaft brach auf, durchwanderte noch die übrigen Gänge und Räume des Coliſeums und ſtieg dann wieder in die Arena hinab. Die Kreuzwegandacht war zu Ende. Der ſelige Leonardo von Porto Mauricio hat nicht bloß die Errichtung der vierzehn Stationskapellchen im Coliſeum bewerkſtelligt, ſondern auch eine Bruderſchaft gegründet, welche die Verpflichtung übernahm und bis zur Stunde erfüllt, jeden Freitag daſelbſt die Anbetung des Gekreuzigten öffentlich zu verkünden. Ihr ſchließen ſich gewöhnlich andere Andächtige an; und Einige von dieſen knieten noch betend an verſchiedenen Stationen. Auch zwei Kapuziner, von denen der eine einen Sack über die Schulter gehängt trug. Als Judith an ihnen vorüberging, ſtockte ihr Schritt unwillkürlich und Florentin rief laut genug, um von den Kapuzinern gehört zu werden:

„Der Auswurf der Menſchheit: Tagediebe, Faullenzer, Bettler und Heuchler in einer Perſon!“

„Die Blüte des Chriſtenthums und deshalb von den modernen Heiden gehaßt!“ rief Lelio ebenſo laut.

Die Kapuziner befolgten den Rath, den ein alter ägyptiſcher Einſiedler einem Jüngling gab: ſich gegen Lob und Tadel der Menſchen wie eine Bildſäule zu verhalten. Judith ſagte im Weitergehen:

„Florino, Sie machen es mir unmöglich, Sie hier in meiner Begleitung aufzunehmen. Solche rohe Aeußerungen will ich nicht hören — und um ſo weniger, als der eine Kapuziner ein Mann iſt .... o ein unvergleichlicher Mann! Haſt Du ihn nicht erkannt, liebe Mutter? Erneſt war es!“

„Beſtes Kind,“ entgegnete Madame Miranes,

„glaubſt Du, Erneſt werde hier auf ſeine eigene Hand lebende Bilder aufführen?“

„Erneſt war es!“ wiederholte Judith; „älter geworden, wie man eben wird in acht Jahren, verändert durch die Tracht.... aber er war es. Damals in Frankfurt,“ ſagte ſie zu Oreſt, „war ich ſeine Schülerin in der Malerei. Jetzt iſt er Kapuziner und ich bin Opernſängerin! — welche Kluft! ich möchte ihn nicht wiederſehen.“

„Braviſſimo, Signora!“ rief Florentin.

„Wenn Sie mich loben, Signor Fiorino,“ entgegnete ſie kalt, „ſo fürchte ich Unrecht zu haben. Was ſagt Graf Oreſtes?“ wendete ſie mit ihrem bezaubernden Lächeln zu dieſem ſich hin.

„Diesmal hat Florentin Recht,“ erwiderte Oreſt. „Die Kapuziner ſind äußerſt reſpectable Männer, ich kenne ſie von meiner Heimath und Kindheit her und in ihrem Kloſter am Main iſt die Begräbnißgruft meiner Familie; aber mit Ihnen, Judith, und mit dem Leben haben ſie nichts gemein.“ —

Sie fuhren nach dem Corſo, wo Judith eine große, elegante Wohnung hatte. Dort angelangt, verabſchiedete ſich Oreſt, ſetzte ſich auf ſein Pferd, das im Hof des Palaſtes ihn erwartete, und ritt der Porta del popola und der Milviſchen Brücke zu — denn auf der Straße ſollte heute Abend Graf Damian mit Corona von Florenz nach Rom kommen.

Oreſt ſchien keine Eile zu haben, die Seinen wiederzuſehen. Er ritt im Schritt, nichts weniger als heiter war ſein Ausdruck und das ſchlanke Vollblutpferd fühlte mit Unbehagen und mit nervöſem Unwillen die Verſtimmung des Reiters an deſſen unſtäter Hand. Oreſt dachte bei ſich ſelbſt: O hätte ich eine Wünſchelruthe! ich verſetzte den Schwiegerpapa von dem ponte molle nach Windeck zurück! Corona allein — würde der Vernunft Gehör geben, aber er! aber er! Hyacinth iſt freilich auch da.... als Moralprediger — aber als Prediger in der Wüſte! auf einen Bruder hat man nicht Rückſicht zu nehmen, wenn es das Lebensglück gilt — und Hyacinth hat das zuerſt bewieſen, als er, ganz gegen meinen Rath und meine Anſicht, geiſtlich wurde. Uriel will auch kommen — ſchreiben ſie. So wäre dann die Familie ziemlich beiſammen! allein Uriel macht auch Extravaganzen.... in ſeiner Art! drum iſt mir Niemand läſtig als der Papa. Schwiegervater, Pflegevater, Onkel und Vormund in einer Perſon — das gibt eine Reſpectsperſon ſonder Gleichen ab, wenn man auch längſt der Vormundſchaft entwachſen iſt. — — Oreſt fühlte ſich dem Grafen Damian gegenüber deshalb unfrei in ſeinen Projecten, weil er vorausſah, daß derſelbe ſie ganz kalt und ohne die mindeſte Berufung auf religiöſe Grundſätze und einen übernatürlichen Standpunkt abfertigen werde. Seinen Brüdern war er entſchloſſen zu antworten, daß ſie mit ihren excentriſchen

und ſchwärmeriſchen Ideen nicht im Stande wären,
Herrſchaft der großen Leidenſchaften zu begreifen; all
dem Grafen Damian, der mit ihm, was den Egoism
betraf, ungefähr auf gleicher Stufe ſtand — dem ſche
er ſich, *Rechenſchaft ablegen zu ſollen.* Seine Hoffnu
war Corona. O! ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, "d
Jagd nach dem erſehnten Glück iſt etwas Verzehrende
Wäre nicht Judith mein Ziel und erreichte ich es nic
bald — ich weiß nicht, ob ich noch lange die Folter de
Lebens aushalten könnte. — — Unfern des ponte moll
traf er die Reiſenden, ſtieg zu ihnen in den Wagen un
gab ſein Pferd ſeinem Reitknecht.

Graf Damian war ſeinem Schwiegerſohn nicht ſehr gewogen; es trafen zwei ſelbſtſüchtige Naturen auf einander welche beide Rückſichten forderten, aber nicht nahmen, und welche beide geneigt waren, im Univerſum nur ſich ſelbſt und ihre Perſönlichkeit zu ſehen. Dieſe überwiegende Werthſchätzung ſeiner Perſönlichkeit hatte ſich bei Graf Damian durch ſeine Liebe für Corona nur geſteigert, gleichſam ausgedehnt. Er zog ſeine Tochter in den Kreis ſeines Ichs hinein und verlangte, ſie glücklich zu ſehen, um ihr Glück zu genießen. Dahin ließ es aber Oreſt nicht kommen und ſo fühlte er ſich beeinträchtigt in ſeinen ſo äußerſt edlen Glücksanſprüchen, die ihm um ſo rechtmäßiger erſchienen, als ſie ja nur das Glück der Tochter verlangten. Der Menſch hat immer allerhand Scheingründe, um ſeine Schwächen — und gerade ſie! als Tugenden darzuſtellen; denn ſeine Schwächen — ſind ſeine Schoßkinder! ſeine großen Fehler wäre er wohl meiſtens ſelbſt gern los. — Eine gewiſſe Spannung zwiſchen dem Schwiegervater und Schwiegerſohn ergab ſich aus dieſen Verhältniſſen, und Corona, zwiſchen Beiden ſtehend, mußte noch gar die Vermittlerin abgeben und das Oel ihrer ſchonenden Milde über die bitteren Fluten der Gereiztheit und des Trotzes ſänftigend ausgießen.

Hyacinth, der zur Vervollkommnung ſeiner theologiſchen Studien auf ein Jahr nach Rom gegangen war und dort im deutſchen Prieſterhauſe Santa Maria delle anime lebte, hatte für die Ankommenden ein Wohnung am ſpaniſchen Platz genommen und erwartete ſie in derſelben. Sie war ſehr freundlich und empfing die müden Reiſenden mit behaglichem Caminfeuer und Lampenlicht.

„Guter Hyacinth!“ rief Graf Damian und rieb ſich vergnügt die Hände, „bei Dir iſt's warm und häuslich. Bisher war es recht froſtig!“

„Du biſt hier bei Dir und nicht bei mir, lieber Onkel!“ entgegnete Hyacinth.

„Ich weiß! ich weiß!“ rief der Graf. „Es war nur, um Dir zu ſagen, daß Du Deine Sache vortrefflich gemacht haſt.“

Die Koffer wurden gebracht und die Zimmer vertheilt. Als der Graf in den Salon zurückkam, ſagte er:

„Es iſt aber ein Zimmer zu wenig, Hyacinth! Du haſt wohl nicht auf Lili und ihre Bonne gerechnet. Wo Oreſt ſein Unterkommen finden ſoll, weiß ich nicht.“

Oreſt ſaß am Kamin und Felicitas auf ſeinen Knien. Mit einen Anflug von Verlegenheit ſagte er:

„Da dieſe Wohnung ſehr hübſch iſt und bequem liegt, ſo rieth ich Hyacinth zu ihrer Wahl. Eine Stallung für meine Pferde hat ſie aber nicht, und da ich dieſe nicht einzig und allein der Obhut eines engliſchen Jockeys überlaſſen kann, der zwar excellent iſt, doch kein anderes Wort ſpricht, als Yorkſhire-Engliſch: ſo hauſe ich mit ihnen im Hotel Meloni — ganz in der Nähe.“

„Unbequeme Einrichtung!“ brummte der Graf; „da muß immer ein Diener auf den Beinen ſein, um mit Aufträgen, Anfragen ꝛc. ꝛc. hin und her zu laufen!“

Sein Mißmuth würde zugenommen haben, wenn er gewußt hätte, daß das Hotel Meloni mit nichten in der Nähe lag, ſondern an der Piazza del popolo und durch die ganze lange Straße Condotti vom ſpaniſchen Platz getrennt. So hatte Oreſt es ſich ausgedacht, um freier in ſeinen Bewegungen zu ſein. Corona ahnte nichts Gutes aus dieſer Einrichtung; Oreſt aber ſagte:

„Du wirſt für Dich und Lili gewiß mit dieſer Wohnung zufrieden ſein, Corona, denn davon abgeſehen, daß ſie eine angenehme und geſunde Lage hat, brauchſt Du nur die ſogenannte ſpaniſche Treppe hinauf zu ſteigen, ſo biſt Du auf der herrlichen Promenade des Monte Pincio und ſtehſt zugleich vor der Kirche Trinità dei Monti, welche den Damen vom Sacré-Coeur gehört.“

„Das iſt gut!“ ſagte ſie, „das werden wir benutzen, das brauchen wir.“

Es war etwas ſo Eiſiges in Oreſt's Ton und Benehmen, daß ſich ihr Herz erſchauernd zuſammenzog und daß ſie, als ob ihre Seele prophetiſch geweſen wäre, zu ſich ſelbſt ſprach: Hier werd' ich recht den Kreuzweg zu gehen haben! Geheimnißvolles Vermögen des inneren Menſchen, daß er zuweilen am Vorabend ſchwerer Geſchicke oder auf dem Wendepunkt ſeines Schickſals Andeutungen vernimmt, die vielleicht ſein Schutzengel zur Warnung oder zur Vorbereitung ihm gibt! Hyacinth fragte viel nach Uriel und nach Onkel Levin und mußte viel von Rom erzählen und von Allem, was man hier zu thun und zu ſehen habe. Oreſt war einſylbig und fragte wenig. Noch weniger fragte man ihn, was er getrieben, wie und mit wem er am Genferſee und in Genua gelebt habe. Die Leidenſchaft iſt eine Mauer, welche den Menſchen umgibt, vereinzelt, und Allem unzugänglich macht, was nicht ſie iſt. Er fühlte ſich elend zwiſchen Denen, welche ſeinem Herzen die Nächſten — und deſſen Glück und Freude hätten ſein ſollen; ein Fremdling am häuslichen Heerd, ohne Sympathie für das reine, friedliche und doch ſo reichhaltige Leben, welches ihn umblühte. Er langweilte ſich bei dieſen Geſprächen, bei dieſen Fragen nach Perſonen und Dingen, die ihm, durch die fürchterliche Kälte, welche die Leidenſchaft für Alles äußert, was ihren Gegenſtand nicht betrifft, tief gleichgültig waren.

Die Leidenſchaft iſt etwas Entſetzliches und doch verwechſelt die Welt ſie häufig mit der Liebe! Leidenſchaft iſt der von Gott ab- und der Creatur zugewendete Hunger des Herzens, ein unſtillbarer, nagender, wüthender Hunger, der, ähnlich dem phyſiſchen, den Menſchen ſo entmenſcht, daß er ihn fähig macht, wenn er den höchſten Grad erreicht hat, den Nächſten zu ſchlachten, den Bruder zu morden und von deſſen Fleiſch und Blut das Leben zu friſten. Dasſelbe thut in der ſittlichen Welt die Leidenſchaft; ſie verlangt ihre Befriedigung, ohne zu achten auf die Thränen, auf das Herzeleid, auf den Jammer, welche ſie Denen bereitet, die ihr im Wege ſtehen und die ſie gleichgültig beſeitigt; ohne zu achten der Schmach, der Entwürdigung, der Entmenſchung, welche ein ſolches Verfahren nach ſich zieht. Sie iſt eine Feuersbrunſt: auf einem Punkt wilde, zügelloſe, gierige Flammen und rings umher Verwüſtung und Elend, Klage und Trauer und zerſtörtes Glück. Sie iſt die vollkommenſte Blüte des Egoismus; ſie iſolirt den Menſchen in ſeinem Ich — gegenüber der wundervollen Gemeinſchaft der Liebe, die Gott gewollt und angeordnet hat, indem er den Seelen ſein Ebenbild gab. Gott iſt die Liebe: darum liebt die

Seele; darum iſt Liebe — ihr Leben, ihr Weſen, ihr Zuſammenhang mit Gott und durch ihn mit aller Creatur, folglich iſt ſie der Leidenſchaft geradezu entgegengeſetzt. Die göttliche Liebe befriedigt, in übernatürlicher Weiſe den Hunger des Herzens, das ein übernatürliches Ideal von Glück in ſich trägt. Die göttliche Liebe entzündet in übernatürlicher Weiſe die Flamme des Herzens, das ſich ſehnt zu verlodern im heiligen Feuer des Opfers. Die göttliche Liebe entfaltet in übernatürlicher Weiſe die Kräfte und Neigungen des Herzens zu einer ſolchen Blüte, daß ein Paradies von Tugenden darin aufgeht. Und das iſt nun das wunderbare Geheimniß, daß der von der Erbſünde angehauchte und von der eigenen Sünde befleckte Menſch dennoch aus freier Wahl der übernatürlichen Liebe ſich zuwenden kann. Das Ur-Geheimniß von der Freiheit der Liebe, die im Paradieſe an egoiſtiſche Leidenſchaft ſich gefangen gab, wird jedem Menſchen zur Löſung vorgelegt. Um es richtig zu löſen — dazu hat der Menſch ſeinen Willen, der, wenn's ein guter Wille iſt, von der göttlichen Gnade unterſtützt wird. Nicht Jeder löſt es bei dem erſten Verſuch zu ſeinem Heil. Auf einen Hyacinth, dem es gelang, von der Wiege an in dem leidenſchaftsloſen Frieden einer übernatürlichen Liebe zu wandeln — kommt mancher, ach mancher Uriel, der eine Welt braucht mit ihren Bitterkeiten und Schmerzen, ihren Erfahrungen und Enttäuſchungen, ihren Kämpfen und Stürmen, um ſich zu beſinnen auf das verlorene Gut der übernatürlichen Liebe, das den Hunger ſeines Herzens ſtillen kann. Und auf einen Uriel kommen viele, ach viele Oreſts, die es vergeſſen haben, daß die Liebe in der Leidenſchaft ihnen verloren ging und daß es, um den Hunger des Herzens zu ſtillen, etwas Anderes gibt, als die Speiſe im Trog der Thiere.

Während Corona dachte, jetzt beginne ihr Kreuzweg, dachte Oreſt, jetzt ſei der Augenblick gekommen, der durch einen kühnen Schritt ſeinem Leben eine glückliche Wendung geben könne. Als die Familie auseinander ging, war es noch nicht zu ſpät, um zu Judith zu eilen, die bis Mitternacht Menſchen bei ſich aus- und eingehen ließ. Es waren an dieſem Abend ihrer ſo viele, daß er ſich unmuthig in das letzte Zimmer zurückzog, wo er um Niemand ſich zu kümmern brauchte und ziemlich gedankenlos ein Album durchblätterte. Nach einiger Zeit geſellte ſich Florentin zu ihm und fragte:

„Weißt Du, daß Hyacinth hier iſt?“

„Gewiß! längſt! er ſtudirt hier ſchon ſeit einem halben Jahr.“

„Und was ſagt er dazu, Dich in dieſer Geſellſchaft in Rom zu treffen?“

„Da er nicht Deine Inſolenz hat, ſo ſchweigt er.“

„O,“ ſagte Florentin, „Du und ich, wir ſind Seelenbrüder — Du kannſt mir ſagen, was Du willſt — ich nehme Dir nichts übel — und um ſo weniger, als ich

Dich aufrichtig bedaure, denn Du verlierſt bei der ſtolzen Judith Deine Zeit und Deine Mühe."

„Wer gibt Dir das Recht, in dieſem Ton zu mir zu ſprechen?" fuhr Oreſt mit brauſendem Zorn auf.

„Unſere alte Freundſchaft, unſere gemeinſame Kindheit und erſte Jugend, unſere frühere Vertraulichkeit. Wir hatten ja nie Geheimniſſe vor einander. Freilich iſt dieſe Vertraulichkeit geſchwunden, ſeitdem Du mich bei Judith gefunden haſt. . . ." —

„Sage lieber, ſeitdem Du auf politiſchem Gebiet einen Weg betreten haſt, den ich verabſcheue und der mir jeden Gedanken an Vertraulichkeit in der Bruſt erſtickt," unterbrach ihn Oreſt.

„O nein!" erwiderte Florentin; „damals in London lag es nur an mir, unſere alte Vertraulichkeit wieder anzuknüpfen. Doch waren meine Verhältniſſe damals ſo, daß ich nicht Luſt dazu hatte."

„Und jetzt hab' ich keine Luſt dazu!" ſagte Oreſt abbrechend; denn es war ihm in der That äußerſt unangenehm, gerade Florentin in Judith's nächſter Umgebung ſehen zu müſſen; theils weil er ihn zu genau kannte, um Florentins Umgang für irgend ein weibliches Weſen wünſchenswerth zu finden; theils weil er ſich durch Florentin jeden Augenblick an Windeck und an ſeine Familie erinnert fühlte. Die gemeinſte aller Eigenſchaften, der Neid, ſprach dann auch noch ganz leiſe ſein Wörtchen mit: Florentin war immer in Judiths Geſellſchaft und er — ſo ſelten.

„Ich beklage Dich unausſprechlich!“ fuhr Florentin mit einem Ton fort, der keine Spur von Theilnahme durchklingen ließ. „Zwiefache Feſſeln zu tragen — hier am Herzen, dort an der Hand: das muß mehr ſein, als ein Menſch aushalten kann.“

„Darin haſt Du Recht,“ ſagte Oreſt dumpf; „aber warum ſprichſt Du ſo?“

„Um Dich zu fragen, weshalb Du nicht die eine Feſſel ſprengſt und dann der anderen ungehindert folgſt?“

Oreſt entſetzte ſich, ſeine geheimſten Abſichten von Florentin errathen zu ſehen — und ſchwieg.

„Sieh!“ fuhr dieſer fort, „Du biſt nicht umſonſt nach Rom gekommen. Bei der römiſchen Curie iſt mit Geld — Alles möglich und dann auch wieder unmöglich zu machen. Laß Deine Ehe für null und nichtig erklären, ſo biſt Du frei. Wie das zu bewerkſtelligen iſt, weiß ich natürlich nicht; aber möglich iſt's! verſteht ſich für Geld. Du weißt, wie ich von jeher über die Ehe gedacht habe, daß ſie nämlich nicht als ein äußerer Zwang, ſobald die Weihe der Herzenszuſtimmung fehlt, haltbar ſei. Ich wünſche ſehr, daß Du meinen Grundſatz in Ausübung bringen mögeſt. Als ich heute zufällig an Hyacinth vorüberſtreifte, ſchlug mein Haß gegen dieſe Vertreter der Finſterniß ein Mal wieder in hellen Flammen auf. In der politiſchen Welt iſt in dieſem Augenblick nichts zu machen gegen das Nachteulengeſchlecht. Thatlos muß man daſitzen und zuſehen, wie ſie Einfluß gewinnen und Herrſchaft an ſich reißen. Da nahm ich mir vor, mit erneutem Eifer auf jedem Gebiet ſie zu bekämpfen, wo ich ihre Geſetze finden würde. Und wo findet das mehr ſtatt und wo ſprechen ſie der menſchlichen Freiheit mehr Hohn, als in der Ehe. Das Wörtchen „muß“ ſollte eigentlich gar nicht exiſtiren im Wörterbuch der civiliſirten Menſchheit. In Verbindung geſetzt mit der Herzensneigung, iſt es ein Widerſinn; denn die Neigung hängt nicht von uns ab, iſt durchaus unwillkürlich und ſchaudert heimlich vor der Vorſtellung zurück, gerade nur dieſe eine Frau, dieſen einen Mann bis zum letzten Athemzug ausſchließlich lieben zu müſſen.“

„Und doch gibt es ein „muß“ in der Liebe!“ ſagte Oreſt. „Man iſt nicht darauf ausgegangen, dieſe oder jene Perſon zu lieben; allein ſie beſitzt den Zauber — und man muß ſie lieben. Von der Cleopatra wird erzählt, ſie habe einen orientaliſchen Talisman beſeſſen, der die Wirkung hatte, daß man ſie lieben mußte und nie vergeſſen konnte.“

„Dieſes „Muß“ iſt ein anderes!“ rief Florentin; „es entſpringt aus einer inneren Nöthigung, aber nicht aus einem äußeren Zwang.“

So redeten ſie ſich immer tiefer in die Verkehrtheit hinein, ohne zu bedenken, daß allerdings das Erwachen einer Neigung unwillkürlich — hingegen ganz dem Willen anheim gegeben iſt, ihr zu folgen oder ihr zu widerſtehen — und daß der Widerſtand deshalb ſo ſelten mit aller Kraft erfolgt, weil die Neigung den Gelüſten der verderbten Natur ſchmeichelt. Florentin verfolgte ſeine Theorie, Oreſt ſeine Wünſche; und obgleich Oreſt ſonſt bei jeder Gelegenheit Florentins Anſichten mit Spott und Geringſchätzung abfertigte und ſeine Theorien zuweilen lächerlich und immer unhaltbar fand, ſo hörte er ihm doch jetzt mit Wohlgefallen zu, weil Florentin im Sinn ſeiner Leidenſchaft ſprach und ſeinen Gedanken Worte lieh. Endlich wurde es ſtill im Salon; die Stimmen verhallten, die Thüren öffneten und ſchloſſen ſich; Oreſt ſtand auf und ſagte zu Florentin:

„Heute Abend iſt mein Schwiegervater gekommen.... mit Corona."

„Und Du biſt hier!" rief Florentin ſtaunend.

„Ja, ich habe noch mit Judith zu ſprechen."

Da trat ſie ein und ſagte:

„Hier iſt ſie! was wünſcht Graf Oreſtes? Ach, ich bin recht froh, noch ein Paar ſtille Augenblicke mit Ihnen zu ſprechen. Man wird ſo betäubt von all dem leeren ſinnloſen Gerede, daß der Kopf ſchmerzt und ſchwindelt."

„Auch der Ruhm hat ſeine Bürden," ſagte Florentin, „und die Lorbeerkränze, die, von Tauſenden geſucht und nicht errungen, Ihre ſchöne Stirne krönen, ſind Ihnen zur Laſt. Sie ſollten fortan nur Roſenkronen tragen, Signora."

„Als ob die Roſen keine Dornen hätten!“ ſagte Judith ſchwermüthig lächelnd und nickte ihm freundlich zu, als er das Zimmer verließ. Dann ſprach ſie:

„Nun, Graf Oreſtes, was haben Sie mir zu ſagen? Sie ſehen bewegt aus. Iſt's Leid, iſt's Freude?“

Sie behandelte ihn ganz anders, als an jenem Abend in der Villa Diodati; traulicher, inniger und doch mit edler Zurückhaltung. Sie wollte eben Gräfin Windeck werden und glaubte ſeiner ſicher genug zu ſein, um nicht mehr nöthig zu haben, ihn durch den Wechſel von Abſtoßen und Anziehen zu feſſeln. Oreſt ſchöpfte tief Athem und ſagte:

„Judith, ich muß mit Ihnen über die Zukunft reden — die Ihre und die meine. Bleiben Sie bei Ihrem Wort: Alles für Alles?“

„Ich bleibe dabei.“

„Werden Sie mir angehören, wenn ich in voller Freiheit um das Glück werbe, Sie zu beſitzen?“

„Als Gräfin Windeck — ja!“

„Werden Sie nicht zurückſchrecken vor Kämpfen, Stürmen, Widerwärtigkeiten, Quälereien, peinlichen Auftritten ....“

„Aber warum das Alles!“ unterbrach ſie ihn.

„Weil meine Ehe gelöſt werden muß und weil meine Frau jetzt hier iſt.“

„Sein Sie unbeſorgt,“ entgegnete ſie lächelnd; „ich habe Muth und Beharrlichkeit, wenn das Ziel es werth iſt. Ich erſchrecke nicht vor Unannehmlichkeiten und Hinderniſſe zu überwinden iſt ein Sporn des Willens. Ich will auch einmal glücklich ſein! ich will nicht umſonſt gelebt haben! ich bin dieſer Exiſtenz hinter Schminke und Lampen und unter ſtupidem Beifallsgetöſe ſatt und überſatt! ich habe ſie nicht zu meinem Vergnügen gewählt, bin nicht für ſie erzogen worden, habe nur durch ſie Kindespflicht erfüllen wollen und habe nie — aber auch nie! eine wahre Befriedigung in ihr gefunden. Die Eitelkeit feierte ihre Triumphe; die Huldigungen, die mich in Wolken von Weihrauch hüllten, gaben mir zuweilen eine ſüße Berauſchung; allein es war und blieb — ein Rauſch und er ließ eine Leere zurück, die mein Herz tief und immer tiefer durchgräbt und meine Sehnſucht nach Glück mehr und mehr ſteigert. Und fragen Sie mich, Oreſt: Was iſt das — Dein Glück? ſo antworte ich Ihnen: Es iſt der ruhige und ungeſtörte Beſitz eines treuen Herzens. Ihres Herzens, Oreſt! Sie ſind treu! Sie zwingen mich, dieſe Zuverſicht zu Ihnen zu faſſen. Wer Jahre lang ſo um Liebe geworben hat, wie Sie — und jetzt ſo bereit iſt, Alles wegzuwerfen, was ſie vom Ziel zurückhält, der iſt nicht flatterhaft, nicht leichtſinnig, nicht ſchwankend. Der iſt treuer Liebe fähig und die findet immer Gegenliebe.“

Nie hatte Judith ſo zu Oreſt geſprochen; aber ſie erkannte, der Augenblick ſei nun da, der über ihre Zukunft entſcheide und Oreſt müſſe, nicht bloß von ſeiner, ſondern auch von ihrer Liebe getrieben, ſeine Ketten brechen. Als er zu ihren Füßen niederſank und keine Worte fand, um die Wonne auszuſprechen, die ihn überſtrömte, ſagte ſie zärtlich:

„Stehen Sie auf, Oreſt! ich müßte Ihnen zu Füßen fallen und Sie um Vergebung bitten, daß ich ſo lange Sie gequält und in Ungewißheit gehalten — daß ich ſcheinbar ein kokettes Spiel mit Ihnen getrieben habe. Allein jetzt bin ich vor Ihnen gerechtfertigt, nicht wahr? und Sie ſelbſt werden dieſe Prüfung, die Ihnen oft weh gethan hat, jetzt billigen, nicht wahr? Ueberdas," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „iſt es beſſer, die allgemeine Regel inne zu halten, daß die Herren den Damen zu Füßen liegen. Weicht man von ihr ab, kommt ſelten ein glückliches Verhältniß dabei heraus."

Unwillkührlich tauchte jener Moment in ſeinem Gedächtniß auf, als Corona mit der Liebe der Engel vor ihm gekniet und ihn gebeten hatte, ſeine Seele zu retten. Dieſe Erinnerung kam zu höchſt ungelegener Zeit, denn Oreſt war längſt über den Punkt hinweg, wo noch ein Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen geführt wird und wo folglich eine heilſame Erinnerung die gute Sache kräftigen kann. Jetzt ſtörte ſie ihn nur und er rief:

„Wie ſehr verſtehen Sie ſich auf weibliche Würde und auf die richtige Behandlung des männlichen Charakters! Sie ſind geſchaffen, um angebetet zu werden und deshalb iſt es mir eine quälende Vorſtellung, Sie durch meine unglücklichen Verhältniſſe in eine Menge von Verdrießlichkeiten zu ſtürzen."

„Was ſteht mir denn eigentlich bevor?" fragte ſie.

„Nun, zuerſt und auf jeden Fall müſſen Sie ſich taufen laſſen, arme Judith. Dem höchſten Weſen, das von uns verehrt wird, iſt es ſelbſtverſtändlich äußerſt gleichgültig, in welcher Religionsform der Menſch dieſe Verehrung kund gibt. Da aber in Europa die chriſtliche ſo vorherrſchend iſt, daß ſich die bürgerliche Geſetzgebung großentheils auf dem Boden ihrer Geſetze entfaltet hat: ſo ſind gewiſſe Bedingungen für gewiſſe Verhältniſſe unumgänglich zu erfüllen, um dieſe giltig zu machen; und dazu gehört, daß die Ehe von Chriſten eingegangen werde."

„Oreſt!" ſagte Judith finſter, „es iſt mir in meinem Leben noch kein Chriſt vorgekommen, der beſſer, edler, reiner geweſen wäre, als ein Jude. Ich nehme Erneſt aus. Muß ich alſo eine chriſtliche Religionsform annehmen: ſo wünſche ich, daß es die katholiſche ſei, denn er war Katholik."

„Das muß ſich nach den Umſtänden richten, theure Judith. Die katholiſche könnte uns Verlegenheit bereiten. Es wird ſich herausſtellen, was Sie zu wählen haben: ohne Taufe geht es nicht!"

„Wohlan, Oreſt! Sie bringen Ihre Opfer und ich werde das meine bringen. Aber es ruft in mir eine fürchterliche Erinnerung wach. Ich hatte eine ältere

Schweſter, ein ſo ſchönes, liebenswürdiges, talentreiches, gutes und kluges Mädchen, daß ſie ihren königlichen Namen Eſther zu tragen verdiente. Es war in Paris und ich damals noch zu jung, um in die Welt zu gehen. Ein junger Mann aus einer vornehmen Familie faßte eine heftige Neigung zu ihr, die ſie leider! erwiderte. Da er von ſeiner Verbindung mit ihr ſprach, ſo erklärte er, es könne nicht mit einer Jüdin geſchehen und ſie müſſe ſich taufen laſſen und Chriſtin werden. Eſther und meine Eltern willigten ein. Eſther wurde Chriſtin; aber die Ehe fand nicht ſtatt! ich habe nie dies traurige Geheimniß ergründet; aber ich weiß, daß der Chriſt ſich von Eſther zurückzog, ſich auf eine diplomatiſche Miſſion begab und daß Eſther am gebrochenen Herzen ſtarb, während einige Herren und Damen dann und wann bei ihr erſchienen, welche ſich um ihre Taufe und um den Unterricht, der dabei ſtatt finden mußte, bekümmert hatten — und welche ihr immer die Bibel empfahlen. Die müſſe ſie leſen und glauben müſſe ſie, daß ſie durch den Tod Chriſti vor Gott gerechtfertigt ſei. Und wenn die arme Eſther verſicherte: das glaube ſie ſehr gern und von ganzem Herzen; aber ſie ſterbe vor Gram und ein Buch könne ſie nicht tröſten, nicht beruhigen; ſo gab man ihr zur Antwort, dann fehle ihr der rechte Glaube und ſie möge nur Sonntags in die Predigt gehen. Sie that's einige Mal; aber ſie kam ſtets traurig zurück und ſagte mir zuweilen: „Ach, Judith! das iſt keine Religion für ein ſchwaches leidendes Menſchenherz! da iſt kein Stab, um es zu ſtützen, da iſt keine Kraft, die ihm überwinden hilft, da iſt kein Balſam, der ſeine Wunden heilt!“ Nun, ſie grämte ſich zu Tode, die arme, geliebte Eſther! bei neunzehn Jahren ſank ſie in's Grab — ganz das, was die Dichter nennen: eine geknickte Roſe. Mir aber hat ihr Schickſal etwas Hartes gegeben, Eiſen um's Herz. Ich trat nach zwei Jahren in die Welt ein, mit Haß und Groll gegen eine Welt, in welcher für ein Weſen wie Eſther kein Platz war; mit Haß und Groll gegen die Chriſten, von denen Einer ihren Tod auf dem Gewiſſen — und Keiner ſie getröſtet hatte. Was ſind das für Diener und Lehrer einer Religion, die damit tröſten wollen, daß ſie ſprechen: Lies die Bibel! Sei ſie geſchrieben von Gott und ſeinen Heiligen — ich will's glauben! aber jeder Leſer macht die Deutung, die Anwendung nach dem Maß ſeines Geiſtes und trägt folglich ſeine Leidenſchaften, ſeine Neigungen, ja ſein ganzes Ich in deren Verſtändniß hinein; und was hat er dann gewonnen? Vielleicht die Wahrheiten, die er eben finden will. Aber iſt das die Wahrheit, welche die Offenbarung verkündet? Ach, es wäre mir entſetzlich, wenn ich proteſtantiſch werden müßte, jetzt, da die Erinnerung an Eſther mir ſo lebendig geworden iſt! Ach, Oreſt, dies iſt eine ſchlimme Vorbedeutung! Auch ich werde unglücklich werden und troſtlos dahin ſchmachten.“

Thränen ſtanden in Judiths Augen und die tiefſte Bewegung malte ſich in ihren Zügen. So gewaltig war die Erſchütterung, die ihr junges Herz durch das Schickſal der Schweſter erfahren hatte, daß ſie noch jetzt, nach mehr als zehn Jahren in die ſchmerzlichſte Aufregung gerieth. Oreſt aber, der nie eine Thräne in ihren diamantenen Augen geſehen hatte, war davon ſo ergriffen, daß er es ſich als eine Grauſamkeit vorwarf, dieſen edlen Charakter, dies große ſchöne Herz mit den Formalitäten der chriſtlichen Religion beläſtigen zu müſſen. Er rief:

„O Judith, iſt Ihre Abneigung gegen den Proteſtantismus ſo groß, daß Sie davon traurig werden, ſo laſſen Sie ſich katholiſch taufen! aber hüten Sie ſich, Ihre Anſichten und Ihre Handlungsweiſe von irgend einem Prieſter abhängig zu machen! Verbannen Sie alle ſchwermüthige Furcht und faſſen Sie das Vertrauen zu mir, daß ich für Ihr dauerndes Glück einſtehe. Wenn Sie an mir zweifeln; woher ſoll mir die Kraft kommen, das Meer von Hinderniſſen zu durchſchwimmen, welches ſich vor mir ausdehnt. Lächeln Sie, Judith! lächle, Du ſchwarzes Sonnenauge, ich bedarf Deines Lichtes.“

Er kniete vor ihr und nahm ihre Rechte in ſeine Hände. Sie legte die Linke leicht und leiſe auf ſein Haupt und ſagte lächelnd und lieblich:

„Welche Thorheit von mir! auf dieſen böſen Kopf ſetz' ich all mein Glück.“

* * *

Stille Dornen.

Corona's erſter Ausgang am anderen Morgen war die ſpaniſche Treppe hinauf zur Meſſe in der Kirche Trinità del Monte. Mehr denn je fühlte ſie ſich machtlos ihren Verhältniſſen gegenüber und gedrückt durch die Verſtimmung zwiſchen ihrem Vater und ihrem Mann, die hier auf's Peinlichſte zum Vorſchein kommen mußte, wo beide auf längere Zeit und durch die Fremde mehr als ſonſt an einander gewieſen, zuſammen leben mußten. Und was konnte ſie thun, um die beſtändige Reibung zu verhüten? ſich aufreiben laſſen; ſonſt nichts. Sie bat Gott um Kraft zum vollkommenen Opfer und um himmliſche Klugheit, um in jedem Augenblick das Richtige zu erkennen, zu ſagen, zu thun. Als ſie nach beendeter Meſſe die Kirche verließ, fand ſie draußen Oreſt, der vor derſelben auf und nieder ging und ſagte:

„Ich war ſchon bei Dir und erfuhr von Juſtine, daß Du hieher gegangen wäreſt. Komm' nun, ich bitte Dich, mit mir in's Hotel Meloni, in meine Wohnung.

Ich habe an Juſtine geſagt, Du würdeſt bei mir frühſtücken. Lili ſchlief noch."

Er gab ihr den Arm und ſie gingen den Monte Pincio entlang und dann die prächtigen Rampen hinunter zur Piazza del Popolo, an welchem das Hotel Meloni liegt. Sie ſprachen von der Peterskirche, die ſich dem Monte Pincio gegenüber in gigantiſcher Großartigkeit erhebt — ein Felſendom, die ewige Stadt ſo weit überragend, wie dieſe alle Städte der Welt — und wenn ſie ihre Einwohner nach Millionen zählen — an Großartigkeit weit überragt; ein Felſendom, ſinnbildend den Felſen Petri, in dem die Kirche Chriſti, göttlicher Verheißung gemäß, unerſchütterlich wider die Pforten der Hölle gegründet iſt. Von An- und Ausſichten, von Paläſten, Kirchen und Ruinen ſprachen Oreſt und Corona ſo gleichgültig, als ob ſie nicht zwei Monate getrennt geweſen wären. Aber hinter dem gleichgültigen Ton klopften unruhige Herzen, und Oreſt war in ſo fiebernder Aufregung, daß er kaum ſein Zimmer betrat, als er ſich auf ein Sopha fallen ließ und ſagte:

„Corona, Du mußt mich retten!"

Sie legte ihre Hände wie zum Gebet vor der Bruſt zuſammen und ſagte innig:

„Gott wolle mir dieſe Gnade geben."

„Ja, Du mußt mich retten, Corona!" fuhr Oreſt fort; „Du kannſt, Du wirſt es! meine ganze Hoffnung ruhet auf Dir. Sage, daß Du es auch willſt!"

„Lieber Oreſt," erwiderte ſie traurig, „hätteſt Du nur die leiſeſte Ahnung von den Sorgen, die ich um Dich trage, ſo würdeſt Du mich nicht fragen, ob ich Dich retten wolle. Ueberdas iſt es ja meine Pflicht, Alles für Dich zu thun, ſo weit meine Kräfte reichen. Alſo ſprich! ich ſehe ja, daß Du leideſt."

„Ich werde Dir wehe thun!" rief er in äußerſter Aufregung, und ging heftig im Zimmer hin und her.

„O daran bin ich gewöhnt," antwortete ſie ruhig, wie Jemand, der nicht den geringſten Anſpruch an eine andere Behandlung hat. Sprich' nur ohne Scheu."

„Wohlan, Corona!" ſagte Oreſt, indem er vor ihr ſtehen blieb, „ſei barmherzig und gib mir meine Freiheit."

Sie ſchlug erſtaunt die Augen zu ihm auf und fragte:

„Hab' ich je verſucht, Deine Freiheit zu beſchränken?"

„Nein, nein! in Kleinigkeiten nie! aber meine Freiheit iſt im Ganzen verloren, weil Du meine Frau biſt."

Corona legte mit einem Ausdruck von ſtillem namenloſem Schmerz die Hand über ihre Augen und ſagte:

„Nur ein Paar Jahre noch, lieber Oreſt, und ich denke — dann biſt Du frei."

„Ach, nur nicht ſolche unſinnige Todesgedanken!

davon iſt keine Rede! Du ſollſt ja nicht ſterben, ſondern nur meine Freiheit mir geben."

„Und was verſtehſt Du darunter?" fragte ſie.

„Daß unſere Ehe für ungültig erklärt werde, indem Du erklärſt, Du ſeieſt zu derſelben gezwungen worden. Ich habe mir ſagen laſſen, auf den nachweislichen Grund des Zwanges hin könne eine Ungültigkeitserklärung bewirkt werden, ſo daß beide Theile zu ihrer vollkommenen ungeſchmälerten Freiheit gelangen und eine andere Ehe eingehen dürfen. Da nun wirklich eine Art von Zwang bei Dir ſtatt gefunden hat, ſo mache davon Gebrauch zu meinen Gunſten und gönne mir das Glück — eine Frau glücklich zu machen, die ich ſeit Jahren grenzenlos liebe und die viel zu edel iſt, um eine Liebe zu erwidern, welche ihre weibliche Würde auch nur durch einen Hauch verletzte. Ich gehe zu Grunde bei dieſem Verhältniß und Du biſt auch nicht glücklich; faſſe alſo einen großmüthigen Entſchluß — und drei Menſchen richten ſich auf von einem vernichtenden Druck."

„Lieber Oreſt," entgegnete Corona ruhig, „auf dieſen Vorſchlag war ich freilich nicht gefaßt; aber mein Entſchluß iſt dennoch reif. Zu Deiner Rettung biete ich mit Freuden die Hand — bis zum höchſten Opfer. Aber nicht zu Deiner Entwürdigung."

„Und ſo willſt Du an mir haften als der Fluch meines Lebens!" rief er knirſchend.

„Ich will, was Gott will: bis zum Ende die

Feſſel tragen, die Er geheiligt und unauflöslich gemacht hat.“

„Ich ſage Dir aber, daß die Ehe freilich nicht aufgelöſt, allein für null und nichtig erklärt werden kann. Da die Kirche das thut, deren Autorität Dir ja über Alles geht, ſo wirſt Du ihr Recht dazu und die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens nicht in Abrede ſtellen.“

„Durchaus nicht!“ entgegnete Corona mit unerſchütterlicher Ruhe. „Die menſchliche Verkehrtheit und Bosheit iſt ſo groß, daß es der uralten Schlange möglich wird, in jedes Verhältniß ihr Gift zu ſpritzen, und da mag es denn wohl zu troſtloſen Zuſtänden kommen, welche eine ausnahmsweiſe Behandlung erfordern. Ein ſolcher Fall liegt aber bei uns durchaus nicht vor. Daß ſich in der Ehe der eine Theil durch traurige Verblendung einer verbotenen Liebe hingibt, iſt leider, ach leider! in unſerer Zeit und unſerer Welt nicht ſo ſelten, um die Kirche zu veranlaſſen, jenes Mittel, das auf ganz unheilbare Zuſtände berechnet iſt, auf heilbare anzuwenden.“

„O wollte man doch weniger von dieſer Heilbarkeit faſeln,“ rief Oreſt, „und mehr jenes Mittel anwenden! es würde dadurch viel Skandal vermieden und viel menſchliche Schwäche von dem Brandmal der Treuloſigkeit befreit bleiben, die ſich auch in das edelſte Herz einſchleichen kann.“

„Und der Menſch den Gelüſten der gefallenen Natur preisgegeben werden, gegen welche das edle Herz ſich bis auf's Blut vertheidigt, wenn es ſo unglücklich geweſen ſein ſollte, ihnen irgendwie Gehör zu geben," ſagte Corona. „Nein, Oreſt! jede Schwäche, jeder Fehltritt, jede Verſündigung, jede Wunde an der Menſchenſeele iſt heilbar. Daran darf man nicht zweifeln; man muß nur Geduld haben, wie Gott mit uns Geduld hat. Noch in der eilften Stunde kann Reue erwachen und zur Umkehr vom böſen Wege mahnen und drängen; kann der Pflichtvergeſſene ſich beſinnen, auf ſeine Pflicht und in ihren Kreis zurücktreten und den Kummer gut machen wollen, den er auf Weib und Kind gehäuft hat. Iſt dann die Brücke hinter ihm abgebrochen, gähnt dann eine unausfüllbare Kluft zwiſchen ihm und ſeiner Vergangenheit, iſt er neue Verpflichtungen eingegangen, die ihm eben ſo läſtig werden, wie die alten — weil es Verpflichtungen ſind, die auf der verderbten Natur drücken und drücken ſollen: ſo ſchleppt er den Stachel in der Todeswunde mit ſich umher, ungeſühnt, ungebüßt. Nein, Oreſt, wir wollen Gott danken, daß die heilige Kirche von göttlicher Weisheit erleuchtet und geführt, ihr letztes Mittel nur in ganz ſeltenen Fällen anwendet und ſtatt deſſen den einen Theil zu Liebe, Geduld und Gebet — den anderen zu Reue und Buße auffordert."

„Es muß charmant ſein für einen Flüchtling vom häuslichen Heerde, ſich wieder bei demſelben einzufinden

als Büßer und ſich deſſen Aſche auf's Haupt ſtreuen
laſſen."

„Lieber Oreſt," entgegnete Corona mit himmliſch
Liebe in Blick und Ton, „ein ſolcher Flüchtling würd
aufgenommen werden, wie der göttliche Heiland de
Petrus nach ſeiner Verleugnung aufnahm: Er vertrau
ihm die Leitung ſeiner Heerde an; und wie der Vate
den verlorenen Sohn empfing: er eilt ihm entgegen un
richtet ein Feſtmahl für ihn an."

„Ach, Krönchen!" rief Oreſt, „könnt' ich Dic
nur lieben! Du biſt wirklich ein ſeelengutes Geſchöpf
zu gut für mich. Darum hab' ich ja das Vertrauen
zu Dir, daß Du mir ein Opfer bringen werdeſt" … —

„Du verlangſt Unmögliches!" unterbrach ſie ihn
mit großer Beſtimmtheit. „Mich ſelbſt, mein Kind,
Dich, meinen Vater, Alles was mir theuer iſt, kann ich
zum Opfer bringen, wenn der anbetungswürdige Wille
Gottes es verlangt. Aber Dich Deiner Leidenſchaft
zum Opfer bringen, wenn der Satan es verlangt —
nein, Oreſt, das kann ich nicht, denn ich will es nicht.
Ich kann es nicht! ich kann nicht lügen! es hat nicht
der leiſeſte Zwang ſtatt gefunden bei meiner Verheirathung."

„Hätteſt Du mich gewählt, wenn der Vater nicht
unſere Verbindung angeordnet hätte?" fragte er.

„Als ich Dich heirathete," erwiderte ſie, „war ich
zu jung, um je vorher an die Ehe oder die Wahl eines

Gatten gedacht zu haben. Nach meiner Verheirathung hab' ich nie gedacht, daß ich anders hätte wählen können."

„Es iſt doch gewiß, daß der Vater die Sache abmachte, ohne uns ſo recht zu fragen. Er kündigte ſie an und erwartete Gehorſam."

„Ja, das iſt ſo ſeine Art. Aber wir haben an Regina und Hyacinth das Beiſpiel vor Augen, daß ſie ihm nicht gehorchten, wenn die Stimme Gottes anders zu ihnen ſprach, als die Stimme des Vaters — und daß er es ſich gefallen ließ. Du und ich, wir hätten beide es machen können wie unſere Geſchwiſter. Wir thaten es nicht. Wir gaben freiwillig unſere Zuſtimmung."

„Der Wunſch, den ein geliebter Vater mit der größten Zuverſicht ausſpricht, iſt auch ein Zwang, ein moraliſcher, für ein gutes Kind."

„Wenn Du Gehorſam aus Liebe — Zwang nennen willſt, lieber Oreſt! Aber ein ſolcher iſt gewiß nicht darunter verſtanden, wenn auf den Grund hin eine Ehe ungültig erklärt werden ſoll. Aus Rückſicht für den Wunſch der Eltern werden gewiß ſehr viele Ehen geſchloſſen, welche glücklicher ſind als jene, die von blinder Neigung geſchloſſen werden. Ja, wenn ich ebenſo ſicher wüßte, daß Du in einer anderen Ehe Dein geträumtes Glück fändeſt, als ich jetzt weiß, daß Du es nicht finden wirſt, ſo könnte ich es Dir doch nimmermehr verſchaffen um den Preis einer Lüge."

„Entſetzliches Schickſal!“ rief Oreſt und warf ſich in troſtloſer Aufregung in einen Lehnſtuhl. „Wodurch hab' ich es bewerkſtelligt, daß ein ungeliebtes Weib ſich ſo feſt an mich klammert!“

„Du haſt mir freilich nicht das Leben an Deiner Seite ſo lieblich gemacht,“ entgegnete Corona ſanft, „daß es mir, menſchlich geſprochen, ſehr ſchwer fallen ſollte, mich davon zu trennen. Aber die Ehe gehört nicht der menſchlichen Denk- und Empfindungsweiſe, ſondern dem Gnadenleben an. Die Würde des Sacramentes ruhet auf ihr und das verbindet uns für dies irdiſche Leben zu einer höheren Gemeinſchaft als die iſt, die auf verflatternder Neigung und verrauſchender Leidenſchaft beruht. Sie ſoll uns im Wechſel von trüben und heiteren Stunden, von bald lieblichen und bald ſchweren Pflichten, uns und unſere Kinder für den Himmel erziehen. Das iſt der Zweck der Ehe; zu dieſer erhabenen Beſtimmung haben wir uns verbunden; wir müſſen ſuchen, ſie zu erfüllen. Hatteſt Du, als Du ſie eingingſt, mit frevelhaftem Leichtſinn eine andere Abſicht: ſo mußt Du das vor Gott verantworten. Das iſt aber kein Grund, um die Ehe ungültig zu machen. Hingegen ſollte es ein Grund ſein, um die Vergangenheit gut zu machen. Ach, vergib mir, daß ich ſo zu Dir ſpreche, lieber Oreſt! Glaube mir, ich thue es ohne Selbſtſucht, ohne Empfindlichkeit. Ich denke nicht daran, mich an Dein Herz zu drängen oder irgend einen

Anſpruch an Deine Liebe zu machen; allein ich muß den Platz behaupten, auf den Gott mich geſtellt hat und Dich anflehen, daſſelbe zu thun."

„So ſind dieſe frommen Frauen!" brach Oreſt aus. „Immer im Kanzelton geredet! immer den lieben Gott als Larve vor ihrem Eigenſinn! immer ihre Herzenskälte verbrämt mit tönenden Phraſen! unfähig zu jedem Opfer! unfähig zu erkennen, wo ihre Würde liegt. Du ſiehſt ja, daß das Leben mit Dir eine Folter für mich iſt, daß ich es fliehe, und, wenn ich es nicht fliehen kann, unter deſſen Bleigewicht zuſammenbreche. Wie iſt es möglich, daß ein zartfühlendes Weib ſo etwas aushalten mag, und nicht lieber tauſend Mal ſich von dem Mann trennt, der ihr nichts ſein kann, da ſie ihm nichts iſt. Ich faſſe das nicht! ich begreif' es nicht; aber ich muß ein Weſen verabſcheuen, das aus ſtarrem Egoismus mich um mein Glück bringt."

Der heftigſte Kampf ſtreitender Gefühle wogte in Corona's Bruſt, und drückte ſich in dem Wechſel ihrer Farbe und in dem ſchmerzlichen Zittern ihrer Lippen, ihrer Hände und ihrer Stimme aus, als ſie mit der Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung ſagte:

„Wollte ich meinem Egoismus folgen, ſo würde ich meine Tochter bei der Hand nehmen und, ſtatt unter Dein Dach zurückzukehren, mit ihr in mein Vaterhaus gehen. Aber ich darf nicht, ich muß bei Dir ausharren. Ich muß vor der Welt Deine Ehre in meinen Schutz nehmen und vor Gott Deine Seele, für die auch ich verantwortlich bin — denn wir ſind Eins."

Sie ſtand auf, tauchte ihr Taſchentuch ein wenig in ein Glas Waſſer und drückte es an ihre bebenden Lippen, nahm dann ihren Hut und ſagte mit einer Stimme, die — wie das oft bei ſeelenzarten Perſonen der Fall iſt — durch Gemüthsbewegung zu einem leiſen Flüſtern herabgedämpft war, während die Rohheit in ſolchem Falle lärmt und ſchreit; ſie ſagte:

„Ich bitte Dich, laß einen Wagen kommen und mich zu Hauſe fahren."

„Und Du fragſt gar nicht?" rief Oreſt; „nicht nach einem Namen oder einer Perſon? nicht nach meinem ferneren Plan oder Entſchluß?"

„Es gibt Dinge, von denen es ſich nicht ſchicken würde, daß ich ſie mit Dir beſpräche, und andere Dinge, von denen es gut iſt, wenn Du ſie ſo wenig wie möglich beſprichſt," entgegnete Corona mit Faſſung.

„Wähnſt Du denn, Alles ſei abgethan mit Deiner wahnwitzigen Weigerung!" rief Oreſt mit ſolchem Zorn in Ton und Geberde, daß Corona wieder in ein nervöſes Zittern verfiel und nichts erwiderte, als:

„Um Gotteswillen, einen Wagen, Oreſt!"

Aber er beachtete ihre Bitte gar nicht. Er fuhr fort, mit den heftigſten Ergüſſen von Zorn, von Klagen, von Vorwürfen ſie zu überſchütten und ſie förmlich unterzutauchen in das Meer von Bitterkeit, das ſich in ſeinem

Herzen bloß deshalb gegen ſie angeſammelt hatte, weil er ihr ſo viel zu Leide gethan. Denn gerade ſo, wie der Menſch eine Zuneigung für Diejenigen ſpürt, denen er wohl thut, ebenſo faßt er eine Abneigung, die ſich bis zur härteſten Ungerechtigkeit, ja bis zum Haß ſteigern kann, gegen Perſonen, die nicht etwa ihm, ſondern denen er wehe gethan. Corona ſchwieg, ſammelte ſich vor Gott und ließ den Sturm brauſen — bis es ihm einfiel, ihr die unſinnigſten Vorwürfe zu machen über den Tod ihres Sohnes. Wäre der am Leben, ſo wüßte man doch, weshalb dieſe ganze unſelige Ehe geſchloſſen ſei! Das konnte ſie nicht mehr hören. Das Mutterherz drohte zu brechen. Sie ſtand auf, verließ ſchweigend das Zimmer, das Hotel Meloni, verhüllte ſich in Shawl und Schleier und ging die via Condotti hinauf zum ſpaniſchen Platz, ganz allein in der großen fremden Stadt. Ihr war zu Muth, als könne ihr von keinem Menſchen Schlimmeres begegnen, als von ihrem Mann. Neben der ſpaniſchen Treppe erkannte und erreichte ſie glücklich ihre Wohnung. Felicitas ſtand am Fenſter und rief:

„Da kommt Mama!"

„Endlich!" ſagte Graf Damian, trat zum Fenſter und ſah mit grenzenloſem Erſtaunen Corona ohne irgend eine Begleitung über den Platz gehen. Er ging ihr in das Vorzimmer entgegen und fragte:

„Wo kommſt Du denn her? wo iſt Oreſt? wo ſind ſeine Leute? warum gehſt Du denn mutterſeelenallein in der wildfremden Stadt ſpazieren? gibt es keine Wagen in Rom?“

„Doch, lieber Vater! aber ich wollte gehen!“ antwortete ſie und ging in ihr Zimmer, wo ſich die übermäßige Spannung von Leib und Seele in Thränen auflöſte und im Gebet ſänftigte. Graf Damian fuhr zu einigen der fremden Geſandten, mit denen er bekannt war, und ſo war Corona allein, als Hyacinth kam. Sie ſah ſo angegriffen aus, daß er theilnehmend ſagte:

„Biſt Du müde von der Reiſe, liebe Corona? oder biſt Du krank?“

Sie verneinte ſchweigend; als ihr aber Thränen in's Auge quollen, ſagte ſie entſchloſſen:

„Oreſt iſt krank — an der Seele! und ich bin rathlos. Deshalb muß ich mit Dir ſprechen, Hyacinth, nicht um zu klagen. Ich möchte ja am liebſten ſeinen Zuſtand vor mir ſelbſt verbergen; es geht aber nicht mehr, daß wir ſo fortleben wie bisher. Er treibt es zum Aeußerſten.“

Und ſie erzählte an Hyacinth klar und einfach ihr ganzes Leben, ſeitdem ſie Oreſt's Frau geworden war, mit der größten Schonung für Oreſt und mit der größten Bereitwilligkeit ihren Antheil an dem traurigen Verhältniß anzuerkennen, obzwar ihre Schuld höchſtens in Unerfahrenheit beſtand, wie ſie den ſiebenzehn Jahren eigen iſt. Zum Schluß ſagte ſie:

„Die Scene von heute früh hat mir gezeigt, wie tief das Uebel bei Oreſt um ſich gegriffen hat. Es haben weder meine Bitten noch die Geduld, die ich drei Jahre übte, den geringſten Eindruck auf ihn gemacht; und obgleich ich, wenn es Gott ſo fügt, bereit bin, mein Lebenlang in Geduld auszuharren, wie das ja meine Pflicht iſt: ſo muß ich doch fürchten, daß Oreſt durch dies Verfahren nicht zur Erkenntniß kommt. Er iſt blind und taub für Alles, was nicht mit ſeiner Leidenſchaft zuſammenſtimmt."

„Das ſind eben die Schatten des Todes," ſagte Hyacinth, „von denen die heilige Schrift ſo ergreifend ſpricht. In der Finſterniß der Sünde, im dunkeln Schattenthal ſitzen die Menſchen, geblendet, gelähmt, betäubt — und ahnen nicht, daß die Nacht des geiſtigen Todes mit dem Verluſt der heiligmachenden Gnade über ſie eingebrochen iſt. Ach, Corona! einem ſo ſchrecklichen Zuſtand gegenüber ſind wir Alle macht- und rathlos; denn Oreſt will nicht hören, will nicht ſehen, will nicht verſtehen — und wenn wir uns Alle zu Tode reden und bitten, ermahnen und flehen. Wir müſſen Gott bitten um Erleuchtung für uns und für ihn. Wir müſſen uns bereit machen, nicht bloß Opfer zu bringen, ſondern uns ſelbſt durch die ſtets erneuerte Hingebung unſeres Willens an Gott als ein lebendiges Holocauſt ihm darzubieten. Wir müſſen leiden, Corona! und zwar ſo, daß uns die Liebe zum Leiden in freudige Opfer verwandelt An die Ausführung von Oreſt's wahnwitzigem Plan, die Ehe für ungültig erklären zu laſſen, iſt gar nicht zu denken! aber daß er ſo lange ſchon in dieſer jämmerlichen Leidenſchaft befangen iſt und dennoch daran denkt, ſeine Ketten immer feſter zu ſchmieden — iſt ein böſes Zeichen."

„Glaubſt Du," fragte Corona beklommen, „was der anonyme Brief in Paris ſagte: die ſpaniſche Sängerin, Judith Miranes, habe ihn gefeſſelt?"

„Ich glaub' es, denn unſer Vater hat mir ähnliche Andeutungen gemacht."

„Alſo weiß es der Vater!" rief ſie erſchreckt.

„Liebe Corona," ſagte Hyacinth traurig lächelnd, „in der Welt weiß man Alles, was zur Welt gehört. Mit Dir ſpricht Niemand darüber, das verſteht ſich! aber der arme Vater, der ſo viele Menſchen kennt und mit ſo vielen in Verbindung iſt, weiß gewiß Alles, was Oreſt betrifft. Ich habe aber immer dieſe Mittheilungen vermieden; denn es war mir ein grenzenloſer Schmerz, meinen Bruder auf ſolchem Wege und Dich in ſolchem Leid zu wiſſen, ohne Euch helfen zu können."

„Ach, und ſtelle Dir nur vor, wie gräßlich das iſt: dieſe Circe iſt eine Jüdin — ungetauft, unerlöſt, gnadenlos, nie eingetreten in's übernatürliche Leben."

„O die Unglückſelige!" rief Hyacinth ſchmerzlich. „Bedauere ſie, Corona, verdamme ſie nicht. Das Gewiſſen und das natürliche Licht des Verſtandes könnten ihr freilich ſagen, welch Unrecht ſie begeht. Aber ach! wie leicht werden die von der Leidenſchaft gefälſcht und ausgelöſcht, wenn man nicht höheres Geſetz und höheres Licht zu Rath ziehen kann, welche ſich nicht der Leidenſchaft anbequemen, ſondern ihre ewige, unwandelbare, objective Geltung haben. Davon weiß ſie nichts, dieſe Circe! ſie ſitzt, wie jener gefeſſelte Menſch des Plato, in einer düſtern Höhle, mit dem Rücken dem hellen Eingang zugewendet, und ſieht vor ſich an der Wand nur die Schatten, welche die Geſtalten werfen, die ſich hinter ihr im Licht bewegen. Der Wahrheit in's Auge — ſieht ſie nie! hat ſie nie geſehen! o arme Circe!"

„Aber Oreſt iſt noch viel unſeliger!" rief Corona. „Er weiß, was wir wiſſen, Hyacinth, und ach! er lebt, als wiſſe er es nicht. Mir grauet vor jeder Erörterung über dieſen Gegenſtand mit dem guten Vater, und doch fürchte ich, daß es unmöglich ſein wird, länger in dieſer Weiſe fortzuleben — denn Oreſt will keine Rückſicht mehr nehmen. Ach, Hyacinth! darf man ſich den Tod wünſchen? wenn mich der liebe Gott in die Ewigkeit riefe, ſo wäre all' die Trübſal zu Ende und Oreſt frei."

„Das wäre die Auflöſung eines Romans und nicht ſo pflegt Gott ſeine Menſchen zu führen. Er will ſie an *ſein* Ziel, nicht an das ihre bringen. Oreſt wird nicht frei, wenn er ſich ungehindert ſeiner Leidenſchaft hingeben darf — und Du haſt nicht Zeit, Dich zu heiligen, wenn Du vor der Zeit vom Leben ſcheideſt. Aber ſieh! Dorn, wohin der Fuß tritt, wohin die Hand greift! Wermuth, was die Lippe berührt: das iſt uns heilſam! das löſt uns ab von unſerer ſündigen Natur, die ſo ſelbſtſüchtig iſt, daß ſie in jedem Verhältniß ganz heimlich, wenn auch uneingeſtanden, Freude und Troſt begehrt; und ſo betrügeriſch, daß ſie, möge man noch ſo innig Gott in's Auge und in's Herz faſſen, all' Augenblick ſucht, ihm das Geſchöpf vorzuſchieben. Es iſt aber kein irdiſches Verhältniß ohne Trübſal, ohne Verwirrung, ohne Bitterkeiten, und nur in dem Maß, als wir das erkennen, ſuchen wir unſeren Troſt in dem einzigen Verhältniß das ohne Trübſal für uns iſt — in dem, zu unſerem göttlichen Heiland. Deshalb müſſen wir uns mehr über Dorn und Wermuth freuen, als über Nektar und Ambroſia."

„Statt deſſen grämt man ſich!" ſagte Corona ſchmerzlich; „ſtatt deſſen verlangt man immer wieder ein wenig blauen Himmel und Sonnenſchein — ein wenig Glück!"

„Und ganz beſonders: Genuß des Glücks," entgegnete Hyacinth lächelnd; — „und damit ſind wir denn wieder bei unſerer ſelbſtſüchtigen Natur angelangt, der wir auf jedem Schritt und Tritt begegnen."

„Was fang' ich an, Hyacinth? ich meine immer, ich müſſe etwas thun für Oreſt!" rief Corona und rang ſchmerzlich ihre Hände.

„Laß Dich mit unüberwindlicher Geduld demüthigen und kreuzigen, ſo thuſt Du genug,“ entgegnete Hyacinth. „Bete viel, opfere viel, hoffe viel — mit einem Wort: liebe viel; damit brachten die Heiligen große Dinge zu Stande. Aber freilich, das unruhige Menſchenherz findet eine Erleichterung in äußeren Handlungen, und läßt ſich gern zu ihnen hinreißen! Bleibe Du in der Stille und Ruhe Deines Herzens. Sieh, die Chriſtenheit feiert jetzt den Advent, die Ankunft des Herrn. Wie kommt der Herr? mit welchen Thaten tritt er auf? wie bekehrt er die Menſchheit? wie erlöſt er die Welt? Die ſeligſte Jungfrau bereitet ihm ein Kripplein im elenden Stall, und das Kindlein in Windeln iſt der menſchgewordene Gott und er friert in kalter Winternacht und er weint. So erlöſt er die Welt. Er läßt ſich demüthigen; und dann — läßt er ſich kreuzigen. Weshalb wollten wir es anders machen — da doch gerade dies uns vorgezeichnet iſt?“

„Vielleicht, weil gerade dies am ſchwerſten iſt,“ erwiderte Corona.

„Sieh, wie gut es Gott mit Dir meint! Du ſollſt es nicht anders haben, als er es hienieden hatte. Weine nicht, Corona, blicke in Dich und über Dich mit dem Auge des Glaubens und Du wirſt frohlocken mit jenem heiligen Sänger: „Mir iſt das Loos auf's Lieblichſte gefallen, mir iſt ein herrliches Erbtheil geworden.“

„Bete für mich, bete für uns!“ ſagte Corona. Sie fühlte ſich ermuthigt durch Hyacinths Zuſpruch, und gefaßter ſah ſie einer Zukunft entgegen, von der ſie nicht ahnte, wie drohend ſie ſich geſtalten werde. Auch Hyacinth ahnte es nicht und wußte nicht es anzufangen, um einen klaren Blick in Oreſts Seele zu werfen; denn daß dieſer ihn nicht eher in ſeine Pläne einweihen werde, als bis er auf ihre Durchführung hoffen könne — das war zu erwarten. Ihm Vorſtellungen machen, hieß aber weiter nichts, als Waſſer auf heißes Eiſen gießen. Es ziſcht, es raucht — und bleibt heiß wie zuvor. Er beſchloß, Oreſt mit der größten Liebe zu behandeln und dadurch, wenn nicht Einfluß auf ihn, doch vielleicht ſein Vertrauen zu gewinnen. Als Oreſt ſich bald darauf bei den Seinen einfand, überſah Hyacinth gänzlich deſſen Verſtimmung und äußerte nicht das leiſeſte Zeichen von Erſtaunen über das Auffallende in ſeinem Benehmen und in der ganzen Art und Weiſe, wie er den Zuſchnitt ſeines Lebens gemacht hatte. Er ließ ihn gewähren und bot ſich ganz ungeſucht zu Corona's Begleitung an, um die zahlreichen Kirchen zu beſuchen, in welchen wahre Schätze von Gemälden, von Fresken, von Bildhauerarbeit, von köſtlichem Material, von Kunſt- und von heiligen Gegenſtänden aufgehäuft ſind — während Oreſt mit der ernſthafteſten Miene von der Welt die Behauptung ausſprach: er könne die Kirchenluft nicht vertragen. Sie ſei dumpf, feucht, beklommen, durchräuchert — kurz, ſie mache ihn nervös.

„In der Beziehung halte ich mich zu Dir, Oreſt,“ ſagte Graf Damian, der inzwiſchen von ſeinen Beſuchen heimgekehrt war. „Ich glaube, man kann hier ganz angenehm im diplomatiſchen Kreiſe leben, in welchem ſich auch immer einige ausgezeichnete Fremde vorfinden, ohne die ermüdende Unterhaltung aufzuſuchen, die mit der Beſichtigung ſo vieler Merkwürdigkeiten verbunden iſt. Die Hauptkirchen, die Hauptruinen, die Hauptpaläſte und baſta — für mich. Sehr unterhaltend iſt es in der Stadt ſelbſt ſich umzuſehen; da hat man merkwürdige Ueberraſchungen! Ein Platz iſt ganz überſäet mit abgebrochenen, umgeſtürzten, verſtümmelten Säulen, die wie ein Kegelſpiel ausſehen, welches von Rieſen aufgerichtet und verlaſſen worden wäre. Zwiſchen ihnen erhebt ſich eine prächtige, mit Bildwerken bedeckte himmelhohe Säule. Trajans Forum — nannte es der Lohndiener. Ein anderer Platz ſieht aus, als wäre er unter Waſſer geſetzt, ſo enorm und zu ebener Erde iſt das Baſſin, an welchem die Tritonen ſo ungenirt ſitzen, als würden ſie ſich nächſtens aus ihrer Verſteinerung aufmachen und auch ihr Wort mitreden zwiſchen den übrigen Leuten, die da circuliren. Fontana de Trevi, nannte es der Lohndiener. Solche Waſſermaſſe in einem Springbrunnen iſt großartig. Und der Venetianiſche Palaſt — welch ein herrliches Gebäude! halb Kaſtell, halb Schloß — ein Adlerhorſt! ich freue mich, daß Oeſterreichs Adler drin horſtet! Die öſterreichiſche Botſchaft iſt drin, ſagte er erläuternd zu Corona, die ſich an ſeinem Intereſſe für Rom erfreute. Ich habe doch wahrlich die größten Hauptſtädte Europa's geſehen und abermals geſehen und laſſe mich daher nicht ſo ganz leicht durch Häuſer und Straßen und was drum und dran hängt, verblüffen; aber in dieſem Rom komm' ich mir vor, wie ein Krähwinkler in der Reſidenz. Er ſperrt Mund und Augen auf über die ungeahnte Herrlichkeit. Und das thue ich redlich. In anderen Städten gibt's auch Herrlichkeiten an ſchönen Gebäuden, öffentlichen Plätzen und dgl. mehr. Aber es iſt Alles ſo berechnet, ſo wohlgeordnet, ſo gemacht, ſo fremd, ſo eingewandert, ſo — ich weiß nicht was. Hier iſt es naturwüchſig und eingeboren. Das hab' ich noch nie geſehen! ich ſchwärme für Rom."

„Gewiß die erſte Schwärmerei Deines Lebens, Papa!" ſagte Dreſt.

„Nun, das will ich doch nicht behaupten," entgegnete Graf Damian. „Früher hatte ich eine große Vorliebe für Paris — wie Du ſie jetzt haſt. Das begreift ſich. Es iſt die Stadt des eleganten Lebensgenuſſes, und der Menſch hat Epochen, in denen er für denſelben ſchwärmt. Damit ſcheint es hier nicht ſplendid auszuſehen. Die Kaffeehäuſer und die Kaufläden ſind nicht luxuriös ausgeſtattet und zur Schau geſtellt, und ob es hier einen guten Reſtaurant gibt, iſt wohl ſehr die Frage. Als ich mich bei meinem Lohndiener nach einem ſolchen erkun digte, ſagte er betreten, es gäbe recht gute Trattorien in Rom. Aber eine Trattorie iſt auf gut deutſch — eine Garküche! Wie ſieht's denn mit dem Diner aus, Corona? — das wird wohl auf Windeck beſſer ſein.“ —

Nachdem die erſten Tage der Niederlaſſung an einem fremden Ort, die ſtets etwas Unbehagliches für Alle haben, welche nicht in langer Gewohnheit des Reiſens ſind, vorüber waren, ſchien die Familie in's rechte Geleiſe gekommen zu ſein. Man wohnte ſich ein, man lebte ſich ein. Graf Damian ging in die Welt, machte Beſuche, fand alte Bekannte, ritt mit ihnen in der Campagna umher, ging auf die Jagd und unterhielt ſich vortrefflich. Corona trank Eſelsmilch, fuhr ſpazieren und nahm mit Maß Roms unerſchöpfliche Herrlichkeiten in Augenſchein. Mit der großen Geſellſchaft befaßte ſie ſich nur gerade ſo viel, als ſie es ihrem Vater nicht abſchlagen mochte, der zu behaupten pflegte, er werde freundlicher empfangen, wenn Corona an ſeiner Seite erſcheine.

„Die Welt,“ ſagte er, „bedarf des Schmuckes der Jugend und Schönheit. Aeltliche Leute — zu denen ich leider anfange gezählt zu werden, aber mich ſelbſt keineswegs zähle — ſieht ſie gern nur unter drei Bedingungen. Entweder: ſie ſind europäiſche Berühmtheiten — oder ſie geben ungeheuer gute Diners — oder ſie haben ſchöne Töchter. Das erſte bin ich nicht; das zweite kann ich in Rom nicht bewerkſtelligen! dazu muß man mich in

Windeck aufſuchen. Doch die dritte Bedingung — die erfülle ich und zwar in höchſter Potenz: mein feines Töchterlein iſt vermählt. Folglich kann man ihr in aller Gemüthsruhe huldigen, ohne Furcht, ſich deshalb in Hymens Feſſeln begeben zu müſſen — was bei der bekannten Eheſcheu, die jetzt wie eine Grippe bei den jungen Männern unſeres Standes graſſirt — ein großer Vorzug iſt."

„Lieber Vater," ſagte Corona in dem heiteren Ton, womit ſie immer zu ihm ſprach, auch wenn ſie ernſte Dinge ſagte, weil er auf dieſe Weiſe ſie anhörte; „Deine Welt iſt ein Babylon, mit König Baltaſſars Feſtmahl. Die Geiſterhand ſchreibt ihre geheimnißvollen Zeichen an die Wand des Königsſaales; der Perſerkrieg ſteht vor der Thür; aber ſie achtet es nicht und taumelt dahin in ihrem Rauſch und ihrem Frevel." Sie dachte an Oreſt — dem ächten Sohn dieſer Welt. Graf Damian erwiderte:

„Kind, warum nennſt Du ſie meine Welt? Ich habe ſie nicht geſchaffen und bin recht froh darüber, denn ich würde mich todt ärgern, ſehen zu müſſen, wie ſie jeden Augenblick — bald nach der verkehrten Seite ſich umdreht, bald wieder ſchief ins Blaue hinein fliegt, bald einen ungeſchickten Burzelbaum macht. Die Welt iſt Gottes Welt. Er hat ſie geſchaffen, er muß für ſie ſorgen, daß ſie wie ein Stehauf immer wieder auf die Beine kommt, wenn ſie auch tauſendmal auf die Naſe fällt. Ich ſehe bei dem Spektakel nur ganz vergnüglich zu und wälze Alles getroſt auf ſeine Schultern. Das iſt meine Philoſophie. Iſt ſie nicht ſehr chriſtlich?“

„So ganz wohl nicht,“ ſagte ſie lachend.

„Nicht ganz?“ rief er verwundert. „Ei, Kind, was fehlt denn noch?“

„Von dem, was fehlt, wollen wir gar nicht reden, mein Väterchen! nur von dem, was zu viel iſt.“

„Zu viel Chriſtlichkeit! ſieh, das überraſcht mich.“

„Der vergnügliche Zuſchauer, lieber Papa, der dem Weltbankerott zuſieht und die Hände reibt, und auch wohl einmal Beifall klatſcht — der iſt zu viel in Deiner chriſtlichen Philoſophie.“

„Ja, Kindchen!“ ſagte Graf Damian und ſtreichelte liebevoll ihr weiches Haar. „Du biſt aus Onkel Levins Schule! mit Euch iſt für unſereinen nicht Schritt zu halten.“

Oreſt beobachtete einigermaßen den äußeren Anſtand Corona gegenüber — hauptſächlich auf Judith's Wunſch. Als ſie ſicher war, ihr Ziel zu erreichen, hatte ſie zu ihm geſagt:

„Wähnen Sie nicht, Graf Oreſt, mir einen Gefallen zu thun oder mir eine Huldigung darzubringen, indem Sie Ihre Leidenſchaft für mich zur Schau tragen, oder Aufſehen erregen, oder Ihre Gemahlin beleidigen. Für eine gewöhnliche Schauſpielerin könnten Sie dergleichen thun, denn die hat Freude daran. Aber ich bin keine gewöhnliche Schauſpielerin und Alles, was an eine ſolche erinnert, iſt mir zuwider. Ich will ruhig und ohne comödiantenhaftes Gepränge und Getöſe den Platz in der großen Welt einnehmen, den Ihre Liebe mir bereitet. Daß dazu die Trennung von Ihrer Gemahlin gehört, thut mir leid, iſt aber unvermeidlich. Umſomehr müſſen Sie ſchonend und rückſichtsvoll verfahren, und wenn es Sie auch einige Monate Ihres Glückes koſten ſollte! wir haben ja das ganze Leben vor uns, um glücklich zu ſein.“

„Aber wie lang iſt denn überhaupt das Leben,“ fragte Oreſt, „daß Sie die Verſäumniß von einigen glücklichen Monaten nicht als Verſchwendung betrachten?“

„Ich werde mich freuen, wenn Sie in zehn Jahren auch noch ſo geſinnt ſind,“ erwiderte Judith. —

Oreſt hatte in ſeinem Geſpräch mit Corena erkannt, daß ſie nie ihre Zuſtimmung zu ſeinem Vorſchlag geben werde.

„Sie ließe ſich lieber umbringen als dazu bewegen,“ ſagte er zu Florentin, der plötzlich, er wußte ſelbſt nicht wie! ſein Vertrauter geworden war. Neigung zum Böſen iſt kein dauerhaftes, aber zuweilen ein ſehr ſtarkes Band zwiſchen den Menſchen, die ſich ihm hingeben. Einer ſtützt den Andern, ſo lange es gilt, das gute Prinzip zu bekämpfen. Später verfolgt dann Jeder ſeinen beſonderen Zweck und dann verwandelt ſich die

Freundſchaft nicht ſelten in bittere Feindſchaft. Florentin hatte ſchon früher durch den vollen Cynismus ſeiner Grundſätze einen verderblichen Einfluß auf Oreſt geübt. Dieſer fand zwar immer daß Florentin zu weit gehe, aber er merkte nicht, daß er ihn nur in der Theorie, nicht in der Praxis bekämpfe und dasjenige bereitwillig annehme, was mit ſeinen Leidenſchaften übereinſtimme. Als Florentin ihm jetzt erwiderte, es ſei nun an der Zeit, endlich Anſpruch an ſeine volle Freiheit zu machen und ſich den abgeſchmackten Geſetzen der katholiſchen Kirche gründlich zu entziehen; entgegnete Oreſt:

„Das iſt mein feſter Entſchluß! ich werde proteſtantiſch und laſſe mich ſcheiden.“

„Vortrefflich!“ jubelte Florentin. „Ja, Du mußt proteſtantiſch werden! das iſt der erſte Schritt zur geiſtigen Befreiung, dadurch widerſagſt Du der prieſterlichen Vormundſchaft und nimmſt Deinen Platz ein zwiſchen Denjenigen, welche ihre Selbſtberechtigung beanſpruchen, ihre höchſten Angelegenheiten nach ihrem eigenen Gewiſſen zu geſtalten. Einen Grund zur Scheidung findet man ſehr leicht und der beſte wird ſein — daß Du proteſtantiſch wirſt. Dann kommt auch wieder ein proteſtantiſcher Herr auf Deine proteſtantiſche Herrſchaft Stamberg! Vortrefflich! nach welcher Seite hin man es betrachten möge — ganz vortrefflich!“

„Ich wußte nicht, daß Du ein ſo wüthender Proteſtant geworden ſeieſt, um ſogar auf ein harmoniſches

Verhältniß zwiſchen Herr und Unterthanen Rückſicht zu nehmen. Du Socialiſt und Communiſt!" erwiderte Oreſt, immer ſpottend über Florentin's Anſichten und immer bereit, ihnen zu folgen, wenn ſie ſie ſeinen Projecten zuſagten. „Was biſt Du denn eigentlich? calviniſch, lutheriſch, anglikaniſch, high church, low church, presbyterianiſch? nennſt Du dich evangeliſch oder reformirt? gehörſt Du zu den Mennoniten, den Irvingianern, den Anabaptiſten? biſt Du der geſchworene Anhänger irgend einer Landeskirche? oder wie oder was?"

Florentin antwortete mit verächtlichem Achſelzucken: „Der große Wilhelm von Oranien ſagte: Ich weiß nicht, ob die Prädeſtinationslehre Grau oder Blau iſt. Aber ich weiß, daß Oldenbarneveldt's Kopf und der meine nicht unter einen Hut gehen. Der Kampf für und wider dieſe Lehre, in den ſich natürlich politiſche Meinungen und Intereſſen verflochten, zerriß damals Holland in zwei wüthende Parteien und Oranien war der Führer der einen, nicht um die Prädeſtinationslehre ſiegen — ſondern um Oldenbarneveldt um einen Kopf kürzer zu machen. Schlaue Politiker und ſonſtige kluge Köpfe haben es immer als etwas höchſt Gleichgültiges betrachtet, ob die religiöſen Lehren grau oder blau ſind; ſie haben ſie benutzt für ihre Zwecke. Und ſo mache ich es auch, obſchon ich nichts weniger, als ein kluger Politiker bin. Aber das iſt ja handgreiflich klar: religiöſe

Lehren und Ideen ſollen in irgend einer Weiſe den Menſchen beglücken. Thun ſie das nicht, ſo haben ſie weder Sinn noch Zweck. Der Menſch beſitzt ſeine Vernunft, um zu erkennen, ob ſie zu ſeinem Glück beitragen oder nicht — und ſeinen freien Willen, um andere Lehren aufzuſuchen und anzunehmen, welche mit ſeinen Glücksbedürfniſſen in Einklang ſind."

„Hyacinth würde ſagen," warf Oreſt ein, „das ſei kein Act des freien — ſondern des von Gelüſten und Begierden geknechteten Willens."

„Sophiſtik! Prieſterart!" rief Florentin. „Hyacinth haben wir hinter uns! der Wille iſt frei, wenn er wählen kann nach ſeiner Luſt: das verſteht jedes Kind; aber der Prieſter verdreht die Auslegung. Genug! daß kein denkender Menſch, wenn er zugleich aufrichtig und unegoiſtiſch iſt, im Proteſtantismus ſitzen bleibt, das iſt ſo gewiß, wie zweimal zwei — vier iſt. Daß der Proteſtantismus noch immer als Landeskirche oder Bekenntniß, oder wie man das Ding nennen ſoll! exiſtirt — beweiſt, wie ſelten jene drei Eigenſchaften in einem und demſelben Menſchen vereinigt ſind. Hingegen als Sauerteig in der politiſchen Welt, und als ein getreuer Eckard der Revolution gegen Tiare und Krone — da wird er beſtehen, ſo lange dieſe zu bekämpfen ſind. Das iſt ſeine Glorie — und darum lieb' ich ihn. Seine Secten verachte ich; und wenn ich Dir rathe, Dich an eine derſelben zu ſchließen, ſo geſchieht das nur, um Dich von Rom abzulöſen und in der Hoffnung, daß Du vom Proteſtantismus nach und nach zu irgend einem anderen — ismus fortſchreiten werdeſt, denn er iſt mit ihnen allen verwandt. Auch macht es mir Vergnügen, mir den Schreck vorzuſtellen, den die ariſtokratiſche ultramontane Partei in der Heimath, wegen Deines ſogenannten Abfalles, bekommen wird. Dies Geſchrei der Prieſter! dies Geſchnatter der Betſchweſtern, die ſich ihre letzten drei Haare ausreißen werden! Ah, denen gönn' ich beſonders dieſen Schlag."

„Judith hat einen großen Widerwillen gegen den Proteſtantismus," bemerkte Oreſt.

„Judith iſt ſtolz und tief ungläubig," entgegnete Florentin. „Welcher Religionsgeſellſchaft ſie ſich zuwenden möge — es iſt für ſie eine Sache der Form. Es liegt ein gewiſſer Schmelz auf der katholiſchen Kunſt und dem katholiſchen Gemüthsleben, das ihre Phantaſie anſpricht; aber ſie beugt ihren Geiſt vor keinem fremden und deshalb iſt es ziemlich gleichgültig, ob ſie auf katholiſche oder proteſtantiſche Weiſe die Ceremonie der Taufe durchmacht. Iſt ſie einmal Gräfin Windeck, ſo hoffe ich noch viel von ihr und von Dir. Bis dahin verfolgt Ihr Beide ganz ſelbſtſüchtig Eure perſönlichen Beſtrebungen und es iſt nichts mit Euch anzufangen."

„Seid Ihr denn noch immer damit beſchäftigt, die Euren zu verfolgen und die Welt zu revolutioniren?" fragte Oreſt.

„Bedarf ſie es etwa nicht?“ rief Florentin. „Sitzt hier nicht der Papſt im Regiment, als ob das ewig dauern ſollte?“

„Ich bekümmere mich ja wenig um dieſe Angelegenheiten,“ erwiderte Oreſt, „aber ich höre von Männern, die im Stande ſind es gründlich wiſſen zu können, weil ſie ſich um die Thatſachen bekümmern, daß dies Regiment nichts weniger als ſchlecht ſein ſoll; daß man Reformen beginnt, Freiheiten gibt, auf Neuerungen eingeht wie überall, und daß die Staatsſchulden und die Abgaben geringer ſind, als irgendwo.“

„Und wenn die Zuſtände paradieſiſch wären — ſie taugten doch nichts! ja, ſie taugten gerade dann am wenigſten, denn durch ſie würde ſich ja das päpſtliche Regiment rehabilitiren — und es ſoll untergehen,“ rief Florentin; „durchaus untergehen! Das Haupt der katholiſchen Kirche iſt das Haupt der gegenwärtigen Weltordnung, denn es ſtellt eine moraliſche Macht ohne Gleichen dar, eine Macht, die Fürſten und Völker mit einander und mit dieſem Oberhaupt der Kirche verbindet. Drum iſt es die Zielſcheibe unſerer Beſtrebungen. Verbeſſerungen, Freiheiten, Reformen, Erleichterungen — wir wollen ſie nicht; denn wir wollen nicht die Hand, die ſie ertheilt.“

„Ihr ſeid wahnwitzig!“ rief Oreſt; „Ihr verabſcheut die Herrſchaft eines Lammes und ſehnt Euch nach der Herrſchaft von Tigern.“

„Und Du wirſt das doch ganz in der Ordnung finden, wenn Du etwas logiſch denken willſt,“ entgegnete Florentin hohnlachend. „Thuſt Du nicht daſſelbe? nur in enger egoiſtiſcher Sphäre und nach kleinem Maße. Corona — iſt ſie nicht ein Lamm? duldend, friedfertig, lieblich, zur Erfüllung jedes Wunſches bereit. Was helfen ihr die Tugenden und Gaben! Du liebſt ſie nicht, Du ſagſt Dich von ihr los, Du willſt Dein Leben nicht mit ihr theilen. Und Judith — iſt ſie nicht ſo etwas, wie das ſchöne, ſtolze Tigerthier der Wüſte in wilder, königlicher Freiheit? und ihr huldigſt Du! und ihr biſt Du bereit, allerhand Opfer zu bringen! und von ihr erwarteſt Du die Wonne Deines Lebens! Und was Du thuſt für ein ſterbliches Weſen und es gerechtfertigt findeſt durch Deine Liebe — und wenn Dich tauſend Mal die Welt deshalb verdammt! — Das nennſt Du wahnwitzig, wenn es gilt, die Liebe zu einer unſterblichen Idee in Thaten auszuprägen? wenn es gilt, die wonnige Braut der Menſchheit, die Freiheit, in ihrer vollen wilden, ungeſchminkten Schönheit zu erringen! wenn es gilt, mit ihr eine neue Aera zu begründen — nicht für ein Haus und an einem Heerde! ſondern für die große Familie der Nationen, die nach ihr ſchmachtet und der ſie ſchon ſo lange verheißen iſt. Ich ſehe, Oreſt, daß ich auf Dich noch geraume Zeit werde warten müſſen.“

„Ja,“ entgegnete Oreſt kaltblütig; „und um ſo länger, je glücklicher ich ſein werde. Kein glücklicher, mit ſeinem Schickſal zufriedener Menſch macht Revolution. Drum habt Ihr bei den Euren immer Banditen und Leute dieſes Schlages bei der Hand, die ihr Glück erſt machen wollen und in ruhigen Zeiten und geordneten Zuſtänden nicht dazu kommen können. Alſo auf mich rechne nicht.“ — —

Hyacinth hatte Corona’s Mittheilungen mit um ſo größerem Schmerz aufgenommen, als er vor ihr verbergen mußte, wie tief ſie auch ihn erſchütterten. Corona verlangte von ihm in Geduld und Kraft beſtärkt und zu edler Ergebung ermuntert zu werden. In dem Sinn mußte er zu ihr ſprechen und von demſelben beſeelt vor ihr erſcheinen, denn das iſt der ächt chriſtliche Sinn: er iſt gefaßt in den Willen Gottes — nicht aus Stumpfheit, ſondern weil er ein St. Chriſtophorus des Geiſtes, ein Rieſe in der himmliſchen Liebe iſt, und durch die brauſenden Wellen des reißenden Lebensſtromes zärtlich und unerſchütterlich den Heiland der Welt auf ſeinen Schultern trägt. Wohl ſtand Hyacinth mit ſeinem Willen auf dieſem Gipfelpunkt des inneren Lebens; aber er ſah zugleich auch in den Abgrund hinab, in welchem die Sünde, die tödtliche Beleidigung Gottes fort und fort geboren wird und ſah dieſen Abgrund geöffnet im Herzen ſeiner Familie, unter dem Dach ſeines Hauſes. Welche Strafgerichte konnten da nicht einbrechen! auf welche Gottesgeißel mußte man da nicht gefaßt ſein!

Wird die Ehe nicht in ihrer vollen Heiligkeit hoch und unangetaſtet gehalten, ſo durchſchleicht ein geiſtiges Gift nicht ein Herz allein, ſondern es ergießt ſich wie die übervolle Schaale eines Springbrunnens in ein weiteres Becken — in die Familie, und geht aus ihr, in tauſend Canälen, deren Zuſammenhang das Menſchenauge freilich ſelten entdeckt, in die ganze menſchliche Geſellſchaft über. Denn der Menſch iſt nicht ein abgeriſſenes Einzelweſen, das ohne Zuſammenhang mit ſeines Gleichen und mit den Höhen und den Tiefen, die ihn umgeben, ſein Daſein für ſich allein hat, wie eine Kugel dahin rollt. Durch das Gnadenleben, welches Chriſtus der Menſchheit gebracht hat, iſt ſie in eine übernatürliche Gemeinſchaft eingetreten und zu einem myſtiſchen Leibe geworden, an welchem die Schönheit und Vollkommenheit jedes einzelnen Gliedes dem Ganzen zur Zier gereicht. Indem jeder Einzelne an ſeiner Vervollkommnung arbeitet, dient er zugleich der übernatürlichen Gemeinſchaft und trägt, nach dem Maß, das ihm geworden, ſein Sandkorn oder ſeinen Edelſtein zu ihrer Vervollkommnung bei. Wer es nicht thut, reißt eine Lücke in ſie; ſeine Arbeit fehlt; der Platz iſt leer, den er ausfüllen ſollte, und alsbald zeigt ſich und vergrößert ſich der Schaden. Wo eine Lücke war, bröckelt mehr und mehr die Mauer ein, bis ſie zuſammenſtürzt und aus einem ſchönen Gebäude einen Schutthaufen macht, worin häßliches Gethier wohnt. Je mehr der Menſch von der Wahrheit und Wärme dieſer übernatürlichen Lebensgemeinſchaft durchdrungen iſt, welche durch die Menſchwerdung Gottes begründet und durch die Sacramente erhalten wird, deſto ſchärfer erkennt er den Frevel gegen dieſe göttliche Liebesordnung, der in der Sünde liegt; deſto ſchmerzlicher beweint er die Vereitlung göttlicher Liebesabſicht, welche ſich der Frevler in ſündiger Verblendung zu Schulden kommen läßt. Und das war Hyacinth's untröſtlicher Gram: die Sünde hatte ſich eingeniſtet in ſeinem Hauſe! ſein Bruder vergaß Gott und ſeine Pflicht und huldigte einem Götzen und ſeiner Leidenſchaft; und wie weit der innere Abfall ihn auch äußerlich noch ſtürzen werde — das war nicht zu berechnen und ließ den ſchlimmſten Befürchtungen Raum. Ihm war zu Muth, als müſſe er ſich vor den Abgrund werfen, dem Oreſt zutaumelte, und den Berauſchten auffangen und feſthalten — ſollte er auch unter der Laſt zuſammenbrechen. Mit unausſprechlichen Aengſten und mit grenzenloſem Vertrauen bat und flehte, weinte und ſeufzte er vor Gott um die Rettung ſeines Bruders, und indem er ſein Kreuz an das des göttlichen Erlöſers lehnte, begehrte Hyacinth ſein Opfer mit dem Opfer des Gottesſohnes zu vereinigen und die Seelen zu lieben, wie Chriſtus ſie geliebt hat: für Alle ſein Blut zu vergießen, für die fremdeſte, die geringſte, die unbekannteſte — nicht für Oreſt allein.

So lebten ſie Alle ein Doppelleben, wie das bei den meiſten Menſchen der Fall iſt; äußerlich — roſenroth, Sammt und Seide, gefälliger Umgang, genußreiche Unterhaltung. Trat dann Jeder in ſein Kämmerlein zurück, ſo war es anders! da fand ſich Jeder gegenüber ſeinem Herzen, das die Folge und Strafe der Sünde, der eigenen und der fremden — einen Dornenkranz trug.

* * *

Das Auge der Welt.

Es gehörte zu Florentin's größten Peinen, daß Judith nach wie vor eine treue Freundſchaft für Lelio bewahrte. Die kleine Mißſtimmung, die ſie am Genferſee gegen ihn äußerte, war längſt verſchwunden — um ſo mehr, als er ſich wohl hütete, ihren liebſten Plänen wieder mit der Schärfe von damals, die ſie ja auf ihrem Standpunkte durchaus nicht verſtehen konnte, entgegen zu treten. Das läßt ſich Niemand gefallen ohne Erbitterung — ausgenommen die vollkommenen, der Selbſtſucht abgeſtorbenen Seelen. Die nehmen auch den ſchärfſten Widerſpruch, der ſich nicht etwa gegen ihre Fehler, wohl aber gegen ihre Tugenden erhebt, mild und liebevoll hin. Judith hatte Lelio gern, wie ſie früher Erneſt gern hatte: es lag auf Beiden der Schmelz des katholiſchen Gemüthslebens — wie Florentin es nannte. Erneſt machte ihr einen ſo tiefen [illegible] weil er das war, was man nächſt dem Vogel [illegible] ltenſten in der Welt findet: er war aus einem

Stück; denken, wollen, handeln ſtimmten bei ihm überein; immer, nicht ausnahmsweiſe. Die meiſten Menſchen ſind aus Bruchſtücken von dieſem und jenem Denken, Wollen, Handeln, zufällig und äußerlich, planlos zuſammengeſetzt; die Einen mehr, die Anderen minder. Sind die Bruchſtücke ſchön, ſo gibt es das, was man nennt, intereſſante Menſchen. Bei Lelio kamen jetzt ſolche Bruchſtücke zum Vorſchein. Er war nicht aus einem Guß wie Erneſt; Judith ſelbſt hatte ihn ja noch vor Kurzem auf einem ganz anderen Wege, mit einem ganz anderen Streben gekannt. Umſomehr intereſſirte ſie ſich für ſeine Umwandlung, die augenſcheinlich aus ſeinem innerſten Weſen hervorging. Florentin verſicherte zwar, er folge einem fremden Impuls. Ein Mal wollte er gehört haben, ein ſehr reiches junges Mädchen habe ſich zum ſterben in Lelio verliebt; aber von ihrem Beichtvater die Weiſung erhalten, unter keiner Bedingung mit einem Menſchen ſich zu verehelichen, der zu den geheimen Geſellſchaften, zu einer Venta oder einer Loge gehöre; nun könne Lelio doch unmöglich dieſe ſchöne reiche Perſon vor Liebe umkommen laſſen! Ein anderes Mal hatte Florentin gehört, daß die Jeſuiten, deren fabelhafte Reichthümer ja immer eine ſehr große Rolle bei allen Gegnern der katholiſchen Kirche ſpielen, Lelio's Bekehrung erkauft haben ſollten. Ein drittes Mal ſollte ſeine bigotte Familie ihn dermaßen mit Schilderungen der Höllenſtrafen geängſtigt haben, daß er durch Grauen zur Apoſtaſie von der Sache der Freiheit und des Fortſchritts getrieben ſei. Aber all' dieſe Angaben machten nicht den mindeſten Eindruck auf Judith, obſchon eine Menge Menſchen, vielleicht die meiſten, in ähnlichen Fällen ähnliche Motive vorausſetzen. Sie war zu ſelbſtſtändig, um nicht an eigene, innere Beweggründe zu glauben, und zu ſtolz, um nicht zu begreifen, daß man ihnen rückſichtslos folgen könne. Sie ſagte kaltblütig zu Florentin:

„Geben Sie ſich keine Mühe, mich durch das Wuthgeheul Ihrer Partei zu betäuben, Fiorino. Ich glaube das, was Lelio mir geſagt hat. Er lügt nicht.“

„Darf man wiſſen, was er geſagt hat?“

„Die Gnade hat ihn bekehrt.“

„Und das begreifen Sie, Signora?“

„Nicht das hab' ich geſagt; wohl aber, daß ich an Lelio's Aufrichtigkeit glaube.“

„Die Gnade? .... ja, was iſt denn das für eine myſtiſche oder mythiſche Perſon? Wie gibt ſie ſich kund? wodurch wirkt ſie? wie ergreift ſie den Menſchen? was ergreift ſie in ihm?“

„Fragen Sie doch lieber: Was ißt ſie, was trinkt ſie? dann ſtehen Sie vollkommen auf der Höhe von Sir John Falſtaff!“ unterbrach Judith ihn unmuthig. „Iſt das Genie nicht auch eine myſtiſche oder mythiſche Perſon, wie Sie höhnend fragen — und iſt es deshalb etwa nicht? Wer verſteht die geheimnißvolle Flamme zu erklären, die z. B. über der Stirn eines kleinen Bauernbuben ſo wunderbar leuchtet, daß ſie ihm die Augen öffnet für die Schönheit, die im Stein verborgen iſt, ihn antreibt, den Meißel zu ergreifen und die ſchönen Götterbilder aus ihrer Verſteinerung heraus zu arbeiten; und die ihn endlich zu einer der großen Berühmtheiten macht, die man unſterblich zu nennen pflegt. Ich finde es nicht ſeltſamer, daß Lelio von der Gnade — als daß ein Canova vom Genie ergriffen wird.“

„Nur haben beide äußerſt verſchiedene Folgen! das Genie wirkt ſchöpferiſch, die Gnade ertödtend.“

„O nein!“ rief Judith, „auch die Gnade iſt ſchöpferiſch; aber nach Innen.“

„Sie ſind hellſehend, Signora!“ rief er ſpöttiſch.

„Und Sie ſind blind, armer Fiorino,“ ſagte ſie kalt.

„Das muß wohl ſein,“ entgegnete er, „denn ich nehme nichts wahr von dieſer wunderbaren Schöpfung in Lelio. Er iſt ein Abtrünniger einer heiligen Sache geworden, ein Deſerteur von der Fahne der Freiheit, ein Ueberläufer in's Lager der Finſterniß. Er iſt treulos gegen ſeine beſten Freunde, er entſagt der Kunſt, die das Leben lieblich ſchmückt. Nein, Signora, ich entdecke keine goldene Früchte, welche ſeine Gnade ihm trägt.“

„Sie macht ihn gut, Fiorino; rechnen Sie das für nichts? Er iſt ein guter Sohn geworden, er lebt in dem

Kreiſe ſeiner einfachen Pflichten, er iſt die Wonne und der Herzenstroſt ſeiner Eltern, er hat ſich losgeſagt von dem wüſten Sinnenleben, in deſſen Schwelgereien er ſich berauſchte; er begnügt ſich mit einer ganz unſcheinbaren Stellung, mit einem äußerſt beſcheidenen Looſe, um nicht in den Strudel der Welt zurückgeſchleudert zu werden; er verzichtet auf den Beifall und die Bewunderung, die ſeinem herrlichen muſikaliſchen Talent folgen würden, auf dieſen gewiſſen Kunſtrauſch, dem man ſchwer entſagt, wenn man ihn genoſſen hat. O es iſt eine ganz wunderbare Veränderung mit Lelio vorgegangen, und ſo wie er jetzt iſt, iſt er beſſer und edler, als er früher war. Ich nehme vorlieb mit den Menſchen, wie ſie eben ſind, guter Fiorino! allein deshalb dürfen Sie nicht wähnen, daß ich den Maßſtab für höhere Naturen verloren hätte. Er roſtet mir nur ein wenig ein, weil ich ſo äußerſt ſelten ihn an Jemand anlegen kann." —

Florentin wüthete heimlich bei ſolchen Aeußerungen Judiths und hatte zuweilen Luſt, auf irgend eine Weiſe rächeriſch ſtörend einzugreifen in ihr Verhältniß zu Oreſt. Aber abgeſehen davon, daß ihm bei Oreſt's Leidenſchaft für Judith die Unmöglichkeit einer Störung einleuchtete, verſprach er ſich durch ihre Ehe doch noch einen viel höheren Triumph ſeiner Ideen. Eine Apoſtaſie, ein zerriſſenes Eheband, eine jüdiſche Sängerin — und das Alles im Hauſe der Windecker — welche Elemente des Fortſchrittes, nach ſeinen Anſichten, waren nicht darin enthalten! Vor der Hand mußte er ſich in ſein Schickſal ergeben, bei den Ausflügen, die Judith in Roms Umgegend machte, und bei der Beſichtigung der Alterthümer, der Kirchen und Kunſtwerke immer Lelio an ihrer Seite zu ſehen. Dieſer hatte ihr einen Muſiker empfohlen, wie ſie ihn für ihre Studien brauchte und auf ihre Einladung, ſie oft zu beſuchen, geantwortet:

„Nein, Signora, die Welt, die Sie umgibt, iſt meine Welt nicht mehr. Ich ſuche die Sprache zu vergeſſen, die man dort ſpricht; der Gedanken mich zu entſchlagen, die dort herrſchen, den Beſtrebungen mich zu entziehen, die dort verfolgt werden. Kann ich Ihnen aber als Cicerone dienen, ſo bin ich gern dazu bereit und hoffe Ihnen etwas von der Langweil zu erſparen, welche Sie bei einem gemietheten Cicerone unfehlbar ausſtehen müßten.“

Judith nahm gern den Vorſchlag an und ſetzte hinzu:

„Deſto mehr genieße ich Ihre Unterhaltung.“

Florentin ſagte erbittert: „Signora, Ihr capricioſer Kopf macht es wie Ihre Stimme: beide ſuchen umſonſt ihres Gleichen! Sie haben jahrelang Lelio zum Hausgenoſſen gehabt und nie eine Vorliebe für ſeine Unterhaltung geäußert. Kaum verläßt er Ihr Haus, ſo wird er Ihnen unentbehrlich.“

„Unentbehrlich nicht,“ entgegnete Judith, „aber lieb und angenehm, und ich finde meine Capricen durchaus gerechtfertigt.“

„O das finden die Damen immer!“ rief Florentin.

„Dann bin ich ja vollends in meinem Recht,“ ſagte Judith lachend, „wenn ich es mache, wie mein ganzes Geſchlecht.“ —

Sie fuhr eines Tages mit Madame Miranes, Lelio und Florentin zum Grabe der Cäcilia Metella — dieſer Frau, welche das ſeltſame Schickſal hat, daß ihr Name und ihr Grabmal durch die Jahrtauſende gehen, ohne daß man irgend etwas von ihr ſelbſt weiß.

„Und dann iſt man noch ſtolz auf ſeine Berühmtheit!“ rief Judith. „Und dann freut man ſich des Gedankens, daß die Nachwelt unſere Namen aufbewahren werde! Eine gänzlichſt unbekannte Frau genießt dieſe Ehre in weit höherem Grade, als ſie unſereinem je zu Theil wird, nur weil ihr Name, in eine Marmortafel geſchnitten, ihr Grab anzeigt und weil dies Grab eine Art von feſtem Thurm iſt, der den Jahrtauſenden trotzt. Rom kühlt ungemein gegen den Durſt nach irdiſcher Unſterblichkeit ab. Man ſieht hier ſo recht, wie die verſchiedenen Epochen in der Geſchichte auf einander folgen, wie eine jede ihre Größen hat und wie ſie Alle nach und nach untergehen. Rom iſt ein ächtes elyſiſches Gefilde im Sinn des Alterthums: eine Schattenwelt! und iſt melancholiſch, wie eine ſolche ſein muß.“

„Iſt es nicht recht eigenthümlich,“ ſagte Lelio, „daß gleichſam ein verlorener Ton aus uralter Offenbarung in die Fabelwelt ſich verſenkt hat und einen leiſen Anklang der großartigen Harmonie angibt, die im Chriſtenthum zur vollen Erhabenheit ſich entfaltet? Die chriſtliche Lehre vom Daſein nach dem Tode — im Himmel für die Heiligen, in der Hölle — für die Verlorenen, im Purgatorium für die, welche dereinſt in den Himmel übergehen werden, findet ſich, gleichſam durch einen Hohlſpiegel verzerrt, in der griechiſchen Fabel vom Olymp, vom Orkus und von den elyſiſchen Gefilden.“

„Der Hohlſpiegel iſt die Sinnlichkeit, in welche die Griechen verſunken waren,“ ſagte Judith. „Die verzerrt alles Große! die Schönheit wird weichlich, die Kraft brutal und ich habe nie begreifen können, wie vernünftige Menſchen unſerer Tage für die griechiſche Götterlehre und für das griechiſche Kunſtideal ſchwärmen konnten. Das Techniſche der Kunſt, die Vollendung und Harmonie der Form, die Behandlung des Materials iſt unvergleichlich; aber ein Hercules als Ideal der Kraft, oder eine Venus als Ideal der Schönheit genügen mir nicht.“

„Sie ſtellen das Menſchliche idealiſirt dar,“ ſagte Florentin. „Was verlangen Sie denn noch mehr, Signora?“

„Daß ſich Göttliches in ihnen darſtelle.“

„Mit der Anforderung gerathen Sie abermals in eine Fabelwelt.“

„Oder in die chriſtliche Kunſt,“ ergänzte Lelio. —

Wie ein guter und ein böſer Geiſt ſtanden dieſe beiden Menſchen beſtändig neben Judith und Jeder redete zu ihr in ſeiner Sprache und ſuchte ſie zu gewinnen für das Reich, das er vertrat. Aber um jeden Menſchen, wenn auch nicht in ſo ausgeprägten Geſtalten, regen und bewegen ſich ähnliche Einflüſſe.

Während ſie das Grabmal betrachteten, das ein Rundbau von ſo enormer Größe iſt, daß er in Roms mittelalterlichen Bürgerkriegen als Feſtung diente — und nach allen Seiten ihn umgingen, kam von der Stadt her ein Wagen gefahren, in welchem Graf Damian, Corona, Hyacinth und Felicitas ſaßen. Oreſt machte eine große Jagdpartie mit, ſonſt würde er zwar nicht ſeine Familie, wohl aber Judith begleitet haben. Florentin erkannte ſchon von Weitem die Ankommenden und rief:

„Da iſt die ganze Familie von Graf Oreſt.“

„Wer iſt der junge Geiſtliche?“ fragte Lelio.

„Sein jüngſter Bruder — ein Schwärmer erſter Ordnung! vielleicht kein Betrüger, doch ganz gewiß ein Betrogener.“

„Du machſt eine Eintheilung und einen Unterſchied, als ob Du von den verſchiedenen Graden der Eingeweihten in irgend einer geheimen Geſellſchaft ſprächeſt,“ entgegnete Lelio mit großer Beſtimmtheit. „Das paßt aber nicht für den katholiſchen Prieſterſtand und ich bitte Dich nicht zu vergeſſen, daß ich Katholik bin und folglich eine Gleichſtellung vom Grand-Orient und von der heiligen Kirche nicht dulden kann.“

„Warum denn nicht!“ rief Florentin. „Der Prieſterſtand iſt gleichſam die Miliz einer Sache, die er heilig nennt und er ſchaart ſich zu gegliederter Ordnung um ſeine Anführer, die Biſchöfe, welche die Parole ertheilen. Wir ſind auch eine Miliz, haben auch eine heilige Sache und empfangen auch von unſeren Führern die Parole. Aber an uns iſt es, uns jeden Vergleich mit der Kirche zu verbitten.“

„Kommen Sie, Lelio!“ rief Judith ungeduldig; „wir wollen zum Circus des Maxentius gehen — ſo nannten Sie ihn ja wohl? — deſſen Trümmer man ſchon von hier gewahr wird.“ Und raſch ſchlug ſie den Weg dahin ein, ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen.

Madame Miranes blieb etwas zurück, nahm die Ankommenden in Augenſchein und ſagte dann zu Florentin:

„Das iſt aber nicht die Gräfin Regina Windeck.“

„Nein, es iſt die jüngſte Tochter von Graf Damian. Die älteſte iſt im Kloſter.“

„O Himmel! warum denn das?“

„Fanatismus! Sucht nach beſonderen Dingen! Es hieß, ſie wolle Fürſtin werden und die Heirath ſei nicht zu Stande gekommen.“

„Und dafür ſuchte ſie Erſatz im Kloſter?“

„Erſatz, Troſt, was weiß ich! Unglückliche Liebe iſt ja immer der Grund, der junge Mädchen in's Kloſter treibt.“

„Was iſt denn aus dem Graf Uriel geworden, der damals in Frankfurt lebte und ein bildſchöner und ſehr angenehmer junger Mann war.“

„Nichts! ein Herumtreiber! ein hochgräflicher Vagabund!“

„Hat er ſich auch auf die unſelige revolutionäre Seite gelegt?“ rief Madame Miranes unbefangen.

„O nein,“ entgegnete Florentin, äußerſt entrüſtet über dieſe naive Frage; „der iſt und bleibt ein Ultra unter den Ariſtokraten. Aber es iſt eben nichts Tüchtiges aus ihm geworden, man hat ihn im Staatsdienſt nicht brauchen können und ſo hat er ſich auf die ächte faule Seite gelegt: er reiſt in der Welt umher, ohne Zweck, ohne Geſchäft, ohne Sinn.“

„Schade um ihn! er war ſchon damals eine brillante Erſcheinung in der Geſellſchaft.“

„Freilich ſchade! aber was ließ ſich von einer Windecker Erziehung anders erwarten! Wo eine ſo bigotte Mutter und ein ſo fanatiſcher geiſtlicher Onkel den Ton angaben, mußten Kirchenblumen erzielt werden, ohne Farbe und Duft.“

„Welch ein Glück, daß Sie und Graf Oreſt dieſem traurigen Einfluß ſich entzogen haben.“

„Ja!“ rief Florentin jubilirend, „da kann der

Menſch den rechten Gebrauch ſeines freien Willens an den Tag legen, wenn er ſich über die Mißgriffe, die Fehler, die feſſelnden Gewohnheiten ſeiner Erziehung hinaus ſchwingt und eine neue Bildung ſich zu eigen macht.“ —

Als die eine Geſellſchaft mit der Beſichtigung der Circus-Ruine und die andere mit dem Grabmal der Cäcilia Metella fertig war und jede zu ihrem Wagen zurückkehrte, rief plötzlich Hyacinth:

„Da kommt der heilige Vater! o ſeht, er kommt des Weges! er geht zu Fuß! in der weißen Soutane — das iſt er.“

„Welch ein Glücksſtern waltet über uns!“ rief Graf Damian vergnügt.

„Dieſe Wonne! Lili bekommt ſeinen Segen!“ jubelte Corona.

Sie hatte einen herrlichen Blumenſtrauß von Roſen und Orangenblüten in der Hand; ſie riß ihn auseinander, gab die einzelnen Blumen an Felicitas und unterrichtete das Kind, was es zu thun habe. Dann warteten Alle in frohbewegter Spannung, daß der heilige Vater ſich nahe. Er ging zwiſchen zwei Herren ſeines Gefolges; Andere hinter ihm; in einiger Entfernung fuhren die Wagen langſam nach.

Lelio hatte mit ebenſo großer Freude wie Hyacinth ſeiner Geſellſchaft die Ankunft des heiligen Vaters angezeigt, aber nicht dieſelbe Theilnahme gefunden.

„Weltlicher Fürſt und Prieſterkönig!“ rief Florentin; „zwiefachen Haſſes werth! o könnt' ich ihm dieſen Haß ausdrücken.“

„Naheſt Du dich ihm oder ſagſt Du eine Sylbe, ſo ſchlag' ich Dich zu Boden!“ rief Lelio zornesbleich.

„Ruhig, Lelio!“ ſagte Judith; „Fiorino weiß, wie er ſich in meiner Geſellſchaft zu benehmen hat. Sie können aber nicht von uns Ihre papiſtiſche Adoration verlangen.“

„Ein fremder Souverän geht uns gar nichts an.“ ſagte Madame Miranes; „und was den Glanz betrifft, ſo haben wir ſchon ganz andere gekrönte Häupter geſehen.“ —

Sie bildeten eine eigenthümliche Gruppe! Judith ſtand da, hoch aufgerichtet, kalt und ſtolz, wie Jemand, der gewöhnt iſt Huldigungen zu empfangen, nicht darzubringen. Madame Miranes ſah neugierig dem Kommenden entgegen und zugleich verwundert, weshalb Lelio eine ſolche Verehrung für den alten Herrn äußere. Mit finſterem Trotz in Blick, Mienen und Haltung ſtand Florentin neben Judith. Aber Lelio löſte ſich von der unfreundlichen Gruppe ab, die unbeweglich ſtehen blieb, während er niederkniete, um den Segen zu empfangen, den der heilige Vater im Vorübergehen mild ihm ertheilte. Lelio hätte gern den Staub unter ſeinen Sohlen geküßt, ſo zerſchmolz ihm das Herz vor Reue bei dem Gedanken, daß er in dieſem gütigen, liebevollen

Greiſe je einen Tyrannen, ein ſchädliches, unheilbringendes Weſen habe ſehen können. Er folgte ihm mit den Blicken und ſah, wie aus der Gruppe der Windecker ein Kind ihm entgegen lief, das in Weiß gekleidet einen himmelblauen Gürtel und beide Hände voll Blumen trug. Mit der unnachahmlichen Grazie der kleinen Kinder, die noch von keiner Eitelkeit und Ziererei etwas wiſſen, ſtreuete Felicitas ihre Blumen auf den Weg und kniete dann neben ihnen nieder. Und der heilige Vater legte einen Augenblick zärtlich ſeine Hand auf das Haupt des Kindes und ertheilte dann mit großer Freundlichkeit an Corona, Graf Damian und Hyacinth ſeinen apoſtoliſchen Segen. Dann ging er weiter des Weges. Auf der kurzen Strecke hatte ſich ein getreues Abbild von dem Urbild aufgerollt, das der Evangeliſt Marcus von dem Heiland mit den Worten malt: „Und Er war in der Wüſte. bei den wilden Thieren; und die Engel dienten ihm.“ Wie der göttliche Heiland, ſo ſteht auch die Kirche, die ſein Werk fortſetzt, hienieden in der Wüſte der Welt — einerſeits umheult und umtobt von der Wuth des Satans und von der Bosheit wilder, verderblicher, frecher Leidenſchaften — während andererſeits alles Gute, alles Heilige, alles Himmliſche und Uebernatürliche ihr huldigt. Und je ähnlicher des göttlichen Heilands Stellvertreter, als Oberhaupt der ſichtbaren Kirche, in Liebe und Leid Ihm iſt: deſto mehr wird ſich auch in ſeinem Leben dieſer Zug herausſtellen und Niedriges und Böſes wird wider ihn wüthend die Zähne fletſchen, das Edle und Reine verehrend ihn lieben.

Corona ſchloß Felicitas zärtlich in ihre Arme und ſagte mit feuchtſchimmernden Augen:

„Nun hab' ich eine Ahnung davon, wie jenen Müttern um's Herz war, deren Kinder der Heiland ſegnete.“

„Und nun kannſt Du auch mit beruhigtem Gewiſſen auf unſere Audienz im Vatican Dich freuen!“ ſagte Graf Damian mit freundlicher Neckerei. „Es war Dir doch immer ein Schmerz, nicht wahr, daß Lili als audienzunfähig davon ausgeſchloſſen und ohne apoſtoliſchen Segen bleiben ſollte. Jetzt hat ſie den beſten Theil von uns Allen bekommen.“

„Wie gut iſt Gott!“ rief Corona gerührt; „mit welcher himmliſchen Liebe erfüllt er unſere Wünſche!“

„Ja, die himmliſchen!“ ſagte Hyacinth und froh beglückt ſetzten ſie ihre Spazierfahrt fort. —

In Judiths Wagen herrſchte nicht dieſelbe freudige Stimmung. Florentins Groll äußerte ſich durch finſteres Schweigen. Er hatte die Windecker Gruppe aus der Ferne wohl bemerkt und genau beobachtet, und ihr einfach demüthiges Benehmen bildete einen ſo ſchlagenden Gegenſatz zu ſeinem grimmigen Haß, daß ihm ſein ganzes Herz davon durchſtachelt wurde. Die Geſinnung, die ſich in jenem Benehmen ausſprach, griff ihn abſichtslos in ſeinem innerſten Selbſt, in Allem, was er liebte und erſtrebte, an und deshalb empfand er ein Weh, als ſei ihm eine ſchwere perſönliche Kränkung abſichtlich zugefügt. Dies merkwürdige, wenn auch geläugnete innere Bewußtſein der Bosheit, des Unglaubens, der Sünde und überhaupt aller Laſter, daß ſie durch das bloße Daſein der Tugend, der Gottesfurcht, des heiligen Wandels, der himmliſchen Geſinnung — gleichſam verurtheilt und gebrandmarkt ſind, beweiſt, welche ungeheuere Macht die Tugend ausübt, wie unausrottbar die Stimme des Gewiſſens in der Menſchenbruſt iſt und erklärt die Wuth, mit welcher das Böſe, wenn es in den Weltgeſchicken die Oberhand gewinnt, ſich an die Vernichtung des Guten macht. Es kommt aber nicht weiter, als daß es einzelne Träger des Guten vernichtet; denn das Prinzip des Guten iſt in Gott, und ſomit in Sicherheit geſtellt vor Dolch, Stilet und Guillotine.

Lelio hing ſeinen Gedanken nach und verfolgte die labyrinthiſchen Höhlengänge, mit denen der Geiſt einer von Gott abgefallenen Menſchheit nun ſchon ſeit mancher Generation die allgemeine Vergeſellſchaftung unterminirt hat; dieſe Krater in denen alle Lava zügelloſer Leidenſchaften, welche göttlichem Geſetz und heiliger Ordnung den Gehorſam aufgeſagt haben, brodelt und gährt; dieſe Vulkane, die finſtere Rauchwolken und ſchädliche Dämpfe aushauchen und durch dieſe Vorboten ſchon genugſam die Geſellſchaft bedrohen — bis irgend ein unerwartetes Ereigniß ſie ſchüttelt und die Feuerſtröme aus ihrer Tiefe auf die Oberfläche bringt und verheerend ergießt. Er dachte, daß die Lava, die dort kocht, und die Aſche, die ſich dort abſetzt, in ihrem Ausbruch manch Herculanum zerſtören, manch Pompeji verſchütten werde, ſei es in einzelnen Seelen, ſei es in den Maſſen, im Leben des Glaubens wie in den äußeren Verhältniſſen. Er dachte, daß auch er ſeinen Antheil zu dieſer unſichtbaren Höllenmaſchine beigetragen habe, daß auch er von der fixen Idee des Satans, nichts Höheres über ſich anerkennen zu wollen — behaftet geweſen ſei, und unwillkürlich drückte er mit einer Geberde voll namenloſem Schmerz ſeine gefalteten Hände vor die Stirn.

„Was fehlt Ihnen, Lelio?“ fragte Judith, die ihm gegenüber im Wagen ſaß. „Sie haben als ein ächter Papiſt Ihr Idol angebetet und ſind dennoch traurig!“

„Er iſt ein bußfertiger Sünder,“ nahm Florentin das Wort; „und einem ſolchen iſt immer ſchlecht zu Muth.“

„Der Tag wird kommen, wo dem verſtockten Sünder noch viel ſchlimmer zu Muth ſein wird,“ entgegnete Lelio. „Aber Du haſt ganz Recht, Fiorino! ich bin bußfertig bis in's Mark meines Herzens hinein und Sie erlauben mir wohl, Signora, Ihnen einen Auftritt zu erzählen, der ſich vor ſieben Jahren hier in Rom ereignet hat und der Ihnen erklären wird, weshalb man hier Buße und zwar maſſenhaft, thun, d. h. das Unrecht bereuen, ſich beſſern und Genugthuung leiſten ſollte. Der heilige Vater machte damals zum Miniſter einen Mann, welcher ſagte: „Das Papſtthum iſt die letzte lebensfähige Größe Italiens und die Sache des Papſtes iſt die Sache Gottes.“ Dieſe Sprache mißfiel der Revolution und Derjenige, der ſo redete, noch viel mehr, denn er war der Mann dazu, um zu handeln, wie er ſprach. Er hätte Freiheiten und Reformen gegeben und befeſtigt, die weltliche Macht des Papſtes zu Anſehen gebracht und dadurch der Revolution, die nach zeitgemäßen Verbeſſerungen brüllte, den Mund geſtopft. In Wahrheit gab es aber für die Patrioten — wie hier die Revolutionsmänner ſich nannten — nur eine zeitgemäße Verbeſſerung, nämlich: den Untergang der weltlichen Macht des Papſtes, keineswegs deren Herſtellung; denn ſie hoffen, wenn der Papſt nur erſt in Abhängigkeit von irgend einem Monarchen iſt, wie ehedem der Patriarch von Conſtantinopel es von den griechiſchen Kaiſern war — wenn er nur erſt heimatslos und machtlos geworden iſt, ein Werk- und Spielzeug fremder Politik: dann habe die Kirche ebenfalls den Todesſtoß bekommen und das lichte Auge der Welt ſei geſchloſſen und das friſche Herz der Welt ſtehe ſtill. Darauf arbeiten ſie hin; das iſt ihr letztes Ziel: die Kirche ſoll untergehen. Die weltliche Macht des Papſtes bildet ihr ein Bollwerk — darum falle ſie! Nun kam dieſer Graf Roſſi und erklärte, ſie retten, ſie befeſtigen zu wollen und auf geſetzmäßigem Wege, den die Conſtitution ihm vorzeichnete, die Revolution dämpfen und beruhigen zu wollen. Deshalb wurde Graf Roſſi grenzenlos von den Patrioten gehaßt. Sie hätten ihn bekämpfen können auf conſtitutionellem Wege, mündlich, ſchriftlich, ihn ſtürzen können, wenn's möglich war! Aber nein! die Politik der Venta hat einen anderen Ausdruck, als den der Rede und der Feder. Sie hat das Stilet. Auf der Treppe der Cancelleria vecchia wurde Graf Roſſi durch einen einzigen, wohlangebrachten Dolchſtoß in den Nacken ermordet. Eine Menge von Menſchen war gegenwärtig, auch Nationalgarden und Gensdarmen; Keiner rührte ſich, Keiner verſuchte den Mörder feſtzuhalten. Sie waren alſo entweder mit ihm einverſtanden oder gleichgültig gegen die gräßliche That und der Diener des Grafen fand kaum Beiſtand genug, um den Entſeelten in ein benachbartes Zimmer zu tragen. Am Abend durchraſten wüthende Banden mit brennenden Fackeln die Straßen, tanzten unter den Fenſtern der unglücklichen Wittwe ihres Schlachtopfers und ſprachen ihr Einverſtändniß mit dem Meuchelmörder unverholen aus. Sie ſangen ein Lied, das den Dolch heilig nannte, der einen Verräther traf. Sie wollten Beifall hören — und die abgeſtumpfte Maſſe klatſchte Beifall. Sie wollten Freudenbezeugungen ſehen, zwangen mit Drohungen die Straßen, durch welche ſie zogen, zu Illumination — und man illuminirte."

„O genug und übergenug!" rief Judith. „Das erweckt Grauen am hellen Tage. Sie waren doch nicht bei dieſen ſchauderhaften Scenen, Lelio?"

„Nein, Signora! um ſolche Auftritte wußten nur die Häupter der Patrioten und deren geheime Agenten. Unſereiner erfuhr nur nachträglich die Thatſache und zwar ſo, daß der Höllenpunſch zu einer Limonade abgeſchwächt erſchien. Ein beklagenswerthes Ereigniß — einige Exceſſe — gerechtfertigtes Mißtrauen der Patrioten: ſo glitt die ganze Begebenheit in den Strom der revolutionären Bewegung hinein. Aber Sie begreifen, Signora, daß man Angeſichts einer ſolchen That mit einigem Recht an Sühnung derſelben denken kann.“

„Die Geſchichte weiſt dergleichen Thaten in Maſſe auf,“ ſagte Florentin kalt.

„Nur mit dem Unterſchied,“ entgegnete Lelio, „daß ſie in geſetzlich geordneten Zeiten von einem Einzelnen und unter dem Abſcheu der großen Menge — hier aber unter maſſenhafter Theilnahme verübt wurden. In revolutionären Zeiten erlebt man freilich überall, daß ein Theil der Menſchheit an edlem Muth und Rechtsgefühl kläglich bankrott macht und mit den Wölfen heult, um nicht für ein Lamm zu gelten und von den Wölfen zerriſſen zu werden.“

„Dahin kommt man mit Ihren Theorien, Signor Fiorino,“ ſagte Madame Miranes. „Das ſehen Sie ja ſelbſt ein und läugnen es auch gar nicht. Aber weshalb ſagen Sie ſich denn nicht davon los? das faſſe ich nicht. Es muß Ihnen ja ganz unheimlich ſein in Verhältniſſen zu ſtehen, die jede Unthat gut heißen, wenn ſie in ihr Syſtem paßt.“

„Ja, Fiorino!“ ſagte Judith. „Sie können am Ende Ihr Rechtsgefühl ſo abſtumpfen und Ihr Gewiſſen ſo verfälſchen, daß Sie ſelbſt in Ruchloſigkeit verfallen. Machen Sie es wie Lelio: treten Sie zurück.“

„Sie ſind eingeſchüchtert durch eine That, die in der hohen Politik, welche zuweilen der Geiſt eines Volks in gewichtigen Momenten ausübt, nicht ungerechtfertigt erſcheint,“ ſagte Florentin eiskalt.

„Und Sie ſind unverbeſſerlich!“ rief Judith.

„Hörten Sie nicht, Signora,“ fuhr Florentin fort, „wie Lelio vorhin ſein Idol, Papſt und Kirche — denn das fällt bei ihm zuſammen — „Auge der Welt“ und „Herz der Welt“ nannte? Mit dieſem Auge ſoll man übereinſtimmend ſehen, mit dieſem Herzen übereinſtimmend fühlen — und wer das nicht thut, ſoll als ein Verworfener gelten. Muß man ſich nicht einem ſolchen Abſolutismus gegenüber zur Wehr ſetzen? und wer thut das, wenn nicht die Männer, welche in allen Jahrhunderten die geiſtige Freiheit und den Fortſchritt der Menſchheit vertheidigt und gerettet haben!“

„Die Kirche iſt das Auge und das Herz der Welt,“ ſagte Lelio, „weil ſie der Menſchheit das Licht des göttlichen Glaubens und die Kraft der heiligen Liebe vermittelt, durch welche die Menſchheit in Wahrheit frei, in Wahrheit auf die Bahn des Fortſchrittes geführt wird. Das beweiſt die Geſchichte des Chriſtenthums. Es hat ſinkende und aufſteigende Epochen, Perioden der Blüte und des Verfalls im Leben der Völker. Spürt man dem Grunde nach, weshalb die Zeiten untergehen, ſo iſt es immer, weil das feindliche Element des hochmüthigen Individualismus bald auf dem Gebiet der Politik, oder der Religion, oder der Literatur — aber immer da, wo eben ein ſchwacher Punkt ſich zeigt, den Einfluß des religiöſen Lebens hemmt, ſtört oder ſogar ganz lähmt. Wie gefallene Engel, große Gaben elend verwüſtend, bäumen ſich dann manche Geiſter gegen die Kirche auf und nennen dieſen Abfall — Befreiung! und augenblicklich, als würden die Pforten des Himmels hinter ihnen zugeſchlagen, erliſcht in ihnen das übernatürliche Licht des Glaubens und erſtirbt in ihnen die übernatürliche Kraft der Liebe; denn ſie haben ſich freiwillig von dem Auge der Welt und dem Herzen der Welt losgeſagt. Verworfene, wie Fiorino ſagt, ſind ſie nicht; die Kirche verwirft Niemand, der ihr anhangen will. Aber ſie ſind Fremdlinge und ausgeſchloſſen von den Rechten der Kinder des Hauſes — bis zu ihrer Bekehrung, welche Gottes Gnade einem Jeden möglich macht; wie Sie das an mir erlebt haben, Signora.“

Judith antwortete nicht; ſie hing ihren Gedanken nach und hörte nicht auf Lelio's und Florentin's fernere Geſpräche. Sie war trübe geſtimmt. Die Begegnung mit Corona, mit dem heiligen Vater, hatte ſie peinlich aufgeregt. Sie dachte mit Unbehagen an dieſe Frau, an die Mutter dieſes engelgleichen Kindes, welche ſie aus dem Hauſe des Gemahls verdrängen wollte; mit Unbehagen an dieſen milden Prieſterkönig, der nur einen kleinen irdiſchen Staat und doch ein unendlich großes geiſtiges Reich beherrſchte, in welchem ſie ein Fremdling war, und ſie fragte ſich im Stillen wieder und wieder: Könnte ich denn nicht auch in das Auge der Welt ſchauen? Sie nahm ſich vor, mit Lelio darüber zu ſprechen, und als ſie nach einigen Tagen mit ihm allein war, ſagte ſie:

„Haben Sie für mich gebetet, Lelio? In der Villa Diodati verſprachen Sie es mir.“

„Und ich habe Ihnen Wort gehalten, Signora.“

„Und Erhörung gefunden, Lelio; denn ich werde jetzt Gräfin Windeck.“

„Das müſſen wir erſt abwarten, Signora.“

„Es handelt ſich jetzt meinerſeits darum, daß ich die chriſtliche Taufe empfange und ich wünſche, es möge nach dem katholiſchen Ritus geſchehen; dann habe ich das Meine gethan und werde nicht lange mehr zu warten brauchen, mein armer Lelio. Es wird mit jener Ceremonie ein gewiſſer Unterricht verbunden: kennen Sie einen Geiſtlichen, der mir denſelben ertheilen könnte?“

Lelio unterdrückte mit Gewalt den Ausbruch ſeiner grenzenloſen Freude und ſagte gelaſſen:

„Ich werde mich umſchauen, Signora.“

„Halten Sie es für möglich, daß ich nach dem Empfang des Unterrichtes Ihre Anſichten von der katholiſchen Kirche bekäme?“

„Für ſehr möglich, Signora.“

„Das wäre mir lieb, außerordentlich lieb — bis auf einen gewiſſen Punkt. Das geiſtige Leben des Menſchen nimmt ab und erſtirbt, wenn es beſtändig von ſeinem eigenen Fond zehren und aus ſeinem eigenen Ich ſchöpfen muß. Hingegen bereichert und entfaltet es ſich, wenn es ſich um eine objective, über allen vernünftigen Widerſpruch erhabene Wahrheit, wie um eine Sonne bewegt. Dieſen Mangel empfinde ich ſchmerzlich — und noch ſchmerzlicher die geiſtige Vereinzelung, in welche man ohne eine ſolche Centralſonne verfällt. Man ſchließt ſich an Kunſtgenoſſen oder an Geſinnungsgenoſſen an; man verſucht es wenigſtens. Aber ach! bei ſolchen Verbindungen ſpielen Laune, Leidenſchaft und menſchliche Schwäche eine ſo große Rolle, daß ſie nicht von Dauer ſein können. Ich ſehne mich nach etwas Unvergänglichem, Lelio, und ich möchte meine trübe, unſichere Erkenntniß durch Untrügliches geſichert wiſſen. Ich möchte mich anſtrahlen laſſen vom Auge der Welt, Lelio.“

„Ich glaub' es, theure Signora.“

„Nun ſagt man aber, daß die katholiſchen Prieſter ſich in alle perſönlichen Verhältniſſe zu miſchen und ſich um alles Mögliche und Unmögliche zu bekümmern ſuchen. Davon kann denn natürlich bei mir keine Rede ſein. Dem Hofmeiſter bin ich entwachſen und meine weltlichen Angelegenheiten beſorge ich allein. Sie wiſſen ja, wie ich durch mein Schickſal, dem meine Neigung entſprach, ſelbſtſtändig geworden bin. Den überweltlichen Geiſt, der in der katholiſchen Kirche lebt, wünſche ich kennen zu lernen, aber keineswegs den vormundſchaftlichen Beſtrebungen ihrer Prieſter ausgeſetzt zu werden."

„Sein Sie unbeſorgt, Signora," entgegnete Lelio lachend, „mit dieſer Bürde wird ſich Keiner zu befrachten ſuchen. Was ſpricht denn aber Graf Oreſt zu Ihrem Plan?"

„Lieber wär' es ihm, wie mir ſcheint, wenn ich proteſtantiſch getauft würde. Aber ich kann mich nicht dazu entſchließen und weiß weshalb. Und da auch Graf Oreſt es weiß, ſo läßt er mir freie Hand, denn er legt wenig Gewicht auf die äußeren Formen des einen wie des anderen chriſtlichen Bekenntniſſes. Das wird einen wunderbaren Contraſt geben, nicht wahr, Lelio? Abends ſing' ich in der Oper und Morgens ſtudire ich den Geiſt des Chriſtenthums. Ich liebe ſolche Contraſte."

„So lange, bis ſie in Conflict mit einander gerathen — nicht wahr, Signora?"

„Zum Conflict kommt es nicht, Lelio! ich trete mit Freuden von der Bühnenwelt in's Privatleben zurück. Mit dem Beginn der Faſtenzeit hören meine Verpflichtungen hier auf. Hat Graf Oreſtes bis dahin ſeine Verhältniſſe ordnen können, ſo ſteht unſerer Verbindung nichts im Wege, und dann iſt's auf ewig aus und vorbei mit der berühmten Sängerin Judith Miranes! Sie müſſen mir dazu Glück wünſchen, Lelio, denn ich freue mich darauf, wie auf eine Erlöſung. Bringen die Verhältniſſe des Grafen noch eine Zögerung mit ſich, ſo muß man ſich fügen; und in dem Fall will ich nach Neapel gehen — doch nur aus Liebhaberei. Jetzt aber wollen wir Rafaels berühmte Sibyllen bewundern, die ja Ihre Kirche Santa Maria della pace ſchmücken."

Oreſt ſtellte ſich ein, Madame Miranes erſchien, und ſie fuhren nach jener Kirche, die ein ſo wunderſchönes Kunſtwerk umſchließt, wie die Gruppe von vier Sibyllen iſt, welche Rafaels Pinſel mit der ganzen Fülle ſeines Seelenzaubers al fresco an den Bogen einer Kapelle gemalt hat. Da ruhen ſie in ſtiller Sammlung und laſſen den Strom des Lebens unbeachtet an ſich vorüber rauſchen und ſchauen über ihre Gegenwart und über die kleinen Geſchicke der Menſchen mit ihren wunderbaren, nicht bloß ſehenden, ſondern wiſſenden Augen, in den göttlichen Lebenskeim, den die Zukunft ihnen entſchleiert hat, klar hinein. Nie iſt das Heidenthum edler, ſchöner, tiefſinniger aufgefaßt und dargeſtellt worden, als durch dieſe Sibyllen. Die Ahnung von einem Erlöſer, einem göttlichen Sühnopfer, einem Hineintreten des Göttlichen in das Menſchliche, um dieſes zu einer verlorenen Glückſeligkeit, zu einer höheren Stufe des Seins zurückzuführen, durchzittert die ganze antike Welt, wie die Schwingung einer Saite, die nur klingt, aber keinen beſtimmten Ton anſchlägt. Und dies Ahnungsvolle in der antiken Welt, das in ihren größten Menſchen, in einigen ihrer Kunſtſchöpfungen, in manchen Mythen, in einzelnen geheimnißvollen Lehren ſich äußert, um dann wieder in einem Meer von wüſten Fabeln des Geiſtes, von wilden Orgien der Phantaſie unterzugehen, gibt ihr einen eigenthümlichen Reiz, etwas Tragiſch Anziehendes. Wie ein Geſtirn aus einer anderen Hemiſphäre, das nur am Horizont aufleuchtet, um ſogleich wieder unter denſelben zu verſchwinden, ſteht dieſe Ahnung von der Offenbarung einer übernatürlichen Liebe tief am Horizont der heidniſchen Welt, und deren Wolken und Nebel fluten über ſie dahin — ohne ſie zu vernichten. Sie bleibt unerſchüttert in den höheren Naturen. Der Baalsdienſt, das Molochopfer, die bacchiſchen Geheimniſſe gleiten an ihren Augen vorüber, wirbeln die Wolken ihres Taumels, ihrer Berauſchung, den Duft ihrer Blumenkränze, das Licht ihrer Fackeln zu ihnen empor; aber ſie bleiben unberauſcht, unbetäubt, unbeirrt und halten feſt an der Ahnung, daß ſich die göttliche Wahrheit in anderer Weiſe offenbaren werde. Und zu dieſen erhabenen Naturen in der heidniſchen Welt gehören Rafaels Sibyllen. Er hat einen Schönheitscharakter für ſie erfunden! Das ſind nicht Muſen, Grazien, Göttinnen der antiken Kunſt; das ſind aber auch nicht Fieſole's und Luini's ſelige Jungfrauen, nicht Perugino's und Francia's weltentfremdete Heilige; es ſind Geſtalten, in denen ſich die Hoheit ausſpricht, welche der gefallenen Menſchheit vom Ebenbild Gottes aufgeprägt bleibt, wenn ſie, um dies Bild zu bewahren, von den Scheingebilden der Erde ſich abwendet. Es liegt eine überirdiſche Schönheit auf dieſen Sibyllen; aber übernatürlich iſt ſie nicht; ſie iſt noch nicht von der Gnade verklärt.

„O, das iſt aber etwas unvergleichlich Schönes!“ rief Judith vor dem Gemälde; „man möchte dem Blick dieſer Augen nachgleiten, tief und immer tiefer, in die Zukunft hinein, um Das zu ſchauen, was ſie ſchauen; denn das muß etwas Großes ſein, weil es ihnen dieſen erhabenen Ausdruck gibt.“

„Ja,“ ſagte Lelio, „ſie ſchauen in das verſchleierte Auge der Welt.“

„Und warum entſchleierte es ſich nicht vor ſolchen Seelen?“

„Warum wandeln wir zwiſchen Wiege und Grab? warum wechſeln Tag und Nacht mit einander ab? Es gibt Fragen, Signora, welche nur durch andere Fragen zu beantworten ſind.“

„Rafael iſt unvergleichlich in der Gruppirung,“ ſagte Madame Miranes. „Wie ſchwierig war ſie hier! Vier Frauengeſtalten über dem Bogen! aber ſie treten ſo natürlich zuſammen, als gäbe es gar keinen anderen Platz für ſie auf der Welt."

„Ich finde, daß die Sibylla Samia Ihnen etwas ähnlich iſt, Judith," ſagte Oreſt.

„Ich wünſchte, die Aehnlichkeit läge im Ausdruck," erwiderte ſie — und unwillkürlich trat das Geſpräch über die Sibylla persica, das ſie einſt mit Erneſt hatte, vor ihre Seele, als er ihr ſagte: die Großartigkeit der Sibyllen beſtehe darin, daß ſie das Geheimniß von der Menſchwerdung Gottes im Geiſt geſchaut hätten.

So fand Jeder vor dem Bilde das, was ſeine Seele beſchäftigte, und lange verweilten ſie dabei. Als ſie endlich ſich entfernten, bemerkte Lelio, daß Oreſt flüchtig einem jungen Geiſtlichen ſeinen Gruß zuwinke, der abſeits ſein Brevier betete. Lelio begleitete Judith zum Wagen und kehrte in die Kirche zurück, und kniete mit ſeinem Gebetbuch auf einem Platz nieder, von wo er den Geiſtlichen im Auge behielt. Die Kirche der Deutſchen, Santa Maria dellé anime, mit ihrem Prieſterhauſe, das nach altchriſtlicher Sitte eine Herberge für fremde deutſche Geiſtliche bietet — liegt unmittelbar neben der Kirche Maria della pace. Hyacinth pflegte häufig die letztere zu beſuchen und Lelio hatte ſchon öfter den jungen Abbate bemerkt, der mit der Andacht eines heiligen Aloyſius betete; hatte ihn auch ſogleich erkannt, als Florentin am Grabmal der Cäcilia Metella ſagte, das ſei Oreſts Bruder. Nun fand er dieſen Bruder eben hier vor dem allerheiligſten Sacrament, wahrſcheinlich in Gebeten für Oreſt begriffen und ſchmerzlich bewegt durch dieſe Begegnung. Sollte er vielleicht das Werkzeug Gottes zu Judiths Bekehrung, zu Oreſts Rettung ſein? Lelio war ſo ergriffen durch Judiths Entſchluß, von einem katholiſchen Geiſtlichen ſich unterrichten und taufen zu laſſen, daß er fortan Alles hoffte von der Barmherzigkeit Gottes, und als Hyacinth aufſtand, um die Kirche zu verlaſſen, ihm folgte und demüthig ſagte:

„Signor Abbate, ich möchte die Ehre haben mit Ihnen zu ſprechen, weil Sie ein Bruder des Grafen Oreſt ſind, der vor einer halben Stunde hier war. Ich ſpiele die Orgel hier an der Kirche und wohne ganz in der Nähe bei meinen Eltern.“

„Können Sie nicht zu mir kommen?“ fragte Hyacinth befremdet.

„Sehr gern!“ entgegnete Lelio unbefangen; „nur muß ich Sie allein und, wo möglich, ganz unbemerkt ſprechen, denn es betrifft die Bekehrung der Dame, welche Graf Oreſt ſo eben begleitete.“

„Ich folge Ihnen, Signor!“ ſagte Hyacinth äußerſt überraſcht durch dieſe unerwartete Nachricht; und bald befanden ſich Beide in Lelio's ſtillem Zimmer, wo dieſer Hyacinth in Kenntniß von ſeinem Verhältniß zu Judith und von Allem ſetzte, was er über ſie und Oreſt als Augenzeuge wußte.

„Heute nun,“ ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „hat ſie mir erklärt, daß ſie ſich mit dem Geiſt des Chriſtenthums bekannt machen wolle. Das iſt ihre Art ſich auszudrücken. In unſerer Sprache heißt es: ſie will ſich in der Lehre der Kirche gründlich unterrichten laſſen — und das heißt ſo viel, als ſich bekehren.“

„Doch nicht ganz, Signor“ entgegnete Hyacinth; „Stolz und Ehrgeiz ſind von je her ein Paar gefährliche Feinde der chriſtlichen Lehre von der Demuth geweſen und das ſcheinen ja Grundzüge ihres Charakters zu ſein. Sie verlangt mehr eine belehrende und anregende Unterhaltung für ihren Verſtand, als daß ſie ſich nach der Offenbarung einer Wahrheit ſehnte, von der ſie im innerſten Weſen zugleich erleuchtet und ergriffen genug würde, um ſich mit all’ ihren hochfliegenden Plänen ihr zu opfern.“

„Man kann das nicht erſehnen, was man nicht kennt, Signor Abbate, und ſie ſteht ja außerhalb der Gnaden des Chriſtenthums, kennt alſo nur ein natürliches Licht, natürliche Gaben, natürliche Empfindungen. Wer kann ſagen, welche Wünſche nach himmliſchen Dingen in ihr erwachen werden, wenn ſich die himmliſche Licht- und Gnadenwelt vor ihr aufthut. Ich meine, Signor Abbate, Sie ſollten zu ihr gehen, und ihr ſagen, Sie wären, der Geiſtliche, den ſie begehrt habe und Sie wären mit mir befreundet. Ich weiß wohl, daß ich dieſer Ehre nicht werth bin, aber ich weiß auch, daß Sie um des bitteren Leidens willen, welches der göttliche Erlöſer für mich geduldet hat, mir befreundet ſind."

„Wird ſie nicht mißtrauiſch werden, wenn ſie meinen Namen erfährt."

„Den darf ſie vor der Hand nicht wiſſen! Sie brauchen ja nur, wenn ſie fragen ſollte, Ihren Taufnamen zu nennen."

„Und wenn ich meinen Bruder dort träfe!"

„In den Morgenſtunden treffen Sie ihn nie. Dann iſt ſie immer allein, mit muſikaliſchen Studien und mit Lectüre beſchäftigt."

„Was in aller Welt kann aber meines Bruders Abſicht ſein, da es unmöglich iſt, ſeine Ehe für ungültig zu erklären!"

„Judith ſelbſt ſcheint es nicht zu wiſſen. Sie macht ſich nur ihrerſeits bereit, damit ſie keine Verzögerung in die Angelegenheit bringt, ſobald dieſe eine günſtige Wendung nimmt."

„Entſetzlich!" rief Hyacinth, „mit einer ſolchen Kaltblütigkeit ein heiliges Verhältniß zu zerreißen."

„Sie wähnt das Glück des Grafen Oreſtes zu begründen."

„Ja, ſie! aber er! aber er! Ach, ich fürchte faſt, er wird noch ſchwerer zu bekehren ſein, als ſie. Ihr iſt die Gnadenwelt verſchloſſen geweſen; aber er gehörte derſelben an und verläßt ſie! und verachtet ſie! ſein Zuſtand iſt viel gefährlicher."

„Allerdings!“ entgegnete Lelio; „allein uns ſtehen augenblicklich keine Wege zu Gebot, auf denen wir an ſeine Seele heran kommen könnten, während ſie bei Judith geebnet ſind. Iſt das nicht eine höhere Fügung, daß ſie katholiſchen Unterricht begehrt?“

„Ich muß mich beſinnen, was ich zu thun habe,“ ſagte Hyacinth. „Ich muß beten, um den Willen Gottes zu erkennen. Ich muß mich mit ſo vollkommener Hingebung als Werkzeug ihm anbieten, daß meine Armſeligkeit ſeine großen, liebevollen Abſichten nicht vereitelt. Neun Tage muß ich Zeit haben. Signor, ſchließen Sie ſich meiner Novene an.“

„Mit Freuden!“ rief Lelio. „Neun Tage hindurch werde ich die ſeligſte Jungfrau Maria mit dem Gebet der Verbannten im Thal der Thränen, mit dem Salve Regina anrufen, damit auf ihre Fürbitte Judith's Verbannung aufhöre. Glauben Sie mir, Signor Abbate, wenn ſie zuweilen mit ihrem tief melancholiſchen Ausdruck in ſchweigendes Sinnen ſich verliert, ſo fallen mir die Töchter Iſraels ein, die ihre Harfen an die Weidenzweige gehängt haben, trauernd an Babylons Flüſſen ſitzen und weinen, wenn ſie Sions gedenken. Nur iſt bei ihr der iſraelitiſche Typus gänzlich in der Frivolität moderner Allerweltsbildung untergegangen und das Sion, nach welchem ſie weint, liegt nicht in ihrer Vergangenheit, wohl aber in ihrer Zukunft.“

„Hat ſie denn keine Zuneigung für meinen Bruder?

erwidert ſie ſeine Leidenſchaft nicht? Wäre das der Fall, ſo müßte ſie ſich ja beglückt und befriedigt fühlen durch die ungeheueren Opfer, die er ihr bringt. Hat ſie aber keine Neigung für ihn und handelt ſie nur aus Stolz und Ehrgeiz, ſo werden dieſe Diſteln und Dornen das Wort von der Wahrheit in ihrer Bruſt erſticken."

„Signor Abbate, ein Frauenherz iſt für unſereinen unergründlich! Sie wiſſen beſſer Beſcheid in der menſchlichen Seele, als ich, und werden leichter erkennen, wie es mit Judith beſchaffen iſt. Ich glaube, daß ſie gerührt iſt durch die Anhänglichkeit, welche Graf Oreſt ſeit Jahren für ſie hat; aber ich glaube auch, daß ſie weniger davon gerührt ſein würde, wenn er nicht reich und nicht Graf wäre. Der Flitter der Bühnenwelt iſt ihr unerträglich, aber der Glanz im Privatleben ſcheint ihr unerläßlich. Ihr muß ein Licht aufgehen, in welchem Glanz und Flitter erſterben und, ſo Gott will! werden Sie es ihr bringen."

„In neun Tagen geb' ich Ihnen Antwort," ſagte Hyacinth. „Beten Sie einſtweilen, daß das geſchehe, wodurch Gott am Meiſten verherrlicht werde, und daß er ſich ein paſſendes Werkzeug dazu erleſe. Ich fühle mich dieſer Aufgabe, an welcher für Zeit und Ewigkeit ſo ungeheuer viel hängt, nicht gewachſen."

Sie trennten ſich. Lelio frohlockte bei ſich ſelbſt: Und er wird es doch ſein! gerade er! die Demuth iſt ein David, welcher den Goliath des Stolzes beſiegt.

Als Judith ihn nach einigen Tagen fragte, ob er noch keinen Geiſtlichen gefunden habe, ſagte er ernſt:

„Signora, es iſt nichts Geringes, was Sie wünſchen und ſolche Wünſche ſind nicht auf der Stelle zu erfüllen. Ich ſuche und bete.“

„Lelio! Sie ſind mein wahrer Freund!“ rief ſie. „Wäre nur erſt Alles vorüber! Graf Oreſt iſt ſehr verſtimmt; er ſagt nichts, allein ich fürchte, er kämpft mit großen Schwierigkeiten. Fiorino iſt von einer unerträglichen Bitterkeit. Ich möchte ihm täglich, ja ſtündlich den Laufpaß geben und ich thäte es, wenn ich nicht fürchtete, daß er ſich dann bei Graf Oreſt einniſten würde, was mir nicht lieb wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß ſich ja in einigen Wochen oder Monaten ſeine Stellung bei mir von ſelbſt auflöſt. O wär' es ſo weit! wär' ich doch getauft, mit Graf Oreſt vermählt und fort von hier — weit fort, damit „die Judith“ vergeſſen werde.“

„Geduld! Geduld!“ entgegnete Lelio; „es wird ſich ſchon Alles entwirren und lichten, wenn man ſich nur den himmliſchen Führungen überläßt. Suchen Sie nur Graf Oreſt recht ſanft zu ſtimmen.“

„Ach Lelio!“ erwiderte ſie, „das geht über meine Kräfte. Er iſt, wie die guten engliſchen Wettrenner, die, je näher dem Ziel, deſto raſcher laufen, bis ſie ohne Athem und Beſinnung anlangen und ſelbſt von ihrem Reiter nicht mehr gezügelt werden können.“

„Dieſe Eigenſchaft iſt beſſer für ein Rennpferd als für einen Menſchen,“ bemerkte Lelio trocken.

„Freilich wohl! der arme Oreſt iſt überreizt durch den Druck ſeiner Verhältniſſe, für den er kein Gegengewicht hat.“

„Und an der Seite eines ſolchen Mannes rechnen Sie auf Glück, Signora?“

„Warum nicht, Lelio? ſobald der Druck aufhört, findet er von ſelbſt ſein Gleichgewicht.“

„Theure Signora,“ ſagte Lelio und ſchüttelte ſanft den Kopf, „der Druck, der auf dem Menſchen — auf jedem Menſchen — laſtet, hat die Beſtimmung, ihn höher zu heben, als er ohne denſelben ſteigen würde. Sehen Sie den Vogel an: auf der Erde ſind ihm ſeine Flügel läſtig und hindern ihn, ſeine Füße zu brauchen. Aber ſeine Laſt gibt ihm Schwung und er fliegt hoch zum Himmel hinauf. Sehen Sie die Quelle an, wie ſie ſich bequemen muß, ihr natürliches Bett zu verlaſſen und in die Tiefe hinabgedrückt zu werden. Aber als ein ſchöner kräftiger Waſſerſtrahl ſteigt ſie im Springbrunnen auf, ein kriſtallner Baum mit perlenden Zweigen; der Druck erhebt und verſchönert ſie. Das ſoll auch ſeine Folge in den menſchlichen Charakteren ſein. Gerade der Druck ſoll unſeren Willen im Gleichgewicht mit unſerer Beſtimmung erhalten. Spüren wir keine Laſt, ſo gleitet das Leben behaglich dahin und verſumpft in den Niederungen der Irdiſchkeit, wo die edle geiſtige Natur der Seele zu kurz kommt. Gönnen Sie dem Grafen Oreſt ein wenig Druck.“

„Seit Ihrer Bekehrung, Lelio, haben Sie eine ganz idealiſche Auffaſſung des Lebens bekommen, die mir ſehr gefällt, die ich ſogar recht gut verſtehe und die ich doch nicht zu der meinen machen möchte. Iſt das nicht ein wunderlicher Widerſpruch?“

„Er iſt leider ein ſehr gewöhnlicher, Signora! die ſinnlich-ſtolze Natur hängt an ihrem egoiſtiſchen Wohlbehagen und bekämpft die höhere Erkenntniß des Geiſtes.“

„O wie wahr!“ rief Judith; „o wie haben Sie Recht! Aber, Lelio, was iſt es denn, das die ſinnlich-ſtolze Natur in der Menſchenbruſt beſiegt?“

„Signora! das iſt das Geheimniß des Kreuzes.“

„Werd' ich es je erkennen, Lelio?“ fragte ſie mit ihrem ſchwermüthigen Ausdruck.

„Ja!“ ſagte Lelio zuverſichtlich; „durch das Auge der Welt.“

* * *

Der Weg zu beiden Schickſalen.

In der großartigen Wohnung, welche Judith in einem der prächtigſten Paläſte auf dem Corſo genommen, hatte ſie ſich ein Zimmer mit der freundlichen Behaglichkeit eingerichtet, welche den römiſchen Paläſten nicht eigen iſt. Sie machen den Eindruck von Wohnungen für ernſte, edle, hochherzige Geſchlechter, deren Leben in großen Gedanken und wichtigen Thaten verläuft, die zur Erholung wohl prächtige und feierliche Feſte und einen Luxus im großen Stil, Hallen mit Marmorſäulen, Säle voll Freskobilder, Sammlungen von Gemälden, Statuen und Vaſen kennen, aber keine Ahnung haben von der luxuriöſen Eleganz, welche ſo übertrieben und ſo kleinlich in der Mode der Gegenwart zum Vorſchein kommt. Die meiſten Menſchen fühlen ſich ſehr unbehaglich in einem ſolchen Palaſt, wo ein Saal zuweilen größer iſt, als eine ganze modiſche Wohnung in Paris und als ein ganzes elegantes Haus im Weſtende Londons. Judith hatte ſich, um dieſem Unbehagen zu entfliehen, ein Zimmer nach elegantem Comfort einrichten laſſen. Schwere Vorhänge verhüllten die Thüren, ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden; ein Marmorkamin erfüllte ſeinen Zweck und gab Feuer — keinen Rauch; ein Pianino und anderes modiſches Mobiliar füllte den Raum. Dies Zimmer hatte Judith für ihre Einſiedelei erklärt. Niemand durfte es betreten außer Madame Miranes, und dieſe that es nicht, weil ſie auf alle Launen ihrer Tochter bereitwillig einging — überdas in ihrem eigenen Zimmer denſelben Comfort hatte. Es war ein ſeltſamer Contraſt zu dieſem Zimmer und zu Judith ſelbſt, daß ſie zuweilen arme Leute, die ſich mit Bittſchriften an ſie gewendet hatten, gerade hier empfing. Sie war ſehr wohlthätig, ja mehr als das! ſie war theilnehmend für fremde Noth. Weil ſie in Gold ſchwamm, beklagte ſie die tauſend Entbehrungen der Armen. Sie machte es nicht wie ſo Viele, welche ihre Gedanken von den Dürftigen abwenden, um nur ja nicht im Vollgenuß des Wohlbehagens durch ein trübes Bild geſtört zu werden.

Eines Morgens hatte Judith eine arme Wittwe, die traurige Mutter von vier kleinen Kindern, erfreut und getröſtet entlaſſen. Die Frau ging die Nebentreppe hinunter, welche zu dieſem Theil der Gemächer führte und ſtieß am Fuß derſelben auf einen Geiſtlichen, der zu ihr ſagte:

„Ich finde keinen Diener, um mich zu melden. Wie.

komme ich zu der Signora, die hier im erſten Stock wohnt? oder iſt es noch zu früh?“

„Zu früh für Diener und Geſellſchaft; aber nicht zu früh, wenn Sie ein Anliegen bei der Signora haben. Nur hier hinauf, Signor Abbate! da finden Sie eine Thür; da klopfen Sie an — und die ſeligſte Jungfrau Maria verhelfe Ihnen zu Ihrem Anliegen, wie ſie mir zu dem meinen bei der edlen Seele verholfen hat,“ entgegnete die Frau und trocknete die Thränen ihrer kummervollen Augen.

Das iſt eine gute Vorbedeutung! dachte Hyacinth und folgte der Weiſung. Judith's Kammerfrau öffnete die Thür, an die er klopfte, nahm ohne Weiteres an, daß Jemand, der ſo früh und in ſo demüthiger Haltung auf dieſem Wege vorgelaſſen zu werden wünſche, ein Bittender ſein müſſe, führte ihn durch ihr Zimmer, machte eine zweite Thür auf, theilte einen Vorhang von dunkelrothem Damaſt und hieß ihn eintreten. Judith ſaß am Caminfeuer auf einer niedrigen Cauſeuſe. Neben ihr auf einem Tiſch von florentiniſcher Moſaik ſtand ein wunderſchöner Kaſten von Schildkrot mit Silberfäden eingelegt und mit weißem Atlas gefüttert, worin ſich eine Menge Schmuckſachen befanden, welche ſie muſterte. Sie trug eine weite Jacke von violettem Sammt mit Zobel beſetzt in die ſie ſich hüllte, denn es war ein kalter Wintertag. Ein ſtarker Arom von allerlei Wohlgerüchen erfüllte das Zimmer mit einem Duft, welchen

Die kaum bemerken, die an ihn gewöhnt ſind, und welcher Anderen oft unerträglich erſcheint. War es der Arom, oder eine gewiſſe orientaliſche Pracht des ganzen Bildes, oder Judith ſelbſt und das, was er von ihr wußte -- und hoffte: genug, Hyacinth dachte unwillkürlich an Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung. Er blieb ruhig an der Thüre ſtehen, als Judith ſich von der Cauſeuſe erhob und auch ganz ruhig ſagte:

„Was wünſchen Sie, Signor?“

„Für mich — nichts!“ entgegnete er, „aber“ . . . —

„Ich verſtehe!“ unterbrach ſie ihn freundlich; „für irgend ein Werk der Barmherzigkeit!“ und ſie ſchloß ein Schränkchen auf.

„Aber ich bitte für Gott um Ihre Seele, Signora,“ ſagte Hyacinth.

„Ah, Sie ſind von Lelio zu mir gewieſen!“ rief Judith und wendete ſich raſch ihm zu. „Sein Sie willkommen! . . . . Sind wir uns ſchon irgendwo begegnet?“ ſetzte ſie hinzu, als ſie ihn in's Auge faßte.

„Das kann wohl ſein,“ entgegnete Hyacinth gelaſſen. „Ich war neulich in der Kirche Maria della pace, als Sie dort mit Lelio die Sibyllen bewunderten.“

„Aber Sie ſind kein Römer?“ fragte ſie wieder, als müſſe ſie eine Erinnerung verfolgen.

„Das beweiſt meine Ausſprache zur Genüge,“ ſagte Hyacinth lächelnd. „Indeſſen iſt die Veranlaſſung, die mich hierher führt, zu wichtig, als daß ſich die Signora bei meiner armſeligen Perſönlichkeit aufhalten dürften — vorausgeſetzt immer, daß Lelio recht hatte."

„Was ſagte Ihnen Lelio, Signor?"

„Sie wünſchten die katholiſche Kirche kennen zu lernen und getauft zu werden."

„Hauptſächlich aber wünſche ich Gräfin" .... — Sie ſtockte, deutete Hyacinth an, Platz zu nehmen, ſetzte ſich wieder auf ihre Causeuſe und nahm einen großen grünen Taffitfächer mit Stäben von Sandelholz zur Hand, mit dem ſie ſpielte und den ſie zuweilen als Schirm gegen die Flamme vor das Geſicht hielt. Sie fühlte ſich verlegen und ſuchte nach Worten. Als ſie aber ſchwieg, ſagte Hyacinth nach einer Weile ſanft und ruhig:

„Sie wünſchen Gräfin Windeck zu werden. Lelio hat mich auch davon in Kenntniß geſetzt. Erlauben Sie mir aber zu fragen: weshalb wünſchen Sie es?"

„Um glücklich zu werden."

„Sie wiſſen alſo, daß Sie in dieſer Verbindung Ihr Glück finden werden?"

„Ich hoffe es."

„Und worauf gründen Sie dieſe Hoffnung?"

„Auf die Liebe des Mannes, mit dem ich mich zu verbinden denke."

„O Arme!" ſagte Hyacinth mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes und des innigſten Mitleides.

„Er iſt geprüft und bewährt, Signor! es iſt eine jahrelange Neigung — oder Leidenſchaft! es iſt kein verfliegender Rauſch. Mein Leben war von der Art, daß ich den Unterſchied wohl kennen gelernt habe und daß nichts mir wünſchenswerth erſcheint, als der Beſitz eines treuen Herzens.“

„O Arme!“ wiederholte Hyacinth.“

„Nicht doch, Signor!“ ſagte Judith bewegt; „ich bin ja reich. Ich habe ja Alles, was Tauſende umſonſt erſehnen und was ſie beneiden: Naturgaben und Vorzüge glänzender Art. Ich werde bewundert, angebetet; wo ich erſcheine, erwarten mich Triumphe und Feſte; ich verſetze große Maſſen in einen Taumel von Wonne und Entzücken, weil ich die Kunſt verſtehe, die Saite in der Menſchenbruſt anzuſchlagen, die am ſtärkſten vibrirt: die Leidenſchaft. Ich herrſche über dieſe Maſſen; ich ſtimme ſie auf meinen Ton. Das iſt ein großer Genuß. Das iſt die Art, wie das Weib am feinſten ſeine Herrſchaft üben kann und herrſchen — iſt nun einmal eine Wonne! Ich habe auch Gold und bin durch mein Vermögen vollkommen unabhängig. Sie ſehen alſo, daß ich reich bin. Nur macht dieſer Reichthum mein Herz nicht glücklich. Das hab' ich erkannt in dieſen ſieben Jahren meines Kunſtlebens und deshalb will ich all' die ſchimmernde Herrlichkeit verlaſſen und da mein Glück ſuchen, wo das Menſchenherz es findet — in der Liebe.“

„O Arme!“ wiederholte Hyacinth.

„Schweigen Sie, Signor, mit Ihrem entſetzlichen:

„o Arme!“ rief Judith heftig. „Wenn Sie das ſagen mit dieſem Blick und dieſem Ton: ſo verwandeln Sie mir die Marmorwände in Thonſcherben und Sammt und Seide in Spinnweben — und dieſe Juwelen in Kieſelſteine — und meine Kleider in Lumpen — und meine Hoffnung auf Glück in Fiebertraum — und mich ſelbſt in eine Bettlerin.“

„O Arme!“ ſagte Hyacinth. — — —

„Wer iſt denn in Ihren Augen reich, Signor?“ fragte Judith nach einer Pauſe des Nachdenkens mit Faſſung.

„Wer Gott beſitzt.“

„Dann haben Sie ganz Recht, mich arm zu nennen, denn Gott gehört weder zu meinem Reichthum noch zählt er mit in meinem Glück.“

„Aber Sie glauben an ihn? an einen perſönlichen, außerweltlichen Gott?“

„Ich habe einmal gehört,“ ſagte Judith ſinnend, „ein gewiſſer Fixſtern ſei ſo weit von unſerem Planeten entfernt, daß ſein Licht drei Millionen Jahre brauche, bis es zu uns komme. Da die Aſtronomie das berechnet hat, ſo nehm' ich es als eine ausgemachte Wahrheit an — und glaube es. Allein dieſer Fixſtern mit ſeinem drei Millionen Jahre alten Licht iſt mir ſo fern, ſo fremd, ſo unerreichbar, daß er mich, wie man zu ſagen pflegt, nicht warm noch kalt macht. Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen noch zu theilen, er hat auf mein Daſein keinen Einfluß, ich denke nie an ihn. Und ſo ungefähr geht es mir auch mit Gott. Es gibt ja eine Gotteskunde, wie es eine Sternkunde gibt. Ich nehme an, daß auch ſie die Wahrheit lehrt und glaube an einen Gott, der außerhalb ſeiner Schöpfung ſteht und von ihr unabhängig iſt. Aber ich bin ſo wenig mit ihm in Verbindung, wie mit jenem Fixſtern, und die ganze Welt rollt zwiſchen ihm und mir auf und ab. Verſuche ich es, an ihn zu denken, ſo erlahmt der Geiſt oder irrt in der Zerſplitterung der Gedanken umher. Ich finde keine Leiter, die mich zu ihm führte, keinen Faden, der mich an ihn feſſelte. Jeder Aufſchwung dazu macht mich muthloſer, weil ich auf dem nämlichen Punkt mich immer wiederfinde, und da in meiner Familie von dem religiöſen Leben, wie es bei den altgläubigen Iſraeliten exiſtiren ſoll, nie eine Spur war, ſo hab' ich auch nie ein Beiſpiel vor Augen gehabt, daß es Anderen anders gehen könne, als mir.“

„Aber Sie ſahen Chriſten, Signora; und Sie ſollten bei denen nie etwas Anderes wahrgenommen haben?“

„Signor!“ ſagte Judith und ſchlug ihre Augen feſt und klar zu ihm auf; „Sie merken gewiß, daß ich mich bemühe, aufrichtig Ihre Fragen zu beantworten. Vergeben Sie mir alſo, wenn ich etwas ſage, das Sie verletzen könnte. Ja, ich habe Chriſten geſehen, habe immer unter ihnen gelebt und verkehrt. Aber Sie wiſſen, in dem Weltverkehr und in dem geſellſchaftlichen Treiben ſucht man Unterhaltung, Zerſtreuung, eitle Freuden, auch Schlimmeres noch; und was man ſucht, findet man. In Ball und Opernſäle verirrt ſich das Glaubensleben nicht hinein, oder — ſollte es ausnahmsweiſe geſchehen, ſo trägt doch Jedermann viel zu wohlerzogen die Toilette der großen Welt, um ahnen zu laſſen, was in ſeiner Seele vorgeht. Und ſo kenne ich denn unter den Chriſten nur zwei Menſchen, in deren Leben Gott wirklich mitzählt — und es ſind die beiden einzigen Männer, vor denen ich Achtung habe.“

„Ohne Zweifel iſt der eine von ihnen — Graf Windeck und Sie ſetzen deshalb ein ſo großes Vertrauen in ihn?“ fragte Hyacinth.

„Nein, Signor!“ entgegnete Judith gelaſſen. „Graf Windeck nimmt, vermöge ſeiner treuen Liebe für mich, einen ganz beſonderen Platz ein. Der eine jener Männer iſt unſer Freund Lelio, der mir von dem Augenblick ſeiner Bekehrung an ſo lieb und achtungswerth geworden iſt, wie ich früher nie geahnt habe, daß er mir ſein könne. Der Andere iſt Ihnen unbekannt und iſt auch gänzlich aus meinem äußeren Leben verſchwunden. Aber zuweilen, wenn ich recht menſchenmüde bin, denke ich an ihn, und das erfriſcht meine Seele. Er war der ſchlichteſte, einfachſte Menſch von der Welt, kindlich unter ſeinen grauen Haaren. Erneſt hieß er und Maler war er. Ich habe ihn hier im Capuzinerhabit von fern geſehen. Auf dieſe beiden Menſchen beſchränkt ſich meine Kenntniß von den Chriſten, die Ihnen bei Ihrer Frage im Sinn lagen.“

„Und haben Sie nie gewünſcht, im Denken und Sein dieſen Männern ähnlich zu werden?“

„Ganz außerordentlich,“ entgegnete Judith mit feinem Lächeln, „wenn es möglich wäre es zu werden, ohne meine Eigenthümlichkeit aufzugeben.“

„Ueber den Punkt ſein Sie außer Sorge, Signora!“ ſagte Hyacinth lächelnd. „Niemand liebt die Mannigfaltigkeit mehr, als der liebe Gott! das beweiſt ſeine Schöpfung im Allgemeinen wie im Einzelnen — und jede Eigenthümlichkeit, das größte Genie, wie die beſchränkteſte Intelligenz — die begeiſterte, wie die nüchterne Seele — das volle ſchwunghafte, wie das mäßig begabte Herz: Alle ohne Ausnahme gelangen zu der ihnen möglichen Stufe der Vollkommenheit nur dadurch, daß ſie Gott zum Mittelpunkt ihres Lebens machen.“

„Gelangen Viele zu der Stufe von Vollkommenheit, die ihnen erreichbar war?“

„Das kann allein der allwiſſende Gott entſcheiden. Wir wiſſen nur, daß die Mittel dazu einem Jeden zu Gebot ſtehen.“

„Es werden aber große Opfer verlangt, um ſie zu erreichen; und an der Eigenthümlichkeit wird ſo viel geſchliffen und gemodelt, daß wenig davon übrig bleiben mag.“

„Signora, ich ſehe da in Ihrem Schmuckkaſten einige wunderſchöne Smaragden. Ehe ſie geſchliffen waren, mögen ſie noch Einmal ſo groß geweſen ſein, als ſie jetzt ſind, und dennoch ſind ſie jetzt ungleich ſchöner und koſtbarer als zuvor, denn das Licht ſpiegelt ſich in all ihren Facetten und lockt den glühenden Glanz ihrer Farbe funkelnd hervor. So ſoll von der Eigenthümlichkeit des Menſchen, von ſeinem Charakter, ſeinem geiſtigen Weſen, welche ihm ſein beſonderes Gepräge geben, nur Das verſchwinden, was deſſen Schönheit beeinträchtigt und was das Licht hindert, den ſpielenden Farbenzauber erſtrahlen zu laſſen.“

Judith hatte die Smaragdnadel in ihre Hand gelegt, betrachtete ſie nachdenkend und fragte:

„Aber was iſt das für ein Licht, welches dem geiſtigen Sein des Menſchen ſeine Schönheit gibt?“

„Das iſt der menſchgewordene Gott, Chriſtus, der Erlöſer der Welt. Auf jeder Facette unſeres Weſens ſollen wir ſein Abbild tragen: dann ſind wir ſchön! Da wir aber ſtatt deſſen unſer eigenes Bild oder die Abbilde der Welt tragen, welche durch die Sünde verzerrt und entſtellt ſind, ſo muß das erſt abgeſchliffen werden, bevor die Spiegelung eintreten kann.“

„Die Sünde!“ rief Judith im Ton des Vorwurfes;

aber es begehen doch nicht alle Menſchen Sünden, welche den Charakter entſtellen und das Herz verderben.“

„Ich weiß nicht, welchen Sünden Sie das Privileg ertheilen, Signora, den Charakter zu verderben.“

„Nun, z. B. dem Geiz, der Heuchelei, der Lüge.“

„Nicht wahr, Signora,“ fragte Hyacinth mit ſanftem Lächeln, „Sie ſind großmüthig? und Sie ſind des Comödienſpiels ſo überdrüſſig, daß Sie die Comödie der Welt im Fach der Heuchelei und Lüge nicht mitſpielen mögen?“

„Sie können Recht haben, Signor.“

„So macht es der Menſch: diejenigen Fehler und Leidenſchaften, die er nicht hat oder die ſeinen guten Eigenſchaften entgegengeſetzt ſind — nur die nennt er Sünde. Was er aber bei ſich ſelbſt findet“ .... —

„Nennt er Schwäche, traurige Schwäche, die ſeiner irdiſchen Natur anklebt,“ unterbrach Judith ihn ruhig. „Und was nennen Sie denn Sünde, Signor?“

„Ich bin nur das Organ der lehrenden Kirche und ſie ſpricht: Die Sünde iſt eine Uebertretung des göttlichen Geſetzes. Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde mit einer liebenden Seele, welcher die Liebe zu ihrem Urbild innewohnt; aber nicht als Zwang, nur als Neigung, denn die Liebe hat nur dann Werth, wenn ſie auf beſonnener freier Wahl beruht. Sie iſt kein Feuer, das den erſten beſten brennbaren Gegenſtand ergreifen und verzehren darf; ſie ſoll das ſuchen, was ihre Flamme dauernd nährt, ohne Zerſtörung um ſich her zu verbreiten. Gott ließ dem erſten Menſchenpaar die Wahl, ob es ſeiner himmliſchen Beſtimmung gemäß in der Liebe und Anbetung der göttlichen Schönheit alle Kräfte ſeines Weſens entfalten und in ihrer Entfaltung ſelig ſein wolle; oder ob es zum Gegenſtand ſeiner Liebe Etwas machen wolle, was Gott nicht iſt. Wie unſere Stammeltern wählten — das wiſſen wir! ſie mißbrauchten die himmliſche Gabe ihrer Freiheit zu einem beweinenswerthen Act ihres Willens, ſagten ihrem Schöpfer den Gehorſam auf und wendeten ſich dem Böſen zu, das er verboten hat. Darum ſagt einer unſerer größten und heiligſten Kirchenlehrer, St. Auguſtinus, mit energiſcher Kürze: Die Sünde iſt die Verachtung der Liebe Gottes."

„Ah Signor!" rief Judith, „wenn das Sünde iſt, ach! dann gibt es viel Sünde auf Erden! denn wer denkt überhaupt an die Liebe Gottes!"

„Bei Jedem von uns wiederholt Gott die Prüfung, welcher er unſere Stammeltern unterworfen hat, und wie wir dieſelbe beſtehen, das kann Jeder ſich ſelbſt am Beſten beantworten. Die göttliche Liebe, die uns ſelig machen will in Ewigkeit, wenn wir mit kindlichem Gehorſam ihr anhangen — ſie wird verſchmäht und gedankenlos, wie ein um ſich freſſendes Feuer, werfen wir unſere Liebe auf Dinge, die unſerer ſinnlichen Natur ſchmeicheln und ziehen unſerem Gott — einen Apfel vor."

„Das iſt gräßlich wahr!“ rief Judith und ſchlug die Hände in einander. So macht es der Menſch. Aber ſind das wirklich ſeine uranfänglichen Geſchicke? ſind es nicht Parabeln? nicht Mythen?“

„Und wenn es der poetiſche Ausdruck für eine allgemeine Wahrheit wäre, ſo hätte Ihr Ausruf, ſo gut wie die innere Geſchichte jedes Menſchen, ihm beigeſtimmt. Allein Sie werden wohl wiſſen, Signora, daß es wirklich und wahrhaft die uranfänglichen Geſchicke der Menſchheit ſind, welche in den heiligen Büchern der Offenbarung von dem gotterleuchteten Moſes aufgezeichnet wurden. Sie ſagten ja vorhin, daß Sie der Gotteskunde Glauben ſchenkten. Nun, ein ſolcher Gotteskundiger war Moſes gewiß. Kommen Ihnen Zweifel, ſo iſt das nur die Folge der Schwankungen, welche im menſchlichen Verſtande, in ſeiner Faſſungsgabe und Urtheilskraft vor ſich gehen. Auf der Höhe der Intelligenz ruhet der Glaube, wie die Krone auf einer Geiſterſtirn. Bei Ihnen vielleicht erſt im Keim, als Glaubensbedürfniß, oder als Wunſch und Verlangen zu glauben; aber der Keim iſt vorhanden, wie in jedem Menſchen, der mit Vernunft begabt iſt. Der Glaube iſt das Band zwiſchen der Seele und ihrer Heimath. Er gibt ihr die Anwartſchaft auf ein Bürgerrecht, welches Sie, Signora, gewiß nicht im Staube des ärmlichen Erdenlebens ſuchen.“

„Wenn wirklich in jeder vernünftigen Seele der

Glaubenskeim ruht, warum entwickelt er ſich nicht? warum bleibt der Menſch in ſeinen Zweifeln, in ſeinen Verneinungen? warum wendet er ſich von der göttlichen Offenbarung ab und ſeinen eigenen Ideen zu, an die er mit Fanatismus glaubt, während ſie Anderen durchaus verkehrt erſcheinen?"

„Weil der Menſch ſeinen freien Willen hat. Wie er der Liebe eine verkehrte oder rechte Richtung geben kann: ſo kann er den Glaubenskeim entwickeln oder erſticken. Glaube und Liebe werden ihm nicht wie etwa Seh- und Gehörwerkzeuge ein für alle Mal äußerlich gegeben. Wenn das wäre — wo bliebe ſeine ſittliche Freiheit? und fehlte ihm die, wo wäre dann ſeine Würde, ſeine Tugend? Gab Gott dem Menſchen die Vernunft und die Fähigkeit, das göttliche Geſetz mit dem Glauben annehmen, und mit der Liebe umfaſſen zu können: ſo mußte er es dem Willen des Menſchen anheim ſtellen, Beides auch verwerfen zu können. Chriſtus ſagt: „Ich ſtehe vor der Thür und klopfe an." Dieſe Thür kann verſchloſſen bleiben und kann geöffnet werden. Zum Oeffnen — treibt die Gnade an; zum Verſchließen — die Sünde; oder die Neigung zu ihr."

„Und wenn wir öffnen, Signor?"

„So tritt Chriſtus bei uns ein, der verheißene Erlöſer und nimmt Wohnung bei uns. Er richtet die gefallene Natur wieder auf, er ſtellt die Kraft der ſündenſiechen Seele wieder her, er bringt ein himmliſches Leben da hervor, wo ſchon der Verweſungsqualm des ewigen Todes brodelte. Er gießt ein übernatürliches Licht dort aus, wo ſchon die Regionen der ewigen Finſterniß herauf dämmerten — und dies Licht erleuchtet und verklärt die Seele, befähigt ſie zu hoher Erkenntniß, zu reiner Liebe und zur Beharrlichkeit in der Kindſchaft Gottes."

„Bin ich kein Kind Gottes, Signor?"

„Doch, Signora, denn Sie ſind ſein Geſchöpf — und zu jedem ſeiner Geſchöpfe hat er geſagt durch den Mund des Propheten: Mit ewiger Liebe lieb' ich dich; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Aber er trauert noch um Sie. Sie haben ſich noch nicht unter ſeine ſchirmenden Flügel geflüchtet, die er ausbreitet, wie eine Henne für ihre Küchlein. Das Licht Chriſti, die heiligmachende Gnade, iſt noch nicht in Ihre Seele eingedrungen und dieſe iſt noch nicht zu gottgefälliger Schönheit gelangt."

„Und das Alles — weil ich Ihren Chriſtus nicht kenne?" rief Judith ſcharf.

„Mein Chriſtus iſt Ihr Chriſtus und iſt der Chriſtus der ganzen Welt," ſagte Hyacinth gelaſſen. „Was wäre die Erlöſung, wenn ſie nicht einen erlöſenden Einfluß auf die Seele übte, der ſie zu Theil wird, und ſie edler und beſſer machte, als ſie zuvor war! Könnte die gefallene Menſchheit ohne den Erlöſer zur gottgefälligen Schönheit ſich entwickeln und durch ihre natürlichen Gaben und Kräfte ſich zum Haß der Sünde und zur Liebe Gottes erheben: ſo wäre freilich der Erlöſer etwas ganz Ueberflüſſiges im Leben der Menſchheit. Der moderne Unglaube hat ihn auch dafür erklärt; denn der moderne Unglaube liebt die Sünde, ſchwimmt in Sünde, trinkt die Sünde wie Waſſer und wünſcht durchaus nicht mit ihr zu brechen und ſich vom Lucifersdienſt zur Anbetung Gottes hinzuwenden. Ihm iſt Chriſtus unbequem; darum nennt er ihn eine Fiction, eine Prieſtererfindung, um die Gewiſſen zu ſchrecken und um in ſeinem Namen die Seelen zu beherrſchen. Und etwas der Art iſt Ihnen durch's Gedächtniß geflogen, als Sie im Ton des Vorwurfes ſagten: Ihr Chriſtus!"

„Wenn Sie ſich mit mir vergleichen," fragte Judith, „halten Sie ſich dann nicht für ein unſäglich bevorzugtes Weſen?"

„Was die Gnade betrifft — unſäglich bevorzugt, denn ich bin im Chriſtenthum geboren und bei meinem Eintritt in's natürliche Leben empfingen mich alle Gnaden des übernatürlichen Lebens, welche Chriſtus, der menſchgewordene, der gekreuzigte, der euchariſtiſche — uns erworben hat, und fort und fort uns ſpendet. Was aber mein Verdienſt betrifft — ach Signora, da fürchte ich, daß ich, trotz ſo großer Gnaden, doch keinen Vorzug vor Ihnen habe."

„Glauben Sie nicht, daß Gott mit beſonderem Wohlgefallen auf Sie herabſchaut?"

„Wie könnte ich das glauben, Signora! jeder Blick in mein Herz zeigt mir — nach Innen ein Gewimmel von böſen und ſündhaften Neigungen und nach Außen — Fehler und Flecken auf all meinem Thun."

„Das Alles ſehen Sie in ſich, Signor?" rief Judith ſtaunend; „und ich — ich nehme nichts der Art in mir wahr!" — Sie legte ihr Geſicht in ihre Hände und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Das Licht der heiligmachenden Gnade, wie Sie es nennen, iſt mir noch nicht aufgegangen, und ob es geſchehen wird, weiß ich nicht! ich fürchte mich."

„Durch den Mund des Propheten ruft Gott auch Ihnen zu: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Ich habe dich erlöſt und dich bei deinem Namen gerufen; du biſt mein."

„Es muß ein entſetzlicher Moment ſein zu entdecken, daß man in ſich, gleichſam mit ſeinem Herzblut, ein Schlangengewimmel nährt, und ich begreife nicht, wie Sie davon ſo gelaſſen reden können, Signor. Ich würde darüber verzweifeln. Ich kann es nicht ertragen, den Menſchen — ſowohl mich ſelbſt als Andere — in ſolcher Erniedrigung zu ſehen."

„Und zu dieſer Erniedrigung des gefallenen Menſchen hat ſich der Erlöſer herab gelaſſen, Signora, hat ihr in's Auge und in's Herz geſchaut, hat geſehen, daß er rettungslos unheilbar ſei, wenn nicht die Todeswunde des Böſen, welche die Sünde ihm ſchlug, geſchloſſen werde; hat im wunderbaren Geheimniß ſeiner Menſchwerdung, der menſchlichen Natur die Vereinigung mit der göttlichen — und die Theilnahme an einem göttlichen Leben gebracht und hat der Majeſtät Gottes gegenüber ſeine heiligſte Menſchheit zu einem Sühn- und Schlachtopfer für den Abfall der unheiligen gemacht. Und dieſer Chriſtus ſteht jetzt auch vor Ihrer Thür, Signora, und klopft an und iſt bereit, Ihnen die Theilnahme an ſeinem göttlichen Leben zu gönnen."

„Was wird aus uns, wenn wir ihn aufnehmen?"

„Der neue Menſch, Signora! Der Menſch iſt jetzt nicht mehr in dem Zuſtand, in welchem er einſt aus der Hand Gottes hervorging. Er bringt auf die Welt das Stigma des Sündenfalles mit, in welchen der Stammvater ſeine ganze Nachkommenſchaft bis zum Ende der Zeit verwickelt hat. Das iſt die Erbſünde — dies unergründliche Geheimniß, welches das Gemiſch von Erhabenheit und Niedrigkeit in jedem Menſchen erklärt. Er hat etwas vom Engel und etwas vom Thier: Himmelsſehnſucht und gemeine Begierden, einen erhabenen und einen groben Inſtinkt, edle und brutale Neigungen. Er trägt das Ebenbild Gottes an der Seele — und dem Leibe nach, von Staub und Aſche, von Fleiſch und Blut, ſteht er in einer Reihe mit den unvernünftigen Creaturen. Daraus entſpringt eine zwiefache Sympathie, die von zwiefachem Geſetz angezogen wird: die eine — für das Schöne, das Geiſtige, das Ewige, das Unſterbliche; die andere — für Sinnliches und für rohen Genuß. Das göttliche Geſetz begehrt vom Menſchen Gehorſam und Unterwerfung. Das Geſetz der gefallenen Natur macht denſelben Anſpruch und die böſe Begier bäumt ſich gegen Gott auf. Folgt ihr der Menſch, ſo begeht er eine Sünde — und je mehr er ihr folgt, deſto ſchwächer wird ſeine Kraft für das Gute und für den Widerſtand gegen die böſe Begier. Welche Kämpfe aus dieſer Doppelrichtung, aus dieſem Streit von zwei entgegengeſetzten Elementen, welche in der menſchlichen Natur begründet ſind — für jeden Menſchen hervorgehen, welche Niederlagen er leidet, mit welchen Anſtrengungen er ſich aufrichtet, wie er ſich verzweiflungsvoll zu einer Bahn gedrängt fühlt, die er verabſcheut, wie er ſehnſuchtsvoll nach lichter Schönheit verlangt, die ihm in den Höhen vorſchwebt und zu der er ſich nicht zu erheben vermag: das hat der Apoſtel Paulus in den zwei Worten ausgedrückt: Das Gute, das ich will — thue ich nicht, und das Böſe, das ich nicht will — das thue ich. Unſer himmliſcher Inſtinct iſt nicht ſtark genug, um die Neigung der ſündigen Natur zu den Dingen der Erde zu beſiegen; das lehrt uns jeder unbefangene Blick, den wir in uns ſelbſt werfen. Er ſollte triumphiren, aber ach! er wird von ihr erſtickt, wenn die Gnade ihm nicht zu Hülfe kommt und ihn in Tugend verwandelt, indem ſie ihn zur Richtung des Willens auf das Gute, auf Gott, macht. Hinter der ſtarren, rauhen Rinde eines Baumes ſteigt ein wunderbarer Lebenstrieb auf und ab, der ihn mit überraſchender Schönheit, mit Laub, Blüten und Früchten ſchmückt. So ſteht die himmliſche Pflanze des übernatürlichen Menſchen hinter der groben Rinde der gefallenen Natur, und Chriſtus muß kommen und den übernatürlichen Menſchen in ſeinem Blut baden, mit ſeinem Fleiſch nähren, mit ſeinem Licht erleuchten, mit ſeinem Geiſt heiligen, ſo daß dieſer ſich nicht mehr von der groben Rinde überwuchern läßt, ſondern in Blüten des Lichtes und Früchten der Gnade ausbricht. Das Leben Chriſti in uns iſt der neue Menſch; der zweite Menſch — wie der Apoſtel Paulus mit großartigem Ausdruck ſagt. Der erſte Menſch iſt der gefallene Stammvater, der die Menſchheit mit ſich abwärts reißt und ihr Repräſentant iſt. Der zweite Menſch iſt der Erlöſer, der die Menſchheit in die Gnadenordnung einführt und ſich zu ihrem Stellvertreter macht."

„Nun weiß ich, was mit Lelio vorgegangen iſt!" rief Judith. „Die Gnade hat die ſündige Natur überwunden und deren Uebermacht von dem himmliſchen Menſchen hinweg genommen, der in ihr ſchmachtend gefangen lag. Chriſtus iſt in geheimnißvoller Weiſe in ihn eingegangen und lebt geheimnißvoll in ihm fort. Lelio iſt ein Chriſtusträger geworden, ein Chriſt geworden! . . . . denn Chriſt und übernatürlicher Menſch iſt ja Eins und Daſſelbe — wenn ich Sie recht verſtehe, Signor?"

„Ganz recht, Signora,“ entgegnete Hyacinth, „und all unſer Elend rührt daher, daß die Chriſten das Chriſtenthum als etwas Aeußerliches betrachten und ihre Verpflichtung vergeſſen, ſo zu leben, wie es ſich für Chriſtusträger — um Ihren Ausdruck zu brauchen — geziemt. Sich zur Ebenbildlichkeit Gottes in der praktiſchen Nachfolge Jeſu auszuleben: das ſoll das Charakteriſtiſche, das Weſentliche des Chriſten ſein; dazu empfängt er die Gnade durch die heiligen Sacramente, die, wie unſichtbare Canäle durch die übernatürliche Welt laufen und ſeiner Seele das Blut Jeſu zuführen, worin ſie den Quell und die Kräftigung ihres Lebens findet. So verſtanden es die erſten Chriſten Alle. Sie waren bekehrte Heiden und Juden. Sie waren auf's Tiefſte von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihre Bekehrung zum Chriſtenthum keine andere Folge haben dürfe, als die: ſich nach dem Beiſpiel ihres Erlöſers ganz und ohne Rückhalt Gott hinzugeben. Sie betrachteten den Chriſten als einen himmliſchen Menſchen, der, wie ein wandernder Fremdling auf Erden weilt; dem es zwar geſtattet iſt, ſich Hütten zu bauen und ſich darin niederzulaſſen mit Denen, die Gott ihm an's Herz gelegt hat und die er die Seinen nennt — der aber bereit ſein ſoll, von den Anſiedelungen ſeines Glückes zu ſcheiden, wenn der Wille Gottes es verlangt, oder wenn höhere Fügungen es gebieten; als einen himmliſchen Menſchen, der zwar zu ſeiner heilſamen Demüthigung und täglichen

Prüfung mit ſeiner ſündigen Natur und deren Trieben und Begierden verbunden bleibt, aber nicht mehr auf ſie hören und noch weniger ihnen folgen darf; der ſich hingegen ganz den Anregungen der Gnade hingibt, ganz ſich leiten läßt vom Geiſt Gottes, ganz ſein Leben geſtaltet, ſeine Anſichten bildet, ſein Urtheil beſtimmt, ſeinen Maßſtab der Dinge führt nach übernatürlichen Grundſätzen, welche die chriſtliche Glaubenslehre ihm darbietet. Für die erſten Chriſten war die Taufe eine ewige Scheidung zwiſchen ihnen und Welt und Teufel, eine unbedingte Aufopferung an Gott und Verzichtung auf ihr Ich, ein unwiderrufliches Bündniß mit dem übernatürlichen Leben, das ebenſo unwiderruflich die Abwendung von der Sünde in ſich ſchloß; eine Liebesvereinigung mit Chriſtus. So gingen ſie aus der Taufe hervor, und in dieſer Reinheit des Gewiſſens und der Abſicht ſuchten ſie ſich zu erhalten durch großen Eifer zum Gebet, zum Empfang der Sacramente, zum Anhören der Auslegung des Evangeliums, zur pünktlichen Ausübung aller chriſtlichen Tugenden. Kam dann der Tod, gleichviel in welcher Geſtalt — ob in den Martern der Verfolgung, ob in dem bekannten Kleide von Alter und Krankheit — ſo ſchieden dieſe, den Genüſſen der Welt und den Leidenſchaften des Herzens abgetödteten Menſchen freudig von einer Erde, die ihnen nichts geweſen war, als eine Schranke, welche ſie von dem Gegenſtand ihrer einzigen Liebe — von Gott trennte.“

„Und dies Geſchlecht iſt ausgeſtorben?“ fragte Judith traurig.

„Nein, Signora,“ entgegnete Hyacinth, „das ſtirbt nicht aus! das Blut Jeſu hat nicht ſeine reinigende und heiligende Kraft verloren. Nur kamen damals ſeine Wirkungen in gedrängter Fülle in dem, verhältnißmäßig zur Jetztwelt, kleinen Häuflein der Chriſten und bei den Bekehrten zum Vorſchein, die mit vollem Bewußtſein das Chriſtenthum als die höchſte, die göttlichſte Gabe empfingen; während jetzt, wo es über die ganze Erde ausgebreitet und durch beweinenswerthe Irrlehren vielfach gefälſcht iſt, der Weltgeiſt ſich auch vielfach hinein gedrängt und die Menſchen ſtumpf gemacht hat für das eigentliche innerſte Weſen des Chriſtenthums. Aber Gott Dank! es fehlt auch nicht an Seelen, denen es ſich in ſeiner himmliſchen Schönheit erſchließt und die mit dem Apoſtel Paulus verlangen, ſich ſelbſt abzuſterben, um in Gott wieder aufzuleben.“

„Dies Verlangen alſo iſt eine unerläßliche Bedingung, Signor, um nicht dem Namen — ſondern dem Weſen nach ein guter Chriſt zu ſein?“

„Eine unerläßliche, um den Weg der chriſtlichen Vollkommenheit zu betreten und auf demſelben fortzuſchreiten.“

„Und davor ſoll ſich das Menſchenherz nicht fürchten? vor dieſer Bedingung kein Grauen empfinden? Seine Wünſche, Neigungen, Beſtrebungen, ſeine Liebe, ſeine Hoffnungen, ſein innerſtes Eigenthum — Alles ſoll es opfern, um zu einer geheimnißvollen Lebensgemeinſchaft mit dieſem, wenn auch nicht unbekannten, ſo doch verborgenen Gott zu gelangen, der nicht ſeines Gleichen iſt und der in ſeiner ſeligen unzerſtörbaren Ruhe folglich auch nicht den tauſend Aſpirationen des warmen und beweglichen Menſchenherzens entſprechen kann! Nein, Signor! das iſt zu viel begehrt. Eine aufrichtige Seele darf keine Verbindlichkeit eingehen, bei der ſie die Ueberzeugung hat, ihre Verpflichtungen nicht erfüllen zu können.“

„Das iſt, vom natürlichen Standpunkt aus, eine ganz begreifliche Verzagtheit;“ erwiderte Hyacinth. „Aber Sie vergeſſen, daß in Ihnen, unter all dem Schutt, der ſich in Ihrem Herzen angehäuft hat, in Folge ſeiner abgeſtorbenen Wünſche, Hoffnungen und Liebe — der himmliſche Menſch auferſtehen ſoll, wie ein verſchüttetes Götterbild zwiſchen Tempelruinen. Und dieſer aus dem Blut Gottes geborene, vom Lebensathem Gottes durchſeelte, in die Liebe Gottes untergetauchte Menſch — iſt dem Gott nicht fremd, der ſich durch ſeine Menſchwerdung zum Bruder — durch ſein Leiden und Sterben zum Opfer — durch ſeine euchariſtiſche Gegenwart zum Liebhaber jeder menſchlichen Seele gemacht, und ihr für niedrige Entſagung einen überaus prächtigen Erſatz, für vergängliche und dürftige Freuden eine grenzen- und endloſe Wonne verheißen hat. Nicht müde werden die Propheten Ihres Volkes, dieſe Verheißung in immer neuen Wendungen zu wiederholen. Bald ſpricht der Prophet im Namen Gottes: „Ich, ich Selbſt will euch tröſten!“ Bald verkündet er: „Ruhe wird dir geben der Herr auf immer und deine Seele mit Glanz erfüllen.“ Oder er ſpricht: „Nicht wird fortan deine Sonne untergehen und dein Mond nicht mehr abnehmen; denn der Herr wird dein ewiges Licht ſein;“ und weiter ſagt er: „Wie der Bräutigam ſich freuet ſeiner Braut, ſo wird ſich freuen dein Gott über dich.“ Sind das nicht prachtvolle Verheißungen? Durchweht ſie nicht die Luft von den Höhen der Ewigkeit? Breiten ſie nicht einen immerblühenden Liebesfrühling vor dem liebedürſtenden Auge aus? Umwogen ſie nicht mit leuchtenden Wellen das Herz, das ihnen vertraut, um es durch einen Ocean der Liebe hinüber an das Gottesherz zu tragen?“

„Signor!“ rief Judith und ſtand lebhaft auf, „ich kann das nicht ertragen! ich habe nicht gewußt, daß Gott mich ſo liebt. Verſenke ich mich in dieſe Bilder, die keine bemalte Leinwand, ſondern Gottesverheißungen, ſondern Offenbarung göttlicher Wahrheit ſind, ſo ſchreit mein Herz auf: Das iſt's! das hab' ich gewollt, das hab' ich erſehnt, danach verlangt meine Seele! das iſt die Liebe ohne Grenzen, ohne Wechſel, ohne Ebbe und Flut, immer gleich und doch immer neu, die das Geſchöpf mir nicht zu bieten vermag, weil es ſelbſt begrenzt und wandelbar iſt. Daß ich von dieſer Liebe geträumt, oder ſie geahnt hätte — ich kann's nicht behaupten, obwohl es gewiß iſt, daß ich mich immer mit der Liebe wenigſtens für eine irdiſche Ewigkeit einzurichten ſuchte, und jede andere als einen Irrthum beweinte. Aber Signor! während Sie eben von den Liebesthaten und Liebesverheißungen Gottes ſprachen, da war es mir, als ſei das verſchüttete Götterbild in meinem Herzen nichts Anderes, als die im Wuſt der Irdiſchkeit begrabene Liebe der Seele zu Gott."

„Und was nun weiter, Signora?" fragte Hyacinth immer in demſelben Ton ſanfter Milde, mit dem er das Geſpräch begonnen hatte; „werden Sie dem Gott, dem König der Ewigkeit, der wie ein Bettler vor Ihrer Thür ſteht und um nichts bittet, als um Ihre Seele — werden Sie ihm Ihre Liebe ſchenken? Unſere Liebe iſt unſer Weſen. Unſerer Liebe folgt unſere Seele, unſer Herz, unſer ganzer innerer Menſch nach."

„Weil das ſo wahr iſt, Signor, ſo muß ich mich beſinnen!" entgegnete Judith. „Ich weiß nicht, ob nicht die Liebe für das Geſchöpf zu kurz kommt, wenn man ſich mit ganzer Seele in die göttliche Liebe verſenkt. Und das darf nicht ſein. Ich will auch das Geſchöpf lieben."

„O, Sie ſollen es auch lieben!" rief Hyacinth. „Auch dieſe Liebe ſoll in den Strahl der Gnadenſonne hineintreten, die bereit iſt, über Ihnen aufzugehen, und ſoll daraus eine Kraft und eine Reinheit ſchöpfen, die jeder natürlichen Empfindung eine höhere Weihe gibt."

„Das beruhigt mich — denn Graf Oreſt hat mein Wort, und ein Wort iſt heilig; nicht wahr, Signor?"

„Ein Wort, das mit voller Erkenntniß und Freiheit in einer gottgefälligen Sache gegeben iſt — iſt heilig; von ſeiner Seite ſowohl, als von der Ihren, Signora."

„Wohlan, dies iſt gewiß eine ſehr gottgefällige Sache. Eine ſolche Treue verdient ihren Lohn und das Wort, das ich dem Grafen ſeit Jahren wiederholt habe: Alles für Alles! ſoll endlich zur That werden. Nur muß ich Zeit haben, mich zu beſinnen, meine Gedanken zu ordnen, meine Verpflichtungen als Chriſtin zu überlegen" .... —

„Zeit haben, um ein wenig zu beten," ſetzte Hyacinth hinzu; „beten um den Beiſtand des heiligen Geiſtes, daß er Sie erleuchte; beten um treue Befolgung deſſen, wozu die Gnade treibt; beten um großes Verlangen, die unendliche Liebe Gottes zu erkennen."

„Ach, Signor!" unterbrach Judith ihn traurig, „ich verſtehe nicht einmal, an ſo hohe Dinge zu denken; wie könnte ich Worte finden, um ſie zu erbitten?"

„Es war einmal in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums eine Tochter Babylon's, die Thaïs hieß, und die ſich auf die dringenden Vorſtellungen eines heiligen Greiſes von der Welt zu Gott bekehrte. Sie hatte ihm geſagt, ſie verſtehe nicht zu beten. Da rieth der Greis ihr, weiter nichts zu ſagen, als: „O Herr, der du mich erſchaffen haſt, erbarme dich meiner!“ Das that ſie mit ſolcher inbrünſtigen, demüthigen, vertrauensvollen, reuigen Geſinnung, daß ſie in dem Maß, wie ſie zuvor Gott verachtet hatte, nun ihn lieben lernte und unter den großen heiligen Büßern der alten Tage ihren Platz einnimmt. Ohne Sie in irgend einer Weiſe, weder vor noch nach Ihrer Bekehrung mit der heil. Thaïs zu vergleichen, könnten Sie doch auch beten mit wenigen Worten und mit um ſo größerer Inbrunſt.“

Judith ging unruhig im Zimmer auf und nieder, während Hyacinth ſprach. Endlich blieb ſie vor ihm ſtehen und rief:

„Sie haben große Dinge in der kurzen Zeit geſagt — größere, als ich je im Leben gehört habe. In den wunderbaren Geheimniſſen von der Liebe Gottes zu ſeinem Geſchöpf, die ihn antreibt, ſich mit dem Menſchengebilde von Staub und Aſche zu vereinigen und in die Erniedrigung einzugehen, um dieſem armſeligen Menſchengeſchlechte ein Etwas von ſeiner göttlichen Natur mitzutheilen und ihm die verlorene Anwartſchaft auf das ewige ſelige Leben zurückzubringen: darin öffnet ſich mir die Perſpective in eine ganz neue Welt. Aber Signor, wer ſind Sie denn, daß ich Ihnen Glauben ſchenke?“

„Ich bin ein ganz geringer und unbedeutender Prieſter, noch jung, wie Sie ſehen, Signora, und ohne irgend ein Verdienſt, ſo daß meine Perſönlichkeit nicht geeignet ſein kann, Ihnen das mindeſte Vertrauen einzuflößen; das iſt in der Ordnung. Aber als ein Prieſter der heiligen katholiſchen, von Chriſtus Selbſt auf den Felſen Petri gegründeten und von den Apoſteln ausgebreiteten Kirche, habe ich, trotz meiner Unwürdigkeit, die Gnade, das Glück und die Ehre, zu den Nachfolgern und Mitarbeitern der Apoſtel bei der Verkündigung des Evangeliums zu gehören, denn ich habe die Weihe und die Sendung zum Prieſter und zum Lehramt vom rechtmäßigen Oberhaupt der Kirche, auf meinen Biſchof übertragen, erhalten — und bin Ihnen Bürge mit dem ganzen Prieſterſtande der heiligen katholiſchen Kirche, daß jedes meiner Worte, inſofern es die Lehre des Evangeliums betrifft, Ihren vollen Glauben in Anſpruch nehmen darf und muß, weil es die volle, ungefälſchte, göttliche Offenbarung verkündet, an der, in ihrer ewigen, objectiven Wahrheit, kein Deuteln und kein Feilſchen geſtattet iſt. Laſſen Sie ſich von zehn verſchiedenen Nationen und Zungen Prieſter rufen, und befragen Sie dieſelben über ein beliebiges Dogma: alle Zehn werden Ihnen dieſelbe Antwort geben, denn Alle ſprechen nicht ihre Anſicht oder Meinung oder Erklärung — ſondern die Lehre der Kirche aus, dieſe wunderbare Lehre, die der heilige Geiſt hoch über alle Schwankungen und

Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, für alle Zeiten der Welt in ungetrübter, göttlicher Reinheit erhält.“

„O wie hat Lelio die Kirche ſo richtig das Auge der Welt genannt,“ rief Judith. „Wie von allen Gliedern des Körpers nur das Auge das Licht ſchaut, beſitzt, umſchließt: ſo beſitzt die Kirche ganz allein auf Erden die Fülle der göttlichen Wahrheit und theilt dies himmliſche Licht allen Denen mit, die ſich aus ihrer Finſterniß zu ihr hintappen und Erleuchtung begehren!“

„In der Religionslehre der alten Parſen kommen, wie mehr oder minder bei allen orientaliſchen Völkern, neben gräulichen Carricaturen ganz wunderbar ſchöne Anklänge einer höheren Offenbarung, wie eine halb verſchollene himmliſche Sage oder wie ein Bruchſtück der Tradition, die aus dem Paradieſe ſtammt, vor;“ ſagte Hyacinth. „Sie lehrten ein Lichtreich, in dem das Gute und Schöne — ein Reich der Finſterniß, in dem das Böſe und Häßliche heimiſch ſei. Jeder Sieg des einzelnen Menſchen über das Böſe verſtärkte das Lichtreich und jede Niederlage des Guten minderte es; und je nachdem ſich der Menſch zu Ormuz oder Ahriman gehalten hatte, ging er im Tode mit dieſem in das finſtere — und mit jenem in das lichte Reich ein. Drum nannten ſie das menſchliche Leben: den Weg zu beiden Schickſalen. Jeder hatte die Wahl, welchem Gott und welchem Schickſal er folgen wollte. Es treten Momente ein, wo auch im chriſtlichen Sinn für Jeden von uns das Leben vor uns liegt, als der

Weg zu beiden Schickſalen, und ein ſolcher Moment iſt für Sie gekommen. Die Nacht dämmert, das Licht bricht an."

„Möge es Tag werden!" rief Judith feurig. Dann ſetzte ſie mit ernſter Faſſung hinzu: „Genug für heute, Signor! ich danke Ihnen. Ich muß jetzt in die Alltagswelt hinabſteigen. Lelio wird Sie in meinem Namen bitten, ſich ſpäter wieder einmal zu mir zu bemühen." —

Auf demſelben Wege, wie Hyacinth zu Judith gekommen war, verließ er ſie und ſein nächſter Gang war in die nächſte Kirche, um vor dem Tabernakel den verborgenen Gott anzuflehen, ſein begonnenes Werk der Gnade in Judiths Seele zu vollenden. Denn eine Bekehrung iſt eine geiſtige Schöpfung: ein geiſtiges Leben bricht aus dem geiſtigen Tode hervor; der verweſende Lazarus erhebt ſich lebendig aus ſeinem Grabe; das iſt eine Gottesthat. Und davon war Hyacinth ſo feſt durchdrungen, daß er jeden Blick auf ſich ſelbſt — den verzagten ſowohl als den ſelbſtgefälligen — gänzlich aus dem Auge verlor und ſich hingebend verſenkte in die unendliche Liebe des Gottes, der von ſich geſagt hat: Er gehe als ein guter Hirt jedem verirrten Schäflein nach. War Judith gewonnen, ſo konnte auch Oreſt gerettet werden.

Durch Judith's Seele brauſten heftige Stürme. Sie hatte es ſo leicht und ſo gleichgültig genommen, ſich taufen zu laſſen; ſo gar nicht geahnt, daß ihr innerſtes

Weſen dadurch erſchüttert werden könne, daß ihre Auffaſſung von Welt und Leben, von Beſtimmung und Ziel eine Veränderung erleiden würden. Und jetzt? Sie ſaß unbeweglich in ihrer Cauſeuſe, mit geſchloſſenen Augen, die Stirne in die aufgeſtützte Hand gelegt. So nahe iſt mir das Göttliche, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und in das Menſchliche hab' ich mich vertieft und verloren. So weit bin ich abgeirrt von meinem Ziel. Nun verſtehe ich, weshalb das Leben mir als eine Sphynx erſchien, deren Räthſel ich nicht zu deuten vermochte und an dem ich mich müde rieth: die göttliche Offenbarung iſt der Schlüſſel zu dieſer Hieroglyphe. Der Abfall des erſten Menſchen — die Erbſünde, welche das Ebenbild Gottes in unſerer Seele verletzt — die eigene Sünde, welche es zerſtörend verwüſtet und dem Böſen in uns die Oberhand gibt — der gräßliche Zwieſpalt zwiſchen der erſtrebenden höheren Natur und der niederen, welche über ſie triumphirt — das Erbarmen der göttlichen Liebe, die ſich demüthigt, um das Niedrige wieder zu ſich zu erheben, die himmliſchen Arzeneien und himmliſchen Bande in göttlich geheimnißvoller Weiſe bereitet, um die ſiechen, hinſinkenden Seelen zu heilen und zu feſſeln — und die nichts begehrt als die Gegenliebe der Geretteten — eine Liebe, die den Haß des Böſen und die Widerſagung der Sünde in ſich ſchließt, und das verwüſtete Ebenbild Gottes wieder rein und klar zu machen ſucht — o wie iſt das verſtändlich, wie iſt das einfach!

Wie befriedigt das alle Fragen, welche raſtlos in der höheren Natur kommen und wiederkommen; Fragen, welche ſie zuweilen in den Regionen der niederen Natur ſich beantworten läßt, wenn ſie nicht feſt an der göttlichen Offenbarung hält; Fragen von jener furchtbaren Wichtigkeit, wie jene ſind, um die ſich das Menſchenleben bewegt und entfaltet, ja — die Lebensfragen für jeden Menſchen ſind: Was iſt die Liebe? .... Was iſt das Glück? Was iſt Wahrheit? .... Klar wie der Tag wird mir das Alles, wenn ich glaube, daß die göttliche Offenbarung, welche Chriſtus vom Himmel gebracht und der katholiſchen Kirche zur Verkündigung und Aufbewahrung anvertraut hat, all' dieſe tauſend Fragen mit einer himmliſchen Entſ[illegible]enheit löſt, welcher die Fähigkeiten meiner höhere[illegible]ur beiſtimmen. Daß die niedere Widerſpruch erheb[illegible]in Beweis mehr für die göttliche Wahrheit der O[illegible]ung: die niedere Natur fühlt ſich gerichtet und z[illegible] verurtheilt; ſie will nicht ſterben, ſie wehrt [illegible] verleumdet die Offenbarung und nennt die göttliche Wahrheit — Lüge! .... Weshalb? .... Um das Lügengewebe der Sinnlichkeit und der Leidenſchaft, welches die Wahrheit zu zerreißen trachtet, ungeſtört fortzuſpinnen. Wollte ich mich ihr hingeben, ſo würde auch ich die Offenbarung verwerfen und an der Liebe Gottes, die ſich in ihr kund gibt, verachtend vorüber gehen. So macht es der Unglaube. Da liegt für jeden Menſchen die Gefahr, die Verſuchung, die Lockung zum Abfall;

da — ſein unvergänglicher Kampf; da — der Punkt, auf dem der Weg zu beiden Schickſalen ſich ſpaltet. —

Die Zeit verging; ſie achtete es nicht. Mehrmals hatte ihr Diener an die Thür geklopft, die in den Salon führte, zum Zeichen, daß man ſie zu ſprechen wünſche; ſie hörte es nicht. Raſche Schritte eilten jetzt durch das Zimmer ihrer Kammerfrau; ſie bemerkte es nicht. Die Thür flog auf, der Verhang zurück — Oreſt erſchien auf der Schwelle und rief, als er ſie in's Auge faßte:

„Judith! aber Judith, was iſt geſchehen!“

Und er lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küſſen, um ſie zu wecken aus ihrem Traum, ihrer Ohnmacht, ihrer Meditation. Er wiederholte:

„Aber was iſt geſchehen? was iſt Ihnen widerfahren? warum ſperren Sie ſich ab zu dieſer Stunde, wo man gewohnt iſt, Sie zu ſehen? woher dieſe krankhafte Bläſſe? was beſchäftigt Sie? woran denken Sie? — Sehen Sie mich an!“ rief er herriſch.

Judith zog ihre Hände aus den ſeinen und legte ſie auf ſeine Schultern, ſchaute ihn an mit dem tiefen ernſten Blick ihres dunkeln Auges und fragte:

„Sind Sie ein guter Chriſt, Graf Oreſtes?“

„Wenigſtens ein beſſerer als Sie!“ rief er.

„Ich habe ſo eben ernſthaft daran gedacht, es zu werden und mich taufen zu laſſen, damit meinerſeits Dasjenige geſchehen ſei, was unſere Verbindung beſchleunigt. Da dürfen Sie ſich nicht wundern, wenn ich mich in Nachſinnen verſenke. Die Comödie meines Lebens hört auf — die Wahrheit beginnt."

„O daß es ſo weit wäre!" rief Oreſt; „daß endlich! endlich! der Wonnetag anbrechen, die Stunde des Glückes ſchlagen möge, die uns auf ewig verbindet, auf ewig in Liebe aneinander knüpft. O Judith! ich reibe mich auf an der Kette, die mich an ein anderes Weib feſſelt, und wenn ich ſie auch zerreiße, ſo wird es doch noch lange währen, bis ich deren Bruchſtücke abgeſtreift habe, die ich vor der Hand mit mir umher ſchleppen muß. Deshalb, Judith, wollen wir uns in nächſter Zeit vor all' dem Wirrwarr flüchten und in der Einſamkeit, fern von der Welt, unſerer Liebe leben. Nach dem Orient wollen wir gehen, nach Damascus! da iſt das Daſein leicht und lieblich, da verfliegt nicht die ſchönſte Zeit im Tretrad europäiſcher Convenienz und Langweil! da wollen wir in ungeſtörter Ruhe das Glück genießen, nach dem wir uns ſchon ſo lange ſehnen und das wir nur da finden können, wo uns keine Erinnerung an frühere Verhältniſſe ſtört. O Judith, zu flüchtig iſt die Jugend, zu kurz iſt das Menſchenleben, um Tag auf Tag mit nichts Anderem auszufüllen, als mit der Hoffnung."

„Gerade ſo denke auch ich!" entgegnete Judith. „Es muß im Daſein einen Inhalt, einen Kern, eine Wahrheit geben, welche Erſatz gewähren für die unſägliche Leere, welche die glänzendſte Exiſtenz elend macht, ſobald ſie eine liebeloſe iſt. Ja, Oreſt, nach dem Orient wollen wir gehen und in dem „paradieſesduftenden Damaſcus" — wie die orientaliſchen Dichter es nennen, in den Feenhäuſern von Marmormoſaik und vergoldetem Cedernholz, welche von den Reiſenden ſo bezaubernd dargeſtellt werden, unter Citronenbäumen am plätſchernden Springbrunnen, in ſüßen Gefühlen und großen Gedanken unſer Leben zu ſeinem Ziel führen."

„O Geliebte!" rief Oreſt beſeligt, „laß uns fliehen, jetzt! gleich! O glaube mir, die verhaßte Kette wird leichter geſprengt durch einen ſo energiſchen Schritt, der zugleich eine unausfüllbare Kluft zwiſchen der Vergangenheit und Gegenwart reißt, als durch tauſend Schritte, die wir hier unter zahlloſen Hemmniſſen und Störungen thun könnten. O komm! o vertraue meiner Liebe!"

„So nahe dem Ziel — und die alte Thorheit ſollte uns beſiegen?" ſagte Judith traurig. „Nein, Oreſt! ich glaube, daß weder Ihre Empfindungen noch Ihre Abſichten hinſichtlich meiner dadurch eine Aenderung erleiden würden. Aber ich kann dieſen Schritt nicht thun! Judith Miranes, die Jüdin, kann nicht den Grafen Oreſt Windeck auf ſeinen orientaliſchen Streifzug begleiten, ohne durch eine ſo verkehrte Nachgiebigkeit ſich in ſeinen Augen herabzuſetzen. Und merken Sie es wohl, Graf Oreſt: es mag nicht ſchwer ſein, die Mißachtung einer Welt zu tragen, die durchaus keinen Maßſtab hat und gibt für das, was zu achten und zu verachten iſt und deren Beifall man ganz geſchwind wieder erkaufen kann durch eine Gänſeleberpaſtete und ein Paar Flaſchen Champagner. Aber ſchwer, ja unerträglich wäre es, die Mißachtung eines geliebten Mannes ertragen zu müſſen. Sie wollen auffahren. Sie wollen Betheuerungen machen! armer Oreſt, was ſind Ihre gutgemeinten Worte gegen die Thatſache der Erfahrung! Ich kenne das Menſchenherz: es will eine Glorie um ſeine Liebe ſehen. Je heller die — um deſto ſeliger iſt es, wenn es auch mit Schmerzen und Nöthen zu kämpfen hat.“

„Judith, meine Göttin, Du biſt in der Glorie!“ rief Oreſt. „Nun ſo bleibe darin, Du unvergleichliches Geſchöpf! . . . . Ich will jetzt einen anderen energiſchen Schritt thun.“ —

Er ſtürmte fort und zu Corona. Sie war nicht daheim. Sie war nach St. Peter gefahren. —

Es gibt Menſchen — verſteht ſich, höchſt ſelten, hie und da einmal einer! die ſind von ſo wundervoller Vollkommenheit, daß man dieſelbe gar nicht recht gewahr wird und ganz treuherzig wähnt, das ſei ein Menſch wie unſereiner, bis man allmälig im näheren Umgang und nach längerer Beobachtung herausbringt, dem ſei nicht ſo; ihre Vollkommenheit falle nur nicht in's Auge, weil ein wunderſchönes Gleichgewicht ſie nach Innen harmoniſch ordne und ihnen nach Außen das Gepräge friedlicher Einfachheit, ohne hervorſtechende Züge, verleihe. So ungefähr iſt es mit der St. Peterskirche zu Rom. Ihre Verhältniſſe ſind von ſo herrlicher Harmonie, daß man durch ihre ungeheuere Größe anfangs gar nicht frappirt wird und nur nach und nach, wenn man in ihr auf Entdeckungen ausgeht, das Rieſenhafte des Baues erkennt, anſtaunt und bewundert. Die Engelchen, welche die Weihwaſſerſchaalen halten, ſind ſechs Fuß lang; der Hochaltar iſt ſo hoch wie der Palaſt Farneſe — einer der großartigſten in Rom; die Gemälde über den Altären ſind alle in Moſaik und über Lebensgröße ausgeführt, ohne daß man es bemerkt. Man muß manchen Beſuch in St. Peter wiederholen, bis man ſich in ſeiner Welt von Kunſt und Schmuck, von Reichthum und Größe, von Grabmalen und hiſtoriſchen Erinnerungen heimiſch fühlt. Wie immer und überall, ſo hat auch da die Andacht es am Beſten und Leichteſten. Die geht vor bis zu der Baluſtrade, welche den Einblick in die Krypta umſchließt, kniet nieder und betet. Denn da ruhen die Reliquien eines Menſchen, an dem Gott die Wunderthaten ſeiner Gnaden ſeit achtzehnhundert Jahren in einem Maß aufleuchten ließ und läßt, wie an keinem anderen Staubgebornen: Petrus, der Fiſchersmann aus Galiläa, der Hirt, dem Chriſtus Selbſt die Führung ſeiner Heerde anvertraut hat, der Nachfolger des Gottesſohnes in dieſem heiligſten Amt, der Stammvater aller Stellvertreter des Herrn als Oberhaupt der Kirche auf Erden: Petrus ruht da.

Corona's Lieblingsausflug war immer nach St. Peter und ihr Lieblingsplatz dort war am unterſten Pfeiler des linken Seitenſchiffes, nächſt dem Eingang; denn von dort blickt man gerade auf Rafaels Transfiguration, die in einer Moſaikcopie über dem Altar des Kreuzſchiffes ſich erhebt. Die hohe majeſtätiſche Marmorhalle bildet eine lange Perſpective vor dem großartigen Gemälde, in welchem Rafaels Genie allen Jammer der Erde und alle Seligkeit des Himmels wie in einer wunderbaren Viſion zuſammengeſtellt hat. Während ſich der göttliche Heiland auf dem Tabor vor ſeinen drei auserwählten Jüngern in himmliſcher Verklärung zeigt, leuchtend, ſchwebend, ſtralend, Mittelpunkt und Spitze eines überirdiſchen Lichtglanzes, angebetet von Moſes und Elias, die in einer niedrigeren Region ſchweben; ſtehen am Fuß des Berges die übrigen Jünger rathlos, angſthaft und niedergeſchlagen dem troſtloſen Vater gegenüber, der den beſeſſenen Knaben in ſeinen Armen hält, der verzweiflungsvollen Mutter gegenüber, die ihnen zürnend vorwirft, daß ſie ihr Kind, ihr einziges, ihr vielgeliebtes, nicht retten können, dem Volk gegenüber, das von ihnen dieſelben Wunderheilungen wie von ihrem Meiſter verlangt. Aber der Meiſter iſt nicht bei ihnen und deshalb vermögen ſie nichts! ohne Chriſtus keine Rettung, keine Heilung, kein Troſt, kein

Sieg über den Geiſt des Böſen. Ohne Glaube iſt der Menſch todt in ſich und unbrauchbar zum Gnadenwerk. Aber hoffet nur, ihr Geplagten, ihr Leidenden, ihr Hülfloſen! der Herr iſt nah. Glaubet nur! er ſelbſt ſteigt aus ſeiner Verklärung, von ſeinen übernatürlichen Taborshöhen in euere Finſterniß und euer Elend herab. Glaubet nur! bittet nur! Er kommt, um euch zu retten und euch von der Uebermacht des böſen Geiſtes zu befreien! Ein göttliches Bild, jeder Menſchenſeele verſtändlich! aber für Corona ganz voll lebendigſter Anklänge, für die jammervolle Gegenwart ſowohl, als für die Hoffnung, die der göttlichen Barmherzigkeit vertraut, und umſomehr, wenn die Menſchen rathlos ſind, welche man ſonſt als gute Rathgeber kennt. Corona brachte immer einen Stral des Troſtes in ihrer Seele von der Transfiguration zurück. So war es auch heute — und ſie konnte ihn brauchen.

Als Oreſt ihren Wagen über den Platz fahren ſah, eilte er hinab, hinderte ſie auszuſteigen, während er Felicitas, die ihre Mutter immer in Obhut ihrer Bonne begleitete, ſchnell aus dem Wagen hob und dabei zu Corona ſagte:

„Man kann hier im Hauſe keinen Augenblick vor Störung ſicher ſein, bald kommt der Papa, bald Hyacinth — alſo laß uns nach der Villa Borgheſe fahren; ich habe Verſchiedenes mit Dir zu ſprechen.“

Er ſetzte ſich zu ihr und ſie fuhren der porta del popolo und dem großartigen Park zu, den der Fürſt Borgheſe dem Publikum geöffnet hat. Seit jenem traurigen Geſpräch am erſten Morgen ihrer Anweſenheit in Rom war Corona nur auf Augenblicke mit Oreſt allein geweſen, da er jedes beſondere Geſpräch mit ihr vermied. Aber die Erinnerung an jenen Morgen war ſo lebhaft in ihr, daß ihr Herz unwillkürlich erbebte bei dem Gedanken, dies könne vielleicht deſſen Fortſetzung ſein. Sie faltete ihre Hände unter der Mantille und bat um den Beiſtand des heiligen Geiſtes, daß er ſie ſtark zum Hören und ſanft zum Reden machen möge. Sie harrte ſchweigend auf das, was ihr Mann ihr ſagen werde. Er ſah finſter aus und wurde es noch mehr, als er anhub:

„Bei Deiner Ankunft in Rom hab' ich Dich gebeten, Corona, mir behülflich zu ſein, unſere Ehe für null und nichtig erklären zu laſſen, indem ich vorausſetzte, es müſſe dem weiblichen Zartgefühl willkommen ſein, aus einem Verhältniß herauszutreten, in welchem zwei Herzen keine Befriedigung finden. Ich habe mich aber in dieſer Vorausſetzung getäuſcht. Dadurch haſt Du mich zu einer anderen Maßregel gezwungen. Damals bat ich um Deine Zuſtimmung, Deine Mitwirkung; jetzt zeig' ich Dir nur meinen Entſchluß an. Ich werde mich einem proteſtantiſchen Bekenntniß anſchließen. Da ſind Eheſcheidungen nichts Seltenes, weil man nicht die wahnwitzige katholiſche Idee hat, aus dem Ehebund ein unauflösliches Sacrament zu machen. Man betrachtet ihn als einen bürgerlichen Vertrag, der ſeine Gültigkeit verliert, wenn die Herzen erkalten und man kann ſich ohne Umſtände zwei, drei Mal wieder verheirathen. Uebrigens ſind ja die Proteſtanten ebenſogut Chriſten wie die Katholiken und ſo ſteht mein Entſchluß unwiderruflich feſt: ich werde proteſtantiſch, verlange die Eheſcheidung und heirathe Judith Miránes, die aus ihrem jüdiſchen Glauben oder Unglauben zum Chriſtenthum übertritt. Auf dieſe Weiſe ordnet ſich Alles und drei Menſchen — Du ſelbſt mit einbegriffen — finden ihren Frieden und ihr Glück."

Oreſt ſprach mit eiſiger Ruhe, wie Jemand, der entſchloſſen iſt, ſich mit ſeinem Gewiſſen abzufinden. Das fühlte Corona. Ihr Schmerz war zu groß, um Worte oder Thränen zu finden: Oreſt wollte ſeinen Fall durch ſeinen Abfall krönen und beſiegeln! es war unmöglich, tiefer zu ſinken, unmöglich, mit der Leidenſchaft einen höheren Götzendienſt zu treiben.

„Du biſt überraſcht, wie es ſcheint," nahm er nach einer Pauſe das Wort; „denn Du kennſt die Liebe nicht! Du haſt keine Ahnung, mit welcher Gewalt ſie den Menſchen ergreift und antreibt, all' die Schranken von Menſchenmachwerk zu durchbrechen. Ich kann nicht anders! ich habe Jahre lang gekämpft und gelitten! ich halte das nicht mehr aus. Einen anderen Ausweg find' ich nicht — ich wende mich dahin, wo ich Rettung ſehe."

„Und glaubſt Du wirklich,“ fragte Corona bebend, „treulos allen Pflichten gegen Deinen Schöpfer und ſeine Geſchöpfe — und dennoch glücklich ſein zu können?“

„Die Treue folgt der Liebe nach. Dem geliebten Weibe bin ich treu.“

„Und Gott? .... und ſeine Heilsanſtalt, die heilige katholiſche Kirche?“

„Vor deren Uebertreibungen hatte ich immer einen Abſcheu! umſomehr jetzt, da mir die Unmöglichkeit klar geworden iſt, ihre Forderungen zu erfüllen. Die Ueberſpanntheit ſtößt zurück; nennſt Du das treulos ſein?“

Corona barg ihr Geſicht in ihren Händen, ſo grenzenlos fühlte ſie ſich niedergebeugt und beſchämt, daß Oreſt zu einer ſolchen Geſinnung habe herabſinken — ſo ganz aus dem Gnadenleben habe heraustreten können. Aber wo kein Glaube iſt, da iſt auch keine Gnade; da iſt der Menſch der ſündigen Macht ſeines von Gott abgelöſten und dem Wirbelwind der Leidenſchaften preisgegebenen Herzens elend unterworfen; da wird er für alles Höhere und namentlich für die Pflichterfüllung, die ja immer mehr oder minder ein Opfer iſt, dermaßen abgeſtumpft, daß er keine andere Pflicht mehr anerkennt, als die — der Selbſterhaltung, wenn nicht leiblicher, ſo doch geiſtiger Weiſe, und auf deren Rechnung die Befriedigung all' ſeiner Neigungen ſchreibt; da heißt ſein Programm für's Leben kurz und bündig: Mein Ich

ſoll glücklich ſein! Corona fragte mit mühſam erzwung
ner Faſſung:

„Lieber Oreſt, ſollteſt Du wirklich ſo abgeſtump
ſein, um keine Ahnung von der Schmach zu haben
welche Du auf Dich, auf Deine Familie, auf Deine
Namen herabziehſt, wenn Du einer jüdiſchen Sänger
zu Liebe die heiligſten Bande mit Füßen trittſt und Di
zugleich vom Glauben und von Weib und Kind lo
ſagſt.“

„Für den Augenblick wird die Sache allerdings ein
ges Aufſehen machen und für ein Jahr oder zwei wir
meine und Judith's Stellung in der Geſellſchaft nich
eben angenehm ſein. Das hab' ich wohl erwogen un
deshalb beſchloſſen, mich mit ihr für einige Zeit in weite
Ferne niederzulaſſen. Aber die Welt vergißt ſchnell un
iſt zur Nachſicht geneigt für Alles, was Liebesverhält
niſſe betrifft; denn ſie beſteht aus Individuen, die ſeh
wohl wiſſen, daß ihnen in der Vergangenheit, de
Gegenwart oder der Zukunft ähnliche Nachſicht willkom
men war, iſt, oder ſein wird. Deshalb iſt nach einige
Jahren Alles vergeſſen und vergeben und meine Stellung
in der Welt ganz die alte. Auch meine Familie wird
ſich verſöhnen laſſen; denn wozu wäret Ihr Alle ſ
enorm fromm, wenn Ihr Euch nicht mit dem Gedanken
vertraut machen könntet, daß Gott mir andere Wege
zugewieſen hat, als Euch.“

„Keine Gottesläſterung, Oreſt! die will ich nicht hören!“ rief Corona lebhaft. „Du haſt, was wir haben: Gottes Gnade und Deinen freien Willen. Stürzeſt Du Dich in's ewige Verderben, indem Du göttliche Geſetze verachteſt, um den Geſetzen Deiner ſündhaften Natur zu folgen, ſo iſt das nicht Gottes Fügung, ſondern Dein Widerſpruch gegen ſeine Fügungen, ſondern derſelbe Ungehorſam, der einſt Lucifer aus dem Himmel und Adam aus dem Paradieſe ſtürzte. Und mit der entſetzlichen Vorſtellung, Dich in der Feindſchaft Gottes, Dich auf dem Wege zum ewigen Tode, Dich ausgeſchloſſen von Gottes Gnade und Herrlichkeit zu wiſſen, darf und wird Deine Familie ſich nie verſöhnen. Sie muß darüber untröſtlich ſein und bleiben. Was die Geſellſchaft betrifft, und ob ſie die niedrigen Anſichten hat, die Du ihr zuſchreibſt — bleibe dahingeſtellt. Eines aber weiß ich: hat ſie allzu große Nachſicht mit ſträflichen Liebesverhältniſſen, ſo iſt ſie doch unerbittlich in Bezug auf diejenigen Ehebündniſſe, welche nur geſchloſſen werden konnten, indem ein Theil oder beide vom katholiſchen Glauben abfielen. Dieſe ſind für immer von der Geſellſchaft — ich ſpreche von der katholiſchen — ausgeſchloſſen und tragen das Brandmal der Bigamie. Bei jedem ſtrafbaren Liebesverhältniß darf man die Hoffnung hegen, daß die Betheiligten zur Beſinnung kommen, von ihrer Schwäche ſich aufraffen und die entſetzliche Gottesbeleidigung, die ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, erkennen, bereuen und ſich zu ihrer Pflicht bekehren werden. Iſt aber der Abfall vom Glauben geſchehen, um das Eheband, das ſie als ein unauflösliches kennen, ſcheinbar zu beſeitigen und ſcheinbar ein neues zu knüpfen, ſo beweiſt dieſer Schritt, daß ſie ſich mit Beſonnenheit und Ueberlegung entſchloſſen haben, für's Leben der Zeit und der Ewigkeit in der Trennung von Gott, welche durch die Todſünde bewirkt wird, zu verharren."

„Die proteſtantiſche Welt iſt vernünftiger!" erwiederte Oreſt gelaſſen.

„Haſt Du Achtung vor ihrer Auffaſſung der Ehe?"

„O, das iſt gar nicht nöthig! ich will, daß ſie vor mir Achtung habe und Judith als meine rechtmäßige Frau anerkenne. Und das thut ſie, wenn ich proteſtantiſch werde. Mehr verlang' ich nicht. Sie öffnet mir die Arme; Ihr ſprecht Bann und Interdict wider mich: da iſt es ganz natürlich, daß ich mich dahin wende, wo ich liebevoll aufgenommen werde."

„Ja!" ſagte Corona grenzenlos traurig, „ſo macht es die gefallene Natur: ſie wendet ſich dahin, wo ihr geſchmeichelt, wo ihr der herbe Kampf der Selbſtverläugnung erſpart wird. Das iſt gerade ſo, wie wenn ein Kind das Vaterhaus verließe, um ſich leichtſinnigen Cameraden anzuſchließen, und dann behauptete, dieſe meinten es beſſer mit ihm, als ſeine Eltern, denn ſie hießen ſeine Thorheiten gut, hingegen wollten die Eltern ſie nicht dulden."

„Es gibt unter den Proteſtanten höchſt rechtſchaffene und vortreffliche Menſchen,“ ſagte Oreſt.

„Das iſt kein Grund, um vom Glauben abzufallen,“ entgegnete Corona, „denn wenn er gültig wäre, ſo könnte man auf denſelben Grund hin ein Renegat des Chriſtenthums werden: es ſoll unter den Muhamedanern ebenfalls ſehr rechtſchaffene Menſchen geben.“

„Daraus geht hervor, daß alle Religionsformen vollkommen gleichgültig ſind,“ ſagte Oreſt. „Da der Chriſt nichts voraus hat vor dem Muſelman und dem Buddhiſten — wie könnte dann wohl im Chriſtenthum ſelbſt die eine Confeſſion ſich über die andere erheben wollen?“

„Lieber Oreſt,“ ſagte Corona, „bedenk' es wohl! Es iſt jetzt mit Dir dahin gekommen, daß Du die göttliche Offenbarung der chriſtlichen Glaubenslehre, auf welcher die chriſtliche Sittenlehre beruht, verwirfſt — und zwar deshalb, weil dies himmliſche Sittengeſetz, das den Menſchen zur Heiligkeit führen ſoll, in der katholiſchen Kirche gelehrt und aufrecht gehalten wird, während ſie zugleich die Mittel der Gnade aufbewahrt und ſpendet, die den Fortſchritt zu dieſem Ziel ermöglichen. Du haſt Dich von demſelben abgewendet; Du entſagſt dem Streben nach himmliſchen Gütern, dem Kampf für Pflicht und Tugend; Du verwirfſt die erhabene Glaubenslehre, welche Dir in dem Streit zwiſchen Gutem und Böſem, der in keiner Menſchenbruſt raſtet, übernatürliche Waffen bietet; Du läßt Dich beſiegen von irdiſcher Leidenſchaft; und dann ſprichſt Du von rechtſchaffenen Menſchen außerhalb der Kirche, als ob Du nach einer Vortrefflichkeit ſtrebteſt, die innerhalb derſelben nicht zu finden wäre — und faſt in einem Athem von der Gleichgültigkeit aller Religionen. Kannſt Du bei einer ſolchen inneren Verwirrung denn überhaupt einen Entſchluß faſſen wollen?“

„Du machſt mich verwirrt mit Deinen Widerſprüchen und Einwürfen!“ rief Oreſt zürnend. „Ich weiß, was ich thun will und Du weißt es jetzt auch. Hätteſt Du mir die Hand geboten zur friedlichen Löſung unſeres traurigen Verhältniſſes, ſo hätteſt Du mir einen Gewaltſchritt erſpart. Der komme auf Dein Gewiſſen. Du treibſt mich in die Arme des Proteſtantismus!“

„Gerade ſo, wie Gott Dich auf den Weg des Verderbens führt — nicht wahr?“ ſagte Corona mit trübem Lächeln. „Das gehört zuſammen! Gott und der Nächſte müſſen unſere Schuld tragen, wenn wir anders nicht mit ihr fertig werden können.“

„Willſt Du die Verantwortung nicht übernehmen,“ rief er, „wohlan! ſo bleibe ſie mir! Ich fürchte mich nicht davor. All' dieſen kirchlichen Geſetzen gegenüber hat das Menſchenherz ſeine unverlierbaren Rechte; die nehme ich in Anſpruch — und mit ihnen werde ich mich vor Himmel und Erde ohne Scheu verantworten.“

„Oreſt!“ rief Corona flehend, „erbarme Dich Deiner Seele! Du wirſt die Religion von Dir, wie eine läſtige Kette, weil ſie Deine böſen Leidenſchaften in Feſſeln halten will. Ach, Oreſt! Du wirſt untergehen als das Opfer dieſer Leidenſchaften, denen Du den Zügel ſchießen laſſen willſt.“

„Bah! untergehen! .... Das könnte mir in dem verzweiflungsvollen Druck der Gegenwart geſchehen; aber nie in meiner Freiheit!“ rief Oreſt. Plötzlich ſetzte er hinzu: „Adieu!“ ſprang über den Wagenſchlag hinweg, ohne ſich Zeit zu nehmen halten zu laſſen, und eilte einem Seitenwege zu, weil er in der einſamen Frauengeſtalt, die dort wandelte — Judith zu erkennen glaubte. Corona erſchauerte vor einer ſolchen Gefangenſchaft aller höheren Seelenkräfte. „Er iſt ja willenlos gebannt an dieſe Judith!“ ſeufzte ſie und ließ den Heimweg einſchlagen. „Ob ſie auch eine ſolche Leidenſchaft für ihn hat? ob ſie ſich aus Ueberzeugung taufen läßt? und wenn das ſein ſollte — könnte ſie nicht dahin gebracht werden, ihm als Chriſtin zu entſagen?“ —

Sonnenuntergang.

Uriel war noch immer zu Windeck. Er konnte ſich nicht entſchließen, Onkel Levin zu verlaſſen. Dankbarkeit, Verehrung und Liebe feſſelten ihn an den Greis. Ihm war zu Sinn, als müſſe er die ganze Familie in dem Ausdruck zärtlichſter Ehrfurcht vertreten und als bleibe ſie dennoch eine ewige Schuldnerin dieſes Greiſes, der ihnen Allen, ſeit vier Generationen, das ſchönſte Beiſpiel in eindringlichſter Weiſe gepredigt hatte: demüthige Selbſtverläugnung; nie durch Worte, immer durch die That. Welch' ein Opfergeiſt gehörte dazu, um ein ganzes, langes Leben freiwillig in der Abhängigkeit zuzubringen und in der untergeordneten Stellung zu verharren, welche der Weltgeiſt ihm anwies! welch' eine übernatürliche Liebe, um gerade von dieſer Stellung aus, mit unerſchütterlicher Energie einer in Gottes Langmuth wurzelnden Geduld, den Weltgeiſt zu bekämpfen! welch' eine Kette von Seelenſchmerzen, von Sorgen, Mühen und Arbeiten um und für Seelen wickelte ſich aus jeder

Stunde, jedem Tage, jedem Jahre dieſes Lebens ab! Und Niemand hatte ein Auge für dieſe unvergleichliche Selbſtverläugnung! Keinem fiel es ein, daß dazu eine himmliſche Tugend gehöre! Daß die Glücklichen der Welt ihres Glückes überdrüſſig und ihrer Freuden müde werden: man begreift es, man findet es in der Ordnung, denn der Menſch iſt nun einmal ſo geſchaffen, um den Wechſel zu lieben und im Einerlei — ſelbſt des Glückes — zu erſchlaffen. Daß aber Onkel Levin je ſeiner Opfer, ſeiner Entſagung, ſeiner Verdemüthigung hätte müde werden können, daran hatte man nie gedacht, und daher war ihm auch nie die Anerkennung ſeiner Vollkommenheit zu Theil geworden. Man brauchte ihn zu Rath und That, dann vergaß man ihn, und er war ſo gleichgültig gegen ſich ſelbſt, daß er ſich mild alle Vernachläſſigung gefallen ließ, um ſtets, als ſtiller Schutzengel des Hauſes, Gnadenſtralen auf daſſelbe herab zu ziehen durch das hochheiligſte Opfer, durch das unermüdliche Gebet. Mehr und mehr erkannte Uriel, daß die demüthige Seele die große Seele iſt; denn die Demuth macht den Menſchen leer von ſich ſelbſt und dadurch fähig, die Gnadenkraft, die von Gott kommt, die aufwärts hebt und groß und ſtark macht — in ſich aufzunehmen. Und die Welt hält die chriſtliche Demuth für niedrige Geſinnung, ſeufzte Uriel bei ſich ſelbſt; ach, ſie iſt ja die Grundlage der wahren Größe, der ächten Würde! ach, wie voll muß die Welt von ſich ſelbſt und wie leer von Gott ſein, um in der Demuth Kriecherei und Heuchelei zu ſehen! Vielleicht ſind wir Alle es dem heiligen Greiſe ſchuldig, ſeinem Opferleben, ſeiner Fürbitte, ſeinem Beiſpiel, ſeinen Lehren, daß wir nicht in die Gemeinheit ſolcher Geſinnungen und entſprechender Handlungen verſunken ſind. Und immer klarer ſah Uriel ein, daß er ſich nicht damit begnügen dürfe, ein ſolches Beiſpiel unthätig zu bewundern. Immer deutlicher vernahm er eine innere Stimme, die ihm zuſprach: Trinke du aus demſelben Kelch; dann haſt du dein Genügen. —

Mit tiefer Erſchütterung hatte Levin Regina's Zuſtand erfahren. Mit ihm durfte Uriel ja darüber ſprechen; er konnte es aushalten. Dem Vater und der Schweſter wollte Regina die herbe Mittheilung erſparen.

„Sieh!“ ſagte Levin, „das ſind ſo recht die unergründlichen Schickungen Gottes, an denen der Unglaube ſolchen Anſtoß nimmt und worin wir ein Geheimniß voll himmliſcher Liebe ahnen. Wodurch belohnt er das freudige Opfer, das Regina ihm bringt? durch ein ſchauerliches Leiden, durch einen martervollen Kreuzgang, deſſen Ende der gewiſſe und nahe Tod iſt. Er konnte ſie leben und im Schatten ſeiner Gnade friedlich blühen laſſen, wie eine Blume des Waldes, zu ſeiner Ehre und Anderen zum Troſt und zur Erbauung. Statt deſſen wendet er ihr das volle Licht, ja die Flammenpfeile ſeiner

Gnade zu — und kränzt ſie mit grauſamen Dornen. Das iſt die ächte Braut Chriſti.“

„Ja,“ ſagte Uriel, „den Eindruck hab' ich für's Leben empfangen: denke ich an den gekreuzigten Heiland, blutüberſtrömt unter ſeiner Dornenkrone, ſo trägt er Regina's Züge.“

„Sieh, wie gut Gott auch für Dich iſt,“ entgegnete Levin zärtlich; „ſo lieblich zieht er Dich hin zum Kreuz!“

„Ich fühle es,“ erwiederte Uriel, „ich weiß es. Der Opferſtahl liegt auf dem Altar; es iſt das Kreuz. Aber die Natur erſchauert bei dem Gedanken, es in ſolchem Maß umfaſſen zu müſſen.“

„Das Maß wird nicht Jedem gleichförmig gemeſſen, nicht genau die eine Seele wie die andere behandelt. Es gibt Stufen in der Liebe, Stufen in der Prüfung. Wer hat den göttlichen Heiland mehr geliebt als Maria Magdalena! mit welcher übernatürlichen Demuth, mit welcher herzzerſchmelzenden Selbſtverläugnung nahet ſie ſich ihm bei jenem Gaſtmahle, wo ſie beweiſt, daß ihr die Welt unter- und der Himmel aufgegangen iſt. Und wie behandelt ſie der Herr, der gütige, milde, zärtliche Heiland, der für den hochmüthigen Phariſäer ſo liebevoll iſt und die größten Sünder ſo tröſtend behandelt? Man ſollte meinen, er werde die Magdalena mit der innigſten Liebe empfangen. Aber nein. Er ſchenkt ihr kein Wort, keinen Blick, keine Beachtung. Auf einen

Act der rührendſten Demuth ſieht er gar nicht hin, un wie einen weſenloſen Schatten läßt er ſie vorüber gleite Dies Schweigen, dieſe abwehrende Nichtachtung hätte nicht Alle ertragen. Magdalena aber ertrug es. Dafür ſteht ſie denn unter dem Kreuz mit der Gottesmutte und dem Liebesjünger — und ihr zuerſt erſcheint de Auferſtandene! und ſie ruft er bei ihrem Namen! Jede Seele, die ſich von der Welt zu Gott, von dem Irrthum zur Wahrheit bekehrt, gleicht der Magdalena, indem ſie bis dahin Ungöttliches dem Göttlichen vorgezogen hat. Ach, wir Alle gleichen ihr; denn in uns Allen iſt Anhänglichkeit an unſer ſo ſehr ungöttliches Ich — und wir Alle müſſen deshalb darauf gefaßt ſein, ſo vom Herrn empfangen zu werden, wie ſie. Allein der Empfang iſt dennoch verſchieden, weil wir nicht ihre welt- und todtverachtende Liebe haben.“

„O, hätte ich ſie!“ rief Uriel.

„So ſpricht wohl Mancher,“ entgegnete Levin lächelnd, „und macht doch nicht ſeine Anſtalten dazu! Die vollkommene Hingebung an den Willen Gottes, ohne Rückblick und Hinterhalt für uns ſelbſt — iſt eine Hauptbedingung. Unterwirf Dich ihm bedingungslos; mache Dein Herz zu einem Reich, in welchem er nach ſeinem Wohlgefallen herrſchen ſoll; und ſiehe! dann ſchickt er Dir die Liebe, als die Königin dieſes Reiches zu, die wonneſtralend Dich zur Huldigung ihres Herrn und Herrſchers hinzieht. Sie kommt auf zwei Wegen, die Königin Liebe. Im heiligſten Sacramente des Altars ſucht ſie Deine Seele auf. Im Gebet ſucht Deine Seele nach ihr. Das iſt eine myſtiſche Ebbe und Flut, ſinkend und ſteigend im Wechſel der innerſten Lebensbeziehung auf das ewige Geſetz, daß der Menſch ſelbſt thätig an ſeiner Heiligung mitwirken ſoll. Auf einige verfliegende Wünſche und Seufzer kann die ewige Liebe nicht hören. Sie iſt Wahrheit und darum begehrt ſie Wahrheit. Hingebung, Unterwerfung — das iſt Wahrheit, denn da hören alle Selbſttäuſchungen, alle Gefühlsſchwelgereien, alle Phantaſiegebilde unverzüglich auf. Das iſt der unerbittliche Prüfſtein, an dem der Wille als ächtes Gold oder als unedles Metall zum Vorſchein kommt. Hingebung und Unterwerfung heiligen die Seele mehr und ſchneller, als die größten Thaten für Gott gethan; und haben auch das noch für ſich, daß man ſie überall üben kann, während die großen Thaten Zeit und Ort haben wollen. Fange nur an, Dich zu heiligen, Uriel, und Dich mit und aus allen Kräften Deiner Seele Gott als ein unbedingtes Werkzeug darzubieten, und die himmliſche Liebe wird ſchon kommen und Wohnung bei Dir nehmen.“ —

Nicht Uriel's Kämpfe, nicht Regina's Leiden, nicht Corona's Prüfungen waren es, welche Levin's Herz ſorgenſchwer machten. Dieſe gehörten ja zu jenen Schäflein der Heerde Chriſti, welche die Stimme des guten Hirten kennen, auf ſie hören und ihr folgen wollen; und bei ſolchen Seelen iſt das Amt des ſtellvertretenden guten Hirten, des Prieſters, nicht ſchwer. Mit einem Wink ſeines Hirtenſtabes, mit einem Zuruf aus ſeinem Munde ſammelt er ſie gleich wieder auf den immergrünen Auen und an den ſilberklaren Waſſern des chriſtlichen Lebens, wenn ſie zu einer dürren Weide abgeirrt ſein ſollten; und ſein einziger Kummer iſt der, daß ihr Fortſchritt auf dem Wege der Vollkommenheit noch viel größer ſein könnte, als er bereits iſt. Wohl iſt es ein Kummer, neben der unbegrenzten Gnade Gottes immer die unvollſtändige Mitwirkung des Menſchen, auch des edelſten, gewahr zu werden; aber wie anders, wie bitter und nagend iſt der Kummer, welchen die Schäflein hervorrufen, die den guten Hirten nicht kennen wollen und ſich von ihm abwenden. Da muß er durch Wüſten von Traurigkeit und über Dornen von Aengſten im Gebet den Verirrten nacheilen und nachweinen, nie die Hoffnung auf deren Rettung aufgeben, von keiner Enttäuſchung ſich entmuthigen laſſen und ach! oftmals erſt dann ſie erreichen, wenn ſie vom Wolf zerfleiſcht ihr Leben aushauchen, von Dornen umſtrickt ſich verbluten oder gar in den Abgrund ſtürzen, welcher der ewige Tod, der Untergang der Seele heißt.

Je näher ſich Levin dem Ende ſeiner Tage fühlte, um deſto ſorgenvoller ſah er auf die kleine Heerde, für welche er in beſonders inniger Weiſe ein guter Hirt hatte ſein ſollen; und zogen auch die Einen mit fliegenden Fahnen zur

Eroberung des Himmelreiches aus — und folgten auch die Anderen gemäßigteren Schrittes nach: ſo waren doch Oreſt und Florentin entflohen der ſchirmenden Hürde und in eine Wildniß gerathen, die ihnen den Untergang nahe legte. Ein Brief von Corona verſetzte ihn in den tiefſten Schmerz. Sie theilte ihm den Inhalt ihres letzten Geſpräches mit Oreſt mit. „Die Gefahr iſt ſo groß, ſo dringend, daß ich die himmliſche Hülfe des heiligen Gebetes in Anſpruch nehmen muß.“ ſchrieb ſie; „wenn das nicht wäre, ſo würde ich ſchweigen, wie ich bisher geſchwiegen habe, weil ich die Ueberzeugung hege, daß Alles, was man an Oreſt ſagen mag, nur dazu beitragen würde, ihn in ſeiner jammervollen Verblendung zu beſtärken und in ſeiner verkehrten Liebe zu befeſtigen. Ich ſchwieg, ſo lange dieſe traurige Sache gleichſam nur die meine war; ich hatte ſein Herz verloren: das betraf mich allein. Aber jetzt ſoll ſeine Seele verloren gehen durch den Abfall vom Glauben: das iſt die Sache Gottes! dagegen trete ich ganz in den Hintergrund, und nicht mehr für mich, ſondern für Oreſt allein ruf' ich um Hülfe. So lange meine Augen offen ſtehen, habe ich in tiefſter Aufrichtigkeit meiner Seele vor Gott auf Alles und Jedes verzichtet, was Glück, was Freude, was Troſt, was Erquickung hienieden iſt -- wenn nur der gräßliche Abfall verhindert wird. Wir Alle müſſen uns mit ausgebreiteten Armen zwiſchen ihn und die

Hölle werfen, der er im Wahnwitz der Leidenſcha zutaumelt.“ — —

Nachdem Levin dieſen Brief geleſen hatte, faltete die Hände und rief:

„Den Kelch, o Herr, erſpare mir!“ Aber ſogleic ſetzte er hinzu: „Wenn er Dir, o Herr, erſpart ſei ſoll! Wenn nicht — ſo gib mir die Gnade, ihn in de Vereinigung mit Dir zu leeren, dieſen bitterſte Myrrhentrank!“

„Ich muß nach Rom!“ rief Uriel. „Der Unglück ſelige ſoll wenigſtens von all' den Seinen den Schre des Entſetzens über ſein Beginnen wie aus einem Munde hören. Corona hat Recht: wir müſſen uns Alle ihm in den Weg werfen. Vielleicht hemmen wir ſeinen Sturz.“

„Geh, mein Sohn, Gott ſegne Dich und ſtehe Dir bei!“ rief Levin lebhaft. „Corona ſchreibt, ſie habe die Sache auch an Regina mitgetheilt, um ſie zum Gebetseifer zu entflammen. So werden wir Beide, ſie und ich, denn unabläſſig unſere Hände zum Gebet erheben, während Ihr in Rom vielleicht die Möglichkeit zu einem kräftigen Handeln findet.“

Mit unſäglich ſchwerem Herzen entſchloß ſich Uriel zur Trennung von Levin. Der Greis war ganz allein, denn die Baronin Iſabelle war verreiſt, war ſo eben an das Sterbebett ihrer theuerſten Freundin, der einzigen Schweſter ihres verſtorbenen Mannes gerufen. Und nun ſollte er dieſe qualvolle Zeit der Spannung, der Erwartung, der Sorge — einſam bleiben, ohne Mittheilung, ohne Zuſpruch, auf Briefe beſchränkt, deren Nachrichten ſtets unvollkommen und folglich ungenügend ſind!

„Darüber gräme Dich nicht," entgegnete Levin, als Uriel ihm ſeine Bekümmerniß ausſprach. „Es war mir bis jetzt ein großer Troſt, Dich bei mir zu haben, allein nun iſt es mir ein größerer Troſt, Dich zu entbehren — zuerſt, weil ich denke, daß Du in Rom mehr nöthig biſt, als hier; und dann, weil es mir ein Opfer iſt, Dich gehen zu ſehen. Dem lieben Gott in irgend einer Weiſe ein Opfer bringen zu dürfen, iſt aber immer das glückſeligſte, was einem Menſchen widerfahren kann. Reiſe getroſt, mein Sohn." —

Uriel war ſchnell zur Abreiſe gerüſtet und Levin blieb allein auf Windeck zurück. Ein ſchwererer Schlag als Oreſt's Abfall hätte ihn nicht treffen können! jeder andere hätte ein Paar Dornen mehr auf den Erdenweg geſtreut; aber über ſie ging Levin hinweg, als wär' es Blütenſchnee, der vor der Frühlingsluft herabrieſelt. Dieſer Schlag ging über die Erde hinaus. Die namenloſen Schmerzen, die er einſt um ſeine arme Mutter ausgeſtanden hatte, erneuerten ſich auf eine noch unheilvollere Weiſe, um eine noch drohendere Gefahr. Die Verachtung der Liebe und Gnade Gottes, die vor einem halben Jahrhundert ſeinen jungen Augen ſo viel tauſend Thränen gekoſtet hatte, drängte ihm auch jetzt wieder ſein Herzblut in bitteren Zähren aus den Augen. Und hätte er noch ein halbes oder ganzes Jahrhundert gelebt, und noch eines, und abermals eines, und ſo fort bis zum jüngſten Tage: ſo würde er fort und fort das nämliche Herzeleid zu tragen, denſelben Jammer zu beweinen haben: die Beleidigung der ewigen Liebe durch die Sünde des Geſchöpfes! Dann gedachte er des furchtbaren myſtiſchen Leidens, welches der göttliche Erlöſer am Oelberg ausgeſtanden, gerade weil er im Geiſt das grenzenloſe Elend überſchaute, das er mit ſeinem heiligen Blut heilen wollte — und das ſich dennoch, dennoch! ſo vielfach gegen die himmliſche Arzenei ſträubt, daß ſie ach! nicht für Alle ihre Wirkung thun, nicht Allen die Geneſung der Seele bringen kann. Ja! ſeufzte Levin aus tiefſter Bruſt, zur vollkommenen Vereinigung mit Gott gehört die willige Annahme dieſes Leidens, das über alle menſchliche Grenzen von Gram und Kummer hinausreicht! Dann dachte er an Regina, wie ſie die Schreckensnachricht aufnehmen — ob ſie in ihrer Gelaſſenheit bleiben werde. Ein großes Verlangen, gemeinſam mit ihr die Mutter Gottes vom Carmel anzurufen, erwachte in Levin. Er hatte nie gewünſcht, ſie zu ſehen; er wußte ja, daß er ſicherer und ungeſtörter am Fuß des Kreuzes — als im Sprachzimmer zu Himmelspforten ſie finden könne. Aber jetzt war ihm zu Sinn, als ob die Hand Gottes ihn zu Regina führe. Er fuhr nach Würzburg und ging ſogleich zum Kloſter, wo er auf ſeine Frage nach ihr den Beſcheid erhielt, ſie ſei krank und könne nicht im Sprachzimmer erſcheinen. Da nannte er ſich und ließ die Oberin bitten, ihm nähere Auskunft zu geben. Die Oberin kam eilends und verhehlte ihm nicht, daß Regina ſterbend ſei. Levin faltete die Hände und ſagte ſanft:

„Alſo darum hat Gott mich hergeführt.“

Er begab ſich zum Biſchof und bat um Erlaubniß, in die Clauſur eintreten zu dürfen, um die Sterbegebete über die Tochter ſeiner Seele zu ſprechen. Der fromme Biſchof gab die Erlaubniß mit gerührter Theilnahme, daß der Tod an dem fünfundſiebenzigjährigen Greiſe vorübergehe und die junge Lebensblüte dahinraffe. Als Levin nach Himmelspforten zurückkam, war es ſchon ſpät Abends; aber die Thür öffnete ſich ihm, wie das die Regel iſt, als er des Biſchofs ſchriftliche Erlaubniß vorzeigte. Die Oberin empfing ihn und ſetzte ihn von Regina's Zuſtand in Kenntniß, während ſie ihn zu der Zelle der Kranken führte. Bis zum Weihnachtsfeſt hatte ſich Regina trotz ihrem Leiden ziemlich wohl befunden und die heilige Chriſtnacht und die Ankunft des göttlichen Kindes in der Krippe mit frohlockender Freude gefeiert. Seitdem aber war es reißend bergab gegangen und das Fieber mit ſolcher Heftigkeit eingetreten, daß ſie ſeit ſechs Wochen weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe hatte und gänzlich davon aufgerieben war. Der Arzt zweifelte, daß ſie den Morgen erleben werde. Die Oberin öffnete eine Thür; Levin trat in die armſelige Zelle, an deren weiß getünchter, kalter Wand ein Cruzifix zwiſchen den Bildern der Mutter Gottes von der unbefleckten Empfängniß und der heil. Thereſe hing. Ein Strohſtuhl und ein brauner Tiſch, auf dem ihr Brevier und einige Andachtsbücher lagen, bildeten das Mobiliar dieſer Zelle, die an Armuth, wenn nicht mit dem Stall von Bethlehem, ſo doch mit der Hütte von Nazareth wetteiferte. Regina lag im Bett; ihr Antlitz, halb verhüllt von weißen Linnentüchern, war weißer als ſie, denn das Fieber hatte ihr Lebensmark verzehrt; die krankhafte Glut war eingeſunken; ſie verglimmte wie eine Kohle, die ſich nach und nach mit Aſche bedeckt — mit der Aſche, welche der Tod auf ſie ſtreute. Zu Häupten des Bettes brannte die Sterbekerze; zwei Carmeliteſſen knieten daneben und beteten abwechſelnd die Gebete der Sterbenden. Als Levin eintrat, hatte Regina ihre Augen geſchloſſen und ihre langen dunkeln Wimpern warfen einen breiten Schatten auf die geiſterbleichen Wangen. Ihre Hände lagen auf der Decke und hielten ein kleines Cruzifix. Aber im Gegenſatz zu dieſer Ruhe flog ihre Bruſt krampfhaft und unregelmäßig auf und ab durch die ſchweren, haſtigen Athemzüge. Auf den erſten Blick ſah Levin, daß es zu Ende gehe. Mit gebrochener Stimme ſagte er:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit! in Ewigkeit! . . . lieber Onkel Levin,“ erwiderte Regina und ſchlug ihre großen müden Augen mit einem Blick von rührender Freude und Dankbarkeit zu ihm auf.

„Nun biſt Du ja bald am Ziel, geliebtes Kind! die Braut Chriſti eilt dem himmliſchen Bräutigam zu.“

„Möge er mich nur als ſeine ächte Braut anerkennen und nicht allzu unwürdig finden,“ ſagte ſie. „Ich habe ihm ſein gebenedeites Kreuz gar ſchlecht nachgetragen.“

„Fandeſt Du es ſchwer, geliebtes Kind, ſo denke, daß Dein Erlöſer auch ſeinen Kelch bitter gefunden hat.“

„Das äußere Kreuz war nicht das ſchwerſte! das innere war es. Ach, die Deſolationen von Gethſemane und die Finſterniß von Calvaria — die wollten mir zuweilen die Seele ſo überfluten, daß ich vergaß, wie gerade ſie die Hauptpunkte ſind in der Nachfolge des himmliſchen Bräutigams.“

„Umſomehr mußt Du ſeiner Gnade vertrauen, die ſo barmherzig für uns arme Sünder iſt, wenn wir nur ein wenig guten Willens waren.“

„Ja!“ ſagte ſie, und ein Freudenſtrahl trat in ihr Auge, „ich ſchmücke mich mit dem Purpur und den Rubinen ſeines heiligſten Blutes. Das wird mir zum Königsmantel und zum Brautgeſchmeide.“

„Haſt Du je bedauert, der Welt und dem

Erdenglück entſagt zu haben?“ fragte Levin nach einer Pauſe.

„Niemals!“ entgegnete ſie. „Die Gottverlaſſenheiten waren meine Prüfung.“

„Die gehören gerade zum vollkommenen Opfer. Wer den Gott alles Troſtes beſitzt, muß deſſen Tröſtungen entbehren können,“ ſagte Levin ernſt.

„Ach, bitte für mich,“ ſagte ſie ſchmerzlich, „daß der liebe Gott nicht nach ſeiner Gerechtigkeit mit mir verfahre und mich auf ewig von ſeinem Angeſicht verbanne; in ſeinem ſtrengen Gericht könnte ich nimmer mehr beſtehen. Jetzt ſehe ich freilich ein, daß meine geringen Leiden ein Maienthau für meine elende Seele waren und ſie zum Grünen gebracht haben.“

„Im Himmel wird ſie aufblühen,“ ſagte er.

„Wäre nur nicht das lange Purgatorium,“ ſeufzte Regina.

„Gott war immer ſo gnädig für Dich, daß er Dir vielleicht Deine ſchwere, lange Krankheit als Purgatorium anrechnet und Dich bald in den Himmel ruft!“

„Ja, wenn Du recht viel für mich beteſt und mir die Gnadenſtröme des heiligen Meßopfers zuwendeſt, und wenn auch hier alle Schweſtern recht für mich beten.“

Die Oberin zerdrückte ſtill ihre Thränen, und die beiden Schweſtern weinten bitterlich. Regina fragte, was es an der Zeit ſei, und als Levin erwiderte, es gehe auf Mitternacht, ſagte ſie mitleidig:

„Ach, lieber Onkel Levin, ſo bricht die Faſtenzeit noch einmal für Dich an, während ich mein ſeliges Genügen finde!“

Es war nämlich die Nacht vor dem Aſchermittwoch. Sie athmete immer mühſamer, ſtoßweiſe und ächzend; ihre Hände ließen das Cruzifix ſinken und machten auf der Decke jene ſeltſamen Bewegungen des Haſchens, die den Sterbenden eigenthümlich ſind. Die Anweſenden beteten und ſie bewegte bisweilen die Lippen, als ob ſie ihnen folge. Plötzlich ſagte ſie:

„Dürfte ich nicht den Leib des Herrn empfangen?“

Die Oberin erwiderte, daß er ihr vor kaum zwei Stunden geſpendet ſei. Da ſagte ſie:

„So vergißt man die Zeit, wenn die Ewigkeit naht.“

Auf die Bemerkung der Oberin, daß ſie gleich nach der erſten heiligen Meſſe, die um fünf Uhr geleſen wurde, mit dem Brod der Engel geſtärkt werden dürfe, antwortete ſie mit einem ſeligen Lächeln:

„Ach, wenn meine Sünden es nur nicht hindern, ſo könnte ich Ihn dann vielleicht ſchon ſchauen, wie Er iſt.“

Sie fiel in die Agonie zurück und verlor die Sprache, aber nicht das Bewußtſein. Schlug ſie einmal die Augen auf, ſo war ihr Blick klar, liebevoll und dankbar auf ihre Umgebung gerichtet; und verſtummte einmal deren Gebet vor Wehmuth und Herzeleid, ſo gab ſie durch Zeichen zu verſtehen, daß man es fortſetzen möge. Eine ſchmerzenreiche halbe Stunde ging auf dieſe Weiſe vorüber. Da hub Regina zu Aller Ueberraſchung mit ganz kräftiger Stimme an:

„Lieber Onkel! jetzt bete die Commendatio anima! die Mutter Gottes holt mich, der Bräutigam kommt."

Und ſanft wendete ſie ihr Haupt, machte das heilige Kreuzzeichen, ſchloß die Augen und entſchlief mit immer leiſeren Athemzügen wie ein müdes unſchuldiges Kind, während ihre Seele zu dem Gott flog, den ſie von dem Augenblick an, wo ihr junges Herz zu lieben anfing, mit unerſchütterlicher Liebe geliebt hatte. Da lag ſie nun todt in der dürftigen Zelle, auf dem armſeligen Lager, aufgerieben von entſetzlicher Krankheit, fern von den Nächſten die keine Ahnung von ihrem Scheiden und Leiden hatten — dieſe Regina, dies Kind des Gebetes, die bei ihrem Eintritt in die Welt mit einem Jubelruf der Freude von zwei Familien begrüßt, von zwei Müttern als Tochter geliebt und gleichſam in goldener Wiege gewiegt wurde. Da lag ſie nun todt zwiſchen den kahlen Wänden — dieſe Regina, der Alles zu Gebot ſtand, was man auf Erden Glück nennt, was man begehrt, erſehnt, beneidet — und die Alles gelaſſen bei Seite legte, als Dinge, die für den Himmel keinen Werth hatten. Jetzt ſtand ſie auf der Höhe, wo der wahre Standpunkt für die Würdigung des irdiſchen Glückes iſt und wo die vergänglichen Freuden im Licht der Ewigkeit ihre wahre

Beleuchtung finden. Jetzt ſtand ſie mit ihrem von jungfräulicher Chriſtusliebe durchflammten Herzen, das von keiner Neigung zu den Staubesgebilden beſchwert war, vor dem Thron ihres Gottes, deſſen Kelch ſie zu ihrem Erbe und Antheil für hienieden gewählt hatte, und Levin, dem all' dieſe Bilder am inneren Auge vorüberzogen, während er die Nacht neben ihrer entſeelten Hülle betend durchwachte, konnte nicht anders, als wieder und immer wieder ſagen: O Kind, du biſt nicht vergeblich der heiligen Gottesmutter, der Himmelskönigin Maria, geweiht worden! Als deine Mutter es that, hat ſie nicht geahnt, daß du bei ſechsundzwanzig Jahren als Kloſterjungfrau von hinnen ſcheiden würdeſt, und alle weltlichen Verhältniſſe waren ja auch dagegen. Aber die Mutter Gottes, die mächtige Königin, rang dich ihnen ab, wählte dein Loos, ließ es vor dir aufleuchten, ebnete deinen Weg, zeigte dir dein hohes Ziel, gab dir ein Herz, das der Höhe des Zieles entſprach, und hat dich jetzt geholt zum himmliſchen Brautfeſt. O Kind, geliebtes, warum wein' ich denn! Und langſam ſchlich Thräne um Thräne über ſeine bleichen eingefallenen Wangen. — —

Früh um vier Uhr las er für die theuere Abgeſchiedene eine Seelenmeſſe, dieſen Balſam für die ſchmerzlichſte Trauer. Nicht bloß den Lebenden gehört der ewigſtrömende Gnadenbrunnen des Blutes Jeſu an; nicht bloß für ſie öffnet er wieder und wieder bei der

Feier der heiligſten Geheimniſſe ſeine Wunden, um ihnen alle Gnaden zuzuwenden, welche an ſeinen Verſöhnungstod geknüpft ſind. Sein göttliches Blut gehört allen Seelen an und die Abgeſtorbenen ſind ja ſo recht — Seelen! arme Seelen, die durch dieſes Blutes reinigende und heiligende Kraft von den Makeln und Flecken befreit werden, welche langſam das Purgatorium tilgt; Makel und Flecken, welche die Seele nicht zur Seligkeit gelangen laſſen, denn „nichts Unreines kann in den Himmel eingehen“ — heißt es in heiliger Schrift. Wie ſüß iſt alſo die Hoffnung, wie wahrhaft der Troſt, welche die Leidtragenden aus der Darbringung des hochheiligen Meßopfers ſchöpfen. Ein Tröpflein vom Blut Jeſu der geliebten Seele zugewendet, vermag mit ſeiner unendlichen Kraft ſie zu reinigen und ſie zur Anſchauung des höchſten Gutes zu führen! Levin gewann all' ſeine Faſſung wieder, nachdem er ſich in heiliger Communion mit Gott vereinigt hatte und ein namenloſer Troſt überſtrömte ſein Herz bei dem Gedanken, daß Regina vor allem Wechſel und Wandel geborgen, in Sicherheit gebracht und einem Leben entronnen ſei, welches dem Menſchen nie die Gewißheit gibt, daß ſein nächſter Schritt ihn nicht bergab führe. Sie lag nun im Sarge, im braunen Habit der Carmeliteſſen, mit einem Kranz von weißen Roſen über dem ſchwarzen Schleier — ein unausſprechlich ſchönes Bild, rührend in ſeiner Erhabenheit. Der ſchwarze Schleier, der ſie umrahmte, war die Folie des Kranzes, den ihr Haupt wie eine Glorie von leuchtenden Sternen trug. Ein ſeliger Friede lag auf ihren Zügen, ihr eigenthümlich ſchönes Lächeln war ihnen noch eingeprägt. Sie ſah aus, als ſei ihre Seele frohlockend von der Erde geſchieden.

„Requiescat in pace,“ ſagte Levin, als er zum letzten Mal mit Weihwaſſer die ſchöne Hülle ſegnete. Dann nahm er Abſchied von Himmelspforten.

„Der Aſchermittwoch,“ ſprach er ſcheidend zur Oberin, „hat uns eindringlicher als das Aſchenkreuz auf unſerer Stirn gepredigt: Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!“ —

Von Windeck aus ſchrieb er an Graf Damian, daß ein Zehrfieber Regina's Leben ein Ende gemacht, und Gott ihn wunderbarer Weiſe an ihr Sterbebett geführt habe. Ausführlich beſchrieb er ihre letzten Stunden, deren Zeuge er geweſen war, und ſetzte viel Liebliches und Troſtreiches hinzu, was ihm die Oberin, der Superior und der Beichtvater aus ihrem Ordensleben erzählt hatten. Wie früher in der Welt, ſo jetzt im Kloſter führte ſie ihren Wahlſpruch „Solo Dios basta“ thatſächlich durch; darum dürfe um ihre frühe Seligkeit kein troſtloſer Jammer ausbrechen; dieſe Lilie des Carmels blühe ja ihnen Allen zum Troſt leuchtend im ewigen Frühling fort.

Er aber ſehnte ſich nach dieſem Frühling! Fünfundſiebenzig Jahre, die der übernatürliche Menſch im Kerker des Leibes gelebt hat, ſind lang — auch für die demüthigſte Ergebung. Aber keine Schwäche des Alters, keine Stumpfheit der Sinne, keine Abnahme des Gedächtniſſes, kein Verſagen der inneren oder äußeren Fähigkeiten ſtellte ſich ein; das Unſterbliche herrſchte in ihm vor. —

Ein toſender Schneeſturm, wie er zuweilen im Februar, beſonders wenn milde Tage vorhergehen, als Mahnung an den Winter ausbricht, umſauſte eines Abends Schloß Windeck mit ſolcher Gewalt, daß die Fenſter ſtoßweiſe klirrten und die mächtigen Aeſte der Linden und Kaſtanien auf der Terraſſe erkrachten. Die Wetterfahne drehte ſich angſtvoll kreiſchend über den ungeſtümen Tanz, den ſie mit dem Sturm machen mußte, und Käuzlein und Uhu, verſtört in ihrem ſonſt ſo behaglichen nächtlichen Treiben, ſchrien und ſeufzten um die Wette und flatterten mit ungeſchicktem Flügelſchlag verwirrt und betäubt gegen die Fenſter, hinter denen Licht ſchimmerte. Der Aberglaube ſpricht: Fliegt ein Käuzlein mit ſeinem ſcharfen Schrei: komm' mit! komm' mit! gegen ein Fenſter, ſo muß in dem Hauſe ein Menſch ſterben. Im ganzen Schloß war es ſtill und dunkel, die Mitternacht feſſelte alle Bewohner im erſten Schlaf. Nur Levin wachte. Plötzlich ſchien ihm, daß am Gitterthor des Schloßhofes die große Glocke heftig gezogen werde. Aber der Sturm war eben in ſeiner Flut und ſauſte betäubend. Nach einigen Minuten fiel er;

Levin horchte — und hörte genau haſtige Glockenzüge. In ſolcher Nacht! ein Kranker ruft mich! das war ſein erſter Gedanke. Er zündete Licht an, kleidete ſich ſchnell, wartete nicht bis der Portier erwache und ihn rufe, warf ſeinen Mantel um und ging eilig hinab. Als er ſein Zimmer verließ, flog ein geblendetes Käuzlein gegen ſein helles Fenſter und ſchrie: komm' mit! komm' mit! Unwillkürlich dachte Levin an den Volksaberglauben aber nicht für ſich beſorgt, ſondern für den Kranken. Vielleicht ſtirbt ein Menſch, ehe du zu ihm gelangſt! ſeufzte er. Inzwiſchen kam ihm unten der Portier verſtört entgegen mit der Meldung, des Wendels älteſter Sohn ſei draußen und jammere nach dem hochwürdigen Herrn, denn der Wendel ſelbſt liege in den letzten Zügen, ſei aber vollkommen klar im Kopf und begehre ihn zu ſprechen.

„O du grundgütiger Gott! du läßt den Armen nicht in ſeinen Sünden dahinfahren!“ rief Levin.

„Befehlen der hochwürdige Herr, daß die kleine Kaleſche angeſpannt werde?“

„Ja, ſie kann mich abholen,“ ſagte er, eilte in die Kapelle, verſah ſich mit dem heiligen Oel und dem heiligen Altarsſacrament, ging dann nach dem Portierſtübchen, wo der junge Menſch mit einer großen Laterne wartend und beängſtigt ſaß, und rief ihm zu:

„Komm' jetzt! laß uns eilen.“

Da ſtürzte ſein Kammerdiener ihm entgegen und bat:

„O nur ein wenig Geduld, gnädiger Herr! die Pferde werden ſchon aufgeſchirrt“ .... —

„Keine Secunde!“ unterbrach ihn Levin; „es ſtirbt ein Menſch!“ —

Und mit Jugendkraft eilte er durch die Nacht von dannen, nicht achtend den wüthenden Sturm und das tolle Schneetreiben.

Wendel hatte ſeit vier Jahren in dem ſtillen Blödſinn gelebt, in den die Schreckensnachricht von dem gräßlichen Selbſtmord ſeiner Tochter ihn verſetzte. In der letzten Zeit war ein körperlicher Marasmus eingetreten, der ſein Ende herbeiführen mußte. Sein Geiſt blieb aber in der Stumpfheit. Noch vor einigen Tagen, gleich nach ſeiner Rückkehr aus Würzburg, hatte Levin ihn beſucht, ihm und der braven Bäuerin, ſeiner Schweſter, Regina's Abſcheiden mitgetheilt. Während die gute Frau in Thränen zerfloß, wiederholte Wendel nur ſeinen alten Spruch: Gottes Mühlen mahlen langſam. Um ſo überraſchender war es, daß die Krankheit jetzt eine Wendung und einen acuten Charakter nahm, der Geiſt aber, gleichſam aufgeſtachelt durch die nahe Gefahr, aus ſeiner Stumpfheit plötzlich erwachte und ſich nach einer Vorbereitung auf den Eintritt in die Ewigkeit ſehnte.

Bis zur Ohnmacht erſchöpft und von heftigen Stichen in die Bruſt gepeinigt, kam Levin im Bauerhof an. Er hatte den ganzen Weg faſt im Lauf zurückgelegt, obgleich er Sturm und Schnee gegen ſich hatte und der Schnee fußhoch auf dem Wege lag. Der Gedanke: es ſtirbt ein Menſch! es verlangt eine Seele nach Verſöhnung und Vereinigung mit ihrem Gott, ohne die kein ewiges Leben ihrer harrt — gab ihm Flügel, die Flügel der heiligen Liebe, welche der heilige Glaube in Schwung ſetzt. Wie ein Bote des Himmels wurde Levin auf dem Bauerhof empfangen. Er war es ja auch! er kam ja mit der himmliſchen Arzenei und der himmliſchen Speiſe. Während man ihn bei dem Kranken allein ließ, der mit einem von Reue zermalmten Herzen alle Sünden ſeines Lebens an ſich vorüber ziehen ließ, um ſich ihrer anzuklagen, weckte die Bäuerin Alle im Hauſe und hieß ſie ſich feſttäglich kleiden und ſich bereit halten, der heiligſten Feier beizuwohnen, welche Gott den Herrn unter ihr Dach bringe. Knecht und Magd, ja ihr kleines Enkelchen, ein dreijähriges Kind, mußten aus dem Bett und in andächtiger Sammlung ſich freuen der Ehre und des Heiles, die in dieſer Nacht ihrem Hauſe widerfuhren.

„Das Kind verſteht's noch nicht!" ſagte die Schwiegertochter, aus Beſorgniß, daß die Kleine eine Störung machen könne.

„Thut nichts!" entgegnete die Bäuerin; „der liebe Heiland hat die Kindlein gern gehabt und die Unmündigen geſegnet. Er ſoll auch unſer Kind ſegnen."

Dann bereitete ſie einen kleinen Tiſch, umhing und bedeckte ihn altarmäßig mit feinen weißen Linnentüchern, ſtellte ein Kruzifix darauf, das ſie als ein uraltes Erbſtück in ihrer Familie ganz beſonders in Ehren hielt, daneben zwei Wachskerzen, die ſie juſt auf Maria Lichtmeß hatte weihen laſſen, endlich ein kleines Weihwaſſerbrünnlein mit dem Zweige von Buxbaum, und harrte dann, ſtill ihren Roſenkranz betend, bis Levin ſie in's Kämmerlein rufen werde.

Der arme Wendel hatte einen ſchweren Kampf zu beſtehen! er konnte ſich nicht entſchließen, dem unglücklichen Florentin ſeine Miſſethat zu vergeben. Es ſchien ihm, er ſei ein Rabenvater, wenn er den Mann nicht haſſe, der ſein Kind für Zeit und Ewigkeit elend gemacht habe. Levin wiederholte ihm umſonſt, daß die Roſe ja freiwillig ihm Gehör gegeben und in des Satans Fallſtricke eingegangen ſei. Da wollte er denn einen Theil ihrer Schuld auf ſich nehmen, auf ſein ſchlechtes Beiſpiel, ſeinen ungläubigen Wandel; aber den anderen ſollte Florentin tragen und dafür wollte er ihn haſſen, ſo lange, wie die unglückliche Roſe von der Seligkeit des Himmels ausgeſchloſſen ſei; alſo vermuthlich auf ewig. Endlich ſagte Levin:

„Aber, Wendel, Ihr betet ja im heiligen Vater Unſer, das der liebe Heiland Selbſt uns gelehrt hat: Vergib uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben unſeren Schuldigern. Da hört Ihr ja die Bedingung, die ganz ausdrückliche, unter der Ihr Vergebung findet. Ihr müßt alſo auf Gottes Barmherzigkeit verzichten und ihn, den mildeſten Herrn, zu Eurem Feinde machen, wenn Ihr in Feindſchaft mit irgend einem Menſchen verbleiben wollt.“

„Ich will es nicht, hochwürdiger Herr,“ ſeufzte Wendel; „aber es macht ſich von ſelbſt ſo! ich kann nicht anders.“

„O bedenkt doch, Wendel, daß die arme Roſe nicht bloß Euer Kind, ſondern auch ein Kind Gottes war; daß der himmliſche Vater ſie viel mehr geliebt hat, als Ihr ſie je lieben konntet; daß Er nicht damit zufrieden war, wie Ihr ſein Kind erzogt und was Ihr aus ſeinem Kinde machtet; und obwohl Ihr ſein göttliches Vaterherz noch tiefer betrübt und noch größere Schmach ihm angethan habt, als der Florentin Euch: ſo will er Euch dennoch vergeben, wenn auch Ihr die Beleidigung von ganzem Herzen verzeihet.“

„Sei es drum, hochwürdiger Herr,“ ſagte Wendel nach einer Pauſe, in welcher er leiblich und geiſtig ſchwer rang nach Athem und nach Selbſtüberwindung; hab' ich dem lieben Herrgott wegen der Roſe ſo bitteres Herzeleid zugefügt, wie der Florentin mir, und verzeiht er mir dennoch: ſo iſt es recht und billig, daß ich keinen Haß gegen den Florentin trage, und ſo will ich denn recht aufrichtig beten: Vergib uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben unſeren Schuldigern. Iſt nun Alles in der Ordnung, hochwürdiger Herr?“

„Alles, guter Wendel," ſagte Levin gerührt; „und nun folgt auf Eure Demüthigung die Gnade und auf Euer Opfer der Troſt."

Und er öffnete die Thür nach der großen Familienſtube, wo alle Bewohner des Bauerhofes ſtill beiſammen ſaßen. Die Bäuerin hatte den Altartiſch ſo geſtellt, daß Wendel von ſeinem Bett aus ihn ſehen konnte; ſie zündete die Kerzen an. Levin begann die Gebete, Alle knieten nieder und er gab ihnen den Segen mit dem Sanctiſſimum. Wendel hatte ſich von ſeinem älteſten Sohn etwas aufrichten laſſen und ſaß, mit dem Kopf an deſſen Bruſt gelehnt und von deſſen Armen unterſtützt, auf ſeinem Lager, unverwandten Blickes allen Bewegungen Levin's folgend. Als dieſer mit der heiligen Hoſtie die Schwelle des Kämmerleins betrat, nahm Wendel all ſeine Kraft zuſammen, faltete ſeine matten Hände und ſagte mit dem Ausdruck demüthigſter Freude:

„Mein lieber Herr Jeſus, kommſt Du wirklich zu mir armen Sünder!"

Nach dem Empfang der heiligen Wegzehrung ſchloß er die Augen und ſtreckte ſich ruhig aus zum Sterben.

„Bleib' Du in ihm, auf daß in Dir er bleibe," betete Levin und ſpendete ihm, da Wendel durchaus bei Beſinnung war, die letzte Oelung, die den Leib des Staubes für den Todeskampf ſtärkt und ihm die Weihe bringt für die dereinſtige glorreiche Auferſtehung. Vom erſten Athemzug ihrer Kinder bis zum letzten ſorgt die übernatürliche Mutter, die Kirche, für deren übernatürliches Leben; und mit der äußerſten Kraftanſtrengung bemeiſterte Levin ſeine ſteigende Schwäche, damit kein Atom der Gnade, welche an die heiligen Sacramente geknüpft iſt, durch ſeine Schuld dem Sterbenden verloren gehe. Als Alles beendet war, fiel Wendel in ſeine frühere Bewußtloſigkeit zurück und die Seinen prieſen den barmherzigen Gott, der ihm die Paar leichten Stunden geſchenkt hatte. Jetzt erſt kam Levins Wagen und der Kammerdiener erzählte, ſie kämen ſo ſpät, weil dies die zweite Ausfahrt ſei. Bei der erſten geriethen ſie vom Wege ab in einen überſchneiten Graben; der Wagen fiel um und es brach ein Rad.

„Wie gut und nothwendig war es, daß ich mich zu Fuß aufmachte!“ antwortete Levin. „Ich wäre untröſtlich, wenn durch meine Zögerung der arme Wendel nicht mehr die heiligen Sterbſacramente empfangen hätte.“

Er nahm die Stola ab, das Zeichen des Prieſteramtes, welches er übt, indem er dies Symbol des Joches Chriſti auf ſeinen Nacken legt; und gleichſam als überließe der übernatürliche Menſch jetzt den natürlichen ſeiner Hinfälligkeit, ſank Levin in die Arme ſeines Dieners, während ſich die Schmerzen ſeiner Bruſt in einem Strom von Blut Luft machten. Alle geriethen in die furchtbarſte Beſtürzung; Niemand wußte, was gegen einen ſolchen Anfall zu thun, wie deſſen Wiederkehr zu verhüten ſei. Levin fühlte ſich todesmatt; aber im Bauerhof war er ja den guten Leuten zur höchſten Laſt. Er ließ ſich alſo zum Wagen tragen, der ihn ganz langſam, um jede Erſchütterung zu vermeiden, nach Windeck zurückfuhr. Zwar hatte ihn die Bäuerin in warme Decken eingehüllt, aber mit jedem Athemzug in der kalten Luft ſog ſeine wunde Bruſt den Tod ein, und als er anlangte, war er ein Sterbender, der nur noch mit ganz leiſem Flüſtern den Pater Guardian von Engelsberg begehrte. Die troſtloſe Dienerſchaft ſchickte auch zum Arzt und die Haushälterin und ſein Kammerdiener wollten ihm einſtweilen durch Hausmittel einige Linderung verſchaffen. Doch er bewegte ſanft verneinend die Hand und ſagte nur: „Pater Guardian!“ Der war ſchnell zur Stelle und ein freudiger Blick empfing ihn, als er an Levins Bett trat. Dieſer hatte ſo eben einen zweiten und noch heftigeren Blutſturz gehabt und war der Sprache faſt nicht mehr mächtig; darum ſagte der Pater, er müſſe ſich zuvor erholen und nicht jetzt beichten. Aber Levin erwiderte:

„Ich habe keine Zeit zu verlieren;“ und obgleich er mit der größten Anſtrengung ſprach, und der Pater ſich tief zu ihm herabneigen mußte, um die flüſternde Bewegung ſeiner Lippen zu verſtehen, ſo ging er doch mit ruhiger Sammlung Alles in ſeinem Leben durch, was ihm als Beleidigung Gottes erſchien. Das war ihm in dieſem Augenblick der Schwäche und Erſchöpfung nur deshalb möglich, weil er ſich ſeine Sünden immer vor Augen hielt, immer von Neuem bereit war, ſich vor Gott anzuklagen und Buße zu thun. Vor wenigen Stunden hatte er die heilige Wegzehrung geſpendet; jetzt empfing er ſie. Sein Auge hatte dabei einen Glanz, als ſpiegele ſich ſchon die Glorie des ewigen Lichtes darin ab. Was er für Wendel gebetet hatte, betete er jetzt für ſich ſelbſt:

„Bleib Du in mir, auf daß in Dir ich bleibe.“

Das iſt das ganze Geheimniß des chriſtlichen Lebens, der Inbegriff ſeiner Vollkommenheit hienieden, ſeiner Verherrlichung im Jenſeits. Das innere Leben des Chriſten iſt — das Leben Jeſu in ihm, und dieſe ebenſo wahrhafte als geheimnißvolle Verbindung beruht auf dem würdigen Empfang des wahren Leibes und Blutes des Herrn in heiliger Communion. Dieſe Verbindung gibt ſich kund nicht durch äußerliche Glanz- und Großthaten, ſondern durch eine wundervolle Schönheit der Seele, die ſich in tauſend Tugendſtrahlen entfaltet. Dieſe Tugenden ſind Gnadenblumen, gehen nur aus der Vereinigung der menſchlichen Natur mit der göttlichen Natur, deren Träger und Mittler Chriſtus iſt — hervor, ſchöpfen durch ihn ihre Lebenskraft aus dem Weſen Gottes Selbſt und wenn der Tod den Leib von Staub zum Staube legt, ſchlagen ſie ihre volle Schönheit erſt recht in der Seele auf, und was die Gnade gewirkt hat, entfaltet die Glorie.

„Bleib Du in mir, auf daß in Dir ich bleibe,“ ſprach Levin.

„Wie iſt Ihnen denn zu Muth, hochwürdiger Herr?“ fragte der Pater Guardian, der keinen Augenblick den gottſeligen Greis verlaſſen wollte.

„Ich hoffe die Güter des Herrn zu ſchauen im Lande der Lebendigen,“ antwortete Levin mit dem Pſalmenverſe aus dem Officium für die Abgeſtorbenen.

„Das glaub' ich,“ erwiderte gerührt der Pater. Er ließ noch zwei Capuziner aus Engelsberg holen, um mit ihnen im Gebet abzuwechſeln für den Fall, daß die Agonie lang ſein werde.

Auch der Arzt kam und verordnete dies und das, wie Jemand, der da weiß, daß die Verordnungen vergeblich ſind. Auf ſeine Frage an den Kranken, ob er ſehr leide, da ſeine Bruſtbeklemmung auf große Qual ſchließen laſſe, erwiderte Levin abermals mit einem Pſalmenverſe aus dem Todenofficium:

„Der Herr regiert mich, nichts mangelt mir. Auf einem Weideplatz am Waſſer der Erquickung hat er mich gelagert.“

Er ſprach nichts Irdiſches mehr. Fragte man ihn, ſo gab er Antwort aus den heiligen Schriften. Da der Guardian ſah, daß er ſeine Seele ganz in das erhabene Todtenofficium verſenkt hatte, ſo begann er es mit den beiden Patres zu beten, als dieſe aus Engelsberg ſich einſtellten. Das machte dem Kranken eine unſägliche

Freude. Manches, was ihm beſonders lieb war, oder was beſonders auf ihn paßte, betete er mit.

„Um Eines hab' ich gebeten den Herrn; daß ich weile im Hauſe des Herrn alle Tage meines Lebens.“ —

„Mein Herz hat zu Dir geſagt: Es ſuchet Dich mein Angeſicht.“ — —

„Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen, der Herr aber nimmt mich auf.“ — —

„Er zog mich aus der Grube des Elendes und er ſtellte auf einen Felſen meine Füße.“ — —

Aber nur an der Bewegung ſeiner Lippen merkte man, daß er mitbete, denn ſprechen konnte er zuletzt nicht mehr, ſo qualvoll arbeitete ſeine Bruſt. Das währte ſo lange, bis der Tag ſich neigte. Da wurde er ſtill und immer ſtiller, und als eben der Pater Guardian in der ſiebenten Lection an die Worte kam: „Nach der Finſterniß hoffe ich auf Licht“ — machte plötzlich ein Lungenſchlag ſanft ſeinem Leben ein Ende, ſo ſanft, daß Niemand den Augenblick ſeines Abſcheidens bemerkte. Sein ganzes Leben war ein friedliches Hinüberwallen aus der Unruhe der Zeit in den Frieden der Ewigkeit geweſen, und ſo war auch ſein Tod. Und wie er einſam unter den Menſchen geſtanden und nur am Herzen Gottes Zuflucht und Troſt gefunden hatte, ſo ſtarb er auch einſam, ohne Freunde, ohne Verwandte, und nur die frommen Männer waren bei ihm, die ſich, wie er, arm im Geiſt und arm im Herzen gemacht hatten, um reich in Gott zu ſein. Eine hehre Stille erfüllte das Sterbezimmer und das ganze Schloß. Die Nachricht von ſeiner gefährlichen Erkrankung hatte ſich blitzſchnell in der ganzen Gegend verbreitet, und es kamen Leute ſtundenweit herbei geeilt, um zu hören, wie es mit ihm ſtehe. Die Meiſten hatten ſich in die Kapelle begeben und beteten; Andere ſaßen unten in der großen Halle und in den Zimmern der Dienerſchaft und harrten. Niemand konnte ſich entſchließen, fortzugehen. Da kam der Pater Guardian ernſt von der Treppe herab und ſagte zu den Leuten gewendet, die in der Halle verſammelt waren, mit feierlichem Ton:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe.“

„Und das ewige Licht leuchte ihm“ — ſprachen Alle aus einem Munde und fielen auf die Knie.

„Er ruhe in Frieden. Amen.“ ſagte der Pater.

Nun wußte man, daß er am Ziele ſei! In alle Augen traten ſtille Thränen, auf alle Lippen ſtille Gebete, in alle Herzen ſtille Wehmuth! man gönnte ihm die ſelige Ruhe.

„Er iſt ſicher vom Munde auf in den Himmel gegangen,“ ſagte der Haushofmeiſter, der faſt eben ſo alt wie Levin, und aus den Zeiten von deſſen Eltern war.

„Kann irgend eine Seele ohne Fegfeuer durchkommen, ſo iſt das gewiß die ſeine!“ rief die Haushälterin.

Einer von Wendel's Söhnen war von der Bäuerin in's Schloß geſchickt, um Kunde über Levin zu holen, und um anzuzeigen, daß Wendel in ſeinem bewußtloſen Zuſtande ruhig verſchieden ſei. Der arme Bube wurde nicht freundlich von der Dienerſchaft empfangen. Der Portier ſagte mürriſch:

„Dein Vater hat den Tod des hochwürdigen Herrn auf ſeinem Gewiſſen.“

„Ja!“ rief der Kutſcher in ſtiller Wuth über ſeinen Unfall, umgeworfen zu haben, was ihm noch nie auf Windeck geſchehen war. „Ein Unwetter, wo man keinen Hund vor die Thür jagen mag, eine pechrabenſchwarze Nacht, in der keine Eule Hand vor Augen ſehen kann, da den hochwürdigen Herrn aus dem Bette zu holen: das nenn' ich unverſchämt.“

„Der Vater jammerte nach ihm,“ ſagte der arme Burſche niedergeſchlagen.

„Und wär's noch ein Anderer geweſen!“ rief der Portier; „aber gerade der Simpel und Taugenichts Wendel!“

„Für den mußte ſich der hochwürdige Herr den Tod holen!“ ſetzte der Kutſcher ergrimmt hinzu.

Der Burſche hub laut und kläglich zu weinen an.

„Zank im Trauerhauſe!“ ſagte die kräftige Stimme des Pater Guardian, der jede Veranlaſſung benutzte, um den Leuten in's Gewiſſen zu reden, und jetzt mit ernſter Miene in das Portierſtübchen trat. „Was heulſt denn Du wie ein altes Weib?“

„Sie ſagen, mein Vater wär' ein Taugenichts geweſen, und nicht werth, vom hochwürdigen Herrn verſehen zu werden, und gleichſam ſein Mörder," erwiderte der Burſche ſchluchzend.

„Was ſchwazt Ihr da für Unſinn, Ihr Taugenichtſe!" ſagte der Guardian in der Redeweiſe, die ihn bei den Leuten äußerſt beliebt machte, und drohte mit ſeinem langen hagern Finger dem Kutſcher und dem Portier dicht vor den Augen. „Für wen iſt der Herr Jeſus vom Himmel gekommen? Gerade für die Taugenichtſe — Euch, mich, uns Alle inbegriffen, denn wir Alle taugen nichts vor Gott. Für wen hat er ſein bitteres Leiden und Sterben geduldet? für die Taugenichtſe! Für wen ſein heiligſtes Blut vergoſſen und die heiligen Sacramente eingeſetzt? für die Taugenichtſe! Für wen den Prieſterſtand geordnet und geſendet? für die Taugenichtſe! Er will ſie ja Alle ſelig machen, Alle im Himmel haben. Nun, das ſeht Ihr doch ein: hat Chriſtus der Herr bereitwillig für die verkommenſte Seele ſterben wollen, ſo muß der gute Prieſter auch dazu bereit ſein. Einen beſſeren Prieſter als unſeren lieben hochwürdigen Herrn hat unſer Herrgott ſelten gehabt. Der hatte ſo ganz den hochgeborenen Grafen ausgezogen, um ein Diener der Seelen zu werden, wie nicht Jeder von uns den alten Adam auszieht. Der war immer bereit, dem Herrn Chriſtus nachzufolgen, und die Fußwaſchung, welche dieſer an ſeinen Apoſteln übte, geiſtiger Weiſe an allen armen Sündern zu vollziehen. Ihm war Seele — Seele! Punktum. Ihr meint, wenn ein Kaiſer da im Bauerhof gelegen hätte — oder zum mindeſten ein König: dann wär's der Mühe werth geweſen, in tiefer Mitternacht durch Sturm und Schnee hinaus zu traben und ſich den bitteren Tod zu holen. Allein der Sohn Gottes war nicht Euerer Meinung, und ſein frommer Prieſter, der liebe hochwürdige Herr auch nicht. O, Ihr Leute! ſeht doch ein, wie ſchön das iſt und welchen Edelſtein in ſeiner Krone das gibt: er hat nicht bloß für einen gewöhnlichen armen Sünder, ſondern ſo recht, wie der liebe Heiland, ſein Blut für einen Menſchen hingeſtrömt, der ihn einſt um's Leben zu bringen verſuchte. Seht! ſolche Dinge zu üben, das bietet der liebe Gott Denen an, die ſich heiligen wollen, und wenn ſie dieſelben annehmen, ſo heiligen ſie ſich. Uebrigens, Ihr Taugenichtſe, ob Ihr dermaleinſt ſo bußfertig in Euerem letzten Stündlein ſein werdet, wie ich höre, daß der arme Wendel geweſen iſt, das wollen wir ſeiner Zeit erſt erleben."

„Ich hoffe, der hochwürdige Herr Pater werden das nicht gerade bei mir erleben," ſagte der Kutſcher ehrlich, im Hinblick auf ſeine dreißig, und auf die ſechszig Jahre des Guardians.

„Ah, ich verſtehe ſchon!" rief der Pater, und ſah ihn freundlich mit ſeinen guten klugen Augen an. „Ich ſoll Euere bußfertige Geſinnung früher kennen lernen!

Recht ſo! das iſt brav! dazu haben wir die gnadenreiche heilige Faſtenzeit. Sonntag Invocavit liegt hinter uns; habt Ihr vergeſſen, Gott den Herrn anzurufen — nun wohlan! Sonntag Reminiscere iſt vor der Thür! da ſeid eingedenk, daß nolens volens Euer letztes Stündlein über Euch kommt, mög' es auch noch hundert Jahre währen, und daß mit jedem Jahr Euere Rechnung im himmliſchen Schuldbuch größer wird. Du aber, mein Wendelbub', laß das Heulen und ſchreib' Dir's hinter die Ohren, was Du eben gelernt haſt: lebe ſo fromm und rechtſchaffen, daß Niemand Dir bei Deinem Abſterben mit Wahrheit nachſagen dürfe, Du ſeieſt ein Taugenichts geweſen."

Ein Poſtillonshorn unterbrach ſchmetternd den Guardian; ein Wagen rollte in den Schloßhof. Die Baronin Iſabelle war es. Sie kam, um mit Levin Regina's Tod zu beweinen. Sie weinte jetzt neben ſeiner entſeelten Hülle.

„Mir iſt, als wären zwei gute Sterne für Windeck untergegangen," ſagte ſie in Thränen zum Pater Guardian.

„Ja," ſagte er, „aber um im Himmel ſchöner aufzugehen."

* * *

Sonnenaufgang.

Auf der Grenze zwiſchen Frühling und Winter pflegen heftige Stürme auszubrechen, und nicht ohne ſtarke Erſchütterung geht die Natur aus todter eiſiger Erſtarrung zum warmen blühenden Leben über. Auf dem ſittlichen Gebiet finden dieſelben Erſcheinungen ſtatt; das eingeeiſte erfrorene Herz thaut nicht vom erſten Sonnenſtrahl gründlich auf. Judith konnte eine gewiſſe ſtille Angſt nicht überwinden, daß ihre Bekehrung zum Chriſtenthum Opfer von ihr fordern werde, die ſie nicht zu bringen geneigt war. Hatte Lelio nicht vom Augenblick ſeiner Bekehrung an ſein ganzes Leben verändert? Hatte nicht Erneſt ein Leben voll ununterbrochener Entſagung geführt? Freilich behaupteten Beide, ſie wären ſehr zufrieden. Aber dieſe Zufriedenheit, die aus einer immerwährenden Ueberwindung aller Neigungen hervorgeht, iſt doch nicht die, welche man ſich wünſcht, ſagte Judith zu ſich ſelbſt; oder ſollte es eine Wirkung der Gnade ſein, welche das Chriſtenthum mittheilt, im Opfer der Neigungen ein höheres Glück zu finden, als in ihrer Befriedigung? .... Und habe ich denn ſo böſe Neigungen zu opfern? .... Habe ich überhaupt eine andere, als die — zu mir ſelbſt? als die — glücklich ſein zu wollen? Beſteht aber das Gnadenglück, das chriſtliche Glück — wie ſoll ich es nennen? im Opfer: ſo brauchte ich nur meine Neigung zu mir ſelbſt zu opfern und ſieh'! ich wäre glücklich, nämlich ſo, wie die erſten Chriſten es verſtanden. — — Dazwiſchen fiel ihr ein, ob dieſer junge Geiſtliche nicht vielleicht ſehr exaltirt ſei und zu hohe Forderungen an die Menſchen mache; ob es nicht gerathen ſei, ſich an einen Akatholiken zu wenden. Dann dachte ſie aber an die Herren im ſchwarzen Frack mit weißer Cravatte, welche die arme Eſther beſucht hatten und welche zuweilen die Bibel und zuweilen ihre Gattinnen mitbrachten, und dann ſprach ſie mit energiſcher Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt: Nein! göttliche Offenbarung will durch geheiligte Organe verkündet werden und himmliſche Wahrheit von geweihten Lippen fließen! Ich haßte jene armen proteſtantiſchen Prädicanten, weil ſie meiner geliebten Eſther keinen Troſt gewährten. Daran hab' ich vielleicht ſehr Unrecht gethan, denn Niemand kann etwas Anderes geben, als was er hat, und ſie haben ihr Buch und ihre Frauen — aber die Weihe zum Apoſtolat haben ſie nicht. Sie ſind vielleicht ſehr rechtſchaffene Hausväter — aber Prieſter, aber Lehrer einer übernatürlichen

Weltordnung können ſie nicht ſein! dazu gehört eine volle Hingebung an dieſelbe, und ſie haben ja Wurzel gefaßt in der Alltagswelt. Zu Prieſtern braucht Gott Männer mit einem ganzen Herzen; dieſe — geben ein gutes Stück davon an Weib und Kind. Der Prieſter iſt fremd, und ſie ſind heimiſch im Irdiſchen. Der Prieſter ſteht über mir: ſie ſind meines Gleichen; er iſt der geweihte Verkündiger der ewigen Wahrheit und gibt ſich bedingungslos allen Anforderungen ſeines Berufes hin; ſie ſind .... ja, ich weiß nicht, ob ſie außer Familienvätern, Staatsdienern und Bürgern noch etwas ſind .... noch etwas ſein können. Genug, das ſteht feſt für mich: ich will nichts zu thun haben mit einer Religionsgeſellſchaft, die ohne geweihten Prieſterſtand iſt! Dem Prieſter glaub' ich, dem Menſchen nicht! den Prieſter verehre ich, den Hausvater nicht. Nur der, welcher im Namen Gottes und als berufener, geweihter und geſendeter Diener Gottes zu mir ſpricht, flößt mir Glauben und Verehrung ein. Aber warum? .... Täuſche ich mich nicht? Weil er vom Altar Gottes kommt — vom Opfer; und mich zu ihm hinführt — zum Opfer; während der Hausvater kommt — was weiß ich woher! und mich führt — zum häuslichen Heerde! Mein Gott! .... und Oreſt will ſich ihnen zuwenden um unſeres häuslichen Heerdes willen! Wird denn Gottes Gnade darauf liegen? — —

In heftiger Beängſtigung ging ſie im Zimmer umher, rathlos, gequält, eilte dann zu ihrer Kammerfrau und ſagte:

„Geben Sie mir Ihren Hut und Ihren Shawl; ich will zu armen Leuten.“

„Doch nicht gehen?“ fragte die erſtaunte Zofe.

„Nein! ich will im Fiacre incognito fahren.“

An dergleichen Einfälle war die Kammerfrau gewöhnt. Judith entſchlüpfte unbemerkt ihrer Wohnung, ſtieg auf dem Corſo in den erſten beſten Fiacre, fuhr zur Kirche Maria della pace, entließ ihn dort und hielt Nachfrage nach dem Hauſe von Lelio's Eltern. Sie fand es ſchnell, traf Lelio's Mutter allein und hörte voll Schreck, er ſei nicht daheim. Die obligate Phraſe: er werde aber gewiß bald zu Hauſe kommen, hielt Judith feſt, um ſo mehr, als ihr einfiel, ſie könne ja eben ſo gut der Mutter wie dem Sohne einige Fragen vorlegen und vielleicht von ihr noch beſtimmtere Antwort erhalten.

„Signora,“ hub ſie an, „ich weiß durch Ihren Sohn, daß Sie eine fromme Frau und eine treue Mutter ſind; da ich nun keine Mutter habe, an die ich mich mit meinen Anliegen wenden könnte, ſo führt mich Gott zu Ihnen. Ich bin nämlich eine Jüdin, die ſich zum Chriſtenthum bekennen will.“

Signora Pasqualina hatte Judith etwas kühl empfangen. Wer war dieſe ſchöne Perſon, die ſo ganz ohne Umſtände und ohne ſich zu nennen auftrat und nach Lelio, wie nach einem guten Bekannten fragte? Kühl hatte ſie den Anfang von Judith's Rede vernommen; aber bei den letzten Worten trat ein warmer Freudenausdruck in ihr ganzes Weſen. Sie hub Hände und Augen zum Himmel, indem ſie rief: „O welche Gnade! welche Gnade!" und als ſie wieder auf Judith blickte, fielen ein Paar Thränen von ihren Wimpern.

„Freuen Sie ſich ſo ſehr über meine Bekehrung?" fragte Judith überraſcht und gerührt; „ich bin Ihnen ja ganz fremd."

„O, was thut das!" rief Pasqualina. „Es wird eine Seele gerettet! das Blut Jeſu kommt zu Ehren an einer Seele! der ſüße Name Jeſu wird in Ewigkeit verherrlicht durch eine Seele! das Reich Jeſu wird ausgebreitet, der Wille Jeſu vollzogen auf Erden wie im Himmel, durch eine gerettete Seele! und ich ſollte nicht frohlockend Gott loben und preiſen für ſolches Glück, für ſolche Freude, an der die ganze ſtreitende und triumphirende Kirche ſammt allen himmliſchen Heerſchaaren Theil nimmt? O, meine liebe Signora, darüber können Sie ſich nur deshalb wundern, weil Sie noch nicht wiſſen, welche Gnadenſchätze Ihnen zu Theil werden, und welche Liebe Alle durchſtrömt und verbindet, die mit Ihnen dieſe Schätze genießen!"

„Und wer ſind die?" fragte Judith.

„Alle, die zur heiligen Kirche gehören."

„Ach," ſagte Judith, „ich bin ja noch ganz unwiſſend und habe nichts, als meinen guten Willen. Vergeben Sie mir alſo meine Frage: Was iſt die Kirche?"

„Die Kirche," entgegnete Pasqualina, „iſt die Gemeinde aller Chriſten auf Erden, die durch das Bekenntniß deſſelben Glaubens und durch die Theilnahme an denſelben Sacramenten vereinigt ſind unter einem gemeinſamen Oberhaupt, dem Papſt, als dem Nachfolger des heil. Petrus und den ihm untergeordneten Biſchöfen, den Nachfolgern der übrigen Apoſtel."

„Und wer hat dieſe Kirche geſtiftet und ihr dieſe Einrichtung gegeben?" fragte Judith weiter.

„Der Sohn Gottes, unſer Erlöſer, Jeſus Chriſtus, der alle Menſchen bis zum Ende der Welt ſelig machen wollte, und deshalb dieſe Heilsanſtalt gründete, welcher er ſeine Lehre, ſeine Gnadenmittel und ſeine Gewalt anvertraut, und ihr den Beiſtand des heiligen Geiſtes verliehen hat, um ſie in den Stand zu ſetzen, den Auftrag auszuführen."

„Was würden Sie ſagen, Signora, wenn ich mich einer der Secten zuwendete, welche nicht den Papſt als ihr Oberhaupt anerkennen?"

„Thäten Sie das, bevor Sie mit der heiligen Kirche bekannt geworden wären: ſo würde ich traurig ſagen, es habe Ihnen unfreiwilliger Weiſe die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit gefehlt. Thäten Sie es aber mit voller Erkenntniß, ſo hätten Sie ſich freiwillig ausgeſchloſſen von Gottes Gnade in der Zeit und Gottes Glorie in der Ewigkeit, und wären abgefallen zum Geiſt der Lüge. Aber ein ſo furchtbares Unglück widerfährt Denen nicht, die, wie Sie von ſich ſagen, einen guten Willen haben. Wer Augen hat zu ſehen und Ohren zu hören — und wer in reiner Abſicht, nicht um irdiſcher Vortheile willen, die Offenbarung der göttlichen Wahrheit ſucht, der findet ſie auch. Das hat der göttliche Erlöſer uns verſprochen indem er ſagte: „Suchet, und ihr werdet finden.“ Die heilige Kirche iſt nicht etwas Unſichtbares, woran man vorübergehen könnte. Sie ſteht da, klar und einheitlich, immer dieſelbe in der ganzen Welt. Welche Lehren der Liebe, welche Thaten der Liebe hat ſie aufzuweiſen! Sie iſt ein übernatürliches Spital für alle Leiden der Seele; der liebe Heiland iſt der Arzt; die Sacramente, die er aus ſeinem Blut bereitet — ſind die Arzneien; die Lehre, die von ſeinen gebenedeiten Lippen fließt — iſt der Labetrunk; ſeine Diener und Helfer, die Prieſter, ſind die Krankenwärter; die Kranken — das ſind wir Alle! Einige lebensgefährlich, Andere in der Agonie, Andere geneſend, friſcher und kräftiger denn zuvor. Einige ſind geſund: das ſind die Heiligen! die haben des heiligſten Blutes Wunderkraft in ſich wirken laſſen. Ein Geneſender iſt mein Lelio. Sie aber, Signora, wenn Sie das Sacrament der Taufe empfangen, dann werden Sie in

Chriſto geheiligt, zum ewigen Leben wiedergeboren und durch die heiligmachende Gnade und die göttlichen Tugenden geiſtiger Weiſe umgeſchaffen, ein Kind der Kirche, eine Tochter Gottes, ein Erbe des Himmelreiches; das iſt das Höchſte, was der Menſch werden kann, und Dem entſagt keine gute, vernünftige Seele, um ſich einer unvollkommenen Secte anzuſchließen."

„Es iſt eine ſchwindelnde Höhe," ſagte Judith und ſchloß unwillkürlich ihre Augen. „Kann man ſich dort halten?"

„Die Heiligen konnten es! Durch das heilige Bußſacrament reinigten ſie fort und fort ihr Gewiſſen von jedem Stäubchen und wurden mehr und mehr darüber erleuchtet, wie nothwendig dieſe unausgeſetzte Reinigung ſei. Und durch das Sacrament des Altars empfingen ſie in ihrer gereinigten Seele wahrhaft und weſenhaft den Leib des Herrn mit ſeiner Gottheit und verklärten Menſchheit — und der brachte ihnen dann alle Gnaden, alle Kräfte, welche ſie nöthig hatten, um in ihren Kämpfen zu ſiegen. Denn kämpfen mußten ſie mit den heiligen Waffen der Abtödtung und des Gebetes, tüchtig kämpfen, da es in heiliger Schrift heißt: „Nur die Gewaltigen reißen das Himmelreich an ſich." Unſereiner ſteht ja nun freilich ganz niedrig neben der Höhe der lieben Heiligen; allein uns ſtehen ganz dieſelben Gnadenmittel zu Gebot, um uns nach unſerem Maßſtab zu heiligen. Iſt unſere Seele befleckt durch Sünde, ſo waſcht der barmherzige göttliche Samaritan ſie im Bußſacrament wieder rein; und wird ſie ſchwach und hinfällig in den tauſend Prüfungen und Verſuchungen, ſo ſpeiſt er ſie im Altarsſacrament durch ſein Fleiſch und Blut; und daß wir Alle, die Heiligen wie die armen Sünder, an dieſem heiligen Gaſtmahle Theil nehmen, wo unſer Gott ſich zur Speiſe unſerer Seelen macht: das, Signora, ſtiftet eine ſo wunderſame Liebesgemeinſchaft zwiſchen ihm und ſeiner Kirche, daß man für ihn, den König und den Bräutigam, mit Freuden lebt und ſtirbt und Opfer bringt.“

„Lelio hatte wohl Recht zu ſagen, ſeine Mutter ſei eine fromme, vortreffliche und kluge Frau,“ ſagte Judith.

„Ob ich gut und fromm bin, weiß Gott allein!“ erwiederte Pasqualina. Bin ich's — ſo wolle Gottes Gnade mich ſo erhalten bis zu meinem ſeligen Sterbeſtündlein. Klug aber bin ich gar nicht, Signora! meine Klugheit ſteckt im Katechismus und in der Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des Herrn. Im Katechismus ſtärke und erleuchte ich meinen Glauben und in der Betrachtung kräftige und erwärme ich meine Liebe. Das kann Jeder haben!“

„Der danach verlangt!“ ſetzte Judith hinzu. „Aber nun noch eine Frage, theure Signora! Wenn ich katholiſch bin — darf ich dann einen Akatholiken heirathen?“

„Bei uns zu Lande kommt Gott Dank! ſo etwas nicht vor! Es muß ja etwas Entſetzliches ſein, eine Ehe zu ſchließen, in welcher der eine Theil außerhalb der Glaubens- und Liebesgemeinſchaft der Kirche ſtände. Es ſcheint mir unmöglich, daß eine ſolche Ehe anders, als aus frevelhaftem Leichtſinn geſchloſſen werden könnte! Welche Gefahr für ihre Nachkommenſchaft, in Gleichgültigkeit gegen den Glauben zu gerathen, die Sacramente zu mißachten, oder wohl gar — o ſeligſte Jungfrau! der Gnadenmittel beraubt zu werden! Welch' katholiſches Herz wäre im Stande, eine Ehe zu ſchließen, die arme unſchuldige Kinder um die Seligkeit brächte, den Leib des Herrn zu empfangen, der unſer Troſt, unſer Glück, unſer Heil, unſere Liebe, unſer Ein und Alles iſt. O theuere Signora! der Leib des Herrn in unſeren Tabernakeln, auf unſeren Altären — iſt nicht bloß der Mittelpunkt unſerer Glaubensgeheimniſſe; er iſt der Grund unſerer Liebe zu unſerem Glauben und zu Dem, der vom Himmel kam, um ihn uns zu offenbaren. Wer an das hochheilige Geheimniß der Euchariſtie glaubt, fühlt ein ſolches Erbarmen mit Denen, welche nicht daran glauben, daß er ihnen dieſen Glauben mit ſeinem Blut erkaufen möchte; aber ſeinen Freund, aber ſeinen Gatten wählt er nicht unter ihnen ſich aus, denn er weiß ja, daß ſie die ewige Wahrheit, die uns zu unſerem Heile und unſerer Heiligung durch die Zeit in die Ewigkeit leitet, nicht beſitzen. Und wer ſie nicht beſitzt — was hat der? was weiß der? was vermag der? was liebt der?“

„Nichts!“ ſagte Judith. „Er hat ſein Ich, er weiß von ſeinem Ich, er liebt ſein Ich — und das iſt Nichts, wenn Gott ſelbſt ihn nicht belehrt, was damit anzufangen ſei! Und dieſe Lehrerin der Menſchheit iſt die Kirche; deren Mund iſt der Prieſterſtand; er verkündet die ewige Wahrheit! O mein Gott! ich werde auch in der ewigen Wahrheit leben und gerettet werden aus meiner Exiſtenz des Scheines, der Verblendung und des Irrthums.“

„Dann werden Sie aber auch den Gedanken fahren laſſen, einen Akatholiken zur Ehe zu nehmen, nicht wahr, theure Signora?“ rief Pasqualina und ergriff innig Judith’s Hand. „Das müſſen Sie mir verſprechen! Nein, nicht mir! der heiligen Mutter Gottes von den ſieben Schmerzen müſſen Sie es verſprechen! O, welche Gnade, Signora! Sie ſind eine Tochter des Volkes, aus dem Maria, „die Gebenedeite unter den Weibern,“ als eine „Lilie zwiſchen Dornen“ entſproß! des Volkes, dem die Magdalena angehörte, die als eine große Sünderin dem Heiland zu Füßen ſiel und als eine große Heilige wieder aufſtand, gerechtfertigt durch ihre büßende Liebe. O, wie werden dieſe beiden Wunder der Gnade jetzt am Throne Gottes bitten für Sie, die Tochter Iſraels, die zu ihnen auf den Calvarienberg ſich flüchtet! Aber auf den Calvarienberg zu Jeſus und Maria, zu Johannes und Magdalena kommt man nur durch das Kreuz — und das Kreuz iſt Sinnbild jedes Opfers, welches aus heiliger Liebe gebracht wird. Alſo bringen Sie nur getroſt Ihr kleines Opfer dem Gott, der ein ſo großes für Sie am Kreuz bringt; und in dem Augenblick, wo Er Ihre Seele in ſeinem Blut rettet, betrüben Sie ihn nicht ſo ſehr, um dieſe gerettete Seele eine Verbindung eingehen zu laſſen, in welcher dies göttliche Blut verachtet und die Ehe nicht als ein Sacrament betrachtet wird. Das können Sie nicht thun! das dürfen und werden Sie nicht thun! Ach, verſprechen Sie es der Mutter Gottes. Thut's Ihnen weh? Ach, es hat auch der ſeligſten Jungfrau wehe gethan, unter dem Kreuz zu ſtehen und ihren liebſten Sohn der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer zu bringen. Gibt es Ihnen einen Stich durch's Herz? Ach! ihr Schmerz war ſo groß, als ob ihr ſieben Schwerter auf Einmal das Herz durchbohrten. Das ſollte ſo ſein, damit ſie Mitleid habe mit dem Jammer der ganzen Welt. Die Königin der Schmerzen mußte ſie ſein, um die „Tröſterin der Betrübten“ werden zu können. O, fürchten Sie nicht das Herzeleid eines Opfers! Maria ſteht Ihnen bei! Maria hält Sie und lehnt Sie ſanft an das Kreuz ihres lieben Sohnes .... und das roſenfarbene Blut aus den heiligſten fünf Wunden überrieſelt Sie, und heilt wie Balſam alle Wunden Ihres Herzens zu.“

Immer inniger und zärtlicher, und endlich unter ſtrömenden Thränen hatte Pasqualina geſprochen, und ſo mütterlich ſchaute ſie mit ihrem ſeelenvollen Auge Judith an, daß dieſe ganz überwältigt von einer ſo neuen, ſo ungeahnten Liebe, ihre Arme um Pasqualina's Nacken ſchlang und ihre Stirn auf deren Schulter lehnte und leiſe ſagte:

„Ach, wie iſt mir bei Ihnen ſo wohl!“

„Ich habe heute auch den Leib des Herrn empfangen,“ entgegnete Pasqualina freudig gerührt und demüthig.

„Dieſe Liebe zu den Seelen, dieſe Theilnahme für Seelen, dies Verlangen, Seelen für Gott zu retten, öffnet mir den Einblick in eine ganz fremde Welt,“ ſagte Judith und richtete ſich nachdenkend auf.

„In die Welt der Erlöſung,“ ſetzte Pasqualina hinzu, „in der man an allen Seelen das Ebenbild Gottes und das Blut Jeſu gewahr wird — oder werden möchte.“

„Nun muß ich fort!“ ſagte Judith tief erſeufzend; „aber ich habe noch einige Bitten. Geben Sie mir das Buch, das Sie ſo himmliſch klug macht.“

„Den Katechismus? gern!“ erwiederte Pasqualina, und holte ein kleines Buch aus dem Auszug des Tiſches, auf dem ihre Näharbeit lag. „Dies kleine Buch enthält die geoffenbarten Wahrheiten unſerer heiligen Religion, wie die Kirche Chriſti, die vom heiligen Geiſt regiert und erleuchtet wird, ſie lehrt.“

Judith ſchlug das Büchlein auf und las auf der erſten Seite die Frage:

„Wozu biſt du auf Erden?“ —

Und darunter die Antwort:

„Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen.“

Judith machte das Buch zu und rief:

„Damit iſt Alles geſagt! dadurch erfährt man, was Wahrheit — was Liebe — was Glück iſt. Und wahrlich, Signora! das ſpricht der heilige Geiſt! denn ſo lange die Welt ſteht, hat der Menſchengeiſt ſo nicht geſprochen.“

Sie ſteckte das Buch zu ſich, nahm ihre Börſe und ſagte:

„Signora, ich bin hier fremd! Sie werden gewiß einige Nothleidende kennen, denen man mit Gold helfen kann. Wollen Sie das thun?“

„Ich werde die Börſe unſerem Herrn Pfarrer bringen,“ entgegnete Paſqualina; „der verſteht ſich auf's Almoſengeben und wird Sie in ſein frommes Gebet einſchließen. Ich werde ihn bitten, Maria della pace für Sie anzurufen, damit der unzerſtörbare Friede des Glaubens Ihre Seele erfülle.“

„Endlich, bitten Sie Ihren Sohn, daß er mir ſeinen Freund zuſende, den jungen Geiſtlichen.“

„Meinen Sie den Abbate, Don Cinthio?“

„Ich weiß ſeinen Namen nicht! es iſt ein hoher, ſchlanker, blonder junger Mann.“

„Ganz recht! mit einem engelhaften Ausdruck und einem fremden Accent — Don Cinthio!“

„Ich laſſe alſo Don Cinthio zu mir bitten.“

„Aber zu wem, Signora?“

„Zur Judith! das Uebrige weiß Ihr Sohn! Und beten Sie für mich!“

Sie umarmte Pasqualina und eilte fort — fort zur Kirche Maria della pace; doch nicht um Raphaels Sibyllen zu bewundern, ſondern um zu überlegen, was ſie gehört, und was ſie zu thun habe. Was ſie gehört? o wie war das ſchön, lieblich, klar! wie quoll das in ihre durſtige Seele, als ein warmer Mairegen in ſprödes Erdreich, als weiche Frühlingsluft um den ſtarren Baum! Welch ein Reichthum des Daſeins, welche Fülle des Lebens that ſich vor ihr auf in dieſer Liebe, die von der Liebe Gottes entzündet — in dieſer Wahrheit, die von dem Geiſt Gottes durchleuchtet — in dieſem Glück, das in der Vereinigung mit Gott gefunden wird. Das iſt's! das iſt's! das iſt's! frohlockte ihr Herz in einem Jubel, der nicht enden wollte. Und was ſie zu thun habe? .... o das war zuerſt auch ganz einfach und leicht: die Taufe empfangen im Blut Jeſu! Aber dann? Sie ſchauderte. Nicht weil ſie ein Opfer zu bringen hatte; denn es ſchien ihr kaum ein Opfer zu ſein, einen Menſchen aufzugeben, um Gott zu gewinnen. Aber weil ſie nicht wußte, wie ſie ſich von Oreſt losmachen ſollte. Sie hatte ihn ſo weit gebracht, daß er gleichſam einen Todesſprung machen wollte, um zu ihrem Beſitz zu gelangen — und nun ſollte ſie ihm Halt! zurufen und ſagen: Es iſt aus und vorbei zwiſchen uns. Wie wird er das aufnehmen — jetzt, wo Alles für ihn auf dem Spiele ſteht, und wo er in einer Spannung und Aufgeregtheit ſich befindet, wie der Spieler, über deſſen ganzes Vermögen der nächſte Würfelfall entſcheidet. Und wenn es mich das Leben koſtete, ſagte Judith ſchaudernd zu ſich ſelbſt, ich kann nicht Gräfin Windeck werden — und ich muß mich von Oreſts Seite auf Alles gefaßt machen. O nur erſt die Taufe! die Taufe, daß mich die heiligmachende Gnade zu einem Kinde der Kirche, einer Tochter Gottes und Erbin des Himmelreichs mache: dann iſt meine Seele gerettet! und bringt Oreſt mich um's Leben, wie ich das verdient habe, ſo weiß ich doch, daß ich im Blut Jeſu von meinen Sünden gereinigt und eine erlöſte und für die Ewigkeit gerettete Seele bin. Wie hat jene große Büßerin Thais gebetet? O du, der du mich erſchaffen haſt, erbarme dich meiner! Ihr Herz brach in Thränen und mehrmals wiederholte ſie: Erbarme dich meiner! Ihr ganzes Leben zog an ihrem inneren Auge vorüber. Was ſah ſie? kalte Selbſtſucht! kalten Hochmuth! Nie habe ich etwas Anderes geliebt, als mich ſelbſt — oder Anderes .... meinetwegen! wimmerte ſie leiſe; nie ein Opfer gebracht, nie fremdes Glück höher angeſchlagen als das meine! Vor dem Altar des heiligſten Sacramentes war ſie auf die Knie geſunken. Da lag ſie auf dem Marmorboden und hob weinend ihre Hände empor und ſtreckte die Arme aus zum Tabernakel und ſeufzte: Wohnſt du da, du Gott der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe, ſo erbarme dich meiner und laß mich dich finden, denn ich verſchmachte nach Liebe und Wahrheit, und weiß nicht, wo auf Erden ich ſie ſuchen könnte, als bei dir. Niemand ſtörte die Beterin; Niemand ſah hin zu ihr. Der warmherzige Südländer begreift, daß die Andacht ebenſo gut wie jede andere lebhafte Empfindung — ihre Sprache, ihren Ausdruck, ihre Geberden habe. Ein junger Geiſtlicher, der häufig vor dieſem Altar ſein Brevier betete, zog ſich leiſe zurück. Er glaubte Judiths Geſtalt trotz ihres einfachen Anzuges zu erkennen. Ihr Geſicht war verſchleiert. Vor dem Mutter Gottes Altar kniete er nieder und flüſterte in ſeliger Hoffnungsfreude: „Wenn ſie es iſt, ſo iſt ſie gerettet .... denn ſie betet .... und betet in Thränen. Heilige Maria, Königin des Friedens, bitte um Frieden für dieſe arme ruheloſe Seele." — —

Nach einer dreiſtündigen Abweſenheit kam Judith gefaßt zu Hauſe; aber ihre Kammerfrau ſtürzte ihr entgegen und rief:

„Gott Dank! da ſind Sie! Hat der Herr Graf

Sie gefunden? er ſtreift in der Stadt umher, um Sie zu ſuchen. Die Villa Borgheſe hat er ſchon durchjagt und kam verzweiflungsvoll vorgefahren, um zu fragen, ob Sie inzwiſchen vielleicht angelangt wären."

„Der Herr Graf iſt allzu gütig!" unterbrach Judith den Strom der Mittheilung. „Iſt ſonſt nichts vorgefallen?"

Die Kammerfrau gab ihr einen Brief und ſetzte hinzu, das kleine Mädchen, das denſelben gebracht habe, werde im Laufe des Nachmittags die Antwort holen. Judith ging mit dem Brief in ihr Zimmer und erbrach ihn ziemlich gleichgültig. Er war in franzöſiſcher Sprache, Handſchrift und Papier höchſt elegant — und ohne Unterſchrift. Sie las mit wachſender Spannung:

„Signora! Da Sie dem höchſten Glück entgegen gehen, welches einem Menſchen zu Theil werden kann, indem Sie das Sacrament der Taufe empfangen: ſo glaube ich, daß Sie umſomehr von fremdem Leid gerührt ſein werden. Meine Verhältniſſe ſind der Art, daß ich Sie nicht aufſuchen kann und doch das heißeſte Verlangen habe, Sie zu ſprechen. Das Ungewöhnliche meiner Bitte ſagt Ihnen deutlicher als tauſend Worte, wie wichtig mir ein Geſpräch mit Ihnen wäre. Ich bitte alſo, Signora, daß Sie die Güte haben möchten, mir Tag und Stunde zu beſtimmen, wo ich Sie im Kloſter der Damen vom Sacré Coeur zu Trinità dei Monti auf dem Pincio erwarten dürfte. Ihr Name, an der Pforte genannt, wird Ihnen Einlaß geben. Je näher der Tag und je früher die Stunde, deſto lieber wär' es mir. Ich bitte nur um zwei Worte mit Ihrer Beſtimmung, Signora; aber ich bitte um des Blutes Jeſu willen, das Ihrer Seele, zur Freude aller Kinder der heiligen Kirche, die Fülle der Gnaden bringen wird.“

Judith las den Brief dreimal von Anfang bis zu Ende durch; da ihr aber nicht die leiſeſte Ahnung kommen wollte, wer die Schreiberin ſein könne, die von ihrem Vorhaben wiſſe und ſich eben ſo ſehr darüber freue, wie Signora Pasqualina, ſo ſetzte ſie ſich raſch hin, ſchrieb die Worte:

„Morgen früh um ſieben Uhr wird J. W. an der Pforte des bezeichneten Kloſters ſein;“ ſiegelte das Blatt ein und gab es ihrer Kammerfrau für die kleine Botin.

Kaum war ſie damit fertig, ſo hörte ſie im Salon Oreſts haſtigen Schritt. Sie eilte ihm entgegen, gab ihm die Hand und ſagte freundlich:

„Ich danke Ihnen gar nicht für Ihre Sorge, denn Sie werden ja ganz dadurch verſtört.“

Er ſah in der That ſo leichenblaß und verſtört aus, daß ſie Mühe hatte, ihre heimliche Angſt zu unterdrücken.

„Woher kommen Sie denn eigentlich? und was dachten Sie überhaupt?“ fragte ſie beklommen, da er gar nichts ſagte, ſondern nur [illegible] Hände hielt und küßte und an ſeine Stirn und auf ſeine Augen legte, wie um ſich zu überzeugen, daß ſie wieder da ſei! daß ſie es ſei.

„Werd' ich nicht erfahren, was Sie in dieſen Zuſtand von Aufregung verſetzt hat?“ fragte ſie abermals.

„Judith verſchwindet — und ich ſoll nicht aus der Faſſung kommen!“ rief Oreſt.

„Verſchwindet! .... ich hatte armen Leuten Geld zu geben und war in einer Kirche; nennen Sie das — verſchwinden!“ entgegnete Judith.

„Der Morgen verging — und Sie kamen nicht wieder! da ſuchte ich Sie in der Villa Borgheſe und als ich Sie nicht fand — in der Villa Pamfili, weil ich ja weiß, daß Sie dort gern unter den Pinien wandeln. Aber Sie waren auch da nicht — und nun kam mir der gräßliche Gedanke in den Sinn .... Sie wären entführt, wären mir entriſſen.“ ....

„Welche Thorheit, theurer Oreſt!“ unterbrach ihn Judith; „Entführungen ſind nicht römiſche Sitte! man muß doch immer bei Beſinnung bleiben.“

„Nicht bei dem Gedanken, daß ich Dich verlieren könnte!“ brach Oreſt ſtürmiſch aus. „Was wäre die Liebe, wenn das Herz dabei kalt bliebe! .... wenn es ſich nicht ſträubte, wie gegen den Tod, gegen einen ſolchen Verluſt. O Judith! Geliebte! die ganze Welt hat ſich wider unſer Glück verſchworen! ich kann hier freilich proteſtantiſch werden; allein meine Eheſcheidung muß ich in meiner Heimath betreiben. Das gibt unabſehbare Verzögerungen. O laß uns fliehen! laß uns auf irgend einer paradieſiſchen Stätte des Orients die Welt vergeſſen."

„Gott will es nicht!" unterbrach ſie ihn. Aber ſie, die doch ſonſt ſo muthig war, hatte nicht den Muth, ihm zu ſagen, welchen Umfang ſie dieſem Ausruf gab. Sie fürchtete ſich vor Oreſt. Sie, die Stolze, die ihren Triumph darin gefunden hatte, ſeine Leidenſchaft ſo zu ſteigern, daß er nicht mehr deren Herr war; die gewähnt hatte, ſie ſei jetzt die Königin und Beherrſcherin ſeines Glückes und ſeines Schickſals, weil ſie ſein Idol war: ach, ſie mußte jetzt erfahren, daß ſie gerade dadurch abhängig von ihm und die beängſtigte Sklavin ſeiner entfeſſelten Leidenſchaft geworden ſei.

„Kaltes Herz!" rief Oreſt vorwurfsvoll.

„Man liebt wie man kann!" ſagte ſie kühl.

„Sei es! liebe mich wie Du kannſt .... aber liebe mich, Judith!" rief Oreſt zu ihren Füßen ſinkend.

„O, ich fange wirklich an, Sie zu lieben!" ſagte ſie mit einem ſo eigenthümlichen Ausdruck, daß Oreſt ſich über deren innerſte Bedeutung täuſchte und jubelnd rief:

„Dann werde ich ſelig ſein."

„Ich habe vor einiger Zeit mit einem Geiſtlichen hinſichtlich meiner Taufe geſprochen;" nahm Judith das Wort, um alle Liebesbetheuerungen abzuſchneiden, die auf Oreſt's Lippen ſchwebten. „Jetzt, da meine Verpflichtungen an hieſiger Oper zu Ende ſind, will ich mich etwas gründlicher mit der Lehre beſchäftigen, der ich mich zuwende.“

„Nur nicht zu viel!“ rief Oreſt. „Die Hauptlehre in allen Religionen iſt die: Gott iſt die Liebe. Das muß man feſthalten und Alles, was dem widerſpricht — wegwerfen.“

„Ja,“ ſagte Judith ernſt, „ſo habe auch ich den Kern des Chriſtenthums verſtanden.“

„Und bleib' dabei, Geliebte! laß Dich nicht ein auf dogmatiſche Auseinanderſetzungen, auf ſcholaſtiſche Erklärungen, welche dieſer einfachen, verſtändlichen, unſerem Begriff vom höchſten Weſen entſprechenden Lehre, eine theils übertriebene, theils verkehrte Anwendung geben möchten, um die Gewiſſen in ängſtlicher Abhängigkeit zu halten! Gott iſt die Liebe: damit kommt man durch die Welt.“

„Aber wohin?“ fragte Judith gedankenvoll und ihr Sinn flog weit hinweg über die Staubeswelt.

„Wohin?“ rief Oreſt, ſie mißverſtehend. „Nun, zum Ziel! zum Glück .... zum Glück der Liebe.“

„Das iſt ein großes Wort!“ ſagte ſie: „Glück der Liebe — unſer Ziel!“

So ſprach Jeder von ſeinem Standpunkt aus und Keiner verſtand den Anderen. Es war eine Kluft zwiſchen ihnen aufgethan.

Am Abend fand ſich bei Judith mit einigen anderen

Perſonen auch der Marquis d'Avallon ein, der ſie in der Villa Diodati beſucht hatte.

„Das iſt ja die verkehrte Welt, nach dem Carneval in Rom einzutreffen!“ ſagte Judith ihn begrüßend.

„Dann hab' ich ja ganz abſichtslos etwas ſehr Paſſendes gethan,“ entgegnete er; „Verkehrtes ſchickt ſich in unſere verkehrte Welt! Geſchieht einmal etwas Vernünftiges, ſo findet es keinen Platz, keinen Anklang, keine Heimath, keine Sympathie.“

„Ah, Sie haben gewiß etwas enorm Vernünftiges gethan, ſeit wir uns am Genferſee ſahen, Herr Marquis!“ rief Judith lächelnd.

„Dies Glück .... oder Unglück hatte ich nicht, Signora; aber ich hab' inzwiſchen Jemand geſehen, der es hatte und der mir allerdings intereſſanter war, als die höchſt intereſſanten Ruinen römiſcher Baukunſt im ſüdlichen Frankreich, die ich ſo eben ſtudirt habe, um ſie mit den Ruinen Roms zu vergleichen.“

„Abermals eine Verkehrtheit!“ warf Judith ein. „Rouſſeau vergaß die Huldin ſeines Herzens über dem Pont du Gard. Marquis d'Avallon vergißt den Pont du Gard über? ...

„Ueber einen unbeſchuhten Carmeliten, Signora.“

Ein herzliches Gelächter antwortete von allen Seiten dem Marquis.

„Dies iſt beiſpiellos in der Geſchichte der Menſchheit!“ ſagte Madame Miranes.

„Wenn es eine Carmeliteſſe wäre!“ rief Oreſt.

„So wäre das freilich keine Verkehrtheit,“ ſagte der Marquis. „Aber es iſt nun einmal ein Carmelit! und ſollten Sie, Signora, nie etwas von dieſem Pater Auguſtin vom heiligen Sacrament gehört haben?“

„Keine Sylbe! und weshalb denn ich?“ ſagte ſie erſtaunt.

„Als auf der Sonnenhöhe der Berühmtheit Liszt in Europa ſeine Kunſtreiſen machte, begleitete ihn zuweilen ein junger Menſch von brillantem muſikaliſchen Talent, der Herrmann hieß.“

„Ich erinnere mich ſeiner aus Paris!“ rief Madame Miranes. „Ja, ja! Herrmann! ein junges ziemlich inſolentes Bürſchlein, aber ein Lieblingsſchüler Liszt's, wegen ſeines eminenten Talents!“

„Mit ſeinem vollen Namen hieß er Herrmann Cohen und war der Sohn eines jüdiſchen Kaufmanns aus Hamburg,“ ſagte der Marquis. „Er — und der unbeſchuhte Carmelit, Pater Auguſtin vom heiligen Sacrament, ſind eine und dieſelbe Perſon; und ich hörte ihn in Bordeaux predigen. Er machte einen merkwürdigen Eindruck auf all' ſeine Zuhörer. Er ſtellte in ſeiner Predigt, die er am Tage der Bekehrung des Apoſtels Paulus hielt, viel lebendiger noch durch ſich ſelbſt, als durch ſeine feurigen und beredten Worte die Bekehrung des Saulus zum Paulus dar. Zum Zeichen ſeiner Macht über die widerſtrebendſten Geiſter unter den Kin=

dern Iſraels ſtellt Gott ſolche Menſchen wie Denkſteine in der Welt auf. Welch eine übermenſchliche Seelenſtärke und Liebe zur Tugend gehört dazu, um einen Menſchen aus dem ungebundenen Rauſch eines glänzenden, vielfach bewegten Lebens in den Habit und die Zelle des Carmeliten zu führen."

„Was muß Gott ſein .... für die, die ihn lieben!" ſagte Judith.

„Das iſt's!" rief der Marquis überraſcht. „Signora, Sie verſtehen Alles .... wie eine gewiegte Katholikin!"

„Es gibt nun einmal ſolche Menſchen, die ihre Freuden da finden, wo wir verzweifeln müßten," ſagte Oreſt. „Ich habe ja ein ſolches Beiſpiel an meiner Couſine erlebt. Ein bildſchönes, liebenswürdiges Mädchen begräbt ſich bei zweiundzwanzig Jahren im Kloſter der Carmeliteſſen. Man faßt, man begreift ſo etwas gar nicht."

„Wenn man den Grund dafür mathematiſch — oder durch Wahrnehmungen der fünf Sinne bewieſen haben will: dann freilich iſt's nicht zu faſſen," ſagte der Marquis.

„Und kann irgend etwas vor der Vernunft Geltung haben," fragte Florentin, „was ſich nicht auf jenem Wege beweiſen läßt?"

„Wenn Sie Alles verwerfen, was die Sinne nicht wahrnehmen und was die empiriſche Wiſſenſchaft nicht beweiſt,“ entgegnete der Marquis, „ſo verwerfen Sie das ganze höhere Geiſtesleben des Menſchen, die ganze ſittliche und intellectuelle Welt, alle Lehren und Grundſätze, auf denen die Menſchheit ruht. Aus Ihrem chemiſchen Schmelztiegel geht nicht Gott, nicht die Offenbarung, nicht das Gewiſſen hervor. Leugnen Sie aber das Alles — womit füllen Sie dann den furchtbaren Abgrund aus, der ſich im Innern einer Seele aufthut, welche von allen übernatürlichen Traditionen abgelöſt, an nichts ſich hält, als an der ſichtbaren Welt; alſo am Nichts! .... denn die vergeht! In allen großen Geſetzen und hohen Ideen der Menſchheit, in ihrem ganzen Leben und Weben verräth ſich die Ahnung einer übernatürlichen Welt, mit welcher der Menſchengeiſt in geheimnißvoller unleugbarer Verbindung ſteht.“

„Dieſer Behauptung kann vielfach widerſprochen werden,“ ſagte Florentin, „z. B. durch den Zuſtand, in welchem ſich der größte Theil der Menſchheit befindet. Die wilden Völker wiſſen nichts von ſolcher Ahnung.“

„Weil der Geiſt bei ihnen in jenen Stumpfſinn gefallen iſt, der ihm die Ueberwucherung durch die Materie bereitet,“ erwiderte der Marquis.

„Und das iſt auch der Grund,“ rief Judith, „weshalb die Wilden unter den geſitteten und gebildeten Nationen jene Ahnung verloren haben und jenen Zuſammenhang leugnen: ihr Geiſt iſt geknechtet vom Materialismus. Sprengt ein Geiſt dieſe Feſſel, ſo erwacht das Gottesbewußtſein in ihm — unklar, ſchwankend, entſtellt: aber es erwacht! das beweiſt der Geiſteszuſtand aller nichtchriſtlichen Völker alter und neuer Zeit, ſobald ſie die unterſte Stufe der Wildheit überwunden haben und durch dies Gottesbewußtſein treten ſie in den Zuſammenhang mit einer Welt, die außer und über der Sichtbarkeit liegt. Der chriſtlichen Offenbarung iſt es vorbehalten, dies dunkle Bewußtſein in lichte Erkenntniß zu verwandeln.“

Indem ſie ſo ſprach, ſah ſie wunderſchön aus: die Statue bekam eine Seele und ging aus der Traumbefangenheit zur Erkenntniß über. Es fiel Allen auf. In Oreſt's Gehirn kreuzten ſich die abentheuerlichſten Plane, um Judith zu entführen und nach Damascus zu bringen. Das mittelländiſche Meer, Libanon und Antilibanon zwiſchen ihm und der europäiſchen Welt — und er gleichſam allein im Univerſum mit Judith: das wurde ſeine fixe Idee. Der Marquis d'Avallon fragte ſich heimlich, ob Judith etwa auf Herrmanns Wegen gehe, was ihn, wo möglich, in noch größeres Staunen verſetzen würde. Florentin dachte zähneknirſchend: ſollte denn wirklich ihr ſkeptiſcher Verſtand, der nach Allem fragte und Alles gleichgültig bei Seite legte, in die Klauen eines Boten der Finſterniß gefallen und von ihm umgarnt ſein! Ohne ihren Einwurf zu beachten, ſagte er zum Marquis:

„Das Studium der Naturwiſſenſchaften gibt unſeren

Tagen das Licht der Erkenntniß. Es durchmißt und durchforſcht das Univerſum und enträthſelt die Geſetze, welche deſſen Stoffe verbinden und trennen, deſſen Kräfte in Bewegung ſetzen; und eben weil ſie das Univerſum umſchließt und begreift, ſo ſchließt ſie es auch ab — und hat ſomit das letzte Wort, denn über das Univerſum hinaus — liegt nichts; das iſt klar!“

„Für den, der im Chaos der Stoffe und Kräfte bleibt,“ ſagte der Marquis. „Wer aber zur Schöpfung übergeht — findet den Schöpfer und ſomit wieder die übernatürliche Welt.“

„Und prahlen Sie nur nicht, Signor Fiorino, daß Ihre Wiſſenſchaften die Geſetze ergründen, welche den Erſcheinungen in der Natur zum Grunde liegen! Trotz all Ihrer Phyſik und Chemie giebt es tauſend Warum? die Sie ſo wenig beantworten können, als ich — der ungelehrteſten eine!“ rief Judith.

„O bitte, Signora, ein Warum! damit wir das Vergnügen haben, Signor Fiorino, der es beantworten wird, anzuſtaunen,“ ſagte der Marquis.

„Warum,“ ſagte Judith lächelnd zu Florentin, „hat das adriatiſche Meer Ebbe und Flut, da es ein Buſen des mittelländiſchen Meeres iſt und dieſes keine Ebbe und Flut hat?“

„Dies iſt eine ganz vereinzelte Erſcheinung, über welche man vermuthlich nie phyſikaliſche Beobachtungen angeſtellt hat,“ entgegnete Florentin nachläſſig.

„Mit anderen Worten: man weiß es nicht," ſagte Judith. „Ja man kennt überhaupt nicht den Grund dieſes wunderbaren Phänomens der Ebbe und Flut, das man am Ocean täglich vor Augen hat. Ihre Phyſik kann es nicht erklären, obgleich es durchaus dem Bereich der ſinnlichen Wahrnehmungen angehört; ſie weiß nicht, welche Kräfte und Einflüſſe dabei thätig ſind. Und nach einem ſolchen Fiasco ſollte man ihr vertrauen, wenn ſie überſinnliche Fragen löſen und etwa beweiſen wollte, es gebe keine unſterbliche Seele, denn ſie entdecke weder mit dem Secirmeſſer im menſchlichen Organismus, noch mit dem Telescop im Univerſum den Platz und den Himmel, wo dieſe Seelen leben könnten! Nein, guter Fiorino, Ihre Lieblings- und Fachwiſſenſchaft kann zwar Salze, Säuren und Gaſe zerſetzen und combiniren, aber nicht einmal den Urgrund dieſer Stoffe erklären. Wollte die Vernunft von ihr die Löſung gewiſſer Fragen begehren, welche ſich auf überſinnliche Erſcheinungen beziehen: ſo würde ſie aufhören — Vernunft zu ſein. Wähnen Sie aber nicht, Herr Marquis," fuhr Judith zu dieſem gewendet fort, „daß Signor Fiorino allein über mein Warum? Fiasco gemacht hat! O nein! ich war einmal mit einer großen naturforſchenden Celebrität bei einem Diner; wo? das ſag' ich nicht! Dieſer Herr geberdete ſich in ſeinen Reden nicht anders, als habe der Schöpfer ihn bei der Erſchaffung der Welt zu Rathe gezogen. Da rief ich ihm über den Tiſch die Frage zu:

Warum hat das adriatiſche Meer Ebbe und Flut ꝛc.? Alles verſtummte und ſah erwartungsvoll das Orakel an. Aber ſiehe da! auch das Orakel verſtummte."

„Entſetzliches Schickſal für eine Celebrität!" rief Marquis d'Avallon munter. „Judith fragt — die Menge harrt — und ſie verſtummt."

„Signora waren aber auch ſehr boshaft, ſich gerade dieſe Frage auszudenken," ſagte ein guter ſtiller deutſcher Baron, der ſelbſt nicht recht wußte, wie er in dieſe Geſellſchaft gerathen war.

„Das geb' ich zu," erwiderte Judith. „Ich erzählte es aber, um Fiorino zu tröſten."

„Und zwar durch eine zweite Bosheit," ergänzte der Marquis.

„Kommt es häufig in der Welt vor," fragte Madame Miranes den Marquis, „daß man die moſaiſche Religion aufgibt, um die chriſtliche anzunehmen?"

„Es geht mir, wie jener Celebrität," erwiderte er; „ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Das Großartige iſt ja immer ſelten; alſo ſteht auch die Bekehrung des Pater Auguſtin ziemlich vereinzelt da. Doch hat ſich gerade hier in Rom vor etwa zehn, zwölf Jahren eine andere zugetragen, von der man auch ſehr viel geſprochen hat, weil ſie ſo plötzlich und doch ſo gründlich war; nämlich die des Herrn Alphons Ratisbonne aus Strasburg. Er kam nach Rom, um ſich zu amüſiren, keineswegs um zu convertiren. Er ging eines Tages mit einem Freunde nach der Kirche S. Andrea delle fratte. Während der Freund in die Sacriſtei geht, um mit einem Geiſtlichen zu ſprechen, bleibt er allein in der Kapelle der Mutter Gottes, und als der Freund zurückkommt, erklärt er demſelben, er wolle katholiſch werden. Das geſchah denn auch — und nach einigen Jahren ſtiftete Herr Alphons Ratisbonne von ſeinem Vermögen die Congregation von Unſerer Lieben Frau zu Sion; eine weibliche Genoſſenſchaft, welche die Beſtimmung hat, durch Erziehung und Unterricht jüdiſche Kinder für den chriſtlichen Glauben zu gewinnen und namentlich in Jeruſalem dies fromme Werk zu betreiben. Er hat in der heiligen Stadt den Platz des alten römiſchen Prätoriums gekauft und zu einer Niederlaſſung für ſeine „Töchter Sions“ eingerichtet, während ſie in Paris ihr Mutterhaus — und zum Generaloberen der Congregation den Abbé Theodor Ratisbonne haben, den älteren Bruder ihres Stifters, der ſchon früher convertirt und ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hat.“

„Und in der Kapelle,“ rief Judith, „die ein bekehrter Sohn Iſraels für die fernere Bekehrung des Volkes Iſraels geſtiftet hat — habe ich in der Charwoche des vorigen Jahres das Stabat mater geſungen, um dieſem Werk einige Geldmittel zuzuwenden — ich, eine Tochter dieſes Volkes!“

„Die Kinder dieſes Volkes müſſen ſich aber vor der Bekehrung zum Chriſtenthum hüten,“ bemerkte Florentin giftig, „denn nach Allem, was wir heute hören, verfallen ſie durch dieſelbe in den grauenhafteſten Fanatismus. Der eine wird Mönch, der andere wird Pfaffe, der dritte verſchwendet ſein Vermögen, um durch bigotte Nonnen arme Judenkinder um ihren Glauben zu bringen. Wahrhaftig, ein ſolches Delirium des Fanatismus kann nur abſtoßend wirken.“

„Signor Fiorino,“ ſagte Marquis d’Avallon ſehr verlegen, „vergeben Sie mir .... ich wußte nicht .... ich hätte dieſen Punkt vielleicht beſſer unberührt gelaſſen“ .... —

„Was wußten Sie nicht, Herr Marquis?“ fragte Judith höchſt verwundert über ſeine plötzliche Verlegenheit.

„Aus Signor Fiorino’s Bedauern, daß jüdiſche Kinder im Chriſtenthum erzogen werden, ſehe ich, daß er ein eifriger Anhänger der moſaiſchen Religion iſt — und das wußte ich nicht.“

Oreſt lachte hellauf und rief, immer bereit, an Florentin einen Hieb zu geben:

„Corpo di Bacco! dies iſt ein höchſt intereſſantes Quiproquo — denn es iſt eine Enthüllung der geheimen Verwandtſchaft zwiſchen Jung-Iſrael und Jung-Deutſchland. Haß gegen das Chriſtenthum iſt das roſenfarbene Band, welches ſie verbindet. Von je her war Heide, Ketzer, Türk in dem Punkt des Juden Bundesgenoſſe. Jetzt iſt es der Socialiſt. Tröſten Sie ſich, guter Marquis! Signor Florentin iſt gerade ſo gut von einem katholiſchen Prieſter getauft worden, wie Sie und ich."

„Das wäre ein Grund, um mein Bedauern auf einen anderen Punkt zu richten!" rief der Marquis.

„Nein, nein! Tröſten Sie ſich nur ganz gründlich, Herr Marquis!" rief Florentin hochfahrend. „Meine Gottheit und mein Cultus haben mit moſaiſchen, chriſtlichen und islamitiſchen Glaubensbekenntniſſen nichts zu thun; haben dieſe Eierſchaalen, welche auf eine niedrige Abkunft deuten, von ihren Flügeln geſchüttelt, und ſind weder in Dogmen zu beſchränken, noch in Kirchenmauern einzuſperren. Der Geiſt, der ſich zu freier Selbſtbeſtimmung, über tauſend Lug- und Truglehren, Vorurtheile und Täuſchungen erhebt: das iſt meine Gottheit, und ſie wohnt in jeder Menſchenbruſt. Der Cultus, der ihr wohlgefällig iſt, beſteht darin, daß Alles weggeräumt werde, was die freie Selbſtbeſtimmung hemmt: der ganze Kram von Dogmen, der ganze Apparat theologiſcher Wiſſenſchaft, das ganze Agglomerat kirchlicher Formen und Ceremonien, Vorrechte und Gebräuche — Alles! Wer von dieſen Feſſeln, Ketten und Windeln des Geiſtes auch nur ein Atom hinwegnimmt, hat dadurch ein Weihrauchkorn der Huldigung für die ewige Gottheit geſtreut, die von Anbeginn in der Menſchheit gewohnt hat — aber verkannt."

„Sehr verkannt!“ ſagte der Marquis trocken. „Man hat dieſe ewige Gottheit — Satan genannt.“

„Das haben die Prieſter Ihres Gottes zuwege gebracht!“ fuhr Florentin fort. „Um die freie Selbſtbeſtimmung des Menſchengeiſtes zu hindern, nannten ſie deſſen Bewegung in jener Richtung: Abfall zum Böſen — und gaben dieſem Böſen, um es für Kinder an Geiſt möglichſt abſchreckend zu machen, die Geſtalt eines Teufels, eines Undings, das nirgends exiſtirt, als in der Phantaſie eines Pfaffen, aus deſſen entmenſchtem Herzen es in ſein verbranntes Gehirn übergegangen iſt“ .... —

„Herr Marquis,“ ſagte Judith mit ruhigem Ernſt, „jetzt iſt es an mir, Ihnen meine Entſchuldigung zu machen, weil Sie, ein Katholik und, wie ich hoffe, ein guter Katholik — gerade bei mir einen Emancipirten vom katholiſchen Glauben treffen mußten. Ich bin keine Katholikin; aber eine Verſicherung kann ich Ihnen mit aller Aufrichtigkeit geben: die Bilder, welche Sie uns heute Abend in Menſchen vorgeführt haben, die ſich zum katholiſchen Glauben — und in Folge davon zu einem weltentſagenden Opferleben bekehrt haben — ſtellen ſich neben dem Bilde des abgefallenen .... oder emancipirten Menſchen, welches Signor Fiorino uns vorführt, nicht anders dar, als das Paradies neben der Hölle.“

Der Marquis, deſſen Glaubenstemperatur durch Judiths Beifall um einige Grade ſtieg, erwiederte:

„Das haben Sie ganz richtig characteriſirt, Signora. Der Katholik iſt in Folge ſeiner Glaubenslehre im Beſitz der vollen übernatürlichen Wahrheit, die ihn, wenn er ſie praktiſch erfaßt und übt — zum höchſten Ziel, zur Seligkeit durch Heiligkeit führt: und das erſtreben die Menſchen, von denen ich ſprach. Der Katholik, der die Offenbarung der übernatürlichen Wahrheit, und folglich auch das Ziel, wohin ſie führt, verwirft — hält ſich zu ihrem Gegenſatz und langt bei deren Ziel an: Unſeligkeit! Alſo: der eine zum Himmel und zur Hölle der andere.“

„Und ſo wäre ich richtig zur Hölle verdammt!“ rief Florentin höhniſch lachend.

„O mit nichten!“ entgegnete verbindlich der Marquis; „dieſe Vermeſſenheit hat Keiner von uns. Sie haben ſie freiwillig gewählt, Signor. Der Weg des Abfalles und der Weg der Unterwerfung — die Hingebung an den Geiſt Gottes wie an den eigenen Geiſt — die Liebe zu überſinnlichen Dingen wie die Verſenkung in Materialismus ſind in unſere Hand gelegt. Wir wählen frei. Das iſt ja eben die Selbſtbeſtimmung, auf die Sie ſo ſtolz ſind.“ — —

Judith brach auf. Ihr waren Herz und Kopf voll und übervoll von Allem, was ſie im Laufe des Tages gehört — und innerlich gelebt hatte. In ihrem einſamen Zimmer ſank ſie auf die Cauſeuſe am Kamin und ſeufzte erſchöpft: Bin ich endlich erlöſt von meiner Menſchen-Menagerie! Aber nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: ich muß mir dieſe Verachtung der Menſchen abgewöhnen! ſie haben ja Seelen, für welche das Blut Jeſu vergoſſen iſt! — —

Florentin nahm Oreſt unter den Arm, begleitete ihn zum Hotel Meloni und ſagte:

„Oreſt, nimm Dich in Acht vor den Dunkelmännern. Judith läuft Gefahr, in ihre Schlingen zu fallen. Wer hätte je ſo etwas gedacht! Stupide unbedeutende Gänschen, denen man einredet, ſie würden Heilige werden, Wunder thun und prophezeihen und dadurch zu Anſehen und Geltung kommen — ja, daß die ſich von den Pfaffen fangen laſſen, iſt begreiflich. Aber Judith, die übergenug an Berühmtheit — und außerdem Urtheil und Beſonnenheit trotz ihres Genies und einen energiſchen Charakter hat — es iſt unbegreiflich! unbegreiflich! unbegreiflich!“

„Was iſt unbegreiflich!“ fuhr Oreſt auf; „daß ſie an Deinen Predigten über die freie Selbſtbeſtimmung keinen Geſchmack findet; nicht wahr? Nein, Freund! dieſem Idol können nur ganz verkommene Weiber huldigen — oder ſolche, die auf gutem Wege dazu ſind. Mit dieſer Sorte hat Judith nichts gemein, und ich freue mich darüber. Gibt es eine Horreur unter der Sonne, ſo iſt es ein brutales Weib; und brutal iſt jede, die Deinen Theorien huldigt."

Florentin zündete höchſt gelaſſen ſeine Cigarre an und ſagte: „Warte nur! wird Judith eben ſo fromm wie Corona, ſo langweilt ſie Dich auch."

„Judith hat bis jetzt ein einziges Mal mit einem Geiſtlichen geſprochen," ſagte Oreſt; „daraus kann man unmöglich auf übertriebene Frömmigkeit ſchließen."

„Woher weißt Du, daß es nur Einmal geſchah?"

„Judith hat es mir geſagt — und ſie lügt nicht."

„Sage lieber — ſie log nicht! Unter der Leitung der Pfaffen muß man auf Alles von ihr gefaßt ſein. Ich bin überzeugt, es iſt eine Intrigue in vollem Gange."

Oreſt machte eine Bewegung, als ob er Florentin packen und ſchütteln möchte, faßte ſich aber und ſagte:

„Du biſt ſo grenzenlos gemein, daß Dir die Niederträchtigkeit der Geſinnung gleichſam aus allen Poren dringt."

„Ich habe ja nicht von einer Liebesintrigue geſprochen," hohnlachte Florentin.

Oreſt ſprang drei Schritte zurück und in ſeinen Wagen, der hinter ihm her fuhr, rief: „Gute Nacht" — und fuhr von dannen. Florentin that einige gemüthliche Züge aus ſeiner Cigarre und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich werde aufpaſſen! das fehlte noch, daß Judith eine fromme Katholikin würde! das muß man ſtören — und das kann man am Beſten durch Eiferſucht.

Oreſt langte höchſt aufgeregt im Hotel Meloni an. Als ſein Diener ihm ſein Zimmer öffnete — ſaß Uriel da. Die Brüder fielen einander in die Arme. Seit faſt vier Jahren hatten ſie ſich nicht geſehen. Jeder fand den Anderen über alle Maßen verändert.

„Wann biſt Du angekommen?“ fragte Oreſt.

„Gegen Abend! Ich ging gleich nach dem ſpaniſchen Platz und fand den Vater und Corona in tiefſter Trauer, denn eben war ein Brief von Onkel Levin angelangt mit der Nachricht .... von Regina's Tod.“

„Todt!“ rief Oreſt erbleichend; „todt .... dieſe ſchöne, dieſe herrliche Regina! Tröſte Dich, Uriel! für Dich war ſie ja doch ſchon mehr als todt .... ſie war Dir unerreichbar. Das regt auf! Der Tod beruhigt.“

Es können freilich im Leben Ereigniſſe vorkommen, die ſchmerzlicher ſind, als das Abſcheiden einer edlen Seele von der Erde,“ ſagte Uriel und blickte Oreſt ſanft und traurig an.

„Ich verſtehe Dich!“ rief Oreſt, „aber ſchweige! ich beſchwöre Dich .... ſchweig'! Du weißt Alles durch Corona .... ich ſehe es Dir an .... aber ſchweige, Uriel, denn Dein Reden iſt ganz vergeblich. Mein Entſchluß ſteht feſt: ich laſſe nicht von Judith. Macht, was Ihr wollt .... ich will geſchieden ſein. Ich gehe nach Stamberg, werde proteſtantiſch und betreibe die Löſung dieſes troſtloſen Ehebandes. Ich hatte gehofft, Corona zu bewegen, die Sache in Güte abzuthun, indem unſere Ehe, als durch Zwang geſchloſſen, für ungültig erklärt würde — was ſich ja hier bewerkſtelligen läßt; aber ſie geht nicht darauf ein; ſie drängt mich zu einem großen Scandal, den ich verabſcheue .... und Judith noch mehr. Willſt Du alſo von dieſer Angelegenheit ſprechen, ſo ſprich mit Corona und mache ihr die geeigneten Vorſtellungen, um ſie zur Vernunft zu bringen. Mit mir iſt jedes Wort unnütz. Ja, ich kann's nicht aushalten darüber zu ſprechen .... es macht mich krank .... in einer ſo fieberhaften Spannung bin ich."

„Armer Oreſt!" rief Uriel; „in dieſem krankhaften Seelenzuſtand rennſt Du jeder Art von Verderben zu."

„Es ſei! mit Judith .... nehm' ich es an."

„Auch die Reue?"

„Die fürchte ich am allerwenigſten! Judith iſt ein Weſen, bei dem man Himmel und Erde vergißt."

„Auf wie lange?"

„Bis zum Ende des Lebens."

„Nun, ſo iſt doch immer noch für die letzte Stunde, wenn nicht früher — verzweiflungsvolle Trauer über Dein verwüſtetes Leben zu erwarten.“

„Komme, was will! ich will zuerſt glücklich ſein .... und der Inbegriff meines Glückes iſt Judith.“

„Und Deine Frau? .... und Dein Kind?“

„Schweig, Uriel! .... Es gibt nun einmal Schickungen, deren wir nicht Meiſter ſind. Eine ſolche war meine Heirath mit Corona: ich gab mich den Umſtänden hin. Eine ſolche iſt meine Liebe für Judith; nur daß die Leidenſchaft viel gebieteriſcher drängt, als jene Umſtände.“

„Oreſt!“ rief Uriel zürnend, „ſpricht ſo ein Mann — ja, ſpricht ſo ein vernünftiges Weſen? Kein Kind würde wagen, ſich auf dieſe Weiſe zu entſchuldigen.“

„Ich entſchuldige mich gar nicht!“ rief Oreſt. „Ich ſage, wie es iſt. Laßt mich meinen Weg gehen. Ihr geht ja den Euren, Du, Hyacinth .... und hat nicht die arme liebe Regina ſich auf dem ihren in die Arme ihres frühen Todes recht muthwillig geworfen?“

„In die Arme Gottes hat ſie ſich geworfen, und er hat ſie früh der Erde entrückt. So, lieber Oreſt, ſteht es mit Regina. Ich glaube, Du thuſt ſchnurſtracks das Gegentheil von dem, was ſie gethan hat.“

Oreſt fuhr mit einer verzweiflungsvollen Geberde mit beiden Händen in ſein Haar und ſagte dann:

„Willſt Du vielleicht noch zu Nacht eſſen? ich muß ſchlafen gehen. Es iſt mindeſtens Ein Uhr.“

Uriel gab ihm die Hand. Da umarmten ſie ſich doch wieder, die beiden Brüder! aber Oreſt ſchlief mit dem Gedanken ein: Ich gebe ſie Alle auf, Alle und Alle, für Judith.

* * *

Tag und Nacht.

Zur beſtimmten Stunde ſtand Judith am anderen Morgen an der Pforte von Trinità dei Monti, ſchellte, wurde eingelaſſen, als ſie ihren Namen nannte, und in ein Zimmer geführt, wo ſich bereits eine Dame befand. Dieſe hatte ihren dichten ſchwarzen Schleier herabgelaſſen, ſo daß es unmöglich war, ihr Geſicht zu erkennen. Als Judith eintrat, ging ſie ihr entgegen, reichte ihr die Hand und ſagte mit einer bewegten ſanften Stimme:

„Ich danke Ihnen, Signora, daß Sie gekommen ſind.“

In ihrer Haltung, ihren Bewegungen, ihrem Ton lag etwas ſo Edles, daß Judith ſich heimlich fragte: Bin ich an eine verbannte Königin gerathen? Dieſer Frau kann ich unmöglich Geld anbieten .... und wenn es Millionen wären!

„Und ich werde Ihnen danken, Signora,“ erwiederte ſie, „ſobald ich weiß, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich habe erfahren, daß Ihnen das überſchwängliche Glück zu Theil werden ſoll, das heilige Sacrament der Taufe zu empfangen. Da ich nun nicht zweifle, daß Sie in dem Augenblick, wo ein göttliches Löſegeld für die Rettung Ihrer Seele von unſerem Heiland mit ſeinem Blut gezahlt wird — erkennen werden, wie koſtbar eine Seele iſt: ſo flehe ich Sie an, Signora, die Hand zur Rettung einer armen verirrten Seele zu bieten, die in der Verblendung einer traurigen Leidenſchaft ihre Würde, ihre Pflicht, ihre Ehre mit Füßen tritt, ihrer Familie Schmach bereitet und der Welt ein furchtbares Aergerniß gibt."

„Aus ganzem Herzen biete ich dazu die Hand!" rief Judith. „Die Liebe zu den Seelen, zu den unbekannteſten, den fremdeſten, den elendeſten Seelen, iſt etwas ſo Himmliſches, daß der Heiland ſie ganz gewiß vom Himmel herab gebracht hat und durch himmliſche Mittel in den chriſtlichen Herzen entzündet; denn die Welt weiß nichts von dieſer Liebe. Sie iſt dem Chriſtenthum eigenthümlich: ſo liebt der Erlöſer die Seelen und ſo liebt ſie der Erlöſte. So werde auch ich lieben und dann erſt wiſſen, was Liebe iſt! ... Alſo, Signora, was hab' ich zu thun?"

„Darf ich fragen, ob Sie ſich an einen katholiſchen Geiſtlichen gewendet haben?"

„Gewiß!" rief Judith, „an einen Prieſter hab' ich mich gewendet, der von der Kirche, alſo aus dem

Herzen Gottes heraus, Weihe, Sendung und Vollmacht zum Apoſtolat hat."

„Gottes Gnade lenkt ſichtbar Ihre Schritte," ſagte die Dame gerührt. „Sie wiſſen alſo auch, daß der Sohn Gottes ſelbſt die Kirche geſtiftet hat, als er zu Petrus ſprach: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen!" und zu allen Apoſteln ſprach: „Wer euch höret, der hört mich;" und tauſend andere Verheißungen gab, welche ſeine Heilsanſtalt zu einem göttlichen Werk machen, das unwandelbar und unerſchütterlich die ewige Wahrheit offenbart."

„Ich weiß und glaube es," entgegnete Judith. „Glaubt der Menſch überhaupt an den Erlöſer, ſo muß er auch glauben dürfen, daß er eine untrügende Kunde über das Erlöſungswerk irgendwo auf Erden finden könne. Kann Niemand ohne den wahren Glauben ſelig werden — und iſt der Zweck des Erdenlebens, nach der Seligkeit zu ringen: ſo wird der Gott, der aus Liebe zu den Menſchen am Kreuze ſtarb, nicht ſo lieblos oder ſo unweiſe geweſen ſein, ihnen die ächte Glaubenskunde in einer Reihe mit menſchlichen Lehren vorzuführen. Göttliche Weisheit und Liebe ſtiftete die Kirche auf Erden, und der Geiſt Gottes, der ihr blieb, als der menſchgewordene Sohn Gottes von ihr ſchied, bewahrt die Lehre in ungetrübter Reinheit, ſo daß die Kirche nichts hinzuthun, nichts hinwegnehmen darf. Sie verkündet die göttliche Lehre; aber ſie erfindet ſie nicht. Das glaube ich."

„Nun, Signora," ſagte die Dame, „die arme Seele, von der ich rede, will ſich von dieſer göttlichen Heilsanſtalt losreißen, weil der himmliſche Glaube von der irdiſchen Leidenſchaft ein Opfer begehrt; will die Abſicht Gottes vereiteln, ſeine Liebe, die ihn an's Kreuz gebracht hat, verachten; will mit dem Abfall vom Glauben den Abfall zur Sünde zudecken" .... —

„Ha, das iſt's, was der Abbate ſagte!" rief Judith; „Sünde iſt die Verachtung der Liebe Gottes" .... und einer Liebe, die ihn gekreuzigt hat! Der Abfall vom Glauben vereitelt auf ewig die Abſicht Gottes, den Menſchen durch die ewige Wahrheit zur Seligkeit zu führen. Es iſt ein freiwilliges Aufgeben der Gnade, ein freiwilliger Uebertritt zu Allem, was nicht von Gott und aus Gott iſt: zur Sünde, zur Lüge, zum Untergang. O, Signora, wir müſſen dieſe arme, arme Seele retten!"

Das Geſpräch war bisher franzöſiſch geführt worden. Jetzt ſchlug die Dame ihren Schleier zurück und ſagte in deutſcher Sprache und mit zärtlicher Bitte in Ton und Blick:

„Wohlan, Signora, retten Sie Oreſt."

Judith hatte Corona in Interlacken wohl öfters von Ferne geſehen, war auch auf Spaziergängen an ihr vorüber geſtreift und bewahrte keine andere Erinnerung von ihr, als das Bild einer ganz jungen, wunderhübſchen, unbedeutenden Frau. Es iſt ja auch nicht ſelten, daß Perſonen, welche zu einer wirklichen, tiefen Seelen- und Charakterbildung gelangen, in der Jugend — und namentlich bei ihrem Auftreten in der Welt, zuerſt den Eindruck von Unbedeutendem machen. Das Weltleben iſt ihnen etwas Fremdes und Neues, das ſie nicht auf der Stelle bewältigen können, weil ſie ſich nicht, wie die wirklich Unbedeutenden, gedankenlos von der allgemeinen Strömung ergreifen und treiben laſſen, und nicht auf der allgemeinen Höhe des Stromes ſchwimmen. Ihr Weſen iſt noch unreif, noch unentwickelt, eine grüne Knospe. Nur Geduld! ſie wird ſich entfalten, dieſe Knospe, zu einer ſchönen duft- und farbereichen Blume — und um ſo ſchöner, je weniger ſie von Außen dazu gedrängt wird. So war es mit Corona. Ihre Seelenbildung fand innerlich ſtatt; der Schmerz war deren Wurzel und der Glaube ihre Sonne. Corona glich einer Paſſionsblume, die das Kreuz umrankt: ſo zart, ſo geiſtig edel war ſie. Dazu ihre verweinten Augen, ihre Bläſſe, ihr Traueranzug — und Judith, die ſich die Gräfin Windeck als eine höchſt alltägliche Frau ausgemalt hatte, begriff nicht, wer vor ihr ſtehe.

„Oreſt!“ ſagte ſie überraſcht.

„Ich bin Corona Windeck,“ ſagte Corona ſanft und glitt vor Judith auf die Knie; „und um des Blutes Jeſu willen bitte ich Sie, retten Sie Oreſt's Seele.“

Mit einem Ausdruck, der an Entſetzen gränzte, ſchlug Judith ihre Hände in einander und rief:

„Corona Windeck! ... und Sie ſprechen liebevoll zu mir .... und bitten mich .... und knien vor mir .... und flehen um Rettung einer Seele! O, was muß das ſein, Liebe zu den Seelen — die eine ſo himmliſche Demuth gibt.“

„Ach,“ ſagte Corona, „denken Sie an unſeren göttlichen Erlöſer, der am Kreuz für ſeine Peiniger betete: Vergib ihnen! ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Auch Sie haben es bis jetzt nicht gewußt.“

„Gnädige Gräfin,“ ſagte Judith, und hob ehrerbietig Corona auf; „als mir die Ahnung dämmerte was das Chriſtenthum ſei, da ſagt' ich: Chriſten müſſen dem Herzen nach Chriſtusträger ſein. Ich ſehe an Ihnen, daß ich Recht hatte. Sie haſſen mich nicht, Sie verachten mich auch nicht, Sie laſſen ſich mild zu einer Perſon herab, die das Glück Ihres Lebens zerſtört hat und ferner es bedroht. Ach, ich weiß nicht, ob es möglich iſt, in aller Stille hochherziger zu ſein.“

„Signora!“ unterbrach Corona ſie lebhaft, „es handelt ſich um die Rettung einer Seele — und dieſe Rettung ſoll von Ihnen ausgehen. Dagegen verſchwindet meine arme Perſon gänzlich.“

„Immer und immer dieſe wunderbare Liebe zu den Seelen!“ entgegnete Judith ſinnend. „Ach, ſie iſt anſteckend! Könnte ich mit meinem Blut

Graf Oreſt vom Abfall zurückhalten — ich thät' es."

„O, es muß auch andere Wege geben!" rief Corona.

„Ja, einen weiß ich," entgegnete Judith: „ich muß für Graf Oreſt verſchwinden. Das kann ich — und das will ich. Vorſtellungen fruchten nichts bei ihm; das werden Sie ſo gut wiſſen, als ich. Er muß thatſächlich einſehen, daß die Erfüllung ſeiner Wünſche an der Unmöglichkeit ſcheitert. Ich kann nicht behaupten, daß er dann ein guter Gatte und Vater ſein werde; allein er wird den gräßlichen Gedanken des Abfalles aufgeben, und dadurch gewinnt hoffentlich die Gnade wieder Macht über ihn. Seien Sie getroſt, gnädige Gräfin, die Judith verſchwindet! Es war längſt mein Wunſch, daß ſie verſchwinde — nur freilich in anderer Weiſe. Ich will nicht umſonſt die Gnade empfangen, im Blut Jeſu meine Sünden abzuwaſchen. Ich will auch, dem Herzen nach, ein Chriſtusträger werden. Ich will auch die Seelen lieben, wie der göttliche Erlöſer meine Seele geliebt hat."

Ein milder Glanz von zerſchmelzenden Thränen trat in ihr dunkles mächtiges Auge. Corona breitete die Arme zu ihr aus, und überwunden von dieſer Welt neuer, ſtarker, großer Empfindungen, ſank Judith weinend an das Herz dieſer Frau, der ſie ein ſo namenloſes Weh bereitet hatte. Der Engel des

Lichts öffnete die Pforten des Paradieſes — und die Peri trat ein.

„Und wohin wollen Sie gehen?“ fragte Corona.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Judith, und legte die Hand an ihre heiße Stirn. „Mein erſter Schritt muß jetzt zum Sacrament der Taufe ſein. Ich ſehne mich — Chriſtin zu werden und mit meiner Vergangenheit zu brechen.“

„Sie müſſen eine Taufpathin haben; darf ich es ſein?“ fragte Corona.

„Ein neuer Troſt!“ rief Judith.

„Aber Oreſt darf nichts von unſerer Zuſammenkunft ahnen; es würde ihn erbittern,“ ſagte Corona.

„Ich nehme Alles auf mich,“ entgegnete Judith. „Ich bin eingetreten in das wunderbare Reich, welches man das der Gnade nennt. Da begegnen uns Wunder und da geſchehen Wunder an uns, die unberechenbar ſind. Das hat Graf Oreſtes nicht bedacht. Ich aber habe es bis jetzt nicht gewußt. Man wird nicht Chriſtin, wie man ſich eine neue Rolle für die Oper einſtudirt und wie ich es in meiner Unwiſſenheit wähnte. Graf Oreſt ſelbſt hat auf meine Taufe gedrungen; er muß die Folgen hinnehmen. Heute oder morgen kommt ein Prieſter zu mir, mit dem ich den letzten Schritt überlegen will, und dann, gnädige Gräfin, laſſe ich Ihnen Nachricht zukommen, wann und wo meine Taufe ſtattfinden ſoll.“

„Ich habe Ihnen hier ein Vermächtniß zu übergeben," ſagte Corona mit bebender Stimme. „Geſtern Abend kam die Trauerbotſchaft vom Tode meiner geliebten Schweſter" .... —

„Der Carmeliteſſe! .... geſtern Abend!" rief Judith. „Ach, geſtern Abend ſprach man bei mir von großen Opfern aus Liebe zu Gott — und da wurde auch ſie genannt."

„Sie iſt nun in der Heimath der Seelen," ſagte Corona. „Als Oreſt mir ſeine ſchreckliche Abſicht mittheilte und zugleich auch Ihr Vorhaben, theure Signora, die Taufe zu empfangen, da ſchrieb ich meiner lieben Schweſter und bat ſie um ihr Gebet, daß dieſe troſtloſe Verwirrung zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ſich löſen möge. Dieſer Brief kam in Regina's letzten Tagen an, und von ihrem Sterbebett ſchickt ſie Ihnen dies Andenken, das ich ebenfalls geſtern Abend erhielt."

Judith öffnete das kleine Käſtchen und nahm die Perlenſchnur eines Roſenkranzes von Onyx, woran ein goldenes Cruzifix hing — dann ein verſiegeltes Blatt heraus. Sie erbrach es. Die Handſchrift war kaum zu entziffern, ſo hatte Regina's Hand von Fieber und Schwäche gezittert. Judith las beklommen:

„Geliebte Seele! Auf Erden ſind wir uns flüchtig „begegnet, um uns nie wieder zu ſehen. Aber die „Gnade umfängt und trägt Sie, und dereinſt, hoffe

„ich, begegnen wir uns vor dem Throne Gottes und
„ſingen ein endloſes Alleluja dem Lamme, in deſſen
„Blut wir das Kleid unſerer Seele weiß gewaſchen
„haben. Nicht wahr, ſo wird es ſein? Ich kann nicht
„glauben, daß eine vom Strahl der Gnade berührte
„Seele dieſe Gnade benutzen könnte, um Gott zu be-
„leidigen. Nein! ſie wird ihn verherrlichen, indem ſie
„ihr Opfer bringt und ihr Kreuz annimmt. Dazu ſtehe
„ihr bei Maria, die Königin der kreuztragenden Seelen.
„Der Roſenkranz aber erinnere Sie an die Dornen, die
„der göttliche Vielgeliebte für uns getragen hat, damit
„aus unſeren umdornten Herzen die Roſe der heiligen
„Liebe erblühen könne. Mit dieſer Liebe umfange ich
„Ihre Seele und ſage: Auf Wiederſehen unter den
„Seligen. Schweſter Thereſe vom Lamm Gottes.“

„Vom Himmel und aus dem Grabe und wohin ich auf Erden ſehe und höre, erklingt dies wunderbare Lied von der Liebe der Seelen zwiſchen all dem Schellengeklingel menſchlicher Thorheit,“ ſagte Judith erſchüttert. „Wehe mir, wenn ich es überhören wollte!“ Sie kniete vor Corona nieder und ſagte unter ſanften Thränen:

„Ich kann nicht fort, ohne Ihre Vergebung erhalten zu haben, gnädige Gräfin, und Sie ſehen ſo gut und liebevoll aus, daß ich wirklich zu hoffen wage, Sie werden mir von Herzen vergeben.“

„Ach, ich hab’ es vergeſſen, daß ich Ihnen etwas zu verzeihen hatte!" ſagte Corona lieblich und umarmte Judith, die nun raſch ihrer Wohnung zueilte, in der Hoffnung, daß der Abbate Don Cinthio, wie Pasqualina ihn genannt hatte, im Laufe des Morgens zu ihr kommen werde. Als ſie durch das große Thor in ihren Palaſt eintrat, kam Florentin ihr entgegen und rief im Ton höchſter Ueberraſchung:

„Ganz allein? zu ſo früher Stunde ſchon heimkehrend! Signora, woher kommen Sie?"

„Da ich nicht frage: Signor, wohin gehen Sie? ſo ſind wir quitt!" entgegnete Judith und ging kalt an ihm vorüber die Treppe hinauf, durch die öden Gemächer, deren Luft ſie froſtig anwehte, in ihr Zimmer. Da ſtand Hyacinth am Kamin.

„Das iſt gut!" rief Judith, haſtig Hut und Shawl abwerfend; „Signor Abbate, ſeitdem ich mit Ihnen geſprochen habe, dreht ſich mir die Welt nach der anderen Seite um. Ich will nicht mehr Gräfin Windeck werden, allein ich möchte gern eine recht gute Katholikin und lieber heute als morgen getauft werden."

Hyacinth ſah bleich und angegriffen aus; aber jetzt verklärte ſich ſein Antlitz und mit dem Freudenausruf:

„O heilige Mutter Gottes!" faltete er dankbar ſeine Hände. Dann ſetzte er beſonnen hinzu: „Ihr Entſchluß ſcheint mir ſehr ſchnell gereift zu ſein. Iſt er in der That reif, Signora?"

„Fragen Sie mich nicht zu viel, Signor Abbate! ich weiß nur Eines: ich will katholiſch werden, weil ich zur Kirche gehören will, die der gekreuzigte Gott zur Beſeligung und Heiligung der Menſchheit geſtiftet hat; in der er fortwirkt durch den heiligen Geiſt und fortlebt durch die heilige Euchariſtie; und in der ſein göttliches Leben in den Menſchenſeelen geheimnißvoll aufblüht als Liebe zu den Seelen. Dies weiß ich! alles Uebrige glaube ich — und will ich glauben; .... denn Gott Selbſt hat es gelehrt.“

„Das genügt!“ ſagte Hyacinth. „Das iſt das Bekenntniß des Petrus: Ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes! und ſein Ausruf: Wohin anders könnten wir gehen? Du, Herr, haſt Worte des ewigen Lebens.“

„So iſt's!“ ſagte Judith.

„Wer hat es bewirkt?“ fragte Hyacinth.

„Die Gnade,“ erwiderte ſie; „und ſie bediente ſich dazu der verſchiedenſten Werkzeuge! In der allererſten Zeit war es Erneſt; aber ich hörte nicht hin. Dann, im vorigen Herbſt, kam Lelio's Bekehrung; ich hörte nur halb hin. Vor drei Wochen kamen Sie, Signor, und da hörte ich zu viel, um es übertäuben — viel weniger es vergeſſen zu können. Geſtern kam ich ſtatt zu Lelio, den ich aufſuchte — zu ſeiner Mutter. Sie ſagte himmliſche Dinge. Aber dies Himmliſche war das Eigenthümliche, das Natürliche, ich möchte ſagen der geſunde Pulsſchlag des katholiſchen Glaubens: Liebe zu den Seelen. Dann kam die Welt zu mir! wovon ſprach ſie? von himmliſchen Dingen im katholiſchen Leben, von großen Bekehrungen aus Liebe zu Gott — und von deren Frucht: Liebe zu den Seelen. Lelio's Mutter hatte mir einen Katechismus gegeben. Ich nahm ihn ſpät Abends zur Hand — und durchwachte die Nacht mit ihm. Signor! ich habe in meinem Leben ungeheuer viel geleſen, ernſte Bücher, von klugen, geiſtvollen, denkenden Männern geſchrieben; aber etwas ſo Kluges, das die höchſten und zugleich die wiſſenswürdigſten Fragen ſo einfach und genügend — aber auch mit jenem logiſchen Zuſammenhang, der den Stempel unverwüſtlicher Wahrheit trägt, beantwortete; ſo himmliſche und hohe Ideen, die in dem Dogma eine ſo tiefſinnige Begründung und eine ſo himmliſch klare Löſung finden, hab' ich nie geleſen. Den Katechismus ſollten die modernen Weltverbeſſerer ſtudiren und danach ſich ſelbſt und die Menſchheit zu bilden ſuchen. Lebte ſie ſo, wie dies kleine Buch es lehrt, ſo wäre ſie im wahren Fortſchritt begriffen. Aber die Seelen, die Gott durch ſo himmliſche Vorſchriften, Veranſtaltungen und Mittel zur Seligkeit führen will, ſucht der Satan durch die Sünde zu verblenden und in ſeinen Abgrund zu ſtürzen. Nun, Signor, ich fing an zu verſtehen, was Gott von mir verlangt. Und jetzt eben komme ich von einer Frau, bei der es mir ganz klar geworden iſt. Ich habe mit der Gräfin Windeck geſprochen."

„Mit Corona?" rief Hyacinth froh überraſcht.

„Mit ihr, Signor! aber wer ſind Sie, daß Sie, Lelio's Freund, die Gräfin bei ihrem Namen nennen?" fragte Judith geſpannt.

„Verzeihung, Signora! ach, ich bin Oreſts Bruder," erwiderte Hyacinth bewegt.

„O Ihr Windecker!" rief ſie; „auf der einen Seite ſtehen die Himmliſchen unter Euch und reichen mir die rettende Hand; auf der anderen Seite die Irdiſchen, um mich in den Untergang zu ziehen. Jetzt verſtehe ich den Weg zu beiden Schickſalen. Der meine iſt gewählt: ich folge dem Kreuz, das Regina von ihrem Sterbebett mir geſchickt hat."

Sie reichte ihm den Brief und den Roſenkranz. Mit tiefer Wehmuth ſagte Hyacinth:

„Regina's Gebet hat vielleicht all' die Gnaden erwirkt, welche über Sie zuſammengeſtrömt ſind, Signora. Regina hat den Kern des Glaubenslebens gründlich erfaßt: das Opfer. Dem Opfer folgen Gnaden; das iſt eine ſo tiefe Wahrheit, eine ſo unleugbare Thatſache, daß die ganze vorchriſtliche Welt dies geheimnißvolle Geſetz einer höheren Macht anerkannte und ſich davor beugte. Die Wiedergeburt der Menſchheit ging aus dem Opfer hervor, das der Sohn Gottes zur ewigen Sühne darbrachte — und alles Gute, Große und

Schöne, was ſeitdem auf Erden geſchieht, iſt eine Neugeburt dieſes Opfers in dem Menſchen, der es ausführt. Das Beſte, Größte und Schönſte, was hienieden geſchehen kann, iſt die Rettung der Seelen. Darum erheiſcht ſie die größten Opfer. Darum muß der Hirt der Seelen, der Prieſter — ein Opfernder ſein. Darum muß der Miſſionär, der Ordensmann, die Kloſterfrau, die ſämmtlich den Beruf zur Rettung der Seelen haben und ihre Aufgabe durch äußere und innere That vollziehen: darum müſſen ſie ein Opferleben führen. Darum müſſen ganze Epochen in der Weltgeſchichte oder große Erſcheinungen in der Epoche den Charakter des Opfers tragen. Das Chriſtenthum war tödtlich bedroht in den erſten Jahrhunderten durch heidniſche Verfolgung; die Martyrer, die nach Millionen zählen, opferten ſich mit Blut und Leben: und es ſiegte. Es war tödtlich bedroht durch die wüthenden Häreſien des Orients; und eine ganze Welt von Asceten erhob ſich zum ſtillen Opfer der Irdiſchkeit: es war gerettet. Tödtlich bedroht war es Jahrhunderte hindurch von den barbariſch vernichtenden Stürmen und Zügen der Völkerwanderung; da erſchienen die großen Glaubensboten und Ordensmänner, dreifach ſich opfernd, als Apoſtel, Martyrer und Asceten, ſtreuten, ſchützten, pflegten himmliſche Saaten — und das Chriſtenthum war gerettet. Tödtlich bedroht war es im Mittelalter theils durch häretiſche Secten, die im Gewande falſcher Heiligkeit ihr Gift verſpritzten, theils durch die gewaltige Neigung der Welt zu den Lüſten der Erde und den breiten behaglichen Genüſſen der ſinnlichen Freuden. Ein Heer von opferfreudigen Seelen erhob ſich in ſolcher Maſſe, daß der Jüngling die Braut nicht fand und die Jungfrau keinen Gatten; ſo waren die Herzen entbrannt in Liebe zur Armuth und zur Entſagung, wie St. Franciscus, der Seraphiſche, ſie lehrte und übte. Das Chriſtenthum fand durch ſie ſeinen Nerv und ſeine Kraft wieder. Und abermals war es bedroht durch den grauſigen Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts, den der Welt- und Erdgeiſt in Verbindung mit der Häreſie ſtifteten; und abermals wurde es gerettet durch Schaaren von Heiligen, die das Kreuz ins Herz und in die Hand nahmen und mit einer Alles überflügelnden Opferliebe die Tage des Apoſtolats und des Marterthums durch ſich ſelbſt, ihre Zöglinge und geiſtlichen Söhne erneuerten und auf dem ganzen Erdball das Chriſtenthum theils retteten, theils verbreiteten. Auf jedem Kampfplatz erſchienen ſie, auf jede Breſche ſprangen ſie, jeden ſchwachen Punkt vertheidigten und befeſtigten ſie. Der große Erzbiſchof von Mailand Carl Borromäus, in dem die Seele des Johannes und des Paulus verſchmilzt, beginnt die Reform der Kirche bei den geiſtlichen Hirten ſelbſt, während der liebenswürdige Biſchof von Genf, Franz von Sales, durch den Zauber ſeiner ſeelenvollen Beredſamkeit in Controverſe und Predigt tauſend Bethörte von Calvins Irrlehre befreit. Loyola ſtiftet die glaubens- und todesmuthige Schaar ſeiner Söhne, die man St. Michaels Söhne nennen müßte — ſo kämpfen ſie auf der ganzen Welt für das Reich Gottes gegen den uralten Lügengeiſt. Franz Xaver gewinnt in Aſien Völker und Länder für das Chriſtenthum; Franz Solano in Südamerika. Vincenz von Paulo ruft in Paris die barmherzigen Schweſtern in's Leben; Johannes von Gott in Granada die barmherzigen Brüder. Thereſe von Jeſu führt gottliebende Seelen in die Gebetesſtille des myſtiſchen Carmels ein; Catharina Fiesco-Adorno, die Dogentochter, dient im großen Spital zu Genua — und beide verfaſſen Schriften, in denen die Kirche eine himmliſche Weisheit, gepaart mit himmliſcher Liebe anerkennt. Alle Orden erneuern ſich und treiben friſche Sproſſen. Neue Congregationen erblühen, neue Genoſſenſchaften treten zuſammen. Wo eine Lücke im kirchlichen Leben iſt, wo ein geiſtiges Bedürfniß ſich kund gibt — da iſt auch ſchon eine opferwillige Seele zur Hand, die mit der Erfindungsgabe, welche der heiligen Liebe eigen iſt, gerade das trifft, was eben zur Abhülfe Noth thut. Und wozu das Alles? wozu dieſe grenzenloſe, unermüdliche, heroiſche, demüthige Hingebung an ein langes, langes Opferleben? um Seelen für Chriſtus zu retten, die durch Sünde, Irr- und Unglauben ihm verloren gingen! Wieder wurde das tödtlich bedrohte Chriſtenthum, durch das Opfer gerettet. Und jetzt? iſt es denn jetzt anders? wir ſtehen mitten im Gewühl und im Staube des Kampfes, wo wir nur das Allernächſte ſchauen können; ſind auch viel zu kurzſichtig, um unſeren Blick über den Tag von heut' und morgen zu erheben; viel zu armſelig, um Großes von einer Zeit zu hoffen, in der die Menſchheit von unſerem Schlage iſt; viel zu kleinmüthig, um mit unwandelbar hochherzigem Vertrauen die Spuren des Lebens unter den Zuckungen des Todes zu verfolgen. Aber wir wiſſen ſeit achtzehn Jahrhunderten und durch ſie: für das Chriſtenthum ſind Zeiten des Kreuzes — Zeiten der Gnade; Tage der Drangſal — Tage der Heiligung. Heiligen aber kann ſich Niemand, der nicht aus voller Seele das Opfer umfaßt — das Opfer, aus deſſen Flamme das Chriſtenthum fort und fort als ein unſterblicher Phönix hervorgeht. Schrecken Sie davor nicht zurück, Signora?"

Sie ſah ihn feſt an und ſagte ruhig lächelnd:

„Nein, denn ich werde mich an das Kreuz meines Gottes ſchmiegen."

„Und wollen Sie das ganze Chriſtenthum umfaſſen mit ſeinen wonnevoll troſtreichen Glaubenslehren und ſeinen unerbittlich herben Sittenlehren; mit ſeinen lieblichen Tugenden und ſeinen mühſeligen Kämpfen; mit ſeinen himmliſchen Kronen und ſeinem irdiſchen Dornenkranz?"

„Mit Kronen und Dornenkranz, Signor! Aber laſſen Sie mich zum Bade der Wiedergeburt eilen! laſſen Sie mich mein Opfer bringen! Jede Minute der Zögerung iſt ein unermeßlicher Verluſt für mich — laſſen Sie mich ein Kind Gottes werden . . . . und dann fliehen, mich begraben in irgend einer Einſamkeit und beten, ach beten, daß Ihres Bruders Seele gerettet werde.“

„Und Ihre Mutter?“

„Gott wird ſie tröſten. Ich kann ſie nicht in mein Geheimniß ziehen; ſie begreift es nicht. Den größten Theil meines Vermögens laſſe ich ihr. Nach Jahren, wenn alle Gefahr für Oreſt vorüber iſt, wird ſie mich wiederfinden.“

„Alſo wirklich — begraben mit Chriſtus?“ fragte Hyacinth gerührt.

„Ja! Leben für Leben!“ ſagte ſie entſchieden. „Ach,“ rief ſie plötzlich mit ſchmerzlicher Erinnerung, „habe ich dem armen Oreſt nicht verſprochen: Alles für Alles!“

„Er darf Ihnen nicht Alles bieten, nicht ſeine Hand, nicht ſein Wort; denn Beides gehört ihm nicht mehr;“ erwiderte Hyacinth. „Er hat es Gott verpfändet, als er das Sacrament der Ehe empfing. Sein Taufgelübde, das er bei dem Empfang der heiligen Erſtcommunion wiederholte und beſtätigte, war ſchon zuvor an Gott verpfändet für die Gnade, im katholiſchen Glauben leben und ſterben zu dürfen. Alſo auch darüber darf er nicht mehr ſchalten und walten, und folglich hat er Ihnen nicht das „Alles“ anzubieten, wofür Sie „Alles“ verſprochen haben. Er *kann* freilich ſein zwiefaches Verſprechen brechen, denn er iſt keine Maſchine, die von der Gnade getrieben würde, wie das Mühlrad vom Bach. Er *kann* der Gnade Widerſtand leiſten und ſich in die ewigen Abgründe ſtürzen, aber nur um den Preis ſchwerer Beleidigung Gottes und freiwilliger Verzichtung auf das ewige Leben. Und wenn er dann wagte, Ihnen „Alles“ anzubieten, ach! wie müßten Sie gerade dann erſt recht ihm antworten: Alles? — aber du haſt ja Nichts! .... denn was hat Der, der Gott nicht hat! Und Sie ſelbſt, Signora, Sie haben nicht das Recht, irgend einem Geſchöpf „Alles“ zu verſprechen. In jedem Verhältniß, in jeder Lage muß Gott zu Rath gezogen werden: dazu gab er ſeine Gebote, dazu ertheilte er ſeine Rathſchläge. Wenn das unmündige Kind ſeinem lieben Spielgefährten ſagt: Ich ſchenke dir die Güter meines Vaters; ſo hat ein ſolches Verſprechen keinen Sinn. Ihr unmündiger Geiſt wähnte ein Recht zu haben, nach Belieben ſchalten und walten zu dürfen, weil er nichts Höheres kannte, als das Ich, dem er diente. Aber die Beſtimmung Ihres Geiſtes, Ihres Herzens, Ihres ganzen Weſens iſt: Gott zu dienen und — in welches Verhältniß Sie eintreten mögen, Ihr höchſtes Gut, welches zugleich das Gut Ihres himmliſchen Vaters iſt — Ihren Willen! an Gott hinzugeben. Sie können ihn Gott entziehen und dem Geſchöpf dienſtbar machen; aber um denſelben Preis wie Oreſt: um den Preis der Sünde. Alles für Alles! dürfen Sie getroſt nur zu Ihrem Herrn und Heiland ſagen, denn nur Er, der das unerhörteſte Liebesopfer bringt, verſteht das Opfer des liebenden Herzens anzunehmen und zu vergelten. Das Geſchöpf verſteht es nicht. Es iſt etwas ſo Himmliſches im Menſchenherzen, daß es das Gottesherz braucht, um ſich daran auszuleben und auszulieben. Dann hat „Alles für Alles" einen ächten Sinn — und dann dürfen Sie gewiß ſein, daß die Creatur dabei nicht zu kurz kommt. Ströme der Liebe werden aus dem Liebesmeer der Gnade in ein ſolches Herz ſich ergießen und überfließen .... auf Vater und Mutter, auf Gatte und Kind, auf Sünder und Heilige, auf Feind und Freund .... in Wort und That, in Gebet und Thränen, in unſcheinbaren Werken und heroiſchen Handlungen. Gott iſt der Urſprung dieſer Liebe, Gott iſt ihr letztes Ziel; in der Mitte liegt die Liebe zu den Seelen."

„Ach, gibt es denn Seelen, die ſich nicht entzünden laſſen von der Liebe Gottes?" rief Judith in Thränen.

Hyacinth lächelte traurig und entgegnete:

„Ich dächte, Sie hätten ein lebendiges Beiſpiel vor Augen .... an Oreſt."

„Und an Florentin," ſetzte ſie hinzu; „an Ihrem Jugendgenoſſen, der, vom Wahnwitz des Radicalismus ergriffen, an die Verwirklichung wilder und blutiger Theorien ſeine Kräfte vergeudet und in dem Schiffbruch ſeiner beſſeren Verhältniſſe, ſeit Jahren ſchon mein Privatſecretär iſt. Da aber Lelio, der ganz auf ſeinem Standpunkt ſich befand, ſich zu Gott bekehrt hat, ſo kann daſſelbe ja auch an Oreſt und Florentin geſchehen."

„Werden Sie ſo fromm, daß der liebe Gott Ihnen nichts abſchlagen kann," erwiderte Hyacinth freundlich; „aber wähnen Sie nicht, daß das die Sache von ein Paar Tagen oder Jahren — oder daß es überhaupt Menſchenſache ſei. Die Bekehrung vom Irrthum zur Wahrheit, von der Sünde zur Tugend iſt immer eine geiſtige Schöpfung, alſo mehr als irgend etwas hienieden — eine Gottesthat. Wir können nichts dabei thun, als uns Gott zum Werkzeug anbieten durch Hingebung unſeres Willens. Aber wenn wir das auch in einer Vollkommenheit thäten, wie wir es, ach leider! nicht thun: ſo würden wir darum doch nicht immer den gewünſchten Erfolg haben. Das Atom unſerer Arbeit am Werk Gottes geht nicht verloren, wenn wir es in die unendlich wirkſame Kraft des Blutes Jeſu eingetaucht hatten; aber in der großen Einheit der chriſtlichen Kirche kann dies Atom, nach Gottes verhülltem Rathſchluß, ihn mehr verherrlichen an einer Seele, die uns unbekannt iſt; oder er will uns prüfen, ob wir beharrlich hoffen und glauben — auch ohne durch äußere Erfolge geſtärkt zu werden, und das iſt eine heilſame Prüfung, denn ſie erhält uns in der Demuth. Und endlich gibt es ja auch Seelen, die der Gnade widerſtreben wollen.“

„Ach, man muß viel leiden, wenn man die Seelen liebt!“ ſagte Judith; „ich fange ſchon an das zu begreifen. Wer ſich damit abgibt, ſetzt das Leiden des Erlöſers fort; und da dieſe Liebe das Merkmal und der Stempel iſt, den Chriſtus mit ſeinen Wunden ihr aufgeprägt hat: ſo zeigt ſie ſich gerade in dieſem Leid als ſeine Stellvertreterin.“

Judith ſagte Hyacinth, daß Corona ihre Taufpathe ſein wolle und fragte, ob es nicht möglich ſei, daß dieſe heilige Handlung durch Corona's Vermittlung zu Trinità dei Monti ſtattfinden könne; dort hätten ſie ja auch ihre Zuſammenkunft gehabt. Hyacinth erwiderte, das ſei ſehr wohl möglich. Corona, in einer Anſtalt des Sacré Coeur erzogen, habe hier eine der Damen wiedergefunden, welche die Lehrerin ihrer Kindheit geweſen ſei — und er zweifle nicht an der Bereitwilligkeit der Damen, in ihrer Kirche die heilige Feier von ihm vornehmen zu laſſen und alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen.“

„Nur möglichſt ſtill und ſchnell,“ bat Judith. „Es wäre mir am liebſten, morgen in aller Frühe, in den erſten Stunden des Tages — damit Oreſt vorher nichts erfahre.“

„Wie ſoll ich Ihnen eine Antwort zukommen laſſen, Signora?“

„Durch Lelio — er iſt zuverläſſig,“ ſagte ſie.

Hyacinth ging auf demſelben Wege zurück, auf dem er gekommen war: die kleine Treppe hinab und zur Nebenthür des Palaſtes, die in ein Seitengäßchen führte, hinaus. Auf den unterſten Stufen der Treppe lag ein Facchino und ſchlief. Hyacinth ging vorſichtig an ihm vorüber, um ihn nicht zu ſtören, und eilte zu Corona. Von ſeinem erſten Beſuch bei Judith hatte er ihr nichts geſagt, um keine voreilige Hoffnungen in ihr zu wecken und ein ähnliches Gefühl hatte auch ſie geleitet, da ſie ihm ihre Abſicht, mit Judith eine Zuſammenkunft zu haben, nicht mittheilte. Wie freute er ſich jetzt auf ihre Ueberraſchung und wie dankte er Gott, der ihnen Beiden das Vertrauen gegeben hatte, ſich an Judith zu wenden, deren Seele, wie eine zuſammengebogene Springfeder, geradeauf ſchnellte, als ſie den Druck der Leidenſchaft, der eigenen und der fremden, von ſich abſchüttelte. Regina's Abſcheiden warf keinen Schatten mehr in ſeine ſtille Seligkeit. Leben und Tod ſchienen ihm eine und dieſelbe Hymne von dem Triumph des Lichtes und der Gnade über Nacht und Sünde anzuſtimmen.

Bei Corona waren ſie Alle verſammelt, Graf Damian, Uriel und Oreſt. Mit Thränen im Auge rief Graf Damian ihm entgegen:

„Hyacinth, Onkel Levin iſt Regina ſchnell gefolgt! Hier iſt das Telegramm vom P. Guardian. Blutſturz und Lungenſchlag machten binnen zwölf Stunden ſeinem Leben ein Ende.“

„Ruhe in Frieden, heiliger Greis!“ ſagte Hyacinth gefaßt; aber ſeine Stimme brach in Thränen.

„Mir iſt zu Muth, als müſſe Unheil über Windeck einbrechen, jetzt — da Onkel Levin es nicht mehr bewacht!“ rief Graf Damian; „und deshalb, Kinder, reiſe ich zurück! Sind es dieſe beiden Donnerſchläge aus heiterem Himmel, oder iſt es ſonſt etwas .... aber es drängt mich fort von hier. Ich meine, es müſſe Alles drunter und drüber gehen. Onkel Levin war ein lebendiger Theil meines eigenen Lebens. All’ deſſen Phaſen hat er durchgemacht, inniger und treuer als ein Vater, unzertrennlich von Windeck! es iſt eine Ruine ohne ihn.“

Niemand verſuchte ihn zu tröſten. Uriel war außer ſich vor Schmerz, den Onkel Levin gleichſam im Tode verlaſſen zu haben. Corona beweinte ihren zärtlichen und treuen Rathgeber und Tröſter. Oreſt war von ſtumpfer Niedergeſchlagenheit zerdrückt. Der Tod .... und wieder der Tod! und er behandelte das Leben und deſſen Erſcheinungen, als ob dieſe Welt voll vergänglicher Schatten — eine ewige Welt wäre! Aber der ſchneidende Gegenſatz brachte ihn nicht zur Beſinnung! War das Leben ſo flüchtig und der Tod ſo überraſchend nah, dachte er, welch ein Wahnſinn dann, auch nur eine Stunde des Glücks — ja, nur eine Minute zu verſäumen! So dachte auch Judith. Aber Jeder dachte ſo auf dem Wege ſeines Schickſals! Corona bat den Vater inſtändigſt, ſeine Abreiſe zu verſchieben; ſie könne ihn unmöglich in dieſer rauhen Jahreszeit zurückbegleiten und er werde, allein bei der Tante Iſabelle, in dem vereinſamten Windeck auch keinen Troſt finden.

„Onkel Levin war die Seele des Hauſes,“ ſagte ſie; er belebte es und machte es traulich, und wenn er ganz allein da war, ſo hatte Windeck nie die kalte Oede eines verlaſſenen Schloſſes. Jetzt wird es Dir ſehr unheimiſch vorkommen, liebſter Vater.“

„Ja, Kind, ich weiß! Aber ich würde .... ich weiß nicht was! drum geben, wenn ich mich stante pede mit Euch Allen ſammt und ſonders nach Windeck zaubern könnte. Bei Trauerfällen, wie ſie uns eben heimſuchen, iſt es am paſſendſten und ſo zu ſagen am ſicherſten, ſich in ſeinen eigenen vier Wänden aufzuhalten. Da hat man gewiſſermaßen Stütze und Vertheidigung in den ruhigen und gleichförmigen Gewohnheiten, Geſchäften und Umgebungen. Die unhäusliche Fremde paßt gar nicht für ein trauriges Gemüth. Ach, meine Regina, mein herrliches Mädchen! wie hab' ich ſie gequält! wie hab' ich ſo gar nicht den Schatz erkannt, den ich, den wir Alle an ihr beſaßen.“

„Es geſchah ja aus Liebe, mein guter Vater,“ erwiderte Corona und küßte zärtlich ſeine Hand.

„O Kind, die Selbſtliebe war vorherrſchend,“ entgegnete er mit großer Aufrichtigkeit.

Er ging in ſein Zimmer, um Briefe zu ſchreiben. Oreſt ging fort. Niemand fragte wohin. Uriel ſagte:

„Ich will zum Calvarienberg gehen, den man Vatican nennt. Da wird man Herr über jeden Schmerz.“

Als Hyacinth mit Corona allein war, ſetzte er ſie von ſeinen Erlebniſſen mit Judith in Kenntniß und fügte hinzu:

„Sieh, wie gut iſt Gott, über unſere vergängliche Trauer eine ewige Freude aufgehen zu laſſen und unſere Thränen durch einen ſolchen Troſt zu ſtillen. Dies Ereigniß gehört zu den „magnalia Dei,“ zu den wunderbaren Großthaten Gottes, wie es in der Apoſtelgeſchichte heißt — die ſo ganz außerhalb aller menſchlichen Berechnung und Vorausſicht liegen.“

„Sie muß ein ſtarkes, gerades Herz haben, dieſe Judith,“ ſagte Corona, „um mit einer ſolchen Entſchiedenheit und Opferwilligkeit dem Stern der Gnade zu folgen. Sie geht ſo recht mit den heiligen drei Königen der armen Krippe von Bethlehem zu .... dieſe Königin aus dem Morgenlande.“

Dann berathſchlagten ſie, ob Judith's Wunſch zu erfüllen und ſie in der nächſten Morgenfrühe zu taufen ſei.

„Warum nicht? ſie glaubt ja! und iſt erſt das Licht der Gnade in ihre Seele gegoſſen, ſo wird ſie leicht lernen und faſſen, was ſie jetzt noch nicht verſteht. Laß uns zu Trinità dei Monti hinauf gehen und die Oberin um ihre Einwilligung und um Verſchwiegenheit bitten.“

Sie gingen hinauf und trugen ihr Anliegen vor, ohne Namen und Verhältniſſe der Katechumene zu bezeichnen. Es war auch nicht nöthig, um die lebhafteſte Theilnahme der Oberin zu erregen, die es als eine große Gnade betrachtete, daß eine Tochter Iſraels in ihrem Hauſe das Sacrament der Taufe empfangen ſolle; und ſo kam man überein, um fünf Uhr Morgens die heilige Feier zu vollziehen. Um vier Uhr ſollte Judith ſich einſtellen und Corona wollte ſie empfangen. Gegen fünf Uhr wollte Hyacinth kommen und den treuen Lelio, der mehr als Alle auf Judith gewirkt hatte, mitbringen. Die Oberin erklärte ſich gern bereit, die Neophitin länger im Hauſe zu behalten, für den Fall, daß dieſe wünſchen ſollte, einige Tage in vollkommener Zurückgezogenheit von der äußeren Welt und in ſtiller Sammlung und Betrachtung zu leben; und man trennte ſich unter ſeligem Frohlocken über Gottes unergründliche Barmherzigkeit. Hyacinth begleitete Corona bis an ihre Thür und ging zu Lelio.

Als Oreſt Judith's Palaſt betrat, erſuchte ihn der Portier, ſich zum Signor Fiorino zu bemühen, der ſchon zwei Stunden auf den Herrn Grafen warte.

„Wo bleibſt Du denn heute!“ rief ihm Florentin höchſt aufgeregt entgegen; „ich habe Dir äußerſt wichtige Nachrichten mitzutheilen.“

„Von der Central-Venta oder aus dem Grand-Orient?“ fragte Oreſt ſchneidend. „Ich habe auch Nachrichten bekommen. Onkel Levin iſt todt.“

„Den Verluſt wirſt Du doch leicht verſchmerzen,“ erwiderte Florentin kalt. „Die religiöſen Schwärmer können unmöglich Deine Freunde ſein! .... Alſo iſt er todt, der alte Mann! wie der ſich betrogen hat im Leben durch dieſe ſchwärmeriſche Verſchmähung alles Schönen, das es bietet!“

„Das iſt noch die Frage, die wir nicht löſen können! .... Du gewiß nicht! — Auch Regina iſt todt!“

„Regina!“ rief Florentin erbleichend und mit verſagender Stimme; „o Jammer um ſie!“ Doch ſchnell gefaßt ſetzte er hinzu: „Da ſiehſt Du es: dem finſtern fanatiſchen Geiſt der katholiſchen Kirche iſt ſie als Opfer gefallen. Oreſt! Oreſt! rette Judith! ich ſage Dir: es gibt eine Sorte von Weiberköpfen und — man muß es leider geſtehen — auch von Männerköpfen, die ſich, trotz einer entſchiedenen Tendenz zur Unabhängigkeit und trotz einer lebhaften Neigung für Wahrheit, Schönheit und Größe, dennoch von den Schlingen der Dunkelmänner einfangen und umſpinnen laſſen. Haſt Du nicht bemerkt, was ſie geſtern Abend für katholiſche Anſichten ausſprach?“

„Nein, gar nicht! ich hörte nicht was .... nur wie ſie ſprach. Sie ſah unbegreiflich ſchön aus.“

Florentin ſchwieg eine Weile, legte dann mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns ſeine Hand auf Oreſt's Schulter und ſagte:

„Vergib' mir, Oreſt, ich werde Dir wehe thun .... aber Du mußt es wiſſen.“

„Ha, Deine Nachrichten!“ rief Oreſt mißtrauiſch.

„Sind zu beachten, lieber Freund! Judith hat geheime Zuſammenkünfte. Heute morgen gegen acht Uhr kam ſie ganz allein, raſchen Schrittes zu Hauſe. Ich ſelbſt begegnete ihr im Thor. Um ſo früh heimzukehren .... wann muß ſie ausgegangen ſein .... und weshalb? Ich war dermaßen überraſcht, daß ich einen Facchino, der ſich hier herum zu treiben pflegt, einen braven Kerl“ .... —

„Späher der Venta, ohne Zweifel!“ warf Oreſt ein, um ſeiner Aufregung etwas Luft zu machen.

„Ein ſehr brauchbares Subject!“ fuhr Florentin gleichgültig fort. „Ich trug ihm auf, etwas Acht zu geben, wer allenfalls zu Judith komme — und es mir mitzutheilen. Um halb zehn Uhr erſchien er bei mir mit der Nachricht: ſo eben habe ein Prieſter Judith verlaſſen, ſei durch das Zimmer ihrer Kammerfrau vorſichtig die Nebentreppe hinab und dann ſchnell zur kleinen Thür des Palaſtes hinausgegangen — ein großer ſchlanker Mann, mit jugendlich leichten Bewegungen.

Mehr konnte Gaëtano, der ſich ſchlafend ſtellte, nicht wahrnehmen. Da er ſeit acht Uhr auf ſeinem Poſten war und jenen ſchwarzen Jüngling nicht in den Palaſt kommen ſah, ſo iſt es klar, daß ſich derſelbe ſchon vor acht Uhr in ihrem Zimmer, ihrer Einſiedelei — wer weiß ſeit wann! befunden habe."

„Es iſt nicht wahr!" rief Oreſt wüthend.

„Dieſe Thatſachen verbürge ich Dir," entgegnete Florentin kalt und beſtimmt. Ob das nicht wahr iſt, was Du denkſt .... oder fürchteſt — weiß ich nicht! allein ich rathe Dir als treuer Freund, Judith auf die Probe zu ſtellen, auf eine entſcheidende."

„Ja!" rief Oreſt mit kochendem Zorn „ich will ſie fragen .... ſie ſoll ſich vertheidigen" .... —

„Ah bah!" unterbrach ihn Florentin. „In der Kunſt der Vertheidigung ſind die Weiber Meiſterinnen! die iſt ihnen angeboren. Stellt man ſie auf den Punkt, ſo behalten ſie immer Recht. Wäre der Advocatus diaboli an heiliger Rota ein Weib: ſo würde keine Canoniſation von ſogenannten Heiligen zu Stande kommen — ſo geſchickt würde dieſer Advocatus die Sache des Teufels vertheidigen."

„Ich könnte Dich erwürgen," ſagte Oreſt dumpf.

„Ah bah!" wiederholte Florentin hämiſch; „dann hätteſt Du deinen beſten Freund verloren. Nein, folge meinem Rath und bitte Judith um einen ganz geringen Beweis ihrer Liebe."

„Und der wäre?“ —

„Bitte ſie, ſich nach dem proteſtantiſchen Ritus taufen zu laſſen. Willigt ſie ein, ſo darfſt Du ruhig ſein; dann hat ſie ihre geiſtige und ſittliche Freiheit noch nicht verloren. Schlägt ſie es ab — ſo weißt Du, wie es mit ihr ſteht, und daß Du dich fortan nicht mehr auf ſie verlaſſen kannſt. Sie iſt dann ein Werkzeug, welches den Plänen, Zwecken 2c. 2c. der Dunkelmänner blindlings gehorcht; iſt um ſo gefährlicher, als ſie klug und brauchbar iſt — und Du hörſt dann auf, ihr Herr und der Deine zu ſein.“

„Ja!“ rief Oreſt, „das iſt eine gute, einfache, vernünftige Probe! ich danke Dir, Florentin, ich will ſie ſogleich anſtellen.“ —

Judith war noch in ihrem Zimmer. Sie ſchrieb an ihren Banquier in Paris gewiſſe Beſtimmungen über ihr Vermögen, das ſich größtentheils in der Londoner Bank befand. Oreſt ſchob den Diener bei Seite, der ihn melden wollte, klopfte an und wartete kaum Judith's „Herein!“ ab, um einzutreten. Sie ſah befremdet über ihren Schreibtiſch hinweg ihn an, ſchloß ruhig ihr Portefeuille, nickte ihm zu und ſagte, ohne ihren Platz zu verlaſſen:

„Wie kommt es, Graf Oreſtes, daß Sie mich ſchon zum zweiten Mal in dieſem Zimmer aufſuchen, in welchem ich mich doch nur dann aufhalte, wenn ich allein ſein will?“

„Da Sie in dieſem Zimmer den Herren Geiſtlichen Audienz ertheilen, ſo darf ich doch wohl daſſelbe Recht beanſpruchen,“ entgegnete Oreſt gereizt.

Auf Judith's Lippen ſchwebte eine ſtolze Antwort; allein ſie bemeiſterte ſich und ſagte ſanft:

„Wenn Ihr Anliegen eine ſo ungeſtörte Beſprechung mit mir erfordert, wie das meine mit dem Geiſtlichen, ſo ſein Sie willkommen!“

Sie ſtand auf, ſetzte ſich auf die Cauſeuſe am Kamin und ſagte, mit ihrem großen grünen Fächer ſpielend, aber innerlich beklommen:

„Ich bin ganz Ohr, Graf Oreſtes.“

Er ging im Zimmer auf und nieder, blieb plötzlich vor ihr ſtehen und rief:

„Judith! es iſt mir ein wahrer Greuel, daß die Religion bei unſerer Liebe ein Wort mitſprechen will. Könnte ich um meinen beabſichtigten Uebertritt vom Katholicismus zum Proteſtantismus herum kommen: ich würde mein halbes Vermögen drum geben, denn ich ſpiele nicht gern religiöſe Farcen und ſehe ſie auch nicht gern. Aber, Judith, es iſt der Weg, der einzige, zu Ihrem Beſitz. Ich gehe ihn .... und führte er durch die Hölle .... oder zu ihr. Deshalb ertrage ich nicht die Vorſtellung, daß dieſer religiöſe Wirrwarr vergrößert werden ſoll, indem Du, Geliebte, gerade dem Katholicismus, den ich verlaſſe, Dich zuwendeſt. Ach Judith, es iſt ja ſchon ſo Vieles vorhanden, das uns trennt — wozu denn auch noch das Glaubensbekenntniß? Ich weiß, daß wir dies früher anders beſprachen; daß ich leicht meine Zuſtimmung gab. Doch jetzt, wo für uns Beide der Schritt nah und näher kommt, jetzt quält mich Alles, was wie eine Kluft zwiſchen uns ausſieht. Und deshalb, geliebte Judith, bitte ich auf den Knien um den geringen und einfachen Liebesbeweis, daß Du dich nach irgend einem akatholiſchen Ritus taufen läßt. Es gibt hier anglikaniſche Geiſtliche genug; ich ſelbſt kenne einige von meinen Jagdpartien her — vortreffliche Schützen! Sie werden mit Freuden dieſem Wunſch entgegenkommen."

Während Oreſt ſprach, fühlte Judith, daß die Stunde ihres Bekenntniſſes und die Strafe ihrer Sünden da ſei. Aber ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Ich werde meinen Glauben nicht verläugnen, nicht Oreſt vierundzwanzig Stunden täuſchen! Gott will es nicht. Wär' es ſein Wille, ſo wäre Oreſt nicht gerade heute mit dieſer Bitte gekommen. Morgen ſoll ich getauft werden und heute hintergehen! .... das kann ich nicht .... breche über mich ein, was da wolle.

„Theurer Oreſt," entgegnete ſie mit einer weichen Innigkeit, die ſonſt durchaus nicht in ihrem Weſen lag, „ich bin auf dem Wege des Glaubens zu nah an die ewige Wahrheit heran getreten, um jetzt wieder umkehren zu können. Ich halte die Glaubenslehre der katholiſchen

Kirche für die einzig wahre göttliche Offenbarung. Hat man dieſe Ueberzeugung, ſo iſt es Feigheit, ſie zu verläugnen; Sünde .... ſie aufzugeben."

„Alſo richtig! alſo wirklich!" ächzte Oreſt. „Bethört, umgarnt, verloren!"

„Das Alles war ich!" entgegnete Judith ſanft. „Gottes Barmherzigkeit rettet mich .... und will auch Sie retten."

„Ha, Schlange!" rief Oreſt außer ſich. „Schlange, der ich mein Herz, mein Leben, mein Glück hinwarf! iſt dieſer Verrath der Lohn meiner Treue!"

„Ich verrathe Sie nicht, Graf Oreſtes. Sie haben gewünſcht — nicht ich! — daß ich die chriſtliche Taufe empfangen möge. Wir knüpften Beide irdiſche Hoffnungen daran; .... ich hatte ja keine Ahnung von himmliſchen! Die göttliche Liebe gewährt mir dieſe, indem ſie jene zerſtört. Iſt das Verrath?"

„O Schlange, die dem Prieſter Gehör gibt, ſeiner Weiſung folgt, ihm gehorcht, ihm glaubt — mir aber den kleinen armſeligen Wunſch verſagt, demjenigen religiöſen Bekenntniß ſich anzuſchließen, dem ich, aus grenzenloſer Liebe zu ihr, folgen will."

„Wehe mir, wenn es dahin mit Ihnen käme, theurer Graf. Ich bin ſo unglücklich geweſen, Sie der heiligen Kirche zu entfremden — o laſſen Sie mir die Hoffnung, Sie zurückzuführen."

„Wiſſen Sie denn nicht, daß wir dann auf immer getrennt ſind?“

„Theurer Oreſt, wir ſind es in jedem Fall,“ ſagte Judith mild aber beſtimmt.

Er faßte ihre beiden Hände über dem Gelenk in ſeiner Hand wie in eiſerner Klammer zuſammen, riß ſie von der Cauſeuſe empor und rief mit einem ſo wilden Ausdruck: „Wiederhole das und ich tödte Dich!“ daß Judith voll Entſetzen innerlich ſeufzte: O Herr, erbarme dich meiner! und dann gefaßt ſagte:

„Wohlan, Oreſt, tödten Sie mich! ich hab' es verdient.“

Grimmig rief Oreſt, indem er immer ihre Hände feſthielt und zuweilen wüthend ſchüttelte:

„Schlange, die mich Jahrelang mit ihrem Blick bezaubert, mit ihren Windungen umringelt hat.... Schlange, die klug nie Gewährung gab, nie Hoffnung nahm.... Schlange, die endlich, endlich! ihre Zuſage halten, ihr Verſprechen erfüllen ſoll, und nun mir entſchlüpfen will. Ich träume von Paradieſen in irgend einem entlegenen Winkel der Welt.... paradieſiſch nur durch ihren Beſitz; ich habe keinen anderen Gedanken, als den, mich mit ihr aus dem wüſten, langweiligen Menſchengewühl zu flüchten und von ihr allein mein Glück zu verlangen; mir brennt der Boden unter den Füßen, ſo lange zwiſchen ihr und mir verhaßte Schranken gezogen ſind;... und in dem Augenblick, wo ſie fallen ſollen, da will die Schlange ſich glatt und kühl mir entwinden?! Nein, Signora! das läßt ſich der Oreſt nicht gefallen.“

„Was denken Sie alſo zu thun, Herr Graf?“ fragte Judith ruhig.

„Ich laſſe nicht von Dir!“ rief er in einem anderen Ton, doch nicht weniger ſtürmiſch.

Sie ſchüttelte ſanft den Kopf und ſagte:

„Ich verdiene Ihren Haß, Ihre Verachtung, Ihren Zorn! Ich ſage nicht eine Sylbe, um mich für meine Vergangenheit bei Ihnen zu entſchuldigen; aber, theurer Oreſt .... fortan trennen ſich unſere Wege.“

„Judith!“ rief er und ſank ihr zu Füßen, „wie iſt es denn möglich, einen ſo gräßlichen Treubruch zu begehen, weil man ein Paar Worte von einem Prieſter gehört hat!“

„Ach, Oreſt, es ſind ja Worte, die plötzlich dem Leben einen neuen Inhalt, eine neue Beſtimmung, ein neues Ziel geben! ich wußte ja nichts von der gefallenen Natur, die durch die Sünde von dem höchſten Gut, von der ewigen Liebe, der göttlichen Liebe getrennt iſt; nichts von dem zärtlichen Erbarmen Gottes, der dieſer dahingeſunkenen Menſchheit Gnade ſchickt durch des eingeborenen Sohnes Opfer im Leben, im Leiden, im Sterben — als Gott-Menſch, als Erlöſer; nichts von der Kirche, welche für alle Weltzeiten der Menſchheit dieſe Gnade vermitteln ſoll; nichts von der reinigenden und heiligenden Kraft ſeines göttlichen Blutes in den Sacramenten; nichts von ſeiner beſeligenden euchariſtiſchen Gegenwart; nichts von der Wonne des Opfers; nichts von der Herrlichkeit der himmliſchen Liebe; nichts von der Sünde, als Beleidigung Gottes; nichts von der Tugend, als Verähnlichung mit Gott; nichts vom Leid, als Nachfolge Gottes; nichts von Chriſtus! Begraben in dem Kerker des Staubes vegetirte meine Seele nach den Inſtincten und für die Leidenſchaften der gefallenen Natur — und immenſe Kräfte hab' ich verſchwendet, ſuchend, verſuchend, traurig, unbefriedigt, raſtlos, ohne glücklich zu ſein oder glücklich zu machen. So haben Sie mich gekannt. Ich hatte keine Richtſchnur, die höher gelegen hätte, als mein Ich. Jeder glaubensloſe Menſch iſt ſein eigener Geſetzgeber — ganz logiſch: der letzte Grund der hohen Geſetze, die das Opfer des Ich's, die Selbſtverläugnung, die Entſagung vorſchreiben, iſt in Gott — und fallen weg, wenn der lebendige Glaube an ihn wegfällt. Ich wollte durchaus glücklich ſein. Ich hoffte es mit Ihnen zu werden. Achtung vor fremdem Recht, wenn es meinen Egoismus beeinträchtigte, hatte ich nicht. Ich verſprach, Ihre Frau werden zu wollen, und ich verſichere Sie, ich wollte es mit der äußerſten Entſchiedenheit. Einen edlen Inſtinct hatte ich .... zwiſchen vielen unedlen; und das war meine Neigung zur Wahrheit. Nur wußte ich durchaus nicht, ob es denn auch eine abſolute, objective Wahrheit gebe, die unabhängig ſei von allem Menſchenwitz. Sie iſt mir aufgegangen wie eine übernatürliche Sonne, in deren Licht ich mich ſelbſt und das All zu erkennen beginne. Aus der Schattenwelt meines Individualismus trete ich in den Tag der Offenbarung — aus meinem ſubjectiven Denken und Meinen an die überwältigende Majeſtät der katholiſchen Glaubenslehre heran; und da ſollte mein Leben in ſeinem früheren Geleiſe fortgehen .... gottbeleidigend, ſündhaft, weltlich? da ſollt' ich nicht ſuchen, gemäß meiner Erkenntniß zu leben? da ſollte meine Handlungsweiſe die Wahrheit verläugnen, die mein Herz anbetet? Sie ſehen wohl ein .... das iſt unmöglich! Die Paar Worte, die ich von dem Prieſter gehört habe, ſind keine anderen, als die, welche vor achtzehnhundert Jahren die glaubensloſe Welt zu Füßen des Kreuzes niederwarfen."

„O ſprich! .... ſprich weiter! ſprich noch mehr, Du angebetetes, Du göttliches Geſchöpf!" rief Oreſt. „Was Du ſagſt, verſtehe ich! was Du glaubſt, will auch ich glauben, wohin Du gehſt, folge ich Dir — aber mit Dir, Judith! nicht ohne Dich. Mit Dir will ich in Deinen Himmel, zu Deinem Gott! Mit Dir.... will ich vor dem Kreuz knien, das Du anbeteſt! Mit Dir .... ſoll kein Opfer mir zu hoch, zu ſchwer ſein! Aber Judith! ohne Dich — fahre die Welt zur Hölle.... und ich zuerſt. Weißt Du jetzt mehr von den Dingen der Ewigkeit als zuvor, ſo wirſt Du auch wiſſen, daß man einen Menſchen, dem man Glück verheißen hat, nicht in ewiges Elend ſtoßen darf. Weißt Du mehr von einer höheren Liebe, ſo wirſt Du um deſto bereitwilliger ſein .... Opfer zu bringen .... ein geringes Opfer. Knie vor dem Kreuz, bete Deinen Erlöſer an; aber thue es als Proteſtantin! Da iſt ja für Dich, was Deinen Glauben betrifft, gar kein Unterſchied; und Deine Liebe bewegt ſich in größerer Freiheit, alſo in ſchönerer Entfaltung, denn ſie ſchließt auch mich in ihren Kreis ein.“

„Und Gott aus, theurer Oreſt!“ ſagte Judith. „O begreifen Sie denn nicht, daß der Glaube ſeine Verpflichtungen nach ſich zieht? Als Sie Soldat waren — genügte es da etwa, daß Sie ſagten: Ich diene meinem Kaiſer! oder: Mein Kaiſer iſt der größte Kaiſer der Welt! Keineswegs! Sie mußten Ihre Ergebenheit durch Gehorſam und Hingebung äußern, und Blut und Leben für Ihren Kaiſer in die Schanze ſchlagen — und gerade da, wo Ihr Dienſt es erheiſchte. Sie durften nicht ſagen: Vor den Mauern von Wien — oder in der ungariſchen Puſta will ich ihm dienen; nein! es mußte geſchehen in den Gefilden der Lombardei. Und dies Geſetz im natürlichen Leben: Gehorſam dem höchſten Herrn; ſollte im übernatürlichen nicht gelten? Ich glaube, daß der Sohn Gottes für mich am Kreuz geſtorben iſt, um mich auf dem Wege ſeiner Nachfolge zur ewigen Seligkeit zu führen, für die er mich geſchaffen hat. Glaube ich das, ſo muß ich mich den Lehren und Vorſchriften unterwerfen, die Er zu dieſem Zweck gegeben hat. Verfehle ich mich aus Schwäche oder unvollkommener Erkenntniß gegen ſie: ſo findet die demüthige, bußfertige Reue Vergebung. Widerſetzt ſich aber mein Wille aus böſer Leidenſchaft ſeinen Lehren und Geboten: ſo treib' ich Spott mit meinem Gott — und zwar einen ganz anderen Spott, als wenn Sie etwa ſagen würden: Ich liebe meinen Kaiſer innigſt, und um ihm das zu beweiſen, trete ich aus ſeinem Dienſt und gehe zum türkiſchen Sultan — der jetzt auch Krieg hat und ſchlage mich für deſſen Sache; ein Spott, der Sie entweder dem Irrenhauſe oder der allgemeinen Verachtung überweiſen würde. Nein, Oreſt, wir müſſen Dem dienen, der unſer rechtmäßiger Herr iſt. Da nun zu den Glaubenslehren, die unſer göttlicher Herr offenbart hat, auch die von der Unauflöslichkeit der Ehe gehört: ſo müſſen wir dieſelben mit allen übrigen Offenbarungslehren — entweder annehmen oder verwerfen. Ich nehme ſie als ein Ganzes an, wie das nicht anders ſein kann, da ſie aus Gott geboren, von Gott gegeben iſt. Was Secten annehmen oder verwerfen, betrifft mich nicht! ſie ſind Menſchenwerk, und ich habe mit Gott zu thun. Widerſprechen ſie ſeiner Lehre, ſo ſind ſie im Irrthum: das iſt ſonnenklar."

„Sonnenklar iſt es," rief Oreſt mit verzweiflungsvoller Geberde, „daß der finſtere Geiſt des Prieſterthums ſich mit ſataniſcher Schlauheit Ihrer bemächtigt, Ihren Verſtand umwölkt, Ihr Urtheil umnebelt hat. Dem lichten Geiſt der letzten Jahrhunderte, mit ſeiner Bildung, ſeiner Wiſſenſchaft, war es unmöglich, mit einer Lehre ſich zu befreunden, die in den dumpfen Hörſälen des Mittelalters von der ſcholaſtiſchen Theologie ausgebrütet iſt.“ —

„Theurer Oreſt,“ unterbrach Judith ihn lächelnd, „verlieren Sie ſich nicht in Florentins Phraſen und Floskeln. Sein Ingrimm gegen die katholiſche Kirche hat nicht wenig dazu beigetragen, mich auf ihre Vortrefflichkeit aufmerkſam zu machen; denn das können Sie mir glauben: nicht um ſeiner — ſondern um ihrer Tugend willen haßt er die Kirche.“

„Das weiß ich!“ rief Oreſt.

„Und doch leben Sie auf vertrautem Fuß mit ihm, gönnen ihm Einfluß!“ ſagte Judith warnend.

„Er iſt ja auch Ihr Hausgenoſſe!“

„Mein Gott!“ erwiederte ſie ſchmerzlich, „die jüdiſche Sängerin muß vorlieb nehmen! Als Lelio ſich bekehrte, verließ er mich; Leute von Florentins Schlag aber drängen ſich an mich! Uebrigens habe ich nie dem armen Florentin — und zwar zu ſeinem größten Verdruß — auch nur den geringſten Einfluß zugeſtanden und deshalb ſtaune ich, daß Sie mit ſeinen hohlen Worten reden mögen. So unbewandert in der Culturgeſchichte ſoll Niemand ſein, der auf Bildung

Anſpruch macht, um nicht zu wiſſen, daß an der Lehre der katholiſchen Kirche Geiſter ſich entwickelt haben, die wie Titanen die Pygmäen der neueren Zeit überragen. Theurer Oreſt! die Lehre, welche dem Genie eines Dante Grundlage und Nahrung gab — welche ſeiner Wiſſenſchaft von menſchlichen und göttlichen Dingen nicht als Beſchränkung erſchien: die Lehre wird der Entwickelung unſerer geiſtigen Fähigkeiten auch keinen Schaden thun. Ich bin weder bethört, noch umgarnt. Ich habe nur Das gethan, was viele, viele Millionen vor mir gethan haben: ich habe die frohe Botſchaft des Evangeliums angenommen. Dieſe Botſchaft auszubreiten, iſt die heilige Sache des Lehramtes in der Kirche, das Chriſtus geſtiftet und ihm die Verheißung gegeben hat, bei ihm zu ſein alle Tage bis an's Ende der Welt — und das jener Erzbekehrte meines Volkes, der Apoſtel Paulus: „die Säule und Grundfeſte der Wahrheit" nennt. Der Prieſter iſt der gottgeſandte Verkündiger des Evangeliums."

„Alſo ein höheres Weſen, dem man blind zu vertrauen hat, nicht wahr?" fragte Oreſt zitternd vor Zorn.

„In Sachen des Glaubens hat man ihm zu vertrauen — ja," entgegnete ſie ruhig.

„Iſt er jung oder alt .... Ihr Prieſter!" rief Oreſt, der ſich um ſo weniger mäßigen konnte, als Judith ſich nicht aus ihrer Gelaſſenheit bringen ließ.

Sie entgegnete mit der ſtillen Einfachheit, die eine Beleidigung gar nicht an ſich heran kommen läßt:

„Der Prieſter iſt der übernatürliche Menſch. Er hat kein Alter.“

„O Schlange, die mir ausweicht!“ brach Oreſt aus.

„Genug!“ rief Judith entſchieden. „Laſſen wir dies Geſpräch fallen, theurer Oreſt. Es kommt nicht auf Worte an, ſondern auf That. Gott zeigt mir meinen Weg .... und der führt mich von Ihnen fort. Könnte ich mit meinem Blut die Judith aus Ihrer Vergangenheit verwiſchen — ſo würde ich es mit Freuden vergießen! vielleicht nimmt der barmherzige Gott ſtatt deſſen meine Thränen an. Unſere Trennung aber iſt unerläßlich. Der Gatte einer anderen Frau kann nicht der meine ſein. Und wenn Sie zu einer akatholiſchen Secte abfallen und ſich nach deren Prinzipien von Ihrer Gemahlin ſcheiden wollten: ſo könnte dadurch weder die objective Wahrheit der kirchlichen Lehre, noch meine Ueberzeugung die Veränderung eines Atoms erleiden. Chriſtus lehrt die Unauflöslichkeit der Ehe, die Kirche iſt nur ſein Organ! In welcher zügelloſen Empörung der böſeſten Leidenſchaften, in welcher troſtloſen Verkehrtheit des Verſtandes und Willens muß ſich ein Menſchengeiſt befinden, um die Ehe aus der himmliſchen Gnadenordnung, die Chriſtus ihr angewieſen hat, heraus zu reißen und ſie zu berauben der ſacramentaliſchen Weihe, des edlen Purpurgewandes, das ſein Blut ihr gibt. Nein, Oreſt, wir wollen nicht zu dieſen Unſeligen gehören!"

„Und Sie bilden ſich wirklich ein," fragte er mit finſterem Hohn, „daß die Sache damit abgethan wäre?"

„Keinesweges! für mich beginnt die Buße."

„Welch Gaukelſpiel bezeichnen Sie mit dieſem Wort?"

„Die Umkehr der Seele zu Gott. Was ich verachtet habe, will ich lieben: Gott. Was ich geliebt habe, will ich verachten: mich ſelbſt."

„Judith!" rief er, immer von Neuem unter ihren Zauber zurückfallend, „Du biſt und bleibſt ein göttliches Geſchöpf!"

„Das wird mir nicht leicht werden," fuhr ſie fort, ohne ſeinen Ausruf zu beachten. „Ich habe mich ſehr lieb gehabt — und gemäß dieſer Liebe — hatte ich mir die Zukunft ausgemalt. Das iſt nun vorbei .... Sie dürfen mir glauben, meine Buße wird kein Gaukelſpiel ſein."

Thränen traten in ihre Augen; aber ſie ſchüttelte ſie von den Wimpern und rief: „Heil mir! ich darf das Kreuz umfangen!“

„Nein!“ rief Oreſt, „wirf es weg! es koſtet Dir Thränen!“

„Es hat meinem Erlöſer ſein Blut gekoſtet: ich behalte es .... und ich hoffe, Oreſt, es kommt der Tag, wo auch Sie es annehmen werden.“

Er hub bitter zu lachen an. Judith machte eine Bewegung, in den Salon zu gehen. Er ſtürzte ihr in den Weg und rief:

„Barmherzigkeit! verlaß mich nicht .... nicht ſo plötzlich .... nicht gleich! Verſprich mir das!“

„Ich verſpreche nichts, Oreſt, ich weiß ja ſelbſt noch gar nicht, was aus mir wird.“

„Ha!“ rief er, „Du weißt es nicht — aber ein Anderer wird es wiſſen .... Dein Prieſter, nicht wahr? Der ſoll über Dich beſtimmen, und Du, der Unabhängigſten Eine, willſt ihm folgen, wie ein unmündiges Kind! Liebſt Du ihn denn ſo grenzenlos?“

„Man muß gewiß eine grenzenloſe Liebe zu Gott haben,“ entgegnete ſie ſanft, „um auf Kundgebung des göttlichen Willens zu harren, wenn man gern einen raſchen Entſchluß faſſen möchte.“

„Mich zu verlaſſen — ſchon heute — nicht wahr?“ rief er in furchtbarer Aufregung.

„Nein,“ ſagte ſie, „heute nicht .... gewiß nicht. Und jetzt begleiten Sie mich in den Salon.“

Er folgte ihr. Aber er ging hindurch und zu Florentin.

◆

Die Taufe.

Judith hatte an Lelio ſagen laſſen, ſie wünſche am Nachmittag die Katakomben von St. Sebaſtian in ſeiner Begleitung zu beſuchen und ſie werde ihn abholen. Um zwei Uhr empfahlen ſich die Leute, die bei ihr waren, und ihr Wagen fuhr in die Einfahrt an die Treppe. Als ſie mit Madame Miranes hinabgehen wollte, ſtürzte Oreſt ihr aus Florentin's Zimmer leichenblaß und aufgeregt entgegen und rief:

„Wohin, Judith? . . . wohin?“

„Nach den Katakomben. Wollen Sie uns nicht begleiten?“ erwiderte Judith.

„Nein, ich danke Ihnen! ich kann nicht! aber wann kommen Sie wieder?“

„Gegen ſechs Uhr, zur Eßſtunde.“

„Gut!“ ſagte er und trat in Florentin's Zimmer zurück.

„Was fehlt dem Grafen Oreſtes? er ſieht zum Erſchrecken aus,“ ſagte Madame Miranes.

„O! er iſt ſehr zu beklagen!“ ſeufzte Judith.

Da Madame Miranes die unterirdiſchen Expeditionen, wie ſie ſie nannte, und den Qualm der Pechfackeln verabſcheute, ſo ließ ſie ſich von ihrer Tochter zu einer Bekannten bringen, ſo daß Judith zu ihrer größten Freude mit Lelio allein war und ihm ungeſtört Alles mittheilen konnte, was ſeit geſtern ihr begegnet war und was ſie unwiderſtehlich zum Entſchluß drängte.

„Hab' ich's Ihnen nicht prophezeiht!“ rief er frohlockend; „durch das Auge der Welt erkennen Sie die göttliche Wahrheit.“

„Ja,“ ſagte Judith mit einem Anflug von Traurigkeit, der noch der gefallenen Natur angehörte; „ja! die Erkenntniß des Göttlichen erheiſcht Bekenntniß. Kein edles Herz verleugnet ſeine heiligſten Ueberzeugungen .... denn kein edles Herz lügt. Aber Lelio, es koſtet mich mein Erdenglück. Ich ſpreche das nicht gegen Graf Oreſtes aus, denn er würde darauf fußen, um mich zu beſtürmen — und das iſt vergeblich, alſo vermeid' ich es. Aber ich geſtehe es, ich habe mich ſo daran gewöhnt, in ihm ein treues, zärtliches Herz zu beſitzen und in der Verbindung mit ihm die Befriedigung meiner Anſprüche an das Leben zu erhoffen, daß mir vor dem Schutthaufen graut, in den die Erkenntniß der göttlichen Offenbarung mein Schickſal verwandelt. Mir iſt zu Sinn, als habe ein Wetterſtral einen hohen feſten Thurm zu Boden geſchmettert.“

„Den ſtolzen Thurm irdiſch-ſelbſtiſchen Glückes; ja, Signora, das iſt ganz richtig und das zeigt uns an, daß wir ein anderes Glücksgebäude aufführen ſollen als ein ſolches, welches zuſammenbricht, wenn die Wahrheit in unſeren ſchwülen Horizont hinein wetterleuchtet. Den irdiſchen Schmerz werden Sie mit Ihrem kräftigen, unter dem Kreuz ſich heiligenden Herzen tapfer durchkämpfen und in dieſem Kampf zu der beſeligenden Gewißheit gelangen, daß [illegible]digung des Herzens ohne Sünde, und Befriedigung der Vernunft ohne Irrthum hienieden nirgends anders als in der chriſtlichen Kirche gefunden werden kann. In dem Kampf ſtehen Sie nicht allein! er iſt keine Ausnahme; er iſt allgemein gültiges Geſetz. Millionen vor Ihnen, neben Ihnen, nach Ihnen beſtehen ihn. Darum heißt die Kirche auf Erden: die ſtreitende. Sie ſtreitet nicht bloß im Allgemeinen gegen den Geiſt des Irrthums, der Sünde und Verkehrtheit auf jedem Gebiet der menſchlichen Vergeſellſchaftung, ſondern jedes ihrer Kinder hat dieſen Streit für ſeine Perſon, oft bis auf's Blut, immer bis auf's Mark, fortzuſetzen .... ſobald es nicht dem Siegespreis entſagt. Dieſer Streit entwickelt heroiſche Tugenden, bildet heroiſche Seelen, chriſtliche Seelen, die mit Chriſtus die Welt überwinden, weil Chriſtus in ihnen lebt, mit ſeinem Fleiſch, mit ſeinem Blut, und ihnen ſeine göttliche Natur mitgetheilt hat, indem er die menſchliche Natur annahm. Theure Judith, iſt es nicht der Mühe werth, das Leben zu durchkämpfen, wenn es auch nur wäre, um die Wonne zu kennen, daß wir uns nicht auf uns ſelbſt, ſondern auf unſeren göttlichen Kampfgenoſſen zu verlaſſen haben? O Judith! die Menſchen wollen immer ſo hoch hinaus und wollen immer die ganze Welt zu ihren Füßen ſehen; und auch Sie wollten es. O, wenn doch die Menſchen die wahre Erkenntniß ihrer Hoheit und das Bewußtſein ihres göttlichen Geſchlechtes hätten: dann würden ſie in Wahrheit die Welt zu ihren Füßen — nämlich als etwas ſo Geringes ſehen, daß ihre Freuden nicht eines Lächelns — ihre Schmerzen nicht einer Thräne werth ſind. So haben es auch die Martyrer verſtanden, die in den Katakomben ruhen. Sie waren meiſtens im Heidenthum aufgewachſen, oft in den glücklichſten, glänzendſten Verhältniſſen. Da rührte die Gnade ihr Herz an, ſie erkannten die Wahrheit, ſie legten ihr Zeugniß für ſie ab; und wo? auf der Folterbank, auf dem Scheiterhaufen, vor den wilden Thieren. So ſtark waren ſie in dem Gott, an den ſie glaubten, auf den ſie hofften, den ſie liebten.“

„Ach Lelio!“ rief Judith, „mir kommt die Welt zuweilen wie eine Arena voll wilder Thiere vor und gewiß hat die chriſtliche Seele in ihr manches Martyrium zu beſtehen, das der Siegespalme würdig iſt.“

„Gott Dank dafür!“ ſagte Lelio. „Es wäre ja ſehr traurig, wenn uns die Martyrer nichts übrig gelaſſen hätten.“

Dann theilte er ihr mit, was Hyacinth und Corona hinſichtlich der Tauffeierlichkeit abgemacht hatten und ſetzte hinzu, er werde ſie in der Frühe um vier Uhr abholen.

„Aber heimlich! aber in aller Stille!“ ſprach Judith. „Ich weiß nicht warum — allein ich ſchwebe in zitternder Angſt, daß Graf Oreſt auf den Einfall kommen könnte, meine Taufe zu hindern — mich gewaltſam fortzuſchleppen.“

„Solche Aengſte hat man immer, wenn man der Erfüllung eines großen Glückes, eines heißerſehnten Wunſches nahe iſt,“ erwiderte Lelio beruhigend. „Das Menſchenherz weiß inſtinctmäßig, daß das Glück auf Erden äußerſt flüchtig iſt; da fürchtet es denn leer auszugehen.“

„Nein,“ entgegnete Judith, „meine Angſt entſpringt aus Angſt um Oreſt. Er ſieht das Sündhafte unſeres Verhältniſſes nicht ein; er fühlt ſich tödtlich verletzt und bei ſeiner unbezähmbaren Leidenſchaftlichkeit liegt es ihm nahe, Rache nehmen zu wollen. Möge ſie mich treffen .... aber als Chriſtin.“

„Ah! Sie möchten auch Martyrin werden und wegen Ihres freudigen Glaubensbekenntniſſes Verfolgung und Tod zu leiden haben!“ rief Lelio heiter. „Seien Sie getroſt, Judith: das Leid wird Ihnen nicht fehlen! dies prophezeihe ich abermals und mit großer Sicherheit. Machen wir Ernſt mit Gott: ſo macht er Ernſt mit uns. In dem Maß, wie wir ihn lieben, legt er uns Kreuze auf."

„Und meine Natur hat einen ſolchen Abſcheu gegen das Leid!" rief ſie.

„Art der Natur überhaupt," entgegnete Lelio gelaſſen, „und bleibt auch ihre Art. Der heil. Johannes Chryſoſtomus bezeugt es, indem er ſchreibt: Die Gnade ändert nicht unſere Natur, wohl aber unſeren böſen Willen; er will Ihnen damit ſagen: Die Gnade gibt dir die Kraft, Gott zu lieben und durch dieſe Liebe den Willen, das Kreuz — dieſen Ausdruck für die Quinteſſenz jedes edlen Leidens — demüthig anzunehmen."

„Ich werde pünktlich um vier Uhr bereit ſein," ſagte Judith; „aber Sie dürfen nicht vorfahren, ſondern laſſen den Wagen in einiger Entfernung auf dem Corſo halten und kommen zu Fuß an die kleine Pforte, wo ich auf Sie warte."

„Dieſe Heimlichkeit hat ja in der That etwas Aehnlichkeit mit jener Zeit, wo die heidniſche Verfolgung wüthete und wo die Chriſten ſich zur Feier des heiligſten Meßopfers und zum Empfang der Sacramente bei nächtlicher Weile in den Katakomben verſammelten, ja ſogar zeitweiſe in ihnen lebten. Die Verfolger kannten weder die Ein- und Ausgänge dieſes unterirdiſchen Labyrinthes, noch die Wege und Stege innerhalb deſſelben; und ſo wurden die Grabkammern der Todten zugleich die Wohnſtätte der Lebenden. Mancher, der in den Katakomben das Bad der Wiedergeburt im Blut Jeſu empfangen hatte, verließ ſie nur, um in der Arena ſein Blut für das Bekenntniß eines Glaubens zu verſpritzen, deſſen höchſte Gnade, Vergebung der Sünden und Theilnahme am euchariſtiſchen Opfer, ihm ſo eben geworden war.“

Sie durchwandelten die Katakomben, die ſich unterhalb der Kirche von St. Sebaſtian befinden — dieſe dunkeln, kellerhaften, unregelmäßigen Gänge, die zuweilen eng und niedrig, zuweilen breit und hoch fortlaufen, und in deren Wände ſich die zugemauerten Grabniſchen der Chriſten befinden, welche dieſe unzugängliche Stätte zu ihrem Dom und zu ihrem Gottesacker machen mußten, weil die heidniſche Welt ſie nicht auf der Erde dulden wollte.

„Wie iſt es möglich, an der göttlichen Stiftung der Kirche zu zweifeln, wenn man die Geſchicke der erſten Jahrhunderte erwägt!“ rief Judith, nachdem Lelio ihr Einzelheiten über die Grauſamkeit der Verfolgung und die Standhaftigkeit der Martyrer mitgetheilt hatte. Was nur irgend zerſtörend und auflöſend wirkt: die Macht des Thrones, der Haß des Unglaubens, der Druck der Maſſe, die Verachtung der ſogenannt Gebildeten — Alles wälzte ſich auf ſie und zwar mit den gewaltthätigſten und giftigſten Mitteln. Aber ſie wich keiner Gewalt und jedes Gift ſchied ſie aus — und mit demſelben Glauben, mit dem ſie in die Katakomben hineingegangen war, ging ſie nach drei Jahrhunderten aus ihnen hervor. So etwas iſt ohne die Leitung des heiligen Geiſtes und ohne die Gründung auf eine übernatürliche Baſis ganz unmöglich. Mir däucht, es müßte ſich Jeder, der guten Willens iſt und dieſe Geſchicke bedenkt, zu ihr bekehren; denn nur in ihr iſt er auch objectiv ſicher, die Lehre zu beſitzen, welche die erſten Chriſten geglaubt haben, weil ein Lehrgebäude, das auf übernatürlichem Felſen ruht, und vom heiligen Geiſt in Unantaſtbarkeit erhalten wird, nothwendig ein unfehlbares ſein muß — und das Unfehlbare iſt ewig unveränderlich; während es doch ganz unmöglich iſt, von einem menſchlichen Lehrſyſtem ſo etwas zu glauben oder zu behaupten. Ich finde dieſe Unveränderlichkeit der Lehre in einer veränderlichen Welt, deren Strömungen ja auch auf die menſchlich-ſchwachen Glieder der ſichtbaren Kirche nicht ohne Einfluß ſind — etwas ſo Göttliches, ein ſolches Wunder über alle Wunder, eine ſolche Beglaubigung als himmliſche Stiftung, daß ich eher Florentins rohe Negation aller göttlichen Offenbarung begreife, als Dreſt's Vorſchlag, eine Offenbarung außerhalb der katholiſchen Kirche anzunehmen. Jener ſagt: es gibt keine objective ewige Wahrheit, denn meine Sinne empfinden ſie nicht, und mein Verſtand verwirft ſie. Gut! das iſt der Ausdruck der gefallenen Natur in höchſter Potenz, auf der äußerſten Stufe der Brutalität. Aber Dreſt! welche Verwirrung des Verſtandes und Verirrung der Vernunft, um die ewige Wahrheit irgendwo anders zu ſuchen oder zu glauben, als dort, wo der Weltheiland ſie niedergelegt hat. Ach, Lelio! was wird aus Oreſt werden!“

„Gram um unſere irrenden Brüder — das iſt katholiſch, theure Judith,“ entgegnete Lelio. „Den werden Sie nicht los bis zu Ihrem letzten Athemzug — und um ſo weniger, je mehr Sie die Kirche als das Wunder aller Wunder Gottes erkennen und in dem euchariſtiſchen Chriſtus, den ſie liebend und anbetend im ſüßen hochheiligen Opfer auf ihren Altären hegt, die Beſiegelung dieſes Wunders umfaſſen. Die Kirche, die den euchariſtiſchen Chriſtus beſitzt — iſt die ewig lebendige Stiftung der göttlichen Liebe, denn ihr Mittelpunkt iſt ſein ewig lebendiges, wahrhaft und weſenhaft gegenwärtiges Herz. Und weil ſie das iſt und das hat, ſo iſt ſie — und nur ſie! für alle Zeiten der Welt ihrer Fortdauer gewiß und ihr — nur ihr! gehört die Zukunft an. Das wußten die alten todesfreudigen Martyrer. Der euchariſtiſche Chriſtus war der Nerv ihres Lebens, ihres Todes. Sie ſtarben mit ihm für uns. Sie glaubten nicht im Stande zu ſein, die namenloſen Schreckniſſe der vervielfältigten Folterqualen aushalten zu können, wenn ſie nicht zuvor mit ihm durch die heilige Communion ſich vereinigt hatten. Daher wendeten die Anverwandten und die Prieſter alle Mittel an, die größten Geldſummen auf, um in den Kerkern, wo die Verurtheilten ſchmachteten, das heilige Meßopfer zu feiern und ihnen den Leib des Herrn zu ſpenden. Und wir, Judith, wir ihre Nachfolger in der grauſigen

Arena der Welt, wie Sie ſagen, wir ſollen ja auch Martyrer am Herzen werden, indem wir ihm durch die Flammen der heiligen Liebe alles Ungöttliche und Irdiſche langſam, langſam, lebenslang ausbrennen laſſen. Wir ſind ja auch Gefangene im Kerker des Leibes, Verurtheilte zum Tode, Verurtheilte, die zuvor Meere von Trübſal und Drangſal durchſchwimmen müſſen und immer Kopf und Herz höher behalten müſſen, als ihre Wellen und Fluten. Was gibt uns dazu den Nerv und den langen Athemzug? der euchariſtiſche Chriſtus! Er bevölkerte die alte Welt mit Martyrern und die ſpäteren Tage mit Martyrern — immer mit der Art, die am Meiſten die Verherrlichung Gottes förderte. Und ſo wird es bleiben bis zum Ende der Zeiten; denn die heilige Liebe, Judith, iſt ein Marterthum und muß es ſein, weil ſie am Kreuz geboren iſt und vom Herzen Jeſu ſich nährt."

„Wie göttlich wird das Leben im Licht des Glaubens!" rief Judith entzückt. Ihr zuſammengekrümmtes, ſtaubumwölktes Herz erhob ſich gerade und friſch vor der Gnadenluft, die vom göttlichen Opfer auf dem Altar ſie anwehte. Jeder edle Inſtinct ihrer Seele und jeder hohe Aufflug ihres Geiſtes fand Maß, Schwung, Ziel. „Ich habe," fuhr ſie fort, „nicht die leiſeſte Ahnung, wie ſich mein ferneres Leben geſtalten und auf welchem Punkt unſeres Erdballs ich mein Zelt aufſchlagen werde; ich muß brechen mit meinen Freunden und Freuden, mit meinen Beſchäftigungen, ja, mit meinem

Talent, damit ich todt für Oreſt ſei; aber ich weiß Eines: der gräßliche Druck iſt von meinem Herzen genommen, unter dem ich erlag, der ſich unter allen Formen und Geſtalten auf mich wälzte, den Stempel des Todes auf alle Erſcheinungen prägte und der in dem Gedanken liegt: ich finde nichts, was der Mühe des Lebens werth iſt! Ich glaube, Lelio! und nun kann ich leben!“

Er fragte ſie, ob ſie geſonnen ſei, den Vorſchlag der Oberin anzunehmen und in Trinità dei Monti zu bleiben. Sie antwortete:

„O hätte ich Jemand, der ſich außerhalb all meiner tumultuariſchen Verhältniſſe befände und gleichſam von Oben herab in ſie hineinblickte und zu mir ſpräche, wie von Oben herab: dem wollte ich folgen! Ich bin bis jetzt immer ſehr ſchnell zu irgend einem Entſchluß gekommen. Ich ging nur mit mir ſelbſt zu Rath, und je nachdem eine Sache mir zuſagte oder nicht, entſchied ich mich für oder gegen ſie. Allein wenn ich bedenke, wohin ich auf dieſe Weiſe gerathen bin und daß unſer höchſtes Opfer darin beſteht, unſeren egoiſtiſchen Eigenwillen zu opfern: ſo ſehne ich mich nach erleuchteten Rathſchlägen, die mich über das Richtige und das Beſte aufklären und denen ich vertrauend folgen dürfte.“

„So heiligt man ſich!“ erwiderte Lelio. „Ja, das Leben im Licht des Glaubens iſt göttlich, Judith! doch nicht, weil es unſerem Geiſt göttliche Geheimniſſe zu betrachten gibt, nicht, weil es unſer Herz durch göttliche Gefühle beflügelt; das Alles iſt Genuß, Heiligung nicht! ſondern weil es uns gottähnlich machen und in all die Tugenden einführen ſoll, die der Gott-Menſch von Bethlehem bis Calvaria geübt hat und die ſich in dem einen Wort zuſammendrängen: demüthiger Gehorſam .... Gehorſam aus Liebe! Dies himmliſche Wort will die Welt nicht verſtehen. Das iſt ihre Verwandtſchaft mit dem Satan! Das iſt ihre Krankheit, iſt die tiefe Wunde, an der ſie ihre beſten Kräfte verliert: ſie will nicht gehorchen, keiner Autorität, keinem Geſetz. Der Grund, weshalb die heilige Kirche ſo viel Feinde und Gegner hat, iſt freilich zuerſt die Heiligkeit ihrer Lehre und ihre Beſtimmung, die Seelen zur Heiligkeit zu führen; allein der nächſte Grund iſt: Abneigung gegen den Gehorſam, die in Folge einer verkehrten, auf materialiſtiſchen Grundſätzen beruhenden Erziehung, unſere Welt von Oben bis Unten zerwühlt und verſtört. Die Kirche aber lehrt unermüdlich Ehrfurcht vor rechtmäßiger Autorität — und muß es thun, weil Chriſtus es gethan hat, als er ſprach: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Heutzutage hat weder Kaiſer noch König den Muth, zu den Völkern zu ſagen: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Die revolutionären Bewegungen, die ſeit einigen Generationen Europa erſchüttern, und fort und fort vom Partei- und Factionsgeiſt aufgeſtachelt und angeſpornt werden, haben eine ſolche Hefe von Unbotmäßigkeit in der Geſellſchaft zurückgelaſſen, daß Kaiſer und König nur mit vielen Umſchweifen und unter mancherlei Schmeicheleien zu verſtehen geben: die rechtmäßige Herrſchaft ſei zu reſpectiren — Schmeichelei, für welche ſich der Eine und Andere durch Gewaltthat, Heuchelei und Tyrannei zu entſchädigen weiß. Immer müſſen ſie darauf gefaßt ſein, daß die Revolution, trotz aller Vorſicht, ihnen antworte. Nun kommt die Kirche und ſagt zu dieſem unbotmäßigen Geſchlecht, das Kaiſer und König einſchüchtert, höchſt beſtimmt und ohne alle Verbrämung: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, nämlich Gehorſam; das iſt euere Schuldigkeit; und ſagt weiter, zu Fürſten und Völkern, als eine Erläuterung dieſes Gebotes: Und gebt Gott, was Gottes iſt! Sie fürchtet ſich nicht vor Hohnlachen und Achſelzucken, nicht vor Steinwürfen, Dolchſtichen, Höllenmaſchinen, Revolutionen. Sie hat ihre Vorſchule hier in den Katakomben gemacht. Sie ſpricht, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, „wie Jemand, der Gewalt hat;“ und ich weiß es ja leider! aus Erfahrung: die ruhige Würde, welche dies Bewußtſein gibt und welche charakteriſtiſch für das Weſen der Kirche iſt, flößt dem Revolutionär einen namenloſen Ingrimm ein, denn mit denjenigen irdiſchen Majeſtäten, die ſich ſeinem Wunſch gefügt und Scepter und Krone, ihm zu Lieb', nicht mehr von Gottes Gnaden haben, hofft er recht bald fertig zu werden. Aber ob mit dieſer geiſtigen

Majeſtät, die von Gottes Gnaden den heiligen Hirtenſtab führt — das iſt ihm im Grunde ſeines Herzens höchſt zweifelhaft; und wenn er ihren Untergang ſo laut auspoſaunt, wie wir das erleben: ſo thut er das hauptſächlich, um ſich ſelbſt in ſeinen Hoffnungen zu beſtärken. Der Gehorſam iſt ein ewiges Geſetz für jede gute Erziehung. Civiliſation iſt die gute Erziehung der menſchlichen Geſellſchaft; folglich bedarf auch ſie jenes ewigen Geſetzes und der Ausübung deſſelben. Da nun die Kirche, und ſie allein! es aufrecht hält, ſo iſt ſie die Bannerträgerin, welcher die Civiliſation folgt — wie ſie das genügend bewieſen hat, ſeitdem ſie die Katakomben verließ — und ihren Feinden bleibt nichts übrig, als ſich in Thaten und Worte des Haſſes zu erſchöpfen. Ihre Feinde ſind Alle, welche jenem ewigen Geſetz nicht gehorchen wollen, nicht das Leben in der Zeit als eine Erziehung für das ewige Leben betrachten wollen. Auf dem Punkt ſteht der arme Graf Oreſtes. Daß Sie, Judith, aus allen Elementen der Rebellion und der Gegnerſchaft, in Ihnen und um Sie, heraustreten — und daß Sie das ſüße Joch des Gehorſams aus Liebe frei annehmen, beweiſt einmal wieder, wie keine Seele ihr zu fern, zu fremd, zu empöreriſch, zu unbändig iſt, um nicht ein Reis des himmliſchen Oelbaums, Chriſtus, auf dieſen Wildling zu verpflanzen.“

„So wird man ein Chriſtusträger; nun verſtehe ich es,“ ſagte Judith.

„Wir nennen es Kreuzträger," entgegnete Lelio lächelnd. „In der Kreuztragung erſcheint Chriſtus uns am leidenvollſten und am demüthigſten. Es iſt billig, daß die dankbare Liebe ſich ihm in dieſer Geſtalt verähnliche."

„Wie ſchön iſt das Kreuz!" rief Judith; „es ſetzt einen Dämpfer auf das Inſtrument unſerer Seele, damit alle Töne in Milde zuſammen und dahinfließen."

„Ja, ja! das Kreuz iſt ein vortreffliches Werkzeug der Abtödtung!" rief Lelio. „Kann auch nicht anders ſein, da Gott ſelbſt es dazu erfunden hat." — —

Judith ahnte, daß das chriſtliche Leben neue Horizonte vor ihr entrollen werde. Sie freute ſich, gerade am Vorabend der hehren Feier, welche ſie dem myſtiſchen Leibe Chriſti einverleiben ſollte, in den Katakomben geweſen zu ſein.

„Möchte ich hier die Liebe der Martyrer eingeathmet haben," ſagte ſie, als ſie die erhabene Stätte verließen.

Am Abend waren ſehr viel Menſchen bei ihr. Das war ihr lieb! nun brauchte ſie nicht viel zu ſprechen. Doch nahm ſie ſich zuſammen, um ſich nicht allzuſehr ihren Gedanken hinzugeben, denn Oreſt beobachtete ſie ſcharf. Er ſah finſter wie die Nacht aus und fieberhafte Unruhe gab ſich in ſeinem Aeußern kund. Als man um Mitternacht auseinander ging, wollte Judith auch Oreſt entlaſſen, aber er ſagte:

„Ich bitte um einen Augenblick Gehör, Judith, und um Beantwortung einiger Fragen.“

Sie neigte zuſtimmend ihr ſchönes Haupt.

„Werden Sie heute wieder eine nächtliche Excurſion machen?“ fragte er.

„Da Sie, wie es ſcheint, Florentin als Spion brauchen,“ ſagte ſie kalt, eingedenk ihrer Begegnung; „ſo hätte er Ihnen mittheilen müſſen, daß ich um ſieben Uhr ausgegangen und um acht heimgekehrt bin.“

Oreſt freute ſich, trotz Florentin's hämiſchen Warnungen, über dieſe Auskunft. Er konnte es nicht laſſen, an Judiths Aufrichtigkeit zu glauben. Er fragte weiter:

„Werden Sie meinen Bitten Gehör geben und ſich nach einem akatholiſchen Ritus taufen laſſen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil Chriſtus, der Erlöſer, in der katholiſchen Kirche iſt und ich ihn nicht verleugnen kann.“

„Und wir ſollen getrennt werden?“

„Gott will es.“

„Der Prieſter will es!“ fuhr Oreſt mit einem ſchneidenden Lachen auf.

„Hat je ein Menſch meinen Willen beſtimmt?“ fragte ſie kalt.

„Welche Plane für die Zukunft haben Sie?“

„Gar keine.“

„Und das ſoll man glauben?“

Judith ſchwieg. Oreſt wiederholte nach einer Pauſe:

„Und das ſoll ich glauben?“

„Das hängt von Ihnen ab. Ich ſage die Wahrheit.“

„Werden Sie mir zu entfliehen ſuchen?“

„Ich bin nicht Ihre Gefangene, daß ich wüßte! Aber es wird gut ſein, daß ſich ein Stückchen Land oder Meer zwiſchen uns lege.“

„Denken Sie nur nicht an heimliche Flucht!“ drohte er.

„O,“ ſeufzte ſie aus tiefſter Bruſt, „ich denke an nichts, als das Gewand der heiligmachenden Gnade in der Taufe für meine Seele zu erwerben!“

„Alſo Sie denken nicht daran, Sich heute oder morgen auf die Flucht zu begeben?“

Judith beſann ſich und ſagte: „Nein.“ Es ſchien ihr am gerathenſten, vor der Hand in Trinità dei Monti zu bleiben.

„Alſo noch ein Paar Tage der Hoffnung!“ rief Oreſt. „Schweige!“ ſetzte er hinzu, als ſie eine verneinende Bewegung machte; „o ſchweige! ſo lange ich Dich ſehe, hoffe ich.“ — —

Er ging zu Florentin, theilte ihm dies lakoniſche Geſpräch mit und ſagte zuletzt:

„Sie hat alſo noch keinen Plan für die Zukunft; das tröſtet mich. Vielleicht kann ich ſie dennoch gewinnen.“

„Du biſt einzig mit Deinem hyperkindlichen Vertrauen!“ rief Florentin, der außer ſich vor Erbitterung bei dem Gedanken war, daß ſeine zwiefachen Hoffnungen als Demokrat und freier Denker an Judith's Uebertritt zur katholiſchen Kirche ſcheitern ſollten. „Kennſt Du denn nicht die Art der Frauen? ſie lügen nicht und ſagen Dir doch nicht die Wahrheit, die Du wiſſen willſt.“

„Deine Erfahrungen mögen Dich zu dieſer Behauptung drängen,“ entgegnete Oreſt verächtlich. „Judith iſt anders.“

„Judith iſt ebenſo!“ ſagte Florentin mit kaltem Cynismus. Er war ſittlich ſo tief geſunken, daß er jeden Glauben an edle Geſinnung und reine Abſicht verloren hatte. „Judith hat keinen Plan für ihre Zukunft gemacht — verſichert ſie Dir. Gut! es mag ſein. Aber ſei feſt überzeugt: der Prieſter — natürlich iſt es ein Jeſuit! hat längſt ſeinen Plan gemacht und darauf muß ſie eingehen, die Unglückliche! Dazu wird ſie durch die Tortur der Beicht gezwungen.“

„Mit dem Unſinn bleib' mir vom Halſe!“ rief Oreſt. „Ich gehe nicht zur Beicht, weil ich nicht will. Aber Tortur und Zwang in ſie hinein zu lügen, iſt über alle Maßen dumm und lächerlich. Mit ſolchen Behauptungen kannſt Du nur im Feuilleton ſchlechter Zeitungen Glück machen.“

„Hat Judith nicht geſagt, es ſei der Wille Gottes, daß Ihr euch trenntet? — oder ähnliche Floskeln?“ fragte Florentin äußerſt gleichgültig gegen Oreſt's Vorwurf, da er zu gemein geworden war, um noch Schamgefühl zu beſitzen.

„Das hat ſie.“

„Da nun Gott unmöglich in höchſteigener Perſon ihr dieſen Willen ausgeſprochen haben kann, ſo muß es ja der verruchte Jeſuit geweſen ſein; denn ſonſt redet ja Niemand in dieſem Sinn zu ihr. Und da ſie entſchloſſen iſt zu dieſer Trennung, ſo mußt Du doch einſehen, daß der Jeſuit mehr Macht über ſie hat, als Du, trotz Deiner langen, glühenden, treuen Liebe. Es iſt entſetzlich, dies Reich der Unterwelt in das ſchöne friſche Leben eindringen zu ſehen!“

„Es iſt entſetzlich!“ rief Oreſt, in ſeine Verzweiflung zurückfallend; „ſchauderhaft und entſetzlich!“

„Iſt es noch möglich, die herrliche Judith für Dich zu retten, ſo reiße ſie um jeden Preis von dem Jeſuiten los. Schieß’ Dich mit ihm, ſchlage Dich mit ihm auf Tod und Leben“ .... —

„Ah! mit Wonne!“ rief Oreſt feurig. „Aber thut das ein Jeſuit?“

„Verſteht ſich—wenn man ihm gründlich zu Leibe geht.“

„Ah! ich ſchöpfe Athem, ich lebe auf! ein Piſtolenduell! der bloße Gedanke ſchon erfriſcht mein Herz. Ja, Florentin, ſo ſoll es ſein: ich rette Judith! Das war ein guter Rath, alter Freund!“

Mit traulichem Händedruck ſchieden ſie. Oreſt ging in’s Hotel Meloni. Florentin rief Gaetano herbei, der ſich als eine Art von allgemeinem Diener aller Bewohner des Palaſtes in irgend einer Bodenkammer angeſiedelt hatte, mit Florentin aber ſchon ſeit den Revolutionsjahren bekannt war. Florentin legte ein Goldſtück auf den Tiſch und ſagte:

„Gaetano! zu welcher Stunde es auch ſei, daß die Signora den Palaſt verlaſſen ſollte, Du gehſt ihr nach und bringſt mir dann ſchleunigſt Nachricht. Benimmſt Du dich klug, ſo erhältſt Du dies Goldſtück.“ Gaetano antwortete nur mit einem verſchlagenen Blick und ging auf ſeinen Poſten. — —

Judith ſagte zu ihrer Kammerfrau, als ſie dieſelbe entließ:

„Ich muß in aller Frühe ausgehen, Fanny! Holen Sie mir den Schlüſſel zur kleinen Pforte vom Portier und ſagen Sie ihm zur Beruhigung, ich würde den Schlüſſel nicht aus meinen Händen geben. Ich werde Sie nicht wecken, ſondern mich allein ankleiden.“

Fanny erfüllte ihren Auftrag, zog ſich zurück und Judith war allein. Obzwar ſie auch die vorige Nacht durchwacht hatte, ſo war ſie in einer viel zu lebhaften geiſtigen Spannung, um körperliche Ermüdung zu empfinden. Auf der Schwelle der Wiedergeburt ihrer Seele, trat ſie ſo nahe an das übernatürliche Leben heran, daß deſſen Kräfte ihr leibliches Leben überwogen. Wie eine Selige, fühlte ſie nicht deſſen Druck. Sie verſank in eine unausſprechliche Dankesfülle für die wunderbare Gnade, welche ſie, die Jüdin, die Theaterſängerin, das Weltkind, den zweifelnden Geiſt — ergriffen, und über eine Welt von Hemmniſſen hinweg, gleichſam auf einen anderen Stern verſetzt habe, auf welchem die Geſetze der heiligen Liebe herrſchten. Sie ruhte ſo innig in der Gnade, daß ſie auf Oreſt's Bekehrung und ein ſtill glückliches Familienleben für dieſe holde Corona hoffte. Als die Stunde näher kam, kleidete ſie ſich bräutlich und feſtlich in weiße Seide, und einen Schleier von ſchwarzen Spitzen warf ſie verhüllend um Haar und Schultern. Regina's Roſenkranz ſchlang ſie als Armband um und küßte zärtlich das kleine Cruzifix, dies Zeichen der Gnade, des Heiles, der Verſöhnung, unter das ſie ſich flüchtete, um es dann in ihr Herz aufzunehmen. Was Hyacinth von den erſten Chriſten geſagt hatte: „Begraben mit Chriſtus!" das klang durch ihre Seele. Es kann nicht anders ſein, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; wer das Geheimniß der Erlöſung erfaßt hat — nicht in ſeiner Tiefe und Größe, denn das vermag kein geſchaffener Geiſt! aber nach dem Maß ſeiner Erkenntniß; für den muß es heißen: Liebe um Liebe, Opfer um Opfer, Kreuz um Kreuz. Gegenüber einer Gottesliebe, die der menſchlichen Natur eine himmliſche Würde und Beſtimmung gibt, um durch ſolche Gaben ihr Herz in den Himmel zu ziehen: da kann der Menſch, dem das Licht des Glaubens in der Seele tagt, nicht in ſeiner Selbſtſucht und in ſeinen Leidenſchaften bleiben. Er muß ſie zu überwinden ſuchen, ſie müſſen abſterben — am Kreuz. So wird er mit Chriſtus gekreuzigt und begraben, um in übernatürlicher Weiſe mit Chriſtus zu leben. — —

Durch die Todtenſtille der erſten Frühe hörte Judith einen Wagen kommen. Sie ſah nach der Uhr: es war gleich vier. Der Triumphzug meines Lebens beginnt, mit dir, für dich, zu dir, mein Erlöſer! mein Herr und mein Gott! frohlockte ihr Herz. Sie hüllte ſich in einen dunkeln Mantel, zündete einen kleinen Handleuchter an, nahm den Schlüſſel und verließ ihr Zimmer. Als ſie durch das ihrer Kammerfrau ging, ſagte ſie zu Fanny, die ſchlaftrunken auffuhr:

„Schlafen Sie ruhig fort: in einigen Stunden bin ich wieder da.“

Dann ging ſie die Treppe hinab der kleinen Thür zu, hörte außerhalb ein leiſes Huſten, ſchloß auf, fand Lelio und ging mit ihm durch das Seitengäßchen dem Wagen zu, der in einiger Entfernung vom Palaſt auf dem Corſo hielt. Sie ſtiegen ein und fuhren gen Trinità dei Monti. Mit ihnen, auf dem Lakaienſitz — fuhr Gaetano.

Er hatte gut aufgepaßt! Als er das ferne Wagenrollen hörte, ſpitzte er die Ohren, und als er in Judith's Zimmern Thüren ſich öffnen und ſchließen hörte, verließ er ſeinen Wachpoſten auf der kleinen Treppe, um ſich hinter einen Pfeiler des inneren Hofes zu ſtellen, indem er das Licht in ſeiner Blendlaterne verdunkelte. Kaum ſah er Judith die Treppe hinabgehen und den

Weg zur kleinen Thür einſchlagen, ſo ſprang er mit katzenhafter Behendigkeit und ſchnell die Umſtände im Zuſammenhang auffaſſend, in die Portierloge, ergriff den Schlüſſel zum großen Eingang, ſchloß mit gewandter Behutſamkeit auf und wieder zu, und erreichte früher als Judith den Platz, wo der Wagen hielt. Da drängte er ſich in den Schatten einer vorſpringenden Säule, und erſt als der Wagen dahinrollte, ſprang Gaetano ihm nach und ſchwang ſich hinten auf. — —

Als es vier Uhr ſchlug, trat Hyacinth in der Kirche Santa Maria dell anime zum Altar, um das heilige Meßopfer darzubringen. Er war ſo erſchüttert und bewegt durch die verſchiedenen Ereigniſſe, die in ſeiner Familie zuſammentrafen, und die doch ſo ſcharfe Gegenſätze bildeten, daß auch er wenig Schlaf gefunden hatte. Onkel Levin's und Regina's Tod gingen ihm ſchneidend durch's Herz. Ihnen hatte er auf Erden am nächſten geſtanden; mit Regina's und an Levin's Seele hatte ſich ſeine Seele entwickelt; Regina's Entſchluß hatte den ſeinen gereift und über jede Schwankung und jedes Bedenken hinweg gehoben; Levin's Vorbild zog ihn tief und immer tiefer in das geiſtliche Leben hinein. Mit ihr betrat er die Tempelſchwelle und mit ihm wandelte er zum innerſten Heiligthum. Und jetzt waren Beide auf ein Mal von der Erde verſchwunden! das geiſtige Band, das ihn mit Beiden verknüpfte, war ſo innig, daß ihm zu Sinn war, als müſſe er ihr ſeliges Leben auf Erden führen — aber ſelig, wie der Menſch ſelig ſein kann: nicht in den Wonnen und Freuden der überſtrömenden Liebe, ſondern in ihren heißeſten Opfern. Mehr denn je fühlte er ſich entflammt zur unbedingten Hingebung ſeines Herzens, ſeiner Seele, ſeines Weſens an die leiſeſten Bewegungen der Gnade, und er flehte zu Gott, daß dieſer himmliſche Gnadenhauch ihn ebenſo zu Oreſt wie zu Judith leiten möge. Daß Oreſt's Leidenſchaft durch Judith's Verluſt weder gebrochen noch beſiegt ſei, war für Hyacinth ganz klar. War es nicht ſchon ein Gnadenwunder, daß Judith zur Erkenntniß kam! es konnte ſich um ſo weniger ſogleich für Oreſt wiederholen, als Beide einen ganz verſchiedenen Standpunkt einnahmen. Sie war unwiſſend über die Dinge des Heiles; er verſchmähte ſie — und dieſelbe Offenbarung, welche Judith bis in's Herz hinein erſchütterte, verleugnete Oreſt. Ach, und welcher Trotz, welche unſinnige Erbitterung gegen die Kirche ließ ſich von Oreſt's zügelloſer Aufregung gerade jetzt erwarten, da die Leidenſchaft ihm immer vorſpiegeln werde, die katholiſche Kirche habe ihm Judith geraubt. Sie war gerettet — aber er! aber er! ſeufzte Hyacinth; wie iſt ſein Herz zu ſchmelzen, wie iſt ſein Wille geſchmeidig zu machen? was wird ihn zur Reue bringen? was mit Gott verſöhnen? ach, er ſchwebt in ſolcher Gefahr einer immer wachſenden Verfinſterung durch Leidenſchaft zu verfallen, daß ſein nächſter Schritt ihn in den Abgrund ſtürzen kann. O, daß er gerettet werde! daß die Finſterniß von ihm weiche! daß er nicht in ſeinen Sünden dahin taumele, eine Beute des Böſen. O, daß ich mein Leben für ihn hingeben, mein Blut für ihn vergießen dürfte — welch' ſeliges Opfer wäre das! Er beſchloß ſogleich nach Judith's Taufe mit Oreſt zu ſprechen, und damit der heilige Geiſt ihm das rechte Wort auf die Lippen lege, und keine ſündige Unvollkommenheit von ſeiner Seite die Gnadenwirkung hemmen möge, empfing er mit größter Andacht das heilige Sacrament der Buße. Jeden Fehltritt, jede Schwachheit, jede irdiſche Regung, die ſeine zarte Gewiſſenhaftigkeit ihm als Verſündigung gegen die göttliche Liebe vorführte — jede Unvollkommenheit in der Ausübung ſeines Amtes und jede Aufwallung von Ermüdung in ſeinem Beruf, wodurch er fürchtete, den heiligen Geiſt betrübt zu haben: Alles faßte er in demüthiger, reuevoller Anklage zuſammen und badete ſeine Seele fleckenrein in der reinigenden Kraft des Blutes Jeſu, welche das Sacrament der Buße vermittelt. Und ſo erneuert im Geiſt und „angethan mit weißem Kleide, gewaſchen im Blut des Lammes“ — trat er zum Altar, um die heiligſten Geheimniſſe zu feiern, um die Gnaden des ewigen Opfers den beiden Seelen zuzuwenden, die ihm ſo nahe ſtanden, und um ſich ſelbſt durch die heilige Communion zu einem nicht ganz unwürdigen Werkzeug der Vermittlung dieſer Gnaden zu machen. Es war

Niemand in der Kirche außer Hyacinth's Beichtvater. Als dieſer ihn vom Altar herabſteigen und zur Dankſagung nach der Meſſe niederknieen ſah, konnte er ſich des Gedankens aus der Offenbarung nicht erwehren: Das iſt einer von Denen, die mit göttlichem Namen bezeichnet ſind, die das Lied der Auserwählten ſingen und dem Lamm folgen werden, wohin immer es geht. Verabgründet in die ſelige Vereinigung mit ſeinem Gott, mit dem Liebhaber und Erlöſer der Seelen, verharrte Hyacinth im Gebet, bis Lelio's Wagen vorfuhr und ihn abholte.

Während hier die Engel wachten, ſchlief auch der böſe Feind nicht.

Ein taktmäßiges Klopfen an ſeine Thür weckte Florentin, der ſogleich rief:

„Gaetano herein!“

Dieſer kam athemlos zurück, erzählte die Begebenheit und ſagte ſchließlich:

„Vor Trinità dei Monti hielten wir. Da ſtieg die Signora aus und der Herr, der ihr dabei behülflich war, ſprach: Um fünf Uhr bringe ich den Herrn Abbate her. Sie ging in die Pforte, die ſich ſchon geöffnet hatte; er fuhr weiter und ich ſprang die ſpaniſche Treppe hinab — und da bin ich!“

„Begleite mich in's Hotel Meloni,“ ſagte Florentin, der ſich inzwiſchen angekleidet hatte.

Sie eilten fort. Nach einer Weile fragte Florentin:

„Gaetano, hat der Begleiter der Signora wirklich geſagt: Ich bringe den Abbate?"

„Sollte er etwas Anderes geſagt haben, Signor?"

„Hat er nicht vielleicht geſagt: den Jeſuiten?"

„Kann ſein, Signor! iſt nicht unmöglich. Abbate — Padre — das verwechſelt man .... im Finſtern." —

Kraft dieſer Verwechſelung .... im Finſtern, trat Florentin in Oreſt's Zimmer und rief:

„Auf, auf! Judith iſt ſo eben einer Zuſammenkunft mit ihrem Jeſuiten entgegen gefahren. Willſt Du ſie verhindern, ſo komm'! komm'! komm'!"

„Ha, die Schlange! und ich glaubte ihr!" rief knirſchend vor Wuth und Verzweiflung Oreſt.

„Lehre Du mich die Weiber kennen!" höhnte Florentin.

„Wo iſt ſie?"

„In einem Nonnenkloſter — wie ſich das von ſelbſt für dergleichen Zuſammenkünfte paßt."

„In einem Kloſter!" rief Oreſt ſtutzend.

„Nun ja freilich! das Inſtitut vom Sacré-Coeur iſt ja eine Jeſuitenerfindung, um die Frauen aus der großen und vornehmen — und aus der reichen und vornehmſeinwollenden Welt in ihre Schlingen zu bekommen. Dies iſt vermuthlich der Beichtvater von Trinità dei Monti. Dem muß man ſchon etwas zu Gefallen thun! .... eine Hand waſcht die andere."

In dieſem giftigen Ton, falſche und willkürliche Annahmen als unbeſtreitbare, anerkannte Wahrheiten hinſtellend und ihnen Folgerung und Schluß gebend, welche der Gemeinheit und Bosheit der Erfindung entſprachen — redete Florentin fort und ſtachelte damit Oreſt's Leidenſchaft zur wildeſten Eiferſucht auf. Als dieſer nach ſeinem Piſtolenkäſtchen griff, ſagte Florentin mit einſchneidender Parodie:

„Vorwärts, vorwärts, Don Oreſtes — Deine Ehre iſt verloren! Vorwärts, vorwärts, ſtolzer Cid.“

„Noch nicht verloren! wo find' ich ihn! er ſoll mir Rede ſtehen!“ ſagte Oreſt mit bebender Stimme.

„Um fünf Uhr wird er zu Trinità dei Monti erwartet. Da müſſen wir Schildwach ſtehen, und wenn er kommt“ . . . . — —

„Ihn zwingen, in ſeinem eigenen Wagen mit mir in die Campagna hinaus zu fahren, und mir mit dem Piſtol Rechenſchaft zu geben!“ rief Oreſt.

Sie ſtürmten den Monte Pincio hinauf, durch die tiefe Dunkelheit, die durch ſpärliche Reverbere mehr hervorgehoben, als eigentlich beleuchtet wurde. Ueberdas war ein feuchter Nebel in der Luft, der alle Gegenſtände umhüllte und die Umriſſe verwiſchte.

„Wenn wir nur nicht zu ſpät ankommen,“ ſagte Oreſt, als ſie am Ziel waren. Seine Aufregung war ſo heftig, daß er vom Scheitel bis zur Sohle zitterte, und ſich an die Mauer lehnte, um Athem zu ſchöpfen.

„Ruhig, ruhig!“ ſagte Florentin; „es fehlt noch ein Viertel an fünf Uhr. Er entgeht Deiner Rache nicht.“ —

Draußen das Toben der Hölle, drinnen der Vorſchmack des Himmels! Die Oberin und Corona empfingen Judith mit der Freude, welche auch die Seligen empfinden: Freude über eine gerettete Seele, die dereinſt vor dem Throne Gottes in alle Ewigkeit ſeine Barmherzigkeit preiſen und die Kraft des Blutes Jeſu verherrlichen wird. Strahlend von dieſer Freude, hatte Corona ihre ganze Schönheit und Jugend wiedergefunden. Sie war prächtig gekleidet, in glänzendweiße Seide, umwallt von Spitzen, überrieſelt mit funkelnden Diamanten — wie man eben gekleidet zu ſein pflegt, wenn man die heilige Ehre hat, ein Taufgelübde auszuſprechen, deſſen Erfüllung einer unſterblichen Seele zum ewigen Leben verhilft. Hier ſprach freilich Judith ſelbſt es aus; aber gerade dieſer Umſtand machte die Feier noch rührender.

„Die himmliſchen Heerſchaaren ſchauen frohlockend auf Sie herab — und unſere Regina und Onkel Levin,“ ſagte Corona, indem ſie Judith freudig umarmte; „heute iſt ein großer Feſttag da droben.“

Neben der ernſten Judith mit ihrer tragiſchen Schönheit, ſtand Corona in ihrer zarten Lieblichkeit, wie der Schutzengel, der ein edles Menſchenbild umſchwebt. Und ſo ſprachen ſie auch zuſammen: Judith voll tiefer

Sehnſucht nach dem Frieden der Erlöſung; Corona aus dem ſtillen Frieden heraus, den die demüthige Kreuztragung verleiht.

Da fuhr ein Wagen heran. Beide riefen:

„Er kommt!"

„Ha, da kommt er!" rief auch Oreſt. „Ich zwing' ihn gleich, mit mir fortzufahren!"

Er riß die Piſtolen aus dem Kaſten und ſtürzte zur Kloſterpforte. Der Wagen hielt, Hyacinth ſprang heraus und Oreſt ihm entgegen, indem er rief:

„Nicht herein! fort mit mir! auf der Stelle fort."

Als Hyacinth die Stimme ſeines Bruders erkannte, glaubte er, daß dieſer Judith's Taufe verhindern wolle, und ahnungslos über deſſen eigentliche Abſicht; ſtieß er ihn mit eiſernem Arm zurück und wollte der Pforte zuſpringen, welche eben von inwendig aufgeſchloſſen wurde. Als Oreſt das hörte und nun fürchtete, ſein Todfeind werde ihm feig entfliehen, warf er ſich ihm in den Weg, und mit dem wüthenden Aufſchrei:

„So ſtirb, Du Elender!" drückte er die Piſtole auf ihn ab.

Hyacinth ſank zu Boden und ſeufzte: „Jeſus Maria!"

In demſelben Augenblick rief Lelio:

„Graf Oreſt, es iſt Ihr Bruder!"

Und da die erſchreckte Pförtnerin nicht öffnete, ſetzte er hinzu laut rufend:

„Licht! um Gottes Barmherzigkeit! Licht!“

Sie öffnete. Der volle Strahl ihres Lichtes fiel auf Hyacinth, der lang ausgeſtreckt am Boden lag.

„Hyacinth! Hyacinth!“ ſchrie Oreſt mit heiſerer Stimme und irrem Blick.

„Er iſt todt!“ ſagte Lelio, der neben dem Entſeelten kniete.

„Hyacinth .... vergib mir .... mein Gott!“ ſtammelte Oreſt, ſetzte die Piſtole in den Mund, drückte ab und ſank zur Erde.

Dies Alles fiel mit furchtbarer Geſchwindigkeit in ein Paar Minuten vor. Die Oberin erſchien voll Entſetzen an der Pforte, als eben Lelio mit Hülfe des Kutſchers Hyacinth hineintrug. Die Kugel hatte ihn mitten durch's Herz getroffen, und ohne Kampf, faſt ohne Schmerz hatte er ſein Leben ausgehaucht. Der milde Ernſt, der ſeinem edlen Antlitz einen ſo engelhaften Ausdruck gab, ruhte in der vollen Majeſtät eines unerſchütterlichen Friedens auf ſeiner marmorweißen Stirn. Dann wurde Oreſt gebracht. Der Unglückſelige lebte, aber die gräßliche Verwundung machte ihn faſt beſinnungslos vor Schmerz. Er konnte nur wimmern, ſprechen nicht.

Für den Auftritt, der mit Judith und Corona erfolgte, gibt es keinen Ausdruck. Sie begriffen das Ereigniß gar nicht; Lelio konnte ihnen ja nur den letzten Act mittheilen und Oreſt war ſprachlos. Daß Florentin dabei geweſen, wußte Niemand. So wie der erſte Schuß fiel, war er die ſpaniſche Treppe hinab geeilt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war jetzt ein verruchter Jeſuit oder jeſuitiſcher Dunkelmann weniger auf der Welt! er ſuchte ſich an dieſem Gedanken zu freuen; aber das Gewiſſen wollte es nicht zulaſſen. Bei dem zweiten Schuß floh er entſetzt von dannen. Da war Unheil geſchehen! Iſt nicht meine Schuld .... nicht meine Schuld! wiederholte er vor ſich ſelbſt halblaut, um die ſtumme Sprache des Gewiſſens zu übertäuben. Aber ſeine Pulſe klopften wie Hämmer, und Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner kalten Stirn; ein namenloſes Grauen überfiel ihn — das entſetzlichſte, was es auf Erden gibt — das Grauen vor ſich ſelbſt. Fort! zu Rita! zu Rita! rief er. Wer war Rita? ein ſchönes elendes Weib — Gaetano's Frau!

Lelio ſchickte ſogleich den Wagen nach einem Wundarzt, der ſchleunig kam und auch einen Verband anlegte, doch gleich erklärte, der Verwundete werde ſchwerlich den Tag durchleben und das ſei zu wünſchen wegen ſeiner folternden Schmerzen. Auch der Hausgeiſtliche war gerufen, aber vergeblich, wie es ſchien, da Oreſt nicht bei Beſinnung war. Corona kniete neben ihm, gefoltert wie er, aber von Mitleid und von Seelenangſt.

„Betet, betet!“ ſagte ſie zu einigen Ordensfrauen, die mit größter Schnelligkeit ihm ein Lager bereitet und den Entſeelten in ein anderes Zimmer getragen hatten; o betet vor dem Sanctiſſimum, daß er nur eine Minute zum Bewußtſein gelange, und mit einem Act der Reue vor dem ewigen Richter erſcheine.“

„Es knien ſchon zwei Schweſtern in dieſer Intention vor dem Sanctiſſimum,“ entgegnete die Oberin; „und die Meſſen, die heute geleſen, und die heiligen Communionen, die empfangen werden, wollen wir ſämmtlich dafür aufopfern.“

„Gott vergelt's!“ ſagte Corona; „denn ich .... ich kann nicht beten .... ich ächze nur!“

Es war ein Jammer ſie zu ſehen mit dieſem Ausdruck von Seelenangſt um den Sterbenden, ihr prächtiger Anzug mit ſeinem Blut überſtrömt, die Spitzen zerriſſen, Handſchuhe und Taſchentuch blutig am Boden. Sie dachte nicht an Felicitas, nicht ihren Vater und Uriel rufen zu laſſen. Sie dachte nur daran, daß hier eine Seele in der vollen Ungnade Gottes von der Erde abſcheiden könne.

So weit gingen Judith's Gedanken nicht. Sie machte es gerade umgekehrt, wie Florentin. Meine Schuld! meine Schuld! ſeufzte ſie in ſtumpfer Troſtloſigkeit. Mord und Selbſtmord — meinetwegen! zwiefache Mörderin! Sie ſiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Gegenſatz zwiſchen der heiligen Feier, zu der ſie aus allen Kräften ihres geiſtigen

Weſens hinſtrebte und verlangte — und dieſer blutigen Tragödie war ſo gewaltſam, ſo unerwartet, daß ſie von dieſen Schreckniſſen aus ihrer hohen Spannung herausgeriſſen und bis zur Ohnmacht übermannt wurde.

Ueber dieſe Bilder des Jammers brach der Tag an, ſanken die Nebel, ging die Sonne golden auf. Nichts änderte ſich in Oreſt's Zuſtand.

„Wenn doch Pater Bonaventura käme — oder für ihn betete;" ſagte eine Laienſchweſter zu dem Hausgeiſtlichen, der mit Lelio und Corona das Sterbebett bewachte.

„Wer iſt das?" fragte Corona.

„Ein frommer Capuziner, den man ſehr verehrt, und zu deſſen Fürbitte man viel Vertrauen hat," entgegnete der Geiſtliche.

„Ich hole ihn!" rief Lelio. „Der Wagen iſt noch immer bereit." Er eilte hinaus und fuhr eilig zum Capuzinerkloſter auf dem Platz Barberini am andern Ende von Rom. Ein weiter Weg! In dumpfer Angſt harrte Corona. Jede Minute erſchien ihr wie eine Ewigkeit, und wie manche Minute mußte vergehen!

Judith ſchleppte ſich auf den Knien zu Corona.

„Haſſen Sie mich!" ſagte ſie tonlos. „Es wird mir ein Troſt ſein, ſo verabſcheut zu werden, wie ich es verdiene."

„Die chriſtliche Seele haßt nie,“ erwiederte Corona. „Wie könnte ich haſſen ſo bitterer Todesnoth gegenüber.“ —

Endlich kam Lelio und mit ihm Pater Bonaventura. Als er eintrat, riefen Corona und Judith:

„Herr Erneſt!“ — und es war, als empfänden ſie einen inneren Troſt durch ſeine Ankunft.

Lelio hatte ihn bereits von dem ganzen Vorfall und den betreffenden Perſonen in Kenntniß geſetzt.

„Retten Sie ſeine Seele!“ flehte Corona.

„Wo ſo viel fromme Seelen ſchon beten und mit Gottes Gnade Erhörung finden werden, da iſt mein unwürdiges Gebet recht unnütz.“ ſagte er demüthig.

Die Pförtnerin trat ein und meldete, daß Corona's Kammermädchen höchſt beunruhigt Nachfrage um die Gräfin halte. Niemand wiſſe, was aus ihr geworden ſei, und der Herr Graf habe ſo eben den Diener nach dem Hotel Meloni geſchickt.

„O mein unglücklicher Vater .... bringen Sie ihm die Schreckenskunde!“ ſeufzte Corona zu Pater Bonaventura gewendet.

„Vor einem ſolchen Auftrag darf man zittern,“ ſagte er und ging zu Graf Damian.

Nicht zehn Minuten verſtrichen und er kam mit dem unglücklichen Grafen zurück, der gebrochen, wie ein ſiebzigjähriger Greis, vom ſterbenden Oreſt zum entſeelten Hyacinth wankte. Bald darauf kam auch Uriel, beängſtigt durch die Nachfrage nach Corona im Hotel Meloni und durch die Ausſage des Portiers, daß Graf Oreſtes gegen fünf Uhr Morgens mit einem Herrn, der ihn abgeholt, das Hotel verlaſſen habe. Die Gruppe der Leidtragenden war vollſtändig. Aber Felicitas fehlte.

„Sie ſoll kommen,“ ſagte Corona, „ſie ſoll eintreten in die Schule des Lebens — in's Leiden.“

„O Raſerei der Leidenſchaft!“ ſagte Erneſt; „in Wölfe und Tiger verwandelt ſie die Seelen, welche beſtimmt waren, Lämmer des guten Hirten zu ſein.“

Als Felicitas kam und ſich angſthaft in die Arme ihrer Mutter warf, ſchlug Oreſt ſeine blutigen geſchwollenen Augenlieder auf. Corona ſeufzte beſeligt:

„Gott Dank! ach, lieber Oreſt, kennſt Du uns?“

Seine Augen blickten: „Ja!“ Er konnte weder ſprechen, noch den Kopf bewegen; das ganze Untergeſicht war zerſchmettert. Alle traten zu ihm heran, klagend, fragend, tröſtend. Er konnte nichts thun, als mit bittenden Augen ſie anſehen und einen mühſeligen Verſuch machen, ſeine Hände zu falten. In einem Winkel des Zimmers, ihr Geſicht auf einem Stuhl verbergend, Niemand beachtend und von Niemand beachtet, lag Judith. Jetzt ſchleppte ſie ſich an's Bett und ſagte:

„Graf Oreſtes, können Sie mir vergeben?“

Bei dem Ton ihrer Stimme fuhr er zuſammen, ſchloß die Augen und machte eine ſanfte Handbewegung.

„Er verzeiht mir und will mich nicht ſehen: ſo muß es ſein!“ ſagte ſie, küßte Corona's Hand und begab ſich in das andere Zimmer zu Hyacinth's Leiche.

„Willſt Du das heilige Bußſacrament empfangen?“ fragte Corona zärtlich über Oreſt gebeugt.

Er bejahte es in ſeiner Weiſe, und man ließ Pater Bonaventura allein bei ihm. Durch die Fragen, welche dieſer ihm mit einer Präciſion vorlegte, die es möglich machte, ſie durch Pantomimen zu beantworten, ſtellte ſich die Beruhigung heraus, daß Oreſt keinen Mord, am wenigſten einen Brudermord beabſichtigt — ſondern im Wahnwitz der Leidenſchaft den erſten — in beſinnungsloſer Verzweiflung den zweiten Schuß gethan habe. Da Oreſt kaum je eine ſolche Reue und Aufrichtigkeit bei dem Empfang des Bußſacramentes gehabt haben mochte, als eben jetzt mit dem gewiſſen Blick auf ſein nahes Ende, ſo war dieſe letzte Beicht vielleicht die beſte ſeines ganzen Lebens. Die heilige Wegzehr konnte man ihm wegen ſeiner Verſtümmelung nicht reichen. Allein die letzte Oelung ſtärkte ihn zu dem grauſigen Todeskampf, den er zu beſtehen hatte. Gegen Abend war er verſchieden und, wie zu hoffen war, in der Gnade Gottes.

Judith hatte ſchon vorher durch Pater Bonaventura die Nothtaufe empfangen und war dann in einem bewußtloſen Fieberzuſtand in ihren Palaſt zurückgebracht und durch Lelio ihrer Mutter übergeben worden. Sie ſchwebte ſechs Wochen lang zwiſchen Leben und Tod. Das Leben ſiegte und die Gnade auch: nach ihrer Geneſung wurde aus der Judith eine Thaïs.

◆

Der letzte Windecker.

Im Coliſeum am Fuß des Kreuzes ſaß Uriel. Der glühende Sonnenuntergang tauchte den röthlichen Travertinſtein der Rieſenruine in flammendes Roth. Sie ſah aus wie in Blut gebadet. Die ſtillen, dunkeln, unbeweglichen Cypreſſen — dieſe Bäume der Trauer und der Gräber — ſchauten von Monte Cölio, durch die gebrochenen Arcaden des Coliſeums melancholiſch in die Arena hinein und auf den ſtillen Kämpfer, der dort in den Tiefen ſeines Herzens eine Geiſterſchlacht beſtand. Auf dieſer Stätte verhauchte der heil. Ignatius, Biſchof von Antiochien, unter den Zähnen der Löwen ſeine Seele; der heilige Greis, der Diejenigen, die ihn retten wollten, anflehte: „Laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes ſein!“ Zu dieſer Stätte und mit dieſen Worten hatte Levin Uriel geſendet, und Uriel betrachtete ſie als ein Vermächtniß des ſeligen Greiſes, der ihn ſo ſehr geliebt und ſo gut gekannt hatte. Sollte er es nun im vollen Umfang annehmen? das war ſein Kampf.

Der Zug der Seele, die innere Stimme, das Verlangen des Geiſtes trieben ihn dazu an; aber die Natur wehrte ſich. Der himmliſche Menſch ſehnte ſich nach der unbegrenzten Hingebung an das vollkommenſte Opferleben unter den evangeliſchen Räthen; der irdiſche Menſch entſetzte ſich vor einem ſolchen Opfer. Die furchtbaren Erſchütterungen der letzten Zeit, verbunden mit dieſem inneren Kampf, prägten ſich durch den Ausdruck tiefen Leidens in ſeinen Zügen aus. Mit geſchloſſenen Augen, die bleiche Stirn in die Hand geſtützt, ſaß er am Fuß des Kreuzes — dieſes wunderbaren, armſeligen, hölzernen Kreuzes, welches als eine Reliquie von Golgatha, in ſeiner Unſcheinbarkeit das ganze Coliſeum überragt. Wie in inneren Geſichten zogen Bilder auf Bilder durch Uriels Seele. Er ſah die geheimnißvollen Gnadenſtröme, welche vom Kreuz ausgehen; er ſah die Gottesthaten, welche in den Menſchenſchickſalen ſtill ſich erfüllen; er ſah aber auch den Widerſtand des Menſchen gegen Gnade und Heil und wie gerade in ſeiner Familie die Gegenſätze ſo ſchroff auseinander gingen. Ueber ein halbes Jahrhundert war der gottſelige Prieſter, Onkel Levin, der geiſtige Mittelpunkt der Familie, der Ruhepfeiler des Hauſes geweſen, aus deſſen Fülle ſie Alle ſchöpfen, von deſſen Reichthum ſie Alle zehren, an deſſen Kraft ſie Alle ſich lehnen konnten. Er war ſo recht der Prieſter, den Gott der Welt gibt als ſeinen „Helfer und Mitarbeiter“, wie der Apoſtel Paulus ſagt, und der kein anderes Streben kennt, als die Welt geheiligt an Gott zurückzugeben. Die Einen entſprachen ſeinem Streben; die Andern nicht. Zu glänzender Blüte entfaltete ſich in Regina Gnade und geheiligter Wille, Gottesthat und eigene Mitwirkung. Ihr Einfluß zog die ganze Familie, jeden in ſeiner Art, zum Gnadenleben, zur Liebe der himmliſchen Dinge hin: ſie brachte Hyacinth zum Entſchluß — vielleicht zum Bewußtſein über ſeinen Beruf. Sie ſänftigte ihren Vater aus dem ſtarren Widerſpruch der Selbſtſucht in das Opfer ſeines Lieblingswunſches hinein. Sie warf in Corona's junge Seele ein ſtrahlendes Beiſpiel, wie man die Welt überwindet. Sie übte auf Uriel ſelbſt einen ſo überwältigenden Einfluß, daß er auf dem Punkt ſtand, die Wege der vollkommenen Entſagung einzuſchlagen und von allen Gütern des Daſeins nichts zu wählen, als das Leiden aus Liebe, als den Dienſt Gottes im unbedingten Opfer. Und zu dieſer himmliſchen Macht hatte ſie ſich erſchwungen unter einer Flut von Mißbilligung und Widerſpruch. Die Familie und die Welt hatten nur Tadel für ihre Neigung und ihren Schritt. Kein Lob, keine Ermunterung wurde ihr zu Theil. Niemand erleichterte ihr Opfer; Jeder erſchwerte es; aber Allen wurde es zur Gnade. Nicht umſonſt war ihr Wahlſpruch: „Solo Dios basta.“ — — Und dieſer Tochter Gottes gegenüber ſtand Oreſt unter der Signatur des natürlichen Lebens, verloren an das Irdiſche, geknechtet von Leidenſchaft, unerweckbar aus dem Opiumrauſch und dem ſchweren Schlaf der Sünde, bis zu jener furchtbaren Kataſtrophe, die ſeine zügelloſe innere Verwilderung herbeiführte. Taub gegen die Stimme der Vernunft, der Pflicht, der ſittlichen Würde, der Religion, überließ ihn Gott den Gelüſten ſeines Herzens — und als er ſich ihnen mit voller Entſchiedenheit und bis zur Verachtung der heiligſten Schranke hingab: da ſtürzte er in den Abgrund und riß all' die Seinen in ein Meer von Schmerz hinein. Gegen den Willen Gottes hatte er ſich empört: da verfiel er, auf Zulaſſung Gottes, dem Verhängniß, das mit eigener und fremder Leidenſchaft ihn umſpann. Die Welt, die für eine Regina nur bittern Tadel oder ein verächtliches Achſelzucken kannte, hatte für Oreſt kaum einen Anflug von Mißbilligung, und hätte ſie Regina's Ende gekannt und mit Oreſt's verglichen, ſo würde ſie ohne Zweifel ſeinen Tod, als ein höchſt tragiſches Opfer der Leidenſchaft, unendlich viel intereſſanter gefunden haben, als ihren Opfertod der heiligen Liebe. Und dennoch bot der Gott, den Oreſt verachtete, ihm in ſeinen letzten Stunden die Verſöhnung an — und das vor Selbſtſucht erſtarrte Herz, das höherer Einſprache unzugänglich war, mußte erſt im Herzblut des Bruders ſchmelzen und zermalmt werden, bevor es ſich in das Blut Gottes mit all ſeinem Elend und ſeiner ſpäten Reue untertauchte.

O, das Opfer! das Opfer! ſprach Uriel zu ſich ſelbſt — es iſt allmächtig bei Gott. Es nimmt Theil am Kreuz, es nimmt Theil an der Rettung der Seelen, welche die Folge der Kreuzigung iſt. O Herr! o gekreuzigter Heiland, laß mich Dir dienen! laß mich das Opfer meiner geliebten verklärten Seelen fortſetzen, zu Deiner Verherrlichung und laß mich zu meinem Heil Buße thun für meine Sünden und für den Armen, der hienieden nicht Buße thun konnte! O daß ich würdig wäre, ein Nachfolger der Leiden meines Gottes zu ſein! — —

Eine gute, wohlbekannte Stimme weckte ihn aus ſeinem tiefen Sinnen. Pater Bonaventura hatte ihn ſchon einige Zeit mit ernſter Theilnahme von fern beobachtet. Jetzt ſagte er:

„Graf Uriel! Sie dürfen nicht in dieſer Jahreszeit und zu dieſer Stunde im Freien ſitzen. Das iſt ſehr ſchädlich! der Abendthau fällt.“

„Und Sie, mein Pater, gehen barhaupt und barfuß durch Thau und Regen, durch Sonnenglut und Winterſturm,“ entgegnete Uriel.

„Ah, ich! das iſt etwas Anderes!“ ſagte Pater Bonaventura, indem er ſich zu Uriel ſetzte, während ſein Gefährte die Stationen betete.

„Nun Sie! ſind Sie nicht Menſch wie ich? und überdies .... ſchon recht bejahrt?“

„Mein heiliger Ordenshabit bringt das ſo mit ſich. In meiner Kindheit bin ich ohnehin barhaupt und barfuß gelaufen! da iſt es nicht ſchwer, dieſe Gewohnheit wieder anzunehmen. Und wäre es ſchwer, ſo hätte das auch nichts zu ſagen! der Weg von Gethſemane nach Golgatha war dem göttlichen Heiland auch ſchwer.“

„Mein Pater, weshalb wurden Sie Capuziner?“

„Um ein wenig Buße zu thun, Herr Graf.“

„Für fremde Sünden — nicht wahr?“

„Die Welt nennt nur Mord und Todtſchlag, Brandſtiftung, Räuberei und was in dieſe Kathegorie fällt — Sünde, und daß ein Menſch, ohne ſolche Verbrechen begangen zu haben, von der Erkenntniß ſeiner tiefen Sündhaftigkeit durchdrungen und von Schmerz ergriffen werde, die unendliche Liebe Gottes täglich und ſtündlich beleidigt zu haben — das faßt ſie nicht. Sie denkt, daß hinter dem Bußgeiſt entweder große Miſſethaten, oder der Drang ſtecken müſſe, für Andere genug zu thun. Hat mich nun zwar Gottes Gnade davor bewahrt, ein Räuber oder Mörder, ein Spieler oder Trunkenbold zu ſein: ſo verſichere ich Sie, daß ich dennoch ſchwer genug an meinem Päckchen Sünden trage. Als der heilige Vater aus Gaëta zurückkehrte, verließ ich meine Heimath und meine Familie und ging nach Rom — für das der Maler und der Katholik ſtets eine Vorliebe hat. Die Erlebniſſe der Revolutionsjahre waren der Art, daß ich ſie nicht vergeſſen konnte. Was war der letzte Grund dieſer Revolutionen? Jeder ſuchte ſeinen Willen durchzuſetzen; Keiner dachte daran, den Willen Gottes zu thun. Jeder betrachtete die Welt als ſein ihm gebührendes Opfer; Keiner wollte Opfer bringen. Dieſe Erkenntniß führte mich in mich ſelbſt zurück und ich ſuchte in mir nach Opfern, die ich Gott zu Lieb' gebracht haben könnte. Ganz ängſtlich ſuchte ich .... und es ſchien mir auch wohl, als hätte ich dies und das und jenes zum Opfer gebracht und in die durchwundeten Hände meines Heilandes gelegt; nur war das Alles ſo entſetzlich gering! Woran ich aus ganzer Seele hing und was ich liebte wie mein Leben — das hatte ich ganz ſtill für mich behalten. Das war nicht Geld und nicht Gut, das war nicht Ruhm und nicht Sinnenluſt; das war meine Unabhängigkeit, wie ich es nannte; meine Wanderluſt, meine Freiheit, meine Ungebundenheit; zu kommen, zu gehen, nirgends gefeſſelt zu ſein, durch die Welt zu ziehen, wie es mir gefiel. Ich durfte es thun! ich verletzte keine Pflicht dadurch! Aber es war nun einmal dies Licht von wegen des Opfers mir aufgeſteckt .... und wo ich ging und ſtand, und was ich that und trieb — eine Stimme ſagte mir: Das iſt's, was du Gott zu Lieb' opfern könnteſt! willſt du nicht? willſt du nicht? Da ging ich in mich und ſprach zu mir ſelbſt: Die Stimme kommt von Gott! ſo ſpricht nicht der Teufel, nicht die Welt, nicht Fleiſch und Blut. Ich höre ſie, ich verſtehe ſie, ich muß ihr folgen. Da ging ich zu den Capuzinern am Platz Barberini und vor dem Bilde in ihrer Kirche, das der Erzmaler Rafael vom Erzengel

Michael gemalt hat, flehte ich St. Michael an, der Führer meiner Seele zum Himmel zu ſein — ging an die Kloſterpforte und bat um Aufnahme als Laienbruder, denn an den heiligen Prieſterſtand dachte ich armer Sünder nicht im Traum. Die Väter wollten mich aber auch gar nicht als Laienbruder aufnehmen, meinten, ich käme ein Vierteljahrhundert wenigſtens! zu ſpät — und dies und das. Ich war jedoch Zeit meines Lebens eigenſinnig und bat und betete ſo lange, bis man mich verſuchsweiſe annahm. Nun hatte ich, was ich wollte — nämlich nichts mehr. Nun war ich froh und merkwürdiger Weiſe! nun fühlte ich mich wunderſam frei. Wie das Fiſchlein in ſeinem Element, ſchwamm ich im ſüßen, im angebeteten, im heiligſten Willen Gottes, indem ich meinen Obern gehorchte und die heilige Ordensregel beobachtete. Nur einmal kam ein Choc — ein gewaltiger. Nicht des Ordens Laienbruder — ſondern Prieſter ſollt' ich werden — ich Armſeliger! Das grämte mich furchtbar. Ich dachte, ich würde dem Orden Schmach und Schande bereiten. Ich ſträubte und wehrte mich — aber diesmal waren die Obern noch eigenſinniger als ich und ich mußte gehorchen. Nun, ich war ja Capuziner geworden, um zu gehorchen und um im Opfer meines Willens — das ja immer eine Buße für die ſündige Natur iſt — die ſelige Freiheit von der Laſt meines Ichs zu finden; alſo ich gehorchte in Gottes Namen. Und ſo, Graf Uriel, treffen wir uns hier in Rom, bei mannigfachen Leiden in Ihrer Familie, die mir unvergeßlich geblieben iſt — und am Fuß des Kreuzes.“

„Wir werden uns hoffentlich auch noch anderswo treffen, mein Pater,“ ſagte Uriel, „denn auch ich gedenke Capuziner zu werden.“

„Unſinn!“ rief Pater Bonaventura, „Sie — und Capuziner! Sie — Graf, reich, hoch und feingebildet, dazu der letzte Ihres Hauſes“ .... —

„Gerade das iſt's!“ rief Uriel, „der Letzte des Hauſes nimmt die ganze Erbſchaft an. Aus Onkel Levin's und Hyacinth's Hand fällt der heilige Kelch mir zu, den der Prieſter mit dem Blute Gottes füllt, und aus Regina's Hand — die drei Nägel, wie ſie ſie nannte, die drei Rubinen der heiligen Ordensgelübde. Das iſt ein himmliſches Erbe.“

„Aber Sie vergeſſen das irdiſche.“

„Gott Dank, dem hab' ich längſt entſagt.“

„Vergeſſen, daß Ihre Familie mit Ihnen ausſtirbt.“

„Mein Pater! was der Welt Noth thut, ſind nicht große und hochklingende Namen, ſondern es iſt die Bekehrung jedes Einzelnen zu Gott, beſiegelt durch ſein Opfer.“

„Aber dieſe Opfer ſind verſchieden, Graf Uriel. Sie können ſie auch auf Windeck bringen.“

„Jeder bringe ſie nach ſeinem Maß und ſeiner Erkenntniß, mein Pater. Als Sie vorhin ſagten, Ihre geliebte Unabhängigkeit hätten Sie ganz ſtill für ſich behalten, da ſprach mein Gewiſſen: Das thue ich auch und in viel höherem Grade, denn ich verſchleudere in Unthätigkeit meine Tage, die Gott mir gegeben hat, um ihm zu dienen."

Dienen Sie ihm in der Welt, Graf Uriel."

„Die Welt, mein Pater, iſt ſo vermorſcht und verweſt, daß man bei jedem Schritt in ihren Moder von Lüge und Sinnlichkeit verſinkt und ihr nur dadurch helfen kann, daß man ſich außerhalb ihrer Strömung hält, um die Schiffbrüchigen und die gefährlich Schwimmenden zu retten. Wenn ſich der Maſſe der abgefallenen Geiſter gegenüber nicht andere erheben, welche ſich der Gnade in die Arme werfen und genau den entgegengeſetzten Weg gehen, den die Welt geht — mit einem Wort: die es ſo machen wie Sie, mein Pater! was ſoll dann aus dem Chriſtenthum werden."

„Ich bin nicht der letzte Windecker, Graf Uriel! ſoll der im Capuzinerhabit verſchwinden?"

„Mein Pater, die Scipionen, die Flavier, die Aemilier — das waren ganz andere Namen! und ſie verſchwinden mit dem Chriſtenthum in dem Schatten des Kreuzes."

„Werden Sie lieber Jeſuit! Sie ſind ſo fein gebildet."

„Der Weltgeiſt haßt den Jeſuiten. Im Haß liegt ein Etwas, das meiner Eigenliebe ſchmeicheln könnte. Der Weltgeiſt verachtet den Capuziner: Verachtung kann ich nur durch Gottes Gnade ertragen — und da ich leben und weben will nach der Ordnung der Gnade, ſo werde ich Capuziner.“

„Oho! Graf Uriel. Sie ſcheinen ja ſchon Alles recht gründlich überlegt zu haben.“

„Und kam doch nicht zum Entſchluß . . . . als hier auf der Stätte der Martyrer, deren Blut auch für mich gefloſſen iſt und mich zur Nachfolge einladet.“

„Amen;“ ſagte Vater Bonaventura.

Es ſind jetzt vier Jahre ſeit dieſen Begebenheiten vergangen. Judith iſt in die Congregation von Unſrer Lieben Frau zu Sion eingetreten. Sie heißt Schweſter Thaïs. Sie verzehrt ſich im Dienſt der Seelen, ganz Hingebung, Demuth, Opferfreude. Aber nie hat man ſie lächeln ſehen und die Bläſſe des Todes weicht nie von ihrem Antlitz: ſie wandelt zwiſchen zwei Leichen.

Uriel hat ſein Noviziat und ſeine theologiſchen Studien in Rom gemacht, und iſt dann zur Miſſion der Capuziner nach Amerika gegangen.

Für Florentin, der ſein jammervolles Leben fortführt, heißt es noch immer: Gottes Mühlen mahlen langſam, langſam aber trefflich fein. Er iſt der ſinkenden Richtung der Welt ſo ganz hingegeben, wie jene der aufſteigenden.

Zu Windeck lebt Corona bei ihrem Vater. Auf die Stätte, die ihrem kindlichen Auge als die ſchönſte der Erde erſchien, hat der Rathſchluß Gottes ſie zurückgeführt. Ihr milder Einfluß und die herben Prüfungen der Vergangenheit haben Graf Damians Herz der Welt abgerungen. Das ſchönſte Verhältniß beſteht zwiſchen ihm und ſeiner Tochter, und breitet ſich ſegensreich über all ſeine Umgebungen aus. Auf der Teraſſe des Schloſſes ſpielt ein fröhliches, weißgekleidetes Kind von ſieben Jahren, der Troſt ſeiner Augen und die Freude ſeines Herzens — Felicitas, die Erbin des ganzen Vermögens der Windecker. Corona erzieht ſie ſo, daß ſie ihrer Namenspatronin Ehre mache und in deren Sinn. Als man die heil. Felicitas zum Kampf mit den wilden Thieren in die Arena führte, fragte man ſie, höhniſch auf ihren Namen anſpielend: Wo iſt nun dein Glück? Sie aber antwortete:

„Nicht hienieden.“

◆

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Doralice.

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Credo“ . . . .
(Symb. Apostol.)

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Das Credo einer zärtlichen Mutter 1

Zwiſchen Himmel und Erde 27

Das Schweizerhäuschen 42

Lord Henry 81

Sorgen einer zärtlichen Mutter 111

In der Nacht 131

Schach der Königin 168

Zwei Worte 195

Die arme Nanny 229

Unter dem Kreuz 254

Geſtörte Reiſepläne 281

Das Credo einer zärtlichen Mutter.

„Wir glauben ja Alle an einen Gott," ſagte Frau von Derthal und legte mit Grazie ihre Hände vor der Bruſt zuſammen. „Nicht wahr, Herr von Friedingen?"

„Das thun wir, ja, auf Ehre," entgegnete Roderich von Friedingen, wiegte ſich vom rechten Abſatz auf den linken und ſtreichelte mit großer Gemüthsruhe ſein blondes Bärtchen.

Nicht zum erſten Male gab Frau von Derthal dieſe ſchöne Zuverſicht kund. Roderich von Friedingen ſollte ihr vierter Schwiegerſohn werden, und ſie hatte ſich den drei anderen gegenüber genau in derſelben Weiſe geäußert. Lord Henry Gnisdale antwortete nach kurzem Beſinnen:

„Ich hoffe es."

Der wallachiſche Bojar Spiridion Zonla antwortete verbindlich lächelnd und mit leichtem Achſelzucken:

„Mon dieu, oui, Madame!"

Graf Franz Ghioray, der ungariſche Magnat, legte ſeinerſeits mit Grazie die Hand auf's Herz und ſagte:

„O gewiß.“

Dieſe Aeußerungen genügten vollkommen der Frau von Derthal und ſie hatte ihre Töchter ſo vortrefflich erzogen, daß ſie auch ihnen genügten; denn die Mutter war ihr Orakel, ihr Ideal, ihre höchſte und letzte Inſtanz, der Gegenſtand ihres zärtlichſten Cultus.

Sie war eine eigenthümliche Frau — die Frau von Derthal. Es lag ſo viel Anmuth, ſo viel Liebenswürdigkeit und Weichheit in ihrer Erſcheinung und ihren Formen, ihre Aeußerungen waren ſo ſanft, ihr Ton ſo mild, jede Bewegung ſo zart, daß es ſchien, als habe ſie gar keinen anderen Willen noch eine andere Anſicht als die, welche ihre Umgebungen hatten, während es gerade umgekehrt war. Sie verſtand es meiſterhaft, Anderen ganz lind und unmerklich, und immer aus Liebe und um Liebe, für ihre Anſichten zu gewinnen und nach ihrem Willen zu lenken. Dies Talent iſt eine natürliche Anlage, die, wie jede andere, mehr oder weniger unterdrückt oder entwickelt werden kann. Die Verhältniſſe der Frau von Derthal entwickelten die Anlage zum Charakterzug. Herr von Derthal war ein gutmüthiger Polterer, etwas eigenſinnig, etwas jähzornig, etwas rauh in ſeinen Ausdrücken, übrigens der beſte Mann von der Welt, der laut ſprach, ſchallend lachte, ſtarken Schrittes einherging, aber dem Würmchen auf dem Wege auswich, um ihm kein Leid zuzufügen. Er war dreizehn Jahre älter als ſeine Frau. Dieſer Unterſchied der Jahre und der Gegenſatz ſeines lauten und heftigen Weſens zu ihrem leiſen und feinen erfüllte ſie im Beginne ihrer Ehe mit großer Furcht und mit der heimlichen Sorge, unter die Botmäßigkeit eines Tyrannen gerathen zu ſein, und das war eine Vorſtellung, die ihr trotz ihrer weichen blonden Locken, ihrer zarten ſchmiegſamen Geſtalt und ihrem nachgiebigen Lächeln im höchſten Grade mißfiel. Doch legte ſie immer und überall die äußerſte Unterwürfigkeit an den Tag, um nur ja keinen Zornausbruch bei ihrem vermeintlichen Tyrannen zu veranlaſſen, und widerſprach ihm nie. Nach und nach erkannte ſie ihren Irrthum und hinter den rauhen Formen ihres Mannes ſein gutes, harmloſes Herz; aber ſie blieb in ihrer Unterwürfigkeit, die ihn entzückte. Er hatte nämlich eine leiſe Ahnung von der Möglichkeit, unter das Weiberregiment zu gerathen, und das war ihm ebenſo unerträglich, als ein deſpotiſcher Gemahl es für Frau von Derthal war. In ihrer Unterwürfigkeit, ihrem freundlichen Schweigen, ihrem bereitwilligen Eingehen auf ſeine geringſten Wünſche, ihrer Fügſamkeit unter ſeine Anordnungen, fand er eine ſichere Bürgſchaft ſeines Uebergewichtes als Eheherr, und als er ſich in dieſer Ueberzeugung feſtgeſetzt hatte, ging der häusliche Scepter ganz unmerklich aus ſeiner ſtarken Hand in das ſchmale Händchen ſeiner Frau über.

Allein er fühlte es nie, denn ſie geſtand es ſich nicht einmal ſelbſt ein, daß dem ſo ſei. Sie behielt alle Rückſichten, alle Aufmerkſamkeiten für ihn bei, während er nur mit ihren Augen ſah, mit ihren Ohren hörte, der Richtung folgte, die ihr kleiner Finger ihm gab. Beide waren nun ſehr glücklich; Herr von Derthal war es wirklich. Bei Frau von Derthal war es ſchwieriger, hinter den Schleier zu ſchauen, den ſie aus ihren allerliebſten Redensarten wob; ihren Worten zufolge war ſie eine der glücklichſten Frauen auf Erden, der in ihrer Ehe Alles gerade ſo, wie es eben war, am Beſten gefiel. Ihr vortrefflicher Mann — das verſtand ſich von ſelbſt! — aber auch ihre nichts weniger als glänzenden Vermögensverhältniſſe, ihr faſt ununterbrochenes Landleben, die Entſagung mancher Dinge, welche ihre Standesgenoſſen und ihre Verwandten beſaßen: Alles entſprach genau ihren Neigungen und ihren Wünſchen, wie ſie verſicherte.

Dieſe Uebereinſtimmung hätte einen himmliſchen Quell haben und aus der Vereinigung ihres Willens mit dem Willen Gottes entſpringen können; dem war aber nicht ſo! der Grund ihrer Zufriedenheit war ihr Stolz. Es wäre ihr unerträglich geweſen, bedauert zu werden oder die Ahnung aufdämmern zu laſſen, daß ſie nach irgend einer Richtung hin irgend einen Mangel ſpüre. Nein! Alles was mit ihr zuſammenhing, war in den Perſonen ſo vollkommen und in den Verhältniſſen ſo befriedigend, daß ſie ihr Glück nie genug preiſen konnte, und keine Ausdrücke fand, um die Liebe auszuſprechen, die ſie mit ihrem Manne und mit ihren Kindern verband und beſeligte. Sie hatte fünf Töchter; zwei Söhne ſtarben in der Wiege. Ihre älteſte Tochter war noch nicht erwachſen und die jüngſte ein kleines Kind, da ſtarb der gute Herr von Derthal in der vollen Kraft des Lebens und Frau von Derthal war Wittwe bei zweiunddreißig Jahren. Sie betrauerte ihren Mann ganz unbeſchreiblich und verſenkte ſich um ſo mehr in die Liebe zu ihren Kindern, als ſie dieſen nun auch die zärtliche Vorſorge des Vaters erſetzen mußte. Sie war feſt entſchloſſen, den theuern Kindern eine glänzende Stellung in der Welt zu erobern, ſo ſchwer das auch heutzutage für Mädchen ohne Vermögen iſt; allein ſie verſprachen ſehr ſchön zu werden, hatten Alle mehr und minder viel Verſtand, Talent, gute Anlagen, und wurden dieſe Naturgaben durch eine gute Erziehung entwickelt und ausgebildet, ſo zweifelte Frau von Derthal nicht an herrlichen Erfolgen. Sie ging mit ihren Töchtern — den nothwendigen Unterſchied ihrer Stellung als Mutter abgerechnet — gerade ſo um, wie mit Herrn von Derthal. Alles, was ſie that und nicht that, ſagte und nicht ſagte, ging aus einer grenzenloſen Liebe hervor, die nichts begehrte, als die Kinder glücklich zu machen, ihre Zärtlichkeit zu beſitzen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie trennte ſich nie von ihnen; ſie ſchauderte bei dem Gedanken, ſie einer Erziehungsanſtalt zu übergeben. Es war recht ſchwer und erforderte recht große pecuniäre Opfer, um ihnen auf dem Lande allen Unterricht zu verſchaffen, der zur Ausbildung der jungen Mädchen nothwendig war. Es wäre bequemer und minder koſtſpielig geweſen, ſie in ein Inſtitut zu geben; aber ſie entſchloß ſich lieber zu manchen Einſchränkungen, als zu dem Wagniß, die Kinder ihrer Leitung entzogen und ihren Einfluß gemindert, wohl gar gebrochen zu ſehen. Bei ihr geſchah Alles aus Liebe! ſie gab ſich ganz und gar aus Liebe den Kindern hin und erwartete wiederum von ihnen Gehorſam, Fleiß, Nachgiebigkeit und alle Tugenden eines Kindes — aus Liebe zu ihr. Alle ſollten leben, um ſich einander glücklich zu machen. Frau von Derthal hatte große Zweifel, dieſen Grundſatz in einer Erziehungsanſtalt zu der Geltung kommen zu ſehen, den er bei ihr hatte und mit ſo großer Energie, als ihre feine, nachgiebige Weiſe nur immer zuließ, vertheidigte ſie die Vorzüge der häuslichen Erziehung im Schoße des Familienlebens gegen Jedermann, und beklagte mit zartem Mitleid alle Mütter, welche durch übergroße geſellſchaftliche Verpflichtungen oder durch nothgedrungene Zerſtreuungen des Weltlebens gezwungen würden, ihrer lieblichſten Pflicht zu entſagen und auf die Bildung des Herzens und Geiſtes ihrer Töchter zu verzichten.

Hierin hatte ſie gewiß vollkommen Recht und wiederum hätte ihre aufopfernde Hingebung einen himmliſchen Quell haben und eine große Tugend ſein können, wenn ſie in ihren Töchtern die unſterbliche Seele für das ewige Leben erzogen und ihre Herzen der Liebe Gottes zugewendet hätte. Aber davon war ſie weit entfernt. In ihrem Erziehungsſyſtem fehlte nichts und Niemand, als eben nur Gott. Frau von Derthal nahm ſeine Stelle ein. Nicht daß ſie rationaliſtiſch geweſen wäre und noch viel weniger atheiſtiſch; behüte der Himmel! eine ſolche Rohheit der Geſinnung widerte ihre zarte Empfindungsweiſe an und ſie gab gern zu verſtehen, ſo weit es die Beſcheidenheit erlaubte, ſie ſei eine fromme Katholikin. Aber ſie war für ſich ſelbſt in jedem Verhältniſſe und in jeder Lage viel zu ſehr die Hauptperſon, um ſich von Gott in Schatten ſtellen zu laſſen. „Liebespflichten zu üben iſt der beſte Gottesdienſt,“ wiederholte ſie häufig; „das macht uns gottähnlich, denn Gott iſt die Liebe. Das ſagt der Jünger Johannes, den Chriſtus am liebſten hatte.“ Wie dieſe Liebe beſchaffen und gegen wen ſie zu üben ſein müſſe, das erläuterte Frau von Derthal weiter nicht, das verſtand ſich ja von ſelbſt: der Familienkreis, deſſen Haupt und Herz ſie war, gab ihrem Dogma Begründung und Endziel. Kam die Zeit der Erſtcommunion für ihre Töchter heran, ſo ſorgte ſie für den nothwendigen Religionsunterricht, war ihnen beim Lernen des Katechismus behilflich, hielt ihnen zärtliche und rührende Ermahnungen, recht fromm zu ſein, ihrer Mutter recht viel Freude zu machen; weinte mit ihnen bei der hehren Feier; und dann war die Sache abgemacht und wurde auf ein Jahr bei Seite gelegt. Am Montag in der Charwoche wurde alljährlich ſeit unvordenklichen Zeiten in der Kirche, bei der ſie eingepfarrt war, ein Hochamt gefeiert, das ein frommer Derthal'ſcher Ahnherr für ſeine Familie geſtiftet hatte, wobei dann dieſe, auch nach ihrer uralten Sitte, ihre öſterliche Andacht hielt; und damit begnügte Frau von Derthal ſich dann. In der Regel erſchien man, wenn auch nicht vollzählig, Sonntags im Pfarrgottesdienſt; denn Frau von Derthal wußte, daß eine Frau ihres Standes in allen Beziehungen dem gemeinen Manne ein gutes Beiſpiel zu geben habe. Ein ſo zartes Herz, wie das ihrige, mußte natürlich vom innigſten Mitleid mit den Armen und Dürftigen erfüllt ſein. That es ihr jemals weh, keinen Reichthum zu beſitzen, ſo war es, wenn es ſich darum handelte Nothleidende zu unterſtützen. Jedoch ſchlug ſie nie eine derartige Bitte ab. Sie gab; freilich nur das Minimum, aber mit ſo vielen Verſicherungen von Theilnahme und herzlichem Bedauern und in ſolchen Ausdrücken großmüthigen Wohlwollens, daß es den Leuten ſchien, ſie hätten ſehr viel erhalten. Um keinen Preis hätte Frau von Derthal irgend Jemand mißvergnügt gemacht und unzufrieden entlaſſen. Wer von ihr ging, dachte, je nach den verſchiedenen Beziehungen, in denen er zu ihr ſtand: Wie iſt ſie gut!

— Wie iſt ſie klug! — Wie iſt ſie angenehm! — Ja ſogar: Wie iſt ſie ſchön und wie bezaubernd würde ſie ſein, wenn ſie ſich die Mühe nähme, gefallen zu wollen! — Die ganz außerordentliche Mühe, die ſie darauf verwendete, den Menſchen zu gefallen, war ihr ſo vollkommen zur anderen Natur geworden, daß Niemand es gewahrte.

Angenehm, wie ſich ſelbſt, wußte ſie auch ihr Haus zu machen. Die Beſitzungen der reichsfreien Familie Derthal in der Wetterau und im Rheingau waren ehedem ſehr groß geweſen; aber der Großvater des letztverſtorbenen hatte, als Geſandter von Chur-Mainz in Paris, das Vermögen außerordentlich zerrüttet. Er lebte nicht bloß in übermäßiger Verſchwendung, ſondern hielt es auch unter ſeiner Würde, ein wachſames Auge auf ſeine Verwalter, Beamte und Geſchäftsleute zu werfen. Sie wurden reich und er arm, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Wäre nicht die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, die einen zwanzigjährigen Krieg und den Umſturz aller Verhältniſſe in Deutſchland hervorrief: ſo hätte ſich das Vermögen, trotz der augenblicklichen Zerrüttung, ſchon ordnen laſſen. Aber zum Unglück hatten die drei Söhne des alten Derthal die Neigung ihres Vaters zur Verſchwendung und ſeinen Mangel an adminiſtrativem Talent geerbt. Als nach ſeinem Tode der Concurs ausbrach, bekümmerten ſie ſich nicht im Mindeſten um die Rettung des Vermögens. Sie hielten das für Sache der Advocaten, übertrugen ſie dieſen Herren und verließen ihre Heimath, als Napoleon den ſogenannten Rheinbund ſtiftete, durch den die Fürſten des weſtlichen Deutſchlands in eine niederträchtige Vaſallenſchaft zu Frankreich traten. Das vertrugen die Derthal nicht. Sie hatten immer zu Kaiſer und Reich gehalten, und gab es auch keinen deutſch-römiſchen Kaiſer mehr, ſo gab es doch noch immer einen Kaiſer, der die Krone dieſes tauſendjährigen Reiches getragen hatte. Sie gingen in öſterreichiſchen Kriegsdienſt und die beiden jüngeren Brüder verloren ihr Leben als heldenmüthige Krieger. Der älteſte Bruder allein war vermählt, wurde General, nahm ſeinen Abſchied, nachdem die Ruhe in Europa wieder hergeſtellt war, und kam in die Heimath zurück. Da fand er denn als einzigen Ueberreſt des großen Vermögens und der herrlichen Beſitzungen ein kleines Gut, den Derthaler Hof, im Rheingau, der ihm auch in den beſten Weinjahren keine ſehr glänzenden Einkünfte brachte. Aber er war damit zufrieden! Er war kränklich durch ſchwere Wunden, müde durch die tumultuariſchen zwanzig letzten Jahre und froh der Ruhe unter dem Dache ſeiner Väter und auf dem heimiſchen Boden. Er hatte eine liebe Frau und zwei gute Kinder, die ſämmtlich, ganz entgegen den alten Derthal'ſchen Traditionen, eine einfache Exiſtenz liebten, gar keine Anſprüche an Weltfreuden und Glanz des Lebens machten und ſich bereitwillig zu jeder Einſchränkung zeigten, ſobald der geringere Ertrag des Gutes eine ſolche erforderte. Durch ſeinen Sohn Erwin wurde er der Schwiegervater der gegenwärtigen Frau von Derthal, welche bei ihrer Ehe den Platz im Hauſe einnahm, den der Tod der guten Mutter leer gelaſſen hatte. Der General erlebte noch die Freude, Großpapa zu werden; dann ſtarb auch er, tiefbetrauert von den Seinen, natürlich auch von ſeiner Schwiegertochter, obzwar ſie im Herzen höchſt gefaßt war.

Der Derthaler Hof lag in der lieblichſten Gegend des Rheingaues, unfern vom Johannisberg, von dem Wallfahrtsorte Marienthal und von der Stätte, wo die Reliquien der großen Heiligen des Rheingaues, St. Hildegard, aufbewahrt werden. Das Schloß war weder im romantiſchen Style des Mittelalters, noch im großartigen der Renaiſſance, noch im modernen der italieniſchen Villa. Es war aber auch zu Frau von Derthals inniger Freude durchaus kein gewöhnliches Haus. Es mochte vor etwa zweihundert Jahren gebaut ſein, wie die ſpitzen, ſtufenmäßig ſich erhebenden Giebel und die Thürmchen, die an den vier Ecken des hohen Daches überflüſſig wie Schwalbenneſter ſchwebten, es andeuteten. Sie nannte es nie anders als das Schlößchen, und ſo behielt es dieſen Namen. Es nahm ſich in ſeiner Alterthümlichkeit recht wohnlich und traulich aus, nur hatte es ein etwas verfallenes Anſehen, als ob es wohl einer gründlichen Reparatur bedürfe.

Dieſe aber unterblieb, weil ſie nicht ohne beträchtliche Koſten zu machen war. Auch die Einrichtung des Hauſes war alt und einfach, höchſt unmodiſch, aber bequem und äußerſt wohl erhalten; darauf verſtand ſich Frau von Derthal. Ein herrlicher Flügel, den ſie zur Ausbildung des großen muſikaliſchen Talentes ihrer Töchter als unerläßlich erkannte, nahm ſich in ſeinem Kaſten von Jaccaranda ganz fremd zwiſchen dem übrigen Mobiliar von Nußbaumholz aus. Es war nur ein Diener im Hauſe und er trug außer der Livree auch die Jacke des Gartenarbeiters, deſſen Obliegenheiten er zu erfüllen hatte, zu ſeinem größten Heile, ſagte Frau von Derthal; nur dadurch ſei er vor Müſſiggang zu bewahren und ſie wolle um keinen Preis die Verantwortung für eine müſſige männliche Dienerſchaft übernehmen. Es war alſo in keiner Weiſe Luxus und eleganter Comfort im Schlößchen vorherrſchend und doch waren Gäſte ſehr gern da, denn Frau von Derthal war die liebenswürdigſte Hausfrau, ganz Verbindlichkeit, ganz Aufmerkſamkeit, aber in guter Manier, ihren Gäſten freie Bewegung geſtattend und ſich gerade nur dann mit ihnen beſchäftigend, wenn es ihnen genehm war. Das zärtliche Verhältniß zwiſchen Mutter und Töchtern gab ihrer Häuslichkeit einen ſo wohlthuenden Charakter, ein ſo warmes Leben, daß es nicht möglich war vom Schlößchen zu ſcheiden, ohne den angenehmſten Eindruck mitzunehmen.

Die älteſten Töchter, Doralice und die Zwillinge Suſanna und Blanca, waren nunmehr erwachſen und eine immer ſchöner als die andere, überdies voll Talent und voll guter und glücklicher Anlagen des Gemüthes, fröhlich wie gute Kinder zu ſein pflegen, gar nicht verwöhnt, nirgends lieber als in ihrem Schlößchen alle beiſammen und um die Mutter herum. Ohne die Mutter ging nichts, wie es gehen ſollte; mit ihr Alles vortrefflich! Sie mußte den Geſang ihrer Töchter auf dem Flügel begleiten; ſie mußte ihnen vorleſen bei ihren tauſenderlei Handarbeiten; die Farben, die ſie liebte, wurden zum Anzuge gewählt; die Blumen, die ſie vorzog, wurden beſonders gepflegt; ihr eine Mühe abzunehmen war der Gegenſtand allgemeinen freudigſten Wetteifers; ein lobendes Wörtchen, eine zärtliche Liebkoſung der ſüßeſte Lohn. Mit einem Worte: es war das beſte Material vorhanden, um aus ihnen etwas ſehr Gutes und Vortreffliches zu machen. Aber ein lettiſches Sprichwort ſagt: Lauter gute Mädchen — woher all die böſen Weiber? — Ja, meine Damen! woher die? — —

Frau von Derthal hatte ihren Plan für die Zukunft entworfen. So wie Doralice achtzehn Jahre alt war, ſollte ſie in der Welt erſcheinen und eine glänzende Heirath machen. Aber ach! ehe Doralice dies Alter erreichte, bekam ſie ein heftiges Nervenfieber, das ſie an den Rand des Grabes brachte, und als ſie nach Monaten langſam genas, war ihre Bruſt ſo angegriffen, daß der Arzt den Rath gab, einen Winter im Süden zuzubringen. Im erſten Anfang des Bruſtleidens ſei dies oftmals eine Radicalcur. Frau von Derthal zauderte keinen Augenblick. Sie vertraute das Schlößchen und ihre beiden jüngſten Töchter ihrer vortrefflichen Schwägerin, dem Fräulein Crescenze von Derthal an, die immer bei ihr im Schlößchen lebte, und reiſte mit Doralice und den Zwillingen nach Nizza. Ihr dortiger Aufenthalt wurde vom glücklichſten Erfolge gekrönt: Doralice erholte ſich und Suſanna vermählte ſich mit Lord Henry Enisdale. Beiderſeitige glühende Leidenſchaft ſchloß dieſe Verbindung, die übrigens ſo glänzend war, wie Frau von Derthal es nur wünſchen konnte. Lord Henry beſaß ſchon jetzt ein großes Vermögen und hatte ein noch viel größeres nach dem Tode ſeines kränklichen Vaters, den er nach Nizza begleitet hatte, zu erwarten. Er war überdies ſehr gut erzogen und von ernſtem zuverläſſigem Charakter, ſo daß Frau von Derthal mit großer Zuverſicht ihre Suſanna als Lady Henry Enisdale in Nizza zurückließ, wo der alte Lord eine wunderſchöne Campagne bis in den Sommer hinein bewohnen wollte. Er und ſein Sohn waren feſte Hochkirchler. Die Trauung wurde nach anglicaniſchem Ritus vollzogen. Daß Suſanna katholiſch ſei, kam nur ſo weit in Betracht, als es das Allereinzigſte war, was Lord Henry nicht anbetungswürdig an ihr fand.

Im Mai kam Frau von Derthal triumphirend zurück wie ein ſiegreicher Feldherr. Allerdings hatten die Reiſekoſten das Budget überſtiegen; allein dafür war auch die eine Tochter geneſen und die andere vermählt. Ja, als der Arzt es nöthig fand, daß Doralice zu ihrer völligen Herſtellung eine Cur in Ems brauche, ging ſie willig darauf ein; denn ſie wußte, daß ein junger wallachiſcher Bojar, der ebenfalls den Winter in Nizza zugebracht hatte, in Ems ſein werde. Er ſchien ſich ſehr für Blanca zu intereſſiren; nur war er ſo außerordentlich leidend, daß er einen entſcheidenden Schritt entweder nicht wagte oder nicht wollte. Vielleicht verhalf ihm Ems zur Geneſung und zum Entſchluß! — Frau von Derthal ging mit Doralice und Blanca nach Ems. Mit unſäglicher Freude bemerkte ſie, daß Fürſt Spiridion Zoula — denn alle reichen Ruſſen, Polen, Wallachen heißen im Auslande Fürſt — einer etwas beſſeren Geſundheit ſich erfreute und wirklich der ſchönen Blanca alles Ernſtes ſeine Huldigung darbrachte. Blanca hatte nicht umſonſt einen Winter in der großen Welt und der eleganten Geſellſchaft zugebracht; war nicht umſonſt Zeugin des Liebesglückes ihrer Schweſter geweſen. Das Schlößchen und das einfache Landleben hatte ſeinen Reiz für ſie verloren. Sie war zum Bewußtſein ihrer ſtrahlenden Schönheit und der Bewunderung gekommen, welche ſie erregte, und obzwar ihr Fürſt Spiridions Huldigung beſſer gefiel als der junge Mann ſelbſt: ſo trug ſie doch kein Bedenken, ſeinen Antrag anzunehmen. Denn ſie wurde Fürſtin, ſie wurde königlich reich, ſie wurde mit Diamanten überſchüttet wie eine Sultanin aus Tauſend und Einer Nacht, und ſie kam nach Paris, dem Eldorado ihrer vom Goldſchaum der Welteitelkeit bethörten Phantaſie. Dort war Fürſt Spiridion erzogen, d. h. dort hatte er drei bis vier Sprachen ſprechen, Bouillotte und Rouge et Noir ſpielen, und ſein Vermögen und ſeine Geſundheit verſchwenden gelernt. Seine Verhältniſſe, ſeine Perſönlichkeit, ſeine große Jugend — er war erſt dreiundzwanzig Jahre alt und ſchon ſeit zehn Jahren elternlos — waren freilich nicht ſo beruhigend für ein ſorgendes Mutterherz, als Frau von Derthal es gewünſcht hätte; aber durfte ſie aus übergroßer Aengſtlichkeit ihre Tochter einer ſo glänzenden Stellung in der Welt berauben? konnte dieſe Ehe mit dem leidenden, kränklichen jungen Gemahl nicht vielmehr Blanca's Gemüth ſehr ſchön entwickeln? und bedurfte gerade dieſe Tochter nicht am meiſten ſolcher Entwickelung? Ueberdas hatte ſich Blanca bereits mit großer Beſtimmtheit ausgeſprochen. Genug! nachdem Deralice und Fürſt Spiridion ihre Cur in Ems abgemacht hatten, fand ſeine Trauung mit Blanca in der griechiſchen Kapelle zu Wiesbaden ſtatt, und das junge Ehepaar reiſte nach Paris. Abermals war nicht die Rede davon geweſen, daß Blanca katholiſch ſei. Wozu auch? durch Liebe, nicht durch den Glauben, ſollte ſie ja ihre Beſtimmung erfüllen: gut bleiben, glücklich werden und glücklich machen.

Den nächſten Winter verlebte Frau von Derthal ſtill und ruhig im Schlößchen. Sie hatte ſich ja ein ganzes Jahr nicht um ihre beiden jüngſten Töchter bekümmern können! das mußte ſie nachholen! die Kinder durften nicht verabſäumt werden. Sie hatte in Ems eine Engländerin kennen gelernt, die in Folge peinlicher Verhältniſſe in ihrer Familie, die Heimath verlaſſen und ſich eine ſelbſtſtändige Exiſtenz ſchaffen mußte. Da ſie eine ſehr gebildete, unterrichtete und wohlerzogene Perſon war, ſo nahm Frau von Derthal ſie auf ein Paar Jahre als Erzieherin und freute ſich ſehr, ihre gutkatholiſche Geſinnung an den Tag zu legen, indem ſie einer Convertitin, die um des Glaubens willen von ihrer Familie verſtoßen war, gaſtfrei und liebreich ihr Haus öffnete. Ihr ſehnlichſter Wunſch wäre es geweſen, den Winter mit ihren Töchtern in einer großen Stadt zuzubringen und Doralice in die Welt zu führen; aber, aber! die Caſſe war erſchöpft und Frau von Derthal war viel zu ordnungsliebend und pünktlich, um ſich durch Schulden in pecuniäre Verlegenheiten zu bringen.

Niemand war froher über den ſtillen Winter als Doralice. Ihre lange Krankheit, ihr längeres Kränkeln, ihre Todesgefahr im erblühenden Lebensfrühling, hatten ihr eine ſinnige, faſt ernſte Richtung gegeben.

An den Freuden des Weltlebens durfte ſie bisher nicht Theil nehmen, und da ſie ſich zu ſchwach fühlte, um das geſellige Treiben mitzumachen, ſo wurde ihr dieſe Entbehrung nicht ſchwer. Sie liebte die ſchöne Natur, ſchöne Bücher, Muſik und Dichtkunſt, ein gewiſſes inneres poetiſches Leben, und empfand nicht das geringſte Verlangen, aus ihrer idealen Welt in die wirkliche einzutreten. So freute ſie ſich denn auch über das Glück ihrer Schweſtern, aber ohne den Wunſch, ein ähnliches zu genießen. Alſo das iſt nun Glück? dachte ſie bei ſich ſelbſt. Aber was iſt der Kern dieſes Glückes? .... das iſt die Liebe. Aber was iſt die Liebe? ... der Dichter ſagt's: „Zwei Seelen — ein Gedanke! Zwei Herzen und ein Schlag!“ — Blanca und Spiridion .... zwei Herzen und ein Schlag? das kommt mir nicht ſo vor; und wenn in einer Ehe nicht Liebe iſt, woher findet ſich dann das Glück ein? —

Frau von Derthal überlegte während des Winters, was ſie mit Doralice zu beginnen habe, deren Geſundheit jetzt vollkommen hergeſtellt war und deren Schönheit ſich mit wunderbarer Anmuth entfaltete. Frau von Derthal begann etwas leidend zu werden, nur nervenleidend, aber doch genug, um den Arzt auf ſein Gewiſſen zu fragen, ob es nicht ihre Pflicht ſei, ſich für ihre Kinder zu erhalten, was er natürlich von ganzem Herzen bejahen mußte; und um die zweite Frage zu ſtellen: ob nicht Ems ihr zuträglich ſein könne. Er entgegnete, ein Seebad ſei ungleich ſtärkender; das war es gerade, was Frau von Derthal zu hören wünſchte! ſie ging mit Doralice nach Oſtende. Dort erklärte ſie, der Gebrauch der Bäder ſei viel zu angreifend für ſie und ſie werde ſich mit dem Einathmen der köſtlich friſchen Seeluft begnügen. So war ſie ganz frei und unbehindert in all' ihren Bewegungen. Sie fand in Oſtende eine Menge von Bekannten und eine ſehr gute und gewählte Geſellſchaft. Das war immer eine Hauptſache für ſie. Nicht um die Welt wäre ſie mit ihren Töchtern nach Badeorten wie Homburg und Wiesbaden gegangen, wo eine unbekannte und bedenklich gemiſchte Geſellſchaft das Uebergewicht hat. Sie lernte in Oſtende den Grafen Ghioray, einen Ungar, kennen. Da ihre Schwiegermutter eine Ghioray geweſen, ſo behandelte ſie den Grafen als einen Verwandten, obſchon er es nicht war. Er hatte den traurigen ungariſchen Krieg mitgemacht, aber ſich in Folge ſchwerer Verwundung früh zurückgezogen und ſeinen Frieden mit dem großmüthigen Kaiſer geſchloſſen. Er war Wittwer, kinderlos, ſehr reich, ſehr ſchön und etwa ſechsunddreißig Jahre alt. Frau von Derthal wußte alsbald, weshalb ſie nach Oſtende gekommen ſei: Graf Ghioray war der Mann für Doralice. Sie erfuhr durch Andere, daß ſeine Familie ſehnlichſt ſeine Verehelichung wünſche, weil er der letzte der calviniſchen Ghioray's ſei und weil ſein ganzes Vermögen für den Fall, daß er unbeerbt ſtürbe, an den katholiſchen Zweig überginge. Es hieß ſogar, er habe ſeiner Mutter verſprochen, mit dieſer Reiſe nach Oſtende eine Brautſchau zu verbinden — und was die Welt nicht Alles erzählt! Diesmal aber hatte ſie recht. Graf Ghioray wollte eine zweite Ehe ſchließen; nur konnte er mit ſeinem etwas abgematteten Herzen nicht recht zur Entſcheidung kommen, bis er Doralice kennen lernte. Sie war von ſo eigenthümlicher, intereſſanter Schönheit, wie man ſie ſelten trifft, dabei von ſolcher Herzensfriſche, daß ſein verwelktes Herz wieder Leben fand. Frau von Derthal kehrte mit einer Braut von Oſtende in's Schlößchen zurück; ob mit einer glücklichen Braut? — — ſie bezweifelte es durchaus nicht! Wie fügte es ſich ſo ſchön, daß Doralice mit ihrem ernſten Sinn und ihrem ſchwärmeriſchen Gemüth einem Manne zugeführt wurde, der über die erſte Jugend hinweg war! Seine Erfahrung kam ihrer Schwärmerei zu Hülfe und ihre ernſte Richtung füllte den Unterſchied des Alters aus. Doralice war zwanzig Jahre alt. Sie fragte ſich, wie bei Blanca und Spiridion: Zwei Herzen und ein Schlag? — und ſetzte hinzu: Das wird ſich wohl finden und ich kann auf jeden Fall recht viel Ehrfurcht und Vertrauen zu ihm haben, was bei einem ganz jungen Manne ſehr ſchwer iſt.

Diesmal wurde die Vermählung im Schlößchen begangen und der katholiſche Pfarrer vollzog die Trauung. Graf Ghioray war ganz damit einverſtanden, ſo wie auch damit, ſeine zu hoffende Nachkommenſchaft im katholiſchen Glauben zu erziehen, was ja die Bedingung iſt, unter welcher allein eine gemiſchte Ehe von einem katholiſchen Prieſter eingeſegnet werden darf. Doralice ging mit ihrem Manne nach Ungarn.

Seitdem waren ſechs Jahre verfloſſen und hatten Ereigniſſe und Schickſale mitgebracht, die nichts weniger als Erfüllungen glänzender Hoffnung waren. Aber Celeſtine Derthal war jetzt achtzehn Jahre alt, Roderich von Friedingen bewarb ſich um ſie und Frau von Derthal ſagte wiederum auf's allerinnigſte: Wir glauben ja Alle an einen Gott.

„Zu welcher Confeſſion gehören Sie?“ ſetzte ſie hinzu.

„Wir ſind lutheriſch,“ ſagte Roderich. „Bei uns zu Land kennt man nichts Anderes.“

„Wie ſchön iſt eine ſolche Einigkeit!“ rief Frau von Derthal. „Aber, nicht wahr, die Einigkeit in der Verſchiedenheit der Confeſſionen, wie ſie in meiner Familie ſtattfindet, iſt doch noch ſchöner.“

Sie hatte die Gewohnheit, ihre Reden ſehr viel um ein „Nicht wahr?“ herum zu drehen; das erſchwerte jeden Widerſpruch. Roderich entgegnete:

„Das kann wohl ſein! ich habe nie darüber nachgedacht.“

Man befand ſich in Ems. Frau von Derthal fand es nöthig, dort im Sommer 1858 eine Brunnencur zu brauchen, welche ſich auf einen Becher, den ſie täglich ad libitum trank, beſchränkte. Celeſtine begleitete ſie. Roderich von Friedingen war ein blutjunger Lieutenant, der aus ſeiner Garniſon Coblenz häufig nach dem nahen Ems ging und ſich dort vortrefflich unterhielt; doch am allervortrefflichſten, ſeitdem er Celeſtine kennen gelernt hatte. Frau von Derthal zog ſchleunigſt die allergenaueſten Nachrichten über ihn ein. Sie waren gut; doch vor der Hand nichts weniger als glänzend. Roderich war ein jüngerer Sohn. Aber ſein älteſter Bruder, der das Majorat in Holſtein beſaß, war ſehr kränklich und unverheirathet. Beſſere Ausſichten fehlten alſo nicht ganz. Ueberdas war Celeſtine bei Weitem nicht ſo ſchön geworden, wie ihre Schweſtern, konnte nur eben für ein hübſches Mädchen gelten — und da die heranwachſende Eulalie wunderſchön zu werden verſprach, ſo zitterte Frau von Derthal bei dem Gedanken, jene durch dieſe in einen ſo tiefen Schatten gerückt zu ſehen, daß kein Strahl eines Blickes und einer Neigung auf ſie fallen möge. Obzwar ſie mit heimlichem Bedauern ſich eingeſtand, dies ſei eine recht geringe Partie für eine Derthal: ſo tröſtete ſie ſich doch wieder damit, den Eroberungsfeldzug nach Ems nicht umſonſt gemacht zu haben. Roderich hatte überdas den Ruf eines ſehr braven, ſittlichen jungen Mannes, war von ſehr guter Familie, konnte möglicherweiſe General werden und Majoratsherr und hatte eine lebhafte Neigung für

Celeſtine, welche dieſe erwiderte nach der Art der jungen Mädchen, die — wenn ſie keine großen Anſprüche machen — ſich ſehr geſchmeichelt fühlen durch die erſte Bewerbung, vorausgeſetzt, daß der Bewerber ihnen nicht geradezu mißfalle. Die Liebe gewährt reichen Erſatz für das, was den äußeren Verhältniſſen an Glanz abgeht, ſprach Frau von Derthal beruhigend zu ſich ſelbſt; Celeſtine hat vielleicht das glücklichſte Loos gezogen. Indeſſen . . . . — —

„Herr von Friedingen," hub ſie an, „wie ſehr wünſche ich Ihren Herrn Bruder, das Haupt Ihrer Familie, kennen zu lernen, um von ihm zu hören, daß er mit Ihrer Wahl einverſtanden iſt, da Celeſtine, wie Sie wiſſen, kein Vermögen hat. Heutzutage aber werden die Ausſichten auf Glück nach dem Geldſack abgewogen und das liebenswürdigſte Mädchen iſt oftmals unwillkommen in einer Familie, weil es nicht reich iſt."

„So denkt mein Bruder nicht, gnädige Frau!" rief Roderich. „Er ſelbſt war mit einem ganz unbemittelten Mädchen verlobt. Ueberdas iſt es nicht ſeine Sache, ſondern die meine, für meine Frau zu ſorgen."

Frau von Derthal war im Stillen nicht ſo ganz dieſer Anſicht. Allein ſie fragte ablenkend:

„Wodurch wurde die Verbindung Ihres Herrn Bruders geſtört?"

„Seine Braut ſtarb kurz vor der Hochzeit an einer Bruſtentzündung. Binnen drei Tagen war ſie todt und todt. Jammerſchade, auf Ehre! um das allerliebſte Mädchen!“

„Und Ihr Herr Bruder iſt untröſtlich? ach, welche Tiefe des Gemüthes!“ ſagte Frau von Derthal mit innigſter Theilnahme.

„Ja, er hat ein gutes, tiefes Gemüth, der Conrad!“ entgegnete Roderich; „und obzwar er mein Bruder iſt, muß ich ſagen, er iſt perfect.“

„O, erzählen Sie von ihm!“ rief Frau von Derthal. „Nicht wahr, Sie begreifen, daß Alles, was mit Ihnen zuſammenhängt, für Celeſtine und mich intereſſant iſt.“

„Extraordinäres gibt es nicht von Conrad zu erzählen, gnädige Frau. Er lebt zu Hauſe ganz ſtill und ruhig ſchon ſeit ſieben Jahren. Er hatte kaum ſeine Studien vollendet, als er die Univerſität verlaſſen mußte, denn unſer armer Vater wurde vom Schlage in ſo trauriger Weiſe getroffen, daß er freilich noch ein Paar Jahre am Leben, aber gelähmt an Leib und Geiſt blieb. Conrad mußte alle Geſchäfte übernehmen, welche die Verwaltung einer großen Beſitzung mit ſich bringt. Das war gar nicht ſeine Liebhaberei und er verſtand es auch nicht, denn er hatte mit großem Eifer ſtudirt, um im Staatsdienſt eine Carriere zu machen. Doch mit eiſernem Fleiß arbeitete er ſich in die neuen Geſchäfte hinein, pflegte unſeren armen Vater, tröſtete und erheiterte unſere Mutter, die ſich in Sorge und Kummer aufrieb, und ſorgte dafür, daß ich vom Gymnaſium hinwegkäme, wo ich ebenſo verzweiflungsvoll als erfolglos hinter der lateiniſchen Grammatik ſaß. Ich konnte mich nicht ſo überwinden, wie Conrad. Mir war Alles ein Gräuel, was Büchergelehrſamkeit war. Lernen wollt' ich ſchon; aber das nur, was ſich auf den Soldatenſtand bezog. Der holſteiniſch-däniſche Krieg hatte mir eine Leidenſchaft dafür beigebracht, obgleich ich bei deſſen Ausbruch kaum vierzehn Jahre alt war. Schon damals wollt' ich mitgehen und entwiſchte heimlich. Der Vater ſetzte mir nach, holte mich ein und ich wurde fortan bewacht wie ein Kriegsgefangener; dann auf's Gymnaſium gebracht, von wo mein guter Conrad mich rettete und mir zum Eintritt in die preußiſche Armee verhalf. Als das Trauerjahr um unſeren armen Vater vorüber war, verlobte ſich Conrad. Die Braut ſtarb, wie ich vorhin ſagte. Er grämte ſich ſehr. Mehr noch unſere gute Mutter, die von je her kränklich war und jetzt in ein zehrendes Leiden verfiel. Conrad pflegte ſie mit bewundernswerther Geduld und Ausdauer faſt zwei Jahre; dann folgte ſie dem Vater. Aber der beſtändige Umgang mit Kranken und Sterbenden, — all' die Todesfälle, Schlag auf Schlag — Sorge, Gram und Trauer — das Alles hat ſchlimm auf Conrads Geſundheit gewirkt. Er kränkelte ſehr. Bruſt und Nerven ſollen angegriffen ſein. Man hat ihm eine Traubencur gerathen. Im Herbſt kommt er an den Rhein, um ſie zu brauchen. Sie können ſich vorſtellen, wie ſehr ich mich freue."

„Wie alt iſt Ihr Herr Bruder?" fragte Frau von Derthal.

„Ach, erſt neunundzwanzig Jahre! Wär' er doch dreißig! dann ſoll ja ein Bruſtleiden nicht mehr ſo gefährlich ſein."

Der gute Roderich war ſo bewegt von herzlicher Liebe zu ſeinem Bruder, daß er gänzlich vergaß „auf Ehre" zu ſagen. Frau von Derthal ſuchte ihn auf's Beſte zu tröſten und verſicherte, daß ſie außerordentlich glücklich ſei, durch Roderich in nähere Beziehung zu dieſem vortrefflichen und liebenswürdigen Conrad zu kommen. Daß dieſer bereitwillig ſeines Bruders Apanage erhöhen werde, bezweifelte ſie keinen Augenblick nach Allem, was ſie eben vernommen hatte. Und das genügte vor der Hand.

„Er muß nach Rüdesheim gehen," ſagte ſie. „Dort brauchen Viele die Traubencur und dort iſt er uns ſo nahe, daß ein halbes Stündchen, ganz langſam gegangen, ihn zu uns führt. Und bei uns iſt er dann natürlich wie zu Hauſe."

* * *

Zwiſchen Himmel und Erde.

Die Juliſonne lag glühend und brütend über dem Rheingau und kochte den edeln Wein aus. Die Hitze in den Weinbergen war unerträglich. Wer auf dem Rhein dahinfährt und im hohen Sommer dieſe ſchattenloſen Rebgelände ſieht, welche die Abhänge der Hügel auf beiden Ufern bedecken, findet die Gegend trotz ihrer Berühmtheit und trotz ihrer maleriſchen Ruinen einförmig und reizlos. Ihre eigentliche Schönheit iſt vom Strom aus unſichtbar. Auf dem entgegengeſetzten Abhang dieſer Rebenhügel — da liegt ſie! Da ſteigt und neigt ſich der grüne rauſchende Wald über die Berge; da öffnen ſich kühle dunkle Felſenſchluchten und führen tief ins Land hinein zu einſamen Dörfern und Weilern; da weiten ſich friſche Wieſenthäler aus und über dem duftenden Heu gaukeln Tauſende von Schmetterlingen; da murmelt der Bach vor ſich hin, indem er über die Steine ſpringt, und dreht nothgedrungen die Mühle und ruht aus, langſam weiterfließend, als ob er ſich beſinnen thäte, in's Dorf hinein zu gehen, wo er ſich zu einem Teich umgeſtaltet, wo es aus und vorbei iſt mit ſeiner Geſchwätzigkeit und wo geſchwätzige Wäſcherinnen ſeinen Rand umſtehen. Da iſt Wechſel und Mannigfaltigkeit, Sonne und Schatten, Friſche und Wärme, Bewegung und Stille in der Landſchaft, und in ihren großen Rahmen treten dann auch die Weinberge hinein und die Haine von Obſtbäumen, welche ſich mit ihrer Pracht der Blüthen oder Früchte aus den gartenmäßig bebauten Feldern erheben und den angenehmen Eindruck eines kräftigen, geſegneten Erdbodens erhöhen. Der Character der Landſchaft iſt idylliſch romantiſch, mehr zum Gemüth als zur Phantaſie ſprechend, nicht großartig, nicht majeſtätiſch.

Das fand auch ein junger Mann, der ſeit einigen Tagen im Rheingau umherſtreifte, ganz allein, nach Luſt und Laune, kaum ſein Reiſehandbuch zu Rathe ziehend. Ob dieſer oder jener Punkt der beſuchtere ſei, ob dieſer oder jener Ort eine altrömiſche Niederlaſſung ſei, war ihm höchſt gleichgiltig. Er wollte nur liebliche Naturbilder ſehen, und ihnen durch Suchen und Finden einen lebendigen Reiz geben. Er kam vom Niederwald herunter, gen Rüdesheim; aber er ging irr und ging weiter und weiter, bis er ſich plötzlich in einer kleinen wilden Schlucht befand. War ſie das ausgetrocknete Bett eines Baches — war ſie ein verlaſſener Waldweg — gleichviel! ſie bot mit ihrer grünen Kühle einen erfriſchenden Ruhepunkt gegen die Glut der Nachmittagsſonne. Der Boden der kleinen Schlucht war mit Moos bedeckt und ihre beiden Abhänge dicht bewachſen mit Haſelſtauden und Brombeer-, Schlehdorn-, Geisblatt und wildem Roſengeſträuch. Am Fuß der Gebüſche ſproßte in Menge die violette Campanula und die dunkelrothe Feldnelke aus dem grünen Graſe hervor und die Convolvel warf ihre feinen Ranken mit den zarten blaßrothen Blumen von einem Strauche zum anderen. Der Wanderer ſetzte ſich unter einer Haſelſtaude nieder, die eine kleine natürliche Laube bildete, nahm ſeinen Strohhut ab, blickte um ſich und that einen tiefen Athemzug, um die balſamiſche Luft einzuziehen, welche die blüthenreiche Schlucht erfüllte. Die Grillen zirpten, die Käfer ſummten, die Heuſchrecken ſchwirrten; kein Laut ſonſt weit und breit. Der Wanderer ſchloß die Augen und verſenkte ſich mit allen ruhenden Geiſteskräften in dies Stillleben der Natur. Einige Minuten hatte er in dieſem halbträumenden und doch nicht bewußtloſen Zuſtande verbracht, da ſchaute er um ſich, ob ſich in der Schlucht nicht die Spur eines Pfades zeige. Umſonſt! als er aber die Augen aufſchlug, ſah er in einiger Entfernung einen ſchmalen Steg, der über die Schlucht geſchlagen war. Alſo da oben geht ein Fußpfad, dachte er, wenn der Steg gangbar iſt! — Da trat aus den Gebüſchen, welche den oberen Rand der Schlucht einfaßten, eine Frauengeſtalt, ging mit leichtem, feſten Schritt über den Steg und verſchwand auf der anderen Seite wieder im Gebüſche. Ehe ſie aber den Steg verließ, blieb ſie einen Augenblick ſtehen, pflückte eine Convolvelranke, die haltlos von einem Strauch herabhing und ſchlang ſie um ihren runden braunen Strohhut. Dieſer kleine Halt dauerte gerade lange genug, um den Wanderer zu überzeugen, daß dieſe Erſcheinung kein Traumbild ſei. Sonderbar! dachte er; um mich auf den rechten Weg zu bringen, ſchwebt ſie da zwiſchen Himmel und Erde an mir vorüber. Indem lief eine große däniſche Dogge, eilfertig ihrer Herrin folgend, über den Steg. Wie das hübſch iſt — dies Waldfräulein, begleitet und beſchützt von dem treuen Hunde! man denkt unwillkürlich an eine Romanze von Uhland, ſprach der Wanderer bei ſich ſelbſt und erhob ſich von ſeinem Moosſitze. Statt der Schlucht in ihren Windungen zu folgen, beſchloß er, auf kürzeſtem Wege dem Waldfräulein zu folgen, das ihn ja zu bewohnten Stätten führen mußte — und er kletterte an der einen Wand der Schlucht aufwärts durch das dichte Strauchwerk. Oben angelangt ging er dem Punkte zu, wo der Steg gelegt war und fand dort einen ſchmalen, wenig betretenen und kaum erkennbaren Fußpfad, der durch einen jungen Buchenwald lief.

In welcher Einſiedelei lebt denn das Waldfräulein? fragte er ſich ganz erwartungsvoll und ſchritt vorwärts. Plötzlich öffnete ſich der Wald und ein liebliches Bild entfaltete ſich vor ihm. Er ſtand auf einer mäßigen Anhöhe, ihm zu Füßen lag ein enges Wieſenthal, in deſſen Mitte ein zierliches gothiſches Kirchlein ſich erhob, und rings umher begrenzten Hügel mit reicher Bebaumung, die ſich in grünen Wellen von den Höhen hinabzog, jede Ausſicht. Tiefer Friede, unzerſtörbare Stille bildeten den Character des Gemäldes. Der Kirche gegenüber lehnte ſich ein Haus an die Hügelwand. Wenn das Waldfräulein dort wohnt, ſo hat es eine reizende, weltabgeſchloſſene Klauſe; dachte der Wanderer, ſtieg in's Thal hinab und ging der Kirche zu. Als er ſich der Thür näherte, ſah er plötzlich die Dogge, die ſeitwärts im Graſe ſich ausſtreckte und die nur ihren mächtigen Kopf aufhob und ihn klug anſah, aber ihn ſeines Weges gehen ließ, als ob ſie wiſſe, daß ſie hier Niemand zu melden habe. Die Thür war nur angelehnt; er trat in die Kirche. Sein erſter Blick fiel auf das Waldfräulein; ſie kniete ſtill vor einem Seitenaltar, die Convolvelranke hing um ihren Hut. Ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, denn es war von dem Hut beſchattet und ſie hatte den Kopf geſenkt. Aber ihre Stellung und Haltung trugen dermaßen das Gepräge tiefer Andacht, daß er ſich ganz tief davon berührt fühlte — ob wohl, ob weh — er wußte es nicht! Einige Landleute beteten auch noch in der Kirche. Dann ging Einer nach dem Anderen hinweg. Der Wanderer folgte einem alten Mann, der einen Thalweg zwiſchen den Hügeln einſchlug, und fragte ihn, was dieſe Kirche hier in der Einſamkeit zu bedeuten habe, da ſie ja augenſcheinlich ganz neu gebaut ſei. Er erfuhr, dies ſei Marienthal, ein alter, beliebter Wallfahrtsort des Rheingaues. Ueber ein halbes Jahrhundert ſei die Kirche eine Ruine geweſen, und deshalb habe man das alte Muttergottesbild in die Pfarrkirche von Geiſenheim flüchten müſſen; dennoch hätten die Leute immer einen Zug nach dieſer alten Gebetsſtätte behalten und jetzt, da die Kirche durch den Herrn Biſchof von Limburg, vermittelſt frommer Gaben, ſo ſchön aufgebaut und hergeſtellt ſei, werde der Beſuch ſehr zunehmen, denn die Mutter Gottes ſei die liebe Königin des Rheingaues. In dem Hauſe, der Kirche gegenüber, wohnten Geiſtliche, welche den Gottesdienſt und den Wallfahrerdienſt zu beſorgen hatten. Der Wanderer dankte für die Auskunft, fragte nach dem Wege, erfuhr, daß er hier durch's Thal gehend nach Johannisberg, über die Berge aber nach Rüdesheim und Geiſenheim gelange, und ging zur Kirche zurück. Doch die Dogge war verſchwunden und die Thür geſchloſſen. Es that ihm leid. Er hätte gern noch einmal die Betende geſehen, wie ſie abermals, jedoch geiſtiger Weiſe, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte.

Er ſchlug den Weg über die Berge ein, durch einen Hain von niederem Laubholz, das eine weite Ausſicht über reichbebaute Fluren bot, die allmälig zum Rhein ſich hinabſenkten und jenſeits deſſelben auf's Neue ſich ausbreiteten, ſtromaufwärts in die große Ebene um Mainz auslaufend, ſtromabwärts zu dem Höhenzug anſteigend, der bei Bingen die Rochuskapelle trägt. In breiten Windungen floß der ſchöne Strom majeſtätiſch dahin; bald entzog ihn eine Gruppe von Bäumen oder eine Senkung des Weges gänzlich dem Blicke; bald blitzte er mit glänzenden Funken und Streifen durch das Laub oder zwiſchen den Einſchnitten des hügeligen Bodens auf; bald lag er da, weit und frei, durch die untergehende Abendſonne in einen goldenen Spiegel verwandelt, bis er jenſeits Bingen in einer Krümmung zwiſchen dunkeln Felſen, die ſeine Ufer zuſammendrängen, dem Blicke entſchwindet und den Rheingau verläßt.

Der Wanderer hatte mehr auf die liebliche Landſchaft, als auf ſeinen Pfad geachtet; überdas ſehen ſich die zahlreichen Feld- und Fußwege zwiſchen den Weinbergen und durch die Fluren alle wie Brüder ähnlich. Er war müde, wünſchte Rüdesheim zu erreichen und ſchaute um ſich, ob nicht in der Nähe ein menſchliches Weſen ſei, das ihm Auskunft geben könne. Er entdeckte Niemand, aber ein kleines Häuschen, wahrſcheinlich eine Winzer- oder Gärtnerwohnung, lag unfern am Abhange eines Hügels. Er ging darauf zu. Es ſah trotz ſeiner Einfachheit ungemein freundlich und zierlich aus, mit ſeinem breiten, vorſpringenden Schindeldache, mit dem hölzernen Altan, der um einen Theil des oberen Stockwerkes herumlief, mit der Fülle von Schlingpflanzen, die zum Altan, ja über ihn hinweg kletterten. Rankende Roſen, wilder Wein, die Ariſtolochia mit ihrem breiten ſchirmenden Blatte, die große violette Glocke der Cobea, der zierliche Jasmin, Geisblatt, Capuzinerkreſſe, Epheu, das Alles wand und ſchlang ſich durcheinander und um das Erdgeſchoß des Häuschens herum. Das obere Stockwerk lag auf dem blumigen, duftenden Grün wie ein Neſt auf einem Blüthenbuſch. Die reizendſte Gärtnerwohnung, die ich je geſehen habe, ſagte der Wanderer zu ſich ſelbſt, indem er über das niedrige, kaum fußhohe Gemäuer hinwegſchritt, das, von einer Reihe von Weymouthskiefern verſteckt, den Pfad begrenzte. Er war nun augenſcheinlich im Bereiche eines Gartens. Vor dem Häuschen lag ein Raſenplatz, aus deſſen Mitte ein rundes Roſenbeet voll der ſchönſten Remontanten aufſtieg, das alle Schattirungen vom zarteſten Carmin bis zum dunkelſten Purpur verſchmolz. Neben dem Hauſe ſtand eine Gruppe von Catalpen und Akazien, die einen Röhrenbrunnen mit laufendem Waſſer und einige Gartenſtühle und Tiſche beſchatteten. Das Waſſer lief in einen gewöhnlichen ſteinernen Trog; aber der ganze Brunnen war wie verſchleiert von der graziöſen Pflanze Frauenhaar, die weich und voll in grünen Locken über den feuchten Rand herabhing. Kein Menſch ließ ſich blicken. Vielleicht iſt dies Häuschen nur ein unbewohnter Pavillon, in welchem man einige Morgen- und Abendſtunden zubringt; auf dem Altan muß eine ſchöne Ausſicht ſein, dachte der Wanderer und ging auf die Treppe zu, die neben der Hausthüre von Außen zum Altan hinaufführte. Kaum hatte er die untere Stufe betreten, ſo erſchien auf der oberſten die däniſche Dogge und ſchlug einen ſo tiefen, drohenden Ton an, daß es wie ein ferner Donner klang. Aber der Wanderer erkannte ſogleich das ſchöne Thier und dachte: Nun hat ſich das Waldfräulein, die betende Pilgerin, in eine Gärtnerin verwandelt! ſie wird mir Beſcheid geben. Und kühn betrat er die zweite Stufe. Jetzt ſchlug die Dogge ſo furchtbar, ſo erzürnt an, und trat ihm ſo entſchieden einen Schritt entgegen, daß er auf dem Punkte war zurückzugehen; doch zugleich rief eine weibliche Stimme:

„Ruhig, Cerberus!" und aus der Thüre des oberen Stockwerkes, die auf den Altan führte, trat die Herrin der Dogge, ging zur Treppe vor, legte ihre ſchmale, weiße Hand auf den Kopf des wachſamen Thieres und fragte mit einer unbeſchreiblich melodiſchen Stimme:

„Was wünſchen Sie, mein Herr?"

Der Wanderer nahm ſeinen Hut ab und ſagte mit dem Tone und dem Anſtande eines wohlerzogenen Mannes:

„Vergebung! ich hielt das liebliche Häuschen für unbewohnt und wollte auf dem Altan die Ausſicht bewundern und etwas ruhen."

„Das ſteht Ihnen frei," ſagte ſie und trat mit ihrem

Cerberus von der Treppe zurück. Bevor ſie ſich wendete, rief er haſtig:

„Und darf ich auch noch um eine Andeutung des Weges nach Rüdesheim bitten?“

„Gehen Sie den Kiesweg hinab, durch den Garten, am Schlößchen vorüber, ſo kommen Sie auf die Chauſſee, die rechts nach Rüdesheim und links nach Geiſenheim führt,“ antwortete die ſchöne Dame.

Sie grüßte leicht und verſchwand durch die Thüre, welche in das Haus führte. Quer vor derſelben legte Cerberus ſich nieder und ließ ruhig den Wanderer die Treppe hinaufſteigen und zur anderen Seite des Altans gehen, wo eine Bank ſtand, auf die er ſich ſetzte. Das iſt aber eine wunderbare Schönheit! ſprach er ganz froh zu ſich ſelbſt. Neben der verſchwindet die Landſchaft! Für mein Leben gern würde ich ſie noch ein Mal ſehen .... aber ſie iſt keine Gärtnerin, mit der ſich ein Geſpräch über die Cultur der Remontanten anknüpfen ließe! o nein! Gott weiß, wer ſie iſt! .... Wie ſchön ſie da ſtand, wieder zwiſchen Himmel und Erde, ein edler Paradiesvogel in ſeinem Blumenneſte! — Seine Blicke glitten höchſt zerſtreut über die Landſchaft fort, obzwar ſie im ſchönſten Farbenſchmelz der abendlichen Beleuchtung vor ihm lag. Er ſuchte auf dem Altan Entdeckungen zu machen; hinter ihm war ein geöffnetes Fenſter. Vorſichtig ſah er ſich um; es konnte ja Jemand im Zimmer ſein, vielleicht ſie ſelbſt! .... Welcher

Unſinn! Er ſtand auf und ging auf dem Altan hin und her. Da konnte er leicht in das offene Fenſter blicken. Es war augenſcheinlich ein Speiſezimmer: der runde Tiſch in der Mitte, das Büffet, die Stühle mit braunem Leder bezogen, weiter nichts! Es führten noch zwei Fenſter auf den Altan, allein ſie waren durch grüne Jalouſien geſchloſſen, vielleicht um die Sonnenſtrahlen auszuſperren. Dann hatte der Altan ein Ende und die Ausſicht beſchränkte ſich dort auf die Rebſtöcke, welche den ganzen Hügel bedeckten. Das Häuschen lag am Abhange deſſelben zwiſchen Weinberg und Garten. Da die Recognoscirung weiter nichts ergab, ſo hielt es der Wanderer für gerathen, ſich nach Verlauf einer Viertelſtunde zurückzuziehen. Als Cerberus ihn kommen ſah, hob das kluge Thier nur ſeinen Kopf auf; und als der Fremde nicht der Thüre, ſondern der Treppe zuging, ließ Cerberus ihn hinabſteigen, erhob ſich dann, reckte und ſtreckte ſich, und legte ſich auf ſeinem eigentlichen Wachpoſten als eine lebendige Barricade gerade da nieder, wo die Treppe auf den Altan mündete.

Der Wanderer ging den Kiesweg hinab, der rings um den Raſenplatz und dann in eine ſogenannte engliſche Gartenparthie ſich verlief, — eine höchſt wunderliche Benennung; denn die wirklichen engliſchen Gärten ſind die großartigſten von der Welt und dieſe nachgeahmten gehören zu den kleinlichſten. Ehe er dies Bosquet von Jaſmin, Cytiſus, Flieder und ähnlichen Geſträuchen betrat, wendete er ſich um und ſah noch einmal das Häuschen an. Eben wurden alle Fenſter geöffnet, vermuthlich um die Abendkühle und den friſchen Duft von dem Weinberge und dem Garten einzulaſſen. Aber nicht die ſchöne Herrin beſorgte dies Geſchäft, ſondern irgend eine Zofe. Zugleich wurden von kräftiger und doch zarter Hand einige Accorde auf dem Flügel angeſchlagen, denen im ſchnellen Uebergange das Adagio aus Beethovens „Sonate pathetique“ folgte. Der Wanderer trat ſchnell in's Bosquet hinein, um ungeſehen horchen zu können. Er war ſehr muſikaliſch und kein Componiſt ging ihm über Beethoven. Wo er einen Ton von ihm hörte, fühlte er ſich angeſprochen, belebt. Aber wie kam dies ſchöne Weſen in dem freundlich ſtillen Hauſe zu dem melancholiſchen Adagio, zu dieſem Seufzer eines todtwunden, ſchweigenden Herzens! Und wie ſchön ſie ſpielte! welch ein perlender Anſchlag und dennoch wie ſammetweich, wie ſchmelzend und klingend der Ton! Er horchte mit Wonne bis zum Schluſſe des Adagio's, deſſen letzter Accord gleichſam im Grabe untergeht, und dann verſtummte der Flügel. Nachdem der Wanderer einige Zeit geharrt hatte und Alles ſtumm blieb, eilte er weiter, denn es dunkelte ſtark und er wünſchte vor einbrechender Finſterniß dem Bereiche des Gartens entronnen zu ſein. Der Garten hatte etwas recht Alterthümliches, Taxuspyramiden, ſternförmige Blumenbeete, eine herrliche Lindenallee; er war in Uebereinſtimmung mit dem alterthümlichen Schlößchen, an dem der Wanderer zuletzt vorüberging, und beide bildeten einen ſchlagenden Gegenſatz zu dem Schweizerhauſe und deſſen Umgebung. Die ganze Beſitzung machte ſich aber ſehr gut, und ſo gewiß herrſchaftlich, was dem Wanderer ſehr gefiel. Es war doch nicht jeder Zoll Erdboden wie ein Capital behandelt, das Zinſen zu bringen hat.

Das große Thor war bereits geſchloſſen; doch durch ein Nebenpförtchen gelangte der Wanderer auf einen Fahrweg, der zwiſchen Nußbäumen fortlief und auf die Chauſſee mündete, die nach Rüdesheim führte. Dort nahm er ſein Nachtquartier, um am anderen Morgen das Dampfboot zu beſteigen. Als er die freundlich bunten Bilder überdachte, welche der Tag ihm vorgeführt hatte, den Niederwald, Marienthal und das Schweizerhäuschen, ſprach er zu ſich ſelbſt: Ja! das Alles war lieblich und ſchön war die Erde; aber das Schönſte . . . . war zwiſchen Himmel und Erde! — Das Adagio der Sonate pathétique erklang vor ſeinem inneren Ohre und ging in ſeine Träume über.

Am anderen Morgen war der Himmel grau und die Luft feucht. Es hatte über Nacht geregnet. In Erwartung eines Dampfſchiffes, das zu Thal ging, wollte der Wanderer die Brömſerburg in Augenſchein nehmen. Er ging der Kirche von Rüdesheim zu, die etwas erhöht liegt. Ein großes Crucifix, weithin ſichtbar, fiel ihm in die Augen. Es ſtand auf dem Kirchhofe und ein hoher alter Apfelbaum breitete die knorrigen Zweige zu einem natürlichen Baldachin darüber aus. Zu Füßen des Kreuzes ſtand ein Betſchemel und zwei Männer und eine ſchwarze Frauengeſtalt knieten darauf. Merkwürdig, dachte der Wanderer; die Leute beten hier zu Lande eigenthümlich ungenirt! ein Bild wie dieſes bekommt man bei uns nie zu Geſicht, und es hat doch etwas ſo Einfaches, ſo Herzliches, als müſſe es überall hinpaſſen! — Indem trat eine andere Frauengeſtalt unter die Kirchthüre, ſchaute umher und ging dann raſch dem Kreuze zu. Er erkannte ſie ſogleich mit einer Art von frohem Schrecken an der ſchlanken, großen Geſtalt und dem leichten Gange. Heute ſieht ſie erſt recht aus wie eine Pilgerin, dachte er. Geſtern trug ſie ein helles, luſtiges Sommerkleid; heute ein graues Kleid mit einem runden Mäntelchen, und wieder ihren breiten, braunen Hut; dazu lederne Halbſtiefel. Sie muß ſo etwas wie eine Fee ſein! dachte er; denn nur eine ſolche kann in dieſem Anzuge ſo idealiſch anmuthig ausſehen! Wohin mag ihre Wanderſchaft gehen? . . . . ach, gewiß weiter als zur Brömſerburg.

Als die ſchöne Pilgerin ſich dem Betſchemel näherte, erhob ſich die ſchwarze Frauengeſtalt und nahm einen Korb und einen Regenſchirm auf, die neben ihr ſtanden. Aber die Pilgerin kam ihr zuvor und ergriff ſchnell den

Korb, um ihn zu tragen. Das wollte jene nicht zugeben, und ſo verſtändigten ſie ſich endlich dahin, daß die ſchwarze Frau, deren Anzug eine Ordensſchweſter verrieth, den Korb und die ſchöne Pilgerin den Regenſchirm nahm. Nun trägt ſie wahrhaftig den ſchweren baumwollenen Regenſchirm ihrer Gefährtin! murmelte faſt unwillig der Wanderer. Beide gingen an ihm vorüber. Er nahm den Hut ab und die ſchöne Pilgerin neigte freundlich das Haupt, wie Jemand, der gewöhnt iſt, gegrüßt zu werden. Er ſah ihnen nach, bis ſie verſchwunden waren. Dann fragte er einen Maurerburſchen, der des Weges kam:

„Wer war das?“

Er hatte die Pilgerin im Sinne; aber der Burſche ſagte:

„Die Mägde Chriſti, welche die Kranken bedienen;“ denn ſie hatten auch ihn in einer ſchweren Krankheit gepflegt. Und er ging vorüber.

Alſo zu den Mägden Chriſti hält ſich demüthig die ſchöne Frau, dachte der Wanderer. Morgens trägt ſie ihnen den baumwollenen Regenſchirm nach und dient mit ihnen den Kranken, und Abends geht ſie wallfahrten und ſpielt die Sonate pathétique: das muß eine liebliche Seele ſein. Und er ſchlug den Weg zur Brömſerburg ein.

Das Schweizerhäuschen.

Ein herrlicher Morgen! alle Vögel ſingen, alle Blumen duften, alle Bienen ſummen um die blühende Lindenallee, alle Gräschen und Blättchen prangen mit einem Diamanttropfen von Thau an ihrer Spitze und auf den glänzenden und feurigen Remontanten liegt er wie ein feiner ſilberner Perlenregen. Ein leiſer Luftzug ſäuſelt durch die Zweige der Bäume und Geſträuche und ſetzt das Laub in eine leichte Schwingung, bis es nach und nach unter der höher ſteigenden Sonne und ihrem heißen Strahle ſtill wird, und gleichſam einſchläft, bis der Abendwind es wieder weckt. Cerberus ſtreckt ſich behaglich auf dem kühlen Raſen aus, ſchnappt zuweilen nach irgend einem unbeſonnen umherſchwirrenden Käfer und folgt unverwandten Blickes ſeiner Herrin. Sie geht ohne Rückſicht für den Raſen auf ihm umher und um das Beet von Remontanten, von denen ſie die ſchönſten, die bereits ganz aufgeblüht ſind, abpflückt und zu einem Strauße ſammelt. Dem Wanderer, der vor einigen Tagen ſo ſehr durch ihre Erſcheinung überraſcht wurde, war das zu verzeihen; die Schönheit hat eine eigenthümliche Anziehungskraft, denn ſie iſt in der Ordnung der Natur das vollkommenſte Gebilde, das aus der Hand Gottes hervorgegangen iſt. Dieſer Zauber wird unglaublich dadurch erhöht, wenn ſich die Schönheit gleichſam entdecken läßt, und unglaublich gemindert, wenn ſie ſich zur Schau ſtellt. Der Salon, der Ballſaal rauben ihr den höchſten Reiz: friſche Unbefangenheit. Hier, am ſtillen Sommermorgen, in ländlicher Einſamkeit, unter Bäumen und Blumen, blühte verborgen eine ſeltene Schönheit. Groß, ſchlank, zart, roſig, nachläſſig, aber edel, melancholiſch, aber lächelnd, ſah ſie ganz aus wie ein Paſtellgemälde von der Meiſterhand der Roſalba. Ihr reiches, blondes Haar hatte den Farbenton, den man cendré nennt, und den man jetzt nur äußerſt ſelten noch trifft. In's gelbliche, röthliche, bräunliche ſpielt das Blond ganz hart und ganz alltäglich hinüber; den feinen, weichen, aſchgrauen Schimmer hat es verloren. Sie beſaß ihn, und wie ein Kranz legte ſich dies ſchöne Haar in einfachen Flechten um ihren Kopf, den ſie mit eigenthümlicher Grazie ein wenig geſenkt trug, aber ihn zuweilen mit der lebhaften Bewegung einer Gazelle hob, wenn ſie etwas ins Auge faßte. Das Auge war der Glanzpunkt in ihrem Antlitze, ein großes, tiefblaues, weitgeſchnittenes, mächtiges Auge, in welchem Lächeln und Thränen ebenſo verſchmolzen, wie Adel und Einfachheit in ihren Zügen und in ihrer Haltung. Da die vollkommenſte Schönheit doch immer irgend eine kleine Unvollkommenheit beſitzt, ſo hätte man an ihr tadeln können, daß ihre Schultern zu ſchmal für ihre Größe waren und ihre Haltung nicht gerade genug. War dies aber ein Mangel an Kraft und Geſundheit, ſo gab er ihr dafür eine unvergleichliche Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen, und hätte ſie zur Zeit des indiſchen Königs Nal gelebt, der zur Gemahlin ein Mädchen begehrte, das, über den Weg laufend, keine Spur des Fußes im Sande zurückließ, ſo hätte ſie vielleicht den Thron Indiens beſtiegen. Sie trug keinen Hut, denn die Sonne war noch nicht über die Lindenallee emporgeſtiegen; aber ſie trug däniſche Handſchuhe und einen Morgenanzug von weißem Piqué.

Als ihr Roſenſtrauß zu einer wahren Garbe angewachſen war, ging ſie zum Brunnen, füllte eine Vaſe, die auf deſſen Rand ſtand, mit Waſſer, ſtellte die Roſen hinein und trug ſie die Freitreppe hinauf in's Speiſezimmer, wo ein Diener den Frühſtückstiſch für drei Perſonen bereitete. In einer gänzlich unbekannten Sprache machte ſie einige Anordnungen, und ging über einen ſchmalen Gang, auf den die Zimmer des oberen Stockwerkes mündeten, in ihren Salon. Der war nun ganz wie ſie: einfach, anmuthig, anſpruchslos und doch geſchmückt, poetiſch und doch behaglich. In dieſem

Raume lebte ein edles Leben; das empfand man, wenn man ſich darin umſah. Helle Tapeten, lichte buntgeblümte Vorhänge und Möbelbezüge von einfachem Zitz, in geſchmackvoller Uebereinſtimmung mit der ländlichen Umgebung und dem Style des Häuschens; hier der Flügel, und ſchöne ernſte Muſikalien darauf; da der Bücherſchrank, und ſchöne edle Bücher darin; dort ein Arbeitstiſch, ein wirklicher, an dem wirklich gearbeitet wurde, dann verſchiedene Packete von baumwollenen und leinenen Stoffen lagen da in Erwartung von Scheere und Nähnadel. In allen Ecken, auf allen Tiſchen Blumen; Blumen in Vaſen, in Töpfen, in Kaſten. Dies Gemach war Alles in Allem: Empfangszimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer. Daneben lag ein Schlafzimmer, in demſelben Geſchmacke eingerichtet; und dies war die eine Hälfte des Stockwerkes. Die andere war in drei kleinere Zimmer getheilt, von denen das eine Speiſezimmer war, das andere bewohnte die Kammerjungfer, das dritte war unbewohnt.

Cerberus ſchaute freundlichen Blickes nach dem Bosquet und klopfte wohlwollend mit dem Schweif auf dem Raſen; denn obſchon Niemand zu ſehen war, ſo hörte man doch ein Paar Frauenſtimmen, die nach und nach näher kamen. Dann ſtand er auf und lief ihnen mit zärtlicher Unterwürfigkeit entgegen, als müſſe er ſie auf dem Gebiet ſeiner Herrin bewillkommnen. Zwei Damen traten aus dem Bosquet, die eine ganz jung, auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau, erblühend wie die Morgenröthe; die andere nicht jung mehr, ſehr klein und ſtark verwachſen, mit einem feinen, kränklichen Geſichte und einem ungemein liebreichen Ausdrucke. Sie ſtreichelte freundlich den gewaltigen Kopf des Hundes, während das junge Mädchen dem Häuschen zulief und fröhlich rief:

„Guten Morgen, Doralice! da ſind wir.“

Die Beſucherinnen waren Fräulein Crescenze und Eulalie von Derthal, und Doralice Ghierav empfing zärtlich die frühen Gäſte.

Fräulein Crescenze war eine ſtille, edle Seele, die unter ſchweren inneren Prüfungen und durch heiße verborgene Kämpfe ihre Ruhe errungen hatte. Als Kind war ſie durch ihre Schönheit, ihren Verſtand, ihre Anmuth der erklärte Liebling ihrer Eltern, und ihr guter, zwölf Jahre älterer Bruder Erwin, der nichts von dieſen Vorzügen beſaß, wetteiferte mit den Eltern in Zärtlichkeit für die allerliebſte Crescenze, die das beſte Herz und den redlichſten Charakter mit ihrer Liebenswürdigkeit verband. Die Mutter hatte ſchon früh ein Ehebündniß zwiſchen dem Sohne ihrer Schweſter und Crescenze in's Auge gefaßt, und beinahe von der Wiege an galten die Kinder in beiden Familien für verlobt. Crescenze wuchs nicht bloß mit dieſem Gedanken auf, ſondern ihr Herz wuchs in denſelben hinein. Aber mitten in der erſten Jugendblüthe wurde ſie in Folge einer heftigen und vernachläſſigten Erkältung von einem ſchweren Leiden befallen, das ihren Körper unter den grauſamſten Schmerzen verkrümmte und entſtellte, und ſie nach jahrelanger Qual in einem Zuſtande von andauernder Kränklichkeit zurückließ. Von einer Verbindung mit ihrem Vetter war keine Rede mehr. So lange ihre Eltern lebten, fand die arme Crescenze in deren verdoppelter Zärtlichkeit einigen Troſt für ihr zerſtörtes Lebensglück. Als dieſe aber ſtarben, traten unausſprechlich ſchwere, einſame Zeiten für ſie ein. Sie lebte freilich immer im Schlößchen, bei ihrem Bruder und in deſſen Familienkreis; aber ihr verwöhntes, ja etwas verweichlichtes Herz fand ſich nur mühſam und unter zerreißenden Qualen in ihre Stellung hinein: in das Bewußtſein, überflüſſig und entbehrlich zu ſein. Ihr Bruder hatte ſeine ganze Zärtlichkeit auf Weib und Kinder übertragen; er war immer ſehr gut und freundlich für Crescenze, aber ſie zählte doch in ſeinem Glücke, in ſeiner Zufriedenheit nicht mit. Noch weit weniger war das der Fall mit ihrer Schwägerin! überall ſtand ſie in zweiter Linie! überall fühlte ſie ſich von der Liebe ausgeſchloſſen, die in ihrem warmen, innigen Herzen lebte. Doch mit der übernatürlichen Geduld, die aus dem Glauben entſpringt, nahm Crescenze ihre Trübſal als ein läuterndes Kreuz für ihre frühere Eitelkeit und jugendlichen Weltſinn hin. Sie lernte in der Entſagung aus Liebe zu Gott mehr und mehr ihre Freude finden, und als ſie ihr Ich nicht mehr in Anſchlag brachte, und als ſie, ohne auf ſich ſelbſt Rückſicht zu nehmen, täglich ihr Contingent an Opfer ſtellte, da kam ein großer Friede über ſie, der jetzt unſäglich wohlthätig auf Doralice wirkte.

Als ſie am Frühſtückstiſche ſaßen, ſagte Doralice leiſe ſeufzend:

„Es iſt alſo entſchieden: Celeſtine iſt verlobt mit dieſem Herrn von Friedingen. Geſtern Abend ſpät ſchickte ich noch einmal zur Poſt und bekam wirklich einige flüchtige Zeilen von der Mama, in denen ſie ſchreibt, die letzte Schwierigkeit ſei gehoben, indem der ältere Bruder die Apanage des jüngeren verdoppele.“

„Die letzte Schwierigkeit!“ ſagte Fräulein Crescenze traurig. „Aber die wahrhaft erſte und letzte Schwierigkeit — wird ihrer nicht erwähnt?“

„Gar nicht!“ entgegnete Doralice. „Ach, liebe Tante, Du weißt ja, das iſt keine für die gute Mutter.“

„Alſo abermals ein akatholiſcher Schwager!“ rief Eulalie. „Ich begreife meine Schweſtern gar nicht mit dieſer ſonderbaren Liebhaberei!“

„Mögeſt Du es nie begreifen!“ erwiederte Doralice ſanft und traurig.

„Doralice, ach verzeih!“ rief Eulalie, ſtand ſchnell auf, umarmte die geliebte Schweſter und ſetzte hinzu: „Ich mache es vielleicht ſelbſt einmal nicht beſſer.“

„O!“ rief Doralice lachend, „das iſt zu viel! Dein Bedauern mit Deinen Schweſtern darf nie weit genug gehen, um ihre Handlungsweiſe zu billigen und nachzuahmen.“

„Das iſt aber recht ſchwer, wenn man ſie lieb hat,“ entgegnete Eulalie. „Man will ſie durchaus rechtfertigen, und hat man Gründe dafür gefunden, ſo kann man dieſe, bei vorkommendem Falle, auch auf ſich ſelbſt anwenden.“

„Darum iſt es eben durchaus nothwendig, ſich zu gewöhnen, Perſon und Handlungsweiſe in unſerer Beurtheilung von einander zu trennen,“ nahm Fräulein Creſcenze das Wort. „So machte es unſer göttliches Vorbild, Chriſtus. Er verdammt auf's Strengſte die Sünde und hat ein ſo zärtliches Erbarmen mit uns armen Sündern, daß er ſich für uns kreuzigen läßt. So macht es unſere heilige Kirche, in der Sein Geiſt wohnt. Auch ſie nennt Sünde, was Sünde iſt, warnt vor ihr, ſucht von ihr zurückzuſchrecken; aber für uns arme Sünder hat ſie Nachſicht, Erbarmen, hat ſie Rettung und Heilmittel, wenn wir nur wollen, und wenn wir nicht wollen, immer noch das Gebet, auf daß ſich auch die Verſtockteſten, die Blindeſten endlich bekehren mögen. Deine drei älteſten Schweſtern, Eulalie, ſind nicht ſo erzogen worden, wie Du es biſt, und Du wäreſt vielleicht auch ganz anders, wenn Du nicht ſeit drei Jahren Doralice vor Augen gehabt hätteſt, die Alles wieder einbringt, was ſie früher aus Unkenntniß verſäumt hat."

Doralice ſchlug dankbar ihr ſchönes Auge zu der Tante auf und zwei ſchwere Thränen fielen von ihren Wimpern.

„Aber Celeſtine hat auch Doralice und ihr Beiſpiel gehabt," wendete Eulalie ein, „und handelt nun doch ſo unbeſonnen."

„Ja, Kind," entgegnete Fräulein Crescenze lächelnd, „wenn ein gutes Beiſpiel genügte, um die Menſchen gut, vernünftig und tugendhaft zu machen, ſo gäbe es keinen Böſen und Leichtſinnigen auf Erden; denn Alle beſitzen das erhabenſte Beiſpiel an Chriſtus und den lieben Heiligen. Aber alles Gute hienieden will nun einmal erkämpft werden. Da das höchſte Gut Gott iſt, und das höchſte Glück, Gott über Alles zu lieben, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welche Kämpfe erforderlich ſind, um ſich zu dieſem Standpunkte der Erkenntniß zu erſchwingen und trotz aller Verſuchungen dort zu beharren. Die arme Celeſtine hat es noch nicht ſo weit gebracht."

„Wie ſchwer iſt das Leben!" ſeufzte Eulalie, als ob ſie ſchon deſſen Bürde auf ihren jungen Schultern fühlte. „Ich will mir ein Flügelpaar ſuchen, um ihm zu entfliehen."

„Bei Lanner oder Strauß, nicht wahr?" ſagte Doralice ſcherzend.

„Mit nichten, Frau Gräfin!" erwiderte Eulalie munter; „meine Flügel ſollen himmliſcher Art ſein."

„Hat Henry nicht geſchrieben, ob er kommt, ob er Dir die Kinder bringt, Doralice?" fragte Fräulein Crescenze.

„Nicht eine Silbe höre ich von ihm," antwortete Doralice. „Aber ach! die Kinder wird er mir nicht bringen, da ich nicht auf ſeine Bedingungen eingehe."

„Wer weiß! ſolche ſtarre Charactere werden zuweilen überwunden, wenn ſie auf große Entſchiedenheit treffen."

„Ich glaube, liebe Tante, Henry müßte zuvor noch mehr innerlich durcharbeitet werden, bis er ſich für überwunden erklärt. Die arme Suſanne hat ihn dermaßen verwöhnt, daß er es noch gar nicht faſſen kann, wenn nicht Jedermann ihn als maßgebende Autorität anerkennt und verehrt."

„Daß der liebe Gott eine ſo ungeheuer glückliche Ehe durch den Tod unſerer armen Suſanne auflöſte, iſt doch ganz unfaßbar!" rief Eulalie.

„Ach, liebe Eulalie," ſagte Fräulein Crescenze, „das Ungeheure iſt ſelten nach der Ordnung der Gnade, und nur die iſt wahrhaft gottgefällig. Suſanne und Henry trieben einen förmlichen Idolencultus mit einander. Wer weiß, ob der von Dauer geweſen wäre, ob ſich nicht bittere Enttäuſchungen eingeſtellt hätten, ob auf dies ungeheuere Liebesglück nicht mit der Zeit etwas viel Schmerzlicheres als der Tod gefolgt wäre. Alle ungeordneten Neigungen und Empfindungen rächen ſich durch ihre Verkehrtheit ſelbſt, indem ſie den Keim ihres Todes, das Uebermaß, in ſich tragen."

„Ich ſag' es ja: das Leben iſt ſchwer!" wiederholte Eulalie, „und man ſollte doch nur gar nicht viel Umſtände machen, um extraordinär glücklich zu werden; denn plötzlich kommt der Tod und wirft Alles über den Haufen."

„Und die Seele bleibt allein mit Gott," ſetzte Doralice hinzu. „Ja, das iſt der Schluß jeder Geſchichte menſchlicher Schickſale; ein Schluß, an den man leider wenig denkt, wenn man im Anfang der Geſchichte iſt. Das erleben wir jetzt wieder an Celeſtine."

„Vielleicht wird Herr von Friedingen katholiſch," ſagte tröſtend Eulalie.

„Mit dieſem „vielleicht" beruhigt man ſich immer, wenn man ſich beruhigen will," entgegnete Fräulein Crescenze. „Es kann aber auch das Gegentheil geſchehen."

„Ich werde der Celeſtine ſtatt des Glückwunſches einen eindringlichen Sermon halten," ſagte Eulalie, verließ das Speiſezimmer und ſetzte ſich im Salon an den Flügel.

„Liebe Tante," nahm Doralice nun raſch das Wort, „ich erhielt geſtern Abend auch einen Brief von Blanca."

„Nun?" rief Fräulein Crescenze lebhaft.

„Er iſt vollkommen niederſchlagend.“

„Ach, das war zu erwarten! und dennoch hatte ich heimlich gehofft, Blanca werde Dir Gehör geben. Was antwortet ſie Dir?“

Doralice nahm den Brief aus der Taſche und las:

„Theure Doralice! Dein guter lieber Brief hat mir viel Freude gemacht, denn Dein treues Herz ſpricht ſich darin warm und innig aus — und das thut mir immer ſehr wohl. Ich bedarf viel Liebe. Je mehr ich mich in der Welt umſehe, deſto gleichgültiger werde ich gegen die glänzenden Nichtigkeiten, an denen ich früher ſo großes Gefallen hatte. Bälle und Schauſpiele, ſchöne Kleider, reicher Schmuck, ein brillantes Haus mit Allem, was zum großen Weltleben gehört, erfreut mich nicht mehr. Ich muß es haben, das verſteht ſich, denn es gehört zu meiner Stellung, es iſt ein Erforderniß derſelben; aber ſeinen Reiz hat es verloren. Mir iſt der Sinn für einen höheren Schmuck des Lebens aufgegangen: für die Kunſt. In ihrer Ausübung findet man die Ideale wieder, die Liebe, den Schwung, die Glut der Empfindung, den Zauber der Phantaſie, die einen Roſenſchimmer über die graue Dürre der alltäglichen Verhältniſſe werfen und einen ſüßen Erſatz für manchen ſchmerzlichen Mangel bieten. Wie ich mit Spiridion ſtehe, weißt Du ja längſt: wir haben uns gegenſeitig volle Freiheit gegeben, da unſere Neigungen allzuſehr auseinander gingen, und dabei befinden wir uns beide viel beſſer. Daß wir es an keiner Rückſicht fehlen laſſen, verſteht ſich. Ein gemeinſames Daſein haben wir nicht; indeſſen leben wir ganz freundlich einander gegenüber. Spiridion überläßt mir die Erziehung unſeres Sohnes. Das liebe Kind ſoll für höhere Intereſſen gebildet werden. Kränklich wie es iſt, ſoll es von den feinſten Blüthen des Daſeins zehren und, wie ich, in der Sphäre der Kunſt Befriedigung finden, inſoweit ſie auf Erden erreichbar iſt. Ich tauche unter, ich bade, ich ſchwelge in der Muſik. Ich habe immer einige ausgezeichnete Muſiker bei mir. Unſere Trio's ſollteſt Du hören, Trio's von Beethoven, Piano, Violine und Cello -- Du würdeſt entzückt ſein. Aus dieſer himmliſchen Harmonie klingt eine himmliſche Offenbarung, die das Herz berauſcht, erquickt und aufwärts hebt. Das iſt Gebet, das iſt Religion: über ſich ſelbſt emporgeriſſen zu werden durch die Begeiſterung, welche aus der Schöpfung eines Genie's, erlöſend von der dumpfen und ſtumpfen Alltäglichkeit, uns anweht. Sieh! da finde ich nicht bloß Troſt, ſondern Genuß und Freude. Da vergeſſe ich, wenigſtens für Augenblicke, daß nicht Alles um mich und in mir roſenfarben iſt; da verſchmerze ich am leichteſten, daß das Glück, nach dem man in der erſten Jugend ſchmachtet, für mich ein Traum geblieben iſt; und eine höhere Weisheit als die: zu vergeſſen und zu verſchmerzen, gibt es nicht. Dies hat auch das Chriſtenthum anerkannt, indem es

Entſagung und immer Entſagung predigt; ſie iſt nur eine andere Form des Verſchmerzens. Gewiß, liebſte Doralice, es freut mich herzlich, daß Du, wie Du ſchreibſt, mehr und mehr Deinen Frieden findeſt; aber ich ſehe nicht ein, weshalb er nur auf dem Wege, den Du eingeſchlagen haſt, zu finden ſein ſoll. Jede Seele hat ihre beſonderen Bedürfniſſe, jedes Herz ſeine eigene Richtung. Dir ſagt die katholiſche Religion zu; meine Religion iſt der Kultus des Genius. Eine ewige Schönheit offenbart ſich uns Beiden: Dir in dem Werke der Erlöſung, wie der katholiſche Glaube ſie auffaßt; mir in dem Walten des Genies, das mit ſeinen Flammen und Blitzen den Sinn für Göttliches erſchließt. Könnteſt Du wirklich engherzig genug ſein, um zu glauben, daß man nur auf Deinem Wege ſeine Beſtimmung erfüllen könne? Was iſt unſere Beſtimmung? Entfaltung unſerer edelſten Kräfte; nicht wahr? ich kann mir wenigſtens nichts Höheres denken. Nun! zu dieſer Entfaltung bedürfen wir eines gewiſſen Spielraumes, und da wirſt Du mir doch gern zugeben, daß der Eine ſich beengt fühlt, wo der Andere zu Hauſe iſt. Die Lerche kann nicht ſchwimmen und der Goldfiſch nicht fliegen; aber ſie iſt allerliebſt in den Lüften und er im Waſſer. Ein großer Genius hat der Schöpfung des Weltalls vorgeſtanden. Warum ſollte er ſich nur gerade dem Menſchen gegenüber als klein, karg und eng erwieſen haben? Ich denke immer daran, wie unſere gute, zärtliche und kluge Mutter ſo oft ſagte: Gott iſt die Liebe! Der Liebe müſſen wir huldigen, theure Doralice: das iſt das Wahre, das Gemeinſame, das Verbindende, das Himmliſche in jedem Cultus. Liebend erfüllen wir unſere Beſtimmung, denn nichts arbeitet unſere edelſten Kräfte ſo fein und ſo tief aus, als die Liebe. Natürlich muß es eine edle Liebe ſein, d. h. ſie muß uns und Andere glücklich machen: dann ſind wir der höchſten Liebe ähnlich; dann vereinigen wir uns mit dem göttlichen Liebesgedanken, aus dem die Schöpfung hervorgegangen iſt; dann ſind wir in Harmonie mit unſerem Urſprung, unſerer Sehnſucht, unſerem Ziel: wir löſen uns auf in Liebe. Du fragſt, ob ich die Gnadenmittel der Kirche brauche, ihren Lehren folge, ihre Sacramente benutze. Ich frage zurück: weshalb ſollte ich das, theure Doralice? Die Eſſenz dieſer Lehren, die Wirkung dieſer frommen Gebräuche iſt ja bereits mein eigen geworden: ich liebe etwas Himmliſches. Da der Kern mein iſt, ſo laſſe ich die Schaale fallen. Und ob ich bete, fragſt Du. Beten iſt: begeiſterter Aufſchwung in eine höhere Region, worin die Seele wie in ihrem wahren Element ſchwimmt. Liebe Doralice! wenn ich eine Beethoven'ſche Symphonie höre oder ſpiele, ſo baut ſich mir geiſtiger Weiſe ein gothiſcher Dom auf, in welchem ich feuriger und andächtiger bete, als in irgend einer Kirche von Holz und Stein. Auch in dem Dom der Natur findet meine Seele Schwung und Erhebung, und ich freue mich ſehr auf eine Reiſe, die wir in den nächſten Tagen antreten. Wir gehen nach der Schweiz, um den Sommer in Interlaken und den Frühherbſt in Vevay zuzubringen. Unter wir verſtehe ich den kleinen Spiridion und mich; der große Spiridion iſt durch dringende Geſchäfte gezwungen, nach Bukareſt zu gehen. Da dieſe Reiſe, die er möglichſt ſchnell machen will, äußerſt angreifend iſt und ich nicht das mindeſte Verlangen habe, das langhaarige Volk der Wallachen kennen zu lernen, ſo habe ich mich für die Schweiz entſchieden, deren Alpenluft mir und dem Kinde heilſam ſein wird. Ein ausgezeichneter Virtuos auf dem Piano und Cello, ein höchſt genialer Menſch, begleitet mich; denn ohne Muſik würden mir die Gletſcher und die Seen der Schweiz nicht gefallen und die Bergluft nicht bekommen. Auch muß mein kleiner Dion täglich zweimal eine Viertelſtunde Unterricht auf einer kleinen Taſtatur nehmen, die für ſeine ſechsjährigen Fingerchen eingerichtet iſt. Das Kind verräth unglaubliches muſikaliſches Talent; das muß gepflegt werden! das kann ihn an mancher bedenklichen Klippe ſeiner ſpäteren Jugend vorüberführen. Da ich ſeine ganze Erziehung leite, hab' ich eine große Verantwortung übernommen und muß darauf bedacht ſein, nichts zu verſäumen. In der nächſten Zeit werde ich alſo, wie Du, liebſte Doralice, in einem Schweizerbauernhäuschen wohnen und da noch mehr wie ſonſt in herzlicher Liebe Deiner gedenken ꝛc. ꝛc.“

„Iſt das nicht eine grenzenlos beklagenswerthe Verſchrobenheit?“ ſetzte Doralice hinzu, mit einer Stimme in welcher Thränen zitterten. „Iſt nicht von Anfang bis zu Ende jedes Verhältniß, jedes Gefühl, jede Anſicht traurig verkehrt und ungeordnet? Welche Ehe! welche Erziehung! welche Glaubensloſigkeit! welcher Mangel an Vernunft und an ſittlichem Prinzip! welche traurige Liebe! — und Spiridion läßt ſie gewähren, weil er für ſich ſelbſt die Freiheit in Anſpruch nimmt, die ihm zuſagt. Arme Blanca! in welchen Nebeln wandelt ſie und in welchen Abgrund ſinkt ſie.“

„Ja wohl, arme Blanca!“ erwiderte Fräulein Crescenze. „Bei achtzehn Jahren, ſchön, ſtolz und eitel, trat ſie in die Ehe wie in einen Ballſaal: um Huldigungen zu empfangen und um ſich in Weltfreuden zu berauſchen. Keine religiöſe Grundlage, die ihr als Richtſchnur und Maßſtab für ihre Handlungen, Beſtrebungen und Gefühle hätte dienen können, gab ihr einen inneren Halt. Die ganze himmliſche Seite ihres Weſens war unentwickelt, ungepflegt, unbebaut, bot kein Gegengewicht gegen die irdiſche Seite, die den vollen Rauſch der Welt durſtig in ſich aufnahm. Der arme Spiridion, unfähig ſich ſelbſt, viel weniger ſeine Frau zu leiten, überließ ſie dem Taumel, der in einer tief entſittlichten, blendend übertünchten Geſellſchaft fürchterlich anſteckend iſt, ging ſeine Wege und ließ Blanca die ihren ſuchen. Kann man ſich wundern, daß ein Schwindel ſie ergriff, in welchem das Licht der Wahrheit ihr verſchleiert iſt, während ſie an die Gebilde ihrer Willkühr, ihrer Phantaſie, ihrer Leidenſchaft ſich klammert, die immer da aufgeben, wo die Leuchte des Glaubens erliſcht. Ihr Brief macht mir den Eindruck, als wolle ſie nicht bloß Dich, ſondern noch mehr ſich ſelbſt überzeugen, wie ſehr ſie in Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Religion, der Vernunft und des Gewiſſens ihr Leben eingerichtet habe. Aber Alles, was ſie ſagt, iſt hohl oder ſchief, iſt eine Entſtellung von urſprünglich Wahrem, oder eine ſinnloſe Phraſe, die der Wahrheit untergeſchoben iſt. Gott iſt die Liebe; ja! aber von welchem Gott iſt denn da die Rede? von Jupiter oder Oſiris? von Baal oder Baldur? Iſt aber mit St. Johannes von Chriſtus die Rede, nun, der hat eine Glaubenslehre gegeben, welche die Liebe ordnet und ſie nicht nach Willkühr umher ſchweifen und greifen läßt. O, liebes Kind, nichts iſt gewiſſer, als daß das Menſchenherz dem Götzendienſte anheimfällt, wenn es Gott nicht dient, und daß der Tempel der Seele, den der heilige Geiſt nicht bewohnt, ein Tummelplatz für Idole wird."

„Man weiß es," entgegnete Doralice, „man fühlt es, das Gewiſſen bekräftigt es und dennoch, ach dennoch, gehört eine beſtändige Wirkung der Gnade und Hingebung an die Gnade dazu, um ſich fort von den Götzen und zu Gott hin zu wenden. Gibt es wohl etwas, das mehr für die Schwäche unſerer von der Erbſünde verwundeten Natur zeugte: Wir ahnen die Wonnen des Himmels in der ſeligen und heiligen Liebe und ſind trotzdem in beſtändiger Gefahr, uns von der unſeligen und unheiligen umſtricken und in die Tiefe hinabziehen zu laſſen, als ob ein Etwas in uns nach der Hölle verlange.“

„Arme Doralice!“ ſagte mitleidig Fräulein Crescenze.

„Nein! reiche, glückliche Doralice mußt Du ſagen, liebe Tante!“ rief Doralice feurig; „ich habe an Gott das beſtändige Opfer meines Herzens darzubringen.“

Sie hatte es. Graf Ghioray hatte ſich von ihr geſchieden und eine andere Frau geheirathet, oder vielmehr von derſelben ſich heirathen laſſen. Er war einer von den Männern, die immer von Frauen beherrſcht werden: ſehr eitel und ſittlich träge, mit Aufwallungen von Leidenſchaft, die in Gleichgültigkeit umſchlugen, viel zu bequem zu irgend einem energiſchen Widerſtand nach Innen wie nach Außen; nicht böſe aus Neigung oder von Natur, aber häufig ein Spielball des Böſen, aus Schwäche. Als er Doralice heirathete, gefiel ſie ihm außerordentlich gut und vielleicht wäre er recht glücklich mit ihr geworden, wenn ſeine Mutter ihm das erlaubt hätte. Allein dieſe Mutter, die nur den einzigen Sohn hatte und für ihn von der Wiege an ein Orakel war, fühlte ſich tief verletzt durch ſeine Wahl. Er führte ihr eine katholiſche Schwiegertochter zu, ohne zu wiſſen, ob ihr dieſelbe gefalle! Einen ſolchen Act der Verwegenheit hatte er nie geübt. Bis dahin hatte er jeden Schritt und Tritt ſeines Lebens mit ihr überlegt und, ohne es zu merken, von ihr die Richtung empfangen. Bei ſeiner Ehe mit Doralice war ihm aber etwas Aehnliches durch Frau von Derthal geſchehen. Mit ihrem „Nicht wahr?“ und ihrem freundlichen Lächeln und ihren graziös zuſammengelegten ſchneeweißen Händen, machte ſie ihm Alles ſo leicht und ſo angenehm, und entfernte ſo gewandt jede Schwierigkeit, daß er gar nicht anders konnte, als mit ihren Anſichten und Anordnungen übereinzuſtimmen, ſo lange er ſich im Bereiche ihres Einfluſſes befand. Als er aber nach ſeiner Heimath zurückkehrte, gewann ſeine Mutter ihren Einfluß wieder umſomehr, als die arme Doralice gar keinen auf ihn hatte, weil ſie ganz demüthig glaubte, ſie müſſe ihrem Manne folgen und von ihm geleitet werden; nicht er von ihr, denn er ſolle ja nach der Ordnung Gottes der Herr und das Haupt ſein. Dieſe Auffaſſung war dem guten Ghioray dermaßen fremd, daß er ſich gar nicht darin zurecht fand und nur zuweilen kreuz und quer dies und jenes befahl, um doch in etwas den Anſichten ſeiner Frau zu entſprechen, die ja nichts mehr wünſche, als ihm zu gehorchen und ihn zu ehren.

Iſt dies nun Glück? fragte Doralice oftmals ſinnend ſich ſelbſt und ſah ſich um in ihren äußerlich glänzenden Verhältniſſen. Sie hatte nicht Blanca's weltdurſtigen

Sinn. Ihre zarte, edle Seele, ihr feiner Verſtand, ihr weiches und doch kräftiges Herz begehrten eine andere Nahrung, um zufriedengeſtellt zu werden, als das Blendwerk und den Taumel eines oberflächlich vergoldeten Lebens. Die bunte rauſchende Geſelligkeit, in der ſie ſich bewegte, ſagte dem ſinnigen ſtillen Ernſt ihres Gemüthes nicht zu; ſie wurde betäubt oder zerſtreut; nicht befriedigt. Sie verlangte Höheres. Wo bleibt denn die Liebe? fragte ſie ſich ſelbſt und ſeufzte. Die religiöſe Richtung lag auch in ihr ganz unentwickelt, kraft- und farblos da. Sie hatte wohl predigen hören von der Liebe zu Gott, die aus dem Glauben entſpringt; allein ſie hatte dieſe Liebe nicht leben ſehen. Fromme Aufwallungen, ſüße Gefühle, unbeſtimmtes Verlangen nach Gutem und Schönem, darin war ſie aufgewachſen und erzogen; das nannte Frau von Derthal Frömmigkeit. Statt aus einer von der Gnade getragenen, beharrlichen, von aller Schwankung der Gefühle unabhängigen Richtung des Willens auf Gott die Grundlage der Tugend zu machen, und ihre Kinder durch Selbſtverläugnung und Opferfreudigkeit dafür zu bilden, wollte Frau von Derthal mit einem unbeſtimmten Schwung der Empfindung, der freilich auch die Pflicht umfaſſen ſollte, daſſelbe Ziel erreichen. Sie bedachte nicht, daß dieſer Schwung ſtocken oder eine verkehrte Wendung nehmen werde, ſobald eine Leidenſchaft ſich ſeiner bemächtige, und daß ein Herz ohne den Compaß der offenbarten Glaubenslehre, welche der Grundpfeiler der Sittenlehre iſt, an tauſend Klippen ſcheitern müſſe. Denn mit der Sophiſtik, die der Leidenſchaft eigen iſt, wird das Herz nicht bloß von ſeiner jedesmaligen Neigung ſich beherrſchen und überwinden laſſen, ſondern dahin kommen, zu behaupten: da die Pflicht mit der Empfindung umfaßt werden müſſe, ſo ſei eben das, was jetzt mit aller Kraft und Innigkeit das Gefühl umfaſſe und erſtrebe, Pflicht. Das iſt ein Comödienſpiel der gefallenen Natur. Hat aber das Herz keine ewig unwandelbare, in göttlicher Wahrheit gefeſtigte, objective Richtſchnur und Leuchte, womit ſoll es denn ſeine krummen Wege meſſen und ſeinen Maskenanzug beleuchten? Weil aber Doralice ihre edlen Natur- und Gnadengaben nicht vergeudete, nicht abwärts zum Staube und deſſen Gebilde wendete, ſich nicht entſchloß, mit der Welt und wie die Welt glücklich zu ſein in deren Freuden und Genüſſen: ſo blieb der ſittliche Nerv, der nach Ewigem ſtrebt, bei ihr in voller Kraft und ſie begann mit den Wahrheiten der Religion ſich zu beſchäftigen. Freilich nur ſehr unvollkommen! ſie hatte keine Bücher, keine Anleitung. Sie lebte meiſtens auf dem Lande. Da war weit und breit umher Alles calviniſch. Bücher gab es allerdings vollauf im Schloß: die ganze philoſophiſche franzöſiſche Literatur des vorigen Jahrhunderts und die ganze frivole Belletriſtik des jetzigen; die engliſchen und deutſchen ſogenannten Claſſiker; eine Maſſe von Romanen, Gedichten, Schauſpielen. Doralice hatte die Wahl! Sie las dies und jenes; es machte ſie grenzenlos traurig. Als Mädchen hatte ſie mit ihren Dichtern ein gewiſſes phantaſtiſches Leben in den Wolken geführt; da war die Liebe immer in einer Glorie und der Schmerz immer edel und der Kampf immer feurig und die Thräne immer ſüß und das Ideal immer erreichbar. Doch jetzt ſtand ſie mitten in der Wirklichkeit und die poetiſchen Phantaſien wollten ſich nicht auf dieſelbe anwenden laſſen, während ſie den Lebensbildern, welche ſie in Romanen gezeichnet fand, ſich nicht anpaſſen mochte. Ein Paar Wintermonate brachte ſie alljährlich in Peſth und Wien zu. Da ſuchte und fand ſie denn zwar religiöſe Belehrung und Stärkung ihres ſchwachen Glaubenslebens; aber der Faſching machte ſeine unerbittlichen Anſprüche an ihre Theilnahme, und Ball- und Opernmuſik übertäuben leicht die Stimme eines geiſtlichen Führers.

Am ſchwerſten laſtete auf Doralice die feindſelige Stimmung ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Beide Damen waren eifrige Calvinerinnen und mit der fixen Idee behaftet, Doralice wolle ihren Mann, wie ſie ſich ausdrückten, katholiſch machen, während die arme Doralice erſt eben anfing, ſich ſelbſt etwas katholiſch zu machen. Beide Damen hatten auch an Gbierar erklärt, es ſei ein unverantwortliches und unausführbares Beginnen geweſen, daß er ſeine Zuſtimmung zu der Forderung gegeben habe, ſeine Kinder im katholiſchen Glauben erziehen zu laſſen; das ſei unmöglich. Ghieray erwiederte äußerſt unbefangen: er habe immer geglaubt, daß dies Project an ſeiner Unausführbarkeit ſcheitern werde, und daß Doralice zu klug ſei, um nicht mit der Zeit darüber zur Einſicht zu kommen und dieſe Forderung fallen zu laſſen. Als nun aber die ſehnlichſt erwartete Nachkommenſchaft ausblieb, ſahen beide Damen darin eine Strafe Gottes für dieſe thörichte und unpaſſende Ehe, und regten mit ihren Klagen über dies Mißgeſchick Ghieray's Verſtimmung und Unzufriedenheit heftig auf. Sein heißeſter Wunſch war ein Erbe, damit nicht einſt nach ſeinem Tode die ältere katholiſche Linie, mit der die jüngere calviniſche ſeit dreihundert Jahren zerfallen war, das ganze Ghieray'ſche Vermögen in Beſitz nehme. Viel Bitteres hatte Doralice zu tragen. Von Ghieray ließ ſie es ſich mit großer Sanftmuth gefallen, weil es ihr ſelbſt ſchmerzlich wehe that, ſeine Hoffnung unerfüllt zu ſehen; aber gegen Schwiegermutter und Schwägerin hüllte ſie ſich in ſchweigende, abwehrende Kälte, was freilich nicht geeignet war, ſie zu verſöhnen. Dieſer Mißgriff von Doralice in der harten Schule des Lebens rächte ſich an ihr: es hieß, ſie ſei ein herzloſes Geſchöpf, ohne Liebe zu ihrem Manne, ohne Theilnahme für ſeine heiligſten Intereſſen; ſie habe ihn nur geheirathet, weil er ungariſcher Magnat und enorm reich ſei; ſie mache ihn höchſt unglücklich, denn die einzige Empfindung, deren ſie fähig ſei — religiöſer Fanatismus — ſtieße ihn zurück; und ſo brachten beide Damen es wirklich dahin, daß Ghieran für äußerſt beklagenswerth galt, und ſich ſelbſt dafür hielt, weil er immer ein Echo fremder, ihm imponirender Anſicht war.

Ein neuer Unſtern ging über Doralice auf, als ſich eine Nichte ihrer Schwiegermutter bei derſelben niederließ. Die ſchöne Julia war eine höchſt einnehmende intrigante Frau, die ſo eben die officielle Trauer um einen ſehr wenig betrauerten Gemahl abgelegt hatte, und ſich in ihrem ſchutzbedürftigen Wittwenſtande zu ihrer Tante flüchtete, mit dem feſten Vorſatze, ſich baldmöglichſt einen anderen Beſchützer zu wählen. Das Schloß, welches ihre Tante als Wittwenſitz inne hatte, lag nur eine halbe Stunde von dem Schloſſe, das Ghieran und Doralice bewohnten. Man ſah ſich täglich. Julia erkannte ſchnell die Verhältniſſe, und ihre Tante ſchenkte ihr bald ein unumſchränktes Vertrauen. Mit Ghieran's Schweſter, die ſich viel bei ihrer Mutter aufhielt, weil die zerrütteten Vermögensumſtände ihres Mannes ihr peinlich waren, befreundete ſich Julia auf's Innigſte. Konnte es fehlen, daß ſie den Kummer ſo lieber Verwandten zu dem ihren machte? daß ſie dem armen Ghieran herzliche Theilnahme ſchenkte? und war es zu verwundern, daß ſich dieſe Theilnahme mehr und mehr in eine zärtliche Neigung verwandelte? Tante und Couſine wunderten ſich gar nicht. Die herzloſe Kälte, welche ſie Doralice zuſchrieben, ſteigerte ſich in ihren Augen um ſo mehr, als Julia, gleichſam überwältigt von ihrer heftigen Neigung, ſie gar nicht zu verbergen ſuchte; dies warme Herz war gerade das, was Ghieran vermißte und ſo ſehr bedurfte! Ob ſie Julia's Comödie nicht ahnen wollten oder in der That nicht ahnten, ſei dahingeſtellt; Ghieran ahnte ſie wirklich nicht. Er wähnte ganz ehrlich, er habe eine immenſe Leidenſchaft geweckt, und da er ſehr eitel war, ſo erwiederte er ſie. Nun brachen die heftigſten Auftritte aus. Julia, bleich und in Thränen gebadet, wollte fort, wollte ſich ſtrafen durch Trennung, wollte den Frieden einer Ehe nicht ſtören, den ſie gefliſſentlich untergraben hatte, wollte ihr trauriges Herz mit ſeiner unüberwindlichen Liebe gleichviel in welchem Winkel der Welt begraben. Ghieran warf ſich ihr zu Füßen, beſchwor ſie zu bleiben, er könne nicht mehr leben ohne ſie. Endlich warfen ſich beide Doralice zu Füßen und flehten ſie an, ein Band zu löſen, das ſie nicht glücklich, Ghieran und Julia aber höchſt elend mache; Erbarmen zu haben mit einer gegenſeitigen glühenden Liebe; großmüthig zu ſein und Herzensempfindungen zu ehren, wenn dieſelben ihr auch ein vorübergehendes Weh bereiteten, und dergleichen mehr. Doralice hatte Julia zwar nicht durchſchaut; dazu fehlte ihr Menſchenkenntniß, die nur durch manche herbe Erfahrung erworben wird; allein ihr gerader Character wurde durch Julia's intriganten inſtinctmäßig abgeſtoßen und ſie hatte ſich immer fern von ihr gehalten. Und nun wollte dieſe Julia ſie aus dem Herzen und Hauſe ihres Mannes verdrängen?

Mit ruhiger Würde erklärte ſie, ſie wolle dieſen Auftritt von ganzem Herzen vergeſſen und vergeben, aber das Band der Ehe ſei für's Leben geknüpft und weder mit noch ohne ihre Zuſtimmung aufzulöſen. Da erſchien aber ihre Schwiegermutter und erklärte ihr, dies ſei nur die „römiſche“ Anſicht, und die habe für andere Religionsgeſellſchaften durchaus kein bindendes Gewicht, ſei längſt mit dem Unweſen der „römiſchen“ Beichte, Prieſterweihe und ſonſtiger unbibliſcher und daher gottloſer Gebräuche abgeſchafft, was ganz nothwendig ſei, um das Glück des Lebens und die Ehre der Familien zu retten. Es liege ein Unſegen auf dieſer Ehe: Doralice ſei kinderlos und Ghioray verlange durchaus einen Erben ſeines Namens und Vermögens; vielleicht werde Julia glücklicher ſein. Die Familie dürfe nicht ausſterben. Das werde ja auch von „den Römiſchen“ dermaßen anerkannt, daß ſogar der Prieſter, wenn er der letzte ſeines Hauſes ſei, die Erlaubniß erhalte, in den weltlichen Stand zurückzutreten und eine Ehe zu ſchließen. Doralice entgegnete, dies möge wohl ausnahmsweiſe in einer regierenden Familie, oder durch beſondere Umſtände veranlaßt, einmal geſchehen ſein. Es paſſe aber nicht auf ihren Fall, denn die Ghioray's exiſtirten zahlreich in der katholiſchen Linie. Die Gräfin erzürnte ſich noch heftiger. Julia weinte Thränenſtröme, Ghierav gerieth in leidenſchaftliche Aufregung durch all den Wirrwarr, ſeine Schweſter kam dazu und verſtärkte die allgemeine Verſtörung. Doralice, von ihrem Manne verrathen, von deſſen Verwandten angefeindet, ohne Beiſtand, ohne Schutz, ohne Freunde, in weiter Ferne von den Ihren, rath und hilflos, verletzt, beleidigt und gequält, kam auf den Gedanken, zu ihrer Mutter zu reiſen, und mit ihr dieſe traurigen Verhältniſſe und den Weg, den ſie zu verfolgen habe, in Ueberlegung zu ziehen, da ſie nicht vermochte, ſich brieflich über Manches auszuſprechen, was Frau von Derthal doch wiſſen mußte, um die Lage der Dinge richtig zu beurtheilen. Ghierav gab mit Freuden ſeine Zuſtimmung zu dieſer Reiſe. Es war ihm eine große Erleichterung, Doralice aus den Augen zu verlieren. Sie ſagte ihm, als ſie Abſchied nahm, ſie gehe, um ſich Ermunterung, Kraft und Muth zu holen, und um ihm Zeit zu geben, über Das, was er zu thun habe, zur Einſicht und Beſinnung zu kommen. Sie bat ihn, ſich gegen den böſen Einfluß zu ſtemmen, der ihn zu einem Schritte hinreißen wolle, der ſeiner nicht würdig ſei; denn er habe ihr Treue gelobt, und nur in der Erfüllung dieſes Gelöbniſſes könne er wahres Glück, Ruhe des Gewiſſens und Frieden der Seele finden. Ghierav war recht gerührt. Hätte Doralice eine leidenſchaftliche Scene aufgeführt, hätte ſie ihn ſie zu ſagen mit Gewalt fortgeriſſen, ihn Julia's Einfluß entzogen, ihn in ihre Heimath entführt: ſo wäre ſie vielleicht in dieſem Kampfe Siegerin geblieben. Aber dieſe Waffen ſtanden ihr nicht zu Gebote. Aufrichtig, ſanft und edel, wie ſie war, vertraute ſie zu ſehr dem guten Willen ihres Mannes und der eindringlichen Kraft der Wahrheit. Die heilige Schrift ſagt wohl mit Recht: „Die Kinder der Welt ſind klüger, als die Kinder des Lichtes;" nämlich um weltliche Vortheile zu erringen und weltliche Abſichten zu erreichen, denn ſie verſchmähen kein Mittel. Durch ihre Abreiſe räumte Doralice das Feld für Julia. Ghierav gerieth ganz in deren Botmäßigkeit, während ſeine Mutter und Schweſter dieſen allerdings unüberlegten Schritt der armen Doralice in ihrer Weiſe deuteten, indem ſie triumphirend behaupteten, jetzt komme es deutlich zu Tage, daß Doralice nie ein Herz für ihren Mann gehabt habe, denn ſie eile ja augenſcheinlich der Trennung entgegen, ja arbeite gefliſſentlich darauf hin, indem ſie ihn in dieſem kritiſchen Augenblicke verlaſſe. Kaum war Doralice bei Frau von Derthal angelangt, als auch ſchon ein Schreiben Ghierav's ihr folgte und ihr ankündigte, die Eheſcheidung ſei eingeleitet. Frau von Derthal machte ihr lebhafte Vorwürfe, daß ſie nicht, wie ein guter Soldat, auf ihrem Poſten geblieben ſei und es nicht abgewartet habe, ob man ſie mit Gewalt aus dem Hauſe ſtoßen werde. Möglicherweiſe würde ſich Ghierav vor einem ſolchen Scandal gefürchtet haben. Doralice entgegnete traurig:

„Er vielleicht! aber Julia nicht. Je mehr Scandal, deſto lieber iſt es ihr, denn um ſo ſchwerer wird es ihm, ſich von ihr loszumachen. Sie compromittirt ſich abſichtlich, um ihr Ziel zu erreichen: ſie will Gräfin Ghioray werden und über mich und mein Recht hinweggehen. Ach, liebe Mutter, es iſt ſchwer auf einem Poſten auszuharren, wo man beſtändig ſolche Gottesbeleidigungen vor Augen hat! aber Du haſt Recht: ich hätte mich dennoch mehr demüthigen und das Aeußerſte abwarten ſollen.“

Sie antwortete ihrem Manne in dem Sinne, wie ſie immer zu ihm geſprochen hatte, einfach, ernſt, ruhig, ohne Vorwürfe, ohne Klagen; aber auch ohne ſein Verfahren als ſein Recht anzuerkennen. Julia las natürlich dieſen Brief und verſicherte, man müſſe erſtarren vor der eiſigen Kälte, die aus jedem Worte athme. Frau von Derthal ſchrieb natürlich in einem anderen Tone an ihren Schwiegerſohn; aber ſie hatte an der ſchönen, ſchlauen Julia ihre überlegene Meiſterin gefunden. Sie erreichte nichts. Ghioray wurde von Doralice geſchieden und heirathete Julia.

Bei dreiundzwanzig Jahren ſtand Doralice nun auf der Ruine ihrer Exiſtenz. Sie war in der traurigſten, peinlichſten, gefährlichſten Lage, die es für eine Frau geben kann: vermählt — und verſtoßen, gefeſſelt — und ſcheinbar frei; nicht aus Wahl, ſondern durch fremdes Unrecht genöthigt, dem irdiſchen Glücke zu entſagen; abhängig von einer Kette, die nur erträglich iſt, weil Zwei gemeinſam ſie tragen und deren ganze Schwere jetzt auf ihr allein laſtete. Aber ſie reifte in ihr Schickſal hinein und nahm es an mit einem großen, demüthigen Herzen. Ihr Charakter entwickelte ſich ſchnell in dieſen Prüfungen, ihr Geiſt entfaltete ſich und gab ihr die Erkenntniß ihrer Stellung und des Weges, den ſie zu wandeln habe. Er war einſam; deshalb beſchloß ſie, ſich möglichſt von der Welt entfernt zu halten. Sie ließ ſich bei ihrer Mutter nieder, aber in ganz ſelbſtſtändiger Weiſe. Ein unbewohntes, halbverfallenes Häuschen, das am Rande des Gartens lag und in früheren Jahren von einem Pächter des Weinberges bewohnt wurde, baute Doralice nach ihrem Geſchmack und ihren Bedürfniſſen aus, und ſiedelte ſich darin mit den Dienſtboten an, welche ſie aus Ungarn mitgebracht hatte. So genoß ſie den Schutz und Troſt des Familienlebens, ohne doch in eine Abhängigkeit von ihrer Mutter zu gerathen, die eine neue Laſt zu der ohnehin ſchon ſchweren Bürde ihres Lebens gelegt hätte. Die pecuniären Verhältniſſe ihrer Tochter hatte Frau von Derthal ihrem Schwiegerſohne gegenüber auf's Beſte geordnet. Doralice überließ ihr das gern und ſagte mir:

„Ich habe Ghioran nicht geheirathet, um reich zu werden, und begehre es auch jetzt ſo wenig, daß ich nichts von ihm annehmen würde, wenn ich nur etwas eigenes Vermögen hätte.“

„Immer in den Wolken, ſüße Tochter! immer viel zu ätheriſch für unſere derbe, dürftige Erde!“ entgegnete Frau von Derthal zärtlich. „Nein, Kind! hätteſt Du Millionen, ſo wäre es dennoch die Sache deines Mannes, für deine ſtandesmäßige Exiſtenz zu ſorgen. Das iſt ſeine Pflicht und dein Recht als Gräfin Ghiorav. Einem ſolchen Rechte darf man um ſo weniger entſagen, oder es ſchmälern laſſen, als man ohnehin ſchon himmelſchreiendes Unrecht wehrlos erleidet.“

Während Doralice ihr Häuschen ausbaute und ſich beſann, wie ſie denn eigentlich ihr Leben darin einzurichten habe, um ein nicht ganz unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein, kam die Gnade Gottes ihrer willigen Seele zu Hülfe. Es wurde in einem benachbarten Orte eine Miſſion gehalten, d. h. die alte und ewig neue frohe Botſchaft des Evangeliums von der Schöpfung, der Erlöſung und der Heiligung des Menſchen wurde in einer zuſammenhängenden Kette von Predigten, welche ſchnell auf einander folgten, durch Ordensgeiſtliche, die ſich dieſem apoſtoliſchen Berufe gewidmet haben, der Gemeinde vorgetragen. Große Heilige, welche das Menſchenherz gut kannten, wie der heil. Alphons von Liguori, der heil. Vincenz von Paulo, der heil. Ignatius von Loyola, haben in dieſen Miſſionen für ganze Gemeinden eines der wirkſamſten Mittel gefunden, um ein geſunkenes religiöſes Leben zu heben, ein laues zu erwärmen, ein warmes zu nähren und zu beflügeln. Das Neue hat nun einmal ſeinen Reiz für das bewegliche Menſchenherz! Predigte der Ortspfarrer auch beſſer als die Miſſionsprieſter, ſo iſt das doch ſeine Schattenſeite, daß er jahraus jahrein predigt; und iſt man ihm noch ſo ſehr in Liebe und Ehrfurcht zugethan, eine kleine Abwechſelung bleibt immer willkommen. Darum erſcheinen fremde Prieſter. Sie kommen wie himmliſche Boten, kennen Niemand, kümmern ſich um nichts, gehen zum Altar, auf die Kanzel, in den Beichtſtuhl, dienen opfernd, predigend, richtend und ſühnend Gott und den Seelen, und ziehen fort nach einer Woche oder zwei oder drei, gerade ſo wie ſie gekommen ſind, arm, anſpruchslos, unbelohnt. Sie haben nichts Anderes gepredigt, als die uralte, ewigeine, geoffenbarte, chriſtliche Glaubenslehre. Aber daß die Grundwahrheiten der Religion in gedrängter, abgerundeter Zuſammenſtellung Schlag auf Schlag einander folgen; daß durch dieſe raſche Folge deren innere Einheit und die nothwendige Beziehung, in der ſie ſtehen, einleuchtend in die Augen ſpringt, daß nicht ſechs Wochentage voll zerſtreuender Arbeiten und betäubender Geſchäftigkeit zwiſchen jeder Predigt liegen und reichliche Muße zum Vergeſſen derſelben gewähren; daß hingegen drei bis vier Predigten täglich, von denen man kaum eine einzige verſäumen darf, um nicht den Faden zu verlieren oder eine Lücke in der Belehrung zu ſpüren, die Aufmerkſamkeit feſſeln und die Gedanken bei dem Hauptpunkte feſthalten, welcher Zweck und Ziel aller Miſſionen iſt: bekehre dich zu Gott! rette deine Seele! das gibt dieſer uralten, ewigeinen Glaubenslehre, welche die katholiſche Kirche ſeit den Tagen der Apoſtel verkündet, eine ſo friſche, ſo überwältigende Kraft, daß ſich nur einzelne, jedem höheren Einfluß unzugängliche Gemüther ihr gegenüber in der Abgeſtorbenheit der Seele zu erhalten vermögen. Die gewöhnliche Frucht der Miſſion iſt: Hebung des religiöſen, Beſſerung des ſittlichen Lebens, Bekehrung großer und lange verſteckter Sünder. Eine Miſſion erleuchtet den Verſtand, überzeugt die Vernunft, zermalmt das Herz, gewinnt den Willen; und ſomit kann der Menſch nicht länger widerſtehen: die Donner der göttlichen Wahrheit und die Balſamſtröme der göttlichen Liebe überwältigen ihn: er jammert nach ſeiner Verſöhnung mit Gott.

Doralice ſank in die Miſſion hinein, wie in das Element, nach welchem ihre Seele ſchmachtete. In gedrängter Klarheit entfaltete ſich vor ihr das ganze katholiſche Dogma in ſeiner weltumfaſſenden Großartigkeit, in ſeiner herzerfüllenden Tiefe; ſo wunderbar einfach, daß es dem Verſtändniſſe eines Kindes zugänglich iſt; ſo wunderbar hoch, daß ein Rieſe an Geiſt es mit der feinſten und ſchärfſten Speculation nicht überflügelt, nicht erſchöpft; wunderbar anziehend wie der Sternenhimmel, der vor der ſinnenden Betrachtung ſeine ſüß und ſelig ſtrahlenden Conſtellationen aufrollt; wunderbar gebieteriſch wie das Sonnenlicht, das alle Finſterniß aus den verſteckteſten Schlupfwinkeln verſcheucht. Nie war ihr die ganze Oeconomie der Heilsordnung ſo klar und umfaſſend vor die Seele getreten. Nie war ihr die Schönheit des Gnadenlebens ſo aufgegangen und ſo ausführbar erſchienen. Sie maß ſich ſelbſt, ihr Thun und Treiben, ihr Wollen und Streben nach dieſem Maßſtabe, und ehrlich geſtand ſie ſich ein, daß ſie kaum in den äußeren Umkreis der Gnadenordnung eingetreten ſei und nur ganz auf deſſen Oberfläche ſich bewege. Dem Kern und Herd derſelben: der Liebe zu Gott, ach! wie fern war ſie davon! — Sie wohnte der ganzen Miſſion bei, verſäumte keine Predigt. Es war im December. Das hinderte Doralice nicht zu Frau von Derthals größter Beſorgniß, jeden Morgen um halb fünf Uhr fortzufahren, um dem erſten Meßopfer beizuwohnen. Gegen Mittag kam ſie zurück und Nachmittags fuhr ſie wieder von dannen. Ihre Ponies hatten nie eine ſo ſchwere Zeit gehabt. Fräulein Crescenze begleitete ſie faſt immer; zuweilen auch Celeſtine; aber die frühen Morgen- und ſpäten Abendſtunden verbot die Mutter.

„Es iſt ja ein ſehr ſchweres Opfer, dieſen herrlichen Vorträgen nicht immer beiwohnen zu können,“ ſagte Frau von Derthal; „allein Geſundheitsrückſichten gehen jeder Neigung vor. Celeſtine iſt einer ſolchen körperlichen Anſtrengung und geiſtigen Spannung nicht gewachſen, und um ſie darüber zu tröſten, bleibe auch ich zu Hauſe.“

Celeſtine bedurfte dieſer Tröſtung gar nicht. Sie war wenig geneigt, religiöſer Einwirkung ſich hinzugeben. Von Eulalie war noch gar nicht die Rede. Frau von Derthal fand es durchaus überflüſſig, Kinder in die Predigten gehen zu laſſen. Mein Gott, wozu auch? Ein Kind iſt ja ſo fromm und gut, daß es durch Kirchenbeſuch unmöglich beſſer werden kann. Ja, es könnte vielleicht ſogar in irgend einer Predigt etwas hören, was ihm nicht heilſam wäre. Eulalie wurde alſo auch dann nicht mitgenommen, wenn Frau von Derthal ſich herabließ, eine Predigt zu beſuchen, aus der ſie jedes Mal mit der ſtehenden Redensart zurückkam:

„Wäre ich nicht eine durch und durch gläubige Katholikin, ſo müßt' ich es nach einem ſolchen Vortrage werden. Die Patres verſtehen es, die Forderungen des Glaubens mit den Anſprüchen der Vernunft in Uebereinſtimmung zu bringen.“

Eulalie antwortete einmal ganz arglos:

„Die Patres, Mama? hat Chriſtus das nicht von Anfang an verſtanden?“

„Doch, doch!“ entgegnete Frau von Derthal etwas überraſcht. „Aber die Patres haben das Talent der richtigen Auslegung.“

Eulalie war nicht umſonſt Miß Vernons Zögling geweſen.

Wie ein Schmetterling, der ſeine Chryſalide eben verlaſſen hat, auffliegt und ſich wiegt auf den kaum entfalteten und noch ungeübten Flügeln, aber ſchon mit froher Luſt über der Blumenwelt ſchwebt, ging Doralice aus der ſegensreichen Miſſion hervor. Sie war wirklich das geworden, was ihre Mutter zu ſein wähnte: eine gläubige Katholikin. Bisher hatte ihr von Natur frommer Sinn ſie geleitet; aber ſie erkannte, daß ſie mit demſelben, der Raupe gleich, nur am Boden gekrochen ſei und keine Ahnung gehabt habe von dem unſäglichen inneren Reichthum des wahren katholiſchen Lebens, welches den armen Menſchen durch die weſenhafte Gemeinſchaft mit dem Gottmenſchen Chriſtus ſchon hienieden zu einem Genoſſen der Seligen macht, verſteht ſich ſo, wie die Seligkeit des Hieniedens beſchaffen ſein muß, um die der Ewigkeit zu erlangen: kreuzesſelig. So wird fortan mein Leben ſein, ſprach Doralice zu ſich ſelbſt und zu dem frommen Pater, der ihr Seelenführer geworden war; ich muß mehr und mehr trachten, mein Herz frei von allen irdiſchen Beziehungen und Verhältniſſen zu machen, denn ich ſtehe zwiſchen ihnen wie ein Fremdling, dem keine Anſprüche vergönnt ſind, und der zurückgewieſen oder gedemüthigt würde, wenn er ſie dennoch machen wollte.

„Friede den Menſchen, die guten Willens ſind!“ ſangen die himmliſchen Heerſchaaren in jener heiligen Nacht, welche den Heiland der Welt in der Krippe zu

Bethlehem ſah. Die Verheißung geht alle Tage in Erfüllung. Wo ein Herz, und ſei es auch noch ſo arm, noch ſo eng, noch ſo dunkel, aus ganzem Willen Chriſtus aufnimmt, da zieht der Friede ein. Doralice gewann nach und nach ihre Abgeſchiedenheit lieb. In der gleichmäßigen Stille ſänftigte ſich die Unruhe und Aufregung, welche ſie aus der Vergangenheit mitgebracht hatte. Sie füllte ihre Gegenwart mit edlen nützlichen Beſchäftigungen aus. Kurz vor ihrer Ankunft im Schlößchen war Miß Bernon nach Rom gerufen, wo ihr Bruder im Begriffe war, denſelben Schritt zu thun, den er vor einigen Jahren ſo bitter an ihr getadelt hatte: er wollte zur katholiſchen Kirche zurückkehren. Bis ſich eine paſſende Gouvernante fände, übernahm Doralice deren Platz bei Eulalie; und nachdem ſich eine gefunden hatte, blieb ſie dennoch gleichſam die Oberlehrerin der geliebten kleinen Schweſter, denn vor ihr Forum brachte Eulalie Alles, was ſie hörte und lernte, und Doralice mußte ihr Gutachten abgeben, ob es mit der katholiſchen Wahrheit übereinſtimme oder nicht. Die neue Gouvernante war nämlich eine ſchottiſche Sectirerin, eine Bibel Chriſtin, wie ſie ſagte, übrigens voll Talent und Wiſſen. Doralice hätte keine Tochter ihrer Mutter ſein müſſen, um nicht zärtlich an ihrer Familie zu hängen, obzwar ſich jetzt, mehr als vor ihrer Verheirathung, ziemlich verſchiedene Richtungen in derſelben äußerten. Am wohlthuendſten war ihr der Umgang mit Fräulein Crescenze, deren ſtilles, im Lichte des Glaubens abgeklärtes Gemüthsleben ihr ein troſtvolles Vorbild des Opfers und der Entſagung war. Frau von Derthal hatte ſich immer mit aller Freundlichkeit bemüht, ihre Töchter möglichſt fern von der Tante zu halten. Sie fürchtete, deren Frömmigkeit könne anſteckend werden, weil ſie ſo lieblich war. Und das iſt ja ſehr ſchön und glücklich für die arme, von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelte Crescenze, dachte Frau von Derthal; allein für meine Kinder wäre es des Guten etwas zu viel. In ihrer jetzigen unabhängigen Lage war Doralice aber ungehindert in ihrem Umgange mit der Tante. Dann hatte ſie die große Familie Chriſti, die Armen, zu ihren Brüdern und Kindern angenommen, und das iſt ein Feld, auf dem es der regſamſten Thätigkeit nie an Arbeit fehlt. Muſik und Bücher gewährten ihr auch eine genußreiche Unterhaltung, und ſo glitt die Erinnerung an die Freuden und Leiden ihrer Ehe immer tiefer in das große Meer der Vergeſſenheit hinein, das ſich in jedem Herzen, es ſei ſo klein es wolle, ausbreitet. Füllte ſich aber dennoch einmal ihr Auge mit Thränen und ihre Seele mit Weh, wie das Allen begegnet, mögen ſie im Glücke ſchwelgen, oder Enterbte des Glückes ſein: ſo kniete ſie mit ihnen zu Füßen des Kreuzes hin.

* * *

Lord Henry.

Zu Roderich's freudigſter Ueberraſchung traf eines Tages ſein Bruder, Conrad von Friedingen, in Ems ein. Conrad liebte Roderich mit einem Gefühle von väterlicher Zärtlichkeit und hatte ein großes Verlangen, deſſen Braut kennen zu lernen. Ueberdas rieth ihm ſein Hausarzt, den Gebrauch der Heilquellen von Ems einer Traubencur vorhergehen zu laſſen. Nun war er da. Als Roderich ihn der Frau von Oerthal vorſtellte, ſeufzte ſie unwillkührlich ganz heimlich: O wäre doch Eulalie zwei Jahre älter .... oder wenigſtens ein Jahr! ſo gut gefiel ihr Conrad, ſo ſehr hätte ſie ihn zum Schwiegerſohn gewünſcht. Freilich wurde dieſer Wunſch zuerſt angeregt durch ſeine vortheilhaften äußeren Verhältniſſe, allein Conrad's Perſönlichkeit unterſtützte ihn mächtig. Er war in ſeiner Erſcheinung, ſeinem Benehmen, ſeiner Haltung ein durchaus angenehmer, gebildeter, feiner Mann, gegen den der arme Roderich, trotz ſeinem Parade-Ton — oder wegen deſſelben! — ſtark in Schatten trat. Conrad's Kränklichkeit war ihr jetzt ein Troſt! gewiß brauchte er ein oder zwei Jahre, um ſeine Geſundheit herzuſtellen; dann war Eulalie ſiebzehn Jahre alt! man mußte nur ſuchen, ihm den Familienkreis ſo anziehend und feſſelnd zu machen, daß er ſich nirgends heimiſcher, nirgends mehr angeſprochen fühle. Sie empfing ihn alſo mit der herzlichen Liebenswürdigkeit, die ihr ſo ſehr zu Gebote ſtand und trug als erſte Frucht derſelben ganz leicht Conrad's bereitwillige Zuſage davon, Roderich's Apanage zu erhöhen.

„Nun ſage mir, wie gefällt Dir Celeſtine?“ rief Roderich, „iſt ſie nicht ein deliciöſes Mädchen? welch' eine Hand! welche Taille! welch' ein fröhlicher Sinn, welche elegante Haltung und doch ſo gar nichts Geziertes und Verſchrobenes im Benehmen! Sogar wenn ſie auf einem Eſel reitet, ſieht ſie allerliebſt aus, ein Kunſtſtück, das ihr wenig Damen nachmachen können, auf Ehre! obgleich ſie hier Alle eine unglückliche Paſſion für dieſe miſerabeln Spazierritte zu Eſel haben. Natürlich reit' ich mit — was thut man nicht aus Liebe! — Nun ſprich doch, Conrad! iſt ſie nicht ein engelhaftes Perſönchen?“

„Ja wohl, lieber Roderich,“ entgegnete Conrad lächelnd, „ja wohl! Ich wünſche nur, daß Du es auch in zehn Jahren finden mögeſt.“

„Und Frau von Derthal! iſt ſie nicht charmant? ſo etwas Weiches, Einſchmeichelndes! . . . . und ſo unbegreiflich gut conſervirt, daß ſie ja bildſchön iſt. Ich muß ihr gegenüber immer denken: O du ganz und gar charmantes Kätzchen, ſollteſt du auch kratzen können? — Das muß ich denken, auf Ehre!“

Da Conrad den kleinen, kurzen, ſtoßenden Schritt des Eſels nicht für ſeine Bruſt vertrug, ſo fuhr Frau von Derthal von nun an lieber mit ihm und dem Brautpaare ſpazieren. Das gab ihr Gelegenheit, ſich ungeſtörter mit Conrad zu unterhalten und ihn beſſer kennen zu lernen, um ihn ganz unmerklich für ihren Plan zu gewinnen: er ſollte ſich für den Winter in Rüdesheim niederlaſſen, in dieſem Nizza des Rheingaues; eine Behauptung, die noch nie gemacht worden war, die ſie aber durch Gott weiß was für Geneſungen unterſtützen wollte. Sie fuhren einmal nach der alten zerſtörten Benedictinerabtei Arnſtein, die auf einem Felſen an der Lahn als ſchöne Ruine in einſamer romantiſcher Umgebung liegt. Es war ein Etwas in der Scenerie, das Conrad an die ſchöne Pilgerin von Marienthal erinnerte. Er fragte Frau von Derthal:

„Iſt Ihnen im Rheingau eine junge Dame bekannt, die, von einer großen däniſchen Dogge begleitet, ſpazieren geht?“

„Vielleicht kenne ich ſie,“ entgegnete Frau von Derthal; „allein Sie müſſen ſie etwas näher beſchreiben.“

„Das kann ich nicht,“ entgegnete Conrad; „ich kann keine Einzelheit angeben! aber ſie machte mir den Eindruck .... einer wilden Roſe."

„Ah, das wird Doralice ſein!" ſagte Frau von Derthal lächelnd.

„Ja! das iſt Doralice!" rief Conrad lebhaft.

„Aber kennen Sie denn Doralice?" fragte ſie.

„Kein Menſch auf Erden heißt Doralice!" entgegnete er; „darum wird ſie es ſein, die immer zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt."

Und er erzählte, wie er ihr begegnet ſei. Zum Schluß ſagte er:

„Wer iſt denn aber dieſe Doralice?"

„Meine älteſte Tochter," antwortete Frau von Derthal.

In unverhoffter Freude war Conrad's Blick aufgeſtrahlt, verdüſterte ſich aber eben ſo ſchnell, als Frau von Derthal hinzuſetzte:

„Doralice Ghiorav."

Sie iſt alſo vermählt und nur zum Beſuch bei ihrer Mutter! ſprach er zu ſich ſelbſt. Daß dieſe idealiſche Perſon mit ihrem idealiſchen Thun und Treiben doch verheirathet war, kam ihm ganz ſeltſam, ja unglaublich vor. Er freute ſich außerordentlich, ſie nicht bloß kennen zu lernen, ſondern ſogleich in eine nähere Beziehung zu ihr zu treten. Aber wo war nur der Mann dieſer holdſeligen Doralice?

Später einmal erfuhr er es. Frau von Derthal ſprach ſehr rührend über das Herzeleid, welches die Mütter, in Folge herber Schickſale ihrer Töchter, zu tragen hätten. Auch ſie hatte das ihre: Suſanne war todt; Doralice von einem Manne getrennt, der ſich mit einer anderen Frau vermählt hatte. Ah! dachte Conrad bei ſich ſelbſt, darum kennt ſie den Schmerz! darum ſpielt ſie das Adagio der Sonate pathétique ſo wunderſchön. Es war aber etwas in dieſer Auskunft über Doralice, was ihm ſehr angenehm war. Sie iſt frei, wie ſich das ſchickt für dieſe Tochter der Luſt! dachte er in ſeinem Wahne von beliebiger Schürzung und Löſung des Ehebandes.

Die Brunnencur der Frau von Derthal war zu Ende. Sie verließ Ems, nachdem ſie die Vermählung des jungen Paares auf das Spätjahr angeſetzt hatte. Bei ihren drei älteren Töchtern hatte ſie nie ſo lange gezögert. Da brauchte ich keine häusliche Einrichtung zu beſorgen, und die erfordert Zeit, ſagte ſie. Auch hatte keiner jener drei Schwiegerſöhne einen Bruder, den ſie zu feſſeln wünſchte! je länger ſie die Vermählung verſchob, deſto länger blieb Conrad in ihrer Nähe und Eulalie war ja in dem Alter, wo man mit jedem Tage in die Schönheit hineinwächſt. Aber hierüber ſchwieg Frau von Derthal. Sie lud nur Conrad einfach und herzlich ein, ſie von Rüdesheim aus recht oft zu beſuchen; er finde bei ihr einen vortrefflichen Flügel und in Doralice und Miß Dundee zwei tüchtige Pianiſtinnen.

Zufrieden mit der Gegenwart und voll Hoffnung für die Zukunft verließ ſie Ems. Warum aber war ſie ſo ungeduldig, ihre Töchter zu verheirathen? war denn Alles roſenfarbig in der Ehe? — o nein! blieb ſie nicht einſam zurück, wenn ſämmtliche Kinder ihr Haus verlaſſen hatten? — o ja! Dennoch theilte ſie die Manie mancher Mütter, welche es als eine Art von Ehrenſache und Befriedigung ihrer Eitelkeit betrachten, daß ihre Töchter ſich verehelichen, ſowie ſie aus der Kinderſtube treten, und deshalb entwarf ſie, obwohl Eulalie noch darin war, bereits einen Eroberungsfeldzug.

Kurz vor ihr war ihr Schwiegerſohn, Lord Henry Enisdale, mit ſeinen beiden kleinen Kindern im Schlößchen eingetroffen. Sein kurzes Eheglück hatte der Tod früh getrennt. Wittwer ſeit einem Jahre, hatte er ſeine angebetete Suſanne an ihrem Grabe betrauert und beweint. Wie das denn aber geht: man kann nicht lebenslänglich weinen und trauern um verlorenes Glück. Die Thränen verſiegen, der Schmerz mindert ſich; und nun tritt das Leid in eine neue und ſehr bittere Phaſe: das Herz fühlt ſich leer und bemerkt, daß es nicht immer troſtlos und in Trauer begraben ſein werde. Lord Henry wollte ſeine Schmerz- und Liebesgefühle auf der Stätte auffriſchen und beleben, die Suſanne ſo geliebt hatte und wo ſie geſtorben war: in ihrem heimathlichen Schlößchen. Lord Henry war von großer Energie der Empfindung und ergriff mit Leidenſchaft das, was er und was ihn ergriff. Stockte aber die Leidenſchaft, ſo wußte er nichts mit ſich ſelbſt, mit der Welt, mit dem Leben anzufangen und verfiel in Spleen. Hätte ein himmliſches Geſetz ſeine Energie gelichtet, gelenkt, geordnet und beherrſcht, ſo hätte er ein ungewöhnlich tüchtiger Menſch werden können. Jetzt war er nur ein excentriſcher im wahren Sinne des Wortes; ihm gebrach ein innerer Mittelpunkt, um den er, wie um ein heiliges Banner, ſeine Kräfte hätte ſammeln können, und er vergeudete ſie. Ganz jung war er in die Marine eingetreten, hatte des Vaters Einwilligung halb ertrotzt, halb errungen. Die Kühnheit, die Gefahr, die Bewegung, die kaltblütige Beherrſchung des Elementes und der Ereigniſſe, Alles dies, was dem Seemannsleben einen großartigen Character gibt, entzückte ihn. Ueberdas war England die Königin der Meere und ihre glorreiche Herrſchaft wollte er ausbreiten helfen; denn England war ſein Idol und Englands Größe ſein Cultus. Der Idolendienſt geht aber aus Blindheit hervor. Er ſah, er hörte, er urtheilte nur nach dem Maßſtabe, den ſein Idol ihm gab — und was es nicht gab, das exiſtirte gar nicht für ihn. Er ging nach Indien, er machte den Opiumkrieg in China mit, er ſchwelgte in Englands Macht und Größe. Als aber ſein Vater in ein langwieriges Leiden verfiel und ſeine Mutter ſtarb, verließ Lord Henry ohne Zögern ſeine ihm ſo ſehr zuſagende Laufbahn, um ſich ganz dem geliebten Vater zu widmen.

von dem er eine Reihe von Jahren getrennt geweſen war. In Nizza ihn pflegend, fand er Suſanne und in ihr ein neues Idol. Sie wurde der Gegenſtand einer grenzenloſen Leidenſchaft, die ſich mehr und mehr ſteigerte, als ſich ein Bruſtleiden in ihr entwickelte, welches den ſchlimmſten Ausgang befürchten ließ. Sie ahnte es nicht. Sie war unausſprechlich glücklich. Mit grenzenloſer Zärtlichkeit ſchmiegte ſie ſich ihm an, hatte keinen anderen Wunſch, als ſeinen Willen zu erfüllen; keine andere Anſicht, als ſein Urtheil für unfehlbar zu halten; kein anderes Geſetz, als ſein Wort. Er war ihr nicht an Gottes Statt, ſondern Gott ſelbſt. Sie fühlte wohl nach und nach eine gewiſſe Abnahme ihrer Kräfte; aber, wie alle Bruſtkranken, hatte ſie tauſend Troſtgründe. Sie war ja nie bettlägerig, huſtete nur etwas, war nur etwas angegriffen. Den letzten Winter ihres Lebens brachte er mit ihr auf der Inſel Madeira zu. Doch umſonſt! die Flamme ihres jungen Lebens ſank und ſank. Sie wünſchte den Sommer in ihrer Heimath, bei ihrer Mutter, zwiſchen ihren Schweſtern zu verbringen. Lord Henry war glücklich, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen. Er hoffte, daß die Luft des Rheingaues das Wunder an Suſanne thun werde, was die Luft der Inſel Madeira nicht gethan hatte; ſo unmöglich ſchien es ihm, ſie zu verlieren. Es war ein rührendes Bild: die ſchöne junge Frau, mit der hectiſchen Röthe auf den abgezehrten Wangen, den eingeſunkenen glänzenden Augen, der hinſinkenden Geſtalt, der tonloſen, flüſternden Stimme, und neben ihr der ſchöne ernſte Mann, ſie zärtlich bewachend und pflegend, auf jedes Wort lauſchend, jedem Blicke folgend, mit namenloſer Angſt ſeine Beſorgniſſe unterdrückend, damit ſie nicht beunruhigt werde und damit er ſich ſelbſt über ihren Zuſtand täuſchen könne; und zwiſchen ihnen zwei liebliche Kinder, die nichts ahnten von der Gefahr der Mutter und von des Vaters Sorgen.

Frau von Derthal ging ganz auf Lord Henry's Anſicht ein, man müſſe Suſanne in Hoffnung einwiegen und einſchlummern laſſen. Doralice dachte an die Seele ihrer armen lieben Schweſter und fand ein Echo für ihren Gram nur im Herzen von Fräulein Crescenze. Lord Henry war ein Hochkirchler, denn die Hochkirche war nun einmal die «establishd church», die ein- und feſtgeſetzte Kirche, wie das merkwürdige Wort heißt, das man ſo oft in England hört. Die «establishd church» iſt die Kirche, deren Oberhaupt die Krone Großbritanniens trägt; ſie iſt gleichſam identiſch mit Englands Macht und Geſetz. Genug für Lord Henry, um ihr anzuhängen. Da Suſanne wie ein willenloſes Kind Alles liebte und guthieß, was er liebte und guthieß, ſo fürchtete Doralice, daß ſie zum Anglicanismus abgefallen ſei. Daß ſie der katholiſchen Kirche nicht mehr angehöre, war leider längſt klar, da ſie weder dem Gottesdienſte beiwohnte, noch die Sacramente empfing, noch ein kirchliches Gebot beobachtete. Uebrigens hatte ſie ſich ja ſelbſt in demſelben Augenblicke von der katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen, als ſie eine Ehe einging, in welcher die Nachkommenſchaft akatholiſch werden ſollte. Doralice hatte ſich mit Fräulein Creſcenze beſprochen und Beide faßten Muth, um mit Lord Henry zu reden. Doralice ſagte ihm einmal in einem einſamen Augenblicke mit Thränen im Auge:

„Lieber Henry, wir können uns nicht länger über Suſannen's Zuſtand täuſchen. Sollten wir nicht ſuchen, himmliſche Tröſtungen ihr zuzuwenden?“

Lord Henry ſtarrte Doralice an und fragte:

„Was meinen Sie damit, Doralice?“

„Sollten wir ſie nicht mild auf den ernſten Augenblick vorbereiten, wo die Seele vor dem Throne Gottes erſcheinen und Rechenſchaft ablegen muß über ihr Erdenleben?“

„Dies himmliſche Weſen bedarf keiner Vorbereitung!“ rief er aufgeregt. „Ihr ganzes Leben iſt eine zärtliche und vollkommene Pflichterfüllung.“

„Es iſt ſchön, daß Sie das finden, Henry, und es freut mich innigſt für Suſanne,“ entgegnete Doralice ſanft; „dennoch würde ſie ſelbſt vielleicht anders ſich beurtheilen und ach! vielleicht würde auch Gott es thun.“

„Nonſens, Doralice! wäre Suſanne ſo demüthig, ſo würde das ja nur ihre Vollkommenheit erhöhen und folglich müßte Gott dann um ſo zufriedener mit ihr ſein.“

„Lieber Henry, die katholiſche Kirche tritt zärtlich zu ihren abſcheidenden Kindern und taucht ſie durch die heiligen Sacramente in das Blut Jeſu ein. Nur die Seele, die im Purpurſchmuck dieſes göttlichen Blutes vor dem Throne Gottes erſcheint, wird in Ihm einen gnädigen Richter finden, denn dies Blut allein iſt Unterpfand und Mittel ſeiner Gnade;“ ſagte Fräulein Crescenze, vor der Lord Henry eine große Verehrung hatte.

„Beſte Tante,“ entgegnete er, „weshalb zweifeln Sie, daß Suſanne im Beſitze der heiligenden Kraft dieſes Blutes ſei?“

„Es gibt ein einfaches Mittel, um jeden Zweifel darüber zu beſeitigen,“ entgegnete ſie ausweichend, um ihn nicht zu verletzen; „und das iſt der Empfang der heiligen Sacramente: Suſannen's ſchöne Seele würde durch ſie in erhöhtem Glanze erſtrahlen.“

„Wie?“ rief er, „Sie muthen mir zu, einen katholiſchen Prieſter zu ihr zu rufen.“

„Ja, lieber Henry, denn Suſanne iſt – oder war ein Kind der katholiſchen Kirche und Sie dürfen ihr dieſe letzte Wohlthat nicht entziehen.“

„Wohlthat?“ rief er heftig. „Ein fremder Prieſter ſoll ſie mit Todesahnungen ängſtigen, ſoll die letzten Gedanken ihrer Liebe mir ſtehlen, ſoll ihr, was weiß ich für unnütze Sorgen von Purgatorium und Hölle machen, ſoll Reue von ihr begehren über Sünden, die ſie nie begangen hat“ ....

„Ruhig, ruhig, lieber Henry!" regen Sie Sich nicht auf mit Vorſtellungen, die auf Unkenntniß der heiligen Sacramente beruhen. Gönnen Sie Suſannen den ſeligen Troſt in der vollkommenen Vereinigung mit Gott, durch den Empfang der heiligen Wegzehrung ſowohl, als durch die Aufopferung ihrer ſelbſt an ſeinen ewig anbetungswürdigen Willen, von der Erde zu ſcheiden. Dies und nichts Anderes wird der Geiſtliche ihr vermitteln."

„Ein ſo vollkommenes Weſen, wie Suſanne, iſt immer in der Vereinigung mit Gott und braucht dazu keinen römiſchen Prieſter, beſte Tante. Sie hat gar nichts zu bereuen, das weiß Niemand beſſer, als ich; denn ſie hat nie mit einem Hauch ihre Pflichten als Gattin und Mutter verletzt, und hätte ſie es je, ſo hab' ich es ihr längſt vergeben."

„Ihre Vergebung, mein guter Henry, kann Suſanne nicht ſelig machen."

„Und die Vergebung des römiſchen Prieſters ſollte es können!" brach er aus. „Nein, liebe Tante, Suſanne und ich haben es bisher immer ſo gehalten, daß wir Einer für den Anderen die höchſte Inſtanz waren. Wir haben nie einen Dritten neben uns, viel weniger zwiſchen uns geduldet. Die Vorſtellung eines Beichtvaters für Suſanne war mir ein ſolcher Greuel, daß ſie mit Freuden von dieſer papiſtiſchen Einrichtung abſtand und dieſe Gewohnheit ganz ablegte. Und jetzt, in ihren letzten Stunden, ſollte ich freiwillig das zulaſſen, was ich verabſcheue?“

„Ja,“ entgegnete Fräulein Creſcenze mit tiefem Ernſte; „denn nicht Mann noch Kind, nicht Vater noch Mutter, kann einer Seele die ewige Seligkeit geben. Das kann Gott allein. Er gibt ſie für einen Act demüthiger, reuevoller Liebe, den die Seele im heiligen Bußſacrament zu machen hat. Gönnen Sie Suſannen die Seligkeit, Henry!“

„Da ich die Gnade des römiſchen Bußſacramentes nicht empfange, ſo überweiſen Sie mich alſo der Verdammniß, beſte Tante,“ ſagte er ausweichend.

„O!“ rief ſie ſchmerzlich, „der unendlichen Barmherzigkeit Gottes überweiſe ich Sie; aber freilich beklommen und zitternd und ohne das frohe kindliche Vertrauen, welches für uns aus dem Worte des Heilandes entſpringt, als er nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln den heiligen Geiſt mittheilend, zu ihnen ſprach: Welchen ihr die Sünden nachlaſſen werdet, denen ſind ſie nachgelaſſen; und welchen ihr ſie behalten werdet, denen ſind ſie behalten.“

„Nun, liebe Tante,“ ſagte er kalt, „ſeien Sie feſt überzeugt, daß Suſanne lieber mit mir verworfen, als ohne mich ſelig ſein möchte.“

„O Ihr Unglückſeligen!“ ſeufzte Fräulein Creſcenze.

Suſanne hatte im Nebenzimmer Lord Henry's letzten

Ausſpruch gehört. Sie trat ein und ſagte, zärtlich ihren Mann umſchlingend:

„Wer das bezweifelt, mein Henry, der weiß nichts von unſerer Liebe. Ich ziehe die Hölle mit Dir — dem Himmel ohne Dich vor; überhaupt gibt es für mich keinen Himmel, wenn Du ihn nicht mit mir theilſt.“

„So ſpricht die Liebe!“ rief Henry und warf einen triumphirenden Blick auf Fräulein Crescenze und Doralice, die mit mühſam verhaltenen Thränen dem troſtloſen Schauſpiel zuſehen mußten, wie ein zerfallendes Erdengebilde ſich an ein anderes Gebilde von Staub und Aſche klammerte.

Nach wenigen Tagen ſchied Suſanne aus dieſem Leben. Niemand war in ihren letzten Augenblicken bei ihr, als Lord Henry. Mit dem Characterzug der irdiſchen Liebe, mit Eiferſucht, wehrte er möglichſt Jedermann von ihr ab, denn Niemand ſollte mit ihm ihr letztes Lächeln und Wort, ihren letzten Blick und Seufzer theilen. Hinträumend in ſeinen Armen, ganz wie ſie gelebt hatte, ſtarb Suſanne. Frau von Derthal ſagte in Thränen gebadet:

„Die idealiſche Schönheit ihres Lebens iſt mein einziger Troſt bei ihrem frühen Grabe.“

Doralice ſank, ebenfalls in Thränen gebadet, auf ihre Kniee und flüſterte mit bebenden Lippen:

„Sie hat ihre Beſtimmung verfehlt, ſie hat Gott nicht geliebt! . . . Wird ſie den in der Ewigkeit finden, den ſie in der Zeit nie geſucht hat?" — —

Lord Henry geleitete die theuere Entſchlafene zur Gruft ſeiner Väter. Seine beiden Kinder blieben einſtweilen bei Frau von Derval, und Doralice nahm ſie in ihre beſondere Obhut. Als er nach einigen Wochen in's Schlößchen zurückkehrte und ſah, wie die Kinder an Doralice hingen und wie lieblich ſie die Stelle der Mutter bei ihnen vertrat, ſagte er:

„Doralice, verſprechen Sie mir die Kinder nicht im Papismus zu erziehen, ſo vertraue ich ſie Ihnen für die nächſten zehn Jahre an."

„Man kann Kinder ſo wenig ohne Gott, als Blumen ohne Sonne erziehen," ſagte ſie ſanft.

„Ohne Gott!" rief er heftig; „wer ſpricht davon? ohne papiſtiſche Zuthat, ſag' ich."

„Da wir eine ſolche nicht kennen, ſondern unſere apoſtoliſche Glaubenslehre in ihrer Geſammtheit als göttliche Offenbarung durch dasjenige Organ annehmen, das Chriſtus zu dieſem Zwecke eingeſetzt hat: durch das Lehramt in der Kirche, ſo kann ich auf Ihren Vorſchlag nicht eingehen," entgegnete Doralice.

„Ich dachte, Sie hätten meine Kinder ſehr lieb," ſagte er verwundert.

„O gewiß!" rief ſie raſch und innig.

„Nun, dann ſollten Sie doch wahrlich, um die Kinder behalten und erziehen zu können, mit den unweſentlichen Anhängſeln der römiſchen Kirche, mit dem Muttergottes- und Heiligenkram, mit Kreuzzeichen und Weihwaſſer, ſpäter natürlich auch mit dem Dogma ſelbſt, ſie verſchonen.“

„Lieber Henry,“ ſagte Doralice gelaſſen, „da ich großes Mitleid mit Ihrem Mangel an Verſtändniß habe, ſo habe ich auch große Nachſicht mit Ihren verkehrten Aeußerungen. Welche Ideen Sie mit Erziehung verbinden, weiß ich nicht! ich meines Theils nenne Erziehung — Bildung der Seele; und da die katholiſche Glaubenslehre die Grundlage dieſer Bildung und zugleich deren Richtſchnur iſt, ſo kann ich nur mit ihr die Sorge und Verantwortung für die lieben Kinder übernehmen.“

Lord Henry ſah ſprachlos vor Erſtaunen Doralice an. Er war überhaupt nicht an Widerſtand und Widerſpruch gewöhnt; am wenigſten aber in dieſer milden und doch ſo feſten Form. Er kannte Doralice nur oberflächlich. Erſt während Suſannen's letzter Krankheit kam er ihr etwas näher. Doch blieb er ahnungslos über ihr innerſtes Weſen, war auch viel zu ſehr von Suſanne erfüllt, um irgend einen Gedanken für irgend ein weibliches Weſen übrig zu haben. Nun aber trat er durch die Kinder mehr in Beziehung zu Doralice und da verfiel er denn aus einem Erſtaunen in das andere.

„Doralice,“ ſagte er nach einer Pauſe, „es iſt jammerſchade um Sie, daß Sie zu den Römlingen gehören.

Wenn das nicht wäre, könnte ich großes Vertrauen zu Ihnen faſſen.“

„Wenn das nicht wäre, hätten Sie ſehr Unrecht, das allergeringſte Vertrauen in mich zu ſetzen, denn ich wäre dann ein Schiff ohne Steuer,“ erwiederte ſie lächelnd.

„Mit nichten!“ rief er; „Sie würden ja immer Ihren Verſtand und Ihren Willen behalten, und nur dieſe Rüſtung von Prinzipien niederlegen, die wirklich unerträglich bei einer Frau iſt.“

„Warum bei einer Frau unerträglich?“

„Weil es ausſieht, als wolle ſie immer Recht haben.“

„Und das ziemt nur dem Mann, nicht wahr, Henry?“ fragte Doralice ſchelmiſch.

„Bei einer ſolchen Frau iſt für die Autorität eines Mannes gar kein Boden,“ fuhr er eifrig fort.

„Doch, doch!“ verſicherte ſie; „allein ſeine Autorität wird ebenfalls geregelt durch ewige Prinzipien, ſo daß die Frau ihr gegenüber keine Sache iſt, ſondern ein gleichberechtigtes Weſen.“

„Sie ſind doch nicht etwa eine Emancipirte?“ fragte Lord Henry, abermals in Erſtaunen.

„Eben noch papiſtiſch und jetzt emancipirt,“ ſagte Doralice lächelnd; „geht denn das Hand in Hand?“

„Es iſt das Eigenthümliche der Römiſchen, in allen Farben zu ſchillern und deshalb eben, Doralice, kann ich kein Vertrauen zu ihnen faſſen," entgegnete Lord Henry, bedenklich den Kopf ſchüttelnd.

An die Enge und Beſchränktheit ſubjectiver Anſicht und individueller Willkür gewöhnt, kannte er nicht den immenſen Spielraum, welchen die ſittliche Freiheit auf religiöſer Grundlage hat.

Frau von Derthal hegte nach Suſannens Tode heimlich den ſehnlichen Wunſch, daß Lord Henry in Celeſtine einen Erſatz finden möge. Sie hätte es daher ſehr gern geſehen, wenn er die Kinder bei Doralice gelaſſen hätte. Es war ein Band, das ihn auf's Innigſte an die Familie knüpfte. Deshalb ſagte ſie zu Doralice:

„Süße Tochter, ſollteſt Du nicht etwas nachgiebiger gegen Henry ſein? Es handelt ſich ja darum, ſeine Kinder zu erziehen, nicht die Deinen."

„Aber doch immer die Kinder Gottes, liebſte Mutter, welche für die ewige Wahrheit geſchaffen ſind," entgegnete Doralice.

„Süße Tochter, davon weiß Henry nichts."

„Aber ich weiß davon, liebe Mutter, und eben deshalb darf ich unmöglich nachgiebig gegen ihn ſein."

Dabei blieb ſie und bald darauf reiſte Lord Henry mit den Kindern in ſeine Heimath. Seitdem war ein Jahr verfloſſen. Er hatte zuweilen an Doralice geſchrieben, um ihr Nachricht zu geben, wie er in ſeinem traurigen Wittwerſtande lebe und wie die Kinder ſich befänden. Seine Briefe waren mehr noch voll Unbehagen und Unzufriedenheit, als voll Trauer. Er wußte nicht, was er mit ſich ſelbſt, mit ſeiner Zeit, ſeinen Gedanken, ſeinem Herzen anfangen ſollte. Seine Tochter war ſechs, ſein Sohn vier Jahre alt, zu jung alſo, als daß er ſich anders als ſpielend mit ihnen beſchäftigen konnte. Der Schmerz über Suſannens Verluſt war ihm ein beſtändiger Dorn im Herzen, weil er es leer fühlte; aber es war kein Gegenſtand, für den er hätte leben können. Plötzlich entſchloß er ſich nach dem Rheingau zu gehen, und ganz unerwartet traf er eines Tages im Schlößchen ein, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Die Kinder, die ſich, ohne klar zu wiſſen weshalb, ebenſo vereinſamt in Enisdale-Caſtle gefühlt hatten, wie Lord Henry ſelbſt, fanden des Jubels kein Ende, wieder im Schlößchen zu ſein, und ſchloſſen ſich wieder mit beſonderer Zärtlichkeit an Doralice an. Lord Henry konnte nicht umhin, ſich einzugeſtehen, daß er die Vorliebe ſeiner Kinder begreiflich finde. Wäre Doralice nur nicht mit ſolcher Energie papiſtiſch, ſeufzte er, welch eine Mutter würde ſie für die Kinder ſein. Doralice hatte den Kindern ein unbewohntes Zimmer im Schweizerhaus eingeräumt. Lord Henry wohnte im Schlößchen; aber er verbrachte ſeine Tage ebenfalls im Schweizerhaus, oder eigentlich: vor demſelben. Zwiſchen der Akazien- und Catalpengruppe hatte er ſeine geliebte Hängematte von indiſchem Flechtwerk aufgehängt, und in derſelben liegend las er täglich ganze Stöße von Zeitungen, Journalen und Broſchüren, und verrauchte dazu ganze Kiſtchen voll Havannacigarren. Die fröhlichen Stimmchen ſeiner Kinder klangen wie Schwalbengezwitſcher zu ihm herüber und dazwiſchen erhob Doralice zuweilen ihre ſanfte, melodiſche Stimme, wenn ſie mit den Kindern ſprach oder vom Altan aus ein Paar Worte an ihn richtete. Oder er horchte auf ihr meiſterhaftes Spiel und ihren lieblichen Geſang, oder auf die Biegſamkeit ihres Sprachtones, wenn ſie ſich mit Fräulein Crescenze und Eulalie unterhielt. Sie magnetiſirt mich geiſtiger Weiſe, ſprach er zu ſich ſelbſt; das thut mir wohl! ... alle Unruhe, die aus der inneren Unbefriedigtheit hervorgeht, bringt ſie wunderbar zur Ruhe, bloß dadurch, daß ſie da iſt. — Dennoch machte er ihr zuweilen kleine Scenen. Edwin zeigte ihm einmal frohlockend eine der bekannten Mutter-Gottesmedaillen von der unbefleckten Empfängniß, welche Doralice ihm an einer hellblauen Seidenſchnur um den Hals gehängt hatte, und erzählte dazu mit großer Selbſtzufriedenheit, er könne nun auch ſchon Ave Maria beten. Lord Henry ſprang aus ſeiner Hängematte und ſagte zu Doralice, die mit Eulalie arbeitend unter den Catalpen ſaß:

„Sie kennen meine Anſichten, Doralice! weshalb handeln Sie ihnen zuwider?“

„Und Sie kennen die meinen, Henry! weshalb übergaben Sie mir die Kinder?“ antwortete Doralice ſo gelaſſen und ſah ihn ſo ruhig mit ihren prächtigen Augen an, als ob ſie ſeinen Unwillen gar nicht faſſe.

„Ich habe gewiß nichts dawider, daß die Kinder beten; im Gegentheil, ich bete auch, es muß ſein, es ſchickt ſich nicht anders, Gott gegenüber!“ rief er; „aber Ihre römiſchen Gebete, Doralice, will ich durchaus nicht!“

„Sie haben eine franzöſiſche Bonne bei Edith,“ ſagte Doralice. „Sie werden gewiß nicht von ihr verlangen, daß ſie mit Edith deutſch oder engliſch ſpreche, und thun ſehr klug daran, da Mademoiſelle Françoiſe nur franzöſiſch ſprechen kann. Sehen Sie, lieber Henry, meine Seele ſpricht auch nur eine Sprache, und das iſt die der katholiſchen Gebete.“

„Meine Kinder ſollen aber nicht die Amulette des römiſchen Aberglaubens tragen!“ rief Lord Henry heftig, riß die Seidenſchnur von Edwins Hals und ſchleuderte ſie fort.

Blitzſchnell ſprang Doralice auf und zu der Stelle hin, wo die Medaille im Graſe blinkte, ergriff ſie, küßte ſie und ſteckte ſie zu ſich. Edwin war inzwiſchen vor Schreck über den unerwarteten Zorn ſeines Vaters in Jammergeſchrei ausgebrochen. Lord Henry, äußerſt verlegen über ſeine Heftigkeit, benutzte mit Freuden die Thränen des Kleinen, um zu rufen:

„O mein Gott, ich habe ihm weh gethan mit der

Schnur! Weine nicht, Edwin, Du bekommſt ſie wieder. Bitte, Doralice, hängen Sie ihm die Schnur wieder um.“

Sie that es ſchweigend. Edwin war beruhigt, küßte zum Dank zärtlich ſeinen Vater und ſprang von dannen.

„Sie ſind kein guter Erzieher, lieber Henry,“ ſagte Doralice lächelnd, nachdem der Kleine fort war.

„Sie meinen wohl deshalb, weil ich ſelbſt ſo wenig gut erzogen bin, um keine Selbſtbeherrſchung zu haben, wofür ich demüthigſt um Vergebung bitte,“ entgegnete er, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder und bot ihr die Hand zur Verſöhnung.

Nachdem der Friede geſchloſſen war, ſetzte er ſich ihr gegenüber und ſagte nachdenklich:

„Sie ſind ein ſeltſames Geſchöpf, Doralice! unſere arme Suſanna war unſäglich ſanft und lieblich, that aber auch Alles, was ich wünſchte und wollte. Sie jedoch thun nur das, was Sie wollen und ſind dennoch merkwürdig ſanft und lieblich. Das kann ich gar nicht verſtehen.“

„Ich ſehr gut!“ nahm Eulalie das Wort. „Doralice thut nicht eigentlich das, was ſie will, ſondern was Gott will, das ſie thue. Da findet ſich Sanftmuth und Lieblichkeit ganz von ſelbſt.“

„Wenn ich nur Ihren Mutter Gottescultus verſtehen könnte,“ fuhr er fort, wie Jemand, der ſich Mühe gibt, irgend ein Räthſel zu löſen.

„Das können Sie nicht, armer Henry,“ entgegnete Doralice.

„Aber warum nicht!“ brach er aus, immer in ſeine Heftigkeit zurückfallend. „Muß man irgend ein Abrakadabra ſprechen, um zum Verſtändniß zu kommen?“

„Man muß nicht vor der einfachſten Folgerung die Augen ſchließen und abſpringen,“ erwiederte ſie.

„Laſſen Sie hören!“ rief er.

„Glauben Sie, daß Chriſtus der Weltheiland, wahrhaft Gott und die zweite Perſon in der allerheiligſten Dreifaltigkeit iſt?“

„Ich glaube es,“ entgegnete Lord Henry ehrerbietig.

„Glauben Sie, daß er Menſch geworden iſt, ohne aufzuhören Gott zu ſein?“

„Ich glaube es.“

„Glauben Sie, daß die Jungfrau Maria im Stalle von Bethlehem Chriſtus den Gottmenſchen geboren habe?“

„Ja, denn das ſteht in der Bibel.“

„Folglich glauben Sie, daß die gebenedeite Jungfrau Maria die Mutter Gottes ſei?“

„Nun ja .... aber wir legen kein Gewicht darauf.“

„Schlimm für Euch, armer Henry! denn: „Von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter,“ ſpricht ſie in ihrem prophetiſchen Lobgeſang; und der ſteht auch in der heiligen Schrift. Nun wohlan! wir nennen ſie mit dem Engel der Verkündigung: „Gebenedeite unter den Weibern;“ das ſteht in der heiligen Schrift. Wir rufen ſie an mit Eliſabeth: „Mutter unſeres Herrn;“ das ſteht in der heiligen Schrift. Wir erfüllen ihre Prophezeihung und preiſen ſie ſelig; das ſteht auch in der heiligen Schrift; und ſomit, lieber Henry, iſt unſere Verehrung der ſeligſten Gottes-Mutter nicht etwa nur mühſam gerechtfertigt durch die heilige Schrift, ſondern tief in derſelben begründet.“

Sie ſchwieg und Lord Henry ſchwieg ebenfalls, ſagte aber nach einer Weile:

„Deshalb braucht man aber nicht, wie Sie es thun eine Göttin aus ihr zu machen.“

„Bekannte Taktik, lieber Henry!“ entgegnete Deralice. „Um nicht einzugeſtehen, daß wir Recht haben, werfen Sie uns eine Uebertreibung vor, die auf Ihrer willkürlichen Annahme beruht. Wähnen Sie nicht, daß ich mich darauf einließe, jeden Einfall, der Ihnen durch den Kopf läuft, zu widerlegen! das wäre vergebliche Mühe. Ich habe Ihnen die göttliche Wahrheit vorgeſtellt. Iſt es Ihnen um Erkenntniß derſelben zu thun, ſo prüfen Sie, doch mit einem geheiligten, nach himmliſchen Dingen verlangendem Sinn. Dann wird Gott Ihnen beiſtehen. Mit unſinnigen Zänkereien befaſſe ich mich aber nicht.“

„Sind Sie denn ſo wenig vom Geiſte des Proſelytismus erfüllt, um nicht jede Gelegenheit zu meiner Bekehrung zu benützen?“ fragte Lord Henry.

„War Suſanna von dieſem Geiſte erfüllt?“ fragte Doralice.

„Ach, die ſüße Seele! .... Nein, gar nicht!“

„Iſt es unſere Mutter?“

„Die kluge, feine Mutter! .... o durchaus nicht!“

„Oder Tante Crescenze?“

„Ich traue es ihrem milden Herzen nicht zu.“

„Alſo ich bin böſe und einfältig genug, um mich mit der Proſelytenmacherei zu beſchäftigen!“ rief Doralice lachend und Eulalie ſtimmte herzlich ein.

„Ich gönne Ihnen das Vergnügen, falſche Schlüſſe zu ziehen,“ ſagte Lord Henry trocken; „aber lachen, iſt keine Antwort.“

„Die beſte auf Ihre Frage. Denn das, was Sie falſchen Schluß nennen, hat Ihnen gezeigt, daß Sie mit der Proſelytenmacherei einen gehäſſigen Begriff verbinden und ihn ohne Umſtände einer Perſon unterſchieben, die vom unerſchütterlichen Glauben an das katholiſche Dogma beſeelt iſt und ſich nicht ſcheut, es an den Tag zu legen. Dieſe Unerſchütterlichkeit iſt unbequem: deshalb muß man ihr einen kleinen gehäſſigen Anſtrich geben und behaupten, die Katholiken hätten nichts im Sinne, als Andersgläubige zu bekehren, wenn's nicht anders geht, auch mit Feuer und Schwert. Die Mutter-Gottesverehrung iſt Götzendienſt der Katholiken, und wer da behauptet, die katholiſche Wahrheit ſei die alleinſeligmachende, der iſt von der Bekehrungswuth beſeſſen; nicht wahr, lieber Henry, das ſind zwei abgemachte Sachen, die das erleuchtete Jahrhundert längſt feſtgeſetzt und bei Seite gelegt hat, wie man es in den Kammern zu machen pflegt, wo man bei mißliebigen Fragen zur Tagesordnung übergeht."

„Sie ſagten, Doralice, die katholiſche Unerſchütterlichkeit ſei manchen Leuten unbequem. Aber mir iſt ſie es gar nicht, denn wir ſind auch unerſchütterlich."

„Von welchen „wir" reden Sie?"

„Von der anglicaniſchen Kirche."

Doralice ſchwieg; ſie hatte nicht die mindeſte Luſt, ſich mit ihm auf religiöſe Erörterungen einzulaſſen, bei denen ſo häufig der Irrthum all ſeinen Scharfſinn zuſammennimmt, um ſich nicht überwinden zu laſſen. Aber dies Schweigen befriedigte ihn nicht. Er wollte ihre Zuſtimmung hören und ſetzte hinzu:

„Alſo das geben Sie zu?"

„Eine Staatskirche lebt und ſtirbt mit dem Staate, der ſie gegründet hat," entgegnete Doralice. „Unerſchütterlich kann nur die Kirche ſein, die Chriſtus gegründet hat."

„Ihren erſten Urſprung führt die anglicaniſche Kirche ebenſo gut auf Chriſtus zurück, wie die römiſche. Sie nennt ſich auch die allgemeine Kirche, ſie hat auch einen Epiſcopat und Manches in ihrem Cultus und in ihren Gebetsformen erinnert an die römiſche Kirche, abgerechnet den papiſtiſchen Wuſt."

„Und abgerechnet den heiligen Geiſt, deſſen Stelle König Heinrich VIII. einnimmt,“ ſetzte Doralice hinzu. „Der Anglicanismus ſteht und fällt mit Englands anderweitigen Staatseinrichtungen. Die katholiſche Kirche aber iſt gänzlich unabhängig von allen Staatsformen, die ſich im Laufe der Zeit auf unſerem Erdball entwickelt haben und bis zum Ende der Zeiten entwickeln werden; denn ſie hat überall, in der demokratiſchen Republik wie in der abſoluten Monarchie, bei wilden Völkern wie bei geſitteten Nationen, in Urwald, Steppe und Wüſte, wie in den Metropolen der Intelligenz, mit dem inneren Weſen der Menſchheit zu thun, das ſie einer übernatürlichen Beſtimmung entgegen zu bilden ſucht.“

„Sie irren ſehr, Doralice, wenn Sie wähnen, daß die anglicaniſche Kirche ihre Gläubigen nur für ein irdiſches Ziel bilde. Man hat ſehr gute Chriſten in England.“

„Ich glaube,“ ſagte Doralice lächelnd, „daß im Anglicanismus der Begriff, ein guter Chriſt, aufgeht in: ein guter Engländer.“

„Und wie ſchön iſt das! unſere Religion weckt und belebt unſer Nationalgefühl, und dieſes trägt und ſtützt dankbar jene. Höheres als das Nationalgefühl gibt es aber nicht, denn es befähigt die Völker zu den größten Opfern und auf ihnen liegt der größte Ruhm. Iſt England mit der anglicaniſchen Kirche groß geworden, ſo hat dieſe genug gethan. Immerhin gehe ſie unter, wenn es dereinſt im Wechſellauf der Völkergeſchicke kein England mehr geben ſollte. Mit dem alten Rom gingen auch deſſen Götter unter. Was in der alten Geſchichte Rom, iſt in der neuen England."

„Es hat ſogar ſeine Catacomben," ſagte Doralice.

„Was nennen Sie ſo?" fragte er, geſpannt auf dieſe neue, ihm unbekannte Aehnlichkeit.

„Irland!" ſagte ſie. — — —

Das muß man geſtehen, dieſe Doralice hat und gibt allerhand Gedanken! ſprach Lord Henry zu ſich ſelbſt, nicht bloß nach jener Unterhaltung unter den Catalpen, ſondern ſehr oft. Fürchtete ich nicht, daß ſie heimlich auf nichts Anderes ausgeht, als mich zur Apoſtaſie zu verleiten, ſo würde ich mich viel mehr ihr anſchließen. Nun aber muß ich auf meiner Hut ſein! — Das wurde ihm ſchwer. Doralice hatte den Zauber, den größten, den eine Frau haben kann: Seelengrazie. Weil dies ein Zauber iſt, ſo iſt er nicht zu beſchreiben und nicht zu erklären. Schönheit, Geiſt, Güte und Anmuth geben noch keine Seelengrazie und ſind alle zuſammen nicht ſo mächtig und nicht ſo gewinnend wie ſie. Vielleicht iſt Seelengrazie die Blüthe des inneren Lebens, die in den Beziehungen zu Menſchen nach Außen zum Vorſchein kommt. Nach Innen und in der Beziehung zu Gott iſt ſie himmliſche Liebe.

Obwohl Eulalie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit au Doralice hing, ſo machte ſie ihr jetzt doch zuweilen leiſe Vorſtellungen und ſagte bittend:

„Ach Doralice, nimm doch den Henry etwas ernſthafter vor und ſprich eingehender mit ihm über die wundervollen Lehren der heiligen Kirche. Du könnteſt ihm gewiß einleuchtend machen, daß nur in ihr die Fülle der göttlichen Wahrheit iſt. Du gehſt wirklich zu wenig darauf aus, Proſelyten zu machen.“

„Weil ich weiß, daß man ſie nicht mit Worten und Belehrungen macht, liebſtes Kind,“ entgegnete Doralice. „Das iſt die Sache der Nachfolger der Apoſtel, welche dazu Weihe und Gnade empfingen. Will unſereiner die himmliſchen Lehren einleuchtend machen, ſo muß er ſie leben, muß ſie praktiſch anſchaulich machen; dann gibt ihnen Gott vielleicht geſegnete Folgen. Lieferten wir gleichſam lebende Bilder zu einem illuſtrirten Evangelium, ſo würden ſie gewiß nicht ohne Einfluß auf Henry bleiben, denn er hat einen geraden Sinn und iſt nur ummauert von Vorurtheilen, die keinen Reden weichen.“

„Es iſt leichter zu ſprechen, als zu ſein,“ ſagte Eulalie mit einem leiſen Seufzer,

„Eben darum muß man ſich ſelbſt überwinden, ehe man daran geht, durch Belehrung die Welt in Anderen überwinden zu wollen,“ entgegnete Doralice. —

Sie lebte ihr ſtilles Leben fort in dem tiefen Frieden, der auf die Kämpfe folgt, welche mit der Weltentſagung verbunden ſind und übte ſich in der pünktlichen Erfüllung der täglichen, unſcheinbaren Pflichten, die große Herzen und ſtarke Charactere heranbildet. Nicht ihr eigenes Schickſal bekümmerte ſie. O nein! ſie pries es. Sie hatte ja nur Menſchen verloren und Gott gewonnen. Aber Ghiorav! Aber Blanca! was war aus ihnen geworden! aber Celeſtine, was ſollte aus ihr werden. Ach, und ihre Mutter, die ſo gleichgültig das ewige Heil ihrer Kinder in die größte Gefahr brachte, um ihre irdiſche Exiſtenz ſicher zu ſtellen, welche Verantwortung lud ſie auf ſich! welche Rechenſchaft ſtand ihr bevor an dem Tage, wo aller Tand der Vergänglichkeit in ſeinem wahren Licht als Staub und Moder erſcheint, und wo die Seele einſam vor Gott ſteht und die Seelen, die Er ihr anvertraut hat, als verlorene erkennt, verloren durch ihre Schuld!

◆

Frau von Derthal freute ſich ungemein, Lord Henry im Schlößchen zu finden. Sie hoffte an ihm einen Bundesgenoſſen in ſchwierigen Augenblicken zu haben. Sie ahnte, daß ihre Töchter und ihre Schwägerin nichts weniger als zufrieden mit Celeſtinens Heirath ſein würden und daß die Mißbilligung in tiefe Trauer übergehen werde, wenn das proteſtantiſche Prinzip in dieſer Ehe zur Herrſchaft käme. Wie aber Roderich und Conrad in dieſem Punkte dachten, war ihr durchaus nicht klar. Es ſchien ihr, als nehme Roderich an, daß auf Erden keine andere Confeſſion, als die lutheriſche exiſtire. Was aber Conrad betraf, da ſchwankte ſie in vollkommener Unſicherheit. Er ſchien die katholiſche Kirche zuweilen außerordentlich zu bewundern, und zuweilen ganz zu verwerfen, und er hatte einen großen Einfluß auf Roderich. Dieſer gab gewiß nicht ſeine Zuſtimmung zu einer Sache, die ſein Bruder nicht gut hieß, und die doch endlich mit Entſchiedenheit zur Sprache gebracht werden mußte. Nun war ihr Lord Henry ein Troſt für den Fall, daß das katholiſche Prinzip in dieſer Ehe nicht zu retten ſei. Sie konnte ihn zum Zeugen gegen Deralice und Crescenze aufrufen und triumphirend ſagen: Gab es eine glücklichere und beſſere Ehe als die ſeine! all' eure Theorien halten einer guten Praxis gegenüber, die von zwei vortrefflichen Menſchen durchgeführt wird, nicht Stich.

Die Glückwünſche, welche Celeſtine von ihren Schweſtern empfing, waren auch nur ſehr bedingungsweiſe geſtellt.

„Es iſt ein reiner Zufall," ſagte Eulalie, „wenn Du in Frieden mit einem Manne lebſt, der Dir Tag für Tag Scenen machen kann, weil Du die Vorſchriften der Kirche befolgſt, die er überflüſſig findet."

„Für unſeren Frieden bürgt mir Roderichs vortrefflicher Charakter," ſagte Celeſtine etwas gekränkt.

„Aber worauf beruht Deine Zuverſicht zu ſeiner Vortrefflichkeit?" fragte Deralice.

„O, er äußert ſehr gute Grundſätze," rief Celeſtine, „ein ſehr feines Ehrgefühl und eine ſehr große Liebe zu mir."

„Das iſt freilich beruhigend," entgegnete Deralice mit einem traurigen Lächeln, denn ſie dachte an Ghierav, der auch vortreffliche Grundſätze und eine überaus große Liebe zu ihr geäußert hatte.

Eulalie rief in ihrer munteren Weiſe:

„Nun, Eines weiß ich! da es für die Derthal'ſchen Töchter nur akatholiſche Ehemänner zu geben ſcheint, ſo bleibt eine dieſer Töchter unvermählt.“

„Aber, Eulalie,“ ſagte Frau von Derthal ſanft mit dem Finger drohend, „ſchickt es ſich, von ſolchen Dingen zu ſprechen!“

„Liebe Mama,“ entgegnete Eulalie ſchmeichelnd und zärtlich, „vom Heirathen zu ſprechen ſchickt ſich allerdings gar nicht. Aber ich ſpreche ja vom Nichtheirathen.“

„Und verſtehſt ſo wenig das Eine als das Andere,“ ſagte Frau von Derthal verweiſend.

„Ihre Stunde, Eulalie, wird noch ſchlagen,“ ſagte Lord Henry ſcherzend, „und dann werden Sie wahrlich nicht daran denken, einen gewiſſen liebenswürdigen Sterblichen zu fragen, welchen Glaubens er ſei.“

„Hätte Mama mir nicht verboten, von dieſen ernſten Dingen zu reden, ſo würde ich Ihnen antworten, daß es von ſeinem Glauben abhängen würde, ob ich ihn liebenswürdig finden könnte oder nicht. Aber jetzt muß ich ſchweigen,“ entgegnete Eulalie munter.

„Im Ganzen betrachtet,“ ſagte Lord Henry, „mag es wohl beſſer ſein, wenn die in der Ehe verbundenen Perſonen es auch durch ihre Confeſſion ſind. Nicht alle Frauen haben die liebliche Nachgiebigkeit einer Suſanne, und dann können doch allerhand Differenzen ſich kundgeben.“

„Die Nachgiebigkeit, lieber Henry, muß wohl auf beiden Seiten ſtattfinden,“ bemerkte Frau von Derthal, die immer zu vermitteln ſuchte.

„Aber wie ſchmerzlich iſt es für beide Theile,“ ſagte Doralice, „gerade da Rückſichten nehmen zu müſſen, wo die innigſte Uebereinſtimmung ſtattfinden ſollte, um der Einigkeit eine dauerhafte Grundlage zu geben. Dieſe ewigen Rückſichten bewirken in hundert Fällen neunundneunzig Mal den Indifferentismus in allen religiöſen Anſichten und das iſt doch gewiß der Ruin jeder Ehe.“

„Man ſollte wahrhaftig meinen,“ rief Lord Henry unmuthig, „die Katholiken führten lauter idealiſche Ehen! Aber ich kann verſichern, Doralice, daß ich ſehr viele, äußerſt erbärmliche gekannt habe.“

„Da die Katholiken nicht fix und fertige idealiſche Menſchen ſind, ſo ſind es auch ihre Ehen nicht,“ entgegnete Doralice. „Findet ſich aber irgendwo das Ideal einer Ehe verwirklicht, ſo iſt es gewiß nur bei den Katholiken.“

„Sie ſind einzig mit Ihren Behauptungen, Doralice!“ rief er zürnend, „und Sie ſprechen ſie ſo kaltblütig aus, als wäre ein Widerſpruch unmöglich.“

„In dieſem Fall iſt er es auch wirklich, lieber Henry, denn nur die Katholiken empfangen für die Ehe die Gnade des Sacramentes und durch ſie das Mittel, ſich in dieſem Stande zur höchſten Vollkommenheit zu erheben,“ ſagte ſie.

„Es gibt überall vortreffliche Menſchen, große Charactere, edle und ſchöne Seelen,“ entgegnete er ausweichend.

„Ja,“ ſagte ſie, „das iſt der gute Mittelſchlag, das ſind die rechtſchaffenen Leute mit ihren natürlichen Tugenden und Vorzügen, wie man ſie unter allen Confeſſionen findet. Sie bilden gleichſam ein Centrum, deſſen linker Flügel aus den Ungläubigen, ebenfalls aus allen Confeſſionen beſteht und in Böſewichten und Verbrechern ausläuft; während der rechte Flügel in den Heiligen der katholiſchen Kirche ausläuft.“

„Wie!“ rief Lord Henry blaß vor Zorn, „Sie wagen es, dieſe Sprößlinge, die ein abergläubiſcher Fanatismus erzeugt und ein bis zum Wahnwitz geſteigerter Mißbrauch geiſtlicher Omnipotenz ſanctionirt hat, höher zu ſtellen, als die Heroen und die Genies der Weltgeſchichte?“

„Ja,“ ſagte Doralice unbefangen; „denn die Heiligen ſind auch Heroen und Genies und überdas ſind ſie Heilige.“

„Wir aber erkennen ſie nicht an!“ rief er.

„Dann ſind Sie etwas inconſequent; denn das Glaubensbekenntniß der Anglicaner lehrt doch auch die „Gemeinſchaft der Heiligen“ — nicht wahr?“

„Ja, aber nicht der papiſtiſchen.“

„Haben Sie denn anglicaniſche?“ fragte ſie lächelnd.

„Wir haben die Heiligen der apoſtoliſchen Zeiten und dann die, welche das Auge Gottes dafür erkennt, aber keine ſolche, die der römiſche Papſt dazu macht, weil ſie Tugenden üben, die gegen alle Natur ſind."

„Ueber alle Natur ſind — müſſen Sie ſagen, lieber Henry," verbeſſerte Doralice ihn ganz ſanftmüthig. „Aber darin ſind Sie wieder conſequent! Sie haben das verworfen, was ſeit den apoſtoliſchen Zeiten fort und fort die Heiligen bildet, und deshalb müſſen Sie auch die Heiligen ſelbſt verwerfen. Nur iſt es ein Irrthum, daß der Machtſpruch des Papſtes ſie hervorrufe. Was ſie bildet, iſt das heiligſte Sacrament des Altares, und das beſitzt nur die katholiſche Kirche."

„Höre ich Ihre Reden, Doralice, ſo habe ich immer Luſt, ein Te Deum zu ſingen, weil uns die Reformation von Ihrem entſetzlichen Aberglauben befreit hat," ſagte Lord Henry mit großer Bitterkeit.

„Singen Sie nur, lieber Henry, wenn Ihnen aufrichtig ſo zu Muthe iſt," ſagte ſie freundlich; „aber ich glaube, Sie kennen das Te Deum gar nicht und wiſſen nicht, daß zwei Heilige, welche nicht dem apoſtoliſchen Zeitalter, ſondern dem vierten und fünften Jahrhundert angehörten, St. Ambroſius und St. Auguſtinus, es bei der Taufe des Letzteren als einen frohlockenden Wechſelgeſang improviſirt haben."

Lord Henry ſprang auf, bat Miß Dundee «Rule Britannia» zu ſpielen und ſang mit einer Stentorſtimme: «Rule Britannia, rule thy waves, — For

Britons never will be slaves.» Als er zu Ende war, ſagte er triumphirend zu Doralice:

„Sehen Sie, das iſt mein Te Deum! ein frohlockendes Hochgefühl, daß mein Volk kein Sklavenvolk und ganz beſonders kein Sklav Roms iſt.“

„Ich beneide Sie nicht darum,“ ſagte ſie liebreich.

Frau von Derthal war im Stillen außer ſich über die Wendung der Geiſter auf dies Gebiet. Ihr gegenüber berührte Doralice nur äußerſt ſelten und ſtets mit großer Zurückhaltung religiöſe Fragen, während ſie ſelbſt, ſobald nicht andere Intereſſen ſie bewegten, in ihren Worten ſehr viel Religioſität an den Tag legte, wenn ſie es für zweckmäßig hielt oder wenn ſie ſah, daß es Andere und beſonders ihre geliebten Töchter erfreute. Aber jetzt, in einem ſo kritiſchen Augenblicke, wo Celeſtinens Schickſal begründet und ihre Pläne für Eulalie angeſponnen werden ſollten, fand ſie dieſe Erörterungen von Glaubensfragen äußerſt unbequem und gefährlich, und ſie begriff gar nicht, wie Lord Henry mit ſeinem geraden Verſtande immer wieder und wieder auf dies Gebiet gerathen könne und wie Doralice ſo kampfbereit ſei, jede Lanze mit ihm zu brechen. Indeſſen nahm ſie ſich vor, gerade Doralice auf dieſem Felde für ihre Pläne zu benutzen. Sie ging eines Morgens zu ihr, als Doralice eben in aller Frühe von der heiligen Meſſe zurückkam, umarmte ſie zärtlich, ſetzte ſich zu ihr und ſagte:

„Mein ſüßes Kind, Deine Frömmigkeit iſt mein Troſt und meine Freude, und ich ſetze all' meine Hoffnung auf ſie, um die Schwierigkeiten zu heben, welche uns in nächſter Zeit bei Celeſtinens Verehelichung entgegentreten könnten.“

„Ach, liebe Mutter,“ entgegnete Doralice zärtlich, „hätteſt Du doch gleich bei Herr von Friedingen's erſter Erklärung Deine Bedingungen geſtellt.“

„Süßes Kind, Du weißt wie ich bin: ſehr wenig entſchieden, ſehr ängſtlich, einem Menſchen wehe zu thun, ſehr vorſichtig, wo es ſich handelt um zwei Schickſale. Friede und Liebe war der Wahlſpruch meines Lebens. Ich gebe gern zu, daß ich dadurch zuweilen in übergroße Nachgiebigkeit, ja in Schwäche verfalle.“

Was war bei einer ſo demüthigen und liebreichen Mutter zu thun, als ihr die Hände zu küſſen! das that auch Doralice und ſagte innig:

„Möchte ich Dir in Deinen Sorgen als eine treue Tochter zur Seite ſtehen.“

„Nun höre, ſüßes Kind! — Das Capitel der Religion bei Celeſtinens Verbindung iſt bis jetzt noch gar nicht zur Sprache gekommen. Ich ſagte nur einmal zu Roderich, meine Schwiegerſöhne wären von den verſchiedenſten Confeſſionen und das ſtöre gar nicht die Eintracht unſeres Familienlebens, denn wenn Ghioray und Spiridion heute herkämen, ſo würde ich ſie gerade ſo, wie Henry, mit offenen Armen empfangen und Alles thun, um ihnen das Leben bei mir angenehm zu machen. Aus jener Aeußerung nun läßt ſich, wie mir ſcheint, ſehr gut entnehmen, daß Roderich die Toleranz, die er bei uns findet, auch zu vergelten und deshalb zu geſtatten habe, daß ſeine Kinder katholiſch werden; nicht wahr?"

„Es wäre aber doch wohl beſſer, es als eine unumgängliche Forderung auszuſprechen ſchon wegen der Trauung, liebſte Mutter," ſagte Doralice.

„Eben dies, mein beſtes Kind, übertrage ich Dir. Du mußt durchaus ſuchen, Einfluß auf Conrad von Friedingen zu gewinnen; er iſt, wie ich glaube, die Hauptperſon in Roderich's Angelegenheiten. Das kann Dir gar nicht ſchwer fallen. Er hat etwas Schwärmeriſches und Schwunghaftes im Character, ein ſehr edles Herz und ſo gewiß unbeſtimmte religiöſe Anſchauungen. Ein ſolcher Mann muß den Wahrheiten der Religion zugänglich ſein, wenn man ihn zart zu behandeln weiß, und ich glaube, es könnte ſich für die Kirche nicht etwa nur um Roderichs etwaige Nachkommenſchaft, ſondern auch um Conrad's Uebertritt handeln."

Frau von Derthal wunderte ſich ſelbſt ganz heimlich über dieſe Kühnheit ihrer Hoffnungen. Doralice aber faltete die Hände und ſagte fromm:

„Gottes Gnade muß mächtig in mir ſein, wenn ich dazu ein taugliches Werkzeug ſein ſoll."

„Er iſt kränklich," ſagte Frau von Derthal, „das gibt ihm auch eine gewiſſe poetiſche Richtung, welche ihn den materiellen Freuden abhold und für Höheres zugänglich macht. Ich hoffe, er läßt ſich für längere Zeit hier im Rheingau nieder.“

„Alſo hoffſt Du wirklich, daß er nach und nach von der katholiſchen Wahrheit ſich erleuchten laſſen werde!“ rief Doralice.

Frau von Derthal dachte, daß ſie eine ganz andere Hoffnung, nämlich Conrads Verbindung mit Eulalie daran knüpfe; allein ſie ſagte nur:

„Süßes Kind, ſolche Hoffnungen ſind unzertrennlich von aufrichtiger katholiſcher Geſinnung. Wie Gott es dann fügt, müſſen wir ſeiner Weisheit und Liebe überlaſſen. Daß aber die confeſſionelle Verſchiedenheit keine Trübung in Celeſtinen's Verbindung hervorrufe, das mußt Du bewerkſtelligen, denn Du biſt dazu geſchickter als ich.“

Frau von Derthal fühlte ſich ungemein beruhigt, dieſe Angelegenheit auf Doralice gewälzt zu haben. Scheiterte dieſelbe, ſo geſchah es nicht durch ihre Schuld. Daß Conrad bereits mit Doralice zuſammengetroffen ſei, erwähnte ſie nicht, weil ſie nicht wußte, welchen Eindruck er damals auf ihre Tochter gemacht habe.

Doralice erwiederte:

„Du mußt mir aber auch geſtatten, liebſte Mutter, die Verbindung abbrechen zu dürfen, wenn wir nicht im

Stande ſein ſollten, die Vorſchrift unſerer heiligen Kirche inne zu halten.“

„O mein ſüßes Kind, ehe es dahin käme, müßte doch ſehr viel parlamentirt werden! Treffen wir auf einen hartnäckigen Widerſtand, ſo wären allerdings andere Maßregeln zu ergreifen. Doch bis dahin ſprechen wir weiter von der Sache.“

Sie wollte gehen; allein Doralice hielt ſie zurück und ſagte bittend:

„Liebe Mutter, Du haſt Blanca's letzten Brief an mich geleſen. Könnteſt Du ſie nicht beſtimmen, daß ſie den Sommer bei uns zubrächte? Sie geräth auf allzu phantaſtiſche Abwege! Ihr beſtändiger Umgang mit Künſtlern iſt bedenklich, und daß ſie vollends mit ihnen oder, was noch ſchlimmer wäre, mit Einem von ihnen in der Welt umher reiſt — ſie ſpricht ſich nicht ganz deutlich darüber aus: ſchickt ſich nicht für ihre fünfundzwanzig Jahre und ihre Verhältniſſe.“

„Süßes Kind, unſere liebe Blanca iſt ungemein verwöhnt und würde einen Sommeraufenthalt hier bei uns vielleicht etwas zu einfach, zu gleichförmig finden. Gott weiß, wie gern ich meine geliebten Kinder immer um mich haben möchte! doch der Gedanke, ſie dadurch zu Opferung lieber Gewohnheiten veranlaſſen zu müſſen, würde mich um alle meine Freuden bringen.“

„Aber wenn es doch zu Blanca's Heil wäre!“ ſagte Doralice beängſtigt. „Uebrigens fühlt ſich ein gutes

Kind immer im Vaterhaus zufrieden, wenn es einige Zeit in den trauten Umgebungen der Familie lebt, und vermißt nicht einen Prunk, von dem Blanca ſelbſt ſagt, daß er ſie nicht glücklich mache."

„Und den ſie doch bedarf!" ſetzte Frau von Derthal hinzu. „Ich glaube, Du biſt allzu ängſtlich in Bezug auf Blanca. Bedenke doch, daß ſie mit Spiridion im beſten Einvernehmen ſteht."

„O Gott," ſeufzte Doralice, „dies gute Einvernehmen ſcheint mir auf einer gegenſeitigen ſchauerlichen, ja ſtrafbaren Gleichgültigkeit zu beruhen."

„Du biſt ſo fromm, ſüßes Kind, und ſprichſt ſo hart!" ſagte Frau von Derthal mit ihrer weichſten Stimme.

„Ach, ich fürchte ſo ſehr, daß Gott beleidigt werden könnte!" ſagte Doralice mit gepreßter Stimme, und ihre tiefe Seelenbewegung verrieth ſich in dem feuchten Schimmer ihres ſchönen Auges und in der lichten Gluth, die ſich über ihr Antlitz ausgoß.

„Jede Ehe, ſüßes Kind, hat ihre Geheimniſſe, um welche ſich kein Dritter bekümmern darf. Wie Eheleute mit einander leben wollen, darüber ſind ſie nur einander und Gott Rechenſchaft ſchuldig;" ſagte Frau von Derthal beruhigend. „Jede unberufene Einmiſchung in ein ſo zartes Verhältniß, und ginge ſie auch von Vater und Mutter aus, verſtimmt, ja verletzt. Stellen Blanca und Spiridion ſich gegenſeitig zufrieden: ſo müſſen auch

Univ Bibl.

wir es mit ihnen ſein, obzwar uns ihre Zufriedenheit nicht recht einleuchtend iſt. Aber fürchte nur nichts Schlimmes, Kind! Blanca's lebhafte Phantaſie findet Anregung und Freude im Umgange mit Virtuoſen, mit Componiſten; ſie bildet dadurch ihr Talent und das ihres Kindes aus; ſie iſt reich genug, um eine kleine Capelle von dieſen Leuten ſich zu halten; Spiridion geht auf dieſe durchaus gerechtfertigte Liebhaberei gern für ſeine Frau ein: ſo mußt Du die Sache betrachten. Wie kämſt Du zu irgend einem Argwohn? das wäre ja lieblos, ſüßes Kind."

„Ach!" ſagte Doralice zärtlich, „Du biſt immer die Milde und Nachſicht ſelbſt für uns geweſen! Aber ſieh! ich kann mich der Angſt nicht erwehren, daß Blanca von großen Gefahren umringt iſt. Die Leute, mit denen ſie verkehrt, ſind nicht ſolche, die ſich für ihren Stand, ihr Alter, ihre Verhältniſſe ſchicken und deren Einfluß auf ſie man wünſchen könnte. Laſſe ſie einen Virtuoſen einen Abend in ihrem Salon ſpielen: das iſt ſchön und paſſend; allein der intime Umgang taugt nicht, auch nicht mit Spiridion's Genehmigung, und ich ſollte meinen, eine Mutter wäre verpflichtet, liebevoll zu warnen und einen Vorſchlag zu machen, wodurch ein ſolcher Umgang abgebrochen würde."

„Geliebtes Kind, Du vergißt nur, daß ein ſolcher Vorſchlag äußerſt überflüſſig wäre, da Blanca, ſo gut wie wir Alle, ihre Neigungen und ihren Willen hat, und ſich von ihnen, nicht von uns beſtimmen läßt," entgegnete Frau von Derthal gleichmüthig, ſtand auf, küßte Doralice auf ihre ſchöne Stirne und ſagte, ſie müſſe jetzt allerhand Briefe bezüglich Celeſtinen's Ausſtattung ſchreiben.

„O warte doch, bis wir mit den beiden Herren von Friedingen geſprochen haben," bat Doralice.

„Du wirſt es thun und ich bin des Erfolges gewiß," antwortete Frau von Derthal und eilte fort. Doralice blieb beklommen zurück und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihre Mutter das Wahre und Wirkliche einer Sache der Erfüllung ihrer Wünſche unterordne. Blanca hatte glücklich und tugendhaft zu ſein; Celeſtine hatte ſich zu verehelichen; dieſe Chablonen mußten ausgefüllt werden! Aber Doralice war eine viel zu gute Tochter, um ſich nicht Vorwürfe wegen dieſer Bemerkung zu machen. Da ſie in dieſen beiden Punkten nicht mit der Mutter übereinſtimmen konnte, ſo that ſie ihr gleichſam eine heimliche Abbitte dadurch, daß ſie Alles annahm, was Frau von Derthal ihr von Conrad geſagt hatte und mit erregter Theilnahme den Augenblick erharrte, der die Sache entſcheiden ſollte.

Frau von Derthal bat nach dem Frühſtück Lord Henry, ſie in ihr Schreibcabinet zu begleiten, und als ſie mit ihm allein war, flehte ſie ihn an, alle religiöſen Disputationen mit Doralice in einer Zeit zu vermeiden, wo es ſo nothwendig für das Glück von zwei jungen

Herzen ſei, ſich vom tiefſten confeſſionellen Frieden umringt zu ſehen.

„Ich würde Ihnen das ſehr gern verſprechen,“ entgegnete Lord Henry, „wenn es mir nur möglich wäre, es zu vermeiden. Aber es kommt — ich weiß nicht wie! Ich ſage irgend ein Wort .... und Doralice verwirft es. Oder ſie ſagt eins .... und ich muß es bekämpfen. Wir haben beide ſtarke und zugleich ſehr entgegengeſetzte Ueberzeugungen, die auf einander treffen wie Stahl und Kieſel: da fliegen Funken heraus.“

„Ich verſichere Sie, beſter Henry, Doralice hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit Stahl und Kieſel! ſie iſt eine ganz zärtlich liebende Seele“ ....

„Ja, wie die Roſe das Bild zarter Liebe iſt: mit ſcharfen Dornen bewehrt! Doralice liebt nichts als ihre Kirche.“

„Nun, das iſt in ihrer traurigen Stellung gewiß ein großer Vorzug und eine große Gnade.“

„Ich ſage nicht das Gegentheil! ich ſage nur, daß ich ganz abſichtslos mit ihr in Discuſſionen gerathe, ſobald ich den Mund öffne oder ſie. Freilich halte ich es auch für meine Pflicht, ihr den papiſtiſchen Staar zu ſtechen.“

„Gelingt es?“ fragte Frau von Derthal leiſe lächelnd.

„Es muß gelingen!“ rief er. „Sie iſt nicht bloß klug, ſie iſt auch vernünftig! da muß ſie zur Einſicht kommen.“

„Da Doralice aber mit dem papiſtiſchen Staar, wie Sie ſagen, klug und vernünftig geworden iſt: weshalb wollen Sie ihn ihr nehmen?"

„Um ſie vom Aberglauben zu befreien, der zu Zeiten ihre Vernunft verdunkelt. Z. B. wenn ſie Edith und Edwin ſpazieren ſchickt und zwar mit der Bonne, bei der ſie in beſter Aufſicht ſind, entläßt Doralice ſie nie, ohne ein großes Kreuzzeichen über ſie gemacht zu haben. Das iſt mir ein Gräuel, denn das iſt römiſch" . . . . . —

„Könnte es nicht auch vielleicht chriſtlich ſein?" fragte Frau von Derthal leiſe.

„Können! können!" rief Lord Henry. „Gott allein weiß, was Alles ſein könnte! Es iſt nun aber einmal römiſch und deshalb mir verhaßt."

„Aber warum laſſen Sie die Kinder bei Doralice? ich übernehme ſie ja mit Freuden."

„Hier im Hauſe florirt auch der Papismus in Tante Crescenze und Eulalie, und dann hab' ich auch viel Vertrauen zu der Gewiſſenhaftigkeit, mit der Doralice das ausführt, was ſie übernimmt. Sie iſt ein prächtiges Geſchöpf! Aber ihren Beichtvater . . . . den möcht' ich kennen, dem möcht' ich zu Leibe gehen, der ſollte mir Rede ſtehen, weshalb er ſie zu einem ſolchen kriegeriſchen Fanatismus antreibt, daß ſie, wenn man den Kampfplatz über dieſe und jene Streitfrage verläßt, immer ganz unverwundet ausſieht, als ob meine Waffen ſie gar nicht berührten. Das iſt ja der allerwildeſte Fanatismus! das iſt ja wie die alten Martyrer, welche die Flammen nicht zu fühlen ſchienen, in denen ſie verbrannten!“

„Und dieſen Fanatismus ſoll der Beichtvater in ihr entzünden?“ fragte Frau von Dertbal, immer im Stillen lächelnd.

„Gewiß! wer ſonſt? natürlich iſt das nicht!“

„Woher kommt denn der Fanatismus bei Ihnen, lieber Henry, der Sie doch keinen Beichtvater haben.“

„Ah, bei mir iſt es etwas ganz Anderes! der Fanatismus eifert für Aberglauben und Irrthum; ich aber glühe für die Wahrheit: folglich bin ich durchaus nicht fanatiſch. Wäre ich es aber, ſo könnte das doch in meiner Natur liegen, denn ich, der Mann, bin kriegeriſch. Aber um ein Weib ſo zu ſtimmen — ein liebliches Weib, keine Megäre — dazu braucht man eine beſondere Kunſt, und die würde ich gern dem Herrn Beichtvater ablauſchen.“

„Beſter Henry, Sie verwechſeln immer Doralice mit unſerer lieben Suſanne. Auf dieſe hatten Sie, als Gatte, den größten Einfluß. Sie können unmöglich denſelben, als Schwager, auf Doralice üben wollen.“

Da Lord Henry aber gerade dies wünſchte, rief er: „Warum nicht ich ſo gut, wie der Beichtvater?“

„Das laſſen Sie Sich von Doralice erklären,“ ſagte ſie lächelnd.

„Am Schluß dieſer Erklärung werde ich wohl wieder genöthigt ſein, «rule, Britannia» zu ſingen, um mich von meinem Ingrimm über römiſche Geiſtesſklaverei zu erholen!“ rief er halb lächelnd, halb unwillig.

„Singen und ſagen Sie, was Sie wollen, lieber Henry, aber halten Sie Frieden über religiöſe Meinungsverſchiedenheiten, wenigſtens für die nächſte Zeit. Sind wir ſpäter wieder allein, ſo können Sie ja immerhin Ihre Discuſſionen mit Doralice auch wieder beginnen. Das kann Ihnen ſogar heilſam ſein.“

„Heilſam? mir?“ rief Lord Henry heftig. „Heilſam für Doralice — das wollen Sie wohl ſagen, Mama! Mein Heil iſt begründet! der Papismus wäre mein Unheil.“

Frau von Derthal hatte einen viel zu feinen Verſtand, um nicht die mächtige Ueberlegenheit der katholiſchen Lehre, die aus deren in Gottes Wahrheit wurzelndem, innerem, folgerichtigen Zuſammenhang entſpringt, klar einzuſehen. Was ihr fehlte, war nicht ſowohl die Erkenntniß, als vielmehr der Wille, ihre Erkenntniß zur Richtſchnur ihres Lebens zu machen. Hätte ſie all' ihre tauſend und aber tauſend Abſichten und Nebenabſichten erreichen, all' ihre weltlichen Beſtrebungen und Wünſche verwirklichen können, indem ſie ſich ihrer Erkenntniß unterwarf, ſo wäre ſie vielleicht nicht in Oppoſition zu derſelben getreten. Aber das unerbittliche «non licet,» welches mit der Erkenntniß Hand in Hand gehen ſoll, ſtand in einem zu grellen Widerſpruch mit ihrer Richtung auf die Weltlichkeit, als daß ſie nicht dieſer jene geopfert hätte. Waren ihre „höheren Intereſſen," nämlich die für die irdiſche Wohlfahrt ihrer Kinder und ihres Hauſes, nicht gefährdet: ſo hatte ſie Anwandlungen von Liebe und Ehrfurcht für die katholiſche Lehre; doch immer nur ſo weit, als ſie nicht Dieſem und nicht Jenem, aber auch nicht Jener und nicht Dieſer irgend einen Anſtoß gab. Schnell ſich erholend von ihrer katholiſchen Aufwallung, erwiederte ſie ſalbungsvoll ihrem Schwiegerſohne:

„Möchte Ihre Anhänglichkeit an die anglicaniſche Kirche Sie nur nie vergeſſen laſſen, daß geſchrieben ſteht: „Selig die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen."

„Mama!" rief Lord Henry, erfreut ihre Hand küſſend, „Sie ſind eine prächtige Frau, eine kluge Frau, eine aufgeklärte, vorurtheilsfreie Katholikin! Sie citiren die Bibel, um den confeſſionellen Frieden zu wahren. Das iſt anerkennungswerth, das iſt vernünftig-chriſtlich. Doralice macht auch zuweilen bibliſche Citate, doch immer nur, um ſie für ihre Parteianſicht zu benutzen und daher mit unrichtiger Deutung oder ſchiefer Anwendung. Auch ſagt ſie nie „die Bibel," ſondern ſtets „die heilige Schrift," was recht widerwärtig papiſtiſch klingt."

„Lieber Henry," unterbrach ihn Frau von Derthal, „wenn Ihnen ſo viel daran liegt, ein friedfertiges Kind

Gottes zu ſein, ſo ſpinnen Sie doch nicht immer Fehden mit unſerer armen Doralice an, die — ihre etwas exaltirte religiöſe Richtung abgerechnet — doch ein gar liebes Geſchöpf iſt.“

„Ein Engel iſt ſie, Mama! ein Engel!“ rief Lord Henry, „denn man fühlt ſich gedrungen, ſie zugleich zu lieben und zu verehren. Es iſt etwas Himmliſches in ihr und um ſie herum. Aber das Papiſtiſche muß ich von ihr abſtreifen! ich betrachte das als meinen Beruf in der Familie, als meine Miſſion. Doralice inficirt mit ihrem Beiſpiel und Einfluß Eulalie. So etwas wuchert in jungen, weichen Herzen, und muß ausgerottet werden.“

„Selig ſind die Friedfertigen!“ unterbrach ihn abermals mit ſanftem Lächeln Frau von Derthal. „Bis wir die religiöſen Anſichten der beiden Herren von Friedingen kennen, muß ich Sie zur höchſten Vorſicht mahnen, wie ſich das ſchickt für eine gute Mutter, die gut für euch Alle ſein möchte.“

◆

In der Nacht.

Conrad langweilte ſich nach der Abreiſe der Frau von Derthal ganz außerordentlich in Ems. Das hohle Treiben des Badelebens ſagte ihm nicht zu. Die fremden Leute, die man gleichgültig kennen lernt, um ſie gleichgültig zu vergeſſen, intereſſirten ihn nicht. Das Geräuſch, das Geſchwätz, das Gedränge, die bunten, lärmenden Erſcheinungen ermüdeten ihn. Er war nicht daran gewöhnt, auf der Oberfläche zu leben und ſpürte nicht die mindeſte Neigung, jetzt dieſe Gewohnheit anzunehmen. Frau von Derthal, die es meiſterhaft verſtand, mit den Menſchen umzugehen, hatte auch ihn ſo behandelt, daß er ſich ganz heimiſch bei ihr und verlaſſen fühlte, als ſie nicht mehr da war. Und kurz, eines Tages brach er ſeine Cur ab mit dem Vorſatze, entweder ſpäter wiederzukommen, wenn Sommerhitze und Menſchenmenge nachgelaſſen hätten; oder das Mineralwaſſer von Ems in Rüdesheim zu trinken; denn nach Rüdesheim ſtand nun einmal ſein Sinn.

Er hatte es ſo eingerichtet, daß er ſpät Abends in Rüdesheim eintraf. Kaum angelangt, ging er raſch dem Schlößchen zu. Das heißt, er ſchlug den Weg dahin ein; aber dem Schweizerhauſe ging er zu! Vielleicht ſpielte dieſe anmuthige Doralice wieder die Sonate pathétique. Durch die kleine Eiſengitterthüre trat er in den Hof, ging unbemerkt an dem ſtillen, dunkeln Schlößchen vorüber und betrat die engliſche Anlage. Durch deren Gebüſch aber blitzten Lichter, die nicht den umherfliegenden Leuchtkäfern angehörten, und verſchiedene Stimmen ließen ſich hören. Conrad ſtand ſtill, lauſchte, bog einige Zweige ſeitwärts; richtig! Die ganze Familie ſaß um einen runden Tiſch, auf dem Lampen und Arbeitskörbe ſtanden, unter der Baumgruppe neben dem Hauſe. Zur Seite ſtand ein Theetiſch. Dieſe Familienverſammlung auf dieſer Stelle berührte Conrad faſt abſtoßend. In ſeiner Vorſtellung war Doralice immer allein. Es kam ihm ſo gewiß alltäglich vor, daß ſie da zwiſchen all den Uebrigen am Tiſche ſaß und Tapiſſerie nähte; und vollends der Mann neben ihr mit ſeiner affröſen Cigarre! Conrad hatte Luſt umzukehren: ſo wenig entſprach dies Bild ſeiner Erwartung. Aber wer war der Mann? Doralice, Frau von Derthal, Celeſtine kannte er; Eulalie und Fräulein Crescenze errieth er nach dem, was er von ihnen gehört hatte; allein von Lord Henry's Ankunft wußte er nichts. Conrad bog aus der engliſchen Anlage in die Lindenallee ein, deren tiefer Schatten ihn in Dunkel hüllte, und die ihn zur Linken des Raſenplatzes mit dem Roſenbeet und der Catalpengruppe in die Nähe der Geſellſchaft führte. Am Ende der Allee befand ſich eine Veranda, die während der heißeſten Stunden des Tages den Aufenthalt im Freien unter dem dichten grünen Laubdach der uralten Linden behaglich machte. Da ſetzte ſich Conrad nieder und blickte aus der nächtlichen Finſterniß, die ihn umgab, in die lichte Region hinüber, deren Mittelpunkt Doralice war. Sie ſaß ſo, daß er ihr gerade in's Antlitz ſchauen konnte, in dies wunderbare Antlitz, das zugleich ſo ſchön und ſo intereſſant war. Eines oder das andere iſt ſchon anziehend genug; aber die Schönheit der Form, belebt durch einen ſo geiſt- und ſeelenvollen Ausdruck, wie er auf ihrer Stirn, um ihren Mund, in ihrem Auge, ihrem Lächeln, ihrem Schweigen, in der feinen Beweglichkeit ihrer Mienen ſich kund gab: das war etwas ganz Außergewöhnliches. Und ſprach ſie, ſo wurde ſie noch ſchöner, was auch keineswegs immer der Fall iſt. Nicht ſelten macht die Regelmäßigkeit und Harmonie der Züge die Schönheit eines Angeſichtes aus; dann tritt durch die Bewegung des Sprechens leicht eine Störung in dieſelben; oder der Klang der Stimme iſt nicht in Harmonie mit den ſchönen Zügen; aber Doralice beſaß auch den wohlthuenden Zauber eines ungemein melodiſchen Organes, und wenn ſie zu ſprechen anhub, dachte Conrad unwillkürlich an Göthe's

„Fiſcher": Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm, da war's um ihn geſchehen! — — Was ſie ſprach verſtand er nicht, es war durchaus nicht ſeine Abſicht, etwas zu erlauſchen; darum hörte er nicht hin. Auch ſprach man durcheinander, wie das geht im ungenirten Familienkreiſe.

Doralice ſtand auf und ging an den Theetiſch. Die Luft des ſchwülen Abends war ſo ſtill, daß die kleine Spiritusflamme ungeſtört unter der Theemaſchine brannte. Lord Henry war gewöhnt an die ſpäten Stunden ſeiner Heimath und hätte gern bis Mitternacht Thee getrunken. Doralice brachte ihm eine Taſſe. In ihrem weißen Linonkleide mit lichtblauen Schleifen, mit ihrem ſchwebenden Schritt glitt ſie wie eine Elfe unter den Bäumen hin. Conrad dachte unwillig bei ſich ſelbſt: Welch ein Bär .... der ſich von dieſer Elfenkönigin bedienen läßt! das iſt wahrhaftig eine Scene aus dem Sommernachtstraum.

Inzwiſchen bat Lord Henry Doralice etwas zu ſingen. Sie ſang häufig mit Eulalie kleine zweiſtimmige Lieder, ganz einfach, glockenrein, ohne Begleitung; ſie hatte eine herrliche Altſtimme, durch welche ein gewiſſer tragiſcher Ton ging.

„Was ſollen wir ſingen?" fragte ſie.

„O pescator dell' onda," entgegnete Lord Henry.

Doralice und Eulalie ſtanden auf, traten tiefer in den Hintergrund der Catalpagruppe zurück; Doralice ſang den Accord der Tonart, und dann huben ſie an: „O pescator dell' onda“ lieblich in die nächtliche Stille hinein zu ſingen.

„Was nun, Mama?“ rief Eulalie, als ſie zu Ende waren.

„Dormez, mes très-chers amours,“ ſagte Frau von Derthal. Sie ſangen die kleine Romanze.

Dann fragte Eulalie:

„Nun, Celeſtine, welch ein ſchwärmeriſches Liebeslied möchteſt Du hören.“

„Da ſtand ich am Brünneli,“ erwiederte Celeſtine.

„Ach, Du willſt Dich wohl freuen, daß Du nicht am Brünneli ſtehſt und nicht traurig biſt?“ rief Eulalie.

„Ja,“ ſagte ſie. „Wenn ich recht froh bin, höre ich gern etwas Melancholiſches.“

„O, dann ſingt doch lieber: In questa tomba oscura,“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Nein,“ rief Celeſtine, „das iſt zu viel der Melancholie! dagegen reicht mein Frohſinn nicht aus.“

Die Schweſtern ſangen das Lied, das ſie gewünſcht hatte.

„Aber nun: In questa tomba,“ ſagte Lord Henry bittend; „ich kenne es nicht.“

„Das iſt Dein Fach allein, Doralice,“ ſagte Eulalie, indem ſie ſich wieder zu der Geſellſchaft ſetzte und Doralice hub an mit ihrer klagend vibrirenden Stimme

Beethovens Lied: „In questa tomba oscura lascià mi riposar.“

Conrad hatte bisher theilnehmend und beifällig zugehört. Die Stimmen waren ſo rein und melodiſch, und daß ſie ſo unbefangen und kindlich immer das ſangen, was man ihnen zurief, und daß dieſe ſchöne Doralice ſo einfach war, es rührte ihn, es machte ihn heimiſch zwiſchen dieſen Menſchen. Doch kaum hörte er die erſten Töne des Beethoven'ſchen Liedes, ſo wurde die ganze Scenerie gleichſam gehoben, und wie aus einer anderen Welt, aus der Schattenwelt Elyſiums, ſang eine Geiſterſtimme: In questa tomba oscura lascià mi riposar. Ach, ſeufzte er, das iſt die Vervollſtändigung der Sonate pathétique! Wie ſeltſam doch, daß Beethovens Genie mir einen Blick in ihr Inneres eröffnet. Auf dieſem Boden und keinem anderen möchte ich ihr immer begegnen .... nicht in der Alltagswelt. Schrecklich, wenn ſie wäre wie alle Welt! — Er hätte weinen mögen, ob über dieſe Verſtellung, ob über das letzte „Ingrata!“ das Doralice ſo eben ſang: er wußte es nicht. Lord Henry's Stimme ſchüttelte ihn wach aus ſeinen Träumereien.

„Genug! genug! genug! Doralice, ſchweigen Sie doch mit Ihrem furchtbaren „Ingrata,“ das durch Mark und Bein geht. Während Sie ſangen, mußte ich immerfort heimlich denken: Gottlob, daß dies Ingrata, welches Beethoven irgend einem treuloſen Herzen zuruft, ſich nicht in ein Ingrato verwandelt und mir gilt.“

„Am Ende hat mein melancholiſches Lied Sie noch hochmüthig gemacht, armer Henry!“ ſagte Doralice ſcherzend. „So darf ich Sie nicht entlaſſen, und darum will ich zuletzt ein Liedchen ſingen, das Sie auf andere Gedanken bringt.“

Sie ſang das kleine bekannte Abendlied: „Müde bin ich, geh' zur Ruh.“ Eulalie ſtimmte ein. Fräulein Crescenze ließ ihre Arbeit ſinken. Celeſtine faltete unwillkürlich die Hände. Lord Henry fühlte ſich ganz friedlich geſtimmt. Frau von Derthal vergaß für ein Paar Augenblicke ihre Pläne. Conrad aber drückte ſein Geſicht in ſeine Hände, um vor ſich ſelbſt die Thränen zu verbergen, die ihm heiß und ſchwer in die Augen traten. Ah, ſie iſt fromm, ſprach er zu ſich ſelbſt; ſollte ſie deshalb ſo idealiſch ausſehen? — —

Doralice ſagte inzwiſchen zu ihrer Geſellſchaft:

„Wollen wir vielleicht die Sonne hier aufgehen ſehen?“

„Mit Freuden!“ rief Lord Henry.

„Mit nichten!“ ſagte Frau von Derthal.

„Wenn wir heute noch ſchlafen wollen, müſſen wir auseinander gehen,“ ſagte Doralice; „es iſt bald Mitternacht.“

„Sein Sie doch nicht ſo pedantiſch, immer nicht nur die Uhr im Kopfe zu haben, ſondern ſich auch von ihr abhängig zu machen!“ rief Lord Henry unmuthig, als die Damen aufbrachen. „In dieſer furchtbar heißen Zeit iſt es viel angenehmer, die Nacht zu durchwachen und am Tage zu ſchlafen.“

„Und was wird aus der heiligen Meſſe? was aus den Kindern? was aus jeder vernünftigen Beſchäftigung?“ fragte Doralice.

„Ihre Pedanterie beſteht ja eben darin, daß Sie an das Alles denken!“ rief er. „Sie haben keine Spur von Genialität!“

„Nein, lieber Henry, keine Spur,“ ſagte ſie gleichmüthig.

„Alſo eine recht confuſe Tagesordnung iſt genialiſch!“ rief Eulalie. „Das will ich mir merken! Da kommt man zum Genie .... man weiß nicht wie! Ah, ich dichte ſchon! hörten Sie meine poetiſche Improviſation, Henry? mein Genie entfaltet ſeine Schwingen und morgen ſtehe ich um zehn Uhr auf.“

„Sie ſind ein naſeweiſes Perſönchen,“ ſagte Henry halb lachend; Frau von Derthal ſetzte entſchuldigend hinzu:

„Sie iſt jung und munter, lieber Henry, und kennt das Leben nur von ſeiner heiteren Seite.“

Man nahm Abſchied von Doralice, aber ſie faßte die Tante unter den Arm und ging mit. Ihr Diener trug ein Windlicht voran, denn in den ſchmalen Gängen der engliſchen Anlage war es ſehr dunkel. Wird ſie wiederkommen? dachte Conrad. Sie kam wieder. Endlich iſt ſie allein! frohlockte er, als ſie langſam in ihrem ſchimmernden Kleide aus den Gebüſchen hervortrat und auf die Catalpen zuging; was wird ſie nun thun? — Ihm war zu Muthe, als müßten außergewöhnliche Dinge geſchehen. Statt deſſen that Doralice die allergewöhnlichſten. Sie ſchloß ihr Theekäſtchen zu; ſie packte ihre Arbeit in einen Korb; ſie räumte einige Bücher, Journale und Zeitungen zuſammen, die auf dem Tiſche lagen. Weil ſie das Alles aber mit der ihr eigenthümlichen leichten und ſanften Grazie der Bewegungen that, ſo ſah er ihr doch mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, obſchon es ihm vorkam, als brauche eine Elfenkönigin eben nicht ihr Theekäſtchen zu verſchließen. Plötzlich, als ſie mit all dieſen Dingen fertig war, ging ſie geradesweges auf ihn zu. Er war ſtarr vor Schreck. Was ſollte er ſagen? womit ſich entſchuldigen? wie würde ſie es aufnehmen? — All dieſe Aengſte waren unnöthig. Doralice hatte ihn nicht entdeckt; ſie blieb vor einem Beet voll Nachtviolen ſtehen, das zwiſchen den Catalpen und der Lindenallee lag, bog ſich zu der ſeltſamen Blume nieder, die ihre Wohlgerüche nur unter dem Schleier der Nacht aushaucht, faßte einige Büſchel zuſammen und drückte ihr Geſicht hinein, als wolle ſie den ſüßen Arom einathmen, und ging dann zurück und in's Haus. Der Diener hatte inzwiſchen den Theetiſch abgeräumt, alle Sachen fortgetragen; jetzt verſchwand auch er mit der letzten Lampe. Conrad war in tiefer dunkler Mitternacht allein in dem fremden Garten. Das war ihm gerade recht. Er wartete in der Veranda bis in dem Schweizerhäuschen jeder Schritt verhallt, jedes Licht erloſchen war; dann trat er hervor, pflückte einige Nachtviolen und ſetzte ſich unter die Catalpen. Der unausſprechliche, geheimnißvolle Zauber der Nacht umfing ihn. O dieſer Zauber! da iſt die Stille nicht todt und das Schweigen nicht ſtumm und das Dunkel nicht finſter, wenn die Sommernacht mit ihren großen, ſchwarzen Flügeln über die träumende Natur ſchwebt! da wird etwas Unirdiſches in der ſchweren Erdenwelt wach! Sie dient dem Tage, die Erdenwelt, ſeinen Geſchäften, ſeiner Arbeit, ſeiner Betriebſamkeit; er gibt ihr ſein Licht und ſeinen glänzenden Schmuck; dadurch ſtrahlt ſie in bunter Schönheit und in tauſend lieblichen und herrlichen Gebilden auf, und das gefällt den Menſchen! ſie regen und bewegen ſich im Glanze des Tages wie die Ephemere im Sonnenſtrahle tanzt; ſie vergeſſen darüber, daß auch ſie nur etwas größere Ephemeren ſind, und ſuchen aus der Erdenwelt ihr Eigenthum, ihren Beſitz zu machen. Aber dann kommt die Nacht und rückt Alles wieder in die wahre Ordnung und erlöſt die Erdenwelt von dem Joche, das der Menſch auf ſie wälzt. Hat ſie am Tage dem Geſchöpf gedient, ſo darf ſie jetzt dem Schöpfer huldigen durch die wunderbare myſtiſche

Poeſie, welche die ganze Natur aushaucht. Wie ſie dahin wallen im feierlichen Reigen, die ſchimmernden Geſtirne, dieſe unermeßlichen Welten, welche bald wie kalte Diamanten ausſehen, die uns nichts angehen, und bald wie Freundesaugen, die mit uns lächeln und mit uns weinen!

Welch ein Flüſtern geht durch den Wald und welch ein Rauſchen kommt von den Bergen und wie wogt der Strom und das Meer und das kleinſte Bächlein tiefer bewegt auf, als wollten ſie alle ein wunderbares Geheimniß kund thun. Und der Arom, der von jeder Blume, aus jedem Blüthenkelch, die der Nachtthau erfriſcht und die Nachtluft abkühlt, in Wellen von Wohlgeruch aufſteigt, iſt er der Athemzug einer Naturſeele? Und der leiſe Schauer, der zuweilen ſo plötzlich, ſo ſeltſam eintritt, und herab vom höchſten Wipfel des Baumes bis zum kleinſten Grashalm hernieder fährt, ſo daß ein leiſes Zittern ſie überrieſelt, woher kommt er, was iſt er? iſt er ein Seufzer nach Erlöſung? regen ſich gefangene Geiſter, um ihre Feſſeln abzuſchütteln? — Alles iſt Räthſel, iſt Geheimniß, iſt die Schattenſeite einer Schönheit, deren Lichtſeite der Tag der Ewigkeit entſchleiern wird. Die Tage der Zeit beleuchten nur das Materielle, die Formen, die Erſcheinung dieſer Schönheit. Und zwiſchen dieſen Räthſeln von Welten und Sonnenſyſtemen ſteht der Menſch, ein Atom, aber räthſelhafter als ſie alle, und ſinnt ihnen nach, und ſeine Seele ſtimmt in den ſtummen Wechſelgeſang von feierlicher Majeſtät und von klagender Sehnſucht ein, welche den Grundton in dieſer Hymne der Nacht angeben, denn in ſeiner Seele ringt ein Sohn des Staubes mit einem Kinde der Ewigkeit.

Wie gefangen von dieſem Zauberbann ſaß Conrad regungslos unter den Catalpen. Die Sterne flimmerten, die Leuchtkäfer ſchwirrten, die Nachtviolen dufteten, der Röhrbrunnen rieſelte, ſtoßweiſe ſäuſelte das Laub. Es war ihm zu Sinn, als thauten Ströme von Frieden auf ihn herab und als könne ſein unruhiges Herz zur Ruhe kommen. Unruhig war es; aber nicht aus Leichtſinn, nicht durch jenes flatterhafte Streben, welches ſich den Aeußerlichkeiten des Lebens zuwendet; nicht durch Thorheit oder Selbſtſucht. Conrads Herz war unruhig, weil es leer war; und es war leer, weil es Gott nicht hatte. Er war eine edle Natur, er hatte ſchöne Gaben, vortreffliche Eigenſchaften; aber ein innerer Wirbelwind ſtörte die Entwickelung ſeines Characters. Soll das Schiff ſicher die Wellen des Oceans durchſchneiden, ſo muß es nicht bloß gut gebaut und ausgerüſtet ſein, es muß auch ſeinen Compaß und ſeinen Ballaſt haben: ſonſt wird es ein Spiel der Fluthen und der Stürme. Die Menſchenſeele braucht auf dem Meer des Lebens auch ihren Compaß — den Glauben der Offenbarung; auch ihren Ballaſt — das heilige Kreuz. Damit und nur damit gelangt ſie zu ihrem Ziel und erreicht ſie ihre Beſtimmung. So iſt ſie nun einmal beſchaffen gemäß dem göttlichen Geſetz, das der Grund ihres Seins iſt. Wie es für die Erde ohne Sonne keinen Tag geben würde, und wenn man Millionen von Fackeln und Kerzen anzündete: ſo bleibt die Seele in der Dämmerung, wenn die Centralſonne ihrer Welt, der göttliche Glaube, ihr nicht aufgegangen iſt.

Conrads Eltern waren vortreffliche Menſchen; der Vater Rationaliſt, die Mutter gläubige Proteſtantin. Des Vaters höchſte Autorität war die Vernunft, und die höchſte Autorität der Mutter war die heilige Schrift, ſo gedeutet, wie ihr Religionslehrer, der ſpäter die Pfarrſtelle auf dem Gute ihres Mannes erhielt, ſie gedeutet hatte. Daß ſich Beide in der Gefangenſchaft einer menſchlichen Autorität befanden und in letzter Inſtanz an einen Menſchen glaubten, er an ſich ſelbſt und ſie an den Lehrer ihrer Jugend: das ſahen ſie nicht ein, denn ſie dachten nie darüber nach. Sie waren eingewiegt in ihren Gewohnheitsglauben. Frau von Friedingen hielt ſich für lutheriſch; Herr von Friedingen hielt ſich für erhaben über alle Religionsformen. Er lebte für ſeine Familie, für die Intereſſen ſeines Landes, für ſeine Geſchäfte, thätig, rechtſchaffen, umſichtig innerhalb ſeines Horizontes; aber dieſer Horizont war eng, und ging nicht über die Grenzen der Erde und die praktiſche kühle Verſtändigkeit hinaus. Frau von Friedingen war eine zarte, ſchüchterne, liebenswürdige Seele, die von der nüchternen Richtung ihres Mannes häufig unſanft berührt wurde, und deshalb nur um ſo mehr die kühle Atmoſphäre, in der ſie lebte, mit ihrem innigen Herzen zu erwärmen ſuchte. Sie glaubte feſt, daß Chriſtus der Erlöſer ſei, und durch ſeinen Tod genug gethan habe für die Sünden der ganzen Welt; und damit war ſie vollkommen beruhigt. Nur für ihren Mann, der nicht ihren Glauben theilte, ſtand ſie zuweilen bittere Aengſte aus, ob er nicht der Verdammung anheim fallen müſſe. Sie tröſtete ſich dann immer wieder damit, daß er ja ſo gut ſei, und daß ſeine Wiedergeburt noch erfolgen könne, und im Uebrigen verließ ſie ſich auf die Barmherzigkeit Gottes. In ihre ſtillen, wohlgeordneten Verhältniſſe, in ihr gleichförmiges, behagliches Landleben traten keine heftige Störungen hinein. Kleine Erſchütterungen, die Sorgen der Mutter, der Hausfrau, die Theilnahme am Schickſal der Verwandten, der Freunde, der Untergebenen zogen bald vorüber. Den großen Schmerz bei dem Tode ihrer einzigen Tochter nahm ſie mit frommer Ergebung hin. Ihr Mann ſchätzte ſie viel zu hoch, um ſie in ihrer religiöſen Richtung zu verletzen. Nur durfte ſie nie verſuchen, ihn in dieſelbe hineinlenken zu wollen; dann wies er ſie mit dem Lächeln der Ueberlegenheit ab und blieb einige Tage verſtimmt. Sie ließ bald dieſe Verſuche fallen, denn ſie war eine paſſive Natur. Ihren Söhnen aber ſuchte ſie ihren Glauben einzuflößen, und ſorgte auch dafür, daß ein Hofmeiſter in's Haus käme, der gläubig ſei. Das war er denn freilich; ja er war übergläubig, er glaubte an ſeine eigenen Dogmen. Aus dem Studium der heiligen Schrift hatte ſich ihm die Anſicht herausgeſtellt: Wer Einmal, und ſei es auch nur auf einen Augenblick, mit dem Glauben den Erlöſungstod Chriſti ergriffen habe, dem ſei das ewige Leben gewiß, wenn er auch ſpäter dieſen Glauben aufgeben und verlieren ſollte. Frau von Friedingen fand dies Dogma etwas bedenklich, ja widerſinnig. Gerettet zu werden durch den Glauben, den man aufgegeben und verloren hat, das ging über ihre Gläubigkeit hinaus; denn es ſtand ja geſchrieben: „Wer nicht glaubt, ſoll verdammt werden.“ Sie war gern bereit, von dieſem Urtheilsſpruch an die Barmherzigkeit Gottes zu appelliren; aber das Dogma ihres Hofmeiſters konnte ſie nicht annehmen. Er hingegen behauptete: Wie durch den Ungehorſam Adams die Erbſünde auf alle Menſchen übergehe, ſo durch den Gehorſam Chriſti die Rechtfertigung auf Alle, die einmal in den Glaubensverband eingetreten waren. Und dieſe kühne Behauptung unterſtützte er mit abgeriſſenen Sätzen aus den Briefen des heiligen Apoſtel Paulus, die er gemäß ſeiner Anſicht deutete. Frau von Friedingen hätte die Sache gern auf ſich beruhen laſſen; allein er war rechthaberiſch, wie die Irrlehre immer iſt, und wollte ſie durchaus für ſein Dogma gewinnen; auch ſuchte er es vor allen übrigen Lehren des Chriſtenthums ſeinen beiden Zöglingen einzuprägen, und ſo kam es denn manchmal zu kleinen Fehden, die ſo lebhaft wurden, als ſie durch die milde Frau von Friedingen werden konnten, und die für Conrad nicht ganz verborgen blieben. Er hatte den liebenswürdigen, wohlwollenden Character ſeiner Mutter geerbt; aber die Richtung ſeines Vaters war ebenfalls in ihm, wie in jedem Adamskind vertreten, und hörte er, daß Mutter und Erzieher, die er beide zärtlich liebte, ſich nicht über den ſtreitigen Punkt vereinigen konnten, ſo ging er zum Vater, deſſen Einſicht er auf's Höchſte verehrte und fragte ihn, was denn die Vernunft zu den verſchiedenen Glaubensartikeln ſage und weshalb über dieſe eine Meinungsverſchiedenheit herrſche. Herr von Friedingen freute ſich unbeſchreiblich über die frühe, ernſte Reife ſeines älteſten Sohnes und ſagte:

„Das darf Dich nicht wundern, lieber Conrad. Ein berühmter proteſtantiſcher Theolog 1) hat geſagt: „„Die Glaubenslehren, in welchen die verſchiedenen proteſtantiſchen Confeſſionen übereinſtimmen, will ich auf den Nagel meines Daumens ſchreiben."" Das heißt mit anderen Worten: Es gibt keine Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen und deshalb darf man auch nie bei ihnen nach der abſoluten Wahrheit forſchen. Die ewige Vernunft, die ſich bei der Geſammtmenſchheit im großen Ganzen trotz Irr- und Abwege kund gibt: das iſt die Wahrheit, mein

---

1) Paſtor Harms in Kiel.

Sohn! Sie lehrt uns, daß es edler ſei, die Leidenſchaften zu beherrſchen, als ihnen nachzugeben; fremdes Glück zu begründen, als das eigene zu ſuchen; die Leiden und Freuden, die uns begegnen, nicht zu hoch anzuſchlagen, und das Rechte zu thun ohne Rückſicht auf Lob oder Tadel. Dies lehren uns die Weltweiſen aller Zeiten. Das Chriſtenthum war eine Phaſe der Weltgeſchichte. Es hat in einer rohen, wilden, grobſinnlichen Zeit das Gemüth in der Menſchheit entwickelt. Das war ſehr ſchön und ganz nothwendig. Nun aber iſt das geſchehen, es hat ſeine eigentliche Aufgabe vollbracht und die Vernunft tritt wieder in ihr Recht ein, die Menſchheit zu ihrer höchſten Entwickelung zu führen. Gefühlsmenſchen, zu denen Deine gute Mutter und Herr Ix gehören, behalten aber immer eine Vorliebe für das Chriſtenthum, deſſen Lehren mehr dem Gemüth zuſagen und ſich ihm anpaſſen, als die Lehren der Vernunft.“

So ſprach Herr von Friedingen zu ſeinem zehnjährigen Sohne. Des katholiſchen Glaubens erwähnte er aus dem höchſt einfachen Grunde nicht, weil er kaum eine Ahnung von deſſen Exiſtenz hatte. Unter dieſen widerſprechenden Einflüſſen wuchs Conrad auf. Die zarte unſchuldige Kinderſeele, die für die chriſtliche Glaubenslehre die willige Empfänglichkeit der Blumenknoſpe hat, welche ſich unter dem Strahl der Sonne entfaltet und mit Farben und Wohlgerüchen fröhlich aufblüht, wurde verwirrt und zerzauſt. Je nachdem ſich Conrad eben geſtimmt fühlte, neigte er ſich bald den Anſichten des Vaters, bald der Ueberzeugung der Mutter zu. Beide Eltern ſchmeichelten ſich, ihrem Conrad die Grundlage für ſeine Lebensrichtung eingeſenkt zu haben; als ob es möglich wäre, daß ſubjective Ueberzeugungen, die nicht vollkommen in der ewigen Wahrheit begründet und in Uebereinſtimmung mit ihr ſind, je eine unerſchütterliche Baſis abgeben könnten! Als ob es möglich wäre, daß irgend eine Confeſſion, die nur gelehrt und nicht gelebt wird, nachhaltigen Einfluß auf das Leben gewinnen könnte, da ſie demſelben fremd geblieben — wie die exotiſche Pflanze im Glashaus der äußern Luft — und ſeinen Stürmen nicht gewachſen iſt. Rufen Leidenſchaften einen Conflict zwiſchen Leben und Lehre hervor, ſo erliegt ſie faſt ohne Schwertſtreich, weil höchſtens das Gedächtniß, doch nicht das Herz, etwas von ihr weiß. Aber der Menſchengeiſt, wenn er nur einigermaßen in ſeiner urſprünglichen Richtung bleibt, nur nicht ganz durch Sünde und Leidenſchaft getrübt und verzerrt wird, hat ein ſo ſtarkes Bewußtſein, für die Erkenntniß der ewigen Wahrheit geſchaffen zu ſein und durch ſie zu innerer Befriedigung zu gelangen, daß er, wenn er ſie nicht beſitzt, entweder in beſtändiger Unruhe bleibt, oder ſich ſchlafen legt im Gewohnheitsgeleiſe ſeiner Verhältniſſe. Conrad ließ ſich nicht einſchläfern; er blieb in der Unruhe. Als Kind, und an der Seite der Mutter, die immer und unter allen Umſtänden einen überwiegenden Einfluß auf das Gemüth des Kindes hat, neigte er ſich ihrer Frömmigkeit zu und lernte manches Lied aus dem Geſangbuch auswendig, das ſie hoch ſchätzte. Als heranwachſender Knabe verließ er das Elternhaus, um auf einem Gymnaſium ſeine Studien zu beginnen. Da wollte er denn, nach Knabenart, überaus männlich ſein und beileibe nichts zu thun haben mit weibiſcher Empfindſamkeit. Da huldigte er der Vernunft und allen Lehren, die ſie gab und die ſein Vater ihm eifrig und kräftig in's Gedächtniß prägte. Träg ſein, nichts lernen, die Zeit vergeuden, dumme Streiche machen, das war wider die Vernunft. Die Mitſchüler überflügeln, alle Schulprüfungen gut beſtehen, glänzende Zeugniſſe erhalten, dem Vater Ehre, der Mutter Freude machen, das war vernunftgemäß; dazu hatte man ſeine Fähigkeiten, ſeinen Verſtand, ſeine Talente. Und Conrad war ſo glücklich und ſo gut begabt, daß er in dieſer Zeit den Erwartungen ſeines Vaters gerade ſo entſprach, wie in ſeiner Kindheit den Hoffnungen ſeiner Mutter. Aber er reifte aus dem Knaben in den Jüngling hinein; er bezog die Univerſitäten und ging von der Schulbank in die academiſchen Hörſäle über. Näher trat ihm das, was die Welt „das Leben" nennt, was aber eigentlich das Böſe im Leben genannt werden ſollte. Er hörte Syrenenſtimmen und er vernahm in den dunkelſten Abgründen ſeines Herzens ihr trauriges Echo. Als ein Menſchenweſen, dem nun einmal die Schwäche des Staubes anklebt, trug ja auch er in ſich den Keim zu aller menſchlichen Verderbniß, und er ſchauderte noch mehr vor dem zurück, was er in ſich, als was er außer ſich wahrnahm. Das Edle in ſeiner Natur ertrug keine Art von Gemeinheit, die ſich ſo leicht in das ungebundene burſchikoſe Treiben deutſcher Studenten miſcht. Tollheiten machte er wohl mit; Gemeinheiten nie. Ausgelaſſen luſtig konnte er zuweilen ſein; ausgelaſſen roh nie. Er ſchloß ſich nicht gerade aus von der allgemeinen Strömung; aber von ihr hinreißen ließ er ſich nie. Das erſte Semeſter abgerechnet, wo wohl noch nie ein deutſcher Student ſtudirt hat, ſtudirte er eifrig. Die Unruhe in ihm ſuchte Nahrung. Er glaubte, daß ſie aus einem Durſt nach Wiſſen entſpringe, und er warf ſich mit Fleiß und Beharrlichkeit auf die Studien. Sie gaben ihm zwar keinesweges das, was er gehofft hatte, aber doch den großen Vortheil, daß er aus Mangel an Zeit und an Theilnahme von tauſend Verkehrtheiten und von noch ſchlimmeren Dingen unberührt blieb. Aber glücklich fühlte er ſich nicht. Er fand das Leben nüchtern und platt ohne ein Ziel, das der Begeiſterung, nach welcher ein junges unverdorbenes Herz ſich ſehnt, würdig wäre. Er fand die Fachſtudien zwar nützlich, aber trocken, nur ein Alltagsbrod für den Geiſt. Er fand, daß die philoſophiſchen Studien ihr Intereſſe hatten, weil die Philoſophie Fragen zu löſen ſucht, die für den denkenden Menſchen wichtig ſind, Fragen über den Urgrund, den Zuſammenhang, die Erſcheinung der Dinge. Aber ſie erfüllt nur den einen Theil ihrer Beſtrebungen: ſie ſucht; — ſie löſt nicht. Mit großer Aufmerkſamkeit und angeſtrengter Spannung folgte Conrad der Entwickelung jedes philoſophiſchen Syſtems, und ſo lange er damit beſchäftigt und unter dem Einfluſſe des Scharfſinns, der Feinheit, der Logik war, womit der eine oder andere Meiſter ſein Syſtem dargelegt und ausgeſponnen hat, wähnte Conrad immer, auf dem letzten Blatte werde er das letzte Wort finden, das magiſche Wort, das ihn zu einem Hellſeher in die Weltordnung und in Zeit und Ewigkeit hinein machen werde. Es geſchah aber immer das Gegentheil. Selbſt dann, wenn Conrad's Verſtand gewonnen und zu dem Bekenntniß gedrängt war, der Menſchengeiſt habe den Gegenſtand erſchöpft, gerade dann fand ein Etwas in ihm, daß nun das eigentliche Problem erſt recht beginne, denn durch den Abſchluß, gleichviel welcher Art er ſei, ob negirend, ob zweifelnd, ob affirmirend, bekam das Syſtem immer ein einſeitiges Gepräge. Der denkende Kopf, der es erfand, hatte ſich ſelbſt und ſeinen Ideengang an den hohen Fragen entwickelt; aber das letzte Wort über ihr innerſtes Sein hatte er mit nichten geſagt. Und wenn eine ſolche Intelligenz das nicht konnte — ja, wer vermochte es denn? Oder gab es überhaupt kein letztes Wort für die Räthſel, die Widerſprüche, die Geheimniſſe, die Ahnungen, die ſich wie unermeßliche Abgründe im Menſchen und um ihn aufthun? Aber wenn die ganze überſinnliche Welt ihm verſchloſſen bleiben ſollte, warum denn dies Verlangen nach ihr? warum dieſer ewig ungeſtillte tantaliſche Durſt? oder auch — warum dann nicht lieber leben für die Welt der Sinnlichkeit, und von und mit dem, was ſie bietet? Es gingen ihm furchtbare, namenloſe Stürme durch die Seele. Einzelne Aeußerungen blitzten wie Wetterleuchten in ſeinen Briefen an die Eltern auf. Der Vater ſchrieb ihm zurück:

„Lieber Conrad, biſt Du ein Träumer geworden oder haſt Du Dich verliebt? Keines von Beiden wäre vernünftig“ — und nun bewies er ihm des Breiteren, daß der vernünftige Menſch auch vernünftig handeln müſſe. Frau von Friedingen ermahnte ihren Sohn ſehr liebevoll, ſein ganzes Vertrauen auf den treuen Gott zu ſetzen, fleißig das Wort Gottes predigen zu hören und in der Bibel zu leſen; von dem Allen werde er großen Segen haben.

Conrad ſprach traurig zu ſich ſelbſt, nachdem er die Briefe geleſen hatte: Hätten ſie mir nur auch geſchrieben, wie man's macht, um immer vernünftig zu bleiben und um das ganze Vertrauen auf Gott zu ſetzen! — Er verſuchte dem Rath der Mutter zu folgen, der ihm practiſch ſchien: er ging in eine Predigt. Der Prediger bewies mit ungemeiner Beredtſamkeit, daß der Glaube an den Teufel ein Aberglaube ſei. Conrad fand dies Thema abſurd, ging von dannen und beſuchte keine Predigt mehr. Sein beſter Freund in dieſer Gewitterzeit ſeiner Jugend war ſein Flügel. Er hatte ein ganz ſeltenes muſikaliſches Talent und, was nicht immer mit dem Talent verbunden iſt, eine wahre Leidenſchaft für Muſik. Sie war ſo groß, daß keine andere dagegen aufkommen konnte. Er hatte einmal angefangen, ſich für ein hübſches junges Mädchen zu intereſſiren. Da wurde ſie aufgefordert in einer Geſellſchaft, wo auch er ſich befand, zu ſingen. Sie that es ängſtlich. Ihr geringes Talent ſank durch ihre Verlegenheit unter Null. Conrad griff nach ſeinem Hute und entfloh aus dem Saale beſchämt, gedemüthigt, entzaubert, und nie ſprach er wieder mit ihr! Ihm war am wohlſten an ſeinem Flügel. Bis in die Nacht hinein ſpielte er Kammer-, Kirchen-, Opernmuſik, dazwiſchen freie Phantaſien und eigene Compoſitionen.

So ging das letzte Semeſter ſeiner Studienzeit zu Ende und er ſchickte ſich eben zur Reiſe in die Heimath an; da erhielt er ein Telegramm von ſeiner Mutter mit der Aufforderung, ſeine Ankunft zu beſchleunigen. Er fand zu Hauſe ſeinen Vater vom Schlage gelähmt, im höchſten Stadium des Schwachſinnes, hülfsbedürftiger als das Kind in der Wiege. Herr von Friedingen war kaum fünfzig Jahre alt, ein ſchöner kräftiger Mann. Aber all' ſeine Kraft und Schönheit ſchwand unter dem lähmenden Druck des Blödſinns. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf Conrad, ſeinen Vater, dem die Vernunft das Höchſte geweſen war, vernunftberaubt zu finden. Da er nach des Vaters Tode deſſen Haupterbe war und er ihn jetzt gewiſſermaßen als todt betrachten mußte, ſo nahm Conrad ſogleich die Stellung als Haupt der Familie ein und alle Geſchäfte auf ſich. Er hatte viel zu thun, um ſich in ſie hinein zu arbeiten, umſomehr, als er keinen Geſchmack an der Verwaltung weder des Grundbeſitzes, noch des Vermögens fand; allein die Umſtände machten ihm eine Pflicht daraus, die er bereitwillig erfüllte. Als ſein armer Vater nach zwei Jahren eines ſtumpfen Vegetirens in's Grab ſank, war Conrad vierundzwanzig Jahre alt und Beſitzer eines großen Vermögens. Gegen das Ende des Trauerjahres machte Conrad eine Reiſe durch halb Europa. Während der Zeit dachte ſeine Mutter daran, eine paſſende Frau für ihn zu ſuchen. Das war aber etwas äußerſt Schwieriges, denn ſie wußte und er hatte deſſen kein Hehl, daß er ein Ideal in ſich trage, welches kaum zu verwirklichen ſein werde; denn Conrad begehrte — eine Erlöſerin. Irgend etwas hienieden mußte doch den Hunger des Herzens ſtillen, der ihn verzehrte; und was konnte das ſein, als die Liebe! All' das Wiſſen, all' die Studien, all' die practiſche Thätigkeit, all' die Pflichterfüllung, all' die weltlichen Intereſſen für Land und Leute, und wenn ſie noch ſo ſehr ſeine Zeit, ſeine

Gedanken in Anſpruch nahmen und ihn vom Morgen bis zum Abend beſchäftigten, ach! es war ja immer nur ein halbes Leben. Das Alles, ſprach Conrad zu ſich ſelbſt, iſt die Atmoſphäre des vernünftigen Menſchen; aber der idealiſche Menſch kommt in ihr an Lebensluft zu kurz, und ich habe nun einmal beide Richtungen. Darum muß die Liebe den Durſt des idealiſchen Menſchen befriedigen.

Solche und ähnliche Blitze der ewigen Wahrheit flogen ihm oft durch den Sinn. Aber er konnte ſie nicht in ihrer richtigen Bedeutung faſſen, weil er der ewigen Wahrheit den Rücken zukehrte. Es gibt allerdings eine Liebe, welche die Lebensluft des übernatürlichen Menſchen iſt. Doch von einem ſolchen hatte der arme Conrad nie gehört; ſeine Ahnung von ihm nannte er den idealiſchen Menſchen und dieſem gedachte er durch ein weibliches Weſen die Fülle des Glückes, unverlierbare Befriedigung, zu gewähren. Armer Conrad! Geiſtvoll wie Hypatia, zärtlich wie Heloiſe, himmliſchgeſinnt wie Beatrice: ſo mußte ſie ſein — mindeſtens! Aber wo war ſie? — in ſeiner Nachbarſchaft, Verwandtſchaft und Freundſchaft war ſie nun einmal nicht! Nach dem Tode des Vaters hatte er ſeiner Mutter verſprochen, er wolle, nachdem er ſeine große Reiſe gemacht habe, daran denken, ihr eine Tochter zuzuführen. Um dieſe Gedanken in ihm wach zu halten, machte ſie in ihrem Kopfe eine ganze Liſte von jungen charmanten Mädchen, unter denen er wählen könne, und bei ſeiner Heimkehr legte ſie ihm dieſelbe vor und bat ihn innig, ſein häusliches Glück zu begründen. Conrad gab ihr zärtlich zur Antwort, ſie ſei die Herrin ſeines Hauſes und mache ihm ſein häusliches Leben ſo angenehm, wie er es von keinem dieſer charmanten Mädchen erwarten dürfe. Mit dieſer Antwort war die gute Mutter nur halb zufrieden und ſie begann zu fürchten, Conrad wolle ihr eine fremdländiſche Schwiegertochter, eine Süddeutſche, eine Engländerin oder Schottin zuführen, die nicht in die Verhältniſſe gepaßt hätte. Doch Conrad war gereiſt, um den großen Welttumult in Augenſchein zu nehmen, der ja, wie die Rede geht, weſentlich zur Bildung eines jungen Mannes beitragen ſoll; und keineswegs, um eine Frau zu ſuchen. Ueberdas wollte er das Ideal ſeines Herzens gar nicht ſuchen! er wollte es finden. In der Ferne und Fremde fand er es nicht. Ob jetzt vielleicht in der Nähe und in der Heimath ? —

Es begann eine peinliche Zeit für Conrad. Er war reich, von vortrefflichem Character, ſehr wohlerzogen, ſehr gebildet, ſehr angenehm. Er hatte Grünau, ſo hieß das Gut, auf dem er lebte, äußerſt geſchmackvoll und behaglich und auf dem beſten Fuße eingerichtet, den Park erweitert, eine Orangerie angelegt, ſuperbe Pferde gekauft. Wer war nun die Glückliche, die er in dies irdiſche Paradies einführen werde ? — ſo fragten heimlich in grenzenloſer Spannung alle Mütter zwanzig

Meilen in der Runde, die erwachſene Töchter hatten, und dieſe Frage ſprach ſich unwillkührlich in ihrem Benehmen aus, wenn er bei ihnen erſchien. Das veranlaßte ihn, eine ſehr gemeſſene Haltung zu beobachten und jeden Schritt, jedes Wort zu berechnen. Da ſich alle holſteiniſchen Adelsfamilien von der Wiege an kennen, miteinander verwandt ſind, wenn nicht von den Großeltern, ſo doch gewiß von den Urgroßeltern her, und überdas verſchwiſtert und verſchwägert ſind, da ſie dieſelben Intereſſen haben, daſſelbe Leben führen, ſich immer wiederſehen und zuſammenfinden, ſo erſchien Conrad's außerordentliche Zurückhaltung allerdings etwas ſteif und befremdend; und die Mütter kamen zu dem Urtheil, er ſei ein deliciöſer junger Mann, der Conrad Friedingen, aber ein Sonderling. Die Herren fanden weder das eine noch das andere. Mit ihnen war er, ſprach er, benahm er ſich munter und unbefangen, war ein guter Reiter, ein trefflicher Schütz, ein ausgezeichneter Billard- und Whiſtſpieler, dabei voll Eifer für die Landwirthſchaft, voll Feuer für Holſtein's gefährdete Landesrechte. Endlich waren die Diners in Grünau ganz excellent, und wenn dies auch als das Verdienſt der Frau von Friedingen zu betrachten war: ſo wetteiferten doch Conrad's Cigarren an Vortrefflichkeit mit ſeinen Diners. Es war immer feinſte Havanna, ungemiſcht mit Ambalema, noch weniger mit Cuba oder gar Domingo. Kurz, die Männer fanden, er ſei ein angenehmer, umgänglicher Menſch, und man ſolle ihn doch nicht torquiren; er werde ja ſchon mit der Zeit heirathen! die Manie der Damen, ihn in den Eheſtand hineintreiben zu wollen, ſcheuche ihn zurück. Conrad's Mutter fragte ſorgenvoll:

„Conrad, was fehlt Dir?"

„Nichts, liebe Mutter," antwortete er freundlich; „mir fehlt gar nichts! .... ich habe nur nichts! .... Ich will einmal nach Norwegen auf den Seehundsfang gehen."

Er ging nach Norwegen. Als er nach einigen Wochen heimkehrte, machte er einen Beſuch in einem Hauſe, mit dem er verwandt und ſehr befreundet war, und wo man ſehr ſeine Verbindung mit der älteſten Tochter wünſchte, die auf der Liſte ſeiner Mutter obenan ſtand. Aber Conrad dachte nicht an ſie und war recht froh, zu hören, daß ſie mit ihrer Mutter ausgefahren und Niemand zu Hauſe ſei als der Vater und die jüngſte Tochter, ein Kind. Dieſe empfing ihn äußerſt unbefangen und er bemerkte zu ſeiner größten Ueberraſchung, daß ein bildhübſches junges Mädchen vor ihm ſtehe.

„Adelaide, wie biſt Du groß geworden!" rief er.

„Ja," ſagte ſie, „ich bin ſchon einen Strich größer als Selma. Haſt Du recht viele Wallfiſche gefangen?" ſetzte ſie hinzu.

Er erklärte ihr, daß Wallfiſch und Seehund nicht daſſelbe ſei. Sie erwiederte:

„Nun ja, ich meinte irgend ein wildes Seethier.“

„Du faßt die Naturgeſchichte in großartigen Umriſſen auf!“ rief er lachend.

Sie ſah ihn mit ihren großen Kinderaugen treuherzig an und ſagte weder verlegen noch empfindlich:

„Du ſollteſt mir lieber etwas vorſpielen, ſtatt mich auszulachen, Conrad.“

„Ich lache Dich nicht aus; ich freue mich über Dich,“ entgegnete er liebreich und ſetzte ſich an den Flügel.

Adelaïde ſetzte ſich ihm gegenüber und hörte andächtig zu. Gleich darauf kam ihr Vater, den man aus ſeinen neuen Anlagen im Park abgerufen hatte. Nun überließ ſie dieſem Conrad's Unterhaltung und ging von dannen. Dies entzückte Conrad. An dies gleichgültige kindliche unbefangene Benehmen war er nicht gewöhnt. Er kam einige Mal wieder. Immer war Adelaïde von derſelben Unbefangenheit, und immer bemerkte er bei Selma einen Anflug von Verlegenheit. Eines Abends kam er nach Orſinau zurück und ſagte ſeiner Mutter, ſeine Wahl ſei getroffen, aber er wiſſe nicht, ob Adelaïde ihm geneigt ſei. Sie rief erſtaunt:

„Adelaïde! das Kind!“

„Ja, gerade deshalb! friſch vom Himmel herunter kommt ſolche Kinderſeele,“ entgegnete Conrad.

Die Sache machte ſich leicht, obſchon Niemand mehr darob ſtaunte, als Adelaïde ſelbſt. Conrad war alſo verlobt und Frau von Friedingen drängte ihn, die Braut bald heimzuführen, damit er nicht den Winter einſam mit ihr auf Grünau verlebe, denn ſie fühlte ſich leidend, ihre Bruſt war angegriffen; aber ſie verbarg es, um Conrad nicht zu beunruhigen. Ihm ſelbſt war beklommen zu Muthe. Er mußte ſich eingeſtehen, daß er bei ſeiner Wahl unbeſonnen zu Werk gegangen ſei. Die erblühende Schönheit und kindliche Unbefangenheit Adelaidens hatten ihn gewonnen. Genügte ihm aber das für ſein Lebensglück? verwirklichte ſie denn den leiſeſten Zug ſeines Ideals? fand er in ihr die Höhen des Geiſtes, die Tiefen des Gemüthes, den Zauber der Seele, wovon er für ſeine Hypatia, Heloiſe, Beatrice träumte? O nein, nein und abermals nein! Sie blieb nicht einmal in ihrer kindlichen Unbefangenheit. Wie konnte ſie das? ſie war ja kein Kind mehr; Braut war ſie und mit jungfräulicher Schüchternheit ſtand ſie ihm gegenüber. Zum Unglück miſchte ſich eine gewiſſe Furcht vor Conrad in dieſe Schüchternheit und machte ſie blöde, ja linkiſch. Er imponirte ihr ungeheuer. Sie hatte ſeit Jahren dieſen Conrad Friedingen dermaßen loben hören, daß ſie ganz verblüfft von der Ehre war, ſeine Frau werden zu ſollen. Sie getraute ſich nicht mehr, ſo unbefangen mit ihm zu plaudern wie damals, als ſie Seehund und Wallfiſch ohne Umſtände verwechſelte. Den Uebergang vom Kinde zur Jungfrau, der immer etwas Unbeholfenes mit ſich bringt, machte Adelaide als Braut durch. Das verſtand Conrad nicht; ſie erſchien ihm etwas einfältig. Sie war es nicht: die Einfältigen ſind ſelten ſchüchtern! ſie war aber unentwickelt. Hätte er ſie wirklich geliebt, ſo würde ihm wahrſcheinlich dieſe Morgendämmerung eines Herzens, dem er das Licht und die Sonne der Liebe brachte, ſehr gefallen haben. Aber er liebte ſie nicht: das wurde ihm klar, je öfter er ſie ſah, je mehr er an ſie dachte. Was konnte dies Kind ihm ſein? was konnte er ihr ſein? — Nichts! gar nichts! Er gerieth zuweilen in ſtille Verzweiflung, daß er ſich von einem angenehmen Eindruck ſo gründlich habe überrumpeln laſſen, er, der ſich Jahre lang in den Schranken der höchſten Behutſamkeit gehalten! Aber es war zu ſpät, ein Rücktritt unmöglich. Er wendete die Augen von ſeinem Herzen ab und den Außendingen zu. Er richtete Adelaidens Zimmer auf's Eleganteſte ein; er überhäufte ſie mit Geſchenken; er traf Anordnungen zu ihrer feierlichen Heimführung; aber immer ſchwerer wurde ſein Herz und immer bleicher ſein Antlitz. Frau von Friedingen zitterte für ihn; in ihrer Familie war die Bruſtkrankheit zu Hauſe. Doch konnte ſie eigentliche Symptome des gefürchteten Uebels nicht an ihm entdecken.

Nur acht Tage lagen noch zwiſchen dem Augenblick, der Conrad und Adelaide verbinden ſollte. Es war im Januar. Unter dem hartblauen Himmel und über die blendende Schneedecke fegte der furchtbare Oſtwind hin, ſchneidend wie ein blankes Schwert. Conrads Schlitten flog dahin und mit hellem Schellengeläute fuhr er bei ſeinen Schwiegereltern vor. Es war die erſte gute Schlittenbahn des Winters. Selma und Adelaide ſtanden im Fenſter und in Beiden erwachte der Wunſch, er möge ſie etwas fahren. Conrad war gern dazu bereit, und rieth ihnen nur, ſich gehörig warm zu kleiden. Sie verhüllten ſich in Pelze und die Fahrt ging glücklich von ſtatten. Adelaide war ungewöhnlich munter, lachte und plauderte mit Conrad und Selma und nach einer Stunde kehrten ſie von der Spazierfahrt zurück. Am Abend deſſelben Tages klagte Adelaide ſchon über Beſchwerden beim Athmen; in der Nacht kamen heftige Bruſt- und Seitenſtiche dazu; und als der Arzt am Morgen erſchien, war die Lungenentzündung bereits lebensgefährlich. Es geſchah Alles, um ſie zu retten. Vergebens! Adelaide ſtarb nach achtundvierzigſtündigen ſchweren Leiden. Am Neujahrstage war ſie ſechszehn Jahre geworden. Conrad war außer ſich. Er betrachtete ſich als ihr unfreiwilliger Mörder, und ihn überfiel ein Grauen vor ſich ſelbſt, daß er ſich trotz dem heimlich eingeſtehen mußte, er ſei glückſelig über ſeine wiedererlangte Freiheit. Von allen Eheſtandsgedanken war er jetzt auf tauſend Meilen hinweg geſchleudert. Er grämte ſich furchtbar über die Nichtigkeit des Lebens, deſſen geringſte Nichtigkeit der Tod offenbart; über die ſchauerliche Comödie, die das Menſchenherz bald für ſich ſelbſt und bald für die Welt ſpielt; über die innere Lüge, die den Schmerz ſchminkt, die Freude verfälſcht, Leid und Luſt vergiftet; über das ſchattenhafte Daſein, ohne Kern, ohne Kraft, ohne Richtung, ein buntbemaltes Geſpenſt, das weder Farbe noch Stich hielt. Frau von Friedingen wähnte, ſeine Trauer gelte Adelaiden und ſeinem Verluſt.

„Ergib Dich in Gottes Willen,“ ſagte ſie mit ihrer gewohnten Milde, „und denke, daß Adelaide bei unſerem lieben Herrn in der ewigen Seligkeit iſt.“

„Ich hoffe es!“ antwortete Conrad, um doch etwas zu ſagen.

„Alſo hoffſt Du doch auf ein ewiges Leben, welches das theuere Blut unſeres Herrn uns erworben hat!“ rief ſie erfreut.

„Aus Inſtinct hoffe ich auf etwas Ewiges; nicht aus Ueberzeugung,“ erwiederte Conrad. „Der Inſtinct des Lebens ſträubt ſich gegen die Vernichtung; aber wie das ewige Leben beſchaffen iſt, ob die Seelen wandern von Stern zu Stern, ob die Materie in einem beſtändigen Wechſel der Stoffe ſich verjüngt, ob der Geiſt in eine unfaßbare Verbindung mit höheren Intelligenzen tritt, wer gibt darüber Aufſchluß?“

„Der Glaube,“ ſagte ſie ſanft und feſt.

„Dein Glaube gibt ihn Dir,“ entgegnete Conrad auch ſanft und feſt. „Aber wer bürgt mir für ſeine objective Wahrheit?“

„Die Bibel, mein Sohn, die das Wort Gottes iſt.“

„Aber wer bürgt mir dafür, daß ſie das ächte, reine, wahre, unverfälſchte, ja überhaupt das Wort Gottes, wie Du es nennſt, wirklich ſei?“

„Die chriſtliche Kirche, mein Sohn.“

„Und welche Kirche verſtehſt Du darunter?“

„Nun die, welche Chriſtus als den Erlöſer bekennt,“ ſagte Frau von Friedingen.

„Liebe Mutter,“ entgegnete Conrad liebevoll, „Du weißt ebenſo gut, als ich, welche widerſprechende und entgegengeſetzte Lehren, trotz jenes Bekenntniſſes, ſich geltend machen, den Glauben in Anſpruch nehmen, und alle — chriſtliche Kirche ſein wollen; aber über ihren ſubjectiven Glauben, der doch auch nur eine ganz willkürliche Ueberzeugung iſt, kommt keine hinaus. Darum hat keine die ewige Wahrheit, keine darf ſich mir darbieten, als eine unwandelbare, allgemeine, objective Glaubensnorm und keine kann mir etwas Zuverläſſigeres über die Ewigkeit ſagen, als ich mir ſelbſt auch ungefähr ſagen könnte. Deshalb bleibe ich dabei: der Menſch verabſcheut inſtinctmäßig ſeine Vernichtung: darum hofft er. „„Der Reſt iſt Schweigen,““ ſagt Hamlet.“

Frau von Friedingen ſchwieg auch; aber ſie dachte unwillkürlich, daß das Dogma des Herrn Jr über die Rechtfertigung durch den Glauben, den man verloren habe, recht tröſtlich ſei, und ihr ſchien, als mache das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und die Mutterliebe ihr eine Pflicht daraus, dieſe Anſicht, die ja auch einige Bibelſtellen für ſich anführen, nicht ſo unbedingt zu verwerfen, wie ehedem. Sie wollte eben über Conrads Seelenzuſtand einen Troſt haben! dies war einer. Vielleicht hatte Herr Ir einen ähnlichen bedurft. So entſtehen Irrlehren, ſo finden ſie Anhänger, wenn man ſich mit ſeinem religiöſen Leben nur auf dem ſchwankenden Boden der Subjectivität hält.

Frau von Friedingens Bruſtleiden trat mehr und mehr zu Tage. Conrad hoffte die Entwickelung deſſelben aufzuhalten, wenn ſogleich die wirkſamſten Mittel angewendet würden. Er begleitete ſie nach Salzbrunn und von dort nach Meran. Aber keine Brunnen- und keine Traubencur vermochte dem Uebel Einhalt zu thun. Da riethen die Aerzte, den Winter jenſeits der Alpen zuzubringen; Meran ſei nicht ſüdlich genug. Je kränker Frau von Friedingen wurde, deſto mehr zählte ſie auf ihre Geneſung in Nizza. Conrad ging mit ihr nach Nizza. Dort erholte ſie ſich dem Anſchein nach; die feine, reine Luft war ein Tropfen Oel für die ſinkende Flamme ihres Lebens. Es loderte noch einmal auf und ſie kehrte mit der guten Jahreszeit nach Grünau zurück. Aber im Herbſt ſtarb ſie, geduldig, mild, vertrauensvoll, wie ſie gelebt hatte, ſanft ergeben in den Willen Gottes.

Conrad war nun allein. Freilich hatte er ſeinen Bruder, allein er ſtand zu Roderich mehr im Verhältniß eines Vaters und Mentors, als eines Bruders und

Freundes. Das machten nicht die fünf Jahre, die er voraus hatte, ſondern die Grundverſchiedenheit ihrer Charactere und der daraus entſpringenden Neigungen und Richtung. Roderichs ganzes Weſen zerbreitete ſich nach Außen und ſchwamm auf der Oberfläche des Lebens; Conrad ſammelte ſich nach Innen und ſtrebte der Tiefe zu; aber wie ein Bergmann, der Gold und Diamanten finden möchte und dennoch ohne Grubenlicht in den Schacht hinab ſteigt.

Dieſer ſchwärmeriſche Träumer ſaß unter den Catalpen und ließ im Schatten der Nacht die Schattenbilder ſeines Lebens an ſich vorüberziehen. Wird mir eine Sonne aufgehen? fragte er ſich ſelbſt; gibt es überhaupt eine Sonne der Geiſter? . . . aber eine ſolche, die nie untergeht! . . . Und wenn ſie nie untergeht, bekommt das Leben dann nicht eine gewiſſe kühle, monotone, graue Färbung, wie die Sommernacht in Tornea, an deren Horizont die Sonne ſchwebt, doch nur wie eine rothe, glanzloſe Kugel! — — Ihn fröſtelte. Er ſtand auf. Der Tag dämmerte. Der erſte Anbruch des Morgens hat etwas Kaltes, Stumpfes, Nüchternes; er iſt nicht mehr Nacht und noch nicht Tag; er ſchwankt zwiſchen beiden, und alles Unentſchiedene iſt widerwärtig. Conrad ſchaute ſich um; die Gegenſtände traten nach und nach in beſtimmten Umriſſen hervor; hier und da zirpte ein Vögelchen ganz ſchlaftrunken, als wolle es die Kameraden fragen, ob es Zeit ſei zum Erwachen; ein leichter friſcher Wind hub zu wehen an. Sonſt war Alles ſtill; im Schweizerhäuschen tiefe Ruhe. Conrad hatte die größte Luſt, den Altan zu beſteigen und von dort aus in den Sonnenaufgang hinein zu ſchauen. Zum Glück fiel ihm Cerberus ein, der nicht ermangeln würde Lärm zu machen; und der Gedanke an Cerberus erinnerte ihn daran, daß er den Garten verlaſſen könne, ohne am Schlößchen vorüber zu gehen. Es war Zeit, denn es wurde hell; ſo hell, daß Conrad zu ſeinen Füßen ein kleines himmelblaues Kreuz erſah. Er hob es auf: es war ein Buchzeichen aus Papier geſchnitten, fingerlang, und von ſchöner, klarer, ſchwungvoller Frauenhand ſtanden die Worte darauf geſchrieben: „Non fallit te Deus.“ Ihm war, als wären ſie mit Sonnenſtrahlen geſchrieben, als brächten ſie ihm eine himmliſche Verheißung gerade jetzt, nach dieſer Nacht, an dieſem Morgen. Tochter des Lichtes, was dachteſt du dir dabei? fragte er leiſe; denn er zweifelte nicht, weſſen Handſchrift dies ſei. Er verwahrte ſeinen Fund in ſeinem Schreibtäfelchen, ging vorſichtig, um Niemand zu wecken, über den Kiesweg, auf dem jeder Schritt hörbar iſt, und ſtieg über die niedrige, von Weymouthskiefern verdeckte Gartenmauer. Der enge Feldweg, auf dem er ſich jetzt befand, führte ihn abwärts auf die Chauſſee und dieſe nach Rüdesheim.

Schach der Königin.

Der Platz unter den Catalpen mußte eine eigenthümliche Anziehungskraft haben: er war nie leer. Jetzt, am hohen heißen Mittag, lag Lord Henry in ſeiner indiſchen Hängematte, las Journale und rauchte Cigarren. Auf dem Altan ſpielten ſeine Kinder, von der Bonne bewacht, mit zwei zahmen Täubchen und quälten die armen Thiere halb todt mit ihrer Zärtlichkeit. In ihrem Zimmer ſaß Doralice und nähte emſig grobe Leinwand. Eulalie kam vom Schlößchen her mehr geflogen als gelaufen. Bei der Schweſter eintretend, rief ſie:

„Doralice! Herr von Friedingen iſt da!“

„Welcher?“ fragte Doralice geſpannt.

„Der ältere,“ entgegnete Eulalie.

„O lieber Gott!“ ſeufzte Doralice, denn ſie dachte an die Sache, die ſie bei ihm durchzuführen habe.

„Er ſieht leidend aus,“ fuhr Eulalie fort, „aber gut und freundlich. Er fand uns — Mama, Celeſtine und mich — beim Auspacken der Sachen beſchäftigt, die geſtern für Celeſtine angekommen ſind. Er ſagte darüber etwas recht Artiges, ich weiß nicht was! dann allerlei Unterhaltung. Endlich lud ihn Mama zum Eſſen ein, was er natürlich annahm, und darauf fragte er, ob er Dir ſeinen Beſuch machen dürfe. Ganz gewiß, ſagte Mama, und da ſchlich ich hinaus, um ihn Dir vorläufig zu melden.“

Der eintretende Diener meldete jetzt in aller Form den Herrn von Friedingen; Doralice ſchickte ein Stoßgebetchen zum Himmel und Conrad trat ein. Sie wechſelten die üblichen Redensarten, dieſen Schematismus der Langweile, und ſprachen dann von Ems und vom Rheingau und vom Siebengebirg und von dieſem und jenem. Aber Conrad langweilte ſich gar nicht: er ſah zum erſten Mal Doralice in der Nähe und hörte ihre liebliche Stimme, die zu ihm ſprach; und dazwiſchen betrachtete er ganz genau das Zimmer und deſſen Einrichtung, welches ja immer etwas vom Geſchmack, von den Neigungen, vom Geiſt der Bewohner verräth, wenn es nicht ein ganz oberflächliches Geſellſchaftszimmer, ein Allerweltsſalon ohne Eigenthümlichkeit und ohne Seelengepräge iſt. Ihm gefiel dies Zimmer über alle Maßen. Es kam ihm vor wie ein kleines paradieſiſches Eiland, das eine Fee um ſich her gezaubert hätte. Es hatte vier Fenſter; zwei, an der Vorderſeite des Hauſes, gingen nach Süden; die beiden anderen nach Weſten;

aber die geſchloſſenen Jalouſien dämpften dieſe Maſſe von Licht. Die Tapeten waren blaßgrün, leicht beſtreut mit kleinen bunten Blumen. So waren auch die Vorhänge der Fenſter und Thüren, die Möbelbezüge. Die Ecken des Zimmers waren mit Blumenmaſſen in verſchiedener Größe und Zuſammenſtellung ausgefüllt. Die eine erhob ſich pyramidaliſch und trug auf ihrer Spitze eine ſehr ſchöne Mutter-Gottes-Statuette von Alabaſter; eine andere bildete einen Korb, in deſſen Mitte eine große dunkelblaue Glaskugel lag, worin Goldfiſche ſchwammen, die Wonne der Kinder! Die dritte Gruppe beſtand aus den ſogenannten Blattpflanzen, welche durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer grünen Schattirungen ſo merkwürdig und ſo beliebt ſind. Einfach und graziös, wie ſie, ſtand zwiſchen ihnen eine Copie der ſogenannten „Capitoliniſchen Tauben": eine Schaale von orientaliſchem Alabaſter, auf deren Rand vier Tauben in zierlichen Stellungen ſitzen. An den Wänden hingen nur drei Gemälde, Copien von Meiſterhand nach drei Meiſterwerken. Die Himmelfahrt Maria aus Venedig von Titian, und die unbefleckte Empfängniß aus Cadix von Murillo, waren im Kleinen ausgeführt; in der Größe des Originals aber Rafaels anmuthige Jugendarbeit, die Madonnina Conneſtabile aus Perugia. Welch ein feiner Geſchmack, welch ein ſchöner, ſtiller Geiſt waltete in dieſer Einrichtung! Und vor ihm ſaß Doralice in ihrem weißen Linonkleide mit lilafarbenen Bändern und hatte ihren ſchönen Kopf, den ſie ein wenig geſenkt trug, an die aufgeſtützte Hand gelehnt, und das war die Pilgerin mit der Convolvelranke um den Hut, die Magd der Mägde Chriſti mit dem baumwollenen Regenſchirm, die Sängerin des „Ingrata!“ — So gut, ſo genau kannte er ſie! und ſie, ſie kannte ihn gar nicht! Er wurde ganz zerſtreut durch ſeine Betrachtungen. Plötzlich, als ob ſeine Zerſtreuung anſteckend ſei, brach Doralice das Geſpräch ab, ſchwieg einen Augenblick und fragte dann nachſinnend:

„Herr von Friedingen, ſind wir uns ſchon irgendwo in der Welt begegnet?“

„Schon mehrmals, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad höchſt erfreut, daß ſie ſeine Gedanken zu errathen ſchien.

„Da muß ich mich bei Ihnen mit meinem ſchlechten Gedächtniß entſchuldigen .... denn ich weiß durchaus nicht wo,“ erwiederte ſie unbefangen.

„Hier, am Fuße Ihrer Treppe, als Sie mich gegen Ihren furchtbaren Cerberus in Schutz nahmen.“

„Ah! waren Sie der neugierige Wanderer, der in fremde Gärten und Häuſer eindrang?“ rief ſie mit einem allerliebſten munteren Lachen. „Nun, Sie ſind ohne Zweifel recht froh, daß ich das vergeſſen habe.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin!“ rief Conrad lebhaft. „Vergeſſen .... das iſt für mich ein entſetzliches Wort, eine entſetzliche Sache. Vergeſſen ſein, vergeſſen werden, vergeſſen, hat das Alles nicht einen ſchauerlichen Beigeſchmack von Moder und Staub? Vergeſſen! . . . gibt es etwas Traurigeres für uns arme Menſchen?“

„Gewiß nicht, Herr von Friedingen, wenn Sie eine Sylbe hinzuſetzen und ſagen: Gott vergeſſen. Da liegt all unſer Elend,“ erwiederte Doralice.

Er ſah ſie etwas erſtaunt an, dann ſagte er nach einer Pauſe:

„Sie ſind ſehr unbarmherzig, aus dem verirrten Wanderer einen neugierigen zu machen, gnädige Gräfin. Aber Sie ſind es nur in Ihren Worten, denn in der Wirklichkeit führten Sie den Verirrten aus der Wildniß nach Marienthal.“

„Aus der Wildniß nach Marienthal!“ rief ſie überraſcht. „Ah! da bin ich eine gute Führerin geweſen, nur leider ohne mein Verdienſt.“

Conrad erzählte ihr von ſeinen Niederwalds-Irrwegen.

„Und gerade dieſe Irrwege brachten Sie zu einem der reizendſten Punkte Rheinauf, Rheinab, und ſogar zu einer Stätte, wo die heilige Mutter Gottes ſo gnädig iſt!“ ſagte Doralice erfreut.

„Demnach könnte man die Irrwege lieben,“ entgegnete Conrad.

„Nein! das wäre gefährlich!“ rief ſie; „aber die Hand Gottes preiſen, die aus ihnen errettet.“

„Diesmal war es aber nicht die Hand Gottes, ſondern Sie waren es, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad entſchieden.

„Der Menſch iſt ja immer nur das Werkzeug, hinter welchem die Hand Gottes ſich verbirgt, in kleinen wie in großen Dingen,“ erwiederte ſie gelaſſen. „Wer weiß, ob das nicht eine ganz himmliſche Fügung war! — Das iſt gar ſchön in unſeren katholiſchen Rheingegenden, daß die ſchönſten Punkte Wallfahrtsorte ſind, die gleichſam die Erde für den Himmel in Beſitz nehmen und ihre Schönheit heiligen. Hier unſer Marienthal; drüben bei Bingen die St. Rochuskapelle; ein Paar Stunden ſtromab Bornhofen mit der ſchmerzhaften Gottesmutter; dann der Arenberg mit ſeinem ſchönen Kreuzweg. Das müſſen Sie Alles ſehen, wenn Sie länger hier bleiben.“

„Den Arenberg kenne ich,“ erwiederte Conrad. „Die ſchöne Welt von Ems beſucht ihn. Es iſt eine ſehr originelle und geſchmackvolle Anlage; allein ſie ſcheint mir zu elegant, um zur Andacht zu ſtimmen.“

„Es fehlt ihr noch die Weihe des Gebetes,“ entgegnete Doralice, „und das iſt die Sache der Zeit. Stätten, auf denen das Gebet ſeit Jahrhunderten heimiſch iſt, haben freilich eine myſtiſche Sprache, die dem chriſtlichen Herzen vertrauter iſt. Wenn zehn Generationen dort gebetet und geweint und den Boden geheiligt haben werden, nimmt der Arenberg einen ganz anderen

Character an. Aber ich nannte ihn, weil alle Welt Ihnen rathen würde, ihn zu beſuchen und weil er mit einer ganz eigenthümlichen und höchſt ſeltenen Anmuth die Natur zum Rahmen himmliſcher Bilder macht.“

„Ob das nicht Ihnen abgelauſcht iſt, gnädige Gräfin? Sehen Sie die Blumengruppe da mit der Marienſtatuette — wie ſie da ſteht, die Madonna — gleichſam als die Krone der Schöpfung, zu Füßen die Welt, zu Häupten die Sterne.“

Doralice ſah mit froher Ueberraſchung Conrad an und fragte ſchüchtern:

„Kennen Sie unſeren Mariencultus?“

„Da ich mich ein wenig mit der Kunſt und der Kunſtgeſchichte beſchäftigt habe, worin die Madonna eine große Rolle ſpielt, ſo iſt er mir nicht ganz fremd,“ erwiederte Conrad.

Doralice hatte freilich eine andere Antwort gewünſcht und vielleicht gehofft. Sie entgegnete ſanft:

„Ja, die Kunſt hat der heiligen Gottes-Mutter, viel zu danken. Mit ihr trat das Ideal der heiligen Liebe und der heiligen Schmerzen in die Welt, und die Kunſt will oder ſoll ja eben durch ihre Schöpfungen, die unſere Sinne berühren, unſere Herzen jenem Ideal zuwenden. Das Seelenvolle in der Kunſt ſtammt von der Mutter Gottes.“

„In der chriſtlichen Kunſt, ja,“ ſagte Conrad; „aber die antike hat auch ihre Seele, auch ihre Pſyche, die ſich übt im Lieben und Leiden. Welch ein erhabener Schmerz in der Niobe zwiſchen ihren dahinſterbenden Kindern, die auch als ein Opfer der Götter fallen."

„Auch?" fragte Doralice erwartungsvoll.

„Wie Chriſtus als ein Opfer der beleidigten Gottheit fällt," ſetzte Conrad hinzu.

„Doch mit dem Unterſchiede," ſagte Doralice, „daß in Chriſtus Gott Selbſt aus göttlicher Liebe ſich opfert, während an den Kindern der Niobe die Götter mit ſehr ungöttlichem Haß Rache nehmen."

„Gewiß! die chriſtliche Idee iſt von größerer Erhabenheit, gnädige Gräfin. Dennoch geſtehe ich, daß mich die Niobe mehr erſchüttert, als die berühmteſten Darſtellungen der Pietà."

„Vielleicht, Herr von Friedingen, ſtehen Sie dem Schmerz der Niobe näher, als dem der Mutter Gottes," ſagte Doralice traurig lächelnd. „Das Irdiſche iſt uns Allen, der Ordnung der Natur nach, verwandter als das Himmliſche."

„Das ſagen Sie, gnädige Gräfin!" rief Conrad höchſt erſtaunt; „und ich .... Sie werden noch trauriger lächeln, aber ich ſage es doch! ich möchte eine Verwandtſchaft mit dem Himmliſchen für mich in Anſpruch nehmen."

„O darüber freue ich mich!" ſagte Doralice lebhaft; „das ſollen, das dürfen wir! das iſt ein Zug der Gnade und ein Fingerzeig auf die Erlöſung hin. Durch Chriſtus, den Gottmenſchen, und ſein heiligſtes Sacrament, wird ja der Menſch verwandt mit dem Himmliſchen."

Dies verſtand Conrad nun wieder gar nicht. Er gründete ſeine Verwandtſchaft mit dem Himmliſchen auf ſeine Empfindungen, ſeine Sehnſucht, ſeine unbeſtimmten Hoffnungen, ſein ſchrankenloſes Streben, ſein Ungenügen an der Proſa des Lebens; mit einem Wort: auf ſeine ſubjective Richtung. Und Doralice ſprach davon, wie von etwas Allgemeinem, etwas Gegebenem! Er beſann ſich auf eine Antwort. Ehe er ſie fand, trat Lord Henry ein und Doralice machte Beide mit einander bekannt. Conrad verbeugte ſich kühl und Lord Henry ſteif. Beide faßten ſich nichts weniger als wohlwollend in's Auge. Conrad erkannte den Bären, der ſich am vorigen Abend von der Elfenkönigin bedienen ließ. Daß er ihr Schwager ſei, änderte nichts an der Sache. Lord Henry hatte freilich keinen ſolchen Vorwurf gegen Conrad auf dem Herzen; allein ihm war zu Sinn, als würde ſich des nächſten wohl einer finden. Er reckte ſeine ſchöne, ſechs Fuß lange Geſtalt noch einen Zoll höher auf und richtete dann eine Frage nach ſeinen Kindern an Doralice, aber auf engliſch. Sie antwortete deutſch, da ſie nicht wußte, ob Conrad engliſch verſtehe. Dieſe Rückſicht für Conrad fand Lord Henry beleidigend für ſich. Er ging zu Eulalie, die am anderen Ende des Zimmers, in einem großen Lehnſtuhl vergraben, ſich mäuschenſtill verhalten und nur zugehört hatte, und fragte ſie ſpöttiſch, ob ſie auch die engliſche Sprache vergeſſen habe. Conrad, der ſehr gut engliſch verſtand, ließ nichts davon laut werden und freute ſich heimlich über die unverholene Verſtimmung des Bären, um ſo mehr, als er ſich eingeſtehen mußte, daß dieſer Bär mit ſeinen dunkeln Augen, ſeinen ſchwarzen Locken, ſeinen edeln, beſtimmten, angelſächſiſchen Zügen, und ſeiner von der Sonne der tropiſchen Meere broncirten Farbe, eine ſehr ſchöne und gebieteriſche Erſcheinung ſei.

Da ſchlug es zwei Uhr.

„Die Speiſeſtunde meiner Mutter,“ ſagte Doralice zu Conrad.

Sie ſtand auf, nahm Hut und Handſchuhe, rief die Kinder und die ganze Geſellſchaft begab ſich nach dem Schlößchen, wo Conrad denn auch der Fräulein Crescenze vorgeſtellt wurde und ſomit alle Mitglieder der Familie beiſammen ſah. Sie gefielen ihm auch Alle — die beiden jungen Mädchen, die beiden älteren Damen — von Doralice gar nicht zu reden! ſogar die trockene Miß Dundee ließ er gelten, obzwar ſie nichts Anderes war, als ein muſikaliſcher Automat. Nur Lord Henry mißfiel ihm ganz außerordentlich. Wie herriſch benahm er ſich! wie rechthaberiſch ſprach er! immer war er der Commodor auf ſeinem Schiff! und das Alles dieſen feinen und anmuthigen Frauen gegenüber! — Conrad hatte nicht ganz Unrecht. So war Lord Henry; ſo hatte er Fuß gefaßt in der Familie; ſo hatte man ihn von Suſanna geerbt; ſo hatte man ihn lieb; und dieſe Schattenſeiten ſeiner guten Eigenſchaften nahm man in den Kauf, wie man das ja bei allen Menſchen thun und froh ſein muß, wenn dieſe nicht jene überwiegen. Frau von Derthal war die Liebenswürdigkeit ſelbſt, obgleich ihr während des ganzen Mittageſſens ein gewiſſes Rechenexempel nicht aus dem Kopf kam und doch ungelöſt blieb; nämlich: Wäre es nicht vortheilhafter, wenn Lord Henry ſich in zweiter Ehe mit Eulalie vermählte? denn die Partie mit Conrad beraubte ja Roderich der Ausſicht auf das Majorat oder machte, wenn er es dennoch bekam, Eulalie zur Wittwe. Man mußte ſehen, wie die Umſtände ſich fügten, wohin Eulalie ſelbſt ſich neige und nichts übereilen. Eines dieſer beiden Männer war ihre Tochter gewiß: das war und blieb der beruhigende Schluß ihres Rechenexempels.

Nach dem Eſſen ſetzte ſich Conrad an den Flügel. Er hatte in Ems ein höchſt mittelmäßiges Inſtrument gehabt; dieſes war ausgezeichnet gut. Conrad tauchte unter in ein Meer von Tönen. Er nahm die Melodien der verſchiedenen Lieder auf, welche Doralice und Eulalie Abends zuvor geſungen hatten und ſchlang ſie in freien Phantaſien zu einem wunderſchönen Ganzen zuſammen. Alle horchten hingeriſſen zu; ſogar Miß Dundee nickte einige Mal Beifall. Niemand fand Worte, als die letzten Accorde verhallt waren. Conrad ſtand auf. Nun kam Leben in die Geſellſchaft; der Eine ſagte dies und der Andere das. Doralice ſagte nichts. Sie ließ langſam die Hände ſinken, die ſie vor dem Geſicht gehalten hatte; aber ihre ſchönen Augen ſchimmerten von zerdrückten Thränen wie ein Paar traurige Sterne. Das beglückte Conrad. Er bat ſie, etwas Vierhändiges mit ihm zu ſpielen.

„Ein andermal!“ ſagte ſie. „Wir wollen kein Waſſer auf dieſen feurigen Wein gießen. Ueberdas klappert mein Schwager mit den Schachfiguren .... und ich pflege mit ihm zu ſpielen.“

„Ich ſpiele auch ſehr gern Schach!“ rief Conrad.

„So? das iſt mir ſehr lieb!“ rief ſie und dann zu Lord Henry gewendet: „Hier ſtelle ich Ihnen in Herrn von Friedingen einen Gegner, der Ihrer würdiger ſein wird, als ich! Sie werden mit ihm bis auf den letzten Mann ſpielen können um die Königin.“

Dieſe Wendung hatte Conrad durchaus nicht erwartet, und ziemlich mißmuthig über ſeine vorſchnelle Aeußerung, die ihn auf Gott weiß wie viel Stunden Lord Henry gegenüber an das Schachbrett feſſelte, ſetzte er ſich an die Partie. Lord Henry war ein eminenter Schachſpieler und freute ſich der Entdeckung, daß Conrad ihm gewachſen ſei; denn bei den Damen fürchtete er ein wenig die Verroſtung ſeines Talentes, welches dem ihren weit überlegen war. Conrad nahm ſich vor, Lord Henry möglichſt raſch matt zu machen, um dadurch für immer von ſeiner Partie erlöſt zu ſein. Das ging aber nicht ſo ſchnell. Er mußte ſehr aufmerkſam ſein. Dadurch gewann er Intereſſe für den Gang der Partie. Beide ſpielten und ſpielten, ſchweigend, aufmerkſam geſpannt, drittbalb Stunden. Da ſagte Lord Henry triumphirend: „Matt!“ Conrad hatte die Partie und die Königin verloren.

Die Damen hatten ſich mit ihrer Arbeit in die Veranda geſetzt, die ſich vor dem Salon befand. Conrad horchte zuweilen, ob ſich nicht eine gewiſſe melodiſche Stimme vernehmen laſſe; hörte ſie aber nicht. Er ſchob es auf den entſetzlichen Lärm, den vier Canarienvögel, zwei Reisvögel, ein grüner und ein grauer Papagei, welche die Veranda bevölkerten, mit ihrem ſchmetternden Geſang und ihrem gellenden Gekreiſch machten. Endlich trat er hinaus. Er fand nur Fräulein Crescenze und die beiden jungen Mädchen. Er ließ ſich mit ſeiner künftigen Schwägerin in ein langes Geſpräch ein, mußte ſich aber eingeſtehen, daß kein Abglanz von Doralice an ihr wahrzunehmen ſei. Celeſtine war ſchon ſo gewiß weltfertig, hatte ihr kleines Urtheil, ihre kleinen Redensarten, ihre kleinen Anſichten, und überdas ihre kleine Sicherheit in der Art, wie ſie ſich äußerte. Das war eine ebenſo wenig günſtige Vorbedeutung für ihre intellectuelle Entwickelung, als es für einen jungen Autor vielverſprechend iſt, wenn er federfertig iſt und mit einiger Gewandtheit Trivialitäten in klingende Phraſen kleidet. Die unreife Frucht und ihre grüne

Schaale gehören zuſammen. Mit der inneren Reife und als ihr Anzeichen ſollen dann auch mehr und mehr ſchöne Farben die Frucht ſchmücken. Eigentlich ſprach Conrad nur deshalb ſo eifrig mit Celeſtine, um die Zeit, bis Doralice wieder erſcheine, anſtändig hinzubringen. Aber ſie kam nicht wieder und er begann ſich zu langweilen; denn Fräulein Crescenze hatte ſich mit Lord Henry zur Schachpartie geſetzt und Eulalie, die im Familienkreiſe ſehr munter war, war ſtumm in Gegenwart eines Fremden. Als endlich ein kleiner Wagen mit zwei Ponies in den Hof fuhr, rief Eulalie:

„Da kommt Mama!“ und Frau von Derthal ſtieg aus, trat in die Veranda und ſagte:

„Doralice grüßt euch Alle.“

Conrad ſah ſie verſtört an. Lord Henry vergaß, daß Fräulein Crescenze ihn mit einem äußerſt liſtigen Zuge bedrohe und rief:

„Wie ſo? warum?“

„Sie iſt eben fortgefahren,“ erwiederte Frau von Derthal. „Wir hatten ein Paar Beſuche in Rüdesheim zu machen und dann begleitete ich ſie zum Dampfſchiff.“

„Schach und matt,“ ſagte Fräulein Crescenze mit ihrer ſanften Stimme zu Lord Henry, indem ſie ihren liſtigen Zug glücklich ausführte.

Eulalie brach in ein helles Lachen aus und rief:

„Nun das freut mich, daß Henry einmal matt gemacht iſt, liebe Tante! er hielt ſich für ganz unüberwindlich und nun iſt er beſiegt, und von einer Dame beſiegt!“

Eulalie wußte nicht, wie ſehr ſie Recht hatte; nur war Fräulein Crescenze nicht dieſe Siegerin. Frau von Derthal wendete ſich zu Conrad:

„Der Wagen iſt vorgefahren, der Abend ſchön; möchten Sie vielleicht zum Johannisberg fahren, Herr von Friedingen? .... oder wollen wir das auf einen anderen Tag verſchieben?“

Conrad bat um das Aufſchieben, murmelte etwas von Geſchäftsbriefen, die er zu erwarten oder zu ſchreiben habe, und nahm Abſchied, ohne erfahren zu haben, wo Doralice geblieben ſei und wann ſie heimkehre. Niemand hatte gefragt: alſo mußten wohl Alle Beſcheid wiſſen; Lord Henry ausgenommen. Letzteres war eine Art von Troſt für Conrad. Frau von Derthal bat ihn mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit, ſich bei ihr als zu Hauſe zu betrachten und ungenirt zu kommen und zu gehen; und Conrad zog ſich zurück. Er ging aber nicht nach Rüdesheim, ſondern nach Mariathal.

„Was iſt denn aus Doralice geworden, Mama?“ fragte Lord Henry, nachdem Conrad fort war.

„O! o! o! Henry!“ rief Eulalie, „Sie haben mir ja tauſendmal wiederholt, nur die kleinen Mädchen und die Nachtigallen wären neugierig. Hat irgend eine böſe Fee Sie verwandelt?“

„Doralice hat kleine Angelegenheiten zu beſorgen,“

erwiederte Frau von Derthal lächelnd. „Sie kommt bald wieder.“

Doralice hatte am Nachmittag ihre Mutter unter den Arm genommen, den Weg zur ſtillen, ſchattigen Lindenallee eingeſchlagen und dort mit ihr auf und nieder gehend geſagt:

„Liebe Mutter, ich brauche ein Paar einſame, ruhige Tage. Ich gehe noch heute nach Bornhofen.“

„Um's Himmelswillen, beſtes Kind, gehe doch jetzt nicht fort!“ rief Frau von Derthal. „Eben iſt Herr von Friedingen gekommen, eben ſollſt Du eine Miſſion .... eine ſehr gottgefällige! vollbringen, eben hoffe ich durch Deine Vermittelung all die kleinen Wölkchen confeſſioneller Beſorgniß, die uns auf dem Herzen liegen, ſchwinden zu ſehen, und Du willſt Dich in Deinem Bornhofen begraben?! Nein, ſüßes Kind, dieſen Kummer darfſt Du mir nicht machen! Jetzt mußt Du auf dem Platz bleiben. Ich .... wir Alle — brauchen Dich.“

„Ich kann das kaum glauben, liebe Mutter!“ antwortete Doralice; „Du ſelbſt, oder die Tante, Ihr würdet die Sache viel beſſer, viel vernünftiger betreiben. Mich macht dieſer Herr von Friedingen, ich kann Dir nicht ſagen, wie melancholiſch! Ich möchte ſo wenig wie möglich mit ihm in Verbindung kommen. Es iſt ein Chaos in ihm, eine vollſtändige Glaubensruine! Chriſtus und die Niobiden ſtehen bei ihm in derſelben Linie. Einem ſolchen Mann mißtraue ich und vor einem ſolchen Seelenzuſtand graut mir. Wer weiß, welche Erörterungen unſer Verlangen nach ſich zieht! wer weiß, ob ich der Sophiſtik falſcher Doctrinen gewachſen bin und ob ich philoſophiſche Trugſchlüſſe widerlegen kann! wer weiß, ob ich mich nicht verwirren laſſe, anſtatt ihn aufzuklären! Genug .... ich fürchte mich vor meiner Miſſion, wie Du es nennſt, liebe Mutter. Enthebſt Du mich derſelben, ſo bleibe ich hier. Wenn aber nicht, ſo muß ich ein Paar ſtille Tage haben, um meine Seele zu ſammeln, damit ſie ohne Schwindel und ohne Grauen in den ſchauerlichen Abgrund einer Seele ſchauen könne, die ohne Gott iſt."

„Aber, beſtes Kind, Du haſt ja in der Welt und ihrem Treiben gelebt, und zwiſchen Maſſen von Menſchen, die nicht anders waren, als dieſer arme Friedingen; es ſei denn, daß ſie weniger Verſtand und Talent als er hätten, und Du haſt Dir das nie ſo zu Herzen genommen!"

„Leider nein! ich war damals ſehr unwiſſend, liebe Mutter, und kannte nicht den Werth einer Seele. Ueberdas bin ich nie einem Menſchen begegnet, der mit ſo traurigen Augen in die Wildniß ſeiner Seele hinein und zugleich über ſie hinweg ſchaute. Es iſt kindiſch .... aber ich fürchte mich vor ihm."

„Liebe Doralice, dahin kommt man, wenn man ſich, wie Du, ganz von der Welt zurückzieht. Du ſpinnſt Dich dermaßen in den Kreis Deiner Familie ein, daß Du ganz unduldſam gegen fremde Erſcheinungen wirſt. Wie oft bat ich Dich ein wenig aus Deiner Einſamkeit heraus zu treten! Du wollteſt nicht. Du biſt aber ganz gewiß zu jung, um Dich gegen eine Welt abzuſchließen, in welcher Du auf Andere wirken und zugleich eine heilſame Rückwirkung auf Dich ſelbſt empfangen könnteſt.“

„Nicht ich, liebe Mutter, Gott hat mich mitten in der Welt und in weltlichen Verhältniſſen einſam gemacht und hat mein Leben nach Außen hin ſtreng begrenzt. Mein Platz iſt nicht in der Geſellſchaft, denn jede unbeſtimmte Stellung in ihr iſt für eine junge Perſon gefährlich.“

„Die Deine iſt aber ſehr beſtimmt: Du biſt die Gräfin Ghiorav.“

„Die Gräfin Ghiorav ſteht aber weder als Ehefrau, noch als Wittwe, noch als Unvermählte in der Geſellſchaft da: folglich nimmt ſie eine ſchiefe Poſition ein. Das iſt peinlich und macht verlegen; wenigſtens mich! Ich bin wie ein Vogel, dem ein Flügel gelähmt iſt: ich kann nicht mit den übrigen umher fliegen. Darum habe ich mich in's heimiſche Neſt geflüchtet. Da iſt mir wohl. Da bin ich nichts, als für Euch — Doralice; und für Gott — eine Seele. Das iſt ein klares Verhältniß und das brauche ich zu meinem Frieden.“

„Nun gut, mein beſtes Kind! da Dein ganzes Sein und Weſen ſo klar und friedlich iſt: ſo darfſt Du auch weder menſchenſcheu ſein, noch zurückbeben vor dem

Verkehr mit Leuten, welche Deine Klarheit und Deinen Frieden noch nicht gefunden haben, doch vielleicht durch Dich finden können. Habe alſo die Güte, ruhig bei uns zu bleiben; wir bedürfen Deiner, Du darfſt uns jetzt nicht verlaſſen.“

„Liebe Mutter,“ ſagte Doralice beklommen doch feſt, „durch Celeſtinens Verlobung und Henry's Anweſenheit leben wir ſeit drei Wochen ſo unruhig, daß ich auf drei ruhige Tage beſtehen muß. Bei meiner Rückkehr verſpreche ich Dir, ſogleich mit Herrn von Friedingen zu reden.“

Frau von Derthal mußte ſich ergeben. Doralice eilte, ſich in einen Reiſeanzug von ſchwarzer Seide zu kleiden. Die Ponies waren inzwiſchen angeſpannt; Mutter und Tochter fuhren dahin. Die Schweſtern wußten, was dieſe Abweſenheit zu bedeuten habe: Doralice machte zuweilen dieſen Ausflug; nur Lord Henry ahnte ihn nicht. Er wollte es ſich nicht merken laſſen, wie unbehaglich ihm ihr Verſchwinden ſei. Doch Schlößchen und Schweizerhaus und Rheingau und Leben und Alles erſchien ihm ausgeſtorben, und am liebſten wäre er ihr nachgeſetzt, nur wußte er nicht wohin.

Sie ſchwamm rheinab auf dem ſchönen Strom, den die Abendſonne in flüſſiges Gold verwandelte. Es war ſchon ſpät und das Dampfſchiff leer. Ungeſtört hing ſie ihren Gedanken nach und überlegte die Ereigniſſe des Tages; denn es ſchien ihr, als habe ſich viel ereignet. Für ihre Abgeſchiedenheit war es auch viel, denn es war eine fremde Seele, die ſich ihr aufgethan hatte. Frau von Derthal ſagte zwar mit Recht, Doralice habe ja früher zwiſchen Alltagsmenſchen, die nichts Höheres kannten und begehrten, als ein Alltagsleben, mitten drin geſtanden, und dies Treiben um hohle Freuden, dies Jagen nach leeren Genüſſen geſehen und gekannt. Das war richtig. Aber Doralice kannte damals etwas Höheres nicht; ſie ſehnte ſich nur danach. Sie wußte damals noch nicht, wozu der Menſch von Gott das prächtige Geſchenk der Seele, der Intelligenz erhalten habe; ſie ſuchte es zu errathen. Sie war damals auch mit ihren eigenen Angelegenheiten, ihren häuslichen Sorgen, ihren Schmerzen allzu beſchäftigt, um ſich das Thun und Treiben einer Menge, für welche ſie keine Sympathie empfand, zu Herzen zu nehmen. Aber ſeitdem war eine gründliche Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihr Schickſal hatte nach Außen ihr Leben getrübt und verwüſtet, nach Innen gelichtet und bereichert. Wenn die Sonne unter unſeren Horizont hinabſinkt, geht ſie auf in der neuen Welt. So war für Doralice ein freudenreiches Erdendaſein untergegangen, aber eine neue Welt, das Reich Gottes, der Gnade und der Seelen hatte ſich ihr aufgethan und in das Glaubensleben war ſie eingetreten. Sie hatte ihre Schmerzen, ſie weinte ihre Thränen, ſie kämpfte ihre Fehden, ſie litt ihre Entmuthigungen, ſie brachte ihre Opfer; aber weil ſie das Alles that nicht für einen irdiſchen Preis, ſondern um die Krone des ewigen Lebens zu erringen, ſo erſchien es ihr gering, auf der Waage des Glaubens gewogen, und mit heiliger Freude ging ſie den Weg, den der gottſelige Thomas von Kempen „den königlichen Weg des Kreuzes" nennt. Sie wollte ihr Herz bei Gott in Sicherheit bringen, und mit der Energie der reinen Seelen blieb ſie unter den Waffen, um es unbeſiegt von tauſend drohenden Feinden zu bewahren, die bald in ſchmeichelnder Verkleidung, bald mit raſcher Gewaltthat, jetzt aus dem verlockenden Beiſpiel der Welt, dann aus der unausſprechlichen Hinfälligkeit der eigenen Natur entſpringend, ſie in ihrem Vorhaben wankend zu machen und von ihrem hohen Ziel abzuwenden ſuchten. Darum hielt ſie ſich fern von der Geſellſchaft und deren Zerſtreuungen, darum unterwarf ſie ſich einer geregelten Lebensordnung, darum übernahm ſie Beſchäftigungen, die ihrer natürlichen Neigung nicht im mindeſten entſprachen; darum erlaubte ſie ſich nie eine Klage vor den Menſchen, nie eine Frage vor Gott. Die beſtändige Selbſtverläugnung in kleinen und alltäglichen Dingen ſollte ihr dieſe Uebung ſo geläufig machen, daß auch bei großen Vorkommenheiten die Eigenliebe und der Eigenwille ſchon in der Wurzel gebrochen wären. Sie wußte, daß hauptſächlich die Treue in kleinen Dingen die Heiligen zu Heiligen gemacht hat.

So hatte Doralice drei Jahre gelebt, ihr Schickſal, als eine heilſame Erziehung für den Himmel, demüthig aus der Hand Gottes angenommen und ſich darin zufrieden gefühlt. Neues, Fremdes, Ungewohntes, ſei es in Menſchen oder Ereigniſſen, war ihr nicht begegnet. Auch zu handeln brauchte ſie eben nicht; nur zu leiden. „Halcyoniſche Tage" nannten die Schiffer des Alterthums einige Tage, die mitten in rauher, ſtürmiſcher Winterzeit dem Meere frühlingslinde Lüfte und einen ſilberhellen Spiegel brachten. Sie knüpften dieſe Erſcheinung an die Sage, daß die Götter Mitleid hätten mit dem Halcyon, der ſein Neſt auf den Wellen baue und ihm ein Paar ruhige Tage ſchenkten, bis ſein Werk vollendet ſei. War der Halcyon fertig, ſo traten die Stürme wieder ein und thaten ihm kein Leid; denn ſein Neſt war ſo wunderſam gebaut, daß es mit den Wellen ſich hob und ſenkte, ſtets mit der Oeffnung dem Himmel zugekehrt blieb und auch von den wildeſten Wogen nicht in die Tiefe verſenkt wurde. Der Menſch hat auch ſeine „halcyoniſchen Tage." Gott ſchenkt ſie ihm. Möge er ſie benutzen, wie der Sturmvogel, um ſein Neſt auf dem treuloſen Element, über dem drohenden Abgrund, unter den tobenden Wettern des Lebens in wunderſamer Sicherheit zu bauen. Sein Neſt aber iſt der heilige Glaube. Ob für Doralice ihre halcyoniſchen Tage zu Ende waren? — Sie war traurig; ſie dachte an die ungekannte und verkannte Liebe Gottes, die für ſo viele, viele Seelen ein unentdecktes Land iſt; an das mißachtete Blut Jeſu im heiligen Sacrament der Taufe, das ihnen ein göttliches Gepräge aufdrückt, welches ſie ſo bald und ſo oft mit irdiſchem Staube beflecken, daß kaum die ſchwachen Umriſſe übrig bleiben. An das mißachtete Blut Jeſu im heiligen Sacrament der Buße, das die Verwüſtungen der Sünde in namenloſer Barmherzigkeit tilgt und — wie auf der Lava des Veſuves Paradieſe erblühen — die Gnade da überfließen läßt, wo ein Ausbruch der böſen Natur eine Verheerung ſtiftete; und woran ſie vorübergehen. An das verachtete Blut Jeſu im hochheiligen Sacrament des Altars, das in eine ſüßgeheimnißvolle, aber wirklich lebendige Gemeinſchaft mit dem göttlichen, menſchgewordenen Erlöſer ſetzt, und den Kindern der Gnade die Anwartſchaft auf das Erbe der Glorie gibt, das ihr Gott mit ihnen theilt; und ſo Viele, ſo Viele gehen vorüber am Kelch des Heiles und berauſchen ſich im Becher nichtiger, verächtlicher Freuden oder verſchmachten an den Ciſternen, an den Teichen, die von irgend einer Menſchenhand gegraben ſind, denn jene trocknen aus und in dieſen ſammelt ſich Schlamm und Moder an und ekles Gewürm wimmelt darin; und die Seelen kommen um vor Verzweiflung über den ungeſtillten Durſt oder verſinken im Moraſt. An das verachtete Blut Jeſu im heiligen Sacrament der Ehe, das zwei Seelen zu einem gemeinſamen übernatürlichen Leben verbindet, welches die Erde mit geheiligten Freuden und den Himmel mit Seelen ſchmücken ſoll; und ach! im feigen Taumel niederer Leidenſchaft treten ſie es mit Füßen und gehen vorüber!

Ach und welche Geſtalten, welche Bilder traten in den Rahmen dieſer Gedanken hinein! waren es nicht die Nächſten, die Liebſten? waren es nicht Bilder, die ſich vor ihren Augen, an ihrer Seite, ja, um ihr Herz herum entwickelten? — Wie lebte Blanca! wie ſtarb Suſanna! welche Ehe ging Celeſtine ein! welche Ehe war ſie ſelbſt eingegangen, ſie, Doralice, in träumeriſchem Leichtſinn, ohne Prüfung ihres Berufes, gedankenlos folgend dem allgemeinen jugendlichen Zug, der die Gebilde ſeiner Phantaſie den Erſcheinungen der Wirklichkeit unterſchiebt! — O ja, ſie ſelbſt hielt über ſich Gericht und vergaß nie, daß ihre Unbeſonnenheit ihrem Mann einen ſchlimmen Vorſchub geleiſtet und ſeine unglückliche Abſicht ſehr erleichtert habe. Sie wußte ja, daß man ihr Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihn vorwarf. Wäre ſie demüthig und geduldig geweſen, ſo hätte ſie ausgeharrt in ſeinem, in ihrem Hauſe. Da war ihr Platz, war der Poſten, den ſie als ein guter Soldat hätte vertheidigen ſollen bis auf's Blut. Statt deſſen war ſie im Beginn der Schlacht, um Hülfstruppen zu holen, fahnenflüchtig geworden. Sie wußte wohl, daß dies nicht ihre Abſicht geweſen ſei; allein ihre Unklugheit hatte dieſe Anſchuldigung nach ſich gezogen und willig nahm ſie deshalb von Ghioray's Schuld einen Theil für ſich und bereute ihn als ihr Vergehen. Ja, ſie that es um ſo mehr, je weniger ſie für Ghioray Liebe in ſich entdeckte, was ihr aber, als ſie ihn verließ, durchaus nicht klar war. Hätte ich ihn geliebt, ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt, o nimmermehr hätte ich ihn freiwillig in einem ſo gefährlichen Augenblick verlaſſen! — Und darin hatte ſie vollkommen Recht. Sie würde ihn aber damals, auch ohne ihn ſehr zu lieben, nicht verlaſſen haben, wenn ſie die klare Erkenntniß ihrer Pflicht gehabt hätte.

So fällt man in Verwirrung, in Thorheit, in Sünde, ſeufzte Doralice, wenn man dem eigenen ſchwankenden und blinden Ermeſſen preisgegeben iſt und keine göttlich gegebene Richtſchnur beſitzt, die unſerer Willkür und Leidenſchaft entrückt iſt. Ich habe es nicht anders gemacht, als meine armen Schweſtern; nur waren meine Verhältniſſe anders. Unſerer Verkehrtheit lag ein und daſſelbe Uebel zum Grunde: uns fehlte eine religiöſe Erziehung. Es iſt nicht genug, ſo unbeſtimmt an Gott zu glauben, um die Kämpfe zu beſtehen, durch die wir uns für das ewige Leben entwickeln ſollen; denn jede menſchliche Natur hat ihre Schwäche und dieſe Schwäche macht ſo unluſtig zum Kampf, daß man ſich nach längerem oder kürzerem Widerſtand überwinden läßt. Und ſo bleibt man das Spielzeug elender Leidenſchaften, rafft ſich aus Stolz wieder auf, um abermals aus Selbſtſucht zu fallen. Nur der Katholik, wenn er ſeines Glaubens lebt, iſt durch das Blut Jeſu in den heiligen Sacramenten entweder vor dem Fall geſchützt, oder nach demſelben gekräftigt, um wieder aufzuſtehen und ihn künftig zu meiden. O armer Ghioray! armer Henry! armer Friedingen! in welche Lähmung des Herzens, in welchen Strudel des Verſtandes, in welche Cataracten der Leidenſchaften müſſen ſie verſinken, ſo lange noch das Leben in ihnen pulſirt, bis der Marasmus der Seele eintritt, der ein Tod ohne Grab iſt. Und es iſt da, vor ihnen, dies wundervolle Licht des katholiſchen Glaubens, das, wie der Strahl aus der Sonne, aus dem blutigen Kreuz hervorbricht! Sollten ſie daran vorübergehen?! — —

Sie ſchaute in den Purpur des Abendhimmels, der eine unſäglich zarte, roſige Färbung, wie den Abſchiedskuß einer ſterbenden Liebe, über die Berge, die Fluren, den Strom und das Sonnengewölk hauchte. Und aus dieſen Purpurgluthen, die allmählig in ſich ſelbſt verloderten, ging der Abendſtern hervor und lächelte mild, wie das Auge eines ſeligen Geiſtes, auf die liebliche Erde herab, die mehr und mehr in Dämmerung verſank, je heller der Stern erſtrahlte. Ja, ſagte Doralice halblaut und ſchaute den Stern an, ja, ſo iſt's: die Geſtalt dieſer Welt vergeht und zuletzt bleibt die Seele allein mit Gott. Der Gedanke verließ ſie nie.

Das Schiff fuhr an den zwei ſchroffen Felsklippen vorüber, auf deren Spitzen, wie Adlerhorſte, die Ruinen der Schlöſſer Sternberg und Liebenſtein ſchweben und zu deren Füßen die alte Wallfahrtskirche Bornhofen liegt. Und langſamer fuhr es am Ufer entlang, das im tiefen grünen Schatten ſeiner Frucht- und Nußbäume zu ſchlafen ſchien, bis dahin, wo der Strom ſich biegt und ein weites Becken bildet, das die Berge einfaſſen. Da liegt ein Dorf, da ſchimmerten Lichter. Ein Nachen ruderte dem Dampfſchiff zu. Es hielt einen Augenblick an. Doralice ſtieg in den Nachen und leiſe glitt er mit ihr über die dunkle Fluth dem Ufer zu, wo ſie in einem kleinen freundlichen Hauſe ein wohlbekannter, willkommener Gaſt war.

◆

Zwei Worte.

Lord Henry fand ſeine Hängematte unbequem, die Catalpen ſchattenlos, die Cigarren unter aller Kritik, die Zeitungen geſpickt mit Enten ſtupideſter Art, ſeine Kinder verlaſſen und jeden Tag tauſend Stunden lang. Wäre es nicht am klügſten, ſich aufzumachen und nach Enisdale-Caſtle zurückzukehren? oder einen Blick auf die letzten Tage der Londoner Seaſon zu werfen? oder in's ſchottiſche Hochland auf die Grouſe-Jagd zu gehen? oder nach der Inſel Madeira zu reiſen und Suſannens Andenken in ſich aufzufriſchen? — Ach, arme Suſanna, er hatte dich wohl ſehr geliebt! aber es gibt kaum etwas Wechſelvolleres und Wandelbareres als die natürliche Liebe eines Menſchenherzens, weil das Herz ſelbſt ſo wandelbar iſt. Und gerade wenn es heftiger und heißer Liebe fähig iſt, erträgt es die Oede des Verluſtes am ſchwerſten und es rankt ſich an einen anderen Gegenſtand an, weil die Schattenbilder und die Erinnerungen ſeiner Wärme nicht entſprechen und ſeinem Bedürfniß nach lebenvoller Theilnahme nicht genügen. Nur leider ereignet es ſich oft, daß dies Ungenügen auch an der Seite eines geliebten Weſens eintritt. Es iſt eine Mahnung an die Unvollkommenheit jedes Verhältniſſes hienieden, eine Mahnung, freiwillig ſich zu beſchränken in den Anſprüchen an Erdenglück. Es war aber für Lord Henry nicht an Suſannens Seite aufgedämmert. Zu kurz war ihre Ehe; zu groß ſein Schmerz, ſie dahinſterben zu ſehen. So lange er für ſie ſorgen, handeln, denken, thun konnte, ſo lange war ſein Herz innigſt mit ihr beſchäftigt, und hätte ſie noch lange Jahre gelebt, ſo würde er in der Thätigkeit ſeiner Fürſorge und in dem Bewußtſein, ihr unentbehrlich und nothwendig zu ſein, Nahrung für ſein Herz gefunden haben. Doch Suſannens Andenken konnte ihm unmöglich dieſe Nahrung gewähren .... das war ihm klar; darum ließ er auch die Reiſe nach der Inſel Madeira unberückſichtigt fallen und dachte deſto mehr an die Heimkehr nach Enisdale-Caſtle. Es kam ihm wunderbar anziehend vor, das graue Schloß ſeiner Väter, wie es ſo ernſt da lag auf den Haidehügeln von Northumberland, und doch ſo traulich, ſo heimathlich ihn anſprach. Da war ſeine frohe, friſche Kindheit verfloſſen; da hatten ſeine geliebten Eltern ihn mit wachſamer Zärtlichkeit erzogen; da verbrachten ſie in der Ausübung aller Pflichten ihr edles Leben; da beſuchte er ſie zeitweiſe in ſeiner ſpäteren Jugend und genoß frohlockend und jauchzend die Freuden des Vaterhauſes; da war das Grab ſeiner Eltern, da ſtand die Wiege ſeiner Kinder; da gaukelte Suſannens liebliches Bild durch alle Räume, vom mächtigen Portal bis zu den ſtolzen Zinnen, vom Altan ſeines Zimmers bis unter die alten, krauſen Eichen des Parkes; da verſchwand es in der dunkeln, kalten Gruft. Den Mittelpunkt ſeines Lebens mit der Quinteſſenz all ſeiner Freuden und Schmerzen bildete Enisdale-Caſtle. Und deshalb wendeten ſich auch jetzt ſeine Gedanken dahin. Es war ja die Heimath ſeiner Kinder, Old-Englands trauter, vielgeliebter Boden, das Land der Thatkraft, der practiſchen Thätigkeit, der ſelbſtſtändigen Entwickelung, der männlichen Charactere, des häuslichen Glückes. Darum wollte Lord Henry zurückkehren; aber — nicht allein! Weshalb iſt ſie fortgegangen? ſprach er zu ſich ſelbſt; das zeigt mir, wie unentbehrlich ſie mir geworden iſt . . . . ſie, die Papiſtin!! Doch ſie wird zu bekehren ſein! — — Dagegen regten ſich denn freilich tauſend Zweifel und wie Nebel im Hochgebirge wallten und wogten ihm die widerſprechendſten Gefühle durch die Bruſt. Nur ein Gedanke ſtand feſt bei ihm, und mit Recht: wird ſie Herrin auf Enisdale-Caſtle, ſo wird ſie auch zu bekehren ſein. Ob ſie aber geneigt ſei, dieſe Herrin zu werden, das war freilich eine andere Frage! — So träumte ſich Lord Henry kühn in die Möglichkeit, die er erſehnte, hinein; aber nur ſo lange, als Doralice abweſend war. Als ſie nach drei

Tagen wiederkam, fiel ſein Luftſchloß zuſammen, doch nicht ſeine Liebe. Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſie iſt ein göttliches Geſchöpf, hoch, klar, edel, rein, überdas bezaubernd! weshalb ſollte ich ſie nicht lieben? . . . . ich will ſie lieben! von jetzt an will ich es mit vollem Bewußtſein . . . . und was ich will, das habe ich noch immer durchgeſetzt und erlangt . . . . und ich will eine zärtliche Mutter für meine Kinder, eine ſchöne Herrin für Enisdale-Caſtle . . . . und für mich . . . . Doralice!

Sie hatte keine Ahnung von Lord Henry's Eroberungsplänen. Sie kam wieder mit einem gottgeopferten Herzen. Wie ſie durch den Garten ging nach ihrem Hauſe, an jeder Hand ein Kind, das vor Freuden tanzte und jubelnd die Ereigniſſe während ihrer Abweſenheit erzählte, daß ein Täubchen von der Katze erwürgt und eine Puppe zerbrochen ſei und ähnliche große Begebenheiten mehr — da dachte Lord Henry: Seltſam! ich ſehe ſie kaum! ich ſehe ein großes ſchwarzes Kleid und einen großen braunen Hut . . . . nichts Schönes, wahrhaftig! . . . . aber eine innere Sonne geht mir auf. Er eilte ihr entgegen und rief, ihre Hand ſchüttelnd:

„Endlich, endlich, Doralice! Sie verſchwinden und erſcheinen wie die Feen; aber Ihr Verſchwinden lieben wir nicht.“

„Nun, da bin ich!“ ſagte ſie freundlich und ſtreichelte den mächtigen Kopf ihres Cerberus, der ſich ſchmeichelnd an ſie drängte und auch ſeinen Antheil an ihrer Begrüßung haben wollte.

Lord Henry nahm Edwin auf den Arm und ſagte, neben ihr zum Hauſe gehend:

„Finden Sie nicht, daß das Kind ganz blaß ausſieht?"

„Ja wohl! aus Gram über meine Abweſenheit!" rief ſie mit fröhlichem Scherz. „Lieber Henry, wenn Sie ſentimental werden, ſo muß ich lachen."

„Nicht aus Gram! aber er hat ſich erkältet und übermüdet. Er war dieſe letzten Abende immer ganz ſpät noch zwiſchen uns und nicht zu bewegen, zu Bett zu gehen."

„Ich werde ihn wieder in meine Zucht nehmen; doch ich glaube, ſie wäre dem Vater nöthiger als dem Sohn," entgegnete ſie munter und ging in's Haus.

Conrad hatte ſich während ihrer Abweſenheit im Schlößchen eingebürgert. Er kam täglich, bald zu der einen, bald zu der anderen Stunde. Auf dieſe Weiſe trat er ihr nahe, als Hausgenoſſe, als Glied der Familie, auch wenn ſie nicht da war; und die Kluft des Fremdſeins füllte ſich zwiſchen ihnen aus. Er fing an, ſich in den Kreis ihres Lebens einzuleben und begrüßte ſie bei ihrer Heimkehr wie eine alte Bekannte. Das war ihr lieb. Sie fragte Frau von Derthal, ob vielleicht ſchon die Sache abgethan ſei? Herr von Friedingen ſei augenſcheinlich viel heiterer geſtimmt.

„Das iſt er, weil er eine Familie bei uns gefunden hat, ſüßes Kind. Er entbehrt ſie, er iſt kränklich und immer allein; wer ſollte da nicht melancholiſch werden, wenn man, wie er, viel Gemüth hat. Hier geht ihm das Herz auf! .... Ich freue mich ſehr, daß er ſich uns anſchließt. Der Tante geht es ebenſo. Sie ſagte geſtern, er komme ihr vor wie ein Wanderer, der den Weg zur Heimath ſuche. Doch religiöſe Fragen ſind gänzlichſt unberührt geblieben. Das iſt Dein Fach: Du haſt es jetzt in Ordnung zu bringen. Von einer Auflöſung der Verbindung kann aber nicht mehr die Rede ſein; es würde einen ungeheueren Scandal geben und einen ſolchen, nicht wahr? muß man ſtets zu vermeiden ſuchen. Ich hätte früher anders handeln ſollen! Leider, ach leider kommt dieſe Einſicht jetzt zu ſpät!"

Frau von Derthal ſeufzte und umarmte Doralice mit einer weichen Zärtlichkeit, als ob ſie um Vergebung bitte. Doralice ging am Nachmittag auf Conrad zu. Er ſaß am Flügel.

„Wollen wir heute etwas Vierhändiges verſuchen?" fragte ſie. „Es wird Ihnen freilich ein Opfer ſein, denn Sie ſind Meiſter und ich bin Schülerin."

„Das iſt noch gar nicht erwieſen, gnädigſte Gräfin," erwiederte Conrad, ſtand auf und ſchob ein zweites Tabouret an den Flügel.

Doralice legte ein Notenheft auf. Es war die F. dur-Symphonie von Beethoven.

„Nicht wahr, Sie lieben ihn?“ fragte ſie.

„O Gott!“ rief Conrad, „Beethoven tröſtet mich darüber, daß ich ein Deutſcher bin! Die Höhe und Tiefe, die Gluth und Innigkeit, das Weltumfaſſende, das Himmelſtürmende, das Titaniſche und Seelenvolle des deutſchen Geiſtes tritt in ſeinem Genie und deſſen mannichfaltigen Schöpfungen ſo zu Tage, wie in keinem anderen Genius. Der Engländer hat Shakſpeare, der Italiener Dante, und wenn ſich unter dem kunſt-, klang- und farbenreichen italieniſchen Himmel, um und nach dieſem Dante, auch ganze Sonnengruppen von Genies bilden: ſo iſt Beethoven allein gleichſam ein Siebengeſtirn, das in ſich Farbe, Form, Ideen, Phantaſie, Intelligenz, Harmonie, Leidenſchaft in wunderbarer und ganz einziger Verſchmelzung umſchließt und darſtellt, und mich über Vieles tröſtet, was uns mangelt.“

„Mich erinnert er oft an unſere alten Dome, ſo tiefſinnig im Gedanken, lieblich und heiter in der Ausſchmückung, gewaltig in den Maſſen, überſtrömend reich an Phantaſie iſt er,“ ſagte Doralice. „Derſelbe Schwung der Empfindung, dieſelbe Kraft des Ausdruckes! Die gewaltige Steinmaſſe durchweht eine Harmonie, welche das Ohr des Geiſtes vernimmt, und aus der gewaltigen Maſſe der Töne baut ſich wie von unſichtbarer Hand ein Dom von Criſtall auf.“

Sie ſpielten. Conrad war allerdings der Meiſter, und er freute ſich darüber, denn er konnte nun zuhören, wie Doralice ſpiele, konnte ihr Spiel geltend machen, deſſen feine Nüancirung hervorheben und ihren ſeelenvollen, energiſchen Vortrag unterſtützen. Daher ging auch die Symphonie wie aus einem Guß, wie von einer Hand, und der letzte Satz, der ſchwierige, aber wunderſchöne, wo die Melodie umherſchwebt, durch alle Tonarten und in allen Modulationen ſich Bahn macht, auftaucht, kämpft, und endlich alle Inſtrumente beherrſchend — was freilich auf dem Flügel nur unvollkommen wiedergegeben wird — den Sieg erringt und den Triumph feiert: gerade der Satz gelang am Beſten.

Nach dem Schlußaccord ließ Doralice die Hände ſinken und ſagte tief Athem holend:

„Ich danke Ihnen, Herr von Friedingen, Sie haben mir tüchtig beigeſtanden in dieſer Geiſterſchlacht.“

„Für wen kämpften Sie?“ fragte er lächelnd.

„Für die Königin Wahrheit!“ rief ſie und ſah ihn an mit ihren tiefblauen, lichtſtrahlenden Augen.

„Wohl Ihnen, wenn Sie ihr huldigen können,“ entgegnete Conrad halb traurig; „denn Sie wiſſen ſo gut wie ich, gnädige Gräfin, daß die Damen verſtehen, ſehr anmuthig in allen Farben zu ſchillern und daß die Königin Wahrheit ihr Geſchlecht nicht verläugnet.“

„Wenn Sie ſo gering von meiner geliebten, angebeteten Königin denken, werden wir in Fehde gerathen, Herr von Friedingen,“ ſagte Doralice mit großer Anmuth.

„O nein, gnädige Gräfin, das wird nie geſchehen; ich bekämpfe nie eine Ueberzeugung.“

„Das würde mir leid thun, Herr von Friedingen, wenn es bei Ihnen aus Gleichgültigkeit gegen jede Ueberzeugung oder aus Mangel an einer eigenen hervorginge,“ antwortete ſie ſanft.

„Meine Ueberzeugung iſt die des alten Montaigne, gnädige Gräfin: „Que sais-je?“ Was weiß ich denn, das unumſtößlich, allgemein gültig, erſchöpfend für alle Zeiten, alle Richtungen, alle Menſchen wäre?“

„Nun, z. B. die zehn Gebote.“

Conrad ſah Doralice mit ſo tiefem Erſtaunen an, daß ſie ſchnell hinzuſetzte:

„Sind ſie nicht unumſtößlich? — der Finger Gottes grub ſie in den Stein. Sind ſie nicht erſchöpfend? — ſie regeln alle Verhältniſſe des Menſchen in ſeiner dreifachen Beziehung: zu Gott, zu ſich ſelbſt und zum Nächſten. Und ſie ſind allgemein gültig, weil der Menſch dieſe dreifache Beziehung nie verliert, möge er am Nord- oder Südpol, auf dieſer oder jener Hemiſphäre, vor oder nach tauſend Jahren, auf dem Thron der Welt oder in der Hütte des Elends leben.“

„Aber welche Autorität ſanctionirt in Ihren Augen dieſe Gebote, gnädige Gräfin?“

„Die göttliche Offenbarung, Herr von Friedingen.“

„Haben Sie Offenbarungen wie die Velledas, die Druidinnen, die Sybillen der alten Völker?“

„O nein, Herr von Friedingen! auf den ſchwachen Säulen der Privatoffenbarung beruht die Autorität, die allgemein gültige, nicht. Eine göttliche Anſtalt iſt mit ihr betraut worden: die chriſtliche Kirche, und ein göttlicher Mund verkündet in ihr für alle Zeiten die eine Offenbarung; nämlich: der heilige Geiſt durch das Lehramt, das der Gottesſohn zu ſeinem Organ eingeſetzt hat mit den Worten, die er zu ſeinen Apoſteln ſprach: Wer euch höret, der hört mich."

Conrad dachte unwillkürlich an ſeine Mutter, die ſich auch einmal auf die Autorität der chriſtlichen Kirche berufen wollte, doch keine andere Baſis als den ſubjectiven Glauben für dieſelbe fand. Dies klang nun freilich poſitiv entſchieden und zweifellos objectiv! Doch erwiederte er:

„Es hat noch nie ein denkendes und gebildetes Volk gegeben, das nicht einen göttlichen Urſprung für diejenigen Lehren in Anſpruch genommen hätte, welche die Baſis ſeiner Geſetze bilden. Propheten, Seher, Weiſe, Gottgeſandte ſtehen an der Wiege jedes Religionsſyſtems und werden durch deſſen Verkündigung und Begründung der Meſſias ihrer Zeit. Die Uridee dieſer verſchiedenen Religionen iſt immer dieſelbe: das Göttliche iſt durch eine furchtbare Kluft vom Ungöttlichen geſchieden und dieſe Kluft ſoll ausgefüllt werden, und zwar durch Opfer. Allein die Ausgeſtaltung jeder Religion hängt mit der Welt, der Nation, der Zeit, den Bedürfniſſen, ja der Natur und dem Clima zuſam men, wo ſie wirken ſoll. Und das iſt auch der Grund, weshalb ſie ausartet. Indem ſie die Zeit durchdringt, wird ſie von der Luft der Zeit angeweht, und da jede Zeit ihre aufſteigende und ihre untergehende Epoche hat, ſo ſinkt die Religion auch mit dem Niedergang der Epoche und iſt nicht mehr vermögend, den höheren Anſprüchen zu genügen, welche die Menſchheit macht, die, dem Niedergang gegenüber, der aufſteigenden Periode angehört. Dann tritt ein neuer Meſſias in die Welt und erinnert ſie an die Urgeſetze und Urideen nach dem Maße der Erkenntniß, das ihm zu Theil ward, und in der Form und in der Richtung, welche der Phaſe entſpricht, die ſie in ſich auszubilden ſtrebt. Er hat immer zu kämpfen mit dem Vermorſchten, dem Veralteten, das Gewohnheit und Herkommen für ſich hat; wird häufig zum Martyrer ſeiner Lehre und iſt ſtets für ſeine Anhänger ein Ideal, dem ſie die höchſte, zuweilen göttliche Ehre erweiſen. Aber der Götterſohn wie der Gottesſohn ſinkt im Bewußtſein der Menſchheit früher oder ſpäter vom Scheitelpunkt unter den Horizont hinab und das Band zerreißt, welches ihn mit ihr verknüpfte! Dies Band heißt — der Glaube.“

„Was berechtigt Sie zu dieſer Annahme?“ fragte Doralice, die ihm aufmerkſam zuhörte.

„Die Weltgeſchichte mit ihren Erfahrungsreſultaten.“

„Und was berechtigt Sie dazu, die göttliche Offenbarung den Lehren des Augenblicks gleich zu ſtellen?“

„Ihr gemeinſames Schickſal, gnädige Gräfin. Das, was Sie vorzugsweiſe göttliche Offenbarung nennen, iſt eine Kundgebung von Urideen, aus denen Urgeſetze entſpringen, welche der Maſſe der Menſchheit angehören und ſtets ihre Erklärung, Deutung und Auffriſchung fanden. Seit den alten Pelasgiern, die dem „Unbekannten Gott“ ehrfurchtsvoll einen Stein als Altar errichteten, ſeit den uralten Prieſtern in den Hainen von Dodona, wo die Orakel die Zukunft weiſſagten, und in den Tempeln von Memphis, wo ſie ein ewiges, in himmliſchen Triaden waltendes Urweſen, die Unſterblichkeit der Seele, die Fortdauer des Individuums und ein künftiges Gericht lehrten, ſeit Mithras, der perſiſche Mittler, hingeopfert wurde, um mit ſeinem Blute die Erde erfriſchend und verjüngend zu überrieſeln, ſeit Oſiris den Tod fand, um im Himmel als Symbol des guten Prinzips ewig zu walten, ſeit den ungeheuerlichen indiſchen Religionsſyſtemen, die ſich aber trotz alles bombaſtiſchen und phantaſtiſchen Schwulſtes zu einem einigen Urweſen zuſpitzen, ſind keine neuen Urideen erfunden. Moſes, Chriſtus, Muhamed bewegen ſich auf dem bekannten Gebiet, etwas geiſtiger der eine, etwas ſinnlicher der andere, Jeder entſprechend dem Bedürfniß ſeines Weltalters, Jeder der Gegenſtand hoher Verehrung, möge er auf dem Berge Nebo verſchwinden oder auf Golgatha gekreuzigt werden oder friedlich in das Paradies des Muſelmannes übergehen. Die chriſtliche

Offenbarung hat nichts voraus vor den übrigen. Sie iſt vielleicht von einem höheren, edleren Geiſt gedeutet und erklärt worden: das war denn das perſönliche Verdienſt Chriſti, ſeine reinere Intelligenz, ſeine größere Opferliebe. Aber von der Wahrheit, der abſoluten, und ob überhaupt eine ſei, wiſſen wir jetzt nichts mehr, als die Menſchheit vor Chriſtus wußte. In beſtändigen Evolutionen folgen ſich die Weltalter und Jeder nennt das neu, was er erlebt.“

„Und Ihr Urweſen ſieht dieſen Evolutionen zu?“ fragte Doralice. Sie war vom Flügel aufgeſtanden und hatte Conrad gegenüber Platz genommen, um ihn in's Auge zu faſſen, während er ſprach, und um zu enträthſeln, ob das, was er ſagte, ſeine aufrichtige Geſinnung ſei, oder ob er die ihre dadurch herausfordern wolle. Doch daran dachte Conrad nicht! er ſprach ſeine Anſicht ruhig wie eine abgemachte Sache aus und ſein gewöhnlicher, freundlicher Ernſt verließ ihn nicht. Nur trat ein gewiſſer melancholiſcher Ausdruck, der wie ein leichter Schatten auf ſeinen Zügen lag, ſtärker hervor. Ob der aber mit ſeiner Seele oder mit ſeiner Kränklichkeit zuſammenhing? — — das überlegte Doralice.

„Ueber mein Urweſen,“ entgegnete er lächelnd, „kann ich Ihnen keine genügende Auskunft geben, gnädige Gräfin. Que sais-je? . . . . das iſt mein Glaubensbekenntniß. Ich ſtehe ungefähr auf dem Standpunkt der alten Pelasger mit ihrem unbekannten Gott."

„Wiſſen Sie wohl, was Fr. Schlegel in ſeiner „Sprache und Weisheit der Indier" von der Philoſophie in der indiſchen Religion ſagt?" erwiederte Doralice: „Sie hat das Syſtem der Emanationen zur Baſis „und den Pantheismus zum Endpunkt. Tiefer aber iſt „ſie nicht geſunken und nie herabgekommen bis zur dürftigen Philoſophie des Zweifels und zur vulgären der „Empirie." Sind Sie nicht ſchon auf dieſen Boden, vom Altar der alten Pelasger mit Ihrem: Que sais-je? hinabgeglitten, Herr von Friedingen? Die Offenbarung ſcheitert für Sie in der Scylla Ihrer zweifelnden Seele und taucht bruchſtückweiſe aus der Charybdis äußerer Erfahrung für Sie auf."

„Ich will es nicht läugnen, gnädige Gräfin! heutzutage ſind wir Alle ein wenig das Opfer der Vernunft, in deren Zeitalter wir leben, wie frühere Jahrhunderte das Opfer des Glaubens oder ſonſtiger Idole waren."

„O bitte!" rief Doralice lachend, „wickeln Sie ſich nicht ſo majeſtätiſch in Ihren philoſophiſchen Rockelor (um nicht zu ſagen Schlafrock) der Vernunft ein, ſondern geſtehen Sie ehrlich, daß der individuelle Verſtand ſich anmaßt, Vernunft zu ſein, und daß dieſe Anmaßung ſeine Richtigkeit erweiſt und ihn zu Schanden macht! Bei Ihren individuellen Offenbarungen oder individuellen Religionen zerfällt ja Alles in Atome ohne Zuſammenhang, ohne Richtung, ohne Ziel; in das Chaos würde ich ſagen, wenn der Geiſt darüber ſchwebte. Geiſt aber fehlt, und ſo muß ich ſagen: in grauen Wirrwarr. Kann das die letzte, die höchſte Ueberzeugung eines Menſchen, einer Intelligenz, eines nach göttlichem Urbild geſchaffenen geiſtigen Weſens ſein, dem Erkenntniß und freier Willen verliehen ward; jene: um dieſe übernatürliche Gleichförmigkeit und die Bedingungen, welche ſie nach ſich zieht, zu begreifen; dieſer: um ſie in Leben und Wirken in möglichſter Schöne und Vollkommenheit am Abbild hervortreten zu laſſen. O Herr von Friedingen! wir ſind ja ohnehin ſchon hinreichend mit dem Staube verwandt! drücken Sie uns doch nicht unnützer Weiſe noch tiefer in den Staub hinein, indem Sie uns die göttliche Offenbarung, welche der Ausdruck der abſoluten Wahrheit iſt, nur durch den Hohlſpiegel der wechſelnden Epochen und ihrer Vertreter zukommen laſſen."

„Ich halte den Menſchen nicht für ſo ſtaubverwandt, wie Sie fürchten, gnädige Gräfin! vielleicht ſogar weniger als Sie. Ich glaube, daß er ein geiſtiges, in einen irdiſchen Körper hineingebanntes Weſen iſt, das einer anderen Sphäre angehört und zu ihr zurückſtrebt. Dahin weiſt mich die unüberwindliche Melancholie, die in allen Schmerzen und mehr noch in allen Freuden des Lebens uns überfällt. Sie entſpringt aus der entſetzlichen Disharmonie, die durch unſer ganzes Daſein kreiſcht, durch den Zwieſpalt unſeres Weſens, deſſen Wurzeln ſich mit dem irdiſchen Theil an die Erde klammern, deſſen Zweige ſich der höheren Sphäre zuzuranken verſuchen. Bei dieſer gräßlichen Zerriſſenheit iſt keine Befriedigung möglich, während doch das Verlangen nach Befriedigung wie mit Geierkrallen die Bruſt zerfleiſcht. Wenn in einem und demſelben Herzen die intenſivſte Sehnſucht und das intenſivſte Bewußtſein ihrer Unerfüllbarkeit wie zwei blitzende Schwerter ſich kreuzen, ſo iſt das ein Zeichen, daß wir nicht ganz irdiſcher Natur ſind, denn die würde im Staube ihre Befriedigung finden.“

„Und welche Nahrung geben Sie Ihrem geiſtigen Weſen, wenn in dem Waſſer des ewigen Lebens Ihnen nicht die Offenbarung göttlicher Liebe und göttlicher Wahrheit zuſtrömt?“ fragte Doralice, beinahe melancholiſcher als Conrad ſelbſt.

„Ich ſuche Nahrung in allem Schönen, Edlen, Erhabenen, was die Natur, der Menſch, die Kunſt, die Wiſſenſchaft bietet. Ich ſuche Nahrung in geiſtiger Beſchäftigung, in practiſcher Thätigkeit, in Erfüllung meiner Pflichten. Eigentlich aber müßte ich ſagen: ich ſuche ſie nicht mehr. Ich that's in früheren Jahren, übereifrig, immer in der Hoffnung, irgend einen Born zu entdecken, der den Trunk des Genügens mir ſpende. Aber ob der überhaupt hienieden und ob er für mich quillt — was weiß ich! Genug, ich ſuche nicht mehr!

Doch, um Ihnen mein Bekenntniß vollſtändig abzulegen, muß ich ſagen: mir iſt zu Sinn, als wartete ich."

„Auf eine Privatoffenbarung, nicht wahr, Herr von Friedingen?" fragte Doralice.

Er ſah ſie an. Ihr Mund lächelte; ihr Auge ſchimmerte von den Thränen, die ſie nicht weinte.

„Vielleicht, gnädige Gräfin:" ſagte Conrad. Es war dies aber nur die eine Hälfte ſeines Gedankens.

Als ob Doralice die andere Hälfte erriethe und doch nicht errathen wolle, ſtand ſie auf und rief:

„Verzeihung, daß ich zu dieſen Discuſſionen Sie veranlaßte! es ſoll nicht wieder geſchehen. Ich habe ganz andere Dinge mit Ihnen zu beſprechen, Herr von Friedingen, und bitte Sie, daß Sie Sich morgen zu mir bemühen. Es betrifft Celeſtine und ich möchte das gern mit Ihnen allein abmachen."

Conrad verbeugte ſich, ahnungslos über das, was Doralice zur Sprache bringen werde, und höchſt erfreut, ſie in ihrem Hauſe aufſuchen zu dürfen. Als ſich beide dem Kreiſe der Geſellſchaft nahten, fragte Frau von Derthal Conrad:

„Waren Sie ſchon in Eibingen?"

Er verneinte es.

„Und Sie, lieber Henry?"

„Nein," ſagte Lord Henry, etwas verſtimmt durch die Beethoven'ſche Symphonie, weil ſie zu vier Händen war; „bei dieſer formidabeln Hitze muß man ſich ſtill verhalten.“

„Thun Sie das!“ ſagte Frau von Derthal, immer nachgiebig. „Aber wir ſollten doch an Herr von Friedingen die ſchöne Ausſicht und den ſchönen Altar der heiligen Hildegard zeigen,“ ſetzte ſie hinzu, an ihre Töchter ſich wendend.

Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall; nur Miß Dundee murmelte halb für ſich:

«Do not go, Mylord.»

Lord Henry hatte aber nicht die mindeſte Luſt, mit Miß Dundee das Schlößchen zu hüten. Er fragte, ſie, weshalb er nicht mitgehen ſolle.

„Weil die Hildegard iſt eine papiſtiſche Heilige,“ ſagte Miß Dundee mit ihrem ſchottiſchen Accent.

„Ich dachte, Sie wollten ſagen eine papiſtiſche Hexe liebe Miß,“ ſagte Eulalie, die ſich nach und nach gewöhnte, Conrad als ein Familienmitglied zu betrachten, und darum ihre Scheu verlor und ihre Munterkeit wiederfand. „Vor der Heiligen wird ſich Henry nicht fürchten! die thut Keinem etwas zu Leide .... auch Ihnen nicht.“

„Wer weiß, ob Hexe und Heilige nicht gleichbedeutend vor Gott,“ erwiederte Miß Dundee mit puritaniſchem Abſcheu. „Der Heiland gibt die Rechtfertigung, aber die Heiligkeit nicht.“

„Gibt ſie der Satan?“ fragte Conrad, dem die Vertreterin des Puritanismus nicht ſehr anſprechend erſchien.

Lord Henry hatte auch keine andere Sympathie für ſie, als daß ſie den Katholiken abhold war und zuweilen ſeine engliſche Be[illegible]bonne begleitete. Kaum ſah er aber Conrad im feindlichen Lager, ſo legte er die Lanze für ſeine Landsmännin ein und rief:

„Wenn Katholiken für ihren Heiligenkram ſchwärmen, ſo hat man Mitleid mit ihnen, weil ſie in ihrem Irrwahn aufgewachſen ſind. Wie aber Sie denſelben in Schutz nehmen können, Sie, Herr von Friedingen, ein Proteſtant! . . . das begreif' ich nicht! das iſt die Artigkeit gegen die Damen bis über die Spitze hinaus getrieben!“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich Proteſtant bin?“ fragte Conrad lächelnd.

„Ah, Sie gehören auch zu den Römiſchen?“ rief Lord Henry beſtürzt.

„Auch das nicht, Mylord! ich verabſcheue dieſe Abſperrung durch Hecken und Mauern der Dogmen, in anglicaniſche, evangeliſche, lutheriſche und anderweitige Secten, die ſich Kirchen nennen; und ich halte mich zu keiner derſelben.“

„Wo bleibt da der Glaube . . . . der poſitive chriſtliche Glaube?“ fragte Lord Henry.

„Auf poſitive Rechtgläubigkeit mache ich keinen Anſpruch!“ entgegnete Conrad. „Mein Glaube an himmliſche Dinge, für welche die Dogmen keine Revelation ſind, noch ſein können, weil ſie begrenzen, der Geiſt aber etwas durchaus Unbegrenzbares iſt: mein Glaube bleibt außerhalb jeglicher Kirche.“

„In der Luft?“ ſagte Eulalie ganz leiſe, während Frau von Derthal ihr einen mißbilligenden Blick zuwarf und Lord Henry ausrief:

„Preisgegeben der Willkühr perſönlicher Anſichten, Stimmungen, Leidenſchaften!“

„Ich weiß nicht, weshalb die Unterwerfung des Glaubens unter fremde Willkühr vorzuziehen ſein ſollte;“ verſetzte Conrad.

„Nennen Sie die Verkündigung des Evangeliums, womit Chriſtus ſeine Apoſtel beauftragte, einen Act der Willkühr, Herr von Friedingen?“

„Nennen Sie König Heinrich VIII. einen Apoſtel Chriſti, Mylord?“

„Nicht er hat uns das Evangelium gebracht! er hat es nur“ . . . . —

„Verbeſſert!“ warf Conrad ein.

„Nur wieder zur Geltung gebracht, die es unter dem papiſtiſchen Regiment verloren hatte,“ fuhr Lord Henry höchſt gleichmüthig fort. „Es mußte aufgeräumt, England mußte vom römiſchen Joch befreit werden, um ſeinen politiſchen und ſocialen Aufſchwung nehmen zu können. Dieſe Nothwendigkeit traf auf Widerſtand. Die Zeit war gewaltthätig, die Charactere waren energiſch —

auch in ihren Leidenſchaften; der religiöſe Streit entflammte alle Köpfe, entzündete alle Parteien. Der Kampf zwiſchen Sklaverei und Freiheit, zwiſchen Menſchenſatzung und Evangelium entbrannte auf's Heftigſte. Englands Größe zu wahren und zu mehren, war König Heinrich's Aufgabe. Daraus folgt, daß er alle Beſtrebungen, welche direct oder indirect Englands Knechtſchaft bezweckten, unterdrücken und ausrotten mußte. Es gab Schaffotte, es gab Scheiterhaufen — ja! Zwei Königinnen, zwei Erzbiſchöfe, achtzehn Biſchöfe, zwölf Herzoge und Grafen, achtundzwanzig Doctoren der Theologie und Jurisprudenz wurden hingerichtet — ja! die Zahl der Edelleute, der Bürger, der Mönche, der Weiber, die ein gleiches Schickſal traf, geht in die Hunderte — ja! Aber die Pariſer Bluthochzeit raffte in der Bartholomäusnacht ebenſoviel Tauſende von Calviniſten hin, ohne die politiſche Entſchuldigung zu haben, daß Frankreichs Größe zu retten ſei."

„Sie ſcheinen nicht wiſſen zu wollen, Mylord, daß die Calviniſten in Frankreich die Fahne der Rebellion gegen Krone und Monarchie ſeit einer langen Reihe von Jahren erhoben hatten und die gräßliche Wunde des Bürgerkrieges am Staatskörper offen hielten. Es wird Ihnen jedoch gewiß bekannt ſein, daß weder Catharina von Medicis noch König Karl IX. als Reformatoren der katholiſchen Kirche verehrt werden. Der Nero von England aber, der nicht bloß die Katholiken, die Sie mit ſtoiſcher Ruhe aufzählten — hinwürgte, ſondern auch den lutheriſchen Schulmeiſter Lambert, wegen abweichender Meinung über das Abendmahl, langſam im Feuer röſten ließ, geht für Sie und Ihre Glaubensgenoſſen mit den Apoſteln und Evangeliſten Hand in Hand, obſchon ſeine Begeiſterung für das Evangelium erſt in dem Augenblick erwachte, als der Papſt ſeine Ehe nicht für ungültig anerkennen wollte. Anna Boleyn's ſchöne Augen warfen plötzlich ein neues Licht über das alte Evangelium."

„Menſchliches miſcht ſich jeder That bei, welche durch Menſchen vollzogen wird; alſo auch bei Heinrich VIII.," erwiederte Lord Henry. „Dennoch nimmt er eine providentielle Stellung ein und erfüllt bei ſeiner Nation die große Miſſion jener Epoche: Roms Joch abzuſchütteln. Das gelang und das war die Hauptſache! Rule, Britannia! . . . Miß Dundee, wollen wir nicht unſer Triumphlied anſtimmen?"

Miß Dundee hielt aber nur gegen Rom und keineswegs für den Anglicanismus mit ihm Schritt. Sie ſah ihn kalt an und entgegnete trocken:

„Mylord, Hochkirche und Bibelchriſten vertragen ſich nicht. Die Hochkirche hat freilich die römiſche Lehre verworfen, aber alle römiſchen Formen, inſofern ſie nicht den Glauben betreffen, beibehalten. Das iſt keine vollſtändige Rückkehr zum Evangelium. Sie dürfen noch lange nicht ein Triumphlied ſingen, denn Sie tragen noch immer das römiſche Joch.“

„Ah! eine Feindin im eigenen Lager!“ ſagte Lord Henry mit einiger Geringſchätzung. „Die Hochkirche hat den großartigen Zug, der ſie weſentlich von Rom unterſcheidet, daß ſie in ihrem Schoß alle Secten duldet.“

„Das hat ſie nicht von ihrem Apoſtel Heinrich gelernt!“ rief Conrad; „der dachte und handelte anders! ſie tolerirt nur, was ſie nicht ändern kann.“

„Ich bitte um Verzeihung, Mylord,“ ſagte Miß Dundee ſtolz, „wir haben mit der anglicaniſchen Kirche gar nichts zu thun und wiſſen und brauchen ihre Duldung nicht. Wir haben das reine Evangelium und ſtehen durch freie Inſtitutionen auf dem Boden der altchriſtlichen Kirche; und was die Zahl ihrer Gläubigen betrifft“ .... —

„O!“ rief Conrad lachend, „darüber tröſten Sie Sich! ich kenne dies Zahlenverhältniß freilich nicht; doch das weiß ich: keine chriſtliche Kirche, möge ſie heißen wie ſie wolle, zählt der Anhänger ſo viele, als der indiſche Buddhismus, nämlich dreihundert Millionen.“

„Dreihundert Millionen, die in den Schatten des Todes ſitzen! denen nie die ſelige Botſchaft des Evangeliums Licht gebracht hat! die ſich nie in ihren Schmerzen und in ihren Sünden zum Kreuz hinwenden, das Verſöhnung bringt! die nie ihre Augen zu den ewigen Bergen erheben, von denen das Heil kommt! .... und

Sie lachen, Herr von Friedingen!“ rief Doralice ſchmerzlich. „Wenn Sie eine arme Familie, ja einen einzigen armen Menſchen ſehen, ſo regt ſich das Mitleid in Ihrem Herzen, denn er hungert, er durſtet, er friert, er iſt obdachlos! .... und für dreihundert Millionen Menſchen, deren Seelen umkommen aus Mangel an Nahrung, an Wärme, an einer Heimath .... regt ſich kein Funke von Mitleid und Sie lachen und finden es recht ſpaßhaft, daß deren Zahl ſo groß iſt!“

„Zürnen Sie mir nicht, gnädige Gräfin,“ ſagte Conrad; „man kann nur das Leid beklagen, das man verſteht. Jene dreihundert Millionen leiden vielleicht weniger als Sie und ich am Hunger der Seele. Es lebt Jeder ſein Leben, Volk und Individuum, und hat ſeine kleinen Freuden und großen Schmerzen in dem Maß, als ſeine Natur ſie zu faſſen vermag. Wer von einer höheren Erleuchtung weiß, der kann ſie vermiſſen, und wer an das Kreuz und deſſen Tröſtungen glaubt, der kann ſich nach ihnen ſehnen. Allein der Unwiſſende ahnt ſie nicht und entbehrt ſie nicht.“

„Sie ſind ganz logiſch, Herr von Friedingen.“ entgegnete Doralice mild. „Es gibt für Sie keine Offenbarung der göttlichen Wahrheit, folglich gibt es auch keinen Irrthum, welcher der Widerlegung werth wäre... denn Sie laſſen jeden Wahn als den gebrochenen Strahl irgend einer Uridee gelten. Für uns aber iſt es ein ſo immenſer Verluſt, die göttliche Wahrheit nicht zu beſitzen, nicht im Klaren zu ſein über Beſtimmung, Weg und Ziel, daß wir dieſen Jammer ebenſowenig für Andere als für uns ſelbſt aushalten können."

„Sind Sie denn wirklich in ſo unzweifelhafter Klarheit über die Beſtimmung des Menſchen, daß Sie die Zuverſicht haben, Ihre Anſicht ſei die einzig richtige."

„Das bin ich," entgegnete ſie lächelnd.

„Dann muß ich Ihr Jünger werden," ſagte er raſch.

„Das iſt nicht nöthig, Herr von Friedingen. Zwei Worte umfaſſen die ganze Lehre."

„Von der Beſtimmung, dem Ziel und dem Wege des Menſchen? .... und jedes Menſchen?" ſagte er ſinnend.

„Und zwar ſo ſehr, daß Keiner ohne ſie zur Fülle ſeines Daſeins weder in der Zeit noch in der Ewigkeit gelangen kann," ſetzte Doralice hinzu.

„Dieſe zwei Worte dürfen Sie mir nicht vorenthalten, denn ſie gehören der Menſchheit an, die ſich nach ihnen bilden ſoll. Alſo, gnädige Gräfin!"

„Die Nachfolge Chriſti, Herr von Friedingen," ſagte Doralice liebreich. „Und nun wollen wir den Schrein der heiligen Hildegard beſuchen, die ſo gut dieſe Nachfolge verſtanden hat, welche die ächte und einzige Schule der Heiligen iſt."

Miß Dundee konnte nicht ihr tiefes Mißfallen über dieſe Bemerkung unterdrücken. Sie entgegnete:

„Der Herr hat aber nicht darum gelebt und gelitten, daß wir ihm nachfolgen und dadurch heilig werden. Sondern darum, daß wir an ihn glauben und durch ſein theures Blut auf Erden gerecht, im Himmel ſelig werden ſollen.“

„Beſte Miß,“ ſagte Doralice, „die Nachfolge Chriſti hat noch Niemand ohne den Glauben an Ihn, den Erlöſer, und ohne ein grenzenloſes Vertrauen auf die Kraft ſeines göttlichen Blutes angetreten. Schließen Sie Sich nicht aus von unſerer kleinen Wallfahrt zu Ehren der treuen Nachfolge des Kreuzes.“

„Sie müßten Miſſionärin werden, Doralice,“ ſagte Lord Henry.

„Sie wiſſen ja, daß die Kirche nur Miſſionäre ſchickt, wie Chriſtus ſeine Apoſtel geſandt hat,“ antwortete ſie.

„In gerechter und kluger Würdigung der weiblichen Wirkſamkeit und des Einfluſſes, den ſie vielfach da gewinnt, wo die allgemeine des Mannes aufhört, ſind unſere Miſſionäre von ihren Frauen begleitet;“ entgegnete er.

Tiefes Schweigen war die allgemeine Antwort auf Lord Henry's Aeußerung. Endlich ſagte Fräulein Crescenze:

„Die Kirche hat auch ihre Glaubensbotinnen bei wilden Völkern und in fremden Regionen. Das ſind die Ordensfrauen, die ſich dem Schulweſen, der Krankenpflege, der Erziehung widmen. Muthig wie Männer gehen ſie über Land und Meer nach anderen Welttheilen, gründen dort unter unſäglichen Beſchwerden ihre Aſyle und nehmen in ihrer Weiſe Theil an der Wirkſamkeit des Miſſionärs. Er verkündet den Glauben an Chriſtus; ſie lehren die Liebe zu ihm in lebendiger Praxis."

„Gefallen Ihnen unſere Miſſionärinnen, Henry?" fragte Eulalie mit leuchtenden Augen.

„Mir .... außerordentlich gut!" rief Conrad. „Jedes Opfer entzückt mich, das dem Wohl der Menſchheit gebracht wird."

„Ah!" rief Lord Henry unmuthig, „das Wohl der Menſchheit iſt ein Begriff, der ſich ausdehnen, verdrehen, biegen und quetſchen läßt, als ob er von Kautchouk wäre! Für das Wohl der Menſchheit ließ ein Robeſpierre die Guillotine arbeiten."

„Nur mit dem Unterſchied," ſagte Conrad gelaſſen, „daß Robeſpierre Andere opferte, nicht ſich ſelbſt."

„Aber Sie irren, Herr von Friedingen," ſagte Doralice, „wenn Sie das Wohl der Menſchheit für den Beweggrund zum Opfer unſerer Ordensfrauen halten."

„Ich weiß ihn!" rief Miß Dundee: „ſie wollen Heilige werden durch ihre Werke."

„Auch nicht getroffen, liebe Miß!"

„Nun, was wollen Sie denn für ein höheres Motiv angeben, Gräfin, wenn nicht fremdes Wohl und eigene Tugend Ihnen genügt?" fragte Conrad.

„„Was ihr dem geringſten Meiner Brüder gethan habt, das habt ihr Mir gethan .... ihr Geſegnete Meines Vaters."" So ſpricht Chriſtus: und dies Wort iſt das ächte Motiv jedes Opfers, wenn es ein übernatürliches Gepräge, das für die Ewigkeit gilt, haben ſoll;" erwiederte Doralice. „Die Opfer, welche man innerhalb ſeiner Natur, aus großmüthiger Neigung oder aus ſtolzem Selbſtgefühl bringt, ſind ſehr häufig Idolen geweiht."

„Wir dürfen aber nicht unſeren Werken einen ſo hohen Werth beilegen, daß wir uns deshalb „Geſegnete" nennten!" rief Miß Dundee. „Es ſteht ausdrücklich in der Bibel: „„Wenn ihr Alles gethan habt.... ſo ſollt ihr ſprechen: wir ſind unnütze Knechte.""

„Ganz recht, liebe Miß," erwiederte Doralice. „Chriſtus gebietet uns ſo zu ſprechen; allein er ſagt nicht, daß er ſo ſprechen werde. Hingegen nennt er Diejenigen „Geſegnete," welche aus Liebe zu ihm die Werke der Barmherzigkeit thun. Das können Sie im Evangelium des Apoſtels Matthäus nachſchlagen. An der Richtigkeit ſeines Wortes zu zweifeln, iſt nicht wohl möglich; Gott betrügt uns nicht."

«Non fallit te Deus!» ſagte Conrad faſt unwillkürlich, weil ihm der Spruch auf dem kleinen blauen Papierkreuz einfiel.

„Leſen Sie den Thomas von Kempen?" fragte Doralice erſtaunt.

„Ich habe wohl darin geblättert," entgegnete Conrad; „meine Mutter hatte das Buch."

„Und da prägte ſich dies Schlußwort tröſtlich in Ihr Gedächtniß ein!" ſagte ſie. „Sehen Sie, wie das gut iſt, ein gutes Buch nur einmal anzuſehen. Gott täuſcht uns nicht — nicht unſere Hoffnung, nicht unſere Sehnſucht, nicht unſeren Glauben." — —

Sie gingen unter ſchattigen Nußbäumen, durch gartenmäßig bebaute heitere Fluren nach dem nahen Dorf Eibingen, wo in einer ärmlichen Kirche die Reliquien der Seherin des zwölften Jahrhunderts, der heiligen Hildegard, aufbewahrt werden. Liebliche Ausſichten auf den Strom, auf die Berge des anderen Ufers, auf die St. Rochuskapelle, welche, in die Glut der Abendſonne getaucht, wie ein Leuchtthurm von der Höhe herab ſtrahlte, thaten ſich auf und verſchwanden, je nach der Hebung und Senkung des Bodens und der Gruppirung der Bäume.

„Wie herrlich und anmuthig iſt dieſe Landſchaft!" rief Lord Henry. „Die Natur iſt auf anderen Stätten großartiger, üppiger, frappanter, maleriſcher! doch hier .... hat ſie ihren eigentlichen Zauber, der mich viel mehr zur Andacht ſtimmt, als die Gebeine Ihrer Hildegard, Doralice.

„Wird die Schönheit im Reiche der Natur Ihnen eine Leiter zu Gott, ſo wird ſich die Schönheit im Reiche der Gnade gewiß auch noch vor Ihnen aufthun,“ entgegnete Doralice ſanft.

„Wer war denn eigentlich dieſe Hildegard?“ fragte er.

„Die Tochter aus einem ritterlichen Geſchlecht, im Kloſter Benedictinerordens von zarter Kindheit an erzogen, dann Ordensfrau und endlich Abtiſſin drüben auf dem Rupertsberg bei Bingen, wo man noch einiges Mauerwerk und einen Brunnen aus ihrer Zeit zeigt, und von wo ſie ein Priorat ihres Ordens zu Eibingen ſtiftete. Die Sehergabe dieſer ſtillen, abgeſchiedenen, kränklichen Kloſterfrau erfüllte ihre ganze Zeit mit Bewunderung und Ehrfurcht, denn ſie ſah die Geheimniſſe der kommenden Jahrhunderte und die Geheimniſſe der Menſchenherzen in einer Weiſe und mit einem Blick, die Gott allein bekannt ſind, weil er allein ſie verleiht. Klagend, warnend, ermunternd, zerſchmetternd ertönt ihre Stimme wie ein Weckruf für die Lauen, die Verſunkenen, die Irdiſchgeſinnten, gleichviel ob ſie auf den Höhen oder in den Tiefen des Lebens, auf dem Thron oder in der Clauſur ſich befanden, weltlichen oder geiſtlichen Standes waren.“

„Alſo eine Somnambule im großen Styl .... oder im höchſten Zuſtand des Hellſehens.“

„Doch nicht! Das magnetiſche Hellſehen iſt in Rapport mit der Natur, mit deren Kräften, Reichen, Geſtalten und Bildern, mit ihrem dunkeln, geheimnißvollen, trotz aller Wiſſenſchaft immer noch ſehr wenig ergründeten Leben. Aber der heilige Seher tritt mit Gott ſelbſt in eine nähere Verbindung und ſein Schauen bewegt ſich auf geiſtig-ſittlichem Gebiet, auf religiöſem kirchlichen Boden. Um Krankheiten des Leibes und zweckdienliche Arzeneien, um Heilkunde, Geiſterkunde, Sternkunde, Sprachenkunde, bekümmert ſich der Somnambule. Der Seher hat nur mit den Seelen, mit deren Heil, mit deren Krankheiten und deren Arzeneien zu thun.“

„Und gerade ſo ſind auch die Hildegardiſchen Briefe,“ ſagte Conrad. „Sie ſieht den Gang des Geiſtes in jedem Einzelnen und in der großen Maſſe ihrer Zeitgenoſſen, und demgemäß ſchreibt ſie.“

„Wie!“ rief Lord Henry, „Sie befaſſen ſich mit ſolchen myſtiſchen Schriften.“

„Warum nicht? es ſind hiſtoriſche Belege für die verſchiedenen Strömungen der Zeit. Hildegard lebte während des Kampfes der Hohenſtauffen und des Papſtthums, in Tagen großer Zerrüttung, wilder Auflöſung, feuriger Geiſter und mächtiger Genies, zwiſchen denen das ihre eines der mächtigſten war. Der Felſen Petri, der Hort ihres Glaubens, das Fundament ihrer Kirche war gefährdet, und ſomit ihre Idee vom Heil der Menſchheit. Der Geiſt, womit ſie weiſſagt, und zur Beſſerung, Buße und Erneuerung des Lebens aufruft, erinnert mich an die Propheten des Alten Bundes, die in ähnlichen Kämpfen und

Zuſtänden ihre Stimme erhoben. Es liegt eine wunderbare Erhabenheit darin. Ihr geiſtiges Schauen war eine Offenbarung, eine ganz individuelle, und es iſt mir immer höchſt intereſſant, die Träger einer ſolchen kennen zu lernen. Daher las ich mit großem Vergnügen die Hildegard'ſchen Briefe, obgleich ich ſie nicht in allen Einzelheiten verſtand. Um das zu können, müßte man faſt auf ihrer Höhe ſtehen."

Miß Dundee hatte den Spaziergang mitgemacht, war aber nicht zu bewegen, die Kirche zu betreten, und „den Gräuel des Götzendienſtes," wie ſie ſich ausdrückte, anzuſehen. Man kannte ihre Redeweiſe und lachte. Eulalie aber ſagte entſchuldigend zu Conrad, als Miß Dundee es nicht hörte:

„Trotz ihrer barbariſchen Ausdrücke iſt ſie recht gut .... die arme Miß, nur etwas bornirt durch ihre Vorurtheile."

Der Gräuel des Götzendienſtes beſtand denn darin, daß Frau von Derthal den beiden Herren die Reliquien der heil. Hildegard erklärte, die in einem Schrein von Glas über ihrem Altar ſich befinden; und daß Fräulein Crescenze, Doralice und ihre Schweſtern während der Zeit in ſtiller Anbetung vor dem allerheiligſten Altarſacrament knieten.

„O heilige Hildegard," ſeufzte Doralice, „bitte für uns! Gott hat ja einſt, als du noch auf Erden wandelteſt, durch dich einem Blinden das Augenlicht geſchenkt. Jetzt, da du ſo nahe dem Throne ſeiner Herrlichkeit biſt, kannſt du noch viel beſſer und inniger ſeine Allmacht anflehen. O ſo bitte denn um geiſtiges Licht für dieſe armen Blinden. Bitte für ſie! bitte für uns!“ — —

Auf dem Heimweg ſagte Conrad zu Doralice:

„Gnädige Gräfin, ich muß Sie jetzt ganz ſtupid fragen: was iſt denn für Sie die heilige Hildegard?“

„Sie iſt das, was alle Heilige für uns ſind, Herr von Friedingen: ſie iſt ein lebendiges Band der Liebe zwiſchen der ſtreitenden und der triumphirenden Kirche, zwiſchen dem Reich der Gnade und dem der Glorie.“

Dies verſtand er nun ganz und gar nicht. Was ſpricht ſie für eine ſeltſame Sprache! dachte er für ſich. Und ſie hat doch einen ſo klugen Blick, als wiſſe ſie ganz genau, was ſie ſage. — Vielleicht hätte er noch mehr gefragt, allein man trat in den Hof des Schlößchens und da ſtand eine der Mägde Chriſti.

„Schweſter Philomene, iſt es ſo weit?“ fragte Doralice auf ſie zueilend.

Sie wechſelten einige Worte und Doralice verließ mit ihr den Hof, nachdem ſie den Zurückbleibenden ein freundliches Lebewohl zugerufen hatte.

„Was gibt's denn ſchon wieder?“ ſagte Lord Henry. „Doralice iſt ja in beſtändiger Bewegung.“

„Irgend ein Werk der Barmherzigkeit,“ antwortete Frau von Derthal gleichmüthig.

Conrad ſah ihr nach, wie ſie ſo ſchlank und leicht unter den Bäumen dahin wandelte, als ginge ſie zum Tanz oder zu fröhlichen Feſten. Wie ſagte ſie? ſprach er zu ſich ſelbſt: Was ihr dem geringſten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan .... ihr Geſegneten! — Gehört das zur Nachfolge Chriſti? — —

Man nahm den Thee nicht unter den Catalpen, ſondern unter der Veranda des Schlößchens, denn wenn Schweſter Philomene Doralice entführte, ſo pflegte manche Stunde zu vergehen, bis ſie wiederkam. Diesmal verging ſogar die Nacht. Schweſter Philomene hatte im Schlößchen geſagt, die arme Nanny liege im Todeskampf. Da wußte man denn, daß Doralice bei der Sterbenden bleiben werde. Fehlte aber Doralice im Familienkreiſe, ſo fehlte Allen etwas und Alle wünſchten ſie herbei. Nur Eine wünſchte ſich zu ihr — und das war Eulalie. Frau von Derthal hatte ihr aber dieſe Krankenbeſuche ſtreng unterſagt, weil dergleichen traurige Bilder die Nerven und die Phantaſie eines ſo jungen Mädchens allzu heftig aufregten.

Die arme Nanny.

„Ich kann heute Abend nun einmal an nichts Anderes denken, als an die Sterbende,“ erwiederte Eulalie auf Lord Henry's Frage, weshalb ſie ſo ſchweigſam ſei.

„Kind, ſchlage Dir das aus dem Sinn,“ ſagte Frau von Derthal; „wir müſſen ja Alle einmal ſterben.“

„Aber nicht unter ſo traurigen Umſtänden, liebe Mutter.“

„Das iſt zu hoffen! Nanny hat ihr Leiden zum Theil verſchuldet.“

„Ja, wie die Heiligen,“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Die Thörin wollte ihre blutarmen Eltern verlaſſen und in einem Kloſter nichts thun als beten,“ ſagte Miß Dundee erklärend zu Lord Henry, „und dafür ſtraft ſie Gott mit einem frühen Tode.“

„Das thäte ich auch, wenn ich Gott wäre!“ entgegnete Lord Henry eifrig. „Die Eltern zu verlaſſen unter dem Vorwand Gott zu dienen, das iſt ein Gräuel, den Gott rächen muß.“

„So iſt es nicht ganz, lieber Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze ſanft; „ich muß die arme Nanny gegen Miß Dundee vertheidigen.“

„Die Hauptſache bleibt aber dieſelbe,“ rief Frau von Derthal mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Entrüſtung: „Nanny wollte in's Kloſter.“

„Sie wollte bei den Mägden Chriſti eintreten, ja!“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Da dieſe Mägde Chriſti Kranke und Arme verpflegen,“ nahm Conrad das Wort, „ſo ſehe ich nicht ein, weshalb es ein Verbrechen ſein ſoll, ſich ihnen anzuſchließen.“

„Sie legen ja Gelübde ab und wollen dadurch die ewige Seligkeit erwerben!“ rief Miß Dundee höchſt empört.

„Nun,“ ſagte Conrad lächelnd, „das mag eine unrichtige Anſicht ſein, doch ſicher keine verbrecheriſche.“

„Religiöſe Schwärmerei kann zu Verbrechen führen!“ rief Lord Henry.

„So gut wie jede Ueberſpannung irgend einer Geiſteskraft auf Koſten der übrigen,“ ſetzte Conrad hinzu.

„Ich muß Ihnen die kleine einfache Geſchichte der armen Nanny erzählen,“ ſagte Fräulein Crescenze, „damit Sie ſich ein Urtheil bilden können, Herr von

Friedingen. Freilich bewegt ſie ſich nur in einer äußerſt geringen Sphäre, für welche Sie vielleicht wenig Intereſſe haben; allein es iſt ein Schickſal, das ſich unter anderen Verhältniſſen auch in höheren Kreiſen wiederholt: der Haß der Gemeinheit und Bosheit gegen das Gute und Edle. Nanny's Vater iſt ein armer Schuhmacher, ein verkommener Menſch von Jugend auf, wie ſich deren ſo viele in den Werkſtätten bilden, in welchen der Unglaube das große Wort führt und Sittenloſigkeit ausbrütet. In ganz jungen Jahren knüpfte er ein Verhältniß mit einem böſen Mädchen an, das auf einer Stufe mit ihm ſtand. Seine Eltern, brave Leute, hofften ihn zu retten durch eine gute Frau und ein geregeltes Hausweſen. Merkwürdiger Weiſe fand ſich ein gutes, rechtſchaffenes Mädchen ganz bereit, ihn zu ehelichen, und da ſie ein kleines Vermögen beſaß, betrachtete er dieſe Ehe als ein vortheilhaftes Geſchäft und heirathete ſie. Sie war Nanny's Mutter; aber ſie ſtarb nach wenigen Jahren, aufgerieben von Gram und Sorgen, von Mißhandlungen und Quälereien aller Art. Er heirathete jetzt jene böſe Perſon, die fortwährend den ſchlimmſten Einfluß auf ihn geübt hatte, und die nun eine Stiefmutter im vollſten Sinn des Wortes für die kleine Nanny wurde. Es iſt nicht zu beſchreiben, welche Martern ſie dem zarten Kinde mit Hunger, mit Schlägen, mit überſchwerer Arbeit anthat. Aber Gott erhielt es! mehr noch! nicht bloß das leibliche Leben, ſondern auch das Leben der Gnade erhielt der liebe Gott in faſt wunderbarer Weiſe in dieſem unglücklichen, verwahrloſten Kinde. Es ſtreifte bettelnd umher, weil die Eltern es verlangten, allein es hatte keine Freude an dieſem Herumtreiben, ſondern es ſehnte ſich nach dem Schulbeſuch, um — wie es rührend ſagte — für die Eltern beten und arbeiten zu lernen. Inzwiſchen betete es fleißig — etwa ſo wie manche Kinder vor ſich hinſummen — das Ave Maria. Das hatte es mit noch ſtammelnder Zunge von der verſtorbenen Mutter gelernt; das war der Segen dieſer frommen Seele für ihr verlaſſenes Kind. Mit unſäglicher Mühe brachten der Pfarrer und ich zu Stande, daß Nanny die Schule beſuchen dürfe. Dafür hatte ſie es in ihren freien Stunden um ſo ſchwerer, da alle Hausarbeit und die Pflege der Geſchwiſter ihr aufgebürdet wurde. Sie that Alles nicht bloß willig, ſondern mit Liebe und Freude. Der kleine Jeſus in Egypten und Johannes in der Wüſte hatten ja auch Manches zu leiden, und ſie wolle es ſehr gern nicht beſſer haben, um immer mit ihnen zu ſein; ſo ſagte ſie oft und ſah mich dabei treuherzig an mit ihren großen braunen Augen. Nie klagte ſie, nie bat ſie um Hülfe oder Unterſtützung für ſich ſelbſt. Was man ihr ſchenkte, wurde ihr entriſſen und den Geſchwiſtern gegeben, oder verſetzt und verkauft. In bitterkalter Adventszeit gab ich ihr einmal einen warmen Anzug, der ſie unbeſchreiblich erfreute, weil ſie nun, ohne vor Kälte zu erſtarren, täglich in die Rorate-Meſſe gehen konnte. Man gab das warme Kleid ihrer Schweſter und ſteckte ſie in deren Lumpen. Sie litt und ſchwieg, und ging doch täglich um fünf Uhr Morgens in die Rorate-Meſſe. Ich hatte ein ſo unſägliches Erbarmen mit Nanny, daß ich den Eltern vorſchlug, ſie für einige Jahre auf meine Koſten in eine gute einfache Erziehungsanſtalt zu geben. Aber Gott bewahre! die Nanny war ihnen unentbehrlich! ſie erſetzte ihnen ja die Magd! auch gönnte die Stiefmutter ihr nicht eine beſſere Erziehung als ihren eigenen Kindern. Nanny mußte ausharren in ihrem Elend! Doch je weniger die Menſchen für ſie thaten, deſto mehr that Gott für ſie. Er, der wahre Lehrmeiſter der Seelen, gab ihrer Seele mehr und mehr eine Richtung auf die himmliſchen und ewigen Dinge, einen Zug nach Oben, der beſonders nach ihrer Erſtcommunion zu Tage kam. Aber damit trat ſie in eine neue Phaſe des Leidens ein. Bis jetzt war ſie hauptſächlich dem Leibe nach gequält worden; nun mußte ſie Peinen an der Seele ausſtehen, Hohn und Spott über ihre Frömmigkeit und über Alles, was ihr heilig war. Obſchon ſie vom dämmernden Morgen bis zur ſinkenden Nacht immer thätig war, immer arbeitete, alle Verrichtungen der Hausfrau und Mutter übernahm: ſo warf man ihr doch Trägheit vor, wenn ſie eine halbe Stunde täglich für den Beſuch der heiligen Meſſe in Anſpruch nahm. Sie darbte ſich die Zeit zum ungeſtörten Gebet an den ſpärlichen Stunden ihres Schlafes ab und nur verſtohlen durfte ſie die heiligen Sacramente empfangen. Zur Erhöhung ihrer Leiden wurde die arme Nanny wunderſchön. Als ſie bemerkte, daß der Blick einiger Männer auf ſie falle, wurde ſie noch viel ſittſamer, eingezogener und ſtiller als bisher. Das hinderte aber nicht einen geachteten, wohlhabenden Mann um ſie zu werben. Der Vater frohlockte: er hoffte durch dieſen Schwiegerſohn zu einem behaglichen Leben zu kommen. Aber Nanny ſchlug den Bewerber aus, der ein ganz ungläubiger Menſch war. Die Wuth der Eltern war grenzenlos. Sie hielt ſich einen Tag bei mir verſteckt und da entdeckte ſie mir, daß ſie entſchloſſen ſei, ſich nie zu verehelichen, ſondern in die Genoſſenſchaft der Mägde Chriſti einzutreten, ſobald ihre Schweſtern herangewachſen und im Stande wären, alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Ich ſah die Stürme voraus, welche dieſem Entſchluß drohten, rieth ab, ſtellte ihr dies und jenes vor, wie man immer in ſolchem Fall zu thun pflegt. Sie erwiederte, daß ſie unbedingt der Gnade Gottes vertraue, um ihre Wege zu lenken. Wolle er ſie zwiſchen den Mägden Chriſti haben, ſo werde er ſie ſchon dahin führen. Eines aber ſei gewiß: dem jungfräulichen Stande habe ſie ſich geweiht. Der ſei ihr Beruf, und dieſer Beruf ſei ihr klar geworden, als Andere für ſie an den Eheſtand gedacht hätten."

„Aber die Perſon iſt unſinnig, toll, wahnwitzig mit ihrem Beruf, ſich lieber todt hungern und todt ſchlagen zu laſſen, als einen geachteten, wohlhabenden Mann zu heirathen!“ brach Lord Henry aus.

„Nicht wahr?“ rief Miß Dundee triumphirend.

„Wenigſtens iſt ſie unverſtändig,“ ſagte Frau von Derthal gemäßigt.

„Wenn ich ſo etwas höre,“ ſagte Conrad nachdenkend, „fällt mir immer der Ausſpruch Chriſti bei einer ähnlichen Veranlaſſung ein: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth. Das ſteht in der Bibel, und da Sie, Miß Dundee, ſehr bibelfeſt zu ſein ſcheinen, ſo wüßte ich gern, was Sie davon halten. Mir, ich geſtehe es, gibt dieſer Ausſpruch und manche ähnliche ſtets allerlei Gedanken, denn — möge man Chriſtus für den Sohn Gottes oder für einen hochbegabten Mann, ja ſogar für einen Schwärmer halten — ein großer Menſchenkenner war er auf jeden Fall. Das zeigt ſich in der Art und Weiſe, wie er mit den Menſchen umgeht, wie er ſie behandelt, wie er ihnen Lehren und Vorſchriften gibt, die in einem wahrhaft wunderbaren Zuſammenhang und Einklang mit ihren Pflichten und ihrem Gewiſſen ſtehen. Nur ein tief verdorbenes Herz und ein gräulich verwirrter Kopf kann dies zu läugnen verſuchen. Es iſt dermaßen anerkannt, daß die Aufklärungsbefliſſenen unſerer Tage — wenigſtens die, welche nicht dem brutalſten Materialismus huldigen — ihre Anſichten und Beſtrebungen zu ſichern ſuchen, indem ſie ſich zu deren Begründung oder Rechtfertigung auf dieſe oder jene Lehre Chriſti berufen. Nun wohlan! dieſer Chriſtus, der mit nichten ein exaltirter Fanatiker war, der ganz einfach zu jenem Jüngling ſprach: Halte die Gebote, wenn du das ewige Leben erwerben willſt; der deutet an, daß ſich der Menſch zu einer höheren Stufe der inneren Entwickelung durch Entſagung emporſchwingen könne und dürfe, aber nicht müſſe; und ſetzt hinzu: Wer es faſſen kann, der faſſe es. Gehört die arme Nanny nicht vielleicht zu dieſen Bevorzugten, ſtatt zu den Wahnwitzigen, Miß Dundee?"

„Du ſollſt Vater und Mutter ehren," entgegnete Miß Dundee ſpitz. „Dies Gebot iſt unumſtößlich und folglich muß man ihnen gehorchen, denn Ehrfurcht ohne Gehorſam wäre Verhöhnung."

„Es heißt aber auch in der Bibel: Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen," erwiederte Conrad. „Das Gebot, die Eltern zu ehren, hat die arme Nanny treu erfüllt. Vielleicht empfängt ihre Seele zum Lohn dafür jenen höheren Schwung, den nicht Jeder faſſen kann."

„Ich bin außer mir vor Erſtaunen, Herr von Friedingen!" rief Lord Henry. „Sie billigen den Heiligencultus, Sie vertheidigen den Cölibat und die Kloſtergelübde .... und behaupten dennoch, nicht katholiſch zu ſein. Das iſt nun etwas, das ich nicht faſſe."

„Aber ich ſehr gut," entgegnete Conrad gleichgültig lächelnd. „Große und ſchöne Ideen ziehen mich an und beſchäftigen mich, möge ich ſie im Plato, in der Bibel, im Koran finden, mögen ſie griechiſch, katholiſch oder muhamedaniſch ſein. Eben darum aber ſtößt alles und jedes Kirchenthum, als eine Beſchränkung meiner Geiſtesrichtung und Neigung mich ab; denn ich ſehe ja auch jetzt wieder bei Ihnen, Mylord, wie Ihr Anglicanismus, und bei Miß Dundee, wie deren Sectenanſicht Sie Beide zwingt, erhabenen und ächtchriſtlichen Ideen zu widerſprechen, damit Sie nur nicht in Widerſpruch mit Ihrem Kirchenthum oder Conventikelweſen gerathen."

„Sie irren ſich in mir!" rief Lord Henry; „mich zwingt Niemand, ich bekämpfe mit voller Ueberzeugung die papiſtiſchen Inſtitutionen, weil ſie chriſtliche Ideen theils verfälſchen, theils übertreiben."

„Wer beſtimmt die Grenze, Mylord, wo Verfälſchung und Uebertreibung beginnen ſollen? thut das nicht Ihr Kirchenthum?" fragte Conrad.

„Ja, Gott Dank! den Schwankungen und Ausſchweifungen des individuellen Verſtandes gegenüber muß eine objective Norm feſtgeſetzt werden; eine Glaubensregel, welche ſcharf göttliche Wahrheit von menſchlicher Zuthat ſcheidet. Der Papismus hat einen ſchreienden Mißbrauch mit dem Beruf zum eheloſen Leben getrieben." — —

„Und der Anglicanismus, wie überhaupt alle Secten der drei letzten Jahrhunderte, haben dieſen Beruf, der in einer göttlichen, von Chriſtus Selbſt ausgeſprochenen Idee wurzelt, als Wahnwitz zu brandmarken verſucht," unterbrach Conrad lebhaft. „Sie werden mir zugeben, Mylord, daß Anſchluß an ein Kirchenthum nicht ſehr lockend iſt, wenn einerſeits Mißbrauch und andererſeits Stumpfſinn himmliſche Ideen in irdiſche Feſſeln ſchlagen."

„Der Beruf zum eheloſen Stande," ſagte Miß Dundee pathetiſch, „iſt nur dann ſchön, wenn er ein wahrer iſt."

„Der Satz iſt ebenſo unumſtößlich gewiß," rief Conrad mit leichtem Spott, „wie der meine: die Sonne ſcheint nur dann hell, wenn ſie unbewölkt iſt."

Eulalie konnte ein leichtes Lachen nicht unterdrücken. Fräulein Creſcenze ſagte gütig:

„Miß Dundee meinte, es könnten leicht falſche Motive den Beruf zweifelhaft machen. Doch bei unſerer armen Nanny war das nicht der Fall. Es bot ſich ihr ein großes irdiſches Glück, ein erlaubtes Mittel, um einem elenden, gequälten Daſein zu entrinnen, und ſie ſchlug es aus und war bereit, in ihrer armſeligen Lage zu bleiben, weil ſie auf die Stimme Gottes hörte, die ihren Platz ihr anwies."

„Kein Menſch ſpürt den Beruf zum Elend!" behauptete Lord Henry unerſchütterlich.

„Doch, lieber Henry!" entgegnete ſanft Fräulein

Crescenze. „Der übernatürliche Menſch, der Menſch nach der Ordnung der Gnade, der Menſch, der ſich beſtrebt, ſich nach Chriſtus zu bilden, der ſpürt recht deutlich den Beruf zum Elend, d. h. den Beruf zur Kreuztragung. Und aus freier Wahl der zärtlichſten Liebe unterzieht er ſich ihm, weil Chriſtus es gethan hat."

„Nun ja, Chriſtus!" rief Lord Henry; „aber mit ihm, beſte Tante, dürfen Sie die armen Erdenkinder nicht vergleichen."

„Nicht als Vergleich, lieber Henry, ſondern als Vorbild nannte ich ihn." entgegnete ſie.

„O Mylord," rief Conrad bewegt, „rauben Sie nicht der Menſchheit den ſchönſten Edelſtein ihrer Krone! Die größten Seelen aller Zeiten ſpürten den Drang, für das Geliebte in's Elend zu gehen. Denken Sie an Sophokles! wenn er in ſeiner wundervollen Tragödie die Antigone hingehen läßt, um für den Bruder den Act der Liebe zu üben, der ihr den Tod bringt; wenn er ſie zu ihrer Schweſter Ismene, welche vor dieſem Opfer zurückbebt, ſagen läßt: „Du wähleſt Leben und ich wähle Tod;" ſpricht ſich nicht darin aus, daß die Menſchheit, zu deren edelſten Repräſentanten die antike Welt gehört, jenen Beruf zum Elend, zum Leiden, zum Opfer als ein Recht, ja als ein herrliches Recht eines liebenden Herzens anerkennt, wenn die freie Wahl ihn erfaßt!"

„Herr von Friedingen," ſagte Lord Henry lebhaft, „ich wäre troſtlos, wenn ich von einer Niedrigkeit und

Stumpfheit der Geſinnung wäre, die mich verhinderte, die Seelengröße einer Antigone zu verſtehen und zu bewundern. Nein! für die tauſendfache Gemeinheit und Bosheit der Welt gibt es nichts Troſtvolleres, nichts Erhebenderes, als der Blick auf jene großen, liebenden Seelen, die im Opfer ihre Befriedigung finden. Von je her war mir die Antigone eine wunderbar liebe Geſtalt, ſei es, daß ſie mit dem blinden ruheloſen Vater umherirrt und ſein zärtlicher Schutzgeiſt iſt; ſei es, daß ſie, um die Leiche des gebannten Bruders fromm zu beſtatten, dem Tode ſich weiht, welcher über Diejenigen verhängt war, die dem Feinde des Vaterlandes dieſe letzte Liebespflicht erwieſen. Nein! ich ſchwärme für die Antigone und für den erhabenen Genius des Sophokles, der ſie auf ihre tragiſche Höhe ſtellte — dieſe Perle der antiken Kunſt.“

„O Welt! o Welt!“ ſagte Fräulein Crescenze halb lächelnd und halb wehmüthig. „Der heidniſche Dichter darf ſingen und ſagen von liebegroßen Seelen und vom frommen Opfer, und er und ſeine hehren Gebilde gehen als Ideale geprieſen durch die Jahrtauſende und eine chriſtliche Menſchheit ſchaut zu ihnen, wie zu etwas Unerreichbarem empor. Will aber einmal eine chriſtlich liebende Seele in aller Stille ein frommes Opfer bringen — o weh! dann wird ein ganz anderer Ton angeſtimmt! Und warum? — warum darf Antigone für den Vater leben, für den Bruder ſterben; und warum darf die arme Nanny es nicht für Gott thun? — O Welt! o Welt! welch' eine Hinneigung zum Geſchöpf und Abneigung vom Schöpfer, welch' eine Vorliebe für den Idolendienſt ſpricht ſich in jener Bewunderung, in dieſem Tadel aus."

„Beſte Tante," ſagte Lord Henry, „ich gehöre nicht zu den ſchlechteſten Chriſten und weiß ſehr gut, daß wir Gott zu lieben haben; nur muß es nicht in der exaltirten Weiſe des Papismus geſchehen. Das widert uns nüchterne Leute an als hohle und herauf geſchraubte Ueberſpannung. Man darf nicht Gott auf Koſten ſeiner Familie lieben."

„Man darf es durchaus nicht!" rief Miß Dundee. „In der Bibel heißt es: „„Wenn du deinen Bruder nicht liebſt, den du ſiehſt, wie willſt du Gott lieben, den du nicht ſiehſt."" Daraus iſt zu ſchließen, daß die Bruderliebe die ächte Gottliebe iſt und daß wir an Gott hängen ſollen durch den Glauben allein."

„Dies Kunſtſtück ſei Ihnen überlaſſen," entgegnete Conrad nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Es iſt nun einmal ſo und nicht anders," nahm Fräulein Crescenze wieder mit ihrem ſtillen Lächeln das Wort; „und wir mögen das Ding drehen und wenden, wie wir wollen, es bleibt dabei: die Welt iſt keine Liebhaberin der chriſtlichen Vollkommenheit! Sie, lieber Henry, fragten heute in Eibingen, wer die heilige Hildegard ſei. Das kleine Wörtchen „heilig" vor ihrem

Namen bringt dieſe arme Hildegard um den größten Theil ihrer Berühmtheit. Beſände es ſich nicht da, ſo hätten Sie nicht ſo gefragt! Dann ſtände Hildegard als eine der eminenteſten Frauen aller Zeiten in der Weltgeſchichte und Jedermann würde es für ſeine Schuldigkeit als gebildeter Menſch halten, dies große Genie bewundernd anzuſtaunen und ſich nicht ſcheuen von ihr, wie Socrates von Diotima, die Lehren einer erhabenen Weisheit zu empfangen. Nun aber, da ein armes Nönnchen dieſe Seherin, dieſe Theologin, dieſe Dichterin, dieſe Weiſe iſt, und da die Kirche ſie unter die Heiligen zählt, ſo wird ſie von der Welt mißachtet und ein ſo guter Chriſt, wie Lord Henry Enisdale, der für Sophokles ſchwärmt und deſſen Ideal die Antigone iſt, fragt halb aus Neugier, halb aus Artigkeit für uns: Wer iſt dieſe Hildegard? — und ſie findet nur deshalb etwa Gnade vor ſeinen Augen, weil ſie dem frühen Mittelalter angehört, das nun einmal reich an allerhand exaltirten Leuten war.“

„Ja, ſo iſt's!“ ſagte Conrad traurig; „ja, ſo groß iſt die Eigenliebe des Menſchen! An den Schöpfungen der Dichter ergötzen wir uns, denn deren Vollkommenheit verpflichtet uns nur zu einiger Rührung und Bewunderung und verleihet uns die angenehmſten Gefühle. Aber die Vollkommenheit, practiſch erſtrebt oder erreicht von unſers Gleichen, behagt uns nicht, denn unſere Unvollkommenheit fühlt ſich durch ſie gedemüthigt und wir lieben keine Vorwürfe, nicht einmal indirecte. Wir wollen nicht geſtört werden im bequemen Traum von unſerer wohlfeilen Tugend, die den Nächſten weder beſtiehlt noch tödtet. Wir wollen uns beileibe nicht vertiefen in jene Liebe zu Gott, welche die Vollkommenheit der Heiligen ausmacht! dabei kämen Fleiſch und Blut doch allzu kurz, alle ſelbſtgefälligen Gefühle hörten auf, unſere hohe Perſon träte in den Hintergrund, Eigenliebe und Selbſtzufriedenheit würden gleichſam ausgehungert. Nein, nein! wir kehren uns auf die andere Seite, wir fertigen ſolche Erſcheinungen mit dem ſtupiden Urtheil: Exaltation! ab, und ſchon ermüdet vom bloßen Anſehen geiſtiger Rieſenſchritte, ſetzen wir höchſt behaglich unſeren kleinen Trab im engen Kreiſe unſeres beſchränkten irdiſchen Strebens fort."

Mit unbeſchreiblicher Traurigkeit in Blick und Ton ſprach Conrad. Alle Augen wendeten ſich auf ihn. Lord Henry — ſtaunend, Miß Dundee — empört, Frau von Derthal — ungewiß, Fräulein Crescenze — theilnehmend; aber Eulalie ſah ihn an mit leuchtendem Blick, denn ſie meinte, wer eine ſolche Erkenntniß habe, müſſe halb und halb entſchloſſen ſein, auf dem Wege der Vollkommenheit zu wandeln. Fräulein Crescenze unterbrach die Pauſe, welche einzutreten pflegt, wenn das Geſpräch eine ſo ernſte Wendung genommen hat, daß es über die Grenzen der Unterhaltung hinausgeht, und ſagte:

„Aus unſeren Discuſſionen über den Beruf der armen Nanny können Sie entnehmen, Herr von Friedingen, welchem Widerſpruch ſie begegnete, als ſie nach einem Jahr den Eltern ihren Wunſch vortrug, die fromme Schaar der Dienſtmägde Chriſti zu vergrößern. Es gab ſich eine allgemeine Mißbilligung kund; nicht etwa nur bei ihrer Familie, ſondern auch bei ſolchen Leuten, die ihr freundlich geſinnt waren, die ihre traurige Lage kannten und beklagten, und die ſie immer ganz mitleidig „die arme Nanny“ genannt hatten. Auch dieſe fanden es, wenn nicht verwerflich, doch verkehrt, daß ſie, die älteſte Tochter, ihre Eltern und ihre zehn Geſchwiſter verlaſſen wolle. Dieſe könne ſie ja aus Liebe zu Chriſtus pflegen — ſo ſprach man. Nanny bot ihrem Vater an, ſeine Erlaubniß einzutauſchen gegen das kleine Vermögen, welches ſie von ihrer Mutter geerbt und an deſſen Zinſen ſie nie Anſpruch gemacht hatte. Doch der Vater entgegnete frech, die armſeligen tauſend Gulden wären längſt von den Bedürfniſſen der Familie aufgezehrt. Doralice war damals zurückgekehrt. Sie bot dem Vater eine jährliche Geldentſchädigung an, wenn er die Nanny gehen ließe. Er antwortete, er wolle kein Geld, er wolle ſeine Tochter behalten. Gott hält mich noch nicht für würdig, ihm in der frommen Genoſſenſchaft zu dienen, ſagte Nanny mit himmliſcher Ergebung. Als die mißhandelte Magd der ganzen Familie blieb ſie im Vaterhauſe. Ein neuer Bewerber meldete ſich, ein frommer braver junger Mann, der ſein Brod hatte und bei dem ſie recht friedliche, gute Tage erwarten durfte. Sie lehnte demüthig und dankbar den Antrag ab. Nun lief der Eimer der allgemeinen Geduld über“ .... —

„Ah, das freut mich! das ruht mich aus!“ rief Lord Henry dazwiſchen.

„Nun wurde Nanny wie eine Närrin betrachtet und behandelt“ .... —

„Braviſſimo! ſie verdient es!“

„Um dieſelbe Zeit ging ihre Schweſter, ein ſiebzehnjähriges Mädchen, auf und davon, Gott weiß wohin, Gott weiß mit wem, fort in die weite Welt. Dies Ereigniß wurde kaum beachtet, leicht beachſelzuckt und verſchwand ſpurlos neben Nanny's ungeheurer Miſſethat, eine annehmbare Bewerbung auszuſchlagen.“

„O die Verbrecherin!“ rief Eulalie mit hellem Lachen und ohne ſich durch den ernſten Blick ihrer Mutter ſtören zu laſſen.

„Und dabei blieb es,“ ſchloß Fräulein Crescenze ihren Bericht. „Jetzt aber hat der liebe Gott der Sache eine andere Wendung gegeben und die arme Nanny ſtirbt an der Schwindſucht, welche ſich ſeit dem Frühjahr mit furchtbarer Intenſität bei ihr entwickelt hat; und während wir uns hier von ihr unterhalten, hat Doralice den beſſeren Theil erwählt und ſteht ihr bei in ihrer letzten Stunde.“

„Gewiß in irgend einer ungeſunden, dumpfen Kammer, wo ſie alle Miasmen der Krankheit einathmet,“ ſagte Lord Henry beſorgt.

„Verſteht ſich!“ entgegnete Eulalie, „die arme Nanny bewohnt keinen Palaſt.“

„Gräfin Doralice ſcheint von dem Stoff zu ſein, aus dem man die Heiligen macht,“ ſagte Conrad.

„Das wäre ja entſetzlich!“ rief Lord Henry mit ungeheucheltem heftigen Schreck.

„Beruhigen Sie Sich, meine Herren,“ ſagte Fräulein Crescenze gelaſſen; „Doralice übt ein Werk chriſtlicher Nächſtenliebe, das nicht ſo hoch anzuſchlagen iſt.“

Doralice ſaß unterdeſſen wirklich in der engen ſchwülen Dachkammer, welche Zeit ihres Lebens der armen Nanny Wohnſtatt geweſen war. Man konnte ſich kaum etwas Elenderes vorſtellen, als dieſe kleine Kammer! der Fußboden war ungleich, die Lehmwände hatten breite Spalten, die Fenſter blinde Scheiben, die Thür ſchloß nicht genau. Ein dürftiges Lager, ein Paar verbrauchte Strohſtühle, einige Kaſten bildeten das Mobiliar. Auf dem Fenſtergeſims ſtanden einige Töpfe voll Reſeda, deren zarter Duft aber nicht den üblen Geruch der qualmenden Oellampe überwog, die düſter auf dem Tiſch brannte. An der Wand zu Häupten des Bettes hing ein Crucifix mit einem geweihten Palmzweig und darunter ein Weihwaſſerkeſſelchen. Neben dem Bette waren eine Menge frommer Bildchen, in Ermangelung der Rahmen, unmittelbar an die Mauer geklebt. Auf dem ſchmalen, nothdürftig ausgeſtatteten Lager, das ſtets wieder geplündert wurde, ſo oft Doralice ein Polſter oder eine Decke hinzugefügt hatte, lag die arme Nanny, augenſcheinlich mit dem Tode ringend. Jn ihren ſchattenhaft abgezehrten und entſtellten Zügen fand ſich keine Spur ihrer früheren Schönheit, und aus dem tiefeingeſunkenen braunen Auge ſprach jene gewiſſe Angſt, welche der erſtickende Huſten und der Mangel an Athem bei ſolchen Kranken hervorzurufen pflegt. Ein kleines Häubchen bedeckte ihr reiches ſchwarzes Haar; doch einzelne Streifen, die vom Todesſchweiß zuſammenklebten, hingen an ihren hohlen Wangen herab. Um ihre abgemagerte linke Hand hatte ſie ihren Roſenkranz geſchlungen. Jhre angſthaften Athemzüge, die ſich zuweilen bis zum Röcheln ſteigerten, unterbrach zuweilen ein bruſtzerſchmetternder Huſten. Es war ein ſchauerliches Sterbebett und es ſchien, als verſcheuchten dieſe Schauer alle Theilnahme. Nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schweſter umſtanden es. Sie ſchliefen Alle. Sie waren ja ſeit Wochen daran gewöhnt, die Nanny als eine Sterbende, die immer noch nicht ſterben könne, zu betrachten! Der Pfarrer hatte ſie ja ſchon ſo oft beſucht und immer gedacht, es ſei nun das letzte Mal! Wäre nicht Doralice und Schweſter Philomene mit ihren Gefährtinnen geweſen, welche letztere ſich Tag und Nacht bei Nanny ablöſten: ſo wäre ſie hülflos verſchmachtet. Aber wenn auch eine in Sünden entartete Familie kein Herz für ſie hatte, ſo waltete die chriſtliche Barmherzigkeit um ſo zärtlicher um Nanny. Sie fühlte es und ein Blick voll grenzenloſer Dankbarkeit flog zuweilen wie ein Lichtſtrahl aus ihrem umwölkten Auge auf Schweſter Philomene und Doralice, die ihr die kleinen Dienſte für Leib und Seele erzeigten, welche ihr Zuſtand bedurfte. Mitunter ſprach ſie auch einige Worte.

„Ich glaube, jetzt kommt mein armes letztes Stündlein,“ ſagte ſie, als Mitternacht ſchon vorüber war. „Beten Sie, gnädige Gräfin, „„Aus der Tiefe.““

Mit gedämpfter Stimme betete Doralice ein De profundis. Dann trat Alles in die Stille zurück; und leiſe, um die Sterbende nicht zu ſtören, ſetzten die beiden frommen Wärterinnen ihre Gebete fort, hie und da mit einer halblauten Anrufung des Leidens Jeſu, des Mitleidens Mariens, des Beiſtandes St. Joſephs ſie unterbrechend.

„Leiden war mein Antheil, ſo lange ich lebte,“ ſagte Nanny, „und ich habe auch nie etwas Anderes verlangt; aber jetzt ſehe ich doch erſt ſo recht ein, wie gut der liebe Gott es mit mir gemeint hat.“

Eine wundervolle, übernatürliche Freude verdrängte den Ausdruck von Angſt aus ihren Zügen; doch ſogleich ſtellte ſich der fürchterliche Huſten ein. Schweſter Philomene bat ſie zu ſchweigen.

„Ach,“ ſagte Nanny, „ich möchte gern mit meinem letzten Athemzug Gottes Gnade und Liebe preiſen!“

„Sie werden ja nun bald das Lied der Auserwählten vor dem Throne Gottes in Ewigkeit ſingen," ſagte Doralice gerührt.

„Wenn das nur gewiß iſt!" entgegnete Nanny. „Der liebe Heiland hat mich nicht würdig gefunden, ſeine Dienſtmagd zu werden."

„Aber ſeine jungfräuliche Braut ſind Sie dennoch," erwiederte Schweſter Philomene.

„Und da Sie ſeine Braut im Glauben waren, werden Sie es auch im Schauen ſein," ſetzte Doralice hinzu.

„Wie heißt das bei dem Propheten? .... mein Kopf iſt ſo ſchwach;" ſagte Nanny.

„Ich verlobe mich mit dir auf ewig durch Gnade und Erbarmung," ſprach Doralice.

„Auf ewig .... durch Gnade und Erbarmung," wiederholte Nanny mit ſtillem ſeligen Lächeln.

Wüſte, rohe Stimmen wurden hörbar, kamen die Straße hinauf, näherten ſich dem Hauſe. Man klopfte polternd an die Hausthür. Drinnen, unten, erhoben ſich wüthende Frauenſtimmen. Auf ihr Gekreiſch antworteten draußen Flüche und Schmähworte. Erſchreckt durch den pöbelhaften Lärm hatte Doralice unwillkürlich Schweſter Philomenens Arm ergriffen. Durch ihren Beruf beſſer bekannt mit allem Elend und aller Verkommenheit erwiederte dieſe ruhig:

„Es iſt der Vater, der berauſcht aus der Schenke heimgeführt oder vom Straßenpflaster aufgeleſen wird, und Mutter und Töchter ſträuben ſich, ihm das Haus zu öffnen.“

„O armer Vater! .... o all' die ſchrecklichen Beleidigungen Gottes! .... o Erbarmen, du ewige Barmherzigkeit!“ ſeufzte die arme Nanny.

Die Hausthür wurde endlich geöffnet und die Mutter wies den älteſten Sohn an, den Vater in den Verſchlag zu bringen; eine menſchliche Wohnung ſei für ihn zu gut. Der Verſchlag war ein durch Bretterwände abgetheilter Raum, worin ſich nichts befand als ein zerriſſener Strohſack. Er lag neben Nanny's Dachkammer. Der älteſte Sohn, obgleich er ein ſtämmiger Burſche von ſechszehn Jahren war, vermochte nicht, den ſchweren, bewußtloſen Mann fortzuſchaffen und rief zwei jüngere Brüder zu Hülfe. Es war ein gräßlicher Anblick, wie die drei Buben ſchlaftrunken, halbnackt, mit verwirrtem Haar, mit rohem oder ſtumpfem Ausdruck, ſich daran machten, den elenden Vater die Stiegen hinauf zu ſchleppen. Als ſich das Gepolter der Dachkammer näherte, nahm Schweſter Philomene die Lampe, trat vor die Thür und ſagte:

„Macht keinen ſolchen Lärm, Ihr Kinder, die Nanny ſtirbt.“

Dann öffnete ſie den Verſchlag, war den Buben behülflich, den Vater auf dem Strohſack niederzulegen und ſagte zuletzt:

„Sagt's der Mutter: die Nanny liegt im Sterben.“

„Wir können nicht zur Mutter,“ antwortete der älteſte Sohn kurz und hart. „Sie ſchiebt immer den Riegel hinter ſich zu aus Furcht vor dem Vater, der ſie im Rauſch halbtodt ſchlägt, wenn er nicht ſo ganz von Sinnen, wie heute, aus der Schenke heimkehrt.“

„Ihr könnt es ihr aber doch durch die Thür zurufen? gelt?“ ſagte Schweſter Philomene.

„Wir können es ſchon, aber ſie wird es nicht hören,“ ſagte der Burſche, „ſie hat einen guten Schlaf.“

Er zog ab mit ſeinen Brüdern und that, wie Schweſter Philomene ihn geheißen hatte. Und die Mutter hörte ſehr gut, wie er rief:

„Mit der Nanny geht's zum Sterben! Schweſter Philomene hat's geſagt.“

Aber ſie wollte es nicht hören. Sie zog die Decke über den Kopf und ſchauderte und murmelte zwiſchen den Zähnen:

„Hu! nun kommt der Tod in's Haus. Hu! wenn er nur mich nicht holt! .... Die Nanny hol' er — die kommt in den Himmel .... wenn's einen Himmel gibt. Den Trunkenbold hol' er auch, meinetwegen! der hat tauſendmal die Hölle verdient! ... Aber mich darf er nicht holen .... hu! der Tod! ... mich nicht!“

Niemand ließ ſich bei Nanny ſehen. Der Vater aber lag in beſtialiſcher Bewußtloſigkeit neben der ſterbenden Tochter und durch die dünne Lehmwand miſchten ſich ſeine ſchnarchenden Athemzüge mit ihren letzten Seufzern, ſo daß ihr bis zum Ende jede Pein und Qual treu blieb. Ihre Bruſtbeklemmung ſtieg. Sie verlangte im Bett aufgerichtet und mit Kiſſen in ſitzende Stellung gebracht zu werden. Es geſchah; allein ſie fand keine Erleichterung.

„Arme liebe Nanny,“ ſeufzte Doralice, überwältigt von Mitleid, „wie ſchwer iſt der Tod.“

„Schwerer iſt das Leben ohne Gott,“ ſagte Nanny mit einem Blick, in welchem ſich ein ſolcher Abgrund von Schmerz um die Sünden der Welt aufthat, daß Doralice unwillkürlich dachte: Sie nimmt ihr Leiden als Buße für ihren Vater an. — Sie verharrte im Gebet, abwechſelnd laut und leiſe, mit Schweſter Philomene. Nanny ſprach nicht mehr, als nur noch mit den Augen. So verſtrich die Nacht; die Lampe erloſch; die Sonne ging auf. Ihr erſter Strahl fiel in die Dachkammer und durch die offenen Fenſter zog ein Goldglanz, wie „das Licht von den ewigen Bergen“ in die armſelige Behauſung ein. Ein weißes Täubchen, das Nanny mit einigen Krümchen zu füttern pflegte, flog auf das Fenſterbrett und ſuchte ein Morgenbrod, das es nicht fand. Da pickte es mit ſeinem roſenfarbenen Schnabel am Reſeda und wendete den Kopf rechts und links, ſah mit klugen klaren Aeuglein zur armen Nanny hinüber und nahm dann ſeinen Flug in den lichten Morgenhimmel hinein, ſo weit und ſo hoch, als wolle es über ihn hinauf die Botſchaft bringen von einer Seele, die im Frieden des gekreuzigten Gottes abſcheidet. Mit einem rührend unſchuldigen Lächeln ſah die arme Nanny ihrer Taube nach; dann ſah ſie nichts mehr auf Erden. Ihr Auge brach. Sie küßte das Cruzifix, das Schweſter Philomene an ihre Lippen legte, ſie ſeufzte: „Herr Jeſu, in deine Hände“ . . . . — – und ihr Herz ſtand ſtill.

„Und die Seele bleibt allein mit Gott,“ ſagte Doralice und ſank mit Schweſter Philomene neben dieſem irdiſch elenden, himmliſch ſchönen Sterbebett auf die Kniee.

* * *

Unter dem Kreuz.

Nichts gibt eine ſo ruhige Faſſung, um die Dinge der Erde zu behandeln, als wenn man von einem Sterbebett kommt. Einerſeits führt der Tod in undurchdringliche Finſterniß ein; andererſeits geht ein übernatürliches Licht, eine wunderſame Beleuchtung der irdiſchen Dinge von ihm aus. Er ſteht wie eine dunkle Wolke zwiſchen der Sonne der Ewigkeit und dem Tage der Zeit. Faßt man dieſe Wolke feſt in's Auge, ſo nimmt man den Glanz wahr, der ſie durchſchimmert oder umſäumt; und trotz aller Verſchattung iſt dieſer Glanz ſo groß, daß die Erde ſelbſt da, wo ſie die Vorzüge der Gasbeleuchtung genießt, etwas in Schatten verſinkt.

Das fand auch Doralice, als ſie, auf dem Altan des Schweizerhäuschens ſitzend, Conrad erwartete. Warum war ſie ſo furchtſam geweſen, mit Conrad zu ſprechen? — Weil ſie eine verneinende Antwort als eine perſönliche Demüthigung fürchtete. Freilich hatte ſie auch edlere Beweggründe zu dieſer Furcht; dennoch ſpielt die menſchliche Eigenliebe gar leicht in unſerer Seele con sordini die Begleitung herrlicher Melodien mit. Ja, lieber Gott, ſeufzte Doralice, ſo iſt's: wir geben dir in allen Dingen die Ehre; aber wir ſind ſehr bereit, ſie für dich in Empfang zu nehmen oder ihren Abglanz zu tragen.

Conrad ging über den Kiesweg dem Hauſe zu, höchſt gleichgültig gegen das bevorſtehende Geſpräch, inſofern es Celeſtine betraf; jedoch höchſt geſpannt zu erfahren, was Doralice denn eigentlich als ſehr wichtig für ihre Schweſter betrachte. Er hatte ſich in Muthmaßungen erſchöpft; keine gab ihm Aufſchluß; jede erſchien ihm kleinlich, denn ihm fiel nichts Anderes ein, als Aeußerlichkeiten und weltliche Bedingungen. Nein! die ſind von ihrer Seite unmöglich, ſprach er zu ſich ſelbſt, als er ſie auf dem Altan erblickte; Alltägliches bewegt dieſe Seele nicht! Doralice ging in den Salon, um ihn zu empfangen. Sie ſah ſanft und ernſt aus. Ihr blüthenzartes Colorit und ihr ſtrahlendes Auge waren von einem Hauch der Wehmuth gedämpft, den ſie von der Nachtwache am Sterbebett der armen Nanny mitgebracht hatte.

„Herr von Friedingen," ſagte Doralice, ſo wie Conrad eintrat, „wir müſſen Sie ſehr um Vergebung bitten, daß wir dies Geſpräch ſo lange verſchoben haben."

„Gnädige Gräſin," rief Conrad lächelnd, „Sie ſind ohnehin ſchon ſo intereſſant, daß Sie mich mit Ihrem majeſtätiſchen „wir“ ganz aus der Faſſung bringen.“

„Ich ſage ſo, weil ich im Namen meiner Familie, meiner Mutter, meiner Schweſter, das Wort führe und weil wir Alle ſolidariſch in einer gewiſſen Schuld ſind.“

„Doch nicht gegen mich?“ rief Conrad erſtaunt.

„Gegen Sie — als das Haupt Ihrer Familie.“

„Leben wir in den Zeiten der Capulet und Montagu?“ fragte er ſcherzend.

„Wer weiß, ob unſer gutes Vernehmen vor der Forderung Stich hält, die wir zu machen haben, und die meine gute Mutter durchaus hätte machen müſſen, bevor ſie die Verlobung meiner Schweſter mit Herrn Roderich von Friedingen genehmigte. Allein ſie hat eine gewiſſe .... Schüchternheit im Character, welche ihr ein entſchiedenes Auftreten faſt unmöglich macht.“

„Sie ſpannen meine Erwartung auf's Höchſte, Gräfin! .... Worin beſteht denn dieſe enorme Forderung, die uns zu entzweien droht?“

„Darin: daß, wenn Gott die Ehe unſerer Geſchwiſter mit Kindern ſegnet, dieſe in der katholiſchen Religion erzogen werden müſſen.“

„Und ferner?“ fragte Conrad erwartungsvoll.

„Daß ihnen wegen ihres katholiſchen Glaubens nicht die Rechte am Erbe und an der Succeſſion im Majorat entzogen werden, welche ſie als lutheriſch haben würden; alſo, mit einem Wort geſagt, daß ein Zweig Ihrer Familie, Herr von Friedingen, katholiſch würde; ja ſogar für den Fall, daß Gott Sie ohne Nachkommen aus dem Leben rieſe, der Stamm ſelbſt. Weil Sie jetzt der Stammherr ſind, geht die Sache Sie ſo nahe an, daß wir vorgezogen haben, früher mit Ihnen, als mit Ihrem Bruder darüber zu reden; denn wenn unüberſteigliche Hinderniſſe die Succeſſion von Katholiken unmöglich machten, ſo würden Sie uns darüber aufklären, während Ihr Bruder, von ſeiner Neigung verblendet, vielleicht ſich ſelbſt und uns mit einer Hoffnung täuſchen würde, deren Vereitelung ſpäter ſein häusliches Glück gar ſehr beeinträchtigen, ſogar Unfrieden zwiſchen ihm und der katholiſchen Mutter ſeiner enterbten Kinder ſtiften könnte. Für menſchliche Verhältniſſe muß man auf dergleichen Möglichkeiten bedacht ſein und ſie zu rechter Zeit unmöglich machen. Ueberlegen Sie alſo, was Sie zu thun haben und ſein Sie überzeugt, daß es uns viel lieber iſt, wenn unſere Forderung mit Beſtimmtheit abgelehnt wird, als wenn ſchwankende Zuſagen gegeben werden, die ſich ſpäter als unerfüllbar erweiſen.“

Dieſen letzten Satz hätte Doralice eigentlich im Singular ſprechen müſſen, denn Frau von Derthal und wahrſcheinlich auch Celeſtine, hätten ſich ſehr gern mit ſchwankenden Zuſagen zufrieden ſtellen laſſen, ja ſogar .... ohne ſie. Aber Doralice vertrat nun einmal die Familie und lieh derſelben ihr eigenes Herz.

„Und was würde man thun, wenn ich genöthigt wäre, Ihre Forderung abzulehnen?“ fragte Conrad.

„Es wäre unſere Pflicht, der Ehre einer Verbindung mit Ihrer Familie zu entſagen.“

„Und auf welcher Anſicht beruht dieſe Pflicht?“

„Auf der katholiſchen Glaubenslehre, daß die katholiſche Kirche die einzige iſt, welche der Sohn Gottes geſtiftet hat; die einzige, welche der heilige Geiſt fort und fort bis zum Ende der Zeiten leitet; folglich die einzige, in der unverkümmert alle Gnadenmittel vereinigt ſind, welche der Menſch für ſein Seelenheil bedarf. Demnach verſteht es ſich von ſelbſt, daß eine Trennung von dieſer Kirche eine Trennung von der göttlichen Offenbarung, von Gottes Liebe und Wahrheit iſt und daß durch ihn die Seele ihrer höchſten Güter beraubt wird. Welche Mutter könnte an ihren Kindern eine ſolche Miſſethat begehen und zugeben, daß ihre Kinder außerhalb der apoſtoliſchen Kirche erzogen würden! Wird ihr aber geſtattet, im katholiſchen Glauben ihre Kinder zu erziehen, wird dieſen jedoch die Erbfolge oder ein anderes gutes Recht entzogen: ſo bringt die katholiſche Frau Zwietracht, Unruhe, Verwirrung und Mißbehagen in ihr eigenes Haus, und auch das iſt dem göttlichen Gebot zuwider, welches Mann und Weib in der innigſten Gemeinſchaft haben will. Göttliche Geſetze ſchreiben uns unſere Wege vor und unſere Pflicht iſt es, ſie inne zu halten.“

Conrad hörte mit ſtiller namenloſer Freude dieſen einfachen Worten zu. Er ſah Doralice nicht an, er beachtete nicht den zauberiſchen Wohlklang ihrer Stimme. Er ſchaute auf die Madonnina Conneſtabile und folgte dem Gedankenzug, den Doralice gelaſſen entwickelte. Als ſie ſchwieg, ſagte er halb lächelnd:

„Gnädige Gräfin, wir ſind nun einmal daran gewöhnt, in jedem gläubigen Katholiken einen „verkappten Jeſuiten,“ einen „Ultramontanen“ zu wittern, vielleicht ſogar ein Stück „Concordat.“ Was das nun eigentlich für bösartige Weſen ſind, wiſſen wir nicht genau; doch feſt ſteht mindeſtens dieſes: ſie ſuchen wie Schlangen in den Proteſtantismus ſich hinein zu ringeln, um ihn, wie Maulwürfe, zu untergraben. Da ich nun nicht ohne Grund vermuthe, daß in Ihnen der Jeſuit-Ultramontan-Concordatismus ſtark vertreten iſt, der nichts ſo ſehr begehrt, als in unſer unſchuldiges Hänflingsneſt hämiſcher Weiſe ſeine Kuckuckseier zu legen, um uns zu erdrücken: ſo denke ich mir, daß Ihr Hauptwunſch in dieſer Sache der iſt, eine katholiſche Frau und folglich eine katholiſche Familie auf Grünau anſäſſig zu ſehen. Habe ich Recht?“

„Ja, Herr von Friedingen,“ ſagte ſie mild.

„Ja?“ rief er überraſcht.

„Wähnten Sie, ich erginge mich in leeren, ſchönklingenden Redensarten?“ fragte Doralice.

„Das nicht! aber ich geſtehe Ihnen ehrlich, ich hielt

Sie für unfähig, irdiſche Rückſichten im Hinterhalt zu haben.“

Nur mit einem Blick dankte ihm Doralice, als ſie gelaſſen antwortete:

„Was der Katholik von ſeiner Kirche hält, habe ich Ihnen ſo eben erklärt: ſie iſt ihm das übernatürliche Reich, in welchem hienieden Gott wohnt und waltet. Ihre Ausbreitung iſt alſo die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Kann ein Katholik einen höheren Wunſch haben? Da Grünau zu unſerer Erde gehört, ſo wüßte ich nicht, weshalb ich es in meinen Wünſchen von der Gnade ausſchließen ſollte, die eine katholiſche Familie dahin bringen würde. Für Celeſtine aber habe ich an Grünau nur gedacht, nicht gewünſcht, und das iſt ein großer Unterſchied, Herr von Friedingen. Ich wünſche weit inniger, daß Sie ſelbſt dort eine katholiſche Familie gründen möchten. Dann ſind die Friedingen feſt in den heiligen Boden der Kirche eingeſenkt.“

„Gnädige Gräfin,“ entgegnete Conrad nun ſehr ernſt, „da mir nicht ein einziger vernünftiger Grund zu Gebot ſteht, um Ihre Forderung abzulehnen, und da ich die Gründe, auf welche Sie ſich ſtützen, höchſt vernünftig und logiſch vom katholiſchen Standpunkt aus finde: ſo dürfen Sie verſichert ſein, daß ich aus voller Ueberzeugung in Ihrem Sinn zu meinem Bruder ſprechen werde.“

„Vergelt es Gott! lohn es Gott .... Herr von Friedingen!“ ſagte Doralice mit freudebebender Stimme und mit ſchimmernden Thränen im frohen Blick.

„Meines Bruders religiöſe Anſichten kenne ich zwar nicht,“ fuhr Conrad fort, „denn ich glaube, er ſelbſt kennt ſie nicht; allein ich halte es für unmöglich, daß er Ihnen überwiegende Gründe entgegenſtellen könne. Iſt es Ihnen recht, ſo bringe ich ſelbſt die Sache bei ihm in Ordnung und ſetze mich ſogleich in Correſpondenz mit ihm.“

„Vergelt es Gott!“ wiederholte Doralice, beinahe faſſungslos über ihren leichten Sieg.

„Verzeihen Sie mir nun aber auch eine Frage!“ ſagte Conrad. „Wie iſt es möglich, daß eine Familie, in der eine ſo entſchiedene Geſinnung herrſcht, dennoch ihre Töchter Ehen ſchließen ließ, worin die Kinder griechiſch und anglicaniſch geworden ſind?“

„Leider hatten wir früher dieſe Entſchiedenheit nicht,“ erwiederte Doralice erröthend. „Die Jugendzeit meiner guten Mutter fiel in jene Tage, wo man mit der allgemeinen Menſchenliebe und gegenſeitigen Toleranz einen ſolchen Cultus trieb, daß man ſich geſchämt hätte, auf das katholiſche Dogma irgend ein beſtimmendes Gewicht zu legen. Man ließ allenfalls eine religiöſe Richtung gelten, doch nur als Sache des Individuums. Man machte die Religion zu einer Gefühlsangelegenheit; man wies ihr das Herz zum Gebiet, beſſer geſagt, zum Verſteck an; man löſte ſie ab vom Leben, von den allgemeinen und öffentlichen Verhältniſſen, von der Politik, von der Wiſſenſchaft, von der Kunſt, ſogar von der Kirche. Die Kirche wurde eine Staatsanſtalt, der Büreaukratie untergeordnet, um nach vorſchriftsmäßigem Heller und Kreuzer den Gottesdienſt innerhalb der vier Wände der Gotteshäuſer möglichſt unſcheinbar und geräuſchlos für Diejenigen zu halten, welche etwa den Beſuch der Meſſe der proteſtantiſchen Predigt vorziehen ſollten. Das Leben von der Religion ablöſen heißt aber nichts Anderes, als es von göttlicher Wahrheit und göttlichem Geſetz ablöſen; man wird nach und nach indifferent gegen jene und der Egoismus tritt an die Stelle eines höheren Geſetzes. Mancher Einzelne leidet dieſe trübe Zeitſtrömung mehr, als daß er ſie eigentlich mit Bewußtſein verfolgte; indeſſen wird durch dies matte Sichtreibenlaſſen die Trübung des Zeitſtromes immer größer, und immer ſchwerer der Entſchluß, ſich ihm zu entreißen, wenn nicht der liebe Gott dem Einzelnen oder den Völkern heftige Erſchütterungen ſchickte, wodurch ſie zur Beſinnung kommen. Das iſt auch in unſerer Familie geſchehen, und die Stahltropfen mannichfacher Prüfungen haben uns etwas von der Energie des Glaubens zurückgegeben, die wir nie hätten verlieren ſollen und die ſich in das Herz der Tante Crescenze geflüchtet hatte. Sie allein hielt dieſen verborgenen Edelſtein hoch und werth. Aber wenn ſie ihn auch vor uns aufleuchten ließ, unſer Auge war damals noch geblendet von dem falſchen Kram der Gefühlsreligioſität, den unſere arme, liebe Mutter in ihrer Treue gegen Traditionen, in denen ſie aufgewachſen war, für ächtes Chriſtenthum hielt. Und ſo wurden drei Ehen geſchloſſen, über die ich nur ſchweigen kann."

„Doch war Lord-Henry's Ehe eine namenlos glückliche," bemerkte Conrad.

„Herr von Friedingen," ſagte Doralice ſanft, „das Glück iſt nur ſchön unter dem Kreuz."

„Lieben — iſt glücklich ſein!" ſagte er lebhaft.

„Die Liebe iſt nur ſchön unter dem Kreuz," verſetzte ſie mit ſanfter Entſchiedenheit.

„Welche Reſignation!" rief er.

„O nein, es iſt freudige Ueberzeugung. Unter dem Kreuz — da iſt die Liebe in Sicherheit gebracht. Da halten ſich zwei Herzen in den Schranken des Heiligthums und unter der Hand Gottes."

„Und das genügte, um glücklich zu ſein?" rief Conrad. „All die tauſend Aſpirationen des Herzens — ſeine Abgründe von Sehnſucht, ſein unſtillbarer Durſt, ſeine Schwingungen über alles Erreichte hinweg nach dem Etwas hin, das vielleicht unerreichbar, aber doch ſo reizend iſt — das Alles, und noch viel mehr, viel Unſagbares, viel Geträumtes, viel Erhofftes — das fände dort ſeine Befriedigung?! Nein, Gräfin, ſo mächtig iſt Ihr Kreuz nicht!"

„Haben Sie das an ſich ſelbſt erfahren?“ fragte ſie.

„Ich habe die Erfahrung der Welt für mich! abgerechnet einige bevorzugte Seelen, einige wenige Prädeſtinirte, die phönixſelten im Jahrhundert auftauchen — ſucht die Menſchheit ihr Glück und ihre Liebe nicht unter dem Kreuz.“

„Nun,“ entgegnete Doralice lächelnd, „wenn ſie es da nicht ſucht, kann ſie es auch freilich da nicht finden: das iſt klar, und beweiſt nichts gegen meine Anſicht.“

„Doch, Gräfin! eine richtige und allgemein gültige Anſicht würde mehr Anhänger haben.“

„Beſter Herr von Friedingen, Sie verweilen zu ſehr bei der Oberfläche. Wann hat die Welt — nämlich die Welt, wie der Apoſtel ſie verſteht, d. h. die große Maſſe der Irdiſchgeſinnten — wann hat ſie ſich je zu Anſichten bekannt, die ihrem Egoismus, ihrem Hochmuth, ihrer Genußſucht, ihrer feinen oder brutalen Selbſtliebe ungünſtig ſind? — Sie iſt ja eben deshalb das, was ſie iſt, nämlich Welt, weil ſie ſolche Anſichten verhöhnt, oder bekämpft, oder bei Seite ſchiebt, oder als poetiſche Fiction irgend einer ſchwärmeriſch überſpannten Seele belächelt. Die Welt, Herr von Friedingen, gibt in der Welt den Ton an; und dieſer Ton iſt ſo laut, ſo gellend, ſo marktſchreieriſch, ſo betäubend, daß die Oppoſition gegen ihn im gewöhnlichen Gang des Lebens kaum vernommen und gar nicht beachtet wird. Nur zu Zeiten, wenn Gott die Donner ſeiner Gerichte rollen läßt, und wenn ſie verhallen, dann verſtummt wohl einmal die erſchreckte Welt und fragt ſich, ob es nicht gerathen ſei, eine höhere Anſicht zur Richtſchnur zu wählen; und Mancher thut es und findet dann zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen, daß Tauſende und Tauſende und aber Tauſende, von denen Niemand eine Ahnung hat, die in der Wagſchaale der Welt gar nichts gelten und gar nicht mitzählen, daß ſie in aller Stille und aller Demuth jener höheren Richtſchnur folgen, und treue Anhänger und Verfechter eines übernatürlichen Paniers ſind. Dieſe müſſen Sie fragen, was das Kreuz ihnen iſt und ihnen gibt."

„Sie haben Recht!" entgegnete Conrad melancholiſch. „Die Welt nennt ihre Bachanalien — Glück und ihre Orgien — Liebe, und mag von nichts Anderem wiſſen und hören. Von ihr will ich ſchweigen. Allein es gibt Menſchen, die ſich nicht jenem wüſten Taumel hingegeben, nicht in die Trunkenheit des Idolencultus geſtürzt haben; die mit einer halb nüchternen und halb idealen Geſinnung dem Weltrauſch abhold ſind; die dem Wehen und Wirken des Geiſtes auf allen ſeinen Spuren nachgeben, um Himmliſches und Ewiges zu entdecken und um die Vollkommenheit verwirklicht zu ſehen, nach der ſie dürſten. Ich frage Sie, Gräfin: wenn Ihre Anſicht vom Kreuz die richtige wäre, würden dann nicht dieſe Menſchen mit den ſuchenden Seelen, mit dem forſchenden Geiſt, mit dem ſchwungvollen Herzen, die ſich müde gefragt haben an allen Thüren und Thoren, auf allen Wegen und Stegen der Intelligenz, ob da das Etwas zu finden ſei, was ihre Sehnſucht ſtillen könne: würden ſie nicht vor dem Kreuz niederſinken und frohlocken: Du biſt es!“ —

„Wären dieſe Menſchen Chriſten, ſo würden ſie das ganz gewiß thun,“ ſagte Doralice; „doch gerade ſie ſind nicht ſelten dem Chriſtenthum viel entfremdeter, als Andere, die in minder ſublimer Weiſe die Vergötterung ihres Ichs betreiben. Sind wir trunken von Leidenſchaften, ſo treten Augenblicke gräßlicher Ernüchterung ein, und das Verwerfliche und Haltloſe unſerer Beſtrebungen grinzt uns ſo todtenkopfsmäßig an, daß uns der Widerwille gegen ſie und die Verachtung unſerer ſelbſt auf eine andere Bahn führen kann, die am Kreuz ausläuft. Sind wir aber trunken von unſerer eigenen Vortrefflichkeit, von der Zartheit unſerer Empfindungen, von der Feinheit unſeres geiſtigen Lebens — ach, dann ſchätzen wir uns ſelbſt und unſer Treiben viel zu hoch, um unſere Bahn aufzugeben, an deren Ende nun einmal das Kreuz nicht ſteht. Der Verbrecher, der große Sünder gelangt leichter dahin, als der mit ſeiner idealiſchen Richtung zufriedene Menſch; denn jener fühlt ſich der Erlöſung bedürftig und dieſer nicht. Dieſe Bedürftigkeit aber iſt die Bedingung zur Entdeckung des Kreuzes. Fehlt ſie, ſo bleibt es verſchleiert.“

„Ich habe gehört, eine ſolche Entdeckung ſei Sache der Gnade, d. h. einer erleuchtenden Erkenntniß, die wir uns nicht aus eigener Kraft verſchaffen können,“ entgegnete Conrad. „Wenn das richtig iſt, ſo iſt der unerleuchtete Menſch ohne ſein Zuthun blind gegen das Kreuz und der erleuchtete iſt ſehend ohne ſein Verdienſt.“

„Die Erkenntniß göttlicher Wahrheit iſt allerdings Sache der Gnade und nicht unſer Verdienſt,“ erwiederte Doralice; „aber unſer Verdienſt iſt es, der Gnade nicht zu widerſtreben und Alles hinweg zu räumen, was die himmliſche Einwirkung hemmt, ſtört und unterbricht. Weil die Ausbrüche unſerer ſündigen Natur immer wieder und wieder ſolche Störungen hervorrufen, darum müſſen wir auch immer wieder die Mittel anwenden, welche die unendliche Liebe Gottes dazu beſtimmt hat, Canäle ſeiner Gnade zu ſein, und der Empfang der heiligen Sacramente, dieſer Act der Reue und Demuth, ſtellt in uns das Gnadenleben wieder her oder kräftigt es, je nachdem es verloren gegangen oder ohnmächtig geworden war. Und dies, Herr von Friedingen, iſt auch der innerſte Grund, weshalb wir auf eine katholiſche Eheverbindung ſolch Gewicht legen. Um das zu werden, was der Menſch, ſeiner Beſtimmung nach, werden ſoll, und was er, ſeiner Sehnſucht nach, auch werden möchte, genügt es nicht, ſo gewiß unbeſtimmt an Gott zu glauben und ſo gewiß träumeriſche, heiße Aſpirationen nach irgend einer idealiſchen Vortrefflichkeit und Befriedigung zu haben. Dazu muß er in das Reich der Gnade eintreten, welches die Sacramente — um mich profan, aber Ihnen verſtändlich auszudrücken — in's irdiſche Leben hineinzaubern. Ihre geheimnißvolle, wunderbare Kraft ſtammt vom Kreuz, entſchleiert das Kreuz, führt zum Kreuz, und wandelt den Menſchen, dieſen Wildling nach der Ordnung der Natur, in ein Blüthenreis für das ewige Leben, in einen Chriſten um, der unter dem Kreuz ſein Glück zu finden und ſeine Liebe zu adeln ſucht. — Und nun erlauben Sie mir, meiner guten Mutter die frohe Botſchaft zu bringen, daß Sie ſelbſt die Vermittelung dieſer heiligen Angelegenheit übernehmen wollen," ſetzte Doralice im veränderten Ton hinzu, indem ſie aufſtand und dadurch Conrad nöthigte, ſich auch zu erheben.

Er that es zögernd, blieb ſtehen, ſchaute ſich um im Salon und ſagte halblächelnd.

„Ihre Madonnenbilder haben es mir angethan, Gräfin! Wohin man blicken möge, überall fällt das Auge auf himmliſche Geſtalten, die für den Himmel zu gewinnen ſuchen. Iſt das katholiſche Art?"

Aber auf ſie, nicht auf ihre Bilder, fiel ſein Blick bei dieſer Frage.

„Gutkatholiſche Art iſt es, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen überall zu fördern," entgegnete Doralice leicht erröthend, indem ſie ſich tief verneigte.

Conrad durfte nicht länger zögern; er verließ ſie;

aber ihm war zu Muth, als ſei ihm etwas wunderbar Schönes begegnet. Nur wußte er nicht was. Daß dereinſt meines Bruders Kinder katholiſch werden ſollen, iſt für mich perſönlich ganz indifferent, ſprach er zu ſich ſelbſt, und kann unmöglich eine ſolche Freudigkeit in meine Seele gießen. Iſt es die Freude, meinem Bruder dieſe Verbindung zu ſichern? .... Aufrichtig geſtanden .... ich meine es gibt noch manche Celeſtine in der Welt, wenn er dieſe nicht heimführte. Iſt es die Freude, daß ich mit dieſer Familie in Freundſchaft bleibe? .... Mit der Familie? .... nun ja! man iſt immer gern in gutem Vernehmen mit guten Menſchen. Wie ſagte ſie doch! „die Liebe iſt nur ſchön unter dem Kreuz!“ Nun, das klingt doch nicht beſonders erfreulich! aber es klingt wie aus einer anderen Welt, ... wie eine übernatürliche Sprache, deren Dollmetſcherin ſie iſt .... dieſe ſchöne, edle Doralice. Ja, wer das ſagt, das glaubt, danach lebt: „Glück und Liebe ſind nur ſchön unter dem Kreuz“ — der bringt ein anderes Evangelium, als das iſt, welches die Philoſophie und die Wiſſenſchaft unſerer Tage predigen. Und welche wunderbare Fügung, daß dieſe Himmelsbotin mir begegnen muß. — —

Während er an Roderich ſchrieb, theilte Doralice ihrer Mutter das glückliche Ergebniß mit und Frau von Derthal frohlockte:

„Süße Tochter, Du gibſt mir einen unſäglichen

Troſt! kein Wort ſpricht es aus, wie ich in dieſer Zeit gelitten habe. Nunmehr betrachte ich die Sache als gewonnen, denn Roderich wird ſchwerlich ſeinem Bruder und uns widerſtehen. Ach Kind, wie muthig biſt Du! Dir danken wir dieſen Sieg."

„Gott hätte ihn auch Dir gegeben, liebe Mutter," entgegnete Doralice mit ihrer gewohnten Zärlichkeit. „Führen wir ſeine Sache, ſo legt er uns das rechte Wort in den Mund."

„Aber dieſer vortreffliche, verſtändige Conrad! glaubſt Du nicht, daß Jemand, der ſo viel Einſicht beſitzt, auch weiter kommen müſſe? Welch ein guter Katholik würde er ſein, wenn er erſt ganz überzeugt und gewonnen wäre! Ich kann mich der Hoffnung nicht erwehren, daß der liebe Gott Dich, ſüßes Kind, zum Werkzeug ſeiner Bekehrung erwählt hat. Der erſte Schritt dazu iſt bereits geſchehen. Verſäume nichts, ich flehe Dich an, um ihn weiter zu bringen."

„Zweifle nicht an meinem guten Willen, liebe Mutter," entgegnete Doralice halb erfreut, halb befremdet durch dieſen feurigen Eifer ihrer Mutter und ahnungslos über die eigentliche Triebfeder deſſelben die Hoffnung auf den fünften Schwiegerſohn. „Aber die Bekehrung einer ſolchen Seele von einem ſolchen Standpunkt erfordert Rieſenkämpfe, zu denen der heilige Geiſt ſelbſt den Streiter antreiben muß. Mir ſcheint, Herr von Friedingen habe mehr Wohlgefallen an ſchönen Theorien, als an deren practiſcher Durchführung, und bewege ſich ſo gern in der Welt der Gedanken, daß er das Handeln faſt überflüſſig findet. Kränkliche Menſchen, die früh von ſchmerzlichen Prüfungen heimgeſucht wurden und keine Veranlaſſung zu kräftigen Willensanſtrengungen auf dem glatten Pfade ihrer bequemen Verhältniſſe hatten, gerathen zuweilen in ſolchen Dämmerzuſtand."

„Darum eben müſſen Andere energiſch an ihrer ſtatt wollen," rief Frau von Derthal, „und ihnen das Ziel, das ſie zu erreichen haben, auch als erreichbar vorſtellen — nicht allzu ſublim, ſüßes Kind."

„Das Ziel iſt der Himmel, iſt das ewige Leben, iſt das Anſchauen Gottes, liebe Mutter; das kann man wirklich nicht ſublimer vorſtellen, als es in der That iſt," ſagte Doralice lächelnd.

„Gewiß nicht! o nein! aber meinſt Du nicht auch, daß unterhalb dieſes übernatürlichen Zieles für ihn auch ein irdiſch glückliches zu erreichen wäre?"

„Warum nicht?" ſagte Doralice und blickte befremdet die Mutter an. „Aber das liegt nicht in meiner Hand und ich hätte auch nicht das Talent, irgend Jemand darauf hinzuführen."

„O Kind, Du haſt Talent zu Allem, was Du unternimmſt! .... — Nicht wahr, das hat ſie?" rief Frau von Derthal dem eben eintretenden Lord Henry zu.

Als dieſer erfuhr, wovon die Rede ſei, rief er in heftiger Entrüſtung:

„Sagt ich's nicht immer, daß Sie eine Proſelytenmacherin erſter Ordnung wären, Doralice? Nicht bloß in der Gegenwart und die Generation, die Sie umgibt, möchten Sie für den Papismus gewinnen .... nein, das genügt Ihnen nicht! o nein! herrſchſüchtig greifen Sie in die Zukunft hinein und umſpinnen kommende Geſchlechter mit Ihren Glaubensnetzen."

„Das thue ich nicht, lieber Henry! der Fiſcher von Galiläa thut's. Der wirft ſeine Netze wieder und immer wieder aus, denn ſein Meiſter ſprach zu ihm: Ich will euch zu Menſchenfiſchern machen. Uebrigens haben Sie Anlagen zur melodramatiſchen Declamation! Gewiß haben Sie das Theater der Porte St. Martin in Paris oft beſucht?" Doralice ſagte dies Alles ſo anmuthig, ganz ſanft, ganz feſt, ganz lieblich, dabei mit einem Anflug von harmloſem Spott, daß ſich Lord Henry in ſeinem Herzen nicht bloß entwaffnet, ſondern wehrlos fühlte. Deshalb rief er nur noch erzürnter:

„Was Melodrama! — Von einer Tragödie iſt die Rede! .... Zu Tragödien der Weltgeſchichte führt der katholiſche Fanatismus, der den Andersgläubigen nicht einmal das Leben gönnt." ... — —

„Doch, lieber Henry! ſogar das ewige Leben!"

„Und der das Heiligſte, was es auf Erden gibt, die aufrichtige Liebe von zwei jungen Herzen dazu mißbraucht, um die römiſche Tyrannei auszubreiten."

„Die Liebe von zwei jungen Herzen, wie Sie ſo rührend ſagen, iſt etwas recht Schönes, wenn ſie ſich innerhalb derjenigen Schranken hält, welche die heiligſte Pflicht ihnen auflegt: Glaubenstreue."

„Aber, Sie unglückliche Doralice, Sie erzwingen ja für den einen Theil einen Act von Apoſtaſie."

„Beſter Henry, wie oft habe ich Ihnen ſchon geſagt: die göttliche Wahrheit iſt eine oder keine. Dieſe eine wird unter göttlicher Autorität in der katholiſchen Kirche bewahrt. Wer ſie annimmt, bekehrt ſich vom Irrthum zur Wahrheit. In der Welt zählt man ſeit dem Beginne des Chriſtenthums circa fünfhundert Irrlehren, die mehr und minder ihre Anhänger, ihre Dauer hatten. Sie begannen im erſten Jahrhundert, in der apoſtoliſchen Zeit; und ſie vermehren ſich auch noch im neunzehnten. Großbritannien ſoll mit dreißig verſchiedenen Secten geſegnet ſein, welche natürlich Alle eine Fraction Wahrheit für ſich in Anſpruch nehmen. Wie Sie Sich nun mit dieſen Fractionen behelfen, das geht uns nichts an. Wir wollen aber nicht, daß den Unſeren die Fülle der göttlichen Wahrheit verkümmert werde, und daß menſchliche Lehre dort Eingang finde, wo göttliche Offenbarung in Kraft ſteht. Menſchenwerk dem Werke Gottes, Unvollkommenes dem Vollkommenen, Lehren eines Individuums den geoffenbarten Glaubenslehren vorziehen: das iſt Apoſtaſie .... und daraus folgt, daß nur der Katholik ſie begehen kann. Gibt aber Roderich von Friedingen der göttlichen Wahrheit die Ehre: ſo iſt das eine Bekehrung.“

„Nonſens, Doralice! Nonſens! Alle Chriſten ſind Chriſten, wenn ſie Chriſtus haben.“

„Ja, lieber Henry, wenn ſie ihn haben.“

„Und Alle haben denſelben Chriſtus!“

„Nein, lieber Henry, bilden Sie Sich das ja nicht ein!“ ſagte Doralice im Tone des zärtlichſten Mitleids, aber mit der äußerſten Entſchiedenheit. „Den menſchgewordenen, gekreuzigten, euchariſtiſchen, ewig lebendigen Chriſtus, in ſeiner wirklichen und weſenhaften Gegenwart — den beſitzt nur die katholiſche Kirche.“

Lord Henry war während des Geſprächs im Cabinet der Frau von Derthal auf und ab gegangen. Seine innere Unruhe fand zugleich Linderung und Ausdruck in dieſer Bewegung. Aber jedes Wort, das Doralice ſprach, regte ihn mehr und mehr auf. Es war ihm, als ſtiegen Schranken zwiſchen ihm und ihr himmelan, als thürme ſie eine Mauer auf, die ihn unerbittlich von ſeinem Glück, von ſeinen Hoffnungen ſcheide — und Alles das nur .... weil ſie der verhaßten katholiſchen Kirche angehörte. Jetzt blieb er vor ihr ſtehen und ſah ſie an mit einem Blick, der Frau von Derthal zittern machte, den aber Doralice mit der Frage beantwortete:

„Oder glauben Sie etwa an das Dogma vom Geheimniß der wahren und weſenhaften Gegenwart Chriſti, in ſeiner Gottheit und Menſchheit — im heiligſten Altarsſacrament?“

„An dieſe papiſtiſche Erfindung des zwölften Jahrhunderts?“ rief er bleich vor Zorn; — „Gott Dank — nein.“

„Das ſagte ich eben: wir haben nicht denſelben Chriſtus,“ entgegnete Doralice. „Vom heiligen Nachtmahl an, durch die Catacomben hindurch, in die beſiegte Barbarenwelt und in Europa's Civiliſation hinein, durch anderthalb Jahrtauſende — die gewichtigſten, die reichſten in der Weltgeſchichte — lag die chriſtliche Menſchheit auf den Knieen vor dem anbetungswürdigen Liebesgeheimniß der wirklichen göttlichen Gegenwart, welches die geweihte Hoſtie verſchleiert. Da erhoben ſich Meinungen, die ihre Richtigkeit nicht beſſer zu begründen wußten, als durch die Behauptung, dies Dogma ſei eine papiſtiſche Neuerung. Die Anſicht fand Beifall, fand Anklang bei Denen, die einen gründlichen Bruch mit der heiligen Kirche beabſichtigten. Die ſchauerliche Gottesläugnung machte tauſend Tabernakel zu Einöden, beraubte Millionen von Seelen des himmliſchen Troſtes, der in der Verheißung Chriſti gegeben iſt: „„Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt,““ unterbrach die Lebensſtrömung, die von Ihm auf ſie überging, verbannte Ihn gleichſam in den Himmel, als ob die Menſchheit ſeiner beſeligenden Nähe nicht bedürfe und ſuchte ſich zu begnügen mit einer Verſtümmelung ſeiner Liebesthat. Den euchariſtiſchen Chriſtus, dies ewig lebendige Opfer für unſere Sünden, dieſe übernatürliche Speiſe unſerer Seele, dies göttliche Unterpfand unſerer glorreichen Auferſtehung, den euchariſtiſchen Chriſtus, deſſen wundervolles Liebesmyſterium die Geheimniſſe der Menſchwerdung und des Erlöſungstodes in ſich beſchließt — den habt Ihr verworfen .... und dann muthet Ihr uns die Annahme zu, wir hätten Alle denſelben Chriſtus!! Nein, lieber Henry, den Wahn müſſen Sie fahren laſſen, als ſtände Alles, was Chriſt heißt, auf demſelben Boden des Glaubens. Chriſtus iſt einer und göttliche Wahrheit iſt eine, denn Er hat ſie verkündet; Beide ſind unzertrennlich! außerhalb der Kirche hat man nur ihr Stückwerk."

„Beſtes Kind!" ſagte Frau von Derthal äußerſt beunruhigt durch Lord Henry's mühſam unterdrückten Zorn. „Chriſtus iſt für die ganze Menſchheit gekreuzigt worden und die Akatholiken ſetzen ihr volles gläubiges Vertrauen auf ſeinen Tod, der ihnen die höchſte Gottesthat iſt."

„Ja wohl," ſagte Doralice immer mit derſelben feurigen Entſchiedenheit, die ihrem zarten ſchönen Antlitz einen ganz unausſprechlichen Adel verlieh. „Chriſtus iſt für Alle geſtorben; dem hab' ich nie widerſprochen. Aber inwiefern man ihn beſitzt: da liegt der Unterſchied und dieſen Unterſchied dürfen wir nie vergeſſen! Liebe, Duldung, Nachſicht und Gebet ſind wir den Andersgläubigen ſchuldig. Doch mit unbeſiegbarer Entſchiedenheit müſſen wir behaupten, daß wir nicht auf einem und demſelben Boden des Chriſtenthums ſtehen; das ſind wir Gott ſchuldig. Sie haben ja unſere Glaubenslehre verworfen. Nun wohlan! dieſe Lehre iſt das Wort Gottes und „„Gott iſt das Wort,““ ſpricht St. Johannes. Da liegt eine Kluft, die wir nicht verläugnen dürfen! auch nicht dem unverſchuldeten Irrthum zu Liebe, denn das wäre eine Beleidigung der Wahrheit. Uebrigens ſei verſichert, liebe Mutter, daß da, wo principiell der euchariſtiſche Chriſtus geläugnet wird, auch dem gekreuzigten große Gefahr der Abſetzung droht. Sieh' nur den armen Friedingen an. Er hat durchaus den chriſtlichen Boden unter den Füßen verloren und er iſt nur deshalb ſo nachgiebig gegen uns, weil ſeine Vernunft ihm eine gewiſſe Ehrfurcht vor der Unbeugſamkeit — nicht vor der Chriſtlichkeit — unſerer Ueberzeugung gebietet.“

Lord Henry erholte ſich ein wenig von ſeinem Groll durch dieſe Bemerkung, die, wie er meinte, eine noch tiefere Kluft zwiſchen Conrad und Doralice, als zwiſchen ihm ſelbſt und Doralice ziehe.

„Alſo total ungläubig?“ rief er; — nun, da hätte ich wohl die liebenswürdigen Dinge hören mögen, die Sie ihm ohne Zweifel mit aller Grazie geſagt haben werden .... da Sie mich ſchon in ſo unerhörter Weiſe mißhandeln.“

„Er hat nicht von mir begehrt, daß ich ſeine Anſichten als ebenbürtig des katholiſchen Glaubens anerkennen ſolle und hat mich nicht zum Zweikampf aufgefordert," erwiederte Doralice, „und wie lieb es mir wäre, wenn auch Sie, beſter Henry, ſeinem Beiſpiel folgen wollten, das kann ich Ihnen gar nicht beſchreiben."

„Laſſen Sie mir doch die Freude, für meinen Glauben zu kämpfen und zu leiden."

„Sie erzürnen Sich dermaßen bei unſeren Geſprächen," entgegnete ſie, „daß ich mich des Verdachtes nicht erwehren kann, der Zorn müſſe bei Ihnen die Stelle der guten Gründe vertreten . . . . und das iſt mir äußerſt peinlich."

„O bilden Sie Sich nur nicht ein, ich könnte meinen Glauben nicht vertheidigen! Geriethe ich nicht durch Ihre papiſtiſche Anmaßung ganz außer mir, ſo würde ich die gewichtigſten Gründe, wenn auch nicht mit Ihrer ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit entwickeln und ſagen: mein Glaube iſt der einer vernünftigen, geſitteten, intelligenten Zeit; ein Glaube, welcher der Menſchheit Ehre macht, indem er Gott die Ehre gibt, die ihm gebührt, und dem Individuum Spielraum zu einer edeln Entwickelung und Selbſtſtändigkeit gewährt, ein Glaube, der neben unſerer Menſchenwürde und unſerem hohen ſittlichen Ernſt beſtehen kann und mit dem ganzen Organismus unſeres Staates, unſeres Landes, unſeres Volkes verwebt iſt — der Glaube meiner Väter und meiner Kinder."

„Ich meinte, Sie hätten mir mit einigem Stolz erzählt, Ihre Familie ſei eine der wenigen, welche ihr Beſtehen bis auf die angelſächſiſche Eroberung zurückführe;“ ſagte Doralice.

„Allerdings, das können wir! in Northumberland hat unſer Haus Wurzel gefaßt, die ſich bis in die tiefſte Dämmerung der Geſchichte zurückbiegt.“

„Und da glauben Sie wirklich, daß der Glaubensbote Auguſtinus, der im Jahre 596 den heidniſchen Angelſachſen das Evangelium zu predigen begann, und durch ſeinen Gefährten Paulin im Jahre 627 das Bisthum York in Northumbrien ſtiften ließ, daß er die Lehre verkündet habe: Englands weltliches Oberhaupt ſei auch das Oberhaupt der Kirche in England? was ja ſchon deshalb unmöglich war, weil England damals in viele kleine Königreiche ſich vertheilte! — Nein, beſter Henry, die längſte Reihe Ihrer Ahnen war katholiſch, und wenn die ſpäteren es nicht mehr waren, ſo verdanken ſie das den Blutgerüſten König Heinrich's VIII. oder den Blutedicten der „guten Königin Beß“ gegen die Katholiken.“

Der Diener der Frau von Derthal trat ein und übergab ihr mit einiger Beſtürzung eine telegraphiſche Depeſche, welche ein Bote von der nächſten Telegraphenſtation ſoeben brachte.

„Vermuthlich Roderich's Zuſtimmung,“ ſagte Frau von Derthal gedankenlos vor Schreck, erbrach das Telegramm und las:

„Spiridion ſtarb am Typhus in Bukareſt. Ich gehe nach einigen nothwendigen Reiſevorbereitungen mit meinem Sohne dahin. Wir ſind wohl. Blanca.“

„Armer Spiridion!“ ſeufzte Frau von Derthal ſehr gefaßt.

„Arme, arme Blanca!“ rief Doralice in Thränen.

◆

Geſtörte Reiſepläne.

Dieſer plötzliche Todesfall wurde ſehr verſchieden in der Familie aufgefaßt. Frau von Derthal ſah jetzt in Blanca das, was ſie vom erſten Augenblick ihrer Verehlichung mit großem Gleichmuth in ihr geſehen hatte: eine reiche Wittwe. Dafür hatten die Ehepacten auf's Glänzendſte geſorgt; überdas war ſie bei ihrem minderjährigen Sohne faſt als unumſchränkte Herrin des Vermögens zu betrachten. Daß der kränkelnde Spiridion nicht Methuſalems Alter erreichen werde — mein Gott! darauf war ja alle Welt vorbereitet geweſen! Celeſtine und Eulalie, die den verſtorbenen Schwager wenig und die Gefrierpunkt-Temperatur ſeiner Ehe gar nicht gekannt hatten, ſahen in Blanca ganz harmlos eine betrübte Wittwe und weinten herzlich über den Gram, den ſie bei ihr vorausſetzten. Fräulein Crescenze und Doralice blickten zitternd auf die junge lebensluſtige Wittwe und Lord Henry war auch nicht ohne Sorge um Blanca's ferneres Schickſal. Er hatte auf ſeinen zahlreichen Reiſen den Weg zwiſchen England und dem Continent faſt immer über Paris genommen und kannte daher ſeine Schwägerin Blanca genauer, als irgend Jemand in der Familie. Gerade dieſe genaue Kenntniß war nicht ſehr troſtvoll. Er ſchwieg darüber. Er war zu ſehr, und durch und durch, Gentleman, um je eine Sylbe über die Lippen zu bringen, die den flüchtigſten Schatten auf irgend eine Frau hätte werfen können. Sogar unter Männern fand er ſolche Bemerkungen oder gar Geſpräche vom ſchlechteſten Ton. Frauen gegenüber würde er es als einen unverzeiblichen Verſtoß betrachtet haben. Sein Schreck war nicht gering, als Doralice ihn alles Ernſtes aufforderte, nach Interlaken zu gehen und Blanca nach Bukareſt zu begleiten; ſie habe keinen Bruder, keinen Vater, der ihr auf der Reiſe in jenes halbwilde Land und in der Wildniß ihrer dortigen Verhältniſſe ſchützend und rathend zur Seite ſtehen könne: alſo ſei es ſeine Pflicht. Die Familie ſei es ſich ſelbſt und einer Tochter des Hauſes ſchuldig, dieſe nicht bei fünfundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt zu laſſen; und er ſei ganz der ernſte und weltvertraute Mann, der ihr in dieſem Augenblick ſeinen Beiſtand antragen müſſe. Er habe ja weder am Rhein noch in England etwas zu verſäumen, wiſſe ſeine Kinder gut aufgehoben und dürfe alſo nicht zögern, einige Monate zum Opfer zu bringen, das ſie Alle ihm hoch anrechnen würden.

„Nur nicht Blanca!“ erwiederte er. „Sie beſorgt ihre Angelegenheiten nach ihrer Einſicht und hat es gar nicht gern, wenn man ihr allerhand Wenn und Aber dazwiſchen wirft.“

„Iſt ſie denn im Stande, einen Ueberblick der Verhältniſſe ihres Kindes, ſeines Vermögens, ſeiner Güter und was weiß ich Alles! zu gewinnen?“

„Warum nicht? wenn ihre Geſchäftsleute es für nothwendig erachten. Wollen dieſe aber Blanca hinter das Licht führen, ſo iſt Niemand im Stande das zu verhindern, weil Niemand von uns Spiridion's Verhältniſſe und die walachiſchen Zuſtände kennt. Bliebe Blanca dort, ſo dürfte man noch eher hoffen, dieſen Urwald zu lichten, ſobald ſich ein Vertrauensmann fände, der allen übrigen Beamten, Verwaltern ꝛc. ꝛc. vorzuſetzen wäre.“

„Vielleicht bleibt ſie dort! wir wiſſen ja gar nichts von ihren Plänen?“

„Blanca ſoll ſich in Bukareſt oder auf ihren Gütern niederlaſſen?“ rief Lord Henry halb lachend. „Ja, den nächſten Winter mag ſie vielleicht in Bukareſt zubringen — wohlverſtanden, wenn Zoula dort einen Palaſt beſitzt — um der Crême der Bojaren das Nonplusultra einer Eleganten im Pariſer Styl, nicht im orientaliſchen, vorzuführen; aber dann wird ſie die Freuden von Bukareſt ſatt und überſatt haben und nach ihrem theuern Paris ſchreien. Sie wird ſich dann einen Geſchäftsmann wählen und theuer bezahlen, der ihr viel Ergebenheit und Pflichtgefühl verſprechen und wenig halten wird; er wird ſie tüchtig betrügen und ſie wird endlich durch die Finger ſehen, um des beſtändigen Verdruſſes quitt zu ſein, wird denken: Mein Sohn iſt ohnehin reich genug, andere Leute wollen auch leben; und wird ſich in der Ueberzeugung, ihre Mutterpflicht in dieſer Beziehung auf's Beſte erfüllt zu haben, zur Erziehung ihres Sohnes nothwendiger Weiſe nach Paris begeben müſſen, wo ja auch der arme Zoula ſo vortrefflich erzogen worden war."

Statt zu antworten brach Doralice in Thränen aus. Lord Henry aber ſagte gleichmüthig:

„Blanca denkt nun einmal anders wie Sie."

„Was und wie Blanca denkt, darüber wiſſen wir Alle leider ſehr wenig!" ſagte Fräulein Crescenze; „und wenn meine elende Geſundheit nicht auf allen Ecken und Enden meinen guten Willen hemmte, ſo ginge ich zu ihr, um ihr, wenn auch nichts Anderes, doch wenigſtens die Theilnahme ihrer Familie zu beweiſen und ſie daran zu erinnern, daß ſie nicht ganz allein in der Welt ſteht."

„Was Du nicht kannſt, beſte Tante, das kann und will ich thun," ſagte Doralice entſchieden und trocknete ihre Thränen. „Ich telegraphire an Blanca, ſie möge mich erwarten, ſetze mich morgen auf die Eiſenbahn und bin übermorgen bei ihr."

„Das iſt gut!“ rief Fräulein Crescenze; „und am allerbeſten wäre es, wenn Du ſie beſtimmen könnteſt hieher zu kommen, bevor ſie nach Bukareſt geht. Der kleine Umweg und die Verzögerung haben bei der ungeheueren Entfernung gar nichts zu bedeuten und man würde ſie doch endlich wiederſehen, die arme liebe Blanca.“

„Aber um des Himmels willen,“ rief Lord Henry beängſtigt, „hätte Blanca Luſt zu kommen, ſo käme ſie. Warum ſoll Doralice nach Interlaken jagen und doch ohne Blanca heimkehren!“

„Ich reiſe!“ ſagte Doralice entſchieden. „Blanca ſpricht in ihrem Telegramm von Reiſevorbereitungen; die Päſſe, die Geldangelegenheiten müſſen beſorgt werden: das erfordert einige Tage. Sie kann noch nicht fort ſein. Ich werde ſie bitten, mich zu erwarten.“

Sie ſchrieb einige Zeilen, ſchickte ſie durch ihren Diener auf der Eiſenbahn nach der Telegraphenſtation in Wiesbaden und beachtete weiter nicht Lord Henry's Einwendungen. Als nun Alles abgemacht war, ſagte er:

„Wohlan! Sie werden mir erlauben, Sie zu begleiten.“

„O nein,“ entgegnete Doralice, „das werd' ich nicht. Für Blanca, wie es nöthig war, haben Sie die Reiſe nicht machen wollen. Für mich will ich es nicht, denn es iſt unnöthig: ich habe meine Leute bei mir und die ganze Fahrt bietet nicht die geringſte Unbequemlichkeit. Sie dürfen ruhig in Ihrer Hängematte bleiben.“

Lord Henry ſchwieg, aber er wüthete innerlich: Sie iſt ein boshaftes Geſchöpf! ſie weiß recht gut, daß mir an der Hängematte nichts liegt! .... Und ich begleite ſie doch! ... heimlich .... fahre in einem anderen Waggon. Das kann ſie mir nicht verbieten .... die Eiſenbahn iſt für Jedermann. Sie trifft bei Blanca Menſchen, die ihr nicht angenehm ſein werden, dies Geſindel von ſogenannten Künſtlern .... wie unbehaglich für ſie. ... Eigentlich müßt' ich's ihr gönnen .... warum hört ſie nicht auf meinen Rath! .... Sehr eigenſinnig iſt ſie .... hm, ja, ſehr ... und doch ſo gewiß himmliſch .... ein ganz beſonderes Weſen! wie wird ſich noch Alles wenden und enden! — — Dieſer letzte Seufzer galt jedoch nicht der Reiſe nach Interlaken.

Frau von Derthal ließ Doralice gewähren. Auch ſie hätte gern Blanca in der tiefen Wittwentrauer bei ſich im Schlößchen geſehen, die ſchöne Fürſtin Zeula, mit ihren fabelhaften Reichthümern, mit ihrem vaterloſen Söhnchen, deſſen Heimath an Europa's Grenzen lag .... wie rührend! wie intereſſant! welch ein Schmuck für ſie, die Mutter .... dieſer Blumenſtrauß von ſchönen Töchtern.

Als Conrad den bevorſtehenden Reiſeplan erfuhr, ging es ihm wie Lord Henry: er hätte gewünſcht, Doralice begleiten zu dürfen. Da dies unmöglich war, ſo projectirte er ſeinerſeits einen Ausflug — nur wußte er nicht wohin, nicht weshalb, nicht wozu. Die Seele fehlte ja doch überall, wenn ſie fehlte. War es nicht am gerathenſten, nach Grünau zurückzukehren? — Conrad ſchauderte vor ſeinem ſchönen Schloß, ſeinem Park, ſeinen Büchern, ſeinem Flügel, ſeinen Pferden, ſeinen Jagden — ſeiner Einſamkeit! In der Leere und Oede des Daſeins, wo man Alles hat, was das Herz **nicht** begehrt und Nichts von dem, was es begehrt: da ſtirbt das Leben ab da ſinkt es zu einer Art von Marionetten-Exiſtenz herab. Man bewegt ſich, man handelt, man thut und treibt, je nachdem die Faden der Gewohnheit, welche uns an die Welt der Erſcheinungen knüpfen, durch dies oder das Ereigniß berührt werden und man führt ein ſeelenloſes, unvollſtändiges, dürftiges Leben.... ein Leben ohne Beruf, ohne Ziel, in welchem keine einzige gute Fähigkeit ſich vollſtändig zu entwickeln vermag. Der Druck der Vereinzelung ertödtet ſie. Aus dieſen und ähnlichen Gedankenzügen, in welche ungeſucht, wie Sonnenblitze durch trübe Wolken, einzelne Worte und Aeußerungen von Doralice — oder die Erinnerung an ein Lächeln, eine Bewegung, einen Blick von ihr lichtend fielen — weckte ihn ein Brief von Roderich. Dieſer ſchrieb:

„Lieber Conrad, meine Empfindung beim Leſen Deines Briefes war grenzenlos; ich ſage Dir — grenzenlos. Alles, was ich je gelernt, geleſen, gehört, etwa gedacht habe, von katholiſchen Ein- und Uebergriffen in das Heiligthum des Familienlebens. Alles das ſtand jetzt leibhaftig vor mir auf der einen Seite; während auf der anderen Seite die Perſpective auf eine gewiſſe Cabinetsordre folgenden Inhalts ſich mir eröffnete: Offiziere evangeliſcher Confeſſion (bei uns zu Lande ſagt man lutheriſch; es iſt aber ganz daſſelbe), die, wenn ſie ſich mit Katholikinnen verehelichen, nicht die feſte Beſtimmung treffen, daß ihre etwaige Nachkommenſchaft der evangeliſchen Kirche einverleibt werde, erhalten den Abſchied. Nun bin ich aber mit Leib und Seele Soldat und der Soldat hält zu ſeiner Fahne; das begreifſt Du, lieber Conrad, und folglich auch das Grenzenloſe meiner Empfindungen. Natürlich wüthete ich etwas. Zuerſt gegen den Papſt, er möge heißen wie er wolle, der dieſen Höllenkram erfunden hat. Zweitens gegen die Pfaffen, die ihn darin unterſtützen. Drittens gegen das Concordat, das in Oeſterreich all' dieſen Unſinn zur Geltung bringt. Viertens gegen die Cabinetsordre, die eine indirecte Frucht des Concordats iſt, indem wir uns, der Parität wegen, mit gleichen Maßregeln wehren müſſen. Fünftens, aber etwas Weniges nur, gegen Celeſtine, die ihre allerliebſten Pfötchen in dieſe ſchreckbaren Uebergriffe hineinmiſcht. Und als ich mich ganz gehörig ausgewüthet hatte, da fing ich an mich zu beſinnen."

Conrad ließ das Blatt halb lächelnd, halb traurig ſinken und erwog die unbegreifliche Verwegenheit ſeines

Bruders, der bei einer ſolchen Unreife der Geſinnung ſich anſchickte, in den Eheſtand zu treten, und Celeſtinens, die ſorglos bereit war, ihre Zukunft mit allem Leid und allen Freuden eines Menſchenlebens an einen ſolchen Gatten zu knüpfen. Dann las er weiter:

„Das Nachdenken machte mich ruhig, lieber Conrad. Gegeben iſt die Cabinetsordre allerdings; ob aber publicirt? das weiß ich nicht und ich werde mich auch ſehr hüten, danach zu forſchen; denn wer viel fragt, bekommt viel zu wiſſen, ſagt das Sprichwort — und mehr als ihm lieb iſt, ſage ich. Sollte ſie aber auch publicirt ſein, ſo iſt es doch ſehr die Frage, ob die Androhung jemals in Erfüllung gegangen iſt. Iſt das nicht geſchehen, gibt es keine Antecedentien dieſes Falles, ſo müßte ich ein Schwarzſeher ohne Gleichen ſein, um anzunehmen, daß er extra für mich in Ausübung kommen werde. Ich bleibe alſo bei meiner Fahne. Das iſt die Hauptſache. — Was nun die katholiſche Nachkommenſchaft betrifft, ſo iſt meine Anſicht dieſe: die Mutter hat die Erziehung der Kinder zu beſorgen; der Vater dirigirt nur ſo im Großen und Allgemeinen. Halten die Damen es für unmöglich, eine gute Erziehung ohne katholiſche Hülfsmittel zuwege zu bringen, ſo würde Celeſtine nicht ermangeln, jedes Mal, wenn ein armes Würmchen nicht Ordre pariren will, mir begreiflich zu machen, das gehe aus dem Mangel einer katholiſchen Erziehung hervor. Die Frauen ſind reich an Ein- und Widerreden.

Dieſe Veranlaſſung will ich wenigſtens von vorn herein unmöglich machen. Dadurch ſichere ich den häuslichen Frieden. Endlich: warum ſollte ich der allerliebſten Celeſtine nicht dieſen Gefallen thun, der ſich doch im Grunde nur um eine Idee dreht und keinen ſchlimmen Einfluß auf meine Descendenz üben kann; denn ich kenne Katholiken die ſchwere Menge, die gerade ſo flotte Lieutenants ſind, wie der Sohn meines Vaters. Und was Töchter betrifft — ſind ſie fromm? ... nun das gefällt mir! Frauen ohne Frömmigkeit ſind affröſe Geſchöpfe. Jeder vernünftige Mann muß Widerwillen gegen das vom Glauben emanzipirte Weibervolk haben; denn um ihrer Tugend willen hat noch Keine der Frömmigkeit Valet geſagt. Das ſteht feſt. Alſo: fromme Töchter — charmant. Wollen ſie aber etwa in's Kloſter, ſo führe ich ſie auf den Ball. Punktum. Du ſiehſt alſo, lieber Conrad, daß ich durchaus nicht mehr rabbiat über Frau von Derthals Forderung, ſondern nach reiflicher Erwägung zu dem Entſchluß gekommen bin, ſie zu genehmigen. Mein Gott, Nachgiebigkeit auf beiden Seiten iſt ja ein Haupterforderniß, um in der Ehe glücklich zu werden. Ich, als Hauptperſon und als der vernünftigere Theil, fühle mich verpflichtet, mit gutem Beiſpiel voran zu geben und mich nachgiebig zu erweiſen. Um deſto ſicherer kommt dann die Reihe an Celeſtinette. Ich habe die vortrefflichſten Vorſätze gefaßt, um ein ganz ausgezeichneter Ehemann zu ſein: nicht aufbrauſend, nicht verſchwenderiſch, kein

Griesgram, kein Topfgucker, kein Brummbär; kurz, das Ideal eines Gatten. Ich — ein Ideal! ein verwirklichtes! Conrad, erkennſt Du Deinen Bruder? O Wundermacht der Liebe!! Jedoch — oder beſſer geſagt — deshalb verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich das Regiment des Hauſes führen und pünktlichen Gehorſam fordern werde. Meine Nachgiebigkeit von heute ſichert mir die Herrſchaft für meine ganze Zukunft, und wie wichtig dieſer Punkt iſt, lieber Conrad, das wirſt Du erſt dann ermeſſen, wenn Du im Begriff biſt, die Schwelle des Tempels der Ehe zu überſchreiten. Mir ſcheint, ich werde erhaben in meinen Anſichten und Ausdrücken. Findeſt Du das auch, ſo lies mein Schreiben den Damen vor. Findeſt Du es nicht, ſo behalte es für Dich und theile ihnen nur die Quinteſſenz deſſelben mit.“

Conrad wählte das Letztere und erklärte einfach, Roderich ſei gern bereit, in den Ehepacten die gewünſchte Verſicherung einer katholiſchen Kindererziehung zu geben. Er konnte vor ſich ſelbſt den Wunſch nicht verhehlen, daß das häusliche Regiment doch lieber von Celeſtinens etwas trockener Verſtändigkeit, als von Roderichs Unreife gehandhabt werde, und er hoffte, wenn ſie nur halbwegs vernünftig ſei, und Roderich zu behandeln wiſſe, ſo werde dieſer fromme Wunſch in Erfüllung gehen. Frau von Derthal erſchöpfte ſich in Dankbarkeitsverſicherungen. Doralice ſagte einfach:

„Wir werden Gott bitten, es Ihnen zu lohnen.“

„Was denn?“ ſagte Conrad ablehnend. „Ich folgte meiner Ueberzeugung, indem ich die Ihre zur Geltung zu bringen ſuchte.“

„Alſo finden Sie doch unſere Anſicht .... oder unſeren Standpunkt richtig?“ fragte Doralice ſchüchtern.

„Nicht abſolut richtig; aber es iſt doch ein folgerichtiges Syſtem, während ſich bei meinem Bruder nicht die Spur von einer poſitiven Grundlage für ſeinen Glauben und ſeine Pflichten findet.“

„Dieſes bereitwillige Zugeſtändniß ſoll eben der liebe Gott Ihnen lohnen,“ ſagte Doralice wehmüthig. „Sie ſchließen doch nicht abſichtlich Ihre Augen gegen das Licht.“

„Gewiß nicht!“ betheuerte Conrad. „Aber in meine Augen iſt ſo viel Licht gefallen, es ſpielt in ſo vielen Farben des Prismas, es glänzt in ſo vielen ſich durchkreuzenden Strahlen, daß ich durchaus nicht das Bedürfniß fühle, abermals einen Lichtaufgang wahrzunehmen und abermals deſſen Spiegelungen auf einer neuen Facette meiner Intelligenz zu beobachten. Im Gegentheil! ich ſpüre viel mehr das Bedürfniß, meine Augen gegen alle dieſe Blendungen zu ſchließen — und zu ruhen.“

„Ja,“ ſagte Doralice; „das iſt der Seufzer der erlöſten Creatur: ruhen in der übernatürlichen ſeligen Nacht des Glaubens.“

„Ruhen in den Schatten, welche ſich ſtill und kühl ausbreiten, wenn all die täuſchenden Lichter verglommen ſind," verſetzte Conrad.

„Herr von Friedingen," ſagte Doralice ernſt, „dieſe Schatten... ſind nicht ſelten „die Schatten des Todes," von denen die heilige Schrift ſo ergreifend ſpricht. In dieſer Dämmerung iſt die Traumwelt zu Hauſe, und die Seele, die es leichter findet, ſüß zu träumen, als gut zu handeln, tapfer zu wollen und beharrlich zu kämpfen, verſinkt in dieſe Schatten — und ſchläft ein, wie die Menſchen einſchlafen, die ſich üppig zwiſchen duftenden Blumen betten: ſie erwachen nicht mehr. Daß dies nicht an Ihnen geſchehe .... darum werden wir den lieben Gott bitten, wie es ſich ziemt für gute Chriſten."

Ihre Stimme war ruhig, aber an ihren langen, dunkeln Wimpern hingen Thränen und ihre Augenlieder ſenkten ſich wie Blumenblätter unter ſchweren Thautropfen. Conrads Herz zitterte.

„Steht es denn wirklich ſo ſchlimm mit mir," fragte er mit gepreßter Stimme, „daß Sie mich wie einen Hinſterbenden betrachten? daß Sie um mich weinen .... und ich weiß nicht weshalb? daß Sie mir danken .... aber durch einen Klageruf? daß wir wie auf zwei verſchiedenen Sternen ſtehen, wo Jeder von uns eine andere Sonne zu Häupten, eine andere Erde zu Füßen hat? O Gräfin, in welcher Welt leben Sie?"

„In der Welt des Glaubens, Herr von Friedingen," entgegnete Doralice mit einem wundervollen Aufleuchten ihres ſchimmernden Auges; „und weine ich, ſo iſt das deshalb, weil dieſe Welt, dieſe ächte und rechte Heimath der Seelen, Ihre Heimath nicht iſt.“

„Im Schlößchen aber erwerben Sie ſich immer mehr und mehr die Heimathsberechtigung,“ nahm Frau von Derthal das Wort. „Dies iſt freilich nur etwas ganz Proſaiſches und Irdiſches, allein die Verhältniſſe auf unſerer armen Erde haben auch ihren Werth.“

Sie ſchwebte in der beſtändigen Furcht, Doralice werde mehr ſagen, als Conrad vertragen könne, und deshalb ſuchte ſie den Aeußerungen ihrer Tochter nach Kräften ein kleines Correctiv von Tröſtung und Liebenswürdigkeit folgen zu laſſen. Je näher ſie Conrad kennen lernte, deſto beſſer gefiel er ihr. Er war klug . . . . und doch nicht rechthaberiſch und ſtreitſüchtig; von edlem Character und doch nachſichtig gegen menſchliche Schwäche; angenehm im Umgang . . . . und doch zuverläſſig, wie ſich das bei der Verhandlung mit Roderich zur Genüge herausgeſtellt hatte; mit einem Wort: ein unvergleichlicher Schwiegerſohn. Nur mußte ſie ſich eingeſtehen, daß er Eulalie gar nicht — hingegen Doralice mit unbedingter Huldigung bewundere. Das hat nun freilich gar nichts zu bedeuten, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, das iſt nicht anders, als ob er der Pallas Athene oder einem ſonſtigen Marmorbild huldige. Da es aber zu keiner Verbindung führen kann, ſo fürchte ich, er reiſt mir auf und davon, ſobald Roderich verheirathet iſt. Dieſe

Vorſtellung quälte ſie ſehr. Jetzt ſchien ihr der Augenblick günſtig zu der Frage:

„Was meint Ihr? wäre es nicht ſchicklich, Celeſtinens Verehelichung bis zum nächſten Frühling zu verſchieben?“

„Ich bitte .... Nein! im Namen meines Bruders,“ rief Conrad. „Er hat ſich ſo eben Ihren Wünſchen willfährig gezeigt; ſein Sie jetzt nicht grauſam gegen die ſeinen.“

„Und Celeſtine iſt doch nicht mehr in ihrem Sinn bei uns zu Hauſe,“ ſagte Fräulein Crescenze.

„Bis zum October ſind ja noch zwei Monate,“ ſagte Doralice, „ſo daß die tiefſte Trauer um Spiridion dann bereits abgelegt iſt. Eine ſtille Trauung, ohne irgend eine andere Feier, als die kirchliche, verletzt weder den Anſtand noch das Gefühl — ſelbſt dann nicht, wenn Blanca hier wäre.“

Da ſich Frau von Derthal auf drei Punkten zugleich geſchlagen ſah, ergab ſie ſich und ſchickte nur ein Stoßſeufzerlein zu Gott, dem Vater der Wittwen und Waiſen — da ihre arme kleine Eulalie doch gewiß eine vaterloſe Waiſe war!

Doralice beſorgte ihre geringen Reiſeanſtalten; Lord Henry desgleichen; aber ganz heimlich. Im letzten Augenblick wollte er ſich zu ihrer Begleitung ſtellen; er wußte, daß Mutter und Schweſtern es ſehr wünſchten, und wenn auch im Allgemeinen ein Wunſch von Doralice hundert andere überwog: ſo trat für dieſen beſonderen Fall doch genau das Gegentheil ein. Conrad nahm am Abend nicht Abſchied von Doralice. Er wollte ſich in der Frühe des nächſten Morgens im Schlößchen einfinden und ſie wenigſtens bis zum letzten Augenblick ſehen; und dann wollte auch er eine kleine Reiſe rheinauf machen und die beiden ſchönſten Dome, die der romaniſche Styl aufzuweiſen hat, in Worms und Speyer bewundern.

Ein ſchmaler blaßgelber Lichtſtreif am öſtlichen Himmel verkündete einen neuen Tag; einen Tag, dies wundervolle und ſo wenig geſchätzte Geſchenk Gottes, das der Menſch, in der unſäglichen Gleichgültigkeit ſeiner Natur gegen jede Gnadengabe, faſt gedankenlos hinnimmt. Es iſt ja nun einmal ſo: die Sonne ging geſtern unter und ſie geht heute auf; das iſt der Tag — baſta. Ja, das iſt der Tag. Aber dieſer Tag kann uns die Veranlaſſung zu einem großen Liebeswerk, zu einem frommen Opfer, zu einer reineren Erkenntniß, zu einer edlen That bieten! an dieſem Tage können wir den erſten Schritt zu unſerer inneren Umwandlung thun, den erſten Blick der Reue in unſer Herz werfen, den erſten Seufzer nach Gottes Barmherzigkeit ausſtoßen! An dieſem Tage können wir den guten Entſchluß ausführen, zu dem wir uns lange ſchon gedrängt fühlten, aber nicht die Kraft dazu hatten; können wir das Wort ausſprechen, den Schritt thun, das Werk üben, welche die erſte Stufe zu unſerer Heiligung ſein würden! dieſer Tag kann der erſte unſeres Lebens ſein, der im ewigen Leben Geltung hat! — Wohl dem, der ſo den Tag auffaßt und etwas Anderes in ihm ſieht, als die Stunden, die zwiſchen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegen.

Im Schlößchen war noch Alles ſtill; nur der Kutſcher, der Doralice zur nächſten Eiſenbahnſtation fahren ſollte, ſchüttete bereits den Ponies das Futter vor und beſorgte deren Morgentoilette. Da horchte er auf, denn es ſchien ihm, als höre er ein Poſthorn. Es war aber nicht die Stunde des Eilwagens und der Pfiff der Eiſenbahn war es auch nicht; ſo früh ging kein Zug. Er ſetzte ſein Geſchäft fort. Da ertönte das Poſthorn abermals deutlich und nah und der Kutſcher hörte nun auch, als er vor die Stallthüre trat, den raſchen Hufſchlag eines Pferdes, aber keinen Wagen. Sein Nachſinnen über dies ſeltene Ereigniß, welches durch die Verbreitung der Eiſenbahnen immer ſeltener noch wird, wurde unterbrochen, als eine Staffette an's geſchloſſene Gitterthor heranritt und ſeinem Poſthorn ſo entſetzliche Töne entlockte, daß Hof- und Stallhunde zu heulen anfingen und alles Gevögel in Haus und Hof unruhig wurde. Der Kutſcher ſtürzte zum Thor, riß es auf, empfing vom Poſtillon eine Depeſche an die Gräfin Ghioray, nebſt der Weiſung, eine Beſcheinigung der richtigen Ablieferung zurückzubringen, und eilte nach dem Schweizerhauſe. Dort war man ſchon aufgeſtanden und Doralice las betroffen Blanca's Telegramm:

„Komm nicht. Ich bin reiſefertig, kann Dich nicht
„erwarten. Vergebung. Tauſend Dank. Auf Wieder-
„ſehen im Frühling."

Henry hat Recht! ſeufzte Doralice; Blanca will uns nicht haben. Gott ſtehe ihr bei.

Sie wies die Dienſtboten an, alle Reiſeanſtalten einzuſtellen. Nach und nach kam die ganze Familie im Schweizerhauſe zuſammen, voll Neugier und Spannung. Lord Henry war der Erſte. Nachdem er das Telegramm geleſen hatte, ſagte er mit einer gewiſſen triumphirenden Miene:

„Nun, Doralice? wer hat einmal wieder Recht: Sie oder ich?"

„Sie!" entgegnete Doralice niedergeſchlagen. „Aber trauern ſollten Sie darüber, ſtatt in kindiſcher Rechthaberei zu frohlocken."

„Es iſt Ihnen doch gar nichts lieber, als mich zu tadeln," verſetzte er. „Was kann ich für meine Menſchenkenntniß! Sie verlangen doch gewiß nicht, daß ich deshalb meinen Platz bei jenem Philoſophen des Alterthums einnehme, der beſtändig über die Thorheit der Menſchen weinte."

„Das war nicht das übelſte, was je ein Philoſoph gethan hat," ſagte Doralice. „So weinten auch die

Propheten des Alten Bundes; und ſo weinte Chriſtus um Jeruſalem.“

Frau von Derthal erſchien mit einer Menge von Troſtgründen für die vereitelte gute Abſicht der einen Tochter und von Rechtfertigungsgründen für das Verfahren der anderen. Ihre heimliche Anſicht über die ganze Begebenheit lautete ſo: Ich bin froh, daß Doralice hier bleibt; ſie iſt eine Feſſel für Friedingen. Wollte er nicht auf der Stelle entwiſchen? wenn auch nur, um die romaniſche Baukunſt zu bewundern. Aber er braucht vor der Hand gar nichts zu bewundern! .... Arme, kleine Eulalie! wärſt du doch nur ein einziges Jahr älter .... du Sorgenkind, du!

Man blieb bei Doralice zum Frühſtück und Conrad kam zur beſtimmten Stunde. Er war ſo froh über die aufgegebene Reiſe, daß Lord Henry innerlich ergrimmt ihn fragte:

„Gehen Sie heute nach Mainz oder Speyer .... oder wohin ſonſt?“

„Nach keinem von beiden Orten,“ erwiederte Conrad unbefangen. „Ich wollte zuerſt nach Heidelberg gehen, wo ich vor Jahren ſtudirt habe.“

„Ach, könnte ich doch einmal Heidelberg ſehen!“ rief Eulalie; „es ſoll ſo ſchön ſein .... und ich habe von der ganzen großen, weiten Welt noch gar nichts Schönes geſehen.“

„Wenn Sie Ihre Reiſe um vierzehn Tage aufſchieben wollen, Herr von Friedingen," ſagte Frau von Derthal, „ſo könnten Sie vielleicht unſer Reiſemarſchall nach Heidelberg und Speyer ſein. In dieſem Augenblick iſt es nicht paſſend für uns .... aber ſpäter wird uns Allen eine kleine Zerſtreuung nach den traurigen Emotionen dieſer Tage recht wohlthätig ſein."

Eulalie ſprang auf, küßte wiederholt Frau von Derthals Hand und frohlockte:

„Ich werde Heidelberg ſehen ... die berühmte Ruine."

„Ohne Herrn von Friedingens Zuſage abzuwarten?" fragte lächelnd die Mutter.

„Auf die rechnete ich!" rief Eulalie naiv.

„Sie ſind ein Muſter von Wohlerzogenheit, Eulalie!" ſagte Lord Henry im Ton ſcharfen Verweiſes, um ſeinem Mißmuth Luft zu machen, daß er ſelbſt die Veranlaſſung zu dieſer Wendung der Dinge gegeben habe.

Eulalie erröthete und ſagte etwas verlegen, aber immer mit ihrer unverwüſtlichen Munterkeit:

„War ich unhöflich, Herr von Friedingen, ſo vergeben Sie mir! ... Ich bin ja ſo ungebildet, weil ich die Welt nicht geſehen habe! dieſe Reiſe wird gewiß dem Mangel glänzend abhelfen .... und dann, Henry, müſſen Sie mir ebenſo öffentlich eine Belobung meiner Wohlerzogenheit zukommen laſſen, als jetzt den Tadel. Die Engländer ſind ja Liebhaber des öffentlichen Verfahrens. Wir armen Deutſchen halten es für klüger, unter vier Augen zu tadeln."

„Sollte ſich Ihr Talent für die Naſeweisheit in der

Welt noch mehr entwickeln, Eulalie, ſo wäre ich ſehr der Meinung, daß Ihnen Heidelberg und ſeine Ruine auf ewig verborgen bliebe,“ ſagte Lord Henry.

„Sind Sie auch dieſer Meinung, Herr von Friedingen?“ ſagte Eulalie unverzagt; „Sie ſind die Hauptperſon in dieſer Angelegenheit.“

„Sie iſt ja längſt entſchieden, da Sie auf mich rechneten, Fräulein Eulalie,“ ſagte Conrad lächelnd.

Ihm entging Lord Henry's Verſtimmung über dieſen veränderten Reiſeplan nicht und um deſto lieber ging er darauf ein. Er fühlte eine eben ſo entſchiedene Abneigung gegen dieſe leibhafte Verkörperung John Bulls — wie er bei ſich ſelbſt Lord Henry nannte — wie dieſer eine Antipathie gegen Conrad, den er einen Ideologen nannte, empfand. Beide hatten beſtändig Luſt, mit einander zu zanken; aber Conrad vermied wenigſtens immer, der angreifende Theil zu ſein, während Lord Henry mit einer gewiſſen Freude jede kleine Meinungsverſchiedenheit dazu benutzte. Stand Doralice auf Conrads Seite, ſo wollte der Streit nicht enden; denn Henry hielt es dann für eine zweifache Ehrenſache, ſeine Anſicht zur Geltung zu bringen. Doralice trat aber ſo oft wie möglich auf Conrads Seite, um ihm zu beweiſen, daß ihre Auffaſſung von Leben und Beſtimmung zwar grundſätzlich der ſeinen zuwider laufe, aber ſie nicht blind und ungerecht mache, wenn er Richtiges und Wahres ſage. Und das geſchah nicht ſelten. Conrad iſt nicht der einzige Menſch, der vernünftiger iſt, als ſeine Theorien, und der nicht ſo verkehrt handelt, als er denkt, weil er das große Glück hat — inconſequent zu ſein. Mitleid mit dieſem irrigen Verſtand und Theilnahme für dies edle, allem Guten und Schönen offene Gemüth — dieſe zwei zarteſten und reinſten Empfindungen, ſchlugen ihre feinen Fädchen von Doralice zu Conrad hinüber, und die Hoffnung, daß die Wahrheit den Irrthum beſiegen und die Seele gewinnen werde, webte jene Fädchen weiter und feſter aus. Allein ſie bemerkte es nicht.

Die Tage floſſen ſo ruhig dahin, es lag ein ſolcher Friede auf den Verhältniſſen, Conrad war im Familienkreiſe ſo ganz heimiſch, und nahm ſo ſicher und einfach ſeinen Platz darin, als ſei er auf demſelben geboren, die kleinen Zwiſtigkeiten mit Henry hoben die allgemeine Harmonie nur noch mehr hervor; ein friſches, regſames Leben, Muſik, Lectüre, Spaziergänge, Geſpräche, beſeelte den kleinen Kreis — woher hätte für Doralice eine Beunruhigung kommen ſollen? — Ueber Conrads Herz aber zitterte der zerſchmelzende, beſiegende und beſeligende Frühlingshauch, den man Liebe nennt. Er vergaß nicht bloß die Enttäuſchungen ſeiner Vergangenheit, ſondern auch ſeine Entmuthigungen und ſeine Hoffnungen. Das Weſen, von dem er geträumt hatte, die Hypatia-Heloiſe-Beatrice, zerfloß geſpenſtiſch in grauen Nebel und ſank unaufhaltſam in den Abgrund der Vergeſſenheit hinein, und eine andere Geſtalt, klüger, liebevoller, himmliſcher geſinnt als jenes Gebilde ſeiner Phantaſie, nahm in Wirklichkeit deſſen Stelle ein und füllte den Raum zwiſchen Himmel und Erde. Er wagte noch nicht, etwas Beſtimmtes zu hoffen; dazu hatte er nicht die leiſeſte Veranlaſſung. Aber die Hoffnung iſt der Athemzug der Liebe: ſie lebt durch Hoffnung und bemerkt es nicht. So ging es auch ihm. Weil er aber die Erfüllung für ein unermeßliches, beinahe unfaßbares Glück hielt: ſo meinte er, daß er noch nichts hoffe. Eine Scheidewand war zwiſchen ihm und ihr, das wußte er: es war ihr Glaube. Wenn aber dieſer Glaube, wie ſie behauptete, in göttlicher Wahrheit wurzele — wenn er der war, für deſſen Erkenntniß der Menſchengeiſt recht eigentlich geſchaffen und gebildet ſei: warum ſollte er ſich nicht zu demſelben erſchwingen und ſich mit deſſen Lehren und Geſetzen bekannt machen können! Sie betete ja für ihn um dieſe Erkenntniß; ſie hoffte alſo für ihn auf dies göttliche Licht. Daß eine ganz andere Scheidewand zwiſchen ihnen beſtehe, eine unüberſteigliche und unerſchütterliche — davon ahnte er nichts. Sie war ja frei — war ſeit Jahren von dem Grafen Ghioray getrennt, der ſich längſt anderweitig vermählt hatte: da konnte nach ſeiner Meinung kein Hinderniß liegen. Es ſchien ihm zwar zuweilen, als präge ſich die Verzichtung auf Glück, wie die Menſchen es verſtehen, als entſchiedener Grundſatz, als etwas Unabänderliches, das zu ihrem Leben gehöre, bei ihr aus; allein das konnte mit ſchmerzlichen Erfahrungen aus einer bitteren Vergangenheit zuſammenhängen und aus einer gewiſſen Schüchternheit entſpringen, die nicht das Herz hat, zum zweiten Mal die Hand nach dem großen Loos des Lebens auszuſtrecken. Welch eine ſelige Aufgabe, ſie mit ihrem traurigen Schickſal zu verſöhnen!... Alles, was er dachte, verſenkte ihn nur immer tiefer in ſeine Liebe, und jeder Tag war ihm ein Geſchenk von namenloſer Koſtbarkeit, denn jeder Tag führte ihn zu Doralice.

* * *

Doralice.

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Credo“ ....
(Symb. Apostol.)

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

Univer…
München
Bibliothek

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die Loreley	1
Stillleben	40
„Wir ſind Kinder der Heiligen“	69
Ein Sommertraum	97
Vier Schweſtern	141
Venezia la bella	185
Glauben und Wiſſen	234
Der Weltüberwinder	264
Conrad	296

Die Loreley

„Leſen Sie uns etwas vor, Herr von Friedingen,“ ſagte Frau von Derthal bittend. „Ich kenne gar nichts Gemüthlicheres, als ſo an einem ſchönen Sommertag in der Veranda zu ſitzen, zu arbeiten, und vorleſen zu hören, beſonders wenn der Vorleſende ein angenehmes Organ hat. Ueberdas höre ich Ihre norddeutſche Ausſprache ſo gern.“

„Welche Lectüre befehlen Sie?“ fragte Conrad.

„Mir einerlei! beſtimme wer da will.“

„Leſen Sie doch Schillers „Wallenſtein!“ rief Lord Henry. „Das iſt eine der berühmteſten Tragödien Ihres berühmteſten Dichters, und ich kenne ſie nicht. Ich möchte wiſſen, ob er in derſelben ein glücklicher Rival von Shakeſpeares hiſtoriſchen Tragödien iſt. Im Don Carlos iſt er es nun einmal gewiß nicht! da iſt überhaupt nichts Hiſtoriſches, als die Namen, und dieſe ſind weiter nichts als Puppen, die Schiller, der deutſche Ideolog vom reinſten Waſſer, in ſeiner Manier ausſtaffirt und als Hiſtorie dargeboten hat. Sein Philipp II. iſt faſt noch lächerlicher als Marquis Poſa ſelbſt — und das will viel ſagen."

„Wir finden Ihren Shakespeare doch manchmal allzu trocken in ſeinen hiſtoriſchen Tragödien," verſetzte Conrad. „Wir Deutſche ſind nun einmal ſchwärmeriſchen Gemüths und arm an Thaten, und deshalb haben wir Schiller ſo gern, der Jenes in wunderſchönen Phraſen ausſpricht und Dieſes durch ſie verhüllt: er iſt unſer Organ in dieſer Richtung, die er mit einem Schwung verfolgt, mit einem Zauber ſchmückt, mit einem Glanz überſtrahlt, welche ſein wundervolles dichteriſches Genie beurkunden. Aber ich gebe Ihnen zu, daß er immer und ewig der ſubjectiviſtiſche Schiller bleibt, von einer objectiven Auffaſſung der Hiſtorie keine Ahnung hat, und daß daher manche Charactere unter ſeiner ſchönen ſchwungvollen Feder — Carricaturen werden."

„Zum Beiſpiel ſeine Jungfrau von Orleans," ſagte Fräulein Crescenze. „Welch' eine hochtrabende, exaltirte, ſelbſtbewußte Figur hat er aus der ſchlichten, demüthigen, frommen Jeanne d'Arc gemacht!"

„Doch ſcheint mir die Trilogie des Wallenſtein wunderſchön, lebendig gruppirt, von jener tragiſchen Macht, welche Menſchen von großen Schickſalen eigen iſt, und daher in ſich wahr," ſagte Conrad. „Der Wallenſtein ſelbſt, ſein Leben, ſeine Laufbahn, ſein Glück, ſein Ruhm, ſeine Macht, ſein Tod — Alles hat ein gewiſſes geheimnißvolles Gepräge, als ob die Geſtirne, an deren beſonderen Einfluß er zu ſeinem Unheil glaubte, dieſen in der That an ihm geübt hätten. Und gerade dieſen Punkt, wo der kühne, gewaltige Geiſt, das Herrſchergenie, an das nebuloſe Nichts ſeiner Träume ſtößt und dadurch untergeht, hat Schiller mit hinreißendem Zauber dargeſtellt.“

„Ja,“ ſagte Fräulein Crescenze, „das verſteht er meiſterhaft und das wiederholt ſich auch in allen ſeinen Hauptfiguren: große Geiſter, ſchöne Seelen, die an ihren Träumen zu Grunde gehen. Es waren gleichſam Spiegelbilder ſeines eigenen Weſens. Auch ſein Genie bleibt im Bereich der Nebel.“

„Was ein Dichter leiſten kann ohne Glauben, Hoffnung und Liebe, das hat Schiller gewiß geleiſtet,“ ſagte Doralice.

„Nun .... und mit ihnen? wer?“ rief Conrad.

„Vielleicht muß er noch geboren werden .... vielleicht liegt er jetzt in der Wiege,“ ſagte ſie. „Aber das ſteht feſt bei mir: Deutſchland hat ſeinen größten Dichter noch nicht gehabt.“

„Ah!“ rief Lord Henry mit einem Anflug von Spott. „Schiller und Göthe waren ja nicht katholiſch!“

„Richtig!“ ſagte Doralice gelaſſen, „und die Folge davon war die: ſie wurzelten nicht in Deutſchlands großen Traditionen, ihrem Genie fehlte der nährende

Lebensſtrom, der den Dichter in Wechſelverbindung mit dem Geiſt eines Volkes, welches eine Vergangenheit von einem Jahrtauſend hat, beſeelend erhält. Schiller und Göthe blickten auf Deutſchlands große Zeit verächtlich herab. Sie waren die Blüthe des philoſophiſchen achtzehnten Jahrhunderts und kannten und verſtanden nur dieſes und deſſen Forderungen. Die Welt, die Zeit, das Leben, die Geſchichte fing mit ihnen und ihrer Epoche an, ging gleichſam aus ihrer Individualität hervor. Das mag genug ſein für das achtzehnte Jahrhundert; aber für Deutſchland iſt es bei Weitem nicht genug, denn dies achtzehnte Jahrhundert iſt viel eher ſeine Schmach, als ſeine Krone, iſt eine Zeit des Unheils und des Verfalls, das unſere gegenwärtige Miſere durch ſeine ſklaviſche Markloſigkeit vorbereitet hat. Sollten einſt für Deutſchland beſſere Tage kommen, ſo geht aus den Stürmen, welche ſie bringen werden, vielleicht auch Deutſchlands größter Dichter hervor.“

„Sie behaupten ja immer, Ihre Heiligen wären immenſe Genies,“ ſagte Lord Henry; „noch vor Kurzem behaupteten Sie das von Ihrer Hildegard. Nun, weshalb leiſten die nichts auf dem Gebiete der Kunſt? die Kunſt iſt auch eine Verherrlichung Gottes.“

„Die Heiligen ſind Genies im Lieben, beſter Henry,“ entgegnete Doralice; „ihre Schöpfungen ſind Thaten der Liebe Gottes und ihre beſten Kräfte verwenden ſie, nicht um Verſe zu machen und um Bilder zu malen, ſondern um ihre Seele nach dem göttlichen Ebenbilde umzuformen.“

„Das iſt doch nur etwas ganz Individuelles, was ſonſt keinem Menſchen zu gut kommt! ganz egoiſtiſch iſt es!“ rief er.

„Beſter Henry,“ ſagte ſie lachend, „ein einziger ſolcher Menſch, den Sie egoiſtiſch und den wir heilig nennen, thut mehr zur Verherrlichung Gottes und für das Glück der Menſchheit, als je Schiller, Göthe, Shakespeare und wer mit ihnen in einer Reihe ſteht, gethan haben und thun können.“

„Halten Sie ein, Doralice! Schiller und Göthe gebe ich Ihnen preis .... Shakespeare aber nimmermehr! Dieſe Bilder der Menſchheit, dieſe Schickſale der Völker, dieſer ewige und gleichſam zu Recht beſtehende Kampf des Menſchen um ſein höchſtes Gut, ſein Glück, dies Sturmlaufen der Leidenſchaften nach ihrem Siegespreis und ihre Beſiegung .... durch ihr eigenes Uebermaß; dieſe Verſchwiſterung von Niederträchtigkeit und von Größe in einer und derſelben menſchlichen Bruſt; dieſer heitere Scherz über all' die Flittergoldkronen und Purpurfetzen, mit denen der Erdenwurm ſich groß dünkt; dieſe unendliche Mannigfaltigkeit der Charactere, der Verwickelungen, der Situationen; — dieſe ungeheueren Weltanſchauungen; dieſe Fülle und Tiefe der Gedanken — Doralice, damit kann man die Erziehung der Menſchheit machen!“

„Ich dachte, das ſei die Aufgabe der Religion,“ warf ſie ein.

„An ſolchen Lehren und Beiſpielen, in lebendigen Bildern dargeſtellt, entwickelt ſich der Menſch ganz anders, als an Kanzelvorträgen.“

„Der Meinung bin auch ich!“ ſagte ſie lächelnd.

„Es iſt nicht nur Englands Geſchichte, ſondern die der Welt und des Einzelnen, welche ſich in großartigen Gruppen, kühnen Umriſſen und reizenden Scenen vor uns entfaltet, und die Bekanntſchaft mit dieſer allgemeinen Geſchichte iſt ein gewaltiges Mittel der Bildung und Erziehung. Man kann die höchſte Lebensweisheit aus Shakespeare lernen und klug und gut werden, wenn man täglich eine von ſeinen Tragödien ſieht.“

„Lieber Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze mild, „allen Reſpect vor Ihrem Shakespeare — aber wer iſt denn je durch Sehen gut geworden?“

„Und wer kann ſagen, daß er nicht den Antrieb zum Guten und die Liebe zum Schönen aus dieſem großen Genie geſchöpft habe? — gewiß nur der, der ihn nicht kennt! Doralice aber kennt ihn“ . . . . —

„Und hat manche Thräne bei ihm geweint und manche ſchöne Stunde durch ihn gehabt,“ ſetzte ſie hinzu.

„O Sie Undankbare! und doch verläugnen Sie ihn.“

„Gar nicht! aber was hat der liebe Gott und was die Menſchheit von meinen ſchönen Stunden und meinen Thränen? wo iſt da die Verherrlichung Gottes, von der Sie ſprachen? Zeigen Sie mir eine einzige Perſon in England — nein, in der ganzen gebildeten Welt, die dadurch, daß ſie Romeo und Julia ſah, zum Entſchluß gekommen iſt, ſich nie von der Leidenſchaft beherrſchen zu laſſen; einen einzigen Eiferſüchtigen, der durch den Othello curirt wäre; einen einzigen Ehrgeizigen, den Richard III. bekehrt hätte: dann will ich ſchweigen. Aber ganz aufgeregt, ganz ergriffen, ganz erſchüttert, in Sympathie zerſchmelzend, in den Leidenſchaften nur das tragiſche Element wahrnehmend, nicht das ſündhafte, berauſcht vom Zauber der Poeſie und von der Kunſt der Darſteller: ſo kommt man zurück und ich meines Theils muß bekennen, daß ich mich dadurch in meinem innerſten Weſen viel mehr zerriſſen, als geſtählt gefunden habe."

„Jetzt aber werden Sie ſo gütig ſein, uns einen von Ihren genialen Heiligen zu nennen, deſſen Wirkſamkeit ſchöpferiſch in das Heil der Welt hineingegriffen hat, und den wollen wir dann vor unſer Forum ziehen und beurtheilen," ſagte Lord Henry.

„Der heilige Vincenz von Paulo," erwiederte Doralice, „ein armer Bauerknabe, der mit nichts als mit ſeinem Herzen eine Legion von opferwilligen Seelen, Männer und Frauen, in's Leben gerufen hat, die ſeit drittehalb Jahrhunderten alle Wunden am Leibe der Menſchheit, phyſiſche und ſittliche, zu verbinden und zu heilen ſucht — und die überall zu finden iſt, wo es Elend und Verlaſſenheit gibt, in Spitälern, Gefängniſſen, Kinder- und Armenhäuſern, Miſſionen und Schulen — in unſerem und in fernen Welttheilen.“

„Als er das Findelhaus in Paris eingerichtet hatte,“ ſagte Miß Dundee, „bemerkte man, daß die Zahl der ausgeſetzten Kinder zunehme.“

„Sie ſind eine ſchöne Seele, Miß Dundee,“ ſagte Lord Henry trocken; „Ihre Bemerkung iſt lauter wie Gold und bewirkt, daß ich nicht ſo über dieſen Vincenz herfalle, wie ich es vielleicht grundſätzlich thun müßte. Freunde dürfen allenfalls einem Barmherzigen eine gewiſſe Ueberſchwänglichkeit ſeiner Tugend vorwerfen; doch Gegner nicht. Bei ihnen klingt es wie Neid. Der barmherzige Menſch beſitzt gerade in ſeiner Ueberſchwänglichkeit eine ſchöne Aehnlichkeit mit Gott ſelbſt, der „„die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe, und regnen läßt für Gerechte und Ungerechte.““ wie es in der Bibel heißt, Miß Dundee.“

„Ihr Herz iſt Gold, Henry,“ ſagte Doralice freundlich und reichte ihm die Hand.

„Nur ſchade, daß es mit allerhand ſchlechtem Metall zuſammenhängt; nicht wahr, Doralice?“ ſagte er.

„Gott wird es ſchon in den Schmelztiegel nehmen,“ erwiederte ſie.

„Bitte ſehr .... ich habe ganz genug!“ rief er; „laſſen Sie Sich nicht einfallen, Gott um ſo etwas für mich zu bitten! Sie wären im Stande es zu thun .... und er könnte Sie am Ende erhören!“

„So bitten Sie dagegen," erwiederte Doralice heiter; „dann wird es ſich zeigen, wer von uns es beſſer verſteht."

„Mit Ihnen allein wollt' ich es allenfalls noch aufnehmen, aber Sie haben immer Ihren ganzen katholiſchen Apparat, Ihre Kirche, Ihre Heiligen, hinter ſich. Da könnt' ich von der Maſſe erdrückt werden."

„Wo Zwei oder Drei verſammelt ſind in meinem Namen!" ſagte Miß Dundee ſalbungsvoll. „An dieſen Spruch in der Bibel müſſen Sie denken, Mylord. Dagegen vermag Satan und ſein Anhang nichts."

„Richtig, Miß Dundee. Iſt alſo der Herr bereit, zwei oder drei frommen Seelen beizuſtehen, die liebend und andächtig ſeine Gnade anrufen, um wie viel mehr wird die gläubige Liebe von zwanzig, von hundert, von Millionen Seelen unwiderſtehlich für ihn ſein;" erwiederte Lord Henry ſehr verſtimmt über dieſe Bundesgenoſſin.

„Sie ſind ja in bewundernswerth aufrichtiger Laune, beſter Henry," ſagte Fräulein Crescenze.

„Das bin ich immer, liebe Tante! was ich ſage, kann falſch ſein, aber für mich iſt es immer wahr."

„Immer, lieber Henry?"

„Nun ja .... es laufen wohl auch kleine Selbſttäuſchungen zwiſchen durch, die nicht ganz unfreiwillig ſind .... oder Parteianſichten, die man ehrenhalber zu vertheidigen hat .... aber ſolche haarſpaltende Schattirungen thun im Ganzen der Farbe keinen Eintrag; — ſie iſt dennoch ächt."

„Sie ſind beneidenswerth, wenn Sie das von Sich behaupten dürfen, Mylord!“ ſagte Conrad. „Mir ſcheint, daß der Menſch nur allzuviel eine bewußte Comödie mit ſich ſelbſt und mit Anderen ſpiele. Mein Gott, welche ſchöne Worte hat er für niedrige Inſtincte, für gemeine Neigungen, für böſe Leidenſchaften, um ſie mehr noch vor ſich ſelbſt, als vor Anderen zu entſchuldigen! welche Ehrloſigkeiten begeht er aus Menſchenfurcht: er nennt ſie Rückſichten! mit welcher egoiſtiſchen Härte verfolgt er ſeine Zwecke: er nennt ſie Beharrlichkeit. Wie ſucht er ſich auszubreiten, vorzudrängen, im Wohlbehagen feſtzuſetzen, und ſtreift es auch etwas das Recht Anderer — mein Gott, er thut's für die Seinen, die Nächſten! Iſt er geizig? — er erwirbt für die Seinen! iſt er verſchwenderiſch? — er hält den Glanz der Familie aufrecht. Iſt er ehrſüchtig? — er ſtrebt für ſie nach hohen Dingen. Ihm graut vor der Vertretung gewiſſer Anſichten, die er vielleicht gar nicht, vielleicht nur halb billigt, und er vertritt ſie doch, denn es ſind die Anſichten des Standes, der Partei, wozu er gehört: da mag er ſich nicht ausſchließen. Wie oft iſt ſeine Liebe zum Vaterlande, dem größten Beſtandtheil nach, nichts als Selbſtſucht, die ſich in etwas weiten Schranken bewegt! wie oft iſt perſönliche Eitelkeit, die ihre Befriedigung ſucht oder ihre Verwundung rächen will, die Triebfeder ſeiner Handlungen! wie oft ſeufzt er heimlich, wenn man ihm Beifall klatſcht; und wie oft, wenn man ihn beneidet und dennoch möchte er Beifall und Neid um keinen Preis entbehren! Er hängt ſein Herz daran, dies oder jenes Ziel, dieſe oder jene Befriedigung zu erreichen; er erreicht ſie; er hält ſie feſt; und ſiehe, ganz leiſe iſt ſein Herz hinweg geſchlichen und mit heimlichem Schauder muß er ſich ſelbſt fragen: Aber dies erſehnte Ziel — iſt es mir nicht fürchterlich zur Laſt? dies Glück — langweilt es mich nicht? dieſer erkämpfte Sieg — erſcheint er mir nicht als eine harte Niederlage? Und möge er es noch ſo entſchieden vor ſich ſelbſt bejahen: nach der Seite der Welt hin darf er es nicht eingeſtehen. Seine Ehre iſt verpfändet, und der Menſch, der ſich zweifelhaft fragt: Bin ich denn treu in meinem Beruf, auf meinem Platz, bei meiner Pflicht . . . . ein guter Sohn, Gatte, Vater, Bruder oder Freund? und der ſich darüber ein höchſt unvollkommenes Zeugniß ausſtellt, wird Worte im Munde führen, die von Liebe, Treue, Opfer und Hingebung überfließen. Wo bleibt da die innere Wahrhaftigkeit, die unverfälſchte, ächte Characterfarbe? Nochmals preiſe ich Sie glücklich, Mylord, wenn Sie in allen Verhältniſſen ungetrübt den Einklang bewahrt haben, der nur da beſtehen kann, wo Pflicht und Neigung, wo Ziel und Wege genau übereinſtimmen; und von welchem Sterblichen ließe ſich das behaupten! Wir ſind in allen Dingen der Täuſchung unterworfen; am meiſten jedoch . . . . über uns ſelbſt.“

„Herr von Friedingen,“ ſagte Fräulein Crescenze mit liebevollem Mitleid in ihren guten Augen, „Henry ſagte vorhin, Doralice habe bei jeder Gelegenheit den ganzen Apparat ihrer Kirche hinter ſich und der ſtelle ſie ſicher. Es geht mir auch ſo. Ich kann Ihnen gleich ein Mittel angeben, durch welches, wenn Sie es redlich und beharrlich anwenden, ein guter Theil jenes Comödienſpiels, das der Menſch mit ſich ſelbſt und mit Anderen treibt, aufgehoben wird. Ich möchte es auch an Henry empfehlen und fürchte nur“ . . . . —

„Ohne Umſtände, liebe Tante!“ rief Lord Henry, „ſagen Sie Ihr Mittel! ein Amulet gegen allerhand Täuſchungen iſt von Niemand zu verachten.“

„Wohlan, ich ſage es!“ erwiederte ſie: „Machen Sie an jedem Abend eine Gewiſſenserforſchung vor Gott über Ihre Fehler, böſen Neigungen, Verſuchungen und Leidenſchaften, und klagen Sie Sich in jeder Woche demüthig und reuig derſelben in der Beicht an: ſo werden Sie mit der Zeit Rieſenfortſchritte in der Selbſterkenntniß und in der Erziehung Ihrer Seele machen. Ihr Wille wird mehr und mehr geläutert und dadurch gekräftigt, die Schwankungen der wandelbaren Neigungen im Zaume zu halten und ſich auf die Ausübung ſeiner Pflicht zu richten. Die Uebereinſtimmung zwiſchen Sollen und Wollen iſt ein reiner und ächter Einklang; wo er herrſcht, iſt Friede und Wahrheit; und Gott hat es in ſeiner großen Barmherzigkeit ſo eingerichtet, daß ſich an die Ausübung unſerer ſchwerſten Pflichten die Entfaltung unſerer höchſten Liebe knüpft. Dadurch werden dem Herzen, das noch vor Kurzem in Irrthum, Täuſchung und Verkehrtheit befangen, ein Spielball innerer Stürme war, große Tugenden möglich, und was dann noch übrig bleibt an Armſeligkeit und Schwäche, an Gebrechlichkeit der Natur und Niedrigkeit des Inſtinctes, das nehme es als heilſame Mahnung an die Ferſe des Achilles hin, und ſchöpfe daraus ein Palliativ gegen die Selbſtüberſchätzung.“

„Sic itur ad astra!“ rief Lord Henry; „ja, liebe Tante, ſo geht man zu den Sternen und ich bin mit Allem einverſtanden, was Sie ſagten, natürlich abgerechnet .... die Ohrenbeicht.“

„Ohrenbeicht! horror!“ rief Miß Dundee mit einem Ausdruck, als ſei die Decenz in empörender Weiſe verletzt worden.

„Das heißt, Sie wollen die Frucht ohne den Baum, auf welchem ſie wächſt,“ ſagte Fräulein Crescenze. „In der Ordnung der Gnade ſind aber beide unzertrennlich; da erntet der Menſch nur das, was er mühſam im Schweiß ſeines Angeſichtes, zuweilen im Blutſchweiß, geſäet hat. Wir können von Natur einen offenen und aufrichtigen Character haben — gewiß eine ſchöne Eigenſchaft! — und dennoch in den furchtbarſten Irrthümern und Täuſchungen über uns ſelbſt und die ganze Beſtimmung von Welt und Leben befangen ſein. Aber wahr ſind wir nur, wenn wir unſer Leben und Weſen im Licht des Glaubens ordnen. Zu dieſer inneren Wahrhaftigkeit verhilft uns die Selbſterkenntniß. Selbſterkenntniß iſt ein weſentliches Stück unſerer Seelenerziehung und dieſe wird nirgends ſo fein, ſo ſcharf, ſo genau gemacht, als durch die Gnade Gottes im Sacrament der Buße. Da hört die Comödie auf."

„Aber hernach fängt ſie wieder an, liebe Tante."

„Ja, es kommen Rückfälle, häufige, ſchwere. Mit einem einmaligen guten Vorſatz iſt die böſe Natur nicht überwunden und ohne beharrlichen Kampf gibt es keine Tugend. Darum habe ich geſagt, was an jedem Abend und in jeder Woche zu thun ſei. Verſuchen Sie es und nach zehn Jahren werden Sie ganz gewiß große Fortſchritte in der Selbſterkenntniß, dem Fundament aller Tugenden, gemacht haben."

„In zehn Jahren! welche himmliſche Geduld gehört zu einer ſolchen Beharrlichkeit!" rief Lord Henry.

„Und wenn ich ſie geübt habe," ſagte Conrad, „ſo habe ich auch weiter nichts, als dies Bewußtſein, aus dem eine gewiſſe ſtolze Befriedigung entſpringt. Iſt der Lohn genügend für ſolche Arbeit?"

Fräulein Creſcenze machte ſchweigend eine verneinende Bewegung. Ihr fehlte die Antwort. Was ſollte ſie einem Menſchen antworten, dem das Leben für Gott, mit Gott, in Gott — dem das Leben der himmliſchen Liebe ein unentdeckter Stern war? — Mit denſelben ſchmerzlichen Gefühl ſchwieg auch Doralice. Lord Henry nahm aber ſeinen früheren Gedanken wieder auf und ſagte:

„Ich muß doch zurückkommen auf meine Frage: warum iſt das katholiſche Genie ſo ſelten?“

„Wären Sie nicht behaftet mit der Krankheit der Neuzeit, die, wie ich vorhin ſagte, die Welt-, alſo auch die Kunſtgeſchichte mit ihrer Epoche beginnt: ſo würden Sie nicht ſo fragen,“ rief Doralice. „Von den Goldgruben des katholiſchen Genies zehrt die Gegenwart. Geben Sie dem Beginn aller Cultur auf chriſtlichem Boden nach; wo fängt ſie an? da, wo die Kirche anfängt, die ſocialen Verhältniſſe zu lichten und dem unüberwindlichen Drang des geſitteten Menſchen, das Leben zu ordnen, zu regeln und zu ſchmücken, die Richtung zu geben. Ein ganz ungeheueres Genie, freilich nicht mit der Schreibfeder und dem Malerpinſel, ſondern mit Scepter und Schwert, vielleicht in ſeiner Art das größte der ganzen Welt, und katholiſch bis in's Mark hinein, ſteht auf der Grenze jener Zeit: Kaiſer Carl der Große.“

„Allerdings .... das Genie des Herrſchers in merkwürdiger Vollkommenheit: organiſirend, ſchaffend, geſtaltend, mit Adlerblick, um das Nothwendige zu erkennen, mit Rieſenarm, um es herbei zu führen, möge es einen Meierhof oder die Kaiſerkrone des Abendlandes betreffen,“ ſagte Conrad.

„England hat etwas Aehnliches in König Alfred,“ ſagte Lord Henry mit Selbſtgefühl.

„Richtig!“ ſagte Doralice. „All dieſe Herrſcher und Geſetzgeber, die den Völkern ein Fundament für ihre geordnete und dauernde Entwickelung gaben, waren katholiſch. Sie dachten an die Zukunft und daher hatten ſie und ihr Werk eine Zukunft; das iſt auch ein Probirſtein des Genies! Sehen Sie Sich um in der Gegenwart: was heute geſetzgebert wird, wird morgen fortrevolutionirt! . . . . ſo tief iſt die menſchliche Intelligenz geſunken, weil ſie nicht mehr bis in's Mark hinein katholiſch, d. h. chriſtlich iſt. Als ſie es war — o mit welchen wundervollen Offenbarungen der ewigen Schönheit, der ewigen Wahrheit, der ewigen Harmonie wurde die Menſchheit begnadet! Nur ein Träger dieſer Begnadigung iſt das Genie; auch in der Ordnung der Künſte — und nun frage ich Sie, von wem anders ſind die Meiſterwerke der Baukunſt, der Malerei, der Sculptur, als von katholiſchen Genies? Und die Muſik, den Geſang, die Poeſie . . . . wer hat ſie zur Blüthe, zur Vollendung gebracht? wer hat in ihnen jenen Drang des Menſchenherzens, die ewige Schönheit zu ſchauen, zu verherrlichen und dadurch ſelig zu ſein, ſo wunderbar ausgehaucht, als das katholiſche Genie? Die Namen der Männer, welche den Plan zu den alten Domen in Deutſchland und England, in Frankreich und Spanien gemacht haben, ſind verſchollen; aber Eines iſt gewiß.

und darauf kommt es an: dieſe großen Ungenannten waren katholiſch: ſie lebten und webten, ſie zehrten und ernährten ſich vom Geiſt der Kirche. Die alten Malerſchulen, aus denen ſo unvergleichliche Meiſter hervorgingen, die kölniſche, die florentiniſche, die umbriſche Schule — ſind ihre Schöpfungen nicht die nach Außen ſich entfaltende Blüthe des katholiſchen Seelenlebens, das unter dem himmliſchen Thau und Sonnenlicht der Sacramente ſich entwickelt? . . . . eine Verſchmelzung von Demuth und Größe, von Kindlichkeit und Tiefſinn, von Einfalt und Adel, die dem Beſchauer ich weiß nicht was für eine Ahnung von himmliſchen Dingen, was für eine Sehnſucht nach Gottes Gnade, Frieden und Herrlichkeit, was für ein Verſtändniß für die Hoheit und Würde des erlöſten Menſchen in's Herz ſtrahlen! Und die Muſik! wenn Paleſtrina, Allegri und Durante ihre Geiſterſtimmen erheben, oder wenn Dante's Poeſie Sie durch Hölle und Himmel führt, oder wenn Calderon und Lope de Vega den romantiſch zauberhaften Reigen ihrer dramatiſchen Dichtungen an Ihnen vorüberziehen laſſen — dann werden Sie nicht länger wähnen, daß das katholiſche Genie etwas ſei, das man bei hellem Tage mit der Laterne ſuchen müſſe.“

„Ich ſtaune über Ihre Gelehrſamkeit!“ ſagte Lord Henry halb ſpöttiſch. „Meine claſſiſchen Studien habe ich natürlich gemacht, ſo gut wie Einer. Aber in die chriſtliche Kunſtgeſchichte von ſechs bis acht Jahrhunderten kann ſich ein Seemann wie ich doch unmöglich vertiefen.“

„Und deshalb ſpringt ſie für Sie von Sophokles und Homer auf Milton und Shakespeare, geht über auf Schiller und Göthe und ignorirt die Zwiſchenzeit,“ ſetzte Doralice hinzu. „Ich kann Ihnen das auch gar nicht übel nehmen. Sie müſſen durchaus die chriſtliche Kunſt bis zum ſechszehnten Jahrhundert haſſen und fliehen.“

„Was wird da für ein Paradoxon zum Vorſchein kommen!“ ſagte er mißtrauiſch.

„Die chriſtliche Kunſt lebt von den Ideen, von den Inſpirationen, die aus dem Glauben ihr zuſtrömen und dieſer Glaube ruht auf den Lehren der Kirche. Der zärtliche Cultus der Mutter Gottes, die andächtige Verehrung der lieben Heiligen, die Gnadenfülle der Sacramente in Wundern, in Extaſen, die liebende Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des göttlichen Heilands, mit ſeinen Wunden, ſeinen Dornen, ſeinem Blut, ſeinen Thränen, die wie eine Paſſionsblume in das Gemüth des gläubigen Künſtlers ſich hinein rankt: in dieſem Kreiſe bewegt ſich hauptſächlich die chriſtliche Kunſt. Nach Ihrer Meinung, lieber Henry, beginnen aber dieſe Lehren verfälſcht zu werden, ſo wie die Kirche aus den Catacomben und dem blutigen Circus hervorging.“

„Nicht gleich .... ſpäter .... ſo allmählig .... als ſie die Macht bekam und ehrgeizige Päpſte,“ ſagte

Lord Henry etwas verlegen — „da gewann Menſchenlehre die Oberhand."

„Ja wohl! ſo vom fünften Jahrhundert an, und dann creſcendo bis zum ſechszehnten; ich weiß es!" entgegnete Doralice. „Gerade in dem Jahrtauſend der großen Cultur Europa's — die deshalb, verſteht ſich, auch geläugnet werden muß — gerade da zog ſich nach Ihrer Meinung der heilige Geiſt, dem Chriſtus die Leitung der Kirche anvertraut hat, von ihr zurück und überließ ſie ihrem Schickſal — während der unheilige Geiſt, der ſich in den Päpſten incarnirte, von ihr Beſitz nahm."

„Richtig! das haben Sie gut aufgefaßt!"

„Die chriſtliche Kunſt war alſo, nach Ihrer Anſicht, eine Blüthe der Kirche, die vom Satan beſeſſen war, und folglich müſſen Sie einen heiligen Abſcheu vor ihr haben und überhaupt die ganze Sittigung und Bildung der Menſchheit in jener Epoche als eine fortwährende Rebellion gegen Gott betrachten. Nicht?"

„Gewiſſermaßen .... kann man das behaupten," ſagte Lord Henry. „Der heilige Geiſt war mit Denen, die gegen Rom reagirten .... bei den Waldenſern, bei Wiklef, bei Huß." ... —

„Ah, er wurde das Privateigenthum Einzelner!" rief Doralice. „Daraus erklärt es ſich, daß außerhalb der katholiſchen Kirche Jedermann an ſeine Privatoffenbarungen glauben, ſeinen Privaterleuchtungen folgen darf!"

„So weit die Glaubensregel, das chriſtliche Fundament, unangetaſtet bleibt — ja!“ ſagte Lord Henry.

„Der Geiſt weht wo er will;“ heißt es in der Bibel,“ bemerkte Miß Dundee.

„Und ſo könnte er auch einmal Lord Henry's Glaubensregel umwehen; nicht wahr, Miß Dundee?“ fragte Doralice lächelnd.

„Mit Ihnen zu diſputiren, Doralice .... das iſt eine Seccatur erſter Ordnung!“ ſagte Lord Henry mit einem tiefen Seufzer.

„Es iſt mir immer ſehr auffallend geweſen,“ nahm Conrad das Wort, „wie edel die Kunſt iſt, wenn ihr Ruhepfeiler das katholiſche Dogma iſt, und ich kenne in dieſer Beziehung keinen ſchärferen Gegenſatz als die ſpaniſche und die holländiſche Malerſchule: Murillo und Velasquez auf der einen Seite, Teniers und Oſtade auf der anderen.“

„Dieſe ewigen Heiligen und Madonnen ſind aber entſetzlich ermüdend,“ ſagte Lord Henry; „Augen und Geiſt begehren ſich auszuruhen und ſenken ſich mit Behagen auf die naturwahren holländiſchen Gemälde, wo die Kühe graſen und die Bauern in der Schenke ſingen und ſpringen, und ſchöne blonde Damen in ſammtnen Pelzjacken ihre weißen Hände nach Kelchgläſern voll goldenem Rheinwein und nach Butterbrod und Häring ausſtrecken. Ich möchte mich immer vor ſolchen Bildern zurechtſetzen und vor Vergnügen innerlich lachen, weil ein unausſprechliches, aus Ueberfülle der Natur hervorquellendes Wohlbehagen aus ihnen mich anſpricht. Salonfähig ſind ſie aber nicht ſo recht; das gebe ich zu. Dieſe Bauernburſchen taumeln zu ſtark und die Bauerndirnen kreiſchen zu laut — ja, es liegt auf der roſigen Unterlippe der blonden Schönen ein gewiſſer gaſtronomiſcher Ausdruck, der bei dem ſchönen Geſchlecht nicht beſonders anziehend iſt."

„Wie geht es aber zu," ſagte Conrad, „daß Murillo, wenn er auch Figuren und Gruppen aus den unterſten Volksclaſſen malt, nie zu jener bodenloſen Trivialität und beſtialiſchen Ausgelaſſenheit herabſinkt, welche Grundzüge der Oſtade und der Teniers ſind?"

„Ich kenne dieſe verſchiedenen Meiſter zwar nur aus einzelnen Kupferſtichen," ſagte Fräulein Crescenze; „allein ich kann mir den Gegenſatz ſchon erklären. Murillo, der gläubige Katholik, ſah im ärmſten Menſchen, im Bettelbuben, im alten Weiblein am Küchenheerd, nicht bloß ein Naturweſen, das ſeinem Inſtinct oder ſeiner Neigung in dieſer oder jener Richtung freien Lauf läßt, ſondern auch ein Geſchöpf nach der Ordnung der Gnade, an welchem immer noch eine Spur vom Ebenbild Gottes zu finden iſt. Davon hatten jene niederländiſchen Meiſter, mögen ſie katholiſch oder proteſtantiſch geweſen ſein, wie es ſcheint, keine Ahnung! ihr Genie bleibt in der Sphäre des gefallenen Geiſtes; das Genie des Spaniers erhebt ſich und ſeinen Gegenſtand zu der Höhe, die das katholiſche Dogma ihm eröffnet.“

„Schon wieder haben Sie den ganzen Apparat Ihrer Kirche hinter ſich, beſte Tante! Merkwürdig, wie ſich der in Alles einmiſcht! nun muß er ſogar den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Oſtade's Bauern und Murillo's Bettlern hervorheben!“ rief Lord Henry.

„Ja,“ ſagte Fräulein Crescenze, „da haben wir einen enormen Vortheil! unſerem bischen Verſtand, Einſicht, Talent, guten Willen, kommt bei jeder Gelegenheit und für alle Fälle die Gnade und Weisheit unſerer heiligen Kirche erleuchtend und maßgebend zu Hülfe . . . . ſei es, daß wir uns in der Tugend oder in der Kunſt vervollkommnen wollen.“

„Amen!“ ſagte Frau von Derthal. Sie ließ den Geſprächen ihren Gang, ſo lange ſie lebhaft und mit Theilnahme geführt wurden, und die Meinungen ſich nicht allzu ſcharf bekämpften. Sie ſprach wenig mit. Es war ihr angenehmer zuzuhören; ſie konnte deſto beſſer den Ideengang jedes Einzelnen verfolgen, um zu rechter Zeit, wenn es nöthig werden ſollte, vermittelnd, ausgleichend, abbrechend ihre Stimme zu erheben oder dem Geſpräch eine Wendung zu geben. „Wir wandeln ſo eifrig auf der Bahn der chriſtlichen Vollkommenheit,“ ſetzte ſie mit ihrem einnehmenden Lächeln hinzu, daß wir ſogar erlaubte Freuden zum Opfer bringen und Herrn von Friedingen nicht vorleſen hörten. Jetzt wollen wir aber den ſchönen Abend benutzen, um über den Rhein zu fahren und zur Rochuskapelle hinauf zu ſteigen."

Sie wußte immer bald dieſe, bald jene Unterhaltung in einfachſter Weiſe vorzuſchlagen, und ſie verſtand das ſo meiſterhaft, daß Jedem zu Sinn war, als habe ſie gerade ſeinen beſonderen Wunſch ausgeſprochen.

Im Nachen nahm Lord Henry ein Ruder und ſagte munter:

„Jetzt ſind Sie Alle in meiner Hand! ich ſchwimme mit Ihnen den Strom hinab und über's Meer nach den Kreideklippen von Dover."

„Ich bitte mich bei der Rochuskapelle auszuſetzen," ſagte Frau von Derthal in demſelben ſcherzenden Ton.

„Und mich bei Coblenz!" rief Celeſtine.

„Oho!" ſagte Lord Henry, „meine Reiſegeſellſchaft vermindert ſich! — Nun, Eulalie, wohin wollen Sie?"

„In's Land meiner Träume .... das ich ſehr gern entdecken möchte," erwiederte ſie.

„Ich hoffe Ihr Ziel, Herr von Friedingen, liegt nicht innerhalb Eulaliens phantaſtiſcher Geographie!"

„Wer weiß, Mylord! .... ich möchte landen am Geſtade des Glückes."

„O weh! o weh! mein Ruder bekommt ſchwierige Aufgaben! — Und Sie, Doralice, wohin wollen Sie?"

„In's ewige Leben, lieber Henry," antwortete Doralice und blickte ſo klar in ſein dunkles, fragendes Auge, daß er es flüchtig ſenkte und dann ſprach:

„Da mein Vorſchlag keinen Beifall findet, nehme ich ihn zurück, und erkläre mich auch für die Rochuskapelle mit der Mama .... und mit Doralice für das ewige Leben.“ — Aber im Herzen dachte er: O könnte ich mit ihr den Strom der Zeit, der dahin führt, hinabgleiten.

Conrad dachte nichts Beſtimmtes. Trugen ihn die Wellen des Lebens nicht wirklich dem Geſtade des Glücks zu? .... Er ließ ſich tragen und ſchaukeln, und die Gegenwart wurde ihm ſo groß, ſo mächtig, ſo überfluthend, daß die Zukunft mit ihr verſchmolz, wie der Strom da oben in dämmernder, ſilberbläulicher Ferne mit dem Duft des Horizonts zuſammenfloß.

„Ich weiß ein Lied,“ ſagte Eulalie, „das kommt mir immer in den Sinn, wenn ich auf dem Rhein im Nachen fahre .... ein Lied von der Loreley — und dabei denke ich an das Land meiner Träume. So heißt es:

Ein Lied von der Loreley.

Die Schifferin wiegt im Nachen,
klar zieht der grüne Rhein,
Der Knabe kommt gegangen,
ſpringt in den Kahn hinein.

„Hinüber, ſchnell hinüber
zum Fels der Loreley –
Muß ſehen ſie, muß hören
die wunderſame Fey!

Hab' lange ihr gelauſchet,
ſie hat mir's angethan,
Raſch greife nach dem Ruder,
hinüber lenk' den Kahn!"

Mit naſſem Auge rudert
die ſchöne Schifferin:
„Haſt du denn ganz gewendet
von mir hinweg den Sinn?"

„Horch, horch, welch ſüßes Klingen!
iſt's Weh, iſt's Wonneluſt?
Es will mir ſchier zerſpringen
das Herz in voller Bruſt!" —

„O traue nicht den Tönen,
nicht ihrem falſchen Schmerz!
Das iſt der Loreley Weiſe —
ſie hat für dich kein Herz." —

„Was weißt du, Schifferdirne,
von ihrer Huld für mich!
Merk' dir's für alle Tage:
ich hab' kein Herz für dich!"

Er ſchaut . . . . da winkt ſie nieder
mit Augen ſonnenklar,
Und ſingt die Zauberlieder
und ſtrahlt das goldne Haar.

„Wie lahm iſt heut dein Ruder,
wie breit iſt heut der Rhein!
Hörſt du wie's klagt, wie's rufet? . . .
mein muß die Loreley ſein!“

Jetzt iſt erreicht das Ufer,
hell tönt der ſüße Sang,
Er ſchwingt ſich aus dem Nachen,
er ſtürmt den Felſenhang.

Durch Dorn und Diſtel klimmt er,
gelockt vom Zauberton —
Das Lied, das wunderbare,
er hört's ganz nahe ſchon.

Er achtet nicht der Wunden,
des Blut's an Hand und Fuß,
Er träumt vom ſeligen Ziele,
er lechzt nach erſtem Gruß.

Jetzt ſteht er auf der Höhe
mit glühendem Angeſicht.
„Wo biſt du, Loreley, ſchönſte?“
Er ſieht, er hört ſie nicht.

Da ſteht er einſam, ſchauernd,
im letzten Abendſchein,
Und einſam fährt und trauernd
die Schifferin auf dem Rhein.

„Iſt es nicht hübſch?“ ſetzte ſie zu Conrad gewendet hinzu.

„Wenn Sie es gedichtet haben — gewiß.“

„O nein!“ rief ſie; „damit gebe ich mich nicht ab! Mir gefällt es ſo, weil der Knabe nach der Loreley ſchaut und horcht, und ſich gar nicht um die proſaiſche Schifferin bekümmert.“

„Proſaiſch!“ rief Celeſtine, die ſich faſt nie vernehmen ließ, ſondern tief verſenkt in ihre Gedanken, im Stillen bald mit ihrer Garderobe ſich beſchäftigte, bald ihre Möbel aufſtellte, bald einige Küchenzettel machte, um Roderichs Geſchmack zu prüfen und zu ſtudiren. Ihr kam die Schifferin als die einzig Vernünftige in der Geſellſchaft vor.

„Sehr proſaiſch! ſie will rivaliſiren mit der Fee, der Nixe .... oder was ſie ſein mag, der Loreley!“ rief Eulalie — „ſie, dieſe Alltagsfigur von Schifferin!“

„Was hat nun der Knabe davon, daß er ein erreichbares Glück verſchmähte und ganz betrübt vor dem unerreichbaren ſteht?“ fragte Celeſtine verſtändig.

„Das möchte ich eben gern wiſſen,“ ſagte Eulalie.

„Es iſt ja nur ein Bild aus dem Land Ihrer Träume .... und deshalb gefällt es Ihnen,“ ſagte Conrad. „Jeder kann dabei denken, was er will .... und auf ſeine eigene Hand den Traum von der Erreichbarkeit ſeines Glücks fortſpinnen. Die Loreley iſt nur ein Spiegelbild unſerer Sehnſucht nach etwas Himmliſchem.“

„O nein, Herr von Friedingen,“ ſagte Doralice ſanft. „Die Sehnſucht nach dem Himmliſchen täuſcht uns nicht ſo, wie die Loreley den Knaben. Sie macht uns gleichgültig gegen die Schifferin — ja! aber ſie ſenkt nicht die betrübende Entmuthigung in unſere Bruſt, daß wir umſonſt Irdiſches verlaſſen haben.“

Frau von Derthal ſpürte immer ein heimliches Zittern, wenn irgend ein Wort fiel, das auf Unterſchätzung des irdiſchen Glückes — und noch dazu in Conrads und Eulaliens Gegenwart! — gedeutet werden konnte. „Die ſublime Tochter“ — wie ſie manchmal ſo gewiß ſüßſauer Doralice nannte — ging doch allzu weit. Sie ſagte:

„Das irdiſche Glück zu verklären .... nicht es zu verſchmähen — iſt unſere Aufgabe.“

„Aha!“ rief Celeſtine triumphirend und verſenkte ſich fortan wieder in Stillſchweigen und in Betrachtungen über ihre künftige Hausordnung, die in manchen Punkten anders ausfallen ſollte, als im Schlößchen.

„Der Meinung bin ich auch, Mama! nur muß man erſt das errungen haben, was uns glücklich macht .... und dabei könnte wohl auch einmal eine täuſchende Loreley mitunter laufen,“ ſagte Lord Henry und that einige ſtarke Ruderſchläge, denn ſtromab und ſtromauf ſchoſſen zwei Dampfboote heran und zwiſchen ihnen hindurch ging die Fahrt.

„Halten Sie ſich nicht mit reden auf, Herr, und legen Sie ſich an's Ruder .... wir verpaſſen den

Durchgang ſonſt," ſagte der Schiffmann. „Das eine iſt ein Schnellfahrer und wir ſind ihm im Wege."

Wie ein Paar rieſenhafte Waſſervögel mit wehendem grauen Federbuſch glitten die Dampfboote pfeilſchnell über die Wellen von beiden Seiten an den Nachen heran, und dem einen aus dem Wege zu kommen, ohne ſich dem anderen in den Weg zu werfen — ſchien unmöglich. Lord Henry warf ſchweigend und behend ſeinen Rock ab und fing an zu rudern wie der beſte Schiffmann. Frau von Derthal erblaßte und umſchlang Celeſtine, die neben ihr ſaß und die ſich ängſtlich an ſie ſchmiegte. Ihr gegenüber ſaßen Doralice, Eulalie und Conrad. Dieſer ſagte:

„Fürchten Sie nichts! wir kommen durch! nur nicht ſo ängſtlich! „Aber ſeine Ermunterungen fruchteten wenig, denn die Entfernung der Dampfer vom Nachen nahm mehr und mehr ab.

Frau von Derthal wurde leichenfarben, Celeſtine fing an zu weinen, Eulalie hatte Luſt, daſſelbe zu thun. Da hub Doralice gefaßt die Hymne: Ave. maris stella zu ſingen an — dieſen Gruß der Schiffer an den „Stern der Meere," der nie untergeht. Eulalie faßte ſich, als ſie den frommen Anruf hörte, und obſchon ihre Intonation nicht ganz feſt und rein war, ſtimmte ſie doch ein. Lord Henry aber ſchien aus dieſer Hymne verdoppelte Kraft zu ſchöpfen. Er ruderte mit dem Schiffmann um die Wette, daß ſich die Ruder bogen, und es gelang wirklich ihren Anſtrengungen, den Nachen glücklich durch die gefährliche Paſſage zu bringen und im rechten Augenblick den Waſſerpfad der beiden Dampfer, einen nach dem anderen zu durchkreuzen. Als es vollbracht war, ließ Lord Henry die Arme ſinken und horchte auf die Hymne, während der Schiffmann gemächlich und im Tact des Geſanges weiter ruderte, bis er am Ufer anlegte.

„Da wären wir gerettet aus der Scylla und Charybdis!“ rief Lord Henry, indem er an's Land ſprang und den Damen hülfreiche Hand leiſtete.

„Herr, Sie führen ein gutes Ruder,“ ſagte der Schiffmann belobend. „Nur wurden Anfangs zu viel Reden gehalten! ſo ein Schnellfahrer kommt einem auf den Buckel man weiß nicht wie.“

Frau von Derthal weinte nachträglich einige nervöſe Thränen, wie das wohl nach überſtandener Angſt zuweilen geſchieht; da aber Alle um die Wette ſie tröſteten und beruhigten, ſo faßte ſie ſich endlich und überſchüttete Henry mit Dankſagungen, daß er ihren geliebten Kindern das Leben gerettet habe.

„Gemach! gemach!“ ſagte Henry; „ſo ſchlimm ſtand es noch nicht. Ich aber muß Ihnen danken für Ihren Geſang, Doralice. Die friedliche Melodie, der Tact, der Rythmus machten mir die Anſtrengung leicht. Was war es nur für ein Lied?“

„Eine Hymne, welche die Kirche zu Ehren der

Mutter Gottes ſingt, lieber Henry. Dem Drohen feindlicher Mächte der Welt und der Unterwelt gegen über vergleicht ſich die Kirche zuweilen mit dem Schifflein Petri, das vom Sturm gefährlich geſchaukelt wird, und ſeufzt vertrauensvoll zu dem Stern, der die Wolken lichten, das Unwetter zerſtreuen, das Meer beſchwichtigen ſoll — zu dem Morgenſtern, der die Sonne der Erlöſung heraufführt — zur allerſeligſten Jungfrau Maria."

„Es liegt eine wundervolle — ich möchte ſagen überirdiſche Poeſie in den Anſchauungen der katholiſchen Kirche!" rief Conrad.

„Ja," ſagte Doralice lächelnd, „ſie ſchaut höher hinauf als zum Felſen der Loreley."

„Anſchauungen?" wiederholte Eulalie fragend. „Anſchauungen der katholiſchen Kirche?" . . .

„Bitte, Herr von Friedingen, erklären Sie doch an Eulalie, was Sie darunter verſtehen; ihr iſt das Wort ganz fremd," ſagte Doralice halb neckend, halb gutmüthig.

„Es bedeutet Anſichten, Fräulein Eulalie, und weiter nichts. Da aber Anſchauung großartiger und tiefſinniger klingt, als Anſicht — und da Jeder von uns doch gern ſo weit, ſo hoch, ſo tief wie möglich in das Weſen der Dinge blicken möchte: ſo ſagt man Anſchauung," erwiederte Conrad. „Gräfin Doralice gibt mir aber in boshafter Weiſe zu verſtehen, daß die Lehre der katholiſchen Kirche über die Jungfrau Maria mehr als eine Anſicht iſt."

„Wie Sie ſo fein auffaſſen!" ſagte Lord Henry. „Ich hätte das nie heraus gehört."

Es war ihm ſehr unangenehm, daß Conrad auf ſolche Ideen einging und dadurch in eine gewiſſe Harmonie mit Doralice kam. Spielt er Comödie, um ihr zu gefallen? fragte Henry ſich heimlich. Macht ſie ihn wirklich zum Ueberläufer in's papiſtiſche Lager? Iſt er ein ächter deutſcher Geiſtes Cosmopolit, der mit ſeinem philoſophiſchen Nihilismus die Wahrheit überall und nirgends ſieht? .... Und ſie! ſie mit ihrer klaren Entſchiedenheit .... iſt ſie denn klar über ihn? — Er blieb ſchweigſam, während ſie den Berg hinanſtiegen, auf dem die St. Rochuskapelle einſam und hoch wie ein Wartthurm liegt und den heiteren Rheingau überſchaut; ſchweigſam, während die Uebrigen jene leichten Geſpräche führten, zu denen die liebliche Abendlandſchaft, die verſchiedenen Ausſichtspunkte, die Bewunderung der mannichfaltigen Bilder, die Freude an der Natur Veranlaſſung gaben.

Ein Paar Bänke für müde Wallfahrer und Spaziergänger ſtanden umher; man ſetzte ſich. Doralice ſetzte ſich ſeitwärts auf einen Steinhaufen; da blickte ſie ſtromab und in die Gluth des weſtlichen Himmels. Sie ſchob ihren Hut von der Stirn zurück — ein runder, grauer Strohhut mit einer ſchwarzen Feder, die nun auf ihre Schulter herabhing und leiſe im Luftzug zitterte. Das feurige Roſenroth des Sonnenuntergangs warf einen lichten Schein auf ihr ſchönes, edles Profil. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, ihr Auge ruhte auf der ſinkenden Sonnenkugel, ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knien. Auch ſie ſprach nicht. Lord Henry fuhr mit der Hand über ſeine Augen und rief:

„Doralice! ſind Sie ein Adler, um ſo unverwandt in die Sonne ſchauen zu können, die unſereinen ganz blind macht!?“ — Er hatte aber nicht in die Sonne geſchaut.

„Sie blendet nicht mehr,“ ſagte Doralice unbefangen und wendete den Kopf zu ihm hin. Durch dieſe Bewegung glitt ihr Hut herab und hing über ihren Nacken, ſo daß ihr Haupt mit dem reichen blonden Haar in einem Strom von Licht ſchwamm.

„O, ich kann verſichern .... ſie blendet ganz außerordentlich!“ erwiederte Lord Henry.

Doralice erhob ſich ruhig, verließ ihren Platz und ging bis zum Rand des Bergabhanges vor. Lord Henry rief ihr nach:

„Hüten Sie Sich, Doralice! laſſen Sie Sich nicht ſehen! die Leute da unten und auf dem Rhein möchten glauben, die Loreley habe ihren berühmten Felſen verlaſſen und hier ihren Zauberpalaſt aufgeſchlagen. Das würde ja alle Touriſten confus machen und wer weiß wie viele Knaben — um mit Eulaliens Gedicht zu ſprechen! — veranlaſſen, zur Rochuskapelle hinauf zu ſtürmen.“

„Dem Unglück wollen wir vorbeugen,“ erwiederte Doralice, „und uns wieder auf den Weg machen. Bis wir hinab, hinüber und nach Hauſe kommen, iſt es ohnehin dunkel.“

„Nur heute keine Partie in der Finſterniß!“ rief Frau von Derthal; „der Schreck hat mich ganz nervenſchwach gemacht.“ — —

Als ſie ſpäter am traulichen Theetiſch unter den Catalpen ſaßen, ſagte Conrad zu Doralice:

„Erlauben Sie mir, auf Ihrem Flügel das «Ave maris stella» zu verſuchen? ich möchte mir die Melodie gern einprägen.“

„Das freut mich!“ entgegnete Doralice; „und variiren Sie dann das Thema recht ſchön.“

Conrad ging die äußere Treppe zum Altan hinauf, wo Cerberus auf ſeinem Poſten lag, aber ihn ohne Umſtände eintreten ließ, und dann in den Salon. Eine Lampe ſtand auf dem Schreibtiſch und verbreitete ein mildes Licht durch das ſtille freundliche Gemach. Der Abendwind trug den Blumenduft aus dem Garten und die kühlende Luft durch die geöffneten Fenſter hinein und ſtreifte über die kleinen Zwergorangenbäume, die in der Blumengruppe zu Füßen der Muttergottes-Statuette ihr kräftiges Laub und eine Fülle von weißen aromatiſchen Blüthen ausbreiteten. Es nahm ſich aus wie grüne Wellen, in denen ſich zarte Sterne ſpiegelten. Wie das Alles hier zuſammenpaßt und in einem Accord ſo ungemein harmoniſch erklingt! dachte Conrad, als er ſich an den Flügel ſetzte, und die Finger über die Taſten und den Blick über das Zimmer gleiten ließ. Wie viel gehört dazu, bis der Menſch zu einer ſolchen Harmonie gelange, daß er ſie, unbewußt und abſichtslos, wie die Blume den Wohlgeruch, wie die Lampe das Licht, um ſich verbreitet. Welche Kämpfe müſſen innerlich gekämpft werden, bevor ſich der Menſch in ein ſolches Gleichgewicht mit ſeiner Umgebung, ſeiner Lage, ſeinem Schickſal bringt! .... ſchon in den gewöhnlichſten Verhältniſſen, welche Kämpfe! wie manche ſtille Opfer! wie viel heimliche Thränen! — und nun gar da, wo die Verhältniſſe reich an Enttäuſchung, an Schmerz, an Bitterkeit, an Kränkung — kurz, an Allem reich waren, was dem Menſchenherzen weh thut. Und doch ein ſolcher wunderbarer Friede! .... O ja; ſie muß unter dem Einfluß irgend eines wohlthätigen Geſtirnes ſtehen, das für ſie die bitteren und ſalzigen Wellen mit balſamiſchem Oel übergießt und ſpiegelklar glättet. — — Und aus den ſuchenden, unſicheren, fragenden Accorden wickelte ſich unter ſeiner Hand «Ave, maris stella» wie ein Stern aus den Wolken hervor.

Unter den Catalpen verſtummte das Geſpräch allmälig. Alle lauſchten mit Intereſſe auf Conrad's Vorſpiel, ob er die Melodie wohl richtig treffen werde, und um ſo geſpannter, als das Vorſpiel länger und länger, und zum Ausdruck ſeiner Gedanken wurde. Daß Lord Henry's Intereſſe ein ſehr wohlwollendes geweſen wäre, läßt ſich nicht behaupten. Er verfolgte nur mit äußerſter Spannung den Ausdruck von Doralice: eine Wehmuth, die ſich bis zum Schmerz ſteigerte und die von den Uebrigen unbemerkt blieb, weil alle Damen mit Handarbeit beſchäftigt waren. Als nun endlich das «Ave maris» aus den Tonverſchlingungen auftauchte, klatſchte Eulalie in die Hände und rief frohlockend:

„Der Stern iſt aufgegangen!“

Doralice aber verbarg ihr Geſicht in beiden Händen und weinte ſo inbrünſtig, daß die Thränen durch ihre ſchlanken Finger tropften.

„Süße Tochter!“ rief Frau von Derthal beängſtigt, „wirſt Du auch nervenſchwach!“

„O nein, liebe Mutter!“ ſagte Doralice ſchon wieder gefaßt und ihre Thränen trocknend; „die Nerven ſind ſtark, aber das Herz iſt ſchwach: ich kann es nicht aushalten, daß es einen Menſchen gibt, der nichts von der Mutter Gottes weiß! ach, betet für ihn.“

„Tröſte Dich! er hat ſie ja gefunden!“ ſagte Eulalie.

Frau von Derthal, die ihre beſonderen Gründe hatte, um Doralice in ihrem frommen Wunſch unterſtützt zu ſehen, ſagte mit ſchönem Eifer:

„Gewiß! das wollen wir! es iſt uns eine heilige

Pflicht! wie vortrefflich hat er ſich für uns in der Angelegenheit mit Roderich benommen! das wird der liebe Gott nicht unbelohnt laſſen. Aus dem Inſtinct für Wahrheit wird er allmälig Erkenntniß der Wahrheit machen.“

„Welche Verwirrung der Begriffe, ſogar bei der klugen Mama! Rückſchritt wird Fortſchritt genannt!“ ſagte Lord Henry bitter und kalt, ſtand auf, zündete eine Cigarre an, ſetzte hinzu: „Es wird ſchon recht herbſtlich kühl“ — und verſchwand in den Schatten der Lindenallee, die er mit langen Schritten durchwanderte.

„Es iſt ein Elend mit Henry!“ ſeufzte Eulalie; „nichts bringt ihn ſo auf, als der arme unſchuldige Muttergottescultus!“

„Je nachdem ſeine Laune iſt!“ entgegnete Fräulein Crescenze. „Er dauert mich unausſprechlich, weit mehr jetzt, als damals nach Suſannens Tod. Er weiß durchaus nicht, was er mit ſich anfangen ſoll.“

„Wenn er doch wieder in Dienſt träte!“ ſagte Doralice.

„Und ſich in Indien todtſchießen ließe, nicht wahr?“ rief Henry, der bei ſeinem Spaziergang wieder in die Nähe der Catalpen gekommen war, aus der Allee herüber.

Sie zuckte ſchweigend die Achſeln, erhob ſich, nahm Eulalie unter den Arm und ſagte:

„Herr von Friedingen iſt am Flügel immer unter dem Zauberbann der Muſik. Komm'! wir wollen ihn erlöſen."

„Noch nicht!" rief Frau von Derthal; „er ſpielt wunderbar ſchön! aber Doralice, wir Alle wollen in den Salon gehen. Es iſt in der That etwas kühl!"

Und ſämmtliche Damen brachen auf und ließen ſich im Salon nieder, während Conrad fortfuhr, die Melodie in tauſend Variationen zu entwickeln und Lord Henry bei ſeiner zweiten Rückkehr zu den Catalpen den Platz geräumt fand. Der Spaziergang hatte ſeinen Unmuth etwas beſchwichtigt. Ich bin ein Thor, mir ihren Fanatismus ſo zu Herzen zu nehmen! ſprach er zu ſich ſelbſt, ganz vergnügt dieſe überaus paſſende Larve vor den Ausbruch ſeines Gefühls nehmen zu können. Weiß Gott, welchen Abgrund von Jammer oder ſonſtiger Miſere ſie bei dieſem — Muſikanten entdeckt haben mag! ich kann froh ſein, daß ſie nicht über mich ſo bitterlich weint! .... Ob ſie es wohl ganz aufgegeben hat, mich zu bekehren? Ah, welchen Reſpect muß ſie dann vor meinen Grundſätzen bekommen haben! .... Aber was gibt ein Weib auf? das iſt eine andere Frage .... und da die Antwort heißt: Nur das, wofür es ſich nicht intereſſirt, ſo .... —— Und ſomit warf Lord Henry ſeine Cigarre fort, denn es ſchien ihm plötzlich, als ſtelle er ſich mit ſeiner Schildwachen-Promenade in die Categorie Derjenigen, für welche ſich Doralice, trotz all' ihrem Fanatismus, nicht intereſſiren könne. — Da der

Berg nicht zu Muhamed kam, ſo ging Muhamed zum Berge, ſo ſchloß Lord Henry ſeine ſtille Betrachtung, und ich werde dieſem weiſen Beiſpiel folgen .... und hinauf gehen. Als er in den Salon trat, neigte Doralice, die der Thür gegenüber ſaß, leiſe grüßend ihr Haupt und ihr milder Blick hieß ihn freundlich willkommen. Sie hat aber doch etwas von der Loreley! murmelte Lord Henry für ſich; — woraus zu ſchließen iſt, daß Conrad ganz recht hatte zu ſagen: die Loreley ſei nur ein Spiegelbild der Sehnſucht des Menſchenherzens.

◆

Stillleben.

In dieſem gemüthlichen, ländlichen Familienleben verſtrichen die Tage, die Wochen pfeilgeſchwind. Der Sommer war dahin, die Abende wurden lang und kühl, die Witterung ungewiß. Die Blumen entblätterten, das Laub verfärbte ſich; von den zarten Catalpen rieſelten die Blätter herab, ohne auf Stürme zu warten, wie die kräftigeren Bäume. Der eigenthümliche Herbſtgeruch erfüllte die Atmoſphäre; er geht aus dem Verwelken und Abſterben der Pflanzenwelt hervor, wie der Frühlingsgeruch aus deren Erblühen. Aber Remontanten und Reſeda blühten unverdroſſen in der hellen Octoberſonne, und während die blumigen Schlingpflanzen, welche das untere Geſchoß des Schweizerhauſes umrankten, abgeſtorben waren, hatte der wilde Wein ſie alle überwuchert mit ſeinen feurigrothen und kupferfarbenen Blättergewinden, die, im Sonnenſchein vom Winde bewegt, wie Flammen das Häuschen umzingelten. Abends aber ſtreckte der Comet ſeinen leuchtenden Paradiesvogelſchweif über den Sternenhimmel aus und alle Weinbauern freuten ſich der Hoffnung auf eine geſegnete Weinernte. Frau von Derthal auch. Sie hatte große Pläne: ſie wollte das Schlößchen gründlich herſtellen und ganz neu einrichten. Die Sorgen des materiellen Lebens nahmen in dem Grade ab, als eine Tochter nach der anderen das Elternhaus verließ und die Erziehung der jüngſten als vollendet zu betrachten war; denn Eulalie ſprach nunmehr, Dank Miß Dundee, perfect engliſch und ſehr ſchlecht franzöſiſch, und verſprach eine ſehr tüchtige Pianiſtin zu werden. So durfte die Gouvernante mit gutem Gewiſſen nächſten Frühling entlaſſen werden und dann wollte ſich Frau von Derthal in der Nachmittagsſonne ihres Lebens eine recht behagliche Exiſtenz bereiten und ihren lieben Kindern das heimathliche Schlößchen unglaublich angenehm machen. Daß Eulalie nicht lange mehr in demſelben verweilen werde, ſtand feſt bei ihr: Conrad hatte nun einmal ganz entſchieden einen Platz in der Familie eingenommen, den er behalten mußte.

Conrad lebte allerdings ſo fort, als ob ſein Leben mit dem Schlößchen verwebt ſei. Wie lange das ſo fortgehen werde, wußte er nicht, fragte ſich auch nicht darnach. Ein glückſeliges Ereigniß werde dermaleinſt das Ende deſſelben ſein. Aber wann? . . . . er ſchloß die Augen vor dem Uebermaß von Glück, das ihm von dieſem Ziel entgegen ſtrahlte. Inzwiſchen brauchte er die Traubencur, las, ſpielte auf dem Flügel, übte mit Doralice und Miß Dundee die berühmte Sonate von Bach für drei Piano's ein und fühlte ſich zufriedener als je in ſeiner ganzen Vergangenheit. So blieb er denn beſtändig in der Wiege ſeiner Gefühle, über welche zuweilen Streiflichter von Gedanken und Blitze der Vernunft hinweg flogen, als ob ſie ihn mahnen wollten, nicht allzu tief in dieſe weiche, ſüße Träumerei zu verſinken, die keines Menſchen Beſtimmung hienieden iſt. Er ſprach viel mit Doralice über die großen Fragen, welche jederzeit, doch vielleicht nie ſo ſcharf ausgeprägt als in unſerer Gegenwart, die Menſchheit bewegen, und welche ſich in letzter Inſtanz in zwei Worten zuſammenfaſſen laſſen, welche ſowohl für irdiſche als für himmliſche Dinge bezeichnend ſind und zwei Feſtungen bilden, in denen ſich die in zwei Heere getrennte Menſchheit niederläßt. Dieſe Worte heißen: Autorität und Revolution. Doralice ſagte:

„Iſt auf Erden Alles Menſchenwerk, Alles Ausgeſtaltung des individuellen Geiſtes; iſt nichts göttliche Anordnung, und gibt es keine göttliche Autorität für unſeren Glauben und unſer Leben, durch welche jene höhere Anordnung aufrecht gehalten wird: ſo iſt der ausſchweifendſte Subjectivismus und folglich auch die Revolution gerechtfertigt; denn dieſe iſt weiter gar nichts, als der Ausbruch einer Maſſe von ſubjectivem Haß gegen eine objective Autorität."

Das mußte Conrad wohl oder übel zugeben.

„Sie ſind alſo ein Bundesgenoſſe der Revolution,“ ſchloß Doralice.

„Wenn jeder Vorwurf mich ſo wenig berührte, ſo wäre ich perfect,“ entgegnete Conrad.

„O Sie verſtehen mich ſehr gut und wollen mir nur ausweichen!“ rief Doralice. „Sie ſind kein franzöſiſcher Socialiſt, kein engliſcher Chartiſt, kein italieniſcher Mazziniſt — Sie ſind auch, wie ich hoffe, kein deutſcher Freimaurer; aber Sie hängen durch Ihr Negiren einer göttlichen Autorität mit all dieſen Secten der Revolution zuſammen und ſind ein Beförderer, ſtatt ein Bekämpfer derſelben.“

„In dem kleinen Kreiſe, auf den ſich allenfalls mein Einfluß erſtreckt,“ erwiederte Conrad, „ſuche ich nach Kräften conſervative Grundſätze zu verbreiten und zu pflegen, ſo weit das in meinem armen kleinen ſpeciellen Vaterland möglich iſt.“

„Wenn conſervative Grundſätze abgelöſt von dem hiſtoriſchen traditionellen Recht ſind, ſo ereignet es ſich oft, daß ſie den Abſolutismus ſtützen, und der bereitet immer eine Revolution vor, weil auch er eine Auflehnung gegen göttliche Anordnung iſt;“ ſagte Doralice. „Der Menſch will nicht bloß im ſittlichen, ſondern auch im politiſchen und öffentlichen Leben ſeine freie Bewegung haben, ſeine freiwillige Unterwerfung üben, freiwillig ſein Opfer bringen, frei ſeine Rechte vertreten. Geſtattet ihm der Abſolutiſmus des Staatslebens das nicht, welcher nur die Bequemlichkeit und den Vortheil Einzelner auf Koſten Vieler aufrecht hält, ſo grollt allmälig die Empörung gegen dieſen und rächt an ihm ſeine Empörung gegen göttliche Anordnung. Abſolutiſtiſche Grundſätze und conſervative Grundſätze ſind ſehr oft ſehr feindlich gegen die göttliche Autorität, die das Geſammtleben der Menſchheit, Staaten und Nationen, Fürſten und Völker, Familie und Individuen regeln und Jedem innerhalb der Schranken ſeiner Verpflichtung gegen die Geſammtheit eine edle Freiheit gewähren will, um nach der Tradition ſeiner Rechtsordnung dieſelbe zu vertreten."

„Sie verdienten eine Tochter Englands zu ſein, Doralice!" rief Lord Henry mit freudeſtrahlendem Blick. „Sie begreifen, wie der Menſch durch unſer Selfgovernment 1) — für welches die armen Deutſchen nicht einmal ein Wort haben! — gekräftigt, entwickelt und geadelt wird. Das büreaucratiſche Netz, worin ihr gefangen ſeid, macht euch zu einem Rieſen Gulliver, den die Zwerge bändigen, indem ſie ihn vom Haupthaar bis zum kleinen Zeh mit tauſend Fädchen an die Erde binden. Bei ſolchen Fädchen hält euch eure Büreaucratie und gönnt euch keine andere Bewegung im öffentlichen Leben, als die, welche ſie euch durch ihren Mechanismus

---

1) Selbſtverwaltung, Selbſtregierung.

der ſchließlich in einem Centralpunkt zuſammenläuft, beibringt. Durch dies unwürdige Regiment verkommt ihr, verliert den Gemeinſinn, das Nationalbewußtſein, den politiſchen Tact, die Ehrfurcht vor dem Geſetz, die Liebe zu den öffentlichen Inſtitutionen, die bereitwillige Anerkennung der bürgerlichen und ſocialen Ordnung, eure Rechtsanſchauungen, eure Rechtsanſprüche, eure Rechtserinnerungen — mit einem Wort: die freudige, ſtolze Anhänglichkeit an das Vaterland, dieſe Wurzel der Größe eines Volkes und ſeiner Bürgertugend. Abſolutiſtiſche Regierungsgewalt bringt an die Stelle des organiſchen Staatslebens ein mechaniſches, und erdrückt jede freie Regung, die aus dem Bewußtſein einer hiſtoriſchen Berechtigung entſpringt, durch bureaucratiſche Einrichtungen. Das Bewußtſein der Omnipotenz, das den Herrſcher beſeelt, geht, wie das Waſſer aus einem weiten Becken in tauſend Canäle, ſie in ſeine Beamten über, die ſich für befugt halten, kraft derſelben zu regieren und zu dreſſiren, unbekümmert um das hiſtoriſche Recht, unantaſtbarer in ihren Schreibſtuben, als die alten Götter in ihrem Olymp. Und das geringſte Schreiberlein darf ſich mit Recht in dem Tröpflein Omnipotenz, das ihm zufließt, berauſchen und baden; denn er gehört ja zu den Regierenden, der großen Maſſe der Regierten gegenüber. Weil wir weder eine abſolutiſtiſche Fürſtenmacht auf dem Thron, noch büreaucratiſche Inſtitutionen um denſelben haben, darum haben wir Nationalgeiſt und den edlen Inſtinct des geſitteten Menſchen: Reſpect vor dem Geſetz. Ohne ſie iſt freilich kein Selfgovernment, überhaupt keine bürgerliche und politiſche Freiheit möglich, ſondern nur die Ungebundenheit, welche eine wilde, nomadiſche Horde genießt; und wenn ich euer Treiben in Deutſchland ſehe, ſo will es mir auch immer ſcheinen, als ob ihr zwiſchen dem Zuſtand des Gulliver und dem der wilden Horde hin und her ſchwanktet."

„Das Selfgovernment, womit Sie ſo prahlen, Mylord, und welches wir Ihnen ſo ſehr beneiden müſſen," ſagte Conrad, „iſt das ächt germaniſche Erbtheil, welches England der angelſächſiſchen Eroberung verdankt. Auch unſere Vorfahren haben nichts gewußt von dem Polizeiſtaat, der unter abſolutiſtiſcher Regierungsgewalt und büreaucratiſcher Beamtengewalt in Deutſchland florirt, und der jeden klaren Kopf, jedes kräftige Herz tödtlich anwidern müßte, wenn ſie nicht von Kindesbeinen an von den Gulliverfaden der Staatsdreſſur umgarnt würden, aus welcher ſich denn ihre Befähigung, um eine Carriere zu machen, zu entwickeln hat. Damit geht die erſte Hälfte des Lebens hin und die Beamtung gibt die Toga virilis. Nun verknöchern die Einen, und die Anderen blaſen ſich auf; aber noch Andere, Mylord, fühlen ſo gut wie Sie und wie ich, daß es mit der Actenſchreiberei doch nur ein armſelig Ding, eine untergeordnete Handthierung, aber mit nichten die Blüthe der geſellſchaftlichen Ordnung und der vollkommenen Staatseinrichtung iſt. Nun, da ſie die Toga virilis beſitzen, möchten auch ſie lieber in ihrem Kreiſe und auf ihrem Gebiet das Selfgovernment üben, als Schreibmaſchinen ſein. Daraus geht viel Mißvergnügen, viel Erbitterung, viel Verſtimmung hervor und braut gerade in der Beamtenwelt — ich ſehe ab von Literaten und Juden — den grimmigſten Liberalismus, welcher ſich nur zum kleinſten Theil durch die Reden in den Kammern Luft verſchafft. Gräfin Doralice hat ganz Recht: das abſolutiſtiſche Prinzip des modernen Staats brütet die Revolution aus.“

„Und werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich ſage, daß es erſt in den letzten Jahrhunderten zur Geltung und auf ſeine Höhe gekommen iſt?“

„Unleugbar, Gräfin! Erſt da beginnt die Fürſtenmacht ſich von der Geſammtmaſſe des Volkes zu trennen, den lebendigen Organismus dieſes Körpers mit Haupt und Gliedern — aufzulöſen, und in einen Despotismus überzugehen, der ſich ſeine Werkzeuge und ſeine Stützen in der Büreaucratie und in ſtehenden Heeren ſchafft, über welche frühere Jahrhunderte in glücklicher Unwiſſenheit lebten.“

„Man nannte das Fortſchritt!“ ſagte ſie.

„O ja,“ erwiederte Conrad: „Fortſchritt in der Lähmung von Deutſchlands Leben und Weſen!“

„Als Deutſchlands Herz gelähmt war,“ ſagte

Doralice, „da erſtarrte von ſelbſt der lebendige Organismus, die einzelnen Glieder fielen auseinander: das war die Folge und die Strafe des Abfalls von der Glaubenseinheit. Deſſen Fluch war der Despotismus der Fürſten. Der neuen Lehre vom Evangelium zufolge fielen weltliche und geiſtliche Macht in einer und derſelben Hand zuſammen und der jeweilige Regent war Oberhaupt von Staat und Kirche zugleich; er war der Herr über Glaubens- und Gewiſſensfreiheit jedes Einzelnen in ſeinem Volk. Wer es ſo weit gebracht hat, warum ſollte der an ſeiner Omnipotenz in allen übrigen Fächern zweifeln? Die Gewiſſen beherrſchen, lenken, löſen und binden darf nur der arme, machtloſe, katholiſche Prieſter, der — nachdem er im Namen und als Stellvertreter Gottes im Beichtſtuhl mein Richter war und mir himmliſchen Lohn oder geiſtige Strafe verhieß — der dann etwa an meine Thür klopft und demüthig um der Liebe Jeſu willen mich bittet, ſeinem Kirchlein ein Altartuch, ſeinen Armen etwas Brod zu ſchenken. Der Hirtenſtab iſt nicht zu ſchwer für das zarteſte Gewiſſen. Verbirgt ſich aber das Schwert der Gerechtigkeit der weltlichen Macht dahinter: ſo iſt die Reinheit der Beziehung getrübt und irdiſche Furcht, die der menſchlichen Schwäche ſo nahe liegt, kann das Gewiſſen betäuben oder fälſchen, und ihm die Richtung geben, die der Scepter ihm andeutet. Iſt es aber unbeugſam — wohlan, es gibt auch äußere Mittel, die dem fürſtlichen Oberhaupt der Landeskirche zu Gebot ſtehen, und denen das Individuum ſich zu fügen hat. In Deutſchland wucherte auf den Trümmern der alten Kirche der Abſolutismus, während unter ihnen des Volkes Selbſtſtändigkeit, die mit ſeinem Selbſtbewußtſein Hand in Hand geht, zerſchmettert und zerbröckelt wurde, bis es endlich ſogar … ſeine Selbſtachtung verlor."

„Sie müſſen aber geſtehen, Doralice," ſagte Lord Henry, „daß ſich die katholiſchen Fürſten ſehr beeifert haben, in dieſem Punkt der neuen Lehre zu folgen. Ludwig XIV. hat dermaßen eine Glorie um den Abſolutismus verbreitet, daß er für Deutſchland ein Ideal ward, dem man nachſtreben müſſe. Niemand hat ſich wohl jemals höher und mächtiger geſtellt, als er, da er ſein famoſes Wort ſprach: Der Staat — das bin ich."

„Beſter Henry," entgegnete Doralice, „ich läugne durchaus nicht, daß Katholiken, alſo auch katholiſche Fürſten, von katholiſchen Grundſätzen abweichen können und leider! nur zu oft abweichen; durchaus nicht, daß Ludwig XIV., durch eine Menge von Umſtänden begünſtigt, den Abſolutismus zu einer Art von blendender Sonne machte. Aber ich behaupte, daß er deſſen Höhepunkt nicht erreicht hat, ſondern unendlich weit gegen hundert proteſtantiſche Fürſten zurückgeblieben iſt. Denn obſchon er geſagt hat: Der Staat — das bin ich! und obſchon er verſuchte, das Supremat der gallicaniſchen Kirche an ſich zu reißen — wie Englands Könige das der anglicaniſchen — und wie Schwedens Könige das der ſchwediſch-lutheriſchen und ſo fort: ſo ließ der Papſt — als das von Chriſtus eingeſetzte Oberhaupt der katholiſchen Kirche — ihn doch nicht in dem Wahn, daß er Frankreichs Hauptbiſchof ſei; wenn auch der Papſt ihn nicht hindern konnte, den königlichen Abſolutismus auf die Kirche zu erſtrecken. Gerade ſo ging es auch mit Kaiſer Joſeph II. und mit Napoleon, welche den Staatsabſolutismus auf die Kirche ausdehnten. Sehen Sie, das iſt eben der ungeheure Unterſchied: die katholiſche Lehre ſinkt nie zu der heidniſchen Auffaſſung herab, daß der Landesfürſt das Oberhaupt der Landeskirche ſei — während alle Confeſſionen, die ſich außerhalb der katholiſchen Kirche befinden, mit unerhörter Servilität jene Auffaſſung zu der ihren machen, und ſich bereitwilligſt unter dem Fürſtenmantel verkriechen.“

„Und dann wagt man zu behaupten, die katholiſche Kirche bilde Sklavenſeelen!“ rief Conrad. „Deutſchlands Sklaverei beginnt aber gerade mit dem Abfall von ihr — und zwar nicht bloß gerieth es unter den Fürſtenabſolutismus, ſondern in die Knechtſchaft vom Ausland. Ja, es ſank ſo tief, daß es ſich mit Fremden, mit Schweden — ja, mit dem ehrgeizigen Erbfeind Frankreich! gegen ſeine Brüder und ſeinen heimathlichen Boden zu wüthendem Kriege verband. Daß in Folge derſelben ganze Länderſtrecken von Deutſchland abgeriſſen wurden, daß Pommern an Schweden, daß Elſaß —

der alte deutſche Wasgau! — an Frankreich kam, es galt ihnen nichts: das Nationalbewußtſein war vergiftet; ſie kannten nur noch particulariſtiſche Beſtrebungen, die auch der Sklave nur kennt. Sie hatten die Einheit verloren."

„Ja, mit der religiöſen auch die politiſche Einheit," ſagte Doralice. „Die Willkür iſt kurzſichtig. Sie triumphirt einen Augenblick und ahnt nicht, daß ſie ihrer Schöpfung bereits ſelbſt das Grab gegraben hat. Als die religiöſe Revolution die einzig unwandelbare Autorität verwarf, welche es auf Erden gibt — die übernatürliche Autorität der katholiſchen Kirche, die allein für Glaubens- und Sittenlehren maßgebend iſt: da zog ſie ihren Neugeſtaltungen das Fundament unter den Füßen weg, und rechtfertigte im Voraus — obſchon ſehr gegen ihren Willen und ihre Abſicht — jede Schilderhebung wider dieſelben. Sie aber, Herr von Friedingen, glauben ja nicht an jene übernatürliche Autorität, ſondern an Ausgeſtaltung des individuellen Menſchengeiſtes, der in Maſſe Zeitgeiſt heißt, die verſchiedenen Epochen beherrſcht, wie er es eben verſteht und zu jeder Zeit ſeine Geltung und Berechtigung gehabt hat. Es iſt alſo nur Ihr ſubjectives Gefühl, das ſich durch ſeine eine Richtung mehr als durch die andere angeſprochen fühlt, und dies Gefühl kann bei einem Anderen gerade umgekehrt ſein; alſo haben Sie, wie mir ſcheint, nicht das Recht, eine Epoche, objectiv betrachtet, höher zu ſtellen als eine andere, denn Sie haben nicht den Maßſtab der ewigen Wahrheit, nach welchem ihr Fall oder ihre Erhebung zu beurtheilen iſt.“

„Da ſind wir glücklicher!“ rief Lord Henry, „wir haben die ewige Wahrheit gerettet und ſie bei uns in Sicherheit gebracht.“

„Die anglicaniſche Kirche muß aber bedeutende Riſſe haben, durch welche die ewige Wahrheit ihr abhanden kommt,“ entgegnete Doralice; „denn Englands zahlreiche Secten legen ſämmtlich Beſchlag auf ſie.“

„Sie iſt auch nicht in der anglicaniſchen Kirche,“ hub Miß Dundee an, „ſie iſt in der Bibel.“

„Und da redet ſie für Miß Dundee als Miß Dundee!“ rief Lord Henry erzürnt.

„Das Reich Gottes iſt nicht hier und nicht da; ſiehe, es iſt inwendig in euch;“ entgegnete die bibelfeſte Miß Dundee. „Und der heilige Geiſt führt uns in alle Wahrheit ein.“ Das ſteht geſchrieben und daran halte ich mich, Mylord.“

„Miß Dundee iſt unüberwindlich hinter dem Bollwerk ihres Particularismus, lieber Henry,“ ſagte Doralice lächelnd. „Sie iſt ſich ſelbſt der heilige Geiſt! Und warum nicht? Als er ſeine myſtiſche Braut, die katholiſche Kirche verließ, flüchtete er ſich während tauſend Jahre, nach Ihrer Anſicht, in einige äußerſt ſpärlich geſäete Individuen, bis die anglicaniſche Kirche ſeiner habhaft wurde. Miß Dundee lehrt aber: Mit nichten! er ſetzt ſein Lehramt unmittelbar in jedem einzelnen Bibelleſer fort."

„Mit ſolchen Behauptungen gründet man aberwitzige Conventikel voll Ausgeburten wilder Schwärmerei!" rief Lord Henry; „oder man geräth in baaren Unglauben, in einen gewiſſen abſurden Atheismus! Wird der heilige Geiſt ſo vermenſchlicht, daß mir meine Anſicht als ſeine Einſprache gilt, ſo kann ich auch einen Schritt weiter gehen und den Erlöſer mit mir identificiren; ja, vielleicht könnte ich es dahin bringen, mich zu meinem eigenen Schöpfer zu machen, worauf mir denn freilich nichts übrig bliebe, als in's Narrenhaus zu ſpazieren."

Und er verſenkte ſich in die Tiefe eines geräumigen Lehnſtuhls und hinter die ſpaniſche Wand der „Times," um ſich gegen die Uebergriffe der Conventikel auf dem Boden der „establishd church" zu verſchanzen. Conrad ſagte zu Doralice mit einem Blick auf Lord Henry:

„Der Beneidenswerthe! er ſcheint ſich nie um die neue deutſche Philoſophie bekümmert zu haben, die ſo kühn jene Schritte macht."

„Wer hat denn Sie dazu veranlaßt?" fragte ſie.

„Die namenloſen Schwankungen meines Verſtandes, der überall einen Haltpunkt, und die gräßliche Oede meines Herzens, die überall einen Gegenſtand ſuchten und nirgends fanden; mit einem Wort, der gänzliche Mangel einer höheren Autorität, auf die ich mich bei meinem Forſchen und Fragen hätte zurückziehen, mich an ſie lehnen und auf ihr ruhen dürfen,“ erwiederte Conrad. „Sie haben keine Ahnung davon, wie ein Menſch umher geſchleudert wird, wonach er rennt und haſcht, wie er ſich abmattet und wieder aufſtachelt, wie er zeitweiſe von einem erträumten Fund zehrt, wie er ihn mit Trauer oder Verachtung wieder fallen läßt, was er verſucht, was er combinirt, wenn ihm nichts Göttlichgegebenes zum Ausgangs- und Endpunkt dient. Er irrt umher, wie der Wanderer, der in der Wüſte den Luftſpiegelungen nachzieht, die nichts als täuſchende Wirkungen von gewiſſen Licht- und Luftbeſonderheiten ſind und in Dunſt vergehen, während ſie ihn am fernen Horizont als Gärten und Paläſte, als große Städte, als Schiffe und Ströme anlocken und äffen. Der Eine wird mehr äußerlich umher geſchleudert und angetrieben, in der Welt der Erſcheinungen nach feſtem Grund zu ſuchen, und findet ſtatt deſſen .... einen Abgrund. Der Andere ſucht und wühlt mehr nach Innen, in der Welt der Gedanken, und gelangt da an das Faß der Danaiden, in welches alle Syſteme, welche je der menſchliche Geiſt erſonnen und ausgeſponnen hat, hinein- und wieder herausfließen; das iſt: ihr Mangel an Dauer. Es gibt auch freilich noch eine dritte Menſchenſorte .... und die hält ſich in harmloſer Oberflächlichkeit, verliert ſich nicht zu tief in die Welt der Erſcheinungen und befaßt ſich ſo wenig wie möglich mit der Gedankenwelt; aber eine Axe, um die ſein Leben ſich bewegt, die weder biegt noch bricht, die ihm Stich und Farbe hält — die hat auch ein ſolcher harmloſer Menſch nicht, wenn er ſie nicht von einer göttlichen Autorität .... und zwar ſchon in der Wiege empfängt. Später — iſt es zu ſpät! Der Glaube iſt eine Art von himmliſcher Kindheit der Seele. Iſt dieſe Kindheit verloren, ſo findet man ſie nie wieder.“

„Da irren Sie gründlich!“ rief Doralice. „Der Glaube iſt etwas ganz Anderes als ein lebhafter Inſtinct und als ein frommes Gefühl! er iſt eine Gnadengabe und eine Tugend, bei der ein geheiligter Wille thätig iſt.“

Conrad lächelte wehmüthig; er wollte nicht ſagen, daß dieſe Worte für ihn keinen Sinn hätten. „Für den Menſchen, der dieſe Tugend nicht beſitzt,“ erwiederte er, „iſt das Leben ein Räthſel, welches in dieſem irdiſchen Abſchnitt unſeres Daſeins keine Löſung findet. Iſt man zu dieſer Erkenntniß gekommen, ſo wird man nach und nach ruhig. Man gibt es auf, am Ufer des Stromes der Zeit dahin zu rennen, um den Punkt zu ſuchen, wo er in die Ewigkeit mündet. Man ſetzt ſich nieder am Ufer und läßt ihn vorüber rauſchen.“

„Man iſt gelähmt im Herzen!“ rief Doralice.

„Nennen Sie Verzicht — Lähmung?“

„Verzicht auf Erkenntniß der Wahrheit — d. h. der ewigen Schönheit und der ewigen Liebe . . . . ja, das iſt eine ſo fürchterliche Lähmung des Herzens, daß man ſie einen Tod nennen könnte."

„Ah, von der Liebe habe ich nicht geſprochen," ſagte Conrad lebhaft; „die liegt in einer anderen Sphäre."

„Sie trennen Unzertrennliches, Herr von Friedingen," erwiederte Doralice. „Erkenntniß der ewigen Wahrheit iſt nichts Anderes als Erkenntniß der göttlichen Liebe: das lehrt die chriſtliche Offenbarung . . . . und die gilt auch Ihnen! und die haben auch Sie mit derjenigen Kraft Ihrer Intelligenz zu erfaſſen, welche zu dieſem Zweck Ihrem geiſtigen Weſen verliehen iſt: mit dem Glauben."

„So lehrt Ihre Kirche, gnädige Gräfin, die für Sie eine göttliche Autorität iſt . . . . doch nicht für mich. Ich muß mich nun einmal entſchließen, in meinem Subjectivismus mein kleines Leben auszuleben, obſchon ich es für ein ungeheures Glück erachte, daß Andere eine Offenbarung beſitzen, welche ihnen durch eine objective, in göttlicher Unerſchütterlichkeit wurzelnde Autorität, als göttliche Wahrheit garantirt wird."

„Das geſtehen Sie ein?" rief Doralice erfreut. „Nun, dann iſt es doch gewiß eines Verſuches werth, ob dies Glück nicht auch Ihnen erreichbar wäre."

„Der Verſuch, Gräfin . . . der iſt es eben, der mich abſchreckt! Ich habe ſchon ſo viel verſucht, daß ich nicht mehr kann und nicht mehr mag.“

„Die Enttäuſchung wäre auch zu ſtark,“ ſagte Miß Dundee, „wenn Sie im Papismus auf den Strand lieſen! Aber Sie ſollten in der Bibel leſen, die das Band unſerer Seele zu Gott knüpft. Dann werden Sie ſchon das Weben des heiligen Geiſtes verſpüren, der ein unnennbares, inniges Verhältniß zwiſchen Ihnen und Ihrem Erlöſer in der tiefſten Heimlichkeit Ihres Herzens zuwege bringt; und dann wird Ihnen ſein, als beſäßen Sie Alles, „was kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat.“

„Nonſens!“ rief Lord Henry; „es iſt die Eigenthümlichkeit der Sünde und der Lüge, ſich ſcheu in die tiefſte Heimlichkeit des Herzens zu verkriechen, Miß Dundee. Friſch und frei ſoll unſer Verhältniß zu Gott in unſer äußeres Leben hinein treten, und ſich als etwas Wirkliches und Tüchtiges aufweiſen, das ſich nicht vor dem Tageslicht fürchtet!“

„Beſte Miß,“ ſagte Conrad, „dieſe unnennbaren, innerlichen Verhältniſſe mit Gott — und dies: ſo ſein, als beſäße man Alles — ſind wohl den gründlichſten Selbſttäuſchungen unterworfen, die der individuelle Menſchengeiſt zuwege bringt, denn durch ſie hat und beſitzt man gar nichts Objectives, ſondern nur den Troſt und den Genuß des eigenen erregten Gefühls. Ich kenne ſehr wohl ſolche Aufwallungen des inneren Weſens, dieſen Schwung über die Grenzen unſeres armen Ichs hinaus, dies Untergehen in eine Fluth ſeliger Ahnungen. Ich hatte ſie vor Jahren, als ich den Plato las . . . . und ſpäter, bei dem Studium pantheiſtiſcher philoſophiſcher Syſteme, die einen unbeſchreiblichen Zauber für mich hatten, weil ich wähnte, mit dieſer Weltſeele verſchmelzen zu können, und aus ihr, gleichſam in verbeſſerter Auflage, mich ſelbſt zurück zu erhalten. Aber mein Plato und meine Pantheiſten ſind in das Faß der Danaiden verſunken, und das „heimliche Verhältniß mit Gott," welches Sie mir anpreiſen, würde ohne Zweifel denſelben Weg nehmen. Nein! ich möchte viel lieber in ein „öffentliches Verhältniß" mit ihm treten, wenn ſo etwas möglich wäre."

„Wie Sie katholiſch ſind, ohne es zu wiſſen!" rief Doralice. „Sie ſehnen ſich nach einer Gemeinſchaft und nach einer ſichtbaren Kirche!"

„Nach Ihrer Auffaſſung von Ihrer Kirche wäre das ganz in der Ordnung: iſt ſie von Gott beauftragt, der Menſchheit die eine und ewige Wahrheit zu bringen: ſo muß Gott der Menſchheit auch die Fähigkeit gegeben haben, ſich nach dieſer Wahrheit zu ſehnen. Und dann muß man ſich nur verwundern, daß ſo Wenige es thun."

„Wer weiß, ob es Wenige ſind!" entgegnete Doralice. „Uebrigens aber weiß man ja, daß die große Maſſe ihre Intereſſe auf die Dinge der Zeit wendet und für das Ewige nicht viel Sinn hat — wenigſtens nicht, ſo lange es ihr gut geht. Etwas torquirt zu werden, iſt ihr für ihr Seelenheil recht nothwendig, wie jedem Einzelnen auch.“

„Ach!“ ſeufzte Frau von Derthal, „daran fehlt es Keinem! es geht nur zuweilen in ſo ſubtiler Weiſe vor ſich, daß es äußerlich nicht zum Vorſchein kommt.“

„Ich dachte Du wollteſt ſagen, daß man es ſelbſt kaum merkt!“ rief Doralice ſcherzend; „denn im Ganzen ſind die Prüfungen doch ſehr gering, durch welche Gott uns führt.“

„Das ſagen wir gewöhnlich erſt, wenn wir ſie überwunden haben, meine heroiſche Tochter!“ antwortete Frau von Derthal ebenfalls im ſcherzenden Ton. Heimlich aber dachte ſie ſehr ernſthaft, daß ihre Prüfungen der Ungewißheit über Eulaliens Zukunft mit nichten als gering zu betrachten wären. So lange ſie gefürchtet hatte, Conrad könne durch Discuſſion ernſter Fragen zurückgeſtoßen werden, hatte ſie geſucht zu mildern und abzubrechen; jetzt aber nahm ſie wahr, daß er gern darauf einging, keine Empfindlichkeit äußerte, aber freilich auch nie ſeinen Standpunkt aufgab und ſich für überwunden hielt — jetzt wünſchte ſie ſehnlichſt, Doralice möge ſich als eine andere Scheherazade ausweiſen und — ſtatt mit Märchen — Conrad mit Wahrheit umſpinnen und feſſeln; denn es war jetzt nicht länger möglich, Celeſtinens und Roderichs Verbindung aufzuſchieben, da der October allmählig zu Ende ging. Conrad hatte früher dieſen Zeitpunkt zugleich auch für ſeine Abreiſe feſtgeſetzt. Freilich nur im Anfang war davon die Rede geweſen; jetzt ſchon lange nicht mehr und ſie hütete ſich wohl, die Frage anzuregen. Aber das war klar: wenn die Traubencur aufhörte, Roderich vermählt war, und kein Intereſſe ihn an den Rheingau knüpfte, ſo ging Conrad in ſeine Heimath zurück; und es war wohl höchſt unwahrſcheinlich, daß Eulalie dann jemals Frau von Friedingen werden würde.

Auch Doralice wünſchte lebhaft, Conrad möge ſeinen Aufenthalt im Rheingau möglichſt verlängern. Sie entwarf verſchiedene Pläne, mit welchen Geiſtesmännern er zuſammen kommen, welche ernſte Lectüre und gründliche Studien er machen müſſe, um ſich aus dem Labyrinth der Syſteme zu flüchten und auf dem poſitiven Boden des Chriſtenthums und der Geſchichte der Kirche Fuß zu faſſen. Es ſchien ihr unmöglich, daß Conrad in ſeinem gegenwärtigen Indifferentismus verharren könne! Dieſe traurige Geiſtesverfaſſung war ja nur die Folge eines ungeordneten und verkehrten Strebens, um die höhere Wahrheit zu finden; entſprang nicht aus jener Mißachtung des Höheren, die aus der Ueberſchätzung des Niederen hervorgeht; auch nicht aus der öden Blaſirtheit eines abgewelkten Herzens; auch nicht aus dem Stumpfſinn der Flachheit; auch nicht aus ſelbſtzufriedener Werthſchätzung des eigenen Standpunktes. Es war eben nur die Reaction gegen ein krankhaftes Uebermaß von Verlangen nach Erkenntniß. Wie ein edles Rennpferd, das außerhalb der Bahn umher gehetzt wird und todtmüde zuſammenbricht, ohne am Ziel zu ſein: ſo war es mit dieſem kranken Geiſt. Er bedurfte der Ruhe, um ſich zu erholen, und in der geiſtigen Atmoſphäre eines linden, geſunden Einfluſſes, um ſich allmählig gerade und kräftig aufzurichten, und dann mit erneuten Schwingen einen neuen Flug anzutreten. In ihr ſtilles, einförmiges Leben war mit Conrad ein Element des höchſten Intereſſes gekommen; eine Spannung, ein Mitleid, eine Theilnahme, die ſie nie für irgend einen Menſchen empfunden, weil ſie nie Veranlaſſung gehabt hatte, ſich in dieſer Weiſe mit einer Seele zu beſchäftigen. Der Gedanke an Conrad ſtörte ſie nicht, aber — er war ihr beſtändig gegenwärtig und die ſtete Schwankung zwiſchen Sorge und Hoffnung, und der ſtete Wunſch, doch mindeſtens ein Atom von Erkenntniß, einen Funken von Licht in dieſe Seele zu werfen, gab dieſem Gedanken einen gefährlichen Reiz. Je mehr die Jahreszeit vorrückte und aus der ſchönen, freien Natur in's Haus verwies, deſto traulicher wurde der Familienkreis und deſto mehr lebten ſich Alle mit einander ein. Man lernte ſich nicht bloß in allgemeinen Umriſſen kennen, ſondern in den feinen Schattirungen, den zarten Zügen, den beſonderen Neigungen, welche die Eigenthümlichkeit der Charactere ausmachen. Dieſe trauliche ungeſtörte Häuslichkeit, die verſchiedenartig genug zuſammengeſetzt war, um nicht einförmig und langweilig zu werden, war der Entwickelung warmer Empfindungen ſehr günſtig. Gerade dies iſt der große Vortheil eines feſten und innigen Familienkreiſes, daß die einzelnen Glieder deſſelben in ihm, nicht bloß äußerlich, ſondern auch dem Herzen nach, ihre liebe Heimath, ihre beſten Freunde haben. Conrad hatte freilich bis dahin auch häuslich gelebt, doch nur in der Dämmerung und auf der Schattenſeite der Verhältniſſe; in deren freundliches Licht und in deren warme Sonnenſeite trat er jetzt erſt ein. Ihm war zu Sinn, als blühe ſein fröſtelnd zuſammengewickeltes, inneres Sein auch jetzt erſt auf.

Lord Henry ließ ſeinerſeits die Tage kommen und gehen wie ſie wollten. Wie ein ſchlaftrunkener Menſch mochte er ſeine Lage nicht verändern. Doralice hatte ihn gefragt, ob ſeine Geſchäfte ihn nicht nach England zurückriefen; er antwortete: er habe keine Geſchäfte. Die Anordnungen auf ſeinen Gütern wären ein für alle Mal gemacht; ſeine Pächter zahlten — und zahlten ſie einmal nicht prompt, ſo habe man Geduld mit ihnen. Parlamentsmitglied ſei er nicht; die Marine habe er aufgegeben — und ſo ſei denn der Kreis ſeiner Thätigkeit kaum größer und ſchwerlich wichtiger zu Enisdale-Caſtle, als im Schlößchen. Ueberdas wären ſeine Kinder ohne Frage hier glücklicher als dort. Doralice ſagte einige liebevolle Wort über die Kinder und deren Entwickelung; dann ſetzte ſie hinzu:

„Aber iſt es wirklich möglich, daß Gott gar nichts von Ihnen verlangt? Mir däucht, man hätte doch der Legion von Schwätzern und Schreibern gegenüber, die ſich ſo fürchterlich breit machen, recht viel für ihn zu thun! Sieht man ſich um in unſerer Zeit, all überall, auch in England, wird man da nicht gezwungen, ſich einzugeſtehen, daß die Grundlagen, auf denen ſich die menſchliche Geſellſchaft ausgebaut hat, aus ihren Fugen gewichen ſind, und mehr und mehr noch weichen müſſen, weil der Antagonismus der Parteien, innerhalb des ſocialen Baues, die Baſis auseinander drängt, und weil unterhalb aller Parteien ein Element gährt und grollt, das mächtiger als ſie alle iſt, und ſie alle, ſammt ihrem Bau, durch eine ſociale Sündfluth hinweg zu ſchwemmen droht. Dies Element iſt ein tiefer, wilder, nagender Haß gegen Alles, was Religion, Glaube, Kirche iſt und damit zuſammenhängt. Die Parteien, die ſich jetzt auf ſocialem Boden gegenüber ſtehen, bekämpfen zum Theil noch jenes Element des verwüſtenden Umſturzes. Dennoch wächſt es und lockert mehr und mehr die Bande, welche den Menſchen an Religion, Glaube und Kirche — und dadurch an Geſetzlichkeit und Rechtsbewußtſein und an den Nächſten knüpfen."

„In England iſt das nicht der Fall!" rief Lord Henry.

„Wo ſteht der hidöſe Pauperismus, wo das Fabriksunweſen, wo die kraſſe Kluft zwiſchen Reich und

Arm, wo die Unzulänglichkeit der Mittel, um der Entſittlichung und Verkommenheit zu wehren, höher in Blüthe!“ rief Doralice.

„Aber bei uns iſt die Macht noch immer Macht; denn der traditionelle Nationalinſtinct und der poſitive, practiſche, geſunde Menſchenverſtand, die Englands Signatur und Erbtheil ſeit tauſend Jahren und durch ſeine großartigen Inſtitutionen beſiegelt ſind, umringen den Thron, die bürgerliche Ordnung und die Geſetze mit ihrem Schilde.“

„Dem gegenüber ſteht das Uebermaß materieller Proſperität, dies Schwimmen in der Quinteſſenz ſelbſtvergnüglichen Wohlbehagens,“ ſagte Doralice. „Eine gewiſſe äußere Trockenheit und Kaltblütigkeit mindert die Extravaganz des Luxus und der Genußſucht auch in ihrer äußeren Erſcheinung; ob aber unter der kühlen Form nicht eine Art von babyloniſcher Trunkenheit gährt, die den Thurm bis in den Himmel zu bauen ſich vermißt — und die ich weiß nicht was für ein Echo von König Baltaſſars Feſtmahl und der geheimnißvoll ſchreibenden Hand iſt — das, lieber Henry, werden Sie freilich verneinen und ich laſſe mich auf keine Prophezeihungen ein; doch die Geſchichte lehrt uns, daß übertriebenes materielles Glück furchtbare Umwälzungen herbeiführt. Daß England bedroht iſt, ſo gut wie ganz Europa, werden auch Sie nicht läugnen. Nur ſchlägt vielleicht ſeine Stunde ſpäter, und dann will ich herzlich wünſchen, daß ſich das Mark ſeines Volkes unvergiftet von den freſſenden Wunden an ſeinem ſocialen Leibe erhalten habe; daß der ſyſtematiſche Haß gegen Religion, Glauben und Kirche ihm nicht eingeimpft ſei. Umſomehr aber wundere ich mich, wenn Sie ſagen: Sie hätten nichts in England zu thun. Ich meine, in unſerer Zeit hätte Jeder, dem das Herz auf dem rechten Fleck ſitzt, ganz außerordentlich viel zu thun, um die Atome von Wahrheit, welche ſich unter Maſſen von Irrthum, von Entſtellung, von Unwiſſenheit, von Lüge — dennoch in allen Parteien finden, aus dem Wuſt befreien und mit dieſem gereinigten Material den Bau der Zukunft errichten zu helfen."

„Solche Arbeit müſſen Sie einem neuen Hercules zumuthen — nicht mir."

„Auch Sie haben die Verpflichtung in Ihrem Kreiſe, auf Ihrem Platz, mit Ihren Mitteln wenigſtens einen Funken zu dem großen Heerde hinzutragen, deſſen Licht, Glut und Glanz — Finſterniß, Kälte und Nacht beſiegen ſollen. Die chriſtlichen Elemente müſſen ſich ſammeln und ſchaaren zum Widerſtand gegen das Böſe, das Zerſetzende, das der Unglaube erzeugt und das gerade in unſeren Tagen eine noch nie da geweſene ungeheuere Thätigkeit gegen das Gute entwickelt. Wohin der Unglaube ſeine Miasmen aushaucht .... da tritt der Prozeß des Todes ein: Auflöſung, Zerfall; denn er untergräbt den Thron, den Altar, die Familie, das Recht — jede Beziehung, die den Menſchen adelt. Der Große wird brutal egoiſtiſch, der Kleine brutal neidiſch; die Menge brutal ſtumpf für alle Intereſſen, die nicht in irgend einer Weiſe den Geldbeutel berühren. Die Geſellſchaft zerſetzt ſich in Individuen, die ſich nur zu materieller Gemeinſamkeit verbinden, und feindlich einander gegenüber treten, wenn dieſe aufhört — und dieſe Zerſetzung bringt eine furchtbare ſittliche Corruption mit ſich, in welcher jenes Heer von Individualitäten ſchwelgt, weil es in die Brutalität hinein geſunken iſt, indem es ſich von der Hand Gottes losriß. Denn das iſt nun einmal gewiß: nur zwiſchen zwei Angelpunkten hat der Menſch die Wahl! er gehört dem Himmelreich oder dem Thierreich an."

„Und der, welcher ſich das Himmelreich erwählte," ſagte Lord Henry ernſt, „ſoll eingedenk ſein, daß die heilige Schrift ſagt, es ſei nur den Gewaltigen erreichbar. Nicht wahr?"

„Ja," entgegnete Coralice, „ich meine, er ſollte mit aller Energie ſeiner Wahl gemäß leben und handeln, wenn Gott ihn zum Mittelpunkt eines größeren Kreiſes gemacht und ihm entſprechende Fähigkeiten gegeben hat — und nicht ſo ruhig die Hände in den Schoß legen, wie" . . . . —

„Wie ich!" rief Lord Henry. „Aber die tumultuariſche Zeit iſt nicht lockend zum Handeln. Entweder man vermehrt den Tumult oder man richtet nichts aus. Friedingen z. B. macht es eben nicht anders, als ich."

„Ah, der arme Friedingen!“ ſagte Doralice ſchmerzlich.

„Nun, warum beklagen Sie nicht den armen Henry mit derſelben Wehmuth?“

„Weil da gar kein Vergleich zu ziehen iſt!“ rief ſie. „Er glaubt ja nicht .... wie ſollte er handeln können! — — Aber,“ ſetzte ſie hinzu, „wer dieſe himmliſche Kraft in ſich — und objectiv deren Gegenſtand, die göttliche Offenbarung, beſitzt oder zu beſitzen meint, der muß mit dem Apoſtel Paulus ſprechen: „„Die Liebe Chriſti drängt uns.““

„Zur katholiſchen Werkthätigkeit!“ rief er ſpöttiſch.

„Zur katholiſchen Hingebung,“ ſagte ſie ſanft; „und wenn dermaleinſt des armen Friedingen Seelenauge ſich für das wundervolle Licht der katholiſchen Wahrheit öffnen und jenen Strahl empfangen ſollte, der Glaube heißt: dann wird er ſicherlich jene Hingebung verſtehen und nicht in ſeiner kühlen Abgeſchloſſenheit, als ob er außerhalb einer Welt von Brüdern ſtände, verharren.“

„Solch Vertrauen haben Sie zu ihm!“ ſagte Lord Henry finſter.

„Solch Vertrauen habe ich zur Gnade Gottes,“ entgegnete Doralice; „denn der Glaube iſt eine Gnade, die Todte erweckt und übernatürliches Leben gibt — und der Athemzug dieſes Lebens iſt wirkende Liebe.“

Mit einem ſo tiefen Seufzer, als ob ſeine Bruſt ſich vor Sehnſucht ſpalte, ſagte Lord Henry:

„Den könnt’ ich auch brauchen!“

Doralice ſah ihn liebevoll an und ſagte:

„Wolle Gott dieſen Seufzer hören und erhören."

Dabei blieb es. Es war wie das Märchen „Von der ſchlafenden Schönen im Walde," wo Alle von einem Zauber regungslos in ihre Stellung gebannt ſind. Jeder hing ſtill ſeinen Hoffnungen und Wünſchen nach, die von dem Zauberkreis, der ihn umſpann, genährt wurden — und Jeder ſcheute ſich eine Bewegung zu machen, die eine Veränderung in dieſem Kreiſe hätte veranlaſſen können.

* * *

„Wir ſind Kinder der Heiligen."

Die Feier war vorüber, die namenlos ernſte, welche zwei Menſchen mit ihren wandelbaren hinfälligen Herzen auf ewig zu einem Leben verbindet, welches ſich ſo leicht träumt und ſo ſchwer lebt: Roderich und Celeſtine waren in geheimnißvoll unauflöslicher Weiſe durch ein Band verknüpft, das ſeine Weihe und ſeine Dauer vom Herzblut Jeſu empfängt. Es fand keine andere Feſtlichkeit als die kirchliche Feier ſtatt, da die Trauer um Spiridion nur gerade für dieſe Ceremonie abgelegt wurde. Niemand zeichnete ſich durch großen Frohſinn aus, denn alle Glieder der Familie dachten unwillkürlich an die Ehen der drei älteſten Derthal'ſchen Töchter und der Gedanke war wohl geeignet, die Vergänglichkeit, dieſen ſchwarzen Schatten des Glückes, der Gegenwart zur Seite zu ſtellen und deren Roſenroth zu dämpfen. Celeſtine ſah vor großer Gemüthsbewegung, die ſelten genug bei ihr eintrat, ſo leichenblaß aus, daß ſogar Roderich ungewöhnlich ernſt wurde, um in dieſem wichtigen Moment gehörig mit ſeiner Braut zu ſympathiſiren. Aber bleicher als die blaſſe Braut war Doralice. In daſſelbe Gotteshaus, zu demſelben Altar, mit demſelben ſchüchternen Vertrauen war auch ſie gegangen vor wenigen Jahren .... und jetzt war das Band, das damals für immer geknüpft ſein ſollte, traurig entweiht, und ach! nicht mit der leiſeſten Fiber ihres Herzens vermochte ſie zu wünſchen, daß es hergeſtellt werden möge. War das nicht treulos? war das nicht eine Beleidigung der göttlichen Liebe, die dem Ehebund ihre Gnade gegeben hatte und eine übernatürliche Treue, nicht des Menſchen, ſondern der Gnade wegen, forderte? — Doralice weinte ſo, daß ſie durch ihre Thränen wie durch einen Schleier ſah und mühſam ihre Faſſung errang, als die Ceremonie vorüber war. Conrad wurde durch dieſen Schmerz, deſſen Grund er nicht ahnte, tief erſchüttert. Welche Leidensſtürme ſind denn durch ihre Seele gegangen, um ſie nach Jahren und in der Erinnerung noch ſo heftig zu bewegen! und welch' ein Schatz von Liebe muß in einem Herzen ſein, das ſich in einem ſo herben Leid ſo himmliſch entfaltet hat! ... ſprach er zu ſich ſelbſt. — Ach, vielleicht hatte Doralice nie ein herberes Leid empfunden, als gerade in dieſem Augenblick, wo der „verborgene Gott" aus ſeinem Tabernakel heraus an ihr Herz klopfte und fragte: Biſt du mir treu? — und ſie nicht wußte, ob ſie Ja ſagen dürfe, oder Nein ſagen müſſe. Denn ihr Herz war rein genug, um vor dem leiſeſten Hauch einer Trübung zu zittern und um kein größeres Leid zu kennen, als eine Beleidigung der göttlichen Liebe durch ſelbſtſüchtige Liebe. — Lord Henry dachte bei ſich ſelbſt, er würde die Welt darum geben, wenn er erfahren könne, was eben in ihrem Herzen vorgehe und wem ihre Thränen gelten möchten.

Am Nachmittag ſollte das Dampfſchiff das junge Paar ſtromab und an den eigenen Heerd führen. Celeſtine, um die Angſt vor dem Abſchied zu dämpfen, beſchäftigte ſich ſo eifrig mit dem Einpacken ihrer Sachen, daß nichts vergeſſen werde, daß die geringſte Kleinigkeit in die Koffer komme, daß kein Band, kein Buch, kein Notenblatt etwa unter Eulaliens Habſeligkeiten bleibe, daß Roderich ganz erſtaunt ſagte: der liebe Gott habe ihn wohl mit einer ſo extra pünktlichen, ſorgſamen, ordnungsliebenden Hausfrau bedacht, um ſeinen Mangel an dieſen Tugenden zu vergüten. Celeſtine unterbrach ihre Thätigkeit im Durchſuchen des Notenſchrankes, legte einige Hefte, die als ihr Eigenthum mit ihrem Namen bezeichnet waren, zur Seite und ſagte:

„Ein unpünktlicher Militär .... das iſt ein Widerſinn, beſter Roderich.“

„O was den Dienſt betrifft — pünktlich wie eine Rechenmaſchine!“

„Warum ſoll denn aber das Haus hinter dem Dienſt zurückſtehen? iſt das nicht ungerecht, beſter Roderich?“

ſagte Celeſtine gelaſſen und verſenkte ſich wieder in ihr Geſchäft.

Lord Henry ſchlug die Hände zuſammen und rief:

„Nun, das muß ich ſagen ... eine ſolche geborene Hausfrau iſt mir noch nie vorgekommen.“

„Welch ein Glück für ihre Verhältniſſe!“ ſagte Frau von Derthal.

Celeſtine aber zog mit einem Pack Notenhefte ab und wies ihnen eigenhändig einen Platz im Koffer an. Beide Schweſtern waren ihr dabei behülflich; Doralice, unter Thränen freundlich lächelnd, Eulalie unter allerhand Geplauder von Baldwiederſehen ꝛc.

Als ſie fertig waren, umſchlang Doralice zärtlich Celeſtine, ſah ihr tief in's Auge und ſagte:

„Dieſen Tag wirſt Du in Deinem ganzen Leben nicht vergeſſen, liebe Celeſtine; aber vergiß auch nicht, daß es der Tag des Erzengels Raphael iſt.“

„Des Schutzpatrons der Reiſenden, der mich in meine neue Heimath geleiten ſoll; — o nein! das vergeſſe ich nicht, denn ich werde ſeinen Schutz doch recht nöthig haben!“ ſagte Celeſtine beklommen.

„Und vergiß auch nicht, daß der Engel Raphael zu ſeinem Schützling Tobias geſagt hat: „„Schließe nicht Gott von dir und von deinem Herzen aus;““ — denn, wie es weiter heißt, geliebte Celeſtine: „„Wir ſind Kinder der Heiligen;““ und ach! wir haben eine gefährliche Neigung in uns, Kinder der Welt zu werden.

Die Welt aber iſt die Stätte der ungeordneten Liebe."

„Ach!" ſeufzte Celeſtine, „jetzt, da der Abſchied von Euch einbricht, wird mir das Herz furchtbar ſchwer und mir iſt zu Muth, als hätte ich etwas übernommen, das weit über meine Kräfte geht."

„Ja, ſie geht auch weit über menſchliche Kräfte hinaus .... die Ehe, mit ihren ernſten, verantwortungsvollen Pflichten," erwiederte Doralice, „und deshalb eben hat ſich Gott unſerer Schwäche erbarmt und uns durch das Sacrament eine übernatürliche Kraft zu Gebot geſtellt, mit der wir die volle Bürde tragen können, ohne zu erliegen. Aber dazu gehört, daß wir Gott nicht durch die Welt und die irdiſche Liebe aus unſerem Herzen drängen laſſen, daß wir ſeine guten Kinder, Kinder der Heiligen, Genoſſen der Heiligen bleiben, und dieſe Aufgabe fällt Dir zugleich für Dich und für Roderich zu. Du haſt an Deinem heiligen Glauben eine Richtſchnur, die nie ſich krümmt, eine Leuchte, die nie erliſcht: Du mußt in Deiner Ehe das himmliſche Element zur Geltung bringen."

„Schweig', ich bitte Dich, ſchweige, Doralice! wenn ich Dich höre, möchte ich lieber Roderich allein abreiſen laſſen .... und das iſt nun doch nicht mehr möglich!" rief Celeſtine.

„Nein, das iſt nicht mehr möglich! Du biſt an Roderich gebunden und mußt ihm folgen bis zu Deinem letzten Athemzug durch alle Leiden und Freuden des Lebens,“ entgegnete Doralice. „Aber das muß und wird Dir mit Gottes Gnade möglich ſein: Dich zu heiligen und Roderich zu heiligen; denn das iſt der letzte Zweck der Ehe — und hältſt Du ihn nicht höher als alles Glück, als jede Wohlfahrt, als ſämmtliche Güter, welche Dir zufallen könnten: ſo hätteſt Du Deine Beſtimmung verfehlt. Und darum bitte ich Dich, vergiß nicht, daß Du Deine Reiſe durch die Blumenhaine, die Wüſten, die Ungewitter des Lebens unter dem Schutz des Engels Raphael beginnſt; und was er damals geſprochen hat, laß Dir täglich und ſtündlich geſagt ſein; dann biſt Du geborgen, geliebte Celeſtine.“

Die Schweſtern umarmten ſich zärtlich. Eulalie, die aufmerkſam zugehört hatte, legte Beiden ſcherzend ihre Arme um den Nacken und ſagte:

„Tragt Euer Joch! ich bleibe frei! .... Das iſt ja eine formidabel ernſte Begebenheit ... die Ehe! ich aber will fröhlich ſein.“

„O, Celeſtine wird ſehr fröhlich ſein!“ rief Doralice. „Nichts macht ſo froh und ſo glücklich, als eine Bürde, die Gott uns auflegt. Das iſt dermaßen wahr, daß alle Menſchen ſich nach irgend einer edlen Bürde ſehnen und daß die, welche ſich nicht die ihre in Geſtalt der Pflicht, von Gottes Hand auflegen laſſen — ſich ſelbſt eine ſchaffen und ſie edel zu nennen ſuchen, in Geſtalt irgend einer Leidenſchaft. Nein, meine Schweſtern, wer fröhlich ſein will, muß ſein tüchtiges Tagewerk zu verrichten haben! Müſſiggänger ſind ſtets entweder grämlich oder launenhaft."

Celeſtine trocknete ihre Thränen; aber ſie brachen wieder aus, denn Frau von Oerthal trat ein; die Scheideſtunde war da. Ihr Mutterherz zerſchmolz in Wehmuth, da jetzt die vierte Tochter das Schirmdach des Hauſes verließ, das ihre Jugend behütet hatte. Wie harmlos, wie hoffnungsvoll, wie unbefangen war dies Kind, das ſie der Welt gab — und wie wird ihr die Welt dies Kind zurückgeben? — Sie dachte an Suſanne, an Blanca, an Doralice. Was hatten ſie gefunden?.... in verſchiedener Form — ein Grab des Glückes. All' ihre kleinen Pläne und Combinationen kamen ihr in dieſem Augenblick nichtig vor, denn wiederum zog ein Kind aus zur Eroberung dieſes, ach! ſo ungewiſſen Glückes. Sie und Fräulein Crescenze nahmen im Schlößchen Abſchied von Celeſtine; Doralice und Eulalie aber, mit Lord Henry und Conrad, gaben dem jungen Paar das Geleit bis zur Nachenſtation am Rhein. Es war ſo recht ein ſtiller, milder, lautloſer Herbſttag: kein Vogel ſang, kein Lüftchen regte ſich; die gelben Blätter zitterten an den Aeſten, nicht vom Winde, nur vom Hauch des Todes, der ſie verzehrte. Die Sonne ſtand als purpurfarbener, ſtrahlenloſer Glutball in den bläulichen Nebeln des Weſtens. Der mächtige Strom rieſelte leiſe wie ein Bach, mit ſanft gekräuſelter Oberfläche, in ſeinem weiten Bett dahin. Niemand ſprach; ſogar Roderich ſchwieg. Sie gingen raſch; dennoch rief ihnen der Schiffmann ſchon von Ferne zu, ſie möchten eilen, es ſei keine Zeit übrig. Das war gut, es kürzte den Abſchied. Eine Umarmung, ein Händedruck — und Roderich ſtand im Nachen und half Celeſtinen hinein. Der Schiffmann ſtieß ab, ſie glitten dahin, den Strom durchſchneidend dem Dampfſchiff zu. Immer undeutlicher wurden ihre Geſtalten. Die am Ufer wußten: ſie ſind es; aber ſie erkannten ſie nicht mehr. Jeder Ruderſchlag machte die Trennung größer, anſchaulicher — und als das Dampfſchiff anhielt, um ſie aufzunehmen, gewahrte man nur noch eine unbeſtimmte Bewegung. Doralice hatte ſich am Ufer niedergeſetzt. Nun ſtand ſie auf, nahm Eulaliens Arm und ſagte gefaßt:

„So! jetzt muß ſie ſich auf Gott verlaſſen! denn auf einen Menſchen — das iſt zu wenig! Wir aber wollen nach Mariathal gehen, Eulalie.“

Frohlockend rief dieſe: „Das iſt mir recht! ach ja.... ſolch ein ſtiller ausruhender Gang am ſchönen Herbſtabend nach dem lieben Mariathal, der thut gut nach all' den Thränen und Gemüthsbewegungen.“

„Ich gehe mit, denn es wird finſtere Nacht, bis Sie heimkehren,“ ſagte Lord Henry.

„O nein, wir haben Vollmond,“ erwiederte Doralice. „Machen Sie das, wie Sie wollen, aber zählen Sie nicht auf unſer Geſpräch, Henry,“ ſetzte ſie hinzu, „denn

Eulalie und ich .... wir wiſſen, was wir zu thun haben. Und was den Schutz betrifft, ſo iſt ja Cerberus da."

„Sie wollen doch nicht während des ganzen Weges weinen!" rief er beſtürzt.

„Gewiß nicht! wir wollen aber den Roſenkranz zuſammen beten für unſere liebe Celeſtine," ſagte ſie ſanft.

Lord Henry ſchlug entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen und rief:

„Doralice, iſt's möglich! Sie ſind ja eine kluge Frau, eine charmante Frau, eine gebildete Frau, und Sie beten den Roſenkranz, wie die Bauern und die alten Spittelweiber!"

„Ja!" ſagte ſie gleichmüthig.

„Und mit Eulalie wollen Sie ihn laut beten?"

„Ja, in Pauſen, aber laut."

„Nun, dann muß ich Sie Ihrem Schickſal überlaſſen!"

„Adieu," ſagte ſie freundlich und ſchlug mit Eulalie, da ſich eben hier die Wege trennten, den Pfad nach Mariathal ein.

Mit großen Schritten ging Lord Henry dem Schlößchen zu. Conrad folgte ihm langſam und verſtimmt; er hätte den Spaziergang mitgemacht, wenn ſich Henry angeſchloſſen hätte; er allein .... wagte es nicht. Plötzlich blieb Henry ſtehen und rief:

„Was meinen Sie, Herr von Friedingen, wäre es nicht artiger, die Damen zu begleiten."

„Mylord,“ entgegnete Conrad, „Sie ſind eben ſo wenig artig gegen Gräfin Doralice geweſen, daß ihr die Begleitung nicht ſehr genehm ſein dürfte.“

„Das iſt wahr! aber ſie treibt es darnach. Muß man nicht außer ſich gerathen über ſolche . . . . . Unbegreiflichkeiten.“

„Durchaus nicht! man kann außer ſich gerathen über Dinge, die man begreift, denn man hat einen Maßſtab für ſie. Aber das, was man nicht begreift, läßt man auf ſich beruhen, wenn es in ſo edler Form, wie bei Gräfin Doralice, uns entgegen tritt.“

Lord Henry ſah wohl ein, daß dies höflicher und verſtändiger geweſen wäre. Da Conrad ihm aber nicht den Rath gab, den er zu hören wünſchte, nämlich den: umzukehren und Doralice zu begleiten, ſo ſchwieg er, bis Beide im Schlößchen anlangten und bei Frau von Derthal Bericht abſtatteten, was aus ihren Töchtern geworden ſei.

Doralice und Eulalie kehrten nach einigen Stunden im ſchönſten Mondſchein von ihrem Spaziergang zurück. Man ging aber an dieſem Abend früher als gewöhnlich auseinander, denn die Damen waren ſämmtlich ermüdet von den wechſelnden Gemüthsbewegungen des Tages. Doralice ſehnte ſich nach der Ruhe und Einſamkeit des Schweizerhäuschens.

Sie hatte bereits ihr Kammermädchen entlaſſen und war noch einmal, nach ihrer Gewohnheit, bei Henry's

Kindern geweſen, um Auge und Herz an dem Schlaf der Unſchuld zu laben. Mit einer Lampe in der Hand ging ſie durch den Salon ihrem Schlafzimmer zu — da fiel das Lampenlicht hell auf ihren Schreibtiſch und ſie ſah zwei Briefe auf demſelben liegen. Der eine war von Blanca; der andere fiel ihr auf, weil ihr die Schrift nicht bekannt war. Sie erbrach ihn zuerſt und las: „Geliebte Doralice! Wenn mir Dein edles Herz nicht bekannt wäre, ſo würde ich nicht wagen, dieſe Zeilen an Dich zu richten und Dir meine Bitte vorzutragen: ich wünſche Dich in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Nur deshalb bin ich hier. Wenn Du bis morgen Mittag nicht hier biſt, ſo ſchließe ich daraus, daß ich zu Dir kommen ſoll. Richte es alſo ein, wie es Dir genehm iſt — aber ſprechen muß ich Dich. Vergib meine Zudringlichkeit! Ach, Du haſt mir ja ſchon unendlich viel mehr vergeben! Sieh, theure Doralice, ſo feſt zähle ich auf Dein Herz, um das vorauszuſetzen! O, es kann jetzt noch Alles gut werden, ja, beſſer als zuvor. Komme nur bald in die Arme Deiner Sarolta. — — Wiesbaden, in den vier Jahreszeiten, am 24. October, 1858."

Sarolta . . . . war Ghioray's Schweſter. Doralice hatte am Schreibtiſch ſtehend dies kurze, haſtige, ſtürmiſche Briefchen geleſen. Als ſie zu Ende war, zitterte ſie bis in die Fußſpitzen hinein und ſank auf ein Sopha. Was bedeuteten dieſe Zeilen? handelte es ſich um

Sarolta? .... aber was konnte ſie für Sarolta thun? Oder um Ghiorav? .... für ihn noch weniger! — Er war auch gar nicht genannt. Es kann Alles gut werden, ſchrieb Sarolta. Mein Gott .... wenn er todt wäre .... Ah! — rief ſie mit herzzerſchneidendem Schmerz und verbarg ihr Antlitz in ihren eiskalten, bebenden Händen; — denn wie ein Blitz war es durch ihre Gedanken geflogen: Dann wäreſt du frei! .... und dieſer Blitz riß den Vorhang vor einem Abgrund in ihrem eigenen Herzen hinweg: ſie wünſchte frei zu ſein. Ja! ſie wünſchte es! und weshalb? Sie glitt vom Sopha herab auf ihre Kniee und drückte ihre gefalteten Hände vor die Bruſt und betete halb laut mit gebrochener Stimme: Herr, erbarme dich meiner .... geh' nicht in's Gericht mit mir! ich will nicht frei ſein! ich will, was du willſt! .... ich will, was deine Hand mir ſchickt! ich will die Freiheit der Kinder Gottes! ... ich will lieben, wen du willſt! ... ich will dich lieben! ... o laß mich dich lieben. — — Und lautlos ſetzte ſie ihr Seelengeſpräch mit Gott fort, das aus der Tiefe eines Herzens quoll, welches ſich einer furchtbaren Gefahr nahe fühlt, ſie redlich in's Auge faßt und feſt entſchloſſen iſt, ſich gegen ſie zu vertheidigen — möge der Kampf auch noch ſo heiß werden. Und er wurde es! — — —

Die zwiefache Stille der Nacht und der Abgeſchiedenheit umgab ſie. Alle Jalouſien waren geſchloſſen, alle Vorhänge zugezogen, kein Licht, kein Laut von Außen drang in dies Zimmer; es war wie aus der Welt heraus geſchnitten und auf irgend einen fernen Stern verſetzt -- oder auf eine Inſel, an deren Geſtade die Wogen des Lebensmeeres verrieſeln. Der Pendelſchlag der Uhr, das Kniſtern des erlöſchenden Feuers im Camin gaben doch dieſer Stille etwas Trauliches. Die Lampe verbreitete ihr mildes Licht durch den ganzen Raum und goß ihren milden Schein auf Doralice ſelbſt, die vor dem Sopha kniete, ihr Arme auf das Polſter, ihre Stirne auf ihre gefalteten Hände geſtützt hatte. In einem Peignoir von weißem Cachemir lag ſie da wie ein Marmorbild, regungslos, nach Innen geſammelt, ſchöner, als je ein menſchliches Auge ſie geſehen hatte, eine ſtille Prieſterin, die ſchweigend ihr Opfer für den Altar bereitet. — Und wenig Schritte von ihr, da waren die Ihren, die zärtliche Mutter, die Schweſter, die ſie anbetete, ein Mann, der ſie liebte, ein Mann, der von ihr träumte. Aber ſie wußten nichts, ſie ahnten nichts. Sie waren ihr fern wie auf tauſend Meilen. O Nichtigkeit menſchlicher Liebe. — Aber ein ſolches Bild des ſtummen energiſchen Kampfes um die himmliſche Liebe, das tröſtet die Engel, die ihre Geiſteraugen von ſo vielen Bildern des Verderbens, an denen die arme Erde ſo reich iſt, traurig abwenden — und wer ſie tröſtet, den tröſten ſie.

Endlich erhob ſich Doralice. Sie ſchien noch größer geworden, größer und tiefer ihr ſchönes Auge. Es hatte innerlich über die Zeit hinweg geſchaut und auf das

Ende bin, da .... wo die Seele allein bleibt mit Gott. Davon kann der Menſch wohl größer werden! Als ſie ſich aufrichtete und ihr Haar aus der Stirn ſtrich, fiel ihr Blick auf die Muttergottes-Statuette, die blendendweiß aus dem Schatten und dem Blumenhintergrund auftauchte. „Ave, maris stella!“ ſagte Doralice und warf ihr mit einer Geberde voll unausſprechlicher Zärtlichkeit einen leichten Kuß zu; — „die Wellen gehen hoch! halte Du mein Herz höher als ſie.“ Dann nahm ſie die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer. Aber noch lange kniete ſie dort auf ihrem Betſtuhl vor ihrem Cruzifix, um deſſen Füße ein Roſenkranz von Corallen geſchlungen war, die wie Blutstropfen aus heißen Wunden herabperlten. Sie vergaß Sarolta; ſie vergaß alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die ſich aus einem ſolchen Brief combiniren ließen. Sie dachte nur das Eine: Herr, Dein bin ich! hilf mir!

Jeden Morgen ging Doralice in die heilige Meſſe, und blieb dann zuweilen den halben oder ganzen Vormittag aus, um die Dienſtmägde Chriſti, und mit ihnen verlaſſene Kranke und Arme zu beſuchen, oder ſonſt wie Liebeswerke mit ihnen zu theilen. Dies gehörte nun einmal zu ihrer Lebensweiſe; und wenn Vormittags Jemand von der Familie ſie nicht im Schweizerhäuschen traf, ſo wußte man, wo ſie war.

Am nächſten Morgen beſuchte Doralice aber nicht die Dienſtmägde Chriſti. Sie ging nach der heiligen Meſſe zur Eiſenbahn, die bei jeder größeren Ortſchaft im Rheingau eine Station hat und den Verkehr unglaublich leicht macht, und fuhr nach Wiesbaden. Sarolta war kaum aufgeſtanden, als ihr alter Kammerdiener mit freudeſtrahlendem Geſicht eintrat und Doralice meldete. Sie folgte ihm auf dem Fuß und eilte mit offenen Armen Sarolta entgegen.

„Seh' ich Dich einmal wieder!“ rief ſie zärtlich; „o wie freut mich das!“

Sarolta aber fand vor Thränen kaum Worte und fragte nur immer:

„Haſt Du mir vergeben?“

„O laß das!“ ſagte Doralice mit gepreßter Stimme. „Wir müſſen ja Alle tauſendmal bitten: Vergib uns unſere Schuld. Was führt Dich her? ſage mir, was ich für Dich thun kann.“

„Kehre zurück zu Franz! Julia iſt todt!“ rief Sarolta.

„O mein Gott!“ ſeufzte Doralice, einer Ohnmacht nahe; das hatte ſie nicht erwartet!

„Der Tod und Leiden aller Art haben in unſerem Hauſe gewüthet,“ ſagte Sarolta traurig. „Mit Dir, Du guter Engel, iſt das Glück entflohen — weil wir Dich nicht zu ſchätzen wußten.“

Doralice machte eine Bewegung mit der Hand, um alles Lob abzuwehren, und ſagte tonlos:

„Sprich, Sarolta .... erzähle mir Alles.“

„Zuerſt ſtarb unſere Mutter. Sie ging aus der

Welt, bevor meines Bruders erſtes Kind auf die Welt kam. Sie erlebte nicht die Freude, nach der ſie ſich übermäßig geſehnt hatte. Meine Lage wurde dadurch ſehr verändert. Du weißt, daß ich faſt immer mit meinen Kindern bei ihr lebte, weil mein Mann unſere Vermögensverhältniſſe ſehr zerrüttet hatte und ich — ach, ich muß es geſtehen! ſehr wenig die Einſchränkung liebte. Franz hätte mir gewiß geſtattet, auf dem Schloß zu bleiben, das der Wittwenſitz unſerer Mutter geweſen war. Doch Julia wollte es nicht, und ihr Wille beherrſchte den ſeinen. O, es rächt ſich jede Schuld! Julia fürchtete meinen Einfluß auf Franz. Sie wußte ſehr gut, daß ich viel dazu beigetragen hatte, ſie zur Gräfin Ghioran zu machen, indem ich Franz gegen Dich, geliebte Doralice, aufregte und verſtimmte. Das drückte ſie. Auch ſchien es ihrem immenſen Egoismus zu viel, daß ich fortan mit den Kindern auf Koſten meines Bruders leben ſollte, denn ſie betrachtete ſein ungeheures Vermögen als ihr perſönliches Eigenthum. Der arme Franz ließ mich mit ſchwerem Herzen ziehen; aber er that es. Du weißt, wie er iſt! Nun, es hat ſo ſein ſollen, um mich zur Erkenntniß zu bringen. Das Leben mit Julia, das ich mir ſo recht angenehm vorgeſtellt hatte, weil ich von ganz beſonderer Sympathie zwiſchen ihr und mir träumte — ging alſo für mich in einer großen Enttäuſchung auseinander, und kein Jahr war ſeit Deiner Abreiſe verſtrichen, ſo befand ich mich ſchon tief im Banat, in ſehr beſchränkten Umſtänden und meinem Mann ſehr wenig willkommen. Ich will Dich nicht ermüden mit Allem, was ich bei ihm durchzumachen hatte! Das leichteſte von dem Schweren war ſeine lange Krankheit, die eine aufreibende Pflege erheiſchte. Aber auch das war eine Fügung Gottes, denn dieſe Krankheit brachte uns näher und verſöhnte uns — und als er ſtarb, konnte ich ihn aufrichtig beweinen. Aber meine Geſundheit hatte ganz außerordentlich gelitten und eine böſe Nervenſchwäche warf ſich auf meine Augen. Die Aerzte fürchteten Erblindung. In dieſem hilfloſen und kränklichen Zuſtand, mit drei unerzogenen Kindern und unter den Trümmern eines furchtbar zerrütteten Vermögens, ſah ich mich genöthigt, mich an Franz zu wenden, und ihn zu bitten, mir meine frühere Zufluchtsſtätte wenigſtens ſo lange zu eröffnen, bis das Vermögen etwas geordnet und meine Geſundheit etwas gebeſſert ſei. Er ging recht freundlich, nur etwas verlegen darauf ein: Julia wollte uns nicht haben. Das legte ſie auch an den Tag, als wir kamen, und ihr Empfang war nicht ſehr liebreich. Sie fürchtete jede Verpflichtung, die eine Rückſicht von ihr verlangt hätte. Sie floh Alles, wodurch ſie einen Augenblick im Genuß ihres Glücks geſtört worden wäre. Sie ſtand ſo recht auf der Sonnenhöhe ihres Lebens, war ſchöner denn je, war Mutter eines prächtigen Kindes und erwartete ein zweites. Es ſchien mir wohl, als ob Franz nicht immer ganz einverſtanden mit ihrem tumultuariſchen Thun und Treiben geweſen wäre; aber Julia war nicht bloß die Herrin, ſie war Herr. Wir ſahen uns wenig; ich lebte in meiner Wittwentrauer ſtill mit meinen Kindern, und ſuchte meine Geſundheit und meine Geſchäfte herzuſtellen.

„Die Geburt eines zweiten Sohnes machte Julia unbeſchreiblich glücklich. Nur ein Sohn — das war ein Angſtkind! ſie wollte ſicher ſein, und es ſchien, als ob ihr Wille die Ereigniſſe beherrſche. Aber ſiehe da! nach einigen Tagen bekam der älteſte Knabe die Bräune und ſtarb nach ſechsunddreißig qualvollen Stunden an dieſer furchtbaren Krankheit. Julia aber, die nicht zu bewegen war, einige Rückſicht auf ihren eigenen leidenden Zuſtand zu nehmen, hielt es in ihrer leidenſchaftlichen Zärtlichkeit für unmöglich, daß ihr Kind ſterben könne, wenn ſie ſelbſt es pflege. Sie ſtand auf, ſie ließ mit nervöſer Angſt kaum ihren Mann an das Bett des Kindes treten, ſie wollte Alles ſelbſt beſorgen, ſie durchwachte eine Nacht am Krankenlager. Vergebens flehten Franz, der Arzt, ich, alle Leute ſie an, ſich zu mäßigen in ihrer entſetzlichen Aufregung. Sie hörte und ſah nichts. Als das arme Kind dennoch ſtarb, war ſie ſchon in einem ſo heftigen Fieberparoxismus, daß ſie bewußtlos auf ihr Bett getragen wurde. Die Gehirnentzündung ſtellte ſich alsbald heraus, und ohne wieder zum Bewußtſein zu kommen, war die ſchöne, ſtolze, glückliche Julia nach drei Tagen eine Leiche. Die Cataſtrophe war ſo entſetzlich, ſo unerwartet, ſo überwältigend, daß wir Alle ganz ſtumm und ſtumpf waren und wie betäubt umhergingen. Das arme, kleine Bübchen, das bei ſeinem Eintritt in's Leben mit ſolchem Jubel bewillkommt war, wurde kaum mit dem Nothwendigſten verſorgt. Es ging ich weiß nicht was für eine Entmuthigung, ein Schauer durch das Schloß.

„Dies Alles ereignete ſich Ende Mai, vor fünf Monaten. Ich blieb bei Franz, weil er es wünſchte. Aus der erſten dumpfen Erſchütterung erhob er ſich, um in eine quälende Beſorglichkeit wegen des Kindes zu verfallen. Er ſchwebte in beſtändiger Furcht vor irgend einer Vernachläſſigung, die das zarte Lebensflämmchen auslöſchen könne, und es war ihm ein Troſt, das Kind in meiner Oberaufſicht zu wiſſen. Aber das konnte nicht ſo fortgehen. Ich mußte für die Erziehung meiner Kinder ſorgen, für die beiden Knaben Inſtitute wählen, wegen meiner Geſchäfte mich zuweilen in Peſth aufhalten oder nach Wien gehen. Ueberdas iſt Franz nicht ein Mann, dem es in ſeinem Hauſe wohl iſt, ohne Hausfrau. Er bedarf Jemand, der ihm ſein Leben angenehm macht, und wie wichtig es iſt, wer dieſem Bedürfniß entgegenkomme – ach, das weißt Du aus Erfahrung. Ich bemerkte, daß er keineswegs in ſeinem Innern ruhig war, daß er alle Schickſalsſchläge, die ihn getroffen hatten, als eine Art von Strafe für früheres Unrecht betrachtete. Ich freute mich darüber, denn bei ſolcher Geſinnung lag das Verlangen nicht fern, die Schuld zu ſühnen, und ich beſtärkte ihn in jener Geſinnung, weil ich es nach meinem Gewiſſen thun mußte. Endlich einmal nannte ich Deinen Namen. Er ſagte niedergeſchlagen, als ob er etwas Unmögliches ausſpräche: „Ja, Doralice!“ — Aber ich ſtellte ihm vor, daß von Doralice das ſcheinbar Unmögliche zu erwarten ſei, und daß ihre erhabene Auffaſſung von der Ehe ſeiner Reue günſtig ſei. Du hatteſt ihm ja öfters geſagt und geſchrieben, daß ſeine Verbindung mit Julia freilich vor dem bürgerlichen Geſetz als gültig anerkannt werde; daß Du aber, treu der Lehre Deiner Kirche, nur eine ſchwere Verletzung des rechtmäßigen Ehebundes darin wahrnehmen könnteſt. Es war demnach zu hoffen, daß eine Wiedervereinigung und Verſöhnung ſtattfinden köune, wenn Du Gnade vor Recht geben laſſen — und ihm verzeihen wollteſt. Immer häufiger wurden unſere Geſpräche über dieſen Punkt. Immer dringender ſtellte ich meinem Bruder die Nothwendigkeit vor, einen würdigen Abſchluß in ſein Leben zu bringen, zu Deinen Füßen, Du Tiefgekränkte, um Vergebung zu bitten, und nicht in einer Trennung zu verharren, die ihn Gott weiß auf welche Abwege und in welche Verhältniſſe führen konnte. Wie die Männer denn ſind, ſo war auch Franz! ſie wollen uns gegenüber nie Unrecht haben! ſie wollen es allenfalls — im Herzen recht ſehr, und auch wohl durch eine That anerkennen, daß das Recht auf unſerer Seite iſt; nur nicht ſich demüthigen! und daher halten ſie es auch für unmöglich, daß ſich eine Frau eine Demüthigung gefallen laſſe. Franz alſo blieb dabei, Du fühlteſt Dich ganz gewiß allzu tief beleidigt, um ihm wieder Vertrauen und Glauben zu ſchenken. „Aber wünſcheſt Du es?“ fragte ich. „Ob ich es wünſche!“ rief er; „Doralice iſt die beſte Frau, die ich je gekannt habe .... und ich möchte wünſchen, daß ich nie eine andere gekannt hätte.“ — „Soll ich ihr das ſagen?“ fragte ich. „Ah, Sarolta! wenn Du das thun wollteſt! Du haſt auch viel an ihr verſchuldet und gut zu machen!“ rief er. „Das weiß ich,“ antwortete ich ihm, „und deshalb wäre es mir eine wahre Genugthuung, wenn ich es in der Weiſe, die ihr gebührt, gut machen könnte.“ Genug, meine Reiſe zu Dir, geliebte Doralice, wurde beſchloſſen und mit einer Reiſe nach Heidelberg verbunden, wo ich einen berühmten Arzt zu Rath ziehen will. Geſtern kam ich hier an und ſchrieb Dir gleich. Nun weißt Du Alles... nun ſprich und entſcheide Du.“

Doralice hatte aufmerkſam Sarolta's Bericht angehört. Kein Wort war ihr entgangen. Aber wie in einem doppelten Leben hatte ihr geiſtiges Ohr mit derſelben Genauigkeit noch andere Worte vernommen – und zwar die, welche ſie ſelbſt geſtern an Celeſtine gerichtet hatte. Jedes derſelben paßte heute für ſie! jedes derſelben trat wie ein klingender Hammerſchlag, ohne daß ſie es wollte, klar und beſtimmt in ihr Gedächtniß! Jedes derſelben war gleichſam eine höhere Beglaubigung für Sarolta's Sendung und Botſchaft.

„Wir ſind Kinder der Heiligen, Sarolta, und demgemäß müſſen wir handeln,“ ſagte ſie ſanft. „Ich glaube, es iſt der Wille Gottes und zu ſeiner Ehre, daß Franz und ich uns wieder vereinigen. Allein Du mußt mir ein wenig Zeit laſſen, um mich zu beſinnen, zu ſammeln, zu faſſen. Ich muß mich ein wenig mit dem Gedanken vertraut machen, daß die ſchauerliche Kluft, die zwiſchen Franz und mir geriſſen ward, nun plötzlich geſchloſſen ſein ſoll. Sieh, liebe Sarolta, jene Kluft hat ſo viele feine Fäden zerriſſen, daß es meiner Armſeligkeit nicht möglich ſcheint, ſie auf der Stelle wieder anzuknüpfen.“

„O ich begreiſe das!“ rief Sarolta. „Es gibt Verletzungen des Gefühls, die vielleicht nie ganz ausheilen. Aber ich habe auch nicht gemeint, Dir etwas Leichtes und Alltägliches vorzuſchlagen. Nein, Du ſollſt ein Opfer bringen! Und deshalb bitte ich Dich, zögere nicht! Du wirſt gerade jetzt einen ſehr heilſamen Einfluß auf Franz üben können, weil er Dir unſäglich dankbar ſein, und Deine Rückkehr in ſein Haus als ein großes Glück betrachten wird. Ein ſolcher Einfluß iſt ihm aber gerade jetzt recht nöthig. Unſer Land vibrirt immer in einer gewiſſen politiſchen Aufregung. Daß Franz vor zehn Jahren ſehr weit darin gegangen war, weißt Du. Ich fürchte, er könne ſich auch jetzt wieder umſpinnen und fortreißen laſſen aus Mangel an Energie, aus Langeweile .... was weiß ich! und wohin kann das führen? Man wird ſeine pecuniäre Unterſtützung der Agitation auf's Aeußerſte in Anſpruch nehmen, während er nie etwas Anderes, als ein Werkzeug in fremder Hand ſein wird .... denn eine politiſche Capacität iſt er nicht. Es ſteht alſo nichts Anderes zu erwarten, als daß er von jener Partei gewonnen, compromitirt und vielleicht ruinirt wird — nicht ſowohl aus Intereſſe für dieſe Sache, ſondern weil er kein anderes Intereſſe hat, womit er Widerſtand leiſten könnte. Du aber wirſt ihm als Schutzengel zur Seite ſtehen und böſe Einflüſſe fern halten."

„Habe ich es früher gekonnt?" fragte Doralice traurig.

„Die Verhältniſſe haben ſich ſeitdem gründlich verändert!" rief Sarolta. „Die feindlichen Elemente, welche Dir gegenüber ſtanden, ſind untergegangen und Du haſt an Erfahrung und Menſchenkenntniß gewonnen."

„Das iſt richtig!" rief Doralice. „Ich habe mich ſelbſt beſſer kennen gelernt. Aber eben darum, Sarolta, bleibe ich bei meinem Entſchluß: ich muß meine Seele vor Gott in Ordnung bringen und mir klar machen, was Gott von mir verlangt. Jetzt, in dieſem Sturm der Ueberraſchung darf ich mich nicht entſcheiden. Gehe inzwiſchen nach Heidelberg. In einigen Tagen ſchreibe ich Dir; ... und jetzt laß das ruhen und erzähle mir von Deinen Kindern, von Deinen Lebensplänen, von Allem, was Dich und ſie betrifft.“

Einige Stunden vergingen in traulichen Geſprächen; dann trennten ſie ſich, und während Sarolta gen Heidelberg fuhr, kehrte Doralice in ihr Schweizerhäuschen zurück. Wie in einem ſchweren Traum, durch deſſen wogende Bilder zuweilen ein Strahl von Bewußtſein blitzt, hatte ſie den Weg, in eine Ecke des einſamen Waggons gedrückt, mit geſchloſſenen Augen gemacht. Dieſer Blitz war der Gedanke: Gott will es! Gott fügt es! ich muß zurückkehren! — Aber ihr war zu Sinn, als werde ihr das Herz in der Bruſt zerknickt. Nie hatte zwiſchen ihr und ihrem Mann eine jener tiefen und großen Sympathien beſtanden, welche zwei Herzen gemeinſam zu den Höhen des Lebens erhebt, wo das Opfer über Alles geliebt und die Tugend über Alles erſtrebt wird. Nie hatten ſich ihre Seelen in dem reinen Aether der großen Gedanken, der heiligen Freuden, der überirdiſchen Aſpirationen zuſammen gefunden! . . . Nie die Region betreten, in der zwei Menſchen durch die Zartheit und den Adel ihrer Empfindungen ſich ihrer himmliſchen Abkunft und ihrer Anwartſchaft auf eine ewige Liebe bewußt bleiben. Nie! o nie! Dieſe ſympathiſche Begegnung zweier Herzen in ihrer Bewegung nach einem hohen Ziel, das Gott wohlgefällig iſt, und das die Kirche heiligt, iſt vielleicht, nächſt der Liebe zu Gott, die ſeltenſte Liebe, die man auf Erden findet — denn der Staub der

Erde kommt ihr leicht allzu nah. Aber ſie iſt der Jugendtraum der reinen Herzen. Doralice hatte ihn wohl geträumt im Anfang ihrer Ehe — doch er hatte ſich in Wolken und Nebeln aufgelöſt; dann war ein kurzer Sturm eingetreten, und nach einigen Kämpfen und einiger Unruhe hatte ſie ſich in die friedliche Stille der Entſagung geflüchtet und niedergelaſſen, hoffend, daß ihre Hütte dort geborgen ſei. Doch die Entſagung iſt nicht eine ſo leichte Sache, wie man im Anfang wähnt, wenn die Gnade dem guten Willen geholfen hat, den Fuß auf die erſte Stufe zu ſtellen. Das Menſchenherz hat eine unläugbare Aehnlichkeit mit einem ſehr häßlichen Thier — mit der Spinne. Es ſpinnt unermüdlich feine, feine Fädchen aus ſich ſelbſt heraus und an ferne Gegenſtände hinan, um ſich ein Haus zu weben, worin es ſich behaglich fühlt, und wenn dieſe Fädchen nicht wieder und immer wieder zerriſſen werden, ſo ſetzt ſich das Herz in ſeinem Gewebe zurecht .... und vergißt die Entſagung.

So ſtand es mit Doralice. Sie hatte ſich eingewohnt in ihr zufriedenes Stillleben, das ihr, gerade in der letzten Zeit, als ein äußerſt glückliches und angenehmes erſchien; und am fernen Horizont ihres Herzens dämmerte der alte, halbvergeſſene Jugendtraum von Sympathie mit einem anderen Herzen auf — mit einem Herzen, von dem ſie ahnte, daß es eines hohen Aufſchwunges fähig ſei, wenn es vom Morgenlicht der Wahrheit berührt, die Todtengruft des Unglaubens ſprengen und zum Leben der Seele und zur Sonne der Geiſter, zum Glauben ſich erheben werde. Und gerade jetzt ſollte ſie zu ihrem Mann zurückkehren, den ſie nicht liebte, und in ein Haus, dem ſie entfremdet war! Die namenloſe Wucht dieſes Verhältniſſes ſank wie ein Grabſtein auf ihre Bruſt. Aber Gott wollte es — und Dank jenem Blick, den die Gnade den Herzen gibt, die guten Willens ſind: das Alles erkannte Doralice. Und Dank jener Kraft, der die Gnade dem reinen Willen noch nie verſagt hat, ſie ſchloß keinen feigen Compromiß mit ihrer Erkenntniß ab. Sie ſah, daß Gott gerade dieſe unerwartete Wendung ihres Schickſals zu ihrer Rettung ſende — und ſie wollte ſich retten. Bei der unſäglichen Hinfälligkeit der menſchlichen Natur darf man ſich nie verwundern, wenn auch ein edles Herz momentan erſchüttert wird und wankt. Bleibt es aber in der Wahrheit, ſo wird es Gott zu Hülfe rufen, und dann mit dem Apoſtel ſprechen: „Wenn ich ſchwach bin, dann bin ich ſtark.“

Als Doralice über den Kiesweg ging, blieb ſie eine Minute vor ihrem Häuschen ſtehen, betrachtete es von der Schwelle bis zum Giebel und ſeufzte: Du biſt meine Heimath nicht mehr! — So entſchieden war ſie! und wenn ſie ſich von Sarelta eine Friſt erbeten hatte, ſo war das nicht, um zu überlegen, was ſie thun ſolle, ſondern um ſich zu ſammeln, damit ſie es auch in gottgefälliger Weiſe thue. — Als ſie nun in das Haus trat — ach, wie traulich ſprach es ſie an. Jedes Zimmer, die Ausſicht aus jedem Fenſter, jedes Möbel — Alles kam ihr unvergleichlich angenehm, ja, wie ein Theilchen ihres inneren Lebens vor. Lord Henry's Kinder ſprangen ihr fröhlich entgegen, Cerberus empfing und geleitete ſie bis zur Thüre des Salons, der ihm verboten war. Sie hätte weinen mögen; aber ſie weinte nicht. Es gibt Thränen, die die Schwäche des Herzens verrathen oder es ſchwach machen. Sie fürchtete Beides. Blanca's Brief lag noch uneröffnet auf ihrem Schreibtiſch. Sie ſetzte ſich und las ihn. Vielleicht gab er ihren Gedanken eine etwas andere Richtung! Blanca ſchrieb aus Bukareſt ausführlich über den Tod ihres Mannes, ihre Geſchäfte, ihre Reiſe, ihren Sohn; zum Schluß ſagte ſie: „Es „liegt jetzt ein großer Abſchnitt meines Lebens hinter „mir, in welchem ich, trotz alles äußeren Glanzes und „aller inneren Reſignation ſehr wenig glücklich geweſen „bin, weil ich ſehr wenig glücklich machen konnte. Es „beſtand nun einmal zwiſchen mir und dem armen Spiridion kein Verſtändniß, keine Harmonie. Fand ich ſie „aber dennoch, ſo konnten ſie nicht anders, als ſehr „durchkreuzt, ſehr getrübt ſein und durften nie in den Vordergrund meines Lebens treten. Standen Spiridion „und ich uns auch frei gegenüber, ſo widerſprachen doch „Verhältniſſe und Rückſichten dieſer Freiheit. Du begreifſt, theure Doralice, daß ich, je mehr ich mich von „der erſten Erſchütterung erhole, nicht anders kann, als „in dieſem traurigen Ereigniß das Morgenroth meiner „Befreiung aus der Sklaverei einer unglücklichen Ehe zu

„ſehen. Ich weiß, daß ich das vor der Welt nicht ausſprechen darf, obſchon die Welt ſehr gut le dessous des cartes kennt und Tauſende von Frauen beſitzt, die mit mir in demſelben Fall ſind und verzweiflungsvoll ihre Ketten tragen. Wenn man das weiß, ſo wundert man ſich, weshalb nicht überall die Eheſcheidung nach proteſtantiſcher Art eingeführt wird. Eine Menge Menſchen wären dann doch nicht dazu verdammt, ihr Lebenlang elend zu ſein, weil ſie in jugendlicher Unerfahrenheit eine Verbindung eingingen, von deren Umfang und Verpflichtungen ſie damals nur eine ganz unbeſtimmte Vorſtellung hatten. Wie dem nun ſei, theure Doralice, mein Leben nimmt fortan eine andere Wendung. Das Herz tritt in ſeine Rechte ein, und um ſo mehr, als es ſie bis jetzt unterdrücken mußte. In nächſter Zukunft ſage ich Dir mehr ꝛc. ꝛc.“

Starr vor Entſetzen über dieſen kaltblütigen Cynismus des Herzens — wenn man noch Herz ſagen kann! — las Doralice dieſe Zeilen. Nichts hätte ſie mehr in ihrer Richtung beſtärken können, als Blanca's Brief. Mit tiefer Trauer um die Schweſter verhüllte Doralice ihr Antlitz, und was ſie geſtern zu Celeſtine geſagt hatte, trat abermals mit Flammenſchrift vor ihr geiſtiges Auge: „Die Welt iſt die Stätte der ungeordneten Liebe! .... Wir aber ſind Kinder der Heiligen.“

◆

Ein Sommertraum.

Man war am Nachmittag bei Frau von Derthal verſammelt. Lord Henry trat ein, hielt eine Remontante in der Hand und ſagte, indem er ſie an Doralice gab:

„Dies iſt die letzte Roſe im ganzen Garten; — ſie flüchtet ſich zu ihrer Königin.“

„Sie werden poetiſch,“ erwiederte ſie lächelnd.

„Ihre Schuld!“ ſagte er trocken. „Um aber Ihr Werk an mir zu krönen, müſſen Sie mir Tom Moore's Lied ſingen: 'Tis the last rose of the summer; — das verſetzt in die höchſte Region der Poeſie, dahin . . . . wo das Herz von ſeiner letzten, verwelkten Freude ſcheidet.“

Doralice fühlte ihr Herz erzittern, aber ſie ſagte ruhig:

„Sie müſſen warten bis zur Dämmerung, lieber Henry; ich habe dies Altartuch fertig zu machen . . . . und eben, als Sie eintraten, ſprachen wir davon: ich will es morgen nach Bornhoſen bringen.“

„Schon wieder nach Ihrem Bernhofen!“ rief er unmuthig; „Sie bringen Ihr halbes Leben dort zu.“

„Dieſe Anſchauung vom Leben, um mit Herr von Friedingen zu ſprechen!“ rief Eulalie ſcherzend, „iſt einzig! im Juli war Doralice da.“

„Ja, am Tage nach meiner Ankunft,“ ſagte Conrad.

Lord Henry fuhr fort, ohne dieſe Berichtigungen zu beachten:

„Wenn ich nur einſehen könnte, wozu dieſe Gewiſſensräthe, dieſe Seelenführer .... oder wie ſie heißen mögen! nöthig ſind! Man hat ja ſeine Freunde, die ſtets bereit ſind, guten Rath zu geben. Man hat ja auch ſeine eigene geſunde Vernunft: ziehe man die doch zu Rath.“

„Lieber Henry,“ ſagte Fräulein Crescenze, „wir verſchmähen weder das eine noch das andere; allein der Prieſter iſt der Stellvertreter Gottes als guter Hirt der Lämmer Chriſti – der Seelen! er kennt genau die Stätten, wo ſie weiden ſollen, und den Pfad, der dahin führt. Unſere geſunde Vernunft iſt zuweilen recht krank durch unſeren verkehrten Willen, der ſie ſeinen Leidenſchaften und Neigungen dienſtbar macht; und unſere Freunde ſind freilich recht oft bereit, doch nicht oft im Stande, uns guten Rath zu geben, weil ſie mit uns auf derſelben Stufe ſtehen und von perſönlichen Intereſſen und Rückſichten nur allzu oft bewegt werden. Da iſt es denn ebenſo beruhigend als tröſtlich, wenn Jemand, der nichts im Auge hat, als das Heil unſerer Seele für die Ewigkeit, uns von dieſem Geſichtspunkt aus Rathſchläge und Anleitung gibt.“

„Beſte Tante, da Sie ſehr geſcheut ſind, ſo nehmen Sie es mir gewiß nicht übel, wenn ich ſage: ich ſtaune über Ihre himmliſche Einfalt, die einem Prieſter, bona fide, einen ſo erhabenen Standpunkt anweiſt.“

„Bona fide! gut getroffen, lieber Henry! ja, im guten Glauben an Chriſtus, der geſagt hat: Wer euch höret, der höret mich.“

„Das galt nur für die Apoſtel!“ rief Miß Dundee.

„Wenn das nur für die Apoſtel galt, ſo hätte die chriſtliche Lehre mit den Apoſteln aufhören müſſen,“ entgegnete gelaſſen Fräulein Crescenze, und Eulalie rief neckend:

„Denn Ihre Bibel reicht nicht bis zu den Apoſteln hinauf, gute Miß! und die armen Apoſtel ſo wie ihre Schüler genoſſen nicht die bequeme, neumodiſche Erfindung, durch Bibeln das Chriſtenthum zu verbreiten. Sie mußten das Evangelium lehren durch Wort und That — wie ihr göttlicher Meiſter.“

Lord Henry wüthete innerlich über ſein elendes Schickſal, beſtändig Miß Dundee zur Bundesgenoſſin zu haben. Er rief:

„Gut alſo! Ihr Prieſter bezieht jenen Ausſpruch auf ſich und lehrt Sie, es ebenfalls zu thun. Warum wenden Sie Sich aber dann nicht an den, welchen Sie zunächſt haben?"

„Der Eine thut es, der Andere nicht, beſter Henry. Warum treffen Sie eine Wahl zwiſchen Aerzten und Rechtsgelehrten? Warum nehmen Sie nicht den erſten beſten Steuermann für Ihr Schiff?"

„Weil nicht Alle gleich geſchickt ſind; oder weil ich mehr Vertrauen zu dieſem als zu jenem habe."

„Das iſt auch unſer beſtimmender Grund."

Lord Henry hatte ſchon den Mund zu einem neuen Aber geöffnet, als Doralice ſagte:

„Liebe Tante, gib Dir keine Mühe, Henry gründlich zu widerlegen! es iſt ihm nicht um Belehrung zu thun; er will nur kreuz und quer ſcharmützeln und nimmt immer Reißaus, wenn ihm die Wahrheit zu nahe kommt. Uebrigens kann wirklich auch nur der die Inſtitutionen der Kirche richtig verſtehen, welcher ſie ſelbſt für eine göttliche Inſtitution hält und ihre Einzelheiten im einen, untheilbaren Lichte der ewigen Wahrheit betrachtet, das von dem göttlichen Stifter ausgeht."

„Ich halte aber die chriſtliche Kirche für eine göttliche Inſtitution!" rief Lord Henry eifrig.

„O Mylord! Mylord!" wehklagte Miß Dundee; „das kann nicht ſein! Chriſtus hat auf Erden keine Kirche gegründet. Eine ſichtbare Kirche iſt papiſtiſch römiſche Lehre! Er hat uns aber den heiligen Geiſt zugeſagt und geſchickt, der Jeden innerlich, ohne Kirche, über die Wege des Heils und der Seelen Seligkeit belehrt.“

„Nonſens, Miß Dundee! baarer Nonſens! ächte Sectirerlehre! ächter Conventikelſaame! die Sorte von heiligem Geiſt hat ſprechende Aehnlichkeit mit dem unheiligen, den jeder Schwärmer ſich ſelbſt vindicirt, um — ſtatt den lieben Gott, ſein liebes Ich, ſeine Ideen, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften anzubeten. Eine ſolche Verdrehung ſeiner Wirkſamkeit muß ſich der heilige Geiſt recht ſehr verbitten.“

„Nicht mehr als die ſeltſame Rolle, zu der Sie ihn verdammen, wenn er ſich im fünften Jahrhundert von der, wie Sie ſelbſt ſagen, göttlichen Inſtitution der chriſtlichen Kirche getrennt hätte,“ entgegnete Doralice. „Setzen Sie aber nur Ihren Streit mit Miß Dundee fort, lieber Henry; mit uns geht es nicht! Sie wiſſen ja, nach edler Ritterart wurden den Kämpfern die Vor- und Nachtheile von Sonne, Wind und Boden gleichmäßig zugetheilt. Das iſt unmöglich zwiſchen Ihnen und uns: Sie ſtehen auf Flugſand, wir auf dem Felſen; Sie im Wirbelwind, wir .... über den Stürmen, Sie ſtoßen ſich viel mehr an Ihre eigenen Widerſprüche, Lücken und Brüchen, als an den wundervoll klaren, abgeſchloſſenen Bau unſerer Gottesſtadt. Je mehr Sie durch Miß Dundee die religiöſe Sectirerei kennen lernen, deſto mehr werden Sie nach der Einheit, die jeden Widerſpruch befriedigend löſt und keine Lücken kennt, verlangen, und das wird Ihnen ſehr heilſam ſein. Alſo . . . morgen gehe ich nach Bornhofen.“

„Und ich denke mit Eulalie unſerem jungen Ehepaar einen kleinen Beſuch zu machen,“ ſagte Frau von Derthal.

Sie hoffte, Conrad werde ſie begleiten. Er hatte aber von dem Augenblick an, da Deralice von Bornhofen ſprach, in aller Stille ſeinen Plan gemacht, und der entſprach freilich nicht Frau von Derthal's Erwartung. Er ſagte:

„Ich will denn auch einen längſt beabſichtigten Ausflug machen und in's Nahethal nach Kreuznach und nach Franz von Sickingen's Ebernburg gehen.“

„Wenn Alle in alle vier Winde fliegen,“ ſagte Lord Henry, „ſo will ich mich in Frankfurt bei meinem Banquier nach dem Cours der Sovereigns umſchauen. Mir däucht, er iſt ſehr ſchlecht.“

Doch gleich wieder in ſeine kriegeriſche Stimmung zurückfallend, rief er: „Aber Doralice, warum verſchwenden Sie die koſtbare Brüßler Spitze an ſolch' Altartuch?“

„Gehören auch Sie zu den Leuten, die es nicht vertragen können, daß die Magdalene ihre Alabaſterſchaale zerbrach und die Narden über die Füße des göttlichen Heilandes goß?“ fragte Doralice ernſt.

„Zu den Leuten? — das heißt . . . zu Judas!“ rief Lord Henry. „Sie gehen barbariſch mit mir um, Doralice!“

„Gerade ſo, wie Sie ſelbſt es Sich zuziehen," antwortete ſie gelaſſen und freundlich. — —

In der Dämmerung ſang Doralice zu Lord Henry's Wonne „des Sommers letzte Roſe." Hätte er geahnt, wie nahe ihr das anging, würde es ſeine Stimmung ſehr gedämpft haben. Doralice zitterte wohl einen Augenblick bei der Intonation; allein ihr tapferes Herz beſiegte die ſchwankende Stimme. — Nur wenn ſie allein war und den Blick auf ihre Zukunft fallen ließ, meinte ſie, ihr Herz müſſe ſtill ſtehen. Es hatte ſich mit ſeinen feinſten Fibern und Faſern hineingerankt in das Leben und Weben der Kirche, und aus dieſem unerſchöpflichen Born täglich, ſtündlich Kraft, Troſt, Licht, Freudigkeit, Genügen — ach, Alles geſchöpft, was den Entmuthigungen der irdiſchen Pilgerfahrt die Waage hält. Und gerade jetzt ſollte ſie dieſen täglichen Troſt entbehren, jetzt, wo eine ſo ſchwierige Stellung ſie erwartete; denn Sarolta mochte ſagen, was ſie wollte, Doralice kannte Ghieray genug, um zu wiſſen, daß ſeine Rückkehr zu ihr nicht aus dem tiefen Bewußtſein und Drang, ein Unrecht zu ſühnen, hervorging. Sein Leben war nicht auf wahren Prinzipien gegründet, folglich war ſie immer ſeiner ſchwankenden Stimmung Preis gegeben. Sie wußte, daß die Kirche in einem Fall, wie der ihre war, die lebenslängliche Trennung beider Ehegatten ausſprechen kann. Aber trotz ihrer Entmuthigungen fiel es ihr nicht ein, dieſe Trennung zu beanſpruchen. Den geraden

Herzen, die aufrichtig den Willen Gottes umfaſſen, bleiben viele Schwankungen erſpart. Sie leiden, aber wie Helden, die den Schmerz nicht fürchten; nicht wie Feiglinge, die ihm zu entfliehen ſuchen. Ihr Weg lag klar vor ihrem inneren Auge. Ihr Gefühl ſträubte ſich, ihn einzuſchlagen; ihr Wille nicht: das war ihr Kampf.

Am anderen Nachmittag fuhr Frau von Derthal mit ihren beiden Töchtern den Rhein hinab, und während Doralice bei Camp, der Nachenſtation von Bornhofen, das Dampfboot verließ, ſetzte ſie mit Eulalie ihren Weg fort. Ein tobender Sturm peitſchte den Strom in Wellen auf, jagte die Wolken in ſchweren Maſſen zuſammen, ſchüttelte die Bäume, daß ſie von den Aeſten bis in die Wurzel hinein erkrachten, und fegte die Blätter, die wie Regen von den Zweigen fielen, in wüthenden Staubwirbeln am Boden fort. Etwas Feindliches, Drohendes war in der ganzen Natur. Doralice gedachte jenes herrlichen Juliabends, da ſie unter Roſenwolken und Sternenſchimmer die Fahrt gemacht hatte. Der Umſchwung in der Natur war nicht größer, als der in ihren Verhältniſſen. Grau, unruhig, kühl wie dieſer Herbſtabend, lag der neue Abſchnitt ihres Lebens vor ihr. Der Nachen, der ſie an's Ufer führte, tanzte und ſchwankte auf der ſtürmiſch bewegten Flut. Sie beachtete es nicht: der innere Sturm war heftiger. Kaum gelandet, ging ſie zur alten Wallfahrtskirche der ſchmerzhaften Mutter Gottes von Bornhofen.

Am Fuß eines ſchroffen Felſens, der ſich in zwei Spitzen zerklüftet, welche in die zwei trotzig aufgegipfelten Burgruinen Sternberg und Liebenſtein auslaufen, liegt das ehemalige Kapuzinerkloſter Bornhofen mit der Wallfahrtskirche, durch den Fahrweg vom Rhein getrennt. Wie lange hier eine Kapelle geſtanden, in welcher es Gott gefiel, an die Anrufung der ſchmerzhaften Mutter große und wunderbare Gebetserhörungen zu knüpfen: das verliert ſich im Dunkel der Vorzeit. Weil es eine Gnadenſtätte war, zu welcher viele Tauſende von Wallfahrern alljährlich pilgerten, und mit ſolcher Liebe und Andacht, daß ſie auf einem gewiſſen Punkt, wo man dieſelbe zuerſt gewahr wird, und den man noch jetzt kennt, niederknieten vor Dank und Freude: darum erbaute der fromme Ritter Johannes Brömſer von Rüdesheim dort ſtatt der engen Kapelle im Jahr 1435 eine Kirche. Er ſelbſt mochte in den vielen und heftigen Kämpfen, welche er um ſeine Schlöſſer Sternberg und Liebenſtein zu beſtehen hatte, den Schutz der Gottesmutter erfahren haben. Gewiß iſt es, daß er nach der Beſiegung ſeiner mächtigen Gegner nicht bloß dieſe Kirche, ſondern auch noch die Pfarrkirche zu Rüdesheim und die Kirche des Gnadenbildes unſeres blutſchwitzenden Heilandes, Noth Gottes genannt, im Rüdesheimer Walde baute. So lebhaft war damals das Bewußtſein ſchuldiger Dankbarkeit für Gottes Segen und Beiſtand, und ſo aufrichtig das demüthige Bewußtſein, dieſer Pflicht nicht genügen zu können, daß man Kirchen und Klöſter, Stätten des Opfers und des Gebetes errichtete, um durch ſie tauſend und tauſend Seelen für ewige Zeiten zum Lob und Preis Gottes aufzumuntern und anzuregen, und um in dieſer Weiſe Hülfstruppen der Dankbarkeit zu ſammeln. Der Kloſterſturm des neunzehnten Jahrhunderts, den die Geſchichte der Zukunft erſt mit dem gebührenden Licht beleuchten wird, traf auch Bornhofen. Im Jahre 1813 wurde nicht bloß das Kloſter aufgehoben, die Gebäude verkauft, der Kapuzinerconvent, welcher den Seelſorgsdienſt der Wallfahrer beſorgte, zerſtreut: ſondern man ſchloß die Kirche ſelbſt, und während acht Jahren durfte weder Gottesdienſt noch öffentliche Wallfahrt gehalten werden. Das war die Zeit, in welcher die Fürſten in der vollen Glorie der heiligen Alliance ſelbſtbewußt thronten; — wozu brauchte da das Volk Gott und ſeine Heiligen? — Es ſollte ſogar das Gnadenbild weggeſchleppt und in irgend eine Rumpelkammer oder Alterthumsſammlung begraben werden; der Nachen war bereit, auch die Leute, um es fortzuſchaffen. Aber — ſo wird erzählt — es gelang den Leuten nicht, das Bild vom Altar zu heben. Genug, es blieb in der verödeten Kirche. Und weil es blieb, ſo kamen auch immer noch einzelne Pilger, ſchauten durch die Spalte eines Seitenthürchens in die Kirche und auf das verehrte Bild und verrichteten, außerhalb knieend, andächtig ihre Gebete. Nach acht Jahren wurde das

Interdict wieder von Bornhofen genommen und der Gottesdienſt geſtattet. Sogleich belebte ſich die fromme Wallfahrt und die gemeinſamen Proceſſionen ſetzten ſich in Bewegung, unter ihnen auch die aus Coblenz, die bereits ſeit dem Jahre 1610 jährlich im Juli nach alter Sitte ihre Wachskerze darbringt. Aber lange Jahre verſtrichen und die Gnadenſtätte entbehrte noch immer das, was das Hauptbedürfniß der Pilger iſt : eine ſtehende Seelſorge. Erſt im Jahre 1850 bezog die Congregation des allerheiligſten Erlöſers einen Flügel, den dritten Theil des alten Kloſters, und übernahm die Seelſorge der Pilger, ſo daß jetzt die alte Wallfahrtskirche wieder iſt, was ſie früher war : ein Zufluchtsort für reuige Sünder, ein Segensquell für kummervolle, hülfsbedürftige Gemüther, ein Teich Bethesda für kranke, ſchwache, wunde Seelen.

Das Kloſtergebäude ſieht verwittert und verfallen aus, wie das immer der Fall iſt, wenn ſolche Häuſer ihrer erſten Beſtimmung entfremdet und in profane Hände gekommen ſind : ſie machen ſtets den Eindruck eines entweihten Heiligthums. In der Kirche iſt die Spur einer langen Verwahrloſung noch nicht verwiſcht : ſie iſt von ärmlicher Einfachheit. Ihr Bau hat eine Eigenthümlichkeit, durch welche ſie vielleicht einzig in ihrer Art iſt : ſie beſteht aus zwei Schiffen. Die Pfeiler, welche die Gewölbe tragen, ſtehen in der Mitte des inneren Raumes, von der großen Eingangsthür bis zum

Chor, ſo daß der Blick des Eintretenden durch ſie gebrochen und der Hochaltar verdeckt wird. Ein Ausbau am Schiff zur linken Hand, durch eine Marmor-Bruſtwehr abgetrennt, bildet die Gnadenkapelle, in welcher ſich über dem Altar das verehrte Bild befindet. Es ſtellt in Holz geſchnitten die Mutter Gottes mit dem heiligen Leichnam auf dem Schoß vor: eine Pietà in der Kunſtſprache; ein Vesperbild in alter Sprache des Volkes.

Doralice hatte eine Viertelſtunde durch die Flur zu gehen, die in der ſchönen Jahreszeit ein äußerſt freundliches Gemiſch von Gärten und Feldern, mit Obſt- und Nußbäumen beſtreut darbietet, auf der einen Seite zu Rebenhügeln ſich hinanwellt, die ſich an ſchroffe Felſen lehnen; auf der anderen zum Rhein hinabſteigt. Hier iſt er nicht breit, ſo daß das entgegengeſetzte Ufer noch mit in den Rahmen des Landſchaftsbildes hineintritt: drüben iſt der Raum für die Chauſſee und die Eiſenbahn von den Felſen des Hundsrück abgeſprengt und die Nachtigallen in deſſen Ginſtergebüſchen mögen wohl bald entſetzt verſtummen vor dem Getöſe der vorüber donnernden Züge. Wo die Berge vom Fluß zurücktreten, liegt ein Dorf verſteckt in Obſtbaumhainen, über welche der Kirchthurm beſchirmend ſich erhebt.

Jetzt lag ein bleiernes Grau auf dem Strom, auf der Flur, auf den Bergen, auf dem Himmel. Alle

Linien waren verwiſcht, alle Gegenſtände gedrückt und eingeſchrumpft; kein Licht erhob — kein Schatten vertiefte — kein Farbenwechſel belebte ſie. Die ganze Landſchaft trug einen unausſprechlich melancholiſchen Character. In ihren grauen Schäferplaid eingewickelt glitt Doralice, ſelbſt wie ein Schatten, durch dieſe Schattenwelt, zuweilen mühſam fortſchreitend, wenn der Sturm einen neuen Anlauf nahm. So iſt das Menſchenleben! ſprach ſie zu ſich ſelbſt; Staub und Aſche ſind wir, durch Staub und Aſche gehen wir, mit Stürmen kämpfen wir — aber die Gnade ſteht uns bei, unſere himmliſche Beſtimmung zu erreichen, und mit ihr ſtrebt das armſelige Staubesgebilde der Glorie zu. O das Leben iſt wohl ſehr dunkel in der Zeit, aber wunderbar herrlich im Widerſchein des Lichtes, das von den heiteren Bergen der Ewigkeit glänzt. — Vor der Kirche ſtehen zwei mächtige uralte Linden, die ſchon manche Generation der Menſchen kommen und gehen ſahen. Im Sommer breiteten ſie ihren grünen Schatten vor dem Eingang aus, der Wohlgeruch ihrer Blüthen durchzog die Lüfte wie Weihrauch, die Bienen ſchwärmten ſummend um dieſe kleinen Kelche voll Honig, und das Sonnenlicht zerfloß in ſpielenden Blitzen, Flittern und Funken in dem kräftigen, ſmaragdfarbenen Laube. Nun ſtanden ſie da wie beraubte Könige und ſtreckten die dürren Aeſte mit dem entfärbten, welken, ſpärlichen, raſchelnden Laube, finſter drohend in den Sturm hinein. Doralice betrat die

Kirche mit dem Gefühl, einen heimlichen Hafen erreicht zu haben. Vor der Gnadenkapelle ſank ſie auf die Kniee. — —

Und jetzt, da die Spannung und die Erregtheit der Ueberraſchung nachließ, da der Augenblick der unwiderruflichen Entſcheidung gekommen war, da Vernunft und Ueberlegung ihren Platz einnahmen und ihnen gegenüber das Herz ſein Recht zu vertheidigen ſuchte — ach, jetzt trat ihr das Opfer, das ſie zu bringen hatte, in ſeinem ganzen Umfang, mit ſeiner vollen Wucht, in ſeinen tauſendfachen Beziehungen vor die Seele und nicht anders war ihr zu Muth, als ob ſie das Kreuz aufrichten ſähe, an welches ſie ſich ſelbſt mit eigener Hand annageln ſollte. Auch unter den glücklichſten Verhältniſſen iſt es ein Schritt, vor dem das Herz des Weibes erzittert: ſeine Freiheit in die unwiderrufliche Abhängigkeit von einem Mann zu geben. Sei er noch ſo edel, gewähren ſein Character, ſeine Grundſätze die gediegenſte Bürgſchaft, daß er nicht ſeine Stellung als Herr und Haupt der Familie mißbrauchen — und eben ſowohl, daß er nicht unter derſelben bleiben werde, ſondern ſeiner hohen Aufgabe gewachſen ſei: dennoch zieht der Verluſt ihrer Freiheit für die Frau eine Kette von unſcheinbaren und unzähligen Opfern nach ſich, welche freilich die erfahrungsloſe erſte Jugend nur unbeſtimmt ahnt. Aber Doralice kannte ſie. Doralice blickte mit wiſſendem Auge in ihre Zukunft. Für ſie war keine Illuſion möglich.

Für ſie war die Wirklichkeit nicht von jenem Goldſchaum überhüllt, der den jugendlichen Blick ſchmeichelnd blendet. Für ſie gab es nicht jenes Morgenroth von Liebe, das, wenn die Sonne des Lebens auch ſpäter nur umwölkt und der Himmel trübe erſcheint, dennoch die Erinnerung an eine liebliche Aurora, oft für's ganze Leben, in der Seele zurückläßt. Es war keine Liebe zwiſchen ihr und Ghierav! Er hatte ſie verſtoßen um eines anderen Weibes willen; und ſie hatte ſich gewöhnt, ihr ganzes Leben mit allen Intereſſen und in jeder Richtung als abgelöſt von dem ſeinen zu betrachten und ſich zufrieden zu fühlen im gottgefälligen Gebrauch ihrer Freiheit. Ach! nur frei zu ſein, das erſchien ihr jetzt als das höchſte Gut. Sie wollte ja Allem entſagen, jedem Glück, jeder Freude, jeder Liebe, jedem Troſt! . . . . nur frei ſein! nur nicht in die ſchauerliche Gefangenſchaft dieſer Ehe gerathen. Aber dann erwachte ihr Gewiſſen und ſtellte ſie vor ihr geheimes Gericht und fragte ſie, ob dieſe Wendung ihres Schickſals ihr vor drei Monaten nicht ein willkommenes Ereigniß geweſen wäre? — ob es ein unegoiſtiſcher Grund ſei, der dieſe Veränderung ihrer Anſicht hervorrufe? — ob ihr Sträuben zur Ehre Gottes ſei? — ob ſie ſicher ſei, ihre Freiheit nie zu mißbrauchen? — ob nicht die göttliche Barmherzigkeit dies Mittel anwende, um ſie aus großer Gefahr zu retten? — ob ſich ihr Herz nicht etwa ſchon in unheilvoller menſchlicher Schwäche dem Wege des Verderbens, der in die ewigen Abgründe führt, zugewendet und deshalb dieſe Schickung als eine heilſame Buße, als ein irdiſches Purgatorium anzunehmen habe? Doralice erſchauerte, wenn nur der Schatten einer Beleidigung Gottes ihr Herz ſtreifte. Konnte ſie ſich auch keiner anderen Schuld anklagen — an heiliger Wachſamkeit hatte ſie es doch fehlen laſſen, und die Agonie ihres Herzens, das zwiſchen Hingebung an den Willen Gottes und an die eigene Neigung, zwiſchen Unterwerfung und Empörung den unblutigen Kampf kämpfte, der ſchwerer iſt als mancher blutige — ach! dieſe furchtbare Agonie zeigte ihr mehr als alles Andere, daß dies Opfer ihre Rettung ſei. O du elendes Herz! ſeufzte ſie; du weißt, daß es zur Ehre Gottes und zum Heil deiner Seele iſt — und du ſchwankſt, du zauderſt, du ſträubſt dich! iſt denn die himmliſche Liebe nicht groß und ſchön genug, um dich zu erfüllen? mußt du der irdiſchen dich zuneigen? .... Nun, ſo kämpfe nur fort, du thörichtes Herz, und ſei verſichert, daß ich bis zu meinem letzten Athemzuge dich kreuzigen werde! ...

Wie Wellen ſich heben und ſenken, fluthete bald Entmuthigung und Verzagtheit, bald Entſchloſſenheit und Opferfreude, bald ein Grauen ohne Grenzen und eine Angſt ohne Namen durch ihre Bruſt. Zuweilen nahm dieſes Grauen auch den Character richtiger Vorſicht an und ſie fragte ſich, ob ſie auch nicht eine allzu ſchwere Bürde auf ſich lade und ob es nicht Vermeſſenheit und

Selbſtüberſchätzung ſei, in ein Verhältniß zurückzutreten, welches ſogar die Kirche, die doch ihre Kinder zu hohen Dingen anleitet, für ſo pein- und qualvoll anerkennt, daß ſie die äußere Trennung der Ehe geſtattet und ein gemeinſames Leben nicht gebietet. Aber ach! nach kurzem Beſinnen mußte ſich Doralice die Antwort geben, daß für dieſen beſonderen Fall Anſicht und Rath der Kirche nicht zu bezweifeln ſei, und daß von vermeſſener Selbſtüberſchätzung keine Rede bei ihr ſein könne, da ſie ja nur im Vertrauen auf Gott und im Gehorſam ihrer Pflicht den ſchweren Schritt thun werde. Unter ſolchen Umſtänden aber ſei es nicht fromme Demuth, ſondern menſchlicher Kleinmuth und Glaubensſchwäche, auf die Fülle des Gnadenbeiſtandes nicht mit heiliger Zuverſicht zu zählen. Welche Ausflüchte ihr Herz nehmen, zu welchem Vorwand es greifen wollte, ach! überall wurde es unerbittlich zurechtgewieſen und entlarvt. Regungslos lag ſie da, wie gebrochen von dem inneren Sturm, dem heftigſten ihres Lebens. Sie dachte nichts mehr, ſie fühlte nichts mehr; ſie litt nur. Kann der Kelch nicht vorübergehen? . . . ſollen mir die ſieben Schwerter wirklich das Herz zerſchneiden? . . . iſt dies Kreuz unwiderruflich mein Antheil? . . . Wie Du willſt, mein Gott, nicht wie ich will! — —

Keine menſchliche Seele war in dem dämmerigen, ſturmumtobten Gotteshauſe zu gewahren. Conrad war freilich da. Er wollte Bornhofen ſehen . . . . und Doralice! aber ſtören wollte er ſie nicht, nur ſie beobachten, wie damals in Mariathal, zwiſchen Himmel und Erde, als er ſie noch nicht kannte. Schon am Vormittag war er hinab gefahren und hatte ſich die Wege und Stege, Kirche und Gnadenbild in Augenſchein genommen. Niemand ſtörte ihn. Es beſucht ja nicht bloß der Andächtige, ſondern auch mancher Neugierige die Gotteshäuſer. Er wußte, wann Doralice ankommen — und ſetzte voraus, daß ſie ſogleich zur gnadenreichen Mutter eilen werde. Er hatte einen Platz ausfindig gemacht, von wo er die ganze Kirche überſehen konnte: es war ein kleines Oratorium neben der Gnadenkapelle, mit einem Fenſter, das auf den Altar und zugleich auf die große Eingangsthüre ſah. Da wickelte er ſich bis zu den Augen in ſeinen Mantel, ſetzte ſich auf einen Betſtuhl und wartete. Aber nicht lange! er hatte gut gerechnet: Doralice kam pünktlich. Als ſie eintrat, klopfte ſein Herz beklommen, und ohne daran zu denken, daß ſie ihn im dunkeln Oratorium und hinter dem Fenſter nicht gewahr werden konnte, vermummte er ſich noch tiefer. Doch bald ſah er, daß Doralice nicht daran dachte, um ſich zu ſchauen. Sie lag ſtill auf den Knien, verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und hob es zuweilen zum Gnadenbilde auf. Es lag eine Ruhe, ein Friede auf dieſer einſamen Beterin in der einſamen Kirche, während draußen der Sturm heulte, daß nach und nach etwas von dieſem Frieden auf Conrad überging. Welch ein wunderbarer und edler Glaube das iſt! ſprach er in ſeinen Gedanken: der Sohn Gottes wird in geheimnißvoller Weiſe der Sohn der Jungfrau, um die menſchliche Natur mit der Gottheit zu vereinigen und durch ſein gottmenſchliches Leben und Leiden die Sühne für die alte Erbſchuld zu leiſten und die hingeſunkene Menſchheit in ſeinem Blut zu reinigen, zu heiligen! . . . O ein himmliſcher Glaube, der vollkommen der Doppelrichtung unſeres Weſens entſpricht: es iſt einerſeits gelähmt durch den Druck der ſündigen Natur . . . . und muß erlöſt werden. Und es hat andererſeits ein Flügelpaar, das ſich immer entfalten möchte zum Aufſchwung in Regionen des ewigen Glücks, der ewigen Liebe . . . . des ewigen Seins! . . . . dazu muß es vollkommen werden . . . . geheiligt werden im Blut des ewigen Opfers, das in tauſend Gnadenſtrömen fort und fort ſeine göttliche Kraft in der ſiechen Menſchheit bewährt. O ein ganz himmliſcher Glaube, der dem Menſchen das gibt, was ihm Noth thut und was wiederum ſeiner Doppelrichtung entſpricht: Demuth und Starkmuth. Da . . . liegt alle Größe des Menſchen . . . . und dieſe Größe ſchöpft er aus Syſtemen, Problemen und Philoſophemen nicht; ſie iſt das Eigenthümliche des Chriſtenthums . . . . ſie lebt vom Arom des Opfers. Dem hingeopferten Gott opfert ſich das demüthige, ſtarke Herz. Wahrlich . . . . ein Glaube, der große Ideen erzeugt und den Menſchen mächtig antreibt, nicht in Theorien und Abſtractionen zu verweilen, ſondern ſie practiſch auszuführen. Und warum iſt das nicht mein Glaube? .... warum iſt dieſer wunderbar liebende Gott .... nicht mein Gott? — warum iſt dieſe wunderbare Mutter des Gottmenſchen, die Ihn der Menſchheit gegeben hat .... nicht auch meine Mutter? .... Ach, warum mußte meine Wiege unter dem froſtigen Geſtirn des Rationalismus ſtehen, und warum mußte nur ein Strahl .... aber nicht die Sonne des Chriſtenthums auf ſie fallen! .... — Aber man kann ſich ja zum Chriſtenthum bekehren .... der Türke, der Jude, der Heide kann es ... weshalb nicht auch der Glaubensloſe, der Rationaliſt? — O eine Hand! .... eine hülfreiche Hand! — O eine Stimme, die mir von Oben herab zuriefe: Dies iſt die ewige Wahrheit! nur dies! — Die katholiſche Kirche, ſagt ſie, ſei dieſe Hand .... ſei dieſe Stimme. Aber alle Religionsgeſellſchaften nehmen, wenn ſie überhaupt noch dieſen Namen verdienen, eine Offenbarung der ewigen Wahrheit als ihren Kern, ihren Lebenskern an. ... — — —

So wogten und wallten Sehnſucht und Zweifel, Lichtſtrahlen und Wolkenmaſſen durch Conrads Seele und er bemerkte nicht den Flug der Zeit. Auch Doralice nicht! Es dauerte lange, lange, bis ſie ihrer inneren Schwankungen und Gefühlsempörungen ſo weit Herr wurde, um endlich den unbeſieglichen Entſchluß zu faſſen, komme was wolle an Trübſal und Prüfung über ſie — ſie lege ihr gemartertes und beängſtigtes Herz in die durchwundeten Hände ihres Heilands und an das ſchwertdurchbohrte Herz ſeiner trauernden Mutter: und ſie bat um die Gnade, dieſe himmliſche Zufluchtſtätte, mitten im Gewühl der Welt, außerhalb und innerhalb ihres Herzens, nie zu verlaſſen: dann wolle ſie ihr Kreuz annehmen und tragen nach dem Wohlgefallen Gottes. —

Als ein Laienbruder aus der Sacriſtei in die Kirche kam und das ewige Licht beſorgte, trug Doralice ihm auf, ihren Beichtvater für den anderen Morgen in den Beichtſtuhl zu bitten. Dann nahm ſie wieder ihren Platz ein und blieb, bis die Kirche geſchloſſen wurde. Es war ihre Nacht am Oelberg. Conrad hatte ſich ſchon zuvor leiſe entfernt, um nicht mit Doralice am Ausgang etwa zuſammen zu treffen und um ſie auf dem Heimgang von fern zu begleiten. Als ſie unter die Vorhalle trat, die ein weites Schirmdach vor der Kirche bildet, rollte die volle Mondesſcheibe zwiſchen zerriſſenen Wolken über den Kamm der öſtlichen Berge und der Sturm fiel mehr und mehr, gleichſam ermüdet von ſeinen unnützen Anſtrengungen, die keine Veränderung in dem geregelten Gang der Naturerſcheinungen bewirkten. Er grollte noch und wühlte noch in den Wolken; aber ſeine Wuth war gebrochen. Der Mond goß ſein Licht, von vorüberfliegendem Gewölk gedämpft, über die Landſchaft und tuſchte ein Netzwerk vom Schatten der Baumäſte in tauſend Verſchlingungen über den Weg. Auf dem Rhein aber ſchwebte ein beweglicher, röthlicher Stern, die Laterne an der Maſtſpitze eines Kohlenſchiffes, das langſam ſtromauf gehend, eine ganze Reihe von Kähnen anführte. Aus dem Dorf Bornhofen, das ſeine wenigen ärmlichen Häuſer in eine Felſenſchlucht, die ein Bächlein durchrieſelt, neben der Kirche einklemmt, kamen ein Paar Kinder und ſchlugen den Weg nach Camp ein. Doralice folgte ihnen; ſo war ſie nicht allein! —

Mich braucht ſie nicht! dachte Conrad unwillkürlich herabgeſtimmt. Er verließ ſeinen Wachpoſten in der Verſchattung der Vorhalle und ſchlug ſeinerſeits den Rückweg ein. Am nächſten Morgen wollte er dem Gottesdienſt beiwohnen, und dann mit dem nächſten Dampfſchiff nach Bingen gehen, um das Nahethal zu durchfliegen. Er war wohl manchmal in katholiſchen Kirchen während des Gottesdienſtes geweſen, ja, vor wenig Tagen noch, bei Celeſtinens Brautmeſſe; aber er hatte der heiligen Handlung nie ſeine Theilnahme zugewendet. Die Bewegungen des Geiſtlichen, deſſen Kleidung, oder die Muſik, die Betenden, die Gemälde, den Styl und die Ausſchmückung der Kirche — kurz, alles Aeußerliche hatte er in's Auge gefaßt und, merkwürdiger Weiſe! nie gefragt, was denn eigentlich am Altar vorgehe, um die Betenden auf ihre Knie herab zu ziehen. Die Katholiken knieten nun einmal in ihren Kirchen! das war ſo ihre andächtige Gewohnheit. Er wollte aber diesmal der Handlung des Prieſters folgen!

Die Dämmerung der frühen Morgenſtunde wurde noch grauer durch einen dichten Nebel, über den wohl Niemand ſich ſo freut, wie der Weinbauer; denn dieſer Nebel hat die Eigenſchaft, den Trauben ihre Weichheit zu geben, und deshalb heißt er mit ſeinem techniſchen Namen „Traubendrücker.“ Nicht zwanzig Schritte konnte Conrad vor ſich ſehen! er fürchtete immer Doralice unverſehens, einzuholen, wenn er ſchnell ging, und wenn er zögerte, von ihr überholt zu werden. Als er die Kirche erreicht und ſein Auge ſich an die darin herrſchende Dunkelheit gewöhnt hatte, ſah er Doralice auf ihrem geſtrigen Platz knien. Es wurde eben eine Meſſe in der Gnadenkapelle geleſen. Die Kerzen, die dort auf dem Altar brannten und ein Paar Lichtſtümpfchen, bei denen ein Paar Bauerfrauen aus dem Hundsrück in großen himmelblauen ſchwarzgeſtickten Hauben, aus ihren Gebetbüchern beteten, erhellten ſchwach die Kirche, in der ſich nur jene Pilgerinnen und einige Leute aus dem Dorf Bornhofen befanden. Man behauptet, der Gottesdienſt der Katholiken ſei blendend und darauf berechnet, den Sinnen und der Phantaſie zu ſchmeicheln, dachte Conrad und zog fröſtelnd ſeinen Mantel zuſammen; hier iſt wahrhaftig keine Spur davon! Wer zu ſolcher Stunde herkommt, der muß beten wollen! . . . . und wie ſie da Alle beten, ſo ſtill, ſo gottgefriedet trotz

Kummer und Sorgen! .... Aber du, was machſt du hier? denkſt du an Gott? bitteſt du ihn um Licht und Kraft? ſehnſt du dich nach ſeiner Erkenntniß? .... und wenn du danach verlangſt — iſt es wegen der Wahrheit .... oder wegen Doralice? .... Soll die Wahrheit die Brücke ſein, welche dich zu Gott .... oder .... zu ihr führt? — Ach, zu ihr! zu ihr! Gott ... wird ſich dann ſchon finden laſſen in ſeinem Himmel, wenn er mir den meinen geſchenkt hat! .... So rankten ſich ſeine Gedanken weit ab von dem unblutigen Golgatha des Altars und den Kopf auf die Armlehne der vor ihm ſtehenden Kniebank geſtützt, ſaß er im Dunkel eines ſchirmenden Pfeilers, von Niemand geſehen. Da klang das Glöckchen zur Wandlung. Conrad ſchaute auf und nach der Gnadenkapelle. Der Prieſter fiel eben anbetend auf ein Knie, erhob ſich dann und zeigte in hocherhobenen Händen die heilige Hoſtie. Die Betenden ſenkten noch tiefer das Haupt, klopften an die Bruſt — und ein Mann, der bis dahin geſtanden hatte, kniete nieder. Das iſt klar, dachte Conrad: ein Act der Anbetung iſt's! doch man kann unmöglich dieſe Oblate anbeten! — Als derſelbe Act ſich bei der Elevation des Kelchs wiederholte, ſprach Conrad zu ſich ſelbſt: Und den goldenen Becher werden dieſe Leute, dieſer Prieſter, Doralice, doch ebenſo wenig anbeten! .... Ob das in jeder Meſſe geſchieht? — Es begann ſo eben eine andere am Hochaltar und als die Wandlung kam, erklang das Glöckchen, bog der Prieſter das Knie und es folgte genau dieſelbe Handlung. Was ſie nur anbeten? dachte Conrad; es ſind ja vernünftige Menſchen .... ſie werden mir zu antworten wiſſen. Ob ich in die Sacriſtei gehe und frage? —

Indem verließ Doralice ihren Platz, ging einem Beichtſtuhl zu und kniete in demſelben nieder. Das gab Conrads Gedanken eine andere Richtung. Ich will ſie fragen, ſprach er bei ſich ſelbſt; was ſie ſagt, iſt mir immer einleuchtend! ſie iſt der Genius der Wahrheit. Ich warte bis morgen .... und vielleicht hat mir die gnadenreiche mater dolorosa dieſe Frage eingegeben. Ein großes Glaubensgeheimniß der katholiſchen Kirche muß es ſein, da derſelbe Act immer auf dieſelbe Weiſe begangen wird .... und wer weiß, wie lange ſchon! bei ihr geht ja Alles in die tiefſte Vergangenheit zurück. — — Der celebrirende Prieſter ſagte eben: per omnia saecula saeculorum. Welch eine Zuverſicht! dachte Conrad; ſie muß einen göttlichen Grund haben. Und wie das großartig iſt in dieſem Dunkel, dieſer Anmuth, dieſer Weltabgeſchiedenheit, vor einer Handvoll geringer Landleute und frommer Frauen ſo unerhört majeſtätiſch zu ſprechen. — —

Mehr und mehr wich die Dämmerung und der Nebel. Die Sonne war noch nicht über die Berge hinauf geſtiegen; allein ſie ſchickte ihr Licht voraus, das ſich wie ein goldener Scepter auf den Nebel legte, und ihn von den Bergesſpitzen herunter und an die Abhänge drückte und immer tiefer und tiefer, bis er ſich in Thau und in fliehendes Gewölk verwandelte. Auch in die Kirche brach allmählig das Licht ein. Zuerſt hauchte es nur die Rippen der Gewölbe roſenfarben an, glitt dann weiter hinab, vergoldete Pfeiler und Wände und füllte endlich den ganzen Raum mit ſeinem Glanzſtrom. Die Leute hatten ſämmtlich die Kirche verlaſſen, um an ihr Tagewerk zu gehen. Conrad fühlte ſich unbehaglich im hellen Morgenlicht auf ſeinem Lauſcherpoſten, der ihn jetzt nur wenig den Augen entzog. Wenn Doralice ihn gewahrte, was mußte ſie denken, ihn zu dieſer Stunde auf dieſer Stätte zu ſehen! Mußte er ihr nicht wie ein Spion erſcheinen, der heimlich ihr nachſchlich? Und .... war er es nicht? — Leiſe ſtand er auf und verließ die Kirche mit einem gewiſſen freudigen Gefühl, an dieſem Gnadenort — denn das war er für Doralice! — in ihrer Nähe geweſen zu ſein. Vielleicht hatte er einen Platz in ihrem Gebet gehabt .... vielleicht hatte ſie ihn der ſchmerzhaften Gottes-Mutter empfohlen! — O ja, das Alles war geſchehen — nur anders, als er es hoffte. Uebrigens kam ſie ihm immer ſo idealiſch vor, daß ſie ihm im Gebet vor Gott auf heiliger Stätte nicht edler erſchien, als in ihrem Zimmer, zwiſchen den Menſchen und in gewöhnlichen Geſprächen. Wo ſie ging und ſtand — er ſah ſie immer in einer Glorie. — Kaum

Univ. Bibl.

war er nach Camp zurückgekehrt, ſo kam ein Dampfſchiff ſtromauf, mit dem er nach Bingen fuhr.

Doralice blieb noch lange in der einſamen Kirche. Sie wußte ja, wenn ſie fortging, ſo kam ſie ſo bald nicht wieder .... vielleicht nie wieder! mit dem erſten Schritt über dieſe Schwelle ſtellte ſie ihren Fuß auf das Rad eines neuen Lebens und es rollte dahin. Aber es galt kein Zagen und kein Zögern mehr. Die göttliche Barmherzigkeit war ihr ja ſo nahe, ſo treu, hatte eben wieder ihr Herz — über deſſen leiſeſte Regung ſie ſelbſt unerbittlich Gericht gehalten — in den Strom der Gnaden untergetaucht und geſtählt. War es denn nun ſo ſchwer, dies mit Gott vereinte Herz nun auch an ſein Kreuz zu heften? — Wohl der Seele und Heil ihr, die ſich wenigſtens dieſe Frage ſtellt! Doralice beantwortete ſie ſich ſelbſt mit dem Ausruf des heil. Auguſtinus: „Gib mir Kraft, o Herr, zu thun, was Du gebieteſt und dann gebiete, was du willſt." — Sie ging in das Sprachzimmer des Kloſters, um von dem Pater Abſchied zu nehmen, der ſeit jener unvergeßlichen Miſſion der Rathgeber ihrer Seele geblieben war. Sie theilte ihm den plötzlichen, unerwarteten Wechſel ihres Schickſals, ihren Entſchluß, ihre Aengſte mit.

„Wo Gott viel begehrt, da gibt er viel Gnade und endlich großen Lohn," antwortete er. „Sie ſollen ſo vollkommen werden, daß der liebe Gott einem ſo guten Kinde nichts abſchlagen kann, am wenigſten die Bekehrung Ihres Gemahls. Das Schlößchen und das Schweizerhäuschen ſind auf die Dauer gar kein Platz für Sie. Es war nur die erſte Station Ihres Marſches — und die iſt leicht erreicht und führt nicht weit. Wer hat denn je unter ſo vielen Blumen den Himmel erſtürmt! Unter Dornen iſt es viel leichter, allerdings dem natürlichen Menſchen minder angenehm, was abermals ein großer Vortheil iſt. Kurz, der liebe Gott meint es ſehr gut mit Ihnen, indem er Ihnen Gelegenheit gibt, zu ſeiner Ehre zu leiden, zu wirken und zu handeln Drei Jahre haben Sie ſich paſſiv gehalten und recht brav; aber in der Paſſivität kann man leicht einſchlafen und man merkt es kaum. Alſo muthig hinaus auf den Platz, der Ihr eigentlicher Platz iſt. Und beſinnen Sie ſich nicht lange, gehen Sie bereitwillig lieber heute als morgen. Nicht Graf Ghioray — Gott ruft Sie! das haben Sie ja auch ſehr gut verſtanden, als Sie gleich mit ſich ſelbſt im Reinen waren.“

„Ja,“ ſagte Doralice, „Gott ruft mich: das iſt mein Troſt; denn es iſt nun ſeine Sache, mich weiter zu führen.“

Nachdem ſie noch einige Zeit mit dem Pater ihre Verhältniſſe beſprochen hatte, bat ſie ihn um ſeinen prieſterlichen Segen und ſein Gebet und verließ den Gnadenort. Im Schlößchen fand ſie am Nachmittag noch Niemand von den anderen Reiſenden; Fräulein Crescenze war allein. Aber Doralice, eingedenk der Mahnung des Paters, ihren Entſchluß bald auszuführen, theilte der Tante ſogleich Alles mit und dieſe ſagte bewegt:

„Wie ſchwer es mir auch werden möge Dich zu entbehren, es iſt beſſer, ſo wie Gott es fügt. Er ſegnet vielleicht das Fünkchen von Reue, welches in Ghioran's Herz erwacht iſt, durch große Gnaden, deren Werkzeug Du ſein ſollſt.“

Unwillkürlich dachte Doralice, daß ihre Mutter ihr einmal daſſelbe in Bezug auf Conrad — und Eulalie in Bezug auf Henry geſagt hatte. Wie leicht ſprechen ſich ſolche Hoffnungen aus! wie unendlich ſchwer erfüllten ſie ſich! welch eine ungeheure Erſchütterung des ganzen inneren Menſchen gehörte dazu, um ihn in ſeinem tiefſten Weſen aus den Fugen zu heben, ſo daß auch auf ihn jenes Wort paßt, das der Biſchof St. Remigius zum bekehrten Frankenkönig Clodwig ſprach: „Beuge dein Haupt, ſtolzer Sicambrer! Bete an, was du verachtet, und verachte, was du angebetet haſt.“ Denn das iſt unzertrennlich von jeder aufrichtigen Bekehrung. — Doralice beſprach ſchon Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe mit der Tante, als Frau von Derthal und Eulalie heimkehrten — erſtere ganz entzückt von dem dreitägigen Eheglück Celeſtinens und von der großen Harmonie des jungen Paares. Doralice ſah die Mutter an mit einem eigenthümlichen Schimmer in ihrem Auge, von dem man nicht wußte, ob es Freude, ob es eine Thräne war, und ſagte zärtlich:

„Sieh, wie gut iſt Gott! zu dem Troſt, Celeſtine zufrieden zu wiſſen, kommt ein anderer: Franz hat ſich mit mir verſöhnt. Sarolta iſt hier; die arme Julia iſt in der Ewigkeit.“

Sprachlos vor Freude umarmte Frau von Derthal Doralice, die ſanft weinend hinzuſetzte:

„Liebe Mutter, wie bin ich glücklich, Dir nach dem vielen Kummer, den ich Dir gemacht habe, dieſen Troſt zu bringen.“

Eulalie aber brach in Thränen aus und rief, ſtürmiſch die Schweſter umſchlingend:

„O! geh doch nicht zu dem Mann zurück, der eine andere Frau lieber gehabt hat als Dich. Beibe bei uns! Hier .... biſt Du die Geliebteſte!“

„Ein Grund mehr, um nicht hier zu bleiben: Ihr verwöhnt mich!“ ſagte Doralice liebevoll.

„Eulalie, das verſtehſt Du nicht!“ rief Frau von Derthal. „Wir Alle werden Doralice ſchmerzlich vermiſſen, weil wir ſie lieben. Doch eben deshalb müſſen wir frohlocken, daß es gerade ſo kommen mußte! — Nun ſprich, wie ſich Alles gemacht hat!“

Doralice berichtete genau ihre überraſchende Zuſammenkunft mit Sarolta und ſetzte hinzu:

„Ich war ſo erſchüttert, daß ich mich vor Gott beſinnen und ſammeln mußte; darum ſchwieg ich bis heute, liebe Mutter. Nun kann ich Dir auch gleich ſagen, daß es meine Abſicht iſt, morgen zu Sarolta zu gehen und bei ihr Franz zu erwarten."

Trotz ihrer Zufriedenheit mit dieſer Wendung der Dinge wünſchte Frau von Derthal dennoch in unverfänglicher Weiſe Doralice feſtzuhalten.

„Süße Tochter," ſagte ſie ſchmeichelnd, „Du biſt immer ſublim, aber diesmal doch allzu großmüthig. Franz iſt Dir wohl die Genugthuung ſchuldig, daß er hierher komme — nicht wahr?"

„Die beſte Genugthuung, die er mir geben kann, iſt die, daß er ſich mit mir verſöhnt," entgegnete Doralice. „Es wäre eine tödtliche Verlegenheit und Demüthigung für ihn, wenn er hierher kommen müßte."

„Gerade deshalb!" rief Eulalie und klopfte rachgierig mit ihrem zierlichen Finger auf den Tiſch. „Er ſoll ſich demüthigen!"

„Thörichtes Kind!" ſagte Doralice ſanft; „fühlſt Du denn nicht, daß ich das nicht ertragen könnte?"

„Aber, ſüße Tochter," wendete Frau von Derthal ein, „wir würden Franz ja Alle mit offenen Armen aufnehmen."

„Ich gewiß nicht!" ſagte Eulalie.

„Liebe Mutter," entgegnete Doralice mild und ernſt, „ich glaube es wird für Franz und mich am leichteſten ſein, manche Wunde zu heilen, an der unſer Verhältniß leidet, wenn wir in der erſten Zeit mit einander allein bleiben. Hat ſich das ausgeglichen — bin ich ſelbſt wieder im vollen Gleichgewicht mit meiner Stellung, die mir entfremdet iſt: ſo werden wir gewiß zu Dir eilen. Wie man zu Zeiten das Bedürfniß hat, ein wenig allein zu ſein, ſo iſt es jetzt nothwendig, daß wir zu Zweien allein ſind.“

Dieſer klaren Ruhe gegenüber mußten freilich Frau von Derthals unruhige Wünſche verſtummen. Doralice hatte ſich ſchon einen vollſtändigen Plan entworfen: das Schweizerhäuschen ſollte vor der Hand ganz eingerichtet bleiben; ſie ließ all ihre Sachen da, weil Henry vielleicht Luſt hätte, den Winter in Deutſchland zu bleiben; ſie wollte es ihm und den Kindern zur Verfügung ſtellen und ſpäter anderweitige Beſtimmungen treffen. Es war ihr Wunſch und ſie hoffte, Ghioray werde darauf eingehen, den Winter im Ausland zuzubringen; Julia's Verwandte hätten ſich verletzt fühlen können, deren Platz ſo ſchnell von ihr eingenommen zu ſehen. Sie benahm ſich, als ob es an ihr ſei, alle Rückſichten zu nehmen und alle Gemüther zu ſchonen.

Sie war am Abend bereits nach dem Schweizerhäuschen gegangen; aber Frau von Derthal und Fräulein Crescenze ſaßen noch im Salon beiſammen und beſprachen dies Ereigniß, während Eulalie es beweinte; da wurde die Glocke am Hofthor gezogen und Eulalie rief:

„Henry kommt! ... Nun — was der ſagen wird .... das ſoll mich wundern!“

Sie eilte ihm in's Vorzimmer entgegen und ſagte troſtlos in Ton und Geberde:

„Ach Henry! was iſt hier geſchehen!“

„Die Kinder! .... Doralice!“ .... rief er entſetzt.

„Ja, Doralice!“ klagte Eulalie. „Denken Sie nur .... ſie reiſt morgen zu ihrem Mann.“

Ein Schleier legte ſich über Lord Henry's Augen. Ihm war zu Sinn, als hätte er lieber ihren Tod vernommen. Er lehnte ſich an die Wand und ſah Eulalie ſtarr an. Frau von Derthal rief aus dem Salon:

„Aber, Eulalie, wie kannſt Du nur ſo egoiſtiſch winſeln über das Glück Deiner Schweſter! ... Kommen Sie doch herein, Henry!“

Er trat verſtört und leichenblaß in den Salon und ſagte mühſam gefaßt:

„Eulalie hat eine Art, die Sachen vorzutragen, daß man ganz nervenſchwach davon wird .... beſonders wenn man ſo wüthende Kopfſchmerzen hat wie ich.“

„Wollen Sie noch Thee nehmen?“ ſagte Frau von Derthal. „Das beruhigt die Nerven.“

„Nein, ich danke. Mir ſchlägt ein Hammer im Kopf. Ich muß mich gleich zurückziehen. — Morgen, beſte Mama, morgen!“ ſetzte er haſtig hinzu, als Frau von Derthal Miene machte zu ſprechen. „Morgen werde ich mit Freuden dieſe wunderſame Begebenheit hören! heute .... iſt es mir unmöglich."

„Siehſt Du, Mama," ſagte Eulalie, nachdem Lord Henry den Salon verlaſſen hatte, „es iſt ihm ebenſo ſchmerzlich als mir, daß Doralice unter die Barbaren geht."

Wohl war es ihm ſchmerzlich — und mehr als das! nie war dieſe Möglichkeit in den Kreis ſeiner Gedanken hinein getreten! nie war es ihm eingefallen, daß Ghioray je wünſchen könne, ſich wieder mit Doralice zu vereinigen — und noch viel weniger, daß ſie einwilligen werde! nie hatte ſie anders als frei, und zwar in edler, berechtigter Freiheit, vor ſeiner Seele geſtanden! ... und jetzt urplötzlich dieſer Wechſel .... dieſer furchtbare! — Drei Stunden lang ging er in ſeinem Zimmer auf und nieder mit der Unruhe der ſtolzen Herzen, wenn ſie in großer Spannung und Erwartung ſind; und er konnte kaum den Augenblick erwarten, um mit Doralice zu ſprechen .... was? — das wußte er ſelbſt nicht. Am liebſten hätte er den Erdball in ſeine Hände genommen und nach der andern Seite umgedreht! Von nun an ging ja doch Alles verkehrt! —

Als ſein Diener am andern Morgen bei ihm eintrat, war er bereits angekleidet; und deſſen Botſchaft: die Frau Gräfin laſſe Mylord ſo bald wie möglich zu ſich bitten, entſprach ganz ſeinem Wunſch. Er ging nach dem Schweizerhäuschen mit einer Empfindung, als habe ein Erdbeben über Nacht den Rheingau verwüſtet und unkenntlich gemacht.

Auch Doralice hatte die halbe Nacht durchwacht — aber nur, um beſonnen und umſichtig ihre Geſchäfte zu ordnen. Sie hatte ihr Gethſemane durchgemacht und darin die Kraft gefunden, mit Faſſung ihren Kreuzesweg anzutreten. Das übernatürliche Element des von der Gnade getragenen Willens erfüllte ihre Seele mit einem ſtillen, lichten Aether, unter deſſen Einfluß auch die natürliche Neigung ihre Kraft nach Oben wendete! In den Niederungen des Menſchenweſens ſind die Wolken heimiſch, unter deren trüber Schwüle die Leidenſchaften gedeihen; da wogt die Gefühlswelt und die Phantaſie, unbeſtimmt, ſehnſuchtsvoll, träumeriſch, regenbogenfarbig, ſehr feſſelnd, ſehr verführeriſch, ſehr bezaubernd. Das iſt kein Boden und keine Luft, um große Seelen, Opfer und Tugend zu entwickeln. Das geſchieht in anderer Region, auf klarer Höhe des Menſchenweſens, zu welcher der Wille, der die reine Abſicht auf Gott richtet, emporſtrebt. Da wollte Doralice wandeln; da faßte ſie ihr ewiges Ziel in's Auge; von der Gegenwart und der Vergangenheit wendete ſie den Blick ab. Der ewigen Liebe wollte ſie liebend, nicht ſclaviſch, ihr Opfer bringen — das Höchſte, das der Menſch bringen kann: ihr ganzes Herz. Durch Henry's Seele aber ſtürmte eine Welt von Leidenſchaft, die doch aufbrauſte, als er bei ihr eintrat und ſie am Schreibtiſch ſitzend fand, wo ſie verſchiedene Geldpäckchen verſiegelte und an arme Leute adreſſirte. Der Winter war ja vor der Thüre! ſie vergaß nichts und Niemand. Ihre ruhige Haltung und ihr proſaiſches Geſchäft verſetzte Lord Henry in eine Art von Wuth. Er blieb mit untergeſchlagenen Armen vor ihr ſtehen und ſagte in einem Ton, als ob er Rechenſchaft über Leben und Sterben von ihr fordere:

„Was fällt Ihnen ein, Doralice! Sie wollen fort? .... fort — zu Graf Ghioray? .... was kann Graf Ghioray Ihnen ſein? .... Nichts! gar nichts! ein fremder Mann!“ —

Er ſchwieg zitternd vor dem Uebermaß innerer Bewegung. Doralice ſah ihn klar und feſt an und ſagte liebreich:

„Das verſtehen Sie nicht, beſter Henry! Sie haben darüber andere Principien.“

„Gott ſei Dank — ja! Principien des Zartgefühls .... des Ehrgefühls! — Graf Ghioray verſtößt Sie von ſeiner Seite, aus ſeinem Hauſe .... wegen einer andern Frau, löſt das Eheband mit Ihnen, läßt Sie über drei Jahre bei Ihrer Familie leben — und plötzlich kommt ihm die Laune, der andern Frau überdrüſſig zu ſein, Sie zurück zu rufen .... und Sie gehen!! — Nein, Doralice .... das iſt empörend!“

„Beſänftigt es Sie zu erfahren, daß die arme Julia nicht mehr unter den Lebenden iſt?“

„Gar nicht! . . . daß Sie zu dem Mann zurückgehen, der Sie gleichſam mit Füßen getreten hat . . . . das iſt empörend — das iſt wider alles Zart- und Ehrgefühl.“

„Und ſelbſt wenn es das wäre, lieber Henry, ſo gibt es eine Rückſicht, die höher ſtände.“

„Das kann nicht ſein . . . . und es darf nicht ſein! iſt die Empfindung des Weibes einmal ſo tödtlich verletzt, daß es im vollen Umfang die bittere Erfahrung der Treuloſigkeit des Mannes machte“ . . . . —

„So kann das Herz tief verletzt ſein,“ unterbrach ihn Doralice; „aber ihre Pflicht, Demjenigen zu verzeihen, der ſeinen Fehler nicht bloß erkennt, ſondern gut machen will, iſt nicht aufgehoben; ſie ſteht unendlich viel höher als ein Zartgefühl, das einen ſtarken Beigeſchmack von Empfindlichkeit hat. Wenn Sie wüßten, was das iſt: die Beleidigung Gottes durch Verletzung ſeiner Gebote, ſo würden Sie gewiß erkennen, wie innig wir die Pflicht lieben müſſen, die eine ſolche Verletzung zu heilen gebietet.“

„Gott behüte uns vor Menſchen, die nichts ſo lieben, als ihre Pflicht!“ brach Lord Henry aus. „Das ſind Mumien . . . . ſind Automaten . . . . ſind Heuchler.“

„Unſere Pflicht, lieber Henry, iſt die Vorſchrift, die Gott jedem von uns gibt, um unſere Beſtimmung zu erreichen und die geht weit hinaus über unſer kleines Leben hienieden. Dieſe Vorſchrift iſt der Ausdruck der Liebe Gottes zu ſeinem Geſchöpf; warum ſollen wir den nicht über Alles lieben? — Unſere Pflicht iſt gleichſam unſere Signatur für die Ewigkeit. Nach ihr wird bemeſſen, ob wir „treue Knechte“ und über „Wenigem getreu“ waren. Wer ſeine Pflicht ſehr liebt, hat alſo ein großes Verlangen Gott zu dienen als treuer Knecht. Ich weiß nicht, ob das die Sache der Heuchler iſt.“

Ueberwältigt — nicht ſowohl durch das, was ſie ſagte, als wie ſie es ſagte, überwältigt durch das Himmliſche, das in ihr war und aus ihr ihn anſtrahlte, brach all ſein Groll, ſein Trotz, ſein Schmerz und ſeine Liebe in dem einen Worte aus:

„Doralice!“ . . . . —

Es war aber ganz genug, denn ſein Ton und ſein Blick ſagten mehr.

„Ah!“ rief Doralice halb laut und legte mit lebhafter Geberde den Finger auf ihre Lippen, ſo daß Lord Henry vor ihrem feierlichen Ernſt verſtummte, denn ihr blaues Auge ſchien ſchwarz zu werden. Dann ſagte ſie wieder mit ihrer gewohnten freundlichen Ruhe: „Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, um Ihnen dies Häuschen zur Verfügung zu ſtellen, im Fall Sie dieſen

Winter hier zu bleiben — und mit den Kindern Ihr eignes Dach zu haben wünſchten. Die brave Perſon, welche meinem kleinen Hausweſen vorgeſtanden hat, wird es dann für Sie thun, denn ſie bleibt vor der Hand als Aufſeherin meines lieben Schweizerhäuschens hier. Mein Kammermädchen und mein Diener begleiten mich natürlich, alſo haben Sie Platz für Sich, für die Kinder und Ihre Leute. Haben Sie alſo Luſt, meinen Vorſchlag anzunehmen, ſo freut es mich ſehr.“

Lord Henry machte eine verneinende Geberde und verbeugte ſich ſtumm. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort, während ihr Auge wieder einen tief ernſten Ausdruck annahm:

„Wir ſind ja gute Freunde und immer habe ich Sie als einen guten Bruder betrachtet, der Nachſicht mit meinen Schwächen hat und von mir daſſelbe für ſich verlangt! ich bitte Sie, ſtören Sie dies nicht durch eine verkehrte Auffaſſung meiner Verhältniſſe. Freuen Sie ſich vielmehr, daß Gott mir die Veranlaſſung bietet, mich in der wahren Würde des Menſchen, in der Selbſtverläugnung, zu üben.“

„Alſo lieben Sie Graf Ghioray nicht?“ rief er.

„Es wird uns Menſchen immer ſchwer, irgend eine Demüthigung zu verſchmerzen, wenn uns auch eine herzliche Liebe den Willen dazu gibt. Sein Sie jedoch feſt überzeugt, daß ich die Liebe für Ghioray habe, die einer chriſtlichen Frau geziemt.“

„Sie handeln wie eine zweite Griſeldis und reden wie eine zweite Cordelia,“ ſagte er ſchneidend.

„Nun, das ſind gute Vorbilder,“ entgegnete ſie gleichmüthig.

„Die Kinder .... die Edith, hätte ich katholiſch werden laſſen, wenn Sie .... wenn“ ....

Da er ſtockte, ſo ergänzte es Doralice in ihrer Weiſe und ſagte:

„Wenn ich hier geblieben wäre! Täuſchen Sie ſich nur nicht. Es iſt vielleicht nur ein Einfall des Augenblicks.“

Da ſie vollkommen Recht hatte, wurde Lord Henry noch bitterer und rief:

„Wie Sie gleichgültig geworden ſind gegen die Kinder – Suſannens Kinder! ... die Ihnen noch vor drei Tagen ſo am Herzen lagen, daß Sie ſie gern behalten und erzogen hätten.“

„Dürfte ich hoffen, daß Sie mir die Kinder anvertrauten — ach! mit welcher Freude behielte ich ſie.“

„Unter dieſen Verhältniſſen kann davon nicht die Rede ſein!“ rief er immer heftiger. „In Ihre wilde Pußta verbanne ich ſie nicht, die armen Kinder, hauptſächlich aber deshalb nicht .... weil ich Sie nicht mehr achten kann.“

„Vielleicht iſt mir das ſehr heilſam,“ ſagte ſie ſanft.

„O!“ rief er ganz außer ſich, „Sie waren für mich der Inbegriff weiblicher Vollkommenheit; aber ich habe mich furchtbar getäuſcht: Sie ſind eine ganz gewöhnliche Frau.“

„Lieber Henry, die Ueberzeugung ſteht bei mir viel feſter als bei Ihnen,“ antwortete Doralice mit einem lieblichen Lächeln.

Da flog die Thüre auf und die Kinder ſtürmten herein jammernd und weinend, denn Eulalie hatte ihnen ſo eben geſagt, daß Doralice abreiſen werde.

„Wie macht Ihr mir Alle den Abſchied ſo ſchwer,“ ſagte Doralice traurig.

„Mama läßt Dich bitten, bei ihr zu frühſtücken,“ ſagte Eulalie.

„Sehr gern,“ entgegnete Doralice, verließ den Salon, gab ihren Leuten einige Aufträge und ging dann mit Henry, Eulalie und den Kindern nach dem Schlößchen. Man ſetzte ſich zwar an den Frühſtückstiſch, doch Niemand frühſtückte. Lord Henry war faſſungslos, Eulalie ließ ihren Thränen freien Lauf, Fräulein Crescenze bekämpfte die ihren, die Kinder weinten, von der allgemeinen Betrübniß angeſteckt, Frau von Derthal war ungewöhnlich bewegt: ſie blieb ja nun allein mit der jüngſten Tochter! Doralice behielt ihre Faſſung und bat, daß all die verſchiedenen Päckchen auf ihrem Tiſch je nach der Adreſſe abgegeben würden.

„Es iſt auch ein Albumblatt für Herr von Friedingen dabei,“ ſagte ſie.

„Mein Gott!“ rief Eulalie, „der ſtreift jetzt ahnungslos im Nahethal umher [illegible] und ſieht Dich vielleicht nie wieder."

Da fuhr ein Wagen vor.

„Iſt er es?" rief Eulalie, an's Fenſter eilend.

„Nein," ſagte Doralice, „die Ponies ſind es . . . . ich fahre jetzt."

„Beſtes Kind! Du wollteſt ja am Nachmittag fort!" rief Frau von Derthal erſchreckt.

„Liebe Mutter, es iſt mir unmöglich, noch länger all dieſe traurigen Geſichter zu ſehen," erwiederte Doralice und ein leichtes Zittern flog über ihr Antlitz; „ich liefe Gefahr, am Ende auch traurig zu werden . . . . und das will ich nicht. Ich gehe, weil Gott mich ruft und wohin er mich ruft . . . . und deshalb will ich freudig gehen.

„Nun ſo geh! . . . Du Tochter Gottes," ſagte Fräulein Crescenze und zerdrückte ihre Thränen. „Dein Wandel iſt im Himmel! o bleibe darin."

Es folgte ein kurzer ſtürmiſcher Abſchied. Als Doralice im Wagen ſaß und mit ihren ſchimmernden Augen noch ein Mal ſie Alle anſah und dann ſo raſch ihren Blicken entſchwand, da war ihnen Allen, als hätten ſie ein Element ihres Lebens verloren. —

Gegen Mittag kam Conrad nach ſeiner Gewohnheit, um den Reſt des Tages im Schlößchen zuzubringen. Nach der kurzen Abweſenheit kam er noch froher als ſonſt. Niemand war im Salon als Eulalie. Ganz verweint, mit gerötheten und geſchwollenen Augenlidern ſaß ſie da und betrachtete ein Blatt, das ſie in der Hand hielt. Als Conrad eintrat, reichte ſie es ihm und ſagte mit bebender Stimme:

„Dies hat Doralice für Sie zurückgelaſſen."

„Zurückgelaſſen?" ſagte er wie ein Echo.

„Ja! ſie iſt fort! ihr gräulicher Mann hat gewünſcht, daß ſie wieder zu ihm käme . . . und da iſt ſie gleich abgereiſt."

Er verſtummte und ſah gedankenlos das Albumblatt an, das eine Bleiſtiftzeichnung, ein kleines Kunſtwerk von leichter und feiner Ausführung war. Aus unruhig bewegten Wellen ſtieg eine Felſenklippe auf, gegen welche die Brandung anſtürmte. Auf dem Felſen lag eine Kirche, deren ſchlanker, gothiſcher, himmelanſtrebender Bau auf höchſter Spitze das Kreuz trug, während aus einer weiten Brunnenſchaale vor der Kirche ſieben Waſſerſtrahlen aufſtiegen und in ein noch weiteres Becken zurückfielen. Um den Rand des Blattes lief eine Arabeske von den kirchlich ſymboliſchen Pflanzen der Dornen und Lilien, der Aehren und Trauben, zwiſchen denen ſich Spruchbänder hinſchlängelten, auf denen geſchrieben ſtand: „Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen." In der Mitte der Arabeske und gerade oberhalb des Kreuzes ſchwebte eine Taube.

Conrad betrachtete das Blatt mit einer Aufmerkſamkeit, als wolle er jedes Strichlein erkennen; aber es floß ihm Alles in ein unbeſtimmtes Grau zuſammen.

„Nun was ſagen Sie dazu?“ fragte Eulalie niedergeſchlagen.

„Es iſt die Perle meines Albums,“ entgegnete Conrad, mit dem Blatt in der Hand und dem Blick auf das Blatt. Aber heimlich ſeufzte er: Sommertraum, lebe wohl! — —

◆

Vier Schweſtern.

Ein Jahr war vorüber — und welch ein Jahr! Es wird dereinſt die Weltgeſchichte mit Fingern auf dieſes Jahr zeigen, welches im öffentlichen Leben Europa's den furchtbaren Bankerott an Ehre und an Rechtsbewußtſein eröffnet hat, ſo daß der Sieg der Argliſt frohlockend begrüßt — der Empörung und dem Verrath wüthender Beifall geklatſcht, Alles, was in einer geſitteten Menſchheit Geltung hat: das hiſtoriſche Recht, die Kraft der Verträge, die Tradition, die Autorität, die Freiheit der Völker, mit Füßen getreten — und die Revolution gegen jede rechtmäßig beſtehende Ordnung, als das neue Grundgeſetz der civiliſirten und intelligenten europäiſchen Menſchheit anerkannt wurde. Alſo: — war es das Jahr 1859!

In Venedig war es, im Spätherbſt, in einem der Marmorpaläſte, die, wie auf den Wink einer Meerfee, gleich kriſtalliſirten Meeresblumen aus der Lagune aufgeſtiegen ſind. Sie haben ihren eigenthümlichen Bauſtyl, der mit keinem anderen zu vergleichen iſt. Er iſt eben venetianiſch, iſt hervorgegangen aus Venedigs Lage, Verhältniſſe und Geſchichte: die ſtille Lagune, der tiefe Ernſt der alten Republik, ein Anhauch des Orients, aus Pera's Cypreſſen- und Candia's Palmenhainen — haben ihn erzeugt. Es ſind nicht die rieſenhaften Dimenſionen der römiſchen Paläſte, nicht die bewehrten und behelmten Burgen der kriegeriſchen Florentiner, nicht Genua's überſtolze Prachtbauten. Es ſind Häuſer der Nobile, deren Keiner allzu weit das Maß überſchreiten durfte, das den Söhnen der Republik ziemte. Die geringere Ausdehnung war der Ausſchmückung günſtig. In den zierlichſten Säulen, Bogen mit Roſetten ſind die Façaden ausgeſchnitten, und Tafeln und Kugeln von Porphyr und Verde antico in den Marmorſtein eingelaſſen. Gemälde von Gian Bellin, Palma vecchio, Titian, Giorgione, Tintoretto — lauter Söhne der Republik — in denen ich weiß nicht was für eine tragiſche Gluth der Leidenſchaft hinter einer bezaubernden Schönheit ſich verſchleiert — ſchmückten die inneren Gemächer und haben ſich jetzt freilich meiſtens in öffentliche Sammlungen geflüchtet. Doch findet man noch immer einzelne Gemälde dieſer an Farbenſchmelz und lebendiger Compoſition unvergleichlichen venetianiſchen Schule im Privatbeſitz. Die untere Halle dieſer Paläſte iſt eine Grotte voll Waſſer. Die Gondel ſchwimmt aus den Canälen in ſie hinein und legt an der Treppe an, die mit breiten Stuſen in die oberen Räume führt. Je nach der Ebbe und Fluth ſinkt und ſteigt das Waſſer auf der Treppe, ſo daß man dies geheimnißvolle Phänomen der Natur in ſeinem eigenen Hauſe beobachten kann.

Am Canal grande, der Kirche Maria del Salute gegenüber, lag ein Palaſt, der ſich durch ungemein anmuthige Verhältniſſe und ein ſehr gut erhaltenes Anſehen — was nicht alle haben — auszeichnete. Er war neuerdings reſtaurirt, aber ſo vorſichtig und geſchmackvoll, daß er nichts von ſeiner Eigenthümlichkeit verloren hatte. Seine innere Einrichtung entſprach ſeinem Bauſtyl; ſie war ſo zu ſagen von ſtiller Pracht. Nichts fiel in die Augen, nichts Blankes, nichts Grelles, nichts Spieleriſches. Ein gewiſſer Grundton von edler Würde legte ſich über das Ganze. In einem dieſer ſtattlichen und doch ſehr behaglichen Zimmer ſaßen zwei Frauen, d. h. die eine lag auf einer Chaise longue, welche neben dem breiten Fenſter ſtand, das die Ausſicht über den Canal grande auf den blendendweißen Marmordom von Maria Salute bot; und die andere ſaß ihr gegenüber auf einem alterthümlichen Stuhl, deſſen hohe geſchnitzte Lehne ihren Kopf überragte, hatte den Arm auf einen kleinen Tiſch von Perle geſtützt und hielt ein Buch in der Hand, aus dem ſie vorlas. Es war als ob ein Gemälde von Palma oder Giorgione aus dem Rahmen getreten und lebendig geworden ſei. Die Vorleſerin war in violette Seide gekleidet, eine Farbe, die ungemein harmoniſch mit ihrem lieblich ernſten, von reichen blonden Haaren eingerahmten, geiſtig ſchönen Antlitz paßte: das war Doralice Ghioran. Die Dame auf der Chaise longue war ihr ähnlich — daſſelbe Haar, dieſelben zarten und blühenden Farben, daſſelbe tiefblaue Auge — allein der Ausdruck ihrer ganzen Erſcheinung war ſo gründlich anders, daß die Verſchiedenheit der beiden Schweſtern mehr auffiel, als ihre Aehnlichkeit: ſo himmliſch die Eine, ſo irdiſch die Andere. Blanca war es, die Fürſtin Zoula. Sie ſah etwas mißmuthig, etwas trotzig, etwas phantaſtiſch, aber ganz und gar reizend aus, wie ſie da lag, in ihren eleganten Schlafrock von grünem Sammt eingewickelt, aus deſſen reichen breiten Falten ihr ſchöner Kopf ſich erhob. Sie glich einer vollen Moosroſe. Der Blick ihres Auges war träumeriſch und unruhig: aber jetzt heftete ſie ihn aufmerkſam auf Doralice, denn dieſe las:

„Betrachte vor allen Dingen, wie der unendlich
„große Gott in unendlicher Liebe aus der Untiefe des
„Nichts dich in's Daſein rief, und nach ſeinem Bilde
„und zu ſeiner Aehnlichkeit dich erſchuf. Oeffne die
„Augen! ſchau' an deine Würde! Nicht nur einzelne,
„leichte Züge des Schöpfers erglänzen in dir, wie in
„anderen, in vernunftloſen Gebilden, ſondern ſein Ebenbild
„biſt du: ein geiſtiges Weſen, gleich ihm. Wie er,
„haſt du Erkenntniß und freien Willen; und dieſe
„Gleichförmigkeit an Daſein, Leben und freiem Wirken
„ward dir verliehen, damit du ein lebendiges Bildniß

„ſeiner endloſen Schöne würdeſt. — Und damit dieſe „Glorie nicht vorübergehe und mit der Zeit verſchwinde, „wollte er ewiges Daſein dir verleihen, damit du ewig „glücklich und ſeiner endloſen Ewigkeit fähig würdeſt. „Die übrigen Geſchöpfe erſcheinen, zeigen ſich und verſchwinden; du aber trittſt nimmermehr in den Abgrund „des Nichts zurück: ein wahres, ewiges Leben iſt dir „beſtimmt. — Und ſcheint dir dies gering, ſo ſteige „hinab in dein Inneres und lerne deine eigene Würde „kennen. Hältſt du es etwa für gering, daß deine Seele „ſo edel und von ſo großer Faſſungskraft iſt, daß nichts „Erſchaffenes ſie zu erſättigen vermag, und nur die Erhabenheit und Unermeßlichkeit Gottes ihr heißes Verlangen erfüllen kann! Hältſt du für gering die unermeßlichen Räume deines Herzens, welche weder Himmel „noch Erde — welche die endloſe Ewigkeit nur auszufüllen vermag? — Dieſer hohe Vorzug zeigt dir, was „du biſt und weshalb du erſchaffen wurdeſt; was du „ſuchen und wohin du ſtreben ſollſt: Gott allein kann „dich erſättigen; alles Andere kann dich beſchäftigen, „nimmermehr dir genügen. Gott iſt dein Antheil und „du biſt der ſeine [1]).“

Mit der leichten und weichen Bewegung eines Kinchens, ſtand Blanca auf, legte ihre Hand auf das Buch und ſagte, als Doralice fragend die Augen aufſchlug:

---

[1]) Büchlein von der Liebe Gottes, von Ludwig von Granada, Dominicanerordens, geb. zu Granada 1504, geſt. zu Liſſabon 1588.

„Das klingt zu erhaben für mich! ich kann nicht glauben, daß der Menſch ein ſo göttliches Weſen ſei.“

„Sein ſoll!“ berichtigte Doralice. „Wenn Du das aber nicht glaubſt — wofür lebſt Du?“

„Um zu leiden!“ entgegnete Blanca mit einem tiefen Seufzer. „Ach, es iſt nicht zu ſagen, wie unglücklich ich bin!“

Und Thränen, Klagen, Ausbrüche von Zorn und Unwillen, gänzliche Rath- und Muthloſigkeit wechſelten bei ihr ab, und enthüllten das traurige Bild einer Seele, welche unter die Botmäßigkeit ihrer Leidenſchaften gerathen war.

Der öde Glanz ihres Lebens an Spiridions Seite hatte Blanca nicht befriedigt. Die Kraft, ihre Wünſche, ihre Anſprüche, ihre Forderungen an das Glück zu beſchränken und Dasjenige zu entwickeln und zu pflegen, was ihre Lage ihr bot — hatte ſie nicht; denn dieſe Kraft geht nur aus einer ächten Frömmigkeit hervor, welche Leben, Beſtimmung und Ziel mit dem Auge des Glaubens betrachtet und demgemäß einrichtet. Das Etwas in der Menſchenſeele, das durch nichts Irdiſches befriedigt werden kann, weil es einen überirdiſchen Urſprung und Ziel hat — und das unerbittlich einen Gegenſtand begehrt, dem es zuſtreben könne, ſuchte, ohne den Wegweiſer religiöſer Grundſätze und ohne den

Zügel der Selbſtverläugnung, irgendwo ein Genügen zu finden, oder vielmehr irgend eine Aufregung, die den Mangel an Genügen erſetze. Die Eitelkeit kam dazu: ſie hatte ein hübſches muſikaliſches Talent. Sie verſammelte Muſiker und Virtuoſen um ſich, welche dies Talent ungemein bewunderten. Dafür wurde ſie die Beſchützerin — der Kunſt minder, als der Künſtler. Sie ſang mit ihnen, ſie ſpielte mit ihnen, ſie gab Concerte und muſikaliſche Feſte, ſie bildete ihr eigenes Genie aus und trug dazu bei, in Anderen den Genius zu entwickeln. Natürlich gerieth die geſunde Vernunft und das ächte Gefühl in Verfinſterung und Verwirrung bei dieſem phantaſtiſchen, tumultuariſchen, launenhaften Thun und Treiben. Sie fand es einen herrlichen Beruf, eine höhere Miſſion, das verkannte Genie — und dieſe Sorte von Genie iſt immer verkannt! — der materialiſtiſchen Welt gegenüber hoch empor zu heben, und um die ſo oft traurig geſenkte Stirn des Künſtlers, der aus Mangel an Theilnahme an ſich ſelbſt verzagt, die Kränze der Huldigung zu winden, welche ihm vielleicht gar nicht, oder gewiß nicht nach Gebühr geſpendet wurden. Sie fand es ungemein poetiſch und edel, daß ſich eine Frau von den glänzenden Höhen des Lebens zu dieſen von Welt und Glück verlaſſenen Vertretern und Organen einer idealiſchen Richtung herabneige und ihnen beſchützend und ermuthigend die Wege bahne — und ihre Schützlinge fanden es natürlich noch viel poetiſcher und edler. Berauſcht von den unſinnigen Huldigungen, welche die eigene Eitelkeit und die fremde Eigenſucht ihr darbrachten, hielt ſich Blanca für ein höchſt ausgezeichnetes und intereſſantes Weſen. Spiridion ſtörte ſie nicht in ihrem Wahn. Er ließ ſie gewähren; wenn er nur nicht ihren Feſten beizuwohnen und ihre genialiſche Umgebung zu bewundern brauchte, ſo gönnte er ihr gern ihre Freuden und ließ ſie auch ohne Widerrede Unſummen verſchwenden, die er doppelt und dreifach am grünen Tiſch wieder zu gewinnen hoffte. Sein plötzlicher Tod gab ihr die Freiheit, nach welcher ſich ihr ſchwaches Herz ſchon ſo lange geſehnt hatte. Aus einem Rauſch in den anderen fallend, aus dieſer Täuſchung erwachend, um von jener umſtrickt zu werden, ſpürte ſie ſelbſt zuweilen heimlich einen Schwindel, wenn ſie den Abgrund maß, der ihr Leben in zerſtäubenden Cataracten verſchlang. Jetzt, als das Geſchick ſich für ihre Wünſche günſtig wendete, konnte ſie endlich mit dem vergeblichen Haſchen nach falſchem Glück brechen und das wahre ergreifen. Dies wahre Glück beſtand nach ihrer Anſicht in einem Ehebund, den die Liebe ſchloß und bei dem jede andere Forderung der Vernunft und der Verhältniſſe unberückſichtigt blieb. Dieſe troſtloſen Rückſichten hatten ja ihre Ehe mit Spiridion geknüpft, waren ihr verhaßt und ſollten nun durch den ſchlagendſten Gegenſatz gleichſam geſühnt werden. Kaum ſechs Monate nach Spiridion's Tod ſchloß ſie eine heimliche Ehe mit einem dieſer verkannten Genies, für den ſie ſich fanatiſirt hatte, weil er ein Meiſter auf dem Violoncell war. Sie führte ihn mit ſich nach Interlaken und nach Bukareſt, und er wußte ſich ihr ſo unentbehrlich zu machen, und er ſpielte in ſolcher Vollkommenheit die Comödie des hoffnungslos Liebenden, der ſich von ihr trennen und in irgend einem Winkel am Nord- oder Südpol aus ihrem Zauberkreiſe flüchten müſſe, daß Blanca überglücklich ihrer Neigung folgte und ſich auf ewig mit dieſem treuen glühenden Herzen verband. Heimlich geſchah es, um die Familie Zoula nicht zu kränken, bei der ſie ſich damals aufhielt. Sobald ſie nach Paris zurückkehrte, wollte ſie ihre Verbindung bekannt machen. Jetzt war kaum ein Jahr ſeitdem verſtrichen, als ſie ſich gegen Doralice in jammernde Klagen ergoß!

„Du haſt keinen Begriff von meinem Elend!“ rief ſie. „Amaury iſt ein Menſch von ganz gemeiner Geſinnung, dem es nur um Geld und um Wohlleben zu thun iſt. So wie er meiner ſicher war, kam das zu Tage. Ich, meine Perſon, gelte ihm nichts! . . . nur mein Vermögen, und das äußert ſich in der brutalſten Weiſe. Spiridion kränkte mich durch kalte Gleichgültigkeit, Amaury beleidigt mich durch ſeine freche Gleichgültigkeit, die eben nur ein ganz unerzogener Menſch haben kann. Und wie merkwürdig, daß auch er von Spiridions wahnwitziger Leidenſchaft zum Spiel beſeſſen iſt!“

„Das iſt die Leidenſchaft der unerfahrenen oder der blaſirten Menſchen,“ ſagte Doralice.

„Jetzt ſitzt er in Baden-Baden und ich habe mich zu Dir geflüchtet, ob Du mir nicht einen guten Rath geben kannſt, liebſte Doralice! — Auch wegen meines Sohnes! . . . Es iſt ganz eigenthümlich: früher hatte er Amaury recht gern; jetzt haßt er ihn förmlich und macht ihm Scenen, wo er nur kann. Sie ſind engagirt, um mir Muſikunterricht zu geben; warum thun Sie das nicht mehr? fragte der Kleine einmal mit blitzendem Zorn im Auge. Amaury antwortete ungeſchickt genug: Ich halte Dir jetzt Lehrmeiſter. Da hätteſt Du den Knaben ſehen ſollen, mit welchem Stolz er ſeine kleine Geſtalt in die Höhe reckte und ſagte: Das thut meine Mutter, die Fürſtin Zoula, nicht Sie! — Du kannſt mir glauben, liebſte Doralice, daß ich nicht den Muth habe, dem Kinde zu ſagen, wie Amaury zu mir ſteht. Ach, Gott im Himmel! was fang' ich an.“

Sie knüpfte die Brüßler Spitze los, die über ihr Haar geworfen war, tauchte ihr Tuch in kölniſches Waſſer, hielt es an ihre Stirn, machte ein Paar Gänge durch's Zimmer, ließ ſich ganz matt auf die Chaiſe longue fallen und ſeufzte:

„Nicht wahr, Doralice, Du verſtummſt über mein Elend, weil Du es Dir nicht ſo groß gedacht hatteſt?“

„Nein, ſo groß nicht!“ entgegnete Doralice traurig. „Als Du mir im vorigen Winter das klägliche Geheimniß Deiner zweiten Ehe anvertrauteſt, hatte ich wohl ſehr wenig Zuverſicht zu Deinem geträumten Glück"....

„Und ich eine ſo tiefe Zuverſicht!" rief Blanca. „Aber nach vier Wochen war ſie ſchon erſchüttert .... da entdeckte ich Amaury's Leidenſchaft für das Spiel."

„Gewiß hätteſt Du ſie viel früher entdecken können!"

„O ich wußte wohl, daß er ſpiele, allein ich glaubte, es ſei nur ein Mittel, um ſeine Liebe zu mir zu betäuben. Gräßliche Täuſchung! Mit größter Mühe brachte ich ihn aus Bukareſt fort, wo ganz enorm geſpielt wird. Ich dachte nun eine recht poetiſche Reiſe im Orient zu machen. Wir gingen die Donau hinab, nach Conſtantinopel und Smyrna. Abermalige Täuſchung! von den Schwärmereien in der ſchönen Natur muß man ſich ausruhen können im Comfort der Civiliſation; und davon findet man im Orient keine Spur. Es ſind nur gerade die Bedürfniſſe eines halb wilden Lebens gedeckt. Die Schauſpiele der Natur ſind recht ſchön; allein die Schauſpiele der Kunſt ſind doch viel intereſſanter. Was fang' ich an mit dieſen ewig unveränderlichen Perſpectiven auf Meere und Berge? die Perſpectiven in die Abgründe des Herzens und in die Meereswogen der Leidenſchaften ſind viel feſſelnder und durch ihren Wechſel auch unterhaltender. Genug, der Frühling in Smyrna und die lauen Lüfte des ewig heitern Himmels von Jonien, langweilten

Amaury und mich. Sehr abgekühlt gegen die Reize des Orients, die wir vergeblich in einer vierzehntägigen Villeggiatura in dem berühmten Burnabad bei Smyrna geſucht hatten, ſchifften wir uns nach Trieſt ein und gingen von da nach Baden-Baden. Wäre ich dort ohne Amaury geweſen, ſo könnte ich mir keinen angenehmeren Sommeraufenthalt wünſchen: Comfort, Geſelligkeit, Luxus, ſchöne Natur — Alles iſt beiſammen. Aber Amaury verbittert mir meine Exiſtenz! Es verſteht ſich, daß ich nicht mehr daran denke, je meine jammervolle Ehe bekannt zu machen. Ich ſchäme mich ihrer zu ſehr, liebſte Doralice, ach! zu ſehr! Ich bin und bleibe Fürſtin Zoula! — Aber jetzt, da der Winter kommt und ich nach Paris zurückgehen will, jetzt mußt Du mir rathen, was ich mit Amaury anfangen ſoll. Ihm eine Penſion geben, unter der Bedingung, daß er mein Haus nicht betritt — das wäre das beſte, was ich erreichen könnte .... mein Gott! und wie habe ich ihn geliebt .... und wie auf ſeine Liebe gerechnet. Ach, haſt Du nie eine ſolche Liebe empfunden, Doralice?"

„Nein, Gott Dank, nie!" ſagte Doralice aus tiefſter Seele.

„Du ſcheinſt vortrefflich mit Deinem Mann zu leben; — und welche ungeheure Spaltung war zwiſchen Euch! .... Aber Ghiorav iſt ein Gentleman! mit einem ſolchen kann man freilich enorm viel ausſtehen .... allein es iſt doch eher eine Ausgleichung möglich, als mit ſolchem .... Amaury! Ach, wie großes Unrecht habe ich dem armen Spiridion abzubitten! mit Amaury verglichen war er das Ideal eines Gatten."

Sie ſetzte ſich zurecht wie ein Kind, das bereit iſt eine Lection anzuhören, und ſagte:

„So! nun ſprich! was ſoll ich thun?"

„Dein Kreuz tragen," entgegnete Doralice mild.

„Iſt das der einzige Rath, den Du mir geben kannſt? — und ich hatte doch ſo ſehr auf Deine Klugheit gerechnet!" klagte Blanca.

Es war ein erbärmlicher Anblick, dieſer gänzliche Mangel an ſittlicher Kraft, der aus dem Mangel an ſittlicher Würde entſprang; dieſe gänzliche Rathloſigkeit, die da eintritt, wo Pflicht und Gewiſſen nie gefragt werden.

Seit ſieben Jahren hatten ſich die Schweſtern nicht geſehen. Damals war Ghioray nach ſeiner Vermählung mit Doralice nach Paris zu Blanca gereiſt, die damals im erſten Rauſch glänzender Weltfreuden und überglücklich durch ihren kleinen Sohn war. Jetzt ſahen ſie ſich wieder in Venedig, die beiden Schweſtern, nachdem jeder Schritt in dieſen ſieben Jahren die eine aufwärts zur edlen Freiheit der Kinder Gottes und die andere abwärts in die Sklaverei ihres Ichs geführt hatte. Das Credo, welches ſie von ihrer Mutter lernten, reifte ſich in ihnen zu zwei ſehr verſchiedenen Blüthen aus: in Doralice zur immerblühenden myſtiſchen

Roſe der Liebe Gottes, die aus den edlen Dornen des Kreuzes erblüht; in Blanca zur üppigen, ſchnell entblätterten Roſe der Selbſtliebe, die zwiſchen den Diſteln der Welt gedeiht. Es war eine Ungeduld, eine Oberflächlichkeit, eine Unruhe, eine Kurzſicht in Blanca's Kummer, welche deutlich verriethen, daß ſie ganz bereit ſei, ihn abzuſchütteln, ſobald ſich ihr eine unterſtützende Hand dazu bot. Aber dieſe Hand reichte Doralice ihr nicht. Doralice erkannte den Weg zur Tiefe, auf den Blanca ſich ſtürzte, und daß ſie nur zu retten ſei, wenn ſie genau den entgegengeſetzten Weg einſchlage. Deshalb ſprach ſie mit ernſter Liebe zu ihr und ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß das Leben etwas Anderes ſein ſolle, als eine Kette von egoiſtiſchen Genüſſen. Das verſtand Blanca gar nicht. Sie behauptete, da ihr ganzes Thun und Treiben nur darauf gerichtet ſei, Andere glücklich zu machen: ſo könne ſie unmöglich egoiſtiſch ſein. Doralice bewies ihr, daß ſie ihr Beglückungsſyſtem nach ihrer Laune und Neigung, doch gar nicht nach dem wahren Bedürfniß ihrer Schützlinge angewendet habe. Im Gegentheil! Amaury's Aufnahme in ihr Hauſe und in ihre Intimität ſei entſchieden ſein Unheil geweſen und ſie habe ihm gegenüber durchaus egoiſtiſch gehandelt. Darauf entgegnete Blanca: ſie habe ſich allerdings Illuſionen gemacht, wie das jedem menſchlichen Weſen geſchehen könne. Der Zuſammenhang zwiſchen einem getrübten Urtheil des Verſtandes und einer getrübten Reinheit des Herzens war ihr nicht klar. Eine gewiſſe phantaſtiſche Unordnung war ihrem ganzen Sein, äußerlich und innerlich, aufgeprägt. Sie las kein Buch durch, ſie brachte keine Arbeit zu Ende, ſie hielt keine Stunde inne. Sie kleidete ſich wie eine Sultanin oder eine Comödiantin; nicht wie eine vornehme Frau. Sie quälte ihre Umgebungen mit dem beſtändigen Wechſel ihrer Einfälle, Anordnungen und Aufträge. Sie haſchte nach Zerſtreuung und Unterhaltung, und wurde ſchnell derſelben überdrüſſig. Sie wühlte in ihren Diamanten, ihren Spitzen, ihren Modejournals, und war der Anzug ausgewählt, ſo gähnte ſie, zog einen Schlafrock an, ſetzte ein Morgenhäubchen auf ihr fliegendes Haar und legte ſich auf die Chaise longue. Heute aß ſie mit ihrem Sohn um ein Uhr zu Mittag; geſtern — um acht Uhr Abends; morgen — gar nicht! ſie nimmt Gefrorenes, Confitüren, Früchte. Bald ſchenkt ſie einem Vagabunden ein Goldſtück, bald verſagt ſie einer dürftigen Familie eine Unterſtützung. Ihr Herz, ihr Kopf, ihr Leben — Alles iſt verwirrt und regellos, unzuverläßig bis in's Mark hinein. Drei Tage war ſie erſt bei Doralice und ſchon war das ganze Haus, namentlich Ghioray, ihres ermüdenden Beſuches überdrüſſig; nur nicht Doralice. Ohne Ermüdung für Andere zu leben und zu leiden, iſt, nach dem heiligen Thomas von Aquin, eine der höchſten Stufen der wahren Liebe. So lebte Doralice.

Nachdem ſie ſich zu Sarolta nach Heidelberg begeben hatte, um dieſer bei ihren Augenleiden zur Seite zu ſtehen, ſchrieb ſie an Ghioray in ihrer einfachen edlen Weiſe, ſie erkenne eine große Gnade Gottes, für welche ſie nie dankbar genug ſein könne, in ihrer Wiedervereinigung; ſie freue ſich herzlich, daß er nicht das Vertrauen zu ihr verloren habe, und ſie verſpreche ihm, ſeine gute Frau und eine gute Mutter des kleinen Julius zu ſein. Zuletzt bat ſie ihn, wo möglich den Winter in Venedig mit ihr zuzubringen, wo er ja, wie Sarolta ihr mitgetheilt habe, einen Palaſt beſitze. — Ghioray war ſehr gerührt und erfreut, und der Aufenthalt in Venedig war ihm höchſt willkommen. Seine Mutter hatte dort Erleichterung ihrer Leiden geſucht, und um ſich recht bequem einzurichten, einen Palaſt gekauft, den ſie nach ihren Bedürfniſſen ausbauen wollte. Aber der Tod rief ſie ſchneller ab, als ſie geahnt. Da hatte denn er den Palaſt reſtaurirt und eingerichtet, um einmal einige Zeit dort zu verleben. Jetzt war es ihm äußerſt angenehm, Doralice in ſein Haus und doch in die Fremde, wo Niemand ſeine Antecedentien kannte, zu führen. Es erleichterte Beiden ganz außerordentlich ihren Schritt, ihren gemeinſamen Rücktritt in die Welt.

Man iſt geneigt anzunehmen, daß Welt- und Menſchenkenntniß nur durch das Leben in der Welt erworben werden könne. Eine gewiſſe Erfahrung in der Behandlung geſellſchaftlicher Verhältniſſe und eine gewiſſe Glätte der Formen und Gewandtheit des Umganges gehen allerdings daraus hervor; aber eine wahre und gründliche Menſchenkenntniß beruht auf der Kenntniß des eigenen Herzens. Wer „dies kleine Land, das man mit einer Hand bedecken kann,“ wie ich weiß nicht welcher Dichter ſagt! gründlich durchforſcht hat; wer es durchleuchtet hat in all' ſeinen Falten und Winkeln, Tiefen und Abgründen; wer dieſem Gewirr von gemeinen und edlen Inſtincten, von niedriger Hinfälligkeit und hohem Schwung, von Liebe zur Wahrheit und Liebe zu Chimären, von Unmacht und Unerſättlichkeit, von bitterer Reue und von geheimer Sehnſucht nach dem Bereuten; wer dieſem Gemiſch von Schwäche, Erbärmlichkeit, Verderbniß, und von Hingebung und Opferdrang, mit dem Lichte der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre in ſich ſelbſt nachgeſpürt hat: der kennt das Menſchenweſen. Und doch kennt er damit den Menſchen erſt zur Hälfte! Er muß über dieſem Wirrwarr und dieſem Moder wie einen ätheriſchen Tuft, wie eine aufleuchtende Naphthaflamme, das Element der Gnade wahrnehmen, welches den Elementen der Verweſung himmliſche Blüthen und wunderbare Früchte entlockt: Selbſtverläugnung, Opferwilligkeit, Liebe zum Leiden, Liebe zu Gott: dann kennt er den Menſchen ganz, nach der Ordnung der Natur und nach der Ordnung der Gnade; dann weiß er, wie tief man fallen, aber auch wie hoch man ſteigen kann und ſoll; dann kennt er den Chriſten.

Zu dieſer Kenntniß war Doralice in jenen drei Jahren ihrer Weltabgeſchiedenheit gelangt. Sie hatte einen viel ſchärferen und richtigeren Einblick in das wirkliche Menſchenweſen gewonnen, als wenn ſie dieſe Jahre in dem größten Tumult der größten Welthauptſtadt zugebracht hätte. Sie kannte die betrügeriſche Natur und die feine Liſt der Schlange und die immer wache Verſuchung — und ſie kannte die Macht der göttlichen Gnade .... an ſich ſelbſt. Daraus lernte ſie großes Mißtrauen in ſich und großes Vertrauen in Gott zu ſetzen; den vollkommenſten Menſchen nicht zu hoch zu ſtellen und den böſeſten nicht zu niedrig; vor Allem aber .... von keinem Menſchen ihr Glück zu erwarten und Jedem um Gottes willen nach dem Maßſtab ſeiner Bedürftigkeit, ſo weit ſie es vermochte, zu dienen. In dieſem Sinne lebte ſie auch mit ihrem Manne und für ihn. Den Traum ihrer Jugend: „Zwei Seelen — ein Gedanke! zwei Herzen — und ein Schlag!“ — legte ſie ruhig bei Seite. Sie wollte zufrieden ſein in freier Beſchränkung. Welche Kämpfe ſie dabei gegen ihr Herz zu beſtehen — welche Entmuthigungen ſie zu überwinden — aus welchen innern Deſolationen ſie ſich wieder und immer wieder aufzuraffen hatte — ein Wort genügt, um es anzudeuten, und keines würde genügen, um es zu beſchreiben: Ghioray war ein ganz unbedeutender

Mann! Das iſt für ein Weib vom Character- und Seelenzuſchnitt einer Doralice ein namenlos ſchwerer Druck. Denn je edler die Frau, um deſto mehr wird ſie wünſchen, daß ſich ihre Liebe zu ihrem Mann auf Verehrung und Vertrauen gründe — und gerade dies tiefſte, edelſte und natürlichſte Bedürfniß des weiblichen Herzens bleibt ewig unbefriedigt bei einem oberflächlichen und unbedeutenden Gatten, der in keiner Beziehung und nach keiner Richtung hohe Achtung weckt und das Vertrauen rechtfertigt.

Ghiorav war eine gutmüthige Natur; aber ſchwach — aus Eitelkeit. Wer ihm ſchmeichelte, gefiel ihm, und wer ihm gefiel, beherrſchte ihn. Doralice beſchloß, ihm nicht zu ſchmeicheln und ihm dennoch beſſer zu gefallen, als irgend Jemand, aber nicht damit er ihr Sklav, ſondern damit er frei von jeder Sklaverei werde. Es wurde ihr leicht inſofern, als ſich Ghiorav ganz ungemein durch ihre Rückkehr zu ihm geſchmeichelt fühlte. Ihre hohen Beweggründe, ihren übernatürlichen Standpunkt kannte er nicht. Er nahm unbefangen an, daß Doralice eine außerordentlich große Neigung für ihn haben müſſe, um ſo bereitwillig eine ſo ſchwere Kränkung zu vergeſſen und um, ſtatt Vorwurf oder Klage, nichts zu äußern als Dankbarkeit und Freude. Daß ſie bildſchön war, äußerſt angenehm im Umgang, von feinem Verſtand, dabei eine ſo glänzende Erſcheinung in der Geſellſchaft, daß ſich der Salon illuminirte, wenn ſie eintrat, verdoppelte in ſeinen Augen den Werth, den er auf ihre Handlungsweiſe legte. Eine ſo liebenswürdige und liebevolle Frau gab ihm das Gefühl einer unausſprechlichen Selbſtzufriedenheit. Was für ein Mann mußte er ſein, um ihr Herz in einem ſolchen Grade gewonnen und gefeſſelt zu haben! Zuweilen wollte es ihm einleuchten, als ſei das doch geradezu unmöglich und als müſſe Doralice dabei irgendwas für hinterhaltige Gedanken haben; dann hatte er Anwandlungen von Mißtrauen, von Eiferſucht — er wußte ſelbſt nicht warum. Als er einmal einer ſolchen Verſtimmung Worte gab, entgegnete Doralice:

„Lieber Franz, wir ſind einander fremd geworden; wir müſſen uns wieder zuſammen einleben und kennen lernen. Dann wirſt Du Dich gewiß überzeugen, daß ich keine andere Abſicht habe, als mit Dir eine glückliche Ehe zu führen.“

Und wie ſie ſprach, ſo handelte ſie. Sie ging mit der größten Theilnahme auf ſeine Neigungen, Liebhabereien und Anſichten ein — und dieſe Theilnahme war nicht erkünſtelt, ſondern ganz außerordentlich aufrichtig, denn nur dadurch, daß ſie voll Intereſſe für ihn war und es ihm bewies, konnte ſie nach und nach Einfluß genug gewinnen, um leiſe ſeine Welt- und Lebensanſchauungen etwas zu berichtigen. Dieſe entbehrten gänzlich eine feſte Grundlage, ein höheres leitendes Princip; und dies war nun freilich der Punkt, auf welchem Doralice ihre Aufgabe ſchwer fand, ja, ſo ſchwer, daß ihr zuweilen der Muth ſinken wollte. Denn — wie alle ſelbſtzufriedenen Menſchen, die gewöhnlich nicht viel Verſtand haben — Ghiorav war dermaßen von ſeinem Ich erfüllt, daß er einem ſteinigen Boden für das Samenkorn eines guten Einfluſſes glich. Es blieb auf der Oberfläche liegen; und wer es unternahm, dieſen Boden zu durchackern, mußte ſich mit heldenhafter Geduld an die Arbeit machen, — umſomehr, als er gar kein religiöſes Bedürfniß, gar kein Verlangen hatte, die ſichtbare und vergängliche Welt mit einer unſichtbaren und ewigen zu unterbauen und zu überwölben. Er war durchaus nicht Atheiſt im Princip, er ſprach ſogar zuweilen von Gott und der göttlichen Weltordnung, wenn er glaubte, ſeine politiſchen Anſichten bedürften eine gewiſſe Stütze. Aber im Grunde hatte er den lieben Gott in irgend einen unbekannten Winkel des Univerſums — und den lebendigen Gedanken an ihn — aus ſeiner Seele verbannt. Er war calviniſch, weil eben ſein Haus calviniſch und weil die Confeſſion ein Ingredienz der politiſchen Oppoſition war. Er hatte gar nichts gegen die Revolution, hatte ſich auch im Jahre 1848 mit ihr eingelaſſen. Da er aber, ebenfalls wegen der Tradition in ſeiner Familie, ganz monarchiſch war: ſo wollte er die Revolution nur inſoweit angewendet wiſſen, als Ungarn durch ſie zu ſeiner alten freien Verfaſſung gelange. Dann ſollte ſie nach ſeiner Anſicht

Halt machen und beileibe nicht ihren Weg zu ihrem eigentlichen Ziel in Europa: zur rothen Republik, fortſetzen. Seine natürliche Gutmüthigkeit, die nichts Böſes, d. h. nicht Raub und Mord, nicht Diebſtahl und Todtſchlag im Sinne hatte, gab ihm das gedankenloſe, unvorſichtige Vertrauen, welches die Oberflächlichen faſt immer in die Menſchen ſetzen. Er pflegte ſtets von „der edlen Menſchheit“ zu ſprechen und vergaß nur, daß es der edlen Menſchheit, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft der göttlichen Wahrheit ſteht, genau ſo ging wie ihm: er war gutmüthig, ſo lange es ihn keine Ueberwindung koſtete; wurden aber ſelbſtſüchtige Leidenſchaften angeregt, ſo ſchlug die Gutmüthigkeit in das Gegentheil um. Dieſem Mangel an Einſicht hatte er es zu danken, daß er im Jahre 1848 von Leuten, die er für ſeine Geſinnungsgenoſſen hielt, viel weiter fortgeriſſen wurde, als ſeine Ueberzeugung ging, und daß ihm daſſelbe Schickſal drohte, wenn er ſich je wieder auf das Gebiet der politiſchen Oppoſition begeben ſollte.

Doralice, mit ihrem durch und durch loyalen Character, deſſen Grundzug — Treue der Pflicht iſt: entſetzte ſich vor dem Gedanken, ihren Mann in das wüſte revolutionäre Treiben der Gegenwart verwickelt zu ſehen, das ſchnurſtracks der Pflichttreue und der Ehrenhaftigkeit zuwider läuft; und ihr ganzes Streben ging dahin, dieſer Richtung in Ghioray nicht ſowohl entgegen zu treten, als ſie aus dem Sattel zu heben. Sie hatte von je her Geſchichtsſtudien geliebt und war mit großer Theilnahme dem Gange der Menſchheit in ſeinen Fluctuationen zwiſchen Ordnung, Recht und Geſetz auf der einen Seite, und Willkühr, Gewalt und Anarchie auf der anderen, gefolgt. Ueberall bei den Völkern und Nationen waren diejenigen Zeiten die aufſteigenden, wo bürgerliche Ordnung und politiſche Rechte im Schirm der Geſetze und des allgemeinen Bewußtſeins ſicher ſtanden, ſo daß ihre Verletzung eine Ausnahme war und für ſtrafwürdig anerkannt wurde. Immer waren es ſinkende Zeiten, wenn die Verletzung von Ordnung und Recht im allgemeinen Bewußtſein Zuſtimmung fand und die Herrſchaft des Geſetzes ohne Widerſpruch hinter Anarchie und Despotie verſchwand. Das wies Doralice ihrem Mann aus der Weltgeſchichte nach und namentlich in Italien, für deſſen Nationalitätsbeſtrebungen er große Sympathie äußerte. Jedes Land und jedes Volk hat, wie jeder Menſch, ſeinen Zug und ſeinen Beruf, die es erkennen und dann, innerhalb gewiſſer Schranken, welche allen Verhältniſſen hienieden nun einmal geſetzt ſind, verfolgen muß, um ſeine Beſtimmung zu erreichen.

„Italien iſt das Land der großen Individualitäten," ſagte Doralice. „Daran iſt es reicher und vielſeitiger, als irgend ein Land und Volk in Europa. So wie die Civiliſation aus den Ruinen des Barbarenthums, welches über den Ruinen des alten Römerreiches zuſammenbrach, hervorging, zeigte ſich dieſe individualiſirende Richtung, die aus einem ungemein lebhaften, beweglichen und reichen Volksgeiſt entſprang, in ganz Italien. Es zerfiel in unzählige Staaten, von denen manche nicht größer waren, als das Weichbild einer Stadt. Aber jeder dieſer winzigen Staaten hat ſeine eigene und eigenthümliche Geſchichte, ſeine beſonderen Inſtitutionen, ſeine glorreichen und harten Schickſale, ſeine großen Männer, ſeine Kunſt — mit einem Wort, ſeine ſpecielle Cultur und Phyſiognomie. Eine beſtändige Reibung mit den Nachbarn erzeugt einen ungeheuren Wetteifer und eine Entfaltung von Kräften und Talenten in dieſen kleinen Staaten, von Energie und von Genie in den einzelnen Menſchen, wovon in ſolcher Menge und in ſolcher Fülle kein zweites Beiſpiel in irgend einem Lande Europa's gefunden wird. Die Republik Venedig war zu ihrer Zeit eine europäiſche Großmacht und eine bewundernswürdige Bekämpferin des Türken, ohne daß ſie in irgend einer Weiſe das Haupt oder der Mittelpunkt eines italieniſchen Einheitsſtaates geweſen wäre.“

„Die Strömung der Zeit geht dahin, den Völkern eine nationale Abrundung zu geben,“ ſagte Ghierav, der ſehr viel mit gewiſſen fertigen Redensarten zu ſprechen pflegte. „War Italien in ſeiner Zerſplitterung ſchon ſo groß, um wie viel größer wird es in ſeiner Einheit ſein.“

„Ich weiß nicht, ob die Folgerung ſich als richtig erweiſen würde,“ entgegnete Doralice. „Bedenke, in welcher vibrirenden Spannung und mit welchem nebenbuhleriſchen Eifer all dieſe Staaten: Venedig, Genua, Florenz, Piſa, Lucca, Siena und viele andere, ſich wachſam gegenüber ſtanden, damit keiner von des anderen Macht und Anſehen überflügelt werde. Dieſer Sporn fällt weg in dem modernen, büreaukratiſch centraliſirten Einheitsſtaat.“

„Es gibt edlere Motive der Entwickelung eines Volkes, als Neid und Scheelſucht,“ erwiederte Ghioray. „Der Gemeinſinn und das Nationalbewußtſein darf nicht auf die Grenzen eines Stadtgebietes beſchränkt bleiben; es muß das ganze Ländergebiet italieniſcher Zunge umfaſſen.“

„Es muß!“ ſagte Doralice lächelnd. „O lieber Franz, hüte Dich vor dieſem Wort! es iſt verrätheriſch. Es verräth die große Comödie, welche der heuchleriſche Liberalismus mit der ſogenannten Freiheit der Völker ſpielt: was er der Welt als Freiheit octrovirt, mit Feuer und Schwert, durch Lug und Trug, das muß ſie annehmen, ſonſt geht es ihr ſchlimm. Die wahre Freiheit aber kennt kein Muß. Ewig heiligen Geſetzen gegenüber kennt ſie ein: „ich ſoll;“ und von dem Recht der Selbſtbeſtimmung Gebrauch machend, ſpricht ſie: „ich will.“ Aber — „ich muß!“ ſeufzt nur der Sklave haſſend und zähneknirſchend, denn nur ſein tyranniſcher Deſpot ruft ihm zu: „Du mußt!“ — Ein ſolcher Deſpot iſt der Liberalismus unſerer Tage. Ihm iſt Volk, Nationalität, Freiheit und jedes andere beliebte

Stichwort, das die Menge blendet und gängelt — in tiefſter Seele gleichgültig. Er hat ſeine Schablone gemacht und in ſie muß ſich die Welt hinein drangſalen, hinein lügen, hinein zwingen, hinein ängſtigen laſſen. Der Grund ſeiner revolutionären Beſtrebungen iſt — ein unauslöſchlicher Haß gegen jedes hiſtoriſche Recht; und ſein Ziel iſt kein anderes, als auf deſſen Trümmern in ganz Europa blutige Siegesorgien zu feiern.“

„Liebſte Doralice, Du thuſt uns ein himmelſchreiendes Unrecht!“ rief Ghiczy. „Wir wollen ja nur den Sieg unſeres hiſtoriſch begründeten Rechts.“

„Sprichſt Du von Dir und in Bezug auf Ungarn, ſo glaube ich Dir,“ antwortete Doralice. „Aber warum wünſcheſt Du denn, daß das ebenfalls hiſtoriſch begründete Recht in Italien vor dem durchaus unvolksthümlichen und unhiſtoriſchen Phantom nationaler Einheit weiche? Sieh, lieber Franz, das iſt nicht conſequent; und aus dieſem Widerſpruch mit Dir ſelbſt geht das ungeheure Unglück hervor, daß Männer wie Du und wie Deine Geſinnungsgenoſſen, die Ihr das hiſtoriſche Recht vertheidigen wollt, dennoch durch Eure Sympathie mit der Revolution es untergraben helft. Man hat Euch vorgeſpiegelt, Ihr würdet zu Eurem Recht gelangen, wenn die Throne erſchüttert würden. O ſeht Euch vor! ich glaube Ihr ſteht und fallt mit ihnen .... und was ich glaube, das wiſſen die Männer des Umſturzes ſehr genau. Ihr ſollt ihnen helfen Revolution gegen das hiſtoriſche Recht der

Throne zu machen. Gebt Ihr darauf ein, ſo habt Ihr Euch Euer eigenes Grab gegraben: die Revolution geht weiter — und verſchlingt Euch. Die Vertheidigung des Rechts iſt etwas ſo Edles und Großes, daß es eine ſolidariſche Verpflichtung auferlegt. Wir dürfen ſie nicht auf die Grenze unſerer Heimath beſchränken und jenſeits derſelben über deſſen Untergang frohlocken.“

„Aber, beſtes Kind, was denkſt Du von mir!“ rief Ghioray. „Ich bin monarchiſch, ein guter Royaliſt, der die Krone des heiligen Stephan und die Legitimität in hohen Ehren hält. Niemand haßt mehr als ich diejenigen revolutionären Bewegungen, welche auf die rothe Republik hinarbeiten. Doch muß ich aus tiefſter Ueberzeugung in meinem Lande zur Oppoſition gehören und ich hoffe damit eine ſehr loyale Geſinnung zu verbinden. Das wirſt Du doch nicht für unmöglich halten?“

„Gewiß nicht!“ rief Doralice lebhaft, „und am wenigſten, wenn Du nur Dich und dieſen und jenen Einzelnen dabei im Auge haſt. Allein ich meine, in gährenden, fieberkranken Zeiten, wie die unſere, muß ſich die politiſche Oppoſition mit großer Würde, Beſonnenheit und Umſicht benehmen, um die tiefe Kluft vor der ganzen Welt offen zu halten, durch welche ſie von der Revolution getrennt iſt . . . . und es bleiben will. Und was der Maſſe obliegt, geziemt ſich auch für den Einzelnen.“

„Damit bin ich ganz einverſtanden,“ ſagte Ghioray.

„Dennoch behalte ich meine Sympathie für Italiens Einheit.“

„Und ich, lieber Franz,“ entgegnete Doralice, „erlaube mir ein einziges Wörtchen aus Deiner Erklärung zu ſtreichen, und bin dann in ſchönſter Harmonie mit Dir.“

„Was wird das ſein?“ fragte er lächelnd.

„Ich behalte meine Sympathie für Italien,“ ſagte Doralice. „Ich glaube nicht, daß es nur eine Form der Inſtitutionen gibt, innerhalb welcher ſich die Völker entwickeln könnten. Man muß ihren Geiſt, ihre Richtung, ihre Neigungen berückſichtigen. Seit mehr als tauſend Jahren zeigt uns die Geſchichte Italien ohne Sinn für nationale Einheit und ohne Fähigkeit für dieſelbe, in beſtändigen Kämpfen und Fehden, Staat gegen Staat, Städte gegen Städte, und innerhalb der Mauern Partei gegen Partei, Zunft gegen Zunft, Familie gegen Familie. Iſt man endlich des Streites müde, ſo wendet man ſich, um Ruhe zu erhalten, nach Außen und wählt einen fremden Podeſta, dem ſich beide feindliche Parteien unterwerfen; gegen den eingeborenen würde man ſtets mißtrauiſch geweſen ſein. Ja, als die Unruhen in Italien auf’s Höchſte geſtiegen waren, ſahen zwei der größten und berühmteſten Männer, Dante und Petrarca, Italiens Heil und Rückkehr zur Geſetzlichkeit und Ruhe darin, daß die deutſch-römiſchen Kaiſer über die Alpen kämen und unter ihrer Schirmherrſchaft Friede ſtifteten. Sehnſüchtig und mit feurigen

Bitten wendet ſich Dante an Heinrich VII., Petrarca an Carl IV.; wie Geſandte Gottes ſollten ſie empfangen werden! Einem italieniſchen Fürſten dieſe Schirmherrſchaft anzutragen, fiel ihnen nicht ein; ſie kannten den eiferſüchtigen und mißtrauiſchen Geiſt ihres Volkes. Jetzt — iſt decretirt worden, daß dem anders ſei; daß Italien nach Vereinigung unter dem Scepter eines italieniſchen Fürſten ſchmachte. Man verläugnet die eigene Geſchichte, die eigene Vergangenheit, die eigene Größe, den eigenen Ruhm — die alle eng zuſammen hängen. Das thut aber nichts! um die coloſſale Lücke zu ſchließen, hat man ein majeſtätiſches Wort bei der Hand: Italiens Wiedergeburt. Ich fürchte, wir erleben, daß es eine Mißgeburt gibt.“

Hielt Ghioray nun auch feſt an ſeiner Sympathie, ſo warf doch die ſeiner Frau ein Gegengewicht in die Schaale, und als ſie bei dem Ausbruch des lombardiſchen Krieges Venedig verließen und nach Ungarn gingen, fand Sarolta ſeine Stimmung ſchon ſehr günſtig verändert und in ein milderes Stadium der politiſchen Oppoſition übergegangen. Dazu trug allerdings auch der traurige Ausgang des Krieges bei. Nur der brutale Egoismus findet in dem Unglück einen Grund zur Unzufriedenheit oder Erbitterung. Brutal war Ghioray nicht. Der ſchwere Schlag ſchmerzte ihn tief. Ueberdies hatte er großes Mitleid mit Doralice, die ſich kaum zu faſſen vermochte.

„Es iſt ja nicht der unglückliche Feldzug allein, den ich beweine," ſagte ſie. „Er iſt gemacht für eine gerechte und ehrenhafte Sache, und für den Augenblick haben Ungerechtigkeit und Lüge geſiegt: das iſt beides nicht ſo ſelten, daß man nicht wüßte, wie ſich die Geſchicke wenden — und oft ſehr ſchnell. Mein Gram betrifft viel mehr das arme Deutſchland. Seit mehreren Generationen hat es endlich einmal einen friſchen, geſunden, kräftigen Aufſchwung von Nationalbewußtſein, fühlt ſich als Volk berufen und berechtigt, dem Brudervolk beizuſtehen, berufen und berechtigt, mit dem Schwert in all das Lügengewebe drein zu ſchlagen und thatſächlichen Proteſt zu Gunſten der Wahrheit und der geſunden Vernunft, der Heiligkeit der Verträge und des Völkerrechts abzulegen — und wird gelähmt! O Gott! zum erſten Mal ſeit einem halben Jahrhundert eine große gemeinſame Bewegung für das Edelſte, was es auf Erden gibt: Vertheidigung des Rechts — und wird gelähmt! .... Die Cabinette der Großmächte, die Partei des falſchen Liberalismus, die im geheimen Bunde mit der Revolution in Deutſchlands Schwäche einen Fortſchritt — zum Umſturz .... dem erſehnten! ſieht — ach! ſie erdrücken und bethören das deutſche Volk, und laſſen das Gefühl der Einheit, das in ihm erwachte, nicht zur That ſich ausleben. O du liebes, armes, deutſches Volk, wie biſt du verrathen in deinen heiligſten Intereſſen und beleidigt an deiner Ehre!"

Sie lebten den ganzen Sommer auf dem Lande, ziemlich ſtill, wie eben die Zeitverhältniſſe da mit ſich brachten. Doralice war damit ſehr zufrieden; ſie hatte übergenug der Beſchäftigung im Kreiſe der Mildthätigkeit — ein Fach, welches Julia wenig gepflegt hatte. Ueberdas ſah Ghiorav es gern, wenn ſie ſich ſehr viel mit ihm und mit ſeinen Intereſſen beſchäftigte, politiſche Broſchüren, Flugſchriften, Zeitungen las und von ihm ſich vorleſen ließ, um ſie dann mit ihm zu beſprechen. Nie war er ſich ſeiner Bildung und ſeines Verſtandes ſo bewußt geworden, als jetzt ihr gegenüber. Sie hatte in frühern Jahren etwas Anderes von ihm erwartet, als er leiſten konnte, und daher nicht verſtanden, ihm das Gefühl zu geben, daß zwiſchen ihnen Uebereinſtimmung und Harmonie beſtehe. Jetzt ließ ſie ganz ſich ſelbſt bei Seite und nahm nur auf ihn Rückſicht, wie er eben war; und das machte auf ihn den Eindruck von großer Harmonie. Er fand daher, daß Doralice ſich ganz enorm zu ihrem Vortheil verändert und ſehr glücklich entwickelt habe. Ihre große Zärtlichkeit für den kleinen Julius rührte ſein Herz. Mit inniger Liebe und treuer Sorgfalt, wie die beſte Mutter, nahm Doralice das Kind einer Frau auf, durch welche ſie tödtlich beleidigt war. Ghiorav mochte eine noch ſo hohe Meinung von ſich haben, dennoch mußte er ſich geſtehen, daß dies Edelſinn ſei. Doralice aber liebte in dem Kinde — das Kind Gottes, das himmliſche Kleinod, welches er ihr für die Zeit durch ſo wunderbare Fügung an's Herz gelegt hatte, damit ſie es ihm für die Ewigkeit erziehe.

Jeden Sonntag fuhr Doralice zur nächſten katholiſchen Kirche, die ein Paar Stunden entfernt war. Bis zu ihrer Rückkehr ging der ganze Vormittag hin.

„Könnte ich Dir nicht hier im Schloß eine Privatkapelle einrichten,“ ſagte Ghioray einmal, als ſie in der größten Glut der ungariſchen Julſonne um ein Uhr Mittags zurückkam. „Dieſe Sonntagsfahrten ſind ja grenzenlos unbequem und ermüdend für Dich.“

Doralice blickte ihn mit ſo unſäglicher Dankbarkeit an, daß er hinzu ſetzte:

„Wenn es Dich freut, ſoll es gewiß geſchehen.“

„Ach, lieber Franz,“ entgegnete Doralice, „es fehlt die Hauptſache für die Kapelle: der Geiſtliche.“

„Nun, es wird einer bei der Kapelle angeſtellt! das iſt ja keine große Sache.“

„Nicht für Deine Güte und Liebe! aber einen Geiſtlichen zu finden, der ohne irgend eine andere prieſterliche Thätigkeit, als täglich für mich und meine beiden katholiſchen Dienſtboten die Meſſe zu leſen, hier aushielte: das iſt in unſerer prieſterarmen Zeit eine ſehr ſchwere Sache.“

„Dieſe Stelle wäre doch eine vortreffliche Sinecure.“

„Lieber Franz,“ erwiederte Doralice ernſt, „einen Prieſter, der ſich nach einer Sinecure ſehnt, könnte ich nur in dem Fall unter unſerem Dach zu beherbergen wünſchen, daß ſeine ſchlechte Geſundheit ihn zur Unthätigkeit zwinge.“

„Das ſehe ich wahrhaftig nicht ein! Er kann ja ſeine ganze Muße zu fleißigen Studien verwenden.“

„Dazu fehlen ihm die Hülfsmittel, lieber Franz, eine Bibliothek ſowohl als die neuen Werke ſeiner Wiſſenſchaft. Ueberdas iſt es nicht der Beruf des Prieſters, und er findet nicht ſein Genügen darin, nur zu ſtudieren. Seine Beſtimmung iſt die apoſtoliſche: das göttliche Evangelium zu verkündigen, ſei es als Lehrer — in wiſſenſchaftlicher Form auf dem Catheder; ſei es als Prediger — in chriſtlich erbauender Form, auf der Kanzel; ſei es endlich als Seelſorger in der Verwaltung der Sacramente. Das fehlt ihm hier, und er würde ſich unbehaglich fühlen wie ein Fiſch außerhalb des Waſſers.“

„Aber zum Beſuch auf Wochen oder Monate — ließe ſich da nicht einer finden?“

„Ja, lieber Franz, das wäre möglich — und wenn Du mir erlaubſt, Schritte zu thun, die das bezweckten — wie glücklich machſt Du mich!“

„Für dieſen Sommer iſt es aber leider nicht mehr zu bewerkſtelligen! — Sprich .... könnteſt Du da nicht lieber in die proteſtantiſche Kirche gehen, ſtatt die weite ermüdende Fahrt zu machen?“

„Um der Feier der heiligſten Geheimniſſe beizuwohnen ertrage ich mit Freuden die geringe Ermüdung,“ entgegnete Doralice ausweichend; „vorausgeſetzt, daß Du mir immer den Urlaub dazu gibſt.“

„Mein Gott, das verſteht ſich ja ein für alle Mal von ſelbſt!“ rief Ghioray. „Ich wünſchte nur, Du hätteſt hier, wie in Venedig, eine Maria Salute dem Hauſe gegenüber!“

„Du biſt gut!“ ſagte ſie dankbar. „Glaube mir, Franz, unter ſolchen Verhältniſſen iſt es ſüß, auch etwas zu entbehren.“

Auf religiöſe Erörterungen ließ ſie ſich nie mit ihm ein. Ghioray ſagte einmal zu Sarolta, die den Sommer bei ihnen zubrachte:

„Sprich! woher nahmſt Du früher den Einfall, daß Doralice fanatiſch für ihre Kirche ſei?“

„Ach, beſter Franz,“ erwiederte ſie niedergeſchlagen, „woher nimmt man ſeine Vorurtheile? man greift ſie aus der Luft! — Unſere arme Mutter fand es „fanatiſch,“ daß die Stipulation für eine katholiſche Erziehung der Kinder gemacht worden ſei. Das ſprach ich ihr nach! — Doralice iſt ſehr tolerant! Bei einer ganz felſenfeſten Ueberzeugung von der Alleinberechtigung ihrer Kirche in Glaubensſachen, duldet ſie mild die Andersgläubigen und ſucht nie irgend Einem ihre Anſicht aufzudrängen.“

„Man muß geſtehen, daß auch ich äußerſt tolerant bin,“ ſagte Ghioray ſelbſtzufrieden.

„Es iſt richtig, daß Du Deine religiöſen Anſichten Keinem aufdrängſt und Doralice nicht beſchränkſt, beſter Franz. Aber haſt Du ihre heilige Zuverſicht, daß Deine Kirche allein die göttliche Wahrheit im vollen Umfang beſitze und daher auch allein deren Organ ſei?“

„Nein! ich bekenne Dir um ſo aufrichtiger, daß ich nicht ſo excluſiv bin, weil ich annehme, daß auch Du es nicht biſt.“

„Nun ſieh!“ entgegnete Sarolta ſeufzend, „dann dürfen wir auch gar nicht mit unſerer Toleranz prahlen! Wir, lieber Franz, und überhaupt alle Confeſſionen außerhalb der katholiſchen — ſind Einwanderer in die uralte chriſtliche Kirche, deren Eingeborene aber ſind die Katholiken. Sie dulden uns, die Fremdlinge, von denen anderthalb Jahrtauſende des Chriſtenthums nichts gewußt haben. Sie waren immer; wir ſind von geſtern und wir .... wir prahlen mit Toleranz, wenn wir die Eingeborenen des Hauſes nicht verfolgen!“

„Biſt Du katholiſch, Sarolta?“ fragte er geſpannt.

„Nein,“ ſagte ſie; „aber ich habe drei Kinder zu erziehen für eine Welt, in welcher ich vor nichts Reſpect habe, als vor der katholiſchen Kirche und ihren Principien, und wo ich nichts, gar nichts ſehe, was Dauer hätte oder Dauer verſpräche, als ſie allein und das, was in ihr wurzelt; das gibt mir allerlei Gedanken!... Würdeſt Du die Stipulation Deines Ehecontracts erfüllen, Franz?“

„Gewiß!“ rief er. „Wie hält ſie das Wort, das ſie mir gab .... wie! — ich würde das meine halten.“

Als die Rede auf den nächſten Winteraufenthalt kam und Ghiorav Doralice nach ihren Wünſchen fragte, antwortete ſie:

„Ich bin für Venedig; da ſind wir ja anſäſſig . . . . und ſind im Lande Deiner Sympathien, lieber Franz. Ueberdas iſt die weiche Luft der Lagune ein Correctiv der heißen, trockenen Luft der Puſta, welche mir die Bruſt ausdorrt und auch für Julius nicht heilſam iſt.“

Ghiorav war ganz damit einverſtanden. Es gab in Ungarn eine Partei der Aufregung, von der er ſich gern möglichſt fern hielt. Sie machten einen Umweg bei der Reiſe nach Venedig und gingen auf einige Wochen zu Frau von Derthal. Groß war die Freude im Schlößchen, Doralice wieder zu ſehen und ſo wieder zu ſehen — ſo verſöhnend, ſo verſöhnt, ſo gefriedigt in einem Verhältniß, das unheilbar zerriſſen ſchien. Eulalie ſogar wurde freundlich gegen Ghiorav, als ſie ſah, wie er den Werth ſeiner Frau anerkannte und ſie auf Händen trug. Aber dies unbeſtimmte Gefühl von Eiferſucht, nicht auf dieſen oder jenen Gegenſtand, ſondern im Allgemeinen auf Alles, was Doralice ſehr beſchäftigte, regte ſich gerade hier heftig in Ghiorav. Dieſe Freude, mit ihrer Familie in ihrer Heimath zu ſein — dieſe lebendige Theilnahme für ihre ganze Umgebung, für die Natur, für die Menſchen, für dieſe und jene theure Stätte — erſchien ihm wie eine Beraubung, die er durch ſie erlitt und verſtimmte ihn. Doralice mußte lernen, dies unſchuldige und ſo ganz in der Wahrheit begründete Freudengefühl zu mäßigen und abzutödten, und Alles, was ſie beglückte, der Rückſicht auf ſeine Zufriedenheit unterzuordnen. Sie ſollte eben lernen, mehr und mehr ein übernatürliches Leben zu führen, das ganz geordnet war nach dem Licht, welches der Glaube ihr gab — und das nur ein ungetrübtes Glück ihr ließ: den Willen Gottes zu erfüllen.

Von Lord Henry hörte ſie, daß er jedes Vierteljahr einen ausführlichen Bericht über ſeine Kinder an Frau von Derthal ſende. Weiter wußte man nichts von ihm zu ſagen. Von Conrad Friedingen noch weniger! Er war im vorigen Spätjahr, faſt zu gleicher Zeit mit Lord Henry, der Eine nach Grünau, der Andere nach Enisdale-Caſtle abgereiſt. Roderich, der mit Celeſtine auch nach dem Schlößchen kam, gab die gute Nachricht von ſeinem Bruder, daß ſich deſſen Geſundheit durchaus gebeſſert habe. Er ſelbſt führte mit ſeiner Celeſtine eine Ehe, die ſo glücklich war, als es ſich nach ihrer beiderſeitigen Eigenthümlichkeit erwarten ließ: wo kein hohes Streben iſt, wird die Befriedigung in der Alltäglichkeit geſucht. Die Seele ihres Mannes für Gott zu gewinnen, für himmliſche Dinge empfänglich zu machen — ach nein! das fiel der guten Celeſtine nicht im Traum ein.

„Mir liegen die practiſchen Dinge vor der Hand viel näher,“ gab ſie unbefangen Doralice zur Antwort; „Roderich muß rechnen lernen, damit er nicht mehr Geld ausgibt, als er hat, und muß Ordnung und Pünktlichkeit lernen, damit das Hauswesen nicht durch ihn leidet. Uebrigens iſt er eine Seele von einem Mann und wir leben wie die Engel im Himmel.“

Sie ſagte dies Alles mit der größten Gemüthsruhe, ahnungslos, daß man etwas mehr oder etwas Anderes wünſchen könne. Da Roderich ſich in derſelben Weiſe ausſprach: ſo hatten ja Beide das, was ſie für die Erde bedurften.

Einige Tage vor der Abreiſe fragte Ghioray, als er mit Doralice allein war:

„Sage mir, haſt Du früher das Schweizerhäuschen Deiner Mutter abgekauft?“

„Nein, lieber Franz, ich habe es nur zurecht gebaut und eingerichtet.“

„Ich möchte es kaufen.“

„Lieber Franz, wozu die Verſchwendung? wenn wir die Mutter beſuchen, wohnen wir ja bei ihr.“

„Ich kaufe es, Doralice! erſtens, weil ich es lieb habe .... denn Du haſt es bewohnt; und zweitens, um es den Dienſtmägden Chriſti zu ſchenken, die Du ſo gern haſt .... und die darin Kranke oder Kinder oder Arme oder wen ſie wollen, aufnehmen können.“

Doralice war tief gerührt durch eine ſo zarte Aufmerkſamkeit ihres Mannes und Beide gingen zu Frau von Derthal, um ihr dieſen Vorſchlag zu machen. Doch Frau von Derthal lehnte ihn ab.

„Ich würdige ihn ganz,“ ſagte ſie. „Ich freue mich über Ihre Großmuth, beſter Ghioray, und noch viel mehr über das feine und edle Gefühl, welches ihr zum Grunde liegt; .... aber es geht nicht.“

„Liebe Mutter,“ ſagte Doralice flehend, „bedenke doch: ein Proteſtant will für Katholiken dies Werk der Barmherzigkeit thun“ .... —

„Für eine Katholikin; — nämlich für Dich!“ unterbrach er ſie lachend.

„Aber es kommt doch Vielen zu gut!“ rief ſie; — „und Du, liebe Mutter, Du, die Katholikin! Du könnteſt es ablehnen?“

„Ja, ſüße Tochter, mit gutem Gewiſſen, denn einen beſtändigen Verkehr zwiſchen den frommen Schweſtern und Eulalie kann ich nicht dulden — weil ſie eine große Vorliebe für dieſen Beruf an den Tag legt.“

„Wohlan, Mama,“ ſagte Ghioray gelaſſen, „wir wollen unſeren Handel abſchließen, wenn Eulalie im Brautkranz vor Ihnen ſteht.“

„Ja,“ ſagte Frau von Derthal; „dann mit Freuden, doch jetzt nicht. Ich will ihr etwas die Welt zeigen und dieſen Winter mit ihr nach Paris gehen.“

„Nach Paris!“ riefen Doralice und Ghioray aus einem Munde.

„Ja, zu Blanca!“ ſagte Frau von Derthal. „Eulalie wird zu ernſt hier, ganz allein mit der Tante und mir. Natürlich ſoll ſie in Paris nur das ſehen, was ſich für eine ſo junge Perſon ſchickt .... einige Kunſtwerke, einige Menſchen. Dann ſoll ſie Muſikunterricht nehmen und franzöſiſch ſprechen lernen. Blanca freut ſich ſehr, daß wir zu ihr kommen.“

„Und Eulalie?“ fragte Doralice.

„Eulalie weiß nichts von meinem Plan. Sie würde Einwendungen machen .... und die will ich ihr und mir erſparen.“

Doralice ſchwieg, denn ſie durfte ja nichts über Blanca's zweite Ehe, von der ſie allein Kunde hatte, äußern; aber ſie war troſtlos über den Plan ihrer Mutter. Wie gern hätte ſie ihr Venedig zum Winteraufenthalt vorgeſchlagen. Aber damit wäre Ghioray durchaus nicht einverſtanden geweſen! Ob Eulalie wirklich die Neigung hatte, die Frau von Derthal ſo ſehr fürchtete, konnte Doralice nicht beurtheilen, da ſich Eulalie nicht gegen ſie darüber geäußert hatte und ganz das frühere muntere und fröhliche Kind war. Als ſie aber am Tage vor ihrer Abreiſe mit Eulalie in aller Frühe nach Mariathal pilgerte, um ſich dem Schutz der heiligen Gottes-Mutter zu empfehlen, da ging Eulaliens Herz auf und ſie ſagte:

„Doralice, heute vor einem Jahr war Celeſtinen's Hochzeitstag.“

„Und der Tag, an dem ich Sarolta's Brief erhielt, der mich zu Franz zurückrief," ſagte Doralice.

„Der Engel Raphael hat Euch geführt? nicht wahr, Doralice?"

„Mich gewiß!" ſagte Doralice mit der tiefen Zuverſicht, die der Glaube ihr gab und die ſie über all' die heimlichen Dornen ihres Lebens wandeln ließ, als ob ſie auf Roſen gehe.

„Mich führt er zu den Mägden Chriſti," ſagte Eulalie ruhig.

„Keine Thorheit, Eulalie!" rief Doralice.

„Thorheit? — ich handle verſtändiger als Ihr Alle! — Glaubſt Du denn, daß ich Zeuge des Schickſals meiner vier Schweſtern ſein konnte, ohne gründlich zu überlegen, was das iſt — Glück im Sinn der Welt? — Es iſt etwas ſehr Vergängliches oder ſehr Unvollkommenes. Suſanne war außerordentlich glücklich .... ſagt man. Nun, ſie ſtarb nach wenigen Jahren. Blanca? .... war ſie glücklich, war ſie unglücklich? — betrauert ſie Spiridion, betrauert ſie ihn nicht? — ich weiß es nicht! genug, nach einigen Jahren iſt ſie Wittwe. Celeſtine? .... ich geſtehe Dir, daß dieſe kleine Sorte von hausbackenem Glück mir eine Art von Widerwillen einflößt. Du? .... ja, Du biſt glücklich, weil Du Dich mit Deinem großen ſchönen Herzen an das Herz Gottes geflüchtet und alle Tugenden geübt und alle Opfer gebracht haſt, die eine Frau bringen kann. Aber etwas Aehnliches kann ich mir nicht wünſchen, weil ich nicht weiß, ob ich in ſolchen Prüfungen ſiegen oder unterliegen würde. Das Alles habe ich wohl erwogen und darum entſage ich dem Allen — und rette meine Seele, indem ich unſerem lieben Heiland in ſeinen leidenden Gliedern diene.“

„O Kind!“ rief Doralice, „wähne doch nicht, daß es Deinen Schweſtern unmöglich wäre Gott zu dienen und ihre Seele zu retten! und glaube mir: das iſt eine Aufgabe, die, ganz unabhängig von unſeren äußeren Verhältniſſen, immer und überall gelöſt werden ſoll, und die mit dem, was die Welt Glück und Unglück nennt, gar nichts zu thun hat. Suſanne mit ihrer innigen gegenſeitigen Liebe — Celeſtine in ihrer kleinen friedlich proſaiſchen Häuslichkeit — Blanca in ihrem tumultuariſchen Weltleben — ich auf dem Wege meiner Beſtimmung — wir Alle ſollen und können unſere Seele retten, indem wir die Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten und gegen uns ſelbſt, die allgemein gültigen ſowohl, als die beſondern, welche aus den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen hervorgehen, liebend erfüllen. Das nennt man: Gott dienen; und ſeine Barmherzigkeit hat es ſo eingerichtet, daß wir, wenn wir alle Gnadenmittel anwenden, die er uns verleiht, um beharrlich zu ſein, in dieſem Dienſt die Anwartſchaft auf das ewige ſelige Leben erlangen.“

„Das Alles weiß ich!“ entgegnete Eulalie. „Es fällt mir nicht ein, es zu bezweifeln oder zu unterſchätzen. Doch nie wirſt Du mich überreden, daß Du! Doralice! den beſonderen Beruf, zu welchem die evangeliſchen Räthe auffordern, als Thorheit betrachteſt."

„Ich müßte eine ganz ſchlechte Chriſtin ſein, wenn ich das thäte!" rief Doralice. „Die evangeliſchen Räthe ſind ja die höchſte, edelſte Blüthe der Ausſprüche des Evangeliums. „„Selig ſind die Armen im Geiſt! — Selig ſind die reinen Herzen! — Selig ſind die Sanftmüthigen und die Friedfertigen."" Dieſe wenigen Worte bilden die unzerſtörbare Grundlage des Ordensſtandes. Armuth, Keuſchheit, Gehorſam, im vollſten Umfang und von freier Selbſtbeſtimmung geübt, ſind der königliche Weg, der ſicher zur verheißenen Seligkeit führt. Aber der Fuß, der dieſen Pfad betritt, muß feſt ſein. Iſt das der Deine? Du biſt erſt im ſiebzehnten Jahre und unſere gute Mutter wird Alles thun, um Dich zurückzuhalten. Beginne alſo nicht den Kampf, bevor Du ganz ſicher biſt, ihn ſiegreich durchzuführen, und rufe keine unnütze Verſtimmungen und peinliche Stürme wach."

„Was ſoll ich thun! ich will treu Deinen Rath befolgen!" rief Eulalie.

„Gib Deinen Willen in Gottes Vaterhand. Habe Geduld, ſchweige . . . . und bete viel," ſagte Doralice. „Und rufe den Engel Raphael recht eifrig an," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „daß er Dir den Pfad Deiner Lebensreiſe bahne.“ — —

Tags darauf reiſte ſie mit ihrem Mann nach Venedig — und einige Wochen ſpäter traf Blanca bei ihr ein.

* * *

Venezia la bella.

Das Dampfſchiff flog durch die unruhigen Wellen der Adria. Die Nacht war ſehr ſtürmiſch. Einige zaghafte und der Seefahrt unkundige Reiſende, denen es auf einen Tag früher oder ſpäter nicht ankam, verſchoben ſogar ihre Abreiſe und blieben in Trieſt. Aber die Fahrt ging ſehr gut. Das Schiff krachte und ächzte freilich, als ob es berſten müſſe, und ſchwankte dergeſtalt, daß in den Cabinen Alles durcheinander fiel, was nicht niet- und nagelfeſt war; und die Wellen ſtürzten praſſelnd über dem Verdeck zuſammen, während der heulende Sturm ſie immer wieder aufwühlte und in die Höhe peitſchte, ſo daß ſie gleichſam verzweiflungsvoll ſich bäumten und überſchlugen; aber das Alles ſind nur Scherze und Spiele der Windsbraut mit den Tritonen — und der Dampfer fliegt über die Adria, den Lagunen zu. Sämmtliche Paſſagiere hatten ſich denn aber doch vor dieſen etwas gefährlichen Spielen in die Cabinen geflüchtet — bis auf einen Mann, der die ganze Nacht auf dem Verdeck zubrachte, und ſich überall, wo er ging oder ſtand, in jenem unglaublichen Seemannsgleichgewicht hielt, das nur durch lange Uebung erworben wird. Eben ſo wenig wie die ſchaukelnde Bewegung des Schiffes, ſchienen ihn die überſtürzenden Wellen zu beläſtigen, die ſeinen waterproof-Capot nicht durchdrangen. Zuweilen ging er nach einer Separatcabine. Da lag auf dem ſchmalen Sopha ein kleines Mädchen und auf dem Bett ein Knabe — und beide ſchlieſen ſo ruhig, als ob es weder Stürme noch Meeresabgründe gäbe, während die Bonne auf einer Matratze am Boden liegend, wo man die Schwankungen am wenigſten ſpürt, die Ruhe ihrer Pfleglinge nicht theilte und jedesmal, wenn ſich die Thür öffnete, ſeufzend fragte, ob man denn noch nicht bald in die Lagune einlieſe, worauf Lord Henry regelmäßig erwiederte:

„Ganz bald.“

Gegen Morgen ließ der Sturm, wie ein müder Rieſenvogel, mehr und mehr ſeine Flügel fallen, die er ſo wild zwiſchen Himmel und See geſchwungen hatte. Die Wellen gingen noch hoch; doch je näher man der Lagune kam, deſto ruhiger wurden ſie, und als die Sonne aufging, konnten die Reiſenden dem Sturm ſehr dankbar ſein, denn er hatte finſtere Wolken und unfreundliches Wetter verjagt und ein zauberſchönes Bild heraufgeführt. Wogende Morgennebel ſchwebten wie wehende Schleier auf dem Meer und verhüllten die Ferne. Hinter ihnen aber, im Oſten, ſchoſſen Lichtſtrahlen, von der großen Sonnenfackel ausgehend, in die wallenden Nebelſchleier hinein und zerriſſen ſie, wie mit goldenen Lanzen — und um ſie herum flog der Morgenwind und trieb ſie mit ſeinen friſchen, rauſchenden Schwingen vor ſich her, und jagte ſie da hin und dort hin, nicht ungeſtüm, nur fröhlich gaukelnd, um dem Sonnenlicht Bahn zu brechen. Da ſenkten ſich denn allmälig die Nebel, langſam, leiſe, und lagerten ſich wie ein Streif von Silberſchaum über der Küſte, und aus ihnen empor tauchte hier eine glänzende Kuppel und dort ein blendender Palaſt und da ein ſchlanker Thurm, — und nach und nach phantaſtiſch zuſammengefügte Gruppen, Maſtbäume zwiſchen den Gebäuden und ſchwimmende Kirchen — und die Sonne warf ihre glühendrothen Frühſtrahlen auf dieſe eigenthümlichen Gebilde, und wie eine Feenſtadt von Perlen und roſenfarbenem Alabaſter auf einer Baſis von Opal und Perlenmutter lag ſie da — Venezia, la bella, die Königin der Lagune. Und keine irdiſche Umgebung — nicht Fluren, nicht Hügel, nicht Bäume, nichts, was von der Erde ſtammt oder an ſie erinnert, ſtörte dies Zauberbild. Nur im fernen Norden ragte am Horizont eine Rieſenmauer von weißem Marmor auf, der ewige Schnee der Alpenkette.

Alle Reiſenden hatten ſich allmälig auf dem Verdeck eingefunden, um dies Wunderbild, deſſen Schönheit nicht zu beſchreiben und nicht zu vergeſſen iſt, in's Auge zu faſſen — und Niemand hatte Luſt und Zeit, ſich um ſeine Reiſegeſellſchaft zu bekümmern. Endlich, als die erſte Schauluſt befriedigt war, der Dampfer in die Lagune und zwiſchen deren Inſeln tiefer hinein fuhr und nun alle Einzelheiten dieſer merkwürdigen Oertlichkeit ſich deutlich entwickelten, da dachte Jeder daran, die Seinigen oder ſein Gepäck zu ſammeln, um ſo ſchnell wie möglich, wenn das Schiff vor Anker ging, die vor Anker liegende Stadt zu betreten. Und ſo kam es denn, daß zwei alte Bekannte die ganze Fahrt von Trieſt nach Venedig zuſammen gemacht hatten und doch erſt auf einander ſtießen, als ſie das Dampfſchiff verließen. Lord Henry und Conrad Friedingen begrüßten ſich viel freundlicher, als das je ſonſt geſchehen war. Lord Henry hatte nur Zeit nach dem Gaſthof zu fragen, wo Conrad wohnen werde; dann trieb der Wirrwarr der Ankunft den Einen rechts und den Anderen links fort.

Doralice wußte, daß Lord Henry kommen werde. Bald nach ihrer Abreiſe vom Schlößchen war er zu Frau von Derthal's froher Ueberraſchung dort eingetroffen und hatte an Doralice geſchrieben, er wolle den Winter in Rom zubringen und auf der Hinreiſe ſie beſuchen. Eines Theils freute ſie ſich ſehr. Er war ein Mann ſo ganz ohne Falſch, ſo ganz guten, geraden Herzens, daß ſie ihn ſehr gern hatte und ihm ſeine Rechthaberei und ſeine kleinen Wunderlichkeiten — zu denen ſie auch die Abſchiedsſcene rechnete — um ſo leichter verzieh, als er es ſich ja ſtets gefallen ließ, wenn ſie ihm lachend den Kopf zurecht ſetzte. Aber anderen Theils war ihr etwas bange, wie die beiden Schwäger ſich gefallen, und welchen Eindruck Henry's Controverſen auf Ghioray machen würden. Sie ſah ganz klar, daß noch nicht der Augenblick gekommen, wo Ghioray empfänglich ſei für Glaubensfragen. Dieſe Richtung des Geiſtes will gepflegt werden, ſo gut wie jede andere, wenn nicht die Fähigkeiten, die ſich ihr zuwenden, nach und nach abſterben oder in andere Richtungen gerathen ſollen. Gibt man dem rankenden Gewächs nicht einen Stab, den es umſchlingen und erklettern und dadurch ſich entfalten kann: ſo kriecht es am Boden hin und wächſt zwar, aber beſtaubt und vererdet. Ghioray's Geiſt hatte ſich nie zu den Fragen des übernatürlichen Menſchen emporgerankt. Dazu kam, daß er ſich ſehr glücklich fühlte, ein ſehr guter Gatte und Vater, dabei voll glühendem Patriotismus war und ſich folglich nach Art und Auffaſſung der Welt für einen vortrefflichen Mann hielt, der bereits Alles habe und Alles ſei, was man durch die Religion erlangen oder werden könne. Wie vorſichtig mußte man dieſe Geſinnung behandeln, um ſie weder abzuſtoßen, noch einzuſchläfern! — Und war es unmöglich, daß Henry's Haß des Papismus anſteckend auf Ghioray wirke? — Und wenn ſie nicht in alter Weiſe mit voller Entſchiedenheit gegen Henry's Angriffe ſich ausſprach, um nicht den Streit fortzuſpinnen: konnte Henry dann nicht wähnen, ſie ſei durch Ghioray's Einfluß matt im Glauben geworden? —

Unter dem hohen Marmordom von Maria del salute ſtiegen ihre inbrünſtigen Gebete täglich bei dem heiligen Meßopfer für das Heil ſo vieler theuren Seelen empor, für die ſie nichts thun konnte, als beten, ſie lieben und ſich opfern. Doralice ſtieg eben die breite Treppe von weißem Marmor hinab, die ſich majeſtätiſch vor dem Portal der Kirche ausbreitet und in den Canal grande ſenkt, als ſie zwei Gondeln in ihren Palaſt einfahren ſah. Da iſt er! heilige Jungfrau, wende Alles zur Ehre Gottes! ſeufzte ſie, ſchlüpfte in ihre Gondel, der Gondolier ſprang auf deren äußerſten Rand am Steuer und mit der unvergleichlichen Leichtigkeit, welche nur der venetianiſchen Gondel eigen iſt, durchſchnitt ſie den Canal, als ob ſie über eine Fläche von Sammt gleite.

Ghioray hatte ſchon ſeinen Gaſt empfangen, als Doralice kam und frohlockend von Lord Henry und den Kindern begrüßt wurde.

„Sie können es Sich nicht vorſtellen, was es mir für eine Wonne iſt, Sie wiederzuſehen . . . und ſo wiederzuſehen!" rief Lord Henry.

„Das glaube ich!" ſagte Doralice innig und unwillkürlich fiel ihr das letzte Geſpräch ein, welches ſie im Schweizerhäuschen mit ihm gehabt hatte. Es war ſo recht ihm ähnlich, daß ſein erſtes Wort jetzt eine Abbitte war.

Nun erſchien auch Blanca, ganz theatraliſch mit ihrem kleinen Spiridion an der Hand, der ebenſo ſchön und ebenſo verdrießlich wie ſeine Mutter, nur viel klüger ausſah. Aber Blanca hatte ſich der Gunſt ihrer beiden Schwägern nicht zu erfreuen. Sie wollte immer in einer Atmoſphäre von Weihrauch ſchwimmen, den die Bewunderung ihr zollte. Jetzt vollends hielt ſie ſich für einen Gegenſtand des höchſten Intereſſes, vermöge ihres traurigen Schickſals, obſchon ſie daſſelbe ängſtlich verbarg, weil ſie ſich auf's Tiefſte durch ihre eigene Thorheit gedemüthigt fühlte. Blanca brachte einen Mißton in die Familie; das empfanden Alle ebenſo, wie das harmoniſch Wohlthuende, das Doralice um ſich verbreitete. Welcher Art Lord Henry's Gefühle für Doralice geweſen waren — ſie hatten ſich abgeklärt zu der zärtlichen und liebevollen Verehrung, die er einem ſo guten und liebenswürdigen Weſen darbringen durfte, ohne ſie zu beleidigen und ohne ſich ſelbſt zu beunruhigen. Das wußte Doralice, ſo wie ſie den Brief bekam, der ihr Lord Henry's Beſuch ankündigte. Wäre es anders geweſen, nie hätte er geſucht, ſie wiederzuſehen! Das Gefühl der Liebe erwacht unwillkürlich im Herzen, ja, um ſo unwillkürlicher, je aufrichtiger ſie iſt. Allein der Wille hat ſein Wort mitzuſprechen, wenn es an die Frage geht: Soll dies Gefühl genährt werden oder nicht? Bei Lord Henry's loyalem Character war die Antwort, die er ſich ſelbſt gegeben hatte, nicht zu bezweifeln, und der erſte

Blick, den Doralice in ſein ſchönes ehrliches Auge warf, beſtätigte es ihr. Plötzlich rief er:

„Aber Herr von Friedingen iſt ja mit mir von Trieſt hergereiſt! ich muß ihm doch ſagen, daß Sie hier ſind und daß er komme."

„Es wird uns freuen," ſagte Ghioray.

„Sehr!" rief Doralice; — ſie konnte dieſe Höflichkeitsphraſe mit gutem Gewiſſen ſagen; aber dennoch bewegte ein leiſer Schreck ihr Herz und mit einem innigen Stoßgebet brachte ſie es bei Gott in Sicherheit. Dann ſetzte ſie hinzu: „Seltſam, daß wir Drei uns nach Jahresfriſt hier treffen."

„Und wie!" rief Lord Henry.

„Nun wie? . . . . als gute Freunde, hoffe ich."

„Das gewiß! — aber es gibt noch Extra-Zuſtände. Ich ſpreche nämlich nur von mir! von Friedingen weiß ich nichts."

„Haben Sie Sich etwa verlobt? Sie ſehen mir ſo gewiß froh geheimnißvoll aus," ſagte Doralice.

„Oder vielleicht ſehr verliebt?" fragte Blanca.

„Getroffen, meine ſchöne Schweſter! mit unglaublichem Scharfſinn getroffen! ja, verliebt . . . . und zwar ſo ſehr, daß mein Herz mir verloren gegangen iſt!" rief Lord Henry.

„Und der Gegenſtand?" fragte Doralice lächelnd.

„O Sie kennen ihn ſehr genau!"

„Ich auch?" fragte Blanca.

„Sie kennen ihn — ja! aber nur oberflächlich.“

„Heraus mit der Sprache!“ rief Ghioran. „Wir brennen ja vor Ungeduld, Ihnen Glück zu wünſchen.“

„Geduld! Geduld! Friedingen muß auch dabei ſein; dann verkünde ich mein Glück. Jetzt will ich mir aber zuerſt Ihr Haus betrachten! für ſo einen halb Seemann und halb Yorkſhiremann wie ich, iſt es eine ungeheuere Merkwürdigkeit, in einem venetianiſchen Palaſt zu wohnen, der etwas von einem Schiff und etwas von einem Märchen hat. Ich war noch nie in Venedig.“

Als beide Männer fortgegangen waren, ſagte Blanca:

„Er hat ſich in Eulalie verliebt .... das iſt klar — und das iſt mir ſehr lieb; denn nun wird mich die Mama nicht dieſen Winter in Paris beſuchen wollen — was mir wegen meiner troſtloſen Verhältniſſe höchſt peinlich wäre und was ich doch nicht ablehnen durfte.“

Alles, was Blanca hörte und ſah, bezog ſie auf ſich. Sie war wie im Kerker ihres Ichs. —

„Mir iſt's noch gar nicht klar, was Henry meint,“ ſagte Doralice. „Ich aber würde in Deiner Stelle von hier zu unſerer Mutter reiſen und ihr Alles anvertrauen. Sie hat Erfahrung und Einſicht: ſie könnte Dir practiſche Rathſchläge geben, liebe Blanca. Ich geſtehe, daß ich von einem Fall wie der Deine nie eine Ahnung hatte, alſo auch nichts Anderes Dir zu ſagen weiß, als daß Du die Frau Deines Mannes zu ſein und mit ihm zu leben haſt. Und das willſt Du nicht.“

„Ich will es nicht? o mein Gott — Amaury will es nicht!“ rief Blanca klagend. „Als ich ihm in Baden-Baden ſagte, ich wolle nach Venedig gehen, ſagte er, dann ginge er nach Homburg.“

„So lange Eure Ehe geheim bleibt, iſt ſeine Stellung, ſowohl Deiner Familie als der Welt gegenüber, eine ſo unbehagliche, zweideutige, daß ich begreife, weshalb er nicht nach Venedig gehen mochte.“

„Ah, Du vertheidigſt Amaury!“ rief Blanca in Thränen.

„Ich entſchuldige ihn in dieſem Punkt — ja!“ ſagte Doralice. „Erkläre Deine Ehe; das macht vielleicht einen günſtigen Eindruck auf ihn.“

„Wie!“ rief Blanca außer ſich, „die Fürſtin Zoula ſollte Madame Amaury werden? nimmermehr!“

„Sie iſt es bereits geworden,“ entgegnete Doralice gelaſſen. „Du haſt den Schritt gethan, der Dich bindet. Du kannſt Deinem Leben fortan nur dadurch Würde geben, daß Du entſchloſſen alle Folgen dieſes beklagenswerthen Schrittes annimmſt.“

„Nimmermehr!“ rief Blanca heftig. „Ich bereue ja meinen Schritt .... alſo muß Gott mir helfen und mich vor den Folgen retten.“

„Bereueſt Du ihn um Gottes Willen — der durch Deine blinde Leidenſchaft ſeiner Herrſchaft über Dich beraubt, alſo ſchwer beleidigt iſt — ſo wirſt Du die Folgen geduldig tragen und Dich durch Demuth und

Ergebung mit Gott zu verſöhnen ſuchen; und dann wird ſeine Gnade Dir nicht fehlen. Bereueſt Du aber nur deshalb Deinen Schritt, weil er Dich in Widerwärtigkeiten ſtürzt und Dir in den Augen der Welt ſchadet — o liebe Blanca, dann beharrſt Du ja in Deiner Abwendung von Gott, dann kann er Dich ja nicht retten!“

„Er kann ein Wunder für mich thun!“ ſeufzte Blanca weinend. „Ein Wunder .... ach! nicht für mich .... aber wegen meines armen kleinen Dion!“

So faſelte ſie fort, immer nach gutem Rath und Hülfe jammernd und immer das verwerfend, was ihr hätte helfen können. Wenn ſie ſich damit ganz müde und matt gemacht hatte, ſagte ſie zu Doralice:

„Bitte, lies mir aus Deinen ſchönen ernſten Büchern vor!“

Und hatte Doralice zwei Seiten geleſen, ſo ſeufzte Blanca:

„Ich kann mich nicht ſo hoch erſchwingen! meine Nerven ſind zu ſchwach.“

Sie hätte ſagen ſollen: meine Seele iſt zu ſchwach. —

Conrad vernahm mit unbeſchreiblicher Freude, daß Doralice in Venedig ſei, daß er ſo ganz unverhofft ſie wiederſehen ſolle.

„Und ganz die Alte!“ ſagte Lord Henry; „ganz die gute, die liebe Doralice, bei der man immer fragen möchte, ob ſie nicht vor lauter Güte ſo ſchön und ſo anmuthig iſt.“

Und er ſah ſie wieder! Freundlich ging ſie ihm entgegen und reichte ihm die Hand und ſagte:

„Grüß' Sie Gott! ſeien Sie uns willkommen! Sie finden lauter Geſchwiſter von Roderich und Celeſtine — alſo ſind Sie hier zu Hauſe.“

Und ihr Blick, ihr Lächeln überſtrahlten ihn mit Wohlwollen und waren ſo rein und ſo klar, wie der Sonnenſtrahl, der von Oben herab fällt. Conrad antwortete dies und jenes, und ſprach mit ihr und Ghioray, mit Blanca und Lord Henry. Im Stillen aber zog ſchmerzlichſüß ein Singen und ein Klingen durch ſeine Bruſt, daß er ſie wieder ſah, die Königin ſeiner Seele . . . . und daß ſie nicht wußte, was ſie ihm ſei, und es auch nie erfahren — aber ewig bleiben werde. Und ſie? — Sie hatte es der Gnade abgerungen, daß Conrad, ob er kam, ob er ging — ihren Frieden nicht mehr ſtörte. Sie hatte das Verſprechen gehalten, das ſie in Bornhofen ihrem Herzen gab, und es ſo ſtandhaft bekämpft und ſo unabläſſig gekreuzigt, daß es ſich der Herrſchaft ihres geheiligten Willens unterwarf.

„Jetzt iſt Herr von Friedingen hier,“ ſagte Blanca zu Lord Henry; „jetzt müſſen Sie uns den Gegenſtand der Flamme Ihres Herzens nennen.“

„Ja, nach dem Eſſen,“ ſagte er lakoniſch.

„Dies iſt demüthigend für den ſchönen Gegenſtand!“ rief Ghiorav lachend.

„Wir müſſen ganz ruhig und ungeſtört am behaglichen Camin ſitzen; dann geht das Herz auf,“ ſagte Lord Henry. „Bis dahin Geduld!“

Während des Mittageſſens wurde er viel geneckt und gefragt; aber er verrieth nichts, ſo daß Blanca ſchon halb und halb empfindlich über dieſe Zurückhaltung wurde und ihm ſeine Geheimnißkrämerei vorwarf. Als ſie aber endlich Alle am traulichen Caminfeuer ſaßen, hub Lord Henry an, zu Blanca gewendet:

„Sie wünſchen alſo zu wiſſen, meine ſchöne Schweſter, an wen ich mein Herz verloren habe?“

„Aber gewiß! das iſt ja die intereſſanteſte Angelegenheit von der Welt.“

„Wohlan denn! — an die katholiſche Kirche .... und ich gehe nach Rom, um mich in ihren Schooß aufnehmen zu laſſen.“

Es war intereſſant, die verſchiedenen Perſonen, die Köpfe, den Ausdruck, die ganze Gruppe bei dieſer über alle Maßen unerwarteten Eröffnung zu beobachten. Es war ein tiefes Zimmer mit Tapeten von dunkelrothem Damaſt, die durch einige Gemälde in goldenen Rahmen freundlich gelichtet wurden. Sophas, Tiſche mit Lampen, ein ſchöner Streicher'ſcher Flügel möblirten es, ohne den Raum zu überfüllen. Den beiden Fenſtern gegenüber, in der Tiefe des Zimmers, unter einem prächtigen Spiegel, brannte in einem weißen Marmorcamin ein luſtiges Feuer. Ein Schirm von vielfarbigem Glas, in phantaſtiſchen Arabesken zuſammengeſetzt, ſchützte vor der Glut der Flamme, während er deren capriziöſes Spiel — das Aufflackern, das Züngeln, das Erlöſchen, welches die Caminliebhaber ſo unterhält — durch die bunten Zeichnungen des Glaſes noch capriziöſer erſcheinen ließ. Vor dem Camin ſtand ein Tiſch mit einer Lampe und um denſelben herum ſaß die kleine Geſellſchaft; Lord Henry zufällig in der Mitte, ſo daß er den Kern der Gruppe bildete. Er eignete ſich dazu! Ein Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, Intelligenz, Energie, Vernunft, Wohlwollen, in ſeiner ruhigen, entſchiedenen Haltung, ſeinem feſten Blick, ſeinen edlen, ſcharfgeſchnittenen Zügen; der ganze Kopf wie von Bronze gegoſſen, aber von Innen erleuchtet durch einen beſeligenden Entſchluß. Neben ihm ſaß Conrad mit ſeinem geiſt- und ſeelenvollen Antlitz, das ſeine, dunkelblonde Haar ganz leicht gelockt um die zarte Stirne, im Auge tiefe Gedanken, um den Mund tiefe Empfindung — minder charactervoll als Lord Henry, aber intereſſanter, weil nicht ſo ganz aus einem Stück; und jetzt beſeelt durch den Ausdruck geſpannteſter Theilnahme. Zur Linken Henry's ſaß Ghioray, trotz ſeiner vierundvierzig Jahre der ſchönſte von ihnen, mit Augen, Haar und Bart ſchwarz wie Ebenholz, nicht ſo groß wie Lord Henry, nicht ſo zart wie Conrad, voll geſchmeidiger Gewandtheit, mit dem ſchönen nationalen Geſichtsſchnitt und Colorit ſeines Volkes; aber all dieſe Vorzüge gedämpft durch eine faſt weibiſche Eitelkeit und ein Selbſtbewußtſein, das ſich auf Aeußerlichkeiten ſtützte. Darum war auch ſein Blick unbeſtimmt und fragend, und jetzt ſpielte ein zweifelndes Lächeln um ſeine Lippen. Neben ihm auf einem tiefen, niedrigen Lehnſtuhl ruhte in ihrer gewohnten halbliegenden Stellung Blanca, in ſchwarzen Sammt gekleidet, der eine weiche Folie ihrer Schönheit war — und dieſe Schönheit war ſo vollkommen, wie es für eine Frau möglich iſt, der alle höheren geiſtigen Eigenſchaften fehlen. Jetzt vollends war ihr Ausdruck ſo ungewiß und verwirrt, wie er eben zu ſein pflegt, wenn man Dinge hört, die außerhalb des gewohnten Horizontes liegen. Sie ſpielte gedankenlos mit ihrem Lorgnon und wickelte deſſen Kette um ihre weichen, weißen Hände, die aus den weiten Aermeln von alt venetianiſchen Spitzen ſo ſchön herausſchauten, als ob Vandyk ſie gemalt habe. Zwiſchen ihr und Conrad ſaß Doralice in einem Kleide von blaßblauem Crêpe de Chine, eine Lichtgeſtalt, eine Pſyche, eine aus der inneren Welt in die Außenwelt hineintretende Seele. Ihre Arme lehnten ſich auf den blumigen Hauteliſſe-Teppich des Tiſches und ihr Kopf in die aufgeſtützte Hand — in der Stellung und mit dem Blick, welche auf Rafaels göttlichem Bilde von der Sixtiniſchen Madonna jener wunderbare Engel hat, der in die Geheimniſſe Gottes zu ſchauen ſcheint. Mit dieſem Blick ſah ſie Henry an — oder vielmehr: ſah ſie die Wunder der Gnade und der Liebe an, die ſich in ihm offenbarten; und als er mit inniger Bekräftigung ausrief:

„Ja! ich werde katholiſch!“ — da ſagte ſie mit ihrer von übernatürlicher Freude vibrirenden Stimme:

„Alleluja!“

Zu gleicher Zeit fragte Ghioray:

„Aber warum denn?“

Conrad ergriff Henry's Hand und drückte ſie ſchweigend. Blanca richtete ſich ein wenig auf, nahm ihren Lorgnon vor die Augen, als wolle ſie ſich vergewiſſern, daß Lord Henry es ſei und rief:

„Mais, mon frère, quelle idée!“

„Ja, ich werde katholiſch!“ wiederholte Lord Henry. „Und warum? — weil die katholiſche Kirche die chriſtliche Kirche iſt.“

„Alſo ſind Sie ausgeſöhnt mit dem Papismus und den Römlingen?“ fragte Conrad lächelnd.

„Mein Gott!“ ſagte Lord Henry, mitleidig die Achſeln zuckend, „ich benahm mich wie Don Quixote, der gegen die Windmühlen, als vermeintliche Rieſen, wüthete. Ich kannte ja gar nichts vom Papſtthum, als das No-popery-Geſchrei und was damit zuſammenhängt.“

„Aber wie kam es, daß Sie es von einer andern Seite kennen lernten?“ fragte Doralice.

„Höchſt einfach ſo!“ entgegnete Lord Henry. „Als ich im vorigen Herbſt nach Enisdale-Caſtle zurückkehrte, ſprach ich zu mir ſelbſt, nicht ohne Unmuth und Mißvergnügen über mich ſelbſt und meine Verhältniſſe: Du biſt ein Grillenfänger, der ſich ſelbſt und Anderen unausſtehlich iſt. Du vergeudeſt dein Leben, deine Zeit, deine Kräfte in ſtupider Unthätigkeit. Das iſt aber nicht ihr Zweck! ſie ſollen gebraucht, benutzt, angewendet werden; ſie begehren einen Tummelplatz, eine Thätigkeit, die ihnen entſpricht — und das iſt das öffentliche Leben. Du haſt dich in den letzten Jahren viel zu wenig darum bekümmert — gar keinen perſönlichen Antheil genommen: das war verkehrt! das hat dich eben zum Grillenfänger gemacht! Alſo heraus mit dir aus deiner Apathie! ſuche ein Vertreter der Nation, ein Beförderer ihrer Größe, ein Beſchirmer ihrer Freiheit zu werden. Dein Name hat einen guten Klang, dein Vermögen ſichert dir deine Unabhängigkeit, deine Perſönlichkeit iſt doch auch gewiß nicht unter dem Mittelſchlag, unbeliebt biſt du nicht in der Grafſchaft und kurz — wie wäre es, wenn du bei nächſter Wahl Parlamentsmitglied zu werden verſuchteſt?“

„Und ſtatt deſſen wurden Sie katholiſch!“ rief Ghioray lachend.

„Ja,“ entgegnete Henry gelaſſen, „nach jenem Sprichwort: Der Menſch denkt, Gott lenkt. — Ich begann damit, mich etwas zu orientiren in der allgemeinen öffentlichen Stimmung und Geſinnung — und dabei fiel mir denn in höchſt unangenehmer Weiſe auf, daß man eine Anſicht von zweierlei Maß und Gewicht hatte. Während man Indiens Revolutionsverſuch in Blut erſtickte, hieß man die Revolutionsbewegung in Italien nicht bloß gut, ſondern man unterſtützte ſie durch Beifall, durch ermunternde Declamationen, durch politiſchen Einfluß in den Cabinetten und durch allerhand moraliſche — d. h. unmoraliſche Hülfe. So eben hatte man einen mörderiſchen Krieg geführt, um in einem fremden Welttheil das Recht der Krone England, über die Hindu zu herrſchen, zu vertheidigen und zu befeſtigen. In Europa aber ſollten andere Herrſcher nicht das Recht haben, über ihre Völker zu herrſchen, ſobald es dieſen einfiel, auf Anſtiften des überall thätigen Republikanismus, ſich gegen ſie zu empören. Ich bin nun ſehr dafür, daß das Recht der Krone und der Herrſchaft reſpectirt werde, in Aſien wie in Europa, und daß Derjenige, dem ſie geraubt werden ſollen, ſie vertheidige, Ihre Majeſtät von England ſowohl, wie Seine Majeſtät von Oeſterreich. Die Revolution mit der Rechten unterdrücken, mit der Linken emporheben — iſt ein Widerſinn und ein Unrecht. Es iſt aber auch ein ſchreiender Gegenſatz zu unſerer großen Zeit, unſerer großen Tradition, als Pitt, der Todfeind der franzöſiſchen Revolution des vorigen Jahrhunderts und des erſten Napoleons, über England das Palladium wahrer Freiheit aufrecht hielt. Das Alles machte mir allerlei Gedanken, die ich früher nie gehabt hatte, weil ich mich in der Ehre und dem Ruhm der Königin der Meere bewegte und ſonnte, und dann in meinem Privatleben volle Befriedigung fand, ſo daß ich die Principien, welche Englands politiſches Leben leiteten, ohne Umſtände und ohne Frage als edel, gerecht und weiſe anerkannte — freilich ganz beſonders deshalb, weil ich mich bei dieſen Grundſätzen, die ich nicht genau kannte, in meinen Verhältniſſen glücklich fühlte. Jetzt aber, wo ich ſie objectiv betrachtete, fand ich unſere Politik weder edel, noch gerecht, noch weiſe. Natürlich wollten mir meine Freunde das Gegentheil demonſtriren — wie edel es ſei, der unterdrückten Völker ſich anzunehmen; wie gerecht, ihnen ſo viel wie möglich den Genuß einer Freiheit zukommen zu laſſen, durch die England ſich ſo glorreich entwickelt hat; wie weiſe, nicht bloß materielle und mercantiliſche Intereſſen des Landes zu fördern, ſondern auch die Angelegenheit, die nun einmal ungeheurer Popularität bei der ganzen Nation gewiß ſei, nämlich Italien unter der Herrſchaft liberaler Fürſten zu ſehen und dadurch dem Papismus ein Ende zu machen. Ich wurde aber nicht überzeugt, und erwiederte: Das Alles klingt ſehr ſchön und iſt in der Theorie ſo richtig, daß man zuſtimmen muß. Allein die practiſche Anwendung wird falſch und ſchief gemacht. Ja, wohl iſt es edel, der unterdrückten Völker ſich anzunehmen; aber — mit edeln Waffen! Revolutionsmänner fremder Völker, die nichts im Sinne haben, als ihre Brandfackel gegen Throne zu ſchleudern, auf denen rechtmäßige Herrſcher ſitzen, auf Englands Boden zu hegen und zu pflegen und die wärmſten Sympathien für ſie zu äußern, als ob man glaubte, daß ſolche Leute und ſolche Mittel Befreier von Völkern ſein könnten — das iſt nicht edel, denn es iſt unwahr. Und ſagt man mir, es ſei eine aufrichtige Ueberzeugung; ſo muß ich antworten: Wer die hat, iſt beſchränkt, und nicht ſowohl beſchränkten Kopfes, als beſchränkten Herzens — und ein kleines, enges, zuſammengeſchrumpftes Herz iſt abermals nicht edel! — Ferner: gerecht Anderen zu gönnen, wodurch man ſelbſt beglückt iſt. Wohlan! ſo beginne man damit, dieſe Gerechtigkeit gegen die Kinder des eigenen Hauſes zu üben: gegen Irland. Weshalb darf kein Katholik Vicekönig von Irland werden! weshalb muß das katholiſche Volk Irlands den dortigen anglicaniſchen Biſchöfen und Pfarrern den Zehnten entrichten und für die Erhaltung ihrer Familien, Kirchen und Wohnhäuſer ſorgen? iſt das gerecht? O nein! Die Prahlerei iſt ebenfalls eine Heuchelei! — Und weiſe? Ja wahrlich! die Staatsweisheit muß ein höheres Ziel haben, als materiellen Bedürfniſſen abzuhelfen und mercantile Vortheile zu gewinnen; ſie muß ſuchen, die Geſinnung und das Bewußtſein der Nation zu heben, indem ſie eine edle Sache, eine gerechte Sache populär zu machen ſucht, und nicht Alles edel und gerecht nennt, was eben populär iſt — Dank einer Preſſe, die theils corrumpirt, theils in blinder Parteiwuth, Tag für Tag der großen Maſſe ihre Schlagworte einfiltrirt und dann über deren Popularität jubelt. Ich fürchte ſehr, das Ideal unſerer Staatsweisheit beſteht darin, die eine Hemiſphäre in engliſche Fabrikorte zu verwandeln und die andere Hemiſphäre — marklos und vergiftet durch die Stallfütterungslehren communiſtiſcher Republikaner, die wir kräftig unterſtützen, unſeren Fabriken tributpflichtig zu machen; wobei denn freilich nicht bloß das Papſtthum, ſondern jedes religiöſe und kirchliche Leben aus der Welt verſchwinden würde.

Was ich hier kurz und rund zuſammenfaſſe, machte aber in mir einen langen und verwirrten Prozeß durch. Ich hatte mich bis dahin der ungeprüften Ueberzeugung hingegeben, es ruhe kein Staat ſo feſt auf den Principien der Freiheit und des Rechts, wie England — und auf ihnen ruhen ſei gleichbedeutend mit: ſie beſchirmen nach Innen und ſie vertreten nach Außen. Dieſe Ueberzeugung war mir gleichſam in Fleiſch und Blut übergegangen, und nun, da ich genöthigt war, ſie auf Pflicht und Gewiſſen zu prüfen — nun wollte ſie mir verſchwinden? .... Das war entſetzlich! das hieß den beſten Theil meines Lebens verlieren! Ich ſprach zu mir ſelbſt: Nein! ſo tief kann die Nation nicht geſunken ſein! Millionen fühlen und denken wie du. Nur die gegenwärtigen Lenker der Politik ſind auf Irrwegen, die uns über kurz oder lang in Schande und Schmach ſtürzen werden. So lange dieſe am Staatsruder, und folglich geſtützt und getragen vom Willen und Bewußtſein eines Theiles der Nation ſind, gebe ich meinen Plan auf, am öffentlichen Leben mich zu betheiligen. Ich warte, bis die geſunde Vernunft und das geläuterte Rechtsgefühl und der hohe, edle Patriotismus — mit einem Wort: bis die Tage Altenglands wieder anbrechen. Jung-Englands unvermeidliches Schickſal, einen Bankerott ſeiner Größe, will ich nicht herauf beſchwören helfen.

Das beruhigte mich etwas, doch nicht ganz. Ich war nun einmal mißtrauiſch geworden, und da ich die politiſche Frage entſchieden bis auf beſſere Zeiten bei Seite legte, ſo wendete ich mich der religiöſen zu und fragte: Woher der raſende Haß gegen die katholiſche Kirche? auf welchem Freiheits- und Rechtsgrund beruht er? — Ich ſuchte eine Antwort in Englands Geſchichte und in Irlands blut- und thränenvollen Annalen. Ich fand eine furchtbare Antwort. Sie lautete ſo: Dieſer Haß iſt der eigenthümliche Stempel des Abfalles. Nicht wegen der etwaigen Schwäche des menſchlichen Elementes, das ſich bei Einzelnen in der katholiſchen Kirche kund gegeben hätte, haſſen wir ſie, ſondern wegen ihrer Göttlichkeit, die unſerem irdiſchen Sinn widerſtrebt. Wahrlich, es iſt eine vortreffliche Sache um unſere bürgerliche und politiſche Freiheit, um unſer Selfgovernment, das den Character und den Verſtand ausbildet, um unſern pünktlichen

Reſpect vor dem Geſetz und vor dem alten Herkommen; ja wahrlich, das iſt Alles ſehr ehrenwerth und liefert vortreffliches Material für die Größe von Land und Volk, ſobald ein übernatürliches Element es durchgeiſten wird: die chriſtliche Liebe, die Nächſtenliebe. Daß der Einzelne ſie haben kann und habe, bezweifle ich nicht. Aber die anglicaniſche Kirche hat ſie nicht, ſo wenig wie ihr blutiger Stifter, der Blaubart im Purpur, ſie hatte. Um ſeiner Laſter willen riß er ſich los von der alten Mutterkirche und beſchönigte ſeinen Abfall durch unbegrenzte Verläumdungen und Schmähungen. In einem Meer von Blut ſuchte er den Urſprung ſeiner Kirche, deren Oberhaupt er wurde, vergeſſen zu machen — und die Tragödie, die er zu dieſem Zweck in England durchführte, war ſo furchtbar, ſo hirnbetäubend, ſo herzerſchütternd, ſo nervenzerreißend, daß es ſich wirklich zu dem Bekenntniß hinquälen ließ: dies ſei die verbeſſerte, die wahre chriſtliche Kirche. Ja, ſo weit wurde das Gaukelſpiel getrieben, und ſo gewaltig war der Impuls der Empörung, daß ſie ſich nicht bloß damals nannte, ſondern noch jetzt nennt katholiſche (allgemeine) Kirche. Nun, ſie mäſtete ſich vom Blut der katholiſchen Martyrer und von den Thränen der katholiſchen Bekenner und von den Verfolgungs- und Confiscationsgeſetzen der katholiſchen Gläubigen und zwar während mehr als zwei Jahrhunderten; denn erſt nach der amerikaniſchen Revolution von 1772 wurden die Geſetze in

Irland menſchlicher und z. B. jenes aufgehoben, das auf den Kopf eines katholiſchen Prieſters, der die Meſſe las, einen Preis ſetzte, wie auf den Kopf eines Wolfes — nämlich fünf Pfund! —

Und weil unſere ſogenannte Reformation aus den ſubjectivſten und perſönlichſten Gründen des egoiſtiſchen königlichen Reformators hervorging, darum klebt ihrem Product, der anglicaniſchen Kirche, ein fürchterlicher Mangel an, ja, ein ſolcher, der ſie als abgewichen von der chriſtlichen Kirche ſtigmatiſirt: ihr mangelt nicht bloß die Toleranz gegen die katholiſche Kirche — das verſteht ſich von ſelbſt! es liegt in der Natur der Apoſtaſie, die vom Engel Lucifer herſtammt, unduldſam zu ſein! — ſondern überhaupt mangelt ihr jener lebendige Hauch des heiligen Geiſtes, welcher die Charitas, die höhere Liebe, die himmliſche Liebe, die Opferliebe weckt und beſeelt. Zur Armentaxe, zum Workhouse, zum Prachtbau Gefängniß — höher erſchwingt ſich unſere Liebe nicht. Dem Geſetz des Staates wird gehorcht, pünktlich, kalt, maſchinenmäßig. Dem Buchſtaben wird ſein Recht; aber nicht den Seelen. Wie viel Mühe gibt man ſich, um der Verſunkenheit der arbeitenden Claſſen abzuhelfen! wie viel Vereine und Comités und Geldſammlungen! aber es iſt Alles gleichſam todtgeboren, erſtarrt vor dem eiſigen Athemzug einer Kirche, deren Altar — kein Calvarienberg mehr iſt! Den hat die katholiſche Kirche — und ſie allein! Sie bewahrt, ſie erneuert täglich, ſtündlich das göttliche Opfer, das ein Gegengewicht zur menſchlichen Selbſtſucht und Sinnlichkeit bildet und in den Seelen eine himmliſche Richtung als Gegenſatz zum Materialismus der Irdiſchkeit entwickelt; ſie iſt geboren aus dem Opfer, ſie verkündet und verbreitet es durch ihr Leben, ihr Leiden, ihr Lieben; ſie erzeugt es in ihren Martyrern und ihren Heiligen jetzt gerade ſo, wie in den apoſtoliſchen Zeiten; und darum eben, weil ſie Martyrer und Heilige, nicht bloß Alltagstugend, Mittelgut und Schurken hat — darum werde ich katholiſch!

O Doralice! wie oft, wie viel habe ich Ihrer gedacht und Sie um Verzeihung gebeten. Zuweilen wollte ich Ihnen ſchreiben — aber dann regte ſich etwas Trotz, etwas Beſchämung. Auch fühlte ich mich immer noch zu unfertig. Ich durchreiſte Irland und das katholiſche England — bis dahin terra incognita für mich! und da hörte ich ja Alles wieder, was Sie geſagt hatten, wenn Miß Dundee und ich uns gegen Sie und gegen einander ereiferten. Und was ich hörte, das las ich auch in den Schriften der katholiſchen Glaubenslehre und dieſe reichen ja zurück bis in die erſten Jahrhunderte, ja bis zu den Schülern der Apoſtel hinauf. Davon hatte ich keine Ahnung! die claſſiſchen Studien des Alterthums werden mit Eifer in unſeren Schulen getrieben; aber das chriſtliche Alterthum bleibt uns ein Buch mit ſieben Siegeln. Von den Kirchenvätern hatte ich St. Auguſtinus nennen hören und zwar

— ſoll man mehr über die Verblendung oder die Verfälſchung ſtaunen! als einen quaſi Vorläufer unſerer Reformatoren, obſchon er geſagt hat: „Ich würde nicht an die Evangelien glauben, wenn die Kirche nicht ihre Aechtheit anerkennte;“ und: „Der Streit über eine Glaubenslehre iſt zu Ende, ſobald die Kirche ihn entſchieden hat.“ — Nun, eine höhere Intelligenz und einen ſchärferen Verſtand und ein größeres Herz als Auguſtinus hatte, wage ich nicht mir ſelbſt zu vindiciren; und deshalb will ich jetzt nach einem unruhigen, qualvollen Jahr den Schritt thun, der dem glückſeligen Finder der Wahrheit obliegt: ich will ſie bekennen vor Gott und der Welt! ich will nach Rom gehen und mein Credo da ablegen, wo die erſten Chriſten des Abendlandes dem Apoſtelfürſten das ihre ablegten.“

„Man muß ſeiner Ueberzeugung folgen als ein Ehrenmann!“ rief Ghierav. „Aber ich bitte Sie, weshalb wollen Sie dies ungeheuere Aufſehen machen? Wer Sie kennt, für den iſt ein ſo eclatanter Schritt nicht nöthig — und für den, welcher Sie nicht kennt, iſt er unnütz und man wird Ihnen falſche Motive unterſchieben. Die Welt iſt heutzutage nicht gläubig genug, um an Converſionen aus purem Glauben zu glauben — und ich denke .... ſie thut wohl daran. Denn Frauen — darüber ſind wir wohl Alle einig! — leben von Gefühl und Phantaſie, der Wechſel iſt ihr Element und Emotionen ſind ihre Liebhaberei. Das Alles wird mächtig an- und aufgeregt durch eine Converſion. Wo bleibt da Platz für den Glauben? — Bei Männern aber ſind die Triebfedern geheimer, liegen weniger in ihrer Natur .... und deshalb zerbricht man ſich viel mehr den Kopf, wenn ſie einen ſolchen Schritt thun. Vermeiden Sie doch lieber all' das Gerede! Ihr Glaube iſt eine Gewiſſensſache und eine ſolche hat man nur mit Gott abzumachen."

„Weil mein Glaube die allerhöchſte Gewiſſensſache iſt, deshalb eben muß ich ihn öffentlich bekennen," entgegnete Lord Henry ernſt. „Ich bin es Gott ſchuldig: er hat eine ſichtbare Kirche, unter einem ſichtbaren Oberhaupt, mit den ſichtbaren Zeichen ſeiner Gnade, den Sacramenten, auf unſerer Erde geſtiftet; es wäre ein Widerſpruch gegen dieſe göttliche Anordnung, wenn ich mich zu ihr gleichſam unſichtbar verhalten wollte. Ich bin es der Welt ſchuldig: die Welt hört jetzt ein ſo furchtbares, ſo betäubendes, ſo dröhnendes Concert von Lügen; Alles, was unwahr, was falſch, was verkehrt, was irrig iſt, kreiſcht, gellt und tobt ſo unaufhörlich für ſeine Sache, daß am Ende die Welt wähnen könnte — Alles ſei todt, nur nicht die Lüge des Materialismus und Rationalismus. Nun wohlan! ich ſpreche zu der Welt durch eine lebendige That, welche dieſer Lüge in's Antlitz ſchlägt. Ich bin es der Kirche ſchuldig, der geſchmähten, der verleumdeten, der verfolgten, der grenzenlos geliebten! Ja, ſie ſoll die Freude haben, daß ſich ein Sohn in ihre Arme wirſt, der es vorzieht, mit ihr geſchmäht, als außerhalb ihrer heiligen Hallen geprieſen zu werden. Ich bin es mir ſelbſt ſchuldig: es gibt genug der ſchweigenden Feiglinge in unſeren Tagen und doch erheiſchen gerade dieſe Tage muthige Bekenner. Wollte ich ſchweigen und nur unter vier Augen mit Gott .... katholiſch ſein, ſo wäre das etwas wie die Verläugnung des Petrus, als der Heiland ſeinen Feinden überantwortet wurde. Das Brandmal der Feigheit kann ich, der freie, unabhängige Mann, mir nicht aufdrücken. Ich bin es meinen Kindern ſchuldig; ſie ſollen nicht dereinſt erröthend ſprechen: Unſer Vater hat ſich geſcheut, der Wahrheit die Ehre zu geben; Geſinnung und That waren nicht Eins bei ihm, und die Sache, für die ſeine Seele glühte und ſein Herz ſchlug, die bekannte ſein Mund aus Menſchenfurcht nicht. Ich bin es dem Nächſten ſchuldig: Niemand zweifle an dem, was ich bin und nicht bin! Niemand halte mich für ganz oder halb oder ſieben Achtel einverſtanden mit Wegen und Anſichten, die ich verlaſſen habe! Niemand bleibe durch meine Schuld in dem Irrthum, daß es möglich ſei, die göttliche Wahrheit zu erkennen ohne ſie zu bekennen. Morgen gehe ich nach Rom."

„Ich auch!" ſagte Conrad, der mit tiefinnerlicher Spannung und äußerlich ganz ruhig Lord Henry angehört hatte. Dieſer warf ihm jetzt einen freudig fragenden Blick zu, während Conrad zu Doralice ſagte:

„Sie erinnern Sich vielleicht noch, gnädige Gräfin, daß ich früher eine Art von Ideencultus trieb? alle Wahrheit, alle Schönheit, alle Tugend, alle Fragen des Menſchengeiſtes, alle Beſtrebungen des Menſchenherzens löſten ſich für mich in ein gewiſſes abſtractes Nichts auf, das ich „große Ideen“ oder „Uridee“ nannte. Jetzt feſſelt mich einem ſeit Jahre eine ganz ungeheuer große Idee — ſo groß, daß ſeit achtzehnhundert Jahren die Menſchheit von ihr lebt; und ich glaube, daß ich ſie am beſten in Rom ſtudiren und ergründen kann.“

„Darf man erfahren, was dies für eine Idee iſt?“ fragte Doralice lächelnd.

„O gewiß! ſie heißt ſo: Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“

„Allerdings eine ungeheuere Idee!“ rief Lord Henry. Ein Rieſe Atlas, der die Welt, die übernatürliche, auf ſeinen Schultern trägt . . . . das iſt ſie!“

„Was fehlt Dir, Doralice!“ rief Ghioray.

Sie hatte ſich zurückgelehnt im Stuhl, ein helles Freudenroth flog über ihr Antlitz und verſchwand eben ſo ſchnell in der leichten Bläſſe tiefer Bewegung. Nun drückte ſie beide Hände vor das Geſicht, als wolle ſie ihren kühnen Hoffnungen noch keinen Ausdruck gönnen und ſagte dann gefaßt zu ihrem Mann:

„O lieber Franz, ich freue mich!“

„Ueber dieſe Idee?“ fragte er ſcharf und in einem Ton, der ein Ja fordert.

„Nein, lieber Franz! ich freue mich, daß Herr von

Friedingen ſie ſich klar zu machen ſucht," entgegnete Doralice unbefangen.

„Aber warum müſſen Sie deshalb nach Rom gehen?" fragte Ghioray.

„Weiß ich es?" .... ſagte Conrad ſinnend. „Man hat zuweilen einen geheimnißvollen Zug zu dieſer Stätte, zu jenem Menſchen! Später entſchleiert ſich uns das Warum: es war eine himmliſche Fügung, es knüpft ſich eine entſcheidende Wendung unſeres Lebens daran. Ich muß den Mann ſehen, den die katholiſche Chriſtenheit den heiligen Vater nennt und der in meinen Augen eine zwiefache Glorie trägt: er iſt der irdiſch macht- und hülfloſe, aber unbeugſame und unerſchütterliche Wächter und Vertheidiger von Wahrheit und Recht der irdiſch mächtigen Lüge und Ungerechtigkeit gegenüber; — und er wird verkannt und verleumdet! — Daraus ſchließe ich, daß etwas ganz Göttliches in ihm iſt; ein ganz übernatürliches Bewußtſein der Verpflichtung, für das Wort ſeines Gottes zu zeugen: „„Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen."" — Die unſägliche Erbärmlichkeit der Zeit, die im bürgerlichen, im politiſchen, im ſtaatlichen Leben, kurz, in der ganzen Oeffentlichkeit, in jener gräßlichen Erſchlaffung der Charactere und des Rechtsbewußtſeins zu Tage kommt, welche die Folge davon iſt, daß materielle Intereſſen über Alles geſchätzt und egoiſtiſche Zwecke vor allen Anderen verfolgt werden, — machte mir, o wie oft in dieſem Jahr! den Eindruck, als ob die europäiſche Menſchheit ganz allmälig auf einem lecken Schiff zu Grunde gehe und es nicht merke, weil ſie berauſcht iſt .... berauſcht von ihren Schwindeleien, ihrer Genußſucht, ihrer Gier nach Emancipation von jeder Feſſel und jeder Schranke. Auch ich war auf dem Schiff und war nüchtern; und ich ſah auch Andere, die es ebenfalls waren; und wir wußten und ſagten: Wir gehen zu Grunde! — Aber in dem Taumel der Berauſchten verhallten unſere Stimmen. Die ſtumpfe Unthätigkeit, mit der man dem lombardiſchen Kriege zuſah, hat es zur Genüge erwieſen, daß die Führer des lecken Schiffes den Compaß des Rechtsbewußtſeins verloren haben, deshalb der hohen See der Revolution zuſteuern und daß dieſe Führer auf Europa's Thronen ſitzen. Ob nun die Throne, die Staaten, die Völker noch zu retten ſind, ob ſie nicht zerfreſſen ſind vom Todtenwurm des ausſchweifendſten Subjectivismus und auseinander fallen werden in Atome der Fäulniß, das ſind andere Fragen! Für mich war die nächſte dieſe: Warum willſt du mit ſehenden Augen ſchlaff in den Untergang dich ziehen laſſen? — Und ſchaute ich umher nach einem Anker, den ich erfaſſen könnte, ſo war das nicht ein größeres Maß von politiſcher Freiheit, nicht die Einführung dieſes Geſetzes und jener Inſtitution, nicht die Wiſſenſchaft des Katheders, noch die Weisheit der Doctrin und der Journaliſtik — nein! die radicale

Rettung lag anderswo! Der Rettungsanker iſt an den Felſen geſchmiedet, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden — und nur wenn wir auf ihn den ganzen Apparat unſerer Weisheit, Wiſſenſchaft und Einſicht verſetzen, kann auch dieſer wieder zu Mark und Kraft und Energie kommen, weil er dann, in etwas Göttlich-Ewigem wurzelnd, von übernatürlichen Einflüſſen genährt und beſeelt wird. Ich kann nicht der Welt dieſen Impuls geben; doch mir ſelbſt — das kann ich! ich war bis jetzt ungläubig, ohne poſitive Religion. Ich will nach Rom gehen. Da iſt der Felſen gegründet. Da iſt die Stätte, wo der Glaube ſeine höchſten Wunder gethan und die Nachfolger der Imperatoren zu Nachfolgern des Kreuzes gemacht hat. Vielleicht geſchieht dort auch ein ſolches Wunder an mir."

„Sie laufen Gefahr, den Felſen Petri pulveriſirt zu ſehen," ſagte Ghioray. „Der apoſtoliſche Stuhl hat ja längſt ſeine Glorie in den Augen der Völker verloren."

„Unter dem Dornenkranz wird er ſie ſchon wieder gewinnen, lieber Franz," ſagte Doralice und Lord Henry rief:

„Ihre Aeußerung, beſter Ghioray, wird freilich täglich in allen Tonarten und durch alle Variationen der Welt mitgetheilt. Aber von wem? — Iſt es nicht von Denen, welche ſich der Autorität des heiligen Stuhls entzogen haben? alſo Proteſtanten; oder zu entziehen wünſchen? alſo ſchlechte Katholiken; — oder von Denen, die überhaupt keine andere Autorität als ihre eigene anerkennen wollen? Alſo ungläubige Revolutionsmänner, die allen Kirchen, Bethäuſern, Synagogen, Moſcheen und Pagoden der ganzen Welt entlaufen ſind und ſich fein brüderlich zum Cultus der Geheimbündlerei in Venta und Loge zuſammen gefunden haben. Dieſe drücken die Sehnſucht ihrer großen Herzen in jener Prophezeiung aus."

„Und ich verſichere Sie," ſagte Conrad, „daß viele, ja ganz außerordentlich viele Proteſtanten dieſe Sehnſucht keineswegs theilen! ſie ſelbſt beſitzen ja noch gewiſſe chriſtliche Glaubenslehren, an denen ſie theils mit Innigkeit, theils mit Zähigkeit halten, und ſie können nicht vergeſſen, daß ſie die Reinerhaltung derſelben der katholiſchen Mutterkirche verdanken."

„Die Strömung der Zeit iſt gegen jeden Gewiſſenszwang und deſſen Repräſentant iſt der apoſtoliſche Stuhl," ſagte Ghioray.

„In den Augen der Revolutionsmänner iſt er das," entgegnete Lord Henry, „weil er nicht das Laſter — Tugend, das Verbrechen — Großthat, die Lüge — Wahrheit und den Satan — Meiſter nennt. Wer nicht mit ihnen übereinſtimmt, wer ſeine eigene Meinung hat, ſie vertheidigt, mit guten Gründen belegt und ſie Anderen einleuchtend zu machen ſucht: von dem behaupten ſie, er wolle die Gewiſſen verwirren oder bedrücken.

Uebrigens ſcheint mir, als ob die Strömung der Geiſter innerhalb der katholiſchen Chriſtenheit nicht gegen den apoſtoliſchen Stuhl, ſondern ſehr ſtark zu ihm ſich wende; — als ob ſie alſo, die allein berechtigt iſt über Gewiſſenszwang zu klagen, da er nur ſie beträfe, aber nicht Juden und Heiden — nichts weniger als anklägeriſch geſinnt ſei."

„Die Ideen von Freiheit, von nationaler Einheit, von republicaniſchen Regierungsformen gähren in den Völkern wie Lava im Krater," ſagte Ghioray. „Ein heftiger Ausbruch — und der Felſen Petri iſt von der Erde gefegt."

„Wenn Sie ſagten: und Papſt Pius IX. wird dann zum Martyrer, ſo können Sie Recht haben!" rief Lord Henry. „Aber ein Papſt iſt nicht Eins und Daſſelbe mit dem Felſen Petri. Ein Papſt iſt ein Menſch und ſterblich wie wir Alle. Ein Dolch oder eine Krankheit bringt ihm den Tod. Doch dann tritt ein Anderer an ſeine Stelle; denn das Papſtthum lebt bis zum Ende der Zeiten."

„Eine ſolche Behauptung kann man ausſprechen, doch nicht begründen!" rief Ghioray. „Alle menſchliche Inſtitutionen dauern eine Zeit und gehen allmälig unter, wenn das Prinzip, das ſie geſchaffen hat, morſch wird. Das Prinzip und die Baſis des Papſtthums iſt die Glaubenswillfährigkeit der Katholiken und dieſe ſchwächt ſich in dem Maß, als ſie in eine gewiſſe Reibung mit Andersgeſinnten und in Contact mit dem Aufſchwung der Wiſſenſchaft und der Entwickelung der Intelligenz kommt."

„Demnach wäre es ja viel weiſer," ſagte Lord Henry lachend, „keine Revolution zu machen, die ſo viel Blut und Thränen und — Geld koſtet, und das Papſtthum ruhig ſeinem Schickſal, ſeinem Untergang zuwanken zu laſſen; — denn dem Einfluß der Wiſſenſchaft und der Intelligenz kann ſich die katholiſche Chriſtenheit um ſo weniger entziehen, als deren Herd in ihrem Schoß und im innigſten Zuſammenhang mit ihrem Glauben iſt. Allein es iſt etwas ganz Eigenes mit dem Papſtthum! Trotz aller Todesprophezeihungen und Todesurtheile will es durchaus nicht ſterben! Jetzt liegt es in den letzten Zügen! heißt es. O mit nichten! Gerade dann entwickelt ſich äußerſt überraſchend eine jugendliche Lebenskraft. Woher kommt das? — Daher: das Papſtthum iſt keineswegs eine menſchliche, ſondern eine göttliche Inſtitution. Als der Sohn Gottes zu Petrus ſprach: „„Weide meine Lämmer, meine Schafe"" — da hat Er es gegründet; und zwar auf ſo lange gegründet, als Seine Heerde hienieden weilt: bis zum Ende der Tage. Ich weiß nicht, lieber Graf, ob Sie der heiligen Schrift ein Gewicht in Glaubensſachen beilegen. Thun Sie es nicht, ſo iſt eine Verſtändigung zwiſchen uns über dieſen Punkt — und im Grunde über jeden — unmöglich. Thun Sie es aber, ſo begreiſe ich nicht, warum Sie dieſes Wort Gottes in Zweifel ziehen und doch anderen Ausſprüchen Glauben ſchenken."

„Ich bin kein Theolog und will nicht katholiſch werden," ſagte Ghioray. „Folglich iſt es nicht meine Sache, die einzelnen Glaubenslehren zu prüfen. Ich nehme die an, die man mir als wahr und auf einer Autorität beruhend, gibt" .... —

„Das iſt ja eine ganz katholiſche Geſinnung!" rief Lord Henry.

„Nicht ganz," erwiederte Ghioray lächelnd; „es folgt der Nachſatz: und die mit dem Urtheil meiner Vernunft übereinſtimmen. Der Geiſt einer Epoche iſt, wenn man deſſen Auswüchſe beſeitigt, ihre Vernunft. Ich ſchließe mich meiner Zeit an, weil ich ihr Sohn und durch tauſend Fäden mit ihr verwebt bin. Ich fordere, was ſie fordert, und ich hoffe, was ſie hofft."

„Nimmt nie die Leidenſchaft die Maske der Vernunft vor?" fragte Lord Henry; „ſpielt ſie nicht zuweilen ganz meiſterhaft ihre Rolle?"

„Das pflegt uns armen Adamsſöhnen wohl einmal zu geſchehen, ja, öfter als es ſein ſollte," entgegnete Ghioray.

„Werden in einem ſolchen Fall die Glaubenslehren von der Vernunft oder von der Leidenſchaft beurtheilt?" fragte Henry weiter.

„Sie gerathen auf ein fremdes Gebiet," rief Ghioray.

„Doch nicht!“ erwiederte Henry. „Es iſt nur, um nachzuweiſen, daß man mit der Berufung auf individuelle Vernunft, göttliche Lehre menſchlicher Leidenſchaft unterwirft; denn unſere Leidenſchaften, Eitelkeit, Hochmuth, Ehrgeiz, Selbſtſucht aller Art — verkehrte Liebe, grimmiger Haß, ſchleichen ja immer wie reißende Thiere in den Abgründen unſeres Herzens umher und ſchlagen uns, ach wie oft! plötzlich ihre wilden Klauen, ihre Geierkrallen in die Bruſt und reißen uns zu Boden.“

„O wie wahr iſt das!“ ſeufzte Blanca. Es war das erſte Zeichen von Theilnahme an der Unterhaltung. Bisher hatte ſie nur immer gedacht: Iſt's denn möglich? bin ich in Venedig? iſt denn Venedig nicht die Heimath des Carnevals und der Regatten und der Barcarolen? .... Wo iſt das geblieben? — Warum habe ich mich hieher verirrt? Dies kann unmöglich «Venezia la bella» ſein! — Da ſitzen drei Männer, beſprechen die langweiligſten Sachen von der Welt in der unverſtändlichſten Weiſe von der Welt, und keiner bekümmert ſich um mich, keiner unterhält mich! Das iſt unerhört! — Hält man mich für eine trauernde Wittwe? Nein! ſo — gutmüthig ſind ſie nicht. Oder bin ich vor Gram und Langweile ſchon ganz garſtig geworden? — Gott im Himmel, wenn zu allen meinen Leiden auch das noch käme — das wäre zu hart! — Aus dieſen melancholiſchen Gedanken erwachte ſie mit einiger Hoffnung auf ein angenehmeres Geſpräch, als ſie Lord Henry von Leidenſchaften reden hörte und ſie hielt den Moment für günſtig, um ihre Gegenwart in Erinnerung zu bringen. Er war es wirklich! Lord Henry wollte nicht weiter mit Ghioray disputiren, ſprang auf, ſchob einen Stuhl zu Blanca heran, ſetzte ſich zu ihr und ſagte:

„Meine ſchöne Schweſter, laſſen Sie mich das wundervolle Spitzengewebe betrachten, welches Elfen um die Lilien Ihrer Hände gewebt haben. Iſt es venetianiſch oder genueſiſch?“

„Venetianiſch — und es verdient alle Bewunderung,“ ſagte Blanca, ließ mit Grazie die ſchöne Spitze um die ſchöne Hand wie eine Friedensfahne wehen und vergaß bei dem Geſpräch, das Lord Henry in dieſem Ton mit ihr fortſetzte, Mißmuth und Gram.

Ghioray aber ſprach mit Conrad weiter über deſſen Reiſe nach Rom und deſſen Theilnahme für den Papſt und fragte ihn, ob er denn Lord Henry's Anſicht theile und auch katholiſch werden wolle. Doralice erſchrack vor dieſer Frage, die Ghioray ſo indifferent ausſprach, als ob es ſich um einen Theaterbeſuch handle. Conrad erwiederte lächelnd:

„Sie müſſen einen Menſchen recht characterlos finden, der Ihnen auf ſolche Fragen keine beſtimmte Antwort geben kann. Die Gräfin wird Ihnen aber ſagen, daß vor einem Jahr mein Wahlſpruch hieß: „Was weiß ich.“ Aus einem ſolchen Zweifelſyſtem, in welches ich aus Mangel an einer poſitiven Religion gerathen war, arbeitet man ſich nur langſam heraus; und das Handeln iſt eine Sache, die mir nun vollends ganz abhanden gekommen iſt. Der Zweifel macht gleichgültig gegen jede Ueberzeugung — und dieſe iſt ja die Triebfeder unſerer Handlungen. Ich muß Ihnen alſo die Antwort auf Ihre Frage, wenigſtens auf die letzte, ſchuldig bleiben. Was aber die Freiheit Italiens betrifft, ſo glaube ich durchaus nicht, was Sie ſagten, Herr Graf, daß der apoſtoliſche Stuhl ihr im Wege ſei. Die Geſchichte zeigt uns während des ganzen Mittelalters und ſo lange ſie noch eine große politiſche Macht beſaßen, ſtets die Päpſte als Beſchirmer der italieniſchen Freiheit gegen Uebergriffe der fremden Herrſcher. In Rom machten ſich zuweilen Nachklänge der altrömiſchen Republik geltend und es ſchwärmten Factionen für das «Senatus populusque romanum» in ſo aufrühreriſcher Weiſe, daß ſich die Päpſte zu verſchiedenen Zeiten vor Roms Freiheitsgelüſten in die Fremde flüchten mußten. Im vierzehnten Jahrhundert, als ſie von franzöſiſchem Einfluß beherrſcht, ihren Wohnſitz während ſiebzig Jahren in Avignon nahmen, hätte Rom ſich ja um ſo leichter in ſeiner republikaniſchen Staatsform gründen und organiſiren können, als es einen vergötterten Volkstribun beſaß und als dieſer Schwindel ſich nicht bloß auf die ewige Stadt beſchränkte. Aber bald wurde Cola di Rienzi in einem Aufruhr umgebracht. Unruhe und Zerwürfniſſe, Feindſchaften und Spaltungen dauerten fort, und erſt als die einſichtsvollſten und wärmſten Vaterlandsfreunde die Oberhand erhielten und die Päpſte zur Rückkehr nach dem verwüſteten und verarmten Rom bewogen — erſt da kehrte Friede und Ordnung zurück. Man beurtheile die Päpſte in Avignon wie man wolle! Eins iſt gewiß: ſie waren kein Hinderniß, daß Rom ſeinen Traum von republikaniſcher Freiheit und Italien ſeinen Einheitstraum nicht verwirklichte."

„Ich muß mich doch auch etwas mit Geſchichtsſtudien beſchäftigen," ſagte Ghioray. „Bis jetzt hat die Geſchichte, die man erlebt, die man machen hilft, beſonders die des eigenen Landes, mich ausſchließlich beſchäftigt — und das macht einſeitig. In der Gegenwart erfährt man nur, was die Völker wollen; aus der Vergangenheit lernt man, was ſie können."

Doralice war voll ſtiller Freude, daß Conrad's Anſichten über dieſen Gegenſtand ganz die ihren waren. Ghioray hörte ſie jetzt von einem Mann ausſprechen, der durchaus nicht auf ihrem Standpunkt ſich befand und der, gemäß ſeinem Glauben und ſeinen Lebensverhältniſſen, eher Feind als Freund des Papſtthums hätte ſein müſſen. Aber ſie ſchwieg, um nicht die Oppoſition gegen Ghioray's Anſichten zu verſtärken, was ſie überhaupt höchſt ungern anders, als unter vier Augen that. Sie hielt es für klug und gut, in Anderer Gegenwart ſo viel wie möglich im vollkommenſten Einverſtändniß mit ihrem Mann zu erſcheinen und, wenn unmöglich, dann in einer Weiſe zu ſchweigen, die ihn nicht verletzte, was bei einem eitlen und empfindlichen Mann nicht ganz leicht iſt. Doralice war die Tochter ihrer Mutter — aber gleichſam aus dem Irdiſchen in's Himmliſche überſetzt. Frau von Dertbal ſann darauf, alle Menſchen, mit denen ſie in Berührung war, für ſich, ihre Zwecke, ihre Pläne, durch ihre Liebenswürdigkeit in ganz natürlicher Weiſe zu gewinnen. Doralice hingegen wollte nur ein Werkzeug der Gnade ſein und durch übernatürliche Liebe die Seelen zu Gott hinziehen. Die Einſamkeit des Herzens hatte ſie mit aufrichtiger Reſignation als das Mittel angenommen, welches ſie zu ihrem Ziel führte. Mein Gott, du weißt es! ſprach ſie zuweilen ſtill für ſich; in meinem Herzen iſt ein Etwas, wodurch es ſich bis zur Verabgründung in ein anderes Herz verlieren könnte — und dabei käme deine Liebe und meine Seele zu kurz! Du aber ſorgſt nach meinen wahren Bedürfniſſen für mich, und gönnſt mir das, was mein Herz von der Erde ablöſt, anſtatt es an ſie zu feſſeln. Du ziehſt mich zu Dir. — —

Als zwiſchen ihrem Mann und Conrad die Rede auf Ungarn kam, nahm ſie Theil am Geſpräch und wendete es auf die eigenthümliche Natur des Landes und den eigenthümlichen Character des Volkes, weil ſie wußte, daß Ghiorav dies ſehr gern hörte und weil ſie wünſchte, ihre Zufriedenheit mit ihren Verhältniſſen, ſo weit das möglich war, vor Conrad auszuſprechen.

„Der Ungar iſt der feurige und phantaſiereiche Sohn der Puſta,“ ſagte ſie, „und dieſe, meine ich, müßte eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Wüſten des Orients und mit den aſiatiſchen Steppen durch ihre grenzenloſe Einförmigkeit und majeſtätiſche Einſamkeit haben. Nichts iſt ſchöner, als am Sommerabend ein Spazierritt in der Puſta! Unermeßlich dehnt ſie ſich aus. Nichts begrenzt den Horizont. Himmel und Erde ſchwimmen ringsum in tiefer, tiefer Ferne dämmernd in einem Duftſtreif zuſammen. Nichts feſſelt den Blick, nichts fällt in's Auge. Es ſchaut und ſchaut wie in die Unermeßlichkeit hinein. Das Ohr vernimmt keinen Ton, keinen Laut. Man meint, daß man den verdorrten Grashalm rauſchen und die in ſtiller Luft tanzenden Mücken ſchwirren hören könne. Die endloſe Ebene, verbrannt von der flammenden Sommerhitze, hat einen gelbbräunlichen Farbenton, dem die ſinkende Abendſonne etwas Goldiges, Glitzerndes gibt. Das Abendroth iſt ſo glühend, daß es den ganzen weſtlichen Himmel in feuriges Roſenroth, in ein Rubinlicht taucht, von deſſen Wiederſchein ſogar der öſtliche Himmel mit zartem Roth überhaucht erſcheint. Ich weiß keine Scenerie der Natur, in welcher ich mich mehr als Seele gefühlt hätte. Blühender, reicher, bunter, wechſelvoller — ſind tauſend Stätten! die eine lacht uns an, die andere umwebt uns mit romantiſchen Bildern, die dritte berauſcht uns durch ihre Fülle von Farben und Formen; aber die Puſta thut das Alles nicht! ſie athmet eine gewiſſe Ur-Poeſie aus: die Schwermuth der Leidenſchaft."

„Welch ein Gegenſatz zu Ihrem heimathlichen Rheingau!" rief Conrad.

„Kaum läßt ſich ein größerer denken," ſagte ſie.

„Und Du behältſt doch immer eine Vorliebe für Deinen Rhein!" rief Ghicray.

„Er iſt meine Heimath, das Land meiner Jugend," ſagte ſie ſanft. „Das liebt man, wie man das Vaterhaus und die Mutterſprache liebt, inſtinctmäßig, unausrottbar."

„So liebe ich meine Buchenwälder und meine alten Eichen im grünen Holſtein, am Strande der blauen Oſtſee," rief Conrad.

„Aber am Rhein gibt es keine Einſamkeit," ſagte Doralice, „da iſt ein Kommen und Gehen und Treiben ohne Ende; das zerſtreut und betäubt! Ich liebe die Stille. Ich glaube, der innere Menſch lebt mehr und intenſiver in ihr. Und darum liebe ich auch die Puſta: ſie gibt mir das Gefühl eines Lebens, das unabhängig von all dem Tumult der Welt iſt. Doch dürfen Sie nicht glauben, Herr von Friedingen, daß ganz Ungarn ſo beſchaffen ſei! Es hat Rebenhügel mit kräftigen Trauben, und Wälder, die eine Art von Wildniß ſind, und üppige Wieſen, durch welche weiße Rinder mit mächtigen, weitgeſchwungenen Hörnern ziehen, von Hirten gehütet, die zu Pferde ſitzen, und deren breiter Hut ihr gebräuntes Geſicht, mit ſcharfgeſchnittenen, dunkeln Augen und ſchöner, gerader Naſe verſchattet: ernſte, ausgeprägte Phyſiognomien, in denen der materielle Character nicht vorherrſchend iſt, und deshalb intereſſant. Dabei iſt's ein fröhliches Volk! lauter geborene Sänger und Tänzer. Auch ein intelligentes Volk, aus dem viel Gutes gemacht werden könnte, wenn es in richtige Bahnen eingelenkt würde, der Selbſtüberſchätzung Valet ſagte, ſich ſeinen wahren Fähigkeiten gemäß entwickelte und ſich nicht von der revolutionirenden Partei, die heut zu Tage ganz Europa zu untergraben trachtet, in ſeiner beſten Kraft zerfreſſen ließe."

„Wir müſſen uns ſelbſt zu helfen ſuchen," ſagte Ghioray, „indem wir eine drohende Stellung einnehmen. Wer kein Mißvergnügen äußert, wird als zufrieden betrachtet — und mit Recht."

„Aber dieſe Aeußerungen ſollten nicht vom geſetzmäßigen Wege abweichen," erwiederte Doralice, „und nicht geſetzwidrige Mittel anwenden. Die revolutionäre Wühlerei hat etwas gar zu Niederträchtiges, weil ſie die böſen Leidenſchaften der Menſchen aufſtachelt, den Verrath bezahlt und Treuloſigkeit erkauft."

„Ich wundere mich, daß Sie ſich hier, wo man ſie auch zu treiben ſucht, niedergelaſſen haben," ſagte Conrad. „Ich meine, es müßte hier viel Verſtimmung und viel Schmerzliches zuſammentreffen.“

„Wo in der Welt iſt es denn jetzt anders?“ fragte Doralice und Ghioray ſagte:

„So ſehr ich mich auch für Italien intereſſire, geht es mir doch nicht ganz ſo zu Herzen, wie mein eigenes Land; und da dort die Aufregung ſehr groß iſt und die Anſteckung nahe liegt — und da ich hier das Haus habe, das Clima meiner Frau zuſagt und der Winter einen großen geſellſchaftlichen Kreis von Fremden herführt: ſo iſt uns Venedig ein angenehmer Aufenthalt.“

„Alſo treffe ich Sie hier, wenn ich im nächſten Frühling wieder gen Norden ziehe?“ fragte Conrad.

„Bis Mitte April denken wir hier zu bleiben,“ entgegnete Ghioray, „und wir werden uns ſehr freuen, zu hören, ob Ihre gegenwärtige „große Idee“ Ihnen Stich und Farbe gehalten habe — oder nicht.“

„Bleibt Ihre Abreiſe auf morgen feſtgeſetzt?“ rief Lord Henry zu Conrad hinüber. „Und wenn das iſt — wollen wir zuſammen die Reiſe machen?“

Conrad nahm gern den Vorſchlag an. Er hoffte Manches von Lord Henry zu lernen und der Grund, weshalb er im vorigen Jahr eine kleine, ſtille, uneingeſtandene Feindſeligkeit gegen ihn ſpürte, beſtand nicht mehr. Lord Henry ſagte zu Ghioray:

„Erlauben Sie, daß ich meine Kinder bei Ihnen laſſe? — Doralice frage ich nicht; denn ich bin ihrer Antwort gewiß."

„Der meinen auch — hoffe ich!" ſagte Ghieray. „Reiſen Sie getroſt! Ihre Kinder ſind bei Doralice gut aufgehoben, und ſind uns ein Unterpfand, daß Sie nicht allzulange wegbleiben werden."

„Beſter Henry," ſagte Blanka, „könnte ich mich nicht Ihnen anſchließen? .... ich wünſchte längſt Rom zu beſuchen."

„Meine ſchöne Schweſter," entgegnete Lord Henry lachend, „ehe Sie ſich mit Ihren Kammerfrauen und Koffern, mit Ihren Hunden und Papageien auf die Reiſe machen, ſind Herr von Friedingen und ich in Rom, denn wir reiſen mit dem Courier."

„Verläumdung, Henry! ich reiſe nicht mit anderen Papageien, als mit meinen Zofen; habe nur ein Hündchen, das gewiß Gnade vor Ihren Augen fände, da es eines der reizendſten Exemplare von King-Charles-Breed iſt — und Dien hat ſein Eichhörnchen. Das iſt Alles."

„Sehr wenig für Sie — aber doch zu viel für uns, meine ſchöne Schweſter," ſagte Lord Henry entſchieden. „Wenn Sie es aber wünſchen, will ich Ihnen eine Wohnung beſtellen."

„Nein, das nicht! Ganz allein — mag ich nicht ſo weit reiſen! ich gehe lieber etwas nach Mailand, da Paris mich für dieſen Winter wenig anzieht."

Ein allgemeiner Ausruf ſtaunender Mißbilligung antwortete ihr; aber Blanca ſagte:

„Die politiſchen Verhältniſſe gehen uns Frauen nichts an. Es betrifft mich ja gar nicht, ob Mailand zu Oeſterreich oder zu Sardinien gehört. Vielleicht iſt die Geſellſchaft dort ſehr unterhaltend und anregend. Leute, die Revolution auf politiſchem Gebiet machen, wirken überdas auch immer für die Verbeſſerung der ſocialen Inſtitutionen — und die kommen den armen, unterdrückten Frauen zu gut, deren „Schmerzensſchrei“ denn doch auch endlich berückſichtigt werden muß.“

„Blanca,“ ſagte Doralice bittend, „verſchone uns mit dieſen Redensarten, von denen jeder vernünftige Menſch weiß, was er zu halten hat. Der „Schmerzensſchrei“ der unterdrückten Frauen iſt nicht bloß eine Heuchelei, er iſt auch eine Lächerlichkeit; denn man weiß ſehr gut, daß Diejenigen, welche den „Schmerzensſchrei“ ausſtoßen, ſich längſt der vermeintlichen Unterdrückung entzogen haben. Wenn die Frauen wieder anfangen chriſtliche Gattinnen und Mütter — und ſich ihrer Beſtimmung und Würde bewußt zu werden: ſo wird der „Schmerzensſchrei“ verſtummen. Aber politiſche und ſociale Revolutionen bewirken das nimmermehr, denn dieſe ſind ja immer gegen Treue, Ehre und Pflicht gerichtet, und nur das Weib, das auf dem Boden unerſchütterlich feſt ſteht, wird entweder überhaupt nicht unterdrückt, oder mit einer ſolchen ſittlichen Kraft ausgerüſtet, daß ihm äußere Unterdrückung eine höhere innere Freiheit bringt.“

Alle ſchwiegen; auch Blanca, denn ſie ſprach bei ſich ſelbſt: Ich werde meinen Weg nach Paris über Mailand nehmen! Ich kenne ja Den und Den und Die — lauter angenehme Menſchen! … und um ihre politiſchen Anſichten bekümmere ich mich nicht. Politiſirende Männer ſind ohnehin meine horreur. Freilich …. theologiſirende noch mehr! aber von dieſer Species hatte ich bis jetzt keine Ahnung. Sie war mir für Venezia la bella aufbewahrt! Mein Gott, welche Enttäuſchungen hat man! welche Erfahrungen macht man! — —

Am andern Morgen reiſten Conrad und Lord Henry gen Rom und Doralice, knieend vor dem ewigen Opfer in Maria Salute, dankte Gott für die ungeahnte, wunderbare Gnadenfülle, mit welcher er in dieſen vierundzwanzig Stunden ſie überſtrömt hatte. Daß ihr himmliſcher Sinn dieſe Gnaden herabgezogen haben könne — fiel ihr nie ein. Das Licht in ihrem Herzen war ſo lauter und ſo groß, daß es nur die Liebe Gottes umleuchtete; nie ihr Ich! — das blieb im Schatten. Aber wenn ſie Gott dankte, daß er Conrad auf den Weg der Wahrheit geleitet hatte, ſo dankte ſie ihm eben ſo innig, daß Conrad jetzt nur erſchienen ſei, um ihr dieſen Troſt zu bringen und alsbald wieder zu verſchwinden. War ihr Intereſſe für ihn ſchon ſo groß geweſen, als er noch nicht mit ihr in den höchſten Fragen übereinſtimmte, ach! wie hätte es ſich ſteigern können jetzt — wenn ſie mit demſelben Blick ſahen, mit demſelben Schritt gingen, von demſelben Geiſt lebten, mit demſelben Herzſchlag liebten! — Es wollte ein unausſprechliches Weh, ein Auge in ihrer Bruſt aufſchlagen; es wollte wach werden ein Schmerz ohne Namen, in deſſen Bitterkeit das einſame Herz ſchwimmt, und ſich untergehen laſſen möchte, wie der kranke Schwan, der von den Seinen verlaſſen, einſam auf dem See zurückbleibt, den Kopf unter dem Flügel verbirgt und in die ſtille Fluth verſinkt. Aber Doralice riß ſich aus der momentanen Schwäche auf und flüchtete an das liebedurchwundete Herz ihres Gottes und mit dem tiefen Anruf: Dein bin ich! hilf mir! — zog die übernatürliche Energie, die der Menſch braucht zum Kampf gegen ſich ſelbſt, in ihre Seele ein und mit unbeſiegbarer himmliſcher Zärtlichkeit umfing ſie wieder das Kreuz, das vielgeliebte, das ihr nicht bloß ein Marterholz — ſondern eine lebendige, duftende Balſamſtaude war, die ihr ganzes inneres Sein mit wunderbarem Troſt durchrankte.

* * *

Glauben und Wiſſen.

Als Conrad und Lord Henry ſich ſelbſt ſuchten — waren ſie Feinde; als ſie Gott ſuchten — wurden ſie Freunde. Dieſer innerlichſte Grund aller Zerwürfniſſe und alles Friedens unter den Menſchen, machte ſich auch bei ihnen geltend. Gemeinſame egoiſtiſche und materielle Intereſſen verbinden zwar auch, doch nur ſo lange, bis ihr Ziel erreicht, ihre Speculation geglückt iſt. Im Allgemeinen vereinzeln ſie den Menſchen, denn Jeder iſt Jedem bei ſeinem Rennen und Jagen nach Vortheil, Gewinn und Genuß im Wege. Aber auf dem Pfade zu einem übernatürlichen Ziel, dem alle irdiſchen Intereſſen untergeordnet werden, verliert der menſchliche Egoismus die furchtbare Ausdehnung, zu welcher er in der Weltluſt anſchwillt und Alle haben bei einander Platz.

Lord Henry konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er in Rom eintreffen und ſeine letzten Vorbereitungen zu ſeinem letzten Schritt machen werde. Er hatte ſchon ſeinen Plan entworfen.

„Die Dogmen der Kirche kenne ich,“ ſagte er zu Conrad. „Ich muß mir nur ihre innere Begründung und ihren nothwendigen Zuſammenhang in manchen Punkten noch klarer machen. Dann ſtudire ich ihre Inſtitutionen, ihre Geſetze, ihre Organiſirung, ihre Kräfte, ihre Mittel. Sie ſoll mir vertrauter werden, als mein eigenes Haus und mein eigenes Familienarchiv. Und bin ich in ihren Geiſt und ihr Leben nach dem Maß meiner Fähigkeiten eingedrungen — habe ich mich, wie der Bononiſche Stein, ſo vollgeſogen mit Licht, daß ich Licht geben kann: dann nehme ich meinen Plan des vorigen Winters wieder auf und ſuche den Eintritt in's Parlament.“

„Glauben Sie, daß England nicht vor der Hand bei ſeiner Politik bleiben werde? und wenn das iſt — warum wollen Sie ſich in dieſe Lügen und Intriguen einlaſſen, die doch gar keinen andern, als einen nichtswürdigen Erfolg haben;“ entgegnete Conrad.

„Um ſie zu bekämpfen!“ rief Lord Henry. „Im vorigen Winter ließ ich dieſen Plan fallen, weil ich nicht wußte, mit welchen Waffen und für welche Sache ich denn eigentlich kämpfen könnte. Aber nun bin ich ihrer gewiß! das mit Füßen getretene Recht und die verläumdete Wahrheit ſollen in mir ihren Kämpen finden und werden mir ſchon Stimme und Worte geben, um ſie zu vertheidigen.“

„Man wird Sie nicht wählen! — zuerſt nicht, weil Ihre Anſichten nicht populär ſind; und dann nicht, weil Ihre Gegner alle Mittel in Bewegung ſetzen würden, um Ihre Wahl zu hintertreiben.“

„So habe ich doch mindeſtens meine Schuldigkeit gethan und mich zum Kampf gemeldet,“ entgegnete Lord Henry gleichmüthig.

„Und hätten Sie Ihre Wahl durchgeſetzt, ſo würden Sie doch weiter nichts erreichen, als ſich ein über das andere Mal überſtimmt zu ſehen.“

„Der Grund hält mich ſo wenig zurück, als der treue Soldat von der Ueberzahl des feindlichen Heeres vom Kampf zurückgeſchreckt wird!“ rief Lord Henry. „Und dann kann ich auch nicht glauben, daß unter der großen Maſſe der Verblendeten nicht auch Viele ſich befinden ſollten, welche mit Abſcheu auf das Syſtem der Heuchelei blicken, das zu Gunſten der Ungerechtigkeit und des alten Haſſes gegen die katholiſche Kirche jetzt obenauf iſt. Es kann auch wieder fallen und furchtbar wird es fallen, wenn die revolutionären Elemente, die England in Italien beſchützt, auf dem eigenen Boden in Flammen aufſchlagen. Daß dieſe reichlichen Brennſtoff finden — wer bezweifelt das! das Proletariat in ſeiner materiellen und geiſtigen Verkommenheit, die Unmaſſe von Fabrikarbeitern, die, gleichſam in der Fabrik und für ſie geboren, als Leibeigene des Maſchinenweſens leben und ſterben — die furchtbare Armuth, die ſittliche

Entartung, der gänzliche Mangel an Religion in einer ſo großen Maſſe des Volkes — wenn das nicht ein üppiger Revolutionsſame iſt, ſo gibt es keinen! und wer den in's Auge faßt, läßt ſich nicht betäuben durch die Fanfaren, daß England Freiheit und Aufklärung vertrete, beſchütze und verbreite. Wer einen Blick des Verſtändniſſes für dies immenſe Elend hat, der weiß, daß, wenn irgendwo in der Welt! hier eine Regeneration eintreten muß. Und dieſe Erkenntniß .... ich hoffe es mit Zuverſicht! haben Viele! Verbinden wir uns, ſammeln wir, Jeder in ſeiner Weiſe und auf ſeinem Felde, das Material zu dem Rieſenwerk einer wahren Wiedergeburt: ſo kann vielleicht noch das Böſe erſtickt und ausgerottet werden — oder es wird wenigſtens ein ſo energiſcher Widerſtand geleiſtet, daß aus einem tüchtigen Kampf eine neue Epoche von Wohlfahrt, Ehre und Ruhm der Nation, auf Grundlage der ächten Brüderlichkeit, der chriſtlichen Charitas, hervorgeht."

„Wie Sie thatendurſtig ſind!" ſagte Conrad lächelnd.

„Ja!" rief Lord Henry, „ich muß mit dem Pfunde wuchern, das die Gnade in meine Hand hat fallen laſſen. Ich muß handeln für Das, was ich liebe. Nie habe ich anders geliebt, als glühend. Jetzt liebe ich glühend meinen Gott, meinen Glauben, meine Kirche — und haſſe folglich eben ſo glühend den Teufel und was mit ihm zuſammenhängt. Ich muß ihm zu Leibe gehen.

Das ſteckt in meiner Natur! Es iſt ein Punkt, durch den mich die katholiſche Kirche ganz unausſprechlich anzieht, daß ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden, für ihre Glieder und ihre Kinder, deren Regeneration erſtrebt. Sie ſchickt nicht die Bibel und den Catechiſmus zu den Bekennern anderer Confeſſionen, ſondern ſie ſorgt dafür, daß ihr Volk in der Schule und Kirche das Evangelium kennen — und außerhalb derſelben durch tauſend Werke der Barmherzigkeit lieben lerne. So hat Chriſtus es gemacht! das iſt practiſch, das ergreift Kopf und Herz! das iſt mein Fach; mir genügen nicht die Abſtractionen — und nicht bloß handeln — nein! leben muß ich für das Geliebte."

Conrads Fach war das gar nicht. Er hatte ſich deſſen entwöhnt und immer in der Vereinzelung geſtanden; das heißt, er hatte immer gefühlt, daß kein innerlicher, unabweislicher Lebensverband ihn mit der ganzen Menſchheit verknüpfe. Seine Geburt, ſeine Stellung legten ihm gewiſſe traditionelle Pflichten auf und aus dem Naturgeſetz entſprangen für ihn Beziehungen zu Anderen; aber das große Liebesgeſetz, die Einheit in Chriſtus, welche die Kirche darſtellt und vermittelt — ſie war ihm fremd — und darin beſtand der wahre Grund ſeiner Vereinzelung.

Als ſein Sommertraum, wie er die Tage im Rheingau nannte, dahin war, verſenkte er ſich Anfangs in kalte Reſignation. Doch dieſe Stimmung dauerte nicht lange, denn er hatte Doralice wahrhaft geliebt; und es iſt gewiß eine große Gnade von Gott, daß dies Gefühl, welches ach! ſo ſchmählich und ſo häufig erniedrigt und entweiht wird, doch auch zum Leitfaden werden kann, der aus einem finſtern Labyrinth zum lichten Ausweg führt. Doralice gehörte in ſeinen Augen nun einmal nicht zu der großen Maſſe der Frauen, die ohne eine ſtark hervortretende Licht- oder Schattenſeite in einem gewiſſen Dämmerungszuſtand ihrer Fähigkeiten eine paſſive Exiſtenz mehr verleben, als leben. Aber ſie gehörte auch nicht zu den ausgezeichneten Frauen, die durch hervorſtechende Eigenſchaften des Gemüths, des Geiſtes, der Liebenswürdigkeit in ihrem Kreiſe und darüber hinaus einen großen Einfluß üben.

Doralice war für Conrad eine ganz beſondere Frau, die einer wunderbaren Lichtflamme — war's im Herzen, war's im Kopf! folgte — ein Geſetz und ein Ziel nie aus den Augen .... und nie die Richtung auf ſie verlor; und dies Geſetz und dies Ziel waren himmliſcher Art, waren nicht willkürliche Erfindungen ſelbſtſüchtiger und eitler Täuſchung oder phantaſtiſchen Stolzes oder halt- und regelloſer Schwärmerei. Er beſann ſich, ob er nicht blind für ſie eingenommen, nicht befangen durch die Anmuth ihrer Erſcheinung ſei. Und wenn es wäre, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ich ſie lieblicher finde, als je ein weibliches Weſen, ſo muß ich doch immer behaupten, daß der Grundzug und Character ihrer Liebenswürdigkeit etwas Uebernatürliches iſt; denn das Natürliche, welcher Art es ſei, leidet immer Schwankungen. Aber ſie! .... wie die Aurora dem Morgenſtern nachgeht, ſo wandelt ſie dahin. Und umſonſt ſollte ich ihr begegnet ſein .... zwiſchen Himmel und Erde! Umſonſt ſollte ich ein Weſen angetroffen haben, deſſen innere Kraft groß genug iſt, um die widrigſten Schickſale in den harmoniſchen Frieden ihres Seins abzuklären! Und ich ſollte nicht ſuchen, die Ideen zu ergründen, von denen und für die ſie lebt .... und denen ſie ihren Seelenadel, ihre Opferwilligkeit verdankt! — Denn ſie hat ſich geopfert: ich weiß es! ich habe ſie geſehen vor dem Gnadenbild der Mater dolorosa! .... das waren keine Freudenthränen .... das war nicht die frohe, bräutliche Zuverſicht, die ſich heiligen will, bevor ſie einem geliebten Herzen entgegen eilt! Ja, ſie wollte ſich heiligen .... aber zum Opfer! — Ob die Welt es weiß .... ob die Familie? — Wohl kaum! oder doch nicht ganz. Sie hat ein ſchweigendes Herz .... ein unergründliches Herz! Es ſchaut auf den Morgenſtern .... über die Erde hinweg. O ich muß aber wiſſen, was das iſt! — und ob ſie ſelbſt nicht die geheimnißvolle Erlöſerin iſt, von der meine Seele geträumt hat! —

Seine Geſundheit hatte ſich auffallend gebeſſert. Wie aus dem Grabe erſtanden erſchien er allen ſeinen Freunden. Iſt mir das Leben zum zweiten Mal geſchenkt, ſprach er zu ſich ſelbſt, bin ich von den Todten auferſtanden: ſo will ich doch zu enträthſeln ſuchen, ob dies Geſchenk keine höhere Beſtimmung hat, als mich in Grünau athmen zu laſſen.

Man glaubte, Conrad werde nun, nachdem er ſeine Kränklichkeit und die Trauerfälle in ſeiner Familie überwunden und verſchmerzt hatte, ernſtlich daran denken, ſich zu verheirathen; doch nicht das leiſeſte Zeichen gab dieſe Abſicht kund. In ſeinem Herzen war er ferner denn je davon. Als er den größten Theil des Winters in München zubrachte, gerieth man auf den Gedanken, er wolle aus der Fremde eine Frau in ſein Haus führen. Er machte aber alle Combinationen zu Schanden, beſuchte auch dort ſehr wenig die Geſellſchaft, ſondern las und ſtudirte viel — namentlich Bücher, die ihm in Grünau unerreichbar geweſen wären: unzählige Controversſchriften. — Wo war der Felſen, von dem ſein Albumblatt ſagte: Auf ihn will ich meine Kirche bauen!

Bei dem Ausbruch des lombardiſchen Krieges gab es wohl in ganz Deutſchland kein gerades, ehrliches, deutſches Herz, das nicht für den Sieg der Sache, die Oeſterreichs Waffen vertheidigten, geſchlagen hätte. Das deutſche Volk fühlte die Ehre, die darin lag, daß eine deutſche Großmacht das Schwert zog, um das Lügengewebe zu zerſchneiden, welches die franco-ſardiſche Politik um Europa ſpann; daß eine deutſche Großmacht das Herz auf dem rechten Fleck hatte und nach alter, edler, ritterlicher Art den Handſchuh aufhob, den jene Politik, freilich in der allerunedelſten Weiſe, mit Worten die That verläugnend, Nein — auf den Lippen, Ja — in den Handlungen! — nicht frei und redlich hingeworfen, ſondern verſteckt und hämiſch hatte fallen laſſen. Wie der Menſch inſtinctmäßig vor einer Schlange ſchaudernd zurücktritt, ſo erſchauderte das deutſche Volk mit dem richtigſten Inſtinct, den es ſeit vielen Jahren geäußert hat, vor der franco-ſardiſchen Verbrüderung und Politik. Die Tragweite derſelben mochte ihm nicht klar ſein — es mochte nicht wiſſen, daß dieſe Verbrüderung die Vernichtung des poſitiven Rechtsſtandes und die Legitimirung des Rechts des Stärkeren, d. h. des Fauſtrechts modern zugeſtutzt im Auge habe, um in Europa nach der Farce der Volksſouveränetät die Tragödie der blutigen Dictatur aufzuführen; aber der geſunde Menſchenverſtand ſagte dem deutſchen Volk, daß es nichts Gutes von dieſer Verbrüderung erwarten dürfe; daß es jetzt die Wahl habe, ob es ſich für das Recht oder für die Revolution entſcheiden wolle; daß es dieſer die Stirne bieten, ſich zu Oeſterreich halten und ſich ſchlagen müſſe — nicht nur für das Brudervolk, ſondern hauptſächlich, um Proteſt einzulegen, daß im deutſchen Volk Ehrgefühl und Rechtsbewußtſein nicht ſo abgeſtorben ſei, wie in den Cabinetten europäiſcher Großmächte. Als Kaiſer Franz Joſephs Manifeſt „An meine Völker“ erſchien — als er darin die Hoffnung ausſprach: „Ich hoffe, in dieſem Kampf nicht allein zu ſtehen“ — da war ein entſcheidender Moment! da regte ſich ein Geiſt in dem „Reich deutſcher Nation,“ um den Alp abzuſchütteln, unter dem es ſeit Jahrhunderten ohnmächtig ſchmachtet, da wollte es ſich in Mannesthat zur Einheit erheben. Der Moment ging unbenutzt vorüber, Dank der Politik „der freien Hand“; Dank jener Preſſe, die der franco-ſardiſchen Alliance würdig iſt; Dank jener Partei, die ihre beſonderen Intereſſen und ihre Phantaſien höher hält als Deutſchlands Ehre. Der Alp wurde wieder dem deutſchen Volk auf's Herz gewälzt! — Und nun ſchlafe nur fort, du alter Barbaroſſa, in der Felſenhöhle des Kyffhäuſer Berges, wo du, nach der uralten Volksſage, einen Zauberſchlaf ſchläfſt, bis Deutſchlands große Stunde ſchlägt. Sie hat geſchlagen. Die Trommeten und Fanfaren eines Krieges, der Heldenſinn wach rief, ertönten. Du regteſt dich. Die Berggeiſter, die dich bewachen, wollten dir ſchon zurufen: Stehe auf, o Kaiſer, die Stunde iſt da! — Aber ſie wurde überhört, übertäubt! ſie iſt dahin. Schlafe nur fort, du alter Kaiſer! Deutſchland ſchläft auch ſchon wieder! — —

Conrad fühlte dieſen Jammer und dieſe Erniedrigung in tiefſter Seele. Aber er war nicht unabhängig und nicht entſchloſſen genug, um das zu thun, was er am liebſten gethan hätte: den lombardiſchen Krieg mitmachen. Die Deutſchen ſind nun einmal ſo wenig an irgend eine Art von Freiheit gewöhnt, daß Jeder, möge er in noch ſo unabhängiger Lage und Stellung ſein, ſich ganz ſcheu umſieht, was wohl die Anderen thun und ſagen; und dann macht er es wie ſeine Mitbürger und ſeine Standesgenoſſen, oder wer eben maßgebend für ihn iſt. Der Engländer ſcheut ſich gar nicht, für ſich allein aufzutreten und zu handeln. Kommt dabei manches Bizarre und Extravagante zum Vorſchein, ſo wird doch andererſeits die Selbſtſtändigkeit und Entſchiedenheit gekräftigt, an denen die großen Entſchlüſſe und Handlungen reifen. Wie Conrad erwogen, bedacht und überlegt hatte, was er thun ſolle, gab es für diesmal nichts mehr zu thun: — der Krieg war zu Ende — vor der Hand. Aber zu einer wichtigen Einſicht war er denn doch mit allen ſeinen Betrachtungen gekommen: die Zeichen der Zeit deuteten, trotz aller officiellen Friedensverſicherungen, auf einen Kampf und einen Krieg, deſſen Schauplatz nicht mehr in Italien „localiſirt“ bleiben, ſondern der, trotz aller Nichtintervention, Europa ergreifen werde. Dieſer Kampf dreht ſich nur für die große Maſſe der Oberflächlichen um politiſche und ſociale Fragen. Das letzte Wort aber, um das es ſich handelt, iſt das religiöſe Element. Die Einen wiſſen das nicht und die Anderen wollen es nicht wiſſen; aber die Gegenſätze von Rebellion und Autorität polariſiren ſich dermaßen, nehmen einen ſo ungeheueren, von Tag zu Tage wachſenden Umfang und eine ſo ſchneidende Schärfe an, daß das Gebiet der Politik, die Beziehungen der Staaten zu einander — eine viel zu enge Wahlſtatt für dieſe beiden feindlichen Heere ſein würde, die einer Todesſchlacht entgegen gehen — und, ſie mögen wollen oder nicht, entgegen gehen müſſen! Das Gebiet der Religion allein iſt groß und weit und fundamental ſicher genug, um ſich dem bevorſtehenden Kampf unterbreiten zu können. Rebellion und Autorität oder mit anderen Worten, Unglaube und Glaube: das ſind die beiden Banner, die über dieſem Weltbrand wehen werden. Ob man das Verlangen nach einem größeren Maß politiſcher oder bürgerlicher Freiheit in den Vorgrund ſchiebt, oder nach nationaler Selbſtſtändigkeit dieſes und jenen Volkes, oder nach republicaniſchen Staatsformen — das Alles iſt nicht das letzte Wort, iſt nicht das Endziel! ſondern das iſt: Chriſtenthum oder Heidenthum, Gott oder Götze, Chriſtus oder Belial. Daher auf der einen Seite der unausſprechliche, maßloſe, giftige Ingrimm gegen die Kirche, gegen ihre Inſtitutionen, gegen jede Lebensäußerung, die prinzipiell in ihrem Boden wurzelt; daher der Haß gegen die Legitimität, das hiſtoriſche Recht und jede edle Tradition; daher die Acht und Aberacht, die gegen Oeſterreich geſchleudert wird, weil es der einzige kampfbereite Wächter dieſer großen und erhabenen Traditionen von feſten Prinzipien, von Würde der Kronen, von Ehre in der Politik, von bindender Kraft der Verträge, von Völkerrecht, von Treue und Pflicht, mit einem Wort: weil es in Europa ein Bollwerk gegen die Geiſteskrankheit der Gegenwart — die Revolution iſt. Dieſe Schärfe der Gegenſätze ſah Conrad ein und darin erkannte er einen ungeheueren Vorzug der Zeit: ſie drängt zur Entſchiedenheit hin. Sie läßt die Lauheit und die Perpendikelſchwankung immer weniger zu. Sie treibt mit unerbittlicher Logik jeden Satz zu ſeiner äußerſten Conſequenz, und erlaubt nicht mehr, daß ein gerader, aufrichtiger Sinn — daß Augen, die ſehen wollen — daß Ohren, die hören wollen, ſich täuſchen könnten über Gang und Ziel der Welt. Das iſt das Herrliche und Große in unſerer Zeit, das iſt ihre Lichtſeite: ſie begehrt entſchiedene Charactere, ſtarke Herzen, fähig aller Opfer, ja des Marterthums, für die heilige Sache der Wahrheit. Und das iſt ein Zeichen, daß ſie in den Plan Gottes gehört und nicht ein bloßes Phänomen des Satans iſt: eine Wiedergeburt der Chriſtenheit, eine Verherrlichung des Kreuzes, ein Oſtertag der Kirche ſoll aus ihr hervorgehen. —

Kaum waren ſie in Rom angelangt, als Lord Henry auch ſchon die nothwendigen Schritte that, um die Schranken zu entfernen, die ihn von der katholiſchen Kirche trennten. Das war ſehr leicht und ging ſehr ſchnell; denn ſo wie es ihm klar geworden war, daß ſein Anglicanismus ſtatt einer Verbeſſerung der Kirche — eine Verſtümmelung derſelben ſei, ging er gerades

Weges auf die Pforte zu, welche den Eingang zur ewigen Wahrheit eröffnet und legte feierlich ſein Credo ab, worauf denn der Empfang der heiligen Sacramente der Buße, der Euchariſtie und der Firmung ihn zu einem lebendigen Gliede am myſtiſchen Leibe Jeſu machte. Dies war ſein erſtes Geſchäft in Rom.

„Den Act mußte ich vollziehen, um dem Drang meiner Ueberzeugung und der Stimme meines Gewiſſens, unabhängig von allen Eindrücken, die ich hier empfangen könnte, zu folgen;" ſagte Lord Henry zu Conrad, während ſie auf dem einſamen Esquilin, vor der majeſtätiſchen Baſilica Sta. Maria Maggiore auf und nieder gingen. „Was ich hier auch ſehen möge, welche Monumente der Geſchichte oder der Kunſt mir als die Beſiegelung der Aechtheit des Glaubens der Kirche entgegen treten werden: nicht auf ſie wollt' ich warten und nicht ihrer bedurfte es, um mich zum Credo des Tridentiniſchen Concils zu beſtimmen."

„Sie ſind beneidenswerth in Ihrer unüberwindlichen Entſchiedenheit," ſagte Conrad.

„O!" rief Lord Henry, „was die Entſchiedenheit betrifft, ſo gibt es ein probates Mittel, um ſie zu erlangen: man muß entſchieden ſein wollen, man muß die Wahrheit glauben wollen; und wenn dann auch noch Zweifel ſich regen, welche ja die geborenen Baſtardbrüder unſerer Glaubenskraft ſind, dann muß man handeln, als wäre man im vollen Beſitz der Wahrheit und als hätte ſie ſich ſchon des ganzen Willens und der vollen Intelligenz bemeiſtert.“

„Gerade das iſt nur etwas ſchwer,“ ſagte Conrad lächelnd.

„Das finde ich nicht!“ entgegnete Lord Henry. „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſich zuvor gründlich mit der Lehre bekannt macht und ihrem inneren Zuſammenhang folgt; ſie entſpricht den Bedürfniſſen unſerer Vernunft, unſeres Herzens; ſie läßt keine Lücke weder in ihrer Logik noch in unſerem Bewußtſein; ſie verletzt nirgends weder unſer Gewiſſen noch unſere Ideale; ſie trägt alſo augenſcheinlich das Gepräge einer göttlichen Geſetzgebung; und da ſollte es ſchwer ſein, zu dem Schluß und Entſchluß zu kommen: Der Geiſt dieſer Lehre iſt ein göttlicher: alſo — will ich ſie annehmen und ihr gemäß mein Leben, meine Handlungen, mein Thun und Laſſen einrichten. — Finden Sie darin eine Gefahr für Ihr Gewiſſen, Ihre Tugend, Ihre Menſchenwürde? Beleidigen Sie dadurch das Gefühl des Guten, Wahren und Schönen, das Sie in Ihrer Bruſt tragen? Begehen Sie damit ein Sacrilegium gegen eine höhere, heiligere Ueberzeugung? — Gewiß, Sie müſſen dieſe drei Fragen mit voller Aufrichtigkeit verneinen, ſobald Sie die wirkliche katholiſche Lehre und nicht das Zerrbild kennen, das ihre Gegner willkürlich von ihr gemacht haben, und das mit Glück und Beifall durch unſere Schulen, unſere Journale, unſere Romane und unſere Vorurtheile curſirt. Nun wohlan! da nirgends Ihnen ein Nachtheil entgegen tritt, ſo iſt es doch wohl einer kleinen Selbſtüberwindung werth, jenen Verſuch zu machen! Was gibt es Edleres für ein denkendes Weſen, als die Wahrheit zu ſuchen? Wer daran geht mit Verläugnung ſeiner natürlichen Neigungen, ſeiner vorgefaßten Lieblingsideen, ſeiner geiſtigen Steckenpferde, — wer nichts ſucht als die Offenbarung Gottes zum Leitfaden durch die Zeit in die Ewigkeit, der findet ſie auch. Und der Gott der unſere Seele geſchaffen hat mit dem Verlangen nach der Offenbarung und nach ihrem Ziel, der wird ſie wahrlich nicht im Stich laſſen, wenn ſie beginnt den Weg einzuſchlagen, der ſeiner Abſicht entſpricht! Der wird ihr himmliſche Hülfe und Erleuchtung und Kräftigung zuſchicken, um ſie über Felſen des ſittlichen Widerſtandes und über Abgründe geiſtiger Zweifel hinweg zu heben.“

„Alſo muß man ſich doch immer gewiſſermaßen zur Reiſe in ein unbekanntes Land einem unbekannten Führer anvertrauen,“ ſagte Conrad nachdenkend.

„Nun, ſo ganz unbekannt iſt dieſer Führer denn doch nicht, denn es iſt Gott,“ entgegnete Lord Henry lächelnd.

„Und über die Abſurdität der Gotteslängnung in pantheiſtiſcher oder rationaliſtiſcher Form bin ich freilich hinaus,“ ſetzte Conrad hinzu.

„Er iſt alſo auch für Sie der Inbegriff der Allmacht," fuhr Lord Henry fort. „Ein ſolches Weſen muß zugleich der Inbegriff der Güte ſein. Dieſer Güte entſpricht es, ſeinem Geſchöpf, dem Menſchen, eine ſelige Beſtimmung gegeben und es nicht in Unwiſſenheit über dieſelbe gelaſſen, folglich eine allgemein gültige Lehre zu dieſem Zweck offenbart zu haben. Eine ſolche Lehre kann nicht mit Wind und Wellen verſtändlich durch die Schöpfung rauſchen, kann nicht auf Baum- und Buchblättern verſtändlich den Menſchengeiſt anwehen; kann auch nicht von beliebigen Leuten, ohne Beruf und Beglaubigung und ohne höhere Sendung, nach Gutdünken vorgetragen werden. Um in der wandelbaren Welt keinem Wechſel zu unterliegen, bedarf ſie eines Organes, das göttlich unwandelbar wie ſie ſelbſt und daher auch von Gott ſelbſt geſtiftet iſt, um ſie zu verkünden und zu verbreiten. Dies Organ iſt ſeit achtzehnhundert Jahren die katholiſche Kirche. Wenden Sie Sich an das unfehlbare Lehramt in ihr, das unter dem Beiſtand des heiligen Geiſtes das Dogma in ſeiner Reinheit bewahrt: ſo haben Sie, als Stellvertreter Gottes, einen ſichtbaren Führer nach dem Lande, das Sie zwar unbekannt nennen, das aber dennoch die längſt geahnte Heimath Ihrer Seele iſt."

„Ich möchte Alles wiſſen, Alles verſtehen, Alles ergründen, bevor ich einen Entſchluß faſſe," ſagte Conrad.

„So fangen Sie an zu glauben!" rief Lord Henry.

„Sie haben bereits ſo viel ſtudirt, daß Sie mit neuen Studien keinen Schritt vorwärts kommen. Was würden Sie von einem Menſchen halten, der Ihnen ſagte: Ich möchte mich der Aſtronomie widmen, aber ich kann es nicht eher, bis ich ſämmtliche Geſtirne kenne. — Sie würden ihm antworten: Ich weiß nicht, ob das die erſte Bedingung ſein kann! iſt ſie es aber: ſo greife zum Telescop. Sehen Sie, der Glaube iſt ein Telescop übernatürlicher Art, um mit dem Sternenhimmel der Offenbarung vertraut zu werden.“

Sie hatten ein Paar Stunden in der Baſilica zugebracht und warteten auf ihre Pferde, um einen Spazierritt in der Campagna zu machen. Die Pferde kamen und ſie ſchlugen ihren Lieblingsweg ein, ritten nach dem Forum, am Coliſeum vorüber und dann der Baſilica des heiligen Johannes von Lateran und der Porta S. Giovanni zu. Als ſie in die Nähe des Laterans kamen, hörten ſie ein eigenthümliches Glockenzeichen.

„Was iſt das nur?“ fragte Conrad.

„Es iſt die Glocke, welche von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht, von Anfang bis zu Ende des Jahres und dann wiederum anfangend — das Zeichen gibt, daß in einer Kirche Roms das allerheiligſte Sacrament der Anbetung der Gläubigen dargeſtellt iſt,“ ſagte Lord Henry. „Heute iſt es hier. Daher das reichgeſchmückte Portal der Baſilica; daher das Kommen und Gehen der Menſchen auf dieſem ſonſt ſo verödeten Platz Ich muß mich ein paar Augenblicke unter die Schaar der Anbetenden miſchen. Reiten Sie nur voraus, gen Albano, ich folge Ihnen.“

Lord Henry ſtieg ab, warf die Zügel dem Reitknecht zu und ging in die Baſilica. Conrad ritt langſam weiter. Doch nach wenigen Minuten kehrte er um, ſaß ebenfalls ab und folgte Lord Henry. Aber nur dieſer kam nach einiger Zeit zurück, und als der Reitknecht ihm ſagte, wo Conrad geblieben ſei, beſtieg er ſein Pferd und ritt in die Campagna hinein, die ſich von den Thoren der ewigen Stadt bis zum Albaner- und Sabinergebirg im Oſten und bis zum mittelländiſchen Meer im Weſten als eine unüberſehbare, grüne, leicht gewellte Ebene ausbreitet. Das Gebirg war von der glänzenden Abendſonne roth und violet gefärbt und die zahlreichen Ortſchaften, Dörfer und einzelnen Villa's, die am Abhang der Berge zwiſchen Hainen von Oliven, Pinien und Cypreſſen liegen, ſchimmerten hell und weiß herüber, wie Perlen zwiſchen Rubinen und Amethyſten. Im Gegenſatz zu den heiteren und lieblichen, farbenreichen Bergen iſt die Ebene durch ihre Einförmigkeit ganz ungemein melancholiſch; — aber von einem edlen und ſanften Character, wie es der Augenzeugin großer Schickſale, die einen tiefen Blick in die Vergänglichkeit und in die Ewigkeit geworfen hat, zukommt. Da und dort ſchaut hinter einem niederen Hügel oder taucht über eine Erdwelle empor etwas Gemäuer: bald ein antikes

Grabmal, bald ein zerfallener Thurm aus dem Mittelalter, bald ein Trümmerwerk ohne Namen, ohne Beſtimmung, bald ein roher Bau, den ſich Hirten zur Wohnung eingerichtet haben, die in der grasreichen Campagna zahlreiche Rinderheerden hüten. Ueber die Ebene hinweg und den Bergen zu läuft hie und da, wie ein zerriſſenes corallenfarbenes Band, die unbeſchreiblich edle, zarte Linie der antiken Aquaducte mit ihren Bogen und Pfeilern. Jahrtauſende ſind durch zerfallende Monumente vertreten; und nirgends auf Erden findet ſich ein ſo lebendiges und eindringliches Bild der Aſchermittwochs-Mahnung: „Gedenk', o Menſch, daß du Staub biſt und zum Staube zurückkehrſt“ — als in dieſer großartigen Melancholie der römiſchen Campagna.

Aber in unſere hinſinkende Welt der Vergänglichkeit hat ſich etwas Göttliches verſenkt und hinter dem zerfallenden Schleier von Staub das Ewige verborgen. Der Welterlöſer hat, wie einſt ſein Kreuz, ſo jetzt ſeine Tabernakel zwiſchen Aſche und Moder errichtet, damit die Menſchheit nicht in dieſen Elementen der Materie untergehe, ſondern Blick und Herz aufwärts richte. Und Rom, das verſtändnißvolle und tiefſinnige, hat dafür geſorgt, daß dieſer ewiglebendigen Liebesthat auch eine ewig lebendige Anbetung zu Theil werde. Mit dem Beginn jedes Kirchenjahres, wenn die Morgenröthe der Erlöſung erſtrahlt, am erſten Sonntag des Advents, feiert der heilige Vater eine Pontificalmeſſe in der Sixtiniſchen Kapelle des Vaticans und ſetzt ſodann in der Pauliniſchen Kapelle das allerheiligſte Sacrament auf lichtumfloſſenem Altar aus. Da bleibt es vierzig Stunden ununterbrochen, von Anbetern umringt, bis Dienſtag früh der Segen gegeben wird und der Tabernakel wieder das Sanctiſſimum aufnimmt. In demſelben Augenblick verkünden die Glocken im Lateran, daß die Anbetung des göttlichen Sühnopfers nunmehr dort beginne und vierzig Stunden währe. Und ſo zieht ſich die erhabene Feier, welche die Verheißung erfüllt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ — wie eine Schnur von himmliſchen Perlen durch die dazu beſtimmten Kirchen Roms, ſo daß ſie im Lauf des Kirchenjahres im ganzen Umfang der Stadt begangen wird. Am Tage umringt das Volk der Gläubigen, mehr und minder zahlreich, das Sanctiſſimum. Für die nächtliche Anbetung aber hat ſich ein Verein der frömmſten Männer aus allen Ständen gebildet, Geiſtliche und Weltliche, Edelleute und Tagelöhner, von denen eine gewiſſe Anzahl, zu vier und vier Stunden ſich ablöſend, im Namen der ganzen Stadt vor dem Gnadenthron der göttlichen Liebe wacht. Dies iſt die große Bruderſchaft des allerheiligſten Sacramentes. Wenn die Erde ſchläft, reiht ſie ſich den Engeln und Seligen des Himmels in ſchweigender Anbetung feierlich an.

Im Lateran fand alſo das vierzigſtündige Gebet ſtatt. Als Conrad über die Schwelle ſchritt, ſtrahlte ihm ein Berg von Licht entgegen — der prachtvolle Altar, auf dem das Sanctiſſimum ausgeſtellt war. Tiefe Stille herrſchte in der großen Baſilica, obgleich viele Menſchen anweſend waren; aber ſchweigend, wie Geiſter, lagen die Einen betend auf den Knieen und lautlos, wie Schatten, kamen und gingen die Anderen mit unhörbarem Schritt, um keine Störung in dieſe Verſammlung von Seelen zu bringen. Am Morgen findet immer ein Hochamt ſtatt, worauf viele Meſſen folgen. Gegen Mittag durchwandelt eine Prozeſſion das Gotteshaus und ſingt die Litanei von allen Heiligen; dann aber tritt ein großes Schweigen ein und jedem Beter bleibt es überlaſſen, in der Sprache ſeines Herzens mit ſeinem Gott zu ſprechen. Und gerade dies tiefe Schweigen der verſammelten Menge in den majeſtätiſchen Räumen, vor dieſem ſtrahlenden Altar, unter dieſen Wolken von Weihrauch macht einen wunderbar erhabenen Eindruck. Das Menſchenwort gehört der Erde an, und wo es erſchallt, haftet am Ton, am Ausdruck, immer etwas Irdiſches, etwas Begrenztes und zuweilen etwas Störendes. Wo es erſchallt im Gebet — da iſt der Menſch und Gott. Wenn es verſtummt — da iſt die Seele und Gott.

In dieſe Welt der Seelen trat Conrad ein und wie zu einer Felſenſpitze, die dem menſchlichen Fuß unzugänglich iſt, fühlte er ſein ganzes geiſtiges Weſen hingedrängt, emporgehoben. Wie durch ein übernatürliches Hellſehen ſchaute er von dieſem Gipfelpunkt aus in zwei unermeßliche Abgründe und in deren tiefſter Tiefe — hier, den Aufgang des ewigen Tages und dort den Anbruch der ewigen Nacht. Und je länger er in die Abgründe ſchaute, deſto klarer wurde es ihm, daß er auf dem Punkt der Entſcheidung angekommen ſei, inſofern dieſe von ſeinem Willen abhänge. Ich will glauben! ſprach er zu ſich ſelbſt, eingedenk Lord Henry's Ermahnung. Im Glauben iſt etwas Prophetiſches, iſt eine geheimnißvolle unerſchütterliche Ahnung von einer glorreichen Erfüllung. Non fallit te Deus. Was verliere ich, wenn ich das glaube? .... Vielleicht meine Chimären .... vielleicht meinen geheimen Hochmuth! — Welch' ein Gewinn wäre das! ... o mehr! es wäre eine Erlöſung. Was verliere ich, wenn ich glauben will, daß der Gott, der mich nicht täuſcht, weil ſein Weſen Wahrheit und Liebe iſt, geſprochen hat: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Nichts weiter als den Flugſand unter meinen Füßen und den gräßlichen Nihilismus aus meinem Kopf. Abermals ein Gewinn von feſtem Boden, welcher Prinzipien und deren Ausbau zu tragen vermag! ... Wiegte der Verluſt eines ſelbſtgeſchaffenen Chaos, in welchem ich ein zerſtäubendes Atom bin, den Gewinn einer göttlichen Weltordnung auf, der ich mich einreihe als ein Erbe des Himmelreichs? — Non fallit te Deus! — Lange genug habe ich mich mit menſchlichen Lehren beſchäftigt und nicht das Fundament in ihnen gefunden, von welchem ich ausgehen könnte, um mir die Ewigkeit zu erobern!... Und habe ich die Ewigkeit nicht, ſo mag ich auch die Zeitlichkeit nicht — denn dieſe hat keine Bedeutung ohne jene. Lange genug habe ich meinen Blick auf das menſchliche Element in der Weltgeſchichte und in der allgemeinen Entwickelung der Menſchheit gerichtet, und nur eine Spindel gefunden, an der ſich mechaniſch ein Faden von gewiſſen Ideen fortſpinnt, zerreißt, anknüpft. Das göttliche Element, die Offenbarung der ewigen Wahrheit, habe ich vernachläßigt .... ja verläugnet! denn das iſt klar wie die Sonne: gibt es einen Gott, ſo muß es eine übernatürliche Offenbarung geben, die ſichere Kunde von ſeinem Weſen und Willen bringt — und dieſe Kunde heilig zu halten, wenn man ſie beſitzt — und nach ihr zu ſuchen, wenn man ſie nicht beſitzt, ſollte die wichtigſte Angelegenheit jedes Menſchen ſein, der die herrliche Gabe der Vernunft beſitzt. — Und ich Unſeliger .... wie habe ich meine Vernunft gebraucht .... mißbraucht! An Profeſſor A. und Profeſſor Z. habe ich mich gewendet, um vom Standpunkt der modernen Philoſophie und der neuen Wiſſenſchaft, die mit Atheismus und Materialismus befleckt ſind, eine Erkenntniß gottgegebener Wahrheit zu gewinnen! .... O du Elender! wie haſt du dein Leben vergeudet mit dieſem herz- und markloſen Beſtreben! .... Kehr' um! kehr' um! Non fallit te Deus!

Wolken und Sterne, Nebel und Sonne wogten und zogen durch Conrad's Seele. Er vergaß Lord Henry, die Campagna und den Spazierritt — oder dachte an ſie nur wie aus weiter Ferne — und gab ſich ganz dem Zug ſeiner Gedanken hin, den die Gnade mehr und mehr zu ihrem Ziel hinlenkte. Dazwiſchen tauchte das Bild der geliebten Doralice auf; aber es ſtörte ihn nicht. Du biſt mein Morgenſtern! ſeufzte er. Mit dir — iſt etwas Himmliſches mir nahe getreten! Anders habe ich dich geliebt, als man Menſchen zu lieben pflegt . . . . denn du biſt anders . . . . und „die Liebe iſt nur ſchön unter dem Kreuz" — wie du ſo richtig ſagſt, du ſelige Kreuzträgerin du! — —

Zwei Stunden vergingen, ohne daß Conrad es bemerkte. Als er endlich die Augen aufſchlug, ſchien nicht mehr die Abendſonne durch die hohen Fenſter des Laterans. Es war finſter geworden. Sein Gedankenzug war unterbrochen. Er ſtaunte, daß er ſich auf den Knieen fand. Er eilte hinaus. Da führte der Reitknecht geduldig das Pferd hin und her und Conrad beſtieg es und ritt langſam heim. An den rieſigen und doch ſo anmuthigen gebrochenen Arcaden des Coliſeums ritt er vorüber. Hier triumphirte das Chriſtenthum durch ſeine ſcheinbare Niederlage, ſprach er zu ſich ſelbſt. Greiſe, Jungfrauen, zarte Weiber, ſtarben hier zu Tode gequält in namenloſen Martern. Wie feſt mußte die Zuverſicht in ihnen ſtehen: Non fallit te Deus. Und

Gott hat ihnen Wort gehalten! .... dort liegt die zertrümmerte Götterwelt des Forums, das den Mittelpunkt des antiken Roms bildete — wo die feurigen Volkstribunen, ein Cajus, ein Tiberius Gracchus das römiſche Volk fanatiſirten, wo die edlen Scipionen ihre Siegeszüge feierten, wo die großen Imperatoren, ein Titus, ein Trajan über die via sacra zum Jupiter auf dem Capitol zogen. Die Triumphbogen, die Tempel, die Portiken, die Altäre ſtehen da, auf dieſem Forum, als Zeugen und Ruinen der untergegangenen antiken Welt. Beſiegt ſind ſie von dem armſeligen hölzernen Kreuz, das inmitten der Arena des Coliſeums ſteht und das gerade auf dieſer Stätte in Strömen von Blut untergehen ſollte. Das Kreuz iſt der Inbegriff von Leid, von Demuth, von ſtillen Kämpfen, von Opferliebe — und dieſe haben die große, ſtolze, mächtige antike Welt beſiegt, und werden auch die moderne Heidenwelt beſiegen, die keine andere Größe hat, als einen coloſſalen Haß gegen das Kreuz. Da liegt der Kampf unſerer Zeit. Heil dem, der als Kreuzritter ihn durchkämpfen hilft!

Lord Henry war froh überraſcht von Conrad zu hören, daß er feſt entſchloſſen ſei, ſeine apathiſche Grübelei aufzugeben und ſich das ganze Lehrgebäude der Kirche im logiſchen Zuſammenhang von einem Geiſtlichen vortragen zu laſſen. Das geſchah. Conrad war durch ſeine Studien ſo bekannt mit den

Dogmen und ſo geübt, den wiſſenſchaftlichen Combinationen zu folgen, daß es ihm einen hohen geiſtigen Genuß gewährte, der lichtvollen Entwickelung der chriſtlichen Heilsöconomie Schritt vor Schritt nachzugehen und das Werk der Erlöſung in der Vergangenheit begründet und verheißen, in der Gegenwart erfüllt und in der Zukunft triumphirend zu ſehen. Seine Vernunft, ſeine Einſicht, ſeine Ueberzeugung waren ganz gewonnen; auch ſein Wille ſtand feſt, bis zur letzten Conſequenz vorzuſchreiten; aber mit einer gewiſſen Traurigkeit pflegte er zu ſagen:

„Ich *weiß*! — doch ich *glaube* nicht.“

„O Sie norddeutſcher Grübler!“ rief Lord Henry.

„Es iſt nun einmal ſo,“ entgegnete Conrad: „ich möchte glauben ohne Beweiſe.“

„Nonſens!“ rief Lord Henry. „Heutzutage, wo die Leute nur das glauben wollen, was ihr armſeliger Verſtand nach vielen Beweiſen begreift, da treten Sie als ein Gegenfüßler auf, möchten alle Beweiſe über Bord werfen und ſich in die ſelige Unſchuld des gläubigen Kindes verſetzen, das mit den Engeln und Heiligen wie mit ſeines Gleichen umgeht! Das iſt eine Prätenſion, die unſereiner nicht machen darf. Wir müſſen ſagen: „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben!“ — und baſta! Damit begnügt ſich der liebe Gott . . . . alſo haben auch wir uns damit zu begnügen.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Conrad, „allein es wird mir ſchwer, mich mit dem Geringeren zu begnügen, wenn ich meine, daß mir Höheres erreichbar und zugedacht ſei. Sehen Sie, Beweiſe für göttliche offenbarte Wahrheit ſind doch eigentlich nur ein hölzernes Gerüſt, ein Sparr- und Lattenwerk für eine große Illumination. Hat dies Lichtfeuer ſich entzündet, dann ſtrahlt ein Tempel, oder eine Königshalle oder ein Zauberſchloß uns entgegen und das Sparrwerk iſt vergeſſen. Bleibt die Illumination aber aus, ſo iſt das Sparrwerk weiter nichts als ein unförmliches, unſchönes Gerüſt, kaum der Schatten eines Tempels. Der Glaube aber — ſo denke ich mir! — bewirkt eine ſolche Illumination in der Seele, daß die Beweiſe darin verſchwinden."

„Ich ſage Ihnen, Freund, nehmen Sie vorlieb mit dem, was Sie haben!" rief Lord Henry. „Behalten Sie vor der Hand Ihr Schwarzbrod des Wiſſens und danken Sie Gott, der es Ihnen gibt. Mit welchem Recht verlangen Sie nach Nectar und Ambroſia eines intuitiven Glaubens? Ihr Zaudern und Schwanken kann bewirken, daß ſich die Gnade, die eine kräftige Mitwirkung begehrt, wieder von Ihnen zurückzieht."

„O daß doch jene Stimme zu mir ſpräche, die dem Apoſtel Paulus ſeinen Weg wies, als er fragte: Herr, was willſt du, daß ich thun ſoll!" ſagte Conrad ſchmerzlich.

Es iſt ein curioſes Volk, die Deutſchen! ſprach Lord Henry bei ſich ſelbſt. Immer im Superlativ der Gedanken! immer die Ideen ſo fein und ſcharf zuſpitzend, daß ſie quasi aufhören und ſich verflüchtigen! immer unpractiſch und nicht im Stande, ein Ding anzupacken und kurz und gut auf die Füße zu ſtellen! Gott bewahre! es muß zuvor auf den Kopf geſtellt werden und ein Paar Dutzend Purzelbäume gemacht haben, wobei ſie denn zu ihrer namenloſen Verwunderung entdecken, daß das Ding ein Paar Füße habe, auf die man es vermuthlich recht ſicher werde ſtellen können. Ob das nun nach der überraſchenden Entdeckung auch in der That geſchieht, iſt eine andere Frage! — Ich muß an Doralice ſchreiben .... vielleicht macht ſie ein Mittel ausfindig, das ihn vorwärts treibt.

Aber Doralice ſchrieb ihm einfach zurück:

„Es iſt noch lange nicht genug für den armen Conrad gebetet worden. Bedenken Sie doch, daß er dreißig Jahre in der geiſtigen Atmoſphäre zugebracht hat, welche die letzte Conſequenz des proteſtantiſchen Prinzips von der freien Forſchung in Glaubensſachen iſt: im perfecten Subjectivismus — und wundern Sie Sich nicht, daß es ihm ſo ſchwer wird, dieſen aufzugeben. Sagen Sie mir auch nicht, Sie hätten es doch gekonnt; weshalb nicht er? Mit Ihnen ſtand es ganz anders. Sie waren nicht bis zur letzten Conſequenz vorgegangen. Sie hatten innerhalb Ihres Anglicanismus Halt gemacht. Sie waren in der Idee oder in der Gewohnheit von Unterwerfung unter eine höhere und göttlich berechtigte Autorität aufgewachſen und ſtehen geblieben. Bei Ihnen kam es nur darauf an zu erkennen, daß dieſe Autorität nicht die wahre ſei. Sie hatten zwar Mühe und Kampf genug, um zu dieſer Erkenntniß zu gelangen; aber als es geſchehen war, fiel Ihnen die Unterwerfung ſelbſt nicht ſchwer, denn ſie war Ihnen nicht neu. Für Conrad iſt ſie etwas ſo Fremdartiges, daß er wähnt, ohne ein ſpecielles Mirakel nicht dahin gelangen zu können. Quälen und drängen Sie ihn nicht; aber laſſen Sie uns beharrlich und demüthig für ihn beten." —

Der Weltüberwinder.

Blanca hatte Venedig verlaſſen. Sie ſeufzte:

„Nirgends Rath! nirgends Troſt! mein Gott, wozu hat man denn eine ſo tugendhafte und kluge Schweſter!“

Die einfache Antwort: Um deren Beiſpiel zu folgen! — gab Blanca ſich nicht.

„Wo iſt denn Deine Liebe für die Kunſt und Dein Leben und Weben in der Kunſt geblieben?“ fragte Doralice. „Du fandeſt früher einen ſo hohen Genuß darin. Sollte ſie Dich jetzt nicht wenigſtens etwas zerſtreuen und beſchäftigen?“

„Ach nein!“ erwiederte Blanca; „all meine Fähigkeiten und Intereſſen ſind durch mein Unglück vernichtet. Mich langweilt Alles. Nur heftige Emotionen können mich für den Augenblick gegen das Bewußtſein meines Elends betäuben. Ich muß ſuchen, mich ſelbſt zu vergeſſen in großen Ideen.“

„Wohl Dir, wenn Du die größte aller Ideen nicht bloß erfaſſen, ſondern auch Dir zu eigen machen würdeſt," entgegnete Doralice wehmüthig. „Sie heißt: Gehorſam aus Liebe."

„Von welcher Liebe ſprichſt Du?" fragte Blanca höchſt unbefangen.

„Gewiß nicht von einer ſelbſtſüchtigen," erwiederte lächelnd Doralice.

„Ich muß Dir geſtehen," fuhr Blanca fort, „daß ich, durch meine traurige Erfahrung belehrt, den feſten Entſchluß gefaßt habe, meine Liebe nie wieder an einen Undankbaren zu verſchwenden. Ich will mich losreißen von allen individuellen und perſönlichen Intereſſen und nur für das große Ganze ſoll fortan mein Herz ſchlagen."

„Es wäre doch recht gut, liebe Blanca," ſagte Doralice ſchüchtern, „wenn es auch für Deine Pflichten als chriſtliche Mutter und Gattin ſchlüge."

„Doralice, ich bitte Dich.... rede nicht von Pflicht. Damit machſt Du mir das Herz todt und kalt. Ich liebe meinen Dion und deshalb bin ich ihm eine zärtliche Mutter. Ich liebe Amaury nicht mehr, weil er es nicht verdient — und deshalb kann ich keine zärtliche Gattin für ihn ſein. Aus Pflichtgefühl zu lieben, iſt eine entſetzliche Vorſtellung, iſt gar keine Liebe mehr."

„Es iſt Liebe nach der Ordnung der Gnade, beſte Blanca; iſt Liebe, die ihre Wurzel in Gott hat und die ihre Zweige über Alle ausbreitet, die Gott in naher oder ferner Beziehung zu uns ſtellt."

„Nun gut! ich wende mein Herz jetzt den ferneren Beziehungen zu — unbeſchadet Dion."

„Was meinſt Du denn eigentlich?" fragte Doralice geſpannt.

„Mein Herz ſoll fortan nur für die hohen Intereſſen der Menſchheit, für die Wohlfahrt der Völker und für die großen Männer ſchlagen, welche dieſe erhabenen Ideen beſchützen, verbreiten und repräſentiren — für Mazzini, für Garibaldi, dieſe Heroen der geiſtigen Völkerbewegung, und für Alles, was mit ihnen zuſammenhängt. Ich bin entſchloſſen, mich nicht von meinem Unglück zermalmen zu laſſen. Ich bin mir ſelbſt und meinem Dion meine Rettung ſchuldig. Dazu bedarf ich großer Emotionen, die aus erſchütternden Ereigniſſen hervorgehen. Nichts iſt heutzutage ſo erſchütternd für ein edles Herz, als Italiens Schmerzensſchrei nach Einheit und Freiheit. Ich will mich dahin wenden, wo er am lauteſten ertönt und wo zugleich das Leben am angenehmſten iſt — nach Neapel. Eure Lagune iſt mir zu kalt für den Winter. Aber Neapel ſoll mir wohl thun, und den Frühling will ich in dem paradieſiſchen Sorrent zubringen — in Taſſo's Heimath. Armer Taſſo! er wußte auch, was das iſt — ein blutendes Herz. Nun, wie gefällt Dir mein Plan, den ich ganz in der Stille habe reifen laſſen."

„Er ſcheint mir nicht ganz reif zu ſein,“ ſagte Doralice traurig. „Es hat immer etwas Beängſtigendes, eine Frau von ſechsundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt herumreiſen zu ſehen, beſonders in unſeren unſicheren Zeiten. Mir würde es paſſender ſcheinen, Du bliebeſt in Paris, wo Du Dein Haus haſt, oder in Bukareſt, der Heimath Deines Sohnes.“

„O Gott nein! Bukareſt habe ich einen Winter genoſſen, beſte Doralice, und das iſt genug für's Leben. Und Paris? — Du weißt, die Mama will mich mit Eulalie in Paris beſuchen. Wenn Amaury auch dahin käme, was ſehr wahrſcheinlich iſt! — welch' eine Scene gäbe das! ich müßte ſterben vor Verdruß und Beſchämung. Nein! ich habe Alles lange und ſtill überlegt: ich gebe dieſen Verdrießlichkeiten aus dem Wege und flüchte nach Neapel.“

Jede Widerrede war umſonſt bei einer Perſon, die nur nach ihren Launen handelte; das fühlte Doralice und deshalb ſchwieg ſie mit betrübtem Herzen. Doch bat ſie Blanca, ſich über ihre heimliche Ehe mit Ghioray zu beſprechen, weil ſie durch Amaury in die zweideutigſte Stellung gebracht werden könne. Davon wollte Blanca freilich nichts wiſſen; — aber die Umſtände drängten ſie dahin. Sie trat eines Morgens in heftigſter Aufregung, ſchwankend zwiſchen Zorn und Thränen mit einem offenen Brief in der Hand bei Doralice ein, ſank auf ein Sopha und rief, als ſie auch Ghioray gewahr wurde:

„Helft mir, ach helft mir von dieſem entſetzlichen Menſchen! er ruinirt mein Leben, er ruinirt mein und Dions Vermögen — er hat in Homburg 30,000 Francs verſpielt!“

„Aber wer denn, wer!“ rief Ghioray und ließ ſtarr vor Schreck den Poker in die Kohlen des Camins fallen.

„Sie fragen wer!“ rief Blanca außer ſich. „Wer anders als der Unſelige, deſſen Frau ich bin. Laſſen Sie Sich nur Alles von Doralice erzählen.“

Während dieſe ihrem Mann das traurige Geheimniß enthüllte, weinte Blanca Ströme von Thränen und jammerte nach Rettung.

„Nun was ſagen Sie, lieber guter Franz! was ſoll . . . was kann ich thun!“ rief ſie.

„Die Schulden des Herrn Amaury bezahlen,“ erwiederte Ghioray kalt, „und darauf gefaßt ſein, daß ſich der Fall ſehr oft wiederholen wird; denn das iſt klar: dieſer Herr Amaury denkt nicht vergebens der Gemahl der reichen Fürſtin Zoula zu ſein.“

„So reich bin ich aber nicht!“ rief ſie. „Ich kann nicht heute 30,000 Francs in den Rachen der Spielhölle werfen und in fünf oder ſechs Wochen abermals.“

„Oder auch das Doppelte und Dreifache,“ ſagte Ghioray hart. „Ein Spieler iſt ein höchſt intereſſanter Menſch — denn er iſt unberechenbar.“

„Auch noch Verhöhnung!“ ſeufzte Blanca tonlos.

„Quäle uns nicht, lieber Franz,“ ſagte Doralice bittend. „Denke Dir aber ein Mittel aus, um dieſen Spieler zu bändigen.“

„Es gibt keins! denn wollte Blanca ſeine Schulden nicht bezahlen, ſo würde er einen ſolchen Lärm beginnen, daß der Scandal noch größer würde,“ ſagte Ghioray immer in demſelben harten Ton.

„Ich werde mich heimlich auf die Flucht begeben, ſo daß Amaury nicht weiß, was aus mir geworden iſt und mich nicht mit ſeinen Briefen verfolgen kann!“ rief Blanca ganz erfreut über dies kindiſche Auskunftsmittel.

„Iſt das aber erlaubt und recht?“ fragte Doralice. „Biſt Du nicht verpflichtet, Leid und Freude mit Deinem Mann zu theilen?“

„Doralice, ich beſchwöre Dich .... nenne dies Ungeheuer doch nicht ſo und ſage nicht, daß ich ihm gegenüber zu irgend etwas verpflichtet ſei. Ich habe auch Rückſichten zu nehmen auf Dion, auf mich ſelbſt, auf die Familien Zoula und Derthal.“

„Das hätten Sie bedenken ſollen, ehe Sie dieſen ſauberen Patron heiratheten,“ ſagte Ghioray ſcharf.

„Da Niemand ſich meiner annimmt und meine eigenen Verwandten mich kränken,“ entgegnete Blanca beleidigt, „ſo muß ich nach meinem Ermeſſen für mich ſorgen und meinen Wanderſtab weiterſetzen. Ich laſſe noch heute einpacken und meine Päſſe berichtigen.“

Doralice verſuchte Blanca zurückzuhalten, allein dieſe erwiederte tragiſch:

„Das Unglück iſt nirgends willkommen! Henry hat mir ſogar ſeine Reiſebegleitung abgeſchlagen und Dein Mann iſt ſo unliebenswürdig für mich, wie ich es nimmermehr von einem Magyaren erwartet hätte. Du biſt freilich ein ſeelengutes Geſchöpf . . . . aber es iſt beſſer, wenn ich fortgehe. Die Lagunenluft und die eigenthümliche venetianiſche Stille ſtimmen meine Nerven furchtbar herab."

Ghioray ſagte kein Wort, um Blanca's Entſchluß umzuſtimmen, fragte auch nicht, wohin ſie zu reiſen denke; aber nachdem ſie das Zimmer verlaſſen hatte, hörte er auf das Caminfeuer zu bearbeiten und rief höchſt unmuthig:

„Doralice, Deine Schweſter nimmt ganz und gar die Allüren einer Abentheurerin an und ich ſehe ſie lieber heute als morgen abreiſen."

„Sie fühlt es ſchmerzlich, lieber Franz," entgegnete Doralice ſanft.

„Kann man ſich etwas Tolleres als dieſe heimliche Ehe vorſtellen! Wie ſie mit dem Patron fertig werden mag — darauf bin ich geſpannt! Und welch' ein Unſinn, ſich vor ſeinen Briefen auf die Flucht zu begeben! War ſie denn immer ſo einfältig?"

„Ich dächte nicht!" entgegnete Doralice. „Aber Menſchen, die keine andere Richtſchnur als ihre Leidenſchaften kennen, verdummen mit der Zeit mehr und mehr, weil ſie durch verkehrte Auffaſſung und falſche Schlüſſe die Fähigkeit des geſunden Urtheils in ſich abſtumpfen.“

Als Doralice ihrem Mann erzählte, daß und weshalb Blanca nach Neapel wolle, lachte er laut und rief:

„Machteſt Du ſie nicht auf den tollen Widerſpruch aufmerkſam, der in ihren Worten liegt, daß in Neapel der lauteſte Schmerzensſchrei ertöne und dennoch das Leben dort am angenehmſten ſei?“

„Wozu?“ ſagte Doralice traurig. „Sie ſteht in ihrer kleinen Weiſe ganz auf der Höhe der Zeit. Es iſt ihr vollkommen einerlei, ob ſie ſich widerſpricht oder nicht . . . . wenn ſie nur ihren Willen durchſetzt. Und ſie will ſich unterhalten.“

„In großen Emotionen will ſie leben!“ rief Ghiorav.

„Ja!“ ſagte Doralice; „der Tumult und die Aufregung einer Revolution, der ſie vom Balcon aus zuſchauen würde, wäre ihr ein willkommenes Schauſpiel. Prinzipien hat ſie nicht, von der Beleidigung des Rechts, von der Würde einer loyalen Geſinnung hat ſie keine Ahnung, um was es ſich in letzter Inſtanz handelt, weiß ſie nicht. Sie ſieht und hört eine berauſchte Menge; ſie läßt ſich berauſchen. So machten es die vornehmen Römerinnen in den letzten Zeiten des alten

Roms; — nur ſahen ſie ſtatt dem Revolutionsſchauſpiel den Gladiatorenkämpfen zu. Beide Erſcheinungen haben einen und denſelben Grund: ſie entſpringen aus dem furchtbaren Marasmus der Seelen, welchen eine materialiſtiſche, vom Rauſch irdiſcher Freuden entnervte Welt erzeugt."

„Nun, wir wollen uns nicht weiter um die gute Blanca quälen," ſagte Ghioray. „Mit ihrem coloſſalen Egoismus wird ſie ſich das Leben überall leicht zu machen wiſſen und vielleicht noch recht glücklich werden."

„Glücklich!" rief Doralice und ſchüttelte ſanft verneinend ihr ſchönes Haupt.

Sie ſaß ihrem Mann gegenüber am Camin. Ihre Hände ruhten mit einer Seidenſtickerei in ihrem Schoß und unter ihren tiefgeſenkten Augenliedern blickte ſie ſinnend in die ſpielenden Flammen. Ihre langen, dunkeln, aufwärts gebogenen Wimpern warfen einen eigenthümlichen Schatten von Schwermuth auf ihre lieblichen und edlen Züge. Ghioray betrachtete ſie eine Weile, dann fragte er:

„Biſt Du glücklich?"

Sie ſchlug die Augen ſo groß und klar zu ihm auf, als wolle ſie ihn in ihr Herz ſchauen laſſen und ſagte:

„Ich bin ſehr glücklich."

„Sieh! ich habe ein ſolches Vertrauen zu Dir, daß ich Dir glaube!" rief Ghioray; „aber Du ſiehſt traurig aus, Doralice — friedlich traurig, wie jene wunderbarſchöne Statue der Nacht, die Michel Angelo auf das Grabmal jenes Mediceers in Florenz geſetzt hat.“

„Seltſam!“ erwiederte Doralice. „Du weißt, daß dieſe Statue immer außerordentlich bewundert wurde, und daß einſt Jemand ſeine Bewunderung ausdrückte, indem er auf ihren Sockel ein Paar Zeilen des Inhalts ſchrieb: Sie iſt nicht von Marmor, ſie lebt und ſchläft! rühre ſie an, ſo wird ſie erwachen und mit dir reden! — Da ſchrieb Michel Angelo im Namen der Nacht folgende Antwort unter jene Zeilen:

Grato m'è il sonno, e più l'esser di sasso!
Mentre il danno e la vergogna dura
Non veder, non sentir m'è gran ventura,
Però non mi destar e parla basso¹).

„Er lebte in einer wilden, zerriſſenen Zeit und ſeine geliebte Vaterſtadt Florenz ſah mannichfaches Unheil und ſchwere Tage voll Krieg und Unfrieden, voll Parteiung und Factionen. Seinen tiefen Schmerz darüber legte er der Nacht in den Mund und — wie das zuweilen geht! mir kommen ſeit längerer Zeit dieſe Verſe nicht aus dem Sinne! Ich möchte die Nacht beneiden um ihr

---

1) Von einer gewandteren Feder, als die meine iſt, wurde folgende Ueberſetzung gemacht:

Mir frommt der Schlaf — mehr noch, daß Stein ich heiße!
Ich kann, da Unheil rings und Schande walten,
Nicht ſehn, nicht hören, für ein Glück nur halten
Drum wecke mich nicht auf und rede leiſe.

Marmordaſein — denn die ſchwarze Flut der menſchlichen Bosheit ſteigt und ſteigt."

„Da bin ich glücklicher als Du! ich ſehe eine neue Aera von Völkerfreiheit und Wohlfahrt heraufziehen, die, wie der Frühling, nicht ohne Stürme eintreten kann! — Wenn Du das aber nicht ſiehſt — wo bleibt dann Dein Glaube?"

„O ich ſehe ſie! o ich ſehe immenſe lichte Horizonte! o ich weiß mit zweifelloſer Gewißheit, daß Oſtertag auf die Woche des bittern Leidens folgt!" rief Doralice und in ihr herrliches Auge trat jene himmliſche Zuverſicht, welche immer wie ein innerer Stern in ihr aufſtrahlte, wenn ſie von den göttlichen Glaubenswahrheiten ſprach. — Aber wir ſind in der Paſſionszeit, lieber Franz! Judas hat den Heiland verrathen und verkauft und ihn ſeinen Feinden überliefert; Herodes verhöhnt ihn; Pilatus wäſcht ſeine Hände in Unſchuld über ihn; . . . . das ſehen wir vor unſeren Augen und wir ſollten keinen Schmerz fühlen? — Die Kirche lebt das Leben ihres göttlichen Stifters: das iſt auch eine der Beglaubigungen ihrer Göttlichkeit! wenn ſie gekreuzigt wird, iſt ihr die glorreiche Auferſtehung am nächſten. Doch welchem Kinde treten nicht Thränen in's Auge und Aengſte in's Herz, wenn es die heilig geliebte Mutter gefoltert und geſchmäht ſieht? Nun, unvergleichlich mehr als man die beſte irdiſche Mutter lieben könnte — ja, um ſo viel mehr, als das übernatürliche

Leben einen höheren Werth hat, als das natürliche: ſo liebe ich meine Kirche, und da ihr das Kreuz gezimmert wird, ſo iſt auch mein Herz kreuzesſchwer! Aber auch ihr ſichtbares Oberhaupt, den heiligen Vater, an deſſen Perſon Verrath und Miſſethat jetzt geübt wird — liebe ich ſo. Wenn ich an ihn denke, iſt mir zu Muth, als müſſe ich mich an der Abnahme vom Kreuz betheiligen. Sieh .... darum bin ich — ich will nicht ſagen traurig, aber leidenvoll.“

„Aber, beſtes Kind, wie kann man ſich nur in eine ſo tragiſche Anſicht der Dinge einſpinnen. Der gute Papſt iſt keine europäiſche Großmacht: darum leidet er Vergewaltigung — wie das ſchon tauſend Mal in der Welt geſchehen iſt. Die Schwachen werden immer von den Starken unterdrückt. Er benimmt ſich ungemein edel und würdevoll — das muß ihm auch ſein Feind laſſen! ſein moraliſcher Muth iſt bewundernswürdig... allein er iſt der Strömung der Zeit im Wege und deshalb ſollte er ihr freiwillig Platz machen und einfach das bleiben, was der Papſt ſein ſoll — das geiſtige Oberhaupt der katholiſchen Kirche.“

„Und als ſolches ſich vergeiſtigen, d. h. verſchwinden, nicht wahr? oder von gekrönten Todfeinden der katholiſchen Kirche beſoldet werden — bis es ihnen einfiele, ihn verhungern zu laſſen, wenn er kein Spielball in ihren Händen ſein will!“ rief Doralice. „Wie ſtände es aber dann um das Oberhaupt der Kirche, das doch unabhängig auf geiſtigem Gebiet ſein ſoll? Nein, lieber Franz, was aus den Patriarchen zu Conſtantinopel unter der Vormundſchaft der byzantiniſchen Kaiſer geworden iſt, in welchen Abgrund ſie die griechiſche Kirche geſtürzt, welche Häreſien, welche Schisma ſie aus Rückſicht für die Kaiſer, deren Creatur ſie waren, begünſtigt haben — das erzählt die Geſchichte, von der freilich die Ignoranz der modernen Weltweiſen und Weltverbeſſerer nichts wiſſen mag. Der Wiederholung einer ſolchen Schmach beugt die weltliche Souveränität des heiligen Vaters vor, die ihn jedem Souverän ebenbürtig macht und unabhängig gegenüber ſtellt.“

„Jede Tugend kann übertrieben und die Characterfeſtigkeit zum Eigenſinn werden,“ ſagte Ghirray. „Das Rad der Zeitläufte vermag kein Papſt aufzuhalten. Weicht er nicht aus, ſo zermalmt es ihn.“

„Wenn Gott es nicht wendet, kann das wohl geſchehen, denn die Flut der Bosheit iſt eben im Steigen! Die Lüge iſt ſo mächtig geworden, ſo angeſchwellt von allen Miasmen feiger Niederträchtigkeit und markloſer Selbſtſucht, die in der Welt brodeln, daß ſie auf Erden die Herrſchaft begehrt und daß dies Begehren mit wüthendem Applaus von allen Denen begleitet wird, die von dem Lügengeiſt angeſteckt ſind. Gegen dieſe Herrſchaft der Lüge hat die ewige Wahrheit ihr Bollwerk in der katholiſchen Kirche; darum ſoll dieſe mit allen ihren Inſtitutionen, deren Beſiegelung und Schlußſtein das Papſtthum iſt, vertilgt werden. Seit den Tagen des Arius hat die Kirche keinen ſo wüthenden und allſeitigen Angriff auszuſtehen gehabt."

„Und wie war es damals?" fragte Ghioray.

„Damals, im vierten Jahrhundert, hatte ſie in der blutigen Arena und in den Catacomben das Heidenthum beſiegt und die Welt für Chriſtus gewonnen. Da verbanden ſich alle Widerſacher Chriſti gegen ſie: entartetete Kinder ihres eigenen Schoßes, Irrlehrer, Schwachgläubige, Irdiſchgeſinnte, mit Juden, Heiden, Griechen — und führten während zwei Drittheilen des Jahrhunderts einen ſo heftigen, giftigen, allgemeinen Kampf, und mit ſo viel Heuchelei und liſtiger Verſchlagenheit gegen ſie, daß es den Anſchein hatte, als müſſe die Welt aufhören chriſtlich zu ſein und ſtatt deſſen arianiſch werden. Es gab damals nur einen einzigen mächtigen Herrſcher: das war der römiſche Kaiſer. Er beherrſchte Europa und einen Theil von Aſien und Afrika. Und dieſer Kaiſer, ein Conſtantius, ein Valens, war arianiſch. Biſchöfe, Prieſter, Mönche, Einſiedler wurden arianiſch. Nonnen und vornehme Frauen wurden arianiſch. Länder und Völker und ganze Nationen wurden arianiſch." . . . —

„Aber welchen Zauber übte der Arianismus!" rief Ghioray. „Und wodurch?"

„Dadurch, daß er den Rationalismus, der immer dem Materialismus den Weg bereitet, in die chriſtliche Glaubenslehre brachte und die Dogmen erſchütterte. Damit wurde auch die Moral und die Sittlichkeit erſchüttert und das war denn für viele, viele Menſchen, welche lieber für ihre Leidenſchaften, als gegen ſie ſtreiten wollten, ſehr willkommen. Ehrgeiz, Herrſchſucht, Sinnlichkeit, Hochmuth, fanden ihren Boden. Die Kurzſichtigen, die Lauen, ließen ſich leicht bethören! wer nicht feſt und kräftig glaubt, und bei der unwandelbaren Offenbarung bleibt, der glaubt allerhand, heute dies, morgen das. Viele Andere wurden mit falſchen Vorſpiegelungen und mit zweizüngigen Redensarten — noch Andere durch das Beiſpiel von Oben verwirrt gemacht und verlockt. Viele endlich wurden in den Arianismus hinein gemartert und geängſtigt, denn verfolgungswüthig, wie der Lügengeiſt iſt, wollte er die katholiſche Kirche nicht auf Erden dulden. Der Kaiſer aber, der ſich zum geiſtlichen Oberhaupt des Arianismus machte, lieh ihm zugleich ſeinen mit Feuer und Schwert bewaffneten weltlichen Arm und ließ Blutſtröme fließen und Gräuel begeben, die mit den Chriſtenverfolgungen der heidniſchen Imperatoren wetteiferten.“

„Und wie war das Ende des Kampfes?“

„Geläutert durch dieſe Prüfungen, geſtärkt im Glauben, gekräftigt im Bewußtſein ihrer göttlichen Miſſion, gereinigt durch das Ausſcheiden böſer Elemente, vertheidigt und geiſtig beſchirmt durch die erhabenſten Männer, welche die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat, durch große heilige katholiſche Biſchöfe — ging die Kirche aus der ſchweren Heimſuchung hervor, die ihr um ſo bitterer war, als ihre eigenen ungerathenen Kinder das Unwetter herauf beſchworen und Juden und Heiden zwiſchen ſich aufgenommen hatten. Im Orient blieb ein giftiger Same zurück, der Früchte des Todes erzeugte und fort und fort häretiſches und ſchismatiſches Unkraut trieb, aus dem ſich nach und nach ein kläglich zerriſſenes Sectenweſen und die Trennung der griechiſchen Kirche von der katholiſchen entwickelte. Dieſe Schwächung des Glaubens und des kirchlichen Lebens aus Mangel an einem verſammelnden Mittelpunkt, der das Haupt aller Glieder und die Seele im Körper iſt — führte im Morgenland eine ſolche Auflöſung des Chriſtenthums herbei, daß es dem Islam keinen Widerſtand zu leiſten vermochte. Die ſchönen, geſegneten, ungeheuer großen Länderſtrecken im Oſten und Süden des mittelländiſchen Meeres ſahen das Kreuz verſchwinden und den Halbmond aufgehen. Aber mit dem Kreuz ging auch ihre Blüthenzeit unter und ſie ſind Wüſten und Ruinen bis zu dieſer Stunde.“

„Das iſt aber wirklich intereſſant zu wiſſen!“ rief Ghioray. „Man kennt den Einfluß des Chriſtenthums ſo gut wie gar nicht und deshalb würdigt man ihn nicht.

Ich muß mich auf dies Studium verlegen! — Aber wie ging es in Europa?"

„Ganz anders! — Durch eine der wunderbaren Fügungen, bei denen es oftmals erſt nach Jahrhunderten klar wird, daß ſie in den Plan Gottes gehörten, hatten ſchon die letzten heidniſch-römiſchen Kaiſer ihre Reſidenz nicht mehr in Rom, ſondern in Nicomedien und Mailand gehalten. Zur chriſtlichen Zeit kam auch noch Conſtantinopel, Trier und Ravenna dazu. Aus Rom verſchwand der Thron der Imperatoren, um dem Stuhl des heiligen Petrus Platz zu machen. Ein unerhörtes Glück! denn dadurch war dieſer Stuhl der Hofluft und allen Gefahren entrückt, welche der bedenkliche und wetterwendiſche Einfluß eines Imperators, ſowohl dann, wenn er Huld und Schutz erweiſt, als wenn er droht und verfolgt — dem Inhaber jenes Stuhls bereiten könnte. Der Papſt ſtand in Rom dem kaiſerlichen Terrorismus und den kaiſerlichen Schmeicheleien ferner und freier gegenüber, als das in einer kaiſerlichen Reſidenz möglich geweſen wäre, wo man jede mißliebige Bewegung und Aeußerung auf der Stelle unterdrückt hätte; und ſo konnte Rom der Mittelpunkt der ungetrübten katholiſchen Glaubenslehre und dadurch der Ruhepfeiler der geſammten katholiſchen Kirche ſein. Alle Biſchöfe und Prieſter, die der Arianismus im Schutz von Scepter und Krone vertrieb, verbannte, mißhandelte, weil ſie dem katholiſchen Dogma treu blieben, ſtanden in Gemeinſchaft mit Rom, hielten ſich zu Rom, flohen nach Rom oder wendeten ſich ſchriftlich dahin. Rom war der Heerd, auf dem alles Feuer, das für die göttliche Offenbarung entbrannte, ſich anſammelte und zu einer großen Flamme aufſchlug, deren Licht und Glut Europa oder — wie man damals ſagte — das Abendland erleuchtete und erwärmte. Rom entſendete ſeine Glaubensboten, ſeine Apoſtel, Martyrer und Heilige, ſeine Prieſter und Mönche, in die Barbarenwelt der germaniſchen Völker, welche damals das Abendland überfluteten und faſt alle arianiſch waren. Vandalen, Oſt- und Weſtgothen, Longobarden, und wie ſie heißen mögen! gründeten rings um Rom herum große Reiche und folgten der Irrlehre. Doch das Evangelium, das Rom ihnen unermüdlich verkünden ließ, überwand ſie endlich nach zweihundert Jahren und rettete Europa vor dem Verfall, der über Aſien und Afrika einbrach. Zwei fromme katholiſche Königinnen legten endlich die letzte Hand an die Bekehrung der Weſtgothen und der Longobarden, indem ihr milder Einfluß und ihr heiliges Beiſpiel erſt die Könige und nach und nach die Völker für den wahren Glauben gewann. Aber erſt das Ende des ſechſten Jahrhunderts ſah im Abendland das Erlöſchen dieſer furchtbaren Häreſie, die dreihundert Jahre hindurch die chriſtliche Welt zerrüttet hatte, und unter dieſen Stürmen war, wie Du vorhin ſagteſt, der Frühling gekommen und die wundervolle

Aera angebrochen, in welcher die Kirche ihre glorreiche Miſſion, die Civiliſation der Menſchheit, glorreich in's Werk ſetzte. Und wenn ſich der moderne Arianismus, d. h. das Anti-Chriſtenthum, unter dem eiſernen Scepter des bonapartiſtiſchen Dictators oder unter der Brandfackel der ſocialiſtiſchen Republik mit all ſeinem Schlamm dereinſt über Europa gewälzt und den Zuſtand wilder Horden, das brutalſte Fauſtrecht Aller gegen Alle, herbeigeführt haben ſollte — dann wollen wir ſehen, lieber Franz, wir oder unſere Nachkommen, ob dieſe im Schlamm der Barbarei begrabene Welt im Stande ſein wird, ſich, ohne Rom, aus ihrer Verſumpfung zu erheben — und ob nicht vielmehr von Rom das Licht wieder ausgehen werde, das dieſer Wildniß einen neuen Tag bringt. Und das, lieber Franz, iſt die „neue Aera,“ auf die ich hoffe.“

„Muß ſich denn aber durchaus ein vernichtender Schlammerguß aus irgend einem unterirdiſchen Krater über die Civiliſation dahinwälzen?“ fragte Ghiorav ſinnend.

„Siehſt Du ihn nicht?“ fragte Doralice. „Siehſt Du nicht, wie ihm im öffentlichen Leben alle Schleußen ſo bereitwillig geöffnet werden. Siehſt Du nicht, wie die abgefeimte Heuchelei mit honigſüßen Phraſen und der rohe Egoismus mit brutaler Frechheit einander die Hand reichen, um Alles, was hienieden Recht und Gerechtigkeit heißt, unter die Füße zu treten? Siehſt Du nicht, wie jene durch Lug, Argliſt und Beſtechung die Gewiſſen bearbeitet und ſie morſch macht, und wie dieſer ſie dann zu ſeinen feilen Sklaven macht, indem er ihren niedrigen Gelüſten ihre Beute verheißt! Siehſt Du nicht, wie ſtumpf zum Verſtändniß der Wahrheit, wie lau zur Bekämpfung der Bosheit, wie matt, wo es ſich handelt um moraliſche Entſchiedenheit, die Wort- und Chorführer derjenigen öffentlichen Meinung, welche die Preſſe faſt durchgängig beherrſcht, ſich auszuſprechen! Du fragſt, ob der Schlammerguß kommen müſſe? ich antworte Dir: er iſt da! — Soll ich Dir zehn Zeilen aus einer miniſteriellen Zeitung vorleſen, in welcher eine moraliſche Impotenz ſich kund gibt, wie die Geſchichte ſie nur in Zeiten des tiefſten Verfalls aufzuweiſen hat?"

„Machſt Du dergleichen Excerpte?" fragte er.

„Ja, für Dich!" ſagte Doralice, ſtand auf, ſuchte zwiſchen den Papieren auf ihrem Schreibtiſch ein Blatt hervor und las: „Wir haben vor einiger Zeit hervorgehoben, daß die Ereigniſſe, welche ſich gegenwärtig „in Italien vollziehen, von dem Geſichtspunkte der „politiſchen Doctrin aus keine zutreffende Würdigung erfahren könnten. Weder durch das Medium liberaler, „noch durch das Medium reactionärer Sympathien geſehen, können dieſelben in ihrem wahren Licht erſcheinen. Wir haben daran erinnert, daß den Prinzipien „des Völkerrechts eine Geltung zukomme, welche über

„den Complicationen und den Antrieben des Tages „ſtehe, und daß der für den deutſchen Beobachter unverrückbare Standpunkt der Beurtheilung der italieniſchen Verhältniſſe der — des eigenen nationalen Intereſſes ſein und bleiben müſſe." Nun, was ſagſt Du? muß hinter einem ſo totalen Mangel an Rechtsſinn nicht ein wahres Meer von moraliſchem Moraſt ſich ausbreiten? Wenn das, was jetzt in Italien vorgeht, auf „gültigen Prinzipien des Völkerrechts" beruhen ſoll — während es in Wirklichkeit auf „den Complicationen und den Antrieben des Tages" ſich ſtützt; wenn es keinen objectiven, auf ewigen ſittlichen Geſetzen beruhenden Standpunkt geben ſoll, um Recht und Unrecht zu würdigen — wenn das nationale Intereſſe, und was für eins! ein Gewinnchen hier, ein Schacher dort, genügen ſoll, um Schwarz für Weiß gelten zu laſſen, wenn dieſe unerhört gemeine Geſinnung, von der Regierung einer Großmacht ausgehend, das öffentliche Leben beherrſchen und die Verhältniſſe der Staaten und der Nationen zu einander regeln ſoll: dann ſind gewiß alle Dämme durchbrochen und nichts ſchützt uns gegen die furchtbarſte aller Barbareien, gegen die corrumpirte Civiliſation und ihren Schlammerguß, als der heilige heroiſche Greis in Rom, der eine andere Sprache führt, ſich nicht zum Mitſchuldigen einer Lügen- und Fauſtrechtspolitik macht, ſondern ſie brandmarkt, und der

Welt zeigt, was das vergeſſene Ding — Seelengröße, denn eigentlich ſei."

„Dafür wird er das Opfer jener Politik!" ſagte Ghioray.

„Ja, wie Chriſtus das Opfer der Phariſäer und der Kriegsknechte wurde — nämlich dem Leibe nach. Geiſtiger Weiſe triumphirt er . . . . wie alle Martyrer! es gibt glorwürdige Niederlagen und niederträchtige Siege!"

Sie warf das Blatt in die Flammen.

„Wie hießen jene beiden Königinnen, die den Arianismus beſiegten?" fragte Ghioray.

„Ingunde brachte den Weſtgothen in Spanien den katholiſchen Glauben zurück und Theodolinde den Longobarden, hier in Oberitalien."

„Und Du biſt aus ihrem Stamm, nicht wahr?" ſagte er lächelnd.

„O daß ich's wäre!" rief ſie.

„Doralice!" ſagte Ghioray ernſt, „wähne nicht, daß ich jemals aus Liebe zu Dir katholiſch werden könnte. Nie wird das geſchehen."

„Und nie würde ich wünſchen, daß es geſchehen möge, lieber Franz! Die göttliche Wahrheit iſt ſo ſchön und ſo herrlich, daß ſie um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden verdient — und den Gegenſtand, den man nicht um ſeiner ſelbſt willen liebt, den liebt man überhaupt nicht, ſagt der heilige Auguſtinus," entgegnete ſie.

Dies war die erſte Aeußerung, die Ghiorav jemals in Beziehung einer religiöſen Frage auf ſeine Perſon gemacht hatte. Doralice begrüßte ſie in tiefſter Stille mit unſäglicher Freude, als das Erwachen einer Seele aus langem Winterſchlaf. Aber ſie ſetzte das Geſpräch nicht fort, ſondern ging zu Blanca, die bereits ihren Kammerfrauen Befehle zum Einpacken ertheilte.

„Alſo Du gehſt wirklich fort?“ ſagte ſie.

„Ja!“ rief Blanca ganz munter. „Du glaubſt nicht, wie wohl mir iſt, wie leicht ich mich fühle .... ſeitdem ich dieſen Entſchluß gefaßt habe! Die Veränderung erfriſcht mich ſchon in der Vorſtellung — wie viel mehr in der Wirklichkeit. Ich gehe zuerſt nach Mailand, dann nach Genua. Bis dahin habe ich die Eiſenbahn und von dort gehe ich mit dem Dampfſchiff nach Neapel. O Gott, da werde ich all meine Leiden vergeſſen! — Aber kannſt Du mir nicht ſagen, wo Garibaldi ſich aufhält? ich leſe keine Zeitungen und ich muß durchaus den Heros des Jahrhunderts kennen lernen.“

„Welch ein Jahrhundert, das einen ſolchen Heros anerkennt!“ rief Doralice.

„Du weißt, daß ich mich durchaus nicht um Politik bekümmere,“ ſagte Blanca; „ſie iſt ein Nothbehelf für Frauen, denen die Jugend entſchwunden iſt, um noch in der Geſellſchaft etwas zu gelten — und ich will wahrhaftig nicht meine dereinſtigen traurigen vierzig Jahre anticipiren. Deshalb betrachte ich auch gar nicht Garibaldi's politiſche Meinungen, ſondern nur ſeine Handlungen. Dieſe liegen außerhalb des Gebiets der Politik." . . . —

„Da haſt Du ein wahres Wort geſprochen!" rief Doralice; „ſie liegen auf dem Gebiet der wilden Horden."

„Aber es ſind doch Thaten, liebſte Doralice, kriegeriſche Thaten." . . . —

„Auf einem Felde, welches zuvor zum Verrath erkauft und zur Revolution untergraben war — ja!"

„Doch davon kommt nichts zum Vorſchein! man ſieht nur großartige, heldenhafte Erfolge — und genug! ich muß den Befreier und Wiederherſteller des einigen Italiens kennen lernen. Ich bin es meinem Dion ſchuldig! — ich habe erkannt, daß es auf der Welt etwas Größeres und Ehrenhafteres gibt, als die Kunſt — und das ſind kriegeriſche Großthaten für Befreiung ſeufzender Nationen. Mit dieſen ſollen ſich ſeine jungen Augen vertraut machen. Wer weiß, wozu er dereinſt in ſeinem Vaterlande berufen iſt! — Wer weiß, ob ich nicht beſtimmt bin, eine zweite Mutter der Gracchen zu werden! . . .

„Und Amaury?" fragte Doralice ernſt.

„O wecke mich nicht grauſam aus meinen Träumen," rief Blanca mit ihrem tragiſchen Ton.

„Da Du ſelbſt einſiehſt, daß es nur Träume ſind, können ſie ja keinen Werth für Dich haben," ſagte Doralice. „Uebrigens haben wir nicht das Leben erhalten, um es zu verträumen."

„Dion ſteht mir näher als Amaury," ſagte Blanca entſchieden; und ſo trat ſie denn wirklich in Dions Namen ihre Reiſe an. —

Monate waren ſeitdem verfloſſen und der Winter vorüber. Immer ſchwüler wurde die Atmoſphäre des öffentlichen Lebens, immer trüber der politiſche Horizont, immer unſicherer alle Beziehungen, weil der Treubruch plötzlich die Baſis abgeben ſollte, auf der ſich das moderne Leben zu entfalten und zu bewegen habe, und weil dem alten Völkerrecht der neue Popanz der Volksſouveränität untergeſchoben wurde. Die große Maſſe begriff das gar nicht. Man ſaß ja in allem Comfort und in allem Luxus mitten drin. Die Männer hatten ihr Actien, die Frauen ihre Crinoline, die ſchöne Welt ihre Bälle, Oper und Soupers, die unteren Stände ihre Wein-, Bier- und Branntweinſchenken, die Intelligenz ihre Reden in den Kammern und ihre Preſſe, der Fortſchritt ſeine Eiſenbahnen, die Politik ihr Nichtinterventionsprinzip: war denn das nicht Bürgſchaft des Friedens und höchſter Culturblüte? war denn das nicht das Höchſte und Nothwendigſte, was der Menſch erſtreben kann? Die große Maſſe iſt für ewige Zeiten ſchon im erſten Buch Moſes characteriſirt, wo es heißt: „Sie aßen und tranken, bis Noë in die Arche ging.“ Doralice aber, die es begriff, daß der Menſchheit zugemuthet werde, in der Stickluft der Schmach ein neues Lebenselement zu finden, und der keine großartige, öffentliche Kundgebung zu Gebot ſtand, um dagegen Proteſt einzulegen, ſammelte ſich in ihrem Kreiſe, in ihrer Welt, in ihrem Innern, um deſto eifriger in ihrem Beruf zu ſein und deſto vollkommener ihr Tagewerk zu üben und deſto bereitwilliger Gott die Ehre zu geben, welche die Götzen des Tages für ſich in Anſpruch nahmen.

So lebte ſie — äußerlich von Glanz umgeben, innerlich mit einem ſo abgetödteten Herzen, wie die Ordensfrau in der Zelle, wie der Miſſionär auf ſeinen Wüſtenwanderungen; denn auch ſie hatte ihr tägliches Opfer zu bringen und ihre Miſſion zu erfüllen. Sie hatte früher mit beſonderer Innigkeit für Conrad gebetet; aber ſie that auch das nicht mehr. Nein! ſprach ſie zu ſich ſelbſt — Seele iſt Seele! ich will keine Vorliebe haben; ich will für die beten, durch deren Bekehrung Gott am meiſten verherrlicht wird — ſei es Franz, ſei es Conrad, ſei es irgend eine unbekannte Seele, von der ich erſt in der Ewigkeit Kunde erhalten werde! das Menſchenherz iſt betrügeriſch .... um ſeiner Neigung zu folgen, verkriecht es ſich hinter allerhand Masken — und trägt dazu bei, die grauſige Weltmaskerade zu vergröſſern. Nein, mein Gott! . . . ich will nichts ſuchen, als deine Verherrlichung! —

Die heilige Thereſe hat geſagt, wenn Frauen es dahin brächten, vollkommen aufrichtig zu ſein, ſo wären ſie der größten Dinge fähig; aber ſie brächten es ſelten dahin. Doralice ſtrebte nach dieſer kriſtalklaren Aufrichtigkeit, in der ſich nichts ſpiegelt, als der Wille Gottes. Große Dinge zu thun, lag nicht in ihrer Beſtimmung; ſie wären ihr wahrſcheinlich nicht ſchwer geworden. Gerade in ihren ganz gewöhnlichen Verhältniſſen, die — wie ſo leicht die Alltäglichkeit! — etwas Ermüdendes und Entnervendes haben, ſollte ſie ſich heiligen. Sie lebte für ihren Mann, für die drei Kinder, die Gott ihr an's Herz gelegt hatte, für alle Verpflichtungen, die ihr Stand, ihre Verhältniſſe, ihre Stellung zur großen und vornehmen Welt ſowohl, wie zur geringen und armen Welt mit ſich brachte — und das Alles mit einer ſo heiteren einfachen Ruhe, ſo gleichmäßig liebenswürdig in ihrem Hauſe, in den goldenen Sälen der eleganten Geſellſchaft und in den Dachkammern des Elends, daß nothwendiger Weiſe der Born, aus dem ſich dieſer Friede und dieſe Herzensſtille nährten, ein übernatürlicher ſein mußte; denn mit einer glücklich begabten, ſchönen Natur bringt man es nicht ſo weit. Bei der treten in der Harmonie, wenn keine Mißtöne, doch Pauſen ein.

Lord Henry ſchrieb nach ſeiner Art äußerſt ſelten und äußerſt kurz — ſo gewiß im Telegrammſtyl; denn er war nun einmal keine Schreiberſeele — wie er zu ſagen pflegte. Fragen nach ſeinen Kindern, ſcharfe Aeußerungen über Englands italieniſche Politik des Haſſes und der Cotton- und Schwefelfrage, wie er ſie bezeichnete, heftiger Unmuth über Conrad's Unentſchloſſenheit, füllten ſeine Briefe an. „War bei dem heiligen Vater, „ſogar zweimal,“ ſchrieb er von Conrad, „hat Alles „kennen gelernt, Menſchen und Dinge, wodurch ein vernunftbegabtes Individuum dahin gebracht wird, das „Facit unter ſeine Rechnungen zu ſetzen — und thut es „nicht! Geht herum wie ein Nachtwandler, verſichert, er „wolle glauben, ja, er glaube — nur noch nicht vollkommen genug . . . . und kommt nicht vom Fleck. „Doralice, Sie ſind eine ſchlechte Beterin!“ —

Als Doralice ihrem Mann dieſen Brief verlas, rief er faſt beleidigt:

„Wahrhaftig eine tolle Idee von Lord Henry, Dich verantwortlich zu machen für Conrads Mangel an Ueberzeugung oder an Entſchloſſenheit. Du biſt keine ſchlechte Beterin.“

„Wir ſind das, was wir vor Gott ſind, ſpricht der heilige Franz von Aſſiſi;“ entgegnete Doralice. „Was wir aber vor dem allwiſſenden Gott ſind . . . . ach! das wiſſen wir nicht! und Henry beurtheilt mich wahrſcheinlich viel richtiger als Du.“

„Glaubſt Du denn wirklich, daß Du irgend einen

Menſchen in die katholiſche Kirche hinein beten könnteſt?“ fragte er ſtaunend.

„Ich glaube an die Verheißung Chriſti, daß wir Erhörung finden, wenn wir in ſeinem Namen beten — ja gewiß! In ſeinem Namen, d. h. ſo demüthig, ſo ergeben, ſo beharrlich, ſo opferbereit wie er; ſo mit ihm vereinigt, wie er es mit ſeinem himmliſchen Vater war. Gott iſt immer bereit, ſeine Gnade zu ſpenden; aber er will, daß ſie erbeten werden ſoll.“

„Beteſt Du denn auch für mich?“ fragte Ghioray.

„Wenn ich das nicht thäte, wär' ich eine ſehr ſchlechte Frau!“ rief ſie lachend.

„Warum haſt Du mir das nie geſagt?“

Ich meine, lieber Franz, das verſtehe ſich von ſelbſt. Uebrigens gibt es aber auch im inneren Leben, nämlich im Verkehr unſerer Seele mit Gott, eine Menge Dinge, von denen man nicht eben ſpricht.“

Dieſe zarte und kluge Zurückhaltung, die nie mit himmliſchen Dingen beläſtigte, nie ſie aufdrängte — und doch gepaart mit felſenfeſter Ueberzeugung war, gefiel Ghioray ungemein. Aber man muß freilich auch ſagen, daß Doralice ihm mehr und mehr gefiel. Er erkannte in ihr einen zuverläſſigen Character, weil ſie Prinzipien hatte. Daß dieſe aus dem Glauben entſprangen und folglich an deſſen Unwandelbarkeit Theil nahmen, war ihm freilich nicht klar, aber er hatte eine Zuverſicht, ein Vertrauen zu ihr, wie er nie gedacht, daß man es zu einer Frau haben könne. Andere hatten ihn beherrſcht und ihn willenlos gemacht; Doralice theilte ihm etwas von ihrer edlen Willenskraft mit. Es gibt keinen Menſchen auf Erden, der, wenn er einen guten Einfluß anerkennt und ſich ihm hingibt, dieſen Einfluß nicht nach und nach lieben und ſich nach ihm bilden werde, wenn auch unter heftigen Schaukelbewegungen und ſtarken Schwankungen.

Lord Henry kam nicht im Frühling nach Venedig. Er ſchrieb an Ghioray, um ihn zu bitten, ſeine Kinder mit nach Ungarn auf's Land zu nehmen; er mache eine Geſchäftsreiſe nach Paris und England, und werde im Lauf des Sommers wahrſcheinlich auch nach Ungarn kommen. Conrad ſtehe wie eine Salzſäule auf demſelben Fleck; er gebe ihn auf. Wo nicht ſo viel Energie vorhanden ſei, um das Geringſte wie das Größte über den Haufen zu werfen, wenn es ſich um das zu eigen machen göttlicher Wahrheit handle — wo man beſtändig in einer Art von geiſtigem Erdbeben verharre, das die Maſſe von Trümmern fort und fort vermehre, anſtatt kühn über ſie hinweg und auf feſten Boden zu ſpringen; wo man den ungeheuern Ernſt der Zeit, die jedem Einzelnen auf ſeinem Wege die Wahl zwiſchen Recht und Revolution vorlege, ſo wenig erkenne, um nicht mit der Ur-Revolution, Abfall vom Glauben, zu brechen: — was ſei da zu erwarten! Conrad habe in der erſten

Zeit einen energiſchen Anlauf genommen, aber leider! den Moment des Ueberſpringens verpaßt.

Aber Doralice verzagte nicht ſo leicht. In der geheimnißvollen Werkſtatt der Seele, wo die Gnade thätig iſt, muß ſie oft Jahre um Jahre arbeiten, bis die Form fertig iſt, in welche ſich das durch tauſend und aber tauſend innere Erlebniſſe inzwiſchen geläuterte und zerſchmelzende Metall des Willens gießen läßt. Je ungeduldiger Lord Henry war, deſto geduldiger wurde ſie, deſto mehr betete ſie, deſto inniger brachte ſie ihr ganzes Herz zum Opfer dar, deſto feſter vertraute ſie der göttlichen Liebe, die alle Seelen gerettet wiſſen will. Lord Henry's Kinder zu behalten, war ihr in jeder Beziehung eine unſägliche Freude! wer konnte ihnen die Mutter treuer erſetzen, als ſie! Ueberdas brauchte ſie jetzt einen Erzieher für Edwin. Das glaubenstreue und daher prieſterreiche Tyrol gab ihr einen Hausgeiſtlichen, wie ſie ihn nöthig hatte. Ghieray war gern bereit, im Schloß ein paſſendes Gemach zur Kapelle umzugeſtalten und mit Wonne kehrte Doralice jetzt nach Ungarn zurück, denn unter ihrem Dach wurden fortan die heiligſten Geheimniſſe gefeiert und ſie war die Glückliche, die durch eine gnadenreiche Wendung der Verhältniſſe dem verborgenen Gott dieſen Altar eroberte und die ſein Zelt im Hauſe ihres Gemahls aufſchlug. Vor allem Trug, allen Unthaten, allen Freveln, die ſich weiter und weiter in Schlangenwindungen um die Welt ringelten, und ſie theils vergifteten, theils paralyſirten, floh Doralice zu ihrem Altar, und je finſterer da draußen, um deſto lichter wurde es um den Tabernakel und in ihrem Herzen. Und wollten einmal Aengſte um Irdiſches, Sorge um Seelen, Grauen vor der entfeſſelten Macht des Satans, auch ihre Zuverſicht wankend machen: ſo ſchaute ſie auf jene kleine Gnadenſtätte hin, die in geheimnißvoller Weiſe der Thron der göttlichen Liebe iſt und ſprach: „Das iſt der Sieg, der die Welt überwindet — unſer Glaube.“

⁂

Conrad.

„Nun, lieber Franz, jetzt iſt es entſchieden: das Schweizerhäuschen ſteht Dir zu Dienſten, denn die Mägde Chriſti können kein Unheil mehr im Schlößchen ſtiften,“ ſagte Doralice, heiter in Ghiorav's Zimmer tretend.

„Das war zu erwarten,“ erwiederte er lächelnd.

Frau von Derthal und Eulalie hatten den Sommer bei Doralice zugebracht — und jetzt war ſo eben das geſchehen, was ſich ſchon oft in der Welt ereignet hat und noch eben ſo oft ereignen wird: Eulalie hatte das Ordensleben ſo lange für ihren Beruf gehalten, als ſie eben Niemand kannte, der ihr die weltlichen Verhältniſſe in einem beſonders lieblichen Licht erſcheinen ließ. Doch als ein junger Mann, deſſen Vormund Ghiorav geweſen war und der ſich jetzt öfter bei ihm aufhielt, eine lebhafte Neigung für Eulalie empfand, und als ſie ſich, faſt widerſtrebend, eingeſtehen mußte, daß ſie nicht gleichgültig für ihn ſei, und als er das bemerkte und ſich an Doralice wendete und ſie bat, ſeine Fürſprecherin zu ſein, um Eulalie für ihn zu gewinnen — ach, da verſchwand die jugendliche Schwärmerei für den Ordensberuf ſo ſpurlos und ſo ſchnell, daß Doralice ſich recht feſt vor Augen halten mußte, welch' ein ungemein unfertiges Weſen ein achtzehnjähriges Mädchen im Allgemeinen ſei, um über dieſen gründlichen und plötzlichen Umſchwung nicht allzu herzlich zu lachen. Frau von Derthal triumphirte. Graf Emerich war ein recht lieber junger Mann, gut erzogen und ſehr reich: er vereinigte alſo Alles, was ſie für Eulalie begehrte, die ſich zu einer blendenden Schönheit entfaltete. Eulalie ſelbſt ſagte ganz verlegen zu Doralice:

„Der Engel Raphael, den ich nach Deiner Weiſung immer angerufen habe, hat mich auf dieſen Weg geführt. Er muß es verantworten . . . . und Graf Emerich iſt ein guter Katholik.“

Genug, die fünfte und letzte Derthal'ſche Tochter war Braut und man überlegte im Familienrath, ob die Vermählung ſogleich auf die Verlobung folgen und auf Ghioray's Schloß — oder im nächſten Frühling bei Frau von Derthal im Rheingau ſtattfinden ſolle.

„Ich bin für hier und ſo bald wie möglich!“ ſagte Ghioray. „Emerich's wunderſchön gelegenes Schloß unweit Agram iſt vollkommen eingerichtet. Eulalie darf nur einziehen; ſie findet Alles bereit — und was ſie an Kleidern und ſonſtigem Kram braucht, läßt man ganz leicht aus Wien kommen. Wer weiß, was der nächſte Frühling dem Rheinland bringt!"

„Und was er hier bringt!" ſagte Frau von Derthal.

„Eben darum!" entgegnete Ghioray. „Was dann auch geſchehen möge — das junge Paar iſt vereinigt und iſt da, wohin es gehört."

Frau von Derthal blieb von einer Woche zur andern! bald ſollte Emerich's Rückkehr von einer kurzen Reiſe abgewartet werden; bald ſollte ſie Theil nehmen an irgend einem anderen Familienereigniß. Je mehr Unfriede, Haß und Bosheit die Welt zerriſſen, um deſto mehr ſuchte Doralice um ſich her ein kleines Reich des Friedens in Liebe zu einen. Ghioray hinderte ſie nicht darin. Er hatte ſeine kleinen Eiferſüchteleien ſo ziemlich aufgegeben, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß er für Doralice die Hauptperſon in der Aufgabe ihres Lebens ſei. Doch war es ihm viel lieber, die Familie ſeiner Frau unter ſeinem Dach zu ſehen, als mit ihr in ihrer Heimath zu ſein. In ſeinem eigenen Hauſe fühlte er ſich mehr als der Herr, als der Mittelpunkt des ganzen Kreiſes, und da er ein ſehr liebenswürdiger, gaſtfreier, verbindlicher Hausherr war, ſo füllte er auch in der That dieſen Platz aus.

Eine rührende und erhabene Feier hatte in der Kapelle des Schloſſes ſtattgefunden: Sarolta war mit ihrer vierzehnjährigen Tochter in den Schoß der katholiſchen Kirche zurückgekehrt. Sie lebte im

Sommer auf dem ehemaligen Wittwenſitz ihrer Mutter, ganz in der Nähe ihres Bruders. Als ſie die Gelegenheit fand, ſich in Ruhe und Stille durch den dortigen Hausgeiſtlichen in der katholiſchen Glaubenslehre unterrichten zu laſſen, wendete ſie ſich derſelben zu, weil ſie in ihr die einzige Macht auf Erden anerkannte, die Würde, Liebe und unerſchütterlichen Beſtand in ſich vereinigt. Sarolta, der katholiſchen Kirche heftige Gegnerin, ſo lange ſie von einer Leidenſchaft verblendet war, fand ſich unwiderſtehlich zu derſelben hingezogen, als ſie einen Blick voll richtiger Erkenntniß in ſich ſelbſt und um ſich her warf. Eine einzige verkehrte Richtung, eine einzige ungeordnete Neigung genügt, um den Spiegel der Seele zu verſchieben und zu trüben, welcher den Strahl der Wahrheit auffangen ſoll. Ein Staubatom im leiblichen Auge macht es blind: — um wie viel mehr das zarte geiſtige Auge!

Keine Worte können die Freude beſchreiben, mit welcher Doralice dieſer Feier beiwohnte, der wunderbaren Gnadenfeier, die erſt im ewigen Leben ihre volle Würdigung erhalten wird. Welche Verkettungen von Umſtänden, die vor wenigen Jahren unmöglich, und jetzt ſo ganz einfach ſchienen, mußten zuſammen treffen, um auf dieſer Stätte dieſe Feier herbei zu führen! wie pries Doralice ihr Loos ein ſeliges, daß ſie wieder mit Ghiorav vereinigt war! welche Hoffnungen für ihn knüpften ſich an dieſes Unterpfand der verborgenen Kraft, die vom verborgenen Gott ausgeht! wie dankte ſie Gott für ihre Dornen, die eine ſolche Blüthe trugen! — Die ganze Familie war in der froheſten Stimmung; auch Ghioray — denn eine heilige Freude hat etwas Unwiderſtehliches. Und ſie ſollte noch erhöht werden! Man hatte nicht beachtet, daß ein Wagen in den Schloßhof einfuhr; aber ein gewiſſer Tumult in den Vorzimmern verkündete einen lieben Gaſt.

„Henry iſt's! ich höre die Kinder jubeln!" rief Doralice und eilte ihm entgegen.

Er war es! Ein Sturm freudiger Begrüßung empfing ihn.

„Willkommen! willkommen! — Wie geht's? — Woher? — Aus England oder aus Italien? — Willkommen!" und dazwiſchen die Kinder, die mit leuchtenden Augen und frohlockender Stimme nur immer riefen: „Papa! Papa."

Als man ſich etwas geſammelt und beruhigt, und ihm das Brautpaar und die beiden Sarolta's, Mutter und Tochter, als Neophitinnen vorgeſtellt hatte, ſagte Doralice:

„Nun, lieber Henry, wie geht es denn mit Friedingen?"

„Sehr gut!" ſagte Lord Henry mild und ernſt, zeigte gen Himmel und ſetzte hinzu: „Caſtelfidardo."

„Caſtelfidardo!" rief Doralice mit extatiſcher Freude; — „o der Selige!"

„O er iſt todt!“ rief Eulalie und brach in Thränen aus.

„Todt . . . der gute Conrad,“ ſagte Frau von Derthal. Auch ihr ſtanden Thränen im Auge und ſie dachte wirklich nicht daran, daß Roderich jetzt Majoratsherr auf Grünau ſei.

„Ein edler, glorreicher Tod!“ rief Emerich, der, wenn er ſich auch nicht einer heiligen Sache opfern wollte, doch im Stande war, das Opfer zu begreifen.

Ghioray blickte nur auf Doralice und dachte: Welch' ein Glaube . . . . der bei einer Todesbotſchaft eine ſolche Freudigkeit gibt! —

„Ja, er iſt todt!“ ſagte Lord Henry; — „und ich . . . ich kam zu ſpät, um an dem herrlichen Kampf Theil zu nehmen. Wir waren freilich ſchon auf eine ſtarke Doſis von Niederträchtigkeitspolitik gefaßt; aber auf eine ſolche That, wie der Ueberfall der päpſtlichen Armee von Seiten der piemonteſiſchen, ohne Kriegserklärung, ohne irgend eine aufreizende Handlung Roms — nein! darauf waren wir nicht gefaßt! wir wähnten nur mit einem Freibeuter zu thun und uns mit Garibaldi zu ſchlagen haben, der damals noch mit ſeiner Razzia gegen Neapel vollauf zu thun hatte — und ſo war ich den ganzen Sommer in England, um Geldmittel flüſſig zu machen, Beiträge zu ſammeln, die Theilnahme für den heiligen Vater bei den Katholiken in England und Irland zu beleben, kurz — um ſo viel an mir lag, die furchtbare Schuld zu ſühnen, welche England einer noch furchtbareren Nemeſis überliefern wird. So kam ich ahnungslos gerade an dem Tage in Civita vecchia an, als Alles vorüber, Pimodan und ſeine Heldenſchaar gefallen, Lamoricière und ſeine kleine Armee zermalmt, erdrückt, gefangen, zerſtreut war. Ich flog nach Ancona, um Nachricht von Conrad zu haben. Ich wußte ja .... er war dabei geweſen! Während meiner Abweſenheit von Rom, war ſein Rücktritt in die Kirche und ſein Eintritt in das kleine Heer der Kreuzfahrer erfolgt. Alle Nachforſchungen, die ich anſtellte und durch die Conſuln anſtellen ließ, ergaben das nämliche Reſultat: er war gefallen bei Caſtelfidardo. Dem engliſchen Conſul wurde inzwiſchen auf Privatwegen ein verſpätetes Packet voll Briefe aus Loretto zugeſtellt, die er an ihre verſchiedenen Adreſſen beſorgen ſollte und die am Tage vor dem Treffen geſchrieben waren. Er fragte mich, ob ich auf einem der Briefe vielleicht meines Freundes Handſchrift erkenne. Richtig! .... Conrad's Wappen und Schriftzüge auf dem erſten Brief! An Gräfin Ghioray. Doralice, hier iſt der Brief."

Sie nahm ihn; ſie drückte ihn mit einer Geberde von tiefer Ehrfurcht an ihre Lippen, dann gab ſie ihn an Ghioray und ſagte:

„Lies ihn vor, lieber Franz! wir wollen Alle hören, was dieſe Stimme wie aus dem Himmel zu uns ſpricht.

Ich kann es nicht verleſen, ich würde vielleicht weinen, obgleich man einen ſolchen Tod nicht beweinen darf.“

Ghieran erbrach den Brief und las ihn vor.

„Loretto, Montag, 17. September 1860.

„Gnädige Gräfin!

„Ich würde es nicht wagen, dieſe Zeilen an Sie zu „richten, wenn Sie nicht, obſchon ahnungslos, meine „Führerin bis hieher geweſen wären — von der Mutter „Gottes zu Mariathal und von der heiligen Hilde„gard zu Eibingen, deren Feſttag heute iſt — zur „Mutter Gottes von Loretto. Dem verirrten Wan„derer erſchienen Sie einſt, in jener Waldesſchlucht „Ihres heimathlichen Rheingaues, wie zwiſchen Him„mel und Erde, und leiteten ſeine Schritte zur fried„lichen Gnadenſtätte — und von dem Augenblick an „wandelte er Ihnen nach, unſicher, tappend, ſchwan„kend, zögernd; aber er folgte Ihnen — und er „kam an.

„Ich habe in Rom Lord Henry's Geduld und die „Nachſicht Aller, welche Theil nahmen an dem Zuſtand „meiner Seele, ſehr in Anſpruch genommen. Es that „mir leid — ihretwegen und meinetwegen. Es gab „Momente, in denen ich mich ſelbſt aufgab, indem ich „wähnte, das Spiel mit Ideen habe meinen Verſtand „ſo geſchwächt und meinen Willen ſo unterminirt, daß „ich weder einer klaren Erkenntniß noch einer männlichen „Entſchloſſenheit fähig ſei und mich reſigniren müſſe,

„mein Leben in einem kläglichen Dämmerungszuſtand,
„glaubenslos, marklos, thatlos hinzubringen, weil ich
„bereits allzulange im troſtloſen Unverſtändniß all'
„meine Fähigkeiten vergeudet und aufgerieben hätte.
„Aber dennoch war ein Etwas in mir, das mich ſtählte
„gegen meine eigene Verzagtheit, eine Hoffnung, die ſich
„an das Wort klammerte «Non fallit te Deus.» Was
„ich von einem Glauben, zu dem ich mich bekennen ſollte,
„erwartete — war dies: er ſoll mir keine Gedanken,
„keine Ideen, keine Gefühle geben, ſondern einen Hebel,
„durch den ich mein ganzes Weſen, innerlich und äußerlich,
„aus ſeiner matten Verſunkenheit ausgraben und
„auf eine neue ſichere Bahn und Baſis bringen kann.
„Katholiſch zu werden und fortzuvegetiren wie bisher —
„ſchien mir unmöglich, ein innerer Widerſpruch. Aber
„ich konnte durchaus die Bahn nicht finden, nach der ich
„doch mit namenloſer Sehnſucht verlangte. Gott allein
„weiß, wie oft ich ihn mit dem Wort des großen bekehrten
„Apoſtels angerufen habe: Herr, was willſt du,
„das ich thun ſoll — So verging die Zeit. Ich ſah
„Alles, was Rom zur einzigen, zur ewigen Stadt
„macht — das claſſiſche Alterthum, das chriſtliche Alterthum,
„die Kirche verherrlicht durch die Künſte und die
„Kirche, wie ſie die Welt verherrlicht durch ihre Feſte,
„durch ihre Werke der Barmherzigkeit, durch den Einheitsſtrom,
„der aus allen vier Winden gen Rom ſich
„ergießt und von dort zurückfließt gleich jenen vier

„Flüſſen, die aus dem Paradieſe kamen und den Erdball „bewäſſerten. Ich ſah es, ich bewunderte es — „aber *meinen* Platz ſah ich nicht! Vielleicht war ich „thöricht, kindiſch, unvorſichtig, trotzig — ich vertheidige „mich nicht! ich ſage Ihnen nur, wie es war! — „Ich ſah den heiligen Vater, ſah ihn functioniren, wurde „ihm vorgeſtellt, ſah und hörte dieſen wunderbaren, „ganz in die Liebe und Güte Gottes einbalſamirten „Greis, ſah und hörte, wie er vom Altan der Peterskirche „„die Stadt und die Welt“ — und auch mich „ſegnete; — aber meine Bahn . . . wo war ſie! ach: „wo? ich ſah ſie nicht!

„Ich floh nach Neapel, wo ich der Fürſtin Blanca „flüchtig begegnete, die nach Palermo gehen und dem „unſterblichen Helden Garibaldi Roſenkronen und Lorbeerkränze „flechten wollte. Geſpenſtiſch kam mir das „ganze Leben und Treiben der Menſchheit — mich ſelbſt „inbegriffen — vor. Aber als ich da nach Rom zurückkehrte „und erfuhr, daß ſich unter Lamoricière eine Armee „von Freiwilligen im Dienſt des heiligen Vaters bilden „werde, um ihn zu vertheidigen in ſeinem Recht, in „ſeiner Freiheit, in ſeinem Frieden — und folglich auch „mittelbar Europa's Frieden, Freiheit und Recht: da „löſte ſich das eiſerne Band von meiner Stirn, von „meiner Bruſt, von meinem Arm; da wurde es „Licht in meiner Seele: da frohlockte ich: *Das* „iſt's, mein Gott, was ich thun ſoll! und nun

„hatte ich zugleich meine Baſis und meine Bahn gefunden.
„Ich wurde katholiſch und ein freudiger Kämpfer
„für die heiligſte Sache, die jemals auf Erden gegen
„eine unheilige vertheidigt worden iſt. Es ging mir —
„freilich nur in ganz geringem Maßſtab — wie man es
„lieſt in den Acten der Martyrer: ganz gleichgültige,
„vorübergehende Menſchen, wurden ſo ergriffen von der
„Art, wie die Martyrer litten, daß ſie den Henkern zurufen:
„Ich bin auch ein Chriſt! — und mit jenen
„ſtarben. Als ich ſah, daß ich für mein abgelegtes
„Glaubensbekenntniß mit Leib und Leben und bis auf's
„Blut einſtehen und mich dem Dienſt des Stellvertreters
„meines Erlöſers, dem heiligen und verhöhnten Vater
„der gläubigen Chriſtenheit, bedingungslos hingeben
„könne — da hatte ich, was meine Seele begehrt: einen
„großen Glauben, der zu jedem Opfer drängt; eine
„große Sache, für die es der Mühe lohnt zu leben und
„zu ſterben; eine große Liebe, eine ſchöne Liebe, gnädige
„Gräfin! denn „die Liebe iſt nur ſchön unter dem
„Kreuz;" — das haben Sie geſagt und Sie ſprechen
„nur Wahrheit. Ich und meine Waffenbrüder ....
„wir ſind Kreuzfahrer. Darum höhnt uns die Welt,
„darum wird Gott uns gnädig ſein, darum werden Sie
„und Seelen, die Ihnen ähnlich ſind, für uns beten.

„Seitdem der unerhörteſte Frevel am Völkerrecht
„und an Europa's ſolidariſcher Ehre geſchehen iſt, Piemont
„ſich auf uns gewälzt hat und Europa dazu in die

„Hände klatſcht oder ſchweigt; — ſeitdem haben ſich all' „unſere kleinen im Lande vertheilten Corps in Bewegung „gen Ancona geſetzt. Dort wollen wir uns einſchließen „und vertheidigen. O möge es ein Numantia werden! „In alten Tagen konnte man nicht den Untergang des „Vaterlandes überleben; man begrub ſich unter deſſen „Trümmern. Warum ſollten wir nicht freudig ſterben „für das Vaterhaus, das übernatürliche — und für den „Vater, dem die unſterblichen Verheißungen anvertraut „ſind? — Ich habe dieſen Sommer mit einer Wonne, „mit einer Freudigkeit, mit einer Thätigkeit gelebt, von der „ich in meinem ganzen früheren Leben keine Ahnung hatte. „Sie entſprangen aus der gottgegebenen und im tiefſten „Gewiſſen bekräftigten Zuverſicht, auf der Seite des ewigen „Rechts, der ewigen Wahrheit und folglich auch „des ewigen Ruhmes zu ſtehen. Ja, nach Ewigem „dürſtete mein Herz, ſo lange es zum Bewußtſein ſeiner „ſelbſt gekommen iſt, und weil es das Ewige nicht zu „finden wußte, ſo war es das elende Herz, das Sie „gekannt haben, gnädige Gräfin. Aber Gott wollte „mich in dieſem Elend, das ich doch nicht ganz allein „ſelbſt verſchuldet hatte, das vielmehr mit tauſend tiefliegenden und weit greifenden Urſachen verwebt war, „nicht umkommen laſſen und dieſe letzten Monate und „dieſe letzten Stunden ſind ſo reich, ſo voll, ſo ſelig, daß „meine ganze jammervolle Vergangenheit unter meinen „Geſichtskreis hinab geſunken iſt. Ich ſehe nur die

„Gegenwart, durchſeelt von Liebe zur Kirche, von
„Siegeshoffnung für die Kirche — und eine Zukunft —
„für die es keine irdiſche Worte gibt. So denken wir
„Alle.

„Heute kam ich mit Pimodan hier an, deſſen Colonne
„ſich hier mit dem Corps von Lamoricière vereinigt,
„hier, im Schutz der Gottesmutter von Loretto. Gegen
„Abend werden ſich die Generale und die meiſten Offi-
„ziere und Soldaten, wie es ſich für Chriſten ziemt,
„auf die morgende Schlacht vorbereiten und das Buß-
„ſacrament empfangen. Es ſind ſehr viele Prieſter
„hier, ſo daß wir Alle dazu gelangen können. Morgen
„früh um vier Uhr empfangen wir dann ſämmtlich —
„Lamoricière, Pimodan, der Generalſtab, die Guiden,
„die franzöſiſch-belgiſche Legion, die deutſchen, die in-
„und ausländiſchen Regimenter — die heilige Com-
„munion, und geſtärkt durch das Brod der Engel und
„das Blut des Lammes ziehen wir gegen den Feind —
„ein treues Bild der Chriſtenheit, welche ſtets in der
„Minderzahl, mit Satan und der Welt ſtets einen hei-
„ligen Krieg führt. Alle Höhen und Ebenen um Loretto
„ſtarren von feindlichen Truppen. Die Unſeren ſollen
„ſich zu ihnen verhalten wie Eins zu Zehn. Deſto
„beſſer! um ſo gnädiger muß uns die ſeligſte Jungfrau
„Maria ſein.

„Und nun, gnädige Gräfin, empfangen Sie in die-
„ſem ernſten Augenblick, wo mein Leben vielleicht nur

„noch nach Stunden zählt, meinen Dank, der ſo
„unſterblich iſt, wie meine durch Gottes Gnade gerettete
„Seele; Dank, daß Sie mir das Höchſte geweſen ſind,
„was der Menſch hienieden für einen anderen Menſchen
„ſein kann: meine Wegweiſerin zum ewigen Leben.
„Gott lohn' es Ihnen dadurch, daß Sie noch viele, viele
„Seelen zu den himmliſchen Höhen emporziehen, auf
„denen die Ihre heimiſch iſt. Gott ſegne Sie durch die
„Zeit in die Ewigkeit. Gott ſegne Ihren Gemahl, in
„deſſen Schutz und Obhut Ihr Leben zur ſchönſten Entfaltung
„gekommen iſt. Gott ſegne die Kinder, die in
„Ihnen ein Mutterherz gefunden haben und die Sie
„nicht mit markloſen Ideen zu unthätigen, unkräftigen
„Träumern, ſondern mit dem Katechismus zu katholiſchen
„Chriſten, die Kopf und Herz auf dem rechten
„Fleck haben, erziehen werden. Gott ſegne Alle und
„Alles, was mit Ihnen im Blut Jeſu zuſammenhängt,
„und da auch ich jetzt in dieſen Zuſammenhang gehöre,
„ſo darf ich wohl demüthigſt bitten, gedenken Sie zuweilen
„meiner in Ihrem frommen Gebet.

Conrad von Friedingen."

Alle blieben ſtumm. Was war da auch zu ſagen? Doralice betete in ihrem Herzen. Endlich rief Sarolta:

„Banditen triumphiren und Kreuzfahrer erliegen!.... welch' eine Welt!"

„Ah!" rief Lord Henry, „daß im Kreiſe der Unſern, der Nächſten .... Einer war, der für Europa's Ehre ſein Blut vergoſſen hat — das thut mir wohl! das iſt mein Troſt! das erleichtert mein Herz! — Jetzt aber gehe ich nach Rom.“

„Und zuletzt bleibt die Seele allein mit Gott,“ ſagte Doralice.

* * *

Peregrin.

Peregrin.

Ein Roman

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts,
ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies
verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen
wenngleich die ganze Welt in Trümmer
ſtürzt.“

Der heil. Anſelm von Canterbury.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1864.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Der Sohn des Hauſes 1
Das Buch Heliade 25
Die Baroneſſe 41
Ein zerriſſenes Leben 79
Schloß Traun 206
Vivia Perpetua 238
Der Fremdling 327

Der Sohn des Hauſes.

Großer Ball. Pechpfannen brennen vor dem Portal des Gormſchen Hauſes. Die Wagen rollen durch den knirſchenden Schnee und in die Einfahrt. Da iſt Frühling! die breite Treppe iſt ein Laubengang und die ſteinernen Stufen bedeckt ein weicher Teppich mit bunten Blumen durchwirkt. Oben in den glänzend erleuchteten Räumen verſammelt ſich die elegante Geſellſchaft. Im erſten Saal empfängt Graf Gorm, ein ſchöner, ſtattlicher Herr, ſeine Gäſte. Im zweiten befindet ſich Gräfin Gorm mit den vornehmſten Damen. Ein Wogen, ein Rauſchen, ein Schwirren, abgebrochene Phraſen, zerſtreute Worte, unruhige Blicke, oberflächliche Freundlichkeit, Maſſen von Flor, Atlas und Blumen, entſprechende Maſſen von ſchwarzen Fracks und bunten Uniformen: das iſt die Quinteſſenz einer großen Soiree. Zum Glück ſollte ſie ſich in einen Ball verwandeln! der Tanzſaal ſtrahlte ein Meer von Licht aus; die Muſik hatte auf einer erhöhten Bühne ihren Platz eingenommen; die eleganten Tänzerinnen waren bereits alle bis zum letzten Tanz verſagt und harrten erwartungsvoll auf die erſten Bogenſtriche eines Straußiſchen Walzers. Warum erklangen denn nicht dieſe Zaubertöne? worauf wartete man? War denn nicht die ganze ſchöne Welt beiſammen? ſogar jene Damen der Ultra-Elegance, die immer auf ſich warten ließen, um durch ihren Eintritt deſto mehr Aufſehen zu machen!

Gräfin Gorm kam aus einem Zimmer, in welchem ſich einige ältere Herren und Damen am Whiſttiſch niedergelaſſen hatten; Graf Gorm kam aus dem Ballſaal. Beide gingen ſchnell auf einander zu und während ſie ſagte:

„Ich bitte Dich, laß den Tanz beginnen!“ — fragte er:

„Wo iſt Peregrin, liebe Lucia?“

„Peregrin!“ rief ſie mit unterdrücktem Schreck und ein Nervenzucken, das ihre ſchönen Züge entſtellte, flog blitzartig über ihr Antlitz.

„Er iſt nicht hier, nicht in ſeinem Zimmer, nicht im Hauſe“ — ſetzte der Graf hinzu.

„Nun ſo warte nicht auf ihn und laß den Tanz von irgend einem der jungen Herren, vom beſten Tänzer, beginnen — ſonſt tritt eine gewiſſe ſtörende Spannung ein,“ entgegnete die Gräfin.

„Du haſt Recht,“ ſagte der Graf, indem er in den

Ballſaal zurückkehrte; — „aber wo in aller Welt kann Peregrin ſein!“

„Vielleicht läuft er wieder einmal Schlittſchuh im Mondſchein! ich will ſogleich Jemand an die Elbe hinunter ſchicken und nach dem Teich im großen Garten.“

Der Graf warf ihr einen liebevollen Blick zu und zwei Minuten ſpäter rauſchte vom Orcheſter herab „das Leben ein Tanz“ — dieſer Straußiſche Walzer, der damals alle Füße in Europa elektriſirte.

Zwei Damen ſaßen in einem Zimmer auf einem bequemen Sopha und unterhielten ſich ſehr lebhaft. Die Eine war fremd in der Geſellſchaft, wünſchte aber, es nicht zu bleiben, ſondern genau alle Perſönlichkeiten, alle Verhältniſſe, wo möglich alle kleinen Intriguen, Sympathien und Zwiſte kennen zu lernen. Die andere Dame wünſchte ſehnlichſt, über dies Alles ihre Mittheilungen zu machen. Die hervorragendſten Perſonen hatten ſchon die Revue paſſiren und ihr Gericht aushalten müſſen; da ſagte die Fremde:

„Eine ganz liebenswürdige Frau iſt aber Gräfin Gorm! und wie ſchwimmt ſie im Glück! Der Mann ſcheint ſie anzubeten und obſchon ſie zwei erwachſene Söhne hat, iſt ſie noch immer ſchön. Dazu dies immenſe Vermögen! … Bemerkten Sie die Points d'Alençon, womit ihr Kleid beſetzt iſt?“

„Gewiß, eine ſelten glückliche Frau!“ war die Antwort; — „reich — enorm! indeſſen macht Geld und

Gut nicht glücklich. Schön — ſehr! das heißt eine ſehr gut erhaltene Schönheit; und das iſt ſchon glücklicher, denn es feſſelt den Herrn Gemahl, wie es ſcheint. Es iſt unglaublich, welche Capricen die Männer haben!“

„Ich bitte ſehr, den meinen auszunehmen.“

„Ach und den meinen! Wenn Sie wüßten, welch ein Engel mein Mann iſt! Das ändert aber das Factum nicht: Männer ſind und bleiben capriziöſe Geſchöpfe. Der nämliche Graf Gorm, den Sie jetzt zu den Füßen ſeiner ſchönen Lucia und quaſi jünglingsmäßig in ſie verliebt ſehen, war vor zwanzig Jahren nahe daran, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen.“

„Unglaublich!“

„Und dennoch wahr! Fragen Sie alle Zeitgenoſſen. Die ſchöne Lucia hatte keine Kinder. Das verdroß den Herrn Gemahl auf's Aeußerſte. Eine intriguante Ruſſin wußte ſchlau dieſen Verdruß zu benutzen, zu ſteigern und Lucia war einige Jahre ſehr unglücklich. Da kam der Befreiungskrieg und brachte Graf Gorm, der die Feldzüge mitmachte, auf andere Gedanken, die völlig zum Beſſeren ſich wendeten, als Lucia, die inzwiſchen in Italien geweſen war, von dort ihren älteſten Sohn mitbrachte, den bärenhaften Peregrin — wo iſt er denn? ich habe ihn heute Abend noch gar nicht geſehen!“

„Bärenhaft? dann muß er ſehr aus der Art geſchlagen ſein!“

„Das iſt er auch — und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß böſe Zungen — natürlich nur ſolche! wir nicht! — daß ſie etwas Luſt und etwas Veranlaſſung zu einigem Gerede gehabt hätten, wenn nicht die Gorm'ſche Ehe von Stund' an ein Ideal von Ehe geweſen und geblieben wäre. ... Ach, liebe Lucia!“ rief ſie im veränderten Ton, als die Gräfin ſich den beiden Damen näherte; — „eben ſprachen wir von Dir und von Deinem intereſſanten Peregrin! Wo iſt er denn, dieſer kleine Paganini? bei ſeiner Amata? mein Gott! ſo jung und ſchon ein Genie!“

Gräfin Gorm bemerkte das Erſtaunen, womit die fremde Dame der Verwandlung des bärenhaften Peregrin in einen intereſſanten und genialen zuhörte, und obſchon ſie nicht den Grund des Erſtaunens im vollen Umfang ermeſſen konnte, ſagte ſie lächelnd zu dieſer:

„Glauben Sie nur kein Wort von all den ſchönen Dingen! mein Sohn ſpielt recht hübſch die Geige und da ihm ſein Vater eine ganz ausgezeichnete Geige von dem berühmten Amati geſchenkt hat, ſo nennt Peregrin ſie ſeine Amata. Das iſt das Wahre der Sache.“

Und ihren Pflichten als Hausfrau folgend, ging ſie zu einer anderen Gruppe ihrer Gäſte.

Da war es, als ob ein Wirbelwind durch die Zimmer fahre und vor Gräfin Gorm Halt mache. Ein junger Menſch, ſchwarzaugig, ſchwarzlockig, lebhaft in

Ausdruck und Geberden, nicht ſchön von Zügen, ergriff ihre Hand, küßte ſie und ſagte mit ungemein wohlklingender Stimme:

„Da wär' ich! — aber ich bitte um Vergebung.“

„Es iſt gut!“ ſagte ſie kalt. Derjenige, mit dem ſie vor dieſer Unterbrechung geredet hatte, ein bejahrter Herr, der den linken Arm in einer Schlinge trug, ſagte freundlich zu dem Jüngling:

„Woher ſo ſpät, lieber Peregrin?“

„Von einer Wanderung durch's Geiſterreich, Herr General.“

„Oho!“ ſagte der General ſcherzend, „haben Sie eine Geſpenſtergeſchichte oder die „Seherin von Prevorſt[1]“ geleſen?“

„Nichts von Geſpenſtern und nichts geleſen, Herr General! Auf dem Eiſe war ich! Da wir ſchon einmal Schwellwaſſer hatten, iſt jetzt bei dem klingenden Froſt die Elbe ſpiegelblank zugefroren und gibt eine unvergleichliche Schlittſchuhbahn. Da war ich. Das iſt mir eine Wonne, ſo dahin zu gleiten, zu fliegen, lautlos, weiter und weiter, vorüber an den ſtillen Ufern, von Niemand beachtet als von dem Mond, der meinen Schatten auf die weiße Fläche tuſcht, von Niemand angeſchaut als von den göttlichen Sternen —

---

[1] Geſchichte einer Somnambulen von Juſtinus Kerner, die damals einiges Aufſehen machte.

frei, leicht, ungehemmt, wie eine Seele ohne Körper. Das nenne ich eine Wanderung durch's Geiſterreich.“

„Und jetzt werden Sie ohne Zweifel ebenſo froh und leicht auf dem Parquet dahinfliegen.“

„Nur mit dem Unterſchied, daß im Ballſaal jede Ahnung eines Geiſterreichs aufhört und daß es da im Grunde nur Körper ohne Seele gibt.“

„Hat Dein Vater Dich ſchon geſehen?“ unterbrach ihn die Gräfin; „er war beſorgt um Dich.“

„Er war beſorgt um mich … mein guter Vater!“ rief Peregrin und eilte hinweg, um den Grafen aufzuſuchen.

„Sie ſind eine glückliche Mutter, Gräfin!“ ſagte der General.

„O ich bitte Sie, laſſen Sie das nicht Peregrin hören!“ rief ſie haſtig; „das würde ihn in ſeiner Bizarrerie beſtärken und ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß er ſehr ſchwer zu leiten iſt.“

„Das mag ſein! doch bleibe ich dabei, einer Mutter Glück zu wünſchen, deren Sohn ſich froher unter dem Sternenhimmel, als unter dem Kronleuchter fühlt.“

„Sie haben Recht, lieber General! ich wäre undankbar, wenn ich mich nicht ſehr glücklich nennen wollte,“ ſagte die Gräfin etwas gezwungen — und ſetzte hinzu: „Sie werden doch Ihre Schachpartie machen? Im blauen Cabinet iſt dafür geſorgt und da ſind Sie ungeſtört.“

Der General verbeugte ſich dankbar und ſagte, er wolle zuvor einen Blick in den Tanzſaal und auf die junge Welt werfen. Während er in die Thür trat und Peregrin unter den Tänzern ſuchte, kam ihm dieſer plötzlich entgegen und ſagte ungemein vergnügt:

„Alle Damen ſind für alle Tänze verſagt! Bin ich unbeſcheiden, wenn ich mich Ihnen zur Schachpartie anbiete, Herr General?"

„Lieber Peregrin, iſt das ein Opfer?"

„Von Ihrer Seite vielleicht, von der meinen nicht. Sie wiſſen ja, was ich von einem Ball halte."

„Es iſt doch eigentlich unnatürlich, daß Sie bei Ihrer Jugend keine Freude am Tanz haben."

„Was kann ich dafür? — dieſe Sorte von Freude iſt mir zu hohl. Und dann weiß ich auch gar nicht, was ich mit den Damen immerfort reden ſoll."

„Nun das beruhigt mich," ſagte der General lachend; „dann wollen wir uns an das edle Schachſpiel machen."

Sie gingen nach dem blauen Cabinet. Da brannte ein trauliches Feuer im Kamin und daneben ſtand der Tiſch mit dem Schachbrett.

„Hier iſt's gemüthlich," ſagte der General.

„Wie geht es in Polen?" fragte Peregrin.

„Auf den blutigen Schlachtfeldern von Grochow und Oſtrolenka ſtirbt ein Volk," ſagte der General ernſt.

„Und hier tanzt man — als ob uns das gar nichts anginge!“ rief Peregrin.

„So iſt das Leben! — Auch das Leben iſt eine Schlacht; in jeder Secunde ſtirbt ein Menſch und wir tanzen und ſcherzen, wir ſchlafen und eſſen, als ob uns das gar nichts anginge,“ entgegnete der General.

„Wahr! doch mit dem Unterſchied, daß die Schlacht, die der Tod uns liefert, auf Naturgeſetzen beruht, denen wir Alle ohne Ausnahme unterworfen und mit denen wir vertraut ſind, während die andere ein abnormer, gräßlicher, durch menſchliche Ungerechtigkeit herbeigeführter Zuſtand iſt. Und dieſer Blick auf die menſchliche Ungerechtigkeit iſt es eben, der das Leben bitter macht, ſo daß ich, wenn ich da drinnen ſpielen höre „das Leben ein Tanz“ — dazwiſchen rufen möchte: „Ihr lügt! das Leben ein Kampf: ſo heißt es!“ — Und welch ein Kampf muß das ſein, wenn darin ein Volk ſtirbt!“

„Es ſtirbt ein Volk — ſagte ich inſofern,“ erwiderte der General, „als ſich ganz Polen mit Gut und Blut, mit Leib und Seele an dem Kampf betheiligt und in ihm leidet und unterliegt; aber phyſiſch ſtirbt doch nur eine Generation dieſes Volkes und eine ſpätere fängt da wieder an, wo die gegenwärtige aufgehört hat. Völker, die das ewige Recht für ſich haben und dem heiligen Glauben treu bleiben — ſterben nicht. Das haben wir jüngſt an Irland erlebt! Es war geknechtet — oder, da der Glaubenshaß eine ſo bedeutende Rolle in Englands Verfahren gegen Irland ſpielt und da das Leiden um des Glaubens willen den Martyrer macht, — es war martyriſirt, wie nie ein chriſtliches Volk es wurde, ſeitdem das Chriſtenthum in Europa herrſcht. Seit Kaiſer Julians des Abtrünnigen Zeit haben wir nichts Aehnliches, ja kaum damals etwas ſo Barbariſches geſehen. Wenn in Irland ein Sohn abfiel vom Glauben, wurde dem Vater das Familiengut genommen — und ihm gegeben. Ich weiß nicht, ob dem heidniſchen Imperator je eingefallen iſt, eine ſolche fluchwürdige Verſuchung vor einen Menſchen hinzulegen. Aber darin ſtimmte er mit dem anglikaniſchen England überein, daß die Chriſten, die Katholiken, keine Bildungsanſtalten, die ihren Prinzipien entſprachen, haben durften. So wurden ſie grundſätzlich zu Heloten ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Bildung gemacht. Für die alten Chriſten hörten dieſe Drangſale mit Julians Tode auf; für die Katholiken Irland's dauerten ſie dreihundert Jahre; aber das, was ſie bezweckten, den Abfall vom Glauben, das erreichten ſie nicht! der Ire blieb katholiſch! ja, er ſetzte vor drei Jahren die Emancipationsbill im engliſchen Parlament durch und ging ſomit aus dem Zuſtand eines vogelfreien, gehetzten Thieres in den eines Menſchen, wenn auch noch nicht eines Engländers, über. Dies halte ich mir oft vor

Augen, um die Hoffnung für mein Vaterland dadurch zu beleben. Auch Polen iſt glaubenstreu und deshalb martyriſirt. Aber Martyrer feiern eine Auferſtehung."

„Vielleicht ſollen dieſe Völker auf dem Scheiterhaufen der Trübſal ſich verjüngen wie der Phönix, der alt in die Flammen ſinkt und friſch und jung aus ihnen hervorgeht!" rief Peregrin.

„Das iſt überhaupt der Zweck der Trübſal und jeder Einzelne von uns ſoll ſie beſtehen. Allein der Scheiterhaufen, aus dem Polen erneut hervorgehen könnte, wird wohl nur ein allgemeiner Weltbrand ſein, da der nordiſche Eisbär mit ſeinen furchtbaren Tatzen das Ruſſificiren gründlich treibt."

„Woher kommt es nur," fragte Peregrin offen, „daß es ſo vielfache Vorurtheile gegen die Polen und die Iren gibt? daß man ſie leichtſinnig, arbeitsſcheu, unruhig, ſtreitſüchtig und was weiß ich, nennt, ohne neben ihren Fehlern ihrer Tugenden zu erwähnen."

„Kennen Sie nicht das Wort: „Vae victis!" Wehe den Beſiegten, den Gebundenen, den Unterdrückten!" ſagte der General mit einem traurigen Lächeln. „Die Sieger wollen ihre Ungerechtigkeit rechtfertigen, mein lieber Peregrin, indem ſie eine neue Ungerechtigkeit gegen die Beſiegten begehen — und die Tagesmeinung ſtimmt für die Glücklichen, die Mächtigen."

„Jetzt nicht!" rief Peregrin; „wer von uns wäre nicht für Polen begeiſtert!"

„Für die Polen — ja! wegen ihrer Heldenthaten. Der Heroismus iſt hinreißend. Aber für Polen, als Nation, als ſelbſtſtändiges Land und Volk — ſehr Wenige. Und deshalb iſt es eben meine Ueberzeugung, daß nur ein Weltbrand Polen erlöſen wird.“

„Wie freue ich mich, daß ich jung bin!“ ſagte Peregrin; „ich werde gewiß noch viel Großes erleben… und mich dürſtet danach.“

Liebevoll ruhte der Blick des Generals auf ihm, als Peregrin fortfuhr:

„Doch lieber noch möchte ich Großes thun, groß werden, als nur es erleben.“

„Da haben Sie Recht! werden Sie groß in der Tugend.“

„Welche Tugend ſchätzen Sie am höchſten, Herr General?“

„Die Tugend des Chriſten: Selbſtverleugnung; denn ſie begreift Demuth und Starkmuth in ſich. Damit überwindet man die Welt. Das iſt groß — obſchon es nicht immer mit großen Thaten verbunden iſt.“

„Mich dürſtet aber auch nach großen Thaten!“ rief Peregrin. „Sehen Sie, wir ſind ein altes ſkandinaviſches Geſchlecht. Wikinge waren wir, heldiſche Könige der Meere, hochberühmt durch Großthaten. Erſt im dreißigjährigen Kriege kamen wir nach Deutſchland, wo wir zahmer geworden ſind. Aber ich möchte dies heldenhafte Leben wieder auffriſchen. Ich bin ſtolz darauf, ein Gorm zu ſein! Nicht prahleriſch noch hoffärtig ſtolz, ſondern ſo, daß ich meiner Ahnen würdig und meiner herrlichen Eltern Herzenstroſt ſein möchte."

Der General lächelte; Peregrin folgte deſſen freundlichem Auge — und ſein Blick fiel auf ſeine Eltern, die hinter ihm in das Cabinet getreten waren.

„Habt Ihr es gehört, was ich will, wonach ich mich ſehne!" rief er aufſpringend und die Eltern umſchlingend, indem er zwiſchen ſie trat; „iſt das nicht in Eurem Sinn, aus Eurem Herzen geſprochen?"

Die Gräfin ſagte freundlich:

„Piano, piano! man hört Dich in allen Zimmern."

Der Graf nahm Peregrins Kopf in beide Hände, küßte ſeine ſchwarzen Locken und ſagte tiefzärtlich:

„Mein prächtiger Sohn."

„Wenn Du nicht am Schachſpiel des Generals ſäßeſt," ſagte die Gräfin, „ſo würde ich Dich in den Tanzſaal ſchicken, Peregrin. Du mußt durchaus lernen, etwas verbindlicher mit den Menſchen umzugehen. Nicht wahr, lieber General, das gehört zur Erziehung, zum guten Ton."

„Und zwar ſo ſehr," entgegnete dieſer, „daß ich Peregrin gern von der Schachpartie diſpenſire, die überdas noch nicht angefangen hat."

„Ich beginne die Tugend zu üben, die Sie, Herr General, ſo hoch ſchätzen: die Selbſtverleugnung!“ ſagte Peregrin heiter und verließ das Cabinet.

Er trat in den Tanzſaal, ſchlug die Arme über einander und ſah gedankenvoll in das Getümmel. Alſo das ſoll nun ſchön ſein! ſprach er zu ſich ſelbſt; — ich will's glauben, wenn ich muß ... aber finden kann ich's nicht. Die Tänzerinnen bekommen doch Alle ſo etwas von müden Bachantinnen: das Haar löſt ſich auf, die Blumen fallen herab, das Auge wird fieberhaft, die Farbe roh. Länger wie eine halbe Stunde darf keine Perſon tanzen, die einen angenehmen Eindruck machen will. Am Schluß eines Balles iſt die ſchönſte — häßlich, entſtellt durch einen profanen Freudenrauſch. Denn einen edlen Gedanken, ja nur einen vernünftigen, kann Niemand in dieſem Getümmel faſſen: um Vergnügen daran zu finden, muß man ſich beſinnungslos fortwirbeln laſſen. Schickt ſich das für den Menſchen überhaupt und beſonders für das zarte weibliche Geſchlecht? — —

Der Walzer war zu Ende; die Muſik verſtummte und Peregrin erſchrack vor der ſcharfen Kritik, die er ſoeben geübt hatte, als ob man ſie hätte vernehmen können.

„Was ſtellen Sie denn für philoſophiſche Betrachtungen an!“ rief ein junger athemloſer Mann und ſchlug Peregrin auf die Achſel; „denken Sie etwa darüber nach, wem Sie den goldenen Apfel überreichen möchten?“

„Da ich kein Paris bin, beſaſſe ich mich auch nicht mit deſſen Urtheil,“ erwiederte Peregrin lachend.

„O, das bildet ſich von ſelbſt! man hat ja Augen!“

„Eben darum! ſterbliche Weſen ſind keine Göttinnen; was ſollten ſie mit einem goldenen Apfel anfangen? man kann ihn nicht eſſen, nicht in’s Haar flechten; — — ich behalte ihn für mich.“

„Sehen Sie, wie ich Ihre Gedanken errathe!“ ſagte der junge Mann, und machte Miene, einer Dame zu folgen, die mit einem hübſchen blaſſen Mädchen den Tanzſaal verließ. Aber die Dame wendete ſich mit einer leichten, doch entſchiedenen Bewegung von ihm ab und ſagte zu Peregrin:

„Lieber Graf, Sie haben gewiß kölniſches Waſſer zur Hand: meiner Tochter iſt nicht wohl.“

Es war dieſelbe Dame, die Peregrin „bärenhaft“ genannt — wozu ſie ihren Grund darin hatte, daß er in vollkommenſter Gleichgültigkeit gegen ihre Tochter verblieb, obſchon Beide, wie die Mutter gern hervorhob, ſchon von früheſter Kindheit an Geſpielen waren. Dies wäre nun wohl ein genügender Grund geweſen, um Peregrins Gleichgültigkeit zu erklären, da ein tieferes und wärmeres Gefühl unendlich ſelten durch das Längſtgekannte hervorgerufen wird. Die Wünſche der blinden Mutterliebe glitten jedoch darüber hinweg und brachten eine beſtändige Schwankung zwiſchen Unmuth und Freundlichkeit hervor, die Peregrin gar nicht bemerkte. Er ſagte nur:

„Kein Wunder bei dieſer Temperatur für Seidenwürmer — nicht für Menſchen!“ — und eilte fort, um kölniſches Waſſer und engliſches Salz zu holen.

„Für Seidenwürmer! ... wie drollig!“ ſagte das junge Mädchen; „das Allerentfernteſte fällt immer dem Grafen Peregrin ein.“

„Während er von dem Allernächſten nichts weiß,“ ſetzte die Mama erläuternd hinzu.

„Meinſt Du? Ich hörte, er mache ſehr gute Studien,“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen.

„Davon rede ich nicht, Kind! — und ich bin weit entfernt, ihm Talent abzuſprechen ... im Gegentheil! — Aber in der Geſellſchaft iſt ſein Benehmen mangelhaft.“

Sie wurde in dieſem Urtheil beſtärkt, als nicht Peregrin, ſondern Gräfin Gorm ſelbſt mit den gewünſchten Eſſenzen kam und ihre freundlichſte Theilnahme ausſprach. Peregrin war bei einer Gruppe von Männern geblieben, welche lebhaft den Werth der conſtitutionellen Verfaſſungen discutirten und in ihnen das Heil Europa's, die Wohlfahrt der Menſchheit erblicken wollten. Dieſe Form war damals noch neu, hatte keine Probe beſtanden und war durch Louis Philipp, mit Beſeitigung der erblichen Pairswürde, in Frankreich zur Geltung gekommen. Liberale hießen damals in Deutſchland Diejenigen, welche conſtitutionelle Verfaſſungen der Staaten wünſchten, und Diejenigen, welche es nicht wünſchten, hießen mit einer unglaublichen Verwirrung der Begriffe Ariſtokraten. Merkwürdiger Weiſe dachte Niemand bei dem Neubau der Regierungsform an die ſtändiſchen Verfaſſungen mit ihrem ächtgermaniſchen Kern und Stempel. Man ſchien es für unmöglich zu halten, daß Männer das Herz auf dem rechten Fleck und redliche Theilnahme für das Wohl des Vaterlandes haben könnten, wenn ſie Abgeordnete ihrer Standesgenoſſen wären. Hingegen wurde ihnen ohne Weiteres jede Befähigung zugetraut, ſobald ſie ſowohl als ihre Wähler den feſtgeſetzten Cenſus ſteuerten. Peregrin hörte dem Geſpräch beſcheiden zu; endlich ſagte er:

„Iſt es wirklich ein Zeichen fortgeſchrittener politiſcher und ſocialer Bildung, dem Gelde einen ſo ungeheuern Einfluß, ein ſo immenſes Gewicht zu geben? Macht es nicht einen ſeltſamen Eindruck, daß die Männer, bei denen man nicht bloß die größte Begeiſterung für das Wohl des Landes, ſondern auch die größte Befähigung, um dafür zu wirken, vorausſetzt — durch ihren Cenſus gleichſam bekräftigen müſſen, daß dem ſo ſei? Man will die alten Stände nicht — und man ſchafft einen neuen: den Geldſtand. Gibt er eine größere Garantie ſeiner Anhänglichkeit an Land und Volk, und ſeines Verſtändniſſes für das, was der Zeit Noth thut? — ich glaube kaum.“

„Mit ſtändiſchen Inſtitutionen nach alter Art iſt es unmöglich zu regieren,“ ſagte ein bejahrter Herr, der viele Ordensbänder trug.

„Warum muß denn ſo viel regiert werden, Excellenz“, fragte Peregrin unbefangen.

„Nicht gerade ſo viel,“ entgegnete lächelnd die Excellenz; — „aber ruhig, geordnet, wohl eingerichtet, in allen Branchen geregelt und das Ganze möglichſt leicht zu überſehen: das iſt Regierung — und die war unmöglich bei den alten ſtändiſchen Inſtitutionen mit ihren hunderttauſend Rechten und Vorrechten und Ausnahmsrechten, die jedem geregelten Zuſtand Hohn ſprachen — weßhalb ſie denn auch einem andern Syſtem Platz machten.“

„Ja,“ ſagte Peregrin, „dem Syſtem des Königs Friedrich I. von Preußen: „Ich ſtabilire die Souveränetät wie einen Rocher von Bronce.“

„Oder dem Syſtem Car tel est notre plaisir — eines Ludwigs XIV. und XV.“, ſagte ein anderer Herr; „und dies plaisir und dieſer rocher haben jetzt ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten auf uns gelaſtet und bewieſen, daß ſogar die Schildkrötenſchaale der Langmuth der deutſchen Völker ſie nicht länger ertragen können. Da alſo weder das ſtändiſche, noch das abſolutiſtiſche Syſtem für uns brauchbar iſt: ſo müſſen wir es mit dem conſtitutionellen verſuchen.“

„So lange es geht!“ ſagte die Excellenz bedachtſam. „Dieſe conſtitutionellen Monarchien in Frankreich, in Belgien, hier im Lande ſind alle aus einem gewiſſen revolutionären Druck hervorgegangen. Verſtärkt ſich derſelbe — was wohl anzunehmen ſein dürfte, da dieſe Richtung der Zeit ihren Culminationspunkt noch nicht erreicht, viel weniger überſchritten hat: ſo würde überhaupt die monarchiſche Form nach und nach vermuthlich der republikaniſchen weichen müſſen — oder aber der Staatsabſolutismus ſich mit dictatoriſcher Schwere auf das conſtitutionelle Leben legen. Doch ein Paar Generationen wird daſſelbe wohl ausdauern und während derſelben feiern wir unſere Roſenmonde — zwiſchen Regierung und Volksvertretung.“

„Volksvertretung! erhabenes Wort! großer Gedanke!“ rief ein Dritter; „damit beginnt eine neue Aera in der Geſchichte der Menſchheit! Dieſer Gedanke ſtempelt unſere Zeit mit dem Gepräge eines wahren, eines immenſen Fortſchrittes: das Volk kommt zur Geltung. Daran dachte man bei den ſtändiſchen Inſtitutionen nicht.“

„Die Geſammtheit der Stände ſind ja eben — das Volk,“ ſagte Peregrin; „und waren den einzelnen Ständen, ſei es zu viel Vorrechte, ſei es zu wenig

Rechte gegeben: ſo war es doch nicht ſchwerer, dieſe Form auf einer paſſenden Baſis zu erweitern, als ohne Baſis eine neue Form in die Welt zu ſetzen. Wenn Sie mit Ihrer Volksvertretung kein Gaukelſpiel treiben wollen, ſo muß jeder Proletarier ohne Umſchweif ſeinen Mann wählen und direct ins Parlament ſchicken dürfen.“

„Wie! Sie wären für das Syſtem der directen Wahlen, das der Maſſe des Volkes ein ungeheures Uebergewicht gibt?“

„Ich bin weder dafür noch dagegen — ich ſuche mich zu belehren,“ entgegnete Peregrin. „In meinen Augen bilden alle Stände zuſammen — das Volk; und deßhalb ſoll jeder Stand ſeine Vertreter aus ſeinem eigenen Schooß erwählen, damit alle Intereſſen, alle Beſtrebungen, alle Bedürfniſſe des Landes an die Oeffentlichkeit kommen; — damit ſie einander kennen lernen und ſich theils begrenzen und beſchränken, theils gegenſeitig forthelfen und unterſtützen — und der Regierung einen richtigen Einblick in Mängel, in Anſprüche und Forderungen gewähren, die überall hervortreten, wo Menſchen ſich regen. Excellenz finden bei dieſen ſtändiſchen Verfaſſungen zu viel Selfgovernment, d. h. zu viel Freiheit und ſtimmen für abſolutmonarchiſche Formen: ich kann nicht beiſtimmen, aber ich kann das begreifen, denn der Organismus eines Staates mag Auswüchſe haben, die der Mechanismus nicht hat. Sie jedoch finden in den ſtändiſchen Verfaſſungen zu wenig Freiheit. Das Volk, als ein Agglomerat von Einzelweſen, ſoll vertreten werden, — und dann erſchrecken Sie doch vor der Freiheit der directen Wahlen! Das finde ich nicht logiſch! Gewählte der Wähler der Wählenden haben durchaus keine Verbrieſung mehr „Volk“ zu ſein oder mehr das Volk zu kennen, zu lieben, zu vertreten als Gewählte ihrer Standesgenoſſen oder beliebig Gewählte jedes einzelnen Wählers ohne Rückſicht auf ſeinen Steuer-Cenſus.“

„Aber, Beſter, Sie müſſen doch einſehen, daß es ſich nicht bloß um eine numeriſche Vertretung der Köpfe, ſondern um das, was in ihnen iſt, handelt. Die Intelligenz des Volkes ſoll vertreten werden.“

Die Excellenz ſpielte lächelnd mit ihrer Doſe und Peregrin rief:

„Ja! aber in praktiſcher Weiſe! anwendbar auf wirkliche, lebendige, ernſte Intereſſen und Bedürfniſſe — nicht durch hohle Theorien und Wortſchwall.“

„Dann . . . . Adieu Repräſentativſyſtem!“ ſagte die Excellenz, ſchnupfte zierlich eine Priſe Tabak und ging von dannen.

Der Vertreter der Volksintelligenz blickte ihm nach und ſagte achſelzuckend und leiſe:

„Dieſe Sorte, die da meint, mit Acten- und Depeſchen-Schreiberei Völker und Staaten zu regieren, hat ihre beſten Tage gehabt. Fortan geht der Zepter auf die Intelligenz über, indem ſie die öffentliche Meinung bildet, beherrſcht, durchdringt und lenkt."

„Königin Intelligenz iſt ein ſo unbeſtimmtes, nebelhaftes Weſen, daß ich mich noch nicht entſchließen kann, ihr unbedingt zu huldigen," ſagte Peregrin munter. „Wenigſtens müßte ſie ſich ein Paar ſolide Miniſter zulegen."

„Die hat ſie bereits! Aufklärung und Bildung ſind ihre rechte und linke Hand."

„Genügen mir nicht!"

„Sie Ungenügſamer! Das Miniſterium der Erfahrung ſtellt ſich von ſelbſt dazu ein und dann werden Sie doch zufrieden ſein?"

„Keineswegs! vom ſittlichen Gebiet muß ſich die Intelligenz ihre Miniſter holen, wenn ſie eine edle Herrſcherin ſein will. Ein Paar von den alten ſogenannten Cardinaltugenden, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Weisheit müſſen ihr zur Seite ſtehen."

„Ah ſo! Sie ſprechen von Tugenden! ich dachte juſt nicht daran, ſie in's Fundament zu bringen, da ich ſie vielmehr für eine Folge der Aufklärung, welche die Intelligenz verbreitet, halte.“

„War in Ihren Augen Mirabeau ein Mann der Intelligenz?“

„Im eminenteſten Sinn.“

„Und Danton?“

„Immens — o ganz immens intelligent.“

„Nun . . . . und deren Weisheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit — wo iſt ſie? Zeigen Sie mir eine Spur dieſer Tugenden in ihrem öffentlichen, politiſchen Leben; in ihrer Wirkung auf Andere, auf größere Kreiſe! Sie können es nicht! Sie ſehen alſo, daß Intelligenz und Tugend keineswegs von Natur zuſammenhalten wie Mutter und Kind.“

„Ah, Sie ſind ein Republikaner nach Cato’s Prinzipien, wie ich merke! Das kommt daher, daß den klaſſiſchen Studien, die Sie jetzt vorzugsweiſe treiben, zu großes Uebergewicht bei der wiſſenſchaftlichen Bildung eingeräumt wird.“

„Aber nein! aber nein!“ rief Peregrin ungeduldig; „ich bin kein Republikaner! ich möchte nur gern ergründen, was ich in Wahrheit und mit Ehren ſein könnte oder — richtiger geſagt, werden könnte, denn in meinem Alter hat man noch keine unumſtößliche, politiſche Ueberzeugung, ſondern meiſtens nur traditionelle — und zuweilen perſönliche Vorliebe und Abneigung.“

„Nur Geduld! in einigen Jahren, je mehr Ihr Verſtand ſich entwickelt, werden Sie auf meiner Seite ſtehen und zu meiner politiſchen Farbe halten.“

„Ich weiß nicht, ob ich mich zu dieſer Prophezeihung freuen ſoll,“ ſagte Peregrin nachdenkend.

Das Buch Heliade.

Alles geht zu Ende — alſo auch der ſchönſte Ball. Um drei Uhr Morgens fuhr der letzte Wagen fort, die Lichter erloſchen und aus den Geſellſchaftszimmern begab ſich die Familie in ihre Gemächer. Peregrin ſchloß in dem ſeinen die Thür hinter ſich ab, zog die Vorhänge feſt zu, ſchüttete Steinkohlen auf die Gluth im Kamin, trat zu einem kleinen Wandſchrank, der in der Dicke der Mauer angebracht und mit einem Thürchen von geſchnitztem Eichenholz geſchloſſen war, und öffnete dieſe mit einem kleinen ſtarken Schlüſſel, den er bei ſich trug. In dem Schränkchen befanden ſich nur zwei Fächer: auf dem einen lag ein Buch, auf dem andern ſtand ein Kaſten — und in dieſem befand ſich Peregrin's „Amata," ſeine Geige. Er nahm ſie heraus, wie man etwas ſehr Koſtbares zu berühren pflegt, vorſichtig, langſam, leiſe; dann that er einen Bogenſtrich und zog den langen, ſchwellenden, eigenthümlichen Ton hervor, der — je nachdem die Hand begabt iſt, die ihn weckt — wie eine Muſik aus höheren Sphären klingt oder, in tauſend Abſtufungen, bis zum brutalſten Kreiſchen herabſinkt. Andere Inſtrumente werden, wenn ſie ſchlecht geſpielt werden, hölzern, fade, unangenehm, ton- und klanglos; aber nie ſo unerhört gemein, wie eine ſchlecht geſpielte Violine: dafür erheben ſie ſich auch nicht — und wenn der größte Meiſter ſie handhabt — zu jenem überirdiſchen Ton, welcher der Geige und vielleicht auch dem Cello entlockt werden kann. Dieſen Ton rief Peregrins Bogen hervor. Es war, als berühre ein Zauberſtab die Saiten — als erwache von der zarten Berührung ein ſeelenvolles Weſen, das auf ihnen ſchlafe — als gebe es Kunde ſeines Lebens durch den Ausdruck, welcher der Grundzug jedes Lebens iſt: klagende, glühende Sehnſucht nach etwas Unendlichem.

So ſpielte Peregrin, und während er ſpielte, ging derſelbe Ausdruck auf ihn ſelbſt über, ſo daß die Geige die Stimme ſeiner Seele zu werden ſchien. Seine Heiterkeit verſchwand, ſein fröhliches Auge wurde ernſt, trat tief unter ſeine Stirn zurück und blickte nach Innen und über ſeine Stirn, die feſt und klar wie ein Marmorblock ſich wölbte, flogen ſpielende Lichter — der Wiederſchein von tauſend Gedanken, die wie goldene Abendwolkenzüge ſeine

Seele durchrankten. Er war einer von jenen ſeltenen, unerhört glücklich begabten Menſchen, denen die Natur eine ſtarke Richtung auf höhere Dinge — und einen eiſernen Willen gab, dieſelbe zu verfolgen. Mitten in dem glanzvollen Leben ſeiner Familie, der älteſte Sohn des Hauſes, vergöttert von ſeinem Vater, ging er nicht unter an der Klippe der Verweichlichung, die ſo manche jugendliche Kräfte kläglich lähmt. Das hatte Peregrin nächſt ſeinen ſchönen natürlichen Gaben — ſeiner Mutter zu danken — wenigſtens indirecter Weiſe. Seine Mutter hatte eine entſchiedene Vorliebe für ſeinen jüngeren Bruder Alarich, während Peregrin eine grenzenloſe, faſt leidenſchaftliche Liebe für ſeine Mutter hatte. Sie war ſein Ideal und ſein Idol. Ihre Vorliebe für ſeinen Bruder ſchmerzte ihn zuweilen tief, aber ohne ihn zu erbittern; denn weil er ſie für vollkommen hielt, ſo nahm er ganz aufrichtig an, daß Alarich ihre Liebe mehr verdiene und ſein ganzes Streben ging dahin, nicht ſowohl Alarich den Rang abzulaufen; — nein! er gönnte ihm von ganzem Herzen ſein Glück! — aber ſich neben ihn zu ſtellen. So hatte Peregrin einen edlen Sporn, der ſeinen lebhaften Geiſt und ſeine Energie immer in Anregung und zugleich immer in heilſamen Schranken hielt. Ihm war kein Ideal zu hoch, kein Ziel zu fern, keine Ausſicht zu groß, kein Hinderniß zu mühſam

— er nahm Alles an! und mit der ungebrochenen, etwas ſtürmiſchen Kraft der Jugend und ſeiner Natur, wollte er das Alles verwirklichen, erreichen und beſiegen. Dazwiſchen trat dann freilich oft das Bewußtſein der Unzulänglichkeit aller menſchlichen Kräfte, der Unvollkommenheit alles menſchlichen Thuns, der ungeheuern Kluft, die allzu oft zwiſchen dem Willen und dem Handeln liegt. Je ſtärker ſein Drang und ſeine Sehnſucht nach der Vollkommenheit war, um deſto tiefer ging ſein Schmerz, daß ihn Sternenweiten von ihr trennten, um deſto entſchiedener nahm er immer wieder ſeine Kämpfe auf. So war in ſeiner Seele ein Gemiſch und ein Gegenſatz von jugendlicher Schwärmerei und männlicher Energie, von phantaſievollem Talent und von klarem Verſtand, wodurch er zugleich intereſſant und vielverſprechend wurde. Von allen Menſchen, mit denen Peregrin in Berührung ſtand, ſchien ſeine Mutter dies am Wenigſten zu finden. Sie hatte beſtändig etwas zu tadeln, zurechtzuweiſen, und machte man ihr darüber eine Bemerkung, ſo erwiderte ſie, ſie müſſe Peregrin „con sordini“ behandeln, damit dieſer Dämpfer ein Gegengewicht werde gegen die allzu große Gunſt, die man ihm allgemein zu Theil werden laſſe. Beobachtete man ſie aber genauer, ſo fand man leicht heraus, daß es nicht ein Grundſatz der Vernunft war, nach welchem ſie Peregrin behandelte, ſondern die entſchiedene Vorliebe für ihren jüngeren Sohn.

Dies war auch der Punkt, der zuweilen die ſchöne Harmonie ihres ehelichen Verhältniſſes trübte. Mochte es wahr ſein, was jene Freundin „der ſchönen Lucia“ auf dem Ball geſagt hatte, mochte Graf Gorm in den erſten Jahren ſeiner Ehe nicht ganz tadellos geweſen ſein, ſo war es doch gewiß, daß ſich ſeit Peregrins Geburt nie ein Wölkchen aus jener Vergangenheit mehr gezeigt und nur die zärtlichſte Liebe zwiſchen dem Ehepaar geherrſcht hatte. War es Lucia's hingebende Treue — oder ihre fleckenloſe Tugend — oder ihre ſeltene Schönheit — oder der Sohn, der heißerſehnte, den ſie endlich ihm ſchenkte — oder das Alles zuſammengenommen und verſtärkt durch das Bewußtſein, das in edlen Naturen ſo kräftig iſt: die Vergangenheit gut machen zu müſſen: genug, jene Freundin hatte ganz Recht zu ſagen, Graf Gorm liebe quaſi jünglingsmäßig ſeine ſchöne Lucia. Vertrauen, Bewunderung, Zärtlichkeit, Verehrung — die ſüßeſten und edelſten Empfindungen, die das Weib einflößen kann, fühlte er für ſie. Aber während Lucia dadurch einerſeits unausſprechlich glücklich war, empfing ſie, gerade dadurch, andererſeits einen Dorn mitten in's Herz hinein, den ſchlimmen Dorn, der in ſchwachen, leidenſchaftlichen Herzen die fürchterlichſten Wunden macht: den Dorn der Eiferſucht. Peregrin's Geburt bewirkte am kräftigſten die Umwandlung des Grafen. Dem Kinde verdankte ſie hauptſächlich die Liebe ihres Mannes: ſo ſtand denn dies Kind auf dem erſten Platz in ſeinem Herzen. Dieſen Kummer konnte ſie nicht überwältigen. Nach einigen Jahren hatte ſie wieder einen Sohn. Es wäre ihr ein Troſt geweſen, wenn ihr Mann den kleinen Alarich zu ſeinem entſchiedenen Liebling hätte machen wollen. Das geſchah aber nicht. Der Erſtgeborne behielt den erſten Platz, obſchon der Vater es dem Kleinen an keiner Liebe fehlen ließ. Lucia aber litt nun für ſich ſelbſt ſowohl, als für ihren Alarich die eingebildete Zurückſetzung, womit die Eiferſucht ihre Opfer martert. Rührte das Nervenzucken, das zuweilen ihre ganze Geſtalt erſchütterte, zuweilen ihr Antlitz entſtellend überflog — rührte der erſchreckte Aufblick ihres Auges, womit ſie zuweilen aus ſtillem Nachdenken auffuhr, von jener Qual her?

Peregrin's Adagio verhallte in der ſtillen Nacht. Er legte die Violine in ihren Kaſten zurück und ſagte halblaut: Schlaf wohl, Amata! ach, Amata, ich fürchte .... ich fürchte ſehr, daß du ſo etwas wie eine Rivalin bekommen haſt! — Dann nahm er das Buch aus dem Wandſchrank, ſetzte ſich zum Kamin und las:

„Zum ewigen Gedächtniß!“

„So war die Begebenheit. Ein reizender Rauhreif bepuderte die ganze Landſchaft. Alle Bäume des großen Gartens hatten die ſchönſten Perrücken von weißem Candiszucker aufgeſetzt. Aus dem ſpäten Morgenroth des Januars ſtieg die Sonne ſo groß und klar auf, als habe ſie ſich ihr herrliches Auge recht hell ausgeſchlafen.

Er lief hinaus, aus der Stadt, um ein Paar Athemzüge in der friſchen Morgenluft zu thun, bevor er an die Studien ging — an dieſe Cocosnüſſe mit ſteinharter, rauher Schaale, aber angefüllt mit der ſüßen, nahrenden Milch des Wiſſens. So heißt es.

Die Zeit war knapp gemeſſen. Er ging im Sturmſchritt und hielt ſich gar nicht mit Betrachtungen auf. Aber ſeine Augen ſchauten ringsumher — und fielen plötzlich auf einen ſeltſamen Gegenſtand. Ein kleines ſchwarzes Weſen tummelte ſich ſchlittſchuhlaufend auf dem zugefrornen Baſſin des großen Gartens, in den allergeſchickteſten Evolutionen umher. Was war das für ein Weſen? war's ein kleiner Kamtſchadale — ein Kobold — eine Elf? — Vor Sonnenaufgang auf dem Eiſe — hat der große Garten je eine ſolche Curioſität geſehen? ſchüttelten die Bäume nicht höchlichſt verwundert ihre Zuckerperrücken? — Aber das Dingelchen lief und lief, als ob ihm das Baſſin ganz allein gehöre.

Er ging näher. Das Weſen war allerdings ein kleiner Menſch, ein Menſchenkind, obſchon es nicht ſo ausſah, ſondern vielmehr wie ein Kätzchen; denn es trug — höchſt decent! — einen Anzug von ſchwarzem Stoff und die weiten Pantalons waren am Fußknöchel — und des Kleides Aermel waren am Handgelenk mit einem weißen Pelzſtreif zuſammengehalten. Da ſah er denn, in der Nähe, daß dies Figürchen kein ſchwarzes Kätzchen mit weißen Pfötchen, ſondern ein kleines Mädchen ſei. Er ergötzte ſich ein Paar Augenblicke an dieſer unglaublichen Geſchicklichkeit. Plötzlich flog die Kleine wie ein Pfeil auf ihn zu; — aber doch nicht auf ihn, ſondern nur in ſeine Nähe, wo er am Uferrand ſtand; und da ſchnallte ſie ihre Schlittſchuhe ab. Während ſie damit beſchäftigt war, ging er ſchnell auf ſie zu und fragte ſcherzend:

„Seit wann laufen Kätzchen Schlittſchuh?“

Da erhob ſie ſich aus ihrer gebückten Stellung und ſah ihn an mit ein Paar Augen, die ihn dermaßen an den Sirius erinnerten, daß er geſchwind hinzuſetzte:

„Kleine Fee!“

Aber die Kleine antwortete gleichgültig:

„Das bin ich nicht.“

„Wer ſind Sie denn?“ fragte er etwas voreilig.

Statt zu antworten nahm ſie ihre Schlittſchuh auf und lief von dannen, denn in demſelben Augenblick rief eine ſtarke, faſt rauhe Männerſtimme:

„Heliade!"

Die Stimme erklang aus einem der Pavillons, die am Baſſin liegen und die im Sommer gern und immer — im Winter ſelten bewohnt werden. Er blickte ſchnell ſich um und ſah einen Mann mit eisgrauem Haar am geöffneten Fenſter ſtehen und der Kleinen entgegenblicken. Sie verſchwand im Pavillon und das Fenſter ſchloß ſich. Er aber dachte: Sollte dieſer Eisbär der Vater einer Heliade mit Siriusaugen ſein können?

Er ging noch einige Mal früh Morgens in den großen Garten; — aber eine ſchlittſchuhlaufende Heliade ſah er nicht mehr. Auch die Fenſter ihres Pavillons öffneten ſich nicht und waren undurchſichtig gemacht durch leichte weiße Vorhänge, die unmittelbar auf den Scheiben auflagen.

Die Siriusaugen begannen in den Wolken der Vergeſſenheit unterzugehen.

Da führte ihn ſein Weg einmal gegen Abend in den großen Garten. Es war viel Schnee gefallen; die Landſchaft hatte etwas Todtes, Trauriges; der weſtliche Himmel war kupferroth; die Natur war ſtill und melancholiſch, wie ein hartbehandelter Menſch, der ſich in ſein Schickſal ergibt.

Da öffnete ſich ein Fenſter in Heliadens Pavillon. Die kleine Fee erſchien, kehrte den Schnee von der Fenſterbrüſtung ab und begann Brodkrümchen und Samenkörnchen darauf zu ſtreuen. Und als ob ſie darauf gewartet hätten, — wahrſcheinlich weil ſie es ſo gewohnt waren — ſtürzten ſich förmlich von allen benachbarten Bäumen ganze Schaaren halbverhungerter Vögelchen auf die Fenſterbrüſtung, um ein Körnlein zu erpicken. Das war ein Zwitſchern und Zirpen, ein Girren und Quirlen, ein Flügelſchlagen und Schnabelaufſperren, eine Haſt und ein Gedränge, daß Heliade geſchwinde ein Paar Handvoll Körner hinaus auf den Schnee warf, um ihre ſämmtlichen Gäſte zu ſpeiſen. Dann aber blieb ſie ganz ſtill ſtehen, regte ſich nicht und blickte freundlich auf das Gewimmel der Vögel.

Er ſtand zehn Schritte vom Fenſter auf dem großen Fahrweg und betrachtete die kleine gute Fee; aber ſie bemerkte ihn nicht. Da ging er etwas näher und ſagte halb gedankenlos:

„Heliade!"

Mit unbefangenem Erſtaunen hob ſich ihr ſchönes Köpfchen und wendete ſich zu dem Sprechenden hin. Als ſie ihn gewahrte, vielleicht erkannte, trat ſie zurück, das Fenſter ſchloß ſich und das erſchreckte gefiederte Reich ſtob auseinander und verſchwand mit der Fee.

Er war etwas wüthend über ſich ſelbſt, dies liebliche Bild, das einen ſo milden, anmuthigen Seelenſonnenſtrahl auf die harte Natur warf, frech und roh verſtört zu haben; aber es war geſchehen und feſt nahm er ſich vor, künftig nie wieder ſo plump und verlaut mit der Thür in's Haus zu fallen.

Er war nicht gebietender Herr ſeiner Zeit: das waren die Studien. Er kam nicht zu einſamen Spaziergängen im großen Garten. Die Tage vergingen, verflogen. Die Charwoche kam. Er ging immer fleißig in die katholiſche Kirche, wegen der Muſik — und verfehlte nie, die Lamentationen zu hören. Dieſer Ausdruck herzzerreißender, unirdiſcher Schmerzen, dieſe immenſe Klage um Etwas, das nicht der Erde angehört, that ihm unausſprechlich wohl. Obſchon er ſolchen Schmerz nicht kannte und ſolche Klage nicht führte, ſo meinte er doch, daß in ſeinem tiefinnerſten Weſen ein Punkt ſei, von welchem er ſolchen Schmerz und ſolche Klage vollkommen verſtehen, ja — in ſie einſtimmen könne; und dieſer Punkt war nicht aus der muſikaliſchen Erregung und Beiſtimmung hervorgegangen.

Als die Tenebrä am Charfreitag zu Ende waren und er die Kirche verließ, quoll ein Menſchenſtrom mit ihm heraus, während Andere noch hinein wollten. So entſtand ein flüchtiges Gedränge, welches zwei Damen auf ihn zurückſchob. Er legte ſeinen

Arm zwiſchen ſie und die Leute. Die Eine ſah ſich dankbar für die Schutzwehr um.

„Heliade!" ſagten ganz unwillkürlich ſeine Lippen, weil er ſo überraſcht war, ſie hier zu finden. Sie gehörte in den Pavillon des großen Gartens, wie eine Perle in ihre Muſchel. Aber ein Blitz von Unmuth zuckte in ihren Augenbrauen, auf ihren Lippen; ihre Siriusaugen ſchienen ganz ſchwarz zu werden und zu ſagen: Nun iſt's genug, ſonſt werde ich böſe! — und damit war ſie fort, drinnen in der Kirche. Er wäre ihr gern gefolgt; doch das war umſonſt, denn die übliche Sitte ſchied auf's Strengſte Männer und Frauen und wies jedem Geſchlecht eine Seite der Kirche zu. Sollte er warten, bis ſie wieder herauskam? — aber er dachte an ihren ſchwarzen Blick! und dann mußte er ſich ja auch ſagen, daß es unausſprechlich unvernünftig ſei, hier Schildwache zu ſtehen, bis ein kleines Mädchen an ihm vorübergehe. Da fiel ihm ein, daß einſt ein Mann, der größten und berühmteſten Einer, daß Dante überſelig geweſen ſei, wenn ihm die neunjährige Beatrice begegnete. Ganz entſchieden war Heliade nicht neun Jahr alt, ſondern wohl dreizehn; aber ebenſo entſchieden war er — kein Dante. Und weil das Alles nur ſo halb paßte — oder eigentlich gar nicht paßte! — ſo blieb er da, das heißt er ging vor der Thür der Kirche und in ihrer Nähe hin und her, wohl eine halbe Stunde. Es fing an zu dämmern — ſiehe! da ging der Sirius auf! Am Arm einer Dame trat Heliade in die Thür und ging die Stufen zur Straße hinab, dann über den Platz und dem Neumarkt zu — dem kürzeſten Weg zum großen Garten.

Er wunderte ſich, daß Dante beglückt geweſen ſei, wenn ihm Beatrice begegnete. Er war eher traurig. Heliade hatte ihn gar nicht bemerkt.

Hier endet der erſte Theil des Buches Heliade — und hier beginnt der zweite.

Es war im nächſten Januar. Er ging nach der königlichen Bibliothek, um eine alte Ausgabe des Nibelungenliedes aufzuſuchen. Als er mit einem der Bibliothekare dieſe Entdeckungsreiſe antrat, kamen ſie durch ein großes Zimmer, in welchem an zwei langen Tiſchen mehrere Herren in tiefem Schweigen hinter Wall und Mauer von Büchern ſaßen und laſen, nachſchlugen, verglichen, excerptirten, abſchrieben. Der eine dieſer Herren fiel ihm auf. Wo hatte er dies ſtarke eisgraue Haar ſchon geſehen? der Mann war bleich und hager, mit ſcharfen Zügen und einem ungeheuer melancholiſchen Ausdruck. Im nächſten Zimmer fragte er den Bibliothekar, wer der graue Mann ſei?

„Eine frappante Figur, wie in Erz gegoſſen" — ſagte der Bibliothekar; „und auch ſeine Gewohnheiten ſind wie auf ein Geleiſe von Erz gebannt. Er ſtudirt die hebräiſche Sprache und alte Schriften, um die Ur-Religion zu entdecken — und wandert deßhalb von einer großen Bibliothek zur andern. Hier iſt er ſeit etwa einem Jahr und ſeitdem vergeht kein Tag, an welchem er nicht den weiten Weg zum Japaniſchen Palais vom großen Garten, wo er wohnt, zu Fuß macht.“

„Ah! — der Herr wohnt im großen Garten!“ rief er.

„Ja,“ ſagte der Bibliothekar, „im zweiten Pavillon, rechts vom Baſſin, im Winter und Sommer.“

„Und ganz allein?“

„Das kann ich nicht ſagen! indeſſen ſieht der Pavillon aus, als wohne eine Familie darin.“

„Iſt er ein Profeſſor? gibt er Unterricht in den orientaliſchen Sprachen? perſiſch und arabiſch lernte ich gern... der Dichter wegen.“

„Nein, damit gibt ſich Herr von Horburg nicht ab. Das würde ſeine Forſchungen nach der Ur-Religion allzu ſehr unterbrechen.“

„Von Horburg? ein fremder Name!“

„Ja, hier fremd. Aber es iſt eine alte Familie im Elſaß, wo überhaupt der alte, alemanniſche, ächt deutſche Adel recht zu Hauſe war — im ganzen Rheinthal bis hinauf in die Vogeſen. Kürzlich las ich den Namen in einer höchſt intereſſanten Schrift, welche der Culturgeſchichte des Mittelalters, wenigſtens indirect, angehört und ein wunderſchönes Licht über die mächtigen geiſtigen Strömungen jener unglaublich verkannten und verleumdeten Zeit wirft."

„Und darin war der Name Horburg verflochten?"

„Ja; in einer Sammlung von Lebensbeſchreibungen gottſeliger Kloſterfrauen Dominicanerordens, die im dreizehnten Jahrhundert den Convent zu Unterlinden bei Colmar ebenſo zu einer Stätte des höheren Gebetes und der heiligen Extaſe machten, wie es der Convent zu Adelhauſen bei Freiburg im Breisgau that, wo zu derſelben Zeit Cunigunde, Rudolph von Habsburgs Schweſter, unter den gottgeweihten Jungfrauen ſich befand. In der Monographienſammlung von Unterlinden, herausgegeben in Pez „Bibliotheca ascetica." Tom. VIII., fand ich alſo jenen Namen und zwar Heliadis von Horburg."

„Heliade!" rief er in höchſter Ueberraſchung.

„Ganz richtig — Heliade! ſo würden wir nach jetzigem Sprachgebrauch ſagen, der auch bei Hildegardis, Mechtildis und ähnlichen Namen ſich geltend gemacht hat," erwiederte trocken der Bibliothekar.

Nun wußte er alſo, daß ſie Heliade von Horburg heiße, von altem Adel ſei und daß ihr Vater die Ur-Religion ſuche. Aber er hat ſie nicht wieder geſehen.

Und hiemit endet der zweite Theil des Buches Heliade — und Heliade iſt wohl ſo etwas wie eine Rivalin der Amata!" —

Peregrin legte ſein Buch, welches nur dieſe wenigen, von ſeiner Hand geſchriebenen Seiten enthielt, in das Wandſchränkchen zurück, verſchloß es ſorgfältig und ſuchte für kurze Zeit die Ruhe auf.

◆

Die Baroneſſe.

Den ſchneidendſten Gegenſatz zu dem bunten, glänzenden Gewimmel an jenem Ballabend im Germ'ſchen Hauſe bildete das Haus, welches eine ältere Stiefſchweſter der Gräfin Lucia bewohnte. Fräulein Juſtine von Nuſſach war unvermählt und lebte beſtändig auf ihrem Landgut. Es war ſehr groß und ſehr einträglich, lag aber in einer ganz flachen Gegend, mit wenig Bäumen und wenig Waſſer, ſo daß man im Sommer den Anblick von endloſen Getreidefeldern, im Winter von endloſen Schneefeldern ganz ungeſtört genießen konnte. Das große herrſchaftliche Haus, die Wirthſchaftsgebäude, der Garten, die Häuſer des Dorfes — Alles war mit muſterhafter Ordnung gehalten. Machte dies einerſeits einen ſehr angenehmen Eindruck, ſo ſteigerte es ſich doch, beſonders im Hauſe, zu einer gewiſſen Pedanterie und hatte ein froſtiges, trockenes Anſehen, — was denn freilich wiederum mit der großen Stille zuſammenhängen mochte, welche im Hauſe herrſchte.

Es war von Niemand bewohnt als von der Gutsherrin, Fräulein Juſtine von Ruſſach, „der Baroneſſe,“ wie ſie gewöhnlich genannt wurde und es lieber hatte. In der Bezeichnung „Fräulein“ fand ſie etwas Jugendliches, das nach ihrer Meinung mit fünfundzwanzig Jahren aufhören und entweder in „Frau“ oder in „Chanoineſſe“ übergehen müſſe. Da ihre Eltern ſie aber nicht mit einer Stiftsſtelle verſorgt hatten, weil ſie ſehr wohlhabend war, und weil ſie gegen alle Erwartung unvermählt blieb: ſo hatte ſie keinen Anſpruch auf eine jener beiden Benennungen und erwählte ſich deßhalb die Baroneſſe. Es könnte befremden, daß ein wohlhabendes Mädchen, eine Erbtochter aus gutem Hauſe unvermählt geblieben ſei; aber ein Blick auf Fräulein Juſtine gab genügende Erklärung. Noch jetzt, da ſie einige fünfzig Jahre zählte — ein Alter, an welches Niemand die leiſeſte Erwartung von Schönheit knüpft — war ſie erſchreckend häßlich; um wie viel mehr mußte ſie es in ihrer Jugend geweſen ſein! Ihre Jugend fiel in eine Zeit, wo die furchtbare Krankheit der Pocken zahlreiche Opfer des Lebens, der Geſundheit, der Schönheit forderte. Bei neunzehn Jahren war Juſtine von Ruſſach eine blendende Schönheit und durch den frühen Tod ihrer Mutter Beſitzerin eines bedeutenden Vermögens.

Die Männerwelt lag ihr zu Füßen und ſie wählte nach der Neigung ihres Herzens den Gatten. Bei den Anſtalten zur Vermählung wurde ſie von den Pocken befallen. Sie kannte an Anderen die Verheerungen, welche dieſe Krankheit allzu häufig hinterließ — und zitterte nicht vor dem Tode, aber vor dem Verluſt ihrer Schönheit. Sie war ſchwer krank und brauchte geraume Zeit zu ihrer Geneſung. Als ſie ſich wieder ganz kräftig fühlte, entließ ſie eines Tages ihre Wärterinnen. Sie hatte ſich bis jetzt immer in einem verdunkelten Zimmer, aus Schonung für ihre Augen, aufgehalten — vielleicht auch, um den Moment fern zu halten, vor deſſen Entſcheidung ihr graute. Aber ihr energiſcher Charakter ertrug die Ungewißheit nicht länger. Juſtine öffnete die Vorhänge, die Fenſter. Dann trat ſie vor einen großen Toilettenſpiegel, der zwiſchen den Fenſtern ſtand und ihre ganze Figur von Kopf zu Fuß im hellen Sonnenſchein rückſichtslos ihr zeigen mußte. Aber indem ſie vor den Spiegel trat, hatte ſie unwillkürlich die Hand über die Augen gelegt. „Erbärmliche Feigheit!“ ſprach ſie nach kurzem Beſinnen, ließ die Hand ſinken und ſah in den Spiegel — ſo feſt, daß ihr Blut ſtarr und ihr Herz noch ſtarrer wurde. Und als ſie ſich Zug für Zug gemuſtert und betrachtet — und in dieſem fremden, entſtellten Antlitz keine Spur desjenigen gefunden hatte, das ſie kannte und liebte, da ſagte ſie mit dumpfer Troſtloſigkeit: „Ein gräßlicher Anblick. Eugen wird vor mir zurückſchaudern!“ — und brach in Thränen zuſammen.

Sie war allein auf ihrem Gut Tannhof, das ſie eben hatte einrichten wollen, um es mit Eugen zu bewohnen, als ihre Krankheit ausbrach. Ihre Stiefmutter und deren kleine Tochter hatten noch nicht die Blattern gehabt und kamen deshalb nicht nach Tannhof. Ihr Vater beſuchte ſie fleißig. Er wußte ſich genug zu beherrſchen, um jede Regung von Mitleid oder Bedauern ihr gegenüber zu unterdrücken; aber er ſagte dem Verlobten, es ſei eine entſetzliche Veränderung mit Juſtine vorgegangen; er müſſe ſich auf das erſte Wiederſehen recht vorbereiten. Juſtine dachte natürlich, daß ihr Vater Eugen unterrichtet habe. Sie fühlte eine ſolche Angſt vor dem Wiederſehen, daß ſie ſich, unter dem Vorwand angegriffener Nerven, Wochen und Wochen nach ihrer Geneſung in Tannhof abſperrte. Vielleicht hoffte ſie heimlich, ihre Entſtellung werde ſich mindern. Das war aber eine vergebliche Hoffnung! Nur alle acht oder zehn Tage blickte ſie einmal in den Spiegel, um ihr Auge nicht abzuſtumpfen durch die tägliche Gewohnheit — und immer ſah ſie dieſelben aufgeſchwollenen groben Züge, die Augen ohne ihre ſchönen langen Wimpern und feinen Brauen, die zarte Haut und die glänzenden Farben der Jugendfriſche ſpurlos verſchwunden unter einer Schicht von Narben, welche dem Geſicht ein fahles, fleckiges Ausſehen gaben und den Mund ſchief zogen. „Immer daſſelbe Monſtrum!“ ſprach ſie mit einer Art von Wuth zu ihrem Spiegelbilde. Als ſie nach Monaten jede Hoffnung aufgab und die Unmöglichkeit einſah, dieſen Zuſtand fortzuführen, da Eugen ungeduldig und empfindlich wurde: ſo bat ſie endlich ihren Vater, den Verlobten einmal nach Tannhof zu bringen. Sie wünſche aber bei dem erſten Wiederſehen mit Eugen allein zu ſein — ein Wunſch, den Herr von Ruffach gern gewährte.

In einer fieberhaften Aufregung, die jeden Nerv beben und jede Ader pochen machte, ſah Juſtine dieſem Beſuch entgegen, und als der Wagen in den Hof fuhr und ſie nun dachte, in fünf Minuten werde Alles entſchieden ſein: da ſchlug ihr Herz ſo krampfhaft, daß ſie plötzlich mit gewaltſamer Beherrſchung zu ſich ſelbſt ſprach:

„Nur ruhig! ruhig! mehr als zu ſterben kann mir ja doch nicht widerfahren.“

Sie hatte befohlen, daß Eugen in daſſelbe Zimmer geführt werde, in welchem ſie zuerſt vor ſich ſelbſt ſich entſetzt hatte. Die Eingangsthür war dem großen Spiegel gegenüber, und vor den Spiegel ſtellte ſich Juſtine, den Rücken der Thür zugekehrt, in einer gewiſſen Entfernung hin. Der eintretende Eugen mußte auf dieſe Weiſe mit einem Blick ihr ganzes

Spiegelbild — und ſie im Spiegel ſeinen Ausdruck wahrnehmen. Und ſo geſchah es. Eugen hatte nicht auf dieſe Entſtellung und dieſe Ueberraſchung gerechnet. Er blickte ſchreckenvoll auf die grauſige Erſcheinung und weil er fühlte, wie alle Farbe aus ſeinem Antlitz wich, ſo machte ihn das verlegen; er blieb an der Thür ſtehen und ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte. Juſtine hatte ihn ſcharf im Spiegel fixirt. Jetzt kehrte ſie ſich um und ſagte gelaſſen:

„Gut! dies wollte ich wiſſen. Sie werden mit mir einverſtanden ſein, daß es zugleich Wahnwitz und Rohheit wäre, wenn ich an eine Verbindung mit einem Manne denken könnte, der unwillkürlich vor mir zurückbebt. Sie tragen durchaus keine Schuld. Sie ſind vollkommen frei und von jetzt an auf immer von mir getrennt.“

Sie ging in ein Nebenzimmer. Da brach ihre Kraft in einem heftigen Nervenkrampf zuſammen und wie eine Sterbende ſank ſie in die Arme ihrer Frauen. Eugen ſtürzte betäubt zu Herr von Ruffach und machte kein Hehl aus dem ganzen Vorgang. Er pries Juſtinens Edelmuth, erklärte aber zugleich:

„Und wenn ſie die Schätze beider Indien und alle Tugenden bis zum Ideal beſäße: ſo könnte ich mich doch unmöglich mit einer Perſon verbinden, vor deren Häßlichkeit mir graut.“

Herr von Ruffach entgegnete:

„Ich kann Ihnen nur dankbar für Ihre Aufrichtigkeit ſein. Ein minder redlicher Mann hätte die arme Juſtine um ihres Vermögens willen friſchweg geheirathet und ſie dann wahrſcheinlich vernachläſſigt und unglücklich gemacht. Wir wollen alſo die beabſichtigte Verbindung aufheben, jedoch immer gute Freunde bleiben.“

Eugens Betrübniß, eine ſchöne Braut verloren zu haben, trat ganz hinter ſeine Freude zurück, von einer ſo übermäßig häßlichen Frau erlöſt zu ſein. Seine Neigung für Juſtine war nicht tief genug, um über die Verwandlung ihres Aeußern hinweg zu ſehen; allein er achtete ſie genug, um — des Vermögens wegen — keine Neigung zu erheucheln. Zehn Jahre ſpäter fiel er in der traurigen Schlacht von Jena, unvermählt.

Juſtine hatte immer eine gewiſſe Starrheit im Charakter gehabt. Sie glaubte überall weniger Liebe zu finden, als ſie verdiene. Der Vater, die Stiefmutter, die kleine Schweſter hingen viel feſter untereinander zuſammen, als mit ihr: das machte ſie abgeſchloſſen und wenig hingebend. Bei ihrem Verlobten hatte ſie auf die innige Herzensneigung gezählt, die ſie für ihn empfand. Wäre er zum Krüppel zuſammengeſchoſſen vor ihr erſchienen, oder durch Wunden entſtellt: ſo hätte das ihre Liebe um kein Atom gemindert, während er ſie mit größter Leichtigkeit aufgab. Ihr Herz erſtarrte vor dieſer bittern Erfahrung, die auf Einmal über ſie einbrach und ihrem Leben ſeine beſtimmte Richtung gab. Mein Schickſal macht mich einſam, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; wohlan! ich will einſam ſein.

Die gottſelige Catharina von Remchingen, Aebtiſſin zu Frauenalb, ſchrieb im Jahr 1518 in ihr Gebetbuch:

„Laſſ' alle Ding' gewerden
Und laufen bis an's Ziel,
Und lerne Dir abſterben
Und wollen, was Gott will.“

Das klingt ſo ſchlicht und einfach, als ob es ſich von ſelbſt verſtände und nichts leichter wäre, als gerade dies. Doch iſt es die ſchwerſte aller Aufgaben! Gewöhnlich verwechſelt der Menſch ſeinen eigenen Willen mit dem Willen Gottes und lebt ſich nur immer feſter in ſein Ich hinein, indem er ſeinen ſelbſtiſchen Willen verfolgt. So ging es der armen Juſtine. Als ſie von der Welt und den Anſprüchen der Jugend zurücktrat, folgte ſie einem ſchroffen Zug ihres Charakters und ihrem tödtlich verletzten Selbſtgefühl. Daß ein Wille voll höherer Weisheit und Liebe die Menſchenſchickſale lenke, um die Seelen für eine ewige Beſtimmung zu erziehen, — und daß die höchſte Weisheit und Liebe des Menſchen darin beſtehe, dieſen göttlichen Willen zu erkennen, zu umfaſſen, zu vollführen — dies kam ihr nie in den Sinn. Ihre ganze innere Bildung gehörte durchaus jener unausſprechlich hohlen, dürren Aufklärung an, die am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des jetzigen graſſirte und, wie der Wüſtenwind, die Welt der Seelen ausdorrte. Weil es nicht die cyniſche Aufklärung eines Voltaire und der franzöſiſchen Encyclopädiſten war, weil ſie ſich vielmehr aus Leſſings und Kants trocknen, reiz- und ſeelenloſen Ideen und Anſichten ihre Normen nahm: ſo war ſie nur noch viel gefährlicher, da ſie ſich außerordentlich erhaben und in den höchſten Ideen ſich bewegend dünkte. Denn wenn die höchſten Ideen begabter und geiſtvoller Menſchen nicht in der ewigen Weisheit der Ur-Idee Gottes, der Offenbarung, ihren Quell haben, ſo können ſie ſehr ſcharf, ſehr blendend, auch einſeitig wahr ſein — aber es fehlt ihnen das Gepräge der ewigen Wahrheit und es iſt und bleibt ihnen ein gewiſſer Geſchmack des Todes beigemiſcht, der ihre Adepten in den Staub hinabdrückt, wenn nicht in den dicken Erdenſtaub des groben Materialismus, ſo doch in den Sonnenſtaub ihres Ichs; — und Staub bleibt Staub! —

Juſtine lebte fortan in Tannhof unter dem Schutz einer älteren Verwandten. Sie hatte viel Verſtand und Einſicht, beſonders für praktiſche Dinge. Sie führte klug und gewandt das Regiment ihres Hauſes und die Adminiſtration ihres Gutes. Dies gab ihr ein Gefühl von Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, das ihr wohl that und ihr Selbſtbewußtſein ungemein ſteigerte. Sie las viel, beſonders ernſte Schriften, die ſie zum Nachdenken anregten und in denen ſie Das fand, was ihrer ſchroffen, herben Natur zuſagte. Die allverſöhnende Liebe des Offenbarungsglaubens hatte nie ihr Herz erleuchtet und das Evangelium von den geheimnißvollen Wonnen des Kreuzes um des Gekreuzigten willen — hatte nie es durchwärmt. Es liegt aber in der Menſchenſeele das Verlangen, einen Meiſter zu haben; denn ſie weiß, daß ſie nicht Alles aus ſich ſelbſt lernen kann. Da Juſtine keine Jüngerin Jeſu war, ſo wurde ſie eine Schülerin Kants. Dieſe Philoſophie ſagte ihr zu, weil ſie lehrt, daß das Beſtimmende für den Menſchen nichts Ueberweltliches iſt, nichts, was mit Gott und göttlichen Ideen zuſammenhängt, ſondern das, was Kant den „kategoriſchen Imperativ“ nennt, eine gewiſſe moraliſche Nöthigung. Juſtine wendete dies auf ihren Willen und ihre Einſicht an. Das waren ihre Gebietiger, ihre unbedingten Befehlshaber und dadurch machte ſie ſich zur Sklavin ihres Egoismus. Aber ſie nannte das: ſelbſtſtändig ſein. Sie hatte ein hübſches muſikaliſches Talent und ſpielte ungewöhnlich gut die Harfe. Jedoch nur, wenn ſie allein war; denn ſie pflegte zu ſagen: an der Harfe dürfe nur eine ſchöne Perſon ſitzen; die häßliche werde es doppelt durch den Gegenſatz zu dem romantiſch-ſchönen Inſtrument. Das Bewußtſein ihrer Häßlichkeit, welche ihr Lebensglück zerſtört und ſie von der Liebe geſchieden hatte, verließ ſie nie und ätzte ſich brennend in ihr Herz.

Die Eltern lebten in der Stadt; dahin ging Juſtine nie. Sie kamen zu ihr und verſuchten auf keine Weiſe, ihren Lebensplan zu ändern. Nach drei Jahren ſtarb Frau von Ruſſach und Juſtine erbat von ihrem Vater die Erlaubniß, ihre zwölfjährige Schweſter Lucia nach Tannhof nehmen und erziehen zu dürfen. Das Trauerjahr war kaum zu Ende, als die Schweſtern auf's Neue Trauer anlegen mußten um den Vater, der plötzlich an einem Nervenſchlag in Tannhof ſtarb.

Jetzt begann Juſtinens glücklichſte Lebensepoche. Sie wurde für Lucia Vater und Mutter, Schweſter und Erzieherin, und fand in dem zärtlichen, anſchmiegenden Gemüth der Kleinen eine Fülle von Dankbarkeit, von Vertrauen, von Anhänglichkeit. Da ſie Lucia keineswegs für ein anachoretiſches Leben beſtimmte, ſo entſchloß ſich Juſtine ſogar, aus ihrer Abgeſchiedenheit heraus zu treten, Menſchen bei ſich zu ſehen und zu beſuchen. Sie that es mit dem Tact und dem Anſtand einer Matrone und mit ſo viel Ruhe und Würde, daß ſie überall den beſten Eindruck machte und daß man ihr allgemein hohe Achtung bezeugte. Nebenbei ordnete ſie den verwirrten Nachlaß ihres Vaters und verzichtete auf ihr Erbtheil zu Gunſten Lucia's. Sie that das Alles freilich wohl aus Liebe zu der lieblichen Schweſter, aber auch in der Hoffnung, daß ſie mit all dieſen Opfern den erſten Platz in Lucia's Herzen erkaufen und bewahren werde. Wohl ſagte ſie ſich, daß ein ſo anmuthiges Weſen, wie Lucia, einen lebhaften Eindruck auf Männerherzen machen müſſe; allein ſie ſchob dieſen Moment in die weiteſte Ferne hinaus. Lucia ſollte nicht in der erſten Jugend den erſten beſten Bewerber wählen. Oder vielmehr: Juſtine wollte dereinſt für Lucia einen vernünftigen Mann wählen, der das innige Verhältniß der Schweſtern nicht ſtören werde. Eine eigene Wahl von Seiten Lucia's kam nie in Juſtinens Sinn, ſo unſelbſtſtändig, ſo willenlos, ſo folgſam war das Kind, das nur mit den Augen der Schweſter ſah und deren Anſichten und Urtheile als Evangelien betrachtete. Sechs Monate ſpäter war das Kind — Braut! Ohne Juſtine auch nur im Mindeſten zu befragen, hatte Lucia bei einem ganz kurzen Aufenthalt in Dresden ihr Herz an Graf Alarich Gorm verloren und das ſeine gewonnen. Juſtine war zerſchmettert. Aber die in jeder Beziehung wünſchenswerthe und glänzende Partie — und mehr noch die leidenſchaftliche Zuneigung, die ſich auf beiden Seiten ausſprach — geſtattete ihr keine Ausflucht, nicht einmal einen Aufſchub. Bei ſiebzehn Jahren wurde

Lucia — Gräfin Gorm und während Juſtinen zu Sinn war, als könne ſie die Trennung von der Schweſter nicht überleben, weinte dieſe ein Paar Thränen, halblächelnd, wie eben gerührte Kinder weinen — und zog beſeligt mit Alarich in die fremde Welt.

Juſtine verfiel in eine namenloſe Verzweiflung, welche die übertraf, in die ſie vor zehn Jahren durch den Verluſt von Schönheit, Liebe und Glück gerieth. Damals ſtand ihr zur Seite die volle Energie der Jugend und jene unbeſtimmte immenſe Macht der Hoffnung, welche nicht ſowohl die Eigenſchaft, als die Atmoſphäre des jugendlichen Menſchen iſt: er athmet ſie ein und weiß es nicht. Damals ſchuf ſie ſich ihre eigene Stellung im Leben und die Originalität, Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche ſie dadurch an den Tag legte, ſchmeichelte ihrem Stolz. Damals war ſie jung genug, um in ihrer einſamen Trauer die größte Süßigkeit zu finden und um zu wähnen, dies ſüße Gefühl werde immer dem Herzen genügen und deſſen Wünſche befriedigen.

Jetzt war das Alles anders — die ſüße Trauer ſpurlos verſchwunden — die Lebensſtellung eine alltägliche, reizloſe Gewohnheit — die Friſche der Hoffnung gedämpft durch die Erfahrung — und die Jugend, die ſchöne Jugend, unwiederbringlich dahin! Bei achtundzwanzig Jahren iſt die Unvermählte nicht mehr jung. Dies iſt die Epoche der ſogenannten Vernunftheirathen und derjenigen Ehebündniſſe, die das Gegentheil von aller Vernunft ſind. Beides verabſcheute Juſtine. Ein Gemiſch von weiblicher Eitelkeit und weiblicher Würde ließ ſie nie vergeſſen, daß ihre äußere Erſcheinung einem Mann nur Widerwillen einflößen könne. Sie hätte ſich ſelbſt auf's Tiefſte verachtet, wenn ſie das je aus den Augen verloren hätte. Was alſo nun beginnen, ohne Jugend, ohne Hoffnung, um die endloſe Leere der Stunden, der Tage, der Jahre des Lebens auszufüllen. Die erſten Jahre einer früheren traurigen Epoche hat Juſtine mit der erſten herben Trauer und mit der Organiſation ihres ganzen Lebenskreiſes ausgefüllt. Später kam Lucia; und mit Vehemenz warf ſich Juſtine auf deren Erziehung und fand einen Mittelpunkt für alle Empfindungen, alle Gedanken, alle Handlungen, alles Streben und alle Wünſche — in der Liebe zu ihr und im Hinblick auf ſie. Die ſelbſtloſe Entſagung der Mutterliebe, die ja bei jeder Tochter, welche in die Ehe tritt, einen ähnlichen Schmerz erfährt, lag Juſtinen fern. Sie kannte überhaupt keine Entſagung; denn es liegen derſelben himmliſche Motive zum Grunde. Was ſie kannte, war ein ſchroffes: ich will nicht! — Ich will nicht mich vermählen. Ich will nicht einen Gatten reich machen, ohne ihn glücklich zu machen. Ich will nicht in der Welt leben und in faden Zerſtreuungen meine Beſtimmung ſuchen. Ich will nicht mit einer Geſellſchaft verkehren, in welcher ich der Häßlichſten immer noch als Folie dienen würde. Das kannte Juſtine. Jetzt aber war ſie am Ende mit ihrem: ich will nicht! Am Anfang eines Lebensabſchnitts ſagt ſich das Wort: ich will — oder ich will nicht — ſogar unter großen Kämpfen und Schmerzen nicht allzu ſchwer. Hat man aber zehn Jahre deſſen Bürde getragen — und zwar ohne Gott getragen! — dann ſpürt man, daß das Beharren ſchwerer iſt, als das Beginnen, und dann treten nicht ſelten furchtbare moraliſche Kriſen ein.

Juſtinens vorherrſchendes Gefühl war Haß gegen Graf Gorm, der ihr Lucia entführte, der ſie in ihre liebeleere Einſamkeit zurückwies.

„Daß Lucia nur glücklich werde!“ hatte ſie ihm öfter faſt drohend geſagt.

Natürlich lächelten Alarich und Lucia ſtatt aller Antwort. Indeſſen konnte Juſtine mit dieſem Gefühl nicht ihre Zeit ausfüllen, eben ſo wenig ſich mit ihrem activen Charakter auf ein dumpfes Hinbrüten beſchränken. Lectüre, Studien, Muſik genügten ihr nicht, nahmen nicht alle ihre Gedanken wirklich in Anſpruch; deßhalb unterzog ſie ſich der ganzen Adminiſtration von Tannhof und übernahm mit Eifer und Geſchicklichkeit die Geſchäfte eines tüchtigen Verwalters. Dieſe Arbeiten wurden durch die Unruhe und die Laſten der Napoleoniſchen Kriege ſehr vermehrt; allein dies war Juſtinen gerade recht. Je mehr praktiſche Thätigkeit, deſto weniger litt ſie.

Die erſten Jahre von Lucia's Ehe verfloſſen wie ein Frühlingstag, und wenn Juſtine ihre ſchöne junge Schweſter ſtrahlend von Glück in Tannhof erſcheinen ſah, ſo war ſie geneigt, ſich mit Graf Gorm zu verſöhnen. Aber der hellſte Morgen bürgt nicht dafür, daß kein Ungewitter heraufziehe. Hier war das um ſo mehr zu erwarten, als die große Leidenſchaft, mit welcher dieſe Ehe geſchloſſen wurde, eine unvermeidliche Reaction nach ſich ziehen mußte. Das Uebermaß einer Gefühlsſpannung entſpricht nicht der ernſten Beſtimmung der Ehe. Um dieſe in das rechte Geleiſe zu bringen, muß jenes aufhören und in das richtige Maß zurücktreten, wo die Schwelgerei der Empfindungen einer gewiſſen Ernüchterung und einer klareren Auffaſſung der Pflichten weicht. Gewöhnlich iſt das Interregnum zwiſchen Uebermaß und richtigem Maß, wie jedes Interregnum, eine Zeit großer Stürme.

Graf Gorm bemerkte eines Tages, als er wegen der troſtloſen Lage Deutſchlands ſehr verſtimmt war, daß Lucia gar wenig patriotiſchen Sinn, wenig Intereſſe für den Jammer der Zeit habe. Daran ſchloſſen ſich nach und nach andere Entdeckungen an und er konnte ſich nicht verhehlen, daß Lucia dem Geiſt und dem Charakter nach ein unentwickeltes Kind ſei. Das war auch ganz richtig. Aus der Kinderſtube heraus hatte er ſie geheirathet, hatte ſie zu ſeiner Puppe und ſeinem Idol gemacht, hatte nie etwas Anderes von ihr verlangt, als daß ſie ihn bezaubere — und wunderte ſich nun ganz unausſprechlich über ihre geiſtige Schlaftrunkenheit, die doch eine natürliche Folge des ſeelenloſen Lebens war, das er ihr bereitet hatte. Zum Unglück fehlte ihr dasjenige, was jede Frau, möge ſie noch ſo jung und unerfahren ſein, ſchnell entwickelt und reift: — Kinder. Sie hatte ein unglückliches Wochenbett nach dem andern. In dem Augenblick, als ſich die Feſſel des erſten Liebeszaubers von Graf Gorms Herzen leiſe ablöſte, war nicht die Vaterliebe da, um es durch eine ſtärkere und dauerhaftere Feſſel zu binden. Damals lernte er eine Frau kennen, die ihm zuerſt nur als Lucia's vollendeter Gegenſatz auffiel. Es war eine Ruſſin, durchaus nicht ſchön, älter als er, aber von funkelnder Weltbildung und vom feinſten Verſtande, intereſſant in jeder Miene, in jedem Wort, von ihren tartariſch geſchnittenen Augen an bis zu ihrem glühenden Patriotismus. Einem alten kränklichen Gemahl brachte ſie das, nach ihrer Meinung, immenſe Opfer, außerhalb des „heiligen Moskau's“ zu leben, weil er der deutſchen Aerzte, der böhmiſchen Bäder und des milderen Klima's bedürftig war. Das Intereſſante ihrer Erſcheinung frappirte Graf Gorm, dann zog es ihn an, dann feſſelte es ihn. Lucia weinte wie ein armes, hülf- und rathloſes Kind, das ſie war. Sie war zu ſchüchtern, um zu klagen und liebte ihren Mann zu ſehr, um ihm zu zürnen. Deſto mehr grämte ſie ſich in der Stille. Aber wenn ſie auch vorſichtig in der Welt ſchwieg — bei ihrer Schweſter ließ ſie ihrem Jammer freien Lauf; und hätte ſie es auch nicht gethan, ſo würde Juſtine doch Alles in ihrer offenen Seele geleſen haben.

Juſtine verfiel in einen namenloſen Zorn gegen ihren Schwager. Sie empfand ſein Benehmen wie eine tödtliche Beleidigung; Lucia — wie einen tödtlichen Schmerz. Sie begehrte, daß ſich Lucia von Graf Gorm ſcheiden laſſe, oder wenigſtens trenne und ſich in Tannhof niederlaſſe. Lucia ſchrie laut auf vor Entſetzen und verſicherte, ſie wolle lieber ſterben, als ſich freiwillig auch nur drei Tage von Alarich trennen. Das konnte Juſtine Anfangs gar nicht begreifen. Sie hatte faſt Luſt, Lucia deßhalb zu verachten. Aber ſie erkannte bald, daß Lucia in dieſem Punkt unverbeſſerlich ſei.

„Wenn Alarich mich nur einmal freundlich anſchaut, iſt Alles vergeſſen und vergeben," ſagte Lucia.

„Das iſt aber erbärmlich!" rief Juſtine empört.

„Daraus mache ich mir gar nichts!" erwiderte Lucia gleichgültig.

Juſtine liebte Lucia ſo ſehr und ſo ausſchließlich, daß ſie, je länger das traurige Verhältniß dauerte, um ſo mehr Mitleid mit der Schweſter und keinen andern Gedanken hatte, als den: wie Alarich zur Beſinnung zu bringen ſei. Es waren bis jetzt immer nur einzelne lichte Augenblicke in ihm aufgetaucht. Wenn Lucia hoffte, das Blendwerk zerſtört zu haben, wurde ihr fort und fort die ſchmerzliche Demüthigung zu Theil, die Circe — wie ſie ihre Nebenbuhlerin zu nennen pflegte — triumphiren zu ſehen. So verfloſſen drei herbe Jahre, als der ſchneidendſte und bitterſte Gegenſatz zu den drei erſten ſeligen Jahren ihrer Ehe.

Der Ausbruch des Napoleoniſchen Krieges mit Rußland im Jahre 1812, dem ſich in Deutſchland die Befreiungskriege anſchloſſen, wurde ein mahnender Weckruf nicht nur für das erſtickte politiſche und öffentliche Leben, ſondern auch für manchen Einzelnen, der zum Bewußtſein kam, daß es jetzt höhere Dinge gelte, als eine Frau zu bewundern. Auch Graf Gorm gehörte zu dieſen. Vielleicht war es die Circe ſelbſt, die ihm den erſten Anſtoß dazu gab; denn ſo wie die Kriegesausſichten aufdämmerten, war ihres Bleibens in Deutſchland nicht länger; ſie wollte Rußlands Geſchicke mitleben und zog den greiſen Gemahl mit ſich fort. Aber auch Graf Gorm folgte ihr, um in ruſſiſchen Kriegsdienſten gegen

Napoleon zu kämpfen — und je mehr er an der furchtbaren Wirklichkeit dieſes Kampfes Theil nahm, deſto mehr verſchwanden die ſelbſtſüchtigen Täuſchungen der Leidenſchaft.

Als er nach Rußland gehen wollte, verfiel Lucia in tiefe Schwermuth. Sie ſah wieder einem Wochenbett entgegen; allein ihre früheren waren ſo trauriger Art, daß ſie ſich keiner frohen Hoffnung hinzugeben vermochte. Dazu der Gram um die Trennung von Alarich, der Jammer, ihn im Gefolge der Circe zu ſehen, die Angſt vor den Gefahren, die ihn bedrohten, die ihm das Leben koſten konnten: das Alles verſetzte ſie in einen beängſtigenden krankhaften Zuſtand, in welchem fieberhafte Aufregung und dumpfer Trübſinn abwechſelten.

Sie muß gerettet werden! . . . ich rette ſie! . . . ſprach Juſtine mit äußerſter Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt. Sie redete mit den Aerzten, die einem Winteraufenthalt in Nizza ihren vollen Beifall gaben; ſie redete mit Graf Gorm, der gegen dieſen Vorſchlag nichts einzuwenden hatte. Und ſo brachte ſie den Winter von 1812—13 mit Lucia an der lieblichen Küſte von Ligurien zu. In Genua wurde Peregrin geboren. Juſtine war ſelig. An der Wiege des Kindes trat die innigſte Verſöhnung der Eltern ein. Das hatte ſie erwartet, ſie bewirkt! ſie war noch ſeliger. Die Gorm'ſche Ehe blieb fortan ein Muſterbild des ſchönſten Glücks. Beſonders war es der Graf, den alle Frauen als das Ideal eines Gatten bewunderten und prieſen; denn die ſchöne Lucia hatte kleine Launen, die er gänzlich überſah — wozu allerdings eine ſeltene Geduld gehört. So z. B. war ſie ganz troſtlos, als ſie nach einigen Jahren einen zweiten Sohn hatte. Mit ſo krankhafter Leidenſchaftlichkeit wünſchte ſie eine Tochter, daß ſie nach der Geburt des Knaben eine Zeit lang tiefmelancholiſch war und ihre beiden Söhne nicht ſehen wollte. Auch Juſtine wollte ſie durchaus nicht ſehen. Die Welt fand das höchſt abſurd. Die Freundinnen ſagten: Welche Undankbarkeit gegen Gott! welche Liebloſigkeit gegen die allerliebſten Bübchen! wie wenig Rückſicht für den Gemahl! . . . und welch ein unverantwortliches Benehmen gegen die vortreffliche Baroneſſe, die ſich von jeher für Lucia aufgeopfert hat! — Graf Germ nahm aber lebhaft Lucia in Schutz, deren Verſtimmung nur aus vorübergehender Nervenſchwäche hervorgehe — wie er ſagte. Und da ihr Zuſtand in moraliſcher Weiſe ſich gänzlich veränderte und in die zärtlichſte Liebe für ihren jüngſten Sohn überging — in phyſiſcher Beziehung aber ihr jenes Nervenzucken ließ, das ſich in Augenblicken von Spannung, Unruhe und Erregung bei ihr einſtellte: ſo ſah man bald ein, wie recht Graf Germ gehabt habe.

Das Verhältniß der beiden Schweſtern war allerdings ſeitdem minder innig. Doch das kam nur in der Intimität, in Lucia's ſeltneren und kürzeren Beſuchen in Tannhof zum Vorſchein. Die Welt bemerkte nichts davon und hätte ſie etwas bemerkt, ſo würde ſie es in der Ordnung gefunden haben, daß Lucia ausſchließlicher als früher für Mann und Kinder lebe. Juſtine zuckte die Achſeln und lächelte kalt, wenn ſie der Veränderung gedachte, die hinſichtlich ihrer mit Lucia vorgegangen war. Gegen Charakterſchwäche gibt es kein Mittel, ſprach ſie gelaſſen zu ſich ſelbſt; — geiſtiges Chinin ertragen nur ſtarke Naturen. Der kategoriſche Imperativ iſt ein ſolches Chinin. Doch . . . was für den Einen Nahrung — iſt für den Andern Gift.

Sie ſetzte ihr früheres Leben fort. Sie blieb gleichmäßig liebevoll für Lucia, und da ſie ſah, mit welcher Zärtlichkeit Graf Gorm ihre Schweſter auf den Händen trug: ſo bekam ſie für ihn Geſinnungen des Wohlwollens. Gegen die beiden Knaben war ſie freundlich — doch eigentlich nur wegen deren Beziehung zu Lucia. Lucia war das einzige Weſen, das während einer Reihe von Jahren ausſchließlich und unbedingt Juſtine geliebt hatte. Dieſen Eindruck bewahrte ſie: er war der einzige warme Punkt in ihrem Herzen. Ihre praktiſche Thatigkeit ſteigerte ſich. Die franzöſiſche Occupation und dann die ſchweren Kriege hatten Jahre lang den Grundbeſitz belaſtet, die Vermögen vermindert, den Geldverkehr gehemmt. Auch Juſtine empfand das. Sie mußte ſich einſchränken. Es wurde ihr nicht leicht; denn ſie hielt eine gewiſſe ſtattliche Exiſtenz für ſtandesmäßig; aber die Nothwendigkeit war auch in dieſer Hinſicht der kategoriſche Imperativ, dem ſie ſich mit Ruhe fügte. In dieſer Epoche ſtricter Oekonomie gewöhnte ſie ſich daran, überall das knappe Maß hinter der äußerſten Pünktlichkeit und Ordnung ſo verſchwinden zu laſſen, daß es wie die Frucht dieſer ungewöhnlichen Ordnung erſchien. Ihre Nachbarn und Bekannte nannten ſie im Scherz den Finanzminiſter. Das machte ihr Vergnügen und gab ihr einen Anſtoß zur Steigerung ihrer finanziellen Talente — und da eine Thätigkeit, die man gern und vorzugsweiſe übt, eine gewiſſe Macht über die ganze Richtung und alle Fähigkeiten des Menſchen erhält und dieſelben für ihren Zweck mehr und mehr in Bewegung ſetzt: ſo gerieth Juſtine ganz unmerklich auf das Gebiet der Habſucht. Sie freute ſich des Beſitzes von Geld und Gut, ſie freute ſich an Vermehrung und Erwerbung deſſelben, anfangs — als eines Zeugniſſes zu Gunſten ihrer adminiſtrativen Gaben; dann — weil ſie eine gewiſſe Zufriedenheit empfand, in dieſer Sache Fortſchritte zu machen; endlich — weil die Sache ſelbſt ihr immer wichtiger und intereſſanter wurde und ihre leere Exiſtenz ausfüllte, indem ſich ihre Gedanken unabläſſig damit beſchäftigten, Vortheile zu erzielen und die praktiſchſten Wege dafür zu erſinnen. Sie war nicht eigentlich geizig, wenigſtens noch nicht — inſofern der Geizige darbt, um Geld zu ſammeln, und Hab und Gut verkommen läßt, um Geldausgabe zu ſparen. Im Gegentheil! ſie ſcheute keine Ausgabe, ſobald nur ein Vortheil damit verbunden war, und ihr Selbſtgefühl faßte den äußern Anſtand viel zu hoch auf, um das, was mit ihr in Zuſammenhang war, in Verwahrloſung gerathen zu laſſen. Aber dennoch war der Beſitz — der Beſitz an ſich! — ihr Genuß. Es war etwas Bleibendes, etwas Dauerndes, etwas, das ſich durch die Zeit mehrte, ſteigerte, vergrößerte. Er war etwas Wirkliches: wer beſitzt — hat etwas. Vergänglich ſind alle Empfindungen, wechſelnd alle Verhältniſſe, unſicher alle Bande zwiſchen den Menſchen. Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit — Alles hört auf. Der Beſitz nicht. Und während ſich die ganze Welt der Gefühle ſehr häufig gerade dann, wenn man ſie am zärtlichſten pflegt, verflüchtigt: iſt der Beſitz, oder wenigſtens die Pflege deſſelben, etwas höchſt Dankbares, denn unter ſorgſamer Hand nimmt er zu.

Auf dieſen Standpunkt war Juſtine von Ruſſach mit all ihrer Philoſophie herabgeſunken. So muß man ſagen, obſchon ſie ein höchſt reſpectables Leben führte und, allgemein hoch geachtet, für das Muſter einer Unvermählten galt. Wollte in ihr ſelbſt der Gedanke zuweilen auftauchen, daß ſie ſich in die Sklaverei des Mammons begebe: ſo machte ſie geſchwinde aus ihrer Neigung eine Tugend, wie die menſchliche Verblendung durch Selbſtgefälligkeit das ſo leicht und gern thut, und ſie ſprach beinahe ſtolz:

Ich kenne kein Leben, das weniger egoiſtiſch als das meine wäre. Ich thue die Arbeit — Lucia wird den Genuß haben.

So vergingen die Jahre, die Zeitepochen. Die Gormſchen Söhne wuchſen heran, Peregrin war ein kräftiger Jüngling; Lucia hatte längſt die Jugendblüthe verloren und war in jenes Stadium der Frauenſchönheit übergegangen, das kurz und anmuthig wie ein Spätſommertag iſt. Juſtine war ganz unverändert, wie in Eis conſervirt. Ihre große, ſchlanke Geſtalt war nur etwas hager geworden, und an den Händen und im Geſicht trat der Knochenbau etwas ſcharf hervor.

Sie bewohnte im Tannhof ein ſehr großes Zimmer, das, am Ende einer Zimmerreihe liegend, die Ecke des Hauſes bildete und mit zwei Fenſtern in den Hof, mit zwei andern in den Garten ſah, ſo daß man die Thätigkeit, die da und dort herrſchte, vor Augen hatte. Die Wände des Zimmers mit ihren altmodiſchen Tapeten verſchwanden hinter großen Bücherſchränken, durch deren Glasthüren man die Werke der deutſchen und franzöſiſchen geſchichtlichen, philoſophiſchen und belletriſtiſchen Literatur aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und aus dem erſten Jahrzehnt des jetzigen in ſchönen Einbänden erblickte. Mitten im Zimmer ſtand ein enormer Schreibtiſch, mit Auszügen und Fächern ringsum und beladen mit Schreibereien und Schreibmaterial. Ein anderer Tiſch voll Journalen, Zeitungen und Brochüren ſtand vor einem kleinen Sopha neben dem großen Caminofen. In einer Ecke des Zimmers ſtand Juſtinens Harfe — aber in einem Ueberzug von grauer Leinwand. Auch der Stickrahmen in dem einen Fenſter war meiſtens dicht verhängt und die Tapiſſerie-Arbeit in demſelben mußte manches Jahr auf Beendigung warten; zu einer Erholung bei Muſik und Stickerei ließen ihre Geſchäfte ſie höchſt ſelten kommen. Hingegen befand ſich zur Seite des Sophas ein Spinnrad mit einem großen Rocken des ſchönſten graublonden Flachſes, den ſie aus den Niederungen an der Weichſel kommen ließ. Charakteriſtiſch war es, daß in dem Zimmer — Spiegel fehlten. Da wo ſie ſich gewöhnlich befinden, zwiſchen den Fenſtern, ſtand auf der einen Seite ein Actenſchrank und auf der andern ein alterthümlicher Schrank mit ſchweren Meſſingbeſchlägen, deſſen Schloß ein Geheimniß war, wozu nur Juſtine den Schlüſſel beſaß. Er barg Werthpapiere und einige koſtbare Schmuckſachen, die Juſtine von ihrer Mutter geerbt und nie getragen hatte. Vielleicht konnte man dieſe beiden Möbel ſo etwas als Spiegel betrachten — ihres Innern. Schwarzer Wellenmoor bedeckte Sopha und Stühle, die ſteif, hochbeinig und geradlinig, der vollendete Gegenſatz der gegenwärtigen Mode waren; ein ſtarker Fußteppich das Parquet. Der Eindruck, den das Zimmer machte, war ernſt, ja ſtreng; allein die vier Fenſter mit ſchneeweißen, in vielen kleinen faltenreichen Drapperien aufgeſteckten Muſſelin-Vorhänge machten, daß es nicht finſter ausſah. Und wenn man über das knarrende Parquet der drei davor liegenden Zimmer und durch deren leere Räume, welche durch ſpärliche Sophas und Stühle noch öder erſchienen, gewandelt war, ſo ſah es faſt freundlich aus und man fühlte ſich ganz behaglich darin, weil es Kunde von einem thätigen, arbeitſamen Leben gab.

An jenem Ballabend im Gormſchen Hauſe herrſchte tiefe Stille im Herrſchaftshaus zu Tannhof. Der Kälte wegen, ſowie auch, um jeden Verſuch eines diebiſchen Einbruchs abzuhalten, wurden Abends alle Fenſter des Erdgeſchoſſes durch ſtarke Fenſterläden mit eiſernen Querſtangen geſchloſſen. Da nun die bewohnten Zimmer ſämmtlich im Erdgeſchoß lagen, ſo ſah das Haus von Außen wie ein todter Steinklumpen aus. Nirgends gewahrte man ein erleuchtetes Fenſter, das in den kalten, dunkeln Winterabend hinein ein trauliches Märchen vom Licht und von behaglicher Wärme erzählt hätte. Nirgends vernahm man den tröſtlichen Laut menſchlicher Stimmen: ſo gründlich hatte man ſich abgeſperrt.

In Fräulein Juſtinens Zimmer befanden ſich ein Herr und eine Dame. Die Dame war ſie ſelbſt. Sie ſaß auf einem hochbeinigen Lehnſtuhl, den man jetzt fürchterlich unbequem finden würde, und ſpann. Sie trug ein Kleid von carmeliterbraunem Merino und eine Spitzenhaube mit violettem Bande. Dazu die gelbbraune Farbe ihres hagern Angeſichts — und ſie erinnerte an eine ägyptiſche Mumie. Neben ihr ſtand ein Tiſch mit Schreibgeräth, Papier und einer großen Aſtral-Lampe, die das Zimmer ziemlich gut beleuchtete. Am Tiſch ſaß der Herr, ein ſchwarzgekleideter, ſechszigjähriger Mann mit einer kalten und gleichgültigen Phyſiognomie, die ſich jedoch im Sprechen belebte; — es war ihr Rechtsanwalt, ihr Rathgeber für tauſend große und kleine Verwicklungen, ihr Advocat in Prozeſſen. Er lebte in der benachbarten Stadt, hieß Doctor Münzner, und eine mehr als dreißigjährige Erfahrung ſeiner Einſicht und Rechtlichkeit hatte ihm Juſtinens ganzes Vertrauen erworben.

„Bleibt es dabei, gnädige Baroneſſe?“ ſagte der Doctor und drehte die Feder, mit welcher er eben geſchrieben hatte, zwiſchen den Fingern, als zögere er, ſie wegzulegen.

„Gewiß, Herr Doctor,“ entgegnete Juſtine und ſpann gelaſſen fort.

„Ich begreiſe vollkommen, daß man ein Vermögen nicht zu gleichen Theilen gehen laſſe, ſondern dort nachhelfe und zulege, wo eine Bevorzugung ausgeglichen werden ſoll. Aber, dem einen berechtigten Erben Alles entziehen und dem Andern Alles geben — gnädige Baroneſſe, das ſieht Ihrer Gerechtigkeit nicht ähnlich.“

„Doch, Herr Doctor! ich gleiche aus.“

„Das ich nicht wüßte! Der Herr Graf bevorzugt Graf Peregrin in keiner Weiſe“ ....

„Erlauben Sie! er hat Schloß Traun, den alten Familienſitz, der ſeit der Ueberſiedelung der Gorms nach Deutſchland in ihren Händen iſt und an den ſich Erinnerungen ihrer Heldenthaten unter Guſtav Adolf knüpfen — den hat er für Peregrin beſtimmt.“

„Allerdings! aber ohne dadurch Graf Alarichs Erbe zu ſchmälern.“

„Mein Schwager hätte, wie das allgemein bei Beſitzungen üblich iſt, die nicht Majorat ſind, dem Looſe die Entſcheidung laſſen ſollen. Daß er es nicht gethan, ſondern jene Beſtimmung getroffen hat, iſt eine Bevorzugung Peregrins. Dafür will ich Alarich entſchädigen.“

„Aber ich bitte zu bedenken, gnädige Baroneſſe, daß die Frau Gräfin Gorm auch bereits zu Gunſten des Grafen Alarich beſtimmt und Graf Peregrin auf das Pflichttheil geſetzt hat. Es iſt wider alles Herkommen, den Erſtgebornen ohne irgend einen Grund ſo zurückzuſtellen; denn durch dieſe beiden Teſtamente wird der Nachgeborne bei Weitem wohlhabender — um ſo mehr, als Schloß Traun mit ſeinen großartigen und weitläufigen Baulichkeiten ſehr koſtſpielig zu unterhalten iſt.“

„Sie hatten von jeher eine Vorliebe für Peregrin.“

„Hätte ich ſie auch nicht, gnädige Baroneſſe, ſo würde ich mir dennoch und unter allen Umſtänden erlauben, in demſelben Sinne zu ſprechen.“

„Nun es freut mich ſehr, Herr Doctor, daß Sie meine Meinung vollkommen erfaßt und meinen Willen begriffen haben,“ ſagte Juſtine ſo gleichmüthig, als hätte ſie die Einwendungen des Doctor Münzner gar nicht gehört. „Sie werden alſo die Güte haben, nach meinem Entwurf das Teſtament zu redigiren.“

Doctor Münzner verbeugte ſich ſchweigend, nahm vom Tiſch einen Bogen Papier, der mit Juſtinens gerader, eckiger Handſchrift beſchrieben war, und wollte ihn in ſeine Brieftaſche legen. Da hielt Juſtine ihr Rad an und ſagte:

„Ich muß noch etwas überlegen... und bitte um den Entwurf.“

Sie verſenkte ſich in deſſen Lectüre und Doctor Münzner wagte zu hoffen, daß Juſtinens Nachdenken eine Frucht ſeiner Einwendungen ſei, bis ſie ihn aus dieſer Täuſchung weckte und ſagte:

„Alles wohl erwogen.... muß ich doch eine Veränderung vornehmen — und zwar dieſe: ich ſtreiche das kleine Capital, welches ich für meinen guten Verwalter beſtimmt hatte, und gebe auch ihm eine Penſion, wie den übrigen alten Dienern.“

„Gnädige Baroneſſe, ich erlaube mir zu bemerken, daß die Penſion eine große Wohlthat für die Haushälterin, die Kammerfrau u. ſ. w., jedoch eine mindere für den Verwalter ſein dürfte, während ihm ein kleines Capital die willkommene Möglichkeit bieten würde, eine Pachtung zu übernehmen, vielleicht ein Gütchen zu kaufen. Die übrigen Leute werden durch eine Penſion in eine bequeme, unabhängige Lage verſetzt; er — durch das Capital.“

Juſtine nahm einen Rothſtift vom Tiſch und durchſtrich mit kräftigem Zug eine Zeile, indem ſie ſagte:

„So!abgemacht!.... Wird penſionirt. Ich kann unmöglich den armen Alarich plündern. Penſionen zahlt ein Erbe unſchwer — .... die Penſionirten ſind ſterbliche Menſchen … wie wir Alle. Aber Capital auszahlen, iſt allzu hart! Es können ja Zeiten kommen, in denen das Capital viel einträglicher wird, als es jetzt iſt … dann wäre Alarich gleichſam doppelt beraubt.“

Während ſie ſprach, hatte ſie die Veränderung zu Papier gebracht; dann gab ſie das Blatt dem Doctor, der es in die Brieftaſche legte.

Eine ſchöne alterthümliche Uhr, die den Aufſatz des alterthümlichen Geldſchranks bildete, ſchlug mit kräftigem Schlage — Acht. Da öffnete ſich die Flügelthür und ein Diener in grauer Livree rollte einen runden Tiſch in's Zimmer hinein, der für zwei Perſonen gedeckt war und auf dem ſich einige Speiſen befanden. Juſtine ſtand auf, legte die ſchwarze Tafftſchürze ab, die ſie bei ihrem Spinnrad trug, und lud den Doctor Münzner ein, das Nachteſſen mit ihr zu theilen. Der Diener ſtellte die Lampe auf den Speiſetiſch und verließ das Zimmer. Dies war die Art, in welcher Juſtine ihre Mahlzeiten nahm. Sie hatte keinen Sinn für die Tafelfreuden, verwendete daher möglichſt wenig Zeit auf dieſelben — und fand es eine thörichte Verſchwendung, im Winter ein Speiſezimmer erwärmen zu laſſen. Während des Nachteſſens ſprach ſie lebhaft über ihren Plan, Tannhof durch Ankauf eines Nachbargutes zu vervollſtändigen und abzurunden.

„Das iſt ſo recht ein Waldgut," ſagte ſie, „und den Wald kann ich hier gar wohl brauchen. Gut behandelt und geſchont, wird er mit der Zeit ungemein einträglich. Da ich jetzt fünfundfünfzig Jahre alt und bei guter Geſundheit bin, ſo glaube ich vernünftiger Weiſe noch auf fünfzehn bis zwanzig Lebensjahre zählen zu können. Käme es zu jenem Ankauf, ſo würde ich während dieſer ganzen Zeit den Wald auf's Aeußerſte ſchonen, ſo daß Alarich in demſelben eine vortreffliche Jagd und durch denſelben eine vortreffliche Einnahme hatte. Aber der Kaufpreis iſt etwas hoch und ich glaube nicht, daß das Gut — da ich den Wald unberührt laſſen will — diejenigen Zinſen einträgt, die ich haben muß, wenn ich mir nicht durch eine ſchlechte Speculation die Finger verbrennen will ...., wovor mich Gott bewahre!"

Durch dieſen letzten Ausruf gab Juſtine kund, daß ſie auch eine gewiſſe Idee von Gott habe, der übrigens keinen großen Platz in ihrer Exiſtenz einnahm. Doctor Münzner erwiederte:

„In Ihrer Stelle, gnädige Baroneſſe, das heißt mit Ihren Capitalien — würde ich mich nicht begnügen, das Waldgut, wie Sie es ſehr richtig nennen, zu kaufen, ſondern lieber eine größere Herrſchaft acquiriren, wo Sie Feld, Wald, Wieſe, den verſchiedenſten Boden — und folglich, bei guter Verwaltung, die Garantie der größtmöglichen Einkünfte haben."

„Sie ſagen ganz richtig „bei guter Verwaltung," rief Juſtine lebhaft; — „aber das iſt ja eben der Stein des Anſtoßes für meine Wünſche! Der Grundbeſitz rentirt ſich nur dann dauernd, wenn ſich der Beſitzer demſelben gewiſſermaßen widmet und darin ſeinen Beruf, ſeine Lebensaufgabe, ſein Stück Arbeit erkennt und ausübt. Bei Verpachtungen wird der Boden nie verbeſſert; ſie bringen mit der Zeit — Nachtheil. Bei den großartigen Verwaltungen, wo der Beſitzer Alles den Angeſtellten überläßt, kommen ganz natürlich und ſelbſt in dem beſten Fall, daß die Beamten treu wie Gold wären, großartige Verſchleuderungen vor. Wenn der Beſitzer ſelbſt nicht Anordnungen macht, deren Ausführung bewacht — wenn er nicht die ganze Verwaltung mit Zweigen und Nebenzweigen in die Hand nimmt und Blick, Verſtändniß und Intereſſe für alle Einzelnheiten hat: ſo ſpinnt er keine Seide dabei. Iſt er reich, ſo bleibt er vielleicht reich. Hat er aber nur ein mäßiges Vermögen, ſo wird er nie wohlhabend — und nie wird der Wohlhabende reich werden, wenn er nicht, perſönlich thätig, um Hab und Gut ſich kümmert."

„Weil man Veranlaſſung hat, dieſe Einſicht und Thätigkeit an Ihnen zu bewundern, ſo erlaube ich mir eben meinen Vorſchlag, gnädige Baroneſſe.“

„Ja, Herr Doctor, wäre ich nur zehn Jahre jünger, ſo ginge ich gewiß darauf ein. Aber jetzt traue ich mir nicht mehr die Kraft zu, die Adminiſtration einer neuen, großen Beſitzung neben Tannhof zu übernehmen — und nach meinem Tode Geſchäftsverwickelungen zu hinterlaſſen — dagegen ſträubt ſich mein Geiſt der Ordnung und Pünktlichkeit. Nach dem Tode meines ſeligen Vaters habe ich dieſe Laſt getragen, daher will ich nicht dem armen Alarich eine ähnliche aufwälzen. Indeſſen ſoll das nicht heißen, daß ich einem großen Ankauf durchaus abgeneigt wäre, ſondern nur, daß er — je größer, auch deſto vortheilhafter ſein müſſe, ohne mich mit Geſchäften zu erdrücken. Das Waldgut würde ich mit Leichtigkeit übernehmen. Es hat auch die große Annehmlichkeit für mich, kein herrſchaftliches Haus zu beſitzen. Erinnern Sie ſich noch, wie es abbrannte bei der Schlacht von Bautzen? Das Baumaterial wurde ſpäter verwendet, um die Wirthſchaftsgebäude ſehr ſolide aufzuführen — was ein großer Vortheil, die Erhaltung eines unbewohnten Hauſes hingegen ein wahrer Ruin für die Finanzen iſt.“

So unterhielt ſich Fräulein Juſtine den ganzen Abend über Geldangelegenheiten mit Doctor Münzner. Es verſteht ſich, daß ſie dabei nicht müßig war.

Nach dem Abendeſſen ruhte nur das Spinnrad, nicht ihre Hand. Sie zerzupfte kleine Läppchen von Seidenſtoff in tauſend Fädchen, um dieſe ſeidene Charpie als eine höchſt angenehme, leichte und warme Wattirung von Bettdecken zu verwenden. Auf Lucia's abgelegte Seidenkleider hatte ſie ein für alle Mal zu dieſem Zweck Beſchlag gelegt. Sie ſelbſt trug höchſtens drei oder vier Mal im Jahre ein ſeidenes Kleid.

Mit dem Glockenſchlag Zehn entlockte der Nachtwächter ſeinem Horn einen furchtbaren Ton gerade vor Juſtinens Fenſter, um ihr kund zu thun, daß er ſeinen nächtlichen Rundgang durch Hof und Dorf pünktlich beginne. Doctor Münzner erhob ſich. Juſtine packte ihre Charpie für verwundete Bettdecken vorſichtig bis auf jedes Fädchen in einen dazu beſtimmten Sack. Dann ſchellte ſie. Der Diener erſchien.

„Dem Herrn Doctor leuchten!" ſagte ſie zum Diener, und zum Doctor Münzner:

„Sie haben die Güte, nicht wahr? das Teſtament hier aufzuſetzen, damit ich es morgen in Ihrer Gegenwart unterſchreiben und behalten könne. Ich hoffe, Ihr Zimmer wird gehörig durchwärmt ſein, Herr Doctor. Schlafen Sie recht wohl!"

Er empfahl ſich. Der Diener mit einer dicken Wachskerze in der Hand leuchtete ſorgſam dem Doctor vor, damit derſelbe auf dem grauen Leinwandſtreif bleibe, der durch alle drei Zimmer von Thür zu Thür den Parquetboden zur Schonung bedeckte und führte ihn die Treppe hinauf in ein warmes und bequemes Gaſtzimmer, das zu denen gehörte, die Lucia bewohnte, wenn ſie nach Tannhof kam. Gern hätte Doctor Münzner ſeine Arbeit verzögert in der Hoffnung, daß der Wind einmal günſtiger für Peregrin wehen werde; allein die Baroneſſe hatte ſich mit einer ſolchen Entſchiedenheit ausgeſprochen, daß er die Unmöglichkeit einſah, ſich ihrem Willen nicht zu fügen, und ſo ſetzte er denn ein Teſtament auf, das den jungen Alarich Gorm zum Univerſalerben ſeiner Tante machte.

Als Juſtine allein war, ließ ſie ſich wieder auf dem kleinen Sopha am Ofen nieder, nahm vom Tiſch eine landwirthſchaftliche Zeitſchrift und las mit großer Aufmerkſamkeit einen Aufſatz über die Drainirung — wie man das engliſche Wort Drainage, Trockenlegung, germaniſirt hat —; ein Verfahren, welches damals noch neu war. Darauf ordnete ſie verſchiedene Papiere auf dem großen Schreibtiſch und ſchrieb in ein dazu beſtimmtes Buch ein Paar Notizen über Gegenſtände, die ſie am folgenden Tage theils abmachen, theils beſprechen wollte. Dann ging ſie in ihr Schlafzimmer, ſchellte ihrer Kammerfrau, die neben demſelben wohnte, vertauſchte ihr Kleid mit einem warmen Schlafrock, entließ die Zoſe, welche ihr eine kleine angezündete Handlaterne reichte, und durchwanderte nun ihr Haus, um zu ſehen, ob Hausthür und Fenſterladen geſchloſſen, das Feuer in der Küche ausgelöſcht, nirgends Kohlendunſt, nirgends ein brennendes Licht, das weibliche Dienſtperſonal im friedlichen Schlaf, kurz Alles in gehöriger Ordnung ſei. Nachdem ſie ſich davon überzeugt hatte, kehrte ſie in ihr Gemach zurück — und als bald darauf der Nachtwächter ſein grauſiges Horn erſchallen ließ und die Stunde der Mitternacht ausrief — ſchlief Fräulein Juſtine den Schlaf der Gerechten.

Ein zerriſſenes Leben.

Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Englands Colonien in Nordamerika ſich vom Mutterlande losriſſen, unter ſchweren Kämpfen ihre Selbſtſtändigkeit errangen und die Vereinigten Staaten bildeten, frohlockte man in Europa über den Amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg. Nirgends aber konnte das Glück der Befreiung von engliſcher Botmäßigkeit höher geſchätzt werden und ein ſtärkeres Echo der Sehnſucht wecken, als in Irland. England hatte zwar damals, aus Furcht vor revolutionären Bewegungen, den Iren einige Conceſſionen gemacht, die aber nur zeigten, in welcher unerhörten Knechtſchaft, in welchem Helotismus man das Volk hielt und welches Raubſyſtem man gegen daſſelbe übte — und zwar immer im Schutze und im Namen der Geſetze übte, die noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Exiſtenz der katholiſchen Religion nicht anerkannten. Ire und Katholik fielen aber zuſammen, waren ein untrennbarer Begriff. Der

Grund und Boden von Irland ging für den Iren faſt ganz verloren. Die Krone England, holländiſche und engliſche Herren, der anglikaniſche Clerus — letzterer mit zwei Millionen Acres und mit dem Zehnten aller übrigen Ländereien — wurden Grundbeſitzer. Kein Katholik durfte Güter erwerben, ja, er durfte ſie nicht länger als auf dreißig Jahre pachten. Die Conceſſionen Englands beſtanden nur darin, daß der iriſche Katholik jetzt „unbenutzbare Sümpfe“ pachten durfte und auch zum Unterthaneneid zugelaſſen wurde; aber das, was ihm das Höchſte war, Confeſſions-ſchulen und Collegien für ſeine Kinder zu errichten — das blieb ihm verſagt. In Belgien, in Frankreich, in Rom mußte er ſie erziehen laſſen, wenn er ihre katholiſchen Grundſätze und den Glauben, worin ſie wurzeln, bewahren wollte. Wo von einer Regierung ſo viel Zündſtoff zu berechtigter Unzufriedenheit aufgeſpeichert wird, kann es nicht Wunder nehmen, wenn ſie, angefacht durch die Gährung der Zeit, in Flammen ausbricht. Das geſchah auch in Irland. Aber der Aufſtand unter Lord Edward Fitz-Gerald wurde bald unterdrückt. England mit all ſeiner Macht war zu nah und Irland hatte zu wenig Hülfsmittel, als daß der Ausgang hätte zweifelhaft ſein können.

Einer der Hauptführer des Aufſtandes war Reginald O'Connor. Dennoch traf ihn nicht Lord

Edward Fitz-Geralds Schickſal, der das mißglückte Unternehmen mit dem Tode büßte. O'Connor entkam, aber freilich beſonders dadurch, daß ſein Bruder für ihn gut ſagte, Reginald werde nie nach Irland zurückkehren, und weil ſich die Regierung auf dieſen Bruder verließ — denn er fiel ab vom Glauben. Dafür erhielt er Reginalds confiſcirtes Vermögen. Erdrückt von Gram floh Reginald O'Connor mit ſeiner Frau und zwei Kindern hinweg von der geliebten Heimath und dahin, wo jeder Katholik, wenigſtens geiſtiger Weiſe, ſich zu Hauſe fühlt — nach Rom. Dort lebte er, ein Nachkomme der alten iriſchen Könige, in den beſchränkteſten Verhältniſſen, von dem geringen Vermögen ſeiner Frau. Aber er war durchaus nicht unglücklich, nachdem er den Trennungsſchmerz vom „grünen Erin" — von „der Inſel der Heiligen" — von dem „Smaragd des weſtlichen Meeres" überwunden hatte. Rom war der Ort, der einem Charakter, wie O'Connor, Erſatz für jeden Schmerz, für jeden Verluſt bot. Je weniger Hoffnungen er in der Welt hatte, deſto höher rankten ſie ſich über alles Irdiſche empor und ſtatt dem Vaterlande, das er verloren hatte, wendeten ſie ſich einzig und allein der Kirche zu. Dies übernatürliche Vaterland war unverlierbar. Wer deſſen Dienſt ſich weihte, erlag keiner Tyrannei. Genau, wie er, dachte ſeine Frau. So erzogen ſie ihre Kinder, Reginald und Colomba. Beide wurden dem Kloſter beſtimmt und Beide umfaßten mit ganzem Herzen ihren Beruf.

„Da ſeid Ihr ſicher für die Ewigkeit, meine Kinder!" ſagte O'Connor; „denn da liebt Ihr nur das, was Ihr in Ewigkeit lieben ſollt — unſern göttlichen Heiland. — Freilich geht die Liebe auf unſerer armſeligen Erde Hand in Hand mit dem Leiden — auch im Kloſter; aber Ihr ſeid doch mit Eurer Liebe auf dem ſchnurgeraden Wege durch das Leid hindurch zur himmliſchen Freude. „Per aspera ad astra" iſt der Wahlſpruch unſeres Hauſes. Was O'Connor heißt, muß ihn inne halten, er möge wollen oder nicht. Die Welt nennt das: Schickſal! Aber wir wiſſen, daß Gott die Schickſale zu unſerm ewigen Heile lenkt."

„Ich bin eine Braut Chriſti — per aspera ad astra!" ſagte Colomba, das zehnjährige Kind, nahm den ſchwarzen Schleier der Mutter und umhüllte damit ihr allerliebſtes Geſichtchen. Der ältere Bruder aber ſagte:

„Der Wahlſpruch iſt kein Scherz, Colomba, und das Ordensleben iſt es auch nicht. Damit darf man nicht ſpielen."

Die Geſchicke der ewigen Stadt, welche O'Connor erlebte und durchlebte, ſeitdem er ſich in Rom niedergelaſſen hatte, waren ſo recht von der Art, um einen gläubigen Sinn in der Hingebung an die Kirche — und in der Zuverſicht zu beſtärken, daß nicht nur ihre Dogmen, ſondern auch ihre Inſtitutionen in höherer Kraft und Weisheit wurzeln, als nur menſchliche Einrichtungen. O'Connor erlebte, daß der Conſul Bonaparte Rom durch den General Berthier als Republik proclamirte, daß eine Statue der Freiheitsgöttin, die päpſtliche Tiare mit Füßen tretend, auf die Engelsbrücke geſtellt wurde — jene Brücke, die zu St. Peter und zum Vatican führt und auf welcher Engels-Statuen mit den Leidenswerkzeugen des Heilandes in den Händen ſtehen. O'Connor erlebte, daß trotz dieſer Mißhandlungen der herrliche achtzigjährige Pius VI. weder die Flucht ergreifen, noch dem Kirchenſtaat entſagen wollte; — daß Bonaparte ihn in's ſüdliche Frankreich nach Valence ſchleppen ließ, wo der Tod den Qualen des Greiſes ein Ende machte; — daß Pius VII. in all dieſen Stürmen friedlich in Venedig gewählt wurde und nach Rom zurückkehrte, um auch ſeine weltliche Herrſchaft wieder anzutreten, weil die republikaniſchen Gelüſte nach und nach keinen Beſchützer mehr an Bonaparte fanden; daß Pius VII. zweimal von dem Despoten, der nunmehr Kaiſer Napoleon geworden war, nach Frankreich beordert und in den drückendſten Verhältniſſen Jahre lang dort feſtgehalten wurde. O'Connor erlebte, daß Napoleon erlag, als Pius VII. triumphirend in Rom einzog und alle italieniſchen Gebiete des Kirchenſtaates wieder erhielt. Und das Alles erlebte O'Connor in dem kurzen Zeitraum von 1798 bis 1815! Immer ſchien das Schifflein Petri in höchſter Gefahr, bald in den Wellen des jacobiniſchen Haſſes unterzugehen, bald an der Felſenklippe despotiſcher Uſurpation zu zerſchellen — und immer wieder legte ſich der Sturm, die Wellen glätteten ſich, das Ungewitter rauſchte vorüber und das Schifflein tauchte friedlich aus den Wogen empor, denn es trug den Nachfolger des Petrus und einen Andern! — Wäre nicht der Gram um Irland und um den Abfall des Bruders geweſen, ſo hätte keine Wolke O'Connors Zufriedenheit beſchattet, denn wie alle Menſchen, die aus ganzer Seele an großen Ideen hängen und in ihnen leben, ſpürte er die Beſchränktheit ſeiner Verhältniſſe durchaus nicht wie ein Unglück. In einer Vigne am Fuß des Celius, zwiſchen dem Coliſeum und dem Lateran, bewohnte er ein kleines Gartenhaus, das die Gärtnersleute nicht benutzten und das der Beſitzer deßhalb verfallen ließ. Dieſen Umſtänden entſprach der Miethzins. Ueberdies war Rom damals keineswegs wie jetzt von Fremden überfluthet. Hohe Reiſende, Gelehrte und Künſtler beſuchten zwar die ewige Stadt und hie und da kam es vor, daß irgend ein reicher junger Mann, ſogar eine reiche Familie den Römerzug machte; aber es waren vereinzelte Erſcheinungen.

In jener Epoche beſonders, wo die franzöſiſche Revolution, deren ſchreckliche Kriege, das Zerfallen aller Verhältniſſe, die ſeit tauſend Jahren auf dem europäiſchen Feſtlande beſtanden hatten, die Napoleoniſchen Eroberungen und Uſurpationen, den Welttheil in Unſicherheit, Spannung und Grauen verſetzte: damals beſonders waren Fremde eine Seltenheit, die ſpurlos verſchwand und nicht den geringſten Einfluß hatte. Daraus entſprang für den Fremden der Vortheil, ganz unbeachtet nach ſeinen Verhältniſſen leben zu können. Erſt nach dem Jahre 1815 begann die europäiſche Völkerwanderung der Reiſenden gen Italien und Rom.

Inzwiſchen war der junge Reginald den Weg gegangen, auf den der Vater ihn geleitet hatte. Bei den iriſchen Dominicanern von S. Clemente war er in's Noviziat eingetreten. Des Ordens Beſtimmung, die Predigt des Evangeliums, gab ihm die Hoffnung, dereinſt als Miſſionär unter ſeinen Landsleuten in Irland zu wirken. Colomba blieb allein bei ihren Eltern. Doch war ihr Eintritt bei den Benedictinerinnen von S. Cecilia nur eine Frage der Zeit, da Colomba eine zarte Geſundheit hatte. In Rom, wo ſo zahlreiche Klöſter und alle Inſtitute und Congregationen von Laien ſo gewiß klöſterlich eingerichtet ſind, iſt das weltliche Leben ſo ſehr vom geiſtlichen umgeben und durchweht, daß der Eintritt eines

Kindes in den geiſtlichen Stand von der Familie als das, was es wirklich iſt, ein gnadenreiches Ereigniß, betrachtet wird und nicht als ein gewaltſames Zerreißen der Familienbande, als ein Aufgeben der wahren Beſtimmung — wie das noch ſo häufig dieſſeits der Alpen geſchieht. Nach dem großen Raub- und Vertilgungszug gegen die Klöſter, der mit der franzöſiſchen Revolution begann und dann im katholiſchen Deutſchland mit höchſtem Eifer fortgeſetzt wurde und ein Vierteljahrhundert mindeſtens dauerte, wuchs die Generation in Abſcheu und Verachtung der Klöſter — und die darauf folgende in Gleichgültigkeit gegen dieſelben auf. Aber aus dieſer Gleichgültigkeit, die den „überwundenen Standpunkt“ nicht der Beachtung werth hielt, entwickelte ſich allmälig die Rückkehr zur richtigen Auffaſſung und mehr und mehr wird aus einer Familie die Verzweiflung ſchwinden, wenn eines ihrer Glieder dem Kloſterberuf folgt. Wo ein geſundes, kräftiges Glaubensleben herrſcht, betrachtet man überhaupt die Opfer, die der geiſtliche Stand erheiſcht, nicht als unnatürlich, ſondern als übernatürlich, als Wirkung der Gnade — und je größer die Gnade des Berufenen, deſto größer ſein Glück. Nur da, wo der Glaube fehlt, klammert ſich der Menſch für ſich ſelbſt und die Seinen an irdiſche Freuden und Genüſſe — und nennt ſie Glück.

Colomba O'Connor lebte in ihrer friedlichen Zurückgezogenheit ungefähr ſo, wie einſt der hl. Hieronymus der edlen Römerin Laeta rieth, ihre Tochter zu erziehen: „wie im Tempel und in der Wüſte“ — ſo fromm, ſo abgeſchieden. Die Welt war für ſie ein unbeſtimmter Begriff von Verkehrtheit und Wirrſal, wie wenn man in einer großen volkreichen Stadt auf einem hohen Thurm ſteht und von unten herauf ein dumpfes Getöſe des menſchlichen Treibens vernimmt. Sie hatte nicht das mindeſte Verlangen, ſich in dieſen Tumult zu miſchen. Nur die Schickſale der Kirche in der Welt, die Leiden, die Einflüſſe, die Siege, die, gemäß ihrer Beſtimmung, ganz untrennbar von ihr ſind; nur die Schickſale der Völker und der Länder und der einzelnen Menſchen, inſofern ſie aus dem Zuſammenhang mit der Kirche ſich entfalten und geſtalten — kannte Colomba; und das genügte ihr. Da gab es genug der Ideale, die für jede edle junge Seele einen namenloſen Zauber haben. Da gab es heilige Liebe und heilige Schmerzen, geheiligten Kampf und geheiligten Triumph; — und wo der Sturz in irgend einen Abgrund erfolgte, zeigte die fromme Reue auch ſchon die Rettung auf dem Dornenweg der gottgefälligen Buße. Zärtlich liebte Colomba ihre Eltern und ihren Bruder: zärtlicher — den göttlichen Heiland und ſeine ſchmerzenreiche Mutter. Zu den Menſchen zog nichts ſie hin.

als eine unausſprechliche Barmherzigkeit. Den Armen, den Kranken, den Nothleidenden, die in ihren Bereich kamen, ſuchte ſie aus allen Kräften zu helfen, und da die Geldmittel, die ihr zu Gebot ſtanden, äußerſt gering waren, ſo erſetzte ſie das durch perſönliche Dienſtleiſtungen. Die ganze Nachbarſchaft kannte und liebte ſie und nannte ſie zärtlich bei ihrem Namen „la Colomba,“ und ſpäter, als ſie in anmuthiger Schönheit heranwuchs „la Colombella.“ Bei ſechszehn Jahren war ſie eine reizende Erſcheinung; aber ſie wußte es nicht.

Eines Tages kam ein Fremder in die Vigne, fragte den Gärtner nach Herrn O'Conner und ging dann auf das Gartenhaus zu. Vor demſelben begoß Colomba einige Gemüſebeete. Der Fremde fragte, ob ſie wohl einen Brief an Herrn O'Conner abgeben wolle. Sie nahm freundlich den Brief, lief in's Haus und ließ den Fremden zwiſchen den Salatbeeten ſtehen. Herr O'Conner erkannte freudig die Handſchrift eines theuern Jugendfreundes und las:

„Lieber Freund! ich empfehle Dir und Deiner Frau ſo dringend wie möglich den Ueberbringer dieſer Zeilen, der ein deutſcher Edelmann iſt und Horburg heißt. Ich habe nämlich die Hoffnung, daß er ſich zu unſerm heiligen Glauben bekehren und ſeinen Aufenthalt in Rom benutzen werde, um ſich gehörig zu unterrichten. Du mußt aber ſehr vorſichtig mit ihm umgehen. Er iſt ſcheu und verſchloſſen."

„Mit dem Bonaparte geht's zu Ende. Er hat den heiligen Vater nach Savona zurückgeſchickt und es heißt, er werde demſelben nächſtens die Heimkehr nach Rom geſtatten: ein ſicheres Zeichen, daß ſein frecher Uebermuth gebrochen iſt. Er hat wie Jacob mit dem Engel ringen wollen und ein verrenktes Bein davon getragen. Hoffentlich mehr; — denn die Heere der Verbündeten kommen nah und näher. Ich gehe nach Savona, um den heiligen Greis in der Verbannung zu verehren und dann, will's Gott! ihm nach Rom zu folgen. Zuvor hole ich aber meine Frau, die ſeit einem halben Jahre ihren ſterbenden Vater bis zu ſeinem letzten Athemzug gepflegt hat, aus der Bretagne ab. Alſo auf Wiederſehen am Grabe der Apoſtel, wo der Balſamduft des ewigen Lebens weht. Dein Freund Arran. Paris, den 1. Februar 1814."

„Nun, lieber Vater, welche Antwort ſoll ich geben?" fragte Colomba, als Herr O'Connor den Brief zuſammenlegte und frohlockend rief:

„Te Deum laudamus!" — Dann ſetzte er hinzu: „Iſt der Fremde hier?"

„Ja, draußen im Garten," ſagte Colomba und folgte ihrem Vater, der ſich beeilte, Herrn von Horburg in's Haus zu führen, während Colomba ihre unterbrochene Gartenarbeit fortſetzte. Aber ſie blickte dem Fremden nach, ſtaunend über das Gebieteriſche ſeiner Erſcheinung. Aeltere Männer waren ihr ſonſt immer alt erſchienen; aber dieſer, der doch auch längſt über die Mitte des Lebens hinaus war, kam ihr nicht alt vor. Als er nach einer halben Stunde in Begleitung ihres Vaters aus dem Hauſe kam, durch den Garten ging und ſie grüßte, verneigte ſich Colomba tief — und als ihr Vater dann allein zurück kam, ſagte ſie zu ihm:

„Der Fremde ſieht aus wie ein entthronter König. Iſt er das, lieber Vater?“

„Gewiſſermaßen . . . . ja, mein Kind! Der Glaube iſt unſere Krone, denn er macht uns zu Kindern des großen Königs der Ewigkeit, zu Erben des Himmelreichs. Wer den Glauben verloren hat — hat ſeine Krone verloren und in der Beziehung kann man von dieſem Herrn von Horburg ſagen, daß er ein entthronter König ſei. Aber warum glaubteſt Du das, Colomba?“

„Weil er ſo ſchön, ſtolz und traurig ausſieht. Ich fürchte ihn gekränkt zu haben, indem ich ihn in der Eile im Garten ſtehen ließ.“

„Beruhige Dich! Dieſen kleinen Verſtoß hat Herr von Horburg gewiß gar nicht bemerkt.“

Das war ganz richtig: er hatte nur das liebliche junge Mädchen bemerkt, das mit ihren glänzenden

Gazellenaugen unſchuldig und ſchüchtern zu ihm aufblickte. Frühe ſchon waren ſolche Stürme durch ſein Leben gegangen und hatten ſein Inneres ſo verwüſtet, daß ihm die Unſchuld — die Unkenntniß des Böſen — wie ein Märchen vorkam. Rudolf von Herburg war das Opfer verkehrter Elternliebe. Sie hatten das einzige Kind vergöttert, nicht erzogen; hatten nie ſeinen Willen gebändigt, nie von ihm Selbſtverläugnung gefordert. Was der Knabe nicht übte, leiſtete noch viel weniger der Jüngling. Der Strudel der Leidenſchaften, der um ihn und in ihm brauſte, verſchlang ihn. Doch hatte er edle Naturanlagen — und darum fand er nicht das Glück, nicht die Befriedigung, die er verlangte. Es muß Edleres, es muß Höheres geben, ſprach er zu ſich ſelbſt: . . . aber was? aber wo? — Die großen Worte der franzöſiſchen Revolution: Freiheit! Menſchenrechte! ſchlugen an ſein Ohr, als er in Mainz ſtudirte und zogen ihn, trotz des Widerſtrebens ſeiner troſtloſen Eltern, nach Paris. Abermals gerieth er dort in den furchtbarſten Strudel der entfeſſelten Leidenſchaften; abermals wurde er nur betäubt, nicht befriedigt und nur kurze Zeit täuſchten ihn die hohlen Declamationen einer Brüderlichkeit, die auf der Guillotine ihre Wiege haben ſollte und ein permanenter Brudermord war. Sein kalter klarer Verſtand zeigte ihm die grauſige Verirrung eines politiſchen Fanatismus, der um jeden Preis mit der hiſtoriſchen Entwickelung brechen will, damit ſeine Theorien zur unbedingteſten Herrſchaft gelangen. Als ob die menſchliche Vergeſellſchaftung eine Schachpartie wäre, die man vom Schachbrett herunterwerfen und dann ein neu combinirtes Spiel flugs aufſtellen könne! — Aber er gewöhnte ſich an ein Leben in den heftigſten Aufregungen. Die Führer der Revolution, die ja Alle — ohne Ausnahme, Alle! von ihren Ideen beſeſſen waren, anſtatt ſie zu beſitzen, bewegten ſich eben deshalb nur auf dem Boden ſelbſtſüchtiger Anſchauungen und Beſtrebungen und vielleicht Anfangs nach einem gewiſſen Inſtinkt von Gerechtigkeit, der aber bald in dem Tumult der Leidenſchaften ſich verfälſchte und ſie ſchief leitete. Dadurch geriethen ſie in Verirrungen, die, ſogar im Licht der natürlichen Vernunft und ohne einen höheren chriſtlichen Standpunkt betrachtet — außerhalb menſchlicher Handlungsweiſe liegen. Sie wurden wie jene Beſtien, die der Blutgeruch berauſcht und die, wenn ſie einmal Blut gekoſtet haben, unerſättlich darnach ſind. Sie lebten, ſie athmeten, ſie handelten im Blutrauſch und die gräßliche Atmoſphäre dieſes Rauſches ballte ſich in blutrothen Wolken um das Gewiſſen, den Verſtand, die Sinne Derjenigen, die ihnen nachfolgten, indem ſie die Worte Freiheit und Menſchenrechte gedankenlos nachlallten, während die unerhörteſte Deſpotie und das blutigſte Unrecht gegen die Menſchheit Frankreich terroriſirte.

Bis zum Tode der unglückſeligen Königin blieb Rudolf von Horburg in Paris. Es hieß, er ſei einer ihrer ergebenſten Agenten geweſen und habe mehrere Plane eingeleitet, um ſie zu retten. Nach ihrer Hinrichtung erfüllte ihn nur noch der bitterſte Haß gegen die Schreckensmänner. Um denſelben Luft zu machen, folgte er der Aufforderung eines jungen Edelmannes aus der Vendée, an dem Kriege Theil zu nehmen, den dort das tiefgläubige Volk gegen die Republikaner führte, welche ihm ſeinen König gemordet hatten — und ſeine Religion, ſeine Kirche, ſeine Prieſter rauben wollten. Horburg war weder ein warmer Royaliſt, noch ein treuer Katholik. Nicht die Begeiſterung für eine gerechte Sache, noch für die höchſten Güter des Lebens führte ihn nach der heldenmüthigen Vendée, ſondern eine Art von Rachedurſt gegen die Revolution, die ihm vor drei Jahren mit allem Reiz einer Fata Morgana erſchienen war und dann in ein blutdürſtiges Ungeheuer ſich verwandelt hatte, das ſogar eine Madame Eliſabeth, eine Marie Antoinette verſchlang. Die kriegeriſche Aufregung that ihm wohl. Er ſchlug ſich mit ungeheuerer Bravour und die eigenthümliche Kriegsführung, dieſe Guerillazüge von bewaffneten Bauern und Landedelleuten erhielt ihn in beſtändiger Spannung. Die Vendée wurde beſiegt; ihre Helden fielen fromm und demüthig wie die alten Kreuzfahrer; denn auch ſie kämpften für die heilige Sache des Kreuzes, welches einſt minder durch den Halbmond des Türken, als jetzt durch das „Höchſte Weſen" eines Robespierre bedroht war; — und ſie retteten ihr höchſtes Gut: Glauben und Kirche. Ihre Altäre wurden nicht entweiht durch den Cultus der Göttin Vernunft! — Horburgs Freund war an den Folgen ſeiner Wunden geſtorben. Dadurch trat er in nähere Beziehung zu deſſen Familie, denn er hatte ihn treu gepflegt. Die Tochter des Hauſes, Magdalene, war das erſte junge Mädchen, das auf Rudolf von Horburg den Eindruck machte, daß es möglich ſei, ein Weib mit dem Herzen zu lieben. Nach all den entſetzlichen Bildern, deren Zeuge er ſeit Jahren geweſen war, that ihm das ſchlichte, patriarchaliſche Leben in dieſem kleinen einfachen Schlößchen ungemein wohl und er fing an zu begreifen, wenn er das Walten dieſer vortrefflichen Menſchen beobachtete, daß es ein erlaubtes Glück innerhalb des Kreiſes heiliger Pflichten gebe, welches auch ihm erreichbar ſei.

Als er der Zuneigung Magdalenens ſicher zu ſein glaubte, wendete er ſich an deren Vater und bat um ihre Hand.

„Drei Fragen muß ich Ihnen vorlegen," entgegnete der alte Marquis liebreich, „bevor ich Ihren Antrag beantworte. Wenn Sie nur mein Gaſtfreund wären, würde ich ſie nie ſtellen. Aber Sie wollen Magdalenens Gatte und mein Sohn werden — das ändert die Sache.“

Herburg räumte ihm gern dies Recht ein.

„Sind Sie bei Ihrer Wahl der Zuſtimmung Ihrer Eltern gewiß? Magdalene iſt eine Fremde in Ihrem Lande; deßhalb muß ſie im Herzen Ihrer Eltern zuerſt eine Heimath finden.“

„Meine Eltern werden mit offenen Armen die Tochter aufnehmen,“ ſagte Rudolf lebhaft, „die ich ihnen, gleichviel aus welchem Lande, zuführe.“

„Iſt Ihre Familie von altem Adel?“ fragte der Marquis weiter. „In Frankreich ſoll der Adel freilich mit dem Königthum abgeſchafft ſein. Doch in der Vendée denkt man anders! Der Adel hat ſeine Traditionen von Loyalität gegen Kirche und König, und gemäß dieſen Traditionen entwickelt und geſtaltet ſich das Leben. Wer mit uns Hand in Hand gehen will, muß im großen Ganzen eines Sinnes, einer Richtung mit uns ſein.“

„Der Adel meiner Familie, Herr Marquis, iſt ſo gut und ſo alt wie der Ihre, denn wir kennen den Urſprung deſſelben nicht.“

„Jetzt die wichtigſte aller Fragen! iſt Ihre Familie katholiſch? . . . . und ſind Sie katholiſch?“

„Die Familie Horburg iſt katholiſch, allein meine Mutter iſt proteſtantiſch,“ entgegnete Rudolf.

„Und Sie? .... was ſind Sie?“

„Nun .... ich bin katholiſch — wenn überhaupt von einer äußerlichen Confeſſion die Rede ſein ſoll.“

„Nein,“ ſagte der Marquis gelaſſen, „nicht von einer äußerlichen Confeſſion, ſondern von einem Glaubensbekenntniß, in welchem ſich der ganze innere Menſch ausſpricht, mit ſeinen Ueberzeugungen, mit ſeinen Hoffnungen, mit ſeiner Richtung durch die Zeit auf die Ewigkeit.“

„Da ich ein ſolches Glaubensbekenntniß nicht habe,“ ſagte Rudolf kalt, „ſo werden Sie mich gewiß davon dispenſiren, es abzulegen.“

„Gewiß!“ entgegnete der Marquis; „aber es iſt auch eben ſo gewiß, daß Magdalene dann nicht Ihre Frau werden kann.“

„Aber ich liebe Magdalene! .... Aber ich bin ihr nicht gleichgültig, Herr Marquis! .... Wozu dieſe Schroffheit der alleinſeligmachenden Kirche des Feudalſtaates in unſerm Jahrhundert der Brüderlichkeit und der Aufklärung!“ — rief Rudolf beleidigt.

„Dieſe Brüderlichkeit und dieſe Aufklärung habe ich mit dem Leben meines einzigen Sohnes — hat die Vendée und ganz Frankreich mit Strömen des edelſten Blutes und der bitterſten Thränen bezahlt,“

entgegnete der Marquis ruhig, aber mit zitternder Stimme. „Sie werden begreifen, daß ein Mann, der jenen Worten huldigt, kein Gemahl für meine Magdalene iſt; alſo laſſen ſie uns hier abbrechen.“

„Herr Marquis,“ rief Rudolf erregt, „ich habe Ihnen durch die That bewieſen, daß ich jene Worte verabſcheue — denn ich habe wie ein ächter Sohn der Vendée gegen die Vertreter der Guillotinen-Aufklärung mit Ihnen gekämpft — und Blut und Leben mehr als Einmal in die Schanze geſchlagen.“

„Ja,“ erwiderte der Marquis liebreich, „dieſe tapfere Großmuth wird Ihnen Gott vergelten und ich will nicht weiter unterſuchen, ob ſie nicht mehr aus dem Thatendrang einer feurigen Jugend, als aus Sympathie für die Vendée entſprang. Daß ich ſie, ſo wie ſie eben iſt, zu ſchätzen weiß, habe ich Ihnen ebenfalls durch die That bewieſen, denn Sie leben als Gaſtfreund in meinem Hauſe. Aber wenn Sie auch die Brüderlichkeit und Gleichheit im Sinne eines Marat und Robespierre verabſcheuen, ſo habe ich doch keine Bürgſchaft, daß Sie dieſelben nicht in Ihrem Sinn auf das religiöſe Gebiet verpflanzen, wenn Sie ſich nicht einfach und klar einen Sohn der katholiſchen Kirche nennen, deren Dogmen glauben und deren Vorſchriften erfüllen.“

„Aber, Herr Marquis!“ rief Rudolf ungeduldig, „das Alles hat ja gar keinen Zuſammenhang mit

Bayerische
Staatsbibliothek
München

meiner Bitte! nicht auf den kirchlichen Dogmen beruht das Glück der Ehe, ſondern auf der liebenden Eintracht von zwei Herzen.“

„Einer ſolchen Auffaſſung der Ehe kann ich nimmermehr das Heil meiner Tochter anvertrauen!“ rief der Marquis bewegt. „Die Eintracht kann in Zwietracht — die Liebe in Gleichgültigkeit ... ja, in Abneigung übergehen, denn das Menſchenherz iſt ſchwach und allen Leidenſchaften zugänglich. Wer bürgt mir dafür, daß Sie — wenn Sie mit Ihrer Geſinnung außerhalb der Kirche ſtehen — nicht in der Verblendung der Leidenſchaft der Aufklärung der Jacobiner huldigen, die Frankreich durch eine Geſetzgebung beſudeln, welche die Eheſcheidung erlaubt. Nein, Herr Baron! wenn irgend ein menſchliches Verhältniß — ſo iſt es vor Allem die Ehe, die den Boden der Kirche zu ihrem Gedeihen bedarf, denn nur dort hilft Gott Selbſt in den heiligen Sacramenten ihre ſchweren Pflichten tragen.“

Rudolf verſtummte vor Erſtaunen. Er hatte dieſe Sprache nie gehört. Er dachte mitleidig, der Marquis gehöre gewiß zu einer frommen Secte und ſagte laut und bittend:

„Wird es mir nicht erlaubt ſein, mit Fräulein Magdalene in dieſer Sache zu reden?“

„Sie denkt wie ich, wie wir Alle,“ ſagte der Marquis.

„Aber vielleicht fühlt ſie anders!“ rief Rudolf.

Schweigend ſchellte der Marquis und ließ durch den eintretenden Diener Magdalene rufen. Bis ſie erſchien, gab Rudolf ungefragt einen Ueberblick des Vermögens ſeiner Eltern, die ein großes Haus in Mannheim und ein ſchönes Gut in der Pfalz beſäßen. Der Marquis hörte wohlwollend zu. Magdalene kam; ein ernſtes Mädchen von zwanzig Jahren, gar nicht ſchön von Zügen, aber mit einem ſolchen Ausdruck von Seelenadel und reinſter Güte, daß ſie wunderſchön anzuſehen war. Sie verneigte ſich tief, als ſie eintrat, küßte dem Vater die Hand und blieb vor ihm ſtehen. Der Marquis ſagte liebreich:

„Magdalene, ſo eben hat ſich Herr von Horburg bei mir um Deine Hand beworben; er wünſcht aber aus Deinem Munde die Entſcheidung zu hören.“

„Das wird nicht nöthig ſein,“ entgegnete Magdalene erröthend; „ſie gebührt Ihnen, mein lieber Vater.“

„In dieſem Fall mußt Du ſie dennoch ausſprechen, mein Kind; denn Herr von Horburg hat bei den vielen Vorzügen, die wir Alle an ihm ſchätzen, ein großes Unglück.“

Magdalene warf einen angſthaften Blick auf den Marquis — und als dieſer hinzuſetzte:

„Das Unglück . . . . kein glaubiger Chriſt zu ſein!“ da glitt eine tiefe Bläſſe über ihr Antlitz, ſie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie ſanft:

„Wenn Sie das wußten, mein lieber Vater, warum haben Sie mich rufen laſſen? Eine ſolche Verbindung iſt undenkbar.“

„Thor der ich war, zu hoffen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig ſei, Fräulein Magdalene!“ rief Rudolf um ſo ſtürmiſcher, als ihn die Ruhe und Gelaſſenheit reizte, womit Vater und Tochter ſprachen.

„Nein,“ ſagte Magdalene und ließ ihr ſtilles, ernſtes Auge auf ihm ruhen; „Sie waren kein Thor.“

„Und dennoch weiſen Sie mich zurück, Magdalene!“

„Es iſt eine Kluft zwiſchen uns, die durch nichts ausgefüllt werden kann .... als durch Ihre Rückkehr zum Glauben, auf welche Ihre Ausſöhnung mit der Kirche folgen würde.“

„Nein!“ rief er, „um den Preis der Lüge mag ich das Paradies nicht kaufen. Leben Sie wohl!“

Er eilte hinweg, verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, ſchrieb zwei Zeilen des Abſchieds an den Marquis und verließ das Schloß, ohne Jemand von der Familie zu ſehen. Einen Diener beauftragte er, ihm ſeinen Koffer nach Paris zu ſchicken und gab ſeine dortige Adreſſe.

Und damit war dieſe Epoche, die beſte und glücklichſte ſeines Lebens, abgeſchloſſen.

Seine vorherrſchende Empfindung war gekränkter Stolz, der ſich Luft machte in Groll gegen die katholiſche Kirche. Er blieb in Paris. Dort war der Blutrauſch verdampft; aber aus dem Niederſchlag von deſſen giftigen Dünſten — und als Gegenſatz zu den Schreckniſſen des Todes, unter denen die Menſchen gezittert hatten — entſprang eine Gier nach den Genüſſen und Freuden des Lebens, welche brutale Entſittlichung verrieth und welche nur allzu oft die nächſte Folge großer allgemeiner Calamitäten iſt, ſobald dieſe nicht im Hinblick auf das Kreuz getragen werden. Seelen, die das thun, fehlen zwar nie; allein auf der großen Schaubühne der Zeit kommen nicht ſie zum Vorſchein. Während des Directoriums und des Conſulates lebte Paris in einem Rauſch von heidniſcher Genußſucht. Dort verſchwendete Rudolf von Horburg ſeine Jahre, ſein Vermögen und alle Kraft und Luſt, um die guten Anlagen in ſeiner Natur auszubilden. Seine Eltern waren nichts weniger als zufrieden mit ſeiner verkehrten Richtung und wünſchten lebhaft, ihn vermählt zu ſehen. Mehrmals riefen ſie ihn zurück. Er kam auch immer .... jedoch nur, um ſie umzuſtimmen und um ſie zu veranlaſſen, ſeine Schulden zu zahlen. Unter dem Vorwand, daß nur die

Schulden ihn in Paris feſſelten und daß ſeine Heimkehr von deren Abtragung abhänge, wußte er immer von Neuem bedeutende Geldſummen von ihnen zu erhalten. Als ſein Vater ſtarb, flehte ſeine Mutter ihn an, ſich in der Heimath niederzulaſſen.

„Sobald mein ſechsunddreißigſtes Jahr abgelaufen ſein wird,“ ſagte Rudolf, verkaufte ohne Vorwiſſen der Mutter, die ſich jetzt ganz in Mannheim niederließ, ſein ſchönes Gut in der Pfalz und verſchleuderte in gewohnter Weiſe ſein Vermögen binnen drei Jahren in Paris und in Spaa — dem Baden-Baden jener Zeit — wo er mit den Engländern, die es überſchwemmten, auf's Unſinnigſte wettete und ſpielte. Das Alles machte ihn gar nicht glücklich, allein es zerſtreute ihn fortwährend und betäubte die edleren Regungen, die ſich dann und wann bei ihm einſtellten und die ihm unbequem waren. Und ſo ſtand er denn bei ſechsunddreißig Jahren in der Welt ohne Vermögen, ohne Beruf, ohne Intereſſe, ohne Stellung, ohne Zukunft, ohne Ausſichten, ohne Gott und ohne Glauben — die kläglichſte Ruine eines urſprünglich ſchönen Menſchenbildes. Seine arme Mutter weinte, jammerte, rang die Hände; Rudolf bat ſie, ſich zu faſſen und ihn lieber recht dringend ihrem Onkel zu empfehlen, welcher in der Herrnhuter-Gemeinde zu Neuwied lebte, unvermählt war und ein ziemlich beträchtliches Vermögen beſaß — und ſehr liebte. Sie that es.

Dem alten Herrnhuter graute in jeder Beziehung vor dem Großneffen: ein Atheiſt, ein Verſchwender, ein Anhänger Napoleons! Ein ſchärferer Gegenſatz zu dem ſparſamen Mitglied der Brüdergemeinde, der die legitimen Fürſten und den Frieden der europäiſchen Völker durch dieſen aus dem Jacobinerthum herausgewachſenen Kaiſer bedroht ſah — war nirgends zu finden, als in Rudolf von Horburg. Aber Rudolf hatte einen eigenthümlich herriſchen Zug im Charakter. Er war gar nicht herrſchſüchtig; dazu verachtete er die Menſchen zu ſehr; er wollte nicht in der feſten Beziehung zu ihnen ſtehen, welche mit der Beherrſchung Anderer verbunden iſt. Aber — wie es fügſame Naturen gibt, ſo gibt es auch herriſche. So war Rudolf. Er hatte ſich immer als den Gebieter Derjenigen betrachtet, mit denen er in Berührung kam und demgemäß gehandelt. Zuerſt an der Schwäche ſeiner Eltern — ſpäter an der Ueberlegenheit, welche Geld und viel Geld in gewiſſen Kreiſen — kaltblütiger Muth und ſtolze Unerſchrockenheit überall ausübt — hatte ſich dieſe gebieteriſche Gewohnheit entwickelt und geſtärkt. War er der Guillotine entgangen, hatte er die tauſend Gefahren des Krieges in der Vendée beſtanden: ſo werde er auch ferner als Sieger aus ſeinen Schickſalskämpfen hervorgehen: das war ſeine Ueberzeugung. Freilich . . . bei Magdalene war er der Beſiegte geweſen. Aber was bedeutet eine Niederlage neben ſo vielen Triumphen? ſprach er hochfahrend zu ſich ſelbſt; während er doch im Stillen dieſe eine Niederlage nicht verſchmerzen, nicht vergeſſen konnte. Jetzt nahm er ſich vor, den alten reichen Onkel zu gewinnen, um ihn zu beerben. Der gute Herrnhuter hatte einen Abſcheu vor der katholiſchen Kirche — nicht weil er ſie kannte, ſondern weil er ſie nicht kannte, und die allerconfuſeſten Anſichten von ihr hatte. Voltaire war ein Katholik: Voltaire war ein Jeſuitenſchüler und zugleich die Incarnation der Gottloſigkeit: folglich hatten die Jeſuiten, die wiederum eine Incarnation der katholiſchen Kirche waren, ihm durch ihre Lehren dieſe Gottloſigkeit beigebracht: folglich war die katholiſche Kirche gottlos. Daß Voltaire's Gottloſigkeit ſich gerade dadurch äußerte, daß er ihre Dogmen, Inſtitutionen und Verhältniſſe mit giftigſtem Haß verfolgte, daß Voltaire's Hauptbeſtreben dahin ging, ſie zu vernichten in ihrem Einfluß auf die Seelen — hätte dem alten Herrnhuter wohl die Augen öffnen und ihm beweiſen können, daß Voltaire nichts anderes ſei, als ein entartetes Kind der großen katholiſchen Familie, deren Mutter die Kirche iſt. Aber ſo weit ging und dachte der gute Alte nicht. Es iſt ſo unbequem, aus dem permanenten Halbſchlaf geweckt zu werden, in welchem man ſein ganzes Leben hingebracht hat! ſo läſtig die Augen an helles Licht zu gewöhnen, wenn die Dämmerung ihnen während ſiebenzig Jahren ſo wohlthätig war! — Dennoch war er zu gutmüthig, um ſeiner Nichte, der Frau von Horburg wehe zu thun, indem er den Beſuch ihres Sohnes abwies. Allein er empfing Rudolf mit ängſtlicher Zurückhaltung. Dieſer aber ließ ſich nicht abſchrecken, vermied vorſichtig jeden Stein des Anſtoßes und ließ nur diejenigen Punkte hervorleuchten, die dem Onkel genehm waren, nämlich den Widerwillen gegen die katholiſche Kirche und die Kriegeszeiten in der Vendée. Dieſe Geſinnungen beruhigten den alten Herrn ungemein, obſchon die Verſchwendung immer noch ein höchſt bedenkliches Kapitel in Rudolfs Leben blieb.

„Aber, lieber Vetter,“ ſagte er eines Abends ganz bedächtig zu Rudolf, „wie kommt es nur, daß Sie, der Sie die katholiſche Kirche und deren Product, die franzöſiſche Revolution, ſo tief verabſcheuen, dennoch Katholik geblieben ſind?“

„Das kommt daher, Herr Onkel, weil ſich in Frankreich Niemand um die Religion des Nebenmenſchen bekümmert und von ſelbſt kommt man nicht darauf, ſie zu wechſeln.“

„Hm! hm! das hat ſein Gutes und ſein Schlimmes. Zur Bruderliebe gehört Glaubens-Eintracht. Wir ſollen einander im Glauben an unſern lieben Herrn und treuen Heiland befeſtigen. Ihrer Aeußerung zufolge wäre es alſo nicht wahr, was man damals behaupten hörte, die Vendée ſei rabbiat katholiſch?“

„Doch, Herr Onkel!“ rief Rudolf; „rabbiat katholiſch, das iſt die wahre Bezeichnung für die Vendée. Sie wiſſen ja, daß ſtets in Zeiten der Aufregung der Fanatismus nahe liegt. Es war eine ganz natürliche Reaction gegen das empörende Gebahren der Schreckensmänner mit ihrer „Göttin-Vernunft“ und wurde von den Prieſtern ausgebeutet, um ſich den Boden zu erhalten, der ihnen im übrigen Frankreich unter den Füßen weggezogen wurde.“

„Welch ein Glück für Frankzeich, wenn die revolutionären Fluthen die Prieſter wegſchwemmen wollten,“ ſagte der alte Herr und faltete andächtig ſeine Hände.

„Ganz Ihrer Anſicht, Herr Onkel!“ verſicherte Rudolf.

„Aber um die Vendée thut es mir doch leid, daß das treue tapfere Volk dermaßen in den Stricken der Diener Babels liegt.“

„Auch das iſt ganz meine Meinung, Herr Onkel,“ betheuerte Rudolf in aller Aufrichtigkeit.

„Da wir ſo ſehr eines Sinnes ſind — was mich ebenſo überraſcht als erfreut,“ ſagte der Großonkel freundlich ſchmunzelnd, „wie wäre es denn, mein lieber Vetter, wenn Sie thatſächlich Babels Heerlager und die Gezelte des Antichriſts verließen und Sich zu uns hielten.“

Rudolf ſchwankte zwiſchen der Freude über ſeinen Fortſchritt in der Zuneigung des Onkels und dem Schreck vor dem Gedanken zu den „Stillen im Lande“ — wie die Herrnhuter zuweilen genannt wurden — ſich zu geſellen. Er antwortete zögernd: „Herr Onkel, Sie wiſſen beſſer als ich, daß dazu die Wiedergeburt gehört.“

„Alſo auch das iſt Ihnen ſchon bekannt!“ rief vergnügt der Alte. „Ja freilich, lieber Vetter, die Wiedergeburt gehört dazu; aber an der wird es der treue Gott nicht fehlen laſſen, wenn Sie nur recht feſt an ihn glauben.“

Rudolf hatte eine ſo tiefe Verachtung der göttlichen Offenbarung, daß ihm jeder poſitive Glaube als eine Unmöglichkeit für den denkenden Menſchen, und nur für den Fanatiker und den Selbſtbetrüger als möglich erſchien. Daher fand er die Zumuthung, der Brüdergemeinde ſich anzuſchließen, unausſprechlich abgeſchmackt. Magdalenens ernſtes Bild ſchwebte vor ſeiner Seele. Er hatte ſie geliebt, wie man ein edles Weſen zu lieben pflegt — ſo, daß ſie ihm eine beſſere Richtung hätte geben können. Sie hatte ſeine Ausſöhnung mit der Kirche verlangt und er — dieſelbe abgelehnt, weil ihm die Religion ein Wort ohne Werth und Sinn war. Jetzt trat ihm wiederum die ſo ſehr verachtete Religion als die Bedingung entgegen, durch welche ſeinem Schickſal eine günſtigere Wendung zu geben ſei — und ſo tief war ſein ſittliches Bewußtſein geſunken, ſo ſtumpf das Gefühl für Ehre und Würde in ihm geworden, daß er dem gemeinen Zug zum Gelde folgte, während er dem edleren der Liebe widerſtand. Er ſagte nach einer Pauſe:

„Ihre Einſicht, Herr Onkel, wird Ihnen beſſer als eine Auseinanderſetzung von meiner Seite ſagen, daß mein Leben bisher ein allzu entſchiedener Gegenſatz zu dem Leben der frommen Brüdergemeinde war, als daß ich ohne Bangigkeit an einen ſo totalen Umſchwung der Exiſtenz denken könnte.“

„O lieber Vetter!“ rief der alte Herr ganz lebhaft, „wähnen Sie ja nicht, daß wir Sie hier in Neuwied behalten wollen. Mit nichten! wir brauchen thätige und erfahrene Männer, um neue Colonien zu gründen, um unſere Miſſionen in fremden Welttheilen zu beſuchen und zu kräftigen, um Verbindungen anzuknüpfen, welche durch Handel und Wandel auch pecuniären Segen über unſere Gemeinden bringen. Sie könnten einen ſehr gottſeligen und dabei thätig bewegten Wirkungskreis erhalten!"

„Aber zuvor die Wiedergeburt!" ſagte Rudolf ſo ernſthaft, als ſei es ihm Ernſt damit.

Seiner Mutter ſchrieb er jedoch: der Onkel wolle ihn zum religiöſen Commis voyageur der Herrnhuter machen; das überſteige jede erlaubte Forderung. Bei ſeinem Indifferentismus in Glaubensſachen könne er ſich zwar dazu verſtehen, der lutheriſchen oder reformirten Form zu folgen, nimmermehr aber einer ſolchen, deren Ausübung ihn namenlos lächerlich machen würde.

Frau von Herburg war reformirt — und obſchon der Katholicismus ihres Mannes und ihres Sohnes ihr nicht im mindeſten ſtörend geweſen war, weil er in den Seelen Beider nur als Name exiſtirte, ſo machte es ihr eine, auf ihrem Standpunkt begreifliche Freude, daß ihr Sohn ſich zu ihrem Bekenntniß halten wolle. Vielleicht hoffte ſie dadurch etwas mehr Einfluß auf ihn zu gewinnen. Ihr einſames Alter, ihre beſchränkten Vermögensverhältniſſe, ihre ſchmerzlichen Erfahrungen hatten ſie ernſter gemacht und etwas aufgerüttelt aus ihrem religiöſen Indifferentismus. Sie ſchrieb ihrem alten Onkel, er möge ſich vor der Hand mit Rudolfs Entſchluß begnügen, das reformirte Bekenntniß anzunehmen; man dürfe nicht zu viel von einer Natur fordern, die bis jetzt in allzu großer Unabhängigkeit erſtarkt ſei und der erſte Schritt zum Beſſern werde hoffentlich einen zweiten und dritten nach ſich ziehen. Der Onkel möge ihm deshalb nicht ſein Wohlwollen entziehen, ſondern dieſe Aufrichtigkeit achten.

Der alte Herr ſchien ſich wirklich hiermit begnügen zu wollen. Er nannte den Tag, an welchem Rudolf das reformirte Bekenntniß ablegte, einen der glücklichſten ſeines Lebens und ſetzte dem Neffen ſogleich ein beſtimmtes Jahrgeld aus.

„Künftig das Weitere, lieber Vetter!“ ſagte er mit ſtillzufriedenem Lächeln.

Rudolf glaubte ſeiner Sache ganz gewiß zu ſein, beſonders als er, bei dem Beginn der Napoleoniſchen Invaſion in Deutſchland, ſeine kriegeriſchen Neigungen erwachen fühlte und — zum höchſten Frohlocken des alten Herrn — in preußiſchen Kriegsdienſt trat. Er haßte Napoleon, ſeit derſelbe Kaiſer war, nicht wegen ſeiner Despotie, ſondern wegen ſeines unerhörten Glückes. Ein kleiner Artillerielieutnant binnen zehn Jahren Dictator über die Revolution und franzöſiſcher Kaiſer!! . . . und er? — Nichts! — Da ihm die Mittel fehlten, ſich im großen Weltſtrudel zu betäuben, fiel ſein Blick öfter, wenn auch ungern und gleichſam unfreiwillig, in ſein Inneres, und wenn er den großen Schutthaufen betrachtete, in welchem verwirrt und zerbrochen Grundſätze, Ueberzeugungen, Leidenſchaften durcheinander lagen, ſo ſchauderte er vor dieſem verwüſteten Daſein zurück und fragte ſich ſelbſt, ob es denn für einen vernünftigen Menſchen möglich ſei, in dieſem Zuſtand zu bleiben. Aber wo war ein Ausweg? wo war ein Licht, eine Kraft, eine ordnende Hand, um dieſe Ruinen zu bemeiſtern? Nicht in ſich, nicht um ſich fand er ſie — und über ſich ſelbſt hinaufzuſchauen und aus der Sphäre des negirenden Verſtandes in den des fragenden überzugehen — dazu fehlte ihm der innere Drang. Man lebt nicht ſechsunddreißig Jahre verloren in die Außendinge, hingegeben der Welt der Erſcheinungen, der Schatten — ohne deren Rückwirkung in ſich ſelbſt zu ſpüren und ihnen ähnlich zu werden. Aber ebenſowenig nimmt der Menſch — er ſei denn zur tiefſten Stufe ſittlicher Entartung oder geiſtigen Stumpfſinnes herabgeſunken! — jene Verähnlichung wahr, ohne daß ihm, wenigſtens zeitweiſe, dabei zu Muth werde, als habe er einen immenſen Schatz verloren; und das macht ihn traurig.

Wie einſt in die Aufregung der Weltfreuden ſtürzte ſich Rudolf von Horburg jetzt in die des Krieges. Der Kampf that ihm moraliſch ſehr wohl. Der furchtbare Ernſt des Schlachtfeldes voll Leichen, voll Sterbender, voll gräßlichem Weh, voll blutigem Jammer — und mit dem noch furchtbareren Hintergrund eines Meeres von Thränen über die tauſend und tauſend und aber tauſend vor der Zeit vernichteten, zerſtörten Exiſtenzen — entrückte ſeine Gedanken und ſeine Theilnahme der frivolen Oberflächlichkeit und den niedrigen Geldintereſſen: er begann ſich für die Sache zu intereſſiren, für die er ſich ſchlug und ſeinen perſönlichen Egoismus in den Hintergrund zu ſtellen. Nach der Schlacht von Jena und nach all der Schmach, die auf ihren Verluſt folgte, ging Horburg in öſterreichiſche Dienſte; und als auch hier Napoleon ſiegte, ging er nach England und mit den Engländern nach Spanien, um dort den Freiheitskampf gegen den Unterdrücker aller Nationen fortzuſetzen. Endlich ſchlug auch für Deutſchland die Stunde der Befreiung und nun verließ er Spanien und den engliſchen Kriegsdienſt, um wieder auf deutſchem Boden unter deutſchen Fahnen zu ſtehen und allendlich zu ſiegen. Aber mit dem Siege, mit dem Einzug der verbündeten Heere in Paris erloſch ſeine Freude am Kriegsdienſt: er nahm den Abſchied. Und weil er dies binnen kaum acht Jahren zum vierten Mal that, ſo hatte er nirgends eine eigentliche Carriere gemacht. Orden hatte er; aber keine Zukunft. Seine Raſtloſigkeit machte ihn zu einem Schiff, das ohne Ballaſt und Compaß auf hoher See treibt.

Der Großonkel war ſchon vor einigen Jahren geſtorben; das Vermögen auf einen andern Großneffen übergegangen, der freilich auch nicht zu den Herrnhutern gehörte, aber den Namen des alten Herrn führte. Rudolf behielt nur ſein Jahrgeld. Indeſſen berührten ihn ſeine beſchränkten Verhältniſſe jetzt weniger tief, als vor acht Jahren, weil er während dieſer ganzen Zeit in der Atmoſphäre hoher Begeiſterung und großer Opfer gelebt hatte — die nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben war. Jetzt ſtarb auch ſeine Mutter. So lange ſeine Eltern lebten, hatte er freilich nur beſuchsweiſe ſich bei ihnen aufgehalten, aber doch ſtets in ſchriftlichem Verkehr mit ihnen geſtanden — doch ſtets Jemand gehabt, der ſeine Leiden und Freuden theilte, für ihn ſorgte, für ihn ſich opferte, der für ihn Wege und Stege zu ebnen ſuchte, welche er ſelbſt dann wieder verwirrte — kurz, der mit jener unverwüſtlichen Liebe ihn liebte, die in ſolchem Maß nur im Herzen von Vater und Mutter wohnt. Jetzt hörte das auf. In ſeinem Alter hat gewöhnlich der Mann längſt entweder eine Familie gegründet oder einen Beruf gewählt, der ſeine Thätigkeit in Anſpruch nimmt und ihn in Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft ſetzt. Keines von beiden war bei Rudolf der Fall. Er war allein; er ſtand allein; er lebte für nichts und für Niemand. Er kannte Menſchen in Maſſe, er hatte auch manche gute Freunde — aber Alle ſtanden innerhalb ihrer Verhältniſſe, ihres beſondern Kreiſes! Alle gingen ihren Weg, zu ihrem Ziel. Doch er — wo war ſein Ziel? . . . . Und war es denn möglich, in dieſer Weiſe fort zu exiſtiren? . . . Ließ ſich dies verfehlte Leben doch nicht endlich in feſte, ruhige Bahnen lenken? . . . Ließ ſich nicht eine anſprechende Beſchäftigung finden, indem er ſeine Erfahrungen und Erlebniſſe aufzeichnete, die ihm ſeit vierundzwanzig Jahren auf dem Schauplatz aller Weltbegebenheiten zu Theil geworden waren? — Er hatte ſein elterliches Haus verkauft und ſich nach der Schweiz an den Bodenſee begeben, wo er in aller Stille über den letzten Plan nachdachte. Was ihn darin ſtörte, war — daß er nicht einen feſten Standpunkt zu finden wußte, der ihm als Warte diente, um die einzelnen Bilder, Gruppen und Richtungen ſo zu überſchauen, daß ihm deren innerer Zuſammenhang klar wurde. Der Menſch, der nur für ſich ſelbſt die Intereſſen des Augenblicks und die Strömung einer Epoche verfolgt — der nur vorübergehend, weil es gerade zu ſeiner Neigung paßt, mit ſeinem Bedürfniß ſtimmt, von großen Schickſalen berührt, in ihre Entwickelung ſich verflechtet: verliert den Maßſtab für jene große Gemeinſamkeit der Menſchheit, die von einer höheren Ordnung geknüpft iſt und in ihr eine ewige Grundlage hat. So wie Rudolf nachzudenken begann, fiel ihm das auf. In dieſer Stimmung machte er die Bekanntſchaft eines Irländers, der in der nordöſtlichen Schweiz reiſte, um die Stellen kennen zu lernen, wohin die iriſchen Miſſionäre Fridolin und Gallus vor grauen Jahrhunderten das Licht des Chriſtenthums brachten und zugleich den Grund zu den Städten Glarus1) und St. Gallen legten. Rudolf war nie mit Männern zuſammengekommen, die in den alten Mönchen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte nicht nur Glaubensboten, ſondern auch Träger der Civiliſation, Beſchützer und Förderer des bürgerlichen Lebens, des Gewerbfleißes, der geiſtigen Bildung ſahen. Dieſe Auffaſſung war ihm ſo neu, daß ſie ihn ungemein intereſſirte — und der Ire, der ſchnell den Mangel einer religiöſen Grundlage in Horburg erkannte, benutzte deſſen Theilnahme, um ihm die Reiſe nach Rom anzurathen und gab ihm, als Rudolf dazu geneigt war, einen Brief an O'Conner mit.

So kam Horburg in das Gartenhäuschen am Monte Celio — in den ſchlagendſten Gegenſatz zu Allem, was ihm bisher vorgekommen war! Men-

---

1) Fridolin war Abt im Kloſter des hl. Hilarius zu Poitiers. Er weihte in der Schweiz mehrere Kirchen dieſem Heiligen. Um die größte entſtand eine Stadt und die Kehllaute der Schweizer Mundart verwandelten den Namen Hilarius in Glarus. Canton Glarus führt noch jetzt im Wappen St. Fridolins Bild.

ſchen, die in der Verbannung ſo zufrieden lebten, wie in ihrem Königreich, und in der Beſchränktheit wie auf einem Thron; — die ſo voll großer und ſchöner Gedanken waren, daß ihnen für die irdiſchen Güter kein Gedanke, viel weniger ein Wunſch übrig blieb; — die kein anderes Streben kannten, als in ſich und um ſich das Reich Gottes auszubreiten: nein! ſolche Mirakelmenſchen waren ihm noch nicht vorgekommen! Die Vendée fiel ihm ein, der alte Marquis und Magdalene. An hochherziger und tiefreligiöſer Geſinnung ließ ſich eine Aehnlichkeit finden; aber was bei ihnen fromme Ergebung in den Willen Gottes war — das war hier frohe Hingebung an dieſen angebeteten Willen; und obſchon ſich Rudolf durchaus keine Rechenſchaft über dieſe zarte Schattirung in der Seelenſtimmung geben konnte, ſo empfand er ſie an dem wunderbar heitern Frieden, in welchem O'Connor, wie in ſeinem eigenthümlichen Element, lebte und webte. Für Horburg lag das Häuschen am Celio wie auf einem andern und beſſern Stern — allein der Genius dieſes Sternes war für ihn Colomba.

Er kam oft, dann öfter, dann täglich. Er durchwanderte mit O'Connor ganz Rom und Roms Umgebungen — und im Geſpräch mit ihm Roms Geſchichte, welche mittelbar die Geſchichte der Menſchheit iſt. Denn eine göttliche Idee liegt dieſer Geſchichte zum Grunde, und der liebevollſte Ausdruck dieſer Idee iſt Rom: Rom iſt die chriſtliche Offenbarung ſichtbar und thatſächlich geworden. Daher iſt es der Kern, aus welchem, und die Axe, um welche die Ausgeſtaltung der Weltgeſchichte vor ſich geht. Rom! das iſt der tiefinnerſte Gedanke aller Menſchen, die ſelbſtſtändig in der Geſchichte auftreten, haſſend oder liebend, abfallend oder aufbauend, Feind oder Freund. Rom! das iſt das Wort, welches die Epochen bewegt, indem ein Blitz, ein Funke dieſer göttlichen Idee neu aufleuchtend, zündend in die Welt hineinſtrahlt. Rom! das iſt der magnetiſche Pol für die Geiſter — anziehend Diejenigen, welche in der Richtung der göttlichen Idee wirken und arbeiten, abſtoßend Jene, die ihr zuwider denken und handeln. Rom! das iſt das wahre Zeugniß für Chriſtus den Gottmenſchen, denn die erſten Zeugen vergoſſen hier ihr Blut für ihren Glauben an ihn, den Gekreuzigten, den Auferſtandenen, und aus dieſem Blut und dieſem Glauben iſt Rom geboren. Darum hat es auch eine ewige, eine unvergängliche Signatur. Darum heißt es „das ewige Rom“ — nicht aber, weil es die Ruinen von einigen Jahrtauſenden aufweiſt! das thut auch Egypten; doch Niemand ſagt: „Das ewige Theben.“ — Könnte man in die geiſtige Werkſtatt eines jeden denkenden Menſchen hineinblicken, gleichviel zu welcher Zeit, in welchen Verhältniſſen, mit welchen Beſtrebungen er gelebt hat, man würde finden, daß der Heerd dieſer Werkſtatt — Rom iſt. Und wer das läugnen möchte, bedenke doch, daß Rom die Hieroglyphe für katholiſche Kirche — und dieſe die Stellvertreterin der göttlichen Autorität iſt.

O'Connor ſprach viel in dieſem Sinn mit Horburg, oder beſſer geſagt, zu ihm. Er hatte, ſo wenig wie ſein Freund Arrar, eine Ahnung von Horburgs Apoſtaſie. Er hielt ihn für aufgewachſen und altgeworden in der Irrlehre und fand es ganz in der Ordnung, daß deren Bruchſtücke einen denkenden Mann auffordern mußten, dem harmoniſchen und vollendeten Bau, welchem ſie entnommen ſind, nachzuforſchen. Hätte O'Connor Horburgs Apoſtaſie gekannt, ſo würde er ihn freilich noch mehr bemitleidet, aber zugleich gerechtes Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ſeines Charakters und ſeines Strebens geſetzt und ihn nicht in die Vertraulichkeit ſeines Hauſes aufgenommen haben. Horburg beobachtete über dieſen Punkt ſeiner Vergangenheit tiefes Schweigen, während er ſein ganzes buntbewegtes Leben, welches durch den gänzlichen Mangel an Befriedigung für Herz und Geiſt etwas Tragiſches bekam, in tauſend Bildern aufrollte — und natürlich nur in ſolchen, die ihm vortheilhaft waren oder leicht eine Entſchuldigung fanden.

„Sollte ſo viel Muth, Thatkraft, Hingebung an eine edle Sache nicht dadurch in das richtige Geleiſe kommen, daß der wahre Glaube Horburg erleuchtet?“ ſagte O'Connor zu ſeiner Frau — und ſie entgegnete:

„Wir dürfen es hoffen, aber wir müſſen viel für ihn beten, weil er allzuſehr in die Welt verwickelt iſt, um höherer Wahrheit leicht zugänglich zu ſein.“

Colomba fand heimlich, daß die Welt, von welcher Horburg ſo viel zu erzählen wußte, ganz anders und viel anziehender ſei, als ſie ſich dieſelbe bis jetzt vorgeſtellt hatte. Das Anziehendſte darin war aber er ſelbſt, und weil ſie das fühlte, ſchwieg ſie darüber. Ihre Eltern waren dermaßen an Colomba's unſchuldige Offenheit gewöhnt, daß ſie Gedanken und Neigungen, über welche ihre Tochter nicht ſprach, auch gar nicht bei ihr vorausſetzten — und ſo kam es denn, daß ihr junges unbewachtes Herz in aller Stille einem Manne ſich zuneigte, auf den ſie zugleich mit tiefem Mitleid und mit tiefer Bewunderung blickte — mit dieſen zwei Empfindungen, die auf den zarteſten und edelſten Saiten des weiblichen Herzens erklingen. Das Gefühl der Bewunderung allein würde den Mann allzu fern hinſtellen, und das Gefühl des Mitleids allein — allzu hülfsbedürftig; aber wenn beides verſchmilzt, ſo wird daraus eine unſäglich innige Liebe, die zugleich ſich anſchmiegen und tröſten will.

Horburg war ſcharfſichtiger als Colomba's Eltern. Ihm entging nicht dieſe zweifache Regung ihres Herzens. Es war wie ein Frühlingshauch über das ſeine, das ſich erneut und erfriſcht fühlte und im Wiederſchein dieſes unverhofften Sonnenſtrahles ein neues Leben vor ſich aufgehen ſah. Es iſt nicht ganz ſelten, daß Männer, die längſt über die Jugend hinaus ſind und mit dem Leben des Herzens entweder abgeſchloſſen, oder nie es gekannt, oder darauf verzichtet haben — daß ſie, von der heftigſten Leidenſchaft ergriffen, die ſchwierigſten Verhältniſſe beſeitigen und die trennendſten Abgründe überbrücken, um zu dem Beſitz eines Weſens zu gelangen, das ihnen fern ſteht an Jahren, entgegengeſetzt in der Richtung, fremdartig in Denk- und Sinnesweiſe. Eine ſolche Leidenſchaft entbrannte in Horburg für Colomba. Alle Stürme ſeines Innern legten ſich, alle Ungewitter ſeiner Seele gingen zur Ruhe, all der eiſige Nachtreif von Verachtung der Welt und der Menſchen zerſchmolz vor dem Gedanken, Colomba zu beſitzen. Er ſah ſie monatelang täglich in der Traulichkeit des häuslichen Lebens, immer dieſelbe in ihrer bezaubernden Einfachheit, aus welcher zuweilen, wie ein Stern aus dem ſtillen Morgenroth, die tiefſte Gefühlsinnigkeit auftauchte —

und er dachte, das Leben dürfe ja in dieſer Weiſe nur fortgeſetzt werden. Für Colomba's Anſprüche und Gewohnheiten reiche auch ſein Jahrgeld aus, und die Exiſtenz in Rom biete ihm einen Stoff zum Nachdenken, zu anregendem Studium in ſolcher Fülle, wie er bei ſeinem Weltleben keine Ahnung davon gehabt hatte.

Ein Mal, zum erſten Mal, ſeitdem er O'Connor beſuchte, traf er Colomba allein im Garten. Sie ſchöpfte Waſſer am Brunnen in ihre Gießkanne. Er ging raſch auf ſie zu. Als ſie die Schritte hörte, wendete ſie ſich langſam und erröthend um, denn ſie hatte Rudolfs Schritte erkannt. Er blieb vor ihr ſtehen und ſagte nur:

„Colomba!“

Er hatte ſchon öfter in Gegenwart der Eltern, und über ihren Taubennamen ſcherzend, Colomba ſie genannt; aber jetzt klang es ganz anders in Stimme, Ton, Ausdruck — ganz anders! Fragend, bittend, beſchwörend, wiederholte er:

„Colomba!“

Sie wollte die Augen zu ihm aufſchlagen, aber zwei große Thränen hingen an ihren langen ſchwarzen Wimpern, und verwirrt bückte ſie ſich, um ihre Gießkanne zu nehmen. Allein Rudolf kam ihr zuvor, ſtellte die Gießkanne auf den Brunnenrand und ſagte:

„Colomba .... ich muß erſt Antwort haben."

„Ja!" ſagte ſie verwirrt.

„O!" rief er, „das iſt gerade das Wort .... genau die Antwort, die ich erſehne! Bleibt es bei dieſem ſüßen, glückſeligen Ja .... Colomba?"

Sie hatte ſich gefaßt und ihre Augen getrocknet, ſah ihn traurig an und erwiederte:

„Meine Eltern wünſchen, daß ich in's Kloſter trete."

„Die Eltern werden vor allen Dingen wünſchen, daß ihr Kind glücklich ſei," entgegnete Horburg. „Glaubt Colomba ihr Glück im Kloſter zu finden?"

„Ach ... ich habe es geglaubt!" rief ſie in Thränen.

„Und jetzt?"

„Ach jetzt .... jetzt glaub' ich es nicht mehr."

„Nun, ſo wollen wir dies den Eltern ſagen!" rief Rudolf entzückt.

„Ich fürchte, es betrübt ſie!" entgegnete ſie ängſtlich.

„Wenn aber das Kloſter mich betrübt .... in ſolcher Weiſe und ſolchem Maß betrübt, wie das bei Eltern nimmermehr der Fall ſein kann .... was dann, Colomba?" fragte er ſtolz und hart.

„Ich weiß es nicht!" rief ſie und faltete angſtvoll ihre Hände.

„Es verſteht ſich ja von ſelbſt," ſagte Rudolf begütigend, „daß ſo vortreffliche Eltern gern einen

Plan aufgeben werden, den ſie nur in der Vorausſetzung machten, das Glück ihres Kindes zu begründen! warum ſollten ſie, die in einer ſo unausſprechlich glücklichen Ehe leben, dieſe ihrer Tochter mißgönnen? .... Nein Colomba, das iſt ganz undenkbar! das Kloſter mag gut ſein für Perſonen, die mit einem ungetheilten, ruhigen Herzen eintreten. Läßt aber das Herz in der Welt ſeine Liebe zurück, ſo wird ihm das Kloſter zur Hölle, denn es verzehrt ſich in unſtillbarer Sehnſucht. Welche Eltern könnten ihr Kind zu einer ſolchen Tortur verdammen?“

„O die meinen nicht!“ rief ſie lebhaft und ermuthigt.

„So wollen wir ſie gleich um ihren Segen bitten,“ ſagte Horburg, nahm Colomba's Hand und ging mit ihr dem Hauſe zu.

Sie zitterte dermaßen, daß ihre Knie wankten und daß ſie ſtehen blieb, um Athem zu ſchöpfen.

„Wenn ich nur nichts Böſes thue!“ ſtammelte ſie.

„Seit wann iſt es böſe, einen unglücklichen Menſchen glücklich zu machen?“ fragte er mit dem gewiſſen Ton, der ihr Herz vibriren ließ.

„O!“ rief ſie, „das iſt ja ſehr wohlgefällig vor Gott.“

Sie nahm all ihre Kraft zuſammen und trat mit Horburg in das Wohnzimmer, wo O'Connor am Schreibtiſch ſaß und mit ſchmerzlichem Erſtaunen Rudolfs Antrag anhörte.

„Wäre die Sache nicht ſo ernſt,“ erwiederte er traurig, „ſo würde ich an Ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Colomba, im Vergleich zu Ihnen, iſt ein Kind den Jahren, der Erziehung, der Bildung nach. Alles trennt ſie von Ihnen — nichts verbindet ſie.“

„Nur die Liebe!“ rief Horburg.

„Die arme Liebe muß viel Verantwortung auf ſich nehmen,“ fuhr O'Connor fort. „Die unbefangene Colomba hat vielleicht ein gewiſſes Intereſſe für Sie gefaßt — aus Gründen, die uns wohlbekannt ſind und die meine Frau und mich bewogen, Sie gaſtfrei aufzunehmen; allein es iſt nicht edel von Ihnen, dieſe Exaltation eines kleinen, unerfahrenen Mädchens zu benutzen, um eine Liebe daraus zu machen.“

„Colomba!“ rief Rudolf in ſeinem herriſchen Ton, um ſie als Zeugin aufzuſtellen.

Colomba hatte ſich gleich bei ihrem Eintritt neben Mißtriß O'Connor niedergekniet und ihr Geſicht auf deren Schooß verborgen. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte lebhaft:

„Nein, lieber Vater, das hat er nie gethan! ich ſah ihn, ich hörte ihn, ich betete für ihn, ich dachte an ihn .... daraus iſt ganz von ſelbſt eine Liebe geworden. Aber ich habe erſt jetzt erfahren, daß das Liebe iſt“ .... —

„Nun und jetzt?“ fragte die Mutter angſthaft.

„Jetzt“ .... — ſagte Colomba zögernd, „iſt mein Glück — ſein Glück.“

Mißtriß O'Connor brach in Thränen aus. O'Connor ſagte ernſt:

„Ich vergebe Dir, daß Du den Wunſch Deiner Eltern nicht erfüllſt, Colomba; aber ich kann Dir nicht vergeben, daß du die trennende Kluft des Glaubens vergeſſen konnteſt. Das iſt ſträflicher Leichtſinn, der keine Berückſichtigung verdient.“

„Ach, wir hoffen ja Alle auf ſeine Bekehrung, und beten für ihn,“ rief ſie.

„Ja, das thaten wir — und wir werden es ferner thun.... und gibt ihm Gott die Gnade, das Licht des wahren Glaubens zu erkennen und ſich demſelben zuzuwenden, ſo iſt es noch immer Zeit zu einem Ehebündniß. Jetzt aber, da ich in vier Monaten vertrauten Umgangs noch nicht die Ueberzeugung gewann, daß es dem Herrn von Horburg ernſtlich darum zu thun iſt, die Wahrheit der Offenbarung zu ſuchen — jetzt werde ich nimmermehr Deine Verbindung mit einem Manne zugeben, welcher in der Irrlehre wandelt und folglich principiell ein Todfeind und Verfolger des heiligen katholiſchen Glaubens iſt. Eine ſolche Zumuthung darf O'Connor's Tochter nicht an ihren Vater machen.“

Colomba warf einen flehenden Blick auf Rudolf, um ihn zu bitten, ſich von dem Vorwurf der Todfeindſchaft gegen den katholiſchen Glauben zu reinigen. Aber in Rudolf regten ſich die alten Dämonen des Stolzes und der Eigenliebe. Colomba liebte ihn; das war ihm genug, um an der Durchführung ſeines Willens feſtzuhalten; und daß es Hinderniſſe gebe, reizte ſeine Leidenſchaft nur noch mehr. Wozu alſo dieſem fanatiſchen Irländer Conceſſionen machen! Er ſagte mit ſtarrer Kälte — und nicht ganz wahrheitsgetreu, aber es machte den Effect, den er beabſichtigte:

„Dieſe Scene beweiſt mir, daß die Katholiken unverbeſſerlich in ihrem religiöſen Fanatismus ſind. Eine Scene dieſer Art machte mich vor achtzehn Jahren zum Proteſtanten!“

„Zum Proteſtanten? Sie waren alſo Katholik?“ rief Mißtriß O'Connor; — und Colomba rief:

„O dann wird er auch wieder katholiſch!“

O'Connor ſelbſt nahm ſeine ganze Kraft der Selbſtbeherrſchung zuſammen und ſagte ruhig, aber mit flammenden Augen:

„Für den Proteſtanten, der unverſchuldet in der Irrlehre lebt, kann ich Achtung haben und in brüderlicher Geſinnung mit ihm verkehren. Bei dem Apoſtaten, der in reifen Jahren mit vollem Bewußtſein den Abfall vollführt — iſt weder das

Eine noch das Andere möglich.... und darum, Herr von Horburg, ſehen wir uns jetzt zum letzten Mal.“

„Und was ſagt Colomba?“ fragte Rudolph höhniſch.

„Colomba wird ſich auf ihre Pflicht beſinnen!“ rief Mißtriß O'Connor, da ſie ſah, daß ihr Mann ſprachlos vor Entrüſtung war. Colomba aber rief:

„Sie leidet und liebt!“

Horburg verließ das ſtille Häuschen, das ihn ſo liebevoll aufgenommen und in welches er ſolche Verſtörung gebracht hatte. Aber ſein Plan war gemacht.

Unter den Söhnen des Gärtners, der dieſe Vigne gepachtet hatte und das größere Haus bewohnte, befand ſich ein Burſche von etwa ſechszehn Jahren, deſſen verſchlagener Ausdruck ſchon früher von Horburg bemerkt worden war. Er hieß Marco. Als Horburg an einer benachbarten Trattorie vorüberging, trat Marco heraus und Horburg fragte ihn im muntern Ton:

„He, mein Sohn! willſt Du Dir ein hübſches Trinkgeld verdienen?“

Marco lachte und zog die Schultern bis zu den Ohren hinauf, um auszudrücken: „Warum nicht?“

„Es gilt eine Wette! Komm' morgen Abend um dieſe Stunde auf den Platz bei S. Clemente und erzähle mir Alles, was bei den Leuten in Eurem Gartenhäuschen geſchieht.“

„Va bene!“ ſprach Marco laconiſch und ging von dannen.

O’Connor redete inzwiſchen ſehr ſanft und liebreich mit Colomba, weil er meinte, ſie werde leicht die Thorheit ihrer Liebe einſehen. Dem war aber nicht ſo. Die kindlich zärtlichen Gefühle, die ſie bis jetzt für ihre Eltern und für Denjenigen gehabt hatte, deſſen Braut ſie ſich ſeit ihren kindlichen Tagen unbefangen nannte — waren nicht erloſchen; aber die Fähigkeit und Neigung, die in jedem Menſchenherzen liegt, einem Gegenſtand die Quinteſſenz aller Empfindungen zuzuwenden, war erſt jetzt in Colomba erwacht und hatte ſich unüberlegt, wie die erſte Jugend iſt, und eben daher mit intenſiver Kraft auf Horburg gerichtet. Colomba erklärte ihren Eltern, ſie wolle gewiß nicht Gott beleidigen und gewiß eine gute Tochter ſein; doch ſei es eben ſo gewiß, daß ſie Horburg liebe — und deßhalb unmöglich ein Herz in das Kloſter zu bringen, das zwiſchen Gott und einem Menſchen getheilt ſei.

Darin gab O’Connor ihr vollkommen Recht.

„Das Herz, das im Kloſter ſeinen Frieden finden will, muß ausſchließlich nach der himmliſchen Liebe verlangen,“ ſagte er, „und nie werden Deine Eltern Dich zu einem Schritt drängen, den nur die

Gnade eingibt. Aber nie werden ſie geſtatten, daß Du im Rauſch Deiner jungen Leidenſchaft ein Ehebündniß ſchließeſt, welches Dein Seelenheil gefährdet. Nur da findet die Seele ihren Frieden, ſei es im geiſtlichen, ſei es im weltlichen Leben, wohin die Hand Gottes unter dem Einfluß der Gnade ſie führt. Ueberlege, ob das bei Dir der Fall iſt, und — wenn Du aufrichtig biſt, wirſt Du ſehr ſchnell zur Einſicht kommen."

„Könnte ich nicht das Werkzeug Gottes ſein, um eine verirrte Seele zurückzuführen?" fragte Colomba ſchüchtern.

„Bei Menſchen, die guten Willens ſind, wäre das möglich," erwiederte O'Connor; — „aber bei einem Apoſtaten, mein Kind, iſt der gute Wille ein Sklave ſo finſterer Leidenſchaften geworden, daß ſeine Bekehrung ein noch größeres Wunder der Gnade iſt, wie jede andere Bekehrung. Du haſt es ja ſelbſt gehört: verletzter Stolz, die Sünde Lucifers, machte Horburg zum Abtrünnigen — und gerade der Stolz, der eine ungeziemende Ueberhebung des Menſchen iſt, zieht ihn in die tiefſten Abgründe. Da iſt die Rettung ſchwer! Wer ſie verſuchen will, muß eine unausſprechlich reine Abſicht auf Gottes Ehre und eine heilige Liebe zum Opfer haben."

„Nun ſo laß mich dies Opfer für ihn ſein!" rief Colomba feurig.

„Für ihn: ſehr gern, mein Kind! An ihn… niemals.“

Sie ſchlug die Augen nieder; ſie hatte das verwechſelt. O'Connor fuhr fort:

„Unter keinen Umſtänden wäre Horburg der Mann, den ich Dir zum Gatten wünſchen könnte. Er iſt vierundvierzig Jahr alt; Du… kaum ſiebzehn. Sein gebieteriſcher Charakter bekommt durch die Erfahrung, Menſchenkenntniß und Weltbildung, welche die Jahre mit ſich bringen, ein ſolches Uebergewicht, daß er Deinen Charakter erdrücken und lähmen — nicht ausbilden würde. Zudem die Natur mehr als ein Vierteljahrhundert zwiſchen Euch gelegt hat, trennt ſie Euch gerade ſo, wie übernatürliche Rückſichten Euch trennen.“

Während der Vater ſprach, fühlte Colomba unwillkührlich die Wahrheit ſeiner Worte; aber Rudolf hatte ſich zu ſehr ihres Herzens bemächtigt, um durch vernünftige und religiöſe Gründe daraus verdrängt zu werden; — und als Horburg mit Marco auf dem beſtimmten Plaz zuſammentraf, berichtete dieſer, die Signorina ſei nach ihrer Gewohnheit Morgens und Abends in den Garten gekommen, um ihre Beete zu begießen, habe aber ſehr traurig und verweint ausgeſehen. Zuletzt ſei ſie am Brunnen niedergekniet, habe den Kopf auf den Rand gelegt und bitterlich geweint.

„Brav, Marco! Du haſt Deine Sache gut gemacht!" entgegnete Horburg. „Nun wollen wir weiter ſehen, ob Du ſchlau biſt. Wenn es dunkel geworden iſt, legſt Du dies verſiegelte Blättchen ſo auf das erſte Beet, daß die Signorina — aber nur ſie! — morgen früh es findet. Dann kommſt Du morgen Abend wieder hieher und berichteſt, ob ſie geweint oder gelacht hat... und was ſonſt noch vorfiel."

Marco empfing den Zettel und ein Trinkgeld, und ſie trennten ſich.

O'Connor überlegte inzwiſchen mit ſeiner Frau, daß es gut ſein werde, Colomba auf einige Zeit zu entfernen, da ein Wechſel der Umgebung leicht einen Wechſel des Gedankenkreiſes nach ſich zieht. Als ſie darüber einig waren, machte O'Connor einen Spaziergang und begegnete bei der Heimkehr Horburg am Coliſeum, der eben von ſeinem Zwiegeſpräch mit Marco zurückkam. Beide Männer grüßten ſich kalt und fremd. Obſchon es ſtark dunkelte, glaubte O'Connor doch einen ſolchen Ausdruck von höhniſchem Trotz bei Horburg zu bemerken, daß er nicht ohne den tiefſten Schmerz daran denken konnte, ſein Kind durch eine Herzensneigung an dieſen Mann gefeſſelt zu wiſſen. Colomba empfing ihren Vater wie gewöhnlich mit liebevoller Zärtlichkeit; aber ihr Frohſinn war fort. Sie wußte nichts ihm zu erzählen, ſie hatte nichts ihn zu fragen; ihre Gedanken waren mit andern Gegenſtänden beſchäftigt, und als er fragte, ob ſie nicht ein wenig ſingen wolle? — verſuchte ſie es zwar, aber ihre Stimme bebte dermaßen und ſie kämpfte dermaßen mit hervorquellenden Thränen, daß ihm das Herz weh that. Da ſagte er:

„Komm' her, Colomba! Du biſt zu erſchüttert, um ſingen zu können, mein armes Kind! Sieh, wie verkehrte Neigungen den Frohſinn und den Frieden des eigenen Herzens und der ganzen Familie trüben. Die Leidenſchaft wirkt zerſtörend auf einen ganzen, glücklichen Kreis von Menſchen! Deine Mutter und ich — wir glauben, es werde Dir leichter werden, Dich zu beſinnen, zu ſammeln und zu faſſen: wenn Du Dich auf etwa acht Tage in ein Kloſter begibſt“ .... —

„Ich kann aber nicht da bleiben!“ rief Colomba ganz außer ſich und umſchlang verzweiflungsvoll die Mutter.

„Armes Kind, daran denken wir nicht,“ ſagte Mißtriß O'Connor liebevoll. „Nicht zu den Benedictinerinnen von S. Cecilia wollen wir Dich führen, ſondern zu den Ordensfrauen von Bambino Geſù, bei denen man ſich ein Paar Tage oder Wochen aufhält, ſei es, um geiſtliche Uebungen zu machen, ſei es, um ſich in ſtiller Abgeſchiedenheit vom Weltleben zu erholen. Und einer ſolchen Erholung bedarfſt Du ſehr.“

Colomba ſah in der kurzen Trennung von den Eltern eine günſtige Gelegenheit, um ſich einmal recht ungeſtört auszuweinen und ging nun willig auf den Vorſchlag ein, am andern Morgen ſich dahin zu begeben, da O'Connor ſagte, er habe bereits der Oberin ihre Ankunft gemeldet.

Ihrer Gewohnheit treu, war Colomba's Geſchäft in der Frühe nach dem Beſuch der Meſſe in S. Clemente, die Gartenbeete zu begießen. Sie entdeckte ſchnell das Zettelchen, das ihren Namen trug. Krampfhaft ergriff ſie es, blickte ſcheu um ſich, ob Niemand ſie beobachte, riß es auf und las die Worte in engliſcher Sprache:

„Die Liebe wacht und waltet über Colomba.“

Es kam eine tiefe, unausſprechliche Beruhigung über ſie. Wodurch? weßhalb? . . . . ſie wußte es nicht! allein ſie fühlte, daß Rudolf ihr im Geiſt nahe ſei. Beinahe fröhlich nahm ſie Abſchied von ihrem Vater und ging mit der Mutter nach ihrem Beſtimmungsort. Am Abend konnte Marco an Horburg erzählen, die Signorina ſei auf acht Tage in's Kloſter zum Bambino Geſù bei S. Maria Maggiore gegangen und habe har nicht betrübt ausgeſehen; — die Signora hingegen recht traurig. Er habe das gut bemerken können, da er ſie begleitet und ein Säckchen mit ihren Kleidungsſtücken getragen habe.

„Bravisſimo, Marco! vor der Hand iſt's genug!“ rief Horburg hoch erfreut, ſetzte dann aber raſch hinzu: „Ich denke, daß ich Dich bald wieder brauchen werde.“

Der unbeſtimmte ſüße Troſt, den Colomba aus jenen Worten Rudolf's geſchöpft hatte, verſiegte bald. Die Leidenſchaft iſt eine unerſättliche, aufzehrende Flamme, die immer neu genährt ſein will und unbefriedigt durch die Nahrung bleibt. Auf den flüchtigen Troſt folgte um ſo tiefere Entmuthigung. Sie hatte für keinen Zuſpruch, für keine Unterhaltung, für keine Beſchäftigung das mindeſte Intereſſe. Sie löſte ſich auf in Thränen und bekam nach drei Tagen ein ſo heftiges Heimweh nach ihren Eltern und ihren gewohnten Umgebungen, daß die guten Ordensfrauen berathſchlagten, ob es nicht beſſer ſei, ſie zurückzubringen. Eine Botſchaft von Mißtriß O'Connor entſchied die Frage! Eine Ordensfrau möchte die Güte haben, Colomba ſogleich nach Hauſe zu bringen, denn der Vater ſei erkrankt; da es ſchon finſter ſei, ſchicke ſie einen Wagen.

Colomba packte haſtig, beängſtigt und doch froh ihre Sachen zuſammen, nahm flüchtig Abſchied von der Oberin und verließ das Kloſter, mehr denn je entſchloſſen, niemals weder dieſes noch ſonſt irgend eines wieder zu betreten. Vor der Pforte ſtand

Marco neben dem Wagen und öffnete den Schlag. Colomba fragte ihn, ob ihr Vater ſehr krank ſei. Er entgegnete, das könne er nicht ſagen; er habe nur den Auftrag bekommen, ihr die Botſchaft zu bringen. Er ſchloß den Wagen und ſie fuhren ab — Colomba voll Verlangen nach ihren Eltern, ihrem Hauſe, ihren Umgebungen, ihren Beſchäftigungen, weil das Alles voll lebendigſter Erinnerung an Rudolf war.

Nach einiger Zeit hielt der Wagen, der Kutſcher ſtieg ab, öffnete den Wagenſchlag und ſagte, ſein Pferd ſei lahm geworden; die Damen müßten die Güte haben, ſich in den Wagen ſeines Kameraden zu bemühen. Er war Colomba beim Aus- und Einſteigen behülflich; dann ſprang er ſelbſt zu ihr in den andern Wagen — und der Kutſcher jagte davon, der Porta del popolo zu und von da gen Tor di Quinta auf dem Wege nach Florenz. Colomba's Entführung war vollkommen gelungen!

Indeſſen ſtand die arme Kloſterfrau beſtürzt und verwirrt neben dem erſten Wagen — und zwar ganz allein. Marco war gleich nach der Abfahrt eiligſt nach Hauſe gelaufen und Lorburg, der den Kutſcher geſpielt hatte, war mit Colomba entflohen. Da aber die Kloſterfrau keine Ahnung von dem Zuſammenhang dieſer Ereigniſſe hatte, ſo hielt ſie das Ganze ſo lange für ein unbegreifliches Mißverſtändniß, bis ſie ſich orientirt hatte, wo ſie denn eigentlich ſei. Da aber überfiel ſie ein furchtbarer Schreck — denn ſie befand ſich auf dem weiten, öden, menſchenleeren Platz vor S. Maria degli Angeli in den Thermen des Diocletian! Das konnte kein Mißverſtändniß, das mußte eine böſe Abſicht ſein, denn dieſe Richtung war derjenigen entgegengeſetzt, die ſie hätten einſchlagen müſſen. Die abgelegene Stätte, weit und breit keine Menſchen, keine Wohnungen, die Dunkelheit, die im September um acht Uhr Abends vollſtändig iſt und vor fünfzig Jahren durch keine Gasflammen gelichtet wurde, erfüllten die Kloſterfrau mit namenloſem Grauen und ſie eilte, ſo ſchnell die lähmende Angſt um Colomba's Schickſal es geſtattete, zurück zum Kloſter des Bambino Geſù. Nachdem ihre Schritte verhallt waren, tauchte ein Mann irgendwo aus dem Dunkel auf, ging zu dem verlaſſenen Pferde, das geduldig vor dem Wagen auf eine lenkende Hand wartete, klopfte es liebkoſend auf den Hals, um ſich als Herr kund zu geben und fuhr dann gelaſſen nach Hauſe.

Die Oberin des Bambino Geſù war in Verzweiflung über die entſetzliche Kunde, welche durch die einbrechende Nacht noch ſchauerlicher wurde. Wo war das unglückſelige Kind? bei wem war es? ging es freiwillig mit dem Entführer? war es geraubt? — Sie ließ den Beichtvater des Kloſters, der in der

Nachbarſchaft wohnte, zu ſich bitten und theilte ihm den Vorfall mit. Trotz der ſpäten Stunde eilte der Pater ſogleich zu O'Connor. Die Gärtnersleute, durch deren Haus er kommen mußte, um in die Gartenwohnung zu kommen, ſchliefen längſt. Es dauerte geraume Zeit, bis ſie wach wurden und öffneten. Dem Pater kam jede Minute wie eine Ewigkeit vor. Er dankte Gott, als er im Gartenhauſe durch einen Spalt der Fenſterladen Licht ſchimmern ſah, doch die Angſt gewann wieder die Oberhand, als auf ſein Klopfen und auf die Nennung ſeines Namens — O'Connor ſelbſt die Thür aufſchloß.

„Sie ſind alſo nicht krank?“ ſtammelte er.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?“ fragte O'Connor erſtaunt und ſetzte ſchnell und ahnungsvoll hinzu: „Was gibt es mit Colomba, mein Pater?“

„Sie iſt fort .... entführt mit teufliſcher Liſt ... nach einem durchdachten Plan!“ rief der Pater. „Hören Sie, Signor, dieſe historia calamitatis. Rufen Sie Ihre Frau .... das Kind muß vor dem Verderben geſchützt, das Lamm aus den Klauen des Wolfes gerettet werden.“

„Ruhig, mein Pater, ruhig!“ ſagte O'Connor tonlos; „will Colomba, ſo kann ſie ſelbſt ſich ſchützen; will ſie nicht, ſo vermögen wir Alle nichts. Ich bitte, erzählen Sie mir den ganzen Hergang."

Der Vater that es. O'Connor konnte aber nicht daraus entnehmen, ob Colomba im Einverſtändniß mit Herburg gehandelt habe oder nicht. Für den Augenblick, zu mitternächtlicher Stunde, waren keine Nachforſchungen anzuſtellen. O'Connor beherbergte den Geiſtlichen, um in der Frühe des nächſten Morgens mit ihm auf das Polizeibüreau zu gehen. Es war eine furchtbare Nacht für O'Connor! angſthaftes Mitleid mit Colomba überwog im Vaterherzen alle Entrüſtung, allen Zorn, alle Verachtung gegen Herburg. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Frau zu wecken; ſie erfuhr ja immer früh genug die herzzerreißende Kunde. Er ging hin und her im Zimmer, im Garten, er kniete betend vor einem Cruzifix: er fand keine Ruhe! Wo war ſein Kind? . . . . Die Botſchaft ihres Todes hätte für ihn nicht dieſe gräßliche Bitterkeit gehabt: er hätte ſie in der Hand Gottes gewußt! . . . jetzt war ſie in den Krallen des Satans . . . . ſie! ſeine Colomba! — — —

Der Jammer der Mutter gab ihm am andern Morgen etwas Faſſung. Er ſprach ihr Troſt zu, den er ſelbſt nicht fühlte, geleitete ſie nach dem Kloſter vom Bambino Geſù, das ebenfalls in der größten Zerſtörung war — und begab ſich dann zur Polizeibehörde. Seine verſchiedenen Nachforſchungen ergaben, daß Baron Horburg und ſeine Frau Päſſe nach der Schweiz, Frankreich und Deutſchland nahmen und am geſtrigen Abend mit Extrapoſt und mit vorausbeſtellten Courierpferden auf allen Stationen, nach Florenz abgereiſt waren. O'Connor war gleich entſchloſſen, ihnen nachzuſetzen. Was er thun werde, wenn er ſie gefunden — das war ihm nicht klar; das gab er Gott anheim. Er reiſte ebenfalls mit Courierpferden nach Florenz und verfolgte auf jeder Station ihre Spur — denn überall hörte er, daß etwa dreißig Stunden vorher Pferde für eine Courierchaiſe beſtellt worden wären. Aber in Florenz verſiegte die Spur. Weder die Gaſthöfe, noch Paß- und Poſtbüreau's gaben die mindeſte Auskunft. Die Flüchtlinge waren verſchwunden. Nach drei Tagen voll troſtloſem Suchen, Forſchen und Fragen mußte O'Connor ſich entſchließen, die Rückreiſe anzutreten. Dieſe drei Tage verwandelten den kräftigen Mann in einen Greis. Der namenloſeſte Gram grub Furchen auf ſeine Stirn, in ſeine Züge, die beredſamer als Worte ſein Leid erzählten.

In Rom, in ſeinem verödeten Häuschen, aus welchem die Colombella entflohen war, kam ihm ſeine Frau entgegen mit einem Brief des Kindes. Colomba ſchrieb:

„O meine geliebten, meine ſchwer gekränkten, theuern Eltern, verzeiht mir, ach, verzeiht mir. Ich kann nicht leben ohne Eure Verzeihung. Auf meinen Knien und in Thränen gebadet bitte und flehe ich, verzeiht mir, daß ich jetzt Horburgs Frau bin. Ach, ich bin es nicht mit Freuden geworden; wenigſtens nicht mit der Freude, die ich wohl nur geträumt habe. Wo Euer Segen fehlt und Eure Liebe — ach, da kann Eure Colomba unmöglich ganz glücklich ſein.

Ich hatte keine Ahnung von Horburgs Plan. Marco brachte Eure Botſchaft in's Kloſter und wir Alle glaubten ſie. Als ich den Wagen wechſelte, hatte ich noch kein Arg, denn Horburg ſprach mit verſtellter Stimme. Erſt als er ſich zu mir ſetzte und meinen Namen nannte, erkannte ich ihn und rief:

„Fahren wir zu meinen Eltern?“

„Später, Colomba, ſpäter!“ ſagte er beklommen.

„Nein! ſogleich!“ rief ich, wollte den Wagen öffnen und herausſpringen, denn mich überfiel eine unſägliche Angſt; allein er hielt mich feſt und ſagte, wir gingen nach Florenz, um uns dort auf ewig zu verbinden und dann als Vermählte zu Euch zurückzukehren. Dann würdet Ihr Euch leicht verſöhnen laſſen. Dieſe Entführung ſei das einzige Mittel, um uns Alle glücklich zu machen, während wir ſonſt in Trauer und Ungewißheit im beſten Fall manches Jahr verlieren, wahrſcheinlich aber auf immer uns trennen müßten. Das leuchtete mir zwar ein, doch jammerte ich fort und fort nach Euch, bis Horburg ſehr ernſt ſagte:

„Wohlan! es kann geſchehen! aber dann, Colomba, dann ſind wir auch auf ewig getrennt. Eine Liebe wie die meinige begehrt Erwiederung und Vertrauen. Ein Weib, das Vater und Mutter lieber hat, als mich, iſt meiner Liebe nicht werth.“

Auf ewig von ihm mich zu trennen, vermochte ich nicht. Ich ſchwieg und weinte — und hoffte, daß wir bald nach Florenz kommen würden. Ich wußte nicht, wie weit das von Rom ſei! Wir fuhren ungeheuer raſch; aber die Nacht verging und der Tag verging und wir waren noch immer nicht da. Horburg ließ Wein und Früchte und Brod beim Wechſel der Pferde an den Wagen bringen; aber ich konnte weder eſſen noch trinken; ich hatte keinen Hunger, keinen Schlaf. Ich glaube, ich hatte Fieber; .. in der Seele gewiß! — So kamen wir nach Siena. Da änderte Horburg ſeinen Reiſeplan, obſchon er die Pferde nach Florenz beſtellt hatte. Er ließ ſie im Stich und nahm einen Vetturin nach Livorno. Die Spannung, die Ungeduld gaben mir Kraft, um die Ermüdung auszuhalten. Ich ſagte ihm, in Livorno müſſe er wegen unſerer Copulation gleich zu einem katholiſchen Geiſtlichen gehen. Er verſprach es. Als wir in Livorno ankamen, brach ich zuſammen vor

Erſchöpfung. Ich ſchloß mich in dem Zimmer, das mir angewieſen wurde, feſt ein und fiel in einen eiſernen Schlaf. Am andern Morgen ging ich in die Meſſe, um den lieben Gott zu bitten, daß er mir und Horburg gnädig ſein und uns die Herzen meiner vielgeliebten Eltern wieder zuwenden wolle. Das beruhigte mich ſehr; ich faßte Muth und Hoffnung. Ich war bis jetzt gar nicht freundlich gegen Horburg geweſen, mochte ihn nicht ſehen, nicht hören, nicht ihm die Hand geben; ich fand es grauſam, daß er mich ſo fortſchleppte vom Vaterhaus. Aber jetzt, da ich nun bald ſeine Frau ſein ſollte, war ich wieder geneigt, ſein gewaltthätiges Verfahren zu entſchuldigen und zu glauben, daß wir einem grenzenloſen Glück entgegen gingen. Dann kam Horburg und holte mich ab. Unterwegs ſagte er mir, die katholiſchen Geiſtlichen dürften keine Copulation vornehmen, wenn, wie bei uns, ausweiſende Papiere und andere Bedingungen fehlten. Er habe aber einen Geiſtlichen einer andern Confeſſion gefunden, der aus großer Barmherzigkeit, um jedes öffentliche Aergerniß zu vermeiden, uns copuliren wolle. „Ich gebe mein Ehrenwort,“ ſetzte Horburg hinzu, „daß auch der frömmſte Katholik eine alſo geſchloſſene Ehe nicht als bürgerlich ungültig betrachtet; — und das iſt jetzt für uns die Hauptſache.“ Mit beklommenem Herzen mußte ich ihm Recht geben, ſo bitter leid es mir auch war, keinen Prieſter bei dieſem heiligen Sacrament zu ſehen — und in der unfreundlichen Sacriſtei von ich weiß nicht welcher Kirche ging unſere Copulation vor ſich. O meine geliebten Eltern, das war unausſprechlich traurig! . . . ohne Feier, ohne Freude! Hätte ich nur gewußt, wie ich wieder zu Euch kommen könnte, ich glaube ich wäre fortgelaufen, ſo verlaſſen, ſo einſam, ſo beängſtigt fühlte ich mich. Aber nein! ich will nicht lügen! Der Gedanke, Horburg ganz und für immer zu verlieren, war mir ſo unfaßbar, daß ich meine peinliche Verlaſſenheit doch lieber aushalten wollte.

Geſtern bin ich alſo vor Gott und mit ſeinem Segen Horburgs Frau geworden, obſchon kein katholiſcher Prieſter ſich bereit finden ließ, uns zu trauen. Allein ich kann ohne Euren Segen weder Ruhe noch Frieden, weder Freude noch Glück haben. Darum bitte ich auf den Knien, ſchreibt mir ein Wort des Troſtes hieher, Livorno, poſt. rest. und laßt Gnade vor Recht gehen für Eure Colomba."

„Welch ein Glück, daß das Gewiſſen dem armen Kinde keine Ruhe läßt," ſeufzte die Mutter; und O'Connor ſpürte faſt ein Gefühl von Freude über die Art der Entführung und über Colomba's Bericht und Stimmung. Nach ruhiger Ueberlegung ſchrieb er:

„Eltern ſind immer geneigt, einem geliebten Kinde Kränkungen zu verzeihen, die es ihnen aus Verblendung zufügt. So geht es auch Deiner Mutter und mir, mein theures Kind. In unſern Herzen iſt keine Spur von Zorn oder Groll, ſondern nur ein unausſprechliches Weh über den Schritt, zu welchem Du Dich haſt hinreißen laſſen und deſſen ſträflichen Leichtſinn Du in Deiner gegenwärtigen Bethörung nicht gehörig würdigſt. Eltern müſſen immer darauf vorbereitet ſein, mehr oder minder durch ihre Kinder zu leiden, denn ſie ſind bei denſelben die Stellvertreter Gottes — und da Gott ſo vielfach durch uns Alle beleidigt wird, ſo iſt es in der Ordnung, daß auf uns, als Eltern, ein Theil dieſer Beleidigungen falle, da wir, als wir Kinder waren, vielleicht unſern Eltern etwas Aehnliches zufügten. Sei alſo getroſt in Beziehung auf Deine Mutter und mich: wir lieben Dich, wir beten für Dich, wir haben für Dich keine andere Geſinnung als die der zärtlichſten Milde und Nachſicht, und wir vergeben Dir vollſtändig den Schmerz, den Du uns bereitet haſt.“

„Aber, mein theures Kind, die ſchwere Beſchädigung, welche Du Deiner eigenen Seele, Deiner im Blut Jeſu erkauften Seele zufügteſt, indem Du Dich gegen Gottes Gebot verfehlteſt — können wir Dir nicht vergeben, denn das liegt außerhalb unſeres Bereiches. Wir können nur Gott bitten, daß er Deine Schuld an uns ſtrafe; wir können uns nur ihm als Opfer darbieten; — Deine Verſöhnung mit ihm mußt Du ſelbſt in Reue und Buße bewirken. Du haſt ſein heiliges viertes Gebot, an welches er ſeinen Segen für das ganze Erdenleben geknüpft hat, mit furchtbarem Leichtſinn verletzt; Du haſt die jungfräuliche Sittſamkeit, dieſen himmliſchen Schleier um die Seele des Weibes, gedankenlos zerriſſen. Du haſt es gethan, um Dich mit einem Manne zu verbinden, den ein einziges Wort bis in's Herz hinein brandmarkt: Apoſtat; und nachdem Du das Alles thateſt, mein armes Kind, und Dich nun für ſicher und geborgen hältſt, ja ſogar für gerechtfertigt — muß ich Dir erklären, daß Deine Ehe ungültig iſt, daß Du, wenn Du in dieſem Verhältniß bleibſt, von der Kirche und ihren Sacramenten Dich trennſt und daß Dir keine andere Rettung übrig bleibt, als zu uns, Deinen Eltern, zurückzukehren. Gültig iſt eine Ehe nur dann, wenn ſie vor dem rechtmäßigen Pfarrer geſchloſſen wurde. Und da ein Ehebund ein Act des freien Willens iſt, eine Entführte aber, ſo lange ſie unter der Botmäßigkeit des Entführers ſich befindet, nicht als frei in ihren Handlungen betrachtet werden kann, ſo erkennt die Kirche mit hoher Weisheit eine ſolche Ehe nicht als gültig an. Zwei Gründe alſo machen Deine Verbindung zu einer unehelichen und folglich unerlaubten: erſtens hat nicht Dein oder Horburgs rechtmäßiger Pfarrer

Deine Verbindung eingeſegnet; und zweitens biſt Du eine Entführte und dadurch der Freiheit Deines Willens beraubt. Wie ſehr Letzteres der Fall iſt, geht aus jedem Wort Deines Briefes hervor! überall unterdrückt die Leidenſchaft die Stimme des Gewiſſens; das iſt ſchmachvolle Sklaverei, mein armes Kind — und die Kirche, die jede Art von Sklaverei verabſcheut, am meiſten aber die ſittliche, erklärt eine Perſon, welche ſich in dieſem Zuſtand befindet, für unfähig, das heilige Sacrament der Ehe zu empfangen. Dies iſt nicht meine Anſicht, nicht mein Urtheil, ſondern das unſerer gemeinſamen Mutter, der wir Alle, Du und ich, zu gehorchen haben; — der auch Horburg gehorchen müßte, wenn er ſich nicht einen Gott und eine Religion zurechtgemacht hätte, die ſich mit ſeinem Entſchluß vertragen, nur ſeinen Willen als abſolutes Recht, — nur ſeine Anſicht als abſolute Wahrheit — nur ſein Wohlgefallen als abſolutes Geſetz anzuerkennen und zu befolgen. Es iſt möglich, daß er bei ſeinem Abfall nicht klar in ſeine Beweggründe hineingeſchaut habe. Der Hochmuth, die Eigenliebe, die Sinnlichkeit, die Ehr- und Selbſtſucht, ach alles Böſe, das ſich ſo gern in unſerer hinfälligen Natur breit macht — Alles wird ihn verblendet haben — aber eine ſolche Verblendung, unter dieſen Umſtänden und bei dieſem Schritt, iſt ſchon ſündhaft. Will ich ihn noch ſo gern entſchuldigen, ſo iſt es doch Eines unleugbar und gewiß: Keiner wird ein Abtrünniger, um eine höhere Stufe der Tugend zu erſteigen, wohl aber, um mit möglichſt geringer Gewiſſensunruhe auf einer niedrigeren es ſich wohl ſein zu laſſen. Und einem ſolchen Mann haſt Du Dich für Dein ganzes Leben unterwerfen wollen! und in welcher demüthigenden, das Zartgefühl verletzenden Weiſe! Du haſt ihm bewieſen, daß Du im Himmel und auf Erden nichts Höheres anerkennſt, als ihn! daß Du es unmöglich findeſt, dem Rath Deiner Eltern und der Warnung der Kirche Gehör zu geben! d. h. daß Du es unmöglich fandeſt, Gott zu gehorchen, der durch dieſe Stimmen zu Deiner verblendeten, unerfahrenen Jugend ſprach. — Du haſt alſo durch die That, durch Deine Handlungsweiſe gezeigt, daß Deine Seele nicht in der Verfaſſung iſt, um ein ſo großes, ſo heiliges Sacrament zu empfangen. Und deshalb, Colomba, ermanne Dich! Fliehe den Mann, der Dich in eine Stellung gebracht hat, die Gott beleidigt und Dich erniedrigt. Kehre zurück zu Deinen betrübten Eltern, die vor Allem wünſchen, Deine Seele zu retten. Kein Vorwurf ſoll Dich betrüben, kein Wort Dich kränken. Wir wollen unſern namenloſen Gram bezwingen und mit unſerer Liebe zudecken, wenn Du zu uns, zu Gott, zu Deiner Pflicht zurückkehrſt. Ermanne Dich, Colomba! wir bitten Gott auf den Knien um Deine Rückkehr, um Deine Rettung.“

Miſtriß O'Connor fügte dieſen Zeilen einige ebenſo zärtliche und ebenſo entſchiedene Worte bei und der Brief ging nach Livorno.

„Und wenn ſie nicht wiederkommt — was dann?“ ſeufzte die betrübte Mutter. „Wenn der Geier unſere Taube in den Krallen behält — was dann? — Können wir — dürfen wir ſie ganz fallen laſſen? uns ganz von ihr losſagen? ſie ohne Zeichen der Theilnahme ihrem ſchrecklichen Schickſal überlaſſen? — — Ich vermag das nicht, Reginald! ich werde immer wieder von Zeit zu Zeit an ihr Herz klopfen und ihr die rettende Hand bieten.“

„Sie kommt vielleicht!“ ſagte O'Connor.

Aber ſie kam nicht! Sie empfing und las auf den Knien das Schreiben der Eltern. Dann aber eilte ſie ſchwimmend in Thränen zu Horburg und fragte ihn, ob ſie denn nicht wirklich ſeine rechtmäßige Frau ſei? ob er ſie in irgend einer Weiſe hintergangen habe?

Er ſchwur ihr tauſend Eide, daß ſie und nur ſie und ſie für immer und ewig ſeine Frau und ſo rechtmäßig ſeine Frau ſei, als habe ihr Pfarrer in Rom die Einſegnung vollzogen.

„Denn die Aſſiſtenz des Geiſtlichen,“ ſagte er, „iſt nur eine Form, iſt nichts Weſentliches. In

Frankreich, das doch ſehr katholiſch iſt, ſchließen eine Menge von Katholiken ohne Prieſter und ohne kirchliche Ceremonien ihre Ehe und ſie iſt von der allervollkommenſten bürgerlichen Geltung. Kein Menſch bezweifelt auch nur im Allerentfernteſten, daß die Zwei ein Ehepaar ſind. Bei der etwas übertriebenen Anſchauungsweiſe Deiner Eltern, meine ſüße Colombella, iſt es zu erwarten, daß ſie auf die kirchliche Einſegnung der Ehe das größte Gewicht legen werden. Mein Gott! ich hätte mich ja ſehr gern von einem katholiſchen Prieſter — und gewiß am allerliebſten von Deinem Pfarrer in Rom copuliren laſſen. Aber, wer trägt die Schuld, daß es nicht geſchah? .... ſind es nicht Deine Eltern? — Und was iſt das für ein ſeltſamer Vorſchlag, daß Du zu ihnen zurückkehren mögeſt, nachdem Du mir Treue und feſtes Ausharren in Leid und Freude gelobteſt und durch die ſüßeſten und ſtärkſten Bande unauflöslich Dich mit mir verbandeſt! Sind nicht die Bande der Natur von hoher Heiligkeit? Muthet man einer Mutter zu, ſich von ihrem Kinde loszuſagen, ſelbſt wenn es ein Verbrechen begangen hätte? Warum denn einem Weibe, den Gatten zu verlaſſen, weil er, von Liebe hingeriſſen und durch den Widerſtand der Eltern dazu gedrängt, den Schritt that, welchen ich gewagt habe und mit welchem ſich Deine Eltern allmälig verſöhnen werden, wenn ſie ſehen, daß Du glücklich biſt. Biſt Du es aber nicht, Colombella, ſo gehe zu ihnen zurück ... ich halte Dich an keiner anderen Kette, ... als an meiner und Deiner Liebe.“

„Ich kann Dich nicht verlaſſen ... ich fürchte mich vor meinen Eltern — oder eigentlich vor der Beſchämung, die ich jetzt, ihnen gegenüber, empfinden würde,“ ſagte ſie, indem ſie ſich an Horburg ſchmiegte. „Aber unſer Glück wird ſie verſöhnen .... das glaube ich feſt. Ich vertraue dem Faden der Liebe und Verſöhnung, der durch den Brief läuft.“

Sie war eben ein unerfahrenes Kind, ein unentwickelter Charakter — und war in den Brennpunkt einer Leidenſchaft gerathen, gegen welche ſie gar keine Waffen zu beſitzen wähnte, weil ſie zu ungeübt in der Vertheidigung nach der Seite der Welt hin — und ohne jene Einſicht war, die aus Nachdenken und Erfahrung, von der Gnade erleuchtet, hervorgeht. Der Abfall ihres Mannes vom Glauben kam ihr freilich wie ein großes Unglück vor, — wie wenn Jemand das Unglück hätte, im Finſtern von einem Felſen zu ſtürzen; ſie ſah ein trauriges Ereigniß, keine Sünde darin. Iſt es aber keine Sünde, keine Empörung gegen Gott, der in Bezug auf die chriſtliche Offenbarung zu den Apoſteln, den Trägern der Kirche, geſagt hat: „Wer euch hört, der hört mich!“ — ſo iſt es auch kein trauriges Ereigniß, ſondern ein höchſt gleichgültiges, ja im Grunde gar keines. Alle tieferen Beziehungen und höheren Anknüpfungspunkte hören auf, ſobald der Menſch aus dem Glauben, der einerſeits eine Gnadengabe und andererſeits eine chriſtliche Tugend iſt, eine individuelle Meinung macht, welche die indifferenteſte Sache von der Welt iſt. Entweder gibt es keine abſolute und objective Wahrheit, die ſich in und durch die chriſtliche Glaubenslehre offenbart: — und dann ſteht es dem Narren wie dem Weiſen, dem Laſterhaften wie dem Tugendhaften zu, nach eigenen Normen zu meinen; — oder es gibt eine: dann muß ſie, weil ſie eben die Eine und Einzige iſt, in göttlicher Autorität begründet und bevollmächtigt ſein, ihre ewig gültigen Normen dem Weiſen wie dem Thoren, dem Tugendhaften wie dem Laſterhaften vorzuzeichnen; und dann tritt der, welcher dieſen Normen widerſagt, als Empörer wider ſie auf. Die Empörung gegen rechtmäßige geheiligte Herrſchaft iſt Sünde, weil durch ſie das Geſchöpf dem Schöpfer den Gehorſam aufkündigt.

Colomba dachte jedoch nicht ſo weit und hoffte, ein ſo herrlicher Mann wie Horburg werde ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden. Horburg aber, nachdem er ſich verſichert hatte, daß Colomba ihn nicht verlaſſen werde, durchlas O'Connors Schreiben nochmals mit dem Auge der Eigenliebe, und da es den Apoſtaten ins Herz hinein kennzeichnete, fand er — eine ungeheure Beleidigung darin, ſo daß ſein Stolz ihn geneigt machte, in dieſer ganzen Sache keine andere Kränkung zu ſehen, als die, welche er empfing.

„Sieh, wie deine frommen Eltern mich hart behandeln und Dich rauh zurückweiſen," ſagte er zu Colomba, nachdem er den Brief geleſen; — „deſto beſſer! Du biſt nun ganz Mein und haſt nichts auf Erden als mich! das iſt mir ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl."

„Nein!" antwortete Colomba in ihrer kindlich natürlichen Weiſe: „ſie prüfen uns nur und weiſen uns zurecht, ... nicht zurück. Sie werden ſich verſöhnen laſſen."

„Es kommt mir drollig vor," rief Horburg lachend, „eine Zurechtweiſung zu empfangen. Seit mindeſtens vierzig Jahren war davon keine Rede."

„Ich bin nicht ſo vollkommen wie Du!" ſagte ſie lieblich. Was ihr die Eltern über die Ungültigkeit ihrer Ehe geſchrieben hatten, ging unter vor Horburgs Sophiſtik . . . Er fing an nachzudenken, was denn jetzt wohl zu beginnen ſei. Bisher war ſein Leben eine Kette von Aufregungen, von Bewegung der verſchiedenſten Art, doch ſtets nach Außen hin, geweſen. Er war jetzt älter geworden, gleichgültiger gegen die Außenwelt; er war durch ſeine Ehe auch zu einem gewiſſen Abſchluß mit ſich ſelbſt gekommen, da er die Nothwendigkeit einſah, für eine Familie zu ſorgen, wenn er ſie gründe. Er war mit ſeinem Einkommen auf das Jahrgeld des alten Herrnhuters beſchränkt. Das Erbe ſeiner Mutter war kaum genügend geweſen, um frühere Schulden zu bezahlen. Colomba hatte ſo geringe Bedürfniſſe und war ſo ſehr an eine beſchränkte Haushaltung gewöhnt, daß ſie ſich ganz von ſelbſt in ihren neuen beſchränkten Verhältniſſen heimiſch und zufrieden fühlte. Nur aber mußte er mit ihr im Ausland bleiben. Nach ſeiner Heimath zu gehen, zwiſchen Verwandten und Standesgenoſſen zu leben — und nicht ſo zu leben, wie ſein Vater gelebt hatte und wie er ſelbſt hätte leben können, ohne ſeine thörichte Verſchwendung — das fiel ihm gar nicht ein. Er beſchloß alſo, ſich vor der Hand in Florenz niederzulaſſen, wo die materielle Exiſtenz außerordentlich leicht und durch die Schönheit der Natur und die herrlichſten Schätze der Kunſt höchſt angenehm war. In einer kleinen Wohnung am Lungh-Arno, mit dem Blick auf den Fluß und auf die Cypreſſen drüben im Garten Boboli, verlebte Horburg ſeine Roſenmonde mit Colomba. Beide fühlten ſich ſehr glücklich. Sie war ein äußerſt bieg- und bildſames Weſen, neu und friſch in allen Dingen, ganz bereit, in ihm ein Orakel der Weisheit und einen Apoſtel der Liebe zu verehren und glücklich, weil ſie ihn wegen ſeiner Ueberlegenheit bewundern und trotz derſelben lieben durfte. Er war glücklich in dem ſo ganz fremden Genuß einer Häuslichkeit, welcher ein reizendes Weſen ſüßen Zauber lieh. Indeſſen konnte er doch nicht ununterbrochen mit Colomba ſpaziren und in Gemälde-Gallerien gehen; er nahm alſo ſeinen früheren Gedanken wieder auf, ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beſchäftigen und einen Theil ſeiner Erlebniſſe aufzuzeichnen. Er wählte die Jahre in der Vendée. Es waren die beſten in ſeiner Vergangenheit. Was er am Tage ſchrieb, las er Abends Colomba vor und entzückte ſie. Wie alle jungen friſchen Seelen liebte ſie heldenhafte Menſchen und Thaten.

„Du mußt aber mehr Nachdruck darauf legen, daß das Volk für ſeine Religion kämpfte,“ ſagte ſie.

„Nein!“ erwiderte er; „das würde den Eindruck von wildem Fanatismus machen; — und den muß man vermeiden.“

Das Kapitel der Religion blieb von allen Geſprächen ausgeſchloſſen. Colomba war viel zu unbefangen, um es abſichtlich zu thun; da aber Horburg kein Intereſſe dafür äußerte, ſo unterblieb es von ſelbſt. Uebrigens ſtörte er ſie gar nicht in ihren frommen Gewohnheiten; ſie ging täglich in die Meſſe; ſie hatte ein hübſches Muttergottesbild gekauft, ſtellte es in ihr Schlafzimmer und ließ jeden Samſtag eine Lampe davor brennen; ſie verrichtete auf den

Knien ihr Abendgebet vor einem Cruzifix; ſie that das Alles mit einer Kindlichkeit und Einfalt, die ihren Mann entzückte, ſo daß er ſich der Anſicht zuneigte, die katholiſche Religion habe etwas Eigenthümliches, um Frauen liebenswürdig zu machen — und das ſei kein geringer Vorzug.

Nach einigen Monaten ſchrieb Colomba ihren Eltern, umging die große Frage der Rückkehr und pries ihr Glück und ihren Mann. Miſtriß O'Connor antwortete mit der größten Zärtlichkeit, ſtellte aber wiederum Colomba's Ehe als eine ungültige hin, drang wiederum auf die Heimkehr der Tochter und fragte, ob Colomba denn nicht zu den Sacramenten zu gehen wünſche. Dies war aber noch gar nicht geſchehen! Colomba's Gewiſſen war eingeſchlummert, nachdem ſie für ihren Leichtſinn demüthig um die Vergebung der Eltern gebeten und ſich mit ihrer Liebe entſchuldigt hatte. Jetzt war ſie unter die Botmäßigkeit dieſer Liebe gerathen und kannte kein höheres Geſetz als das — ihren Mann glücklich zu machen, und keine höhere Aufgabe als die, ſeine Liebe zu bewahren. Die frommen Gewohnheiten, in denen ſie aufgewachſen war, behielt ſie bei — als Gewohnheit und weil ſie einen von Natur frommen Sinn hatte. Aber wie lange konnte das dauern neben einem angebeteten Mann, deſſen eiſige Gleichgültigkeit gegen alles Religiöſe einen Hauch des

Todes über jedes innere Leben mit Gott verbreitete! Es war vorauszuſehen, daß Colomba, auf dieſem Wege fortwandelnd, mit der Zeit ſo gleichgültig wie Horburg werden — und da mit der Zeit auch der Rauſch jeder Leidenſchaft verfliegt — äußerſt unglücklich werden mußte.

Dies erkannte ſogleich der Prieſter, zu dem Colomba eilte, um ihrer Mutter mittheilen zu dürfen, daß ſie wenigſtens Einmal das Sacrament der Buße empfangen habe. Er ſah in ihr das arme, verblendete, im Strudel der Leidenſchaft berauſchte Kind, das ſie eben war — und behandelte das ſchwache Seelchen, das ohne Arg und ohne Falſchheit ſich offenbarte, nachſichtig genug, um ſie im guten Willen und in der Aufrichtigkeit zu erhalten und dann allmälig ihre moraliſche Kraft zu heben und zu ſtärken. Er ſprach nicht von ihrer Rückkehr zu den Eltern; allein er erklärte ihr ganz einfach, daß die Kirche ihre Ehe mit Horburg nicht als eine gültige anerkenne und zwar aus den Gründen, die ihre Eltern angegeben hatten. Sie müſſe bei Horburg darauf dringen, dieſen heiligen Act jetzt vorzunehmen, da ſie bereits ſeit drei Monaten in Florenz domicilirt ſei und folglich einer Pfarrgemeinde angehöre und einen rechtmäßigen Pfarrer habe. Er ſelbſt, der Pater Generoſo, ſei gern bereit, die Sache zu vermitteln und ſo bald wie möglich mit dem

Pfarrer zu ordnen. Um alle Bedingungen der Kirche zu erfüllen, müſſe ſie ſich von Horburg trennen, bis ſie ſeine rechtmäßige Gattin geworden ſei. Sie werde am Beſten thun, ſich deshalb in ein Kloſter zurückziehen, das er ihr anweiſen und wo ſie ſich auf den Empfang der Sacramente des Altars und der Ehe vorbereiten könne. Erſt dann dürfe er ihr die Abſolution ertheilen.

Horburg entſetzte ſich, als er Colomba zurückkehren ſah. Leichenblaß, mit verweinten Augen, mit bebenden Lippen trat ſie ein und ſagte mit zitternder Stimme:

„Rudolf! wenn Du nicht willſt, daß ich im namenloſeſten Elend vergehen ſoll, ſo erfülle die Bedingung, welche die Kirche macht, um die Rechtmäßigkeit unſerer Ehe anzuerkennen. Dich koſtet dieſer Act nichts, als eine kleine Selbſtverleugnung, die Gott Dir lohnen wird. Für mich iſt er von der höchſten Wichtigkeit — denn meine ewige Seligkeit knüpft ſich daran. Rudolf, erbarme Dich.“

„Beruhige Dich, Colombella,“ ſagte er zärtlich, „und glaube doch nicht den Worten eines Prieſters.“

„Rudolf! das verſtehſt Du nicht!“ rief ſie außer ſich; „ich glaube an Den, der vom Prieſter geſagt hat: Wer euch hört, der hört mich. Durch den Prieſter im Beichtſtuhl ſpricht der heilige Geiſt! . . . Dem will ich gehorchen.“

Er wollte ſie beruhigen, mit Worten, mit Liebkoſungen.

„Schweige! rühre mich nicht an!“ rief ſie und trat einen Schritt zurück; — und dann, auf die Knie fallend, ſetzte ſie hinzu: „O Rudolf, vergib mir! .... aber erbarme Dich meiner .... vergifte nicht mein Leben und Dein Leben! .... Ich habe Dir Alles geopfert .... aber meine Seele für die Ewigkeit .... nein! die nicht!“ —

Horburg erkannte, daß hier der Moment eintrete, wo er nachgeben müſſe, wenn er nicht ſein Verhältniß zu Colomba unerträglich machen wolle; vielleicht rührte ihn auch die Todesangſt ihrer verirrten, aber gläubigen Seele. Er entgegnete mild:

„Sei ruhig, Colombella, ich bin bereit, unſere Ehe, die für mich eben ſo gültig als heilig iſt, in der Weiſe einzugehen, die man von Dir verlangt. Frage den Prieſter, was zu thun ſei. Ich willige in jede Bedingung ein.

Ganz beſeligt eilte ſie zu Pater Generoſo zurück, beſprach das Nöthige mit ihm und begab ſich dann ſogleich in das Kloſter, das er ihr anwies und das die Beſtimmung hatte, Frauen aus der Welt eine Zeit der Zurückgezogenheit und geiſtlicher Uebungen zu gewähren. Inzwiſchen ſetzte Pater Generoſo den Pfarrer in Kenntniß der Verhältniſſe; — und nachdem dieſer von Horburg das Verſprechen erhielt, ſeine etwaige Nachkommenſchaft in der römiſch-katholiſchen Kirche erziehen zu laſſen — und die Verſicherung, daß ſich Horburg für die nächſten Jahre in Florenz niedergelaſſen habe — trat der von Colomba heiß erſehnte Augenblick ein: ſie empfing das Sacrament der Ehe. Mit dankbarer Freude für dieſe große Gnade machte ſie ihren Eltern dieſe Mittheilung und bat um deren Segen.

„Wir ſegnen unſer geliebtes Kind,“ antwortete ihr Vater; — „was aber Deine Ehe betrifft, ſo begnügen wir uns, ſie der Gnade Gottes zu empfehlen. Wir halten es für unmöglich, daß Du an der Seite eines ungläubigen Gatten glücklich werden könneſt. Früher oder ſpäter wird der Schmerz Dich heimſuchen und es wird Deine ſchwere Buße ſein, ihn ſanft und geduldig zu tragen. Vergiß nicht, daß es Deine höchſte Pflicht iſt, Deinen Glauben zu bewahren, nach deſſen Lehren und Vorſchriften zu leben, nicht kalt noch lau zu werden und nicht nachzulaſſen mit Gebet für die Bekehrung Deines Mannes. Wir werden das unſrige mit dem Deinen vereinen und Dich immer zärtlich lieben.“

Dieſer Zeitpunkt machte einen großen Abſchnitt in Colomba's Leben. Sie war zurückgetreten auf den Boden der heiligmachenden Gnade. An dem Licht und an der Kraft, welche ihr dort entgegenſtrömten, klärte ſich ihre Erkenntniß auf und ſtärkte ſich ihr Wille; — und als auch gar bald der Schmerz mit ſeiner läuternden Weihe hinzu kam, reifte er mehr und mehr ihre Seele und die irdiſche Leidenſchaft wurde allmälig eine heilige Liebe.

Sie empfing von nun an häufig das Sacrament der Buße. Als ſie eines Tages ſtrahlend von innerer Zufriedenheit aus der Kirche kam, rief ſie beſeligt:

„Ach Rudolf! wie gut iſt Gott! Er hat mir alle meine Sünden vergeben!“

„Natürlich!“ ſagte Horburg.

„Nein!“ rief ſie; „das iſt gar nicht natürlich! Menſchen vergeben nicht einmal immer, wenn ſie beleidigt wurden . . . . und der große Gott thut es!“

„Armes kleines Geſchöpf!“ ſagte er halb zärtlich und halb ſpöttiſch — „Du haſt alſo Gott beleidigt und Sünden begangen?“

„Ach leider, ja . . . und Du auch“ — ſagte ſie und faltete betrübt die Hände.

„O Du Taube an Einfalt! Du Colombella Du!“ rief Horburg mitleidig: „wenn Du ein Geſchöpf Gottes biſt, wie Du glaubſt es zu ſein, ſo gehen Deine Sünden aus dem Weſen hervor, das Gott Dir gegeben hat. Dann bringſt Du nur die Keime zur Entfaltung, die er in Dich legte; da kann von keiner Beleidigung die Rede ſein. Er muß vergeben, was er veranlaßt hat.“

Colomba legte die Hand auf ſeinen Mund und rief:

„O ſchweige doch und unterrichte Dich beſſer! Gott gibt uns die Gnade, um das Böſe, das in unſerer Natur liegt, zu bekämpfen und abzutödten. Verſchmähen wir ſie, ſo ſind wir böswillig und ungehorſam.“

„Welche unnütze Complication, mein armes Kind! Man erkennt deutlich, daß ſie nicht aus göttlicher Weisheit hervorging! Die hätte den Menſchen ſo geſchaffen, wie ſie ihn haben will, ſei es vollkommen, ſei es unvollkommen; — nicht aber ihn in einen Zwitterzuſtand verſetzt, wo ihn die Gnade rechts — und die Natur links zieht und der unverſöhnliche Zwieſpalt Beider ihn elend macht. Ein ſolches Verfahren iſt der göttlichen Weisheit ganz unwürdig .... denn die muß wiſſen, was ſie will. Und das iſt eben der Grund, weshalb ich nicht an die Welterſchaffung und Weltregierung durch göttliche Weisheit glauben kann. Das Chriſtenthum ſtellt in zahlloſen Variationen ſeine Hypotheſen über dieſen Punkt auf; der Islam thut daſſelbe; der Buddhismus auch; — alle Völker des Vor-Chriſtenthums haben es ebenſo gemacht. Alle arbeiteten am Faß der Danaïden .... und unverrückt ſteht die Menſchheit auf der Stelle, wo vor Jahrtauſenden die alten Pelasger ſtanden, als ſie auf einen Stein ſchrieben: „Dem unbekannten Gott.“

„Wir haben Gott durch und in Chriſtus kennen gelernt,“ entgegnete Colomba.

„Ja, Kind, ich weiß wohl, daß das Chriſtenthum dies lehrt; aber wo iſt die Beglaubigung dafür?“

„In der Kirche!“ entgegnete ſie.

„Nun und die Beglaubigung für die Kirche?“

Die arme Colomba, die in ihrem Leben keine Controverſe geahnt, viel weniger geführt hatte, wußte weder die äußeren noch die inneren Zeugniſſe dafür anzuführen, ſo daß ihr Mann gelaſſen hinzuſetzte:

„Du ſiehſt, wie die Sache in ſich ſelbſt zerfällt. Mit der Zeit wirſt Du darüber zur Einſicht kommen. Aber einſtweilen glaube Du immerhin das, was Dich glücklich macht.“

Dies war das erſte religiöſe Geſpräch, das Colomba mit ihrem Mann führte. Es warf einen Schatten — auf ihren Glauben, wenn er Recht, auf ihr Glück — wenn er Unrecht hatte.

Tage reihten ſich an Tage, wurden zu Monaten, wurden zu Jahren — und Jahre vergehen! Horburg lebte noch immer in Florenz. Er hatte ſeine „Erlebniſſe in der Vendée“ nach Deutſchland geſchickt und dort drucken und in den Buchhandel übergehen laſſen. Sie gefielen; — und das gefiel ihm. Sein Feldzug in Spanien bot ihm einen neuen intereſſanten Stoff. Er durchlebte auf dieſe Weiſe die beſten Momente ſeines Lebens und gab Darſtellungen von Ländern und Völkern, Zuſtänden und Verhältniſſen, welche damals ſehr wenig in Deutſchland bekannt waren. Colomba hatte ihm einmal die Frage geſtellt:

„Fällt es Dir nicht auf, daß zwei ſo durch und durch gläubig katholiſche Länder, wie die Vendée und Spanien, mit einer ſo unüberwindlichen Energie für ihre Freiheit kämpften? Für Freiheit des Thrones und der Kirche gegen revolutionären Terrorismus — die Vendée, für Freiheit des Vaterlandes gegen Fremdherrſchaft — Spanien; und Beide mit ſo unerhörter, beharrlicher Begeiſterung. Das im Glauben vergiftete Frankreich hingegen und das im Glauben zerriſſene Deutſchland leiſteten weder dem Terrorismus noch der Fremdherrſchaft Widerſtand — während er bei dem gläubigen ruſſiſchen Volk zur Feuersbrunſt von Moskau aufflammt. Es muß alſo der religiöſe Glaube etwas ſein, das zu hohen Thaten begeiſtert.“

„Gewiß!“ ſagte Horburg gleichmüthig; „denke nur an den Islam. Der Muſelmann trug den Coran auf der Spitze ſeines Schwertes durch drei Welttheile.“

„Eroberungen ſind keine Großthaten, ſo wenig wie Räuber Helden ſind,“ ſagte Colomba.

Sie war nicht mehr das Kind, das ſie vor fünf Jahren war. Ihr Charakter, ihr Verſtand waren gereift, ihre Einſicht entwickelt, ihr Urtheil gebildet.

Das Alles hatte ſie einem Mann zu danken, mit welchem die Hand Gottes ſie zuſammengeführt hatte. Dieſen Mann ſah ſie nie in ihrer Wohnung, nie in der Geſellſchaft, nie in den Verhältniſſen und Umgebungen des alltäglichen oder des freundſchaftlichen Verkehrs. Ueberhaupt ſah ſie ihn eigentlich nie; — aber ſie ſprach ihn alle acht bis vierzehn Tage Einmal, etwa eine Viertelſtunde im Beichtſtuhl der Kirche von Santa Maria Novella, welche von Dominicanern bedient wird. Pater Generoſo gehörte dieſem Orden an und Colomba hatte eine beſondere Theilnahme für denſelben, weil ihr Bruder Reginald Dominicaner — und deſſen Kirche von S. Clemente in Rom täglich von ihr beſucht worden war. Dieſe fromme Erinnerung hatte ſie, auf die Mahnung von Mißtriß O'Connor, nach Santa Maria Novella — und die ewigwache Barmherzigkeit Gottes zu Pater Generoſo geführt, der ſein Leben im Beichtſtuhl, im mühſamen, aufreibenden, heiligen Dienſt der Seelen zubrachte. In ſeiner tiefen Demuth war er ſo leer von ſich ſelbſt, ſo abgetödtet in ſeinem Ich, daß alle Gaben des heiligen Geiſtes bei ihm einkehren, in ihm walten und durch ihn auf Andere wirken konnten. Er war alſo ein vollkommener Beichtvater und Seelenführer — und er brachte Colomba's junge Seele, die ſo ganz aus dem Gleichgewicht gekommen war und irre ging, wieder in ihre wahre Richtung — auf

Gott! und indem er ihr Herz für die Ewige Liebe und ihr Auge für die Ewige Wahrheit öffnete, entwickelte ſich unter dem Einfluß dieſes übernatürlichen Sonnenlichtes langſam und nach und nach das ſchwache Kind zum ſtarkmüthigen Weibe. Wie er das machte, was er ſprach, was er ihr rieth — das gehört dem Gnadengeheimniß an, deſſen Gott ſich bedient, um Seelen an ſich zu ziehen. Bei einer ſolchen Seelenerziehung kann man nur ſagen: „An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen.“

Colomba's Roſenmonde verſchwanden, weil es das Schickſal aller Roſen iſt — zu verblühen. Sie begriff das nicht. Sie hatte geglaubt, ein leidenſchaftliches Gefühl behalte ſtets dieſelbe Intenſivität und das Feuer derſelben verbürge ihre Dauer. Nun nahm ſie nicht bloß bei Horburg ein gewiſſes Sinken der Flamme wahr, ſondern auch bei ſich ſelbſt. Sie empfand zuweilen ein leiſes Ungenügen, eine Leere, die ihr unerklärlich waren, denn ſie liebte ja ihren Mann und er liebte ſie — und war die Liebe denn nicht allgenügend? — Auch ein Gefühl von Vereinſamung ſchlich bisweilen an ihr Herz heran. Sie hatte freilich auch bei ihren Eltern von der Welt zurückgezogen gelebt; aber einerſeits verſtand die Zärtlichkeit der Eltern, ſich theilnehmend zu ihrem kindlichen Sinn voll kindlicher Freuden und Gedanken herabzulaſſen — andererſeits erhielt das ganze häuſliche Leben durch den ſanften und warmen Hauch gläubiger Frömmigkeit eine überaus innige und kindliche Färbung — endlich bilden die zahlreichen kirchlichen Feierlichkeiten Roms in ihrer tiefſinnigen Erhabenheit und ihrem myſtiſchen Glanz einen beſtändigen Feſtkranz, der den Einzelnen und Alle umſchlingt und verbindet und der für Colomba Freude, Zerſtreuung und Genuß geweſen war. Dieſe drei Dinge fehlten in ihrer Ehe. Horburg verſtand durchaus nicht, ſich zu ihrem unentwickelten Weſen herabzulaſſen. Er fand ſie reizend, anmuthig und ſchön, wenn er eben in der Stimmung war, ſich dieſem Zauber hinzugeben, und dann entzückte ihn ihre ſorgloſe Einfachheit und ihre Unkenntniß von Welt und Menſchen und Leben; allein dieſe Stimmung hielt nicht an, wechſelte, trat endlich in dem Maß in den Hintergrund, als Horburg ſich mehr und mehr an Colomba's Art gewöhnte. Da das häusliche Leben nicht im Glauben gegründet war, ſo ſtand ſie in demſelben traurig allein und dies Alleinſtehen entfernte ſie auch von dem öffentlichen chriſtlichen Leben, das ein Bedürfniß des Menſchen iſt, dem die Kirche mit ihren Feſten ſo glücklich und weiſe entſpricht. Ja! ſie fühlte ſich einſam — und begriff auch das nicht! — War denn Rudolf nicht da? — Sie hatte von einem Menſchen ein vollkommenes Glück erwartet: ſie mußte jetzt nach und nach von dieſer doppelten Täuſchung erwachen. Tritt dieſes Erwachen bei einer Seele ohne feſten Glauben und ohne jene Grundſätze ein, die auf demſelben beruhen, ſo iſt das der gefährliche Punkt, wo ſie verzweifelnd oder leichtſinnig in die Schlingen des Böſen fallen kann. Wird aber nun der Glaube ihr Führer, ſo betritt ſie den innern Kreuzesweg . . . . und da iſt ſie geborgen — nicht vor dem Leid, nicht vor Kämpfen und Stürmen, nicht vor Deſolationen und Thränen, nicht vor bittern Myrrhen und ſcharfen Dornen; aber vor dem Untergang. Das iſt die Kraft des „Mysterium crucis.“ Sie bewährte ſich an Colomba.

Seit fünf Jahren hatte ſie ihre Eltern nicht geſehen, war aber immer im traulichſten Briefwechſel mit ihnen geblieben. Von Seiten Horburgs erfolgte keine Annäherung. In ſeinen Augen war O'Connor ein wilder Fanatiker — und Colomba's Entführung längſt geſühnt durch ihr Glück: folglich war er im Recht, war er der Beleidigte, war es nicht an ihm, die Hand zur Verſöhnung zuerſt zu bieten — viel weniger eine Bitte um Vergebung auszuſprechen. Jetzt ſchrieb Mißtriß O'Connor, daß ihr Mann an einem zehrenden Fieber hoffnungslos erkrankt ſei, ſeinen Zuſtand kenne und Horburg bitte, Colomba auf einige Tage nach Rom reiſen zu laſſen. Sie gab ſchweigend den Brief an ihren Mann. Er las ihn und ſagte:

„Sieh, wie er unverſöhnlich iſt .... Dein Vater! nur Dich will er ſehen.“

„Um das Sterbebett des katholiſchen Chriſten lebt und webt die Kirche mit ihren Sacramenten, ihren Gebeten, ihren Gnaden, ihren Prieſtern, lieber Rudolf,“ ſagte Colomba. „Wie kann mein Vater Dich dazu einladen?“

„Und das ſoll etwas Heiliges ſein, was die Menſchen ſo ſcheidet!“ rief er bitter.

„O nein!“ erwiderte ſie ernſt, „das Unheilige ſcheidet. Nicht mein Vater ſchließt Dich aus von ſeinem Sterbebett: Du ſelbſt haſt es gethan.“

„Wann möchteſt Du abreiſen?“ fragte er nach einer Pauſe; — „bald ... nicht wahr?“

Dankbar und in Thränen lächelnd ſah ſie ihn an. Die Vorbereitungen zur Reiſe waren bald gemacht. Horburg begleitete Colomba bis Siena; dann reiſte ſie allein gen Rom. Das war der Weg, den ſie vor fünf Jahren in entgegengeſetzteſter Richtung mit Horburg zurückgelegt hatte. Wie anders .... damals — jetzt!

Als ſie die Kuppel von St. Peter wie ein Gebirg am Horizont der römiſchen Campagna aufſteigen und mehr und mehr hervortreten ſah, durchbebte ihr Herz eine Freude, welche man nur die katholiſche nennen kann; denn dieſe Kuppel iſt eine Lapidarſchrift jenes Wortes, das der menſchgewordene

Gott für alle Zeit geſprochen hat: „Tu es Petrus[1].“ Und die Freude verwandelte ſich in bittern Schmerz bei dem Gedanken, daß ihr Mann das Wort des Herrn verachtet und die Kirche verlaſſen habe, die Er auf Petrus gründete.

Ein ähnliches Gemiſch von Wonne und Schmerz bereitete ihr das Wiederſehen der Eltern. O'Connor war im letzten Stadium der Krankheit, aufgerieben vom Fieber, zum Skelett abgemagert, jedoch ſo verſenkt in den Willen Gottes, daß ein eigenthümlich liebevoller Blick ſeines großen ſchwarzen Auges immer auf dem Bilde des Gekreuzigten am Fußende ſeines Bettes ruhte. Er konnte nur mit ſchwacher Stimme und abgebrochenen Worten reden, als aber Colomba an der Hand ihrer Mutter eintrat, wendete er den Blick auf ſie und breitete ihr die Arme entgegen.

„O mein Vater! wie war es möglich, daß ich dieſe theure Stätte verlaſſen konnte!“ rief Colomba in heftigſter Aufregung neben ihm auf die Knie fallend und bedeckte ſeine Hände mit Thränen und Küſſen. Er winkte ihr aufzuſtehen und betrachtete ſie ſo durchdringend, als wolle er ihr Bild ſeiner Seele einprägen. Wie ſchön war ſie geworden! wie geiſtig edel ſah ſie aus!

---

[1] Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen!

„Der Schleifſtein des Kreuzes that ſein Werk an meinem Kinde. Sei geprieſen, o Herr!“ ſagte er mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wehmuth und Triumph. — „Es glaubt, es wird Buße thun und Du wirſt es retten aus dem Feuerofen Babylons, in welchen es geſtürzt iſt.“

„Buße für ihn und für mich!“ flüſterte Colomba.

„So iſt's Recht!“ ſagte O'Connor; „Reue verſöhnt und erſtürmt den Himmel.“

Er wurde immer matter; die große Freude hatte ihn erſchöpft und er konnte nicht ſprechen; aber ſein Auge ging von Colomba zum Chriſtusbilde und wieder zurück; er ſtellte ſie in den Schutz des Kreuzes. So lebte er noch einige Tage, immer in der innigſten Vereinigung mit Gott und voll innigſter Liebe zu den Seinen, die er zuweilen mit wenig Worten auf das ſelige Wiederſehen in der Anſchauung Gottes hinwies und vertröſtete. Einmal fragte er Colomba:

„Iſt keine Hoffnung?“

Sie verſtand ihn nur zu gut und ſagte traurig:

„Nach menſchlichen Anſichten .... keine.“

„Bete .... harre aus .... auf der Via dolorosa;“ — er bot ihr die Hand. Sie gab ihm die ihre und ſagte feſt:

„Bis in den Tod .... weil es ein Kreuzesweg iſt.“

„Tochter meiner Seele!“ ſagte O'Connor und ſein Auge leuchtete.

Reginald beſuchte häufig das Vaterhaus. Er war ſeit mehreren Jahren Prieſter und im Begriff, als Miſſionär nach Irland zu gehen, wo O'Connel bereits daran arbeitete, das gemarterte Volk von den erſten und ſchwerſten Ketten bürgerlicher und religiöſer Sklaverei zu befreien. Aber O'Connor ſollte den Troſt haben, ſeine beiden Kinder an ſeinem Sterbebett zu ſehen und aus der Hand ſeines Sohnes den Leib des Herrn zu empfangen. An einem ſchönen Spätſommerabend, als die Sonne, dem Untergang nah, nur noch die höchſten Wipfel der Cypreſſen im Garten anglühte, wie wenn eine Flamme aus einem Aſchenhaufen bricht — da winkte O'Connor ſeine Frau zu ſich heran und ſagte ihr ein Paar leiſe Worte, die ſie mehr mit dem Herzen, als mit dem Ohr verſtand. Sie reichte ihm ein indulgenzirtes Sterbekreuz und ſagte zu ihrem Sohn:

„Der Herr ruft ſeine Seele! Bete unſere Lieblings-Litanei, Reginald.“

Mutter und Kinder knieten nieder, Reginald begann die Litanei vom ſüßen Namen Jeſu — und als er die Worte ſprach: „Jeſu, du wahres Licht!“ da ſchloſſen ſich O'Connor's müde Augen auf immer für das Erdenlicht; die Sonne verſchwand vom Wipfel der Cypreſſen und der Abendwind flüſterte durch das ſtille, dunkle Gezweig. Eine Seele floh aus dem Aſchenkleide und der Hütte von Staub zur ewigen Heimath. Es ſenkte ſich ein wunderbarer Friede, vor dem die irdiſche Klage verſtummte, auf die Zurückbleibenden; — — — aber dann fuhr ein ſchneidendes Schwert durch Colomba's Herz und mit dem Seufzer:

„O ſeliger Tod im Schooß der heiligen Kirche!“ — — ſank ſie bewußtlos in die Arme ihrer Mutter.

Sie blieb noch einige Zeit in Rom. Reginald reiſte ab — vielleicht für immer.

„Du haſt Dich dem Dienſt Gottes und der Seelen geweiht,“ ſagte Mißtriß O'Connor gefaßt; — „ziehe denn hin als treuer Diener eines ſo guten Herrn und erringe Dir die Krone des ewigen Lebens, mein einziger Sohn. Dir iſt das Loos auf's Lieblichſte gefallen. Zeige Dich deſſelben würdig. Keine Mutter kann etwas Höheres wünſchen für ihr geliebtes Kind.“

Er zog dahin, ein reiner Glaubensbote, zum Lande ſeiner Väter, wo ein Volk ihn empfing, das den Ausruf des Propheten verſteht: „Wie ſchön ſind die Füße der Friedensboten.“ Er brachte dieſem Volk den höheren Frieden, den der chriſtliche Glaube verheißt und gewährt.

Mißtriß O'Connor blieb in ihrem Häuschen und nahm eine engliſche Convertitin zu ſich, die von ihrer Familie verſtoßen, hülflos in Rom zurückgeblieben war. In dieſer Weiſe tröſtete ſich Mißtriß O'Connor in all den bittern Trennungen von ihren

Lieben. Als aber der Abſchied von Colomba kam .... brach die Kraft ihrer ſtarken Seele zuſammen. Von dem geliebten Gefährten ihres Lebens — von dem einzigen Sohn ihres Herzens und ihres Hauſes konnte ſie ſcheiden in frommer Ergebung, denn Beide waren da, wo und wie Gott ſie haben wollte. Aber Colomba! — — Mißtriß O'Connor hatte nur zu gut erkannt, daß Colomba nicht glücklich ſei. Horburg liebte ſie ſehr, aber ohne Verſtändniß ihres innerſten Weſens, das nach und nach wie eine Roſe aus der grünen Knoſpe hervorbrach. Ihre unſchuldige Kindlichkeit hatte ihn bezaubert; ihre fremdartige und weltfremde Erſcheinung ihn gefeſſelt; ſie ruhte ihn aus von dem verwirrten und irren Treiben ſeiner Vergangenheit. Aber der Entwickelung ihrer Seele folgte er nicht und die Liebe, die auf Erden verbindet, um für den Himmel zu heiligen, kannte er nicht. Er blieb in der natürlichen Liebe ſtehen und die genügte ihr nicht mehr. Sie hatte die volle Wucht der Erkenntniß zu tragen, was das ſei: eine Ehe, deren beſtimmender Grund blinde Neigung war, welche kein höheres Motiv und keine Gnade kannte. Und ſie hatte eine noch ſchwerere Wucht zu tragen: der Schmerz um eine Seele, die Gott verleugnet. Berührte Colomba dieſe wunden Stellen auch nur gerade ſo viel, um ihrer Mutter kindliches Vertrauen zu beweiſen: ſo genügte das vollkommen für Mißtriß O'Connor, um einen Blick in die herbe Schule zu werfen, durch welche Colomba's Leben ging. Und würde ſie dazu die Kraft bewahren? würde ſie nicht nach zehn, nach zwanzig Jahren lau und gleichgültig gegen Gott und den Glauben werden — ſei es, um ſich in Harmonie mit ihrem Mann zu ſetzen — ſei es, weil in der Intimität der Ehe die geiſtige Anſteckung gar ſchwer zu vermeiden iſt. Oder konnten nicht andere Gefahren ſie bedrohen? ſie ſtand in der vollen erſten Blüthe der Jugend und Schönheit, während Horburg faſt fünfzig Jahre zählte; konnte ihr vereinſamtes Herz nicht den Schwung zu Gott verlieren und ſich einem anderen Herzen zuneigen? — Welch ein Meer von Sorgen für eine treue Mutter!

„Was feſſelt Euch an Florenz? kommt nach Rom,“ ſagte ſie zu Colomba.

„Horburg hat in Florenz Geſellſchaft gefunden, die ihm zuſagt,“ entgegnete Colomba; „unterrichtete Männer, wiſſenſchaftlich gebildete Männer bieten ihm einen mannigfaltigen Verkehr und Austauſch der Gedanken — und er ſagt, er bedürfe das für ſeine literariſchen Arbeiten.“

„Und könnte er nicht in Rom daſſelbe finden?“

„Er findet Roms geiſtige Atmoſphäre allzu excluſiv,“ ſagte Colomba verlegen und ſetzte zögernd hinzu: „Er fühlt, daß ein trauliches Familienleben zwiſchen ihm und den Meinen unmöglich iſt.“

„Dein armer Vater und Reginald haben uns verlaſſen,“ entgegnete Miſtriß O'Connor mit tiefer Wehmuth. „Meine Vorwürfe fürchte Horburg nicht!“

„O meine Mutter!“ rief Colomba; „ich glaube, er würde weniger Deine Vorwürfe als Dein Schweigen fürchten. Er will nicht mit Großmuth behandelt ſein, weil darin eine Ueberlegenheit liegt.“

„Kind!“ ſagte Miſtriß O'Connor, „dann bleibt mir nichts übrig als den lieben Gott zu bitten, daß er Dein Herz an Sein heiliges Kreuz annagele. Nur da biſt Du mir ſicher genug.“

„Thue das, geliebte Mutter .... und Gott wird Dich gewiß erhören,“ ſagte Colomba ſanft und zärtlich.

So trennten ſie ſich und Colomba reiſte nach Florenz zurück. Horburg freute ſich ſehr ihrer Heimkehr; und auch ſie freute ſich. Es war ja ihr Platz neben ihm — und ſie verlangte ſo ſehr danach, in eine tiefere Lebensgemeinſchaft mit ihm zu treten, daß ſie in jedem Ausdruck von Liebe von ſeiner Seite einen Vorboten zu ſehen hoffte, der ein Erwachen ſeiner Seele verkünde. Durch ſeine literariſchen Arbeiten, welche der Zeitgeſchichte angehörten, hatte Horburg Intereſſe für geſchichtliche Studien bekommen, die ihn ſehr beſchäftigten. Sein Thätigkeitsbedürfniß, das ſich in ſeinem früheren Leben nach Außen und auf greifbare Dinge wendete, kehrte ſich jetzt mehr dem Kreiſe der Gedanken zu. Er ſuchte ſogar ſein längſtvergeſſenes Latein wieder hervor, um manche alte Quellen und Chroniken zu leſen. Colomba war mehr denn je auf ſich allein angewieſen und mußte zufrieden ſein, wenn ihr Mann Zeit fand, gegen Abend mit ihr einen Spaziergang durch die Cascinen (den großen öffentlichen Park bei Florenz) oder durch die Olivenhaine zum Kloſter von Mont Oliveto; — oder zum paradieſiſchen Kloſterhügel von S. Miniato zu machen. Sie las aber viel und dachte noch mehr, als ſie las. Umgang mit Frauen hatte ſie nicht. Die beſchränkten Geldmittel geſtatteten nicht, daß ſie in der Geſellſchaft, wohin ſie gehörte, ſtandesmäßig hätte leben können. Da ſie aber von Kindheit auf an die Zurückgezogenheit gewöhnt war, in welcher ihre Eltern ſich glücklich fühlten und in welcher ſie und Reginald fröhlich aufwuchſen: ſo ſpürte ſie nicht den mindeſten Trieb zu den Freuden des geſelligen Verkehrs — dieſem künſtlichen Surrogat und Zerſtörer des Familienlebens und der Häuslichkeit, ſobald er, wie heutzutage, ſtatt einer flüchtigen Erholung ein ſtehendes Bedürfniß wird.

„Ich mache Dir ein gar trauriges Leben, Colombella,“ ſagte Horburg, als ſie einmal durch die herrliche Cypreſſenallee nach S. Miniato hinaufgingen.

„Nur ernſt, nicht traurig!“ rief ſie lieblich.

„Der Jugend kommt der Ernſt gewöhnlich wie etwas Trauriges vor,“ verſetzte er. „Abwechſelung, Bewegung, neue Erſcheinungen, fremde Bilder erfreuen ſie, weil der Drang nach Wiſſen und Kennen in ihr liegt — und die Fröhlichkeit iſt ihr Element.“

„O das iſt nicht die rechte Fröhlichkeit, die nur von Außen und durch einen unbeſtimmten Trieb nach Zerſtreuung und Wiſſen angeregt wird!“ rief Colomba. „Froh in der Seele können wir bei allem Ernſt der äußeren Verhältniſſe ſein — und dieſe Fröhlichkeit geht nicht, wie ihre falſche Schweſter, mit Leichtſinn und Unbeſtändigkeit Hand in Hand.“

„Gute Colombella!“ ſagte er mitleidig.

„Warſt Du fröhlich, als Du ſo jung warſt wie ich und Alles hatteſt, wonach die unerfahrene Jugend ſtrebt und verlangt?“ fragte ſie.

„Ich! fröhlich? . . . Nein, Colombella, dieſe zwei Worte hab' ich nie zuſammengeſtellt! — Munter, ja ausgelaſſen luſtig, voll Scherz und Thorheit war ich — und zuweilen enthuſiaſtiſch aufgeregt; aber nicht fröhlich. Der Frohſinn iſt für den Menſchen, was der Frühlingshimmel voll Morgenroth und Lerchengeſang für die Natur iſt. Ich bin zu früh in die Mittagsgluth der Sonne gerathen . . . in das Getriebe der Leidenſchaften, außer mir, in mir. Davon wird man nicht fröhlich.“

„Sieh, wie gut Gott es mit mir meint, indem er mich durch Dich fernab von jenem gefährlichen Treiben hält!“ erwiderte ſie. „Ein ernſtes, ſtilles

Leben iſt doch gewiß viel ſchöner und, auf die Dauer, auch viel genußreicher, als ſo ein tumultuariſches. Es iſt wie dieſer Weg nach St. Miniato: bergan, durch eine Allee von dunkeln Cypreſſen; aber oben angelangt, ſchaut man in's Paradies, in's himmliſche — wovon das irdiſche doch nur ein ſchwacher Abglanz iſt."

Sie waren oben angelangt und ſetzten ſich auf den umgeſtürzten Stamm einer alten Cypreſſe. Colomba nahm ihren breiten Florentiner Strohhut ab, die Mailuſt wehte ihre ſchwarzen Locken von ihrer blüthenweißen Stirn zurück und färbte ihre zarten Wangen mit einem warmen Roſenhauch. Ihr Auge leuchtete über das wunderbar ſchöne Naturbild hin, das ſich vor ihr entfaltete. Der Charakter von Florenz iſt ganz der des italieniſchen Mittelalters, mit Mauern und Thürmen, mit Caſtellen und Zinnen, das Haus eine Feſte, die Stadt ein Kriegslager. Bewehrt und behelmt ſieht es aus, wie ein alter rüſtiger Kämpe, der in Sang und Sage fortlebt, während er ſich zur Ruhe niedergelegt hat an dem blumenreichen Arno und zu den Füßen von Santa Maria dei Fiori, mit dem lieblichen Namen und der majeſtätiſchen Kuppel, Brunelleſchis Meiſterwerk — die einſt Michel Angelo's Adlerauge ſo ſehr an Größe und Erhabenheit gewöhnte, daß ihm der noch kühnere Schwung der Kuppel von St. Peter zu Rom gelang. Das ganze Arnothal weit und breit um Florenz iſt wie ein liebliches Kind: es lacht Jeden an, der es anſchaut; die Natur und die Cultur haben es mit ihren Gaben überſchüttet. So ruht es bebaut, gepflegt, geſchmückt im weiten Schoß der Apenninen, die es begränzen wie ein ſchützender Wall und bei der reichen Beleuchtung des Südens in allen Farben des Regenbogens ſpielen.

Wie alle Menſchen von tiefer und zarter Empfindung, hatte Colomba ein offnes Auge und Herz für die Schönheit der Natur. Ihr Blick ruhte mit träumeriſcher Seligkeit auf dem entzückenden Bilde.

„Colomba!“ ſagte Horburg, „wenn Du ſo hineinſchauſt in dieſe Welt von Schönheit, durchrieſelt dann nicht eine unermeßliche Sehnſucht Deine Bruſt und möchteſt Du nicht glücklicher werden, als Du biſt?“

„Ja gewiß!“ ſagte ſie ſtill.

„Und wenn dieſer intenſive Wunſch, dieſer Athemzug Deines Herzens, der ebenſo unwillkürlich iſt, wie Dein Herzſchlag ſelbſt — wenn er nicht erfüllt wird — was dann, Colomba?“

„Dann lege ich ihn für mein Erdenleben in die Hand Gottes, meines himmliſchen Vaters — und hoffe um deſto feſter auf deſſen Erfüllung im ewigen Leben, denn Gott betrügt uns nicht .... und ſein Apoſtel hat uns verkündet, es ſei Denen, die Gott lieben, dereinſt eine namenloſe Seligkeit bereitet.“

„O Du glückliches, glaubiges Kind!“ ſeufzte er.

„Ja,“ ſagte Colomba, „jung, unerfahren und unwiſſend bin ich — und inſofern ein Kind. Wenn Du aber meinſt, der Glaube mache mich zum unwiſſenden Kinde — oder ich ſei ein ſolches, weil ich glaube: ſo irrſt Du, lieber Rudolf. Der Glaube macht die großen Menſchen, die großen Seelen, die großen Charaktere; — der Unglaube macht kindiſch.“

Sie erſchrak über dieſe unwillkührliche Aeußerung, aber Horburg beachtete ſie nicht und fragte:

„Warum legſt Du dem Glauben die Kraft bei, große Menſchen zu bilden?“

„Weil der Glaube die Seele in eine übernatürliche Gemeinſchaft des Lebens mit Chriſtus bringt — und die wahre Größe von Ihm ausgeht; denn Er iſt das Ideal für alle und jede Vollkommenheit, und Er gibt die Kraft, es zu erſtreben.“

„O Kind, wie viel große Männer, die Chriſtus nicht kannten, nicht glaubten!“

„Nach der Ordnung der Natur, durch ſeltene natürliche Eigenſchaften und im Sinn und nach dem Geſchmack der Welt — ja, das iſt richtig, da können ſie groß ſein. Aber ganz gewiß fehlte dann immer in ihrer Seele ein Etwas — und das war denn auch der Punkt, wo ſie nicht groß, ſondern zuweilen erbärmlich waren und ihre Kraftloſigkeit offenbarten. Ohne

Ideal — keine wahre Größe der Menſchenſeele — und ohne Chriſtus kein wahres Ideal."

„Auf Deinem Standpunkt haſt Du recht," ſagte Horburg; „aber — iſt er der richtige?"

„Prüfe ihn mit aller Schärfe des Verſtandes, mit aller Einſicht der Intelligenz, mit aller Gewiſſenhaftigkeit des Herzens!" rief ſie lebhaft und freudig.

„Ja, ja! es ſoll geſchehen, Colombella! .... nur nicht in dieſem Augenblick, wo mich die Florentiniſche Geſchichte ſo ungemein beſchäftigt," entgegnete er.

Colomba ſchwieg, um ihren Mann weder zu ermüden noch zu reizen; aber ſie faltete ſtill die Hände und bat für ihn um den guten Willen für himmliſche Dinge, dem die Gnade nie fehlt.

Ein heller Glücksſtern ging ihr auf, als ſie Mutter wurde. Nicht bloß übertrug ſie auf die kleine Heliade alle Zärtlichkeit ihres Herzens, ſondern ſie hoffte auch, durch dies Kind einen neuen Weg zur Seele des Vaters zu finden. Es ſchien ihr unmöglich, die Pflichten eines Vaters zu erfüllen ohne Gott und ohne Glauben. Horburg hatte eine unausſprechliche Freude an der Kleinen; er gab ihr den alten Namen Heliade, der in ſeiner Familie gebräuchlich war. Er wollte ſie zu einem Genie heranbilden; — Colomba zu einer Heiligen. Einſtweilen war Heliade wie jedes andere Kind.

Colomba's Hoffnung bezüglich ihres Mannes erfüllte ſich durchaus nicht. Im Gegentheil! er widmete ſich den Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mit erhöhtem Eifer, der ſeinen Grund nicht bloß im wiſſenſchaftlichen Intereſſe hatte. Die Bedürfniſſe der Familie vermehrten ſich in dem Maß, als Heliade heranwuchs. Und nicht nur die Gegenwart — auch die Zukunft erfüllte ihn mit Sorgen. Er war um ein halbes Jahrhundert älter als ſeine Tochter, ſo daß er nach dem Lauf der Natur viele Jahre vor ihr und ihrer Mutter aus dieſem Leben ſcheiden mußte. So wie das geſchah, verfielen Beide der vollkommenen Armuth, da das Jahrgeld, das er durch ſeine Apoſtaſie ſich erworben hatte, mit ſeinem Tode erloſch. Colomba hatte freilich dereinſt das kleine Vermögen ihrer Mutter zu erwarten; aber obſchon die ganze Familie O'Connor davon gelebt hatte, ſo war dies doch nur möglich in der Vigne am Coelius und gab nicht eine Exiſtenz, wie er ſie für ſeine Wittwe und Tochter wünſchen mußte. Ueberdas war Miſtriß O'Connor kaum ſo alt wie er. Dieſe Gedanken marterten ihn! Arbeit wurde ihm mehr und mehr eine Zerſtreuung von quälenden Vorſtellungen und Quelle einigen Erwerbes. Zuweilen ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, durch ſeine Feder zu Vermögen zu gelangen, wenn er nur in Deutſchland und in näherer Verbindung mit dem deutſchen Buchhandel ſein könne. In ſeiner jetzigen Entfernung und Entfremdung von Deutſchland war dieſe Täuſchung zu verzeihen! — Seine beiden erſten Werke, lebhaft und einfach eigene Erinnerungen erzählend, waren beifällig aufgenommen. Minder ein drittes, in welchem er einige Florentiniſche Lebensbeſchreibungen gab, die mit der etwas breiten Feder, welche man in Italien liebt, gezeichnet waren und in Deutſchland wenig Intereſſe erregten. Er meinte, er werde ſich beſſer mit dem deutſchen Geiſt, deſſen Anſchauungsweiſe und deſſen Bedürfniſſe in Harmonie ſetzen — und dieſe würde auf ſeine Arbeiten Einfluß üben, wenn er Florenz verließe und in die deutſche Heimath überſiedelte. Vielleicht wäre dann auch eine Verſtändigung mit ſeine[illegible]tter zu ermöglichen, daß wenigſtens ein Theil ſeines Jahrgeldes nach ſeinem Tode auf Frau und Kind überginge. Doch war dieſe Hoffnung ganz ſchwach und die Sache mußte mit der höchſten Vorſicht von ſeiner Seite betrieben werden, damit Colomba nie und nimmer erfahre, welcher trüben Quelle die Subſiſtenzmittel der Familie entfloſſen. Er kannte ſie genug, um zu wiſſen, daß ſie lieber den Hungertod leiden, als von dem Judasgelde leben würde. Und als dieſe Ueberzeugung ihm klar geworden war, da trat aus ihr ein Stachel hervor und berührte ſein Gewiſſen — zuerſt ganz leicht, nur die Oberfläche ritzend. Sie würde mich verabſcheuen — dachte er zuerſt bei ſich ſelbſt; und dann mich verachten — dachte er weiter; und ſie hätte ein Recht dazu — dachte er endlich; denn es iſt niederträchtig, eine religiöſe Ueberzeugung zu verkaufen. Und obſchon ich keine hatte, ſo war es doch nicht weniger niederträchtig, eine andere Ueberzeugung zu erheucheln oder vorzugeben.

So ſprach das Gewiſſen zu Horburg — und er mußte ſein Ohr dagegen verſtopfen, denn wovon ſollte er mit den Seinen leben, wenn er zurücktrat zur alten Kirche? Sein Vetter wußte nur zu gut, weshalb der alte Herrnhuter das Jahrgeld ausgeſetzt habe, um nicht in der Intention des Onkels einen Vorwand zu finden, dem unglücklichen Ueberläufer die Penſion zu entziehen. Nein! nie ſoll es dahin kommen! ſprach Horburg zu ſich ſelbſt; — nie ſoll ſie es erfahren ... und nie Heliade! Ueberdas hatte ich keinen Glauben .... konnte alſo auch keinen verleugnen .... und das Jahrgeld hab' ich nöthig für Weib und Kind. Die zu erhalten iſt meine erſte Pflicht! —

Wenn Colomba im Verlauf eines innigen Geſprächs ihn ſanft fragte, ob er nicht ihren religiöſen Standpunkt ſeiner gründlichen Prüfung unterziehen wolle, wie er es ihr einſt zugeſagt; ſo antwortete er:

„Mit der Zeit, Colombella! .... Das iſt ein Gegenſtand, der ungeheures Studium erfordert. Um ihn zu erſchöpfen, müßte man die Religionsſyſteme aller Völker — und zwar in der Urſprache, nicht in armſeliger Ueberſetzung kennen lernen .... namentlich die indiſchen, egyptiſchen und perſiſchen."

„Aber darüber vergeht ein Menſchenleben!" rief Colomba traurig.

„Vielleicht gäbe eine ſolche Forſchung das Reſultat einer Ur-Religion, oder Ur-Offenbarung, welche dann weiter beweiſen würde, daß alle Religionsſyſteme einen gemeinſamen Grund in einer Ur-Wahrheit haben und folglich weit mehr verwandt ſind, als man geneigt iſt anzunehmen. Und daraus ließe ſich leicht der Schluß ziehen, daß die Glaubensformen nach Epochen und Völkern wechſeln. Iſt es aber dieſen geſtattet, ſich die Form zu wählen und auszubilden, die ihnen homogen iſt: ſo muß das Individuum daſſelbe Recht in Anſpruch nehmen dürfen — umſomehr, als die Einzelnen immer der großen Maſſe voraus ſind, und dann, Colombella, wäre dasjenige erwieſen, wovon ich ſchon jetzt die Ueberzeugung habe, daß mein Standpunkt zur Anſchauung religiöſer Dinge gerade ſo richtig iſt, als der Deine."

„Es kommt aber nicht auf bloße Anſchauungen an!" rief Colomba; „ſondern auf Handeln und Sein, auf Grundſätze für die Zeit, auf Ziel für die Ewigkeit — auf Rettung unſerer Seele ... Rudolf! auf Rettung Deiner Seele. Das Alles lehrt Dich der Glaube, von welchem Chriſtus geſagt hat: „Wer glaubt und getauft iſt, der wird ſelig werden" — und den die Apoſtel in Seinem Namen und Auftrag bis zur heutigen Stunde verkündigen — und Du willſt die Wahrheit der Offenbarung bei Indiern und Perſern ſuchen!"

„Die indiſche Trimurtis und die Trias-Götter der Egypter haben doch etwas, das an die Trinitätslehre erinnert," entgegnete Rudolf.

„Ja . . . . wie die Carricatur an das Ideal!" ſagte Colomba ſchnell; — „wie jener Apollokopf, der copirt — und dieſe Copie wieder copirt wird und ſo fort, bis die vierundzwanzigſte Copie — ein Froſchkopf iſt! Wird die Lehre nicht göttlich rein bewahrt, wie ſie göttlich rein offenbart iſt: ſo thun menſchlicher Verſtand, Phantaſie, Klügelei nach und nach ſo viel hinzu, daß aus der Lehre von der Trinität eben ſo richtig eine Trimurtis wird, wie aus dem Apollo- ein Froſchkopf. Da nun die Offenbarung nirgends rein erhalten iſt als da, wo eine göttliche Autorität ſie ſchirmt: ſo gucken außerhalb der chriſtlichen Kirche — Froſchköpfe aus allen Religionsſyſtemen hervor, während uns der Eingeborene Sohn des ewigen Vaters entgegenſtrahlt."

„Das Alles müßte ergründet werden, Colombella! . . . . das koſtet Zeit . . . . und für den Augenblick bin ich ſehr beſchäftigt mit der Ueberſetzung von Manzoni's „Promessi Sposi" in's Deutſche."

„Armer Rudolf! wie ſchwer machen wir Dir das Leben!“ ſagte Colomba zärtlich.

Ach! nicht die Arbeit drückte ihn! ſie war ihm willkommen als Ausrede und als Zerſtreuungsmittel gegen quälende Gedanken. Seine freie Zeit wendete er auf Heliade. So lange ſie ganz klein war, ſpielte und ſcherzte er mit ihr; als ſie etwas älter wurde, unterrichtete er ſie. Das war ſeine Erholung, ſeine Freude. Wie ihn früher Colomba's Seelenfriſche labte, ſo jetzt Heliade — und umſomehr, als er ihr gegenüber weniger egoiſtiſch war. Suchte er den Geiſt des Kindes zu wecken und zu entwickeln, ſo ſtand Colomba ebenſo ſorgſam neben Heliade, um ihrer Seele die Richtung auf das Himmliſche zu geben und das Kind, einſam zwiſchen Vater und Mutter lebend, rankte ſich zu Beiden hinan, wie eine Rebe, die ſich von einem Baum zum andern ſchlingt. Colomba vermied den Fehler, den ihre vortrefflichen Eltern bei ihrer Erziehung nicht vermieden hatten: ſie erzog Heliade nicht für dieſen oder jenen Stand, nicht für einen beſtimmten Platz in der Welt, ſondern ſo, daß Heliade ihre Beſtimmung darin finde, im Willen Gottes zu leben, zu handeln, zu denken; das ſollte ihr, ſowohl nach Innen als nach Außen, die Grundlage einer ſtarken ſittlichen Freiheit werden. Horburg wunderte ſich zuweilen im Stillen, wie die ſchmiegſame Colomba von unüberwindlicher Feſtigkeit ſein konnte, um Heliade wieder und immer wieder in ihrem eigenen Willen zu bekämpfen — und nach der Art mancher zärtlichen Väter ſchien ihm, daß die Mutter zu viel verlange. Machte er eine derartige Aeußerung, ſo entgegnete Colomba ſanft:

„Das weibliche Geſchlecht kann nie zu früh und nie zu viel in der Selbſtverleugnung geübt werden. Sie iſt das ſicherſte Gegengewicht gegen unſere feine, reizbare, allen Affecten offene Naturanlage. Im kindlichen Gehorſam lernen wir ihre Anfangsgründe und dann, aber auch nur dann — kann ſie ſich allmälig bis zu jenem ſtillen Heroismus, den das ſpätere Leben zuweilen von dem Weibe fordert, ſteigern.“

„Du haſt Recht,“ ſagte er; „und ein in dieſer Weiſe entwickelter Charakter wirkt auch günſtig auf den Geiſt; denn jede beharrliche geiſtige Thätigkeit iſt Arbeit — und oft ſehr mühſame Arbeit, die viel Selbſtverleugnung erheiſcht.“

Dennoch hätte er Heliade mehr nach ihrer Laune oder nach ſeinen Eingebungen des Augenblicks leben laſſen, während Colomba nie vergaß, daß ſie für die Seele ihrer Tochter dereinſt eine ſchwere Rechenſchaft ablegen müſſe. Folglich ging ſie mit einer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke, welche unerreichbar für Alle iſt, die an kein ewiges Leben mit ſeinen gerechten Vergeltungen glauben.

Immer mehr reiſte Horburg's Entſchluß der Ueberſiedlung nach Deutſchland. Manzonis „Verlobte“ wurde lange zuvor geleſen und bewundert, ehe er mit ſeiner Ueberſetzung fertig war. Aehnlich ging es ihm mit ſpäteren Arbeiten: entweder war der Gegenſtand bereits behandelt — oder er traf ein Thema, das im Norden der Alpen nicht ſo anſprechend war, als im Süden. Sein ſchriftſtelleriſches Talent war nicht erſter Ordnung. Wie man von Garrik erzählt, er habe das Alphabet mit einem ſo wunderſam tragiſchen Ausdruck ſprechen können, daß die Zuhörer darüber Thränen vergoſſen: ſo beſitzen einzelne ſeltene Federn die Macht, durch ihre Originalität den Leſer zu bezaubern und einem minder intereſſanten Thema durch lebendige Darſtellung, Feinheit des Ausdrucks, Schärfe der Beobachtung, oder worin ſonſt ihre Magie beſtehen möge, Reiz zu verleihen. Eine ſolche Feder führte Horburg aber nicht. Folglich war es für ihn von großer Wichtigkeit, Gegenſtände und Richtungen genau zu kennen, mit welchen ſich das Publikum eben beſchäftigte oder mit welchen es durch einzelne Coryphäen eben bekannt gemacht wurde; denn das Thema ſollte ihn tragen. Bis er in Florenz dieſe Kunde erhielt und er ſich in den Gegenſtand hineingearbeitet hatte, war die größere Theilnahme vielleicht ſchon wieder erkaltet. Ueberdas fehlten ihm in Florenz deutſche Bücher, Zeitſchriften, Journale, wovon immer nur Weniges und langſam über die Alpen kam; — denn der Umſchwung, welcher durch die vervielfältigten Verbindungsmittel jede Art des Verkehrs ſteigert, war vor einigen dreißig Jahren noch nicht eingetreten. Ueberdas konnte ſich Horburg des Wunſches nicht erwehren, ſeine Heliade nach Deutſchland zurückzubringen und ihre Zukunft dort begründet und geſichert zu ſehen. Er für ſeine Perſon hatte keine beſondere Sympathie für Deutſchland. Die cosmopolitiſche Richtung der Deutſchen wäre wohl nach ſeinem Geſchmack geweſen, da ſie ſich ſehr gut mit dem weitläuftigſten Individualismus verträgt; — aber er fand ſie zu kleinſtädtiſch und ſpießbürgerlich: das langweilte ihn, ſo lange er jung war. Aber jetzt war er alt, jetzt lebte er in geordneten Verhältniſſen, jetzt dachte er an die Zukunft eines geliebten Kindes: da ſtieg auf einmal das gute alte Deutſchland im Preiſe. Doch zögerte er, dieſe Abſicht ſeiner Frau mitzutheilen. Für ſie war Italien die Heimath und Deutſchland ein faſt ſchauerlich unbekanntes Land mit fremder Sprache, fremden Sitten, fremder Natur — rauh, ernſt, kalt. Das ſagte ſie auch, als Horburg doch endlich mit ſeinem Vorſchlag hervortrat. Doch fügſam in allen Dingen, die nicht gegen Glaube und Pflicht waren, überließ ſie ihrem Mann die Entſcheidung. Ihm wurde Italien verleidet durch die revolutionären Stürme, welche es ſeit dem Jahr 1830 durchbrauſten, und gaben ſich auch ähnliche Erſchütterungen in Deutſchland kund, ſo glaubte er doch mehr an die Beſonnenheit des deutſchen Charakters, aus welcher dann naturgemäß die Ueberlegung hervorgeht und den revolutionären Tendenzen entgegentritt. Es lag damals noch nicht ſo klar wie jetzt zu Tage, daß geheime Geſellſchaften und Geheimbünde ein großes unſichtbares Netz über Europa ausſpannen, worin ein beträchtlicher Theil der Menſchheit, — Manche gefangen ohne es zu wiſſen — zerſtörenden Zwecken dienen. Die Thätigkeit der ſchlechten Preſſe gegen jede höhere Richtung des Menſchen, gegen Glauben, Sitte und Moral — ihre ſyſtematiſche, beharrliche Arbeit, um das Urtheil zu verfälſchen, die Einſicht zu trüben, die Leidenſchaften aufzuſtacheln, wenn es ſich um Perſonen, Inſtitutionen, Lehren und Verhältniſſe handelt, die mit chriſtlichen Grundſätzen zuſammenhängen — ihr raſtloſes Bemühen, das Chriſtenthum mit ihrem giftigen Athem anzuhauchen und es dann ſo darzuſtellen, als ginge der Gifthauch vom Chriſtenthum aus — ihr Streben, die Menſchheit zu verdummen und zu verthieren — ſtand noch nicht in jener offenkundigen Blüthe, wie heutzutage. Horburg, wie ſo manche Männer, die ein ſtürmiſches Leben hinter ſich haben, wollte möglichſt in Ruhe ſeine ſpäteren Jahre hinbringen, und da das bei den italieniſchen Convulſionen nicht möglich war, ſo wendete er ſich dahin, wo er die größten Garantien für friedliche Zuſtände erhoffte. Er wählte Dresden zum Wohnort, weil er den Aufenthalt in Norddeutſchland für ſeine literariſchen Pläne als Mitarbeiter von Zeitſchriften am geeignetſten fand. Ueberdas war die Gegend freundlich und das materielle Leben nicht koſtſpielig. Im Spätjahr 1831 langten ſie dort an und bezogen den Pavillon im Großen Garten, weil ſoeben auch das friedliche Dresden der Schauplatz einer revolutionären Bewegung — und die ganze Familie froh war, dieſe ruhige Unterkunft zu finden.

Mit welchen Gefühlen Colomba Italien verließ, beſchreiben Worte nicht. Sie mußte ſich von Allem losreißen, was mit ihrem Herzen verwebt war. Sie kannte nicht eine umherſtreifende und nach Außen bewegliche Exiſtenz. Sie kannte nur Rom und Florenz und Florenz und Rom — und den Weg, der gleichſam die Axe dieſer beiden Pole ihres Lebens war, und ſie hatte nicht den mindeſten Wunſch, etwas Anderes kennen zu lernen, da es ja unmöglich etwas Schöneres ſein konnte. Wenn auch in Pauſen von etlichen Jahren — zuweilen konnte ſie doch die geliebte Mutter beſuchen und die lieben Erinnerungen der erſten Jugend im Häuschen am Monte Celio auffriſchen und wieder einmal Kind ſein und ſich ſo lieben laſſen, wie eben nur die Mutter das Kind liebt. Jede andere Liebe in den menſchlichen Verhältniſſen wird mit Opfern bezahlt; die Mutterliebe nicht. Das Kind iſt eben das Kind; es nimmt Opfer hin; es bringt ſie nicht. Sei es, wie es wolle — die Mutter liebt es. Ach, würde es je möglich ſein, von Dresden aus nach Italien zu reiſen, bei beſchränkten Geldmitteln die große Entfernung! — Und bitter wie die Trennung von der Heimath und von der Mutter, ſo war auch die von dem Vater ihrer Seele — wie ſie Pater Generoſo nannte. Er hatte ihren Fuß auf den Weg des Glaubens geſtellt, den der geheiligte Wille feſthält und der weit über der Sphäre kindlicher Gewohnheit, andächtiger Uebungen und frommer Gefühle liegt. Er war während ſiebzehn Jahren ihr Führer auf dieſem Wege, deſſen unſichtbare Dornen nur Gott kannte — und er! Die ganze Erziehung ihrer Seele für's ewige Leben hatte er mit einer Weisheit gemacht, die ihr immer himmliſcher erſchien, je mehr ſie im Stande war, den Unterſchied zu würdigen, der die Affecte von den Tugenden trennt. Dieſen heiligen Freund und Rathgeber mußte ſie verlaſſen mit der Gewißheit, ihn nie wiederzufinden und nirgends vollkommen erſetzen zu können! Pater Generoſo war am Ende ſeiner Laufbahn; auf den Abſchied von ihm folgte kein Wiederſehen hienieden. Und dies Alles mußte Colomba opfern nicht in der erſten Jugend, wo das Weib ſo bereitwillig und leichten Sinnes dem geliebten Mann über Land und Meer in ſeine Heimath folgt, ſondern zu einer Zeit, wo die elaſtiſche Tragkraft der Jugend gebrochen war und ihr die Ueberſiedelung in ſo ganz fremde unbekannte Umgebungen grenzenlos ſchwer machte. Dennoch lag ihr tiefſter Kummer in dem Gedanken, daß ſich proteſtantiſche Einflüſſe auf Horburg geltend machen könnten. Seine Seele wieder zu gewinnen für den heiligen Glauben, den ſie verloren und verlaſſen hatte, war der Polarſtern ihres Lebens, der ihr jetzt mehr als je umwölkt vorkam.

Heliade freute ſich auf das Neue, das Unbekannte, das immer einen hohen Reiz für die Jugend hat, die ſo gern kennen und wiſſen mag und nicht ahnet, welche Gefahren um dieſen magiſchen Drang ſchweben. Heliade war nicht umſonſt die Tochter ihres Vaters, war raſtlos, beweglich wie er in ſeiner Jugend; weil ſie aber auch die Tochter ihrer Mutter war, ſo nahm die innere Flamme eine andere Richtung. Einſam bei ihren Eltern aufgewachſen, war Heliade bei zwölf Jahren einerſeits ein vollkommenes Kind gänzlichſt unberührt von Allem, was Welt iſt, andererſeits ernſt und klug weit über ihre Jahre hinaus. Sie kannte und theilte die Sorgen ihrer Mutter um die Glaubensloſigkeit ihres Vaters. Colomba hatte dem Kinde die Wahrheit geſagt, wenn es fragte, weshalb der Vater nichts von dem Allen thue und beobachte, was die Mutter thue und von ihr verlange. Colomba ſagte mit Thränen im Auge:

„Dein Vater theilt nicht unſern Glauben, Heliade, und weil das ein unbeſchreibliches Unglück iſt, müſſen wir ihn unbeſchreiblich lieben und Gott bitten, daß er ihm unſern Glauben ſchenke."

„Das wollen wir thun!" ſagte die energiſche Heliade, damals ein Kind von fünf Jahren, und ſo tief ſenkte ſich dies mütterliche Wort in ihre kleine Seele, daß ſie zu verſtehen ſchien, wie die Liebe mit ihren heiligen Waffen berufen iſt, das zu beſiegen, was der Gnade Widerſtand leiſtet.

Als ſie älter wurde, tröſtete ſie oftmals Colomba und ermuthigte ſie, wenn dieſe Anwandlungen von Verzagtheit über Horburgs Seelenzuſtand hatte. Ihre Tröſtungen entſprangen nicht aus der oberflächlichen Sorgloſigkeit um himmliſche Dinge, welche der Kindheit eigen iſt und allzuoft von ihr in's ſpätere Leben übertragen wird; — ſie hatten ihren Grund in dem unerſchütterlichen Vertrauen, das aus einer feurigen Liebe entſpringt. Oftmals zitterte Colomba, wenn ſie die außerordentliche Liebeskraft in Heliadens Herz wahrnahm, denn wenn ſie ſich nicht auf einen Gegenſtand wendete, der ihrer werth war — welchem Schickſal ging dann ihr Kind, ihr einziges, entgegen!… beſonders dann, wenn es etwa die Mutter früh verlieren und allein neben dem glaubensloſen Vater bleiben ſollte! In Italien hätte Heliade für dieſen Fall ihre Großmutter in der Nähe gehabt — aber in Deutſchland fehlte ihr jede Stütze! — So büßte Colomba für den Leichtſinn ihrer Jugend durch ein Leben voll bitterer Sorge und tiefen Kummer. Aber ſie nahm willig dieſen Schleifſtein ihrer Seele an, weil er ſie übte in der vollkommnen Liebe, die kreuzbeladen dem Gekreuzigten folgt. Horburg hatte auch ſeine bittern Sorgen, ja, noch tiefere, denn im Gewiſſen nagte ein Wurm; da er aber das Geheimniß des Kreuzes verachtete, ſo ſpürte er nur Druck und Laſt — doch nicht den läuternden Segen des heiligen Schleifſteins. Darum ſtanden Beide in ihrem innerſten Weſen von einander getrennt. Das war die Nemeſis! ſie hatten ſich gegen den Willen Gottes und gegen den Willen der Eltern verbinden wollen; — ſie hatten ſich verbunden in Frevel und Leichtſinn; — jetzt waren ſie verbunden .... und Sternenweiten trennten Seele von Seele! Colomba hatte den Glauben bewahrt und richtete ſich von ihrem Sturz wieder auf am Kreuz; Horburg hatte den Glauben aufgegeben und gab ſein Leben und Streben der Beſtimmung durch äußere Verhältniſſe hin, die ihn nicht aufrichteten.

In Dresden ging es durchaus nicht ſo, wie er gehofft hatte. Jung-Deutſchland und Hegelianismus bemächtigten ſich der Preſſe. Mit ihnen zu gehen war für Horburg unmöglich. Jung-Deutſchlands entſittlichten Liberalismus hatte er vierzig Jahre früher in Frankreich durchgemacht und erkannt, daß derſelbe zur Guillotine führte und nur durch Napoleoniſche Despotie überwunden werden konnte. Und den Atheismus in ein Syſtem zu bringen, wie Hegel und deſſen Schüler es thaten, um dann den Menſchen ohne Gott in ſich ſelbſt zum Gott zu verwandeln — dieſe armſelige Taſchenſpielerei konnte ihn weder blenden noch verlocken, da er ohne Philoſophie und ohne Syſtem, nur ſeinen Leidenſchaften, Neigungen und Sympathien zügellos folgend, zu demſelben Reſultat gekommen war. Er fand weder Beſchäftigung noch Theilnahme. Die revolutionäre Strömung, die er in Italien verlaſſen hatte und die in Frankreich, in Belgien, in Polen herrſchte und Deutſchland mit einem flammenden Gürtel umgab, kam zu verſchiedenen Ausbrüchen auf deutſchem Boden und unterwühlte ihn. Horburg bedauerte im Herzen ſeine Ueberſiedelung. Aber was war zu machen? Die Reiſe hatte ſo viel gekoſtet, daß an eine Rückreiſe gar nicht zu denken war, wenn ſich nicht unerwartete Hülfsquellen eröffneten. Horburg ſchrieb, um nicht ganz unbeſchäftigt zu ſein, publiciſtiſche Aufſätze aus dem Italieniſchen und Franzöſiſchen für Zeitſchriften; — ſie wurden aber ſchlecht bezahlt, wie alle Ueberſetzungen. Fleißig beſuchte er die Bibliothek und ſein alter Gedanke, die Ur-Religion zu ſuchen, wurde wieder in ihm lebendig. Da er aber die orientaliſchen Sprachen nicht kannte, ſo begann er die lateiniſchen Kirchenväter zu ſtudiren und zugleich bei einem gelehrten Rabbiner hebräiſch zu lernen.

Als Colomba von dieſen Studien Kunde erhielt, bebte ihr Herz vor Freude. Es war die erſte Freude, die ihr in Deutſchland zu Theil wurde. Sie bemerkte, daß Horburg immer ernſter, ſchweigſamer, ja ſchwermüthig wurde. Seine hohe Geſtalt, die er noch immer ſtolz und aufrecht getragen hatte, beugte ſich; ſein volles dunkles Haupthaar trug freilich ſchon längſt den Reif des vorwinterlichen Lebens: jetzt trat der Winter ein und beſtreute es mit Schnee. Angſthaft ſah Colomba dieſe Veränderung: welche Seelenkämpfe riefen ſolche Erſcheinungen hervor? was war ihr Beweggrund? wo war ihr Ziel und Ende? . . . Oder machten nur die Jahre ſich geltend? Er äußerte ſich weder über ſeine Studien noch ſeine Gedanken noch ſeine Abſichten. Er ſcherzte auch nicht mehr ſo viel wie ſonſt mit Heliade und übertrug deren Unterricht meiſtentheils an Colomba.

„Du mußt Deinen Vater erheitern und zerſtreuen, Heliade!“ ſagte Colomba; „es ſcheint mir, als beſchäftige er ſich mit Büchern, die ihm einen übertrieben ernſten Eindruck machen.“

„Ich habe es auch ſchon bemerkt,“ ſagte Heliade; „er iſt hier ganz anders als in Florenz.“

„Er hat wohl nicht Alles ſo gefunden, wie er es ſich vorſtellte. Wenn er nur nicht krank wird in dieſem rauhen Winter.“

„O nein!“ rief Heliade tröſtend, „der Winter iſt nicht rauh, nur kalt .... und das gefällt mir .... der ſchöne weiße Schnee, das blanke Eis .... ich hoffe, das wird ihm nicht ſchaden! ... Aber Du huſteſt, Mama!“ .... und ſie heftete mit zärtlicher Beſorgniß ihr großes, liebeſtrahlendes Auge auf Colomba.

Mutter und Tochter führten zuſammen ein Einſiedlerleben zu Zweien. Mehr denn je waren ſie auf ſich ſelbſt angewieſen und beſchränkt. In Florenz hatte kein ſtrenger Winter ſie von der freien Natur abgeſperrt, deren Schönheit ihnen immer neuen Genuß bot, wenn ſie Arm in Arm an den Ufern des Arno wandelten. Colomba's Geſundheit ertrug ſchwer das ungewohnte nordiſche Klima; es feſſelte ſie dermaßen an ihre Wohnung, daß ſie ſich nur Sonntags zum Gottesdienſt in die Stadt begeben konnte. Aber ſchweigend und klagelos brachte ſie ihr Opfer und war nur darauf bedacht, Heliade fröhlich und heiter zu erhalten, um durch ſie auf ihren Mann zurückzuwirken. Das erſte gelang ihr: Heliade war fröhlich, wie die Unſchuld iſt — wie die Lerche im Frühling, die ſich ſingend zum Morgenhimmel erhebt, und je höher in den blauen Lüften ſchwebend, deſto heller ihr Sang, der ſogleich verſtummt, wenn ſie auf den Erdenboden zurückkehrt. Heliade war glücklich durch die zärtliche Liebe zwiſchen Mutter und Tochter — eine Liebe, welche durch die zarte Seelenſorge um den Gatten und Vater ein eigenthümliches Gepräge von trauter Freundſchaft bekam und Heliade daran gewöhnte, ihr lebhafteſtes Intereſſe den übernatürlichen Gütern zuzuwenden. Des Vaters Ernſt und Schweigſamkeit ſtörte und drückte ſie nicht; ſie ſah darin nur eine Aufforderung, ihn zu erheitern.

Der kleine Salon des Pavillons war das Familienzimmer, in welchem ſie immer beiſammen waren. Da ſtand ein Tiſch mit Horburgs Schreibereien — und ein anderer Tiſch, an welchem Colomba und Heliade laſen, ſchrieben, zeichneten und arbeiteten. An den Wänden hingen kleine Büchergeſtelle in ſtarken Schnüren. So einfach die Einrichtung, war doch der Eindruck gemüthlich gerade durch dieſen Charakter von ſchlichter, edler Häuslichkeit.

„Aber, lieber Papa, jetzt haſt Du ganz gewiß genug ſtudirt!“ ſagte Heliade eines Abends zu Herr von Horburg, indem ſie leiſe aufſtand, den Arm um ſeinen Nacken und die Hand auf das Buch legte, worin er las.

„Man ſtudirt nie genug, liebes Kind," ſagte Herr von Horburg, lehnte ſich im Stuhl zurück und ſah ſie freundlich an.

„Nie genug für Dich, Papa! aber für mich iſt es ſchon zu viel. Die Augen ſind mir vor Schläfrigkeit ſo klein wie Pfefferkörner geworden."

„So gehe ſchlafen, mein Kind!"

„O Papa, nein! dann ſäße Mama ganz allein und ſtill wer weiß wie lange da! Wenn ich hier bin, kann ſie doch zuweilen mit mir ſprechen . . . ganz leiſe und heimlich, um Dich nicht zu ſtören. Aber das iſt doch beſſer, als gar nicht ſprechen."

„Meinſt Du?" fragte er lächelnd.

„Meinſt Du nicht, Papa?" fragte ſie ſehr erſtaunt.

„Was haſt Du denn heute geleſen, Heliade?"

„Etwas, das mir die größte Freude gemacht hat, Papa! nämlich: nicht die Angelſachſen, — die Iren ſind es, die zu den germaniſchen Völkern der Franken, der Alemannen, das Licht des Chriſtenthums gebracht haben. Die heiligen Columban, Fridolin und Gallus waren Iren und bekehrten den Elſaß, Schwaben und die Schweiz, und das war über hundert Jahr früher, als der Angelſachſe Winfried-Bonifacius die Sachſen und Heſſen bekehrte.

„Und warum freut Dich das ſo ſehr, Heliade?" fragte Herr von Horburg ſanft und traurig.

„Weil die Glaubensboten aus Mama's Land in Dein Land gekommen ſind,“ ſagte ſie eifrig.

„Gutes Kind!“ ſagte Herr von Horburg und ſtreichelte mitleidig Heliadens zarte Wangen.

„Und St. Columban iſt Mama's Schutzpatron, ſie heißt ja Colombo,“ fuhr Heliade fort; — „und die Legende erzählt ſo liebliche Dinge von Columban! Wenn er in den wilden Wald ging, flohen vor ihm die Wölfe und Bären; die Vögelchen aber umflatterten ihn und ſangen dazu, als ob ſie froh wären, ihn zu ſehen — und die ſcheuen Eichhörnchen kamen von den Bäumen herab, kletterten auf ſeine Schulter und ſchauten ihn vertraulich an. Die reißenden Thiere hatten Furcht vor ihm, die unſchädlichen Zutrauen — da muß doch wohl etwas vom lieben Gott in ihm geweſen ſein! — Das habe ich Alles heute geleſen . . . . deutſch geleſen und engliſch aufgeſchrieben! Mama ſagt: Erträglich; aber noch lange nicht gut. Nicht wahr, Mama?“

Am andern Tiſche ſaß Frau von Horburg, eine Erſcheinung von krankhafter Zartheit, beträchtlich jünger als der Gemahl, aber gleich ihm mit einem tieftraurigen Ausdruck, nur gemildert durch unausſprechliche Sanftmuth. Sie hatte, während Heliade ſprach, ihre Handarbeit in den Schooß ſinken laſſen, ſtützte den Arm auf den Tiſch und die Wange auf die Hand und blickte mit ein Paar unvergleichlich ſchönen ſchwarzen Augen — iriſchen Augen, celtiſchen Augen, die nichts Europäiſches haben — auf ihre Tochter und deren Vater, die ſich zu einander verhielten wie die Alpenroſe neben einem Felſen. Ihr rabenſchwarzes Haar hob die Marmorbläſſe ihres Angeſichts, ihrer Hand, noch mehr hervor und ihre Augen lagen tiefer in den ſchön geſchnittenen Höhlen und ihre Schläfen waren tiefer eingeſunken, als es in ihrem Alter zu ſein pflegt. Ihre ganze Erſcheinung verrieth, daß ein Wurm heimlich an ihr nage; — war das nur Seelenſchmerz? . . . . oder der Todtenwurm?

Auf Heliadens Frage antwortete ſie nur durch ein liebreiches Lächeln. Heliade bemerkte aber, daß ihre Legende vom hl. Columban ihren Vater nicht ſehr beſchäftige, darum ſagte ſie:

„Nun mußt Du auch noch etwas Heroiſches hören, eine alte iriſche Heldenſage, Papa! — Vor grauen Jahren ſchiffte ſich eine Schaar kühner Jünglinge von den Inſeln des Weſtmeeres, die ihnen zu eng und zu klein waren, ein — um ein größeres Land zu finden. Sie machten untereinander ab: wer von ihnen zuerſt mit der Hand das fremde Land berühre — der ſolle König ſein und die übrigen Alle zu Siegen und Heldenthaten anführen. Als ſie nun ſo dahinſchifften durch die breiten ſchäumenden Wogen, ſieh! da tauchte die Küſte vom grünen Erin vor ihnen auf. Alle jubelten und ſpannten die Segel ſtraffer, und während das Schiff wie ein Delphin dahinſchoß, dachte Jeder heimlich, wie er es wohl anſtellen könne, zuerſt das Geſtade zu erreichen. Der Eine wollte es mit einem kühnen Sprung erreichen, der Andere ſchwimmend. So überlegten ſie und kamen dem Ufer immer näher. Da trat ein Jüngling hart an den Vordertheil des Schiffes. Er legte die linke Hand auf den Rand; — in der Rechten hielt er die Streitaxt. Was will er thun? fragten Alle geſpannt. Da fuhr die Streitaxt nieder und ſchnitt die linke Hand vom Arm ab; .... und der Jüngling ergriff mit der Rechten die Hand und warf ſie mit gewaltigem Schwung hinüber an's Ufer ... und Alle frohlockten .... aber O'Bryan war König!"

„Gefällt Dir der Ehrgeiz ſo ſehr, Heliade?" fragte Horburg.

„O Papa!" rief ſie mit einem Blick leiſen Vorwurfs, ſo ſehr mißverſtanden zu werden; — „nein! das Opfer gefällt mir. O'Bryan vergoß ſein Blut, um König zu werden. Louis Philipp läßt ganz gemüthlich Andere ihr Blut vergießen. Das Eine iſt Heldenſinn und Seelengröße, das Andere iſt Ehrgeiz. Mir gefällt die alte Art beſſer."

„Vergiß aber nicht, Heliade," ſagte Colomba, daß wir Alle unter Umſtänden etwas Aehnliches thun und das geringere Gut für das höhere hingeben müſſen, und wenn es uns auch an Blut und Leben geht.“

„Und wenn es uns auch an Blut und Leben geht!“ wiederholte Heliade nachdrücklich und nachdenklich, um ſich die Worte feſt in's Gedächtniß zu prägen.

Horburg legte die Hand über die Augen und tiefe Stille herrſchte im Zimmer.

Schloß Traun.

Es waren einige Jahre vergangen, ohne in der vom Glück ſo begünſtigten Familie Gorm irgend ein widriges Ereigniß zu bringen. Peregrin war nahe daran, ſeine Studien zu vollenden, die er auf des Vaters Wunſch und eigenen Antrieb ſo gründlich machte, als ob ſie ihm zum Broderwerb verhelfen ſollten. Sein jüngerer Bruder Alarich, geiſtig minder begabt als Peregrin, aber ein liebenswürdiges, biegſames Naturell, war im Beginn ſeiner Univerſitätsjahre — und die Ferien ſollten beide Brüder nach Schloß Traun führen, wo die Eltern den größten Theil des Jahres zubrachten. Es war ein großartiger Herrenſitz mit all dem Luxus und Comfort eingerichtet, welchen diejenigen Schlöſſer zu haben pflegen, die ſeit Jahrhunderten im Beſitz einer reichen Familie und deren Lieblingsaufenthalt ſind. Es lag unfern der böhmiſchen Grenze in freundlicher Gegend. In der Nähe war der Oybin mit den Ruinen einer

Ciſtercienſer-Abtei — in der Ferne der blaue Höhenzug des ſchleſiſchen Gebirges, ein Punkt, der den Blick anzog und feſſelte. Dieſe Magie haben nun einmal die Berge.

Graf Gorm war ſehr gaſtfrei. Er hatte gern viel Beſuch und machte ſeinen Gäſten den Aufenthalt ſehr angenehm. Die Gräfin, mochte in dieſer Beziehung ihr Geſchmack ein anderer ſein, ging viel zu ſehr auf den ſeinen ein, um nicht in liebenswürdigſter Weiſe die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Aber gewiſſe Stunden — und nicht eben wenige — behielt ſie für ſich, um ſie mit ihren Geſchäften und nach ihren Neigungen auszufüllen — und zu den letzteren gehörte weſentlich eine ſtille trauliche Frühſtückſtunde mit ihrem Mann.

So ſaßen denn auch jetzt Beide im Cabinet der Gräfin am Theetiſch. Es war ein herrlicher Auguſtmorgen. Die breite Fenſterthür öffnete ſich auf eine kleine Terraſſe, die in einen Blumenkorb verwandelt und mit einer Marquiſe überſpannt war. Die friſche Morgenluft ſtreifte die Blumen und trug ihren Arom in das Cabinet, welches durch das gedämpfte Sonnenlicht ungemein traulich ausſah. Zuweilen verirrte ſich ein Schmetterling oder ein Bienchen hinein und die Papageien, die mit einer Kette am Fuß in großen Ringen zwiſchen den Blumen der Terraſſe ſich ſchaukelten, blickten ihnen mit neugieriger Wendung des Kopfes und mit metalliſch glänzenden, ſeelenloſen Augen nach.

Die heitere Umgebung paßte in dieſem Augenblick keineswegs zu der Stimmung, worin Graf und Gräfin Gorm ſich befanden. Auf ſeiner Stirn lag eine Wolke von Unmuth; auf der ihren von tiefer Niedergeſchlagenheit. Sie ſpielte mit dem Theelöffel in ihrer Taſſe und führte ihn an ihre Lippen; aber das Herz war ihr zuſammengeſchnürt und die Nerven bebten: ſie konnte nichts genießen,

„Lucia,“ ſagte der Graf endlich in dem liebevollen Ton, den er immer ihr gegenüber hatte; — „ſei nicht traurig und zürne mir nicht. Ich kann Deinen Wunſch unmöglich erfüllen. Schloß Traun gehört dem älteſten Sohne, ſo lange es im Gorm'ſchen Beſitz iſt. Die jüngeren Söhne werden in keiner Weiſe verkürzt, da das Allodialvermögen groß iſt. Du biſt ſogar entſchloſſen, Dein Vermögen ganz und gar Alarich zuzuwenden: wie kannſt Du mir zumuthen, daß ich Deiner Vorliebe für Alarich Gehör geben und Peregrin ſo tief kränken ſoll, daß ich von dem alten Gebrauch abgehe!“

„Peregrin wird ſich hier nie glücklich fühlen und Alarich ſehr!“ rief die Gräfin.

„Das iſt eine ganz willkührliche Annahme,“ entgegnete der Graf. „Alarich iſt gern hier — aus einer gewiſſen Gemüthlichkeit und Hinneigung zu dem Comfort. Das iſt aber noch keine Bürgſchaft für ſpäteres Glück. Ich bin hingegen geneigt zu glauben, daß Peregrin in ſpäteren Jahren, vermöge ſeiner größeren Thätigkeit, mehr Intereſſe für das Landleben entwickeln werde; und von dieſer thätigen Theilnahme hängt ein großer Theil unſerer Zufriedenheit ab.“

Die Gräfin ſchwieg. Ihre Bitten waren erſchöpft, ihre Gründe nicht ſtichhaltig — denn der erſte wie der letzte war eine Umſchreibung ihrer Vorliebe für den jüngeren Sohn. Dem Grafen that es weh, ſie zu betrüben; allein er hatte ſich vorgenommen, unerbittlich in dieſem Punkt zu ſein, weil ſeine Nachgiebigkeit eine Ungerechtigkeit gegen Peregrin geweſen wäre. Das machte ihn ſtark wider die Beſtürmung, mit welcher Lucia ihn ſeit Jahren von Zeit zu Zeit heimſuchte. Im Durchſchnitt erliegen von hundert vernünftigen Männern neunundneunzig der unerhörten Zähigkeit, mit welcher Frauen oft die allerunvernünftigſten Bitten ſtandhaft wiederholen.

„Wie gefällt Dir die kleine Lydia Hohenfels?“ fragte Graf Gorm, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Lucia ermannte ſich, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle ſie trübe Gedanken und jede Spur von Niedergeſchlagenheit verſcheuchen und ſagte:

„Sehr gut! man kann ſie zu einer vornehmen Frau bilden . . . . ich meine zu einer ſolchen, die nicht die Allüren einer verwöhnten hochmüthigen Theaterprinzeſſin oder einer geldſtolzen Jüdin hat. Sie iſt klug und taktvoll, beſcheiden und freundlich in ihrem Benehmen.“

„Das alte bekannte Wort „Noblesse oblige“ wird gewöhnlich nur in Bezug auf die Männerwelt angeführt,“ ſagte der Graf. „Wir ſollen die Tugenden, die Beiſpiele, die Verpflichtungen üben, zu denen eine höhere Stellung und der Einfluß, der in weiteren Kreiſen von ihr ausgeht, uns hinweiſt, ja hindrängt .... und gewiß bin ich der Letzte, der eine ſolche Pflicht verleugnen möchte. Allein ich glaube, daß auch der vornehmen Frauenwelt der Gedanke „Noblesse oblige“ recht ſehr abhanden gekommen iſt. Die Frauen vergeſſen allzuſehr, daß ſie es ſind, die in der Geſellſchaft den Ton angeben und beherrſchen ſollen. Dazu gehört aber eine gewiſſe Selbſtbeherrſchung und ſie finden es bequemer, ſich nach Launen des Augenblicks in frivolſter Oberflächlichkeit zu bewegen. Aber die Frivolität der Frauen macht die Männer unerträglich gemein, ſo daß ſie allmälig in ihrem Benehmen gegenüber einer vornehmen Frau und einer Tänzerin kaum einen Unterſchied zu machen wiſſen.“

„Du haſt ganz Recht!“ entgegnete Lucia; — „Niemand will ſich heutzutage den geringſten Zwang anlegen — weder in der großen allgemeinen Geſellſchaft, noch in ihren Unterabtheilungen; und wer es in dieſer Zwangloſigkeit am Weiteſten bringt und durch Inſolenz Andere verblüfft, wird am liebenswürdigſten gefunden. Zu ſolchen Allüren hat aber Lydia weder Neigung noch Anlage."

„Du beobachteteſt ſie genau?" ſagte der Graf lächelnd.

„Man beginnt alt zu werden und ſich nach einer Schwiegertochter umzuſchauen," entgegnete Lucia.

„Den Vorderſatz ſtreiche ich unbedingt!" rief der Graf; „dem Nachſatz ſtimme ich bei . . . . obſchon ich glaube, daß Peregrin dies Geſchäft ſelbſt übernehmen wird."

„Peregrin?" fragte die Gräfin gedehnt.

„Du wirſt doch nicht für Alarich ſchon auf die Brautſchau gehen!" erwiderte der Graf mit einem Anflug von Unmuth.

„Warum nicht?" entgegnete Lucia ſchnell gefaßt; „Du biſt ja ſo gut wie ich der Meinung, daß Peregrin uns dieſer Sorge entheben werde."

„Auf jeden Fall iſt es gut, wenn er jetzt hier bei uns junge angenehme Perſonen kennen lernt," verſetzte Graf Gorm, „damit er ſich mit dem Gedanken vertraut mache, keine erotiſche Pflanze in unſern heimiſchen Boden zu verſetzen."

„Ich kann mir Peregrin gar nicht als Ehemann vorſtellen!" ſagte Lucia.

„Das geht allen Müttern ſo!“ rief der Graf lachend. „Ueberdas iſt er erſt dreiundzwanzig Jahre alt .... und das iſt offenbar zu jung für einen Ehemann. Wie alt mag Lydia ſein?“

„Kaum achtzehn Jahre .... aber ich rathe Dir, lieber Alarich, Dich nicht allzu großer Hoffnung in Beziehung auf Lydia und Peregrin hinzugeben,“ erwiderte Lucia.

„Wie? biſt Du Lydia's Vertraute?“ fragte er überraſcht.

„Das nicht .... nein, durchaus nicht! .... aber .... ich kenne Peregrin.“

„Nun, in den nächſten Tagen kommt er .... dann wollen wir ihn beobachten!“ ſagte der Graf und ſtand vom Frühſtückstiſch auf. „Haſt Du Pläne für heute?“ ſetzte er hinzu.

„Einen Spazierritt mit Lydia .... ſonſt nichts — und auch den erſt ſpäter. Jetzt will ich an Juſtine ſchreiben.“

„Wie geht es ihr?“ fragte Graf Gorm theilnehmend.

„Leider nimmt ihre Augenſchwäche zu.“

„Die Aermſte!“ rief er; „was ſoll aus ihr werden, wenn ſie nicht mehr im Stande iſt, ſich zu beſchäftigen und dennoch ihr zurückgezogenes Leben nicht aufgeben will. Lade ſie doch recht dringend ein, jetzt herzukommen, gerade jetzt, Lucia, wenn die Kinder hier ſind! das wird ſie zerſtreuen und unterhalten.“

„Mein guter Alarich,“ ſagte die Gräfin gerührt, „Du biſt der beſte und liebenswürdigſte Mann, den ich kenne.“

„O mache mich nur nicht eitel!“ rief er, küßte liebreich ihre ſchöne Stirn und verließ das Cabinet.

Lucia blieb allein mit ihren Gedanken. Lydia muß Alarichs Frau werden — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Die reichſte Partie des Landes darf ihm nicht entgehen .... Nur iſt er gar jung, nicht zwei Jahre älter als ſie! ... Faßt ſie keine entſchiedene Neigung für ihn, ſo könnte ſie leicht einem anderen Bewerber Gehör geben, bevor Alarich ſeine Studien vollendete. Und wenn Peregrin dieſer Bewerber würde? ... Nein! das glaub' ich nimmermehr ... ſie paſſen nicht zuſammen .... und ich könnte ihm vielleicht ſagen, daß er meinen Plan für ſeinen Bruder nicht durchkreuzen dürfe. Daran ließe ſich vielleicht auch Schloß Traun knüpfen! .... O Gott .... — wenn das Alles nur nicht genau das Gegentheil von dem wäre, was Gorm wünſcht! —

Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und lehnte ſich im Sopha zurück, als ſei ſie müde, ihren Gedankengang zu verfolgen oder erdrückt von deſſen Wucht. So ſaß ſie lange und regungslos da. Mitten in dem Glanz, der ſie umgab, von Tauſenden bewundert, von Tauſenden beneidet, gewiegt vom Glück, getragen von Liebe — war ihr Herz zermalmt .... und Niemand durfte es wiſſen. Endlich raffte ſie ſich auf und ſeufzte:

„Er hatte Recht .... wäre ich Ihm gefolgt, ſo wäre ich die glücklichſte Frau auf Erden!“ — —

Sie ſchrieb ihrer Schweſter und einige andere Briefe. Dann ließ ſie Lydia benachrichtigen, daß die Pferde geſattelt würden, ging in ihr Toilettenzimmer, um ihr Reitkleid anzulegen, und fand, als ſie damit fertig war, Lydia ſchon ganz bereit im Salon. Lucia's Auge ruhte mit mütterlichem Wohlgefallen auf dem ſchönen Mädchen, deſſen Sylphiden-Geſtalt durch den langen dunkeln Reitanzug noch größer und ſchlanker erſchien.

„Ich entführe Dich Deiner Mutter, liebe Lydia; .... zürnt ſie nicht?“ fragte die Gräfin liebreich.

„Nie .... wenn es mir Freude macht!“ rief Lydia.

„Dann biſt du wohl, was man ein verzogenes Kind nennt?“ fragte Lucia neckend.

„Ich glaube ... ja!“ entgegnete Lydia leicht erröthend. „Seit dem Tode meines Vaters hat meine gute Mutter ihre ganze Liebe auf mich übertragen — und ich bin wohl ſehr verwöhnt ... in allen Dingen.“

Ein Diener meldete die Reitpferde und ſie ritten von dannen. Nach einiger Zeit ſagte die Gräfin:

„Es wird hier munterer werden, wenn meine Söhne kommen. Jetzt biſt Du ganz allein unter einem halben Dutzend alter Leute, meine arme Lydia. Du thuſt mir leid.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin,“ entgegnete Lydia lebhaft; „ich gehe gern mit älteren Perſonen um.“

„Erinnerſt Du Dich noch meiner Söhne?“

„Des älteren ſehr gut! des jüngeren kaum.“

„Und auch das aus Vorliebe für ältere Leute?“ fragte die Gräfin Lydia fixirend.

„Diesmal nicht!“ entgegnete Lydia, indem ſie mit eigenthümlich ſtolzer Bewegung ihren ſchönen Kopf hob — und dann ſchwieg.

„Du machſt mich neugierig, Lydia!“ ſagte die Gräfin.

Lydia fühlte, daß ſie dieſer indirecten Frage Antwort geben müſſe und die Gräfin fühlte, daß ſie es widerſtrebend thue. Lydia ſagte:

„Es ſind ſchon einige Jahre ſeitdem vergangen .... da ſchickte meine Mutter einmal ihre Haushälterin zu einem armen alten Mann, der das Bein gebrochen hatte. Um einer dahinſauſenden Schlittenpartie auszuweichen, that er den böſen Fall. Ich weiß nicht wie es kam .... aber ich bat die Haushälterin ſo lange, bis ſie mich mitnahm — heimlich. Denn meine Mutter iſt unausſprechlich gut und wohlthätig — doch ſie erlaubt mir nicht zu armen

Leuten zu gehen. Als wir in das enge, dumpfe, heiße Stübchen des alten Mannes traten, fanden wir an ſeinem Bett ſitzend ſeine ebenſo alte Frau .... und Ihren älteſten Sohn, gnädige Gräfin — und das iſt mir unvergeßlich geblieben! beſonders deshalb .... weil er da ſaß. Wir ſetzten uns nicht; die Haushälterin ſagte, wir hätten keine Zeit dazu. Ihr Sohn hatte Zeit dazu .... er nahm ſie ſich! Er ſaß ganz traulich da und hörte die Klagen des alten Mannes freundlich an. Da ich etwas Aehnliches nie geſehen noch gehört hatte, und da ich es auch ſeitdem nie wieder ſah noch hörte: ſo iſt das ein unauslöſchlicher Eindruck.“

„Ja, er hat ein goldenes Herz .... der Peregrin!“ ſagte die Gräfin mit lebhafter Zufriedenheit; — „und wenn ich es in dieſem kleinen Zug erkenne: ſo erkenne ich zugleich, liebe Lydia, wie zart das Verſtändniß des Deinigen iſt.“

Lydia, halb dankbar und halb verlegen, neigte ſich ein wenig gegen die Gräfin — und beide Damen ſetzten ihre Pferde in ſchnellere Bewegung.

Als ſie nach einigen Stunden heimkehrten, eilten ihnen zwei junge Männer am Schloßportal entgegen und Peregrin und Alarich hoben frohlockend die Gräfin vom Pferde und führten ſie in den Salon, wo die übrige Geſellſchaft beiſammen war. Lydia folgte ihnen und ſetzte ſich ſtill hinter einen großen, mit Büchern und Albums bedeckten Tiſch, von wo ſie die beiden Brüder mit einiger Neugier beobachten konnte. Mit weiblichem Inſtinkt ahnte ſie, daß man auf beiden Seiten Pläne habe und daß die Anweſenheit ihrer Mutter in Schloß Traun gerade in dieſem Augenblick wohl nicht zufällig ſei. Lydia wußte, daß ſie ſchön und reich ſei. Sie war ſehr wohl erzogen und ſehr beſcheiden, aber das wußte ſie doch, denn ſie hatte bereits einen Winter in der Welt gelebt. Sie war feſt entſchloſſen, ſich nur nach ihrer Neigung zu verheirathen — wobei ſie mit Zuverſicht auf die Zuſtimmung ihrer Mutter rechnete — daher konnte ſie ſich einer gewiſſen beobachtenden Spannung nicht erwehren.

Alarich fiel ihr zuerſt auf. Er hatte frappant ſchöne Züge, fein, regelmäßig und edel, eine große, ſchlanke Geſtalt und eine leichte Anmuth in Haltung und Bewegung, die ihn als den Sohn ſeiner Mutter kennzeichnete. Auch ſein Ausdruck war ſehr angenehm, verſtändig und freundlich. Es war unmöglich, ihn nicht ſogleich als eine wohlthuende Erſcheinung in einem Salon zu bemerken. War das aber geſchehen, ſo war man zufrieden und er verſchwand neben Peregrin.

Peregrin fiel nicht auf wegen ſeiner Schönheit, ſondern wegen des ungemein geiſtigen Ausdrucks, der ſeine ganze Erſcheinung von Innen heraus illuminirte. Obſchon die allzu große Lebhaftigkeit ſeiner früheren Jahre etwas gedämpft und ſein Weſen ruhiger geworden war, ſo bemerkte man doch leicht, daß dieſe Ruhe aus ſeinem Willen hervorging, nicht aus ſeiner Natur — wie das bei Alarich der Fall war. Darum war auch Alarich, obgleich drei Jahre jünger, ihm überlegen in einer gewiſſen vornehmen Haltung. Doch darauf beſchränkte ſich ſeine Ueberlegenheit. Der Eine gefiel immer und überall. Der Andere gefiel vielleicht nicht immer — aber wenn er gefiel, ſo feſſelte er auch. Die Gäſte ſeiner Eltern waren ihm lauter Bekannte, die er freudig begrüßte; am freudigſten ſeinen alten Gönner, den General. Gräfin Hohenfels kannte er am wenigſten, weil ſie ein Paar Jahre nach dem Tode ihres Mannes in großer Zurückgezogenheit gelebt hatte. Sein Benehmen gegen ſie war äußerſt höflich, aber zurückhaltend — und noch mehr gegen Lydia. Seine Mutter bemerkte dies ſogleich, heimlich froh, daß ſie richtig prophezeiht habe.

Das Leben auf Schloß Traun ging ſeinen angenehmen Gang fort. Die glücklichen Familienverhältniſſe theilten ſich auch der Geſelligkeit mit und verbreiteten eine allgemeine zufriedene Stimmung. Man that und trieb zwar ganz gewöhnliche Dinge, die man überall auf dem Lande zu thun und zu treiben pflegt, aber man that es mit Vergnügen:

man fuhr und ritt ſpazieren, man ging auf die Jagd, man ſpielte Billard, man las Zeitungen, man politiſirte und diſputirte — zuweilen machte man Muſik. Gräfin Hohenfels war eine ausgezeichnete Clavierſpielerin, und wenn Peregrin mit ſeiner Violine erſchien, ſo jubelten Alle. Am wenigſten froh, innerlich, war Lydia. Gräfin Gorm beobachtete ſie und freute ſich deſſen, denn ſie brachte es in Zuſammenhang mit Peregrin's kühler Höflichkeit — und irrte nicht.

Es war beſchloſſen, daß Peregrin jetzt eine größere Reiſe antreten ſolle. Er hatte ſchon in den Univerſitätsferien theils mit ſeinen Eltern, theils mit Freunden nähere Reiſen gemacht, er kannte London und Paris, die Schweiz und Oberitalien; aber das genügte ihm nicht. Er wollte in den Orient, der damals noch nicht ſo offen und leicht erreichbar wie jetzt, aber eben deshalb um deſto anziehender war. Wenigſtens behauptete Peregrin, die europäiſchen Spazierfahrten hätten eine ſo alltägliche Phyſiognomie, daß ſie jeden Gedanken an Abenteuer oder Entdeckungen unmöglich machten. Studiren könne man auf Reiſen in Europa, Land und Leute, Kunſt und Wiſſenſchaft, bürgerliche und politiſche Inſtitutionen; — und das werde er mit der Zeit auch thun; doch jetzt habe er ſeit circa zehn Jahren dermaßen ſtudirt, daß er ein Jahr des Vagabundenthums in Anſpruch nehme.

„Ich ſtelle mir den Orient ungemein melancholiſch vor," ſagte der General, der als Pole und frommer Katholik den Verfall des Chriſtenthums im Auge hatte.

„Und ich denke ihn mir kindlich träumeriſch," ſagte Peregrin, — „mit ſeinen Nomadenvölkern und ſeinem Hirtenleben."

„Nein, lieber Peregrin!" rief der General, „wenn der Orient träumt, ſo iſt es von ſeiner Vergangenheit . . . . der großen, herrlichen Vergangenheit, als „der Stern aus Jacob," den der Prophet verkündigt hatte, mit ſeinem wunderbaren Licht aufging. Aber jetzt ſind dieſe Stralen erloſchen — und ich fürchte ſehr, daß Sie unter der Herrſchaft des Türken eher greiſenhaft kindiſche, als friſche jugendliche Zuſtände finden werden."

„Ja," ſagte Peregrin, „Schlaftrunkenheit iſt überall, wo keine großen Ideen herrſchen und Rauſch überall, wo ſie verzerrt und gefälſcht werden. Das Letztere geſchieht in Europa. Ich muß mich überzeugen, ob Erſteres im Orient ſtatt findet."

„Nebenbei wirſt Du hoffentlich daran denken, mir aus dem Bazar von Damascus einen perſiſchen Schawl mitzubringen," ſagte Gräfin Gorm.

„Und mir eine damascener Klinge als Hirſchfänger," ſagte Alarich, der eifrige Jäger.

„Ich bitte um einen arabiſchen Hengſt!" ſagte der Graf lachend.

„Und ich hätte gar gern ein kleines Geſchmeide aus einem Mumiengrabe,“ bat Gräfin Hohenfels.

„Nun, Herr General, geben Sie mir keinen Auftrag?“ rief Peregrin ſcherzend.

„Doch! — und zwar ein wenig Erde vom heiligen Grabe.“

„Hat Comteſſe Lydia nichts zu befehlen?“ fragte Peregrin.

„Wenn Sie das bekommen können, was ich wünſche.“

„Es wird doch nicht die Pyramide des Cheops ſein!“ rief Peregrin munter.

„Es iſt ein Talisman,“ ſagte Lydia.

„Entſpringt der Wunſch aus Aberglaube oder Neugier?“ fragte Graf Gorm.

„Ich habe geleſen, die Orientalen trügen kleine Goldplättchen, in welche geheimnißvolle Schrift gegraben ſei — der Name Allah's, glaube ich . . . und ein ſolcher Talisman bewahre ſie vor Unheil. Den hätte ich gern.“

„Aber, liebes Kind,“ ſagte Gräfin Hohenfels, das iſt ja baarer Aberglaube.

„Gleichviel, Mama!“ entgegnete Lydia; ich hätte nun einmal gern ſo einen glückbringenden Talisman.“

„Und wenn er kein Glück bringt?“ fragte der General.

„Wie ich mich dann mit ihm benehmen würde, weiß ich nicht," erwiderte Lydia munter. „Vor der Hand lockt mich der Zauber."

„Man erzählt von der Königin Cleopatra," ſagte Alarich unbefangen, „ſie habe einen Talisman beſeſſen, welcher bewirkte, daß Niemand ſie vergeſſen konnte, der ſie einmal geſehen hatte."

„O," rief Peregrin lebhaft, „der Zauber iſt unabhängig von jedem Talisman, lieber Alarich. Seien Sie verſichert, Comteſſe Lydia, ich werde mir alle Mühe geben, ſo ein geheimnißvolles Goldplättchen für Sie aufzufinden."

Einige Tage ſpäter reiſte Gräfin Hohenfels mit Lydia ab und Lucia ſagte triumphirend zu Graf Gorm:

„Aus dem Heirathsproject wird nichts!"

„Vielleicht ſpäter," entgegnete der Graf. „Peregrin iſt jetzt ſo erfüllt von ſeinem Reiſeproject, daß er an nichts Anderes denkt."

Darin irrte der gute Graf ganz außerordentlich und Peregrin ſelbſt klärte ihn darüber auf. Beide Brüder pflegten mit den Eltern im Cabinet der Gräfin zu frühſtücken. Eines Morgens war Peregrin mit ihnen allein und Alarich auf der Jagd. Peregrin ergriff die Hand der Gräfin, küßte ſie zärtlich und fragte:

„Haſt Du wohl je an die Möglichkeit gedacht, liebe Mutter, daß ein weibliches Weſen, außer Dir, das Herz des wilden Peregrin feſſeln könne?"

„In Zukunft — ja! . . . In der Gegenwart — nein! Du biſt noch zu unruhig, Peregrin."

„Du haſt Recht . . . . es iſt eine ungebändigte — oder wenigſtens nur äußerlich gebändigte Unruhe in mir, die daher kommt, daß ich gern die Welt aus ihren alten Angeln heben möchte — was nicht gut thunlich iſt. Aber dies betrifft nur einen Lebenskreis meines Weſens. Es gibt einen andern . . . . und da bin ich ruhig."

„Wie!" rief die Gräfin, „Du hätteſt Dich gebunden!"

„Das iſt verkehrt, Peregrin!" ſagte der Graf unmuthig. „Verlobungen auf der Univerſität gehen äußerſt ſelten in glückliche Ehen über, denn ſie werden von beiden Theilen mit einer allzu ſtarken Doſis Leichtſinn geſchloſſen."

„Ich bin nicht verlobt und nicht gebunden," entgegnete Peregrin ſanft, „denn ich würde nie einen ſolchen Schritt ohne die Einwilligung meiner Eltern thun. Von einem oberflächlichen, leichtſinnigen Liebesverhältniß iſt noch viel weniger die Rede — wohl aber von einer ernſten Liebe."

„Und zu wem? . . . Wer iſt ſie? . . . Kennen wir ſie?" fragten die Eltern.

„Ihr kennt ſie nicht . . . und die Welt kennt ſie nicht" . . .

„Peregrin, nur nicht etwa ſo ein unbekanntes, göttliches Bauermädchen . . . . das verbitte ich mir als Schwiegertochter!" unterbrach ihn der Graf ſehr lebhaft und beſorgt.

„Wie ſchön das iſt, ſo ungekannt von der Welt — und dabei eine Heliade zu ſein!" ſagte Peregrin. „Nein, lieber Vater, beruhige Dich: ſie iſt uns ebenbürtig, ſie hat aber kein Vermögen."

„Das iſt Nebenſache!" rief der Graf zufrieden.

„Vor fünf Jahren in Dresden ſah ich ſie zuerſt und ſie war damals ein Kind. Da ſie aber für mich jenen Talisman der Cleopatra beſaß, von welchem mein Bruder neulich ſprach, ſo vergaß ich ſie nie, obſchon ich ſie äußerſt ſelten ſah und — mit Ausnahme der letzten Zeit — auch niemals ſprach; und weil etwas unbeſchreiblich Himmliſches in ihr iſt, wurde ſie der geliebte Schutzgeiſt meiner Jugend."

„Und liebt ſie Dich?" fragte die Gräfin gerührt.

„Das kann nicht wohl anders ſein — obwohl ich zuweilen dies Glück ſo groß finde, daß ich es bezweifle. Gefragt hab' ich ſie nie."

„Alſo noch ganz im Aether?" ſagte der Graf.

„Nein!" rief Peregrin, „ganz im Herzen. Aber jetzt, nachdem ich mit Euch geſprochen und Eure Einwilligung habe, jetzt will auch ich ſprechen —

oder eigentlich — ſie. An ihr iſt die Entſcheidung. Meine Reiſe wird nicht dadurch geſtört werden. Nur die Ungewißheit würde mich ſtören."

„Aber wer iſt ſie, Peregrin!" rief die Gräfin ungeduldig.

„Und wenn ich Dir nun ihren Namen nenne, Heliade von Horburg — was weißt Du denn von ihr, liebſte Mutter?"

„Beſchreibe ſie uns," ſagte die Gräfin theilnehmend.

„Das kann ich nicht," entgegnete Peregrin und legte die Hand über die Augen. „Als ich ein Kind war, hörte ich Dich zuweilen eine wunderliebliche Melodie ſingen, deſſen Worte ich damals nicht verſtand, die mir aber mit der Melodie im Ohr geblieben ſind: „„Namen nennen Dich nicht! Dich bilden Griffel und Pinſel — Sterblicher Künſtler, nicht nach."" Das paßt auf Heliade."

„Biſt Du ein Schwärmer geworden, Peregrin?" ſagte der Graf liebevoll; denn ihn freute des Sohnes zartes inneres Glück — das ſchönſte, das im Kreiſe der jugendlichen Empfindungen exiſtirt. Wohlverſtanden, nur der Empfindungen! alſo nicht in der höchſten Sphäre des innern Menſchen.

„Nenne das nicht Schwärmerei," antwortete Peregrin bittend. „Ich habe, ſo lange ich denken kann und meiner ſelbſt bewußt bin, ein Etwas vor meinem inneren Auge gehabt, eine Idee, ein Ideal, das zugleich in mir und außer mir lebte — und die damit naturgemäß verknüpfte Sehnſucht, dies Ideal außerhalb meines Weſens zu finden und innerhalb deſſelben zu verwirklichen. Heliade iſt dies menſchgewordene Ideal: — was ſie iſt, will ich werden. Du ſiehſt alſo, daß es keine Schwärmerei, keine Gefühlsübertreibung iſt, beſter Vater! Es iſt zwar die intenſivſte aller Empfindungen .... aber verbunden mit einem gewiſſen Licht der Erkenntniß und Thatkraft des Willens. Ich bin nicht bloß für Heliade begeiſtert, ſondern ſie begeiſtert mich für Alles, was gut und ſchön und wahr iſt."

„Mein guter Sohn, möge dieſe wunderbare Heliade nicht nur den Talisman beſitzen, der Dich begeiſtert, wohl aber auch den, der Dich dauernd beglückt," — ſagte Graf Gorm. „Deine Mutter und ich werden ſie mit Freuden Tochter nennen, wenn ſie, wie Du ſagſt, einen edlen, fleckenloſen Namen trägt. Ich begreiſe, daß Du eine Entſcheidung wünſcheſt: alſo ſuche ſie nach. Aber ich wünſche, daß Deine Reiſe weder aufgeſchoben noch abgekürzt werde, da Du vorausſichtlich auf Jahre hinaus nicht über ſo viel freie Zeit wirſt verfügen können, wie eben jetzt vor Deinem Eintritt in den Staatsdienſt."

„Wäre es nicht vernünftiger, Deine Begeiſterung etwas auf die Probe zu ſtellen, Peregrin, und mit

Deiner Bewerbung um dieſe wunderſame Heliade zu warten bis nach Deiner Rückkehr?“ wendete die Gräfin ein.

„O, es iſt unerhört, daß die Mutter ſtrenger ſei, als der Vater!“ rief Peregrin und kniete neben der Gräfin nieder. „Das iſt vernünftig, was mir Ruhe gibt. Bin ich gewiß, daß Heliade mir unverlierbar iſt, ſo reiſe ich getroſt ein Jahr .... auch zwei — wenn Ihr es wünſcht. Muß ich aber bis zu meiner Rückkehr auf Heliadens Entſcheidung über meine Zukunft warten: ſo werde ich unwillkürlich ſuchen, meine Reiſe ſo viel wie möglich abzukürzen.“

„Das iſt begreiflich!“ ſagte der Graf; — „nein, Lucia, laß ihn gehen und möge er ſich die Gewißheit ſeines Glückes verſchaffen.“ — —

Peregrin traf alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe in den Orient. Dazu gehörte auch ein Beſuch bei der Tante Juſtine in Tannhof. Es beſtand keine Sympathie zwiſchen ihr und ihren Neffen — am wenigſten zwiſchen ihr und Peregrin. Ihr trockenes Weſen und ihr erfrorenes Herz befähigten ſie nicht zum Umgang mit der beweglichen warmherzigen Jugend — und da Peregrin beides im hohen Grade war, ſo war auch die Kluft zwiſchen ihm und ihr beſonders tief. Wegen des unruhigen und ſtürmiſchen Weſens ſeiner früheren Jahre und eingedenk der verſchiedenen Taſſen und Teller, welche ſein Beſuch ihr zu koſten pflegte, nannte ſie ihn nie anders als den „Sauſewind.“ Freilich hatte ſich Per[illegible] dieſem Punkt außerordentlich gebeſſert, allein ihr blieb eine unvertilgbare Erinnerung an ſeine früheren Unthaten — und wäre es nicht eine Verletzung des ſchuldigen Reſpects von ſeiner Seite geweſen, ſo hätte ſie ſich leicht getröſtet, wenn er nicht nach Tannhof gekommen wäre — beſonders jetzt, da ihr ſinkendes Augenlicht nicht mehr die frühere ſcharfe Beobachtung von Allem, was in ihrem Hauſe geſchah und nicht geſchah, zuließ.

„Ich denke immer an das Märchen von der verzauberten Prinzeſſin, die mit ſammt ihrer ganzen Umgebung hundert Jahre ſchläft, wenn ich nach Tannhof komme,“ ſagte Peregrin zu Alarich, als ſie in den Hof einfuhren.

Alarich lachte hellauf und rief:

„Welche bewundernswürdige Phantaſie, hier an Märchen zu denken, hier . . . . wo die dürrſte Proſa zu Hauſe iſt!“

„Nein, Alarich!“ entgegnete Peregrin, „ſo ein verſteinertes Menſchenbild, wie die Tante Juſtine, iſt nicht Proſa — ſondern Nachtſeite des Lebens.“

Mit maſchinenmäßiger Pünktlichkeit ging Alles auf Tannhof ſeinen alten Gang. Wie jene künſtlichen Uhrwerke, die zu einem beſtimmten Glockenſchlag allerhand Figuren hervorſchieben und in verſchiedene Bewegungen ſetzen, wurden die Geſchäfte und Obliegenheiten von jedem Einzelnen vollzogen und die Brüder erinnerten ſich nicht, je ein anderes Geſicht in Haus und Hof geſehen zu haben, als die gegenwärtigen — wobei jedoch Peregrin die Bemerkung machte, die Leute würden dermaßen dreſſirt und geſchult, daß ſie gewiß dieſelben Mienen und Ausdruck — und vielleicht dieſelben Züge bekämen, ohne doch dieſelben Perſönlichkeiten zu ſein.

Das Parquet der drei großen leeren Zimmer knarrte und kniſterte wie ſonſt, als die Brüder hinter einander — auch nach alter Gewohnheit! — auf dem grauen Leinwandſtreif zum Zimmer der Tante ſchritten. Der alte Diener öffnete die Thür und Fräulein Juſtine kam ihnen entgegen — ganz wie ſonſt im carmeliterfarbenen Merinokleide, und nur hagerer und blaſſer wie ſonſt — übrigens unverändert. Kleine grüne Vorhänge an den untern Fenſterſcheiben war die einzige Veränderung in ihrem Zimmer und deutete zugleich ihr Augenleiden an. Aber ſie erwähnte desſelben mit keiner Sylbe. Sie wollte nicht bedauert, nicht bemitleidet ſein. Sie ſchloß ſich immer mehr von aller Theilnahme für Menſchen ab, weil die Intereſſen für die todten Güter der Erde wuchſen. Durch den Kauf eines großen Gutes, das ſie mit ihrer ſtrengen Oeconomie ſelbſt verwaltete, hatte ſie ihr Vermögen ſehr vergrößert und ſie fand einen hohen Genuß in dieſer ſteigenden Progreſſion ihrer Einkünfte.

„Nun, Herr Sauſewind,“ ſagte ſie zu Peregrin, „Du beabſichtigſt eine Reiſe in den Orient, wie ich höre. Das iſt ja ein formidables Unternehmen, eine ungeheure Verſchwendung von Zeit und Geld.“

„Das fürchte ich nicht, liebe Tante. Reiſen bilden.“

„Das iſt ſo eine hergebrachte Redensart: bilden! ja, was denn bilden? Man geht nach England und bildet den Geſchmack für Pferde- und Wettrennen — in Paris für franzöſiſche Kochkunſt und Ballet — in Italien für Gemälde und Statuen aus. Iſt das Bildung? ſind dieſe Kenntniſſe der großen Opfer an Zeit und Geld werth, die mit ihnen verbunden ſind?“

„Gewiß nicht, liebe Tante! aber ich denke nicht mit jener Oberflächlichkeit zu verfahren, die Du mit vollem Recht tadelſt. Ich möchte den Menſchen im Zuſammenhang mit der Natur und unter dem Einfluß der Geſetze, der Inſtitutionen und Sitten bei verſchiedenen Völkern kennen lernen, um die Bedingungen herauszufinden, unter denen er am glücklichſten iſt.“

„Und dann?“

„Dann die Erfahrungen in Anwendung zu bringen ſuchen.“

„Um dieſe Erfahrung zu machen, brauchſt Du weder Europa noch Aſien — ja nicht einmal Deutſchland zu durchſtreifen: das lernſt Du überall, wo Menſchen ſind. Die Bedingung ihres Glückes iſt — ein friedlicher Beſitz, der ihren Bedürfniſſen genügt.“

„Gewiß! das iſt die materielle Grundlage ihrer Zufriedenheit .... doch genügt ſie nicht, wenn nicht ein höheres, geiſtiges Prinzip ſie beſeelt. Allein den Fall angenommen, daß jene materielle Grundlage allgenügend wäre — wie fängt man es an, um ſie der Menſchheit zu geben?“

„Ah .... biſt Du auch angeſteckt von den Tendenzen des Socialismus!“ rief Fräulein Juſtine empört; — „dann wird das Ende Deiner Reiſen und Beobachtungen ohne Zweifel darin beſtehen, daß Du Schloß Traun in ein Phalanſtère verwandelſt. Was ſagſt Du dazu, Alarich?“

„Ich ſage, liebe Tante, daß Socialismus Eines — und Staatsöconomie ein Anderes iſt.“

„Im Prinzip — ja! aber die Staatswirthſchaft ſucht doch auch den Grundbeſitz ungemein auszubeuten. Welche Steuerlaſt müſſen wir Grundbeſitzer nicht tragen und wir ſind doch der Schwerpunkt des Staatshaushaltes. Schont man uns nicht, ſo kann einmal die ganze Maſchine umſchlagen. Nur ein Schiff, das tief geht, iſt ſicher im Sturm und die revolutionären Bewegungen, die in der Zeit graſſiren, wie die Cholera, bringen Stürme.“

„Tantchen!“ ſagte Alarich munter, „ſei doch froh über Deine großen Steuern und danke Gott dafür — denn wer nichts hat, kann nichts zahlen.“

„Das iſt ja eben das Traurige!“ rief Peregrin, „daß auch der zahlen muß!“

Fräulein Juſtine brachte das Spinnrad, an welches ſie ſich nach der erſten Begrüßung ſogleich wieder begeben hatte, in einen ſauſenden Schwung, als wolle ſie die Reden ihrer Neffen nicht hören. Indeſſen mochte es ihr doch zweckmäßig erſcheinen, Beiden einen Verweis zu geben, denn ſie mäßigte das ſchnurrende Rad und ſagte ſcharf:

„Dies Lamento über die ſogenannte Armuth des gemeinen Mannes, mein guter Peregrin, erklingt im Lager der Socialiſten und iſt der Schlachtruf, mit welchem ſie das Proletariat unter ihre Fahne und gegen den Beſitzenden führen. Ein Gentleman ſollte ſich hüten, in dies rohe Gebrüll einzuſtimmen. Der gemeine Mann iſt an eine gewiſſe Beſchränktheit ſeiner Verhältniſſe gewöhnt und fühlt ſie nur deshalb als einen Druck, weil man es ihm fort und fort wiederholt. Du ſiehſt mich ungläubig an? — Aber ich ſage Dir, ſo iſt es. Eine lange Erfahrung ſteht mir in dieſem Punkt zur Seite. Ich zähle neunundfünfzig Jahr und lebe ſeit vierzig Jahren hier auf Tannhof in unmittelbarem Verkehr mit dem gemeinen Mann. Er hat es nicht ſo ſchlimm, wie die Socialiſten behaupten, um in unſern Seckel zum Beſten ihrer Theorien zu greifen.“

„Jedenfalls hat er es doch beträchtlich ſchlimmer wie wir, trotz all unſerer Steuern,“ ſagte Peregrin.

„Natürlich!“ erwiderte Fräulein Juſtine mit tiefer Gleichgültigkeit.

„Dann wirſt Du es doch ebenfalls natürlich finden, wenn man, ohne im mindeſten den ungerechten und falſchen Tendenzen des Socialismus zu huldigen, den Druck des Elends, der auf ihm liegt, zu erleichtern ſucht. Und dies zu thun ohne ungerechte Eingriffe in den Beſitz und die Verhältniſſe anderer Stände zu machen, iſt eben das große ſociale Problem der Zeit.“

„Man wird es nicht löſen und nur das Proletariat in Gährung bringen,“ ſagte dictatoriſch Fräulein Juſtine — und dann zu Alarich ſich wendend: „Dir aber muß ich auf Deine Bemerkung antworten, daß ich mir ſelbſt und meiner Thätigkeit und Sparſamkeit einen großen Theil meines Beſitzes — und keinem Andern verdanke.“

„Beſte Tante!“ rief Alarich beſtürzt, „ich habe nicht entfernt an eine Schmälerung Deiner Verdienſte, Talente und Einſicht gedacht.“.

„Ganz gut, mein Kind! Du mußt Dich hüten, mit leeren Redensarten zu ſprechen. — Jetzt wollen wir zu Tiſch gehen und dann einen großen Spaziergang im Gut machen. Ich werde Euch zeigen, wie ich mich mehr und mehr arrondire und noch jüngſt eine ſchöne und ſehr einträgliche Mühle, die ſogenannte Obermühle, gekauft habe.“

„Iſt der Müller todt .... der junge Mann?“ fragte Alarich theilnehmend.

„Am Typhus geſtorben,“ entgegnete die Tante. „Er hinterließ eine Frau und acht — ſage acht! kleine Kinder, das älteſte von zwölf Jahren, das jüngſte von drei Wochen.“

„Wie traurig!“ riefen die Brüder.

„Niemand hat ein Brevet der Unſterblichkeit,“ bemerkte Fräulein Juſtine trocken; „folglich laufen dieſe Leute bei ihrer merkwürdigen Neigung, ſich früh zu verehelichen, immer große Gefahr, eine zahlreiche, unverſorgte Progenitur zu hinterlaſſen, aus welcher ſich dann das amöne Proletariat nach und nach vermehrt.“

„Warum verkaufte die Wittwe ihre Mühle?“ fragte Peregrin.

„Weil ich ihr ein hübſches Sümmchen bot und ſie in einiger Verlegenheit war,“ entgegnete Juſtine ſelbſtzufrieden.

„So entſteht auch Zuwachs zum Proletariat!“ rief Peregrin. „Nichts ſchützt ſo ſehr dagegen, als feſtes Eigenthum ... und ſei es noch ſo gering. Aber die Leute ſind oft ſo unbeſonnen und um ſich aus einer vorübergehenden Verlegenheit zu retten, die durch eine kleine Anleihe hätte beſeitigt werden können, opfern ſie ihre eigene Zukunft und die ihrer Kinder.“

„Ich bin froh,“ rief Fräulein Juſtine lebhaft entrüſtet, „daß meine alten Augen nicht mehr das Regiment ſehen werden, welches Du dereinſt auf Schloß Traun führen wirſt. Das wird ein El-Dorado für alle Habenichtſe ſein .... und nur den einen Nachtheil haben, daß Deine Nachkommen in die Categorie der Junker von Habenichts verfallen. Wer Grundbeſitz hat, muß ihn weiſe vergrößern und fort und fort vergrößern. Je breiter die Baſis, deſto feſter der Sitz. Hat man dieſe Feſtigkeit erlangt, ſo kann man auch etwas für die Leute thun. Du aber ſcheinſt damit anfangen zu wollen ... und noch dazu mit Darlehen! die ruiniren Dich ... denn Du bekommſt ſie nie vollſtändig ... nie mit allen Zinſen zurück.“

„Wenn ich nicht damit anfange, ſo höre ich auch nicht damit auf, liebe Tante,“ ſagte Peregrin unerſchütterlich. „Jede Epoche hat ihre Lieblingsideen. Die unſere beſchäftigt ſich gern mit der Wohlfahrt der unteren Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Sie thut es vielfach in verkehrter Weiſe, braucht gefährliche Hebel, verfolgt theils einſeitige Theorien, theils untergeſchobene Zwecke: das Alles gebe ich zu!

aber das Alles iſt durchaus kein Grund, um die Idee ſelbſt zu verwerfen. Im Gegentheil! es iſt ein Grund, um nach ihrer vernünftigen Verwirklichung wenigſtens annäherungsweiſe zu ſtreben .... und ich geſtehe Dir gern, daß ſie einen großen Theil meiner lebhafteſten Intereſſen für die Zukunft in Anſpruch nehmen wird, da ich ja dereinſt auf breiter Baſis des Grundbeſitzes — wie Du ſagſt — operiren kann.“

„O Schloß Traun! o armes Schloß Traun!“ ſeufzte Juſtine und wiegte ſorgenvoll ihr Haupt wie eine Norne in den alten Balladen, die das tragiſche Schickſal eines Hauſes im Geiſt vorherſieht und ſagt.

Zur großen Zufriedenheit der Brüder fuhr ein Wagen in den Hof und Doctor Münzner wurde gemeldet. Sie kannten ihn ſeit ihrer Kindheit und hatten ihn gern. Die Geſpräche nahmen eine andere Wendung und die Brüder ließen ihn und die Tante reden, ſo daß allzu lebhafte Gegenſätze nicht mehr erörtert wurden. Am Nachmittag führte Fräulein Juſtine ihre Gäſte vier Stunden lang ſpazieren durch Feld, Wieſe und Wald — und als ſie bei einbrechendem Abend zurückkehrten, ſchlug ſie ihnen eine Whiſtparthie vor, die natürlich angenommen wurde. Der Schluß des Abends war ein fröhlicher, denn Fräulein Juſtine gewann 2 Thaler 19 Groſchen. Doch bemerkte ſie mißbilligend, daß Peregrin zerſtreut ſpiele.

Am andern Morgen verabſchiedeten ſich die Brüder und Fräulein Juſtine entließ ſie mit der gewiſſen Freundlichkeit, die es unbeſtimmt läßt, ob der Gaſt durch ſeine Ankunft oder ſeine Abreiſe die größere Freude macht. Als der Wagen mit den beiden jungen Männern vom Hof rollte, ſah Fräulein Juſtine ihm ſcharfen Blickes nach und ſagte dann zu Doctor Münzner.

„Hätte ich nicht den Alarich ſchon vor Jahren zu meinem Univerſalerben beſtimmt, ſo thäte ich es heute. Peregrin iſt ein ſocialiſtiſcher Schwärmer, voll Inſolenz gegen den geſunden Menſchenverſtand und die reiche Erfahrung, dabei zur Verſchwendung geneigt. Und der ſoll Schloß Traun bekommen? .... Nimmermehr, Herr Doctor.“

„Es heißt, es hätten ſchon lebhafte Scenen zwiſchen der Frau Gräfin und dem Herrn Grafen Gorm über dieſe Frage ſtattgefunden,“ entgegnete Doctor Münzner; „allein man ſagt, der Herr Graf ſei unerſchütterlich wie ein Felſen im Meere, gnädige Baroneſſe .... und zwar zu Gunſten des Grafen Peregrin, mit dem er ſehr zufrieden ſein — und der es auch verdienen ſoll.“

„Kann ſein, Herr Doctor! aber der und Schloß Traun? .... — Nimmermehr!“

Vivia Perpetua.

Es war ein ſtiller grauer Herbſttag. Die romantiſche Ruine des Heidelberger Schloſſes in ihrer ſchwermüthigen Schönheit erſchien noch melancholiſcher durch den ſtumpfen Farbenton, der ſowohl ihre gebrochenen Mauern und Thürme, als die Bebaumung und die Vegetation des Schloßberges in trübe Einförmigkeit ſetzte. Auf der weſtlichen Terraſſe ſaßen zwei Perſonen auf einer Bank. Zur Linken hatten ſie die großartige und ungemein maleriſche Maſſe der Ruine; zur Rechten den einſamen runden Thurm, aus deſſen dichter Epheubekleidung zwei ſchöne, traurige Ritterbilder in Stein gehauen hervorſchauen; tief unten zu ihren Füßen die Stadt und den Neckar und die Ebene, die er durchſchlängelt und an deren fernen Horizont, über den Rhein hinweg, an hellen Tagen die gewaltige Maſſe des Domes von Speyer aufſteigt und die Spitze des Donnersberges. Aber die Sonne ging in dichten Wolken unter, die Ferne war verhüllt, das Nahe war reizlos; ſogar der ſchöne, muntere Neckar ſah aus wie geſchmolzenes Blei.

Die beiden Perſonen auf der Bank ſchienen von dem allen gar nichts zu bemerken. Sie waren in tiefer Trauer. Aber die Trauer in ihnen war ungleich tiefer: ſie trauerten um die Gattin und die Mutter. Colomba war nicht mehr bei ihnen. Seit Monaten hatte ſie ſchon das Ziel ihrer irdiſchen Pilgerfahrt erreicht, aber ihrem Mann und ihrer Tochter fehlte ſie, wie im erſten Augenblick ihres Abſcheidens. Horburg war jetzt tief in den Sechszigen, ganz gebeugt, ganz gebrochen, ein Bild der innerlichſten Troſtloſigkeit, ohne Frieden, ohne Hoffnung, ohne Kraft, ein geiſtiger Oedip — blind für das Göttliche im Menſchenleben, im Menſchenſchickſal, in der menſchlichen Beſtimmung. Und neben ihm ſtand ſeine Antigone — Heliade, die treue Tochter, zärtlich bereit ihn zu leiten und zu führen — aber ach! der Schmerz verſteinerte ihn.

Mehrere Jahre hatte die Familie Horburg in Dresden gelebt und ſich mit der Schmiegſamkeit der menſchlichen Natur, welche ihre gewohnten Umgebungen allmälig gern hat, in ihrem Pavillon eingebürgert. Dort wuchs Heliade heran. Sie war zugleich die Sonne und die Roſe im Leben ihrer Eltern, eine holdſelige Schönheit — und ſchöner noch der Seele nach. Colomba vergaß im Anſchauen der Tochter den langen Gram ihres gekreuzigten Herzens, das mehr und mehr die Wucht empfand, mit einem andern Herzen verbunden zu ſein, das ſich von Gott getrennt hat und in der Verleugnung des Göttlichen und im Widerſtreben gegen das Göttliche lebt. Die Oberflächlichkeit tröſtet ſich, wenn ein ſolcher Menſch nur nicht gerade ein Dieb oder ein Mörder oder ſonſt ein ſchwerer Miſſethäter iſt; — ſie ſchlägt den Abfall vom Glauben für nichts an, weil ſie ſelbſt keinen lebendigen Glauben und kein zartes Gewiſſen hat — denn die Zwei gehen immer Hand in Hand: ein ſtarker Bruder, der die zarte Schweſter, die ſich an ihn ſchmiegt, ſchirmt und ſtützt. Aber der oberflächliche Weltſinn hat überhaupt gar wenig Zuſammenhang mit dem Chriſtenthum. Er iſt das heidniſche Element, welches nie und zu keiner Zeit vollſtändig vom Chriſtenthum vertilgt wurde — wie im natürlichen Leben auch der geſundeſte Körper den Todesſtoff in ſich nicht vertilgt; und das heidniſche Element weiß jetzt ſo wenig von Gott wie vor zweitauſend Jahren und will auch gar nichts von ihm wiſſen! Es hat ſeine ſelbſtgeſchaffenen Götzen, die man annehmen und fallen laſſen kann „nach ſeiner Ueberzeugung" — während eine reine, tiefe, unerſchütterliche Ueberzeugung die Frucht des Gewiſſens iſt, welches der Glaube erleuchtet. Ohne dieſe Grundlage gibt es nur Meinungen und Anſichten, die je nach Stimmung und Leidenſchaft wechſeln.

Colomba war fern von oberflächlichem Weltſinn. Sie büßte für die kurze Verblendung ihrer Jugend durch den tiefſten Kummer, den es auf Erden gibt: Kummer über den Untergang einer Seele. Sie wußte, daß Apoſtaſie — Todſünde ſei. Sie ſah im Geiſt eine blutige Prozeſſion durch die achtzehn Jahrhunderte des Chriſtenthums wandeln, von deſſen Anbeginn bis auf unſere Tage, zahllos, zu Tauſenden, zu Millionen, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Prieſter und Krieger, Reiche und Arme, Hochgeborne und Sklaven. Sie wandelten in einem Strom von Blut, der aus ihrem eigenen Herzen floß; aber um ihre Stirn leuchteten Strahlen und in ihrer Hand trugen ſie die friedliche heilige Palme. Das waren die chriſtlichen Martyrer — und jeder von ihnen ſprach zu Colomba: „Uns wurde die Wahl gelaſſen zwiſchen Apoſtaſie und Tod; und ſo ſchwer iſt die Sünde der Apoſtaſie, daß wir lieber in tauſend Qualen ſterben wollten, als ſie begehen.“ — — Iſt ſie aber ſo ſchwer, was erwartet den Apoſtaten, der nicht zurückkehrt, am großen Tage der gerechten Vergeltung? — Eine Ewigkeit der Trennung von dem Gott, den er in der Zeit verſchmäht hat — eine ewige Verdammniß! Je älter Horburg wurde, deſto größer wurde ihre Sorge, deſto nagender ihre Angſt. Das Alter hat höchſt ſelten die Energie, mit der Vergangenheit zu brechen, faßt höchſt ſelten einen ſolchen Entſchluß, führt noch ſeltener ihn aus. Die Epoche des Handelns, der Thatkraft, iſt vorüber. Und dann: wer ein halbes Jahrhundert lang den chriſtlichen Glauben verachtet hat, verliert die Fähigkeit, ſeinen vererdeten Geiſt nach der Seite des übernatürlichen Lebens voll himmliſcher Lehren und idealiſchen Vorſchriften zu erheben. Die Gedanken haben ſich zu ſehr an materielle — oder wenigſtens rationaliſtiſche Combinationen und an willkührliche Ungebundenheit gewöhnt, um den Schwung nach einer idealen Sphäre nehmen — und ſich darin halten zu können. Bekehrungen in Horburgs Alter ſind unendlich ſelten. Das wußte Colomba, das ſah ſie ein. Was aber in ihm vorging, wußte ſie nicht — nicht, ob das Licht die Finſterniß durchdringen, die Wahrheit den Irrthum beſiegen werde. Denn er ſchwieg. That er es, um ungeſtört einen heiligen Einfluß wirken und deſſen Frucht reifen zu laſſen? — oder ſtand er noch immer auf dem Boden der alten Gleichgültigkeit gegen Religion und Offenbarung? — Dieſe Frage, dieſe Ungewißheit nagten an ihrem Herzen, ihrem Leben.

Auch Heliade war nicht zu Hauſe in der Seelenwerkſtatt ihres Vaters. Er ſagte ihr öfter, wenn ſich die Veranlaſſung bot, es ſei ein namenloſes Glück, im katholiſchen Glauben geboren und erzogen zu ſein, wie ſie und wie ihre Mutter. Wenn ſie dann aber ſagte, es müſſe auch ein großes Glück ſein, ihn im ſpäteren Leben mit vollem Bewußtſein und aller Ueberlegung anzunehmen: ſo ſprach er von unerhörten äußeren und inneren Schwierigkeiten, welche einen ſolchen Schritt faſt unmöglich machten.

Peregrin kam während dieſer Jahre ganz ſelten nach Dresden. Er war auf verſchiedenen Univerſitäten und brachte die Ferien entweder bei ſeinen Eltern auf Schloß Traun oder auf Reiſen zu. Nur wußte er es immer ſo einzurichten, daß ihn ſein Weg ein Paarmal im Jahr, an einem Sonntag, durch Dresden führte. Dann ging er in die Hofkirche und da ſah er von ferne Heliade. Zuerſt hatte er es aus einer Art von Neugierde gethan — ob ſie wohl noch da ſei, die kleine Fee mit dem blauen Blick und dem ſchwarzen Blick — oder ob ſich ihr Vater vielleicht ſonſtwohin mit ſeinem Suchen nach der Ur-Religion begeben habe. Aber die kleine Fee wurde nach und nach eine große Fee und webte ſich, in einer ihm ganz unerklärlichen Weiſe, in ſein innerſtes Weſen hinein. Er freute ſich von einem halben Jahr zum andern mit einer ganz unausſprechlichen Freude auf die halbe Stunde, wo er ſie während der Meſſe ſehen würde — das zarte, ſchöne Profil, die edle, ruhige Haltung, die ernſte Andacht. Und wenn ſie dann von den Knien ſich erhob und mit ihrer Mutter das Gotteshaus verließ, ſo ſchaute er ihr nach, als ob ein Stern ſich vor ſeinen Augen in Bewegung ſetze, als ob etwas ganz Wunderbares vor ſich gehe. Aber er folgte ihr nur mit dem Blick. Es genügte ihm zu wiſſen, daß ſie da ſei.

Die Welt wimmelt von jungen Mädchen; alſo ſah Peregrin genug derſelben, wo er ſich auch aufhielt; doch eine Heliade ſah er unter ihnen nicht. Mit ihr verglichen erſchienen ſie Alle proſaiſch und gänzlichſt ohne feenhaften Zauber. So war er geſchützt von der Aegide ſeines Ideals.

Eines Tages kam er auf der Rückreiſe von Schloß Traun wieder nach Dresden und wieder ging er am anderen Morgen eiligſt in die Hofkirche. Heliade war nicht da. Auf dem Platz, den ſie einzunehmen pflegte, knieten fremde Geſtalten. Es war Sonntag und früh am Morgen. Sie wird ſpäter kommen! ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt; — und wartete. Heliade kam nicht. Eine Meſſe folgte der andern; das Hochamt wurde gehalten; Stunde verging auf Stunde; Peregrin wartete bald in der Kirche, bald vor derſelben; — Heliade kam nicht. Sie iſt fort! wohin? jetzt entſchwindet ſie mir? ſprach er ganz betäubt zu ſich ſelbſt. Doch ſchnell gefaßt eilte er zu einem Diener, der bei der Bibliothek angeſtellt war und der ihm früher zuweilen Bücher gebracht hatte und fragte ihn, ob er wiſſe, unter welcher Adreſſe ein Brief an Herrn von Horburg abzuſenden ſei. Der Mann verneinte es; ſetzte aber hinzu, Herr von Horburg habe erſt kürzlich Dresden verlaſſen und zu den Herren Bibliothekaren habe er geſagt, er ginge an den Bodenſee, wo ſeine Frau eine Traubencur gebrauchen ſolle. Das beruhigte Peregrin etwas. Allein dies Verſchwinden mahnte ihn daran, daß er Heliade verlieren könne, durch den Tod . . . oder . . . durch das Leben. Wo war denn ein Weſen, das den Vergleich mit ihr aushielt? mußte nicht die ganze Männerwelt der Unvergleichlichen huldigen? . . . . und wenn ſie, die nichts von ſeinem Daſein wußte oder vielleicht noch die Erinnerung an jene Inſolenz hatte, mit welcher er früher ihren Namen genannt — wenn ſie eine Wahl träfe . . . . für's Leben . . . . — Nein! ſprach er entſchloſſen zu ſich ſelbſt, das wird nicht der Fall ſein. Es iſt nichts Zufälliges, daß ſie in meinem Herzen ſteht, wie das Heiligenbild in ſeiner Niſche; — nichts Zufälliges, daß über all' meinen Gedanken, meinen Studien, meinem Wollen und Streben, über meinen Freuden und meinen Hoffnungen . . . ein fernes, himmliſches Licht ſchwebt, deſſen Mittelpunkt ſie iſt. Das muß einen Zweck haben, einen inneren Zuſammenhang. Er muß zu Tage kommen, ſo wie meine Lehrjahre vorüber ſind. Die alten Hellenen opferten im tiefen Schweigen den unterirdiſchen Göttern, um deren Ruhe und Stille nicht zu ſtören. So habe ich ihr, der Ueberirdiſchen, ſchweigend gehuldigt. Aber nun iſt's genug! Noch ein Semeſter in Bonn . . . , und dann ſuche ich ſie . . . . und werde ſie finden!

Dies Semeſter wollte aber gar kein Ende nehmen! jeder Tag hatte mehr als vierundzwanzig Stunden! Er bedauerte unſäglich, nicht von Dresden aus am Bodenſee geweſen zu ſein, um Heliade zu ſuchen. Hatte er ſie gefunden, ſo würde er ruhig ſein: das wußte er. Er war der Zukunft dann gewiß! — Es ging denn doch vorüber . . . . dies endloſe Semeſter und er trat ſogleich ſeinen Ausflug an den Bodenſee an. Allein er fand nirgends die leiſeſte Spur von Heliade und ihrem Vater. All' die kleinen Städte und Ortſchaften rings am Ufer durchwanderte er und durchforſchte er. Ueber alle Bewohner und Beſitzer von Schlöſſern und Landhäuſern zog er die genaueſten Erkundigungen ein — umſonſt! der Name Horburg war unbekannt. Nun fiel ihm ein, daß eine Traubencur am Genfer See wahrſcheinlicher ſei, als am Bodenſee, oder daß Herr von Horburg das milde Clima von Montreux für ſeine Frau aufgeſucht habe. Er reiſte dahin. Er ſtellte auch dort mit Hülfe von Gaſtwirthen, von Lohndienern, von Schiffern, von Nachfragen auf der Briefpoſt und bei Banquiers die genaueſten Forſchungen an. Er durchblätterte alle Fremdenbücher in den Gaſthöfen von Lauſanne bis Montreux und von Montreux bis Genf, um Auskunft über die Reiſenden in den letzten ſechs bis acht Monaten zu erhalten; aber den Namen Horburg fand er nirgends. Heliade war alſo weder jetzt in der Schweiz, noch war ſie im vergangenen Herbſt hergekommen. Sie war alſo noch irgendwo in Deutſchland! Wahrſcheinlich — ja gewiß hatte Herr von Horburg vorgezogen, in Deutſchland zu bleiben, an der Haardt etwa, wo es ja Orte gab, die wegen ihrer Trauben und ihres milden Clima's berühmt waren . . . wie Dürkheim und Deidesheim.

Nachdem Peregrin auch noch die Seen von Thun, Luzern und Zürich umkreiſt und umſpäht hatte, ging er nach Deutſchland zurück, um Heliade zu ſuchen; — und da, wo er ſie nicht ſuchte, fand er ſie: in Heidelberg, auf der Schloßruine. Es war ein ſchöner Maitag, blüthenweiß, blaßgrün, himmelblau, ſonnenhell. Die Natur ſtrahlte in der Glorie des Frühlings und mitten in der Glorie erſtrahlte Heliade. Sie ging neben ihrer Mutter, die ſich auf den Arm des Vaters ſtützte und die bleich und vergänglich wie eine Nebelwolke ausſah. Das Gefühl eines unerhörten Glückes durchbebte Peregrin: er faßte wieder Fuß auf der Erde, und Welt und Zukunft waren wieder ſein. Er blieb in Heidelberg, um ſich zu vergewiſſern, daß Herr von Horburg dort lebe. Er entdeckte, daß in dem Hauſe, welches die Familie bewohnte, eine andere Wohnung zu haben ſei — und er nahm dieſelbe auf ein halbes Jahr. Die gutmüthige Hausfrau erſuchte ihn, nicht zu viel tumultuariſchen Beſuch zu empfangen.

„Nicht meinetwegen,“ ſetzte ſie hinzu, „ich bin ſeit dreißig Jahren an den Lärm der Herren Studioſen gewöhnt und meine Möbel“ .... —

„Sind es ſeit fünfzig Jahren!“ unterbrach Peregrin ſie ſcherzend.

„Und meine Möbel werden vom Inhaber der Wohnung vergütet, wenn man ſie allzu arg ruinirt“ — fuhr ſie gelaſſen fort, denn in **dem** Punkt verſtand ſie keinen Scherz. „Aber Frau von Horburg, die in dem unteren Stockwerk wohnt, iſt von ſehr zarter Geſundheit, ſo daß ein wildes Heer über ihrem Kopf ihr höchſt läſtig ſein würde.“

„Gut,“ ſagte Peregrin, „ich werde mich ſtill wie ein Mäuschen verhalten und Niemand ſtören.“

Nachdem er, froher wie ein König, in ſein neues Reich eingezogen war, ſchrieb er an Graf Gorm.

„Lieber Vater! Ein kurzes Sommer-Semeſter in Heidelberg voll wenig Studien und vielem dolce far niente vervollſtändigt das deutſche Studentenleben zu ſchön, um mich nicht hoffen zu laſſen, daß Deine Güte und Liebe es mir gönnen werde. Ich bitte alſo noch um dies halbe Jahr. Daß es mir nicht um Biertrinken und Schlägereien zu thun iſt, brauche ich nicht zu verſichern. Damit fängt man höchſtens an, doch man endet gewiß nicht damit, wenn man, wie ich, Freude an den Studien hat. Doch ebenſowenig behaupte ich, daß dies Semeſter dasjenige meiner eifrigſten Studien ſein werde — obſchon ich es nicht ohne großen Nutzen zu verleben hoffe.“

Graf Gorm fand Peregrins Wunſch viel zu natürlich, um ihn nicht gern zu gewähren; — und er lebte nun nicht bloß an demſelben Ort, ſondern unter demſelben Dach mit Heliade. Anfangs beſeligte und befriedigte ihn dies unerwartete Glück vollkommen. Aber die Wünſche des Menſchenherzens ſind beweglich wie das Herz ſelbſt und ruhen nicht auf einem Punkt. Was half es ihm, in ihrer Nähe zu ſein, wenn er ihr dadurch nicht näher trat! — —

Horburg hatte allerdings wegen Colomba's Geſundheit Dresden verlaſſen. In den Erinnerungen aus ſeiner frühen Jugend tauchte die heimathliche Pfalz in der Anmuth auf, womit der Frühling des

Lebens die Stätten ſeiner Kindheit ſchmückt. Für Colomba war jeder Wohnort dieſſeits der Alpen gleichgültig; ſie fand ſich überall zurecht, doch heimiſch fühlte ſie ſich nirgends. Indeſſen war dieſer Schritt, ein wenig mehr gen Süden, die erſte Annäherung an Italien, ihr doch ſehr willkommen. Die Hoffnung auf ihre Rückkehr nach Rom oder doch nach Florenz war innig verwebt mit der Hoffnung auf Horburgs Rücktritt zur Kirche. Daß ihre körperliche Kraft gebrochen ſei, fühlte ſie; aber für krank hielt ſie ſich nicht.

„Ich werde nur alt!“ ſagte ſie in ihrer lieblichen Weiſe zu Heliade, die gar nicht begriff, wie ihre anmuthige Mutter auf den traurigen Gedanken des Altwerdens komme und in der Ueberzeugung lebte, die Mutter ſei angegriffen in ihrem Nervenſyſtem — vielleicht durch das nordiſche Clima, gewiß durch den Gram um den Vater. Inniger denn je ſtiegen ihre Gebete für ihn zum Throne Gottes empor. Aber was hilft die fromme Fürbitte einer treuen Tochter, ja was hilft ſie von allen frommen Seelen hienieden und allen Seligen im Himmel, wenn die Seele ſich nicht entſchließen will, das Opfer zu bringen, das zwiſchen ihr und der Gnade Gottes ſteht und deren Einfluß unmöglich macht. Wer ſein ſtaubiges Werktagskleid nicht ablegen will, kann nicht mit dem Feſtgewand bekleidet werden, in welchem man vor dem König der Ewigkeit erſcheint.

Colomba brauchte die Traubencur in Heidelberg und der Winter verging erträglich. Die Perſonen, welche immer um ſie waren, bemerkten nicht, daß ſie ſich langſam aufzehre — wie das ſehr oft den Nächſtſtehenden geht, weil man nicht von einem Tage zum andern den Niedergang wahrnimmt. Als aber der Frühling kam, der Frühling, der Peregrin nach Heidelberg führte, da machte die Krankheit reißende Fortſchritte. Colomba wurde nicht in der Weiſe krank, daß ſie das Bett hütete; nur ihr Huſten wurde immer hohler und das Athmen immer beſchwerlicher. Den Schloßberg erſteigen konnte ſie längſt nicht mehr. Es ſtehen aber immer geſattelte Eſel bereit, um ſchwache, kranke oder bequeme Perſonen hinauf zu tragen — und ſo konnte ſie ſich noch einige Zeit an der Frühlingsnatur erfreuen, die zwiſchen den Ruinen doppelt reizend iſt. Aber auf einmal verſagten ihre Kräfte. Der Arzt, der ſie ſeit dem vorigen Herbſt behandelte, glaubte, daß jetzt das Stadium des langſamen Erlöſchens eintreten werde. Sie aber, die bisher nie einen Gedanken an ihren Tod gehabt oder geäußert hatte, ſagte zu Heliade, ſie möge einen Geiſtlichen rufen laſſen.

„Colomba! — — Meine Mutter!“ — — riefen Vater und Tochter voll Entſetzen, denn beide wußten, was dies bedeute.

„O Ihr lieben Thoren!“ erwiderte ſie mit ihrem ſchönen, ſeelenvollen Lächeln; — „ich will ja nicht ſterben! . . . . leben will ich.“

Der Geiſtliche erſchien, bei dem ſie zu beichten pflegte. Sie empfing die heiligen Sacramente der Buße und der letzten Oelung mit tiefer Innigkeit. In der Frühe des nächſten Morgens brachte er ihr die heilige Wegzehrung, die ſie freudeſtrahlend und mit frohlockender Seele empfing.

„Leben will ich!“ ſagte ſie, indem ſie ſich in die Kiſſen zurücklehnte.

Und weil der Prieſter nach einigen Minuten feierlicher Stille ſprach:

„Requiescat in pace; — —

ſo erfuhren Horburg und Heliade, welches Leben ſie gemeint habe; denn der heil. Bonaventura ſpricht:

„Nur da iſt das Leben, wo kein Tod zu fürchten iſt.“.

Colomba war nicht mehr. Dieſe ſtille, ungekannte, geringe Exiſtenz, deren einziger Reichthum in Schmerz, deren einzige Kraft in Glauben und Liebe beſtand — hinterließ eine Lücke, welche ſehr oft Andere nicht hinterlaſſen, deren Kreis viel größer, deren Wirken viel augenfälliger iſt und deren Verluſt viel unerſetzlicher erſcheint. Denn da, wo ein größerer Kreis von Trauernden iſt, gibt es auch mehr Troſt, mehr Zuſammenhalten, vermehrte neue Pflichten. Dieſe beiden Menſchen jedoch, für welche

Colomba der Mittelpunkt geweſen war, ſo daß ſie zu Dreien — Eines bildeten, fielen gleichſam in zwei Hälften auseinander, als das Band fehlte, welches ſich ſo weich und ſo ſtark um ſie ſchlang. Nicht als hätte ihnen die Liebe gefehlt; — aber der Ausdruck der Liebe hat ſo unendlich viel Schattirungen, und ſie ſelbſt zweigt ſich in ſo mannigfaltige Aeſte von Vertrauen, Verſtändniß, Hingebung, Zärtlichkeit — von ich weiß nicht was für ſympathiſche, beſeelende, anregende, wohlthuende Gefühle, aus, daß ſich zwei Menſchen herzlich und aufrichtig lieben — und dennoch in tauſend Empfindungen und Neigungen ihres Herzens darben können.

Für Horburg war Colomba Inbegriff und Verwirklichung des Ideals der Liebe geweſen. Was das Herz wünſchen, was die Vernunft fordern kann — ſie gab es, ſie leiſtete es. Welche blutende Wunde ſie ſeinetwegen in ihrer tiefſten Seele trug — das wurde ihm von Jahr zu Jahr, und je mehr ihr edles; hohes Weſen ſich entfaltete, immer deutlicher; aber trotz dieſes Seelenſchmerzes kannte ſie weder Klage, noch Vorwurf, noch Verſtimmung, noch irgend eine jener Launen, durch welche die Frau dem Mann drückender ſein kann, als durch entſchiedene Fehler oder Untugenden. Colomba war eine jener Seelen, bei der man den Ausſpruch von Chriſtus dem Herrn begreift, daß im Himmel mehr Freude ſein werde über die Belehrung eines Sünders, als über neunundneunzig Gerechte. Abgeklärt in Glauben und Trübſal wurde das, was Schwäche in ihrem Charakter war, zarte Hingebung, demüthige Willfährigkeit — und das, was Eigenwille in ihr war, eine friedliche Energie, die ſich weder durch Schwierigkeiten, noch Mißerfolg überwinden ließ. So ſtand ſie einige zwanzig Jahre an ſeiner Seite, immer lächelnd, wenn auch mit Thränen im Auge, immer liebend, wenn auch die Dornen der Liebe mehr ihr Antheil waren, als deren Roſen, immer das liebenswürdigſte, anmuthigſte Weib.

Bei ihr hatte er nie gefühlt, welch eine Laſt er — für ſich ſelbſt ſei. Sie trug ihn, ſie ruhte ihn aus, ſie tröſtete ihn, ſie ermuthigte ihn. Er konnte nicht ganz an ſich ſelbſt verzagen, denn Colomba hoffte für ihn, auf ihn. Ueber der chaotiſchen Verworrenheit in ſeiner Seele, zitterte wie ein gebrochener Lichtſtrahl der unbeſtimmte Gedanke, er werde endlich doch durch Colomba ſeinen Frieden finden.

Und nun war ſie dahin, bevor er ſich nur mit der Ahnung ihres Todes vertraut gemacht hatte! Sie, die jüngere Frau, ließ ihn allein, den Greis, mit dem armen jungen Mädchen, das bitter verwaiſt in der weiten Welt nichts und Niemand hatte, als nur ihn, den Greis! das an ſeiner Seite einem freudeloſen Leben entgegen ging — und einem noch freudeloſeren, wenn der Tod ihn, wer weiß wie bald! abrief. Dazu der Stachel in ſeinem Gewiſſen — die innere Zerriſſenheit eines Daſeins ohne höhere Grundlage und Ziel — der ſchauerliche Kampf zwiſchen dem Unglauben und der Vernunft, die unerbittlich zu ihrer Befriedigung den Glauben verlangt: und es war nicht befremdend, daß Horburg unter dieſer Wucht, die keine Colomba ihm tragen half, zuſammenſank.

Nicht anders, nur in anderer Weiſe, erging es Heliade. Aus Colomba's Herzen quoll ein ſo reicher Strom von Liebe, daß der Mann und das Kind ihr Genügen daran fanden. Ueberdas verband die tiefſte Seelenſympathie, ein gemeinſamer Schwung zu den Höhen des Lebens, zu deſſen großen Idealen von heiligen Opfern, von himmliſcher Vollkommenheit, von allbeſiegender göttlicher Liebe — Colomba und Heliade. Sie waren nicht immer die Eine die belehrende und ermahnende Mutter, die Andere das gelehrige, folgſame Kind: ſie waren auch Freundinnen im Austauſch der Gedanken, in traulicher Mittheilung von tauſend Anregungen, welche die Seele empfängt, von tauſend Eindrücken, die von allen Seiten ſie berühren. Das Alles verlor Heliade! ſie war auf Einmal ohne Mutter und Lehrerin, ohne Schweſter und Freundin! ſie erfuhr auf Einmal, daß ihr Alles fehle! denn der Vater gab ihr nichts, als ſeine äußere Gegenwart und ſeinen Schutz nach der Seite der Welt hin. Das traute Verſtändniß, an das ſie gewöhnt war und das ſie, weil ſie ein ganz innerliches Weſen war, ſo glücklich machte, daß ſie nichts von Allem, was die Jugend zu erſehnen pflegt, begehrte: das war zerriſſen! im Grabe das Herz, das für ſie ſchlug, der Mund, der zu ihr ſprach, das Auge, das ſie in ſeinem Blick mit Liebe überſtrömte — im Grabe und todt.

Es war am Abend von Colomba's Beerdigungstag. Sie ſaßen in dem Zimmer, wo ihr Platz leer war, wo noch die Arbeit lag, mit der ſie ſich beſchäftigt hatte. Seiner Gewohnheit gemäß lag ein Buch vor Horburg aufgeſchlagen; aber er hatte keine Ahnung von deſſen Inhalt. Er ſaß unbeweglich da, die Arme über der Bruſt gekreuzt und vor ſich hin ſtarrend, ſo trüben Blickes, ſo bleichen, durchfurchten Angeſichts, daß es Heliadens ſtillen Jammer vermehrte. Sie ſaß ihm gegenüber, auch nach ihrer Gewohnheit beſchäftigt mit Handarbeit. Sie nähte an einem ſchwarzen Flor, auf den zuweilen, wie Silberperlen, ein Paar große Thränen fielen. Dann trocknete ſie ſchnell ihre Augen; aber ſie nähte fort, denn ſie durfte nie müßig neben ihrer Mutter ſitzen und überdas zog die Arbeit ihren Blick von dem troſtloſen Vater ab. Keines von beiden ſprach. Jedes fürchtete den Kummer des Andern durch ein lautes Wort zu vermehren. Der Pendelſchlag der Schwarzwälder Wanduhr klang faſt lärmend laut und hart in dieſer Grabesſtille.

Da durchzitterte ein melodiſcher Ton die tiefe Stille — ein Ton von ſo reinem, überirdiſchen Klang, daß Horburg und Heliade aufhorchten, ob das nicht ein Gruß für ſie aus einer beſſern Welt ſei. Und der Ton ſchwoll immer ſüßer und mächtiger an wie ein immenſes, untröſtliches Weh — und brach dann in ſeiner Ueberfülle in tauſend weichen und reichen Modulationen wie in eine Garbe von Klagen aus. Und dann ſank die Klage zuſammen in einem großen, ſtillen, weiten Thränenmeer. Das dauerte kaum eine Viertelſtunde, dann verſtummte Alles.

„Woher kommt dieſe himmliſche Muſik?“ fragte Horburg mit einem tiefen Athemzug.

Heliade wußte es nicht. Keiner von ihnen beobachtete die Mitbewohner des Hauſes und deren Wechſel.

„O wenn dieſe wunderbare Muſik doch wieder beginnen wollte!“ ſagte Heliade mit ſanften Thränen; „das iſt eine Sprache, die wir verſtehen.“

Aber ſie begann nicht wieder und Horburg und Heliade ſanken in ihr Schweigen und in ihre trüben Gedanken zurück. Am andern Abend hub ſie jedoch auf's Neue an, zuerſt der vibrirende Klageton als

Grundlage aller Modulationen, die dann in Cataracten von Schwermuth ausbrachen und verhallten.

„Das iſt ein großer Künſtler," ſagte Horburg; „weßhalb mag er hier ſo ſtill leben?"

„Vielleicht trauert auch er um eine theure Abgeſchiedene!" ſagte Heliade.

Das währte einige Tage. Immer erhuben ſich gegen Abend die himmliſchen Töne und floſſen wie ein Balſam lindernd über zwei ſchwere Herzen. Bald dauerte die Muſik längere, bald kürzere Zeit; nie lange genug, um zu ermüden. Aber eines Abends erklang ſie nicht.

„O weh!" ſagte Heliade, als die gewohnte Stunde vorüber war — „die Nachtigall iſt verſtummt."

„Ja!" ſagte Horburg in ſeiner trüben Weiſe, „das geſchieht den Nachtigallen früh."

Und er verfiel wieder in das dumpfe Schweigen, das wie Blei auf ihm und auf Heliade laſtete. Sie fragte ſchüchtern, ob ſie ihm etwas vorleſen ſolle, was ihm zuweilen angenehm geweſen war. Er antwortete:

„Ich danke Dir! es würde Dich umſonſt ermüden; ich bin nicht im Stande, den fremden Gedanken zu folgen, die eigenen ſind zu überwältigend."

Das arme Kind ſchwieg und kehrte auch zu trüben Gedanken zurück.

Am andern Morgen erſchien die Hausfrau bei Herrn von Horburg und ſtellte ihm die Frage, ob ihm das Violinenſpiel nicht läſtig ſei.

„Durchaus nicht! Wie kommen Sie darauf?“

„Der Herr Graf hat mir den Auftrag gegeben; denn wenn es Sie ſtört, will er lieber nicht ſpielen.“

„Was iſt das für ein Graf?“

„Ein junger Graf Gorm, der hier ſtudirt und ſeit vierzehn Tagen hier iſt. Seine Violine kam aber erſt vor acht Tagen mit all ſeinen Sachen aus Bonn, wo er ſtudirt hat.“

„Ich danke dem Grafen Gorm ſehr für ſeine freundliche Rückſicht,“ erwiederte Horburg, „und ich bitte ihn, mit ſeinem vortrefflichen Spiel fortzufahren, wann und ſo lange es ihm beliebt.“

„Nun das freut mich, denn es wird den Herrn Grafen freuen,“ ſagte die redſelige Frau. „Der iſt ganz anders, als die Herren Studioſen zu ſein pflegen! . . . nichts von burſchikoſem Weſen, von Trinkgelagen, von Raufereien! Ein Paar Collegia, ſeine Bücher, ſeine Violine, ein Spaziergang: das iſt ſein Leben, tagein, tagaus. Merkwürdig für einen ſo jungen Herrn! . . . . Und immer allein. Daher ſpricht er auch wenig — ganz außerordentlich wenig,“ ſetzte ſie mit einer bedauernden und bedenklichen Kopfbewegung hinzu; und Horburg benutzte die kurze Pauſe, um mit einem Anflug von Ungeduld zu ſagen:

„In der That . . . höchſt merkwürdig! — Haben Sie alſo die Güte, dem Grafen Gorm mitzutheilen, daß ſein Violinſpiel mir viel Vergnügen macht.“

Heliade war zugegen. Als die Hausfrau von einem jungen Mann ſprach, der immer allein und ſchweigſam ſei, fiel ihr unwillkührlich ein; daß ſie ſeit kurzer Zeit jeden Morgen, wenn ſie in die Meſſe ging, einen jungen Mann neben dem Weihwaſſer ſtehen ſah. Sie hatte ihn nie angeſehen und ihr dichter ſchwarzer Kreppſchleier hätte ohnehin ihren Blick gehemmt; aber genug, er war ihr aufgefallen und fiel ihr ein. Wenn ſie kam, war er ſchon da, wenn ſie ging, war er noch da . . . . und immer auf demſelben Platz . . . . und ſeit etwa vierzehn Tagen. Dieſe ruhige Regelmäßigkeit ſtimmte überein mit den Gewohnheiten des Grafen Gorm. Sollte das der Violinſpieler ſein, der täglich pünktlich in die Meſſe ging? der Gedanke freute ſie; — ſie wußte nicht warum.

Abends begannen wieder die himmliſchen Klänge. Peregrin ſpielte ſchöner und länger als je zuvor. Er trat in einen Seelenverkehr mit Heliade. Aus den Tönen baute er eine Brücke im Reich der Geiſter auf, um ſich ihr zu nähern. Dies wurde die liebſte Stunde des Tages für Horburg und Heliade. Der Schmerz, der wie eine Geierkralle ſein Herz umſpannte, löſte ſich in Wehmuth auf und war das auch eine vorübergehende Stimmung, ſo empfand er ſowohl als Heliade ſie doch als eine große Erquickung — Maienregen auf vertrocknetem Erdboden.

„Graf Gorm iſt für Dich wie der Hirtenknabe David, der die Traurigkeit des Königs Saul mit ſeinem Harfenſpiel verſcheuchte, mein lieber Vater," ſagte ſie zärtlich.

„Armes Kind," verſetzte Horburg, „meine Traurigkeit wird nur flüchtig gemildert, doch nie verſcheucht. Neben dem unvergänglichen Gram um Deine Mutter ſteht die Sorge um Dich! Gegenwart und Zukunft ſind ſchwarz."

„Nicht die Zukunft, mein lieber Vater! Nicht meinetwegen betrübe Dich! — Gott ſorgt für mich .... und ich habe ja Dich" — erwiderte ſie und küßte ſeine Hand.

„Armes Kind! was haſt Du denn an mir und wie lange wirſt Du mich überhaupt noch haben!"

„Sprich nicht ſo!" rief Heliade; — „ich kann das nicht aushalten! .... Meine Mutter iſt bei Gott und mein Vater iſt bei mir; alſo bin ich kein armes Kind."

Er ſchwieg, um ihr nicht weh zu thun; aber irgend ein tröſtliches, ermunterndes Wort wußte er ihr nicht zu ſagen und nicht das peinliche Gefühl von ihr zu nehmen, daß ſie nur ein Gegenſtand der Sorge für ihren Vater — und nicht im Stande ſei, ihm Freude oder Troſt zu bereiten. Dadurch wird einem jungen Weſen, welches das Bedürfniß und das Verlangen hat, mit dem Herzen zu leben — das Herz in der Bruſt zerdrückt.

Peregrin hielt das ſeine mit beiden Händen feſt, um nicht jeden Morgen vor Heliade auf die Knie zu fallen und es ihr anzubieten. So mußte ſie ſein, ſie, die er lieben konnte, ſo vom Himmel herabgeſtiegen, in ſolcher unentweihten Zurückgezogenheit lebend, ein ſolches Ideal der Jungfräulichkeit wie Heliade. Wie ſie ging, wie ſie ſtand, wie ſie ſich regte und bewegte — das Alles war ſo einfach, ſo natürlich, ſo ungezwungen und trug gerade in dieſer Einfachheit das feinſte Gepräge einer heiligen Züchtigkeit.

Wie ſoll das werden? fragte er fort und fort ſich ſelbſt; — ich kenne ſie ſo gut und liebe ſie .... natürlich! Kennen und lieben fällt zuſammen — einer Heliade gegenüber! ... Aber einem Peregrin? ... das iſt zweifelhaft. Und doch muß ſie mich kennen lernen.

Täglich gegen Abend machte Herr von Horburg einen Spaziergang mit Heliade. Peregrin merkte ſich genau ihre Tageseintheilung, ihre Gewohnheiten und richtete danach die ſeinen ein. Aber was half ihm das! — Ich kann ſie doch nicht auf dem Spaziergang wie ein Wegelagerer überfallen! dachte er.

Zuweilen ging er ihnen aus weiter Ferne nach, ſo daß er nur gerade Heliadens ſchlanke, hohe, ſchwarze Geſtalt erkennen konnte. Das war ihm angenehm! ſo erſchien ſie ihm als das Geheimniß der Liebe: fern, dunkel, unwiderſtehlich anziehend, beſeligend.

Zuweilen ging Peregrin ſeinen Gedanken nach, die ihn eines Tages auf den Weg zum Kaiſerſtuhl führten. Bei einer Biegung des Weges ſah er plötzlich Herr von Horburg vor ſich hergehen, aber allein, ohne Heliade. Das ermuthigte ihn. Heute oder nie! dachte er — und holte mit einigen ſtarken Schritten Horburg ein. Dieſer blickte auf, als er den ſcharfen Fußgänger hörte. Da grüßte ihn Peregrin und ſagte mit leichter Verlegenheit:

„Ich bin der Violinſpieler .... und möchte Ihnen danken, daß Sie mich ermuthigt haben, mit meinem Spiel fortzufahren, Herr von Horburg.“

„Ich habe Ihnen zu danken, denn Sie thun mir wohl,“ entgegnete Horburg. „Es iſt eine ſeltene Gabe, die Kunſt auf eine ſolche Höhe zu erheben, daß ſie zu den Wohlthätern der Menſchheit zählt.“

„Würden Sie mich unbeſcheiden finden, wenn ich Sie bitten wollte, mir das, was Sie Wohlthat nennen, zu vergelten?“

„Gewiß nicht! nur wird die Vergeltung kaum in meiner Macht ſtehen.“

„Doch! . . . und überſchwänglich — wenn Sie mir den Zutritt bei Sich gewähren.“

„Ich lebe ſehr zurückgezogen,“ ſagte Horburg ausweichend; „junge Leute finden bei einem alten Mann keine Unterhaltung.“

„O!“ ſagte Peregrin zögernd, „ich ſuche Höheres, als bloße Unterhaltung.“

„Und das wäre?“

„Die Hand und das Herz . . . . von Heliade!“

„Von Heliade?“ rief Horburg und blieb grenzenlos erſtaunt mitten auf dem Wege ſtehen. „Sie kennen ja gar nicht meine Tochter!“

„Ich kenne ſie beſſer, als ich mich ſelbſt kenne.“

„Nun aber . . . . meine Tochter kennt Sie ganz und gar nicht, Graf Gorm!“ verſetzte Horburg kalt.

„Das iſt leider nur zu richtig!“ rief Peregrin; „und da dieſer Zuſtand für mich unerträglich wird, ſo flehe ich kniefällig um die Gewährung meiner Bitte; denn das iſt das einzige Mittel, um demſelben ein Ende zu machen.“

Horburg blieb abermals ſtehen und ſah ſcharf und kühl in Peregrin’s Augen.

„Ach Sie fürchten gewiß, daß ich, weil ich ſo ein Fünkchen muſikaliſchen Genies beſitze, auch in die Extravaganz des Genies verfallen könnte,“ ſagte Peregrin unbefangen.

„Nein!“ ſagte Horburg kalt, „das fürchte ich ganz und gar nicht. Ich weiß nur nicht, ob Sie ein redlicher Menſch ſind.“

Da ſah ihn Peregrin mit zwei ſo guten, ſchönen, ehrlichen Augen an, in denen ſich ein ſo aufrichtiges Erſtaunen über dieſen Zweifel ausſprach, daß Horburg halb gerührt und halb lächelnd ſagte:

„Ja ja, Graf Gorm, das Anſchauen hilft gar nichts! Wer ſind Sie, woher kommen Sie, was treiben Sie, wie kennen Sie meine Tochter? Das ſind Fragen, die mich nahe angehen und die nicht mit einem Blick zu beantworten ſind.“

„Ich bin ja glücklich, wenn ich reden darf!“ rief Peregrin. Und nun entwickelte er ſein Leben und ſeine Verhältniſſe mit den genaueſten Einzelheiten und Umſtänden zur größten Befriedigung Horburgs, der mit tiefem Erſtaunen erfuhr, welchen geheimnißvollen Einfluß die ahnungsloſe Heliade hier geübt hatte. Als Peregrin an die letzte Epiſode, an ſeine raſende Rundreiſe um die Seen der Schweiz kam, ſagte Horburg lächelnd:

„Nun, ich ſehe denn doch, daß die Extravaganz des Genies auch ſeine Rolle bei Ihnen ſpielt.“

„Es kann ſein, Herr von Horburg,“ entgegnete Peregrin; — „aber an dieſem Fall hatte es nicht den geringſten Antheil. Ich ſuchte nur Heliade....

weil ich ſie liebe .... weil meine Seele ihr zugewendet iſt.“

„Das iſt eine ſchöne Liebe,“ entgegnete Horburg mit tiefer Rührung, „und ich hoffe, daß Heliade derſelben werth iſt.“

„Aber wird ſie wohl ſie erwidern können?“ — —

„Graf Gorm, dieſe ganze Angelegenheit iſt ſo überraſchend, ſo fremdartig, ſo ungewöhnlich in der civiliſirten Welt, daß ich ſie weder fördern, noch abbrechen will. Vielleicht entwickelt ſich daraus das Glück meines einzigen Kindes ... und welcher Vater ſollte das nicht wünſchen! Vielleicht aber fühlt Heliade anders; ſie iſt einſam aufgewachſen an der Seite ihrer herrlichen Mutter. Ich weiß nicht, was ihre junge Seele bewegt und verlangt; — ich kann Ihnen alſo durchaus keine Hoffnung geben. Von dieſem ganzen Geſpräch ſoll ſie kein Wort erfahren. Ein junges Geſchöpf könnte ſich blenden laſſen durch die Vorſtellung, eine ſo tiefe Neigung eingeflößt zu haben. Sie ſoll ſich Ihnen gegenüber vollkommen frei fühlen und frei über ſich ſelbſt verfügen. Ich denke, dies entſpricht Ihren Wünſchen, wenn ich hinzuſetze, daß Sie mich beſuchen dürfen.“

„Ich bin der glückſeligſte aller Menſchen!“ rief frohlockend Peregrin.

„Armes Kind!“ ſagte Horburg mitleidig. „Das ſagten Tauſende vor Ihnen . . . . und wurden es nicht.“

„Das kommt daher,“ entgegnete Peregrin ſo ernſt, als hätten jene Tauſende nie einen ähnlichen Gedanken gehabt, „weil ſie ihr Glück bei keiner Heliade in Sicherheit brachten.“

Dann bat er um Erlaubniß, den Spaziergang mit Horburg zu Ende zu bringen und führte die Unterhaltung über allgemeine Gegenſtände wie ein gebildeter und denkender Menſch.

„Ich habe auf dem Kaiſerſtuhl unſern Hausgenoſſen kennen gelernt,“ ſagte Herr von Horburg zu Heliade, die an dieſem Abend das Sacrament der Buße empfangen und jene Stunden des Spazierganges andächtig in der Kirche zugebracht hatte.

„Iſt er ſo angenehm wie ſein Violinſpiel?“ fragte Heliade.

„Das will ich nicht behaupten; — aber Du wirſt ihn kennen lernen, denn er wird mich beſuchen.“

„Er iſt Dir gewiß angenehm geweſen, lieber Vater,“ ſagte Heliade, indem ſie den Arm um Horburgs Schulter legte und ihn innig anblickte, „denn Du ſiehſt heute etwas weniger traurig aus. Er kann Dich alſo zerſtreuen und erheitern — was ich nicht kann.“

„Geliebtes Kind,“ ſagte Horburg zärtlich, „wenn ich Dich ſehe, denke ich an Deine Mutter . . . und dann blutet mein Herz. Aber ſo ein fremder junger Mann, mit ſeinen Hoffnungen, ſeinen Ausſichten, ſeinem Lebensmuth, der mich an nichts erinnert, ja — der zerſtreut mich . . . wenn auch nur oberflächlich.“

„Wie dankbar bin ich dem Grafen Gorm,“ ſagte Heliade mit ſchimmernden Augen; — „hoffentlich beſucht er recht oft meinen lieben Vater.

In Horburgs bekümmertes Vaterherz war allerdings ein glänzender Hoffnungsſtrahl gefallen. Bewährte ſich Peregrin, gewann er Heliadens Zuneigung: ſo war die Zukunft ſeiner Tochter geſichert, ein ſchwerer Druck von ſeiner Bruſt genommen und er ſelbſt freier in ſeinen Handlungen und ſeinem Thun . . . . vielleicht frei genug, um mit ungehemmter Aufmerkſamkeit über eine innere Wendung nachdenken und für ſie arbeiten zu können . . . . frei genug, um die ſelbſtgeſchaffenen Feſſeln von ſich abzuſtreifen. Je mehr er darüber nachdachte, deſto glückverheißender wurde für Heliade und für ihn dieſe ſo ganz unerwartete Erſcheinung Peregrins. — —

Peregrin kam. Heliade erkannte ſogleich an ſeiner Geſtalt und Haltung den jungen Mann, den ſie jeden Morgen in der Meſſe bemerkt hatte. Und als er ihr näher trat, tauchte die Erinnerung in ihr auf, daß ſie ſchon früher dieſe dunkeln, denkenden Augen, dieſen lebhaften Blick, dies gute freundliche Lächeln geſehen habe. Und plötzlich erinnerte ſie ſich, wo das geſchehen — und daß dies derſelbe junge Mann ſei, der ſie vor Jahren „Kleine Fee“ und „Heliade“ genannt habe. Sie erröthete und ihr Antlitz, das gewöhnlich etwas bleich war, bekam dadurch einen reizenden Anhauch von Verklärung.

So kamen ſie denn in Beziehung zu einander: Peregrin überglücklich, daß ein Ereigniß, welches ſich noch vor wenig Wochen in nebelhafte Ferne verlor, urplötzlich eingetreten ſei; Heliade froh, daß ſie, zum erſten Mal in ihrem Leben, mit einem Menſchen verkehrte, deſſen Jugend mit der ihren im Einklang war und der erſichtlich ihren ſo abgeſchloſſenen, ſo in ſich gekehrten, ſo ſchwermüthigen Vater erheiterte. Daß der Umgang mit Peregrin auf Heliade günſtig wirke und eine erhöhte Theilnahme für geiſtige Intereſſen in ihr anrege — zugleich einen friſchen Frohſinn ihr wiedergebe, der in der letzten Zeit von ihr gewichen war — bemerkte Horburg mit Freuden. Heliade dachte nicht darüber nach; ſie war glücklich; ihre alte Zufriedenheit war zurückgekehrt, aber mit einem erhöhten Reiz. Sie freute ſich an Peregrin's Sein und Daſein, wie an etwas ganz Neuem. Da ſie nie mit jungen Männern verkehrte — von denen die große Mehrzahl, wie bei allen Erſcheinungen auf der mittelmäßigen Erde, mit dem Mittelmaß geſtempelt iſt — ſo war ihr die gewiſſe ſtolze Ueberhebung fremd, in welche junge Perſonen, denen in der Welt — und nicht immer in zarter Weiſe, ſehr gehuldigt wird, leicht verfallen. Sie war ganz bereit, Peregrin aufrichtig zu bewundern wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Studien, ſeines Talentes und wegen ſeiner guten, liebenswürdigen Eigenſchaften, die im Umgang zu Tage kamen. Seine Anhänglichkeit an die Eltern, ſeine Gleichgültigkeit gegen rauſchende Vergnügungen, ſeine warme, lebendige Theilnahme für Alles, was in der Menſchheit leidet und Mitleid in Anſpruch nimmt, ſein Verlangen nach hohen Idealen, um ſich nach ihnen zu bilden — dies Alles fand Heliade mit einer unbeſchreiblich frohen Ueberraſchung außerhalb ihres eigenen Herzens und in dem Gewande, welches die männliche Auffaſſungs- und Ausdrucksweiſe ihnen gab. Die veränderte Gemüthsſtimmung ihres Vaters beſeligte Heliade. Er war viel zugänglicher, geſprächiger und ſie nahm ſich vor, wenn die glückliche Umwandlung etwas feſtere Wurzel in ihm gefaßt habe, ganz ſanft wieder jene Saiten anzuſchlagen, die das Glaubensleben berührten. Einmal ſagte ſie:

„Jeden Morgen beſucht Graf Gorm die heilige Meſſe, lieber Vater — und das freut mich ſehr."

„Weshalb denn Dich?" fragte Horburg.

„O, ſeinetwegen! Er nimmt ſich Zeit an Gott zu denken und zu beten. Er iſt nicht ganz verſunken in ſeine Studien, ſeine Violine und ſeine Weltbeglückungspläne, die ihm doch ſehr am Herzen liegen. Das würde der lieben Mutter ſehr gefallen haben."

„Es gefällt auch mir, Heliade," ſagte Horburg, aber wieder in dem kühlen abwehrenden Tone, der ihr das Wort auf den Lippen tödtete.

Peregrin ging ſeinen eigenen Weg. Er wollte nicht durch den Vater die Tochter gewinnen. Er hatte nie wieder mit Horburg über ſeine Liebe und deren Hoffnungen und Wünſche geſprochen. Mit ſeinem Herzen, nicht durch einen Fürſprecher, getraute er ſich die geliebte Heliade zu erringen, denn es ſchien ihm unmöglich, daß ihre zarte Seele einer ſo tiefen Liebe widerſtehen könne. Aber er ſchwieg noch. Seine Eltern ſollten erſt ihre volle, frohe Zuſtimmung geben und Heliade ſelbſt ihn etwas — ach nur etwas ermuthigen. Das that aber Heliade nicht und hatte auch keine Veranlaſſung dazu.

So vergingen mehrere Monate. Da ſagte Peregrin eines Abends, nachdem er ein wundervolles Adagio von Beethoven geſpielt hatte:

„Jetzt, Fräulein Heliade, nimmt die Amata Abſchied von Ihnen."

„Ja, bis auf morgen oder übermorgen," ſagte Heliade; — „länger geſtatten wir ihr nicht zu verſtummen."

„Doch etwas länger! ich beſuche meine Eltern."

„Ah, das iſt recht!" rief Heliade.

„Ihre Studien ſind vollendet?“ fragte Herburg.

„Was die academiſchen betrifft — ja! Nun kommen andere an die Reihe und ich hoffe eine große Reiſe zu machen,“ ſagte Peregrin.

„Sie gehen doch auch nach Italien . . . nach Florenz?“ fragte Heliade.

„Gewiß! auf der Rückkehr. Soll ich Ihnen Grüße aus Florenz bringen?“

„Bitte, thun Sie das ... und dann ſagen Sie mir, ob Sie irgendwo in der Welt ein Plätzchen gefunden haben, das Ihnen beſſer gefällt als Florenz.“

„Um Ihnen das zu ſagen, muß ich Sie aber auch finden können! — Findet man Sie immer hier, Herr von Herburg?“

„Immer wohl nicht,“ entgegnete Herburg mit ſchwermüthigem Lächeln.

„O mein lieber Vater!“ rief Heliade ſchmerzlich; und dann ſagte ſie zu Peregrin: „Ihre Zaubermuſik wird nun verſtummen und mein Vater in ſeine Melancholie zurückfallen.“

„Nein, gutes Kind, beruhige Dich! ich habe mir einen kleinen Vorrath von Frohſinn geſammelt,“ ſagte Herburg; — aber Blick und Ton widerſprachen der Verſicherung.

Peregrin nahm Abſchied und reiſte am andern Morgen nach Schloß Traun. Kaum war er fort, ſo bemerkte Heliade die immenſe Lücke und Leere ihrer Tage. Während ſeiner Anweſenheit war ihr das gar nicht klar geworden. Wenn man jung iſt, nimmt man den Frühling in der Natur hin, ohne daran zu denken, daß er zwiſchen zwei Wintern liegt. So war es ihr mit dem Frühling des Herzens ergangen. Sie wußte jetzt nicht, wie ſie ihre Stunden ausfüllen, wie ſie ihren Vater unterhalten ſollte. Das hatte Peregrin übernommen. Vom Morgen an, wo er nicht mehr am Weihwaſſer ſtand, bis zum Abend, wo er nicht mehr kam und die Geſpräche zu führen wußte, die ihren Vater unterhielten — und nicht mehr dieſe Muſik erklingen ließ, welche ſie über die ſtille Dämmerung ihres Daſeins hinweg in ein ſüßes, ſeliges Leben und Weben im Lichtreich der Geiſter verſetzte — o wie ſehr vermißte ſie Peregrin. Alles kam ihr verändert vor! die romantiſche Ruine alltäglich — die reizende, bewegte Gegend öde; der Vater trauriger wie je. Sie flüchtete im Geiſt zu ihrer Mutter und weinte tauſend Thränen über dem theuren Grabe, Thränen von einer Bitterkeit, wie ſie bis dahin ihr unbekannt geweſen waren, weil ſie mit einer gewiſſen Beſchämung ſich vermiſchten. Es iſt ja nicht möglich! ſeufzte ſie heimlich; — ich werde doch nicht weinen, weil er fort iſt! — Aber ach! es war dennoch möglich! .... und wenn ſie ſich das nicht ableugnen konnte, ſo ſuchte ſie ſophiſtiſche Gründe — weshalb. Die Erheiterung des Vaters ....

ſeine gehobene Gemüthsſtimmung .... die übernatürlichen Hoffnungen, die ſie daran knüpfte! Und das Alles war nun zu Ende und rieſelte in den Staub zu ihren Füßen wie eine zerriſſene Perlenſchnur.

„Glaubſt Du, daß Graf Gorm bald zurückkommen werde, lieber Vater?“ fragte ſie einmal, als Peregrin etwa vier Wochen fort war,

„Er will eine große Reiſe antreten, ... und wer weiß, ob er überhaupt zurückkehrt! Bald — gewiß nicht,“ verſetzte Horburg, deſſen Hoffnungen für Heliadens Zukunft ſehr geſunken waren und den der Gedanke an ſeinen Tod und ihre Verlaſſenheit namenlos folterte.

Täglich machten ſie ſtill und ſchweigſam ihren Spaziergang, häufig zum Kaiſerſtuhl, an trüben Tagen nur zur Schloßruine. Da ſetzten ſie ſich auf der weſtlichen Terraſſe nieder und Jeder von ihnen hing ſeinen Gedanken nach. Wenn aber Fremde zu dieſem Platz geführt wurden, ſo frappirte dieſer Greis und dies wunderſchöne Mädchen ſie mehr, als die Ausſicht und die Anſicht und der Epheuumrankte Thurm mit den traurigen Rittern.

Eines Morgens ging Heliade wie gewöhnlich in die Meſſe. Es wehte ein rauher Herbſtwind und tief verhüllt in Schawl und Schleier betrat ſie die Kirche. Da ſtand Peregrin am Weihwaſſer. So ſchnell ſie auch vorüber und nach ihrem gewöhnlichen

Platz ging — er war es! ſie hatte ihn erkannt! Aber warum freute ſie ſich denn nicht? . . . . Die Ueberraſchung war ſo groß, daß ſie nur Schreck und eine gewiſſe Unruhe empfand. Sie betete mit großer Zerſtreuung — und um das gut zu machen, blieb ſie eine Viertelſtunde länger nach der Meſſe, als ſie zu thun pflegte. Dann ſtand ſie auf, beklommen und zitternd, und ging zur Thür. Aber Peregrin war nicht mehr da. Könnte ich mich ſo getäuſcht haben? fragte ſie ſich mit erneuter Beklommenheit; — oder . . . . werden meine Gedanken zu äußeren Bildern? . . . Schrecklich! — — Sie eilte heim. Unten an der Treppe kam ihr die Hausfrau entgegen und ſagte geſchäftig:

„Wiſſen Sie es ſchon, gnädiges Fräulein?“

„Nein! . . . . Was?“ rief Heliade erbleichend.

„O kein Unglück! Herr Graf Gorm iſt wieder hier, iſt aber im Hotel abgeſtiegen . . . . und befindet ſich bereits oben bei dem Herrn Papa.“

„Das freut mich!“ ſagte Heliade gefaßt.

Sie ging hinauf und in ihr Zimmer. Eben durchbrach die Sonne den Octobernebel und erfüllte das kleine enge Gemach mit freundlichem Licht. Der blühende Roſenſtock im Fenſter lachte ihr entgegen und die Amſel im Käfig pfiff melodiſch. Alles ſchien ſie froh und freudig zu begrüßen. Aber Heliade konnte zu keiner Freude kommen. Sie legte ihr Gebetbuch fort, knüpfte ihr Hutband auf und ſank dabei, wie ermüdet, auf einen Stuhl. Ihr kleines Gemach lag neben dem Zimmer, in welchem ſie ſich mit ihrem Vater aufzuhalten pflegte. Da ſie keine Stimmen hörte, ſo mußte Peregrin jenſeits desſelben im Zimmer des Vaters ſein. Nun! ich werde ihn ja ſpäter ſehen! ſagte ſie entſchloſſen, ſtand auf, legte Hut und Schawl fort und trug ihr Reißbrett, Farben und Pinſel zuſammen, denn der Lehrer, der ihr Unterricht gab Blumen in Aquarell zu malen, mußte bald kommen. Da hörte ſie, daß ihr Vater ſeine Thür öffnete und durch das mittlere Zimmer ging. Beklommen und heftig ſchlug ihr Herz. Um der quälenden Spannung zu entgehen, trat ſie ihm raſch auf der Schwelle des ihren entgegen und er ſagte:

„Biſt Du endlich da! ich war ſchon einmal an Deiner Thür! ... Graf Gorm iſt hier und wünſcht mit Dir zu ſprechen.“

Sie folgte ihrem Vater in das mittlere Zimmer und ſtand vor Peregrin. Da gewann ſie ſogleich ihre Haltung und ſagte freundlich:

„Grüß Sie Gott! ich dachte, Sie wären auf der andern Seite der Weltkugel.“

Peregrin machte eine verneinende Bewegung und ſagte ernſt:

„Bevor das geſchieht, möchte ich Sie bitten, eine Frage zu beantworten.“

Heliade ſchlug ihre ſtrahlenden Augen zu ihm auf und ein tiefer Ernſt legte ſich über ihr ſchönes Antlitz: ſie fühlte, daß ihre Antwort über zwei Leben entſcheiden werde.

„Herr von Horburg hat mich ermächtigt, dieſe Frage an Sie zu richten,“ ſetzte Peregrin hinzu, und Heliade bemerkte jetzt, daß ſich ihr Vater in ſein Zimmer begeben habe. Dies Alleinſein mit Peregrin ſtimmte ſie noch feierlicher und wie eine Bildſäule ſtand ſie ihm gegenüber. Peregrin faltete die Hände und ſagte leiſe:

„Heliade .... ich liebe Sie ſeit Jahren! der erſte Blick beſtimmte über mein Herz. Wäre es möglich, daß Sie mich lieben könnten? ... lieben — für das ganze Leben?“

„Für das ganze Leben!“ wiederholte Heliade noch leiſer, aber feſt.

„Ach!“ rief Peregrin und drückte beide Hände vor die Augen; — „iſt das gewiß? vertrauen Sie mir wirklich genug, um mit mir Leid und Freude des Lebens theilen zu wollen .... Heliade?“

„Das gehört ja zuſammen,“ ſagte ſie einfach.

Er hatte nicht geglaubt, ſeinem Ziel ſo nahe zu ſein. Ueberwältigt von Freude rief er:

„Alſo keine Hoffnung — ſondern eine Gewißheit nähme ich mit mir, Heliade?“

„Gewiß!“ entgegnete ſie lieblich.

„Nun dann muß ich fort — jetzt gleich und auf der Stelle fort!“ rief er in der ſtürmiſchen Weiſe ſeiner Natur; — „denn wenn ich nicht jetzt ginge, ſo fände ich nie mehr die Kraft, um mich von Heliade zu trennen.“

„O nicht in dieſem Augenblick!“ ſagte ſie bittend. „Hat mein Vater uns geſegnet, ſo müſſen Sie mit mir zum Grabe meiner geliebten Mutter gehen.“

„Wie gern!“ rief Peregrin: „aber dann .... dann muß ich fort.“

„Und dann müſſen Sie mit mir vor das allerheiligſte Sacrament gehen ... und da wollen wir die aus Liebe verborgene Ewige Liebe bitten, unſere Liebe ſo heilig zu machen, wie das nur immer in zwei armen ſchwachen Menſchenherzen möglich iſt,“ ſagte Heliade mit tiefer Innigkeit. „Und wenn Sie mich ganz glücklich machen ... und Ihr Herz mit unzerreißbaren himmliſchen Banden an das meine knüpfen wollen“ ... —

„O Heliade, was ſoll ich thun? .... Da wird das Schwerſte mir leicht und ſüß ſein!“ rief Peregrin beſeligt.

„Dann empfangen Sie mit mir in den nächſten Tagen die heiligen Sacramente der Buße und des Altars. Und dann reiſen Sie! dann gehen Sie in die Welt und in die Zeit hinaus! ... Dann ſind wir vereinigt durch die heiligmachende Gnade und durch den Leib des Herrn."

„O!" rief Peregrin ſchmerzlich, „warum muß dieſe Bitte die einzige ſein, die ich unmöglich erfüllen kann!"

„Unmöglich?" ſagte Heliade betroffen.

„Unmöglich, Heliade! denn ich bin kein Katholik."

Kaum hatte Peregrin dies Wort ausgeſprochen, über deſſen Eindruck auf Heliade er ahnungslos war, als ſie mit der Hand zum Herzen fuhr, leichenblaß wurde und mit einem dumpfen Seufzer zuſammenbrach. Sie wäre zur Erde geſunken, wenn Peregrin ſie nicht aufgefaßt hätte.

„Heliade!" rief er ſo ſchmerzlich, daß Herr von Horburg eintrat und voll Entſetzen Heliade in Ohnmacht fand.

„Was iſt geſchehen?" rief er beängſtigt; „ſie hatte nie einen ſolchen Zufall! Kann die Ueberraſchung ſo heftig wirken."

Er tauchte ihr Tuch in friſches Waſſer und legte es an ihre Schläfen. Peregrin rang die Hände. Heliade kam zur Beſinnung zurück; die Farbe des Todes wich von ihren Wangen, ihren Lippen; ſie ſtrich ihr feuchtes dunkles Haar von der bleichen Stirn, richtete ſich auf und ſagte mit dem Ausdruck des tiefſten, ruhigſten Schmerzes:

„Ja, dann . . . iſt Alles vorbei!“

„Kind, geliebtes Kind!“ rief Horburg außer ſich; „was iſt geſchehen! . . . . Sprich!“

Peregrin ſtarrte ſie an, ſtumm vor Verzweiflung, denn er glaubte, daß ſie irr geworden ſei. Heliade erhob ſich, lehnte ſich auf den Arm ihres Vaters und ſagte zu Peregrin:

„Habe ich recht gehört? . . . . Sie wären nicht katholiſch?“

„Ich bin es nicht, Heliade, und ich begreife nicht, wie das Sie ſo erſchüttern kann.“

„Sie hat Sie täglich in der Meſſe geſehen und daraus gefolgert, daß ſie katholiſch ſein müßten,“ ſagte Horburg.

„Ich geſtehe, ich ging hin, weil ich dort Heliade ſah . . . . und beten ſah.“

„Nun wohlan!“ ſagte Heliade, „dann iſt Alles . . . . Alles aus und vorbei.“

Und ſchwere Thränen rollten über ihr trauriges Antlitz. Eine namenloſe Verzweiflung ging zweiſchneidig durch Horburgs Bruſt — wegen Heliade und wegen ſeiner ſelbſt. Peregrin verſtand das Alles gar nicht. Er rief:

„Heliade, wie können Sie fürchten, daß ich Sie je in Ihrem Glauben, in Ihrer Andacht ſtören oder beeinträchtigen würde. Ich wußte ja, daß Ihre Mutter eine iriſche Katholikin, in Rom erzogen, alſo gewiß bis in's Herz hinein katholiſch war; ich wußte es auch von Ihnen — aber ich habe nie einen Grund darin geſehen, der mich von Ihnen trennen oder eine Schranke zwiſchen uns ziehen könnte. Sie können hier im Vaterhauſe nicht freier in Ihrem Glauben und Gewiſſen ſein, als Sie es dereinſt in meinem .... in Ihrem Hauſe ſein werden. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, Heliade."

„O, das iſt aber ſchrecklich!" rief Heliade.

„Was iſt ſchrecklich? oder vielmehr: was erſchreckt Sie, Heliade? Sprechen Sie! ... Erklären Sie mir dieſe unbegreifliche Aufregung," rief Peregrin beängſtigt und erregt.

„Ich bin troſtlos und er verſteht das nicht und er fragt mich, weshalb ich es ſei! .... O mein Gott! iſt ſo etwas möglich, wenn zwei Herzen ſich lieben!" ſagte Heliade in Thränen ſchwimmend.

Peregrin nahm ſeine ganze Kraft zuſammen, um mit Ruhe zu ſagen:

„Faſſen Sie ſich, Heliade. Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen. Ich ſehe, ich fühle, daß ein großer Schmerz durch die Erklärung, ich ſei nicht katholiſch, über Sie gekommen iſt. Allein den Grund dieſes Schmerzes faſſe ich nicht. Alſo ſammeln Sie ſich und reden Sie ganz aufrichtig zu mir. Ich bin feſt überzeugt, wir werden uns verſtehen."

„O, dieſer Wahn iſt ja eben das Schreckliche!"

rief Heliade. Dann trocknete ſie ihre Thränen, legte die Hand über die Augen, als wolle ſie ſich ungeſtört beſinnen und ſagte dann, indem ſie Peregrin mit übernatürlicher Ruhe anblickte, mit einer Stimme, durch welche das Erzittern der Natur und der Triumph der Gnade klang: „Fühlen Sie denn gar nicht, was das heißt, wenn zwei Menſchen, die in den ſchönſten und edelſten menſchlichen Empfindungen, Gedanken und Ideen übereinſtimmen, plötzlich auseinandergehen, wenn es ſich handelt um himmliſche, um übernatürliche Dinge — um Lehren, die in's Herz eingreifen, um Vorſchriften, die der Seele ihren Weg vorzeichnen, um Tröſtungen, mit denen kein Troſt hienieden zu vergleichen iſt. Das Alles ſoll ich allein beſitzen — und nicht mit Ihnen! Ueber Kunſt und Poeſie und Menſchenwohl und edles Streben ſoll ich mit Ihnen ſprechen . . . und wenn ich von Gott ſpreche im göttlichſten der Geheimniſſe, von Gott in der heiligen katholiſchen Kirche, von Gott in ſeinem myſtiſchen Leben, im Herzen der Gläubigen . . . . dann verſtehen Sie mich nicht! dann antworten Sie mir nicht! dann laſſen Sie mich allein im Sonnenlicht und treten in den Nachtſchatten! . . . Nein, Peregrin! ſo niedrig wohnt meine Liebe nicht! ſie will mit Ihnen zuerſt im Himmel zu Hauſe ſein . . . . und dann erſt auf Schloß Traun.“

Peregrin war jetzt leichenblaß geworden. Seine

Augen waren tief unter die dunkeln Braunen zurückgetreten, als betrachteten ſie aus der Ferne prüſend Heliade und langſam ſagte er:

„Engel des Todes! aber immer ein Engel!“

„Ja wohl .... Todesengel! auch für mich!“ ſeufzte Herburg für ſich. Er war auf einen Stuhl — und ſein Kopf auf ſeine Bruſt geſunken; die Arme hingen ihm ſchlaff herab; jedes Wort Heliadens zerſchnitt ihm das Herz. Das Alles hatte Colomba gefühlt, geduldet, getragen! all dies unausſprechliche Weh gelitten für den kurzen Rauſch der irdiſchen Liebe! Konnte er wünſchen, daß Heliade um denſelben Preis denſelben Jammer ſich erkaufe? — Und dennoch war ein Etwas in ihm, das dieſen fürchterlichen Wunſch nicht aufgeben wollte. Heliade ſetzte ſich neben ihren Vater, nahm ſeine Hand in die ihre, legte die Stirn auf ſeine Schulter und ſchloß die Augen, um Peregrin nicht zu ſehen. Es war als legte ſie ſich zu ihrem Vater in's Grab, ſo unerhört traurig war er und ſie und die ganze Scene.

Peregrin kannte große Opfer für große Ideen — in Gedanken und begriff ſie — in der Vorſtellung. Hier ſah er es vor Augen — und begriff es nicht.

„Heliade,“ ſagte er ſanft, „Sie ſind im Mißverſtändniß meiner religiöſen Ueberzeugung. Ich bin kein frivoler Ungläubiger .... ich bin kein Anhänger des gemeinen Rationalismus. Ich glaube an Chriſtus, den Gottmenſchen, wie Sie an ihn glauben. Dies ſei der Punkt, in welchem unſer beiderſeitiger Glaube ſich begegnet; denn er iſt das weſentlich Nothwendige. Die Form, in der er zu Tage kommt, iſt es nicht. Die Meſſe, die Sacramente ſind nicht im weſentlichen Zuſammenhang mit dem chriſtlichen Glauben. Es gibt, ohne ſie, ſehr viele fromme, vortreffliche Chriſten. Laſſen Sie uns alſo das Weſen aufſuchen, denn es verbindet uns. Nur die Form würde uns, nach Ihrer Meinung, trennen. Das iſt aber nicht die wahre Auffaſſung der Dinge, Heliade! Iſt das Ewige für uns, ſo dürfen wir uns nicht an das Vergängliche, das uns trennt, anklammern und es höher ſtellen, als jenes, indem wir ihm eine höhere Wichtigkeit beilegen, die nur aus einſeitiger Auffaſſung entſpringt. Wenn ich Ihnen ſage, daß Ihre Glaubensanſichten mir heilig ſein werden .... ja, wenn Sie überhaupt Vertrauen zu mir haben .... ſo müſſen Sie einſehen, daß keine wirkliche Schranke zwiſchen uns liegt und daß die eingebildete ſinken müſſe vor der Wahrheit der Liebe.“

Heliade antwortete keine Sylbe. Peregrin hoffte, wenn auch noch nicht ſie überzeugt zu haben, doch ſie überzeugen zu können. Er ſagte:

„Ihr eigener vortrefflicher Vater, an dem Sie ſo kindlich hängen, den Ihre Mutter ſo zärtlich geliebt hat — iſt nicht katholiſch. Sie verleugnen gleichſam die kindliche Ehrfurcht, wenn Sie meinen, einem ſolchen Beiſpiel nicht folgen zu dürfen .... und das iſt Ihnen ſo unähnlich, Heliade!“

Sie richtete ſich auf und ſagte zu Herr von Horburg, indem ſie vor ihm niederkniete:

„Mein lieber Vater, Du weißt, daß ich mich mein Lebenlang bemüht habe, ein gutes Kind zu ſein und in keiner Weiſe die Ehrfurcht und Liebe zu verletzen, die ich Dir, als dem Stellvertreter Gottes, ſchuldig bin. Darum mußt Du mir vergeben, wenn ich jetzt ſo zu Graf Gorm ſpreche, wie ich zu Gott ſpreche.“

Horburg legte mit ſchwermüthiger Zärtlichkeit die Rechte auf ihr Haupt. Heliade küßte ſeine Hand und ſagte dann zu Peregrin:

„Sie ſprechen von dem Beiſpiel meiner Mutter. Nun! meine Mutter lief in der erſten Zeit ihrer Ehe Gefahr, lau im Glauben zu werden, d. h. die Hauptaufgabe des Chriſten, die Rettung ihrer Seele, aus den Augen zu verlieren. Und als ſie darüber zur Erkenntniß und durch Gottes Gnade auf den richtigen Weg kam, hat ſie jeden Tag ihres Lebens verzehrt in Gebet und in Thränen, weil ſie meinen theuern Vater nicht auf dem ſichern Pfade ſah, der *nur* in der katholiſchen Kirche und nur *durch* ſie . . . . zum ewigen Leben führt. Dies nämliche Schickſal ſtände mir bevor. Und da ich — wenn ich liebe . . . . ſtark liebe: ſo würde ich vielleicht dermaßen unter die Macht der Empfindung kommen, daß ich, um mich mit Ihnen in die tiefſte Harmonie zu ſetzen, die Fülle meines Glaubens fallen ließe, um mich mit dem Bruchſtück des Ihren zu begnügen — und dadurch Gefahr liefe, meine Seele zu verlieren. Wer ſich freiwillig und gegen Gottes Gebot in die Gefahr begibt, der kommt darin um . . . . denn nur ein Wunder der Gnade kann ihn retten. Für meine Mutter geſchah es . . . . aber das iſt kein Grund für mich, um daraufhin zu ſündigen.“

„Heliade!“ rief Peregrin in heftigſter Aufregung, „was iſt das für ein gräßlicher Gedanke . . . und wie unwahr iſt er!“

„Unwahr?“ fragte ſie ſtaunend. „Wenn ein Kleinod mir anvertraut wird, von dem die Exiſtenz eines Andern abhängt — und ich übergebe es leichtſinnig an Jemand, der deſſen Werth nicht kennt und bei dem es leicht verloren gehen kann und verloren geht — verſündige ich mich da etwa nicht? Nun, Gott hat mir den Glauben gegeben für das Leben meiner Seele: begebe ich mich in Verhältniſſe, wo er gefährdet wird, ſo verſündige ich mich gegen

Gott, der ihn mir gab, und gegen meine Seele, die ihn braucht."

„Aber Heliade, er iſt nicht gefährdet, denn ich theile ihn."

„Gut!" ſagte ſie mit traurigem Lächeln; „dann legen Sie das katholiſche Glaubensbekenntniß ab."

Unwillkürlich trat Peregrin einen Schritt zurück und noch trauriger ſagte Heliade:

„Sehen Sie ... das, was Sie ſagen, iſt unwahr."

Peregrin machte eine Bewegung, um zu antworten; aber Heliade rief lebhaft:

„Sie legten mir Ihren Glauben dar und ich antwortete Ihnen, er ſei ein Bruchſtück des meinigen. Sie nennen ihn freilich das Weſentliche; aber umſomehr müßten Sie ja auf meinen Vorſchlag eingehen, wenn Sie nicht im tiefſten Gewiſſen die Ueberzeugung hätten, daß wir nicht eines Glaubens ſind: folglich iſt Ihre Behauptung unwahr."

„Unerbittliches Geſchöpf!" ſagte Peregrin finſter, „Sie werden mich dahin bringen, Ihren Glauben zu haſſen, denn er verzerrt die Lehre des Gottmenſchen, der die Liebe als die Erfüllung aller Gebote pries."

„Ja, als ſie; aber nicht anſtatt ihrer; d. h.: die Liebe, die auf dem Boden und im Schirm des Glaubens erblüht und die Früchte des Glaubens, die Erfüllung aller Gebote hervorbringt — dieſe Liebe iſt die höchſte Stufe der Vollkommenheit. Eine Liebe aber, die abgelöſt von der Glaubenslehre und deren Folgerungen, nur im Irdiſchen ihre Befriedigung ſucht, iſt nicht die, welche Chriſtus im Sinne hatte.“

„Das iſt auch die meine nicht!“ rief Peregrin.

„Ich weiß es,“ entgegnete Heliade; „aber es wäre die meine, wenn ich ein Bündniß ſchließen wollte, das nur unter himmliſchen Einflüſſen meine Seele nicht gefährdet. Daß dieſe nicht außerhalb meiner Kirche zu ſuchen ſind, verſteht ſich von ſelbſt! nur ſie hat die Gnadenſtrömende Fülle der Sacramente.“

„Und ſo wären wir denn getrennt, Heliade!“ rief Peregrin mit tiefem Schmerz. „Habe ich ſo lange Sie geliebt, um in dem Augenblick, wo ich Gegenliebe finde — von Ihnen getrennt zu werden — und mein Ideal wie ein Nebelbild verſchwinden zu ſehen.“

„Vielleicht hatte Ihr treues Anhängen an dem Ideal den geheimen Sinn, daß Sie durch daſſelbe der göttlichen Offenbarung einen Schritt näher kommen ſollten,“ ſagte Heliade ſchüchtern; — „denn meine armſelige Perſon war deſſen gewiß nicht werth.“

„In dem Sinn, wie Sie es verſtehen, Heliade, muß ich es verneinen. Was Gorm heißt, iſt proteſtantiſch und muß es bleiben. Es kann wohl eine Katholikin in die Familie eintreten, aber ohne in dem Punkt etwas zu ändern.“

„Und woher kommt Ihrer Familie dieſe Entſchiedenheit,“ fragte Heliade, „da ſie doch vor dreihundert

Jahren — wenn ſie damals exiſtirte — ſich vom alten Glauben losſagte! Was zum Unheil geſchah, kann auch wieder zum Heil geſchehen."

Den Punkt des Glaubensabfalls ließ Peregrin unberührt und ſagte lebhaft:

„Mit dem großen Guſtav Adolf haben wir auf deutſchem Boden Blut und Leben an die proteſtantiſche Sache für Deutſchland eingeſetzt. Durch die Tradition, die Familienehre, die Heldenthaten der Vorfahren, ſind wir mit dem Proteſtantismus, den wir begründen halfen, ſo verwebt und verſchmolzen, daß ein Glaubenswechſel etwas Undenkbares iſt."

„Aber das ſind ja gar keine übernatürliche Gründe!" rief Heliade.

„Was nennen Sie ſo?" fragte Peregrin.

„Es ſind keine Gründe, die aus dem offenbarten Glauben fließen und ſich auf eine göttlich beglaubigte Autorität ſtützen. Es ſind ganz menſchliche und höchſt irdiſche Gründe. Wenn ich ſage: ich gehöre zu der Kirche, die Chriſtus ſtiftete, die von den Apoſteln verbreitet, von den Martyrern befruchtet, von Bekennern und Lehrern befeſtigt und gebildet, von Heiligen verherrlicht wurde — und deshalb gehöre ich zu ihr — — ſo verhält ſich meine Tradition zu der Ihren doch gewiß wie das Sonnenlicht über der Oellampe."

„Sirene!" ſagte Peregrin in ihren Anblick verloren.

„Nein!" erwiderte Heliade ſtolz; — „nichts von Sirene! Ich will Niemand bethören. Sirenen verkünden die Wahrheit nicht."

„O Heliade!" rief Peregrin vor ihr niederknieend; — „je mehr ich Sie höre, je mehr ich Sie ſehe, deſto weniger begreife ich, daß wir getrennt werden ſollen.... und noch weniger .... daß Gott es ſein ſoll, der uns trennt."

„Nicht er trennt uns," ſagte Heliade mit unausſprechlicher Wehmuth. „Er hat vielleicht in unſere Seelen gerade dieſen tiefſympathiſchen Zug gelegt. Was uns trennt, ſind menſchliche Anſichten, ſind Ihre Familientraditionen, ſind Meinungen und Lehren, die göttlicher Lehre entgegenſtehen."

„Und das urewige, heilige Gebot, Heliade: Du ſollſt Vater und Mutter ehren — ſteht es Gott entgegen?"

„Nein! . . . aber die Ergänzung dazu lautet ſo: „„Wer nicht Vater und Mutter verläßt und Mir nachfolgt, iſt Meiner nicht werth."" Handelt es ſich um Seele und Seligkeit — da muß man Gott mehr gehorchen, als den Menſchen; denn Vater und Mutter können uns nicht ſelig machen."

„Aber ich ſtehe durchaus auf chriſtlichem Boden und hoffe auf Seligkeit durch meinen Glauben."

„So mag das für Sie genügen. Für mich — genügt es nicht. Ich habe Ihnen meine Gründe geſagt .... und wir verſtehen einander nicht mehr. Das iſt das Beiſpiel von dem, was ohne Zweifel kommen .... und uns unausſprechlich elend machen würde. Alſo ....“

Sie konnte nicht weiter ſprechen. Ihre Stimme brach in krampfhaftes Weinen. Peregrin war aufgeſtanden und ſagte zu Horburg im Ton des Vorwurfes:

„Warum ſchweigen Sie ſo ganz? Haben Sie ſo wenig Theilnahme für mich, daß Sie nicht eine Sylbe zu meinen Gunſten reden, obſchon Sie vor einer halben Stunde mit Freuden bereit waren, mich als Sohn aufzunehmen.“

Horburg raffte ſich zuſammen und erwiderte:

„Dem Willen des Vaters würden Sie die Neigung der Tochter ſchwerlich verdanken mögen. Das haben Sie mir geſagt, bevor Sie in meine Häuslichkeit eintraten .... und das begreife ich vollkommen wegen der großen, ſeltenen Liebe, die Sie für Heliade empfinden. Aber dieſe ganze Sache iſt ſo plötzlich, ſo unerwartet gekommen — wir glaubten Sie fern auf hundert Meilen ... und Sie waren hier! — dazu Heliadens höchſt entſchiedene religiöſe Ueberzeugungen: das Alles hat eine Verſtörung hervorgerufen, die allzu groß iſt, um mitten in derſelben eine Entſcheidung zu treffen. Ich muß mit Heliade ruhig überlegend ſprechen; ſie muß ſich faſſen. Gönnen Sie uns einen Tag Bedenkzeit.“

„Auch zwei, auch drei!“ rief Peregrin. „Die Hoffnung könnte mich eine halbe Ewigkeit hier feſthalten.“

„O lieber Vater, wozu das?“ ſagte Heliade ſanft.

„Damit Du die Beruhigung haſt, nicht in erſter Aufregung der Leidenſchaft gehandelt zu haben,“ verſetzte er.

Sie ſchwieg befremdet, denn ſie dachte, daß die Leidenſchaft, die immer das Gepräge des Egoismus trägt, anders geſprochen haben würde, als ſie. Peregrin aber rief:

„Das iſt richtig! Heliade muß ruhig überlegen.“

„Täuſchen Sie ſich nicht,“ ſagte Heliade ernſt; „wenn ich hundert Jahre überlegte, würde meine Antwort dieſelbe ſein: ich binde mich nur mit dem Bande des Glaubens, denn nur dieſes knüpft meine Liebe an die Ewigkeit.“

Peregrin wollte ſie unterbrechen; aber ſie fuhr fort:

„Und wenn ich vom Glauben rede: ſo dürfen Sie ſich durchaus keine Fragen ſtellen, ob es dieſer oder jener ſei — und ſich durchaus keine Illuſionen machen, als ob Sie ihn im Weſentlichen theilten und im Unweſentlichen nicht nöthig hätten. Ich meine den Glauben, den der Herr in jenem erhabenen, feierlichen Augenblick vor ſeiner Aufnahme in den Himmel im Sinn hatte, als er ſein letztes Wort, gleichſam die Beſiegelung aller ſeiner Worte und den Inbegriff ſeiner ganzen Lehre — zu ſeinen Apoſteln ſprach: „Wer glaubt und ſich taufen läßt, wird ſelig — wer nicht glaubt, wird verdammt werden." Ein Wort von ſo furchtbarem Gewicht in dieſem Munde und zu dieſer Stunde . . . mußte ſelbſtverſtändlich die Folge nach ſich ziehen, daß kein Menſch auf Erden darüber in Zweifel ſei, was er zu glauben habe, um ſelig zu werden. Und dieſe Folge war — die katholiſche Kirche, die der heilige Geiſt aufbaute und beſeelte und unter ſeinem Beiſtande zur Glaubenslehrerin aller Völker und aller Zeiten machte. Von ihr empfing auch ich meinen Glauben und keinen andern erkenne ich als göttliche Offenbarung an."

Peregrin folgte mit höchſter Spannung Heliadens Worten und als ſie ſchwieg, ſagte er zu Horburg:

„Und wenn ſie Recht hätte? . . . Und wenn nur da die Fülle der Offenbarung — die ganze, göttliche Wahrheit wäre?"

„Nun?" rief Horburg lebhaft, „was würden Sie thun?"

Peregrin aber brach ab und ſprach wie zu ſich ſelbſt:

„Das kann nicht ſein! . . . und nicht an mir iſt es, dies zu prüfen. Ich ſtehe da, wo meine Väter ſtanden und ſie kämpften für das reine Evangelium, wie der große Guſtav Adolf.“

Horburg ſchwieg, um Peregrin nicht noch mehr in den Widerſpruch hinein zu treiben; aber er lächelte mitleidig über dieſe Zuverſicht zu der Guſtav-Adolfs-Fabel. Heliade ſagte jedoch in ihrer energiſchen Weiſe:

„Wohlan! Sie führen den Glaubenskampf mit dem Schwedenkönig gegen meine Kirche — und ich ſollte mit Ihnen Hand in Hand gehen?! Sie müſſen einſehen, daß das ſo unmöglich iſt, als der helle Tag um Mitternacht! Genug alſo . . . und keine Bedenkzeit mehr.“

„Ich verlange ſie durchaus, Heliade,“ ſagte Horburg.

„Doch nicht für mich?“ entgegnete ſie bittend.

„Es bleibt dabei!“ rief Peregrin: „heute keine Entſcheidung.“

„Mein Gott!“ ſeufzte Heliade, „weßhalb muß denn die Agonie verlängert werden!“

„Weil ſie in eine Kriſis übergehen und zum Leben führen kann!“ verſetzte Peregrin ſchnell.

„Lieber Vater,“ ſagte Heliade ermattet, „ich kann dies Alles nicht länger aushalten.“

„Geh in Dein Zimmer, Heliade,“ ſagte Horburg ſanft.

Sie ſtand auf, grüßte Peregrin und verſchwand. Er blickte ihr nach und ſagte zu Horburg:

„Und ſo ſollte ſie aus meinem Leben verſchwinden, nachdem ſie deſſen Axe und Polarſtern war? Das Ideal der Liebe ginge mir unter in dem Augenblicke, als ich durch daſſelbe ein Ideal von Glück zu verwirklichen hoffte? Wozu dann dieſe himmliſche Viſion? wozu dann dieſer unerklärliche und unwiderſtehliche Zug zu ihr? Welt und Leben und Beſtimmung haben fortan keinen Sinn für mich — wenn Heliade aus ihnen verſchwindet."

„Es gibt andere Frauen," antwortete Horburg gedankenlos, weil er in ſeine eigenen Gedanken vertieft war.

„Ja wohl gibt es andere!" rief Peregrin — „aber keine ähnliche! Können Sie mir keine andere Ausſicht geben?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Horburg mühſam. „Ich werde heute Abend mit ihr ſprechen — und morgen um dieſe Stunde erwarte ich Sie wieder."

So trennten ſie ſich — —

Heliade ſah ſich ganz befremdet alle Gegenſtände in ihrem kleinen Zimmer an. Ihr war zu Sinn, als müßten inzwiſchen die Roſen verblüht und der Vogel entflogen und die Blumenzeichnung auf dem Reißbrett ausgelöſcht ſein. Aber nein! all dieſe Spielereien waren da — und nur in ihr war es ſo furchtbar ernſt geworden — ernſt, wie das Opfer immer iſt. In dem Augenblick, da ſich ihr junges Herz einem andern Herzen zärtlich und glückverheißend zuneigte, trat ihr die flammende Erkenntniß entgegen, daß es etwas Höheres gebe, als in der reinſten menſchlichen Liebe beſeligt zu ſein — und daß dies Höhere das Opfer der Liebe fordere. Wie in einer einzigen Frühlingsnacht plötzlich um alles Gezweig ein grüner Schleier ſchwebt und alle Blüthen ſich duftend erſchließen: ſo hatte der Seelenfrühlingshauch und die Nacht des Seelenſchmerzes ſie aus ihrem mädchenhaft beſchränkten Horizont hinausgehoben und die edlen Blüthen der Selbſtverleugnung und der Entſagung in ihr gezeitigt. Alle edlen und ſchönen Gefühle haben aber einen und denſelben Boden: Kraft des Herzens. Daher wurde Heliadens Liebe, eben weil ſie rein und ſchön war, keineswegs ſchwächer durch die Erkenntniß und den Entſchluß, ſie zu opfern — ſondern ſtärker. Sie hatte nur einen Blick in das irdiſche Paradies geworfen: er genügte, um ihr zu zeigen, was ſie verlor — nein, mehr! was ſie freiwillig aufgab. Aber ſie ſchwankte nicht. Es war ihr, als ruhe ſie zu Füßen des Gekreuzigten in den Armen ihrer Mutter und als entnehme ſie aus deren Herzen die Richtſchnur ihrer Worte, ihrer Handlungsweiſe. Nur konnte ſie gar nicht die Abſicht ihres Vaters mit dieſer peinlichen Verzögerung begreifen. Er hatte ihr liebreich geſagt:

„Faſſe Dich, Heliade; nimm Dich in Ruhe zuſammen. Heute Abend rede ich mit Dir!“

Wovon? worüber? weßhalb nicht gleich? warum mit dieſer feierlichen Ankündigung? . . . . Sie war durchaus nicht daran gewöhnt, ihren Vater zu fürchten; aber unwillkürlich kam etwas über ſie wie Furcht.

Als es zu dunkeln begann, trat ſie mit der brennenden Lampe aus ihrem — in das mittlere Zimmer. Dann pflegte Herburg auch zu kommen, und wenn er nicht kam, ſo ging Heliade zu ihm und holte ihn herein. Jetzt, da ſie die Lampe auf den Tiſch ſtellte und deren Schein das Zimmer erleuchtete, wurde ſie ihren Vater gewahr, der unbeweglich am Fenſter ſaß. Sie trat zu ihm heran, umſchlang ſeine Schulter und fragte zärtlich:

„Lieber Vater, warum haſt Du mich nicht hereingerufen?“

Sie beugte ſich herab, um ihm in die Augen zu ſehen. Da gewahrte ſie mit einer Art von Entſetzen — eine Thräne an ſeinen Wimpern. Er hatte nie eine Thräne vergoſſen — nicht an Colomba's Sterbebett — nicht neben ihrer Leiche, ihrem Sarge, ihrem Grabe. Was mußte das ſein, das ihrem Vater eine Thräne entlockte!

„O mein lieber Vater!“ ſagte ſie beklommen und angſtvoll, „was fehlt Dir? . . . Leideſt Du?“ . . . —

„O fürchterlich, Heliade!“ erwiderte er, fuhr mit der Hand über die Stirn und erhob ſich mit ſo ſchwerer Bewegung, als drücke ihn eine unſichtbare Laſt zu Boden. Er ging ein Paarmal im Zimmer auf und nieder, dann ſagte er zu Heliade, die ihm kummervoll zuſchaute:

„Komm her, mein armes liebes Kind, ſetze Dich zu mir und unterbrich mich nicht. Wie ſchwer es mir auch werden möge — Du ſollſt Alles wiſſen, denn es wäre möglich, daß meine Rettung durch Dich bewerkſtelligt werden könnte. Was ich Dir zu ſagen habe, wird Dein Herz zerreißen . . . . nach allen Seiten hin: um ſo klarer wird es Dir hoffentlich werden, was Du zu thun haſt.“

Heliade ſank zitternd und ſprachlos auf einen Sitz neben ihrem Vater nieder und Herburg ſprach:

„Ich bin nicht aus einer proteſtantiſchen Familie, wie Du es bisher geglaubt haſt . . . . ſondern aus einer altkatholiſchen. Aber mein Vater, der im Zeitalter Voltaire's und der Encyclopädiſten ſeine Jugend in Paris verlebte, glaubte ſeinen Grundſätzen der Aufklärung folgen und bornirte Vorurtheile beſeitigen zu müſſen, indem er ſich mit einem reformirten Fräulein aus der Pfalz vermählte, das ihm gefiel. Ich war das einzige Kind dieſer Ehe. Mein Vater verachtete die Religion, weil er ſie nur aus den frevelhaften atheiſtiſchen Schriften jener literariſchen Rotte, die ein ewiger Schandfleck in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bleibt — kennen wollte. Meine Mutter, die mehr religiöſes Gefühl und weniger Verſtand als er .... und ihn dabei ſehr gern hatte, erlag mit ihren etwaigen Glaubensanſichten ſeinen Spöttereien und Neckereien. Zuerſt wird ſie ihre Meinungen wohl nur verſchwiegen haben; — nach und nach vergaß ſie dieſelben und bewegte ſich mit meinem Vater in der Sphäre ſeiner frivolen Anſchauungen.

Auf dieſem Boden erwuchs ich und wuchs ich heran ... und, um mein Unglück zu vollenden, war ich der Abgott meiner Eltern ... obſchon ich ihnen — die erſten Kinderjahre vielleicht abgerechnet — nie Freude machte. Sie lehrten mich keinen Gehorſam gegen Gott, keine Abhängigkeit von Gott, weder durch Wort noch durch Beiſpiel, und ſo fühlte ich mich denn auch nicht zum Gehorſam gegen ſie verpflichtet und die Abhängigkeit von ihnen drückte mich dermaßen, daß ich mich in beſtändiger Empörung gegen ſie befand, wenn ihre Wünſche, Pläne und Anſichten den meinen entgegentraten. Nie kam es mir in den Sinn, meinen Willen dem ihren unterzuordnen, denn der erhabene Gedanke, auf welchem allein die Würde der Eltern beruht: Stellvertreter Gottes bei der Erziehung einer unſterblichen Seele zu ſein — wurde nicht meinem kindlichen Herzen eingeprägt. Nie ſah ich meine Eltern beten, nie einen Gottesdienſt beſuchen, nie eine andächtige Handlung verrichten. Welche Gedanken muß ſich ein Kind über Religion, Glauben und Kirche bilden, wovon der Lehrer zu ihm ſpricht, wenn es die Eltern leben ſieht, als ob das Alles gar nicht exiſtire. Auf das junge Gemüth macht das Beiſpiel — und beſonders das elterliche, mehr Eindruck als tauſend Lehren eines Informators. Frivol in den Anſichten — von Grundſätzen war überhaupt keine Rede! — und leidenſchaftsvoll im Herzen verließ ich bei neunzehn Jahren das Vaterhaus, um in Mainz academiſche Studien zu machen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ich dort Männer hätte finden können, die in Leben und Wiſſenſchaft ernſte Wege gingen, aber die allgemeine Luft, die dort wehte, war triviale Oberflächlichkeit — angefangen beim Churfürſten bis herab zu jenem Georg Forſter, den die verſchrobene Jetztwelt zu einem Heros und Martyrer erhabener Ideen machen möchte, während er in geiſtiger Beziehung kurzſichtig und unklar — in moraliſcher gemein war. Das war überhaupt die klägliche Signatur jener Tage! Erhabene Ideen wurden nur gleichſam in ihrem Wortlaut — nicht in ihrer Tiefe, ihrem Zuſammenhang, ihren Folgen . . . alſo nicht in der Wahrheit, die in Gott iſt — aufgefaßt; denn die Menſchen hatten durch Ueberſchätzung des raffinirten Verſtandes, der die Außenſeite der Dinge blendend umwirbelt — und durch Hinneigung zum Materialismus, welche dieſe Sorte von Verſtand immer entwickelt und nährt: das Auge der höheren Intelligenz in ſich ſelbſt geſchloſſen. Der Glaube iſt die Lebensverbindung des menſchlichen Geiſtes mit dem Geiſt Gottes. Wird dies Band zerriſſen, dieſer Kanal zerſtört, ſo ſchrumpft der Menſchengeiſt mehr und mehr zuſammen, verliert Schärfe, Schwung und Einſicht und taumelt auf dem Boden der ſinnlichen Wahrnehmungen umher, wie ein Schmetterling, dem die Flügel ausgeriſſen wären. In dieſer dreifachen Trunkenheit der Selbſtüberſchätzung, des Rationalismus und der Sinnlichkeit bewegte ſich der Hof des Churfürſten, an welchem ich Verwandte hatte — und der Kreis der Profeſſoren der Hochſchule, unter denen ich meine Lehrer ſuchte. Mit der Vorbereitung, die ich aus dem Vaterhauſe mitbrachte, war das Reſultat vorherzuſehen: ich begeiſterte mich für Ideen, die meinen Leidenſchaften zuſagten.

Trotz dieſer Abrutirung war ich keineswegs zufrieden. Es war etwas in mir, das Anderes begehrte. Ich wußte nur nicht was. Ich glaubte, es ſei ein größerer Spielraum, mehr That, mehr Bewegung. Gegen den Willen meiner Eltern ging ich nach Paris. Ich hatte Talent, Muth, jenen Enthuſiasmus, der mehr mit der überſchäumenden Kraft der Jugend, als mit hohem ſittlichen Streben zuſammenbangt. Das gefiel. Ich lernte die Partei der Girondiſten kennen, ſchwärmte für ſie und mit ihnen, bankettirte mit ihnen bei Madame Roland, die uns Roſenblätter in die Weingläſer ſtreute — zur Erinnerung an die Sympoſien der alten Hellenen — und hielt mit ihnen feurige Reden voll tönender Phraſen ohne Wahrheit.

Die Guillotine verſchlang den König, verſchlang die Girondiſten. Ich entkam ihr. Daß von Begründung der Freiheit nicht mehr — wohl aber von wahnwitzigſter, beiſpielloſer Tyrannei die Rede ſei, lag zu Tage. Ich fanatiſirte mich für die unglückſelige Königin. Mein Geld, meine Freunde, tauſend Intriguen ſollten mir dienen, um ſie zu retten. Sie hatte glühende Anhänger und ich verband mich mit ihnen bis zur äußerſten Lebensgefahr. Dennoch ſcheiterten unſere Plane . . . und die Guillotine verſchlang ihr ſchönes, ſtolzes, kummervolles Haupt. Da faßte mich ein Gemiſch von Ekel und Haß gegen ihre Henker und ich floh nach der Vendée, wo ich mit wüthender Energie, abermals dem Strom meiner momentanen Leidenſchaft folgend, gegen dies monſtroſe Schreckensregiment kämpfte.

Das war der Augenblick, den die göttliche Vorſehung erwartet zu haben ſchien, um mich auf andere Wege zu leiten. Meine Freundſchaft mit einem jungen Edelmann der Vendée brachte mich in Verbindung mit ſeiner Familie .... mit ſeiner Schweſter .... der edelſten und reinſten Seele, die mir bis dahin erſchienen war. Ich wurde von ihr und von dem ganzen Hauſe mit der zarteſten Gaſtfreundſchaft behandelt, weil ich ein Waffenbruder war. Aber ich wünſchte mehr .... und hoffte mehr. Ich bewarb mich um Magdalene. Sie ſowohl als der Marquis lehnten den Antrag ab, als die Frage nach meinem Glauben zur Sprache kam und ſie frivolen Unglauben entdeckten.

Mein Leben nahm eine furchtbare Wendung. Mein Stolz, mein Selbſtgefühl, meine Eitelkeit bäumten ſich auf gegen dieſe Demüthigung. Bis jetzt war mir die Religion ein Ding geweſen, das ſeitwärts vom Pfade lag, wo kluge und gebildete Menſchen gehen, ein Ding, das ihnen gar nicht vor die Augen kommt und ſie daher auch gar nicht beläſtigt. Und plötzlich nahm ſich dies verachtete Ding die Freiheit, mir entgegenzutreten und meinen Lauf nach einem erſehnten Ziel zu hemmen! Dieſe Unverſchämtheit mußte beſtraft und die freche Zumuthung mit Fußtritten beantwortet werden. Fortan ſetzte ich eine Ehre darin, mit meinem Atheismus zu prahlen und demgemäß zu leben. Die göttliche Gnade hatte mir die rettende Hand geboten; raſend ſtieß ich ſie fort — und der Stoß hatte die Folge, daß ich einige Stufen tiefer herabtaumelte.

In dieſer niedrigen Sphäre verbrachte ich Jahre um Jahre und wurde moraliſch ſo entnervt, daß ich ſogar jene innere Raſtloſigkeit verlor, die mich ſonſt zu keiner rechten Befriedigung kommen ließ. An die Stelle der Raſtloſigkeit war Betäubung und Stumpfheit getreten. Konnte ich nur den Winter in Paris, den Sommer in Spaa zubringen — hatte ich nur Geld vollauf für Pferde und Hunde, für Karten und Wetten, für Theater und Champagner, ſo vergaß ich, daß meinem innerſten Weſen jemals etwas gefehlt hatte.

Meine armen bekümmerten Eltern wünſchten meine Rückkehr, meine Verehelichung. Bei dem Gedanken an Ehe . . . lachte ich und an Familienleben . . . ſchauderte ich. Dabei blieb es. Auch als mein Vater ſtarb. Nur inſofern trat eine Veränderung ein, als meine Verſchwendung zunahm und zwar ſo ſehr, daß ich nach einigen Jahren das bedeutende väterliche Vermögen gänzlich aufgezehrt und dadurch auch meine Mutter um ihr Einkommen als Wittwe gebracht hatte. Nun war ich arm, aber buchſtäblich arm — und zwar mit einer erniedrigten Seele: die fürchterlichſte Vereinigung, die es auf Erden geben kann. Die Armuth an ſich iſt ſo wenig ein Unheil, daß manche arme Menſchen mit einer großen Seele die größten geworden ſind, die man je geſehen hat . . . denn ſie wurden Heilige. Aber Armuth und eine erniedrigte Seele — wird das Treibhaus aller Verbrechen.

Um mir eine kleine Jahresrente und die Antwartſchaft auf ein großes Vermögen zu ſichern, ohne Ueberzeugung, daß ich die Wahrheit verlaſſe und ebenſowenig überzeugt, daß ich ſie finde — wurde ich . . . o meine arme Heliade! wurde ich Proteſtant. Meine gute Mutter knüpfte einige Hoffnung für mich an dies Ereigniß und erleichterte mir auf jede Weiſe den Schritt. Ich that ihn mit großer Gelaſſenheit, indem ich ſagte:

„Ich bin ein ächter Proteſtant, denn ich proteſtire gegen alles und jedes Katholiſche.“

Damit war ein proteſtantiſch = rationaliſtiſcher Theolog ganz einverſtanden und begnügt. Mein Großonkel, den ich beerben wollte, zwar nicht; indeſſen ließ er ſich von meiner armen Mutter beſchwichtigen, die ihn mit tauſend Thränen anflebte, mit dem erſten ſchwachen Schritt ihres unglücklichen Sohnes vorlieb zu nehmen und ihn nicht durch höhere Forderungen zu irgend einem verzweifelten Schritt zu treiben. Mein Onkel ſetzte mir alſo eine kleine Jahresrente aus: es iſt die, wovon wir bis zur Stunde leben.“

Heliade ſprang auf mit einem Ausdruck des Entſetzens, als halte der Vater ihr das Haupt der Meduſe entgegen. Sie fiel vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und ächzte mit tonloſer Stimme:

„Aber von Stund' an nicht mehr . . . o nicht mehr."

„Höre weiter, Heliade!" ſagte Horburg, indem er ſie ſanft aufhob und wieder auf ihren Platz ſetzte: „Mein Geldmangel hatte die Folge, daß mir meine gewohnten Zerſtreuungen fehlten und daß daher wieder eine große Unruhe ſich meiner bemächtigte. Es war aber weder die des Gewiſſens noch des Geiſtes, ſondern nur ein Drang nach lebhafter Beſchäftigung und äußerer That. Beides fand ſeine entſprechende Nahrung in den furchtbaren Kriegen, welche Napoleon in Europa entzündete. Während acht Jahren kämpfte ich gegen ihn — immer in demjenigen Lande und unter derjenigen Fahne, die ſeinen Invaſionen Widerſtand leiſteten. Beſeelten mich auch keine höheren Motive, ſo ſchlug ich doch mein Leben in die Schanze — und dieſer Verſuch, das Leben zu etwas Anderem zu verwenden, als zu ſelbſtſüchtigen Genüſſen, that mir wohl. Sogar auf dieſer unterſten Stufe ſpürte ich die reinigende Kraft der Selbſtverläugnung: wer ſich täglich der Gefahr ausſetzt, ſein Leben zu verlieren, bei dem ſinken die Glücksgüter im Preiſe. Ich machte keine Fortſchritte in jener Richtung, die nothwendig geweſen wäre, um mich in des Onkels Gunſt und Erbſchaft feſtzuſetzen. Er ſtarb während der Kriegsjahre. Ein anderer Neffe wurde ſein Univerſalerbe; mir blieb nur meine kleine

Penſion. Inzwiſchen war ich vierundvierzig Jahr alt geworden und mit andern Menſchen, Gedanken und Beſtrebungen bekannt geworden, als jene, die ich in früheren Lebenskreiſen gefunden Die unerhörte Nichtigkeit meiner früheren Exiſtenz ekelte mich an. Die unüberwindliche Sehnſucht nach Glück, die ich mit dem Rauſch und den Träumen des Opiums eingeſchläfert hatte, regte ſich wieder in mir. Ich wollte andere Dinge treiben, andere Intereſſen verfolgen, andere Beſchäftigungen ſuchen, als bisher. So kam ich nach Rom . . . . und in das Haus Deines Großvaters Sir Reginald O'Connor.

Montaigne hat geſagt: „Il n'y a de satisfaction çà bas que pour les ames ou brutales ou divines.“ Dieſe Familie war ein lebendes Bild der Zufriedenheit, die himmliſche Seelen hienieden finden. In der knappſten äußern Beſchränkung, in der Verbannung, in beſtändigem Kummer um das Vaterland, im Jammer um einen entarteten Bruder — waren dieſe Menſchen dennoch tief zufrieden, etwa ſo wie die Seligen es ſein mögen, die zwar die Leiden der Welt kennen, doch nur im Wiederſchein des göttlichen Willens, der vor ihrem Aug' erſtrahlt, ſie überſchauen. War ich mit ihnen zuſammen, ſo empfand ich, daß diejenige Befriedigung, die ich bis jetzt geſucht und gefunden hatte, mich in die Kategorie von Montaigne's „ames brutales“ verwies.

Wie Deine Mutter war bei ſechszehn Jahren .... kann ich Dir nicht beſchreiben. Ein chriſtliche Pſyche — ſo ſtelle ſie Dir vor. Später wurde ſie eine Heilige! — Daß ſie ſich mit mir gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern, die vor meiner Apoſtaſie zurückſchauderten, dennoch vermählte .... hat ſie Dir ſelbſt erzählt, jedoch mit Uebergehung meines Abfalls. Demüthig wie ſie war, betrachtete ſie ihren Ungehorſam als den Grund, weshalb Gott ihre Gebete um meine Bekehrung nicht erhöre. Dem war aber nicht ſo! der Grund lag in mir. Daß ſich auch jetzt wieder zwiſchen Colomba und mich der katholiſche Glaube ſtellen wollte, wie vor achtzehn Jahren zwiſchen Magdalene und mich — fachte meinen vergeſſenen Groll gegen ihn friſch und feurig an, und mein Stolz blies kräftig die Flammen an. Nur liebte ich Deine Mutter zu ſehr, um meine Verachtung von Glauben und Kirche abſichtlich zur Schau zu tragen. Ich hielt mich in dem allgemeinen Indifferentismus gegen alle Offenbarung, beſchäftigte mich mit literariſchen Arbeiten, mit hiſtoriſchen Studien und lebte in Florenz eine Reihe von Jahren ſo glücklich, wie der Menſch es ſein kann, der nur auf dem natürlichen Boden ſteht und die leiſen Mahnungen ſeines Gewiſſens in der Zufriedenheit ſeines Familienlebens beſchwichtigt. Deine arme Mutter aber hatte längſt ihren Frieden verloren, ſeitdem ſie für meinen Seelenzuſtand zitterte. Sie meinte immer, ein kluger Mann müſſe ganz leicht zur Erkenntniß der Wahrheit der Offenbarung kommen; er ſei gewöhnt an Nachdenken, an Logik; er brauche nur zu wollen, ſo führe ihn der folgerichtige Gedanke zu Gott und zur Offenbarung, die das nothwendige Band zwiſchen Ihm und der Menſchheit iſt. Sie brachte nur nicht in Anſchlag, daß der klügſte Mann keineswegs immer den entſchiedenſten Willen zur Erkenntniß Gottes mitbringt. Allzu häufig ſucht er ſeine eigenen Gedanken und ſein eigenes Ich. Abermals ſtieß ich die Gnade zurück, die mir die göttliche Vorſehung darbot, als ſie mich in Verbindung mit Deiner Mutter brachte; und abermals taumelte ich durch dieſen Stoß einige Stufen abwärts — jedoch nicht abwärts in der äußeren Welt, ſondern in mir ſelbſt. Mein äußeres Leben war durchaus geregelt, häuslich, arbeitſam, einfach; ich war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein reſpectabler Mann; ich bekam eine gewiſſe Hochſchätzung meiner moraliſchen Vortrefflichkeit — und dadurch wurde ich blinder über mich ſelbſt, als ich je geweſen war.

Die Sorge um Deine und Deiner Mutter Zukunft nach meinem Tode war ein Punkt, der mich unſäglich peinigte, je älter ich wurde. Er zwang mich, die Quelle ſcharf in's Auge zu faſſen, welche hauptſächlich die Meinen ernährte: meine Jahresrente. Ich hatte mir bis dahin immer vorgeſpiegelt, der Onkel ſei mir dieſelbe ſchuldig geweſen und nur aus herrnhutiſcher Beſchränktheit habe er ſie zu einer Belohnung gemacht. Wollte ich aber ehrlich ſein, ſo mußte ich bekennen, daß dies eine freiwillige Täuſchung meinerſeits ſei. Mein Großonkel hatte nicht die mindeſte Verpflichtung gegen mich und hätte einem katholiſchen Großneffen nimmermehr ein Jahrgeld ausgeſetzt. Ich wünſchte aber ſehnlichſt, daß daſſelbe im Fall meines Todes auf Weib und Kind übergehe. Die Hoffnung, dieſe Angelegenheit bei meinem Vetter zu ermöglichen und ſie in Deutſchland leichter zu betreiben, als in Italien, ließ mir in Florenz keine Ruhe. Aus der Heimlichkeit, mit der ich ſie umgab — aus dem tiefen Schweigen, das ich darüber gegen Deine Mutter beobachtete — drängte ſich mir unwillkürlich meine eigene Verurtheilung auf: es handelte ſich um eine ſchmachvolle Sache. Die Vorſtellung, daß Deine Mutter ſie entdecken könne, trieb mir den Angſtſchweiß auf die Stirn — — und ſie hat auch nie dieſe gräßliche Entdeckung gemacht!

Die Hoffnungen, die ich an unſere Ueberſiedelung nach Dresden knüpfte, erwieſen ſich als taube Blüthen. Ich fand keineswegs das, was ich in literariſcher Beziehung erwartet hatte: ich war zu alt, zu fremd, zu wenig vertraut mit der dermaligen Geiſtesſtrömung in Deutſchland, zu unbeholfen, um mich in ſie hinein zu finden, zu entmuthigt und wohl auch zu talentlos, um mir ſelbſtſtändige Wege zu ſuchen und Bahnen zu brechen. Meine literariſchen Arbeiten waren ganz untergeordneter Art — eine empfindliche Demüthigung für meinen Stolz! — Die Verhandlungen mit meinem Vetter blieben durchaus fruchtlos . . . . nein, mehr! ſie ließen mich in einen Abgrund ſehen! — Mein Vetter antwortete mir ſehr artig, er würde für ſeine Perſon herzlich gern meinen Wunſch erfüllen, da er im Beſitz des ganzen Vermögens ſei. Nach ſeinem Tode gehe es aber auf ſeine fünf Söhne über, denen er unmöglich dieſe Laſt aufladen dürfe — um ſo weniger, als das Teſtament des Großonkels beſage: Rudolf von Horburg ſolle ſein Jahrgeld behalten, ſo lange er proteſtantiſch ſei. Man müſſe daraus wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß ein Jahrgeld für deſſen katholiſche Familie dem Willen des Teſtators gänzlich zuwider laufe. Und ob ich denn nicht die Abſchrift des Teſtamentes ſeiner Zeit erhalten habe?

Gewiß, ich hatte ſie erhalten . . . . mitten im ſpaniſchen Feldzug. Ich hatte geleſen, daß ich nicht der Univerſalerbe — ſondern auf ein Jahrgeld geſetzt ſei — und ich hatte das Papier zerriſſen, ohne jene Bedingung auch nur beachtet zu haben. Jetzt machte ſie mir einen furchtbaren Eindruck. Wie ſtolz war ich immer geweſen auf meine falſche Freiheit, auf meine verkehrte Selbſtbeſtimmung, auf meine

Unabhängigkeit von jeder Feſſel — und plötzlich fühlte ich mich auf dem Punkt, von dem die wahre Freiheit ausgeht: in meinem Gewiſſen .... an eine niederträchtige Kette gefeſſelt ... niederträchtig, wie nur immer die Kugel ſein kann, die der Galeerenſklave am Fuß nach ſich ſchleppt! Denn wenn ich Gebrauch machte von dem Recht, welches jedem Menſchen zuſteht — wenn ich forſchen und fragen wollte nach der ewigen Wahrheit, ſo war mir die Möglichkeit geraubt, dieſelbe in der katholiſchen Glaubenslehre zu finden — es ſei denn, daß ich mich entſchloß, mit den Meinen in vollkommene, buchſtäbliche Armuth zu verſinken. Und ſeltſamer Weiſe! — von dieſem Augenblick an fühlte ich mich von einer unwiderſtehlichen Macht angetrieben, gerade diejenige Bahn des geiſtigen Lebens einzuſchlagen, die ich bis dahin immer vermieden hatte. Die Arbeiten meiner Feder waren zu gering, um den Kreis meiner Gedanken vollſtändig einzunehmen — und ich begann die Kirchenväter zu ſtudiren. Anfangs behandelte ich die Sache mehr mit dem Intereſſe der Neugier, ob es wohl möglich ſei, aus ihnen genügende Gründe für die objective Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu ſchöpfen. Der Spiegel meiner Seele war dermaßen getrübt durch verkehrte Anſichten, die immer mit einem verkehrten Willen zuſammenhängen — denn der richtige, auf Gott geſtellte Wille ſchöpft ſeine Erkenntniß am Urquell des Lichtes und ſie geht in ſeine Anſichten über — daß ich Anfangs dem Blinden glich, der keine Ahnung hat vom Aufgang der Sonne. Ich ließ mich aber nicht abſchrecken und las weiter; — da wurde mir wie dem Blinden, dem man den Staar geſtochen: das einſtrömende Licht thut ihm weh und er möchte zurückkehren in die alte Finſterniß. Das iſt aber nicht mehr möglich. Er kann freilich die Augen ſchließen, weil er fürchtet, geblendet zu werden; allein er kann nicht mehr leugnen, daß auch ihm die Sonne aufgegangen ſei. Doch ergab ich mich durchaus nicht leicht und ſchnell dieſer Ueberzeugung. Ich bekämpfte ſie, ich ſtemmte und wehrte mich gegen ſie. Ich wollte mich an die Lehren des Materialismus halten: ſie löſten ſich unter meiner Hand in ich weiß nicht was für einen widerlichen, Prozeß gährenden Stoff auf, durch welchen die todte Katze in derſelben Reihe ſteht, wie der todte Menſch. Ich wollte mich an den Rationalismus klammern; aber er iſt kein lebendiges Glied, ſondern nur eine hohle Geſchwulſt an dem geiſtigen Organismus der allgemeinen Intelligenz — ſeine Markloſigkeit konnte mir weder Kraft noch Halt bieten. Vergebens ſah ich mich um nach einer Rüſtung . . . . ja nur nach einer Schutzwaffe gegen die chriſtliche Offenbarung — ich fand keine! Wurde ich aber Chriſt: ſo wurde ich ſelbſtverſtändlich Katholik, da eine übernatürliche Offenbarung, wie diejenige iſt, welche das Chriſtenthum begründete, nur da rein erhalten werden kann, wo die Tradition im Schooß der apoſtoliſchen Kirche ſie bewahrt. Ich aber durfte nicht zu dieſer Kirche mich bekennen: die Feſſel der pecuniären Verhältniſſe band mich an das tiefſte Elend und die tiefſte Erniedrigung, die es hienieden gibt: ich mußte die heiligſten Ueberzeugungen verleugnen ... für ein Stück Brod! — und ich durfte deswegen mit Niemand hadern und Niemand anklagen! . . . ich ſelbſt hatte mir dieſe Entwürdigung bereitet — ich war ein Apoſtat! Mit dieſem Brandmal auf der Seele lebt ſich's ſchwer! Es iſt der Grund der Melancholie, die mich ſeit Jahren foltert. Mag Deine Mutter auch geahnt haben, daß ich in den heftigſten inneren Kämpfen ſchwanke: ſie wußte ſie doch nicht, weshalb ich nicht zum Entſchluß kam."

„Das hat Gott ſo gefügt!" ſagte Heliade mit übernatürlicher Ruhe; — „es hätte ſie getödtet. Jetzt aber betet ſie für Dich am Throne Gottes, mein geliebter Vater, und die Frucht dieſes Gebetes wird ſein, daß Du zurücktrittſt in die heilige Kirche und dem Jahrgeld entſagſt."

„Und wovon leben, Heliade?"

„Du wirſt wieder literariſche Beſchäftigungen beginnen . . . ich werde arbeiten . . . wir ſchranken uns ein, vertrauen auf Gott — und Er hilft uns."

„In dieſes Elend ſollte ich mein einziges Kind ſtürzen!“ rief Horburg in einem Ausbruch von Verzweiflung; — „nein, Heliade! höre mich an . . . es gibt einen Ausweg. Die Kirche mißbilligt immer die gemiſchte Ehe, weil die katholiſche Seele immer durch ſie in Gefahr kommt; aber ſie tolerirt dieſelbe unter der Bedingung, daß die Nachkommenſchaft katholiſch werde. Setzeſt Du das durch, ſo haſt Du das immenſe Glück, eine proteſtantiſche Familie in eine katholiſche zu verwandeln. Bei der Liebe, die Graf Gorm zu Dir hat, wird Dir das gelingen.“

„Hörteſt Du nicht, lieber Vater, daß er ſagte: Was Gorm heißt, muß proteſtantiſch ſein! — und: Eine Katholikin würde die Confeſſion der Descendenz niemals ändern. Wie kannſt Du glauben, daß er ein ſolches Zugeſtändniß in den Ehepacten machen würde?“

„Das meinte ich nicht, Heliade!“ entgegnete Horburg verlegen nach Worten ſuchend: „aber . . . je reiner das Herz und je edler der Charakter — deſto mehr iſt Empfänglichkeit für die Wahrheiten der Religion vorhanden. Graf Gorm beſitzt jene Vorzüge in ſo hohem Grade, daß Dein Einfluß auf ihn nicht anders als günſtig ſein kann. Du wirſt ihn in der Ehe um ſo ſicherer gewinnen, als Du vorher . . . . keine derartige Anſprüche machen wirſt. Ueberlege alſo, ob es nicht beſſer wäre, ſeinen Antrag anzunehmen. An dem Tage, wo Dir ein ehrenhafter Platz in der Welt geſichert iſt . . . an dem Tage, Heliade, legt Dein Vater das Tridentiniſche Glaubensbekenntniß ab und entſagt jenem Gelde. So würdeſt Du meine Seele retten."

„Und die meine verlieren," entgegnete Heliade.

„Nein!" rief Horburg — „Gottes Gnade und der Segen Deines Vaters würden mit ihr ſein."

„Des Vaters Segen iſt unwirkſam, wo Gottes Gnade fehlt . . . und ſie fehlt in einem Ehebündniß, das die Kirche, welche an Gottes Statt Spruchgewalt hat, durchaus verwirft. Ich würde heraustreten aus dem ſeligen Einfluß der heiligmachenden Gnade, wenn ich menſchlichen Stimmen mehr Gehör geben wollte, als der Stimme Gottes."

„Heliade! . . . . Du ſtürzeſt Deinen Vater in Verzweiflung . . . und Dich . . . in's Elend!" rief Horburg.

„Im Elend wird Gott mich behüten, mein lieber Vater," ſagte das unglückliche Kind mit ruhiger Faſſung; — „in der Hölle nicht."

„Und wenn ich meinen Fluch auf Dein unkindliches Haupt lege!" rief Horburg mit zornflammendem Blick.

„Das wirſt Du nicht thun, mein geliebter Vater . . . . denn die Hand Gottes liegt auf meinem armen, ſchwachen Haupt!" ſagte Heliade ſanft; aber ſie war ſo bleich und ihr Auge ſo müde und ihre

Haltung ſo erſchöpft, daß ihr Vater mit Grauen bei ſich ſelbſt ſprach: Wenn ſie nur nicht ſtirbt! ſolche junge Weſen ſind noch nicht acclimatiſirt in der Atmoſphäre der Schmerzen, welche die des Lebens iſt. Das Alter iſt der Stürme gewohnt; die Jugend . . . kann durch einen einzigen gebrochen werden.

„Heliade, mein liebes, einziges Kind!“ ſagte er zärtlich, „bedenke doch, daß nichts ſo wohlgefällig vor Gott iſt, als die reine Abſicht. Du würdeſt die Ehe mit Graf Gorm ſchließen, um ihn und Deinen Vater und die ganze Familie in den Schoß der Kirche zurückzuführen: wie kannſt Du zweifeln, daß Dir Gott bei einem ſo ganz himmliſchen Werk nicht beiſtehen werde.“

„Hätte ich die Mittel, um es zu unternehmen, ſo würde ich nicht zweifeln. Und dann hätte ich auch das Recht, aus meiner reinen Abſicht Kraft zu ſchöpfen. Aber ſie fehlen mir durchaus. Graf Gorm hat einen energiſchen Willen und entſchiedene Anſichten. Ich könnte meine Entſchiedenheit nur dadurch ausdrücken, daß ich auf eine katholiſche Descendenz beharrte. Weil die Sache dadurch ſogleich abgebrochen iſt, meinſt Du, lieber Vater, daß es genüge zu ſchweigen und in der Stille die Entſchiedenheit zu bewahren. Das genügt aber nicht vor Gott! es wäre eine Verleugnung Seines Willens und meiner Ueberzeugung aus Liebe zu einem Menſchen.

Und dieſe Liebe, die ich ſo hoch über die übernatürliche Liebe geſtellt hätte, würde dann ohne Zweifel meine Seele ſo beſchädigen und ſchwächen, daß ſie mehr und mehr ihre Entſchiedenheit verlöre und ihre reine Abſicht vergäße — ja, daß ſie ſelbſt zum Abfall käme. Denn das iſt klar, ſieht Graf Gorm, daß mir die Vorſchriften meiner Kirche nicht heilig ſind, ſo wird er, der einen hohen Werth auf den Proteſtantismus legt, verſuchen, an meinen Dogmen zu rütteln. Nein, mein lieber Vater, die reine Abſicht, unſere Pflichten nach Gottes Willen zu erfüllen, heiligt uns. Aber wenn wir uns gegen Gottes Willen Pflichten aufbürden, ſo kann eigentlich gar nicht mehr von einer reinen Abſicht die Rede ſein."

„Welchen Troſt wirſt Du in dem Gedanken finden, meine Heliade, die letzten Tage Deines alten Vaters mit Gott verſöhnt und ihm den Frieden vermittelt zu haben, der aus dem Glauben fließt," fuhr Horburg unerbittlich fort.

Heliade ſah ihn an mit ihrem dunkeln Auge, das noch einmal ſo groß wie gewöhnlich erſchien. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Mein Vater! jetzt forderſt Du den Glauben von mir . . . . aber ich bin nicht dafür verantwortlich und nicht Schuld daran, daß Du ihn verloren haſt. Wenn nun nach zwanzig, dreißig Jahren meine Söhne zu mir kommen und ſprechen: Sieh das

Elend unſerer Seelen! weshalb haſt Du uns nicht im wahren Glauben erzogen! — was ſoll ich dann antworten, ihnen . . . und Gott, der ſie mir anvertraut hat?“

„Geliebtes Kind, das iſt eine ganz willkürliche Annahme . . . . und falſch dazu!“ ſagte Horburg immer mit derſelben Zärtlichkeit. „Sind die Mütter fromm und gut, ſo werden es auch die Kinder. Ich ſehe das ja an Dir! in Dir lebt die Seele Deiner Mutter.“

„Mein Gott!“ ſeufzte Heliade und drückte ihre Hände gekreuzt über der Bruſt zuſammen; — „der Verſucher iſt auch dem Herrn erſchienen und hat ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt. Mir aber erſcheint er in der Geſtalt des eigenen Vaters. O Herr! ſchicke Deine Engel, damit ſie mir beiſtehen.“

„Heliade! erbarme Dich meiner Seele!“ ächzte Horburg und ſank ihr zu Füßen.

Sie kniete neben ihm nieder und ſagte:

„Nicht um den Preis meiner Seele,“ geliebter Vater . . . . „das darf ich nicht.“

Da übermannte ihn ein heftiger Zorn. Er ſtieß ſie von ſich und verließ das Zimmer. Heliade lag zuſammengeſunken am Boden. Da lag ſie lange, lange Zeit, nicht bewußtlos, aber in ſtumpfer Betäubung. Der Wellenſchlag des Lebens ging brauſend über das arme, junge Herz hinweg; — es war auf dieſe Stürme nicht vorbereitet. Allein die Engel, um die ſie Gott angerufen hatte, kamen auch zu ihr, und während ihr Körper und ihre Sinne im Halbſchlaf der Erſchöpfung, welche auf eine übermäßige Aufregung folgt, zuſammenbrachen, gingen durch ihre Seele Gedanken, die wie mit goldnen Buchſtaben geſchrieben vor ihrem innern Auge aufleuchteten und ihr Worte wiederholten, die ſie öfter von ihrer Mutter gehört hatte. „Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenn gleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“ — Dazwiſchen machte wohl der Jammer ihres Herzens ſich Luft, daß wegen dieſes Gehorſams der Vater ihr zürne und der Geliebte trauere; doch dann flüſterten himmliſche Stimmen ihr zu: Aber deine Mutter ſegnet dich und der göttliche Liebhaber deiner Seele freuet ſich deiner Treue. Wer das Vergängliche mehr liebt als das Ewige, iſt Seiner ewigen Liebe nicht werth. Und haſt du vergeſſen die Lehre deiner Mutter, die Lehre der Heiligen: Das geringere Gut iſt für das höhere hinzugeben, und wenn es auch Blut und Leben koſtet. — — — Ein tiefer Athemzug entrang ſich Heliadens Bruſt. Sie richtete ſich auf. Ihr Haar rollte aufgelöſt über ihre Schultern herab. Sie wand es zuſammen und um ihren Kopf, drückte beide Hände vor Stirn und Augen und ſeufzte: „Iſt denn ſchon je eine ähnliche Verwüſtung über ein Menſchenleben eingebrochen?“ — —

Sie nahm die Lampe, ging in ihr Zimmer und ſetzte ſich, wie es ihre Gewohnheit war, an einen Tiſch, auf dem unter andern Büchern auch ein großer Quartband, eine Legende der Heiligen, lag. Darin las ſie jeden Abend. Sie ſchlug auch jetzt das Buch auf; da fiel ihr Blick auf den Namen Vivia Perpetua — und ihr war zu Sinn, als ginge ein Strahl von dieſem Namen aus und mitten in ihre Seele hinein.

Nie hat eine weibliche Hand ſchönere und edlere Blätter geſchrieben, als Vivia Perpetua; aber ach! ſie gehören zu den Acten der Martyrer und deshalb kennt die Welt ſie nicht — oder verachtet ſie. Aber Heliade kannte ſie; ſie wußte, daß dieſe zweiundzwanzigjährige Frau aus einer vornehmen Familie in Carthago die Feſtſpiele verherrlichen mußte, die Kaiſer Septimius Severus im Römerreich veranſtaltete, als er ſeinen Sohn Geta zum Cäſar machte; — und dieſe Spiele beſtanden darin, daß die Chriſten mit wilden Thieren kämpften. Perpetua hat ihre Leidensgeſchichte aufgeſchrieben, ſo ſchlicht und einfach, als ſei es das Tagebuch ihres gewöhnlichen Lebens; — und nur die Begebenheiten ihres

Todes- und Siegestages hat ein Anderer hinzugefügt — wahrſcheinlich einer der Diakonen, der die Martyrer auf ihrem Triumphwege begleitete. Perpetua hatte durch ihren Vater, der feſt am Heidenthum und leidenſchaftlich an ſeiner Tochter hing, die ſchwerſten Prüfungen zu beſtehen — und mit heißer, unſäglicher Theilnahme las Heliade einige Bruchſtücke von dem, was die junge chriſtliche Heldin vor ſechszehn Jahrhunderten darüber aufgezeichnet hat.

„Ehe man mich und meine Gefährten in den Kerker brachte, hielt man uns in einem anſtändigen Hauſe in der Stadt und ſchickte unſere Angehörigen zu uns, um uns zum Abfall zu bewegen. Mein Vater beſtürmte mich mit Bitten, mit Vorſtellungen, mit Schmeichelworten. Da fragte ich ihn: Kann man die Dinge anders nennen als das, was ſie ſind? — Die Frage ſchien ihm ſeltſam und er antwortete: Nein. — Da ſagte ich: Deshalb kann auch ich mich nicht anders nennen, als das, was ich bin: Chriſtin. — Mein Vater wurde ſo aufgebracht, daß er mich im Zorn ſchlug und mißhandelte, erzürnt fortging und einige Tage ausblieb. Das war eine große Erleichterung für mich. Ich dankte Gott und bereitete mich ungeſtört zum Empfang der heiligen Taufe vor, die uns Allen in dieſem Hauſe geſpendet wurde. Ich war darnach ſo erfüllt von Freude, daß ich Leib und Leben, Eltern und Kind im Geiſt

Gott aufopferte und ihn fortan um nichts mehr bat, als um Geduld für das Fleiſch.“

„Nach einigen Tagen brachte man uns in einen fürchterlichen Kerker, der unter der Erde ausgemauert war. Ein Troß Soldaten ſtieß uns ungeſtüm hinein. Welch ein ſchrecklicher Tag war das! welche ungeheure Hitze! Es graute mir auch vor der Finſterniß, in der wir uns befanden, und die Sorge um mein Kind peinigte mich. Aber die gebenedeiten Diakonen Tertius und Pomponius, die uns dienten, erkauften für Geld die Erlaubniß, daß wir uns einige Stunden in einem freieren Raum des Gefängniſſes erfriſchen durften. Da ſchöpften wir Luft und erholten uns. Da nährte ich mein ſchon halb verſchmachtetes Kind und die Pflege des Knäbchens tröſtete mich. Da fand ich aber auch meine Mutter und meinen Bruder und litt ſehr, weil ich ſie, die ſchon Catechumenen waren, meinetwegen ſo bekümmert fand. Ich verging vor Gram, als ich ſah, daß ſie aus Liebe zu mir ſich vergrämten. Die Mutter ſuchte ich zu beruhigen; dem Bruder empfahl ich meinen Sohn; während vieler Tage ſtand ich dieſe Bekümmerniß aus.“ — —

„Es verbreitete ſich das Gerücht, daß wir verhört werden ſollten. Nun kam mein Vater wieder zu mir, abgezehrt von Gram, ſuchte mich zum Abfall zu bewegen und ſprach: Erbarme dich meiner grauen

Haare! Erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch würdig hältſt, mich Vater zu nennen. Denk', wie ich dich auf Händen in dein blühendes Leben hinein getragen — wie ich dich lieber gehabt habe, als deine Brüder. Denk' an deine Mutter, an dein Kind, das ja ohne dich nicht leben kann. Beharre nicht bei deinem Eigenſinn, der mich vor allen Menſchen mit Schmach bedeckt und uns ſämmtlich zu Grunde richtet! — So ſprach mein Vater mit größter Zärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf ſich mir zu Füßen, nannte mich unter Thränen nicht Tochter, ſondern theure Herrin. Wohl ſchmerzten mich die grauen Haare meines Vaters und daß er allein von meinem ganzen Geſchlecht ſich nicht über meinen Martertod freuen würde. Ich ſuchte ihn zu tröſten und ſagte: Auf der Blutbühne wird mir nur das widerfahren, was Gott gefällt. Aber troſtlos verließ er mich.“ — —

„Wir wurden zum Verhör fortgeriſſen. Im Gerichtshof beſtiegen wir die Blutbühne und wurden befragt. Alle legten ihr Bekenntniß ab. Nun kam die Reihe an mich. Da erſchien mein Vater auf den untern Stufen des Gerüſtes mit meinem Sohn auf den Armen, zog mich eine Stufe hinab und ſagte flehend: Erbarme dich deines Kindes! — Und der Procurator Hilarian, der zu Gericht ſaß über Tod und Leben, ſagte auch zu mir: Erbarme dich doch deines alten Vaters und deines kleinen Sohnes! — Aber ich antwortete: Das kann ich nicht — — Biſt du denn eine Chriſtin? fragte Hilarian. — Ich bin es! ſagte ich. Jetzt wollte mich mein Vater mit Gewalt vom Gerüſt herabziehen; aber Hilarian befahl ihn hinwegzureißen und da ward er mit Ruthen geſchlagen! Das that mir weher, als wäre ich ſelbſt geſchlagen worden und mich jammerte ſein gramvolles Alter. Hilarian ſprach über uns Alle das Urtheil und verdammte uns zu den Thieren und freudig kehrten wir in den Kerker zurück.“ — — —

„Unſere Verwandten durften uns in unſern letzten Tagen beſuchen. Da kam auch mein Vater wieder. Entſtellt von Gram trat er ein, warf ſich mir zu Füßen, zerraufte ſein graues Haar, verwünſchte ſein langes Leben, das ihm ſolchen Jammer bringe und klagte ſo, daß Alle tief erſchüttert wurden. Wohl ging mir ſein Herzeleid durch die Seele, aber ich mußte es aushalten. Und in der Nacht hatte ich einen Traum: ich kämpfte mit einem gewaltigen Mohren und beſiegte ihn. Und der Kampfesherold reichte mir einen grünen Zweig mit goldenen Früchten, gab mir den Friedenskuß und ſprach: Tochter, Friede ſei mit Dir! — Und im Triumph ging ich von dannen. Ich erwachte und erkannte, daß ich nicht eigentlich gegen Thiere, ſondern gegen den Teufel zu ſtreiten hätte, aber den Sieg erringen würde. Und dies habe ich bis zum Tage vor dem Feſtſpiel aufgeſchrieben. Was aber an dem Tage ſelbſt geſchehen wird, beſchreibe ein Anderer, wenn er Luſt hat.“

Heliadens gefaltete Hände ſanken auf das Buch und ihre Stirn auf ihre Hände. Möge auch zu mir der Kampfherold ſprechen: Friede ſei mit dir! ſagte ſie halblaut — und es trat eine wunderbare Stille in ihre Seele.

Der Fremdling.

Bleiern ſchwer und trübe war der Tag für Peregrin verfloſſen, jedoch ohne die ſchrecklichen Gegenſätze, die Heliadens Bruſt zerriſſen. Für ihn gab es nur den einfachen Schmerz, ihr entſagen zu müſſen, wenn ſie bei ihrer religiöſen Anſicht beharre. Aber er hoffte, wenn Heliade wirklich eine tiefe Neigung zu ihm habe — und ſein Herz ſagte ihm, daß dies der Fall ſei — ſo werde es dem Vater nicht allzu ſchwer fallen, dieſelbe zu mildern. Für Peregrin war die Confeſſion eine Beigabe zu einem guten, edlen, rechtſchaffenen Leben — nicht die Grundlage desſelben. Nie und nirgends war er bis jetzt auf einen tiefen innern Zwieſpalt der Confeſſionen geſtoßen. Die Katholiken lagen damals in Folge des Sirenengeſanges von Toleranz, der in allen möglichen Modulationen Deutſchland durchſäuſelte, in einem ſo ſüßen Schlaf, daß die Proteſtanten deren etwaige confeſſionelle Regungen — als Träume betrachteten, von welchen natürlicher Weiſe weder Vernunft noch Wiſſenſchaft, weder die Familie noch der Staat Notiz nehmen könnten. In dieſen Anſichten war Peregrin erzogen, erwachſen, hatte er auch Ehen ſchließen ſehen. Folgten die Söhne der Confeſſion des Vaters und die Töchter der Mutter: ſo war das im Grunde ſchon ein Verſtoß gegen den Zeitgeiſt, der bekanntermaßen das Recht hat, über Religion und Glauben zu Gericht zu ſitzen und ihnen heilſame Schranken zu ziehen. Bot ſich eine wünſchenswerthe Partie, war die Neigung groß, das Vermögen groß: ſo huldigte man dem Zeitgeiſt und ließ auch jene Forderung, die letzte des hinſterbenden katholiſchen Bewußtſeins fallen — indem man der Sache ganz natürlich ein zartes Mäntelchen mit der Behauptung umhing, es ſei beſſer, wenn die Kinder in völliger Uebereinſtimmung des Glaubens erzogen würden. Gott Dank iſt dieſer ſchauerliche Standpunkt des Indifferentismus jetzt in ſo weit vollkommen überwunden, daß er im katholiſchen Clerus keine Helfershelfer mehr findet. Vor dreißig Jahren aber war das mit nichten überall der Fall — und Peregrin war einigermaßen berechtigt, vor Heliadens Anſicht zu ſtehen, wie vor dem Räthſel der Sphynx. Zwar hätte er ſich ſelbſt wohl fragen können, weshalb denn er darauf beſtehe, daß Alles, was Form heiße, proteſtantiſch ſein müſſe? Aber das war ja auch etwas ganz Anderes! das hing zuſammen mit Familientradition, mit der Ehre und dem Reichthum ſeines Hauſes. Und dann .... fühlte er ſich ſchon in einem verſteckten Winkelchen ſeines Herzens nicht ungeneigt, die weibliche Nachkommenſchaft dem Glauben der Mutter zu überlaſſen; denn ſie blieben ja nicht Gorm! ſie heiratheten in andere Familien hinein. Die Religion, welche das Herz einer Heliade gebildet hatte, war ganz gewiß eine himmliſche; aber die Eſſenz derſelben war ja in allen übrigen Confeſſionen: ſo hatten denn auch die Gorm ihren genügenden Antheil — und Alles ordnete ſich auf's Beſte.

Doch ging er am andern Morgen nicht wie ſonſt in Heliadens Meſſe. Er fühlte, daß dies nach ſeiner geſtrigen Erklärung ſie betrüben müſſe. Auch war er zu unruhig, zu geſpannt, um ſich mit einem andern Gedanken, als dem der Entſcheidung, beſchäftigen zu können; er wartete nur, bis es neun Uhr ſchlug. Da nahm er ſeinen Hut und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als der Kellner eintrat und ihm einen Brief überreichte. Peregrin nahm ihn gleichgültig, da er Alarichs Handſchrift erkannte und erbrach ihn mit einigem Erſtaunen, was der Bruder, mit dem er eben ſechs Wochen verlebte, ihm ſo eilig zu ſagen habe. In dem Brief las er die wenigen Zeilen:

„Geſtern Abend, zwölf Stunden nach Deiner Abreiſe, wurde unſer geliebter Vater von einem tödtlichen Nervenſchlag getroffen. In voller Kraft und Geſundheit ſank er plötzlich mitten im lebhaften Geſpräch zuſammen — und war nicht mehr. Die Nacht verging mit vergeblichen Bemühungen, ihn in's Leben zurückzurufen. Jetzt, um vier Uhr Morgens, ſchicke ich dieſen Brief mit einem Reitknecht zur Poſt, damit er Dich in Heidelberg ereile."

Peregrin ſank betäubt von Entſetzen auf einen Stuhl. Dieſer Todesfall lag ſo ganz außerhalb ſeines Gedankenkreiſes, als ob ſeinem Vater die irdiſche Unſterblichkeit verbrieft geweſen wäre. Und nun war er todt, der Vater! . . . ohne Krankheit, ohne Vorboten irgend einer Schwäche oder Hinfälligkeit — todt! und die troſtloſe Mutter, die nicht leben konnte ohne ihn . . . . urplötzlich allein! — Ein Sturm von Schmerz ergriff ihn. Sein Verhältniß zum Vater war immer ſo traulich, ſo innig geweſen wie mit dem beſten Freunde, und dabei ernſt und kräftigend, wie mit dem treuſten Rathgeber — und nun hatte er ihn verloren, ohne Ahnung, ohne Vorbereitung. Sollte er nun auch noch Heliade verlieren? Nein! das war unmöglich. Zwei ſolche Schickſalsſchläge konnten nicht in demſelben Augenblick dasſelbe Herz treffen. Er ging zu Herr von Horburg.

Er fand ihn in der tiefſten Niedergeſchlagenheit. Bevor Heliade in die Meſſe ging, war ſie bei ihrem Vater geweſen, hatte ihn auf den Knien um Vergebung gebeten, daß ſie ſeinen Wunſch nicht erfüllen könne und ihn angefleht, ihr deshalb ſeine Liebe nicht zu entziehen.

„Biſt Du wirklich von der Wahrheit der katholiſchen Glaubenslehre überzeugt,“ ſagte ſie: „ſo mußt Du nothwendig meine Handlungsweiſe billigen. Biſt Du aber nicht überzeugt, mein geliebter Vater, ſo kannſt Du auch nicht beurtheilen, wie ich nach meinem Glauben zu handeln habe. Sei alſo gnädig .... laß mich für Dich arbeiten, für Dich betteln, für Dich ſterben.... aber quäle mich nicht mit dieſer Verbindung.“

„Du ſollſt nicht arbeiten und nicht betteln — und nicht fort und fort in dieſen engen Verhältniſſen leben,“ ſagte Horburg, in welchem der Egoismus noch immer die beſſere Ueberzeugung unterdrückte.

„Iſt das Gottes Wille, ſo werden wir es an ſeinen Fügungen erkennen, mein lieber Vater. Aber zürne mir nicht! vergib mir! ſei wieder mein gütiger Vater — mein zärtlicher Vater!“

Sie bat und flehte und weinte ſo herzbrechend, daß Horburg endlich ſagte:

„Nun wohlan, mein armes geliebtes Kind, ich laſſe die Sache fallen. Handle nach Deinem Gewiſſen.“

Er verſprach ihr, die Unwiderruflichkeit ihres Entſchluſſes an Peregrin mitzutheilen und dafür zu ſorgen, daß ſie nicht mehr mit ihm zuſammentreffe. Groß war daher ihr Entſetzen, als ihr Vater nach ihrer Rückkunft aus der Meſſe zu ihr kam, ſie bei der Hand nahm und ſagte:

„Du mußt noch Einmal mit Graf Gorm reden .... es hat ſich ein Zwiſchenfall ergeben.“

Die arme Heliade dachte im erſten Augenblick, die Gnade könne ja Peregrin's Proteſtantismus überwunden haben. Doch als er vor ihr ſtand mit verſtörten Zügen und mit zitternder Stimme ſie fragte, ob er denn in demſelben Augenblick den theuern Vater und die geliebte Braut verlieren ſolle? — da brach ſie in Thränen aus und ſagte:

„Gott ſtärke und tröſte Sie! .... Gott wird mit Ihnen ſein!“

„Aber nicht Heliade?“ rief Peregrin mit einem Ton, als trete ihm zum erſten Mal dieſe Möglichkeit voll entgegen.

„Nicht Heliade!“ ſagte ſie ganz leiſe und ganz feſt und machte eine Bewegung, um ſich zu entfernen.

Aber er ergriff ihre Hand — die zarte Hand, die er nie in der ſeinen gehalten hatte, und rief:

„Nein, Heliade, ſo .... dürfen wir uns nicht trennen. Sie dürfen nicht den Stab über meine Zukunft brechen. Meine Vergangenheit führte mich fort und fort zu Ihnen — meine Gegenwart feſſelt mich an Sie .... und das Alles aus reinſter Liebe, weil ich weiß nicht was für ein himmliſcher Strahl Ihr Weſen durchleuchtet — nein, mehr! Ihr

Weſen iſt! Und das Alles ſollte nun Nichts ſein? ein Märchen meiner Jugend ſein von der kleinen Fee mit den Siriusaugen? . . . Nein, Heliade, das darf nicht ſein. Wahre Empfindungen beruhen nicht auf den Schmetterlingsflügeln der Phantaſie, ſondern auf dem, was im Menſchen ewig iſt. So lieb' ich Sie! — Verſtehen Sie das?"

Es ſchien ihm, als beantworte ein leiſer Händedruck dieſe Frage; aber ſo leiſe, als habe ein Roſenblatt ſeine Hand geſtreift.

„O!" rief er, „wenn Sie es verſtehen, ſo laſſen Sie mir für die Zukunft eine Hoffnung."

„Sie wiſſen, was uns trennt — und was uns verbinden würde . . . . auf ewig!" ſagte Heliade, indem ſie ſanft ihre Hand zurückzog.

„O Heliade!" rief Peregrin, „ſtellen Sie doch eine Bedingung, die innerhalb deſſen liegt, was einem Menſchen möglich iſt zu thun."

„Nicht von uns Menſchen hängt unſer wahres Glück ab, ſondern von Gott und ſeiner Gnade. Da ruht meine Hoffnung — nur da! Ich kann nichts Anderes ſagen, als was ich denke," entgegnete Heliade. „Eine andere Hoffnung Ihnen geben . . . . hieße lügen."

„Engel des Todes!" rief Peregrin. Er warf ſich ſtürmiſch vor Heliade nieder, ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen, an ſeine Stirn, ſprang auf, ſchüttelte Horburgs Hand — und war verſchwunden. — —

Damals gab es noch keine Eiſenbahnen in Deutſchland. Es währte zwei Tage, bis Peregrin Schloß Traun erreichte, das er vor fünf Tagen unter ſo ganz andern Eindrücken, Ausſichten, Hoffnungen verlaſſen hatte. Die Beerdigung war noch nicht geſchehen. Man hatte auf Peregrin gewartet. Der Sarg ſtand in einer großen ſchwarz ausgeſchlagenen Halle des Schloſſes zwiſchen Candelabern und Blumen. Alle Diener waren in Trauerkleidern. Die Gräfin in ihren langen ſchwarzen Gewändern irrte im Schloß umher wie ein ruheloſer Schatten. So wie Peregrin ankam, wurde der Sarg im Grabgewölbe der Schloßkapelle beigeſetzt und verſchwunden von der Erde, ohne Vorbereitung, ohne Uebergang war der Vater für den Sohn. Lucia war in einer ſo fieberhaften Aufregung, daß Alarich darauf beſtanden hatte, den Hausarzt täglich kommen zu laſſen. Verſchrieb derſelbe aber auch die beſten calmirenden Mittel und ermahnte er zur Ruhe und abermals zur Ruhe: ſie verblieb in einem Zuſtand, der ihren Söhnen die peinlichſte Beſorgniß einflößte; denn eine ſolche Erregtheit der Nerven mußte ſich in eine ſchwere Krankheit auflöſen. Machten die Söhne ihr zärtliche Vorwürfe, ſo ſagte ſie:

„Wäre nur erſt die fürchterliche Beiſetzung vorüber!“

Und ſpäter, als dieſer Act ihr nicht die mindeſte Beruhigung gab:

„Wäre nur erſt das Teſtament eröffnet.“

Es wurde eröffnet; es war gerade ſo, wie Jedermann es erwartet hatte: Peregrin bekam Schloß Traun mit den dazu gehörenden Beſitzungen und Alarich eine ſchöne Herrſchaft in Böhmen, ſo daß ſich das Erbtheil der Brüder vollkommen die Waage hielt. Ein Flügel von Schloß Traun blieb Lucia's Wittwenſitz und ſollte demgemäß eingerichtet werden, ſo daß ihr Haushalt in keiner Weiſe durch denjenigen, den Peregrin führen werde — berührt oder genirt wurde. Mit ſeiner gewohnten liebevollen Sorgfalt hatte Graf Gorm bis in's Kleinſte hinein Alles bedacht, was für Lucia bequem und angenehm ſein konnte; — aber ihr Zuſtand änderte ſich nicht.

„Was fehlt nur der Mama!“ ſagte Alarich einmal faſt ungeduldig zu Peregrin; — „das iſt doch kein Kummer, der ſich ſo äußern könnte.“

„Du weißt ja, wie lieb ſie den theuern Vater hatte,“ ſagte Peregrin begütigend; — „ſie waren ein Herz und eine Seele. Darauf verzichtet man nicht ſo leicht.“

„Ich meine aber, ſie ſei nicht bloß vor Gram und Kummer ſo aufgeregt . . . . ſie habe etwas Anderes auf dem Herzen,“ entgegnete Alarich.

„Das iſt nicht wahrſcheinlich,“ verſetzte Peregrin, überraſcht von der Bemerkung des Bruders, die er nicht gemacht hatte, weil er eben jetzt die ganze

Welt mit dem Blick der traurigen Liebe betrachtete und in deren Beleuchtung alle Erſcheinungen auffaßte.

„Nicht wahrſcheinlich, aber auch nicht unmöglich,“ erwiderte Alarich; — „ſprich doch einmal mit ihr. Du biſt der älteſte Sohn, jetzt das Haupt der Familie und ihre Stütze .... mache ihr das recht klar — vielleicht gelingt es Dir auf irgend eine Weiſe zu erfahren, was ſie quält — und ſie zu beruhigen.“

„Du haſt Recht, guter Alarich, ich ſpreche in dieſem Sinn noch heute mit ihr,“ ſagte Peregrin, der ſich einen ſtillen Vorwurf machte, daß er im Schmerz um Heliade und um den Vater nicht aufmerkſam genug für die Mutter geweſen ſei, die ihn doch gerade jetzt mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit behandelt habe.

Er benutzte die Zeit, wo ſie müde von ſtundenlangem Umherſtreifen im Park, ſich erſchöpft auf die Chaise longue in ihrem Cabinet gelegt hatte — in demſelben Cabinet, wo ſie immer die traulichſten Geſpräche mit ihrem Mann und ihren Söhnen zu haben pflegte. Peregrin ſetzte ſich zu ihr und ſagte, nachdem er von Angelegenheiten, die ihr Witthum betrafen, geſprochen hatte:

„Es verſteht ſich von ſelbſt, liebe Mutter, daß ich jetzt an keine Reiſe denke. Ich vermuthe, daß Du das Trauerjahr hier wirſt zubringen wollen ....

und da wird es hoffentlich für uns Beide ein Troſt ſein, wenn wir zuſammenbleiben — nicht wahr?“

„Mein guter Peregrin,“ erwiderte die Gräfin mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit.

„Und wenn Du irgend etwas wünſcheſt, ſo bitte ich Dich, es mir gerade ſo zu ſagen, wie Du es dem lieben Vater geſagt hätteſt; denn ich werde Deine Wünſche gewiß eben ſo gern erfüllen.“

„Mein guter Peregrin!“ wiederholte die Gräfin und ſetzte hinzu: „Ja, die Wünſche zu erfüllen ... das iſt eine eigene Sache ... mitunter nicht leicht ... ich bin ſo verwöhnt! — Aber wie ſteht es mit Deinen Wünſchen und Hoffnungen in Bezug auf die ſchöne Heliade? In all der Trauer hat man gar nicht den Muth, nach Liebesglück zu fragen. Es klingt wie eine Diſſonanz.“

„Diesmal paßt die Frage, liebe Mutter,“ entgegnete Peregrin ernſt; — „meine Hoffnung iſt todt.“

„Wie kann das ſein! ſie war ja ſo zuverſichtlich! .... und wer thut denn einen ſolchen Schritt unbedachtſam! ... das kann nur Peregrin thun!“ rief Lucia gekränkt in Peregrin durch den unerwarteten Ausgang.

Er küßte die Hand der Mutter und ſagte ſanft:

„Ich kannte Heliade nicht ... oder nur unvollkommen.“

„Das ſcheint ſo!“ warf ſie unmuthig ein.

„O zürne ihr nicht! ſie handelt nach der geheimnißvollen Richtſchnur ihres Glaubens, ihrer Kirche, und ſie ſieht dieſe Richtſchnur für ſich gefährdet, für ihre Kinder verloren .... in der Ehe mit einem Proteſtanten. Wir verſtehen das wohl nicht — aber eben deshalb dürfen wir es nicht verurtheilen.“

„Konnte ſie denn nicht Deine Neigung erwiedern?“ fragte die Gräfin geſpannt.

„O doch!“ ſeufzte Peregrin.

„Waren die Eltern dagegen?“

„Ihr Vater war außerordentlich dafür; denn er iſt bejahrt, ohne Vermögen, die Mutter todt — und Heliade einſam in der Welt.“

„Und das Alles ſieht ſie, weiß ſie .... und ſchlägt dennoch eine ſolche Verbindung aus! das iſt ja ganz unbegreiflich!“

„Aber es iſt ſo. Wo zwei Seelen nicht Eins ſind im Glauben — fehlt in Heliadens Augen die ächte Grundlage der Liebe und die Bedingung des wahren Glücks — und da dieſe Anſicht nichts Willkürliches, Selbſtgemachtes iſt, ſondern aus der Abneigung der katholiſchen Kirche gegen gemiſchte Ehen, die den Glauben erkälten, hervorgeht — und da das Lehramt der Kirche an Gottes Statt zu ihr ſpricht: ſo iſt ſie ganz unüberwindlich.“

„Wie ſchön iſt dieſe Feſtigkeit, die kein Eigenſinn iſt — denn ſie opfert ihre Neigung!“ ſagte Lucia nachdenkend. „Aber welche göttliche Richtſchnur und welche immenſe Glaubenskraft gehören dazu, um ſolche Feſtigkeit gegen das eigene und das geliebte fremde Herz zu geben!“

„Weißt Du noch, liebe Mutter, wie Lydia Hohenfels von einem glückbringenden Talisman ſprach? — Heliade beſitzt einen Talisman, der ihr jene Feſtigkeit gibt, die Du an ihr bewunderſt.“

Peregrin zog aus ſeiner Bruſttaſche einen Brief hervor und aus dem Umſchlag ein Blatt Papier und ſagte:

„In dem Augenblick meiner Abreiſe von Heidelberg erhielt ich dieſen Brief. Die Adreſſe hat Herr von Horburg geſchrieben, den Inhalt — Heliade. Dies charakteriſirt ſie. Da iſt kein Name, kein Datum, keine irdiſche Erinnerung! da iſt nur ein erhabener Gedanke.“

Peregrin reichte ſeiner Mutter das Blatt. Sie entfaltete es, betrachtete die klare, leichte Handſchrift und las halblaut:

„Troſt und Reichthum für's Leben! — Der heil. Anſelmus von Canterbury ſpricht: „Wenn Einer zu dir ſpricht: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenn gleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“

Lucia's Stimme wurde immer ſchwächer; bei den letzten Worten verſagte ſie ganz. Der Nervenkrampf trat ungewöhnlich heftig ein, und brach ſich endlich in einen Strom von Thränen. Das that ihr wohl. Sie lehnte ſich zurück und weinte immer ruhiger, ließ aber nicht Peregrin's Hand aus der ihren. Er ſprach zu ihr wie zu einem kranken Kinde, gab ihr ſüße Namen und zärtliche Worte und begriff nicht den Zuſammenhang zwiſchen jenen Worten und dieſem Anfall. Plötzlich richtete ſich Lucia auf, trocknete ihre Thränen und ſagte:

„Peregrin! Du biſt immer ein guter Sohn geweſen! willſt Du mir ein Opfer bringen?“

„Gern — wenn ich es vermag, liebſte Mutter.“

„Tauſche mit Deinem Bruder . . . . und gib ihm Schloß Traun!“ rief ſie.

Peregrin verſtummte vor Erſtaunen.

„Denkſt Du daran, Dich zu verheirathen?“ fragte ſie dringend.

„Gewiß nicht!“ entgegnete er traurig.

„Alſo gib ihm Schloß Traun!“ bat ſie dringender.

Peregrin's Befremden ſtieg immer höher.

„Wünſcht Alarich dieſen Tauſch?“ fragte er betroffen.

„Das weiß ich nicht! . . . . aber ich wünſche ihn!“ rief ſie.

Peregrin konnte ſich des ſchauerlichen Gedankens nicht erwehren, daß ſeine Mutter in vorübergehender Geiſtesverwirrung rede. Um ſie aus ihrem Gedankenkreiſe zu wecken, ſagte er ſanft:

„Wie könnten Alarich und ich uns einfallen laſſen gegen die ausdrückliche Beſtimmung des lieben Vaters, durch welche er den alten Familienbrauch ſtützt und ſanctionirt, dergleichen vorzunehmen!“

„Wenn es aber doch mein Wunſch iſt — der höchſte Wunſch meines Lebens!“ rief ſie. „Wenn ich Dir ſage, daß ich ſeit Jahren Deinen Vater angefleht habe, dieſe Beſtimmung nicht zu treffen!“

„So beweiſt ſein Teſtament, liebe Mutter, daß er Deinen Wunſch nicht für gerechtfertigt hielt,“ entgegnete Peregrin ehrerbietig, aber feſt; — „und Du wirſt Deinen Söhnen gewiß nicht zumuthen, von den Anordnungen abzuweichen, welche er als die richtigen beſtimmt hat.“

„Aber Du denkſt ja an keine Vermählung!“ rief ſie.

„Liebe Mutter,“ erwiderte Peregrin mit tiefem Schmerz — „es iſt grauſam, daß Du in dieſem Augenblick dieſen Punkt berührſt. Ich habe Heliade verloren und glaube nicht, daß ein anderes weibliches Weſen ſie in meinem Herzen erſetzen kann. Aber ich bin erſt im vierundzwanzigſten Jahr. Wie kann ich vorherſagen, was ich in zehn — in zwanzig Jahren thun werde? Das wäre vermeſſen und thöricht. Es können ja auch ganz unerwartete, himmliſche Fügungen eintreten und mir Heliaden zuführen.“

„Glaubſt Du? . . . Ja . . . Du magſt Recht haben! . . . . Nichts mehr davon — für heute! ich bin ganz erſchöpft. Laß mich jetzt allein, mein guter Peregrin,“ ſagte Lucia freundlich und müde — und ſank in ihre Chaise longue zurück.

Peregrin küßte ihre Hände und eilte zu Alarich, der ihn mit Ungeduld erwartete und ihm entgegenrief:

„Nun? iſt das Räthſel gelöſt?“

„Inſofern ich den Herzenswunſch unſerer Mutter jetzt kenne — ja! Aber der iſt ein neues Räthſel. Sie wünſcht, daß Du, Alarich, Herr auf Schloß Traun werdeſt und ich auf Coſchau.“

„Nimmermehr!“ rief Alarich lebhaft; — „darauf gehe ich nicht ein.“

„Es iſt mir ſehr lieb dies zu hören,“ entgegnete Peregrin; — „ich kam ſchon auf die Vermuthung, Du hegteſt dieſen Wunſch und hätteſt ihn der Mama anvertraut.“

„Niemals iſt er mir in den Sinn gekommen!“ betheuerte Alarich. „Nein! da ich in öſterreichiſchen Staatsdienſt treten will, ſind mir die böhmiſchen Güter viel lieber, viel bequemer, als Schloß Traun. Unter keiner Bedingung gehe ich auf den Tauſch ein, Peregrin, und wenn die Mama auch noch ſo beweglich bitten ſollte . . . und Du mußt eben ſo ſtandhaft ſein. Sind wir Brüder einig und ſogar einig in dem Willen des Vaters: ſo wird die gute Mama ihren ſchrecklichen Wunſch fallen laſſen. Aber wie kommt ſie darauf?“

„Ja, wie kommt ſie darauf? . . . das iſt eben das Räthſel, das mich beunruhigt,“ ſagte Peregrin ſinnend.

„Wäre ich boshaft,“ erwiderte Alarich ſcherzend, „ſo würde ich ſagen, ſie glaubt mit mir mehr Herrin auf Schloß Traun zu ſein, als mit Dir. Man bleibt gern in der gewohnten Lebensſtellung.“

„Das wäre möglich!“ ſagte Peregrin tief aufathmend. „Ich geſtehe Dir, dies Räthſel peinigt mich und ich wünſchte, Deine ſcherzhafte Löſung wäre die richtige. Dann wollte ich ihr freudig beweiſen, daß ſie meine Oberlehnsherrin auf Schloß Traun bleibt.“

„Das bezweifle ich keinen Augenblick! Alſo beruhige ſie auf's Beſte und weiſe mit Entſchiedenheit jeden Tauſch ab. Ich verlaſſe mich ganz auf Dich! ich muß morgen oder übermorgen ſpäteſtens . . . . nach Göttingen zurückgehen.“

Dies geſchah. Peregrin blieb allein mit ſeiner Mutter. Er ſuchte ſich mit allen Geſchäften und Obliegenheiten bekannt zu machen, welche ein großer

Grundbeſitz mit ſich bringt, und da er auch das Gut ſeines Bruders in den Kreis ſeiner Thätigkeit aufnahm, ſo fehlte es ihm nicht an Beſchäftigung. Aber ſein Leben war ein freudenloſes — denn Heliade war nicht darin; und ſeine Mutter, weit entfernt ihm Liebe und Theilnahme zu beweiſen, ſetzte ſeiner zärtlichen Aufmerkſamkeit abſtoßende Kälte entgegen und verſenkte ſich mehr und mehr in ſtummen Trübſinn. Er begann für ihre Geſundheit, ja für ihr Leben zu fürchten und zog den Hausarzt zu Rath, der ſeit mehr als einem Vierteljahrhundert auf Schloß Traun aus- und einging. Der aber konnte nur ſagen, daß keine Krankheitsſymptome zu entdecken wären. Die ganze Organiſation der Gräfin ſei eine nervös überreizte — und daher unkräftige. Schon in früheren Epochen habe ſich das herausgeſtellt und eine tiefe Nervenverſtimmung habe ſie auf längere Zeit in einen Zuſtand von Melancholie verſetzt; — aber das gehe vorüber .... hoffentlich mit dem Winter. Der ſo ganz unerwartete und plötzliche Tod des Grafen habe ihr Nervenſyſtem übermäßig erſchüttert; es brauche Zeit, um wieder in's Gleichgewicht zu kommen.

Dies war allerdings das Wahrſcheinlichſte; — nur änderte es nichts an der Wolke von Schwermuth, die über Schloß Traun brütete und die auf dieſer Stätte etwas ſo Fremdes, ſo Unerhörtes für

Peregrin war, daß er oft dachte, er werde ſelbſt in dieſen Trübſinn hineingezogen wie in einen ſchwarzen Abgrund, der eine gewiſſe magnetiſche Kraft übt, wenn der Kopf vom Schwindel erfaßt wird, ſo daß man widerſtandslos in die dunkle Tiefe hinabſinkt.

An einem kalten Mondſcheinabend im December kam er von einem Ritt durch die Forſten zurück. Er kleidete ſich um und ging in den kleinen Salon ſeiner Mutter, wo ſie ſich um dieſe Stunde immer aufhielt. Sie war nicht da und auch nicht in ihrem Cabinet. Das fiel ihm auf, denn ſie hielt genau die Zeit inne, wie ſie es bei ihrem Mann gewohnt war. Peregrin klopfte an die Thür, die aus dem Kabinet in ihr Schlafzimmer führte. Keine Antwort. Todtenſtille. Er wartete lauſchend. Da vernahm er einen dumpfen Seufzer. Entſchloſſen ergriff er eine der Lampen und trat in das Schlafzimmer. Aber da war Niemand und er hörte nur die Stimmen der Zofen, die in ihrem Gemach, welches durch eine Garderobe von dem Schlafzimmer der Gräfin getrennt war, plauderten und lachten. Dieſe lauten muntern Stimmen gaben ihm eine Art von Beruhigung — er wußte ſelbſt nicht worüber. Aber wo war ſeine Mutter? Er ging in ihr Cabinet zurück, ſtellte die Lampe wieder auf den Schreibtiſch und bemerkte nun, daß ſeine Mutter im Schreiben begriffen geweſen war, denn ein unvollendeter Brief lag in der offnen Schreibmappe. Unwillkürlich fiel ſein Blick auf die letzten Worte. Sie hießen: „Sage ihm das gräßliche“ — da hatte ſie abgebrochen. Eine namenloſe Unruhe bemächtigte ſich Peregrin's. Und wieder hörte er ein dumpfes Stöhnen. Er ſchlug den Vorhang zurück, der vor der Fenſterthür herabfiel. Die äußere Schutzthür, die Abends geſchloſſen wurde, ſtand offen und auf der kleinen Terraſſe lag die Gräfin, halb knieend, halb zuſammengeſunken, ohne Hut, ohne Schawl, den Kopf an die ſteinerne Bruſtwehr gelehnt. Peregrin eilte hinaus, hob ſie auf, führte ſie in das Cabinet zurück, ſchloß Thüren und Vorhang und vergaß ſeine Angſt in der Freude, ſie gefunden zu haben. Er hüllte ſie in einen Plaid ein, erwärmte ihre erſtarrten Hände in den ſeinen und ſagte mit freundlichem Scherz:

„Aber, liebe Mutter, das romantiſche Vergnügen den Park im Mondſchein zu betrachten, genießt man im December beſſer am Fenſter, als auf der Terraſſe.“

„Ach!“ ſagte ſie mühſam; — „ich habe nichts vom Mondſchein bemerkt. Ich ſchrieb .... dabei überfiel mich Beklommenheit — und ich wollte Luft ſchöpfen .... aber die Kälte benahm mir den Athem. — Jetzt iſt es vorüber!“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie raſch aufſtand, zum Schreibtiſch ging, ihre Mappe ſchloß und ſich dann in den Salon begab.

Peregrin folgte ihr. Sein Entſchluß war gefaßt. Als ſie ſich ruhig bei einer Handarbeit niedergelaſſen hatte, ſagte er ſanft und ruhig:

„Ich habe vorhin abſichtslos die letzten Worte bemerkt, die Du geſchrieben haſt, liebſte Mutter; — ſie lauten“ . . . . — —

„O ſchweige davon!“ rief die Gräfin und drückte beide Hände vor die Augen.

„Ich thäte es,“ erwiderte Peregrin zärtlich, „wenn ich nicht hoffte, daß es Dir einigen Troſt geben könnte, Deine Sorgen oder worin nun Deine Leiden beſtehen mögen — meinem treuen Herzen anzuvertrauen. In jenen Worten liegt die Andeutung, daß irgend etwas ſehr Schmerzliches Dich quält. Soll ich es nicht erfahren?“

„Du weißt es bereits!“ ſagte die Gräfin zitternd vor innerer Bewegung.

„Ich weiß Deine Trauer um unſeren lieben Dahingeſchiedenen; — aber nur dies.“

„Nein!“ rief die Gräfin erregt; — „Du weißt mehr! ich habe Dir ſchon einmal geſagt, daß mein Lebensglück von der Erfüllung eines gewiſſen Wunſches abhänge. Aber Du haſt ſie entſchieden abgelehnt.“

„Wie!“ rief Peregrin höchſt verwundert: „der

Gütertauſch wäre bei Dir — verzeih' den Ausdruck, theure Mutter! . . . zur fixen Idee geworden? Ich kann das nicht glauben, denn Du wünſcheſt ja vor Allem die Zufriedenheit Deiner Söhne — und wir ſind Beide durchaus gegen dieſen Tauſch; Alarich im Hinblick auf ſeine Carriere; ich, aus Anhänglichkeit an den Familiengebrauch, den des Vaters Wille beſtätigt hat. Es müßten Gründe ſein von ich weiß nicht welcher undenkbaren Wichtigkeit, die uns zu einem Tauſch beſtimmten" . . . . — —

„Sie exiſtiren!" unterbrach ihn die Gräfin. „Alarich ſoll ſie aber durchaus nicht erfahren! . . . nur Du!"

„Nur ich!" rief Peregrin mit ſteigendem Erſtaunen; „nun wohlan, liebſte Mutter, ſprich!"

„Nicht um die Welt!" ſeufzte ſie mit erſtickter Stimme. „Tante Juſtine wird Dir Alles erklären."

„Tante Juſtine?" ſagte Peregrin und ein nervöſes Fröſteln kroch über ſein Herz, indem er an dies liebeleere Weſen dachte. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich ſchrieb ihr ſo eben" . . . . —

„Sag' ihm das gräßliche" . . . . — unterbrach ſie Peregrin in peinlichſter Spannung.

„Ach! willſt Du mich um's Leben bringen!" ächzte ſie.

„Du marterſt mich auf jede Weiſe!" ſagte er wieder gefaßt. „Aber gleichviel! iſt es nur Tante

Juſtine, die mich aufklären kann über das, was ich zu thun und zu laſſen habe — ſo gehe ich gleich morgen nach Tannhof .... und ich begreife nur nicht, weshalb Du mir dies nicht längſt geſagt haſt."

„Mein guter Peregrin!" erwiderte die Gräfin — und um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, ſtand ſie ſchnell auf, ſetzte hinzu: „Dann will ich meinen Brief zu Ende ſchreiben" — und ging in ihr Cabinet.

Peregrin's Gedanken verloren ſich in Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, wie ſich der Blick verliert in der endloſen Wüſte, aus welcher kein einziger Gegenſtand faßbar hervortritt und dadurch einen Wechſel von Anſtrengung, der etwas entdecken möchte — und von Erſchöpfung, die ſich nicht mehr anſtrengen mag — zuwege bringt. Aus den Nebeln und Wolken tauchte zuweilen Helladens ſchönes Bild auf und alle Gedanken, die mit ihr zuſammenhingen, waren ſo ſtark und kräftigend, daß der Schmerz um ſie ihm ein erfriſchendes Seelenbad war gegen die unbeſtimmten dunkeln Aengſte, die ihn der Gräfin gegenüber umſchlichen.

So kam er am andern Tage nach Tannhof. Die Baroneſſe empfing ihn wie immer mit jener trockenen Freundlichkeit, hinter der kein Herz ſchlägt. Ihre Augenleiden hatten zugenommen. Sie wendete ihre ganze Sehkraft ihren Schreibereien zu und las nicht mehr ſelbſt, ſondern ließ vorleſen. Sie hatte dies wenig beneidenswerthe Amt zwiſchen ihrer Kammerfrau und ihrer Haushälterin getheilt — und ſie alle Drei hatten vollauf Veranlaſſung, ſich in der Geduld zu üben. Briefe jedoch las Juſtine immer ſelbſt; — alſo auch Lucia's Brief, den Peregrin überbrachte.

„Ich wäre gern zur Beiſetzung Deines Vaters nach Schloß Traun gekommen,“ ſagte ſie in ihrer kalten Weiſe, „aber meine Augenſchwäche macht es mir immer ſchwieriger, im Bunde mit der wachſenden Macht der Gewohnheit, mich von Tannhof zu trennen. Und dennoch droht mein Arzt mir ernſtlich mit einer ſolchen Trennung. Er wünſcht Conſultationen anderer Aerzte, Curen, Bäder — was weiß ich! Du kannſt Dir vorſtellen, daß ich höchſt ungern mich dazu entſchließen würde. Abgeſehen von meiner Abneigung gegen jede Locomotion außerhalb Tannhofs Grenzen, bin ich überdies keine Freundin von ungewöhnlichen Ausgaben.“

„Dieſe Rückſicht müßte ſchweigen, liebe Tante!“ fiel Peregrin ein. „Du könnteſt Dich ja ſpäter, mit erneuter Sehkraft, Deiner ganzen Thätigkeit widmen.“

„Das denk' ich auch .... zuweilen!“ verſetzte ſie; — „die Vernunft ſagt mir aber, daß man, wenn man alt iſt, keine junge Augen wieder bekommt. Wozu alſo die Geldverſchwendung?“

„Man muß erhalten, was zu erhalten iſt, liebe Tante.“

„Wär' es nicht um Tannhof mehr und mehr in Flor zu bringen,“ fuhr ſie fort in ihrer kühlen Geſprächsweiſe, welche eigentlich nur ein lauter Monolog war: „ſo wäre ich nicht eben unzufrieden, wenn das Ende käme. Ich bin nun ſechszig Jahre alt. Sei froh, daß Du ein Mann biſt, Peregrin. Ein Mann kann bei ſechszig Jahren noch Manches .... ja noch ſehr viel leiſten. Es gibt Männer, die erſt bei ſechszig Jahren zu Einſicht und Vernunft kommen und mit ihnen erſt ein tüchtiges Leben beginnen und zehn, zwanzig Jahre fortſetzen. Aber eine Frau von ſechszig Jahren iſt abgenutzt. Ihre Organiſation hält nicht länger eine kräftige Thätigkeit aus. Früher zur Blüte und ſchneller zur Reife gekommen, ſtirbt ſie früher ab. Bei ſechszig Jahren iſt ſie eigentlich nur ein wandelnder Cadaver, der je eher je lieber unter die Erde müßte.“

„Beſte Tante!“ ſagte Peregrin innerlich empört, ſo von dem Geſchlecht ſprechen zu hören, zu welchem ſeine Mutter und Heliade gehörten; — „mir ſcheint, Du ſchlägſt das äußere Thun des Weibes etwas zu hoch — und ihr inneres Sein viel zu niedrig an. Eine ſeelenvolle Frau, bei der die Jahre Herz und Geiſt durcharbeitet und abgeklärt haben, iſt ein Schatz in einer Familie, von welchem jedem Einzelnen ein Goldkorn zufällt — und wenn ſie auch da ſitzt mit den Händen im Schooß. Eine ſolche Frau von ſechszig Jahren will Niemand unter der Erde wiſſen."

„Du warſt immer etwas ſchwärmeriſcher Natur," ſagte Juſtine kalt und fügte abbrechend hinzu: „Wann trittſt Du deine Reiſe in den Orient an?"

„Dieſen Winter gewiß nicht. Vielleicht im Frühling. Ich muß ſehen, ob meine Mutter, Alarich, Schloß Traun, Menſchen und Verhältniſſe, mich nicht etwa hier nöthig haben. Aber in dieſen Verhältniſſen ſcheint ein räthſelhafter .... oder wenigſtens mir unverſtändlicher Punkt zu ſein — und um mich über denſelben aufzuklären, hat meine Mutter mich an Dich gewieſen, liebe Tante, und Dich in dieſem Brief gebeten, mir die nothwendige Auskunft zu geben."

Die Baroneſſe nahm Lucia's Brief, ging damit an das nächſte Fenſter und las ihn ohne Mühe, da ihr die Handſchrift ganz — und der Inhalt einigermaßen bekannt war. Dann kam ſie zu ihrem Platz auf dem kleinen Sopha neben dem großen Caminofen zurück und ſagte ruhig zu Berengar, der mit Mühe ſeine fieberhafte Ungeduld bemeiſterte:

„Der Augenblick iſt gekommen, um ein großes Familiengeheimniß Deiner Vorſicht und Verſchwiegenheit — welche für Dich ſelbſt von höchſter Wichtigkeit ſind — anzuvertrauen. Peregrin .... Du biſt nicht der Sohn Deines Vaters!“

„Tante!“ rief Peregrin und ſprang auf mit einem Blick und einer Geberde, die dermaßen dem drohenden Zorn ſeiner Stimme entſprachen, daß die Baroneſſe ihren Arm wie abwehrend gegen ihn ausſtreckte und ſchnell hinzuſetzte:

„Du biſt auch nicht der Sohn Deiner Mutter.“

„Nicht der Sohn meiner Eltern!“ ſagte Peregrin und verſuchte zu lächeln, aber mit dem Ausdruck der tiefſten Ungläubigkeit.

„Nein,“ fuhr die Baroneſſe fort, „Du biſt kein Gorm.“

„Kein Gorm!“ wiederholte er tonlos.

„Beruhige Dich!“ ſagte ſie mit einem Anflug von Mitleid; — „es wird ſich Alles in Frieden löſen.“

„Aber ich ſoll kein Gorm ſein!“ rief er.

„Gerade umgekehrt, beſter Peregrin: Du ſollſt ein Gorm ſein, obſchon Du keiner biſt.“

„Das wäre denn doch infam,“ ſagte er ſchaudernd.

„Mäßige Dich!“ ſagte ſie kühl; — „es gibt Nothwendigkeiten von gebietender Allgewalt, die zu einem ungewöhnlichen Schritt drängen.“

„Es wäre infam!“ rief er im vollen Ausbruch der Verzweiflung. „Aber ich glaube dieſe ganze Geſchichte nicht.“

„Wenn Du ſie freilich mit ſolcher Wuth betrachteſt, ſo iſt nicht mit Dir zu reden; — und darum will ich Dir Documente geben, deren Zeugniß Du anerkennen wirſt: Blätter, welche Deine Mutter geſchrieben hat. Nimm ſie mit in Dein Zimmer, lies ſie; was da an der vollen Klarheit fehlt, werde ich mündlich ergänzen. Zum Nachteſſen laſſe ich Dich rufen.“

Sie war zu dem alterthümlichen Schrank gegangen, der hinter einem kunſtvollen Schloß ihre Werthpapiere und Diamanten verbarg. Sie öffnete ihn, nahm ein Paar Bücher heraus, gab ſie an Peregrin, der ſie maſchinenmäßig empfing und ſagte:

„Es ſind Tagebücher Deiner Mutter, d. h. meiner Schweſter.“

Er ſtürmte hinweg auf ſein Zimmer. Die Erde bebte ihm unter den Füßen. Er ſchlug das erſte Buch auf. Ja! das war die Handſchrift ſeiner Mutter! — Dies brachte ihn zur Beſinnung. Er ſetzte ſich und las:

Nizza, 20. November 1812.

Iſt Liebe — Sünde? — — Je nachdem ſie erlaubt oder unerlaubt iſt.

Aber wer hat das Recht, ſie zu erlauben oder zu verbieten? — — Das Herz gewiß; das Gewiſſen vielleicht; — vielleicht auch die Geſetze, die bürgerlichen, die geſellſchaftlichen, die moraliſchen. Geſetz, Gewiſſen, Herz — werden gekränkt durch eine Liebe, die fremdes Recht mit Füßen tritt und fremdes Gut ſich aneignet. Das thut Er! —

Aber ſo muß ich fragen: Iſt der erlaubten Liebe Alles erlaubt, um ihres Gegenſtandes ſicher zu ſein? um ihn zu wahren, zu retten? Gibt es für ſie unerlaubte Mittel? Ja, Gewaltthätigkeit und ....

O dies unſelige Und!

23. November.

Ich war im Dom heute gegen Abend. Er iſt nicht ſchön, allein es gefällt mir die Stille, die Ruhe, die darin herrſcht. Wir waren am Morgen ſpazieren gegangen, am Nachmittag ausgefahren; die Natur iſt ſo reich, ſo üppig, die Sonne ſo golden, der Himmel ſo blau, das Meer ſo leuchtend — und das Alles paßt ſo wenig zu meinem betrübten Herzen, daß ich der bunten Bilder recht müde war. Bei der Rückfahrt ließ ich am Dom halten, ſtieg aus und bat Juſtine, nach Hauſe zu fahren und mir den Wagen zurückzuſchicken. Allein auch ſie wollte den Dom beſehen. Nach all' dem blendenden Glanz da draußen erquickte mich drinnen die kühle Dämmerung. Mir gefallen dieſe ſtets geöffneten Kirchen, in denen man ſich alle Zeit ſammeln und beſinnen kann und in denen man vielleicht auf gute Gedanken kommt. Ich kam auf den Gedanken, daß ich gar gern einmal beichten möchte. Es ſaßen nämlich in einigen Beichtſtühlen Geiſtliche, zu denen die Leute gingen, niederknieten und das ſagten, was ihr Gewiſſen, ihr Herz drückte. Ach, dürfte ich doch auch mein gedrücktes Herz ausſchütten! was kann ich dafür, daß ich nicht katholiſch bin? Wäre Juſtine nicht dabei geweſen, wer weiß, was ich gethan hätte. Später ſprach ich mit ihr darüber. Sie entgegnete, die Prieſter wären Intriguanten, die ſich in alle Familienangelegenheiten miſchten und furchtbar viel Unheil ſtifteten; in *meinem* Fall wäre ein ſolcher Schritt der entſchiedenſte Wahnwitz, der all' unſere Pläne vereiteln und Alarich auf immer von mir trennen würde. Ach, ſie hat Recht!

25. November.

Das Leben ohne Alarich iſt mir verhaßt — und müßte ich denken, daß ich ohne ihn ſo fortvegetiren ſollte, Tag für Tag, Jahr für Jahr — ich legte mich nieder zum ſterben. Juſtine nennt mich ſchwach und feig.

„Denke doch daran, daß Du ihn retten willſt und mußt!“ ſprach ſie heute, als ich ſehr niedergeſchlagen war. Ich brach in Thränen aus. „Weiß ich ja nicht einmal, ob und wie er lebt!“ rief ich.

„So lange der Krieg dauert,“ ſagte ſie, „iſt ſein beweglicher Charakter in Thätigkeit und Aufregung; — da haſt Du nichts zu fürchten — und inzwiſchen geht hier Alles glücklich vorüber und Alarich kehrt froh zu Dir zurück.“

Juſtine hat, ich möchte ſagen, einen magnetiſchen Einfluß auf mich: ihre Energie gibt mir Kraft. Können Schweſtern verſchiedener ſein, als ſie und ich? Welch ein herbes Schickſal hat ſie gehabt und wie hat es ſie geſtählt! Sie war auch einſt jung und ſchön, liebte und wurde geliebt, war glückliche Braut. Da bekam ſie die Blattern — und die ſchreckliche Entſtellung, welche ihre Schönheit erlitt, verſcheuchte den Verlobten. Sie merkte ſogleich ſein unwillkürliches Entſetzen und gab ihm gelaſſen ſein Wort zurück. Aber dies unfreiwillige Verzichten auf Glück und auf Liebe wurde ihr ſo ſchwer, daß ſich ihr Herz dadurch wie mit einer eiſernen Rüſtung umſchloß — und nur weil der Menſch nicht leben kann ohne zu lieben — liebte ſie mich. Ich war ein Kind damals, zehn Jahr jünger als ſie. Ihre Mutter war früh geſtorben; jetzt ſtarb auch die meine. Juſtine wurde nun meine Mutter — und als nach einem Jahr auch unſer Vater ſtarb, vertrat ſie Elternſtelle bei mir, leitete meine Erziehung, verwaltete unſer Vermögen, führte mich in die Welt ein, die ihr zuwider war, ſorgte, dachte, lebte für mich, ließ keinen Schmerz, keinen Kummer an mich heran kommen. Wie ein fröhliches Bächlein durch blumige Wieſen dahinfließt, ſo tanzte und ſchäkerte ich durch mein Jugendleben —

bis Alarich kam. Da wurde mein unbewußtes Glück ein bewußtes: ich liebte ihn! Bis dahin hatte ich nie gedacht, daß man einen Mann beſonders lieben könne. Aber Alarich kam mir vor, als ſei er für mich vom Himmel herabgekommen, um mich auf der Erde ſelig zu machen. Und er machte mich ſelig in den erſten Jahren unſerer Ehe. In den erſten Jahren!! mein Gott, wie viel Jahre währt denn unſere Ehe ſchon? Ach .... ſechs Jahre! aber Alarich liebt mich nicht mehr.

30. November.

Heute kamen wir bei unſerm Morgenſpaziergang an einem Bauernhauſe vorüber, das in einem Olivenhain liegt. Blühende Roſen kletterten bis zum Dach hinauf; einige Orangenbäume mit goldenen Früchten ſtanden neben einem rieſelnden Brunnen. Zwei kleine bildſchöne, ſchwarzäugige Bübchen füllten mit wichtiger Geſchäftsmiene einen Krug am Brunnen und leerten ihn in dem kleinen Graben, der den Fuß des Orangenbaumes ſtets umgibt, damit das Waſſer nicht ablaufe. Ein drittes Bübchen, das kaum gehen konnte, ſpielte mit zwei jungen ſchneeweißen Kätzchen, griff ſie, wurgte ſie in ſeiner Zärtlichkeit halb todt, ſo daß ſie ihre feinen Krallen ein wenig brauchen mußten und er ſie nun voll namenloſen Entſetzen über dieſe ſchwarze Unthat der winzigen Spielkameraden zu Boden fallen ließ —

um ſogleich wieder nach ihnen zu haſchen. Auf einem umgeſtürzten Trog vor der Hausthür ſaß die glückliche Mutter, die Bäuerin, und ſpann, wie es hier zu Lande üblich iſt und ungemein graziös ausſieht — an der Spindel. Mit einer geſchickten Fingerbewegung ſchnellte ſie zuweilen die Spindel in die Katzengruppe hinein und verſetzte dieſelbe damit in die höchſte Aufregung um das hüpfende Ding zu erhaſchen, das doch ſtets ihnen entwiſchte und unter die geſchickte Hand der Spinnerin zurückkehrte. Solche Bilder von Mutterglück und Kinderfreuden ſind meine wehmüthige Wonne. Gerade in dieſem Alter wären jetzt meine drei Söhne.

3. December.

Seit fünf Wochen bin ich hier — und keine Zeile von Alarich! O wäre ich doch in Deutſchland geblieben! Alarich hätte ich freilich nicht abhalten können, nach Rußland zu gehen, da er ſagte: „Mein Herz lechzt nach Krieg gegen Napoleon — und iſt Deutſchland unterjocht und geknechtet: ſo ziehe ich nach jedem andern Lande, das die Waffen wider den Tyrannen erhebt.“ Schön wie der Kriegsgott Mars ſah er aus, wenn er ſo ſprach und wie zwei blaue Flammen erſtrahlten ſeine Augen. Ach! warum denn ging er nicht nach Spanien? warum nach Rußland? — weil es ihre Heimath iſt und ſie ihn dahin lockte. Wäre ich in Deutſchland geblieben, ſo bekäme ich doch früher ſeine ſpärlichen Briefe — wenn er mir überhaupt ſchreibt! Ach, mehr und mehr wendet er ſich von mir ab. Nach drei ſeligen Jahren umwölkte ſich die Sonne meines Glücks und hat ſich ſeitdem nie wieder ganz gelichtet, ſondern nach jedem flüchtigen Lichtblick folgte um ſo tieferes Dunkel. Damals begann mein Unglück, als mein zweiter Sohn todt, wie der erſte, zur Welt kam. Das machte Alarich nicht nur ſehr traurig, ſondern es erzürnte ihn, daß ich, die all' ſeine Wünſche, ſo wie er ſie nur dachte, auch ſchon erfüllte — dieſen Hauptwunſch ſeines Herzens unerfüllt ließ. Aber bin ich denn wie Gott, daß ich das entfliehende Leben feſſeln könnte? Während ich meinen Schmerz zu bemeiſtern und Alarich zu tröſten ſuchte, machte er es gerade umgekehrt und ließ mich eine gewiſſe ſchmerzliche Erbitterung fühlen. In dieſer Stimmung traf er jene verführeriſche Frau, jene Circe — und er, der den Eroberer haßt, weil derſelbe unrechtmäßige Herrſchaft übt — er ließ ſich von dieſer Frau erobern und ſcheint nichts Unrechtmäßiges darin zu finden. Welch ein Widerſpruch! — In welcher gräßlichen Beſorgniß, ja Todesangſt ich in der Zeit vor der Geburt meines dritten Sohnes lebte — daran kann ich gar nicht denken, ohne daß ſich all' meine Gedanken verwirren. Mir war, als wandelte ich beſtändig unter einem Richtſchwert, obſchon Alarich freundlicher als zuvor gegen mich war. Und es fiel auf mich herab, auf mein Herz, das fürchterliche Schwert! — auch mein drittes Söhnchen war todt! Da ſagte Alarich mit eiſiger Kälte: „Sie tödtet meine Kinder!“ — und während der ſchweren Krankheit, die ich durchzumachen hatte, war er in Carlsbad — bei ihr. Juſtine erfuhr durch Freunde, daß es ihre Abſicht ſei, Alarich ſo zu feſſeln, daß er ſie heirathe nach dem Tode ihres alten gebrechlichen Mannes. Bleibt unſere Ehe kinderlos, ſo wird Alarich unſchwer einen Vorwand finden, um ſie auflöſen zu laſſen. Und was ſollte dann wohl aus mir werden! ich liebe ihn gerade ſo wie vor ſechs Jahren, vielleicht noch mehr, weil ich ihm ſo oft vergeben habe. Aber Juſtine ſagt: „Nein, er darf und wird Dich nicht verſtoßen! Du mußt ihn retten vor ſeiner eigenen Thorheit und vor der Ruſſin, die an Alarich nichts höher ſchätzt, als ſeinen Reichthum. Seine Rettung iſt Deine höchſte, Deine erſte Pflicht. Würdeſt Du ihn unter Mördern und Räubern laſſen, ohne zu verſuchen, ihn mit Liſt, mit Gewalt, gleichviel wie! zu retten — und begeht die Ruſſin nicht an Dir den Mord Deines Glückes und an Alarich den Raub ſeiner Ehre, ſeiner Treue, ſeines Vermögens?“ — —

Wir verbrachten einen ſchrecklichen Winter in

Dresden, denn die Circe war da — wegen der guten Aerzte, die ihres Mannes Geſundheit herſtellen ſollten — als ob das möglich ſei bei einem Greiſe von dreiundſiebzig Jahren! — Als im Sommer das Gerücht vom Kriege zwiſchen Frankreich und Rußland aufkam und Alarich vor Freude electriſirte, da faßte ich mir einmal ein Herz und fiel ihm weinend zu Füßen und bat und flehte, er möge mich nicht verlaſſen. Das rührte ihn ein Paar Tage; doch kaum hatte ich einige Hoffnung geſchöpft, ſo entſchwand ſie ſchon wieder und Rußland — oder die Ruſſin zog ihn von mir fort! — — Als mir die Aerzte kurz vor Alarichs Abreiſe riethen — um zu thun, als wüßten ſie einen Rath! — ich möchte den Winter im Süden zubringen, willigte er gleichgültig in meine Reiſe ein und ſagte kalt: „Beſſer keine Hoffnung, als unerfüllte." Das war im Auguſt. Einige Wochen ſpäter trat ich mit Juſtine meine Reiſe nach Nizza an.

7. December.

Wie ein Alp drückt mich die Ausſicht in die Zukunft: Juſtine wiederholt mir unaufhörlich: „Du haſt eine Liebe, Du haſt eine Pflicht — und Du ſchwankſt, ob Du das thun ſollſt, was ſie gebieten?" — Juſtine liebt mich aber ſo ausſchließlich, ſo rückſichtslos, daß ich mich der Sorge nicht erwehren kann, ob ſie nicht verblendet ſei. O dürfte ich doch mit einem andern zuverläſſigen Menſchen mich berathen, der ohne perſönliche Vorliebe für mich wäre und nur die Sache ſelbſt im Auge hätte — mit dem Prieſter z. B., der im Dom im Beichtſtuhl war. Ich habe ihn nicht geſehen und nicht gehört; aber ich kann mir vorſtellen, wie klug, wie erfahren und wie barmherzig ein Mann ſein muß, dem ſo Viele ihr Gewiſſen erſchließen — denn wer das thut, will eben kluge, erfahrne, milde Worte und Rathſchläge, und fände man ſie nicht bei jenem Prieſter, ſo würde man ſich nicht an ihn wenden.

12. December.

Mein Gott! — was hab' ich gethan! — was ſoll ich thun — o welche Thorheit! Aber wenn es nicht Thorheit, ſondern höhere Fügung geweſen wäre! — O liebes, ſtilles Buch, du beſter Vertrauter, dir will ich ſagen, was geſchehen iſt. Das pflegt mich ja immer für den Augenblick zu beruhigen und vielleicht gelange ich zu einiger Klarheit und Entſchiedenheit, wenn ich mein Geſpräch aufzeichne, um es deſto gründlicher zu überlegen.

Juſtine iſt ſeit einigen Tagen durch ein Erkältungsfieber an das Bett gefeſſelt und ich mache meine Ausfahrten allein. Der Diener, den ich hier angenommen habe, ein guter freundlicher Menſch, iſt ſehr begeiſtert für ſeine Vaterſtadt und bemüht ſich, mich auf all' ihre Vorzüge und Schönheiten aufmerkſam zu machen. Da er ſchon ein Paar Mal von der herrlichen Muſik geſprochen hatte, die jeden Sonnabend zur Veſper im Dom ſtattfinde, ſo fuhr ich heute dahin und dachte an Dresden und an die wunderſchöne Muſik, die ich dort in der katholiſchen Kirche ſo oft gehört hatte — mit Entzücken, wenn Alarich den Genuß mit mir theilte und in namenloſer Traurigkeit, als ſpäter meine Freuden nicht mehr die ſeinen waren. Das Alles flutete mir durch die Seele, als ich den Dom betrat und mir war, als müſſe ich der Uebermacht ſtreitender Gefühle mit meiner armen Vernunft erliegen. Die Muſik löſte die Geierkralle von meinem Herzen und gab mir Thränen; — aber keinen Frieden. Wie ein ruheloſer Geiſt irrte ich im Dom umher, ſetzte hier und kniete dort mich nieder. So kam ich an den gewiſſen Beichtſtuhl, der ſeit drei Wochen nicht aus meinen Gedanken weichen will. Der Prieſter war darin und einige Perſonen knieten in der Nähe; aber er ſprach gerade mit Niemand, ſondern las in einem großen Buch. Ich weiß nicht wie es kam, was mich trieb, welchem Zug ich nachgab — genug, ich kniete plötzlich zur Seite des Prieſters, durch ein Gitter von ihm getrennt. Meine Thränen ſtockten und mein Herz ſchlug dermaßen heftig, daß mir bange war, er könne es hören und davor erſchrecken. Ich vermummte mich tief in Schleier und Shawl, damit er mich nicht ſehe und ich nicht ihn — und ich bemerkte nur, daß er, als er ſich zu mir wendete, das Zeichen des Kreuzes machte und einige lateiniſche Worte ſagte. Dann ſchwieg er und wartete auf das, was ich zu ſagen hätte. Aber ich war dem Erſticken nah — ich konnte nicht ſprechen; ich ächzte nur und rang nach Athem. Da ſagte er mit ſanfter Stimme und in einem ruhigen, ermunternden Ton:

„Confiteor.“ —

Das brachte mich zur Beſinnung und ich ſagte ihm in franzöſiſcher Sprache, ich ſei proteſtantiſch.

„Dann iſt es unnütz, daß Sie beichten, denn ich kann Ihnen nicht die Abſolution geben,“ entgegnete er ſanft.

„Aber doch einen Rath,“ ſagte ich bittend.

„Gern, wenn es Sie beruhigt! Faſſen Sie ſich und reden Sie!“ erwiderte er.

Ich ſagte ihm Alles ſo kurz und klar wie möglich. Als ich fertig war, ſagte er immer ganz ſanft, doch ſehr beſtimmt:

„Das dürfen Sie nicht. Es iſt eine Verſündigung gegen das achte Gebot, welches jede Art von Lüge verdammt, indem es heißt: Du ſollſt kein falſches Zeugniß ablegen. Die Lüge iſt eine Verhöhnung der Allwiſſenheit Gottes.“

„Nun und was rathen Sie mir denn zu thun?“ fragte ich.

„Zu leiden, ſo lange Gott will, und kindlich zu vertrauen, daß Er dabei ſeinem weiſen, väterlichen Plan folge.“

„Und mein Mann?“

„Haben Sie Geduld mit ihm, die Welt iſt verlockend. Seien Sie immer bereit, ihm liebevoll zu verzeihen und beten Sie viel, ſehr viel für ihn.“

„Aber ich gehe ja zu Grunde an meinem Schickſal!“

„Ausharren! ausharren! Gott ſorgt für Sie und für uns Alle. Aber es gilt auch uns Allen, was der heilige Pſalmenſänger geſagt und gethan hat: „Drucke dein Herz nieder und leide.“

„Können Sie denn gar keinen Troſt mir geben,“ ſeufzte ich klagend.

„Wenn Sie den Troſt nicht haben, der aus dem Glauben fließt — wenn Sie nicht in der liebenden Vereinigung ihres Willens mit dem ewig anbetungswürdigen Willen Gottes, trotz aller Trübſal, Ihren Frieden finden — wie ſollte da menſchlicher Troſt Ihnen genügen?“

„Ich dachte, Sie könnten himmliſchen Troſt ſpenden, weil Sie ein Prieſter ſind,“ ſagte ich traurig.

„O arme Seele,“ ſagte er mit tiefem Mitleid, „arme Seele, die einen Inſtinkt von der göttlichen

Wahrheit hat! Ja, der Prieſter kann übernatürlichen Troſt ſpenden, weil er als Gottes Stellvertreter im heiligen Bußſacrament zum reuigen Sünder ſagen darf: Deine Sünden ſind dir vergeben, gehe hin in Frieden! — und dieſer Troſt iſt denn freilich der Art, daß aus ſeiner überſtrömenden Fülle, die der Ewigkeit angehört, auch ein Bächlein über die Trübſal der Zeit und des Lebens ſich ergießt.“

„Auch ich hoffe auf Vergebung meiner Sünden, allein das vermindert meinen Kummer nicht,“ ſagte ich ganz aufrichtig.

Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er:

„Für Alle iſt Chriſtus geſtorben; Alle dürfen auf ſeine Barmherzigkeit hoffen. Aber Sie werden begreifen, daß Sie auf dieſe Hoffnung hin nicht abſichtlich und mit Vorſatz eine ſo ſchwere Sünde begehen dürfen, wie diejenige ſein würde, von der Sie geredet haben. Ihre Unruhe iſt ein untrügliches Zeichen, daß Ihr Gewiſſen ſich dagegen ſträubt. Nehmen Sie Ihr Kreuz aus Gottes Hand, tragen Sie es ſo lange, wie Gott will — und Sie werden, trotz Kummer und Sorgen, inneren Frieden haben.“

Ich bemerkte, daß ſich einige Perſonen genaht hatten und augenſcheinlich warteten, bis an ſie die Reihe käme. Das beängſtigte mich. Ich ſagte nur noch:

„Gottes Lohn für die Güte, mit der Sie mich anhörten, und für Ihren frommen Rath.“

„Befolgen Sie ihn und Gottes Gnade wird Ihnen nicht fehlen,“ erwiderte er.

Ich verließ den Beichtſtuhl, den Dom, ſtieg in den Wagen und ließ mich ein Paar Stunden umher fahren, ſo daß es ganz dunkel war, als ich endlich zu Hauſe kam. Ich war wie betäubt, wie im Traum, und ganz abgeſpannt in Folge der ungeheuern Aufregung, die mein ungewöhnlicher Schritt veranlaßt hatte. Als ich meine Wohnung, mein Zimmer betrat, die tägliche Umgebung ſah und Juſtine, die ſich etwas beſſer befand und mir liebreich meine Spazierfahrt in der Abendkühle verwarf: da kam ich wieder zu mir und fühlte ſofort, daß eine neue Angſt und Unruhe in mir geweckt ſei, nämlich die, daß der Prieſter Recht habe, daß mein Gewiſſen ihm beiſtimmen müſſe, daß ich am Beſten thue, meine Sache in die Hand Gottes zu legen, ohne ſie nach meinem Sinn wenden zu wollen — und daß ich mich zu ergeben hätte, wenn Alarich für mich verloren ſei. Allein dieſe letzte Möglichkeit ruft in mir ein ſo intenſives Sträuben wach, daß jede Faſer meines Herzens ſich gegen ſie aufbäumt und Einſprache thut. Und ſo bin ich denn elender als zuvor, denn ich habe einen Dorn mehr im Gewiſſen.

14. December.

Eine neue Verſuchung, die mich martert! — ich möchte abermals mit dem Prieſter ſprechen und ihn bitten, mich zu belehren, wie man zur Ergebung in den Willen Gottes kommt — wie man es überhaupt anfängt, um ſo recht innig an Gott zu denken. Ich liebe Gott — im Menſchen! Mein Vater war mir das Ideal der Vaterliebe; Juſtine iſt mir das Ideal der ſchweſterlichen Liebe; Alarich war mir das Ideal aller und jeder Vollkommenheit — ach! er iſt es noch — nur verſchleiert, umwölkt. Gott hat dieſe Weſen geſchaffen und ſie ſo herrlich begabt. Darum liebe ich dankbar ſeine Liebe, ſeine Güte, ſeine Vollkommenheit und Allmacht — in dieſen theuern Geſchöpfen; aber das iſt doch nur eine indirecte, eine mittelbare Liebe; ja, iſt es überhaupt eine Liebe? — Aber wie kann man eigentlich Gott mit dem Herzen lieben? ein ſo immens erhabenes Weſen, daß ſo ganz außerhalb unſerer Natur in ſeinem ewigen Himmel lebt und webt — iſt zu hoch, zu groß, zu gewaltig für mein Herz. Und doch hat der Prieſter geſagt: „die liebende Vereinigung Ihres Willens mit dem göttlichen.“ Das weiſt doch hin auf eine wirkliche, unmittelbare Liebe. Ach! wie habe ich Alarich's Willen geliebt! ich bemühte mich, ganz willenlos mich zu machen, damit ſein Wille in mir lebe und wir ganz Eins ſein möchten. O Alarich! — —

16. December.

Es iſt etwas Unvergeßliches in den Worten des Prieſters: „Ausharren! ausharren! — Drücke dein Herz nieder und leide! — Das achte Gebot verdammt jede Art von Lüge!“ — —

23. December.

Juſtine liebt mich ſo ſehr, daß ſie leicht Alles erräth, was in mir vorgeht; darum kann ich ihr nichts verhehlen. Da ſie aber einen dominirenden Charakter hat und ich einen ſehr ſchmiegſamen: ſo nimmt ihre Liebe manchmal eine Färbung von Deſpotie an. Ich fühle das, ich möchte mich vertheidigen, aber ich bin wehrlos und leicht unterjocht. Es iſt nun einmal mein Schickſal, durch Liebe zu leiden.

Er, den ich am meiſten geliebet,
Der hat mir am weh'ſten gethan! —

Ja — ich hatte eine kleine Scene mit Juſtine. In Folge jenes Rathes des Prieſters erklärte ich ihr geſtern, ich wolle die Sache Gott anheim ſtellen.

„Und Alarich dem ruſſiſchen Einfluß überlaſſen?“ fragte ſie ſcharf.

Der Gedanke machte mich zittern und ich antwortete mit ſchwankender Stimme:

„Ich fürchte, Unerlaubtes zu thun.“

„Seit wann ſind Nothwehr und Selbſtvertheidigung

— ſeit wann iſt die moraliſche Rettung eines Gatten unerlaubt?" fragte ſie weiter.

„Nicht die Selbſtvertheidigung und nicht die Rettung; — nur das Mittel," ſagte ich zaghaft.

„Weißt Du ein anderes?" fuhr ſie fort und ſetzte hinzu, als ich ſchweigend verneinte: „Nun, vielleicht brauchen wir es nicht. Aber Lucia, wie kommſt Du zu dieſem Gedanken?"

Ich fühlte, wie mir alles Blut in die Wangen ſtieg. Sie ſagte lebhaft:

„Du haſt mit dem Prieſter geredet, thörichtes Kind."

Ich ermannte mich und entgegnete: „Ja, ich that es! und Alles, was er mir geſagt hat, iſt im Einklang mit meinem Gewiſſen."

„Auch mit Deinem Glück, Deiner Liebe, Deiner Beſtimmung als Alarich's Frau?"

„Mit Glück und Liebe — nein! mit meiner Beſtimmung — vielleicht!"

„Entſchieden nicht, Lucia! Deine Beſtimmung iſt Dir von der Vorſehung angewieſen; Du mußt ſie feſthalten. Ein Weſen wie Du erträgt nicht herbe Schickſalswendungen, die Dich aus dem Boden herausſchleudern würden, in welchem Du mit Deinem liebenden Herzen Wurzel faßteſt."

„O, darin haſt Du Recht!" rief ich überwältigt.

„Wozu alſo die Selbſtquälerei!" fuhr ſie fort.

„Stehe ich Dir nicht treu zur Seite? bin ich Dir je etwas Anderes geweſen, als ein ſicherer Rathgeber? hältſt Du mich plötzlich für böſe und ſchlecht?“

„Nein, nein!“ rief ich lebhaft und umarmte ſie.

„Warum denn begehſt Du die große Unvorſichtigkeit, Dich einem wildfremden Mann anzuvertrauen? War er jung, war er alt? Fragte er nach Deinem Namen, Deiner Herkunft, Deiner Heimath?“

„Nach nichts hat er gefragt! ob er jung oder alt iſt, weiß ich nicht! einem „wildfremden Mann“ aber hab' ich mich keineswegs anvertraut, ſondern einem Prieſter.“

„Da Du nicht katholiſch biſt, ſo gilt dieſe ſubtile Diſtinction nicht für Dich.“

„Aber für ihn, Juſtine! Er brauchte den Ausdruck: der Prieſter als Stellvertreter Gottes; — folglich muß er nach höheren Grundſätzen und von einem höheren Geſichtspunkt aus die menſchlichen Handlungen beurtheilen.“

„Es iſt ſehr merkwürdig,“ ſagte Juſtine, „welche Gewalt die Idee des Prieſterthums auf kindliche und ſchwache Gemüther übt und immer geübt hat! Nimm doch Deine Vernunft zuſammen, meine arme Lucia, und dann ſage mir einen Grund, auf den Du jenen Ausdruck und Deine Anſicht ſtützen könnteſt.“

Ich mußte ſchweigen, denn ich hatte keine Gründe.

„Wenn wir die Menſchen für das halten wollten, wofür ſie ſich ausgeben,“ fuhr ſie fort, „ſo würden wir aus einer Täuſchung in die andere fallen. Die Weltgeſchichte hat gerichtet über das Prieſterthum: es iſt eine geiſtige Tyrannei, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern von einer gewiſſen Caſte über geiſtig Unmündige, über ſchwache Charaktere, über zaghafte Gemüther geübt wird. Ob die einzelnen Prieſter den Tempeln von Memphis, dem Hain von Dodona, der großen Pagode von Jaggernaut oder dem Vatican zu Rom angehören — ändert im Weſentlichen gar nichts. Knechtung der Geiſter, um ſie zu beherrſchen, Knechtung fremder Selbſtſtändigkeit, um die eigene Selbſtſucht zu nähren, Knechtung des fremden Willens, um Zeit und Welt nach dem Plan dieſer im Finſtern ſchleichenden und von Werken der Finſterniß ſich nährenden Caſte zu leiten: das war und das iſt bei jedem Einzelnen daſſelbe Mittel, dieſelbe Abſicht, daſſelbe Ziel.“

„Ich kann Dich nicht widerlegen,“ erwiderte ich, „denn ich habe nicht ſo viel wie Du geleſen und gedacht. Aber das glaube mir: von dem Allen, was Du ſagſt, war nicht die mindeſte Spur in den Worten des Prieſters.“

„Wußte er, daß Du proteſtantiſch biſt?“

„Ja, ich ſagte es ihm.“

„Du biſt ein gutes, naives Kind!“ ſprach Juſtine lächelnd. „Es verſteht ſich, daß er ſich jetzt gehütet haben wird, mit der Thüre in's Haus zu fallen. Ach Lucia! was wäre Dein Schickſal, wenn ich nicht neben Dir ſtände!“

Weil das ſo richtig iſt und mich ſo ſchmerzlich an Alarich's Treuloſigkeit mahnte, brach ich in Thränen aus. Juſtine umſchlang mich zärtlich und ſprach tröſtend:

„Wirf all' Deine Sorge auf mich und es wird gut gehen! Du findeſt Dein Glück wieder und ich habe dann nicht mehr den Kummer — den einzigen Kummer, deſſen mein Herz fähig iſt! — Dich leiden zu ſehen.“

So endete unſer Geſpräch. Ich war überwältigt, nicht überzeugt; — und das geſchieht mir öfter Juſtinen gegenüber; — ihr ſtarker Wille beherrſcht meine Unmündigkeit. War es aber nicht ungefähr das, was ſie den Prieſtern vorwarf?

Genua, den 1. Februar 1818.

Juſtine hatte keine Ruhe in Nizza. Ich hatte mich eingewohnt und wäre gern dort geblieben; allein ſie ſtellte mir den Aufenthalt in einer kleinen Stadt als höchſt gefährlich für unſeren Plan vor. Ich glaube, ſie fürchtete den Prieſter! Ach, ich hatte nicht mehr den Muth, mich an ihn zu wenden, da ich ja entſchloſſen war, das Recht der Selbſtbeſtimmung zu üben — wie Juſtine es nennt; d. h. Juſtinens Rath und nicht dem ſeinen zu folgen. Ach! ich folge jedem Rath, der mir die Vereinigung mit Alarich in Ausſicht ſtellt! — Beſonders jetzt, da er mir recht liebevoll geſchrieben hat, theilnehmend, hoffnungsvoll, faſt zärtlich. Es ſcheint, als hätten die Kriegsereigniſſe ihn wirklich mehr beſchäftigt, als die Circe. Wenigſtens athmet ſein ganzer Brief Kriegsluſt und Siegesfreude. Die franzöſiſche Armee vernichtet, Napoleon auf ſchleunigſter Flucht, die ruſſiſche Armee weiter und weiter gen Deutſchland vordringend, wo man nur das Signal des allgemeinen Aufſtandes erwartet: das iſt ſo recht, wie er es immer gewünſcht hat! und ich freue mich darüber. Ich liebe ſeinen Muth, ſeinen Thatendurſt, ſeine warme Vaterlandsliebe. Ich liebe Alles, was ihn veredelt, was ſeine ſchöne Natur entwickelt. Aber mein muß er ſein! Deshalb bin ich auch jetzt ganz entſchieden, Alles zu thun, was ihn an mich feſſelt. Ich bin jetzt ein halbes Jahr von ihm getrennt. Was ich dadurch leide, ſprechen Worte nicht aus! Es werden noch Monate vergehen, bis ich wieder mit ihm vereinigt ſein werde. Aber dann! — dazu bin ich feſt entſchloſſen — dann trenne ich mich nie wieder von ihm! Mag kommen, was wolle! — mag es gehen, wie es geht! — mag ich auf's Neue leiden und trauern — ich trenne mich nie wieder von Alarich!

12. Februar.

Unausſprechlich ſchön iſt Genua „die herrliche!“ *) Magiſch iſt der Blick längs der Riviere nach Porto fino, deſſen Felſen wie eine dunkle Sphynx am Geſtade liegt und ernſt hinausſchaut in das unendliche Meer. Magiſch ſind einige Ausſichten auf der Aqua sola, die ſchon mit den erſten Reizen des Frühlings ſich ſchmückt. Aber was geht das mich an! ich bin getrennt von Alarich! und kein Paradies kann mir gefallen ohne ihn.

15. Februar.

Juſtine iſt faſt entſetzlich in ihrer Liebe, in ihrer Vorſicht, mit ihrer Ueberlegung. Ich ſagte vorhin, der Gedanke, hier vielleicht zu ſterben, ohne Alarich wiedergeſehen zu haben, quäle mich dermaßen, daß ich zuweilen auf dem Punkt ſei, ihn zu bitten herzukommen. Sie ſagte gelaſſen:

„Gib den Gedanken auf! die Erwartung des Erfolges würde Dich in eine nervenzerſtörende Spannung verſetzen. Und wie langſam und unſicher geht jetzt ein Brief! Du würdeſt Dich verzehren in Aufregung und Alarich's Tod oder was weiß ich für

---

*) Genova — la superba; Firenze — la bella; Padova — la dotta; Bologna — la grassa; Roma — l'eterna: nennt der Italiener einige ſeiner berühmteſten Städte.

Schreckniſſe Dir ausmalen, wenn die Antwort lange ausbliebe. Auch muß ich Dir geſtehen, daß ich ſchon vor längerer Zeit an Alarich geſchrieben habe, er möge unter keiner Bedingung kommen, da jede Alteration, auch die freudigſte, für Dich von den übelſten Folgen ſein würde, während wir jetzt die beſten Hoffnungen hätten. Sei alſo überzeugt, daß Alarich, wenn er auch könnte, nicht kommen wird. Uebrigens iſt Dein Befinden ja ſo gut, daß ich zu Deinen Todesgedanken nur lächeln kann.“

22. Februar.

Auch hier erzählt mir mein Lohndiener viel von den Merkwürdigkeiten Genua's, mit denen ſich freilich das kleine Nizza nicht meſſen darf. Genua hat nicht bloß die ſtolzeſten Palläſte der Welt für reiche und vornehme Leute, ſondern auch für die Armen. Die Wohlthätigkeitsanſtalten ſollen ungemein großartig ſein. Der gute Luigi ſchreibt das dem Einfluß und der Fürbitte einer edlen Genueſerin zu, die vor dreihundert Jahren geſtorben iſt, der heil. Catharina Fieſchi-Adorno. Sie diente mit übermenſchlicher Aufopferung den Kranken — erſt in der Stadt und dann im großen Spital, wo ſie viele Jahre lebte. Ich fragte Luigi, warum ſie das gethan habe? ſie hätte doch wenigſtens in ihrem Hauſe bleiben ſollen.

„Per amore del Nostro Signore e della Gran Madre de Dio. Maria sanctissima.“ antwortete er ganz ruhig und als ob ihm das gar nicht ſo ungeheuer auffallend ſei, die Dogentochter im Spitaldienſt zu ſehen.

„Es iſt nur zu erklären durch die Schwärmerei, die den Katholiken eigen iſt,“ bemerkte Juſtine.

„Schwärmerei!“ rief ich; — „wie kann man die jahrelange furchtbare Praxis des Krankendienſtes im Spital — Schwärmerei nennen, da er doch in der That ein Mittel gegen alle Schwärmerei iſt.“

„Ich wollte nur ſagen, der Urſprung dieſer Handlungsweiſe ſei Schwärmerei, d. h. eine verkehrte und überſpannte religiöſe Auffaſſung von Leben und Pflicht. Da die Katholiken durch ihre guten Werke, den Himmel erobern wollen: ſo gilt ihnen die Excentricität auf dem Gebiet der Werkthätigkeit als die Sturmleiter zur himmliſchen Citadelle.“

„Aber welche Himmelsſehnſucht ſetzt es voraus, daß man ein ſolches Leben ſich wählen könne!“ rief ich. — —

Heute gab mir Juſtine ein Buch und ſagte:

„Dies iſt die Lebensbeſchreibung der heil. Catharina von Genua — wie man ſie nennt. Ich durchblätterte es nicht ohne Intereſſe, denn man ſieht hier der Sache auf den Grund. Die arme Frau lebte in einer höchſt unglücklichen Ehe und litt an ſomnambulen Zuſtänden. Das trieb ſie in's Spital!“ —

Auch ich habe ſo eben das Buch durchblättert. Ja, es iſt wahr, Catharina war mehrere Jahre höchſt unglücklich, bis ihr Gemahl ſich vollſtändig beſſerte und mit ihr verſöhnte. Allein ich kann durchaus nicht den Zuſammenhang zwiſchen ihrem Unglück und dem Spitaldienſt einſehen. Sollte ich noch zehn Jahre im Jammer um Alarich leben müſſen: ſo würde mir tauſendmal der Gedanke kommen, meinem elenden Leben ein Ende zu machen; aber nicht Einmal der: — Krankenwärterin im Spital zu werden.

Den 22. März.

Es iſt geſchehen. Alles iſt vorüber. Alarich wird bereits erfahren haben, daß ſein Sohn lebt, daß ich nicht zum vierten Mal „die Mörderin ſeines Kindes“ bin. Aber ich bin in Verzweiflung. Gott verfährt zu hart mit mir! O Alarich, Deinetwegen, um Dich zu retten, um Dich zurückzuführen auf den Weg der Pflicht und des Glückes — verdamme ich mich zu einem Comödienſpiel, daß ſo lange dauern wird, wie mein elendes Leben! — Juſtine hatte Alles auf's Beſte vorbereitet. Ich ließ ſie gewähren und fragte nicht. Sie verſuchte mich zu täuſchen, aber das gelang ihr nicht. Als man mir das Kind in die Arme legte, ſagte Juſtine:

„Freue Dich, es lebt.“

Ich antwortete mit einem Strom von Thränen.

„Sieh, wie die Vorſehung Alles ſo günſtig gefügt hat!“ ſetzte ſie zweideutig hinzu.

Möge Alarich bald kommen. Seine Freude wird mir Kraft geben. Der ſchmerzlichſte Tag meines Lebens war — trotz der vorhergehenden Jahre! — dieſer ſchreckliche 1. März.

Als Peregrin ſo weit geleſen hatte, entſanken ihm die Blätter: der 1. März, der ſeine Mutter zu einem lebenslänglichen Comödienſpiel verdammte, war ſein Geburtstag. Es iſt alſo richtig, murmelte er: nicht der Sohn meines Vaters, nicht der Sohn meiner Mutter . . . kein Gorm bin ich . . . und dies teufliſche Weib — dieſe Juſtine . . . hat das Alles zuwege gebracht! Aber wer bin ich denn? wer ſind meine Eltern? — Er fiel über die Blätter her und las weiter:

Genua, den 3. April 1813.

Ich kann dies arme Kind nicht lieben! was liegt mir überhaupt an einem Kinde, wenn es nicht Alarich's iſt! — Ich ſagte heute an Juſtine:

„Ich kann nicht länger auf dieſer Folterbank aushalten! ich gebe den Knaben fort, laſſe ihn ſeiner

Herkunft gemäß erziehen, ſchreibe an Alarich, er ſei geſtorben und kehre nach Deutſchland zurück."

„Thue, was Dir gefällt," ſagte ſie mit eiſiger Ruhe; „aber dann ermanne Dich auch und wimmere nicht mehr um Alarich. Du haſt Einmal das unerhörte Glück gehabt, Dein und ſein Schickſal zu beherrſchen — das wird Dir zum zweiten Male nimmermehr geboten. Alſo faſſe Deinen Entſchluß und handele."

Wenn ich aber ſo ganz allein und ohne Rath einen Entſchluß faſſen ſoll, der über mich und Alarich entſcheidet und deſſen Ausführung, nach zwei Seiten hin, mich in Meere von Trübſal ſtürzt, ſo faßt mich ein Grauen und ich weiß mir nicht zu helfen. Es ſprechen dann zwei Stimmen in mir. Welche von Beiden iſt die unfehlbar richtige? Jetzt halte ich dieſe dafür und morgen jene — und Niemand ſteht mir bei! Ach, ich zittere dermaßen vor jedem wichtigen Entſchluß, daß ich lieber die Dinge gehen laſſe, wie ſie eben gehen. Juſtine kennt genau dieſe Schwäche meines Charakters. Sie ſagte nach einiger Zeit:

„Arme Lucia, quäle Dich doch nicht durch das Raffinement Deiner Gefühle! Es iſt ja keineswegs nothwendig, daß Du dies arme Bübchen anbeteſt. Es verhilft Dir dazu, Deinen Mann wieder anbeten zu können und Du verhilfſt ihm dazu, Graf Germs

Sohn zu ſein. Das ſind zwei Dienſte, die einander werth ſind und die drei Menſchen glücklich machen. Was verlangſt Du mehr? — Mütterliche Gefühle vielleicht? — Sei verſichert, daß ſie erwachen werden, wenn Du Alarich in Jubilo ſehen wirſt, und wenn der genueſiſche Aufenthalt nach und nach in Deiner Erinnerung verblaßt. Für den Augenblick beunruhigt Dich die fremde Situation; doch mit der Zeit wirſt Du dich vollkommen in ſie hineinleben — darüber habe ich nicht den leiſeſten Zweifel."

Juſtinen's Zuverſicht that mir wohl; ſie enthob mich eines Entſchluſſes: ich folgte dem ihren.

17. April,

Alarich iſt da! ſeine Freude iſt grenzenlos. Auch die meine . . . über ihn! Aber ein leiſes Zittern . . . ich glaube mehr ſeeliſcher als körperlicher Art, verläßt mich nicht. Oeffnet ſich plötzlich eine Thür, höre ich einen ſchnellen Schritt, wird ein Brief gebracht: ſo ſchrecke ich zuſammen und es überläuft mich heiß und kalt. Aber ich bin glücklich und Alarich iſt glücklich: dem Glück muß ich ein Opfer bringen.

28. April.

Hätten wir nur erſt Genua verlaſſen. Ich dringe auf die Heimreiſe. Alarich findet hier Alles ſo ſchön und ſich ſelbſt ſo beſeligt, daß er tauſend Gründe weiß, um länger zu bleiben. Wir fuhren ein paradieſiſches Leben, ohne alle fremde Geſellſchaft. Unſere Villa liegt an einem Felſenabhang, und die friſche Meeresluft trägt den Duft der blühenden Orangen- und Citronenbäume zu uns hinauf. Der Blick ſenkt ſich auf einen Theil der wunderbar ſchönen, maleriſchen Stadt und ſchweift hinaus in die unendliche Ferne des blauen Meeres, deſſen Brandung am zerklüfteten Geſtade zu uns herauftönt. Alle Sinne ſchwelgen. Die junge berauſchende Frühlingsſchönheit hat Erde und Himmel und Meer in Beſitz genommen; — und ich genieße das Alles mit Alarich, dem geliebten, dem liebenden Alarich! — Aber ich verließe doch gern all' die Herrlichkeit und ſehne mich hinweg aus ihr nach Schloß Traun.

Schloß Traun, den 26. Auguſt.

Längſt ſind wir heimgekehrt; längſt ging Alarich zur Armee zurück und Juſtine begab ſich gleich nach Tannhof. Ich bin hier allein mit dem Kinde — mit Peregrin.

„Warum nannteſt Du ihn Peregrin? warum nicht Alarich?“ fragte Alarich, als ich ihm zum Erſtenmal des Knaben Namen nannte.

„Peregrin bedeutet Fremdling,“ ſagte ich. „Und da ich an einem ſo wichtigen Wendepunkt meines Lebens in der Fremde war, habe ich ihm zur

Erinnerung daran den ſchönen, ſanften Namen gegeben.“

Ach, das arme Kind! es iſt mir wohl ein Peregrin. Nichts knüpft mich an ihn, als daß er die Brücke ſchlug, die Alarich wieder zu mir führte. — Und wer weiß, ob das nicht auch ohne ihn geſchehen wäre! —

2. Mai 1814.

Mein Gott, bin ich denn für ein immerwährendes Leiden geboren? — ich ertrug es nicht, daß Alarich die Circe liebte; — aber ich kann es auch nicht ertragen, daß er den Knaben ſo übermäßig liebt. Peregrin iſt der Mittelpunkt ſeiner Gedanken. Allerdings immer in der Vorausſetzung, über dieſen Punkt mit mir zuſammenzuſtimmen. Peregrin's Entwickelung und Erziehung, Peregrin's Fähigkeiten und Zukunft, ſind in unſerer Intimität ſein Lieblingsgeſpräch. Wohl liebt er mich zärtlich, wohl zeigt er es mir auf jede Weiſe, ganz ungeſucht; aber der Gedanke, daß es dies Kind iſt, dies fremde Kind, welches mich in ſeine Liebe wieder eingeſetzt hat, erfüllt mein Herz mit namenloſer Bitterkeit, die ich vor jedem menſchlichen Auge tief verbergen muß. O, es gibt eine Nemeſis, eine in der Stille rächende Gottheit, die uns da einen Dorn finden läßt, wo wir die Roſe pflücken wollten, welche uns nicht beſtimmt war. Ich klammerte mich bis zum Wahnſinn an den Gedanken feſt, durch ein Kind Alarich's Liebe wieder zu gewinnen; ich führte den wahnſinnigen Gedanken durch eine eben ſo wahnſinnige Handlung aus; ſie hatte den erwünſchten Erfolg — und jetzt möchte ich verzweifeln, daß ich dieſem Kinde Alarich's Liebe danken ſoll.

1. März 1815.

Peregrin war krank und Alarich in einer ſolchen Aufregung und Troſtloſigkeit, daß ich denken muß, er wäre dem Kinde in's Grab gefolgt, wenn Gott es nicht erhalten hätte. Deshalb zitterte auch ich für dies kleine Leben; ach! nur deshalb! denn mich würde Peregrin's Tod von einer furchtbaren Laſt erlöſen. Armes Kind! Heute iſt er zwei Jahr alt geworden. Ein liebes, früh entwickeltes, glücklich begabtes Kind, ſo recht dazu geeignet, die Wonne eines Mutterherzens zu ſein. Aber mein Herz iſt wie todt für ihn. — —

10. November.

Früher war es mir eine Erleichterung, dieſen Blättern meine Gedanken und Empfindungen anzuvertrauen. Auch dieſer ſchwache Troſt iſt dahin. Ich darf nicht aus der Uebung kommen mich zu beherrſchen, denn ich darf ja nie, nie! niemals in mein Herz ſchauen laſſen, muß immer auf der Hut ſein, um mich nicht unwillkürlich einmal zu verrathen.

Dresden, den 8. Januar 1816.

Geſtern waren wir im Schauſpiel. Es wurde Macbeth gegeben. Das iſt wohl eine der großartigſten Tragödien — nicht bloß von Shakespear, ſondern überhaupt! So, gerade ſo, geht es her in der Menſchenbruſt! da erwachen die Gedanken, zuerſt nur träumeriſch, dann ganz, ſchlagen die Augen auf, ſehen uns an mit verlockendem Blick und wir ſchauen ſo tief in dieſen bethörenden Blick hinein, bis wir uns ganz in ihn verſenken und verlieren und bis er unſer Licht und unſere Leuchte wird. Dann faſſen wir Alles auf im Sinne dieſer Gedanken; Alles, was uns begegnet, drängen wir in ihre Richtung, deuten wir in ihrem Verſtändniß. Und dann, wenn wir uns innerlich ganz vertraut mit ihnen machten, dann kommen die äußern Umſtände herzu — und der Gedanke wird zur That. Ein Unbefangener hätte die Prophezeihungen der Hexen verlacht oder ſtolz zurückgewieſen; — Macbeth wird tief ergriffen, denn ſie ſprechen die Sprache ſeiner Gedanken. Kommt dann ein übermächtig drängender Impuls dazu — eine Lady Macbeth — — ſo wird es vollbracht! denn das ſchwache träumende Kind der Gedanken iſt ein Rieſe geworden, der ſich in ihrem Schooß nicht mehr bergen kann und nicht länger thatlos und doch ruhelos verbergen will. — Und nun das, was folgt! . . . Mitten in dem Pomp der Majeſtät und dem Glanz des Feſtes — Banco's Schatten! Mitten in der Ruhe der Nacht — die Aengſte des Traumes von der blutigen Hand! — Nie habe ich eine Tragödie ſo mitgelebt wie geſtern den Macbeth! aber es war ein grauſiges Leben — und als der Vorhang fiel, dachte ich: Dort iſt es nun zu Ende, aber . . . . hier nicht. Alarich gab mir den Arm, um mich fortzuführen.

„Wie Du zitterſt!" ſagte er theilnehmend.

„Ja, es iſt eine grauſige Tragödie," entgegnete ich; „und durch die vortreffliche Darſtellung iſt ſie mir ſo lebendig geworden, daß ich ſie durchlebte."

„O," ſagte er ſcherzend, „das Furchtbarſte darin betrifft nicht Dich — ſondern mich."

„Haſt Du Macbeths-Gedanken?" fragte ich lächelnd.

„Nein!" erwiderte er, „ich gönne allen Königen ihre Kronen lieber als mir. Aber Macbeth hat mir wieder gezeigt, wie ungeheuer weit der Einfluß eines geliebten Weibes geht . . . . und wie wir auf der Hut ſein müſſen gegen Euch." — —

Schloß Traun, den 15. September 1816.

Wie er mehr und mehr anſchwillt der Kelch, in welchem ich Nektar finden wollte und Wermuth finde!

Und je mehr das geſchieht, deſto häufiger fallen mir die Worte des Prieſters von Nizza ein: „Nehmen Sie Ihr Kreuz von Gottes Hand an und tragen Sie es, ſo lange Er will.“ Klingt nicht durch dieſe Worte ich weiß nicht was für eine Ahnung, daß Gottes Hand mir zu Seiner Zeit das Kreuz auch wieder abnehmen werde? — O hätte ich das damals verſtanden!

1. October.

Alarich frohlockt über unſere Hoffnungen. Ich bin ſo ſtumpf, daß ich mich über nichts auf Erden freuen kann, am wenigſten über dieſe Ausſicht. Ich bitte Gott nur um das Eine: mir eine Tochter zu ſchenken; — denn ein Sohn . . . ein Sohn nach Peregrin . . . . das wäre nicht zu ertragen.

21. December.

Gottes Gerichte ſind furchtbar — beſonders die verborgenen. Mein Kind lebt, geſund, kräftig . . . . ein Sohn! Ja, ein ſchöner, ſtarker Knabe! — Wer hätte das erwartet nach elf Jahren! nach vier unglücklichen Wochenbetten! — „Ausharren! ausharren!“ ſagte der Prieſter von Nizza. Warum ſetzte er nicht hinzu: „Ich weiß deine Zukunft: folge mir!“ — O ich Unſelige! ich fürchte manchmal den Verſtand zu verlieren — und das darf ich nicht, denn der Irrſinn iſt zuweilen geſchwätzig und plaudert die traurigen Heimlichkeiten des Herzens aus. — Aber welch ein Glück .... oder welch eine Tugend iſt der Glaube! Hätte ich damals geglaubt, was der Prieſter ſagte, daß er als Stellvertreter Gottes zu den Seelen ſpreche, rathend, richtend, warnend, liebend: ſo wäre ich jetzt die glücklichſte Gattin, die glücklichſte Mutter! — Warum habe ich nicht den Troſt eines ſolchen Glaubens? mein Gott, das iſt ungerecht! — Aber um ihn zu üben — dazu gehört doch große Tugend. Denn in der allgemeinen Erkenntniß, daß wir zu glauben haben, liegt weiter nichts Tröſtliches und die ſpezielle Einſicht in jeden beſondern Fall iſt uns nicht gegeben: ſo müſſen wir denn immer unſer Verlangen, unſern Willen, unſere Anſicht im Glauben unterwerfen — und das iſt ſchwer! — — Um mich einigermaßen zu beruhigen, klammere ich mich an den Gedanken an, daß Alarich, ohne Peregrin's Dazwiſchenkunft, für mich verloren geweſen wäre, und wenn ich mir das lebhaft vorſtelle, ſo bin ich mit Allem, was ich that, vollkommen ausgeſöhnt und mein Gewiſſen verſtummt — denn ich durfte Alarich nicht auf ſeinem Wege forttaumeln laſſen.

2. Juli 1817.

Immer dieſe zwei Kinder vor Augen zu haben, beiden gleichmäßig Liebe beweiſen zu ſollen — und das Eine, das ſich ganz und gar des Vaters Herz bemeiſtert hat — dies Eine beinahe zu haſſen — iſt das nicht, um den Verſtand zu verlieren? — Die Leute ſagen, ich ſei launenhaft, ich ſei melancholiſch, ich quäle meinen Mann — das iſt Alles wahr. Mich peinigen die furchtbarſten Gedanken! bald möchte ich Peregrin heimlich verſchwinden laſſen, bald mich Alarich zu Füßen werfen und ihm Alles geſtehen, Alles, was ich aus Liebe zu ihm verbrochen habe. Aber ich bin nicht fähig, ſolche Dinge zu thun. Die Angſt, wie Alarich eine ſolche Erklärung aufnehmen und was darauf folgen würde, iſt ſo groß, daß ich lieber in meinem Elend verbleibe und mich von Alarich aus einem Badeort zum andern, von einer Zerſtreuung zur andern führen laſſe. Seine Liebe, Güte und Sorgfalt ſind grenzenlos und ſind mir dermaßen ſüß und wohlthuend, daß ich ſie um keinen Preis entbehren kann und will. Eine Enthüllung über Peregrin könnte ihn aber möglicherweiſe, ja ſehr wahrſcheinlich, gegen mich erkälten, und da ich gerade dies vermeiden wollte: ſo muß ich ſchon ausharren in dieſem geheimen Zwieſpalt meines Lebens, das ſich nach Außen zwiſchen Roſenhainen — nach Innen zwiſchen Nachtſchatten bewegt.

25. November.

Mein Verhältniß zu Juſtine, früher ſo voll Vertrauen und Zärtlichkeit, iſt ganz geſtört. Ich habe ihr gegenüber alle Haltung verloren und weiß nicht, wie ich mich benehmen ſoll, obſchon ſie immer ſehr liebevoll für mich iſt und mich ungemein freundlich aufnimmt, wenn ich ſie beſuche. Auch gegen die Kinder iſt ſie gut — verſteht ſich, in ihrer kühlen Art, die ihr überhaupt in dieſem Fall ſehr zu ſtatten kommt.

„Wer A geſagt hat, muß Z ſagen," ſpricht ſie, „und muß beide Kinder ganz gleichmäßig behandeln."

„Das iſt für Dich leichter, als für eine Mutter," entgegnete ich; „die fühlt nun einmal anders für das eigene Kind."

„Die Gefühle ſind Dir unbenommen," ſagte ſie, „nur dürfen ſie nicht hervortreten."

„Das iſt ungefähr ſo," rief ich mit einiger Bitterkeit, „als wenn Du ſprechen wollteſt: Scheine nur, du Sonne, aber laß es nicht Tag werden."

„Liebe Lucia," entgegnete ſie mitleidig, „wann wirſt Du begreifen, daß Selbſtbeherrſchung allein den Verkehr der Menſchen unter einander möglich macht. Jeder von uns trägt ſeine Paar Pfund oder Centner Blei im Kämmerlein ſeines Herzens mit ſich umher. Nun gut! das gehört zum Leben ſo gut wie der Athemzug und wie der Tod. Davon iſt wirklich nicht ſo viel Aufhebens zu machen. Du haſt gehandelt, wie Du handeln mußteſt, und ich habe Dir gerathen, wie ich rathen mußte. Jetzt müſſen wir die angenehmen Erfolge ſowohl, als die unbequemen Folgen mit Gleichmuth annehmen.“

„Mit Gleichmuth! und das Schwert des Damokles, die Entdeckung .... ſchwebt über meinem Haupt!“ rief ich; — „und die ganze Zukunft meines Sohnes wird beeinträchtigt! Die Liebe ſeines Vaters, ſein Vermögen — Alles muß er theilen ... und dieſen Antheil hab' ich ihm geraubt!“

„Beruhige Dich, beſte Lucia, und bedenke, daß er vielleicht gar nicht auf der Welt wäre und Du keinen Sohn hätteſt, wenn Peregrin ihm nicht vorausgegangen wäre. Und was das Vermögen betrifft, ſo können ja wir, Du und ich, ausſchließlich das unſere ihm zuwenden. Sei alſo vernünftig, nimm das Leben wie es iſt und ergrüble Dir nicht Sorgen für die ferne Zukunft, die Keinem von uns ſicher iſt. Du kannſt ſterben, Du kannſt Wittwe werden, eines der Kinder oder alle beide können ſterben: all dieſe Ereigniſſe ſind möglich, denn überall lauert der Tod. Rüttle alſo nicht an dieſem und nicht an jenem. Je ruhiger Du die Verhältniſſe betrachteſt und behandelſt, deſto beſſer wird es für alle Theile und deſto glücklicher wirſt Du ſein.“

So ſprach Juſtine fort und fort zu mir. Wie gern folgte ich ihr! Aber in mir ſpricht eine andere Stimme — und mitten im Beſitz und Genuß von

Allem, was ein Weib beglücken kann, habe ich nicht eine einzige glücklich-ruhige Stunde!! —

Peregrin las dieſe Blätter — und las ſie wieder — und las ſie abermals — und mehr und mehr mit der Empfindung, als werde ſein Herz von einem Dornengeſtrüpp zerfleiſcht und von ſeinen Augen das milde, ſüße Licht hinweggenommen, in welchem er bis jetzt Welt und Leben, und ſein eigenes und fremdes Schickſal betrachtet hatte. In ihm — Todeswunden: keine Eltern, keine Liebe, keine Heimath! Außer ihm — tiefſte Nacht: keinen Namen, keine Zukunft! — Ihm war zu Sinn, als müſſe er ſterben, nachſterben dem Peregrin Gorm, der ſo eben vor ſeinen Augen in ein fürchterliches Grab verſunken war. — —

Die Baroneſſe ließ ihm das Nachteſſen anſagen. Der Diener, der mindeſtens ein Vierteljahrhundert in Tannhof geweſen war, kam zurück und meldete mit betrübter Miene:

„Graf Peregrin läßt ſich entſchuldigen; er wird erſt morgen früh erſcheinen.“

„Iſt er unwohl?“ rief Juſtine faſt erſchreckt.

„Wenn er es nicht iſt, ſo muß er es werden, gnädige Baroneſſe .... vor Hunger. Während der Speiſeſtunde war er unterwegs; hier hat er ein einziges Täßchen Kaffee genommen — und jetzt kein Nachteſſen! das ruinirt die Geſundheit.“

„Wie ſieht er denn aus … krank? angegriffen?"

„Ich habe ihn gar nicht geſehen, gnädige Baroneſſe. Ich klopfte an ſeine Thür, ein-, zweimal. Da ich keine Antwort bekam, dachte ich, Graf Peregrin ſei in Schlaf gefallen — und verſuchte leiſe zu öffnen; aber die Thür war von Innen geſchloſſen. Da erſchrack ich, rüttelte unſanft am Schloß und rief: Herr Graf! Herr Graf! Nun kam er an die Thür und fragte, ohne ſie zu öffnen, was ich wolle. Ich meldete, daß die gnädige Baroneſſe den Herrn Grafen zum Nachteſſen erwarteten. Da ſagte er: Ich danke; — ich werde morgen zum Frühſtück kommen. Da ſagte ich: Aber Herr Graf werden ja bis dahin vor Hunger umkommen. Da ſagte er nichts weiter und im Zimmer war es mäuschenſtill."

„Ich will ſelbſt hinaufgehen — vielleicht iſt er krank," ſagte Juſtine.

Der Diener ergriff eine Kerze, um ihr vorzuleuchten; aber ſie nahm ihm dieſelbe aus der Hand und ging allein hinauf. Als ihr Anklopfen ohne Erfolg blieb, nannte ſie ſich und Peregrin ſagte nun:

„Ja, morgen früh werde ich kommen, heute nicht."

An der ernſten Beſtimmtheit des Tones hörte Juſtine, daß hier nichts zu ändern ſei. Sie ſagte alſo:

„Nimm Dir die Sache nur nicht übertrieben zu Herzen, Peregrin. Du bleibſt ja das, was Du biſt.

Sei verſtändig. Ich hoffe, die nächtliche Ruhe bringt Dir gute Gedanken.“

Sie bekam keine Antwort.

„Er hat eine ſtarke Migräne und folglich keinen Appetit,“ ſagte Juſtine, als ſie zu dem Diener zurückkam, dem man ſeine getäuſchte Hoffnung anſah.

Sie ſetzte ſich alſo allein zum Nachteſſen, das ſie in ihrer mäßigen Weiſe mit gutem Appetit verzehrte und dabei heimlich dachte: Hätte ich das gewußt, ſo hätte ich wahrlich nicht der Köchin die Mühe gemacht, eine Speiſe mehr zu bereiten.

Als dieſer Act vorüber war, begann ein neuer. Die unglückliche Kammerfrau erſchien mit dem trübſeligſten Geſicht von der Welt, um ihr Vorleſeramt zu verwalten: ſie mußte diejenigen Artikel aus Zeitungen und Journalen vorleſen, welche Juſtine mit Rothſtift bezeichnet hatte. Die franzöſiſche Staatsweisheit war vor dreißig Jahren die bewunderte und geprieſene der europäiſchen Preſſe. Ihre Doctrinen über das conſtitutionelle Regiment des Bürgerkönigthums erregten in Deutſchland bei derjenigen Partei, die ſich liberal nannte, ein heftiges Verlangen nach ähnlichen glückſeligen Zuſtänden und ſo wurde denn die Doctrin eines Perrier, Guizot, Thiers breit, weitläuftig, mit unendlichem und unermüdlichem Wortſchwall in Leit- und ſonſtigen Artikeln dargelegt, beleuchtet, erörtert und erläutert — und die unglückliche Jacobea mußte dieſe abendlichen Vorleſungen halten, die ihr nicht anders vorkamen, als ob ſie ebräiſch mit deutſchen Buchſtaben vortrüge.

„So! nun ſtelle Dir die Lampe ganz nah,“ ſagte Juſtine, „und ſprich die fremden Worte nach meiner Angabe aus. Geſtern haſt Du den ganzen Abend, wenn das Wort „Doctrin“ vorkam, ſtandhaft und regelmäßig geſagt „Doctorin“ — und haſt es immer mit einem Nachdruck ausgeſprochen, als freuteſt Du dich, Dein tiefes Verſtändniß dieſes Wortes kund zu geben. „Die Docterin Guizots ſteht der Doctorin Thiers, wenn nicht feindlich, ſo doch auch nicht zuſtimmend gegenüber:“ Das iſt ja Unſinn. Alſo merk' es Dir.“

Jacobea's Vorleſung wurde aber faſt gar nicht getadelt, weil die Baroneſſe ſie heute wenig beachtete. Ihre Gedanken waren mit Peregrin beſchäftigt. Sie ärgerte ſich über den Leichtſinn, womit ſie ihm Lucia's Tagebuch anvertraut hatte. Konnte er nicht einen böſen Gebrauch davon machen? Ungelegenheiten bereiten? — Ein untergeſchobenes Kind ... war das nicht ſo etwas wie ein Verbrechen ... und zwar ein ſolches, wovon die Gerichte Notiz nehmen? — Aber was hätte er davon? .... Nein! ſein Intereſſe fällt mit dem unſrigen zuſammen und heißt: Schweigen.

Am andern Morgen erſchien Peregrin zum Frühſtück bei der Baroneſſe. Er ſah aus wie ein aus dem Grabe Erſtandener, der noch unter dem Schauer des Todes ſteht. Ihr verſagte die Stimme bei ſeinem Anblick.

„Was iſt denn jetzt eigentlich Eure Idee?“ fragte er und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Höchſt einfach und kurz: der Gütertauſch — damit Schloß Traun an den rechtmäßigen Erben komme. Deine unglückliche Mutter iſt nämlich von der Vorſtellung gepeinigt, daß ihr Mann ihr in Ewigkeit zürnen werde, wenn die Succeſſion in der Familie keine regelrechte ſei. Gewiß ein kindiſcher Gedanke! — denn wenn die Todten etwas wiſſen von irdiſchen Angelegenheiten, ſo müſſen ſie dieſelben ganz anders beurtheilen, da ſie nicht perſönlich von ihnen berührt werden und folglich die Haupttriebfeder menſchlicher Urtheile, die Selbſtſucht — wegfällt. Nun gut! das faßt ſie nicht! — Ihr melancholiſcher Zuſtand hat ſeinen Grund in ihrer Angſt vor dem zürnenden Schatten ihres Mannes. Durch Schloß Traun hofft ſie ihn zu verſöhnen. Ich theile nun freilich dieſe Anſicht nicht; dennoch wünſche auch ich, daß Schloß Traun dem ächten Gorm bleibe: es ſcheint mir billig. Deine Mutter und ich .... wir glaubten, Du würdeſt, ihren Bitten nachgebend, den Tauſch eingehen; — in dieſem Fall hätteſt Du nie eine Sylbe von der Vergangenheit erfahren. Jetzt mußt Du es ſchon ſo einrichten, daß Alerich ſich füge und daß Ihr

Beide ein Abkommen treffet, welches Schloß Traun in ſeine Hände bringt, ohne Verdacht in ihm zu erregen."

„Und dann ſoll ich ihm Coſchau ſtehlen?" ſagte Peregrin mit eiſiger Ruhe.

„Welcher Unſinn! Du biſt nun einmal der Adoptivſohn der Familie und nimmſt, was Dir gebührt."

„Mit nichten! ich bin kein Adoptivſohn! als ſolcher hätte ich allerdings die Rechte, die mein Vater geſetzlich auf mich übertragen hätte. Aber nie hat Derjenige, der mich und den ich als den zärtlichſten und beſten Vater geliebt — nie hat er mich adoptirt .... nie den ungeheuern Betrug geahnt, deſſen Opfer er war und ich bin. Mit Abſcheu hätte er das untergeſchobene Kind fortgewieſen und nie hätte er eine ſo teufliſche Lüge, die ihr Gift in den Schooß einer Familie ſpeit, durch Adoption gerechtfertigt."

„Biſt Du wahnſinnig geworden?" rief die Baroneſſe; — „das arme elternloſe Kind aus dem Waiſenhauſe zu Genua kommt zu Namen und Erziehung, Familie und Vermögen — und nennt das eine „teufliſche Lüge?" Deine wirklichen Eltern haſt Du verloren; Andere nehmen ihren Platz ein, überhäufen Dich mit Liebe .... und ſtatt ihnen auf den Knien zu danken, geberdeſt Du dich, als habe man ein Verbrechen an Dir begangen?"

„Ein fluchwürdiges Verbrechen habt Ihr begangen .... Du und die unglückſelige Mutter!“ rief Peregrin. „Ja, es wäre eine gute Handlung von Eurer Seite und eine große Wohlthat für den armen Waiſenknaben geweſen, wenn Ihr ihn erzogen und ſeiner Herkunft gemäß verſorgt und das Alles mit Liebe gethan hättet. Aber ihn zu dem greulichſten Betrug zu brauchen, der ſich erdenken läßt: und einen Vater glauben zu machen, es wäre ſein Sohn — das verdient Abſcheu . . . keinen Dank.“

„Wo iſt das Tagebuch Deiner Mutter?“ fragte die Baroneſſe beunruhigt.

„Ich habe es und werde es behalten.“

„Es gehört mir!“ rief ſie; — „Deine Mutter brachte es einmal her mit andern Briefen und Papieren, um Alles zu zerſtören. Ich bat ſie um das Tagebuch, weil es vielleicht einmal nützlich ſein könne. Sie gab es mir nur unter der Bedingung, es vor kein menſchliches Auge zu bringen und es vor meinem Tode zu vernichten. Ich verſprach Beides. Als ich Dich geſtern in ſo furchtbarer Aufregung ſah, hielt ich für das Beſte, Dir durch das Tagebuch die Wahrheit kund zu thun. Das iſt geſchehen . . . jetzt gib es zurück.“

„Ich behalte es!“ entgegnete Peregrin. „Es iſt für mich ein unſchätzbares Document. Wer weiß, welche Intrigue Ihr wieder erſinnen, welche Behauptungen Ihr aufſtellen könntet, wenn ich es nicht behielte. Hier habe ich die Wahrheit, aufgezeichnet von der Hand der unglückſeligen Mutter und beglaubigt durch ihren ganzen Charakter, der ſich hier in den klarſten Umriſſen darſtellt. Hier löſt ſich das Räthſel, das zugleich meine Demüthigung und mein Sporn war: ihre Vorliebe für Alarich. Hier erklärt ſich ihre Unruhe, ihre nervoſe Aufregung, ihre Melancholie: das Gewiſſen peinigte ſie. Dafür danke ich Gott! es iſt ein Zeichen, daß ſie wenigſtens ein menſchliches Herz behielt."

„Ich aber nicht — willſt Du hiemit ſagen, wie mir ſcheint," entgegnete Juſtine achſelzuckend. „Lebe Du einmal erſt ſechszig Jahre, wie ich gelebt habe .... und dann ſieh zu, was von Deinem Herzen übrig ſein wird! — In dieſem beſondern Fall nun handelte ich nach der Beſtimmung einer höheren Nothwendigkeit und aus den edelſten Motiven: das Glück meiner Schweſter, ihre Verſöhnung mit ihrem Mann, eine muſterhafte Ehe, vierundzwanzig Jahre voll Glück und Segen — das Alles iſt mein Werk" ... —

„Um den Preis einer Lüge!" rief Peregrin.

„Um den Preis der vortrefflichen Erziehung eines verwaiſten Kindes zu einem vielverſprechenden jungen Mann," ſagte ſie kalt.

„Aber biſt Du denn ſo durch und durch der Wahrheit entfremdet, daß Lüge und Betrug in Deinen

Augen keine moraliſche Miſſethaten ſind!" rief er heftig.

„In unſerer ſublunariſchen Welt muß Jeder die Mittel anwenden, die ihm eben zu Gebot ſtehen, um ſein Ziel zu erreichen," entgegnete die Baroneſſe. „Der Menſch lebt in Illuſionen — und deſto glücklicher, je roſenfarbener ſie ſind. Dein Vater war zufrieden und froh durch die ſeine. Wie mancher Vater liebt ein Kind, das ihm in minder unſchuldiger Weiſe präſentirt wird."

„Mir grauet vor Dir," ſagte er ſchaudernd.

„Nun, ſo entſetzlich unſchuldig wirſt Du denn doch nicht ſein," ſagte Juſtine mit Gleichgültigkeit, „daß Du keine Ahnung von den Dingen haben ſollteſt, die in der Welt vorfallen."

„Doch gewiß nur um ſie zu verabſcheuen — und nicht um mich auf ſie, wie auf eine Entſchuldigung für die eigenen Unthaten zu berufen," ſagte er.

Ein Wagen fuhr vor.

„Iſt es der Deine?" fragte die Baroneſſe; — und ſetzte hinzu, als Peregrin es bejahete: „Gut! ich werde Dich begleiten! — Iſt meine Geſellſchaft Dir auch nicht ſehr genehm, ſo will ich Dir doch beweiſen, daß ich ein menſchliches Herz habe und will Deiner armen Mutter zur Seite ſtehen bei der Scene, welche Du ihr bereiten wirſt."

„Ich fürchte Du langweilſt Dich," ſagte Peregrin verſtimmt; „denn ich fahre ſelbſt."

„Durchaus nicht! im Gegentheil! . . . ich habe ein ganzes Heft voll Gutsrechnungen durchzuſehen."

Bei dieſen Worten ſchellte die Baroneſſe und ſagte zu dem eintretenden Diener:

„Jacob! heute und morgen geht Alles ruhig ſeinen Gang im Hauſe fort — und morgen Abend bin ich wieder hier."

„Befehlen Euer Gnaden nicht, daß ich mitfahre?" fragte Jacob verblüfft über dies unerhörte Ereigniß.

„Nein! Jacobea wird mitfahren," entgegnete die Baroneſſe — und in fünf Minuten war ſie pünktlich und ordentlich, wie ein alter Soldat, ſammt ihrer Zofe zur Abfahrt gerüſtet.

„Ich habe auch meine Meriten," ſagte ſie mit ihrem kalten Lächeln zu Peregrin. „Wenig Damen würden mit ſo wenig Umſtänden einen kleinen Ausflug machen."

Er verbeugte ſich ſchweigend und gab ihr den Arm, um ſie zum Wagen zu führen. Im Vorſaal hatten ſich die Dienſtboten verſammelt, um von der Baroneſſe Abſchied zu nehmen, denn ſeit zwanzig Jahren, ſeit Alarichs Geburt, hatte ſie nie eine Nacht außerhalb Tannhof zugebracht. Alle wünſchten glückliche Reiſe und glückliche Heimkehr, und als der Wagen verſchwunden war und Jeder zu ſeinem Tagewerk zurückkehrte, wiegte die Haushälterin bedachtſam das Haupt und ſagte prophetiſch:

„Das hat etwas zu bedeuten.“

„Ja wohl . . . . das hat etwas zu bedeuten!“ ſagte Jacob mit Nachdruck.

„Eine Heirath, nicht wahr, Jacob?“ fragte ſie neugierig. „Graf Peregrin iſt in den Jahren. Wer nur die Braut ſein mag? ich hörte einmal von der Tochter eines böhmiſchen Fürſten munkeln.“

„Ach was munkeln! von Graf Peregrin's Braut würde man frank und frei ſprechen — nicht munkeln!“ ſagte Jacob ungeduldig. „Aber immer denken die Frauensperſonen an's Heirathen. Gibt es denn gar nichts Anderes, was auf Gottes weiter Welt einem Menſchenkind paſſiren kann, als zu heirathen!“

„Nun, nun!“ erwiderte die Haushälterin boshaft, „Heirathsgedanken darf man mit allen Ehren haben — und es iſt gewiß nicht ſehr reſpectabel von den Mannsperſonen, wenn ſie ſie nicht haben.“

„Mamſell!“ ſagte Jacob empört, „Sie verflechten immer Dinge, die gar nicht zuſammen gehören. Kann ich dafür, wenn keine Mannsperſon Ihnen gegenüber Heirathsgedanken gehabt hat?“

„Mein guter Jacob, da ſind Sie ſtark im Irrthum,“ ſagte ſie geziert. „Aber was ſind denn eigentlich Ihre Anſichten über dieſe merkwürdige Reiſe?“

„Daß Graf Peregrin krank iſt . . . ſchwer krank.

Er hat hier nicht einen einzigen Biſſen genoſſen! Geſtern Abend nichts . . . heute früh auch nichts! Einen Zwieback nahm er, als ich ihm zum Kaffee das Backwerk bot — aber auch der Zwieback liegt unberührt neben ſeiner Taſſe. Und wie blaß ſieht er aus.“

„Sehen Sie, Jacob, daß ich Recht habe?“ rief triumphirend die Haushälterin; — „die Liebe raubt ihm allen Appetit und darum iſt er blaß. Nun, unſere Baroneſſe wird die Sache ſchon in den gehörigen Gang bringen, und nächſtens vermählt ſich Graf Peregrin mit einer böhmiſchen Prinzeſſin.“

„Der Klügſte ſchweigt,“ ſagte Jacob gelaſſen und ging an ſeine Arbeit. Dieſen Ausſpruch hatte er oft von Juſtinen gehört. Trugen die Dienſtboten ihr Zwiſtigkeiten vor, ſo miſchte ſie ſich äußerſt ſelten hinein, ſondern ſprach nur jene drei Worte, die Jacob jetzt mit ſtoiſcher Ruhe und zu ſeiner großen Befriedigung wiederholte: „Der Klügſte ſchweigt.“

Juſtinens Abreiſe von Tannhof erregte nicht größeres Erſtaunen, als ihre Ankunft in Schloß Traun. Lucia war in ihrem Cabinet, das in den Garten ging; aber ſie hörte, wie die ungariſchen Jucker in den Hof hinein brauſten und wie ſämmtliche Hunde anſchlugen und ſich dem Wagen entgegen und faſt zwiſchen die Räder ſtürzten. Nun weiß er Alles! dachte ſie und wollte aufſtehen und ihm entgegen gehen. Aber ein Schwindel und ein furchtbares Herzklopfen hielt ſie auf ihrem Sitz zurück. Als aber Juſtine und Peregrin eintraten, raffte ſie ſich mit größter Anſtrengung zuſammen und erhob ſich; — aber nur, um zu ſeinen Füßen niederzufallen und mit herzzerſchneidender Klage zu flehen:

„O Peregrin . . . . vergib! vergib mir! . . . . Da es geſchehen war . . . . hätte ich ſchweigen ſollen! Ich habe Dich unglücklich gemacht . . . vergib mir!“

„Ja, Du haſt mich wahrhaft unglücklich gemacht,“ ſagte er mit tiefem Ernſt, indem er ſie aufhob; „denn Du haſt mir nicht bloß die Mutter, ſondern auch das Ideal der Mutter geraubt, das ich in Dir liebte und verehrte. Dennoch aber iſt es mir ein Troſt, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu wiſſen, denn nun kann ich handeln, wie ſie es gebietet und mich zurückziehen von dem grauſigen Betrug.“

„Deshalb bin ich hergekommen,“ ſagte Juſtine, die ihren Pelz abgelegt, Lucia umarmt und ſich am Camin niedergelaſſen hatte.

„Was meint er?“ ſagte die Gräfin zu Juſtine.

„Er meint,“ ſagte Peregrin mit ſchneidender Kälte, „daß die Comödie jetzt zu Ende iſt: Graf Gorm iſt todt; — Gräfin Gorm braucht nicht mehr zu ſorgen, wie ſie ſein Herz zu feſſeln habe; — der einzige Sohn tritt das Erbe an, das ihm gebührt; — und Derjenige, der, ohne es zu wiſſen, den Knoten der Comödie ſchürzte, tritt von der Bühne ab, wo er bisher eine Rolle ſpielte, die — wenn er es nicht bona fide gethan — ihn in's Zuchthaus geführt hätte.“

„So ſpricht ein Menſch, der Dir Alles verdankt!“ ſagte Juſtine zu Lucia, mit einem Blick des Haſſes auf Peregrin.

„Und ſo ſpricht mein Gewiſſen!“ ſeufzte die Gräfin.

„Ah bah!“ rief Juſtine hart; „ich bin nicht gekommen, um Eure tugendhaften Expectorationen anzuhören, ſondern um zu handeln, d. h. um zu verhüten, daß die Leidenſchaft etwas unternehme und die Schwäche etwas zugebe, was gegen die Ehre des Hauſes und des Namens wäre. Du, Lucia, biſt immer derſelbe armſelige Charakter, ewig unterjocht von wechſelnden Gefühlen, heute dermaßen die Sklavin einer Empfindung, daß Du beſinnungslos das thuſt, was Du morgen verabſcheueſt — dermaßen kraftlos, daß Du nicht im Stande biſt, Dich zu überwinden und Dir durch Entſagung den Abſcheu zu erſparen. Folglich kannſt Du gar nicht mit Peregrin verhandeln — und ich bin hier, damit dies in Deiner Gegenwart und mit Deiner Zuſtimmung geſchehe.“

„Von Verhandlungen wird keine Rede ſein,“ erwiderte Peregrin gelaſſen. „Ich ſchüttele den Staub dieſes Hauſes von meinen Füßen und bin fortan ein namenloſer Fremdling — nicht bloß hier, ſondern überall auf Erden.“

Wie von Federkraft empor geſchnellt ſprang die Gräfin auf und zur Thür des Cabinets. Da ſtellte ſie ſich mit ausgeſpannten Armen hin, um Peregrin den Weg zu vertreten und rief:

„So lange ich lebe, wird das nicht geſchehen!“

Peregrin lächelte traurig. Lucia rief ganz außer ſich:

„Welch’ ein Scandal würde das ſein! was würde die Welt folgern! wie würde ſie läſtern! .... welche unverdiente Schmach fiele auf mich ... auf die Familie .... auf den Namen ... auf das Andenken meines Mannes .... auf Alles, was mir heilig iſt und Dir heilig ſein ſollte! Nein! das iſt unmöglich! Die pecuniären Verhältniſſe werden geordnet — und dann bleibt Alles, wie es iſt.“

„Genau meine Anſicht,“ ſagte die Baroneſſe. „Ja, es bleibt ſo ganz wie es iſt, daß ſelbſt Alarich nichts erfahren darf, damit er in voller Unbefangenheit bleibe“ ....

„Und nur ich Euer Opfer ſei!“ ſetzte Peregrin ruhig hinzu. „Ihr wollt von der Außenſeite Eures Lebens die Schmach ferne halten: dafür ſoll ich ſie in meinem Bewußtſein heimiſch machen. Ich ſoll einen Namen ſtehlen, der mir nicht gebührt! .... ich ſoll ein Vermögen ſtehlen, das Alarich zukommt! ich ſoll eine Stellung in der Geſellſchaft ſtehlen, aus der ich jeden Augenblick mit Schimpf und Schande fortgejagt werden kann!“

„Nein, nein! ſo iſt das Alles nicht!“ rief die

Gräfin in fieberhafter Angſt. „Den Namen Gorm haben wir Dir geſchenkt . . . das Vermögen ſchenkt Dir Alarich — d. h. er würde es Dir ſchenken, wenn er die Verhältniſſe kennte“ . . . .

„Und was Deine Herkunft betrifft . . . . ſo iſt ſie unergründlich. Aus dem Waiſenhauſe zu Genua hab' ich Dich geholt,“ ſagte die Baroneſſe, „und habe ein ſchriftliches Verſprechen gegeben, Dich zu erziehen und zu verſorgen. Es kommt ja zuweilen der Fall vor, daß man ein fremdes Kind annimmt. Glaube nur nicht, daß wir dort eine Unthat begingen, um Deiner habhaft zu werden! Und eben weil das durchaus nicht geſchah, kann auch die Sache nie zur Sprache kommen; denn die einzige Perſon, die darum wußte — die Frau, welche Deiner Mutter beiſtand — iſt ſeit fünfzehn Jahren todt. Niemand ſonſt weiß um das Geheimniß.“

„Aber ich weiß darum!“ ſagte Peregrin. „In meiner Hand brennt das Vermögen wie glühendes Eiſen — auf meiner Seele liegt der Name, der mein Stolz war, wie ein Brandmal — in meiner Bruſt nagt der Schmerz ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimath — ein Ausgeſtoßener der Menſchheit zu ſein — und in all' dieſen Jammer ſoll ich mich finden, ſoll ihn ignoriren . . . . und den Betrug fortſetzen, den Ihr angefangen habt! — Nimmermehr!“

„Peregrin, erbarme Dich meiner!“ rief Lucia mit verſagender Stimme.

„Ja dadurch, daß ich Dich erlöſe von der eiſernen Maske, die Dich innerlich zerdrückt hat!“ entgegnete Peregrin. „Haſt Du denn nicht bis auf die Hefe den bittern Kelch geleert, welchen Dein Gewiſſen Dir bereitet hat? willſt Du ihn auf's Neue vollſchenken? und ich ſoll ihn mit Dir theilen? Das iſt unmöglich! — Kein Schmerz wird meiner Zukunft erſpart ſein. Urplötzlich von Allem ſich enterbt zu ſehen, was dem Menſchen das Daſein lieb und köſtlich macht — das geht nicht ab ohne eine Schmerzenskette, deren erſtes Glied ich bis jetzt nur kenne. Aber ſei ſie ſo lang und ſo ſchwer ſie wolle: leicht wird ſie mir ſein im Vergleich zu dem Druck der Lüge, den Ihr mir zumuthet . . . denn ſie macht mich nicht ehrlos.“

Die Gräfin ſank auf einen Sitz und wimmerte leiſe. Die Baroneſſe ſprach mit eiskaltem Zorn:

„Herzloſer Menſch!“

„Das bin ich nicht,“ ſagte Peregrin, kniete neben der Gräfin nieder und bedeckte ihre eiskalten Hände mit Küſſen.

„Ah bah!“ rief Juſtine in ihrem harten Ton, „ein Handkuß bedeutet kein Herz! — Der Ausdruck des Herzens iſt Liebe.“

„Ja,“ ſagte Peregrin; „aber das, was Ihr Liebe nennt, iſt keine wahre Liebe. Dein Idol war meine Mutter; und das ihre — mein Vater; — und dieſen Euren Idolen habt Ihr gedient, wie man ſeit

Anfang der Welt ihnen gedient hat: blind, knechtiſch, leidenſchaftlich . . . . bis zur Unterdrückung jedes Gefühls für Recht und Wahrheit, bis zur Gewiſſenloſigkeit. Das iſt nicht die Signatur der wahren Liebe! die gibt dem Herzen hohe ſittliche Ideale und die Kraft, ihnen nachzuſtreben — gleichviel wie die irdiſchen Erfolge ſein mögen und ob ein Paradies erbaut oder zerſtört werde."

Er legte die Hand über die Augen, denn in ſeinem Herzen — aber nicht auf ſeinen Lippen — zitterte der Name Heliade!

„Wem Du dieſe Deine ſublime Liebe zuwendeſt, mögen die Götter wiſſen," antwortete die Baroneſſe. „Deine arme Mutter hat keinen Theil an ihr — das weiß ich."

„Es iſt vergeblich, mit Dir über die Liebe zu ſtreiten," ſagte Peregrin. „Du betrachteſt ſie als eine blinde Nöthigung zu jeder That, die in ihrem augenblicklichen Intereſſe liegt — ich kann ſie nicht trennen von tiefer Ehrfurcht vor ſittlicher Würde. Nach Deiner Anſicht müßte ich aus Liebe zu meiner Mutter in einen Betrug einwilligen, der uns Alle unausſprechlich erniedrigt; nach meiner Anſicht muß ich ihr die rettende Hand anbieten, um ſie aus dem furchtbaren Abgrund heraus zu ziehen."

„Ach, Peregrin, was willſt Du denn eigentlich thun?" jammerte die Gräfin händeringend.

„Meine Reiſe nach dem Orient antreten — und nicht heimkehren,“ ſagte Peregrin ruhig.

„Nimmermehr!“ rief die Gräfin, ihn leidenſchaftlich umfaſſend. „Dazu hab' ich Dich viel zu lieb.“

„Ja, jetzt … in der Aufregung,“ ſagte er traurig.

„Nein, immer!“ betheuerte ſie.

„Arme Mutter! ich las ja Dein Tagebuch — und all' die Qualen, die Dein Herz zerriſſen, weil Du im innerſten Heiligthum Deiner Familie neben dem Gatten und dem Sohn das fremde Waiſenkind als Dein eigenes behandeln mußteſt.“

„Juſtine!“ rief Lucia empört.

„Ah bah! ich gab es ihm in guter Abſicht,“ verſetzte ſie mißmuthig; — „doch jetzt verlange ich es zurück. In ſeinen Händen kann es uns compromittiren. Er iſt ja wie wahnſinnig.“

„O mein armer, lieber Peregrin,“ rief Lucia in Thränen, „das nimmt mich nicht Wunder bei Deinem warmen Herzen, bei Deiner Liebe zu mir und zu dem theuern Abgeſchiedenen. Ich fühle wohl, daß der Schlag allzu hart iſt . . . aber“ . . . —

„Aber er iſt gefallen!“ unterbrach ſie Peregrin; — „und wenn Du auch meinetwegen jammerſt, daß es geſchah: ſo fühlſt Du dich doch innerlich von einer ungeheueren Laſt erlöſt, weil Dein Sohn zu ſeinem Recht kommt.“

Die Gräfin fühlte tief die Richtigkeit dieſer Bemerkung. Sie rief:

„Das leugne ich nicht! es wurde aber die Laſt wieder auf mich zurückſtürzen, wenn Du jetzt eigenſinnig darauf beharrteſt, nicht mehr für meinen Sohn gelten zu wollen. Mit welcher Stirn ſollte ich vor Alarich hintreten, vor meine Freunde, vor die Welt .... wenn Du — — ich mag das gräßliche Wort gar nicht ausſprechen! .... verſchwinden wollteſt! Auch will es mir ſcheinen, daß Du ſowohl mir, als dem Namen und der Familie einige Rückſicht ſchuldeſt; denn wir haben Dich gehegt und gepflegt, erzogen und gebildet, ſo daß wir uns wohl mit Recht geiſtiger Weiſe Deine Eltern nennen können."

„Deshalb werde ich auch geiſtiger Weiſe Dein Sohn, Dein dankbarer Sohn bleiben," entgegnete Peregrin, vor Lucia niederkniend. „Ich danke Dir jetzt und immer für jedes freundliche Lächeln, für jeden guten Blick, für alle liebreiche Sorgfalt und Theilnahme, für alle Ermunterungen, die Du mir ſchenkteſt. Ich danke Dir, daß Dein edles Leben mir ein hohes und beſchützendes Ideal von weiblicher Würde und das Verlangen gab, einer ſolchen Mutter nie Kummer zu bereiten. Ich danke Dir, daß meine Kindheit und meine Jugend unter dem unausſprechlich wohlthätigen Einfluß einer glücklichen Ehe, eines zufriedenen, harmoniſchen Familienlebens geſtanden haben. Das ſind unvergeßliche Wohlthaten! ſie bilden einen Schatz, der mir auch in der Zukunft von Nutzen ſein wird .... darauf verlaſſe Dich .... das tröſte Dich. Eine gute Erziehung iſt unter allen Umſtänden eine gute Rüſtung und ein ſtarker Schirm gegen das Böſe.“

„O Kind, Du erquickſt meine gefolterte Seele durch dieſe Anerkennung!“ rief Lucia.

„Ja!“ ſagte Peregrin ſchmerzlich, „ich verleugne keine Wahrheit. Aber eben deshalb darf man mir keine Lüge zumuthen.“

„Was wird Alarich ſagen!“ wehklagte Lucia von Neuem; „Ihr lebtet immer als die beſten Brüder in liebevoller Eintracht miteinander!“

„Nicht ich zerſtörte ſie . . . aber ſie iſt zerſtört . . . auf immer!“ rief Peregrin. „Wollteſt Du die Sache vor Alarich verſchweigen: ſo wäre ich ſein Bruder — durch Betrug! Wollteſt Du ſie ihm mittheilen und ich ſollte dann als Bruder von ihm geduldet werden: ſo kämen wir Alle in eine unerträgliche Lage, die ſo ſchief und ſo peinlich wäre, daß wir ſie auf die Dauer nicht ertragen könnten. Für Euch wäre es eine widerliche Comödie, für mich — eine permanente Lüge. Und nun denke Dir den Fall, daß zwiſchen Alarich und mir irgend ein Conflict entſtände! Denke Dir z. B., daß unſere Neigung auf eine und dieſelbe Perſon fiele, daß ſie mir den Vorzug gäbe: in welche Verzweiflung würdeſt Du gerathen . . . . und mit welchem Jammer müßte es ihn erfüllen! Die Verſuchung läge für Euch Beide ganz nahe, mich als den Störer Eures Glückes zu haſſen."

Die Gräfin verſtummte, denn ſie dachte an Lydia Hohenfels, und daß Peregrin in dieſem Falle nicht Unrecht habe, inſofern es ſie beträfe.

„Darum iſt es am Beſten, wie ich vorhin ſagte — und wie es die Frucht von tauſend Ueberlegungen und Combinationen dieſer ſchrecklichen Nacht iſt: ich ſcheide, ich verſchwinde," fuhr Peregrin mit tiefer Wehmuth fort. „Das ſoll nicht ſogleich geſchehen.... nicht in einer Weiſe, welche Dich compromittiren könnte. O nein! ... Es iſt ja nichts Unerhörtes, daß ein Menſch in der Wüſte von Palmyra oder Nubien .... oder im Kampf gegen Abd-el-Kadr verſchwinde."

„Aber was wird dann aus Dir?" fragte die Gräfin und rang die Hände.

Dieſe Frage machte einen fürchterlichen Eindruck auf Peregrin: ſie zeigte ihm, daß die Gräfin auf ſeinen Gedanken eingehe. Er wünſchte es, er wollte es; er hatte ja all' ſeine Ueberredung dazu angewendet! Gleichwohl war es ein namenloſer Schmerz, als Diejenige, in der er ſo zärtlich eine Mutter geliebt hatte, den Gedanken erfaßte und ausſprach, daß er ſich von ihr und von der Familie, deren Stolz und Freude er bisher geweſen war — trennen könne und werde. Ihm war zu Sinn, als erfaſſe ihn ein Wirbelwind und ſchleudere ihn von ſeinem ruhigen Pfade in ein ſtürmiſches Meer; denn auf jene Frage wußte er keine andere Antwort zu geben, als ein dumpfes:

„Das weiß ich nicht.“

„Und ohne es zu wiſſen willſt Du in die weite Welt gehen?“ rief ſie.

„Vor der Hand beruhige Dich . . . . denn ich kann nicht auf der Stelle Schloß Traun verlaſſen,“ entgegnete Peregrin abbrechend; — „ich werde mich bemühen, in Frieden und Ordnung Alles zu löſen, was gelöſt werden muß.“

Er küßte die Hand der Gräfin und verließ das Cabinet. Die Baroneſſe ſah ihm nach; dann wiegte ſie beiſtimmend das Haupt und ſagte:

„Er hat freilich Unrecht, mit den Worten Lüge und Betrug um ſich zu werfen, wie ein erhabener Don Quixote; aber darin hat er Recht, daß er geht. Mich hat ſeine Ueberlegenheit über Alarich längſt verdroſſen. Auch hat er eine gewiſſe Vorliebe für den Pöbel, die mit ſeiner Herkunft zuſammenhängt.“

„Für den Pöbel? Peregrin? ich glaube Du träumſt!“ rief die Gräfin unmuthig.

„Das Volk! Volkswohl! Verbeſſerung der Zuſtände des Volks! . . . . dafür ſchwärmt Peregrin und damit hat er auch ſchon den armen Alarich angeſteckt. Nun aber ſchwimmen die Grenzen zwiſchen Volk und Pöbel dermaßen in einander, daß

Peregrin mit dieſem Enthuſiasmus auf falſche Fährte kommt," entgegnete Juſtine.

„Das finde ich gar nicht," entgegnete die Gräfin trocken. „Der Pöbel recrutirt ſich aus allen Ständen — natürlich am zahlreichſten aus dem Stande, der überhaupt der zahlreichſte iſt. Niederträchtigkeit, Ehrloſigkeit, Gemeinheit: das iſt das Charakteriſtiſche vom Pöbel .... aber keineswegs vom Volk allein — und ich freue mich ſehr, wenn Peregrin und Alarich ein offenes Herz für daſſelbe haben. — O armer Peregrin! wie namenlos bedaure ich ihn . . . und mich."

„Sei verſichert, daß Du nach einiger Zeit ſein Verſchwinden gar nicht bedauern wirſt .... höchſtens ſeine Perſon .... die Lücke, die dadurch im nächſten Kreiſe entſteht."

„Was wird aus ihm!" klagte die Gräfin; „er iſt nicht dafür erzogen, um ſein tägliches Brod ſich zu erarbeiten!"

„Und nicht dafür geboren, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!" ergänzte Juſtine. „Gib Dich jetzt zufrieden, daß Schloß Traun an den Stammhalter und das ganze Vermögen in eine Hand kommt."

Lucia wickelte ſich feſt in ihre Mantille ein. Kalter Schauder überlief ſie neben der Baroneſſe.

* * *

In gleichem Verlage ſind von

Ida Gräfin Hahn-Hahn

erſchienen:

Die Martyrer.

Preis fl. 2. 12 kr. — Rthlr. 1. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Die Väter der Wüſte.

Preis fl. 2. 24 kr. — Rthlr. 1. 10 Sgr.

Die Kirchenväter.

Preis fl. 2. 24 kr. — Rthlr. 1. 10 Sgr.

Unſerer Lieben Frau.

Preis im engl. Einband fl. 1. 30 kr. — 26 Sgr.

Das Jahr der Kirche.

Preis im engl. Einband fl. 2. 42 kr. — Rthlr. 1. 18 Sgr.

Vier Lebensbilder.

Ein Papſt — ein Biſchof — ein Prieſter — ein Jeſuit.

Preis fl. 1. 12 kr. — 20 Sgr.

Ein Büchlein vom guten Hirten.

Eine Weihnachtsgabe.

Preis fl. 1. 12 kr. — 21 Sgr.

Peregrin.

Peregrin.

Ein Roman

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

> „Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“
>
> Der heil. Anſelm von Canterbury.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1864.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Die treue Tochter 1
Der Abſchied 50
Die Familie Torrigi 68
Mariano Torrigi 94
Im grünen Erin 117
Jenſeits des Meeres 185
Die Werbung 251
Vergib uns unſere Schuld 276
Gottes Fügungen 339

Die treue Tochter.

„Mein armes Kind, wie Du Dich ermüdeſt mit Deiner ununterbrochenen und ſo ganz nutzloſen Arbeit,“ ſagte Herr von Horburg zu Heliade, die emſig und aufmerkſam mit Blumenmalerei beſchäftigt war. Sie warf ſo eben mit leichtem Pinſel einen Zweig von roſenfarbenem Oleander auf graues Papier und die friſche freie Behandlung der Zeichnung und der Farben verrieth viel Talent. Ohne von ihrem Blatt aufzuſehen, antwortete Heliade:

„Meine Arbeit iſt nicht unnütz, lieber Vater: ſie verſchafft uns hoffentlich Reiſegeld nach Rom.“

„Wie viel haben wir dazu nöthig?“ fragte er mit traurigem Lächeln.

„Genau weiß ich es nicht; aber doch wohl vier- bis fünfhundert Gulden,“ erwiederte Heliade.

„Und wie viel haſt Du bis jetzt ermalt?“

„O ſehr wenig, lieber Vater! aber ich fange ja auch erſt an! Mir gelingt noch nicht jedes Blatt. Ich wähle nur das Allerbeſte aus, damit mein kleiner Pinſel einen guten Ruf bekomme.“

„Und für Dein allerbeſtes Blatt — was zahlt Dir die Kunſthandlung?“

„O Du mußt nicht fragen, was ſie jetzt zahlt, lieber Vater, denn ein Gulden iſt bitter wenig! Du mußt fragen, was ſie zahlen wird — und das wird mit der Zeit ein Dukaten ... ja das Doppelte und Dreifache ſein! ... und dann ſind wir bald am Ziel.“

„Ja, das iſt richtig: dann ſind wir bald am Ziel,“ ſagte er mit tiefer Schwermuth.

„Und in Rom wird ein unausſprechlich ſchönes und glückliches Leben für uns beginnen, mein geliebter Vater,“ antwortete Heliade, ohne auf ſeinen ſchwermüthigen Gedanken einzugehen.

Der Schmerz und der Glaube hatten dieſem Kinde eine Heldenſeele gegeben. Heliade rang um ihren Vater mit allen ach, ſo ſtarken Mächten der Irdiſchkeit. Seitdem ſie das jammervolle Geheimniß ſeiner Seele wußte, betrachtete ſie es als die Aufgabe ihres Lebens, das Werk zu beenden, das Gottes Barmherzigkeit an ihm durch ihre Mutter begonnen hatte. Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe: ſo ſpricht die heilige Schrift, — ſagte Heliade zu ſich ſelbſt in dem Gedankengang, den ſie immer verfolgte; — das

Auge Gottes allein durchſchaut die Verhältniſſe, die Zeiten, die Einflüſſe, unter denen wir leben und die auf uns wirken; es ſieht alſo auch die entſchuldigenden Gründe, an denen die Jugend meines armen Vaters ſo reich iſt. Und deshalb will ihn die göttliche Barmherzigkeit nicht in ſeinem Elend laſſen. Deshalb hat ſie ihn mit meiner Mutter zuſammengeführt. Deshalb hat ſie mir durch meine Mutter einen ſo unüberwindlichen Glauben an die göttlich offenbarte Wahrheit der katholiſchen Kirche gegeben. Deshalb hat ſie von mir das Opfer meiner Liebe und meines Erdenglücks verlangt — und da ein Opfer, um Gottes Willen gebracht, immer Kraft gibt: ſo verlangt ſie jetzt von mir, daß ich, um meinen Vater von ſeiner ſchrecklichen Kette abzulöſen, für ihn Ketten trage. Es hat Heilige gegeben, die ſich ſelbſt verkauften, um das Löſegeld armer Gefangener zu zahlen, die in Gefahr ſchwebten, bei den Ungläubigen ihren Glauben zu verlieren. So weit mir das möglich iſt, will ich mich auch verkaufen! Meine Zeit, meine Arbeit, mein Talent, meinen Fleiß will ich verkaufen, um die Summe zu erwerben, die unſere Reiſe nach Rom ermöglicht. Sind wir dort, o, dann leben wir bei meiner Großmutter und mein armer Vater wird ſicher dann zum Entſchluß kommen, ſeinen Glauben nicht länger um eines armſeligen Jahrgeldes willen zu verleugnen. Es werden vielleicht

Jahre darüber hingehen, aber ich bin jung und muthig — und der liebe Gott, der meinen guten Willen ſieht, wird gewiß die Barmherzigkeit haben, meinen Vater ſo lange leben zu laſſen, bis ſeine arme Seele gerettet iſt.

Und ſo machte ſich denn Heliade an ihr Werk mit einer Geduld, einer Beharrlichkeit, einer Selbſtverläugnung, einer Liebe, von deren hoher Tugend ſie ſelbſt keine Ahnung hatte und die ihr Vater kaum zu würdigen verſtand. Sein Gewiſſen ließ ihm freilich in Betreff ſeiner Apoſtaſie keine Ruhe, aber die lange Einſchläferung hatten es jener Feinheit beraubt, die zur Genugthuung drängt und die um jeden Preis mit der Sünde, mit der Gottesbeleidigung bricht. Er meinte, Heliade ſei eher eine gute Katholikin, als eine gute Tochter zu nennen, weil ſie nur ihre Liebe, nicht ihren Glauben geopfert habe, während die Rückſicht auf ihn und die äußern Umſtände das Gegentheil von ihr gefordert hätten. Dennoch konnte er ſich einer gewiſſen Ehrfurcht vor dieſem jungen Mädchen nicht erwehren, das der Liebe eines edlen Mannes, den heißen Wünſchen des Vaters, der Neigung des eigenen Herzens, der glänzendſten Stellung in der Welt unerſchütterlich widerſtand, weil es eine Trübung des Glaubens, eine Gefahr für die Seele darin erkannte. Welchen unerhörten Werth mußte Heliade auf die idealen Güter legen, um den realen ſo vollkommen zu entſagen. Er begriff noch immer nicht, daß die idealen Güter die wirklichen, die wahrhaften, die unvergänglichen ſind. Ja, zuweilen ſchien es ihm, als ſei Heliadens Anſchauungs- und Handlungsweiſe ein beſtändiger Vorwurf für ihn, eine Verurtheilung ſeines Verfahrens — und dann war er bitter und quälend für Heliade, obſchon ſie weit entfernt war, ihn zu richten und nur beſorgt, ihn zu entſchuldigen. Eine gewiſſe Grämlichkeit, die ſich in Folge innerer, andauernder Verſtimmung, des Mißmuths über ſich ſelbſt und der geiſtigen Unthätigkeit bei Horburg einſtellte, machte Heliaden das ſchwere Leben noch ſchwerer. Aber ſie dachte: Er iſt ja ſo unausſprechlich unglücklich! das erdrückt ihn! ich muß ihn jetzt mehr denn je lieben und es ihm zeigen.

Ihr Lehrer war ein ausgezeichneter Blumenmaler. Seine Aquarelle gingen in die Kunſthandlungen von Frankfurt und Mannheim und von dort in alle eleganten Albums reiſender Engländerinnen — und auch ſolcher Perſonen über, welche die anmuthigen Blätter nach ihrem künſtleriſchen Werth — nicht bloß nach ihrer Modeberühmtheit zu ſchätzen wußten. Herr Willbald hatte viel Freude an Heliadens Talent, das ſich ſchon in Dresden bei einem tüchtigen Meiſter ſehr glücklich entwickelt hatte. Er wiederholte oft, ſie ſei ſeine beſte Schülerin, ſie mache ſeinem

Unterricht Ehre, ſie werde ihn dereinſt überflügeln. Als aber Heliade, ermuthigt durch dies Lob, ihn einmal fragte, ob er wohl glaube, daß ein Blatt mit einer Handvoll Schneeglöckchen, das ihr beſonders gut gelungen war, einen Käufer finden werde, wenn ſie es einer Kunſthandlung gebe — da machte Herr Willbald große Augen und entgegnete trocken, dazu ſei ſie noch lange nicht reif. Ueberdas ſei ſie ein unbekanntes Talent und er dürfe natürlich nicht ſeinen Namen auf ihre Blätter ſetzen — das hieße den Käufer betrügen; und ebenſo wenig eine junge Dilettantin als Künſtlerin empfehlen — das hieße die Kunſthandlung betrügen. Heliade erkannte ſofort, daß Herr Willbald nicht die geringſte Luſt habe, ihr ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen. Sie ſagte ruhig:

„Ich hätte gern einige meiner beſten Blätter verkauft; denn ich wünſche vier bis fünf Stunden in der Woche bei Ihnen zu nehmen, weil ich mit zwei Stunden, wie bisher, nicht ſo vorwärts komme, wie ich es wünſche. Meinem Vater kann ich aber unmöglich die verdoppelte Ausgabe zumuthen."

Herr Willbald zuckte die Achſeln und ſchwieg. Heliade war aber entſchloſſen, wenn nicht von ſeiner Protection, ſo doch von ſeinem Unterricht ſo viel wie möglich Vortheil zu haben, und ſie nahm wirklich vier Stunden in der Woche bei Herrn Willbald.

Das Geld verſchaffte ſie ſich dadurch, daß ſie auf Alles verzichtete, was in ihrem Anzug über der knappſten Nothwendigkeit lag und daß ſie in den Abendſtunden Stickereien im Auftrag von Weißzeug- und Tapiſſeriehandlungen anfertigte. So war ſie immer angeſtrengt für ihr hohes Ziel in Thätigkeit, und weil ſie daſſelbe mit aller Kraft ihrer reinen Seele umfing, ſo löste dieſe Energie ſie von dem langen Verweilen der Gedanken bei ihrem eigenen Schickſal ab. Es war ein Sommertraum! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, wenn ihr einmal das junge Herz in dem ernſten mühſamen Leben, das ſie führte, ſo ſchwer wurde, daß es ihr eine Thräne in's Auge drängte; — und es gibt ganz andere Dinge hienieden zu thun, als lieblich zu träumen. Ich habe auch in den Adern O'Connor-Blut; darum per aspera ad astra! mein Geſtirn geht auf, ſobald mein Vater vor einem katholiſchen Altar knien wird. Bis dahin verzichte ich auf Alles, was man Glück zu nennen pflegt. Und dann? — — ja, dann verzichte ich wieder darauf — bis er vor einem katholiſchen Altar gläubig kniet.

So tief hatte ſich mit dem göttlichen Glauben und mit der heiligen Liebe die himmliſche Hoffnung in Heliadens Seele geſenkt! —

Ein Jahr hatte ſie nun in dieſer Weiſe an der Seite ihres grämlichen Vaters verlebt, da kam ſie eines

Tages freudig zu ihm und ſagte, indem ſie ihn zärtlich umarmte und ein kleines Papier vor ihn hinlegte:

„Sieh, Papa, dies iſt der Anfang meines Schatzes zur Reiſe nach Rom. Ich habe einige von meinen Aquarellen an eine Mannheimer Kunſthandlung geſchickt — und dies dafür bekommen.“

Horburg ſchlug das Papier auseinander: es lagen fünf Gulden darin.

„O mein armes Kind, das für Geld arbeitet!“ ſagte Horburg mit tiefem Schmerz.

„Warum denn nicht, mein lieber Vater? die Arbeit Deiner Feder iſt ja auch bezahlt worden.“

„Ich bin ein Mann, Heliade! dem Manne liegt es ob, für die Seinen ſo oder anders zu arbeiten. Aber ein junges Kind, wie Du . . . das iſt ſchrecklich!“

„O gönne mir doch mein Glück!“ ſagte ſie mit liebeſtrahlenden Augen.

Aber nicht immer nahm er die Sache ſo gut auf. Häufig quälte er ſie durch Geringſchätzung ihrer Arbeiten und bittere Bemerkungen über deren ſchwachen Erfolg. Und wenn er es denn dahin gebracht hatte, daß ſich ein Schatten von Wehmuth über Heliadens ſchönes ſeelenvolles Antlitz legte, ſo hätte er gegen ſich ſelbſt wüthen mögen über ſeine unſinnige Barbarei. Der Unfriede einer zerriſſenen, verwüſteten Natur durchdrang ſein ganzes Weſen und floß in ſeinen Worten über.

Als Heliade mit ſo froher Zuverſicht von ihrem glücklichen Leben in Rom ſprach, entgegnete er:

„Es iſt unbegreiflich, daß Deine Großmutter es nicht möglich macht, für das Reiſegeld zu ſorgen, da ſie doch weiß, daß wir durch die Ueberſiedelung nach Heidelberg und die Krankheit Deiner armen Mutter beſchränkter denn je in unſern Mitteln ſind.“

„Sie lebt ja auch in großer Beſchränkung,“ ſagte Heliade, „nachdem ſie vor einigen Jahren meinem Onkel Reginald das kleine Erbe gab, das er nach ihrem Tode erhalten hätte, damit er im Stande ſei, auf ſeiner Miſſion in Peru ein Kloſter, eine feſte Station für ſeinen Orden, zu gründen. Noch in ihrem letzten Brief ſchrieb ſie ſo liebevoll, daß ſie zu jeder Stunde bereit ſei, uns ein Plätzchen in ihrem kleinen Hauſe einzuräumen und Alles mit uns zu theilen.“

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich je darauf eingehen werde, Heliade. Stelle Dir nur vor, welche beengte Exiſtenz wir da führen müſſen — mit Deiner Großmutter und ihrer frommen Genoſſenſchaft.“

„Sie wird es ſchon ſo einrichten, daß Du, lieber Vater, Dich ganz zufrieden fühlen wirſt,“ entgegnete Heliade. „Und dann mußt Du auch das Glück der inneren Befreiung in Anſchlag bringen. Das wird Dir eine Zufriedenheit geben, die Dich leicht über kleine Unbequemlichkeiten hinweghebt.“

„In wie ganz anderem Maß könnte das bereits geſchehen ſein,“ rief Horburg heftig; „wie könnte ich zufrieden mit mir ſelbſt und mit Deinem Schickſal ſein — ohne Deinen Eigenſinn!“

„Was hätte Dir dieſe Zufriedenheit genützt, mein lieber Vater,“ ſagte Heliade ſanft und traurig, „wenn Gott nicht mit uns zufrieden geweſen wäre.“

„Deine Gewohnheit, mir immer mit „Gott“ zu antworten, iſt unleidlich!“ brach er aus. „Freilich iſt es ſehr bequem, ſich mit dem Ungehorſam hinter Gott zu verſchanzen — aber es bleibt das Räthſel übrig, was Du gewonnen haſt durch Eigenſinn und Ungehorſam.“

Heliade unterdrückte die Thränen, die in ihrer Stimme zittern wollten, und ſagte liebevoll:

„Der Tag wird kommen, der Dir dies Räthſel löſet.“

„Ah, Du gibſt alſo zu, eigenſinnig und ungehorſam geweſen zu ſein?“

„Ich ſchweige darüber, lieber Vater.“

„Das Schweigen iſt auch unerträglich! es hat in dieſem Falle einen Beigeſchmack von Verachtung.“

„So will ich denn ſagen, daß ich die feſte Ueberzeugung habe, meine Mutter würde mir keine Vorwürfe machen.“

„Da haſt Du Recht, Heliade!“ ſagte Horburg plötzlich beſänftigt. „Nein ... nicht Dir, wohl aber mir würde Deine herrliche Mutter Vorwürfe machen. O, mein armes Kind! ich bin Eurer nicht werth.“

„Sprich nicht ſo, mein geliebter Vater!“ rief Heliade, verließ ihre Malerei und kniete vor ihm nieder; — „vergib mir nur den ſcheinbaren Widerſpruch, in welchen ich zuweilen mit Dir gerathe! Er iſt gewiß nur ſcheinbar ... denn in Deinem Herzen gibſt Du meiner Mutter ja Recht — und weil ich das weiß, ſo habe ich die Kraft, Deine Vorwürfe ſchweigend zu tragen.“

Horburg legte die Hand auf Heliadens Haupt und ſagte, indem er ihr tief in's Auge ſah:

„Eine ſolche Tochter hab' ich ... ein ſolches Weib hatte ich ... warum denn geht meine Seele nicht auf ihren himmliſchen Wegen?“

„O verſuche es, theurer Vater!“ rief Heliade freudig; — „o wirf die häßliche Kette ab, die Dich zu Boden drückt, die Deine Schritte hemmt, die einzig und allein Dich unglücklich macht! wirf Dich in die Arme der göttlichen Vorſehung! ihre Barmherzigkeit läßt Niemand untergehen“ ... —

„Aber verhungern, Heliade, verhungern läßt ſie doch zuweilen die Leute!“ ſagte Horburg abbrechend. „An mir läge nicht viel! daß aber ſein Kind, ſein einziges, ſein vielgeliebtes, nicht verhungere ... dafür muß der Vater ſorgen. Haſt Du das Reiſegeld nach Rom beiſammen, ſo gehen wir zu Deiner Großmutter ... und dann ſchüttele ich die Kette ab. Das verſpreche ich Dir! Aber erſt dann! Es wäre Wahnwitz, Dich und mich in den Abgrund der äußerſten Noth zu ſtürzen — das kann Gott unmöglich von einem Vater verlangen."

Heliade erkannte zu klar ihres Vaters Kraftloſigkeit, um ihn zu einem Schritt zu drängen, gegen den er ſich ſo ſehr ſträubte; ſie würde ihn nur mehr und mehr in den Widerſtand hineindrängen. Doch ſagte ſie:

„Meinſt Du aber nicht, daß Du durch Deine literariſchen Arbeiten im Stande ſein könnteſt, uns vor Noth zu ſchützen? Sei der Ertrag noch ſo gering — wir nehmen vorlieb! und Du hätteſt dann doch wieder eine geiſtige Beſchäftigung, die Dich zerſtreuen und, um des Zweckes willen, erfreuen würde."

„Ich habe kein ſchriftſtelleriſches Talent — und wo das fehlt, iſt die Federarbeit eine Marter."

„Ein wiſſenſchaftliches Werk zu überſetzen, wäre gewiß keine Marter für Dich."

„Es wäre aber eine jahrelange Arbeit, die ich ſchwerlich zu Ende brächte. Ich bin neunundſechszig Jahr alt: da ſchrumpft der Horizont des Lebens ein."

Wenn Heliade an das Alter ihres Vaters und an ſeine Neigung zur Unthätigkeit dachte, die ein Zeichen iſt, daß ſich bei Menſchen, welche früher ſehr thätig und beweglich waren, die Laſt des Alters fühlbar macht: ſo erſchauderte ſie, weil der Gedanke ihr dann nahe trat, der Tod könne ihn abrufen, ehe die Reiſe nach Rom zu ermöglichen ſei. In heißen Gebeten flehte ſie zu Gott, nur dieſen Kelch von ihr zu nehmen, und ſie verdoppelte ihre Arbeit, ihre Anſtrengung ſowohl, wie ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit für den Vater.

Der Arzt, der ihre Mutter behandelte, hatte eine herzliche Theilnahme für Heliade gefaßt, und obſchon er mit Geſchäften überhäuft war, ſo kam er doch bisweilen zu Horburg, um zu fragen, wie Vater und Tochter lebten. Nach einem dieſer Beſuche ſchrieb er an Heliade, er hätte Herr von Horburg in vier, fünf Monaten nicht geſehen und fände, daß derſelbe während dieſer Zeit auffallend abgenommen habe. Er ſei zwar nicht krank, wohl aber ein erſchöpfter Organismus. Sie möge Sorge tragen, daß er durch ſtarken Wein und kräftige Speiſe geſtützt werde.

Heliade erzitterte bis in's Herz hinein bei dieſer Nachricht. Es war ja ein doppelter Schmerz! Das Leben ihres Vaters ſchien bedroht und es war ihre Pflicht, alle Mittel anzuwenden, zu denen der Arzt rieth. Da dieſe aber wahrſcheinlich ihre kleinen Erſparniſſe in Anſpruch nehmen würden, ſo trat die Reiſe nach Rom, die ſie als ſeine und ihre Erlöſung betrachtete, in nebelhafte Ferne. Mein Gott, verlaß uns nicht! ſeufzte ſie aus tiefſter Seele.

Es war wieder Frühling geworden ... ein Frühling ſo ſchön wie der, welcher vor zwei Jahren ihre Mutter in's Grab gelegt und Peregrin nach Heidelberg geführt hatte. Trotz aller Pflege, die ſie während des Winters ihrem Vater zugewendet hatte, mußte ſie ſich geſtehen, daß ſeine Kräfte beinahe erſichtlich abnahmen. Der Arzt verordnete ihm, viel im Freien zu ſein, ſpazieren zu fahren, zu gehen. Das Alles that er nicht ohne Heliade. Sie mußte immer an ſeiner Seite ſein, ihn am Arme führen, ihm vorleſen. Dadurch blieb ihr ſo wenig Zeit für ihre Aquarellen, daß faſt nichts fertig wurde. Der kleine Erlös deckte kaum die Spazierfahrten, die täglich gemacht wurden. Dem Leibe nach erhielt ſie ihren Vater; doch was wurde aus ſeiner Seele?

Er kannte ſeinen Zuſtand, ohne zu einem Entſchluß zu kommen. Er ſprach öfter von ſeinem Tode, aber immer mit dem Zuſatz:

„Ich hoffe bis zum Spätjahr zu leben. Dann iſt meine Penſion fällig und iſt die einmal ausgezahlt, ſo haſt Du das Reiſegeld nach Rom, armes Kind.“

„O lieber Vater,“ ſeufzte Heliade, „quäle Dich nicht um zeitliche Dinge und denke an die Ewigkeit.“

„Ich denke an ſie, Heliade, und ich will als Katholik ſterben ... das verſpreche ich Dir.“

„Ach, mein lieber Vater, entſpricht eine ſolche Bekehrung auf dem Sterbebett der großmüthigen Liebe, die unſern göttlichen Heiland in ſein bitteres Leiden und Sterben getrieben hat?“

„Nein, mein armes Kind, ſehr wenig. Aber geſetzt den Fall, daß ich mich jetzt bekehrte, und etwa noch ein Jahr lebte ... oder zwei — und die Penſion bliebe nun aus ... dann wären wir ja am Verhungern.“

Heliade rang die Hände in ſtummer Troſtloſigkeit. Konnte ihr Vater nicht eines Abends erſchöpft einſchlafen — und nicht wieder erwachen? Wem iſt die Zuſage gemacht worden, daß er auf dem Todesbett kräftig genug am Körper und klar genug am Geiſt ſein werde, um mit vollem Bewußtſein die Sacramente der Kirche zu empfangen? Geht ein Leben im Glauben dem unvorbereiteten Tode vorher: ſo darf man hoffen, daß der Menſch im Stande der Gnade abgeſchieden ſei und zur ewigen Seligkeit gelangen werde. War aber das Leben vom Glauben abgewendet, ja entſchieden abgefallen: ſo iſt keine Hoffnung vorhanden, daß die unglückliche Seele, die ſich im Erdenleben freiwillig von Gott und ſeiner Liebe getrennt hat, ihn in der Ewigkeit finden und ſchauen werde. All dieſe ſchrecklichen Gedanken beſtürmten Heliade und zuweilen mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie die Verſuchung hatte, an ſich ſelbſt irre zu werden — und ſich fragte: Hätte ich nicht beſſer gethan, meine Seele vielleicht in Gefahr zu bringen, um die meines Vaters gewiß zu retten? ... Habe ich Böſes angeſtiftet, indem ich das Rechte thun wollte? ... Habe ich umſonſt das Opfer des irdiſchen Glückes gebracht? —— Dann flüchtete ſie zu dem Tabernakel des Gottes, in welchem die Wahrheit und die Liebe untrennbar Eines ſind — und hatte ſie dort ihr Herz in Thränenſtrömen ausgegoſſen, ſo blieb ihr zwar ihr Kreuz mit ſeinen Wunden und Schmerzen, allein ſie fand den Frieden wieder, der Denjenigen nie dauernd fehlt, die dem erſten Gebot treu ſind und „keine Götter haben neben Ihm.“ Unfriede iſt nur da, wo den falſchen Götzen gedient wird.

Heliadens heißeſter Wunſch ging dahin, ihrem Vater zu beweiſen, daß ſie ohne dies unſelige Jahrgeld leben könnten und daß ſie im Stande ſei, mit ihrem Pinſel und ihrer Nadel den Lebensunterhalt zu erwerben. Mit der Morgendämmerung brach ſie ihren Schlaf ab und arbeitete ungeſtört einige Stunden, bis das Glöckchen erklang, das ſie zur heiligen Meſſe rief. In der halben Stunde ſammelte ſie ſich Kraft und Gnaden für ihr mühſames Tagewerk und heiter und zärtlich begrüßte ſie heimkehrend ihren Vater und ordnete ſich dann ganz ſeinen

Beſtimmungen, ſeinen Einfällen, ſeinen Launen unter, was denn freilich ihre Arbeiten ſehr unterbrach und ihnen keinen regelmäßigen Verlauf geſtattete. Beſtellungen, die für eine beſtimmte Zeit fertig ſein mußten, durfte ſie nicht annehmen, weil ſie nicht Herr ihrer Zeit war. Der für ein weibliches Weſen ohnehin unerhört ſchwere Erwerb des Lebensunterhaltes war ihr dadurch unmöglich gemacht. Und ſie durfte nicht einmal äußern, wie ſehr viel ihr an der Arbeit liege, weil ihr Vater alsbald geſagt haben würde, ein ſolches Unternehmen ſei wahnſinnig und führe zu nichts weiter, als zum Ruin ihrer Geſundheit. Sie mußte erkennen, daß es ihr unmöglich ſei, den Ausfall des Jahrgeldes durch ihre Handarbeit zu decken — und zugleich einſehen, daß ſich das Leben ihres Vaters immer ſchneller dem Ende zuneige.

In der Mitte des Sommers konnte er das Bett nicht mehr verlaſſen. Er fühlte ſeinen Zuſtand und gab ſich keiner Täuſchung über ſeine zunehmende Schwäche hin. Aber ſeine Hoffnung, bis zum Spätjahr zu leben, war förmlich zur fixen Idee geworden.

„Wenn die herbſtlichen Stürme kommen und die welken Blätter fortfegen, dann nehmen ſie mich mit, mein armes Kind.“

„Leben und Tod liegen in der Hand Gottes,“ entgegnete ſie ſanft. „Er weiß die Stunde, mein lieber Vater . . . nur Er.“

„Sei ruhig, armes Kind! ich verſpreche Dir, daß ich — nicht in Rom, denn dahin komme ich nicht mehr — ſondern in der Stunde, die mir mein Jahrgeld bringt, das Glaubensbekenntniß der katholiſchen Kirche ablegen werde.“

„Geliebter Vater!“ rief Heliade neben ſeinem Bett auf die Knie ſinkend; — „handle edel nach der Seite der Welt hin! handle großmüthig mit Gott! Thue das, wozu Dein Gewiſſen Dich drängt ohne Bedingung. Jenes Jahrgeld, das Dir, dem Proteſtanten, ausgezahlt wird, gehört Dir nicht mehr, da Du im Herzen Katholik biſt.“

„Das bin ich vor Gott! vor den Menſchen bin ich es erſt, nachdem ich das trennende Glaubensbekenntniß ausgeſprochen habe.“

„Das iſt ganz richtig . . . und eben deßhalb ſollteſt Du nicht zögern, das Aeußere mit dem Innern in Uebereinſtimmung zu bringen. Mit der Halbheit erringſt Du den Himmel nicht — und die Menſchen würden gering von Dir denken.“

„Wenn die Menſchen ein Kind haben, dem ſie einen Zehrpfennig hinterlaſſen wollen, ſo werden ſie das nicht thun, Heliade.“

„Lieber Vater, Du zwingſt mich Dir zu erklären, daß ich von jenem Blutgeld Deiner armen Seele, ſobald es Gott gefällt, Dich aus dem ſterblichen Leben zu rufen, nicht einen Kreuzer nehmen oder behalten werde," ſagte ſie mit ſanfter Entſchiedenheit.

„O das unſelige Kind! ... es will in Hunger und Elend umkommen!" ſeufzte Horburg matt.

„Nein, lieber Vater, das will ich nicht!" ſagte Heliade beſtimmt. „Ich kann und ich will arbeiten ... und dann den lieben Gott von einem Tage zum andern für mich ſorgen laſſen. Dann bin ich beſſer verſorgt, als wenn ich Millionen hätte ... denn die kann ich verlieren, aber die Vaterſorge meines Gottes verliere ich nicht."

Es trat plötzlich eine große Veränderung in Horburgs Antlitz. Seine Züge verloren den Ausdruck von Erſchlaffung und ſeine Augen die Mattigkeit, die auf ihnen lag. Er that einen tiefen Athemzug, legte die Hand auf Heliadens Haupt und ſagte:

„Geliebtes Kind, Du ſollſt nicht einen Vater haben, der Deiner ganz unwürdig wäre! Gehe und bitte Deinen Beichtvater ſogleich zu mir."

Heliade taumelte vor Entzücken, vor Ueberraſchung. Sie ſprang auf ... dann blieb ſie wieder ſtehen und ſah ihren Vater halb zweifelnd, halb ſelig an. Eine Frage ausſprechen konnte ſie nicht; die Wellen der namenloſeſten Freude gingen zu hoch in ihrer Bruſt.

„Gehe nur — und bitte ihn, zu mir zu kommen," ſagte Horburg liebreich. „Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt ... aber als Du eben von Deinem

Gottvertrauen ſprachſt … da ergoß es ſich auch in meine Seele und alle irdiſchen Rückſichten ſind mir plötzlich untergegangen.“

In tiefſter Andacht und Demuth fiel Heliade auf die Knie, drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und vollzog dann ſeinen Auftrag.

Der Geiſtliche kam zu Horburg und kam wieder und wieder zu ihm; und je öfter er kam, deſto ſanfter, ſtiller und froher wurde der Kranke, deſto mehr löſte ſich der Wuſt der Welt, der Roſt der Gottentfremdung, der Druck des belaſteten Gewiſſens von ihm ab — und in demſelben Maß traten heller die Züge der Kindſchaft Gottes an ihm hervor. Wie eine Selige, die nichts mehr von Erdenleid weiß, webte und waltete Heliade um ihren Vater; — und als der Wonnetag kam, der ihm den Leib des Herrn brachte, da ſagte ſie nur:

„O, könnten wir jetzt zuſammen ſterben! denn etwas Höheres gibt es hienieden nicht.“

Horburg lebte noch mehrere Wochen, faſt immer in großen Qualen, denn die Bruſtwaſſerſucht hatte ſich entſchieden ausgebildet; — aber immer in großem Seelenfrieden. Seine Geſpräche mit Heliade berührten nichts Irdiſches mehr. Demüthiges Glauben und Hoffen erfüllten die arme Seele, die ſo lange, lange Jahre in ihrem Hochmuth fern von jedem, dem ewigen Leben entnommenen, tröſtlichen und erhebenden Gedanken geweſen war. In Heliadens Bruſt wechſelte die Jubelhymne beſtändig mit dem Klagelied ab. Jetzt, da ſie ſo recht ihren Vater gewonnen hatte — jetzt ſollte ſie ihn verlieren! Es ſchien, als habe er das Bedürfniß, ihr alle Liebe auszuſprechen, an der er ſie, in ſeinen finſtern Zeiten, ſo ſehr hatte darben laſſen und oft klagte er ſich gegen ſie an und bat ſie um Verzeihung wegen ſeiner bittern Worte und rauhen Behandlung.

„Ich übertrug die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt auf Alles, was mich umgab," ſagte er, „und deshalb, mein armes Kind, haſt Du viel leiden müſſen."

„O nichts, nichts — nichts hab' ich gelitten im Vergleich zu meinem Glück!" rief Heliade.

„Doch! doch! Du haſt viel gelitten, Kind, ſonſt könnteſt Du jetzt nicht ſo glücklich ſein; denn das übernatürliche Glück iſt eine Blüthe, die aus dem Kreuz hervorbricht. Du haſt es getragen für Dich und für mich — und ſieh! nun ſind wir Beide glücklich! O, ſolch ein Glück verdanken wenig Väter ihren Kindern."

„Meine Mutter hat es mir erfleht," ſagte Heliade tief bewegt; „ſie hat ohn' Unterlaß vor dem Thron Gottes für uns gebeten."

Die Flamme des irdiſchen Lebens ſank und ſank, und je näher ſie dem Verlöſchen war, umſomehr faßten Vater und Tochter das Wiederſehen in's

Auge — und als es erloſch, war Heliaden zu Sinn, als ſei nicht der friedliche Tod, ſondern das unfriedliche Leben ihrer Thränen werth. — — —

Aber ſie befand ſich jetzt ſowohl in der äußerſten Verlaſſenheit, als in der äußerſten Armuth. Die langwierige Krankheit des Vaters und die Koſten des Begräbniſſes hatten ihre Kaſſe vollkommen erſchöpft. Mit der größten Einfachheit theilte ſie dem Arzt, der ein ſehr wohlwollender Mann und ihr ſehr zugethan war, ihre Verhältniſſe mit und ſagte:

„Ich bin darauf angewieſen, mir mein Brod zu erwerben und mit Gottes Hülfe werde ich es ganz gut können. Die Hauptſache wäre nur, daß ich ein anſtändiges Unterkommen fände . . . und eine Stelle als Geſellſchafterin, als Pflegerin einer Kranken oder dgl. — Hab' ich nur erſt Dach und Fach, ſo werde ich ſchon nach und nach mein Reiſegeld nach Rom zuſammenbringen — und bei meiner Großmutter bin ich dann gut aufgehoben. Dahin muß ich ſtreben. Hier ſind ja immer viel Kranke der berühmten Aerzte wegen . . . und auch viel Reiſende und Fremde. Es wäre nicht unmöglich, bei ihnen eine Stelle zu finden. Bitte, denken Sie an mich, Herr Doctor, wenn Sie von etwas Paſſendem hören.“

Der Doctor verſprach es, ganz bekümmert über die tiefe Verlaſſenheit der armen Heliade, die auf der weiten Welt Niemand hatte, als eine mittelloſe

Großmutter im fernen Rom. Heliade verlor aber nicht den Muth. Das iſt der irdiſche Vortheil der geprüften Seelen: Wo andere verzagen oder rathlos ſein würden, legen ſie Hand an's Werk. Die Hausfrau, bei der ſie gewohnt hatte, ſeitdem ſie in Heidelberg war, gab ihr ein ganz kleines Zimmerchen, in welchem ſich Heliade ſogleich mit ihren verſchiedenen Arbeiten niederließ und vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend durch nichts unterbrochen, als durch ihren Morgengang zur heiligen Meſſe, malte und ſtickte.

Nach zwei Tagen kam der Doctor und ſagte:

„Eine Stelle ſoll beſetzt werden, Fräulein Heliade; aber ob ſie angenehm iſt, weiß ich nicht.“

„Man muß es verſuchen,“ ſagte ſie freundlich.

„Seit einiger Zeit hält ſich hier eine Baroneſſe Ruſſach auf, um die Traubencur zu brauchen. Sie iſt blind und will ſich operiren laſſen, wenn der Staar dazu reif geworden iſt. Sie ſucht eine gebildete Lectrice, die ihr vorleſen und der ſie ihre Correſpondenz dictiren könne — alſo eine anſtändige und zuverläſſige Dame.“

„Das wäre ja vortrefflich, Herr Doctor!“ rief Heliade. „Gewiß werden ſich viele Perſonen für die Stelle melden! Wenn ich ſie nur bekomme!“

„Aber es wird eine gar mühſelige Stelle ſein —

bei einer Blinden! Haben Sie das überlegt?" ſagte er mitleidig.

„Auf einige Mühe muß ich mich freilich gefaßt machen," entgegnete ſie ruhig; „aber die gehört nun einmal in den Plan, den der liebe Gott mit mir hat. Bietet ſich mir ein anſtändiges Unterkommen, Herr Doctor, ſo darf ich vor keiner Mühe zurückſchrecken."

„Dann will ich Ihnen nur ſagen, daß die Baroneſſe Ruſſach Sie zu einer Beſprechung erwartet und ſehr geneigt iſt, Ihnen den Vorzug zu geben, weil Sie von adliger Familie und von feiner Erziehung und Bildung ſind. Ich kann Sie ſogleich zu ihr führen."

Das geſchah. Der Doctor ſtellte Heliade der Baroneſſe vor und empfahl ſich. Heliade blieb allein mit Juſtine. Sie fühlte einen leiſen Schauder, als ſie dieſe unerhörte Häßlichkeit in's Auge faßte. Juſtinens Sehkraft war bis auf einen Schimmer erloſchen — und ſo paßte denn ihr todter ſtumpfer Blick zu der Todtenmaske ihres Geſichts, das keine Spur eines Herzens, einer Seele, nicht einmal eines Leidens trug. Ihrer Gewohnheit der Beſchäftigung auch jetzt nach Kräften treu, ſaß ſie ſtrickend auf dem Sopha und ſagte in ihrem trockenen Ton zu Heliade:

„Setzen Sie ſich, Fräulein von Horburg, und haben Sie die Güte, mir einige Fragen genau zu beantworten. Der Herr Doctor hat Sie warm empfohlen. Doch das genügt nicht ganz. Alſo zur Sache. Ich heiße Juſtine von Ruſſach. Iſt Ihnen dieſer Name bekannt?"

„Ich hörte ihn heute zum erſten Mal."

„Sie ſind alſo nie, weder in Dresden noch hier, mit Perſonen zuſammen gekommen, die mich gekannt hätten."

„So viel ich weiß — nie; da ich immer mit meinen Eltern in der größten Zurückgezogenheit lebte."

„Das paßt mir! ich kann meine Briefe nur dictando abfaſſen und da iſt es denn gut, einen Secretär zu haben, dem meine perſönlichen Verhältniſſe fremd ſind. Ich zähle alſo auf Ihre Discretion — und ſie muß ſo weit gehen, daß Sie nie, weder mündlich noch ſchriftlich, eine Aeußerung über Verhältniſſe machen, von denen Sie durch meine Correſpondenz etwa Kunde bekämen."

„Ich verſpreche tiefes Stillſchweigen über Alles und gegen Jedermann," entgegnete Heliade.

„Gut!" —

„Nun weiter: Können Sie vorleſen? — anhaltend und deutlich?"

„Mein Vater iſt in dieſem Punkte mit mir zufrieden geweſen."

„Sind Sie muſikaliſch?"

„Leider nein!"

„Das bedauere ich. Es wäre mir eine willkommene Zerſtreuung geweſen. Daß Sie hübſch malen, weiß ich; — aber davon habe ich nichts. Können Sie wenigſtens gehen ... viel und anhaltend ... und mir dabei den Arm geben? Ich ſoll mir viel Bewegung machen und meine Kammerjungfer behauptet, ſie könne das nicht aushalten. In meinem hülfloſen Zuſtande werde ich auch noch ſchlecht bedient, obſchon ich die Leute mit Gold aufwiege. Sie ſind gewiß zufrieden, Fräulein von Horburg, wenn ich Ihnen monatlich zwei Friedrichsd'or und ganz freie Station gebe.“

„Ich bin dankbar für Alles, was der liebe Gott mir ſchickt.“

„Der liebe Gott? — Nein, Fräulein von Horburg, der bekümmert ſich nicht um ein Paar Friedrichsd'or. Es wäre mir alſo ſehr lieb, wenn Sie gleich heute überſiedeln und Ihre Functionen antreten könnten. Wir haben heute den 15. October, die Mitte des Monats. Das arrangirt ſich ſo gut, ſo ordentlich. Am 1. oder 15. muß man dergleichen Contracte ſchließen. Können Sie ſchon heute bei mir bleiben?“

„Nichts hält mich davon ab. Doch zuvor muß ich bitten, eine kleine Bedingung machen zu dürfen.“

„Und die wäre?“

„Täglich einige freie Stunden zu haben.“

„Zu welchem Zweck?“

„Um die heilige Meſſe beſuchen und mich in der Malerei fortüben zu können.“

„Letzteres iſt verſtändig; Erſteres überflüſſig.“

„Es iſt ein frommer katholiſcher Gebrauch, den wir nicht als überflüſſig betrachten.“

„Ja, die Katholiken mit ihren frommen Gebräuchen! was das für eine Zeitverſchwendung iſt! — Indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß Sie freie Stunden haben werden, denn ich werde wahrhaftig nicht die Jacobea füttern und bezahlen . . . und nur ſo daſitzen laſſen! Was Sie alſo mit Ihrer freien Zeit anfangen wollen, iſt mir gänzlich gleichgültig.“

„Und dann“ . . . —

„Wie? noch mehr? ich erſtaune!“

„Ich habe meiner theuern verſtorbenen Mutter das Verſprechen gegeben, nie ein Buch zu leſen, das gegen den katholiſchen Glauben geſchrieben wäre. Und ich muß dies Verſprechen als Ihre Vorleſerin, gnädige Baroneſſe, halten dürfen.“

„Ah bah, mein Fräulein, Sie machen eigenthümliche Anſprüche! Was kümmern mich Ihre katholiſchen Glaubenslehren! Auf die Weiſe wäre es ja möglich, daß ich um die intereſſanteſte Lectüre käme! . . . namentlich um die franzöſiſche; denn Jacobea lieſt nur deutſch und Gott weiß wie ſchlecht.“

„Dann bleibt mir nichts übrig, als auf die Ehre zu verzichten, Ihnen meine kleinen Dienſte zu widmen, gnädige Baroneſſe.“

„Aber das iſt ja ein fabelhaftes Benehmen, mein Fräulein! Der Doctor ſagte mir, Sie wünſchten eine Stelle zu finden. Bei ſolchen Anſprüchen wird das unmöglich ſein.“

„Ich muß es darauf ankommen laſſen, gnädige Baroneſſe,“ ſagte Heliade und erhob ſich gelaſſen.

„Erklären Sie mir erſt, was Ihnen ſolche Bücher ſchaden könnten!“ entgegnete Juſtine lebhaft, da dies Geſpräch ihr etwas ganz Neues war; — „Sie brauchen ja nicht das zu glauben, was Sie leſen.“

„Gezwungen werde ich freilich nicht dazu,“ antwortete Heliade; — „aber durch Scheingründe, oder durch eine ſchöne Darſtellung, oder durch blendende Ueberredungskunſt könnte ich dazu verführt werden, oder wenigſtens die Verſuchung haben, an meinem Glauben irre zu werden.“

„Nun, wenn Sie einen beſſeren fänden, ſo wäre das ja durchaus kein Unglück.“

„Gnädige Baroneſſe,“ ſagte Heliade ſanft, „es ſcheint, wir verſtehen einander nicht. Mein Glaube iſt mein höchſtes Gut, denn er gibt mir die Anwartſchaft auf die ewige Seligkeit. Da kann von etwas Beſſerem nicht wohl die Rede ſein.“

„Es iſt allerdings ſchwer, daß wir einander verſtehen, Fräulein von Herburg, denn Sie haben ungemein exaltirte Ideen und ich bin proſaiſch oder — wie ich lieber ſage — rationell. Aber Sie legen eine große Pietät für das Andenken Ihrer Mutter an den Tag und das gefällt mir um ſo mehr, als dies bei der heranwachſenden Jugend ſeltner wird. Deßhalb ſoll Ihre curioſe Bedingung mich nicht abſtoßen. Ich nehme ſie an — und erwarte noch heute Ihre Ueberſiedelung zu mir.“

„Ihre Güte, gnädige Baroneſſe, verdanke ich alſo meiner theuern Mutter,“ ſagte Heliade und küßte dankbar Juſtinens kalte, hagere Hand. Dann entfernte ſie ſich, um ihre geringen Habſeligkeiten zuſammen zu packen und in ihre neue Wohnung ſchaffen zu laſſen.

Sie verließ das Haus, in welchem ſie ihre beiden Eltern — und Peregrin verloren hatte, das Haus, in welchem ſie ſo unausſprechlich großen Schmerz und Kummer — und doch auch wieder die höchſte Freude gefunden hatte, unter tauſend Thränen. Ihr war zu Sinn, als ob ſich ihre ganze Vergangenheit von ihr ablöſe und ſie freundlos, ſchutzlos in die Welt hinaustreibe. Ihre Stellung, ihr Brod, ihre Zukunft — Alles ſollte ſie ſelbſt ſich erringen, ohne daß ein liebendes Auge über ihr wache — eine zuverläſſige Hand ſie führe. Ihr war das Herz zum

Zerſpringen voll und als ihre gute Hausfrau in Thränen ſchwimmend von ihr Abſchied nahm, fiel Heliade ihr in die Arme und trennte ſich von ihr, wie von ihrer letzten Freundin auf Erden. Nur vor dem Tabernakel fand ſie die Kraft, nach einigen Stunden gefaßt bei Juſtine zu erſcheinen.

Dieſe hatte inzwiſchen geſchellt und Jacobea erſchien.

„Bringe das kleine Zimmer in Ordnung, worin bis jetzt meine Koffer ſtehen — und dieſe können theils nach Jacobs Zimmer, theils nach meiner Garderobe gebracht werden,“ ſagte Juſtine, immer nach alter Gewohnheit auch das Geringſte ſelbſt anordnend.

„Kommt das Fräulein denn ſchon ſo bald?“ fragte Jacobea mürriſch.

„Das *gnädige* Fräulein kommt noch heute,“ entgegnete die Baroneſſe mit Nachdruck.

„O Jemine! ein gnädiges Fräulein iſt ſie!“ rief Jacobea. „Da wird ſie denn ja wohl leſen, ſchreiben, rechnen und Alles können, was dazu gehört — und ich komme dann wieder in meine Ruhe!“

„Wann hätte ich denn je mit Dir gerechnet, Jacobea! dieſe verlorne Mühe gab ich mir nie. In dieſem Punkt iſt Jacob, mit Dir verglichen, ein lumen mundi. Alle Schreiberei übernimmt Fräulein von Horburg. Mit Vorleſen und Spazierengehen wird ſie Dich ablöſen — und übrigens wirſt Du nach wie vor thun, was ich befehle.“

„Da es ein gnädiges Fräulein iſt, wird man ſie wohl gar bedienen müſſen und Zuwachs an Arbeit bekommen," ſagte Jacobea mit grämlicher Bitterkeit.

„Du haſt mir zu dienen und ſonſt keinem Menſchen," ſagte die Baroneſſe; — „und Dein Dienſt beſteht darin, daß Du thuſt, was ich anordne, möge es ſich nun auf meine Perſon oder auf ſonſt Jemand beziehen. Merke Dir das, Jacobea. Und bilde Dir nicht ein, das Du inſolent ſein dürfteſt, weil ich erblindet bin. Die Welt wimmelt von Jacobeen. Ich ſchicke die eine fort und nehme die andere."

„Das würde ich nicht überleben, gnädige Baroneſſe; ich bin fünfundzwanzig Jahr in Ihren Dienſten. Das wäre eine furchtbare Schande für mich!" ſagte Jacobea gekränkt.

„Nun ſo betrage Dich danach, meine Tochter," entgegnete Juſtine mit ihrer gleichmäßigen eiſigen Kälte. „Gehe jetzt und beſorge die Einrichtung des Zimmers für Fräulein von Horburg."

Am Abend trat Heliade in dies für ſie ſo ganz neue Abhängigkeitsverhältniß ein und fortan hatte ſie nicht ihren geliebten Eltern zu gehorchen, ſondern einer Fremden, zu welcher keine Sympathie ſie hinzog. Aber in ihr — werde ich Gott gehorchen! ſprach ſie gefaßt zu ſich ſelbſt; — und werde mir die Mittel erwerben, um zu meiner Großmutter zu gelangen! — Und ſo nahm ſie denn ganz ergeben Beſitz von ihrem kleinen Zimmer, welchem Jacobea die allergeringſte Einrichtung gegeben und die beſſeren Möbel für *ihr* Zimmer behalten hatte.

Juſtine erſuchte gleich an dieſem erſten Abende Heliade, ihr eine deutſche und eine franzöſiſche Zeitung vorzuleſen, was dieſe mit Geſchick und Leichtigkeit that, weil ſie ſich bei ihrem Vater daran gewöhnt hatte, und Juſtine konnte ſich eines gewiſſen Wohlbehagens nicht erwehren, eine wohlerzogene, gebildete Perſon in ihrer nächſten Umgebung zu haben. Bisher hatte ſie immer als Herrin zwiſchen Untergebenen geſtanden und bei ihrem thätigen und ſelbſtſtändigen Leben gerade darin eine Befriedigung gefunden. Jetzt aber fühlte ſie doch trotz ihrer ſtoiſchen Ruhe ihre Abhängigkeit von ihren Dienſtboten und die Unmöglichkeit, dieſelben ſo untergeordnet wie früher zu halten, wenn Jacobea und Jacob die einzigen Weſen blieben, auf die ſie ſich verlaſſen konnte. Dieſe Einſicht hatte ſie zum Entſchluß gebracht, eine Geſellſchafterin zu nehmen, was ihr wegen der vergrößerten Geldausgaben höchſt unangenehm war und einen langen Kampf in ihr hervorrief. Jetzt aber begann ſie die angenehme Seite dieſer Neuerung zu ſpüren.

Als ſich Juſtine in ihr Schlafzimmer begeben hatte, begann Jacobea während ihrer gewohnten Dienſtleiſtungen die Unterhaltung:

„Welch ein Jammer, daß die gnädige Baroneſſe nicht ſo recht mehr ſehen können!“

„Ich habe Euch Allen hundertmal verboten, ſo abgeſchmackt zu winſeln!“ unterbrach ſie Juſtine. „Der graue Staar iſt eine Krankheit, die ihren Verlauf hat und durch eine Operation geheilt zu werden pflegt. Ich kann dies ſogenannt mitleidige Gejammere nicht vertragen .... Du weißt es, Jacobea.“

„Es iſt nur, weil die gnädige Baroneſſe nicht ſehen können, was wir geſehen haben, der Jacob und ich.“

„Nun, was für ein Weltwunder habt Ihr denn geſehen, Jacobea?“ fragte Juſtine mitleidig.

„Ehe ſich Fräulein von Horburg zum Nachteſſen geſetzt hat, legte ſie ihre Hände ein paar Augenblicke zuſammen und machte ein Kreuzzeichen .... dann ſetzte ſie ſich erſt. Der Jacob hatte Luſt zu lachen .... ich aber fürchtete mich, denn ich dachte, ſie ſähe irgendwo den leibhaftigen Satan.“

Juſtine lehnte ſich auf ihren Sitz zurück, ſchlug die Arme übereinander und ſagte ſtreng:

„Seit fünfundzwanzig Jahren kenne ich Euch, Dich und Jacob, als die einfältigſten Leute unter der Sonne. Wie es möglich iſt, daß Ihr bei mir, wo Ihr doch nichts Unvernünftiges ſeht und hört, ſo einfältig bleiben könnt — das iſt mir ein ewiges Räthſel.“

„Aber, gnädige Baroneſſe, ich hab' es ja mit eigenen Augen geſehen!“ verſicherte Jacobea.

„Merkt Euch aber dies, Du und der Jacob“ — fuhr Juſtine fort, ohne den Einwand zu beachten: „Fräulein von Horburg iſt katholiſch, hat alſo Gebräuche, die wir nicht haben und die wir überflüſſig finden. Wenn aber Jemand von Euch ſich unterſteht, darüber zu lachen, ſo ſchicke ich Euch fort, stante pede; denn es iſt eine Schmach für die Herrſchaft, grobe, ungezogene Dienſtboten zu haben!“

„Ich habe nicht gelacht!“ betheuerte Jacobea.

„Nein, meine Tochter, Du haſt Dich gefürchtet: das ſieht Dir ganz ähnlich.“

„Wenn uns nun aber dies Fräulein katholiſch machen will!“ ſagte Jacobea weinerlich. „Ich habe ſchon gehört, daß man hier in der Stadt den Katholiſchen nicht grün iſt. Das muß doch ſeinen Grund haben .... ſie müſſen ſchlecht ſein ... alſo fürchte ich mich vor ihnen .... und auch vor dem Fräulein.“

„Nun ſo fürchte Dich, Jacobea,“ entgegnete Juſtine kaltblütig; „ich werde durch einen neuen Beweis Deiner Beſchränktheit keineswegs überraſcht. Und jetzt ſage ich zu dieſem Kapitel: Punktum.“

Jacobea verrichtete ſchweigend ihren Dienſt. Am nächſten Morgen aber ergoß ſie ihre Anſichten und Befürchtungen in einem Redeſtrom gegen Jacob und ſchloß mit der Betheuerung:

„Wir haben unſere guten Tage gehabt, Jacob!... jetzt kommen die ſchlimmen. Die Katholiſchen ſtiften Unfrieden! das hab' ich mein Lebtag gehört.“

„Na, ſein Sie doch ruhig und fangen Sie nicht den Unfrieden an! Was brauchten Sie denn zu klatſchen, daß ich geſtern Abend einen kleinen Anſatz von Lachen hatte!“ entgegnete Jacob mürriſch.

Heliade lebte ſich mit der Schmiegſamkeit der Jugend und eines gottergebenen Willens in ihre Verhältniſſe ein. Juſtine nahm ſie freilich ſehr in Anſpruch und auf eine Weiſe, die um ſo ermüdender war, als Heliade nicht das mindeſte Intereſſe für die Zeitungen und für die Journale über Landwirthſchaft und Gartenkunde hatte, die ſie täglich vorleſen mußte. Aber ein Paar ſtille Stunden hielt ſie ſich frei; dann ſetzte ſie ſich zu ihren Aquarellen und dieſe anmuthige Arbeit erfriſchte ſie und gab ihren Gedanken eine Richtung auf die Wunderwerke der Schöpfung in den zarteſten Naturgebilden, wodurch eine reine Seele immer mehr zu den himmliſchen Dingen hingezogen wird.

Auch Juſtinens Briefe mußte Heliade vorleſen und beantworten. Doch das war keine häufige Arbeit, denn es wurde nur mit Doctor Münzner über die allgemeinen Geſchäfte, mit dem Verwalter über die Gutsangelegenheiten — und endlich mit Lucia correspondirt. Juſtine hatte zu Heliade geſagt:

„Sie begreifen leicht, daß Briefwechſel, die nur durch einen Secretär ſtatt finden, mit der höchſten Vorſicht und Zartheit zu behandeln ſind. Es kommen darin Vermögensangelegenheiten, Familienverhältniſſe, widerwärtige Geſchäfte zur Sprache, die durchaus für jeden Dritten geheim zu halten ſind. Ich komme nochmals darauf zurück — und erwarte gewiß nicht zu viel von Ihrem Zartgefühl, wenn ich vorausſetze, daß Sie die ganze Correſpondenz, die Sie für mich zu führen haben, aus dem Gedanken Sich ſchlagen und in ewiges Stillſchweigen begraben — auch an mich keine Frage darüber ſtellen werden.“

Heliade wiederholte ihr feierliches Verſprechen des Stillſchweigens. Sie ſpürte nicht die mindeſte Neugier in Betreff des Vermögens und der Gutsverwaltung der Baroneſſe. Daß ſich überall in der Correſpondenz deren trockene, kalte, wenig liebreiche Art und Weiſe kundgab, überraſchte ſie nicht. Durch den täglichen Umgang war ſie daran gewöhnt.

Lucia ſchrieb höchſtens Einmal im Monat. Ihre Intimität mit der Schweſter war mehr denn je durch Juſtinens Erblindung erſchüttert. Sie beſchränkte ſich meiſtens darauf, allerhand äußere Vorfälle und Begebenheiten mitzutheilen. Nur ein Satz in dem erſten Brief, den Heliade vorzuleſen hatte, riß dieſe mit äußerſter Gewalt aus der Gleichgültigkeit heraus, welche ſie ſich in ihrem Amte zum Geſetz gemacht hatte. Die Gräfin ſchrieb:

„Keine Nachricht von Peregrin! Alles fragt hier, wo er iſt, ob er bald zurückkommt, warum er ſo lange fortbleibt — ſo ſelten ſchreibt? — und ich weiß keine Antwort zu geben! Zuweilen denke ich, er könne vielleicht nicht mehr am Leben ſein und das wäre wohl für uns Alle die glücklichſte Löſung.“

Der Brief war nur mit dem Namen Lucia unterſchrieben und hatte zwar einen Datum, doch keinen Ortsnamen. Dennoch ſchien es Heliaden, als ob es nur einen Peregrin auf Erden gebe — und die furchtbare Grauſamkeit, dieſem Einen den Tod zu wünſchen, erſchütterte ſie dermaßen, daß ihre Stimme leiſe zitterte und ſein Bild lebendiger denn je in ihrem Herzen wurde. Sprach dieſe Lucia von Peregrin Gorm? Wo war er? Auf Schloß Traun war er alſo nicht! ſollte er noch immer im Orient ſein? Aber warum ſchrieb er nicht, wenn doch Alle ſich ſo lebhaft für ihn intereſſirten? Alle .... bis auf dieſe grauſame Lucia! und wer war dieſe Lucia? — Sie erfuhr es nicht; denn Juſtine ließ die Antwort durch Jacobea ſchreiben, weil ſie in lobenden Worten von ihrer neuen Geſellſchafterin ſprach und nicht Heliaden zumuthen wollte, ihr eigenes Lob niederzuſchreiben, nebenbei auch, um Jacobea in heilſamer Demüthigung durch Aufzählung von Heliadens Vorzügen zu halten. Das beleidigte aber Jacobea, und obſchon ſie nur Erleichterung ihres Dienſtes durch Heliade hatte, ſo wurde ſie ihr gram, weil Juſtine ſie ſo hoch zu ſchätzen ſchien.

„Gnädige Baroneſſe,“ hub Jacobea eines Tages an, „ich hätte etwas auf dem Herzen, was ich gern ſagen möchte; .... aber ich fürchte mich.“

„Schon wieder!“ ſagte Juſtine.

„Ja, daß die gnädige Baroneſſe darüber Verdruß haben könnten.“

„Ich habe ſo manchen Verdruß in meinem Leben gehabt, daß ich ziemlich abgehärtet dagegen bin. Alſo ſprich, Jacobea!“

„Fräulein von Horburg geht jeden Morgen um ſechs Uhr aus und kommt um ſieben mit verweinten Augen zurück,“ ſagte Jacobea wichtig.

„Ja, ſie geht täglich zur Meſſe.“

„Gnädige Baroneſſe, das iſt unmöglich!“

„Ich bin wirklich neugierig, welchen Grund Du für Deine Unmöglichkeit haben wirſt, Jacobea.“

„Hier iſt gar keine Meſſe, gnädige Baroneſſe!“ entgegnete Jacobea wichtig; „wenn in dieſem kleinen Neſt von Heidelberg eine Meſſe wäre, ſo würde man das doch merken durch Zulauf von Menſchen, wilden Thieren, Kunſtreitern u. dgl. Aber hier iſt es ja ſo ſtill wie zu Tannhof! wenn nicht die Studenten manchmal ein Bischen ſpektakelten, könnte man die

Fliegen nieſen hören — wahrhaftig, ſo ſtill iſt es! Nein, hier gibt es keine Meſſe! . . . alſo kann Fräulein von Horburg nicht dahin gehen.“

„Es ſcheint, daß meine Geduld und Nachſicht durch Deine Einfalt geprüft werden ſollen, Jacobea! Der katholiſche Gottesdienſt, den Fräulein von Horburg täglich beſucht, heißt die Meſſe. Ob ſie da lacht oder weint, geht Dich nichts an. Hat ſie Gründe, um Thränen zu vergießen, ſo thut ſie das in der Stille und niemals beläſtigt ſie mich mit einem weinerlichen Ton . . . . wie es Deine ſchlechte Gewohnheit iſt.“

„Wie kann ich wiſſen, daß der Gottesdienſt der Katholiſchen wie unſer Jahrmarkt iſt!“ ſagte Jacobea höchſt weinerlich.

„Da Du überhaupt ſehr wenig weißt und ſo gut wie gar nichts verſtehſt, ſollteſt Du Dich des Stillſchweigens befleißigen, Jacobea. Seit fünfundzwanzig Jahren gebe ich Dir ſchon dieſen guten Rath; denn es iſt erbarmenswerth, wie viel Unſinn über Deine Zunge ſpazirt. Was nun Deine Jahrmärkte betrifft, die in manchen Städten Meſſe heißen, ſo kommt das daher, daß in alten Zeiten, als ganz Deutſchland katholiſch war, große Kirchenfeſte Leute aus der Nähe und Ferne herbeizogen, die, wenn die Feierlichkeiten, bei denen die gottesdienſtliche Handlung der Meſſe immer die Hauptſache iſt, vorüber wären — ihr ſeltenes Zuſammenkommen benutzten, um Geſchäfte abzumachen und Handel und Wandel zu treiben. Allmälig gewann die letzte Richtung die Oberhand und nur der Name, der an ihren Urſprung erinnert, iſt ihr geblieben. Ich gebe Dir dieſe Erklärung, obſchon Du ſie nicht verſtehen wirſt. Aber ich hoffe, Du verſtehſt wenigſtens dies Eine: man macht ſich lächerlich, wenn man in's Blaue hinein ſchwatzt."

„Zu Befehl," ſagte Jacobea, deren Gedanken ſich während dieſer Auseinanderſetzung längſt verflüchtigt hatten.

Indeſſen hielt es Juſtine für zweckmäßig, zuweilen auch Heliaden heilſame Ermahnungen angedeihen zu laſſen.

„Es iſt recht beklagenswerth," hub ſie an, „daß Ihre Kirche ſo manche Gebräuche verlangt, welche bei Andersgläubigen Anſtoß erregen. Könnten Sie nicht Einiges davon fallen laſſen? z. B. das Kreuzzeichen, das Weihwaſſer in Ihrem Zimmer?"

„Warum ſollte ich das thun, gnädige Baroneſſe?" fragte Heliade ſanft.

„Ich ſage es Ihnen ja! um Anſtoß zu vermeiden."

„Wäre es nicht viel einfacher, den Andersgläubigen zu rathen, es zu machen, wie Sie, gnädige Baroneſſe, und daran keinen Anſtoß zu nehmen? Wir thun das, was unſere Mutter, die Kirche, uns lehrt — und da wir wiſſen, daß ſie nicht irren kann, thun wir es gern, zuverſichtlich und freudig, wie eben Kinder die Vorſchriften geliebter Eltern in irdiſchen Verhältniſſen zu erfüllen pflegen."

„Wenn Sie ſich aber dadurch läſtig machen!"

„So wäre das die Schuld der Andersgläubigen, nicht die meinige, gnädige Baroneſſe, und ich würde mich nicht verpflichtet halten, auch nur das mindeſte darin zu ändern."

„Aber wenn ich Sie bitten würde, es zu ändern?"

„So würde ich Sie ſo lange anflehen, es nicht zu thun, bis Sie von Ihrer Bitte abſtänden."

„Sie ſind ſehr eigenſinnig, Fräulein von Horburg."

„Ich habe leider viele Fehler," ſagte Heliade demüthig.

Juſtine dachte bei ſich ſelbſt: Wenn doch Jacobea ein einziges Mal im Vierteljahrhundert eine ſolche Aeußerung gethan hätte! — Sie ſagte laut:

„Nun, von mir und bei mir haben Sie keine derartige Zumuthung zu fürchten. Ich liebe durchaus nicht die katholiſche Kirche, weil ſie den menſchlichen Geiſt in Feſſeln ſchlägt; allein es iſt nicht an mir, alle Sklaven zu erlöſen. Ich bemitleide ſie jedoch von Herzen. Und dies Gefühl habe ich auch für Sie."

„Gnädige Baroneſſe," erwiderte Heliade ſanft und feſt, „die wahre Erlöſerin der Sklaven iſt die katholiſche Kirche. Vor ihr war das ganze weibliche Geſchlecht in Sklaverei, waren die Kinder in Sklaverei, war überdas der ganze Sklavenſtand da — und die Kirche hat ſie Alle befreit ... hat ſie Alle aus einer Sache, die der Herr und Gebieter nach Gutdünken behandeln durfte, zu Menſchen gemacht, die das Recht der Selbſtbeſtimmung haben.“

„Ein illuſoriſches Recht! bis zur Stunde ſind zahlloſe Frauen wahre Sklavinnen ihrer Männer.“

„Das kann ſein! Sünde und Schwäche ſtürzen den Menſchen immer wieder und wieder von der Höhe der Erlöſung herab . . . aber dann iſt die Sklaverei eine anerkannte Frucht des Unrechts und der Bosheit. Sie kann wohl noch als Recht des Stärkeren exiſtiren; doch eine rechtmäßige, auf ewigem Rechte ruhende Exiſtenz hat ſie nicht mehr. Ein Geſchlecht, das ſeine höchſte Ehre in den Stand der Jungfräulichkeit ſetzt, hat die Sklaverei des Weibes unmöglich gemacht — und ein ſolches Geſchlecht hat die katholiſche Kirche erzogen.“

„Niemand ſchätzt die Würde der Unvermählten, wenn ſie es im rechten Geiſte ſind, höher als ich,“ ſagte Juſtine mit großem Pathos; — „aber die Klöſter, die Orden, die Gelübde verabſcheue ich. Nur im freien Willen liegt Würde.“

„Ja! nur im freien Willen, der für ſeine Selbſtbeſtimmung die Liebe zu Gott zur Richtſchnur hat" — entgegnete Heliade.

„Ueber dieſe katholiſche Zuthat werden wir uns nie verſtändigen!" ſagte Juſtine abbrechend.

Ein anderes Mal fragte ſie:

„Fräulein von Horburg, würden Sie je eine Ehe mit einem Proteſtanten eingehen?"

Mit Purpur übergoſſen bückte ſich Heliade ſo tief über ihre Stickerei, als ob Juſtine nicht blind geweſen wäre und ſagte leiſe:

„Das nicht, gnädige Baroneſſe."

„Ich erwartete dieſe Antwort! ſie paßt ganz für Ihren kleinen, friedlichen Fanatismus! — Aber Sie ſind doch wirklich eine Thörin. Sie leben hier in proteſtantiſcher Umgebung und könnten vielleicht eine ganz gute Partie machen. Aber nein! das iſt unmöglich."

„Sie wiſſen ja, gnädige Baroneſſe, daß es meine Abſicht iſt, zu meiner Großmutter zu reiſen, ſobald meine pecuniären Mittel es erlauben," entgegnete Heliade ablenkend. „Ich bin in Italien geboren und betrachte es als meine Heimath."

„Mein beſtes Fräulein: „Ubi bene, ibi patria" — ſpricht der Lateiner; d. h.: Wo es mir gut geht, iſt mein Vaterland. Es wäre doch nichts Unmögliches, daß Sie in Deutſchland eine zweite Heimath fänden. Ja, es wäre vielleicht ein Glück für Sie.

Denn Großmütter pflegen nicht mehr jung zu ſein; iſt alſo Ihre Großmutter Ihre einzige Verwandte in Rom, ſo können Sie ſich vielleicht bald ebenſo einſam und verlaſſen dort befinden, wie hier.“

„Umſomehr wünſchte ich, daß es Gottes Wille ſein möchte, mich bald nach Rom zu führen, damit ich wenigſtens die letzten Lebensjahre meiner lieben Großmutter mit ihr zubringen könnte,“ ſagte Heliade traurig.

Das nahm Juſtine aber übel auf — und ohne zu bedenken, daß ſie es geweſen war, die Heliade an ihre Verlaſſenheit erinnert hatte, ſagte ſie kalt:

„Es iſt in der That etwas unverbindlich, Fräulein von Horburg, daß Sie Ihren Aufenthalt unter meinem Dache als einen läſtigen Durchgangspunkt betrachten und es mir ſogar ausſprechen. Das verräth wenig Tact, wenig Zartgefühl“ . . . —

Sie würde ihre Strafpredigt noch lange fortgeſetzt haben, wenn nicht Jacob eingetreten wäre und ihr einen Brief überreicht hätte. An der Glätte und dem Wohlgeruch des Papiers erkannte Juſtine Lucia's Briefe und Heliade erkannte ihrerſeits die Handſchrift, die vor einigen Wochen über Peregrin berichtet hatte. Treu ihrem Vorſatz, ſich Juſtinens Correſpondenz aus dem Sinn zu ſchlagen, hatte ſie, nachdem der erſte Eindruck überwunden war, nicht weiter über jenen Peregrin nachgegrübelt. Jetzt erſchrak ſie unwillkürlich und beklommen las ſie den Brief, den Juſtine nach ihrer Weiſe ſelbſt öffnete, um ſich zu überzeugen, daß das Siegel unverletzt ſei — und dann Heliaden gab. Lucia ſchrieb:

„Liebe Juſtine, ich fange heute mit der Hauptſache an: Alarich hat jetzt durch mich die Wahrheit erfahren. Ich konnte das Stillſchweigen nicht länger ihm gegenüber durchführen, denn er war in der heftigſten Beſorgniß, wollte an die Conſulate der Levante ſchreiben und wenn deren Antworten unbefriedigend ausfielen, perſönlich Nachforſchungen anſtellen. Das hätte die traurige Angelegenheit nur erſchwert und verwickelt. So entſchloß ich mich, ſie ihm zu offenbaren, wie das ja ſelbſtverſtändlich einmal geſchehen mußte. Er iſt jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, hat ſeine Univerſitätsſtudien vollendet und iſt verſtändig und einſichtsvoll genug, um das Familiengeheimniß zu bewahren und Niemand zu compromittiren. Doch wünſcht Alarich ebenſo ſehnlichſt wie ich zu erfahren, was aus dem Pilger — Du weißt, wen ich meine! — geworden iſt; wo er lebt, was er treibt, wie er geſinnt und geſtimmt iſt, ja, auch wovon er lebt! denn der Rentmeiſter ſagt, der Pilger habe ſeine Reiſe mit einigen hundert Thalern, höchſtens! angetreten und dennoch hat er den Creditbrief von mir nicht benutzt!! — O Juſtine! ſeit dem Brief aus Marſeille, dem erſten und einzigen, worin er ſagt, er wolle vielleicht in Algerien Land kaufen — keine Nachricht! Hat er das nun gethan? Aber womit! Hat er ſich dadurch eine Exiſtenz gegründet? Aber wie! Iſt er überhaupt dahin gegangen oder nicht? das ſind Fragen, die mir bei Tage die Ruhe, bei Nacht den Schlaf nehmen. Ich ſehe ihn immer in meinen Träumen kämpfen mit Löwen und Tigern und Arabern ... oder Schiffbruch leiden ... oder in der Wüſte verſchmachten. Oder er erſcheint mir mit ſchrecklichen Wunden bedeckt und ſagt mir: Sieh! dies Elend verdanke ich Derjenigen, die ſich für meine Mutter ausgab! — O Juſtine, welche Qualen leide ich! ... und nun ſchon ſechsundzwanzig Jahre! Beſtändig liegt mein Herz und mein Gewiſſen auf irgend einer Folter! O, daß ich das Wort des Prieſters in Nizza damals begriffen, befolgt hätte! „Harren Sie aus.“ Damals erſchien es mir zu ſchwer. Jetzt ſehe ich ein, daß es bei Weitem das Leichtere geweſen wäre, denn die Wahrheit macht frei und die Lüge ſchlägt in ewige Feſſeln. Alarich war zuerſt außerordentlich niedergeſchlagen. Der Pilger war ihm ſtets ein ſo treuer und theurer älterer Bruder, ein Freund, ein Rathgeber geweſen, daß ihm die Vorſtellung unerträglich ſchien, ihn verlieren zu müſſen. Er fuhr fort, Entdeckungspläne zu machen, damit er wenigſtens in freundſchaftlicher Verbindung mit ihm bliebe. Ich mußte Alarich darauf hinweiſen, daß es vermuthlich des Pilgers Abſicht ſei, gänzlich aus dem Kreiſe und dem Gedächtniß ſeiner Landsleute und Zeitgenoſſen zu entſchwinden — und darin müßten wir ihn, wenn auch mit blutendem Herzen, unterſtützen. Sei er dann gründlich für die Welt und für alle äußeren Verhältniſſe verſchollen: ſo könnten wir eher wagen, unter der Hand Nachforſchungen anzuſtellen und dermaleinſt wieder eine Verbindung mit ihm anknüpfen. Für jetzt müßten wir, der Welt gegenüber, die peinliche Comödie fortführen, ihn ſcheinbar zu ſuchen. Alarich ſah dies ein. Jetzt begriff er auch, weshalb ich den Gütertauſch ſo glühend gewünſcht hatte und freute ſich, daß der Pilger vor ſeiner Abreiſe durch einen gerichtlichen Act dieſen Tauſch vollzog. Die böhmiſche Beſitzung wird jetzt zum Schein eine Reihe von Jahren für den Pilger verwaltet; die Einkünfte werden zurückgelegt und werden allmälig zu einem Kapital anwachſen, das Alarich ſpäter zu gut kommt, während er ſchon jetzt, als rechtmäßiger Erbe, den Sitz ſeiner Väter inne hat. Ihm ſteht eine glänzende Zukunft offen und ich hoffe für ihn auf Lydia. Sie theilt mit großer Ruhe einen Korb nach dem andern aus und mir ſcheint, ſie wartet auf die Rückkehr des Pilgers. Doch glaube ich nicht, daß ſie zu den ſtarken Herzen gehört, die nur auf Einen oder Keinen warten. —

Ich fühle mich durch die Mittheilung an Alarich ſehr getröſtet, denn er trägt das Geheimniß mit mir und ich brauche nicht mehr von ſeiner Seite Schritte zu fürchten, die mich hätten compromittiren können. Aber bis jetzt war es doch ganz unmöglich, einen Studenten von dieſer Sache in Kenntniß zu ſetzen.“

Da Peregrin nicht in dem Brief genannt war, Heliade nicht wußte, daß dieſer Name Fremdling und Pilger bedeute, und da ſo manche Verhältniſſe, die ihr unverſtändlich waren, beſprochen wurden: ſo verlor ſie während des Vorleſens ihre Beklommenheit umſomehr, als Peregrin nie die Abſicht ausgeſprochen hatte, nach Algier zu gehen. Juſtine ſagte, nachdem die Lectüre zu Ende war:

„Jetzt haben Sie die Güte, eine Kerze anzuzünden und den Brief an derſelben zu verbrennen.“

Heliade befolgte die Weiſung und ſagte dann:

„Es iſt geſchehen, gnädige Baroneſſe.“

„Schwören Sie es mir!“ verſetzte Juſtine.

„Wie!“ rief Heliade, „einen Schwur wegen ſolcher Kleinigkeit, wie die Vernichtung eines Briefes iſt?“

„Von der Vernichtung dieſes Briefes kann die Ehre einer Familie abhängen, und das iſt keine Kleinigkeit, Fräulein von Horburg!“

„Ich gab bereits mein Wort des ewigen Stillſchweigens — und ich halte es ſo treu wie einen Eid!“ rief Heliade.

„Dann bin ich zufrieden und begehre keinen Schwur,“ entgegnete Juſtine kaltblütig.

Nach einiger Zeit dictirte ſie die Antwort Heliaden in die Feder und bewegte ſich dabei nur auf der äußerſten Oberfläche der Verhältniſſe. Lucia allein war im Stande, Juſtinens Anſicht, welche diesmal vollkommen zuſtimmend war, aus dem Briefe zu entnehmen.

„Jetzt machen Sie die Adreſſe,“ ſagte Juſtine, „an Frau Gräfin Gorm, geborne Frevin von Rufach, Schloß Traun, via Dresden.“

Heliade ſchrieb mechaniſch dieſe Worte nieder und ſiegelte den Brief, und dann ſagte ſie:

„Vergebung, gnädige Baroneſſe, mir iſt nicht wohl! . . . ich ſchicke Ihnen Jacobea.“ Und mit verſtörten Zügen, blaß wie eine Leiche, verließ ſie das Zimmer, rief die Kammerfrau und ſank dann in ihrem kleinen Gemach auf die Knie, indem ſie ächzte:

„Er iſt es! ach, er iſt es! . . . und ſeine Mutter — iſt ſeine Mutter nicht! — Alſo iſt er kein Gorm! . . . Aber was iſt er denn!“ ——

Der Abſchied.

Der Pilger, wie Gräfin Gorm ihn nannte, hatte weite Wege durchpilgert; noch weiter innerlich, als in der äußern Welt. Ein halbes Jahr nach jener furchtbaren Enthüllung hatte er noch auf Schloß Traun zugebracht, um alle Rückſichten zu beobachten. Aber es war ein martervoller Zuſtand. Er wußte, daß er nicht der Herr des Hauſes, nicht der Sohn des Hauſes ſei, und er mußte ſich nach der Seite der Welt hin, um keinen Verdacht zu erregen, benehmen, als ob er es ſei. Verſchwinden, ſo bald wie möglich verſchwinden! — dahin ging ſein ganzes Verlangen; und wenn Lucia ihn zuweilen angſthaft fragte, ob er irgend einen Plan für ſeine Zukunft habe und ob ſie ihm nicht dazu behülflich ſein könne, ſo antwortete er nur, es ſei ihm unmöglich, hier einen Plan zu machen. Er müſſe gründlich aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen herausgetreten ſein, bevor er den Gedanken feſt und klar erfaſſen könne, daß das Alte wirklich vorüber ſei. Wegen der tiefen Trauerzeit lebten ſie ganz einſam und Peregrin veranlaßte Alarich, während der Frühlingsferien eine Reiſe nach Belgien zu machen, denn er fürchtete, das Geheimniß unwillkürlich vor Alarich zu verrathen und daß dieſer noch nicht genug Selbſtbeherrſchung haben werde, um es mit Ruhe und Verſchwiegenheit zu bewahren. Auch fand Peregrin es leichter, gar nicht über dieſe unerhörte Sache zu ſprechen, als mit Faſſung; denn wenn er nur an ſie dachte, ſo war ihm ſchon zu Sinn, als werde jede Faſer ſeines Herzens zerriſſen — und ach! er war ja genöthigt, unausgeſetzt daran zu denken! Jeder Schritt, den er auf dieſen Boden that, jeder Blick, den er auf die Umgebung warf, jede Anordnung, die er machte, jedes Geſchäft, das er beſorgte — Alles erinnerte ihn daran, daß es in einigen Monaten, Wochen, Tagen damit aus und vorbei ſein werde. Er war wie ein Sterbender, der die unvermeidliche Stunde ſeines Todes vorher weiß. Ja, zu ſterben wäre minder ſchwer geweſen! Einige Augenblicke des Todeskampfs — und das phyſiſche Leben iſt überwunden! Aber ſterben zu müſſen dem Herzen nach, ſterben als Sohn, als Bruder — ſterben für die ganze Richtung, für das ganze Streben, welche Verhältniſſe und Stellung, Erziehung und Bildung der Exiſtenz gaben — und dann fortleben zu müſſen ohne Familie, ohne Vaterland, ohne Heimath, ohne Namen, ohne Laufbahn, ohne Vermögen — ob und wie das zu ertragen ſei, das konnte Peregrin nicht beurtheilen, ſo lange er ſich auf Schloß Traun befand, und der phyſiſche Tod erſchien ihm dagegen als etwas Leichtes und Friedliches.

„Verſprich mir nur, nicht plötzlich, nicht ohne Abſchied abzureiſen,“ ſagte Lucia eines Tages. „Ich erwache jeden Morgen mit der Angſt, daß Du in der Nacht fortgegangen ſein könnteſt.“

„Nun, der Morgen wird ganz gewiß eintreten,“ ſagte Peregrin ſchwermüthig.

„Aber nicht ohne Abſchied!“ bat ſie.

„Ich kann nichts verſprechen!“ rief er; — „ich thue das, was ich aushalten kann.“

„Nimm nur aus Barmherzigkeit mein ganzes Vermögen,“ ſagte ſie flehend.

„Das gebührt Alarich,“ entgegnete Peregrin finſter. „Du haſt nicht das Recht, es dem Sohn zu entziehen und dem Fremden zu geben.“

„Dem Fremden! . . . o Peregrin, biſt Du nicht wahrhaft mein Sohn geweſen?“

„Ja . . . ſo lange Du mich nöthig hatteſt,“ erwiderte er hart.

„Warſt Du ein Fremder für Deinen Vater!“ rief ſie in Thränen.

„O ſchweige von ihm!“ rief Peregrin troſtlos.

„Mein größter Schmerz iſt es, daß er nicht mein Vater iſt — daß ich ſeine Liebe geſtohlen habe! ... Aber er und ich ... wir waren ja beide arme, blinde Opfer."

„Sei barmherzig, nimm mein Vermögen," wiederholte die Gräfin.

„Es gehört Alarich: alſo darf ich es nicht nehmen," verſetzte Peregrin. „Ueberdies nützt es mir nichts. Der Verſtoßene, der Namenloſe, dem jede Laufbahn verſchloſſen iſt, braucht kein Vermögen. Er lebt von einem Tage zum andern, als Geigenſpieler, als Tagelöhner ... was weiß ich! und das Brod kann er ſich allenfalls verdienen."

„Peregrin! Du ... als Tagelöhner!" rief die Gräfin ganz außer ſich.

„Es gibt für mich keinen andern Platz," entgegnete er, „und wenn ſich alle Bildung und Weisheit des Jahrhunderts in mir vereinigten. Ganz Deutſchland kennt mich als Graf Gorm, denn ich war auf drei Univerſitäten, ich bin gereiſt, ich habe überall theils die große Geſellſchaft, theils bedeutende Perſönlichkeiten aufgeſucht; ich habe überall Bekannte, Studiengefährten, Univerſitätsfreunde, auch Freunde meines Vaters; man war überall, wenn nicht wegen meiner Perſon, ſo doch wegen des Namens, den ich trug, wohlwollend für mich. Daß ich in Deutſchland unmöglich unter einem andern Namen leben kann, verſteht ſich von ſelbſt. Und in andern Ländern ſind dem Fremdling ohne Namen, ohne Herkunft, ohne Beſchützer alle Wege und Stege verſchloſſen. Ich kann ja nicht einmal einen richtigen Paß vorweiſen. Die europäiſchen Polizeiſtaaten dulden mich nur als Graf Gorm. In der Geſellſchaft kann ich aber nicht mehr als Graf Gorm exiſtiren, denn ich würde in meinen Augen das Brandmal der Lüge auf der Stirn tragen. Folglich muß ich dieſem Conflict aus dem Wege gehen ... und zu den Wilden fliehen."

„Aber gerade in andern Welttheilen, in Auſtralien, in Amerika, kannſt Du Dir, wenn Du Geldmittel haſt, eine glänzende Zukunft eröffnen."

„Ich könnte reich werden, wenn ich den Handelsgeiſt hätte und zu ſpeculiren verſtände — das iſt möglich!" erwiderte Peregrin. „Aber es iſt gewiß, daß mir dazu Talent und Luſt fehlen und daß mir eine Zukunft, die ihren Glanz vom Gelderwerb empfängt, nicht glänzend, ſondern armſelig erſcheint. Wäre ich erzogen als das, was ich bin, ſo hätte ich ein Handwerk gelernt und meine Pflicht und Ehre darin gefunden, mir durch meine Tüchtigkeit — zuerſt mein Brod, und dann mehr und mehr zu erwerben. Aber ich bin als Graf Gorm erzogen. In dieſem Stande verwaltet man ſein Vermögen, vielleicht vergrößert man es auch; allein der Erwerb mit ſeiner Thätigkeit liegt außerhalb ſeiner Sphäre und ich habe das bisher immer als ein außerordentliches Glück betrachtet, weil es mit meiner Neigung und Richtung zuſammenfällt. Für mich gab es nur eine glückliche Zukunft und zwei Worte drücken ſie aus: Meinem Lande dienen und der Menſchheit nützen. Dahin gingen meine Studien, meine Intereſſen, meine Beſtrebungen. In dieſem Boden wurzelte ich. Auf ſeine Cultur verwendete ich meine ganze Energie, alle Kräfte, alle Gaben, alle Einſicht. Jetzt bin ich ihm entwurzelt und zweifach zukunftslos; einmal durch mein äußeres Schickſal, und dann — weil mir auch innerlich und geiſtiger Weiſe die Grundlage fehlt, um eine andere Zukunft darauf zu bauen, nämlich die Kenntniſſe, die Theilnahme, die Begeiſterung.“

„Umſomehr, geliebter Peregrin, brauchſt Du Geldmittel!“ flehte Lucia. „O ſtürze mich doch nicht durch Deine Weigerung in den Abgrund der Verzweiflung! Und wenn Du nicht mein ganzes Vermögen willſt, das über hunderttauſend Thaler beträgt, ſo nimm die Hälfte . . . ſo nimm doch wenigſtens den vierten Theil! Ach! das iſt ja eine ſo geringe Summe, daß Alarich und ich es gar nicht bemerken.“

„Ich denke, ich werde nicht viel nöthig haben . . . oder doch nicht lange,“ ſagte er.

„Was haſt Du vor?“ rief ſie und ergriff ſeine

Hand, als ob ſie ihn von einem verderblichen Schritt zurückhalten wolle.

„Ich würde gern in Algerien Kriegsdienſte nehmen — wenn ich nur nicht für Louis-Philipp gegen Abd-el-Kadr kämpfen müßte,“ ſagte Peregrin mit traurigem Lächeln. „So ein ſtörendes „Wenn“ tritt mir bei jeder Frage von allen Seiten entgegen. Darum wollen wir es ruhen laſſen, bis für mich der Augenblick der Entſcheidung kommen wird.“

So verging ein halbes Jahr. Da ließ Peregrin eines Abends ſpät den Rentmeiſter rufen, der ſeit vierzig Jahren dieſe Stelle einnahm und dem Hauſe grenzenlos ergeben war. Es war eilf Uhr; aber der Rentmeiſter, ein kräftiger bejahrter Mann, ſaß noch bei ſeinen Büchern, als der Kammerdiener ihn zum Grafen beſchied und in deſſen Schreibzimmer führte. Peregrin ſaß am Schreibtiſch und adreſſirte einen verſiegelten Brief. Als er damit fertig war, ſtand er auf und der Rentmeiſter, der ihn jetzt in's Auge faſſen konnte, rief erſchreckt:

„Aber, Herr Graf, ſind Sie krank? Sie ſehen ja leichenblaß aus! was fehlt Ihnen?“

„Der grüne Schirm um die Kerzen, den ich noch immer brauche, wie ihn mein Vater gebraucht hat, gibt wahrſcheinlich ein fahles Ausſehen, denn ich befinde mich ganz wohl,“ ſagte Peregrin; — „ſo wohl, daß ich noch in dieſer Nacht meine große Reiſe antreten werde.“

„Ach, Herr Graf, geben Sie doch die lange weite Reiſe auf!“ ſagte der Rentmeiſter bittend. „Das war ganz gut — obſchon immer etwas zu weit in die Welt hinein! — ſo lange wir Alle und beſonders die Frau Gräfin den ſeligen Grafen hatten. Allein jetzt, wo uns Niemand bleibt, wo Schloß Traun ganz verwaiſt iſt, da ſollten ſich der Herr Graf doch wenigſtens innerhalb Europa's aufhalten, wo es ja gewiß der Merkwürdigkeiten die ſchwere Menge zu ſehen gibt — ſogar wilde Völkerſchaften, die Zigeuner nämlich, von denen ſich jetzt eine Bande an unſerer böhmiſchen Grenze herumtreibt.“

„Es iſt Alles überlegt und erwogen; dieſe Reiſe gehört nun einmal zu meinem Lebensplan und meine Mutter iſt ganz damit einverſtanden — alſo machen Sie mir das Herz nicht ſchwer, guter Rentmeiſter. Um meine Mutter zu ſchonen, deren ſchwache Nerven wieder ſehr angegriffen ſind, nehme ich keinen Abſchied von ihr. Sie weiß, daß meine Reiſe auf Anfang Mai feſtgeſetzt war; ſie wird jeden Tag denken: Morgen reiſt Peregrin! wenn ich ihn nur wieder ſehe! u. dgl. mehr; und das würde ſie im höchſten Grade aufregen. Ich beuge dem vor und reiſe heute Nacht in den erſten Stunden des erſten Mai ab. Ich habe Sie rufen laſſen, damit das

Haus nicht etwa morgen früh in Schreck gerathe. Sie werden den Leuten ſagen, warum ich in dieſer Weiſe abgereiſt bin — und werden Sorge tragen, daß meine Mutter es nur durch Sie und nicht etwa durch ein lamentirendes Kammermädchen erfahre. Dieſen Brief hier geben Sie ihr ebenfalls ſelbſt und ſagen Sie ihr, daß Sie mich wohl und munter geſehen hätten — und nun, mein guter alter Rentmeiſter, Gott befohlen .... und auf Wiederſehen.“

„Nein, nein!“ ſagte der Rentmeiſter beklommen, „ich nehme erſt unten am Wagen Abſchied.“

„Nicht doch!“ rief Peregrin, „ich habe den Wagen um zwei Uhr, in tiefer Nacht beſtellt — und zwar ſo, daß er nicht vorfährt, ſondern ich gehe hinunter und über den Oeconomiehof ſtatt über den Schloßhof fahre ich fort.“

„Gleichviel!“ entgegnete der Rentmeiſter; „ich kann in dieſer Nacht unmöglich ſchlafen; alſo müſſen der Herr Graf es mir ſchon erlauben! — Und wer von den Dienern reiſt mit?“

„Kein einziger! es ſind ja nur die Diener meiner Eltern im Schloß und unter ihnen iſt keiner, dem ich eine ſolche Reiſe zumuthen möchte!“

„Aber der Kammerdiener iſt doch ſo gewandt und brauchbar auf Reiſen — wie der ſelige Graf immer ſagte.“

„Ja, aber er iſt kränklich und verzehrt viel lieder in aller Ruhe ſeine Penſion hier oder in Dresden. Nein, ich muß mir unterwegs einen paſſenden Diener ſuchen.“

„Das iſt aber entſetzlich, eine ſolche Reiſe ſo anzutreten!“ ſeufzte der Rentmeiſter und zog ſich bekümmert zurück.

Peregrin aber nahm Abſchied von dem theuern Hauſe, unter deſſen Dach er ſo glücklich geweſen war. Er durchwanderte alle Räume: die Zimmer, die er als Kind bewohnt hatte; die Zimmer ſeines Vaters, ſeines Bruders; die Bibliothek, das Billardzimmer, die ſogenannte Jagdkammer: überall lebten und webten die ſüßeſten Erinnerungen und die lieblichſten Bilder des Familienlebens gingen an ſeiner Seele vorüber. Er gedachte des Jubels, mit welchem er die erſte Partie Billard gegen ſeinen Vater gewonnen hatte — und des größeren Jubels, womit er den Tiroler Stutzen empfing, das erſte Gewehr, das der Vater ihm ſchenkte und das noch auf ſeinem alten Platze hing. Er gedachte der tauſend vertraulichen Geſpräche, die er mit ſeinem Vater in der Bibliothek gehabt hatte, wenn derſelbe ihm rieth, dieſes und jenes Buch zu leſen oder nicht zu leſen. Dann ging er in den kleinen Salon der Gräfin, wo ihr Flügel ſtand und wo es des Vaters höchſtes Vergnügen geweſen war, eine Beethovenſche Sonate für Piano und Violine von

Mutter und Sohn vortragen zu hören. Leiſe betrat er ihr Cabinet, das ihm in ſeiner Kindheit wie ein beſonderes Heiligthum erſchien, weil es eine der größten Strafen war, die Lucia verhängte, daß ein ungehorſamer Sohn nicht zu ihr in ihr Cabinet kommen durfte. Davon ausgeſchloſſen zu ſein, galt beiden Brüdern als die herbſte Züchtigung und wenn die Mutter, von der Reue gerührt, endlich das Interdict aufhob, ſo ſtürzten ſie mit einem Jubel hinein, als wäre dies Plätzchen der Inbegriff aller Herrlichkeit auf Erden.

Mit herzzerreißenden Gefühlen durchwanderte Peregrin dieſe Räume und die vergangenen Zeiten — und ebenſo herzzerreißend waren die flüchtigen Bilder, die ſeine Phantaſie aus den Nebeln der Zukunft — ach! einer zerſtörten Zukunft! — unwillkürlich hervorrief. Wäre Heliade hier eingezogen — hätte ihr idealiſches Weſen über dieſe Räume ihren Zauber ausgebreitet — hätte ſie die Sternenhimmeltiefe ihrer Seele hier entfaltet: welch ein Leben wäre daraus hervorgegangen! denn eine ſolche Natur iſt nicht bloß für ſich ſelbſt reich und glücklich: — ſie verbreitet eine Fülle von Glück rings um ſich her. Aber ſie liebt mich nicht, denn ſie liebt ihren Glauben mehr als mich! — ſprach er finſter zu ſich ſelbſt. Doch bald gewann er wieder den richtigen Standpunkt. Du haſt ganz Recht, Heliade! ſeufzte er; — es iſt entſetzlich, wenn der Menſch nichts Höheres liebt als einen Menſchen und nur unter dem Einfluß dieſer menſchlichen Liebe handelt! das beweiſt meine arme Mutter: um glücklich zu werden in ihrer Liebe, verfiel ſie dem Verbrechen und vergiftete ſie ihr Glück. Nein, Heliade .... nicht um alle Freuden und Kronen der Welt möchte ich dich ſo elend, ſo erniedrigt ſehen! Dein Zauber iſt, daß etwas Himmliſches dich umleuchtet. Iſt das dein Glaube, ſo muß er himmliſch ſein! ... Aber verloren biſt du mir doch. Als ich ein Gorm war, waren wir getrennt .... und wir bleiben es, obſchon ich kein Gorm bin! ———

Als der Kammerdiener am nächſten Morgen das Frühſtück der Gräfin brachte, meldete er den Rentmeiſter. Sie ließ ihn ſorglos eintreten, da er ſtets am Erſten des Monats gewiſſe Nadelgelder ihr überbrachte. Diesmal aber reichte er ihr Peregrins Brief. Die Handſchrift ſagte ihr Alles. Sie wurde leichenfarben, ihre Lippen bebten und ein erſtickter Schrei war ihre Frage:

„Iſt er fort?“

„Fort!“ ſagte der alte Mann tief traurig; — „mutterſeelenallein in die dunkle Nacht und in die weite Welt hinausgefahren! Das hätte der ſelige Graf nun und nimmermehr gelitten! ... Und er ſah aus, weiß wie die Kalkwand und verſtört wie durch ein furchtbares Unglück. Gnädige Gräfin werden die

Frage verzeihen: er wird doch nicht etwa ein Duell vor ſich haben? — Sein Ausſehen, ſein Benehmen waren wie ein Abſchied für Leben und Sterben.“

„Nein, nein! davon iſt er weit entfernt .... darüber kann ich Sie vollſtändig beruhigen,“ ſagte Lucia, den Brief öffnend. „Er hat nur nicht mündlich von uns Allen Abſchied nehmen wollen, weil man dabei auf traurige Gedanken kommt.“

„Wenn er nur zurückkehrt, gnädige Gräfin! ich erlaubte mir, danach zu fragen; er antwortete: Darüber iſt Nichts beſtimmt. Und als ich weiter fragte, wohin die nöthigen Gelder zu ſchicken oder anzuweiſen wären, ſagte er, er habe das Alles mit Ew. gräflichen Gnaden abgemacht. Ich bitte alſo gehorſamſt um die nöthigen Befehle, damit der Herr Graf an Geld nicht zu kurz kommt; denn er hat nicht eben viel mitgenommen, ſeine Privatcaſſe war ziemlich leer.“

„Doch nicht!“ erwiderte die Gräfin verlegen, „ich hatte eben über ein kleines Capital zu verfügen, das mir gekündigt worden war.“

„Dann wird die Caſſe der gnädigen Gräfin den Betrag dieſer Summe zurückzahlen,“ erwiderte der Rentmeiſter, der nicht begriff, weshalb Lucia ein Capital fortgebe, da ja Peregrin über reichliche Einkünfte verfügen konnte.

„Ja, ſpäter!“ ſagte ſie ungeduldig. „Und daben Sie nur keine Sorge,“ ſetzte ſie freundlich hinzu: „Er ſteht ja überall in Gottes Hand, der gute Peregrin. Dieſe Reiſe war nun einmal ſeine fixe Idee.“

Nachdem ſich der Rentmeiſter entfernt hatte, ſchöpfte Lucia Athem und ſeufzte: Werde ich bis zum Grabe Comödie ſpielen müſſen? — — Dann las ſie Peregrins Brief, der mit fliegenden Zügen geſchrieben war.

„Die Zeit iſt gekommen: ich gehe, geliebte Mutter, und mein letztes Wort an Dich, unter dieſem Dach, wo ich Dein Sohn war, ſoll Liebe und Dank ſein. Ich danke Dir für die unzähligen Wohlthaten, die Du mir erwieſen, indem Du mich ſorgfältig erzogen und mir ein Beiſpiel und eine Aufforderung zu allem Guten gegeben haſt. Ich danke Dir für die Treue, mit der Du meine Kindheit pflegteſt, meine Jugend bewachteſt und mit meinem heftigen und brauſenden Charakter ſo viel Nachſicht — aber keine falſche Schonung hatteſt. Ich danke Dir für jedes liebreiche Wort, für jeden freundlichen Blick, für jede gute Ermahnung, die Du mir ſchenkteſt und die ich oft ſo gleichgültig hingenommen habe, als ob ſie mir gebührten. Jetzt, da ich das Gegentheil weiß, ſehe ich erſt recht ein, welchen hohen Werth das Alles hatte! Ich danke Dir, daß Du immer ſo gütig für mich warſt und mich nie den Unterſchied fühlen ließeſt, den Dein Herz zwiſchen mir und Alarich machen mußte. Und ich bitte Dich auf den Knien um Verzeihung, daß ich Dir, theils durch meine Fehler und theils ohne meine Schuld, ſo manchen bittern Kummer, ſo viele ſchwere Sorgen bereitet habe. — Ueber die Gefühle, mit denen ich für immer dies geliebte Haus verlaſſe, um fortan als ein einſamer Fremdling die Welt zu durchpilgern — ſchweige ich. Es gibt einen Schmerz, der zu mächtig iſt, um ſeinen Ausdruck in Worten zu finden. In meinem Herzen iſt ein Jammerſchrei ... und weiter nichts. Vergib mir nur, daß ich Dir in dieſen letzten Monaten meinen Jammer oftmals allzu rückſichtslos und heftig ausgeſprochen habe! Man hat ja Nachſicht mit dem Angſtruf eines Sterbenden, der mit dem Tode ringt. Und ſo war mir zu Muth. — Endlich noch ein Dank, der mir am allerſchwerſten wird. Ich danke Dir, daß Du Dich ſo großmüthig eines Theiles Deines Vermögens für mich berauben willſt. Ich nehme es als ein Almoſen an, weil ich weiß, daß Dein mildes Herz keine Ruhe haben würde, wenn ich es ablehnte; alſo drücke ich mein ſtolzes Herz nieder und danke Dir auch für dieſe letzte Wohlthat auf den Knien. Wie ich ſie anwenden werde, weiß ich noch nicht. Aber dies weiß ich: ich bleibe auf unſerer Hemiſphäre. Erhalte Alarich noch längere Zeit in der Unwiſſenheit; es iſt ihm beſſer, glaube ich, wenn er ſich durch meine lange Abweſenheit allmälig mit dem Gedanken vertraut macht, daß ich nicht wiederkehre, als wenn er plötzlich die wirklichen Verhältniſſe erführe. So lange ich es für nöthig halte, ſchreibe ich als Graf Gorm. Dann verſtumme ich; — und ob dereinſt nach langen Jahren aus irgend einem Winkel der Welt ein Peregrin wieder auftaucht — das, geliebte Mutter, ſteht in der Hand Gottes, dem ich Dich und mich befehle.“

Lucia konnte ſich einer unausſprechlichen Erleichterung bei Leſung dieſer Zeilen nicht erwehren. Peregrin war fort und mit ihm der lebendige Vorwurf verſchwunden, den ſein Anblick in ihr wach erhielt. Nunmehr konnte Alles ins richtige Geleiſe kommen — Alarich nach Schloß Traun und zu ſeinem ungeſchmälerten Erbe; — Peregrin aber mit ſeiner Energie auf irgend eine ungewöhnliche Bahn, die ihn vielleicht zur Eroberung irgend eines unbekannten Königreiches führen konnte. Sie war ruhiger als ſeit vielen, vielen Jahren: Peregrin brachte ſein Opfer; von ihm hatte ſie keinen Verrath zu befürchten. Da alle Folgen ihrer verbrecheriſchen Handlung beſeitigt waren, ſo fühlte ſie ſich auch mit dem drohenden Schatten ihres geliebten Mannes ausgeſöhnt und ihr Gewiſſen war beruhigt.

Durch Peregrins Seele aber tobten furchtbare

Stürme. Das Leben war ihm verhaßt, weil er ſich mit keiner Hoffnung ſeines Herzens in daſſelbe hineinranken konnte. Wozu leben — ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Ausſicht, als ein Spielball des Schickſals, wie er es bis jetzt geweſen war! — Und wie leben — wovon? womit? in welchen Kreiſen? Mit der Armuth, mit der Namenloſigkeit, mit der Vereinzelung ſank er in eine Sphäre äußerer Erniedrigung herab, die ihm viel empfindlicher war, als die Armuth ſelbſt. Nicht im Traum fiel es ihm ein, die hunderttauſend Franken, welche die Gräfin ihm zur Verfügung geſtellt hatte, wirklich anzunehmen. Edel bis zum letzten Augenblick gegen ſeine Mutter und ſo lange er ihren Namen trug, wollte er nicht ihre Unruhe über ſein ferneres Schickſal vermehren. Aber ihr Schreiben an ihren Banquier in Dresden, worin ſie denſelben beauftragte, einen Creditbrief von hunderttauſend Franken für Peregrin zu Anfang Mai in Bereitſchaft zu halten — dies Schreiben wurde nie abgeholt. Um ſein nächſtes Reiſeziel, Genua, zu erreichen, hatte er, was er brauchte — und dann? — — Dann, Amala, Freundin, Geliebte! dann mußt du für mich betteln! ſprach er zu ſich ſelbſt.

Zwei Poſten fuhr Peregrin mit ſeinen ungariſchen Pferden, die Zügel der brauſenden Thiere ſelbſt führend. Das zerſtreute ihn. Er hätte am liebſten ſo dahin jagen mögen bis zum Ende der Welt und dann in irgend einen Abgrund ſtürzen. Aber wo war das Ende der Welt? — — Auf der dritten Poſt ſprang er vom Wagen, ließ ſeinen Koffer und ſeinen Violinkaſten herabnehmen, warf dem Kutſcher die Zügel und ein freundliches Abſchiedswort zu, klatſchte den Hals der Pferde, die den Kopf gegen ihn neigten und ihn verſtändig anſahen — und eilte, einen Platz im Eilwagen zu nehmen, der um dieſe Stunde zur Abfahrt bereit war. Als ſich die ſchwerfällige Maſchine nach einigen Augenblicken in Bewegung ſetzte und gegen Weſten raſſelte, bog ſich Peregrin aus dem Wagenſchlag und ſah zurück. Da ſtand ſein Kutſcher und blickte ihm nach und grüßte ihn noch einmal mit gezogenem Hut; aber Pferde und Wagen waren ſchon wieder gegen Schloß Traun nach Oſten gewendet und jede Secunde machte die Trennung größer. Genug! ſagte Peregrin zu ſich ſelbſt, indem er ſich in die Wagenecke drückte und die Augen ſchloß; — von nun an wird nicht mehr rückwärts geſchaut, ſondern vorwärts! Habe ich dies überleben können, ſo kann ich auch andere Dinge überleben, und was ich kann .... das will ich auch!

Die Familie Torrigi.

In dem ſtolzen prächtigen, Genua mit ſeinen Marmorpaläſten, die von lauter Königen erbaut zu ſein ſcheinen, deren Kunſtſchätze unermeßlich ſind und deren Majeſtät durch die wundervolle Lage der Stadt erhöht wird, welche ſich in unregelmäßigen Terraſſen vom blühenden Abhang des Appenin bis zum warmen, leuchtenden Meere hinabſenkt: in dieſem herrlichen Genua gibt es auch ſehr enge finſtere Gaſſen mit unfreundlichen, höhlenartigen Häuſern, in welche kein Strahl von all dem Glanz und all der Schönheit fällt. Aus einem ſolchen Hauſe und zwar aus dem fünften Stockwerk ertönte eine Muſik, die keinen Namen hat — dermaßen war ſie ohrzerreißend. Es wurden verſchiedene Inſtrumente geſpielt; doch keines bekümmerte ſich um das andere. Jeder Muſiker machte ſeine Uebungen ſo rückſichtslos, als ſei er allein im Hauſe. Drei Perſonen führten dies entſetzliche Trio aus — jede von ihnen in einem beſonderen Kämmerchen, die jedoch alle unmittelbar neben einander lagen.

In dem einen ſaß ein junges Mädchen am Violoncell. Es war eine kräftige, breitſchulterige Geſtalt, mit ſtarken Armen, ſtarkem Nacken, ſtarkem ſchwarzen Haar, das ziemlich unordentlich geflochten und mit einer großen ſilbernen Haarnadel, deren Knopf eine Blume in genueſiſcher Filagranarbeit war — feſtgehalten wurde. Die mühſame Stellung an dem ſo höchſt ſchwierigen Inſtrument ſchien ihr ganz leicht zu werden und in ihrem Bogenſtrich war eine Fülle und eine Weichheit, die ſich nur in einer Meiſterhand vereinigt finden. Dieſe ungewöhnliche Kraftentwickelung war aber auf Koſten der weiblichen Anmuth geſchehen. Ihre Züge waren breit und hart, wie von ſchwerer Arbeit ausgeprägt — und der Ausdruck faſt roh, inſofern Rohheit Mangel an Erziehung und an Seelenbildung iſt.

In dem andern Kämmerchen ſtand ein anderes junges Mädchen mit einer Violine, gerade ſo fein, ſo mager, ſo ſchwächlich, wie die erſte derb und geſund war. Sie ſah übermüdet aus und hatte in ihrem großen ſchwarzen, von ſchweren Augenlidern und langen Wimpern beſchatteten Auge den unbewußt melancholiſchen Blick von Kindern, die da leiden, ohne zu wiſſen, was ihnen fehlt.

Dieſer Ausdruck trat im verſtärktem Maß bei dem Knaben hervor, der ebenfalls mit einer Violine im dritten Zimmer ſtand und mit der größten Spannung und Anſtrengung ſpielte. Es that weh, dies Kind zu betrachten, denn es war augenſcheinlich in ſeiner körperlichen Entwickelung zurückgeblieben, um ſeinen Mund zitterte etwas wie Angſt, und das dunkle Geäder, das ſein Auge umgab, verrieth die Ueberreizung ſeiner Nerven.

Plötzlich verſtummte die Violine im zweiten Zimmer; das junge Mädchen horchte auf. Nach ein Paar Minuten öffnete ſie die Thüre und ſagte:

„Ruh' Dich aus, Ors' Anton! Dein Strich iſt nicht mehr rein ... und Du hörſt es nicht! Du biſt zu müde, ruhe aus!"

„Iſt der Strich nicht mehr rein? ... O Marietta, ich bin wohl ſehr müde, aber ich fürchte mich zu ſehr vor dem Vater! ... ich will lieber etwas anderes üben."

Das unglückliche Kind hatte einen Augenblick den Bogen ſinken laſſen und ſich auf einen armſeligen Strohſtuhl geſetzt. Aber es fuhr auf und ſagte haſtig:

„Der Vater kommt, Marietta! ich hörte ihn unten vor der Hausthür huſten. Geſchwind an Deine Violine!"

„Nein, Ors' Anton! ich kann nicht zugeben, daß Du weiter ſpielſt. Du bekommſt wieder Deinen Nervenkrampf."

„Beſſer zehnmal Nervenkrämpfe, als einmal vom Vater geſchlagen zu werden, Marietta.“

„Er wird Dich nicht ſchlagen, Ors' Anton! er ſieht ja, daß Du ganz erſchöpft biſt — und ich werde ihm ſagen, ich hätte mich ein wenig ausruhen müſſen und Dich geſtört.“

„Er kommt!“ flüſterte Ors' Anton zitternd.

Ein harter kurzer Schritt wurde im Gang gehört, auf welchen die drei Kammern ſich öffneten. Eine harte Hand riß Ors' Antons Thür auf und ein ſtämmiger unterſetzter Mann von mittleren Jahren, mit Geſichtszügen, die alle in die Breite gingen, und mit einem allgemeinen choleriſchen Ausdruck, trat ein und rief zornig:

„He, was iſt das! Nennt Ihr das Uebungsſtunden, Ihr Tagediebe? Haltet Ihr Euch für ſolche Genies, daß Euch die Kunſt ohne Uebung nur ſo angeflogen käme? Da ſieht man recht, was Ihr für Tröpfe ſeid! Marſch! in Deine Kammer, Marietta! ich nehme jetzt den Ors' Anton vor; er ſoll mir zeigen, ob er ſich dieſen Morgen gut geübt hat.“

„Nimm mich zuerſt vor, Vater!“ ſagte Marietta; — „Ors' Anton hat vier Stunden hintereinander geſpielt: er muß ſich ein wenig ausruhen.“

„Albernes Käſegeſicht!“ ſagte der Vater, gab im Vorübergehen dem Knaben einen Schlag an den Kopf und ging durch Marietta's Kammer, hindurch nach derjenigen, aus welcher ununterbrochen die prächtigen Töne des Violoncellos in den reichſten und feinſten Uebungen erklangen. Da rief er mit neuem Zorn:

„So höre doch endlich einmal auf, Tota, mit Deinen ewigen Fiorituren, daß man ein vernünftiges Wort reden kann, wenn ich komme.“

„Ah bah, Vater, ſei nicht wunderlich!“ rief Tota mit ihrer tiefen lauten Stimme; — „ſtudiren wir nicht, ſo brummſt Du — und ſtudiren wir, ſo brummſt Du auch. Das iſt ja ein Hundeleben.... immerfort angeſchnauzt zu werden! und wir müſſen doch das Brod verdienen!“

„Ja, ja, mein Täubchen, mein Lämmchen,“ ſagte der Vater plötzlich beſänftigt durch dieſe Bemerkung; — „wir müſſen Alle das Brod verdienen — und mehr als Brod, meine Kinder! Geld, Ehre, Berühmtheit, Vermögen — viel Vermögen! Das Alles ſollt Ihr haben. Aber natürlich müſſen wir es zuvor erwerben — und ſehr mühſam, beſonders jetzt, da durch den Tod unſerer armen Cecca das Quartett geſtört iſt. Marietta wird es nie über die zweite Violine hinaus bringen; — ſie iſt keine Torrigi! Und der Tropf, der Ors' Anton, der es könnte, der ſchon jetzt ein kleiner Paganini ſein könnte, wenn ſein Fleiß mit ſeinem Talent Schritt hielte — der iſt träg' und faul.“

Als Ors' Anton die geſänftigte Redeweiſe ſeines Vaters hörte, ſchlich er leiſe herbei, und ſagte nun ſchüchtern:

„Nicht träge, aber ſchwach, Vater! Wenn meine Hand *könnte*, wie das, was in mir iſt, *will* — dann ſollteſt Du ſchon Deine Freude an mir haben. Aber mitten drin ... brech' ich zuſammen. Das iſt nicht meine Schuld — gewiß nicht, Vater."

„Wie alt biſt Du, Ors' Anton?" fragte Torrigi.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Knabe.

„Er iſt genau vier Jahre jünger als ich — und ich bin fünfzehn," ſagte Tota.

„Schau, Ors' Anton, bei eilf Jahren war Mozart ein Wunder von Berühmtheit als Clavierſpieler in ganz Europa, wo alle Höfe des Kaiſers und der Könige ihn angafften, bewunderten und prieſen. Und was biſt Du, Ors' Anton? ich frage, was biſt Du?"

„Was ich bin, Vater!" rief der Knabe und ein Blitz von feurigem Stolz belebte ſein kleines, blaſſes und welkes Geſicht; — „Mozart war ein großer Maeſtro ... und das bin ich nicht; aber ich bin ein Violinſpieler und das iſt etwas ganz Anderes, als auf dem hölzernen Clavier zu klimpern."

„Wie kannſt Du nur das Clavier neben unſern Inſtrumenten nennen," rief Tota beleidigt ihrem Vater zu.

„O meine Kinder! o mein Fleiſch und Blut! o

Ihr ächten Torrigi!“ rief der Vater entzückt, riß Ors' Anton in ſeine Arme und ſetzte ihn auf ſeine Knie: — „Ja, das iſt richtig geſprochen, richtig empfunden. Mit der irdiſchen Muſik befaſſen wir uns nicht! uns gehört die himmliſche an. Habt Ihr je auf ſchönen Bildern Engel am Clavier handthieren ſehen? — Niemals! — Hingegen Geigen, Violen, Harfen ... das iſt die Muſik des Himmels, des Paradieſes! Ihr ſeid wie die Engel, meine Kinder! — Alſo betragt Euch auch gleich den Engeln — gehorſam, fleißig, beſcheiden! Erleichtert die Sorgen Eures Vaters, der Euch ſo mühſam bildet und der durch Cecca's Tod ſo tief gebeugt iſt.“

„Warum müſſen wir denn ſo reich werden, Vater?“ fragte Ors' Anton unbefangen.

„Um in der Welt zu Anſehen und in ſpäteren Jahren zu Wohlbehagen zu gelangen, mein Sohn.“

„Aus dem Anſehen mache ich mir nicht ſo viel!“ ſagte Tota und ſchnippte mit den Fingern. „Und ich hätte lieber jetzt einige Annehmlichkeiten des Lebens als in meinen alten Tagen, die ich vielleicht gar nicht erlebe.“

„Nun, ich möchte wahrhaftig wiſſen, wie ſich die Signorina jetzt Annehmlichkeiten des Lebens verſchaffen wollte!“ entgegnete Torrigi mit gerunzelter Stirn, indem er Ors' Anton heftig von ſich ſtieß. „Sie ſcheint zu vergeſſen, daß ſie eine Null iſt ...

eine unwiſſende, ungebildete Nullität . . . daß ſie nichts iſt, als das Violoncello im Quartette . . . — —

„Und wenn ich nichts Anderes bin,“ rief Tota aufbrauſend, „wer iſt daran Schuld? Wer hat mich zum Violoncello dreſſirt und torquirt, daß nicht bloß ich, ſondern auch die ſelige Mutter Thränenſtröme darüber vergoſſen haben? . . . Hatte ich Zeit, in die Schule zu gehen? Hatte ich Gelegenheit, etwas zu lernen? — Nein! Hat es Marietta . . . hat es Ors’ Anton? — Nein! Wir ſind zum Quartett verdammt, wie die Galeerenſklaven zur Zwangsarbeit. Aber Gott Dank! durch Cecca’s Tod iſt es aus und vorbei mit dem Quartett! Es fehlt die erſte Violine.“

Und frohlockend in die Hände klatſchend wiederholte ſie ein Paarmal.

„Es fehlt die erſte Violine! Gott Dank . . . ſie fehlt.“

Marietta und Ors’ Anton hatten ſich in das Nebenzimmer geflüchtet, wo ſie mäuschenſtill und bebend das Ende einer Scene abwarteten, die, wenn Tota und der Vater ihren Paroxismus von Wildheit hatten, mit der letzten Brutalität durch thätliche Mißhandlung der Tochter zu ſchließen pflegte.

Hätte Torrigi auch gern dieſen Schluß eintreten laſſen, ſo ſah er doch ein, daß Tota jetzt die Säule ſeiner Zukunftspläne, ſeiner Hoffnungen ſei. Wenn das wilde Mädchen ihm den Gehorſam aufſagte —

ihm davonlief — was dann? Um mit zwei kleinen Violinſpielern in der Welt umher zu reiſen, dazu war Ors' Anton zu kränklich und Marietta nicht genialiſch genug. Ueberdies war es nicht ganz neu. Aber ein Quartett aus Kindern einer Familie gebildet — das war etwas ganz Neues, ganz Unerhörtes, was man noch nicht auf Erden erlebt hatte. Freilich genoſſen damals die vier Brüder Müller aus Braunſchweig durch ihr wunderbar ſchönes Quartettſpiel den höchſten Ruf in ganz Deutſchland; aber eben darauf hatte Torrigi ſeinen Plan gebaut, als ihm die Kunde von den berühmten Brüdern zu Ohren kam. Was dieſe ausgezeichneten Männer leiſteten, ſollten ſeine Kinder, ſeine kleinen Mädchen leiſten! — und da es muſikaliſche Genies waren, ſo begann er ſchon in früheſter Kindheit ſie zu dieſem Zweck zu dreſſiren und zu torquiren — wie Tota ganz richtig geſagt hatte. Als die beiden älteſten Mädchen, ein Zwillingspaar, zehn Jahr zählten, reiſte er mit ihnen umher und gab Conzerte für Violoncello und Violine, die ungeheures Aufſehen machten, denn Antonia Torrigi erſchien als Knabe gekleidet in einer Blouſe von rothem Sammt, um ihr Inſtrument gehörig handhaben zu können — und Francesca Torrigi, ein wunderſchönes Kind, ſah bei ihrer Violine wie ein träumender Engel aus. Nach einiger Zeit kam auch Marietta dazu; und nun wurden Trios durch die kleinen Mädchen aufgeführt. Marietta war ein verwaiſtes Kind, die Nichte von Torrigi's Frau, und ſchon ſeit ihrem dritten Jahr der Familie einverleibt, ſo daß ſie ganz zu derſelben zählte. Wendete die zärtliche Mutter der armen Kleinen alle Sorgfalt und Liebe, wie den eigenen Kindern, zu, ſo that auch der Vater daſſelbe in ſeiner Weiſe, und Marietta erhielt ihre muſikaliſche Dreſſur ſo gut, wie die Zwillinge. Sie hatte aber nicht deren immenſes Talent. „Ganz natürlich!“ ſagte der Vater, halb unmuthig, halb ſelbſtzufrieden: „Marietta iſt keine ächte Torrigi, nur eine adoptirte! wie käme ſie zum Genie der Torrigi?“ Endlich war auch der kleine Orſo-Antonio ſo weit, daß er im Quartett die Bratſche übernehmen konnte und nun begann Torrigi mit der kleinen Schaar ſeinen neuen Alexanderzug — wie er ihn nannte — um die Welt zu erobern. Er war ein tüchtiger, gründlich gebildeter Muſiker, im Orcheſter der großen Oper zu Genua bei der Violine angeſtellt, aber keinesweges durch die Opernmuſik gegen die Kammermuſik eingenommen. Er wendete der letzteren umſomehr ſein ganzes Studium zu, als ſie das Feld war, auf dem ſeine Kinder Lorbeerzweige mit goldenen Früchten pflücken — und ihm mittheilen ſollten. Ein fieberhafter Durſt nach Berühmtheit und nach Glücksgütern brach jetzt bei ihm aus, da er ſich auf dem

Punkt ſah, dieſe Ziele zu erreichen, nach denen er mit ſolcher Mühe, ſolcher Geduld, ſolcher Anſtrengung, ſolcher Beharrlichkeit geſtrebt — und ihnen die ganze Kindheit ſeiner Kinder geopfert hatte.

In Mailand begannen die Quartetts der „kleinen Torrigi's“; denn ſie waren alle klein und ſchmächtig, bis auf Antonia, die wie ein derbes Bauermädchen ausſah und längſt ihren Knabenanzug abgelegt hatte. Die Kunſtkenner gaben ihrem wundervollen Bogenſtrich entſchieden den Vorzug, während das große Publikum für Francesca ſchwärmte wegen ihrer idealiſchen Schönheit und ihres ſeelenvollen Vortrags. Alle aber vereinigten ſich dahin, daß die kleinen Virtuoſen aus einem Guß, in einem Geiſt, mit einer Hand ſpielten, ſo daß ihre Quartette den ſo höchſt ſeltenen Genuß der muſikaliſchen Vollendung boten.

Von Mailand gingen ſie nach Florenz, nach Venedig, nach allen größeren Städten Ober-Italiens. Immer ſicherer wurde das Zuſammenſpiel der Kinder, immer mehr entwickelte ſich ihre Fertigkeit, immer feiner wurde ihr Ausdruck, immer lebendiger ihr Vortrag. Torrigi ging mit ihnen nach Paris. Er hatte dort gute Freunde bei der italieniſchen Oper und die kleine Geſellſchaft wurde gut aufgenommen. Beifall und Theilnahme ſteigerten ſich, je mehr man ſich mit ihren ſeltenen Leiſtungen vertraut machte und Torrigi hoffte mit immer größerer Zuverſicht, das Rad des Glückes feſt an ſeine Sohle geſchnallt zu haben.

Da traf ihn ein ſchwerer Schlag: ſeine Frau ſtarb mitten im Winter in Paris. Sie hatte auf Reiſen wie in der Heimath die ganze materielle Seite des Lebens, die phyſiſche Pflege der Kinder, ein geordnetes, regelmäßiges Hausweſen — mit großer Sorgfalt in Händen gehabt. Bei dem Bildungsplane der Kinder, den Torrigi mit äußerſter Strenge verfolgte, durfte ſie ihm freilich nicht in den Weg treten; allein ſie konnte ihnen tauſend kleine Erleichterungen zukommen laſſen, tauſend kleine Freuden und Genüſſe bereiten, an die Torrigi nie dachte. Sie war die Vorſehung der Kinder, ſo daß dieſe buchſtäblich in's Elend geriethen, als ihr Platz leer war. Torrigi war nicht geldgierig genug, um die Kinder aus Ueberlegung darben zu laſſen; jedoch viel zu ſehr mit ſeinen Ideen beſchäftigt und immer ſinnend, wie dieſelben zu verwirklichen und wo die größere Ausbeute zu machen ſei, fiel es ihm nie ein, zu fragen: „Habt Ihr Hunger, habt Ihr Durſt? Braucht Ihr Kleider, braucht Ihr Schuhe?“ Den Kindern aber fiel es wo möglich noch weniger ein, dem Vater ihre Wünſche, ihre Bedürfniſſe auszuſprechen; ſie fürchteten ihn viel zu ſehr durch die tauſend Marterſtunden des muſikaliſchen Unterrichts, den er ihnen angedeihen ließ und bei dem er nie anders als im barſchen, zornigen Ton ſprach, um ihnen jede Anwandlung von Leichtſinn und Flüchtigkeit als ein Verbrechen erſcheinen zu laſſen. Die Mutter hatte für Alles geſorgt und trotz beſchränkter Mittel die Kinder nie darben laſſen. Jetzt waren die Mittel größer; aber Torrigi legte lieber das Geld bei einem Banquier an, als es für die Bedürfniſſe der Kinder auszugeben. Litten ſie nun auch nicht gerade Noth, ſo war doch keine Ordnung in ihrer Exiſtenz und es fehlten die Erholungen, die kleinen Zerſtreuungen, welche bei ihren nervenangreifenden Muſikſtunden ebenſo nothwendig waren, wie das tägliche Brod.

Drei Monate nach dem Tode ſeiner Frau ging Torrigi nach Brüſſel, um Belgien zu durchwandern und dann nach England zu gehen. In London wurde er bereits erwartet — da erkrankte Franceſca und zwar ſo ſehr, daß die Aerzte, die ſogleich das Uebel erkannten, unumwunden erklärten, wenn das Kind zu retten ſei, ſo ſei das nur möglich in der Heimath, an der ſonnenwarmen linden Meeresküſte Liguriens.

Torrigi war in wüthender Verzweiflung. Nie hatte er an den Tod eines ſeiner Kinder gedacht — jetzt bedrohte er Franceſca . . . ſeine erſte Violine, den Mittelpunkt ſeiner ganzen künſtleriſchen Schöpfung, das Fundament und den Schlußſtein ſeines Glückgebäudes! Franceſca, die eben ſo zart und anmuthig von Charakter als in ihrer äußern Erſcheinung war und keine Ahnung von ihrer tödtlichen Krankheit hatte, ſuchte den Vater durch die Verſicherung zu beruhigen, daß vier bis ſechs Wochen in Genua ſie ganz herſtellen würden, und daß ſie dann während des Sommers in England um deſto fleißiger „arbeiten“ könne und werde.

„Und die weite, koſtſpielige Reiſe von hier nach Genua und zurück von Genua nach London — rechneſt Du ſie für nichts?“ fuhr er ſie an. „Ich ſage Dir, der Verluſt an Zeit, an Geld, iſt immens, Cecca! ... iſt immens! — Wenn Du doch krank werden mußteſt — warum denn nicht an einer Krankheit, die in England zu heilen iſt!“

„Vielleicht iſt ſie auch in England zu heilen, lieber Vater,“ ſagte das unglückliche Kind; „nur fürchte ich, daß ich jetzt dort nicht im Quartett zu brauchen wäre.“

„Und Ors' Anton, der mir epileptiſch wird!“ rief Torrigi und ſchlug ſich ſelbſt mit geballten Fäuſten dröhnend an den Kopf.

„O nicht epileptiſch! ... der arme kleine Ors' Anton iſt ein Paarmal ohnmächtig geworden ... o ſei ihm deshalb nicht böſe, lieber Vater!“ bat Franceſca.

„Mit Tota und Marietta allein ... kann ich nichts anfangen — gar nichts! Wenn Du fehlſt und Ors' Anton auch fehlt, ſo iſt es gerade, als hätte ich gar kein Kind. Du und Tota ... das ging! Ihr ſteht beide auf gleicher Linie. Aber die Marietta! die Marietta! ... Im Quartett, wenn Ihr Andern ſie hebt, tragt, fortreißt — nun ja, dann iſt ſie zu brauchen ... doch nur dann! — O verlorene Zeit und Mühe! ... O ich unglückſeliger Vater!“

Und abwechſelnd zornwüthig und jammernd, als hätten ſeine Kinder die größten Miſſethaten begangen, reiſte er mit ihnen nach Genua zurück. Für Franceſca war es zu ſpät. Die galloppirende Schwindſucht hatte ſich vollſtändig entwickelt und riß ihr Opfer in's Grab. Torrigi's Verzweiflung war grauſamer als die Krankheit. Dieſe bringt es mit ſich, daß der Kranke ſich nicht ſogleich als verloren betrachtet, daß er die Hoffnung auf Geneſung oft bis zum letzten Augenblick behält. Iſt mit dieſer Hoffnung die vollkommene Vereinigung des Willens mit dem Willen Gottes in Betreff von Tod oder Leben verbunden — und hält ſie nicht zurück vom Empfang der heiligen Sacramente: ſo iſt ſie eine große Wohlthat, die dem Leidenden den ſchweren Kampf durch den Hinblick auf Geneſung erleichtert. Sie ſollte aber nicht der armen Franceſca zu Theil werden.

Mit ſehendem Auge ging ſie in den Tod, denn der Vater wehklagte:

„Hab' ich's nicht dem Arzt in Brüſſel geſagt? hab' ich's nicht der ganzen hochweiſen Facultät prophezeit? ... Es iſt zu ſpät! — Keine heimathliche Luft, keine warme Meeresküſte macht meine Cecca geſund. O Kind, o meine Perle! mit Dir geht meine Hoffnung ... geht mein Glück zu Grabe! Es bleibt mir nichts übrig, als mich mit Dir unter die Erde zu legen."

„Was wird dann aus meinen armen Geſchwiſtern?" fragte ſie mit einer Selbſtverleugnung, die gegen des Vaters Selbſtſucht rührend abſtach.

„Was wird jetzt aus ihnen? ... ſo, meine Tochter, ſollteſt Du vernünftiger Weiſe fragen. Jetzt iſt das Quartett zerſtört, zum Trio ſind die zwei Kleinen nicht in dem Grade reif, daß ſie Mirakelkinder wären — mein Platz im Orcheſter der Oper iſt beſetzt — ich bin darauf angewieſen, die ganze Geſellſchaft einzig und allein zu erhalten, indem ich Muſikunterricht gebe! ... Und iſt es ſchon eine Folter, für ein gebildetes Ohr große Talente, ja Genies zu unterrichten: ſo ſprechen keine Worte die Höllenqualen aus, die der Unſelige erduldet, der ſtumpfſinnigen Creaturen, welche nicht cis von des unterſcheiden können, Unterricht zu geben hat. Was ſagſt Du nun, Cecca!"

„Vergib mir, lieber Vater, daß ich ſterbe,“ ſagte ſie, faltete ängſtlich ihre abgezehrten, brennenden Hände und eine Thräne milderte den Fieberglanz ihres Auges.

„O meine Cecchina, bleibe bei Deinem armen, alten Vater! o ſtirb mir nicht in ſo zarter Jugend, und ſo ſchön, ſo gut, ſo genialiſch wie Du biſt!“ ſchrie Torrigi, fiel auf die Knie neben ihrem Lager, bedeckte ihre Hände mit Küſſen und raufte ſich in die Haare.

„Vater, ſteh doch auf! treibe keine Tollheiten!“ ſagte Antonia in ihrer barſchen Weiſe, mit der ſie zuweilen dem Vater entgegentrat, ſeitdem die Mutter todt war. „Der Doctor will Ruhe für Cecca haben ... und ſieh, wie ſie zittert, wie ihre Hände fliegen!“

„Das kommt vom Fieber,“ ſagte Cecca leiſe.

„Ja, Du biſt ein Lamm!“ verſetzte Antonia.

„Was Lamm! ein Engel biſt Du!“ rief Torrigi; „ein Engel, der mit den himmliſchen Heerſchaaren ganz bald göttlich muſiciren wird.“

„Ach, dann wäre ich ja ſelig!“ ſagte Franceſca mit verklärtem Lächeln.

Der Pfarrer beſuchte ſie häufig und freute ſich, daß ihre kindliche Seele ſo ganz unberührt von dem verderblichen Weihrauch der Welt geblieben war. In der Beziehung war die eiſerne Strenge Torrigi’s ein Glück für ſie geweſen: unter ſeiner Zuchtruthe und in der beſtändigen Furcht vor ſeiner Unzufriedenheit erſtarb jede Anwandlung von Eitelkeit. Ihr Kreuz war ihr Heil. Aber ſie ſtarb am Kreuz, wie ſie gelebt hatte — ein kleines, ſtummes, leidenvolles Opfer der Selbſtſucht ihres Vaters.

In den erſten Tagen nach ihrem Tode war Torrigi wie wahnſinnig.

„Keiner von Euch rühre ſein Inſtrument an!" rief er den Kindern zu; — „keiner von Euch laſſe mich einen Bogenſtrich hören! Er würde mir das Herz und das Gehirn ſprengen. Geht ſpazieren, fahrt auf dem Meer, macht was Ihr wollt . . . ich kann Euch nicht brauchen."

Antonia ließ ſich das nicht zweimal ſagen, nahm ihre Geſchwiſter bei der Hand, verließ die unfreundliche, himmelhohe Wohnung, und ſtreifte mit ihnen in der theuern Vaterſtadt, in den Kirchen, auf der Aqua sola, auf dem Molo umher. Dabei verzehrten ſie einige Orangen und beklagten nur, daß die liebe Cecca nicht dieſe goldene Freiheit mit ihnen theile.

Inzwiſchen beſuchte der Pfarrer den verzweifelten Torrigi, theils um ihn zu tröſten, theils um ihm das Wohl der Kinder an's Herz zu legen.

„Wenn Ihr es mit den Kindern forttreibt, wie mit der armen kleinen Cecca, ſo bringt Ihr die zwei Kleinen unter die Erde — und die Große, die Tota ... ſeht Euch vor, was aus der wird! ſie kommt mir vor, wie ein wildes Füllen!“ ſagte der Pfarrer.

„Schrecklich! ſchrecklich!“ murmelte Torrigi. „Zehn Jahre der Arbeit — und welcher Arbeit, Herr Pfarrer! ſind begraben ... und meine Ausſichten mit ihnen! ich bleibe arm und die Kinder bleiben arm.“

„Vielleicht iſt es ein Fingerzeig Gottes, daß Sie minder heftig nach Glücksgütern ſtreben ſollen,“ verſetzte der Pfarrer.

„Warum hat denn Gott meinen Kindern ihre großen Talente gegeben,“ brauſte Torrigi auf, „wenn ich ſie nicht gehörig entwickeln darf.“

„Gehörig wohl — aber nicht ungehörig,“ entgegnete der Pfarrer; „nicht auf Koſten der Geſundheit, der Jugendfriſche und Freude, ja ... der unſterblichen Seele Ihrer Kinder.“

„Herr Pfarrer,“ ſagte Torrigi beleidigt, „ich wünſche Ihnen von Herzen, daß Ihnen dereinſt ein Plätzchen im Paradieſe neben meiner Cecca zu Theil werde.“

„Das wünſche auch ich, Herr Torrigi. Allein Sie werden mir eingeſtehen, daß Sie ſich nicht beſtrebt haben, das Paradies für Cecca zu gewinnen. Irdiſchen Glanz — nicht die himmliſche Glorie — dachten Sie ihr zu. Der liebe Gott aber dachte anders und nahm ſie für die ewige Herrlichkeit, denn Ihr Kind iſt auch ſein Kind und er wollte es nicht fahren laſſen."

„Nun, die drei Andern laufen ja jetzt herum nach Herzensluſt, und freuen ſich ihres Lebens, während ich hier in Jammer ſitze!"

„Herr Torrigi, das iſt Alles verkehrt! Sie behandeln Ihre Kinder nach Ihrer Laune, wie Sklaven. Heute halten Sie ſie wie Automaten den ganzen Tag bei der Muſik feſt — und morgen laſſen Sie ihnen eine Freiheit ohne Zügel und ohne Aufſicht."

„Kann ich mich verdoppeln?" brauſte Torrigi auf; „muß ich nicht Muſikunterricht geben, um das liebe Brod zu verdienen? und nun ſoll ich den Kindern nachlaufen? — O mein Weib, mein armes Weib! ſeit ihrem Tode iſt alles Glück von mir gewichen!"

Der Pfarrer ſah, daß auf dieſen, von unbändiger Selbſtſucht aufgeregten Charakter durch keinen vernünftigen Zuſpruch Einfluß zu gewinnen ſei. Er ſagte nur noch bittend:

„Nicht wahr, Sie halten darauf, daß die Kinder Sonntags den Gottesdienſt nicht verſäumen ... und auch in die Chriſtenlehre gehen?"

„Bin ich ein Jude? bin ich ein Heide?" rief Torrigi. „Das iſt Verleumdung, Herr Pfarrer! Das muß ich mir höflichſt verbitten! — Ich bin ein römiſchkatholiſcher Chriſt, Herr Pfarrer — und zwar ein ſehr guter ... daß Sie es wiſſen! Sonntags wird eine Meſſe gehört und in der öſterlichen Zeit zu den heiligen Sacramenten gegangen. Ich bin correct ... was wollen Sie mehr?“

„Ich, mein beſter Herr, will überhaupt gar nichts!“ ſagte der Pfarrer mit ſtillem Lächeln über die Zuverſicht, womit ſich Torrigi als einen guten Chriſten pries. „Es handelt ſich nur immer darum, was unſer Herrgott will.“

„Ja, ja, der will mich geißeln! ... und ich muß ſtill halten, bis ich eine erſte Violine gefunden habe.“

Nach einigen Tagen war aber Torrigi's gedrückte Stimmung ſpurlos verſchwunden. Eifrig ſuchte er Schüler, eifrig trieb er ſeine Kinder zur muſikaliſchen „Arbeit“, eifrig ſchrieb er nach allen vier Winden, um Erkundigungen einzuziehen, ob nicht irgendwo in der Welt ein junges genialiſches Weſen, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geſchlechts, aufzufinden ſei, um Cecca's Platz zu füllen. Die Kinder waren ſich gänzlichſt ſelbſt überlaſſen und kämpften oft mit den größten Verſuchungen, um des Vaters Abweſenheit zu kleinen Spaziergängen zu benutzen. Antonia hatte einmal dies Wageſtück ausgeführt: ſie hatte, anſtatt der Magd, Einkäufe gemacht. Das machte ihr viel Vergnügen, denn es war eine Veränderung, und ſie ſah und hörte andere Leute. Zum Unglück aber prallte ſie, um eine Ecke biegend, gerade gegen ihren Vater an und ihr Schreck darüber war ſo groß, daß ſie vollkommen den Kopf verlor. Sie ſtellte ihm blitzſchnell den Korb vor die Füße, kehrte ſich auf dem Abſatz um und lief nach Hauſe. Als ſie dort athemlos und beſinnungslos ankam, machte ihr die Magd heftige Vorwürfe über ihr unſinniges Benehmen und was denn nun zu kochen ſei. Zum Glück kam während dieſer Verhandlungen ein Knabe mit dem Gemüſekorb, denn Torrigi hatte ſogleich ſeine vorwitzige Tota erkannt — und da er nicht Zeit hatte, den Korb ſelbſt nach Hauſe zu tragen, mußte er ſich, innerlich wüthend, entſchließen, einen Träger zu nehmen und zu zahlen. So war denn wenigſtens die Köchin beſchwichtigt. Aber dieſe zitterte mit den Kindern vor dem Strafgericht, das bei des Vaters Heimkehr über ſie ſammt und ſonders einbrechen werde. Es erfolgte aber nichts und Tota, die ſich ſchon zu einer Vertheidigungsrede gerüſtet und ermuthigt hatte, mußte ſie für ſich behalten. Als aber Torrigi Nachmittags wieder ausging, ſchloß er die Außenthüren ab und ſteckte die Schlüſſel zu ſich, ſo daß die Kinder eingeſperrt waren — und zu der Köchin ſagte er:

„Noch ein ſolcher Fall und ich werfe Dich alle fünf Stiegen hinunter ... und aus dem Hauſe.“

Am andern Morgen verſchloß er wieder die

Thüren, zuerſt bei Ors' Anton, dann bei Marietta; — als er aber an Tota's Thür kam, öffnete ſich dieſelbe, ſeine Tochter trat ihm auf der Schwelle entgegen, ſtolz wie eine Semiramis, und ſagte in demſelben Ton:

„Vater! ich bin weder ein Kind, noch eine Verbrecherin, alſo will ich auch nicht ſo behandelt werden. Einſperren laſſe ich mich nicht. Schließe alſo nicht meine Thür ab, denn ich würde ſie in Deiner Abweſenheit ſprengen — und fortlaufen.“

„Biſt Du raſend geworden, Tota?“ ſagte der Vater mit gezwungenem Lachen, weil er einſah, daß er das Mädchen nicht allzu geringſchätzig behandeln dürfe: — „Gib mir Dein Wort, daß Du nicht wieder mit dem Korb voll Salat umherlaufen und dadurch an Marietta und Ors' Anton ein ſchlechtes Beiſpiel geben willſt: dann ſchließe ich keine einzige Thür ab.“

„Ich ſehe keine Schande darin, etwas Salat über die Gaſſe zu tragen,“ verſetzte Tota; „die ſelige Mutter that es oft genug.“

„Dafür war ſie eine Hausfrau und ſpielte nicht das Violoncello!“ rief Torrigi entrüſtet.

„Wollte Gott, auch ich wäre eine Hausfrau! das Violoncello ſollte vor mir Ruhe haben,“ ſagte Tota und trat ſtolz in ihre Kammer zurück, denn ſie hatte dem Vater ihre Meinung geſagt und fühlte ſich ſiegreich.

Eine namenloſe Entrüſtung wogte durch Torrigi's Bruſt; aber Tota's Thür blieb unverſchloſſen. O Gott! murmelte er halblaut, was bin ich für ein geſchlagener Mann. Setzt man denn dazu Kinder in die Welt, daß die Eine ſtirbt und die Andere eine Hausfrau werden möchte? ... Wie kommt nur Tota auf einen ſolchen Gedanken? ... Ich muß ſie ſchonen ... muß ihr Vertrauen beweiſen ... muß ſie nicht quälen ... damit ſie nicht davonlaufe. Aber quäle ich denn die Kleinen? ... ich verhelfe ihnen ja nur zu ihrem Glück. Kann ein guter Vater mehr thun?

Von dieſem Augenblick an behandelte er Tota mit etwas mehr Rückſicht; aber das Mädchen blieb mürriſch und unfreundlich. Der unnatürliche Druck ihres maſchinenhaften Lebens laſtete allzu ſchwer auf ihrer Jugend. Zuweilen wünſchte ſie heftig, ihre Kunſtreiſe wieder anzutreten — nicht wegen der Kunſt oder dem Geldgewinne, ſondern nur, um Veränderung und Bewegung zu haben und Neues zu ſehen an Menſchen und Dingen. Und zuweilen wünſchte ſie noch heftiger, es möchte ſich das geſchwiſterliche Trio auflöſen und nur um's Himmelswillen nicht wieder zum Quartett ſich vervollſtändigen.

„Ich bitte den lieben Gott alle Tage," ſagte ſie in ihrem Unmuth zu den beiden Kleinen, „daß der Vater keine erſte Violine finde."

„Iſt das auch Recht?" fragte Marietta.

„Ja, ſehr Recht!" rief Tota; — „er hat genug an uns Dreien, um uns zu quälen."

„Aber er quält uns doch nur zu unſerm Beſten," wendete der Knabe ein.

„Sieh, Ors' Anton! wenn ich Dich anſchaue, ſo möcht' ich heulen!" ſagte Tota. „Es iſt ja ein Jammer, wie elend Du biſt!... und das ſollte zu Deinem Beſten ſein?"

„Nun, wenn ich ganz elend werde," ſagte Ors' Anton freimüthig, „ſo ſterbe ich, wie Cecca; ... und bin ich brav geweſen, ſo nimmt mich der liebe Gott dann zu ſich und bei Ihm bin ich am Beſten aufgehoben — und Cecca auch! der Pfarrer hat's geſagt."

„Nein!" rief Tota, indem ihr große Thränen aus dem Auge rollten, „Du ſollſt aber nicht ſterben, mein Ors' Anton! Es iſt ſchon traurig genug, daß wir unſere gute Mutter und unſere Cecca verloren haben, denn für die, welche zurückbleiben, wird es dann immer härter zu leben."

Sie ſetzte ſich und fing an ſo bitterlich zu weinen, daß Marietta und Ors' Anton nach Kinderart von Herzen einſtimmten und die kleine betrübte Geſellſchaft in Thränen und Schluchzen aufgelöſt beiſammen ſaß, ohne ein wiederholtes Anklopfen an den verſchiedenen Thüren zu beachten.

Mariano Torrigi.

Plötzlich öffnete ſich die Thür und der weinenden Gruppe gegenüber trat ein junger Mann ein und fragte in ſchlechtem italieniſchen Accent, ob Herr Torrigi zu Hauſe ſei. Antonia warf den Kopf ein wenig in den Nacken und ſchnalzte leicht mit der Zunge. Dies iſt die gebräuchliche und beliebte Pantomime, die „Nein“ ausdrückt und die jeder Italiener verſteht. Der junge Mann verſtand ſie nicht und wiederholte ſeine Frage. Als dieſelbe Pantomime, von einem unwilligen Blick begleitet, erfolgte, dachte er, er ſei an drei Taubſtumme gerathen, und da er nicht Luſt hatte, unverrichteter Sache die fünf Stiegen hinab zu ſteigen, ſo trat er ein und ſetzte ſich ruhig auf den erſten beſten Stuhl neben der Thür nieder. Tota zog ihre breiten ſchwarzen Augenbrauen verwundert und zornig in die Höhe und wies mit majeſtätiſch ausgeſtrecktem Arm nach der Thür. Dieſe Bewegung verſtand der junge Mann freilich ſehr gut. Doch machte ſie keinen Eindruck auf ihn. Er blieb ruhig ſitzen, ſah Tota lächelnd an und dachte bei ſich ſelbſt: Seid Ihr Alle taubſtumm, ſo bin ich blind.

Nun aber ſprang Tota wie eine Löwin auf, um ihr Haus gegen den Eindringling zu vertheidigen und hieß ihn gehen in einem Strom der lebhafteſten Worte, die ſie im genueſiſchen Dialect und mit der größten Geſchwindigkeit vorbrachte. Der junge Mann, der nicht eine Sylbe verſtand, ſagte nur immer ganz freundlich dazwiſchen:

„Cara mia! — Mia Cara.“

Tota verſtummte endlich verzweifelnd; und da ihr Marietta leiſe zuflüſterte, er ſei vielleicht taub, ſo ſchrie ſie ihm ganz langſam und mit wenigen Worten die Frage in's Ohr, ob er etwa hier auf ihren Vater warten wolle. Da ſie langſam und deutlich ſprach, verſtand er ſie und bejahte lebhaft die Frage.

„Dann folgen Sie mir in ſein Zimmer,“ ſagte Tota.

Er folgte ihr über den Gang und nahm einen Kaſten mit, den er neben der Thür hingeſtellt hatte. Als er in Torrigi's Zimmer eingetreten war, ſprach Tota:

„Hier können Sie ſich niederlaſſen und ihn erwarten.“

Damit verließ ſie ihn und kehrte zu ihren Geſchwiſtern zurück, die ſich in tauſend Vermuthungen ergingen, wer er ſei, was er wolle und welch eigenthümliches Benehmen er habe.

Es war inzwiſchen Abend geworden. Das war ihre Erholungsſtunde; dann durfte die „Arbeit“ ruhen, und kam der Vater gut gelaunt heim, ſo machte er vielleicht einen Spaziergang mit ihnen am Hafen oder auf der Aqua sola — einer der ſchönſten Promenaden der Welt. Der Maiabend war unausſprechlich lieblich. Aus ihrem fünften Stockwerk hatten ſie einen Blick auf's Meer, das im Wiederſchein des glühenden Sonnenunterganges wie ſchmelzendes Gold leiſe wogte, während kleine Barken mit dem lateiniſchen Segel wie weiße Schmetterlinge über die rieſelnden Wellen des Golfs leicht dahin glitten und von den Ortſchaften der Küſte Gartenfrüchte und Geflügel nach Genua brachten. Sie lagen alle Drei in demſelben Fenſter und plauderten über das Vergnügen, das ſie haben würden, wenn ſie einmal in einer ſolchen kleinen Barke nach Oneglia, der Heimath ihrer Mutter, oder gar nach Nizza, Marietta's Vaterſtadt, reiſen könnten — und welch ein ſchauerlicher Spaß das wäre, wenn ſie an die Küſte von Aſien oder Afrika verſchlagen würden —

„Und alle Violinen und Violoncellos untergingen,“ ſetzte Tota hinzu.

„Still,“ rief Marietta plötzlich.

Ein wundervoller Ton durchzitterte die abendliche Stille, ein Ton ſo ſüß und rein, ſo ſchmelzend und energiſch, daß er das Herz erbeben machte, als ob etwas Himmliſches vorgehe.

„Cecca's Geiſt!“ flüſterte Ors' Anton und ergriff ängſtlich Marietta's Hand.

„Still!“ riefen beide Schweſtern und horchten geſpannt auf das unbeſchreiblich ſchöne Geigenſpiel, das ſich wie ein Strom von Melodien immer mächtiger, immer hinreißender ergoß. Athemlos vor freudigem Entzücken ſaßen ſie beiſammen. Da wurde leiſe die Thür geöffnet und Torrigi ſagte mit weicher Stimme:

„O meine Marietta, mein Ors' Anton! wer von Euch erfreut mich mit dieſem göttlichen Spiel?“

Als er ſie aber alle Beide ohne ihre Inſtrumente erblickte, rief er erzürnt:

„Was ſind das für Poſſen, Ihr Tröpfe! wer von Euch hat geſpielt? . . . und ſpielt noch?“

„Es iſt ein Fremder, Vater, der in Deinem Zimmer Dich erwartet,“ ſagte Tota.

„Aber dieſer Ton! . . . o dieſer göttliche Ton! horcht auf, meine Kinder! . . . das iſt meine Violine nicht! Wie heißt er denn, dieſer Fremde?“

„Das wiſſen wir nicht! er iſt taub.“

„Taub? biſt Du närriſch, Tota? — Ein ſolcher

Violinſpieler und taub ... das glaub' ich nicht! ... in Ewigkeit nicht."

„Fährſt Du ihn ſo an, Vater, ſo verſteht er Dich nicht und ſagt nur: Caro mio, caro mio! Langſam und deutlich mußt Du mit ihm reden."

Kopfſchüttelnd verließ Torrigi, von ſeinen Kindern gefolgt, das Zimmer und ging über den Gang. Das Violinſpiel dauerte fort. „Haben ihm die Engel eine Geige vom Himmel herunter geworfen?" murmelte Torrigi vor der Thüre ſtehen bleibend und horchend.

„Wenn es nun doch Cecca's Geiſt wäre!" flüſterte Ors' Anton geſpannt Marietta zu.

„Dann wollt' ich, daß er in Dich führe, Du Tropf!" murrte der Vater, indem er die Thür öffnete.

Da ſtand der Fremde und ſpielte; — und obſchon er die ganze Gruppe mit acht weitgeöffneten Augen vor ſich hatte, ließ er ſich gar nicht ſtören, ſondern ſpielte ſo lange fort, bis ſeine Tonverſchlingungen in ihren eignen Quell zurückſanken, wie der Waſſerſtrahl aus einem Springbrunnen kryſtallklar aufſteigt und dann in tauſend Silbertropfen in das Baſſin zurückperlt. Torrigi hatte alle Zeit, den Fremden genau zu betrachten und zu der Ueberzeugung zu kommen, daß er ihm nicht unbekannt ſei. Als der letzte Bogenſtrich vibrirend verſchwebte, näherte ſich Torrigi mit tiefer Verbeugung dieſem Meiſter der Töne und ſagte laut und langſam nach Tota's Vorſchrift:

„Mein Herr, wen habe ich die Ehre zu bewundern?"

„Mariano Torrigi" — lautete die unbefangene Antwort.

„Torrigi!!" — im vierfachen Echo erſchallte dieſer Name.

„Mein Herr, das wäre viel Ehre für uns; allein Mariano Torrigi iſt ſeit langen Jahren todt. Er war mein Bruder."

Statt der Antwort zog der Fremde ſeine Brieftaſche und aus derſelben ein Schriftſtück hervor, das er ſchweigend Torrigi darreichte. Dieſer entfaltete es und las den Taufſchein von Mariano Torrigi, einzigem Kinde des verſtorbenen Mariano Torrigi, Horniſt bei der Muſikbande des erſten Regimentes der Berſaglieri und der gleich nach der Geburt des Kindes als Wittwe verſtorbenen Roſina Salvi aus la Spezzia. Geburts- und Tauftag: der 28. Februar und der 1. März 1813. Beſcheinigt vom Pfarrer des Waiſenhauſes zu Genua.

„Mein Neffe! mein Neffe!" ſchrie Torrigi entzückt, ſtürzte auf den Fremden zu, umhalste ihn und brach in jubelnde Freudenrufe aus: „Wir haben unſere erſte Violine, meine Kinder! ... und was für eine!! ... Jetzt fort nach England! o Glück! o

Gnade! Freut Euch doch, Ihr Tröpfe!“ fuhr er die Mädchen an, die ganz verblüfft über die Entdeckung dieſes Vetters waren; — „und Du, Ors' Anton, dummer Junge, komm' her und ſage Deinem Vetter Mariano, wie ſehr Du ihn bewunderſt, ihn verehrſt, ihn liebſt.“

„Mein Onkel,“ ſagte Mariano in franzöſiſcher Sprache, „da Sie ein weitgereiſter Mann ſind, werden Sie ohne Zweifel beſſer franzöſiſch verſtehen, als ich italieniſch; alſo wollen wir vor der Hand uns auf franzöſiſch unterhalten, bis ich meine ſchöne Mutterſprache gehörig gelernt habe.“

„Ja, mein Goldſohn, das wollen wir! Erzähle mir, wie es kommt, daß Du gerade jetzt für Deinen hartgeprüften alten Onkel vom Himmel fällſt;“ — erwiederte Torrigi ſehr geläufig, doch mit ſtarkem Accent.

Als die Kinder die Wendung des Geſpräches in's Franzöſiſche hörten, gaben ſie ihre Mißbilligung und Betrübniß durch ein leiſes Gemurmel zu verſtehen.

„Das iſt Euch ſchon recht, Ihr Tröpfe,“ fuhr der Vater ſie an: „warum habt Ihr nicht franzöſiſch gelernt!“

„Weil es uns Niemand gelehrt hat!“ entgegnete Tota trotzig, nahm ihre Geſchwiſter bei der Hand und machte eine Schwenkung zum Zimmer hinaus.

„Nun, mein Sohn, erzähle! erzähle! ich weiß ja weiter nichts von Dir, als daß ſich eine fremde, reiche Familie bei den Vorſtehern des Waiſenhauſes verpflichtet hatte, Dich zu erziehen und für Dich zu ſorgen.“

„Und das hat ſie gehalten, Onkel! Ich habe eine Menge Dinge gelernt, die ich nur leider gar nicht anwenden kann.“

„Und inwiefern hat ſie für Dich geſorgt?“

„Dadurch, daß ich eine Violine von Amati habe und auf ihr ſpielen kann, prima vista, Alles, was Du mir vorlegſt.“

„Allerdings! damit iſt Dein Glück gemacht .... wenn Du willſt.“

„Ich will ganz aufrichtig ſein, Onkel. In der Familie, die mich während vierundzwanzig Jahren wie ihr eigenes Kind behandelte, traten Zerwürfniſſe ein, welche es mir zur Pflicht machten, das Verhältniß aufzulöſen. Es geſchah in aller Liebe. Ich wußte, daß ich ein genueſiſches Waiſenkind ſei und beſchloß, mir meinen wahren Namen wieder zu holen und dann als Geigenſpieler durch die Welt zu wandern. Welche Angſt ich ausgeſtanden habe, bevor ich wußte, ob meine Eltern rechtſchaffene Leute waren — das kann ich nicht beſchreiben.“

„Ach, mein braver Sohn, es waren die rechtſchaffenſten Leute unter der Sonne, aber arm wie die Kirchenmäuſe!" rief Torrigi.

„Nun auf Armuth kommt mir nichts an!" … —

„Halt, mein Sohn, halt! darauf kommt ſehr viel an!" unterbrach ihn der geldſüchtige Torrigi. Arm zu ſein, wenn man eine Familie erhalten ſoll — das iſt ein unerträglicher Zuſtand."

„Das begreift ſich, Onkel! aber ich für mich allein — was mache ich mir daraus, ob ich arm oder reich bin? Genug! kaum war ich in Genua angelangt, ſo eilte ich nach dem Waiſenhauſe, legte meine Legitimationspapiere, Paß ꝛc. vor, bat, man möge in den Regiſtern des Hauſes den entſprechenden Datum aufſchlagen und fand mich zu meiner unausſprechlichen Befriedigung als Mariano Torrigi, ehrlicher Leute Kind, wieder. Auf meine Frage, ob ich Verwandte in Genua habe? antwortete einer der Herren, er vermuthe, daß der Muſiklehrer Orſo Antonio Torrigi ein jüngerer Bruder meines verſtorbenen Vaters ſei; — und ein anderer Herr fragte, ob ich von deſſen muſikaliſchen Wunderkindern nichts gehört habe? Leider mußte ich es verneinen. Aber mein Entſchluß war gefaßt: ich eilte auf die Polizei, brachte auch dort meine Papiere in Ordnung, bezahlte meinen Gaſtwirth mit meinem vorletzten Lire — und ſtelle mich Dir vor mit der Frage, ob man in Genua mit der Muſik ſein Leben friſten kann ….

denn darauf bin ich angewieſen. Könnte ich in dieſem Hauſe ein Kämmerlein zu meiner Unterkunft finden, ſo wäre ich geborgen! Weil ich gut engliſch und faſt gar nicht italieniſch ſpreche, halten mich die Leute für einen Mylord, und laſſen mich demgemäß zahlen — und das verträgt mein Geldbeutel nicht."

Als Torrigi von dem „vorletzten Lire" hörte, flog ein ſchwermüthiger Schatten über ſeine Züge, verſchwand jedoch, als Mariano ſagte, er ſpreche fertig engliſch. Nach einigem Beſinnen nahm er das Wort:

„Man kann allerdings mit der Muſik ſein Leben in Genua friſten, Neffe. Als ich im Orcheſter der großen Oper war und zugleich Violinunterricht ertheilte, konnte ich meine Frau und vier Kinder erhalten. Aber es iſt ein mühſeliges Stück Brod und ich weiß auch nicht, ob Du ſogleich einen Platz im Orcheſter findeſt und ob Du guten Unterricht gibſt."

„Unterricht geben? .... Daran habe ich nie gedacht, Onkel! Concerte wollte ich geben, bis ich eine Anſtellung in einer Kapelle oder einem Orcheſter finde."

„Braviſſimo, Neffe! unſere Gedanken begegnen ſich. Ja, Concerte wollen wir geben in allen fünf Welttheilen und dann, mit Gold und Ehren beladen, Kapellmeiſter und Conzertmeiſter Sr. Majeſtät des Königs werden. Du findeſt bei mir durch den Tod meiner armen Cecca ein freies Kämmerchen; da kannſt Du wohnen für die paar Tage bis zu unſerer Abreiſe nach London!“

„Ah! wir gehen nach Londen?“

„Ja, mein Sohn! das Quartett der Torrigi wird dort erwartet; Du trittſt an Cecca's ſtatt auf.“

„Ich ... ſtatt eines jungen Mädchens?“ rief Mariano lachend.

„Was gibt's da zu lachen, Herr Neffe? ... Ihr ſeid beide Torrigi und beide die erſte Violine; baſta! alles Uebrige zählt nicht.“

„Oho! da irrt der Herr Onkel ſich ganz gewaltig!“ ſagte Mariano zwar ſcherzend, doch ſehr beſtimmt; — „ich bin allerdings Mariano Torrigi; aber eben darum bin ich ein Menſch ... und keine erſte Violine.“

„Gut, gut, mein Sohn! darüber wollen wir nicht disputiren. Mißfällt es Dir, die erſte Violine zu ſein, ſo biſt Du doch vielleicht nicht ungern der erſte Violinſpieler — und als ſolcher wirſt Du in unſerm Quartett Furore machen .... Zuerſt in London, dann bei dem großen Muſikfeſt zu Liverpool — und dann in ganz England.“

„Und wer ſind die Mitſpieler?“

„Wie Du fragſt! Natürlich ſind es meine Kinder .... die Wunderkinder!“

„Die muß ich aber gleich kennen lernen!“ rief Mariano und ſprang auf.

„Sie ſollen Dir ſogleich ihre kleinen Künſte zeigen,“ ſagte Torrigi mit dem angenehmen heimlichen Bewußtſein, daß ſeinem Neffen eine große Ueberraſchung bevorſtehe.

Es war dunkler Abend geworden, doch Torrigi hielt es für gänzlich überflüſſig, bei einem Geſpräch Licht anzuzünden. Er führte ſeinen Neffen über den finſtern Gang nach dem Zimmer, worin ſich die Kinder aufhielten. Eine tiefe Altſtimme ſang metallreich, aber unausgebildet die Strophe einer Barcarole:

„Ah, senza amare,
Andare sul mare,
Non può consolare.“

Sie verſtummte vor den eintretenden Männern. Helles Mondenlicht erfüllte das ganze Zimmer. Antonia ſaß auf einem niedrigen Schemel; Ors' Anton lag vor ihr am Boden, mit dem Kopf auf ihrem Schooß und war dem Einſchlafen nah. Marietta ſaß neben ihr am Boden und blickte mit ihrem ſchwermüthig träumeriſchen Auge auf das ferne Meer, das wie im Silberſpiegel unbeweglich zu ruhen ſchien — und ſummte leiſe: „Ah, senza amare.“

Es lag etwas ungemein Melancholiſches auf dieſer ſtillen abendlichen Scene, auf dieſen jungen Weſen, die im Mondenſchein ihre Lieder ſangen. Es war eine Poeſie in dieſer Einſamkeit, die mächtig zu Mariano's Herz ſprach, ſo daß es ihn ſehr unangenehm berührte, als Torrigi ſchrie:

„He! he! ſeid Ihr Alle eingeſchlafen? ſingt Ihr im Traum? Auf, Tota! Licht! ... Herbei mit Violine und Violoncello! ... Zeigt Eurem Vetter Eure kleinen Künſte!“

Tota übereilte ſich keineswegs. Sie richtete zuerſt Ors' Anton auf und ſuchte ihn auf die Füße zu ſtellen; aber er taumelte vor Schlaftrunkenheit, ſo daß Marietta ihn auffing, während Tota hinausging, um eine Lampe zu holen.

„So ſind dieſe Kinder!“ fuhr Torrigi fort; „ſo ſitzen ſie da, träg und ſchläfrig, gaffen in den Mond und auf's Meer und denken an keine Muſik! daraus kannſt Du abnehmen, Neffe, welche Noth ich mit ihnen habe.“

„Es ſind eben Kinder!“ ſagte Mariano mitleidig.

Tota kam zurück mit der dreiſchnabeligen kupfernen Lampe, ſtellte ſie auf einen Tiſch und fragte mißmuthig:

„Wir ſollen alſo noch ſpielen, Vater?“

„Nein, nein! nicht heute Abend!“ rief Mariano, der aus ihrer Verſtimmung und des Knaben Schläfrigkeit den Schluß zog, daß ſie ſich nicht von ihrer glänzendſten Seite zeigen würden; — „Nein! morgen iſt auch noch ein Tag.“

Obſchon Tota dieſe rückſichtsvolle Freundlichkeit dankbar empfand, lachte ſie doch laut auf über Mariano's Italieniſch. Torrigi fuhr auf ſie zu, als ob er ſie ſchlagen wolle, und rief wüthend:

„Du böſes Geſchöpf! wage nicht, unſern Vetter zu beleidigen!"

„Er ſpricht ja ganz unſinnig!" ſagte ſie kalt.

„Und ich ſage Dir, es iſt mehr wie unſinnig, daß Du nicht franzöſiſch ſprichſt."

Tota zuckte ſchweigend die Achſeln und Mariano ſagte freundlich zu ihr:

„Ich werde bei Dir italieniſch lernen, Tota."

„Sieh, welch ein gutes Gemüth er hat!" rief Torrigi. „Wie nimmt ſich das ſo ſchön aus bei einem ſolchen Genie! ... und welche armſelige Figur ſpielſt Du mit Deiner Verſtocktheit neben ihm!"

Tota brach urplötzlich in lautes Weinen aus. Wohl war ſie dagegen abgeſtumpft, von ihrem Vater rauh behandelt zu werden; aber daß es vor dieſem fremden jungen Manne geſchah — daß er bei ſeinem erſten Eintritt über die Schwelle Zeuge dieſer harten Behandlung ſein mußte — das gab ihr einen Stich durch's Herz und ſie weinte ſchluchzend, wie Kinder und unerzogene Leute weinen.

„Signor," ſagte Mariano auf franzöſiſch zu ſeinem Onkel, „wenn Sie wollen, daß ich mit Ihnen nach England reiſen ſoll, ſo müſſen Sie Ihre Kinder freundlicher behandeln und nicht wie Affen und Bären, die man mit der Peitſche zum Tanzen zwingt; ſolche Scenen kann ich gar nicht vertragen. Wiederholen ſie ſich: ſo laufe ich davon ... ich! die erſte Violine."

„Das Mädchen hat aber auch etwas vom Bären!" murrte Torrigi.

„Gleichviel!" entgegnete Mariano beſtimmt. „Und ſo wollen wir denn für heute alle Muſik ruhen laſſen. Ich bitte Dich, weiſe mir mein Zimmer an."

Torrigi klatſchte in die Hände und rief munter:

„Freuet Euch, meine Kinder, Euer Vetter Mariano Torrigi, Sohn meines verſtorbenen älteren Bruders, bleibt bei uns, wohnt bei uns, reiſt mit uns ... das wird ein herrliches Leben ſein! — Und nun wollen wir zu Nacht eſſen!"

Tota trocknete ihre Thränen, Ors' Anton verlor ſeine Schläfrigkeit und Marietta lächelte zutraulich den Vetter an, der den Vater ſo heiter geſtimmt hatte. Bei der höchſt frugalen Abendmahlzeit herrſchte eine ganz ungewöhnliche Munterkeit, weil der Vater ſo guter Laune war und weil ſich Mariano ſo gutmüthig mit ſeinem ſchlechten Italieniſch necken ließ.

„Aber aus welchem Lande kommſt Du denn, Mariano, daß Du nicht einmal italieniſch ſprechen kannſt!" rief Tota.

„Aus einem Lande, das ſich für das gebildetſte der Welt hält: aus Nord-Deutſchland."

„Nord-Deutſchland? . . . Ach ja, Nord-Deutſchland," ſagte Tota, als ob ihr plötzlich ein Licht aufgehe: „das liegt freilich am Nordpol."

„Ich freue mich, daß Du in geographiſchen Kenntniſſen mit Shakeſpeare wetteiferſt, der Böhmen zu einer Inſel macht," entgegnete er mit gutmüthigem Scherz.

„Nun gut! verſtehe ich nicht Geographie, ſo verſtehſt Du nicht italieniſch!" ſagte ſie unbefangen, — „und wir ſind quitt."

Endlich am ſpäten Abend kam Mariano in Cecca's kleinem Zimmer zu ſich ſelbſt und zur Beſinnung über die unglaublichen Ereigniſſe, die ihn in der einfachſten und natürlichſten Weiſe von der Welt aus einem falſchen Gorm zu einem wirklichen Torrigi gemacht — ihm ſtatt des glänzenden Namens, den er verloren, einen andern gegeben hatten, der in anderer Weiſe glänzend zu werden verſprach — ihn, den Verſtoßenen, einer Familie zuführten, welche ihn mit offenen Armen aufnahm — und endlich ſeine innigſten Wünſche erfüllten, indem ſie ihn in eine Lage brachten, welche ihm vergönnte, trotz ſeiner Armuth Andern zu dienen, Andern zu nützen. Ob es eine gute oder eine böſe Fee iſt, die mich aus Schloß Traun in dieſe Kammer verſetzt hat, ſprach Mariano Peregrin zu ſich ſelbſt — das weiß ich nicht. Dem

Aeußern nach zu urtheilen, hat die böſe Fee die Oberhand. Ein Nachteſſen von Brod, Orangen und Oliven, bei einer dreiſchnabeligen Lampe — ein Schlafgemach mit weißen getünchten Wänden, zwei Strohſtühlen, einem blinden Spiegel, einem Tiſch von wurmſtichigem Holz: das iſt ein ſchreiender Abſtich gegen Schloß Traun! Aber das weiß ich: ich werde von jetzt an leben, als ob ich in dieſer Kammer aufgewachſen ſei … und mein gänzlicher Mangel an Geld wird mir dieſen Entſchluß ungemein erleichtern. Nur muß ich mich hüten, nicht allzu tief in die Botmäßigkeit meines Herrn Onkels zu gerathen. Und habe ich das errungen: eine ſelbſtſtändige Exiſtenz, die meine eigene Schöpfung iſt und durch die ich zugleich dieſer meiner neuen Familie hülfreich ſein kann: ſo iſt doch wohl eine gute Fee dabei im Spiel! Es iſt ſchon ein Genuß der eigenen Kraft — mit dem Schickſal zu ringen. Es zu bezwingen … muß ein Hochgenuß ſein! … Aber nur dann wäre es bezwungen, wenn es mir Heliade zuführte, und das liegt freilich außerhalb … nicht meiner Sehnſucht, doch meiner Hoffnung. Als Graf Gorm hat ſie mich zuletzt geſehen und als der Virtuoſe Torrigi ſollte ſie mich mit denſelben Anſprüchen wiederſehen? — Nein, Heliade! dazu bin ich zu ſtolz! … ich muß mehr zu Deinen Füßen niederlegen, als mein Herz und die Amata.“ — —

Er trat an's Fenſter, öffnete es und ſchaute lange in die mondbeglänzte Zaubernacht des Frühlings und des Südens hinaus. Ueber die Dächer und die Häuſer, in denen ein Lichtlein nach dem andern erloſch, fiel ſein Blick auf das unendliche, ſtill ruhende Meer. Ja, ſo iſt es! ſprach er zu ſich ſelbſt: ſo ſteht der Menſch auf der Scheidegrenze von zwei Welten und ſchaut aus der Zeit und über ihre Träume, die ihm ſo bange und ſo wild das Herz durchbeben, ſehnſuchtsvoll in die räthſelhafte und doch ſo lockende ſtille Ewigkeit hinein." Er nahm die Violine und begann ohne Vorſpiel, ohne Einleitung Heliadens Lieblingsmelodie, welche ſie immer mit neuem Entzücken hörte, das ſchönſte Liebeslied, das ſich je in Tönen, nicht in Worten, aus einem Menſchenherzen erſchwungen hat: Beethovens „Adelaide." — —

Am andern Morgen ermahnte Torrigi ſeine Kinder und ſprach:

„Jetzt nehmt Euch zuſammen, jetzt zeigt, was Ihr könnt, wer Ihr ſeid! nicht bloß Virtuoſen, ſondern Genies ſeid Ihr . . . wenigſtens Du, Tota und Du, mein Ors' Anton. Alſo ſpielt demgemäß . . . genialiſch, frei, originell! nicht ſo gedankenlos, wie Ihr es zuweilen thut, als ob Ihr mit dem Tamburin raſſeltet. Bedenkt es wohl: von Eurem Spiel hängt es jetzt ab, ob Euer Vetter Mariano ſich herablaſſen wird, in's Quartett einzutreten und mit uns große herrliche Reiſen zu machen ... Reiſen, auf denen Ihr die ſchönſten Kleider bekommen und alle Tage ſpazieren fahren werdet. Das bedenkt ... und thut Euer Beſtes.“

Sie thaten es und empfingen Mariano mit einem der wundervollen Trios von Beethoven, welches ſie mit ſo viel Zartheit, Friſche und Kraft, mit ſolchem Schmelz und ſolchem Brio ausführten, daß Mariano ganz hingeriſſen ein Bravo über das andere rief und am Schluß den kleinen Ors' Anton in ſeinen Armen hoch aufhob und fröhlich ſagte:

„Bübchen, Du wirſt mein Meiſter werden.“

Dann ſetzte er ſich zu ihnen und Torrigi rief freudeſtrahlend:

„Jetzt ſollt Ihr Alle Euer Meiſterſtück machen und prima vista ſammt und ſonders ein Quartett von Haydn ſpielen.“

„Das wird nicht gehen,“ ſagte Mariano.

„O doch!“ rief Ors' Anton, „wir ſind an einander gewöhnt .... und Du kommſt ſchon mit.“

Das Quartett war eines der leichteren. Es gelang bewundernswürdig. Die Kinder wurden ermuthigt und angefeuert durch Mariano's Mitſpiel und durch den Beifall, den er ihnen zu erkennen gab. Torrigi ſchwamm in Wonne. Seine Gefühle als Muſiker, als Vater, als Geldliebhaber wurden auf's Lebhafteſte angeregt: mit dieſem Quartett ließen ſich die kühnſten Hoffnungen verwirklichen. Nur fort nach England — das war jetzt die Hauptſache. Mariano war ganz begeiſtert. Das künſtleriſche Element, das immer mächtig in ihm, aber immer durch Verhältniſſe, Studien und Stellung aus dem Vordergrund ſeiner Thätigkeit verdrängt war, fühlte ſich auf einmal von all dieſen Banden befreit. Die Schranken fielen, die ihn bis jetzt zurückhielten, ſich ausſchließlich der Kunſt zu widmen. Er trat freudig in die Arena ein.

„Hör' Onkel,“ ſagte er unter vier Augen zu Torrigi, „wir wollen jetzt unſere Sache in's Klare bringen. Daß mir keine Schätze zu Gebote ſtehen, ſagte ich Dir bereits. Ich bin Dir alſo großen Dank für Deine freundliche Aufnahme ſchuldig und es iſt billig, daß ich ihn Dir nicht bloß durch Worte, ſondern auch durch Handlungen ausdrücke. Ich bin alſo erbötig, mich auf ſechs Monate ganz zu Deiner Verfügung zu ſtellen, inſofern es Kunſtreiſen und muſikaliſche Productionen betrifft, und ohne dafür irgend eine pecuniäre Entſchädigung in Anſpruch zu nehmen. Wie ein Sohn zu ſeinem Vater werde ich mich Dir gegenüber verhalten. Aber nach ſechs Monaten bin ich ſelbſtſtändig und nicht mehr an Dich und Deine Pläne gebunden. Biſt Du hiemit einverſtanden?“

„Nach ſechs Monaten!“ rief Torrigi und ſtreckte wehklagend die Arme gen Himmel; — „aber, mein

Sohn, ſechs Monate ſind ein Nichts, ein Garnichts, wenn man auf die Eroberung goldener Lorbeerkränze ausgeht! Ein Jahr mußt Du wenigſtens unter Sohnesbedingungen bei mir bleiben . . . und ſpäter wollen wir dann ein anderes Uebereinkommen treffen, das Dich ſelbſtſtändig macht, ohne uns zu trennen."

„Nun wohlan, Onkel! es ſei ein Jahr. Aber ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, daß ich mich nur aus gutem Willen dazu verſtehe. Es freut mich, meine Familie gefunden zu haben — es freut mich, daß ſie eine muſikaliſche und genialiſche iſt — es freut mich, daß ich mich in dieſer Beziehung als ein Ebenbürtiger zu ihr halten kann: deshalb bleibe ich bei ihr. Meine augenblickliche Geldverlegenheit iſt nur ein vorübergehender Grund, weil ich ganz ſicher bin, mit meiner Violine mein Brod zu verdienen... und mehr als das."

„Einverſtanden, mein Sohn!" ſagte Torrigi lebhaft. „Und jetzt will ich dafür ſorgen, daß wir mit dem nächſten Dampfboot nach Marſeille — und dann durch Frankreich nach London gehen können. Gegen Ende Mai ſind wir dort. Dann beginnt ſo recht der Glanz- und Höhepunkt der Saiſon."

Die Kinder hörten mit Freuden, daß es auf Reiſen gehen und Mariano ihr Gefährte ſein werde.

„Jetzt werden wir etwas mehr Unterhaltung und

Vergnügen von unſern Reiſen haben,“ ſagte Tota, „und etwas Anderes zu ſehen bekommen, als Concertſäle — und iſt das der Fall, ſo hab' ich mein Violoncell ſehr lieb. Ich verwünſche es nur dann, wenn ich, wie hier, beſtändig zwiſchen meinen vier Wänden ſitzen und „arbeiten“ muß und mit keiner Seele plaudern kann.“

„Gefällt Dir der Marian?“ fragte Marietta.

„Hm ja! er iſt munter und ſpielt göttlich ſeine Violine. Aber er blickt doch etwas auf uns herab.“

„Das finde ich nicht!“ ſagte Marietta; — „im Gegentheil! er gibt mir Muth.“

„Mir gefällt er ſehr!“ rief Ors' Anton; „er iſt ſo gut .... der Mariano ... ich habe ihn ſchon recht lieb.“

Gemäß dieſen Eindrücken entwickelte ſich der Einfluß, den der Umgang mit Mariano in dieſem kleinen Kreiſe übte. Tota's barſches, unerzogenes Weſen, ihr trotziger, mißmuthiger Ton wurden geſchmeidigt und gedämpft, weil Mariano ihr imponirte — während ſich Marietta durch ſeine Freundlichkeit von ihrer krankhaften Schüchternheit erlöſt fühlte und Ors' Anton in ihm einen Beſchützer gegen des Vaters übermäßige Strenge ahnte und im Voraus liebte.

Vier Wochen nach dem Tode der armen Cecca verließ Torrigi mit ſeinem glänzend hergeſtellten

Quartett das herrliche Genua und Ende Mai befand ſich die ganze Familie ſtatt unter der goldenen Sonne und dem blendenden Himmel an der blauen Meeresküſte Liguriens — in London, an dem Ufer der trüben Themſe, in einer Atmoſphäre, die aus Kohlenſtaub und Baumwollatomen zuſammengeſetzt ſcheint, und unter einer Sonne, die Glanz und Wärme wie mit einem baumwollenen Schleier verhüllt.

Das erſte Concert der Torrigi's in den Hanover-Square-Rooms war entſcheidend: ſie wurden „Lyons“ der Saiſon.

Im grünen Erin.

In einer Kunſthandlung zu Heidelberg ſaß eine bejahrte Dame in Trauerkleidern und blätterte in einer großen Mappe, aus der ſie einige Anſichten der Schloßruine wählte und bei Seite legte. Ein Mann ihres Alters ſtand neben ihr und ſah andere Mappen durch. Beide hatten keine Spur von Aehnlichkeit in den Zügen; aber im Ausdruck von durchſchmerzter Milde waren ſie einander ſo gleich, daß man auf den erſten Blick ein Ehepaar erkannte, welches mit einem Herzen und einer Seele die Pilgerfahrt durch's Leben im Wechſel trüber und lichter Tage machte. Plötzlich legte der Herr ein Blatt vor der Dame hin und zeigte auf den Namen, der es in feinſter Schrift unterzeichnete. Sie las dieſen Namen. Er hieß Heliade von Horburg.

„Wo lebt die Malerin dieſes ſchönen Blumenſtücks?" fragte der Herr den Verkäufer.

„Sie lebt hier ſeit einigen Jahren."

„Und als Malerin von Profeſſion?“

„Das nicht! Sie iſt Dilettantin und hält ſich ſeit einem halben Jahr nach dem Tode ihres Vaters als Geſellſchafterin bei einer fremden Dame auf.

Die Dame gab dem Herrn das Blatt zurück und ſagte auf engliſch:

„Da hätten wir ſie ja ganz leicht gefunden! laß uns zu ihr gehen.“

Sie kauften einige Blätter, fragten nach dem Namen der Adreſſe der Dame, bei welcher ſich Heliade aufhalte und fuhren zur Baroneſſe Ruſſach. Jacob trat ein und meldete, daß der Graf und die Gräfin von Arran einen Beſuch bei Fräulein von Herburg zu machen wünſchten. Da Heliade freudig ſagte:

„Ein alter Freund meiner Familie, gnädige Baroneſſe!“ ſo mußte ſich Juſtine die Störung gefallen laſſen und den Genuß unterbrechen, den ſie bei Heliadens Zeitungslectüre hatte.

Jacob führte den Grafen und die Gräfin nach dem kleinen engen Zimmer, wo Heliade ſie mit kindlicher Freude begrüßte. Obſchon ſie ihn nie geſehen, wußte ſie, daß der Graf von Arran der beſte Katholik Irland's und der treuſte Freund ihrer Großeltern ſei. So war denn bald eine herzliche Bekanntſchaft gemacht und die Gräfin ſagte zu Heliade:

„Wir haben Ihnen im Namen Ihrer lieben Großmutter einen Vorſchlag zu machen, den ich mit der dringendſten Bitte unterſtütze. Wir möchten Sie gern zu ihr nach Rom führen ... aber mit einem kleinen Umweg über Irland, damit Sie die Heimath der O'Connor doch auch kennen lernen.“

Heliade warf einen flüchtigen Blick voll namenloſer Dankbarkeit auf ein kleines Cruzifix, das über einem Tiſchchen hing, auf welchem Gebetbücher, Bildchen und kleine fromme Gegenſtände lagen. In dieſem Blick ſprach ſie die Leidenstiefe aus, in welche ſie ſich ruhig und ſchweigend gefügt hatte, bis es Gott gefallen werde, ſie zu befreien. Die Gräfin verſtand Alles, was Schmerz hieß. Sie nahm ſanft Heliadens Hand und ſagte zärtlich:

„Kommen Sie nur! Sie ſollen bei uns eine liebe Tochter ſein.“

„Und im nächſten Jahr bringen wir Sie nach Rom,“ ſetzte der Graf hinzu; „denn wir kehren dahin zurück, weil unſer letzter lieber Sohn dort zur ewigen Ruhe gegangen iſt.“

Heliade kniete ſanft vor der Gräfin nieder, küßte deren Hände und ſagte mit leiſem Weinen:

„Wie viel Thränen auf Erden ... und wie viel Gnaden.“

„Ja, Kind!“ entgegnete die Gräfin; „aber der Gnaden ſind mehr als der Thränen! ... wir erkennen ſie nur nicht immer ſo deutlich. Aber das iſt gewiß: ohne Thränen gibt es keine Gnaden!“

„Wie glücklich uns Alle die Bekehrung und der ſelige Tod Ihres Vaters machten, können Sie ſich vorſtellen. Das war auch eine Gnade, welche durch Ströme von Thränen errungen iſt,“ ſagte der Graf.

„Kannten Sie meinen guten Vater?“ fragte Heliade.

„Ich kannte ihn genau,“ erwiderte die Gräfin, „ich heiße Magdalene de Ccëtcan. Er war lange der Gaſt meines Vaters und ein treuer Waffengefährte meines Bruders in den Kriegen der Vendée.“

„Und meine Empfehlung öffnete ihm das Haus Ihrer Großeltern in Rom,“ ſetzte der Graf hinzu. „Sie ſehen alſo, daß Sie tauſend Beziehungen zu uns haben, liebe Heliade, und nicht unter Fremden, ſondern unter Ihren älteſten, beſten Freunden leben werden.“

„Nicht wahr, Sie kommen ſogleich mit uns?“ ſagte die Gräfin zärtlich. „Wir möchten morgen weiter reiſen.“

„Ach, dann werde ich Sie ſchwerlich begleiten können!“ ſeufzte Heliade. „Die Dame, bei der ich mich aufhalte, muß ſich nächſtens einer Augenoperation unterziehen; — da kann ich ſie nicht verlaſſen.“

„Aber, liebes Kind,“ ſagte der Graf lebhaft, „die Dame wird einſehen, daß es ſich hier um Ihre ganze Lebensſtellung handelt, die ſich fortan anders geſtalten wird, als die einer Geſellſchafterin. Sollte ſie dazu nicht freudig durch Ihre Entlaſſung die Hand bieten?"

„Sie hat ſich an mich gewöhnt," entgegnete Heliade ausweichend; — „und ſie iſt blind und hülflos."

„Sie werden doch nicht glauben, mein Fräulein, daß wir uns Ihretwegen wochenlang hier aufhalten werden?" rief der Graf ungeduldig. „Wir hatten gehofft, Sie würden uns gern begleiten."

„Es würde all meine Wünſche erfüllen . . . ach! weit übertreffen," ſagte Heliade ſanft und traurig. „Iſt es denn aber auch recht, eine Blinde in dieſem für ſie ſo beängſtigenden Augenblick zu verlaſſen?"

Die Gräfin ſagte gerührt zu ihrem Mann:

„Ich bitte Dich, mache eine kleine Reiſe nach Paris und laß mich inzwiſchen hier. In einigen Wochen kommſt Du wieder und holſt uns ab."

„Nein, Magdalene!" ſagte er faſt heftig; „dieſer Bürgerkönig, in dem nicht eine katholiſche Ader iſt, ruinirt mir Paris in ſeiner Art ebenſo ſehr, wie die Revolution und der Corſe es gethan haben. Tritt in Paris nicht das katholiſche Leben kräftig und entſchieden den Greueln Babylons entgegen, ſo iſt da kein Platz für Patrik Arran!"

„Dann, lieber Patrik," ſagte die Gräfin lächelnd, „weiß ich keinen andern Rath, als daß wir beide ruhig hier warten, bis Heliadens Liebeswerk vollendet iſt."

Er ſchüttelte einen Augenblick ſo raſch den Kopf, daß ſeine weißen Locken flatterten; aber dann beſann er ſich, nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen:

„Gut denn! wir warten! und wenn Sie, Heliade, in dieſer Zeit ein Liebeswerk üben, ſo übe ich einen langen, heroiſchen Tugendact der Geduld.“

Heliade war ſo erſchüttert durch dieſen urplötzlichen Wechſel ihrer Verhältniſſe — durch die unerwartete Liebe, welche ſie bei unbekannten Menſchen fand — durch die zärtliche Rückſicht, die man auf ſie nahm, als ob ſie ein Weſen ſei, das wirklich noch mitzähle unter ihres Gleichen, daß ſie faſſungslos in Thränen ausbrach und ſich in die Arme der Gräfin warf. Dieſe ſagte beruhigend und mütterlich:

„Faſſe Dich, mein armes Kind … und dann frage Deine Blinde, ob wir ſie beſuchen können; denn wir wollen Dich nicht ſtehlen, ſondern als Geſchenk mitnehmen.“

Die arme Heliade war ſo ergriffen von dieſer ungewohnten Liebe, daß ſie bat, der Beſuch möge auf einen andern Tag verſchoben werden, da ſie in dieſem Augenblick ganz unfähig zu einem ruhigen Geſpräch mit der Baroneſſe ſei. Die Gräfin ging bereitwillig darauf ein, und da ſie bemerkte, daß Heliade alle Fragen nach ihren Verhältniſſen ausweichend beantwortete, ſo erzählte ſie ihr Manches von ihrer Großmutter, die in ihrem Häuschen am Monte Celio eine Freiſtatt für hülfloſe Convertiten eröffnet und eine kleine Schaar ſolcher begnadeter Perſonen um ſich verſammelt habe, welche ihre Familie verloren, weil ſie Chriſtus in Seiner Kirche gefunden hatten.

Endlich erhob ſich die Gräfin und ſagte, indem ſie Heliade umarmte:

„Morgen komme ich wieder.“

Und der Graf ſetzte hinzu, Heliadens Hand ſchüttelnd:

„Ich auch . . . denn wir ſind immer beiſammen.“

Heliade eilte zu Juſtinen zurück.

„Endlich!“ ſagte dieſe mit ihrem eſſigſauren Ton; — „ich war ſchon im Begriff, Sie durch Jacob rufen zu laſſen. Ich vertrage nicht das Geſchnatter, welches Jacobea Vorleſen nennt.“

Schweigend und ruhig nahm Heliade die Zeitung wieder auf, die Jacobea mit ſtummer Entrüſtung fortgeworfen hatte, als ſie nach jener Aeußerung ihrer Herrin aufſtand und das Zimmer verließ.

„Ich bin jetzt der Zeitung ſatt und überſatt,“ ſagte Juſtine, als Heliade weiterleſen wollte; — „hier den Brief, den will ich hören.“

Zitternd entfaltete ihn Heliade. Dieſe Briefe thaten ihr weher als Juſtinens rauhe Behandlung. Der Brief war datirt vom 1. Mai 1839 und lautete:

„Heute, liebe Juſtine, ſind es zwei Jahre, ſeitdem der Pilger mich verlaſſen hat und in die weite Welt gegangen iſt. O wie iſt ſie ſo ſchrecklich weit, die Welt, wenn man in ihr einem Einzelweſen nachſpüren will! Freilich werden für uns alle Schritte erſchwert, weil wir nicht ganz gradeaus auf Entdeckung ausgehen. Würde ſie gemacht, ſo dürfte ſie nicht offenkundig werden; ſie ſoll nur mich beruhigen. Aber bis jetzt iſt ſie nicht gemacht und ſpurlos iſt der Pilger verſchwunden. Im Orient, dem urſprünglichen Ziel ſeiner Reiſe, war er nicht; das wiſſen wir jetzt. Alarich hat an die Conſulate von Smyrna, Alexandrien und Beirut geſchrieben, denn in einer dieſer Hafenſtädte hätte er erſcheinen müſſen, wenn er den Orient bereiſen wollte. Dort aber weiß Niemand etwas von einem Grafen Gorm. Hat er einen andern Namen angenommen? . . . einen andern Paß? macht dieſer Tauſch ihn unentdeckbar . . . oder iſt es der Tod? — Wir wiſſen keine Antwort auf dieſe Fragen! Und wenn man mich fragt — was tauſendmal geſchieht! — ob ich denn gar nichts über dies räthſelhafte Verſchwinden wiſſe: ſo kann ich es mit der aufrichtigſten Beſorgniß und Unruhe verneinen. Eine Perſon gibt es, die ſich im Lauf des Winters über dies Verſchwinden getröſtet zu haben ſcheint . . . und das iſt Lydia. Sie weiſt nicht mehr jede Huldigung ſchroff zurück, wie im vorletzten Winter; — und das iſt ein ſicheres Zeichen, daß ſie, wenn der Rechte kommt, ihn erhören wird. Mit großer Zuverſicht hoffe ich, Alarich werde dieſer Rechte ſein. Abgeſehen davon, daß er gegenwärtig die brillanteſte Partie im Lande iſt, iſt er ein liebenswürdiger junger Mann geworden, der in Bezug auf Vortrefflichkeit des Charakters, Bildung und edlen Sinn nicht viele Nebenbuhler haben dürfte. Ich übereile dieſe Angelegenheit durchaus nicht, denn junge Leute haben es nicht gern, bei ihrer Wahl beeinflußt zu werden; allein ich freue mich unausſprechlich, daß die Wendung einzutreten ſcheint, auf die ich ſeit Jahren gerechnet habe .... ſelbſt damals, als Lydia dem armen Pilger entſchieden den Vorzug gab, bevor er arm und ein Pilger war.“

„So ſind die jungen Mädchen!“ rief Juſtine ingrimmig dazwiſchen; — „von Treue, von einer Liebe haben ſie gar keinen Begriff. In Schmeicheleien und Huldigungen, in Eitelkeit und Sinnlichkeit ſchwimmen ſie mit Wonne, wie die Fiſche im trüben Waſſer, welches — wie bekannt! — für die Angler am günſtigſten iſt. Heirathen! nur heirathen! ein höheres Ideal haben ſie nicht! Iſt es auch Ihr Ideal, Fräulein?“ ſetzte ſie mit ſcharfer Wendung hinzu.

„O nein, gnädige Baroneſſe! eine treue Liebe ſteht in meinen Augen höher,“ entgegnete Heliade ſanft und feſt; — „und hätte ich einen reichen und vornehmen Mann geliebt, ſo hoffe ich, daß mir Gott die Herzensſtärke geben würde, ihn fortzulieben, wenn er ein armer Pilger würde — und dann erſt recht."

„Was meinen Sie? ... Wovon reden Sie?" fragte Juſtine verſtimmt.

„Von dem Fall, gnädige Baroneſſe, den dieſer Brief beſpricht."

„Wie!" rief Juſtine, die ſich freute, ihrem tiefen Unmuth über Heliadens Verſäumniß einer Stunde Luft zu machen; — „Sie ſtellen Betrachtungen über den Inhalt meiner Briefe an! ... das verräth wenig Zartgefühl!"

Seit jenem Brief Lucia's, der ihr klar ſagte, daß von Peregrin und ſeinem für ſie räthſelhaften Schickſal die Rede ſei, hatte die arme Heliade allerdings außerordentlich viel Betrachtungen über den Inhalt dieſer Schreiben angeſtellt. Da es aber durchaus nicht in der Abſicht geſchah, um Familiengeheimniſſe zu ergründen, ſondern nur in Bezug auf Peregrin ſelbſt, ſo antwortete ſie ruhig:

„Mein Gewiſſen gibt mir das Zeugniß, keine Indiscretion begangen zu haben."

„Ah bah, Gewiſſen! Gewiſſen und Gummi elaſticum ſtehen auf der nämlichen Stufe der Dehnbarkeit."

„Nicht für mich! gnädige Baroneſſe," entgegnete Heliade kalt.

„Nach und nach wird Ihr Benehmen empörend, mein Fräulein," ſagte Juſtine ſchneidend; — „Sie machen meine Briefe zum Gegenſtand Ihrer Studien über Ideale .... Sie vernachläßigen Pflicht und Dienſt, um ſich mit Ihren Freunden zu unterhalten ... Sie ſetzen ſich meinen Bemerkungen gegenüber auf's hohe Pferd Ihres guten Gewiſſens ... — Das Alles ſtreift an Inſolenz, die ich mir nicht gefallen laſſe! — Und deshalb kann ich Sie nicht länger brauchen. Welchen Datum haben wir heute?"

„Den 12. Mai, gnädige Baroneſſe."

„Gut! am 15. Mai iſt Ihr Monat zu Ende: dann ſind Sie entlaſſen, Fräulein von Horburg. Ich kann keine Perſonen um mich dulden, die auf ihr Gewiſſen pochen, um mir zu trotzen. Ich werde ganz leicht eine andere Vorleſerin finden .... und iſt die Operation vorüber und geglückt — was ich gar nicht bezweifele — ſo brauche ich überhaupt dergleichen Individuen nicht mehr und das wird eine große Gelderſparung und ſonſtige Wohlthat ſein."

Juſtine hatte nur die Abſicht, Heliade zu demüthigen. Sie verfuhr ſo mit allen ihren Dienſtboten. Baten dieſe aber um Vergebung und Nachſicht, ſo ließ ſie ſich erbitten — und nicht ungern. Auf Heliadens Antwort war ſie keineswegs gefaßt:

„Gnädige Baroneſſe, es betrübt mich tief, Ihre Unzufriedenheit erregt zu haben. Wäre das nicht der Grund, ſo würde ich mit innigſter Dankbarkeit meine

Entlaſſung entgegen nehmen, da die Gräfin von Arran hier iſt, um mich erſt nach Irland und dann zu meiner Großmutter nach Rom zu bringen.“

„Nun, da gratulire ich gleichmäßig der Gräfin von Arran, Ihnen, mein Fräulein, und mir!“ erwiderte Juſtine eiſig und bitter.

„Die Gräfin möchte Ihnen gern einen Beſuch machen: — würden Sie es erlauben, gnädige Baroneſſe?“

„Wenn die Gräfin Arran es wünſcht — warum nicht? — Und jetzt ſeien Sie ſo gut, mir Jacobea zu rufen. Da ſich Ihnen nunmehr andre Ausſichten eröffnen, werden Sie jeden Augenblick, der Sie in der untergeordneten Stellung einer Lectrice zurückhält, unerträglich finden — und ich liebe es nicht, von ſolchen Perſonen umgeben zu ſein.“

Dieſe Geſinnung war ſo ganz das Gegentheil von derjenigen, die Heliade hatte, daß ſie einen Augenblick in Verſuchung kam, Juſtine darüber aufzuklären. Doch immer bereit, ſich in der Demuth zu üben, ſtand ſie auf, küßte Juſtinens Hand und vollzog deren Befehl.

Als Jacobea erſchien, ſagte die Baroneſſe ſpitzig:

„Was Du zu viel ſprichſt — ſpricht Fräulein von Horburg zu wenig: das muß man geſtehen!“

„Hat ſie der gnädigen Baroneſſe nichts erzählt von der Herrſchaft, die eben bei ihr war? rief Jacobea, augenſcheinlich ſehr vergnügt, daß ſie jetzt dieſe Mittheilung machen konnte. Der Jacob hat den Lohndiener etwas befragt und der hat geſagt, ſo viel wie er von dem Kammerdiener erfahren habe, ſei es eine ſehr reiche Herrſchaft, die auf lauter Inſeln wohne. Und kinderlos wären ſie ... beide Söhne todt! und der älteſte Sohn — was iſt der geweſen? wenn die gnädige Baroneſſe das rathen, ſo will ich nicht Jacobea heißen."

„Ich werde mir nicht die Mühe geben, mir mit Deinen Räthſeln, Jacobea, den Kopf zu zerbrechen."

„Und wenn die gnädige Baroneſſe es thäten, ſo würde es Ihnen gar nichts helfen!" erwiderte die unverbeſſerliche Jacobea. „Was iſt er geweſen? ... — Prieſter iſt er geweſen! — Nein, das iſt einzig!"

„Die Katholiken haben Biſchöfe, Prälaten, hohe Würdenträger in ihrer Kirche. Warum ſollte nicht ein Graf dieſe Carriere machen, Jacobea?"

„Warum? ja, das weiß ich nicht. Aber der junge Graf iſt kein Prälat geweſen; — ein Prieſter iſt er geweſen ... und die Prieſter dürfen nicht heirathen. Vielleicht iſt er aus Gram darüber geſtorben! Das wird auf Tannhof kein Menſch begreifen, daß ein Paſtor nicht heirathen darf und daß ein Graf Paſtor wird. Wenn ich mir denke, daß Herr Graf Peregrin ein Paſtor werden könnte — wir würden uns Alle halbtodt lachen — und nicht heirathen dürfte ... halbtodt weinen."

„Jacobea, Du biſt mir durch Deine unerhörte

Einfalt dermaßen erbarmenswerth, daß meine Geduld unerſchöpflich iſt. Jetzt aber will ich Dir etwas erzählen; — ich fürchte nur Deine läſtigen Thränen.“

„Nein, ich werde nicht weinen,“ verſicherte Jacobea im weinerlichen Ton; — „iſt es denn aber ſehr traurig?“

„Wir haben allen Grund zu fürchten, daß unſer lieber Peregrin“ ... —

„Prieſter geworden iſt!“ platzte Jacobea heraus.

„Nein, meine Tochter ... geſtorben iſt.“

„Todt!“ ſchrie Jacobea laut auf.

„Ja, todt! und Gott allein weiß, welch ein Ende er genommen hat! Seit zwei Jahren iſt kein Brief von ihm gekommen und in der ganzen Zeit hat ihn keine Seele geſehen.“

„Aber das iſt ja ein ſchreckliches Unglück!“ wehklagte Jacobea; — „was ſagt denn die Frau Gräfin? ... Nein, das iſt zu ſchrecklich ... Graf Peregrin todt!“ ... —

„Lamentire nicht ſo unangenehm — und rufe mir den Jacob; ich will mit ihm rechnen,“ ſagte Juſtine.

„Rechnen? ... dann muß ich wohl Fräulein von Horburg rufen?“ fragte Jacobea.

„Wenn ich ſage Jacob, ſo meine ich Jacob,“ verſetzte Juſtine ſtreng.

Jacobea vollzog mit großer, ſtiller Verwunderung den Befehl. Dann ging ſie zu Heliade und ſagte unter ſtrömenden Thränen:

„Ach, gnädiges Fräulein, Sie haben ja ein mitleidiges Herz ... es iſt ein ſchreckliches Unglück paſſirt“ ... —

„Um's Himmelswillen!“ rief Heliade und wollte hinauseilen: „die Baroneſſe“ ... —

„Ja, ſie rechnet mit Jacob ... zur Abwechſelung heute,“ verſetzte Jacobea.

„Nun wo iſt denn das Unglück geſchehen?“

„Das wiſſen wir nicht! ... aber geſchehen iſt es ... denn Graf Peregrin Gorm iſt todt!“

Sprachlos vor Entſetzen ſank Heliade auf einen Stuhl.

„Nein, es iſt zu ſchrecklich ... nicht wahr? ... So jung, ſo gut, ſo reich ... und nun todt! Welch ein Lamento wird die Frau Gräfin anſtellen! ... Bei dem Allen wird ſie froh ſein, daß es nicht Graf Alarich iſt. Ja, ja! gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen! ... Aber ich kann es noch immer nicht glauben!“ ... —

Heliade hatte ſich geſammelt und ſich beſonnen, daß der Brief von Gräfin Gorm durchaus nicht Peregrin's Tod als eine Gewißheit ausſpreche; doch wollte ſie auf keine Erörterungen mit Jacobea ſich einlaſſen, und obſchon ſie gern etwas über Peregrin's früheres Leben gehört hätte, überwand ſie ſich und ſagte mit einem ſanften, traurigen Lächeln:

„Es wird auch an uns die Reihe kommen."

„Wie ruhig ſagen Sie das, gnädiges Fräulein!" rief Jacobea entrüſtet; — „wenn Sie geſtorben wären anſtatt Graf Peregrin ... ſo würden Sie die Sache nicht ſo ruhig aufnehmen ... das glauben Sie nur!" —

Und empört über dieſen Mangel an Theilnahme ging ſie von dannen, während ſich in Heliade die Hoffnung mehr und mehr befeſtigte, daß Peregrin's Verſchwinden — kein Tod ſei. Er war kein Gorm — er hatte ſich von der Familie Gorm getrennt — er entzog ſich jeder Nachforſchung: dieſes, aber nicht ſein Tod, ging nach Heliadens Anſicht aus Lucia's Briefen hervor. Und mit jenem Tiefſinn, der aus dem Glauben hervorgeht, dachte Heliade weiter: Und vielleicht muß er alles Irdiſche verlieren, um das höchſte Gut zu gewinnen! Die göttliche Vorſehung hat gewiß einen Plan voll himmliſcher Liebe für ſeine Seele und wird ihn das Ideal finden laſſen, nach welchem er ſich ſehnt. Aber ... ob wir uns wiederfinden hienieden? — — O Herr! rette ſeine Seele ... und ich verzichte auf jedes andere Glück. — — —

Am nächſten Tage kam die Gräfin von Arran allein zu Heliade und ſagte:

„Mein Mann iſt nach Speyer gefahren, um den

Dom und die alten Kaiſergräber zu ſehen und ſich etwas die Zeit unſeres hieſigen Aufenthaltes zu vertreiben. Aber ich komme zu Dir, Heliade, denn meine Augen ſind noch ſo voll römiſcher Bilder, daß mir die transalpiniſchen nicht gefallen wollen."

Heliade theilte ihr ſo ſchonend für Juſtine wie möglich mit, daß ſie ihre Entlaſſung plötzlich bekommen habe.

„O dafür will ich ihr herzlich danken," ſagte die Gräfin; „laß uns gleich zu ihr gehen."

Dies geſchah. Juſtine empfing Lady Arran äußerſt froſtig, als ob man ſie beleidigt habe; doch dieſe dankte ſo verbindlich für den Schutz, den Heliade bei der Baroneſſe gefunden und für die liebenswürdig rückſichtsvolle Entlaſſung, die ihr jetzt gewährt ſei, daß Juſtinen nichts übrig blieb, als die Rolle der Liebenswürdigkeit fortzuſetzen, welche ihr zum erſten Mal in ihrem Leben octroyirt wurde. Indeſſen konnte ſie nicht unterlaſſen, einen Augenblick zu benutzen, da Heliade das Zimmer verließ, um zu ſagen:

„Mylady werden Fräulein von Horburg's Charakter etwas ſchwierig zu behandeln finden. Sie hat ihre kleinen Ideen, ihre kleinen Anſichten — und hält daran mit eiſerner Feſtigkeit."

„Das iſt zuweilen der Fall bei jungen Perſonen von wenig Erfahrung, beſonders dann, wenn ihnen keine Mutter rathgebend zur Seite ſteht," ſagte Lady Arran entſchuldigend. „Doch Heliade iſt fromm und klug, und ſo beſitzt ſie zwei Fähigkeiten, durch die man auf ſie wirken und ihre kleinen Unvollkommenheiten mehr und mehr abſchleifen kann."

„Möge es Ihnen gelingen, Mylady! ich muß mein Unvermögen in dieſem Punkt eingeſtehen. Sie trieb ihre Glaubenstreue bis zu einem Anſtoß erregenden Fanatismus."

„Dies wird von ſelbſt wegfallen bei uns Katholiken in Irland und Rom."

„Das kann ſein; aber der Charakterzug bleibt ... und iſt bedenklich."

„Dürfte man ihn nicht vielleicht Treue nennen? und verbürgt eine ſolche Glaubenstreue nicht Pflichttreue und Treue des Herzens? und gibt es für ein weibliches Weſen eine höhere Tugend und eine lieblichere Eigenſchaft?" fragte Lady Arran ſanft.

„Sie ſind ſehr eingenommen für Fräulein von Horburg, Mylady," verſetzte Juſtine trocken; — „ich geſtehe Ihnen aber, daß rückſichtsvolle Schonung Anderer mir auch als eine liebenswürdige Eigenſchaft vorkommt."

„Wer würde nicht mit Ihnen einverſtanden ſein?" entgegnete Lady Arran; — „nur werden auch Sie mir gern zugeben, daß Rückſicht nach der einen Seite hin nicht nach der andern bis zur Verleugnung gehen dürfe.“

Juſtine erkannte, daß Lady Arran ihr gewachſen ſei und daß ſie bei ihr nicht den Ton durchführen könne, den ſie ſich in dem beſtändigen Verkehr mit Untergebenen und Abhängigen angewöhnt hatte. Die omnipotente Herrin auf Tannhof, vor deren Anſicht das ganze Verwaltungs- und Dienſtperſonal ſchweigend ſich beugte, war zwiſchen ihres Gleichen nur die Baroneſſe Ruſſach, die nach keiner Seite hin den Zepter führen konnte. Dieſe Einſicht hatte Juſtine mehr und mehr dem geſelligen Verkehr abhold gemacht. Kam ſie in Berührung mit Standesgenoſſen, ſo empfand ſie es immer auf's Neue wie eine Art von Beeinträchtigung, daß ſie nur auf Tannhof in jeder Beziehung Autokratin ſei. Sie hatte deshalb ſelbſt in ihrer Blindheit keine Freude an geſellſchaftlichem Umgang, und als Lady Arran am andern Tage anfragen ließ, ob ſie ihren Beſuch wiederholen und Abſchied nehmen dürfe, lehnte Juſtine es ab. Ihr Lebewohl an Heliade war kurz und kühl. War ihr einerſeits deren große Zartheit, Beſcheidenheit und Brauchbarkeit außerordentlich angenehm, ſo war ihr andererſeits deren Unabhängigkeit des Charakters außerordentlich unangenehm, und ſie hatte für Heliadens demüthigen und innigen Dank nur einige kalte Worte. Jacobea ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, daß dieſe reichen, vornehmen Leute nach Heidelberg gekommen waren, um Heliade abzuholen.

„Es thut mir um das Fräulein recht leid, Jacob,“ ſagte ſie; „denn es war für mich eine große Bequemlichkeit ... ſie that ja Alles ... und behandelt wurde ſie wahrhaftig nicht beſſer, als Sie und ich.“

Und zu Juſtinen ſagte ſie:

„Wie wird das aber nun mit dem Vorleſen, gnädige Baroneſſe? Ich kann es wirklich nicht aushalten, wenn Sie mich ſo ſehr dabei verachten.“

„Ich treffe jetzt eine andere Einrichtung,“ antwortete Juſtine, „und nehme mir eine Vorleſerin auf Stunden. Briefe werde ich vor meiner Augenoperation nicht mehr dictiren, und nach derſelben reiſen wir ſo bald wie möglich nach Tannhof zurück. Ein Geſellſchaftsfräulein wird nicht mehr meine Schwelle überſchreiten.“

„Nun ſehen Sie ſelbſt, was dabei herauskommt, gnädige Baroneſſe!“ rief Jacobea triumphirend. „Anfangs wollten Sie mich recht unterducken durch das gnädige Fräulein ... und nun ſind Sie froh, ſie los geworden zu ſein, während ich immer noch da bin und da bleibe!“

„Bleibe?“ erwiderte Juſtine: „ich denke, das wird von mir abhängen, Jacobea. Bin ich mit Dir zufrieden, ſo bleibſt Du; bin ich es nicht, ſo gehſt Du.“

Heliade verließ Heidelberg mit tief bewegter und erſchütterter Seele. Die Jahre in Heidelberg hatten eine ungeheure Umwälzung ihres ganzen inneren und äußeren Lebens hervorgerufen. In ungebrochener, kindlich froher Jugend war ſie mit ihren geliebten Eltern nach Heidelberg gekommen. Wohl ſah ſie an ihrer Mutter, daß das Leben etwas Ernſtes ſei und ſchwere Pflichten auferlege. Wohl ſuchte ſie dieſen Ernſt zu erheitern und dieſe Laſt zu erleichtern; aber unmittelbar wurde ſie nicht davon berührt, nicht dadurch gedrückt: die Mutter ſtand zwiſchen ihr und zwiſchen der Sorge und dem Schmerz des Lebens. Mit Colomba's Tod fiel zuerſt dieſe Schutzwehr für Heliade. Einſam an der Seite des ſchwermüthigen Vaters fehlte ihr der ſüße Sonnenſchein der Mutterliebe — und mit ihr dasjenige, was ihr Glück geweſen war. Nun kam freilich eine andere Liebe, aber ſo zart, ſo leiſe ... die allerinnerſten Saiten ihres Herzens berührend und — eben weil es die innerſten ſind — einen ſolchen Hauch von Wehmuth und von eigenthümlich ſüßen Schmerzen um ihre Seele ziehend, daß ſie nicht wußte, iſt das Glück? iſt das Leid? Und in dem Augenblick, als ſie erfuhr, daß es wohl ein großes Glück ſei, wenn ſich zwei Herzen zu einander neigen, um ſich ausſchließlich gegenſeitig zu geben und zu nehmen — da verſank dies Glück auf ihr Wort, auf ihren Ausſpruch, und mit eigener Hand mußte ſie ihr Herz — und Peregrin's — und ihres Vaters Herz zerreißen. Aber während ſie den herben Kelch der Entſagung annahm, that ſie einen weiteren Schritt in das ungeheure Gebiet des Schmerzes hinein, das zwar nicht vor jedem Auge in ſeinem ganzen Umfang offen liegt, aber ſo groß iſt, wie alle Reiche der Welt zuſammen genommen. Dieſer Schritt führte ſie an den Abgrund, der in ihres Vaters Seele drohend lag. Der Schmerz, der ihr daraus erwuchs, war unendlich viel ſchneidender, als der ihrer geopferten Liebe. Jedes wahre Opfer iſt ein Abſenker des göttlichen Opfers am Kreuz, und hat dadurch Antheil wie am Leiden, ſo an der Gnade des Kreuzes. Unſer eigenes Herzblut, wenn es über das Kreuz rieſelt, wird zum beſten Balſam für unſere Wunden: das fühlte Heliade. Allein die Seelenverfaſſung ihres Vaters war nicht von der Art, um ihr Balſam zu bieten; denn das Eine, das Schrecklichſte, ſtand ihr dabei fortwährend vor Augen: die Gottesbeleidigung! — und das iſt für eine Heliadenſeele ſchwerer als das ſchwerſte perſönliche Opfer. Das Jahr, wo ſie wiſſend an der Seite ihres Vaters ging — das war ihr Kreuzesweg; aber die ewige Barmherzigkeit gab ihm am Ende kein Golgatha, ſondern ein Thabor. Und als dieſer Augenblick ſeliger Verklärung vorüber war, ſtand Heliade gänzlich verwaiſt vor einem zweiten Grabe und vor neuen Prüfungen. Sie mußte lernen, wie hart das Brod der Dienſtbarkeit — und wie unſäglich ſchwer es für die Enterbten der äußern Glücksgüter ſei, ſich durch die Welt zu bringen. Und während ſie dieſen neuen Kampf mit einer Großmuth und Demuth beſtand, die ſie aus dem Glauben ſchöpfte, mußte ſie erfahren, daß ein räthſelhaftes Schickſal Denjenigen aus ſeinen glücklichen Verhältniſſen vertrieben habe, dem ſie entſagt hatte, inſofern es ihr irdiſches Glück — doch nicht, inſofern es ihre Liebe betraf.

Das Alles trat in den lebendigſten Bildern jetzt, da ein neuer Lebensabſchnitt begann, vor Heliadens Seele.

„Du biſt ſo ernſt, mein geliebtes Kind!“ ſagte Lady Arran, ihr das mütterliche Du gebend.

„Wie kann ich anders,“ entgegnete Heliade ſanft. „Ich kam hieher als ein glückliches Kind ... und als Waiſe gehe ich.“

„Sieh, wie ſchön uns Gott zuſammenführt!“ ſagte Lady Arran mit himmliſcher Selbſtverleugnung. „Anſtatt meiner Söhne finde ich Dich — und Du ſollſt in uns Eltern finden.“

Heliade fragte nach dem Schickſal dieſer Söhne. Der älteſte war von Kindheit auf mit jener Liebe zu den himmliſchen Dingen erfüllt geweſen, die gleichgültig gegen irdiſche Güter und Freuden macht. Damals gab es noch keine Emancipations-Bill für Irland, keine katholiſche Inſtitute und Seminarien, keine katholiſche Univerſität in Irland. Das prahleriſche, falſche England nannte ſich den Hort der Freiheit, der menſchlichen Würde, des Rechtes für Jedermann, und pochte dabei auf ſeine Magna Charta, die allerdings ein Palladium für Englands Freiheit — aber aus Englands katholiſchen Tagen iſt. Nimmermehr wären die feilen Höflinge, die um den Thron der beiden blutigen Tyrannen, Heinrich VIII. und Eliſabeth krochen, im Stande geweſen, aus ihrer Apoſtaſie heraus zu dem Bewußtſein ſich zu erſchwingen, aus dem die katholiſchen Barone Englands mit ihrer Magna Charta einſt vor König Johann erſchienen. Wie der Anglikanismus eine ſtarre, todte, beſchränkte, mehr politiſche als religiöſe Anſtalt iſt: ſo machte er aus dem Engländer ein ſtarres abgegrenztes Individuum und aus „merry old England“ ein Land ſo froſtig abgegränzt, wie der Egoismus für Alles iſt, was außerhalb der Inſel ſeines Ichs liegt. Da liegt vor Allem die katholiſche Kirche. Sie hat nicht zu exiſtiren. Der Anglikanismus lebt und webt einzig und allein in und von den Traditionen Heinrichs VIII. und Eliſabeths, und da dies blutige Herrſcherpaar die Nicht-Exiſtenz der katholiſchen Kirche in Großbritannien decretirt hatte: ſo wurde ſie bis in's volle neunzehnte Jahrhundert hinein, bis in unſere Tage des Lichtes, als eine Sache behandelt, die zu Recht weder beſtehe, noch beſtehen dürfe — und der Graf von Arran konnte nicht in ſeiner Heimath ſeinem Sohn die Erziehung und Bildung verſchaffen, die demſelben als katholiſcher Prieſter nöthig waren. Das Collegium zu Douay in Frankreich, wo die Katholiken Großbritanniens ihre Söhne ſtudiren ließen, war in Folge der franzöſiſchen Revolution untergegangen — und ſo erhielt denn der junge Patrik ſeine Erziehung in Rom.

„Wir konnten das!“ ſagte Lady Arran; — „aber wie wenigen Eltern ſtehen dazu Mittel und Verhältniſſe frei! Die Vollendung von Patrik's prieſterlicher Erziehung fiel mit der Emancipations-Bill zuſammen — und wir prieſen Gottes Barmherzigkeit, denn jetzt ſtand ihm in Irland ein ungeheurer Wirkungskreis offen. Er empfing die heiligen Weihen in Rom, dann eilte er zu uns, um in der geliebten Heimath ſeine Primiz zu feiern. Das war für ihn und für uns der höchſte Feſttag unſeres Lebens. Mit heiligem Jubel wurde er von Allen gefeiert, die mit uns irgendwie in Verbindung waren, und das Volk frohlockte einem Arran als Prieſter entgegen. Wir waren zu glücklich! — aber nur auf kurze Zeit. In einer armen Hütte, am Bett eines Sterbenden, athmete Patrik den Keim des Todes ein … und nach neun Tagen weinten wir … und war er ſelig! — In unausſprechlichem Frieden entſchlief er zur ewigen Ruhe. Sein kleiner Bruder Arthur, damals ein Knabe von zwölf Jahren, ſagte neben Patrik's heiligſchöner Leiche: „Was er war, will ich werden! Prieſter will ich werden.“ Er war unſer einziges Kind … der letzte Arran. Aber die Gnade rief ihn und wir verſuchten nicht, ihn zurückzuhalten — den herrlichen Knaben! Die Zeiten waren anders, er konnte in Irland bleiben. Durch ihn und ſeinen Entſchluß wurden auch wir mehr und mehr zur Liebe Gottes hingezogen. Mein Mann lebte und ſorgte für nichts ſo eifrig, ſo gern, als für das arme iriſche Volk und ich ging ihm dabei mit Freuden zur Hand. Wir wollten eine große Gottesfamilie bilden — und Arthur ſollte dereinſt unſer geiſtlicher Vater ſein. Und wiederum waren wir unausſprechlich glücklich … jahrelang. Aber vor drei Jahren fing Arthur an zu kränkeln. Bisher hatte er die kräftigſte Geſundheit gehabt. Die Aerzte glaubten, er ſei zu ſtark, zu ſchnell gewachſen. Genug, er huſtete und war leidend. Er ſelbſt hielt das Uebel für unwichtig. Bald aber mußten die anſtrengenden Studien unterbrochen werden und wir gingen mit ihm nach Madeira, wo wir anderthalb Jahre zubrachten und wo Arthur's Geſundheit ſich ſehr beſſerte. Allmälig und in Uebergängen ſollte er ſich nun wieder an das europäiſche Clima gewöhnen; deshalb begaben wir uns nach Spanien und brachten den Sommer in Granada zu. Arthur freute ſich unſäglich ſeiner ſcheinbar ganz erſtarkten Geſundheit, denn ſie erlaubte uns nach Rom zu gehen, wo er mit Feuereifer ſeine Studien wieder aufnehmen wollte. Im vorigen October kamen wir nach Rom, alle Drei voll froher Hoffnungen. Gottes Rathſchluß war anders! Im December machte ein Blutſturz nach kurzem Krankenlager ſeinem jungen Leben ein Ende, und wir haben die ſeltene Gnade gehabt, unſere beiden Söhne zu einem Doppelopfer darzubringen — zuerſt als Prieſter und dann im Tode."

Lady Arran ſprach ſo friedlich, als ob ſie ſelbſt ſchon mit ihren Söhnen unter den Seligen ſei. Sie war ſo ſtill und ganz durchſchmerzt und in die Wunden ihres Erlöſers verſenkt, daß ſie ein Klagewort nicht mehr kannte. Heliade aber ſchwamm in Thränen. Ihr Herz war zu leidenvoll, um nicht vor ſolchen Prüfungen, wie dieſe Mutter ſie beſtanden hatte, zu erſchauern.

Ohne ſich unterwegs länger aufzuhalten, als nöthig war, um nicht allzu ſehr zu ermüden, reiſte der Graf von Arran mit ſeiner Frau und ſeiner Pflegetochter — wie er Heliade liebreich nannte — durch Belgien und über England nach der Weſtküſte von

Irland, wo an dem felſigen Klippengeſtade des atlantiſchen Oceans Schloß Arran lag.

„Das grüne Erin“ iſt ein eigenthümliches Land. Der Küſtenſtrich ringsum — wunderſchön, mit Buchten und Baien und der breiten Mündung der Flüſſe, bald bebaut und bebaumt, bald mit wilden, großartigen Felſenufern, immer zerklüftet und bewegt, zuweilen von ſüdländiſcher Lieblichkeit, wie im Südweſten der ganze Landſtrich um Cork bis zu den Seen von Killarney; zuweilen großartig phantaſtiſch, wie im Norden vom Vorgebirge Blackhead bis zum Rieſendamm, — dieſer ganz wunderbaren, aus dem Meer auftauchenden Baſaltformation, welche an der Weſtküſte von Schottland in der berühmten Grotte der Inſel Staffa ſich wiederfindet. Das Innere des Landes aber trägt die unverkennbare Spur langer, tiefer Verwahrloſung. Es iſt nicht bloß ſchlecht oder wenig cultivirt; es iſt ruinirt, und ſowie man es erblickt, muß man ſogleich ganz unwillkürlich ſagen: Ein rechtloſes Land*)! — Die wenigen Jahre, ſeitdem Irland einigermaßen aufgehört hat, Großbritanniens Helote zu ſein, können den fürchterlichen Charakter nicht verwiſchen, den Englands Katholikenhaß während Jahrhunderte dem Boden aufgeprägt hat. Ja, ſo brennend, ſo nagend war dieſer Haß, dieſe ruh- und raſtloſe Unterdrückungswuth, daß der Boden ausſieht, als wären die drei Reiter der Apokalypſe über ihn hingezogen, die Peſt, die Hungersnoth, der Krieg. Und ſie ſind es in Wahrheit. Dieſe Haiden, dieſe Torfmoore, dieſe menſchenleeren, unbebauten Einöden ſind ein gräßlicher Fleck auf der Civiliſation, mit welcher England ſich zu brüſten wagt; — ja er verräth, auf welcher ſchwachen Grundlage dieſe Civiliſation ruht, denn da, wo keine Gerechtigkeit herrſcht, iſt die Civiliſation nur eine oberflächliche Schminke. Und ſo iſt dies „Smaragdene Kleinod" für England zum zweifachen Brandmal geworden! Es zeigt ein zertretenes Volk — und es zeigt die unerhörte Impotenz des Anglikanismus.

---

*) Als ich das in Irland ſagte, ſprach ich noch gar nicht vom katholiſchen Standpunkt aus; denn es war im Jahr 1846.

Der Graf von Arran begrüßte mit wehmüthiger Freude ſeine heimiſche Inſel. Weil ſie ſo leidenvoll war, liebte er ſie um ſo zärtlicher. Aber ein Schmerz, den ſeine tiefe Frömmigkeit zwar in Frieden tragen lehrte, doch nicht hinwegnahm, lag für ihn in dem Gedanken, daß kein Sohn mehr da ſei, um dieſe Liebe für das Volk und für die Heimath als geheiligte Tradition zu empfangen und auf die Nachkommen zu vererben. Die Gräfin trug in ihrem ſtill gekreuzigten Herzen neben dem Kummer der vereinſamten Mutter auch den um ihren Mann, der ſein treues Wirken in ſeinem eigenen Grabe zu Ende gehen ſah.

Der Empfang, der ihnen auf Schloß Arran zu Theil wurde, war herzzerreißend; denn ach! ſie kehrten ohne Lord Arthur zurück! Er war der Liebling, er war das Idol des ganzen Volkskreiſes; er war „das Kind von Arran“, an das ſich tauſend Hoffnungen knüpften, und das durch ſeine hochherzige Weltentſagung bewieſen hatte, daß es höhere Hoffnungen gebe, als die auf Geld und Gut. Wären nicht der Graf und die Gräfin, ſo wie ſie den Reiſewagen verließen, in die Schloßcapelle gegangen, wohin die Menge ihnen nachſtrömte, bis der Raum überfüllt war, ſo hätte die jammernde Wehklage kein Ende gefunden. Jetzt löſte ſie ſich in Gebet und Thränen auf.

Vor Heliade öffnete ſich groß und weit die Welt und das Leben. Hatte ſie früher erkannt, daß es für ſie andere Dinge zu thun gebe, als ſich in ihr Liebesleid zu verſenken, ſo ſah ſie ſich jetzt gleichſam herausgehoben aus dem Boden ihrer alten Exiſtenz und ſie fragte innerlich: Mein Gott, was willſt Du, das ich thun ſoll? Zeige mir, weshalb Du mich hieher geführt haſt. Der plötzliche Wechſel iſt zu groß, als daß er nicht höhere Fügungen verbergen ſollte.

„Wie gefällt Dir Heliade?“ hatte ſchon unterwegs der Graf ſeine Frau gefragt.

„Sie iſt ein Ideal von Selbſtloſigkeit," entgegnete Lady Arran.

„Faſt zu ſehr! ſie ſcheint ihren Willen nicht bloß unterzuordnen, ſondern gar keinen zu haben."

„Ah, das ſcheint nur ſo! Heliade hat einen Willen — aber nur für große Hauptſachen, wie ich glaube."

„Und dieſe Schüchternheit ... dies Stillſchweigen! ... Es iſt wohl ſchön, wenn ein junges Mädchen recht zurückhaltend iſt; aber das hat ſeine Grenzen!"

„Bedenke nur, wie vorſichtig ſich Heliade ihrem Vater gegenüber äußern und benehmen mußte — und in welcher Schule ſie nach ſeinem Tode war. Iſt ein junges Mädchen dermaßen auf ſich ſelbſt angewieſen, ſo muß es bei Heliadens edlem Charakter ſchweigſam und in ſich gekehrt werden. Sie iſt wie eine Blume, über deren Knoſpe viel Sturm und Regen hingegangen iſt, ſo daß ſie ſich noch nicht ſchönheitsfriſch entfalten konnte. Aber das wird kommen. Habe nur Geduld."

„Geduld iſt nicht das rechte Wort, Magdalene! Ich brauche keine Geduld mit dem herrlichen Mädchen zu haben. Ich möchte ſie nur gern glücklich und froh ſehen."

„Wir wollen ſie wie unſere Tochter behandeln; — dann wird ſie mit ihrem zarten Herzen ſich gewiß ſehr bald glücklich fühlen. Dir ſteht ſie nah als die Enkelin Deines theuerſten Freundes. Mir ſteht ſie nah als das Kind eines Mannes, für den ich unausſprechlich viel gebetet habe — als das begnadete Kind, welches das Werkzeug ſeiner Seelenrettung war. Das ſind freilich keine Bande des Blutes . . . aber es ſind die geheimnißvollen Bande der Gnade, welche die Hand Gottes mit beſonderer Liebe webt.“ —

Und ſo wurde die arme, verlaſſene Heliade eine geliebte Tochter des Hauſes. Und wie die Gräfin geſagt hatte, ſo geſchah es: ſie blühte auf wie eine Blume, die man aus der Schattenſeite an die Sonnenſeite verpflanzt.

Das Schloß war in ſeiner Anlage ſehr alt, aber vom Grafen neu gebaut im normanniſch-gothiſchen Styl, mit Erkern und Söllern, mit Thürmchen und Balcons, um überall weit und frei ausſchauen zu können über Land und Meer. Es lag auf einer großen Fläche, die aber beſſer bebaut war und beſſere Menſchenwohnungen trug, als man zwiſchen iriſchem Torfmoor und Haidekraut zu finden gewöhnt iſt. Eine ſchöne Kirche, ebenfalls ganz neu gebaut, mit Pfarr- und Schulhaus, lag eine Stunde vom Schloß und in der Mitte der Beſitzung. Ihr ſchlanker Thurm, der das Kreuz hoch in die Lüfte hob, zog überall den Blick an und wies ihn gen Himmel.

Ein weitläufiger, ſehr gepflegter Park umgab das Schloß und deſſen Nebengebäude. Die Bäume waren meiſtens Eichen, die, wegen der furchtbaren Stürme des atlantiſchen Oceans, minder hoch wie die deutſchen, aber von ungemein kräftigem, maleriſch zerzauſten Wuchs und dem friſcheſten Grün ſind. Hohe Eibiſchbäume, mit ihrem breiten und dunkeln Nadelgezweig, und Stechpalmen gruppirten ſich um die Eichen. Aber auf Stellen, die gegen den Weſtwind geſchützt waren, ſtanden blühende Myrthenbüſche in freier Erde, denn die Luft iſt weich und das Clima gelinde. Gegen das Meer zu fiel der Park plötzlich mit einer ſchroffen Felſenwand einige hundert Fuß tief ab, und da unten brandeten die ungeheuern Wellen zwiſchen Klippen, Felsblöcken und Steingerölle. Oben, unmittelbar am Felſenrand, war ein Pavillon im Styl einer kleinen Warte erbaut. Da breitete ſich der unermeßliche Ocean grenzenlos aus, und ein eigenthümliches Gefühl von Alleinſein des Menſchen mit Gott brachte dort auch das unruhigſte Herz zu momentaner Ruhe.

Heliade bewohnte im Schloß ein hochgelegenes Erkerzimmer mit weiter Ausſicht auf den Park und das Meer. Bisher war Florenz für ſie das Ideal der Naturſchönheit geweſen — vielleicht deshalb, weil ſich die Erinnerung an ihre glückliche Kindheit damit verwebte; doch jetzt ſagte ſie:

„Ich fange an, dieſe Natur mit iriſchem Auge zu betrachten, und da entzückt ſie mich.“

Eine ſolche Aeußerung aber entzückte den Grafen, während die Gräfin durch Heliadens tiefe Demuth oft bis zu Thränen gerührt ward. Heliade war ſo gar nicht verwöhnt, daß ſie Anſprüche keinerlei Art machte und nur immer verſicherte, wenn die Gräfin ſie um kleine Wünſche bezüglich ihrer Wohnung, ihrer Kleidung befragte, eine gute Fee ſorge für ſie. Eines Morgens kam Lady Arran zu ihr und ſagte:

„Heliade, Du wirſt hier tauſend kleine Bedürfniſſe, wenn auch nicht für Deine Perſon, haben — denn für die ſorge ich. Du wirſt Almoſen geben, Du wirſt arme Kinder beſchenken, Du wirſt die Kirche ſchmücken wollen. Ich bringe Dir alſo Nadelgeld, denn die Kaſſe eines jungen Mädchens iſt gewöhnlich leer — nicht wahr?“

„Wohl nicht ganz,“ ſagte Heliade erröthend; „aber ich möchte gern das Geld behalten, das ich beſitze.“

„Welch ein kleiner, ſeltſamer Einfall, Geld behalten zu wollen, da es doch nur etwas taugt, wenn man es gut auszugeben verſteht,“ ſagte die Gräfin lächelnd.

Heliade nahm aus einem Fach ihres Schreibtiſches einen kleinen Geldbeutel und aus demſelben zwei Goldſtücke und ſagte:

„Dies habe ich von der Baroneſſe für den letzten Monat bekommen und ich möchte es gern behalten, um mich daran zu erinnern, in welchen beſcheidenen Verhältniſſen ich gelebt und mir mein Brod verdient habe. Hier könnte ich das ſo leicht vergeſſen ... und dadurch weniger dankbar gegen Gott und meine Wohlthäter werden. Dies iſt die Erklärung meiner Liebhaberei gerade für dieſes Geld.“

„Nun, ſo behalte es,“ entgegnete Lady Arran, gerührt Heliade umarmend; — „doch glaube ich, daß Du auch ohne daſſelbe Dein dankbares Herz bewähren würdeſt.“

Heliade mußte ſogleich reiten lernen, um den Grafen auf ſeinen Streifzügen zu begleiten. Er beſuchte ſeine Pächter, er behandelte ſie menſchlich, er preßte nicht die Pacht bis zum letzten Heller aus, wenn der Mann irgendwie in Rückſtand war. Er riß ihm nicht die Hütte über dem Kopf ein und jagte ihn nicht weg ohne Kündigung und auf der Stelle, ſobald irgend eine kleine Differenz zwiſchen ihnen ſtattfand. Er war unbeſchreiblich geliebt — ſchon deshalb, weil er, wenn er nicht auf großen Reiſen war, immer auf Arran-Caſtle und zwiſchen ihnen Allen lebte.

„Nun ſind Eure Herrlichkeit Gott Dank wieder da,“ ſagte einer der älteſten Pächter, den der Graf einmal beſuchte; „nun iſt der Sonntag wieder ein rechter Freudentag.“

„Und warum das?“ fragte der Graf, der ſich nicht bewußt war, am Sonntag irgend etwas für den alten Mann gethan zu haben.

„Da kommt vom Schloß her der Wagen gefahren zum Hochamt und zur Vesper — und Eure Herrlichkeit und Mylady ſind mit uns Allen vor dem Herrn der Heerſchaaren und vor ſeinem Tabernakel vereinigt,“ war die Antwort.

„Wie ſchön, daß die Kirche uns Alle unter ihre Flügel nimmt,“ erwiderte der Graf.

„Und daß man hier zu Lande einen ſo hohen Werth darauf legt, ſie zum wahren Mittelpunkt für Alle zu haben,“ ſetzte Heliade hinzu.

„Wenn Eure lieblichen Gnaden*) länger im Lande ſein werden, ſo werden Sie ſchon ſehen, daß der Ire in ſeiner Kirche Wurzel faſſen muß, weil ihm kein anderer Boden gelaſſen iſt,“ ſagte der Alte.

Heliade fühlte ſich mehr und mehr als eine O'Connor in dieſem Lande, zwiſchen dieſem Volk und bei ihren Wohlthätern. Sie lernte die iriſche Harfe ſpielen; ſie trug, wenn ſie bei ſchlechtem Wetter ausging, den rothen Mantel der iriſchen Frauen, und zog ſie deſſen Capuze über den Kopf, ſo ſtrahlten ihre ſchönen celtiſchen Augen aus der rothen Umhüllung hervor wie ein Paar Abendſterne aus dem Abendroth. Sie war für Lord und Lady Arran zärtlich wie eine Tochter, aufmerkſam wie eine Dienerin, demüthig wie ein Pflegekind. In der liebevollen Umgebung kam die friſche Energie ihres Charakters zur Geltung und Lady Arran überließ ihr gern in tauſend kleinen Vorkommenheiten des häuslichen Lebens bald die Initiative, bald die Ausführung.

---

*) „Your lovely Honour“ — häufige Anrede des gemeinen Mannes Damen gegenüber.

„Ich kann gar nicht an den Augenblick denken, wo wir Heliade an Miſtriß O'Connor zurückgeben müſſen,“ ſagte Lady Arran eines Tages zu ihrem Mann. „Mit ihr iſt wieder die Jugend, die ſo lieblich iſt, wenn ſie unſchuldig iſt, auf Arran-Caſtle eingezogen — und wir haben in unſern alten einſamen Tagen ein Stückchen Frühling durch Heliade.“

„Gott läßt den Wind warm wehen, wenn das Lamm geſchoren iſt — ſpricht die heilige Schrift,“ antwortete der Graf bewegt. „Das trifft für uns und für Heliade zu. Nachdem ihr und uns Alles genommen war, führt uns dieſelbe Hand erſatzbietend zuſammen. Und darum denke ich, daß wir zwar mit Heliade Rom und Miſtriß O'Connor beſuchen — aber auf die Dauer ſie behalten werden. Ein ſolches Mädchen und ſpäter eine ſolche Frau können wir in Connaught brauchen.“

„Sie wäre wirklich nicht auf ihrem Platz bei ihrer Großmutter — obſchon ich glaube, daß ſie auf jedem Platz vortrefflich ſein würde," ſagte Lady Arran. „Aber Miſtriß O'Connor hat ſich ihr Leben ſo eingerichtet, daß ſie die Enkelin in keiner Weiſe entbehrt, während Heliade in dieſer halb klöſterlichen Exiſtenz wohl nicht ihren Beruf findet."

„Das gebe Gott!" erwiderte der Graf; „ſie ſchaut mir zuweilen dermaßen über die Welt hinweg, daß mir ganz bange wird, ob ſie nicht etwa in ihrer Art den Weg einſchlägt, den unſere Söhne nahmen."

„In unſerm Krankenhauſe geht ſie den Schweſtern der Vorſehung zur Hand wie eine eifrige Novize und ihre Andacht zum allerheiligſten Altarsſacrament iſt oft ein rührender Vorwurf für mein altes, kaltes Herz" ... —

„Nein, Magdalene!" unterbrach der Graf ſie lebhaft, „Verleumdungen dulde ich nicht! Ein Herz wie das Deine wird nie alt und nie kalt."

Lady Arran's ſanftes Auge wurde noch ſanfter, als ſie ruhig fortfuhr:

„Und dennoch meine ich, daß Heliade nicht den Kloſterberuf habe, denn ſie betrachtet die Welt nicht als Etwas, wodurch ſie ſich ſtören laſſen dürfe in der großen Aufgabe ihrer Heiligung. Sie hat nie in ihren traurigen und verlaſſenen Tagen daran gedacht, ihre Zuflucht zum Kloſter zu nehmen, wie das junge, fromme Seelen nicht ſelten thun, wenn ſie ſich in gedrückter Lage befinden. Sie hat immer den Kampf mit der Außenwelt und den Kampf mit ſich ſelbſt zugleich geführt.“

„Ha, ſie iſt ein prächtiges Mädchen!“ rief der Graf — „und dabei ſchön, wie nur eine Blume aus celtiſchem Stamm ſein kann! ... Und das betrifft auch Dich, Magdalene .... denn das Volk der Bretagne iſt celtiſchen Urſprungs.“

Am andern Morgen lagen auf dem Frühſtückstiſch, um den ſich die Familie nach der heiligen Meſſe einfand, zwei Briefe mit breitem Trauerrand und ſchwarzem Siegel an die Adreſſe des Grafen, der ſie raſch öffnete und überflog. Dann ſagte er ernſt:

„Fergus O'Connor iſt todt.“

„Und wie mag er geſtorben ſein!“ rief die Gräfin.

„Ohne Zweifel wie er gelebt hat,“ verſetzte der Graf und fügte zu Heliade ſich wendend hinzu:

„Weißt Du, Heliade, daß Dein Großvater, Reginald O'Connor, einen Bruder hatte, der mit Apoſtaſie die O'Connor'ſchen Güter bezahlte, welche vor vierzig Jahren, nach unſerer unglücklichen Revolution, confiſcirt wurden?“

„Meine Mutter erzählte es mir.“

„Nun, mein Kind, eben dieſer Fergus O'Connor war Dein armer Großonkel. Jetzt hat er Hab und Gut, die er mit ſeinem Seelenheil erkaufte und die ihm ſo wenig Glück brachten, verlaſſen müſſen. Er heirathete eine querköpfige Engländerin, lebte höchſt unglücklich in kinderloſer Ehe mit ihr und dann lange Jahre getrennt von ihr. Ich weiß nicht einmal, ob ſie noch lebt. Er adoptirte einen entfernten anglikaniſchen Verwandten, Bryan O'Connor, und ich hörte, er habe dem jungen Mann in England eine ſehr gute Erziehung zu Eton geben und ihn dann in Oxford ſtudiren laſſen. In irgend einer Verbindung waren wir ſeit ſeiner Apoſtaſie nicht mehr; darum wundert es mich, daß Bryan O'Connor mir nicht nur den Tod ſeines Adoptivvaters anzeigt, ſondern in dieſem zweiten Schreiben ſagt, er zähle auf meine Erlaubniß, nach Arran-Caſtle kommen zu dürfen, und er werde morgen erſcheinen. Ich kann ihm nicht einmal ablehnend ſchreiben! Der Brief würde ſich mit ihm kreuzen .... und wir müſſen ihn empfangen, Magdalene!"

„Ein unbegreiflicher Beſuch!" ſagte Lady Arran; „er ſcheint ſeines Adoptivvaters Jugendgeſchichte gar nicht zu kennen und will nun deſſen Jugendfreund aufſuchen — denn ſpätere Freunde mag der arme Fergus nicht gehabt haben."

„Aber jedes Kind in Irland hätte ihm ſagen können, was die Jugendfreundſchaft zerriſſen hat," rief Lord Arran mit einer Lebhaftigkeit, welche deutlich verrieth, daß ſein heftiger Charakter nur durch beſtändige Wachſamkeit gezügelt wurde. „Indeſſen iſt nichts zu ändern," fügte er gelaſſen hinzu — „und der Sohn von Fergus O'Connor wird, wie jeder andere Gaſt, willkommen in Arran-Caſtle ſein."

Und ſo geſchah es. Am nächſten Abend kam Bryan O'Connor, ein junger Mann von ſehr angenehmer äußerer Erſcheinung und einer ruhigen, ernſten Haltung. Ohne der früheren Beziehungen ſeines Adoptivvaters zu erwähnen, ſagte er, ihm ſei ein Güterkauf in der Grafſchaft Mayo angeboten und da er die Provinz Connaught nicht kenne: ſo wünſche er bei Lord Arran einige vorläufige Erkundigungen einzuziehen. Des Grafen wohlwollendes Antlitz konnte trotz aller Selbſtbeherrſchung eine leichte Verfinſterung nicht bemeiſtern. Das nordweſtliche Irland, von der Galway-Bai bis zur Donegal-Bai, die Provinz Connaught, iſt ſo recht das alte, katholiſche, celtiſche Irland. In den andern drei Provinzen iſt die Bevölkerung gemiſcht mit engliſchen und ſchottiſchen Einwanderern, die theils von der engliſchen Regierung als Coloniſten dahin geſchickt wurden, theils auf ihre eigene Hand ihr Glück verſuchten, da es für alle Akatholiken leicht war, den Grundbeſitz zu erwerben, den kein Katholik bis vor kaum hundert Jahren erwerben durfte. Als der wüthendſte religiös-politiſche Fanatismus in Cromwell ſeine Spitze und ſeinen

Protector fand, fiel er mit Feuer und Schwert über Irland her — und der Umzug, den damals die drei Reiter der Apokalypſe in Geſtalt eines Heeres von Republikanern und Independenten durch das grüne Erin hielten, hat ihm den gegenwärtigen Charakter von Oede und Deſolation aufgeprägt, eingeätzt. Mit ihrer Bibel in der einen und dem Schwert in der andern Hand, wurden Soldaten die Apoſtel der furchtbarſten, der blutigſten Glaubenstyrannei. Wer von der Kirche abfiel und zur Bibel griff, wurde belohnt; wer ſtandhaft blieb, wurde Anfangs niedergemetzelt oder als Sklav nach Amerika verkauft; — ſpäter in die Provinz Connaught getrieben, außerhalb welcher kein Katholik bei Todesſtrafe ſich finden laſſen ſollte. Auf dieſe Weiſe ließ Cromwell ſeine Protection auch den katholiſchen Iren angedeihen: er ſchlug ihnen vor, „zur Hölle zu fahren oder nach Connaught zu gehen“ — verſteht ſich mit Hinterlaſſung von Hab und Gut, von Hof und Haus. Daher iſt Connaught die ärmſte der vier Provinzen, welche einſt Königreiche in Irland waren; — aber ſie iſt am reinſten iriſch.

Für den Grafen von Arran war es ein Stich durch's Herz, daß ein Akatholik ſich in Connaught ankaufen wollte. Er wußte, wie dieſe es trieben! ſie eröffneten Schulen und wieſen ihre Leute an, ihre Kinder dahin zu ſchicken. Geſchah es, ſo wurden ſie belobt und belohnt und die armen Kinder gingen dann auch bald in das akatholiſche Bethaus. Geſchah es nicht: ſo wurde eines Tages dem Vater das Dach über dem Kopf abgeriſſen und er mit den Seinen in's Elend gejagt.

„Warum bleiben Sie nicht lieber in Ihrer Provinz, Sir?“ fragte der Graf. „Munſter iſt fruchtbarer dem Boden — und lieblicher der Natur nach, als unſer armes, wildes Connaught; und Ländereien werden ja auch dort zu kaufen ſein, denn nicht das Land iſt rar in Erin, ſondern die Leute.“

„Beſonders die rechten Leute,“ entgegnete Bryan.

„Wen nennen Sie ſo?“ fragte der Graf.

„Die Grundbeſitzer, die nicht in Irland leben und die ihre Pächter durch Verwaltungsagenten dermaßen bis auf's Blut ausſaugen laſſen, daß die Cultur des Bodens darunter leiden muß, während ſie dieſe Einkünfte, an denen Schweiß und Blut klebt, in London vergeuden.“

„Nun, das iſt eine vernünftige, eine chriſtliche Auffaſſung der Sache, Sir; aber ich ſehe nicht ein, was das mit Connaught zu thun hat.“

„Mein armer Vater hinterließ mir nicht nur ſeinen Güterbeſitz, Mylord, ſondern auch noch ein bedeutendes baares Vermögen. Ich wünſchte es ſo anzulegen, daß es vortheilhaft für Viele ſei — und deshalb zieht mich das arme Connaught an.“

Sechs Augen ruhten mit inniger Theilnahme auf Bryan O'Connor, als er bewegt fortfuhr:

„Ich bin nicht immer ſo reich geweſen wie jetzt, Mylord. O nein! ich bin armer Leute Kind. Mein Vater war angeſtellt in dem Büreau eines großen Kohlenbergwerkes bei Shrewsbury — und als er ſtarb, erhielt meine arme Mutter ſich und mich durch Handarbeit. Sie war eben ihren Anſtrengungen und einem Zehrfieber erlegen, als Fergus O'Connor Umfrage halten ließ nach Namensvettern, um denjenigen an Sohnesſtatt anzunehmen, der ihm am Beſten gefallen würde. Ob ſich noch Andere meldeten, weiß ich nicht. Genug, er adoptirte mich. Aber die zwölf erſten Jahre meines Lebens werde ich nie vergeſſen, nie! und daraus entſpringt mein Intereſſe für das arme, oft ſo ſchwer gedrückte Volk — und mein inniger Wunſch, dieſe Theilnahme praktiſch zu machen."

„Für den guten Willen wird Gott Sie ſegnen, Sir," ſagte Lady Arran liebreich — „und in unſerm Connaught finden Sie ein enormes Feld, um ihn zu verwirklichen."

Die einfache Art, in welcher Bryan O'Connor von ſich ſelbſt ſprach, machte auf Alle den beſten Eindruck. Man vergaß gänzlich, daß man ihn nicht gern hatte kommen ſehen und die Unterhaltung war leicht und ungezwungen. Als man ſich trennte, ſagte der Graf:

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Sir, durch die Glocken, die Sie morgen früh hören werden. Man läutet zur Meſſe. Das Frühſtück iſt ſpäter.“

Bryan O'Connor verbeugte ſich und zog ſich zurück.

„Welch ein guter Geiſt hat Fergus O'Connor zur Adoption dieſes vortrefflichen jungen Mannes beſtimmt!“ rief Lady Arran.

„Bei dem Allen wünſchte ich dennoch, er bliebe dort, wo er zu Hauſe iſt,“ ſagte der Graf; „denn abgeſehen davon, daß es doch ſehr zweifelhaft iſt, wie er hier ſeine Wirkſamkeit unter katholiſchem Volk durchführen wird, erinnert er mich ſtets ſchmerzlich daran, daß ſein Vermögen im Grunde nicht ihm gehört, ſondern Deiner Mutter, Heliade, und Deinem Onkel, dem Dominicaner.“

„Mein Großvater verlor ſein Vermögen in Folge ſeiner Betheiligung an der Revolution,“ entgegnete Heliade; „dürfen ſeine Nachkommen Anſprüche daran erheben? und gibt die ſchreckliche Handlung meines Großonkels uns unſer Recht zurück? .... Nein! Bryan O'Connor beſitzt gewiß mit allem Recht das Vermögen und mein Onkel Reginald wird es ihm ſchwerlich ſtreitig machen.“

„Und Du, Heliade? Du, als die Erbin Deiner Mutter?“ fragte der Graf ſcherzend.

„O ich!“ rief ſie; — „ich kann mich gar nicht als

Beſitzerin eines Vermögens mir ſelbſt vorſtellen! Heliade und Reichthum — das paßt nicht zuſammen! in anderer Weiſe ſorgt Gott für mich."

„Ja, wie für die Lilien des Feldes, denen er ihre eigene Schönheit gibt," ſagte der Graf.

„Werde ich gelobt, ſo laufe ich davon," erwiderte Heliade, küßte die Hand ihrer Pflegeltern und lief fort.

„Wäre Bryan O'Connor katholiſch, ſo wüßte ich, was ich thäte, Magdalene," ſagte der Graf nach einer Pauſe. „Ich adoptirte Heliade ... und Arran und O'Connor würden ein Geſchlecht bilden!"

„Mir ſcheint die Adoption nicht im nothwendigen Zuſammenhang mit Bryan's Glauben zu ſtehen," entgegnete Lady Arran.

„Allerdings nicht! aber es wäre mir ein großer Troſt, daß dereinſt ein O'Connor Herr auf Arran-Caſtle würde ... da es kein Arran werden kann. Doch vor der Hand ſteht die Adoptionsidee auch noch keineswegs feſt in mir. Sie flog mir mehrmals ſchon durch den Sinn, weil Heliade uns ſo recht zu unſerem Troſt an's Herz gelegt iſt — und wurde heute Abend ganz lebhaft, weil dem armen Fergus der Adoptivſohn ſo ſehr geglückt iſt."

„Uebereile Dich nicht," ſagte Lady Arran bittend. „Heliade iſt erſt ſeit drei Monaten bei uns."

„Ja, ja!" verſetzte der Graf lächelnd; „aber ich, Magdalene, ich bin achtundſechszig Jahr alt . . . zwei Jahr älter als Fergus O'Connor. Da iſt es nicht weiſe, einen Plan, wenn er gut iſt, lange aufzuſchieben."

„Nur ſo lange, bis er gereift iſt," ſagte ſie mit der ſanften Gelaſſenheit, welcher der Graf nicht widerſtehen konnte.

Die Kapelle war der ſchönſte Raum im Schloß. Der Graf hatte auf ſeinen Reiſen die größten Koſtbarkeiten geſammelt, um die heilige Stätte zu ſchmücken. Aus Rom war der Altar von weißem Marmor mit Moſaikbildern ausgelegt. Aus Sevilla das Altargemälde, eine Kreuzigung Chriſti von Morales, zubenannt el divino — theils wegen der Schönheit ſeines Pinſels, theils weil er immer mit ſeinen Gedanken bei himmliſchen Dingen verweilte und nur heilige Gegenſtände malte. Aus Paris waren die Glasfenſter, die den hl. Patrik und die hl. Magdalene verherrlichten. Der Tabernakel, mit koſtbaren Steinen ausgelegt, hatte früher die Hauscapelle eines genueſiſchen Palaſtes geziert. Die heiligen Geräthſchaften, die Meßgewänder entſprachen dem Glanz der Umgebung. Man fühlte ſogleich, daß dieſe Kapelle das höchſte Kleinod der Schloßbeſitzer war. In ihrer Crypta war die Familiengruft; — da ruhte der älteſte Sohn des Hauſes, Patrik O'Connor und die Eltern ſchwankten, ob ſie Arthurs Aſche dem Boden der erſten Martyrer zu Rom entführen und ſie dem Boden der ſpätern Martyrer in Irland übergeben ſollten. Jeden Morgen um neun Uhr beging der Schloßcaplan, der bei dieſem Heiligthum angeſtellt war, die Feier des heiligen Meßopfers.

Heliade pflegte eine halbe Stunde früher auf einer kleinen Emporbühne ſich einzufinden und in ſtiller Betrachtung vor dem Allerheiligſten zu verweilen. Heute aber wurde ſie unwillkürlich ſehr geſtört, denn bald nach ihr trat Bryan O'Connor unten ein, nahm Weihwaſſer, machte das Kreuzzeichen, eine Kniebeugung vor dem Sanctiſſimum und kniete dann in einer Bank nieder, ſo ruhig wie Jemand, der daran gewöhnt iſt, dieſe Dinge zu thun. Heliadens Herz ſchlug höher vor Freude, daß der Sohn des Apoſtaten — ein Sohn der Kirche ſei. Zuweilen ſchloß ſie die Augen und öffnete ſie dann wieder, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie nicht träume; — und immer kniete Bryan ruhig auf demſelben Platz. Nach und nach kamen die Leute zur Meſſe und die Kapelle füllte ſich; aber Bryan ließ ſich nicht ſtören. Die Meſſe begann und Bryan folgte ihr ganz als Katholik. Heliade warf einen freudeſtrahlenden Blick auf Lord und Lady Arran, die eben neben ihr eingetreten waren und nur durch die Heiligkeit der Stätte und des Augenblicks abgehalten wurden, ihr Frohlocken über dieſen ſo ganz unerwarteten Anblick zu äußern. Er war alſo ein Glaubensbruder, dieſer junge Mann, ein ächter treuer Ire! was ſein Vater ſchlimm gemacht, hatte er gut gemacht! Dieſe drei Menſchen, die den katholiſchen Glauben wirklich für das hielten, was er iſt — für den wahren und einzigen Führer der Seele zum ewigen Leben, kannten keine höhere Wonne, als eine Seele mehr auf dieſem Wege zu ſehen.

Als ſie nach der Meſſe die Emporbühne verließen, die an Lady Arran's Zimmer ſtieß, umarmte Heliade die Gräfin und rief:

„Wie gut iſt Gott! . . . ich habe während der ganzen Meſſe ein Tedeum über das andere gebetet."

Sie gingen zum Frühſtück. Lord Arran eilte ſeinem Gaſt entgegen, führte ihn in den Saal und rief:

„Jetzt ſage ich willkommen in Connaught! Tauſendmal Gottwillkommen!"

„Willkommen in der Kirche!" ſagten die Gräfin und Heliade.

„Alſo deshalb wollten Sie zu uns kommen?" rief Lord Arran gerührt. „Dem tiefbetrübten Jugendfreund Ihres armen Vaters wollten Sie dieſe namenlos frohe Ueberraſchung machen? Gott vergelt's! Bryan O'Connor. Gottes Segen wird mit Ihnen ſein, wie er mit Ihnen war."

„Was iſt es doch für ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl," entgegnete Bryan, „eine ſolche Theilnahme zu finden, weil Gott mir gnädig war."

„Aber das iſt doch ganz in der Ordnung, daß man ſich für einen Liebling Gottes intereſſirt!“ rief Heliade.

Bryan hatte am vorigen Abend Heliade kaum beachtet. In ihrer ſchweigſamen, zurückhaltenden Weiſe miſchte ſie ſich wenig in das Geſpräch mit Fremden. Um ſo mehr überraſchte ihn jetzt dieſe blendende, ſeelenvolle Schönheit. Es war, als habe das Marmorbild einer Pſyche Leben bekommen.

„Wollen Sie ſich denn wirklich in Connaught ankaufen?“ fragte Lady Arran.

„Gewiß!“ entgegnete Bryan. „Ich hörte von einem großen Güter-Complex, der zu verkaufen ſei und möglicherweiſe in engliſche, akatholiſche Hände fallen könne; — dem wollte ich vorbeugen.“

„Was wird man in Oxford ſagen,“ rief der Graf ungemein heiter, „wenn man erfährt, daß Sie zur Mutterkirche zurückkehrten!“

„In Oxford kann man ſich darauf gefaßt machen, Mylord, daß ganz andere Leute als ich aus der anglicaniſchen Kirche ausſcheiden werden.“

„Hatten Sie ſchon dort ein Intereſſe für den katholiſchen Glauben?“

„Ich muß es wohl immer gehabt haben, denn ich erinnere mich gar nicht, daß es in mir, ſo zu ſagen, erwacht ſei. Nur konnte es ſich bei meiner Erziehung, bei meinen Studien nicht anders äußern, als durch Vorliebe für katholiſche Charaktere und Geſchichtsepochen, die ich jedoch kaum in Zuſammenhang mit dem katholiſchen Glauben brachte. Als ich aber im vorigen Spätjahr nach Rom kam, galt mein erſter Beſuch den Catacomben, in denen P. Marchi*) mich umherführte. Wie es nun möglich iſt, ein Chriſt zu ſein und — wenn man Akatholik iſt — durch die Catacomben nicht zur Mutterkirche geführt zu werden: das, ich geſtehe es, wird mir ewig ein Räthſel bleiben. Daß der Ungläubige hinausgeht, wie er hereingegangen iſt, frech und frivol nicht bloß die Offenbarung, ſondern die Weltgeſchichte, die ſich auf ihr und durch ſie ſeit achtzehn Jahrhunderten entwickelt, leugnend: das begreife ich. Der Ungläubige erniedrigt ſich ſelbſt zu einem Atom der Materie und muß folgerichtig jede übernatürliche Offenbarung leugnen, da ſie vom Standpunkt des atomiſtiſchen Vielerlei's durchaus unfaßlich iſt. Deshalb wittert er überall Prieſterbetrug und Gaukelſpiel. Aber der akatholiſche Chriſt, der an die Offenbarung glaubt, müßte, wie mir ſcheint, ein tiefes Verlangen haben, ſich zu überzeugen, ob die Lehren, die ſeine Reformatoren ihm beibrachten, auch wirklich mit den altchriſtlichen übereinſtimmen. Ob dies der Fall iſt —

---

*) Aus der Geſellſchaft Jeſu, einer der gründlichſten und gelehrteſten Kenner und Durchforſcher der Catacomben, der im Jahr 1858 geſtorben iſt.

davon kann er ſich in den Catacomben überzeugen. Ihre Malereien, ihre Inſchriften, ihre ſymboliſchen Zeichen, ihre Einrichtungen, dieſe ſtummen und unwiderleglichen Zeugniſſe für den alten Glauben werden ihn belehren, daß man vor dreihundert Jahren denſelben ſeines Markes beraubt und nur die Schale übrig gelaſſen hat. Als ich in dieſer Gräberwelt die bildliche Darſtellung des geheimnißvollen Opfers — und immer wiederkehrend die Symbole der heiligen Euchariſtie ſo vor meinen Augen ſah, wie man vor ſechszehn oder ſiebzehn Jahrhunderten an ſie geglaubt hat — da ſagte ich zu P. Marchi: Da ich ein gläubiger Chriſt ſei, ſo wünſche ich nicht mit Bruchſtücken der Offenbarung abgefunden zu werden, ſondern ihren vollen Inhalt, all' ihre Dogmen anzunehmen — und könne das nur in der katholiſchen Kirche geſchehen, ſo würde ich mich mit Freuden zu ihr bekennen. Ich wurde unterrichtet — und bin ſeit einigen Monaten Katholik."

„Was! ohne Kampf, ohne Schwertſtreich der böſen Natur?" rief der Graf.

„Welch eine ſchöne, glückliche Seelenſtimmung ſetzt das voraus," ſagte Lady Arran hinzu.

„Die Wahrheit der katholiſchen Kirche ſtrahlte mir dermaßen ſonnenhell entgegen," ſagte Bryan lächelnd, „daß die böſe Natur ſich in ihre tiefſten Schlupfwinkel flüchten mußte."

„In welchen Zorn wäre der arme Fergus gerathen, wenn er Ihren Schritt erfahren hätte,“ ſagte der Graf.

„Davor habe ich ihn bewahrt, Mylord. Zu ändern war mein Schritt nicht mehr. Gott aber hat es ſo gefügt, daß gerade auf den Platz wieder ein katholiſcher O'Connor kommen mußte, was — nach menſchlicher Berechnung — unmöglich war. Mein Verhältniß zu meinem armen Vater war überhaupt kein inniges, kein vertrauliches; — daß ich tüchtig lernen und ein ganzer Mann werden möge, war ſein höchſter Wunſch. Ich glaube dieſen erfüllt zu haben, indem ich nach meiner tiefſten, auf Vernunft geſtützten, durch Gnade erleuchteten Ueberzeugung handelte. Daß ſie einen Gegenſtand betraf, der ihm nicht homogen war, konnte mich betrüben, nicht behindern. Als ich vor drei Wochen auf die Nachricht von ſeinem Schlaganfall vom Continent herüber eilte, waren ſeine geiſtigen Fähigkeiten bereits gänzlich gelähmt und mit unausſprechlichem Schmerz ſah ich ihn bewußtlos ſeiner letzten Stunde entgegen vegetiren.“

Bryan wendete zufällig den Blick auf Heliade. Sie ſaß ruhig da mit niedergeſchlagenen Augen, aber unter den langen dunkeln Wimpern drängte ſich Thräne auf Thräne hervor.

„Mein Gott!“ rief Bryan betroffen, „habe ich dieſen Schmerz geweckt?“

„Heliade gedenkt ihres eigenen Vaters, der in ähnlicher Seelenverfaſſung lebte, aber in ſeinen letzten Tagen der Gnade Gehör gab,“ ſagte Lady Arran.

„Das Fräulein wird beſſer als ich zu beten verſtanden haben,“ entgegnete Bryan.

„Die Kirche nennt uns „das fromme Geſchlecht,“ verſetzte Lady Arran, das Geſpräch von Heliade ablenkend; „da müſſen wir doch etwas zu thun ſuchen, um das zu rechtfertigen.“

„Jetzt reiten wir aus, mein Töchterchen und ich,“ ſagte der Graf. „Sie reiten doch mit uns, Sir? Sie werden ſehen, von welcher wilden Schönheit unſere zerriſſene und zerklüftete Küſte iſt.“

„Das iſt ſie auch bei uns in Munſter,“ ſagte Bryan. „Zuweilen kommt es mir vor wie ein Symbol für Irlands Schickſal — dies Meer, das wie mit Geierkrallen einzudringen ſucht, aber nur zerreißt, nicht zerſtört.“

„Ja, Irland hält Stand!“ rief der Graf ſtolz. „Die Geierkralle — oder vielmehr die Klaue des Leoparden greift ihm an's Herz heran: Irland leidet — aber es harrt aus.“

„Irlands Wappen iſt auch ſein wahres Symbol,“ ſagte Heliade: „die Harfe! Pſalmen und Hymnen — das ſind ihre Melodien — und ſie ſtrömen aus dem Glauben, der all das reißende Gethier der Welt beſiegt.“

„Sind Sie eine Irin?“ fragte Bryan erfreut.

„Mein Vater war ein Deutſcher, meine Mutter war die Tochter von Reginald O'Connor — und in iriſchen Traditionen bin ich aufgewachſen,“ entgegnete Heliade unbefangen.

Bryan wechſelte die Farbe. Der Graf bemerkte es und ſagte freundlich:

„Das iſt alſo eine Namensverwandtſchaft! — Aber jetzt, Heliade, kleide Dich um! die Pferde werden geſattelt!“

Sie ritten durch den Park nach der kleinen Warte, die kühn wie ein Adlerneſt auf dem Felſenvorſprung ſchwebte. Dort war der Blick auf's Meer am ſchönſten; zur Rechten und Linken tauchte er in die Tiefe der ſchäumenden und brauſenden Brandung hinein, die hier immer, wegen der vielen Riffe und Klippen, ungemein heftig war — während er, über die Meeresweite dahin ſchweifend, kein Land, keine Küſte, keine Grenze fand. Dann ritten ſie weiter am Felſenrand durch einen gelichteten Eichenhain. Das Rauſchen der Wogen klang zu ihnen hinauf und der Seewind ſäuſelte um die kräftigen Zweige der Eichen und durch das ſtarke, ſmaragdfarbene Laub.

„Alle dieſe ſchönen Naturſtimmen ertönen auch auf Irlands Harfen,“ ſagte Heliade zum Grafen.

„Gewiß!“ rief er; — „die ſüße Liebe zum Vaterland nährt ſich von Allem, was es uns bietet. Ja, die tauſend Einflüſſe, die der Glaube, die Natur, die Tradition, das Schickſal der Heimath um unſer Herz webt, bilden ihm die Vaterlandsliebe ein.“

„Bei tauſend kleinen Zügen wird ſie wach,“ ſagte Bryan; — „wenn ich bei den Ruinen am Rhein und Neckar Epheu ſah, dachte ich an das immergrüne Irland.“

Wohl eine Stunde ritten ſie auf der Höhe; dann ſenkte ſich allmälig die Felſenwand bis zum Geſtade herab; und hier hörte die Meeresſchönheit auf, denn hier hub eine Art von Chaos an, indem das Waſſer und das zertrümmerte Geſtein durcheinander gemiſcht war und weder den Eindruck von Meer, noch von feſtem Lande machte.

„In meiner Jugend,“ ſagte der Graf, „war ich ein Waghals und fand großes Vergnügen daran, von einem dieſer Steinblöcke auf den andern zu ſpringen. Zur Zeit der Ebbe war es inſofern nicht gefährlich, als ich mir bei einem Sturz nur Arm und Bein hätte brechen können. Zur Zeit der Fluth aber ſtanden manche Blöcke tief unter Waſſer und ich riskirte, vom Ufer abgeſchnitten und von den Wellen mit fortgeſpült zu werden. Dennoch richtete ich dieſe Springerzüge, wie ich als eifriger Schachſpieler ſie nannte, immer ſo ein, daß ich nur gerade Zeit hatte, vor der ſteigenden Fluth das Ufer wieder zu erreichen.

„Warum iſt nur die Jugend ſo tollkühn?“ fragte Heliade.

„Weil ſie eben Jugend iſt, deren Selbſtvertrauen noch nicht im Kampf mit den Gefahren Schiffbruch gelitten hat,“ entgegnete der Graf.

Sie ritten nun landeinwärts über einen gewellten Boden, der mit rothem Haidekraut und goldgelbem Ginſter üppig bewachſen war, bis ſie an die cultivirte Region der Felder und zu einzelnen Weilern kamen, die nicht ſo vernachläſſigt ausſahen, wie es im Allgemeinen der Fall in Irland iſt.

„Wo der Menſch auf's Ungewiſſe lebt,“ ſagte Lord Arran, „da hat er keine Veranlaſſung, ſich behaglich einzurichten. Kommt nun gar die Armuth dazu, ſo ſinkt die Behaglichkeit der Exiſtenz unter Null herab und man verliert den Maßſtab für alle Bedürfniſſe des mittelmäßigſten Wohlſtandes. So lebt der Ire unter dem Joch ſeiner Peiniger. So haben die Eltern es von ihren Eltern gelernt und ſo lehren ſie es ihren Kindern. So lange wir die Leute füttern müſſen — und wie füttern! — die ſich anglikaniſche Geiſtlichkeit, Erzbiſchof, Biſchof, Dechant ꝛc. nennt: ſo lange frißt dieſe himmelſchreiende Ungerechtigkeit dem iriſchen Volk das Brod vor dem Munde weg und nimmt ihm die Luſt zur Arbeit. Und das iſt ganz in der Ordnung, denn der Menſch iſt darauf angewieſen, durch einen unverwüſtlichen Zug ſeiner

Natur zuerſt für die Seinen zu ſorgen. Weib und Kind und die eigenen Prieſter darben — die Diener der Häreſie aber ſchwelgen zu ſehen durch die Mittel, welche jenen gebühren — das nenne ich einem Volk den Haß einimpfen! Und die wunderreiche katholiſche Kirche thut eines ihrer größten Wunder, indem ſie den Iren abhält, in beſtändiger offener, blutiger Revolte gegen ſeine Unterdrücker zu ſtehen. Denn wenn er es thäte ... wahrlich! ſo würde er nur das Recht der Selbſtvertheidigung üben — und das iſt erlaubt.“

„Vielleicht ſoll das iriſche Volk einen größeren Antheil am Kreuze Chriſti haben, um Buße zu thun für Englands Abfall,“ ſagte Heliade ſanft.

„Wer weiß, ob Irlands Leiden nicht das Fundament zu Englands Bekehrung ſein werden,“ ſetzte Bryan hinzu. „Je mehr Martyrer, deſto mehr Chriſten, hieß es im erſten Chriſtenthum. An Martyrern fehlt es hier nicht — wohl aber dem Anglikanismus an Chriſtenthum, durch die Lehre der Vereinigung des geiſtlichen und weltlichen Oberhauptes in der Perſon des Monarchen. Mit dieſem ganz heidniſchen Prinzip muß das, was vom Chriſtenthum übrig blieb, ganz allmälig auf ſolche Abwege gerathen, daß man ſich in die alte Kirche wird zurückflüchten müſſen, um es vollſtändig wiederzufinden.“

„Sehen Sie,“ ſagte der Graf zu Bryan, als ſie an der Pfarrkirche vorüber ritten, die bei einem größeren Dorfe lag; — „dieſe Kirche habe ich gebaut. Früher war es uns nicht erlaubt, Kirchen mit Thürmen und Glocken zu haben! das beleidigte Aug' und Ohr unſerer Unterdrücker. Und noch eine Generation früher durften wir auch keinen Gottesdienſt haben — wir! Irlands ureingeborene Katholiken! Der Anglikanismus, der im Vergleich zur katholiſchen Kirche von geſtern iſt, ſetzte auf den Kopf eines Prieſters und auf den Kopf eines Wolfes die Prämie von fünf Pfund. Sie ſind noch fremd in unſeren Verhältniſſen, Sir, fremder noch in unſeren Erinnerungen und Traditionen. Wenn Sie das Alles kennen werden, ſo werden Sie erſchauern vor dem Mysterium iniquitatis, das über dem katholiſchen Irland herrſcht. Der Schlüſſel dazu liegt in dem ſataniſchen Haß, den die Häreſie gegen die Kirche Gottes hat.“

„Hier iſt viel gut zu machen und viel zu ſühnen,“ entgegnete Bryan, „und ich könnte Sie beneiden, Mylord, daß Sie und Ihre Vorfahren immer zu den Unterdrückten gehört haben.“

„Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden,“ erwiderte Lord Arran: — „die Verheißung hält uns aufrecht.“ — — —

Als der Abend die kleine Geſellſchaft wieder vereinigte, ſagte Lord Arran:

„Nun, Heliade, wo bleibt Deine Harfe?“

„Sie verſteckt ſich vor einem fremden Zuhörer,“ erwiderte Heliade erröthend.

„Kannſt Du dich nicht ſo weit demüthigen,“ fragte Lord Arran ſcherzend, „um einen Fremden hören zu laſſen, daß Du eine Anfängerin biſt?“

„Wenn ich es auf Koſten ſeines Ohres thun darf ... dann ſehr gern,“ erwiderte Heliade bereitwillig und nahm ihren Platz bei der Harfe.

Sie ſpielte nur iriſche Volksmelodien, Lieder, Kriegsgeſänge, in denen ſämmtlich eine klagende Sehnſucht, abwechſelnd mit feuriger Begeiſterung ſich ausathmet — möchte man ſagen, weil ſie aus einer ſolchen Tiefe des Gefühls aufſteigen. Das war es gerade, was Lord Arran entzückte.

„So ſind wir! ... genau ſo!“ ſagte er zu Bryan. Wir ſind kein berechnendes, kein reflectirendes und räſonnirendes Volk, ſondern ganz Empfindung, ganz Hingebung, wenn unſer Herz getroffen wird und ſich ausſprechen darf — wie in dieſen Liedern.“

„Für dieſe Lieder iſt das ſehr gut,“ wendete Lady Arran lächelnd ein; „übrigens aber iſt ein wenig Reflectiren keine ganz üble Sache, Mylord.“

„Da hören Sie die kalte Franzöſin!“ ſagte der Graf zu Bryan und küßte die Hand der Gräfin.

Bryan hörte aber nur ſehr unvollkommen ſowohl was Lord Arran, als was Lady Arran ſagte. Er war verloren in Heliadens Anblick und jene wunderbaren Jungfrauen der Vorzeit fielen ihm ein, jene Druidinnen, die ihre Jungfräulichkeit den Göttern weihten und um den Preis der irdiſchen Entſagung einen geheimnißvollen Zauber über die ganze Natur übten. Heliade war noch in leichter Halbtrauer; zu ihrem weißen Kleide trug ſie Band und Scharpe von ſchwarz und weißem ſchottiſchen Taffet — und im Haar, gerade über der Stirn, trug ſie eben heute einen Kranz von violetblühender Verbena, welche bei den Druiden eine geheiligte Pflanze war. Unter dem Kranz und unter der klaren Stirn blickte ihr großes, tiefes, ſchwarzblaues Auge über ihre Harfe hinweg, als wolle ihre Seele den Tönen nachziehen, welche durch die Saiten klangen. Wer iſt dies Weſen? dachte Bryan; — warum ſieht ſie ſo wunderbar ſchön aus? Iſt ſie ein geſchmücktes Opfer ... iſt ſie eine Opferprieſterin? — Und ſie iſt die Enkelin von Reginald O'Connor ... und das, was jetzt mein Beſitz iſt, wäre der ihre ... wenn! — — Ein heißer Schmerz zuckte durch Bryan's Gedanken wie ein Dolchſtich in ſein Herz hinein. Aber dann dämmerte ein anderes „Wenn!" zart wie Morgenroth am tiefſten Horizont ſeines Herzens auf, und leiſe ſprach Bryan zu ſich ſelbſt: „Ja gewiß! hier iſt viel gut zu machen!"

Da er ſehr muſikaliſch war und das Piano ſpielte, ſo mußte er den Flügel, der ſeit Lord Arthur's Tod verſtummt war, wieder in's Leben rufen, und die Muſik blieb die Unterhaltung des Abends.

„Hörten Sie das Quartett der Torrigi, Mylady, die vor zwei Jahren einen muſikaliſchen Triumphzug durch England und Schottland hielten?“ fragte Bryan.

„Wir waren damals mit unſerm Arthur auf Reiſen,“ entgegnete ſie; „doch meine ich, mich aus den öffentlichen Blättern dieſes Namens zu entſinnen.“

„Es war der ſchönſte, der edelſte muſikaliſche Genuß, den ich — kirchliche Muſik abgerechnet — jemals hatte. Stellen Sie ſich die Meiſterwerke Haydn's, Mozart's, Beethoven's, von vier Paar Meiſterhänden einer und derſelben Familie ausgeführt, vor, die in einem Geiſt, mit einem Strich wie ein Mann ſpielten — das waren dieſe entzückenden Quartetts.“

„Und nicht wahr . . . es waren Kinder dabei?“

„Ganz richtig! ein kleiner Knabe, ein halberwachſenes Mädchen; dann ein älteres — und ein junger Mann. Sehr merkwürdig war es auch, daß dieſe muſikaliſchen Torrigi's wie Pilze aus der Erde hervorſchoſſen. Der Vater, welcher der Director und Anführer der kleinen Geſellſchaft war, hatte im Frühling ſeine älteſte Tochter verloren, mit der er in London erwartet wurde. Troſtlos geht er nach Genua zurück, um, wo möglich, einen Erſatzmann zu finden;

und ſiehe da! er findet ihn in ſeinem eigenen Neffen, den er zuvor nie geſehen, ja kaum von ihm gewußt hatte. Möge die Tochter nun geweſen ſein, wie ſie wolle — Vollkommneres konnte ſie gewiß nicht leiſten, als dieſer Mariano Torrigi auf ſeiner Amata.“

„Auf ſeiner Amata!“ rief Heliade.

„So nannte er ſeine Geige, die von der Arbeit des berühmten Violinvirtuoſen Amati war,“ ſagte Bryan.

„Wie ſah er aus!“ rief Heliade geſpannt.

„Wer?“ fragte Bryan erſtaunt über dieſe lebhafte Theilnahme.

Lady Arran's verwunderter Blick gab Heliaden ihre Faſſung zurück und ſie erwiderte:

„Sah er auch ſo abentheuerlich aus, dieſer Mariano Torrigi, wie die Bilder ſeines Landsmannes Paganini?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete Bryan; — „er ſah mit ſeinen ſchwarzen Augen, beſonders beim Spiel, höchſt intereſſant, doch ganz einfach und natürlich, ohne Verzerrung durch Eitelkeit aus, und er hatte überhaupt Haltung und Benehmen, wie eine ſehr gute Erziehung ſie zu geben pflegen.“

„Er iſt's! ... So iſt er!“ ſeufzte Heliade im Stillen.

„Eigentlich iſt's doch ein Jammer, daß ſolch ein junger Mann in der Welt umherzieht wie ein Zigeuner mit ſeinem muſikaliſchen Inſtrument,“ ſagte Lord Arran.

„Man kann ſie freilich Zigeuner der Kunſt nennen ... dieſe Virtuoſen,“ ſagte Bryan. „Aber ſo wie die Welt nun einmal iſt, ſind ſie es doch, welche ihr auf ihrem Gebiet die edelſten Genüſſe bieten. Hätten Sie ihn gehört, Mylord, den Mariano Torrigi, wenn er auf der Geige und die Antonia auf dem Violoncello Beethovens „Adelaïde“ ſpielten, Sie ... gerade Sie mit Ihrem warmen Gefühl — Sie wären hingeriſſen von Bewunderung und Entzücken geweſen.“

„Wie! ein junges Mädchen am Violoncello! — das iſt ein ſtarkes Gegenmittel gegen alles Entzücken ... iſt das Widerſpiel zu aller Grazie!“ rief der Graf.

Und da Bryan das zugeben mußte, jedoch behauptete, man vergäße es, — Lady Arran aber auf ihres Mannes Seite trat, ſo blieb Heliade bei dem lebhaften Geſpräch unbeachtet. Als ſie die „Adelaïde“ nennen hörte, da wußte ſie, daß Peregrin — Mariano Torrigi ſei. Wie in einem Blitz ſah ſie, daß die Zeit und die Umſtände, die Bryan angab, genau mit Peregrin's Verſchwinden — und die Beſchreibung der äußern Erſcheinung genau auf ſeine Perſönlichkeit paſſe. Er iſt's! jubelte — und ſeufzte ihr Herz. Er ſpielt hinreißend die Adelaïde! ... O, er iſt's! ...

Die Beſchreibung ſeines Aeußern ... die Amata ... die Adelaïde ... Alles ſtimmt zuſammen ... Er iſt's! Er lebt! ... aber wo ... aber wie!

„Was iſt denn aus dieſer Künſtlerfamilie geworden, Sir? Exiſtirt ſie noch?“ fragte zu Heliadens Freude Lady Arran.

„Gewiß! ... und in voller Blüthe der Berühmtheit. Amerika huldigt ihr mit wahnwitzigem Beifall und mit rationellem Golde.“

„Geräth der Yankee in Begeiſterung,“ ſagte der Graf, „ſo ſprengt ſie ſogar ſeinen Geldkaſten und ſtimmt ihn verſchwenderiſch.“

„Ja, es geht den Torrigi's, laut Zeitungsnachrichten, ſo gut, daß ſie, die ſchon anderthalb Jahre in Amerika ſind, noch mindeſtens ein Jahr dort bleiben werden.“

„Und dann?“ fragte Heliade.

„Wer kann das wiſſen, liebes Kind!“ rief Lord Arran. „Vielleicht ſetzen ſie ihre Kunſtreiſen in Europa fort; vielleicht ziehen ſie ſich in's Privatleben zurück und verehelichen ſich mit goldreichen Bewunderern und mit muſikaliſchen Enthuſiaſtinnen.“

„Ah!“ ſagte Heliade.

„Ja, mein armes Kind, dergleichen geſchieht in der Welt ... ſo unglaublich es klingt,“ verſetzte Lord Arran.

Heliade ſchwieg. Der Abend verging ihr wie im

Halbſchlaf. Was ſie ſah, that und hörte, war mit einem leichten Schleier umhüllt und als ſie endlich allein in ihrem ſtillen Zimmer war, hielt ſie ihren Kopf mit beiden Händen feſt und ſeufzte halblaut: Graf Peregrin Gorm ... Mariano Torrigi ... ein reiſender Violinvirtuoſe ... eine und dieſelbe Perſon!! O, das iſt aber entſetzlich! der Schickſalswechſel geht über menſchliche Kraft hinaus! Wie wird er ihn tragen? ... in welcher verlockenden Umgebung, in welcher gefährlichen Welt lebt er ... immer von Weihrauchwolken der Bewunderung umgeben, die doch nur einer äußern Kunſtfertigkeit gelten — wie berauſchend muß das auf die Eitelkeit wirken! Kann ſeine gute, edle Natur ihr auf die Dauer widerſtehen? — O mein Gott! es wäre mir tröſtlicher, ihn durch ſein räthſelhaftes Schickſal in die demüthigſten Verhältniſſe, als auf dieſen glänzend gefährlichen Weg verſetzt zu ſehen.

Sie trat auf den Altan hinaus, der vor dem einen Fenſter ihres Zimmers luftig ſchwebte, und athmete die linde Kühlung der Sommernacht ein, die tiefdunkel, und nur von Myriaden von Sternen durchflimmert, über der dunkeln, träumenden Erde lag. Durch die Eichen des Parks ſäuſelte die weiche Seeluft und ſtoßweiſe ſtieg der Duft der blühenden Orangenbäume und des Heliotrops, die in Maſſen vor dem Perron des Schloſſes ſtanden, zu ihr herauf — während die Brandung des Meeres dumpf, tief und majeſtätiſch wie ein ernſter Glockenton durch die nächtliche Stille hallte.

Unten im Park ſtreifte noch Bryan O'Connor umher. Ihm war zu Sinn, als ſei dieſer Tag entſcheidungsſchwer für ſein ganzes Leben. Und warum ſollte ich dieſem Gefühl nicht nachgeben? fragte er ſich ſelbſt; — wie ſchön würde die Vergangenheit geſühnt, wenn die Liebe mit der Sühne zuſammenfiele. — — Er wollte morgen ſeine Reiſe fortſetzen. Lord Arran hatte ihn gebeten, ſeinen Rückweg wieder über Arran-Caſtle zu nehmen — ein Vorſchlag, den Bryan freudig annahm. — Alſo ich gehe morgen ... aber ich komme wieder! ſprach er zu ſich ſelbſt und wendete ſeine Schritte nach dem Schloß zurück, denn es ſchlug ſo eben Mitternacht. Einzelne Fenſter waren noch ſchwach erhellt; aber die große Fenſterthür da hoch oben hinter dem kleinen Altan war weit geöffnet und ein breiter Lichtſtrom quoll aus dem Zimmer heraus, und in dieſem Licht ſtand Heliade, groß und ſchlank, in ihrem weißen, ſchimmernden Kleide. Da ſtand ſie ſchwebend über den Blumen und unter den Sternen wie eine Sylphide, und Bryan ſchaute zu ihr hinauf mit der ſtillen Frage: Unerreichbar? — Sie aber blickte hinweg über ihn und über den Park und über das Meer und über die Welt, und ſuchte auf der andern Hemiſphäre eine geliebte Seele, für welche ſie zitterte. — Es war eine jener Nächte in der Mitte des Auguſtmonates, in denen die eigenthümliche Erſcheinung der zahlloſen Sternſchnuppen ſtattfindet. In einigen Gegenden ſpricht das Volk: Wenn man in dem Augenblick, wo man eine Sternſchnuppe fallen ſieht, die Geiſtesgegenwart hat, einen Wunſch auszuſprechen, ſo geht derſelbe in Erfüllung. Als Heliadens Blick ſich, müde vom Schauen durch Zeit und Raum, einen Ruhepunkt am Himmel ſuchte, da löſte ſich eine prachtvolle Sternſchnuppe vom Firmament ab und ſank groß und ſtrahlend wie ein Stern in's Meer. Heliade faltete die Hände und ſagte: „O Herr, gerettet laß mich ihn wiederfinden... gerettet für die Ewigkeit."

Sie trat vom Balkon zurück; das Fenſter ſchloß ſich, die Vorhänge bedeckten es — und es war Bryan zu Sinn, als ſpräche eine Stimme zu ihm: Unerreichbar! unerreichbar!

Jenſeits des Meeres.

In dem Salon eines eleganten Boarding-Hauſes in New-York befand ſich eine ſehr muntere Geſellſchaft — woraus man ſchließen darf, daß ſie nicht allein aus amerikaniſchen Elementen zuſammengeſetzt war. Der Mittelpunkt derſelben war eine ſchöne junge Dame, die ſich nicht im mindeſten verlegen fühlte, die einzige ihres Geſchlechts zwiſchen einem Dutzend Männern zu ſein. Sie war ungemein elegant gekleidet, das roſenfarbene Atlaskleid mit prächtigen Spitzen beſetzt, das rabenſchwarze Haar mit koſtbaren Nadeln aufgeſteckt, die Menge der Armbänder hemmend für die Bewegung der Hände, die zwar etwas groß, aber ſehr wohlgebildet waren. Die ganze Erſcheinung war nicht die einer Dame, war nicht, was der Engländer — unüberſetzbar — „ladylike“ nennt; ſondern war die eines Weſens, welches nur inſoweit, als es den Luxus und die Eitelkeiten betrifft, in die Sphäre der Dame gerathen war. Sie lag mit der vollen Nachläſſigkeit der Amerikanerinnen auf einer Chaise longue, ſpielte abwechſelnd mit einem wunderſchönen chineſiſchen Fächer und mit einem immenſen Strauß der allerſeltenſten Blumen und rief plötzlich ſo laut und kräftig, daß es alle Männerſtimmen übertönte:

„Was ſind das für langweilige Geſpräche: X. iſt mit dem Dampfboot Plutus in die Luft geflogen! — Y. hat auf der Eiſenbahn den Hals gebrochen! — Z. hat — ich weiß nicht was für ein Glück oder Unglück gehabt! denn hier in dem Amerika ſehen ſich Glück und Unglück ähnlich wie Zwillingsbrüder.“

„Welche Verleumdung, Donna Antonia!“ ſagte einer der Herren; — „Glück iſt Reichthum, Unglück iſt Armuth. Sind das Zwillinge?“

„Reichthum beſitzen, genießen ... im Golde wühlen und ſchwelgen ... mit vollen Händen es wegwerfen, ja, das iſt Glück, d. h. eine Sorte Glück! — und eine gute Sorte!“ rief Antonia Torrigi. „Aber dieſe fürchterliche amerikaniſche Arbeit, um reich und überreich werden zu wollen, um im Alter, bei funfzig, ſechszig Jahren, wo aller Lebensgenuß erſtorben iſt, den Reichthum zu genießen — das iſt eine miſerable Sorte von Glück.“

„Es beſitzen nicht alle Sterbliche Donna Antonia's Zauberſtab! ſie winkt ... und das Gold liegt ihr zu Füßen. Unſereiner muß arbeiten, raſtlos, unermüdlich geſpannt, ausdauernd, bis wir uns den Reichthum in einem Kampf auf Leben und Tod errungen haben.“

„Ja, das iſt eben das Langweilige hier zu Lande, daß überall der Blick auf die Reichthumsjagd fällt.“

„Aber, meine ſchöne Donna Antonia, weshalb ſind denn Sie hier?“ fragte der junge Mann halb beleidigt, halb ironiſch.

„Weil mein Vater mich hergeführt hat wie ein curios abgerichtetes wildes Thier,“ verſetzte ſie; „und weil es zum guten Virtuoſenton gehört, Kunſtreiſen unter ungeheurem Applaus zu machen. Allein das Gefallen, welches man daran findet, nimmt täglich ab. Man wird älter!“

„Und wie alt ſind Sie denn?“ fragte er lächelnd.

„Achtzehn Jahr — und das iſt den Jahren nach jung genug. Aber ich führe dies Leben nun ſchon ſeit meinem zehnten Jahr — und kann wohl behaupten, daß ich es herzlich ſatt habe.“

„Wie kann eine junge Dame ſo gleichgültig gegen die Bewunderung ſein, die man ihr zollt?“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich dagegen gleichgültig ſei?“ rief Antonia; — „kann man denn gar nicht bewundert werden, ohne immerfort am Violoncello zu ſitzen? ... Und doch iſt es noch das Beſte, was man hier thun kann!“

Sie ſtand raſch von ihrer Chaise longue auf, ging zu Mariano, der am andern Ende des Salons im Geſpräch war, und ſagte auf italieniſch:

„Laß uns Muſik machen! ich ſterbe vor Langeweile.“

„Biſt Du närriſch, Mädchen!“ fuhr ihr Vater ſie an. „Wenn wir anfangen, in unſerm eigenen Hauſe gratis zu ſpielen — ſo thun wir unſern Concerten Schaden.“

„Das glaub' ich nicht!“ verſetzte ſie gleichgültig und fügte bittend hinzu: „Komm', Marian, laß uns ſpielen ... die Adelaïde.“

Mariano begnügte ſich, eine ſchweigende Verneinung zu machen.

„Ich will aber ſpielen!“ brach Antonia aus; — „und gerade die Adelaïde! ... Wo iſt Ors' Anton? Er ſpielt ſie ſehr gut. Wo iſt Marietta?“

Sie ſchellte heftig und wiederholte dem eintretenden Diener die Frage, während der Vater rief:

„Biſt Du unſinnig geworden, Tota? ... Willſt Du uns ruiniren? ... Hat man je ſolche Tollheit erlebt!“

„Gönnen Sie uns doch dieſen Genuß und ſein Sie nicht minder großmüthig wie Donna Antonia,“ ſagte einer der Anweſenden.

„Herr, es iſt nicht mein Beruf, großmüthig zu ſein!“ fuhr Torrigi ihn an; — „ich habe für meine Kinder zu ſorgen durch öffentliche Concerte ... und dies tolle Mädchen ruinirt uns.“

Der Diener kam mit der Nachricht zurück, Donna Marietta laſſe ſich entſchuldigen und der Signorino liege bereits im tiefen Schlaf. Ohne ein Wort zu verlieren rauſchte Antonia in ihrem Atlaskleide aus dem Salon, und ehe man Zeit gehabt hatte, ſich zu beſinnen, was nun geſchehen werde, kam ſie zurück, mit Marietta an der Hand, und rief triumphirend ihrem Vater und Mariano zu:

„So! jetzt ſpielen wir die Adelaïde!“

Die fremden Herren applaudirten, die beiden Torrigi ſchwiegen, die Inſtrumente wurden geholt, geſtimmt und die Muſik begann. Es war eine Phantaſie über die Adelaïde, die Mariano für Violine und Cello componirt hatte; — aber ſo glücklich, daß Beethovens zauberſchöne Melodien nicht darin verloren gingen. Bei ihrem Inſtrument bekam Antonia einen edleren Ausdruck. Sie ſah ernſt und ſinnend, beinahe tragiſch aus, als ob der Genius, der in ihr war, ſich nun Platz mache über dem Chaos ihrer wilden, ungeordneten Natur. Die zarte, ſchüchterne Marietta mit den ſchwermüthigen Augen ſah neben Antonia aus wie ein kleiner, blaſſer Mond neben der ſtrahlenden Sonne; aber gerade dieſer ſcharfe Contraſt war für beide Mädchen vortheilhaft, hob bei einer Jeden die Eigenthümlichkeit hervor. Nur Eines hatten ſie gemeinſchaftlich; — und das war ein Zug von Traurigkeit, der ihnen ſelbſt unbewußt einer ſtummen Klage glich, welche ihre Seelen gegen ihr Schickſal erhoben.

Mitten im Spiel, als die Zuhörer athemlos vor Entzücken dieſer Sphärenmuſik lauſchten, ſchlug Antonia die Augen auf. Als ſie anfing zu ſpielen, hatte Mariano ihr gegenüber geſtanden. Jetzt war er nicht da. Ihr Blick überflog den Salon; — er war nicht da. Da warf ſie den Bogen fort, ſprang auf und eilte unter ſtrömenden Thränen aus dem Zimmer.

„Was fehlt ihr! warum weint ſie!“ riefen Alle erſchreckt durch das unerwartete Intermezzo.

„Sie iſt ſehr nervös,“ ſagte Marietta und folgte ihr.

„Da ſehen Sie, meine Herren, was ich für ein unglücklicher Vater bin!“ wehklagte Torrigi. „Dieſe Antonia iſt der größte Querkopf unter der Sonne — und jetzt wird ſie noch gar nervös und ſtatt ſich zu ſchonen, ſpielt ſie da, wo ſie es durchaus nicht nöthig hat. Wenn ſie mir nur nicht ſtirbt!“

„Sterben? . . . das ſchöne, prächtigſchöne Mädchen! . . . In voller Kraft und Jugendblüthe ſtirbt man nicht ſo leicht!“ rief man dem betrübten, egoiſtiſchen Vater zu.

„Es wäre auch allzu traurig, denn wir ſollen jetzt nach Mexico gehen. Was finge ich an ohne Antonia!“ —

So lebte die Familie Torrigi ſeit zwei Jahren in den Vereinigten Staaten, welche ſie von Oſten nach Weſten und von Norden nach Süden durchkreuzt, und wo ſie überall goldene Beute gemacht hatte. Auch an Bewunderern fehlte es ihr nicht. Die Einen bewunderten die Kunſt, Andere die Künſtler, Andere die Perſonen ſelbſt — und noch Andere machten die allgemeine Bewunderung mit, als ſei ſie eine eben graſſirende Grippe. Tiefer muſikaliſcher Sinn, zartes Verſtändniß der Muſik — und beſonders dieſer Muſik, die ſich in der hohen Sphäre des Quartetts bewegt — kam ihnen unendlich ſelten entgegen. Und hätte dies Quartett nicht durch ſeine ungewöhnliche Zuſammenſetzung ungewöhnliche Theilnahme geweckt, ſo wäre das Furore der Begeiſterung, das von England herüber ſchallte, doch vielleicht etwas gedämpft jenſeits des Oceans fortgeſetzt worden. Aber jede einzelne Perſönlichkeit, Marietta vielleicht ausgenommen, war dazu gemacht, ſogar Amerikaner hinzureißen. Antonia hatte ſich zu einer impoſanten Schönheit entfaltet. Fehlte es ihren Zügen an Feinheit, ſo fehlte es ihr nicht an einem lebhaften Mienenſpiel und einem klugen Ausdruck, der mehr auf dem Inſtinkt, als auf der Bildung beruhte und ihrer ganzen Erſcheinung eine gewiſſe urſprüngliche Friſche verlieh. Sie war unerzogen. Sie blieb es; — und blieb es gern. Es war dies eine kleine Rache, die ſie dafür nahm, daß ſie bei der Muſik zu viel geſchult und dreſſirt worden war. Uebrigens war ſie auch ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden. Wie hätte ſie es nicht ſein ſollen? Alle Welt war es ja! . . . und auf deren Beifall war ſie angewieſen. Marietta's zarte, ſchüchterne, ſtille Erſcheinung war in allen Punkten Antonia's Gegenſatz. So wie ſie ihre Violine weglegte, hatte ſie nur ein Bemühen: zu verſchwinden, unbeachtet zu bleiben — und es gelang ihr, denn die Welt liebt es durchaus nicht, daß man kalt bei ihren Huldigungen bleibe, und Marietta war und blieb kalt. Der kleine Orſo-Antonio, der nur gerade ſo viel Körper hatte, um dem Genius ein Erdenkleid zu geben, trug das Charakteriſtiſche des frühreifen Kindes, die vorwiegend geiſtige Entwickelung, ſeinem ganzen Weſen aufgeprägt; — während Mariano das hinreißende, das ſympathiſche Element in dieſer Gruppe war, weil er, wenigſtens in der erſten Zeit, das ganze Feuer ſeiner Seele ſeinen Kunſtproductionen einhauchte, in der Hoffnung, ſeine Zuhörer für die Liebe zum Idealen zu gewinnen. Gerade in dieſer erſten Zeit, in England, ſchwebte er oft in großer Furcht, von irgend einem Bekannten aus ſeinem früheren Leben erkannt zu werden. Es geſchah aber nicht; — ſei es, daß er mit Niemand zuſammentraf; ſei es, daß die Bekannten ſicher wußten, Peregrin Gorm ſei nach dem Orient gereiſt; — und was hatte der mit Mariano Torrigi zu thun? — —

Um einige Abwechſelung in die Concerte zu bringen und durch den Ernſt der Quartette nicht zu ermüden, ließen ſich Antonia, Mariano und Ors' Anton auch allein auf ihren Inſtrumenten oder in Duos hören — und da bei ſolchen Muſikſtücken die Originalität mehr hervortreten kann, als im Quartett, ſo bot das der Bewunderung neuen Stoff.

Nach Außen hin war Alles vergoldet. Aber nach Innen? — — —

Mariano hatte ſich mit ganzer Energie in ſein neues Leben, in ſeinen Künſtlerberuf verſetzt. Die Kunſt ſollte ihm das Mittel werden, veredelnd auf die Menſchen zu wirken — ſo hoffte er. In dieſer Sphäre einer ganz idealen Schönheit wähnte er die Seelen feſtzuhalten und gegen allzu materielle Beſtrebungen wenigſtens etwas gleichgültiger ſtimmen zu können. Es war ihm nicht möglich zu leben ohne ein Streben, das über ſein Ich hinausging und ohne die Annahme, daß es auch in Andern rege ſei. Fand man ſich zu Gleichgeſinnten, oder entwickelte man ſich an und durch einander: ſo war ja ein Kern gefunden, der nach den verſchiedenſten Seiten hin bildend, wohlthuend, ſittigend auf die Zeit wirken mußte. Leider brachte er nicht in Anſchlag, daß dieſer Kern gleichſam in der Luft ſchwebe, wenn er nicht die Baſis feſter Prinzipien für die Richtung und das Ziel der Bildung habe. Durch das Schöne das

Gute zu fördern iſt ein ſehr löbliches, aber ſehr dehnbares Programm, ſobald die ganze Welt in dies Bündniß aufgenommen werden ſoll und jeder Einzelne Dasjenige das Gute nennt, was ihm homogen iſt, oder was ſeiner Anſchauungsweiſe gut erſcheint.

Zuerſt fand Mariano eine wirkliche Befriedigung darin, ſeinem Onkel von großem Nutzen und für deſſen Kinder eine Art von Beſchützer zu ſein. Weil der Vater ohne Mariano nicht fertig werden konnte, ſo hatte er große Rückſichten für denſelben — und nicht leicht ſchlug er deſſen Bitte oder Vorſtellung ab; und weil Mariano nichts für ſich begehrte, ſo benutzten das die Kinder und er mußte ihre Wünſche ausſprechen und deren Erfüllung bei dem Vater durchſetzen. Sie betrachteten ihn als ihren Schutzpatron und ihr Leben nahm eine viel freundlichere Färbung und einen leichteren Gang an. In der Atmoſphäre der Kunſt erwachte aber auch Mariano's Künſtlernatur mit ihren Licht- und Schattenſeiten. Die Glut der Empfindung — wenn ihr Feuer nicht vom Himmel ſtammt, und der Schwung des Gefühls, — wenn deſſen Flügelpaar nicht zum Himmel trägt: ach, ſie ſind gefährliche Gaben — und ſie ſind die Grundirung der Künſtler-Natur. Ohne dieſe vibrirende, electriſche Begeiſterung für das Ideal des Schönen iſt ſie gar nicht denkbar. Reflexion, Studium, techniſche Fertigkeit muß ſie in ſich hineinſchmelzen, mit aller Kraft und aller Selbſtüberwindung; aber ohne jene Naphthaflamme, die aus den irdiſchen Weſenselementen hervorbricht, ſind jene drei dienenden Geiſter ohne Seele und, was die Kunſtleiſtung, die ſchaffende Phantaſie anbetrifft, auch ohne Macht.

Aber in jeder Macht liegt eine Gefahr für Den, der ſie beſitzt und übt: ſie gibt und ſteigert das Selbſtbewußtſein, ſie gibt und ſteigert die Herrſchſucht — und in Folge davon macht ſie den Mächtigen ſtolz und egoiſtiſch. Es gibt Ausnahmen, ja! aber nur da, wo die Seele, der irgend eine Macht zu Gebot ſteht, ſie dem Dienſt und der Ehre Gottes unterwirft. — Als Mariano noch Peregrin war, waren ſeine Eltern das maßgebende Ideal geweſen, dem er ſich gleichförmig zu machen ſtrebte. Er wollte ein vollkommener Gorm ſein und nichts thun, nichts unterlaſſen, wodurch dieſe Vollkommenheit getrübt worden wäre. Dieſer natürlich-edle Sinn wurde von den Verhältniſſen begünſtigt, indem er, als der ältere Sohn, die Hoffnungen ſeiner Eltern zuerſt zu erfüllen, dem jüngeren Bruder ein gutes Beiſpiel zu geben und inmitten ſeines Kreiſes eine Hauptſtimme zu führen hatte. Aber das hatte aufgehört! — Als Peregrin Mariano wurde, ſtand er für ſich allein auf dem platten und glatten Boden des Lebens und der Kreis der Liebe, der ihn bis dahin hebend, kräftigend, ſchützend umgeben und ihm tauſend Verſuchungen fern gehalten, tauſend Kämpfe erleichtert hatte — war zerſtoben. Er war allein mit ſich ſelbſt. Weil er eine gute, edle Natur hatte, war er durchaus nicht ungläubig; aber auch ſein Glaube hing mit ſeinen früheren Verhältniſſen zuſammen: er hatte den Glauben des Gorm'ſchen Hauſes — er verabſcheute den Atheismus. Er war nie ein Jünger der Hegel'ſchen Philoſophie geweſen, welche damals in ihrer vollen tauben Blüthe ſtand; aber Schelling's Philoſophie war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Die pantheiſtiſche Weltanſchauung hat etwas Blendendes und Verlockendes für ſolche Seelen, die ſich in der Wüſte des Rationalismus und im Schlamm des Materialismus nicht heimiſch fühlen und denen der Glaube an die chriſtliche Offenbarung, als an die abſolute Wahrheit, traurig fehlt. Einem poſitiven Dogma und Bekenntniß ſtand Mariano fern. Aber er hatte vortreffliche Grundſätze über Tugend und Ehre und eine großmüthige, wohlwollende Natur.

Im Anfang ſeiner neuen Laufbahn kam es ihm vor, als ſtecke er in dem Mariano Torrigi wie in einem Maskenkleide — und das erleichterte ihm ſein Auftreten vor dem Publikum umſomehr, als die Verzichtleiſtung auf pecuniären Vortheil zu Gunſten ſeines Onkels ihn in dieſer kleinen Selbſttäuſchung beſtärkte. Ueberdas gab er immer dort, wo ſich die

Familie länger aufhielt, er allein — ein Concert, und zwar ſtets zum Beſten der Armen, der Wohlthätigkeitsanſtalten; auf dieſe Weiſe förderte er, wenigſtens indirect, das Gute. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm Bewunderung auf einem andern Gebiet. In England, wo ſich das ſchöne Geſchlecht durch tauſend Formen von Geldſammlungen eifrig an Werken der Wohlthätigkeit betheiligt, war ein Concert von Mariano Torrigi zum Beſten ihrer armen Schützlinge ein Ziel, um welches Wettkämpfe ſtattfanden, indem ihn die Damen mit liebenswürdigen Billets beſtürmten, um ihn zu bewegen, gerade für jene Anſtalt großmüthig zu ſein, für welche eine Jede von ihnen ſich intereſſirte. Anfangs hatte der alte Torrigi mit ſtiller Verzweiflung Mariano's tolle Verſchwendung verwünſcht. Doch bald ſah er ein, daß er nicht dabei zu kurz komme, da Mariano ſein Violinconcert immer nur am Schluß eines Aufenthaltes gab, ja, daß Manche die Quartetts eifrig beſuchten, um deſto gewiſſer zu ſein, daß Mariano ſie mit einem Wohlthätigkeitsconcert belohnen werde.

In dieſem Leben der ungeheuern Aufregung, — immer einem entzückensberauſchten Publikum gegenüber, immer in geſpannteſter Aufmerkſamkeit auf die möglichſt vollkommene Leiſtung, immer in Verkehr mit Muſikern, mit Muſikfreunden, Muſikkennern, Muſikenthuſiaſten — konnte es nicht fehlen, daß

Mariano von der berauſchenden Atmoſphäre, in der er ſich bewegte, allmälig ergriffen wurde. Es war nicht mehr jene reine Freude an der Muſik und an ihrer vollkommenen Ausführung, die Peregrin gehabt hatte, wenn er im Gorm'ſchen Hauſe entweder allein oder mit auserleſenen Künſtlern oder Dilettanten die Werke der großen Meiſter der Muſik ausführte. Wohl wurde ihm auch dort Beifall und Bewunderung zu Theil; aber ſie äußern ſich ganz anders gegen den Dilettanten, als gegen den Künſtler von Profeſſion, den Virtuoſen, der — wenn er auch dem Publikum einen hohen muſikaliſchen Genuß bereiten, ſo doch ebenfalls Effect machen will. Der Zuhörer fühlt, daß bei einem ausgezeichneten Dilettanten — und gerade je ausgezeichneter er iſt! — die Perſönlichkeit hinter der Kunſt zurücktritt, und daß dadurch nicht die Bewunderung, aber der Ausdruck dafür, in Schranken zu halten iſt, welche dem Virtuoſen gegenüber wegfallen, weil er nicht ſelten durch ſeine Perſönlichkeit ſeine Kunſt frappanter und effectvoller macht. Nahm Peregrin ſeine Violine, ſo war ſie eben wirklich die Amata, der er ſeine Seele anvertraute und ſie ſüß harmoniſch von ihr zurückempfing; — und ob hundert Augen auf ihm ruhten oder kein einziges … er bemerkte es nicht, er wußte es kaum, ſo gleichgültig war es ihm! — Trat aber Mariano mit ſeiner Violine vor das Publikum —

nicht gerade in den erſten Wochen, aber ſo wie er ſich an ſeinen Virtuoſenberuf gewöhnt hatte — blickte er auf dieſe fieberhafte Spannung, auf dieſe unruhige Erwartung, auf dieſe Symptome einer Exaltation, welche die krankhafte Richtung des Geſchmacks in unſern gebildeten Tagen bezeichnet: ſo fragte er ſich unwillkürlich: Kann ich dieſe Erwartung unerhörter Dinge befriedigen? übertreffen? — Und das mußte ihm gelingen, denn er bedurfte den Beifall. Sobald aber der Applaus — Bedürfniß iſt, geht die reine, unbefangene Freude an der Kunſtausübung verloren. Zuweilen fühlte Mariano das mit Schmerz, und wenn dann ſein Auge dieſe Moſaik von Menſchenköpfen überflog, ſprach er zu ſich ſelbſt: Die wünſchen nun Alle, von meiner Amata verdreht zu werden! Gut ... das ſoll geſchehen! — Und dann überließ er ſich ſeiner muſikaliſchen Laune, und ſeine Capriccio's, ſeine Improviſationen, ſeine Phantaſien thaten das, was er ſich vorgenommen hatte und weckten einen Beifall, der ihrer Excentricität entſprach. Zuweilen freute und zuweilen ärgerte ihn das. Iſt dies die Kunſt mit ihrem erhabenen Ziel, die Seelen zu veredeln? fragte er ſich ſelbſt; — iſt dies das Schöne, welches das Gute hervorlocken und pflegen ſoll? Kann man dieſen Rauſch noch Begeiſterung nennen? Iſt es nicht vielmehr ſchauſpieleriſche Uebertreibung und — ich weiß nicht was für ein

Anflug von bachantiſcher Raſerei? — Dann nahm er ſich vor, dieſer excentriſchen Laune nicht mehr alle Zügel ſchießen zu laſſen, ſondern die Muſik wie einen Cultus zu üben. Doch bald gab es wieder Veranlaſſung, den Vorſatz aufzuheben, da die große Maſſe des Publikums gerade für ſeine möglichſt capriziöſen Phantaſien ſchwärmte.

Bei dem Allen hörte und ſah er viel, und nicht beſinnungslos ließ er ſich vom breiten Strom der Welt treiben. Heliadens idealiſches Bild ſtand noch in ſeiner Seele; da es aber mit keiner Hoffnung verbunden war, ſo ſtand es, wie die Götterbilder in den altegyptiſchen Tempeln, in der allerinnerſten, dunkeln Zelle. Sie war ihm verloren, aber nicht vergeſſen und unter ihrer Inſpiration componirte er die Phantaſie über Heliadens Lieblingslied, über Beethovens Adelaïde, die zugleich Heliadens und Beethovens würdig war und die er mit Antonia auf's Sorgfältigſte einübte und nicht in jedem Concert hören ließ. An ſeine Zukunft dachte Mariano gar nicht. Der ungeheure Wechſel ſeines Schickſals hatte ihn mißtrauiſch gegen alle Zukunftspläne gemacht. Während eines Jahres wollte er ſeinem Onkel redlich dienen.

„Für Lia oder Rahel?" fragte Torrigi einmal.

„Für keine von Beiden!" rief Mariano. „Der

Künſtler darf ſich mit den Feſſeln der Häuslichkeit nicht belaſten.“

„Braviſſimo, mein Sohn!“ jubelte Torrigi; — „Du bleibſt bei uns! da haſt Du deine Freiheit.“

„Das iſt noch nicht ausgemacht, Onkel! ich will auch meine Freiheit haben, was das Kommen und Gehen betrifft.“

„Nun ja, mein Sohn! ... Später, das verſteht ſich von ſelbſt, wird auch das kommen! — Doch vor der Hand denkſt Du doch gewiß nicht daran, Dich von Deinem geplagten Onkel zu trennen. Und ſieh' nur, welche außerordentliche Fortſchritte die Kinder machen, ſeitdem ſie Dich hören und mit Dir ſpielen. Ors' Anton iſt ganz aufgelebt, ganz kräftig geworden ... Nicht wahr, das freut Dich! Du wirſt nicht ſo grauſam ſein, mir allein die Sorge für die Kinder aufzubürden, da Du doch ſo glücklich biſt, keine zu haben.“

Torrigi hatte Recht: die Kinder machten große Fortſchritte. Ihr Spiel wurde ſeelenvoller, eigenthümlicher, charakteriſtiſcher.

„Wenn es nicht mein Handwerk wäre, ſo wäre es eine Götterwonne, das Violoncello zu ſpielen!“ ſagte Antonia.

Dennoch gewöhnte ſie ſich jetzt ſehr ſchnell an die Huldigungen, die ihr Handwerk, wie ſie es nannte, ihr eintrug. Sie wurde auch ſchön in ihrer Art.

Beſonders Abends bei vielem Licht, im eleganten Anzug war ſie mit ihrem rabenſchwarzen Haar, ihrem feurigen Auge, ihrem lebhaften Mienenſpiel, ihrem ſchönen genueſiſchen blaßgelben Teint, ihrer ſtolzen Haltung — eine glänzende Erſcheinung, die den Triumph herausforderte. Sie that das mit großer Unbefangenheit und man fand dieſe Naivetät bei ihrer Schönheit und ihrer eminenten Kunſtfertigkeit höchſt liebenswürdig. Es hing zuſammen mit ihrer derben Natürlichkeit, unter deren Einfluß ſich auch ihr Verſtand entwickelte, der ihr im Verkehr mit ſo vielen Menſchen der verſchiedenſten Art und Richtung gute Dienſte leiſtete. Für geiſtige Bildung hatte ſie keinen Sinn und Alles, was nur entfernt an Studium erinnerte, war ihr unerträglich. Als Mariano ihr einmal rieth, ein Buch über Geographie in die Hand zu nehmen, erwiderte ſie:

„Wozu ſoll ich eine Erdbeſchreibung leſen? ich lerne die Erde hinreichend kennen, indem ich ſie bereiſe. Das iſt genug für mich. Ich habe von Kindesbeinen an ſo viel ſtudiren müſſen — freilich nichts Anderes als Muſik! — daß ich jedes Studiums überdrüſſig geworden bin.“

„Es müßte eine Abwechſelung, eine Erholung für Dich ſein, ſollt' ich meinen ... einmal etwas ganz Anderes zu denken, als ewig Muſik!“ ſagte Mariano.

„O Du darfſt mir glauben, daß ich meine Gedanken wahrhaftig nicht länger, als nöthig iſt, bei der Muſik verweilen laſſe! . . . Aber dann denke ich an angenehme Dinge und nicht an Deine langweilige Geographie, Marian! . . . Die iſt gut für Kinder! Ors' Anton mag ſie lernen! . . . . nicht ich."

„Und was ſind denn das für angenehme Dinge, an welche Du denkſt?" fragte er lächelnd.

„Hauptſächlich an die wunderſchönen Toiletten der Damen und an die Complimente, welche die Herrn mir machen. Es iſt wohl nur fades Geſchwätz und übertriebene Schmeichelei . . . aber es klingt doch gar ſüß im Ohr . . . und wer weiß im Grunde, ob es übertrieben iſt."

„Nimm nur all dieſe ſüßen Worte leicht, Antonia, und vergiß nicht, daß ſie genau ſo . . . . morgen einer Primadonna — übermorgen einer Tänzerin geſagt werden — und daß Ihr alle Drei über einer Kunſtreiterin vergeſſen werdet."

„Aber, Marian, welche Verläumdung! es macht mir ungeheuern Spaß, in Paris Franconi's — und hier Aſtley's Circus zu beſuchen, aber von Pferden und Reitern bis zu unſerm Quartett iſt und bleibt denn doch ein himmelweiter Unterſchied!" rief Antonia ſtolz und faſt beleidigt.

„Wenn die Complimente, welche man Dir macht, nur Deinem Spiel gelten würden, ſo hätteſt Du

Recht, meine arme Antonia. Gelten ſie jedoch Deiner Perſon, ſo bleibe ich bei meiner Behauptung.“

„Und zuweilen denke ich, daß ich eigentlich recht unglücklich bin und gern glücklich ſein möchte!“ ſagte Antonia plötzlich.

„Dieſen Wunſch theilſt Du mit allen Menſchen,“ rief Mariano lachend; — „glücklich will Jeder werden; das liegt in unſerer Natur. Es kommt nur darauf an, was man unter Glück verſteht und wie man es erlangen will.“

„Ja das weiß ich nicht,“ erwiderte Antonia; „doch dies weiß ich: ſo wie unſer Leben jetzt iſt, bin ich gar nicht glücklich — und es iſt doch jetzt ſchon viel beſſer, ſeitdem Du bei uns biſt. Manchmal muß ich weinen ohne Urſache, gerade wenn ich recht luſtig geweſen, recht bewundert worden bin. Daraus ſehe ich dann, daß das Alles nicht wahres Glück iſt; denn das wahre Glück macht zufrieden, nicht wahr?“

Der arme Mariano konnte ihr nichts Anderes geben, als das, was er ſelbſt hatte. Jene Zufriedenheit, welche in der Vereinigung mit dem Willen Gottes das wahre Glück ſieht und welche auf's Innigſte mit dem übernatürlichen Glauben der Offenbarung zuſammenhängt — kannte er nicht. Er antwortete:

„Ob der Menſch zufrieden ſein kann, Antonia, das iſt wohl ſehr die Frage. Wir ſind aus lauter

Bruchſtücken zuſammengeſetzt .... aus Seele und Sinnen, aus Leib und Geiſt; dazu die tauſend fremden Bruchſtücke, die von Außen, durch Welt und Schickſal, durch Menſchen und Verhältniſſe auf uns einſtürmen; — da iſt es ſchwer zu faſſen, wie aus dieſem chaotiſchen Zuſtand die Zufriedenheit, dieſe weiße Taube mit dem Oelzweig auffliegen und ſich in unſerer kleinen Lebensarche ein Neſt bauen ſollte."

Antonia ſah ihn fragend und traurig an. Er ſetzte raſch hinzu:

„Die Hauptſache bleibt immer die, daß wir nichts Böſes thun, Antonia! das gibt auch eine Art von Zufriedenheit."

„Eine Art! eine Art!" rief ſie ungeduldig; — „wer kann ſich damit begnügen! ich nicht!"

Ihren Vater fürchtete ſie durchaus nicht mehr.

„Wir verdienen das Geld," ſagte ſie zu Marietta; „wir können einen Theil davon ausgeben."

Dann kaufte ſie ſchöne Stoffe, Hüte und Bänder und ließ die Rechnung dem Vater einhändigen. Seine Vorwürfe hörte ſie mit kaltem Trotz an und ſagte:

„Wir müſſen paſſend gekleidet ſein."

„Eben darum!" rief Torrigi wüthend, in jeder Hand eine Rechnung haltend; — „paſſend für junge Mädchen iſt ein weißes Kleid, ein buntes Band.

Aber dieſe ſchweren ſeidnen Stoffe ſind eine wahre Lächerlichkeit in Eurem Alter.“

„Sind aber viel ſchöner und viel kleidſamer,“ entgegnete Antonia — „und machen uns mehr Spaß.“

„Undankbare Geſchöpfe!“ rief er außer ſich; „habt Ihr nicht Spaß genug? Macht Ihr nicht Landparthieen? geht Ihr nicht in's Schauſpiel? fahrt Ihr nicht in Hydepark umher, als ob Ihr Mylady's wärt? Glaubt Ihr, daß mir das Spaß macht? — Nicht den mindeſten — das verſichere ich Euch! .... Nur Euch zu Liebe thue ich es.“

„Nun gut, Vater! darum wirſt Du uns auch ſchöne Kleider geben.“

Dabei blieb Antonia. Marietta hätte mit Freuden auf all die Herrlichkeiten und all die Vergnügungen verzichtet. Mußte ſie „ihr Handwerk“ treiben, wie Antonia es nannte, ſo war ſie demſelben noch viel mehr abgeneigt, weil ſie an dem äußern Glanz nicht das Gefallen fand, welches Antonia hatte. Marietta wuchs zu einem ſehr hübſchen Mädchen heran; aber ſie war ſo ernſt, ſo ſtill, ſo in ſich gekehrt, daß man ſich unwillkürlich von ihr entfernte und alle Huldigungen zu Antonia's Füßen niederlegte. Sprach man mit ihr, äußerte man gegen ſie ein Lob, ſo antwortete ſie mit höflicher Freundlichkeit, ohne je das Geſpräch über dieſe Grenze hinaus fortzuſetzen. Gern hätte ſie ſich auf's Einfachſte gekleidet, gern ſich von aller Geſellſchaft fern gehalten; doch das erlaubte Antonia nicht, die in ihrer natürlichen Gutmüthigkeit darauf beſtand, alle Freuden und Erholungen mit Marietta zu theilen, deren Eingezogenheit ihr lediglich als Furcht vor dem Vater erſchien, obſchon Marietta tauſendmal verſicherte, es ſei eben ihr Geſchmack. Dazu ſchüttelte Antonia bedenklich den Kopf und entgegnete, eine ſolche melancholiſche Stimmung ſei Krankheit, welche nicht überhand nehmen dürfe; — und wie ihrem Vater die Kleiderrechnungen, ſo octroyirte ſie Marietten die Kleider, den Beſuch des Schauſpiels und Alles, was ihr ſelbſt Vergnügen machte. Mariano hatte keine große Theilnahme für Marietta, die er immer nur „das ſtille Kind“ nannte. Doch bemerkte er wohl, daß ſie aufhorche, wenn einmal ein ernſtes Geſpräch aufkam — mochte es die Kunſt oder einen andern Gegenſtand betreffen und daß ſie dann wohl ſogar irgendwie Fragen zu thun wagte. Sein Leben war aber viel zu zerſtreut und von allen Seiten in Anſpruch genommen, als daß irgend eine Perſönlichkeit ihn beſonders hätte intereſſiren können. Aber der veredelnde Einfluß der Kunſt auf die Menſchen — wo blieb er? — wie äußerte er ſich? — Schon bei ſeiner Kunſtreiſe durch England, alſo im erſten Jahr ſeiner Laufbahn, mußte er ſich eingeſtehen, daß bei ſolcher Virtuoſen-Exiſtenz davon gar nicht die Rede ſein könne.

Als dieſe Reiſe gemacht war und die Familie Torrigi nach London zurückkam, um ſich von dort aus in Southampton nach Amerika einzuſchiffen, gaben ihr einige junge Männer ein Abſchiedsdiner in Richmond und einer der Herren ſagte zu Mariano:

„Nun wie ſteht's, Sie neuer Orpheus! Sie waren ja in Irland! Haben Sie dort die wilden Beſtien in die Civiliſation hineingezaubert?"

„Von Irland kann ich nichts ſagen," entgegnete Mariano etwas ſcharf; — „daß es mir aber nicht in Sheffield geglückt iſt, muß ich eingeſtehen, denn während unſeres dortigen Aufenthaltes fielen zwei Mordthaten und verſchiedene andere Unthaten vor."

Der junge Mann war der Sohn eines ungeheuer reichen Fabrikbeſitzers in Sheffield, welches ebenſo berühmt durch ſeine Stahlarbeiten, als berüchtigt durch eine verwilderte Arbeiterbevölkerung iſt.

„Man geht dort ſo viel mit Meſſern und ſchneidenden Werkzeugen um," entgegnete er gleichmüthig, „daß ihr Gebrauch etwas mißbraucht wird."

„Ich habe aber in Irland einen Mann kennen gelernt," ſagte Mariano, „der die Orpheusrolle etwas gründlicher ſpielt als ich."

„Wer iſt das? Wer kann das ſein?" riefen Alle.

„Das iſt der Pater Matthew in Cork, meine Herren!"

Ein ſchallendes Gelächter, unterbrochen von dem Ausruf:

„Der Mäßigkeitsapoſtel! — — Sind Sie ein Tea-totaler geworden?“ — erklang von allen Seiten.

„Ja,“ ſagte Mariano, „ich habe den Mann kennen gelernt, der die Axt an die Wurzel legt, um ein Laſter auszurotten, welches das Verderben eines Volkes iſt — und der an dieſe Arbeit ſeine ganze Exiſtenz — Zeit, Thätigkeit, Intereſſe, Geſundheit und Leben ſetzt. Ein ſo uneigennütziges Opfer von jeder Stunde und von dem ganzen Daſein hat mich mit ungeheurem Reſpect für den Mann erfüllt — und unter den intereſſanten Perſönlichkeiten, die ich in Albions drei Königreichen ſo glücklich war kennen zu lernen, nimmt er vielleicht den erſten Platz ein.“

„Dies „Vielleicht“ läßt auch noch Andern die Hoffnung, glückliche Rivale eines Franziscanermönches zu ſein! Sie ſind großmüthig, Don Mariano!“

„Ich ſpreche ſo, wie ich die Sache betrachte, Sir. Ich finde es größer, einen Menſchen vom ſittlichen, als vom leiblichen Elend zu retten. Dieſes erfordert nur ein Stück Brod, welches der Eine gibt und der Andere verzehrt; Jenes — eine ungeheure Willenskraft auf beiden Seiten.“

„Glauben Sie wirklich, daß Ihr Heros das Whiskyberauſchte Irland ernüchtern, werde?“

„Die ſtatiſtiſchen Angaben beweiſen ſchon jetzt, nach wenig Jahren, daß der Branntwein-Conſum in Irland abnimmt. Läßt die gegenwärtige Generation allmälig vom Trunk ab, ſo iſt ihm die nächſte ſchon von ſelbſt entfremdet — und dies Laſter würde dann wohl nicht häufiger in Irland, als überhaupt im nördlichen Europa — und vielleicht ſeltener als hier in London vorkommen, wo Sie in den Sonntagsnächten ganze Trupps von Schwerberauſchten, Weiber und Kinder inbegriffen, aus den Gin-shops hervortaumeln ſehen.“

„Aber, Don Mariano, warum ſtudiren Sie denn auch ſo genau die Nachtſeite von London's Nächten?“

„Weil es meine alte Marotte iſt, für Alles, was menſchliches Elend iſt, phyſiſches und moraliſches, eine namenloſe Theilnahme zu haben. Und eben deshalb ſind meine Sympathien ſo ſtark für ſolche Männer, wie Pater Matthew, die ſich nicht, gleich mir, mit unfruchtbarer Betrachtung des Uebels beſchäftigen, ſondern praktiſch Hand anlegen, um es auszurotten oder wenigſtens zu lindern.“

„Gehören Sie nicht einer Geſellſchaft, einer Verbindung . . . oder wie ich es nennen ſoll! an, deren Zweck es iſt, gerade die Uebel, von denen Sie ſprechen, theils durch materielle Unterſtützung, theils durch Aufklärung und Belehrung zu mindern?“ fragte ihn ein junger Mann halblaut, der auf der andern Seite neben Mariano ſaß.

„Ich weiß, daß es ſolche Vereine gibt; doch hatte ich früher keine Gelegenheit, ſie kennen zu lernen und jetzt hindert mich mein wanderndes Leben daran.“

„Den Verein, den ich meine, finden Sie überall, hier auf engliſchem Boden ſo gut wie auf dem Continent oder in Amerika, und ich wundere mich, daß Sie mit Ihrem Intereſſe für Menſchenwohl und Menſchenbildung, mit Ihrem offenen Sinn für Alles, was die Humanität betrifft, ihm bisher fremd bleiben konnten.“

„Ah, Ihr Verein iſt die Loge! nicht wahr, Sir ... iſt die Freimaurerei?“ rief Mariano. „Nein! der Verein, der das Tageslicht ſcheut, kann unmöglich anziehend für einen vernünftigen Menſchen ſein; denn eine ſolche Geheimnißkrämerei iſt entweder lächerlich, wenn nichts dahinter ſteckt als ein wenig Wohlthätigkeit — oder verächtlich, wenn die zur Schau getragene Maske der Humanität ein Treiben verbirgt, welches den Tag ſcheut.“

„Das unſchuldige Geheimniß, womit ſich die Loge umgibt, iſt nun einmal ihre äußere Form und da die edelſten und beſten Männer ihr angehören, ſo iſt das eine Garantie für ihre Vortrefflichkeit.“

„Ah ja! die edelſten und beſten Männer!“ entgegnete Mariano lachend; — „kennen Sie auch dieſe Phraſe? ſie ſcheint ſtereotyp für die Bezeichnung der Logenbrüder untereinander zu ſein. Ob aber Diejenigen, die außerhalb der Loge ſtehen, derſelben Anſicht ſind — iſt wohl ſehr zweifelhaft.“

„Hat man in Deutſchland Vorurtheile gegen die Loge?“ fragte der junge Mann höchſt erſtaunt.

„Nein, Sir, durchaus nicht! ſondern es ſteht ſo: die Einen haben ein Urtheil, und die Andern haben kein Urtheil über ſie. Die ganze Welt der halben Bildung, deren Charakterzug durchgehends Aufgeblaſenheit und Oberflächlichkeit iſt -- iſt ein geborener Logenbruder. (Ich ſpreche von Deutſchland, Sir, nicht von England.) Alſo iſt da kein Urtheil. Man taumelt in die Humanität und Brüderlichkeit hinein, wie der Nachtſchmetterling in die Flamme der Kerze — weil er die Sonne nicht ſieht.“

„Was nennen Sie die Sonne?“ fragte der Engländer gelaſſen.

„Die Wahrheit.“

„Aber wo iſt die Wahrheit? . . . die abſolute?“

Auf dieſe Frage wußte Mariano nichts Anderes zu erwidern als:

„Es iſt leichter zu ſagen, wo ſie nicht iſt: nämlich bei allem Treiben, welches ſich der Oeffentlichkeit entzieht.“

Oh! das iſt aber zu niedrig gegriffen für die abſolute Wahrheit, Don Mariano! die erſten Chriſten entzogen ihre Verſammlungen und ihre Lehren ebenfalls der Oeffentlichkeit. Die Loge ſetzt ihr Werk fort.“

„Nein, Sir, das thut ſie nicht.... ſondern genau das Gegentheil!“ ſagte ein junger Mann, deſſen ernſter beobachtender Ausdruck ſeine jugendlichen Züge ſehr angenehm machte und der Mariano gegenüber ſaß.

„Wie ſo ... das Gegentheil?“ rief der Logenbruder.

„Die erſten Chriſten weckten, verbreiteten und pflegten in der Unterdrückung, die der heidniſche Staat auf ſie wälzte, in aller Stille den Glauben an die göttliche Offenbarung durch den Sohn Gottes; — die Loge kennt kein höheres Ziel, als dieſen Glauben zu zerſtören.“

„Woher wiſſen Sie das? das kann Verleumdung ſein!“

„Ich weiß es daher, weil die katholiſche Kirche den Freimaurer excommunicirt, d. h. die Erklärung abgibt, der Freimaurer ſchließe ſich ſelbſt freiwillig von ihrer Gemeinſchaft aus, indem er ſich der Loge anſchließt: das iſt ein ſicheres Zeichen, daß die Grundſätze, welche in der Loge gelten, dem chriſtlichen Dogma feindlich ſind.“

„Was kümmert uns papiſtiſche Anmaßung, Sir!“

„Die katholiſche Kirche iſt aber die Trägerin der chriſtlichen Offenbarung, der abſoluten Wahrheit, nach deren Maß und Geſetz Alles zu richten iſt, was darauf Anſpruch macht, die Entwickelung der Menſchheit auf dem Gebiet des Geiſtes und der Sittlichkeit zu fördern. Weil göttliche Vollmacht ihr die abſolute Wahrheit anvertraut hat, ſo ſteht ihr das Schiedsrichteramt über alle Lehren und alle Prinzipien zu, welche in dieſen Bereich fallen — und folglich erfüllt ſie einen Act ihrer göttlichen Sendung, wenn ſie da, wo ſie Irrthum findet, ihn als das, was er iſt, bezeichnet."

Mariano betrachtete ſchweigend den jungen Mann, der eben ſo ernſt als ruhig ſprach. Aber ſein Nachbar rief:

„Bryan O'Connor, Sie ſind ein Crypto-Katholik!"

„Nein," entgegnete dieſer lächelnd; — „nicht Crypto, denn ich verberge nicht, ſondern ſpreche aus, was ich denke; und nicht Katholik, denn dazu gehört das Bekenntniß der vollſten Ueberzeugung."

Bryan O'Connor intereſſirte Mariano; doch ſein Nachbar, der Logenbruder, wünſchte allzu lebhaft Mariano zu gewinnen, um nicht das Geſpräch mit ihm fortzuſetzen, indem er halblaut ſagte:

„Es iſt merkwürdig, noch immer beſchränkte Köpfe zu finden, welche ſich durch den mittelalterlichen Popanz der kirchlichen Autorität verblüffen laſſen."

„Und noch merkwürdiger, daß ſo ein Beſchränkter und Verblüffter die Antwort gibt, welche wir ſchuldig bleiben, Sie und ich, Sir — obſchon wir uns gewiß nicht zu den Bornirten zählen; — die

Antwort auf Ihre Frage nach der abſoluten Wahrheit."

„Oh, mein beſter Don Mariano, Sie ſcheinen ein Grübler zu ſein; das paßt nicht für den Künſtler. Laſſen Sie die Philoſophen nach dem Abſoluten ſuchen — ſuchen und nicht finden! — und halten Sie ſich mit uns an kluge Praxis, die uns eine Welt von Brüdern und dadurch tauſend Hände und Füße, tauſend Augen und Ohren, mit einem Wort, tauſend Werkzeuge ſchenkt, die uns mit Freuden dienen."

„Um welchen Preis, Sir?"

„Umſonſt, Don Mariano! ganz umſonſt! nur aus brüderlicher Freundſchaft."

„Ich ſagte vorhin, daß es in Deutſchland auch Leute gebe, die ein Urtheil über die Loge hätten und die ſagen, es werde ein Preis gefordert — und zwar ein ſehr hoher."

„Es iſt armſelig, kleine Geldopfer zum Beſten fremder Noth einen hohen Preis zu nennen."

„Nein, nicht von Geld iſt die Rede, Sir! ich will Ihnen eine wahre Begebenheit erzählen, die in etwas den Preis beleuchtet. — In einem kleinen deutſchen Staat waren zwei der „edelſten und beſten Männer" — ein Miniſter und ein Beamter ſeines Reſſorts — Freimaurer. Jener war ein Meiſter, dieſer ein einfaches Mitglied. — (Brauche ich nicht die richtigen Ausdrücke, Sir, ſo entſchuldigen Sie das gefälligſt mit meiner Unwiſſenheit!) — Nun, der Beamte ſcheint in der That einer der „edelſten und beſten Männer“ geweſen zu ſein. Unbedachtſam, wie Jünglinge ſind, war er in die Loge eingetreten. Als er in reiferen Jahren eine Disharmonie zwiſchen ihr und ſich erkannte — ſei es in den Grundſätzen, den Zwecken, der Richtung! — ſo wünſchte er ſich von dieſer Geſellſchaft mit Entſchiedenheit zu trennen und er zeigte dem Meiſter, der zugleich ſein Miniſter und ſelbſtverſtändlich „einer der edelſten und beſten Männer“ war, ſeinen Austritt einfach und offen an. Von dieſem Augenblick war es mit der Carriere des Beamten zu Ende. Die jüngeren Leute um ihn her rückten hinauf, wurden ſeine Vorgeſetzten: er blieb, was er war. Müde dieſer Ungerechtigkeit nahm er ſeinen Abſchied. Er konnte es, weil er Vermögen hatte. Andere können es nicht. — Nun, Sir, wie gefällt Ihnen dieſe ganz wahre und wirkliche Begebenheit? verräth ſie nicht, daß da im Hintergrund ein hoher Preis begehrt wird? ja, der allerhöchſte: die Ueberzeugung! Denn wenn man nicht erwartete, daß, wie man zu ſagen pflegt, eine Hand die andere wüſche, ſo hätte der Herr Miniſter den Beamten ruhig hinaufrücken laſſen, da der Staatsdienſt ja nicht im mindeſten beeinträchtigt war. Aber die Loge verlor einen Adepten: die Loge rächte ſich.“

„Ja, ſehen Sie, ſo etwas iſt nur in Deutſchland möglich!“ verſetzte der Engländer phlegmatiſch. „Der Büreaucratismus will immer das Heft in der Hand behalten. In dieſem ſpeciellen Fall erwürgte der engherzige Büreaucrat von Miniſter, der ſich über ſeinen Beamten ärgerte, den hochherzigen und freiſinnigen Maurer.“

„Da es aber zum Nachtheil des Staates geſchah, der dadurch einen tüchtigen Beamten verlor, ſo iſt es unleugbar, daß gerade in dieſem ſpeciellen Fall der Freimaurer im Miniſter den Büreaucraten erwürgte,“ ſagte Mariano. „Uebrigens bin ich der Meinung, daß ſich dieſe zwei Schmarotzerpflanzen der menſchlichen Geſellſchaft, Freimaurerei und Büreaucratismus, in Deutſchland vor der Hand helfen, ſchützen und ſtützen, bis eines guten Tages Revolution kommt, die ganze Sippſchaft der Geheimbündlerei zuſammentritt und der Büreaucratismus mit diverſen Kronen und Thronen über Bord geworfen wird.“

„Wie kommt es, daß Sie Deutſchland ſo genau kennen?“ fragte Bryan O’Connor.

„Wohlthäter ließen mir dort meine ganze muſikaliſche Bildung geben und wendeten viel auf meine Erziehung,“ ſagte Mariano ruhig.

„Er ſpricht auch deutſch!“ rief Antonia vom andern Ende des Tiſches herüber. „Das klingt, als ob Bären brummten.“

„Ei was!“ ſagte Torrigi, „ſeine eigentliche

Sprache iſt ſeine Violine .... und die iſt von himmliſcher Süßigkeit."

Alle ſtimmten bei. Man brachte Cheers aus auf Mariano, auf Antonia, auf die ganze Familie.

„Soll ich Ihnen Briefe nach New-York geben?" fragte Mariano's Nachbar.

„Gern, inſofern Sie mich nur als Muſiker und nicht als Aspiranten zur Maurerkelle empfehlen wollen," entgegnete Mariano.

„Dies wäre gerade die Hauptſache."

„Aber nicht für mich, Sir! Mir, wie jedem Künſtler iſt es angenehm, wohlwollend empfangen und behandelt zu werden. Doch würde ich lieber darauf verzichten und vorziehen, todtgeſchwiegen oder mit Koth beworfen zu werden, als mich durch den Eintritt in einen Geheimbund, möge er Namen haben, welchen er wolle, in meiner Freiheit beſchränken zu laſſen."

Drei Tage ſpäter befand ſich die Familie Torrigi auf dem Ocean und zog der Neuen Welt entgegen. Ihr Aufenthalt in England hatte zehn Monate gedauert. Es fehlten alſo noch zwei, bis Mariano in ſeine Selbſtſtändigkeit zurücktrat. Davor zitterte Torrigi. Er wollte ganz gern für Mariano mit vollen Händen in die Kaſſe greifen; aber mit ihm zu theilen — das war ein unerträglicher Gedanke. Dennoch mußte er es thun, wenn Mariano es verlangte;

denn ohne ihn ... fiel das Quartett auseinander, und das war doch noch unerträglicher — wie Torrigi im Hinblick auf die ſoliden Banknoten, die er in England zurückgelegt hatte, wohl fühlte.

Vor fünfundzwanzig Jahren gab es in Deutſchland Menſchen, die ganz aufrichtig für Amerika ſchwärmten. Die perſönliche und bürgerliche Freiheit, die Leichtigkeit, Grundbeſitz zu erwerben und reich zu werden, die völlige Gleichgültigkeit bezüglich religiöſer Anſichten — waren die Motive ihrer Schwärmerei. Der Conſtitutionalismus der Staaten nach franzöſiſchem Revolutionszuſchnitt, dieſe durchaus undeutſche, exotiſche Pflanze, hatte erſt in den wenigſten und kleinſten Staaten Deutſchlands Wurzel gefaßt, ſo daß der Liberalismus noch nicht den feſten Boden der Kammern hatte, um gegen die Regierungen Oppoſition zu machen. Sie wurde daher auf jedem Gebiet, in jeder Richtung, bei jeder Veranlaſſung, auf jede Weiſe — und durch jedes Mittel betrieben — und dazu gehörte auch ein gewiſſer Fanatismus für Amerika, für die „Neue Welt,“ die dem alten, vermorſchten Europa gegenüber als die Heimath der Menſchenwürde und der edelſten Unabhängigkeit geprieſen wurde. Die Verbindung der Vereinigten Staaten mit Europa war damals nicht ſo leicht, ſo häufig und ſo alltäglich, wie ſie jetzt iſt; die Kunde war ſeltener, die von dorther kam — und ſo war es möglich, daß Menſchen, welche keineswegs zur politiſchen Partei des Liberalismus gehörten, dennoch mit Bewunderung auf die Zuſtände jenſeits des Oceans hinüber ſchauten, weil ſie dieſelben nur preiſen hörten — und ſie nicht kannten.

Auch Mariano hatte aus Deutſchland eine gewiſſe bewundernde Hochachtung für Amerika mitgebracht. Er ſtellte ſich unter einem Bürger der Vereinigten Staaten ſo etwas wie einen Senator der alten Republik Rom vor; aber dieſen ernſten und gediegenen Charakter verſchmolzen mit den wärmeren und weniger excluſiven Ideen der neuen Zeit. Er trug immer ſein Ideal im Sinn: die Vereinigung der Menſchen für höhere Zwecke, als für materielle. Actiengeſellſchaften mit ihren Erfolgen — und wenn ſie noch ſo glänzend waren, erſchienen ihm nicht als das höchſte Ziel der Cultur. Die unbeſtimmte Vorſtellung von allgemeinem Intereſſe, allgemeinem Glück, allgemeiner Bildung lag in verſchwimmenden Umriſſen im Hintergrund ſeiner Seele — und was er als Peregrin Gorm gehofft hatte, in ſeinem Lebenskreiſe zu bewirken, das hoffte er jetzt in Amerika von Andern in einer Weiſe bewirkt oder wenigſtens angeſtrebt zu finden, die mit ſeiner innern Richtung übereinſtimmte. War es ihm gelungen, ſo viel zu erwerben, wie zu einer unabhängigen Exiſtenz gehörte, und hatten ſich während der Zeit ſeine Sympathien befeſtigt, ſo hinderte ihn nichts, ein Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn lebhaft auf der Reiſe und verſetzten ihn in große Spannung. Seine Virtuoſenexiſtenz betrachtete er nur noch ſo, wie andere junge Leute die ſogenannte Brodwiſſenſchaft, welche ſie für ihr Fortkommen ſtudiren müſſen. Daß die Kunſt in dieſer Form nicht veredelnd auf die Menſchen wirke — daß die Welt ſie betrachte als einen Genuß für das Ohr, welcher mit den Genüſſen für Auge und Zunge, mit Allem, was Schauluſt und was materielle Freude betrifft, abwechſeln müſſe: davon hatte er ſich zur Genüge bei ſeiner erſten Kunſtreiſe überzeugt.

In New-York ging es der Familie, inſofern es die Concerte und den Beifall betraf, ſehr gut. Torrigi ſelbſt mußte geſtehen, daß er noch beſſere Geſchäfte mache als in Großbritannien; und alles Uebrige war ihm gänzlich gleichgültig. Nicht ſo Mariano. Er ſuchte hinter dieſem gewaltigen Treiben der Thätigkeit nach jenen Ideen, welche, wie er meinte, von der höheren Stufe intellectuellen Lebens, auf die er die neue Welt geſtellt hatte, untrennbar wären. Er fand ſie nicht. Seine Stellung brachte ihn in Berührung mit den verſchiedenſten Perſonen, die ſich alle von ihrer liebenswürdigſten Seite zu zeigen ſuchten, weil er eben eine Berühmtheit war und man ihm zeigen wollte, wie hoch Amerika eine ſolche ſchätze und wie es kein Geld ſpare, um dem Genie zu huldigen. Er lernte auch außerhalb ſeiner Kunſtſphäre verdienſtvolle, kluge Männer kennen; allein es war nicht das, was er im Herzen trug — es war kein Leben für uneigennützige Ideen.

„Daß ich hier weniger Bücherweisheit treffen würde, als in Europa — darauf war ich vorbereitet,“ ſagte Mariano zu einigen jungen Männern, mit denen er öfter zuſammen kam. „Deshalb meinte ich aber, die ganze innere Entwickelung müſſe kräftiger — und weil kräftiger, auch höher ſein.“

„Haben Sie denn aber nicht den Eindruck, als ob im Vergleich zu Amerika die Menſchen in Europa ſchliefen?“ fragte ein eingeborener Sohn New-Yorks. „Ich war in Europa, in London und Paris, in Belgien und am Rhein — alſo gerade auf den Punkten, die man dort als Sammelplätze großer Thätigkeit, lebhaften Verkehrs betrachtet. Es kam trotzdem mir vor, als brauchten die Europäer vierundzwanzig Stunden, wo der Amerikaner eine Stunde gebraucht ... ſo langſam, ſchleppend, ſpärlich und ſchläfrig geht Alles vor ſich. Ich kam gar nicht aus der Ungeduld heraus. Man verliert ſo entſetzlich viel Zeit in dem Europa!“

„Aber worauf verwendet man die Zeit in Amerika, die man in Europa verliert!“ rief Mariano;

„doch immer nur auf Geſchäfte — und das Geſchäft aller Geſchäfte iſt — reich werden. Wie eine Hetzjagd, wie eine Steeple-chase wird es betrieben! Ob man dabei Arm und Bein bricht, den Nachbar überrennt, von ihm überrannt wird, Leib und Leben dabei wagt . . . gleichviel! die raſende Hetze wird fortgeſetzt! und wofür? Um Geld zu gewinnen!“

„Wie wollen Sie dann aber großartige Unternehmungen, Bauten, Anſtalten, in's Leben rufen ohne Geld? — und gibt es in dieſer Beziehung großartigere Leiſtungen, als bei uns?“

„Zugegeben! aber die Goldſucht ſteht in erſter Reihe, thut ſich überall hervor, und mit ſolcher Vehemenz, daß es unmöglich zu glauben iſt, eine gemeinnützige Abſicht liege ihr zum Grunde. Das kann ausnahmsweiſe bei einem Einzelnen der Fall ſein; doch die große Maſſe denkt daran nicht! die arbeitet für ſich ſelbſt.“

„Thut ſie das etwa nicht in Europa auch?“

„Freilich! allein ich glaubte, die neue Welt ſei der alten vorausgeſchritten.“

„Das iſt ſie in Bezug auf die bürgerliche Freiheit.“

„Eine bürgerliche Freiheit, welche die Hauptthätigkeit eines ganzen Volkes dahin verwenden läßt, möglichſt ſchnell reich zu werden, gibt dieſem Volke keine große Idee von ſeiner Beſtimmung — und dürfte am Ende nicht das Ideal der bürgerlichen Freiheit ſein."

„O mein Herr!" rief der Amerikaner, „wenn Europa längſt eine Wüſte ſein wird, in welcher Eure Throne, Eure ſtehenden Heere, Eure Schreiber und Eure Krämer kleine, traurige, verſandete Ruinen bilden: ſo wird der freie Bürger der Vereinigten Staaten — Beherrſcher aller Meere und ſomit die gewaltigſte Macht des Erdballs ſein."

„Ja, Sir! ... wenn er nicht vorher zuſammenſtürzt und an den Tag bringt, daß der Geldſack kein Sockel für die dauernde Größe eines Volkes iſt."

„Das iſt Ihre ganz willkürliche Annahme! Uns Amerikanern aber gibt unſere Freiheit die ſtolze Zuverſicht auf dauernde Größe, auf wachſende Macht und auf eine Weltherrſchaft, die uns Europa's Pygmäen, Afrika's wilde Horden und Aſiens verzerrte, verbildete und veraltete Culturvölker nicht ſtreitig machen werden."

„Der Grund eines Sturzes," ſagte Mariano, „liegt häufiger in uns, als außer uns; und was von Individuen, gilt auch von Völkern und Staaten. Ihr nordamerikaniſcher Freiſtaat hat keine Vergangenheit, in der er ſich langſam entwickelte, wie ſollte er eine lange Zukunft haben? Früh reif, früh alt — das geht Hand in Hand."

Solche Discuſſionen kamen häufig vor, denn dieſer junge Herr Stronghead beſuchte oft die Familie Torrigi, weil Antonia ihn anzog — nicht die Virtuoſin, ſondern gerade Antonia, denn ſie war genau der Gegenſatz zu den wohlerzogenen, gebildeten, kühlen — wenigſtens im Benehmen kühlen — amerikaniſchen Damen, alſo etwas ganz Neues und Fremdartiges, das einen großen Reiz hatte. Antonia nahm alle Huldigungen mit aufrichtigem Vergnügen an und hörte ſehr gern die Verſicherung, daß ſie wunderſchön ſei.

„Ich habe ſo lange für ein Violoncello gegolten, daß ich eine immenſe Freude habe, jetzt für ein junges Mädchen zu gelten ... und einem ſolchen ſagt man natürlich angenehme Dinge, was eine höchſt wünſchenswerthe Abwechſelung mit den ewigen Lobeserhebungen der Kunſtfertigkeit bildet. Findeſt Du das nicht?“ — So ſprach Antonia zu Marietta.

„Mich freut weder das eine noch das andere Lob,“ entgegnete Marietta, „und ich bitte täglich den lieben Gott inſtändig, daß es ihm gefallen möge, mich von Beidem zu erlöſen.“

„Früher hab' ich das auch wohl gethan,“ ſagte Antonia, „und wenn ich wüßte, daß ich auf eine andere Art ganz außerordentlich glücklich würde, ſo thäte ich es wieder. Aber ganz gewiß nicht, ſo lange Mariano bei uns bleibt ... und der hat ſich mit dem Vater wieder auf ein Jahr geeinigt um den vierten Theil der Einnahme, was ſehr großmüthig iſt. Sprich, Marietta ... wie gefällt Dir der Herr Richard Stronghead?"

„Ich habe weder Gefallen noch Mißfallen an ihm. Er iſt mir gänzlich gleichgültig."

„Mir nur dann ... wenn er neben Mariano ſteht."

„Denke nicht an Mariano, denn er denkt nicht an Dich," ſagte Marietta ernſt.

„Oho!" rief Antonia mit einer ſtolzen Kopfbewegung — und von Stund' an dachte ſie aus einer Art von Trotz und Hochmuth erſt recht an ihn und zog tauſend Vergleiche, welche alle zu ſeinem Vortheil waren — und that das ſo beharrlich und ſo eifrig, bis ſie ſich in eine Art von Leidenſchaft verſetzt hatte, die ſie hinter ihrem verwandtſchaftlichen Verhältniß verſteckte. Mariano dachte an nichts weniger als eine Neigung zu wecken oder zu erwidern. Er machte ſich, wie er ſelbſt ſagte, zum Amerikaner hinſichtlich des Eifers für Gelderwerb. Er muſicirte, er componirte, er gab ſogar an zwei junge Leute deutſcher Abkunft, die Talent für die Violine hatten, einigen Unterricht, den die Eltern mit Gold aufwogen. Er hatte weder Zeit noch Luſt, irgend ein Bedürfniß ſeines Herzens zu berückſichtigen, nicht einmal zu ſpüren; denn in dieſem ganz nach Außen gekehrten und auf Aeußerlichkeiten gerichteten Leben ging unvermeidlich eine gewiſſe edle Zartheit des Herzens verloren. Oftmals ſprach er zu ſich ſelbſt: Heliade hat meiner Jugend eine ideale Richtung gegeben, von welcher ein Nachhall durch mein ganzes Leben ziehen wird. Aber mein Schickſal weiſt mich vor der Hand auf eine andere Bahn, nachdem es zwiſchen ihr und mir eine Kluft geriſſen hat, die nicht auszufüllen und nicht zu überſpringen iſt. Ob ich dereinſt wieder für höhere Beſtrebungen leben und wirken werde ... ich weiß es nicht! Jetzt iſt's meine Aufabe, mir eine Unabhängigkeit zu erringen, die mir ſpäter jede Laufbahn ermöglicht. — Mariano wurde angeſteckt von dem Fieber des Gelddurſtes, das rings um ihn graſſirte — nicht in dem Grade, wie ſeine amerikaniſchen Freunde und noch weniger, wie ſein geiziger Onkel damit behaftet war, doch immer genug, um in der Zartheit der Empfindungen dadurch zu leiden. Und weil das der Fall war, ſo gewann Antonia ganz leiſe und allmälig viel mehr Macht über ihn, als er je geglaubt hätte.

Ein unerwartetes Ereigniß brachte ihn zur Erkenntniß, daß er auf einem gefährlichen Pfade gehe. Die Familie hatte von New-York aus größere und kleinere Kunſtreiſen gemacht, war aber immer wieder nach New-York zurückgekehrt. Nachdem über ein Jahr auf dieſe Weiſe verfloſſen war, wollten ſie nach Waſhington und in die Südſtaaten gehen. Da trat Richard Stronghead mit ſeinem Heirathsantrag vor Antonia. Sie lehnte ihn ab, ohne einen Grund anzugeben. Stronghead ging nun zu Torrigi und ſagte:

„Ich habe Ihrer ſchönen Tochter meine Hand, mein Herz und mein Vermögen zu Füßen gelegt. Da ſie zugleich eine Schönheit und ein Genie iſt, ſo hat ſie das Recht capriciös zu ſein, — ein Recht, welches ohnehin alle Frauen für ſich in Anſpruch nehmen: ſie hat mich abgewieſen.“

„Was!“ rief Torrigi in ſeiner wüthendſten Manier; — „Sie ... abgewieſen! einen Millionär! ... das iſt unmöglich, Herr! ... ganz unmöglich.“

„Das denke ich auch,“ entgegnete Stronghead kalt. „Eine Künſtlerin muß enden mit einem Millionär ... ſonſt wäre ihre Laufbahn verfehlt.“

„Ganz meine Meinung ... ganz!“ jubelte Torrigi.

„Wohin eilen Sie?“ fragte Stronghead, denn Torrigi wollte aus dem Zimmer ſtürmen.

„Dem unvernünftigen Mädchen will ich den Kopf zurechtſetzen!“

„Sie kennen zu wenig die Damen!“ ſagte Stronghead ungeduldig; — „das würde Ihre ſchöne Tochter erſt recht in den Trotz hineintreiben. Nein! wir wollen ihr Zeit laſſen, ſich zu beſinnen. Sie iſt ſehr jung, ſie findet Vergnügen an dieſen Reiſen, dieſen Huldigungen, dieſen Triumphzügen: alſo reiſen Sie noch ein Jahr mit ihr umher; das wird ſie ſchon abkühlen gegen ihre Künſtler-Carriere, und wenn ſie wieder hieher zurückkommt, beſinnt ſie ſich und ſchlägt eine ſolche Heirath nicht aus."

„Aber wenn Sie ſich inzwiſchen eines andern beſonnen hätten, Sir?" fragte Torrigi zweifelnd.

„Nein, das wird nicht geſchehen! ich kenne alle hieſigen Damen: keine einzige gefällt mir. Sie wiſſen, wie rückſichtsvoll der Amerikaner das ſchöne Geſchlecht behandelt, wie er alle Mühe, Sorge und Arbeit im Leben auf ſich allein nimmt und ſeine Frau ungefähr wie einen Paradiesvogel exiſtiren läßt, von dem früher die Sage ging, er habe keine Füße und könne daher die Erde nicht berühren. Bei ſolchen Anſichten, welche bei uns allgemein herrſchen, verlange ich wenigſtens die Satisfaction, daß ein ſo koſtbarer Paradiesvogel mir außerordentlich gefalle ... und deshalb iſt meine Wahl fixirt."

„Das klingt ſehr gut ... wenn es nur ganz ſicher iſt ... und bleibt," ſagte Torrigi bedenklich.

„Es bleibt Ihnen nichts übrig, als auf dieſen Vorſchlag einzugehen ... denn zwingen läßt ſich Ihre Tochter nicht ... und das macht ſie liebenswürdig."

„Nun, wenn Ihnen der Trotz zuſagt, Sir ... damit kann die Tota aufwarten!"

„Er muß ſeine Grenzen haben ... und er wird ſie haben, Sir! Aber ein junges Mädchen, das ſich durch keine Gewalt zu einer Heirath zwingen läßt, iſt mir ſehr reſpectabel."

„Wohlan!" ſagte Torrigi, dem ein Jahr in den Südſtaaten einen neuen Juwel in der Krone der Berühmtheit und einen reichen Goldſtrom in ſeine Caſſe verſprach; — „wohlan! jetzt die Reiſe und über's Jahr die Vermählung."

Hatte Stronghead gewähnt, Torrigi werde über die Sache ſchweigen, ſo war er im größten Irrthum. Die Reiſe wurde freilich angetreten und gemacht, allein die Ausſicht, bei der Rückkehr einen Millionär zum Schwiegerſohn zu bekommen, entſprach viel zu ſehr Torrigi's heißeſten Wünſchen und erſchien ihm ſo ganz als Antonia's höchſtes Glück, daß er kaum New-York verlaſſen hatte — wo er ſchwieg, um Stronghead nicht zu verſtimmen — als er auch ſchon die ganze Familie mit dieſer glänzenden Ausſicht bekannt machte.

„Denkt nur, welch eine gute Fee an Tota's Wiege geſtanden hat," hub er an in einem Ton, der jeden Widerſpruch verbieten ſollte; — „Herr Richard Stronghead hat mich um ihre Hand gebeten und hofft nächſtes Jahr auf ſeine Vermählung."

Antonia wurde erſt leichen- und dann purpurfarben und ſagte:

„Da hofft er umſonſt! ich ſagte es ihm."

„Darf man fragen, warum?“ ſagte Torrigi mit verhaltenem Zorn.

„Weil er mir nicht gefällt,“ erwiderte ſie kurz.

„Du aber gefällſt ihm, und das iſt bei einem Millionär die Hauptſache. Junge Männer gefallen übrigens, wenn ſie rechtſchaffen ſind und ernſte Abſichten auf die Ehe haben, immer den jungen Mädchen, wenn nicht auf der Stelle, ſo doch allmälig. Wird nun gar ihre Vortrefflichkeit durch Millionen unterſtützt, ſo wäre es eine Narrheit und des Einſperrens werth, wenn man da nicht mit beiden Händen zugriffe; — nicht wahr, Mariano? Nicht wahr, wenn eine Millionärin ſich dermaßen für uns begeiſterte ... wir ließen uns willig finden, ſie zu beglücken?“

„Das weiß ich doch nicht,“ ſagte Mariano verlegen. Obſchon nie ein Wort zwiſchen ihm und Antonia gefallen war, das auf eine Verbindung oder nur auf den beiderſeitigen Wunſch einer ſolchen gedeutet hätte: ſo fuhr ihm doch jetzt ein Blitz durch den Sinn, das ſei der wahre Grund für Antonia's Weigerung. Zwiſchen der Furcht, ſie zu verletzen, und dem Wunſch, ſie umzuſtimmen, ſchwankte er und ſuchte nach paſſenden Worten. Da hub auf einmal Marietta an:

„Weißt Du auch, Vater, daß Herr Richard Stronghead ein Irrgläubiger iſt?“

„Närrin!“ fuhr er ſie an; „hier iſt Religionsfreiheit! hier fragt kein Menſch den andern: was glaubſt du!“

„Gewiß nicht!“ rief Antonia bitter lachend; — „hier heißt es: was haſt du — an Dollars!“

„Wir ſind aber keine Amerikaner,“ entgegnete Marietta ſanft; — „und wenn Du in New-York einen Prieſter fragen wollteſt, Vater, ſo würde er Dir ſagen, daß die Katholiken in der ganzen Welt bei ihrer Religion und ihrer Kirche bleiben ſollen.“

„Miſericordia!“ rief Torrigi kreideweiß vor Zorn, „wo hat dieſe Närrin das Predigen gelernt!“

Mariano ſtarrte das ſtille Kind an. Waren das nicht Heliadens Grundſätze? Wie kam Marietta dazu? Hatten die Prieſter wirklich das Recht zu ſagen, die Katholiken der ganzen Welt ſollten bei ihrem Glauben bleiben? ... Alſo hatten ſie wirklich einen und denſelben Glauben, mit denſelben Lehren und Vorſchriften auf beiden Hemiſphären?

„Sie hat ganz Recht, Vater!“ ſagte Antonia trotzig; „ich heirathe keinen Irrgläubigen. Vielleicht iſt Richard Stronghead ein Mormone und hätte ich Kinder, ſo müßten es Mormonen werden. Dafür dank' ich! Möchteſt Du ein Großvater von Mormonen ſein? ... Gewiß nicht.“

„Von Mormonen iſt nicht die Rede, Tota, mein Lämmchen,“ ſagte Torrigi ſo ſanft wie möglich;

„ſondern von Millionen. Dieſe faſſe in's Auge . . . und dann wird es Dir ganz klar werden, daß ein ſo vernünftiger, ſolider Mann, wie Richard Stronghead, auch irgend eine höchſt vernünftige und ſolide Religion — und keine ſo aberwitzige wie die Mormonen haben werde. Die ganze Welt, mein Täubchen, kann nicht katholiſch ſein; das iſt nun einmal ſo. Und weil es ſo iſt, wird es wohl gut ſein und darf uns in unſern Glückſeligkeitsplänen nicht ſtören."

„Immerhin! mich ſtören aber Deine Glückſeligkeitsprojecte, denn es ſind nicht die meinen!" erwiderte Antonia mit Entſchiedenheit.

Torrigi wollte auffahren; Mariano rief:

„Quäle ſie doch nicht, Onkel! laß ihr Zeit!"

„Wozu?" fragte Antonia; — doch ehe Mariano antworten konnte, verließ ſie das Zimmer.

„Du haſt Einfluß auf ſie, Mariano," ſagte Torrigi; „ich beſchwöre Dich, ſtimme ſie vernünftig."

„Onkel!" ſagte Mariano plötzlich finſter und hart, weil er mit ſich ſelbſt unzufrieden war: — „es iſt am Beſten, wenn wir uns trennen. Halte Du Deine Reiſe inne, kehre nach New-York zurück, thue, was Du willſt — ich gehe nach Braſilien!"

„Seid Ihr denn Alle wahnſinnig geworden!" rief Torrigi, ſtürzte auf Mariono zu und umklammerte ihn mit beiden Armen. „Daraus wird nichts, mein Sohn! Du haſt Dich noch auf ein Jahr mit mir verbunden, Du mußt bleiben! — Du nach Braſilien? ich bitte Dich, das würde meinen Ruf, mein Quartett, meine Kaſſe ruiniren! Wollteſt Du mich in ein ſolches Elend ſtürzen?"

„Und weshalb wollteſt Du jetzt gehen? bleibe, Mariano, Du kannſt vielleicht einen guten Einfluß gewinnen," ſagte Marietta ſo ernſt, ſo überlegen, daß er ſtaunend das ſtille Kind betrachtete und ſchwieg.

„Recht ſo, Marietta! halte ihn feſt! und bringt Ihr Beide die Tota zur Vernunft. Ich muß an unſere Geſchäfte gehen," ſagte Torrigi.

Als Beide allein waren, nahm Marietta ſogleich das Wort und ſagte ernſt:

„Du hatteſt Unrecht gegen Antonia. Was für Dich Scherz und Leichtſinn war, Marian, das war für ſie Ernſt. Ich warnte ſie öfter, aber ſie glaubte mir nicht. Eine eheliche Verbindung kann nie zwiſchen Euch ſtattfinden wegen Eurer allzu nahen Verwandtſchaft — und werden auch zuweilen Dispenſen gegeben, ſo würde das in dieſem Fall ſicher nicht geſchehen, weil Du nicht katholiſch biſt. Ueberdas haſt Du gewiß nie an eine Ehe mit Antonia gedacht! Warum alſo mit einem Gefühl ſpielen, das Euch dereinſt aus einander, nicht zu einander führen wird? — Es war nicht edel von Dir, Marian."

„Aber Marietta, ſtilles Kind, um's Himmelswillen, woher weißt Du das Alles?“ fragte er ſtaunend.

„Weil ich ein ſtilles Kind bin, Marian! ich höre und ſehe und denke ein wenig nach — und dann“ … —

„Nun … und dann?“

„Dann bete ich auch ein wenig und gehe zu den heiligen Sacramenten und halte mich ſo fern ich kann von all dem Treiben, das um uns vor ſich geht — und ſo bleibe ich in meinem Frieden, bis die Stunde der Erlöſung kommt.“

„Was iſt das für eine Stunde, Du liebes, ſtilles Kind?“

„Sieh, Marian, ich bin ein armes Waiſenkind und muß meinen Verwandten und Wohlthätern dankbar dienen — und thue es gern … Gott zu Lieb'. Aber wenn der Vater einmal findet, daß er reich genug iſt, dann bitte ich ihn um ſeinen Segen und gehe in ein Kloſter, wo ich Gott dienen kann, Gott allein — und das, Marian, wird die Stunde meiner Erlöſung ſein.“

Er legte die Hand über die Augen, weil ihm zu Muth war, als ob ein Paar Thränen aufquellen wollten, und er ſagte:

„O Du ſtilles, ſeliges Kind, Du weißt Deinen Weg ſo ſicher zu finden, alſo ſage mir den meinen? Soll ich jetzt bei Euch bleiben? ſoll ich gehen?“

„Es würde den Vater in Verzweiflung und in die allergrößten Unannehmlichkeiten ſtürzen, da er mit ſeinem Quartett ſchon gewiſſe Verpflichtungen übernommen hat, auf welche ſich Andere verlaſſen, die ihrerſeits Vorkehrungen treffen, Concertſäle einrichten — was weiß ich! — Das Alles würde verſtört, wenn Du gingeſt .... und Antonia käme vielleicht ganz außer ſich. Bleibe alſo und ſei freundlich mit ihr, um ſie nicht zu erbittern. Ich hoffe, ſie kommt noch zur Erkenntniß über ſich ſelbſt — nicht bloß in Bezug auf Dich, ſondern auf ihr ganzes Thun und Treiben mit ſeiner erbärmlichen Eitelkeit. Ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, jetzt nach Braſilien zu gehen, Marian, aber es iſt Dir recht heilſam, durch Dein Verweilen etwas Buße zu thun“ — ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Buße zu thun? —— Höre, Marietta, es wäre mir recht lieb, wenn ich etwas Buße thun könnte. Aber wie fängt man das an in unſerm bunten, zerſtreuten, confuſen, windſchiefen, tumultuariſchen Leben!“

„Ganz leicht, Marian! Zuerſt hat man den lieben Gott lieber, als die ganze übrige Welt zuſammengenommen.“

„Fange nicht mit etwas an, das über meine Kraft geht! das — kann ich nicht.“

„Niemand kann es aus ſich ſelbſt. Aber wolle es .... und wolle es beharrlich .... bitte, bete, flehe darum, und Gott ſchenkt dieſe Gnade."

„Und weiter?"

„Dann bereuſt Du, daß Du Gott nicht über Alles geliebt, ſondern armſelige Geſchöpfe, armſelige Freuden ihm vorgezogen haſt, — und Deine Reue iſt ſo tief und macht Dich ſo demüthig, daß Du Dich im heiligen Bußſacrament Deiner Verfehlungen anklagſt, den Vorſatz faßt, ſie zu meiden — und dann kleine und große Leiden, Widerwärtigkeiten, Prüfungen, die nie ausbleiben .... dazu anwendeſt, um Dich in Deinen guten Vorſätzen zu beſtärken, Dich mehr und mehr von Deinen Fehlern zu beſſern und Dich in der Geduld zu üben. Die prieſterliche Abſolution und die heilige Communion theilen Dir die nöthigen Gnaden dazu mit."

„Aber Marietta, Du weißt ja ... ich bin nicht katholiſch."

„Leider nicht, Marian! Doch Du fragteſt — und da hab' ich Dir geſagt, was wir thun und was Du thun mußt."

„Könnte ich nicht in anderer Weiſe Buße thun?"

„Darüber mußt Du andere Leute befragen."

„Glaubſt Du, daß ihr Rath beſſer wäre?"

„Das iſt unmöglich, Marian! in Dingen, die das Seelenheil betreffen, kann es nur eine wahre Lehre geben; und die iſt in meiner Kirche und meine Prieſter verkünden ſie.“

„Dieſe Behauptung kann Jeder aufſtellen.“

„Aber er kann ſie nicht begründen, Marian, wenn er nicht katholiſch iſt.“

„Und Du willſt das unternehmen?“ fragte er mitleidig.

Marietta ſah ihn wieder mit ihrem tiefen, ernſten Blick an und entgegnete:

„Ich ſpreche nicht von dieſen Dingen, um mit Dir zu disputiren — noch weniger, um ſie Dir geringſchätzig zu machen, weil ich ein unbedeutendes Mädchen bin — ſondern nur, weil ich Deine Seele liebe und ſie gerettet ſehen möchte. Haſt Du aber kein Verlangen nach der göttlichen Wahrheit, ſo ſchweige ich.“

„Du liebſt meine Seele, Marietta!“ rief er freudig. „Das iſt ein wunderbares Wort, ein himmliſches Wort, ein Wort, worin ich weiß nicht was für eine ideale Liebeswelt ſich aufthut.“

„Aber ganz anders, wie Du es verſtehſt,“ ſagte ſie ruhig. „Du biſt ein recht guter Menſch, Marian, nur leider etwas confus.“

„Findeſt Du?“ rief er überraſcht.

„Ich hoffe, Du kommſt noch zu Licht und Klarheit. Du biſt ſehr gut für den Vater und für uns Alle .... ſehr großmüthig, Marian! vielleicht belohnt Dich der barmherzige Gott dafür mit dem Beſten, was er einem Menſchen geben kann.... mit dem katholiſchen Glauben! — Jetzt ſei verſtändig in Deinem Benehmen gegen Tota. Ich gehe zu ihr. Addio."

Ganz betäubt blickte Mariano ihr nach. Was bin ich für ein armſeliger Menſch! ſeufzte er; dies Weſen ſtand neben mir... und ich ahnte es nicht! mein Auge war verſchleiert von Staub und die Begier der Irdiſchkeit nach Irdiſchem wurde immer mächtiger. Wie, wann, wodurch rette ich mich aus dieſem vergoldeten Elend? — —

Antonia war tief gekränkt, daß Mariano zum Vater in Bezug auf ſie und auf Strongheads Antrag geſagt hatte: Laß ihr Zeit, ſich zu beſinnen. Marietta fand ſie in Thränen und in Zorn und auf ihren ſanften Zuſpruch antwortete Antonia nur:

„Das verſtehſt Du nicht! Marian iſt ein Ungeheuer von Liebloſigkeit... und weil er das iſt, will ich Richard Stronghead heirathen und ihm auf der Stelle ſchreiben, ich hätte mich beſonnen und wolle ſeinen Antrag annehmen. Ich ſchreibe nur gar zu ſchlecht, Marietta! Was fang' ich an? Ich will Drs' Anton den Brief dictiren. Er ſchreibt ſo ſchön nach ſeinen Vorſchriften."

„Haſt Du denn vergeſſen, daß Stronghead nicht Katholik iſt?" fragte Marietta beſtürzt.

„O das war nur ein Vorwand, weil ſich Marian noch nicht in ſeiner wahren Geſtalt enthüllt hatte! Da er aber vorausſetzt, dieſer Marian, daß ich mich mit der Zeit entſchließen könne, einen andern Mann liebenswürdiger zu finden, als ihn, ſo will ich ihm beweiſen, daß ich dazu gar keine Zeit brauche und daß es bereits geſchehen iſt.“

„Durch einen ſolchen Leichtſinn ſchadeſt Du Dir ſelbſt, Antonia, aber nicht Marian.“

„Ich weiß es! doch der Vater freut ſich halb ſelig — ich werde eine ſehr reiche, ſehr angeſehene Frau .... das iſt Alles zu berückſichtigen! Noch ein Paar Jahre der Triumphreiſen — und unſer Zauber iſt erſchöpft. Es iſt vernünftiger, den Moment nicht abzuwarten, ſondern ſich zuvor in's Privatleben zurückzuziehen. Du ſiehſt, ich bin ſchon ganz kalt und entſchloſſen .... und gar nicht leichtſinnig. Im Gegentheil! — ich berechne.“

Marietta war tief betrübt über dieſen Charakter, der ſich nur von leidenſchaftlichen oder launenhaften Aufregungen des Augenblicks beſtimmen — oder beſſer geſagt, hinreißen ließ. Sie ſchwieg aber, denn dadurch wurde Antonia wenigſtens nicht zum Widerſpruch gereizt. Das ganze Quartett — Orö' Anton abgerechnet — ging von nun an innerlich auseinander, während es äußerlich durch die ſchönſten Harmonien eine wahre Sphärenmuſik des Friedens und der Eintracht hervorrief und Tauſende von begeiſterten Zuhörern in eine ſelige Stimmung verſetzte. Antonia warf ſich mehr denn je allen Huldigungen, allen Zerſtreuungen, allen Feſten entgegen. Jeder Tand war ihr willkommen. Sie ſchwamm in Vergnügungen, ſie badete in Schmeicheleien. Gegen Mariano war ſie hochfahrend. Den Vater ließ ſie in Ungewißheit über ihren Entſchluß. Vielleicht ſtand er noch nicht feſt in ihr. Marietta zog ſich mehr und mehr von all dem Tumult zurück. Früher hatte Antonia ſtets Marietta's Gegenwart gewünſcht; jetzt ließ ſie ihr Freiheit, zu erſcheinen oder fortzubleiben. Sie fragte wohl zuweilen:

„Langweilſt Du Dich nicht, mit Ors' Anton oder mit Deinen Büchern allein zu bleiben?“

Und wenn Marietta es lächelnd verneinte, rief Antonia:

„Dann biſt Du glücklicher als ich! Mich wandelt nicht ſelten ſo etwas an wie Langeweile ... manchmal ſogar auf einem Ball. Es iſt ein ewiges Einerlei, und man wird deſſen recht überdrüſſig. Geſtern fiel mir mitten im Tanz ein, daß ich zur Abwechſelung arm ſein und wieder Salat und Oliven zum Nachteſſen haben möchte .... wie früher in Genua .... weißt Du noch? Damals gefiel mir das freilich gar nicht, doch beſonders deshalb nicht, weil wir ſo ſklaviſch „arbeiten“ mußten. Im Ganzen genommen iſt man in einem ſchlichten, einfachen Leben doch wohl am glücklichſten."

„Gewiß!" ſagte Marietta aus vollem Herzen.

„Und deshalb bin ich auch noch gar nicht der Sache mit Richard Stronghead ſicher! .... Ich ginge ſo gern nach Genua zurück! Aber was finge ich dort an? — Was würdeſt Du dort anfangen?"

„Ich würde Gott bitten, es mir einzugeben," erwiderte Marietta, die ihr Geheimniß nicht vor Antonia offenbaren wollte.

„Ja, Du biſt ganz anders als ich ... vielleicht glücklicher, gewiß beſſer," ſagte Antonia ſeufzend.

„Wir Alle ſollen uns bemühen, immer beſſer zu werden" — verſetzte Marietta ſanft.

„Ich will es auch verſuchen .... ſo wie ich aus dieſem Leben heraus bin. Aber in demſelben iſt es mir unmöglich! ich werde ja förmlich in Eitelkeit begraben, und da ich von Natur eitel bin, kann ich mich nicht dagegen vertheidigen."

Aus jedem Wort Antonia's ſprach eine tiefe Unzufriedenheit, wie ſie aus einem ſo ganz ungeordneten, verfehlten, der Beſtimmung eines jungen Mädchens widerſprechendem Leben hervorgehen mußte. Für Marietta ſtand es anders; ſie hatte ihren Beruf klar vor Augen und in der Seele. Wie es Künſtler gibt, die ſich in der Kindheit und Jugend durch die allermühſeligſten Verhältniſſe nicht davon abbringen laſſen, Bildhauer oder Maler zu werden, weil ein innerer Trieb, der im Einklang mit ihren Fähigkeiten iſt, ſie dazu drängt, ihrem Beruf zu folgen: ſo war es auch mit Marietta. Nur war ihr Beruf — ein Gnadenruf, während jener eine eigenthümlich ſchöne Gabe der Natur iſt. Nicht in die äußere Welt hinein ſollte Marietta eine Pſyche meißeln oder malen, ſondern in ſich ſelbſt ihre Seele zur ſchönſten Vollkommenheit, zu allen ſtillen, unſcheinbaren, demüthigen Tugenden der Jungfräulichkeit, zu einer chriſtlichen Pſyche voll Glauben, Hoffnung und Liebe — ausarbeiten. Darum ſtand ſie friedlich neben der ſtürmiſch unzufriedenen Antonia und neben Mariano, der mehr und mehr in ſich gekehrt war und von dem kein Menſch ahnen konnte, was eigentlich in ihm vorgehe.

„Wo iſt Dein Animo, Marian, Dein Animo?“ fragte Torrigi. „Bei der Amata biſt Du immer der Alte, immer voll Feuer und Leben . . . aber nur da! Discuſſionen, Rhapſodien ſind verſtummt, Du läßt die Leute reden, was ſie wollen, disputirſt über nichts und biſt gleichgültig gegen den Sturm von Enthuſiasmus, den Du heraufrufſt. Was fehlt Dir, mein Sohn? biſt Du verliebt?“

„Mariano verliebt!“ rief Antonia hell auflachend; — „hat er denn ein Herz, Vater?“ — Und während ſie ſo ſpöttiſch ſprach, wollte ihre Eitelkeit ihr zuflüſtern, es ſei nicht unmöglich, daß Mariano bedauere, ihr Herz von ſich gewieſen zu haben. Er antwortete ruhig:

„Du haſt Recht, Antonia, mein Herz iſt nicht auf's Verlieben eingerichtet! — und bin ich ernſter als früher, ſo bringt das die Zeit mit ſich. Ich werde älter — und unſer Leben iſt ein ſolches, bei dem man früh alt wird, weil man ſehr bald deſſen Nichtigkeit einſieht und es doch fortſetzt, aber ernüchtert."

„Ernüchtert? Mein Sohn, fordere nicht Gottes Strafgerichte heraus, indem Du erklärſt, Du wäreſt einer Laufbahn ſatt, die ſolche pecuniäre Vortheile mit ſich bringt. Der Bravoruſe, des Händeklatſchens und all des Mordſpektakels darfſt Du gern ſatt werden. Das ziemt ſich ſogar für einen verſtändigen Mann. Aber Geld, Geld, Marian — das gehört in eine ganz andere Kathegorie!"

„Onkel!" ſagte Mariano entſchloſſen, „wir kehren jetzt bald nach New-York zurück. Dann werden wir drei Jahr zuſammen geweſen ſein und ich ſchlage Dir vor, daß ſich unſere Geſellſchaft dann auflöſe. Du haſt ein gutes Geſchäft gemacht, ich — kein ſchlechtes, Antonia vermählt ſich, damit fällt ohnehin der ſchönſte Ring aus unſerer Kette; denn mit drei Violinen iſt nichts zu machen. Ich gehe wieder nach Europa."

„Gut!" ſagte Torrigi ſchnell gefaßt; — „mit drei Violinen iſt allerdings nichts zu machen. Deſto mehr mit zweien! Ors' Anton hat ſich in dieſen drei Jahren zu einem Virtuoſen erſten Ranges emporgearbeitet: ich gehe mit ihm und Marietta nach Mexico.“

Marietta erblaßte. Antonia erröthete und fragte:

„Wer ſagt Euch, daß ich Richard Stronghead heirathen werde?“

„Die geſunde Vernunft, Tota, mein Täubchen!“ erwiderte Torrigi.

„Wer gibt Euch das Recht, über mich hinweg, wie über eine Leiche, Eure Pläne zu machen?“ fragte ſie. „Und wenn ich nun auch nach Mexico gehen will?“

„So kann das meinen Entſchluß nicht ändern,“ entgegnete Mariano; „denn ich ertrage nicht länger dies Zigeunerleben der Civiliſation. Ihr bildet dann ein vortreffliches Terzett“ .... —

„Wird aber Richard Stronghead ſo lange Geduld haben, bis wir aus Mexico zurückkehren?“ warf Torrigi ein.

„Wenn ich mich aber noch nicht .... oder überhaupt nicht in dem New-York einſperren laſſen will, das ſo langweilig wie das Einmaleins iſt,“ rief ſie, „was wollt Ihr machen .... Ihr Alle? Der Gedanke, nach Mexico zu gehen, gefällt mir, weil das eine abentheuerliche Reiſe geben wird. Ich gehe mit, Vater!“ Torrigi ſchlug mit verzweiflungsvoller Geberde die Hände über dem Kopf zuſammen. Antonia rief heftig:

„Ich bin kaum achtzehn Jahre alt! warum ſoll ich ſchon heirathen? Liebt mich Richard Stronhead .... ſo warte er."

„Wer hat je einen Millionär in ſolchem Fall warten laſſen, meine Taube?"

„So werde ich die Erſte ſein, die ſich zu dieſer Originalität erſchwingt, Vater! Richard Stronghead warte .... bis ich ihn liebe."

„Das iſt billig, Tota, ganz billig! ... ja, ja! ... bis Du ihn liebſt. Aber ſprich! könnteſt Du nicht dazu einen Termin feſtſetzen, mein Täubchen? z. B. in drei Monaten — oder in drei Wochen — he?"

„Richtig! das iſt ein guter Einfall, Vater! .... Ich ſetze den Termin ... auf St. Nimmerstag."

Antonia lachte, während ſie ſo ſprach, aber in ihren Augen ſtanden ſchwere Thränen. Marietta hatte inniges Mitleid mit ihr und da ſie in der Verbindung mit dem Millionär kein Glück ſehen konnte, ſagte ſie:

„Vater, könnten wir uns nicht lieber hier einſchiffen und direct nach Vera-Cruz reiſen, ohne vorher die Rückreiſe nach New-York zu machen?"

Sie waren zu Richmond in Virginien. Aber Torrigi, der nur gegen Antonia gezwungen freundlich war, weil er ſie fürchtete, antwortete barſch:

„Alberner Vorſchlag! ich habe die wichtigſten Geſchäfte in New-York! ... und ich hoffe, Antonia kommt dort zur Vernunft. Das Weitere findet ſich. Vielleicht beſinnt ſich auch Marian dort anders."

„Nein, Onkel! das thut er nicht!" verſetzte Mariano. „Wir gehen alſo, wenn wir mit Virginien fertig ſind, noch einmal nach Baltimore, um uns dort wieder bewundern zu laſſen — und dann nach New-York. Meines Bleibens wird da nicht lange ſein. Mit dem erſten Dampfſchiff denke ich nach England zurückzugehen — und Euch in Europa zu erwarten."

Mariano's Entſchluß ſtand feſt. Was iſt aus meinen Idealen geworden? ſprach er traurig und niedergeſchlagen in mancher ſtillen Stunde zu ſich ſelbſt; — wo iſt das Gute, das ich gethan — das Schöne, das ich gewirkt — die ideale Richtung, die ich Andern gegeben — das Edle und Große, das Menſchenbeglückende, das wir mit einander geleiſtet hätten! Ach! ſo wie ich die große Arena des Lebens betrat, ſind meine Ideale mir zerronnen, als hätten ſie weder Kern noch Wahrheit, weil ich ſelbſt immer tiefer in die Region des Staubes gerieth. In früheren Jahren trugen mich Verhältniſſe und Erziehung. Dann, als die Verhältniſſe aufhörten, die Erziehung und mein Wille, auf guten Wegen zu bleiben. Aber der Einfluß der Umgebung und das Gewicht der großen Menge, die den Ocean des Alltaglebens bildet, und die eigenen Leidenſchaften und Schwächen ſind ſo gewaltig, daß man von ſeinem geraden Pfade fortgedrängt wird, ohne es recht zu bemerken, wenn man nicht einen Compaß und einen Polarſtern hat, die objectiv ſind und eine feſte Grundlage den Verhältniſſen, eine feſte Richtung der Erziehung geben — dem Willen aber Ideale vorhalten, die nicht im Zuſammenſtoß mit der Alltagswelt wie Seifenblaſen zerfließen. Ich habe während dieſer drei Jahre gelebt, wie eben die Menſchen leben, die ihren Polarſtern vor ſich und nicht über ſich haben. Bin ich nicht ſo brutal und leichtſinnig geweſen wie Andere, ſo iſt das keine Entſchuldigung, denn theils hat meine Natur vielleicht minder niedrige Anlagen — und theils war ich erſt am Anfang meiner Laufbahn. Wer weiß, wohin ich in zehn Jahren gerathen würde! Ich muß dies Treiben der Eitelkeit aufgeben. Ich habe nicht Marietta's ſtille Seelengröße, um mich unberührt davon zu halten — ich will es meiden. Aber was dann? . . . und was weiter? — —

In New-York wurden ſie ſämmtlich von ihren Verehrern und Bewunderern frohlockend wie alte Bekannte empfangen. Antonia's Bewerber und Mariano's Schüler fanden ſich ebenfalls ein. Das Leben ging fort in ſeiner rauſchenden Strömung, als ob es kein Ende habe. Die Concerte begannen wieder und Mariano ließ ſich von Torrigi erbitten, ſo lange bei ihm zu bleiben, bis ſich Antonia's Schickſal und die Reiſe nach Mexico entſchieden habe. Richard Stronghead erſchien mit der vollen Zuverſicht eines Mannes, der Millionär iſt und doch die Geduld hatte, ein Jahr auf das Jawort zu warten. Allein Antonia ſagte ſehr entſchieden Nein. Er begriff das gar nicht.

„Ihre Exiſtenz iſt für immer auf's Glänzendſte geſichert, ſogar im Fall meines Todes," ſagte er.

„Die Ehe iſt für mich keine Sache der Geldſpeculation," erwiderte ſie.

„Wir Amerikaner tragen unſere Frauen auf den Händen, Donna Antonia."

„Ich gehe und ſtehe lieber auf meinen Füßen, Sir."

„Ich weiß, Sie lieben Luxus und Pracht"... —

„Nicht genug, um mich dadurch erkaufen zu laſſen!" unterbrach ſie ihn lebhaft.

Dieſe Gleichgültigkeit gegen Millionen erſchien ihm dermaßen merkwürdig, daß er ſagte:

„Vielleicht hat ſich Ihre Geſinnung geändert, wenn Sie die Reiſe nach Mexico, welche Sie jetzt ſehr beſchäftigt, abgemacht haben."

„In Augenblicken von Ueberdruß meines muſikaliſchen Vagabundenthums wandelt mich oft eine Sinnesänderung an. Aber was würde es Ihnen helfen, wenn ich in einem ſolchen Augenblick Ihre Frau — und im nächſten ſteinunglücklich würde? Nein, Sir, es geht nun einmal nicht."

Dabei blieb ſie. Die Bitten, die Drohungen, die Verzweiflung ihres Vaters erſchütterten ſie durchaus nicht. Höchſt gelaſſen ſagte ſie:

„Ich werde mich verheirathen, wenn es mich glücklich macht. Sonſt aber nicht.“

Die Reiſe nach Mexico wurde feſtgeſetzt.

Die Werbung.

Heliade war nach einem Jahr auf Arran-Caſtle Tochter des Hauſes und Gebieterin: ſo ſehr wurde ſie von ihren Pflegeltern geliebt und geachtet, ſo unvergleichlich füllte ſie die Stelle aus, die ſie bei dieſem vortrefflichen Ehepaar einnahm. Sie fühlte ſich auch ſehr glücklich, denn ſie konnte durch Liebe und Zärtlichkeit die Dankbarkeit ihres Herzens ausdrücken und ſie lebte in einem Kreiſe, in welchem ihr edler, lebhafter Geiſt reiche Nahrung, Anregung und Belehrung fand. Arran-Caſtle war für alle iriſchen Katholiken eine heimiſche Stätte, auf der alle Fragen erörtert wurden, welche ſich an die Kirche knüpften, mochten ſie auf dem Gebiet der Politik, der Literatur, des bürgerlichen oder des innern Lebens aufgeworfen werden. Denn die Kirche war eben das, was ſie ſein ſoll: die Sonne, um welche ſich das Planetenſyſtem des katholiſchen Lebens bewegt. Man begnügte ſich nicht damit, ſehr pünktlich äußere Obliegenheiten zu erfüllen und für ſich ſelbſt im Stillen gläubig zu ſein; — man trat mit ſeinem Glauben hervor, wie mit einem Licht und einem Maßſtab, welche den Ereigniſſen ihre wahre Würdigung zukommen ließen — und die Leiden und Freuden der Kirche, ihr Aufſchwung und ihre Ausbreitung, ihre Verfolgungen und ihr Marterthum gehörten jedem Einzelnen ſo innig, wie ein Stück ſeines eigenen Lebens an. Daraus entſpringt eine hohe Univerſalität in der Auffaſſung, im Streben, denn je mehr die Grenze des Ichs und die Triebfeder des Egoismus vor der erhabenen katholiſchen Anſchauung, welche in der Kirche den myſtiſchen Leib Chriſti erblickt, zurücktritt, deſto höher und freier ſteigen die Gedanken auf, und deſto reiner wird die Liebe, dieſe ſchöne Mutter zahlloſer Kinder — welche Opfer heißen.

Was die Katholiken Irlands damals auf's Allerlebhafteſte beſchäftigte, war der Plan, aus ihren eigenen Mitteln eine Univerſität zu gründen und zu erhalten, die ihren Söhnen die Garantie darböte, bei dem Studium der Wiſſenſchaft nicht um den katholiſchen Glauben gebracht zu werden — ein Plan, der ſich nach mehreren Jahren durch die Gründung von Maynooth verwirklichte.

Zu den eifrigſten Förderern dieſes großen Werkes gehörte Lord Arran, deſſen Vermögen und deſſen Mangel an Nachkommenſchaft ihm erlaubten, große pecuniäre Mittel beizutragen — und Bryan-O'Connor, der alle katholiſchen Intereſſen mit doppelter Liebe umfaßte, weil er ihnen ſo lange fern geweſen war. Er kam häufig nach Arran-Caſtle, wo er ein willkommener Gaſt war und wo auch Heliade ihn ſtets freundlich begrüßte und mit geſpannter Theilnahme allen Geſprächen folgte, welche jenen wichtigen Gegenſtand berührten. Uebrigens hatte ſie nicht die leiſeſte perſönliche Theilnahme für Bryan und ſie benahm ſich mit ihm genau ebenſo, wie mit allen übrigen Männern, welche Arran-Caſtle beſuchten. Er betrachtete ſie freilich mit andern Augen — und deshalb wollte es ihm ſcheinen, als könne er in der unendlichen Zartheit ihres Benehmens eine Schattirung entdecken, die ihm günſtig ſei.

Lord und Lady Arran wünſchten von ganzem Herzen dieſe Verbindung. Es war ihnen eine Wonne, zu denken, daß Reginald O'Connor's Enkelin in dieſer ſo natürlichen, ſo einfachen Weiſe das Erbe ihrer Väter wieder antreten werde. Sie nahmen ſich vor, Heliade förmlich zu adoptiren und ſie durch einen zwiefachen Grundbeſitz an Irland zu binden. Ginge ſie dann auch zum Beſuch ihrer Großmutter nach Rom, ſo bliebe doch das grüne Erin ihre Heimath und Arran-Caſtle ihr Elternhaus. Freilich nahmen auch ſie nicht den Schatten einer Neigung Heliadens für Bryan wahr, ſo daß der Graf einmal zu Lady Arran ſagte:

„Ich bin ſo unvollkommen, daß ich faſt ungeduldig über Heliadens gar ſo große Zurückhaltung werden möchte. Könnte ſie nicht ein Lächeln, einen Blick für Bryan O'Connor haben, die ihn ermuthigten? Das iſt ja nichts Sträfliches! ... und ſie müßte doch ahnen, was in ihm vorgeht."

„Ja, wenn ſie eine Neigung für ihn hätte! ein ſympathiſches Gefühl hat ſolche Ahnung — wo aber Gleichgültigkeit herrſcht, kommt ſie nicht auf."

„Vielleicht denkt ſie auch, daß ſie, als ein ganz unbemitteltes Mädchen, keinen Anſpruch an eine glänzende Verbindung habe."

„Das würde ihr ganz ähnlich ſehen."

„Ich wünſchte daher, Bryan möchte mit ſeiner Bewerbung hervortreten, Magdalene! Junge Mädchen, die bis dahin ganz gleichgültig erſchienen, kommen zum Bewußtſein über ihre ſchöne Beſtimmung — wenn ihnen der Bewerber nicht entſchieden mißfällt .., und davon kann ja bei Heliade und Bryan nicht die Rede ſein."

Heliade dachte nicht an den Eheſtand, dachte nicht an Liebesglück. Aber — ſie dachte an Peregrin ... an Mariano Torrigi. Dies Andenken ſtörte nicht den ſchönen Frieden ihrer Seele, machte ſie weder mißvergnügt in der Gegenwart, noch unruhig über die Zukunft; aber ſie dachte an ihn, und kein Morgen kam und kein Abend verging, ohne daß ſie ſeinen Namen vor Gott genannt und ſeine Wege dem Schirm der Ewigen Liebe anbefohlen hätte. So weh es ihr that, ihn auf dieſen Wegen wandelnd zu wiſſen: ſo bewahrte ſie doch ſtets den Balſamtropfen des Troſtes im Herzen: Er iſt kein Gorm! er braucht ſich nicht mehr für verpflichtet zu halten, ſich gegen die göttliche Wahrheit abzuſchließen. Kann ein Gorm nicht katholiſch werden, ſo kann es doch ein Mariano Torrigi — ja, es iſt nicht unmöglich, daß ein Mariano Torrigi katholiſcher Herkunft ſei; allein es iſt unmöglich, daß ein Menſch wie er, mit einem ſo offenen, ehrlichen Auge und Herzen für das Wahre, das Schöne, das Gute — nicht durch dieſe Richtung der Gnade zugeführt werden ſollte. — Heliade hoffte gemäß der Eingebung der reinen Liebe. Sie kannte nicht die ungeheuern Verlockungen, mit denen eine materialiſtiſche, frivole Welt auf die Jugend einſtürmt; ſie wußte nicht, wie manches offene Auge ſich von der Betrachtung des Schönen — zum Häßlichen herabſenkt; ſie wußte nicht, wie manches redliche Herz, von der fürchterlichen Lüge der Leidenſchaften umſtrickt, die Wahrheit, die es geliebt hat, allmälig haſſen lernt. Und das Alles, weil die Welt entchriſtlicht iſt und die Sünde nicht kennt. Sie kennt Verbrechen, ſie verurtheilt und ſtraft ſie im Namen der bürgerlichen Geſetze, welche das Verbrechen verletzt. Aber die Beleidigung göttlicher Geſetze kennt ſie nicht und will ſie nicht kennen — die Welt! ſie will dahin leben in ihrem Rauſch, in ihrem Taumel, in ihren jammervollen Freuden, in ihren leeren Genüſſen, in ihrer Gottentfremdung — und das Alles ſoll nicht Sünde ſein. — —

Bryan O'Connor war wieder auf Arran-Caſtle. Lady Arran wollte mit Heliade einen Morgenbeſuch in der Nachbarſchaft machen. Er begleitete ſie an den kleinen offenen Wagen und reichte ihnen die Hand zum Einſteigen. Dann trabten die milchweißen Ponies munter von dannen. Bei einer Wendung des Wagens, der durch den Park ſeinen Weg nahm, grüßte Bryan noch einmal die Damen und Heliade winkte ihm freundlich mit der Hand den Gruß zurück. Ihr hellblauer Schleier ſchwebte wie ein Morgenwölkchen um ihr ſchönes Antlitz. Dann verſchwand ſie. Bryan horchte dem Wagen nach und als er ſich beſann und in das Schloß zurücktreten wollte, ſtand der Graf neben ihm und ſchlug einen Spazierritt vor.

„Ich habe heute Heliade meiner Frau abtreten müſſen,“ ſetzte er hinzu.

„Und ich ſoll ſie erſetzen?“ fragte Bryan lächelnd.

„Allen Reſpect vor Ihnen!“ rief Lord Arran munter, „aber Heliade iſt ſchwer zu erſetzen.“

Sie machten einen langen Ritt und kehrten mit einem Ausdruck von Zufriedenheit zurück, den ſie einige Stunden früher nicht gehabt hatten. Lord Arran beſonders ſah ſtrahlend aus und war bei dem Mittagseſſen, zu welchem ſich noch andere Gäſte einfanden, ſo ungemein heiter, daß Lady Arran, die ihn genau kannte, bei ſich ſelbſt dachte: Bryan wird ſich erklärt haben! was wird Heliade thun?

Heliade war ahnungslos über das, was ihr bevorſtand. Sie muſicirte und plauderte den ganzen Abend mit einem halben Dutzend junger Männer und junger Mädchen und ſchien ſich ſehr gut zu unterhalten. Als ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, beſtätigte Lord Arran der Gräfin ihre Vorausſetzung und wollte gleich am andern Morgen mit Heliade reden. Die Gräfin ſagte etwas beklommen:

„Ich bitte Dich, warte, bis unſere Gäſte fort ſind; denn wenn Heliade Nein ſagte, ſo würde das eine kleine Verſtörung geben. In einem ſolchen Fall haben trotz der höchſten Discretion die Wände Ohren.“

„Wie wird ſie denn Nein ſagen!“ rief der Graf mit einem Anflug von Unmuth. „Und gar, wenn ſie erfährt, daß es uns betrüben würde! Sie erfüllt ja jeden unſerer Wünſche mit einer rührenden Hingebung. Sie iſt ſchmiegſam, wie ich nie Jemand gefunden habe ... nach Dir, Magdalene.“

„Ja, ſchmiegſam wie eine Uhrfeder,“ ſagte Lady Arran.

„Nun, geſchmeidiger Stahl iſt ein vortreffliches Charakterelement,“ entgegnete der Graf. „Indeſſen kannſt Du doch Recht haben! ... wir wollen warten.“

Am andern Morgen durchſtreiften die jungen Leute den Park und Heliade führte ſie zu der Stelle, die ihr am liebſten war, zu dem Wartthurm auf dem Felſenvorſprung über dem Meer. Das Innere deſſelben war ein kleiner Saal, der nach drei Seiten ein großes gothiſches Fenſter hatte, aus welchem der Blick abwärts — unmittelbar in die Tiefe der Brandung und Klippen fiel, geradeaus — über die Unendlichkeit des Oceans ſich verlor. Eine kleine eiſerne Wendeltreppe führte auf die Plattform, die mit Zinnen umgeben war und einen noch freieren Standpunkt und Blick gewährte.

Ein junges Mädchen rief ängſtlich:

„Hu! mich überläuft ein Grauen, wenn ich nur hier aus dem Fenſter ſehe. Da oben würde mich der Schwindel faſſen und in den Abgrund ziehen."

„Komme nur!" ſagte Heliade; „der Zinnenkranz iſt eine ſichere Bruſtwehr."

Sie ſtieg hinauf. Einige folgten ihr; Andere blieben unten.

„Ich liebe die Höhen," ſagte ein junger Mann, der Heliade begleitete. „Die Welt und das Leben ſehen ſchöner aus, wenn man ſie von Oben herab betrachtet."

„Ich finde es ſehr hochmüthig von Ihnen," rief ein allerliebſtes munteres Mädchen, „daß Sie das Leben von Oben herab betrachten wollen ... denn vom Betrachten zum Behandeln iſt nur ein Schritt ... und eine ſolche Behandlung verdient das ſchöne, fröhliche Leben nicht. Trotzdem — liebe auch ich die Höhen ... wenn ſie intereſſant ſind. Waren Sie in der Kugel von St. Peter in Rom?“

„Waren Sie auf der Pyramide des Cheops bei Cairo, Lady Jane?“

„O nein! zu wilden Völkerſchaften, Beduinen u. dgl. reiſen Damen nicht gern. Und was ſieht man denn auf Ihrer Pyramide?“

„Die unermeßliche Wüſte — und darin, wie einen bunten Teppich, Cairo mit ſeinen hundert Kuppeln und Minareten — und den Nil mit ſeinem ſchmalen bebauten Uferland, wie ein ſilbernes, grün beſäumtes Band. Aber ſonſt nichts! nicht Baum noch Strauch, nicht Feld noch Hütte! nur die Wüſte, gelb, grell, blendend; nach Norden und Süden — unüberſehbar; nach Weſten und Oſten begränzt durch das lybiſche und arabiſche Gebirg.“

„Diesmal theile ich Ihren Geſchmack,“ ſagte Lady Jane; „die Wüſte ſchaue ich mir lieber von Oben herab an, als daß ich unten im Staube und im Sande wühlte.“

„Aber, Lady Jane! Sand und Staub ſind ja eben auch die Hauptbeſtandtheile des Lebens.“

„Nun, und die Seele? Iſt die nicht etwa ein Hauptbeſtandtheil des Lebens? — — Ah, Sie ſchweigen! — Ich habe geſiegt.“

Heliade hörte nicht auf die Geſpräche, die um ſie her geführt wurden. Sie lehnte ſich auf die Bruſtwehr der Zinnen und verſank in eine gewiſſe träumeriſche Betrachtung, die aus der gleichförmigen Bewegung und dem einförmigen Rauſchen der Wellen leicht hervorgeht. Sie bemerkte auch nicht, daß Bryan O'Connor neben ihr ſtehe. Ihre Gedanken waren auf der andern Hemiſphäre, und als ob ihr ſchönes Auge müde geworden ſei des vergeblichen Suchens, ſchloß ſie es ſanft — und da fiel eine große Thräne von ihren Wimpern. Sie drückte das Taſchentuch vor's Geſicht und wendete ſich dann mit hellem Blick nach der Geſellſchaft um. Als aber ihr Auge über Bryan hinſtreifte, begegnete ſie dem ſeinen, das eigenthümlich fragend, forſchend, auf ihr ruhte. Sie erröthete bei dem Gedanken, daß er ihre Thränen geſehen haben könne — während er ſich ſelbſt fragte: Um wen weint ſie? — Er hätte ſich auch fragen können: Warum weint ſie? — doch das fiel ihm nicht ein, obſchon es ihn viel weniger beunruhigt haben würde.

Der Tag verging wie alle übrigen. Am nächſten Morgen reiſten faſt ſämmtliche Gäſte ab; die Zurückbleibenden waren ein Paar alte Freunde des Grafen, die keine Störung machten — und ſo wurde denn Heliade zu einer Zeit, wo ſie ſich auf ihrem Zimmer mit Malerei und Lectüre zu beſchäftigen pflegte, in's Schreibcabinet von Lady Arran gerufen.

Da war auch der Graf und er eröffnete das Geſpräch, indem er ſagte:

„Heliade, Du weißt, daß es unſere Abſicht iſt, im Oktober mit Dir nach Rom zu Deiner Großmutter zu reiſen. Wäre es Dir unlieb, wenn wir einen Reiſegefährten hätten?“

„Wie kannſt Du nur ſo fragen, lieber Papa?“ entgegnete Heliade unbefangen. „Wer Dir und der Mama genehm iſt — wie ſollte er es nicht mir ſein.“

„Umſomehr, als es Bryan O'Connor iſt, Heliade.“

„Ah! Bryan O'Connor!“ rief ſie überraſcht und erröthete, denn ſie dachte an den Blick, womit er ſie geſtern betrachtet hatte.

„Wäre Dir das unlieb, Heliade?“

„Es wäre mir lieber, wenn er nicht mitginge,“ antwortete ſie gefaßt.

„Er wünſcht aber nur deshalb unſer Reiſegefährte zu werden, weil es ſein höchſter Wunſch iſt, der Gefährte Deines Lebens zu werden und er läßt Dir durch mich dieſe Bitte ausſprechen. Willſt Du ſie erhören, ſo machſt Du nicht bloß ihn, ſondern auch uns unausſprechlich glücklich, denn Du bleibſt in Irland und bei uns.“

„In Irland und bei Euch, meine theuern Pflegeltern — o mit tauſend Freuden, ſo lange Gott will!“ rief Heliade; „aber Bryan O'Connor und ich — das geht nicht an! ich erkenne mit tiefer Dankbarkeit das

Ehrenvolle dieſes Antrages und das Vertrauen, das Bryan O'Connor in mich ſetzt — doch eine eheliche Verbindung kann ich nicht mit ihm eingehen."

„Er iſt doch ein junger Mann, deſſen Charakter und Grundſätze Dir eine Garantie für ein friedliches Lebensglück darbieten würden," ſagte Lady Arran ſanft. „Auf dem Boden einer tiefen Uebereinſtimmung in allen Dingen, die Kirche und Glauben betreffen, iſt die Heiligkeit des häuslichen Heerdes geſichert, Heliade — und wenn dann Verſchiedenheiten des Geſchmacks, der Anſichten, der Neigungen ſich kund geben, ſo entſpringt daraus keineswegs Disharmonie, ſondern ein willkommener Anlaß zu kleinen Opfern."

„Ich begreife das," entgegnete Heliade ſchüchtern; „allein ich muß bekennen, daß mir Bryan O'Connor vollkommen gleichgültig iſt und daß es mir unmöglich ſcheint, eine Ehe einzugehen, ohne eine kleine Neigung des Herzens für den Mann zu fühlen, der mir für's Leben der Theuerſte ſein ſoll. Dies kann Bryan O'Connor nie für mich ſein — und deshalb ſchaudere ich vor dem Gedanken einer Verbindung mit ihm zurück."

„Es iſt durchaus angemeſſen, liebes Kind, daß Du nicht an eine Verbindung mit dieſem oder jenem Mann denkſt, ohne zu wiſſen, ob ſie je ſtattfinden werde," entgegnete Lady Arran. „Das erhält das Herz in ſchöner Ruhe. Aber weil es ruhig iſt, darf es nicht leichthin einen ehrenvollen und in jeder Beziehung paſſenden Antrag ablehnen.“

„Manche junge Perſon hat im erſten Augenblick ſo geſprochen wie Du, Heliade,“ ſagte Lord Arran. „Dann aber hat ſie den Bewerber genauer beobachtet, die Verhältniſſe gründlicher erwogen — und der Schluß war: eine glückliche Ehe. Betrachte von jetzt an Bryan O'Connor nicht bloß als den vortrefflichen jungen Mann, der er iſt, ſondern auch als Denjenigen, der Dich genug liebt, um eine ganze Zukunft von reinem, edlen Glück von Dir zu hoffen — und ich bin überzeugt, Du kommſt zu einem andern Schluß.“

„Bedenke auch, welch ein Troſt für Deine Großmutter es wäre, welch eine Genugthuung für Alles, was ihr und ihren Kindern entzogen wurde — und welche Freude für uns alte Leute, die wir in Dir unſer jüngſtes Kind ſehen und mit der vollen Zärtlichkeit des Alters, die ſich nicht mehr über tauſend Gegenſtände erſtreckt, dies letzte Kind lieben,“ ſagte Lady Arran mit ſeelenvoller Innigkeit.

Heliade faltete die Hände und weinte.

„Weine doch nicht, theures Kind!“ ſagte der Graf bewegt. „Ja, ja, Du haſt ganz Recht … es iſt namenlos ſchwer für ein junges Mädchen, zu dem Entſchluß zu kommen, ſich einen Herrn und Gemahl zu wählen. Alſo beſinne Dich und lehne nur nicht kurzweg ab. Du weißt, Bryan O'Connor iſt ein edler Menſch, der es nicht darauf anlegt, im Sturm Herzen zu erobern. Er wird nur noch mehr Vertrauen zu Dir faſſen und noch höher Dich achten, wenn er ſieht, wie ernſt Du die Sache nimmſt und wie das, was man eine glänzende Partie nennt, ſo gar nicht Dich blendet."

„Nicht wahr, Heliade, wir dürfen ihm Hoffnung geben?" fragte Lady Arran, liebreich ihre Hände ergreifend und ſie an ſich ziehend.

Da erkannte Heliade, daß ſie die Wahrheit ſagen müſſe. Sie glitt vor Lady Arran auf die Knie und ſagte:

„Nein, geliebte Mutter, nein! … Vergebt mir, aber ich muß Nein ſagen."

„Du mußt, Heliade? Wer zwingt Dich dazu?" fragte Lady Arran.

„Mein Herz … das nicht mehr mir gehört," erwiderte Heliade leiſe.

„Du biſt bei uns ſeit fünfviertel Jahren, lebſt mit uns in dem intimen Verhältniß einer Tochter, haſt nie die leiſeſte Andeutung der Art gemacht oder errathen laſſen — und trittſt plötzlich mit einer Neigung aus früherer Zeit hervor!" rief Lady Arran befremdet.

„Das iſt ein Vorwand!" rief der Graf.

„Kein Vorwand!" erwiderte Heliade ſanft und ernſt. „Mein Herz iſt gefeſſelt."

„Und iſt Deine Wahl Deiner würdig?" fragte der Graf ſtreng; — „ſteht eine Verbindung in Ausſicht?"

„Da ſie aus früherer Zeit iſt, ſo müſſen Deine Eltern darum gewußt ... Dein Vater ſie gebilligt haben ... that er das?“ fragte Lady Arran beſorgt.

Heliade war in qualvoller Bewegung. Im Hinblick auf Peregrin Gorm hätte ſie alle dieſe Fragen ruhig mit Ja beantworten können. Im Hinblick auf Mariano jedoch — war das nicht möglich. Den Zuſammenhang aber zwiſchen Peregrin und Mariano durfte ſie keinem Menſchen offenbaren: das hatte ſie Juſtinen gelobt! Sie wußte dies Geheimniß ja nur in einer Weiſe, die ihr nicht erlaubte, es zu enthüllen! Nannte ſie Peregrin Gorm, ſo verzichtete ſie auf Mariano — und nannte ſie Mariano — ach! in welchem Licht mußte ſie erſcheinen! Sie ſchwieg und blickte flehend zu Lady Arran auf. Dieſe ſagte mitleidig:

„Wenn es ſo iſt, mein armes Kind, daß Du über dieſe Frage in eine kleine Verwirrung geräthſt, ſo wollen wir ſie fallen laſſen, in der feſten Ueberzeugung, daß Du eine Neigung, an welche Du nur mit Beſchämung denkſt, aus Deinem Herzen verbannen werdeſt.“

Da ſtand Heliade auf und ſagte ruhig, aber mit zitternder Stimme:

„Nein, theure Mutter, es iſt nicht ſo, daß ich mich meiner Neigung zu ſchämen hätte — und eben deshalb und durch manches Leid ... iſt ſie mir ſo feſt in's Herz gewachſen, daß ich ſie nicht herausreißen kann ... noch will! ... Es ſei denn, daß ich den Willen Gottes erkennte, der die Ueberwindung dieſer Liebe von mir verlangte."

„Und wird ſie eben ſo innig und treu erwidert?" fragte Lady Arran.

„Das weiß ich nicht!" entgegnete Heliade; „aber ich weiß, daß ſie eine ganze Jugend ausgefüllt hat, bevor ich ſie nur ahnte."

„Und kann ſie denn zu einem glücklichen Ziel führen, geliebtes Kind?"

„Das weiß ich nicht! Menſchlich geſprochen iſt wohl keine Ausſicht."

„Und an dieſe Chimäre will meine gute, klare, energiſche Heliade ihr Herz, ihre Jugend, ihr Leben verſchwenden!" rief Lord Arran ſchwankend zwiſchen Zorn und Schmerz. „Stoße ſie von Dir, dieſe Chimäre! blicke einfach edlen Verhältniſſen in's Auge! erfülle den Wunſch eines vortrefflichen Mannes! beglücke Deine Eltern — das geziemt ſich für Heliade!"

„Dem Einen die Hand ... dem Andern das Herz? ... Nein, mein lieber Vater, das ziemt ſich nicht für Heliade," ſagte ſie tieftraurig.

„Nun denn ... wo ... wer iſt der Mann, an dem Dein Herz hängt? — Was kann man für ihn thun? ... Wie heißt er? ... — Wie heißt er?" wiederholte Lord Arran, da Heliade ſchwieg; — „Du biſt es uns ſchuldig, ihn zu nennen.“

„Er heißt … Mariano Torrigi,“ ſagte Heliade.

Der Graf fuhr entſetzt zurück. Lady Arran rief angſtvoll:

„Wer iſt es, Heliade?“

„Mariano Torrigi, der Violinſpieler,“ ſagte ſie.

Lady Arran brach in einen Strom von Thränen aus. Stumm und bleich ſaß der Graf da und rang nach Faſſung. Marmorblaß und ſtill ſtand Heliade vor ihnen, als erwarte ſie ihren Urtheilſpruch. Lord Arran faßte ſich zuerſt und ſagte mild:

„Es iſt gut, Heliade! geh' auf Dein Zimmer. Es verſteht ſich, daß von dem Allen, was wir mit Dir beſprochen hatten, jetzt nicht mehr die Rede ſein kann. Bryan O'Connor wird noch heute abreiſen.“

Da fiel Heliade auf die Knie, ergriff ſeine und Lady Arrans Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen — und verließ ſchweigend das Cabinet. Oben in ihrem Zimmer ſank ſie auf ihren Betſchemel vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehte um Erleuchtung, ob ſie auch in der Ueberraſchung des unerwarteten Antrags verkehrt geſprochen, gehandelt habe … ob ſie dem Wunſch ihrer Pflegeltern, ihrer Wohlthäter Gehör geben müſſe. — — Aber die innere Stimme, die ſtets ſich vernehmen läßt, wenn man ſie hören will, ſprach fort und fort: Nein! nein! … Dem Einen die

Hand, dem Andern das Herz — das iſt gewiſſenlos. Was meine Wohlthäter nun auch beſchließen und ob ſie mich fortſchicken werden — ich muß wieder meine Welt in Trümmer ſtürzen laſſen und Gott gehorchen! ... denn durch mein Gewiſſen ſpricht Er zu mir ... Nein! Nein! — —

„Magdalene, was iſt dies für ein furchtbares Räthſel!“ rief Lord Arran, als er allein mit ſeiner Frau war. „Heliade, die edle, die zarte, die ich „das Hermelin“ nennen würde, wenn ich nicht fürchtete, ſie eitel zu machen — Heliade verliebt ſich in einen vagirenden Künſtler, in einen Virtuoſen! Nein, das überſteigt alle Begriffe, alle Erfahrung, alle Menſchenkenntniß meiner grauen Jahre! Heliade läßt ſich von einem genialiſchen Charlatan ſo bezaubern! — Ich bitte Dich, rede! was denkſt Du, was meinſt Du von dieſem unerhörten Ereigniß!“

„Ich denke noch gar nichts!“ ſagte Lady Arran, ihre Thränen zurückdrängend; — „ich bin betäubt vom Schreck. Aber ſo wie Du es auffaßt — Heliade ergriffen von einer mächtigen, andauernden Leidenſchaft für einen herumziehenden Virtuoſen — das ſcheint mir unmöglich. Dazu ſind in ihrem Charakter gar keine Anhaltpunkte. Nie iſt eine romanhafte Grille, nie die Sucht nach Ungewöhnlichem, nie eine Vorliebe für Phantaſiegebilde im wirklichen Leben — bei ihr zum Vorſchein gekommen.“

„Es gibt unglaubliche Anomalien im weiblichen Charakter," entgegnete Lord Arran. „Man iſt nie ſicher, ob es mit Euch in den Himmel oder in die Hölle geht. In Euren Seelen gibt's Fallthüren und Schlupfwinkel, welche unſere Seele nicht ahnt."

„Da haſt Du ganz Recht!" ſagte Lady Arran; „der weiblichen Natur iſt Scheu und Schüchternheit eingeboren. Gibt ihnen die Gnade keine gute Richtung, ſo geben ihnen die Leidenſchaften eine ſchlimme und das Weib wird verſteckt, unaufrichtig, hinterliſtig und unzuverläſſig. Aber das paßt nicht auf Heliade mit ihrer geraden, offenen Seele."

„Und was ſage ich an Bryan, dem ich ſo viel Hoffnung gemacht ... ſo ihn ermuntert habe, als könne die Sache gar nicht fehlſchlagen! ... Soll ich ganz ablehnen? — Aber wenn Heliade zur Beſinnung käme! — Soll ich vorerſt ablehnen und auf die Zukunft hinweiſen? — Aber wenn ſie ſich nicht beſinnt ... was dann!" —

„Sage ihm ganz einfach, Heliade wünſche nicht ſich zu verheirathen und deshalb ſei es beſſer, wenn er uns nicht nach Rom folge."

„Ich bin wahrhaftig ſo beſchämt dem armen Bryan gegenüber, daß ich mich freue, in zwei Monaten Irland zu verlaſſen und ihn auf längere Zeit nicht wiederzuſehen. Heliade kann dann in Rom bei ihrer Großmutter bleiben ... denn in unſern Plan paßt ſie mit ihrer abentheuerlichen Neigung doch nicht mehr.“

„Nur nicht zu haſtig, lieber Freund,“ ſagte Lady Arran ſanft. „Vielleicht bringen die großen Eindrücke, die ſie in Rom empfangen wird, auch eine große Wirkung in ihr hervor und löſen ſie ab von kindiſchen Träumereien. Sie hat immer ſehr einſam gelebt, einſam bei ihren Eltern, einſam bei der Baroneſſe Rufſach. Erſt hier bei uns iſt ſie in einen jugendlichen Kreis eingetreten — und auch der umgibt ſie nicht immer. In der Einſamkeit aber lebt das Herz lange von einem ſtarken Eindruck, weil kein neuer da iſt, um ihn zu ſchwächen, zu verdrängen.“

So geſchah es denn. Bryan O'Connor reiſte ſogleich nach dem Geſpräch mit Lord Arran ab, während gegen Heliade mit keiner Sylbe, mit keiner Andeutung der Sache gedacht wurde. Lord und Lady Arran bewieſen ihr dieſelbe Liebe, dieſelbe Zärtlichkeit wie früher; kein Hauch von Verſtimmung oder Erkältung trübte ihr gütiges Benehmen. Sie fragten auch nicht nach einer Löſung des unbegreiflichen Räthſels. Sie ließen über jene Eröffnung einen dichten Vorhang fallen und behandelten Heliade ganz wie früher. Sie wußten, daß Heliade durch dieſe Güte und dies Vertrauen zu unbegrenzter dankbarer Liebe gerührt werden würde — und knüpften daran unbeſtimmte Hoffnungen. Während der Graf zu Bryan O'Connor ging und ihm Heliadens ablehnende Antwort mittheilte, begab ſich Lady Arran zu Heliade, welche ſie in Thränen ſchwimmend auf ihrem Betſchemel fand. Als Heliade ſtatt der ernſten Vorſtellungen, auf welche ſie gefaßt war und welche ſie in tiefer Demuth hinnehmen wollte, das liebreiche Wort hörte:

„Ich fürchtete wohl, Dich traurig zu finden, Heliade, und darum komme ich zu Dir. Gräme Dich nicht, trockene Deine Thränen, Du biſt und bleibſt unſere liebe Tochter, der wir vertrauen und von der wir hoffen, daß ſie nie die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seele über kleine Mädchenlaunen vergeſſen werde;“ —

da ſank Heliade mit einem Gemiſch namenloſer Empfindungen in Lady Arran's Arme. Denn ihr Gewiſſen gab ihr das Zeugniß, daß ihr die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seele theurer geweſen ſei, als ein ſüßes Liebesglück. Und während ihr das Vertrauen von Seiten ihrer Pflegeltern unſäglich wohl that, ſchmerzte es ſie eben ſo tief, es nicht mit voller, aufrichtiger Offenheit beantworten zu können. Aber es war ja nicht ihr Geheimniß! ein fremdes offenbaren … das war Verrath des Vertrauens. Sie hatte Juſtinen ihr Wort gegeben, über Alles zu ſchweigen, was deren Correſpondenz betraf: ſie hielt es. Lag es im Plan Gottes, die räthſelhafte Begebenheit zu enthüllen, die aus Mariano Torrigi … Peregrin Gorm — oder auch umgekehrt! — machte, ſo konnte das durch andere Mittel und Werkzeuge geſchehen, als durch ſie. Ihre Aufgabe war — ſchweigen! —

„O meine theure Mutter!“ rief ſie mit heißer Inbrunſt: „Gott vergelt's, mit welcher Liebe und Nachſicht Du mich behandelſt! Vielleicht wird Er Dir dereinſt offenbaren, daß ich deſſen nicht ganz unwürdig bin.“

Damit war der Friede geſchloſſen und Lady Arran ſagte zu ihrem Mann:

„Im Grunde weiß ich gar nicht, warum wir ſo ſehr wünſchen ſollten, Heliade verheirathet zu ſehen! Sie wird ja dadurch von uns getrennt, nicht bloß räumlich, ſondern auch in ihren Intereſſen: Mann und Kinder gehen den Eltern vor. Hat eine Tochter Neigung zur Ehe — nun, ſo freut man ſich, ihr Glück begründen zu können und übergibt ſie mit großer Selbſtverleugnung einem Gatten. Hat ſie aber dieſe Neigung nicht, ſteht ſie ſo ruhig und zufrieden auf ihrem Platz wie Heliade, ſo wollen wir uns doch recht freuen, ſie behalten zu dürfen und die ſchöne, klare Stille ihres Weſens nicht verſtören durch unzeitiges Drängen zum Eheſtande.“

„Du haſt ganz Recht, Magdalene!“ entgegnete Lord Arran; „es iſt viel ſchöner, wenn ein junges Mädchen ſich im Elternhauſe glücklich fühlt, als wenn es, kaum erwachſen, ſich ſehnt nach dem eigenen

Heerd. Allein bei Heliade iſt ja der ſchreckliche Umſtand mit dem Violinſpieler im Hintergrunde; und der macht mir den Eindruck, als ſei unſer ſchneeweißes, zartes Hermelin in das garſtige Netz einer ungeheuern, abſcheulichen Kreuzſpinne gerathen.“

„Welche übertriebene Vorſtellung!“ ſagte ſie lächelnd. „Ich habe bezüglich dieſes Punktes große Hoffnung auf Rom geſetzt. Eine ſolche Reiſe wirkt mächtig auf ein junges, empfängliches Gemüth. Unter dem Schutt und der Größe von Jahrtauſenden faßt der denkende Menſch ſeine Beſtimmung ernſter und höher als nach Jugendeindrücken und Liebesträumen auf.“

„Und des Contraſtes wegen wollen wir unſern Weg über Paris nehmen. Dann kann ſie Vergleiche anſtellen und ihre Sympathien wählen. Bei ihr — nicht bei allen jungen Perſonen! — kann man das wagen.“

Heliade freute ſich unausſprechlich zu der Reiſe. Für die Jugend hat das fremde Land, das da irgendwo hinter den dunkeln Bergen oder jenſeits des blauen Meeres liegt, den vollen Zauber, den das Unbekannte mit all ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten auf die Phantaſie übt, welche noch nicht durch die Enttäuſchungen der Wirklichkeit ernüchtert wurde. Ueberdies hatte Rom, als Colomba's Heimath, einen ſüßen Reiz für Heliade, die in ihrem Gedächtniß alle

Jugenderinnerungen ihrer Mutter bewahrte. Ihr eigener früher Beſuch bei der Großmutter, bevor ſie mit den Eltern aus Florenz nach Dresden überſiedelte, hatte ſich auf einige wenige Tage beſchränkt, welche ſie im Häuschen am Fuß des Celio verlebte, ſo daß ihr Rom für ihre Perſon etwas ganz Neues war. Sie ſtudirte Beſchreibungen, Bilder, Pläne von Rom — und dieſe Studien ſollten dann an Ort und Stelle ganz gründlich fortgeſetzt werden.

„Wenn uns nur kein Unfall zuſtößt, bis wir dort ſind!“ ſagte ſie zu Lord Arran; — „das Glück, in Rom zu ſein, kommt mir für Katholiken ſo groß vor, daß ich noch gar nicht recht auf die Verwirklichung zählen mag.“

„Freue Dich getroſt, Heliade!“ erwiderte Lord
Arran; — „mit Gottes Hülſe erreichen wir wohl-
behalten die ewige Stadt. Aber vergiß nicht, daß
ſie auf unſerer Erde, auf dieſem kleinen, mittel-
mäßigen Planeten liegt, und daß dieſe Mittelmäßig-
keit ſich überall geltend macht, überall vordrängt,
wo Menſchen beiſammen ſind. Als ein Wunder der
Gnade tritt uns zuweilen, flüchtig, vereinzelt, die
Vollkommenheit entgegen — aber ihre Heimath iſt
nicht hienieden, wo überall der Tod, der phyſiſche,
der ſeeliſche, ihr drohend entgegenſtarrt. Ihre Hei-
math iſt „das Land der Lebendigen“ — wie die
heilige Schrift ſo ſchön das ewige Leben nennt, das

keinen Tod mehr zu fürchten hat. Vollkommenes Glück, vollkommene Tugend, vollkommener Friede für Alle und für immer entſpricht nicht der Beſtimmung des Menſchen hienieden; — ſie heißt Kampf."

„Ja!" ſagte Heliade, „ſie heißt per aspera ad astra."

„Vergib uns unſere Schuld.“

Auf dem Broadway, der eleganteſten Straße von New-York, ging ein katholiſcher Prieſter. Er trug die gewöhnliche ſchwarze Soutane. Der Luxus, die Elegance, die Frechheit, das Laſter dürfen ſich allüberall in den Livreen ihres Reichthums, ihrer Ueppigkeit, ihrer Gemeinheit öffentlich zeigen. Ihnen gehört der Boden, den ſie betreten oder über den ihr Wagen dahinrollt; ihnen gehört die Luft, die ſie umgibt, die Sonne, die über ihnen ſcheint; ihnen gehört die Achtung, die Bewunderung, der ſtille Neid, das Wohlgefallen der großen Menge, welche dieſe bunten blanken Livreen noch nicht trägt, aber um deſto begieriger nach ihnen iſt. Doch das edle Ordenskleid darf ſich in manchen großen Städten nicht öffentlich ſehen laſſen. Das hat nach des Pöbels Meinung — Pöbel in Lumpen, Pöbel in Sammt und Seide — kein Anrecht an Sonnenſchein und friſcher Luft. Das nimmt ſich heraus in ſchweigender Demuth, in geriſſener Armſeligkeit ein Gleichgültigkeitszeugniß gegen die Hoffart und gegen den Prunk abzulegen und zu beweiſen, daß es noch Menſchen gibt, die nicht auf der Fährte des Goldes den Staub lecken. Es iſt freilich wahr: Niemand nimmt gern einen öffentlichen Vorwurf hin — und das edle Ordenskleid iſt unter Umſtänden und auf manchen Stätten ein ſo ſchneidender Vorwurf, daß ſich tauſend und aber tauſend Augen davor niederſchlagen müſſen — wenigſtens nach Innen. Das verſtimmt und erzeugt Groll und Trotz. Daran iſt nun allerdings nicht das Ordenskleid, ſondern das fremde böſe Gewiſſen Schuld; allein jenes muß dafür büßen, indem es durch dieſes in Acht und Aberacht erklärt wird, weil es ſo vermeſſen iſt, durch ſeine Erſcheinung die Allein-Berechtigung des Mammon-Cultus in Frage zu ſtellen. Deshalb durfte jener Prieſter nicht im weißen Ordenskleide der Dominicaner in den Straßen von New-York umhergehen.

Schon jetzt erregte ſein prieſterliches Kleid ein Mißfallen bei einigen jungen Leuten. Sie folgten ihm auf dem Fuß nach, mit ſpöttiſchen Bemerkungen und verhöhnenden Geſprächen. Der Prieſter ging ſo ruhig ſeines Weges, als bemerke er gar nicht dieſe Brutalität — und vielleicht bemerkte er ſie wirklich nicht, ſo vertraut ſah er aus mit allem, was Leiden iſt. Das ärgerte aber die Bande! Zwei von ihnen löſten ſich von den Uebrigen ab, gingen ein Paar Schritte vor und nahmen den Prieſter in ihre Mitte, indem ſie Worte des Hohnes gegen ſeinen Stand und der Läſterung gegen ſeinen Glauben ausſtießen. Kaum hatten ſie aber in dieſer Weiſe einige Schritte gemacht, als ihnen ein anderer junger Mann raſch entgegenkam, ſie mit einem Blick kalter Verachtung maß, den Arm des Prieſters unter den ſeinen nahm und verbindlich zu dieſem ſagte:

„Ich hoffe, nicht unbeſcheiden zu ſein, wenn ich um die Erlaubniß bitte, Sie begleiten zu dürfen;“ — und Beide ſetzten den Weg fort, den der Prieſter eingeſchlagen hatte.

Die wüſten Geſellen blieben zurück und der eine rief:

„Was zum T—l! hat der Mariano Torrigi mit dem verfl— Schwarzrock zu thun!“

„War das Mariano Torrigi, der Violinſpieler?“ riefen ein Paar Andere.

Der Prieſter aber ſagte ruhig zu Mariano:

„Sie ſind ſehr gütig, Sir, ſich meiner anzunehmen; allein wir ſind an dergleichen Scenen gewöhnt und müſſen immer auf ſie gefaßt ſein.“

Im Lande der allgemeinen Freiheit für jede Religion und jeden Cultus? . . . wie iſt das zu erklären!“ rief Mariano.

„Dadurch, daß Prinzip und Praxis zweierlei ſind,“ entgegnete der Prieſter lächelnd.

„Dann wäre die Handhabung des Prinzips eine beſtändige Lüge,“ ſagte Mariano.

„In Europa verſucht man allerdings dergleichen. Man ſchreibt in einem Paragraphen der Staatsgeſetze: Die Kirche iſt frei — und dann umzingelt man ſie mit andern Paragraphen, welche es möglich machen, ſie wie eine Sklavin zu behandeln. Das iſt hier durchaus nicht der Fall! der Staat bekümmert ſich gar nicht um uns. Wir können Gotteshäuſer bauen, Schulen eröffnen, Klöſter und fromme Anſtalten gründen, hierarchiſche Organiſation einführen, ganz nach katholiſchen Grundſätzen und Bedürfniſſen, ganz ſo weit und ſo viel der katholiſche Glaubenseifer opferwillig iſt. Bevormundung, Einmiſchung des Staates in dieſe Angelegenheiten iſt etwas ganz Unbekanntes. Die Kirche beſteht auf ſich und durch ſich; ſie iſt arm, aber frei, und geht einer ungeheuern Zukunft entgegen. Was aus Amerika wird — wer kann es ſagen? Wer mag ſich da auf Prophezeihungen einlaſſen? Einige nennen es einen Coloß auf thönernen Füßen. Andere ſagen: Mit nichten! die Füße ſind nicht von gebrechlichem Thon, ſondern von feſtem Gold. Und darauf entgegnen wieder Andere: Zum Fundament eines Staates iſt auch das Gold nicht feſt genug. Wie dem nun ſei! . . . die Kirche hat eine glänzende Zukunft in Amerika — und vielleicht gerade deswegen müſſen ihre Diener, die durch das

Freiheitsprinzip in ihrem Wirken geſchützt ſind, perſönlich hie und da einige Neckereien dulden. Das kann nicht anders ſein! Das Banner der Kirche — iſt das Kreuz, und das Kreuz — ſpricht der Apoſtel St. Paulus — iſt den Heiden eine Thorheit. Bei unſern modernen Heiden fällt von der Verachtung dieſer Thorheit auch etwas für den Sohn des Kreuzes, den Prieſter, ab."

„Mein Herr!" rief Mariano, der dem Prieſter aufmerkſam zugehört hatte: „wo in der Welt haben wir uns ſchon geſehen?"

„Nirgends, das ich wüßte!" erwiderte der Prieſter und ſah mit ſeinen ſchönen, dunkeln, liebedurchleuchteten Augen freundlich Mariano an.

„Und je mehr Sie mich betrachten, deſto gewiſſer wird es mir!" ſagte Mariano: „ich habe ſchon irgendwo in der Welt Ihre Augen geſehen! aber wo? . . . wo?"

„Augen ſind Augen, Sir!" entgegnete der Prieſter lächelnd; — „hat man deren viele geſehen, ſo täuſcht man ſich leicht."

„Sind Sie ein geborner Amerikaner?"

„Nein, Sir, ich bin ein Ire."

„O . . . Heliade!" rief Mariano mit erſtickter Stimme in grenzenloſer Ueberraſchung. Er wußte, daß ein Bruder ihrer Mutter Miſſionär in Amerika ſei. Er wußte, welche Augen er vor ſich habe und an wen ſie ihn erinnerten.

Der Prieſter war nicht weniger überraſcht durch Mariano's Ausruf und ſeine Bewegung. Wer war dieſer junge Mann? Von welcher Heliade mochte er ſprechen? Da Mariano ſchwieg, fragte auch er nicht weiter und nur nach einiger Zeit ſagte er:

„Ich bitte, machen Sie ſich nicht länger die Mühe, mich zu begleiten. Wir ſind ganz in der Nähe des Hauſes des Herrn Erzbiſchofs, bei dem ich wohne... und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Begleitung.“

Schweigend gab ihm Mariano ſeine Karte. Der Prieſter warf einen Blick auf den italieniſchen Namen, deſſen Berühmtheit ihm gänzlich unbekannt war und ſagte:

„Ein Italiener! ... ah, ſo ſind Sie Ihrem Prieſter zu Hülfe gekommen!“

„Doch nicht! ich bin nicht katholiſch.“

„Nun dann bin ich Ihnen um ſo dankbarer, Sir, und kann ich Ihnen auch meine Karte nicht geben, weil ich keine beſitze, ſo kann ich Ihnen doch ſagen, daß ich Reginald O'Connor, Dominicanerordens, bin.“

Sie ſchüttelten die Hände und trennten ſich.

Als Mariano zu Hauſe kam, flog ihm Torrigi wie wahnſinnig entgegen und rief, indem er mit beiden Händen ſein Haar durchwühlte:

„Gefahr! Gefahr! ſie iſt in Gefahr! ... O meine

Tota! ... o ſie wird denſelben Weg gehen, den meine Cecca gegangen iſt — und ich unglückſeliger Vater verliere meine beiden Juwele und bin auf ewige Zeiten ein geſchlagener Mann!"

„Was fehlt ihr?" fragte Mariano entſetzt.

„Ein Nervenfieber iſt im Anmarſch! ... Was ſag' ich! Anmarſch? — iſt bereits im vollen Ausbruch. Der Doctor behauptet, ſie müſſe ſich ſeit Wochen krank gefühlt haben ... und gibt zu verſtehen, daß es bei ihrer kräftigen Organiſation ſehr bedenklich werden könne! ... Marian, dies iſt ein furchtbarer Schlag! ... Statt nach Mexico zu gehen muß ich hier bleiben und vielleicht hier mein Kind begraben! ... Das wäre zu hart, Marian, zu hart!"

Marian war betäubt vor Entſetzen, daß der Tod ſeine Hand nach dieſem jungen Leben ausſtrecke und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß er eine Mitſchuld an dieſer Cataſtrophe trage. Antonia hatte mit einer gewiſſen trotzigen Freude, als mache es ihr Vergnügen, einem Mann weh zu thun, höchſt entſchieden den überraſchten und gekränkten Richard Stronghead abgewieſen. Keine Bitten, keine Vorſtellungen ihres Vaters fanden Gehör bei ihr.

„Ich will meine Jugend, meine Freiheit genießen! So lange war ich Sklavin des Violoncello's — und nun ſoll ich Sklavin der Launen eines Mannes werden, der heute mich liebt und morgen mich vergißt?

Mit nichten! In den erſten zehn Jahren will ich vom Eheſtand nichts hören, Vater! ... und jetzt will ich erſt recht anfangen, munter und vergnügt zu ſein.“

So ſprach Antonia und ſie führte dieſes Vorhaben inſofern aus, als ſie ſich in einen Taumel von rauſchenden Vergnügungen ſtürzte. Sie ritt mit Leidenſchaft den ganzen Tag; ſie tanzte mit Leidenſchaft die ganze Nacht; kein vernünftiger Gedanke kam in ihren Sinn, kein vernünftiges Wort berührte ihr Ohr. Wenn Marietta beſorgt ſagte:

„Antonia, welchem Ziel und Ende ſtürmſt Du zu?“ ſo erwiderte ſie:

„Das weiß ich nicht und es iſt mir auch ganz gleichgültig. Wenn ich ankomme, werd' ich es ſchon erfahren.“

„Ja wohl ... aber zu ſpät.“

„Zu ſpät, Marietta, wäre es nur in dem Fall, daß ich mich eines guten Tages in der Hölle wiederfände. Aber dahin komme ich nicht: ich thue ja nichts Böſes. Ueberdas iſt es noch gar nicht gewiß, ob es überhaupt ewige Höllenſtrafen gibt — ja nicht einmal, ob eine Hölle! ich bin zweifelhaft darüber.“

Marietta ſagte wehmüthig: „Wenn Du als Kirchenlehrer auftrittſt, möchte ich lächeln! aber Eines ſteht feſt, Tota: die Hölle und ihre ewigen Strafen werden nur von Denen geleugnet, welche auf dem Wege ſind, ihnen zu verfallen."

Ich wiederhole Dir aber, daß ich nichts Böſes thue," rief Antonia ungeduldig.

„Treibſt Du nicht einen unſinnigen Luxus?" fragte Marietta.

„Unſinnig — nein! Luxus — ja! Der Luxus iſt etwas ſehr Gutes und Vernünftiges: er beſchützt und hebt die Induſtrie."

„Denkſt Du an etwas Anderes, als an Kleider und Schmuck, an Tanzen und Reiten, an Vergnügungen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend?"

„Nun, das ſind doch wahrhaftig höchſt unſchuldige Gedanken, Marietta!"

„Biſt Du nicht immer umringt von einem Schwarm von Männern, welche Dir weiß der Himmel was Alles für Dinge ſagen?"

„Dies kann ich nicht leugnen, Marietta."

„Verräth das nicht Eitelkeit, Leichtſinn, Gefallſucht ... vielleicht Schlimmeres noch?"

„Marietta!" rief Antonia lachend, „es iſt mein Gaudium, den Männern den Kopf zu verdrehen! und da ſie nur in dieſem Zuſtand erträglich — ſonſt aber ſchwerfällig, trocken, plump und langweilig im Uebermaß ſind: ſo müſſen ſie es mir danken, daß ich die Güte habe, ſie einigermaßen liebenswürdig zu machen."

„Nie werd' ich begreifen, was es Dich angeht, ob Herr X. oder Herr Z. langweilig oder unterhaltend iſt,“ ſagte Marietta traurig.

„Wie? das begreifſt Du nicht? Ich lebe ja zwiſchen ihnen und mag lieber lachen, als gähnen — was höchſt natürlich iſt. Und dann ſind es keineswegs die Herren X. Y. Z. — unbekannte Größen! ſondern die Herren Frankman und Staunton und Penrith und Miller, ſämmtlich ſehr reich und zur beſten Geſellſchaft gehörend. O, ich wähle meine Leute! ich habe Welt- und Menſchenkenntniß! ich bin nicht mehr die ungeſchickte, rohe Tota von früher! Und bin ich auch etwas eitel und Alles, was damit zuſammenhängt, ſo gehe ich doch, allen dieſen Herren gegenüber, nicht ein Haarbreit weiter, als ich eben will — und da ich nichts Böſes thun will, ſo thue ich nichts Böſes.“

„Nennſt Du einen Zuſtand nicht ſchlimm, in welchem Du nicht eine einzige Tugend übſt, welche ein junges Mädchen haben ſoll?“

„Mein Gott! dieſer Zuſtand iſt nicht meine Wahl. Früher war er mir ein Greuel. Ich mußte dennoch darin bleiben. Jetzt gefällt mir das, was in ihm berauſchend iſt. Nie hatte ich Zeit, mich auf beſondere Tugenden zu verlegen ... denn ich mußte mich mit all meinen Kräften auf's Violoncell verlegen. Daß man dabei nicht zu hohen Tugenden gelangt, verſteht ſich von ſelbſt. Du biſt freilich ganz anders, Marietta! eine kleine Heilige biſt Du! ... doch das iſt nicht Jedermanns Sache — und die meine gewiß nicht.“

So ſprach, ſo dachte, ſo lebte Antonia. Marietta ſah es mit Jammer. Auf dieſer abſchüſſigen Bahn, ohne Zügel, ohne Leitung, nur noch gehalten durch den ſchwachen Ueberreſt guter Inſtinkte, mußte die Seele zu Grunde gehen. Mariano ſah es mit noch größerem Jammer. Er hätte ſeinen Einfluß auf ſie zu ihrem Heil verwenden können, wenn er ſelbſt beſſer und ſtärker geweſen wäre; — oder er hätte ſich ſo wenig um ſie bekümmern müſſen, wie um „das ſtille Kind“; dann wäre ſie vielleicht ruhiger und gleichgültiger geblieben, hätte Richard Strongbead geheirathet und wäre eine vernünftige Frau geworden. Aber dieſer Traum von Liebe, den er, wenn nicht hervorgerufen, ſo doch nicht ſogleich zerſtört hatte, warf ſie ſo recht in den Strudel hinein. Einestheils wollte ſie ſich zerſtreuen und anderntheils ſuchte ſie Erſatz — ohne über das Letztere mit ſich im Klaren zu ſein, da ſie Niemand fragte, Niemand zu Rath zog. In ſeiner peinlichen Beſorgniß um Antonia hatte er einmal Marietta gefragt, ob Antonia noch ihre religiöſen Pflichten erfülle, und die Antwort erhalten:

„Sie macht es wie der Vater und geht in der öſterlichen Zeit Einmal zu den heiligen Sacramenten. Da ſie jedoch gar nicht daran gewöhnt iſt, ſich Rechenſchaft über ihr Gewiſſen abzulegen, ſo müſſen ihre Beichten nothwendig höchſt oberflächlich bleiben, ohne Reue, ohne Vorſatz der Beſſerung, ohne irgend einen guten, practiſchen Entſchluß. Vielleicht iſt ihr Seelenzuſtand der Art, daß er die Abſolution ungültig macht und auf keinen Fall kann die Wirkung der heiligen Communion tief und kräftig ſein."

„Wie glücklich biſt Du, ſolche himmliſche Hülfe zu haben!" ſagte Mariano. „Es muß ein eigenthümliches Wonnegefühl ſein, ſich zu ſagen: Jetzt ſind dir deine Sünden vergeben! — und ich begreife, daß man, nachdem man dieſe Bürde von ſich genommen weiß, ſich zu einem neuen Leben entſchließen könne.

„Und Du zögerſt noch trotz dieſer Einſicht!" rief ſie lebhaft; — „o betrübe nicht Deinen heiligen Schutzengel, der Dir all dieſe guten Gedanken zuflüſtert."

„Auch andere Gedanken kommen mir, Marietta, und rufen dawider: Täuſchung, Irrthum."

„Glaubſt Du an die Offenbarung?" fragte ſie; — „glaubſt Du, daß göttliche Wahrheit in der heiligen Schrift niedergelegt iſt? — Glaubſt Du das, ſo wirſt Du finden, daß kein Wort weniger als Täuſchung und Irrthum auf das Sacrament der Buße paßt und daß unſer göttlicher Erlöſer ſich ſelten mit größerer Beſtimmtheit ausſprach als damals, da er zu ſeinen Apoſteln nach ſeiner Auferſtehung ſagte: „Nehmet hin den heiligen Geiſt. Welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen; welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.“

„Sieh, Marietta,“ erwiderte er ſinnend, „es iſt etwas ganz Eigenes mit dem Glauben an die chriſtliche Offenbarung, ſobald uns dieſelbe nicht durch ein unfehlbares, untrügendes Organ vermittelt wird, d. h. ſobald wir nicht auf dem Boden einer göttlich beglaubigten Kirche ſtehen. Ich glaube an ein offenbartes Chriſtenthum, weil ich deſſen Sittenlehre zu ſchön und deſſen Hoffnungen für Zeit und Ewigkeit zu erhaben und troſtreich finde, um aus menſchlichen Gedanken hervorgegangen zu ſein; — aber einzelne Punkte und Lehren glaube ich auch wieder nicht, finde ſie überflüſſig, nebenſächlich, laſſe ſie fallen, deute ſie nach Gutdünken, lege meinen ſubjectiven Maßſtab an ſie. Genug ... fragſt Du mich, ob ich an die göttliche Offenbarung der chriſtlichen Religion glaube? ſo muß ich, um aufrichtig zu ſein, antworten: zum Theil.“

„Da biſt Du ganz auf Deinem Platz, Marian! die Irrlehre, in der Du aufgewachſen biſt, macht es ſo. Das iſt Dir in Fleiſch und Blut übergegangen! aber der Chriſt ſoll ſtärker ſein, als das Fleiſch — die Wahrheit ſoll den Irrthum beſiegen. Fange nur endlich einmal an, Dich aus Deiner Gleichgültigkeit aufzuraffen.“

„Ah bei Gott! ich bin nicht gleichgültig! ich bin nur gelähmt durch unſere gräßliche Exiſtenz.“

„Für Dich geht ſie jetzt ja gleich zu Ende,“ ſagte Marietta ſeufzend; — „aber wann für mich? Wann wird der Vater ſeinen Golddurſt ... wann Antonia ihren Freudendurſt geſtillt haben!“

„Begib Dich in meinen Schutz!“ rief Mariano; „ich geleite Dich ſicher nach Genua ... oder wohin Du willſt! Brauchſt Du im Kloſter eine Mitgift — ich zahle ſie mit Freuden. Dann hätte ich doch etwas Gutes gethan! hätte doch einer Seele dazu verholfen, über die armſelige Alltäglichkeit ſich zu erheben! hätte doch die Wonne, bei einem Weſen ein Streben zu fördern, das nicht die Erde und ihre Genüſſe zum letzten Ziel hat! Nimm es an, Marietta ... und Du wirſt meine größte Wohlthäterin ſein.“

„Das ſieht Dir ähnlich, Marian!“ ſagte ſie ſanft und traurig; — „aber ich darf nicht! ich muß das Opfer bringen, welches Gott jetzt von mir verlangt, und nicht das, welches ich bringen möchte. Der Vater würde in Zorn und Verzweiflung gerathen, Ors' Anton hätte Niemand, der ſich ein wenig mit ihm beſchäftigte und ihn möglichſt fern von dem Tumult hielte, der auch ihn bedroht — und Antonia endlich würde ganz verlaſſen ſein und nie ein warnendes

Wort hören. Nein, ich muß ausharren! aber Gott vergelte Dir die gute Abſicht und gebe Dir die Gnade, daß die Seele, deren Streben und Verlangen Du fördern möchteſt — Deine eigene ſei."

Die Abreiſe der Familie Torrigi von New-York nach Mexico und Mariano's nach England war feſtgeſetzt. Da erkrankte Antonia. Sie hatte längſt das Fieber in ihren Pulſen gefühlt, aber ſich bis auf's Aeußerſte dagegen gewehrt. Nun brach ſie zuſammen.

„Gott ſei gedankt ... ich ſterbe!" ſagte ſie zu der entſetzten Marietta.

Eine barmherzige Schweſter wurde zu Hülfe gerufen und das Krankenzimmer nahm die Beſorgniß und die Theilnahme der ganzen Familie in Anſpruch. Das Fieber war ſo heftig, daß Antonia entweder im Delirium oder in ſtumpfer Betäubung war. Sie erkannte Niemand, ſie ſah und hörte nicht, ſie verſtand nichts. Mit namenloſer Angſt harrte Marietta auf einen lichten Augenblick, um einen Prieſter zu rufen. Sie verließ mit keinem Schritt das Krankenzimmer. Sie fürchtete, die barmherzige Schweſter werde minder aufmerkſam das Erwachen von Antonia's geiſtigen Kräften beobachten als ſie. Sie bat Gott nicht um Leben, nicht um Sterben; — nur aber, daß die Seele der Kranken, ſei es für's Leben, ſei es für's Sterben — nicht im Torpor verbleibe.

Die barmherzige Schweſter bat dringend, Marietta möge ſich doch einige Ruhe gönnen, ein Paar Stunden der Nacht durch Schlaf — und des Tages in der friſchen Luft ſich erholen; aber Marietta antwortete nur:

„Es ſoll geſchehen, wenn die Gefahr vorüber iſt.“

Der Arzt hatte erklärt, am neunten Tage werde eine entſcheidende Kriſis eintreten. Es geſchah aber nicht; — die Krankheit trat nur in ein anderes Stadium und der einundzwanzigſte Tag ſollte nunmehr der entſcheidende ſein. Indeſſen gaben ſich Alle der Hoffnung hin, daß die größte Gefahr überwunden ſei, denn Antonia war jetzt ihrer Sinne vollkommen mächtig. Das Fieber wüthete fort, ließ jedoch ihren Kopf ganz frei. Auf Marietta's ſchüchterne Frage, ob ihr der Empfang der heiligen Sacramente nicht ein Troſt ſein würde, entgegnete ſie:

„Ich bin noch nicht bei dem Viaticum.“

„Das weiß ich!“ entgegnete Marietta.

„Wenn es ſo weit iſt, werde ich es ſagen und einen Prieſter verlangen,“ verſetzte Antonia.

Das war troſtlos, denn ſie konnte ja jeden Augenblick in Bewußtloſigkeit zurückfallen. Marietta hätte gern einen Prieſter gerufen; ſie wußte aber nicht, welchen Eindruck es auf Antonia machen, ob es ſie erſchrecken, ſie verſtimmen werde. Auf eine leiſe Anfrage bei dem Vater gerieth dieſer in Wuth:

„Warum ſprichſt denn Du ihr das Todesurtheil, da der Arzt doch noch Hoffnung gibt!“ rief er.

Endlich wendete ſie ſich an Mariano und ſagte:

„Was fangen wir an! der Vater und Antonia haben die verkehrte Anſicht, daß der Prieſter nur in extremis zu rufen ſei. Aber dann weiß der Sterbende oft gar nichts mehr von ſeinen Sinnen und iſt immer zu ſchwach, um ſich gehörig ſammeln und vorbereiten zu können. Deshalb wäre es ſo wünſchenswerth, wenn Antonia jetzt beichtete, da ſie jetzt klar und ruhig iſt.“

„Ich werde einen Prieſter zu mir rufen,“ entgegnete Mariano, „und dann wollen wir ſehen, was ſich weiter thun läßt.“

„Kennſt Du katholiſche Geiſtliche in New-York?“ fragte ſie verwundert.

„Gerade nur dieſen, den ich in Schutz nahm gegen die Brutalität einiger zweibeinigen Beſtien,“ erwiderte Mariano — und begab ſich zu Pater O'Connor.

Dieſer empfing ihn ſehr freundlich und wurde noch freundlicher, als Mariano ihm ſeine Bitte vortrug.

„Gott vergelt's Ihnen, dem Akatholiken, daß Sie die Hand bieten, um einer Seele dasjenige Sacrament zuzuwenden, auf welches Diejenigen, die außerhalb der Kirche ſtehen, mit Geringſchätzung blicken.“

„Das müſſen Sie ihnen vergeben, mein Pater! ſie hören ja nichts Anderes, als daß man ſich ſtillſchweigend vor Gott als großer Sünder bekennen müſſe und daß darauf eine Vergebung erfolge, die viel gewiſſer, als die prieſterliche Abſolution ſei — da die Prieſter ſich nur dieſe Gewalt angemaßt hätten.“

„Glauben Sie das?“ fragte P. O'Connor lächelnd.

„O nein!“ rief Mariano; „aber für Akatholiken, die keine Prieſter haben, bleibt ja nichts Anderes übrig, als ſich mit einer ſolchen Annahme zu beruhigen ... — ſo lange man es vermag.“

„Wie kommen Sie in Ihren Verhältniſſen, in Ihren Umgebungen auf ſolche Gedanken!“ rief P. O'Connor mit höchſtem Erſtaunen.

„Sie wiſſen alſo, daß ich der berühmte Violinſpieler bin?“ fragte Mariano.

„Ja, ich erfuhr es, als ich unſere Begegnung in der vorigen Woche erzählte und Ihre Karte vorzeigte. Aber Sie müſſen mir meine Verwunderung vergeben! es iſt ſelten, daß ſich Perſonen, die ſich Ihren Beruf wählen, mit religiöſen Wahrheiten denkend und gründlich beſchäftigen.“

„Mein Beruf mag wohl nicht ganz mein Beruf ſein,“ antwortete Mariano trübe. „Nur die Umſtände brachten mich dazu; nicht freie Wahl. Auf die Wahrheiten der katholiſchen Glaubenslehre bin ich aber aufmerkſam geworden ... durch zwei junge Mädchen. Edlere Weſen hab' ich nie gekannt."

„Das wird aber immer merkwürdiger!" ſagte P. O'Connor. „Wie ſelten kommt ein berühmter Virtuoſe in Beziehung zu ſolchen jungen Mädchen!"

Es ſind auch nur zwei, mein Pater: die eine in Europa, die andere in Amerika."

„Und wenn auch nur zwei ... ſo iſt es ſchon eine große Gnade, daß Ihnen auf jeder Hemiſphäre ein ſolches Weſen begegnete."

„Und daß die eine meine Couſine, die Violinvirtuoſin Marietta Torrigi iſt."

Pater O'Connor ſah Mariano zweifelhaft an, begegnete aber einem ganz ruhigen, ehrlichen Blick.

„Wenn Sie mir die Ehre Ihres Beſuches ſchenken, mein Pater, werden Sie Marietta kennen lernen," ſagte Mariano — „und werden noch mehr erſtaunen, daß in unſerm Treibhausleben ein ſolches Veilchen erblühen konnte."

„Ich komme morgen," verſetzte der Pater; — „und hauptſächlich — wie es meine Pflicht iſt! — wegen der Kranken. Aber ich geſtehe Ihnen, daß mich die beiden Geſunden kaum weniger intereſſiren."

Er hielt Wort und kam. Aber Antonia, welcher Marietta ſagte, daß ein Geiſtlicher bei Marian ſei, entgegnete:

„Das iſt mir gleichgültig ... ich brauche ihn noch nicht. Aber ich begreife nicht, was Marian mit einem Prieſter anfängt."

„Sie werden ſich über ernſte oder religiöſe Gegenſtände unterhalten," entgegnete Marietta. „Du weißt, Marian liebt das."

„Ja, er iſt ernſt geworden. Wie war er friſch und muthig, als er in Genua zu uns kam!"

„Unſer Leben macht ernſt, wenn man ein wenig nachdenkt, was das iſt: das Leben — und wozu man es empfangen hat."

„Ich brauche nicht mehr darüber nachzudenken und das iſt mir ſehr lieb! vielleicht würde auch ich ernſt."

„O Antonia! das wäre eine große Gnade."

„Nein!" ſagte Antonia, „der Tod iſt beſſer! ... beſſer als ein ernſtes ... beſſer als ein fröhliches Leben! ... und Gott ſei gedankt ... ich ſterbe!"

„Wenn Du das glaubſt," ſagte Marietta in Thränen, „ſo weiſe nicht die Hülfe ab, die Deiner Seele geboten wird, um reingebadet im Blut Jeſu vor dem Richterſtuhl des ewigen Gottes zu erſcheinen."

„Ich kann nicht begreifen, was Marian mit einem Prieſter anfängt!" ſagte Antonia abbrechend.

„Wenn Du es wünſcheſt, will ich ihn rufen; er kann es Dir ſelbſt ſagen," erwiderte Marietta, froh der Veranlaſſung, die ihr einen Bundesgenoſſen verſchaffte.

„Ja, rufe ihn … nämlich Marian … den Prieſter nicht.“

Zum Erſtenmal in ihrer Krankheit wünſchte ſie Mariano zu ſprechen. Sie hatte ſich überhaupt daran gewöhnt, ihn wie einen weſenloſen Schatten zu behandeln, ſeitdem er ſich nach ihrem entſchiedenen Bruch mit Richard Stronghead von der Theilnahme an ihrem Vergnügungsrauſch zurückgezogen hatte. Marietta ſagte ihm:

„Es wird vielleicht von Dir abhängen, Marian, ſie zu bewegen, an Gott und ihre Seele zu denken. Verſuch' es! ich bleibe einſtweilen bei dem Pater.“

Mariano ging zu der Kranken. Lautloſe Stille herrſchte in ihrem Zimmer. Sein eigener Schritt erſtarb auf dem dicken Fußteppich. Antonia lag unbeweglich da mit geſchloſſenen Augen. Ihre langen ſchwarzen Wimpern zeichneten ein Paar feine Halbkreiſe wie hingetuſcht auf ihre wachsbleichen Wangen. Das Tageslicht wurde durch die dunkelblauſeidenen Vorhänge der Fenſter und des Bettes zu einem dämmerhaften, farbloſen Ton abgedämpft, der über das ganze Bild den Vorſchatten des Todes zu werfen ſchien. Antonia athmete ſo leiſe, daß keine Bewegung an ihr zu bemerken war. Iſt ſie ſchon im Jenſeits, dachte Marian tief ergriffen und leiſe ſprach er ihren Namen aus. Da ſchlug ſie die großen, müden, fieberſchweren Augen langſam auf und ſagte freundlicher, als ſie ſeit einem Jahr zu ihm geſprochen:

„Sieh da, Marian! ... woher kommſt Du?"

„Marietta ſchickt mich ... ſie ſagte, Du wollteſt mich ſprechen," verſetzte er unausſprechlich bewegt.

„Richtig! ... Das Fieber hat meinen Kopf ſo heftig angegriffen, daß ich mich manchmal gar nicht beſinnen kann. Aber jetzt weiß ich ſchon, weshalb ich Dich ſprechen wollte. Marietta quält mich mit dem Prieſter ... ich ſoll mich mit Gott verſöhnen. Das will ich auch! ... doch zuvor muß ich mich mit Dir verſöhnen, Marian ... und ich war bis jetzt zu angegriffen oder zu betäubt, um das zu verſuchen."

„Sei barmherzig und ſprich nicht von Verſöhnung!" ſagte er tonlos.

„Doch! ich habe Dir vielfach weh gethan! ich habe den ſchönen Frieden zerſtört, der Anfangs zwiſchen uns war ... ich habe mich ſpäter nicht darüber tröſten können, daß ich es gethan ... ich habe die Schuld auf Dich geworfen ... ich habe mich immer mehr in tauſend Thorheiten vertieft und innerlich ergrimmt, daß Du ſie nicht mitmachteſt, daß Du immer ernſter wurdeſt; — nun wollen wir das Alles fahren laſſen! ... Marian, vergib mir recht aufrichtig meine Schuld gegen Dich ... und ſollteſt Du denſelben Wunſch haben, ſo ſei überzeugt, daß ich Dir aus ganzem Herzen vergebe."

„Das nehme ich an … auf den Knien!“ entgegnete er; „aber ich habe nichts Dir zu vergeben, Antonia. Laß Frieden zwiſchen uns ſein … und zerreiße mir nicht das Herz.“

„O nein, gewiß nicht, Marian! Frieden haben iſt beſſer als alles Andere. Das ſieht man aber erſt ein, wenn der Tod kommt.“

„Er kommt noch nicht für Dich! er zieht vorüber.“

„Er kommt, Marian! ich hab' es gleich gewußt und mich ſehr darüber gefreut. Sieh! ſolche arme Weſen wie wir … Marietta und ich … was ſoll im ſpäteren Leben aus uns werden? Wir ſind nirgends auf unſerm Platz … und können daher auch nirgends zufrieden ſein. Darum ſucht man denn ſich zu betäuben … ſo gut es geht — und allmälig gewöhnt man ſich an den Rauſch. Jetzt … ſehnte ich mich im Stillen immer nach etwas Beſſerem und hatte hinter all meiner Thorheit ein trauriges Herz. Wer weiß, ob das nach zehn Jahren noch der Fall ſein würde! … ich wäre vielleicht ganz abgeſtumpft — und darum ſage ich: Gott ſei gedankt … ich ſterbe, Marian.“

„Nein, nein, Antonia, nicht jetzt! nicht in dem Augenblick, wo wir Beide zur Erkenntniß kommen, daß man in einem ſo ganz auf Außendinge gewendeten Leben zu Grunde geht.“

„Ja, jetzt erkenne ich das recht gut. Aber ich könnte es ſehr leicht wieder vergeſſen! ... ich traue mir ſelbſt nicht ... ich bin eitel und wenig geübt in der Selbſtbeherrſchung. Deshalb meint es Gott gar gut mit mir, wenn er mich abruft. Beruhige nur den Vater, Marian ... ſorge dafür, daß er Marietta frei gibt und daß Ors' Anton etwas Anderes noch lernt. Und dann geht Alle heim nach Genua ... ich bleibe hier — allein ... aber in Frieden."

Sie ſprach ſo ſanft, ihr Blick und ihr Ausdruck waren ſo mild, als habe ſie ſchon von aller Unruh und allem Leiden der Erde ſich losgemacht. Je weniger Mariano darauf vorbereitet war ſie ſo zu finden — je weniger er geahnt hatte, daß ſie ſolche Gedanken, ſolche Auffaſſung haben könne — deſto mehr erſchütterte es ihn zu ſehen, wie die Nähe des Todes, d. h. des ewigen Lichtes, den Schleier von den Dingen der Welt abhob, den das wirre Leben darüber gebreitet hatte — und Mariano ſchwamm in Thränen.

„Warum weinſt Du?" fragte Antonia.

„O!" ſagte er, „ich möchte auch gern ſo in Frieden ſterben."

„Das wird ſchon kommen," entgegnete ſie ſanft lächelnd; ... „der Tod gewiß und, wenn Du guten Willens biſt, auch der Friede. Ueber mich kam dieſer Friede, als ich vorhin an Etwas dachte, was ich einmal gehört oder geleſen habe ... wahrſcheinlich gehört ... denn das Leſen war nie meine Liebhaberei."

„Und was dachteſt Du, Antonia?"

„Die Erzählung vom verlornen Sohn, wie er ſagt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Das fiel mir ein ... ich weiß nicht wie. Und da dacht' ich weiter: Dies will auch ich thun! Mariano kommt jetzt, ich will mich mit ihm verſöhnen und dann mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Das Erſte iſt geſchehen! jetzt ſei ſo gut und bitte den Geiſtlichen, zu mir zu kommen."

Mariano war neben ihrem Lager auf die Knie geſunken. Er küßte ſchweigend ihre Hand, die welk und brennend auf ihrer Decke lag und verließ das Krankenzimmer in einer unbeſchreiblichen Bewegung.

Marietta hatte während der Zeit dem Pater O'Connor ein Bild ihres und Antonia's Lebens entworfen und ſie ſchloß mit den Worten:

„Wir gehören gewiß zu den beklagenswertheſten Geſchöpfen auf Erden, denn wir ſind durch Stellung und Beruf fortwährend allen Berauſchungen der Eitelkeit ausgeſetzt und von tauſend Verſuchungen umringt, die um ſo gefährlicher ſind, als ſie ſich nicht unverhohlen an unſere Perſönlichkeit — ſondern an unſer Talent, unſer Genie, unſere Inſpiration ... bewundernd wenden."

„Und doch haben Sie das Alles durchſchaut, verurtheilt und verachtet," ſagte Pater O'Connor.

„Ja," entgegnete ſie einfach; — „es wurde mir dadurch erleichtert, daß ich nicht ſchön bin und daß die herrlich ſchöne Antonia gleichſam wie ein Blitzableiter für alle Huldigungen neben mir ſtand."

P. O'Connor pries im Stillen Gottes Gnade, die Marietta's Urtheil über ſich ſelbſt in ſolcher Demuth hielt. Tauſende an ihrer Stelle hätten ſich ſehr ſchön gefunden — wenn nicht durch die Züge, doch durch den Ausdruck! wenn nicht blendend, doch intereſſant! wenn nicht die Sonne, doch ein Stern!

„Gott war mit Ihnen," ſagte er; — „Er führt die Seinen, die allein auf Ihn ſich ſtützen, oftmals mit wunderbarer Sicherheit auf ſchwindelnden Pfaden. Halten Sie nur feſt an Seiner Hand."

„Sie iſt meine alleinzige Stütze," entgegnete Marietta; „denn von Allem, was mir, nach menſchlicher Anſicht, an Rath nothwendig wäre, beſitze ich gar nichts. Die Mutter todt, der Vater verloren an ſein Geſchäft; Beichtväter bald hier, bald da, wie unſer Nomadenleben das mit ſich bringt, ſo daß an eine Seelenleitung nicht zu denken iſt; ernſter, bildender Umgang, Verkehr mit edlen Frauen, mit gediegenen Männern — Null! ... O mein Pater, unter den Menſchen bin ich wohl der verlaſſenſten Eine."

Pater O'Connor war halb erfreut und halb erſtaunt, daß ſie Marian gar nicht erwähnte. Er ſagte:

„Wie kommt das? Er iſt kein gewöhnlicher Menſch. Er iſt unterrichtet, gebildet, denkend. Sie müßten in manchen Punkten mit ihm zuſammenſtimmen, ſollte ich meinen ... und von ſeinem Geiſt einigen Vortheil ziehen können.“

„Marian Torrigi iſt gut und klug, ja edel,“ entgegnete ſie ſanft: „in mancher Beziehung bewundere ich ihn aufrichtig, denn er wird von tauſend gefährlichen Schlingen umzingelt ... und nicht gefangen; — oder wenigſtens nur ſo, daß, wenn er ſie erkennt, er die Schlinge zerreißt. Denn das Böſe widert ihn an, weil es gemein iſt. Aber ihm fehlt das Eine, was Noth thut: er iſt nicht gut aus Liebe zu Gott. Folglich iſt er auch nicht feſt — und obſchon ich ihm innigſt dankbar bin, weil er mich und mein eingeſchüchtertes Weſen vor Jahren ſehr gegen den Vater in Schutz nahm, konnte ich doch, je älter ich wurde, deſto weniger Vertrauen zu ihm faſſen, inſofern, als es galt, mir Rath und Troſt zu holen.“

„Gott iſt mit Ihnen,“ wiederholte P. O'Connor gerührt, „bleiben Sie ihm treu.“

Marian kam zurück. Marietta flog ihm entgegen und rief, als ſie ihn ſo tief bewegt ſah:

„Oh! es iſt Dir gelungen ... Gott Dank!“

„Mir … gelungen?" ſagte er befremdet; — und dann zum Pater ſich wendend: „Unſere liebe Kranke bittet um Ihren Beſuch."

Wie ein Freudenſchrei erklang aus Marietta's ganzer Seele:

„Sie iſt gerettet!"

„Ja, für den Himmel!" ſagte Mariano. Er fiel in einen Seſſel und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

„Was gab es denn?" fragte ſie gelaſſen.

„Du ſprichſt zuweilen von der Gnade, Marietta," entgegnete er; — „ich verſtand das nie recht! … Jetzt aber hab' ich ein Weſen berührt, ergriffen und durchleuchtet von der Gnade geſehen — weil es ſich gedemüthigt hat."

„So iſt es immer," ſagte ſie: „willſt Du hoch bauen, ſo lege ein tiefes Fundament."

Er ſah ſie an, fragend und traurig. Dann ſank er in ſeine vorige Stellung zurück und ſagte:

„Ich baue nicht hoch mehr, ich fliege nicht hoch mehr."

„Das wäre ſchlimm!" rief Marietta. „Werde nur demüthig! das gibt Dir den wahren Schwung." —

Antonia empfing den Pater O'Connor mit größter Dankbarkeit für ſeinen bereitwilligen Beſuch und mit der Bitte, Geduld mit ihr zu haben, denn ſie wünſche eine Beicht über ihr ganzes Leben abzulegen.

„Die Nähe des Todes hat mich gänzlich umgeſtimmt," ſagte ſie. „Sonſt fand ich die Beicht läſtig; — jetzt ſehne ich mich nach ihr."

Pater O'Connor blieb lange bei ihr. Je länger er blieb, deſto froher wurde Marietta, deſto ernſter Marian. Torrigi kam dazu.

„Warum ſitzt Ihr hier — Ihr Beide? was macht Tota? was ſpricht der Arzt? findet er ſie beſſer? — Ich finde ſie entſchieden beſſer ... Ihr doch auch?" rief er haſtig.

„Es iſt ein Geiſtlicher bei ihr, Vater," antwortete Marietta; „ſie iſt recht ruhig."

„Wenn der ſie nur nicht unruhig macht ... zu lange bleibt, zu viel fragt."

„Sie ſelbſt hat ihn begehrt, Vater! gönne der armen, lieben Seele dieſen Troſt des Sacramentes."

„Wie Du nun ſprichſt! Habe ich Euch je daran gehindert, alljährlich in der Charwoche die heiligen Sacramente zu empfangen?"

„Niemals, Vater."

„Bin ich Euch nicht in dieſem Punkt immer mit gutem Beiſpiel vorangegangen?"

„Immer, lieber Vater."

„Nun alſo! im April hatten wir die Charwoche: jetzt ſind wir Anfang September. Wozu braucht Tota jetzt ſchon wieder zu beichten — ich frage! Solche Aufregung taugt gar nicht im Nervenfieber."

„Sie wünſchte es, Onkel," ſagte Marian. „Niemand weiß, welche Wendung die Krankheit nehmen wird." ...

„Schweige ſtill, Du Rabe! Du Unglücksprophet!" rief Torrigi; „ich will nichts hören von ungewiſſen Wendungen! Hat ſie den neunten Tag überſtanden, wird ſie auch den einundzwanzigſten überſtehen! ... und dann können wir im October nach Mexico abreiſen."

„Onkel!" rief Marian heftig, „Du haſt ſoviel auf Deine Kinder ſpeculirt, daß Du wohl Tota in Frieden ſterben laſſen könnteſt."

„Biſt Du wahnſinnig!" rief Torrigi auf ihn zuſpringend und ihn bei den Schultern faſſend: „ich ſoll meine Tochter ruhig ſterben laſſen? Ich ſoll aufhören, für meine Kinder zu ſorgen? ... Was mutheſt Du mir zu ... Marian! Herzloſer, Gleichgültiger!"

„Du weißt recht gut, was ich meine, Onkel!" ſagte Mariano gelaſſen, „und eben darum wüßte ich gern, wie hoch wohl das Sümmchen ſein mag, das Du auf unſerer drei und ein halbjährigen Kunſtreiſe zurücklegteſt."

„Drei und ein halbes Jahr!" rief Torrigi und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen. „Was fällt Dir ein, mein Sohn?"

„Im Mai 1837 kam ich nach Genua und gingen wir nach England — und jetzt ſind wir im September 1840."

„Das iſt doch wahrhaftig kein halbes Jahr . . . von Mitte Mai bis September? — Vier Monate ſind es! Nun, daß man in drei Jahren und vier Monaten nicht Cröſus Schätze erwerben kann, verſteht ſich von ſelbſt."

„Doch gewiß genug, um in Genua anſtändig zu leben."

„Ich glaube, Du träumſt, Marian? Warum machſt Du mir einen Lebensplan für Genua zurecht, an den ich in den erſten zehn Jahren nicht denke, ſeitdem Tota dieſen Termin für ihre Eheſtandsgedanken feſtgeſetzt hat. So lange ich ſie beſitze, wird gereiſt."

Marietta ſeufzte im Stillen bei dieſen Worten: Noch zehn ſolche Jahre, wenn ſie am Leben bleibt? — O Herr, führe uns nicht in Verſuchung durch Wünſche, die gegen die Liebe wären!

Mariane aber ſagte entſchloſſen:

„Onkel, ſiehſt Du denn gar nicht ein, wie barbariſch Du mit Deinen Kindern umgehſt? . . . und daß Du es biſt, Du allein, der ihnen ein frühes Grab gräbt."

„Was! ich ein Barbar? Ich der Todtengräber meiner Kinder? Du biſt im Delirium, Marian! Laß den Arzt für ihn kommen, Marietta, er delirirt!"

„Nein, Onkel, ich rede weder im Traum noch im Fieber. Ich ſage Dir das, was Du endlich einmal hören mußt: Du reibſt Deine Kinder auf — bei Franceſca die Bruſt, bei Antonia die Nerven; welchem Schickſal Marietta und Ors' Anton entgegen gehen — weiß Gott allein! daß aber der arme Knabe nah daran war, epileptiſch zu werden — das, Onkel, wiſſen wir Alle. Du nimmſt die Kinder, wenn ſie kaum aus der Wiege gekrochen ſind, und ſchmiedeſt ſie an ein muſikaliſches Inſtrument, und beanſpruchſt dermaßen ihre kleinen Kräfte für dieſe anſtrengende Arbeit, daß ſie für jede andere Beſchäftigung ſtumpf ſind und nichts Anderes verlangen — als Nichtsthun, ſo lange ſie Kinder ſind, oder eine überreizende Aufregung, wenn ſie erwachſen ſind. Damit aber kann der Menſch nicht leben, nicht phyſiſch, nicht moraliſch. Es gibt Eltern, die ihre Kinder aus der Wiege in Fabriken ſchicken, wo die armen Geſchöpfe an Leib und Seele für ein Paar Heller Tagelohn verkommen. Du, Onkel, haſt eine muſikaliſche Fabrik eingerichtet, mit großer Kunſt und großer Mühe, in welcher ſich Deine Kinder für ein Tagelohn, das ihrer höheren Fertigkeit entſpricht, ruiniren müſſen. Das darf ſo nicht fortgehen! — Ich beklage unausſprechlich, daß ich ſelbſt Dir dazu die Hand geboten habe. Ich war damals in dem Irrthum befangen, hier nützen, dort bilden zu können.

Aber eine Kunſt, die das im Auge hat, muß auf einer andern Baſis ruhen, als der des Gelderwerbs — denn dadurch ſinkt ſie zum Handwerk herab und wird die Dienerin einer Sinnlichkeit, die man nur inſofern eine feinere nennen darf, als das Gehör ein feinerer Sinn iſt, als der Geſchmack — und als der Kitzel des Ohres über dem Gaumenkitzel ſteht und weniger materiell iſt. Du mußt den Entſchluß faſſen und ausführen, Deine Kinder wie Menſchen — und nicht wie Automaten der Muſik leben zu laſſen.“

„Biſt Du am Ende?“ fragte Torrigi eiskalt. „Ich habe Dich ausreden laſſen, um nicht Deinen Wahnſinn zu ſteigern; denn wahrhaftig! wenn man ſieht, wie Antonia gelebt hat, und wie Marietta leben könnte, wenn es ihr Geſchmack wäre: ſo muß man geiſteskrank ſein, um zu behaupten, daß ich meinen Kindern keine menſchliche Exiſtenz gönnte, ſie haben Alles, was die Jugend erfreuen kann.“

„Aber ſie haben keine Jugend!“ rief Mariano. „Alle zarten Keime und Empfindungen der Jugend ſind bei ihnen vor der Zeit hervorgelockt, denn kindliche Unbefangenheit iſt nicht in jungen Geſchöpfen zu bewahren, die man öffentlicher Bewunderung ausſtellt. Sie fühlen ihr Elend nur darum nicht, weil ſie betäubt ſind. Kommen ſie zur Beſinnung, ſo ſehen ſie recht gut ein, daß ihr Leben ein Jammerleben iſt.“

„Nun, Marietta!" rief Torrigi wüthend, „wirſt Du denn nicht Deinen Vater gegen die ungerechteſten Beſchuldigungen vertheidigen? Was fehlt Dir? was fehlt Euch? ... Habt Ihr nicht Sammt und Seide, Pferde und Wagen, Blumen und Spitzen, Bälle und Feſte?"

„Ach ja, lieber Vater, wir haben das Alles," entgegnete ſie ſanft; „äußerlich ... viel zu viel! innerlich nur ... zu wenig: keine Ruhe, keine Ordnung, keine einfache Beſchäftigung, kein häusliches Leben. Sieh, das Alles fehlt uns wirklich."

„Ich kann Euch nicht wie Prinzeſſinnen halten, wenn Ihr nichts leiſten wollt."

„O lieber Vater, nur wie ſchlichte bürgerliche Mädchen, die wir ſind! damit wären wir ſehr zufrieden."

„Frage doch Antonia, ob ſie mit ihrer Exiſtenz als ſchlichtes bürgerliches Mädchen in Genua zufrieden war und zufrieden ſein würde!"

„Sie würde es vielleicht nicht ſein, weil ſie jetzt ſehr verwöhnt iſt. Und ſie *war* es nicht, weil wir eben nicht wie andere Kinder leben durften, ſondern wie junge Virtuoſen."

„Daraus ſiehſt Du, daß der Menſch nie zufrieden iſt. Beſonders in der Jugend ſehnt er ſich immer nach dem, was er nicht hat. Im Alter, Marietta, wird man vernünftiger; da richtet man ſich ein mit der Realität und ſchmückt ſie aus … ſo weit das Geld reicht. Das Alter dauert länger als die Jugend. Da werdet Ihr mir Dank wiſſen, daß ich Euch zu dem Reellen verholfen habe trotz Eurer Verkehrtheit und Eures Undanks."

Marietta ſchwieg und ihr bittender Blick gebot auch Mariano Schweigen. Ueberdas kehrte Pater O'Connor von Antonia zurück.

„Wie geht es ihr?" rief Torrigi auf ihn zuſtürzend.

„Sehr gut," erwiderte der Pater.

Marietta verſtand ihn vollkommen; Mariano halb und halb, denn er wollte noch auf Antonia's Geneſung hoffen; Torrigi verſtand ihn ganz und gar nicht.

„Sehr gut! da hört Ihr es!" rief er triumphirend. „Im Oktober gehen wir nach Mexico!"

„Es wäre doch gut, wenn Sie ſich auf die Möglichkeit vorbereiteten, daß es ohne Donna Antonia ſein könnte," ſagte Pater O'Connor ſanft.

Torrigi ſchüttelte mit einer Art von Verzweiflung verneinend den Kopf und ſtürmte hinaus. Marietta folgte ihm, damit er nicht Antonia ſtöre. Marian ſagte traurig zu Pater O'Connor:

„Sie ſind zu recht verwüſteten Menſchen gekommen."

„Welt!" entgegnete der Pater freundlich; —

„unter ihrem Wuſt liegt das Ebenbild Gottes in den Seelen und arbeitet ſich im Feuer ſeiner Gnade aus den Schlacken heraus."

„O wie ſehr paßt das auf Antonia!" rief Mariano. „Ohne dieſen Wuſt, der ſie überſtürzte, bevor ſie zur Beſinnung und Einſicht gekommen war, hätte ſie ein edles Menſchenbild werden können, während ſie jetzt ein roher Umriß geblieben iſt. Aber konnte es wohl anders ſein, bei dieſem Mangel an ſorgfältiger Erziehung?"

„Donna Marietta gab mir einen Ueberblick ihres Lebens. Es zeigt uns, daß ein von der Gnade geſchützter und getragener himmliſcher Sinn auch unter dieſen ungünſtigen Umſtänden nicht unmöglich iſt," ſagte P. O'Connor. „Kein Stand, keine Verhältniſſe ſchließen abſolut von der Möglichkeit aus, daß der Menſch, der in ihnen lebt, ſich heilige. Was aber unſäglich ſchmerzt, iſt der Gedanke, daß ſo viele, viele Eltern ihre Kinder nur für den Moloch der Welt und ihrer Eitelkeit, ihrer Hoffart, ihrer Augenluſt erziehen. Sie werden ihre Töchter nicht wie Torrigi und nicht mit deſſen unmittelbarer Abſicht an ein Notenpult und ein Inſtrument ketten; aber Alles, was die jungen Weſen lernen und wie ſie es lernen, wird darauf hinauslaufen, dadurch glänzen, gefallen, Bewunderung erregen zu wollen, ſie eitel zu machen, ihre Phantaſie aufzuregen. In dieſer Weiſe nur allzu ſehr entwickelt, tritt das junge Mädchen in die heiße, corrumpirte Atmoſphäre unſerer modernen Geſellſchaft hinein, wo Alles gefälſcht iſt! Die Liebe — durch Eitelkeit und Sinnlichkeit; der Glaube — durch den zum äußerſten Hochmuth entwickelten Verſtand; das Glück — durch Genußgier; die Ehre — durch den Cultus irdiſcher Güter; die ganze Lebensrichtung — durch eine entchriſtlichte, gottentfremdete Zeitſtrömung, die mit einer Art von Blödſinn, welcher dem Abfall immer auf der Ferſe folgt — in die Außendinge, in die Niederungen ſich ſtürzt, wo nur der irdiſche Menſch athmen kann und der himmliſche erſtirbt. In dieſe Atmoſphäre der Welt tritt das junge Mädchen ein, unter dieſen Einflüſſen wählt es den Gatten oder läßt ſich erwählen — und dann will man noch ſtaunen über die unerhörte Leere, Oberflächlichkeit und Frivolität der Frauen — einem ſchrecklichen Uebel, an dem unſere Zeit, wie kaum eine andere in der chriſtlichen Weltgeſchichte, krankt und deren unheilbringende Folgen gar nicht zu berechnen ſind; denn, wo keine tüchtige Mütter — da gibt es jene Geſchöpfe, die zu dem armſeligſten gehören, wozu der Menſch herabſinken kann — charakterloſe Männer. Die reinen Seelen ſind die ſtarken Seelen — und die ſtarke Seele eines Weibes hat einen ganz wunderbaren, ja menſchlich unerklärlichen Einfluß deshalb ... weil ihre Stärke übernatürlicher Art iſt.“

„Und was glauben Sie, was zu thun ſei, um dieſem allgemeinen Unheil entgegen zu wirken, mein Pater? ... Denn wahrlich! es iſt allgemein. Eine zweite Violoncell-Virtuoſin wie Antonia Torrigi gibt es freilich nicht! aber übrigens ſind die Antonien nur allzu häufig!“ ſagte Mariano.

„Was zu thun iſt,“ entgegnete der Pater, „das wäre zunächſt die Rückkehr zu den einfachen Grundſätzen des Chriſtenthums. Im Familienleben und bei der Erziehung dürfte nicht prinzipiell das Irdiſche den Vorrang haben vor dem Himmliſchen. Es wird ſich ohnehin immer vordrängen wollen und die gefallene Natur wird ihm immer dabei Vorſchub leiſten; allein um ſo mehr müſſen wir das Himmliſche pflegen und die edelſten Fähigkeiten in den Schutz der Gnade ſtellen, damit ſie nicht jener kläglichen Verfälſchung anheimfallen, deren ich erwähnte. Der Rationalismus vererdet den Menſchen, der Materialismus verthiert ihn, der Pantheismus vergiftet ihn im Opiumrauſch. Das Chriſtenthum allein erhebt ihn über ſich ſelbſt und bietet ihm die nothwendigen Gnadenmittel an, durch welche er auf dieſem Standpunkt ausharren kann. Iſt die Familie auf dieſe Weiſe gegründet und geordnet, ſo wird es nach und nach die Gemeinde ſein und endlich die menſchliche Geſellſchaft.“

„Das wäre ein idealiſcher Zuſtand!“ rief Mariano; „kann er verwirklicht werden?“

„Jn uns ſelbſt, in der menſchlichen Natur iſt das Böſe, womit jeder von uns ohne Ausnahme bis zum Ende des Lebens im Kampf liegt und denſelben mehr oder minder kräftig und ſiegreich führt. Somit iſt das Böſe nicht etwas, das radical aus der Menſchheit auszurotten wäre. Jm Gegentheil! es ſoll wieder und immer wieder von jedem Einzelnen überwunden werden! Dazu hat er ſeinen freien Willen: Herr des Böſen ſoll der Wille ſein, nicht deſſen Knecht. Aber es wird immer Schwache und Feige geben — und ach! wir ſelbſt ſind nie ſicher, daß wir nicht in der nächſten Stunde zu ihnen gehören werden. Das abſolute Jdeal iſt alſo auf Erden nicht zu verwirklichen, wohl aber mehr und mehr zu erſtreben und annäherungsweiſe zu erreichen.“

„Ach!“ ſeufzte Mariano, „wenn wir in's Leben eintreten, wähnen wir wohl Alle, Flügel zu haben, um unſere Jdeale zu erreichen. Aber, o weh! ſie werden beſtaubt und geknickt . . . und wir . . . entmuthigt.“

„Ja ſehen Sie, das verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte Pater O'Connor ruhig. „Wenn ſich der junge Menſch ohne Umſtände auf Phaëton's Sonnenwagen ſchwingen und mit ihm durch alle Himmel fliegen will, ſo wird er Phaëton's Sturz leiden für ſeine Vermeſſenheit; denn die Sonnenroſſe gehorchen nur der Lenkung des Sonnengottes. Auf dem Wege liegt überhaupt das chriſtliche Ideal nicht. Es iſt nicht etwas, das wir äußerlich *erreichten*. Nein! wir ſollen es in uns zu *verwirklichen* ſuchen. Und nicht in Phaëton's Weiſe, ſondern in der Weiſe der Heiligen, mit denen wir ein und daſſelbe Vorbild haben — Chriſtus, den menſchgewordenen Gott, das Urbild unſerer Ideale. Nie und nimmer können wir ſie verwirklichen, wenn dies Urbild nicht zugleich unſer Vorbild iſt! — und der Gott iſt Menſch geworden, damit er unſer Vorbild auch in der That ſein könne. Vor ſeiner Mahnung: „Ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt“ — dürften wir ſcheu zurückbeben und entmuthigt denken, das ſei unmöglich; aber um es uns möglich zu machen, ſpricht er zu Jedem von uns: „Folge mir nach! — Nimm dein Kreuz und folge mir.“ — Sehen Sie, *der* Weg geht nicht im Fluge durch alle Himmel und über alle Geſtirne fort. Der geht durch den Staub und über Dornen, gar mühſelig, gar langſam, unter tauſend Entſagungen und aber tauſend Demüthigungen, im Schatten und unter der Laſt des Kreuzes. Aber erſchrecken Sie nicht vor dem rauhen Pfade! So wandelte Chriſtus, ſo wandelten die Heiligen! und das chriſtliche Ideal iſt die Gleichförmigkeit des inneren Menſchen mit Chriſtus. Je mehr Sie ſtreben, nicht nach Außen hin Großes und Gutes zu *thun*, ſondern zuerſt im chriſtlichen

Sinn gut und groß zu werden, und dann in dieſem Sinn zu handeln — deſto mehr nähern Sie ſich dem Ideal, deſto mehr heiligen Sie ſich; und wird dieſer Sinn in der menſchlichen Vergeſellſchaftung ein allgemeiner, ſo geht daraus nicht eigentlich ein „idealiſcher Zuſtand,“ wie Sie ſagten, hervor — wohl aber eine ideale Richtung, die keine andere Grenze, als das Maß der Gnade hat.“

„Welche unermeßliche Fernſicht öffnet ſich dem durſtigen Blick!“ rief Mariano und das Licht des kommenden Tages leuchtete in ſeinem Auge auf. „Aber was fangen wir an, um auf dieſem mühſeligen Wege nicht zu ermatten, nicht zu verſchmachten?“

„Wir genießen das Brod des Lebens und trinken das Waſſer, das auf ewig unſer Dürſten ſtillt,“ verſetzte Pater O'Connor.

„Ja, ſo iſt's!“ brach Marian freudig aus; — „das ſind die Mittel, die Chriſtus ſelbſt uns angewieſen, uns bereitet hat. Da ſie aber nur in der katholiſchen Kirche Heilige bilden, ſo müſſen ſie auch nur in der katholiſchen Kirche richtig bereitet, richtig geſpendet werden — und darum ſoll ſie fortan meine Kirche ſein! Ein Wilder ſah einmal das Bild eines Engels gemalt. Da ſprach er mit ſtolzer Freude: Der iſt meines Geſchlechts! Er war glücklich über dieſe erhabene Verwandtſchaft und fühlte ſich durch ſie geehrt. So geht es mir, mein Pater! Der Proteſtantismus kennt nur Heilige in der Kunſtwelt, gemalt und gemeißelt; — aber von den lebendigen Heiligen, die aus der Nachfolge Jeſu geboren werden — von dieſen lebendigen Zeugen für das wahre Brod des Lebens, will er nichts wiſſen. Aber mir genügen die gemalten Heiligen nicht.“

Pater O'Connor legte kein großes Gewicht auf dieſe Worte. Er wußte aus langer Erfahrung, wie häufig in Momenten des Affects oder der Erleuchtung ſolche Anſchauungen ſind und wie ſie dann plötzlich vor der Macht der Gewohnheit, des Angebildeten platt zu Boden fallen. Deshalb entgegnete er mit ruhigem Lächeln:

„Sie irren! Einzelne Proteſtanten halten auch etwas auf die katholiſchen Heiligen. Ein proteſtantiſcher Gelehrter von nicht alltäglicher Klugheit und Einſicht ſchrieb einmal ganz ernſthaft und öffentlich: Die Kirche, aus welcher ein Papſt Gregor VII., ein Fénélon, eine heilige Thereſe hervorgegangen — nehme er auch für ſich in Anſpruch. Da der Mann bis zur Stunde proteſtantiſch iſt: ſo ſehen Sie, welchen Reſpect er vor unſeren großen Heiligen hat, da er ſich wegen derſelben als quaſi-Katholik betrachtet. Da jene Aeußerung an mich gerichtet war, ſo antwortete ich ihm, wenn er die Kirche der heiligen Thereſe die ſeine zu nennen beliebe, ſo ſei das ein ſubjectiver Anſpruch ohne alle Bedeutung; denn jene Kirche könne nur den als ihren Sohn anerkennen, welcher den Glauben der heiligen Thereſe, Fénelon's und Gregor's VII. habe und bekenne."

„Ja, mein Pater, wenn Sie mir mit den Anſichten und Meinungen einzelner Proteſtanten entgegentreten," rief Mariano, „ſo hören die Einwürfe für und wider nimmer auf. Aber es iſt durchaus nicht meine Abſicht, mich mit Ihnen oder mit irgend Jemand zu disputiren. Ich will etwas ganz Anderes, mein Pater! . . . Von Idealen habe ich geträumt, ſo tief mein Gedächtniß in die Vergangenheit zurückgeht. Ein unegoiſtiſches Leben, edel in Bezug auf mich ſelbſt und auf Andere, wollte ich führen. Vielleicht gelang mir das bis auf einen gewiſſen Punkt, ſo lange die Verhältniſſe mich ſchützend trugen. Als ihre Schranken fielen, habe ich ungefähr ſo gelebt, wie eben die Welt lebt. Aber ich blieb mir bewußt, den Sturz des Phaëton gethan zu haben und im Hintergrund meiner Seele webte fort und fort der alte Traum. Jetzt ſprechen Sie zu mir: Demüthige Dich; dann kannſt Du deine Ideale verwirklichen, denn ſie liegen über der Natur und dieſe muß durch die Gnade in Zucht genommen werden: — und ich verſtehe das und antworte Ihnen: Nun wohlan, ich will mich in die Zucht begeben, die göttlicher Autorität entfließt und mit göttlichen Mitteln mir zu

Hülſe kommt: — das will ich, mein Pater. Werden Sie mir dazu Ihren Beiſtand verſagen?“

„Gewiß nicht!“ entgegnete Pater O'Connor; „aber es gibt nichts Beweglicheres unter der Sonne, nicht einmal eine Frauenſeele! als die Phantaſie eines Künſtlers.“

„Der hört auf,“ antwortete Mariano mit Beſtimmtheit; — „wenigſtens in der gegenwärtigen Art und Weiſe hört er gänzlich auf. Ich kann auf meine kurze Künſtlerlaufbahn gar nicht ohne Jammer blicken! ich wollte die Menſchen bilden, die Seelen veredeln — und ich habe nur einige Köpfe verdreht.“

„Sie ſind aber zur Selbſterkenntniß gekommen. Bringen Sie doch auch dies immenſe Reſultat gebührend in Anſchlag. Alles, was uns demüthigt, iſt uns heilſam und nichts demüthigt ſo gründlich, wie die aufrichtige Selbſterkenntniß.“

In ernſten Geſprächen verflog die Zeit. Als Pater O'Connor ſich endlich entfernte, ſagte Marian:

„Uns ſtehen trübe Tage bevor! Nicht wahr, Sie verlaſſen uns nicht? In ſolchen Augenblicken kann man die weltlichen Freundſchaften gar nicht brauchen. Aber der Prieſter iſt kein Freund im Sinn der Welt.“

„Nun,“ entgegnete der Pater ſcherzend, „Sie haben mich doch gewiß durch einen heroiſchen Act erobert, ſo daß ich ſogar im Sinn der Welt Ihr Freund ſein müßte. Doch ſein Sie ganz ruhig! der Prieſter kommt immer gern, wenn man ſeiner bedarf."

Sie trennten ſich. Mariano ſprach zu ſich ſelbſt: Mir iſt zu Sinn, als hätte ich meinen Fuß auf die erſte Stufe der Himmelsleiter geſtellt. — Als er Marietta ſpäter ſah, fragte er ſie:

„Würdeſt Du dich ſehr wundern, wenn ich katholiſch würde?"

„Nicht im Geringſten," erwiderte ſie.

„Ah!" rief er erfreut, „Du findeſt mich alſo ganz dazu geeignet, auf die Eroberung der Heiligkeit auszugeben?"

„Abermals — nicht im Geringſten!" ſagte ſie heiter; „denn Du weißt ja noch gar nicht, was das iſt — die Abtödtung! — Aber, Marian, die katholiſche Religion iſt dem Menſchen unmittelbar von Gott gegeben: wie könnte ich mich wundern, wenn ein Menſch ſie annimmt? Nein, ich wundere mich viel mehr, daß nur ſo wenige Menſchen ſie annehmen."

„Du wirſt doch für mich beten, nicht wahr, Marietta?"

„O Himmel! ſprichſt Du im Ernſt?" rief ſie entzückt.

„Ja ſieh, Marietta, Pater O'Connor hat mir von unſerer Heiligung geſprochen und auf welchem Wege und mit welchen Mitteln man ſie zu bewerkſtelligen habe. Dabei wurde mir klar, daß dies mir nicht nur Noth thue, ſondern daß ich es auch aus ganzer Seele wünſche und verlange — und deshalb will ich katholiſch werden."

„Gott ſegne Deinen Entſchluß!" rief ſie und ihre Augen ſchimmerten in Freude und Thränen. „O, nicht umſonſt biſt Du mit einem frommen Prieſter zuſammen getroffen. O, bleibe nur ſtandhaft und laß Dich nicht abwendig machen!"

„Ich ſpreche mit Niemand darüber, der mich wankend machen könnte, Marietta."

„Ach Marian, nicht von Außen kommen unſere größten Gefahren! ſie kommen von Innen."

„Kind, woher weißt Du das?" rief er ſtaunend.

„Von mir ſelbſt!" ſagte ſie unbefangen.

„Haſt Du denn auch Feinde in Deiner ſtillen Seele?"

„Marian, Du biſt klug, haſt viel gelernt, weißt Vieles — aber in manchen Dingen biſt Du erſchrecklich unerfahren," ſagte ſie ruhig.

„Ich hab' einmal ein ſchönes Bild geſehen, Marietta; es ſtellte die heilige Catharina von Alexandrien vor, welche den Weltweiſen die Lehren des Chriſtenthums erklärt. Das fällt mir ein, wenn Du von meiner Unerfahrenheit redeſt. Aber Du haſt Recht! ich bin in allen Dingen, die den Glauben betreffen, höchſt unerfahren."

Antonia's Zuſtand hielt die ganze Familie in der peinlichſten Schwankung zwiſchen Furcht und Hoffnung. Bald ſchien ihre junge kräftige Natur die Oberhand zu gewinnen und bald ſchien ſie der Krankheit um ſo mehr Nahrungsſtoff zu geben. Sie ſelbſt that in dieſer Beziehung keine andere Aeußerung mehr, als:

„Gott ſei gedankt für Alles, was er ſchicken will.“

Sie war ſo ſanſt, ſo ruhig, ſo freundlich, daß ſie ihnen Allen wie umgezaubert vorkam. Pater O'Connor beſuchte ſie täglich. Dann ſagte ſie zu ihm:

„Bitte! ſprechen Sie vom ewigen Leben.“

Und mit gefalteten Händen und ſeligem Lächeln hörte ſie ihm zu.

Ihre Bewunderer und Verehrer ſchickten ihr die ſchönſten Blumen, die ſeltenſten Früchte. Sie nahm es dankbar an und gab Alles der barmherzigen Schweſter, indem ſie ſagte:

„Laben Sie arme Kranke mit den Früchten und ſchmücken Sie Ihr Muttergottesbild mit den Blumen! ich wollte, ich hätte das ſchon früher ſo gemacht, als es mir ein kleines Opfer geweſen wäre.“

„Jetzt haben Sie ein anderes, ein größeres zu bringen,“ ſagte die Schweſter liebevoll. „Geduld und Ergebung in ſchwerer langer Krankheit üben — das ſind Blumen und Früchte für's ewige Leben.“

Sechs Wochen wehrten ſich Kraft und Jugend gegen den Tod; doch endlich gewann er die Schlacht! Vom Fieber aufgerieben verſank Antonia zuletzt in Bewußtloſigkeit und entſchlief wie ein müdes Kind ſo leiſe, ſo ſtill, daß, als Pater O'Connor ſagte: „Sie ruhe in Frieden“ — Torrigi und Mariano ihn vorwurfsvoll und ungläubig anſahen. Aber Marietta kniete neben dem Sterbebett nieder und ſagte ſtill weinend:

„Und das ewige Licht leuchte ihr.“

Torrigi verfiel in wüthende Verzweiflung, klagte über Gott, über die drei Aerzte, über ſein Schickſal, über ſeine undankbaren Töchter und kam nur dadurch zu phyſiſcher Ruhe, daß er in Folge dieſer Anfälle, die mehr der Tobſucht als dem Schmerz glichen, in eine Art von ſtumpfer Lethargie verfiel, während Mariano und Pater O'Connor Alles beſorgten, was jetzt nothwendig war, und Marietta und die barmherzige Schweſter die Entſchlafene in das ſchmale harte Bett legten, das allendlich den König aufnimmt, der in Purpurdecken — und den Bettler, der auf einem Bund Stroh verſchied.

Wie ein Marmorbild lag Antonia im Sarge. Weißer Atlas umhüllte ihre Geſtalt, ein Kranz von weißen blühenden Roſen ruhte zart und duftig auf ihrem ſchwarzen Haar. Ihre Züge waren von der langen Krankheit feiner ausgearbeitet, eine ernſte Freundlichkeit ſchwebte auf ihrem Antlitz; dazu die wunderbare Majeſtät des Todes, die ihr Gepräge nicht von einer Größe dieſer Welt empfängt — und es war unmöglich, an dies ſtille Bild heranzutreten, ohne von deſſen friedlicher Verklärung ergriffen zu ſein. Sogar Torrigi war es in ſeiner Art.

„Nicht um ſie jammere ich, wenn ich ſie mir betrachte," ſagte er; „aber um mich! was fange ich an ohne ſie! ... Für Cecca kam Erſatz durch Mariano ... aber Marian geht und Antonia iſt gegangen! ich bleibe allein .... denn Marietta ſteht nicht auf derſelben Höhe und Ors' Anton würde, als mein Unico in der Kunſt, dies Leben nicht aushalten."

So ſprach er klagend zu ſich ſelbſt und zu Andern neben der ſchönen Leiche, während Marietta für die abgeſchiedene theure Seele betete, Ors' Anton weinte, und ganze Wolkenzüge von Gedanken und Gefühlen, bald ſonnenvergoldet, bald ſturmgepeitſcht, durch Mariano's Seele zogen und flogen. Da lag nun die Hülle eines Weſens, das bewundert und gefeiert wie Wenige, bei neunzehn Jahren den Schauplatz ihrer Triumphe verließ und auf das erſte Anklopfen des Todes die Antwort gab: Gott Dank, ich ſterbe! — So nichtig erſchien ihr das Leben mit allen Kunſtgenüſſen und Kunſtſchöpfungen und Kunſtleiſtungen, daß ſie nicht einmal für dieſe — wie viel weniger für ihre geſellſchaftlichen Zerſtreuungen! — das mindeſte Bedauern fühlte, nicht die mindeſte

Luſt, ſie fortzuführen. Und einem ſolchen Leben hatte er ſich widmen wollen! eine ſolche ſchillernde Seifenblaſenexiſtenz hatte ihm genügen ſollen! wie machte ſie ſo flach und zugleich ſo ſtumpf! Nein! lieber in Mühe und Noth das tägliche Brod verdienen! Da gibt es doch eine Anſtrengung, welche moraliſche Kraft entwickelt und zugleich durch ſie getragen und geadelt wird. Da iſt kein Glanz und kein Rauſch und keine Einwirkung auf tauſend Augen und Ohren, um den Sinnentaumel zu vermehren, in welchem die Welt dahinraſet. Da fließt nicht mit ein Paar Bogenſtrichen das Gold zuſammen, das, in ſo leichter Weiſe gewonnen, den Uebermuth und die Oberflächlichkeit nährt. Ja! ſprach Mariano zu ſich ſelbſt, ſo ſoll es ſein! ich gehe nach Europa zurück und fange dort mein Leben von vorn wieder an ... von unten auf an: ich will zuerſt mich ſelbſt in die Schule nehmen — und dann erſt ſehen, ob ich für Andere etwas thun und leiſten könne. Wo ich auch ſei — überall kann ich mir mein Brod verdienen: ich gebe Unterricht auf der Violine, in fremden Sprachen, in klaſſiſchen Studien. Leicht wird mir das nicht ſein, aber es wird mir dazu dienen, den Wuſt der Welt von mir abzuſtreifen, damit ich von Innen heraus an der Verwirklichung meines Ideals arbeiten und anfangen könne, mich zu heiligen .... wie Pater O'Connor es nennt. Deshalb hat mich die göttliche Vorſehung aus meinen alten Verhältniſſen herausgeſchleudert — deshalb in den neuen ein ungeahntes Meer bitterer Erfahrungen mich finden laſſen — deshalb führt ſie mich zurück .... in mich ſelbſt, um von dieſem Punkt aus, unter himmliſcheren Einflüſſen als diejenigen ſind, welche in meiner Natur und ihrer Richtung liegen, ein neuer, ein beſſerer Menſch zu werden.

Die Exequien waren gehalten. Von Antonia war nichts mehr auf Erden, als die Erinnerung an ſie. Torrigi mußte nun einen Entſchluß faſſen, wie er ſeine Zukunft geſtalten wolle. Mariano rieth ihm dringend, nach Genua zurückzugehen.

„Du kannſt bequem dort leben von Deinem Einkommen, Onkel“ — ſagte er — „kannſt Muſik treiben nach Herzensluſt und für Ors' Antons Erziehung, außerhalb der muſikaliſchen, Sorge tragen.“

„Das wäre mir recht lieb,“ ſagte Ors' Anton; „ich lernte gern noch manches Andere.“

„Aber das Vermögen, das ich beſitzen und den Kindern hinterlaſſen würde, entſpräche allzuwenig meiner Abſicht,“ entgegnete Torrigi.

„Vater,“ ſagte Marietta, „für Dich und Ors' Anton iſt das Vermögen gewiß genügend .... und ich habe ja kein Recht darauf; alſo quäle Dich nicht, es zu vermehren. Was mich betrifft, ſo begehre ich nichts von Dir als Deinen Segen für meinen Entſchluß, in's Kloſter zu gehen."

„Nein, Kind, ſo weit darfſt Du die Großmuth nicht treiben!" rief Torrigi. „Du ſollſt Dich nicht in's Kloſter ſperren, um Ors' Antons Vermögen zu vergrößern."

„Das fällt mir nicht ein, Vater!" erwiderte ſie; „frage nur Marian."

„Ja," ſagte dieſer, „ich kann bezeugen, daß Marietta mir ſchon längſt ihren Entſchluß mitgetheilt hat und daß demſelben keinerlei irdiſche Rückſicht, ſondern nur das Verlangen ihrer Seele zu Grunde liegt."

„Aber Kind, das iſt ja ſchrecklich traurig!" rief Torrigi: — „nach Genua, der herrlichen Vaterſtadt heimzukehren .... um dort in ein Kloſter zu gehen!"

„O!" rief Marietta, „es gibt ein größeres Opfer, lieber Vater! das iſt: Genua nie wiederzuſehen ... und ich habe mich entſchloſſen, es zu bringen ... und hier zu bleiben. Die barmherzigen Schweſtern ſind ganz bereit, mich aufzunehmen. Sie erliegen unter der Menge frommer Arbeit, ſo daß ihnen meine ſchwache Hülfe ſehr willkommen iſt. Darin ſehe ich den Willen Gottes und bleibe hier."

Ors' Anton ſprang auf, umſchlang Marietta und rief unter troſtloſen Thränen:

„Barmherzigkeit .... verlaß mich nicht! wen hab' ich denn, wenn ich Dich nicht mehr habe!“

„Du haſt den Vater, Ors' Anton! ſei ruhig ... es wird nun Alles ganz anders werden!“ ſprach ſie zärtlich.

„Alſo auch die dritte Tochter verliere ich!“ rief Torrigi, der immer zuerſt an ſich dachte.

„Ich hätte geſchwiegen und gewartet, Vater, wenn Antonia bei uns geblieben wäre,“ entgegnete ſie, „und wenn ich von weſentlichem Nutzen hätte ſein können; — Marian kann auch dieſes bezeugen! — Aber jetzt, da ich Dir zur Laſt fallen und Deine Exiſtenz noch mehr beſchränken würde — jetzt glaube ich dahin gehen zu müſſen, wohin Gott mich ruft. Ich danke Dir auf den Knien, daß Du mich, die verlaſſene Waiſe, wie Dein eigenes Kind gehalten und Nachſicht gehabt haſt mit meinem Ungeſchick und meiner Talentloſigkeit. Vergib mir, daß ich Deiner Mühe ſo wenig entſprach .... und mache das Maß Deiner Güte voll, indem Du mir Deinen Segen auf meinen Weg gibſt.“

Sie war ihm zu Füßen gefallen, hielt ſeine Hände in den ihren und ſah flehend zu ihm auf. Torrigi's hartes, wildes Herz wurde heftig bewegt durch ſo viel Demuth, ſo viel Liebe. Seit zehn Jahren half ſie ihm bei ſeinem Erwerbszweig — und ſie dankte ihm!!

Er riß ſie von den Knien auf und in ſeine Arme und rief zitternd, ſchluchzend und weinend:

„Marietta, meine liebe Tochter, gehe in's Kloſter, wenn das Dein Weg iſt .... aber komm' mit uns nach Genua ... in die liebe, ſchöne Heimath.“

„O mein lieber Vater,“ ſagte ſie zärtlich, „vergib mir, wenn ich Nein ſage. Mein Opfer beſteht darin, daß ich hier bleibe .... hier in der Fremde .... und daß ich unſere goldene Sonne und unſer leuchtendes Meer nie wiederſehen und nie mehr unſere ſüße Sprache hören werde. In Genua ginge ich in's Kloſter wie zum froheſten Feſte; hier .... wie zum Opfer. Im Lichte des Glaubens ſind die Dornen ſchöner als die Roſen; darum wähle ich mir das Opfer, mein lieber Vater.“

„Geh!“ ſagte er, „wir ſind Deiner nicht werth!“ —

Am andern Morgen hatte er ſich nun freilich von ſeiner Rührung erholt und dachte bei ſich ſelbſt: Warum gab ich ihr die Erlaubniß? warum geht ſie überhaupt in's Kloſter? wäre es denn nicht wünſchenswerth für mich, ein weibliches Weſen, eine Tochter, bei mir zu behalten? ... Wenn ich krank würde, oder Ors' Anton ... wer pflegte uns? Ein Leben im Boarding-house, wie hier in New-York, gibt es in Genua nicht. — — Er theilte Mariano ſeine Bedenken mit. Der aber ſagte:

„Mit Marietta iſt es aus und vorbei, Onkel!

Du darfſt Deine Erlaubniß nicht zurückziehen. Was Deine Einrichtung in Genua betrifft, ſo rathe ich Dir, Ors' Anton in eine gute Erziehungsanſtalt zu geben. Da wird er hoffentlich Manches verlernen und Vieles erlernen — und Beides thut ihm Noth. Du aber, als einzelner Mann und nicht ohne Vermögen, kannſt Dich ja leicht nach Bedürfniß und Belieben überall einrichten."

„Wenn mir aber der Bub', der Ors' Anton ganz die Muſik verlernte . . . . Marian, das wär' ein Jammer!"

„Ganz ſie zu verlernen wird nicht möglich ſein! Hat Ors' Anton das Genie der Compoſition, alſo das wahre, große muſikaliſche Genie, ſo werden andere Studien es nicht erſticken, ſondern entwickeln helfen; denn das Genie iſt wie die Waſſerquelle: beide werden um ſo klarer und reiner, je mehr ſie ſich durch Felſenblöcke ringen und ihren Weg über Steine ſuchen müſſen. Beſchränkt ſich aber Ors' Antons Begabung auf die Virtuoſität: ſo iſt es ihm ſehr zu wünſchen, daß nicht ſie allein ſein Leben ausfülle . . . . denn ein ſolches Leben iſt eine vergoldete Armſeligkeit."

„Ja, ja! ſo wollen wir es machen, Marian! . . . und während der Bub' dann irgendwo eine höchſt vortreffliche Erziehung bekommt, verfolge ich meinen alten Lieblingsplan und ſuche königlicher Kapellmeiſter in Turin oder Genua zu werden — wozu mir hoffentlich die Berühmtheit meines Namens, die ich Euch verdanke — und mein immenſes Talent zur Ausbildung von Muſikern, welches ſich an meinen Kindern bewährt hat, verhelfen werden."

Da die Mittel, den Gelddurſt zu befriedigen, für den Augenblick ihm nicht zu Gebot ſtanden, ſo trat wieder die Ehrſucht in den Vordergrund von Torrigi's Seele und half ihm durch tauſend neue Pläne Antonia's Verluſt verſchmerzen.

Mariano hatte viele Geſpräche mit Pater O'Connor und war höchſt erfreut zu erfahren, daß ſie miteinander die Reiſe nach Southampton machen würden, da vor der Hand der Zweck von Pater O'Connor's Aufenthalt in Nordamerika — eine Niederlaſſung ſeines Ordens — auf keine Erfüllung rechnen durfte. Seine Oberen riefen ihn nach Europa zurück, nachdem er eine Reihe von Jahren in Peru ſegensreich gewirkt hatte.

Morgen ging das Dampfſchiff ab. Der letzte Abend war gekommen. Marietta ſagte:

„Jetzt will ich noch einmal, zum letzten Abſchied, meine Violine nehmen. Zwar habe ich manche Plage durch ſie ausgeſtanden — aber wenn wir ſo recht ſchön unſer Quartett ſpielten, fand ich doch zuweilen einen Hochgenuß darin."

Sie nahm ihre Violine und fing an zu ſpielen, wie Marian ſie nie gehört hatte. Es war, als ob ſich ihr die myſtiſche Tiefe dieſes wunderbaren Inſtrumentes im letzten Augenblick erſchließe. Dabei ſah ſie ſo ernſt, ſo fromm, ſo aufmerkſam aus, wie die Engel, die auf Fieſole's Paradieſesbildern oder auf Lorenzo di Credi's heiliger Nacht andächtig muſiziren. Nach einiger Zeit brach ſie ab, küßte mit thränenfeuchtem Auge die Violine und ſagte:

„Wie iſt es doch ſo eigenthümlich, daß Alles uns tief ergreift, wovon wir wiſſen, es geſchieht zum letzten Mal . . . und wenn's auch nur ein Paar Bogenſtriche ſind.“

„Weil Alles, wobei es heißt „zum letzten Mal“ — uns an den Schwanengeſang erinnert, der ein Vorbote des Todes iſt,“ ſagte Marian.

„Denkſt Du daran, Deine Seele zu retten?“ fragte ſie ihn ernſt, beinahe feierlich.

Er neigte ſchweigend das Haupt.

„Nun dann, Marian, trennt uns kein Tod!“ rief ſie.

„Nein! aber jetzt trennt uns das Leben, Marietta, und das iſt ebenfalls traurig. Es geht mir durch's Herz, daß Du hier allein bleibſt . . . ſo jung, ſo einſam . . . . daß wir Dich hieher geführt haben und Dich nun Deinem Schickſal überlaſſen, ohne ferner im Stande zu ſein, Dir zu helfen oder irgendwie Dir beizuſtehen.“

„Du biſt recht gut, Marian, und ich werde Dir immer dankbar bleiben,“ ſagte ſie bewegt. „Allein hier iſt nun einmal der Platz, den Gott mir anweiſt, den ich nach meiner natürlichen Neigung nicht gewählt hätte und an den ich durch Seine Hand mich gehalten fühle. Deshalb wird Er auch für mich ſorgen, wird mich leiten und lehren, wird ein treuer Vater und Freund für mich ſein. Und ich habe den namenloſen Troſt, Ihm gerade hier dienen zu dürfen, wo wir bis jetzt ſo viel an die Welt und ſo wenig an Ihn gedacht haben.“

„Das iſt es ja eben, was mich ſo rührt, Marietta! Du bleibſt hier, als Opfer für uns Alle, wie Iphigenia unter den Barbaren.“

„Wie wer?“ fragte ſie unbefangen; denn von Iphigenia wußte ſie nichts. Und dann fuhr ſie fort: „Aber keineswegs bin ich unter Barbaren, ſondern bei ſtillen frommen Ordensfrauen, von denen ich lernen werde, ſtill und fromm dem göttlichen Heiland in ſeinen leidenden Gliedern zu dienen. Iſt das nicht ein ſchöner Beruf? . . . oder kannſt Du Dich noch nicht zu unſerer katholiſchen Auffaſſung erheben, die uns antreibt, uns aus Liebe durch die heiligen Gelübde an das Kreuz des Gekreuzigten zu nageln?“

„Doch, Marietta! ich will nicht ſagen, ich faſſe es; — allein ich darf ſagen, ich ahne, daß darin eine Liebe liegt, die alle Lieben der Erde weit unter ſich läßt.“

„So ſei denn meinetwegen getröſtet, Marian, und freue Dich, wie ſo gut der liebe Gott es mit mir und meinen beiden Schweſtern gemacht hat! Er hat uns alle Drei in Sicherheit vor der Welt gebracht … vor der gefährlichen Welt, in welcher Du leben mußt. Aber er wird Dich nicht verlaſſen, wenn Du ihm treu ſein willſt.“

„Bete für mich, Marietta! meine Zukunft iſt dunkel und vor mir ſelbſt verſchleiert. Ich gehe wie die Israeliten, unkundig des Weges, durch die Wüſte und folge einer Wolkenſäule, wie ſie.“

„Und in der Wolkenſäule iſt Gott … und er führt Dich ſicher nach Canaan“ — ſagte Marietta.

Dies war ihr letztes Geſpräch. Es kam noch viel Beſuch, um Abſchied zu nehmen. Niemand kannte Marietta's Vorhaben. Sie hüllte es, wie ſich ſelbſt und ihr ganzes Leben, in Stille und Schweigen ein. Es wurde nicht beachtet, daß ſie bald aus der Geſellſchaft verſchwand. Sie ging zu Torrigi, der zwiſchen Rechnungen und Papieren in ſeinem Zimmer vergraben war und ſagte zu ihm, indem ſie vor ihm niederkniete:

„Vater, gib mir Deinen Segen! dies iſt die letzte Nacht, die ich unter Deinem Dache zubringe.“

Torrigi hatte nicht umhin gekonnt, an Marietta eine Mitgift von einigen tauſend Franken zu geben; und damit waren denn ſeine väterlichen Gefühle ſehr für ſie abgekühlt. Er fand es unendlich hart, ſchon bei Leibesleben eine ſolche baare Summe einer Tochter auszahlen zu müſſen; allein Marian hatte ihm durchaus keine Ruhe gelaſſen. Jetzt aber war Marietta aus ſeinem Herzen — wenn ſie überhaupt je darin geweſen war! — gleichſam herausbezahlt und es war ihm ein lieber Gedanke, daß ſein armes hübſches Vermögen fortan keine Theilung mehr zu beſtehen habe, voll bei ihm verbleibe, voll auf Ors' Anton übergehe. In dieſer Stimmung war er, als Marietta bei ihm erſchien. Ganz vergnügt und ohne alle Rührung oder Zärtlichkeit ſagte er, indem er gleichgültig freundlich mit ſeiner Hand leicht auf ihr Haupt klopfte:

„Gott ſegne Dich, Marietta, Du biſt immer ein gutes Kind geweſen. Ich hoffe, es wird Dir recht gut gehen in Deinem neuen Beruf, umſomehr, als Du eine hübſche Mitgift mitbringſt.“

Sie hing an ſeinem Halſe und weinte bitterlich.

„Thut es Dir leid, Kind?“ fragte er ſchreckenvoll. „Darüber hätteſt Du doch im Klaren ſein müſſen, bevor dies Abkommen getroffen wurde.“

Nein, nein! es thut mir nur ſo leid, Dich nie wieder zu ſehen, lieber Vater!“ rief ſie, riß ſich los und eilte hinaus.

„Bete für Ors' Anton . . . und auch für mich!“ rief Torrigi ihr nach, dem es zuweilen einfiel, daß er „ein guter Katholik“ ſei und folglich auch wie ein ſolcher, wenn nicht handeln, doch ſprechen müſſe.

„Für Euch Alle!“ rief ſie zurück und ging leiſe zu Ors' Anton, der in tiefen Schlaf verſunken war und an deſſen Lager ſie lange kniete und betete und ſeinen Schutzengel anrief, ihren Platz neben dem Knaben einzunehmen. Endlich bog ſie ſich über ihn und hauchte einen Kuß auf ſeine ſchöne Stirn. Da ſchlug er plötzlich die Augen auf und ſagte zärtlich: „Marietta!“ — Aber der Schlaf war mächtiger und er lag ſogleich wieder im tiefſten Schlummer.

Wohl mir, o Herr, daß ich dich habe! ſprach Marietta zu ſich ſelbſt, erſchüttert bis in's Herz hinein. Bei dir allein darbt die Liebe nicht! — —

Am andern Morgen erhielt Torrigi ein Blättchen, worauf mit Bleiſtift geſchrieben war:

„Lebewohl, lieber Vater, Ors' Anton, Marian! ich bin in aller Frühe zu den barmherzigen Schweſtern gefahren, weil ich das Abſchiednehmen von Euch nicht aushalten kann. Lebt Alle wohl für die Zeit — und auf Wiederſehen in der lieben Ewigkeit. Marietta.“

Als Marian dieſe Worte las, war ſein erſtes Gefühl, zu ihr zu eilen. Allein er beſann ſich und dachte: Wozu? ſie hat ihr Opfer gebracht . . . ich will es nicht ſtören. Iphigenie bleibt an fremder Küſte unter den Barbaren. Denn Barbaren ſind dieſe

Menſchen, die mit Wohlgefallen im Golde wühlen, oder mit Gier nach Gold verlangen. Und Barbarenthum iſt da, wo eine materialiſtiſche Civiliſation nur jenen Zwecken dient, nur ſie fördert. Und es iſt Europa's, d. h. des katholiſchen Europa's, ewiger Ruhm, daß es nach dieſem armſeligen, reichen Amerika ſein Beſtes ſchickt — Ordensleute ſchickt, die nach manchen Generationen Gnade und Geiſt da zur Geltung bringen werden, wo jetzt der Materialismus — König iſt.

Sie gingen auf's Dampfſchiff. Pater O'Connor kam ſpäter.

„Marietta grüßt!" ſagte er zu Marian — „und das letzte heilige Meßopfer auf amerikaniſcher Erde habe ich für Antonia dargebracht."

„O liebereiches Prieſterherz!" rief Mariano; „wie ſchmerzlich mir auch immer das Andenken an Amerika bleiben wird — dennoch muß ich Gott danken, daß ich herkam, denn ich habe Sie gefunden."

„Und vielleicht hätten wir uns nicht gefunden," verſetzte der Pater, „wenn Sie nicht dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen gemacht hätten. Bleibt der Menſch immer in einer gewiſſen matten Mittelmäßigkeit, in welcher ſeine Verhältniſſe und ſeine Natur ihn ſchützen vor großen Verlockungen: ſo bekommt er ſehr leicht eine übertriebene hohe Meinung von ſich ſelbſt, welche der Tugend viel hinderlicher iſt, als der oder jener Fehler. Es iſt das Eigenthümliche dieſer gewiſſen philiſterhaft ſelbſtzufriedenen Mittelmäßigkeit, das Streben nach Vollkommenheit ganz unausſprechlich zu verachten."

„Das that ich nie!" rief Mariano.

„Gott hat Sie immer ſehr lieb gehabt," ſagte P. O'Connor — „und ganz beſonders ſorgſam geführt. Jetzt führt er Sie ſogar dem Sonnenaufgang zu."

Der Anker war aufgewunden. Das Dampfſchiff brauſte dahin.

Gottes Fügungen.

Heliade war in Rom. Sie machte dort eine Erfahrung, die ſehr alltäglich iſt und die doch Jedem, dem ſie begegnet, immer unerwartet kommt: ſie heißt: keine Vollkommenheit auf Erden. Heliade hatte ſich den Aufenthalt in Rom wie den Vorhof des Paradieſes vorgeſtellt — und er hätte es ſein können, wenn nicht Rom auf unſerer Erde läge. Lady Arran war ſchwer erkrankt. Die Aerzte ſagten, ſie habe ein Herzleiden, von dem ſie nicht herzuſtellen ſei, obſchon ſie noch längere Zeit damit leben könne, wenn ſie vor jeder Gemüthsbewegung, jeder Aufregung, jedem Kummer bewahrt bleibe. Dies brachte eine große Veränderung in Heliadens Leben hervor, das ſo angenehm, ſo genußreich, ſo friedlich in Rom begann und nun ſo voll Bekümmerniß und Sorge war.

Sie hatte ihre Großmutter als die Vorſteherin einer kleinen Genoſſenſchaft von Convertiten in dem

Häuschen am Fuß des Monte Celio gefunden, das noch immer für genügſame fromme Seelen groß genug war. Nur hatte es eine gar liebliche Nachbarſchaft bekommen, indem eine kleine Capelle angebaut war, wo täglich die Meſſe geleſen wurde und wo immer der verborgene Gott im Tabernakel weilte.

„Du lebſt, wie einſt die heilige Wittwe Marcella lebte, liebe Großmutter,“ ſagte Heliade entzückt.

„Nur Alles im beſcheidenſten Vergleich, mein Kind!“ ſagte die milde Frau. „Die reiche Marcella lebte in einem jener prächtigen Paläſte der alten römiſchen Familien; — ich in einem Gartenhäuschen. Die zum Chriſtenthum bekehrten vornehmen Römerinnen fanden bei ihr einen Mittelpunkt für alle chriſtlichen Intereſſen und einen Heerd aller chriſtlichen Tugenden; — zu mir kommen Neubekehrte, die eben keine andere Zuflucht haben, wenn ihre Familie ſie verſtößt oder enterbt, und wir üben uns gemeinſchaftlich in unſerer Armſeligkeit mit geringen Werken der Barmherzigkeit. Marcella glänzte wie durch Tugend und Frömmigkeit, ſo auch durch Geiſt und ſeltene Bildung; — ich bin der Unvollkommenſten und Unwiſſendſten Eine. Marcella's Seelenführer war der große heilige Hieronymus, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit; — der meine iſt nun ſchon ſeit zwanzig Jahren mein demüthiger, unſcheinbarer, aber gottſeliger Pater Pius. Du ſiehſt alſo, mein Kind, daß zwiſchen uns kein anderer Vergleich beſteht, als der zwiſchen zwei Wittwen, die Gott zu lieben und zu dienen ſuchen.“

„Alſo genau in der Hauptſache beſteht die Aehnlichkeit!“ rief Heliade und küßte zärtlich Miſtriß O'Connor's Hand. Dieſe ſagte ablenkend:

„Als Dein Großvater ſtarb und ich fern von meinen beiden Kindern fortleben mußte, gab mir Gott den Gedanken, mir eine Familie von recht verlaſſenen Weſen zu bilden. Jedes Menſchenherz hat ja Mitleid mit fremder Noth — aber die ſchmerzlichſte Noth iſt immer die, welche die Seelen betrifft; und es iſt wohl die allerbitterſte, wenn ſich Jemand durch den Rücktritt in unſere heilige Kirche ſeiner Exiſtenz beraubt findet — und verſtoßen, oder brodlos, oder beides zugleich wird. Für einen ſolchen Fall iſt eine ſichere Zufluchtsſtätte eine namenloſe Wohlthat ... und ſo bin ich die Mutter dieſer Waiſen um des Glaubens willen geworden. Damit ſie aber nicht vergeſſen, daß Jeder, der in die Kirche zurücktritt — unter das Kreuz tritt, ſo üben ſie ſich in dieſem Häuschen im Gehorſam, in der Demuth, in der Armuth. Unſer Leben iſt nach einer Regel geordnet, für deren Befolgung ich einzuſtehen habe, wie die Mutter für die Ordnung in ihrer Familie — und ſo lange man unter meinem armen Dach iſt, das weiter nichts gewährt als die Nothdurft des

Daſeins, ſteht man in einem töchterlichen Verhältniß zu mir. Einige dieſer Töchter ſind von ihren Familien wieder zu Gnaden angenommen; Einige fanden ihr Fortkommen in der Welt; Einige folgten dem klöſterlichen Beruf; Einige hielten nicht aus unter dem Kreuz. Da alle Fäden dieſer Schickſalsentwickelungen durch meine Hand und mein Herz gehen, ſo begreifſt Du, daß es mir in keiner Beziehung an Arbeit und Mühſal fehlt — wofür ich dem lieben Gott ſehr dankbar bin."

„Wie erfinderiſch iſt die chriſtliche Liebe, die für Alles ſorgt … ſogar für den Antheil am Kreuz," ſagte Heliade ſinnend.

„Ja Kind, wenn das Kreuz fehlte, ſo wäre ſie eben nicht chriſtlich," entgegnete Miſtriß O'Connor. „Mit dem Rücktritt zum alten Glauben beginnt erſt das Gnadenleben, in welchem der alte Menſch erſterben ſoll — und das iſt eine langſame Prozedur, wie wir Alle wiſſen. Da gibt es alſo oberflächliche und hochmüthige Convertiten, die ſich einbilden, es gereiche der Kirche zur größten Ehre, ſo ausgezeichnete Leute gewonnen zu haben. Dieſen Irrthum muß man ihnen benehmen unter dem Kreuz der Demuth! Wenn ganz England katholiſch würde, ſo wäre das keine Ehre für die Kirche, wohl aber für die Vernunft und die Charakterſtärke der Engländer. Das muß man den Convertiten einprägen: Die Kirche kann euch Alle entbehren; ſie bleibt, was ſie iſt, die göttliche Gnadenanſtalt für ewige Zeiten, mögen Millionen abfallen, mögen Millionen zurückkehren! aber ihr braucht die Kirche, um eure Seelen zu retten. In dieſem Sinn behandele ich meine Neophyten — und es ſind, Gott Dank! doch nur die Wenigſten, die nicht darüber zur Einſicht kommen.“

Dann ließ ſich Heliade viel erzählen von der Jugendzeit ihrer Mutter und ihres Onkels Reginald, des Dominicaners — und von Irlands früheren Schickſalen, die ihre Großeltern in die Verbannung trieben — wenn man Rom für Katholiken einen Verbannungsort nennen kann. Und mit all den ſchönen Gedanken, den edlen Eindrücken, welche ſie aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit ihrer Familie ſchöpfte, kehrte ſie zu ihren theuern Pflegeltern zurück und machte mit ihnen und an der Hand der Geſchichte, der Kunſt und der Religion Wanderungen durch die Jahrtauſende und durch die übereinander gethürmten Welten, die zuſammengenommen jene wunderbare, jene erdeneinzige Stätte ausmachen — die Rom heißt. Das währte einige Wochen; — dann kam Lady Arran's Erkrankung und das genußreiche Leben hörte nicht nur auf, ſondern machte einem ſorgenvollen und peinlichen Platz. Der Tod, der ſeine theure Magdalene ſo nah bedrohte, erinnerte Lord Arran an den eigenen und nahen Sonnenuntergang ſeines Lebens und lebhafter denn je wurde der Wunſch in ihm rege, ſein Vermögen und ſeinen Namen auf Heliade, die geliebte, die edle Heliade, die ſich immer ſchöner und liebenswürdiger unter ſeinen Augen entwickelte, zu übertragen. Aber dieſer Wunſch war feſt verſchmolzen mit dem zweiten: die Häuſer Arran und O'Connor auf's Engſte zu verbinden. Das war iriſch, das war katholiſch, das entſprach allen höheren Forderungen — und folglich mußte Heliadens Glück daraus hervorgehen: dies war Lord Arran's Anſicht. Seit jener ſchmerzlichen Erklärung in Arran-Caſtle war nicht die leiſeſte Andeutung von Seiten Heliadens gefallen, daß ſie ſich irgendwie durch irgend einen flüchtigen Gedanken mit dieſem entſetzlichen Violinſpieler beſchäftige. Das wäre doch unmöglich, wenn die Sache eine tiefe Wurzel hätte. Er war ſo klug — Lord Arran, und kannte die Menſchen, nicht bloß die Welt, ſo gut, daß er wohl hätte wiſſen können, daß man ſchweigend lieben kann, wenn die ſchönſten Hoffnungen über die Erde hinausgehen. Aber er hing nun einmal an ſeinem Lieblingsplan und wollte ihn ſich durchaus nicht entreißen laſſen. Ein Violinvirtuoſe paßte nicht in dieſen Rahmen hinein: darum nahm er an, daß Heliade ihn nothwendigerweiſe fallen laſſen müſſe und werde. Mit Lady Arran durfte er nicht dieſen Gegenſtand beſprechen, da er wohl wußte, wie innig er ihr Herz berühre und jede

Gemüthsbewegung von dem Arzt als ſchädlich bezeichnet war. Sie war daher auch nicht im Stande, ihren Mann zurückzuhalten und durch ihre Vorſtellungen zu beſchwichtigen. Er machte es ſich zur Aufgabe, Heliade zu beſiegen und erwarb zu dieſem Zweck Miſtriß O'Connor zur Bundesgenoſſin, jedoch ohne ihr das traurige Geheimniß von dem Violinſpieler mitzutheilen. Er fand daſſelbe ſo beſchämend für Heliade, daß er, in ſeiner großen Liebe für ſie, nichts ſagen wollte, was ſie in den Augen der Großmutter hätte herabſetzen können. Heliade gerieth aber in ein Kreuzfeuer von Vorſtellungen und Beſtürmungen, dem ſie nichts entgegen zu ſetzen hatte, als ihren ablehnenden Willen. Mochte ſie dies nun auch in der demüthigſten Weiſe thun, ſo war es doch immer ein Widerſtand gegen die liebevollen Wünſche derjenigen Perſonen, an denen ſie mit Verehrung, Dankbarkeit und Liebe hing — und ihrem ſtrengen Pflichtgefühl, das den Gehorſam ſo hoch ſchätzte, wurde dieſer Widerſtand namenlos ſchwer.

Sie machte täglich weite Spazierritte in der römiſchen Campagna mit Lord Arran — in der erſten Zeit zu ihrem größten Vergnügen, jetzt — zu ihrer größten Qual; denn in dieſen Stunden war er ſo recht ungeſtört mit ihr allein und er benutzte das, um wieder und immer wieder mit ſeinen Wünſchen und Plänen hervorzutreten und ſie ſo lieblich und lockend wie möglich auszumalen. Dadurch bewirkte er denn, daß ihr Bryan O'Connor unerträglich wurde, obſchon ſie ſich eingeſtehen mußte, ſie thue ihm dadurch Unrecht. Schweigend und traurig ritt ſie an Lord Arran's Seite dahin — und während Alle, die ſie ſahen, ſie bewunderten und Manche ſie beneideten, dachte ſie über die ſchmerzliche Eigenthümlichkeit ihres Schickſals nach, welches ſie zweimal nöthigte, den Wünſchen ihrer Eltern in Bezug auf ihre Verehlichung auf's Entſchiedenſte entgegen zu treten. Aber ihre muthige Energie ließ ſie nicht in Verzagtheit untergehen. Habe ich den erſten Kampf beſtehen können — ſprach ſie zu ſich ſelbſt — und war deſſen Preis die Bekehrung meines Vaters: ſo werde ich auch im zweiten ausharren ... und der Preis wird ſein — was Gott will.

Es war der 25. Januar, Pauli Bekehrung. Das iſt ſo ſchön in Rom, daß man das wunderbare Jahr der Kirche, in welchem jeder Tag ein heiliger Denkſtein iſt, nicht bloß gottesdienſtlich feiert, ſondern in lebendigſten Anſchauungen durchleben kann. Da ſind tauſend Erinnerungen an die Heiligen, deren Andenken der Tag bewahrt und ehrt. Da hat die Kunſt ihnen herrliche Gotteshäuſer gewidmet und ihr Leben und Sterben durch Meißel und Pinſel verherrlicht. Da hat die Andacht ihre Reliquien geſammelt und auf ſchönen Altären, in prächtigen Schreinen, zu frommer Verehrung ausgeſtellt. Da iſt die Barmherzigkeit ihren Schritten nachgegangen oder ihrem Anſtoß gefolgt und hat unter ihrer Fürbitte und ihnen zu Ehren Denkmale der chriſtlichen Charitas errichtet. Da hat die Geſchichte — oder die Tradition, die eine nicht geſchriebene Geſchichte iſt — auf gewiſſe Stätten einen Namen oder eine That oder einen Moment niedergelegt, welche wie Rieſenmonumente durch die Jahrtauſende fortbeſtehen.

Ueber die majeſtätiſche Baſilika von St. Paul wohl eine Stunde hinaus, tief in der Campagna, liegt zwiſchen nahen Hügeln oder eigentlich in einer etwas tieferen Senkung des gewellten Bodens, welche durch eingeſunkene Katakomben entſtanden iſt, die alte Ciſterzienſer-Abtei alle tre Fontane oder ad Aquas salvias — eine Stätte für's beſchauliche Leben, wie man ſie ſich nicht einſamer, nicht weltabgeſchiedener vorſtellen kann. Die niedern Hügel ſind gerade hoch genug, um jede Ausſicht, jeden Blick in's Freie abzuſchneiden. Das enge Thal iſt gerade weit genug, um für eine größere Kirche und zwei Kirchlein den Raum auf einem unregelmäßigen Platz zu gewähren. Der Boden und die Abhänge der Hügel ſind mit dem reichen Graswuchs der Campagna einförmig bedeckt, ohne Abwechslung von Geſträuch und Bäumen. Es iſt eine Stätte, auf welcher das Auge ſich unwillkürlich zum Himmel wendet.

Die Feuchtigkeit des Bodens, die auch der Baſilika von St. Paul ſo ſchädlich iſt und von der Nähe der ſumpfigen Ufer der Tiber herrühren ſoll, hat die Ciſterzienſer aus der Abtei vertrieben und es wohnen nur noch ein Paar Brüder als Wächter in den ehemaligen Kloſtergebäuden. Auch die Kirchen ſind verödet, ihre Wände feucht, ihre Malereien zerſtört. Die kleinſte, im Hintergrunde des Thales, gab der Abtei den Namen „zu den drei Quellen.“ Sie iſt auf dem Platz erbaut, wo nach der Tradition St. Paulus enthauptet wurde und wo — wie die Legende weiter erzählt, — ſein abgeſchlagenes Haupt, den Boden berührend, jene Quellen hervorrief.

Dahin war Lord Arran mit Heliade geritten. Sie ſtanden in dem letzten Kirchlein und dachten an das merkwürdig großartige Leben, das hier zu Ende ging. Lord Arran ſagte:

„Dieſer „Gefeſſelte um Chriſti willen“ — wie St. Paulus ſich ſelbſt nennt — hat mehr für die Freiheit des Menſchen gethan, als Alle, die ihm in der langen Reihe von achtzehn Jahrhunderten gefolgt ſind; denn wenn ſie die wahre chriſtliche Freiheit lehrten, ſo bauten ſie auf ſeinem Fundament. Er faßt den Menſchen ſo recht in der Tiefe ſeiner gefallenen Natur als den „Sohn der Nacht und der Finſterniß“ auf, ſtellt ihn mitten hinein in die Arena des Lebens und lehrt ihn, ſtreitend und kämpfend, unter unendlichen Nöthen und Mühſalen, immer angefochten und nie überwunden, gebadet im Blut Jeſu und im eigenen Herzblut, gezogen von der Gnade und getragen vom Glauben, jene wunderbare Umbildung in „ein Kind des Lichtes und des Tages“ erſtreben, deren Vollendung „die Krone des Lebens“ gewährt.“

„Zu welcher göttlichen Freiheit iſt der Chriſt berufen,“ ſagte Heliade, „und was machen wir aus uns? — Niedrige Sklaven niedriger Leidenſchaften! ... O! wenn je ein Menſch — ſo durfte St. Paulus mit ſeinem Herrn und Meiſter ſprechen: „Ich habe die Welt überwunden;“ — und zwar lange bevor er auf dieſer Stelle mit ſeinem Martertode ſeinen Sieg beſchloß. Und er war doch, dem Weſen nach, ein Menſch, wie wir Alle ſind, d. h. gebrechlich.“

„Aber mit einem immenſen Maß der Gnaden!“ ſagte Lord Arran. „Er iſt ein geiſtiger Säulenſteher, der die ganze Menſchheit überragt und durch Lehre und Leben erſchüttert. Und ſinkt ſie auch immer wieder in den Murmelthierſchlaf der Lauheit und Gleichgültigkeit — oder in den Taumel der Sinnlichkeit zurück: ſo verſtummt die Stimme dieſes Wächters auf der Höhe doch nie und die Pauliniſchen Briefe ſind ſo recht der mahnende Weckruf, den die Kirche von ihren Kanzeln herab erſchallen läßt.“

Sie gingen zu den Pferden zurück, die am Eingang des Thales warteten. Als Heliade aufſtieg, trat ein Mann ihr gerade gegenüber unter die Thür des Kirchleins von S. Maria scala coeli. Heliade ſah nicht ſcharf genug, um ihn zu erkennen, und ihr Pferd machte eine lebhafte Bewegung und zwang ſie, den Blick ſogleich von der Erſcheinung abzuwenden; aber dieſe Geſtalt! aber dieſe Haltung! konnte das Jemand anders ſein, als Peregrin? Ihr Herz ſtand ſtill vor Spannung. Doch als ſie nach ein Paar Secunden wieder hinſchaute — war er verſchwunden. Hatte ſie ſich getäuſcht? ... War er wirklich in Rom? ... Und wenn er da war — und wenn er Mariano Torrigi war ... weshalb hörte ſie nichts von ſeiner Anweſenheit? Lord und Lady Arran ſahen täglich ſo viel Leute und erfuhren durch dieſelben ſo ausführlich und genau Alles, was man in der Geſellſchaft that und trieb und wofür man ſich intereſſirte, daß die Anweſenheit des berühmten Virtuoſen gewiß nicht unerwähnt geblieben wäre. War er aber erſt kürzlich angelangt, wie unwahrſcheinlich, daß er ſich dann ganz allein nach dieſer abgelegenen Stätte begeben werde; d. h. unwahrſcheinlich für Mariano Torrigi, nicht für Peregrin. Dieſe Gedanken durchwirbelten ſich bei Heliade. In ſich verſunken ritt ſie dahin und fuhr erſchreckt auf, als Lord Arran plötzlich ſagte:

„Sieh, wie ſchön das iſt!“

Sie hatten jene tiefere Senkung des Bodens hinter ſich gelaſſen und einen freien Punkt erreicht, wo ſie die ganze, weite Landſchaft überſchauten. Vom Gebirge im Oſten bis zum Meer im Weſten breitete ſich die Campagna mit ihrer geringen Abwechſelung des Bodens wie ein ſtiller, weiter, grüner See aus. Im Vordergrunde lag die Baſilika von St. Paul, aber erſt als unvollendeter Bau und daher ruinenmäßig. Im Hintergrunde lagerte die ewige Stadt mit ihrer Maſſe von Kuppeln und Thürmen und Paläſten — alle überragt von der *einen* Maſſe der Peterskuppel. Die Aquaducte mit ihren ſchönen Bogenſtellungen von röthlichem Stein liefen in zarten, gebrochenen Linien wie Tauſendfüßler von höheren Punkten der Stadt zu. Die Sonne ſtand tief im Weſten und hauchte einen glühenden Farbenton über Himmel und Erde, ſoweit ihre untergehenden Strahlen die Glut des Abendroths nährten, während über dem Gebirge im Oſten ein blauer Duſt, der Bote der Nacht — und in ihm die goldene Leuchtkugel des Vollmonds ſchwebte. Es war ein wunderſchönes Bild voll hoher Poeſie, aber durch keinen Pinſel wiederzugeben. Der Zauber der verſchmelzenden Farben — vom zarten grünlichen Schleier an, der den Mond umzittert, bis zu den Roſenflammen, in welchen die Sonne ausglüht — iſt nicht in den Rahmen eines Gemäldes zu bannen.

„Wie ſchön!“ wiederholte Lord Arran.

„Daß die Schwermuth ſo ſchön ſein kann!“ rief Heliade.

„O Kind,“ ſagte Lord Arran, „wenn wir daſtehen zwiſchen dem Untergang unſerer Sonne und den aufſteigenden Schatten der Nacht; auf dieſer Erde, die ein von Gräbern gewellter grüner Kirchhof und mit tauſend Ruinen beſäet iſt — wie ſollte da nicht eine ſtille Schwermuth über die unerhörte Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge das Herz übermannen, welches ſich ſelbſt aus ſeinen eigenſten Tiefen das Lied von der Vergänglichkeit vorſingen muß. Das iſt eine ſchöne Schwermuth, die der Menſch nur kennt, welcher ſich als der fremde Pilger auf dem Wege zum Vaterhauſe fühlt; — und ich liebe Rom auch deshalb ſehr, weil es mir dieſe ſanfte Melancholie anhaucht — zugleich aber auch den Pharus vor Augen ſtellt, deſſen Licht den Trübſinn, dieſe unchriſtliche Schwermuth, verſcheucht: das iſt das Kreuz über St. Peters Kuppel, über dem Grabe des Galiläiſchen Fiſchers.“

Nach einer Pauſe ſagte er:

„Und doch will ſich auch immer der häßliche Trübſinn einſchleichen, wenn nicht Alles nach meinen Wünſchen geht!“

„O verleumde Dich nicht ſelbſt, lieber Vater!“ rief Heliade; „Du biſt ja vollkommen ergeben in Deinem Kummer um das Leiden der lieben Mutter.“

„Nicht immer und nicht ganz, Heliade. Ich bin es in Bezug auf die Gegenwart — nicht auf die Zukunft. Der Gedanke, ſie zu verlieren, iſt mir faſt unerträglich. Ich muß es bekennen, obſchon ich damit meinen Egoismus bekenne. In einer ſo langen Reihe von Jahren iſt mir das intimſte Leben zu Zweien dermaßen zum Herzensbedürfniß geworden, daß mir die Vereinzelung ſchmerzlicher iſt, als der Tod. Und darum wäre mir der Gedanke, wenigſtens Dich, als mein Kind, bei mir zu behalten, Dich an Irland zu feſſeln, Dir Alles zu übergeben, was mein iſt — mein Vermögen, meinen Namen, meine Pflichten — das Alles dereinſt auf Dich zu vererben — Heliade! das wäre ein Troſt, den ich gar nicht müde werde mir auszumalen .... wenn ich auch weiß, daß Du ihn mir nicht gönnen willſt.“

„O mein lieber Vater!“ ſeufzte Heliade; „wüßteſt Du, wie weh Du mir thuſt .... Du würdeſt nicht ſo ſprechen!“

„Und was wünſchen wir denn von Dir?“ fuhr er fort; — „iſt es denn etwas ſo Schweres für Dich, daß Du dich nennſt Heliade O'Connor, Gräfin von Arran?“

„Ich müßte ſein, wie ich mich nenne, lieber Vater! und Heliade geht nicht zuſammen mit O'Connor.“

„Aber doch noch viel weniger mit Torrigi!“ rief er in einer Aufwallung von Ungeduld.

„Es ſcheint ſo!“ ſagte ſie ſanft.

„Kind, laß uns einmal ganz kaltblütig von dieſer Sache reden,“ verſetzte Lord Arran gefaßt. „Du behaupteſt, Dein Herz wäre nicht mehr frei wegen dieſes Torrigi, der Dich vielleicht oder vielmehr ſehr wahrſcheinlich längſt vergeſſen hat. Biſt Du denn wirklich geſonnen, Dein ganzes Lebensglück an ein Traumbild zu verſchwenden? Sage mir nur aufrichtig, was Du denkſt, was Du vorhaſt, damit ich Dein fabelhaftes Verfahren einigermaßen begreifen könne.“

„Nun wohlan, mein lieber Vater!“ ſagte ſie entſchloſſen: „der höchſte Wunſch meines Herzens iſt der, daß Mariano Torrigi unſerer heiligen Kirche ſich anſchließen möge — denn das war es, das allein, was uns getrennt hat.“

„Dich . . . und den Violinſpieler!“ rief Lord Arran grenzenlos erſtaunt.

„Das allein!“ wiederholte Heliade. „Ehe ich darüber eine Gewißheit habe, iſt es mir nicht möglich, mich für einen andern Mann zu intereſſiren, und könnte ich es, ſo dürfte ich es nicht. Meine Seele iſt auf ſeine Seele gerichtet! Sage ſelbſt, ob es edel wäre, inferiore Gedanken und Empfindungen einem Andern zuzuwenden.“

„Gewiß nicht! nein, Heliade! Aber ich ſage, Du ſollteſt Deine Seele von einem Gegenſtand ablöſen, der ihrer nicht würdig iſt. Bete für ihn, empfiehl ihn anderer frommer Fürbitte und erfülle den Wunſch Deiner Pflegeltern: das zieht vielleicht große Gnaden auf ihn herab, weil es Dich ein Opfer koſtet und Gott jedes Opfer ſegnet."

„Meinſt Du, ich hätte mir das nicht ſchon hundertmal geſagt?" rief Heliade ſchmerzlich: „nicht hundertmal das Für und das Wider erwogen, und vor Gott geweint und gefleht um Erkenntniß! Meinſt Du, es wäre mir leicht, mir, die ich über Alles fürchte, durch Verletzung einer Pflicht Gott zu beleidigen — den Wünſchen geliebter und verehrter Pflegeltern zu widerſtehen, gegen welche ich die heiligſten, die theuerſten Pflichten habe? Meinſt Du, es läge kein Reiz, keine Verlockung in der Vorſtellung, daß die arme Heliade Gräfin von Arran werden könnte und daß es ja nicht gerade Bryan O'Connor, ſondern auch ein anderer edler Ire ſein dürfte, der ihr zur Seite ſtände! — O, lieber Vater! wenn Du das meinſt, ſo kennſt Du mich nicht. Aber durch all meinen innern, heimlichen Jammer klingt fort und fort ein und daſſelbe Wort: „Harre aus!" In den jammervollen Zeiten, welche der Bekehrung meines Vaters vorausgingen, ſprach eine Stimme zu mir: „Harre aus!" In der ſchweren Zeit, die auf ſeinen Tod folgte und die ich bei der Baroneſſe Ruffach zubrachte, ſprach eine Stimme zu mir: „Harre aus!" Und jedes Mal folgte meinem Ausharren — namenloſe

Gnade! ſie brachte meinem Vater das ewige Leben — und ſie brachte mich zu einem zweiten Vater .... zu Dir! — Und jetzt, da ich zum dritten Mal dieſelbe Stimme, denſelben Ruf vernehme: „Harre aus!“.... jetzt ſollte ich ihr nicht folgen? Nein, mein geliebter Vater, die Stimme iſt von Gott, denn ſie hält mich unter dem Kreuz feſt! ... und deßhalb muß ich ihr gehorchen.“

„Biſt Du denn aber ganz ſicher, daß ſich kein Eigenwille, keine feine Selbſtſucht, kein Stolz — mit einem Wort: keine Regung Deiner Natur, die durch ihre große Energie große Gefahren hat, — in Deinen Entſchluß miſcht?“

„Wer wäre davor ganz ſicher, lieber Vater? ich Armſelige gewiß nicht! Deshalb bitte ich Gott immer, daß er Seinen Willen mir ausſpreche und mich befähige, ihn zu verſtehen und zu befolgen. Zeigt er mir klar und deutlich, daß Mariano Torrigi einen Weg einſchlug, der in den Abgrund führt — oder daß er mich nicht als Werkzeug brauchen kann, um Mariano Torrigi für die ewige Wahrheit zu gewinnen: ſo hoffe ich ihn auch dann zu verſtehen und dann mich zu beſinnen, wie ich auf andere Weiſe ſeinem Willen dienen könnte.“

„Geſetzt aber den höchſt unwahrſcheinlichen Fall, daß Mariano Torrigi Dich nicht vergeſſen habe, katholiſch geworden und ein guter Menſch ... aber freilich ein Violin-Virtuoſe ſei — was würdeſt Du thun, Heliade?“

„Wenn nichts uns trennt .... ſo ſind wir verbunden,“ entgegnete ſie ſanft.

„Entſetzliche Vorſtellung! ſchauerlicher Gedanke!“ rief Lord Arran.

„Ich ſagte Dir nur, was ich denke und empfinde,“ erwiderte Heliade gelaſſen: — „ob das nun aber der Wille Gottes iſt — weiß ich nicht und was ich auch fühlen möge — ſein Wille iſt die Richtſchnur meiner Handlungen.“

„Kind, wie kann man nur ſo fromm und zugleich ſo romanesk ſein!“ rief Lord Arran, der nicht mehr wußte, wie und wo er ſie angreifen ſolle; — und ſein Pferd in ſcharfen Trab ſetzend, erreichten ſie ſchnell die Stadt.

Abends verſammelten ſich immer einige Perſonen bei Lady Arran. Da ſie ſeit ihrer Krankheit nicht ausgehen durfte, ſo war ihr das beſonders wegen ihres Mannes und Heliade ſehr lieb. An dieſem Abend ſprach man viel von einem großen Concert, das zum Beſten der Armen unter Mitwirkung mehrerer Künſtler ſtattfinden ſollte. Heliade dachte an den Mann in der Ciſterzienſer-Abtei und bereitete ſich im Stillen darauf vor, daß man jetzt unter den Künſtlern Mariano Torrigi nennen würde und daß ſie keine Verlegenheit äußern dürfe. Doch Niemand nannte dieſen Namen und ſie begann zu glauben, ihre Kurzſichtigkeit habe ſie getäuſcht durch eine flüchtige Aehnlichkeit.

Als ſie ſpät ihr Zimmer betrat, fühlte ſie ſich müde und betäubt von den vielen Stimmen und dem Wirrwarr des Geſprächs, welches alle mögliche Gegenſtände oberflächlich berührt und behandelt hatte. Sie wollte noch einen friſchen Athemzug in der Nachtluft thun, öffnete ein Fenſter und trat auf den Balcon. Er ging auf den kleinen Garten, der zu dem Hauſe gehörte und ein linder Nachtwind durchrieſelte das Laub der Orangenbäume und des Granaten- und Oleandergeſträuches und ſtieg kühlend zu ihr hinauf, während die Sterne mit ſchimmerndem Blick auf die träumende Welt herabſchauten. Es war Alles ſo ſchön und ſo ruhig; aber Heliade empfand das nicht. Durch das Geſpräch mit Lord Arran war ſie ſo lebhaft in Hoffnungen und Wünſchen für Peregrin geweſen! ... und jene Aehnlichkeit! ... und die grenzenloſe Ungewißheit über Alles, was ihn betraf! ... und das Zweifelhafte einer glücklichen Löſung ſeines räthſelvollen Schickſals! ... und ihre eigene unſichere Zukunft! ... das Alles beklemmte ſie bis zu Thränen.

Da erklang durch die ſtille Nacht ein unausſprechlich reiner, ſüßer, vibrirender, langſam anſchwellender Ton, ſo klagend und zugleich ſo glühend, als ob eine Menſchenbruſt ihn nicht zu faſſen vermöchte; und ging dann, nachdem er lange über jener geheimnißvollen Tiefe ſchwebte, wo ſelige Freude und intenſiver Schmerz in einander verſchmelzen — in vielfache Modulationen über, aus denen endlich eine Melodie ſich entwickelte und ſich auf ihnen wiegte, wie ein Schwan auf dem ſtillen See.

So wie der Ton anhub, legte Heliade beide Hände auf die Bruſt, hob den Kopf empor, ſtand regungslos und lauſchte. Dann, als die Melodie einſetzte, ſprach ſie unwillkürlich halblaut den Text derſelben: „Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten, Adelaïde“ — — und die Beklommenheit ihrer Seele wich vor dieſem Genuß, der über die Kluft der Jahre der Schickſale, der Trennung zu ihr flog. Ah ... er iſt's! ... er war es doch! ... wer ? ... Peregrin? Mariano? — Sie dachte nichts weiter. Aber das war ſchon genug, ja, zu viel! — Er war da! er war allein, ernſt und einſam da! Lag darin nicht eine ganze Welt von Hoffnung? — Als die Violine verſtummte, ſank Heliade auf die Knie und bat Gott inbrünſtig, ſie auf den Pfad zu führen, der zu ſeiner Ehre und zum Heil ihrer und anderer Seelen ſei.

Am andern Morgen machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie ſich zu einer ſo ſtürmiſchen Aufregung habe hinreißen laſſen. Wir ſind vielleicht gerade ſo getrennt, wie zu jener Zeit, da er bei uns die Adelaïde ſpielte, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Habe ich denn ſo wenig

Selbſtbeherrſchung? . . . Ich muß den lieben Gott recht darum bitten! — — Sie hatte die Erlaubniß, in den erſten Morgenſtunden mit einer Kammerfrau der Gräfin, einer älteren Perſon, welche alle Reiſen ihrer Herrſchaft mitgemacht hatte, in eine beliebige Kirche zur Meſſe gehen zu dürfen. An dieſem Morgen ſagte Heliade:

„Heute, Miß Bridget, wollen wir unſere heilige Meſſe in Santa Maria Maggiore hören und dann zur Scala ſanta gehen. Ich will ſie erſteigen.“

„O ich auch!“ ſagte Miß Bridget erfreut.

An dem immenſen Lateraniſchen Platz liegt ein uraltes Gebäude, ein Ueberreſt des ehemaligen, von den Päpſten der früheren Jahrhunderte bewohnten Lateraniſchen Palaſtes, welcher in der alten Kaiſerzeit der römiſchen Familie der Laterani gehörte und mit dem Chriſtenthum an Kaiſer Conſtantin kam. Erſtürmungen und Verheerungen durch Feuer und Schwert, die ſeit anderthalb Jahrtauſenden von Zeit zu Zeit über Rom einbrachen und ganze Quartiere in Schutt und Aſche legten oder in Ruinen verwandelten, haben auch den alten Palaſt und die alte Baſilika vom Lateran — diejenige, deren Thürme nie geſchloſſen, ſondern bei Nacht wie bei Tage immer offen ſtanden, längſt zerſtört. In ihrer jetzigen Geſtalt iſt die Baſilika im ſiebenzehnten Jahrhundert von dem Baumeiſter Boromini vollendet; die Façade jedoch im Jahre 1734 von Aleſſandro Galilei hinzugefügt. Jenes uralte Gebäude trägt eine Beſiegelung ſeines Alterthums in der Moſaik auf Goldgrund aus dem achten Jahrhundert, die eine ſeiner Außenwände ſchmückt. In dem Gebäude ſelbſt, das den Namen Sancta Sanctorum führt und deſſen Kapelle und Gottesdienſt den Paſſioniſten übergeben iſt, befindet ſich eine der größten und ergreifendſten Reliquien Roms: die Scala ſanta — die heilige Treppe, die unſer göttlicher Erlöſer in der Nacht ſeines bittern Leidens betrat, als er zweimal zu Pilatus und zweimal hinweggeführt wurde — und die jetzt von keinem menſchlichen Fuß betreten, nur auf den Knien erſtiegen wird. Zur Rechten und Linken liegen Treppen für den gewöhnlichen Gebrauch. Oben iſt eine kleine Kapelle mit einem uralten, dem heiligen Lucas zugeſchriebenen Chriſtusbilde und ein Oratorium mit den vierzehn Kreuzwegs-Stationen; und das Ganze iſt mit einem Portikus überbaut. Die Scala ſanta beſteht aus neunundzwanzig Stufen von Marmor, der im Laufe der Zeit ergraut iſt. Ihre obere Fläche iſt mit Holz bekleidet. Auf einigen Stufen ſind Spuren des heiligſten Blutes: da hat man im Holz einen Ausſchnitt gemacht und ihn durch eine kleine, in Meſſing gefaßte runde Glasſcheibe geſchloſſen. Es gibt keine Stätte in Rom, die mehr zur Andacht aufforderte und ſtimmte, als dieſe. Hier, gerade hier auf dieſen Stufen iſt Der gewandelt, der vom Himmel kam und zum Himmel ging und zu uns Allen ſprach: „Folge mir nach." Und wohin zunächſt? — Wir blicken auf. Da liegt vor uns die Baſilika von Santa Croce, welche die heiligen Reliquien der Paſſion, das wahre Kreuz, einen Nagel, einige Dornen aufbewahrt: das ſind Siegestrophäen über die Welt und den Tod und die Sünde; — aber eines Sieges, der nur auf Golgatha errungen wurde und wird. Bang und ſcheu, im Bewußtſein unſerer Armſeligkeit, die den Thabor dem Calvarienberg vorzieht, wenden wir unſern Blick ab. Und worauf fällt er nun? — Auf den Platz, wo Tauſende und aber Tauſende ihr Golgatha fanden und für den Sohn Gottes ſtarben, der für ſie geſtorben iſt und der zu ihnen, wie zu uns geſagt hat: „Folget mir nach" — auf das Coliſeum. So gewaltig ragen dieſe gigantiſchen, übereinander gethürmten Arcaden gen Himmel, als ſollten ſie bis zum Ende der Zeit wie mit einem unüberwindlichen Zaubergürtel jene Arena ſchützend umgeben, die das Blut der Martyrer in Strömen trank. Aber die Martyrer ſind unſers Geſchlechts! Nur verſtanden ſie den Zuruf: „Folget mir nach," beſſer als wir; und weil ſie ihn ſo gut verſtanden, errangen auch ſie eine Siegestrophäe: den Lateran! Ja, auf die Baſilika vom göttlichen Erlöſer oder von St Johannes im Lateran — richtet ſich nun der Blick mit ich weiß nicht was für eine übernatürliche Freude. Sie iſt das Prototyp der „Mater Ecclesiae," die Mutterkirche der Chriſtenheit, die Metropolitankirche der katholiſchen Welt. Ihre Fundamente ſind gekittet mit dem Blut der Martyrer und von ihren Kuppeln und Gallerien ſteigen gewaltige Bildſäulen der Heiligen in den blauen Himmel hinein, ſinnbildend die triumphirende Kirche, welche über der ſtreitenden wacht und betet. Es gibt keine Stätte auf Erden, die der Seele ſo mit einem Blick das ganze Bild ihrer Geſchichte, ihrer Beſtimmung entrollte — von dieſer Scala ſanta an, über die das Blut des Gottmenſchen zu ihrer Sühne und Erlöſung floß — zu dieſer Arena, wo ſie im Marterthum ſich heiligt — zu dieſem Lateran, in welchem ſie, weltbeſiegend, triumphirt. — —

Auf der Scala ſanta wird es nie leer von Betenden — zuweilen ſind es Einzelne, zuweilen Viele, zuweilen ſo Viele, daß auf allen Stufen Einige knien. In letzterem Fall iſt es mühſelig, ſie zu erſteigen, weil man ſich etwas nach ſeinen Nachbarn richten muß und dadurch zerſtreut wird. In großer Stille, den ſchmerzhaften Roſenkranz betend, oder auf jeder Stufe ein Pater oder Ave, oder in Betrachtung des bittern Leidens, ſetzt Jeder ſeinen Weg fort. Höchſtens vernimmt man zuweilen ein ſchwaches Flüſtern, das Rauſchen der Gewänder, einen Seufzer, ein er=

ſticktes Gesu mio. Auf den begnadeten Stufen der Scala ſanta hat nie die Neugier ſich bewegt und gegafft, hat nie der Weltſinn ſeine Gloſſen gemacht, nie der Unglaube gehöhnt, nie der Irrglaube geprahlt. In jedem andern Heiligthum, kein einziges ausgenommen, kann das geſchehen; aber vermöge ihres köſtlichen Privilegiums, nur kniend erſtiegen zu werden — nicht auf der Scala ſanta! Zu dieſem äußern Act der Demuth entſchließt der Weltgeiſt ſich nicht. Wer da kniet, wer da betet, iſt ein gläubiger Katholik, der da weiß, daß die Tropfen des göttlichen Blutes auf dieſen Stufen ſeiner Seele in beſonderer Weiſe zu gut kommen, denn es liegt ein Ablaß auf der Erſteigung der Scala ſanta und der Ablaß beſteht ja eben nur darin, daß die Mutter, die Kirche, ihren heilsbedürftigen Kindern aus ihrem Gnadenſchatz ein Tröpflein vom Blut Jeſu zuwendet, das für die Strafe der Sünde genug thut.

Als Heliade das Sancta Sanctorum betrat, war es faſt einſam; nur zwei Männer knieten auf den oberen Stufen. Sie freute ſich dieſer Einſamkeit, welche die innere Sammlung begünſtigt, kniete auf der Vorſtufe nieder, die noch nicht zur Treppe gehört, faltete die Hände und verrichtete ein Vorbereitungsgebet. Dann wollte ſie ſich erheben und ihren andächtigen Weg beginnen. Aber ſie blieb wie gebannt auf ihrem Platz, denn indem ſie ihren Kopf aufrichtete, fiel ihr Blick unwillkürlich auf die beiden Männer da oben. Der Eine trug die Tracht, die Jacke, die Schuhe des römiſchen Volkes; — aber der Andere — o Gott! wer war der Andere? — Und dieſer Andere beugte ſich ſo eben zu der einen Stufe herab und küßte, wie die Andacht es zu thun pflegt, das kleine Glasmedaillon über dem heiligen Blut. Bei dieſer Bewegung neigte er ſich ſeitwärts und Heliade ſah ſein Profil. Es war Peregrin. Sie empfand eine ſo unermeßliche Freude, daß ſie bewußtlos für alles Uebrige nur Auge war .... nur Auge, um ſich zu überzeugen, ob keine Aehnlichkeit ſie täuſche. Er hatte die oberſte Stufe erreicht. Er ſtand auf. Er mußte nun ſeitwärts gehen, ſei es in's Oratorium, ſei es zu den hinabführenden Treppen. Da ſah ſie deutlich ſein Profil, ſeinen Gang, ſeine Haltung — kein Zweifel mehr! es war Peregrin!

Nun wohlan! frohlockte Heliade in ſtiller Extaſe, er iſt gerettet! nun iſt mir Leben und Sterben ganz gleichgültig .... denn höheres Glück gibt es nicht auf Erden! — Und in einem unentwirrbaren Gemiſch von Jubel und Thränen, das ſie bald wie auf Flügeln über ſich ſelbſt zu erheben und bald alle phyſiſchen Kräfte zu lähmen ſchien — und das in einem Dankgefühl ſich ausfluthete, für welches ſie keine irdiſchen Worte fand: erſtieg Heliade die Scala ſanta.

Miß Bridget war früher am Ziel angelangt und bereits im Oratorium. Als Heliade eintreten wollte, trat Peregrin heraus. Ahnungslos, überwältigt von ihrer unerwarteten Erſcheinung, rief er, wie damals vor neun Jahren in Dresden, ganz leiſe:

„Heliade!"

Und noch viel leiſer, ſo daß nur ſein Ohr ſie vernehmen konnte, ſagte Heliade den katholiſchen Gruß:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus."

„In Ewigkeit!" antwortete er feſt.

Sie verſchwand im Oratorium und er verließ die Gnadenſtätte. — —

„Miß Bridget!" ſagte Heliade, als Beide nach einiger Zeit ſich entfernten, „ich habe meine Großmutter in zwei Tagen nicht geſehen. Ich bin hier in ihrer Nähe. Bitte, begleiten Sie mich zu ihr und ſagen Sie zu Hauſe, ich würde bei ihr frühſtücken und den Vormittag bleiben, bis man mich abholt."

Sie war von den Erlebniſſen der letzten vierundzwanzig Stunden ſo erſchüttert, daß ſie ſich in dem ſtillen Häuschen am Celio etwas erholen wollte — vielleicht auch der Großmutter ſich anvertrauen. Nur trat ihr überall das Gorm'ſche Familiengeheimniß ſtörend entgegen und hemmte jede vollſtändige Mittheilung über ihr Verhältniß zu Mariano. Ach! ſprach Heliade endlich zu ſich ſelbſt — hat Gott die Dinge bis jetzt in ſolche Verkettungen hinein und wieder herausgeführt, um durch ſie verherrlicht zu werden: ſo wird er auch noch das letzte Räthſel, das letzte Kettenglied löſen und den wahren Zuſammenhang von Peregrin's und Mariano's Schickſal enthüllen. Gibt es ein Weſen auf Erden, das an Führung durch Gnade und an himmliſche Fügungen nimmer zweifeln darf: ſo bin ich es .... ich! die glückſelige Heliade!

Miß Bridget begleitete Heliade pünktlich bis in den Weingarten, der das Häuschen umgab und kehrte dann aus der Via di S. Clemente nach der Via Siſtina zurück, während Miſtriß O'Connor ihre Enkelin noch liebreicher wie gewöhnlich empfing.

„Ich habe eine unausſprechliche Freude,“ ſagte ſie. „Mein Reginald, der ſeit vielen Jahren in Amerika war — Dein Onkel, Heliade, der Dominicaner! — er iſt vorgeſtern nach ſeinem Kloſter von S. Clemente zurückgekehrt. Daß meine alten Augen noch das Glück haben ſollten, ihn wiederzuſehen, nachdem ich ihn aus ganzem Herzen und im vollen Ernſt ſeinem apoſtoliſchen Beruf geopfert hatte — o das iſt eine Freude, die mein ſchwaches Mutterherz wahrlich nicht verdient.“

Heliade wünſchte der Großmutter Glück zur Rückkehr ihres Sohnes und ſagte:

„Gott Dank, daß in unſerer Familie ein Prieſter iſt. Der Prieſter kömmt mir vor, wie ein lindes balſamiſches Oel, das zwiſchen die Haken, die Schneiden und Schärfen, die es in jeder Familie gibt, mild ſich legt und verhindert, daß ſie ſich nicht gegenſeitig zerreiben."

„Ja! ſo iſt mein Reginald .... ſo recht wie ein balſamiſches Oel!" ſagte Miſtriß O'Connor.

Dann ging ſie ihren Geſchäften nach und Heliade blieb allein in dem kleinen Zimmer von zellenhafter Einfachheit, in welchem ſich das ſo unſcheinbare Leben ihrer Großmutter zu concentriren ſchien und doch, vor der Welt verborgen, in ſo weiten Kreiſen wirkte.

Wie das ſchön iſt, dachte Heliade, wie ſie begnadet iſt ... die gottſelige Frau! Andere Frauen ſind zärtliche Gattinnen und vortreffliche Mütter, und haben ſie dieſe Pflichten treu erfüllt, ſo iſt ſchon ihr Leben köſtlich vor Gott. Aber in meiner Großmutter iſt eine ſolche Fülle von übernatürlicher Liebe, daß ſie ſich in einem Alter, wo gewöhnlich die Menſchen nur nach Ruhe verlangen, einen neuen Kreis von frommen Pflichten ſchafft. Bin ich auch werth, ihre Enkelin zu ſein? —— Mit ſolchen Betrachtungen ſuchte Heliade ihre Gedanken, die wie ein Wildbach aus den Ufern traten, in ihr altes Bett zurückzuführen.

Während dieſer Zeit war Pater Reginald O'Connor bei ſeinem Freunde, der zugleich der Jugendfreund ſeines Vaters war — bei Lord Arran. Im Beginn ſeiner geiſtlichen Laufbahn hatte Pater O'Connor einige Jahre in Irland gelebt und in den ſo unendlich drückenden Verhältniſſen immer Troſt, großmüthige Unterſtützung und möglichſte Förderung der katholiſchen Intereſſen bei Lord Arran gefunden. Innige Dankbarkeit verſtärkte ſeine hohe Achtung für den vortrefflichen Mann, der in keiner Lage ſeines Lebens je auch nur um ein Haarbreit von den edelſten katholiſchen Prinzipien gewichen war. Bei ſeiner Rückkehr aus Amerika war er jetzt auch in Irland geweſen, hatte ſeinen Vetter Bryan O'Connor, den Convertiten, beſucht, und ihn ermuntert, ein beharrlicher Streiter für Irlands Glauben und Recht zu werden; — und hatte von ihm erfahren, daß Lord Arran in Rom ſei. Von Heliade ſchwieg Bryan, begreiflicher Weiſe — daher glaubte Pater O'Connor, ſie ſei längſt bei ſeiner Mutter, wie das nach Horburg's Tod beſchloſſen worden war. Seine Correſpondenz mit ſeiner Mutter war immer ſparſam, in den zwei letzten Jahren aber durch ſeine Reiſen in Nordamerika ganz unterbrochen geweſen; und ſo erfuhr er denn erſt jetzt durch ſie, daß Heliade die zärtlich geliebte Pflegetochter von Lord und Lady Arran ſei. Auf ſeine Frage:

„Und wie biſt Du mit ihr zufrieden?“ entgegnete Miſtriß O'Connor.

„Sie iſt ein gutes, liebes Mädchen, durchdrungen von Frömmigkeit und Pflichtgefühl; allein ſie macht dennoch mir und ihren Pflegeltern Sorge: ſie will ſich nicht verheirathen.“

„Wenn das ihr einziger Fehler iſt, liebſte Mutter,“ entgegnete Pater O'Connor lächelnd, „ſo ſind wir gewiß, daß ſie ihn ablegen werde, wenn der Rechte kommt .... Oder glaubt ſie den Beruf zum Ordensſtande zu haben?“

„Das ſcheint nicht ſo!... und doch iſt ſie im zweiundzwanzigſten Jahr: da pflegt man doch mit ſich ſelbſt über die Standeswahl einig zu ſein. Genug — in dieſer Beziehung macht ſie mir große Sorge wegen ihrer ungewiſſen Zukunft. Lord Arran muß ſiebenzig Jahre zählen; Lady Arran und ich ſind nicht weit davon entfernt; unſere Tage ſind gemeſſen. Was wird aus Heliade, wenn Gott uns abruft?... wenn ſie jung und ohne Vermögen, verlaſſen in der Welt bleibt! Könnte ſie ſich entſchließen, Bryan O'Connors Bewerbung anzunehmen, ſo würden Lord und Lady Arran ſie ſogleich adoptiren.“

„Iſt ſie davon unterrichtet?“

„Gewiß, mein Sohn! dieſer Liebesbeweis ihrer Pflegeltern rührt ſie zu Thränen ... allein er beſtimmt ſie nicht.“

„Das iſt aber heldenmüthig, liebſte Mutter! ganz arm zu ſein, gar keine Zukunft — im Sinn der Welt — zu haben .... und dann eine ſolche Stellung abzulehnen: dazu gehört ein Ernſt in der Richtung, eine klare Entſchiedenheit des Willens, die bei einem frommen und gewiſſenhaften Weſen, wie Du Heliade beſchreibſt, einen tiefen Grund haben muß.“

„Vielleicht gelingt es Dir, ihr volles Vertrauen zu gewinnen, mein Sohn. Ich fühle, daß ich es nicht ganz beſitze und ich frage mich oft mit Bekümmerniß: woher dieſe Schranke?“

„Sei ruhig, liebſte Mutter, wir werden hoffentlich Alle recht bald im Klaren ſein,“ ſagte er mit ſo gelaſſener Beſtimmtheit, daß Miſtriß O'Connor mit der vollen Zärtlichkeit der Mutterliebe ausrief:

„Ja, mein Reginald! Du wirſt das bewirken .... Dir wird Heliade ihr ganzes Herz aufſchließen!“ —

Pater O'Connor kannte Mariano's Leben und Schickſal und den Platz, den Heliade darin einnahm. Jetzt — kannte er auch Heliade .... ohne ſie je geſehen und geſprochen zu haben.

Nachdem Pater O'Connor ein langes Geſpräch über die Verhältniſſe der Kirche in Irland und Amerika gehabt hatte, dankte er Lord Arran für die liebreiche Aufnahme, die Heliade bei ihm gefunden — und ſetzte hinzu:

„Ich hoffe, daß meine Nichte einer ſo ſeltenen Güte nicht ganz unwürdig iſt.“

„Mein lieber Pater,“ ſagte Lord Arran, „Heliade iſt eine der edelſten Seelen, die ich kenne. Mögen kleine Differenzen in unſern Lebensanſchauungen obwalten — wie das ſo leicht zwiſchen Jung und Alt vorkommt! — ſie iſt von einem Adel und einer Reinheit der Geſinnung, die ich immer wieder und wieder mit herzlicher Freude wahrnehme, ſelbſt dann... wenn ſie damit meinen perſönlichen Wünſchen entgegentritt."

„Sie ſind edel, Mylord, unter dieſen Verhältniſſen die innere Unabhängigkeit ſo hoch zu achten," entgegnete Pater O'Connor.

„Wo bliebe das Verdienſtliche einer Wohlthat, wenn ich durch ſie den Empfänger zu meinem Sklaven machen wollte!" rief Lord Arran ſehr lebhaft: „das wäre ja ein Kauf der Seele, des Gewiſſens! Nein, mein Pater!... vor ſolcher Sünde behüte mich Gott! Ich mache mir ohnehin ſchon Vorwürfe, in dieſem Punkt etwas gefehlt zu haben."

„Nun, Mylord, man kann ja auch nicht immer junge Leute ihre eigenen Wege gehen laſſen. Man muß ſie prüfen, denn ſie ſollen ſich bewähren, ob ſie in der Wahrheit ſind, ob nicht. Es iſt unendlich heilſam für ſie und das Zeichen einer übernatürlichen Liebe, wenn man ihnen ein Paar Felsblöcke oder ein Paar Dornenzweige auf den Weg des Willens legt.

„Mein Pater," ſagte Lord Arran lächelnd, „ich muß bekennen, daß jene übernatürliche Liebe bei mir mit einer tüchtigen Doſis Selbſtliebe verſetzt war ... und leider! leider! noch immer iſt.“

„Da Sie ſich anklagen, Mylord, ſo habe ich gleich eine Buße bei der Hand,“ entgegnete Pater O'Connor ſcherzend, indem er ein großes Packet Papiere hervorzog. Sie beſteht darin, daß Sie dieſe Schriften leſen — vor der Hand ... Sie allein! und daß Sie mir Ihre Anſicht über die Sache mittheilen. Es iſt eine engliſche Ueberſetzung von deutſchen Originalien.“

„Geſchieht Ihnen ein Gefallen dadurch? ... dann ſehr gern, mein Pater. Nur bedenken Sie, falls die Schriften aſcetiſchen Inhalts ſein ſollten, daß mein Urtheil in dieſem Fach weniger maßgebend iſt, als das Ihre.“

„Sie machen keinen Anſpruch an Aſceſe,“ erwiderte der Pater.

„Was!“ rief Lord Arran, der in den Papieren geblättert hatte: „was iſt denn dies „Das Buch Heliade!!“ —

„Nun werden Sie mit Intereſſe leſen ... nicht wahr, Mylord? — denn ich will gleich hinzuſetzen, dieſe Heliade ... iſt unſere Heliade.“

„Aber, mein Pater, wer in aller Welt verfaßt denn eine Schrift über unſere Heliade?“

„Das hat ein armer Menſch gethan, Mylord, der Mariano Torrigi heißt.“

Lord Arran ſah ihn verſtört an und ſprach dann kalt und ernſt:

„Sie werden wiſſen, was Sie ſagen, Herr Pater.“

„Und Sie werden nicht vergeſſen, Mylord,“ ſagte der Pater mit ſanftem Lächeln, „daß dieſe Lectüre eine kleine Buße iſt.“

Als er ſich eben entfernen wollte, trat der Kammerdiener ein und machte Meldung der Botſchaft, die Miß Bridget von Heliade brachte und die dem Pater ſehr willkommen war. Er wünſchte Heliade ungeſtört zu ſprechen.

„Auf baldiges Wiederſehen, mein lieber Pater,“ ſagte Lord Arran, ihm herzlich die Hand bietend, die Reginald ebenſo herzlich drückte, indem er zur Antwort gab:

„Ja, Mylord . . . das kann ich nicht verſprechen! Vielleicht ſchicken mich meine Obern morgen oder übermorgen nach einem andern Welttheil auf Miſſion; aber eben deshalb habe ich die Erlaubniß, jetzt eine Familienangelegenheit zu ordnen, die hoffentlich zur Ehre Gottes gereichen wird.“ — —

Die Mittagsſonne ſchien warm und golden auf das kräftige Laub der Orangenbäume und durchblinkte mit Lichtfunken die dunkeln Cypreſſen des Gartens am Fuß des Celio. Unter einer Gruppe dieſer Bäume am rieſelnden Brunnen ſaß Heliade.

Von einer dichten, hohen Lorbeerhecke, welche ſich, dieſen Platz gegen jeden Luftzug ſchützend, hinter ihr hinzog, hob ſich ihre ſchlanke, große, nymphenhafte Geſtalt in einem ſchlichten Kleide von einfarbigem dunkelblauen Taſſt beſtimmt ab. In nachdenkender Stellung, die Hände im Schooß, den Kopf ein wenig geneigt, ſaß ſie da, ſinnender Ernſt lag auf ihrem edlen Antlitz und ein gewiſſes ſchönes Lächeln war wie Frühlingsduft über ihre Züge gehaucht, und gab dem ernſten Ausdruck einen zarten Schmelz. Nichts regte ſich an ihr als ihre langen weichen Locken, die wie Rabengefieder zu beiden Seiten ihres Angeſichts herabfielen, und die der leiſe Wind hob und ſenkte. Und weil ſie ſo unbeweglich war, kamen die Tauben traulich geflogen, ſetzten ſich auf den Rand des Brunnenbeckens, tranken ein Tröpflein mit ihrem roſigen Schnabel und ſpazierten dann gurrend umher, pickten hie und da nach einem genießbaren Körnchen, oder machten ihre zierliche Toilette und putzten die ſchneeweißen Flügel. Ob ſie das ſah? ob ſie irgend etwas von dieſer lieblichen Scenerie deutlich bemerkte? . . . Vor ihrem innern Auge ſah ſie Peregrin auf der Scala ſanta, den Pilger auf dem Wege zum ewigen Leben!

Als Pater O'Connor ſie aus der Ferne gewahrte, ſtand er unwillkührlich ſtill und betrachtete ſie. War das die Tochter ſeiner Schweſter, der weichen, der ſchmiegſamen Colomba? Ja! aber es war auch die Tochter ihres ſtolzen Vaters und — Gott Dank und aber Dank! ſo ſchloß Pater Reginald ſeine Betrachtung — auch die Tochter der Gnade! Wäre das nicht der Fall, wohin würde ſie gerathen mit dieſer beſiegenden Schönheit der äußern Erſcheinung und dieſer beſiegenden Energie des Charakters! . . . O, Gott Dank, daß auf einem ſolchen Weſen das ſüße Joch Jeſu, die Frömmigkeit, liegt! — Er ging raſch auf ſie zu und Heliade erkannte alsbald das weiße Ordenskleid, eilte ihm entgegen und kniete mit dem frohen Ausruf:

„Mein Onkel Reginald!“ vor ihm nieder, indem ſie ſeine Hand küßte.

Er machte tiefbewegt das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihrer Stirn und ſagte:

„Hier ſah ich zum letzten Mal Deine Mutter bei dem Tode meines Vaters; . . . hier finde ich Dich . . . Welch ein Stück meines Lebens liegt dazwiſchen!“

„O, ein gottgefälliges und ſegensreiches, theurer Onkel!“ rief Heliade.

„Das ſagſt Du, gutes Kind, weil Du mein Ordenskleid ſiehſt!“ entgegnete er demüthig.

„Nein, lieber Onkel! ſondern weil ich weiß, was wir Alle wiſſen, daß der Ordensmann nicht zum Schein ſein Kleid trägt.“

„Erzähle mir genau, wie Deine Eltern geſtorben ſind, Heliade,“ ſagte er abbrechend. „Ein ſeliges Sterbſtündlein, in der vollkommenen Verſöhnung mit Gott, in der vollkommenen Vereinigung mit ſeinem Willen, in der vollkommenen Liebe — das entſcheidet über die Ewigkeit! das alſo iſt die Hauptſache für dieſes Leben. Erzähle, Kind.“

Sie that es. Aber zwiſchen dem Tode ihrer Mutter und dem ihres Vaters — lag ihre Liebe! Es war ihr unmöglich, in ihrer jetzigen Stimmung derſelben nicht zu erwähnen; aber ſie nannte Mariano — und ſtockte.

„Du nennſt Mariano!“ rief überraſcht Pater O'Connor; — „er hieß doch damals Peregrin Gorm!“

Heliade ſah ihn ſchweigend in geſpannter Erwartung an.

„Weißt Du denn,“ fuhr der Pater fort, „daß er kein Gorm, kein Graf, nicht reich — ſondern ein armer Menſch iſt, geringer Leute Kind, ein Genueſer, Marian Torrigi!“ . . .

„Ah!“ rief Heliade mit extatiſcher Freude und breitete ihre Arme gen Himmel aus: „mein Gott, ich danke Dir!“

Dann des erſtaunten Paters beide Hände ergreifend, ſagte ſie:

„Alſo Sie wiſſen dies Geheimniß! nun denn, ſo ſagen Sie es an Lord Arran, lieber Onkel, damit er erfahre, daß ich mich nicht in kindiſcher, frivoler

Weiſe in einen Virtuoſen verliebt habe .... und beſonders damit er erfahre, daß dieſer Marian Torrigi, als ich ihn kannte, ein ganz edler Menſch war.“

„Aber Heliade, wenn Du das Alles weißt, weshalb haſt Du ſelbſt es nicht an Lord Arran geſagt?“ fragte grenzenlos verwundert Pater O’Connor.

„Gott wollte es nicht, lieber Onkel! Er wollte hingegen, daß ich die Demüthigung ertrüge, die für mich damit verbunden war. Ich muß ſchweigen ... ich verſprach zu ſchweigen! ... aber Sie wiſſen die Wahrheit: o reden Sie! es wird für Lord und Lady Arran eine unausſprechliche Freude ſein, wenn Sie ihnen über dieſen Punkt Aufklärung geben. Ich habe Namenloſes gelitten, weil ich wußte, daß dieſe unvergleichlich guten Pflegeltern großen Kummer um mich hatten ... und noch haben! — Aber ich muß ſchweigen, Gott will es ... auch gegen Sie ſchweigen, lieber Onkel. Sie können aber ſehen, wie gut der liebe Gott für mich iſt, da er ohne mein Zuthun Licht gibt.“

„Mir ſcheint allerdings der liebe Gott ganz beſonders gnädig für Dich zu ſein, Heliade! doch Eines wirſt Du mir ſagen können: denkſt Du an Mariano Torrigi noch jetzt ſo, wie Du damals an ihn gedacht haſt?“

Heliade blieb ſtehen, ſah Pater O’Connor feſt an und ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Freude zitterte:

„O nein, lieber Onkel, ganz anders! denn Mariano Torrigi iſt jetzt katholiſch. Das weiß ich ſeit einigen Stunden . . . ſeitdem ich ihn auf der Scala ſanta ſah.“

„Ja, katholiſch iſt er, Heliade. Allein dieſe Gnade, die ihm die Anwartſchaft auf's ewige Leben gibt, bereitet ihm keine irdiſche Exiſtenz. Hätteſt Du Peregrin Gorm als Katholiken wiedergefunden, ſo ſtände Eurer Verbindung nichts im Wege . . . . aber jetzt ſehe ich dieſe Möglichkeit nicht.“

„Lieber Onkel, machen Sie ſich darüber keine Sorgen. Ich will, was Gott will. . . . möge eine Welt der Hoffnungen in Trümmer ſtürzen oder eine Welt des Glückes ſich geſtalten. Ueberdas darf ich mit voller Wahrheit ſagen: mir iſt jetzt zu Sinn, als müſſe ich dem lieben Gott ein großes Opfer bringen . . . . aber nicht irdiſches Glück von ihm verlangen. Eine heiligere Freude kann ich auf Erden nie haben, als die war, da ich Mariano auf der Scala ſanta ſah,“ ſetzte ſie mit dem tiefen Ernſt hinzu, der im Hintergrunde ihres ſtrahlenden ſchwarzblauen Auges lag; — „und andere . . . . ſind ſie meiner werth? ziehen ſie nicht die Seele aus einer höhern Region in eine tiefere? . . . . Das fragte ich mich oft, lieber Onkel, wenn mein ſchwaches Herz Anwandlungen von Verſtimmung über die Verhältniſſe hatte und dies und jenes wünſchen wollte. Immer war die Antwort: Nichts genügt, als heiliges Glück.“

„Du biſt ernſt, Heliade.“

„Ja, Onkel, ich hatte eine gar ernſte Jugend ſeit dem Tode meiner Mutter und es gab Zeiten, wo ich mich ganz feſt an Gott anklammern mußte, an Gott allein: davon wird man ernſt! und nun iſt mir heute ein ſo wunderbar hohes Glück begegnet — auch das ſtimmt ernſt; aber dabei bin ich recht heiter und hoffe es auch zu bleiben, weil Gott ſo gut und Mariano katholiſch iſt.“

„Gottes Gnade bleibe mit Dir, Heliade,“ ſagte Pater O'Connor; — „ich muß jetzt in's Kloſter von S. Clemente zurückkehren, aber ich vergeſſe Dich nicht.“— —

Im Kloſter erfuhr er, daß Mariano ihn erwarte.

„Sie iſt hier!“ rief dieſer ihm entgegen.

„Ja . . . ſie iſt hier, als Pflegetochter von Lord und Lady Arran, alte Freunde meiner Familie.“

„Geſtern, am Feſttag des größten aller Bekehrten, auf der Stätte ſeines Martertodes, ſah ich ſie mit einem bejahrten Herrn forteilen . . . . das war alſo Lord Arran! — und heute ſah ich ſie . . .“ —

„Auf der Scala ſanta!“ unterbrach ihn Pater O'Connor; „Heliade hat es mir ſo eben geſagt. Aber, lieber Mariano, ich begreife zwar, wie ſehr es Sie freuen mag, Heliade wieder zu ſehen — nur gebe ich Ihnen zu bedenken, ob das nicht für Beide gefährlich iſt und Beide um ihren Frieden bringen kann, ſo lange nicht die mindeſte Ausſicht auf eine Verbindung ſich entdecken läßt. Ihr Onkel hat den Löwenantheil der amerikaniſchen Kunſtreiſen-Erndte an ſich genommen. Ihren Antheil haben Sie noch mehr dadurch geſchmälert, daß Sie dem geldgierigen Mann den kleinen Ors' Anton gleichſam abkauften und ſich verbindlich machten, für deſſen Erziehung zu ſorgen, d. h. zu bezahlen.“

„Ich war es Marietta und Antonia ſchuldig; beide empfahlen mir das Kind; beide bitten Gott für mich — die Eine in der Zeit, die Andere in der Ewigkeit. Ich konnte mich nicht darauf verlaſſen, daß mein Onkel nicht wieder ſeine Kunſtreiſen mit Ors' Anton beginnen werde; darum brachte ich ihn in das Jeſuitencollegium zu Stonyhurſt . . . . und da iſt er gut aufgehoben.“

„Ich freue mich über Ihre Großmuth; aber jetzt möchte ich doch fragen, was Sie zu thun gedenken?“

„Heliade zu ſprechen.“

„Das iſt nicht vernünftig, Marian!“

„Heliade zu ſprechen, mein Pater! das Uebrige findet ſich. Ich wußte nicht, daß ſie hier ſei. Sie hatten mir nichts darüber geſagt“ . . . . —

„Ich glaubte, Heliade lebe in der kleinen Genoſſenſchaft meiner Mutter, abgeſchieden von der Außenwelt. Im Häuschen am Celio wären Sie ihr nimmer begegnet! Von ihrem Aufenthalt bei Lord Arran ahnte ich nichts."

„Sie ſehen, mein Pater, wie Gott es gefügt hat. Wir ſind uns begegnet .... ich muß ihr danken."

„Wird es bei dem Ausdruck des Dankes bleiben?"

„Mein Pater, ich kann dieſe Frage nicht im Voraus beantworten. Allein ich bitte Sie, mir möglich zu machen, daß ich ſie ſpreche."

Pater O'Connor weigerte ſich lange dieſe Bitte zu erfüllen. Er fand ein ſolches Wiederſehen unter ganz veränderten Verhältniſſen nicht weiſe, nicht nothwendig. Er hatte Mitleid mit Marian und Heliade, und da er keine Ausſicht auf eine Verbindung entdeckte, ſo wünſchte er, daß ſie, um in Frieden bleiben zu können, von einander getrennt blieben.

Seitdem Mariano ihm ſein ganzes Leben anvertraut hatte, in welchem Heliade einen ſo großen Platz, gleichſam deſſen Höhepunkt einnahm, hegte er für Mariano, abgeſehen von deſſen Bekehrung, ein lebhaftes Intereſſe. Die Seelengröße, die Mariano bei der Cataſtrophe an den Tag legte, die ſeinem Leben eine ſo gewaltſame traurige Wendung gab — die Selbſtbeherrſchung, mit welcher Mariano Alles abwies, wodurch er ſelbſt oder Andere an ſeine Vergangenheit erinnert wurden — die Ruhe und Entſchloſſenheit, mit der Mariano ohne die mindeſte Erbitterung in eine ſo ganz ungewohnte Phaſe der Exiſtenz überging — dies Alles erfüllte Pater O'Connor mit Achtung und Liebe für einen ſo edel angelegten Charakter, und gern hätte er demſelben eine neue Bahn für ſein Fortkommen in der Welt eröffnen helfen. Von Heliade wußte Pater O'Connor kaum etwas Anderes, als das, was er durch Mariano erfuhr und erſt hier in Rom hörte er von ſeiner Mutter Aeußerungen über ſie, aus denen er ſchloß, daß ſie ihr Herz nicht von Marian abgewendet habe. Daran knüpfte ſich denn, in Verbindung mit der zärtlichen Liebe, welche Lord und Lady Arran für ſie hegten, ein ganz leiſer Hoffnungsſchimmer. Bei ihrer Ankunft in Southampton hatten ſich die drei Männer getrennt: Torrigi war nach Genua gegangen, Pater O'Connor nach Irland, Mariano mit Ors' Anton nach Stonyhurſt. Torrigi hatte ohne Mühe eingewilligt, für ſechs Jahre die Erziehung des Knaben ſeinem Neffen zu überlaſſen und deſſen großmüthiger Entſchluß wurde ihm ſelbſt zum himmliſchen Segen. Er blieb ein Paar Monate in ſtiller Abgeſchiedenheit zu Stonyhurſt und ſtudirte dort gründlich das katholiſche Dogma. Seine durcharbeitete Seele war gut vorbereitet, um die göttlichen Samenkörner aufzunehmen, welche die Gnade ausſtreute. Mit frohlockender Ueberzeugung, in der katholiſchen Glaubenslehre die abſolute Wahrheit gefunden zu haben —

wurde er Katholik; und da er, wie jeder Katholik, ein Verlangen hatte, Rom kennen zu lernen, ſo ſchloß er ſich gleich nach ſeinem Uebertritt an Pater O'Connor an, der dahin zurückkehrte. Alle Schriften, die geeignet waren, über ſeine Vergangenheit und ſeine Gegenwart Licht zu geben, hatte Mariano für Pater O'Connor in's Engliſche überſetzt; und als dieſer in Rom aus dem Bericht ſeiner Mutter entnahm, wie Lord Arran für Heliade geſinnt ſei und daß Heliade Mariano nicht vergeſſen habe: da glaubte er jene Schriften an Lord Arran geben zu ſollen, in der Hoffnung, ihn genug für Mariano zu intereſſiren, um Heliadens Verbindung mit ihm zu ermöglichen durch äußere Sicherſtellung ihrer Zukunft. Aber es war eine ganz unbeſtimmte Hoffnung — und nun beſtand Mariano auf eine Zuſammenkunft mit Heliaden!

„Es wäre allzu unnatürlich, wenn ich ſie nicht ſehen, nicht ihr danken wollte," ſagte er. „Als Peregrin Gorm werde ich nicht vor ſie hintreten. Der durfte andere Anſprüche machen, als Mariano Torrigi: das weiß ich, mein Pater; . . . aber ich muß ſie ſprechen."

„Wohlan!" ſagte Pater O'Connor, „ich will Ihnen dieſe Zuſammenkunft vermitteln; aber ich kann Ihnen nicht verſprechen, wann. Sie hingegen müſſen mir Geduld verſprechen."

Marian gab dem Pater die Hand darauf und ſagte lächelnd:

„Muß ich im Purgatorium auf den Himmel warten lernen, ſo kann ich mich jetzt in einer kleinen irdiſchen Vorſchule darauf einüben.“

Er ging aus dem Kloſter in die Kirche von S. Clemente, eine der älteſten und intereſſanteſten von Rom. Sie hat noch die ganze altchriſtliche Einrichtung: den großen Vorhof, rings umgeben von einem ſäulengetragenen Portikus; die Vorhalle für die Catechumenen und die Büßer, welche der Feier des heiligen Meßopfers nur bis zum Canon beiwohnen durften; das erhöhete Presbyterium in der Mitte des Hauptſchiffes, von deſſen zwei köſtlichen Marmor-Ambonen herab die Lectionen und die Evangelien vorgeleſen wurden. Dazu die alte, großartige Moſaik der Tribüne, einen Weinſtock darſtellend, aus dem das Crucifix hervorſprießt und zwiſchen deſſen weitem Gezweig die Kirchenlehrer und zahlloſe Vögel, dies uralte Symbol der chriſtlichen, zum Himmel aufſtrebenden Seelen, ſich befinden; — und die Capelle, in welcher Maſaccio's Fresken der h. Catharina von Alexandrien ſeinen Namen unſterblich machen. In dieſen wunderbaren Kirchen Roms wird Alles geweckt und gepflegt, was in der Menſchenſeele edel iſt. Große Erinnerungen, große Gedanken, großer Glaube ſprechen auf dieſen Stätten, von dieſen Mauern, aus dieſen Kunſtwerken zu ihr. Gäbe es auf Erden nichts zu thun, als nur das Schöne zu genießen, dachte Mariano bei ſich ſelbſt, ſo ginge man in Rom von einer heiligen Stätte zur anderen — und Geiſt und Phantaſie und Andacht feierten überall die ſchönſten Feſte. Wie tiefſinnig iſt dieſe Auffaſſung der chriſtlichen Kirche, die ſich mit dem Weinſtock identifizirt und den Gekreuzigten im Schooß trägt, und nun ihre Zweige, auf die Chriſtus geimpft iſt, über die Welt ausbreitet, mit ſeiner Kraft, mit ſeinem Wort, mit ſeinem Frieden — die Heimath der erhabenſten Geiſter und des geringſten Seelchens! Und dann ſo ein Maſaccio! in welcher Viſion mag er das Bild dieſes ſeligen Weſens geſchaut haben, dieſer Jungfrau Catharina, welche alle Weisheit der Welt zu Schanden macht und für den Glauben gefangen nimmt. Wo das? — o! nur unter den Rebzweigen des Weinſtocks! Wo die nicht ſich hinbreiten, hört die übernatürliche Schönheit auf — und die natürliche, ihrer Verklärung beraubt, wird vulgär und hört ſomit auf, ſchön zu ſein. — — Und dann gingen ſeine Gedanken zu Marietta, die er einſt mit S. Catharina verglichen hatte, und die jetzt in anderer Weiſe wie die große Heilige durch ihr demüthiges Opferleben die Welt beſiegte. — —

Während der Zeit war Lord Arran ganz verſunken in die Schriften, die er von Pater O'Connor erhielt. Er befahl, daß jeder Beſuch abgewieſen werde, damit nichts ihn bei dieſer Lectüre ſtöre, die auf Mariano Torrigi ein ſo vortheilhaftes Licht und auf ſein Verhältniß zu Heliade einen ſo reinen Glanz warf. Drei Hefte hatte Lord Arran geleſen: das Tagebuch der Gräfin Lucia Gorm, das Buch Heliade und die Wege des Pilgers. Letztere gaben eine Skizze des Lebens von Peregrin-Mariano bis zu ſeiner Converſion. Der Schluß dieſes dritten Heftes lautete:

„Das natürliche Glück mit allen ſeinen Gaben „mußte Peregrin verlieren, damit Mariano das „übernatürliche Glück gewinnen könne. Und das „Ideal, das Peregrin in ſeiner Seele trug und Heliade nannte — fand Mariano, durch die Schönheit des Sichtbaren zur Liebe des Unſichtbaren hingeriſſen, wie die Präfation des Weihnachtsfeſtes ſo „tiefſinnig ſagt — in der katholiſchen Kirche und in „ihr ... auch Heliade, die nimmer für Denjenigen „verloren iſt, welcher das Ebenbild Gottes an ihrer „ſchönen, reinen Seele liebt.“

Nein! ſprach Lord Arran ganz laut zu ſich ſelbſt, ſie ſoll nicht für Dich verloren ſein, mögeſt Du Peregrin oder Mariano heißen! — und dann nahm er ein letztes Blatt, welches die Ueberſchrift trug: Brief der Baroneſſe Juſtine von Ruffach an Mariano Torrigi; — und las:

Tannhof, den 14. Dezember 1840.

„Mein lieber Peregrin! Deinen Brief aus Stonyhurſt vom 4. d. M. erhielt ich richtig und erſehe daraus, daß ich Dich eigentlich Mariano nennen müßte; — allein ich bleibe aus alter Gewohnheit bei Peregrin. Ich danke Dir recht ſehr für Deinen Brief und für die Aufmerkſamkeit, die Du hatteſt, denſelben an mich zu adreſſiren, damit ich ihn zu gelegener Zeit meiner armen Schweſter zuſtelle, deren Erregbarkeit und Nervenſchwäche Du nicht vergeſſen haſt. Dieſer leidende Zuſtand iſt auch der Grund, weshalb nicht ſie Dir antwortet, ſondern ich.

Ich freue mich alſo recht ſehr zu hören, daß Dein Talent Dir die Mittel verſchafft, anſtändig zu leben. Es war immer meine Idee — und wenn meine arme Schweſter lamentirte über Deine Hülfloſigkeit, ſo ſuchte ich ſie mit meiner Ueberzeugung zu tröſten, daß ein junger Mann von Deiner Erziehung und Deinem Charakter ſchon ſeinen Weg machen werde — obſchon ich juſt nicht an die Violine dachte. Tritt aber der kategoriſche Imperativ ein — den ich, die alte Kantianerin, unveränderlich für das Beſtimmende im menſchlichen Schickſal halte: ſo findet man, wenn man energiſch und verſtändig iſt, leicht dasjenige heraus, was die Selbſterhaltung — die moraliſche wie die phyſiſche — von uns verlangt. Das haſt Du mit großer Entſchloſſenheit gethan. Ich freue mich darüber und ſpreche Dir gern meine Hochachtung aus. Nie wäre es uns eingefallen, Dich in Amerika zu ſuchen, weil Du Dich ſtets mit großer Abneigung gegen die neue Welt und ihr Treiben erklärteſt. Deshalb wurden Nachfragen nach Peregrin Gorm an die Conſulate der Levante und Algeriens geſtellt, welche aber gar keine — oder die abentheuerlichſten Geſchichten eintrugen. Dies wirkliche und gründliche Verſchwinden, das meine Schweſter einerſeits unausſprechlich beunruhigte, machte ihr andererſeits die Rolle leicht, welche ſie der Welt gegenüber als beängſtigte Mutter des verſchwundenen Sohnes durchzuführen hatte; — denn ſie empfand wirklich dieſe Angſt und die allergrößte Gewiſſensunruhe. Doch hatte ſich die quälende Aufregung im Lauf des letzten Sommers etwas gemindert, theils durch die Zeit, theils durch die große Freude, welche die Erfüllung eines langgehegten Wunſches ihr bereiteten. Lydia Hohenfels, die ſich bis dahin nicht entſchließen konnte, einem ihrer zahlreichen Bewerber Gehör zu geben, weil ſie, wie die Fama ſagt, auf die Heimkehr von Peregrin Gorm warten wollte, Lydia gab endlich dieſe Erwartung auf — und ihr Jawort an Alarich Gorm. Meine arme Schweſter war in einem förmlichen Freudenrauſch. Ich liebe durchaus nicht ſolche Uebertriebenheit der Empfindungen, der Anſchauungen. Lydia iſt gut, klug, reich und ſchön — indeſſen wird ſie, wie alle Sterbliche, ihre gehörige Doſis von Fehlern und Schwächen haben; aber für meine Schweſter war es nicht anders, als ob nun Alarich mit beiden Füßen in's Paradies hineinſpringen werde. Schloß Traun wurde neu eingerichtet mit einem, wie mir ſchien, ganz übertriebenen Luxus; allein es hieß, Lydia's fürſtliche Ausſtattung und Mitgift erheiſche das. Im Spätjahr ſollte die Vermählung ſein und eine Reiſe nach Italien, ein Winter in Neapel, ihr folgen. Da trat die furchtbare Cataſtrophe ein, die ich Dir jetzt mittheilen werde und die Dein gutes Herz, lieber Peregrin, tief erſchüttern wird. Ich bin keine Freundin der Dichter; es ſind unrationelle Phantaſten — ein Greuel in meinen Augen. Dennoch haben ſie mitunter luzide Momente — und in einem ſolchen hat Schiller geſagt: „Doch mit des Geſchickes Mächten — Iſt kein ewiger Bund zu flechten“ — und das hat ſich denn durch das gräßliche Ereigniß bewährt, welches ich Dir nicht verſchweigen will, und welches plötzlich alle Freude, alle Hoffnung, alles Glück mit einem einzigen Schlag auf immer zerſtörte.

Alarich war in Geſchäften nach Leipzig gegangen. Er ſpeiſte mit einigen guten Freunden an der table d'hôte, wo auch mehrere Fremde ſich befanden. Dieſe Fremden kamen, weiß der Himmel wie! auf Caspar Hauſers geheimnißvolle Perſönlichkeit zu ſprechen — und in Folge davon auf das Verſchwinden von Kindern aus den Familien. Alarich und ſeine Freunde beachteten dies Geſpräch erſt dann, als der Name Gorm darin vorkam und als man das Verſchwinden des älteſten Sohnes dadurch zu erklären wußte, daß er zwar ein Sohn der Gräfin, jedoch nicht des Grafen Gorm ſei. Das Teſtament des Grafen habe ihm nicht die Erbfolge zugeſtanden und um all der Schmach vorzubeugen, habe ihn die Gräfin mit einem beträchtlichen Vermögen nach Oſtindien geſchickt, wo er in Pondichery einen Diamantenhandel mit ſo immenſem Glück betreibe, daß er in drei Jahren Millionär geworden ſei. Alarich erhob ſich und erklärte das für Lüge; aber Jene blieben bei ihrer Behauptung mit dem Zuſatz, dies ſage die halbe Welt. Alarich's Freunde legten ſich in's Mittel, indem ſie ſagten, dies ſei der Sohn der Gräfin Gorm und ein Bruder des Verſchollenen. Als die Gegner hörten, daß dies der Sohn der Gräfin Gorm ſei, erklärten ſie, ſie wollten gern Alles zurücknehmen, denn die Welt könne ja irren. Nur Einer erklärte, es thue ihm ſehr leid, in Gegenwart des Sohnes von dem Fehltritt der Mutter geſprochen zu haben; allein von Zurücknahme könne bei ihm nicht die Rede ſein, und irre die Welt zuweilen, ſo habe ſie auch oftmals ganz Recht. Der arme Alarich kam dermaßen aus der Faſſung und fühlte ſo ganz ſein Unvermögen, ſeine geliebte und verehrte Mutter ſiegreich zu vertheidigen, daß er von Wuth und Verzweiflung hingeriſſen Jenem in's Geſicht ſpie mit den Worten: „Niederträchtiger Verleumder!" — Das Ende dieſer ſchrecklichen Begebenheit war, daß Alarich im Piſtolenduell mitten durch's Herz geſchoſſen wurde und leblos zu Boden ſank. — Seine beklagenswerthe Mutter iſt ſeitdem in eine Schwermuth verſunken, von der Du dir eine Vorſtellung machen kannſt durch den Zuſtand, in welchem ſie vor vier Jahren nach dem Tode ihres Mannes war. Nur ſind die Aerzte jetzt viel beſorgter, weil die fixe Idee, die Mörderin ihrer beiden Söhne zu ſein, alle übrigen Gedanken paralyſirt.

Ich fuhr mit Deinem Brief zu ihr nach Schloß Traun, wo ſie in tiefer Abgeſchiedenheit, ohne Beſchäftigung, ohne Intereſſe — mehr vegetirt als lebt. Der Brief machte ihr einen flüchtigen tröſtlichen Eindruck, ſo daß ſie ſagte: „Gottlob! Einer lebt!" Dann fiel ſie jedoch gleich wieder unter die Herrſchaft der fixen Idee zurück und ſetzte hinzu: „Aber den Andern habe ich doch gewiß umgebracht." Du ſiehſt, die Aerzte dürfen mit Recht ſehr beſorgt ſein. Lydia Hohenfels iſt in dieſen Tagen mit ihrer Mutter nach Italien gereiſt.

Was aus dem Gorm'ſchen Vermögen wird, iſt unbeſtimmt. Man hat noch nicht ermittelt, ob es in Schweden Verwandte gibt, die begründete Erbanſprüche erheben dürfen. Wenn nicht: ſo zieht der

Fiscus es ein — und mit den Gorm iſt es aus und vorbei.

Von meiner Wenigkeit, nach der Du freundlich fragſt, kann ich ſagen, daß ich, den Kummer um meine arme Schweſter abgerechnet, mich körperlich und geiſtig bei guter Geſundheit befinde. Vor anderthalb Jahren wurde der graue Staar, an dem ich laborirte, ſehr glücklich in Heidelberg operirt. Seitdem trage ich eine ſogenannte Staarbrille, leſe Zeitungen und Journale, ſehe Rechnungen durch, beſorge meine Correſpondenz ohne die mindeſte Anſtrengung — und ſtehe nach alter Art und Gewohnheit meinem lieben Tannhof mit all ſeinen Geſchäften vor.

Als ich Deinen Brief las, deſſen Herzlichkeit mir ſehr wohl that, hatte ich einen Augenblick den Gedanken, Dich im Fall meines Todes zu meinem Erben zu machen, da ich keine nahe Verwandte habe; allein der Schluß Deines Briefes hindert mich daran. Du ſagſt nämlich, Du hätteſt einen jungen Anverwandten in das Jeſuiteninſtitut von Stonyhurſt gebracht und hielteſt Dich daſelbſt einige Zeit auf, um die katholiſche Glaubenslehre recht genau kennen zu lernen, bevor Du in die alte Mutterkirche zurückträteſt. Ich kann dieſen Schritt nur tief beklagen — wahrlich nicht aus zelotiſchem Proteſtantismus, der meiner Natur fern liegt — ſondern ganz einfach, weil es mir leid thut, einen ſo tüchtigen Menſchen wie Dich unter den religiöſen Ueberläufern zu ſehen. Gerade die tüchtigſten Menſchen aller Völker und Länder ſollten behaupten, daß alle Confeſſionen gleichgültig ſeien und daß man, gleichviel in welcher, ſo wie auch ohne irgend eine, brav und vortreſſlich ſein könne. Dies würde großes Gewicht haben und wahre Aufklärung gründen und verbreiten. Jetzt wird dieſe Behauptung nur von ſchäbigen Democraten gemacht und von wüſtem Jacobinergeſindel — wie man in meiner Jugend ſagte; jetzt nennt man ſie Communiſten; es iſt aber immer dieſelbe Clique blinder Anhänger und Werkzeuge der Freimaurerei und anderer nicht minder revolutionären geheimen Geſellſchaften. Ich bin aber aus meinem Satz herausgekommen und ſage alſo: Wenn nur ſchäbige Democraten ſo etwas behaupten, glaubt ihnen natürlich kein Menſch, der noch ein Fünkchen von geſundem Menſchenverſtand beſitzt. Dieſe Sorte kann unmöglich die wahre Aufklärung fördern, ſondern nur die Revolutionsmacherei, um im Trüben zu fiſchen. Davon bin ich ſo überzeugt, wie vom Einmaleins. Aber eben darum müſſen tüchtige, geſcheute Männer, klare Köpfe, die Sache der Aufklärung in die Hand nehmen und vor allen Dingen das ganze Confeſſionsweſen über Bord werfen. Du aber, obſchon Du energiſch wie Einer biſt und vortreſſlich auf eigenen Füßen ſtehen kannſt, Du klammerſt Dich höchſt unnützer Weiſe an eine Confeſſion! und gar an die katholiſche!! Peregrin, ich muß es Dir dennoch ſagen und vorſchlagen! ich habe einen natürlichen Reſpekt; ja eine gewiſſe Sympathie für jeden energiſchen, kräftigen Charakter, der ſeinem Schickſal gerade in's Geſicht ſieht und es annimmt, ohne viel Umſtände zu machen. Das haſt Du gethan. Gib Deinen confeſſionellen Rückſchritt auf — und Du ſollſt mein Erbe ſein. Ich hoffe zwar ein hohes Alter zu erreichen; indeſſen iſt eine ſolche Ausſicht, auch wenn man zwanzig Jahre auf ihre Erfüllung warten muß, immer willkommen. Der Gedanke iſt mir unerträglich, daß ein Menſch wie Du, deſſen Erziehung und Bildung bei uns gemacht iſt, der bei uns nur gute Beiſpiele geſehen hat und der uns Ehre macht — dem Hyper-Katholicismus, nämlich dem Jeſuitismus, in den offenen Rachen ſtürzt. Wie ſo etwas möglich — iſt für mich unfaßbar! Schwache, unſelbſtſtändige Menſchen, weibiſche Charaktere, die nach Allem greifen und Nichts feſthalten, mögen immerhin katholiſch werden! dawider habe ich gar nichts. Im Gegentheil. Es beweiſt, daß die Inferiorität der Confeſſion bedarf. Das ſchreckt manchen Tüchtigen zurück; denn wer mag ſich in den Augen der Welt zu der Inferiorität halten. Aber eben wegen all dieſer Gründe ſchlage ich Dir nochmals vor, was ich vorhin ſagte. Ueberlege es Dir. Ich kann mit meinem Vermögen nach Belieben ſchalten und walten. Es wäre mir ein Gaudium, wenn ein tüchtiger Mann wie Du es dem Fiscus vor der Naſe wegfiſchte — und ein eben ſo großes, wenn ich Dich aus dem Katholicismus heraus fiſchte. Nur müßte Alles ein Geheimniß zwiſchen uns bleiben, damit die Leute nicht ſagen, Du wäreſt alſo doch der Sohn der Gräfin Gorm, und deshalb machte ich Dich zu meinem Erben. Fünfzehn bis zwanzig Jahre hoffe ich, wie geſagt, noch zu leben — und bis dahin hat dies alberne Gerede irgend einem andern ebenſo albernen Platz gemacht und iſt vergeſſen. Bis zu meinem Tode aber ſchweigen wir, und es verſteht ſich, daß Du nicht die leiſeſten Anſprüche an Unterſtützung, unter welchem Namen es auch ſei, an mich machen wirſt. Ich hoffe, Du gibſt der Vernunft Gehör, die durch mich zu Dir ſpricht. Es iſt mir durchaus unmöglich, den kategoriſchen Imperativ zu entdecken, der Dich zu einem Schritt, welchen nur Schwächlinge thun und welcher nur ihrer würdig iſt, hindrängt. Ueberlege reiflich und handle weiſe.“ — —

Nun wahrhaftig ... er hat weiſe gehandelt, der Mariano, daß er ſich von dem Geldgeklimper dieſer rationaliſtiſchen Sirene nicht bethören ließ! ſprach Lord Arran zu ſich ſelbſt, nachdem er dies letzte Blatt zu Ende geleſen hatte. Dann nahm er alle Schriften zuſammen und ging damit zu Lady Arran.

„Hier bringe ich Dir die Löſung des Räthſels, das Heliade uns aufgab, Magdalene!“ ſagte er. „Nur kann ich noch immer nicht den Grund ihres Schweigens entdecken. Hätte ſie einfach geſagt: So und ſo ſteht es mit dieſem Violinſpieler und mir: ſo würden wir ſie ja nimmer mit Bryan O'Connor geplagt, ſondern vielmehr Einiges gethan haben, um über Mariano Torrigi Nachrichten einzuziehen. Daß dieſer ſich jedoch ohne unſer Zuthun und ohne Ermunterung von Heliadens Seite zum wundervollen Licht des katholiſchen Glaubens durchringe — gehörte in den weiſeren und ſchöneren Plan Gottes. Lies dieſe Blätter und Du wirſt mir beiſtimmen. Ich fahre jetzt zu Pater O'Connor, mit dem ich Verſchiedenes beſprechen muß. Dann laſſe ich Heliade bei ihrer Großmutter abholen. Aber ich bitte Dich ... ſchweige gegen ſie."

„Was ſoll ich ſagen, da ich ſelbſt nichts weiß!" erwiderte Lady Arran lächelnd.

„Lies nur dieſe Blätter; ſie geben Dir Aufſchluß über Mariano," verſetzte Lord Arran, „und ſie werden Dir wohl thun. Was Menſchen an ihm verſchuldet haben, indem ſie ihn zum Spielzeug ihres Egoismus und ihrer Leidenſchaften machten — das hat Gottes Barmherzigkeit gut gemacht, die darin Anknüpfspunkte für das Wirken der Gnade fand. Und es gibt ja nichts Tröſtlicheres hienieden, als den wunderbaren Wegen zu folgen, auf denen die göttliche Gnade, oft mitten durch die verwickeltſten Schickſale, dem Einzelnen wie der ganzen Menſchheit liebend nachgeht."

Heliade wurde ſo ſpät aus dem Häuschen am Celio abgeholt, daß ſie nur Zeit hatte, ſich zum Diner umzukleiden, welches immer um ſechs Uhr Abends genommen wurde. Lord Arran hatte einige Perſonen eingeladen — und nach dem Eſſen kamen noch andere dazu. Heliade erfuhr alſo nicht, ob Pater O'Connor bereits ihren Pflegeltern über Mariano Auskunſt gegeben habe. Sie wünſchte es ſehnlichſt; allein es wurde eilf Uhr und man ging auseinander, ohne daß Lord und Lady Arran eine Sylbe geäußert hätten. Die ungeheure Spannung und freudige Erregung, worin ſie den Tag hingebracht hatte, ließ jetzt nach und machte einer gewiſſen Traurigkeit Platz — wie das oft nach hohen Freuden geſchieht. Sie hatte mit ihrem Onkel ſo ruhig, ſo gehoben über ihre Zukunft geſprochen; — jetzt ſchien es ihr doch ein ſchweres Opfer, von Peregrin getrennt bleiben zu ſollen. Er war nun da, wohin ihr Gebet ihn ſeit Jahren verſetzte — konnte es nun im Plan Gottes liegen, daß ſie einander fern blieben, während ſeine Bekehrung doch die eigentlichſte Bedingung ihrer Vereinigung war? Ihre Liebe zu Peregrin, die ſie ſeit Jahren in den Hintergrund ihrer Empfindungen gedrängt hatte, ſo lange zwiſchen ihren Seelen die trennende Kluft beſtand und nur die Herzen ſich zu einander neigten, erwachte mit alter Innigkeit und ſchlug die Augen gleichſam auf einer neuen Erde und unter einem neuen Himmel auf. Aber . . . welch Loos ſtand ihr bevor? — — —

Da erklang wieder in der Stille der Nacht der überirdiſche Ton, den Mariano ſeiner Violine zu entlocken wußte — und es ſchien Heliaden, als ob auf dieſen Tönen ein himmliſcher Stern aus einer myſtiſchen Tiefe, wie aus einem Meer von Schmerzen, auftauche — und je höher er ſteige, deſto glänzender werde — und auch über dies trübe Meer nach und nach ſchimmernden Glanz verbreite. Sie trat auf den Balcon hinaus und horchte und lauſchte, und dachte an ihren Vater, der ſo oft bei Peregrin's Spiel geſagt hatte: Das iſt die Harfe Davids, die dem ſchwermüthigen König Saul Frieden gibt. Auch für Heliade kam der Friede. Sie kniete nieder auf dem Balcon und betete leiſe: In deine Hände, o Herr, befehle ich mein Herz! —

Am andern Morgen ging ſie zur Meſſe mit Miß Bridget nach S. Andrea delle Tratte, die ihrem Hauſe ganz nah war — und wünſchte und fürchtete, Mariano wieder dort zu begegnen. Aber er war nicht da. Er wußte jetzt, daß Heliade ihm gegenüber wohne; er hätte ihr leicht folgen können; er wollte es nicht. Sehe ich ſie, ſo denke ich an ſie! ſprach er zu ſich ſelbſt; aber bei der Meſſe will ich an meinen Erlöſer denken. Und er ging zu den Kapuzinern am Platz Barberini.

Lord und Lady Arran konnten kaum Heliadens Rückkehr erwarten, um ihr Alles zu ſagen, was ſie im Herzen hatten. So wie ſie in Lady Arran's Zimmer trat, rief ihr der Graf entgegen:

„Heliade, Du haſt vorgeſtern ſo ernſt abgelehnt, Gräfin von Arran zu werden, daß ich kaum wage, heute meinen Vorſchlag zu erneuern.“

„Da haſt Du in jedem Fall Recht, liebſter Vater,“ entgegnete ſie zweifelhaft, wie ſie ſeine Worte zu deuten habe: „der Name iſt zu hoch für mich.“

„Auch dann, wenn er lautete: Heliade Torrigi, Gräfin von Arran?“

„O!“ ... rief ſie überwältigt von Freude; aber ſchnell gefaßt ſetzte ſie hinzu: „Auch dann, mein Vater! — Heliade Torrigi iſt genug für mich.“

„Ja, für Dich ... aber nicht für uns!“ ſagte er, und die Gräfin ſetzte hinzu:

„Wir wiſſen Alles, Heliade. Aus den verſchiedenen Urkunden, die Peregrin-Mariano zuſammengeſtellt hat und die ſich zu einem unbezweifelbaren Ganzen abrunden — tritt ſein Schickſal und ſeine Geſchichte klar hervor und offenbart das wunderbare Walten der göttlichen Vorſehung und der göttlichen Gerechtigkeit. Ein armer Waiſenknabe wird dem Schooß der Kirche entriſſen und in glänzende Verhältniſſe verſetzt, die er als Jüngling wieder aufgeben muß, um durch die Schule des Lebens zur

Erkenntniß der Wahrheit und zur Kirche zu gelangen — o welche Barmherzigkeit iſt das! — Und dieſe beklagenswerthe Gräfin Gorm, die auf den Betrug, den ſie ſich erlaubt, ihr Glück und das Glück ihrer Familie zu gründen meint, verbringt ihr Leben in Gewiſſensqualen und führt durch jenen Betrug mittelbar den Tod ihres einzigen Sohnes, den Untergang der ganzen Familie herbei! O welch ein unzerſtörbarer Keim der Rache liegt in jeder That, die Gott verbietet, und wie Recht hatteſt Du, Heliade, lieber die Welt in Trümmer ſtürzen zu laſſen, als ſo etwas zu thun! Du haſt Peregrin aufgegeben gegen Deines Vaters Wunſch, weil Gott es wollte — feſtgehalten gegen unſern Wunſch, weil Gott es wollte; — und dadurch haſt Du ihn Dir jetzt errungen!“

„Wir aber brauchen ſtarke Herzen in unſerer Zeit, in unſerem Lande, in unſerer heiligen, ſchwer verfolgten und bedrängten Kirche!“ rief Lord Arran. „Nur Gottesfurcht macht ſie ſtark! wo dieſe fehlt, tritt Menſchenfurcht ein und macht ſchwach und verächtlich. Woher hätteſt Du, armes Kind, in Deinen Trübſalen die Stärke genommen, wenn nicht aus der Gottesfurcht? — Darum ſollſt Du unſere Tochter ſein, Heliade, und dereinſt zur Stunde, da es Gott gefallen wird, Erbin unſeres Namens, unſeres Vermögens.“

Heliade lag längſt zu Füßen der Gräfin und zerſchmolz in Thränen der Rührung und Freude.

„Iſt es denn wirklich wahr?“ fragte ſie; — „iſt die Familie Gorm wirklich ausgeſtorben? — O, dann darf ich ja ſagen, daß ich aus der Correſpondenz, die ich für die Baroneſſe Ruffach zu führen hatte, Peregrin's und Mariano's Identität kannte.“

„Das hätteſt Du früher ſagen ſollen!“ rief Lord Arran: „es hätte uns manche Sorge, manche trübe Stunde erſpart.“

„Ich gab der Baroneſſe das Verſprechen zu ſchweigen, mein lieber Vater. Durfte ich ein fremdes Familiengeheimniß verrathen, um Andern eine beſſere Meinung von mir beizubringen?“

Lady Arran küßte ſchweigend Heliadens Stirn — dieſe reine Stirn, über welche nie der Schatten einer gemeinen Geſinnung geflogen war — und der Graf ſagte:

„Du haſt wiederum Recht, Tochter Gottes! Aber mir ſcheint, Du haſt Martyrerblut in den Adern und deshalb ſollſt Du feſt und gründlich nach Irland verſetzt werden.“

Heliade fand einen ſüßen Troſt darin, ihren Pflegeltern jetzt Alles mitzutheilen, was ſie über ihr Verhältniß zu Peregrin zu ſagen wußte — und es ſtimmte ſo genau mit Mariano's Bericht zuſammen oder vervollſtändigte denſelben ſo genau, daß in dieſer Klarheit die beſte Bürgſchaft für volle Aufrichtigkeit lag.

„Nun iſt auch nicht ein unverſtändliches Pünktchen mehr in mir! . . . nicht wahr?“ frohlockte Heliade.

Ein Diener unterbrach das trauliche Geſpräch, indem er leiſe eine Meldung dem Grafen machte. Dieſer ſagte zu Heliade:

„Es iſt Jemand im Salon, der Dich zu ſprechen wünſcht.“

Sie erhob ſich, verließ Lady Arran's Zimmer und ging in den Salon. Da ſtand Peregrin. So wie ſie eintrat, kniete er nieder und ſagte das eine Wort, das er ihr nun ſchon ſo oft wie eine Beſchwörung zugerufen hatte:

„Heliade!“

Aber zum Erſtenmal antwortete ſie ſo, als ob ſie ihn verſtanden habe. Sie ſagte:

„Mariano!“ —

Er war gekommen mit ſchweren Gedanken. Er wußte ja gar nicht, ob und wie ſie ſich ſeiner erinnere. Er hatte ſie ſehen wollen, ihr ſagen wollen von der inneren Umbildung ſeines Lebens, zu welcher ohne Zweifel ihr Gebet ihm die Wege bahnte. Aber da wieder anzuknüpfen, wo ſie ſich in Heidelberg getrennt hatten — das fiel ihm nicht ein, denn er hatte nicht, wie damals, ihr eine Stellung in der Welt zu bieten, die ihrer würdig geweſen wäre. Nun aber ſagte ſie: „Mariano!“ — und vor dem einen kleinen Wort verſchwanden all ſeine Entſagungsgedanken wie Morgennebel vor der aufgehenden Sonne — der Sonne der Liebe; denn das kleine Wort drückte vollſtändig aus, daß ſie ihn gerade ſo annehme, wie er eben war — als Mariano Torrigi. Heliade ſah ſeine tiefe Bewegung und rief:

„Wie gut iſt Gott! Als wir uns vor mehr als vier Jahren zuletzt in Heidelberg ſahen, ſagten Sie: Kein Gorm wird katholiſch! — Gott aber, dem gar nichts daran lag, daß Sie Peregrin Gorm hießen und ſehr viel, daß Sie zur Erkenntniß des wahren Glaubens kämen — machte Sie zu Mariano Torrigi. O was für eine begnadete Seele ſind Sie.“

„Ja, das bin ich! Ja, das weiß und erkenne ich!“ rief Mariano mit ſtrahlendem Auge; — „mein Wollen und Streben hat nach Innen Baſis und Ziel bekommen und ich kenne das Feld, das arme, kleine Feld meiner Seele, das ich für ſeine immenſe Zukunft bebauen muß. Aber es iſt erkauft durch irdiſche Opfer — und das, was Peregrin verlor, hat Mariano noch nicht zu erringen verſtanden. Ich bin arm“ ... —

„Wir ſind nun Beide arm!“ unterbrach ſie ihn lieblich. „Ich habe in dieſen Jahren gelernt, was das heißt, ſich ſein Brod erwerben und das Brod der Dienſtbarkeit eſſen zu müſſen. Das iſt eine gute Schule für das ſpätere Leben ... wenn man Glauben hat; denn es macht geſchmeidig und demüthig unter der Hand Gottes."

„Würden Sie nicht zurückſchrecken vor der Enge der Verhältniſſe, die ich Ihnen anbieten könnte ... vor der untergeordneten Stellung, in die ich Sie verſetzen würde?"

„Nein! ... denn ich bin Lebenslang in beſchränkten Verhältniſſen geweſen ... und nur jetzt iſt es anders, weil es meinen lieben Pflegeltern ſo gefällt. Und dann, Mariano, hat uns ja nicht der Reichthum zuſammengeführt: folglich kann uns die Armuth nicht trennen. Uns trennte nur Eines — und das Eine beſteht nicht mehr."

Ueberwältigt von all der Freude und all dem Glück, das ſich ſo überraſchend in dieſen Paar Tagen zuſammendrängte, verſtummte Mariano. Schweigend bot er Heliaden die Hand — und ſchweigend und mit dem tiefen Ernſt, der ihr eigen war, legte ſie ihre Hand in die ſeine.

Einige Monate ſpäter lag ein Dampfſchiff im Hafen von Civita vecchia, das nach Marſeille gehen und von dort die Küſte Spaniens bis Cadix umfahren ſollte. Auf dem Verdeck ſtanden die Neuvermählten — Marian und Heliade, während Lord und Lady Arran ihnen vom Quai aus mit jener Wehmuth nachſchauten, die hienieden unzertrennlich von der Liebe iſt. Eine Liebe, die keine Thränen kennt, iſt das Vorrecht der Seligen. Für uns liegen ſie ſo nah, daß das Lächeln der Liebe ach! wie oft! in Thränen untergeht.

Langſam ſetzte ſich das Dampfſchiff in Bewegung. Lady Arran verhüllte ihre Augen und rief ſchmerzlich:

„Da ziehen ſie hin!“

„Ja . . . auf Wiederſehen in Irland!“ ſagte Lord Arran, der noch einige Zeit in Rom verweilen und dann die Rückreiſe durch Frankreich machen wollte.

Und ſchneller rauſchte das Dampfſchiff durch die weichen Wellen, die im Abendroth wie ſchmelzendes Gold leiſe wogten. Marian und Heliade ſtanden Hand in Hand. Nach und nach traten die Küſten zurück; die Erde hörte auf; ſie ſtanden da zwiſchen der Unermeßlichkeit des Himmels und des Meeres — und Marian ſagte:

„Sieh, Heliade, hier iſt Alles ſo groß, ſo weit, ſo ſchrankenlos wie die Ewigkeit — und ſo ſoll auch unſere Liebe ſein.“

„Ja,“ ſagte Heliade ſanft, „mit Gottes Gnade.“

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München